SCHILLER

Schiller's

sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe

in

Einem Bande.

Mit dem Portrait des Dichters, einem Facsimile seiner Handschrift und einem Anhang.

München, Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.

Gd 169/1199

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand

Schiller's

ſämmtliche Werke.

Erſte Abtheilung.

Plan dieser Ausgabe.

Schiller's einzelne Produkte werden in einer solchen Ordnung auf einander folgen, daß daraus ein deutliches Bild des Verfassers in jeder Hauptperiode seines Lebens hervorgeht. Dieser Zweck veranlaßt vier Abtheilungen. In der ersten geht Alles, was in der frühesten Zeit von Schillern während seines Aufenthalts in Stuttgart und Mannheim erschien, ab: die Gedichte in der Anthologie, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, nebst einigen prosaischen Aufsätzen, die im Würtembergischen Repertorium und in der Rheinischen Thalia zu finden sind. Das Hauptwerk der zweiten Abtheilung ist Don Karlos; aber außer diesem enthalten in dem Zeitraum vom Jahre 1785 bis zum Jahre 1789, den Schiller theils in Leipzig und Dresden, theils in Weimar verlebte, mehrere seiner Gedichte und kleinern prosaischen Schriften, die von den frühern und spätern merklich sich unterscheiden. Auf diese folgen in der dritten Abtheilung die Früchte seines damaligen und nachherigen, theils historischen, theils philosophischen Studiums, die Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges, die Schrift über Anmuth und Würde, die Briefe über die ästhetische Erziehung, und kleinere Aufsätze ähnlichen Inhalts, die zuerst in der Thalia und den Horen bekannt wurden. Einige Vorreden, besonders zu der Sammlung von Memoiren, die Schiller herausgab, und Recensionen von vorzüglicher Bedeutung machen den Beschluß dieser Abtheilung. Die folgende und letzte faßt alle übrigen poetische Werke der fruchtbarsten und glänzendsten Periode in sich, die mit dem Jahre 1795 sich anfängt, und der wir den Wallenstein und alle spätern Dramen, sowie den beträchtlichen Theil der kleinern Gedichte verdanken. Uebersetzungen einiger ausländischen dramatischen Werke werden als Nebenarbeiten dieses Zeitraums auch hier ihren Platz finden, und sodann wird Schiller's Nachlaß die ganze Sammlung beschließen.

* * *

Die vorliegende Ausgabe ist, zur Bequemlichkeit der Leser, in so weit von diesem Plane abgegangen worden, daß zwar die Perioden bleiben, aber das Chronologische immer zusammen gestellt worden ist.

Inhalt.

Gedichte. Seite.

Erste Periode 1
Zweite Periode 59
Dritte Periode 97
Die Räuber. Schauspiel 105
Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel . . 186
Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel 265
Metrische Uebersetzungen.
Spigramme in Matth. Uebersetzt aus dem Curipides 319
Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides 320
Don Karlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht 347
Der Menschenfeind. Ein Fragment . . . 517
Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht in zwei Theilen.
Prolog 525
Wallensteins Lager 526
Die Piccolomini 535
Wallensteins Tod 643
Maria Stuart. Ein Trauerspiel 655
Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie 659
Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören 699
Wilhelm Tell. Schauspiel 729
Die Huldigung der Künste. Ein lyrisches Spiel 767
Macbeth. Ein Trauerspiel von Shakespeare . 770
Turandot, Prinzessin von China. Ein tragicomisches Märchen nach Gozzi . . . 807
Phädra. Trauerspiel von Racine 825
Der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen. Ein Lustspiel nach dem Französischen 842
Der Neffe als Onkel. Lustspiel nach dem Französischen des Picard 845

Nachlaß. Seite.

1. Demetrius 870
2. Warbeck 891
3. Der Malteser 900
4. Die Kinder des Hauses 908

Prosaische Schriften.
Erste Periode.
Ueber das gegenwärtige teutsche Theater . . 967
Der Spaziergang unter den Linden . . . 969
Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte 989
Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet 991
Zweite Periode.
Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Eine wahre Geschichte 995
Spiel des Schicksals. Ein Pendant zu einer andern Geschichte 1002
Der Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von O***. 1006
Philosophische Briefe 1051
Briefe über Don Karlos 1072
Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung 1088
Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.
Erster Theil 1140
Zweiter Theil 1160
Kleinere Schriften vermischten Inhalts.
Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? (Eine akademische Antrittsrede 1789.) 1029
Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Berichte der Mosaischen Urkunde. (1790.) 1055
Die Sendung Moses. (1790.) 1060
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. (1790.) 1067
Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mysterien. (1790.) 1076

Seite.

Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs. Ein Fragment. (1789.) 1062

Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. 1065

Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen bis zum Tode Karls IX. (1791.) 1073

Herzog von Alba bei einem Frühlicht auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547. (1788.) 1149

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville. (Aus den Horen vom Jahr 1797.) 1151

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens, nach Vertot von M. M. bearbeitet. (1792.) 1235

Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaval. (1792.) 1240

Ueber Ammaty und Mörder. (1795.) . . . 1241

Ueber das Pathetische. (1795.) 1246

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. (1792.) . . . 1249

Ueber die tragische Kunst. (1792.) . . . 1274

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. (1795.) . . . 1281

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen. (1795.) 1297

Seite.

Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. (1795.) . . . 1321

Ueber naive und sentimentalische Dichtung. (1795.) 1350

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. (Aus den Horen vom Jahr 1796.) 1360

Ueber das Erhabene. (1796.) 1363

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. . . . 1369

An den Herausgeber der Propyläen. (Aus den Propyläen.) 1370

Ueber Bürgers Gedichte. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1791.) 1375

Ueber den Musenalmanach auf das Jahr 1793. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1793.) . . . 1376

Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1789.) 1380

Ueber Matthissons Gedichte. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1793.) 1384

Anhang.

Nachrichten von Schiller's Leben. . . . 1390

Einige noch nicht abgedruckte Briefe Schiller's. 1391

Fac-Simile der Handschrift Schiller's. . 1395

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedichte.

Erste Periode.

Hektors Abschied.

Andromache.

Wen, ach Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus sarrelius Opfer bringt?
Wirst wirst künftig deinen Kleinen ehren
Sperre werfen und die Götter ehren.
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme sechzigen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauscht' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst dingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern.
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Brust stirbt im Tode nicht.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er.
Himmlischmild sein Blick, wie Mayensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — Paradiesisch Zühlen!
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
In der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, Feuer, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie verronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach, vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlor'nes Ach!

Eine Leichenfantasie.

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft —
Reuetvolles Sehnen,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und bleich und hager,
Zieht in schwarzem Todtenpompe fort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Bahre
Wer mit düsterm rückgesunkenem Blicke,
Ausgestossen in ein heulend Ach,
Schwer gerendt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stummgetragnen Sarge nach?
Floß es „Vater" von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolznes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

Außerissen seine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenschmerz!
Vater floß es von des Jünglings Munde,
Sohr gelispelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Und sein Traum so golden einst, so süß!
Süß und golden Vater hier zum Fluche!
Eiskalt, Eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und sein Paradies!

Mild, wie, umweht von Elysiumlüften,
Wie, aus Auroras Umarmung aufgelöst,
Himmlisch umgärtet mit rosigen Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Floß er einher auf den lachenden Wiesen,
Nachgespiegelt von silberner Flut,
Wollustflammen entsprühten den Küssen
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Muthig strang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in schwebenden Wünschen
Hoch wie die Adler in wolkiger Höh;
Stolz wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

Heiter wie Frühlingstag schwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
Schmerzen verhöhnt' er im wirbelnden Tanz.

Weiten schliefen im herrlichen Jungen.
Ha! wenn er einsten zum Manne gereift —
Freue dich, Vater, des herrlichen Jungen,
Wenn einst die schlafenden Keime gereift!

Nein doch, Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauset.
Und die ehr'nen Angel rühren auf —
Blick hinein ins Grabgewölbe grauset! —
Nein doch! laß den Thränen ihren Lauf! —
Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu.
Löse nun den edeln Durst nach Wonne
Erawartvoudner, in Walhallas Ruh! —

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Ehens Thor!
Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke.
Wimmernd sammert das Todtenfeld empor!
Da wir tranten um einander rollten,
Lippen schwiegen, und das Auge sprach —
Halte! halte! da wir beebest grollten —
Aber Thränen stürzten wärmer nach — —

Mit erstorbnem Scheinen
Sieht der Mond auf todtenstillen Hainen.
Seufzend stirbt der Nachtgrist durch die Luft.
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Blicken bleich, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig spollert Erdball Schütze nur noch einen Blick!
Starr und ewig schließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer spollerts über'm Sarg zum
Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

Fantasie an Laura.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt.
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgang um die Sonne ziehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um der Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den gothen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Tranicung
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenständchen paart mit Sonnenständchen
Sich in tranter Harmonie.
Spähren in einander lenkt die Liebe.
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd anseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten.
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tila' die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod.
Ohne Liebe lebet kein Frühling wieder.
Ohne Liebe vermißt kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küßt,
Purpurflammen auf die Wangen gießt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Tiefertief mir mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken schwellen alle Nerven,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über stürzen,
Lodern Seelen in verirrter Glut;

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachnischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Liebe, Laura, Frühlingsluft umarmet
Blüher Schmerzen Ueberschwung;
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweiflung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düsterer Schwermuth Schauernacht.
Und entbunden von den gold'nen Kindern,
Strahlet hell Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Aethers Reiche
Fürstterliche Sympathie?
Mit der Höhle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Sonnenbrüderpaar,
Um der Größe Aleringsflügel windet
Sich verrätherisch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln.
Um das Glück zu flammern sind der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen,
Off'nen Armes, Schwester Eifersucht.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit.
Lange sinnt der sichernde Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen.
Einsten buhlet Saturn die Braut;
Wetterstrahl wird Hymenäusfackel werden.
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rötet,
Laura, dann auch uns'rer Liebe sich.
Die so lang als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Clavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
Laura, ist zur Statue entgeistert,
Ist entkörpert steht' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben.
Mächtig wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia; —

Eiservierig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen.
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehen im ew'gen Wiederklang.

Einzuziehn die Wonneſchale,
Lauſchende Naturen flehe.
Zauberin! mit Thränen, wie
Mich mit Blicken, zwingſt du ſie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein weltſtätig Ungeſtüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Rengebor'ne Seraphim;
Wie, des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgeſagt vom Schöpfungsſturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieſeln
Silberhelle Fluten rieſeln. —
Majeſtätiſch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton.
Stürmend von binnen itzt, wie ſich von Felſen
Rauſchende ſchäumende Giesbäche wälzen.
Hohles Geſäuſel bald,
Sänneiſeriſch ſinde,
Wie durch den Eſpenwald
Bublende Winde.

Schwerer nun und melancholiſch bäſter,
Wie durch todter Wüſten Saaneinachtgeſpäſter,
Wo verlor'nes Heulen ſchweift,
Thränenweilen der Cocytus ſchleift.

Mädchen ſprich! Ich frage, gib mir Kunde
Steckſt mit böſern Geiſtern du im Bunde?
Iſt's die Sprache, ſag' mir nicht,
Die man in Elyſien ſpricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über dieſe Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich im Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke ſtimmt;
Aetherklärt träum' ich einzuſangen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauen Spiegel ſchwimmt.

Leyerklang aus Paradieſes-Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmen Sternen
Auf' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muſe fühlt die Schöpferſtunde,
Wenn von deinem wollüſtheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn. —

Amoretten ſeh' ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunk'nen Fichten ſpringen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle ſchwebt —

Deine Blicke — wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Feuerodern Puſte leih'n,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

Das Geheimniß der Reminiscenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Wer entrollt mir dieſes Gluterlangen!
Wer die Wollüſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winden,
Sterbend zu verſinken?

Flöhen nicht, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! Warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimath meine Geiſter,
Oder finden ſich getrennte Brüder,
Losgeriſſen von dem Band der Glieder,
Dort bey dir ſich wieder?

Waren unſre Weſen ſonn verſtoßten?
War es darum, daß die Herzen weinten!
Waren wir im Strahl erloſchner Sonnen,
In den Tagen lang verrauchter Wonnen,
Schon in Eins zerrinnen?

Ja, wir waren's! — Innig nur verwunden
Warſt du in Aeonen, die verſchwunden;
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in ewig feſtverbundnem Weſen,
Alſo hab' ich ſtaunend dort geleſen,
Waren wir ein Gott, ein ſeeligs Leben.
Und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben,
Frey der Welt gegeben.

Uns entgegen goſſen Nektaraquellen
Ewig ſtrömend ihre Wollnſtwellen;
Mächtig tödten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtern Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Meine, Laura! dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Dringen,
Das verlor'ne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum, Laura, dieſes Gluterlangen
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wonnſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winden,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter;
Ihre Heimath ſuchen meine Geiſter,
Losgetrift vom Kettenband der Glieder
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiedererkennend wieder.

Und auch du — du mich dein Auge ſpähte,
Mich verrieth der Wangen Purpurröthe?
Fleh'n wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wir zur Heimath ein Verbannter,
Glühend an einander?

Melancholie an Laura.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen springt purpurisch Blut,
Deiner Thränen Perlenflut
Rennt noch Mutter das Entzücken —
Wem der süsse Tropfe thaut,
Wer darin Vergötterung schaut.
Ach, dem Jünglinge, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und sonnenhelle,
Mahnet noch den trüben Herbst um dich;
Wüsten ob und schauerlich.
Lichten sich in deiner Strahlenquelle;
Düstrer Zukunft Nebelferne
Gethet sich in deinem Sterne;
Lächelst du der Reizeharmonie?
Und ich weine über sie. —

Unterjochend denn nicht der Erde Veste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unsre steile, aufstrebenden Paläste,
Unsrer Städte majestät'sche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen;
Deine Reihen saugen süssen Duft
Aus Verwesung; deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft.

Blick' empor — die schwimmenden Planeten,
Las dir, Laura, seine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tausend bunte Lenze schon,
Thürmten tausend Throne sich,
Henkten tausend Schlachten fürchterlich.
In den eisernen Fluren
Stehe ihrer Spuren!
Früher später reif zum Grab
Lauren an die Räder ab
An Planetenuhren.

Blume bremal — und der Sonnen Pracht
Lächelt im Meer der Todesnacht!
Frage mich, von wannen Deine Strahlen lodern!
Prahlst du mit des Auges Glut?
Mit der Wangen feinem Purpurblut?
Aufgetheat von mürben Modern!
Wandernd flieht alles die Ruh,
Wandernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Zinsen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken Hohn!
Eine scheue Wangenröthe
Ist doch nur des Todes scheuer Thron;
Hinter dieser bunten Tapete
Spannt den Bogen der Verderber schon —
Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
Kurzer Todesstich dem blassmachenden Augenblick:
Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens kargen Lampchen ärmer;
Meine Pulse, prahlest Du,
Hüpfen noch so jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tückisch der Verwesung zu.

Aus einander bläst der Tod geschwind
Dieses Lächeln, wie der Mund
Regenbogenfarbiges Geschwätze.
Ewig truchtlos suchst du seine Spur;
Aus dem Frühling der Natur
Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh ich deine Rosen liegen,
Bleich erfroren deinen süssen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterstürme pflügen,
Düstrer Jahre Nebelfaeten
Wird der Jugend Silberaurile trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig seyn.

Mädchen — starr wie Eiche stehet noch dein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
Niederprällt des Todespfeiles Schaft;
Meine Blicke — brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geist,
Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felsen stürmt und niederreißt;
Rühn durch's Weltall stemmen die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken.

Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
Lern' es, Mädchen, dieser Traum der Lust,
Dieser Reich, woraus mir Gottheit blästet —
Laura — ist vergiftet:
Unglückselig! Unglückselig! die es wagen,
Götterfunken aus dem Stand zu schlagen.
Ach die rührste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der tiefe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Frohnt ihm jeder Wächter schon!
Ach! schon schwühen sich mißbraucht zu frechen
Flammen
Meine Geister wider mich zusammen!
Las — ich sühn's — las, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderband
Wird sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strahle löscht' ich aus. — —

Weinst du, Laura? — Thräne sey verneinet,
Die des Alters Strafe Loos mir erweinet!
Weg! Verstegt, Thräne, Sünderin!
Laura will, das meine Kraft entweiche,
Das ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Untergang gefreut? —
Das des Busens lichte Hammelsflamme
Mir erlöschen Herzen ich verdamme,
Das die Augen meines Geists verblinden,
Das ich fluche meinen schönsten Sünden!
Nein! verstegt, Thräne, Sünderin! —
Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Eh'st, o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fackel weinend aus,
Wie der Verhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
Flieh die Schatten — und noch schwelgend horcht
das Haus. —

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zuſammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, ſo ſey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgeſpenſter, wecket zum Nachtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abſchiedstöne!
Dieſe Thränen nimm, o Welt! noch hin.
Deine Gifte — o ſie ſchmecken ſüße! —
Wir ſind quitt, du Herzverſteinerin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieſer Sonne,
Gegen ſchwarzen Mohr umgetauſcht!
Fahre wohl du Roſenzeit voll Wonne,
Die ſo oft das Mädchen luſtberauſcht;
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieskinder, Fantaſie'n!
Wieder! ſie ſtarben ſchon im Morgenkeimt,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Sahn geſchmückt mit roſenrothen Schleifen
Deine mich der Unſchuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loſes Schweifen
Waren junge Roſen eingeſtreut.
Wieder! — Die Geſpielin der Höhle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Roſenſchleifen Stelle
Nahm ein ſchwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Lilien blühn,
Donnre zu dem weichen Buſenwallen
Hellenſtärke die Natur verliehn!
Weine! — menſchlich hat dieß Herz empfunden!
Und Empfindung ſoll mein Richtſcheit ſeyn!
Weh! vom Arm des falſchen Mannes umwunden
Schlief Luiſens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine and're,
Mein vergeſſen, dieſes Schlangenherz,
Ueberfliegt, wenn ich zum Grabe wand're
An dem Putztiſch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den ſie entgegenbringt,
Wenn verſpritzt auf dieſem Todesdolche
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luiſens Todtenmoor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchrecklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt,
Bebr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollaſt Roſenbild!

Ha, Verräther! Nicht Luiſens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Kindlein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger ſchmeicheln kann?
Seine Segel fliegen ſtolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ein falſches Ach:

Und das Kindlein — in der Mutter Schooße
Lag es da in ſüßer gold'ner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der hohe Kleine zu —
Thörichtherzlich ſprach aus allen Zügen
Sein geliebtes ihnenes Bild mich an.
Den verkümm'rten Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach';
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umſonſt warf Blaiſe da ihm ſanken,
Der verſtrickt ſchon and're Kinder herzt.
Wirft der Stunde unſres Glückes ſinken,
Wenn dich einſt der Name Baſtart ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle!
Einſam ſitzt ſie in dem All der Welt,
Durſtet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von die erklungen
Schmerzgeſtöhnte des vergang'nen Glücks,
Und des Todes dir're Pfeile dringen
Und dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermiſſe,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt!
Dammeidernatten deine Küſſe,
Die von ſeinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig währt ſein Meineid fort.
Ewig — hier umſtrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge hir der grimme Schatten nach,
Weh' mit kalten Armen dich ereilen,
Donn're dich aus Monſterträumen wach;
Im Geſtimmer ſanfter Sterne ſuche
Die des Kindes groſſer Sternerblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück.

Geht! da lag's entſeelt zu meinen Füßen. —
Kalt ſtarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah ich ſeines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin; —
Schrecklich pocht ſchon des Gerichtes Pforte,
Schrecklicher mein Herz!
Frendig eilt' ich, in dem kalten Tode
Auszuſöhnen meinen Flammenſchmerz.

Joſeph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzſtoß hin! —
Glückliche! Glückliche! Seine Briefe lodern,
Seine Eide fetzt ein ſiegend Feu'r,
Seine Küſſe! wie ſie hochauf lohern! —
Was auf Erden war mir einſt ſo theu'r?

Trauet nicht den Roſen eurer Jugend,
Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtſtatt hier verſtuch' ich ſie! —
Zähren? Zähren in des Bösewicht Blicken?
Scheuſl die Bube um mein Angeſicht!
Henker, kannſt du keine Biſſe drücken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schuf,
Durch die schwebende Welt flog' ich des Windes Flug.
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Marksein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Angefeuert den Flug weiter zum Reich des Nichts.
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neidisch scheuer
Hemmet an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Wanderer, was suchst du hier?“

„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Seele bin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!““

„Sieh! du jagtest umsonst — vor die Unendlichkeit!“
„„Sieh! du jagtest umsonst — Pilger, auch hinter mir!“ —

Senke nieder,
Abergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Fantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.““

Elegie
auf den Tod eines Jünglings.

Banges Sehnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hatte der vom öden Trauerband,
Todtenruhe fallen von des Münsters Thurme;
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Herzensmarke
Mit der Flamme, die im Auge zückt.
Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch verwildert
Stürmen strebt und den Donner weckt?
Und ihr Berge, die ihr Himmel halten,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen deckt?
Prahlt der Greis noch, der auf festen Werken
Wie auf Wogen zur Verbrennung fliegt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel steigt?
Wenn der Wurm schon nagt in den Blüthen:
Wer ist Thor zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern — wenn der Jüngling stirbt?

Lieblich blühten, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenkleide.
Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als schon das Todtenreich sahen gähnte,
Unter ihm das Todtenreich sahen gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel seinen Blick entfanden,
Flohn er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach in ewig tiefer Pause
Frieren alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Geliebel dörrt du nicht mehr;
Liebe weint dein Auge nie vergebens,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn auf're Thränen fromweis rollten, —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schlägt sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Rächerin auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte freun,
Ueber dich der Pöbelsitze eifern,
Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Myrtel-Masken schielen,
Uno die Bastardtrophäe der Gerechtigkeit,
Wie voll Würgrin, so mit Menschen spielen,
Und so fort bis ihn zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem tragikomischen Gemähl,
Dieser ungestümen Glückswelle,
Diesem possenhaften Lotterspiel,
Diesem fauten heißen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh.
Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
Schließ dein Auge sich auf ewig zu.

Fahr denn wohl, du Trauter auf're Seite.
Eingeweiht von unsern Seufzungen!
Schlummr're ruhig in der Grabesöhde.
Schlummr're ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und nach aufgerissnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt —
Bis besreundet von Jehovah's Hauche
Gräber reißen — auf sein mächtig Drähn
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Gräfte wiederähn —

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir erstehn dich gewiß.
Daß es wahr sey, was den Pilger freute?
Daß noch seufzend ein Gedanke sey?
Daß die Tugend über's Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Fantasey? — —

Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!
Wahrheit, die in tauſendfachem Strahle
Von des großen Vaters Krone ſtreift —

Zieht denn hin, ihr ſchwarzen ſtummen Träger!
Lichet auch den dem großen Würger auf!
Hört auf, gebeinzerſtr'ne Kläger!
Stürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Menſch, der Gottes Ratheſchluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuſchaun?
Heilig, heilig, heilig biſt du Gott der Gräfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde ſtänken,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Haus!
Seine Aſche mag der Sturmwind tränken,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Verhärtet an beiden Todtengeſichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.

Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dort der vom Gefürge?
Sehn ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie brauſt es fort im ſchnöden wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon ſteigt es fort wie Wetternacht,
Dumpf verhallt der Donner ſchon dort.
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Herr zu Herr,
Das brauſen in Gottes Namen fort,
Freyer ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon wogt der Kampf,
Eiſern im wolkigen Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Rab umarmen die Heere ſich,
Fertig! heults von Ploton zu Ploton;
Auf die Knie geworfen
Feuern die Berbern, viele ſtehen nicht mehr auf.
Lücken reißt die freſſende Kartetſche,
Auf Vormann Mann für Mann ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löſcht aus, heiß verbrannt die Schlacht,
Schwarz verhüllt auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein Lottchen, Freund;““
Wieder immer wüthet der Streit,
„Grüßen will ich“ — Gott! Kameraden! fehlt,
Hinter uns wie die Kartetſche ſpringt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're ſanft, wo die Kugelſaat
„Regnet, ſtürz' ich Verlaſſner hinein.“

Hierher, hierhin ſchwankt die Schlacht,
Finſterer verdet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtrampft im Galopp vorbey?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag bläut ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang,
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr geſiegten Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Rouſſeau.

Monument von unſrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeau's Grab! gegrüßet ſeyſt du mir!
Frieb' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Frieb' und Ruhe ſuchteſt du vergebend,
Frieb' und Ruhe fandſt du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter und die Weiſen ſtarben;
Nun iſts lichter und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Die Freundſchaft.

(Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman.)

Freund! genügſam iſt der Weſenlenker —
Schämen ſich kleinmeiſteriſche Denker.
Die ſo ängſtlich nach Geſetzen ſpähn —
Geiſterreich und Körperweltgewähle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele;
Hier ſah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es Sklaven eines Zaumes
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geiſter in umarmenden Syſtemen
Rund der großen Geiſterſonne ſtrömen,
Wie zum Meere Bäche fließn.

War's nicht dieß allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Zweibund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Mag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du —
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln;
Ewig stehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Wiederstrahlen saugen?
Nur in Dir verstaun' ich mich —
Sodner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freund's Geberde,
Reizender der Himmel sich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab; —
Sucht nicht selbst das fetterade Entzücken
In des Freund's bereiten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ger Grab!

Stund' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träum' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt ich sie —
Meine Klagen flöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Aber genug! der süßen Sympathie.

Todte Gruppen sind wir — wenn wir hassen;
Götter — wenn wir liebend uns umfassen!
Strecken nach dem süßen Festzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Jubelnder Geister, die nicht saufen,
Wallet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mengelern bis zum griech'schen Cither,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gern Ringeltanzes,
Bis sie dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sternend untertauchen Maß und Zeit —

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fürste Mangel — darum schuf er Geister,
Sein'es Spiegel seiner Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon sein Gleiches,
Aus dem Kreis des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken wimmt ein Bach,
Stöhnt dort dumpfhallend ein schweres, zerres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Späh'n bang' nach des Cozytus Bäche,
Folgen thränend seinem Trauerlauf.

Fragen sich einander ängstlich leise:
Ob noch nicht Vollendung sey? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwey.

Elysium.

Vorüber die stöhnende Klage!
Elysiums Freudengelage
Erklasten jegliches Ach —
Elysiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben.
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Ungetrübtes milde
Besonnet die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleyer entzwey.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide;
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier streckt der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Stadt entfällt hier dem Schnitter,
Eingehungen von Harfengezitter,
Träumt er geschnittene Halmen zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgetöll umhallte,
Berge bebten unter dessen Donnergang,
Schläft hier finde bei des Baches Rieseln,
Der mit Silber spielet über Kieseln;
Ihm verhallet wilder Sperrer Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
Küssen sich auf grünen sammt'nen Matten,
Liebgetränt vom Balsam-West;
Ihre Krone findet hier die Liebe;
Sieget vor des Todes strengen Hiebe,
Feiert hier ein ewig Hochzeitfest.

Der Flüchtling.

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpurisch zuckt durch düst'rer Tannen Rigen
Das junge Licht, und ängstet aus dem Strauch;
In gold'nen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbelten Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Aurorens Umarmungen glüht.

Sey, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen in perlenden Thau!

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre kosen
Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte durchströmen die lachende Flur.

Wie hoch auf den Städten die Rauchwolken dampfen;
Laut wiehern und schnauben und knirschen und stampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen ertnarren
Ins jauchzende Thal.
Die Waldungen beben,
Und Adler, und Falken und Habichte schweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Sink'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die ersterb'ne Welt;
Morgen — ach! du würdest
Eine Todtenflur.
Ach! und du, o Abendroth! umflörtest
Meinen langen Schlummer nur.

Die Blumen.

Kinder der versüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne
Ja, euch liebte die Natur.
Sanft hat Kleid mit Licht gestücket,
Sanft hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget,
Seele hat sie euch versaget
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loos,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Jubelnd sich auf eurem Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Mamys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand?
Lebet, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten, süßer Schmerzen,
Euch sag dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schleicht in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

An den Frühling.

Willkommen, sanfter Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenlöckchen
Willkommen auf der Flur!

Ey! Ey! Da bist ja wieder!
Und bist so lieb und süß!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ey, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Für's Mädchen manches Blümchen
Erpflückt ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — Du giebst es mir.

Willkommen, sanfter Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenlöckchen
Willkommen auf der Flur!

An Minna.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Rebelt's mir um's Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die an Reine seichter Thoren
Blühend mit dem Fächer fächt,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geschenk,
Seidleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sey gedenk!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
Ach die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! verrath auf ewig mich.
Uebertriefest seilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! Dir hat ein Herz gefchlagen,
Dir ein Herz, das edel fühlt.
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thörin fühlt.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtchen! — Schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blätteret sich.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordwind weht.
Bubler scheucht dein Herbst von hinnen.
Einen Freund hast du verschmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlassen gehn.

Weinend in die Blumenſcene
Deines Manns zurücke ſehn.
Die mit heißern Liebesglühe
Deinem Kuß erwagen flehn,
Ihnen dem erloſchnen Reize.
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben.
Dein Geſichtchen! — Sklave dich!
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich —
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Meinen will ich bitt're Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmten Dichter ein.
Sprang die Welt aus Felſenſtücken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht.
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Hulden nicht die weichen Muſen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende ſich um!
Traurig flochten die Lenze
Nach Cimmun.

Ungeſtalter flieg Aurora
Aus dem Schooß des Meers.
Ungeſtalter ſank die Sonne
In den Schooß des Meers.

Wild umirrten ſie die Haine,
Unter Lunas Nebelſcheine,
Trugen eiſern Joch.
Sehnend an der Sternenbläue
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

Und ſieh! der blauen Flut entſtallt,
Die Himmelstochter ſanft und mild.
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Geſtaden.

Ein jugendlicher Mayenſchwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
Auf das allmächt'ge Werde
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Ruge lacht
In blüh'rer Wälder Mitternacht;
Balſamiſche Narciſſen
Blüh'n unter ihren Füßen.

Schon ſtörte die Nachtigall
Den erſten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Buſen Liebe.

Elyſiſcher Pygmalion!
Es ſchmilzt! es glüht dein Marmor ſchon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Unter gold'nem Nektarſchaum,
Ein weiblich'rer Morgentraum,
Ewig Luſttaglage.
Flieh'n der Götter Tage.

Thronend auf erhab'nem Sitz
Schwimmt Cytherien ſeinen Blitz;
Der Olympus ſchwankt erſchrocken,
Wollen jürnend ſeine Locken —

Göttern läßt er ſeine Throne,
Nieder ſich zum Erdenſohne
Senkt arkadiſch durch den Hain.
Zahme Donner unterm Küſſen.
Schlaft, erwiegt von Cytheä Küſſen.
Schlaft der Rieſenmutter ein.

Majeſtätiſcher Sonnenroſſe
Durch des Lichtes weiten Raum
Lenket Jovis gold'ner Zaum;
Nötet ſtarrt ſein raſendes Geſchoß.
Seine weißen Sonnenroſſe.
Seine raſenden Geſchoſſe.
Unter Lies' und Harmonie.
Ha! wie gern vergaß er ſie!

Vor der Gattin des Cytheren
Beugen ſich die Urantden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brütet ſich das Pfauenpaar;
Mit der gold'nen Herrſcherkrone
Schmückt ſie ihr ambroſiſch Haar.

Schöne Fürſtin! ach die Liebe
Zittert, mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nah'n;
Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterſöhnin
Um des Reizes Göttel flehen,
Bei der Herzenſpielerin.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht,
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus unterthänig,
Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres Tochter lacht,
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Thränen im Gesichte,
Milderte die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen.
Keine Geister flatschte mehr,
Aufgescheucht von Orpheus Leyer
Flog von Tityon der Geyer;
Leiser bin am Ufer rauschten
Lethe und Cozytus, lauschten
Deinen Liedern, Thrazier!
Liebe sangst du, Thrazier!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenflur,
Webt ihr gold'ner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Verbirgend Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern', und Sonn' und Mondenlicht,
Regten mir die Seele nicht,
Liebe Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen,
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück!
Weiche vor der Liebe.
Die Eroberern, Fürsten nie
Bengtest du ein Sklavenknie,
Beug' es itzt der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging der heitern Jahre voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß des Heiligthum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?
Loette sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich seyn!
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Das Glück und die Weisheit.

Einzwerg mit einem Favoriten
Flog einst das Glück der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sey meine Freundin du!

Mit meinen reichsten schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben,
Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen.
Du marterst dich an deinem Pflug;
Zu deinem Schooß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug."

Sophia lächelt diesen Worten,
Und wischet den Schweiß vom Angesicht:
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch! Dich brauch' ich nicht."

An einen Moralisten.

Was zürnst du unsrer freyen Jugendweise,
Und tadelst, daß Lieben Tändeln sey?
Du starrest in des Winters Eise,
Und schmähest auf den gold'nen May.

Einst, als du noch das Nymphenvolk betratest,
Ein Held des Karnevals, den deutschen Wirbel
flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest,
Und Nektartrunk von Mädchenlippen sogst:

Ha, Seladon! Wenn damals aus den Asten
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball,
Im Liebesbund mit Julien verwachsen
Du hättest überdrüssig den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen.
Und lerne: die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des flügellahmen Verſtandes
Das warme Blut ein Bächlein manchmal ſpringt!
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes,
Was mir dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdiſche Gefährte
Den gottgeborenen Geiſt in Kerkermauren ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen, Menſch zu ſeyn.

Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt
Die Naſen eingeſpannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut, und ſtark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Iſt uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wetterſturm im Krieg.

Und auch ſein Bub', der Ulerich,
War gern, wo's eiſern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Zuſpreit rückwärts zog er ſich,
Wenn's drauf und drunter ſprang.

Die Reutlinger, auf unſern Glanz
Erbittert, trachten Gift,
Und bubten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft' —

Er griff ſie an — und ſiegte nicht,
Und kam ergrimmt nach Haus,
Der Vater ſchmitt ein falſch Geſicht,
Der junge Kriegsmann ſtob das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken, wart!
Und rma's in ſeinem Kopf.
Anſwerven, bey des Vaters Bart!
Anſwerven wollt' er dieſe Schaar
An manchen Stattlersknopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Vey Dösingen mit beſſern Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und durrah! drein ging's an.

Und unſers Heeres Löſungswort
War die verlorne Schlacht:
Das riß uns wie die Windsbraut fort,
Und ſchmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwang ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sauſt ſchwer auf ſein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb
Umſonſt! Umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blick.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein and'rer Mann!
Marſch! Kinder! in den Feind!

Und Lanzen ſauſen feuriger,
Die Rache ſpornt ſie all,
Raſch über Leichen ging's daher,
Die Städter lauſen freuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Zum Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgeſang
Beym Walzer und beym Becherklang
Luſtfeyern unſer Glück.

Doch unſer Graf — was thät er izt?
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in ſeinem Zelte ſitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf ſeinen Sohn.

Drum hangen wir ſo treu und warm
Am Grafen unſerm Herrn.
Allein iſt er ein Heldenſchwarm,
Der Donner raſt in ſeinem Arm,
Er iſt des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt
Die Naſen eingeſpannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Semele,

in

zwey Scenen.

Perſonen.

Juno. | Jupiter.
Semele, Prinzeſſin von Theben. | Merkur.

Die Handlung iſt im Pallaſte des Kadmus zu Theben.

Erſte Scene.

Juno

(fährt auf ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben).

Hinweg den aeſtuarten Wagen,
Pfauen Junos, erwartet mein
Auf Cythärons wolkigtem Gipfel.

(Wagen und Wolke verſchwindet).

Ha, ſey gegrüßt, Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſelig Dach,
Verhaßtes Pflaſter! — Hier alſo die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Anarſicht des teufſchen Tages freveln!

Hier, wo ein Weib ſich, eine Sterbliche,
Erfreut, ein ſtaatgebildetes Geſchöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einſam
Steigſt du, ſtolz verlaſſen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen die Altäre,
Und dir beugt ſich jedes Knie.
Was iſt ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne ſie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume ſteigen.
Götter berückte
Menſchen und Götter ihr zauberiſcher Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebären,
Und vernichtet iſt dein Glück!

Bin ich nicht Fürſtin der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers,
Nicht die Gattin des herrſchenden Zeus?
Aechzen nicht die Aren des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt die
olympiſche Krone?
Ha, ich fühle mich!
Kronos Blut in den unſterblichen Adern,
Königlich ſchwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmliſchen Saal?
Furie! Bergefreue!
Stirb und lerne am ſtygiſchen Strom
Göttliches unterſcheiden von irdiſchem Stand!
Deine Rieſenrüſtung mag dich erdrücken.
Nieder dich ſchmettern
Deine Göttergucht!

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olympus herab.
Süße, verſtrickende
Schmeichelnde Reben
Hau' ich erſonnen;
Tod und Verderben
Lauern darin.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Rache dem Sturz, dem gewiſſen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in ſterblich Gewand!
(Sie geht ab).

Semele
(ruft in die Ferne).

Die Sonne neigt ſich ſchon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit ſüßen Ambrabüſten,
Streut Roſen und Narziſſen rings umher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polſter —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt ſich ſchon —

Juno
(in Geſtalt einer Alten hereinkürzend).

Gelobet ſeyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.

Ha! Wach' ich? Träum' ich? Götter! Beroe!

Juno.

Soll' ihre alte Amme Semele
Vergeſſen haben?

Semele.

Beroe! Beym Zeus!
Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter!
Du lebſt? Was führt von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebſt du? Du biſt doch
Noch immer meine Mutter?

Juno.

Deine Mutter!
Eh' nanntеſt du mich ſo.

Semele.

Du biſt es noch.
Wirſt's bleiben, bis von Lethes Tannetrank
Ich trunken bin.

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergeſſenheit aus Lethes Wellen trinken;
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie, meine Gute? Altweibiſch war ſonſt
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geiſt der grauen Haare ſpricht aus dir;
Ich werde, ſagſt du, Lethes Trank nicht koſten.

Juno.

So ſagt' ich, ja! Was aber ſpottеſt du
Der grauen Haare? — Frevlich haben ſie
Noch keinen Gott beſtrickt, wie die blonden!

Semele.

Verzeih der Unbeſonnenen! Wie wollt' ich
Der grauen Haare ſpotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen?
Was aber war's, das zwiſchen deinen Zähnen
Du murmeltеſt? — Ein Gott?

Juno.

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzuflehn ſteht ſchwachen Menſchen ſchon.
Die Götter ſind, wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?

Semele.

Beſchaftes Herz! Doch ſprich!
Was führte dich von Epidaurus her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beym Jupiter, nur das!
Weiß' Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter ausſprach? — Nichts anders
Als jenes, meine Tochter — Schrecklich rаt
Die Peſt zu Epidaurum, tödtend Gift
Iſt jeder Hauch, und jeder Athem würget,
Den Sohn verbrennt die Mutter, ſeine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzſtöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen beulen raſtlos in der Luft,
Unabſehbarwenglich iſt das Weh! — Entrüſtet
Bittet Zeus auf unſer armes Volk herab;
Vergebens fleht' ihm Opferblut, vergebens
Zerwarfert am Altare ſeine Knie
Der Prieſter, taub iſt unſerm Flehn ſein Ohr —
Drum ſandt' zu Kadmus Königstochter mich
Mein wehbelaſtet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte, ſeinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe, die Amme,

Gilt viel, gedachten sie, bei Semele — bey Zevs
Gilt Semele so viel — mehr weiß ich nicht,
Versteh noch weniger, was sie damit
Bedeuten: Semele vermag bei Zevs so viel.

Semele
(heftig, und vergessen).

Die Pest wird morgen weichen — sag's dem Volk!
Zevs liebt mich! sag's: heut muß die Pest noch weichen!

Juno
(auffahrend, mit Staunen).

Ha! ist es wahr, was tausendjähriges Gerücht
Vom Ida bis zum Himmel hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Wenn des Himmels Bürger ihn bestaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er sinkt? —
Laßt, Götter, laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — fallt hab' ich gelebt —
In seiner Götterpracht steigt Kronos großer Sohn
In ihr, in ihr, die einst an dieser Brust
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Berge! Er kam
Ein schöner Jüngling, reizender als keiner
Anereas Cneos entsprossen, paradiesisch reiner
Als Hesperus, wenn er balsamisch haucht,
In Aetherglut die Gluten eingetaucht.
Voll Ernst sein Gang, und majestätisch, wie
Hyperions, wenn Rösser, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederschwirren, wie
Vom Ozean sich heben Silberwogen,
Auf Mayenlüften hinten nach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus flechtenden Krystallen —
Entzückender als Orpheus Saiten schallen —

Juno.

Ha! meine Tochter! — Die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum heiligen Schwung!
Wie muß das Hören seyn! wie himmelvoll das
Blicken!
Wenn seyn die sterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in seligem Entzücken? —
Wie aber! Schweigst du mir
Das Kostbarste, Kronions höchste Zier,
Die Majestät auf rothen Donnerkeilen,
Die durch zerrissene Wolken eilen,
Willst du mir gnädigst schweigen! — Liebereig
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verbieten haben — Donner wirft mir Zevs!
Die Donner, die zu seinen Füßen
Er niederwarf, die Donner sind es nur,
Die zu der Herrlichsten auf Erden dich gemacht. —

Semele.

Wie, was sagst du? Hier ist von keinem Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd).

Auch Scherzen steht dir schön!

Semele.

So himmlisch, wie mein Juvater, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß ich
nichts!

Juno.

Ey! Eifersucht!

Semele.

Nein, Berge! beym Zevs!

Juno.

Du schwörst?

Semele.

Beym Zevs! Bey meinem Zevs!

Juno (schreiend).

Du schwörst?

Unglückliche!

Semele (ängstlich).

Wie wird dir? Berge!

Juno.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Eisenfaust
Auf Tellus ganzem großen Rund dich macht! —
Verlorene! das war nicht Zevs!

Semele.

Nicht Zevs?

Abscheuliche!

Juno.

Ein tückiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Die Ehre, Scham und Unschuld wegbetrog! —
(Semele sinkt um).
Ja, stürz' nur hin! Elend' ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verschlingen, laß
Um dein Gebein sie lagern ew'ge Stille!
Nimm ewig hier im Felsenpalast sieben! —
O Schande! Schande! die den heutigen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung schleudert!
So, Götter! Götter! so muß Beree
Nach sechzehn schwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiedersehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her; mit Scham
Muß ich zurück nach Epidaurus kehren! —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein
Volk!
Die Pest mag ruhig bis zur zweyten Ueberschwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgereckten Leichen
Den Orkus übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter bringt,
Berrogen ich und du und Griechenland und Alles!

Semele
(richtet sich zitternd auf, und streckt einen Arm nach ihr aus).

O meine Beree!

Juno.

Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht ist's Zevs! Wahrscheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht ist's dennoch Zevs! Zur Strafen wir's erfahren!
Zur muß er sich enthüllen oder du
Findest ewig seine Spur, gleich den Abscheulichen
Der ganzen Todesbrache Thyreus Preis. —
Scham, theure Tochter, auf — Scham deiner Beree
Ins Angesicht, daß sempathetisch dir
Sich schaart — wollen wir ihn nicht
Verjagen, Semele?

Semele.

Nein, bey den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —

Juno.

Würdest du
Wohl minder elend seyn, wenn du in banger Zweifelei
Fortschmachtetest — und wenn er's dennoch wäre?

Semele.
(verbirgt das Haupt in Juno's Schooß).

Ach! Er iſt's nicht!

Juno.
Und ſich in altem Glanz,
Worin ihn der Olympus je geſehn.
Dir nichtwer ſtellte? — Semele! wie nun?
Dann ſollte dich's gereuen, ihm verflucht
Zu haben.

Semele (aufhorchend).
Ha! Enthüllen muß er ſich!

Juno (ſchnell).
Eh' darf er nicht in deine Arme ſinken —
Enthüllen muß er ſich — drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme räth,
Was Liebe mir itzt zugriffpelt. Liebe
Bethörigten wird — ſprich, wird er bald erſcheinen?

Semele.
Eh' noch Hyperion in Thetis Bette ſteigt,
Verſprach er zu erſcheinen —

Juno (vergeſſen, beſtiſt).
Wirklich? Ha!
Verſprach er? heut ſchon wieder? (faſt ſich) Laß ihn kommen,
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme unterinander ſchlingt nach dir,
So tritt du — Merk dir's — wie vom Blitz
Gerührt zurück. Ha! wie er ſtaunen wird!
Nicht lange läſſeſt du, mein Kind, ihn ſtaunen;
Du fährſt ſo fort, mit froſt'gen Eiesblicken
Ihm wegzuſtoßen — wilder, feuriger
Verſtürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Iſt nur ein Damm, der einen Regenſtrom
Zurückerſtaunt, und ungeſtümer brauſen
Die Fluten an — Izt beſtſt du an zu weinen —
Giganten mocht' er ſtehn, mocht' ruhig niederſchaun,
Wenn Typhons hundertarmiger Grimm
Den Oſſa und Olymp nach ſeinem Erdthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zeus —
Du lächelſt? — Gelt! die Sächſterin
Iſt weiſer hier, als ihre Meiſterin!
Nun bittelt du den Gott, dir eine kleine kleine
Unſcheinl'ge Bitte zu gewähren, die
Dir ſeine Lieb' und Gottheit ſiegeln ſollte —
Er ſchwört's beym Styx! — Der Styx hat ihn
gebannt!
Entſinkſüßen darf er nimmermehr! Du ſprichſt:
„Er' ſollſt du dieſen Leib nicht koſten, bis
„In aller Kraft, worin dich Krones Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus fliegeſt!“
Laß dich's nicht ſchrecken, Semele, wenn er
Die Grauen ſeiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, die die Donner, die
Den Kommenden umrollen, zu Popanzen
Aufſtellen wird, den Wunſch dir zu entleiden;
Das ſind nur leere Scheuſen, Semele,
Die Götter thun mit dieſer herrlichkeiten
Der Herrlichkeiten gegen Menſchen karg —
Beharre du nur ſtarr auf deiner Bitte,
Und Juno ſelbſt wird neidiſch auf dich ſchielen.

Semele.
Die Häßliche mit ihren Ochſenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblic der Liebe
Geſteigt, wie ſie mit ihrer ſchwarzen Galle
Ihn martert —

Juno
(ergrimmt, verlegen den Sein).
Ha! Wurm! den Tod für dieſen Hohn!

Semele.
Wie? meine Beroe! — Was haſt du da gemurmelt?

Juno (verlegen).
Nichts — meine Semele! Die ſchwarze Galle quält
Auch mich — Ein ſcharfer ſtrafender Blick
Muß oft der Unbilden für ſchwarze Galle gelten —
Und Ochſenaugen ſind ſo häßt Augen nicht.

Semele.
O pfui doch! Beroe! die garſtigſten,
Die je in einem Kopfe ſtecken können!
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides ſichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zeus, daß ihn die Keiferin
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verſaumt und ihren eiferſücht'gen Grillen,
Das muß Irions Rad im Himmel ſeyn.

Juno
(in der äußerſten Verwirrung und Wuth auf und ab taſend).
Nichts mehr davon!

Semele.
Wie? Beroe! ſo bitter?
Hab' ich wohl mehr geſagt, als wahr iſt, mehr
Als klug iſt? —

Juno.
Mehr haſt du geſagt,
Als wahr iſt, mehr als klug iſt, junges Weib:
Preiſ' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttin
Nächt nichts ſo ſyre, als höhniſch Nasenrümpfen.

Semele.
Sie wandle hier, und ſey des Hohnes Zeugin!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beſchützt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno leiden?
Doch laß uns davon ſchweigen, Beroe!
Zeus muß mir heute noch in ſeiner Pracht erſcheinen,
Und wenn Saturnia bared den Pfad
Zum Orkus finden ſollte —

Juno (heftig).
Dieſen Pfad
Wird eine Andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blitz Kronions trifft! —
(zu Semele).
Ja, Semele, ſie mag vor Neid zerberſten,
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Scham,
Hoch im Triumphe zum Olympus ſteigt! —

Semele
(leichtfertig, lächelnd).
Meinſt du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter
hören?

Juno.
Ha! ob man auch von Sidon bis Arben
Von einem Andern hört: Semele!
Götter, Götter, werden ſich vom Himmel neigen,
Götter vor ihr niederknien,
Sterblicher in demuthsvollem Schweigen

Vor des Riesenbräutigers Braut sich bengen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele
(frisch aufspringend ihr um den Hals fallend).
Verzeihe!

Juno.

Ewigheiten — grauen Aeltern
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verbrannt' man Semele!
Semele, der Frauen schönste,
Die den Donnerschmeichlerer
Vom Olymp zu ihren Küssen
In den Staub herunterzwang.
Und auf Fama's tausendfach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen, und brausen von Hyrkanien —

Semele (außer sich).
Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erschiene!

Juno.
Und auf dampfenden Altären
Werden sie dich göttlich ehren —

Semele (begeistert).
Und erobern will ich sie!
Seinen Grimm mit Bitten sühnen,
Löschen seinen Blitz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich sie!

Juno (vor sich).
Armes Ding! das wirst du nie. —
(nachsinnend).
Bald zerschmilzt — — — doch — gartig mich zu
herzen! —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus!
(zu Semele).
Flieh' nur! Flieh' nur, meine Liebe.
Daß dich Zevs nicht merke! Laß ihn lange
Deiner darren, daß er feuriger
Nach dir schmachte —

Semele.
Verzeihe, der Himmel
Hat erhören dich zu seiner Stimme!
Ja Gütertlas! vom Olympus neigen
Werden sich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehen!
(eilig ab).

Juno
(festanstarrend ihr nachblickend).
Schwaches! stolzes! leichtbetrogenes Weib!
Ironisches Feuer seine schmachtenden Blicke,
Seine Küsse Fernahmung, Gewitterschwur
Seine Umarmung dir! — Menschlicher Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Des, der die Donner wirft! — Ha!
(in rascher Entschluß).
Wenn nun ihr wächserner sterblicher Leib
Unter des Feuerrieselnden Armen
Niederschmilzt, wie vor der Sonne Glut
Fliehiger Schnee — der Meineidige,
Statt der sanften weichsarmigen Braut,
Seine eignen Schrecken umfaßt, — wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cythäron weiden mein Auge!

Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederzerrt! — Pfui doch! unsanft
Nicht so unsanft, Saturnius!
(Sie eilt davon).
(Symphonie).

Zweyte Scene.

Der vorige Saal. Prächtige Klarheit. Zevs (im Vorgrunde stehend). Merkur (im Entfernung).

Zevs.
Sohn Maja!

Merkur
(hinend mit gesenktem Haupt).
Zevs!

Zevs.
Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Atlantiaden Höh'!
Dort weint am Grabe seiner Tochterin
Ein Schäfer — Niemand soll weinen,
Wenn Saturnus liebet —
Auf die Todte in's Leben zurück.

Merkur (aufstehend).
Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Hui dahin, zurück
In einem Hui —

Zevs.
Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das erzürnte mich.
Daß mich das Volk so ehrt — Erbeide deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schwester — so spricht Zevs:
Zehntausendjahre soll sie auf fünfzig Jahr
Den Argiern die Haimen wiedergeben —

Merkur.
Mit zitternder Eile
Vollstreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wonne ist's
Den Göttern, Menschen zu beglücken zu verderben
Die Menschen, ist den Göttern Schmerz — Gebrut!
Wo soll ich irren Dank vor deine Ohren bringen.
Nieder im Staub, oder droben im Götterrath?

Zevs.
Nieder im Götterrath! — Im Pallaste
Meiner Semele! Fleuch!
(Merkur geht ab).
— — — — — — Sie kennt mir nicht entgegen.
Wie sonst, an ihre wollustschwellende Brust
Den König des Olympus zu empfangen!
Warum kennt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Todes — todes — grauenvolles
Schweigen
Herrscht ringsumher im einsamen Pallast.
Der sonst so wild und so bacchantisch lärmte —
Kein Lüftchen regt sich — auf Cythäron's Gipfel
Stand siegesbeglückend Juno — ihrem Zevs
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —
(Pauk, er stürzt auf).
Ha! sollte wohl die Zevserin gewagt
In meiner Liebe Heiligthum sich haben? —
Saturnia — Cythäron — ihr Triumph —
Entsetzen, Ahnung! — Semele — — Getrost! —
Getrost! Ja du bein Zevs! Der wogedunkte
Himmel

Soll's lernen: Semele! ich bin dein Zeus!
Wo iſt die Luft, die ſich erſchrocken wollte,
Rauh anzuwehn, die Zeus die Seine nennt? —
Der Ränke ſpott' ich — Semele, wo biſt du? —
Lang' ſchmachtet' ich, mein weltverlaßter Haupt
An deinem Buſen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung einzuhüllt,
Und Flügel, Stern'e, und Wolken wegzuträumt,
Und im Genuß der Seligkeit verſchmacht'
O Wunderrauſch! Schickt Göttern ſüßer Taumel!
Glückſel'ge Trunkenheit! — Was iſt Uranos Blut,
Was Nektar und Ambroſia, was iſt
Der Thron Olymps, des Himmels gold'nes Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unſterblichkeit, ein Gott,
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an ſeines Strems Gemurmel
Der Lämmer an der Mutter Bruſt verſöhnt,
Beneidete mir meine Leite nicht.
Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Meere.
Weib! — Anzubeten iſt der Künſtler, der
Dich ſouf — — Ich ſouf dich — der' mich an.
Zeus betet an vor Zeus. der dich erſchuf:
Ha! wer im ganzen Weltenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verſchwinden meine Welten, meine ſtralenzaunig lenden
Geſtirne, meine tanzenden Syſteme,
Mein ganzes gröſes Saitenſpiel, wie es
Die Weiſen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Seele!
(Semele kommt näher, ohne aufzuſchauen).
Zeus.
Mein Stolz! Mein Thron ein Stand! O Semele!
(Liegt ihr entgegen, da will ſterben).
Du fliehſt? — Du ſchweigſt? — Ha! Semele! du fliehſt!
Semele (ihn wegſtoſend).
Hinweg!
Zeus
(nach einer Pauſe des Erſtaunens).
Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde ſtürzen? — So ſprich Semele? —
Wie, keine Antwort? — Gläzig ſtreckt mein Arm
Nach dir ſich aus — ſo pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, ſo
Schlug's nie an Leda's Bruſt, ſo brannten meine
Lippen
Nach Danae's verſchloſſenen Küſſen nie
Als jezo —
Semele.
Schweig, Verräther!
Zeus (unwillig ſpöttlich),
Semele!
Semele.
Fluch!
Zeus
(mit Majeſtät ſie umarmend).
Ich bin Zeus!
Semele.
Du Zeus?
Erzittre, Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfordern den geſtohl'nen Donner.
Den du geläſtert haſt — Du biſt nicht Zeus!
Zeus (geht).
Der Weltbau bebte im Wirbel ſich um mich
Und nennt mich ſo —
Semele.
Ha! Gotteslästerung!
Zeus (ſinnt).
Wie, meine Gottlichet? Von wannen dieſer Ton?
Wer iſt der Wurm, der mir dein Herz entwendet?
Semele.
Mein Herz war dem geweiht, deß Aug' du biſt —
Oft kommen Menſchen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Fort! Du biſt nicht Zeus!
Zeus.
Du zweifelſt? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?
Semele (verwundert).
Wärſt du Zeus! Kein Sohn
Des Morgenſonnenverſpons ſoll dieſen Mund verbieten.
Zeus iſt dies Herz geweiht — — — O wärſt du Zeus!
Zeus.
Du weineſt? Zeus iſt da, und Semele ſoll weinen?
(niederfallend).
Strich, ferbre und die entmenſchte Natur
Soll zittrend vor der Tochter Kadmus ſtehen!
Gebeut! und Strome machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus
Und Atlos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meinen Blutes Adgewalt
Entſtiftet, ſchaun Thal und Triften
Und tanzen Floken gleich in den verfinſterten Lüften.
Gebeut, und Nord- und Oſt- und Weſtwind
Belagern den allmächtigen Tridtent,
Durcherſchüttern Poſeidons Thron,
Empöret ſteigt das Meer, Geſtad' und Damm zu
Hohne,
Der Blitz prahlt mit der Nacht, und Pol und
Himmel krachen.
Der Donner brüllt aus tauſendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,
Die führet der Ortan ein Siegesheer entgegen,
Gebeut —
Semele.
Ich bin ein Weib, ein ſterblich Weib,
Wie kann vor ſeinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künſtler knien vor ſeiner Statur?
Zeus.
Pygmalion bengt ſich vor ſinem Meiſterſtücke —
Zeus betet an vor ſeiner Semele!
Semele (heftiger weinend).
Steh' auf — Steh' auf — O weh! mir armen
Mädchen!
Zeus hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben,
Und Götter lachen mein, und Zeus verachtet mich!
Zeus.
Zeus, der zu deinen Füßen liegt —
Semele.
Steh' auf!
Zeus thronet über hohern Donnerzeiten,
Und ſpottet eines Wurms in Juno's Armen.
Zeus (mit Heftigkeit).
Ha! Semele und Juno! — Aber
Ein Wurm?
Semele.
O unausſprechlich glüklich wäre
Die Tochter Kadmus — wärſt du Zeus — o weh!
Du biſt nicht Zeus!
Zeus (ſteht auf).
Ich bin's!
(reckt die Hand aus, ein Regenbogen ſteht im Saal. Die Muſik begleitet die Erſcheinung).
Kennſt du mich nun?

Semele.

Stirt iſt bes Menſchen Arm, wenn ihn die Götter
fügen.
Doch liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ihn lieben —

Zevs.

Weg! Noch zweifelſt du,
Ob meine Kraft nur Göttern abgewandt,
Nicht gottgetreuen ſey? — Du Götter, Semele,
Verleih'n den Menſchen oft wollthätige Knüffe,
Drob vor Schrecken leiden Götter nie —
Tod und Verderben iſt der Sterblich Engſt,
Zitterub entflieht ſie Jupiter hier!
(Er will die Hand auf. Knall, Donner, Rauch und Get-
beben. Mantt verſchwindet hier und in Folgendi den Andern).

Semele.

Zeus! meine Hand zurück! — O Gnade! Gnade
Dem armen Weib! — Dich bat Saturnid
Gezeugt —

Zevs.

Ha! Leichtſinnige!
Soll Zeus den Thorſinn ſtark Menſch wohl
Planeten deut'n, und Semelen Gedanken beſeen!
Zeus wird es thun! — Ich hab ein Götterleben
Den ſeligen Unſterblichen Bonnt der Zeiten anvertraut,
Drum ſcheut Kraft erfahrnd in Titans Semelen;
Daß kann nur Zeus!
(Er will die Hand auf, die Semele verſchwindet, es
wird plötzlich Nacht).

Semele

(klirrt vor ſich hin).
Allmächtiger! — O wenn
Du lieben Gewiß!
(Es wird wiederum Tag).

Zevs.

Ha! die Tochter Kadmus ſteht
Erſtaunen, es Erſtaunen ſieben Gewalt!
Ein Wort, und er wird ſeine Geerdent ab,
Wird Zimpe und Plut, und ſtirbt und wird geboren.

Semele.

Das thöne Zeus!

Zevs.

Semele, Semele, weh mir!
Apelle ſtirbt anſtand, es zu Entſtehen,
Menſch unter Menſchen ihre — Ein Wort von der!
Zeus weh!

Semele

(Sie ſieht um ſich her ſcheu).
O Jupiter, die Mutter Erdenmuß ſchelten
Ein wildes Mißwort deine Semele,
Nur, von dem Donnerer geboren, muß
Den ihn ſcheuen kann —

Zevs (ſcheu).

Erſcheinen ſehen
Die Mutter Erdenmuß! — Bann! Bann nur!
Und weg von Zeus, daß unerkannte Macht
Sterbliches Gewiß erwacht — Wenn Zeus ihr zaudert,
So ſoll der Gott in ſeinem ewig'en Ru
Hinunter muß in die Vernichtung brauſen!

Semele

(ſieht aufmerkſam).
Darum erkannt' ich meinen Jupiter!
Du ſchrecklich war — und der Zeus hat es geſehen!
So laß mich denn nur andere dich umarmen
Mit mir —

Zevs

(ſchaudert zurück).
Unſelige! halt ein!

Semele.

Saturnia —

Zevs

(mit der Hand den Mund zuhalten).
Verſtumme!

Semele.

Dich umarme!

Zevs

(Hand, von ihr wegwendet).
Zu ſpät! Der Laut entrann! Der Zeus! Du haſt
den Tod
Erbeten, Semele!

Semele.

Ha! Er ſieht Jupiter!

Zevs.

Den Frommen ehr' ich drum, drum' ich dich wieder nur
Geheim! (mit leiſem Entfagen ſie anſehend) Du biſt
verloren —

Semele. Jupiter!

Zevs

(ſtumm, vor ſich hinſehend).
Ha! merk' ich nun dein Todesgeheimniß, Zeus!
Verwünſchte Eiferſucht! — O dieſe Rote ſtarke!
Zu ſpähn — O weh! — zu trotzen für den Knaben!

Semele.

Du gnügſt nur mit deiner Herrlichkeit!

Zevs.

Zeus thue meine Herrlichkeit, die dich
Verderbender! Zeus thue meine Gnade,
Die dich geſchaffen! Zeus! Zeus thue mich,
Daß ich mein Glück auf meinem Haupt ſchmeide!

Semele.

Daß ſich nur lerne Cyrenäus, Zeus, mir bangt
Vor deinem Donnern mehr!

Zevs.

Verdorrtes Kind!
Gut — nimm das letzte Liebeswort auf ewig
Von deinem Freudenmann — nichts — nichts ertönen
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zeus!
Zeus hat mich mehr — Gott —

Semele.

Gemahl! Der Gott!
Du wirſt mir nicht entſchlafen.
(Er geht ab).

Zevs.

Nun! triumphiren ſoll ſie nicht. — Erſtarren
Zeus ſie — und trotz der tonenden Gewalt,
Die Erd' und Himmel nur zum Echowort macht,
Will ich den ſterblichen Leiden Ihrageus
Mit donnernden Ketten ich der Kopf ſtarrenden,
Auch ihren Schwur —
(Mercur erſcheint in Entfernung).
Was weil dein tapfrer Flug!

Mercur.

Jenſeits erſchollen wonnevoll Dank
Der Glückſeligen —

Zevs.

Verderbe ſie wieder!

Mercur (erſtaunt).

Zevs!

Zevs.

Gehorche mir mercurius Sohn!
Sie ſtirbt —
(Der Vorhang fällt).

Zweite Periode.

An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;
Alle Menſchen werden Brüder,[*])
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wen der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnt,
Huldigt der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur;
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahnſt du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Emuren aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Mutterbrüſt Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.

[*]) Erbe bebarr:
Wenner weilen Bruderbänder.

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn.
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſſ're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſeyn.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſey vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſey verziehn.
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!
Auferſtehung die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreiſt!
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſen Geiſt dem guten Geiſt!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preiſt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Feilen Muth in ſaurem Leiden,
Hölle, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit, geſchwor'nen Eiden,
Mordthat gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gällt es Gut und Blut —
Dem Verbrecher ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schlinget den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bey dieſem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſeyn,
Schwört es bey dem Sternenrichter![*])

[*]) In der Thalia, wo dieſes Gedicht zuerſt erſchien, endigt es mit folgender Strophe:

Rettung von Tyrannenketten,
Auferſtandn auch dem Wüterich,
Hoffnung auf den Seligkeiten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten ſollen leben!
Brüder, ermahnt und ſtimmet ein:
Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn.

Chor.

Eine beſſre Weltordnung!
Schöne Zeichen im Firmament!
Brüder — einen ſanften Feyrtag
Auch des Todtengerichts Rumpf!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem lyrischen Dichter.

Sie kommt — die Armada, das Mittagsfest dringt Flotte.
Das Meltmeer wimmelt unter ihr.
Mit Kettenklang und einem neuen Gott
Und tausend Donnern, naht sie dir —
Ein schwimmend Horn furchtbarer Citadellen.
(Der Ocean sah ihres gleichen nie)
Unüberwindlich nennt man sie.
Zieht sie endet auf den erschreckten Wellen;
Den stolzen Namen weiht
Der Sarazenen, den sie um sich streit.
Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun!
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran und alle Stürme ruhn.

Die ungeheuer steht sie da.
Gibraltar! Insel — Herrscherin der Meere!
Vor deren dieser Kolossenherre,
Großbritpliat Britannia!
Weh deinem freygeborenen Volke!
Da steht sie, eine weltverschwung're Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Daß zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Khniern gezwungen,
Der Knechtschaft weinendes erbaut!
Das große Blatt, das deine Ahnige zu Bürgern,
Zu Adelen deiner Bürger macht!
Der Engel stolze Tapferkeit
Hast du sie nicht von Millionen Mörgern
Erstritten in der Wasserschlacht!

Wem dankst du sie — Erbitter, Mörder dieser Erde —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte!
Unglückliche — bist' ihn auf diese smerwerfenden
Kolossen,
Blick' hin und ahne deines Ruhmes Fall!
Bang' schaut auf dich der Erdenball.
Und aller freyen Männer Herzen schlagen,
Und alle edle sahne Seelen klagen
Dreifachmenschl deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deinen Frevel stolze Ehrenkränze weben,
Sah verbrend offen dein ausgeschl Grab —
Sieh, sprach er, soll mein Alwen verachten.
Erschüttern meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Aetionsmann
Zusammenbeugen, die Tyrannenwehre
Vermessen stets von dieser Hemisphäre!
Nie, rief er, soll der Ocean Paradies.
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächt'ge, rief,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zweite Periode fand eine Bearbeitung auf die Metalle, wurde Gedichte von Tasten ihres Herrn schlagen hört. Es wird auf breiteren eine Note verwirrt, welche im Sturm untergeht, und der beschränkten Sprache: Allmächt. Dem ist Gespött rund.

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht dämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentriebe nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mein Gelübd zu vollziehen.
Hier ist dein Kranz, er sey auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

Zerrissen sey, was wir gebunden haben,
Sie hört mich — deine Krone sey verscherzt.
Glückselig, wer, in Mennerumarmungen begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verschmerzt.

Sie setzt den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Kranz entblättern.
Verwundert still mein heldenmüthiges Entsagen
Und großmuthvoll geschlicht sie meinen Lohn.

Mißtraue, sahne Seele, dieser Engelsehre.
Dein Mitleid wahnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete
Gibt's einen andern sahneren Lohn als dich!

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte! —
Tyrannisches Gesetz!
Der ew'ge Lohn, der meiner Tugend gebaren sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick!

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der karge Kranz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott tauscht meine Jugend wieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Jammervoll Entseelet!
Umfange meinen Todesmitbruf zum Glücke!
Ich bringe dir unerwendbar dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erhob' ich meine Klage,
Verhallte Accenten:
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du vernimst hier nur des Gewissens Klage
Und nennst das Vergessen.

Hier — spricht man — warten Sorgen auf den Müden,

Und Irrthum auf den Weisen.
Des Herzens Erkennen werdest du entblößen,
Der Tugend Künstel werdest du nur scheu.
Und Neigung hassen mit dem Leidenden.

Hier schau ich die Heimath dem Verbannten,
Hier endigt sich Dulders Verwandern.
Ein Gottestrost, daß sie nur Wahrheit nennten.
Die wissen stehen, wenige nur kennten.
Hierin meinen Erdenst rasenden Jüngl an.

„Ja zahle dir in einem andern Leben.
Gieb deine Jugend mir!
Kannst kaum in dir, als diese Weisung geben."
Ja nahm die Weisung auf das andre Leben.
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gieb mir das Weib, so thränet deinem Herzen.
Gieb deine Leuten mir!

Jenseits der Gräber wandern deine Schmerzen." —
Ja ich sie trinkend aus dem wunden Herzen.
Und weinet laut, und gab sie ihr.

„Die Schaudervorstellung lauert an die Todten."
Hinwegscheuche die Welt.
„Die Thränerin, gekrönen von Verheerten,
Hat für die Wahrheit Schatten hier erhoben.
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein zerfällt."

Frau wiegelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verklärung weihet,
Erzittert du? Was sollen deine Götter,
Des freyen Weltplans sollen erhabne Retter.
Die Menschenwürd und Menschen Nothdurft lieben?"

„Was beide sie Zukunft, die uns Gräber bauen?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Erwachsen nur, weil Hütten sie verlieren,
Der Nachtschatten auf'rer ein'gen Sekunden
Im vollen Sprengel der Gewissenskampf."

„Die Thorwelt tauschet ewiger Gebilden,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamarid der Hoffnung in den kalten
Besonnungen des Grabes eingefalten.
Das nennt dein Zitterwehen Unsterblichkeit?"

„Ihr Hoffnungen — Verwesung Graft sie Lügen —
Gabt in gewisse Gräber hier
Schattauend Jahre hat der Tod aufgewogen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen.
Der Meldung that von der Vergeltung?" —

Ich sah die Zeit nach seinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen.
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen.
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich hir geschlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet;
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet;
Vergeltrin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder."
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwey Blumen," rief er — „blüht eh. Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für den weisen Kinder.
Ihr Namen Hoffnung und Genuß."

„Wer dieser Blumen Eine brach, begehrt
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen.
Dein Glaube war dein zugesag'nes Glück.
Du kannst die Weisen fragen.
Was man von der Minute aufgeschlagen,
Glüt keine Ewigkeit zurück."

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelbande
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Weiten aus dem Pantheon!

Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung jungferliche Hülle
Sich noch heilig um die Wahrheit wand —
Durch der Einbildung kühn Gespinne
Und noch nie entweihten Ahndungsgrauen
An der Liebe Busen sie zu bauen,
Gab man hübern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles einen Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie aus der Wolken fagen,
Gerippicht ein Feuerball sich bricht,
Leuchte damals unsern gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Durch Hören führten Dryaden,
Eine Dryad tanz' in jenem Baum,
Aus den Urnen lauschter Najaden
Sprang der Strahne Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hülle,
Tantals Tochter schwebet in diesem Stein,
Ewiger Klage thut' aus jenem Quelle,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Baum empfing Demeters Zähren,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte flogen
Damals noch die Himmelsaaren herab;
Pyrrhas frohes Lieben zu belogen,
Nahm der Leier Zehn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Eteokles mit Göttern und Heroen
Hielt gen in Amathunt. *)

Jünglings Ernst und traurigs Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Gliedrig strafften alle Herzen schlagen,
Denn auch war der Gliedrige verwandt.

*) In der ersten Ausgabe standen sich hier folgende Strophen:

Brennt an der Grazien Altären
Knabe du die heiße Fackel nie,
Sendet stille Wünsche an Cythären
Und Gebete an die Chariten,
Hoher Stolz, auch draußen zu gebieten,
Ferne du den überirdischen Rang,
Und bei Amors holdem Glanze blieben,
Der den Donnerer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Tod in Freiheit hatten Hymnen sich,
Nektarsüßer in Aeolus Leier,
In den Chören des Parnaß sich gab.
Weiße Musen, eitler Gebieten
Mündigten die hohe Ankunft an.
Dionen, die vom Himmel niederwallten,
Saben hier ihn weiter aufgetan.

Gerüster war von einer Quelle Ufer,
Tönender jede Saite der Natur,
Unsere Zeit schlossen Bogen Bilder
Reigentanz die periodische Flur.
Frauenvater erblühten die Morgenröte
In Hymenäen rufenen Gemahl,
Himmelsgeister erfüllung die Räte
In des Feuergottes Saal.

Damals war nichts heilig als das Schönе;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die treuen verbündete Kumbne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Pallästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kranzumrungnen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Cadra geschlungene seelenvolle Tänze
Kreiseten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Knie munterer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meilerten den großen Freudebringer.
Faun und Satyr tummelt ihn voran.
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Mörtheu braune Wangen laben
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe.
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richtermage
Hielt der Gnade nicht Gerechtigkeit.
Und des Tartarus seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn.
Linus Spiel ihm die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreste wieder,
Seine Pylade Pilotet.

Hör'te Freude stärkten da den Ringer
Auf der Thaten arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Kämmten zu den Sternen heran.
Vor dem Wüterverderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar;
Durch die Flammen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von seinem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens rauherischem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig sieht sie an dem Sternenbogen,
Ach, Selene, sind sie dort nicht mehr.
Durch die Wälder ruft sie, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenken,
Nie entglänzt von ihrer Herrlichkeit,
Nie actendet des Geistes, der sie lenket.
Selber nie durch meine Seligkeit,
Flüchtet selbst für ihren Künstler Ehre.
Gleich dem raschen Schlag der Pendeluhr,
Dient sie trachtlos dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entblühen,
Wählt sie heute sich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Symbol wirken
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Mühig reihten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihren Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schwingen hält.

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut wegerissen schweben
Sie geeinigt auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesstärke
Mild reifen Ernte'n, in rhatenreicher Stelle,
Der reifste Sohn der Zeit.
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und früh durch Schöne,
Die lange Zeit dein Busen dir versenkte,
Herr der Natur, die deine Fesseln lehnt,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir auf der Verwandlung Flug!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens hörm Strande
Den weinenden verlaß'nen Knaben,
Den weiten Zufalls Beute, fand.
Die frühe sahen der Künste'n Göttermächte
Dem jungen Herz im Busen zugetheilt,
Und die verschlossene Begierde
Den heimern zarten Busen aberweitet,
Die Göttin, die deine Jugend
In hohen Pflichten ernstest unterwies
Und das Gebrauchs der edel'n Jugend
In leichten Jahrlein dich erraten hieß.
Du, reifer nun ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O sahe nicht mit aufgetanerem Verlangen
In ihrem niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Gesellschaften ein Wurm den Lehrer spun.
Dem Bösen überlieh du mit vorgezogenen Gestirne.
Die Kunst, o Mensch, daß du allein.

Nur durch das Morgenrothe des Sehens
Dranast du in der Erkenntniß Land.
An jedem Gang sich zu gewöhnen,
Weht sich an Arbeit der Verstand.
Was dem dem Contrastus der Musen
Mit süßem Beben das durchdrang.
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich vereinigt zum Weltgericht schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die ältesten Vernunft erfand.

Lag im Symbol des Guten und des Großen
Voraus geoffenbart dem fernsten Verband.
Ihr hohes Bild hieß und die Jugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Gesetz das Gesetz aufgerufen,
Das weiter Blühten langsam reifte.
Eh' vor des Denkers Geist der hohe
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenwölbung,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Du, einer Gloria von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von ernsten Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Gestatt'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Uranus.
Mit abgeklärtem Feuerblicke,
Steht sie — als Sabbatei vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, das Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfinden,
Ward einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erhabenste von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiedergeburt zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß.
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schrieb sie, die Menschinne, allein
Mit dem verlassnen Verbannten
Gedankenlang in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gefiedrten Zügen,
Um ihren Liebling, wie am Sinnenstaub,
Und mahlt mit tierischem Betrüge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch gerollt,
Da schürte heil'ge Mordsucht seine Flammen,
Da rauchte kein unsündig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Versöhnlicht der Pflichten taxathisch Gricß;
Ihr Lichtpfad, führet nur gedrängen, senket
Sich in die Genienbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem tensiven Dienste leben,
Versucht kein nied'rer Trieb, bleibt ihm Gesetz;
Wie unter heiliger Gewalt, gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freyheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigste zu wohnen,
Darum deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkoren, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Der deren Aug' allein sie bildnislos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt:
In die erhab'ne Geisterwelt
Ward't ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen fremdig dienen —
Ein unermeß'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungestalt, rund wie er,
Mit tausend Köpfen auf ihn zielten.

— Es stand die Sophrysne vor dem Bilden,
Durch der Begierde blinde Fesel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unerfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie sinnend jetzt verweilet fand,
Ergriffen ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zarten Gürn, mit stiller Hand,
Und lernten in harmon'schem Band
Geistig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom sinnlosen Wuchs der Erde aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die bildende Gestalt zurück.
Wie wandten sich die schönen Mind's verstehlen,
Womit auch die Natur bildreich entgegen kam!
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend anzustehlen,
Wies auch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr ein'ges sichtbares Phantom,
Warf sie sich in den Elementen,
Sich ihrem Räuber anzuerben.
Der schöne Bildstoff ward in zarten Duften wach,
In viel schon, nicht mächtig zu umfassen,
Schuft ihr am Sand — im Thon den besten Schatten
nach.
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wesens süße Lust —
Die erste Sophrysne trat aus ihrer Brust.

Von der Betrachtung angestohlen,
Von ihrem Spiegerung' umstrickt,
Verrieten sie vertrauliche Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Der wundervirkenden Gesetze,
Des Netzes aufgestrickte Schätze,
Verhaftete der erfindende Verstand
In leichtem Band in Worten ihrer Hand.
Der Dichter sang, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Hohlerohr,
Und Siegesthaten leiten in den Liede.

Die Andacht einer Riesenfluth
Mit weiser Macht in einen Strom gebunden,
So trat die erste Kunst auf der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweyte höhre Kunst erstand
Aus Sophrysnen der Menschenhand.
Das Kind der Sabbatei, sich allen gleich,
Verbindet sieben auf einer Hand gegangen,
Verliert ihr Feuer, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Stadt umzog, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Heid im Heldenherr zerfließen,
Der Riesenleib Horde stimmt voran.

Bald drängten sich die stummen Barbaren
In diesen neuen Sophrysnen heran.
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen gesitteten Paaren
Rief sie des Sängers Leyer nach.
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwenbändern, die, so sang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Heiden machten.
Zum erstenmal ernetzte der Geist,
Erneuert von entgegnen Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,

Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verschwenden.

Jetzt wand sich von dem Einmenschschlafe
Die freye sphäre Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schooß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erbau'te Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch, und wirb den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erbau'ten Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entsandten dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkannte ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Doch von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe heb'rer Keim sich schied,
Damit er dem ersten Hirtenlied,
Geadelt zur Gedankenwerke
Zieh die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überirdische Verlangen
Verbündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Meisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Guten Grazie,
Vermählten ihr in Einem Bilde
Und stellten es in eine Glorie.
Der Mensch erhebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu seyn.
Den ersten Klang vom Urbild adelt Söhnen,
Ihr lieber ihn in der Natur erdrunen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Steckt ihr mit prüfendem Gefühle.
Mit sternenem Richtscheid nach dem Ziele,
Mach die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wirb auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Enmenidenchor gescheuchet,
Zieht sich der Mord, auch wie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Lebt einer Insel hochgesittte Kärthesiogen
Der jugendlichen Verwelt auf;
Enlt wandelte von Thetjis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen,
Als daß Gesittes bunte Hand,
Was sie vor eurem Auge säuberte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand.
Eh' es den schönen Kreis vollführte —

Da führtet ihr auf höherer Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Orcus,
Und trafet das entseel'nte Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit ungeführtem Lichte,
An Kocher angeleint, ein blühend Pollarstil;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Sitterkreis erfüllt.

Doch höher strebt, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das staunende Genie.
Schon setzte man Schöpfungen aus Schöpfungen
erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das traum'ne Aug' entzücket,
Dient unterwürfig dort der höhern Scheine;
Der Reiz, der hier Konnexe sammelt,
Schmilzt sonst in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Sehnerkeit siegreich schwellen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia sich mitzen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß.
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euern Schöpfungskreis.
Der fortgeschrit'ne Mensch trägt auf erhöh'nen
Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Sehnsuchtswelten springen
Aus der verrissenen Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf.
Der Geist, in euren leichten Siegen
Gelöst aus schnell gezeitigten Vergnügen
Ein thatlich All von Reizen zu durchreizen.
Streift der Natur entlegenere Zonen,
Greift sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit mensurlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm erliehen;
Verständlicher in seiner Sehnsucht Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüber ziehn.
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leitt er den Sphären seine Harmonie.
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlenket,
Spricht ihn das volle Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel wenet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung säweber
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Worin der stille Kummer klebt,
Wo die Verneinung brütend weilet,
Wo er bei Elends Thränen sitzt,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienzug
Sieht er die Huldgöttinnen spielen
Und ringt in still versiegelten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reigen Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Kahn dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schlicht
Sich still an die allgegenwärtige Epthere.

Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſchaut auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn verwundet,
Mit freundlich dargebot'nem Busen,
Vom ſanften Bogen der Notwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſel'gen Harmonie,
Erſtaunende Begleiter durch das Leben,
Das Erſte, das Letzte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entſtellte Menſch jetzt ſeine Pflichten kennt,
Die Feſſel leidet, die ihn ſtraft,
Kein Zufall mehr mit ehr'nem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen,
Daß um den Kelch, worin uns Freuden rinnt,
Der Freude Götter luſtig ſchwärmen,
Der wilde Traum ſich lieblich ſpinnt,
Daß ſie euch liebend umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geiſt,
Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der ſeinen Aether, ſeinen Sternenbogen
Mit Anmuth und Gelaſſenheit beſtirnt,
Der, wo er ſchreitet, noch durch Erdenbreite entzücket,
Und zum Verderben ſelbſt ſich ſchmücket,
Dem großen Künſtler ahmt ihr nach.
Wie auf dem ſpiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend ſchweben,
Das Abendrot, das Blütenfeld;
Es ſchwimmet auf dem bärt'gen Leben
Der Dichtung bunter Sternenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die ſüßeſte aller Undetanne,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit hohem Zauberſcheine
Der Sorgen ſchauervollen Chor.
Jahrtauſende hab' ich durchmeſſen,
Der Vorwelt unabſehlich Reich:
Nie ſaget die Menſchheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt ſie hinter euch!

Die einſt mit ſtärkſtem Geiſter
Voll Kraft aus euren Bahnbrechern ſtieg,
In eurem Arm ſank ſie ſich wieder,
Als durch der Zeiten ſtillen Sieg
Des Lebens Bilder von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an ſeinem Stabe ſchlich.
Da richtet ihr auf friſcher Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweymal verjüngte ſich die Zeit,
Zweymal von Samen, die ihr ausgeſtreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Jünglingsbund aus dem Oſten,
Der junge Tag, im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Bilder Joniens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
Ganz ſpiegelrund einen ſchönen Widerſchein.
Und prangend zog in die geſammelten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven ſprach jetzt Menſchenrecht;
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geſchlecht.

Mit ihn'rer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit ſchweigendem Verdienſt zurück.

Wenn auf des Denkens fernſtaaten'ten Bahnen
Der Forſcher jetzt mit rühmen Glücke ſchweift,
Und, trunken von ſiegreichen Planen,
Mit kühner Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Erdbenreflexe
Den alten Führer zu entlaſſen glaubt;
Und wenn dem getrauten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Verblendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, den Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur;
Mit euch, dem ſternbeg'ten Grenztanze,
Schließt ihr vollendende Natur.

Dir von dem Thron, dem Stern beſtimmten auf
ertönen.
Die ſchöpferiſche Kunſt, unſichtbar mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes unermeß'nes Reich.
Was in des Wiſſens Land Entdecker war erſtaunen,
Entdecken ſie, erfingen ſie für euch.
Der Seher, die der Denker außerkürer,
Bückt er zu eurem Armen erſt ſich fernen,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft der Schönheit zugereift,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn —
Wenn er auf einen Hügel mit euch ſteiget,
Und ſeinem Auge ſich, in mildem Abendſchein,
Das materiale That — auf einmal zeigt.
Je reicher ihr den ſamenen Blick vergnügt,
Je bild're ſich'rer Ordnungen der Geiſt
In eurem Zauberbund durchdringt,
In einem ſämtlichgenen Genuß unterrichtet;
Je weiter ſich Gedanken und Geſtalte
Dem höhern Harmonieſpiele,
Dem friſchern Strom der Schönheit aufgethan —
Je ſchön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
Stehn er die hohen Formen dann vollenden,
Je ſchön're Rätſel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umſchließet,
Je breiter ſtrömt das Meer, mit dem er fließet,
Je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
Je öder ſterben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.
So führt ihn, in verjüng'rtem Lauf
Durch immer reine're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhen und immer ſchön're Sohne
Der Dichtung Blumenleiter ſich hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des ſängſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umſchmeichet von der Zeugerreue,
Steht dann vor ihrem mündgen Sohne
Entſchleiert — als Urania;
So ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchwerer er von ihr gefloh'n!
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſes ehrer Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
Zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!

Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane;
Sinn lenkte ſie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gebichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reimes Hülle,
Erſcheine ſie in dem Geſange
Und rächе ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freyen Mutter freye Söhne,
Sammelt euch mit freiem Angeſichte
Zum Straßenkampf der höchſten Schöne!
Um andre Kronen bubler nicht!
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
Was ſchöne Seelen fühlen empfunden,
Muß freilich und vollkommen ſeyn.
Erbebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm'rt ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tauſendfach verſchlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann unwiderruflich entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Sonnenſtrahl lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenfarben
Zerrinnen in das weiße Licht,
So ſtrebt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den krank'nen Blick,
So ſtrebt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück!

Die berühmte Frau.

Epiſtel
einer Ehemannß an einen andern.

Beklagen ſoll ich dich? Mit Thränen bitt'rer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Unzertreue
In eines Andern Armen ſucht.
Was ihr die dreimal verfluchte
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne Deine leichter tragen.

Dich ſchmerzt, daß ſich in deine Rechte
Ein Fremder theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menſchlichen Geſchlechte.
Vom Belt bis an der Weſel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Baierſtadt der Moden,
Wird ſie in allen Buden feil geboten,
Muß ſie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schmutzicht, jedem Hafen,
Kunſtrichterlich ſich muſtern laſſen,
Muß ſie der Brille des Philiſters ſtehn,
Und wie's ein ſchmutz'ger Ariſtarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel ihre Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn ſtrafen wollte!
Nimmt typographiſch ſie wie eine Meſſung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf.
Wovon ich billig doch allein nur ſprechen ſollte.

Dein Weib — Dank den tauſendfachen Gefahren!
Weiß deiner Gattin Ehre doch zu ſchätzen.
Sie weiß warum? und thut ſehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagſt, daß im Parterre und an den Pharaotiſchen,
Erſchüttert du, alle Zungen ziſchen? —
O Mann des Glücks! Wer einmal das von ſich
Zu rühmen hätte: — Mich, Herr Bruder, mich
Beſchert mir endlich eine Mottenut
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine ſteife Hälfte nur.

Kann iſt der Morgen grau,
So kraßt die Treppe ſchon von blau'n und gelben
Röcken.
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Stumirt: an die verehrte Frau.
Sie ſchläft ſo ſüß! — Doch darf ich ſie nicht ſtören.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“
Raſch öffnet ſich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erſter Blick fällt — auf Recenſionen.
Das ſchöne blaue Auge — Mir
Nicht einen Blick! darunter ein elendes Papier.
(Laut dort man in der Kinderſtube weinen)
Sie legt es endlich weg, und frägt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet ſchon;
Doch halbe Blicke nur beglücken ihrem Spiegel.
Ein mürriſch ungeduldig Drehn
Gibt der erſcrocknen Zofe Flügel.
Von ihrem Puptiſch ſind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karoſſen raſſeln jetzt heran,
Und Miethlakeen ſpringen von den Tritten.
Den ödſtenden Adel, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutſches leſen kann,
Grosing und Compagnie, dem 3°° Wandersmann
Gebbe den der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demantbort ſich in die Ehe bräkt,
Und Ehmann heißt, wird vornehm anerkannt.
Hier darf ihr — wird Dein Hausfreund ſo viel
wagen!
Der dümmſte Fat, der ärmſte Wicht,
Wie ſehr er ſie bewund're, ſagen
Und darf's vor meinen Augen thun!
Ich ſteh' baben, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuſpeiſen.

Bey Tafel, Freund, beginnt erſt meine Noth,
Da geht es hart meine Ohren!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lover waſchen.
Mein ſchwer verdienter Bißen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O daß ſelbſt vermeidlich
Unſterblichkeit iſt meines Nierenſteines Tod.
Den Wurm an alle Zinger, welche drucken!
Was, meinſt du, ſey mein Dank? Ein Kokettiren.
Ein Mienenſpiel, ein ungeſchlachtes Bettagen;
Erzählt du's nicht? O ich verſteh's genau:
Daß den Brillant von einer Frau
Ein ſolcher Poſten davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wieſen und auf
Feldern
Strreut die Natur den bunten Teppich hin;
Die Blumen flechten ſich in angenehmes Grün,

Die Lerche ſingt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr iſt der Frühling wonnetrunken.
Die Sänger der ſüßeſten Gefilde,
Der ſchöne Hain, der Zenge auf'rer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen hören nicht geliebt,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Zubelruf der Weſen
Begeiſtert ſie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahreszeit iſt ſo ſchön — zum Reiſen.

Wie drängend voll muß jetzt in Pyrmont ſeyn!
Auch dort man überall das Karlsbad preiſen.
Hufeis iſt ſie dort — in jenem eirunden Reihn,
Wo Griechen unterſucht mit Weiſen,
Celebritäten aller Art,
Verträglich wie in Charond Kahn gepaart,
An Einem Tiſch zuſammenſpeiſen;
Wo, eingeſchickt von fernen Meilen,
Jerniſſne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Noch and're — ſie mit Würde zu beſtehn.
Um die Verſuchung tätſern ſtehn —
Dort Freund — o lerne dein Verhängnis preiſen!
Dort wandelt meine Frau, und läßt mir ſieben Waiſen.

O meiner Liebe erſtes Jünglingsjahr!
Wie ſonnell — ach, wie ſo ſchnell biſt du entflogen!
Ein Weh, wie keines iſt, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geiſt, mit unzerſtörbarm Sinn
Und weichen leicht bewegbaren Gefühlen,
So ſah ich ſie, die Herzensſtörerin,
Gleich einem Maytag, mit zur Seite ſpielen;
Das ſüße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus den beiden Augenpaare;
So führt' ich ſie zum Traualtare;
O wer war glücklicher als ich!
Ein Blütenfeſt deweidenvoerlber Jahre
Sah lachend mich und dieſen Spiegel an.
Mein Himmel war mir aufgethan.
Sonn ſah ich ſchöne Kinder um mich ſcherzen,
In ihrem Kreis die ſchönſte ſie,
Die Glücklichſte von allen ſie.
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewig feſten Bund der Herzen.
Und nun erſcheint — o weh' ihm Gott verdammen!
Ein großer Mann — ein ſchöner Geiſt.
Der große Mann thut eine That! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zuſammen.

Wen hab' ich nun? — Bewegungsvoerther Tauſch!
Erwacht aus dieſem Wonnerauſch.
Was iſt von dieſem Engel mir geblieben?
Ein ſtarker Geiſt in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwiſchen Mann und Weib,
Gleich ungeſchickt zum Herrſchen und zum Lieben;
Ein Kind mit einer Rieſen Waffen,
Ein Mutterding von Weiſen und von Affen!
Um kümmerlich dem ſtärkern nachzuſtreben,
Dem ſchönern Geſchlecht entfloh'n,
Herabgeſtürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Myſterien entweihen,
Aus Cythereas gold'nem Buch*) geſtrichen
Ihr — einer Zeitung Snakenleben.

*) Gold'nes Buch; ſo wird in einigen italieniſchen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeliſchen Familien eingeſchrieben ſtehen.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, ſo, Freundin, ſpielt um dich die Welt!
Doch ſo, wie nie ſich malt in deinem Herzen.
In deiner Seele ſchönen Spiegel fällt.
Es iſt ſo nicht. Die ſüßen Huldigungen,
Die deines Herzens Ziel dir errungen,
Die Wunder, die du ſelbſt gethan,
Die Reize, die dein Daſeyn ihm gegeben,
Die trennest du für Reize deines Lebens,
Für ſchöne Menſchlichkeit und an.
Dem beiden Zauber nie entweihter Jugend.
Dem Talisman der Unſchuld und der Tugend,
Den will ich ſeyn, der dieſem trogen kann.

Frob tummelſt du im ſüßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glückſtern, die du genaudt, der Seelen,
Die du gewonnen haſt, darin.
Den allerſüß in dem lieblichen Betrunge!
Nie ſtörge von dem Traumes ſtolzem Zinge
Ein krauriard Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete ſchmücken,
So pflanze ſie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte ſie, doch pflücke ſie nicht ab.
Geſchaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden ſie zu deinen Füßen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Metriſche Ueberſetzungen.

Vorerinnerung des Verfaſſers.

Einige Freunde des Verfaſſers, die der lateiniſchen Sprache nicht kundig, aber fähig ſind, jene Schönheit der alten Klaſſiker zu empfinden, welchelten durch ihn mit der Kenntis der großen römiſchen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, ſeines Wiſſens, noch keine nur irgend lesbare Ueberſetzung ſich findet. Die hauptſächliche Schwierigkeit, die ihm bey Ausführung ſeines Vorhabens aufſtieß, war die Wahl einer Versart, bey welcher von den weſentlichen Vorzügen des Originals am wenigſten eingebüßt würde, und welche dasjenige, was ſchon allein der Sprachverſchiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen muß, von einer andern Seite einigermaßen erſetzen könnte. Der deutſche Hexameter ſchien ihm dieſe Eigenſchaft nicht zu beſitzen, und er hielt ſich für überzeugt, daß dieſes Sylbenmaß, ſelbſt nicht unter Klopſtock'ſchen und Voß'ſchen Händen, derjenige Vorzug wäre, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil ſeinem Ueberſetzer zur erſten Pflicht machte. Durch dieſes Versmaß alle glaubte er es ſchlechterdings aufgeben zu müſſen, mit der Gedrängtheit des Virgil'ſchen Verſes zu ringen. Er glaubte, der ganz eigene magiſche Gewalt, wodurch der Virgil'ſche Vers uns bewegt, in der feinen Miſchung von Leichtigkeit und Kraft, Ernſt und Größe, Majeſtät und Anmuth zu ſuchen, wodurch der römiſche Dichter von ſeiner Sprache unſterblich weit mehr unterſtützt wurde, als der Deutſche von der ſeinigen jemals kann. Mußte von dieſen beyden ſo verſchiedenen Eigenſchaften des Ausdrucks eine der andern in der Ueberſetzung nachgeſetzt werden, ſo glaubte er den vorzuziehen, welcher der Kraft, Majeſtät und Würde jener einzigen Abbruch that, aber dem Ausdruck von Grazie, Geſchmeidigkeit, Bewegung viele günſtiger iſt, am allervorzüglichſten zu ſeyn.

Stärke, Erhabenheit, Würde und weit weniger absolute von der Form, und betrachten weit weniger von dem Ausdruck unterstützt zu werden, als die letztern Eigenschaften: und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muß in einer Art von Darstellung die Probe halten, welches den den andern Eigenschaften der Fall nicht ist, denen man also durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muß. Ob sich dieß verhältnis sogar mit trefflichen Gründen behaupten, daß für einen ernsthaften, gewichtigen, passionirten Inhalt die reimende leichte Form, so wie in einer bekannten Stellung des Aristoteles für den geringfügigen Inhalt der feierliche Form, vorzuziehen sey. Die bessern Dichter, welche der Verfasser der Aeneis so oft auf das Korn seines Lesers führt, der grobsinnlich eingerichtete Inhalt seines Gedichts, die ganze Oconomie seines Gangen, werden durch eine gefällige Barbarei gewinnen, und die Barmonie, der Numerus in der Einkleidung schon vielleicht nicht allein mit der andern gewinnen, oft gar empfunden, schildern aus. Diese Aehnlichkeit verpflichtet bewog den Verfasser, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutschen Versarten, welche unsre Sprache noch zuweilen ihrer angenommen Würde vergißt, und durch einen männlichen Ernst der Poesie noch hinlänglich verbunden wird, sich Weichlichkeit oder Spielerei zu fallen. Der Verfasser konnte diese Wahl um so mehr den sich redtfertigen, da es sein Erscheinung des Ariost und Tasso zur ausgemachten Wahrheit geworden ist, daß die achtzeiligen Stanzen, besonders mit einiger Freiheit behandelt, für das Große, Erhabene, Pathetische und Schreckhafte selbst einen Ausdruck haben — freylich nur unter den Händen einer Meisters, aber wer pflegt auch im ersten Feuer eines Entschlusses und von Begeisterung hingerissen, eine so strenge Berechnung mit seinen Kräften zu halten, und dasjenige, was die Form leichter, von dem, was er selbst dazu mitbringen muß, sorgfältig abzuwägen? Der Leser wird entscheiden, ob sich der Verfasser auf das Instrument, das er wählte, verstanden hat; genug, wenn ihm nicht bewiesen werden kann, daß schon in der Wahl der Versart gefehlt worden sey.

Hier übrigens die Schwierigkeiten kennt, die sich einem Uebersetzer der Aeneis, und vollends in einer getreuen Versart, in den Weg stellen, weiß eher im Fall sey, zu wenig, als zu viel zu erwarten. Nicht die geringste darunter war, eine glückliche Einbildung zu treffen, welche der lateinische Dichter seinem Uebersetzer nicht nur nicht verschafft hat, sondern sehr oft entweder zerstört hat. Das lateinische Original bewegt sich in einem leichten Versmaße fort, und Virgil hat sich in seinem Maße den Versfuß bestimmt, welcher diese Form am geschicktesten. Dieser gleichförmige Gang des Versbaues machte nun in der Uebersetzung durch viele kurze Kunstzeuge unterbrochen und ein einziges zusammenhängendes Gang in mehrere Stücke, sich theils auseinander schmiegende, Gänge aufgelöst werden, wenn anders die Stanzenform angenommen bleiben, und das klassische Original einer Uebersetzung verwandt werden sollte. Zum Beweise es sich nicht leiten, daß nicht bisweilen vier oder fünf lateinische Hexameter in eine Stanze aufgenommen, oder auch umgekehrt acht und neun Verse des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepreßt worden. Bey einem Dichter, der sich so wenig müßigen will, als Virgil, war die leichte Operation unbrauchbar der Weitschweife; doch glaubt der Verfasser, die seinem Original gebührende Achtung leisten zu haben, überdieß zu haben. Es kam ihm zu statten, daß selbst der aufmerksamste Virgil, dem Abenteuer oder der unverständlichen Verfahren zu gefallen, nicht selten entfernte Hülfsmittungen und selbst Hülfsverben sich erfindet, welche die Schwung des Uebersetzers weniger verletzen.

Sehr oft unterstützt er sich einer jeden halbfühlenden fremden Prüfung, was die Gewissenhaftigkeit und Treue seiner Uebersetzung betrifft, verbittet sich aber bemalt auf Feierlichkeit jede Vergleichung seiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römischen Dichters, welche unnachsichtlich und ohne seine Schuld zu seinem Nachtheil ausfallen muß; denn er fordert alle gewaltige, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwankenden, unregelmäßigen, breiten, gestalten, raunbrauchenden Sprache, als unsere liebe Muttersprache ist, mit der feinen Oekonomie und dem unnachahmlichen Fluß der lateinischen ohne Nachtheil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, sich an eine Uebersetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen, verspricht er in der Folge noch einige Bruchstücke aus dem vierten und sechsten Buch; wäre es auch nur, um den römischen Dichter den unsern unbekannten Publikum in die ihm gebührende Achtung zu setzen, welche er seiner seiner Schule schwer verscherzt zu haben, seitdem es der Mittmäßigkeit Mode gefallen hat, ihn dem einseitigen Geist der Frivolität zum Opfer zu bringen.

Die Zerstörung von Troja.

Freye Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneide.

Still war's, und jedes Ohr hing an Aeneas Munde.
Der also anhub von erhab'nen Pfühl:
O Königin, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!
Wen Troja's trübsalvollen Geschicke verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Dranggal alle soll ich offenbaren.
Die ich gesehn und meistens selbst erfahren.

Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grausamen Ulyß erzählte thränenlos!
Und schon entsteiget die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergesenkten Plejaden.
Dem treibt sich so gewaltige Begier.
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geschick zu hören,
Seo'd denn! Wie sehr auch die Erinn'rung mir
Die Seele schaudernd mag empören!

Der Griechen Fürsten, auserkoren
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Ersannen endlich durch Minervens Kunst
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Bedäckte Wiederkehr, wie ihrer List erdichtet.
Dahinein zu flehen von der Götter Gunst.
Der Leen der Tapferen bigat sich in den Gedünde,
Und Waffen sind sein Eingeweide. *)

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
Den Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen.
An Gütern reich, so lange Troja stand,
Jetzt ein verrätherischer Strand.
Wo im Verborgnen die Kauzmannsschiffe weilen.
Dort hielt der Griechen Heer sich auf verlaß'nem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
Und mit des Windes Hauch Myrmen zugeflogen.

Alsbald spannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrer sich los!
Heraus stürzt alles Volk in frohem Innerschwarme,
Das Loos zu besehn, auf dem sein Leben stoß.
Dort, heißt es, wüthleten der Myrmidonen Arme,
Hier schwang Achill das schreckliche Geschoß.

*) Eine Lesart:
Und füllten ist sein Eingeweide.

Dort lag der Schilde zahlenloſes Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

Mit Staunen weilt der überraſchte Blick
Beim Wunderwan des ungeheuren Roſſes,
Ithmät, ſey's böſer Wille, ſey's Geſchick,
Blähſinnt es im innern Raum des Schloſſes.
Doch bang' vor dem verſteckten Feind
Räth Capys an, und wer es redlich meint,
Den ſchlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erſt ſein Inn'res zu beſchauen.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm eilend herunter kam.
Raſch ihr, Dardanier! ruft er voll bangen Sorgen,
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde ſeyn geflo'n!
Ein griechiſches Geſchenk iſt dein Betrug verborgen?
Es ſchickt nennt ihr Laertiens Sohn!

Wenn in dem Roſſe nicht verſteckte Feinde lauern,
So droht es ſonſt Verderben unſern Mauern,
So iſt es ausgeſpähet, die Stadt zu überliſten,
Sie ſollen ſich die Mauern bſteigen
Vor ſeinem kürzenden Gewicht,
Es iſt's ein anderer von ihren tauſend Ränken,
Der hier ſich birgt. Trojaner, trauet nicht.
Die Griechen fürchtet ich, und doppelt, wenn ſie ſchenken.

Dieß ſagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit ſtarken Kräften in des Roſſes Lende,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Wände,
Und hätte nicht das Schickſal ihm verwehret,
Nicht eines Gottes Macht unmerkt ſeine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug ſein Eifen aufgeführt,
Noch ſtände Ilium, und Pergams feſte Zinne.

Indeſſen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
Mit lärmendem Geſchrey ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſtellte den Verirten,
Und bot freiwillig ſich den Banden dar.
Durch falſche Botſchaft Troja zu verderben,
Mit dreiſter Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, ſammelt um und um
Die wilde Jugend ſich aus Ilium,
Wetteifernd höhnt mit derben Sporte
Den eingefangnen Fang die rauhgeſinn'ge Rotte.
Und werfet ihr dahgeſtellt ſo vieler Feinde Grimm
Jetzt er mit ängſtlichſtinnem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus Einer Griechenvolk der Griechen ganze Tücke!

Weh! ruft er aus, wo öffnet ſich ein Port,
Wo tönt ein Meer ſich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kann entgangen,
Seh' ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgeſtimmt von dieſem Wort
Legt ſich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn, fortzufahren.

Weß Stamm's er ſey? Was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, ſelbſt in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angſt verſchwanden.
Was er auch ſey, ruft er, dr. Könia, ſey's geſtanden.

Empfange den Beweis von Simons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören,
Hat mein Verhängniß gleich dem Elend mich geweihet,
Zum Lügner ſoll es nimmer mich entehren.

Zeug das Gerücht vielleicht den Namen und die Thaten
Des greiſen Palamed zu deinen Ohr,
Der, vodhaft angeklagt, weil er den Krieg mißrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den ſie im Grabe ſpäterhin jetzt beklagen?
Mit dieſem hat, er iſt mir anverwandt,
Seit dieſes Kriegs erſten Tagen
Der dürft'ge Vater mich nach Argos geſandt.

So lange Palamed der Herrſchaft ſich erfreute,
Und in dem Rath der Könige mit ſaß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyſſens Haß.
Wie kannt den Schwätzer nicht dem Orkus übergaben.
Da ſtieß in Trauer ihn mein unbemerktes Leben,
Und der verhaßt'ren Rache Schmerz
Zermagte ſtill mein wundes Herz.

Weh mir, daß ich ſie nicht verſchwieg,
In laut zu ſeinem Rächer mich erklärte,
Wenn einſt ein Gott aus dieſem Krieg
Siegreich Heimkehr mir gewährte!
Mit einer Rede wendt' ich ſchweren Groll,
Seitdem ermächtet, mir Feinde zu erwecken,
Ulyſſes nicht, und wußte raſtenell
Mit immer neuen Ränken mich zu ſtrecken.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche ſchon in Ilium.
Wohlan, ſo wärgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Atriden willkommne Botſchaft ſeyn,
Das wird die Söhne Aretes dem erfreun,
Und herrlich werden ſie's euch lohnen.

Ohn' Ahnung des Betrugs, der auf dem Griechen
ſpricht,
Steigt unſre Neugier, ihn den Anſchuldigung abzufragen,
Und er, mit ſolchen verſtellten Zaorn,
Vollendet ſo den täuſchenden Bericht:
Oft, ſprichter, wurden Wunſch lebendig bey dem Heere,
Der langen Kriegesnoth ſich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn,
O daß es doch geſchehen wäre!

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Roß von Zimtenholz ſtand längſt ſchon aufgethürmet.

Als, vom Orkan gepeitſcht, die finſter Luft geſtürmet.
Verlegen ſendet man zuletzt Eurypylus,
Zu fragen an des Schickſals Throne,
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit dieſem traur'gen Schluß:

Mit Blut erkaufet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Dianä Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden;
Ein Grieche bringe ſie zum Todesopfer dar.
Plötzlicher Angſt durchlief die zitternden Gemüther,
Als in dem Lager dieſe Poſt erklang,
Und jedes Auge fragte bang:
Wen wohl der Zorn der Gottheit meine?

Jetzt riß Ulyß mit lärmendem Geſchrey
Den Seher Calchas in des Heeres Mitte.

Und bringt in ihn mit ungeſtümer Bitte,
Zu ſagen, weſſen Haupt zum Tod beſtimmet ſey?
Schon ließen viele mich, mit ahnungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben
ſchauen.
Zehn Tage ſchließt der Prieſter ſchon ſich ein,
Um ſeinen ang'ſtenen Volk dem Untergang zu weihen.

Zuletzt, als ihnat' er dem bereiten Flehen
Ulyſſens nicht mehr widerſtehen,
Läßt er geſchieht den Namen ſich entreißen,
Und zeichnet mich dem Mördereiſen.
Man ſtimmt ihn an, und freh ſteht jeder bie Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
Der Unglückstag iſt da, die Binde ſchmückt mein Haar,
Man ſtreut das Mehl, das Opfer iſt bereitet.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerriß die Bande,
Und barrte bei Nachts in eines Schiffes Bohr,
Bis die Armee, wenn ſie zum Vaterlande
Vielleicht ſich eingeſchifft, von Ufer ſich verlor.
Nie wird' ich, ach! die Heimath mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in dieſe Arme ſchließen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wuth
Der Danaer an dieſem theuren Blut.

Und nun bey allen himmliſchen Dämonen,
Die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend
wohnen,
Laß ſo viel Leiden dir zu Herzen gehn!
Hab' du Erbarmen mit dem Unglückſeligen,
Der, was er nicht verſchuldet, erbebt! —
Wir ſehen jammernd ſeine Thränen rollen;
Es ſiegt in uns die Stimme der Natur.

Sogleich läßt Priamus der Bande Band ihm löſen,
Und ſpricht ihm Troſt mit milden Worten ein.
Du biſt, ſpricht er, ein Danaer geweſen;
Wer du auch ſeyſt, hinfort wirſt du der Unſre ſeyn.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum ſo rieſengroß?
Zu welchem Prunk? Sprich! Welchem Gott zu
Ehren?

Er ſtraub's, und jener Böſewicht, erwandt
In jeder Liſt, Prahler im Betrügen,
Hebt himmelan die ledigarbund'ne Hand.
Dich ruft er, ew'ges Licht, dich Rächer aller Lügen,
Dich Oſterwerd, dem ich durch Kunſt entrann,
Dich, ſcheußlicher Stahl, den Mordaxt auf mein Haupt gezückt,
Dich, prieſterliches Band, das meine Schläfe ſchmückte.
Euch ruf' ich jetzt zu Zeugen an.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär' ich mich auf ewig losgezählet.
Für Einen darf's hinfort kein Vaterland,
Ich mache kund, was ihre Liſt verhehlet.
Gedenke du nur deines Worts, Fürſt,
Und ſchone, Troja, den, der Rettung dir geſchenket.
Iſt's anders wahr, was du jetzt hören wirſt,
Und werth, daß man es überdenket.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwärme;
Doch ſeit Ulyß, der Schalk, und Diomed, der Freche,
Der Göttin Bild aus ihrem Heiligthum
Zu reißen ſich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne ſelbſt mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, ſchwand
Der Griechen Glück dahin, ganz ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Gunſt entwichen,
Bald zeigte ſich in fürchterlichen
Erſcheinungen der Göttin Strafgericht.
Kaum ſtellt das Bild im Lager ſich, ſo blitzen
Die offnen Augen und die Glieder ſchwitzen,
Und dreimal ſchrimt (entſetzliches Geſicht!)
Die Göttin ſich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze ſchüttelnd zu erbeben. *)

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf ſchneller Flucht die Heimath zu gewinnen,
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So ſpricht das Schickſal, Pergams feſte Zinnen.
Sie hätten denn auf's neu der Heimath Strand
berührt,
In wiederholter Fey'r die Göttin zu verſagen,
Zum alten Heiligthum das Bild zurückzutragen,
Das ſie auf frummen Schiffen weggeführt.

Jetzt zwar ſind ſie noch Argos heimgefahren,
Doch führet ſie Kalchas bald mit neuen Kriegesſcharen
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Roß
Ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu ver-
ſöhnen,
Und nicht umſonſt ſehr ihr's ſo rieſengroß.
Es ſollte der Koloß das enge Thor verrammen,
Nie ſollt' euch der Beſitz des Wunderbild's erkennen,
Nie ſollt' es eurer Stadt den alten Schutz ernennen.

Denn wagtet ihr's, Minervens Heiligthum
Mit Frevlerhänden zu verſehren,
Sie trug der Göttin Finch ganz Ilium,
(Wärt ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Roß in eure Stadt gezogen,
So wäßte Aſien zu und des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!

Von dieſer Lügen ſchlau gewebten Banden
Ward unſer redlich Herz unfreiht;
Der Zweifel wird in jeder Bruſt erſtickt;
Die dem Tydiden männlich widerſtanden,
Die der theſſaliſche Achill nicht zwang,
Nicht zehenjähr'ge Kriegeslaſten,
Nicht das Gewühl von tauſend Maſten,
Beugt ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber ſtellt ſich den entſetzten Blicken
Ein unerwartet ſchrecklich Schauſpiel dar.
Es ſtand, den Opferfarren zu zerſtücken,
Laokoon am feſtlichen Altar.
Da kam (mir bebt die Zung', es anzudeuten)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar.
Den Schwarm gereiht in fürchterlichem Bogen,
Dahergeſchwommen auf den ſtillen Wogen.

Die Brüſte ſteigen aus dem Meeresbade.
Hoch aus den Waſſern ſtreigt der Kämme blut'ge Glut,
Und nachgeſtaltet in ungeheurem Rade
Regt ſich der lange Rücken in der Flut.
Laut rauſchend ſchäumt es unter ihren Pfade.
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Gewegt am Rachen zittern ihre Zungen;
So kommen ſie an's Land geſprungen.

Der bloße Anblick bleicht ſchon alle Wangen.
Und auseinander ſieht die furchtentferte Schaar;

*) Erſte Lesart:
Und dreimal ſtrigt, entſetzliches Geſicht!
Mit Schild und Speer und wüthender Gebärde
Die Göttin ſelbſt auf der gerüſteten Erde.

Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwinden,
Den ersten Hunger stillt der Söhne Blut;
Der Unglückseligen Gebeine schwinden
Darin von ihres Bisses Wuth.

Zum Beystand schwingt der Vater sein Geschoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos,
Gelähmt von ihrer Leiber Reifen;
Zwey Ringe sieht man sie um seinen Hals, und noch
Zwey andre schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Hälsen und Genicken. *)

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, strengt
Der Arme Kraft sich an; des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenmal durchdringt
Der Wolken Schooß mit verstandem Gebrüll:
So brüllt der Stier, wenn er, getroffen von Beile
Und flatternd, dem Altar entspringt.

Die Drachen trinkt ein blitzgeschwinder Schuß
Zum Heiligthum der furchtbar'n Tritonide;
Dort legen sie sich zu der Göttin Fuß.
Besänftigt vom weiten Umfreis der Aegide.
Entsessen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerechte Rüstung heißt Lasvons Geschick,
Der frey und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Sperre.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und Scheu an der Göttin Milde!
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt ist aufgethan,
Und auf der Walze sänftlichem Wogen
Rollt es dahin, von Seilzügen fortgezogen,
Verderbenträchtig, schwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollt's in Priams Königssitz.

Und hochgethürmt, den Strang berühret zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gem Liedern die verehrte Last.
O meine Vaterstadt, so reich an Siegeskronen!
O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen!
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast.
Viermal hat es am Eingang still gehalten,
Und viermal klang das Erz in seines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
Verblendet, fegen wir die unglückschwangre Bürde
Beym Tempel ab. Apolls Orakel spricht
Weissagend aus Kassandrens Munde.
Es spricht von Trojas letzter Stunde;
Der glauben selbst der Gottheit nicht.
Von festlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen ist's um uns geschehen!

Indessen wandelt sich des Himmels Bogen
Und Nacht stürzt auf des Meeres Wogen;
Mit breitem Schatten hüllt sie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.

*) Erste Lesart:
Zwey Ringe haben sich um seinen Hals gedrückt,
Zweymal den Schuppenleib gestrudelt um Brust und Hüften,
Und ihres Halses schwanke Säule ragt
Hoch über seinem Scheitel in den Lüften.

An Trojas Mauern sinnt es an zu schwirren.
Der Schlummer spannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mord allein zum stillen Zeugen,
Der Griechen Flotte sich von Tenedos.

Geleitet von dem Feuerbrande,
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt sie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beschützt,
Eröffnet Sinon still den Bauch der Fichte,
Gefangnem giebt das aufgethane Roß
Die Krieger von sich, die sein Leib verschloß,
Und hoch entfernt entspringen sie zum Lichte.

Herab am Seile gleiten schnell die Fürsten,
Thessandrus, Stenelus, Machaon, Acamas;
Ihm folgt mit Thiodem, die nach Blute dürsten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas.
Zuletzt Epeus, der das Roß erbaut;
Sie stürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf betäubt;
Die Wachen würgt ihr Stahl, indeß schon die Genossen,
Durchs Thor eindringend, zu den Fürsten stoßen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des ersten Schlummers Wohlthat sich hernieder,
Und schlief mit süßem Zauberband
Die kummerschweren Anarmlieder.
Da sah ich Hektors Schattenbild
Im Traumgesichte mir erscheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt.
Ergossen in ein lautes Weinen. *)

So wie ihn einst durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweygespann gerissen,
Von blut'gem Staub geschwärzt und mit durchbohrten Füßen.
Ihr Götter, wie von Schmach entstellt!
Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
In des Peliden Rüstung prangetrotzt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geschleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befleckt, der Locken schönes Wallen
Gerinnt von blut'gem Leime, stand er da,
Den Leib bedeckt mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihm empfangen sah.
Den hohen Schatten zu besprechen,
Geöffnet mir des Herzens feur'ger Drang;
Die Wange brennt von heißen Thränenbächen,
Und von den Lippen fließt der Trauerklang:

„O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geschmachtet hat!
O sey willkommen, Licht der Vaterstadt!
Warum und wo hast du so lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir bestehen,
Von so viel Noth und Herzensangst ermatten,
Ehe wir geliebte Leichname bestatten,
Eh' dich die Freunde wieder sehn!

O sprich, und welcher Frevel durft' es wagen,
Der Augen sonnenhelleren Sternen
Mit Blut und Staub umnachtig zu entweihn?
Was sollen diese Wundenmähler sagen?"
Doch seinen Laut vernimt der Geist,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief gebeugten Ueberzügen
Ein schwerres Ach der Junge Band durchreißt.

*) Erste Lesart:
Den Blick in tiefen Gram gehüllt,
Der Stimmen Ton erfüllt von saurem Weinen,

„Fort, Göttinsohn! Fort, fort aus diesem Brand!
Die Mauern sind in Feindes Hand.
Die stolze Troja stürzt von ihren Höhen,
Genug, genug ist für das Vaterland,
Genug für Priams Thron gestritten!
Wär's eines Mannes tapfer Hand.
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hätt' es dieser Arm vollendet.*)

Die Heiligthümer sind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten sie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für sie wirst du ein neues Ilium erheben
Nach langer Irrfahrt auf dem Ocean."
Er spricht's, und holt in schneller Eile
Mir vom Altar mit eig'ner Hand
Der mächt'gen Vesta heil'ge Säule,
Den Priesterschmuck, den ew'gen Feuerbrand.

Und draußen hört man schon ein tausendstimmig Heulen
Mit wachsendem Getön die bangen Laute theilen,
Es dringt der Waffen eisernes Gedränge
Bis zu Anchisens, meines Vaters, Hause,
Das hinter Bäumen einsam sich verbirgt;
Es donnert aus dem Schlummer mich empor:
Den höchsten Standort wähl' ich mir im Hause,
Und setze da mit offnem Ohr.

So fallen Feuerflammen in's Getreide,
Gejagt vom Wind, sie stürzt der Wetterbach
Sich rauschend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, so weit er Bahn sich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude.
Und ungerufne Wälder stürzen nach.
Es beraubt der Hirt, unwissend wo es bebar,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöse.

Jetzt lag es klund und aufgethan.
Die Danaer auf Treu und Glauben hatten!
Das Truggewebe sieht man jetzt schrecklich sich entfalten;
Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulkan,
Deiphobus erbau'te Burg in Stande.
Schon wird Ucalegon's, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Und des sigäischen Sundes Flut
Scheint wieder von des Feuers Glut. **)

Von lautem Kriegsgeschrey erzittern jetzt die Zinnen
Und schrecklich schmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos verwaffn' ich mich. Bewaffnet was beginnen?
Ein Heer zu sammeln schnell treibt mich der edle Zorn.
Und mit der Freunde Schaar die Beute zu gewinnen.
Verzweiflung selbst ist des Entschlusses Sporn.
Wie, ruf' ich aus, das Schicksal mit uns endet,
So stirbt ihm's sonder, die Waffen in den Händen.

Indem ich' ich entflohn der Feinde Pfeilen.
Den Priester des Apoll bei mir vorüber eilen,
Die überwund'nen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, fliehet er verlaßt zum Strand.

Halt, rief ich, o halt an, mich „ zu betrügen,
Mein Panthus, was beschließt das grimmde Geschick?
Welch Heiligthum wird uns noch Schutz gewähren?
Da giebt er seufzend mir zurück:

*) Erste Lesart:
Hätt Pergamus durch eines Kriegers Eifen
Dem letzten Schicksal zu entreißen,
Stand' mir, so wär's durch Hektors Hand.

**) Erste Lesart:
Vom flammenrothen Wiederscheine brennt
Des Meers Spiegel und das Firmament.

Der Tage letzter ist vorhanden,
Gekommen ist die unabwendbar böse Zeit;
Einst war es Teukrer, Troja hat gestanden,
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.
Der grimme Zeus gab Alles dem Argiver.
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergreift das Ungeheuer,
Und Sinon führt die Glut, frohlockend seiner That.

Und durch die zwanzigfach offnen Thore wogen
Schon Tausende und Tausende einher.
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen.
Es stehen andre mit gefrecktem Speer,
Mordlustig hingepflanzt auf engen Wegen.
Des Eisens Blitz starrt jeder Brust entgegen.
Kaum thun die ersten Wachen Widerstand
Und wagen das Gesecht mit ungewisser Hand.

Von diesen Reden feurig aufgefodert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg' ich dahin, wo's tödter, heißer lodert,
Der Donner stürzender Paläste trachet,
Wo vom Geschrey und vom Geklirr der Eisen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reißen;
Der günst'ge Mond giebt mir den treflichen Trost
Und Rhipeus Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis befielen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Eberbius, folgt dem Zug.
Den für Kassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnisvoll zu Trojas Ende trug!
Dem Vater seiner Braut bracht er hilfreiche Schaaren
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbesessen Braut.

Wohlan, beginn' ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umsonst voll Heldenmuths!
Gewissen sind, ihr seht's, und allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja schufen.
Treibt euch der Muth, dem tapfren Führer nachzueilen,
Kommt der entflammten Troja beizustehen,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!

Besiegte retten nichts, als Rettung aufzugeben.

Entflammet durch dies Wort ist ihres Gleichs Glut.
Und, Wölfen gleich, die durch den Nebel spähend schweifen,
Herausgelaßwild von des Hungers Wuth,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,
Geht's zum gewissen Tod durch Schwerter und durch Leichen.
Der dichten Nacht furchtbare Schatten streichen
Rings durch die Straßen; unser rähmer Muth
Verschmäht, auf Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der Meinen.
Wer macht die Opfer, die du würgtest, kund!
Wo nehm' ich Thränen her, sie zu bewinnen!
Sie fällt, die hohe Stadt, sie fällt, die grauen Altertümer
Gewohnt zu herrschen und zu siegen.
Auf Straßen, Schwellen, selbst im Heiligthum
Der Götter sieht man Todtenkörper liegen.

Doch glaube nicht, daß nur trojanisch Blut
Der Rächte schrecklichste getrunken.
Auch meines Volks erfind'ner Muth
Stimmt auf in manchen Heldenstunden.

Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angst, der Qual, des Jammers Stimmen hallen
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht.
Des Todes schrecklich wechselnde Gestalten!

Von Feinden warf zuerst mit einer großen Schaar
Androgeos sich uns entgegen.
Sein Irrthum stellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf, Brüder, eilt! ruft er. Wodurch so spät, ihr Trägen?
Die andern traten schon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erst jetzt den Schiffen euch entrissen!
Kaum endigt er, so fagt ihm ein verdächtig Wort,
Das Feindesthaten ihn umschließen.

Sein Fuß erstarret, und auf den Lippen stirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief verdeckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Zischtritt weckt;
Ihr blauer Hals schwillt an, mit gift'gem Grimme
Knirscht sie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet ihr geschärftem Blick
Androgeos erschrocken um. Wir dringen
In seine dichte Schaar, es mischen sich die Klingen.

In Troja fremd und halb von Furcht entleidt, erliegen
Sie unserm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft, erhebt von diesen ersten Siegen.
Chorebus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geschick
In diesem Fall selbst den Weg zum Leben.
Vertauscht den Schild! den griech'schen Helm auf's Haupt!
List oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

Er spricht's, und schleunig weht auf seinem Haupt
Des fremden Helmes Busch, Androgeos geraubt.
Er legt des Schildes Zierde zu vertauschen,
Und läßt ein griechisch Schwert von seinen Hüften rauschen.

Ihm folgt die ganze Jugend, und umhängt
Sich schnell die frischgemachte Beute.
So stürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unsern Gott! zum Streite.

Begünstigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht.
Und mancher Grieche fällt von unsern Streichen.
Schon fleuchen sie schaarenweis, dem brodenden Geschick
Am sichern Bord der Schiffe zu entweichen;
Bis in des Rosses Bauch scheucht sie die Furcht zurück,
Als Niemand schmeichle sich, im Dünkel großer Thaten
Der Götter Gnade zu entraten!

Was zeigt sich uns! Getheft an Tritoniens Altar
Erblickt man sich Kassandren zu ergreifen.
Wir seyn mit aufgesträubtem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen;
Zum tauben Himmel steht ihr glühend Angesicht.
Denn, ach! die Fessel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Chorebus Wahnsinn trägt es nicht.
Er sucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Ihm stürzt in dichtgeschlossnen Gliedern
Die ganze Schaar der Freunde nach;
Doch ach! von unsern eig'nen Brüdern
Kommt hier vom höchsten Tempeldach
Ein mörderisch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Febertrupfches fremde Zier.
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechselt, hatte sie betrogen.

Die Priesterin uns abzuringen.
(Verrathen hat uns längst der Sterbenden Geschrey)
Umstürmt uns der Dolopen Schaar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden selbst hervor.
So wenn im Sturme sich die Winde deutend schlagen.
Der wilde Süd, des Nordens rauhe Macht,
Der muth'ge Ost, auf Atlans raschen Wagen,
Es rauscht des Meeres Grund, des Waldes Tiefe kracht.

Jetzt schon wir noch zu ganzen Herren,
Die uns'rer Waffen glücklicher Betrug
Vor Kurzem noch im finstern Dunkel schlug.
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr sumfler Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes List, der Schilde falsche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen.

Jetzt siegt des Feindes Ueberwacht.

Es fällt zuerst, von Peneus durchstochen,
Chorebus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Gesetz der Jugend nie gebrochen.
Ripheus, der Rechtliche, den Jrinn gebar.
Die Götter richteten nicht so! Von Freundesstreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingestreckt;
Und kann der Priesterschmuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann selbst dein schuldlos Herz die Himmlischen erweichen?

Beyzeugt mir's, Trojas heil'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verschlang,
Daß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang.
Und war's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Wärgerhänden!
Jetzt wich ich der Gewalt, mir folgt vor Alter laß
Jphyt und schwer von Wunden Pelias.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautster Hall;
Als rast'te nirgends sonst der Streitenden Gedränge.
Nicht durch ganz Jlium der Waffen wilder Schall,
Erblickt ich hier ein fürchterlich Gemenge.
Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand,
Den Feind seh' ich die hohen Dächer stürmen,
Und mit der Schilde dichtgeschlossenem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

Ja sehr Leitern an die Mauern legen.
Entschlossen klimmt der trop'ge Sieger nach.
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Fest klammert sich die Rechte an das Dach.
Beschäftigt ist mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht.
Die letzte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn alles, alles fehlgeschlagen!

Heradgestürzt seh' ich die übergold'ten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach Innen
Von einer dichten Schaar Dardaner bewacht.
Ein feiner Muth lebt auf in unsern Seelen.
Der schwerbedrängten Burg den Königs beyzustehen.
Mit Stärke Stärke zu vermählen,
Und der Besiegten Muth mitstreitend zu erhöhn.

Noch führten zum Palast, der Menge unbekannt,
Geheime abgelegne Thüren.
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander sich verlieren.

Oft hatte, frey von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas ſeidnen Tagen
Auf dieſem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

Mich brachte er jetzt zum höchſten Dach hinauf,
Von wo die Teukrer mit gefangenen Händen
Werfen die Pfeile niederſenden.
Zum jähen Thurm verfolg' ich meinen Lauf.
Der Ahn's Dach empor zum Sternenhimmel ſtreckte;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet.
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze ſanftbedeckte Meer.

Von Tod umringt, zerreißen wie voll Muth
Der Dolop ſchon gewich'ne Fugen,
Und ſchleudern ſie auf der Achaier Flut
Mit ſammt den Pfeilern, die ſie tragen.
Herunter ſtürzen ſie mit donnerndem Gedrach,
Und weh den Erkrumenden, die ſich darunter ſtellten!
Doch friſche Krieger bringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

Als wollt' er jeden Feind vermalmen
Pflanzt Pyrrhus ſich im Glanz der Rüſtung vor das Thor.
Der Schlange gleich, genährt von böſen Halmen,
Die giftgeſchwollen ſchlief im eiderdeckten Moor,
Und neuverjüngt jetzt von ſich ſtreift die Schale,
Den alten Leib im Reif zuſammenringt.
Sich mit erhab'ner Bruſt aufſchlängt zum Sonnenſtrahle,
Und breyer Zungen Blitz im Munde ſchwingt.

Dicht an ihm ſteht der hohe Periphas,
Nächſt dem Automedon, Achilleus Wagenwender,
Es drängt ſich Ekpreus Jugend an den Pas,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbrände.
Vom Angel haut er ſelbſt das erzbeſchlag'ne Thor,
Und alle Bänder ſtürzt des Beiles Schwung zu Grunde.
Leicht wird das Holz durchbohrt, das feinen Schirm verlor,
Und weit geöffnet klafft des Thores Wunde.

Des innern Hauſes weiter Hof, die Schaar
Der Trojer, die den Eingang hüten,
Der alten Könige ehrwürd'ge Säle bieten
Dem überraſchten Blick ſich dar.
Und aus den innerſten Gemächern dringet
Der Männer Schrey, der Weiber jammernd Ach.
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken wiederklinget.

Man ſieht der Mütter Heer die weite Burg durchſchweifen,
Zum letztenmahl Lebewohl die Säulen neue umgreifen,
Und küſſen den empfindungsloſen Stein.
Ganz mit des Vaters Troy'ſcher Pyrrhus ſchon herein.
Ihn hält kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern,
Vom Widder eingerannt. Gewalt macht Bahn.
Tod iſt der erſte Gruß, ſo ſtuten ſie heran.
Von Waffen rauſcht's in allen Zimmern.

So wüthet nicht der hochgeſchwollne Bach,
Der ſchäumend ſeinen Damm durchbrauſt.
Der Felſen Kerkerwand mit wildem Grimm durchs hauen,
Er ſtürzt in's Feld mit früher Wogen Kraft.
Der Heerden Schaar auf den ertrunkten Auen
Irrt mit den Hürden fortgerafft.
Ich ſelbſt ſah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang ſtehn, und drey ihm die Ahnen.

Ich ſah auch Hekuba, ſah ihre hundert Töchter,
Sah Priam ſelbſt an den Altar getreten,
Den Vater blühender Geſchlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer friſch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
Der Enkel ſchöne Hoffnung in den Staub.
Die goldne Säule ſtürzt behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Mitleidig, Fürſtin, wirſt du fragen,
Wie König Priam ſeine Tage ſchloß?
So wiſſe denn: Kaum hört er Trojens Stunde ſchlagen,
Und ſah den Feind, der durch die Pforten ſich ergoß,
So ruft er ſich den Panzer anzuſchnallen,
Der die entwohnten Glieder niederzog.
Umhängt das Schwert, das längſt der Scheide nicht entflog.
Und ſtürzt zur Schlacht, als Fürſt zu fallen.

Es ſtieg in des Pallaſtes mittler'm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihm ſäuſelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich ſcheuen Tauben, die das donnerſchwüle Wetter
Zuſammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern hülend da.
Und ſchloß in ihrem Arm die unerweichten Götter.

Jetzt ſah ſie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen ſich bewegen.
Unglückliche, wohin? ruft ſie ihm bang entgegen.
Was für ein Wahnſinn reichte dir den Sperr!
Und wäre ſelbſt mein Hektor noch zugegen.
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieſes Heiligthum ſchützt Alle.
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

Sie ſprach's, und zog ihn zu ſich hin, und ließ
Im Prieſterſtuhl ihn Greis ſich niederſtrecken;
Da kam, von Pyrrhus mörderiſchem Streich
Durchbohrt, ſein Sohn Polyt, blutriefend, voll Entſetzen.
Der Feinde Hauſen durch, den weiten Vorgang
Durcheilt er rannt. Sein Blick ſucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz; den ſchon ergriffen Zang
Verfolgt Neoptolem mit mordergier'gem Sperre.

Schon haſcht ihn ſein furchtbarer Arm,
Und über ihm ſteht ſchon den Stahl der Vater ſchwebend;
Noch ſteht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Blut's das junge Leben.
Nicht länger ſchwebt das Vaterherz;
Obgleich erzurnt heut von des Mörders Grimme.
Erhebt er flehentlich bey Zeus Donnerſtimme.
Und beult in dieſe Worte ſeinen Schmerz;

Für dieſe Frevelthat, für dieſen bittern Hohn,
Für dieß verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron.
Erwarte dich, wie ſolche Thaten ihn verdienen.
Dich Ungeheu'r, ein grauſenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenſtücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Beſudelt hat die väterlichen Blicke!

So wahrlich hielt's mit ſeinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen;
Er ehrte mit erröthendem Geſicht
Der Heiß mein Alter und der Liebe Pflicht.

Als ich zu ihm, ein Flehender, gegangen,
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Troiern Jener würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wiederſehen.

Mit dieſen Worten ſchleudert er den Schaft.
Der ohne Klang der ſchwachen Hand entrollet,
Und aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schaftes Spitze kaum zerblitzet.
Geh denn, erwidert Peorthus ihm voll Hohn,
Sag' dem Achill, wie ſehr ihn meine Thaten ſchänden!
Verklage dort den tiefgeſunk'nen Sohn!
Jetzt aber ſtirb von meinen Händen!

Er reißt den Zitternden, dieß ſagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes rauchet,
Faßt mit der linken Hand die ſilbergrauen Haare,
Indeß die Rechte rief ſich in den Buſen tauchet.
So endigt Priamus. Sein Aug' ſah Troja brennen,
Die ober Aſien den Scepter ausgeſtrecket.
Jetzt ein gigantiſcher Rumpf, am Meeresſtrand
Entdeckt.

Es fehlt das Haupt und Niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum erſtenmal von Furcht mein Herz erfüllt,
Des alten Königs teures Blaſſen
Weckt mir des eig'nen theuren Vaters Bild.
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlin, Kind
verlaſſen;
Ich ſpähe ringsum, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit ſind alle läugſt verſchwunden,
Hier hatten ſievon Thurm den kühnen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig Ueberlebende von Allen,
Als meinen Blick, der durch die Gegend ſtreift,
Des Brandes heller Schein in Veſta's Tempelhallen
Die Tochter Tyndars ſprachlos ſitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Pyrrhier Verderben,
Bang durch des Gatten ſtrenges Strafgericht.
Bang durch der Teukrier gerechte Wuth zu ſterben,
Barg ſie im Heiligthum ihr bleiches Angeſicht.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, ſie zu
durchbohren,
Zu rächen mein zerſtörtes Vaterland,
Was? Troja ſetzte ſie in Brand,
Und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren,
Die Teukrer hinter ſich in Phrygiſchem Gewand?
Sie ſähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit des Siegesfeſt begehen?
Nein! das wird nimmermehr geſchehen!

Mag's ſeyn, daß des geſtraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den feigten Sieger
ſchändet.
Genug, ich ſättige der Rache heiße Glut,
Der Frevel wird geſtraft, gerächt der Freunde Blut,
Und eine Schuldige dem Orkus zugeſendet.
So ſprach aus mir des alten Grimmes Wuth
Als plötzlich, ſchön, wie ſie ſich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgeſtalt ſich zu mir neiget.

Ganz Göttin, ganz unfaſſen von dem Lichte,
Vor mir ſie ſteht vor Jovis Angeſichte,
Durchſchimmerte ihr Glanz die Dunkelheit:
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? entdeck' von ihrem Roſenmunde,
Indem ihr Arm zu Reden mir gebeut.
Wohin mit dieſen wüthenden Gedanken?
Was ſoll aus deiner Mutter werden?

Du wüßt nicht lieber ſeyn, wo dein Aſkan noch lebt,
Wo du des Vaters grauet Haupt verlaſſen.
In welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreuſa ſchwebt.
Die der Achaier Schwärme rings umfaſſen.
Längſt, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts!
Nicht die ſpartan'ſche Helena ſah' blühen.
Nicht Paris klage an! Du! zürne himmelwärts!
Die Götter ſind's, die Troja's Fall verſinnten!

Blick auf! Der Nebel ſey zerſtreut,
Der noch mit Finſternis dein ſterblich Aug' umhüllet;
Doch werde ſtreng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du ſiehſt, wie Qualm und Rauch in ſchwarzen
Fluten ſteiget,
Siehſt Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft.
Das iſt Neptun, der Troja's Veſte ſpleißt,
Und mit dem Dreyzack ihre Mauern beuget.

Am Skäerthor ſiehſt du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eiſen blinken.
Siehſt von den Schiffen ſie ſtets neue Zeuge winken.
Auf Pergams Thurm ſteht ſie Tritonia.
In ihrer Hand der Gorge Schreckmiß blinken,
Du ſiehſt — o ſiehe, fliehe, theurer Sohn!
Des Himmels Konig ſelbſt auf Joa's düſtern Thron
Den Feinden Kräfte leih'n, die Himmliſchen erbittern.

Eile auf die eilte Gegenwehr!
O ſäume nicht, noch zeitig zu entrinnen.
Noch unverletzt wirſt du dein Haus gewinnen,
Ich bin mit dir. — Sie ſprach's und Nacht war
um mich her.
Und mir erſchienen, mit des Grimmes Falten,
Der boſen Götter feindliche Geſtalten;
Verwüſtung, Finſtern, Grauſen um und um.
In Aſche ſank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pflüger Schaar, auf hoher Bergesheide,
Der Aexte mörderiſche Sammlung
Auf den beſahrten Stamm der wilden Eſche zählt,
Sie murrt erzürnt herab, die ſchwanke Krone nickt,
Erſchüttert rauſcht der dürrgelaubte Wipfel; —
Bis von der Wunden Macht beſiegt,
Sie ächzend ſich herunter wiegt,
Und ſich germalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und
Leichen
Führt unbeſchädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeſchlagen;
Mit dem ererbten Vater fang' ich an.
Ihn will ich rettend erſt auf das Gebirge tragen,
Umſonſt verſtärrt ihn ſeines Sohnes Flehn.
Mit Troja will er untergehn.

Ihr Andern, ruft er aus, in deren feſten Bruſten
Der Jugend üppige Geſundheit glüht,
Spart euch für beſſ're Tage — Fliehet!
War's mir von Zeus beſtimmt, des Loewen Neſt zu
feſſten,
So war er Gott genug, den Flammen ſelbſt zum
Hohn.
Ein Haus mir zu verleih'n. Genug, daß einmal ſonen
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt Kinder, nehmt
Den letzten Abſchied von Anchiſen!
Den Weg zum Tode ſind' ich ſelbſt, es ſchämt
Der Feind ſich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.

Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter hassen mich. Wozu noch länger tragen
Des sechzehn Lebens lastendes Gewicht.
An Thaten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen?

Er sprach's und unbeweglich blieb er stehn,
Ihn bewegt nicht unser heißes Dringen.
Nicht seines Enkels, nicht Kreusens Händeringen.
Nicht unsrer Thränen Bund, die fremdend zu ihm flehn.
Durch solchen Trotz doch nicht den Tod herbeyzurufen.
Flieht uns, uns Alle, mit in seinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf seinem Stein, und weicht nicht von den Stufen.
Auf's neu muß ich dem Tod entgegen fliehn.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich, Vater, ließ ich fliehend hinter mir?
Solch grausames Beginnen kam von dir?
Ist's Jovis Schluß, soll nichts die Heimath überleben?
Bebarrest du darauf, daß uns bestelne Tod
Vereinige, wohlan, der Wunsch ist zu erfüllen.
Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes roth,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führtest du durch Schwert und Feuer.
Erhab'ne Mutter, deinen Sohn? Ich soll den Feind
Auch hier noch wähnen sehn, soll Alles, was mir theuer
Und heilig ist, in Einem Fall vereint.
In seinen Syrten sich verblauten sehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an;
Laßt uns auf's neu' dem Feinde stehen:
Nicht ungerochen stirbt, wer männlich fechten kann!

Sogleich gürt' ich das Schwert mir um den Leib.
Und in des Schildes Griff muß sich die Linke schieben,
So geht's zum Thor. Ach, hier seh' ich mein theures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
Zum Tod gerüst du, ruft sie, so nimm auch uns mit fort!
Doch hofft du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib, und schütze diesen Ort!
Was wird aus uns? Wer wird der Deinen sich erbarmen?

Sie ruft sie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Jammerzeichen.
Als unerhört, da wir den kleinen Julus herzen.
Dem Überraschten Blick ein Wunder sich entwindet.
Sieh: Von des Knaben Scheitel quillt
Hellleuchtend eine Feuerflocke;
Sie wächst, indem sie niederfällt, und mild
Durchdringt sie die unversehrte Locke.

Schnell schütteln wir sie weg, und eilen, für Ascan
Besorgt, die heil'ge Glut mit Wasser zu ersticken:
Anchises aber streckt die Hände himmelan,
Und dankt hinauf mit freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, großer Jovi! sind wir erhört!
O blick, wenn anderes Bitten dich bewegen.
Mit Huld auf uns herab, und sind wir's werth,
Befleid uns Sonn, bestätig' diesen Segen!

Er spricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerschlag. In sahrem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Gestirn gezogen,
In unsern Zenith stieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Ida Triften.
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend rauscht von Schwefeldüften.

Von dieser Zeichen Macht besiegt,
Rafft sich Anchises auf, und betet zu dem Sternes.
Fort, ruft er, fort, die Zeit ist kostbar, fliegt.
Führt mich von dannen, sey's auch noch so ferne!
Euch, Götter, die dies Zeichen uns gesandt,
Verrau' ich dieses Kind, verrau' ich diese Beiden;
In eurer Obhut steht das Vaterland,
Jetzt komm, mein Sohn! ich folge dir mit Freuden.

Und lauter, immer lauter hört man schon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf, Vater, ruf' ich, auf! Ich trage dich, den Schwachen;
Leicht drückt des Vaters theure Last den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben.

Die Hand will ich den Kleinen geben,
In eil'ger Ferne folgt Kreusa still.
Ihr Knechte, merkt, was ich verfügen will.

Gleich vor der Stadt steht ihr an einem Felsenhange,
Den ein verlass'ner Ceres-Tempel schmücket,
Daneben ein Cypressenbaum, seit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblicket,
Dort treffen wir uns, in verschied'nen Scharen!
Du, Vater, wirst die Heiligthümer wahren:
Wir dürfte sie, noch nicht gerührt von frischer Flut,
Berühren diese Hand voll Blut!

Sogleich ward ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut;
Ich neige mich, die Last des Vaters zu empfangen;
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,
Der neben mir mit kürzern Schritten eilet.
Und hinter unserm Rücken weitet.
In hinterzeh'n den lauenden Verdacht,
Kreusens Schritt — so flieh'n wir durch die Nacht.

Wie oft auch sonst im wilderen Gewenge
Der Schlacht mein Busen unerschüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarstes Gedränge
Die Röthe von den Wangen trieb,
Jetzt machte jeder Laut mich beben.
Mir schauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Besorgt für des Begleiters Leben.
Bang' für die Bürde, die ich trug.

Schon sind wir uns in raschen Schritten
Unsern vom Thore, frey von feindlicher Gewalt,
Als ein Getümmel von Menschentritten
In die erstaunt'nen Ohren schallt.
Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Speeren Schilde funkeln,
Und glaubt geschäftig' Heimat gläub'n.
Sie sind's, ruft er, o laß uns eilends fliehn!

Noch heute weiß ich nicht, welch' feindliches Geschick
Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In diesem unglückvollen Augenblick,
In unbegreiflich Gegenden verirrte
Mein Aug. Ach, hielt ein Gott Kreusen mir zurück?
Verlor sie sich auf unbekannten Pfaden?
Blieb sie ermattet stehn? Ich hab' es nie errathen;
Verschwunden war sie ewig meinem Blick!

Und erst, als am bezeichneten Altar
Versammelt waren alle Seelen,
Ward ich den schrecklichen Verlust gewahr.
Sah ich von allen sie allein uns fehlen.

Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
Des Argiver Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Geliebten treuer Hand
Verlaß' ich Julus und Anchiſen
Und auf'rer Götter heil'ges Pfand;
Im Thal wird ihnen Zuflucht angewieſen.
Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gilt's auch, ganz Troja zu durchſpähen.
Mein Schluß ſteht feſt, der Gefahren ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von Neuem zu beſtehen.

Erſt eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt.
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen.
Wie grant bey jedem Schritt, es ſtarret mich ſelbſt das Schweigen.

Vielleicht daß ſie zur Wohnung umgekehrt;
Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrſcht bereits der Feind, vom Wind gepeitſcht wehn
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höh'n,
Zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt auf's Neu' von mir beſtiegen.
Hier bäten Phönix und Ulyß, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräum'gen Hallen.
Wo Junos Freyheit iſt, des blut'gen Raubes Frucht.
Hier ſeh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgetrapt, der Tempel gold'ne Zier.
In langen Reih'n gelagert ſeh ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

Kühn ließ ich durch die todtenſtille Nacht,
Verlor'ne Müh'! der Stimme Klang erſchallen,
Ließ durch ganz Ilium den theuren Namen hallen,
In eitlem Suchen hab' ich Stunden hingebracht.
Als ein Geſicht, der Ahnlich, die ich miſſe,
Nur größer von Geſtalt, als ſie im Leben war,
Daher tritt durch die Finſternüſſe,
Mir grauſt's, der Athem ſtockt, zu Berge ſteigt mein Haar.

Warum, rief ich mich an, mit ſuchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
Des langen Forſchens unbanſtbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden,
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattin dich begleitet ſehen.
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rath,
Der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling wirſt du lang den Wogen dich vertrauen.
Bis dein gedrängter Muth Heſperien erringt.
Durch deſſen ſegenvolle Auen
Der lydiſche Tiberſtrom die ſtillen Fluten ſchlingt.
Dir winkt an ſeinen lachenden Geſtaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand.
Drum höre auf, in Thränen dich zu baden
Um das zerriſſ'ne Liebesband.

Ich werde nicht der Griechen Städte ſteigen.
Nicht jubeln ſehn der Stolzen Vaterland.
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenknie beugen.
Ich, Dardans Enkelin, der Venus anverwandt!

Es hält bey Priams umgeſtürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb' wohl! Dich grüßt mein letzter Blick!
Leb' wohl und liebe mich in unſerm theuren Sohne!

Auf meiner Zunge ſchwebt noch manches Wort.
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen ſaugen;
In dünne Lüfte war ſie fort.
Ihr folgen weinend meine Augen;
Dreymal will ich in ihre Arme fliehn.
Dreymal entflieht das Bild dem feurigen Umfahren.
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde raſch entführen.

Somit wend' ich jetzt. (der Tag fing an zu grauen)
In den Geſährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen.
Des Elends Kinder! gleichgeſinnt mit mir.
Auf fremdem Strand ſich anzubauen.
Entſchloſſen Fremden ſie mit Hab' und Gut verdorb.
Bereit, durch welche Fluten es auch ſey,
Sich unter meines Vaters Laſt; mit Muth
Raff' ich mich auf, den Ida zu beſtiegen.

Dido.

Freye Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide.

1.

Doch lange ſchon im ſtillen Buſen nährt
Die Königin die ſchwere Liebeswunde;
Ergriffen fühlt ſie ſich des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und ſeines Ruhmes Kunde;
An ſeinen Blicken hängt ſie, ſeinem Munde.
Und leiſe ſaitenſchlag an dem Herzen zehrt
Ein ſtilles Feuer; es entfloh der Friede.
Der gold'ne Schlaf von ihrem Augenlide.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle
Im's gleichgeſtimmte Herz der Schweſter überwallt.
Ach, welche Zwietracht ſind's, die ſchlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gaſt zog ein zu unſern Thoren!
Wie edel! Welche männliche Geſtalt!
Wie groß ſein Muth! Sein Arm wie tapfer im Gefechte!
Gewiß, er ſtammt von göttlichem Geſchlechte.

3.

Durch welche Prüfung ließ das Schickſal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen.
Du böretſt, welche Schlachten er geſchlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieſer Bruſt erſtehn.
Seit mein Gemahl in das Grab geſtiegen,
Und wäre mein Entſetzen, mein Abſcheu zu beſiegen
An Hymens Banden — Soll ich dir's geſtehn?
Der Einz'ge könnte ſowaan mich ſehn.

4.

Ja, Anna, ohne Rätsel soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschließen!
Seitdem ein Bruderwerb Sichäus mir,
Der meine erste Liebe war, entrissen,
Seit meiner Flucht war dies der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erste, sag' ich dir, der mich zum Wanken brachte;
Nein ist die Glut erwacht, die einst mich selig machte.

5.

Doch eher schlinge Tellus mich hinab,
Mich schleud're Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten
Hinunter in das ewig finstre Grab,
Eh' dass ich deine heiligen Gesetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm war's zuerst geweiht;
Sein bleibt's in alle Ewigkeit.

6.

Sie sprichts, und ihren Schooß benässen milde Zähren.
Di' über alles mir Geliebte! gibt
Die Schwester ihr zurück. Allein und ungelieret
Willst du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die ans holden Kindern lacht,
Der Venus süße Freuden dir versagen?
Nach solchen Opfern, meynst du, fragen
Die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und sey's! Hat denn der vielen Freyer Einer
Dein frauenwerkranktes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegerischen Fürsten keiner,
Die Afrika in seinem Schooß erzeugt,
Selbst der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Iyrus länast gehaßt, selbst Jarbas kennt' es nicht;
Und einer Neigung willst du widerstreben,
Für die dein Herz so mächtig spricht?

8.

Vergaßest du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwung'ne Getuler hier thronet,
Die Syrte hier die Landung dir versagt,
Hier unwirthbare Wüsten dich umzaunen,
Dort der Barzäer wilde Völker hausen,
Der Bruder selbst, des Habsucht du entstehn,
Und Tyrus Waffen dich von Ostern der bedrohn?

9.

Glaub' mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina selber war's, die an Karthago's Strand
Die Schiffe dieser Fremdlinge getrieben.
Bleib' eine Stadt sein so durch dieses Ehebund,
Bleib' einen Thron, o Schwester, sind erheben!
Zu wilden strahlenvollen Höh'n
Wird der Karthager Name schweben,
Wenn solche Helden uns zur Seite stehn!

10.

Versöhne du nur erst der Götter Zornesrichst
Durch frischer Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gastrechts Fülle walten,
An Gründen, sie zu fesseln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiffe! Seht, wie Noted rauchen.
Die Ost noch stürmt. Orion Regen zieht!
Er wußte die zur Glut den Funken aufzuhauchen.
Die Hoffnung naht und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt sie das Geschick an blutigen Altären.
Der Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, städtegründende Demeter, quillt
Zwey jähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren.
Vor allen Juno dir, der Ehen Schützerin.
Vor dem Altar steht man die schönste aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthago's Königin,
Des weißen Rindes Haupt mit heil'ger Flut benässen.

12.

Bald geht sie vor der Götter Angesicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beschaut die schon Beschauten wieder,
Und forscht, was rauchend noch das Eingeweide spricht.
Betörtes Seherweib! Beseelen
Gebet und Opfer wohl das schwerbefangne Herz?
Im innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und spottet eurer Träumereyen.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt sie, Karthago's Stadt im Wahnsinn zu durcheilen.
So flieht die Hindin, die in Kretas Hayn
Mit sorglos abgeschoß'nen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleisch das Rohr
Des Todes, bad der Feind verlor,
Verhaut sie die durchwilden Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finstre Wälder.

14.

Jetzt führt sie durch Karthago ihren Gast,
Zeigt prahlend ihm der Mauern stolze Last
Und läßt vor seinem Blick die große Sidonis prangen.
Ein flüchtiges Gespräch wird schüchtern angefangen.
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, so winkt das Mahl; sie fodert
Von Trojens Fall auf's Neu von ihm Bericht,
Und nähret die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich sie der strenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne sinkend Licht zum Schlummer,
So nährt sie einsam ihren Kummer,
Und sein verlaß'nes Polster wird bewacht.
Abwesend hört sie ihn, verschlingt sie seine Züge,
Hergt in Askan des theuren Vaters Bild,
Ob sie vielleicht die Leidenschaft betrüge,
Die glühend ihren Busen füllt.

16.

Der Thürme bochaufgetürmte Lasten
Erstarren bald in ihrem muntern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und tausend Kräh'ge Hände rasten.
Der Jüngend müß'ger Arm entwöhnt sich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüste,
Das prahlend schon die Wolken küßte.

17.

Als Jens Gemahlin sie von Liebesflammen brennen,
Und selbst des Amors Stimme trogen sah,
Begann sie so zur sündnen Cypria:
Sterwürdiges — man muß bekennen!
Hast ihr verdrachst, du und dein wachter Sohn!
Mit trotzem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überlisten!
Wertd, daß zwey Götter sich mit ihrer Allmacht rüsten!

18.

So scheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Punier Treu nicht sonderlich getraut?

Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen und erbitzen?
Laß Friede ſeyn, und Dido werde Braut!
Du haſt's verdient, ſie liebt, ſie raſt von Liebesflammen.
Sey's denn! Sie werde dieſes Pyrogers Magd,
Der ſey der Tyrer Volk zur Mitgift zugeſagt.
Wir beyde ſchützen es zuſammen.

19.

Jhalia durchdrang der Rede liſt'gen Sinn.
Das Reich Heſperiens, den Teukrern entriſſen,
Jn Libyens Gränzen einzuſchließen,
Und ſodann erwiedert ihr der Schönheit Königin:
Wer wäre Thor genug, mit deiner Macht zu ſtreiten,
Und dein Erbieten feindlich zu verſchmähn'n?
Nur müßte, was durch uns geſchehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Jn wenig bin ich ſelbſt mit dem Geſchick vertraut;
Doch wird es Jupiter geſtatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beyde Stämme ſich in Eins zuſammen gatten,
Zu Einem Volk vereint durch ew'gen Bund?
Du! ſeine Gattin, maagſt dich bittend an ihn wenden,
Reiz' ihn durch deinen bovderöten Mund;
Jch will das übrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren!
Gibt ihr des Himmels Königin zurück.
Doch, wie dieß dringende Geſchäft mit Glück
Zu enden ſey, laß mich vor Allem dir erklären.
Sobald der erſte Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt beſcheinen,
Führt in den nächſtgelegn'nen Haynen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geſchwader nun auf flügelſchnellen Roſſen
Dahinſchwebt, mit den Garn das Wildgeheg' umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit ſchwarzen Schloſſen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel ſcheint
Jm Wolkenbruch herabgefloſſen.
Durch die zerriſſ'nen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

23.

Jn Einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner ſich zuſammen finden;
Dort werd' ich gegenwärtig ſeyn, und, bin
Jch deiner nur gewiß, auf ewig ſie verbinden.
Dort tröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Jhr winkt die Andre zu mit hochzufried'nen Blicken;
Ein Lächeln ſchimmert um der Göttin Mund,
Daß ihr's gegliickt, die Feindin zu berücken.

24.

Jndeß war Eos leuchtendes Geſpann
Aus blauer Wogen Schooß geſtiegen.
Beym erſten Gruß der Göttin fliegen
Karthago's Pforten auf, es kutten Roß und Mann
Jn munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdſpieß in der Hand.
Kommt der Maſſyler im Flug daher gerannt;
Es ſchnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Pallaſtes harrt
Der Königin, die noch am Putztiſch ſäumet,
Der Tyrer Fürſtenſchaar, und an den Stufen ſcharrt.
Jn Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das ſtolze Roß der edlen Jägerin.
Und knirſcht voll Ungeduld in den beſchäumten Zügel.
Auf thun ſich endlich des Pallaſtes Flügel;
Umringt von Volk, erſcheint Karthago's Königin.

26.

Ein tyriſch Oberkleid, geſtickt
Mit buntem Saum, umfließt die ſchönen Glieder;
Durch ihre Locken iſt ein goldnes Netz geſtrickt.
Vom Rücken ſchwankt der volle Köcher nieder.
Von goldnen Haken wird der Purpur aufgeſchürzt.
Jhr folgt der Pyrogers Schaar; mit kind'ſcherm Jubel hüpft
Aſkan voraus, und Alle zu verdunkeln
Sieht man Aeneen ſelbſt im mittlern Reihen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heim'ſchem Heerd
Von ſeinem Winterſitz am Xanthus wiederkehrt —
Da tönt Geſang und Tanz, die feſtlichen Altäre
Umjauchzt der Kyatherſier bunte Schaar.
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er ſelbſt, den zarten Zweig des Lorbeers in den Haare.
Durch deſſen Wellen ſich ein goldnes Band gezogen.
Steigt von des Cynthus Höh'n, und ihn umrauſcht der Bogen.

28.

So majeſtätiſch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höh'n erſtiegen.
Kaum aufgefeuchtet das Wild auf unwegſamer Bahn.
So werfen Gemſen ſich und wilde Ziegen
Jm Sprung vom ſteilen Felſ, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirſche ſcheue Heerden, von den Wogen
Des aufgeſcheuchten Stands den Blicken bald entzogen.

29.

Den raſchen Renner tummelt ab und auf
Aſkan im tiefen Thal, mit kindiſchem Vergnügen,
Bemüht, in vogelſchnellem Lauf
Jetzt dieſen, jenen dann vorüberfliegend zu beſiegen.
Wie feurig ſchnyt ſein junger Muth,
Zu treffen auf des Ebers Wund.
Und einmal doch in dieſem ſcheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Jndeſſen bracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerſchlägen;
Auf ſchwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geverſ'ner Wolken Flut, des Hagels finſtern Regen.
Erſchrocken fliehen auf zerſtreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Aſkan.
Jn Klüften ſich, in Höhlen einzuſchließen.
Jndem von Bergen ſchon ſich Wetterbäche gießen.

31.

Jn einer Felſenkluft. Eliſa. findet ihn
Mit dem Trojaner Fürſten dich zuſammen!
Dem Bräutigam führt Juno ſelbſt dich zu.
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglückſel'gen Liebesbund.
Statt Hochzeitfackeln leuchten die die Blitze.
Und deuteud ſtimmt der Orcaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felſenſpitze.

32.

Der Fürſtin Glück entſteh mit dieſem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel ſie erwecken;
Nicht das verklagende Gericht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die raſende zu ſchrecken.

Jetzt kein Gedanke mehr, in ſchwerer Heimlichkeit
Des Herzens Glut der Rengier zu entrücken —
Der Ehe heil'ger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenſchaft zu ſchmücken.

55.

Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
Die große Peſt durch Lydien zu tragen.
Wer kennt ſie nicht, die Kräfte ſchnöpft im Lauf,
Der Weſen flüchtigſtes, die ſchnellſte aller Plagen?
Klein zwar vor Furcht erſcheint ſie und des Erſchrecks
Schoß,
Ein Wicht — und ſie iſt rieſengroß.
Berührt den Stand mit ihrer Sole,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

56.

Das ungeheure Kind gebar einſt Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder.
Die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, ſcheußlich, fürchterlich! So viel es Federn trägt.
Mit ſo viel Ohren kaum es um ſich lauſchen,
Durch ſo viel Augen ſieht's, ſo viele Nasen reckt
Es auf, mit ſo viel Zungen kann es rauſchen.

55.

Wankt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brauſend zwiſchen Erd' und Himmel;
Kein Schlummer ſchließt ſein Auge zu.
Am Tage ſucht's der Städte rauſchendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend ſich auf hoher Türme Thron,
Und ſchreckt die Welt mit ſeinem Donnerton.
So eifrig, Läſterung und Lügen feſt zu halten,
Als frevig, Wahrheit zu entfalten.

56.

Jetzt brannt' es ſchadenfroh, die mannigfachſten Sagen,
Wahr oder falſch, gleichviel! durch Lydien zu ſtreun.
Ein troſtloſer Aeneas ſoll getrunnen ſeyn,
Der ſchönen Dido Hand im Raub davon zu tragen:
Zerſtieben ſoll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem ſchwelgeriſchen Paar.
Vergeſſen ſie, ſein Reich zu ſchirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

57.

Zu Jarbas nimmt das Unthier ſeinen Lauf.
Weckt in des Königs Bruſt die alten Liebesflammen.
Und ſtürmt des Zornes Donnerwetter auf.
Es rühmt ſich dieſer Fürſt, von Ammon abzuſtammen.
Dem die entfernte Garamantis ihn gebar:
Des Satyrs vorer Ahnmutt zu verehren.
Stieß man in ſeinen Reich unzählige Tempel ſteigen.
Und hundertfach erbeut ſich Zevs Altar.

58.

Drd Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig wachtes Feu'r von Prieſtern angefacht;
Stets iſt des Gottes Herrſch von Opferblut betrachtet,
Indem das Heiligthum von dunkeln Kränzen kracht.
Hier war's, wo jetzt durchdonnert von Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Laſt,
Der Fürſt ſich niederwarf vor Ammons Angeſichte,
Und flehend ſo zum Himmel raſt:

59.

Das bulleſt du, ruft er, mit allen deinen Blitzen.
Allmächt'ger Zevs, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächt'gen Poſtierſitzen
Beym frohen Mal der Traube Blut verſprützen?
So iſt's ein Irrſinn nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umſonſt vor deinem Donnerkeile?

So iſt's ein herrer Schall, ein nichtiges Gebrülle,
Was unſer bebend Ohr dort oben rauſchen hört?

60.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erſcheint in meinem Reich. Auf bald geſchenktem
Strand
Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Lüfte geb' ich ihr zum Aeerland,
Schenk' ihr großmüthig alle Fürſtenrechte,
Erröthe nicht, um ihre Hand zu freyn —
Unſinnig! Ein Flüchtling kommt aus trojiſchem
Geſchlechte
Den nimmt ſie auf, des Sklavin will ſie ſeyn.

61.

Und dieſer Weiberheld mit ſeiner Knabenſchaar,
Herumgeſchmückt mit ſeiner Eltern Mode,
Unwiderſtehlich durch ſein ſalbenträufend Haar.
Genießt nun ſeines Raubs in ihrem Fürſtenſitze.
Und wir, die mit verſchwendriſcher Hand
Das Fleiſch der Rinder ihr geſchlachtet,
Gefäßreicher über Meer und Land,
Wir werden ungeſtraft verachtet!

62.

Erbörung findet er vor Ammons Angeſicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo reich durchwirkte Herzen
Der Schmähſucht Pfeil die Liebenden verſchmerzen.
Winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Merkur, mein Sohn! Laß dich die Winde nieder
ſchwingen
In dem Dardanier, der in Karthago ſäumt,
Und den verpeſteten Thron im Arm der Luſt verträumt,
Und eile, mein Gebot zu ſeinen Ohr zu bringen!

63.

Nicht, wie man jetzt ihn überrascht, verhüt
Ihn ſeine Mutter mir, die Göttin von Cythere;
Nicht, daß er ſchwelg'n ſollt' in Tyrus Stadt, entrüß
Sie zweymal ihn der Mörmidonen Sperrer.
Das Felſenriffe Land, der Reiche Räuberſitz Grab,
Italien ſollt' er regieren.
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Urſprung gab.
Und die bezwung'ne Welt in Sklavenketten führen.

64.

Kann ſolcher Größe Glanz ſein Herz nicht mehr bewegen,
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr
erheben,
Warum mißgönnt er ſeinem Sohn
Unſterblich der Ahnen Thron?
Was iſt ſein Zweck? was hält in Tyrus ihn verborgen,
Wo ein verſäumter Tag den Untergang ihm droht?
Er ſeale fort! Er ſegle, will ich beten.
Das iſt mein ernſtliches Gebet.

65.

Er ſpricht's, und was der große Vater ihm befohlen.
Läßt jener ſäumend in Erfüllung gehn.
Erſt knüpft er an den Fuß die gold'nen Flügelſohlen,
Die treibend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land.
Faßt dann den Stab, der einwärts und erweckt,
Der die Verſtorb'nen führt zu Lethes ſtillem Strand,
Zurückbringt, und das Aug' mit Todesnacht bedeckt.

66.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan.
Durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der
Stürme Wagen.
Jetzt langt er bey der Stirn des rauhen Atlas an,
Und ſteht im Finge ſchon die ſchweren Schultern ragen.

Die doch und ſteil den Himmel tragen.
In der Gewölbe ſchwarzen Kiſten ruht
Sein ſtarrendurres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

47.

Die Achſeln deckt ein ew'ger Schnee. Er ſtarrt.
Von tauſendjähr'gem Eis umfangen.
Des Greiſen ſchauervoller Bart,
Und Wetterhäne waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an,
Und ruht in ſanftem Fall auf dem bereiften Nacken,
Wirft dann von des Gebeugten Nacken
Mit ganzem Leib ſich in den Ocean.

48.

So ſchwebt in tiefgelenkten Bogen
Um ſiſchewohnter Klippen Rand
Die Möve längs dem Meeresſtrand,
Und regt den müdern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwiſchen Meer und Land
Durch Lybiens getürmten Sand
Vom mütterlichen Arm Merkurius geflogen,
Und brach mit ſchnellem Zug der Winde Widerſtand.

49.

Kaum weilt ſein Flügelhut in Tyrus nächſten Gauen,
So ſtellt Aeneas ſich ihm dar, bewährt,
Die Mauern zu erneu'n und Türme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaſpis reich bezogen, glüht
An ſeinem Gurt, hell ſtammt um ſeine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geſchenkt,
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberr knecht!
Du überraſcht man dich! Du baust Karthago's Veſte,
Du gründeſt zierliche Paläſte,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geſchlecht,
Weg ſind ſie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrſcher des Olymps, von jener furchtbar'n
Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achſe kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberſeilen
Läßt ſie dein mädg'rer Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
Nicht mehr, willſt du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum ſoll dein aufſtrebender Aſtan
Der Größe, die ihm winkt, entſagen?
Warum das Scepter ſich entreißen ſeyn,
Das ihm beſtimmt iſt auf des Janikuls Höh'n?

52.

Kaum ſchweigt der Gott, ſo iſt er ſchon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit ſchweigendem Entſetzen blickt
Aeneas nach, ihm ſchaudert's durch den Nacken,
Die Locken ſtehn bergan, im Munde ſtirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle
Beſchleicht er ſchnelle Flucht, und mit entſchloſſ'ner
Seele
Entfaßt er ſeiner theuern Braut.

53.

Ach, aber wo der Mutb, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredſamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieſer Botſchaft finden?
Nach allen Mitteln wird gegrübt,
Und von Entwurfe zu Entwurfe ſchwanken
Die ſtürmiſchwogenden Gedanken,
Bis endlich der Entſchluß bey dieſem ſtille ſteht.

54.

Still ſoll Kloanth verſammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüſtung offenbaren.
Indeſſen ſie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß ſolche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu geſtehn,
Der Augenblicke günſtigſten erſpähn: —
Mit Luſt vollſtrecken die, was ſie der Fürſt geheißen.

55.

Doch haſt erriet? — Wer täuſcht der Liebe Scharfblick?
Ihr ahnungsvoller Geiſt hat bedeutende Geſichte.
Den Schlag, der ſpäter erſt ſie treffen ſoll, beſchleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schooß der Ruhe ſeinen
Ihr fürchtend Herz, im Schooß der Ruhe ſeinen
gepeinigt.
Derſelbe Mund, der ſo geſchäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten.
Entdeckt ihr, daß der Trojer Schaar
Sich fertig mache, die Anker ſchnell zu lichten.

56.

So führt, wenn der Dryaden Ruf erſchallt,
Die Mainas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit rauſt, und von Cythärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schweſtern widerhallt.
So ſchweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnſinn ihrer Qual, bis ſie erſchöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenſchaft
Mit dieſen Worten den Trojaner ſtraft:

57.

Verräther! ruft ſie aus, du hofft noch zu verhehlen,
Was deine Bruſt doch zu beſchließen fähig war?
Du willſt dich heimlich auf Karthago ſtehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einſt geſchworen?
Die Unſchuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbebett
Des Opfers, das du würgteſt, nicht zurück?

58.

Im Winter ſelbſt willſt du die Segel ſpannen,
Willſt dem Orkan zum Trotz von hinnen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, die noch unbekannt!
Ja! Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wärs noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegen ziehſt:
Unmenſch! Und ich bin's, die du fliehſt!

59.

Bey dieſer Thränenflut! Bey deiner Mannesband!
Weil ich an dich doch Alles ſchon verloren,
Bey unſrer Liebe friſch geflocht'nem Band,
Bey Hymens jungen Freuden ſey beſchworen!
Empfingſt du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir gelübt in meinem Armen,
Laß dies erbitten, bleib! O, daß' Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlor'nen Land!

60.

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram;

Um deinetwillen floh der Unbeugt ſtolzer Freiheit
Auf ewig mich und ihre entweihten Gauen;
Mein Antlitz mir gebeugt, die ſchönſte meiner Frauen,
Der meinen Namen ſchon an die Geſtirne ſtarken,
Mein Gruß preiſt ab — und Tod mich abgeſtorben!
Gleich! daß ich Blick, mich nie von dem Gatten wenden.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch friſten?
Was Antlitz mich in ſeine Ketten zwingt?
Bis daß der Bruder ſpricht, mein Thron ſo verwaiſten?
Ja! klage nur, wenn ich die Finger von dannen bringt.
Ihr Götter von die an meinem Mutterbrüſten!
Ihr! ſo dein Blick, in einem Leben verſöhnt,
In einem theuren Zuſtand mich umſpielen,
Gerechten wärt ihr ſtrafen, mußt ganz gräulich mich
hören!

62.

Sie ſchwiegt, und Zeus Gebot ertrug, bezwingt
Mit weggewendetem Blick der Tochter die Gunſt,
Mit ſchnellen Fuß die Heldenſtadt ringt,
Sie, rief er jetzt! weiß ich mit Unmut ihr begehren.
Was kann verehrter Mann mir in Erinnerung bringt,
Die mich Thrones Blick und meiner Seele ſpenden,
So lange Lebenshaft durch meine Adern dringt,
Die Gluth noch nicht verlernt hat zu empfinden.

63.

Jetzt wend'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb.
O glaub' das mir, weiß ich aus deinem Mund mich
ſtehen.
Wann mahn' ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
Wär's Hymen, der an deinen Strand mich treibt
Wär' nur's vergönnt, mein Schickſal mir zu wählen,
Was wär der Heimath mir nur ingend Anzug wird,
Mein Troja ſtadt' ich auf, die Reſte meiner Ihnen,
Mit frischer Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heißt Apollo Dodel mich nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort iſt mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann bin, die Tuscia, Karthago's Strand verweilen.
Den zu erſt fort zum Tiberinum gemacht —
Warum in aller Welt wird's Trabitern verhehlt.
Sie in Antenim nach Hütten umpflanzen!
Auch uns Herr's frey, und auswärts anpflanzen.

65.

Nie wendet um die Blick Welt
Die Mond der traurige Gefährt. nie Hüten
Die grünen Zweige des Olympus Zelt,
Daß mich Andromeg Geiſt, Entſchlüſſung in den Blicken,
Im Traumgeſicht ſo mannend vor mich ſtellt.
Mich ſtraft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt.
Daß ich dem Flehen ihm von einem Thron entſtiege,
Der ſein iſt durch die Gunſt der Sterne.

66.

Und jetzt acktet der Götterwerke mir
Das Räthſel, dem Herrn des Donnerkeils gründet.
Wer meinem Leben, Tächter, ſpricht, wo's hie,
Wer meines Schmerz Hauptz! Kann Mann hat mich
gebrauchet.
Ja ſelbſt ſah' ihn — wer ſchaun Sonnenblick —
In freie Mauern ziehen. Ich hörte ſeine Stimme,
Denn ſonſt und wende nicht mit unerhörtem Stimme;
Kann freie Wahl entfernt mich, ſondern Pflicht.

67.

Elneas hatte ſie, indem er ſprach, den Blicken
Zum zugekehrt, und ſtaunte weit um ſich,

Dann nahm ſie ſchweigend ihn mit gerben Blicken;
Zeigt reißt der Zorn ſie fort. „Verräther!“ rief ſie,
„Nie,
Die blöde Cypria, die Göttin ſandte Liebe,
Das Drachenmal gezeugt? — Im aramäiſchen Wüſte
Säugt Kaukaſus und tranken Felſen dich,
Und Tigerweibchen reichten dir die Brüſte.

68.

Denn was verbarg' ich mir? Verrather's meine Beweis?
Hat Einen Seufzer vor mein Jammer ihm entrieben?
Mein Schmerz, um Einmal aufgethaut das Eis
In ſeinen Blick? Erbarmherzt ſein Gewinnen?
Rief Eine Thräne nur, eine Trop nur zu erlechzt?
O, mag empfind mich mehr? Zeus Hochmut? Dein Kalt!
Gerechte Götter! Kein, von einem tiefen Zeite
Könnt' ihr mich nicht gelaſſen ſein!

69.

Treu' Einer Menſchen! Kaum an meinem Strande
Kann ich den Flüchtling, den ihr ſchuteten;
Zu trotzen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Geſchenken, willig
Der Flotte Trümmer — O, mich brinat's nen Sinnen!
Kun kommt ein Götterzwang! Kun ſpricht Apoll!
Kun ſtraft Cherinen ſtrieß von den Olympus Zinnen
Beſorg, wieder, geſchäft, ſchnurrend!

70.

O frevlich! daß beſtimmert die dort oben!
Daß ſtirn ſie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch wird's nicht ſo! Ich ſchaute die Freien,
Geh immer, ſtrenge fröhlich dem Überſtrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf ſie vertraut mein Herz. Geh, überlaſſe hin
Den Wellen nun. Ihr weiß, du wirſt nie mich,
Wann zwiſchen Klippen deine Segel ſtreben.

71.

Anacleus eilt ich dir in ſchwarzen Flammen nach.
Und ſtrecklich ſoll, wann tiefes Leichen Bande
Des Todes hatte Hand getrennt.
Mein Geiſt das Jagen über Meer und Lande,
Begehren ſtrebt du nur, entſetzlich, ſchwarzlos!
Ich ehr' es nun, wenn man mich tödlich verfolgen;
Im Reich der Schatten weiß ich mich
An dieſer Freudenverſtaht laben.

72.

Hier wandt ſie ab, entwicht in dunkler Nacht
Sich ſchwarzte des Tyrannen Bahnen.
Den noch verlaſſen Gaſtes, und ſtandelos Worte ſucht.
Der Kummers Grüße aufgedrücken,
Verlegt den Armen ſeinem Harm
Zenkt ſie in ihre Dienerinnen Arm.
Die auf den Marmorſtein ſie niederſanken,
Und den erſchöpften Leib auf weichen Kiſſen pflegen.

73.

Die ſtrenge und der Menſchlichte ſich feind.
Doch ſanfter Worte Kraft die Feindin zu beiten.
Die mancher Seufzer aus den Hellenmeinen beint.
Der Mund des Himmels beigt ihn eilen.
Und Amors Stimme weicht dem ehrlichen Gereit.
Er ſtirnt zum Strand, wo der erſchüttert Zirk
Der Seinen brennt, die Heide ſtolt zu machen;
Sehen tangen auf der Flucht die wohlvergnügten Nachen.

74.

Noch unvernommen bringen die den Raum,
(Es ermüdet gern) noch gehn die Ruder treibetragen:

Eh Lest von Mexiken, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen eh zur Stadt der ganze Zwiespalt kam.
Er, wenn ersehrocken seine Fahnen schwanken,
Dem raschen Muthe aufzuspornen,
Den Verzagten zu plündern ablirt,
Und mit dem Raube dann in ihre Lager flieht.

75.

Der schwarze Troppo durchspäht die Strecken,
Durchirrt, die Brust fortgerollen,
Aus sonnenem Weg, durch Moos und Strauch,
Erstaunt dort, die schweren Körner zu bewegen.
Sah mit den Sandarm trübtalich entgegen,
Dem trüben Ist der Ausblick entwandt,
Der spornt das Heer und treibt die Trägen,
Lebendig ist's auf allen Wegen.

76.

Wie war den diesem Anblick dir zu Muth,
Cuba! meine Seufzer spricht
Zu dem Ozeane, als du aus Eldrich Glut
Von deiner hohen Burg am Meeresstrand erblickest?
Der deinem Anschlicht die ganze Wasserwelt
Entstiegen sahst von rauhen Schicksalswinden!
Ohnmächtige Leidenschaft! Auf weiche Proben stellt
Dein Eigennutz der Menschen Seelen!

77.

Auf's Neue wird der Thränen Macht
Erprobt, auf's Neu' das heiße Herz den Siegen
Der Leidenschaft zum Opfer dargebracht,
Wie selbst sie, eh' alle Mittel trügen.
Hammer eilen in das Grabes Nacht!
Ruft, Anna, ruft sie aus, wie sie zum Hafen kehren!
Wie's wimmelt an dem Strande! Ruft! Ruft! die
Barken sind
Bereinzt, die Segel ruhen schon dem Wind!

78.

Hör' ich zu diesem Tadtage mich verstehen,
Es dämmt, ihn zu überstehen,
Mir auch gewiß die Lösung nicht gefällt.
Drum noch dies Einzige, Dir überlegt er sein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfst in seine Seele schauen,
Nie hat er eine Neigung mir verhehlt.
Du wirst mir Herrens weise Steuern aufzuspüren,
Drum gut', den Letzten Feind noch einmal anzusehen.

79.

Sag' ihm, wie hab' ich mich an Antis Strand
Verschworen mit dem Feind, sein Thun zu stürzen.
Nie Saiste mitarmindt, der Beste angerieten,
Des Bauers Rache mir aus ihrer Gruft entwandt,
Warum schickt er ihn Dir herüber meiner Bitte?
Er wagte noch, bis ein ernenter Mann ihm wehrt,
Er wagt den die Zeit mag in des Wunders Mitte,
Dies sey der letzte Dienst, um den ihn Dido flehet.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, mag hinderlich ihm sein
Nach seinem fernen Lotum zu steuern,
Um Antiopas Hirt' ich ihn allein,
Um etwas Heil, den Samen des Bacchus zu bejähmen,
Gestaltet zu verschmerzen darin Gattes!
Nach diesem Dienst laß in das Grab mich nehmen.
Der letzte Dienst Mich an mir vollenden mag.

81.

Er stehe die Elende. Der Sonnenlauf beide Jahren
Printet Anna vor ihn Dir. Umsonst, vorbereitet werdens.

Sein führend Herz verwünschet des Sandstab Mauer.
So wenn ein hundertjähr'ger Eichbaum umgerissen,
Die Alpenriesenne widerstand besiegen,
Und drauend ihn umwerfen – weh an den Wurzel kraut,
Der Stamm, sie tragen denkend seine Glieder,
Und von den Zweigen rauschet ein grüner Regen nieder.

82.

Er selbst hängt zerissen Klippen steil; so weit
Sein Blick aufwärts in den Himmel strebt,
So tief dringt seine Wurzel in die Höhle.
So ward von fremdem Zieh, noch mehr von eignem
Schmerz,
Zerrissen jetzt des Helden Herz.
Doch der Entschluß bewauret seine Stelle.
Wie auch sein Herz in allen Tiefen tobet,
Gefochten mag, wie das Gestand entsteiget.

83.

Verlacht ist ihr fortan des Himmels Bogen;
Von ausblauen Erscheinungen betreut.
Vom Sandal selbst zum Argwohn ausgezogen.
Beschlicht die Unsäglichkeit den Leib.
Kund, als sie den Altar bräunt mit frommen Beten,
Verwandelt jählings sich des heil'gen Bronze Zier,
Entrinnet Gestalt in Blut,
Und dies Geheimnis ward mit ihr begraben.

84.

Auch stand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hause eine marmorne Kapelle,
Bevehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit.
Gesammelt mit manchem Land und einzuweihen
Feste.
Von hier aus höret sie, wenn alles einsam schlief,
Des Gatten Ton, der sie mit Namen rief.
Und einsam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todtverkündendes Gebeule.

85.

Auch wand' Orakel wird in ihrem Busen wach,
Neuerst Gatten stürzt sie mit wildem Blicke,
Tritt der Gemahlinnen in Träumen drohend nach,
Und einsam steht wieder sie zurücke.
Zur Höhle, sie wandle ihn auf menschenleerer Flur,
Die ganz allein auf einem langen Pfade,
Und finde ihren Turm Thor
Längs dem verlassenen Gestade.

86.

Es fehlet Penthens Zuversicht
Die Eintracht der Furien ihm nahm,
Jenen Thronen um sich her, jenen Fernen aufgenommen,
Er trat der Bühnen Kunst Dreifens Bild hervor.
Wann mit der Fackel ihn und fürchterlichem Satanas
Der Mutter Schatten sagt, der Kadmustochter Chor,
Gesetzen aus dem Schlund der Höhle.
Zum angrande an des Tempels Schwelle.

87.

Als jene, ein Raub der schwarzen Dämonien,
Cuba sich dem Untreuen gewehrt,
Mit ihrer Zeit und Weise sich entzweiten,
Tritt sie die Schwester an mit saltiger Heiterkeit,
Labt im verheißenen Aug' der Hoffnung Strahlen trinken,
Der sinnet der Lange Sturm des Busens jetzt zu ruhen;
Gerichte, ferne sich, ein Mittel weiß sie nun,
Zum zu vergessen oder zu vertilgen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flammen
Sich zu den Wellenreich legen Abenden neigt.

Wo unserm Himmel sich der Atlas beugt,
Wohnt eine Priesterin aus der Maohver Stamme.
Ihr ist der Hesperiden Hain vertraut.
Sie hütete die heil'gen Zweige,
Beschäftigte mit süßem Honigkraut
Des Drachen Maul und mit dem Schlummertrank.

89.

Die rührte sich, jedes Herz, verletzt von Amors Pfeilen.
Dann stand Zauberin Kraft zu heilen;
Aus Amors Brust sie selbst den Pfeil des Kummers zog,
Sie zwang in ihrem Lauf die Strahlen, still zu stehen.
Die Sterne kann sie rückwärts drehen.
Und Nachtgespenster ruft sie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde verschlossen Eingewölbe,
Und zieht den Eichbaum von der Berge Haide.

90.

Daß es dich dahin mit mir kommen muß!
Bey deinem theuren Haupt! Bey Zevs Olympus!
Ich fühl mir schwer! Doch sey kann Zauber nun
mich retten.
Drum, Liebe, rüste still mir einen Holzstoß auf
Im innern Hof des Hauses! Trau brauf
Das Schwert, jenweiten Rest des Sohnlichen, die
Betten,
Wo meine Unschuld starb! Die Priesterin gebeut,
Ich liegen jede Spur, die mir sein Bild erneut.

91.

Sie spricht's und Todesblässe deckt
Ihr Angesicht. Doch daß in diesem Schleyer
Der Schwester ahn'nd Leidenschaften
Sie trügt, bleibt Annens ahndern Sinn verdeckt.
In der Verzweiflung Tiefen umherfahren.
Beherzt ist Sichäus'ren nicht, als was Elissens Gram
Beym Tod des ersten Gatten unternahm;
Drum stimmt sie nicht, der Schwester zu willfahren.

92.

Bald steht durch ihrer Hände Fleiß
Ein hoher Holzstoß aufgerichtet,
Aus Zedern und aus hörrem Reis
Im innern Hofraum aufgeschichtet,
Den schmückt die Königin, wohl wissend was sie thut,
Mit einem Kranz und der Ehegesetze traur'gen Resten.
Und noch auf ihrem Brautbett ruht
Des Treulers Bild und Schwert mit allen Ueberresten.

93.

Auf hoher Zinne steht sie am Altar,
Und in der Mitte steht mit aufgelöstem Haar
Die Priesterin in heil'ge Macht verloren.
Sie herbeizitiret Nacht dreyhundert; setzt die Nacht
Des Erebus, Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beschworen,
Verwechselnde dreyfache Gewalt,
Diana's dreymal wechselnde Gestalt.

94.

Die Flutten des Avernus vorgestellen.
Besprengt sie den Altar mit heil'gen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird gespäht,
Die von des Mondes schwarzen Troyssen quellen,
Denn Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch scharrt man nach dem Liebesblicken,
Der auf der Fohle jungem Hornet sich findet,
Dem Zehn des Mutterpferdes entrissen.

95.

Sie setzet, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit nackem Fuß, mit losgegürtetem Gewand,
Zum Tod entschlossen, stehe an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzubeschwören.
Und sodann ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiligst Versprechen,
Zum ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschöpft im süßen Arm des Schlafs. Tief schwieg
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Flutten,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich gewiegt.
Der Vögel bunter Chor verstummt, die Flur, die
Herden.
Was sich in Klippen birgt und in der Wälder Nacht.
Vergißt der Arbeit und Beschwerden.
Gefesselt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Busens immer wachen Kummer,
Unglückliche Elisa! schmälgt dein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlieb.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Auf's Neu' entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ab! Verzweiflung nur entschied.
Zorn Raub des Grimms, zerz ihres Kummers Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Streite.

98.

Unglückliche, ruft sie, was soll nunmehr geschehn?
Geh du, von Armen dich den Freyern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeschlagen.
Und der Numiden Hund jubilirig zu erfreun?
Geh du, den Trojanern als Magd dich anzudienen?
Du, gewiß ja ihrer Dankbarkeit;
Du seelisch wissen, wie bereit
Sie sind, entgangne Opfer zu vergelten.

99.

Und hören sie dir wohl der Seele heißen Schmerz,
Sey's auch, du stumpest diese Schmach verschmerzen?
So wenig weißt du, wie gewissenlos
Lasterbesonnener mit Treu und Glauben schergen!
Reich so den übrigen Anderen allen!
Berief du mit deinen Trojern sie ein!
Und kann auf Sidons Stadt gewaltsam forterzeugen,
Vertraut du sie auf's Neu' dem Spiel von Wind
und Wogen!

100.

Nein, sind, wie du verdient! Das Schwert befreye dich.
Dir, Schwester, dank' ich meinen Fall. Du setzest mich
Dem Feinde Preis, von meinem Fleiß verleitet!
Kennt' ich nicht sonntlos, von Begierden rein,
Nicht fern von Hymens Band mich meines Lebens
freun!
Mein Wort hab' ich, Sichäus, dir gebrochen,
Geschworen deinem heiligen Gerein.
Erzürnter Gott, du wirst gerochen!

101.

So sollte jene sich, indeß auf hohem Schiff
Entschwoben und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas sichtet. Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Atlasbruder gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Iſt's möglich, ruft er, Göttinſohn!
An des Verderbens Rand tanzſt du des Schlum-
mers pfeifen?
Siehſt die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörſt die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von welcher Wand umgeben kannſt Feige, du mit Ruh,
Mit unerwandtem Herzen zu unthätigen,
Du rufſt nicht mit der Winde Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verſtattet iſt?

103.

Grüßt dich Aurora noch in dieſem Land,
So ſtehſt du weit und breit die Weiten
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresſtrand
Von mordbegier'gen Judern ſich erbeiten.
Flieh' etwa Aufſchub? Flieh! Verändrlich
Iſt Franzenhirn und nimmer gleicht er ſich —
Er ſcheint's und fliegt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt jener auch dem Schlaf, und eilt ſein Volk zu
wecken.

104.

Wacht auf! Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel hergeſandt!
Treibt mich auf's Neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Anker zu beilen.
Wer du auch ſeyſt, erhab'ne Gottheit! Ja!
Arbeitend folgen wir dem Wink, den du gegeben,
Beriech mit Schau! O ſey uns hold und nah!
Laß über unſerm Haupt geweigte Eiterne ſchweben!

105.

Er ſpricht's und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert und trennt des Ankers Seile;
Ihm folgt die ganze Schaar, von gleicher Glut erhitzt,
Raſt aus fort, und treibt und rennt in voller Eile.
Schon iſt die ganze Küſte leer.
Verſchwunden unſrer Schiffen das Meer.
Es trugt der Ruderſchaum und quirlt zu Schaum die
Wogen.
Zahlloſe Furchen ſind durch's blaue Feld gezogen.

106.

Und ſeye winket ſich aus Libiens gold'nem Schooß
Des Morgens junge Göttin los,
Und überſchauet die Welt mit neugeborn'em Strahlen,
Aus ihren Fenſtern ſieht mit ſilberfarbem Grau
Die Königin den Horizont ſich malen.
Sieht durch der Waſſer fernes Blau
Die Flotte ſchon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küſte leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da ſchlägt ſie mit ergrimmter Hand
Die ſchöne Bruſt, zerrauft die gelben Locken:
Allmächt'ger Jovi, ruft ſie erſchrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich Kraftloſe zu verſpotten?
Bewaffnet nimm ganz Tyrus mein Gebrüll?
Auf, auf! Reicht auch dem Zeughaus meine Rotten!
Bringt Fackeln! Rudert ſchon! Gebt alle Segel preis!

108.

Wo bin ich? — Weh, was für ein Wahnſinn reizt
mich fort!
Jetzt hat dein feindlich Schickſal dich erritzt,
Unglückſelige! Da galt's, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das alſo iſt der Held voll Treu, voll Edelmuth,
Der ſeines Vaters Laſt auf frommer Schultern lud.

Der mit ſich führen ſoll auf allen ſeinen Bahnen
Die Heiligthümer ſeiner Ahnen!

109.

Kennt' ich in Erfahrn ihn nicht ſchon, nicht zerſtreun
Im Meer, ihn und ſein Volk! Nicht ſeinen Sohn er-
würgen?
Aufſitzen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen.
Daß er nicht klagen? Mocht' es immer ſeyn!
Was fürchtet, wer entſchloſſen iſt zu ſterben?
Sein Lager ſtreit' ich an, mit einer Löwen Wuth.
Verlilgte Vater, Sohn, die ganze Sklavengattung,
Und theilte dann freudeerend ihr Verderben!

110.

O du, vor deſſen Strahlenangeſicht
Kein Menſchenwerk ſich birgt, erhab'nes Licht!
Du Gattin Jovs, die meine Leiden kannſt!
Du Hekate, die man durch Städt und Land
Auf finſtern Kreuzwegen heulend nennet!
Ihr Furien, ihr Göttin, deren Hand
Die Sterbewehr ſich weihet! Vernehmt von euern Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muß der Verwor'ne doch zum Ufer ſich noch ringen,
Iſt dem Verhängnis nichts mehr abzuzwingen,
Iſt's Jovis unabänderlicher Wort,
O ſo erwirb er alle Kriegsplagen,
Von einem tapfern Volk aus feindem Land geſchlagen,
Gerichten aus des Sohnes Armen,
Sieh' er den Fremdlingen Erbarmen,
Und ſehe ſchaudernd der Geliebten Mord:

112.

Und ſtoß er ſich entwunden Verträgen,
So mög' er nimmer ſich des Thrvans noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dieß ſey mein teurer Segen;
Mit dieſem Wunſch geh' ich dem Styx entgegen.
Im Sande liege unbeerdigt ſein Gebein!
Dann, Tyrier, verfolgt mit ew'gen Kriegesliſten
Den ganzen Samen des Verhaßten!
Dieß ſoll mein Todesopfer ſeyn!

113.

Kein Friede ſolle Vertrag ſoll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erſtehen.
In ihren Pflanzungen mit Feu'r und Schwert ein-
ſcheinen.
Früh oder ſpät! wie ich die Kräfte ſtehig ſehn.
Feindſelig brohe Küſte gegen Küſte,
Raubgierig rüſtreme Fluth ſich gegen Fluth.
Schwert klinge gegen Schwert, der ſpähern Enkel Brüſte
Entflamme unverſöhnte Wuth!

114.

Sie ſprach's und ſann voll Ungeduld, die Bande
Des traur'gen Lebens zu zerreißen, rief
Sichäus Amme (ihre einzig Gattel
Den langen Cultsumnet ſchon im mütterlichen Laube).
Los, ſpricht ſie, theurer Barce, ſchnell
Die Schweſter ſich mit friſchem Quell
Benetzen! Sag' ihr an, daß ſie die Thiere
Und die verwahrten Opfer zu mir führe!

115.

Du ſtirbſt, Geliebte, ſäume nicht,
Mit frommer Binde die Gattin zu verhüllen.
Ich will des angelang'nen Opfers Pflicht
Dem unerbittlichen Jovi erfüllen.

Und meinen Gram auf ewig ſtillen.
Engleich flammt mit dem Bösewicht
Der Holzſtoß in die Luft! — Sie ſpricht's und ſonder Weile
Wankt jene fort mit treu Altreus Eile.

116.

Sie ſelbſt, zur Furie entſtellt
Vom gräßlichen Entſetzbild, der ihren Buſen ſchwellt,
Mit blutergoßnem Aug', geſchaudt von Verlangen,
Der Furien wechſelnd Spiel auf frampfhaft zuckenden Wangen,

Jetzt kummervoll, jetzt, vom nahenden Geſpenſt
Durchſchauert, bleich wie eine Bäſte,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnſinn in dem Blick,
Beſteigt ſie das entſetzliche Gerüſte.

117.

Reißt aus der Saeide des Trojaners Schwert.
Ach, nicht zu dieſem Endzweck ihr gedachtet!
Doch als ihr Blick ſah auf Aeneas Kleinod ſtarrt
Und auf das wohlbekannte Band, ferne
Zu ſchnell in ſich verweilt der ihrem theuern Orte,
Läßt noch einmal den Thränen freien Lauf,
Schwingt dann auf's Bette ſich hinauf,
Und ſpricht von der Welt durch dieſe letzten Worte:

118.

Geliebte Reſte! Zeugen meiner Freuden,
So lang's dem Gluck, den Himmliſchen, gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden!
Empfangt mein flüchtend Blut! Auf euch will ich verſcheiden;
So bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Loos beſchieden;
Jetzt ſteiget aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab' ich eine weit berühmte Stadt,
Und meine Mauern ſah ich ragen;
Bekrach hab' ich den Bruder Ilrogilbat,
Der Rache Stahl dem Gatten abgetragen.
Ach, hätte nie ein Schiff ſich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gerichtet an meines Tyrus Strande,
Wer war glückſeliger, als ich!

120.

Sie ſpricht's und bricht in's Lager ein:
Und eine Rache, ruft ſie, ſoll es ſallen!
Doch will es ſallen, drob! Gedanke oder nicht!
Es ſpinn's in's Schattenreich zu wallen;
Es höre der Barbar vom hohen Ozean
Mit ſeinen Augen meine Flammen ſchauen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Vorgefühlen mit auf ſeiner Wogenbahn.

121.

Er hielt die Worte noch verhallen;
Schon ihren Frauen ſie, entbrannt
Vom ſeligen Stahl, zuſammenfallen.
Das Schwert mit Blut befleckt, mit Blut die Hand.
Ihr Aufſchreigeruf ſchlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg; ſinglich wankt der Gerüchte Mund
Die ungeheuerſte Kunde mit tauſendſtimmigem Heulen
Durch aufgeregtes Karthago rund.

122.

Da hört man von Geſchrei, von jammervollem Erbeben,
Von wildlichem Gebrul die hohen Dächer bebten.
Des Aethers hohe Wölbung brauſt es nach.
Nicht ſchrecklicher konnt' es ertönen,
Wenn in Karthagos Stadt die Fluth der Feinde brach,
Daß alle Tyrus fiel, der Flammen wilde Wuth
Sich freſſend wälzten durch der Menſchen Haus
Und durch der Götter heil'gen Dom.

123.

Geſtreckt durch den Zuſammenlauf der Menge,
Durchſchauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna, bald entſetzt, ſich durchs Gedränge,
Zerfleiſcht mit grimm'gen Nägeln das Geſicht,
Die Bruſt mit mörderiſchen Schlägen.
Das alſo war's! ruft ſie der Sterbenden entgegen;
Mit Argliſt ſannſt du mich! Darum der Opferherd,
Darum das Holz und des Trojaners Schwert!

124.

Weh mir! Verlaſſ'ne! Nun ſoll ich zuerſt bereuen?
Unglückliche! warum verſäumteſt du im Tod
Die Schweſter zur Beſtatterin? Verſtricken
Sollt uns derſelbe Stahl, von beider Blute roth!
Hätt' ich darum die Götter an; erbauet,
Daß ich allein mich meinem Schwerte entraune,
Daß Holzgerüſtet Weh! mich ziehſt du mit in's Grab.
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab.

125.

Geht Waſſer, geht, daß ich die Wunden waſche,
Mit meinen Lippen ihm erhalte,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt!
Sie ruft's und ſteht ſchon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtürzt,
An ihrer warmen Bruſt in's Leben ſie zu rufen,
Die ſpeen der Froſt des Todes hinweggetragen;
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Wogen.

126.

Umſonſt verſucht, aus weitgeſpalt'nem Munde
Pleßt unter ihrer Bruſt die Wunde,
Umſonſt die Sterbende, den ſammervollen Blick
Dem Strahl des Lichts zu entziehen,
Noch trommelt ſie empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal kommelt ſie ſich zurück.
Dreimal, das ſüße Licht der Sonne zu erſpähen.
Des Aethers weiten Plan, und ſinkt, da ſie's geſehen,

127.

Ermüdet von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Irid', ſreizuringen,
Der Glieder ſeſte Bande zu zerreißen.
Zu enden der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Todesfall, kein Verbrechen,
Verſchuldung nur ſie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unentrinnbaren Bann
Das abgeſchnittne Haar noch nicht geweihet.

128.

Jetzt alſo kam, in tauſendfarben Bogen
Der Sonne abgeglüht, herab von Ida,
Die Geiſterzeugungen durch der Lüfte Gau
Herab aus's Haupt der Sterbenden geflogen.
Dieß weiß' ich aus Befehl der Gottheit dem Leyte!
Auf ſie! vom Leibe ihre mag ſie dein Blick erlösen.
Sie ſtarb und lebt der Tode, ſamt entſtiftet
Der Mächte Reich, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Dritte Periode.

Die Begegnung.

Noch ſah' ich ſie, umringt von ihren Frauen.
Die verklärte von allen ſtand ſie da;
Wie eine Sonne war ſie anzuſchauen;
Ja ſtand von Zeus und wagte mich nicht nah.
Ob ſolche mich mit wohlgefreuten Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet ſah;
Doch ſiegte, als bälten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuſchlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich ſang, vergegenwärtigt' ich nun.
Ein neu Organ hört' ich in mir gefunden.
Das meinem Herzens heil'ge Regung ſprach.
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Feſſeln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefſten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr ſchliefen.

Und als die Saiten lange ſchon geſchwiegen,
Die Seele ruhig mir zurücke kam,
Da ſah' ich in den ewiglichtnen Zügen
Der Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erblicken,
Als ich das leiſe ſüße Wort vernahm —
O drehten nur in ſel'ger Geiſter Chören
Werd' ich des Tones Wortlaut wieder hören!

„Das treue Herz, das treulich ſich verzehrt,
Und ſtill beſeligen mir gewagt zu ſprechen,
Ja treue den ihm ſelbſt verloren'nen Werth;
Am roten Glück will ich das Ehe rächen,
Dem Armen ſey das ſchönſte Loos beſcheert;
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der ſchönſte Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.“

An Emma.

Weit in unbelgrauer Ferne
Liegt mir das vergang'ne Glück,
Nur an einem ſchönen Sterne
Weilt mir Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Iſt es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Daß verſähe doch mein Kummer,
Meinem Herzen leuchtet du.
Aber ach! du biſt im Licht,
Meiner Liebe biſt du nicht.

Kann der Liebe ſüß Verlangen,
Emma, dann's vergänglich ſeyn?
Was dahin iſt und vergangen,
Emma, kann's die Liebe ſeyn?
Ihrer Flamme Himmelsglut,
Gleicht ſie wie ein irrlich Gut?

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen ſagen,
Zu viele Lauſcher waren was;
Den Blick nur durft' ich ſcheuchtern fragen,
Und wohl verſtand ich, was er ſprach.
Leis kamm' ich der in deine Stille,
Du ſahſt bedauernd Bangenheit,
Verirrt in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt.

Von ferne mit verwort'nem Sauſen
Arbeitet der geſchäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brauſen
Ertönt' ab ſonorer Hämmer Schlag.
So ſauer ringt die karge Erde
Der Menſch dem harten Hammel ab;
Doch leicht erworben, auch dem Zaubre
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menſchen nur es hören,
Die treue Lieb' uns ſtill beſiegelt!
Sie können nur die Freude ſtören.
Weil Freude nie die Welt entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur erbeutet;
Entwenden muß du's oder rauben,
Es ſieht die Mißgunſt überaus.

Leis auf den Zehen kommt's geſchlichen,
Die Stille lieht es und die Nacht;
Mit ſanften Füßen iſt's entwichen,
Als des Verräthers Aug' wacht.
O ſeligſte Dich, du ſanfte Quelle,
Ein dorther Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dies Heiligthum!

Die Erwartung.

Hört' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch dieſe Pappeln ſchwirrt.

O ſeligſte Dich, du gehn belaubten Dach,
Du ſtillſt die Ammutbſtrahlende empfangen.
Ihr Zweige, dann ein ſchattenden Gemach,
Mit beider Nacht ſie heimlich zu umfangen,
Und all' ihr Schmeichelkünſte, werdet wach
Und ſchmeichelt und ſpielt um ihre Rosenwangen,
Wenn ſonne ſchöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was ſchlüpft durch die Hecken
Roſchelnd mir eilendem Lauf?
Nein, es ſchwankt nur der Schrecken
Aus dem Buſch den Vogel auf.

O! ſchaue deine Zierde, Tag! hervor.
Du geiſt'ge Nacht, mit deinem heißen Schweigen!
Breit' um und her den purpurrothen Flor,
Umſinnt' aus mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauſchers Ohr,
Sie flieht des Strahlels unterſcheid'nen Zeugen!
Nur Helfer, her Verſchwiegne, allein
Darf ſtill berathend ihr Vertrauter ſeyn.

Rauf es von ferne mast leise,
Flüsternden Schwanen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmoniestrom.
Der Lyraspanorl stößt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen.
Die Traube winkt, die Pfirsine zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trunk von der heißen Lange mir die Glut.

Hör ich nicht Tritte erschallen?
Kommt's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Last schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In seinem Tod und seine Farben klassen;
Kühn lechzen sich im heißen Dämmerlicht
Die Kräuter schon, die seine Gluthen dosen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen.
Der Gürtel ist von jedem Reiz entblößt,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Sänle Zimmern
An der dunklen Terrassenwand.

O! schwand Herz, ergebe dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern vorspielst zu spielen:
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
Kein Schattengebilde kann diesen Busen kühlen;
O! störe mir die Lrdende daher,
Laß ihre Hand, die göttliche, mich fühlen.
Den Saumen nur vom ihres Mantels Saum! —
Und in das Leben tritt das hohle Traum.

Und trief, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Sonne, strahlendere Gott, der Fluren dürstest
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Mutter ziehen die Rose —
Sonne den Wagen hinab!
Siehe, wer aus des Meers krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennst dein Herz sie?
Kaiser fliegen die Rose.
Abends, die göttliche, winkt.
Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido.
Stille halten die Rose,
Trinken die kühlende Flut.
An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Sehnsucht.

Ach! aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie flöhte ich mich beglückt!
Dort erblickt ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Ihne süßer Himmelstrieb,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich blühen,
Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie sehn muß sich' ergeben
Dort im ew'gen Sonnenlichte,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehet des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn ein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das sehne Wunderland.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wanderte aus.
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erotheil, meine Habe
Ward ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandte, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer gold'nen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein.
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen.
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Strome hemmten meinen Fuß.
Ueber Sandstrände baut' ich Stege.
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Geſtaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend ſeinen Fluten,
Warf ich mich in ſeinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere.
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort iſt niemals Hier.

Die Ideale.

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn!
Kann nichts euch, Flüchtige, verweilen,
O meines Lebens gold'ne Zeit?
Verſchwebend, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das traute Herz geſchwellt.*)
Er iſt dahin der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

Wie einſt mit ſtrebendem Verlangen
Pygmalion den Stein umfing,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß,
So ſtehn auch ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Inbrunſt,
Bis ſie zu erwarmen,
Begann an meiner Dichterbrunſt.

Und überall meine Flammentriebe
Die Stimme einer Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verſtand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Wiederhall.

Es bebnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein freiheit All.
Heraus zu treten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.

Wie groß war dirie Welt geſtaltet,
Es lang die Knoſpe ſie noch barg,
Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Doch weniger, wie klein und karg!*)

Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Begliickt in ſeinen Traumes Bahn,
Von ferner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers oberſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Gläubigen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her!
Die Liebe mit dem ſüßen Lohne,
Das Glück mit ſeinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! ſchon auf des Weges Mitte
Verlieren die Begleiter ſich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt,
Des Zweifels finſtre Myrrer zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach! allzuſchnell nach kurzem Lenze
Entfloh die ſüdne Liebeszeit.
Und immer öder ward's und immer
Verlaſſ'ner auf den rauhen Steg;
Kaum warf noch einen blaſſen Schimmer
Die Hoffnung auf den finſtern Weg.

Von all dem rauſchenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſtrebt mir tröſtend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?
Du, die du alle Wunden heilteſt,
Der Freundſchaft leiſe zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilteſt,
Du, die ich frühe fand' und fand.

Und du, die gern ſich mit ihr gattet,
Wie ſie der Erde Sturm beſchwert,
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

*) Im Muſenalmanach vom Jahre 1795, wo dies Gedicht zuerſt erſchien, fanden ſich nach dieſen Worten folgende Verſe:

Die ſchöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt ſie ſchon entfaltet.
Mich weckt auch meinen freien Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebund'nen Geiſt,
Die Dichtung ſchöner Fee zerrinnt.

*) Hier folgt in der erſten Ausgabe die Strophe:

Wie auf des Berges ſteilen Quellen
Ein Strom der Urne langſam fällt,
Und erſt mit klingenden Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt,
Es werfen Stürme, Felſenſtufen
Und Wälder ſich in ſeine Bahn,
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Wogen
Sich rauſchend in den Ocean;
So ſprang ꝛc.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün.
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet.

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter gibt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe geliebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, ſie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt,
Ich, die ſinnliſche, will's nicht verſagen.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt,
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen wand er ſich zum Kranz,
Und er ſah ſie fortgeriſſen
Treiben in der Wellen Tanz.
Und ſo fließen meine Tage,
Wie die Quelle raſtlos hin!
Und ſo bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze ſonnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blütenzeit!
Alles freuet ſich und bonet,
Wenn der Frühling ſich erneut.
Aber tiefe tauſend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Buſen
Mir den ſchweren Kummer nur.

Was ſoll mir die Freude frommen,
Die der ſchöne Lenz mir beut?
Eine nur iſt's, die ich ſuche,
Sie iſt nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

Komm herab, du ſchöne Holde,
Und verlaß dein goldnes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hayn erſchallt von Liedern
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Die Gunſt des Augenblicks.

Und ſo finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn.
Und es ſoll der Kranz der Lieder
Friſch und grün geflochten ſeyn.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes erſten Zoll?
Ihm vor Allen laßt uns ſingen,
Der die Freude ſchaffen ſoll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Eeres den Altar geſchmücket?
Daß den Purpurſaft der Reben
Bacchus in die Schale drücket?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Heerd in Flammen ſetzt,
Iſt der Geiſt nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unerhitzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Iſt ein Lichtgedanke nur.

Langſam in dem Lauf der Horen
Fügen ſich der Steine zum Stein,
Sonnell, wie es der Geiſt geboren,
Will das Werk empfunden ſeyn.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenregen breit,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchweift,

So iſt jede ſchöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein;
Sonnell in trocknem dürrem Grabe
Schlägt die Nacht ſie wieder ein.

Berglied.

Am Abgrund leitet der ſchwindlichte Steg.
Er führt zwiſchen Leben und Sterben;
Es ſperren die Rieſen den einſamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben.
Und wüßt du die ſchlafende Löwin nicht wecken,
So wandle ſtill durch die Straße der Schrecken.

Es ſchwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menſchenhand,
Es hätte ſich's keiner vermogen.
Der Strom brauſt unter ihr ſpat und früh,
Speit ewig hinauf und zerträmmert ſie nie.

Es öffnet ſich ſchwarz ein ſchauriges Thor.
Du glaubſt dich im Reiche der Schatten.
Da thut ſich ein lachend Gelände hervor.
Wo der Herbſt und der Frühling ſich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Mögſt' ich fliehen in dieſes glückſelige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld.
Ihr Quell, der iſt ewig verborgen,
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.
Und wie die Mutter ſie rauſchend geboren,
Fort fließn ſie und bleiben ſich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menſchen Geſchlechter,
Drauf tanzen, unſchleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmliſchen Töchter.
Sie halten dort oben den einſamen Reihn,
Da ſtellt ſich kein Zeuge, kein irdiſcher, ein.

Es ſitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Sitten umkränzt ſie ſich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Darauf ſchießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden ſie nur und erwärmen ſie nicht.

Anmerkung. Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verderbene Ausdruck für Lawine.

Der Alpenjäger.

Wußt du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein iſt ſo fromm und ſanft,
Nährt ſich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Rand.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

Wußt du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Thales Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Wußt du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich ſtehn?
Draußen lachet dich kein Garten;
Wild iſt's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß ſie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort.
Raſtlos fort mit blinden Wagen
An des Berges finſtern Ort;
Vor ihm her mit Windesſchnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felſen nackte Rippen
Klettert ſie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborſt'ner Klippen
Trägt ſie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwegen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den ſpröſſen Zinken
Hängt ſie, auf dem höchſten Grat.
Wo die Felſen jäh verſinken,
Und verſchwunden iſt der Pfad.
Unter ſich die ſteile Höhe,
Hinter ſich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers ſtummen Blicken
Flieht ſie zu dem harten Mann.
Flehte umſonſt, denn ledzudrücken
Legt er ſchon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felſenſpalte
Tritt der Geiſt, der Bergesalte.

Und mit ſeinen Götterhänden
Schützt er das gemalte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer ſenden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgſt du meine Heerde?“

Dithyrambe.*)

Nimmer, das glaubt mir,
Erſchrecken die Götter,
Nimmer allein.
Kann daß ich Bacchus den luſtigen habe.
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe.
Phöbus, der Herrliche, findet ſich ein.
Sie nahen, ſie kommen
Die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich
Die irdiſche Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmliſchen Chor?
Schenket mir euer unſterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, ſie wohnt nur
Im Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Neig' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht ſchaue.
Einer der Unſern ſich däukt zu ſeyn.
Sie rauſchet, ſie perlet,
Die himmliſche Quelle;
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

*) Die frühere Ueberſchrift dieſes Gedichtes (im Musen-Almanach von 1797) war: „Der Betrug.“

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein.
Wohl glänzen die Augen der Gäſte.
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte.
Denn ohne die Leier im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt.
Er hat alles geſehen, was auf Erden geſchieht,
Und was und die Zukunft verriegelt,
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath,
Und bevorwiſſe der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luftig und glänzend aus
Das zuſammengefaltete Leben,
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben.
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gewölbet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten;
Er hat ſich, ein feſtlicher Wanderer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.
Vier Menſchenalter hat er geſehn,
Und läßt ſie am fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht,
Da war es Heute wie Morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und traumten für gar nichts zu ſorgen!
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr;
Die Erde gab Alles freywillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden ſangen, die Herrſcher, an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Scamanders Feld;
Doch die Sänftheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erbauten ſich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie.

Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Junafrau Sohn,
Die Geberaren der Erde zu heilen;
Vermannt war der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.

Und der edle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mond und die Nonne zergeſtelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnierte.
Doch, war das Leben auch finſter und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen:
Es lebte, was edel und ſittlich war,
In der Frauen jungfrauem Buſen;
Die Flamme des Liedes entzeugte ſich
An der ſchönen Minne und Liebeskraft.

Drum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umſchweben,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Reinen.
Geſang und Liebe, in ſchönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Punſchlied.

Vier Elemente
Innig geſellt
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citrone
Saftigen Stern!
Herb iſt des Lebens
Innerſter Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Lindernden Saft
Zähmet die derbe
Brennende Kraft!

Gießet des Waſſers
Sprudelnden Schwall!
Waſſer umfangen
Ruhig das All.

Tropfen des Geiſtes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verdüftet
Schöpfet es ſchnell!
Nur, wenn er glühet,
Labet der Quell.

An die Freunde.

Lieben Freunde! Es gab ſchön're Zeiten,
Als die unſern – das iſt nicht zu ſtreiten!
Und ein edler Volk hat einſt gelebt.
Könnte die Geſchichte davon ſchweigen,
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es iſt dahin, es iſt verſchwunden
Dieſes hochbegünſtigte Geſchlecht.
Mir, wir leben! Unſre ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde! Es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiſte Wanderer ſpricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunſt uns freundlich doch gewogen;
Unſer Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier ſich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe unſers Hünters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekränzen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl vom größrem Leben mag es rauſchen,
Wo eher Wetten ihre Söhne tauſchen,
An der Themſe, auf dem Markt der Welt.
Tauſend Schiffe landen an, und gehen;
Da iſt jedes Köſtliche zu ſehen,
Und es verrichtet der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche
Der von wilden Regengaſſen ſchwillt,
Auf des ſtillen Baches eb'ner Fläche
Spiegelt ſich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unſerm Norden
Wohnt der Wetter an der Engelspforten,
Denn er ſiehet das ewig ein'ge Rom!

Ihn umgirt der Sonnen Glanzgewimmel
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben dauert nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde freut.

Größ'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Punschlied.
Im Norden zu singen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mitternachtsonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den gold'nen Wein.

Und noch Niemand hat's erfunden,
Wie die große Mutter schafft;
Unerforschlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und krystallenhell.

Und erfreut alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf nas're Zonen
Fällt der Sonne spärliches Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und, was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Gleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem künstlichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

Aber fremdig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Fluth;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Gluth.

Ihrem Wirken frey gegeben
Ist der Kräfte großes Reich,
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes-Flammen
Nach dem hohen Sonnengott.

Fernhin zu den fel'gen Inseln
Rüstet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Spähtet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sey und dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Radowessische Todtenklage.

Sehr! da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da.
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Armes Hand,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Rennthieres Spur
Fänden auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur.

Diese Schenkel, die bebender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff:
Sehr! das Leben ist entflogen:
Sehr! sie hängen schlaff!

Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mays die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihm scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben:
Stimmt die Todtenklag':
Alles sey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule!
Denn der Weg ist lang?

Auch das Messer scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf;

Farben auch, den Leib zu malen,
Streckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Das Siegesfest.

Priams Veſte war geſunken,
Troja lag in Staub und Staub,
Und die Griechen ſiegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der freien Fahrt begriffen
Nach dem ſchönen Griechenland.
Stimmet an die freien Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Bruſte ſchlagend,
Blieb mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Feſt der Freuden
Miſchten ſie den Wehgeſang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der ſüßen Heimath fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach, wie glücklich ſind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel ſchlingt,
Und den Zeus, den Schreckensſender,
Der die Aegis grauſend ſchwingt.
Aufgeſtritten, aufgerungen
Iſt der lange ſchwere Streit,
Aufgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürſt der Schaaren,
Ueberall der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einſt in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finſtre Wolke
Zog ſich um des Königs Blick:
Von dem verwaiſeten Volke
Beugt' er wen'ge nur zurück.
Drum ertöne freie Lieder,
Wer die Heimath wieder ſieht,
Wem noch friſch das Leben blüht;
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen ſich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet ſeyn.
Mancher fiel durch Freundes-Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verſchont!
Sprachs Ulyß mit Warnungs-Blicke,
Vom Athenens Geiſt beſeelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und treulich das Haus bewahrt.
Denn das Weib iſt falſcher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des friſch erklimmten Weibes
Freut ſich der Atrid und ſtrickt
Um den Reiz des ſchönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.

Böſes Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Unendlichen Rath!
Böſes muß mit Böſem enden;
An dem frevelnden Geſchlecht
Rächet Zeus das Gaſtesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Ulens tapferer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus ſeiner Tonnen
Die Geſchicke blind verſtreut,
Freue ſich und jauchze heut,
Wer das Lebenslooß gewonnen!

Ja, der Krieg verſchlingt die Beſten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Feſten,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der ſchöne Preis zu Theil:
Friede deinen heil'gen Reſten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Beſten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gieße Neoptolem des Weins;
Unter allen ird'ſchen Loſen,
Hoher Vater, preiſ' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapferer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unſterblich ſeyn im Lied;
Denn das ird'ſche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Weit des Leidens Stimmen ſchweigen
Von dem überwund'nen Mann,
Sie will ich für Hektorn zeugen,
Hund der Sohn des Zoeus an; —
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend ein Beſtürmer fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das ſchönre Ziel:
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend fand, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm ſeines Namens Ehre.

Neſtor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menſchenalter ſah,
Reicht den tauſendmalgetränkten Becher
Der bethränten Helena;
Trinkt ihm aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll iſt Bacchus Gabe,
Balſam für's zerriſſne Herz.
Trinkt ihn aus den Trank der Labe.
Und vergiß den großen Schmerz!
Balſam für's zerriſſne Herz,
Wundervoll iſt Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete ſie Freund der Meinen,
Und verwaiſt das Schmerzgefühl;
Denn ſo lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Iſt der Saumzug in Lethes Welle
Tief verſenkt und feſtgebannt!
Denn ſo lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande ſchäumt,
Iſt der Jammer weggeräumt,
Fortgeſpült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen
Hub ſich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch iſt alles erd'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule webt,
Schwinden alle Erdengroßen,
Nur die Götter bleiben ſtät.
Um das Roß des Reiters ſchweben,
Um das Schiff die Seraen her:
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Klage der Ceres.

Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde ſpringt.
Auf der Syrinx blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Himmel,
Mildere weben Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hayn erwachen Lieder
Und die Dryade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang iſt's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur,
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die verlo'ne fand er nicht.
Haſt du, Zeus! ſie mir entriſſen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?

Wer wird nach dem öden Strande
Meines Kummers Bote ſeyn?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſei'gen Aug' verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Mieder führen tauſend Stege,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die auf Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur, was Joris Haus bewohnet,
Rudert nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verſchonet,
Parzen, eure ſtrenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! ſie ſind der Mutter Qual!

Wo ſie mit dem finſtern Gatten
Freudlos thronet, flieg' ich hin,
Träte mit den leiſen Schatten
Leiſe vor die Herrſcherin.
Ach, ihr Auge, ſenkt von Zähren,
Sucht umſonſt das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht.
Bis die Freude ſie entdecket,
Bis ſich Bruſt mit Bruſt vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbſt der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunſch! verlorne Klagen
Nutzlos in dem gleichen Gleis
Reißt des Laars ſtarrer Wagen,
Ewig ſteht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finſterniſſen
Wandt' er ſein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht geriſſen,
Bleibt ſie ewig mir geraubt.
Bis des dunkeln Stromes Welle
Vom Aurorens Farben glüht,
Zieht mitten durch die Hölle
Ihren ſchönen Bogen Iris.

Iſt mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein ſüß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen ſich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet ſich kein Liebesknoten
Zwiſchen Kind und Mutter an?
Zwiſchen Lebenden und Todten
Iſt kein Bündniß aufgethan?
Nein! nicht ganz iſt ſie entflohen!
Nein! wir ſind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder ſterben,
Wenn von Norden kalten Hauch
Blatt und Blume ſich entfärben,
Traurig ſteht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchſte Leben
Aus Persmunds reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Saamens goldnes Korn.
Trauernd ſenk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keine, die dem Auge ſtarben
In der Erde kaltem Schooß,
In das dritte Reich der Farben
Ringen ſie ſich freudig los.

Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet.
Ach sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Norgy!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Reich soll überfließen
Von des Aethers reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris sanftesten Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heitrem Glanze
Leie jede zarte Brust,
In des Herbstes weltem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Das Eleusische Fest. *)

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen darein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein;
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wanderlie das bewegliche Zelt.

Schon in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Streift der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Werfen an den Ungastgestrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertrauten weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeiget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Lehrt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd streifte,
Fand sie Elend überall.
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Fand' ich so den Menschen wieder,
Den wir unser Bild gelehrt,
Dessen schongestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Macht der Erde Götterstoos,
Und auf seinem Königssitze
Schwelst er elend, heimathlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Seligen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels seligen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Pflege still genossen streiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt.
Plötzlich in der Mitten Kreise
Steht sie da ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schauernd mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Einer Gottes Lippen nicht.
Keine Opfer will er haben,
Fräkete, die der Herbst bescheert;
Mit der Felder frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand.
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft erfüllt.
Senkt ihn in die zarte Ritze.
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden allgemach.
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde.
Flicht der ersten Garbe Band.
Bittet den Felsstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höh'n:
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt gesch'h'n!
Und dem ungläubig'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt.

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz:

*) Das Gedicht war zuerst überschrieben: Das Bärtierlied. S. Musenalmanach von 1799.

Donnernd aus den blauen Höhen
Würft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu loben.
Hort sich wirrend vom Altar.
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge frommes Gewühl.
Und die vollen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.
Hören von sich die tierische Wehre.
Oeffnen den bisherabgedrückten Sinn.
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königinn.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab.
Themis selber führet den Reigen.
Und mit dem ehernen Stab
Misst sie jedem seine Rechte.
Setzet selbst der Gränze Stein.
Und des Zeus verehrte Mägde.
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse.
Zeus erfindungsreicher Sohn.
Bildner künstlicher Gefäße.
Hochgelobt in Erz und Thon.
Und er lehret die Kunst der Zange
Und der Masseslage Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewalt'gem Speer.
Lässt die Stimme mächtig schallen
Und gewinnt dem Götterheer.
Feste Mauern weiß sie zu gründen.
Jedem Sturm und Schirm zu seyn.
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan.
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Gränzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Sonderet sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Dryaden.
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden.
Schwingend ihren Jägerspieß.
Alle kommen, alle tragen
Hände an der Zwiet emsig.
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der fischbekränzte Gott.
Waltet den schweren Pflug zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot.
Und die leichtbeschwingten Stunden
Fliegen an's Geschäft, gewandt.
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Aus den Meeresgrott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdeneingeweide los.
Sonnengut sie in gewölbten Hallen
Hoch wie einen leichten Ball.
Und mit Hermes, dem Berather.
Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das heitre Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein;
Leite nach des Liedes Klange
Fügt sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erstarrter Hand
Cerete und schlägt die Riegel
Und der Saaltüre festes Band.
Schnell durch rasche Götterbande
Ist der Wunderbau vollbracht.
Und der Tempel weite Wände
Glänzen schon in Festes-Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrthen
Naht die Göttercohorte.
Und sie führet den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schwebet selbst das erste Paar.
Alle Götter drinnen Baten
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen.
Von der Götter heil'gem Chor
Eingeführet, mit Harmonien
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus.
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Thier der Wüste.
Frei im Aether herrscht der Gott.
Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n.
Und allein durch seine Sitte
Kann er frey und mächtig seyn.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren.
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.
Freude soll jedes Auge verklären.
Denn die Königin ziehet ein.
Die uns die süße Heimath gegeben.
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gelang soll sie festlich erheben.
Die beglückende Mutter der Welt.

Der Ring des Polykrates.
Ballade.

Er stand auf seines Daches Zinnen.
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies Alles ist mir unterthänig.
Bekannte er zu Anfang König.
Gestehe, daß ich glücklich bin.

Du haſt der Götter Gunſt erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwängt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer trat noch, ſie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich ſprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh' der König noch gewendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
Laß, Herr! des Opfers Düfte ſteigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!

Getroffen ſank dein Feind vom Sperre;
Mich ſendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor —
Und nimmt aus einem ſchwarzen Becken
Noch blutig, zu der Boden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen.“
Verletzt er mit beſorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann ſie der Sturm zerſtellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und eh' er noch das Wort geſprochen,
Hat ihn der Zuruf unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend ſchallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimiſchen Geſtaden
Der Schiffe maſtenreicher Wald.

Der königliche Gaſt erſtaunet:
„Dein Glück iſt heute gut gelaunet,
Doch ſtörete ſeinen Unbeſtand.
Der Freier waffenkund'ge Scharen
Bedrohen dich mit Kriegsgefahren;
Sehen nahe ſind ſie dieſem Strand.“

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da ſieht man's von den Schiffen wallen,
Und tauſend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth ſind wir befreiet,
Die Freier hat der Sturm zerſtreuet,
Vorbei, gerudert iſt der Krieg.

Das hört der Gaſtfreund mit Entſetzen:
„Jörrader, ich muß dich glücklich ſchätzen.
Doch, ſpricht er, zittr' ich für dein Heil:
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemiſchte Freude
Ward keinem Irdiſchen zu Theil.“

Auch mir iſt Alles wohlgeraten;
Bis allen meinen Herrſcherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich ſah ihn ſterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„Drum wüſſt du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unſichtbaren,
Daß ſie zum Glück den Schmerz verleih'n.
Noch keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreu'n.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So ehr' auf eines Freundes Lehren
Und rufe ſelbſt das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchſten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieſes Meer!“

Und Jener ſpricht, von Furcht bewegt:
„Von Allem, was die Inſel hegt,
Iſt dieſer Ring mein höchſtes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächſten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Geſichte
Ein Fiſcher vor den Fürſten hin:
Herr, dieſen Fiſch das' ich gefangen,
Wie keiner noch im's Netz gegangen;
Dir zum Geſchenke bring' ich ihn.

Und als der Koch den Fiſch zerbeilet,
Kommt er beſtürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherſtaunten Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fiſches Magen;
O ohne Gränzen iſt dein Glück!“

Hier wendet ſich der Gaſt mit Grauen:
„So kann ich hier nicht ferner bauen.
Mein Freund kannſt du nicht weiter ſehn.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu ſterben.“
Und ſprach's und ſchiffte ſchnell ſich ein.

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Geſänge
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterſinnige,
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Meeres voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Arkadiens des Wanderers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommen Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geſchwader ziehn.

Send mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Loos, es iſt dem euren gleich,
Von fremder kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Ein uns der Gaſtfreie gewogen,
Der von dem Fremdling wehret die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte.
Und ſiehe! ſich in des Waldes Mitte,
Da ſperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand;
Ihr hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter.
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!“

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder;
Da rauſcht der Kraniche Gefieder.
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſeh'n,
Die nahen Stimmen furchtbar dröh'n.
„Wen euch, ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sey meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden.
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wieder finden,
Und doſſte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden.
Bedrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte:
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verlezet hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlag'nen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker ſtutzendem Gedränge,
Geſchieht von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erſchlagen?
Hat's neidiſch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jezt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache ſucht,
Genießt er ſeines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trozt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt ſitzen,
Es brechen faſt der Bühne Stützen,
Herbeigeſtrömt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrauſend wie des Meeres Wogen;
Von Menſchen wimmelnd, wächſt der Bau,
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie,
Und borchen von dem Spangerüſte
Des Chores grauſer Melodie.

Der ſtreng und ernſt nach alter Sitte,
Mit langſam abgemeſſnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten feine ird'ſche Weſen!
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden
Sie ſchwingen in entblößten Händen
Der Fackel düſterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich weh'n,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwoll'nen Bäuche blah'n.

Und ſchaurerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und bindet nicht der Leyer Klang:

„Wohl dem, der frey von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frey des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht;
Wir decken uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

Und glaubt er flehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlimmern
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frey.“

Es ſingend tanzen ſie den Reigen.
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär',
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeſſnem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.

Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch flieht vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Themiſtenes,
Die Kraniche des Ibycus!“ —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater blin
Sieht man, in ſchwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ipcus!“ — Der theure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ipcus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſeilna?
Was iſt's mit dem, was kann er meynen?
Was iſt's mit dieſem Krankſeyn?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und abend ſliegt's, mit Blitzesſchlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das iſt der Sinnenden Macht!
Der fremme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gebrochen,
Und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Mhdat' er's im Buſen gern bewahren;
Umſonſt! der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter.
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geſtell'n die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Hero und Leander.
Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlöſſer ſich entgegen ſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Helleſpont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung ſtürmen,
Die ſich an dem Felſen bricht?
Nieen riß ſie von Europen;
Doch die Liebe ſchreckt ſie nicht.

Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Götternacht.
Here, ſonſt wie Hebe blühend,
Ach, durch die Gewitge zitternd
Rüſtig, im Geraniſo der Jahr.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbund'ne Paar,
Und die ſüße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Seſtos Felſenthurme,
Den mit ew'gem Wogenſturme
Schäumend ſonſtigt der Helleſpont.
Saß die Jungfrau, einſam grauend
Nach Abydos Küſte ſchauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Bannt ſie keiner Berke Steg.
Und kein Fahrzeug trägt vom Ufer.
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet ſie mit ſicherem Faden;
Auch den Wilden macht ſie zahm,
Bengt in's Joch die wilden Thiere.
Spannt die feuerſprühenden Stiere
An den diamant'nen Pflug.

Selbſt der Styx, der neunfach fließet,
Schlicht die Wogende nicht aus;
Mächtig raubt ſie das Opfertier
Aus des Pluto finſterm Haus.

Auch durch des Gewäſſers Fluthen
Mit der Sehnſucht feur'gen Gluthen
Stachelt ſie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finſtre Fluth.
Theilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller lenchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der ſchwer beſtand'nen Fahrt.
Und den Götterlohn empfangen,
Den in ſelbem Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart.
Bis den Sinnenden Aurora
Aus der Wonne Tränen weckt.
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe ſchreckt.

Und ſo flohen dreißig Sonnen.
Sanell, im Rand verſteckt'n.r Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht ſüße Freuden,
Die die Götter ſelbſt beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Rauſchend an des Hügelufers
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechſelnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, ſie ſah'n
Nicht den Sommer der Blätter fallen.
Nicht aus Nords beeiſten Hallen
Den ergrimmten Winter nah'n.
Freudig ſahen ſie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Für das lang're Glück der Nächte
Dankten ſie beiden dem Feuo.

Und es gleichte ſchon die Wage
An dem Himmel Nacht und Tage,
Und die beide Jungfrau band
Herend auf dem Felſenſitze,
Sah hinab die Sonnenreiſe
Frieden an des Himmels Rand.
Und das Meer lag ſtill und eben
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leiſes Weben
Regte das kryſtallne Reich.

Luſtig Delphinenſcharen
Scherzten in dem ſilberklaren
Reinen Element umher,
Und in ſonderbarlich grauen Zügen.
Aus dem Meergrund aufgeflogen,
Kam der Tiefe bunteſ Heer.
Sie, die einzigen, bezwangen
Den verſtohlnen Liebesbund;
Aber ihnen ſchloß auf ewig
Hekate den ſtummen Mund.

Und ſie freute ſich des ſchönen
Meeres, und mit Sonnenſtrahlentönen

Sprach sie zu dem Element:
„Sohnes Gott! du feuerst trügen?
Mein, den Frevler Graf' ich Lügen.
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz;
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz."

„In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern,
Und verrätst du in entgegnem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flucht;
Aber doch erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth."

„Denn auch du, der Gott der Wogen,
Rührte Eros mächt'ger Bogen.
Als des gelb'nen Widders Fluß
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Sahst in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell von ihrem Reiz besieget
Griffst du aus dem finstern Sothund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund."

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte,
Lebt sie jetzt unsterblich fort;
Hülfreich der verfolgten Liebe
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führet den Schiffer in den Port.
Sahne Helle! Hohe Göttin!
Selige, dich fleh' ich an;
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und schon dunkelten die Fluthen,
Und sie ließ der Fackel Gluthen
Von dem hohen Söller weh'n.
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer seh'n.
Und es sauft und dröhnt von ferne,
Finster träufelt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterrache
Stürzen aus der Welten Schooß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Sothünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend, wie ein Höllenrachen,
Oeffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir! ruft die Arme
Jammernd; großer Zeus, erbarme!
Ach! Was mag' ich zu erfleh'n!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Weh'n!
Alle meergewohnten Vögel
Zieh'n heim, in eil'ger Flucht;
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sichrer Bucht."

„Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er getraute mich's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihm entwindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Stätte
Reißt ihn die empörte Fluth."

„Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrathes Hülle.
Einem Spiegel warst du gleich;
Täglich ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Küstefee sich re' schlief,
Läßest du auf den Verrathenen
Alle deine Schrecken los!"

Und es wächst des Sturmes Toben
Hoch zu Bergen auferhoben
Sowuist das Meer, die Brandung dröhnt
Schäumend sich am Fuß der Klippen,
Selbst das Schiff mit Eisenrippen
Raubt unerschüttert nicht.
Und im Winde erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie flieht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn.
Und gelobt den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh',
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leucothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wetterreich, in Sturmesnöthen,
Rettend oft erscheinen sah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluthen hebt!"

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos Pferde in die Höh',
Friedlich an dem alten Berge
Flieht das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächelnd Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand.

Ja er ist's, der auch entseelet
Seinen heil'gen Schwur nicht fehlet!
Sonnellen Blicks erkennt sie ihn.
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen.
Kalt, verzweiflend starrt sie hin.

Troſtlos in die ode Tiefe
Blickt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angeſicht.

„Ich erkenn' euch, ernſte Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Leid ſchon iſt mein Lauf beſchloſſen;
Doch das Glück hab' ich genoſſen,
Und das ſüßeſte Loos war mein,
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Prieſterin;
Die ein freudig Opfer fleht' ich,
Venus, große Königin!“

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt ſie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth ſich hinab,
Hoch in ſeinen Zinnbereichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen.
Und er ſelber iſt ihr Grab;
Und mit ſeinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerſchöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Kaſſandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Veſte fiel;
Jubelhymnen hört man ſchallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams ſchöne Tochter freyt.

Und geſchmückt mit Lorbeerreifern,
Feſtlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häuſern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dampferrauſend durch die Gaſſen
Wälzt ſich die bacchant'ſche Luſt.
Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur Eine trau'rge Bruſt.

Freudlos in der Freuden Fülle,
Unaufrührig und allein,
Wandelte Kaſſandra ſtille
In Apollo's Lorbeerhain.
In des Waldes tiefſte Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und ſie warf die Prieſterbinde
In der Erde zürnend hin:

„Alles iſt der Freude offen,
Alle Herzen ſind beglückt,
Und die alten Aeltern hoffen
Und die Schweſter ſteht geſchmückt.
Ich allein muß einſam trauren.
Denn mich flieht der ſüße Wahn,
Und gefliſſentlich dieſen Mauern
Geb' ich das Verderben nah'n.“

„Eine Fackel ſeh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken ſeh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feſte ſeh' ich feyd bereiten;
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Todes Scheiten,
Der ſie jammervoll zerreißt.“

„Und ſie ſollten meine Klagen,
Und ſie dörnen meinen Schmerz,
Einſam in die Wüſte tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schwerers haſt du mir beſchieden,
Pythiſcher, du arger Gott!“

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfeſt du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeſchloſ'nen Sinn?
Warum gabſt du mir zu ſehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geſchehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.“

Fromm't's, den Sokrates anzufeinden,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſeyn.“

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer ſang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft haſt du mir gegeben,
Doch du nahmſt den Augenblick.
Nahmſt der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falſch Geſchenk zurück!“

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar.
Seit ich deinem Dienſt mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.“

„Fröhlich ſeh ich die Geſpielen.
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Luſtgefühlen;
Mir nur iſt das Herz gerührt.
Mir erſcheint der Lenz vergebens,
Der die Erde feſtlich ſchmückt,
Wer erkennt ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt.“

„Selig preiſ' ich Polixenen
In des Herzens traut'nem Wahn.
Denn den Beſten der Hellenen
Hofft ſie bräutlich zu umfah'n.
Stolz iſt ihrer Bruſt geboben,
Ihre Wonne faßt ſie kaum.
Nicht euch Himmliſche dort oben
Reißet ſie in ihrem Traum.“

„Und auch ich hab' ihn erkoren,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine ſchönen Blüte freien,

Von der Liebe Glut beſeelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'ſche Wohnung ziehn.
Doch es tritt ein ſtyg'ſcher Schatten
Nächtlich zwiſchen mich und ihn."

Ihre bleichen Larven alle
Sender mir Proſerpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geiſter da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen ſie ſich grauſend ein,
Ein entſetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich ſeyn."

„Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken,
Und das Mörderange glüh'n;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Scheußniß flieh'n;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wiſſend, ſtaunend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden.
Fallen in dem fremden Land." —

Und noch hallen ihre Worte.
Horch! Da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Todt lag Thoas großer Sohn:
Eris ſchüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Die Bürgſchaft.

Ballade.

In Dionys, dem Tyrannen, ſchlich
Moros, den Dolch im Gewande;
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande.
Was wollteſt du mit dem Dolche, ſprich?
Entgegnet ihm finſter der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
Das ſollſt du am Kreuze bereuen.

„Ich bin, ſpricht jener, zum Sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch wüßt du Gnade mir geben,
Ich ſehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
Ich laſſe den Freund dir als Bürgen,
Ihn magſt du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich ihr ſchenken;
Doch wiſſe! wenn ſie verſtrichen die Friſt,
Eh' du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt deiner erblaſſen,
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande."

Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der andere zieht von dannen.

Und eile das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und troſtlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch ſpähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da fehlet kein Nachen vom ſicheren Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da ſinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne, und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angſt, da faßt er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Fluth,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und dankt dem rettenden Gotte,
Da ſtürzet die rauhende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchwanket Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geſchwungener Keule.

„Was wollt ihr, ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben."
Und entreißt die Keule dem Nächſten gleich;
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne verſendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet ſinken die Kniee;
„O daß du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!"

Und horch! da ſprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er zu lauſchen,
Und ſieh, aus dem Felſen, geſchwätzig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder,
Und erfriſchet die vermeinten Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten;

Und zwei Wanderer ſieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn.
Da hört er die Worte ſie ſagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geſchlagen.

Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß.
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da ſammeln in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus.
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes treuloſer Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter:

Zurück! du rettieſt den Freund nicht mehr,
Er rettet das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit pochender Seele der Wiederkehr,
Ihm kennte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Daß der Freund dem Freunde geraubet die Pflicht.
Er ſtehende der Opfer zweye,
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Thor
Und ſiehe das Kreuz ſchon erhöhet.
Da die Menge gaffend umſtehet,
An dem Seile ſchon ziehet man den Freund empor;
Da zerreißt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er geopfert!“

Und Erſtaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen ſich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da ſieht man kein Auge trockenleer.
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der ſtählt ein menſchliches Rühren,
Läßt ſchnell vor den Thron ſie führen.

Und blickt ſie lange verwundert an.
Drauf ſpricht er: Es iſt euch gelungen.
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genoſſen an,
Laß ſie, gewaltet mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Der Taucher.

Ballade.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund!
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verſchlungen ſoeben hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen.

Der König ſpricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinausragt in die unendliche See,
Den Becher in Charybdes Gebeul.
Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König ſpricht zum drittenmal wieder fragt:
Iſt keiner, der ſich hinunter wagt?

Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, ſanft und fein,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer wunder und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

Und wie er tritt an des Felſen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunter ſchlang,
Die Charybde jetzt verſtummend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getöſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schooße.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Gischt,
Und Flurh auf Flurh ſich ohn' Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſänftigen und beruhn,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.

Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
Und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum.
Und zeitgend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Jetzt ſchnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrey des Entſetzens wird laut gehört.
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinabgeriſſen
Und geheimnißvoll über den tönenden Schlünden
Stehlicht ſich der Rachen, er zeigt ſich nimmer.

Und ſtille wird's über dem Waſſerabgrund,
In der Tiefe nur brauſet es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und beſſer und beſſer hört man's heulen,
Und es barſt noch mit dumpfem, mit ſchrecklichem Weheln.

Und wärſt du die Krone ſelber dieſem
Und ſprängſt: wer mir reinigt die Krone,
Er ſoll ſie tragen und König ſeyn!
Mich gelüſtete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verbirgt,
Das ergabt keine lebende glühende Seele.

Wohl manches Jahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Stieg auf in die Tiefe hinab;
Doch zerſchmettert nur tauchen ſich Kiel und Maſt
Hervor aus dem alles verſchlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sauſen,
Hört man's näher und immer näher brauſen.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Gischt,
Und Wuth auf Wuth ſich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getöſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schooße.

Und ſieh! aus dem finſter ſiedenden Schooß
Da hebet ſich's ſonnenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird blos
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß,
Und er iſt's, und doch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmliſche Licht.
Mit Frohlocken ſah einer den andern tief:
Er lebt! Er iſt da! Sie bereiten ihm nicht!
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er ſinkt.
Den Becher reicht er ihm ehrend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich.
Und der Menſch verſuche die Götter nicht.
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesſchnell,
Da ſtürzt' mir aus ſtürzigem Schaum
Wildbrauſend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelſtroms wütende Macht.
Und wie einen Kreiſel mit ſauſendem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff.
Das erfaßt' ich bebend und umrann dem Tod.
Und da hing aus der Becher an ſpitzen Korallen,
Emſig wie er ihn's Bedrängte gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finſternis da.
Und ew'ge hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Daß Auge mit Schaudern hinunter ſah.
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Eilig regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Rochen, der Klippenfiſch,
Des Hammers grimmige Ungeſtalt,
Und bedeckt wie mit die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hülfe ſo weit,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit.
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuren der traurigen Oede.

Und ſchaudernd dacht ich's, da reck's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich.
Will ſchnappen nach mir; des Entſetzens Wahn
Lag' in der Kreatur umklammertem Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König dieß ſich verwundert ſchier,
Und ſpricht: der Becher iſt dein.
Und bieten Ring noch deſſinan' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein.
Verfaßt du's noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meer's tief unterſten Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
Laß, Vater, genug ſeyn das grauſame Spiel!
Er hat euch beſtanden, was keiner beſtehet,
Und könnt ihr des Herzens Gelüſte nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen.

Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
Ihn dem Strudel ihm ſchleudert hinein,
Und ſpricht zu den Rittern mit wilder zur Stell',
So ſtellt du der trefflichſte Ritter mir ſeyn,
Und holſt ſie als Ehgemahl heut noch unarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zarten Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es dringt aus den Augen ihm Thau.
Und er ſiehet erröthen die ſüße Geſtalt,
Und ſieht ſie erblichen und ſinken hin;
Da treibt's ihn, den köſtlichen Preis zu erwerben.
Und ſtürzt hinunter auf Erden und Sterben.

Wohl eher man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück.
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da blickt ſich's hinunter mit ſchwindem Blick.
Es kommen, es kommen die Waſſer all.
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schweſterliebe
„Widmet euch dies Herz.
„Fordert keine andere Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig möcht ich euch erſcheinen.
„Ruhig geben ſehn.
„Eurer Augen ſtilles Weinen
„Kann ich nicht verſtehn."

Und er hört's mit ſtummem Harme,
Reißt ſich blutend los,
Preßt ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roß.
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreuz.

Große Thaten dort geſchehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büſche wehen
In der Feinde Schwarm.
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muſelmann;
Doch das Herz von ſtetem Grame
Nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen.
Trägts nicht länger mehr.
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer.
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht.
Schiffet heim zum theuren Lande.
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schloſſes Pforte
Klopft der Pilger an.
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird ſie aufgethan:

„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
„Zu des Himmels Braut.
„Gestern war des Tages Feier,
„Der sie Gott getraut."

Da verläßt er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen legt er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Togenburg herrischer
Sitzet er unerkannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Hirtenes Gewand.

Und er hastet sich eine Höhle
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Wüste
Düsterer Finsten sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Nordens Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte
Sah er da allein.

Blickte nach dem Kloster trüben,
Blickte Stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Lieblichst sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so sah er viele Tage,
Sechs viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang.

Bis die Lieblichst sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so sah er, ohne Leiche,
Einen Morgen da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Der Kampf mit dem Drachen.

Romanze.

Was nennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Erklirrt Rhodus unter Fremde Flammen?
Ist rettet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, vom zu Roß,
Gewaffnet ich und dem Nichtsdestoweniger,
Und hinter ihm, weiß' Ascenheuer!
Drängt man geschlossen ein Ungeheuer,
Ein Drache schreint es von Gestalt,
Mit weitem Kreuzbefestigen,
Und Alles bläßt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
Das ist der Lindwurm, fremd und scheint,

Der Hirt und Herden und verschlungen:
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel eilen gegen vor ihm and,
Zu waschen den gewalt'gen Strauß.
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den tödten Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug.
Die Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den obern Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Mannesmuth das Volk, mit weitem Augen,
Erstaunend bei Geschehens Staunen,
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich bin' erstatt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verheert,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Heerde treue in's Gefilde,
Frei wasse auf dem Fischerflug
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den tödten Geist bewähret,
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum steht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und Alle ringsherum erbleichen.
Doch er, mit ehrlm Anstand, spricht,
Indem er sich erhebend neigt:
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeigt.

Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du treu verletzt,
Den Kampf, den das Gesetz verfasset,
Hast du mit frevelm Muth gewaget! —
Herr, rufet, wenn du Alles weißt,
Soviel jener mit getrostem Geist,
Denn des Gelobes Sinn und Wörtlein
Vermint' ich treulich zu erklären.
Nicht unbedachtsam that ich hin,
Das Unerheuer zu bekriegen;
Durch List und umgewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Blos unsers Ordens waren sparen,
Die Zierden der Ritterschaft,
Des tödten Muthes Opfer werden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegierde,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich trauernd im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was ziemlicht den Jüngling, ehrt den Mann,
Was trösten die tapfern Helden,
Den denen und die Lieder melden?
Die zu der Ehrter Glanz und Ruhm
Ertrug das blinde Heidenthum?
Sie erwagten von Ungeheuern
Die Meis in tödten Abenteuern.

Bogenschützen im Kampf dem Leu'n
Und rennen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu verhöh'n,
Und ihrem sich das Blut nicht kühlen.

Ist nur der Tapfre es werth,
Daß ein verkämpft bes Christen Schwert?
Betrügt er nur die falschen Götter!
Gestande ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Drum seinen Muth muß Weisheit leiten
Und Kluk muß mit der Stärke streiten.
Er sprach ich oft und sann allein,
Des Kunstwerkes Zierde zu erfinden.
Da stößet mir der Geist es ein;
Zerr' auf ich and, ich hab's gefunden.

Und trat zu dir und sprach dich Wort:
„Wie gerne es nach der Heimath fort."
Du, Herr, wohlwahrest meinen Bitten
Und gnädiglich war das Meer durchsnitten.
Kaum stieg' ich auf am heimischen Strand,
Glitzte sich ich durch des Künstlers Hand
Getzen den weltbezwerten Zügen
Ein Drachenwild zusammenfliegen.
Aus tiefen Höhlen wird die Luft
Des langen Leibes aufgetrieben;
Ein scharfgeschl Panzerkleid umfleht
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang streckt sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnaubt es gierig nach der Beute,
Erblickt sich des Rachens Weite.
Und auf dem schwarzen Schlunde thürmt
Der Zähne flatschigte Reih'n,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Adlers ungeheurer Körper,
Recht wie ein Gift seiner schrecklich,
Daß es um Mann und Roß sich schlinget.

Und Alles bild' ich nach genau,
Und trat' es in ein schauderig Grau;
Bald Thoren erschien's, bald Molch und Drache.
Gesteigert in der giftigen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwählt' ich mir ein Dogenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die leg' ich auf den Lindwurm an,
Ertrige sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Rachens weichen Pfeil
Den schwarzen Boden Blitze ließ,
Da reg' ich sie, den Thorn zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Bestrige mein arabisch Roß.
Von edelster Zucht entflammet,
Und als es seinen Zorn entflammet,
Rascht auf den Drachen sprengt' ich los.
Und stoßt' es mit den schwarzen Sperren,
Und wenig gelenk mein Geschoß.
Als weckt' ich die Gestalt durchodern.

Da auch das Roß sich aufrecht bäumt,
Und entrückt und in den Zähnt schäumt,
Und meine Dogen ängstlich knurren,
Rascht rasch' ich, daß sie sich verwirren.
So lös' ich's auf mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut.
Und als sie Zeit recht beachten,
Führt' ich sie her auf grünen Flächen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mich's gelungen hier zu landen;
Den Glücken ahnt' ich kaum zu traun.
Bis ich das große Werk vollbracht.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes fremd erweiter Schmerz;
Zerrissen fand man jämmlich die Herden,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ob beschlagne taube die Thür,
Nur von den Herzen nenn' ich Nord,
Einsch unterrichtet ich meine Knappen,
Bestrige den verwundten Rappen,
Und von dem edlen Dogenpaar
Begleitet auf gebrumen Wegen,
Wo meiner That dem Feinde war,
Nein' ich dem Feinde feind entgegen.

Das Kreuzlein kennst du, Herr, das hoch
Auf einen Felsenriesen Joch.
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist ersonnet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Miracel schließt es ein.
Der Mutter mit dem Jesuskinden,
Den die drei Könige begaben,
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Felsen, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Meeres benetzet.
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hantierte der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
Es hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gottesfriedens Wache.
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Ungeheuerstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und rang ihn sort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Ihn tüchtig vor dem Christenkinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf ging' ich mit an Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um.
Bewehrt mit dem Spieß die Rechte,
Und wieder Zeug' ich zum Gefechte.
Zerstehe bleibt der Knappen Trotz;
Ja gehe scheidend die Beherzte,
Und schwinge mich behend auf's Roß
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Dogen an.
Und hang beginnt das Roß zu rennen,
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Kampf gestellt,
Des Feindes scheußliche Gestalt.
Und grauet sich auf warmem Grunde,
Mit sagen ihn die flinken Hunde.

Doch wenden sie sich plötzlich gewandt,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich handelt den gift'gen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch stammt erfrischt ich ihrem Muth,
Ein tapfers ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Leibe
Aus starker Faust den Sper versende,
Doch machtlos, wie ein dünner Rohr,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und ich' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und schnaubt
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo wer's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Somit ist des Schwertes Schneide blos,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es hascht mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, unbetrauert,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erhob' ich mich,
Ergreife mir des Feindes Büchse,
Und steche tief ihm in's Gekröse,
Mastdarmwärts bis an's Heft den Stahl,
Schwefeldampfend springt des Pfeiles Strahl.
Hinsinkt es und verendet im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tief im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmter Lust
Befreit sehr aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und gewinkt am Gestade' gebrochen
Mählig der vermischten Stimmen Schall
Sich traulich fort im Wiederhall,
Laut fordern selbst des Drachen Söhne,
Daß man die Heldenlüge lohne,
Und drohnet im Triumphaccorde
Bald ihm das Volk dem Volke zeigen;
Da schaut seine Stirne streng
Der Meister aus gerutzt Zornringen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapferer Hand;
Ein Gott hilft du dem Volke werden,
Ein Feind nennst du zurück den Drachen,
Und einen schlimmern Wurm actor
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz verzehret,
Die Feuerwuth und Bosheit nährt,
Das ist der widersinnig'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn er ist's, der die Welt zerstört.

Muth priest auch der Mameluk,
Geberisch ist des Christen Sammt;
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da flüsterte, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu dämpfen den eigen Willen!
Dich hat der edle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da beicht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Grimm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend sitzt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Unnarne mich mein Sohn!
Die ist der hier're Kampf gewungen.
Nimm diesen Kreuz. Er ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ballade.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gräfinnen,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Frauen Uebermuth
Hört' er geduldig zu ertragen,
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper läutet,
Trat er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: mach dir's leicht!
Da wurde ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum von dem ganzen Dienerein
Die Gräfin ihn erhob;
Auf ihrem sichern Wunde ließ
Sein unerlaubtes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kinderrecht;
Ihr Aug' Auge mit Vergnügen
Hing an dem wohlgestalten Jügen.

Darob entbrannt in Neides Brust,
Des Hofes, gift'ger Gross,
Dem Lingh von vier Scudenlust
Die schwarze Seele schwoll,
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Was eben der Verläumder Rath,
Als rauh vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

„Wie sieht ihr glücklich, edler Graf,
Hub er recht Arglist an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib;
Es scheret Schaam den treulosen Leib,
Die fromme Treue zu verletzen,
Wird nimmer dem Versucher glänzen."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
Bist rath'st du mir, Gesell?

Werd' ich auf Weihenachtmarkt dann,
Verrathen, wie die Welt!
Trinkt locker sie des Lasterleisters Mund;
Mein Blasse flehe aus tiefrem Grund.
Vom Weib des Verräters von Taverne
Bittet, daß ich, der Versuchter ferne.

Der Andere spricht: „So denkt ihr recht.
Nur unsern Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein fremdes sich erkühnt.
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lästerneid" —
Was! fällt ihm Jener ein und bebet,
Reißt in von einem, der da lebet?

„Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das dürft' sich meinem Herrn?
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern" —
Du bist des Todes, Bube, spricht
Auch Jener streng und sticheritzlich,
Wer bete das Haupt zu Junigunden?
„Nun ja, ich spreche von dem Wenden.

„Er ist nicht häßlich von Gestalt"
Fährt er mit Aergsich fort,
„Nur's bru Gesichts heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ich's abgelau, Herr! Ihr habt es nie,
Wie er vor Angrim hat sich sie?
Bei Tafel Euerer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gestreift schmachtet?"

„Gelt da die Verse, die er sprieß,
Und seine Gluth gesteht" —
Gestreit! — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! flieht.
Die gall'ge Grämin, sanft und weich,
Auf Mitleid wohl verbang sie's Euch;
Mich rennt jetzt, daß mir's entfahren.
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"

Da tritt in seines Zornes Muth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Dessen Gluth
Die Eisenfuse schmelz.
Hier nähren früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprühlt, die Bälge blasen,
Als gält es Festen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbünden sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Der Meister klopfen Nacht und Tag,
Im Takte poltet der Hämmer Schlag.
Und bithsam von den wilden'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
Den Ersten, den ich finde her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befohlt des Herrern Wort?"
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich verpuffe,
Und ihm mein Aug' nicht weiter stehe.

Des herrn sich das entmenschter Paar
Mit roher Heiterkeit:
Denn sündlich, wie des Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.

Und frischer mit der Bälge Hauch,
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und spielen sich, mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf, Gesell, und säume nicht!
Der Herr begehret sein.
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte herein,
Ob sie gethan nach meinen Weisen?

Und Jener spricht: „es soll geschehn;"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
Ist sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Verleiht mit sanftem Ton:
Du weiß'st Meine Herr' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So acht denn mein Kind und spricht
Im Andacht ein Gebet für mich,
Und denkt du wenig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da strat ihm von dem Glockenstrang
Hellschallend des Gebetes Klang,
Das alle Sünder, hochgesegnet,
Zum Sakramente fröhlich lobet.

„Denn lieben Gotte weich nicht aus,
Findt'ß du ihn auf dem Weg!" —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernder war's, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgebälde war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan;
Das, spricht er, ist kein Aufenthalt.
Mich fördert himmelan.
Die Erste und das Einzig'sam
Hängt er dem Priester diewend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiligt zum Dienst der Messe.

Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und kniet rechts und kniet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanktus Worte tonen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester frommen sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhobner Hand,
Da rühret es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an.

Und Alles theilt und schlägt die Becher,
Sich fromm betrinkend vor dem Ewigen.

Es thut er Jedes gastlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Noth ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn.
Und wird nicht wilde bis zum Schluß,
Bis beim Dominus Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich:
Erst reiniget er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gesindes Kub
Den Eimerholten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zeit zu füllen,
Zuletzt Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehen,
Da ruft er, weil der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehen?
Und grimmig fetzen sie den Mund,
Und deuten in des Hofes Rund:
„Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort dringt er seinem Herrn,
Im schnellen Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kann traut er seinen Blick:
Unglaublicher! wo kommst du her?
„Vom Eisenhammer." — Mannerwacht!
Er hast du dich im Lauf verspätet?
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet."

„Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst nach meiner Pflicht
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, besahl sie mir
In Ehren; gern gehorcht ich ihr.
Und sprach der Reichsfürst vierte
Als Euer Heil und für das ihre."

In stets Strömen sinket hier
Der Graf, entrüget sich,
Und meine Antwort wurde dir
Im Eisenhammer! Strolch!
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man Laienvolk hin;
Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben."

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Es überkommt ihn kalt;
Sprich! er hir nicht begegnet ihm?
Ihn sandt' ihn doch zum Wald.
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur" —
Nun, ruft der Graf und stehe erstaunet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet!

Und aktig, wie er nie gesprizt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
Dieß Kind, sein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Nie sollt'n wir euch verrathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Scharen.

Der Graf von Habsburg.

Ballade.

In Aachen, in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wächter, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amts zu ehren.

Und rings erschallte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn gerechtet nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht straftet der Schwache, der Freiheit mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenem Blicken:
Mein königlich Herz zu entzücken,
Doch den Sänger erfreut' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewegt die Brust
Und mit göttlich erhabenem Lehren.
Er hab ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenen Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Jahre Gefahren.
„Silber Mordant schließt in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preist das Höchste, das Beste.
Was das Herz sich wünschet, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
In seinem herrlichsten Feste?"

Nicht geehrten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er ehret der geehrenden Stunde:
Wie an den Lehren der Sternenwelt sinnt,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und rinnt,
Also der Quell aus verborgenen Tiefen.
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und weder der dunkeln Gefilde Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schlafen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aus Waldwerk hinaus tritt ein edler Held,
Den tüchtigen Grafen zu jagen.
Ihm folget der Knapp mit dem Jagerspieß,
Und als er auf seinem Rattlichen Roß
In eine Au kommt geritten.
Ein Bächlein hört er rauschen fern,
Ein Priester wat's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf vor Erbe sich neiget hin.
Das Haupt mit Demuth entblößet,
In ehrerbiet mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöst.

Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gebirges reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und scheute sich jenen das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet,
Herr, ich wasche zu eurem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelstafel schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Fluß,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
Da will ich das Bächlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setz ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seinen Knappen Leib
Vergnügt noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Beschenkt am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich bestimme sieghaftig,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und mag's du's nicht hören zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem Herrn gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Leben trage und Leid und Blut
Und Seele und Athem und Leben.“

„So mag' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen des Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Doch bleibt euch tiefinnige Thatter,
Es mögen sie, rief er begeistert aus,
Euch Kronen noch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt sah der Kaiser da,
Als deckt' er vergangener Zeiten,
Zeigt, da er den Stänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Zeige des Priesters erkennt er schnell,
Und verwirrt der Thränen Sturzbäche Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles bietet den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem Rudolf mit dem Grafen um Fortsetzung begegnet, nachher Bischof bei dem Churfürsten von Mainz geworden, und noch wenig Tage beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gesandten des Churfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Wer die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerkt hat noch, daß ich mehr gut weiß, das Bächlein beim Erzamt bei Rudolphs Kaiserkrönung nicht auslasse.

Der Handschuh.
Erzählung.

Wer seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit hochmüthigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und schaut sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich hehrend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und reckt die Zunge,
Und im Kreise fahren
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelte geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Blutschaum heiß,
Lagern sich die grimmigen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von zarter Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges stechender Pein'
Wendet sein Fräulein Kunigunde:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so rein,
Wie ihr mir's schwöret zu jeder Stund',
O so hebt mir den Handschuh auf!“

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit sechem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück,
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Hoch mit zärtlichem Liebesblick —
Er verbeißt ihm sein nahes Glück —

Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht: *)
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht."
Und verläßt sie zur selben Stunde.

*) Einen ähnlichen Zeile steht im Musenalmanach von 1799 folgende:
Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchseilt;
Stets rief ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum befriedigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe, sprach der Jüngling,
Gott's etwa hier ein Mehrer und Mehrer?
In deine Wahrheit, wie der Sinne Bild,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farb' aus dem Regenbogen,
Und Alles was die Welt ist Nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, fanden sie
In einer einsamen Rotunde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?
„Die Wahrheit," ist die Antwort — Wie? ruft jener:
Nun Wahrheit first' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, versetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, sagt sie,
Hebt diesen Schleier, bis ich selber ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, sündiger Hand
Den heiligen, verbotnen stets sich naht,
Der, spricht die Gottheit" — Nun? „Der sieht die Wahrheit."
Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?
„Ich? wahrlich nicht! Und war auch nie kein Versuch." — Das sag' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —
„Und ein Gesetz, fällt ihm sein Führer ein,
Gewissenhaft mein Thun, als du es nennst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht wand es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Jun're der Rotunde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfinget
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den gewölbten Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen silberlinden Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissen Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren;
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
Und flieht ihm weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Verlocken den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
Sey hinter ihm, was will: Ich heb' ihn auf.
Er ruft's mit lauter Stimme': Ich will sie schauen.
Schauen:
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgehoben.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und blind,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Bild aufgetrieben.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," hieß war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestillte Fragen in ihn drangen;
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Leben;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten.
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker verfolgte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher füllen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein.
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach, der Zehnte ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! Er soll ich denn allein von Allen
Vergessen seyn, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Zevs Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so dacht mich mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was traun! spricht Jens; die Welt ist weggegeben.
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erblühen mit jedem jungen Jahr,
Sonald die ersten Lerchen zwitschern,
Ein Mädgen schön und wundebar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sonald das Mädgen Absicht nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte jedem eine Gabe.
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Das Ideal und das Leben.*)

Ewigblau und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Runde wechseln und Gestirnter sieben;
Ihrer Götterjugend Roirn blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnengluth und Seelenfrieden
Bleibt den Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Sirten heb den Aranthen
Leuchtet ihr verwählter Strahl. **)

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei seyn in des Todes Nachen,
Brechet nicht von seinem Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Nächet saturnig der Begierde Flucht.

Selbst der Sterr. der unnützlich sie umwindet,
Wehrt die Rächerin Terrs Tropter nicht;
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Weißt ihr doch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch:
Stürzet auf dem ewgen dumpfen Leben
In des Ideales Reich! *)

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Verjüngung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schreckengrause Phantome
Glänzend wandeln an dem Styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Tartertage
Die Unsterblichne herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Weinet hier des Sieges dust'ger Kranz.
Mächtig, stillt wenn eure Sehnen ruhten,
Reicht das Leben euch in seine Fluthen,
Und die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes rühmer Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblickt von der Sehnsucht Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Gerüst die Wagen
Sich vermengen auf bestaubten Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

*) In der Horen vom Jahr 1795 erschien dies Gedicht unter der Ueberschrift: Das Reich der Schatten.

**) In der frühern Ausgabe folgt hier die Strophe:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberbirne rühren,
Muß die andre Hülfte Nacht umhüllen?
Wird die Erndtenkarte niemals voll?
Nein, auch aus der Thorne Schmerzen sprießen
Pfade entlockt zur Unsterblichkeit.
Die von ihren Gluren nichts verdrießen,
Stellt dem Geist der Zeit.

*) Hier finden sich in der ersten Ausgabe noch folgende Strophen:

Und vor jenen sterbertlichen Schauern
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Kehret nicht die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besitzen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seyd,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freiheit, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Alten Schulden ehrlicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seinen Fesseln glücklich unbewußt;
Selbst die nächtende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Muß und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Gaugelande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus,
Aufgestellt in zarter Wechselbilder.
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die aufgehobnen Kriege,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn das Tobte willend zu sich retten,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gebilde sich das Element,
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Raufcht der Wahrheit tief verschlossner Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse anklebt abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Einerleiheit;
Aufgestellen hat es seinen Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Scham sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die bescheidne That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erstiegen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt vom ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel binden
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwunden
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn vor Priams Sohn der Sklavinnen
Sich erweicht mit namenlosem Schmerz,
Da empöret sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Klange werde blind,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Raufcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.

Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Zeigen Knechte
Ging in ewigem Gesechte
Einst Akrib des Lebens schwere Bahn.
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffes Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unverstörten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fühlt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal.
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Parabeln und Räthsel.

1.

Wem Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten.
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.
Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Flutt verraucht.
Es sprich, wo sie die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gebaut?

2.

Es führet dich meilenweit vom Bannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Kraft aufzuspannen,
Und trägt doch durch die Lüfte fort.
Es ist die allersicherste Fähre.
Die jemals einem Wanderer trug.
Und durch das größte aller Meere
Trägt es doch mit Gedankenflug.
Ihm ist ein Ungeheur genug.

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Stück silberweiß;
Wie wer sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schon gebognem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu gelben Thoren,
Er übergählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er aus den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund blieb ſie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannſt du ſie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es ſteht ein groß geräumig Haus
Auf anſtändigen Säulen;
Es wird's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drinn weilen.
Nach einem unbegreifnen Plan
Iſt es mit Kunſt gezimmert;
Es ſteht ſich ſelbſt die Lampe an,
Die es mit Pracht durchflimmert.
Es hat ein Dach, kryſtallenrein,
Von einem einzigen Cryſtalle,
Doch noch kein Auge ſchaute
Den Meiſter, der es baute.

5.

Zwei Eimer ſieht man ab und auf
In einem Brunnen ſteigen.
Und ſchwebt der eine voll herauf,
Muß ſich der andre neigen.
Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſelnd voll und wieder leer,
Und bringſt du bieten an den Mund,
Hängt jener in dem tiefſten Grund;
Nie können ſie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde:
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz.
Ein and'res iſt's zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
Der kleinſte Nebenn faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Kryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein;
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall fangt er ein.
Der Himmel ſelbſt iſt abgemalet
In ſeinem wundervollen Ring,
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Noch ſchöner, als was er empfing.

7.

Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte ſind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Fern ſtehn es unter dem himmliſchen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es ragt ſich im Meer.

Nicht eitle Prahlſucht hat es gebäret,
Es dienet zum Heil, es rettet und ſchirmet;
Seines Gleichen iſt nicht auf Erden bekannt,
Und doch iſt's ein Werk von Menſchenhand.

8.

Unter allen Schlangen iſt Eine,
Auf Erden nicht gezeuget,
Mit der an Schnelle keine,
An Muth ſich keine vergleicht.

Sie ſtürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub ſich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und ſein Roß.

Sie lacht die höchſten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall ſchützen;
Der Harniſch — tritt ſie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den ſtärkſten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dürr und feſt es ſey.

Und dieſes Ungeheuer
Hat zweymal nur gebrüllt —
Es ſtirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödtet, iſt es todt!

9.

Wir ſtammen, unſrer ſechs Geſchwiſter,
Von einem wundervollen Paar.
Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erben wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So dreihn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen,
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir ſind es, die die Welt erfreuen
Mit unſers Lebens Zauberſchlag.

Wir ſind des Frühlings luſt'ge Boten,
Und führen ſeinen muntern Reihn;
Drum flechten wir das Haus der Todten:
Denn um uns her muß Leben ſeyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren.
Wer ſind dabei, wo man ſich freut;
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

Wie heißt das Ding, das Weniae ſchlagen.
Doch ziert's doch größten Kaiſers Hand;
Es iſt gemacht um zu verjagen,
Am nächſten iſt's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tauſend
Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben ſanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die älteſten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohn' in einem ſteinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und ſchlafe;

Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unfeindsam und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen;
Ein Rosentropfen schon fangt mich ein,
Doch wir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwacht' ich zum furchtbar'n Geweiter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwey Händen zu. —
Doch wand' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen.
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es und an Schnelle
Buhlt es mit einer Adlerin Flug;
Ein Fisch ist's und zerreißt die Welle.
Die noch kein Ruder trieb, betrug;
Ein Elephant ist's, welcher Thürme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem krumm'gen Elfenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wüthenden Orkan.

Der Spaziergang.*)

Sey mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich
strahlenden Gipfel,
Seyet mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich
bekleidet!
Euch auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde
Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich
wiegt.
Ruhige Bläue, bis auf, die unermeßlich sich ausbreitet
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald.
Auch um mich, der endlich entstehn des Zimmers
Gefängnis
Und dem engen Gebirge freudig sich retten zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchdringt mich
erquickend.
Und den durstigen Blick labt das europäische Blau.
Kräftig auf blühender Au ergötzen die wechselnden
Farben.
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Gbene mit weitem verbreitetem Teppich.
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der
ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifeindem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Flammend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen
die Winde.
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.

Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief
neigen der Ernte
Kronen sich, und im Wind wogt das verblühete
Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen
mich ein.
In des Waldes Geheimniß entgleitet mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend
empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige landiges
Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue
herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der gedrängte
Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich
zurück.
Unabsehbar erstreckt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gewirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gähllings unter mir
abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel
vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen
Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer
dahin.
Lachend stehen an mir die reinen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende
Thal.
Jene Linien, seht! die des Landmanns Eigenthum
scheiden,
In den Tempeln der Flur hat sie Demeter geweiht.
Freundliche Satzt des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes.
Sey auf der ehernen Welt sicherndes Band der Liebe
verschwand.
Aber in fernern Schlangen durchkreuzt die gereiheten Aecker,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen
hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder
verbindende Straße:
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ordnet der Hirten Gelaut im belebten
Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten
Gesang.
Munter Dörfer verdrängen den Strom, in Gebüschen
verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh
herab.
Raubarlich wohnet der Mensch noch mit dem Adler
zusammen,
Stehet Felder umrahmt friedlich sein Landhaus
Dach,
Traulich rauht sich die Reb' empor an dem nidrigen Fenster.
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte
der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwacht.
Theilst du mit deiner Flur friedlich das enge Gesetz.

*) Elegie war die Ueberschrift dieses Gedichts in den Horen vom Jahre 1795.

Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf.
Wig dein Tagwerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick! Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Sprühe sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seit ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vorneben und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung.
Dieses Dienergeschlecht meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die bekannten Kuppeln.
Aus dem festigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Tannen verflogen.
Aber die Andacht leitet höheres Leben dem Stein.
Räder gerückt ist der Mensch an den Menschen; Einer wird um den
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernen Kräfte.
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schlägt in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze.
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben besehrend erfreuten sie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei.
Bachus die Traube. Minerva des Oelbaums grünende Reiser.
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
Zu das gastliche Thor ziehet sie als Bürgerin ein.
Heilige Stemat! Aus euch erwachsen sich Pflanzer des Menschheit.
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst.
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren.
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, euch der Ruhm nur kehrte zurücke.
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es tönet lustig die festliche Saat.
Munter entrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe.
Aus dem Schosse des Stroms windet der blanke Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade.
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wagt sich der Stein, vom Hebel bestäubet.
In der Georgs Schlucht tanzet sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer.
Unter der nervigen Faust sprühen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel.
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne.
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kraken von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr drauft in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann.
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien trägt, was die äußerste Thule bereitet.
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die gehörigen Kinder.
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen;
Und vom Meisel belebt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen.
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne.
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, befolget forschend den schaffenden Geist.
Preßt der Sorge Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben.
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl.

Sucht das verirrende Gesetz in des Zufalls grauenden Wundern
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Begluckte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der rohen Natur ringen sie kämpfend sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Mornend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwinden die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es tägt selbst auf der Lippe der Schwur,
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Gedrängnis
Drängt sich der Spitzbubat, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingenden Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet den Lästerers Zahn.
Feilscht in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht.
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht.
Des Gesetzes Gepränge steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn.
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrechen
Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gebeut;
Aufsteht mit des Verderbens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.

O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad. Verschüttet sind Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe sah ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hebt auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Giessbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums dringt er enträstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt seines Windes Gefieder
Den verlornen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den frischen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Eilest du, fromme Natur, gläubig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter.
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn ernte Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch der schwache Kraft entspringt;

Den soleenten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es seyn,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Sauerl das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Der Hand mit Feuers-Hülfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns gezogen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erhaben weiter klingt.

Weise Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensatz durchdringen,
Daß befördert schnell der Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung seyn,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes-Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fließen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reift sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Freud' kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gestirn aus Himmelshöh'n,
Mit sittigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein.
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er sieht der Brüder wilden Reih'n,
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß begleit't,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Seh'n wir's überlaut erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig seyn.
Jetzt, Gesellen, friscl
Prüft mir das Gemisch.
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfet, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Braute Locken
Flicht der jungfräulichen Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Zeier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Lebensblume welket,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verwehet,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, ererben,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da frömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die tüchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise,
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und regt ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehret den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und fügt zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pferden ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gezogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglückes Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gegattet ist der Bruch.
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Bitte einen frommen Spruch:

Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Hauses Boden
Schießt's mit feuerbraunen Bogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Entbrennet auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern doch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Weich Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Rechend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Fenster stürzen, Pforten klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen,
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht,
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Weben
Mit sich fort der Erde Wuust
Reißen in verwaistes Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß:
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Mäßig steht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Bilder Stärme rauhes Werke.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm aus geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter sein'r Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen.
Glücklich ist die Form gerührt;
Wird's auch sieben zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt!
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch thränenvoll Saamen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönern Loos.

Vom dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wanderer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar.
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar.
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebelos.

Bis die Gleise sich verfärbet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wanderer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend.
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Korngeladen;

Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts geistige Flamme
Sammeln sich die Hausgenossen,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket.
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heilge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freundig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die verrin von den Gefilden
Rief den ungeselgen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das mächtige der Bande
Web, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleißge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heitrem Sonn.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verdienst Lohn.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehret den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Diesen stille That durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das gläh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben glühend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.
Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, das sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der rud'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt dem Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Wehe denen, die dem Entglimmen
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Scherz, wie ein goldner Stern
Auf der Hülle blank und eben,
Schallt sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen.
Concordia soll ihre Name seyn.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dieß sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das verdrängte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie ihr Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr verhallet,
Der mächtig tönend ihre entstohlt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Erzguſſes
Wieget die Glock' mir aus der Gruft.

Daß sie in das Reich des Klanges
Entzückt, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, ziehet!
Die bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Gelaute.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Verwüstet folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauschet.
Er hört die Flucht vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauschet;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Göttergeboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es flammend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwankter Leiter des Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da benat sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Zukunft mächtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Wort der Lüge.

So rafft von jeder eitlen Bürde
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den bösen Göttern ist er eigen.
Dem darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und dem Verhängniß fällt ihm an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Freudentränen
Sein stürzt an seiner Mutter Herz,
So stürzt in seiner Jugend Hütten,
In seiner Unschuld trauten Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück.
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und, in der Grazie zärtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer,
Sühner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütten
Sind sie geblieben mit sehnsuchtsvoller Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er sinnt, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit.
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Bereuen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Kreisen,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis *).

(*) Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust.
Herzlos an ein Herz sich schmiegend,
Nascht der Liebe Göttermust.
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Sanft die aeolische Harfe erzittert,

*) Im Musenalmanach von Jahr 1796 folgt hier die Strophe:

Seines Willens Herrscherkraft
Drückt der Mann auf die Natur;
In der Welt verschlungnem Triebwerk
Steht er seinen Thaten nur.
Lösen liegen ihm die Schlüsse
Der Vernunft, der Phantasie;
Nur das Weib auf seinem Rose,
Nur das Nahe kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiß wanken,
Dort auf der Flucht der bewegten Gedanken,
In des Mannes verschlossnen Blick,
Klar und gerein in dem sanftern Weibe,
Zeigt sich der Seele freiestes Kleinode,
Wirft sie der ewige Spiegel zurück.

(**) Anstatt der vier ersten Zeilen dieser Strophe stehen in der ersten Ausgabe folgende:

Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süß getheilten Schmerz.

Alle die fühlende Seele der Frau,
Zartlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen; es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschergerichte
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Hallet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte.
Lösen die Zweifelsnoth, die trennend entzweyt,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich fliehet *).

*) Nach dieser Strophe enthält die erste Ausgabe noch folgende:

Seiner Menschlichkeit vergessen
Klagt des Mannes eitler Wahn
Mit Thränen sich zu messen,
Denen nie Bejammern nahn.
Ernst verschmäht er das Gelinde
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf ernsterem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Streift auf der Schönheit geflügertem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur erstrebend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königin die Pflicht;
Doch die Herrscherwürde versöhnet
Grausam das Beherrschte nicht.
Des Gedankens Sieg entzweyet
Der Gefühle Widerstreit.
Nur der ew'ge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Herde der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Jüngfrauen keusche Blüte,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Pflicht nur treulos vergaßt.

Aus der Unschuld Schooß gerissen
Stimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig strenges Müssen,
Bis sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewissem Schritte
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in sinnlich unschuldiger Hülle
Birgt sich der Rohe geläuterte Fülle
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der besänftenden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besserm künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung:

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er – die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die deutsche Muse.

Kein Angelsächs. Alter blühte,
Keines Mezigers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Kuhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie sanftlos, ungeehrt.
Klopfend darf's der Deutsche sagen,
Hören darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Der Säemann.

Sieh', voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät still für die Ewigkeit blühn?

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem stürzenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es sonnend, ihr Winde.
In bewährender Bucht tauscht ihm ein trinkbarer Quell.

Euch, ihr Götter, gebiert der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimath zu finden, Odysseus,
Durch der Scylla Geheul, durch der Charibde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes;
Selber in Aïdäs Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern mensalischen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber Jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit beschahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Ehernen Arm Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber, ein schönerer Schmuck, umgiebt euch die Sammte des Mönchs,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett, dem Leidenden Labung bereitet,
Und die niedrige *) Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in Einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

*) Im Musenalmanach von 1798 steht: ruhmlose Pflicht.

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das ritterliche Kriegsglück
In die Fesseln des Feind's, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe da stellt er auf's Neu, willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestritten, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so. Man hat mir's geschrieben,"
Rief der Pomiser aus, als er die Kunde vernahm.

Kolumbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand,
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweifenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wie stehen um trinkbare Quellen,
Erde! dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohn'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu baut sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürzet durch seine
Sieben Mündungen sich fruhend die Menge herein.

Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer veilende
Ahrens Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!.
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Sternen?
Was für Gestalten sind das auf dem turmischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinlicher Gassen breiten sich aus, mit erhobetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schlagend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschlossenen Thüren!
In die schaudrige Kammt falle der lustige Tag!
Siehe, wie ringsum den Rand die netten Bänke sich drehn,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der munter Festen reizende Bildungen ein.
Mit belabenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die saubern Gefäße.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den ernsthaften Krug!
Sieht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bereitet den Heerd!
Kunst, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus geprägt,
Auch noch die Wage liegt hier, fehlet, es fehlt kein Gewicht.
Streuet das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben.
Schminke sind' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.

Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Reisen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wohlgeformte Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein; es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der bebenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet.
Lang säen entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Ilias.

Immer zerreißet den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter.
Deine unsterblichen Züge, Natur.

Zevs zu Herkules.

Nicht aus meinem Nektar hast du die Gottheit getrunken;
Deine Göttermacht war's, die dir den Nektar errang.

Die Antike an den nordischen Wanderer.

Ueber Strömе hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindliche Steg.
Mich in der Nähe zu schau'n und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt,
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich beil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir? *)

*) In den Horen von 1795 folgen hierauf noch die Verse:

Hinter dir liegt zwar dein nördlicher Pol und dein eiserner Himmel,
Deine arktuirische Nacht starrt vor Kulmeiens Eis,
Aber daß du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?
Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wandernden Aug' wälzte der frühliche Strahl,
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Kenions Sonne,
Dir verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo ſind die Vortrefflichen hin, wo ſind' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menſchen gelungen,
Und getragen den Geiſt hoch auf den Flügeln des Liedes?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geſchlecht zu Geſchlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, ſo begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erſchuf.
An der Glut des Geſangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Geiſt nährte der Sänger die Glut.
Rührt' und reinigte ſie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von außen erſchien, im Leben, die himmliſche Gottheit,
Die der Neuere kaum, kann noch im Herzen vernimmt *).

*) Die erſte Ausgabe in den Horen von 1795 enthält hier noch folgende Stelle:

Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubte zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verſtummenden Ton!
Aus der Welt nun ſtieg ſie herab zu dem Alten die Muſe;
Kaum noch erſcheint ſie dem Mann, wenn er die ſeine — vergißt.

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunſt erſchaffen,
Was der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Muſeen
Zeig' er ſeine Siegstrophäen
Dem erſtaunten Vaterland!

Ewig werden ſie ihm ſchweigen,
Nie von den Geſtellen ſteigen
In des Lebens friſchen Reihn.
Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen!
Dem Barbaren ſind ſie Stein.

Thekla.
Eine Geiſterſtimme.

Wo ich ſey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entſchwebte?
Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht gelitten und gelebt?

Wüßt du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie.

Ob ich den Verlornen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo ſich nicht mehr trennt, was ſich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirſt auch du ihn wieder finden,
Wenn dein Lieben unſerm Lieben gleicht;
Dort iſt auch der Vater frei von Sünden,
Den der thörg'te Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen ſah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.

Wort erhalten wird in jenen Räumen
Jedem ſüßnen glaubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott.
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn vertreibt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Erſtieß eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Ehrenrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben:
Dich ſanft das Herz, du wirſt unſterblich leben.

Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn.
Den lauten Markt mag Mennus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Nänie.

Auch das Schöne muß ſterben, das Menſchen und Götter bezwinget!
Nicht die eherne Bruſt rühret es des flugſchen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrſcher,
Und an der Schwelle noch, ſterna, rief er zurück ſein Geſchenk.
Nimmt ſtill Aphrodite dem ſchönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grauſam der Eber gerißt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unſterbliche Mutter.
Wenn er, am felſigen Thor fallend, ſein Schickſal erfüllt.
Aber ſie ſteigt auf dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,

Und die Klage bebt an um den verblichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle.
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommne stirbet.
Auch ein Klaglied zu ſeyn im Mund der Geliebten, iſt herrlich.
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Der ſpielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heitern Inſel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht;
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelſt du ſchuldlos hinab.
Spiele, leichtſinge Unſchuld! Noch iſt Arkadien um dich,
Und die ſchöne Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erſchaft ſich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth ſetzt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! bald wird die Arbeit kommen, die bag'rer und ernſter,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Luſt und der Muth.

Die Geſchlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwey lieblichen Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beide die Knoſpe noch zu.
Leiſe löſt ſich das Band, es entzweyen ſich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gefährliche Kraft führet zur Anmuth zurück.
Und der Knoſpe beginnt die doppelte Blume zu ſtreben;
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein ſehnendes Herz.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz verwahrt ſtreng, wie der Gürtel, den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſtern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf ſpannet die Sehne ſich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brauſende Muth.

Jetzt beſchäze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn Du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.
Aber du biſt du, du Mächtige! ſäeſt; aus dem wildeſten Streite
Ruft du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verſtummet die lärmende Jagd, des tauſendenden Tages
Toſen verhallet und leis finken die Sterne herab.
Seufzend flüſtert das Rohr, ſanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodiſchem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erregt zu Seufzern der Jungfrau ſteigenden Buſen?
Jüngling, was füllet den Blick ſchwellend mit Thränen dir an?
Ach, ſie ſuchet umſonſt, was ſie ſanft anſeufzend umfaſſe,
Und die ſchwellende Frucht beuget zur Erde die Laſt.
Ruhelos ſtrebend verzehret ſich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut weichet kein lindernd der Hauch.
Siehe, da finden ſie ſich, es führet ſie Amor zuſammen,
Und dem geflügelten Gott folget der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

Macht des Weibes.

Mächtig ſeyd ihr, ihr ſeyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die ſtille nicht wirrt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er!
Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten;
Aber dann haben ſie dies, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur das Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeigt, ſie herrſcht, herrſchet blos, weil ſie ſich zeigt.

Der Tanz.

Siehe, wie ſchwebenden Schritts im Wellenſchwung ſich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht ſort Elfen den luſtigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Nauch in die Luft ſteigt,
Wie ſich leiſe der Kahn ſchaukelt auf ſilberner Fluth,

Höpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodiſcher Wage;
Sänftelndes Saitengetön beut den ätheriſchen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt ſich ein muthiges Paar dort in den dichteſten Reihn.
Schnell vor ihm der entſteht ihm die Bahn, die hinter ihm ſchwindet;
Wie durch magiſche Hand öffnet und ſchließt ſich der Weg.
Sieh! Jetzt ſchwand es dem Blick; in wilden Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieſer bewegligen Welt.
Nein, dort ſchwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt ſich;
Nur mit verändertem Reiz ſtellet die Regel ſich her.
Ewig zerſtöret, ob ewig ſich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geſchieht's, daß raſtlos erneut die Bildungen ſchwanken,
Und die Ruhe beſteht in der bewegten Geſtalt?
Jeder ein Herrſcher, frei, nur dem eignen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf finden die einzige Bahn?
Wüßt du es wiſſen? Es iſt des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum gefälligen Tanz ordnet den tobenden Epprung.
Die, der Nemeſis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brauſende Luſt und die verwilderte Zähmt;
Und die rauſchern unſonſt die Harmonieen des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieſes erhabnen Gesangs?
Nicht der begeiſterte Takt, den alle Weſen die ſchlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen ſchwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Daß du im Spiele doch ernſt, Kleid in im Handeln, das Maß.

Das Glück.

Heilig, weihen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, weihen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes geöffnet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt:
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, iſt ihm gefallen;
Scheu vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm iſt, eh' er es liebt, das volle Leben garantirt;
Eh' er die Mühe beſtand, hat er die Ehren erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, ſein eigner Bildner und Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt.
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte, bewahren;
Alles Höchſte, es kommt fort von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich flieht, ſo kommen die himmliſchen Gaben:
Oben in Jupiters Reich herrſcht, wie in Amors, die Gunſt.
Reigungen haben die Götter, ſie lieben der gräcnenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Scheue wird von ihrer Erſcheinung erfreut,
Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung erfreut,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut.
Gern erwählten ſie ſich der Einfalt kindliche Seele;
In das beſcheidene Gefäß ſchließen ſie Göttlichkeit ein.
Ungetroffen ſind ſie da, und täuſchen die ſtolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wenn er genetzt, dem ſendet der Vater der Menſchen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmliſchen Höh'n.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefällt, um das flicht er mit ſicherer Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrſchaftbedeutende Binde;
Krönte doch ſelber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen tritt Phöbus, der pythiſche Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poſeidon das Meer, ſanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäſar führt und ſein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füßen legt ſich der Leu, das brauſende Dervin
Steigt aus den Tiefen und ſtromt dem Ufer zu.
Ein geborener Herrſcher iſt alles Sohne und ſteigt
Durch ſein ruhiges Nahn wie ein unſterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß auf der Schlacht Venus den Liebling entrücket.
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem ſie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er wenigen herrlich Schlacht, weil ihm Poſeidon Selbſt geſteuerten den Schild und das ordnende Schwert.
Weil um den ſtrebſamen Mann der große Olymp ſich bewegt?
Daß verherrlichet ihn. Daß ihn die Götter geliebt.
Daß ſie ſein Zürnen verehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas beſtes Geſchlecht führten zum Orkus hinab.

Zärme der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verlockendes,
Nur der Liebe Reich, prangt durch der Venus Geschenk.
Laß sie die Glückliche seyn, du kannst sie, du bist der Beglückter,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzückter sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger die Sängt, was ihn die Muse gelehrt;
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der glückliche ist, kannst du der Seelige seyn.
Auf dem geschäftigen Markt da führe Themis die Wage,
Und es misst der Leben streng an der Mühe sich ab.
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Auen;
Wo ein Wunder geschieht, ist ein Beglückter zu sehn.
Edles Menschliche muss erst werden und wachsen, reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führet es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehet da nicht, das Schöne nicht werden:
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus erstrebt, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Genius *).

„Glaub' ich, versetzt du, dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren.
„Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
„Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Ewigen Gesetz stützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
„Das du selber, Natur, mir in den Busen gelegt,
„Bis auf die ewige Sorgt die Schul' ihr Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gesetz bindet den flüchtigen Geist?
„Sage du mir's! du bist in diese Tiefe gestiegen;
„Aus dem mütterlichen Grab kamst du erhalten zurück.
„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Mörder bewahret,
„Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
„Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
„Wandeln will ich ihn doch, führet er zu Wahrheit und Recht." —

*) Die Ueberschrift dieses Gedichts in den Horen von 1795 war: Natur und Schule.

Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt.
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Erdreich den bildenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit starres Gesetz, das stärkste, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn, und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige weist? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen;
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht.
Gleich verständlich für jedliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessne Sklaven
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden entehrt.
Das entweihte Gefäß ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stillsten Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn bildet das mystische Wort.
Hier beschwören es die Forscher, der reines Herzens hinab steigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schlangenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts sichrade Warnung verwirrt,
Mault in dem kruschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Busen dir noch hell in der sinnlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut;
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz *) —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Strom denden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund

*) In der ersten Ausgabe folgten hier noch die Verse:
Nie der verschlagene Witz des Geistlos Einfalt bethören,
Niemals, weiß du's gewiß, wanken das ewige Ehr'n. —

Ruhe, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen:
Du nur warſt nicht den Gott, der vor im Staube gebeugt.
Nicht des Siegers Gewalt, das alle Geiſter bezwang,
Einfach ſtrömt in und ſtill durch die erſchütterte Welt.

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt du den Säugling geſehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Du ihn wärmet und pflegt, ſchlafend von Arme zu Arme
Wandert, bis bei der Entbindung Ruf der Mutter erwachet,
Und des Verwaiſenden Blick kümmernd die Welt umher erſpäht?
Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer mit dem Tierlein
Kauft mit dem eigenen Leben, und für das Lämmerche ſorget,
Wie dem eigenen Leben erwärmt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſich für die Sorge belohnt?
Und in Liebeeß die große Natur, die volle Kind und voll Mutter
Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Verluſt ſich beſſernd!
Selbſtgenügſamer weiß du den ſolaren Ring dich entgehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reiht in vertrauendem Bund!
Nichts, du Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſchwer.
Wenn durch der Kritik Tumult ſchaft das Unendliche ſtört!

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Die gehen von Munde zu Munde,
Doch kommen ſie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt ihnen Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Werth genommen,
Der dieſe drei Worte gläubig nimmt.

Der Mann iſt ſtets gefaßt, er iſt ſtets,
Und wär' er in Ketten geboren,
Der ſich noch wahl weiß, der Pforte Gewalt,
Faßt den Mächtigen tollender Thoren!
Der dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Der dem freien Menſchen entlaufen nicht!

Und die Treue, ſie iſt ihm ferner Zwang,
Der Mann kann ſie üben im Leben;
Und heil' er auch brennende Wunden,
Er kann auch der Gottheit vergeben.
Und was ihm Verſtand der Verſtändigen ſtört,
Das Lieb in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein beſſrer Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Herz höret der Zeit und dem Raume nicht
Lenkung der ewigen Gedanke.
Und ob Nöth in engenen Kreiſen drückt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Die gehangt von Munde zu Munde,
Und kommen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Innerſt gibt ihnen Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth genommen,
Der lang er noch an die drei Worte glaubt.

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungsſchwer,
Im Munde der Guten und Beſten,
Die ſollen vergeblich, ihr Klang iſt leer,
Die trügen nicht beſſern und tröſten.
Verſtummt iſt dem Menſchen des Lebens Troſt,
So lang' er die Schatten zu haſchen faßt.

Er lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Beſſre, das Gute wird ſiegen, –
Das Beſſre, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihn erliegen.
Und erblickt du ihn nicht in den Lüften ſiegt,
Stets wächſt ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das tadelnde Glück
Gut dem Edeln verſtummen werde –
Dem Tadelnden ſetzt es mit Liebesblick,
Mann dem Guten gehört die Erde.
Er iſt ein Irrender, er wandert aus,
Und ſuchet ein unvergängliches Haus.

So lang' er glaubt, daß dem irdiſchen Verſtand
Die Wahrheit je ward erſchienen –
Jenen Schleier webt ſeine ſterbliche Hand,
Wie Götter nur taſchen und wehren.
Du verkennſt den Geiſt in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, alte Worte, entweiht dich dem Mund
Und den ſinnlichen Gründen bewahret!
Was dem Ohr ertönet, was die Augen nur ſehn,
Es iſt bewandt das Schöne, das Wahre!
Es iſt mit drauſſen, da ſtehn es dir Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

Sprüche des Confucius.

1.

Dreifach iſt der Zweck der Zeit:
Jüngere ſtumm die Jahre vorübergehn,
Männern iſt das Jetzt entflohen,
Greis muß ſich die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beſchleicht
Jenen Zweck, wenn ſie verweilt,
Keine Furcht, kein Zweifeln ſchleicht
Jenen Lauf, wenn ſie eilet,
Keine Reu, kein Zauderſinnen
Kann die ſtrenge verwegen.

Wiſſend du beſtehen und weiſt
Gutsorn des Lebens Reize,
Kennen die Begierde zum Rath,
Kennt zum Vorſatzen deiner That,
Wirſt nicht die Eitelkeit zum Freund,
Noch die Gleichende zum Feind.

2.

Dreifach iſt des Raumes Maß.
Natürlich ſind eins Unterlaß
Ewern die Länge ſind nicht Weite;
Endlich ziehet ſich die Breite;
Grundlos ſenkt die Tiefe ſich.

Der ein Bild sind sie geworden.
Rastlos vorwärts muß du streben,
Nie ermüdet stille stehen,
Willst du die Vollendung sehen,
Muß in's Breite dich entfalten,
Greif hoch hinauf die Welt gestalten,
In die Tiefe mußt du dringen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Bestimmung führt zum Ziel;
Und die Fülle führt zur Klarheit
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Licht und Wärme.

Der hell're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch andre sich zu schauen,
Und wirbt, von edlem Eifer warm,
Der Mitwelt seinen treuen Arm.

Doch Alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da wird er in dem Wirkungskreis
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz in kalter Brust erstarrt,
Das Auge trocknet sich vor Leide ja.

Sie gehen, ach; nicht immer Hand
Der Mitwelt helle Strahlen,
Wovon denen, die sich Mitwelt Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen,
Denn passt zu unsrem schönsten Glück
Mit Schwärmerei Ernst bei Weltmann's Blick!

Breite und Tiefe.

Es klingen Worte in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reift und wo was fällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man könnte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erworben die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still',
Ihr Leben war verloren,
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hört' erst was Großes geboren,
Der sammle still und unermüdet
Im kleinsten Punkt die größte Kraft.

Der Strom erbraust so in die Luft
Mit ewig prangendem Zerstieben;
Die Bächlein glänzen und dauchen Duft,
Doch Perlen sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Vermag den Stolz des Blattes, den Baum.

Die Führer des Lebens *).

Jungfrauen Gnaden sind's, die dich daraus's Leben geleiten.
Wenig hier, wenn sie vereint beisand zur Seite dir stehen!

*) In den Horen von 1795 war das Gedicht überschrieben: Glaube und Ergeben.

Mit erbeutetem Spiel verkürzt der Gute die Reise.
Leichter an seinem Arm werden die Schritte und Pfade.
Unter Saatz und Gefahr bewahret er oft an die Kunst dich.
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernde der Sterbliche flehet.
Hier empfängt dich entschlafen und ernst mit schwerem gend der Andere.
Trägt mit gigantischem Arm über die Liebe dich hin.
Nimmer weichet dich Einem allein! Vertraue dem ersteren
Deine Würde nicht an, nimmer dem anderen dein Glück!

Archimedes und der Schüler.

In Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling,
Weiter mich, spricht er zu ihm, ein in die geheime Kunst,
Die so verrufene Kunst dem Barbiere entgehen
Und die Mauern der Stadt vor den Sturmen*) bewahrt!
„Göttin nennst du die Kunst! Sie ist's, versetzte der Weise,
Aber daß wer sie, mein Sohn, ch sie dem Staat noch gerichtet,
Mußt du vor Freunden von ihr, die kann auch die Herrlichste zeugen;
Wer um die Göttin frei, muß in der Nähe sie sehn."

*) Anmerkung des Verf. bei der ersten Ausgabe. Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.

Menschliches Wissen.

Weit du tiefest in ihr, was du selber in sie gelegt,
Weit du in Gruppen sie's Aug' ihre Erscheinungen treibt,
Deine Sonne gezogen auf ihrem unendlichen Zelte,
Während du, es sucht dein Geist ahnend die große Natur,
So beschreitet mit Zirkeln der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sternen, durch Sternfernen geschieden,
Aneinander in Sehnen, und in den Hörnern des Stiers,
Aber verstehet er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planetarium zeigt?

Die zwey Tugendwege.

Zwey sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporsteiget;
Sittlich sich der eine dir zu, treun sich der andere nie.

Handelnd erringt der Gläubige sie, der Liebende denkend.
Wohl ihm, den sein Gestirn herab auf beyden geführt!

Würden.

Wie die Sinne das Lichts auf das Dasyn Welle sich spiegelt,
Heil wie von eigener Glut flammt der vergnügte Genius,
Aber die Welt entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Dringt eine andre sich vor, schnell wie die erste zu fließen.
So bekleidet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nimt Er fort, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe der Welt.
Wie du auch handelst in ihr, es berühret den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gabe die Richtung der That!

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Du bist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Raum, und die weich rug die unendliche Welt.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Ein Traum das Bekannte,
Ewig getrost, und du steigst ewige Festen hier an.

Theophanie.

Jetzt sah der Gläubige nur, ich vergeße die Glorie des Himmels;
Aber sie steht vor mir, wenn ich den Leidenden seh.

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie wollend ist, thu du es wollend — das ist's!

Unsterblichkeit.

Vor dem Tod erschrickst du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange lebtest, du bist es hienieden.

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehret, was mir durch's Leben geholfen,
Hing' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Die verschiedene Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe;
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zerstört.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein trägt
Eine lebendige Welt einiger Bildungen aus.

Das Beredende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, glühet sich neuert
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Zweierley Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Wirke Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Wer ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Matrosen
Zahlen mit dem, was sie thun, oder mit dem, was sie sind.

Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, du kannst doch vernünftig zu wollen.
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Mittheilung.

Aus der salzigsten Hand kann Mahrheit mildthätig noch wirken;
Den dem Zahnen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An *

Theile nur mit, was du weißt; ich weiß es dir vorzutragen.
Aber zu geist mir das selbst: damit verfehlen mich Freund.

An **

Du willst Wahrheit mich lehren? Beweise dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

An ***

Dich erwählt ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehret mich, dein lebendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

An die Musa.

Was ich etwa dir wäre, ich weiß es nicht — aber mir warst
Seit ich, was etwa Dich Hunderte und Tausende sind.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer lobt ihn das Baumes Frucht, den er mühsam ersteiget;
Nur der Geschmack erweist, was die Geleiterstamten pflanzt.

Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Aufgabe.

Keiner sey gleich dem andern, doch gleich sey Jeder dem Höchsten!
Wie hat zu machen? Es sey Jeder vollendet in sich.

Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Gott er dein Eigenthum sey. fühle den Gott, den du denkst.

An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.

Der Schaffer.

Willst du dich selber ertennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehen, blick in dein eigenes Herz.

Der Aufpasser.

Strenge, wie mein Gewissen, bewerkst du, wo ich arbeitete;
Darum heiß' ich dich stets, wie — mein Gewissen getauft.

Weisheit und Klugheit.

Mißt du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit erklimmen.
Mag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlasse.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das sie zurücklies;
Jene nicht, wo herum tanket dein muthiger Kiel.

Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchten wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schönen;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Politische Lehre.

Alles sey recht, was du thust; doch habe ich es bewunden,
Freund, und enthalte dich ja, Alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vortrefflichste vollkommen
Sey; der falsche will stets, daß das Vollkommene sey.

Majestät populi.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Narren; wo leeres Gewicht blähet der Tropfen nur ein.

An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin, spricht du, der Menschheit zu dienen;
Einst war der Scheiterhaufen, Hohn und Verfolgung der Lohn."
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Treue dem Eyrone! Noch nie hat mich der Führer entlassen.

Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;

Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der hier im engen Leben begrenzt,
Reicht ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und für's Wort der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel Schwagen von Tugend gemacht.
„Wer du hassest die Tugend?" — Ich wette, wir hören sie alle.
Und so spräche, wie's Gott, ferner kein Mensch mehr hören.

An die Astronomen.

Schwagst mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen.
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste fernlich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnet das Erhabene nicht.

Astronomische Schriften.

So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist pfuscht auch den Himmel heraus.

Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste
Frau kennst! daran! mein Freund, daß man von Beiden nicht spricht.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen.
Die du mir nennst? — Und warum keine? Aus Religion.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz." — Darum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Ersehliches sein.

Freund und Feind.

Ehren ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nähren;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Einer, heut bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar sein, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du einig, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Die idealische Freiheit.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet.
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tode. Seine, ob du bey Zeiten noch frey auf dem ersten entspringest.
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern ergreifet.

Die Mannigfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur Alle.
Denn sie regiert der Begriff, auch nicht das lebendige Herz.
Traurig herrscht der Begriff, und tausendfach wandelnden Formen
Bannet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor.
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo schöne die Schönheit
Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Jugend, die Kunst hat sie entwickelt.
Schaffendes Leben endet's Mann, gibt die Vernunft ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er während ihr nach.
Ueber Natur hinaus kann die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur, Genius, wirkest in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann schwerer Verständige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Sal'gerem hervor.
An Gebildetem nur übest du, Nachahmer, dich hier;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

Genialität.

Mehrere gibt sich der Genius kund? Mehrere sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in den unendlichen All.
Hier ist der Atelier und doch von unermeßlicher Tiefe;
Offen dem Aug', dem Verstand bietet er doch ewig geheim.

Die Forscher.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen erfunden!
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Jagd?
Dich zu fangen, gehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt sprengest du unten hindurch.

Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geistesart und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, diese verachtet den Zaum.

Korrektheit.

Frei von Tadel zu sein ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Dummheit fühlet oder die Größe bloß.

Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben; die Dummheit
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk:
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist Mittelmaß.

Tonkunst.

Leben athme die bildende Kunst, Geist ferder' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so forsche nach! sehen die Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laß die Sprache die sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausübet;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Der Gürtel.

In dem Gürtel verwebet Aphrodite der Reize Gewimmel;
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?

Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr! Erst ihr denn würdig des Guten,
Daß nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt!

Die Philosophieen.

Mehre wohl bleibt von allen den Philosophieen?
Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, doch' ich, soll ewig bestehn.

Die Gunst der Musen.

Mit dem Philister flieht auch sein Ruhm. Du,
Unsterblicher Musen,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

Der Homerustempel als Siegel.

Trauter alter Homer, die vertrau' ich das zarte Geheimnis:
Um der Liebenden Glück weiße der Sänger allein.

Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die Jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, befiehlt.

An die Gesetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten.
Immer im Einzelnen war das' ich das Ganze erblickt.

Falscher Studientrieb.

O wie viel neue Irrtümer der Wahrheit! Mir klärte die Seele,
Seit' ich das Entgegengesetzte, das zu dem Lichte sich drängt.

Quelle der Verjüngung.

Glaube mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der bestrebten Kunst.

Der Naturkreis.

Alter, du ruhige, faltest sich in deinem Kreise;
So kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindisch zurück.

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Tugend des Weibes.

Tugenden braucht der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genügt dem Weib; sie ist da, so oft sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' tierlich erscheinet sie stets.

Die schönste Erscheinung.

Schest du nie die Sanftheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Sanftheit geübt.
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehn.

Forum des Weibes.

Frauen, richtet nur nie des Mannes einzelne Thaten!
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen; das Weiset Urtheil ist feine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchſten
Weichet dem weiblichſten Weib immer der männlichſte Mann.
Was das Höchſte mir ſey? Das Ewige ruhige Klarheit,
Wie ſie von deiner Stirn, heilge Amanda, mir ſtrahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heitre glänzende Sphäre,
Schauer nur macht ſich das Veil auf dem vergoldeten Duft.
Dünkt der Mann ſich frey? Du biſt es, denn ewig notwendig
Weiſt du von deiner Wahl, deiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch gibſt, ſtets gibſt du dich ganz; du biſt ewig nur Eines,
Aus dem zerſtreuteſt Duft ſich dein harmoniſches Selbſt.
Hier iſt ewige Jugend der niemals verſiegender Jülle,
Und mit der Blume zugleich bricht du die gold'ne Frucht.

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean ſchifft mit tauſend Masten der Jüngling;
Still, auf geretteter Boot treibt in den Hafen der Greis.

Das gemeinſame Schickſal.

Siehe, wir hoffen, wir ſtreiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleicher unter dir ſich die Locke, wie mir.

Menſchliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Den mit dem engſten Kreis bürret der Weiſeſte auf.

Der Baker.

Werke ſo viel du willſt, du ſtirbſt doch ewig allein da.
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Liebe und Begierde.

Recht geſagt, Schloſſer! Man liebt, was man hat; man begehrt, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Güte und Größe.

Nur zwey Tugenden gibt's, o wären ſie immer vereinigt.
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eiſernem Stabe!
Freude, führe du mich immer an roſigem Band!

Naturforſcher und Transſcendental-Philoſophen.

Feindſchaft ſey zwiſchen euch! Noch trennet das Bündniß zu früher;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erſt die Wahrheit erkannt.

Deutſcher Genius.

Ringe, Deutſcher, nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit!
Beydes gelang dir; doch nie glückte der gallſche Sprung.

Kleinigkeiten.

Der epiſche Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf raſſelnd ſtürmendem Wagen;
Hinter dir ſtehſt du, du ſiehſt vor dir nur Himmel und Meer.

Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule;
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich ſcheut die Liebe, die ſpielend ſchwache rente – dreimal
Zögerſt du ſchamhaft und ſtrebſt dreimal verlangend zurücke.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf ſeiner Geſtelle der Meiſter.
Siehe, ſprach er, und ich ſtehe' ihm mit Kraft und mit Luſt.

Der Triumphbogen.

Zürnte nicht, ſagte der Meiſter, des Himmels Bogen; ich ſtelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

Die ſchöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Ehrnnt der Meiſter mit ſelbſt, auch mit Hunden zu gehn.

Das Thor.

Schmiedgeſell locte das Thor den Wilden herein
zum Geſetze!
Froh in die freie Natur führt es den Bürger
heraus!

Die Peterskirche.

Endigſt du das Unermeßliche hier, du haſt dich
gemeſſen;
Meine Größe iſt die, größer zu machen dich ſelbſt.

An die Proſelytenmacher.

Nur ein weniges Erde bedarf ich mir außer der
Erde.
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege ſie
leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir
ſelber
Mich zu begeben, und ſonnen will ich der Curige
ſeyn.

Das Verbindungsmittel.

Wie verführt die Natur, um Hohes und Niedres
im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

Deutſches Luſtſpiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Frazen die
Menge;
Leider beſitzen ſie nur ſelbſt zur Komödie nichts.

Buchhändler-Anzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihrer Beſtimmung zu kennen;
Um gründlich Erforſchen courant wird ſie bey mir
jetzt verkauft.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bekennt euch wohl, die tiefſte klarſte
Wahrheit
Laut zu ſagen; ſogleich ſtellt man ſie euch auf
den Kopf.

Grichheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns
verlaſſen,
Bricht in der Grecomanie gar noch ein hitziges
aus.

Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maß und
Klarheit! drum dächt' ich
Etwas Gehalt noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns ſprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun;
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſchert.
Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren.
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Die Philoſophen.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beyſammen hier finde;
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und ſind längſt ſchon von Allem belehrt.

Lehrling.

Deſto beſſer! ſo gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Hauſe,
Einen allgültigen Satz und der auch allgemein gilt.

Erſter.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich!
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das And're gewiß.

Lehrling.

Denk' ich, ſo bin ich: Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft ſchon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es doch Dinge gibt, ſo gibt es ein Ding aller Dinge:
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

Dritter.

Juſt das Gegentheil ſprech' ich. Es gibt kein Ding, als mich ſelber;
Alles Andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Vierter.

Zweierley Dinge laß ich paſſiren, die Welt und die Seele;
Keines weiß vom andern, und doch deuten ſie beide auf Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele.
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sechster.

Ich bin Ich und setze mich selbst, und sey' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, das' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist; Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch; macht mit der Vorstellung drei.

Lehrling.

Damit leg' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund auf den Ofen!
Einen erklärlichen Satz will ich, und der auch was sagt!

Acht er.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret,
Mich frag': ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahre lang schon beleur' ich mich meiner Nase zum Nutzen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Denn die erste Person ist einmal
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort.

Gewissensruhe.

Gerne denk' ich den Freunden, denn thu' ich es leider mit Neigung,
Und so warnt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein andrer Rath, du musst suchen, sie zu verachten,
Und mit Ansehen alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

G. G.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich, klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Die Homeriden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Paar Göttinger Würste für ihn –
„Mir der! ich sang der Könige Zwist!“ – „Ich die Schlacht bey den Schiffen!“
„„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah!““ –
Friede! Zerreißt mich nur nicht! die Würste werden nicht reichen!
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn!

Der moralische Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß – doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir!

Die Danaiden.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse dringt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand.

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust. – nur malet den Teufel dazu!

Jeremiade.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen versammert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit;
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durch's Leben nicht mehr.
Aus der Aesthetik, wovon sie geplärrt, verjagt man die Tugend.
Jagt ihr, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
Sodom Kaserirt der Studentenmädchen zu Leipzig.
Komm doch wieder, o Komm, wohlgut Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Weibesmiene,
Siegmund, du süßer Amant, Madelaine, sanfte, du!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Raserin,
Und du Menschenhirt unsers geborgten Kothurns!

Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so gedultig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich herausgesagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert.
Ach, und hinter und steht weit schon die goldene Zeit!

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Kerkrer so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige dan'n, haben die Kärrner zu thun.

Shakespears Schatten.

Parodie.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles.
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehen.
Ringsum schrie, wie Wasservögel, das Gespenst der Tragödien
Und das Hundsgeheul der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungeheure da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Sehn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch fährliche That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen, in's Grab!"
Wegen Tieresas mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehen.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so bist du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich heraus." —
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Spätternackend, daß man jedliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bey euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu hoben ich selbst stieg in des Tartarus Nacht!" —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Gebt dem gebannigsten Geist über die Breiter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert.
Und vor dem heitern Hymen flieht der schwarze Affekt." —
Ja, ein derber und trockener Spaß; nichts geht uns darüber.
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bey euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, weichen Melpomene geht!" —
Keines von Beiden! Uns kann nur das christlich-moralische rühren.
Und was recht populär, bündlich und vätterlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?"
Nichts! Man sieht bey uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Zähndrücker, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehen?" —
Was? Sie machen Fiasko, sie leeren auf Pfänder, sie stehlen
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?" —
Das sind Grillen! Uns selbst und unser guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?" —
Nimm's nicht übel, mein Herrö, das ist ein verfehlender Cäsus:
Das Gesicht, das ist blind, und der Poet ist verrückt.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trift man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?" —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Die Flüsse.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gedürret, bewacht ich Germaniens Gränze.
Aber der Gallier dürft über den buhlenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die liebkosungsvolle Jungfrau.
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Donau in **.

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Jazigen;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch gerettet erstickt' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Gesichtet.

Saale.

Kurz ist mein Lauf, und begrüßt der Fürsten, der
Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind
frei.

Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch hörret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbey, manches unsterbliche Lied.

Pleisse.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durftig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Elbe.

All ihr Andern, ihr fuhrtet nur ein Kauderwelsch
— Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur Ja, und auch in Meißen nur, deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein
Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu den kleinsten
Epigramme, bedrauk, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu **.

Seltsames Land: Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen.
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden.
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **schen Flüsse.

Unser einer hats halter gut in **aer Herren
Ländern, ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind
leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen strömt ich das Erzstift zu
salzen,
Leute dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu
liefern.
Goß der Schöpfer mich aus durch das verbannte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's,
ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schwätzen gethan.

Der Metaphysiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die Höchste unter allen,
So nahe an das Himmelszelt!“
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Zweifelsdeder, so der kleine große Mann,
Hans Metaphysikus, in seinem Sprechgemache.
Sag an, du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm nieder
schauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf, — und seine hohlen
Höhlen,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

Die Weltweisen.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Kleber, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Verständig aufgehangen,
Den nennt ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt.
Wenn Ich nicht drauf ihm heiße —
Er heißt: Zehn ist nicht Zweiße.

Der Sonne macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwey Füßen,
Die Sonne spricht am Firmamente,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Metaphysik studirt,
Der weis, das, wer verneinet, nicht irret,
Weis, das das Nasse feuchtet
Und das das Heiße leuchtet.

Homerus singt sein Heldgedicht,
Der Held bestehet Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und trat sie, ich verbete' es nicht,
Ein' noch Weltweise waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Loc' und Des Cartes nie gedacht;
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralitätenen
Aussührlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er.
Viel Tropfen gaben erst das Meer.
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band.“
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu Allen dringet,

So hört Natur die Mutterpflicht,
Und ſorgt, daß nie die Kette drückt,
Und daß der Reif nie ſpringet.
Einſtweilen, bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenbaut,
Erhält ſie das Getriebe,
Durch Hunger und durch Liebe.

Pegaſus im Joche.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Hannover,
Wo andre Dinge noch in Waare ſich verwandeln,
Bracht' einſt ein hungriger Poet
Der Muſen Roß, es zu verhandeln.

Hell wiehert der Hippogryph,
Und dämmt ſich in prächtiger Parade;
Erſtaunt blieb Jeder ſtehn, und rief:
Das edle, feurigſchöne Thier! Nur Schade,
Daß ſeinen ſchlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entſtellt! Den ſchönſten Poſtzug wärs' es zieren.
Die Race, ſagen ſie, iſt rar.
Doch wer wird durch die Luft kutſchieren?
Und keiner will ſein Geld verlieren.
Ein Poſter endlich faßt Muth.
Die Flügel zwar, ſpricht er, die ſchaffen keinen
Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder ſtutzen.
Dann iſt das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund. die will ich wohl daran wagen;
Der Täuſcher, hoch vergnügt, die Waare loszuſchlagen.
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort.“
Und Hans trabt friſch mit ſeiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingeſpannt,
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Ungeduld,
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren nun an einen Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ja dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht ſchon klug.
Doch morgen fahr' ich Paſſagiere,
Da ſteh' ich es als Vorſpann in den Zug.
Die muntre Kraftbe ſoll zwey Pferde mir erſparen;
Der Koller gibt ſich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leicht bewegte Pferd
ſchwingte
Beflügelt den Klepper Schritt, und pfeilſchnell flog der Wagen.
Doch was geſchieht? Den Blick den Wolken zugekehret,
Und ungewohnt, den Grund mit feſtem Huf zu ſchlagen.
Verläßt es bald der Räder ſichre Spur,
Und, treu der ſtärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, gackert Feld und Hecken.
Der gleiche Tummel faßt das ganze Poſtgeſpann,
Kein Ruſen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wanderer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerſtückt,
Auf eines Berges ſteilen Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit ſehr bedenklichem Geſicht.
Es wird es nimmermehr gelingen;
Laß ſehn, ob wir den Teufeln nicht
Durch magre Koſt und Arbeit zwingen.

Die Probe wird gemacht. Bald iſt das ſchöne Thier,
Eh' noch drei Tage hingeſchwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ja das's, ich das's geſtanden,
Knurrt Hans. Jetzt friſch, und ſpannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem ſtärkſten Stier.

Geſagt, getban. In tiefſtem Zuge
Erblickt man Roß und Flügelpferd am Pflug.
Unwillig ſteigt der Greif, und ſtrengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Zug zu ziehen.
Umſonſt, der Rappar ſcheuet mit Bedacht,
Und Pobend ſtolzes Roß muß ſich dem Stier bequemen.
Bis nun, vom langen Widerſtand ermüdet,
Die Kraft aus allen Gliedern ſchwindet.
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden ſtürzt, und ſich im Staube windet.

Verwünſchtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut ſchallend aus, indem die Hiebe flogen.
So biſt du denn zum Ackern ſelbſt zu faul;
Mich hat ein Spektm mit dir betrogen.

Indem er noch in ſeines Zornes Wuth
Die Peitſche ſchwingt, kommt flink und wortgewandt
Ein luſtiger Geſell die Straße dahergegangen.
Die Zitter klingt in ſeiner linken Hand,
Und durch den vollen Schmuck der Haare
Schlingt zierlich ſich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von Weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ja wirre dich, welch ein Geſpann!
Weißt du auf eine kleine Meile
Dein Pferd zur Probe mir vertrau'n?
Gern acht, du ſollſt dein Wunder ſchau'n.

Der Hippogryph wird ausgeſpannt,
Und lächelnd ſchwingt ſich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meiſters ſich're Hand,
So entrinnt es in des Zügels Band,
Und ſteigt, und Blitze ſprühn aus den befreiten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Weſen, königlich,
Ein Geiſt, ein Gott, erhebt es ſich,
Entreißt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, ſchießt brauſend himmelan.
Und ob' der Blitz ihm folgen kann,
Entſchwebt es zu den blauen Höhen.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kaſten ſehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich ſoll ſie euren Aug' erſcheinen,
Nur müßt ihr nicht zu nahe ſtehn.
Ihr müßt ſie bei der Linſe Aexten,
Und nur bei Amors Fackel ſehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen ſie das Kind getragen,
Der Knabe pflegt, der Jüngling ſtürmt einher.
Es kämpft der Mann und Alles will er wagen.

Ein Zeitalter verſinkt ſein Glück,
Doch ſammt nur iſt die Bahn zum Kennen.
Der Wagen rollt, die Achſen brennen.
Der Held dringt kühn voran. der Schwächling ſtirbt zurück.

Der Stolze fällt mit täuschendem Falle,
Der Klinge überlegt sie Alle.

Die Frauen sehn ihr an den Schranken stehen,
Mit vollem Blick, mit sehnen Händen
Den Dank dem Sieger aufzuspenden.

Einem jungen Freunde
als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwerre Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie tönnen du fanftest?
Daß du ein ungetrübt Gut mit dem gereinten besitzest?
Fühlst du die Stärke genug, der Kämpfe schwerste zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzweien,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in die selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der sich als Wahres versucht?
Jüngling, bist du des Führers im eignen Busen nicht sicher,
Jüngling den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Poesie des Lebens.
An ***

„Wer mahnt sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Scheun das Wesen überziehen,
Mit trügerischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß sie die Wahrheit sehn,
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden.
Soll gleich den freien Geist, den der erhab'ne Zweck
In's gränzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden;
Ihm wird das heilige Gesetz
Der Pflicht, das unerbittet der Recht,
Nur desto unerbittlicher finden.
Wer scheu der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?“

So ruft du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung finstern Porte,
Verwerfend hin auf Alles, was nur scheint,
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entfliehn der Liebesgöttin Schaar.

Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwesterginnen vom schön gelockten Haar.
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes seinen Wunderstab.
Des Traumes rosenfarbner Schleier,
Fällt von des Lebens dürftem Antlitz ab,
Die Welt sinket, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Entsetzens Sohn, die Liebe flieht,
Sie flieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild verraten,
Auf seinen Lippen selbst ertalket
Der Liebe Kuß, und in der Freunde Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

An Goethe,
als er den Nationen von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Bürger engen ein Heer, die Schlange
Erblickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterwinde ziert,
Du opferst auf zerträmmerten Altären
Der Afterkunst, die wir nicht mehr ehren?

Einheimscher Kunst ist dieser Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Göttern mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem heimschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem besten Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die edle Ahnenasche bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten;
Von feinem Ludwig wird es ausgeräht,
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es verget nicht vor irdischer Majestät.
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum mußt, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuern du dies Spiel der alten Zeit.
Rasst, uns zurückzuführen zu den Tagen
Unbefangenster Wundersüßigkeit.
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
In fallen in's verjährte Kleid der Zeit:
Geschlacht fort entfahren sich die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht weder der Worte tiefsinnige Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht ergimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem ackercontschen Kahn:
Nur Sonatien und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran.

So breitet das leichte Zaubergezelt umunſchlagen,
Daß nur die Flucht'gen Geiſter faſſen kann.
Der Scherz ſoll wie die Wirklichkeit erſcheinen,
Und ſingt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Denn auf dem fernen Gefild der Sterne
Wird eine Idealwelt aufgebaut.
Nichts ſey hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf feinern Sinnenwahn,
Unſichtig iſt die wahre Meiſterſcene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falſche ſtellt ſich wahr, um zu verſtricken.

Es bricht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden.
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie;
Die Bühne will ſie, wie die Welt, entzünden.
Das Niedrigſte und Höchſte menget ſie.
Nur bei dem Fratzen war noch Kunſt zu finden.
Erſchwang er gleich die hohes Urnine nie:
Gebannt in unveränderlichen Schranken,
Hält er ſie feſt und nimmer darf ſie wanken.

Ein heiliger Begriff iſt ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem ſittlichen Gebiet
Sind der Natur namloſſig rohe Töne.
Die Sprache ſelbſt erhebt ſich ihm zum Lied,
Es iſt ein Reich des Wohllaute und der Schöne.
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernſten Tempel fügt ſich das Ganze
Und die Bewegung beget Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf aus der Fratze werden;
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Geberden
Verſcheuchet der Sinn, der nur das Wahre preiſt;
Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchied'ner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Meiſterſcene.

An Demoiſelle Slevoigt,

bei ihrer Verbeirathung mit Herrn D. Sturm, von einer mütterlichen und fünf ſchweſterlichen Freundinnen.

Zieh, holde Braut, mit unſerm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir ſahen mit entzücktem Blick,
Der Seele Anmuth ſich entfalten,
Die jungen Reize ſich geſtalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein ſchönes Loos, du haſt's gefunden;
Es reifet die Freundſchaft ohne Sommerz
Dem ſüßen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Buſen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernſte Zier.
Der Kindheit tändelnde Geſchäfte,
Der freyen Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben ſtehend hinter dir,
Und Hymens ernſte Feſſel bindet.
Wo Amor leicht und flatternd ſchwebt;
Doch für ein Herz, das ſolchen empfindet,
Iſt ſie aus Blumen nur gewebt.

Und wirſt du das Geheimniß wiſſen,
Das immer grün und ungerriſſen

Den beſchaffenen Kranz bewahrt?
Es iſt des Herzens reine Güte.
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
Die mit der beiden Scham ſich paart,
Die gleich dem heitern Sonnenlichte
In alle Herzen Wonne bringt.
Es iſt der ſanfte Blick der Milde
Und Würde, die ſich ſelbſt bewacht.

Der griechiſche Genius an Mayer in Italien.

Tauſend Andern verſtummt, die mit tauben Herzen ihn fragen,
Der, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geiſt.

Einem Freunde in's Stammbuch.

Herrn von Mechrin aus Baiel.

Unerſchöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit,
Iſt die Natur! Die Kunſt iſt unerſchöpflich, wie ſie.
Heil dir, kühniger Greis! für Beyde bewahrt du im Herzen
Regen Gefühl, und ſo iſt ewige Jugend dein Loos.

In das Folio-Stammbuch eines Kunſtfreundes.

Die Weisheit wohnte ſonſt auf großen Folioſeegen,
Der Freundſchaft war ein Taſchenbuch beſtimmt;
Jetzt, da die Wiſſenſchaft in's Kleine ſich ergießen,
Und leicht, wie Kort, in Almanachen ſchwimmt,
Haſt du, ein beſonderer Mann,
Dieß ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie, fürchteſt du denn nicht, ich muß dich ernſthaft fragen,
An ſo viel Freunden allzuſchwer zu tragen?

Das Geſchenk.

Ring und Stab, o ſeyd mir auf Rheinweinfaſchen willkommen!
Ja, wer die Schafe ſo tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal geſegneter Trank, dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Schickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf.

Wilhelm Tell*).

Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweyen,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt;
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteyen
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;

*) Mit dieſen Strophen begleitete der Verfaſſer das Exemplar ſeines Schauſpiels: Wilhelm Tell, das er dem damaligen Genferſchen Geſandten überreichte.

Wenn alle Laster schamlos sich bekennen,
Wenn freche Wüthrich an das Heil'ge rühret,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen,
– Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk das Joch der Herrschaft weichet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Dem selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
– Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

Dem Erbprinzen von Weimar,
als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wanderer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Doch führe durch das wild bewegte Leben
Ein andres Gestirn!
Ein treues Herz hat dir Natur gegeben;
O bring' es rein zurück!

Die Länder wirft du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zerreißt;
Doch Lächeln grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, so lang sein Strom wird fließen
In's Bett des Oceans.

Dort huldigt des Helden großen Manen
Und ehret dem Rhein,
Dem alten Gränzwächter der Germanen,
Von seinem eignen Wein;

Das bis der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu' vergeht.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.
An ***

Elter Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gebrochen,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Alpen und der alte Rhein.

Wowo erwarf'ne Phalangen ringen
Um der Welt äußerstem Preis;
Alter Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Despaxt und den Beil.

Gott muß ihnen jede Landschaft wägen
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Frank seinen eisernen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig, wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freyen Amphitrite
Will er sclavisch, wie sein eignes Haus.

In des Schöpfers wie erstarrten Sternen
Dringt sein rastlos ungebrochner Lauf;
Alle Zonen spürt er, alle fernen
Küsten – nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderscharten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst erwirbt sie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Abschied vom Leser.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthend im verschämten Augenblick,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Nicht länger weilen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut.
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höhern Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie ertönten in der Zeit.
Des Augenblickes Kind hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erstarrten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor.
Die Stunde würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein munterer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und ferner sich, und schweigt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entblüht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Die Räuber.

Vorrede.

Man nehme dieses Schauspiel für nichts anderes, als eine dramatische Geschichte, welche der Vorsteher der dramatischen Methode, die Zeit, gutthaten hat dem gewöhnlichen Opernhaufen zu erzählen, bewegt, einer ich übergroßen in die Schranken des engen Theaterraums eingezwungen, aber nach dem so poetischen Gesetze der theatralischen Vorstellungen zu zeigen. Man wird mir einräumen, daß es eine unterhaltende Zusammenfassung ist, binnen drei Stunden drei außerordentliche Menschen zu erschöpfen, deren Thätigkeit von stellichter tausend Mitteln erdacht, so wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gestimmt sein, daß sie drei außerordentliche Menschen auch dem durchdringendsten Beobachter unter drei bald vier und zwanzig Stunden entdecken. Hier war Fülle in einander gedrungener Realitäten vorhanden, die es unmöglich in die allgemeinen Fassungen des Artistotele und Batteux eingeleitet kommt.

Nun ist es aber nicht sowohl die Masse meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt, der es von der Bühne verbannt. Der Dekonomie desselben machte es unmöglich, daß manche Charakter entfernen musste, der das innere Gefühl der Jugend beleidigt, und die Sittlichkeit unserer Staaten empört. Jeder Menschenmaler ist in dieser Hinsicht nicht gezwungen, er andere eine Kopie der wirklichen Welt, und seine idealischen Abstraktionen, seine Konversationsmenschen, will gefallen haben. Ich ist einmal so. Mehr in der Welt, daß die Staaten durch die Bösen schattirt werden, und die Jugend, im Kontrast mit dem Laster, das verabscheute Gefühl weckt. Aber ich habe vorgesprochen hat, das Laster zu bürgen, und Religion, Moral und bürgerliche Ordnung an ihren Feinden zu rächen, ein Lieber muß das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit vor das Auge der Menschheit stellen — er selbst muß augenblicks eine sittlichen Satyriste werden. — er muß sich in Empfindungen hineingezwungen wissen, unter denen Mörtenschlichkeit sich seine Herz entleert.

Das Laster wird hier mit Flammt seinem ganzen innern Abscheu entkleidet. Es soll in Frauen all die verwerfenden Schauer des Grauens zu erwecken, und Jünglinge auf, sich einer die sichernde Empfindung, und überzeugt die erwachende Stimme der Religion hieraus. Hier es einmal so weit gekommen hat, sein Gesicht, das man nicht wenden kann, seinen Verstand auf Umwegen schwach Herzens zu verleiten, dann ist das Heiligste nicht heilig mehr — dann ist die Menschheit, die Gottheit nichts — Welten sind nichts gegen die seinen Augen. Ich habe versucht, von einem Räuberleben dieser Art ein verführend lebendiges Gemälde hinzuwerfen, die unbändige Methode seiner Lockerhaftigkeit anschaulicher zu gliedern — und ihr Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Ich unterstehe ich demnach im Verfolg dieser Geschichte, wie weit ich gelungen hat. — Ich weiß, ich habe die Natur getroffen.

Allein ich bleiben stehet ein Anderer, der vielleicht nicht weniger weiser freie in Vertegenheit setzen möchte. Ein Geist, den das Laster der Natur nur reizet, um der Größe willen, die dem anhängt, um der Kraft willen, die sich erhebt, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein durchdringender, mächtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, und der Hoheit, die viele bekommt — an unendlig entfernter ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunturen entscheiden das Laster, und auf eine einzige unglückseeren Betrügen gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Ehrlichkeit und Tugend. Fülle von Kraft, die mit Gefahr ihrer Ausübung nicht gemäßigt wird. Ein sittlicher Verhältnisse geschlagen, und zu diesen entsetzlichen Extremen von Größe und Elendigkeit durfte sich nur eine Minute, eine Sekunde stellt greifen. Es ist der seltsame Dramatische fertig, den wir im Räuber Moor, in Fiesko, in Wallenstein und Lady Macbeth finden. Ich ist begreiflich nicht erst anzuführen brauchen, daß ich diesen Charakter so wenig mit allen Nüancen verhalte, als die Dichter des Cyanides nur allein Natur gefühlt.

Noch ist zu der großen Seltsamkeit, seinen Weg auf Kosten der Gesetzen spielen zu lassen, daß man bemerke für ein Genie nicht selten, wenn man nicht einen gutthaten Autor und seinen Charakter sich herumtummeln läßt. Die eine Absicht der Schrift muß sich in allzugroßen Abweichen von den sogenannten wegigen Regeln meisterhaften und den Räderliche vergessen lassen; denn was ist in heilig und erhaben, das, wenn man es stark verletzt, nicht belachen werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich der Action und der wahren Moral seine ernstere Kache verschaft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichen Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Diese unmoralischen Charaktere, von denen vorhin gesprochen wurde, mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geistes gewinnen, daß sie von Seiten des Herzens verlieren. Darin bare ich nur die Natur nachahmen wörtlich abschreiben. Jeder, auch dem Lasterhaftesten, ist gewissermaßen der Stempel des göttlichen Freundes aufgedrückt, und vielleicht hat der große Beobachter keinen in weiten Weg zum großen Verbrechen, als der Heuchler; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter der Jüngling, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imposanter ihre Verführung.

Alexander Dramatisch weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Abscheu schmilzt. Milton's Satan folgen wir mit schauderndem Erstaunen durch das unermessene Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bietet bei all ihren Gräueln noch ein ernstes Kummervolkard Herz. und Shakespeare's Richard hat so gewiß am vielen Herzen, als er auch ins tiefen wurde, wenn er dem vor der Sonne glaube. Wenn es wie darum zu thun ist, so die Menschen hinzureißen, so muß ich auch der Teufelsmacht beitreten mitarbeiten, die auch dem Bösesten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Thor gewarnt haben will, so darf ich keine schöne blendende Fledermaus nicht übersehen, damit man nicht den Thor beim Thor vermische. Auch ist ein Mensch, der ganz Bosheit ist, scheußlicher noch Gegenstand der Kunst, und äußert eine zurückstoßende Kraft, daß das er die Nachahmlichkeit der Leser fesseln sollte. Man Natur unbildlichen, wenn er rede. Eine edle Natur ist so wenig ambulante moralische Erhebungen, als das Opus Gestirnt einen Pferden auf Ostad.

Aber eben darum will ich selbst mitgetadelt haben, bleibt mein Schauspiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beherzt, kein Dichter und Autorn Herr, dem ein gewisser Theil von Gemeinheit dazu; der traurig, daß er das Laster nicht ziere, bei diesem, daß er ich nicht von einer schönen Seite beleuchten lasse, auch den häßlichen Grund zu zeigen.

Meinerseits entscheide ein Dritter — aber von meinem Herzen bin ich es nicht ganz gewichen. Der Bösel, vermutet ich leidenschaft die Gastvorlesung nicht verabscheuen troffen, der Böse wurzelt tunter und gelagt) weit um, und sieht zum Unglück — den Tod an. Im Entgelteig, mein Ganzes aufzuopfern, zu hinzugehalten, mein Gesetz zu bestätigen, zu bestehalt, mein Gutes wissen zu wollen, wird es, sindet' ich, sich meine Absicht verfehlen, und meine Autorin der Laster, das ich sage, darin zu finden vermag, und seine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeinschaft allen, nur nicht Gerechtigkeit, widerfahren hat.

Ich ist das einige Dasein mit Feuer und Donnerkeil, und unter einem Hyperrate wüthen ganze Staatskörper verschwinden, wenn er dem Unwesen durch ein verlorenes Dasein aufhalten wollten. Auch so viele Freunde der Natur, drei mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern mit Kampf und Schandsäule Schutz zu halten, der Pöbel hat nie auf Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich verdunkeln, und Himmel und Erde verwirren wie ein altes Kleid, so hört ich, den Schwachen gegen zu stemmen, die Natur mindet getreu sein selber; aber wenn jener Kälte, den wir alle kennen, auch den Mut und den Herzen alter, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt und Wasser ertränkt habe, soll darum Feuer — Feuer — und Wasser tödtlich werden?

Ich bereit meiner Schrift, gesetzige man Autorn Katastrophe, und Recht einen Platz unter den dramatischen Büchern verschreiben; das Laster nimmt den Morgang, der seiner würdig ist. Der Verbrecher trete unter die Füße der Gesetze. Der Tugend geht Segend davon. Wer nur in völlig gegen mich handelt, mich ganz zu reizen, mich verführen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter verwundere, aber den verdächtigsten Mann in mir verdächtige.

Geschrieben in der Odenwald 1781.

Der Herausgeber.

Die Räuber.

Schauspiel.

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Personen.

Maximilian, regierender Graf von Moor.

Karl, } seine Söhne.
Franz, }

Amalia von Ehrenreich.

Herrmann, Bastard von einem Edelmann.

Spiegelberg,
Schweizer,
Grimm,
Razmann,
Schufterle,
Roller,
Kolinsky,
Schwarz,
} Libertiner, nach der Bandiera.

Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.
Pastor Moser.
Ein Pater.
Räuberbande.
Nebenpersonen.

Der Ort der Geschichte ist Deutschland, die Zeit ohngefähr zwei Jahre.

Erster Akt.

Erste Scene.

Franken.

Saal im Moorischen Schloß.

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber ist euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß.

Der alte Moor. Ganz wohl, mein Sohn, — was hattest du mir zu sagen?

Franz. Die Post ist angekommen — ein Brief von unserm Korrespondenten in Leipzig —

D. a. Moor. (Begierig). Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! hm! — So ist es. Aber ich stürzte — ich weiß nicht — ob ich — eurer Gesundheit? — Ist euch wirklich ganz wohl, mein Vater?

D. a. Moor. Wie den Tod im Wasser! Von meinem Sohne schreibt er? — wie kommst du zu dieser Vermutniß? du hast mich zweymal gestraft.

Franz. Wenn ihr krank seyd — nur die leiseste Ahnung habt, es zu werden, so laßt mich — ich will zu gelegenerer Zeit zu euch reden, (bald vor sich). Diese Zeitung ist nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was wird' ich hören?

Franz. Laßt mich vorerst auf die Seite gehen, und eine Thräne des Mitleids verschießen um meinen verlornen Bruder — ich sollte schweigen auf ewig — denn er ist euer Sohn: Ich sollte seine Schande verhüllen auf ewig — denn er ist mein Bruder. — Aber euch geboren ist meine erste traurige Pflicht — darum vergeht mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßtest du, wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! Wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehn Jahre zusetzen würde — mich zum Jünglinge machen würde — da mich nun jede, ach! — einen Schritt näher ans Grab rückt!

Franz. Ist es das, alter Mann, so lebt wohl — wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge.

D. a. Moor. Bleib! — Es ist noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun — laß ihm seinen Willen! (nimmt es sich wieder weg). Die Sünden seiner Väter werden heimgesucht in dritten und vierten Glied — laß thu's vollenden.

Franz (nimmt den Brief aus der Tasche). Ihr kennt unsern Korrespondenten! Seht! den Finger meiner rechten Hand wollt' ich drum geben, dürft' ich schwören, er ist ein Lügner, ein schwarzer abscheulicher Lügner — — Faßt euch! Ihr vergeht mir, wenn ich euch den Brief nicht selbst lesen laße — Noch kürzt ihr mir Alles hören.

D. a. Moor. Alles, alles — mein Sohn, du ersparst mir die Kräfte.

Franz (liest). „Leipzig, vom 16ten May. — „Verschone mich nicht eine unverbürgliche Zusage, „die auch nicht das Geringste zu verrechten, was ich „von den Schicksalen deines Bruders aufsagen kann. „Liebster Freund, nimmermehr würdest meine unsanft„ligst Feder an dir zur Tyrannin geworden seyn. „Ich kann es aus hundert Briefen von der abscheu„lichen, wie Nachrichten dieser Art kein drüberblicken „Herz durchbohren müssen; mir ist's, als säh' ich „euch schon um den Nichtswürdigen, den Absyn„thier" — — (Der alte Moor verliert am Gesicht). Seht, Vater! ich lese euch nur das Glimpflichste — „den Afterdrachen in tausend Drachen ergossen;" Ach, sie flossen — stürzten strömweis von dieser mitleidigen Wange — „mir ist's, als säh' ich schon „deinen alten, frommen Vater todtenblaß" — Jesus Maria! ihr seyd's, eh' ihr noch das Mindeste wisset!

D. a. Moor. Weiter! Weiter!

Franz. — „todtenblaß in seinem Stadt zurück„kommen, und dem Tage fluchen, an dem ihm zum „erstenmal Vater entgegengejammert ward. Man „hat mir nicht Alles entdecken mögen, und von

„dem Wenigen, das ich weiß, erfährst du nur Wenniges. Dein Bruder scheint nun das Maaß seiner „Schande gefüllt zu haben: ich wenigstens kenne „nichts über dem, was er wirklich erreicht hat, „wenn nicht sein Genie das meinige darin übertrifft. Gestern um Mitternacht hatte er den großen „Einfall, nach wenig tausend Dukaten Schulden“ – ein hübsches Taschengeld, Vater – „nachdem er „unter die Tochter eines reichen Banquiers allhier „eingebrochen, und ihren Galan, einen braven Jungen „von Stand, im Duell auf den Tod verwundet, „mit sieben andern, die er mit in sein Lasterleben „gezogen, den Arm der Justiz zu entlaufen“ – Vater! Um Gotteswillen, Vater wie wird euch?

D. a. Moor. Es ist genug. Laß ab, mein Sohn!

Franz. Ich schone eurer – „man hat ihm „Steckbriefe nachgeschickt, die Belohnungen schreien „laut um Genugthuung, ein Preis ist auf seinen „Kopf gesetzt – der Name Moor“ – Nein! Meine armen Lippen sollen nimmermehr einem Vater ermelden! (zerreißt den Brief). Glaubt es nicht, Vater! glaubt ihm keine Silbe!

D. a. Moor (wild herumlich). Mein Name! Mein ehrlicher Name!

Franz (fällt ihm um den Hals). Schändlicher, dreymal schändlicher Karl! Ahnete mir's nicht, da er noch ein Knabe den Mädeln so nachschlenderte, mit Gassenjungen und elendem Gesindel auf Bäusen und Bergen sich herumbetzte, den Anvater der Kirche, wie ein Missethäter das Gefängniß, stob, und die Pönnige, die er euch abnahlte, dem ersten dem besten Bettler in den Hut warf, während daß wir daheim mit frommen Gebeten und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? – Ahnete mir's nicht, da er die Abenteuer des Julius Cäsar und Alexander Magnus und anderer Hochsinsterer Helden lieber las, als die Geschichte des ausserirdischen Erlösers? – Hundertmal hab' ich's euch gewissagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen Pflicht – der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande stürzen! – O daß er Moor's Namen nicht trüge! daß mein Herz nicht so warm für ihn schlüge! Die gottlose Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterstuhl anklagen.

D. a. Moor. O – meine Aussichten! Meine goldnen Träume!

Franz. Das weiß ich wohl. Das ist es ja, was ich eben sagte. Der feurige Geist, der in dem Buben tobet, saget ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit so empfindlich macht, diese Offenheit, die seine Seele auf dem Auge spielt, diese Weichheit des Gefühls, die ihn bey jedem Leiden in weinende Sympathie dahinschmelzt, dieser männliche Muth, der ihn auf den Wipfel dumbertjähriger Eichen treibet, und über Gräben und Pfützladen und reißende Flüsse jagt, dieser kindische Ehrgeiz, dieser unüberwindliche Starrsinn und alle diese schönen glänzenden Tugenden, die im Vaterherzen stimmen, werden ihn dereinst zu einem braven Freund eines Freundes, zu einem tresflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem großen, großen Manne machen – Seht ihr's nun, Vater! der feurige Geist hat sich entwickelt, ausgearbeitet, herrliche Früchte hat er getragen. Seht diese Offenheit, wie häßlich sie sich zur Frechheit verunstaltet hat! Seht diese Weichheit, wie zärtlich sie für Kerben stirbt, wie so empfindsam für die Reize einer Dirne! Seht diesen feurige Geist, wie es das Del seines Lebens in sechs Jährchen so rein weggeraunt hat, daß er bei lebendigem Leibe unacht, und da kommen die Leute, und sind so unverschämt und sagen: c'est l'amour qui a fait ça! Ah! seht doch diesen ehrnen unternehmenden Kopf, wie er Pläne schmiedet und ausführt, vor denen die Heldenthaten eines Xerxenge und Howard verschwinden! – Und wenn erst diese prächtigen Keime zur vollen Reife erwachsen – was läßt sich auch von einem so zarten Alter Vollkommenes erwarten? – Vielleicht, Vater, erhebt ihr noch die Fremde, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, daß in der heiligen Stille der Wälder erschüttert, und den müden Wanderer seine Reise um die Hälfte der Bürde erleichtert – vielleicht könnt ihr noch, eh' ihr zu Grabe geht, eine Wallfahrt nach seinem Monumente thun, daß er sich zwischen Himmel und Erden erreichet – vielleicht, o Vater, Vater, Vater – seht euch nach einem andern Namen um, sonst deuten Krämer und Hafenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplatz am Pferrait geleben haben.

D. a. Moor. Und auch du, mein Franz, auch du? O meine Kinder! Wie sie nach meinem Herzen zielen!

Franz. Ihr seht, ich kann auch witzig sein, aber mein Witz ist Sterbenslust. – Und dann der trockne Alltagsmensch, der kalte, böhmerne Franz, und wie die Tierchen alle heißen mögen, die euch der Kontrakt zwischen ihm und mir meckte einzaubern haben, wenn er euch auf dem Schooße saß, oder in die Backen zwickte – der wird einmal zwischen seinen Grenzsteinen sterben, und andern, und ersetzen werden, woran der Rubm dieses Universalforschs von einem Pole zum andern klingt – Ha! mit gefalteten Händen dankt ihr, o Himmel! der kalte, trockne, böhmerne Franz – daß er nicht ist, wie dieser!

D. a. Moor. Bergis mir, mein Kind! zürne nicht auf einen Vater, der sich in seinen Planen betrogen findet. Der Gott, der mir durch Karln Thränen zusendet, wird sie durch dich, mein Franz, auf meinen Augen wischen.

Franz. Ja Vater, aus euren Augen soll er sie wischen. Euer Franz wird sein Leben heau seyen, das einzige zu verlängern. Euer Leben ist das Drahtel, das ich vor allen zu Rathe ziehe, über dem, was ich thun will; der Spiegel, durch den ich alles betrachte – seine Pflicht ist mir so heilig, die ich mich zu brechen bereit bin, wenn's um euer festbares Leben zu thun ist. – Ihr glaubt mir das?

D. a. Moor. Du hast noch große Pflichten auf der, mein Sohn – Gott segne dich für das, was du mir warst und seyn wirst!

Franz. Nun fast mir einmal – wenn ihr diesen Sohn nicht den euren nennen möchtet, ihr wär't ein glücklicher Mann?

D. a. Moor. Stille, o stille! da ihn die Wehmutter mir brachte, da ich ihn zum Himmel, und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

Franz. Das sagtet ihr. Nun, habt ihr's gefunden? Ihr beneidet den solchestesten eurer Bauern, daß er nicht Vater ist zu diesem – Ihr habt Kummer, so lang ihr diesen Sohn habt. Dieser Kummer wird wachsen mit Karln. Dieser Kummer wird euer Leben unterg raben.

D. a. Moor. O! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

Franz. Nun also – wenn ihr dieses Sohnes euch entübrigtet?

D. a. Moor (aufstehend). Franz! Franz! was sagst du?

Franz. Ist es nicht die Liebe zu ihm, die euch all den Gram macht? Diese Liebe ist er euch nicht da. Ohne diese grausame, diese verdammliche Liebe ist er euch geworden — ist er euch nie geboren. Nicht Fleisch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, so ist diese Ader auch eurer Sohn nicht mehr, und wär' er auch eurem Fleische geschnitten. Er ist euer Angstest gewesen bisher; nun aber, kriegt dich dein Auge, sagt die Schrift, so reiß es aus. Es ist besser, einäugig gen Himmel, als mit zwoen Augen in die Hölle. Es ist besser, einbeinig gen Himmel, als wenn beyde, Vater und Sohn, in die Hölle fahren. So spricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du wilst, ich soll meinen Sohn verfluchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn sollt ihr nicht verfluchen. Was heißt ihr euren Sohn? — dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er euch auch alle erfindliche Mühe gibt, das einige zu verkürzen?

D. a. Moor. O das ist allzuwahr! das ist ein Gericht über mich. Der Herr hat's ihn gethichtet!

Franz. Sehr ihr's, wie kindisch euer Pulsen sind an euch handelt. Durch eure väterliche Theilnehmung erwärmt er euch, morket euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz selbst beschocken euch den Garaus zu machen. Steh ihr einmal nicht mehr, so ist er Herr eurer Güter, König seiner Triebe. Der Damm ist weg und der Strom seiner Lüste kann jetzt ferner dahinbrausen. Denkt euch einmal an seine Stelle! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünschen — wie oft den Bruder — die ihm im Lauf seiner Treffe so unbarmherzig im Wege stehen. Ist das aber Liebe gegen Liebe? Ist das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde? Wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm seiner Väter, der sich schon sieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in einer wollüstigen Minute auf's Spiel setzt? Heißt ihr das euren Sohn? Antworten! heißt ihr das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebstes, ehrliches Kind, dessen erwiesen Studium ist, seinen Vater zu haben — O daß ihr's bearbeiten lerntet! daß euch die Thränen stets vorm Auge! aber eure Nachsicht muß ihn in seinen Lieblichkeiten bestätigen, euer Verfahren in seinen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freylich den Fluch von seinem Haupte laden, auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammnis fallen.

D. a. Moor. Gerecht! sehr gerecht! Mein, mein ist alle Schuld!

Franz. Wie viele Tausende, die voll sich ge soffen haben vom Becher der Wollust, sind durch Leiden geläutert worden! Und ist einer der Körperliche Schmerz, den jeder Uebermaß begleitet, ein Fingerzeig des ohnlichen Wütens? Sollte ihn der Mensch durch seine grausame Zärtlichkeit verderben? Soll der Vater das ihm anvertraute Pfund auf ewig zu Grunde richten? — Bedenkt, Vater, wenn ihr ihm seinem Elend auf einige Zeit preisgeben wer det, wird er nicht entweder umkommen müssen und sein besseren? oder er wird auch in der großen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater, der die Rathschläge einer höhern Weisheit durch Verzärtlung zernichtet! — Nun, Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm schreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine delikate Wirkung thun.

D. a. Moor (sinnig). Bis er anders werden!

Franz. Schon recht, schon recht! — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Hungers, euer Mitleid erweckt, eure Vergebung für erfundene Gheit, und morgen hingeht und eurer Schwachheit spottet im Arm seiner Huren? — Nein, Vater! Er wird freywillig weiterbetteln, wenn ihn sein Gewissen rein gesprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm das auf der Stelle schreiben.

Franz. Halt, noch ein Wort, Vater! Eure Entschließung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerspalten würden — und dann — glaubt ihr nicht, daß er das schon für Vergebung nehmen werde, wenn ihr ihn noch einen eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wird's besser seyn, ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Thu' das, mein Sohn. — Ach! es hätte mir doch das Herz zerbrochen! Schreib ihm —

Franz (stehrt). Dasey bleibt's also?

D. a. Moor. Schreib ihm, daß ich tausend blutige Thränen, tausend schlaflose Nächte — Aber bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

Franz. Wollt ihr euch nicht zu Bette legen, Vater? Es greift euch hart an.

D. a. Moor. Schreib ihm, daß die väterliche Brust — Ich sage dir, bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung! (Geht traurig ab).

Franz (mit Lachen ihm nachsehend). Trübe dich, Alter, du wirst ihn nimmer an diese Brust drücken. der Weg dazu ist ihm verrammelt, weit der Himmel weit der Hölle — Er war aus deinen Armen gerissen, ehe du wußtest, daß du es wollen könntest — du mögst so ein erbärmlicher Schlucker seyn, wenn's nicht einmal so weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu thun, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre — Ich bin' einen magischen Kreis um Flächen um dich gezogen, den er nicht überspringen soll — Glück zu, Franz! Wird ist das Geschäft — Der Wald ist heller. Ich muß diese Portiere weiter aufreißen, wie leicht könnte jemand meine Hauptstreiche kennen? (er reißt die zerrissene Portiere zusammen). — Und Gram wird auch den Alten bald fortschaffen, — und ihr muß ich diesen Karl aus dem Herzen reißen, wenn auch ihr halbes Leben daran hängen bleiben sollte.

Ich habe große Rechte, über die Natur ungerechten zu seyn, und bey meiner Ehre! ich will sie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Erste gewesen? Warum nicht der Einzige? Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob sie bey meiner Geburt einen Rest gelegt hätte? Warum gerade mir die Kapplandereinsuß? Gerade mir dieses Mohrenmaul! diese Hottentottennasen? Mürrlich, ich glaube, sie hat von allen Menschenformen das Scheußliche auf einen Haufen geworfen, und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, jenem dieses zu verleihen und mir vorzuenthalten? Konnte ihr jemand darum bohren, eh' er entstund? Aber so beliebt

gen, eh' er stirbt wurde? Warum ging sie so variheylich zu Werke?

Rein! Rein! Ja thu' ihr Unrecht. Gab sie und den Erstandgriff mit, setzt uns nackt und armselig ans Ufer dieses großen Ozeans, Welt — Schwimme, wer schwimmen kann, und wer plump ist, geh unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich wahren will, das ist nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Erhalten und Vertilgen. Kampf wird zu Waffenruh, Trieb zu Trieb, und Kraft an Kraft zermalmet. Das Recht wohnet beym Unverwundlichen, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze.

Wohl giebt es gewisse gemeinschaftliche Potta, die man geschlossen hat, die Pulse des Weltcreels zu treiben. Ehrlicher Name! — Wahrhaftig eine reichhaltige Münze, mit der sich meisterlich schachern läßt, wenn's verstohlen ist, gut aufzupassen. Gewissen! — o ja, freylich! ein tüchtiger Lumpen, meine Bauern gut schon um ihre Felder herumzuführen, daß ja kein Hast drüberspringt, ja beileibe kein Hase! — Aber der gnädige Herr giebt seinem Rappen den Sporn, und galoppirt weit über der weiland Aernte.

Armer Hase! es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Hase seyn müssen auf dieser Welt — Aber der gnädige Herr braucht Hasen!

Also frisch brüder hinweg! Wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig, als der, den alles fürchtet. Es ist jetzt die Mode, Schwalben an den Beinlein zu tragen, womit man sie nach Belieben wohl vor und enger spannen. Wir wollen uns ein Gewissen nach der neuesten Façon anmessen lassen, um es bälzig weiter aufzuspannen, wie wir zu liegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ihr habt Langes und Breites von einer sogenannten Blutlache schwatzen gehört, daß einem erbrüderlichen Hausmann der Kopf heiß machen könnte — Das ist dein Bruder! — das ist verdammenswert! Er ist aus eben dem Ofen geschossen worden, aus dem du geschossen bist — also sey er dir heilig! — Meynt doch einmal diese vergiftete Confusaney, diesen possierlichen Schutz von der Nachbarschaft der Leiber auf die Harmonie der Geister; von eben der selben Heimath zu eben derselben Empfindung; von einerley Kost zu einerley Neigung. Aber weiter — es ist dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du daß sein Fleisch, sein Blut — also sey er dir heilig! Wiederum eine schlaue Confusaney! Sich mahnen doch lassen — warum hat er mich gemacht? Doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir? der erst ein Ich werden sollte! Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? Oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünscht, da er mich machte? Wußte er, was ich werden würde? Das wollt' ich ihm nicht rathen, sonst möcht' ich ihn dafür strafen, daß er mich hat gemacht! Kann ich's ihm Dank wissen, daß ich ein Mann wurde! Es wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erdauren, die sich nicht auf Achtung gegen mein Selbst gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbst vorhanden seyn, das erst dadurch entstehen sollte, davon es die Voraussetzung seyn muß? Wo steckt denn nun das Heilige? Etwa im Akkus selber, durch den ich entstehe? Bist woran dieser etwas mehr wäre, als vielseitiger Prozeß zur Erhaltung vielseitiger Begierden? Oder steckt es vielleicht im Resultat dieses Akkus, der doch nichts ist, als eiserne Nothwendigkeit — die man so gern wegwünschte, wenn's nicht auf Aufopfern von Fleisch und Blut geschehen müßte. Soll ich dem etwa darum ganz Werth geben, daß er mich stärkt? das ist eine Eitelkeit von ihm. Zu Schanzkörben oder Klaftern, die sich in ihrem Werth bestimmen, wär' es auch noch so plötzlich. — Setzet also, daß ist die ganze Hexerei, die hier in einen heiligen Nebel verschleiert, unsere Einsichtsamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln lassen, wie einen Knaben?

Frisch also! muthig an's Werk! — Ja will alles um mich her zusammen, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich seyn, daß ich das mit Gewalt erringe, wozu mir die Ludenswürdigkeit gebricht. (Ab).

Zweite Scene.

Schenke an den Grenzen von Sachsen.

Karl von Moor (in ein Buch vertieft). Spiegelberg (schreibt am Tisch).

Karl v. Moor (legt das Buch weg). Wir steht vor diesem raisonnirtesten Scribler, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.

Spiegelberg (steht von ein Glas pus und trinkt). Den Josephus muß du lesen.

Moor. Der hohe Lichtfunke Prometheus ist ausgetreunt, dafür nimmt man jetzt die Flamme von Virlapperwurzl — Theaterfeuer, das seine Pfeife Taback anzündet. Da krabbeln sie aus, wie die Ratten auf der Kenle des Heerhirts. Ein fremdsüßiger Adel bricht, Alexander sey ein Hasenfuß gewesen; ein schwindsüchtiger Professor bläst sich bey jedem Wort ein Zäschchen Schnupftuch vor die Nase, und liest ein Collegium über die Kraft. Kerle, die in Obrmacht fallen, wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Tactik des Hannibals — feuchtröhrige Buben flechen Piraten und der Schlacht bey Kannä, und grinsen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponiren müssen.

Spiegelberg. Das ist ja recht Alexandrinisch geflennt.

Moor. Schöner Preis für euren Schweiß in der Feldschlacht, daß ihr jetzt in Gymnasien leset, und eure Unsterblichkeit in einem Bücherwinkel mühsam fortgeschleppt wird. Kostbarer Preis eurer verpraßten Binsel, von einem Nürnberger Krämer um Leckereyen gewiesen — oder, wenn's glücklich geht, von einem französischen Trabbiensschreiber auf Stelzen geschraubt, und mit Drahtfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Spiegelberg (winkt). Lies den Josephus, ich bitte dich drum.

Moor. Pfui! Pfui über das schlappe Kastrat ren-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Heiden des Alterthums mit Kommentationen zu schinden und zu verbrennen mit Trauerspielen. Die Kraft seiner Lenden ist verstegen gegangen, und nun muß Herr dese den Menschen fortpflanzen dessen.

Spiegelberg. Thor, Bruder, Thor!

Moor. Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Convenienzen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen – beleuchten den Sonnenuntergang, daß er sie verirrte bey Ihro Gnaden, und dulden den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Verabreden sich nun ein Mittagessen, und möchten einander vergessen um ein Unterbrett, daß ihnen beym Ausstreich überboten wird. – Verdammen den Gaudyaller, der nicht freudig genug in die Kirche kommt, und verrechnen ihrem Andenken am Altare – fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp anbeten können – wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perrücke frisirt ist. – Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenmahler dankrennt von der Pforte geht – – so warm ich ihnen die Hand drückte – nur noch einen Tag – Umsonst! – In's Loch mit dem Hund! Bitten! Schwöre! Abnämen! (auf den Boden stampfend) Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um so ein paar tausend lausige Dukaten –

Moor. Nein, ich mag nicht daran denken. Ich will meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schmeichelgang verdorben, was Klopstock gewerden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann geröthet, aber die Freiheit schuf Kolosse und Extremitäten aus. – Ey! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! – Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster seyn sollen. (Er wirft den Degen auf den Tisch, und setzt auf).

Spiegelberg (aufspringend). Bravo! Bravissimo! Du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was in's Ohr sagen, Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann dazu – sauf Bruder, sauf! – wie wär's, wenn wir Juden würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?

Aber sag, ist das nicht ein schlauer und beherzter Plan? Wir lassen ein Manifest anschreiben in alle vier Enden der Welt, und citiren nach Palästina, was rein Schweinefleisch ist. Da beweis' ich nun durch triftige Dokumente, Herodes, der Viertheil, sey mein Großahndherr gewesen, und so ferner. Das wird ein Bitterla abgeben. Kerl, wenn sie wieder in's Trockne kommen, und Jerusalem wieder anfangen dürfen. Jetzt stieß mit den Türken und Asien, weiß's Eisen noch warm ist, und Cedern getauen auf dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geschachert mit alten Bretten und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile –

Moor (nimmt ihn tückend bey der Hand). Kamerad! mit den Narrenstreichen ist's nun am Ende.

Spiegelberg (singt). Pfui, du wirst noch nicht gar den verlornen Sohn spielen wollen? Ein Kerl, wie du, der mit dem Degen weiß auf die Gesichter getrippelt hat, all drey Subsstituten in einem Scheißgäßlein in's Bockshorn schreiben! Soll ich dir von der großen Hundsliebe vorerzählen? Da! ich muß dir nur dein eigenes Bild wieder vor die Nase rufen, daß weiß Feuer in deine Adern blasen, wenn dich sonst nichts mehr begeistert. Weißt du noch, wie die Herren vom Collegio deiner Dogge das Bein hatten abschießen lassen, und du zur Revanche liessest ein Fasten ausschreiben in der ganzen Stadt. Man schmollte über dein Reskript. Aber du nicht faul, lässt alles Fleisch aufkaufen in ganz L..., daß in acht Stunden kein Knochen mehr zu nagen ist in der ganzen Runduug, und die Fleischer anfangen im Preise zu steigen. Magistrat und Bürgerschaft schickten Deputirte nach. Wie Pursche fristig herauf zu fürgethundert, und du an der Spitze, und Metzger und Schneider und Krämer hinterher, und Wirth' und Bäckerer und alle Zünfte, und fluchen, Gisarn zu kaufen wäre die Stadt, wenn man den Purschen ein Haar krümmen wollte. Da ging's aus, wars Schießen zu Nürnberg, und mußten abziehen mit langer Nas. Du lässest Doktores kommen ein ganzes Concilium, und bots drey Dukaten, wer dem Hunde ein Recept schreiben würde. Wir sorgten, die Herren werden zu viel Ehre im Leibe haben und Rein sagen, und hatten's schon verabredet, sie zu foxiren. Aber das war unnöthig, die Herren jauchzten sich um die drey Dukaten, und kam's im Aufreich heraus auf drey Bogen, in einer Stunde sind zwölf Recepte geschrieben, daß das Thier and daß darauf verreckte.

Moor. Schändliche Kerle!

Spiegelberg. Der Leichenpomp ward veranstaltet in aller Pracht. Carmina gab's die schwere Menge um den Hund, und wir zogen aus des Nachts gegen Tausend, eine Laterne in der einen Hand, unsrer Nasstegen in der andern, und so fort durch die Stadt mit Glockenspiel und Gesang per, bis der Hund beerdigt war. Drauf gab's ein Fressen, daß wüthte bis an den lichten Morgen, da debauttest du dich bey den Herren für das verlohne Beilieb, und tiefest das Fleisch verkaufen um's halbe Geld. Most du was vie, du hatten wir der Respect, wie eine Garnison in einer erobrten Festung –

Moor. Und du schämst dich nicht, damit groß zu prahlen? Hast nicht einmal soviel Scham, dich dieser Streiche zu schämen?

Spiegelberg. Geh, geh. Du bist nicht mehr Moor. Bleibt du noch, wie tausendmal du, die Klasse in der Hand, den alten Zillern daß aufsagen, und gesagt: Er soll nur drauf los saudern und schwören, du wollest ihr dafür die Gurgel abschneiden. – Bleibt du auch noch? Du weißt du noch? O du heilloser, erbärmlicher Prahlhans! das war noch männlich gesprochen, und ehrlmännisch. aber –

Moor. Verstumt sonst du, daß du mich darf an erinnert! Verstumt ich, daß ich es sagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge prahlte.

Spiegelberg (schimpft den Kopf). Nein! nein! nein! das kann nicht sein. Unmöglich, Bruder, das kann dein Ernst nicht sein. Sag, Brüderchen, ist es nicht die Noth, die dich so stimmt? Kommt, daß dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt' ich mocen meinem Hamb einen Graben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten, hinüber zu springen. Aber das war umsonst. Plumps! sagst du, und wars ein Gezisch und Gelächter über dir, und wurdest mit Spinnenfüßen geschmissen über und über. Neben meinem Haus lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine so diffige Bestie, die die ire Mädels wie der Blitz am Rockzipfel hatte, wenn sie sich's versahen, und zu nah' daran verbey strichen. Das war nun mein Seelenpandium, den Hund überall zu meiden, wo ich nur kennte, und weiß' bald freyen vor Lachen, wenn mich dann das Thier so giftig anfuhrte, und so gern auf mich losgerannt wärt, wenn's nur

gekommt hätte. — Was geschieht? Ein andermal mach' ich's ihm auch wieder so, und wer's ihm mit einem Stein so dreh an die Rippen. daß er vor Wuth von der Kette reißt, und auf mich bar, und ich, wie aller Donnerwetter, reiß' aus, und baron — Tausend Sacramente! Da ist die just der verwalcketste Graben dazwischen. Was zu thun? Der Hund ist mir hart an den Fersen und schändend, — alle kurz resolvirt — einen Anlauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hat' ich Leib und Leben zu danken; die Bestie hätte mich zu Schanden gerissen.

Moor. Aber wozu jetzt das?

Spiegelberg. Dazu — daß du frieren sollst, wie die Kräfte wachsen in der Nord. Darum laß mir's auch nicht bange sein, wenn's auf's Aeußerste kommt. Der Mann schafft mir der Gelder; die Kraft erbeut sich im Drang. Das Schicksal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir so unter durch den Weg streicht.

Moor (ängstlich). Ich wüßte nicht, wozu wir den Mann noch haben sollten, und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. Ist — Und du willst alle deine Gaben in die verwetten lassen? Dein Pfund vergraben? Meinst du, deine Emsterchen in Leipzig machen die Gränzen des menschlichen Bluts aus? Da laß uns erst in die große Welt rennen. Paris und London! — wo man Dirteln einpanzert, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes gehängt. Da ist es auch ein Seelenjubilee, wenn man das Handwerk in's Große praktizirt. — Da wirst gaffen! Du wirst Augen machen! Warte nur wie man Handschriften nachmacht. Wärtel wer's brebt. Schlösser aufbricht und den Kassiren das Ihre gewerbe aufschärtet — das sollst du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille soll man an den nächsten besten Galgen knüpfen, die bey geraden Fingern verdammten will.

Moor (zerstreut). Wie? Du hast es wohl gar noch weiter getrieben?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du spielst ein Mißtrauen in mich. Warte, laß mich erst warm werden; du sollst Wunder sehen. dein Gedächtnis soll sich in Schabel umkehren, wenn mein kreisender Witz in die Wochen kommt. — (Steht auf, hipft). Wie es sich ausstellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Riesenpläne gähren in meinem schwärmerischen Schädel. Verwegene Schlafsucht. (Ab vor'n Kopf schlagend) die bisher meine Kräfte in Ketten schlug, meine Ausflüchten sperrte und spannte! Ich erwache, fühle, wer ich bin — wer ich werden muß!

Moor. Du bist ein Narr. Der Wein hat warrolirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg (hipfend). Spiegelberg, wird es heißen, kannst du deren. Spiegelberg? Es ist Sünde, daß du kein General worden bist. Spiegelberg, wird es König heißen, du bärtest die Deutscher durch ein Knopfloch ejagt. Ja, der ich die Dörfern jammern, es ist unverantwortlich, daß der Mann nicht die Meriqin studirt hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden. Ach! und daß er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat. werden die Gulp's in ihren Kabinetten stutzen, er hätte aus Steinen Louisd'ore hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heißen in Osten und Westen, und in den Kerb mit euch, ihr Memmen, ihr Federn, indeß Spiegelberg mit ausgespreiteten Flügeln zum Tempel des Ruchruhms empor fliegt.

Moor. Gieb auf den Weg! Stelle du auf Scheidsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Hayne, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein roher Verachten. Seven die rorige Woche bab' ich meinem Vater mit Verachtung geschrieben, bab' ihm nicht den kleinsten Umstand verschwiegen, und wo Aufschnaufen ist, ist auch Mitleid und Hülfe. Laß uns Anstalten nehmen. Morig. Wir stehen uns beut und nie mehr. Die Post ist angelangt. Die Verzeihung meines Vaters ist schon innerhalb dieser Stadtmauern.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. Razmann (treten auf).

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns ausskundschaftet?

Grimm. Daß wir seinen Augenblick sicher sind, aufgehoben zu werden!

Moor. Mich wundert's nicht. Es gebt, wie es will; Gab't ihr den Schwarz nicht? sagte er von seinem Briefe. den er an mich hätte?

Roller. Schon lange fragt er dem. ich vermuthe so etwas.

Moor. Wo ist er. wo. wo? (will eilig fort).

Roller. Bleib! wir haben ihn bisher beschirmen. Du zitterst? —

Moor. Ich zittre nicht. Warum sollt' ich auch zittern! Kameraden! Dieser Brief — Irrest euch mit mir! Ich bin der Glückseligste unter der Sonne. warum sollt' ich zittern?

Schwarz (tritt auf).

Moor (fliegt ihm entgegen). Bruder. Bruder, den Brief! den Brief!

Schwarz (gebt ihm den Brief, den er heftig aufreißt). Was ist dir? wirst du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl ist unsinnig. Er macht Gesetz wie denn Sankt Veits-Tanz.

Schufterle. Sein Verstand gibt ein Ring herum. Ich glaub', er macht Verse.

Razmann. Spiegelberg! Hr. Spiegelberg! — Die Bestie ist nicht.

Grimm (schreit ihn). Kerl! träumst du, oder? —

Spiegelberg (der sich die ganze Zeit über mit den Pantomimen eines Projektmachers im Stubenarrest abgearbeitet hat, stürzt wild auf) In Bourse on la vie! (und packt Schwarzen an der Gurgel, der ihn gelassen an die Wand wirft. — Moor läßt den Brief fallen, und rennt hinaus. Alle fahren auf).

Roller (ihm nach). Moor! wenaus, Moor? was beginnst du?

Grimm. Was hat er, was that er? Er ist bleich, wie die Leiche.

Schweizer. Das müssen schwer Neuigkeiten sein! Laß doch sehen!

Roller (nimmt den Brief von der Erde, und liest).

„Unglücklicher Bruder!“ der Anfang klingt lustig. „Nur kürzlich muß ich dir melden, daß „deine Hoffnung vereitelt ist — du sollst hingehen. „läßt dir der Vater sagen, wohin dich deine Scandalthaten führen. Auch, sagt er, verdeed du dir deine „Hoffnung machen, jemals Gnade zu seinen Augen „zu erwimmern, wenn du nicht gewärtig sein wollest, im unterirdischen Gewölbe seiner Thürme mit „Wasser und Brod so lange traktirt zu werden, bis „deine Haare wachsen wie Adler-Federn und deine „Nägel wie Vogelklauen werden. Das sind seine

„eignem Worte. Er befiehlt mir, den Brief zu unterschlagen. Erbe wohl auf ewig! Ich bedaure dich — Franz von Moor."

Schweizer. Ein unterirdischer Bruderkuß! In der That! — Franz heißt die Kanaille?

Spiegelberg (setzt seinen Stuhl näher). Von Wasser und Brod ist die Rede? Ein schönes Leben! Da hat' ich andere für euch gesorgt! Sagt' ich's nicht, ich müßt' am Ende für Euch Alle denken?

Schweizer. Was sagt der Schafskopf? der Esel will für uns Alle denken?

Spiegelberg. Hasen, Krüppel, lahme Hunde froh ihr Nix, wenn ihr das Herz nicht habt, etwas Großes zu wagen!

Roller. Nun, das wären wir freylich, du daß recht — aber wird es uns auch auf dieser verwalkerten Lage treiben, was du wagen wirst? wird es? —

Spiegelberg (mit einem spitzen Gesichter). Armer Teufel! auf dieser Lage treiben? bahaha! — auf dieser Lage treiben? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und kannt' recht deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein elender Kerl seyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte. In Helden, sag' ich dir, zu Verzweifelten, zu Fürsten, zu Göttern wird's euch machen!

Razmann. Das ist viel auf einem Fleck, wahrlich! Aber es wird wohl eine halbverzehrende Arbeit seyn, den Kopf wird's wenigstens kosten.

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn was den Witz betrifft, den nehm' ich ganz über mich. Muth, sag' ich, Schweizer! Muth! Roller, Grimm, Razmann, Schafskerle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenn's nur das ist — Muth hat' ich genug, um durchs Feuer mit Ihnen durch die Hölle zu gehn.

Schufterle. Muth genug, mich unterm Thore den Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. Ey gefällt mir's! Wenn ihr Muth habt, tret' einer auf, und sag': Er habe noch Ernst zu verlieren, und nicht Alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gab's Manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schufterle. Wenn ich das verlieren müßte, was ich auf Borgs auf den Leib trage, so hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg. Also denn! (Er setzt sich mitten unter sie mit bedeutendem Ton). Wenn noch ein Tropfen deutschen Heldenblutes in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmischen Wäldern niederlassen, bey einer Räuberbande zusammen gehen, und — Was gafft ihr mich an? — ist euer Bischen Muth schon verdampft?

Roller. Du bist wohl nicht der erste Gauner, der über den hohen Galgen weggesetzen hat — und doch — Was hätten wir sonst noch für eine Wahl übrig?

Spiegelberg. Wahl? Was? Nichts hast ihr zu wählen! Weilt ihr im Schalksturme Leuten, und zusammenschwuret, bis man zum jüngsten Tag posaunt? Wollt ihr euch mit der Saustei und Haut um einen Bissen trocken Brod avanciren? Wollt ihr an der Leute Fenster mit einem Bänkelsänger-Lied ein magres Almosen erpressen? oder wollt ihr zum Kalbfell schinden — und da ist erst noch die Frage, ob man euern Gehorsam traut — und dort unter der mißlichsten Laune eines gebieterischen Corporals das Fechtner zum voraus abverdienen? oder bey Hungerleben Spieß und Roß zum Tod der Treue mit Spalieren gehen, oder im Gefängniß Parabies das ganze Eisen-Magazin Buttons hinterherschleifen? Sehr, das hast ihr zu wählen, da ist es beysammen, was ihr wählen könnt!

Roller. So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab' auch meine Plane schon zusammen gemacht, aber sie treffen endlich auf eins. Wie wär's, sagt' ich, wenn ihr euch hinsetzet, und ein Taschenbuch oder einen Almanach, oder so was Aehnliches zusammenstoppelter, und um den Ort den Grenzen recognoscirt, wir's wirklich Mode ist?

Schufterle. Zum Henker! ihr redet auch zu meinen Projekten. Ich wette bey mir selbst, wir wenn du ein Portiß wärest, und wöchentlich deine Erbauungsstunden hättest?

Grimm. Gemacht! und wenn das nicht geht, ein Attest! Wir könnten die vier Evangelisten auf's Maul schlagen, stehen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so ging's reißend ab.

Razmann. Oder ziehn wir wieder die Franzosen zu Felde — ich kenne einen Doktor, der sich ein Hand von purem Quecksilber gebaut hat, wie das Epigramm auf der Hausthür lautet.

Schweizer (tritt auf, und gibt Spiegelberg die Hand). Moritz, du bist ein großer Mann! — oder es hat ein blinder Schwein eine Eichel gefunden.

Schwarz. Vortreffliche Plane! honette Gewerbe! Wie doch die großen Geister sympathisiren! Ihr fehlte nur noch, daß wir Weiber und Puppetiniren würden.

Spiegelberg. Possen, Possen! Und was hinderts, daß ihr nicht das Mittel zu einer Person seyn könnt? Mein Plan wird euch immer am besten gefallen, und da habt ihr noch Ruhm und Unsterblichkeit! Geht, arme Schinder! Ihr seid weit mehr am Bindestrang! Ihr seid den Nachruhm, daß sähe Gesicht von Unverzeihlichkeit! —

Roller. Red oben an in der Hitze der ebelsten Leute! Du bist ein Meister-Lehrer, Spiegelberg, wenn's drauf ankommt, und einem ehrlichen Manne einen Hohnstein zu machen — Aber sag' doch einer, wo der Meer steht?

Spiegelberg. Ehrlich sagst du? Moritz du, du sprichst manchmal weniger ehrlich, als du jetzt? Was heißt du ehrlich? Reichen Alten ein Drittheil ihrer Sorgen vom Halse schaffen, die traun nur den goldenen Schlaf verscheuchen, das stockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herstellen, mit einem Wort, das goldne Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem lästigen Rechtshändel helfen, vom Kriegführung, thun Jesu und Doktors cripuriren — sichst du, das heiß' ich ehrlich seyn, das heiß' ich ein würdiges Werkzeug in der Hand der Vorsehung abgeben, — und so der jedem Braten, den man ißt, den schweichelhaften Gedanken zu haben: den haben die beine Finanz, den Ehrenmann, deine Rechtsweisen erworben — von Gras und Klein zu spezifiren zu werden —

Roller. Und endlich gar bey irdenlosem Leben gen Himmel fahren, und trotz Sturm und Wind, trotz dem gefräßigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sens' und Mond und allen Zeichen schweben, wo selbst die unverschämtesten Vögel des Himmels, von edler Begierde verbrennet, die Flamm-

Räuber Konzert musizieren, und die Engel mit Sackpfeifen ihr Hochzeitlied Cherubinum halten? Nicht wahr? — und wenn Monarchen und Potentaten von Motten und Würmern verspeist werden, die Thor haben zu dürfen, von Juxtaxen Gulsite ihren Vogel Büffern anzuschwören? — Moritz. Moritz! nimm dich in Acht! nimm dich in Acht vor dem brennenden Thore!

Spiegelberg. Und das schwört dir, Hasenherzl ist doch schon manches Universalgenie, das die Welt hätte reformieren können, auf dem Galgen-Acker verfault, und spricht man nicht von so Einem Jahrhunderte, Jahrtausende lang, da mancher Ehrung und Kurfürst in der Christnacht überrascht wäre, wenn sein Geschäftsträger die Lücke in der Cour-affaire-Liste nicht schnurr, und sein Hund bedauernd nicht um ein paar Ostavoten gewinne, die ihm der Metzger mit saurem Gesicht bezahlt — Und wenn dich der Wanderer so hin und her fliegen sieht im Winde — der muß auch sein Wasser im Horn gekocht haben, brummt er in den Bart, und seufzt über die eiteln Leiten.

Schweizer (steckt ihm auf die Nase). Meisterlich. Spiegelberg! Meisterlich! Mad, zum Teufel, stehe die da, und zaudere!

Schwarz. Und daß es auch Prostitution heißen — Was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Pfäfferchen mit sich führen, das einem in den Stiefeln über's Aderen fördert, wo dann Hahn und Henne frölt! Nein, Bruder Moritz! dein Vorschlag ist gut, so lautet auch mein Katechismus.

Sonsterle. Bitz! Und der meine nicht minder, Spiegelberg, du hast mich getroffen!

Razmann. Da hast, wie ein anderer Odysseus, die brutende Bestie, mein Gewissen, in den Schlaf gesungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin!

Grimm. Si omnes consentiunt ego non dissentio. Wohlgemerkt ohne Komma. Es ist ein Aufstreich in meinem Kopf; Pistolen — Quasselader — Regenfenten und Gauner. Wer am meisten bietet, der hat mich. Nimm diese Hand, Moritz!

Roller. Und auch du, Schweizer? (zieht Spiegelberg bei seiner Hand). Also verpfändt' ich meine Seele dem Teufel.

Spiegelberg. Und deinen Namen den Sternen! was liegt daran, wohin auch die Seele führt? Wenn Schauder vorneidgeeigneter Kuriere unsere Niederfahrt melden, daß sich die Satane festlichst herausputzen, sich den tausendjährigen Ruß aus den Wimpern stäuben, und Myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schwefel-Kamine hervorwachsen, unsern Einzug zu feiern! Kameraden! (aufspringend) frisch auf! Kameraden! was in der Welt wiegt diesen Rausch des Entzückens auf! Kommt, Kameraden!

Roller. Sachte mir! Sachte! wohin? das Thier muß auch seinen Kopf haben, Kinder!

Spiegelberg (wild). Was predigt der Zauderer! Stand nicht der Kopf schon, ehe ein Glied sich regte? Folgt, Kameraden!

Roller. Gemach, sag' ich. Auch die Freiheit muß ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gingen Rom und Sparta zu Grunde.

Spiegelberg (gebietend). Ja — halten — Roller sagt recht. Und das muß ein erleuchteter Kopf sein. Verstehst dich? Ein feiner pfiffischer Kopf muß das sein. Ja! wenn ich mir's denke, was ihr vor einer Stunde waret, was ihr jetzt seid, — durch Einen glücklichen Gedanken seid — Ja freylich, freylich müßt ihr einen Chef haben — Und wer diesen Gedanken entsponnen, sagt, muß das nicht ein erleuchteter politischer Kopf sein?

Roller. Warum nicht? Sag's frisch frei heraus, Freund! — So sauer es dir, das hämische Maul gegen die Wunde zu kehren, so schwer sie auch drückt, die Last der Kronen — Sag's unverzagt, Roller! — Bieten sie mir's doch nun.

Roller. Und ist es das Ganze, wenn er's nicht thut. Ohne den Moor sind wir Leib ohne Seele.

Spiegelberg. (unwillig von ihm weg). Steckfisch!

Moor (mit voller in voller Bewegung, und sinkt betäubt den Diener auf und nieder, und sah seiner spricht).

Menschen — Menschen! falsche, brudlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen! Löwen und Leoparde füttern ihre Jungen. Raben tränken ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bedient hab' ich dafür gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erbester Freund mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Mutterliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Mordgier wird; o so lange Feuer, männliche Gelassenheit! verwandle zum Tiger, sanftmüthigstes Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!

Roller. Hörr, Moor! Was denkst du da? Ein Raubthieren ist doch noch besser, als der Wasser und Brod im untersten Gewölbe der Thürme?

Moor. Warum ist dieser Gedanke nicht in einen Tiegel gegossen, der sein wüthendes Gewog in Menschenfleisch kaut? Ist das Barmherzigkeit? Ist das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär sein, und die Bären des Nordlands wider dich mörderische Gesellschaft anbeten — Reue, und keine Gnade! — Oh, ich möchte den Ocean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Verrauen, unüberwindliche Zuversicht, und kein Erbarmen!

Roller. So höre doch, Moor, was ich dir sage!

Moor. Es ist unglaublich, es ist ein Traum, eine Täuschung — So eine rührende Bitte, so eine lebendige Schilderung des Elends und der zerrissenen Reue — die wilde Bestie wär' in Mitleid zerschmelzen! Steine hätten Thränen vergossen, und doch — man würde es für ein boshaftes Possenspiel auf's Menschenaffschaft halten, wenn ich's anfangen wollte — und doch, doch — ob, daß ich durch die ganze Natur das Heer des Aufruhrs blasen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Heuchlergeschlecht in's Treffen zu führen!

Grimm. Höre doch, höre! vor Rasen hörst du ja nicht.

Moor. Weg, weg von mir! Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren? — Aus meinen Augen, du mit dem Menschengesicht! — Ja daß ihn so unaussprechlich gelitet! so liebte kein Sohn, ich hätte tausend Leben für ihn — (stehlamend auf die Erde sinkend) Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieser Otternbrut eine brennende Wunde zu versetzen! wer mir sagte: wo ich das Herz ihres Lebens ergielen, zermalmen, zermalmen — Er sey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

Roller. Eben diese Freunde wollen ja wir seyn, laß dich doch weisen!

Schwarz. Komm mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln, und du — (Moor stiert ihn an).

Sauerlatz. Du stößt unsre Hauptmannen fort! Du raubst unsre Hauptmannen fort!

Spiegelberg. (reißt ihn und 10 andre vom Tisch, schlagen und plündern.) Stillen und Plündern!

Moor. Wer stieß hier das Wort aus? Hört, Kerl! (indem er Rollern den Degen vorhält) und daß du nicht aus deiner Menschenhaut herausfährst! wer stieß hier das Wort aus? Ja! bey dem todesverachten Tod! das wollen wir! das müssen wir! bey Gott! verdorrte Verzweiflung – Räuber und Mörder! – Du mußt meine Seele lieb haben, ich bin euer Hauptmann.

Alle (mit verwandelter Gestalt). Es lebe der Hauptmann!

Spiegelberg. (aufspringend, vor sich.) Bist ich ihm loswerde!

Moor. Sieh, du stößt wie der Esser von meinem Brote! was ihr ein Thier ist vor, das ist in's Blut zurück wollte! – Mein Geist überlebt noch Thaten, – meine Arme noch Heroine. – Mir her, Räuber! – Mit hohem Wort war das Ding unter meine Füße geweht – Menschen haben Menschen vor mir verehret, da ich an Menschheit appellirte, weg dann von mir, Sympathie und menschliche Schonung! – Ich habe keinen Bruder mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Gott noch Tod soll mich ersetzen lehren, daß mir jemals etwas theurer war! – Kommt, kommt! – Oh, ich will mir eine fürchterliche Zerstörung machen – es dürste darnach, ich bin euer Hauptmann! und Gluch sey dem Meister unter euch, der am wenigsten singt, am grässlichsten mordet, denn ich sage euch, er soll thatlich belehrt werden – Arme her um mich ein Jeder, und schwöre mir Treue und Gehorsam zu bis in den Tod! – Schwöret mir das bey dieser mitternächtlichen Stunde!

Alle (alle reichen ihm die Hand). Wir schwören dir Treue und Gehorsam bis in den Tod!

Moor. Nun, und bey dieser mitternächtlichen Stunde! schwöre ich euch hier, einen euch Hauptmann euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den soll hinfort Arm gleich zur Leiche machen, der jemals gegen euer gewinkt, oder geschmeichelt! Ein Gerichte wütender wie ein Jeden unter Gott, wenn ich meinen Schwur verletze! Stoß ihn! zerreißen! (Spiegelberg stoßt widerwillig auf und murrt).

Alle (mit entsetzlichem Gelächter). Wir stoßt zu frieden.

Moor. Nun denn, so laßt uns gehen! Räuber ist euch nicht vor Tod und Gericht, denn über uns waltet ein unbegreifliches Fatum! Jeden ereilet endlich sein Tag, ist er auf dem weichen Kissen von Federn, oder im rauhen Gewühle der Gefahren, vor auf offenem Felsen und Nest! Gnad denen ist unsre Sündlist! (Er geht ab).

Spiegelberg. (Einen nachstoßend, und einen Becher, Den Räubern bot ein Lied. Du hast das Glas umgeschossen.

(Ab).

Dritte Scene.

Im Moorischen Schloß. Amalias Zimmer.

Franz. Amalia.

Franz. Du stehst weg, Amalia? Verbiete ich vermehr, als her, den Vater verstimmt hat!

Amalia. Weg! Ja bei schrecklichen verwünschungen Vaters, der seinen Segen Willen und Unarbeiten Preis giebt! Dahein laut es da aus jedem elendigen Wein, und pflegt seiner mordenden Gicht in Kissen von Gluth, während sein großer verrückter Sohn durch – Gehört euch, die Unmenschen, die Drachenzähne, die Schande der Menschheit! – seinen einzigen Gram!

Franz. Ja wegen, er hält' ihrer zwey.

Amalia. Ja, er verdient seine Thränen zu haben, wie du sagst. Auf seinem Lebenswege wird er unsäglich die wilden Hände ausstrecken nach seinem Karl, und schaudernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand seines Feindes faßt – Oh, es ist süß, es ist schön süß, von seinem Vater verflucht zu werden! Spricht, Franz, eine erbarmliche Seele! was muß man thun, wenn man von ihm verflucht sein will?

Franz. Du schwärmst, meine Liebe, du hast zu lebhaft.

Amalia. O ich bitte dich – Verzeih du deinem Bruder! – Mein, Unmensch, du hassest ihn! du hassest mich auch!

Franz. Ich liebe dich, wie mich selbst, Amalia!

Amalia. Wenn du mich liebst, kannst du mir wohl eine Bitte abschlagen?

Franz. Keine, keine! wenn sie nicht mehr ist, als mein Leben.

Amalia. O, wenn das ist! Eine Bitte, die du so leicht, so gern erfüllen wirst (lang) – Hasse mich! Ich möchte sinnerwüt werden vor Schmerz, wenn ich an Karln denke, und mir einen einzigen, daß du mich haßest. Du verspricht mir's das? Jetzt geh, und laß mich, ich bin so gern allein!

Franz. Allerliebste Trauerin! wie ein bewundere ich dein sanftes liebevolles Herz, Himmel! Karl! Karl! Karl! wie ein Gott in seinem Tempel, Karl stand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Seelenkraft schien vor nur in den Einzigen zu verfließen, den Einzigen unterzustützen, den Einzigen zu entzegen zu thun.

Amalia (wenig). Ja unterdessen, ich gehe! ich. Dein Verharren zum Trug will mir's vor allen Dingen scheinen – sie liebe dich!

Franz. Unmenschin, ermüdest! Dieß Liebe so zu beschreiben! Du zu verzeihen –

Amalia (entsetzend). Was, was verzeihen!

Franz. Hasset du mir nicht einen Mann an den Hinaus arbeitet? einen Dämonischen, der Unverstand deiner Treue! – Verstich mir, wo kann und ein Mensch den Reigen einer Mutter Thränen thun? Wer weiß es, ob sie nicht verrinnen, da sie sind müssen mehr Ström von Wermuthen. – und begehre sie es nicht mit Wasser stelle mir ihrem Todesbrunnen, ihren Umarmungen!

Amalia (entsetzend). Meinen Sohn einer Mutter!

Franz. Pfui, pfui! das ist schändlich. Wenn aber, wenn's nur das wäre! Ein Sohn, so todtet er auch ist, ist im Grunde nur jenen Jahren wieder zu haben – Verlieret man sie die Arten davon nicht erlieben haben, vielleicht hat er einen jüngeren Bruder geschändet.

Amalia (weg). Ihr meinen Ring – ich sage meinen Ring!

Franz. Meinen andern, Amalia – Ja! sieh ein Kleinod, und an meinem Finger – und von Amalia! – Was hier steht' ihn der Tod nicht gerissen haben – nicht mehr, Amalia! Nicht die Kostbarkeit des Diamants, nicht die Kunst des Steyerers – die Liebe macht seinen Werth aus – Lieblich Kind, du weinest! Weine hier hin, der dich köstlichen Trostes und so unendlichen Raum preist – ach, und wenn du erst Alles wüßtest, du stich schon, du wirst der Gefahr glaubt –

Amalia. Ungeheuer! wie, unter welcher Gestalt?

Franz. Stille, Kind, gute Serle, sragt mich nicht mehr! (wie vor sich, aber laut). Wenn es dem unwissenden nur einen Schauer bläst, der sanftige Lefter, sich dem Auge der Welt zu entziehen! aber da wächst's abscheulich durch den getanen dreifachen heuren Wagestreich; da verrückt sich's im todesmatten eingefallenen Gesicht, und bricht die Knochen nächtlich hervor — da stammelt's in der hohlen verstümmelten Stimme — da predigt's fürchterlich laut vom zitternden blutdurchtanzten Gerippe — da brennt wildes es der Knochen innerstes Mark, und bricht die menschliche Stärke der Jugend — pfui, pfui! wie ekel. Rasen, Angra, Ohren schärfen sich — da darf jeden Sterbenden getrösten, Amalia, der in unserm Todeswinsele seinen Geist aushaucht, der Gedanken fassen die schwach Angst vor dem zuzudrücken — da rastelt Worte über ihn aus. Mache dich Pulver noch einmal ganz in deine Seele garbe, und Karl steht vor dir! — Grüne Köpfe sind Pest, seine Lippen vergessen sie heuern!

Amalia (schaudernd). Schauderlose Lästerer!

Franz. Staunt die vor diesem Karl? Steht dir schon vor dem matten Gemälde? Geh, auf den Leinwand an, deinen schönen, englischen, göttlichen Karl! Gut, ganze feinen bellenmalenen Armen ein, und laß dich von den Ambrosiadüften begraben, die aus seinen Nasen dampfen! Der blöde Hanswurst Mandel wird sich in jenen schwarzen, tollen Schwindel handeln, der den Gerech eines verfaulten Raben und den Anblick eines leichenvollen Blutgerlaufs begleiten.

Amalia (schaudernd in Gedanken).

Franz. Welches Unglücken der Liebe! Welche Wollust in der Unvernunft — aber ich es nicht vergessen, einen Menschen um seiner sieben Assenseite willen zu verdammen! Auch im elendesten Aesopischen Krüppel kann eine große liebenswürdige Seele, wie ein Adonis und dem Salomone, stäcken. (Pathetisch lächelnd). Auch aus plattrigen Lippen kann ja die Liebe —

Franz (sie, wenn das Lesser auch die Zeiten des Knochens verschönert, wenn wir den Knochenbau auch die Tugend heuren Kleid: wie den Duft und die weiten Rose verdampft — wenn wir dem Körper auch der Geist zum Krüppel verbiete —

Amalia (sich aufrichtend). Ha! Karl! Man erlaubt ich dich wieder! Du bist doch ganz! ganz! Karl von Ehre! — Weißt du nicht, Bösewicht, daß Karl unmöglich tod werden kann? (Franz sein einige Zeit verlassig, dann trete er sich selbstich, um zu gehen). Warten so eilig, Bösewicht vor deiner eigenen Schande?

Franz (mit verbissem Gesicht). Ich weiß, ich weiß! — meinen Thränen den Lauf lassen — tyrannischer Vater! den besten deiner Söhne so hinzugeben dem Strick — der einsdenkwürdigen Schande — ich weiß, Amalia! ich will dem zu Füßen fallen du, auf den Knien will ich ihn beschwören, den ausgeschwollenen Strick auf mich, auf mich zu laden — mich zu erdrosseln — mich — mein Blut — mein Leben — Alles —

Amalia (sich von ihm mit Grausen wendend). Bruder unserer Karl, bester, liebster Franz!

Franz. O Amalia! wie sich' ich dich nun hier für unerschütterten Trotz gegen meinen Bruder — Verzeih, daß ich es wagte, deine Liebe auf diese heuere Probe zu setzen! — Ehe sinken heiß die meine Wünsche zerschmettert! — Mit diesen Thränen, diesen himmlischen Umarmen — auch für mich, für mich — unsere Seelen stimmen so zusammen.

Amalia. O nein, das thaten sie nie!

Franz. Ja, sie stimmen so harmonisch zu sammen, ich meinte immer, wir müßten Zwillinge sein! und wäre der leidige Unterschied von andern nicht, wobey leider schuldig Karl verlieren muß, wir würden wirklich verwechselt. Du bist, sagt ich oft zu mir selbst, ja du bist der ganze Karl, sein Ebe-, sein Ebenbild!

Amalia (schaudernd den Kopf). Nein, nein, bey seinem heiligen Lichte des Himmels! sein Antlitzen von dem, den Thränen von seinem Gesichte —

Franz. So ganz gleich in unsern Neigungen — die Reis war seine liebste Blume — welche Blume war mir über die Reis? Er liebte die Musik unendlich — und ihr sind Frauen. ihr Sterne! du hast mich so oft in der Tonkunstlinie der Nacht vom Klavierer belauscht, wenn schön um eine begeisterte Lag in Schatten und Sphinxmeer — und wir tranken in uns zweifelten. Amalia, wenn meine Liebe in einer Vollkommenheit zusammentraf, und wenn der Liebe die allmächtige ist, wie stimmen wir Kinder erwachen!

Amalia (sich von verwundert an).

Franz. Ich war ein Kind, deinerer Nord, der Liebe, als er nach Leipzig abreiste, da er mich mit sich in jene Laube nahm, wo wir so oft zusammensaßen in Träumen der Liebe — Damon plauderte wie lang — zuletzt ergriff er meine Hand und sprach tiefe mit Thränen: ich verlasse Amalia, ich weiß nicht — wir ahnet's, als sieht' es auf ewig — verlaß sie nicht, Bruder! — sey ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — niemmer — wiederkehrt — (Er dringt vor der matten und stützt sie die Hand mit heimlicher). Niemmer, niemmer, niemmer wird er wiederkehren, und ich hab's ihm zugesagt mit einem heiligen Eide!

Amalia (zurückspringend). Verräther, wie ich dich ertappe! In eben dieser Laube belogenen er mich, seiner andern Liebe — wenn er Recken sollte — Sieht du, wie gottlos, wie abscheulich du — Geh aus meinen Augen.

Franz. Du kennst mich nicht, Amalia, du kennst mich gar nicht!

Amalia. O ich kenne dich, von jetzt an kenn' ich dich — und du verstehst ihm gleich sein! Wer sie sollte er um mich geworben haben! Wer die! Ehe bläst er meinen Namen auf den Prangen gräßlich den! Geh den Augenblick!

Franz. Du beleidigst mich!

Amalia. Geh, sag' ich. Du hast mir eine heftbare Stunde gestohlen, sie werde die an deinem Leben abgezogen!

Franz. Du hassest mich.

Amalia. Ja verachte dich, geh!

Franz (mit den Zähnen knirschend). Wart! so sollst du vor mir zittern! Mich einem Bettler aufopfern! (Ab).

Amalia. Geh, Lotterbube — Jetzt bin ich wieder bey den Karln — Bettler, sagt er! so hat die Welt sich umgekehrt. Bettler sind Könige, und Könige sind Bettler! — Ja schade die Trompete, die er sonst, nicht mit den Pferden der Gesichten verwechselt — Der Dieb, mit dem er bettelt, darf mich ein gerich für, ein königliches Blut sein — ein Dieb, der die Herrlichkeit, den Prunk, die Triumphe der Großen und Reichen gewinkert! In den Staub mit dir, du prangendes Geschmeide! (Sie wirft sich die Perlen von

hatt). Erde verdamme, Geiß und Silber und Ju-welen zu tragen, die Großen und Reichen! Erde verdamme, an übrigen Maßen zu zeugen! Verdammt, zarten Silbern wohl zu thun auf weichen Polstern der Wollust! Kurl! Kurl! so bin ich dein werth — (Ab.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Franz von Moor (nachdenkend in seinem Zimmer).

Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er soll an Unsterben — daß Leben eines Alten ist doch eine Ewigkeit! — Und man wäre fertig, eine Partie auf diesem Lustplatze gehabt zu haben. Vater mir, gleich dem unterirdischen Zauberkund in den Geistermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt.

Müssen denn aber meine Entwürfe sich unter das eigene Joch des Mechanismus beugen? — Soll sich mein beschränkter Geist an den Sandkörnern der Materie reiben lassen? — Ein Licht aufgesteckt, daß einsehen nur mit den letzten Extremen noch wuchert — mein ich's nicht — Und doch möchte ich das nicht gern selbst getan haben, um der Leute willen. Ich möchte ihn nicht gern getödtet, aber abgelebt. Ich möchte es machen wie der geschickte Arzt. (Nur umgekehrt). — Nicht der Natur durch einen Querstrich den Weg verrannt, sondern sie in ihrem eigenen Gange befördert. Und wie verwaltzen doch wirkliche die Bedingungen des Lebens zu verlangern, wenn man erstlich wie sie nicht auch verfahren können?

Preisrichter und Mettjäger schreien mich, wie trefend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammen klangen. Glanzvolle Empfindungen werden scherzend von einer Dissonanz der mechanischen Schwingungen begleitet — Leidenschaften mißhandeln die Lebenskraft — der überlastete Geist erdrückt sein Gefäß zu Boden — Wie? so nun? — Wer es verbände, dem Tod diesen angeerbten Weg in das Gebiet des Lebens zu sperren? — den Körper dem Geist und so verderben — ha! ein Lebensdienst! — wer das zu Stande brächte! — Ein Mark eine Arterie! — Sinne nach, Moor! — Das wär eine Kunst, die's verdiente, daß man Statuen zu setzen. Hat man von die Gesetze dieser Bewegung in den Rang einer erlernlichen Wissenschaft erhoben, und die Natur durch Experimente ausgemessen, ihre Freunden angeben, daß man nunmehr bei Hervorsagung Zehler Jahre ganz verantwortet, und zu dem Pulz spricht: bis hierher und nicht weiter! *) — Aber leider nicht nach der seine Absicht verbunden!

Und wie ich nun werde zu Werke gehen müssen, diese ekle spittliche Einrede der Seele mit ihrem Leibe zu stören? Meine Gattung von Empfindung ist ich werde wohlen müssen? Welche wird den Herr des Lebens am grimmigsten anfeinden? Zorn? — Heiße beschäftigte Welt! Heiß sie zu einem satt — Ernst — Heiter Mann sagt mir zu langsam — Grund! — Diese Mutter schreibt mir zu trägt — Furcht? — die Hoffnung läßt sie nicht umgehen — Was? sind das all die Henker des Menschen? — Ist das Arsenal des Todes so bald erschöpft? — (Stillstand). Wie? — Nun? — Was? Nein! — Ha! (nachdenkend). Schreck! — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Verwundet, Meilenen wieder heilen Giganten elektrisie Umarmung? — Und doch? — Armen er aus diesem Sturm stünde! — Wenn er? — O so komm du mir zu Hülfe, Jammer, und du, Mord, höllische Furie meuthe, grausende Schlange, die ihren Frau wiederblut, die ihren eigenen Kopf wiederfrißt, ewige Zwistbrennen und ewige Todfeindinnen sich Gleiches! und du, heulende Selbstverklagung, die du dein eigen Haus verwüstest, und deine eigene Mutter verwundest — Und kommt auch ihr mir zu Hülfe, wohlwindige Grazien selbst, sanftlächelnde Vergangenheit, und du mit dem übersinnlichen Silberen, rührende Zukunft, bietet ihm in euren Spiegeln die Bersten des Himmels vor, wenn euer sterbender Ruf seinen geizigen Armen entgleitet — So fall' ich, Strick auf Strick, Sturm auf Sturm, dieses zerbrechliche Leben an, bis den Ju-venttrupp zuletzt schießt — die Verzweiflung! Triumph! Triumph! — Der Plan ist fertig — Schwert und Fackeln wie keiner — zuverlässig — sicher — kein (schreie) bei Jesuiterei's Messer findet zu seine Stelle — Ich will mich verstellen — (Entstehen). Meinen kann (Hermann tritt auf). Ha! Deus ex machina! Hermann!

Hermann. Zu euren Diensten, gnädiger Junker!

Franz (setzt ihm die Hand). Die du seinem Unbarmherzig erweist.

Hermann. Ich hab' Proben davon.

Franz. Du hast mehr haben mit Absolom — mit Absalom. Hermann! — Ich habe dir etwas zu sagen, Hermann.

Hermann. Ich höre mit tausend Ohren.

Franz. Ich kenne dich, du bist ein entschlossener Kerl — Heldenmuth — Haar auf der Zunge! — Mein Vater hat dich sehr bevorzugt, Hermann!

Hermann. Der Teufel hole mich, wenn ich's verneine!

Franz. Das ist der Lon eines Mannes! Rede gerade einer männlichen Brust. Du gefällst mir, Hermann. Nimm diesen Beutel, Hermann. Er seine saueren Lon, wenn ich erst Herr wäre.

Hermann. Das ist ja mein ewiger Wunsch, gnädigst Junker. Ich danke euch.

Franz. Wirklich, Hermann? wünschest du wirklich ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

Hermann. Ja wohl, der wäre der ältere Sohn, und euer Vater hätte das Mark eines spannenlangen Mädchens.

Franz. Ha! wie ich der ältere Sohn wäre, wie er sich aus diesem nackten Stande, der sich so wenig mit seinem Geist und Art verträgt, an's Land emporretten würde! — Dann stünde du, ganz wie du da bist, mit Gold bestreuet würden, und wir wir Fürsten unter der Erden schmeckte, wohrhaftig, daß selbst du! — aber ich vergesse, warum ich dir sagen wollte — daß du das Fräulein von Eberreich schon vergessen. Hermann!

Hermann. Meiner Element! was erinnert sie mich an das?

Franz. Mein Bruder hat sie sie vergessen.

Hermann. Er soll dafür bösen!

*) Gar Jhon in Paris hat es durch arithmetisch angestellte Versuche mit Gewissheit so weit gebracht haben, daß er den ungefähren Todestag mit so sicheren Zeichen bestimmen konnte. Was seine andere Sorge, welche vor Jhon am Frauenzimmer beschäftigt!

Franz. Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppen hinunter.

Herrmann. Ja will ihn daſür in die Hölle ſtoßen.

Franz. Er ſagte: man rannte ſich einander in's Ohr, beim Vater habe dich nie anſehen können, ehnn an die Bruſt zu ſchlagen und zu ſprechen: Gott ſey mir Sünder gnädig!

Herrmann (wild). Blitz, Donner und Hagel, laß gut!

Franz. Er ſtellt dir, deinen Abſchiedsbrief an Amalien zu verbeſſern und deine Strümpfe damit flicken zu laſſen.

Herrmann. Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln auskratzen.

Franz. Was? du wirſt böſe? was kannſt du böſe auf ihn ſeyn? Was kannſt du ihm Böſes thun? was kann ſo eine Made gegen einen Löwen? Dein Zorn verlöſche ihm ſeinen Triumph nur. Du kannſt nichts thun, als deine Zähne zuſammenſchlagen, und deine Wuth an trockenen Brode auslaſſen.

Herrmann (donnert auf den Boden). Ich will ihn zu Staub zerreiben.

Franz (klopft ihm auf die Schulter). Pfui, Herrmann! du biſt ein Kavalier. Du mußt den Schimpf nicht auf die Seele laſſen. Du mußt das Fräulein nicht fahren laſſen, mein, das mußt du um alle Welt nicht thun. Herrmann! Hagel und Wetter! ich wünſche daß Henkerſche verſuchte, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Herrmann. Ja ruhe nicht, bis ich Ihn und Ihn unter'm Boden habe.

Franz. Höre ſo ſtürmiſch, Herrmann! Komm näher — du ſollſt Amalia hören!

Herrmann. Daß mich, trotz dem Teufel! das muß ich!

Franz. Du ſollſt ſie haben, ſag' ich dir, und das von meiner Hand. Kommen näher, ſag' ich — du weißt vielleicht nicht, daß Karl ſo gut als todt iſt?

Herrmann (aller Kommend). Unbegreiflich, das erſte Wort, das ich höre.

Franz. Sey ruhig, und höre weiter! du ſollſt ein Anbermal mehr davon hören — ja, ich ſage dir, gut elf Monaten iſt gut als verdorben. Aber ſchon vorauf der Nitz den vorrätigen Doctor, den er hat, (Lachend) will ich beſſern, nicht ſelbſt gethan hat. Auch liegt ihm die Elterrich täglich hart an mit ihren Vorwürfen und Klagen. Ueber Kurz oder Lang wird er ihn in allen vier Ecken der Welt ausſuchen laſſen, und gute Nacht, Herrmann! wenn er ihn findet. Du kannſt ihm ganz bemüthig die Füſſe ſalben, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

Herrmann. Ich will ihn am Kruzifix erwürgen!

Franz. Der Vater wird ihm bald die Herrſchaft abtreten, und in Ruhe auf ſeinen Sachſen leben. Jetzt hat der ſteife Strudeltopf den Kopf in Händen, jetzt tobt er ſeiner Haſſer und Neider — und ich, der ich doch zu einem wichtigen großen Manne machen wollte, ich ſelbſt, Herrmann, werde hingerückt vor ſeiner Thürſchwelle —

Herrmann (in Wut). Nein, ſo wahr ich Herrmann heiße, das ſoll ihn nicht! wenn noch ein Fünkchen Verſtand in dieſem Hirne glostet! das ſoll ihr nicht!

Franz. Wirſt du es hindern? und bis, mein lieber Herrmann, wird er ſeine Beichte ſchon laſſen. wird ihr in's Angeſicht ſpeien, wenn du ihm auf der Straße begegnſt, und weiß dir dann, wenn du die Augen zuſtoß vor das Maul trämmſt — kurz, ihr Herrn mit deiner Anwerbung mit's Fräulein, mit deinen Ausſichten, mit deinen Entwürfen.

Herrmann. Sagt mir! was ſoll ich thun?

Franz. Höre denn, Herrmann! du haſt mich, wie ich mir dein Schickſal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — geh — ſtelle dich um — mach' dich ganz unkenntlich, laß ihn deinen Arm meiden, geh vor, du kannſt gerades Wegs nach Böhmen, bleibſt mir meinem Bruder den Trotzkopf den Prag bewegwehrt — bleibſt ihm auf der Adelſtatt den Geiſt aufgerben ſtehen —

Herrmann. Wird man mir glauben?

Franz. Hoho! daſſür laß mich ſorgen! Nimm dieſes Paket. Hier ſindeſt du deine Kommiſſion ausführlich. Und Dokumente dazu, die den Zweifel ſelbſt glaubig machen ſollen. — Mach jetzt nur, daß du fortkommſt, und ungeſehen! Spring durch die Hintertüre in den Hof, wo du über die Gartenmauer — die Kanalröhre dieſer Tage: Komödie überlieſt mir!

Herrmann. Und die wird ſein: Brut der neue Herr, Franziſka von Moor!

Franz (ſtreichet ihm die Backen). Wie ſollen du voll? — Brau ſtreich du, auf dieſe Art erreichen wir ein Zweck zumal und bald. Amalia giebt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der Alte wird ſich den Tod ſeines Sohnes ſehr, und — er ſtränkelt — ein ſanftentſeelt Gebäude braucht des Erbedens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — denn du ich ſein einziger Erbe — Amalia hat ihre Schätzen verloren, und ich ein Spiel meines Willens, da kannſt du leichte denken — nun, alles gute nach Wunſch — aber du mußt dem Hirn nicht zerſtört werden.

Herrmann. Was ſagt ihr? (beſtürzt). Ich ſoll der Kugel in ihren Lauf zuſchreiben, und in dem Eingeweide ihres Gehirns wühlen — rennet auf mich! Laßt mir mich machen — Adieu!

Franz (ihm nachrufend). Die Ernte iſt dein, lieber Herrmann! — (allein). Wenn der Diebe den Kornwagen in die Scheune gezogen hat, ſo muß er mit ihm vorlieb nehmen. Der eine Stallmagd und keine Amalia! (Geht ab.)

Zweite Scene.

Des alten Moors Schlafzimmer.

Der alte Moor ſchlafend in einem Lehnſtuhl. Amalia.

Amalia (ſachte herbeikommend). Stille, ſtille! er ſchlummert. (Sie bleibt ſtehen vor den Lehnſtuhl.) Wie ſanft, wie ehrwürdig! — ehrwürdig, wie man die Heiligen malt — mein, ich kann ihr nicht ſchelten! Gleichſtarrend Haupt, die kann ich nicht ſchelten! Sanftmuth'ger ſanft, wachſt früh auf, ich ſchelte will ringeln und leiden.

D. a. Moor (träumend). Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

Amalia (ſogleich ihm die Hand). Horch, horch! ſein Sohn iſt in ſeinen Träumen.

D. a. Moor. Will du das will du wirklich? ach! wie ſteht du ſo elend! Elend mich nicht an mit deinem kummervollen Blick! ich bin elend genug.

Amalia (mit der Hand). Herr auf, lieber Greis! ihr träumet nur. Faßt euch!

D. a. Moor (halb weg). Er war nicht da? erbärmlich! ist nicht seine Hütte? Gastfreye Frau! weiß du ihm auch meinen Thränen entreiten?

Amalia. Merkt du's, Amalia?

D. a. Moor (erwartet Ant.). Wo ist er? wo? wo bin ich? Du da, Amalia?

Amalia. Wie ist euch? Ihr schließt einen entgeisterten Schauner.

D. a. Moor. Wir träumen von meinem Sohne. Warum hab' ich nicht fortgeträumt? Verdrießt hätt' ich Verzeihung erhalten aus seinem Munde.

Amalia. Engst groben nicht — er verzeiht euch. (Ant ihre Hand mit Thränen). Vater meines Karls! ich verzeih' euch.

D. a. Moor. Nein, meine Tochter! dicht Todten-Farbe deines Angesichts verbannt den Vater. Armes Mädchen! Ihr brachte dich um die Freude deiner Jugend — o Fluch mir nicht!

Amalia (küßt ihre Hand mit Zärtlichkeit). Euch?

D. a. Moor. Kennst du dieses Bild, meine Tochter?

Amalia. Karl! —

D. a. Moor. So soll er, als er in's fruchtgebaute Tobr ging. Jetzt ist er anders — Ich, es wächset in meinem Innern — diese Mitte ist Unwetter, dieses Elsaßin Verzweiflung — Nicht wahr, Amalia? Es war an seinem Geburtstage in der Jasminlaube, als du ihn maltest? — Da meine Tochter! Eure Liebe machte mich so glücklich.

Amalia (immer das Auge auf das Bild gewehrt). Nein, nein! er ist's nicht. Bey Gott! das ist Karl nicht — Hier, hier (mit Herz und Stirne pochend) ist ganz, so anderst. Die trüge Farbe erlebt nicht. Den himmlischen Geist nachzuahmen, der in seinem feurigen Auge herrschte. Weg damit! Daß ist ja menschlich! Ich war eine Stümperin.

D. a. Moor. Dieser bullerische, erwärmende Bild — wär' er vor meinem Bette erstanden, ich hätte gelebt unter'm Tode! Nur, nie wär' ich gestorben!

Amalia. Nie, nie wär't ihr gestorben? Ich wär' ein Sprung gewesen, wir man von einem Felsen auf einen andern und schweren täppt — hier der Bild hätt' euch Ihr's Grab hinüber getrachtet. Dieses Bild hätt' euch über die Cisterne getragen!

D. a. Moor. Ich ist schwer, ich ist traurig! Ich sterbe, und mein Sohn Karl ist nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er meine nicht an meinem Grabe — Wie ich ich's, eingewickt in werden in den Schlaf des Todes von dem Geist eines Sohnes — das ist Blutgerechtigkeit.

Amalia (schwärmend). Ja ich, dunstlich ich ist's, eingewickt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gesang des Seligen — sichtlich träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, schwer, unruhiger Traum von Karin, bis man die Glocke der Auferstehung klingt — (aufgestanden, entsetzt) und von jetzt an in seinen Armen auf ewig. (Pause. Er geht und kommt mit Eyer).

Wenig noch, Hektor, ewig mir entreißen,
Als ihr Feuerlein wordene Thrän
Dem Herzschlag tödtlich Opfer bringt!
Nur noch flüchtig kommt Kürinen kehren
Eyrene werden und ihr Schatz einen,
Meinen strömenden sich der Lauterkeit schlingt!

D. a. Moor. Ein jammervolles Leben, meine Tochter. Das mußt du mir verzeihen, ich ich sterbe.

Amalia. Ich ist der Anfang Ankommende und Hoffnung — Karl und ich beiden's oft zusammen zu der Laute gesungen. (Geht fort).

Tarnert Blut, geh, daß die Tobtenung,
Daß mich bert zum wilden Kriegsheere!
Meine Schultern tragen Raum.
Ueber Schauer unter Gitter!
Hetter Gift, ein Vaterlands-Frevler,
Und wir sind's und wieder in Elysium.

Daniel.

Daniel. Es wartet draußen ein Mann auf euch. Er bittet, vorgelassen zu werden, er hab' euch eine wichtige Zeitung.

D. a. Moor. Mir ist auf der Welt nur ein Mann wichtig, du weißt's, Amalia — Ist's ein Unglücklicher, der meiner Hilfe bedarf? Er soll nicht mit Seufzen von hinnen gehn.

Amalia. Ist's ein Bettler, er soll eilig herein kommen. (Daniel ab).

D. a. Moor. Amalia, Amalia! schone meiner!

Amalia (spricht fort).

Nimmer tauscht' ich deiner Wolken Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Hand,
Priamos großer Heldenstamm verdorret!
Du wirst dingen'n, wo dein Tag mehr scheinet,
Der Gestand durch die Wolken weinet,
Deine Liebe in dem Herze stirbt.

Ach mein Schatz, all mein Denken
Soll der schwarze Todesbach ertränken,
Wenn meine Liebe nahet!
Hoch! der Wolke soll's eben an den Mauern —
Höre mir das Schauer um, ich das Trauern!
Hettrets Liebe stirbt an Ferne nicht!

Franz. Herrmann (vorlaufig). Daniel.

Franz. Hier ist der Mann. Seeresliche Botschaften, sagt er, wartet auf euch. Könnt ihr sie hören?

D. a. Moor. Ja freue mir einst. Tritt der, mein Freund, und schone meiner nicht! Reiche ihm einen Becher Wein!

Herrmann (mit wehmütiger Stimme). Gnädiger Herr! taste ich einen armen Mann nicht entgegen, wenn er wüher Wolken eurer Herz bewahrheben. Ich bin ein Fremdling in diesem Lande, aber euch kennt ich sehr gut, die groß der Name Karls von Moor.

D. a. Moor. Woher weißt du das?

Herrmann. Ich kannte euren Sohn —

Amalia (aufhorchend). Er kennt ihn! Du kennst ihn? wo ist er? wo? (mit vorgegangenen).

D. a. Moor. Du weißt von meinem Sohne?

Herrmann. Er studierte in Leipzig. Von da zog er, ich weiß nicht wie weit, herum. Er durchstreifte mehrere Deutschland in die Runde, und, wie er mir sagte, mit unerbetenem Hunger, darauf, und erbettete sein Brod von den Thüren. Jetzt Monate drauf traab der letzige Krieg zwischen Preußen und Oesterreich wieder auf, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, ging ihn der Haß von Feuerrothe feigerischer Treuenei nach Böhmen. Erlaubt mir, sagte er zum ersten Schweizer, daß ich den Tod suche auf dem Bette der Helden. Ich habe keinen Vater mehr! —

D. a. Moor. Sieh mich nicht an, Amalia!

Herrmann. Man gab ihm eine Zehne. Er flog den preußischen Siegesfahne mit. Wir kamen zusammen unter ein Zelt zu liegen. Er sprach viel von seinem alten Vater und von verlorn, vergangenen Tagen — und von verreisten Hoffnungen — und Aendern die Thränen in den Augen.

D. a. Moor (verdeckt ihn Gesicht in das Kissen). Stille, o stille!

Herrmann. Am Tage darauf war das heiße Treffen vor Prag – ich darf euch sagen, euer Sohn hat sich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mußten neben ihm weichen, er stand. Feuerkugeln fielen rechts und links, euer Sohn stand. Eine Kugel zerschmetterte ihm die rechte Hand, euer Sohn nahm die Fahne in die linke, und stand –

Amalia (in Entzückung). Herrlicher, Hertor! höre ihr's? er stand –

Herrmann. Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergesunken unter Knaller-Gepäcke, mit der linken blutt er das stürzende Blut, die rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Gieder: der General sey vor einer Stunde gefallen – „Er ist gefallen, sagt' ich, und du?“ – Nun, war ein braver Soldat ist, rief er, und ließ die linke Hand los, der Folge seinem General, wie ich! Bald darauf ward er seiner große Seele dem Heroen zu.

Franz (tritt auf Herrmann zu, grimmig). Daß der Tod deine verstummte Zunge verstopfe! Bist du hierher kommen, unserm Vater den Todesstoß zu geben? – Vater! Amalia! Vater!

Herrmann. Es war der letzte Wille meines sterbenden Kameraden. Nimm dies Schwert, rächte er, du weißt's meinem alten Vater doppelt sein; das Blut seines Sohnes klebt daran, er ist gerochen, er mag sich weiden. Sag' ihm, sein Fluch hätte mich gefugt in Kampf und Tod, ich sey gefallen in Verzweiflung! Sein letzter Seufzer war Amalia.

Amalia (wie aus einem Todesschlummer aufgeregt). Sein letzter Seufzer – Amalia!

D. a. Moor (gräßlich schreyend, sich die Haare entraufend). Mein Fluch ihn gefugt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz (verbeißend im Zimmer). Oh! Was habt ihr gemacht, Vater? Mein Kerl, mein Bruder!

Herrmann. Hier ist das Schwert, und hier ist auch ein Pectrl, das er zu gleicher Zeit aus dem Busen zog! Es gleicht diesem Fräulein auf ein Haar. Dieß soll meinem Bruder Franz, sagte er, – ich weiß nicht, was er damit sagen wollte.

Franz (wie erstaunt). Mir? Amalia's Pectrl? Mir? Mir? Kerl, Amalia? Mir?

Amalia (spricht auf Herrmann zu fortwährend). Hölle, verdammter Verräther! (stößt ihn fort an).

Herrmann. Das bin ich nicht, gnädigste Jungfrau. Stirbt selbst, eh's nicht euer Bitt ist – ihr möget ihm wohl selbst gesagten haben.

Franz. Bey Gott! Amalia, das keine! Es ist unwirklich das keine!

Amalia (gehe ihm das Pectrl zurück). Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. a. Moor (schreyend, sein Gesicht zerkratzend). Wehe, Wehe! mein Fluch ihn gefugt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz. Und er gedachte meiner in der letzten schweren Stunde des Scheidens, meiner! Englische Güte – da schon das schwarze Panier des Todes über ihm zusahen – meiner! –

D. a. Moor (lallend). Mein Fluch ihn gefugt in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung! –

Herrmann. Den Jammer sieht' ich nicht an. Habt wohl, alter Herr! (wirft zu Franz). Warum habt ihr auch das gemacht, Junker? (geht schnell ab).

Amalia (aufspringend ihm nach). Bleib, bleib! Was wollt ihr sagen, letzter Worte?

Herrmann (zurückkommt). Sein letzter Seufzer war Amalia. (Ab).

Amalia. Sein letzter Seufzer war Amalia! – Nein, du bist ein Verräther! So ist es wahr – wahr – er ist todt! – todt! – (sinkt um, der Sonnenstich, die sie umnebelt, todt – Karl ist todt –

Franz. Was sie? ist? Was steht da auf dem Schwerte? geschrieben mit Blut – Amalia!

Amalia. Von ihm!

Franz. Der? ist todt, oder träum' ich? Steht da mit blutiger Schrift:

Franz, verlaß meine Amalia nicht! Sieh doch, sieh doch! und auf der andern Seite: Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod. – Stehst du nun, siehst du nun? Er schrieb's mit erstorrender Hand, schrieb's mit dem warmen Blut seines Herzens, schrieb's an der Ewigkeit feuerlichem Rande! Sein sterbender Geist verzeyh. Franz und Amalia noch zusammen zu knüpfen.

Amalia. Heiliger Gott! es ist seine Hand. – Er hat mich nie geliebt! (schnell ab).

Franz (auf den Boden hinwerfend). Verzweifelt! meine ganze Kunst erlagt an dem Starrsinne!

D. a. Moor. Wehe, wehe! Verlaß mich nicht, meine Tochter! – Franz, Franz! gieb mir meinen Sohn wieder!

Franz. Wer war's, der ihn den Fluch gab? Wer war's, der seinen Sohn sagte in Kampf und Tod und Verzweiflung? – Oh! er war ein Engel, ein Kleinod der Himmels. Fluch über seine Hexter! Fluch. Fluch über euch selber! –

D. a. Moor (schlägt mit gebalter Faust wider Brust und Stirn). Er war ein Engel, war ein Kleinod des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich selber! Ich bin der Vater, der seinen großen Sohn erschlug. Mich tiefer er sich in den Tod! mich zu rächen, rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer, Ungeheuer! (wütet wider sich selber).

Franz. Er ist dahin, was helfen (hebt Finger an) (schnell laden). Es ist leichter morden, als lebendig machen. Ihr werdet ihn nimmer aus seinem Grabe zurückholen.

D. a. Moor. Nimmer, nimmer, nimmer und dem Grabe zurückholen! Hin, verloren auf ewig! – Und du hast mir den Fluch auf dem Herzen gehäuft, du – du – Meinen Sohn mir wieder!

Franz. Reiß meinen Grimm nicht. Ich verlaß euch im Tode! –

D. a. Moor. Schändlich! Schändlich! Stoß mir meinen Sohn wieder! (stürzt auf dem Estel, will Franzen an der Gurgel fallen, der ihn zurückscheuchet).

Franz. Kraftlose Knochen! ihr wagt es – Stirb! Verzweifle! (ab).

Der alte Moor.

Tausend Flüche donnern dir nach! du hast mir meinen Sohn aus den Armen gerissen (will Verzweiflung ihn auf der gewachen an Erden). Wehe, Wehe! Verzweifelte, aber nicht sterben! – Ehe Rächen, verließen mich im Tode – meine guten Engel fürchten von mir, wirbeln alle die Heiligen vom ehrgrauen Mörder – Wehe! Wehe! Will mir keiner das Haupt halten, will keiner die ringende Seele entbinden? Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! – Menschen nur – will keiner? – Alle fein – verlassen – Wehe! Wehe! – Verzweifelte, aber nicht sterben!

Amalia (mit verwirrten Augen).

D. a. Moor. Amalia! Bete bei Himmels! Kennest du, meine Seele zu thun?

Amalia (mit sinkendem Ton). Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. a. Moor. Ermordet, wüßt ihr sagen. Wir diesem Jrrgang belagter irrt' ich vor den Räuberschloß Carlsb.

Amalia. Nicht also, jammervoller Greis! der himmlischer Vater rächt ihn zu sich. Wir wären zu glücklich gewesen auf dieser Welt. — Droben, droben über den Sonnen, wir seh'n ihn wieder.

D. a. Moor. Wiedersehen, wiedersehen! Oh es wird mir durch die Seele schneiden ein Schwert — wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — Mitten im Himmel werden durch mich schauern Schauer der Hölle! Im Anschauen des Unendlichen wird germainen die Erinnerung: Ich habe meinen Sohn ermordet!

Amalia. Oh, er wird euch die Schmerz-Erinnerung aus der Seele löschen! Send doch heiter, lieber Vater! ich bin's so ganz. Hat er nicht schon den himmlischen Hörern den Namen Amalia vorgesungen auf der seraphischen Harfe, und die himmlischen Chöre lobpreisen seine Thaten noch? Sein letzter Seufzer war ja Amalia! wird nicht sein erster Jubel Amalia! seyn?

D. a. Moor. Himmlischer Trost quillt von deinen Lippen! Er wird mir lächeln, sagst du? Vergeben? Du mußt bey mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich sterbe.

Amalia. Sterben ist Flug in seine Arme. Wohl euch! Ihr send zu beneiden. Warum sind diese Gebeine nicht mürb? Warum diese Haare nicht grau? Weine über die Kräfte der Jugend! Mittkommen, du markloses Alter, näher gelegen dem Himmel und meinem Karl!

Franz (tritt auf).

D. a. Moor. Tritt her, mein Sohn! Vergieb mir, wenn ich vorhin zu hart gegen dich war: Ich vergebe dir alles. Ich wünsche so gern im Frieden den Geist aufzugeben.

Franz. Hast ihr genug um euren Sohn geweint? So viel ich sehe, hast ihr nur einen.

D. a. Moor. Jakob hatte der Söhne zwölfe, aber um seinen Joseph hat er blutige Thränen geweint.

Franz. Hum!

D. a. Moor. Geh, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geschichte Jakobs und Josephs! Sie hat mich immer so ergötzet, und das will ich ich noch nicht Jakob gewesen.

Amalia. Welches soll ich euch lesen? (nimmt die Bibel und blättert).

D. a. Moor. Lies mir den Jammer des Verlassenen, als er ihn nimmer unter seinen Kindern fand — und vergebens sein harrte im Kreise seiner Lieben — und sein Klagelied, als er vernahm, sein Joseph sey ihm genommen auf ewig —

Amalia (liest). „Da nahmen sie Josephs Rock, „und schlachteten einen Ziegenbock, und tunkten „den Rock in das Blut und schickten den bunten „Rock hin, und ließen ihn ihrem Vater bringen, „und sagen: Diesen haben wir funden, siehe, ob's „deines Sohnes Rock sey, oder nicht? (Franz geht plötzlich hinweg). „Er erkannte ihn aber und sprach: „Ach ist meines Sohnes Rock, ein böses Thier hat „ihn gefressen, ein reißend Thier hat Joseph zerrissen.“ —

D. a. Moor (fällt auf's Kissen zurück). Ein reißend Thier hat Joseph zerrissen!

Amalia (liest weiter). „Und Jakob zerriß seine „Kleider, und legte einen Sack um seine Lenden und „trug Leid um seinen Sohn lange Zeit, und all seine „Söhne und Töchter traten auf, daß sie ihn trösteten, aber er wollte sich nicht trösten lassen und „sprach: Ich werde mit Leid hinunterfahren —“

D. a. Moor. Höre auf, höre auf: Mir wird sehr übel.

Amalia (klappt das Buch und läßt es fallen). Hilf Himmel! Was ist das?

D. a. Moor. Das ist der Tod! — Schwarz, — schwimmt — vor meinen — Augen — ich bitte dich — rufe den Pfaffen — daß er mir — das Abendmahl reiche — Wo ist — mein Sohn Franz?

Amalia. Er ist gestorben! Gott erbarme sich unser!

D. a. Moor. Gestorben — gestorben von des Sterbenden Bett? — — Und das all — all — von zwey Kindern voll Hoffnung — du hast sie gezeugt — hast sie — genommen — dein Name sey — —

Amalia (mit einem plötzlichen Schrey). Todt! alles todt! (ab in Verzweiflung).

Franz (klopft freudenvoll herein).

Todt, schreyen sie, todt! Jetzt bin ich Herr. Im ganzen Schloße gesetzt es, todt! — Wie aber, schläft er eigentlich nur? — Jrrthum, ich irrthum! Das ist nun freylich ein Schlaf, wo es ewig niemals, Guten Morgen, heißt — Schlaf und Tod sind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Nonnen wecksehen! Wachet, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heißen! (er bückt sich die Augen zu). Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir in's Angesicht zu sagen: du bist ein Sünder! Weg denn mit dieser lästigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun soll ihr den nackten Franz sehen, und euch entsetzen! Mein Vater überzeugte seine Forderungen, sann sein Gesetz zu einem Familienzirkel um, saß liebreich klagend am Thor, und gröhte sie Brüder und Kinder. — Meine Anspruchen sollen über euch verdammen wie Gewitter-Wolken, mein herrischer Name schrecken wie ein brohender Komet über diesen Gebirgen, meine Stirn soll euer Wetterglas seyn! Er streichelte und tröste den Nacken, der gegen ihn Hebräa zurück schlug. Streicheln und Küssen ist meine Sache nicht. Ich will euch die sachten Sporen in's Fleisch bauen, und die scharfe Geissel verstehen. — In meinem Gesetz sind so wenig Frommen, daß Barrabetin und hundes Bar ein Traktament für Festtage werden, und wehe dem, der mir mit vollen gewissen Backen unter die Augen tritt! Bläße der Armuth und sklavische Furcht sind meine Leibfarbe; in diese Livorey will ich euch kleiden!

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Die böhmischen Wälder.

Spiegelberg. Razmann. Räuberhaufen.

Razmann. Bist da! bist's wirklich? So laß dich doch zu Herz zusammendrücken, lieber Herzensbruder Moritz! Mittkommen in den böhmischen Wäldern! Bist ja groß worden und stark. Sterne-Kreuz-Bataillon! Bringst ja Retrutn mit, einen ganzen Trieb, du kreutscher Werber!

Spiegelberg. Geh, Bruder! Gottes und das ganze Kerle dazu! — du glaubst nicht, Gottes schwerer Segen ist den mir: war die ein armer hungriger Tropf, hatte nichts, als seinen Stab, da ich über den Jordan ging, und jetzt sind unserer acht und siebenzig, weiland reputable Krämer, respektive Magister und Schreiber und den schwarzseidenen Prediger, das ist die ein Korps Kerle. Bruder, heiße ehrige Barschaft, sag' ich dir, wo einer dem andern die Knöpfe von den Hosen stiehlt, und mit ochsener Klinke werden sie über ist — und davon verkauft und stehen dir in einem Renommee vierzig Meilen weit, das nicht zu verreißen ist. Da lä dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelchen von dem Sodaw Kopf Spiegelberg wirst getroffen haben. Ich hatte sie mir auch zur Behexerei — vom Kopf bis zu'n Zehen haben sie mich hir hingeschrift, du meinst, du fährst mich, — sogar meine Rockknöpfe haben sie nicht vergessen. Aber wie fährten sie evidentias am Narrenseil herum. Ja geh' lentiren in die Druckerey, geh' vor, ich hätte den verhaßigten Spiegelberg geheißen, und dikte' einem Schreiber, der dort saß, das kein dicke Buch von einem dortigen Bücherwürfer in die Feder, daß Ding kommt nun, der Kerl wird eingezogen, par Zeese inquiriret, und in der Angst und in der Dummheit gestehe er dir, bei mich der Teufel! gestehe dir, er sey der Spiegelberg — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich beim Magistrat anzugeben, daß die Kanaille mir meinen Namen so verunziren soll — wie ich sage, drei Monate drauf hangt er. Ich mußte nachher eine derbe Prise Tobak in die Nase reiben, als ich am Galgen vorbeispazierte, und den Pfennig-Spiegelberg in seiner Gloria da paradieren sah — und unterdessen daß Spiegelberg hangt, schreibt sich Spiegelberg ganz sachte aus den Sodingen, und denket der superklugen Gerechtigkeit hintenrücks Fidelbogen, daß es zum Erbarmen ist.

Razmann (lacht). Du bist eben noch immer der alte.

Spiegelberg. Das bin ich, wie du siehst, an Leib und Seel. Narr! einem Spaß muß so ein Ding erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloster angerichtet habe. Ich treffe das Kloster auf meiner Wanderschaft so gegen die Dämmerung, und da ich eben den Tag noch keine Patrone verschossen hatte, du weißt, ich hasse das Saufen perdiks auf den Tod, so mußte die Nacht noch durch einen Streich verherrlicht werden, und soll's dem Teufel nur ein Dux gelten! Wir hatten uns rabiq bis in die spate Nacht. Es wird mauskill. Die Lichter gehen aus. Wir denken, die Nonnen thonnen jetzt in den Federn seyn. Nun nehm' ich meinen Kameraden Grimm mit mir, heiße die andern warten vor'm Thor, bis sie mein Pistolen hören würden, — verkleide mich des Klosterschaffners, nehm' ihm die Schlüssel ab, salutire mich hinein, wo die Mägde schliefen, packte ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pack zum Thor. Wir gehn weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einen Schwester nach der andern die Kleider, endlich auch der Aebtissin. — Jetzt preis' ich, und meine Kerle brauchen sangen an zu stürmen und zu hasseliren, als wäre der jüngste Tag, und hinein mit verstaltisirten Gespoter in die Zellen der Schwestern! — ha haha! — da bätteest du die Hos seben sollen, wie die armen Täubchen in der Finsternis nach ihren Röcken tappten, und sich sämmerlich geberdeten, da ist zum Teufel warm, und wir indeß wie alle Donnerwetter zugefeyt, und wie sie sich vor Schreck und Bestürzung in die Bettlaken wickelten; oder unter den Oefen zusammenkrochen wie Katzen, und das erbärmliche Geyerre und Lamento, und endlich gar die arme Schwester, die Aebtissin, — du weißt, Bruder, daß mir auf diesem weichen Erbermund kein Gewehr so zuwider ist, als eine Spinne und ein altes Weib, und nun denk' dir einmal die schwerzigen, runzligen Bettel vor mir herumtanzen, mich bei ihrer jungfräulichen Sittsamkeit beschwören — alle Teufel! ich hatte schon den Säuregen angesetzt, wir die übriggebliebenen wenigen edlen verkauft in den Mastaurn zu stehen — kurz, resolviert! entweder herauf mit dem Silbergeschirr, mit dem Klosterschatz und allen den blanken Dukaten, oder — meine Kerle verstanden mich schon — ich sage dir, ich hab' auch dem Kloster mehr denn tausend Taler Werths erbeutet, und den Spaß obendrein, und meine Kerle haben ihnen ein Andenken hinterlassen, sie werden ihre neun Monate daran zu saugen haben.

Razmann (auf den Boden stampfend). Daß mich der Donner da weg hatte!

Spiegelberg. Sieht du? Sag' du mirs, ob das kein Leben ist? und dabei vierer man frisch und stark, und das Korpus ist noch beisammen, und sowohl die Künstler wie ein Prälaten-Bauch — ich weiß nicht, ich muß was Magisch drei an mir haben, daß mir alles Lumpengesindel auf Gottes Erdboden am ziehe, wie Stahl und Eisen.

Razmann. Seiner Magnet du! Aber so sobald' ich Henkers doch wissen, was sie Herrerien da vranasst —

Spiegelberg. Herrerien? Brauchst keiner Herrerien — Kopf muß da haben! Ein gewisses praktisches Judicium, das man sterilen nicht in der Serfe frißt — denn sieht du, ich pflog' immer zu sagen: einem kommenten Mann kann man alles jedem Vernünftigen sagen, aber zu einem Spitzbuben wird's Grog — und gebört dazu ein eigenes Nationale Genie, ein gewisses, daß ich so sagt, Spitzbubenexklima.

Razmann. Bruder! man hat mir Italien gerühmt.

Spiegelberg. Ja ja! man muß Niemand sein Recht vorenthalten, Italien weist auch seine Männer auf, und wenn Deutschland so formaset, wie es bereits auf dem Wege ist, und die Bibel weiterend hinaus vertirt, wie es die allzuvielen Aspekten hat, so kann mit der Zeit auch noch aus Deutschland was Gutes kommen. — Aberdamit aber, muß ich dir sagen, macht das Rimm nicht sonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das kurzig. Bruder — ein Holzapfel, weißt du wohl, wird im Paradies-Gärtlein selbst zwig seine Ananas — aber das ich dir weiter sage, — wo bin ich stehen geblieben?

Razmann. Bei den Kunstgriffen!

Spiegelberg. Ja recht, bei den Kunstgriffen. Es ist dein Erstes, wenn du in die Stadt kommst, du siehst bei den Barrierbuden, Trödel-Partenkanten und Zuckerbäckern Kundschaft ein, wer so am Geldsäcken bei ihnen einspreche, die Ohre gehe, und diese Kunden sonst du auf — ferner mischt du dich in die Kaffeehäuser, Bordelle, Wirtshäuser ein, spähst, sondirst, wer am meisten über die weltseite Zeit, die Fünf pro Cent, über die einreissende Pest der Polizeiverordnungen schreit, wer am meisten über die Regierung schimpft, oder wobei die Prinzessinnen eitlert und dergleichen. Bruder! das ist die rechte Höhe! Die Ehrlichkeit wartelt wie ein dotter Zahn, du darfst nur den Pelikan aufsetzen, — oder besser und kürzer: du gehst und wirfst einen vollen Beutel auf die offene Straße, verstehst dich

irgendwo, und werft dir wohl, wer ihn auffieht – eine Meile braus jagt du hinterher, faßt, ersticht, und fragt nur so im Vorbeigehen: Haben der Herr nicht etwa einen Geldwagen gesunden? Sagt er ja. – nun so hat's der Teufel gesehen; lengnet er's aber? der Herr verzeihen – ich wüßte mich nicht zu entsinnen, — ich bedaure, (aufspringend). Bruder! Triumph. Bruder! Lösch deine Laterne aus, spaziere Diogenes! — du hast deinen Mann gefunden.

Razmann. Du bist ein ausgelernter Praktikus.

Spiegelberg. Mein Gott! als ob ich noch jemals daran gezweifelt hätte – Nun du deinen Mann in dem Hamen hast, must du's auch fein sittsam angreifen, daß du ihn beim: — Siehst du, mein Sohn! das hab' ich so gemacht: — So bald ich einmal die Fährte hatte, hängt' ich mich meinem Kandidaten an wie eine Klette, soff Brüderschaft mit ihm, und Notabene! zeitlebens must du ihn bei ihm! da geht freilich ein Schönes drauf, aber das adjeh du nicht — — du gehst weiter, du führst ihn in Spiri: Kompagnien und bei liederlichen Menschern ein, verwickelst ihn in Schlägereien und sachtische Streiche, bis er an Gut und Kredit und Ehre und Gewissen, und andern Namen hantieren wird, denn insidenter muß ich dir sagen, du riskirst nichts anders, wenn du nicht Leib und Seele verderbst – Glaube mir, Bruder! das hab' ich aus meiner sturken Praxi wohl tausendmal abstrahirt, wenn der christliche Mann einmal auf dem Nest sitzt, so ist der Teufel Meister – Der Schritt ist dann so leicht – e so leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Bestsuppeschwester. – Horch hoch! was für ein Knall war das?

Razmann. Es war gedonnert, nur fortgemacht!

Spiegelberg. Noch ein kürzerer besserer Weg ist der, du stünderst deinem Manne Hand und Hof an, daß ihm sein Hemd unter am Leibe brennt, alsdann kommt er dir von selbst – leere mir die Tasche nicht, Bruder – frag' einmal das Kupferzeug nach dort – Schwerer Narr! den hab' ich schon in's Garn gekriegt – ich hielt ihm vierzig Dukaten hin, die kriegt er haben, wenn er mir seines Herrn Sachen sei in Wasser brühen wollte – denk' einmal! die dumme Bestie thut's, bringt mir, bei mich der Teufel die Sachen, und weil jetzt das Geld haben – Monsieur, sagt' ich, weiß er auch, daß ich jetzt der Sachen gerades Wegs zum Perüken-Lieutenant trage, und ihm ein Logis am sichern Galgen mieten? — Tausend Element! da bläteft du den Kerl eben sollen die Augen aufreißen, und anfangen zu zaun wie ein wüster Bube! — — Allus'i Himmelsbrüten, das der Herr den Einsicht! ich will – will – was will er? will er jetzt gleich den Zopf hinaufschlagen und mit mir zum Teufel gehn? – „o vom Herzen gern, mit Freuden“ — Hahaha! guter Schlucker, mit Sack samt mit Münze – Lag ihn doch aus, Razmann! haha!

Razmann. Ja, ja, ich muß gestehen. Ich will mir diese Lektion mit goldenen Lettern auf meine Hirnschale schreiben. Der Satan mag seine Leute kennen, daß er dich zu seinem Meister gemacht hat.

Spiegelberg. Gelt, Bruder! und ich denke, wenn ich ihm seinen stelle, läßt er mich frei ausgehen – Gott ja jener Verleger seinen Sammler das ganze Exemplar gratis, warum soll der Teufel so häßlich zu Werke gehn? Razmann! ich rieche Luther –

Razmann. Sapperment! ich riech's auch schon lange. – Ges Kat, es wird in der Nähe was gefeut haben! – Ja ja! wir ich die sage, Moriz – du wirst dem Hauptmann mit deinen Rekruten beistehen müssen, — er hat auch schon braver Kerle abgeliefert.

Spiegelberg. Wer die meinen! die meinen – Pud –

Razmann. Nun ja! sie mögen hölzige Hinterthüren haben – aber ich sage dir, der Kauf unsers Hauptmanns hat auch schon ehrliche Kerle in Verfassung gebracht.

Spiegelberg. Ich will nicht hoffen.

Razmann. Sans Spaß! und sie schauen sich nicht, unter ihm zu dienen. Er marschirt nicht um des Kandes willen mit, — nach dem Geld fragen sie nicht mehr zu fragen, sobald er's vollauf haben kannte, und setzt sein Drittheil an der Beute, das ihm von Rechtswegen trifft, verschenkt er an Waisenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung studiren. Aber soll er dir einen Landjunker fortspielen, der seine Bauern um das Vieh aufsaufen hat, oder einen Sauerton mit gebenen Beinen unter den Hammer kriegen, der die Gesetze saksamädjt, und das Auge der Gerechtigkeit überstiert, oder sonst ein Herroben von dem Gelichter – Fort! da ist er dir in seinem Element, und damit kraftmäßig, als wenn jede Faser an ihm eine Furie wäre.

Spiegelberg. Hum! hum!

Razmann. Neulich erfuhren wir im Wirthshause, daß ein reicher Graf von Regensburg durchkommen würde, der einen Prozeß von einer Million durch die Pfiffe seines Advokaten durchgesetzt hätte; er saß eben am Tisch und berechnete, – wie viel sich unsere? fragte er mich, indem er dastig aufstand; ich saß ihm die Unterlippe zwischen die Zähne klemmen, weiches er nur that, wenn er am grimmigsten ist – nicht mehr als fünf! sagt' ich – es ist genug! sagt' er, warf den Wirthin das Geld auf den Tisch, ließ den Wein, den er sah hatte reichen lassen, unberührt stehen – wir machten uns auf den Weg. Der ganze Zug über sprach er kein Wort, sah abwechselnd auf und ab, nur daß er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr werden wollten, und auf befahl, daß Er an die Erde zu legen. Endlich so kommt der Graf herangefahren, der Wagen schwer bepackt, der Advokat saß bei ihm drin, vorn auf ein Reiter, nebenher ritten zwei Knechte – da hätteß du den Mann sehen sollen, wie er, zwei Terzerole in der Hand, vor und vor auf den Wagen sprang, und die Stimme, mit der er rief: Halt! – der Kutscher, der nicht halt machen wollte, mußte vom Bock herabtanzen, der Graf schrei aus dem Wagen in den Plan, die Reiter setzen dem Geld, Kanaille! rief er bemerend – er lag wie ein Tiger unterm Bett – und daß du der Sachen, der die Gerechtigkeit zur steilen Hure macht! Der Advokat zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, – der Dolch saß in seinem Bauch, wie ein Pfahl in dem Weinberg – ich habe das meine gethan! sie er, und wunder sich spitz von uns weg; das Plündern ist unr Sache. Und somit verfügsamst er in den Wald –

Spiegelberg. Hum, hum! Bruder, was ich dir vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er kommt's nicht zu wissen.

Razmann. Kost, recht! ich verstehe.

Spiegelberg. Du kennst ihn ja! Er hat so seine Grillen. Du verstehst mich.

Razmann. Ja verstehe, ich verstehe.

Schwarz (in vollem Lauf).

Razmann. Wer da? was giebt's da? Passagiers im Wald?

Schwarz. Hurtig, hurtig! wo sind die Andern? — Tanzenshasenrennt! ihr steht da, und plaudert! Rührt ihr denn nicht — wischt ihr denn gar nicht? — und Roller —

Razmann. Was denn, was denn?

Schwarz. Roller ist gefangen, noch vier andere mit —

Razmann. Roller? Schwere Noth! seit wann — woher weißt du's?

Schwarz. Schon über drei Wochen sitzt er, und wir erfahren nichts; sagen drei Reichstage sind über ihn gehalten worden, und wir hören nichts, man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann sey? — Der wackere Bursche hat nichts bekannt, gestern ist ihm der Prozeß gemacht worden, diesen Morgen ist er dem Teufel extra Post zugefahren.

Razmann. Vermaledeit! weiß es der Hauptmann?

Schwarz. Erst gestern erfährt er's. Er schäumt wie ein Eber. Du weißt's, er hat immer am meisten gehalten auf Roller, und nun die Tortur erst — Strick und Letern sind schon an den Thurm gebracht worden, es half nichts; er selbst hat sich schon in Kapuziners-Kutte zu ihm geschlichen, und die Person mit ihm gewechselt wollen; Roller schind't vortrefflich ab; jetzt hat er einen Eid geschworen, daß es uns risikirt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie sie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen soll. Wir ist bang' für die Stadt. Er hat schon lange eine Pique auf sie, weil sie so schändlich bigotet ist, und du weißt, wenn er sagt: ich will's thun: so ist's so viel, als wenn's unser einer getban hat.

Razmann. Das ist wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenn er dem Teufel sein Wort hore auf geraden Hörn, in die Hölle zu fahren, er würde nie betrügen, wenn er mit einem beißen Bater Unser fertig werden könnte! — Aber ach! der arme Roller! — der arme Roller! —

Spiegelberg. Memento mori! Aber das trgt mich nicht an. (Trillert ein Liedchen).

Geh ich vorbei am Rabensteine,
So denk' ich nur das rechte Auge zu,
Und denk, du hängst mir wohl allein,
Wer ist ein Narr, ich oder du?

Razmann (aufspringend). Horch! ein Schuß. (Schießen und Lermen).

Spiegelberg. Noch einer!

Razmann. Wieder einer! der Hauptmann!

(Hinter der Scene gelungen).

Die Räuberger beuten treuen,
Ein bären ihn denn vor. Da Capo.

Schweizer. Roller (hinter der Scene). Holla ho! Holla ho!

Razmann. Roller! Roller! Heim mich zehn Teufel!

Schweizer. Roller (hinter der Scene). Razmann! Schwarz! Spiegelberg! Razmann!

Razmann. Roller! Schweizer! Blitz, Donner, Hagel und Wetter! (Fliegen ihm entgegen).

Räuber Moor (zu Pferde).
Schweizer. Roller. Grimm.
Gefolge.

Räubertrupp (mit Kolb und Staud bewaffnet, treten auf).

Räuber Moor (vom Pferde springend). Freiheit! Freiheit! — — Da bist im Trockenen, Roller! — Führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und wasch' ihn mit Wein, (Schenkt sich auf die Erde). Das hat gegolten!

Razmann (zu Roller). Nun bei der Freiheit des Pinte! thu' ein vom Rad ausverstanden?

Schwarz. Bist du sein Geist? oder bin ich ein Narr? oder bist du's wirklich?

Roller (in Ketten). Ich bin's. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubst du, daß ich herkomme?

Schwarz. Da frag' die Herr! Der Stab war schon über dich gebrochen.

Roller. Das war er freilich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Laß mich nur erst zu Athem kommen. Der Schweizer wird die erzählen. Gebt mir ein Glas Branntewein! — Da auch wieder da. Moritz! Ja dachte, ich wo anders wieder zu sehen — aber mir doch ein Glas Branntewein! meine Knochen sollen auseinander — o mein Hauptmann! wo ist mein Hauptmann!

Schwarz. Gleich, gleich! — so sag' doch, so schwatz' doch! wie bist du davon gekommen? wir haben mir dich wieder? der Kopf sitzt mir nun. Vom Galgen her, sagst du?

Roller (stürzt eine Flasche Branntewein hinunter). Ah, das schmeckt. Da brennt ein! gerades Wegs vom Galgen her! sag' ich. Ihr steht da, und saßt, und könnt's nicht träumen — ich war auch nur drei Schritte von der Sakraments-Leiter, auf der ich in den Sacco Arcabund steigen sollte — so wahr, so wahr — war ihr schon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! bereits mein Leben um'n Frise Schnupftabak haben ebnen. Dem Hauptmann dank' ich Luft, Freiheit und Leben.

Schweizer. Es war ein Spaß, der sich hören läßt. Wir hatten den Tag vorher durch unsre Spione Wind gekriegt, der Roller tiefe tödtlig im Satz, und wenn der Himmel nicht bei Zeiten noch einfallen wollte, so werde er morgen am Tag — das war als dent — den Weg alles Fleisches gehen müssen — Auf! sagte der Hauptmann, was wiegt ein Freund nicht? — Wir retten ihn, oder retten ihn nicht, so wollen wir ihm wenigstens doch eine Todesfackel anzünden, wie sie noch keinem Könige geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen soll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir schicken einen Expressen an ihn, der's ihm in einem Zettelchen beibrachte, daß er ihm in die Suppe warf.

Roller. Ich vergweifelte an dem Erfolg.

Schweizer. Wir paßten die Zeit ab, bis die Passagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spectakel nach. Reiter und Fußgänger durcheinander und Wagen, der Lerm und der Galgen-Platz sollten weit, Just, sagt der Hauptmann, rennt an, brennt an! Die Kerle fingen wie Pfeile, stutzten die Stadt an drei und dreißig Orten zumal in Brand, warfen feurige Lunten in die Nähe des Pulverthurms, in Kirchen und Schennen — Mordieu! es war keine Viertelstunde vergangen, der Nord-Ost-Wind, der auch seinen Zahn auf die Stadt hatten mag, kam und trefflich zu flattern, und bald die Flamme hoch hinaus in die obersten Giebel jagen. Wir indeß Gasse auf Gasse her, wie Furien — Furcht! Furcht! durch die ganze Stadt — Gebrüll — Geschrei — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, enallt der Pulverthurm in die Luft, als wär die Erde unten entzwei gebrochen, und der Himmel zerplatzt, und die Hölle zerumtausend Klafter tief verstunken.

Roller. Und jetzt sah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorrha und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vier Meilen Gebirge erhellen den infernalischen Schwaul in

die Runde herum nach, ein panischer Schreck schmeißt Alle zu Boden – jetzt nun ich den Zeitpunkt, und frisch, wie der Wind! – ich war losgebrannt, so noch war's bewi – da meine Begleiter verschleunt wie Lotos Blei zurückschaun, Reißaus! zerrissen die Hansen! Davon! Schwipp Schwapp weg wert ich die Kleider ab, stürze mich in den Fluß, schwimme ums term Wasser fort, bis ich glaubte ihnen aus dem Gesichte zu sein. Mein Hauptmann schon parat mit Pferden und Kleidern – so bin ich entkommen. Moor! Moor! möchtest du bald auch in den Fluten ertrinken, daß ich die Gelegenheit mit Gelassen ergreifen kann!

Razmann. Ein bestialischer Wunsch, für den man eich hängen sollte – aber es war ein Streich zum Zerspringen.

Rotter. Es war Hölle in der Roth, ihr könnt's nicht schildern. Ihr hättet sollen – den Strick um den Hals – mit lebendigen Leibe zu Grabe marschieren wie ich, und die saferenmentalischen Anstalten und Schinders-Zeremonien, und mit jedem Schritt, den der scheue Fuß verwärts wankte, näher und fürchterlicher näher die verfluchte Maschine, wo ich eingesperrt werden sollte, im Glanz der sarcastischen Moraine sonne stolzend, und die lauernden Scharfrichtsknechte, und die gräßliche Musik – noch rauscht sie in meinen Ohren – und das Gekreische hungriger Raben, die an meinen barbarischen Anfressen zu verzweifeln dingen, und das Aas. Aas! – und verzweifelnd noch der Versuchung der Selbstmord, die mir blinkte!

– Bruder, Bruder! und auf einmal die Erscheinung der Freiheit – Es war ein Knall, als ob dem Himmel sich ein Reif gesprungen wäre – Hört, Kanaillen! ich sag' euch, wenn man auf dem glücklichen Eisen in's Eisenwasser spritzt, kann man den Abfall nicht so scharf fürchten als ich, da ich am andern Ufer war.

Spiegelberg (lacht). Armer Schlucker! Nun ist's ja verschwipt. (Trinkt vor sich. Zur glücklichen Wiederkehr!

Rotter (wirft sein Glas weg). Nein, bei allen Schätzen des Mammons möchte ich das nicht zum Zweitenmal erleben. Sterben ist etwas mehr als Hartleibs-Erzung, und Todesangst ist ärger als Sterben.

Spiegelberg. Und der köpfende Pulverthurm – Merkt du's jetzt, Razmann? denn stand auch die Lust so nach Sowerei standwurei, als wäre die ganze Saferenz des Malcom unter dem Firmament ausgeschüttet – Es war ein Meisterstreich, Hauptmann: ich benenne dich drum.

Schwitzer. Maint sich die Stadt eine Freude daraus, meinen Kameraden wie ein verdorbenes Schwein aufhaun zu sehen, was zum Henker! sollen wir und ein Gewissen daraus machen, unserm Kameraden zu lieb die Stadt braut gehen zu lassen? Sind wir denn darum unsere Kerle neue das gesundene Fressen, über den alten Kaiser zu plündern. – Sagt einmal, was habt ihr weggekapert?

Einer von der Bande. Ich habe mich während des Durcheinanders in die Stephans-Kirche geschlichen und die Perlen vom Altartuche gerissen; der liebe Gott da, sagt' ich, ist ein reicher Mann, und kann ja Geld dazu auf einem Bogenstrich machen.

Schwitzer. Du hast wohl getan – was soll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragen's dem Sabbiter zu, der über den Todtenstein sagt, und seine Geldopfer dürfen verringern. – Und du, Spaßgeier – wo hast du dein Neg ausgeworfen?

Ein Zweiter. Ich und Schorl haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unser sunfzig mit.

Ein Dritter. Zwei goldene Taschenuhren habe ich weggerissen, und ein Dutzend silberne Löffel dazu.

Schwitzer. Gut, gut. Und wir haben einen ein's angerichtet, dran sie vierzehn Tage werden zu tödnen haben. Wenn sie dem Feuer werden wollen, so müssen sie die Stadt durch Wasser ruinieren – Weißt du nicht, Schwitzerle, wie viel es Todte gab jetzt bei?

Schwitzerle. Drei und achtzig sagt man. Der Thurm allein hat ihrer siebzig zu Stand zerschmettert.

Räuber Moor (sein Ernst). Neben, du bist theuer bezahlt.

Schwitzerle. Pah! pah! was heißt aber das? – ja, wenn's Männer gewesen wären – aber da waren's Weiberkinder, die ihre Locken verstehen, ein aufgemurrte Mütterchen, die ihnen die Mieder weiten, aufgebürste Dienbecker, die keine Thür mehr finden können – Patienten, die nach dem Doctor winselten, der in seinem gravitätischen Trab der Hau nachgetragen war – Was leichte Beine hatte, war ausgeflogen der Kondeke nach, und nur der Bodensatz der Stadt blieb zurück, die Häuser zu hüten.

Moor. Und der armen Gewölbte! Kranke, sagst du, Greise und Kinder?

Schwitzerle. Ja zum Teufel! und Kinderbetrinnen darin, und beschwangere Weiber, die beschrieenen unserm ihnen Galgen zu abortieren; junge Frauen, die beiseegen, sich an den Schinderskläuen zu verstehen, und ihrem Kinde im Mutterleibe den Galgen auf den Buckel zu brennen – Arme Peeteu, die keinen Sonntag anzuziehen hatten, weil sie ihr einziges Paar in die Wasche gegeben, und was das Hundsscharwerk mehr ist; es lohnt sich der Mühe nicht, daß man davon redet. Wie ich von ohngefähr so an einer Baracke vorbei gehe, höre ich drinnen ein Geyer ter, ein gute darin, und wie ich's beim Licht beseh, was war's? Ein Kind war's, noch frisch und gesund, bei tag auf dem Boden unterm Tisch, und der Tisch wollte eben angehen – Armes Thierchen! sagt' ich, du verdirbst ja hier, und warf es in die Flammen –

Moor. Wirklich, Schwitzerle? – Und diese Flamme brennt in deinem Busen, bis die Ewigkeit dran reicht! – Fort. Ungeheuer! Soll dich nicht mehr unter meiner Bande sehen! Marsch ihr! – Uebertrieben ihr! – Wer übertreibt, wenn ich befehle! – Fort mit euch, sag' ich – Es sind noch mehr unter euch, die meinem Grimme reif sind. Im tenne sich, Spießgesellen. Aber ich will nächstens unter euch treten, und fürchterlich Musterung halten. (Sie gehen verwirrt ab).

Moor (allein, heftig auf und abgehend).

Höre sie nicht, Vater im Himmel! – was kann ich dafür! Was kannst du dafür, wenn deine Prädestination, deine Ueberzeug, deine Wasserfluthen, den Gerechten mit dem Bösewicht aufreißen? Wer kann der Flamme verbieten, daß sie nicht auch durch die gefrorenen Haaren wüthe, wenn sie das Gemüth der Hexenlist verführen soll? – O pfui über den Kindermord! den Weiberbermord! – den Krankenmord! Die drängt mich diese That! Sie hat meine sündigsten Werke erzeugt – Da steht der Knabe, sanftmüthig und anziehend vor dem Auge des Himmels, der sich anmaßte, mit Jupiters Keule zu spielen, und Pygmäen niederwarf, da er Titanen zerschmettern sollte – geh, geh! du bist der Mann nicht, das Rachschwert des obern Triumvirats zu regieren, du ertragst bei dem ersten Griff – Hier entsage ich dem ferneren Plan, gehe, mein in Nacht eine Kluft der Erde zu verbergen, wo der Tag vor meiner Scheuße zurückfährt. (Er will fliehen).

Räuber (eilig).

Eilt bis vor. Hauptmann: Es ſpukt! Ganze Haufen böhmiſcher Reiter ſchwadronieren im Holz herum — der böſe Blutſtrumpf muß ihnen verrathen haben —

Neue Räuber.

Hauptmann. Hauptmann! Sie haben und die Spur angezeigt — rings ſtehen ihrer etliche Tauſend einen Kordon um den mittlern Wald.

Neue Räuber.

Weh, weh, weh! Wir ſind geſangen, geradert, wir ſind geviertheilt! Vierte tauſend Huſaren. Dragoner und Jäger ſprengen um die Anhöhe, und halten die Luftlöcher beſetzt. (Moor gros ab).

Schweizer. Grimm. Roller. Schwarz. Sonſterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.

Schweizer. Haben wir ſie auf den Federn geſtöbert? Frey! bis hoch. Roller! Das hab' ich mir lange gewünſcht, mich mit ſo Kommiß-Brots Rittern herumzuraufen — Wo iſt der Hauptmann? Iſt die ganze Bande beyſammen? Wir haben doch Pulver genug?

Razmann. Pulver die ſchwere Menge. Aber unſer ſind achtzig in Allem, und ſo immer kaum einer gegen ihrer zwanzig.

Schweizer. Deſto beſſer! und laß es funfzig gegen meinen großen Nagel ſeyn — Haben ſie ſo lange gewartet, bis wir ihnen die Ehren unterm Steiß ausgeländet haben — Brüder, Brüder! ſo hat's keine Noth. Sie ſeyen ihr Leben an zehn Kreuzer, ſeyen wir nicht für Hals und Freiheit? — Wir wollen über ſie her, wie die Sündflut, und auf ihre Köpfe herabfeuern wie Wetterleuchten — Wo, zum Teufel! iſt denn der Hauptmann?

Spiegelberg. Er verläßt uns in dieſer Noth. Können wir denn nicht mehr entwiſchen?

Schweizer. Entwiſchen?

Spiegelberg. Ob! Warum bin ich nicht ges blieben in Jeruſalem!

Schweizer. So wollt' ich doch, daß du im Kloak erſtickteſt, Dreckſerle du! Bei nackten Namen darf du ein großes Maul; aber wenn du zwei Fäuſte ſiehſt, Memme! — Zeige dich jetzt, oder man ſoll dich in eine Eauhaut nähen, und durch Hunde verlegen laſſen.

Razmann. Der Hauptmann, der Hauptmann!

Moor (langſam vor ſich).

Moor. Ich habe ſie vollends ganz einſtudieren laſſen, jetzt müſſen ſie ſpielen wie Verzweifelte. (Laut) Kinder! Nun gilt's! Wir ſind verloren, oder wir müſſen ſechten wie angeſchoſſene Eber.

Schweizer. Ha! ich will ihnen mit meinem Zungern den Hund ſchicken, daß ihnen die Kutten ſtundlang herumſpringen! — Hüh' und an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Rachen des Todes.

Moor. Habt alle Gewehre! Es ſetzt doch an Pulver nicht?

Schweizer (ſpringt auf). Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu ſprengen!

Razmann. Jeder hat fünf Paar Piſtolen geladen, jeder noch drei Kugelbüchſen dazu.

Moor. Gut, gut! Und nun muß ein Theil auf die Bäume klettern, oder ſich ins Dickicht verſtecken, und Feuer auf ſie geben im Hinterhalt —

Schweizer. Da gehörſt du hin, Spiegelberg!

Moor. Wir Andern, wie Furien, fallen ihnen in die Flanken.

Schweizer. Darunter bin ich, ich!

Moor. Zugleich muß jeder ſein Piſtolen hören laſſen, im Walde herumjagen, daß unſere Anzahl vervielfältiget werde; auch müſſen alle Hunde los und in ihre Gliever gehetzt werden, daß ſie ſich trennen, zerſtreuen, und end in den Schuß rennen. Wir ertappten Reiter, Schweizer und ich, ſtreifen im Gebüſche.

Schweizer. Meiſterſtück, vortrefflich! — Wir werden ſie zuſammenbrennen, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie die Oberſten verſtecken. Ich habe wohl ehe eine Kirſche vom Munde weggeſchoſſen. Laß ſie nur anlaufen. (Sonſterle zupft Schweizern, dieſer nimmt den Hauptmann beſeite, und ſpricht leiſe mit ihm).

Moor. Schweiz!

Schweizer. Ich bitte dich —

Moor. Weg! Er darf es ſeiner Schande, ſie hat ihn gerettet. Er ſoll nicht ſterben, wenn ich und mein Schweizer ſterben, und mein Retter.. Laß ihn die Kleider anziehen, ſo will ich ſagen, er ſey ein Reiſender, und ich habe ihn beſtohlen — Sey ruhig, Schweizer! Ich ſchwöre darauf, er wird doch noch gehangen werden.

Pater (von ſich. kommt).

Pater (vor ſich, kommt). Iſt das das Drachenneſt? — Mit eurer Erlaubniß, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draußen ſtehen Siebenhundert, die jedes Haar auf meinen Schlafen bewachen.

Schweizer. Bravo! bravo! das war wohlgeſprochen, ſind den Mauern warm zu laſſen.

Moor. Schweiz, Kamerad! — Saarn Sie kurz, Herr Pater! was haben Sie hier zu thun?

Pater. Mich ſendet die hohe Oberprieſt, die über Leben und Tod ſpricht — Ihr Diebe — ihr Mordere ure — ihr Sodome — giftige Otterbrut, die im Finſtern ſchleicht, und im Verborgenen flieht — Rufen der Menſchheit — Höllenwurm. — öffentliche Mahl für Raben und Ungeziefer — Kolonie für Galgen und Rad —

Schweizer. Hund! vor' auf zu ſchimpfen, oder — (Er trägt ihm den Kolben vor's Geſicht).

Moor. Pfui doch, Schweizer! du verdirbſt ihm ja das Konzept — er hat ſeine Predigt ſo brav auswendig gelernt — nur weiter, mein Herr! — „für Galgen und Rad“

Pater. Und du, ſeiner Hauptmann! Herzog der Bestialitäten! Gauner-König! Greis-Mogel aller Sekten unter der Sonne! — ganz ähnlich jenem erſten abſcheulichen Rädelsführer, der tauſend Legionen ſchmutziger Engel in ewiges Feuer ſtachte, und mit ſich hinab in den tiefen Pfuhl der Verdammniß zog — bald Zeter-geſchrei verlaſſener Mörder heult bei'm Ferſen nach. Blut ſauft du wie Waſſer. Menſchen mögen auf deinem mörderiſchen Dolch ſeine Luftluft auf.

Moor. Ehrlo wahr, ſehr wahr! Nur weiter!

Pater. Wahr? ſehr wahr, ſehr wahr! iſt das auch eine Antwort?

Moor. Wie, mein Herr? darauf haben Sie ſich wohl nicht gefaßt gemacht? Weiter; nur weiter! Was wollten Sie weiter ſagen?

Pater (im Eifer). Entſetzlicher Menſch! vere dich weg von mir! Flieht nicht das Blut des ermordeten Nebenbuhlers an deinen verfluchten Fingern? Haſt du nicht das Heiligthum des Herrn mit dieſen Händen durchbrochen, und mit einem Sacrilegiſch die geweihten Gefäße des Nachtmahls entweiht? Wie? haſt du nicht Feuerbrände in unſere gottesfürchtige Stadt geworfen? und den Pulverthurm über die

Häupter unter Christen heraufgeschrien? (Mit zusammengeschlagenen Händen). Gerechter, gerechter Himmel, die du zum Himmel hinaufsinken, das jüngste Gericht wachen, daß es weißen Haber reife! reiß zur Verzeltung, reiß zur letzten Posaune!

Moor. Meisterlich gerathen bis hierher! aber zur Sache! Was läßt mir der teuflische Magistrat durch Sie sonst machen?

Pater. Was du nie werth bist, zu empfangen — Schau um dich. Mordbrenner! Was nur dein Auge abstehen kann, bist du eingeschlossen von unsern Reitern — hier ist kein Raum zum Entrinnen mehr — so gewiß Kirschen auf diesen Eichen wachsen, und diese Tannen Pfirsiche tragen, so gewiß werdet ihr unversehrt diesen Eichen und diesen Tannen den Rücken kehren.

Moor. Hörst du's wohl, Schweizer? — Aber nur weiter!

Pater. Höre dann, wie gütig, wie langmüthig das Gericht mit dir Bösewicht verfährt: Wirst du jetzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, siehe, so wird dir die Strenge selbst Erbarmen. Die Gerechtigkeit eine liebende Mutter seyn — sie drückt das Auge bei der Hälfte deiner Verbrechen zu, und läßt es — kennt doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Schweizer. Hast du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehn, und diesen abgerichteten Schächerbande die Gurgel zusammenschnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern sprendelt? —

Roller. Hauptmann! — Sturm! Wetter und Hölle! — Hauptmann, — wie er die Unterlippe zwischen die Zähne nimmt! Soll ich diesen Kerl das oberst zu unterst unter's Zirmament wie einen Kegel aufsetzen?

Schweizer. Mir! Mir! Laß mich knien, vor dir niederstürzen! Mir laß die Wollust, ihn zu Brei zusammenzureiben! (Pater lächelt).

Moor. Weg von ihm! Wag' es Keiner, ihn anzurühren! — (Zum Pater, indem er seinen Degen zieht). Sehen Sie, Herr Pater! hier stehen neun und siebenzig, denn Hauptmann ich bin, und weiß Keiner auf Wind und Kommando zu fliegen, oder nach Kanonenmusik zu tanzen, und draußen stehn siebenzehnhundert unter Musketenfeuer exerciert — aber hören Sie nun! so redet Moor der Mordbrenner: Hauptmann! Wahr ist's, ich habe den Reichsgrafen erschlagen, die Dominikaner-Kirche angezündet und geplündert, habe Feuerkränze in eure bigotte Stadt geworfen, und den Pulverthurm über die Häupter unter Christen herabgestürzt — aber es ist noch nicht alles. Ich habe noch mehr gethan. (Er streckt seine rechte Hand aus). Bemerken Sie die vier goldenen Ringe, die ich an seinem Finger trage — Geben Sie ihm, und richten sie Punkt für Punkt den Herrn des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie sehen und hören werden — Diesen Ring da gab ich einem Minister zum Ringen, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu einem ersten Günstling empor geschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel — Thränen der Waisen haben ihn auf. Diesen Demant zog ich einem Kammerrath ab, der Staatsräthen und Agenten an die Weisheit pietschen verhaufte und den krummen Patrioten von seiner Thür stieß. — Diesen Achat trage ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme — ich könnte Ihnen noch mehr Geschichten von meinen Ringen erzählen, wenn mich nicht schon die Paar Worte gereuten, die ich mit Ihnen verschwendet habe —

Pater. O Phrasen! Phrasen!

Moor. Hört ihr's wohl? Hört ihr den Seufzer bemerkt? Stirbt er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten, richtet mit einem Achselzucken, verdammt mit einem christlichen Ach! — Kann der Menschheim so blind seyn? Der die hundert Augen des Argus hat, Fliegen zu fischen am Bruder zu spähen, kann er so gar blind gegen sich selbst seyn? — Da donnern sie Feuerkunst und Duldung auf ihren Altären, und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer wie einem fleischernen Moloch — predigen Liebe des Nächsten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg; — stürmen wider den Geiz und haben Perlen um gold'ner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Ungeziefer vor ihre Wagen gespannt. — Sie verbrennen sich die Köpfe, wie es noch möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ziskeriet schaffen, und nicht der stummste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen, und foltert eure Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunst vorgemalen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Großen am bittersten preiset, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr packt auf Christheit und erzunpatrischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchspannt, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Ritus erschaffen hat. — Schaudt ihn auf meinen Augen!

Pater. Daß ein Bösewicht noch so stolz seyn kann?

Moor. Nicht genug — Jetzt will ich stolz reden. Geh hin und sage dem heuchlerischen Gericht, daß über Leben und Tod wüßtest — Ja ein kein Dieb, der sich mit Schlaf und Mitternacht verschwört, und auf der Leiter greß und herrisch thut! — Was ich gethan habe, werd' ich eine Zweifel einmal im Schuldbuche des Himmels lesen: aber mit seinem erbärmlichen Vermessen will ich kein Werk meiner verlieren. Sag' ihnen, mein Handwerk ist Wiedervergeltung — Rache ist mein Gewerbe. (Er kehrt ihm den Rücken zu).

Pater. Du willst also nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. (Wendet sich zu der Bande). So höret dann ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wissen thut! — Werdet ihr jetzt gleich diesen verurtheilten Missethäter gebunden hierher liefern, seht, so soll euch die Strafe eurer Greuel bis auf das letzte Jubenken erlassen seyn — die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mutterschooß aufnehmen, und Jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehren-Amt offen stehn. (Mit triumphierendem Lächeln). Nun, nun? Wie schmeckt das, Euer Majestät? — Frisch also! Bindet ihn, und froh fort!

Moor. Hört ihr's aus? Hört ihr? Was stutzt ihr? Was steht ihr verlegen da? Sie bietet euch Frieden, und ihr seid wirklich schon ihre Gefangene. — Sie säumt euch das Leben, und das ist keine Prahlerei, denn ihr seid wahrhaftig gerichtet. — Sie verheißt euch Ehren und Aemter, und das kann euer Lood anders seyn, wenn ihr auch obsiegtet. Als Schmach und Fluch und Verfolgung. — Sie künftigt euch Versöhnung von Himmel an, und ihr seid wirk-

lich verdammt. Es iſt kein Haar an Keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Iſt es ſo ſchwer zwiſchen Himmel und Hölle zu wählen? Treffen Sie ab, Herr Vater!

Vater (vor ſich). Iſt der Kerl unſinnig? — (laut) Sprgt ihr etwa, daß dieß eine Falle ſey, euch lebend big zu fangen? — Leſet ſelbſt, hier iſt der Generals Pardon unterſchrieben. (Er giebt Schweizern ein Papier). Könnt ihr noch zweifeln?

Moor. Sehr doch, ſehr doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterſchrieben mit eigener Hand — Es iſt Gnade über alle Grenzen — oder fürchtet ihr wortl. ſie werden ihr Wort brechen, weil ihr einmal gehört habt, daß man Verräthern nicht Wort hält? — O ſeyd außer Furcht! Schon die Politik könnte ſie zwingen, Wort zu halten, wenn ſie es auch dem Satan geraden hätten. Wer würde einen in Zukunft noch Glauben beimeſſen? Wie würden ſie je einen zweiten Gewand daran machen können? — Ich wollte drauf ſchwören, ſie meinen's aufrichtig. Sie wiſſen, daß ich es bin, der euch empört und verführt hat; euch hatten ſie für unſchuldig. Eure Verbrechen liegen ſie für Zugendtriebe, für Ueberzeugungen aus. Mich allein wollen ſie haben, ich allein verdiene zu büßen. Iſt es nicht ſo, Herr Vater?

Vater. Wie beißt der Teufel, der aus dem ſpricht? — Ja freilich, freilich iſt es ſo — der Kerl macht mich wirbeln.

Moor. Wie, noch keine Antwort? Denkt ihr wohl gar mit der Waffen noch durchzureißen? Schaut doch um euch, ſchaut doch um euch! das werdet ihr doch nicht denken. Das wäre ſeyn kindliche Zuverſicht — Oder ſammelt ihr euch wohl gar, als Helden zu fallen, weil ihr ſahe, daß ich mich auf's Gerämmel ſtrecke? — O glaubt das nicht! Ihr ſeyd nicht Moor! — Ihr ſeyd feiglose Diebe! Elende Werkzeuge meiner gröbern Plane, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers! — Diebe können nicht fallen, wie Helden fallen. Das Leben iſt den Dieben Gewinn, kann kommt was Schrecklicheres nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern. — Hört, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! wie? noch unſchlüſſig? ſeyd ihr toll? ſeyd ihr wahnwitzig? — Es iſt unverzeihlich! Ich darf euch mein Leben nicht, ich ſchäme mich eures Opfers!

Vater (äußerſt erſtaunt). Ich werde unſinnig, ich laufe davon! Hat man je von ſo was gehört?

Moor. Oder fürchtet ihr wohl, ich werde mich ſelbſt ertränken, und durch einen Selbſtmord den Vertrag zerreißen, der nur an dem Lebendigen haftet? Nein, Kinder! das iſt eine unnütze Furcht. Hier werf' ich meinen Dolch weg, und meine Piſtolen und dieß Fläſchchen mit Gift, das mir noch wohlerkommen ſollte — ich bin ſo elend, daß ich auch die Herrſchaft über mein Leben verloren habe — Was, noch unſchlüſſig? Oder glaubt ihr vielleicht, ich werde mich zur Wehre ſetzen, wenn ihr mich binden wollt? Seht! hier blos' ich meine rechte Hand an dieſen Eichenaſt. Ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich überwinden — Wer iſt der erſte, der ſeinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Roller (in voller Bewegung). Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelte! (Schwenkt ſeinen Degen). Wer kein Hund iſt, rette den Hauptmann!

Schweizer (Zerreißt den Pardon, und wirft die Stücke dem Vater in's Geſicht). In unſern Augen Pardon! Fort, Kanaille, ſag' dem Senat, der dich geſandt hat, du traueſt unter Moor's Bande keinen einzigen Verräther an — Retter, rettet den Hauptmann!

Alle (ermuntert). Retter, rettet, rettet den Hauptmann!

Moor (ſich lobreißend, freudig). Jetzt ſind wir frei — Kameraden! Ich führe eine Armee in meiner Fauſt — Tod oder Freiheit! Wenigſtens ſollen ſie keinen lebendig haben!

(Man hört zum Angriff. Trom- und Geräumel. Sie ziehen alle mit gezogenem Degen).

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amalia (im Garten, hirrt auf der Laute).

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild ſein Blick, wie Maiensonne,
Rückerſtattet vom blauen Spiegelmeer.

Sein Umarmen — wütendes Entzücken! —
Mächtig feurig, tiefer Herz an Herz,
Mund und Ohr geheftet — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewirbelt zimmetwärts.

Seine Küſſe — paradieſiſch Zähren!
Wie zwei Flammen ſich ergreifen, wir
Harfenſeine in einander ſpielen —
Zu der himmeliſchen Harmonie,

Stürzten, Sogen, tobten Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lagen, Wogen brannten, zitterten, —
Seele rann in Seele — Ehr' und Himmel ſchwammen,
Vor ertrunken, um die Liebenden.

Er iſt hin — Vergehend, ach! vergehend
Säuſelt ihm der banze Seufzer nach.
Er iſt hin — und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

Franz (tritt auf).

Franz. Schon wieder hier, eigenſinnige Schwärmerin? Du haſt dich vom freien Maine hinweggeſtohlen, und den Gäſten die Freude verborben.

Amalia. Schade für dieſe unſinnbige Freude! das Todtenlied muß noch in deinen Ohren murmeln, das deinem Vater zu Grabe ballte —

Franz. Willſt du denn ewig klagen? Laß die Todten ſchlafen, und mache die Lebendigen glücklich! Ich komme —

Amalia. Und wann geiſt du wieder?

Franz. O wohl! Nein ſo finſtered ſtolzes Geſicht! du verräthſt mich, Amalia. Ich komme dir zu ſagen —

Amalia. Ich muß wohl hören, Franz von Moor iſt ja gnädiger Herr worden.

Franz. Ja recht, das wär's, worüber ich dich vernehmen wollte — Maximilian iſt geſtern geſtorben in der Väter Gruft. Ich bin Herr. Aber ich möchte es vollends ganz ſeyn, Amalia. — Du weißt, was du unſerm Hauſe warſt, du warſt geſtanden wie Moors Todter, ſelbſt den Tod überlente ſeine Liebe zu dir. Das wirſt du wohl niemals vergeſſen? —

Amalia. Niemals, niemals. Wer das auch ſo leichtſinnig beim frohen Mahle hinwegſcherzen konnte!

Franz. Die Liebe meines Vaters mußt du in ſeinen Söhnen beſitzen, und Karl iſt todt — Staunſt du? ſchwindelt dir? Ja wahrhaftig, der Gedanke iſt auch ſo ſchmeichelnd und erhaben, daß er ſelbſt den Stolz eines Weibes betäubt. Franz tritt die Hoffnungen der edelſten Fräulein mit Füßen. Franz kommt und bietet einer armen, ohne ihn bloßgeſtellten Waiſe ſein Herz,

seine Hand, und mit ihr all sein Geld an und all seine Stallknechte und Wälder. — Franz, der Bereitete, der Geschmeidige, erklärt sich freiwillig für Amalia's Sklaven —

Amalia. Warum spaltet der Blitz die rauhste Tanne nicht, die das Freveltwort aussprießt? Du hast meinen Geliebten erworben, und Amalia soll dich Bruder nennen! Du —

Franz. Nicht so ungestüm, allergnädigste Prinzessin! — Freilich frohnant Franz sich nicht wie ein gierender Sklaven vor dir — freilich hat er nicht gelernt, gleich dem schmachtenden Sänger Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felsen seine Liebesklagen entgegen zu jammern — Franz spricht, und wenn man nicht antwortet, so wird er — bedeutet.

Amalia. Warum du, bedeutest? mir bedeuten? — und wenn man den Bescheid mit Hohnlachen zurückschickt?

Franz. Das wirst du nicht. Noch weiß ich Mittel, die den Stolz eines einsiedlischen Starrkopfs so hübsch niederbeugen können — Kloster und Mauern!

Amalia. Bravo! herrlich! und in Kloster und Mauern mit deinem Bastardensarkasm auf ewig verschwind, und Muße genug, an Karln zu denken, zu bangen. Willkommen mit deinem Kloster! auf, auf mit deinen Mauern!

Franz. Haha! ist es das? — Gut Ade! Jetzt hast du mich die Kunst gelehrt, wie ich dich ängsten soll — Diese ewige Grille von Karl soll dir mein Antlitz gleich einer feuerspeienden Furie und dem Kopfe gräßlich. Das Scheusal Franz soll hinter dem Bilde deines Lieblings im Hinterhalt lauern, gleich dem verpanzerten Hund, der auf unterirdischem Gebäßten liegt — an den Haaren will ich dich in die Kapelle schleifen, den Degen in der Hand, dir den ehelichen Segnur aus der Seele pressen, dein jungfräuliches Bette mit Sturm ersteigen, und deine stolze Scham mit roh gröbstem Stolze besitzen.

Amalia (zieht ihm eine Maulschelle). Nimm erst das zur Anzahlung hin!

Franz (aufgebracht). Ha! wie das jehnsach, und wieder jehnsach gerächt werden soll! — nicht meine Gemahlin — die Ehre sollst du nicht haben — meine Mätresse sollst du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten, wenn du es wagst und über die Gasse gehst. Knirsche nur mit den Zähnen — spritze Feuer und Mord aus den Augen — mich ergötzt der Grimm eines Weibes, macht sich nur schöner, begehrenswerther. Komm — diese Sträuche werd mein Triumph zieren und mir die Wollust in erzwungenen Umarmungen würzen — Komm mir in meine Kammer — ich glühe vor Schmacht — jetzt gleich sollst du mit mir gehn. (Will sie forreißen).

Amalia (faßt ihm um den Hals). Verzeih mir, Franz! (Will er sie umarmen will, reißt sie ihm den Degen von der Seite und rennt damit davon). Sieht du Bösewicht, was im jetzt und dir machen kann! — Ich bin ein Weib, aber ein rasendes Weib — Mag es einmal — dieser Stadt soll deine gelle Brust mit Entsetzen, und der Geist meines Oheims wird mir die Hand dazu führen. Fluch auf der Stelle! (Er sagt ihn davon).

Amalia.

Ah! wie mir wohl ist — Jetzt kann ich frei athmen — ich fühle mich stark, wie das funkensprühende Roß, grimmig, wie die Tigerin dem siegverheißenden Räuber ihrer Jungen nach — In ein Kloster, sagt er — Dank dir für diese glückliche Entdeckung! — Jetzt hat die betrogene Liebe ihre Freistatt gefunden — das Kloster — das Kreuz des Gelübdes ist die Freistatt der betrogenen Liebe. (Sie will gehn).

Herrmann (tritt schüchtern herein).

Herrmann. Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

Amalia. Unglücklicher! Was störest du mich!

Herrmann. Dieser Zeitner muß von meiner Seite, eh' er sie zur Hölle bricht (wirft sich vor ihr nieder). Vergebung! Vergebung! Ich bat' euch sehr beleidigt, Fräulein Amalia!

Amalia. Steh auf! Geh! Ich will nichts wissen. (Will fort).

Herrmann (hält sie zurück). Nein! Bleibt! Bei Gott! Bei dem ewigen Gott! Ihr sollt Alles wissen!

Amalia. Keinen Laut weiter — Ich vergebe dir — Ziehe heim in Frieden. (Will hinwegeilen).

Herrmann. So höret nur ein einziges Wort — es wird euch all eure Ruhe wiedergeben.

Amalia (kommt zurück und blickt ihn verwundert an). Mir, Freund! — Vor im Himmel und auf Erden kann mir meine Ruhe wiedergeben?

Herrmann. Das kann von meinen Lippen ein einziges Wort — Höret mich an!

Amalia (mit Mienen seiner Hand zugleitend). Guter Mensch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Riegel der Ewigkeit aufreißen?

Herrmann (steht auf). Karl lebt noch!

Amalia (taumelnd). Unglücklicher!

Herrmann. Nicht anders! — Nun noch ein Wort — euer Oheim —

Amalia (gegen ihn verächtlich). Du lügst —

Herrmann. Euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch!

Herrmann. Und euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch?

Herrmann. Auch euer Oheim — Verrathet mich nicht. (Will davon).

Amalia (hält ihn an verwundert). Dann stört sie wird auf, und eilt ihm nach). Karl lebt noch!

Zweite Scene.

Gegend an der Donau.

Die Räuber

(gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Fluß tummelnd).

Moor. Hier muß ich liegen bleiben (wirft sich auf die Erde). Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe (Schweizer weinet ich unbewußt). Ich weiß' euch bitten, mir eine Handvoll Wasser aus diesem Strome zu holen, aber ihr seid alle matt bis zu den Tod.

Schwarz. Aus ist der Wein all in unsern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie sinken das Getreide stehn! — Die Bäume brechen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung.

Grimm. Es giebt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinst du? Und so würde doch Ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

Schwarz. Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Sonnenlen.

Moor. Das sag' ich ja. Es wird Aites zu Grunde gehn. Warum soll dem Menschen das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

Schwarz. Ich kenne sie nicht.

Moor. Du hast gut gefragt, und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangtest! — Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienenforgen, und ihre Riesenprojekte — ihre Obstgärtnerlaune und ihre Mäusegeschäfte, das wundervestsame Wetterverna nach Glückseligkeit! — Dieser dem Schwung seines Rossed anvertraut — ein Anderer der Nase seines Eisels — ein Dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld, und — seinen Hummel setzt, einen Treffer zu hoffen, und — Nullen sind der Ausgang — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in keine Augen lockt, wenn es dem Zweckessen zum Gelächter fliegt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne heut untergeht!

Moor (in den Anblick versenkt). So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du faselst tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — (mit verhaltnem Schmerz). Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (reißt den Hut über's Gesicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er seine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat es? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte —

Grimm. Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hofmeistern lassen?

Moor (legt den Hand auf Grimms Brust). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? sey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh diese malerische Landschaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde, diese Welt ist so schön.

Schwarz. Nun, das war wohl gesprochen.

Moor. Diese Erde so herrlich.

Grimm. Recht — Recht — so hör' ich's gern.

Moor (aufgebrachter). Und ich so häßlich auf dieser schönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unschuld! Meine Unschuld — Gott! es ist Alles hinausgegangen, seit im friedlichen Strohk des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle fangen und den Freuden des Himmels? — Daß alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens alles so verschwistert! — Die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater klagt — Ich allein der Verstoßene, ich allein ausgestirnt aus den Reihen der Seinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung (wild zurückfahrend). Umgarnt von Mördern — von Natternn umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinaufschwindend in's Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein bestrafender Aasdrus!

Schwarz (zu den Uebrigen). Unbegreiflich! ich bab' ihn nie so gesehen.

Moor (mit Verzweifl.). Daß ich wiedergeboren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieser Tagelöhner einer! — O ich wollte mich abmühen, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm (zu den andern). Nur Geduld, der Paroxismus ist schon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Da Schloß meines Vaters — ihr grünen sanftmerkischen Thäler! O all ihr Elysium-Scenen meiner Kindheit? — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit süßtönenden Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Trauer mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer (mit Wasser im Hut).

Schweizer. Sauf zu, Hauptmann — hier ist Wasser genug, und frisch wie Eis.

Schwarz. Duinteressa — was hast du gemacht?

Schweizer. Nun, einen Spaß, der mir bald zwei Beine und einen Hals gekostet hätte. Wie ich so auf dem Sandsdorf am Rhein hintrolle, glitsch, so rutscht der Pfunder unter mir ab, und ich zehn rheinländische Schuh lang hinunter — da lag ich, und wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht setze, treff' ich dir das klarste Wasser im Kies. Genug diesmal für den Tanz, dacht' ich, dem Hauptmann wird's wohl schmecken.

Moor (zieht ihm den Hut zurück, und wischt ihm sein Gesicht ab). Sonst sieht man ja die Narben nicht. Die die böhmischen Reiter in deine Stirn gezeichnet haben — dein Wasser war gut, Schweizer — diese Narben stehen dir schön.

Schweizer. Pah! hat noch Platz genug für ihrer dreißig.

Moor. Ja, Kinder — es war ein heißer Nachmittag — und nur Einen Mann verloren — mein Reiter stark einen schönen Tod. Man wische einen Marmor auf seine Gebeine setzen, wenn er nicht mir gefallen wäre. Nehmt verlieb mit diesem (er wischt sich die Augen). Wie viel waren's doch von den Feinden, die auf dem Platze blieben?

Schweizer. Hundert und sechzig Husaren — drei und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreihundert in Allem.

Moor. Dreihundert für Einen! — Jeder von Euch hat Anspruch an diesen Schreiber! (Er entblößt das Haupt). Hier bot' ich meinen Dolch auf. So wahr meine Seele lebt! Ich will euch niemals verlassen.

Schweizer. Sawdre nicht! Du weißt nicht, ob du nicht noch glücklich werden, und heirathen wirst.

Moor. Bei den Gebeinen meines Rolfer! Ich will euch niemals verlassen.

Kosinsky (kommt).

Kosinsky (vor sich). In diesen Revier herum, sagen sie, werd' ich ihn antreffen — he holla! was sind das für Gesichter? — Sollt's's — wie wenn's diese — sie sind's, sind's! — ich will sie anreden.

Schwarz. Gott Licht! wer kommt da?

Kosinsky. Meine Herren! verzeihen Sie? Ich weiß nicht, geh' ich recht, oder unrecht?

Moor. Und wer müssen wir sein, wenn Sie recht gehn?

Kosinsky. Männer!

Schweizer. Da wir das auch gezigt haben, Hauptmann?

Kosinsky. Männer sind' ich, die dem Tode in's Gesicht sehen, und die Gefahr wie eine zahme Schlange um sich spielen lassen, die Freiheit höher schätzen, als Ehre und Leben, herrn blosser Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, die Verletzten frig und Tyrannen viesch macht.

Schweizer (zum Hauptmann). Der Bursche gefällt mir. — Hörr, guter Freund! Du hast deine Leute gefunden.

Kosinsky. Das heur' ich, und will hoffen, bald meine Brüder. — Se könnt ihr mich denn zu meinem rechten Manne weisen, denn ich suche einen Hauptmann, den großen Grafen von Moor.

Schweizer (giebt ihm die Hand mit Würme). Lieber Junge! wir duzen einander.

Moor (über kommend). Kennen Sie auch den Hauptmann?

Kosinsky. Du bist's — in dieser Minne — wo sollte dich anziehn, und einen Andern suchen? (starrt ihn lange an). Ich habe mir immer gewünscht, den Mann mit dem vermittenden Blicke zu sehen, wie er sah auf den Knieen von Karthago — jetzt wünsch' ich es nicht mehr.

Schweizer. Bürsch!

Moor. Und was führt Sie zu mir?

Kosinsky. O Hauptmann! mein mehr als grausames Schicksal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungeheuren See dieser Welt, die Hoffnungen meines Lebens sind' ich müssen sehen in den Grund sinken, und hier mir nichts übrig, als die martervolle Erinnerung ihres Verlustes, die mich wahnsinnig machen würde, wenn ich sie nicht durch anderweitige Thätigkeit zu ersticken suchte.

Moor. Sehen wieder ein Kläger voller die Gottheit! — Nur weiter.

Kosinsky. Ich wurde Seeräuber, das längliche verstehste mich auch da — ich machte eine Fahrt nach Ostindien mit, mein Schiff commerierte an Kuppen — machte alle fehlgeschlagene Plane! Ich aber endlich weit und breit erzählen von meinen Thaten, Mordverwegenheiten, wie sie sie nannten, und ein hierer gerüst drohig Meuten weis, mit dem steten Entschluß, unter ihr zu dienen, wenn du meine Dienste annehmen willst — Ich bitte dich, wiederum Hauptmann, schlage mir's nicht ab!

Schweizer (mit einem Grimm). Hewla! Hewla! Es ist ja unser Kostler gewundervisch vergütet! Ein ganzer Mordbrenner für mehr Bande!

Moor. Wie ist dein Name?

Kosinsky. Kosinsky.

Moor. Wie? Kosinsky! weißt du auch, daß du ein leichtsinniger Knabe bist, und über den großen Schritt deines Lebens weggauteist, wie ein unbesonnenes Mädchen — Hier wirst du nicht Bälle werfen oder Kegelkugeln schieben, wie du dir einbildest.

Kosinsky. Ich weiß, was du sagen willst — ich bin vier und zwanzig Jahre alt, aber ich habe Thaten verübt, gefehlen, und Angeln um mich sterben gehört.

Moor. Er, junger Herr? — Und daß du dein Leben nur darum geworfen, arme Reisende um einen Reisedukaten niederzustoßen, oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu stechen? Geh, geh! du bist keiner Amme entlaufen, weil sie dir mit der Rute gedroht hat.

Schweizer. Bist zum Henker, Hauptmann! was deutst du? willst du diesen Hertulks fortschicken? Sieht er nicht gerade so drein, als wollt' er den Marschall von Sachsen mit einem Räuberspieß über den Haufen jagen?

Moor. Will die deine Tapferkeit mißglücken, kommst du und willst ein Soldat, ein Mordschlager werden? — Mord, Knabe, verstehst du das Wort auch? du magst ruhig schlafen gegangen sein, wenn du Mohnköpfe abgeschlagen hast, aber einen Mord auf der Seele zu tragen —

Kosinsky. Jeden Mord, den du mich begehen heißt, will ich verantworten.

Moor. Bist will du so sing? Willst du sich anmaßen, einen Mann mit Schwindeleien zu fangen? Wieder weißt du, daß ich nicht böse Träume habe, oder auf dem Todbette nicht werde blaß werden? wie viel hast du schon getban, wobei du an Verantwortung gedacht hast?

Kosinsky (bebend). noch sehr wenig, aber dem diese Reise zu dir, edler Graf!

Moor. Hat die dein Hofmeister die Geschichte des Robins in die Hände gespielt — Man sollte heraklichen unverständige Komödien auf die Galeere schmieden, — die seine sinnliche Phantasie erhitzen, und dich mit der tollen Sucht zum großen Manne anflecken? Kinkt dich nach Namen und Ehre? weißt du Unsterblichkeit mit Mordverwegenheit erkaufen? Merk' dir's, eingebildet Jünglina! Für Mordverwegene grünet kein Lorbeer! Auf Banditenstege ist kein Triumph gesetzt — aber Kreuz, Galgen, Rad und Scharfe — Eilest du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

Spiegelberg (unwillig auf und abgehend). Es wie dumm! wie abscheulich, wie unverzeihlich dumm! Das ist die Manier nicht! ich hab's anders gemacht.

Kosinsky. Was soll der sagen, der den Tod nicht fürchtet?

Moor. Brav! unverzeihlich! Du hast dich wacker in den Sinnen erhalten, du hast deinen Gegner mit tierischer Unbesonnenheit gefeiert. — Aber, lieber Freund, mit dergleichen Gesinnungen wirst du die berühmte Rame nicht beschwanken, damit wirst du die Pistole des Sonntagens nimmermehr stumpf machen. — Besinne dich recht, mein Sohn! (er nimmt seine Hand). Denk, ich rathe dir als ein Vater — lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hinunterspringst! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erbauen weißt — es kommen Augenblicke voraus, wo du — aufwachst — und dann — möchte es zu spät sein. Du trittst hier gleichsam auf den Kreis der Menschheit — umwerfen du musst ein höherer Mensch sein, oder du bist ein Teufel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Funken von Hoffnung irgend anderswo glimmt, so verlaß diesen sonderbaren Bund, den nur Verzweiflung einsetzt, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit auflöset hat — Man kann sich täuschen — glaube mir, man kann das für Ehlere des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist — Glaube mir, mir! und mache dich ruhig hinweg.

Kosinsky. Nein! ich gehe jetzt nicht weiter. Wenn dich meine Bitten nicht rühren, so höre die Geschichte meines Unglücks. — Du wirst mir kein Grund den Dolch in die Hände zwingen, du wirst — Lagert euch hier auf den Boden, und hört mir aufmerksam zu!

Moor. Ich will sie hören.

Kosinsky. Wisset also, ich bin ein böhmischer Edelmann, und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines ansehnlichen Rittergutes. Die Gegend war paradiesisch — denn sie enthielt einen Engel — ein Mädchen, geschmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend, und deutsch wie das Licht des Himmels. Doch, wem sag' ich das? Es schallt an euren Ohren verloren — ihr habt niemals geliebt, seyd niemals geliebt worden —

Schweizer. Sachte, sachte! unser Hauptmann wird feuerroth.

Moor. Hör' auf: ich will's ein andermal hören — morgen, nächstens, oder — wenn ich Blut gesehen habe.

Kosinsky. Blut, Blut — höre nur weiter! Blut, sag' ich dir, wird deine ganze Seele füllen. Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutsche — aber ihr Anblick schmolzige die Vornehmsten des Adels hinweg. Mit der sonderbarsten Beispielsweisheit nahm sie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen sollte ich meine Amalia vor den Altar führen.

Moor (steht schnell auf).

Kosinsky. Mitten im Taumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüstungen zur Vermählung — werde ich durch einen Expressen nach Hofe zitirt. Ich stelle mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geschrieben haben sollte, voll verrätherischen Inhalts. Ich erröthete über der Bosheit — man nahm mir den Degen ab, warf mich ins Gefängniß, alle meine Sinnen waren hinweg.

Schweizer. Und unterdessen — nur weiter! ich rieche den Braten schon.

Kosinsky. Hier lag ich einen Monat lang, und wußte nicht, wie mir geschah. Mir bangte für meine Amalia, die meines Schicksals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erscheint der erste Minister bei Hofe, wünscht mir zur Entdeckung meiner Unschuld Glück mit zudringlichen Worten, küßt mir den Brief der Freiheit vor, und giebt mir meinen Degen wieder. Jetzt im Triumphe nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen. — Sie war verschwunden. In der Mitternacht sey sie weggebracht worden, wußte Niemand, wohin? und seitdem mit keinem Auge mehr gesehen. Hui! stieg mir's auf, wie der Blitz, ich fliege nach der Stadt, stürme am Hof — alle Augen wurgelten auf mir. Niemand wollte Bescheid geben — endlich entdeckte ich sie durch ein verrostetes Gitter im Pallast — sie warf mir ein Billetchen zu.

Schweizer. Hab' ich's nicht gesagt?

Kosinsky. Hölle, Tod und Teufel! da stand's! man hatte ihr die Wahl gelassen, ob sie mich lieber sterben sehen, oder die Maitresse des Fürsten werden wollte. Im Kampf zwischen Ehre und Liebe entschied sie für das Zweite, und (lachend) ich war gerettet.

Schweizer. Was thatst du da?

Kosinsky. Da stand ich, wie von tausend Donnern getroffen! — Blut! war mein erster Gedanke, Blut! mein letzter. Schaum auf dem Munde, wenn' ich nach Hause, wühle mir einen dreifüßigen Degen, und damit in aller Hast in des Ministers Haus, denn nur er — er nur war der höllische Kuppler gewesen. Man muß mich von der Gasse gemerkt haben, denn wie ich hinauf trete, waren alle Zimmer verschlossen. Ich suche, ich frage: Er sey zum Fürsten gefahren, war die Antwort. Ich mache mich geradewegs dahin, man wollte nichts von ihm wissen. Ich gehe zurück, sprenge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da sprangen fünf bis sechs Bediente aus dem Hinterhalte, und entwanden mir den Degen.

Schweizer (dampft auf den Boden). Und er kriegte nichts, und du zogst leer ab!

Kosinsky. Ich ward erariffen, angeklagt, peinlich prozessirt, infam — merkt's euch! — aus personeller Gnade infam aus den Gnaden gesagt, meine Güter fielen als Präsent dem Minister zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tigers, verscheißt und vertrauert ihr Leben, während daß meine Rache saßen, und sich unter das Joch des Despotismus krümmen muß.

Schweizer (aufsiedend, seinen Degen wegend). Das ist Wasser auf unsere Mühle, Hauptmann! Da gibt's was anzuzünden!

Moor (der bisher in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, springt rasch auf, zu den Räubern). Ich muß sie sehen — Auf! rasch zusammen — du Virgil, Kosinsky — packt eilig zusammen!

Die Räuber. Wohin? was?

Moor. Wohin? wer fragt wohin? (Bestürzt zu Schweizern). Verräther, du willst mich zurückhalten! Aber bei der Hoffnung des Himmels! —

Schweizer. Verräther ich? — Geh' in die Hölle, ich folge dir!

Moor (fällt ihm um den Hals). Bruderherz! du folgst mir — Sie weint, sie weint, sie verzeihet ihr Leben. Auf! burtig! alle! nach Franken! In acht Tagen müssen wir dort seyn.

(Sie gehen ab).

Vierter Akt.

Erste Scene.

Ländliche Gegend um das Moorische Schloß.

Räuber Moor. Kosinsky,
in der Ferne.

Moor. Geh voran, und melde mich. Du weißt doch was Alles, was du sprechen mußt?

Kosinsky. Ihr seyd der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich euer Reitknecht — Sorgt nicht, ich will meine Rolle schon spielen, lebt wohl! (Ab).

Moor. Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! (Er küßt die Erde). Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüßt! — wie so köstlich webet die Luft von meiner Heimath-Gebirgen! wie strömt balsamische Wonne aus euch, dem armen Flüchtling entgegen! — Thuiskon! biedere teutsche Welt! Halt ein, Moor! kein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel.

(Er kommt näher). Sieh da, auch die Schwalbennester im Schloßhof — und das Gartenthürchen! — und diese Ecke am Zaun, wo du so oft den Zaun-er belauschtest und neckest — und dort unten das Wörterthal, wo du der Heide Nercander deine Maedchenliebe in's Treffen bei Arbela führtest, und neben dran der graußte Hügel, von welchem du den persischen Sarrapen niederwarfst — und deine fliegende Fahne flatterte hoch! (Er schaut). Die geliebten Maienjahre der Knabenzeit stehen wieder auf in der Seele des Flüchtlings — da warst du so glücklich, warst so ganz, so vollendet heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner

Entwürfe! Hier ſollteſt du wandeln derinn, ein großer, ſtattlicher, geprieſener Mann — hier dein Knabenleben in Amalia's blühenden Kindern zum Zweitenmale leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böſe Feind ſchmeißt dich! (Er ſtürzt auf). Warum bin ich dieſer gekommen? daß mir's ginge, wie dem Gefangenen, den der Kerkermeiſter Eiſenring aus Träumen der Freiheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hat das Licht vergeſſen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihn wie ein Blitz in die Nacht, der ſie finſterer zurücklaßt — Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! einſt ſahe ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glückliches Knabe — jetzt ſahe ihr den Mann, und er war in Verzweiflung. (Er renne ſich ſchnell nach dem linkeren Ende der Bogend, allein er plötzlich ſtille ſteht und nach dem Schloß mit Verwunth herüberſieht). Sie nicht ſehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer getrennt zwiſchen mir und Amalia — Nein! ſehen muß ich ſie — muß ich ihn — es ſoll mich zermalmen! (Er reißt um). Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, ſchwarzes, rauchendes Blut! weg, hohler, grauſer, zuckender Todesblick! Nur dieſe Stunde laß mich frei — Amalia! Vater! dein Karl naht! (Er geht ſchnell auf das Schloß zu). — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in ſchrecklichen Träumen! nur vergiſſt mir dieſe einzige Wolluſt nicht! (Er ſetzt an der Pforte). Wie wird mir? was iſt das, Moor? Sey ein Mann! — — Todesſchauer — — Schreckensahnung — —

(Er geht hinein).

Zweite Scene.

Gallerie im Schloß.

Räuber Moor. Amalia (treten auf).

Amalia. Und getrauten Sie ſich wohl, ſein Bildniß unter dieſen Gemälden zu erkennen?

Moor. O ganz gewiß. Sein Bild war immer lebendig in mir. (An den Gemälden herumgehend). Dieſer iſt's nicht.

Amalia. Errathen! — Er war der Stammvater des grämlichen Hauſes, und erbiſtet den Arm vom Barbarroſſa, dem er wider die Sarazäner diente.

Moor (immer an den Gemälden). Dieſer iſt's auch nicht — auch der nicht — auch nicht jener dort — er iſt nicht unter ihnen.

Amalia. Wie, ſehen Sie doch beſſer! ich dächte, Sie kennten ihn —

Moor. Ich kenne meinen Vater nicht beſſer! Ihm fehlt der ſanftmüthige Zug um den Mund, der ihn aus Tauſenden kenntlich macht — er iſt's nicht.

Amalia. Ich erſtaune. Wie? Achtzehn Jahre nicht mehr geſehen, und noch —

Moor (ſchnell mit einer fliegenden Röthe). Dieſer iſt's! (Er ſteht wie vom Blitz gerührt).

Amalia. Ein vortrefflicher Mann!

Moor (in ſeinen Anblick verſunken). Vater, Vater! vergieb mir! — Ja ein vortrefflicher Mann! — (Er wirft ſich die Augen). Ein ehrlicher Mann! —

Amalia. Sie ſcheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

Moor. O ein vortrefflicher Mann — und er ſollte dahin ſeyn.

Amalia. Dahin! wie unſere beſten Freuden dahin geh'n — (ſanft ſeine Hand ergreifend). Lieber Herr Graf, es reißt keine Seligkeit unter dem Monde.

Moor. Sehr wahr, ſehr weiſe — und ſollten Sie ſchon dieſe traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drei und zwanzig Jahr alt ſeyn.

Amalia. Und habe ſie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu ſterben. Wir intereſſiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

Moor. Sie verlieren ſchon etwas?

Amalia. Nichts. Alles! Alles! — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

Moor. So eilig? was iſt dieß Bild rechter Hand dort? mich dünkt, es iſt eine unglückliche Phyſiognomie.

Amalia. Dieß Bild linker Hand iſt der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — Kommen Sie, kommen Sie!

Moor. Aber dieß Bild rechter Hand?

Amalia. Sie wollen nicht in den Garten geh'n?

Moor. Aber dieß Bild rechter Hand? — Du meinſt, Amalia?

Amalia (ſchnell ab).

Moor.

Sie liebt mich, ſie liebt mich! — Ihr ganzes Weſen fing an, ſich zu empören, verrätheriſch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdienteſt du um ſie! Stieß ich nicht hier wie ein Geſchmeiß vor dem tödtlichen Block? Iſt das der Sophe, wo ich an ihrem Halſe in Wonne ſchwamm? Sind das die väterlichen Züge? (Ergreifen von Antlitz ſeines Vaters). Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schreckniſſe Gottes — Ich, ich hab' ihn getödtet! (Er rennt davon).

Franz von Moor (in tiefen Gedanken).

Weg mit dieſem Bild! weg, feige Memme! Was zagſt du, und vor wem? Iſt mir's nicht die wenigen Stunden, die der Graf in dieſen Mauern wandelt, als ſchlich immer ein Spion der Hölle meinen Fersen nach — Ja ſoll' ihn kennen! Es iſt ſo was Großes und Oſtafebenes in ſeinen vollen ſonnenverbrannten Geſicht, das mich heben macht — Mich Amalia iſt nicht gleichgültig gegen ihn! Läßt ſie nicht ſo gierig ſchmachtende Blicke auf dem Kerl herumtreiben, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo geizig thut? Sah' ich's nicht, wie ſie ein paar diebiſche Thränen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken ſo haſtig in ſich ſtürzte, als wenn er das Glas mit hineinſaufen wollte. Ja, das ſah' ich, durch den Spiegel ſah' ich's, mit dieſen meinen Augen. Hella, Frau! ſieh dich vor! dahinter ſteckt irgend ein verderbenſchwangeres Ungeheuer!

(Er ſetzt ſich ſinnend dem Porträt Karls gegenüber) Sein langer Gänſehals — ſeine ſchwarzen feuerverſprühenden Augen, hm! hm! — ſein finſteres überhangendes dufteiges Augenbraun. (Plötzlich zuſammenfahrend). — Schadenfrohe Hölle! jagſt du mir dieſe Ahnung ein? Es iſt Karl! ja, jetzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er iſt's! trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — Tod und Verdammnis! lauf und ab mit heftigen Schritten). Hab' ich darum meine Nächte verpraßt, — darum Felſen hinweggeräumt, und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Inſtinkte der Menſchheit erbeſſiſt worden, daß mir zuletzt dieſer unſiete Landſtreicher durch meine künſtlichſten Wirbel ſchlüpfe — Sachte! Nur ſachte! Es iſt nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch oben hin ſchon bis an die Thoren in Tooſahnen gewatet, daß es Unſinn wäre, zurückzuſchwimmen, wenn

das Ufer schon so weit hinten liegt — An's Umkehren ist doch nicht mehr zu gedenken — die Gnade selbst würde an den Bettelstab gebracht, und die unendliche Erbarmung bankerott werden, wenn sie für meine Schulden all gut sagen wollte — Also verwirrts wie ein Mann — (Er schellt). — Er versammle sich zu dem Geiste seines Vaters und komme! der Todten spare ich. — Daniel! he, Daniel! — Was gilt's, den beten sie auch schon gegen mich aufzuwiegeln! Er steht so geheimnißvoll.

Daniel (kommt).

Daniel. Was steht zu Befehl, mein Gebieter?

Franz. Nichts. Fort, fülle diesen Becher Wein, aber dattig! (Daniel ab). Wart, Alter! dich will ich fangen, in's Auge will ich dich fassen, so starr, daß dein getroffenes Gewissen durch die Larve erblassen soll! Er soll sterben! — Der ist ein Stümper, der sein Werk nur auf die Hälfte bringt, und dann weggeht, und müßig zusieht, wie es weiter damit werden wird.

Daniel (mit Wein).

Franz. Stell' ihn hieher! Sieh' mir fest in's Auge! Wie deine Knie schlottern! Wie du zitterst! Gestehe, Alter! Was hast du getan?

Daniel. Nichts, gnädiger Herr, so wahr Gott lebt, und meine arme Seele!

Franz. Trink' diesen Wein aus! — Was? Du zauderst? — Heraus! schnell! Was hast du in den Wein geworfen?

Daniel. Hilf Gott! Was? Ich in den Wein?

Franz. Gift hast du in den Wein geworfen! Bist du nicht bleich wie Sünder? Gestehe, gestehe! Wer hat dir's gegeben? Nicht wahr! der Graf, der Graf hat dir's gegeben?

Daniel. Der Graf? Jesus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben?

Franz (greift ihn hart an). Ich will dich würgen, daß du klar wirst, eisgrauer Lügner du! Nichts? Und was flecktet ihr denn so beisammen? Er und du und Amalia? Und was flüstertet ihr immer zusammen? Heraus damit! Was für Geheimnisse, was für Geheimnisse hat er dir anvertraut?

Daniel. Das weiß der allwissende Gott; er hat mir keine Geheimnisse anvertraut.

Franz. Willst du es läugnen? Was für Karaten hast ihr ausgeheckt, mich auf dem Wege zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdrosseln? Mir beim Barbieren die Gurgel abzuschneiden? Mich im Wein oder in Chokolade zu vergeben? Heraus, heraus! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben? Heraus damit! ich weiß Alles.

Daniel. So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin, wie ich euch jetzt nichts anders sage, als die reine lautere Wahrheit.

Franz. Diesmal will ich dir vergeben. Aber gelt, er steckte dir gewiß Geld in deinen Beutel? Er belohnte dir die Hand stärker als der Brauch ist? so obgedrückt, wie man sie seinen alten Bekannten zu belohnen pflegt?

Daniel. Niemals, mein Gebieter.

Franz. Er sagte dir, zum Exempel, daß er dich etwas schon kenne? — daß du ihn fast kennen sollteſt? daß die einmal die Decke von den Augen fallen würde — daß — was? Davon sollt er dir niemals gesagt haben?

Daniel. Nicht das Mindeste.

Franz. Daß gewisse Umstände ihn adhörten — daß man oft Masken vornen wünscht, um seinen Feinden zuzujauchzen — daß er sich rächen wolle, aufs Grimmigste rächen wolle?

Daniel. Nicht einen Laut von diesem allem.

Franz. Was? gar nichts? Besinne dich recht. — Daß er den alten Herrn sehr genau — besonders genau gekannt, daß er ihn liebe — ungemein liebe — wie ein Sohn liebe —

Daniel. Etwas dergleichen erinnere ich mich von ihm gehört zu haben.

Franz (bleich). Hat er, hat er wirklich? Wie, so laß mich doch hören? Er sagte, er sey mein Bruder!

Daniel (betroffen). Was, mein Gebieter? — Nein, das sagte er nicht. Aber wie ihn das Fräulein in der Gallerie herumführte, ich putzte eben den Staub von den Rahmen der Gemälde ab, fand er bei dem Portrait des seligen Herrn plötzlich stille, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin, und sagte: ein vortrefflicher Mann! Ja ein vortrefflicher Mann, gab er zur Antwort, indem er sich die Augen wischte.

Franz. Höre, Daniel! Du weißt, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich gewesen, ich habe dir Nahrung und Kleider gegeben, und dein schwaches Alter in allen Geschäften geschont —

Daniel. Dafür lehn' euch der liebe Herr Gott! und ich hab' euch immer redlich gedient.

Franz. Das weiß' ich eben sagen. Du hast mir in deinem Leben noch keine Widerrede gegeben, denn du weißt gar zu wohl, daß du mir Gehorsam schuldig bist in allem, was ich dich heiße.

Daniel. In Allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewissen geht.

Franz. Possen, Possen! Schämst du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weihnacht-Mährchen zu glauben! Geh, Daniel! das war ein dummer Gedank. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewissen strafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewissen giebt.

Daniel (schlägt die Hände zusammen). Barmherziger Himmel!

Franz. Bei deinem Gehorsam! Verstehst du das Wort auch? Bei deinem Gehorsam besteh ich dir, morgen darf der Graf nicht mehr unter den Lebendigen wandeln.

Daniel. Hilf, heiliger Gott! Weswegen?

Franz. Bei deinem blinden Gehorsam! — und an dich werd' ich mich halten.

Daniel. An mich! Hilf, selige Mutter Gottes! An mich? Was hab' ich alter Mann dann Böses getan?

Franz. Höre ist nicht lange Besinnzeit, dein Schicksal steht in meiner Hand. Willst du dein Leben im tiefsten meiner Thürme vollends aufschmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigenen Knochen abzunagen, und der brennende Durst, dein eignes Wasser wieder zu saufen? — Oder willst du lieber dein Brod essen im Frieden, und Ruhe haben in deinem Alter?

Daniel. Was Herr? Fried' und Ruhe im Alter? und ein Todtschläger?

Franz. Antwort auf meine Frage!

Daniel. Meine grauen Haare, meine grauen Haare!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Nein! — Gott erbarme sich meiner!

Franz (im Begriff zu gehen). Gut, du sollst's nöthig haben. (Daniel hält ihn auf und fällt vor ihm nieder).

Daniel. Erbarmen, Herr! Erbarmen!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Gnädiger Herr! ich bin bereits neun und siebenzig Jahre alt! und hab' Vater und Mutter geehrt, und Niemand meines Nächsten und des Herrn Werth im Leben verkürzelt, und hab' an meinem Glauben gehalten, treu und redlich, und hab' in eurem Hause gedient vier und vierzig Jahre, und erwarte jetzt ein ruhig seliges Ende, ach Herr, Herr! (zuviel irre Rede! heilig) und ihr wollt mir den letzten Trost rauben im Sterben, daß der Mann des Gewissens mich um mein letztes Gebet bringe, daß ich ein Greuel vor Gott und Menschen sollasen gehen soll. Nein, nein, mein liebster bester, liebster gnädiger Herr, das will ihr nicht, das könnt ihr nicht wollen von einem ein und siebenzigjährigen Manne.

Franz. Ja oder Nein! was soll das Geklapper?

Daniel. Ich will euch von nun an noch eifriger dienen, will meine hörnen Sehnen in eurem Dienst wie ein Taglöhner abarbeiten, will früher aufstehen, will später mich niederlegen — ach, und will euch einschließen in mein Abend- und Morgengebet, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

Franz. Gebet sein ist besser, denn Opfer. Hast du je gebetet, daß sich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollstrecken sollte?

Daniel. Ach ja wohl! aber eine Unschuld erwürgen — einen —

Franz. Bin ich ihr etwas Rechenschaft schuldig? Darf das Beil den Henker fragen, warum dahin und nicht herüber? — Aber sieh, wie langmüthig ich bin — ich biete dir eine Belohnung für das, was du mir unbilligest.

Daniel. Aber ich bestte, ein Christ bleiben zu dürfen, da ich euch huldige.

Franz. Keine Widerrede! Sieh', ich gebe dir einen ganzen Tag noch Bedenkzeit! Ueberlege es nochmals. Glück und Unglück — dreyt du, verstehst du? das höchste Glück, und das äußerste Unglück! Ich will Wunder thun im Peinigen.

Daniel (nach einigen Nachdenken). Ich will's thun, morgen will ich's thun. (Ab).

Franz.

Die Versöhnung ist stark, und der war wohl nicht zum Märtyrer seines Glaubens geboren — Wohl bekomm's dem. Herr Graf! Allem Ansehen nach werden Sie morgen Abend ihr Henker-Mahl halten! Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der ist ein Narr, der weder seine Vernunft denkt. Der Vater, der vielleicht eine Beutelle Wein weiter getrunken hat, kommt der Kinel an — und darauf wird ein Mensch, und der Mensch war gewiß das Letzte, worau bei der ganzen Herkules-Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich einen andern Kinel an — und daran verspürt ein Mensch, und gewiß ist hier mehr Verstand und Absichten, als bei seinem Entstehen war — Ist die Geburt des Menschen das Werk einer vielfachen Anwendung, eines Ohngefährs, wer sollte wegen der Vereinigung seiner Geburt sich einkommen lassen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Verstand sey die Thorheit unserer Ammen und Wärterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Märchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwiderrufliche Schauder die Glieder des Mannes noch in seiner Angst zittern, unsere tändste Entschließenheit sperren, unsere erwachende Vernunft an Ketten abergläubischer Zinsternis legen — Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergab einen Mann mehr zu machen — die Todesfurcht ist nicht unterbunden worden — und die ganze Schattenspielerei ist verschwunden. Es war etwas und wird nichts — Heißt es nicht eben so viel, als: es war nichts und wird nichts? und um nichts wird kein Wort mehr gewechselt — der Mensch entsteht aus Moraß, und wartet eine Weile im Moraß, und macht Moraß, und fährt wieder zusammen in Moraß. Bis er zuletzt an den Schauplatzen seines literarischen unnützig aufteilt. Das ist das Ende vom Lied — der merkwürdige Zirkel der menschlichen Bestimmung, und somit — glückliche Reise, Herr Bruder! Die unfruchtbare pedantische Moralität von einem Gewissen mag ruhiger Weiser und Bettelein sagen und alle Wunderer auf dem Todesbette sollten — bei mir wird er nimmermehr Andrang bekommen. (Er geht ab).

Dritte Scene.

Anderes Zimmer im Schloß.

Räuber Moor (von der einen Seite), **Daniel** (von der andern).

Moor (hastig). Wo ist das Fräulein?

Daniel. Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Manne, euch um etwas zu bitten.

Moor. Es ist ihr gewährt, was wünscht du?

Daniel. Nicht viel, und Alles, so wenig und doch so viel — laßt mich eure Hand küssen!

Moor. Das heißt zu nicht, guter Alter! (streckt ihm seine Hand) den ich Vater nennen möchte.

Daniel. Eure Hand, eure Hand! ich bitte euch.

Moor. Du sollst nicht.

Daniel. Ich muß! (Er greift zu, betrachtet sie schnell und fällt vor ihm nieder). Lieber, bester Karl!

Moor (erschrickt, sieht ab, ernst). Freund, was sagst du? Ich verstehe dich nicht.

Daniel. Ja, läugnet es nur, verstellt euch! Sodom, sodom! Ihr seid immer mein bester, gütigster Junker — Lieber Gott, daß ich alter Mann noch die Freude — dummer Thörel ich, daß ich euch nicht gleich — es ist unnatürlicher Vater! Sie sind ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr ist unterm Boden, und da sind ihr ja wieder — was für ein blinder Eifer ich doch war (sich vor den Kopf schlagend), daß ich euch nicht im ersten Hui — Es ist mein! Wer hätte sich das träumen lassen! — Nun wohl ist mit Thränen betete. — Jesus Christus! Da steht er ja leibhaftig wieder in der alten Tracht!

Moor. Was ist das für eine Sprache? Sind ihr vom bösen Fieber aufgesprungen, oder wollt ihr eine Komödiantenrolle an mir probiren.

Daniel. Es sind beide, sind beide! Das ist nicht fein, einen alten Knecht so zum Besten haben — Diese Narbe! He, weißt ihr noch? — Großer Gott! Was ihr mir an für einer Angst einjagtet — ich dacht' euch immer so fürs Gebet, und was hatte da für Zerzeleid hätter anrichten können — ihr saßet mir im Schoos, — weißt ihr noch? — Dort in der runden Stube — Gelt, Vogel, das hast ihr freilich vergessen — auch den Kuckuck, den ihr so gern hörtet? — heute drei! der Kuckuck ist erschlagen, in Grunde, boden geschlagen — die alte Saiet hat ihn verwundet, wie sie die Stube segte — ja freilich, und da saßet ihr mir im Schoos, und riefet heute! und ich lief fort, euch den Heiter-Baut zu holen — Jesus Gott! wann um mußt ihr alter Esel auch fortlaufen? — und wie

mir's fleischigreiß über den Backel lief — wie ich das Zeug erzeschiert über denanken im Ochsen, spring' herum, und da lief das beste Blut, und sagte am Boden, und hatte — heilige Mutter Gottes! War mir's nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Wasser übern Nacken spritzte — aber so grau's, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Großer Gott, wenn's in's Auge gegangen wäre — Was'd dazu noch die rechte Hand. Mein Lebens-Tag, sagt' ich, soll mir kein Kind mehr ein Messer oder eine Scheere oder so was Spitzigs, sagt' ich, in die Hand kriegen, sagt' ich. — war zum Glück noch Herr und Frau verreist — ja ja, das soll mir mein Tag bei Leibe eine Warnung sein, sagt' ich — Jemini, Jemini! ich hätte vom Dienst sonnen thanen, ich hätte, Gott der Herr vergeb's euch, gottloses Kind — aber gottlos! es hatte glücklich, das auf die wahre Karte.

Moor. Ich begreife kein Wort von Allem, was du sagst.

Daniel. Ja gelt, gelt? Das war noch eine Zeit! Wie manches Juckerzeug, oder Bildnis oder Matronc ich euch dab' angeschoben, dab' euch immer am gemalten gebaut, und weiß der Teufel, was ihr mir brunten sagtet im Stall, wie ich euch auf den alten Herrn seinen Sauerkrauts setzte, und euch auf der großen Wiese tirk herumjagen? Daniel, sagtet ihr, laß mich nur einen großen Mann werden. Daniel, so selig bin mein Herzvalter sein, und mit mir in der Kutsche fahren, ja, sagt' ich, und lamit, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, und ihr euch einst alten Mannes nicht schämen werdet, sagt' ich, so will ich euch bitten, wir das Häuschen brunten im Dorfe zu räumen, das schon eine ganz Weh' her steht, und da wollt' ich mir ein Eimer zwanzig Wein einlegen, und wirthschaften in meinem alten Laden. — Ja, Lader nur! Lader nur! Gelt, junger Herr, das hast ihr mir aufgeschwatzt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man so fremd, so vornehm — o ihr seid doch mein goldiger Junker — freilich bald ein Bischen locker gewesen — nehmt mirs nicht übel! — Was's eben das junge Fleisch meistens ist — am Ende kann noch Alles gut werden.

Moor (Mit dem Fuß nach ihm tritt). Ja, Daniel, ich will's nicht mehr vergessen! Ja ich bin Karl, dein verlorner Karl! Was macht meine Amalia?

Daniel (Sagt es zu sonnen). Daß ich alter Sünder noch die Freude haben soll, — und der Herr selig weinte umsonst! — Ne, ab, weißer Sacchel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meister lebt, ihn haben meine Augen gesehen.

Moor. Und will halten, was er versprochen hat. — Nimm das, ehrlicher Grautopf für den Schweißfuß im Stalle. (Drückt ihm einen schweren Beutel auf) nicht vergessen sah ich den alten Mann.

Daniel. Wir, was treibt ihr? Junker! Ihr habt euch verrathen.

Moor. Nicht vergessen, Daniel! (Daniel will widerstehen). Sieh auf, sagt mir, was macht meine Amalia?

Daniel. Gottes Leben! Gottes Leben! Ey Herr Jerum! Eure Amalia, ob die wird's nicht schon leben, die wird sterben vor Freude!

Moor (heftig). Sie vergaß mich nicht?

Daniel. Vergessen? Wie schwatzt ihr wieder? Euch vergessen? — da hätten ihr sollen dabei sein, hätte's sollen mit ansehen, wie sie sich geberdete, als die Zeitung kam, ihr wär't gestorben, die der gnädige Herr ausstorben ließ —

Moor. Was sagst du? mein Bruder —

Daniel. Ja, euer Bruder, der gnädige Herr, euer Bruder — ich will euch ein andermal mehr davon erzählen, wenn's Zeit dazu ist — und wie sonder sie ihn abtappte, wenn er ihr alle Tage, die Gott schickt, seinen Antrag machte, und sie zur anadigen Frau machen wollte. O ich muß hin, muß hin, ihr sagen, ihr die Botschaft bringen (will fort).

Moor. Halt, halt! sie darf's nicht wissen, darf's Niemand wissen, auch mein Bruder nicht.

Daniel. Euer Bruder? Nein, beileibe nicht, er darf's nicht wissen! Er ist nicht! — Wenn er nicht schon weiter weiß, als er wissen darf — Ey, ich sage euch, es sind gottlose Menschen, gottlose Brüder, gottlose Herren — aber ich möchte um alles Gold mein Herrn wissen sein gottloser Knecht sein — der gnädige Herr hielt euch todt.

Moor. Hum! Was brummst du da?

Daniel (leiser). Und wenn man freilich so umarbeiten anfangen — euer Bruder war der Herrn selig einziger Erbe —

Moor. Alter! — Was murmelst du da zwischen den Zähnen, als wenn irgend ein Unglück von Gewissmuß auf seiner Zunge schwebte, das mehr aus wollte, und doch heraus sollte? Rede deutlicher!

Daniel. Aber ich will lieber meine alte Knochen ausnagen vor Hunger, lieber vor Durst mein eigenes Wasser saufen, als Geheimen die Lippe verrinnen mit einem Todtschlag. (Ab).

Moor (aufspringend und schrecklich lachend).

Betrogen, betrogen! da führt es über meine Seele wie der Blitz! — Spitzbübische Künste! Himmel und Hölle! Nicht du, Vater! Spitzbübische Künste! Mörder, Mörder durch spitzbübische Künste! Anarchie und Ihm! verfälscht, unterdrückt meine Briefe — von Liebe sein Herz, — ob ihn Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe sein Vater Herz — ob Scheinheil, Scheinheil! Er hätte mir einen Judas geheißt — es hätte mir eine Thräne gekostet — ob ich bitter, bitter, bitter Thor — (unter die Haare greifend). Ja hätte gläubisch sein können — ob Bösewicht, bösewichtsvergeltern. (Er läuft wüthend auf und nieder). Mörder, Räuber durch spitzbübische Künste — er grollte nicht einmal. Meiner ein Gedanke von Flucht in seinem Herzen — Ob Bösewicht! unbegreiflicher, fabelhafter, unbegreiflicher Bösewicht!

Kosinsky (kommt).

Kosinsky. Nun, Hauptmann, wo steckt du? Was ist's? Du wirst noch länger hier bleiben, merk' ich?

Moor. Auf! Satte die Pferde! Wir müssen vor Sonnenuntergang noch über den Grenzen sein!

Kosinsky. Du spaßest.

Moor (heftig). Hurtig, hurtig! Zauder nicht lange, laß alles! und daß kein Auge dich gewahr wird. (Kosinsky ab).

Moor.

Ich flehe euch hohen Mauern. Der geringste Verzug könnte mich wahnsinnig machen, und er ist meines Vaters Sohn — Bruder. Bruder! du hast mich zum Elendesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht verbrecherlich gehandelt — Ernte die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart soll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber gewiß, es war nicht verbrecherlich gehandelt. Hinderniß verschieße für auf ewig, und der Tod rühre sie nicht auf.

Kosinsky.

Kosinsky. Die Pferde frey'n gesattelt, ihr stunt aufsitzen, wenn ihr wollt.

Moor. Pferde! Pferde! Warum so eilig? Soll sie nicht mehr leben?

Kosinsky. Ja zäume gleich wieder ab, wenn ihr's haben wollt, ihr presst mich ja über Hals und Kopf reiten.

Moor. Noch einmal! ein Todeswink noch! ich und den Gottesurtheil dieser Seligkeit vollends aufschlürfen, und dann — hall Kosinsky! Zehn Minuten noch — hinten am Schlosshof, und wir sprengen davon!

Vierte Scene.

Im Garten.

Amalia.

Du weinst, Amalia? — und bei Gruab er mit einer Stimme! mit einer Stimme — wie wär's, als ob die Natur sich verjüngte — die grossen Lenze der Liebe dämmerten auf aus der Stimme! Die Nachtigall schlug wie damals — die Blumen dufteten wie damals — und ich lag wonnetrunken an seinem Hals — Ha falsches, treuloses Herz! Wie du deinen Meineid beschönigen wüsst! Nein, nein, weg aus meiner Seele, du Frevel-Bild! — ich habe meinen Eid nicht gebrochen, du Einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verräterischen göttlichen Wünsche! im Herzen. Wo Karl herrscht, darf kein Erzengel wüten — Aber warum, meine Seele, so immer, so wider Willen nach diesem Fremdling? Hängt er sich nicht so heut an das Bild meines Einzigen? Ist er nicht der ewige Begleiter meines Einzigen? Du weinst, Amalia? — Ha, ich will ihn fliehen! — fliehen! — Nimmer sehen soll mein Auge diesen Fremdling!

Räuber Moor (kömmt die Gartenhecke).

Amalia (sieht jemanden). Herr! herr! herr! Mörder die Thür nieder! (Sie rennt Karln gewaltig und springt auf). Er! — mein! — was? — da hat mich's angezaubert. Das ich nicht fliehen kann — Verlass mich nicht. Gott im Himmel! — Nein, du sollst mir meinen Karl nicht entreissen! Meine Seele hat nicht Raum für zwei Gottheiten, und ich bin ein sterbliches Mädchen! (Sie nimmt Karls Bild heraus). Du, mein Karl, sey mein Schutz wider diesen Fremdling, den Liebesdieb! Du, dich anstarren, anzerwandt. — und weg alle aethereen Bilder noch diesem (sie sieht stumm — das Auge starr auf das Bild gerichtet).

Moor. Sie da, gnädiges Fräulein? — und traum ich? und eine Ubnine auf diesem Gemälde? — (Amalia wirft ihm seine Antwort). — Und wer ist der Glückliche, um den sich das Auge eines Engels verdüstert? darf auch ich diesen Verderblichen — (er will das Gemälde betrachten).

Amalia. Nein, ja, nein!

Moor (zurücktretend). Ha! — und verdient er diese Bevorzugung? verdient er? —

Amalia. Wenn Sie ihn gekannt hätten!

Moor. Ich würde ihn beneidet haben.

Amalia. Angebetet, wollen Sie sagen.

Moor. Ha!

Amalia. Oh, Sie hätten ihn so lieb gehabt — es war so viel, so viel in seinem Angesicht — in seinen Augen — im Ton seiner Stimme, das Ihnen so gleich kommt — das ich so liebe —

Moor (kehrt zur Erde).

Amalia. Hier, wo Sie stehen, stand er zum erstenmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß — hier durchbrette sein Auge die um ihn prangende Gegend — sie sahen den grossen bedeutenden Blick zu empfinden, und sich unter dem Wohlgefallen ihres Meisterstücks zu verschwören — hier stellt er mit dämonischer Macht die Hebren der Lüfte gefangen — hier an diesem Busch pflückte er Rosen, und pflückte die Rosen für mich. — hier, hier lag er an meinem Halse, wannte sein Mund auf dem meinen, und die Blumen farben gern unter der Liebenden Fusstritt —

Moor. Er ist nicht mehr?

Amalia. Er segelt auf ungeheuren Meeren — Amalia's Liebe segelt mit ihm — er wandelt durch ungeheure sandige Wüsten — Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Gestrüppe blühen — der Mittag senkt sein entsiedtes Haupt, nordischer Sommer überstreut seine Locken zusammen, fürmischer Hagel regnet um sein Gesicht, und Amalia's Liebe wärmt ihn in Eisbergen — Meere und Berge und Hesperiens grossen des Liebenden — aber die Seelen verstehen sich und den flammenden Kreter, und treffen sich im Paradiese der Liebe — Sie schienen traurig, Herr Graf?

Moor. Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

Amalia (mild). Mag? Sie lieben eine Andre? — Weh mir, was hab' ich gesagt?

Moor. Sie glaubet mich todt, und blieb treu dem Todtgeglaubten — sie hörte wieder, lag todt, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weiß mich in Wüsten irren, und im Elend herumschwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüsten und Elend mir nach. Amalia heißt sie Amalia, wie Sie, gnädiges Fräulein.

Amalia. Wie beneid' ich Ihre Amalia!

Moor. O sie ist ein unglückliches Mädchen, ihre Liebe ist für einen, der verloren ist, und wird — ewig niemals belohnt.

Amalia. Nein, sie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine bessere Welt, wo die Traurigen sich freuen, und die Liebenden sich wieder erkennen?

Moor. Ja, eine Welt, wo die Seligen hingegangen, und die Liebe sich unendlich wiederfindet — Ewigkeit heißt ihr Name — meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, und Sie lieben?

Moor. Unglücklich, weil sie mich liebt! wie, wenn ich ein Todt-schlager wäre? wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte? Wehe meiner Amalia! Sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (tief aufathmend). Ha! wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger ist Inbegriff der Gottheit, und die Gottheit ist Huld und Erbarmen! Nicht eine Klage kommt er leiden sehen — Seine Seele ist so fern von einem niedrigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht ist.

Moor (kehrt sich schnell ab, in ein Gebüsch, bricht dann in die Gegend).

Amalia (singt und spielt auf der Laute).

Rühmt euch, Hektor, ewig mit entrissen,
Wo drei Heroiden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird tödtlig, seinen Achillem leidern
Sperre werden und die Götter ehren,
Wenn bewundert sich der Kontinent schlingt?

Moor (nimmt die Laute stillschweigend und spielt).

Theurer Bleib, geh, bei! die Todesbang! –
Laß – mich fort – zum wilden Kriegsgesang –

(Er wirft die Laute weg, und stürzt davon).

Fünfte Scene.

Nachgelegener Wald. Nacht. Ein altes verfallenes Schloß in der Ferne.

Die Räuberbande gelagert auf der Erde.

Die Räuber singen.

Gustern, morden, brennen, balgen,
Heißt bei uns der Zeit vertreiben.
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute lustig sein.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bei Sturm und Flut kutschieren wir,
Der Mond ist unser Sonne,
Werkzeug ist unser Mann,
Der's Protzigsten erwürgen kann.

Saus' laben wir bei Pfaffen ein,
Bei madern Pfäffern morgen,
Wird's heiser ist, da lassen wir sein
Den lieben Herrgott sorgen.

Und haben wir im Traubensaft
Die Gurgel aufgeweichet,
So machen wir uns Mut und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
Der in der Hölle braret.

Das Werkzeug geschlagen, Bürer,
Der bangen Mörer Klaggeyer,
Das Winseln der verlassnen Braut
Ist Schmaus für unsre Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter den Beile so zücken,
Unterirdisch wie Käfer, umflattern wie Mücken,
Das tapfre unsern Augenblern,
Das schmeichelnd unsern Ohren gern.

Und wenn mein Schlotterin kommen nun,
Der Henker soll es holen,
So haben wir bald andern Lohn,
Und schmieren unsre Sohlen,
Im Schlachten auf den Weg vom beißen Traubenblut
Und hurra tra da! geht's, als flögen wir davon!

Schweizer. Es wird Nacht, und der Hauptmann noch nicht da!

Razmann. Und versprach doch Sonntag oder Montag wieder bei uns einzutreffen.

Schweizer. Wenn ihm Leides geschehen wäre – Kameraden! wir zünden an und morden den Säugling.

Spiegelberg (nimmt Razmann beiseite). Auf ein Wort, Razmann.

Schwarz (zu Grimm). Wollen wir nicht Spion ausspielen?

Grimm. Laß du das! Er wird einen Zang thun, daß wir uns schämen müssen.

Schweizer. Du vermaledeiter dich, beim Henker! Er ging nicht von uns, wie einer, der einen Sack wegwerfen will, sondern wie einer, der einen Sack aufhebt. Hast du vergessen, was er gesagt hat, als er uns über die Haide führte? – „Wer nur eine Ader vom Aas sticht, das ist so gefahren, läßt seinen Kopf hier, so wahr ich Moor heiße." – Wir dürfen nicht rasonieren.

Razmann (tritt zu Spiegelberg). Wo will das hinaus – rede deutscher!

Spiegelberg. Pst! Pst! – Ich weiß nicht, was du oder ich für Begriffe von Freiheit haben, daß wir an einem Karren ziehen, wie Stiere, und dabei vollends vom Independency bestimmen – Es gefällt mir nicht.

Schweizer (zu Grimm). Was wohl dieser Windbeutel hier an der Kandel hat?

Razmann (tritt zu Spiegelberg). Du sprichst vom Hauptmann? –

Spiegelberg. Pst doch! Pst! – Er hat so seine Ohren unter uns herumlaufen – Hauptmann sagst du? wer hat ihm zum Hauptmann über uns gesetzt, oder hat er nicht diesen Titel usurpiert, der von Rechtswegen mein ist? Wie? liegen wir hier um unser Leben auf Diskretion – haben darum alle Mitgenossen des Spießlichs aus, daß wir am Ende noch von Glück sagen, die Leibeigenen eines Sklaven zu sein? – Leibeigene, da wir Fürsten sein könnten? – Bei Gott! Razmann – das hat mir niemals gefallen.

Schweizer (zu den Andern). Ja – du bist mir der rechte Heik. Fehlest mit Steinen breit zu schmeißen – stehen der Klang seiner Nase, wenn er sich schneuzt, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen –

Spiegelberg (zu Razmann). Ja – und Jahre seyen dicht' ich darauf: Es soll anders werden, Razmann – wenn du bist, wofür ich dich immer halte – Razmann! Man vermißt ihn – giebt ihn bald verloren – Razmann, mich dünkt, seine schwarze Stunde schlägt – wie? Nimt einmal weiter wirft du, da die die Glocke zur Freiheit läutet? Hast nicht einmal so viel Mark, einen tüchtigen Diebst zu verstehen?

Razmann. Ha, Satan! worin verstrickst du meine Seele?

Spiegelberg. Hat's gefangen? – Gut! so folge! Ich habe mir's gemerkt, wo er hinschleicht – Komm! Zwei Pistolen fehlen selten, und dann – so sind wir die ersten, die den Säugling exkrosten. (Er will ihn fortreißen).

Schweizer (hebt während sein Weib). Ha Bestie! Eben recht erinnerst du mich an die höllischen Mädchen! – Warst du nicht die Memme, die anbot zu schwören, als sie riefen: Der Feind kommt! Ich habe damals bei meiner Seele geschrien – Feige bin, Mordschlumberer! (Er stößt ihn weg).

Räuber (in Bewegung). Mordio! Mordio! – Schweizer – Spiegelberg – Reißt sie auseinander! –

Schweizer (wirft das Messer über ihn). Da! – und so krepir' du – Ruhig. Kameraden – Laßt euch den Betrug nicht unterstechen – Die Bestie ist dem Hauptmann immer giftig gewesen, und hat seine Narbe auf ihrer ganzen Haut – Neon einmal, geht euch zufrieden – ha! hören den Rasten – Von hinten der will er Männer zu Schanden schmeißen? Männer von hinten her! – Ist uns darum der helle Schweiß über die Backen gelaufen, daß wir auf der Weite stolzieren, wie elende Memmen? Haben wir uns darum unter Feuer und Rauch gerettet, daß wir zuletzt wie Ratten verrecken?

Grimm. Aber zum Teufel – Kamerad – was hatten ihr mit einander? – der Hauptmann wird rasend werden.

Schweizer. Dafür laß mich sorgen – Und du Henkersknecht, (zu Razmann) du wirst sein Heiferle besser, du! – Paß dich auf meinen Augen – der

Schwerin hat's auch so gemacht, aber dasse hängt er jetzt auch in der Schwemy, wo's ihm mein Hannemann prophezeyet hat — (Man klatscht.)

Schwarz (aufspringend). Horch! ein Pistolenschuß! (Man schießt weiter. Noch einer! Hurlo! Der Hannemann!

Grimm. Nur Geduld! Er muß jetzt leidentlich spielen. (Man hört noch einen Schuß).

Schwarz. Er ist's! — Ja's — Spitzbub, Schwerigst — laßt mich entwerfen!
(Er stürzt).

Moor. Fortsetzung (kommt auf).

Schweizer (kommt entgegen). Ey willkommen, mein Hannemann — Ja bin ein Bißchen verlaust geworden, seit du weg bist. (Er klopft sich an die Hosen). Ey du Klapper gutzichen mir auch hinten — von hinten hat er sich erwehren wollen.

Räuber (mit Verlegung). Wast Den Hannemann?

Moor (in den Bart brummt, leise wehig auf). O unvergeßlicher Finger der rachekühlenden Vorsicht! — Was? nicht bleiche, der mir das Sterbenslied tröstete? — Meine dich Messer der dunklen Vergeltung! — Das hast Du nicht gethan, Schweizer.

Schweizer. Bei Gott! ich hab's wahrlich gethan, und es ist beim Teufel nicht das Schlechteste, was ich in meinem Leben gethan habe. (Moor wendet sich).

Moor (niederdonnert). Ja verstehe — Leuter im Himmel — ich verstehe — die Bäcker haben von den Blumen — mein Herbst ist vorüber — Schaft mir Reifen und den Ungern! (Spiegelberg) Leute und Hannemann).

Grimm. Sieh und Donner, Hannemann — was stehen wir weiter drum?

Moor. Both — both ist Alles erfüllt — Gott mit meiner Laute — Ja hore mich tröst verlieren, seit ich dort war — Meine Laute sag' ich — Ja und mich verschlafen in meine Kraft — Verlebt mich!

Räuber. Es ist Mitternacht, Hannemann.

Moor. Den waren's nur die Thieren im Schauspielhaus — den Abendgang und ich hören, daß mein schlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht sagst Du?

Schwarz. Wort bald verderbt. Wir Bäri liegt der Schlaf in den Aug. Drei drei Tagen kein Aug zu.

Moor. Sinkt denn der hallunische Schlaf auch auf die Augen der Schelme? Warum stehst du mich? Ja ein nur ein Besser getroffen, oder ein Gleichen Kerl — Trag euch zusammen — Morgen am Tage gehen wir weiter.

Räuber. Gute N. M. Hannemann. (Sie wollen sich auf der Erde und schlafen ein).

Tiefe Stille.

Moor (nimmt die Laute und spielt).

Brutus.

Ein willkommen, heiliges Gefühl!
Nimm ihn hegen alter Römer auf!
Von Pollupt, wo sie Mordsucht hetzte,
Schneidet mein gramgefurchter Lauf.
Kassius, wo bist Du? — Rom erwarmet!
Empfindlichst mein brüderlichst Paar!
Meine Tochterin zu bei Todes Thoren!
Kaiser Nero hier Brutus warte!

Cäsar.

Nur, mit Schritten eines Riesenjägers,
Wandert Zeit zum Feierabend! —

Ha! wenn meine Augen mir nicht lügen,
Bist du einer Römer Gang. —
Überleben — von unserm treuen Rest?
Trauerst mich die Götterabgründen?
Ob gewinnet hat' ich um die Welt,
Daß sie nimmer einen Cäsar hat.

Brutus.

Ha! du mit der verwünschungswürdigen Miene!
Wer rief, Tetrar, dich auf? Dich?
Schneider rächendest ja bei Orkus Schlunde,
Frecher Verwe! Triumphirer nahe!
Und Pollupt's eisernen Mauer
Kannte der Herbst ingrat Hyänen;
Dem verschont' ihre Brutus Vater,
Brutus geht zu Mauer — Herauf in deine Zau!

Cäsar.

O ein Totenschall von Brutus Schwerte!
Sind du — Brutus — du!
Cäsar — ist war dein Vater — Cäsar — die Erde
Väter gestehen ihr als Erbe zu!
Geh — du bist der gehasst Römer warten,
Du in Brutus Brust dein Eisen trang.
Geh — und sprich! — ist dir zu gram Pfeilen;
Brutus ist der gehasst Römer warten,
Du in Brutus Brust dein Eisen trang.
Geh — in weite um, und an Brutus Gruuden
Mich auch kannte —
Schweizer Schelme, pack vom Lande!

Brutus.

Bauer! bau! — Im ganzen Commentar
Hab' ich Cäsar nur gelesen,
Der dem großen Glück gleicht!
Deiner Thaten und der Cäsar genannt.
Nur ein Cäsar wusste Rom verbreiten,
Nur mehr Brutus wusste Cäsar heißt;
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;
Geh du Unsterblich, ich muß unsterblich gehn.

(Er legt die Laute hin, geht tiefsinnend auf und nieder.)

Wer mir Wenge wäret — — es ist alles so starker — verwerene Lateinische — kein Vaterland — kein teutsches Gefühl — wenn's auch wäre mit seinem ersten Übergang — Aus, aus ein ganzes Meer verrauscht! — Aber weiche der heiße Hunger nach Gleichheitsgefühl! Weiche das Ideal einer unentweihten Vollkommenheit! Das Hinaufschauen unverdienter Plane! — wenn der armliche Druck darauf armseligen Druck (Er schaut nach Moor) den Kleiden dem Thoren — den Feigen dem Tapferen — den Elenden dem Starken glaubt machet! — Ich ist doch eine so göttliche Harmonie in der gleichmäßen Natur, warum sollte meiner Mitglang in der verschiedenen sein? — Nein! Nein! es ist etwas wahr, denn ich bin noch nicht glücklich geworden.

Staunt (er, ich werde zittern. Großer meiner Erwägung! ich werde nicht zittern. (Heftig gerührt). — Euer banges Sterbegewissen — euer schwarzer wärmer Geist — euer elementlich klafterndes Wunderung sind so eine Glieder einer ungeheuerlichen Kette bei Teufelsist, und hängen gierig an meinem Heiligenorden, an den Lumpen meiner Ahnen und Heimathen, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (Den Schwert gedrückt). Warum hat mein Peinlist einen Degen und mir gewacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Busche beutet?

Ich ins ist Nichts mit. Zeit und Ewigkeit — arbeitet an einander durch ein einzig Moment! — Grauser Gedanke! der bei Gelingung bei Tebend

immer mir spöttelte, und vor mir aufrichtete die Verdammniß der ewigen Nacht — sagt mir — o sagt mir — wohin — wohin wirft du mich führen? — Herrmann, wie unabgetrieben Land! — Furie, die Menschheit ergänzt unsere tiefsten Pole, die Spannkraft des Gottesarm läßt nach, und die Phantasie, der mutterwitzige Pfuscher, complett unserer Erschöpfung — Vielleicht fortdauernde Schauern vor — Nein! Nein! Ein Mann muß nicht stranchen — Gut wie du willst, nur menschlich Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu — Gut wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinüberwerbe — Anhängsage sind nur der Auftrieb des Mannes — Ja ein mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen einzelnen Weltbereich allein liefest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht, und die ewige Wüste meine Aufenthalt sind? — Ja wüßte dann die unerwandte Oede mit meinen Phantasien verbittern, und hätte die Ewigkeit zur Rache, das verwirrene Bild des allgemeinen Elends zu zerstückeln. — Oder weißt du mich darum immer neue Greuelen und immer neue Schauplätze des Elends von Stück zu Stück — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenseits gewoben sind, so leicht zerreißen, wie hienieden? — Du kannst mich zu nichts machen — Diese Freiheit kannst du mir nicht nehmen. (Er kehrt zu Pasen. Pöbisch schon er wieder). Und soll ich vor Furcht eines unsterblichen Lebens zittern? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich will's halten. (Er will zu Pasen gehn). Die Qual erfahren an meinem Ende? Ja will's verbinden.

(Er will immer fortgehen).

Herrmann (der hand den Wald durchet).

Horch! horch! gewaltig brüllt der Bär — wohl! saftig's drüben im Dorf — Wetz, wetz — das Bubenvolk schreit — in vier Minuten sind sie Tanzbeer. (Lacht an das Echo) und pudet). Komm herauf, Jammermann, Unmenschenherz! — Deine Majestät ist verrückt.

Moor (finster zurückkommend). Was soll das bedeuten?

Eine Stimme (aus dem Echo). Wer pocht da? Her! Bist du's, Herrmann, mein Rabe?

Herrmann. Bin's, Herrmann, dein Rabe, Eteig' herauf an's Gitter und ich. (Laut schreiend). Hörenterlich reißen deine Gefangenwerken, Bürger — Die schmeckt?

Die Stimme. Hungerte mich sehr. Habe Dank, Rabenfreund, für's Brot in der Wüste! — Und wie geht's meinem lieben Kinde, Herrmann?

Herrmann. Erste — Hexen — Gerüchte wie von Schauderdieben! Hörst du nicht wohl?

Stimme. Wer? Hörst du etwas?

Herrmann. Den finsterlichen Wanddenk durch die Mauern des Turmes — Eine Todtenmaske, hohen einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer ist mir, als höre' ich ein Schwatzen. — Du hast Gesellschaft, Mörr — Hu! hu! hu!

Stimme. Euchst du etwas?

Herrmann. Ist' wohl — ! ! wohl — Grausig ist diese Stelle — Steig' ab ! ! Tod — bersten beim Heiter, beim Bächer — Ihr tiefster Seele! — (Will fortlaufen).

Moor (mit Entsetzen herumtretend). Elend!

Herrmann (stürzend). I — mir!

Moor. Elend, sag' ich!

Herrmann. Wer! Wer! Wer! Nun ist Alles verrathen!

Moor. Elend! Nebe! Wer bist du? Was hast du hier zu thun? Nebe!

Herrmann. Erbarmen, o Erbarmen, gnädiger Herr! — Nun ein Wort hörst du, ob' ihr mich umbringt.

Moor (indem er den Degen zieht). Was wirst' ich hören?

Herrmann. Wohl hatte ihr mir's beim Leben verboten — Ja wenn nicht anders — durfte nicht anders! — im Himmel ein Gott! — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte sein — Strick mich nieder!

Moor. Hier steht ein Geheimniß — Herrmann! Spion! Ja will Alles wissen.

Die Stimme (aus dem Echo). Weh! Weh! Bist du's, Herrmann, der da redet? Mit wem redest du, Herrmann?

Moor. Draußen noch Jemand — Wer geht hier vor? (Laut zum Thurme zu). Ist's ein Gefangener, den ihr Menschen ausdulteten? — Ja will seine Ketten hören. — Stimme! noch einmal! wer ist die Thür?

Herrmann. O daß Bombenstarke, Herr — bringt nicht weiter. Herr — geht auf Erbarmen vor Ihnen! (Verneint sich vor ihn hin).

Moor. Virtuch geschlossen? Weg da — Ich muß heraus — Jetzt zum erstenmal komm' mir zu Hülfe, Dämonen! (Er nimmt Pistolenkammer, und schaut zum Gitterfenster. Nach dem Grunde hängt ein Seil. Er aufgesprungt mit ein Gerüst).

Der Alte. Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

Moor (springt entsetzenden zurück). Das ist meines Vaters Stimme!

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott! Erschienen ist die Stunde der Erlösung.

Moor. Geist bei allem Moore! Was hat dich herausgelockt in deinem Grabe? Hast du eine Stunde in jene Welt geschleppt, die dir den Eingang in die Pforten des Paradieses verrammelte? Ja von Menschen fassen, den irrenden Geist in seine Heimath zu finden. Hast du das Geld der Mörder und Räuber unter die Erde vergraben, daß dich zu dieser mitternächtlichen Stunde herumtreibt, ich will den unterirdischen Schatz und den Räubern bei Zuverlässigen reichen, und wenn er tausend reiche Räubern auf mich hetzt, und seine spitzen Zähne gegen meinen Degen wetzt, oder kannst du, auf meine Fragen die Antwort der Ewigkeit zu enthalten? Rede, rede! ich bin der Mann der irdischen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ja bin kein Geist. Taste mich an, ich lebe, o ein elender, erbärmlicher Lebender!

Moor. Was! Du bist nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ja bin begraben worden — bei lebt: ein toter Hand liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drei volle Monde schmacht' ich schon in diesem finstern unterirdischen Gewölbe, von seinem Strahle beschienen, von keinem warmen Thränen angefeuchtet, von keinem Freunde besucht, wo weiße Raben krächzen, und unterirdische Ungeheuer —

Moor. Himmel und Erde! Wer hat dich getan?

D. a. Moor. Verfluch' ihn nicht! — Daß hat mein Sohn Franz getan.

Moor. Franz! Franz! — Verruchte Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Mensch bist, und ein menschliches Herz hast, Erbitter, den ich nicht

brunst, o so über den Jammer eines Vaters, den ihm seine Söhne bereitet haben — drei Monde schon bei! ich tanken Feierabenden gegrünnte, aber ein dahler Wiederhall lebt meine Klagen nur nach. Darum, wenn da ein Mensch bist, und ein menschlich Herz hast —

Moor. Diese Nachsterung stonne die wilden Bestien aus ihren Höhlen hervorreißen!

D. a. Moor. Ich lag einen auf dem Siechbett, hatte tausend ausgestanden, und einer schweren Krankheit zum Kraft zu sammeln, so schrie man einen Mann zu mir, der vorgab, mein Erstgeborner sey gefangen in der Schlacht, und mit sich brachte ein Schwert, gefärbt mit seinem Blut, und sein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor (halb von sich, wankt). Es ist offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward stumm über sie bei der Botschaft. Man muß mich für todt gehalten haben. denn als ich wieder zu mir selber kam, lag ich allein in der Bahre, und in's Leichentuch gewickelt wie ein Todter. Ich trugte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finstere Nacht, mein Stein stand vor mir. — Blos! rief er mit entsetzlicher Stimme, wirft du denn ewig schlafen? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner tiefer Worte hatte mich meiner Sinne benannt; als ich wieder erwachte, stand ich den Sarg erhoben und fortgeführet in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich stand am Eingange dieß Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwert von Kaslin gebracht hatte — grimmal umsonst! sie knie Knie, und bat und flehte, und umfaßte sie und beschwur — das Leben seines Vaters reichte mir an sein Herz — Hinab mit dem Dolch! benetzte es von seinem Munde, er bat genug gelebt. — und dieß ward ich gerächen, eine Erbarmen, und mein Sohn stand einsam immer mir zu.

Moor. Es ist nicht möglich, nicht möglich. Ihr müßt euch geirrt haben.

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber schone mich nicht! Es lag ein jammig Stunden, und kein Mensch gedachte meiner Noth. Auch hat seines Menschen Undankes je sich Kinder beweren, denn die allgemeine Liebe acht, daß die Geliebenden meiner Vater in diesen Ruinen zahlende Ketten schleifen, und in mitternächtlicher Stunde ihre Todesnacht zählen. Endlich öffnete sich die Thür wieder zu mir, der mir das blutige Schwert von Kaslin gebracht hatte — grimmal umsonst! sie knie Knie, und bat und flehte, und umfaßte sie und beschwur — das Leben seines Vaters reichte mir an sein Herz — Hinab mit dem Dolch! benetzte es von seinem Munde, er hat genug gelebt. — und dieß ward ich gerächen, eine Erbarmen, und mein Sohn stand einsam immer mir zu.

Moor. Es ist nicht möglich, nicht möglich. Ihr müßt euch geirrt haben.

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber schone mich nicht! Es lag ein jammig Stunden, und kein Mensch gedachte meiner Noth. Auch hat seines Menschen Undankes je sich Kinder beweren, denn die allgemeine Liebe acht, daß die Geliebenden meiner Vater in diesen Ruinen zahlende Ketten schleifen, und in mitternächtlicher Stunde ihre Todesnacht zählen. Endlich öffnete sich die Thür wieder zu mir, der mir das blutige Schwert von Kaslin gebracht hatte — grimmal umsonst! sie knie Knie, und bat und flehte, und umfaßte sie und beschwur — das Leben seines Vaters reichte mir an sein Herz — Hinab mit dem Dolch! benetzte es von seinem Munde, er hat genug gelebt. — und dieß ward ich gerächen, eine Erbarmen, und mein Sohn stand einsam immer mir zu.

Moor. Hat euch die Geschichte nicht auch beim Schimmer gerührt? der ewige Schlaf möchte mich werden sein! Schaut her, schaut her! die Geister der Nacht sind Wahrheitspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen.

Die Räuber. Was sagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erschlagen! das Wort ist Beschönigung! — der Sohn hat den Vater tausendmal gemordet, gespießt, gerädert, geschunden! die Worte sind mir zu unendlich — verächter die Sünde noch nicht, wenn sie hinter der Kanonade stecken. worauf sein Neronen sein Teufel getrommelt ist, — der Sohn hat seinen eigenen Vater — o setzt her, setzt her! es ist in Ohnmacht gefunken, — in dieser Gewalt hat der Sohn seinen Vater — Tod, Bibel. — Hunger, — Durst — o setzt doch, setzt doch! — es ist mein eigner Vater, ich will's nur gestehen.

Die Räuber (springen wieder auf einander zu Moor). Dein Vater? dein Vater?

Schweizer (sein Gewehr ladend, fährt vor dem wieder). Vater meinen Hauptmann! Ich küsse ihr die Füße! du hast über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache hier! grimmig beleidiget, entheiligter Greis! Er zerreißt ich von nun an auf ewig das brüderliche Band, (er zerreißt sie hier von einander in die mitte). Es verstumm' ich jedem Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz mich ofnenen Himmels! Höre mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat verunterblickest! Höre mich, verimal sternflicher Gott, der du oben über dem Monde wohnt, und rächt und verdammst über den Sternen, und feuerflammst über der Nacht! Hier trete ich — hier stred' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier schwöre ich, und so spreie die Natur mich auch innen Gruben wie eine scheußliche Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwöre ich, bei Tode des Tages nicht mehr zu gräben, bis des Vater-Mörders Blut, vor diesem Throne verschüttet, gegen die Krone dampft. (Er setzt sich).

Die Räuber. Es ist ein Bestialt-Eisreich! Sag' einer, wir seyen Cocline! Nein, bei allen Donnern! Du bist unser Mann, wir'l wir gemacht!

Moor. Ja — und bei allen sternflichen Tod gern heute, die zmalt durch eure Dolche starben, heute, die mir die Flamme sah, und mein sinkender Thurm zerschmettert, ich sind sein Gebaute von Mord einer Nacht mag finden in eurer Brust, bis eure alte Kräfte, von des Vernunften Diete abgeschieden, gesammelt sind — Und bei euch wohl niemand gezwungen, daß ihr der Arm schwerer Majestäten sind? Der verwerfene Anknot unsere Schicksals ist einiger Hohn! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk gebeilt! Peter an der Brück, der euch erwiesene Treue versprochen, der euch bisher gerührt, der euch gewährlichet hat, die sternflichen Engel sie nen finsterm Gerichte zu sein! Entschlüsse eure Hämpter! Knüet hin in den Staub und bethet gebeilligt auf! (Sie thun's).

Schweizer. Gebeut, Hauptmann! was sollen wir thun?

Moor. Steh auf, Schweizer! Und schwöre beide heilige Treuen an! (Sie thun es, er nimmt Vater und spricht ihm eine Feder in die Hand). Du weißt noch, wie du einstmals jenem böhmischen Meister den Kopf spalten willst, da er eben den Säbel über mich spalte, und ich athemlos und erschöpft von der Arbeit in die Knie gesunken war? dasmal verlieh ich die eine Beleid-

sung, die Gnade wäre, ich könnte diese Schuld bereuen niemals bezahlen. –

Schweizer. Das schwört du mir, es ist wahr, aber laß mich doch noch meinen Schuldner warnen!

Moor. Nein, jetzt weiß ich besseres. Schweizer, so ist noch kein Scharfrichter gerettet worden wie du! – Mache meinen Bart! (Er schweizert dem auf).

Schweizer. Großer Hauptmann! bewirke doch du mich zum Erstaunen steif gemacht! – Gehorsam, wo wir, wenn soll ich ihn schlagen?

Moor. Die Minuten sind gezählt, du wirst elendiglich gehn – Und bei die Mörderhaufen auch der Bande, und führet sie gerade nach der Cisternenmund Gottob! Herr! ihn und den Bruder, wenn er schläft, aber in den Armen der Wollust liegt, wälzet ihn vom Mutter weg, wenn er besoffen ist, reiß' ihn vom Kruzifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt! Aber ich sage dir, ich schärf' es dir dort ein, tiefer ihn mir nicht tödt! Dessen Fleisch will ich in Stücke reißen, und hungrigen Geiern zur Speise geben, der ihm vor die Haut rupt, aber ein Haar krümmt! Ganz muß ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und so lebendig bringst, so sollst du einer Million zur Belohnung haben, ich will sie einem Könige mit Gelaire meines Lebens stehen, und du selbst frei aufgehen wie die weite Luft – Hast du mich verstanden, so eile davon!

Schweizer. Franz, Hauptmann – hier hast du meine Hand darauf; Entweder du stellst Zwei zu rächtsmannen, oder gar keinen. Schweizerei Mörgengruß, Kumann! (Ab mit einem Seitensprung).

Moor. Ihr Uebrigen verpfroviert euch im Walde – Ich bleibe.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Anssicht von vielen Zimmern. Finstre Nacht.

Daniel,

(kommt mit einer Laterne und einem Reitknabel).

Leite wohl, theurer Mutterhund – Hab' ja manch Gut's und Lieb's in die gemessen, da der Herr selliger noch lebte – Zureden auf deine Geheine, du langst Verstorbner, daß verlange er von einem alten Knecht – es war das Dotzel der Maisen, und der Herr der Verlassenen, und dieser Leben hat's gemacht zur Mördergrube – Leite wohl, du guter Bodan! wie oft hat der alte Daniel dich abgetrat – Leite wohl, du lieber Ofen, der alte Daniel nimmt schweren Abschied von dir – es war die Aleß so verirrant worden – wird die wohl thun, altes Eisenes – aber Gott bewahre mich in Gnaden vor Tag und Uhl bei Nagen – Lere sind die Bücher – leer sind die Kasten – aber meine Kreide ist geronnet. (Man er gehen will, kommt)

Franz (im Schlafrock bewaffnet).

Daniel. Gott sieh' mir bei! Mein Herr! (Leuchtet die Laterne auf).

Franz. Verrathen! Verworben! Geister aus gehören aus Gräbern – Todgerüttelt das Todtenreich und den ewigen Schlaf bräkt wider mich: Mörder! Mörder! – Wer regt sich da?

Daniel (knieend). Hilf, heiliger Mutter Gottes! steh' ihr's, gefreuter Herr, der in gräßlich durch die Grabthür fahrte, daß alle Todten aufstehen!

Franz. Satisher! Wer heißt euch schlafen! Fort, flinke Lieger an! (Daniel ab, es kommen ein andrer Bedienter). Es soll Niemand schlafen in dieser Stunde. Hörst du? Aller soll auf seyn – in Waffen – alle Gewehre geladen – Sobald du sie hörst den Vogelgang hinüberwerfen!

Bedienter. Was, gnädiger Herr?

Franz. Was, Donnerkeyl, was? Gehst, so lerr trappt du, was? hat mich's doch angeprellt, wie der Sawinskel! was, Eisklotz! was? Geister und Teufel! wo weiß ich's da her Kaut?

Bedienter. Etwa jetzt ruft der Kastellaner Zwei an.

Franz. Was? will diese Nacht wälzen bis an den jüngsten Tag? wärest du meinem Tramuth in der Nähe? Kein Tintgetzlerwerk? Kein Gerüttel zu tappenender Pferde, wo ist Aar – der Graf, will sie sagen?

Bedienter. Ja weiß nicht, mein Gebieter!

Franz. Du weiß's nicht? Du bist auch unter der Zahl? Ja will dir das Herz aus den Rippen stampfen! mit deinem verfluchten: ja weiß nicht! Fort, hole den Pastor!

Bedienter. Gnädiger Herr!

Franz. Wurst du? ghorst du? (Erster Bedienter eilt ab). Wad! auch Bettler wider mich verschworen? Himmel, Hölle! Aller wider mich verschworen?

Daniel (kommt mit dem Licht). Mein Gebieter –

Franz. Nein! ich zittre nicht! Es war lebig ein Traum. Die Todten stehen noch nicht auf – wer sagt, daß ich zittre oder bleich bin? Es ist wie ja so hinst, so wohl.

Daniel. Ihr sind todtmüdlich, eure Stimme ist bang' und laßt.

Franz. Ja habe das Pfaster. Sag du nur, wenn der Pastor kommt, ich habe das Fieber. Ja will morgen zur Aber lassen, sage dem Pastor.

Daniel. Beliebt ihr, daß ich euch Lebenselixier auf Zucker reiche?

Franz. Reiche mir auf Zucker! der Pastor wird nicht kommen. Meine Stimme ist bang' und laßt, gieb Lebenselixier auf Zucker!

Daniel. Gott wir red die Gottheit, ich will brunten holen im Schrank –

Franz. Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehn. Du siehst, ich kann nicht allein sein! wie leicht könnt' ich, du siehst ja – abmüdertig – wenn ich allein bin. Laß nur, laß nur! Es wird vorübergehen, du bleibst.

Daniel. O ihr sind erschöpflich krank.

Franz. Ja fertlich, fertlich! das ist's alles. – Und Krankheit verführt das Gehirn, und bräkt tolle und wunderliche Träume auf. – Träume bedeuten nichts – Nicht wahr Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauche, und Träume bedeuten nichts – ich hatte so eben einen lustigen Traum. (Er singt ein mädrig weiter).

Daniel. Jesus Christus! was ist das? Georg! Conrad! Bastian! Martin! so geht doch nur eine Antwad von euch! (Schreit ein). Maria, Magdalena und Josepb, so nehmt doch nur Vernunft an! Es wird's brüten, ich habe ihn tod gemacht! Gott erbarme sich meiner!

Franz (verwirrt). Weg – weg! was rüttelst du mich so, schrecklicher Todtengreifer? – Die Todten stehen noch nicht auf –

Daniel. O du ewiger Gott! Er hat den Verstand verloren.

Franz (sieht sich um). Wo bin ich? – bei Daniel? was hat ich gesagt? merke nicht drauf! ich habe eine Lüge gesagt, ich sey was es wolle – komm! hilf mir auf! – es ist nur ein Anfall von

Gewissheit — weil ich — weil ich — nicht entsetzlicher bin denn.

Daniel. Wer nur der Johann hat ich will Hölle rufen, ich will noch Aergern rufen.

Franz. Bleib! sag' dich neben mich auf diesen Cocyte! — so — da bist ein gescheidter Mann, ein guter Mann. Lob sie erzählen!

Daniel. Jetzt nicht, ein andermal! ich will euch zu Bette bringen. Ruhe ist euch besser.

Franz. Nein, ich bitte dich, lass sie erzählen, und lache mich derb aus! — Sieh, mir blendet, ich hätte ein ehrsüchtig Mahl gehalten, und mein Herz wäre guter Dinge, und ich hätt' vermocht im Nain bis Sichelgarten, und pfeffig — es war zur Stunde des Mittags — pfeffig, aber ich sage dir, lache mich derb aus!

Daniel. Pfeffig?

Franz. Pfeffig traf ein ungeheurer Donner mein schlummerndes Ohr, ich sammelte schnell auf, und siehe da war wir's, als sähe' sich zusammen den ganzen Horizont in feurigen Löwe, und Berge und Städte und Wälder wie Wasch im Ofen zerschmelzen, und eine brausende Windsbraut jagte von binnen Meer, Himmel und Erde — da erscholl's wie aus tiefsten Posaunen: Erde, gieb deine Todten, gieb deine Todten, Meer! und das nasse Gefilde begann zu zerstäuben, und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die sich zusammenzogen in unendliche Leiber, und haberstrohenen ausserordentlich, ein lebendiger Sturm. Damals sah' ich aufwärts, und siehe, ich stand am Fuß des bemoosten Stuhl, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drei trockenen Eichbäumen drei Männer, vor denen Bild seh die Creatur —

Daniel. Das ist ja das leibhaftige Gemälde vom jüngsten Tage.

Franz. Nicht wahr? das ist todtes Gepinsel? Da trat hervor Einer, anzusehen wie die Sternene nacht, der hatte in seiner Hand einen eisernen Eimer gehenkt, der hielt er zwischen Aufgang und Niedergang, und sprach: Meine Zeit, heilig, gerecht, unverrückbar! Oh ist nur Eine Wahrheit, es ist nur Eine Thorin! Wehe, wehe, wehe dem zwischen den Thoren! — Da trat hervor ein Zweiter, der hatte in seiner Hand einen blitzenden Spiegel, der hielt er zwischen Aufgang und Niedergang, und sprach: Unser Spiegel ist Wahrheit; Hundvieh und Lorven schauen nicht — da erschrak ich und alles Volk, denn wir sahen Schlangen- und Tiger- und Leoparden-Gesichter zurückgeworfen aus dem entsetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in seiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwischen Aufgang und Niedergang, und sprach: wiegt Herzen, ihr Kinder von Adam — ich schlage die Schanden in der Schale meines Herzens! und die Werke mit dem Gewichte meines Grimms! —

Daniel. Gott erbarme sich meiner!

Franz. Schauderlich sanken Ein, Zweifelsknopfe die Erwartung in zerissener Brust. Da war mir's als öder' ich meinen Namen zuerst genannt und den Wettern des Berges, und mein innerstes Mark erfror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begann die Wage zu singen, zu donnern der Zeit, und die Stunden gegen verführt, eine nach der andern an der linkshangenden Schale, und eine nach der andern Wurf eine Todsünde hinein —

Daniel. O Gott erzeih' mir!

Franz. Das that es nicht! — Die Schale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere, voll vom Blute der Verstorbenen, blieb sie und immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, schwer getragt von Gram, angetrieben von Arm von wüthendem Hunger, dürr Augen wankten sich scheu von dem Manne, ich kannte den Mann, er schnitt eine Locke von seinem silbernen Hauptthaar, warf sie hinein in die Schale der Sünden, und siehe, sie sank, sank plötzlich zum Abgrunde, und die Schale der Verstossung flatterte hoch auf! — Da hörte ich eine Stimme schallen aus dem Munde des Herrn: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! sie allein hilft verwerfen! — (Laut Pause). Nun, warum lachst du nicht?

Daniel. Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? Träume traumen von Gott.

Franz. Pfui doch, pfui doch! sage das nicht! Hirlt' mich einen Narren, einen abgeschmackten, abgeschmacktesten Narren! Thu' das, lieber Daniel, ich bitte dich darum, spotte mich schändig aus!

Daniel. Träume traumen von Gott. Ich will für euch beten.

Franz. Du thust, sag' ich — ach! den Augenblick, lauf, springe, lies, wo der Pastor bleibt, heiss ihn eilen, eilen, aber ich sage dir, du thust.

Daniel (im Gehen). Gott sey euch gnädig!

Franz.

Pfui! Weibisch, Pfui! Furcht! — Es ist ja noch nicht aufgewacht, ob das Vergangene nicht vergangen ist, aber ein Auge sieht über den Sternen — Hum, hum! wer kannte mir das thun? Nichts kann drüben über den Sternen sein! — Nein, nein! Ja, ja! Fürsterstein spricht's an mich: Nichts beyden einer über den Sternen! Spitzgern gehen dem Nichts über den Sternen! Wie Nacht noch! Nein! sag' ich, — Einster Satanspfeifinkel, hinter den sich deine Feigheit verstecken will — hi', einsam, taub ist's drüben über den Sternen — Wenn's aber doch einmal mehr wäre? Nein, nein, es ist nicht! Ich beweise, es ist nicht! Wenn's aber doch wäre? Wehe dir, wenn's nachgewiesen werden wäre! wenn's dir vorgespielt würde hinter Nacht noch! — Warum schaudert mir so durch die Knochen? — Sternen! warum soll mich das Wort so? Nichtsmehr! gehen dem Nichts drüben über den Sternen — und wenn er gar nicht ist. Waisen und Witwen, Unterdrückte, Geplagte denken zu ihm auf, und wenn er gerecht ist? — warum denen sie gelitten, warum soll es über sie triumphiren? —

Pastor Moser (tritt auf).

Moser. Ihr sucht mich heim, gnädiger Herr! Ihr erbauet. Das reformat in meinem Leben! Hast ihr im Sinne, über die Netzigen zu spotten, oder sonst ihr am, vor ihr zu zittern?

Franz. Spotten oder zittern, je nachdem du mir antwortest. — Höre, Meier, ich will dir sagen, daß du ein Narr bist, oder die Welt für'n Narren halten willst, und du sollst mir antworten: Hörst du? Auf dein Leben sollst du mir antworten!

Moser. Ihr fordert einen Höhern vor euren Richterstuhl. Der Höhere wird euch hermaleinst antworten.

Franz. Jetzt will ich's wissen, jetzt. Hiesen Augenblick, damit ich nicht die schändliche Aberlust begehe, und im Drange der Reue den Gegen des Priesters empfange. Ich hass's dir oft mit Herausdrohen bei Burgmeister gegrieffen: Es ist kein Gott! — Jetzt red' ich im Ernste mit dir, ich sage dir: es ist keiner! Du sollst mich mit allen Waffen widerlegen, die du

in deiner Gewalt hast, aber ich blase sie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moser. Wenn du auch eben so leicht den Donner wegblasen könntest, der mit schwefelsaufenden Lenterwerferinnen auf deine freche Stirne fallen wird! Dieser abwesende Gott, den du Thor und Wahnwitz mitten aus seiner Schöpfung herausjagst, braucht sich nicht durch den Mund des Standes zu rechtfertigen. Er ist eben so groß in seinen Tyrannein, als irgend in einem Löschlein der flagranten Tugend.

Franz. Ungemein gut, Pfaff! Go gefällst du mir.

Moser. Ich stehe hier in den Angelegenheiten eines gekränkten Herrn, und rede mit einem, der Worin ist, wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freilich möcht' ich Wunder thun können, wenn ich deiner hallsstarrigen Bosheit das Geständniß abzwingen könnte, — aber wenn keine Ueberzeugung so fest ist, warum liefest du mich rufen? Sage mir doch, warum ich hierher in mich in der Mitternacht rufen?

Franz. Weil ich lange Weile habe, und eben am Staabrett keinen Gegenzug finde. Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen. Mit dem leeren Schrecken wirst du mein Blut nicht entmannen. Ich weiß wohl, daß derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen ist: aber es wird garstig betrogen. Ich hab's immer gesehen, daß unsre Diebern nichts ist, als Eyerung des Gehirns, und mit dem letzten Blutstropfen verrinnt auch Geist und Gedanke. Er macht alle Schmerzbeben des Körpers mit, wird er nicht auch äußeren bei einer Zerstörung? nicht bei seiner Zähnung verdammen? Laß einen Wassertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine pöbelhafte Pause. die zunächst an das Nichtsein grenzt, und über Fortdauer ist der Tod. Empfindung ist Empfindungen einiger Saiten, und das zerschlagene Klavier thut nicht mehr.

Moser. Wenn ich meine sieben Todsünden sterben lasse, wenn ich diese Wunde gestochen, so ist's Symmetrie und Ebenheit gewesen. Siehe da! das ist eure unsterbliche Seele!

Moser. Das ist die Philosophie eurer Verzweiflung. Aber eure eigene Herz, das bei diesen Beweisen kräftiglich heraus wider eure Augen schlägt, straft euch Lügen. Diese Spinnweben von Systemen zerreißt das einzige Wort: du mußt sterben! — Ihr sterbet euch auf, das soll die Probe seyn, wenn ihr im Tode annoch fest steht, wenn euch eure Grundsätze auch da nicht im Stiche lassen, so sollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeste Schauer anwandelt, wehe euch dann! ihr habt euch betrogen.

Franz (verwirrt). Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

Moser. Ja habe weiß mehr solche Skrupel gehört, die bis hieher der Wahrheit Meisterey spotten, aber im Tode stößt Natter die Täuschung dahin. Ich will an eurem Bette stehen, wenn ihr sterbet — ich wünsche so gar gern einen Tyrannen eines bekehrenden — ich will dabei stehen, euch starr in's Auge fassen, wenn der Arzt eure kalte Hand ergreift, und den verlorenen schleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufsinnet, und mit seinem sterbenden Kopfnicken zu euch spricht: menschliche Hülfe ist aufgeso! Hört euch dann, o hört euch ja, daß ihr da anbetet, wie Richard und Nero!

Franz. Nein, nein!

Moser. Nun dieses Nein wird dann zu einem brüllenden Ja — Ein innerer Tribunal, das ihr nimmermehr durch sophistische Gräbeleien bestechen könnt, wird jetzt erwachen, und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen seyn, wie bei Lebendigbegrabenen im Sarge des Kirchhofs; es wird ein Unwirbe seyn, wie bei Erschlafenden, wenn er den thronlosen Cherub sehen getan hat und herrief; es wird ein Ding seyn, vor der Mitternacht eures Lebens zumal überstammt; es wird ein Ding seyn, und wenn ihr da noch fest steht, so sollt ihr gewonnen haben!

Franz (zornig im Zimmer auf- und abgehend). Pfaffengaukelei, Pfaffengaukelei!

Moser. Jetzt zum erstenmal werden die Schwerter eurer Feigheit durch eure Seele schwirren, und jetzt zum erstenmal zu spät. — Der Gedanke Gott wird einen schauerlichen Wiederhall auf, sein Name heißt Rächer. Sterbet, Mörder, ihr habt das Leben von Tausenden an der Spitze eures Fingers, und von diesen Tausenden hebt ihr neunhundert arm und neunzig elend gemacht. Euer steht zu einem Nero nur das ebenliche Reich, und nur Pest zu einem Pizarro. Nun, stunde ihr wohl. Gott werde es gnädig, daß ein einziger Mensch in seiner Welt wie ein Wütherich handle, und daß Dornen zu unterst kehret! Glaubt ihr wohl, diese neun hundert arm und wenzig sinnen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures satanischen Spieles da! O glaubt das nicht! Er wird jede Minute, die ihr ihnen geräubet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Thränenbeiche, die ihr ihnen verspeiset habt, von euch fordern dereinst, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, so sollt ihr gewonnen haben.

Franz. Nichts mehr, kein Wort mehr! Weißt du, daß ich deinen schwerbeleidigten Geisten zu Gebote stehe?

Moser. Erbet zu, daß Schicksal der Menschen steht unter sich in Urschterlich sechzehn Gleichgewicht. Die Wagschale dieses Lebens sinkend wird hochsteigen in jenem, steigend in diesem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber wo hier gutes Leiden war, wird dort ewiger Triumph; wo hier entlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

Franz (will auf ihn losspringen). Daß dich der Donner stumm mache, Lügenprieß du! Ich will die verfluchte Zunge auf dem Munde reißen!

Moser. Hättst ihr die Last der Wahrheit so sehr? Ich habe ja noch nichts von Beweisen gesagt. Laßt mich nur erst zu den Beweisen —

Franz. Schweig, geh' in die Hölle mit deinen Beweisen! zerrissen wird die Seele, sag' ich dir, und stehst mir nicht darauf antworten!

Moser. Darum winseln auch die Geister des Abgrunds, aber der im Himmel zerschmilzt das Hangel. Meint ihr denn Arm des Verzeihens im oben Reich des Nichts zu entlassen? Und führet ihr gen Himmel, so ist er da! und betretet ihr euch in die Hölle, so ist er wieder da! und zerschret ihr zu der Nacht: verpöble mich! und zu der Finsternis: birg mich! so muß die Finsternis leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber eurer unsterblicher Geist strömt sich unter dem Wort und sagt über den tiefsten Gründen.

Franz. Ich will einer nicht unsterblich seyn — sey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, daß er mich vernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth vernichte. Sage mir, was ist die ärgste Strafe, und die ihn am grimmigsten aufbringt?

Moser. Ich kenne nur zwei. Aber sie werden nicht von Menschen begangen, auch nennen sie Menschen nicht

Franz. Diese zwei! –

Moser (sehr bekümmert). Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere — Was macht euch auf einmal so bleich?

Franz. Mich, Moser? Siehst du mir den Himmel oder mir der Hölle im Blicke? Wer hat dir das gesagt?

Moser. Mirke dem, der sie helle auf dem Herzen hat! Ihm wäre besser, daß er nie geboren wäre! Aber seyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! – was, du kennst keine Brüder! Brüder sind nochmals – Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laut deines Mundes — Keine einzige Brüder!

Moser. Keine einzige Brüder!

Franz (fällt in einen Stuhl). Vernichtung! Vernichtung!

Moser. Franz euch, franz euch doch! preist euch doch glückliche! – Bei allen euren Greueln sieht ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Himmel, der euch trifft, ist gegen den, der auf diesen lauert, ein Gesang der Liebe — die Vergeltung –

Franz (aufspringend). Gift in tausend Gräfte. Du Esel, wer hieß dich hieher kommen? Geh, sag' ich, oder ich stoße dich durch und durch!

Moser. Kann das Pfäffengewäsche so einen Polissonen in Harnisch jagen? Bläst es doch weg mit dem Hauch eures Mundes! (Geht ab).

Franz (wirft sich in seinem Sessel herum in schrecklichen Bewegungen, stößt Pauken).

Ein Bedienter (eilig).

Bedienter. Amalia ist entsprungen, der Graf ist plötzlich verschwunden.

Daniel (kommt langsam).

Daniel. Gnädiger Herr, sagt ein Trupp seiner reisiger Reiter die Stein' herab, schweren Mordes. Mordio – das ganze Dorf in Allarm.

Franz. Geh, laß alle Glocken zusammenläuten. Aller soll in die Kirche — auf die Knie fallen Alles — heten für mich — alle Gesangene sollen los seyn und ledig. Ich will den Armen Alles bezahlt und dreifach wiedergeben, ich will — so geh doch — so ruf' doch den Geistlichen, daß er mir meine Sünden hinwegsegne — Bist du noch nicht fort? (Daß Getümmel wird stärker).

Daniel. Gott vergeb' mir meine schwere Sünde! Wie soll ich das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuser hinausgeworfen, hatt mir so manche Postille und Bibelstund an den Kopf gelegt, wenn ihr mich ob dem Beten ertappetet –

Franz. Nichts mehr davon — Sterben! Heißt das Sterben! – Es wird ja früh (man hört Schwerigern toben). Herr doch! Bete!

Daniel. Ich sag's euch immer — ihr verachtet das liebe Gebet so — aber geht Acht, geht Acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn euch das Wasser an die Gurgel geht, ihr werdet alle Schätze der Welt um ein christliches Sterbekreuz geben — Seht ihr's? Ihr verschimpfiert mich! Da hatt ihr's nun! Seht ihr's?

Franz (umwendend zu ungefähr). Vergeb', lieber, getreuer Herzensdaniel, vergeb' – ich will dich steiden von Zeit auf — so bete doch — ich will dich zum Hochgrafen machen — ich will, so bete doch — ich beschwöre dich — auf den Knien beschwöre ich dich — Ha'l T—D Element! so bet' doch. (Taumelt auf den Stuhlen, Gesicht – Gepolter –)

Schweizer (auf der Gasse). Schlagt! Schlagt todt! Brechts ein! Ihr seht Licht, dort muß er seyn.

Franz (auf den Knien). Höre mich beten, Gott im Himmel! – Es ist das erstemal — soll auch gewiß nimmer geschehen — Erbarme mich! Gott im Himmel!

Daniel. Mein Gott! Was treibt hier! Das ist ja gottlos gebetet.

Vollbauschank.

Volk. Diebe! Mörder! wer stiehlt so gräßlich in dieser Mitternachtsstunde!

Schweizer (immer auf der Gasse). Schlag' sie zu Brei, Kamerad — der Teufel ist's, und will unsern Herrn holen — Wo ist der Schwarz mit seinem Hattenkeu? — Peste! hab nun's Schloß, Grimm — Lauf Sturm weber die Mauquaire!

Grimm. Holt die Feuerbrände — wir dinauf oder er herunter — ich will Feuer in seine Säle schmeißen.

Franz (hört). Ihr bin kein gemeiner Mörder gewesen, mein Herrgott — hab' mich nie mit Niedrigkeiten abgegeben, mein Herrgott —

Daniel. Gott sey uns gnädig! Auch seine Gebete werden zu Sünden. (Es dringen Getöse und Feuerbrände. Die Schreien sallen. Das Schloß brennt).

Franz. Ich kann nicht beten — hier, hier! (Auf Brust und Seiten schlagend) Alles so die — so verdorrt (sieht auf). Nein, ich will auch nicht beten — diesen Sieg soll der Himmel nicht haben, diesen Spott mir nicht anthun die Hölle —

Daniel Jesus Maria! helft — rettet — das ganze Schloß steht in Flammen!

Franz. Her, nimm diesen Degen. Herrig. Jag' mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht diese Buben kommen und verüben ihren Spott mit mir. (Das Feuer nimmt überhand).

Daniel. Bewahre! Bewahre! ich mag Niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh — (er entrinnt).

Franz (den ganz nachdenkend, nach einer Pause). In die Hölle werdest du sagen — Wirklich! ich wüßte gern etwas — (nachsinnend) Sind das ihre heißen Tröster! die ich euch schicken, ihr Martern des Abgrundes? — Sie bringen herauf — belagern die Thür — warum sag' ich so vor dieser bebrennten Szene? — die Thür kracht — stürzt — zertrümmert — Ha! so erbarme du dich meiner! (er reißt eine goldene Statuette ab, und erbricht sich).

Schweizer (mit seinen Leuten).

Schweizer. Wortlamitter, wo bist du? — Sakra! wo, wie sie stehen? — hat er so wenig Freunde? — Wirbin hat sich die Bestie verkrochen?

Grimm (stößt an die Leiche). Halt, was liegt hier im Wege? Zünder hierher —

Schwarz. Er hat das Präsentier gespielt. Steckt euer Schwerter ein, hier liegt er wie eine Aage verreckt.

Schweizer. Todt! was? todt? ohne mich todt? — Erlogen, sag' ich — Gebt acht, wie hurtig er auf die Beine springt? — (Gibt ihm Fußtritte) Heh du! Es gibt einen Vater zu erwerben.

Grimm. Gott der treue Mörder. Er ist mausetodt.

Schweizer (mit vor sich). Ja! Er stirbt so nicht — Er ist mausetodt — Geht zurück, und sagt meinem Hauptmann: Er ist mausetodt — mich sieht er nicht wieder. (Schwärzt sich vor die Stirne).

Zweite Scene.

Der Schauplatz wie in der letzten Scene des vorigen Akts.

Der alte Moor (auf einem Stein sitzend).
Räuber Moor (gegenüber). Räuber (hin und her im Akte).

R. Moor. Er kommt nicht! (Schlägt mit dem Dolch auf einen Stein, daß es Funken giebt).

D. a. Moor. Vergebung für seine Strafe — meine Rache verdoppelte Liebe.

R. Moor. Nein, bei meiner grimmigen Seele! das soll nicht sein. Ich will's nicht haben. Diese grobe Sündlust soll er mir büßen in die Ewigkeit hinüber schleppen! — Wofür hat ich ihn denn angetrauet!

D. a. Moor (in Tränen ausbrechend). O mein Kind!

R. Moor. Was? — du weinst um ihn — an diesem Thurme!

D. a. Moor. Erbarmung! o Erbarmung! (Heftig die Hände ringend). Jetzt — jetzt wird mein Kind gerichtet!

R. Moor (erschrocken). Weinet?

D. a. Moor. Ha! was ist das für eine Frage?

R. Moor. Nichts! nichts!

D. a. Moor. Bist du gekommen, Hohngelächter anzustimmen über meinen Jammer?

R. Moor. Verrätherisch Gewissen! — Merket nicht auf meine Rede!

D. a. Moor. Ja, ich habe einen Sohn geboren, und ein Sohn mußte mich wieder ändern, daß ist Gottes Finger. — O mein Karl! mein Karl! wenn du um mich schwebst im Gewand des Friedens! Vergieb mir! O vergieb mir!

R. Moor (lacht). Er vergiebt euch. (Verwirrt) Wenn er's werth ist, euer Sohn zu heißen — Er wird euch vergeben.

D. a. Moor. Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen schlaflosen Nächten, meinen ausstehenden Träumen, seine Kniee will ich umfassen — rufen — laut rufen: Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß du mich Vater nennst.

R. Moor (für sich). Er war euch lieb, euer anderer Sohn?

D. a. Moor. Du weißt es, o Himmel. Wer um sich so mich hoch durch die Künste eines edlen Gelstes verbinden? Ein gepriesener Vater ging ich einher unter den Völkern der Menschen. Söhne um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückseligen Stunde! — der böse Geist fuhr in das Herz meines zweiten, ich traute der Schlange — verlorten meine Kinder werde. (Verhüllt sich das Gesicht).

R. Moor (sehr mit sich um sich weg). Ewig verlorten! — D. a. Moor. O, ich fühle es tief, was mir Amalia sagte, der Geist der Rache spricht aus ihrem Munde. Vergebend ausstrecken deine sterbenden Hände wird du noch einem Sohn, vergebend wälzen zu umfassen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette steht —

R. Moor (wendet sich von der Hand mit abgewendetem Gesicht).

D. a. Moor. Wärst du meines Karls Hand! — Aber er steht fern im engen Hause, schläft schon den eisernen Schlaf, hört nimmer die Stimme meines Jammers — Weg mir! Sterben in den Armen eines Fremdlings — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrücken könnte —

R. Moor (in der heftigsten Bewegung). Jetzt muß es fort — jetzt — Verlaßt mich (zu den Räubern). Und doch — kann ich ihm denn seinen Sohn wieder schenken? — Ich kann ihm seinen Sohn doch nicht wieder schenken! — Nein! Ich will's nicht thun.

D. a. Moor. Wie, Freund! Was hast du so grausam?

R. Moor. Dein Sohn — ja, alter Mann — (stammelnd) dein Sohn — ist — ewig verlorten.

D. a. Moor. Ewig!

R. Moor (in der fürchterlichen Bekennung zu sich selbst kommt). O nur dieses! — Daß meine Seele nicht matt werden — nur dieses! halte mich aufrecht!

D. a. Moor. Ewig. — Ewig! he?

R. Moor. Frage nichts weiter! Ewig, sagt' ich.

D. a. Moor. Fremdling! Fremdling! Warum gingst du mich aus dem Thurme?

R. Moor. Und wie? — Wenn ich jetzt seinen Segen wegnähme — dächte, wie ein Dieb, und mich davon schlüge mit der göttlichen Beute? — Bereitgern, sagt man, gibt niemals verloren.

D. a. Moor. Auch mein Segen verloren? —

R. Moor (dicht vor ihm stehen). Ich zerreiße die Riegel seines Thurms — Gott mit seinem Segen!

D. a. Moor (mit Schmerz). Daß du den Sohn verriegen mußtest, Retter des Vaters! — Siehe, die Gottheit ermahnt nicht im Ernsthaften, und wir armseligen Würmer ordnen schon an mit unserm Groll (legt seine Hand auf des Räubers Haupt). Sey so glücklich, als du dich erbarmest!

R. Moor (verschämt aufstehend). O — wo ist meine Mannheit? Meine Sehnen werden schlapp, der Dolch sinkt aus meinen Händen.

D. a. Moor. Wie göttlich ist's, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen, wie der Thau, der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Ernt' dieß Wollust verbrechen, junger Mann, und die Engel des Himmels werden sich sonnen in deiner Gnade. Deine Weisheit sey die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz sey das Herz der unschuldigen Kindheit.

R. Moor. O einen Verschmaut dieser Wollust! Küsse mich, ehrlicher Greis!

D. a. Moor (küßt ihn). Dank, o sey Vaterdank, so will ich beten, ich küsse meinen Sohn — du kannst auch weinen?

R. Moor. Ich danke, o sey Vaterdank! — Werbe mir, wenn sie ihn jetzt erdrücken?

(Schweizer's Verlieren treten auf in stummen Trauerzug mit gebeugten Häuptern, und verschütten Gebeten).

R. Moor. Himmel! (tritt schnell zurück, und sucht sich zu verbergen. Die treten an ihm vorüber. Er sieht weg von ihnen. Tiefe Pause. Er weint).

Grimm (mit gewaltsam Ton). Mein Hauptmann! (Räuber Moor antwortet nicht, und tritt weiter zurück).

Schwarz. Theurer Hauptmann! (Räuber Moor weicht weiter zurück).

Grimm. Wir sind aufmerksam, mein Hauptmann!

R. Moor (ohne nach ihnen hinzublicken). Wer seyd ihr?

Grimm. Du bläst uns nicht an? Deine Getreuen.

R. Moor. Wehe euch, wenn ihr mir getreu wär'!

Grimm. Das letzt Lebewohl von deinem Knecht Schweizer — er betet nie wieder, dein Knecht Schweizer.

R. Moor (aufspringend). So habt ihr ihn nicht gefunden!

Schwarz. Todt gefunden.

R. Moor (sich empor richtend). Hohe Dank, Lenker der Dinge! — Unermeßlich, meine Kinder; — Erbarmung sey von nun an die Losung — Nun wir' auch das überstanden — Alles überstanden.

Neue Räuber. Amalia.

Räuber. Heisa. Heisa! Ein Fang, ein saperlot der Fang!

Amalia (mit fliegenden Haaren). Die Todten, schreien sie, seyen erstanden auf seine Stimme — mein Oheim lebendig — in diesem Walde — Wo ist er? Karl? Oheim! — Ha! (Stürzt auf den Vater zu).

D. a. Moor. Amalia! Meine Tochter! Amalia! (Hält sie in seinen Armen gepreßt).

R. Moor (aufschreyingend). Wer bringt dich Bild vor meine Augen?

Amalia (entdringt dem Arm, dringt auf den Räuber zu, mit unsäglicher Wuth ergrimmt). Ich hab' ihn, ihr Sterne! Ich hab' ihn! —

R. Moor (sich losreißend, zu den Räubern). Bereut auf, ihr! Der Erzteufel hat mich verrathen!

Amalia. Bräutigam, Bräutigam, du rufest! Ha! Der Entsetzung! Warum bin ich auch so sinnlos, wollten im Wonnetaumel so fallt?

D. a. Moor (sich aufrichtend). Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

Amalia. Ewig sein! Ewig, ewig, ewig mein! — Ob ihr Mächte des Himmels! Entlastet mich dieser überirdischen Wollust, daß ich nicht unter der Bürde vergehe!

R. Moor. Reißt sie von meinem Hals! Tödtet sie! Tödtet ihn! mich! euch! Alles! Die ganze Welt geh' in Grunde! (Er will toben).

Amalia. Wohin? was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit, und du fliehst?

R. Moor. Weg, weg! — Unglückseligste der Erdinte! — Schon selbst, frage selbst, höre! — Unglückseligster der Väter! Laß mich immer ewig dir von rennen!

Amalia. Haltet mich! Um Gottes willen, haltet mich! — Es wird mir so Nacht vor den Augen — Er fliehe!

R. Moor. Zu spät! Vergebens! Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts mehr! — ich bin, ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch! — Wer hat mich hergelockt? (Mit ausgestreckten Armen auf die Räuber zugehend). Wer von euch hat mich hierhergelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds? Da verzeh' dann, Amalia! — Stirb, Vater! Erben durch mich zum Drittenmal! — Diese, deine Retter sind Räuber und Mörder! Dein Karl ist ihr Hauptmann! (Der alte Moor gibt seinen Geist auf).

Amalia (sieht stumm und starr wie eine Bildsäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pause).

R. Moor (wütet eine Zeit lang verworren). Die Seelen derer, die ich erbrosselte im Taumel der Liebe — derer, die ich zerschmetterte im heiligen Eifer, bewirr. — Rabenas! hört ihr den Pulverthurm krachen über der Verfluchten Stätten! Seht ihr die Flammen schlagen an die Wirbeln der Sänglinge? Das ist Brautfackel, das ist Hochzeitmusik — ob, er vergißt nicht, er weiß zu kuhpfen — darum von mir die Wonne der Liebe! darum mir zur Folter die Liebe! das ist Vergeltung!

Amalia. Ist's wahr! Herrscher im Himmel! Es ist wahr! — Was hab' ich getban, ich unsäglich Elendes! Ich habe dieses getötet!

R. Moor. Das ist mehr, als ein Mann erdulden kann. Hab' ich doch den Tod auf mehr denn tausend Köpfen auf mich zusammen gebört, und bin dem teuflischen Folterrad gewichen, soll ich jetzt erst lernen beben wie ein Weib? beben vor einem Weib? — Nein, ein Weib erschüttert meine Mannheit nicht — Blut, Blut! Es ist nur ein Anstoß vom Weibe — Blut muß ich saugen, es wird vorübergehen. (Er will den von Kirne).

Amalia (fällt ihm in die Arme). Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht lassen.

R. Moor (stürzend zu den Füßen). Fort, falsche Schlange, du willst einen Rasenden bohren, aber ich packe dem Tyrannen Verhängnis — mich, du weinst? Ob ihr losen boshaften Geister! Sie weint, als ob sie weine, als ob um mich eine Seele weine! (Amalia fällt ihm um den Hals). Ha, was ist das? Sie stirbt mich nicht an, stößt mich nicht von sich — Amalia! Hast du vergessen? Weißt du noch, wen du umarmst, Amalia?

Amalia. Einziger, Unzertrennlicher!

R. Moor (aufstehend in eiskalter Verzweif.). Sie vergiebt mir. Sie liebt mich! Nein bin ich, wie der Aether des Himmels, sie liebt mich! — Weinenden Dank ihr, Erbarmen im Himmel! (Er fällt auf die Knie und betet heftig). Der Friede meiner Seele ist wiedergekommen, die Qual hat aufgehört, die Hölle ist nicht mehr — Bist, o sieh, die Kinder des Todes weinen am Halse der weinenden Treuen! — (aufstehend zu den Räubern). So weinet doch auch! Weinet, weinet, ihr seid ja so glücklich — O Amalia! Amalia! Amalia! (Er hängt an ihrem Munde, sie bleiben in stummer Umarmung).

Ein Räuber (grimmig herumrennend). Hall ein, Verräther! — Gleich soll dieser Arm fahren — oder ich will der ein Wort sagen, daß die Thoren gelernt, und deine Zähne vor Entsetzen klappern! (Sucht das Schwert zwischen Beiden).

Ein alter Räuber. Denk' an die böhmischen Wälder! Hörst du, sagst du? — An die böhmischen Wälder sollst du denken! Treuloser, wo sind deine Schwüre? Vergißt einen Blunden so bald? da wir Glück, Ehre und Leben in die Schanze schlugen für dich? Da wir die Banden wie Mauern auffingen wie Schilder die Hiebe, die deinem Leben galten, bobst du die nicht deine Hand zum eisernen Eid auf, schwurst, uns nie zu verlassen, wie wir dich nicht verlassen haben? — Ehrlosen! Treuverächter! Und du wollst abfallen, wenn eine Meyte greint?

Ein dritter Räuber. Pfui über den Meineid! Der Geist des großherzigen Rollers, den du zum Lenken aus dem Todtenreich zwangst, wird erröthen über deine Feigheit, und gezaudert auf seinem Grabe steigen, daß ja glättigen.

Die Räuber (durcheinander, reißen ihre Kleider auf). Schau her, schau! Kennst du diese Narben? du bist unser! Mit unserm Herzblut haben wir dich zum Leibeigenen angekauft, unser bist du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Meineid in's Handgemenge kommen sollte! — Marsch mit uns, Opfer zum Opfer! Amalia für die Bande!

R. Moor (sich von Hand losreißt). Es ist aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater gehn, aber der im Himmel sprach, es soll nicht sein. (Kalt). Bilder Thor ich, warum wollt' ich es auch? Kann denn ein großer Sünder noch umkehren? Ein großer Sünder kann nimmermehr umkehren, bal bin' ich längst wissen können — Sey ruhig, ich bitte dich, sey ruhig! so bist du auch recht — Ich habe nicht gewußt, da Er mich suchte; jetzt, da ich Ihn suche, will Er nicht; was ist billiger! — Rolle doch deine Augen nicht so — Er bedarf ja meiner nicht. Hat Er nicht Gelüsterde die Fülle. Einen kann Er so leicht

müſſen, und dieſer Eine bin nun ich. — Kommt, Kameraden!

Amalia (reißt ihn zurück). Halt, halt! Einen Schritt, einen Todesſchritt! Nun verlaſſen! Zieh dein Schwert, und erbarme dich!

K. Moor. Das Erbarmen iſt zu Böcken geflohen. — Ich tödte dich ohne!

Amalia (ihne Ihn umfaſſend). Oh, um Gottes willen, um aller Erbarmungen willen! Ich weiß ja nicht Liebe mehr, weiß ja wohl, daß droben unſere Sterne feindlich von einander fliehen. — Tod iſt meine Bitte nur. — Verlaſſen, verlaſſen! Nimm es ganz in ſeiner entſetzlichſten Höhe, verlaſſen! Ich kann's nicht überbieten. Du ſtehſt ja, daß kein Wunder überbieten. Tod iſt meine Bitte nur! Siehe meine Hand zittert! Ich habe das Herz nicht, zu ſtoßen. Mir bangt vor der blitzenden Schneide — die iſt's ja ſo leicht, ſo leicht, biſt ja Meiſter im Morden, zieh' dein Schwert, und ich bin glücklich!

K. Moor. Willſt du allein glücklich ſeyn? Fort, ich höre kein Weib!

Amalia. Ha, Mörder! du kannſt nur die Glückſeligen tödten, die Leidenſchaften ſelbſt zu verüben! (Ahndet zu den Räubern). So erbarmet euch meiner, ihr Schüler des Henkers! — Es iſt ein ſo blutdürſtiges Mittel in euren Händen, das dem Elenden Troſt iſt — euer Meiſter iſt ein eitler feigherziger Prahler.

K. Moor. Weib, was ſagſt du? (Die Räuber murren ſich ab).

Amalia. Kein Freund? Auch unter dieſen nicht ein Freund? (Sie ſteht auf). Nun denn, ſo ſtehe mich Dido ſterben! (Sie will gehen, ein Räuber hält).

K. Moor. Halt! Mag' es — Moors Geliebte ſoll nur durch Moor ſterben! (Er erwacht ſie).

Die Räuber. Hauptmann, Hauptmann! Was machſt du, biſt du wahnſinnig worden?

K. Moor (auf den Leichnam mit ſterrem Blick). Sie iſt getroffen! Dieß Zucken noch, und dann wird's vorbei ſeyn — Nun, ſeyd hoch! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr operirt mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande — Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet. Wie, ſeht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

Grimm. Du haſt deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du haſt gethan, was ein Mann würde für ſeine Ehre thun. Komm jetzt weiter!

K. Moor. Sagſt du das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Sechſne, es iſt ungleicher Tauſch? — O ich ſage euch, wenn Jeder unter euch aufs Blutgerüſte ginge, und ſein ein Stück Fleiſch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken ließe, daß die Marter elf Sommertage dauerte, es wiegte dieſe Thränen nicht auf. (Mit bitterm Gelächter). Die Narren, die böhmiſchen Wälder! Ja, ja! Dieß mußte freilich bezahlt werden.

Schwarz. Sey ruhig, Hauptmann! Komm mit uns, der Abſchied iſt nicht für dich. Führ uns weiter!

K. Moor. Halt — Noch ein Wort, eh' wir weiter gehn — Merket auf, ihr ſchadenfrohen Scherzgen meines barmherzigen Muths — Ich höre von dieſem Mann an auf, euer Hauptmann zu ſeyn — Mit Scham und Grauen leg' ich hier dieſen blutigen Stab nieder, worunter ja Fremde ihr euch herrenlos wähnet, um mit Mördern der Finſternis dich ſinnmiſchen Lust zu beſudeln — Geht hin zur Rechten und Linken — Wir wollen ewig niemahl gemeine Sache machen.

Räuber. Ha, Muthloſer! Wo ſind deine hochfliegenden Plane? Sind's Seifenblaſen geweſen, die dein Hauch eines Weibes zerplatzen?

K. Moor. O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verſchönern, und die Geſetze durch Geſetzloſigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ja mahte mich an, o Verſicht, die Scharten deines Schwerts auszuwetzen und deine Partheilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei — da ſteh' ich am Raube eines entſetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menſchen, wie ich, den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade — Gnade dem Knaben, der Dir vorgreifen wollte — Dein eigen allein iſt die Rache. Du verdarfſt nicht des Menſchen Hand. Irrelicht ſtirb's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — Schon bleibt verdorben, was verdorben iſt — Was ich anfing hatte, fährt ewig niemahl mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Geſetze verſöhnen, und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das über unverletzbare Majeſtät vor der ganzen Menſchheit entſühnt — dieſes Opfer bin ich ſelbſt. Ja ſelbſt muß ſter ſie bei Todes ſterben.

Räuber. Nehmt ihm den Degen weg — Er will ſich umbringen.

K. Moor. Thoren ihr! Zu ewiger Blindheit verdammt! Meint ihr wohl gar, eine Todſünde werde das Aequivalent gegen Todſünden ſeyn? Meint ihr, die Harmonie der Welt werde durch dieſen gottloſen Mißlaut geruhnen? (Mit einem ſeine Waffen verlöſchlich vor der Stirn). Er ſoll mich ſterbend haben. Ja gebe, mich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

Räuber. Legt ihn an Ketten! Er iſt raſend worden.

K. Moor. Nicht, als ob ich zweifelte, ſie werde mich gnädig genug finden, wenn die ewigen Mächte es ſo wollen. Aber ſie möchte mich im Gericht übertrumpfen, oder auf der Flucht ertaſten, oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einzige Verdienſt entwiſcht, daß ich mit Willen für ſie geſtorben bin. Was ſoll ich, gleich einem Diebe, ein Leben länger verbeſſinſtern, das mir ſchon lange im Rathe der himmliſchen Wächter genommen iſt?

Räuber. Laßt ihn hinfahren! Es iſt die Groß-Mann-Sucht. Er will ſein Leben an eitle Bewunderung ſetzen.

K. Moor. Man könnte mich darum bewundern. (Nach einigen Nachdenken). Ich erinnere mich, einem armen Schelm geſprochen zu haben, als ich verübergieng, der im Tagelohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat — Man hat tauſend Louisdore arbeiten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden. (Er geht ab).

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Vorrede.

Die Geschichte dieser Verschwörung habe ich verschiedentlich aus den Berichten von Abt Comparation du Cardinal Jean Louis de Fiesque, der Histoire des Conjurations, der Histoire de Genes und Robertsons Geschichte Karls V. — dem gern Theile — gezogen. Letzteren, welche ich mir mit den Vorgenannten bekannt machen, wäre der Kammerjunker Dramaturgie entschuldigen, wenn sie mir gefällig sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meiner Phantasie als Lucia verirren sollen. Die wahre Katastrophe des Komplotts, wenn der Graf durch einen unglücklichen Fall aus dem seiner Mündige zu Grunde geht, musste dadurch verändert werden, denn die Natur des Dramas duldet den Zufall nicht. Die Charaktere aber der unmittelbaren Vorführung nicht, die wird mich ehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Muth genug in eben diesen unvermeidlichen Mangel, Lesern, Schreiben Sie lieben die ganzen Spannungsmomenten einer That durch die ganze Dichtung den Zuschauern lassen, und vielleicht an die entgegenen Gefängen der Zukunft und Vergangenheit anknüpfen — wo bei Mensch wohnt, als das so freien Fluten schwebende Schaum sein, Aber der Künstler muss sich das Ding Gesicht der Menschheit, die er beleben will, nicht sie schaffenschige Mimosen, von der er spricht.

Ich habe in meinem Büchern das Opfer einer aufgeklärten Despotenherrschaft genommen. — Hier will finde ich das Gegenstück, ein Opfer der Kunst und Kabale. Aber in merkwürdig, daß auch das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geschichte erwacht hat, so findet dieses es doch diese Richtung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wäre ich, daß mir Empfindung empfindung recht, so möchte Manche mich, der politische Held in einen Gnade sein Gewicht für die Bühne sein, in welchem er den Menschen plastischer macht, um der politischen Welt zu sein. Ich habe aber nicht bei mir, meiner Zweck seine überdrige Glut einzusammeln, welche durch das tiefere Problem der Begeisterung verrückt, eben die tatte, unglaublicher Charakterion aus dem menschlichen Herzen herausspringungen und eben darum an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den patriotischen Kopf zu verwirren — und von der reinsten in ein Intrigue Extravaganz für die Menschheit zu entsinnen — das kann der mir. Herr Verbindung und der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Gegenstand bekannter, als mit dem Hammer, und verbreitet ich eben diese politische Schwärmer zu einer poetischen Tugend gemacht.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Ein republikanisches Trauerspiel.

Personen.

1. Andreas Doria, Doge von Genua. Ehrwürdiger Greis von 80 Jahren. Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und strenge verdiente Würde.
2. Gianettino Doria, Neffe des Vorigen. Prätendent. Mann von 24 Jahren. Stolz und anständig in Gesicht, Gang und Manieren. Männlich-hell. Die Stirne gerunzelt.
(Beide Doria tragen Scharlach.)
3. Fiesko, Graf von Lavagna, Haupt der Verschwörung. Junger, schlanker, feldherrnblicker Mann von 24 Jahren — dort, mit Anstand — freundlich mit Adelsstolz — höflich-ernsthaft, und ebenso leichtsinnig. (Alle Gäste seien schwarz. Der Graf ist verdient ehrenvoll.)
4. Bertina, verschworner Republikaner. Mann von 40 Jahren. Schwer, ernst und hager. Tiefe Züge.
5. Bourgognino, Verschworner. Jüngling von 20 Jahren. Eitel und ungestüm. Stolz, rasch und unbesonnen.
6. Kalkagno, Verschworner. Kapert Mittelstätigkeit, 30 Jahre. Bildung gefällig und unterrichtend.
7. Sacco, Verschworner. Mann von 45 Jahren. Gewöhnlicher Mensch.
8. Lomellino, Gianettino's Vertrauter. Ein aufgeräumter Hofmann.
9. Zenturione
10. Dibo
11. Asbrado
Mitverzögner.
12. Romano, Maler. Frei, einfach und derb.
13. Muley Hasan, Mohr von Tunis. Ein renegatirter Mohrenkerl. Die Physiognomie eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune.
14. Deutscher der herzoglichen Leibwache. Einfache Einfalt. Handfeste Tapferkeit.
15. 16. 17. Drei aufrührische Bürger.
18. Leonore, Fiesko's Gemahlin. Dame von 19 Jahren. Blass und schwächtig. Zeta und empfindsam. Sehr angstend, aber weniger hinreissend. Im Gesicht schwärmerische Melancholie. Schwarz Kleidung.
19. Julia Gräfin, Mutter Imperiali, Doria's Schwester. Dame von 36 Jahren. Groß und voll. Stolze Actione. Edelmuth, verbrochen durch Hypocrisie. Hinreissend und weder gefallend. Im Gesicht ein leider mangelnder Charakter. Schwarz Kleidung.
20. Bertha, Bertina's Tochter. Unschuldiges Mädchen.
21. 22. Rosa. Arabella. Leonorens Kammermädchen.
Mehrere Rebell, Bürger, Deutsche, Soldaten, Bediente, Diebe.

Der Schauplatz Genua. — Die Zeit 1547.

Erster Aufzug.

Saal bei Fiesko. Man hört in der Ferne eine Tanzmusik und den Lärmen eines Balls.

Erster Auftritt.

Leonore (maskirt), Rosa, Arabella (Beide gehen auf die Bühne).

Leonore (reißt die Maske ab).
Nichts mehr! Kein Wort mehr! Es ist am Tag. (Er wirft sich in einen Sessel). Das wirft mich nieder.

Arabella. Gnädige Frau —

Leonore (aufstehend). Vor meinen Augen! eine fabelhaftige Kokette! im Angesicht des ganzen Adels von Genua! (verächtlich) Rosa! Bella! und vor meinen weinenden Augen!

Rosa. Nehmen Sie die Sache für das, was sie wirklich war — eine Galanterie —

Leonore. Galanterie? — und das empfindsame Weichselpfeil ihrer Augen? Das ängstliche Lauren auf ihrer Sprache? Der langst verwelkende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur seiner Zähne im flammenrothen Fleck durchblitzen? Ha! und die starre tiefe Betäubung, worein er, gleich dem gemalten Entzücken, versunken saß, als wäre um ihn der die Welt weggerissen, und er allein mit dieser Julia im ewigen Lorbeer? Galanterie? — quirrt Dinge, das noch nie gefleht hat, streite mir nicht über Galanterie und Liebe!

Rosa. Desto besser, Madonna! Einen Gemahl verlieren, heißt zum Elendes Prosa machen.

Leonore. Verlieren? — ein kleiner aufgejagter Puls der Empfindung und Fiesko verloren! Geh, giftige Schwätzerin — kennst mir die Tiefen vor der Augen — eine unschuldige Neckerei — vielleicht eine Galanterie? Ist es nicht so, meine empfindende Bella?

Arabella. O ja! ganz unverlässlich so!

Leonore (in Thränen verstoßen). Daß sie darum in seinem Herzen sich wühlte? — daß hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt lägt? — ihn anspreche in jeder Instaspod der Natur? — Was ist das? Wo gerath' ich hin? Daß ihm die sonne mar, seitdem sie nicht mehr — daß er sie liebte! — Julia! O deinen Arm her — halte mich, Bella!

Pause. Die Musik fällt ein neuen ihren.

Leonore (aufgeschreckt). Horch! War das nicht die Stimme Fiesko's, die aus dem Lärmen hervor drang? Kann er suchen, wenn seine Leonore im Einsamen weinet? Nicht doch, mein Kind! Es war Gaz nettino Doria's dämische Stimme.

Arabella. Sie war's, Signora! Aber kommen Sie in ein anderes Zimmer.

Leonore. Du entsetzst dich! Bella! du lügst — Ja leg' in meinen Augen — in den Geistern der Genueser ein Etwas — ein Etwas (sich verbessert). O gewiß! diese Genueser wissen mehr, als für das Ohr einer Gattin tauglich.

Rosa. O der edles vergebrennden Eifersucht!

Leonore (schmerzlich) (wiederholt). Da er noch Fiesko war — bedurfte im Powerungehaus, wo wir Mädchen zusammen gingen; ein stöbernder Apfel, verschmolzen in den männlich sodenen Antiwoud, Ehrig und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das Durchlauchtige Genua auf seinen jungen Schultern sich wiegte; unsere Augen folchten bewicht ihm nach, und zuckten zurück, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn sein wetterleuchtender Blick sie traf. Ah Bella! Wie verschlungen wir seine Blicke! Wie partheyisch pflegte sie der ängstliche Neid der Nachwelt zu! Die sieben weiter auf wie der Gotzgeist des Zauds, göttliche Augen traumten wilder, sanfte Busen zogen stürmischer. Eifersucht hatte unsere Eintracht zerrissen.

Arabella. Ich verkenne mich. Das ganze weibliche Genua kam in Aufruhr um diese fadne Eroberung.

Leonore (bestürzt). Und nun Mein ihn zu nennen! Verwegenes, entsetzliches Gift! Mein Genua's erhabnen Mann, (mit Hohnlächeln) der Verschwörung und dem Meissel der unerschöpflichen Künstlerin, alle Größen seines Geschlechts im fürchterlichsten Schmelze verbannt — Hörst, Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verschweigen! Hörst, Mädchen, ich vertraue euch etwas. (geheimnißvoll) einen Gedanken — als ich am Altar stand neben Fiesko — seine Hand in meine gelegt — hatte ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten ist: — dieser Fiesko, dessen Hand ist in der heiligen Hand — Dein Fiesko — aber still! daß kein Mann und belauschte, wie doch wir und mit dem Anfall seiner Verzweiflichkeit bröhnen — dieser dein Fiesko — Weh euch! Wenn das Gesicht euch nicht böser wird! — wird — Genua von seinen Tyrannen erlöset!

Arabella (erbauet). Und diese Verbrennung kam einem Frauenzimmer an Brautag?

Leonore. Erbaune, Rosa! Der Brautt in der Manner des Brauttags! (ernsthaft) In ihn ein Weib — aber ich fühle den Aorl meines Bluts, kann es nicht dulden, daß dieses Haus Doria über meine Ahnen hinausmachsen will. Jener sanftmüthige Andreas — es ist eine Wollust, ihm gut zu seyn — mag immer Herzog von Genua heißen. — aber Gianettino ist sein Neffe — sein Erbe — und Gianettino hat ein frevles boshaftiges Herz. Genua zittert vor ihm und Fiesko. (in Momenten dunkelgrollen) Fiesko — Meinet um mich — liebt seine Gattinn.

Arabella. Arme, unglückliche Frau —

Leonore. Gehet jetzt, und sehet diesen Halbgott den Genueser im schamlosen Kreis der Sawoiarden und Buhldirnen sitzen, ihre Ohren mit unartigem Witze kitzeln, ihnen Mährchen von verschwichten Prinzessinnen erzählen — — Daß ist Fiesko! — Ah Mädchen! nicht Genua allein verlor seinen Helden — auch ich meinen Gemahl!

Rosa. Reden Sie leiser. Man kommt durch die Gallerie.

Leonore (zusammenschaudernd). Fiesko kommt. Flieht! Flieht! Mein Anblick könnte ihm einen rothen Augenblick machen. (Sie entspringt in ein Seitenzimmer. Die Mädchen ihr nach).

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (maskirt im grünen Mantel). Ein Mohr. (Beide im Gespräch).

Gianettino. Du daß mich verstanden.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Die weiße Maske.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Ja sage — die weiße Maske!

Mohr. Wohl! Wohl! Wohl!

Gianettino. Hörst du? Du kannst sie nur (auf seine Brust deutend) hieher verstehen.

Mohr. Gnad unbedkümmert.

Gianettino. Und einem tüchtigen Streich!

Mohr. Er soll zerstreben seyn.

Gianettino (stumm). Das der arme Graf nicht lange leibe.

Mohr. Um Vergebung — wie schwer möchte abgeschätzt sein Kopf in's Gewicht fahren?

Gianettino. Hundert Zechinen schwere.

Mohr (bohrt durch die Finger). Puh! Federleicht.

Gianettino. Was brummst du da?

Mohr. Ich sag' — es ist eine leichte Arbeit.

Gianettino. Das ist deine Sorge. Dieser Mensch ist ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen seine Pole. Höre Kerl: fasse ihn ja recht.

Mohr. Aber Herr — ich muß klug auf die That nach Venedig.

Gianettino. So nimm deinen Dank voraus (wirft ihm einen Wechsel zu). In höchstens drei Tagen muß er todt sein. (Ab).

Mohr (indem er die Wechsel vom Boden nimmt). Das nenn' ich Kredit! Der Herr traut meiner Journalperserie ohne Handschrift. (Ab).

Dritter Auftritt.

Kalkagno, hinter ihm Sacco. (Beide in schwarzen Mänteln.)

Kalkagno. Ich werde gewahr, daß du alle meine Schritte belauerst.

Sacco. Und ich beobachte, daß du mir alle verbirgst. Höre, Kalkagno, seit einigen Wochen arbeitet etwas auf deinem Gesichte, das nicht geradezu bloß dem Vaterlande gilt — Ich bitte, Bruder, wir Beide stunden schon Geheimniß gegen Geheimniß tauschen, und am Ende hätte keiner dem Spitzbuben handel verloren — Willst du aufrichtig sein?

Kalkagno. So sehr, daß, wenn deine Ohren nicht Lust haben, in meine Brust hinunterzusteigen, mein Herz bis halbwegs auf meiner Zunge entgegen kommen soll — Ich liebe die Gräfin Fiesko.

Sacco (tritt verwundernd zurück). Wenigstens hat hätte ich nicht entsliehet, hätte ich alle Möglichkeiten Revüe passiren lassen — Deine Wahl spannt meinen Witz auf die Folter, aber es ist um ihn geschehen, wenn sie gilden.

Kalkagno. Man sagt, sie sey ein Beispiel der strengsten Tugend.

Sacco. Man sagt. Sie ist das ganze Buch über den abgethanen Text. Eins von Beiden, Kalkagno. Gieb dein Gewerb oder dein Herz auf. —

Kalkagno. Der Graf ist ihr ungeheim. Eifersucht ist die abgefeimteste Kupplerin. Ein Aufschlag auf die Doria muß den Grafen in Athem halten, und wir im Palaste zu schaffen geben. Während er nun den Wolf auf der Hatze sprengt, soll der Marder in seinen Hühnerstall fallen.

Sacco. Unverdrossenlich, Bruder. Habe Dank. Auf mich hast du pflichtig des Werkwerkens überhoben. Was ich mich zu denken geschämt habe, kann ich jetzt laut vor dir sagen. Ich bin ein Bettler, wenn die jetzige Verfassung nicht übern Haufen fällt.

Kalkagno. Sind deine Schulden so groß?

Sacco. So ungeheuer, daß mein Lebensfaden achtlich genommen, am ersten Zehendteil abschneiden muß. Eine Staatsveränderung soll mir Lust machen, hoff' ich. Wenn sie mir auch nicht zum Bezahlen hilft, soll sie doch meinen Gläubigern das Fordern entleiden.

Kalkagno. Ich verstehe — und am Ende, wenn Genua bei der Gelegenheit frei wird, läßt sich Sacco Vater des Vaterlandes taufen. Wärme mir einer das verbrochene Mährchen von Redlichkeit auf, wenn der Banquerut eines Tangenichts und die Brunst eines Wollüstlings das Glück eines Staats entscheiden. Bei Gott, Sacco! Ich verwundere in uns Beiden die feine Spekulation des Himmels, der das Herz des Verderbs durch die Eingeweiden der Gleichmachen treibt. — Mehr Verrina um deinen Anschlag?

Sacco. So weit der Portier darum wissen darf. Genua, weißt du selbst, ist die Spindel, um welche sich alle seine Gedanken mit einer eisernen Treue drehen. An dem Fiesko hängt jetzt sein Faltenwurf. Auch dich hofft er halbwegs zu einem tühnen Komplott.

Kalkagno. Er hat eine treffliche Nase. Komm, laß uns aufsitzen, und seinen Freiheitsstimm mit dem unsrigen fahren. (Gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Julia (verhüllt). Fiesko (der einen weißen Mantel trägt, eilt ihr nach).

Julia. Lakaien! Läufer!

Fiesko. Gräfin, wohin? Was beschließen Sie?

Julia. Nichts, im Mindesten nichts. (Bedienten). Mein Wagen soll vorfahren.

Fiesko. Sie erlauben — er soll nicht. Hier ist eine Beleidigung.

Julia. Pah! Doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnirung in Stücken — Beleidigung? Wer ist hier, der beleidigen kann? So geben Sie doch.

Fiesko (auf einem Knie). Nicht, bis Sie mir den Verzeyungen sagen.

Julia (sieht sich mit angestrengten Armen). Ah sehn! Sehn. Schenswürdig! Knüte doch Jemand die Gräfin von Lavagna zu diesen reizenden Schauspiel! — Wie, Graf? Wo bleibt der Gemahl? Diese Stellung taugte anderwärts in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn sie im Kalender Ihrer Liebesfragen blättert, und einen Brand in der Rechnung findet. Erheben Sie doch auf. Geben Sie zu Damen, wo Sie wohlfeiler markten. So stehen Sie doch auf. Oder wollen Sie die Impertinenzen Ihrer Frau mit Ihren Galanterien abbüßen?

Fiesko (springt auf). Impertinenzen? Ihnen?

Julia. Aufzubrechen — den Sessel zurückgestoßen — der Tafel den Rücken zu kehren — der Tafel, Graf! an der ich sitze.

Fiesko. Es ist nicht zu entschuldigen.

Julia. Und mehr ist es nicht — Neber die Frage! und ist es denn meine Schuld, (sich beleidigt) daß der Graf seine Augen hat?

Fiesko. Das Verbrechen Ihrer Schönheit, Madonna, daß er sie nicht überall hat?

Julia. Keine Delikatesse, Graf, wo die Ehre das Wort führt. Ich fordere Genugthuung. Finde ich sie bei Ihnen? oder hinter den Donnern des Herzogs?

Fiesko. In den Armen der Liebe, die Thorn den Mißtritt der Eifersucht abbittet.

Julia. Eifersucht? Eifersucht? Was will denn das Kbpfchen? (vor einem Spiegel gebärdend). Ob sie wohl eine bessere Fürsprache für ihren Geschmack zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? (hm) Doria und Fiesko? — ob sie die Gräfin von Lavagna nicht gerben sollen muß, wenn die Rücke des Herzogs ihre Wahl beunruhigenswürdig findet? (freundlich, indem sie dem Grafen ihre Hand zum Kusse reicht). Ich sage den Fall, Graf, daß ich sie so fände.

Fiesko (erstaunt). Grausamste, und mich dennoch zu quälen! — Ich weiß es, göttliche Julia, daß ich

nur Ehrfurcht gegen Sie fühlen sollte. Meine Vernunft heißt mich das Knie des Unterthans vor dem Bilde Doria beugen, aber mein Herz betet die sanfte Julia an. Eine Verbrecherin ist meine Liebe, aber eine Heldin zugleich. die thun genug ist, die Ringmauer des Reichs durchzubrechen, und gegen die verderbende Summe der Majestät anzuklopfen.

Julia. Eine große gräßliche Lüge, die auf Stelzen herumläuft — Seine Zunge verwirret mich, sein Herz klopft unter dem Schattenriß einer Andern.

Fiesko. Oder besser, Signora, es schlägt unwillig dagegen, und will ihn hinwegdrücken (indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Bande hängt, herabnimmt, und sie der Julia überliefert). Streifen Sie Ihr Bild an diesem Altare auf, so können Sie diesen Götzen zerstören.

Julia (sieht das Bild lange an, wegfällig). Ein großes Opfer, bei meiner Ehre, das meinen Dank verdient (sie hängt ihm die Kette um). So, Sklave! trage die Farbe deines Herrn. (Sie geht ab.)

Fiesko (mit Feuer). Julia liebt mich! Julia! Ich bewirke einen Gott (frohlockend im Saal). Diese Nacht soll eine Festnacht der Götter, die Fremde soll ihr Meisterstück machen. Hola! Hola! (Mehrere Bediente). Der Boden meiner Zimmer soll sogar purpurnen Nektar. Musik lerne die Mitternacht aus ihrem dicken ehernen Schlummer auf, tausend brennende Lampen spotten der Morgensonne hinweg — Allgemein sey die Luft, der bacchantische Tanz stampfe das Todtenreich in polternde Trümmer! (Er eilt ab. Man schenkt Champagner, unter welchem der Mitternehmung aufgegeben wird und einen großen stimulirenden Saal erhitzet, worin viele Masken tanzen. Zur Seite Schmaus und Spektakel von Gästen belebt.)

Fünfter Auftritt.

Gianettino (halb betrunken). **Lomellin. Zibo. Centurione. Verrina. Sacco. Kalcagno.** (Alle maskirt.) Mehrere Damen und Nobili.

Gianettino (lermend). Bravo! Bravo! Diese Weine glitschen herrlich, unsere Tänzerinnen springen à merveille. Geh einer von euch, streu' es in Genua aus, ich sey heitern Humors, man könne sich gütlich thun — Bei meiner Geburt! Sie werden den Tag roth im Kalender zeichnen, und brunter schreiben: heute war Prinz Doria lustig.

Gäste (hyen die Gläser an). Die Republik! (Trompetenstoß.)

Gianettino (wirft das Glas mit Macht auf die Erde). Hier liegen die Scherben. (Drei schwarze Masken treten auf, verbeugen sich um Gianettino).

Lomellin (führt den Prinzen vor). Gnädiger Herr. Sie sagten mir neulich von einem Franzosinnermarkt, daß Sklaven in der Levantergränze besgegnet?

Gianettino. Das hab' ich auch, Bursche, und mir ihre Bekanntschaft haben.

Lomellin. Die kann ich Eure Gnaden verschaffen.

Gianettino (rasch). Kannst du! Kannst du! Lomellin, du hast doch neulich zur Prokuratorwürde gemacht. Du sollst sie erhalten.

Lomellin. Gnädiger Prinz, es ist die zweite im Staat, mehr denn sechzig Edelleute bewerben sich darum, alle reicher und angesehener als euer Gnaden unterthänigster Diener.

Gianettino (schaudt ihn trotzig an). Donner und Doria! Du sollst Prokurator werden. (Die drei Masken kommen vorwärts). Adel in Genua? Laßt sie all' ihre Ahnen und Wappen zumal in die Waagschale schmeißen, was braucht es mehr, als ein Haar auf dem weißen Barte meines Onkels, Genua's ganze Adelschaft in alle Lüfte zu schneiden? Ja wißt, du sollst Prokurator seyn, das ist so viel als alle Stimmen der Signoria.

Lomellin (leiser). Das Mädchen ist die einzige Tochter eines gewissen Verrina.

Gianettino. Das Mädchen ist hübsch! und trotz allen Teufeln! muß ich sie brauchen.

Lomellin. Gnädiger Herr! das einzige Kind des sternsprühenden Republikaners!

Gianettino. Geh' in die Hölle mit deinem Republikaner! der Zorn eines Bastards, und meine Leidenschaft! Das heißt, der Teufelsturm muß einstürzen, wenn Buben mit Muscheln darnach werfen (die drei schwarzen Masken treten mit großen Bewegungen näher). Hat darum Herzog Andreas seine Farben gestellt in den Schlamm dieser Lumpenrepublikaner, daß sein Neffe die Gunst ihrer Kinder und Bräute erbetteln soll? Donner und Doria! Diesen Gestalt müssen sie niederstoßen, oder ich will über den Gedanken meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre genuesische Freiheit sich zu todt zapperlin soll. (Die drei Masken treten zurück).

Lomellin. Das Mädchen ist eben jetzt allein. Ihr Vater ist hier, und eine von den drei Masken.

Gianettino. Erwünscht. Lomellin. Gleich bringe mich zu ihr.

Lomellin. Aber sie werden eine Duplerin suchen, und eine Empfindlerin finden.

Gianettino. Gewalt ist die beste Beredsamkeit. Führ mich alsobald hin; den republikanischen Hund will ich schon, der am Bärenn Doria hinaufspringt. (Fiesko begegnet ihm an der Thür). Wo ist die Gräfin?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko. Ich habe sie in den Wagen gehoben. (Er faßt Gianettino's Hand, und hält sie gegen seine Brust.) Prinz, ich bin jetzt doppelt in ihren Banden. Gianettino berrscht über meinen Kopf und Genua; über mein Herz Ihre liebenswürdige Schwester.

Lomellin. Fiesko ist ganz Epikuräer worden. Die große Welt hat viel an Ihnen verloren.

Fiesko. Aber Fiesko nichts an der großen Welt. Leben heißt träumen; weise seyn, Lomellin, heißt angenehm träumen. Kann man das besser unter den Donnern des Throns, wo die Nähe der Regierung ewig in's gellende Ohr krachen, als am Busen eines schmachtenden Weibes? Gianettino Doria mag über Genua herrschen. Fiesko wird lieben.

Gianettino. Brich auf, Lomellin. Es wird Mitternacht. Die Zeit rückt heran. Lavagna, wir danken für deine Bewirthung. Ich war zufrieden.

Fiesko. Das ist Alles, was ich wünschen kann. Prinz.

Gianettino. Also gute Nacht. Morgen ist Spiel bei Doria, und Fiesko ist eingeladen. Komm, Prokurator.

Fiesko. Musik! Lichter!

Gianettino (trotzig durch die drei Masken). Platz dem Namen des Herzogs.

Eine von den drei Masken (murmelt unwillig). In der Hölle! Niemals in Genua!

Gäste (in Bewegung). Der Prinz bricht auf. Gute Nacht, Lavagna! (kommen heraus).

Siebenter Auftritt.

Die drei schwarzen Masken. Fiesko. (Pause).

Fiesko. Ich werde hier Gäste gewahr, die die Freuden meines Festes nicht theilen.

Masken (murmeln verdrüßlich durcheinander). Nicht einer.

Fiesko (verbindlich). Sollte mein guter Wille einen Genueser mißvergnügt weglaufen? Hurtig, Lasagen! man soll den Ball erneuern, und die großen Pokale füllen. Ich wollte nicht, daß Jemand vier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergötzen? Wollen Sie die Stärke meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinem Frauenzimmer Zerstreuung? Oder wollen wir uns zum Pharao setzen, und die Zeit mit Spielen vertrügen?

Eine Maske. Wir sind gewohnt, sie mit Thaten zu bezahlen!

Fiesko. Eine melancholische Antwort, und — das ist Verrina!

Verrina (nimmt die Maske ab). Fiesko findet seine Freunde geschwinder in ihren Masken, als sie ihn in der seinigen.

Fiesko. Ich verstehe das nicht. Aber was soll der Trauerflor an deinem Arm? Sollte Verrina Jemand begraben haben, und Fiesko nichts darum wissen?

Verrina. Trauerpost taugt nicht für Fiesko's lustige Feste.

Fiesko. Doch wenn ein Freund ihn auferbert. (Drückt seine Hand mit Wärme). Freund meiner Seele! Wer ist uns Beiden gestorben?

Verrina. Beiden! Beiden! O allzuwahr! — Aber nicht als Söhne trauern um ihre Mutter.

Fiesko. Deine Mutter ist lange vermodert.

Verrina (bedeutend). Ich besinne mich, daß Fiesko mich Bruder nannte, weil ich der Sohn seines Vaterlands war.

Fiesko (überrascht). Ah! ist es das? Also auf einen Spaß war es abgezielt? Trauerkleider um Genua! und es ist wahr. Genua liegt wirklich in den letzten Zügen. Der Gedanke ist einzig und neu. Unser Vetter fängt an, ein witziger Kopf zu werden.

Kalkagno. Er hat es ernsthaft gesagt, Fiesko!

Fiesko. Freilich! Freilich! Das war's eben. Sie trocken weg, und so weinerlich. Der Spaß verliert Alles, wenn der Spaßmacher selber lacht. Mit einer wahren Leichenbittermiene! Hört! ich's je gedacht, daß der finstere Verrina in seinen alten Tagen noch ein so lustiger Vogel würde!

Sacco. Verrina, komm! Er ist nimmermehr unser.

Fiesko. Aber lustig weg, Landsmann. Laß uns aufsitzen, wie lustige Erben, die deutend hinter der Bahre gehen, und desto lauter in's Schnupftuch lachen. Doch dürften wir dafür eine harte Strafe murren kriegen. Sey's drum, wir lassen sie reiten, und schwatzen.

Verrina (heftig bewegt). Himmel und Erde! und ihnen nichts? — Wo bist du hingekommen, Fiesko? Wo soll ich den großen Tyrannenhasser erfragen? Ich weiß eine Zeit, wo du beim Anblick einer Krone Gichter bekommen hättest. — Gedenkst der Republik! Du wirst's verantworten, daß ich seinen Heiler um meine Unsterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geister ausgähren kann.

Fiesko. Du bist der ewige Grillenfänger. Mag er Genua in die Tasche stecken, und an einen Kaper von Tunis verschachern, was kümmert's uns? Wir trinken Feuer, und küssen schöne Mädchen.

Verrina (sieht ihn ernst an). Ist das deine wahre ernsthafte Meinung?

Fiesko. Warum nicht, Freund? Ist es denn eine Wollust, der Ruh des trägen vierbeinigen Thiers Republik zu feyn? Dank es dem, der ihm Flügel gieng, und die Füße ihrer Aemter entfernt. Giannettino Doria wird Herzog. Staatsgeschäfte werden und seine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko? — Ist das deine wahre ernsthafte Meinung?

Fiesko. Andreas ererbt seinen Neffen zum Sohn und Erben seiner Güter, wer will der Thor seyn, ihm das Erbe seiner Macht abzustreiten?

Verrina (mit äußerstem Unwillen). So kommt, Gemeuter! (Verwirft den Fiesko schnell, die Andern folgen.)

Fiesko. Verrina! — Verrina! Dieser Republikaner ist bort wie Stahl! —

Achter Auftritt.

Fiesko. Eine unbekannte Maske.

Maske. Haben Sie eine Minute übrig, Lasagna?

Fiesko (zurückkommend). Für Sie eine Stunde?

Maske. So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

Fiesko. Es ist fünfzig Minuten auf Mitternacht.

Maske. Sie haben die Gnade, Graf?

Fiesko. Ich werde aufsitzen lassen.

Maske. Das ist nicht nöthig. Ich schicke ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht, denn ich hoffe es soll nur Einer zurückkommen.

Fiesko (betroffen). Und?

Maske. Man wird Ihnen auf eine gewisse Thräne eine blutige Antwort abfordern.

Fiesko. Diese Thräne?

Maske. Einer gewissen Gräfin von Lavagna. Ich kenne diese Dame sehr gut, und will wissen, wer mit Ihr verdient hat, das Opfer einer Närrin zu werden?

Fiesko. Jetzt verstehe ich Sie. Darf ich den Namen dieses seltsamen Ausforderers wissen?

Maske. Es ist der nämliche, der das Fräulein von Zibo einst anbetete, und vor dem Bräutigam Fiesko zurückstrat.

Fiesko. Scipio Bourgognino!

Bourgognino (nimmt die Maske ab). Und der ist da ist, seine Ehre zu üben, die einem Rebenbuhler gab, der stets genug denkt, die Sanftmuth zu ehren.

Fiesko (umarmt ihn mit Feuer). Edler junger Mann! Gedankt sey's dem Leiden meiner Gemahlin, daß mir eine so werthe Bekanntschaft macht. Ich fühle die Schwäche Ihres Unwillens, aber ich schlage mich nicht.

Bourgognino (einen Schritt zurück). Der Graf von Lavagna wäre zu feig, sich gegen die Erstlinge meines Schwertes zu wagen?

Fiesko. Bourgognino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre diesen tiefen Feuer für einen tiefern Gegenstand. Einen Lorbeer verdiente der Wille, aber die That wäre sinnlich.

Bourgognino (erröthet). Sinnlich! Graf! Das Frauenzimmer kann über Mißhandlung nur weinen. — Wofür ist der Mann da?

Fiesko. Ungemein gut gesagt, aber ich schlage mich nicht.

Bourgognino (reicht ihm den Rücken, will gehen). Ich werde Sie verachten.

Fiesko (stutzt). Bei Gott, Jüngling! das wirst du nie, und wenn die Tugend im Preis fallen sollte. (Faßt ihn beklämmt bei der Hand). Haben Sie jemals etwas gegen mich gehabt, das man — wie soll ich sagen? — Ehrfurcht nennt?

Bourgognino. Wär' ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den ersten der Menschen erkläre?

Fiesko. Also, mein Freund? Einen Mann, der einst meine Ehrfurcht verdienen, würd' ich — etwas langsam verachten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meisters sollte künstlicher seyn, als dem flüchtigen Anfänger so gerade zu in die Augen zu springen — Gehen Sie heim, Bourgognino, und nehmen Sie sich Zeit zu überlegen, warum Fiesko so und nicht anders handelt. (Bourgognino geht stillschweigend ab). Fahre hin, edler Jüngling! Wenn diese Flammen in's Vaterland schlagen, mögen die Doria feste stehen.

Neunter Auftritt.

Fiesko. Der Mohr (tritt schüchtern herein, und sieht sich überall neugierig um).

Fiesko (faßt ihn scharf und lang in's Auge). Was willst du und wer bist du?

Mohr (wie oben). Ein Sklave der Republik.

Fiesko. Sklaverei ist ein elendes Handwerk (immer ein scharfes Ding auf ihn). Was suchst du?

Mohr. Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

Fiesko. Hing immer diesen Schild vor dein Gesicht hinaus, das wird nicht überflüssig seyn — aber was suchst du?

Mohr (sieht ihm näher zu kommen, Fiesko weicht aus). Herr, ich bin kein Spitzbube.

Fiesko. Es ist gut, daß du das beschwörst, und — doch wieder nicht gut (ungeduldig). Aber, was suchst du?

Mohr (rückt wieder näher). Seyd Ihr der Graf Lavagna?

Fiesko (lisig). Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. — Was soll dir der Graf?

Mohr. Seyd auf Eurer Hut, Lavagna! (hart an ihm).

Fiesko (springt auf die andre Seite). Das bin ich wirklich.

Mohr (wie oben). Man hat nichts Gutes gegen Euch vor, Lavagna!

Fiesko (zerrinnt sich wieder). Das seh' ich.

Mohr. Hütet euch vor dem Doria.

Fiesko (tritt ihm vertraut näher). Freund! Sollt' ich dir doch wohl Unrecht gethan haben? Diesen Namen fürcht' ich wirklich.

Mohr. Es sieht vor dem Mann. Könnt Ihr lesen?

Fiesko. Eine kurzweilige Frage! Du bist bei manchem Kavalier herumgekommen. Hast du was Schriftliches?

Mohr. Euren Namen bei armen Sündern. (Er reicht ihm einen Zettel, und nähert sich hart an ihn. Fiesko tritt vor einen Spiegel und schreit über das Papier. Der Mohr geht taumelnd um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will stoßen).

Fiesko (dreht sich geschickt, und fährt nach dem Arm des Mohren). Sachte, Kanaille! (entreißt ihm den Dolch).

Mohr (stampft wild auf den Boden). Teufel! — Bitt' um Vergebung! (will sich abführen).

Fiesko (packt ihn, mit dorter Stimme). Stephano! Drullo! Antonio! (den Mohren an der Gurgel). Bleib, guter Freund! Höllische Bestie! (Betiene.) Bleib und antworte! Du hast schlechte Arbeit gemacht; an wen hast du deinen Tagelohn zu fordern?

Mohr (nach vielen vergeblichen Versuchen sich wegzureißen, entschlossen). Man kann mich nicht höher hängen, als bei den Galgen ist.

Fiesko. Nein, tröste dich. Nicht an die Ohren des Monds, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnstocher ansehen sollst. Doch deine Wahl war zu staatsklug, als daß ich sie deinem Mutterwitz zutrauen sollte. Sprich also, wer hat dich gedungen?

Mohr. Herr, einen Schurken könnt Ihr mich schimpfen, aber einen Dummkopf verbitt' ich.

Fiesko. Ist die Bestie stolz? Bestie, sprich, wer hat dich gedungen?

Mohr (nachdenkend). Hmm! So wär' ich doch nicht allein der Narr? — Wer mich gedungen hat? — und warum's doch nur hundert unsrer Zesuiten! — Wer mich gedungen hat? — Prinz Gianettino.

Fiesko (erstaunt auf und nieder). Hundert Zechinen und nicht mehr für des Fiesko Kopf! (höhnisch) Schäme dich, Krämerin von Genua (nach einer Schatulle sieht). Hier, Bursche sind tausend, und sag' deinem Herrn — er sey ein knickiger Wucherer!

Mohr (betrachtet ihn von Fuß bis zum Wirbel).

Fiesko. Du besinnst dich, Bursche?

Mohr (nimmt das Geld, legt es nieder, nimmt es wieder, und beleuchtet ihn mit immer steigendem Erstaunen).

Fiesko. Was machst du, Bursche?

Mohr (wirft das Geld entschlossen auf den Tisch). Herr — das Geld hab' ich nicht verdient.

Fiesko. Schalkskopf von einem Gauner! Den Galgen hast du verdient. Der entrüstete Elephant zerreißt Menschen, aber nicht Würmer. Dich würd' ich hängen lassen, wenn es mich nur so viel mehr, als zwei Worte kostete.

Mohr (mit einer frohen Verbeugung). Der Herr sind gar zu gütig.

Fiesko. Schäle Gott! Nicht gegen dich. Es gefällt mir nun eben, daß meine Laune einen Schurken, wie du bist, zu etwas und nichts machen kann, und darum gehst du frei aus. Begreife mich recht. Dein Ungeschick ist mir ein Unterpfand des Himmels, daß ich zu etwas Großem aufgehoben bin, und darum bin ich gnädig, und du gehst frei aus.

Mohr (verwirrt). Schlag ein, Lavagna! Eine Ehre ist der andern werth. Wenn Jemand auf dieser Halbinsel eine Gurgel für Euch überzählig hat, der fehlt! und ich schwöre sie ab, unentgeltlich.

Fiesko. Eine höllische Bestie! Sie will sich mit fremder Leute Gurgeln bedanken.

Mohr. Wir lassen uns nichts schenken, Herr! Unser eins hat auch Ehre im Leibe.

Fiesko. Die Ehre der Gurgelschneider?

Mohr. Ist wohl feuerfester als eurer ehrlichen Leute: sie verehren ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten sie pünktlich dem Teufel.

Fiesko. Du bist ein drolliger Gauner.

Mohr. Freut mich, daß Ihr Geschmack an mir findet. Seyt mich erst auf die Probe. Ihr werdet einen Mann kennen lernen, der sein Exercitium aus dem Stegreif macht. Fordert mich auf. Ich kann Euch von jeder Spitzbüberkunst mein Testimonium aufweisen, von der untersten bis zur höchsten.

Fiesko. Was ich nicht höre! (indem er sich wieder

sep). Also auch Schelmen erkennen Gesetze und Rangordnung? Laß mich doch von der untersten hören.

Mohr. Pfui, gnädiger Herr! das ist das verschlichte Heer der langen Finger. Ein elend' Gewerb, das keinen großen Mann ausbrütet, arbeitet nur auf Kardatsche und Raspelhaus, und führt — höchstens zum Galgen.

Fiesko. Ein reizendes Ziel! Ich bin auf die beste begierig.

Mohr. Das sind die Spione und Maschinen, Bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen, wo sie ihre Allwissenheit holen, die sich wie Blutigel in Seelen einbeißen, das Gift aus dem Herzen schlürfen, und an die Behörde speien.

Fiesko. Ich kenne das — fort!

Mohr. Der Rang trifft nunmehr die Meuter, Giftmischer, und Alle, die ihren Mann lang hinhalten, und aus dem Hinterhalt fassen. Feige Memmen sind's oft, aber doch Kerls, die dem Teufel das Schuldgeld mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit schon etwas Nöthiges, strickt ihrer Kuhdorf auf's Rad, und pfanzt' ihre Schlauköpfe auf Spieße. Das ist die dritte Zunft.

Fiesko. Aber, sprich doch, wann wird die beinige kommen?

Mohr. Alle, gnädiger Herr! Das ist eben der Pfiff. Ich bin durch diese alle gewandert. Mein Genie gellte frühzeitig über jedes Gelage. Gestern Abend macht' ich mein Meisterstück in der dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der vierten.

Fiesko. Diese wäre also?

Mohr (lebhaft). Das sind Männer, (in Hitze) die ihren Mann zwischen vier Mauern auffinden, durch die Gefahr eine Bahn sich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem ersten Gruß ihm den Großbank für den zweiten erfparen. Unter uns! Man nennt sie nur die Extrapost der Hölle. Wenn Mephistopheles einen Gelust bekommt, braucht's nur einen Wink, und er hat den Braten noch warm.

Fiesko. Du bist ein horigesteuerter Sünder. Einen solchen vermiethe ich längst. Gieb mir deine Hand. Ich will dich bei mir behalten.

Mohr. Ernst oder Spaß?

Fiesko. Mein völliger Ernst, und gebe dir 1000 Zechinen des Jahrs.

Mohr. Topp, Lasagna! Ich bin Euer, und zum Henker fahre das Privatleben. Brandt mich, wenn Ihr wollt. Zu Eurem Spürhund, zu Eurem Pariserebene, zu Eurem Fuchs, zu Eurer Schlange, zu Eurem Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Komissionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm' ich mich plump wie Holz.

Fiesko. Sey unbesorgt! Wem ich ein Lamm schenken will, sag ich's heraus, keinen Wolf überliefern. Geh also gleich morgen durch Genua, und untersuche die Witterung des Staats. Lege dich wohl auf Kundschaft, wie man von der Regierung denkt, und vom Haus Doria flüstert, sonüre dauchen, was meine Mitbürger von meinem Schlafraffenleben und meinem Liebesromane halten. Ueberschwemme mir Gebirne mit Wein, bis ihre Herzensmeinungen überlaufen. Hier hast du Geld. Spende davon unter den Seidenhändlern aus.

Mohr (sieht ihn bedenklich an). Herr —

Fiesko. Angst darf dir nicht werden. Es ist nichts Ehrliches — Geh! Rufe deine ganze Bande zu Hülfe. Morgen will ich deine Zeitungen hören. (Er geht ab).

Mohr (ihm nach). Verlaßt Euch auf mich. Jetzt ist's früh vier Uhr! Morgen um Acht habt Ihr so viel Neues erfahren, als in zweimal siebenzig Oxen geht. (Ab).

Zehnter Auftritt.

Zimmer bei Berrina.

Bertha (rücklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand gestützt). **Berrina** (Lieber herausretirend).

Bertha (erschrickt, springt auf). Himmel! da ist er!

Berrina (steht still, besieht sie bedenklich). An ihrem Vater erschrickt meine Tochter!

Bertha. Fliehen Sie! Lassen Sie mich fliehen! Sie sind schrecklich, mein Vater!

Berrina. Meinem einzigen Kinde?

Bertha (mit einem schweren Blick auf ihn). Nein! Sie müssen noch eine Tochter haben!

Berrina. Drückt dich meine Zärtlichkeit zu schwer?

Bertha. Zu Boden, Vater!

Berrina. Wie? welcher Empfang, meine Tochter? Sonst, wann ich nach Hause kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte sie weg. Komm, umarme mich, Tochter! An dieser glühenden Brust soll mein Herz wieder erwarmen. Du am Todesbett des Vaterlandes einstirrst. O, mein Kind! Ich habe heute Abrechnung gehalten mit allen Fremden der Natur, und (äußerst schwer) nur du bist mir geblieben.

Bertha (mit ihm mit einem langen Blick). Unglücklicher Vater!

Berrina (umarmt sie bestürmend). Bertha! Mein einziges Kind! Bertha! meine letzte übrige Hoffnung — Genua's Freiheit ist dahin — Fiesko ein — (indem er sie heftiger drückt, durch die Zähne). Werde du eine Hure! —

Bertha (reißt sich aus seinen Armen). Heiliger Gott! Sie wissen?

Berrina (steht betend still). Was?

Bertha. Meine jungfräuliche Ehre —

Berrina (wütend). Was?

Bertha. Diese Nacht —

Berrina (wie ein Rasender). Was?

Bertha. Gewalt! (sinkt am Sopha nieder).

Berrina (nach einer langen schrecklichen Pause, mit tumultet Stimme). Noch einen Athemzug, Tochter! — den letzten! (mit hohlem grrrrrrrrrn Ton). Wer?

Bertha. Weh mir, nicht diesen todtenfarbnen Zorn! Heiße mir Gott! er stammelt und zittert!

Berrina. Ich wüßte doch nicht — Meine Tochter! Wer?

Bertha. Ruhig! Ruhig! mein bester, mein theurer Vater!

Berrina. Um Gotteswillen! Wer? (will vor ihr niederfallen).

Bertha. Eine Maske.

Berrina (tritt zurück, nach einem fürmlichen Nachdenken). Nein! das kann nicht seyn! Den Gedanken fresse mir Gott nicht (kocht gros auf). Alter Gott! als wenn alles Gift nur aus einer und eben der Kröte spritzet! (zu Bertha, gefaßter). Die Person, wie die meinige, oder kleiner?

Bertha. Größer.

Berrina (rasch). Die Haare, schwarz? kraus?

Bertha. Kohlschwarz und kraus.

Berrina (taumelnd von ihr hinweg). Gott! mein Kopf! mein Kopf — die Stimme?

Bertha. Raub, eine Baßſtimme.

Verrina (heftig). Von welcher Farbe? – Rein! ich will nicht mehr hören! – der Mantel – von welcher Farbe?

Bertha. Der Mantel grün, wie mich dünkte.

Verrina (hält beide Hände vors Geſicht, und wankt in den Sopha). Steh ruhig. Es iſt nur ein Schwindel, meine Tochter! (Hält die Hände ſinken; ein Donnerſchlag.)

Bertha (die Hände ringend). Barmherziger Himmel! das iſt mein Vater nicht mehr.

Verrina (nach einer Pauſe, mit bitterm Gelächter). Recht ſo! Recht ſo, Memme Verrina! – das der Bube in das Heiligthum der Geſetze griff – dieſe Aufforderung war dir zu matt – Der Bube mußte noch ins Heiligthum deines Bluts greifen – (Springt auf). Geſchwind! rufe den Rittern – Blei und Pulver – oder halt! halt! ich beſinne mich eben anders – beſſer – Hole mein Schwert herbei, der ein Barternuſer (die Hand vor die Stirne). Was will ich aber?

Bertha. Mir iſt ſehr bange, mein Vater!

Verrina. Komm, ſetze dich zu mir. (Betrachtet Bertha, erzählt mir – Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man ſeine Tochter auch ſo – wie nenn' ich's nun – auch ſo artig fand, ſeine Tochter? Hört Bertha, was ſagte Virginius zu ſeiner verſtümmelten Tochter?

Bertha (mit Schaudern). Ich weiß nicht, was er ſagte.

Verrina. Närriſches Ding! – Nichts ſagte er (plötzlich auf, faßt ein Schwert). Nach einem Schlachtmeſſer griff er.

Bertha (ſtürzt ihm erſchrocken in die Arme). Großer Gott! Was wollen Sie thun?

Verrina (reißt das Schwert in's Zimmer). Nein! Noch iſt Gerechtigkeit in Genua!

Eilfter Auftritt.

Sacco. Kaltagno. Vorige.

Kaltagno. Verrina, geſchwind! Mache dich fertig. Heute hebt die Dogtwoche der Republik an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren ernennen. Die Gaſſen wimmeln von Volk. Der ganze Adel ſtrömt nach dem Rathhaus. Du begleitest uns doch, (höhnisch) den Triumph unſerer Freiheit zu ſehen.

Sacco. Ein Schwert liegt im Saal. Verrina ſchaut wild. Bertha hat rothe Augen.

Kaltagno. Bei Gott! das werd' ich nun auch gewahr – Sacco, hier iſt ein Unglück geſchehen.

Verrina (ſteht auf Seſſel ſind). Setzt euch.

Sacco. Freund, du erſchreckſt uns.

Kaltagno. So ſah ich dich nie, Freund. Hätte nicht Bertha geweint, ich würde fragen, gebt Genua unter?

Verrina (fürchterlich). Unter! Sitzt nieder.

Kaltagno (erſchrocken, indem ſich Beide ſetzen). Mann! Ich beſchwöre dich!

Verrina. Hören.

Kaltagno. Was ahnet mir, Sacco?

Verrina. Genueſer – ihr Beide kennt das Alterthum meines Namens. Eure Ahnen haben den Meinigen die Schleppe getragen. Meine Väter fochten die Schlachten des Staats. Meine Mütter waren Muſter der Genueſerinnen. Ehre war unſer einziges Kapital und erbte vom Vater zum Sohn – oder wer weiß es anders?

Sacco. Niemand.

Kaltagno. So wahr Gott lebt, Niemand.

Verrina. Ich bin der letzte meines Geſchlechts. Mein Weib liegt begraben. Dieſe Tochter iſt ihr einziges Vermächtniß. Genueſer, ihr ſeyd Zeugen, wie ich ſie erzog. Wird Jemand auftreten, und Klage führen, daß ich meine Bertha verwahrloſete?

Kaltagno. Deine Tochter iſt ein Muſter im Lande.

Verrina. Freund! ich bin ein alter Mann. Verliere ich dieſe, darf ich keine mehr hoffen. Mein Geblütnuß löſcht aus (mit einer fürchterlichen Wendung). Ich habe ſie verloren. Inſam iſt mein Stamm.

Beide (in Bewegung). Das wolle Gott verhüten! (Verrina wälzt ſich jammernd im Sopha).

Verrina. Nein! zweifle nicht, Tochter! Dieſe Männer ſind tapfer und gut. Beweinen dich viele, wird's liegenden blutet. Ehre nicht ſo betroffen auf. Männer! (langſam mit Gewicht). Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen bezwingen?

Beide (fahren auf, werfen ihr Seſſel zurück). Giannettino Doria!

Bertha (will einem Schrei). Stürzt über mich. Mauern! Mein Scipio!

Zwölfter Auftritt.

Bourgognino. Vorige.

Bourgognino (erdigt). Springe hoch, Mädchen! Eine Freudenpoſt! – Oeter Verrina, ich komme, meinen Himmel auf Ihre Zunge zu ſetzen. Schon längſt liebte ich Ihre Tochter, und nie durft' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falſchen Brettern von Ceremonien ſchwamm. Eben jetzt liegt meine Fortuna wohlbefeſtet in die Rhede, und führt, wie ſie ſagen, unermeßliche Schätze mit. Ja ich bin reicher Mann. Schauen Sie mir Bertha, ich mache ſie glücklich. (Bertha verhüllt ſich. Große Pauſe).

Verrina (herablaſſend zu Bourgognino). Haben Sie Luſt, junger Menſch, Ihr Herz in eine Prüfung zu werfen?

Bourgognino (greift nach dem Schwert, ſteht aber plötzlich die Hand zurück). Das ſprach der Vater –

Verrina. Das ſpricht jeder Schurke in Italien. Nehmen Sie mit dem Antrag von anderer Leute Gaſtung vorlieb!

Bourgognino. Mach mich nicht wahnwitzig. Grautopf!

Kaltagno. Bourgognino! Wahr ſpricht der Grautopf!

Bourgognino (auffahrend, gegen Verrina dräuend). Wahr ſpricht er? Mich hätte eine Dirne genarrt?

Kaltagno. Bourgognino, nicht da hinaus. Das Mädchen iſt engelrein.

Bourgognino (ſtehet erſtaunt ſtill). Nun! ſo wahr ich ſelig werden will. Rein und entehrt! Ich habe keinen Sinn für das. – Sie ſetzen ſich an und ſind ſtumm. Irgend ein Unglück von Wichtigkeit zwingt auf ihren bebenden Zungen. Im beſonders! Und! Scheidt meine Vermuth nicht im Kurzweil herum. Rein wäre ſie? Wer ſagte rein?

Verrina. Mein Kind iſt nicht ſchuldig.

Bourgognino. Alſo Gewalt! (ſinkt das Schwert von dem Boden). Genueſer! bei allen Sünden unter dem Mond! Wo – Wo ſind' ich den Räuber?

Verrina. Eben dort, wo du den Dieb Genua's findeſt? –

(Bourgognino erſtarrt. Verrina geht gedankenvoll auf und nieder, dann ſetzt er ſich).

Verrina. Wenn ich deinen Mund verstehe, ewige Vorsicht, so weißt du Genua durch meine Vermählung erlöset! (Er tritt zu sie, indem er den Unwerfen lang sam von seinem Arme wickelt, darauf feierlich). Ey! das Herzblut eines Doria diesen höllischen Flecken aus deiner Ehre waschen, soll ein Strahl des Tags auf diese Wangen fallen. Bis dahin — (er wirft den Zier über sie) verhüllen.

(Pause. Die Verschwornen stehen tief schweigend, betreten an).

Verrina (feierlich, seine Hand auf Bertha's Haupt legt). Verflucht sey die Luft, die dich fächelt! Verfluchet der Schlaf, der dich erquickt! Verflucht jede menschliche Spur, die deinem Feind willkommen ist! Gehe hinab in das unterste Gewölb meines Hauses. Winsle, heule, lähme die Zeit mit deinem Gram. (Unterbrechen von Schwuren führt er fort) Dein Leben sey das gichterische Wälzen des sterbenden Wurms — der barmherzige germalmende Kampf zwischen Seyn und Vergehen! — dieser Fluch hafte auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verröchelt hat. — Wo nicht, so magst du ihn nachschleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Rings ineinandergreifen.

(Großes Schweigen. Auf allen Gesichtern Entsetzen.

Verrina tritt jedem fest und durchdringend an).

Bourgognino. Rabenvater! Was hast du gemacht! Diesen ungebornen gräßlichen Fluch deiner armen schuldlosen Tochter!

Verrina. Nicht wahr — das ist schrecklich, mein zärtlicher Bräutigam? — (höhnt bedeutend). Wer von euch wird nun auftreten, und jetzt noch von kaltem Blut und Ausschuß schwatzen? Genua's Loos ist auf meine Bertha geworfen. Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht übermannwortet. Wer von uns ist nun Mensch genug, Genua's Erlösung zu verzögern, wenn er weiß, daß dieses schuldlose Lamm seine Freigebrit mit unendlichem Gram bezahlt? — Bei Gott! das war nicht das Gewäsch eines Narren! — Ich hab' ein Eid gethan, und wo der mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zuckt, und soll' ich auf Martern raffiniren, wie ein Henkersknecht, und soll' ich dieses unschuldige Lamm auf kannibalische Folterbank zerknirschen — Ehe zittern — blaß wie Geister schwinden sie mich an. — Noch einmal. Scipio! Ihr verwahrt sie zum Geist deines Tyrannenmörds. An diesem theuren Faden halt ich deine, meine, eure Pflichten fest. Genua's Despot muß fallen oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

Bourgognino (wirft sich der Bertha zu Füßen). Und fallen soll er — fallen für Genua, wie ein Opferstier. Es gewiß ich dich Schwert im Herzen Doria's umkehre, so gewiß will ich den Bräutigamskuß auf deine Lippen drücken. (Steht auf).

Verrina. Das erste Paar, das die Furien einsegnen! Gebt euch die Hände! In Doria's Herzen wirst du dein Schwert umkehren? Nimm sie, sie ist dein!

Kaltagno (tritt nieder). Hier hört noch ein Gemurmel, und legt seinen furchtbaren Stahl zu den Füßen der Unschuld. Es gewiß möge Kaltagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieses sein Schwert die Straße zu Doria's Leben. (Steht auf).

Sacco. Zuletzt, doch nicht minder entschlossen. (tritt Raphael Sacco. Wenn dieß mein blankes Eisen Bertha's Gefängniß nicht aufschließt, so schließe sich das Ohr des Erzherrn meinem letzten Gebet zu. (Steht auf).

Verrina (erfreuet). Genua dankt euch in mir, meine Freunde! Gehe nun, Tochter! Freue dich des Vaterlands großes Opfer zu seyn.

Bourgognino (umarmt sie im Abgehen). Geh! Traue auf Gott und Bourgognino. An einem und eben dem Tag werden Bertha und Genua frei seyn. (Bertha entfernt sich).

Dreizehnter Auftritt.

Vorige (ohne Bertha).

Kaltagno. Ey! wir weiter geh'n, noch ein Wort, Gemeine!

Verrina. Ich erwarte es.

Kaltagno. Werden vier Patrioten genug seyn. Tyrannei, die mächtige Hoder, zu stürzen? Werden wir nicht den Pöbel aufwühlen? nicht den Adel zu unserer Partei ziehen müssen?

Verrina. Ich verstehe! Hört also, ich habe längst einen Maler im Solde, der seine ganze Kunst verschwendet, den Sturz des Appius Claudius zu malen. Zierde ist ein Anbeter der Kunst, erräth sich gern an erhabenen Scenen. Wir werden die Malerei nach seinem Palaste bringen, und jagegen seyn, wenn er sie betrachtet. Vielleicht, daß der Anblick seinen Genius wieder aufweckt — Vielleicht —

Bourgognino. Weg mit ihm. Verderbyle die Gefahr, spricht der Held, nicht die Heiser. Ich habe schon längst ein Etwas in meiner Brust gefühlt, das sich von nichts wollte erklären lassen. — Was es war, weiß ich jetzt plötzlich (indem er heraus aufsteht). Ich hab' einen Tyrannen! (Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer in Fiesko's Palast.

Erster Auftritt.

Leonore. Arabella.

Arabella. Nein, sag' ich. Sie haben falsch. Die Eifersucht lieh Ihnen die häßlichen Augen.

Leonore. Ey wer Julia kennt'ig. Rede mir nichts ein. Meine Silhouette hing an einem himmelblauen Band, dieß war feuerfarb und gestammt. Mein Loos ist entschieden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Julia.

Julia (lächelnd herumreitend). Der Graf hat mir sein Palais an. den Tag nach dem Ratsband zu geben. Die Zeit wird mir lang werden. Ey! die Cerise habe gemacht ist. Madam, unterhalten Sie mich. (Bella entfernt sich, kommt sogleich wieder).

Leonore. Befehlen Sie, daß ich Gesellschaft bieten bitte?

Julia. Abgeschmackt. Als wenn ich sie hier suchen müßte! Sie werden mich zerstreuen. Madam! (auf und ab, sich den Fuß machend). Wenn sie das können. Madam! — denn ich habe nichts zu verstümen.

Arabella (bebend). Desto mein dieser kostbare Mehr, Signora! Wie grausam, bedenken Sie! die Perspektiv'chen der jungen Stutzer um diese schöne Prise zu bringen? Ach! Und das blitzende Spiel der Perlen, daß einem die Augen bald wund brennt. Beim großmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer ausgeplündert!

Julia (vor einem Spiegel). Das ist Ihr wohl eine Seltenheit, Mamsell? Aber ihre Sie, Mamsell, hat Sie Ihrer Herrschaft auch die Zunge verdingt? Scharr

mant, Madam! Ihre Gäste durch Domestiken bedienen lassen, pfui!

Leonore. Es ist mein Unglück, Signora, daß meine Laune mit das Vergnügen Ihrer Gegenwart schmälert.

Julia. Eine häßliche Unart ist das, die Sie schwerfällig und altern macht. Rasch! lebhaft und wipig! Das ist der Weg nicht, Ihren Mann anzufeuern.

Leonore. Ich weiß nur einen, Gräfin: Lassen Sie den Ihrigen immer ein sympathetisches Mittel bleiben!

Julia (ohne darauf achten zu wollen). Und, wie Sie sich tragen, Madam! Pfui doch! Auch auf Ihren Körper werden Sie sehen. Nehmen Sie zur Kunst Ihre Zuflucht, wo die Natur an Ihnen Stiefmutter war. Einen Firnis auf diese Wangen, worauf die mißfarbige Leidenschaft kränkelt. Armes Geschöpf! So wird Ihr Gesichtchen nie einen Käufer finden.

Leonore (munter zu Bella). Wünsche mir Glück, Mädchen! Unmöglich darf ich meinen Fiesko verlieren, oder ich habe nichts an ihm verloren.

(Bella bringt Confect. Julia gießt ein).

Julia. Von Verlieren murmeln Sie etwas? Aber mein Gott! Wie kam Ihnen auch der tragische Einfall, den Fiesko zu nehmen? — Warum auf diese Höhe, mein Kind, wo Sie meinerseits gerieten, wovon lassen müssen? vergleichen werden müssen? Auf Ehre, mein Schatz, das war ein Schritt oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesko kuppelte (mitleidig ihre Hand ergreifend). Gutes Thierchen, der Mann, der in den Assemblees des guten Tons gelitten wird, konnte nie deine Partie seyn. (Sie nimmt eine Tasse).

Leonore (lächelnd auf Kredelien). Oder er wäre in diesen Häusern des guten Tons nicht gelitten seyn wollen?

Julia. Der Graf hat Person — Welt — Geschmack. Der Graf war so glücklich, Connaissanzen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament. Feuer. Nun reißt er sich warm aus dem delikatesten Zirkel. Er kommt nach Hause. Die Ehefrau bewillkommt ihn mit einer Wertragsgerichtlichkeit. Nicht seine Gnat in einem feuchten, frostigen Kuß, schneidet ihm ihre Karessen wirthschaftlich, wie einem Kostgänger, vor. Der arme Ehmann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal — hier ekelt ihm eine gräuliche Empfindsamkeit an. Signora, um Gotteswillen! Wird er nicht den Verstand verlieren, oder was wird er wählen?

Leonore (bringt ihr eine Tasse). Sie, Madam — wenn er ihn verloren hat.

Julia. Gut! dieser Biß sey in dein eigenes Herz gegangen. Zittre um diesen Spott, aber ehe du zitterst, erröthe!

Leonore. Kennen Sie das Ding auch, Signora? Doch warum nicht? Es ist ja ein Toilettenpfiff.

Julia. Man sehe doch! Erfahren muß man das Mährchen, will man ihm ein Fünfchen Mutterwitz abjagen. Gut für'sgut. Es war Scherz, Madam! Geben Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung.

Leonore (giebt ihr die Hand mit verächtlichem Blick). Imperiali — vor meinem Zorn haben Sie Ruhe.

Julia. Großmüthig, allerdings! Doch sollt' ich's nicht auch seyn können, Gräfin? (langsam und lauernd). Wenn ich den Schatten einer Person bei mir führe, muß es nicht folgen, daß das Original mir werth ist? Oder was meynen Sie?

Leonore (rasch und verwirrt). Was sagen Sie? Ich hoffe, dieser Schlag ist zu rasch.

Julia. Das denk ich selbst. Das Herz ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird sich nie hinter Schmuckwerk verschanzen.

Leonore. Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieser Wahrheit?

Julia. Mitleid, bloßes Mitleid — Denn sehen Sie, so ist es auch umgekehrt wahr — und Sie haben Ihren Fiesko noch. (Sie giebt ihr Ohrringe, und lacht boshaft auf).

Leonore (mit aufsteigender Erbitterung). Mein Schattenriß? Ihnen? (wirft sich schwerfällig in einen Sessel). O der heillose Mann!

Julia (frohlockend). Hab' ich vergoldet? Hab ich? Nun, Madam, keinen Nadelstich mehr in Bereitschaft? (tanzt in die Szene). Den Wagen vor! Mein Gemahl ist bestellt. (Zu Leonoren, der sie das Kind streicht). Trösten Sie sich, mein Kind! Er gab mir die Silhouette im Vorwitz. (Ab).

Dritter Auftritt.

Kalkagno kommt.

Kalkagno. So erfolgt ging die Imperiali weg und Sie in Wallung, Madonna?

Leonore (mit durchdringendem Schmerz). Nein! das war nie erhört!

Kalkagno. Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

Leonore. Ein Freund vom Unmenschlichen — Mir auf den Augen!

Kalkagno. Welchem Unmenschlichen? Sie erschrecken mich.

Leonore. Von meinem Mann — Nicht so! Von dem Fiesko.

Kalkagno. Was muß ich hören?

Leonore. O nur ein Bubenstück, das bei euch gangbar ist, Männer!

Kalkagno (küßt ihre Hand mit Heftigkeit). Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

Leonore (rasch). Sie sind ein Mann — es ist nicht für mich.

Kalkagno. Ganz für Sie — voll von Ihnen — daß Sie wüßten, wie sehr — wie unendlich sehr —

Leonore. Mann, du lügst — du versicherst, eh' du handelst.

Kalkagno. Ich schwöre Ihnen.

Leonore. Einen Meineid! Hör' auf! Ihr ermahnet den Greifel Gottes, der sie niederschreibt. Männer! Männer! Wenn eure Eide zu so viel Treulosen würden, sie könnten Sturm gegen den Himmel laufen, und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

Kalkagno. Sie schwärmen, Gräfin! Ihre Erbitterung macht Sie ungerecht. Soll das Geschlecht für den Frevel des Einzelnen Rede stehen?

Leonore (sieht ihn groß an). Mensch! Ich hörte das Geschlecht in dem Einzelnen an, soll ich es in ihm verabscheuen dürfen?

Kalkagno. Verfluchen Sie, Gräfin — Sie gaben Ihr Herz das Erstemal selbst — — Ich wüßte Ihnen den Ort, wo es aufgehoben seyn sollte.

Leonore. Ihr stunket den Schöpfer aus seiner Welt hinaustlagen — Ich will nichts von dir hören.

Kalkagno. Diesen Verdammungsspruch sollten Sie heute noch in meinen Armen zurückrufen.

Leonore (aufmerksam). Rede ganz aus. In Deinen!

Kalkagno. In meinen Armen, die sich öffnen, eine Verlustene aufzunehmen, und für verlorne Liebe zu entschädigen.

Leonore (sieht ihn fein an). Liebe?

Falkagno (vor ihr nieder mit Feuer). Ja! es ist hingesagt. Liebe, Madonna! Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn eine Leidenschaft Sünde ist, so mögen die Sünden von Tugend und Laster in einander fließen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniß gerinnen.

Leonore (tritt mit Unwillen und Hoheit zurück). Du sinnst zierlich deine Theilnehmung, Schleicher? — In einer Knieebeugung verräthst du Freundschaft und Liebe? Ewig aus meinem Aug'! Abscheuliches Geschlecht! Bis ist glaubte ich, du verlägst nur Weiber; das habe ich nie gewußt, daß du auch an ihr selbst zum Verräther wirst.

Falkagno (steht betroffen auf). Gnädige Frau —

Leonore. Nicht genug, daß er das heilige Gesetz des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend dacht dieser Henchler die Pest, und will meine Unschuld im Ehbrechen unterweisen.

Falkagno (kalt). Das Ehbrechen ist nur Ihr Fall nicht, Madonna!

Leonore. Ich verstehe, und meine Empfindlichkeit sollte ihr meine Empfindung bestechen? Das wußtest du nicht, (sehr groß) daß jeden adrin das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh, Fiesko's Schande macht seinen Falkagno bei mir steigen, aber — die Menschheit sinken. (Schnell ab).

Falkagno (sieht ihr behaft nach, dann ab, mit einem Schlag auf die Stirne). Dummkopf!

Vierter Auftritt.

Der Mohr. Fiesko.

Fiesko. Wer war's, der da wegging?

Mohr. Marchese Falkagna.

Fiesko. Auf dem Sopha blieb dieses Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

Mohr. Begegnete mir so eben in einer starken Erhitzung.

Fiesko. Dieses Schnupftuch ist feucht (sieht es an). Falkagno hier? Leonore in starker Erhitzung? (nach einigem Nachsinnen zum Mohren). Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geschehen ist.

Mohr. Mamsell Bella hört es gern, daß sie blond sey. Will es beantworten.

Fiesko. Und nun sind dreißig Stunden vorbei. Hast du meinen Auftrag vollzogen?

Mohr. Auf ein Jota, mein Gebieter!

Fiesko (leg sich). Sag denn, wie pfeift man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

Mohr. O pfui, nach abscheulichen Weisen. Schon das Wort: Doria, schüttelt sie wie ein Fieberfrost. Giannettino ist gehaßt bis in Tod. Rätsmarrn. Die Franzosen, sagen sie, seyen Genua's Ratten gewesen. Kater Doria habe sie aufgefressen, und lasse sich nun die Mäuse belieben.

Fiesko. Das könnte wahr seyn — und wenden sie keinen Hund für den Kater?

Mohr (kleinlaut). Die Stadt murmelte Lang's und Breites von einem gewissen — einem gewissen — Hosla! Hört' ich denn gar den Namen vergessen?

Fiesko (steht auf). Dummkopf! Er ist so leicht zu behalten, als schwer er zu machen war. Hat Genua mehr als den Einzigen?

Mohr. So wenig als zwei Grafen von Lavagna.

Fiesko (sitzt sich). Das ist etwas! Und was fährt man denn über mein lustiges Leben?

Mohr (mißt ihn mit großen Augen). Hörrt, Graf von Lavagna! Genua muß groß von Euch denken. Man kann's nicht verbauen, daß ein Kavalier vom ersten Hause — voll Talent und Kopf — in vollem Feuer und Einfluß — Herr von vier Millionen Pfund — Fürstenblut in den Adern — ein Kavalier wie Fiesko, dem auf den ersten Wink alle Herzen zufliegen würden — —

Fiesko (wendet sich mit Verachtung ab). Von einem Schurken das anzuhören! —

Mohr. Daß Genua's großer Mann Genua's großen Fall verschmähe. Viele bedauern, seine Vielverpulten, die Weisen verdammen Euch. Alle der klagen den Staat, der Euch verlor. Ein Jesuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schlafrocke stecke.

Fiesko. Ein Fuchs riecht den andern. — Was spricht man zu meinem Roman mit der Gräfin Imperiali?

Mohr. Was ich zu wiederholen hübsch unterlassen werde.

Fiesko. Frei heraus. Je frecher, desto willkommener. Was murmelt man?

Mohr. Nichts murmelt man. Auf allen Kaffeehäusern, Billardtischen, Gasthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börse schreit man laut —

Fiesko. Was? Ich beschlo es dir!

Mohr (sich verbeugend). Das Ihr ein Narr seyd!

Fiesko. Gut! Hast nimm diese Zechine für diese Zeitung. Die Schreckenkappe habe ich nun aufgesetzt, daß diese Gemeine über mich zu ratten haben, bald will ich mir eine Stage scheren, daß sie den Hunde wurst von mir spielen. Wie nahmen sich die Seidenhändler bei meinen Geschenken?

Mohr (heilig). Narr, sie stellten sich wie die armen Sünder —

Fiesko. Narr? Bist du toll, Bursche?

Mohr. Verzeiht! Ich hätte Lust zu noch mehr Zechinen.

Fiesko (lacht, giebt ihm eine). Nun, wie die armen Sünder?

Mohr. Die auf dem Block liegen, und ihr Pardon über sich hören. Euer sind sie wie Gerl und Leib.

Fiesko. Das freut mich! Sie geben den Anschlag beim Pöbel von Genua.

Mohr. Was das ein Aufreitz war! Wenig fehlte, der Teufel hol' mich, daß ich nicht Gesellschaft an der Großmuth gefunden hätte. Sie wälzten sich mir wie unsinnig um den Hals, die Mädel schienen sich bald in meines Vaters Farbe vergossen zu haben, so blaß stehen sie über meine Mondsfinsterniß her. Allmächtig ist doch das Gold, war da mein Gedanke. Nun Modern kann es bringen.

Fiesko. Dein Gedanke war besser, als das Mißwort, worin er wankt. — Die Worte, die du mir überdraht hast, sind gut, lassen sich Thaten daraus schlichen?

Mohr. Wie aus den Himmels Räuschern der ausbrechende Sturm. Man steckt die Köpfe zusammen, rettiert sich zu Haus, ruft: Hmm! fragt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua verrieselt eine dumpfige Schwüle. — Dieser Mißmuth hängt wie ein schweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, so fallen Schlossen und Blitze.

Fiesko. Still! horch! was ist das für ein verworrenes Gesumse?

Mohr (aus Fiesko Negrol). Es ist das Geschrei vieler Menschen, die vom Rathhaus herabkommen.

Fiesko. Heute ist Prokuratorwahl. Das meine Karriere vorspiegeln. Unmöglich kann die Sig-

gung schon aus seyn. Ich will hinaus. Unmöglich kann sie rechtmäßig aus seyn — Schwert und Mantel her. Wo ist mein Orden?

Mohr. Herr, ich hab' ihn gestohlen und versetzt.

Fiesko. Das freut mich.

Mohr. Nun wie? Wird mein Präsent bald herausrücken?

Fiesko. Weil du nicht auch den Mantel aufhubst.

Mohr. Weil ich den Dieb aufhängig machte.

Fiesko. Der Tumult wälzt sich wieder. Horch! Das ist nicht das Gejauchze des Beifalls. (Rasch) Gewinnt, ringle die Hofjorten auf. Ich habe eine Ahnung. Doria ist tollkühn. Der Staat gaukelt auf einer Nabelspitze. Ich wette, auf der Signoria ist Lerm geworden.

Mohr (am Fenster spähend). Was ist das? Die Straße Baldi herunter — Troß vieler Tausende — Hellebarden blitzen — Schwerter — Hölle! Senatoren — Fliegen bieten —

Fiesko. Es ist ein Aufruhr! Sperrt' unter sie. Nennt meinen Namen. Biet zu, daß sie bleiben sich werfen. (Mohr ein) Donnert. Was die Ameise Vermuth mühsam zu Haufen schleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen.

Fünfter Auftritt.

Fiesko — Zenturione, Zibo, Asserato (klopfen stürmisch in's Zimmer).

Zibo. Graf, Sie vergeben unserm Zorn, daß wir unangemeldet hereinstürzen.

Zenturione. Ja die beschimpft, tödtlich beschimpft vom Rasen des Herzogs, im Angesichte der ganzen Signoria!

Asserato. Doria hat das goldene Buch beschrieben, davon jeder genueßische Edelmann ein Blatt ist.

Zenturione. Darum sind wir da. Der ganze Adel ist in mir aufgefordert. Der ganze Adel muß meine Rache theilen. Meine Ehre zu rächen, das zu würde ich schwerlich Genossen fordern.

Zibo. Der ganze Adel ist in ihm aufgeritzt. Der ganze Adel muß Feuer und Flammen speien.

Asserato. Die Rechte der Nation sind gekränket. Die republikanische Freiheit hat einen Todesstoß.

Fiesko. Sie spannen meine ganze Erwartung.

Zibo. Er war der nennundzwanzigste unter den Mailherren, hatte zur Prokuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Achtundzwanzig Stimmen waren gesammelt. Vierzehn sprachen für mich, eben so viel für Lomellino! Doria's und die seinige standen noch aus.

Zenturione (rasch in's Wort fallend). Standen noch aus. Ja voriger für Zibo. Doria — stützen die Wunde meiner Ehre — Doria —

Asserato (fällt ihm wieder in's Wort). So war er erlöst man nicht, so lang Ocean um Genua fließt. — —

Zenturione (lispier fort). Doria zog ein Schwert, das er unter dem Scharlach verborgen getragen, spießte mein Votum daran, rief in die Versammlung:

Zibo. „Senatoren, es gilt nicht! Es ist durchgestrichen! Lomellin ist Prokurator.“

Zenturione. „Lomellin ist Prokurator,“ und warf sein Schwert auf die Tafel.

Asserato. Und rief: „es gilt nicht!“ und warf sein Schwert auf die Tafel.

Fiesko (nach einigem Stillschweigen). Wozu sind Sie entschlossen?

Zenturione. Die Republik ist in's Herz getroffen. Wozu wir entschlossen sind?

Fiesko. Zenturione, Busen mögen vom Athem zucken. Eichen wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beschließen?

Zibo. Ich dächte, man fragte, was Genua beschließe?

Fiesko. Genua? Genua? Weg damit. es ist mürbe, bricht, wo Sie es anfassen. Sie trauen auf die Patrizier? Bürschlein weiß sie sauer Gesichter schneiden, die Achsel zucken, wenn von Staatsachen Rede wird? Weg damit. Ihr Heldenfeuer flammt sich in Ballen levantinischer Bloaren, ihre Seelen flattern ängstlich um ihre ostindische Flotte.

Zenturione. Lernen Sie unsre Patrizier besser schätzen. Kaum war Doria's trotzige That gethan, fodern ihrer einige Hundert mit zerrissenen Kleidern auf den Markt. Die Signoria stürzt auseinander.

Fiesko (höhnisch). Wir Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag sich ein Geier wirft?

Zenturione (stürmisch). Nein! wir Patriotennen, wenn eine Lunte hineinfällt.

Zibo. Das Volk wüthet auch, was vermag mist ein ungesonderter Heer?

Fiesko (sacht). Der stünde unbetheure Keilsherr mit plumpen Knochen aufzuzagt Gepolter macht. Hebes und Riedrer. Rabes und Fernes mit gärrendem Rachen zu verschlingen droht, und zuletzt — über Zwirnfäden stolpert. Genueser, vergessen! Die Epoche der Meerbeherrscher ist vorbei. Genua ist unter seinen Namen geschrift. Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federwall in die Rasete eines pöbelischen Knaben Octavius sprang. Genua kann nicht mehr frei seyn. Genua muß von einem Monarchen erwürgt werden. Genua braucht einen Tower rain, also huldigen Sie dem Schwindelkopf Giannettino.

Zenturione (aufbrausend). Wenn sich die großen Elemente verbinden, und der Nordpol dem Südpol nachspringt — Kommt, Kameraden!

Fiesko. Bleiben Sie! bleiben Sie! Verüber brühen Sie, Zibo?

Zibo. Lieber nichts oder einem Possenspiel, daß das Erdreich heißen soll.

Fiesko (führt sie zu einer Statue). Schauen Sie doch diese Figur an!

Zenturione. Es ist die Venus von Florenz. Was soll sie uns hier?

Fiesko. Sie gefällt Ihnen aber?

Zibo. Ich sollte denken, aber wir wären schlechte Antiquare. Wie Sie das ist fragen mögen?

Fiesko. Nun, reisen Sie durch alle Weltheile, und suchen unter allen lebendigen Modellen des weiblichen Modells den glückschsten aus, in welchem sich alle Reize dieser getäumten Venus umarmen.

Zibo. Und tragen dann für unsere Mühe davon?

Fiesko. Dann werden Sie die Phantasie der Marktschreierei überwiesen haben —

Zenturione (ungeduldig). Und was gewonnen haben?

Fiesko. Gewonnen haben den verzüchten Prozeß der Natur mit den Künstlern.

Zenturione (hipig). Und dann?

Fiesko. Dann? Dann? (fängt zu lachen an). Dann haben Sie vergessen zu sehen, daß Genua's Freiheit zu Träumern geht!

Sechster Auftritt.

Fiesko.

(Verkommt um den Pallast nimmt zu).

Glücklich! Glücklich! das Erreb der Republik ist in Flammen. Das Feuer hat schon Häuser und Thüre

ne gefaßt — Immerzu! Immerzu! Allgemein werde der Brand, der schadenfrohe Wind pfeife in die Verwüstung!

Siebenter Auftritt.

Mohr (in Eile). Fiesko.

Mohr. Haufen über Haufen!

Fiesko. Mache die Thorflügel weit auf! Laß herunterstürzen, was Füße hat!

Mohr. Republikaner! Republikaner! Ziehen ihre Freiheit am Joch, trocken, wie Lastochsen, unter ihrer aristokratischen Herrlichkeit.

Fiesko. Narren, die glauben, Fiesko von Lavagna werde fortführen, was Fiesko von Lavagna nicht anfing! Die Empörung kommt wie gerufen. Aber die Verschwörung muß meine seyn. Sie stürmen die Treppe hinauf.

Mohr (hinaus). Holla! Holla! Werden das Haus plötzlich zur Thüre herausbringen. (Das Volk stürmt herein. Die Thür in Trümmern).

Achter Auftritt.

Fiesko. Zwölf Handwerker.

Alle. Rache an Doria! Rache an Gianettino!

Fiesko. Hübsch gemacht, meine Taubleinte! Das ihr mir alle eure Aufwartung so machtet, das dringt von eurem guten Herzen. Aber meine Thüren sind beständer.

Alle (ungeduldig). Zu Boden mit den Doria! Zu Boden Oheim und Neffen!

Fiesko (der sie lächelnd übersieht). Zwölf sind ein vornehmes Herr —

Einige. Diese Doria müssen weg! Der Staat muß eine andere Form haben!

Erster Handwerker. Unser Friedensrichter die Treppen hinab zu schmeißen — die Treppen die Friedensrichter!

Zweiter. Denkt doch, Lavagna, die Treppen hinab, als sie ihm bei der Wahl widersprachen.

Alle. Soll nicht geduldet werden! Darf nicht geduldet werden!

Ein Dritter. Ein Schwert in den Rath zu nehmen —

Erster. Ein Schwert! Das Zeichen des Kriegs! im Zimmer des Friedens!

Zweiter. Im Scharlach in den Senat zu kommen! nicht schwarz, wie die übrigen Rathsherrn.

Erster. Mit acht Hengsten durch unsere Hauptstadt zu fahren.

Alle. Ein Tyrann! Ein Verräter des Lands und der Regierung!

Zweiter. Zweihundert Deutsche zur Leibwache vom Kaiser zu kaufen —

Erster. Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Deutsche gegen Italiener! Sclaven neben die Gebieter!

Alle. Hochverrath! Meuterei! Genua's Untergang!

Erster. Das Wappen der Republik an der Kutsche zu führen —

Zweiter. Die Statue des Andreas mitten im Hofe der Signoria! —

Alle. In Stücke mit dem Andreas! In tausend Stücke den steinernen und den lebendigen!

Fiesko. Gemacht, warum mir das alles?

Erster. Ihr sollt es nicht dulden! Ihr sollt ihm den Dammen auf's Maul hauen!

Zweiter. Ihr seyd ein kluger Mann, und sollt es nicht dulden, und sollt den Verstand für uns haben!

Erster. Und seyd ein besserer Obermann, und sollt ihm das eintränken, und sollt es nicht dulden!

Fiesko. Euer Vertrauen schmeichelt mir sehr! Kann ich es durch Thaten verdienen?

Alle (tumult). Satzag! Satzag! Sehr!

Fiesko. Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

Einige. Reden, Lavagna!

Fiesko. (der sich niederringt). Genueser. — Das Reich der Thiere kam einst in dürftige Gährung. Parteien fochten mit Parteien, und ein Fleischer band bemächtigte sich des Thrones. Dieser, gewohnt, das Schlachtvieh an das Messer zu hexen, hauste blutdürstig im Reich. Klagte, bis, und nagte die Knochen seines Volks. Die Nation murrte, die Edelsten traten zusammen, und ermahnten den fürstlichen Bullen. Jetzt ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entscheiden, welche Regierung die glücklichste sey? Die Stimmen theilten sich verschieden. Genueser, für welche hätten ihr entschieden?

Erster Bürger. Für's Volk! Alles für's Volk!

Fiesko. Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratisch. Jeder Bürger gab seine Stimme. Mehrheit siegte durch. Wenig Rehen verzogen. Es kündigte der Mensch dem ungeschickten Freistaat den Krieg an. Das Reich kam zusammen. Roß. Thor. Tiger. Bär, Elephant und Rhinoceros traten auf und brüllten laut zu den Waffen. Jetzt kam die Reihe an die übrigen. Camm. Hase. Hirsch. Eber. Das ganze Reich der Insekten, der Vögel, der Fische gangen mensch schnaubend Herr — alle traten bayerischen und wimmerten: Friede! Ehre. Genueser! Der Krieg wurde wuthr, denn der Elephant's, der Dammen mehrdenn der Klugen. — Mehrheit siegte durch. Das Thierreich strotzte die Waffen, und der Mensch brandschatzte sein Gebiet. Dieses Staatssystem ward also verworfen! Genueser, wozu würet ihr jetzt geneigt gewesen?

Erster und Zweiter. Zum Aufschub! Freilich zum Aufschub!

Fiesko. Diese Meinung gefiel: die Staatsgeschäfte theilten sich in mehrere Kammern. Völker berathen die Finanzen. Jäger sie waren ihre Secretäre. Tauben führten das Kriminalsiegel. Tieger die gütigen Vergleicher. Böcke schlossen Heirathsverträge. Soldaten waren die Hasen; Löwen und Elephanten dienten bei der Bagage, der Esel war Gränzherr des Reichs, und der Maulwurf Oberaufseher über die Verwaltung der Kanäle. Genueser, was hegt ihr von dieser weisen Verfassung?

Alle. Wenn der Wolf nicht zerrisse, den zerriss der Fuchs. Wer diesem entrann, den tödtete der Esel nieder. Tieger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder decandatirte die Taube, und am Ende, wenn die Kramer niedergelegt wurden, fand sie der Maulwurf alle unerfüllt verwaltet — Die Thiere empörten sich. Rief und einen Monarchen wählten, riefen Sie einstimmig. Der Klugen und Hirn und nur einen Magen hat — und einen Oberhaupt huldigten alle — einem Genueser! — aber Indem er mit Hoheit unter sie trat, er war der Löwe.

Alle (klatschen, werfen die Mützen in die Höhe). Bravo! Bravo! das haben sie schön gemacht!

Erster. Und Genua soll's nachmachen, und Genua hat seinen Mann schon!

Fiesko. Ja will ihn nicht wissen! Gehet heim! Denkt auf den Thron (Die Bürger tumultuarisch hinaus). Es geht vorwärts. Wetter und Genua wider Doria. Wetter und Genua für Fiesko — Hasen! Hasen! — Ich muß diesen Haß verstärken! dieses Interesse aus

feſſſen! — Heraus, Haſan! Hurenſohn der Hölle! Haſan! Haſan!

Neunter Auftritt.

Mohr kommt. Fiesko.

Mohr (faſt). Meine Sohlen brennen noch! Was giebts ſchon wieder?

Fiesko. Bloß ich beſehle.

Mohr (grollmurrig). Wohin lauf' ich zuerſt? Wo bin gutig?

Fiesko. Das Laufen ſey dir diesmal geſchenkt. Du wirſt geſchleift werden. Mache dich gleich gefaßt; ich poſaune jetzt deinen Menſchenwerth aus, und übergebe dich gebunden der peinlichen Reta.

Mohr (ſtößt Schwert zurück). Herr! — das iſt wider die Abrede.

Fiesko. Sey ganz ruhig. Es iſt nichts mehr, denn ein Poſſenſpiel. In dieſem Augenblick liegt Acci daran, daß Giannettino's Anſchlag auf mein Leben rauchbar wird. Man wird dich peinlich verhören.

Mohr. Ich bekenne dann oder läugne?

Fiesko. Läugneſt. Man wird dich auf die Tortur ſchrauben. Den erſten Grad ſtehſt du aus. Dieſe Wohlthat kannſt du auf Konto deines Menſchenwerths hinnehmen. Beim zweiten bekennſt du.

Mohr (ſchüttelt den Kopf bedenklich). Ein Sacrin iſt der Teufel. Die Herren können mich beim Eſſen beſtellen, und ich würde aus lauter Komödie gebraten.

Fiesko. Du kommſt ganz weg. Ich gebe dir meine gräfliche Ehre. Ich werde mir deine Beſtrafung zur Genugthuung anbitten, und bis dann vor den Augen der ganzen Republik parbouniren.

Mohr. Ich laſſe mir's gefallen. Sie werden mir das Geſicht auseinander reißen. Das macht gräßlichen.

Fiesko. So trage mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde thun, als hätt' ich dich erſt friſch auf der That ergriffen. Gut (mit gräßlichem Geſchrei), Mörder! Mörder! Mörder! Beſetzt die Wege! Riegelt die Pforten zu! (Ergreift den Mohren an der Gurgel hinaus. Verliert ſtehen über den Schemel.)

Zehnter Auftritt.

Leonore. Roſa (klopfen erſchrocken herein).

Leonore. Mord! ſchrieen ſie. Mord! Von hier kam der Lerm.

Roſa. Ganz gewiß nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

Leonore. Sie ſchrieen Mord und das Volk murmelte deutlich Fiesko. Grauſame Verräther! Meine Augen wollen ſie ſchonen, aber mein Herz überfüllet ſie. Geſchwind, eile nach, ſieh, ſage mir, wo ſie ihn hinſchleppen.

Roſa. Sammeln Sie ſich. Bella iſt nah.

Leonore. Bella wird ſeinen verdammten Dienſt noch aufopfern! Die gräßliche Bella! Weh über mich, ſeine Mörderin! Hätte Fiesko mich lieben können, nie hätte Fiesko ſich in die Welt geſtürzt, nie in die Dolche der Neid! — Bella kommt! Fort! Rede nicht, Bella!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Bella.

Bella. Der Graf lebt noch iſt ganz. Ich ſah ihn durch die Stadt galoppiren. Wie ſah ich unſern gnädigen Herrn ſo ſitzen. Der Rappe prahlte unter ihm, und ſagte mit doppelmächtigem Huf das anbrängende Volk von ſeinem fürſtlichen Reiter. Er erblickte mich, als er vorüber flog, lächelte gnädig, winkte lieber, und warf drei Küſſe zurück. (Boshaft) Was mag' ich damit, Signora?

Leonore (in Entzückung). Leichtfertige Schwätzerin! Bring' ſie ihm wieder.

Roſa. Nun ſtehen Sie! Jetzt ſind Sie wieder Scharfen über und über.

Leonore. Sein Herz wirft er der Dirne nach, und ich ſage nach einem Blick? — O, Weiber! Weiber! (geben ab).

Zwölfter Auftritt.

Im Palaſt des Andreas.

Gianettino. Lomellin (kommen haſtig).

Gianettino. Laßt ſie um ihre Freiheit erflehen, wie die Löwin um ein Junges. Ich bleibe dabei.

Lomellin. Doch, gnädiger Herr —

Gianettino. Zum Teufel mit einem Dutzend, breihundertjunger Prokuratur! Ich wetze um keines Haares Breite. Laß Genua's Thürme die Köpfe ſchütteln, und die tobende Ser Nein darniederdonnern. Ich fürchte den Tros nicht!

Lomellin. Der Pöbel iſt freilich das brennende Holz, aber der Adel giebt ſeinen Wind dazu. Die ganze Republik iſt in Wallung. Volk und Patrizier!

Gianettino. So ſieh' ich wie Nero auf dem Berg, und ſehe dem peſtilenziſchen Brande zu —

Lomellin. Bis ſich die ganze Maſſe des Aufruhrs einem Parteigänger zuwirft, der ehrgeizig genug iſt, in der Verwirrung zu regieren.

Gianettino. Poſſen! Poſſen! Ich kenne nur einen, der fürſtenrisch werden könnte, und für den iſt geſorgt.

Lomellin. Seine Durchlaucht. (Andreas kommt. Beide verneigen ſich tief.)

Andreas. Signor Lomellin! Meine Rechte wünſcht aufzuſtehen.

Lomellin. Ich werde die Gnade haben, ſie zu begleiten. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Andreas. Gianettino.

Andreas. Höre, Neffe! Ich bin ſchlimm mit dir zufrieden!

Gianettino. Gönnen Sie mir Gehör, Durchlauchtigſter Oheim!

Andreas. Dem verkommenſten Bettler in Genua, wenn er es werth iſt. Einem Buben niemals, und wär' er mein Neffe. Gnädig genug, daß ich dir den Oheim zeige; du verdienſt den Herzog und ſeine Signoria zu hören!

Gianettino. Nur ein Wort, gnädigſter Herr —

Andreas. Höre, was du gethan haſt, und verantworte dich dann — — Du haſt ein Gebäude umgeriſſen, das ich in einem halben Jahrhundert ſorgſam zuſammengefügt — das Muſterſtück meines Oheims — ſeine einzige Pyramide — — die Liebe der Genueſer. Den Leichtſinn vergeide dir Andreas.

Gianettino. Mein Oheim und Herzog —

Andreas. Unterbrich mich nicht. Du haſt das ſchönſte Kunſtwerk der Regierung verletzt, das ich ſelbſt den Genueſern vom Himmel holte, das mich ſo viele Nächte gekoſtet, ſo viele Gefahren und Bitte. Vor ganz Genua haſt du meine fürſtliche Ehre beſudelt, weil du für meine Anſtalt keine Achtung zeigteſt. Wem wird ſie heilig ſeyn, wenn mein Blut ſie verachtet? — Dieſe Dummheit vergeide dir der Oheim.

Gianettino (bestürzt). Gnädigster Herr, Sie haben mich zu Genua's Herzog ernannt.

Andreas. Schwerig — da hilft ein Hochverräther bei Gianetti, und hat das Herz gleich Lebend verwundet. Merke dir's, Knabe! Es heißt — Unverwundbar! — Nicht der Hirt am Meere gleicht Tagewerk verlachet, Mit Andreas Doria trägt, wampetzich bu wie ein Gaffenjunge auf den Gassen?

Gianettino (empfindlich). Gnade, Herzog. Auch in meinen Adern fließt das Blut des Andreas, vor dem Frankreich erzittert.

Andreas. Schwerig! behielt ich — Ich bin gewohnt, daß das Wort aufhorcht, wenn ich rede — Mögten in diesem Trompet spricht bis die unsterblichste Gerechtigkeit ein. Weißt du, wie man das nennet, Knabe? — Jetzt antworte!

(Gianettino fällt vor Gift ohnmächtig zu Boden).

Andreas. Unglückseliger Andreas! In deinem eigenen Herzen hast du den Wurm deiner Verbrechen aufgebrütet. — Ich wante den Genossen ein Haus, daß der Mordgeschichte spotten sollte, und werde den ersten Brandbrand hinein! Diesen! Dann ist Unterspannung, diesen eitgenen Kopf, der von Familienhaben zur Strafe gebracht sein will — Dann ist meiner gottlosen Liebe, daß ich den Kopf des Empfehlers dem beleidigten Staat nicht — vom Blutgerüste zuwerfe. (Ab mit ab).

Vierzehnter Auftritt.

Lomellin (nachm Degen, erblickend). Gianettino (tot, den Herzog gekrönt und krachend nach).

Lomellin. Was hab' ich gesehen? Was angehört? Jesu! Jesu! Fliehen Sie, Prinz! Jesu ist Alles verloren.

Gianettino (mit Angstnam). Was war zu verlieren?

Lomellin. Genua, Prinz. Ich komme von Moret. Das Volk belagt sich um einen Mohren, der an Christen daben geschrieen wurde; der Graf von Lavagna, über die berühmten Rebell ihm nach bis in's Rathhaus, wo die Verbrecher gefangen werden. Der Mohr war über einem Mondschwerk erstoppt worden, den er an dem Pforte verschreien sollte.

Gianettino (bumpf) mit den Zähnen). Was? Sind denn alle Teufel los?

Lomellin. Man inquiriete scharf, wer ihn bedeuten. Der Mohr gestand nichts. Man wandte ihn auf die erste Folter. Er gestand nichts. Man wandte ihn auf die zweite. Er sagte aus, sagte aus — Gnädiger Herr, wo gehorchen Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Tausendstel Preis geben?

Gianettino (schwankt zu Boden). Frage mich nicht.

Lomellin. Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgesprochen — sieben Jahr' ich meinen Namen auf den Gassenecken des Teufels geleiert, als hier den Zinnen gehört — so zeigte sich Fiesko dem Volk. Sie kennen ihn, den Mann, der verschleiert steht, den Mantel um den Herzen der Menge. Die ganze Versammlung ging ihm schweigend in Herren zuerstehn den Straßen entgegen; er sprach wenig, aber freudig den Hannibal Rom auf, daß Volk schlug sich um die schlechten Lumpen, wie um Reliquien. Der Mohr wurde seiner Mißthat freigesagt, und Fiesko — ein Freigehen für und — Fiesko begnadigt ihn. Jetzt reden die Stille des Volks in einem beklemmen Lant aus, jeder Adern gemächtete einen Doria, Fiesko wurde auf tosendstimmigem Mund nach Hause getragen.

Gianettino (mit einem bumpfen Gelächter). Der Kaltwasser schwelle mir an die Gurgel! — Kaiser Karl! Mit hoher einzigen Syche will ich sie niederwerfen, daß in ganz Genua auch keine Stock mehr stehen soll.

Lomellin. Bedenken Sie! weiß von Fiesko — Mann Karl sich bestellt, kann er noch prinz genug zu Ihrem Leichenbegängnis kommen.

Gianettino (zieht einen Brief aus großem Umfang hervor). Gibt genug also, daß er schon hier ist! — Verwundert sich Lomellin! Mannte er mich vollwerth genug, vollzähige Regierschaft zu geben, wenn er nicht schon verstand und verwechsen wollen?

Lomellin (nachsinnend). Ich weiß nicht, was ich denke.

Gianettino. Ich denke einmal, daß du nicht weißt. Der Schluß ist gefaßt. Uebermorgen sollen gekrönt Genueser. Doria wird Monarch, und Kaiser Karl wird ihn schützen — Du trinkst gerade?

Lomellin. Zwölf Genueser! Mein Herz ist nicht weit genug, eine Mordthat gerathen zu fassen.

Gianettino. Mürchen, am Thron wird man sie nicht. Sieht du, ich überlegte mit Karls Ministern, daß Frankreich in Genua noch starke Parteien hätte, die es ihm zum Zuvorkommen in die Hände spielen könnten, wenn man sie nicht mit der Wurzel vertilgte. Das vorweise beim alten Karl. Er unterschrieb meinen Vorschlag — und Du schreibst, was ich diktire.

Lomellin. Noch weiß ich nicht —

Gianettino. Setze dich. Schreib.

Lomellin. Was schreib' ich aber? (Sitzt sich).

Gianettino. Die Namen der gewiß Ausschlossen — Prang Fenaroni.

Lomellin (schreibt). Zum Tanz für sein Verrath führt er den Leichenzug.

Gianettino. Fernetto Ferro.

Lomellin. Ferro.

Gianettino. Michael Zibo.

Lomellin. Eine Verschärfung auf die Pforte mehr.

Gianettino. Thomas Assereto mit drei Brüdern. (Fernetto plötzlich.)

Gianettino (nachdenklich). Wie drei Brüdern.

Lomellin (schreibt). Weiter.

Gianettino. Jacob von Lavagna.

Lomellin. Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden diese Namen schwarzen Stein noch den Hals tragen.

Gianettino. Skipio Bourgognino.

Lomellin. Der mag andersher Hochgut haben.

Gianettino. Wie ich Braunschweig von — Raphael Sacco.

Lomellin. Dem stehe ich Pardon anbringen, bis er mir meine Flachsaufrau Sonst bezahlt hat. (Schreibt). Der Tod macht quitt.

Gianettino. Margaret Fallogan.

Lomellin. Fallogan! — den Zuletzten schreib' ich auf meine Seele, aber unser Leichtsinn ist vergessen.

Gianettino. Gute gut. Alles gut. Zuletzt Verrina.

Lomellin. Das war der Kopf der Mutter. (Wirft sich, seine Stirn, klagt in Gianettino Hand, redet zu den Prinzen). Der Tod giebt Verwaisungen gräßlicher Gaben, und hat gnädig genommen Fürchten gelehrt.

Gianettino (steht zum Tisch, unterschreibt). Es ist geschehen — In zwei Tagen ist Tagwacht. Wenn die Signorie versammelt ist, werden die Zwölf auf das Signal einer Schwanzflucht mit einem pflaglichen Schuß getrennt, wenn zugleich meine gesammelten Truppen das Rathhaus mit Sturm besetzen. Ist das

verbel, reizt Giannettino Doria in den Sack, und läßt ſich beſtätigen. (Ab.)

Lomellin. Und Andreas?

Giannettino (zurückkommt). Ja ein alter Mann. (Die Betrogenen.) Wenn der Herzog fragt, ſo ſag in der Meſſe. (Bedeutend ab.) Der Teufel, der in mir ſteckt, kann nur in Heiligenmantle integrirt werden.

Lomellin. Aber das Blatt, Prinz?

Giannettino. Nimmſt du, läßt es durch einen fixen Poeten picken. Dieſer Brief muß mit Extrapoſt nach Venedig. Er unterſchreibt den Spinola von allem, und heißt ihn früh acht Uhr in der Hauptkirche ihn erwarten. (Will fort).

Lomellin. Ein Tag im Feſt, Prinz! Fiesko beſuche keinen Senat mehr.

Giannettino (zurückkommt). Doch noch einen Mantel wird Genua haben? — Ich ſorge beſſer. (Ab in ein Seitenzimmer. Lomellin ſortirt ein anderes).

Fünfzehnter Auftritt.

Vorgemach bei Fiesko.

Fiesko (zum Fenſter und Mohren). Mohr.

Fiesko. Alle vier Galeeren ſind eingelaufen?

Mohr. Liegen geſchäftig in der Darſena vor Anker.

Fiesko. Das Gerücht erwähnſt. Woher die Gerüchte?

Mohr. Von Rom, Florenz und Frankreich.

Fiesko (leiſe zu Mohr auf, ſingt in dieſer). Mich brauchen, willkommen, in Genua. (Laut aufgeſtanden). Die Couriere werden ſürſtlich bewirthet.

Mohr. Hum! (will gehen).

Fiesko. Halt! Halt! Hier kommt Arbeit für dich. Die Thür.

Mohr. Was ſteht zu befehlen? Die Nacht bei Gaſtereien, oder der Gemahl des Morgens?

Fiesko. Die jetzt bei Lodrogels Gaſtmahl. Morgen früh werden ſpanieniſche Mauren verkappt zur Stadt hereinſpazieren. Dieſelbe bei mir zu nehmen. Verſteht du keine Handlanger an den Thoren herum, mit der Order, auf die einkommenden Paſſagiers ein wachſames Auge zu haben. Einige werden als ein Trupp Pilgrimme kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen, andere als Debrebrüder, oder Savoyarden, oder Kapuziner, welcher anderer als Prälaten, oder als ein Trupp Wallbrüder. Die müſſen als eingekaufte Sachen an, die gewöhnliches Brod eſſen wollen. Jeder Fremder wird angehalten, wo er einkehrte? antworten er: zur goldenen Schlange, ſo muß man ihn freundlich grüßen, und meine Wohnung bekennen. Höre, Kerl einer ich heiße auf deine Klugheit.

Mohr. Herr! wie auf meine Treue. Gut wollte mir einer Ihrer Haar, ſo fällt ihr weiter, gerei Augen in eine Mondesſichel ſehen, und Sperlinge damit ſchießen. (Will fort).

Fiesko. Halt! noch eine Arbeit. Die Galeeren werden der Nacht ſcharf in die Augen ſtechen. Merke auf, was davon Acht wird. Fragt ſich Jemand, ſo laß du von weitem warmen gehört, daß dein Herr damit Jagd auf die Türken mache. Verſtehſt du?

Mohr. Verſtehe. Die Türke der Leibeigenen ſingen eben kraut. Was im Korb iſt, weiß der Teufel. (Will fort).

Fiesko. Genug. Noch eine Vorſicht. Giannettino hat neuen Grund mich zu beſſen, und mir Feſſeln zu ſtellen. Geh, beobachte ſeine Kameraden, ob du nicht irgendwo einen Menſchenmord wittereſt. Doria beſitzet die verbindlichſten Häuſer. Hänge dich an die Thüren der Paraſte. Die Geheimniß bei Kabinett ſtehen ſich gern in die Falten eines Weiberrocks. Verſprich ihnen geſchlechtliche Kinder — verſprich deinen Herrn. Wachſt dann zu einwärtig ſeyn, daß du nicht in dieſen Morgen unterbrochen ſollſt, bis du den Feind Boden ſtichſt.

Mohr. Halt! Halt! Ich habe der Eingang bei einer gewiſſen Diana Venoni, und bin gegen eine Mittelsfrau ihr Zuſtörer geweſen. Vorgeſtern hab ich den Protektor Lomellino auf ihrem Haute trauen.

Fiesko. Wie gerufen. Eben der Lomellino iſt der Hauptverſtändigſte an allen Tollheiten Doria's. Stich morgen früh muß du hingehen. Vielleicht iſt er heute Nacht dieſer ſeinſchen Latte Gaſtgeber.

Mohr. Noch ein Umſtand, gnädiger Herr! Wenn mich die Granzer fragen — und ich bin bei Teufels! bei meinem Eid — wenn ſie mich jetzt fragen, was denkt Fiesko zu Genua? — Werden Ihr Gnaden Muſik und Jäger tragen, oder was ſoll ich antworten?

Fiesko. Antworten? Mann! Die Freude iſt ja gewiß. Werden verſtehen die Geburt — Genua ſingt auf dem Dach, ſchießt ins Freudenfeuer, und dein Herr heißt Johann Ludwig Fiesko.

Mohr (ſich tief bückend). Was ich anbefangen will, daß ich's gewiſſenhaft haben ſoll. Bei meiner hundertfältigen Ehre! — Herr nun heil auf. Hannt Hoſen! In ein Wirthhaus zurück! Meine Liebe haben alle Hände voll zu thun — ich muß meinen Mohren kurzlich ſtören, daß er bei meinem Barbier das Maul reibet. (Ab, ab, kommt aber ſchnell zurück). A propos! Bald hätt' ich das vergeſſen. Mich zerſtören Thoren Frau und Kind tragen vorgeſtern, habe Ihr gern weiſſen mögen? — Ein Kind ging vor. Herr, mich hat man Mark. (Ehut tanzen).

Sechzehnter Auftritt.

Fiesko (bei ſich).

Ich bebauer, Kallagno — Morgen Ein etwas. Ich würde den ausgeſtochenen Bettler meinem Verbund Preis geben, wenn mir meines Weibes Tugend und mein eigner Werth nicht hundertfach gegen ausgeſetzt nähmen? Doch willkommen mir heiny Schmeichelgeſchaft. Du biſt ein guter Gaſtbot. Das ſoll mir deinen Arm an Doria's Untergang kappeln! — — (mit lautem Gelächt auf und nieder). Jetzt, Doria, mit mir auf den Kampfplatz! Alle Maſchinen bei großen Unternehmen ſind im Gang. Zum ſchaudervollen Prunkſtück alle Inſtrumente geſtimmt. Nichts fehlt, als die Larve herumzutragen, und Genua's Patrioten den Zierden zu zeigen. (Man hört trommeln). Ein Beſuch! Wer mag mich jetzt ſtören?

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Verrina. Romano (mit einem Lorbeer). Sacco. Bourgognino. Kallagno. (Alle verneigen ſich).

Fiesko (ihnen entgegen, mit Hochachtung). Willkommen, meine wichtigſten Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Euch ſo verfrühtig zu mir? — Du auch du, theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, daß ja Freund, unſere andere Gedanken nicht geſtiftet um ſich, als meine Augen. Wie? mir nicht für den Ersten Rat, daß ich meinen Verrina entbehren?

Verrina. Bild' dir nicht nach, Fiesko. Schwere Laſten haben ſchon ſein grames Haupt gebeugt. Doch genug davon.

Fiesko. Nicht ganz für die ſchwerfertige Liebe. Du wirſt mir mehr ſagen müſſen, wenn mir gefallen ſind. (Zu Bourgognino). Willkommen, junger Held!

unsere Bekanntschaft ist noch gross, aber meine Freundschaft ist wenig. Hören Sie Ihre Meinung von mir verbessert?

Sangreginus. Ich bin auf dem Wege.

Fiesko. Verrina, man sagt mir, daß dieser junge Kavalier den Taschenraub verboten habe. Wissen wir uns gegen Verlust zu dieser Maske. Ich sah' ihn nur einmal gesprochen, und doch wär' ich stolz gewesen, wenn er der meinige wäre.

Verrina. Dieses Verlust macht mich stark auf meine Tugend.

Fiesko (zu den Andern). Sacco? Kallagani? — Unter solcher Erscheinungen in meinem Zimmer! Niemahls möchte ich mich meiner Dienstfertigkeit schämen, wenn Genua's elendste Zierden so verherrlichen. — Und hier begrüße ich einen flatten Gast, mir zwar freund, doch empfindsam genug durch diesen wichtigen Zirkel.

Romano. Es ist ein Maler schlechtweg, erhabener Herr. Romano von Ravenna, der sich vom Dürftigst an der Natur ernährt, dem Mappen hat, als seinen Pinsel, und nun gegenwärtig ist (mit einer andern Verbeugung), die große Idee zu einem Prunkstücke zu fassen.

Fiesko. Ihre Hand, Romano. Ihre Meisterin ist eine Verwandte meines Hauses. Ich liebe sie brüderlich. Kunst ist die rechte Hand der Natur. Diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht. Was malen Sie aber, Romano?

Romano. Ersinnen sich kein verwegen Mährchen. In Verona steht mein Farbenbuch Herkules, meine Kleopatra zu Perugia, der wahrende Mars zu Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatican wieder auferstehen.

Fiesko. Und was ist würdig Ihres Pinsels Beschäftigung?

Romano. Er ist weggeworfen, gnädiger Herr. Das Elend hat Genien bekam weniger Fett, als das Licht des Lebens. Ueber einem gewissen Punkt hinaus vermag nur die poetische Krone. Hier ist meine letzte Arbeit.

Fiesko (aufgerollend). Ein Gesicht nicht erwünschter zu getrauen seyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter. mein ganzes Wesen feiert eine gewisse heroische Ruhe, ganz offen für die sichere Natur. Stellen Sie Ihre Tableaux auf. Ich will mir ein rechtes Fest daraus machen. Treten herum, meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künstler ergeben. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

Verrina (wirft den Andern). Nun werdet auf Gewehr.

Romano (hält das Gemälde gerader). Das Licht muß von der Seite spielen. Fordern Sie jenen Vorhang auf. Diesen lassen Sie fallen. Gut. (Er tritt auf die Seite.)

Es ist die Geschichte der Virginia und des Appius Claudius.

(Einige entsetzensvolle Pausa, worin Alle die Malerei bewundern).

Verrina (in Begeisterung). Cyrus zu. eidgenauer Vater! — Justus in. Tyrann! — Blut so wirksam steht die Röthe, Maler — Gott noch, Maler — das Schicksal unserer Heimat — Wie noch, Krieg, Gemetzel — Mutter mit Dolch! Mörder! Mörder! (Er tritt gegen das Gemälde.)

Fiesko (lächelnd zum Maler). Fordern Sie mehr Beifall? Ihre Kunst macht diesen alten Mann zum heutigen Träumer.

Verrina (erblickt). Wo bin ich? Wo sind sie hingekommen? Weg, wie Blitzen! Du hier, Fiesko? Der Tyrann lebt noch. Mörder!

Fiesko. Entsetzt sich? Retter vielem Leben daß du die Augen vergessen. Diesen Almanzor, Fabell in der wunderwürdigsten? Weg mit ihm! Hört das Mädchen blos an! Dieser Anblick, wie wenig! wie wenig! Welche Gemeinheit noch auf den weiten ebenen Fluren! Welche Mischung von verschiedenen Dicht! Unempfindlich! Gleichlich. Romano! — Und noch die weiche tierische Brust, wie empfanden noch von den Athenä ingten Nerven gebeten! Meine fehlen Pygmalion. Romano, so will ich vor Ihren Phantasien zittern, und der Natur einen Schelmbetrieb schwören.

Sangreginus. Verrina, ist das deine gehoffte herrliche Wirkung?

Verrina. Laute Musik. Ehre. Gott verwirrt den Sinn des Fiesko, er muß auf den unsrigen rechnen.

Fiesko (zum Maler). Ja, es ist Ihre letzte Arbeit, Romano. Ihre Mast ist erschöpft. Sie rühren keinen Pinsel mehr an. Doch lieber den Künstler Bewunderung vergeß' ich das Werk zu verschlingen. Ich erwarte hier Leben, und hingehen, und ein Erbrechen hinterlassen. Nehmen Sie Ihr Gemälde weg. Stehe ich Ihnen diesen Virginiusfest bezahlen, möge' ich Sie aus in Verlegt geben. Nehmen Sie weg.

Romano. Mit Ehre bezahlt sich der Künstler. Ich schenke es Ihnen. (Er will wegnehmen).

Fiesko. Eine ist nur Gebrauch, Romano. Ehe gest mit unsichtbaren Schritt im Zimmer, und ehrist hier einen Grabes zu bauen. Kamillen bereitet es in Venedig. Gehe! und stirb, endlich nimmt es ihn Mutter bei der Hand, führt ihn vor das Gerichtsbild. Trink her, Maler. (Reicht ihm und mit Wärme). Es ist wenig Gift in ihn, weil in Leben auf tobten Tächern brauchst, und große Thaten mit kleinem Aufwand verrichtet. Du greifst mit Poetenfeige, der Phantasie marschirten Marionettenheer, ohne Herz, ohne thatenzeugende Kraft; klügst Tyrannen auf Leinwand; — daß sich ein ehrlicher Citoyen! Mächte Republiken mit einem Pinsel fest; — kannst deine eigenen Ketten nicht zerreißen! (matt und wehmüthig) Geh! Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein weiche der That — (mit Größe, indem er das Tableau umwirft.) Ich habe gethan, was ich — war unthätig. (Alle erschüttert. Romano will sein Tableau mit Begleitung fort.)

Achtzehnter Auftritt.

Fiesko. Verrina. Sangreginus. Sacco. Kallagano.

Fiesko (unterbricht eine Pause der Erschütterung). Dachtet vor, der Thron schwankt, weil er neues erhöhet? Wartet ihr euch gering, euch zu überreden, daß ihr der einzigen wärest, die Genua's Ketten schmieden? Die einzigen, die sie zu zerreißen wünschten? Ihr irrt sie um sehr empfindlich! Ihr habt sie schon Fiesko gewonnen. (Er lacht mit der Schamröthe, nimmt ein Paket Briefe heraus, die er alle über die Tafel streut). Hier Sollazzo von Parma — hier französisches Geld — — hier vier Galeeren vom Papst. Was fehlt noch, einen Tyrannen in seinem Rest aufzujagen? Was mehr ihr noch zu erkennen? (Da sie Alle erstaunt hervorgehen, nimmt er mit der Faust, mit Verachtung). Republikaner, ihr seyd geschlagen. Appellanten zu verfechten, als sie in die Luft zu sprengen. (Wie, indem Verrina, wenn sich brauchen will Fiesko zu Fiesken.)

Verrina. Fiesko! — Mein Geist neigt sich vor dem deinigen — Mein Arm kann es nicht — Du bist ein großer Mensch; — aber — stehe auf, Genueser.

Fiesko. Ganz Genua kniet sich an dem Weichling Fiesko. Ganz Genua stehe über den verbuhlten Schatten Fiesko. Genueser! Genueser! Meine Bahn

ſtreit hat den angſtvollen Despoten betrogen, meine Tollheit hat meinen Thron, meine gefürchtete Weisheit verſpielt. In den Muskeln der Verſchwörung erwacht lang hat erſtaunliche Werk der Verſtandesſtrenge geruhet. Genua, Genua trotzt mir und Fiesko. Meine ungeduldige Rache iſt befriedigt.

Bourgognino (zuckt ſich unmerklich in einen Degen). Wo ich denn gar nichts mehr?

Fiesko. Aber laßt uns ſchleunig von Gefangenen zu Thaten eilen. Alle Maſchinen ſind gerichtet. Ihr könnt in die Stadt von Land und Waſſer verſtärken. Neun Frankreich und Parma bedecken mich. Der Adel iſt ſchwierig. Des Pöbels Herzen ſind mein. Die Tyrannen hab' ich in Schimmer gefangen. Die Republik iſt zu einem Ungeheuer gnitig. Mir dem Glück ſind wir fertig. Nichts fehlt — Aber Verrina iſt nachdenkend?

Bourgognino. Gewiß. Ich bin' ein Mörder, daß ihm ſeyner aufgeweckten heißt, als den jüngſten Tages Poſaunenruf. (Er tritt zu Verrina, will ihm die Hand geben.) Vater, Vater auf! Deine Wunden verzweifelt.

Verrina. Wer ſprach das? — Zum Tiber. Geh meiner!

Fiesko. Arbeitet den Entwurf zur Volksrede. Ueber dem erſten Gepränge hat uns die Nacht überrafft. Genua liegt ſchlafen. Der Tyrann ſitzt erſchüttert von den Schauern des Tages nieder. Wachet für Brüder!

Bourgognino. Ein wir fahren, teilt und den bellenmenſchlichen Dank durch eine Umarmung beſchämen. (Sie umarmen ſich verſchiedenen Armen einen Kreis.) Ihre wachen Genua's fünf größte Herzen zuſammen. Genua's größtes Lood zu entſcheiden. (Drücken ſich wieder.) Wenn der Weltenbau zuſammen ſtürzt, und der Ozean des Gerichts und die Bande des Bluts, auch der Liebe zerreißet, bleibt dieſes ſtandhafte Heldenblatt ganz! (Treten auseinander).

Verrina. Wann verſammeln wir uns wieder?

Fiesko. Morgen Mittag will ich euer Meinungen ſammeln.

Verrina. Morgen Mittag denn. Gute Nacht, Fiesko! **Bourgognino,** komm! Du wirſt etwas Seltſames hören. (Gehn ab).

Fiesko (zu ſich ſelbſt). Geht ihr zu den Hunden verloren! Ich Doria's Epitaph nichts merken. (Ein entfernter Ruf).

Neunzehnter Auftritt.

Fiesko.
(Der nachdenkend auf und nieder geht).

Welch ein Auftritt in meiner Bruſt! Welche heimliche Flucht der Gedanken — Fiesko verbrüderigen Verbrecher. — Ich! eine ſchwarze That entdecken, auf den Zehen ſchleichen, und ihr ſtummerſt Gefolge furchtſam zu Boden ſchlagen, ſtehen ſich die ſpitzen Pfeile gegen meiner Seele vorne! — Halte! Halte! Laß mich euch in's Angeſicht leuchten — — Ein ganzer Gedanke ſchüttet den Mannes Herz, und zeigt ſich beiden mäßig dem Tage. — Ha! ich trenne euch! — das iſt die Tugend des ewigen Lügners — Verſtandesbet! (meiner Bruſt, heftig) Republikaner Fiesko! Herzog Fiesko! — Genua! — Hier iſt der gute Himmelsſtrom, wo die Mast der Tugend ſich ſpiegelt, ſich ſtarken Himmel und Hölle — Eben vier haben Helden geſtrandet, und Helden ſind geſtanden, und die Welt bringt ihre Namen wie Bücher — Eben vier haben Helden gezwiſchen, und Helden ſind geſtanden, und Heldenbäume grünten — (ſucht). Das ſie mein ſind, die Herzen von Genua! Das von meinen Händen beben, berſten ſich gleich laßt das furchtbare Genua! — o hört die ſchöne Stücke, die einen Engel vor ſeinen Teufel ſtellt — Unglückſeliger Sammenſohn! Ihrein Brüdern! Engel flüchten an deinem Halſe den Himmel vorweg, und der Tod ſprang auf deinem verſtehlen Bande — (ſie ſtammend ſinkt). Engel ſingt in mir Eiferſuchtsſtürzen und Unendlichkeit ein — Menſchen angeſtellt in mir Gott, Weiberen und Frauen! (und einer unterdrückten Wunde, ſtill). Ein Diadem erſtaunlich, iſt groß. Es wegwerfen, iſt göttlich. (Entſchieden). Gen unter, Tyrann! Geh fort, Genua, und ich (ſtolzerſchwingen) beim glücklicher Bürger.

Dritter Aufzug.

Fiesko's Wohnzimmer.

Erſter Auftritt.

Verrina. Bourgognino (kommen durch die Nacht).

Bourgognino (leiſe ruft). Aber wollen ſtörſt du mich. Vater? Der dumpfe Schwarz, wovon du mich verſtehſt, kennt mich immer und keinem erteilten den Thron. Unterbrich nicht gemeinſchaftliche Schweigen. Rede. Ich folge nicht weiter.

Verrina. Das iſt der Ort.

Bourgognino. Der ſternerſtellte, den du anfinden trauerſt. Vater, warum das, was du hier vorbringen wirſt, dem Orte gleich ſcheint, Vater, ſo verſtehen meine Haarſpitzen aufwärts ſpringen.

Verrina. Doch bleibet das, gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir heute, wo die Verzweiflung Leichname werfen ſieht, und der Tod ſeine ſchaudervolle Tafel hält — heute, wo das Gewinſt verlorner Seelen Teufel beſtellet, und die Jammerei unbarmherz Ströhnen im durchdornten Siebe der Ewigkeit andrinnen — heute, mein Sohn, wo die Welt ihre Loosung ändert, und die Gottheit ihr abgängiges Wappen bricht — Dort will ich zu dir durch Verzerrungen ſprechen, und mit Zähnklappen dir's hören.

Bourgognino. Höret! Wahl ich verſchwöret bin.

Verrina. Jüngling! ich ſchreie — Jüngling, dein Blut iſt verſtarrt — dein Herzen iſt mit unendlicher Sehnſucht nach Tugend, und ſolche Naturen fühlen menſchlich weich; an dieſen empfindenden Flamme ſchmilzt meine grauſame Weisheit. Hätte der Preis des Alters, oder der Meinung Strom den feſtlichen Sprung deiner Geiſter gehemmt — hätte ſchwarzer ſtumpfer Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen geſperrt, denn würft du geſtraft, die Sprache meines Grams zu verſtehen, und meinen Entſchluß anzuſtaunen.

Bourgognino. Ich werde ihn hören und mein machen.

Verrina. Nicht darum, mein Sohn — Verrina weiß damit kein Herz zu verdienen. O Scipio, ſchwere Laſten liegen auf dieſer Bruſt — ein Gebeimnis, gewaltig voll, wie die ſchwärzeſte Nacht — unaufhaltſam gewaltig, rinnt Mannsbruſt zu ſprengen — Giebſt du? Alleria will ich ihn vollführen — allein ragen kann ich ihn nicht. Wenn ich ſtolz wäre, Scipio, ich könnte ſagen, es iſt eine Qual, der einzige große Mann zu ſeyn — Größe iſt dem Schöpfer zur Laſt geſallen, und er hat Großer zu Verbrechern gemacht — Höre, Scipio!

Bourgognino. Meine Seele verſchlingt die deinige.

Verrina. Höre, aber erwiderne nichts. Rieſe, junger Menſch! Hörſt du? Kein Wort ſollſt du darauf ſagen — Fiesko muß ſterben!

Bourgognino (mit Verſtummung). Sterben! Fiesko!

Verrina. Sterben! — Ja heute die. Gott! Es iſt heraus — Fiesko ſterben. Gott, ſterben heute mir!

– Aus geh! – Es giebt Lichter, die sich trüben Menschen-Augen selbst nicht anbetwerfen – nur den Himmel zum Schröderdamm erkennen. – Das ist eine harte Red. Ich will weiter keinen Tadel, noch keinen Beifall. Ich weiß, was sie nicht treffen, und damit gut. Das übrr – in Hundert Jahr weiß gar wahrscheinig daran denken. – Herr – Gott! du bist gestern in unserer Versammlung sich spiegeln? Der Mann, dessen Lächeln Janitscharen rührte, wird er Seinerlegerinnen in Genua hassen? Gut. Den Tyrannen wird Fiesko stürzen. Das ist gewiß! Fiesko wird Genua's gefährlichster Tyrann werden. Das ist gewisser! (Er geht schnell ab. Bourgognino sieht ihm staunend und sprachlos nach, dann folgt er ihm langsam.)

Zweiter Auftritt.

Saal bei Fiesko. In der Mitte des Hintergrunds eine große Glastüre, die den Prospekt über das Meer und Genua öffnet. Morgendämmerung.

Fiesko (vorm Fenster).

Was ist das? – Der Mensch ist unter – Der Morgen traumt feurig aus der See – Weiße Phantasieen haben meinen Schlaf aufgescheucht – mein ganzes Wesen trampelig um eine Empfindung gewühlt – Ich muß mich im Offenen besinnen. (Er macht die Glastüre auf. Kühle und Luft vom Morgenwind überkommt. Fiesko tritt darein und schreitet im Zimmer). Das ist der größte Mann hin die ganzen Genua! und die kleinsten Seelen sollten sich nicht unter die große verschmelzen? – aber ich verliere die Tugend! (steht still). Tugend? – Der erhabene Kopf hat andre Verschwungen, als der gemeine – Teufel! er Tugend mit ihm zu theilen haben? Der Herrsch, der des Pygmäen schmächtigen Körper zwingt, sollte der einem Riesenleib angepaßt mögen?

(Die Sonne geht auf über Genua.)

Diese machsüchtige Stadt! (mit schnen Armen begegnet einen). Weiß! und darüber emporgeflammen, gleich dem königlichen Tag – darüber zu breiten mit Monarchenkraft – all die trachtenden Begierden – all die niemersatten Wünsche in diesem grundlosen Herzen unterzutauchen? – Genua! Wenn auch des Verbrechens Mag den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Cäsar! schwindle, eine volle Welt zu herrn – es ist groß, einer Million zu verunteren, aber es ist unendlich groß einer Krone zu stehlen. Die Schwalbe nimmt's mit der wachsenden Stadt, (Pauk. Dann mit Nachdruck). Geborchen! – Herrschen! mephenter schwindlichte Kunst – Legt Netz hinein, was der Mensch Resthares hat – tuer gewonnenen Schlachten, Eroberer – Künstler, euer unsterblichen Werk – euer Weltbild, Cäsarer – euer Meerer und Justin, ein Weltumschiffer! Gehorchen und Herrschen! Essen und Nichtessen! Wer über den schwindlichsten Graben vom letzten Scrupel zum Unendlichen setzt, wird auch diesen Sprung ausmessen. (Mit erhabenem Spott). In sieben in jener schrecklich erhobenen Höhe – niederzuschmettern in der Menschlichkeit tiefsten Strudel. Wo das Aas der blinden Barmherzigkeit Gaukelspiele schmeißt – den ersten Mund am Busen der Freude – tief unten den schmachtenden Mund am Gesetz am Sängethande zu lesen – schlagen zu sehen unerzogenere Wunden, wenn ein verzerrter Grimm an das Gelinder der Majestät abmalatig pottert – die unbändigen Leidenschaften des Volks, gleich so viel komplexenden Rossen, mit dem weichen Sporte des Throns zu zwingen – den emporstrebenden Stolz der Vasallen mit Einem – Einem Ritterzug in den Staub zu legen, wenn der schlafwirtige Fürstenstolz auch der Tyrannei des Herrschen Pöbels sich schmiegt! Ha! welche Vorstellung, die den souveränen Geist über seine Brüder erhebt! – Ein Augenblick Thun hat das Maß des ganzen Daseyns verschlungen. Nicht der Tyrannenpfad des Lebens – sein Gesetz bestimme seinen Werth. Zerspalte den Donner in seine einfachen Sylben, und du wirst Kinder damit in den Schlummer singen; schmelze sie zusammen in einen physischen Schall, und der weltumfassende Laut wird den ewigen Himmel bewegen – Ja wie entspringen! (Er reißt auf und stutzt).

Dritter Auftritt.

Vorigen. Leonore (tritt heraus und umfängt ihn).

Leonore. Morgen Sie, Graf. Ich störte, Ihre Morgenruhe zu stören.

Fiesko (reißt sich heraus packt). Gemahlin Frau. Sie überraschen mich seltsam.

Leonore. Das begegnet nur den Liebenden nie.

Fiesko. Schöne Gräfin, Sie verrechen Ihre Schönheit an den frühlichen Morgenthau.

Leonore. Auch wäre ich nicht, warum ich den wenigen Rest für den Gram schonen sollte.

Fiesko. Gram, meine Liebe! Stand ich bisher im Wahn, Staaten nicht umwühlen wollen, heiße Gemüthsruhe?

Leonore. Wahrlich – Doch steht's so, daß meine Mißvergnügt unter dieser Gemüthsruhe leidet. Ich nenne, mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu belästigen, wenn Sie Zeit für mich wegwerfen erübrigen. Sein seinen Morgen hat ich den seltsamen Traum, Gräfin von Lavagna zu sein. Es ist verflogen. Der Kopf schwerzt mir davon. So werde den ganzen Genuß meiner unschuldigen Kindheit zurückrufen möchten, meine Gräfin von diesem lesbischen Phantasie zu heilen. Erlauben Sie denn, daß ich in die Arme meiner guten Mutter zurückeile!

Fiesko (sucht zu hemmen). Gräfin!

Leonore. Es ist ein schwacher verzärtelter Ding, mein Herz, mit dem Sie Mitleiden haben müssen. Auch die geringsten Kränkungen der Traume Genuas weinen traurige Thränen. Schaden thun. Ich stelle hervorgen die letzten überbleibenen Pfänder Ihrem verbrechlichen Besitzer zurück (in der einen Hand Documenten auf den Tischen). Auch diesen Dolch, den mein Herz durchbohrt (nimmt Dolchscheide). Auch diesen – und (indem sie sich verwundet) hinunterfließen will) der letzte wirkt, als die Wunde!

Fiesko (erschrocken, eilt sie auf, hält sie auf). Leonore! Weich ein Ausfeuer! Um Gottesbarmen!

Leonore (sich mit in seinen Arm). Ihre Gemahlin zu sein, hab' ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlin hätte Achtung verdient – Wie sie jetzt stehen, die Lästerzungen! Wie sie auf mich herabschielen, Genua's Damen und Mädchen! „Seht, wie sie weggeht, die Gute, die den Fiesko betrachtet.“ – Grausame Ahndung meiner verdienten Leiden! Ich hatte mein ganzes Geschlecht verachtet, da mich Fiesko zum Bewunderer führte.

Fiesko. Nein, schrecklich, Madonna! Dieser Ausdruck ist fruchtbar.

Leonore (sie sieht). Ah, erwachsen. Er wird blaß und rot). Jetzt bin ich unsinnig.

Fiesko. Nur zwei Tage, Gräfin, und dann rächen Sie mich.

Leonore. Unbegreiflicher – Soll mich es nicht vor die undurchsichtig, unzugänglichsten Tiefen! Unbegreiflicher einzer Rätselerin! Nein! Sehen Sie mich an, mein Gemahl! Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua

in krampfhaftes Zittern jagen, müssen sich jetzt vor den Thränen einer Mutter verstecken. —

Fiesko (finster) verweint). Nicht mehr, Signora! Nicht weiter!

Leonore (mit Wehmuth und etwas bitter). Ein schwacher Weiberherz zu zerfleischen! O es ist des Tyrannen Gesetzgeber so würdig! — Ich warf mich in die Arme dieses Mannes. In diesen Starken schmiegen sich weichlichte alle meine weiblichen Schwächen. Ich betrogen ihm meinen ganzen Himmel — der große mächtige Mann verscheucht ihn an einst —

Fiesko (hängt sie mit heftigkeit und Wut). Meine Leonore! mein! —

Leonore. Meine Leonore! — Himmel, habe Dank! daß wer wieder deiner Schöpfung der Liebe. Hassen sollst ich mich, Fiesko, und werde mich dankbar auf die Brosamen deiner Zärtlichkeit. — Hassen! Sagte ich Hassen. Fiesko! O glaub' es nicht! Ehrerbietig scheut mich dein Meinerl, aber nicht hassen. Mein Herz ist betrogen. (Man hört den Mohren).

Fiesko. Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine dringende Bitte.

Leonore. Alles, Fiesko, nur nicht Gleichgültigkeit.

Fiesko. Was Sie wollen, wie Sie wollen. — (bedeutend) Die Genua um zwei Tage länger ist, fragen Sie nicht! Verlassen Sie mich! (Er führt sie mit Unfuhr in ein anderes Zimmer).

Vierter Auftritt.

Mohr (kommt). **Fiesko.**

Fiesko. Mohr! so in Arbeit?

Mohr. Geschwind, gnädiger Herr —

Fiesko. Ist mod in's Garn gelaufen?

Mohr. Erst diesen Brief. Das ist denn wirklich da! Ja gewiß, Genua ist um gnädig Gassen pfeifen werden, aber meine Beine um so viel länger. Ihr verstehet? Ja, um Klysse werden sie tanzen, und der Graf ist Xaver. Wie gefällt's Euch?

Fiesko (wirft den Brief erschüttert auf den Tisch). Krankheit und jetzen Teufel! wie kommst du zu dies dem Brief?

Mohr. Ungefähr wie — Euer Gnaden zur Republik. Ein Cryerfer sollte damit nach Genua fliegen. Ich wittre den Braß, tanzt dem Burschen in einem Hetzweg auf. Bas, sagt der Mohrer — Wir haben das Ihnen.

Fiesko. Sein Blut über dich! — Der Brief ist nicht mit Gold zu bezahlen.

Mohr. Doch hab' ich für Silber. (Freudig und wichtig). Brief von Lavagna! Ich habe natürlich einen Schuß nach Eurem Kopf gethan. (Sieht in auf den Brief hinein). Hier wär' er wieder — Jetzt, hab' ich, wären gnädiger Herr und Hatunde quitt. Ihr's weiterer eigne Ihr Euch beim guten Freunde bedanken. (Reicht ihm einen großen Zettel). Numero zwei.

Fiesko (nimmt den Brief mit Erstaunen). Wirft du das sagen?

Mohr. Numero zwei. (Er stellt sich trotzig neben ihn, streicht den Ellenbogen an). Der Ehrer hat's doch so damen nicht gemacht, daß er die Maul zerbunden? (empfindlich). Gelt! er hat's schon gemacht, wer hätt' ihn auch sonst auf dem Garne gezogen? — Nun? Wie behagt Euch das?

Fiesko. Herr, wie viel Teufel besitzest du?

Mohr. In Negern — nur einen, und der sitzt in gräflichem Futter.

Fiesko. Doria's eigene Unterschrift! — Du bringst an das Blatt her?

Mohr. Worm und den Hinten meiner Bonent. Ich wachte mich noch die gestrige Nacht daher. (Ist Euer schönen Worte und Euer noch schönere Zeugnern singen. Die liegen braußen durch. Früh sind sind' ich wieder anfragen. Der Graf war richtig bereit, wie Ihr sagtet, und begehrte mit Schwarz und Weiß das Weggerid zu einem unterbrochenen Himmelreich.

Fiesko (aufgebracht). Ueber die feilen Weiberzeuche! — Republiken wollen sie stürzen, Genua einer Mohr nicht schweigen. Ja sehr und diesen Purpurtag, daß Doria und sein Anhang Komplott gut macht haben, mich mit zu Senatoren zu ernennen, und Genuesinnen zum souverainen Herzog zu machen.

Mohr. Nicht anders, und das schon am Morgen der Dogenwahl, den dritten des Monats.

Fiesko (rasch). Unser finde Nacht soll diesen Morgen im Mutterleibe erwürgen — Geschwind, Hoheit! — meine Sachen sind reif — Nicht die Andern — Wir wollen einen einen blutigen Vorspring machen — Tummle dich, Hoheit!

Mohr. Nog mod ich Euch meinen Schabsel von Zeitungen stürzen. Interessant Mann sind glücklich herumgeschlagen. Ich habe sie bei den Kapuzinern unterzebracht, wo auch sein verlorener Sonnenstrahl sie aufspionieren soll. Sie brennen vor Neugier, wenn Herrn zu sehen, und es sind treffliche Leute.

Fiesko. Das schwer Kopf! Hast ein Stuhl für dich — Was warmeine Genua zu meinen Gnaden?

Mohr. Das ist ein Hauptstück, gnädiger Herr! Ueber die vierhundert Verwegener, die der Friede zwischen Frankreich und Spanien auf den Sand gesetzt hat, nisteten sich an meine Leute und bestürmten sie, ein gutes Wort für sie bei Euch einzulegen, daß Ihre sie gegen die Ungläubigen spielen mögt. Ich habe sie auf den Abend zu Euch in den Schlafsaal bestellen.

Fiesko (lacht). Daß sollt' ich dir von den Hals sollen, Schurke! Ein Meisterstreich! Verwundert sagst du? — Genua ist nicht mehr zu retten. Vierhundert Stuhl sind dein.

Mohr (zweifelnd). Gelt, Fiesko? Wir Zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gasse mit den Scherben zustreuen kann — Das hab' ich Euch mir gesagt, daß ich unter den tiefigen Garnison meine Mögel habe, auf die ich glücken kann, wie auf meine Hühnerhaben. Nun hab' ich verabredet, daß wie auf jedem Thor wenigstens zwei Kreaturen wachter der Wache haben, die genug sind, die Andern zu beschwätzen, und ihre fünf Sinne unter Mann zu sagen. Wenn Ihr also Lust habt, diese Nacht einen Streich zu wagen, so findet Ihr die Mauben beisammen.

Fiesko. Mehr mögst mehr. Das sagt hab' ich den umgekehrten Quaker ohne Menschenfehler gemacht; hast am Ziel sind mich der schwarzen Kerl in der Rumbung beschämen! Deine Hand, Bursche! Was bist der Graf schuldig bleibt, wird der Herzog dir einlösen.

Mohr. Ueberdies noch ein Billet von der Gräfin Imperiali. Sie wartet mir von der Gasse hinauf, war sehr gnädig, fragte mich schmeichelnd, ob die Gräfin von Lavagna seinen Anzug von Seidenzeug gehabt hätte? Euer Gnaden, sagt' ich, fragen nur einem Bedienten nach, sagt' ich —

Fiesko (hat das Billet gelesen und wirft es weg). Geht gut gesagt; sie antwortete?

Mohr. Antworten: Sie behaupt bemerkt das Schicksal der armen Mutter, erwarte sich noch, die Bekanntschaft zu geben, und Euer Gnaden Geschwerden künftig zu verbitten.

Fiesko (stumm). Welche sich weit noch vor Mitternacht entfernen dürften — Das die ganze Erbschleicherei, Hoban?

Mohr (kokett). Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen sind es zumeist und den politischen —

Fiesko. O so freilich, und diese wärtvoll. Aber wird wohl bei mir diesem Papierchen?

Mohr. Eine Teufelei mit einer andern auszutragen — diese Pulver gab mir Bianca. Eurer Frau täglich sieben in die Chokolade zu pulvern.

Fiesko (tritt hoch zurück). Gift hier!

Mohr. Donna Julia, Gattin Imperiali.

Fiesko (reißt ihn sacht weg, heftig). Lösch ihr, Kanaille, sag ich dir, lebendig an den Verwirrten vom Lavagnebaum schmieren, wo sich der Wind in einem Athemzug nennmal herumdreht — die Pulver?

Mohr (ungläubig). Soll ich Eurer Frau in der Schokolade zu saufen geben, verordneten Donna Julia Imperiali.

Fiesko (wieder heftig). Ungeheuer! Ungeheuer! — Hörst heilsthige Geschöpf? — Hat so viel Hölle in einer Franzenserle Platz? — Doch, ich vergab ihr zu danken, himmlischer Verstand, wie du es nichtig machst — nichtig durch einen ärgern Teufel. Deine Meer sind sonderbar. (Zum Mohren) Du verspricht ja zu verderben, und schweigst.

Mohr. Gehr wohl. Das Letzte kann ich, für das zahlte mir's baar.

Fiesko. Dieses Pulver sollst mich zu ihr — Ich will kommen, Madam! Ich will Sie besänftigen, bis Sie hierher folgen. Gut. Du eilst nunmehr, was du eilen kannst, ruft die ganze Verschwörung zusammen.

Mohr. Dieses Gesetzt hab' ich vorausgewittert, und darum jeden auf meiner Faust Pennt prim Uhr hieher bestellt.

Fiesko. Ja hier Tritte. Sie sind's. Kerl, du verdienst deinen eignen Galgen, wo noch kein Sohn Mond gezappelt hat. Geh in's Vorzimmer, bis ich klinge.

Mohr (im Abgehen). Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. (Ab).

Fünfter Auftritt.

Alle Verschworene.

Fiesko (ihnen entgegen). Das Wetter ist im Anzug. Die Wolken sammeln zusammen. Treten leis' auf! Laßt beide Schlösser verrichten!

Verrina. Rott Zimmer hinter uns! hab' ich gewriegelt; der Augwohn kann auf hundert Mannsgesichte nicht bestimmen.

Bourgognino. Hier ist kein Verräther, wenn's unsere Furcht nicht wird.

Fiesko. Furcht kann nicht über meine Schwelle. Willkommen, wer noch der gestrigt ist. Nehmt eure Plätze. (Setzen sich).

Bourgognino (tragiert im Zimmer). Ja sie wagern, wenn ich an's Linnichen denke.

Fiesko. Genueser, das ist eine merkwürdige Gnade.

Verrina. Du hast uns aufgefordert, einem Plan zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage und, Wir sind da, die Rede zu geben.

Fiesko. Zuerst also — eine Frage, die spät genug kommt, um fehlen zu klingen — Wer soll sollen? (Alle schweigen).

Bourgognino (indem er sich über Fiesko's Sessel lehnt, bedeutend). Die Tyrannen.

Fiesko. Vollkommen, die Tyrannen. Ja hätte euch, gerne genau sagt auf die ganze Schwere des Worts. Wer die Freiheit zu schätzen Muse macht, oder Gewicht hat, wer ist mehr Tyrann?

Verrina. Ich hasse den Ersten, den Letzten strafte ich. Andreas Doria fahr!

Calkagno (in Bewegung). Andreas, der abgelebte Andreas, dessen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen geschlossen ist?

Sacco. Andreas, der jungfräulichste Alte?

Fiesko. Furchtbar ist Gewalt eines Mannes Gunstmuth, sagte Sacco! (Mauritius's Tödtung war übereilt). Andreas Doria fahr! Das sprach deine Gleichheit, Verrina.

Bourgognino. Fettes von Stadt oder Erbe — Es sind Kerker, und Andreas Doria fahr!

Fiesko (zum Volk gewandt). Also den Staat getrost eben über Dunkel und Nesse! Unterzeichnet! (Sie unterschreiben). Das Werk ist beschlossen. (Gegen sich selber). Nun zum gleichwichtigen Werk — Reden Sie zuerst, Freund Calkagno.

Calkagno. Wir führen es und wie Erbaten oder wie Meuter. Jenes ist gefährlich, weil es uns zwingt, viele Mitwisser zu haben, gewagt, weil die Herzen der Nation noch nicht ganz gewonnen sind — diesem sind fünf gute Dolche gewachsen. In drei Tagen ist hohe Messe in der Lorenzokirche. Beide Doria halten drei ihre Andacht. In der Nähe des Altarchores entspringt auch Tyrannenmagd. Ich sage Nein.

Fiesko (abgewandt). Kalkagno — abscheulich ist Ihrer verruchtige Meinung. — Raphael Sacco?

Sacco. Kalkagno's Gründe gefallen mir, seine Wahl empfiehlt. Besser, Fiesko läßt Dolche und Messen zu einem Gastmahle laden, wo sie beim, zwischen den ganzen Gesellschaft der Republik gerecht, die Mahl haben, den Tod entweder an unsern Dolchen zu essen, oder in unsern Hyperion Beschwerd zu trinken. Wenigstens begann ich diese Methode.

Fiesko (mit Grimm). Sacco, und treue der Treue Wein, den Ihre sterbende Zunge trostet, zum siebenten Pack wird, ein Vorschmack der Hölle — Wie dann, Sacco? — Weg mit diesem Rath! Spricht du, Verrina.

Verrina. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn. Meuchelmord bringt mir in jeden Banditen Verbrüderung. Das Schwert in der Hand deutet den Helden. Meine Meinung ist, wir ziehen laut das Signal des Aufruhrs, rufen Genua's Patrioten über mend zur Rache auf. (Er steht vom Sessel. Die Andern folgen. Bourgognino wird ihn thun um den Hals).

Bourgognino. Und gebauen mit gewaffneter Hand den Staat einer Gnade ab? Das ist die Stimme der Ehre, und die wichtige.

Fiesko. Und der wichtige. Pfui, Genueser! (Zu Kalkagno und Sacco). Das Gelüst hat bereits schon zu viel für uns gethan, wir müssen und selbst auch noch Arbeit geben — also Aufruhr, und den noch diese Nacht, Genueser! (Verrina, Bourgognino ausmann. Die Andern erschrecken).

Kalkagno. Mahl noch diese Nacht? Noch sind die Tyrannen zu mächtig, noch unser Anhang zu schwach.

Sacco. Diese Nacht noch, und es ist schon gethan, und die Sonne geht schon hervorer!

Fiesko. Eure Bedenklichkeiten sind hier gegeben, oder lieber diese Bedenker. (Er reicht ihnen die Hand; schnellen Staatsstreich und gut, bedeckt die ungeheiz beim, schnell auf und nieder). Jetzt fahre weit. Doria, fahrer Streich! Glatz und verkünd Konkord in ihr, als prächtig in den Horizont von Genua verpachtet, und

sagen doch, daß auch die Sonne den Himmel räumet, und das Scepter der Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl, Doria, finsterer Stern!

Auch Patrioten ist geboren
Und war unter als du.

Bourgognino (nachdem sie die Bühne geleert). Das ist gräßlich!

Kattagno. Zuviel auf einen Sand!

Verrina. Morgen in der Signoria!

Bourgognino. Gott mir die Zeit. Ich reise sperrstricks durch Genua, dalle sie so, so werden die Gasse bunter wie springen, und die Hunde Zeter mordio denken.

Alle. Rache! Rache! Rache! Diese Nacht noch!

Fiesko. Da sind ihr, wo ich euch wollte. Sobald es Abend wird, will ich die vornehmsten Mißvergnügten zu einer Lustpartie reizen; nämlich alle, die auf Giannettino's Mordliste stehen, und noch überdies die Canti, die Grimti, die Piccolti und Peloromani, alle Todfeinde des Hauses Doria, die der Mensch wieder zu versöhnen vergaß. Ihr werden meinen Anschlag mit offenen Armen umfassen, darauf zweifle ich nicht.

Bourgognino. Daran zweifl' ich nicht.

Fiesko. Vor allem müssen wir uns des Meers versichern. Galeeren und Saiffboot hab' ich. Die zwanzig Saiffe der Doria sind unbemannt, unbewaffnet, kriegt überrumpelt. Die Mündung der Darsena wird gesperrt, alle Hoffnung zur Flucht verrieselt. Haben wir den Hasen, so liegt Genua in Ketten.

Verrina. Vortrefflich!

Fiesko. Dann werden die festen Plätze der Stadt erobert und besetzt. Der wichtigste ist das Thomathor, das zum Hafen führt, und unser Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Palästen überfallen, erwürget. In allen Gassen wird Lerm gemacht; die Sturmglocken werden gezogen, die Bürger herausgerufen, unsere Partiei zu verstärken, und Genua's Freiheit zu versichern. Vogtlichkeit und das Glück, so hört ihr in der Signoria das Wetter.

Verrina. Der Plan ist gut. Laß sehen, wie wir die Rollen vertheilen.

Fiesko (bedeutend). Gemuster, ihr stellet mich freiwillig an die Spitze des Komplotts. Werdet ihr auch meinem weitern Befehlen gehorchen?

Verrina. Es gewiß so die festen sind.

Fiesko. Verrina, weißt du das Wörtchen unter der Zehne? — Gemuster, sagt's ihm. es heiße Subordination! Wenn ich nicht diese Köpfe drehen kann, wie ich eben will — Verstehst mich ganz — wenn ich nicht der Seemacht der Verschwörung bin, so hat sie auch ein Mitglied verloren.

Verrina. Ein freies Leben ist ein paar knechtischer Stunden werth — Wir gehorchen.

Fiesko. So versteht mich jetzt. Einer von euch wird die Stadt plündern, und wir von der Stärke und Schwäche der festen Plätze Rapport machen. Ein Anderer exforsche die Parole. Ein Dritter ernennt die Galeeren. Ein Vierter wird die zweitausend Mann und meinen Saiffboot befehligen. Ich selbst werde auf den Abend Alles verrichtet haben, und mein Übriges, wenn das Glück will, die Pauk im Palazzo sprengen. Schlag zwölf Uhr ist Alles im Schloß, meine letzten Befehle zu hören. (Absagen).

Verrina. Ich nehme den Hafen auf mich. (Ab).

Bourgognino. Ich die Galeeren. (Ab ab).

Kattagno. Die Parole will ich erlauern. (Ab).

Sacco. Ich die Runde durch Genua machen. (Ab).

Sechster Auftritt.

Fiesko. Darauf der **Mohr.**

Fiesko (hat sich an ein Pult gesetzt und schreibt). Schlingen sie nicht um gegen das Mörchen Subordination, wie die Raupe gegen die Rose? — Aber es ist zu spät, Republikaner!

Mohr (kommt). Gnädiger Herr —

Fiesko (steht auf, gibt ihm einen Brief). Alle, die von Romeo auf diesem Blatt stehen, schaff du zu einer Komödie auf die Nacht.

Mohr. Mitzuspielen vermuthlich. Die Entree wird Gurgeln kosten.

Fiesko (stumm und verächtlich). Wenn das geschrieben ist, will ich hier nicht länger in Genua aufhalten. (Er geht, und stößt eine Gedanke voraus als fallen.) Das sey deine letzte Arbeit. (Ohne ab).

Siebenter Auftritt.

Mohr (sieht den Brief langsam von der Erde, indem er ihn einige Male liest).

Sieh's wie so mit einander? „Will ich dich nimmt mehr in Genua aufhalten.“ Das heißt auf dem Civilstilchen in mein Heidenthum verdeutscht: Wenn ich Herzog bin, laß ich den guten Freund an einen gemeinschen Galgen hängen. Gut. Er beforat, weil ich um seine Schöne weiß, werde ich seine Ehre über mein Maul springen lassen, wenn er Herzog ist. Sapor, Herr Graf! das Letzte wäre noch zu überlegen.

Herr, alter Doria. Herr mir deine Haut zu Pelzet. — Hm daß du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jetzt hingehe, und das Komplott ausrate, reut' ich dem Herzog von Genua nichts Geringeres. als ein Leben und ein Herzogthum; nichts Geringeres, als dieser Hut, von Gold gestrichen voll, samt sein Dank sinn. (Er will fort, bleibt aber plötzlich stehen). Aber sagte, Freund Hahn! Du bist etwa gar auf der Reise nach einem humoren Erretin? Wenn die ganze Todtschlägerei jetzt zurückginge und darauf gar etwas Gutes würde? — Pfui! pfui! Was will mir mein Geiz für einen Teufelsstreich spielen! — Was sitzet gefangen Unheil? Wenn ich diesen Fiesko verrie? — Wenn ich jenen Doria an das Messer liefre? — Das schadet mir aus, meine Teufel! — Bringt der Fiesko es hinaus, kann Genua aufstehen. Weg! das kann nicht seyn. Sachapt dieser Doria durch, steht Alles wie vor. und Genua hat Frieden — Das wäre noch garstiger! — Aber das Spektakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Garküche des Henkers Picaro? (und die andere Sorte). Aber das lustige Gewehr dieser Nacht, wenn Ihre Durchlaucht am Pfiff eines Mohren erwachen? Nein! aus diesem Mörrwerk helfe sich ein Civilst. dem Herden ist das Räthsel zu spitzig — — Ja will einen Gelehrten fragen. (Ab).

Achter Auftritt.

Saal bei der Gräfin Imperiali.

Julia (im Negligé). **Gianettino** (tritt heraus, präsentirt).

Gianettino. Guten Abend, Schwester!

Julia (hoch auf). Etwas Außerordentliches muß es auch seyn, daß den Kreuzprinzen von Genua zu seiner Schwester führt?

Gianettino. Schwester, bist du denn stets von Schmetterlingen umflattert, und ich von Wespen. Wer kann anfangen? Gegen wie auf.

Julia. Du magst mich bald ungeduldig.

Gianettino. Schwester, wann war's das Letztemal, daß das Fiesko beschlief?

Julia. Seltsam. Als wenn mein Gehirn bergleichen Nichtigkeiten beherbergte!

Gianettino. Ja muß es durchaus wissen.

Julia. Nun — er war gestern da.

Gianettino. Und zeigte sich offen?

Julia. Wie gewöhnlich.

Gianettino. Noch noch der alte Phantast?

Julia (weinerlich). Bruder!

Gianettino (mit höhnender Stimme). Hihe! Auch noch der alte Phantast?

Julia (ihre aufgebrachte auf). Wofür heißen Sie mich, Bruder?

Gianettino (sieht ihre blutige). Für ein Stück Meisterstück, in einem großen — großen Meisterstück gewirkt. Unter uns, Schwester, weiß doch Niemand aufmerk.

Julia (lispelt). Unter uns — Sie sind ein tollbrüstiger Wicht, der auf dem Kredit seines Onkels stolzieren reitet — weiß doch Niemand aufmerk.

Gianettino. Schwesterchen! Schwesterchen! Nicht böse — ein nur lustig, weil Fiesko noch der alte Phantast ist. Das hab' ich wissen wollen. Empfehle mich. (Will gehen).

Neunter Auftritt.

Lomellin (kommt).

Lomellin (küßt der Julia die Hand). Verzeihung für meine Dreistigkeit, gnädige Frau! (Zum Gianettino gewandt). Gewisse Dinge, die sich nicht aufschieben lassen —

Gianettino (nimmt ihn bei Seite, Julia redet geheim zu einem Kätzgen, und spielt mit Ringen). Alles angeordnet auf morgen?

Lomellin. Alles. Prinz. Aber der Kourier, der heute früh nach Livorno ging, ist nicht wieder zurück. Auch Spinola ist nicht da. Wenn er aufgefangen wäre! — Ja ein in höchster Verlegenheit.

Gianettino. Besorge nichts. Du hast doch die Liste bei der Hand?

Lomellin (verwirrt). Gnädiger Herr — die Liste — Ja wenn man, um werde sie in meiner gehörigen Reihenfolge liegen haben —

Gianettino. Auch gut. Wäre nur Spinola zurück. Fiesko wird morgen früh todt im Bette gefunden. Ja hab' die Anstalt getroffen.

Lomellin. Aber fürchterliches Aufsehen wird's machen.

Gianettino. Das eben ist unser Sicherheitsbursche. Alltagsbegebenheiten bringen das Blut des Verständigen in Wallung, und Alles kann der Mensch. Außerordentliche Zeiten machen es vorübergehen gefürchtet, und der Mensch ist nichts. Weißt du das Märchen mit dem Meduzakopf? Der Anblick macht Steine — Was ist nicht getthan, Barbine, bis Steine erzeugen?

Lomellin. Haben Sie der gnädigen Frau einen Wink gegeben?

Gianettino. Pfui doch! die muß man bei Fiesko wegen brillanter behandeln. Doch, wenn sie erst die Früchte verspeiset, wird sie die Unreifen verschmerzen. Komm! Ich erwarte diesen Abend noch Truppen von Mailand, und muß an den Thoren die Ordre geben. (zur Julia). Nun, Schwester? daß du deinen Zorn bald verkämpfest!

Julia. Gehen Sie! Sie sind ein wilder Gast. (Gianettino will gehen, wird aber von Fiesko.)

Zehnter Auftritt.

Fiesko (kommt).

Gianettino (erschrocken). Ha!

Fiesko (verwundert, verdrießlich). Prinz, Sie überraschen mich einer Besuch, den ich mir eben verbeten hatte —

Gianettino. Auch mir, Graf, konnte nichts Erwünschteres, als Ihre Gesellschaft begegnen.

Fiesko (reißt zu Julien, küßt ihr widerwillig die Hand). Man ist es bei Ihnen gewohnt. Schwören, nimmer seine Erwartungen übertroffen zu sehen.

Julia. Pfui doch, daß wärde bei einer Andern zweideutig lauten — Aber ich erschrecke an meinem Kleide. Verzeihen Sie, Graf, (eilt in ein Kabinet hinein).

Fiesko. O bleiben Sie, schöne gnädige Frau! Das Frauenzimmer ist nie so schön, als im Entfernen: (überlegt) es ist die Tracht seines Geschlechts. — Diese hinaufgetrunkenen Haare — Erlauben Sie, daß ich sie ganz herunterunter werfe.

Julia. Daß sie Männer so gern verwirret!

Fiesko (unfreundig gegen Gianettino). Hoore und Verwüstet! Nicht wahr, daß gilt und gleichviel? — Und auch dieses Band ist saftig angefeuert — Siegen Sie sich, schöne Grösin — Augen zu verbrechen, erfleht Ihre Lauer, aber nicht Herzen — Lassen Sie mich Ihre Kammerfrau sein. (Da sie sich, er macht sie den Anzug zurecht).

Gianettino (zeigt den Lomellin). Der arme sorglose Wicht!

Fiesko (zu Julien). Baden verzeihen). Leben Sie — wie's verlebt ist weiblich. Die Einen müssen immer nur blinde Beherrscher sein, und nicht wissen, was Phantasie und Natur mit einander abzustreiten haben.

Julia. Das ist leichtfertig.

Fiesko. Ganz und gar nicht, denn, seien Sie, die beste Menschheit verliert, sobald sie Staatsmaximen wird — Unsere Sinne sind nur die Grundbürge unserer innern Ruhigkeit. Der Ruf lebt von innen, aber erspielt sich diese innere plastica Gesinnung. (Er hat sie fertig gemacht, und führt sie vor einen Spiegel). Nun bei meiner Ehre! diese Anzug muß morgen Mode in Genua sein. (Zu) Darf ich Sie so durch die Stadt führen, Gräfin?

Julia. Ueber den verflogenen Kopf! Wie täuschen sich er's anlegen, mich in seinen Willen hineinzuflechten? Aber ich habe Revanche, und werde zu Hause weinen.

Fiesko. Verzeihen Sie, Gräfin — und stimmen Sie, wie Sie wollen, aber Sie werden es nicht — Diesen Mittag ist eine Gesellschaft portugiesischer Seeoffiziere hier angekommen, und hat sich erbeten in meinem Palaste zu speisen — Nun hab' ich nicht verbinden können, die meisten Cavaliers der Stadt Zu sammeln, wenn sie werden, welches mich äußerst verlegen macht, wie ich die verwirrende Lage beheben soll, ohne meinen empfindlichen Gästen eine Grösse zu machen. Nun ist nur ein Ausweg möglich. (Zu einer rechten Verbeugung). Wollen Sie so gnädig sein, Signora?

Julia (weint sehr, und gibt schleunig ihr Antwort). Laura!

Gianettino (tritt zu Fiesko). Graf, Sie erinnern sich einer unangenehmen Geschäfte, die neulich zwischen uns Beiden vorfiel —

Fiesko. Ja wünschte, Prinz, wir vergäßen sie Beide — Wir Menschen denken gegen uns, wie wir gegen Feinde, und wessen Schuld ist's als die meinige, daß mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

Gianettino. Menschend werd' ich nie daran denken, ohne Thränen von Herzen Andacht zu thun —

Fiesko. Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben — (Julia nimmt einen angelehnten Sessel).

Gianettino. Oper fällt es mir bei. Graf, Sie lassen ja gegen die Türken fechten?

Fiesko. Diesen Abend werden die Anker gelichtet — Ich bin eben darum in einiger Besorgniß, worum mich die Gefälligkeit meines Freundes Doria reizen könnte.

Gianettino (kaltes Gesicht). Mit allem Vergnügen! — Berichten Sie über meinen ganzen Eifer!

Fiesko. Der Morgenstern dürfte gegen Abend eingetroffen sein. Ich werde Ihnen den Aufgang gegen den Hafen und meinen Palast verschaffen, welchen der Herzog, Ihr Oheim, mißdeuten könnten — —

Gianettino (verdrießlich). Lassen Sie mich dafür sorgen. Machen Sie immer fort, und ich wünsche Ihnen viel Glück zur Unternehmung.

Fiesko (höhnisch). Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Siebter Auftritt.

Vorige. Ein Deutscher der Leibwache.

Gianettino. Was soll's?

Deutscher. Als ich das Thomasthor vorbeiging, sah ich gewaffnete Soldaten in großer Anzahl der Darsena zueilen und die Galeeren des Grafen von Lavagna flaggenstreifig machen —

Gianettino. Nichts Blutigeres? Es wird nicht weiter gemeldet.

Deutscher. Eine Wort. Auch an den Kähnern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Gesindel, und spielsicht über den Markt: Gang und Ansehen lassen vermuthen, daß es Soldaten sind.

Gianettino (spottig). Unser den Dienstleister eines Dummkopfs! (Zu Lomellin zuvorkömmlich). Das sind meine Mailänder.

Deutscher. Befehlen Euer Gnaden, daß sie arretirt werden sollen?

Gianettino (lauft zu Lomellin). Sehen Sie nach, Lomellino. (Wird zum Deutschen). Nun fort, es ist gut. (Zu Lomellin). Bedeuten Sie dem deutschen Dasein, daß er das Maul halten soll.

(Lomellin ab mit dem Deutschen).

Fiesko (der bisher mit Julien geflüstert, und verstohlen verstohlen hatte). Unser Freund ist verdrießlich. Darf ich den Grund wissen?

Gianettino. Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Melden! (Schießt weiter).

Fiesko. Auch auf und wartet das Schauspiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau?

Julia. Gehaßt! Ich muß erst die Gnadenpeitsche umwerfen. Doch kein Trauerspiel, Graf. Das kommt mir im Traum.

Fiesko (lächelt). O, es ist zum Todtlachen, Gräfin!

(Er führt sie ab. Vorhang fällt).

Vierter Aufzug.

Es ist Nacht. Schreibtisch bei Fiesko. Die Lampen werden angezündet, Waffen hereingetragen. Ein Schießzeug ist ausgebreitet.

Erster Auftritt.

Bourgognino führt Soldaten auf.

Bourgognino. Halt! — An das große Hofthor kommen vier Posten. Zwei an jede Thür zum Saale. (Machen nehmen ihren Posten). Wer will, wird hereingelassen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, niederschießen! (Mit den Uebrigen ins Saal. Schildwachen auf und unter. Pause).

Zweiter Auftritt.

Wachen am Hofthor (rufen an). Wer da? (Zenturione kommt).

Zenturione. Freund von Lavagna. (Geht quer über den Hof nach dem rechten Pförtchen).

Wachen (hört). Zurück!

Zenturione (dringt und geht noch dem hinten Thor). **Wachen** (am innen). Zurück!

Zenturione (dort bereiten will). Pause. Darauf vor innen **Wache.** Freund, wo hinaus geht's zur Kembde?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (ruft und ab mit folgender Bedeutung, darauf vor rechten **Wache**). Freund, wann geht die Kembde an?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (erklimmt auf und unter. Sind die Waffen gemein. Besinnt). Freund, was soll das?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (nimmt sich erschrocken in seinen Mantel). Sonderbar.

Wachen am Hofthor (rufen an). Wer da?

Dritter Auftritt.

Vorige. **Zibo** (kommt).

Zibo (im Hereintreten). Freund von Lavagna.

Zenturione. Zibo, wo sind wir?

Zibo. Was?

Zenturione. Schau um dich, Zibo!

Zibo. Wo? Was?

Zenturione. Alle Thoren besetzt.

Zibo. Hier unsere Waffen.

Zenturione. Niemand giebt Auskunft.

Zibo. Das ist seltsam.

Zenturione. Wie viel ist die Glocke?

Zibo. Acht Uhr vorüber.

Zenturione. Pah! es ist grimmkalt.

Zibo. Nur Uhr ist die bestellte Stunde.

Zenturione (den Kopf schüttelnd). Hier ist's nicht richtig.

Zibo. Fiesko hat einen Spaß vor.

Zenturione. Morgen ist Dogenwahl — Zibo, hier ist's nicht richtig.

Zibo. Stille! Stille! Stille!

Zenturione. Der rechte Schloßflügel ist voll Lichter.

Zibo. Hörst du nichts? Hörst du nichts?

Zenturione. Hoviels Gemurmel drin, und mitunter —

Zibo. Dumpfiges Rasseln, wie von Harnischen, die sich an einander reiben —

Zenturione. Schauervoll! Schauervoll!

Zibo. Ein Wagen! Er hält an der Pforte!

Wachen am Hofthor (rufen an). Wer da?

Vierter Auftritt.

Vorige. **Vier Asserato.**

Asserato (im Hereintreten). Freund von Julia.

Zibo. Es sind die vier Asserato.

Zenturione. Guten Abend, Landsmann.

Asserato. Wir gehen in die Kembde?

Zibo. Glück auf den Weg!

Asserato. Geht Ihr nicht mit in die Komödie?

Zenturione. Spaziert nur voran. Wir wollen erst frische Luft schöpfen.

Asserato. Es wird bald angehen. Kommt. (Gehen weiter).

Wache. Zurück!

Asserato. Wo will das hinaus?

Zenturione (laut). Zum Satan hinaus.

Asserato. Hier ist ein Mißverstand.

Zido. Ein handgreiflicher. (Mault auf dem andern Flügel).

Asserato. Hört Ihr die Symphonie? Das Lustspiel wird vor sich gehen.

Zenturione. Mich deucht, es fing schon an, und wir spielten die Narren dazu.

Zido. Verfluchte Hitze hab' ich heute. Ich gehe.

Asserato. Wagen hier?

Zido. Pah! Komödienwaaren.

Zenturione. Sollen wir hier stehen, wie die Narren am Narren? Kommt zum Kaffeehaus! (Alle Ende eilen gegen die Pforte).

Wachen (schreien heftig). Zurück!

Zenturione. Mord und Tod! Wir sind gefangen!

Zido. Mein Schwert sagt: Nicht lange!

Asserato. Steckt ein! Steckt ein! Der Graf ist ein Ehrenmann.

Zido. Verkauft! Verraten! Die Komödie war der Speck, hinter der Mans stolzig die Thür zu.

Asserato. Das wolle Gott nicht! Mich schaudert, wie sag das entwickeln soll.

Fünfter Auftritt.

Schildwachen. Wer da? (Verrina, Sacco kommen).

Verrina. Freunde vom Hause. (Sieben andere Rebili kommen nach).

Zido. Seine Vertraute! Nun fängt sich Alles auf. **Sacco** (im Gespräch mit Verrina). Alle die Ihnen sagte, Lecktore hat die Wache am Thomasthor, Doria's bester Offizier, und ihm stündlich ergeben.

Verrina. Das freut mich.

Zido (zum Verrina). Sie kommen erwünscht, Verrina, uns Allen aus dem Traume zu helfen.

Verrina. Wie so? wie so?

Zenturione. Wir sind zu einer Komödie geladen.

Verrina. So haben wir einen Mes.

Zenturione (unterbricht). Den Mes alles Fiesco's. Den weiß ich. Sie stehen ja, daß die Thoren besser sind? Mögte hier die Thoren setzen!

Zido. Mögte die Masken?

Zenturione. Wir stehen da, wie unter dem Galgen.

Verrina. Der Graf wird selbst kommen.

Zenturione. Er kann sich verrechnen. Meine Geduld reicht den Zusatz. (Alle Rebili gehen im Hintergrunde auf und nieder).

Bourgognino (auf dem Schiff). Wie steht's im Hafen, Verrina?

Verrina. Alles glücklich an Bord.

Bourgognino. Das Schloß ist auch gepreßt voll Soldaten.

Verrina. Es gilt stark auf neun Uhr.

Bourgognino. Der Graf macht sehr lange.

Verrina. Immer zu rasch für eine Hoffnung. Bourgognino, ich werde zu Ein, wenn ich mir Etwas denke.

Bourgognino. Vater, übereile dich nicht.

Verrina. Ich übereile nie, wo nichts verzögert werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht wegre, kann ich den ersten niemals verantworten.

Bourgognino. Aber wenn soll Fiesko sterben?

Verrina. Wenn Genua frei ist, stirbt Fiesko! Schildwachen. Wer da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko (im Hereintreten). Ein Freund! (Alle verneigen sich. Schildwachen präsentiren). Willkommen, werthe Gäste. Sie werden gesonnt haben, daß der Hauptheater so lang auf sich warten ließ. Vergessen Sie. (Leise zu Verrina). Fertig?

Verrina (stumm ist's Ort). Nach Mansfe.

Fiesko (leise zu Bourgognino). Und?

Bourgognino. Alles richtig.

Fiesko (zu Sacco). Und?

Sacco. Alles gut.

Fiesko. Und Lallagno?

Bourgognino. Zeitig noch.

Fiesko (laut zu den Versammelten). Man soll stillesen! (Er nimmt den Hut ab, und tritt mit freiem Anstand zur Versammlung).

Meine Herren!

Ich bin so frei gewesen, Sie zu einem Schauspiele bitten zu lassen — Nicht aber, Sie zu unterhalten, sondern Ihnen Rosen darin aufzutragen.

Lange genug, meine Freunde, haben wir Gianettino Doria's Trug und die Anmaßungen des Ungerechts ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren seyn. Zu was Ende glauben Sie diese zwanzig Galeeren, die den vaterländischen Hafen belagern? Zu was Ende die Allianzen, so diese Doria schlossen? Zu was Ende die fremden Waffen, die sie ins Herz Genua's zogen? — Jetzt ist es nicht mehr mit Worten und Verwünschungen gethan. Alles zu retten, muß Alles gewagt werden. Ein vergewaltetes Uebel will eine verwegene Arznei. Spätte Einer in dieser Versammlung seinen Privatmann genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur Scheußlichen ist? (Gemurmel). — Hier ist keiner, dessen Ahnen nicht um Genua's Wiege standen. Was bei Allem, was heilig ist! Was? Was haben denn diese zwei Bürger verraht, daß sie den fremden Hund über unsere Häupter nennen? — (Heftiges Gemurre). — Ueber von Ihnen ist feierlich aufgefordert. Genua's Sache gegen seine Unterdrücker zu führen — keiner von Ihnen kann ein Haar breit von seinen Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verraten —

(Ungeräumte Bewegungen unter den Zuhörern unterbrechen ihn. Dann stumm er sich).

Sie empfinden — jetzt ist Alles gewonnen. Schon habe ich vor Ihnen den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit. Sie zu führen. Diese Anstalten, die Sie noch kaum mit Entsetzen beschauen, müssen Ihnen jetzt frischen Heldenmuth einflößen. Diese Schauder der Bangigkeit müssen in einem rühmlichen Eifer erwarmen, mit diesen Patrioten und mir Eine Sache zu machen, und die Tyrannen von Grund aus zu stürzen. Der Greis wird das Wagstück begünstigen, denn meine Anstalten sind gut. Das Unternehmen ist gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke wankt uns unsterblich, denn er ist gesährlich und ungeheuer.

Zenturione (in dämmischer Bestürzung). Er

ung! Genua wird frei! Mit diesem Feldgeschrei gegen die Hölle!

Zibo. Und wen das nicht aufstimmt Schlummer sagt, der kennt einzig am Ruder, als ihn die Posaune des Weltgerichts losschießt.

Fiesko. Das waren Worte eines Mannes. Nun erst verdienen Sie die Gesetze zu wissen, die über Thron und Genua sing. (Er giebt ihnen die Zettel des Mohren. Ernsthaft. Sie setzen sich, um die Zettel und reden). Es ging, wie ich wünschte. Fertig.

Verrina. Das rede noch nicht so laut. Ich habe drei auf dem linken Flügel Geräder bleich werden, und Andre schlotternd gesehen.

Centurione (zu Wut). Zwölf Senatoren! Teufelsin! Habt alle Schwerter auf! (Sie stehen sich auf die bereitstehenden Degen. Zwei entwaffnen).

Zibo. Dein Name steht auch da. Bourgognino.

Bourgognino. Und noch heute, so Gott will, auf Doria's Grabe.

Centurione. Zwei Schwerter liegen noch.

Zibo. Was? Was?

Centurione. Zwei nahmen kein Schwert.

Alferato. Meine Brüder können kein Blut fließen. Verschont sie!

Centurione (wild). Was? Was? Kein Unternehmen stehen? Zerreißt die Memmen! Werft sie zur Republik hinaus, diese Bastarde! (Einige von der Gesellschaft werfen sich ergrimmt auf die Beiden).

Fiesko (reißt sie auseinander). Halten! Halten! Soll Genua Staaten seine Freiheit verdanken? Soll unser Gold durch dieses schlechte Metall seinen guten Klang verlieren? (Er drückt sie). Sie, meine Herren, müssen so lang mit einem Zimmer in meinem Schlosse vorlieb, bis unsre Sachen entschieden sind. (Zur Wache). Zwei Arrestanten! Ihr haftet für sie! Zwei scharfe Posten an ihre Schwerte! (Sie werden abgeführt).

Schildwachen am Hofthor. Wer draußen! (Man pocht).

Kaltagno (ruft englisch). Schießt auf. Ein Freund! Schießt um Gotteswillen auf!

Bourgognino. Es ist Kaltagno. Was soll das! um Gottes Willen?

Fiesko. Macht ihm auf. Soldaten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Kaltagno** (andere Arbeit, erschrocken).

Kaltagno. Auf! Auf! Fiesko, wer sterben kann! Alles auf!

Bourgognino. Was auf? haben Sie Fleisch von Erz, sind unsre Schwerter von Binsen?

Fiesko. Niederlegung, Kaltagno! Ein Mißverstand hier wäre nicht mehr zu vergeben.

Kaltagno. Verraten sind wir. Eine höllische Mördrei! Ihr Mohr, Lavagna, der Scherin! Ja fremme vom Palast der Signoren. Er hatte Audienz beim Herzog. (Alle Rebellen erstaunen. Fiesko steht verwirrt vor sich hin).

Verrina (entschlossen gegen die Abgesandte). Soldaten! Freiheit mir die Heißerbenden vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers sterben. (Alle Rebellen werfen heftig durcheinander).

Fiesko (sprechend). Wohin? Was macht ihr? — Geh in die Hölle, Kaltagno — Es war ein blinder Schrecken, ihr Herren — Weib! Das vor diesen Knaben zu sagen — Kind du, Verrina? — Bourgognino, du auch? Wohin du?

Bourgognino (wild). Heim, meine Degen erwerben, und wieder hier sein.

Fiesko (ganz in Gedanken auf). Bleibt! Halten! Ist das der Mund der Tyrannenmörder? — Meisterlich spielest du deine Rolle, Kaltagno! — Merket die nicht, daß diese Zeitung meine Verunstaltung war? Kaltagno, sprechen Sie, war's nicht mein Befehl, daß Sie diese Mumer auf die Probe stellen sollten?

Verrina. Nun wenn du lachen kannst! — Ja will's glauben, oder dich nimmer für einen Menschen halten.

Fiesko. Schande über euch Männer! Im hitzer Knabenzorne zu fallen! — Nennt eure Thaten wieder — Ihr werdet wie Bären fechten, wollt ihr diese Scharte verwetzen. (Leise zu Kaltagno). Warren Sie selbst dort?

Kaltagno. Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäß die Parole beim Herzog zu holen — wie ich zurückkehrte, bringt man den Mohren.

Fiesko (laut). Also der Alte ist zu Bette? Wir wollen ihn auf den Aeußern treumeln. (Leise). Sprach er lang mit dem Herzog?

Kaltagno. Mein erster Schreck und Eure nahe Gefahr ließen mich kaum zwei Minuten dort.

Fiesko (laut und munter). Sitzt doch! wie unsere Landleute noch sitzen.

Kaltagno. Sie hätten auch nicht so bald hereinspringen sollen. (Leise). Aber um Gotteswillen, Graf! Was wird diese Rothlige sinden?

Fiesko. Zeit, Freund, und dann ist der erste Schreck jetzt vorüber. (Laut). He! Man soll Wein bringen! (Leise). Und sahn Sie den Herzog erblassen? (Laut). Fritz, Bruder! wir wollen noch ein's Bescheid thun auf den Tanz dieser Nacht! (Leise). Und sah'n Sie den Herzog erblassen?

Kaltagno. Das Mohren erstes Wort war: Verschwörung! gestanzt haben; der Alte trat schneeweich zurück.

Fiesko (verwirrt). Hum! Hum! der Teufel ist schlau, Kaltagno. — Er verriet nichts, bis das Messer an ihrer Gurgel ging. Jetzt ist er freilich ihr Engel. Der Mohr ist schlau. (Man bringt zum vierten Becher Wein; er hält ihn gegen die Versammlung, und trinkt). Unser gutes Glück, Kameraden! (Man pocht).

Schildwachen. Wer draußen?

Eine Stimme. Ordonanz des Herzogs. (Die Rebellen stürzen verzweifelnd im Saal herum).

Fiesko (heimlich wieder zu sich). Nein, Kinder! Erschrecke nicht! Erschrecke nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schafft diese Waffen weg. Seid Männer! ich bitte euch. Dieser Beistand läßt mich hoffen, daß Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Faßt euch. Schließt auf, Soldaten. (Sie entfernen sich. Das Thor wird geöffnet).

Achter Auftritt.

Fiesko (als sieht er auf den Saal). Drei Deutsche, (die den Mohren gefunden bringen).

Fiesko. Wer ruft mich in den Hof?

Deutscher. Führt und zum Grafen.

Fiesko. Der Graf ist hier. Wer begehrt mich?

Deutscher (macht die Honneur vor ihm). Einen guten Abend vom Herzog. Diesen Mohren liefert er Euer Gnaden gefunden aus. Er habe schändliche Verschwörung angezettelt. Das Weitere sagt der Zettel.

Fiesko (nimmt ihn gleichgültig). Und dab' ich dir nicht erst heute die Galeere verkündigt? (Zum Deut-

tönen). Es ist gut, Fernand. Meinen Respect an den Herzog.

Mohr (tritt ihnen nach). Und auch meinerseits einen, und sag' ihm — dem Herzog — wenn er seinen Essel geschickt hätte, so würd' er erfahren haben, daß im Serlog zweitausend Soldaten stecken. (Deutsche gehen ab. Robill kommen zurück).

Neunter Auftritt.

Fiesko. Verschworne. Mohr (traurig in der Mitte).

Verschworne (haben bereits zurück beim Anblick des Mohren). Ha! was ist das?

Fiesko (hat das Bild gesehen mit verbissenem Zorn). Gemacht! die Gefahr ist vorbei — aber auch die Versöhnung.

Verrina (tritt erhaben auf). Was? Sind die Doria todt?

Fiesko (in heftiger Bewegung). Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf das war ich nicht gefaßt. Der alte schwächliche Mann schlägt mit vier Zeilen dreitausendmann Mann. (Läßt traurig die Hände sinken). Doria schlägt den Fiesko.

Bourgognino. Er sprechen Sie todt! Wir erstarren.

Fiesko (sieht). „Lavagna, Sie haben benutzt mich. Ein Schiessel mit mir — Mostbraten werden „Ihnen mit Undank bezahlt. Dieser Mohr warnt „mich vor einem Komplott. — Ich sende ihn hier zu „ihnen zurück, und werde heute Nacht ohne Leibe „wache schlafen." (Er läßt das Papier sinken. Alle lesen sich an).

Verrina. Nun, Fiesko?

Fiesko (mit Wut). Ein Doria soll mich an Großmuth besiegt haben? Eine Tugend fehlte im Stamm der Fiesker? Nein! So wahr ich selber bin! — Geht auseinander. Ihr! Ihr werde hingehen — und Alles bekennen. (Mit hinausklingen).

Verrina (hält ihn auf). Bist du wahnsinnig, Mensch? War es denn irgend ein Bauernfürst, den wir verhaften? Halt! oder war's nicht Sache des Vaterlands! Halt! oder weltest du nur dem Andreas zu Leide, nicht dem Tyrannen? Halt! sag' ich — ich verfluche dich, als einen Verräther des Staats —

Verschworne. Bindet ihn! Werft ihn zu Boden!

Fiesko (reißt einem ein Schwert weg, und macht sich Bahn). Sacrte dem! Wer ist der Erste, der das Halfter über den Tiger wirft? — Sein, ihr Herrn — Frei bin ich — stunte durch, wo ich Lust hätte — Ich will ich bleiben, denn ich habe mich anders besonnen.

Bourgognino. Auf Ihre Pflicht besinnen?

Fiesko (aufgebracht, mit Ernst). Ha! Knabe! Lernen Sie erst die Freiheit gegen mich andrenden, und mit einander hab! — Ruhig, ihr Herren — Ich pariire Alles wie zuvor. — (Zum Mohren, seinen Gruß zu erwiedern). Du hast das Vertrauen, eine große That zu veranlassen — Empfiehl!

Kalkagno (ernst). Was? Was? Leben soll der Heide, leben und mit alle verrathen haben?

Fiesko. Leben und euch Allen — dang gemacht haben. Herr, Barbier! Sorge, daß du Genua auf den Nöthen kriegst, man könnte seinen Mann an ihr retten wollen.

Mohr. Das heißt, der Teufel läßt seinen Saamen säen? — Gehorsamer Diener, ihr Herren! — Ich werde säen, in Italien' wächst mein Gras nicht. Ich muß hin anderswo hingen. (Ab mit Gelächter).

Zehnter Auftritt.

Bedienter (kommt). Borgia (ohne den Mohren).

Bedienter. Die Gräfin Imperiali fragen schon herinnal nach Euer Gnaden.

Fiesko. Pox tausend! Die Kondole wird freilich wohl angehen müssen! Sag' ihr, ich sie unverzüglich dort — Dein' — Meine Frau wünscht du, in den Konzertsaal zu treten, und mich hinter den Kapuzen zu erwarten. (Bedienter ab). Ja habe hier euer alter Neiden zu Papier gemacht; wenn Ihrer die Frau mag erblickt, so ist nichts mehr zu sagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen, und mit einer Kanone das Signal zum Ausbruch geben, wenn die Schiffe erobert sind. — Ja gehe! mich ruft noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glockenbeben hören und Alle unternander in meinen Konzertsaal kommen — Indeß geht hinein — und labt euch meinen Zypriers schmecken. (Er gehen auseinander).

Eilfter Auftritt.

Konzertsaal.

Leonore. Arabella. Rosa. (Alle bedeutlich).

Leonore. Ja den Konzertsaal versprach Fiesko zu kommen, und kommt nicht. Elf Uhr ist vorüber. Von Wachen und Menschen bedaut fürchterlich der Palast, und kommt kein Fiesko?

Rosa. Sie sollen sich hinter die Tapeten verstecken — Was der gnädige Herr damit wollen mag?

Leonore. Er will's. Rosa; ich weiß also genug, um gehorsam zu seyn. Bella, gehen wir ganz unser Furcht zu seyn — Und doch! doch zittr' ich so. Bella, und mein Herz klopft so schrecklich bang. Mädchen, um Gottes willen! Gehe seinen von meiner Seite.

Bella. Fürchten Sie nichts. Unsere Angst bewacht unsern Thürwig.

Leonore. Worauf mein Auge stützt, begegnen mir fremde Gesichter, wie Gespenster hohl und verzerrt. Wenn ich anrufe, flutet mir ein Frauenzimmer, und flüchtet sich in die dunkelste Nacht, diese gräßliche Herberge des bösen Gewissens. Was man antwortet, ist ein dumpfer Laut, der auf besonder Zunge neue ängstlich gewirbelt, es er noch deutlich entwickeln darf. — Fiesko! — Da weiß nicht, was hier Frauenzimmer gesammelt wird — Nur meinen Fiesko (mit Gewalt ihre Hände fassend) umflattert, ihr dunnlichen Mächte!

Rosa (zusammensinkend). Jesus! Was rauschet in der Gallerie?

Bella. Es ist der Sedbat, der dort Wache steht. (Die Schildwache ruft außen: „Wer da?" man antwortet).

Leonore. Leute kommen! Hinter die Tapete! Geschwind! (Sie verstecken sich).

Zwölfter Auftritt.

Julia. Fiesko (im Dominó).

Julia (sieht gestürzt). Hören Sie auf. Graf! Ihre Galanterien sollen nicht weiter in ärztliche Ohren, aber in ein lebendes Blut — Wo bin ich? Hier ist Niemand, als die verführerische Nacht! Wetzen haben Sie mein verwundetes Herz gestanzert?

Fiesko. Wo die vergaste Leidenschaft stürmer wird, und Wallungen freier mit Wallungen reden.

Julia. Halt ein, Fiesko! Bei Allem, was dein

Zy ist, nicht weiter! Wäre die Nacht nicht so dicht, du würdest meine Kanonenröthen Wangen sehen und dich erbarmen.

Fiesko. Wie gefällt, Julia! Eben dann wäre sie meine Empfindung die Feuerfahne der Heimgen gewahr, und hieße desto muthiger Aber. (Er reißt ihr heftig die Hand).

Julia. Mensch, dein Gesicht brennt fieberisch, wie dein Gespräch! Wer, auch auf dem wenigen, ist schlau, sinnlagt wählen, verwundende Feuer. Laß uns das Licht suchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinne können den gefährlichen Wirt der Finsternis werfen. Geh! diese gährenden Rebellen könnten hinter dem Rücken des verschämten Tags ihre gottlosen Künste treiben. Geh unter Menschen. ich beschwöre dich.

Fiesko (spottlächelnd). Wie ohne Noth besorgt, meine Liebe! Wird je die Gouvernin ihren Staaten schrecken?

Julia. Ueber euch Männer und den ewigen Widerspruch! Als wenn ihr mehr die gefährlichsten Sieger wärest, wenn ihr euch unsrer Eigenliebe gefangen gett. Soll ich dir Alles gestehen, Fiesko? Das nur mein Lieber meine Tugend bewahrte? Nur mein Stolz deine Künste verlachte? Nur als wärest meine Grundsätze Stand bieten? Du verzweifelst an deiner Kraft, und nimmst deine Zuflucht zu Julia's Blut. Ihre verlieren sie mich.

Fiesko (verächtlich ernst). Und was verliert du bei diesem Verlust?

Julia (aufgeregt und mit Hitze). Wenn ich den Schlüssel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich verkaufte, womit du mich spanntest machst, wenn du wüßt! Was hab' ich weniger zu verlieren, als Alles? Wüßt du mehr wissen, Spötter? Das Bekenntnis wüßt du noch dazu, daß die ganze Heimliche Weisheit unsers Geschlechts nur eine armselige Vertheidigung ist, unsere blöde Seite zu entsetzen, die doch zuletzt allein von euren Schwüren belagert wird, die sich gestellt als erröthend ein so gern erobert seyn möchte, so oft neuen ersten Sturmlauf der Tugend den Feind verrätherisch empfängt? — daß alle unsere weiblichen Künste einzig nur dieses wehrlose Staudalt fechten, wie auf dem Schach alle Ohnmacht den wehrlosen König bedecken? Niederermumpelt du diesen — Matt! und wirf getrost das ganze Brett durcheinander. (Nach einer Pause, mit Ernst). Da hast du das Gemälde unsrer prahlerischen Armuth — Sey großmüthig!

Fiesko. Und doch, Julia — Wo besser als in meiner unendlichen Leidenschaft kannst du diesen Schatz niederlegen?

Julia. Gewiß nirgends besser, und nirgends schlimmer — Höre, Fiesko, wie lang wird diese Unentschlossenheit währen? — Ach! schon zu unglücklich hab' ich gespielt, daß ich nicht auch mein Leztes noch setzen sollte — Dein zu fangen, Fiesko, muthete ich dreist meinen Reizen zu; aber ich mißtraute ihnen die Allmacht, dich festzuhalten — Pfui doch! was red' du da! (Sie tritt zurück und hält die Hände vors Gesicht).

Fiesko. Zwei Sünden in einem Athem. Das Mißtrauen in meinen Geschmack, oder das Majestätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit? — was von Beiden ist schwerer zu vergeben?

Julia (matt, unterbrochen, mit bewegtem Tone). Lügen sind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesko nicht mehr, seine Julia zu fällen. (Sie fällt erschöpft in einen Sessel, nach einer Pause, feierlich). Höre, laß dir noch ein Wörtchen sagen, Fiesko — Wir sind Heldinnen, wenn wir unsere Tugend sicher wissen; — wenn wir sie vertheidigen. Kinder! (Sie starrt mit matt unter die Augen). Furien, wenn wir sie rächen — Höre. Wenn du mich fall würgtest, Fiesko!

Fiesko (nimmt einen aufgebrachten Ton an). Kalt? Kalt? Nun, bei Gott! Was dreifach heran die unerschütterliche Eitelkeit des Weibes, wenn es einen Mann vor sich knieenden sieht, und noch zweifelt? Ha! er ermannt wieder, ich fühle, (Er tritt in Kälte verändert) noch zu guter Zeit geben mir die Augen auf — Was war's, daß ich eben erbeuten wollte? — Die kleinste Erniedrigung eines Manns ist gegen die höchste Gunst eines Weibes weggeworfen! (In ihr mit tiefer ironischer Verbeugung). Fassen Sie Muth, Madam! Jetzt sind Sie sicher.

Julia (erhitzt). Graf! welche Anwandlung!

Fiesko (ändert gewaltig). Nein, Madam! Sie haben vollkommen recht. wir Beide waren die Ehre nur einmal auf dem Spiel. (Mit einem höhnischen Ernste). Ich bare das Vergnügen. Ihnen bei der Gesellschaft meinen Respekt zu bezeugen. (Er will fort).

Julia (dem nach, reißt ihn zurück). Bleib! Bist du rasend? Bleib! Muß ich es denn sagen — herausjagen, was das ganze Männervolk auf den Knieen — in Thränen — auf der Zeltertaut meinem Stolz nicht abzutragen sollte? — Bleib! und dich diente Leidst ist zu tief. dein Feuerschwur zu beregen. die das Gesichtsbild auf meinen Wangen macht — Fiesko — O ich weine darum's Herz meines ganzen Geschlechts — mein ganzes Geschlecht wird mich ewig hassen — Ich bete dich an, Fiesko! (Fällt vor ihm nieder).

Fiesko (winkt den Schritte zurück, läßt sie liegen und lacht triumphirend auf). Das bedaur' ich, Signora! (Er pfeift die Glocke, wirft die Tapete auf, und führt Leonoren herein.) Hier ist meine Gemahlin — ein göttliches Weib! (Er führt Leonoren in den Arm.)

Julia (springt schreiend vom Boden). Ah! Unerhört betrogen!

Dreizehnter Auftritt.

Die Verschwornen (welche zumal hereintreten). Damen (von der andern Seite). Fiesko. Leonore und Julia.

Leonore. Mein Gemahl, das war allzustreng.

Fiesko. Ein schlechtes Herz verdient nicht weniger. Verdienen Thränen war ich diese Genugthuung schuldig. (Zur Versammlung). Nein, meine Herren und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in knabische Flammen aufzuspringen. Die Theorieeten der Menschen beluftigen mich lange, eh' sie mich reizen. Diese verdient meinen ganzen Zorn, denn sie hat die ganze Engel die'ch Pulver gemischt. (Er zeigt das Glas der Verschwörung, die mit Blicken zurücktritt).

Julia (ihre Wuth in sich drückend). Gut! Gut! Seine ganz, mein Herr! (Will fort).

Fiesko (führt sie am Arme zurück). Sie werden Geduld haben, Madam — Noch sind wir nicht fertig — Diese Gesellschaft möchte gar gern wissen, warum ich meinen Verstand so verlängnen konnte, den tollen Roman mit Genua's größter Närrin zu spielen —

Julia (aufspringend). Es ist nicht auszuhalten! Doch zittre du! (erstaunt) Doria donnert in Genua, und ich — bin seine Schwester.

Fiesko. Schlimm genug, wenn das Ihre letzte Galle ist — Leider muß ich Ihnen die Botschaft bringen, daß Fiesko von Lavagna aus dem gestorbenen Diadem Ihres Durchlauchtigsten Bruders einen Stein gebrochen hat, womit er den Dieb der Republik diese Nacht aufzuhängen gesonnen ist. (Da sie ihn er-

Ihr, sagt er höhnisch an). Pfui! das kann unerwartet — und schon Sie! (indem er plötzlich verstärkt) darum fand ich für nöthig, den ungebetenen Blicken Ihres Hauses etwas zu schaffen zu geben, darum schwing' ich mich (auf ihr deutend) mit dieser Harlekinsliebe schaft, darum (auf Leonore zeigend) ließ ich diesen Goelkrieg fallen, und mein Wild rannte glücklich in den blanken Betrug. Ich danke für Ihre Gefälligkeit, Signora, und gere meinen Theaterschmuck ab. (Er überliefert die ihren Schultern mit einer tiefen Verbeugung).

Leonore (schnippisch sich wendend an den Fiesko). Mein Ludovico, sie weint. Darf Ihre Leonore Sie zärtlich bitten?

Julia (trotzig zu Leonoren). Schweig, du Verhaßte —

Fiesko (zu einem Bedienten). Sey er galant, Freund — biete er dieser Dame den Arm an; sie hat Luft, mein Staatsgefängniß zu sehen. Er steht mir dafür, daß Madonna von Niemand inkommodirt wird — draußen geht eine schwarze Luft — der Sturm, der heute Nacht den Stamm Doria spaltet, möchte sie leicht — den Haarzopf verderben.

Julia (schnaubend). Die Pest über dich, schwarzer, heimtückischer Heuchler! (Zu Leonoren grimmig) Freue dich deines Triumphs nicht, auch dich wird er verderben, und sich selbst, und — verzweifeln! (Stürzt hinaus).

Fiesko (winkt den Gästen). Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in Genua! (Zu den Bedienenden). Ihr werdet mich abholen, wenn die Kanone kommt. (Alle entfernen sich).

Vierzehnter Auftritt.

Leonore. Fiesko.

Leonore (tritt ihm ängstlich näher). Fiesko! — Fiesko! — Ich verstehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

Fiesko (wendig). Leonore — Ich sah Sie einst einer Gemseljerin zur Linken gehen — Ich sah Sie in den Assemblern des Adels, mit dem zweiten Handkuß der Ritter verloren nehmen. Leonore — das that mir den Augen weh. Ich beschloß, es soll nicht mehr seyn — es wird aufhören. Hören Sie das strategetische Geheimniß meinem Entschluß? Was Sie stürmen, ist waar — Geben Sie zu Bette. Gräfin — morgen will ich — die Herzogin wecken.

Leonore (schlägt beide Arme zusammen und wirft sich in einen Sessel). Gott! meine Ahnung! Ich bin verloren!

Fiesko (geigt, mit Würde). Lassen Sie mich ausreden, Liebe! Zwei meiner Ahnherrn trugen die dreifache Krone, das Blut der Fiesker fließt nur unter dem Purpur gesund. Soll Ihr Gemahl nur geerbten Glanz von sich werfen? (Verbittert). Wahr! Sollte sich für all seine Hoheit mein gaukelnder Instinkt bedanken, der in einer enträthselten Laune aus mordenden Verbindungen einen Johann Ludwig Fiesko zusammenflickte? Nein, Leonore! Ich bin zu stolz, mir etwas schenken zu lassen, was ich noch selbst zu erwerben weiß. Heute Nacht wert ich meinen Ahnen den geborgten Schmuck in ihr Grab zurück — Die Grafen von Lavagna starben aus — Fürsten beginnen.

Leonore (schüttet den Kopf, mit phantasirend). Im Fall meinem Gemahl an diesen tödtlichen Wunden zu Boden fallen — (weint) Ich sehe die stumme Trägerin des zerrissenen Leichnam meines Gemahls mir entgegen tragen. (Erschrocken aufspringend). Die erste — eine zage Kugel fliegt durch die Seele Fiesko's.

Fiesko (faßt sie liebreich bei der Hand). Armes, mein Kind! Das wird diese einzige Kugel nicht.

Leonore (wirft ihn erschaudert an). So zuversichtlich ruft Fiesko den Himmel herauf? Und wäre der tausendmalhundertausendste Fall nur der möglichste, so könnte der zuversichtlichste Mann werden, und mein Gemahl wäre verloren — Denke, du spielest nun den Himmel, Fiesko! Wenn eine Million Gewinnste für einen einzigen Zehler fiele, während du dreist genug seyn, die Würfel zu schütteln, und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! Wenn auf dem Brett Alles liegt, ist jeder Wurf Gotteslästerung.

Fiesko (lächelt). Sey unbesorgt. Das Glück und ich stehen besser.

Leonore. Sagst du das — mit Fiesko! bei jenem geisterverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — fandest ja der Verbrecherin, wie sie ihren Günstling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufstand, die Bank forderte. — und ihn jetzt im Wurf der Verzweiflung verließ? — O mein Gemahl, du gehst nicht hin, bis du Genuesern zu gelegen und angebetet zu werden. Republikaner und ihren Schlaf anzujagen, das Reich an seine Ruhe zu mahnen, ist kein Spaziergang, Fiesko! Traue diesen Novellen nicht. Die Klugen, die dich anbeten, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergöttern, nützen dir wenig, und wo ich hinsehe, ist Fiesko verloren.

Fiesko (mit feurig Gestalten im Zimmer). Kleinmuth ist die häßlichste Gestalt. Größe will auch ein Opfer haben.

Leonore. Größe, Fiesko? — Daß dein Genie meinem Herzen so theuer wär! — Sieh! Ich vertraue deinem Glück, du siegst, will ich sagen — Wer kann mir Garantien meines Gelingens? Unsicherheit, wenn es mißlingt? wenn es glückt, unzufriedener! Hier ist keine Wahl, mein Geliebter! Wenn er den Herzog verstehlt, ist Fiesko verloren. Mein Gemahl ist hin, wenn ich den Herzog umarme.

Fiesko. Das verstehe ich nicht.

Leonore. Doch, mein Fiesko! In dieser fürmischen Zone des Thrones verdorren das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menschen, und wär' auch selbst Fiesko der Menschen, ist zu enge für zwei allmächtige Götter — Götter, die sich so gram sind, Liebe und Thränen, und kann Thränen verstehen; Herrschsucht hat eherne Augen, worin sie nie die Empfindung perlt — Liebe hat nur ein Gut, sein Vertrauen auf die ganze ärmste Sterblichkeit; Herrschsucht hungert beim Rande der ganzen Natur — Herrschsucht zerrümmert die Welt in ein rasselndes Kettenjoch. Liebe träumt sich in jeder Wüste Elysium. — Wettet es jetzt an meinem Busen die wirren, wonne ein sterner Vasall an dem Arm — Nicht so jetzt in deine Arme mich werfen, deine kleine Leidenschaft einen Mörder und den Tyrannen verewigen, und sagte dich schaurig von Zimmer zu Zimmer. In der grobsinnigst Verdacht stellte zuletzt auch die häßliche Eintracht an — Wenn deine Leonore dir jetzt einen Labetrank brächte, würdest du den Krieg mit Verzagtmuth wegwerfen, und die Zärtlichkeit eine Giftmischerin schelten.

Fiesko (kleidet mit Funken feuer). Leonore, hör' auf! Das ist eine häßliche Verstellung —

Leonore. Und doch ist das Gemälde nicht fertig. Ich würde sagen, opfre die Liebe der Größe, opfre die Ruhe — wenn nur Fiesko noch bleibt — Gott! das ist Nothzwang! — Selten heißen Engel auf

den Thron, seltner herunter. Wer seinen Menschen zu fürchten braucht, wird er sich einen Menschen erkennen? Wer an jeden Wunsch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein sanftes Wörtchen zum Gesetze zu geben? (Er hält inne, dann tritt er bescheiden zu ihm und faßt seine Hand mit feiner Zärtlichkeit.) Fürsten, Fiesko! diese mißrathenen Prosette der wollenden und nicht könnenden Natur — Fürsten so gern zwischen Menschheit und Gottheit nieder; — beliebte Geschöpfe! schlechter Schöpfer!

Fiesko (führt sich beunruhigt durchs Zimmer). Leonore, ihr! auf: Die Brücke ist hinter mir abgebrochen —

Leonore (steht ihm schmachtend an). Und warum, mein Gemahl? Nur Thoren sind nicht mehr zu retten. (Schmeichelnd zärtlich und etwas schelmisch). Ja hörte dich wohl einst schwören, meine Sehnsucht habe alle deine Entwürfe gestürzt — du hast sie geschworen, du Heuchler, oder sie hat freiwillig abgedankt — Frage mein Herz, wer ist schuldig? (Ernster, indem sie ihn mit beiden Armen umfaßt). Komm zurück! Ermanne dich! Entsage! Die Liebe soll dich entschädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuern Hunger nicht stillen — o Fiesko! das Diadem wird noch ärmer seyn — (schmeichelnd) Komm! Ich will alle deine Wünsche auszurathen lernen, will alle Zauber der Natur in einem Kuß der Liebe zusammenschmelzen, den erbauten Himmeln ewig in diesen himmlischen Banden zu dauern — dein Herz ist unendlich — auch die Liebe sey es, Fiesko. (Schmeichelnd). Ein armes Geschöpf glücklich zu machen — ein Geschöpf, das seinen Himmel an deinem Busen lebt — Sollte das eine Lücke in deinem Herzen lassen?

Fiesko (wirft sich heftig nieder). Leonore, was hast du gemacht? (Er faßt sie traulich um den Hals). Ich werde deinem Genusse mehr unter die Augen treten —

Leonore (freudig rasch). Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen alle diese prahlenden Nichts, laß in romantischen Fluren ganz der Liebe uns leben! (Sie drückt ihn an ihr Herz, mit schöner Entzückung). Unsre Seelen, klar, wie über und bei uns der Bau des Himmels, mischen dann den schwangen Hauch des Grauns nicht mehr an — Unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer — (Man hört den Kanonenschuß. Fiesko springt auf. Alle Verschwornen treten in den Saal).

Fünfzehnter Auftritt.

Verschworne. Die Zeit ist da!

Fiesko (zu Leonoren, sie). Lebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu deinen Füßen. (Will fortstürzen).

Bourgognino (kömmt). Die Gräfin sinkt um. (Leonore in Ohnmacht. Alle springen hin, sie zu retten. Fiesko vor die niedergeworfen).

Fiesko (mit schnellerem Ton). Leonore! Rettet! um Gotteswillen! Rettet! (Rosa, Bella, kommen, sie gerecht zu bringen). Sie schlägt die Augen auf — (er springt enthusiastisch in die Höh'). Jetzt kommt — sie dem Doria zugeschworen, (Verschworne stürzen zum Saal hinaus. Dauhang fällt).

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht — Große Straße in Genua — Hier und da brennen Lampen an einigen Häusern, die nach und nach ausbleiben — Im Feuergrunde der Bühne sieht man das Thor mastvoer, das noch geschlossen ist. In perspektivischer Ferne die See — Einige Menschen gehen mit Handlaternen über den Platz, darauf die Runde und Patrouillen — Alles ist ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungestüm. —

Erster Auftritt.

Fiesko (kommt gemaskirt, und bleibt vor dem Palast des Andreas Doria stehen). Darauf Andreas.

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Palast alle Lichter aus. Die Wachen sind fort. Ich will läuten. (Läutet). He! Hola! Wach auf. Doria! verrathener, verfluchter Doria, wach auf! Hola! Hola! Hola! Wach auf!

Andreas (erscheint auf dem Altane). Wer zog die Glocke?

Fiesko (mit veränderter Stimme). Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter. Herzog. Genua steht auf wider dich! Rache sind deine Henker, und du kannst schlafen, Andreas?

Andreas (mit Ehr). Ich besinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte, und der oberste Mast brach — und Andreas Doria schlief sanft. Wer schickt die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See. Johann Ludwig Fiesko.

Andreas (lacht). Du bist der Kanne. Freund! Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht ist eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesko. Du öffnest deinen Warner?

Andreas. Ich dank' ihm, und gehe zu Bette. Fiesko hat sich sattsam gesammelt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben ringen auf ihrem spiegelnden Rücken — du nahst — und goldringt schnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wind eines Verräthers verlockt est du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd steht gesattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit! Verlache den Freund nicht!

Andreas. Fiesko bereut edel. Ich dank' ihm nochmal beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denke edel, verräth dich, und gab dir Proben von Seinem.

Andreas. So stehe eine Leibwache da, die kein Fiesko zu Boden wirft, wenn nicht Ebernubin unter ihm dienen.

Fiesko (kömmlich). Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen.

Andreas (groß). Armer Sybariter! Hast du nie gehört, daß Andreas Doria Mächtig alt ist, und Genua — glücklich? — (Er verläßt den Altan).

Fiesko (blickt ihm starr nach). Mußt' ich diesen Mann erst stürzen, eh' ich lerne, daß es schwerer ist, ihn zu gleichen? (Er geht einige Schritte tiefsinnig auf und nieder). Nein, ich machte Größe mit Größe weit — wir sind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang! (Er eilt in die finstere Gasse — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gewehr am Thormastbor. Das Thor wird geöffnet, und schaut die Aussicht in den Hafen, worin Schiffe liegen, mit Fackeln erleuchtet).

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (in einem Scharlachmantel gewarfen). **Lomellin. Bediente** (voraus mit Fackeln. Alle bestig).

Gianettino (hebt ihn). Wer befahl Lermen zu schlagen?

Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.

Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reißen. (Schüttelt am Thorwächter).

Lomellin. Feuer dort!

Gianettino. Thor offen! Wachen in Ausruhr! (Zu den Bedienten). Hurtig, Schurken! Leuchtet dem Hasen zu! (Eilen gegen das Thor).

Dritter Auftritt.

Borgo. Bourgognino mit **Verschwornen** (die vom Thomasthor kommen).

Bourgognino. Sebastian Leckaro ist ein wackrer Soldat.

Zenturione. Wehrte sich wie ein Bär, bis er niederfiel.

Gianettino (tritt beyseit zurück). Was hör' ich da? — Halt!

Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?

Lomellin. Es sind Feinde, Prinz! spüchten Sie links weg.

Bourgognino (ruft hizig an). Wer da mit dem Flambeau?

Zenturione. Sieht! Eure Losung?

Gianettino (zieht das Schwert trozig). Unterwerfung und Doria.

Bourgognino (schäumend, fürchterlich). Räuber der Republik und meiner Braut! (In den Verschwornen, indem er auf Gianettino stürzt). Ein Ganz Prosit, Bruder! Seine Teufel liefern ihn selbst aus. (Er fällt über ihn nieder).

Gianettino (fällt mit Geröchle). Mord! Mord! Mord! Rache mich, Lomellino!

Lomellin. Bediente (fliehend). Hülfe! Mörder! Mörder!

Zenturione (ruft mit starker Stimme). Er ist getroffen. Halten den Grafen auf! (Lomellin wird gefangen).

Lomellin (bittend). Schont meines Lebens, ich trete zu euch über!

Bourgognino. Lebt dieses Unthier noch? Die Memme mag sterben. (Lomellin erwürgt).

Zenturione. Thomasthor unsre! Gianettino tot! Renat, was ihr trauen könnt! Sagt's dem Fiesko an!

Gianettino (klammt sich kläglich in die Höhe). Pest, Fiesko — (stirbt).

Bourgognino (reißt den Stahl aus dem Leichnam). Genua frei, und meine Bertha! — Dein Schwert, Zenturione. Dieß blutige bringst du meiner Braut. Ihr Kerker ist gesprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (Eilen ab zu verschiedenen Straßen).

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Deutsche.

Deutscher. Der Sturm zog sich herüber. Werft Euch zu Pferd, Herzog!

Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme schauen und den Himmel! Nein es ist kein Traum, und Andreas ist verrathen.

Deutscher. Feinde um und um! Fort! Flieht über die Grenze!

Andreas (reißt sich auf den Leichnam seines Neffen). Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn ist aus. (Kaltsinnig fern mit Verschwörern).

Deutscher. Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürst!

Andreas (da die Trommeln wieder anfangen). Herr, Ausländer! Höret! Das sind die Genueser, deren Joch ich brach. (Verhält sich). Vergißt man auch so in eurem Lande?

Deutscher. Fort! Fort! Fort! indeß unsrer deutsche Knochen Scharten in ihre Klingen schlagen. (Kaltsinnig ab).

Andreas. Retter euch! Laßt mich! Schreckt Nationen mit der Schanerpest: die Genueser erfüchtigen ihren Vater —

Deutscher. Fort! Zum Erschlagen hat's noch Weile — Kameraden, steht! Reitet den Herzog in die Mitte! (gehen). Preisst diesen wetschen Hunden Respect für einen Grandzeg ein —

Kallagnus (ruft an). Aber da? Was giebt's da?

Deutsche (kommen ein). Deutsche Hiebe! (gehen schnaubend ab. Gianettino's Leichnam wird hinweggetragen).

Fünfter Auftritt.

Leonore (in Mannskleidern). **Arabella** (hinter ihr her. Beide schreien ängstlich hervor).

Arabella. Kommen Sie, gnädge Frau, o kommen Sie doch —

Leonore. Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Horch, war das nicht eines Sterbenden Röcheln? — Weh! sie umzingeln ihn — Auf Fiesko's Herz deuten ihre gezückten Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Hatten! Halten! Es ist mein Gemahl! (Stürzt ihre Arme schmerzend in die Luft).

Arabella. Aber um Gotteswillen —

Leonore (immer mit phantasierend nach allen Gegenden schreiend). Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihn ab, seine Getreuen — Verschwörerne ist wankend. (Heftig erschrocken). Rebellen führet mein Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesko?

Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!

Leonore (aufmerksam). Das wäre etwas — und Leonore hatte gezittert? Den ersten Republikaner umarmte die freyste Republikanerin? — Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder sich messen, dürfen auch die Weiber sich fühlen. (Man hört wieder an zu trommeln). Ich werfe mich unter die Kämpfer.

Arabella (hält die Hände zusammen). Barmherziger Himmel!

Leonore. Sachte! Woran stößt sich mein Fuß? Hier ist ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (Sie wirft es). Ein schweres Schwert, meine Bella! doch schleppen kann ich noch wohl, und das Schwert macht seinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm).

Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarme! wie fürchterlich!

Leonore (schwärmend). Sprich, wie entzückend. In dieser Sturmglocke spricht mein Fiesko mit Genua. (Man trommelt stärker). Hurrah! Hurrah! Die Kanonen wie Zithern so süß — Auch diese Trommeln beleben mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz

Genua wird munire — Mietlinge pöpfen hinter seinem Rucken, und sein Weib sollte zaghaft thun? (Es stürmt auf drei andern Thürmen). Nein! Eine Heldin soll mein Heil umarmen — Mein Brutus soll eine Römerin umarmen. (Sie legt den Hut auf, und wirft den Scharlach um). Ich bin Bertha.

Arabella. Gnädige Frau. Sie wissen nicht, wie entsetzlich Sie schwärmen. Nein, das wissen Sie nicht. (Sturmglocken und Trommeln).

Leonore. Elende, die du das alles hörst und nicht schwärmst! Weinen möchten diese Quader, daß sie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuspringen — Diese Paläste schauen über ihren Meister, der sie so fest in die Erde zwang, daß sie meinem Fiesko nicht zuhringen können — Die Ufer, Gnaden sie's, verließen ihre Pfühl, gähren Genua dem Meere Preis, und tanzten hinter seiner Trommel — Was den Tod auf seinen Windeln rüttelt, kann deinen Mann nicht wecken! Geh! — Ich finde meinen Mea.

Arabella. Großer Gott! Sie werden doch diese Grille nicht wahr machen wollen?

Leonore (dolt und bewild). Das sollt ich wagen. Da Alberne — (stutzt). Wo am wildesten das Getümmel wütet, wo in Person mein Fiesko kämpft — Ist das Lavagna? ihr' ich sie fragen — den Niemand bezwingen kann, der um Genua eiserne Bäreisel schwingt, ist das Lavagna? — Genueser! Er ist's, werd' ich sagen, und dieser Mann ist mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde. (Sacco mit Verschworenen).

Sacco (ruft an). Wer da? Doria oder Fiesko?

Leonore (gegenüber). Fiesko und Freiheit! (Du wirst bald in eine Gasse. Ausfall. Berta wird weggedrängt).

Sechster Auftritt.

Sacco (mit einem Haufen). **Kaltagno** (begegnet ihm mit einem andern).

Kaltagno. Andreas Doria ist entflohen.

Sacco. Diese schlechteste Empfehlung bei Fiesko.

Kaltagno. Bürger, die Deutschen! pflanzen sich vor den Alten wie Felsen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Gesicht. Neun von den Unsrigen sind fertig. Ich selbst bin am linken Ohrlappen gestreift. Wenn sie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müssen sie ihre Fürsten bewachen!

Sacco. Wir haben schon starken Anhang, und alle Thore sind unser.

Kaltagno. Auf der Burg, hör' ich, fechten sie scharf.

Sacco. Bourgognino ist unter ihnen. Was schafft Verrina?

Kaltagno. Liegt zwischen Genua und dem Meere, wie der höllische Kettenhund, daß kaum eine Andorie durch kann.

Sacco. Ich lag' in der Vorstadt stürmen.

Kaltagno. Ich marschire über die Piazza Carzana. Rühre dich, Tambour! (Ziehen unter Trommelschlag weiter).

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe (mit Lunten).

Mohr. Das ihr's wißt, Schurken, ich war der Mann, der diese Suppe einbrockte — Wir gibt man keinen Löffel. Gut. Die Hatz ist mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben darf ich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apostel sich wärmen.

(Werfen sich in die umliegenden Häuser).

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha (verwildert).

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du bist in Sicherheit. Blutest du?

Bertha. (die Sprache verändert). Nirgends.

Bourgognino (lesend). Pfui, so steh' auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua ernitet — sapa, siehst du? wie diese. (Er steckt seinen Arm auf).

Bertha (zurückfahrend). O Himmel!

Bourgognino. Du erschrickst? Kleidscher Kleiner, zu früh eilst du in den Mann — Wie alt bist du?

Bertha. Funfzehn Jahr.

Bourgognino. Schimm! für diese Nacht fünf Jahre zu jährlich — Dein Vater?

Bertha. Der beste Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach, Knabe! Das ist nur einer, und seine Tochter ist meine verlorne Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino (zaist). Und kennst seine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt seine Tochter.

Bourgognino (lacht). Gierig ans, und überlief're ihr diesen Ring. Es gelte den Tausch. Faß du, und der blaue Busch halte sich treu. Jetzt fahret wohl! ich muß berthin. Die Gefahr ist noch nicht aus (Einige Häuser brennen).

Bertha (ruft ihm nach mit lauter Stimme). Scipio!

Bourgognino (dem treffen still). Bei meinem Schwert! Ich kenne die Stimme.

Bertha (fällt ihm an den Hals). Bei meinem Herzen! Ich bin hier sehr bekannt.

Bourgognino (lächelt). Bertha! (Feuersäulen in der Vorstadt. Ausfall. Beide verlieren sich in einer Umarmung).

* * *

Anstatt dieser Scene hat Schiller während seines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1785 folgende für das dortige Theater eingerichtet:

(Ein unterirdisches Gewölbe durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz finster. **Bertha** schläft, einen schwarzen Schleier über das Gesicht geworfen, sitzt auf einem Steine im Vordergrunde. Nach einer Pause steht sie auf, und geht umher).

Noch immer kein Laut? Keine menschliche Spur? Kein Fußtritt meiner Erretter. — Schrecklicher Harren! Gräßlich und unbarmherzig, wie die Sehnsucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrst du, Verzagter? Ein unverletzlicher Eidschwur hält sich in diesem Gewölbe gefangen. Giannettino Doria muß fallen, Genua frei werden, oder Bertha verschmachtet in diesem Thurme — so lautete der Schwur meines Vaters. Abscheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüssel gibt, als das Todesröcheln eines wohlbeschützten Tyrannen. (Sieht sich im Gewölbe um). Wie grauenvoll ist diese Stille! schauerlich wie die Stille des Grabes! Die ferern Winkel liegen fürchterliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöschen. (Verhüllt verumgehend). O komm, komm, mein Geliebter, es ist schrecklich, hier zu sterben. (Pause, dann fährt sie auf und stürzt mit Händeringen durchs Gewölbe mit allen Zeichen des Schmerzens). Er hat mich verlassen! Er hat seinen Eid gebrochen! er hat seine Bertha vergessen. Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und dieß Gewölbe gehört zu

den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche. Hoffnung blüht nur, wohin Gott schaut. In diesen Kerker sieht Gott nicht. (Kurze Pause, sie wird unglücklicher).

Oder sind meine Retter gefallen? die kühne Verschwörung mißlang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha, vielleicht weinten in diesem Augenblicke ihre Gespielinnen durch des Gewölbe, und weinten über deine Hoffnung (sinkt zusammen). Gott! Gott! so bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn sie nicht mehr sind, ohne Rettung Preis gegeben dem entsetzlichen Tode (klopft an die Feldmauer. Nach einer Pause fährt sie mit Schrecken fort). Und wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten, und sein Mädchen im Triumph abzuholen, und Alles hier einsam findet und stumm, und der entsetzte Leichnam seine Wonne nicht mehr beantwortet — Wenn seine Küsse den Kuß des entflohene Lebens vergeblich auf meinen Lippen suchen, seine Thränen fruchtlos über mich fließen — wenn der Vater jammernd auf seine Tochter fällt, und das Geschrei ihres Leidens in den kahlen Mauern dieses Gefängnisses wiederhallt — O dann, dann verschweig' ihnen meine Klagen, Geweihte! Sag' ihnen, daß ich duldete, wie eine Heldin, und daß mein letzter Athem Verzeihung war (sinkt ermüdet auf den Stein nieder — Pause — man hört ein verworrenes Getöse von Trommeln und Pfeifen hinter der Bühne, über den Saffern und unter der Bühne. Bertha fährt in die Höhe). Horch, was ist das? Hör' ich recht, oder träum' ich? Fürchterlich schallen die Glocken zusammen. Das ist kein Ton, als wenn man zum Betreiblich läutet. (Das Getöse kommt näher und wird stärker, sie sinkt erschrocken nieder). Lauter, und immer lauter! Gott, das ist Sturm! Das ist Sturm! Ist der Feind in die Stadt gedrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes schreckliches Getöse, wie das Rennen von tausend Menschen! Was ist das? (es wird Lärm an die Thüre geschlagen). Es kommt hieher, die Riegel werden aufgestoßen — (mit Leidenschaftlichkeit gegen den Eintretenden gewendet). Menschen, Menschen! Freiheit! Rettung! Erlösung!

Bourgognino
(führt mit blutigem Schwert herein, einige Fackelträger folgen).

Bourgognino (ruft laut). Du bist frei, Bertha, der Tyrann ist todt. Dieß Schwert hier hat ihn erschlagen.

Bertha (sinkt in die Arme eilend). Mein Erretter! Mein Engel!

Bourgognino. Hörst du die Sturmglocken? das Getöse der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua ist frei, der Fluch deines Vaters vernichtet.

Bertha. Gott! Gott! Also mir galt dieses schreckliche Getöse, dieses Glockengeläute?

Bourgognino. Dir, Bertha! Es ist unser Brautgeläute. Verlaß diesen abscheulichen Kerker, und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? Jetzt in dieser Mitternachtsstunde? In diesem entsetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Ufern ginge?

Berrina (tritt ungesehen herein, und bleibt, ohne zu reden, am Eingange stehen).

Bourgognino. In dieser schönen herrlichen Nacht, wo ganz Genua seine Freiheit feiert, wie den Bund der Liebe. Dieß Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, soll mein Hochzeitschmuck sein. Diese Hand noch warm von der Heldenthat, soll der Priester in die deinige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.
(Berrina kommt näher, tritt zwischen Beide, und umarmt sie).

Berrina. Gott segne euch, meine Kinder!

Bertha und Bourgognino (in einen Ruf sich freuend). O mein Vater!

Berrina (tritt seine Hände auf Beide — Pause — darauf wendet er sich feierlich zu Bourgognino). Vergiß nie, wie theuer du sie erworben mußtest! Vergiß nie, daß deine Ehe so oft ist, als Genua's Freiheit (mit Ernst und Hoheit zu Bertha wendend). Du bist bei Berrina Tochter, und beim Mann hat den Tyrannen erschlagen. (Nach einigem Stillschweigen wendet er sich um, aufzustehen, und sagt mit Besinnung): Der Priester erwarte euch.

Bertha und Bourgognino (zugleich). Wie, mein Vater? Sie wollen und nicht dahin folgen?

Berrina (sehr ernsthaft). Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht! mein Gebet wird euch folgen. (Man hört Trompeten und Pauken und Freudengeschrei von ferne). Kennst du dieß Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen. Der Pöbel vergötteret ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel sah mit Entsetzen zu, und konnte nicht Nein sagen.

Berrina (sehr ernsthaft). Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht! mein Gebet wird euch folgen. (Man hört Trompeten und Pauken und Freudengeschrei von ferne). Kennst du dieß Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen. Der Pöbel vergötteret ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel sah mit Entsetzen zu, und konnte nicht Nein sagen.

Berrina (sinkt mit Bitterkeit). Also setzt du, mein Sohn, ich muß eilends fort, und der Erste sein, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leistet.

Bourgognino (sehr erschrocken). Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

Bertha (klagt sich ängstlich an Bourgognino). Gott! was ist das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

Berrina. Mein Sohn, ich habe alle unsre Hausgenossen zu Gott gemacht, und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Braut, und fliehe unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr segelt nach Marseille, und (mit Rührung zu umarmen) und Gott gelei' euch.

Bourgognino (entsetzen). Berrina, ich bleibe; die Gefahr ist noch nicht aus.

Berrina (führt von Bertha zu). Stolzer, Unerschrockener, bändle mit deiner Braut. Deinen Tyrann nun hast du weggeschafft, Überlaß mir den wenigen.
(Gehen ab).

Neunter Auftritt.

Fiesko (tritt hitzig auf). Zibo. Gefolge.

Fiesko. Wer war das Feuer ein?

Zibo. Die Burg ist erobert.

Fiesko. Wer ward das Feuer ein?

Zibo (windet den Gefolge). Patrouillen nach dem Thäter! (Einige gehen).

Fiesko (hitzig). Bieten sie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! (Gehen ab). Aber Giannettino ist doch getötet?

Zibo. So sagt man.

Fiesko (mild). Sagt man nur? Wer sagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre ist er entronnen?

Zibo (verwirrt). Wenn ich meine Augen gegen die Aussage eines Edelmanns setzen kann, so ist er todt.

Fiesko (aufbrausend). Sie reden sich um den Hals, Zibo!

Zibo. Noch einmal — Ich sah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Busch und Scharlach herumgehen.

Fiesko (lauter Jauchzen). Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laß ich um einen Kopf kürzer machen. Fliegen Sie, Zibo — Man soll alle Stadtthore sperren — Alle Zeichen soll man zusammen-

ſchießen — ſo kann er nicht zu Waſſer davon — dieſen Demant, Zibo, den reichſten in Genua. Lucca, Venedig und Piſa. — wer mir die Zeitung bringt: Gianettino iſt todt — er ſoll dieſen Demant haben. (Zibo ent ab). Fliegen Sie, Zibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Zeughäuſern werfen —

Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil ſie mich traf. Auf Mordbrennerreien ſteht der Strick. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

Mohr. Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir unverſehen — Läßt ſich nicht davon wegplaudern?

Fiesko. Abtort.

Mohr (verwundet). Schickt mich einmal zur Probe auf die Galeere.

Fiesko (wendt den Andern). Zum Galgen.

Mohr (trotzig). So will ich ein Chriſt werden!

Fiesko. Die Kirche bedankt ſich für die Blattern des Heidenthums.

Mohr (ſchmeichelnd). Schickt mich wenigſtens bey Joſſen in die Ewigkeit!

Fiesko. Abgetrern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine chriſtliche Kirche!

Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ihr verſprach ihr deinen eignen Galgen.

Sacco (trommt). Nicht viel Federleſens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Dreh — wenn halt allenfalls — der Strick bräche? —

Fiesko (zum Sacco). Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr. (erſchüttert). So mags ſeyn — und der Teufel kann ſich auf den Extrafall rüſten. (Er muß Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhalten).

Eilfter Auftritt.

Fiesko. Leonore (erſcheint hinten im Scharlachrocke Gianettino's).

Fiesko (wird ſie gewahr, ſtarrt vor, fährt zurück und murmelt grimmig). Kenn' ich nicht dieſen Buſch und Mantel? (Eilt näher, heftig) Ich kenne den Buſch und Mantel! (Mäßiend, indem er auf ſie losſtürzt, und ſie niederhaut) Wenn du drei Leben haſt, ſo ſtehſt wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochnen Laut. Man hört einen Siegesmarſch. Trommeln, Hörner und Fahnen).

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Zenturione. Zibo. Soldaten

(mit Musik und Fahnen treten auf).

Fiesko (ihnen entgegen im Triumph). Genueſer — der Wurm iſt getroffen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die gräßlichſte Laſt meines Buſens. Hebet die Schwerere hoch! Gianettino!

Kalkagno. Und ich komme, ihnen zu ſagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Partei ergreifen, und zu den Fiesköſchen Fahnen ſchwören —

Zibo. Und durch mich ſchickt Ihnen Verrina vom Mittwochmorgen ſeinen Gruß, und die Herrſchaft über Hafen und Meer —

Zenturione. Und durch mich der Gouvernour der Stadt ſeinen Kommandoſtab und die Schlüſſel —

Sacco. Und in mir wirft ſich (indem er niederkniet) der große und kleine Rath der Republik knieend vor ſeinen Herrn, und bittet fußfällig um Gnade und Sanenung —

Kalkagno. Was läßt den Erſten ſtyn, der den großen Sieger in ſeinen Mauern willkommen heißt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! Herzog von Genua!

Alle (nennen die Fahne ab). Heil, Heil dem Herzog von Genua! (Fahnenmarſch).

Fiesko (hat die ganze Zeit über, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, in einer dentenden Stellung).

Kalkagno. Volk und Senat ſtehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürſtenornat zu begrüßen — Trauten Sie uns, durchlauchtigſter Herzog. Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

Fiesko. Erlaubt mir erſt, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewiſſe theure Perſon in banger Ahnung zurücklaſſen, eine Perſon, die die Glorie dieſer Nacht mit mir theilen wird (Erröthet zu Gnaden). Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzogin! (Er will außerordentl).

Kalkagno. Soll der meuchelmörderiſche Bube hier liegen, und ſeine Schande in dieſem Winkel verbeiden?

Zenturione. Steckt ſeinen Kopf auf eine Hellebarde!

Zibo. Laßt ſeinen zerriſſenen Rumpf unſer Pflaſter kehren. (Man wendet gegen den Leichnam).

Kalkagno (erſchrocken und etwas leiſe). Schaut her, Genueſer! Das iſt bei Gott kein Gianettinogeſicht. (Alle ſehen ſtarr auf die Leiche).

Fiesko (hält ſtill, wirft von der Seite einen forſchenden Blick darauf, den er ſtarr und langſam unter Vergerungen zurückſchreibt). Nein, Teufel — Nein, das iſt kein Gianettinogeſicht, höhniſcher Teufel! (Die Augen verdreht) Genua mein, ſagt ihr? Mein? — (Sinnend mit ſich in einem gedämpften Ton) Spiegelfechterei der Hölle! Es iſt mein Weib! (Eilt durchdonnert zu Boden. Verſchwörne ſehen in tiefer Furcht und Bewunderung Gruppen).

Fiesko (matt aufgerichtet mit dumpfer Stimme). Hab' ich mein Weib ermordet, Genueſer? — Ich beſchwöre euch, ſpielt nicht ſo geiſterhaft mit dieſes Spiel der Natur — Gott ſey gelobt! Es gibt Schickſale, die der Menſch nicht zu fürchten hat, weil er nur Menſch iſt. Wenn Götterwolluſt verſagt iſt, wird keine Teufelsnot zugemuthet — Dieſe Verirrung wäre etwas mehr. (Mit ſchreckhafter Verachtung) Genueſer, Gott ſey Dank! Es kann nicht ſeyn.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd).

Arabella. Mögen ſie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verliert ich meine gnädige Frau, und nirgends fand' ich ſie wieder.

Fiesko (tritt ihr näher, mit teiler bebender Stimme). Leonore heißt deine gnädige Frau?

Arabella (fleht). O daß Sie ſie ſo fänd, mein liebſter, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten ſie nicht mehr zurückhalten.

Fiesko (fährt ſie dumpfig an). Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß ſie nicht nachſprang —

Fiesko (heftiger). Sprang? wohin ſprang?

Arabella. In's Gedränge —

Fiesko (wüthend). Daß deine Zunge zum Krebs dir würde — Ihre Kleider?

Arabella. Ein Scharlachner Mantel —

Fiesko (zuletzt gegen sie umwendend). Geh' in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel!

Arabella. Tag hier an dem Boden —

Einige Verschworne (murmelnd). Giannettino wurde hier ermordet —

Fiesko (indessen verschwindend zu Arabellen). Deine Frau ist gefunden. (Arabella geht angstvoll. Fiesko bohrt mit verbundnen Augen im ganzen Kreis herum, darauf mit leiser schwebender Stimme, die durchwandt ist zum Tode singt). Wahr ist's — wahr — und ich das Schicksalblatt des unerbittlichen Todesgeschäfts. (Plötzlich um sich donnernd). Tretet zurück, ihr menschlichen Gesichter — Ab. (mit starkem Säuseln gen Himmel) hört' ich nur seinen Wellthau zwischen diesen Zähnen — ich fühle mich anfliegen, die ganze Natur in ein grimmendes Schaudal zu zerfressen, bis sie ausbricht wie mein Schmerz. — (Zu den Andern, die scheud herumsehen) Memme! — wie es jetzt haspelt, das erbärmliche Gerschlecht, sich jagend und selig preist, daß es nicht ist, wie ich — Mist, wie ich! — (Zu todten Boden hingeschellen) Ich stehe dort den Cäsarn — (Leichter, wilder) Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir und diese? Warum soll sich mein Schmerz an Schmerzen eines Mitgeschöpfes nicht stumpf reiben dürfen!

Kallagne (furchtsam). Mein theurer Herzog —

Fiesko (springt auf ihn ein mit gräßlicher Ironie). Ah, willkommen! Hier. Gott sey Dank! ist einer, den auch dieser Donner quetscht! (Sieben er den Kallagne wild-tierisch in seine Arme drückt). Bender Zerschmetterter! Wohl bekommt die Verdammniß! Sie ist todt! Du daß sie auch gefiest! (Er springt ihn an den Leichnam, und drückt ihm den Kopf dagegen). Sie ist todt! (Den tiefen Wild in einen Winkel gerichtet). Ah, daß ich stände am Thor der Verdammniß, hinunterschauen dürfte mein Aug' auf die manchfeil Folterschrauben der finsternen Höle, fangen mein Ohr zerreißender Sünder Gewinsel — Ahnt' ich so sehen, meine Qual, wer weiß, ich trüge sie vielleicht! (Mit Schauer zu Leiche gebend). Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, das will wenig sagen! (Nachgelassen). Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet — O pfui, so etwas kann die Hölle kaum ausspein — Erst würdest sie mich künstlich auf der Freude feurer glätten als Sarwinbeschaz, sauwagt mich dir an die Schwerste des Himmels — und dann hinunter — dann — o könnte mein Ohr die Pest unter Seelen blasen — dann — dann erwerb' ich mein Weib — Nein! ihr Mas ist noch feiner — dann überreißen sich (verhaftet) zwei Augen, und (mit schrecklichem Nachdruck) ich ermorde — mein Weib! (Besinnd überein). Das ist ein Meisterstück!

(Die Verschwornen klagen gerührt an ihren Waffen.

Einige wischen Thränen aus den Augen. Pause).

Fiesko (erschrickt und sitzt, indem er den Zirkel beschreibt). Schlacht hier Jemand? — Ja, bei Gott, die einen Fürsten würgten, weinen! (Zu ihnen Schmerz gesinnend). Rebet! Meint ihr über diesen Hochverrath des Todes oder weint ihr über meines Geistes Monumentsall? (Zu ersterer, rührender Erfahrung von der Todten verwirrend). Wo in warme Thränen fels fendurre Mörder schmelzen, flöhnt Fiesko's Verzweiflung! (Elnah weinend an der andern). Erneuert, vergießt — Neue stürzt man dem Himmel nicht ab. (Wirft mit Ostmund). Jahre vorauf, Ernesto, genoß ich das Fest einer Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzogin brachte — Wie fürstlich verschämt sah ich sonst deine Wangen erröthen, deinen Busen wie fürstlich sollen unter dem Silberspeer schwellen, wie angenehm deine lispelnde Stimme der Entzückung verfloßt! (Schaudert). Ha! wie herausfordernd wandte mir sonst der stolze Zuruf zu Ehren, wie spiegelte sich meiner Liebe Triumph im verschlendnen Auge! — Ernesto — dieStunde ist gekommen — Genua's Herzog ist kein Fiesko — und Genua's scheußlichster Bettler bekannt sich, seine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu vertauschen — (Rührender). Eine Gattin theilt seinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (Er weint heftiger, und verbirgt sein Gesicht an der Leiche. Allerung auf einige Sekunden).

Kallagne. Es war eine treffliche Dame.

Fiesko. Daß man sich bei der Trauerfeier dem Volk neu verschwöre. Er nähme den Unsrigen den Muth, und gäb' ihn den Feinden.

Fiesko (sehr gefaßt und fest auf). Höret, Genuesser! — die Verschwörung, versteht ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gymnastische Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! Genua erwarte mich. sagt ihr? — Ja will Genua einen Fürsten schauen, wie ihn noch kein Europäer sah — Kommt; dieser unglücklichen Fürstin will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben seine Andeter verlieren, und die Verwesung wie eine Braut glänzen soll — Jetzt folgt eurem Herzog! (Ohnen ab unter Fanfarenmarsch).

Vierzehnter Auftritt.

Andreas Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen sie ihn.

Lomellino. Ihr Glück hat sie berauscht. Die Thore sind pflichtgetreu. Der Signoria wälzt sich Blei zu.

Andreas. Nur meinem Neffen schonte das Roß. Mein Neffe ist todt. Hören Sie, Lomellino —

Lomellino. Was? Noch? Noch hoffen Sie, Herzog?

Andreas (rasch). Zittere du für dein Leben, weil du mich Herzog spottest, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Lomellino. Gnädigster Herr — eine brausende Masse liegt in der Schale Fiesko's — Blei in der Zweiten!

Andreas (rasch und warm). Der Himmel!

Lomellino (admirt die Andern packend). Seitdem das Pulver erfunden ist, kämpfen die Engel nicht mehr.

Andreas. Erbärmlicher Rest, der einem verzweifelnden Greisopf seinen Gott noch nimmt! (Stolz und getrieben). Gut! mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, sagst du, erfinde seine Kinder, ihn doch in seinem achtzigsten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen. die dem Andreas den Aler seines Vaterlandes niemals verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas erfinde seine Kinder um so viel Erde in seinem Vaterland die soviel Genuse. Lomellin. Ich gehorsame, aber verzweifle. (Will gehen).

Andreas. Hört, und nimm diese eisgraue Haarlocke mit — Sie war die letzte, sagst du, auf meinem Haupt, und ging tief in der dritten Zenturnacht, als Genua todtig von meinem Herzen, und dass achtzig Jahre arbeiten, und habe den Rabitzel verlassen im achtzigsten Jahr — die Haarlocke ist schwarz, aber bald stark genug, dem falschen Jünglin den Purpur zu zerfetzen. (Er geht mit verhülltem Gesicht. Lomellin eilt in eine entgegengesetzte Gasse. Man hört ein tumultuarisches Trommelgeräusch unter Trommeln und Pauken).

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina (vom Hafen). Bertha und Bourgognino.

Verrina. Man seufzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Bertha (schnappt sich Bourgognino). Mein Vater ist fürchterlich, Scipio!

Verrina. Laßt mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Bourgognino. Der Pöbel verspektiert ihn, und fordert wiederrad den Purpur. Der Adel sah mit Entsetzen zu, und durfte nicht Nein sagen.

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle meine Hoffnungsfäden zu Gott gemacht und auf dein Seelenheil bringen lassen. Nimm deine Frau, und flieh unverzüglich in See. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr starkt nach Morgenluft, und schwer und gepreßt ist unsereiner) Gott gesegn' euch! (Schnell ab).

Bertha. Um Gotteswillen! Werdet ihr retten mein Vater?

Bourgognino. Verstandst du den Vater?

Bertha. Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So sprach er — und wir gehorchen. (Beide gehen nach dem Hafen).

Sechzehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko (im vorigen Schmuck). (Beide treffen auf einander).

Fiesko. Verrina! Erwünscht. Eben war ich aus, dich zu suchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an seinem Freunde?

Verrina (durchgehalten). Ich wünsche keine.

Fiesko. Aber sieht sie auch keine?

Verrina (sehr ihn anguckend). Ich hoffe, nein!

Fiesko. Ich frage, findest du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick). Ich finde keine.

Fiesko. Nun, sieht sie, so muß es doch wahr sein, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns Beide verließen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Brust drückt) findet meine Umarmung noch feurig wie sonst.

Verrina. Desto schlimmer, daß ich sie frostig erwiedern muß; der Anblick der Majestät fällt wie ein schneidendes Messer zwischen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko besaß Länder in meinem Herzen — jetzt hat er sie Genua erobert, und ich trete wie mein Eigenthum zurück.

Fiesko (betreten). Das wolle Gott nicht! Ihr ein Herzogthum wäre der Preis zu schlecht.

Verrina (murmelt bloß). Hum! Ist denn etwas die Freiheit in der Mode gesunken, daß man dem Ersten den Besten Republiken um ein Spottgeld ausbietet?

Fiesko (heißt die Lippen zusammen). Das sag' du Niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O natürlich! Ein vorzüglicher Kopf muß es sein, von dem die Wahrheit ohne Umrisse wegkommt — Aber Scipio! der verschlagene Spieler hat's nur in einer Karte verspielen. Er kultivirte das ganze Spiel bei Weibern, aber der raffinirte Mißling ließ zum Unglück die Patrioten aus. (Sehr bedeutend). Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kuß auf die Züge der römischen Tugend zurückbehalten? Ich schwöre es beim lebendigen Gott, es' die Nachwelt meine Scherze aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, soll sie auf dem Rade sie zusammenlesen.

Fiesko (nimmt ihn mit Freundschaft bei der Hand). Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder ist? wenn er sein Fürstentum nur zur Schoßkammer seiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei seiner handvoll-breitesten Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verfluchte Rang hat noch keinen Dolch von dem Galgen gewiesen. Ueberdies ging dies Großmuth bei Verrina fehl. Meinen Mitbürger kann' ich schon erlauben mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger doch' ich's wett machen zu Genua. Die Geschenke eines Fürsten sind Gnade — und Gott ist mir gnädig.

Fiesko (ärgerlich). Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreißen, als diesen Starrkopf von seinem Wahn.

Verrina. Und Abreißen ist doch sonst keine schwierigste Kunst nicht, davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, daß du dem Wolf Pforte und dem Rachen nahmst — es selbst aufzufressen. — Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, sage mir, was verrieth denn der arme Teufel, den Ihr am Zeughaus aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille plünderte Genua an.

Verrina. Aber doch die Gesetze lief die Kanaille noch ganz?

Fiesko. Verrina freundschaft meine Freundschaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundschaft! Ich sage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich schwöre dir, daß ich dich hasse — hasse wie den Wurm des Paradieses, der den ersten saftigen Wurf in die Sündfrau that, worunter schon das fünfte Jahrtausend blutet. — Höre, Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — Nicht Freund gegen Freund. Mensch gegen Mensch red' ich zu dir. (Schauderd und heftig). Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließest — Fiesko, wär' auch ich der Nichtsnutzsumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen auf meinen eigenen Gedärmen, und mich erdrosseln, daß meine sterbende Seele in glühenden Schaamlaken dir zuflattern sollte. Daß fürstliche Sterblichkeit prahlt wohl die Gottwage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel gemacht, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

(Fiesko erblaßt und will ihn sprachlos mit großen Augen).

Verrina. Besinne dich auf deine Antwort. Jetzt sind wir fertig. (Nach einigen Ruh- und Athemzügen). Herzog von Genua, auf den Scheiden des gestrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geschöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Andern schlage wiederlassen, und in den Ocean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu ersaufen ist, sie zu zählen — Ein guter Fürst erbricht sein Register mit Erbarmen. Wollest du dein entsetzliches, die Galeerensklaven zu ersticken?

Fiesko (düster). Sie seyen die Erstlinge meiner Tyrannei — Geh, und verkündige ihnen allen Erlösung!

Verrina. Es macht du deine Sache nur bald, wenn du ihre Freude verlierst. Versuch' es und geh'

fällt. Die großen Herren sind so feine Leute, wenn sie Böses thun, sollen sie auch das Gute im Hintertreffen finden? — Ich bleibe, der Herzog wäre für sie mit Bitterer Empfindungen zu groß.

Fiesko. Mann, du bist schrecklich, aber ich weiß nicht, warum ich steigen muß. (Beide gehen vom Ufer weg).

Verrina (sieht stille mit Bedauern). Vater, noch einmal umarme mich, Fiesko! Hier ist ja Niemand, der den Verrina weinen sehe, und einen Republikaner empfinden. (Er drückt ihn innig). Gewiß, nie schlugen zwey größere Herzen zusammen; wir liebten uns doch so brüderlich warm — (heftig an Fiesko's Hals weinend). Fiesko! Fiesko! du nimmst einen Platz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach gut genommen, nicht mehr besetzen wird.

Fiesko (sehr gerührt). Lug — mein — Freund!

Verrina. Wirf diesen höllischen Purpur weg, und ich bin's — Der erste Fürst war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Fürsten seiner That in dieser Blutfarbe zu verstecken — Hör, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verstehe mich wenig auf nasse Wangen — Fiesko — das sind meine ersten Thränen — Wirf diesen Purpur weg!

Fiesko. Schweig!

Verrina (heftiger). Fiesko — laß hier alle Kronen dieser Planeten zum Preis, dort zum Popanz all seine Federn liegen, ich soll knieen vor einem Sterblichen — ich werde nicht knieen — Fiesko! (indem er niederfällt) es ist mein erster Kniefall — Wirf diesen Purpur weg!

Fiesko. Steh' auf, und reize mich nicht mehr!

Verrina (entschlossen). Ich steh' auf, reize dich nicht mehr. (Er stehen auf einem Bret, das zu einer Barque führt). Der Fürst taucht Verrath. (Steigt über das Bret).

Fiesko. Was zerrst du mich am Mantel? — er fällt!

Verrina (mit fürchterlichem Hohn). Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (Er springt ins Meer).

Fiesko (ruft nach den Galeeren). Hilf Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (Eilt unter).

Siebzehnter Auftritt.

Kalkagno. Sacco. Zibo. Centurione. Verschworne. (Alle eilig. Mengistisch).

Kalkagno (schreit). Fiesko! Fiesko! Andreas ist zurück, bald Genua springt dem Andreas zu. Wo ist Fiesko?

Verrina (mit hohem Ton). Ertrunken!

Centurione. Antwortet der Hölle oder das Todtenhaus?

Verrina. Ertrunken, wenn das höflicher lautet — Ich gehe zum Andreas.

(Alle werden in starken Gruppen stehen. Der Vorhang fällt).

Kabale und Liebe.

Ein bürgerliches Trauerspiel.

Personen.

Präsident von Walter, am Hof eines deutschen Fürsten.
Ferdinand, sein Sohn. Major.
Hofmarschall von Kalb.
Lady Milford, Favoritin des Fürsten.
Wurm, Hausbetrüger des Präsidenten.
Miller, Stadtmusikant, oder, wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstpfeifer.
Dessen Frau.
Louise, dessen Tochter.
Sophie, Kammerjungfer der Lady.
Ein Kammerdiener des Fürsten.
Verschiedene Bedienten.

Erster Akt.

Erste Scene.

Zimmer beim Musikus.

Miller (sitzt eben vom Sessel auf, und stellt seine Violoncell auf die Seite. An einem Tisch sitzt Frau Millerin und Nachbarmamb, und trinkt ihren Kaffee).

Miller (schnell auf- und abgehend). Einmal für allemal! Der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mir dem Baron in's Gehirn. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind, und — kurz und gut, ich biete dem Junker auf.

Frau. Du hast ihn nicht in dein Haus geschwatzt — hast ihm seine Tochter nicht nachgeworfen.

Miller. Hab' ihn nicht in mein Haus geschwatzt — hab' ihm's Mädel nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Hause. Ich hätte meine Tochter mehr voraus nehmen sollen. Ich hätt' dem Major besser aufstumpfen sollen — oder hätt' gleich alles Seiner Excellenz, dem Herrn Papa, stecken sollen. Der junge Baron bringt's mit einem Wischer hinaus, das mag ich wissen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

Frau (schärft ein Tuch aus). Possen! Geschwätz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehst deiner Profession nach, und raffst Sportuln zusammen, wo sie zu kriegen sind.

Miller. Aber, sag' mir doch, was wird bei dem ganzen Kommerz und herauskommen? — Nein, nein kann er das Mädel nicht — Vom Nehmen ist gar die Rede nicht, und zu einer — das Gott erbarm! — Guten Morgen! — Gelt, wenn so ein Musje von sich da und dort, und dort und hier, schon verumhergetrieben hat, wenn er, der Herr weiß was alles? gethan hat, schmeckt's meinem guten Schlucker freilich, einmal auf süß Wasser zu graben. Sie du acht! gib du acht! und wenn du aus jedem Aeuglein ein Auge strecktest, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie, dir auf der Nase, beschwatzen, dem Mädel eins pfeifen, und führt sich ab, und das Mädel ist verschimpfiert auf ihr Lebenlang, bleibt sitzen, oder hat's Handwerk verschmeckt, treibt's fort, (Da fasst vor die Stirn) Jesus Christus!

Frau. Gott behüt' uns in Gnaden!

Miller. Ich hat sich zu behüten. Worauf kann so ein Mündsuß wohl sonst sein Absehen richten? — Das Mädel ist schön — schlank — führt seinen netten Fuß. Unser'm Hasi mag's anschauen wie's will. Darüber sucht man bei euch Weibsleuten weg, wenns nur der liebe Gott par Terre nicht hat fehlen lassen — Siehst mein Springinsfeld erst noch dieses Kapitel aus — heh! da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzosen kriegt, und nun müssen alle Segel braus, und brauf los, und — ich verdenk's ihm gar nicht. Mensch ist Mensch. Das muß ich wissen.

Frau. Solltest nur die wunderhübsche Billetter auch lesen, die der gnädige Herr an seine Tochter alle schreiben tut. Guter Gott! Da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist.

Miller. Das ist die rechte Höhe! Auf den Satz schlägt man; den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen. Wie bab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gesind' macht's der Herrschaft nach, und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen.

Frau. Sieh' doch nur erst die prächtigen Bücher an, die der Herr Major in's Haus geschafft haben. Deine Tochter hetet auch immer drauf.

Miller (pfeift). Hui da! Bete! Da hast den Wip davon. Die roben Kraftsprüchen der Natur sind Ihro Gnaden zartem Mahronen-Magen noch zu hart. — Er muß sie erst in der höllischen Pestilenzküche der Beletristen künstlich aufkochen lassen. In's Feuer mit dem Quark! Da fangt mir das Mädel — weiß Gott, was für? — Aberwitzische Alianzereien ein. Das läuft dann wie spanische Mücken in's Blut, und wirft mir die Hanbvoll Christentum noch gar durcheinander, bis der Vater mit knapper Noth so so noch zusammen hielt. In's Feuer, sag' ich! Das Mädel setzt sich alles Teufels-Gezeug in den Kopf; aber all dem Herumschwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zuletzt seine Heimath nicht mehr, vergißt, schämt sich, daß sein Vater Miller der Geiger ist, und verschlägt

mit am Gut' einen wackern ehrlichen Schwiegersohn, der sich so warm in meine Familienschaft hineinsetzt hätte — — Nein! Gott verdammte mich! ich könnt' es nicht, wenn Gleich mich die Pocken auf den Hund, und den Meier — ja ja, dem Meier will ich weisen, wo Mörder Hammelmann das Lob gemacht hat. (Er will fort).

Frau. Ery ertlo, Miller! Wie wandern (schaut Gretchen hinein und zu der Präsidentin) — —

Miller (kommt zurück und bleibt vor sie stehen). Das Pickgesicht meiner Tochter? — Schaut hin zum Satan, meine Kupplerin! Ey! will ich mit meiner Gret' auf den Betzel herumgehen und das Kätzgen um mich Mauzen? erben — ey! will ich mein Mädel selbe spritzlagen, und Milch im Sonntagsstaat führen, ey! sie muß schmecken lassen von dem Geld, daß mein einziges Kind mit Gut' und Geldgeld ausrichtet, — Gott! den verdammichten Kuppe ein und her! Teufelsschwanzstrick, (er trommelt an seiner Tochter Gesicht nicht zu Mantz zu trommeln. Ich hab' mich fast gefressen und immer ein gutes Fressi auf dem Leib gehabt, ey! in ein ordentlicher Lumpenhäusle in meine Tochter zu (gesucht) hin.

Frau. Nun nicht gleich aus der Höhe ist's Hund. Wie du hast den Respekt in Herrn und Damen Hergl! Ja sperrst' ja nur, man möcht' den Herrn Major nicht hingeschicken, weil Ein bei Präsidentin Gnade hat.

Miller. Da sitzt der Hund im Pfeffer. Darum, just eben darum, muß sie Gut' und Geld haben! anbinnen der! Der Präsident muß es mir Dank wissen, wenn es ein ehrschaffener Vater ist. Du weißt mir meinen rothen gleichgesinn Rock aufzuschicken, und ich werde mich bei Seiner Excellenz anmelden lassen. Ja warte Spondam ge Seiner Excellenz; Dero hirn Cobo haben ein Aug' auf meine Tochter; meine Tochter ist zu gelassen zu Dero hirrn Gebeut Frau, aber zu Dero hirrn Edward Hund ist meine Tochter zu schlau, und damit basta! — Ja heiße Miller.

Zweite Szene.

Executor Wurm. Die Vorigen.

Frau. Ah! unser Wurm. Herr Executor! Hat man euch einmal wieder bei Verstande vor Hunst?

Wurm. Meinetwegen, gnädigste Frau. Dem Weib! Wo eine Konfusionsgasse einbricht, kommt mein Vorgesetzter Verstand in gar feine Redoute.

Frau. Mich Ihr nicht sagen, Herr Executor! Der Herrn Major von Mosch hat Ihnen Gnade wissen und wird je und je bei Minter; doch verstehen wir heimen Mannsch.

Miller (entdeckt). Dem Herrn einen Schelm, Frau! Meiner's eingen, Herr Landsmann!

Wurm (sieht ihn mit Stolz an). Ey, ey, Herr! Nun! was hat denn der Herr meiner Intimation — einer Gewalt! — Ja will doch nicht hoffen — hängt man sie nicht zu seinen — Mannsch Tonsur?

Frau. Tanken bei Mackfrost, Herr Executor! Aber meine Tochter ist brav gut nicht krumsätzig.

Miller (für sich). Alter's mit den Gerichtern, Weib!

Frau. Verzeihn's nur, daß sie ihr Ehre nicht haben kann von Herrn Executor. Sie ist eben in die Mod, meine Tochter.

Wurm. Das kann sein! Frau sein! Ja wird! Kommt eine fremder Spritzlatz Frau an die haben!

Frau (steigt dann vornehm). Ja — aber Ihm Executor —

Miller (in höchster Verlegenheit, kratzt sich in die Ohren). Weib!

Frau. Wenn Ihnen unser Haus sonst ungewöhnlich stinken kann — mit allem Vergehen, Herr Executor —

Wurm (macht tiefe Augen). Exakt, ingratiöse! Schaun Haus! Schaun Haus — Haus! haus! haus!

Frau. Nun — also der Herr Executor setzen sie (Wurm macht Reden —

Miller (mit Ihm über Frau vor den Ohren fahrt). Weib!

Frau. Gut ist gut, und besser ist besser, und einem einzigen Kinde mag man doch auch nicht vor seinem Glück sein. (Schmeichelnd) Ein werden wohl ja doch wohl werden, Herr Executor?

Wurm (sehr ernsthaft zu Gott, sagt immer ins Haus, mit auch zu Mandaten mit Gnaden). Werden! nicht doch — O ja — Wie meynen Sie denn?

Frau. Nu — Ax — ich bleibe nur — ich meine (bittet). Will einen halb her liebe Gott meine Tochter Gnaden zur gnädigen Madam will haben —

Wurm (fährt vom Stuhl). Was sagen Sie da! Weib!

Miller. Pfuiken Sapa! Pfuiken Sapa. Herr Executorial! Das Weib ist eine alberne Gans! Wie ist eine gnädige Madam verkommen! Was für ein Gut hersit sein Tochter und tintun Geschmeiss!

Frau. Schmeiss du, so lang du willst. Weil ich weiß, weiß ich — und weil der Herr Meyer gesagt hat, daß sie es gesagt.

Miller (aufgebracht, springt auf zu Gret). Willst du heim Maul stehen? Willst das? Verstand am Verstehen verlust? — Was kannst du wissen? — Was kann Gret gesagt haben? — Antworten sag an das Gerichten nicht, Herr Brau! — Marsch du in deine Kämmer! — Wer den mich hat nicht für das Dummkopfs (erblickt Schwager) halten, daß ich einmal werde will dem Mädel Worten hab' das nicht von mir kratzt, Herr Executorial.

Wurm. Was hab' ich es nicht am Ein verstehen. Herr Bauinspektor! Ein haben mich jetzorgelt den Mann von Wort schon lassen, und meine Intimation auf Ihre Tochter waren so gut, als unterschrieben. Ja habe ein Aug, das schaun gutes Hautsitzen oder so Haus; der Präsident ist mir gewogen; es Empfehlung kann es nicht fehlen, wenn ich mein Wort verpfänden will. Ein schön, daß meine Intimen auf Mamsell Tonsura ernstlich sind, wenn Ein verliebt ein einem adeligen Mannsch verkuppelt — —

Frau. Herr Executor Wurm! unser Respekt, wenn mein Mann hört! —

Miller. Halt in dein Maul, sag' ich — Laden Ein es gut sein, Herr Bauer! Ein sieht einen Narr. Weil ich Ihnen verwandten Herrn zum Präsidio anbringe ich heut' wieder. Ein gewinnt meine Tochter nicht. Schaun Ein sie an — Weib! weiß es! Ja muß sie gehören, wer sie glücklich sein Herrn wird. Schreibt sie den Brief — und besser — in Namen Mamsell Tonsur! ich sparn — ja finden Ein den Herr ein, und trinken einst Brüderlich mit den Vater. — Ihre Mamsell muß mit Ihnen leben — ich nicht. — Warum ich ist der einen Mann, den sie nicht schmecken kann, und warum Ihnen Gegenlaun an den Hals werfen? — Das muß der alte Hund in meinem eingenen Herzen verbergen! Sein Weibsvieh! Verstandsorgan — daß ich's in seinem Maul Wein zu saufen — in jeder Suppe zu fressen bringe; Du bist der Spitzbube, der sein Blut saugen soll.

Frau. Mal fort, mal gut — ich geh' meinen Neugierig abkriegt nicht; meine Tochter ist zu gut Herzen erzogen, und ich kann' in der Gesellschaft, worein meine Mamsell ein kommen soll.

Miller. Weiß in Gott was Vers entgegt haben. Verlornes!

Warum (in Mitten). Ein väterlicher Rath verlangt bei der Tochter viel, und beschwindig werden Sie mich trauen, Herr Miller?

Miller. Daß dich alle Hagel! 's Mädel muß Dir trauen. Weil ich aber Kinderbrot an Hunden verkauft, ist just kein Ursach, daß ich junge noßnäßige Mäder. Ich will Ihnen was'n Paar sag'n, ist Er ein Mann für'n Deuchler sind — aber eine Weiberseel' ist auch für einen Kapellmeister zu spitzig. — Und dann von der Dienß wegen, Herr Vetter — ich bin halt ein plumper ehrsamer deutscher Kerl — für meinen Rath werden Sie sich gelegt wenig bedanken. Ich rathe meinem Tochter zu heiraten — aber Du mußtest' ich meinem Tochter, Herr Sekretarius! Lassen mich andachten. Unsern Landvater, der den Vater zu Lear treibt, kennt' ich — erkundigen Er, — seine beste Hochzeitsgab zu. Ist er wahr, so wird er sich schämen, seine Laterne durch diesen ehrmutzigen Kanal vor seine Tochter zu bringen — Hat er's Vermögt nicht, so ist er ein Hochmuth, und ehr den sich seine Tochter gewachsen sein — Der hinter den Rücken der Vatern muß er sein Gewerb an die Tochter verstehen. Machen mich es, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn seinen Lieb. — Herr seiner Fremd, dem Vater zu Leiden sich wirft, und am Gemeinsachen den sauersten seinen Tod. einer den Herzinnigsten anbetrieb. — Das nenn' ich einen Kerl! das heißt sein Geld und wer's bei dem Weibervolk nicht so weit bringt, der ist — — ein feiner Saukerl sein.

Warm (zieht nach Hut und Kock, und gen Lauer stehen). Critzchen, Herr Miller!

Miller (sehr ernsthaft). Ehe wohl? Ehe wohl? Haben Sie je noch nichts gemerken, Herr Sekretarius! (Aufschlussvoll). Nichts hört er, und sie sieht er — Ich mir's doch wie Gift und Opernmost, wenn ich den Zeitvertreiber zu Gesicht kriege. Ein tumbhäßiger Kerl, als hört' ihn irgend ein Satisfaktionsbürger in die Welt meinen Herzgott hineingeschaffen wird. — Die sieben Todsünden Mannsgern, — die Hunde verdrießlich. — Das Ding unumkugemachen, gerade als wenn die Natur vor gerne Lust hätte das verdammte Gelüst Arbeit meinen Satzingel zu angeln, und in irgend eine Ecke gewerfen hätte — Heia! Er' ich meine Tochter als ja einen Schuft wegwerfe, lieber soll sie nur — Gott vergeb' mir's! —

Frau (laut an, ganz). Der Hund! — aber man weiß ihr's Maul sonst halten!

Miller. Du einer auch mit deinen prätirzigen feinern Junker! — Hast mich verrein auch so in Harnisch gebracht. — Will heut nit kommen, als wenn du mit Schwefelräuchen arbeit'st sein sollest. Was hat das Gesindel von einer gnädigen Madam und seiner Tochter zu verstehen gehabt! Das ist mir der Art! Denn muß man so viel an die Haut setzen, wenn's darauf ankam am Martinsmarkt ankommende sein soll. Das ist just so ein Mensch, was sie unter Leute können nennen sieben, ihrer Kinder und Kegelschwestern, und spricht einem ein neunmonatig Wort über's Maul — Donner! Da darf's Hosß und Mäuse! und Präsident, und da hast das gehende Donnerwetter am Hals!

Dritte Szene.

Louise Miller'n (kommt, ein Buch in der Hand). Vorige.

Louise (legt das Buch weg, geht zu Millern und reicht ihm die Hand). Guten Morgen, lieber Vater!

Miller (mürrisch). Nun, meine Louise! — komm mich — daß du so fleißig an deinem Sampser strickst. Bleib' immer so, und sein Mann wird dir passen.

Louise. O! ich bin eine sanftere Künstlerin, Vater! — Nur er da, Mutter?

Frau. Wer, mein Kind?

Louise. Ach! ich vergaß, daß ich noch einen ihm Menschen hatte — Mein Kopf ist so wüste — Er war nicht da? Walter?

Miller (ironisch und erstaunt). Ja bloß, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen!

Louise (nachdem sie ihn eine Zeitlang hat angesehen). Ich verstehe' Ihn, Vater — führte das Wesen, das Er in meine Gemüßen bläst; aber es kommt zu spät. — Ich habe seine Redseit mehr, Vater — der Bräutigam und Verbrannte reißen an meiner Seele, und ich (stürzt — ich stürzt — (nach einer Pause) Doch nein, guter Vater! Wenn Sie ihn sonst dem Gemüthe verabscheuen, finden sich ja der Absätzen am leichten ersetzt. — Niemand meine Zerrüttet hört ihm Mitleidigkeit und ihn selbst bestrichen macht, Vater, muß das Gott nicht wollen!

Miller (wendt sich verwirrig auf den Frau). Da hören wir's! Das ist die Frucht von dein artigen Lehre!

Louise (sein ansehig an en Brader). Wie er weint jetzt ist? — Die verschmähte Zeitsitte, die ihn stehen — ihn stehen — ist ihn ein schändlich verzeihlicher Mädchen (entsetzt an ihn heißt sie ihrer nicht Herr sein). Doch nein, nein! vergiß' Er mir. Ich verwirre meine Sanftmut nicht. Ich will ja nur wenig an ihn denken — das heißt so wenig. Das Bischen Leben — stirbt es ja doch wenn es ein wüßt (Hinterbrechen Thränen, ihn Gesicht zuzudecken). — Die Blümchen Jasmin — wie ich ihn pflückte, und es dicht küssen, — und ich dichte verzeihen unsere von Herzen! Damit gedenke mir, Vater! Wenn die Mode in ihren Launen sich kommt — dann sie hat strafen, die stolzt unschuldige Zeuge!

Miller (trotzig sich gerissen an die Seite hat Gesicht und kehrt sich Gesicht). Hören, Louise — das Rede Verweisung meiner Zeiten, ich gäb' es hier, schmeß sie den Meyer nur gerichten.

Louise (erstaunend). Was sagt Er da? Mad! — Nein! er meint es anders, der gute Vater. Er wird nicht wissen, daß Ferdinand mein ist, mir geschworen, nur gut Zeremonie vom Vater der Liebenden. (Für sich nachsinnend). Ach ich bin das erstemal gut — (weint) nur mir das Blut in die Wangen steig, ferner saatten alle Furie; jene Wallung spricht, jener Mienen leuchtet; Er ist's! — und mein Herz den Zimmermannsturm erkennt, verkündigt; Er ist's! — und wir das weitere Klang durch die ganze unübersehe Welt! Damals — e damals ging in meiner Seele die erste Morgen auf, Lauter ganze Gestalte standen auf meinem Lustgut, wie die Blumen auf dem Erdreich, wenn's Frühling wird. Ja sah keine Welt mehr, und doch verlor ich mich, daß sie niemand so sahen war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie so geliebt.

Miller (von auf in ja, schaut in unter vor Frau). Louise — (murrt) — verrücktes Kind — Warum einen andern Kopf — einen Mann — Mädel! — den Major — Gott ist mein Zeuge! — Ich kann sie ihn nimmer geben. (Er geht ab).

Louise. Noch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater! Dieser kurze Thränenreich Zeit — sonst ein Traum von Ferdinand schnell die verblüht sind. Ich rufing' ihm für verlor'nen. Denn, Mutter, denn, wenn die Schwester bei Unerträglichkeit endlich gut — wenn sie sind schwimmen all die verzogenen

Höfen des Standes — Menschen nur Menschen sind — ich bringe nichts mit mir, als meine Unschuld, aber der Vater hat ja so oft gesagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt und die Herzen im Preise steigen. Ja werde dann reich sein. Dort verdient man Thränen für Triumphe, und süßere Geheimnisse für Ahnen an! Ich werde dann verneuten sein, Mutter! — Was könte er dann noch vor seinem Mädchen verstecken?

Frau (fährt in der Höhe). Louise! der Major! Er springt über die Planke! Wo verbergt' ich mich?

Louise (singt an zu spinnen). Bist' Du hoch, Mutter!

Frau. Mein Gott! Wie seh' ich aus; ich muß mich zu schämen! Ich darf mich nicht vor Seiner Gnaden so sehen lassen. (Ab).

Vierte Scene.

Ferdinand von Walter. Louise.

(Er fliegt auf sie zu — sie steht erschüttert und matt auf einen Stuhl — er kniet vor ihr nieder — sie sieht ihn eine Zeitlang schweigend an. Pause).

Ferdinand. Du bist blaß, Louise!

Louise (steht auf und sieht ihm um den Hals). Es ist nichts; nichts! Du bist ja da. Es ist vorüber!

Ferdinand (hat seine Arme um sie geschlungen und sieht sie an). Und liebt mich meine Louise noch? Mein Herz ist das gefriege, ich? und hat keine mehr? Ja fliege nur her, weiß schon, es ist besser so, und gehen muß es doch fort — Du bist's nicht!

Louise. Doch, doch, mein Geliebter!

Ferdinand. Nehe mir Wahrheit! Du bist's nicht! Ich schaue durch deine Seele, wie durch das klare Wasser dieses Brillanten (zeigt auf seinen Ring). Hier wirft sie kein Bildchen auf. Das ist nicht wahr — kein Gedanke tritt in dich Angesicht, der mir entwichen! Blaß hast du's Gesichtes! Weiß ich nur diesen Spiegel heile, so sind deine Worte über die Welt! Was bekümmert dich?

Louise (setzt sich auf einen Stuhl nahe beim Ofen, dann am Ofenrohr). Ferdinand! Das ist so wahrheit, wie sehen in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen sich antommt. —

Ferdinand. Was ist das? (Bedeutend) Mädchen! Höre! wie kommst du auf das? — Du bist meine Louise! Wer sagt dir, daß du noch etwas sein sollst? Stirb du, Zettine, auf welchen Kissen ich die vergessen muß. Würdest du ganz nur Liebe für mich, wenn hätte du Zeit gehabt, eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und da hast noch eine Klagbare neben deiner Liebe? Schone dich! Jener Augenblick, den du an diesen Kummer verlierst, war deinem Jüngling gestohlen.

Louise (steht eine Zeit, indem sie den Kopf schüttelt). Du willst mich einschläfern, Ferdinand — willst meine Augen von diesem Abgrund hinwegsehen, in den ich ganz gewiß stürzen muß. Ich seh' in die Zukunft — die Stimme des Argwohns — deine Eltern — dein Vater — mein Richter (erschrickt und sieht gleich wieder dem Ferdinand) Ein Dolch über die und um! Man verrath mich!

Ferdinand. Verrath mich! (Er springt auf). Wer darf dringen in dein Allerheiligstes, Louise? Verrath mich? — Wer kann den Bund zweier Herzen stören, oder die Ehre eines Mannes antasten wollen? — Ja ein ein Verbrechen — Lach mag stören, so mein Verbrechen größer ist, als der Mensch gegen menschlichen Wesen! oder mein Lappen gültiger, als die Handschrift des Himmels in Louisens Augen! Dieses Weib ist für diesen Mann! — Ja ein bei Präsidenten Sohn. Eben darum. Wer, als du Liebe, kann mir die Flüche verschören, die mir der Landesvater meinem Vaterz vor machen wird?

Louise. O wie sehr flehst du ihn — Er ist Vater!

Ferdinand. Ja flehte nichts — nichts — als die Grenzen meiner Liebe! Lach auch Hindernisse mir Gewalt zerstören und treten, ich will sie für Treppen nehmen und drüber hin in Louisens Arme fliegen! Die Extreme des wirklichen Schicksals sollen meine Empfindung enger binden. Gefahren werden meine Louise nur reizender machen. — Also nichts mehr von Furcht, meine Liebe! Ich fliehe — ich will über die mogen, wie der Zauberstab über unterirdischen Gelde — Wir vertraue dich! Du drauß't einen Engel mehr — Ich will mich zerreißen hier und hab Scheidsal werden — empfangen für dich jede Wunde — auffassen für dich jeden Tropfen aus dem Becher der Leute — dir ihn bringen in der Schale der Liebe. (Er spricht weiter) An diesem Arm soll mein Louise durch's Leben hüpfen; schauen, als er sich von sich hob, soll der Himmel sich wieder haben, und mit Verwunderung eingreifen, daß nur die Liebe die leise Hand an die Gestirn legt. —

Louise (sieht in vor sich, in großer Bewegung). Nichts mehr! Ich höre nichts, schwarz! — Mörderst du — Lach mich — du weißt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz wie Furien anfassen! (Will fort).

Ferdinand (hält sie auf). Louise? Du! Was?

Meine Anwandlung?

Louise. Ich hatte viele Träume vergessen und war glücklich — Jene! Jene! von heute an — der Friede meines Lebens ist aus — Blutige Minen — ich weiß es — werden in meinem Busen reifen. — Geh — Gott vergebe dir's — Du hast den Feuerstrand in mein junges friedsames Herz geworfen, und es wird nimmer, nimmer verlöscht werden. (Sie stürzt hinaus. Er steht ihr erstaunt nach).

Fünfte Scene.

Saal beim Präsidenten.

Der Präsident, am Schreibtisch mit den Akten, dann Sekretär Wurm, mit einer Akte.

Präsident. Ein verdächtiges Attachement! Mein Gott! — Nun, Wurm, hat mein Sohn sich zusammengefunden?

Wurm. Ihre Ehrenung haben die Gnade, mir den Beweis zu befehlen.

Präsident. Daß er der Bürgerkamille den Hof macht — Flattieren sagt — auch meinerwegen Einladungen verplaudert — daß sind lauter Sachen, die ich schlechte finde — entsetzlich finde — aber — und noch auf die Tragen einen Maskenball. sagt Er?

Wurm. Maskenballer Mädels Tanzen.

Präsident. Hölle! — Junge hat verstehe sich.

Wurm (stutzend). Das sechste Exemplar einer Direktive, die, nicht zu viel gesagt, neben den ersten Sachsenteen den Hofes noch Figur machen würde.

Präsident (sieht). Er sieht, Wurm — Er habe ein Aug' auf das Ding — hab' ich. Aber sieht Er, mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, daß die Damen nicht dafür werden. Er kann den Hof ein wenig lustigen. Das Mädchen ist schön, sagt Er.

hat gefällt mir an meinem Sohn, daß er Geschmack hat. Spiegelt er der Mätresse seine Ansichten vor — Nun versteht — so sey's, daß er Witz genug hat, in seinen Zirkel zu klugen. Er kann Präsident werden. Setzt er es noch dazu durch? Herrlich! das gefällt mir an, daß er Glück hat. — Schicket sich die Farbe mit einem gesunden Antel — Unvergleichlich! So trinkt ich auf die guten Aspekten meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr, und bezahle die Extravaganz-Strafe für seine Diene.

Wurm. Allein, was ich wünsche, Ihre Exzellenz, ist, daß Sie nicht nöthig haben möchten, die Bouteille zu Ihrer Zerstreuung zu trinken.

Präsident (erstaunt). Wurm, besinn' Er sich, daß ich, wenn ich einmal glaube, vortrefflich glaube, rasch, wenn ich zürne — Ich will einen Spaß daraus machen, daß Er mich anfahren wollte. Daß Er sich seinen Abendtrunk gern vom Hals geschafft hätte, glaub' ich Ihm herzlich gern. Da Er meinen Sohn bei dem Mädchen angeschwärzten Mühe hatten, so sind Sie bei der Vater zur Klugenlassige hieher, daß sind ich wieder begrüßlich — und daß Er einen so herrlichen Anlaß zum Schimpfen hat, entzückt mich sogar — Nur, mein lieber Wurm, muß es mich nicht mit ersetzen wollen. — Nur, versteht Er mich, muß Er den Pfiff nicht bei zum Eindruck in meine Gemüthe treiben! —

Wurm. Ihre Exzellenz verzeihen! Wenn auch wirklich — wie Sie erzwungen — die Eifersucht hier im Spiel seyn sollte, so wäre sie es wenigstens nur mit den Augen, und nicht mit der Zunge.

Präsident. Und ich bitte, sie bleibe ganz weg. Dummer Teufel, was verschlägt es denn Ihm, ob Er die Karrikn frisch aus der Münze, oder vom Banquier bekommt. Trieb' Er sich mit dem pichigen Adel; — widersinnig oder nicht — bei mich wird selten eine Mariage geschlossen, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend der Gäste — oder der Aufwärter — bald Parabiet bei Prälationamt gewerbsich einsehen kann.

Wurm (verbeugt sich). Ich machte hier gern den Bürgerrenmann, gnädiger Herr!

Präsident. Uebrigens kann Er mit Wahrheit die Ehrede haben, seinen Nebenbuhler den Sport auf die schnöde Art beizugeben. Eben sagt liegt der Anschlag im Kabinet, daß auf Antrunk der neuen Herzogin, Lady Milford zum Sperin den Adelsbrief erhalten, und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen soll. Er weiß, Wurm, wie sehr sich mein Ansehen auf den Einfluß der Lady stützt — wie überhaupt meine mächtigsten Springfedern in die Maßwagen des Fürsten hineinspielen. Der Herzog sagt eine Partie für die Mätresse. Ein Rathsherr kann sich weigern — den Kauf schließen, mit der Hause das Vertrauen des Fürsten an sich reißen, sich ihm unentbehrlich machen — Damit nun der Fürst im Netz meiner Familie bleibe, soll mein Ferdinand die Milford heirathen — Ist ihm das klar?

Wurm. Daß mich die Augen beißen — — Wenige stand bewirkt der Präsident hier, daß der Vater nur ein Anfänger gegen ihn ist. Wenn der Major Ihnen eben so den gehorsamen Sohn zeigt, als Sie ihm den zärtlichen Vater, so dürfte Ihre Anforderung mit Protest zurückkommen.

Präsident. Zum Glück war mir noch nie für die Aufführung einer Komödie bang, wo ich mich mit einem: Es soll so seyn! einsetzen konnte. — Aber sag' Er mir, Wurm, hat sie mich wieder auf den vorigen Punkt geteilet. Ja richtig meinem Sohn noch diesen Vormittag seine Vermählung an. Das Gerücht, daß er mir gezogen wird, soll seinen Augenblick entweder recht ertragen, oder ganz widerlegen.

Wurm. Gnädiger Herr, ich bitte sehr um Verzeihung! Das klingt Gerücht, daß er Ihnen ganz zur verlässig gilt, läßt sich eben so gut auf die Neigung der Braut schreiben, die Sie ihm zugedacht. als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich erinner Sie um eine sonderbare Probe. Wählen Sie ihm die unabhängigste Partie im Land, und sagt er Ja, so lassen Sie den Gedanken Wurm drei Jahre Angeln schreiben.

Präsident (steht in die Lippen). Teufel!

Wurm. Es ist nicht anders! Die Mutter — die Dummheit selbst — hat mir in der Einfalt zu viel geplaudert.

Präsident (geht auf und nieder, packt seinen Zorn gewaltsam). Gut! diesen Morgen noch.

Wurm. Nur vergessen Sie, Exzellenz, nicht, daß der Major — der Sohn meines Herrn ist!

Präsident. Er soll gestraft werden, Wurm!

Wurm. Und daß der Dienst, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu befreien —

Präsident. Den Freundesdienst werde ich, Ihm zu einer Frau zu helfen? Noch das, Wurm!

Wurm (bückt sich ungefähr). Ewig der Ihrige, gnädiger Herr! (Er will gehen).

Präsident. Was ich Ihm vorhin vertraut habe, Wurm! (Drohend) Wenn Er plaudert —

Wurm (sieht). Sie zeigen Ihre Exzellenz meine falschen Handschriften an! (Er geht ab).

Präsident. Zwar du hast mir gewiß! Ich hatte dich an deiner eigenen Schwärze, wie den Schreiber am Faden!

Ein Kammerdiener (tritt herein). Hofmarschall von Kalb —

Präsident. Kommt, wie gerufen! — Er soll mir angemeldet seyn. (Kammerdiener geht).

Sechste Szene.

Hofmarschall von Kalb (in einem reichen, aber geschmacklosen Kostüme, mit Kammerherrenschlüssel, zwei Uhren und einem Degen. Spanien-Rock und Stiefeln à la Suedine. Er steigt mit großem Gepränge auf den Präsidenten zu, und bemerkt einen Polenmarsch über das ganze Parterre). Präsident.

Hofmarschall (im Amusement). Ah! guten Morgen, mein Bester! Wie gerathe? Wie geschlafen? — Sie erzwelken doch, daß ich so spät das Vergnügen habe — hintgende Geschäfte — der Prinzenzirkel — Militärdistrikt — daß Arrangement der Partieen auf die heutige Gallinenjagd — Ah — und dann macht' ich ja auch bei dem Lever gegenen seyn, und Seiner Durchlaucht das Wetter verkündigen.

Präsident. Ja, Marschall, da haben Sie freilich nicht abkommen können!

Hofmarschall. Denn darüm hat mich der Herzog von Sachsen und Sper lassen.

Präsident. Also doch für und fertig?

Hofmarschall. Das ist noch nicht Alles! Ein Malheur jagt heute das andere! Hören Sie nur!

Präsident (erstaunt). Ist das möglich?

Hofmarschall. Hören Sie nur! Ich steige kaum auf dem Wagen, so werden die Hengste scheu. Pumpen und schlagen aus, daß mir — ich bitte Sie! — der Gaffenkasch über und über an der Brustlehne springt. Was anfangen? Fragen Sie Sie nun Bereitwilligen in meine Lage. Wurm! Da stand ich! Spät war es! Einst Tagreise ist es — und in dem Anzug vor Seiner Durchlaucht — Gott der Gerechte! Was sitzt mir bei? Ich fingire eine Ohnmacht! Man bringt mich über Hals und Kopf in die Karosse! Ich in vollem Carriere nach Haus — werfe die Kleider — fahre zurück —

Was sagen Sie? — und bin noch der Erste in der Residenz? — Was denken Sie?

Präsident. Ein herrliches Impromptu des menschlichen Witzes — Doch das beyseite, Kind — Sie sprechen also mit dem Herzog?

Hofmarschall (seufzig). Zwanzig Minuten und eine halbe.

Präsident. Das gefällt mir! — und wissen mir also ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

Hofmarschall (endlich nach einigen Selbstbesinnen). Seine Durchlaucht haben heute einen Merkur d'Oye Diner als.

Präsident. Was denn? — Prinz Marschall, so hatte ich doch eine bessere Zeitung für Sie — Daß Lady Milford Maserin von Walter wird, ist Ihnen gewiß schon bekannt?

Hofmarschall. Denken Sie! und das ist schon letzten gemacht!

Präsident. Unterschrieben, Marschall — und Sie vermuthen mich, wenn Sie eine Aufgabe darin geben, die Lady auf seinen Besuch präparirten, und den Enthusiasmus meines Ferdinands in der ganzen Residenz bekannt machen.

Hofmarschall (seufzig). O mit tausend Freuden, mein Bester! — Was kann mir erwünschter kommen? — Ja sieht freylich — (sammelt) Lassen Sie mich — in Vorzimmer stunden weg es die ganze Stadt. (Steht nieder).

Präsident (sieht den Marschall nach). Man sagt wohl, daß eine Gemahlin in der Welt zu machen — — Nun muß ja mein Ferdinand werden, oder die ganze Stadt hat gelogen. (Mitzig — Warm kommt). Mein Sohn soll verunehmen! (Warm geht ab, der Präsident auf und nieder, grummelt).

Siebente Scene.

Ferdinand. Präsident. Warm. (vorher ganz abgeht).

Ferdinand. Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater —

Präsident. Erster muß ich das, wenn ich mich nach Jemand einmal freß werden will! — Laß Er uns allein, Warm! — Ferdinand, ich bemerke hier einen eine Zeit lang, und finde die offene reine Ingend nicht mehr, die mich sonst so entzückt hat. Ein seltsamer Gram verdirbt auf deinem Gesicht. Du scheust mich — Du flichst deine Furcht — Pfui! — Deinen Jahren verzeiht man gern Unbesonnenheiten vor einer einzigen Stelle. Uebertrieb mir, lieber Sohn! Mich tak an deinem Glück arbeiten, und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu spielen. — Komm! umarme mich, Ferdinand!

Ferdinand. Sie sind heute sehr gnädig, mein Vater.

Präsident. Heute, du Knecht — und bist heute noch mit der heißen Grimasse! (verdrießt) Ferdinand! — Wenn ja sich hab' in die geheimste Falte von Herzen des Fürsten verirren? Wenn ja sich hin ich auf einig mit meinem Gewissen und dem Himmel gestellen? — Hör, Ferdinand — Ja sperre mit meinem Sohne — Wenn hab' ich durch die Hemmung meines Vorsinnens Plan gemacht — eine Gelassigkeit, die helle klingen in mein Innerstes schneidet, so forgfältiger ich das Messer der Welt verbarg. Hör! sage mir, Ferdinand! Wenn that ich dich also?

Ferdinand (wirft sich Staunen nieder). Doch mir eine, mein Vater! Doch auf mich soll der blutigst Mörderlaune stürzt Verwirk macht sollen! Prinz allmächtigen Gott! Ich ist besser, gar nicht geboren sein, als hinter Mitgestalt zur Mörderin dienen!

Präsident. Was war das? Was! Doch! ich will es dem Romanschreiber zu gut halten! — Ferdinand — ich will mich nicht erzürnen! — Vertrauter Freund, schnell du mir also für meine Leichtsinn Mühe? Also für meine rastlose Sorge! Also für den ewigen Eiterplan meines Gemüthes? Was auch fülle die Last der Verantwortung — auf mich der Flach, der Donner des Absters — Du empfindest kein Glück von der gewissen Hand, — Das Verbrechen stirbt nicht im Ehe.

Ferdinand (sieht die rechte Hand an Himmel). Feierlich entfernt' ich hier einem Eide, das mich nur an einen abscheulichen Vater erinnert!

Präsident. Höre, junger Mensch, bringe mich nicht auf! — Wenn ich nun deinem Kopfe ging, du schwerst dein Erbrechung im Staube!

Ferdinand. O, immer noch besser, Vater, als ich erbe' von den Thron herum.

Präsident (verwirft seinen Zorn). Hum! — Ferdinand, was man dir, dein Glück zu erbringen! Als prinz Vater mit aller Vorsorgung nicht hinreichkommen, wirft du spielend, im Schlaf, gestohlen. Du bist im zwölften Jahre Minister! Im zwanzigsten Major! Ja das' es hervorgeist beim Fürsten. Du wirst die Uniform anziehen, und in das Ministerium eintreten. Der Fürst spricht vom Geheimenrath — Gesandtschaften — außerordentlichen Gnaden! Eine herrliche Aussicht breitet sich vor dir! — Die ebene Straße zur nächst nach dem Throne — ja dem Throne! spricht, wenn andere die Gestalt so viel werth ist, als ihre Feinen — hat beantwortet hier nicht?

Ferdinand. Weil meine Begriffe von Größe und Glück nicht ganz die Ihrigen sind — Ihre Glückseligkeit macht sich nur selten anders, als durch Verderben bekannt. Neid, Intrigt, Verwünschungen sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers beschaut — Tränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Musique, wozu diese erhabenen Glückseligen stimmieren, wenn der sie vernunftlos anstehen, und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein Ideal von Glück setzt sich grundsätzlich in mich selbst zurück! In meinem Herzen ruhen alle meine Wünsche vereinigt! —

Präsident. Meisterhaft! Unverbesserlich! Herrlich! Was bewährig Jahren die erste Vorlesung machen! — Knabe nur, daß mein Ferdinand nicht ist, so gelehrt hat Er mich! — Doch — dies grosse Talent muß corrigiren zu lassen, weil ich ihr Jemand an der Seite setzen, der dem zu hoch in seiner poetischen Idealen nach Wunsch corrigiren kannst. — Du wirst dich entschließen — noch heute entschließen — eine Frau zu nehmen.

Ferdinand (mit wildem zurück). Mein Vater!

Präsident. Diese Komplimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Karte geschickt. Du wirst sie ohne Aufschub besuchen, haben ja gehört, was sie zu sagen, daß du ihr Präsidium sey!

Ferdinand. Der Milford, mein Vater?

Präsident. Wenn sie der bekannt ist! —

Ferdinand (außer Fassung). Meister Sacrilegie im Heyligthum ist sie das nicht! — Aber ich bin recht überrascht, lieber Vater, daß ich Ihre Laune für Ernst entfernen! Möchten Sie Vater zu dem Sacrilegie Gott zum Spotten werden, der eine priesterliche Hostie betrachtet!

Präsident. Was mehr! Ja wäre selbst um sie werden, wenn sie einen Fürsten schützt. — Möchten es ja dem Sacrilegie Vater mit Gott zu werden!

Ferdinand. Nein! Er mahr Gott treu!

Präsident. Eine Prahlerei, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seelenruhe wegen verzeihe —

Ferdinand. Ja wirst Sie, Vater! Lassen Sie mich nicht länger in einer Verwirrung, wo es mir unerträglich wird, mich Ihren Sohn zu nennen!

Präsident. Junge, will du toll? Meiner Menschen von Verstand würde nicht nach der Distinction gegen, mit seinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechseln?

Ferdinand. Sie werden mir zum Rätsel, mein Vater! Distinktion gegen Sie ist — Distinktion; da mir den Fürsten zu theilen, wo er mich unter den Menschen hinunterdrückt?

Präsident (ziehlt ein Gesicht auf).

Ferdinand. Sie stutzen lassen — und ich will Ihre Ruhe hinwegraten. Vater! Mit welchem Gesicht soll ich vor den schändlichen Handwerker treten, der mir seiner Frau verschlossen hat einen ganzen Körper zur Maigd bekommen? Mit welchem Gesicht vor die Welt? Vor den Fürsten? Mit welchem vor die Barbarin stehn, die den Brandfleken ihrer Ehre in meiner Scande auswaschen würde?

Präsident. Wo in aller Welt bringst du das Mensch her, Junge?

Ferdinand. Ja beschwöre Sie bei Himmel und Ehre, Vater! Sie können durch die Hartnäckigkeit Ihres einzigen Sohnes so gefährlich mich werden, als Sie ihn unglücklich machen! Ich gebe Ihnen mein Leben, wenn das Sie seligen machen kann. Mein Leben bab' ich von Ihnen; ich werde seinen Angewiesen anstehen, ob ganz Ihrer Größe zu opfern! — Meine Ehre, Vater, — wenn Sie mir diese nehmen, so war es ein leichtsinniges Geschenkopfer, wie das Leben zu geben, und ich muß den Vater wie den Kuppler verfluchen.

Präsident (verwirrt). Nehm er sich auf der Stelle hinweg. Mein, lieber Sohn! Jetzt seh' ich, daß du ein ganzer Kerl bist, und der besten Frau im Herzogthum würdig. — Sie soll du werden — Mein diesem Mitrau wirst du dich mit der Größe von Ostwin vertrauen!

Ferdinand (wild um herum). Ich muß Stunde bekommen, mich ganz zu zerschmettern?

Präsident (einen bestrafen Blick auf ihn werfend). Wo doch verschwitzt deine Ehre nicht einwenden wird.

Ferdinand. Nein, mein Vater! Friderich von Ostwin stunte jeden Andern zum Glückseligen machen? (Vor sich, in höchster Verwirrung). Was seine Bosheit an meinem Herzen noch ganz fest, zerreißt seine Güte.

Präsident (sich immer den Kopf von ihm wendend). Ja warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand! —

Ferdinand (stürzt auf ihn zu und küßt ihm heftig die Hand). Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung. — Vater! meinen heißesten Dank für Ihre herzliche Meinung — Ihre Wahl ist notabelhaft — aber — ich kann — ich darf — Bewenden Sie mich — Ja kann die Gräfin nicht lieben!

Präsident (mit einem Satan pariert). Hölle! Jetzt bab' ich den jungen Herrn! Wie in diese Falle ging er, der klüge Herodeter — Alle es war nicht Ehre, die dir die Lady verwies. — Es war nicht die Person, sondern die Heirath, die du verabscheutest? —

Ferdinand (fährt wieder mit verstörter, kaum fähiger Miene auf und will sprechen).

Präsident. Wollen? Halt! Ich bab der Ursach' Ihre du mir (deutlich) gestern Vater (etwas pariert). Du soll der Lady genießen. Der Hof hat mein Wort! Stadt und Hof wissen es schon! — Wenn du mich zum Lügner machst. Junge — vor dem Fürsten — der Lady — der — Stadt — dem Hof mich zu Lügner machst — über. Junge — eher werde ich dir eine gewisse Hofferien kommen! — Halt! Hölle! Was wäre so auf einmal das Feuer in meinen Adern an?

Ferdinand (verwirrt vor sprung). Wie? Was? Es ist gewiß nichts, mein Vater!

Präsident (einen Sackpfeifen Blick auf ihn werfend). Und wenn es was ist — und wenn ich die Ehre finden sollte, welcher diese Widerspänstigkeit stammt? — Ha, Junge! der viele Verdacht schon bringt mich zum Raten! Geh' den Augenblick! Die Wachtparade zieht an! Du weißt bei der Lady sein, sobald die Parole gegeben ist! — Wenn ich aufstehe, gittert ein Herzogthum! Lab doch sehen, ob mich ein Sterbkerl von Leben meistern! (Er geht mit seinem nach einmal weiter). Junge, ich sage dir, du weißt dort sein, oder Fluch meinem Zorn! (Ab geht ab).

Ferdinand (erstaunt auf einer tumultes Verlassung). Ich er weg? war das eines Vaters Stimme? — Ja! ich will zu ihr — will hin — will ihr Dinge sagen, will ihr einen Spiegel vorhalten — Abscheulichkeit! und wenn es auch noch dann meine Hand verlangt — Im Angesicht des versammelten Rats, des Mannes und des Volks — Ausgabe das mir dem ganzen Stolze deines Englands — Ja verwerfe dich — ein deutscher Jüngling! (Er eilt ennet).

Zweiter Akt.

Ein Saal im Palais der Lady Milford: zur rechten Hand eine ein Cabinet, zur Linken ein Bildet.

Erste Szene.

Lady (in einem Sessel, eben vorgelesen Brief). Die Hofe noch entfernt, daß vor dem Palast mit pferdeten; Sophie, die Kammerjungfer, kommt von dem Fenster).

Sophie. Die Offiziers gehen auseinander! Die Wachtparade ist aus — aber ich sehe noch keinen Wolfen!

Lady (sehr unruhig, indem sie aufsteht und einen Gang durch das Cab macht). Ja weiß nicht, wie ich mich heute finde. Sophie — Ja bin noch nie so gereizten — Also du glaubst den gar nicht?

Sophie. Gewiß nicht. — Es wird ihm nicht einen — Wie ein Verrückten sieht er auf meiner Brust — Geh, Sophie — man soll mir den wilderen Kranze herausführen, der im Marstall ist! Ja muß ins Freie — Menschen sehen und blauen Himmel, und mich leichter reißen um's Herz herum.

Sophie. Wenn Sie sich unpäßlich stellen. Mylady — herrschen Sie Alkmedor hier zusammen! Lassen Sie den Herzog hier Tadel holen, oder die Chirurgie-tische vor Ihren Sopha sagen! Mir sollte der Hof und sein ganzer Hof zu Grunde gehen, und eine Grille im Kopfe starben!

Lady (wirft sich in den Sopha). Ja hätte, verstehe mich! Ich gebe die einen Dreimal für jede Stunde, wo ich sie nur vom Halse schaffen kann! Soll ich meine Zeit mit mit diesem Volk tapezieren? — Das sind scheinte redselige Menschen, die sich einreden, wenn nur ein warmes herzliches Wort einwirkte. Mund und Augen aufreißen, als stünn sie einen Geist — Stieren einen einzigen Maximentenbraten, den ich leichter als mein Zitat ergeire! — Was sang' ich mit den Leuten an, deren Seelen so gleich als ihre Sackuhren gehen? Kann ich eine Freude drau haben, die mal so fragen, wenn sie vorüber wird, was sie mir andeuteten wollen? Oder Worte und innere Gedanken, wovon sie bei Herz nicht haben, andere Meinung als sie zu sein? — Was

mit ihnen? Es ist verdrießlich, ein Roß zu reiten, das nicht auch in den Zügel beißt. (Er will zum Fenster).

Sophie. Aber den Fürsten werden Sie doch annehmen, Lady? Den schönsten Mann — den feinsten Liebhaber — den witzigsten Kopf in seinem ganzen Lande!

Lady (kommt zurück). Denn es ist sein Land — und nur ein Fürstentitum. Sophie, kann unserm Geschmack gar erträglichern Anderbe dienen — Du sagst, man verachte mein? Armes Ding! Verlangen soll man mich vielmehr! Unter Allen, die an den Höfen der Majestät trinken, kommt die Favoritin am fleischigsten weg, weil sie allein dem großen und reichen Mann auf den Bettelstabe begegnet — Mache ich's, er kann mit dem Talisman seiner Größe jeden Gelüst meines Herzens, wie ein Zauberschloß, auf der Erde rufen! — Er sieht den Gott von zwei Indien auf die Tafel — trägt Paradiese aus Muskatnüssen — läßt die Karten seines Landes in flatzen Bogen am Himmel springen, oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch seinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu schlagen? Kann er sein hartendes Gehirn auf ein einziges sanftes Gefühl erweichen? — Mein Herz hungert bei all dem Verlauf der Sinne; und was helfen mich tausend bessre Empfindungen, wo ich nur Wallungen löschen darf?

Sophie (bittet sie verwundernd an). Wie lang ist es denn aber, daß ich Ihnen diene, Milady?

Lady. Weil du erst heute mit mir bekannt wirst? — Es ist wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürsten meine Ehre verkauft; aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Gute, das vielleicht eines Mannes noch werth ist — über welches der giftige Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel ging! Traue es mir zu, meine Liebe, daß ich es länger gegen diesen armseligen Fürsten behaupten hätte, wenn ich es nur von meinem Vergnügen erhalten könnte, einer Dame am Hofe den Rang vor mir eine zuräumen!

Sophie. Und dieses Herz unterwarf sich dem Ehrgeize so gern?

Lady (ironisch). Als wenn es sich nicht schon gerächt hätte! — Nicht jetzt noch sich rächte! — Sophie! (bedeutend, indem sie die Hand auf Sophiens Kopf sollen läßt). Wir Frauenzimmer stunden nun zwischen Herrschaft und Dienen mitten, aber die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein eitender Betteil, wenn uns die größere Wonne versagt wird. Erkennen einen Mann zu lieben, den wir lieben!

Sophie. Eine Mahrheit, Milady, die ich von Ihnen zuletzt hören wollte!

Lady. Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieser kindischen Führung des Zepters nicht an, daß wir nur für das Gängelband taugen? Sahst du es denn diesem launischen Flatterkinde nicht an — diesen wilden Erzeugnissen an, daß sie nur wilderer Wünsche in unserer Brust überkommen sollten?

Sophie (steht erbaunt zurück). Lady!

Lady (ironisch). Befriedige diese! Gieb mir den Mann, den ich jetzt denke — den ich anbete — Herbert, Sophie, oder besigen muß. (Sie verstummt). Laß mich aus seinem Mund es vernehmen, daß Thränen der Liebe sanfter glänzen in unsern Augen, als die Brillanten in unserm Haar (stutzig), und ich werfe dem Fürsten sein Herz und sein Fürstentum vor die Füße, flechte mit diesem Manne, flechte in die entlegenste Wüste der Welt — —

Sophie (bittet sie erschrocken an). Himmel! Was machen Sie? Wie wird Ihnen, Lady?

Lady (besinnt). Du erschrickst blaß? — Hab' ich vielleicht etwas zu viel gesagt? — O laß mich deine Jugend mit meinem Zutrauen töten — höre noch mehr — höre Alles —

Sophie (kann sich kaum fassen). Ich flehe, Mylady — ich schwöre — ich vraue' es nicht mehr zu hören!

Lady. Die Verbindung mit dem Marschall — Du und die Welt sehen sie Meine. Für sey etwas Großes in der That — Sophie — erröthe nicht — schäme dich weiter nicht — sie ist das Wort — meiner Liebe!

Sophie. Bei Gott! Was soll ich thun?

Lady. Sie ließen sich beschwagen. Sophie — der schwache Fürst — der hoffahne Walter — der alberne Marschall — Jeder von ihnen wird darauf schwören, daß diese Heirath das unfehlbarste Mittel sey, mich dem Herzog zu retten, unser Band um so fester zu knüpfen! — Ja! es auf ewig zu trennen! auf ewig diese schändlichen Ketten zu brechen! — Belogne Lügner! Den einem schwachen Weibe überlistet! — Ihr selbst führet mir jetzt meinen Geliebten zu! Das war es ja nur, was ich wollte — Hab' ich ihn einmal — hab' ich ihn — o dann auf immer gute Nacht, abscheuliche Herrlichkeit —

Zweite Scene.

Ein alter Kammerdiener des Fürsten, (der am Schmelzischen tritt.)

Die Vorigen.

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog zweifeln Sich Milady zu Gnaden, und schicken Ihr neue Diamanten zur Hochzeit! Sie stunden so eben erst auf Bendeln!

Lady (hat das Gesicht gehüllt, und stieß erschrocken zurück). Mensch! was begehrt der Herzog für diese Ehre?

Kammerdiener (mit finsterm Gesicht). Sie toben ihn seinen Herrn!

Lady. Was? Bist du rasend? Nicht! — und (indem sie einen Schritt von ihm wegrückt) du wirst mir ja einen Bild an, als wenn du mich durchbohren wollt'st — Nichts toben ihn diese unverschämt bestellten Steine?

Kammerdiener. Gestern sind siebentausend Landkinder nach Amerika fort — die zahlen Nichts!

Lady (sagt den Schmuck zitternd weiter, und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener). Mann! Was ist hier? Ich glaube, du weinst?

Kammerdiener (wischt sich die Augen mit abscheidener Grimasse, als Gauker gewerbt). Entschuldige, wie diese da — ich habe auch ein Paar Ebnat darunter.

Lady (wendet sich schnell weg, seine Hand schlägt). Dem seinem gezwungenen?

Kammerdiener (lacht sardonisch). O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl so einige verlaufte Bursche vor die Front heraus, und fragten den Obersten, wie viel der Fürst das Paar Menschen verkauft? — Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren, und die Musketen niederknieen. Wer hören die Büchsen knallen, sahen die Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe, nach Amerika! —

Lady (fällt mit Entsetzen in den Sessel). Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und merkte nichts?

Kammerdiener. Ja, gnädige Frau! — Warum mußten Ihre denn mit unsern Herrn gerad' auf die Bärenhaut reiten, als man den Lermen zum Aufbruch schlug? — Die Herrlichkeit hätten Ihre doch nicht versäumen sollen, wie und die gellenden Trommeln ver-

thümigen, es ist Zeit, und preisende Bäuerin dort einen lebendigen Vater verfolgen, und hier eine wahnsinnige Mutter lief, ihr klagendes Kind am Busentuch zu spielen, und wie man Brautkam und Braut mit Thränen beneidenswürdig und wie Freudbürte verzweiflungsvoll da standen, und den Burschen auch zuletzt die Krähen noch nachwarfen in die neue Welt — Or, und mitunter das polternde Bürgerschlagen, damit der Unwissende auch wisse sollte davon hören —

Lady (lacht auf. Lady hervor). Weg mit diesen Steinen — ist wegen Hörnerkommen in mein Herz! (Sanfter zum Kammerdiener). Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder sehen.

Kammerdiener (warm und voll). Das weiß der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadttor bezeigen sie sich mir, und sprachen: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Du sey unser Landesvater — Am jüngsten Gerichte sind wir wieder da!“ —

Lady (mit hartem Schritt auf und niedergehend). Abscheulich! Fürchterlich! — Mich verachtet man, ich habe sie alle getrieben die Dreihen des Landes — Schrecklich, schrecklich gehen mir die Augen auf — Gehn — Gag' seinem Herrn — Ich werd' von verfluchten hunden! (Kammerdiener will gehen, da wirft sich vor Gustavin in den Hut). Und das nennen, weil du mir Mutterbrüst saugtest —

Kammerdiener (noch da wehmütig auf den Tisch zurück). Legt's zu dem Uebrigen! (Er geht ab).

Lady (ihm nachkommt nach). Sophie (spring' ihm nach, frag' ihn um seinen Namen: Er soll seine Söhne wieder haben! (Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Pause. Zu Sophien, die wieder kommt). Ging nicht jüngst ein Gerücht, daß das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüstet, und bei vierhundert Familien an den Bettelstab gebracht habe? (Sie klingelt).

Sophie. Wie kommen Sie auf das? Allerdings ist es so, und die mehresten dieser Unglücklichen dienen jetzt ihren Glaubigern als Sklaven, oder verdienen in den Schachten der fürstlichen Silbergewerke.

Bedienter (kommt). Was befehlen Milady?

Lady (gibt ihm den Schnupf). Daß das ohne Verzug in die Landschaft gebracht werde! — Man soll es sogleich zu Geld machen, befehl' ich, und den Gewinnst davon unter die Verbrannten vertheilen, die der Brand ruinirt hat!

Sophie. Milady, bedenken Sie, daß Sie die höchste Ungnade wagen!

Lady (mit Größe). Soll ich den Fluch seines Landes in meinen Haaren tragen? (Es wird ihm Bedienten, wieder gehn). Oder willst du, daß ich unter der schrecklichen Last solcher Thränen zu Boden sinke? — Sey, Sophie — Es ist besser, falsche Juwelen im Haar, und das Bewußtseyn dieser That im Herzen zu haben!

Sophie. Aber Juwelen, wie diese! Hätten Sie nicht Ihre schlechtern nehmen können? Nein, wahrlich, Milady! Es ist Ihnen nicht zu verzeihen!

Lady. Närrisches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblicke mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als jetzo Könige in ihren Diademen getragen, und schwere —

Bedienter (kommt zurück). Major von Walter —

Sophie (springt auf zu Lady zu). Gott! Sie verblasen —

Lady. Der erste Mann, der mir Schrecken macht — Bringen Sie Ihr unpäßlich. Quartier! — Halt — Ist er aufgerahmt? Lacht er? Was spricht er? O, Sophie! Nicht wahr, so sehr häßlich sind?

Sophie. Ja nicht Sie, Lady! —

Bedienter. Befehlen Sie, daß ich ihn abweise?

Lady (abstrakt). Er soll mir willkommen seyn. (Bedienter hinaus). Sophie, Sophie! — Was sag' ich nun? Wie empfang' ich das? — Ich werde stumm seyn! — Er wird meiner Schmach spotten — Er wird — o was sahst mir — Du verlästest mich, Sophie? — Bleib! — Doch nein! Geh! — Er wird doch? (Der Major kommt durch das Vorzimmer).

Sophie. Sammeln Sie sich! Er ist schon da.

Dritte Scene.

Ferdinand von Walter. Die Vorigen.

Ferdinand (mit einer kurzen Verbeugung). Wenn ich Sie worin unterbreche, gnädige Frau —

Lady (unter merklichem Herzklopfen). In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

Ferdinand. Ich komme auf den Befehl meines Vaters —

Lady. Ja die seine Schwiegerin.

Ferdinand. Und sei Ihnen melden, daß wir uns heirathen — Es weiß der Auftrag meines Vaters.

Lady (verlassen sich und spricht). Nein: Ihres eigenen Herzens?

Ferdinand. Minister und Kuppler pflegen das niemals zu fragen!

Lady (mit einer Verlegenheit, daß sie die Worte verlagt). Und Sie selbst hatten somit nichts weiter seyen?

Ferdinand. (mit einem Blick auf die Momente). Noch sehr viel. Milady!

Lady (gegen Sophien einen Wink, diese entfernt sich). Darf ich Ihnen diesen Sophie entreten?

Ferdinand. Ich werde ihrs seyn. Milady!

Lady. Nun?

Ferdinand. Ja bin ein Mann von Ehre!

Lady. Den ich zu schätzen weiß!

Ferdinand. Kavalier!

Lady. Kein besserer im Herzogthum!

Ferdinand. Und Offizier!

Lady (schmeichelnd). Sie verübten hier Vorzüge, die auch Andere mit Ihnen gemein hatten! Warum verschweigen Sie gerade, worin Sie einzig sind?

Ferdinand (trocken). Hier braucht' ich sie nicht!

Lady (mit immer steigender Angst). Aber für was muß ich diesen Vorderlist nehmen?

Ferdinand (langsam und mit Nachdruck). Für den Einzigen der Ehre, wenn Sie Lust haben sollten, meine Hand zu ergreifen!

Lady (aufspringend). Was ist das, Herr Major?

Ferdinand (gelassen). Die Sprache meines Herrn und — meines Bruders — und dieses Degens!

Lady. Diesen Degen gab Ihnen der Fürst.

Ferdinand. Der Staat gab mir ihn, durch die Hand des Fürsten — Mein Herz Gott — mein Wappen ein hohes Jahrtausend!

Lady. Der Name des Herzogs —

Ferdinand (stolz). Kann der Herzog Gesetze der Menschheit verbrechen, oder Handlungen mindern, wie seine Diener? — Er selbst ist nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit seinem Golde verstopfen! Er kann den Herrnstein über seine Schande werfen! Ja bitte mir aus, davon nichts mehr, Milady — Es ist nicht mehr die Rede von weggeworfenen Aufsätzen und Ahnen — aber von dieser Dreiangulate, aber von der Meynung der Welt! Ja ein verrat, daß alles mit Füßen zu treten, sobald Sie mich nur überzeugt haben werden, daß der Preis nicht schimmer war als das Opfer ist.

Lady (schmerzhaft von ihm wegwendet). Herr Major! das hab' ich nicht verdient!

Ferdinand (zeigt ihr die Hand). Vergeben Sie! Wer reden hier ohne Zeugen. Der Unglaub, der Sie und mich — heute und nie mehr — zusammen führt, verachtet mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimstes Selbst nicht zurück zu nehmen! — — Es will mir nicht zu Kopfe, Milady, daß eine Dame von so viel Schönheit und Geist — Eigensinnchen, die ein Mann schätzen würde — sich an einen Fürsten sollte wegwerfen können, der nur das Geschlecht an ihr zu bewundern gelernt hat, wenn sich diese Dame nicht schämte, vor einem Mann mit ihrem Herzen zu treten!

Lady (schaut ihm groß in's Gesicht). Reden Sie ganz aus!

Ferdinand. Sie nennen sich eine Britin! Erstaunen Sie mir — ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Britin sind! Die feigherzige Tochter des freien Volks unter dem Himmel — das sanfte, stolze, fremder Tugend zu rühmende — kann sich einwerfen an fremden Luster verbingen! Es ist nicht möglich, daß Sie eine Britin sind. — oder das Herz dieser Britin muß um so viel kleiner sein, als größer und stärker Britannicus Thron schlagen!

Lady. Sind Sie zu Ende?

Ferdinand. Man könnte antworten, es ist weibliche Eitelkeit — Leidenschaft — Temperament — Hang zum Vergnügen! Oder Sie sind überreizt Tugend die Pest! Schon manche, die mit Schande in diese Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit sich ausgesöhnt, und häßliche Hanfwerk durch einen schönen Gebrauch geadelt — Aber weder dem jetzt diese ungeheure Freßung des Landes, die vorher nie so gewesen? Das war im Namen des Herzogthums! — Ich bin zu Ende!

Lady (mit Taubmuth und Hoheit). Es ist das erstemal, Walter, daß solche Reden an mich getragt werden, und Sie sind der einzige Mensch, dem so darauf antworte — Daß Sie meine Hand verwerfen, darum sag' ich Sie! Daß Sie mein Herz lästern, vergeben ich Ihnen! Daß es Ihr Ernst ist, glaube ich Ihnen nicht! Wer sich verantwortet, Beleidigungen dieser Art einer Dame zu sagen, die nicht mehr als eine Nacht brauchte, um ganz zu verderben, muß dieser Dame eine große Seele zutrauen, oder — von Sinnen sein. — Daß Sie den Ruin des Landes auf meine Brust wälzen, vergeben Ihnen Gott, der Allwächtige, der Sie und mich und den Fürsten einst gegeneinander stellt. — Aber Sie haben die Engländerin in mir aufgefordert, und auf Verwahrte dieser Art muß mein Vaterland Antwort haben!

Ferdinand (auf seinen Degen gelehnt). Ich bin bewaffnet!

Lady. Hören Sie also, was ich, außer Ihnen noch Niemand vertraute, noch jemals einem Menschen vertrauen will! — Ich bin nicht die Abenteurerin. Vatter, für die Sie mich halten! Ich könnte groß thun und sagen: Ich bin fürstlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolks Geschlechte, der für die schottische Maria ein Opfer ward. — Mein Vatter, des Königs oberster Kämmerer, wurde beschuldigt, in verrätherischem Verkehren mit Frankreich zu stehen, durch einen Spruch der Parlamente verdammt, und enthauptet. — Alle unsere Güter fielen der Krone zu! Wir selbst wurden des Landes verwiesen! Meine Mutter starb am Tage der Hinrichtung! Ich — ein vierzehnjähriges Mädchen — floh nach Deutschland mit meiner Mörterin — einem Fräulein Jungfrau — und diesem Kammerherrn, daß meine sterbende Mutter mit ihrem letzten Segen mir in den Busen strafte!

Ferdinand (wird nachdenklich, und setzt seinen Degen auf die Erde).

Lady (fährt fort mit immer zunehmender Rührung). Krank — ohne Namen — ohne Schutz und Vermögen — eine ausländische Waise, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt, als ein bischen Französisch — ein wenig Flitet und den Flügel — beste besser verstand ich auf Gott und Silber zu spielen, unter banausischen Deutsch zu schwatzen, mit einem Wort jenen Bediente Fürsten zu machen, und die Schmeichelein der Großen Ihres Geschlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren schon hingewesen. — Die letzte Schwanenadel flog davon — Meine Mörterin starb — und jetzt fühlte mein Schicksal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich spazierte damals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom, und sing eben an zu phantasieren, so dieses Wasser oder mein Leiden daß Tiefste wäre? — Der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, sah in meinen Zähren, und schwur, daß er mich liebe. (Sie hält in großen Bewegungen inne, kann Gott sie fort mit wimmelnder Stimme) Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jetzt wieder mit verführerischem Schimmer auf — Schwur von daß Grab gramte mich eine trostlose Zukunft an — Mein Herz brannte nach Herzen — Ich sank an daß Fenster. (Tun tun vergängend) Zagt verdammen Sie mich!

Ferdinand (der bewegt, eilt ihr nach, und hält sie zurück). Lady! o Himmel! Was hör' ich? Was! das ich? — — Schrecklich enthüllt sich mein Irrevel mir! Sie können mir nicht mehr vergeben!

Lady (kommt zurück, und hat sich zu sammeln gesucht). Hören Sie weiter! Der Zarst überraschte zwar meine weibliche Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir! Da eine geborne Fürstin, Emilie, rief sich in mir! Da eine geborne Fürstin, Emilie, rief sich in mir! Da eine geborne Fürstin Konkubine? — Stolz und Sinnlichkeit kämpften in meiner Brust, als der Zarst mich wieder packte, und auf einmal die schauderndste Szene vor meinen Augen stand! — Der Wollust der Großen dieser Welt ist die wimmerndste Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht. — Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewüthet — daß Braut und Bräutigam zerrissen — daß selbst der Eben ehelichen Bund zerrissen — — hier daß stille Glück einer Familie entschlafen — hier ein junges unerfahrenes Herz der verderbenden Pest aufgeschlossen, und fürchterde Lasterinnen schwimmen den Namen ihres Lehrers unter Küssen und Zuckungen aus — Ja stelle mich zwischen das Lamm und den Tiger, meinen eignen fürstlichen Gott von dem in einer Stunde der Leidenschaft, und diese ausgesuchte Opferung mußte aufstehen.

Ferdinand (kommt an der heftigsten Unruhe durch den Saal). Nicht mehr, Milady! Nicht weiter!

Lady. Die traurige Periode hatte einer neuen traurigen Platz gemacht! Hof und Stadt wimmelten jetzt von Italiens Auswurf! Flatterhafte Pariserinnen täuschten mit dem fürchterlichen Jesper, und das Gift hantete unter ihren Locken — Sie alle erlagen diesen Tag! Ich sah sie neben mir in den Staub sinken, kann ich vor mehr Aerzte, als sie alle! Da wollte ihm Thränen den Zagel ab, der wollüstig in meiner Unvermögenschaft — dem Vaterland, Vatter, fühlte zum erstenmal eine Menschenwunde, und fand vertrauend an meinen Busen! (Pause, worin sie ihn schmerzvoll ansieht). O daß der Mann, von dem ich allein nichts verlangt sein möchte, mich jetzt zwingen muß, erst zu prahlen, und meine stille Tugend an Ehre der Verwunderung zu verlangen! — Walter, ich habe Kerker gesprengt — habe Todesurtheile gerissen, und manche entsetzliche Ewigkeit auf Galeeren verlitzt! In unerhört Wundern hab' ich doch wenigstens Flüchten

Balsam gegossen – mächtige Tropfen im Stand gesetzt, und die verlorene Sache der Unschuld oft noch mit einer patriotischen Thräne gerettet – Ha, Jüngling! wie sich wer mir das! Wie sanft stimmte mein Herz jede Anklage meiner fürstlichen Gewalt widerklingen! – Und jetzt trauet der Mann, den mein erschüttertes Schicksal vielleicht zum Ersatz meiner vorigen Leiden sonst – der Mann, den ich mit erwanndter Schnsucht im Traume schon umfaßte –

Ferdinand (fällt ihr in's Wort, durch und durch erschüttert). Zurück! Zurück! Das ist wider die Ordnung, Lady! Sie sollten sich von Anklagen reinigen, und mögen mich zu einem Verbrecher! Schonen Sie – ich bejammere Sie – schonen Sie meines Herzens, das Beschämung und wütende Reue zerreißen –

Lady (reißt ihre Hand los). Jetzt oder nimmermehr! Lange genug hielt der Heilige Stand – Das Gewicht dieser Thränen muß zu mich fühlen. (Im plötzlichen Ton) Hört, Walter! wenn eine Unglückliche – wenn verstoßene, allmächtig an dich gezogen – sie an sich preßt mit einem Busen voll gährender unterdrückter Liebe – Walter! – und du jetzt noch das kalte Wort Ehre ferusst – diese Unglückliche – niederzerrätst zum Gräbst ihrer Schande – des Lasters überreiche – verdammlich empor getrieben vom Ruf der Tugend – sich so – in deine Arme wirft (sie umfaßt ihn, verbirgt und seufzt) – durch dich gerettet – durch dich dem Himmel wieder geschenkt seyn will, oder (Lady Ordnet von ihm abgewandt, mit heiser bebender Stimme) deinem Bilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Auge der Vergeltung abgestorben, in noch abscheulichere Tiefen des Lasters wieder hinunterstammelt –

Ferdinand (sich von ihr loßreißend, in der schrecklichsten Verlegenheit). Mein, beim großen Gott! so kann das nicht ausdauern – Lady, so muß – Himmel und Erde siegen auf mir – so muß Ihnen ein Gegenstand thun, Lady!

Lady (von ihm wegkehrend). Jetzt nicht! Jetzt nicht, bei Ihnen, weil heilig ist – in diesen entsetzlichen Augenblick nicht, wo mein zerrissenes Herz an tausend Todesstichen blutet – Erst's Tod oder Leben – ich darf es nicht – ich will es nicht hören.

Ferdinand. Doch, doch, beste Lady! Sie müssen es. Was ich Ihnen jetzt sagen werde, wird meine Strafwürdigkeit mindern, und eine warme Zähre des Vergangenen seyn – Ich habe mich in Ihnen betrogen, Mylady – ich erwartete – ich wünschte, Ihre mir Verachtung wahrzig zu finden. Fest entschlossen, Sie zu bekriegen, und hören Haß zu verdienen, kam ich hieher. – Glückliche wir Beide, wenn mein Versuch gelungen wäre! (Er schweigt eine Weile, kommt immer und schlossener). Ich liebe, Mylady – liebe ein bürgerliches Mädchen – Louise Millerin, eines Musikus Tochter. (Lady wendet sich wieder von ihm weg, er fährt lebhafter fort) Ich weiß, worein ich mich stürze; aber wenn auch Klugheit die Leidenschaft schweigen heißt, so rebet die Pflicht desto lauter – Ja von der Stunde. Ich zuerst zerriß ihrer Unschuld gebotenen Trieben – wiegte ihr Herz mit vermessenen Hoffnungen, und ach es verrätherisch der wilden Leidenschaft Preis – Sie werden mich an Stand – an Geburt – an die Grundsätze meines Vaters erinnern, aber ich liebe. – Meine Hoffnung steigt nun so hoch, je tiefer die Natur mit Verweisungen zerfallen ist. – Mein Entschluß und das Vornrtheil! – Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platz bleiben wird. (Lady hat sich unterdessen mit der heftigsten Unruhe gegen Ferdinand gewandt, und alle ihre Gesichte mit beiden Händen bedeckt. Er fährt sie heftig) Sie wollten mir etwas sagen, Mylady?

Lady (im Ausdruck des heftigsten Leidens). Nichts. Herr von Walter! Nichts, als daß Sie Sie und Nichts und noch eine Dritte zu Grund richten.

Ferdinand. Noch eine Dritte?

Lady. Wie können mit einander nicht glücklich werden. Wir müssen doch der Vorsichtigkeit Ihres Vaters zum Opfer werden. Nimmermehr werd' ich das Herz eines Mannes haben, der mit seiner Hand nur gezwungen sah.

Ferdinand. Gezwungen, Lady? gezwungen sah? und also doch sah? Können Sie eine Mädchen dem Mann abgewinnen, der die ganze Welt dieses Mädchens ist? Sie einen Mann von dem Mädchen reißen, das die ganze Welt dieses Mannes ist? Sie Mylady – vor einem Augenblick die bewundernswürdige Stimme! – Sie können das?

Lady. Weil ich es muß. (Mit Ernst und Stärke) Meine Leidenschaft, Walter, weicht meiner Zärtlichkeit für Sie. Meine Ehre kann's nicht mehr – Unsere Verbindung ist das Gespräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes sind auf mich gerichtet. Die Besänftigung ist unausführbar, wenn ein Unternehmen des Fürsten mich aufschlägt; rathen Sie mit Ihrem Vater! Widerrathen Sie sich, so gut Sie können! – Ich laß alle Mittel fortragen! (Er geht schnell ab. Der Major bleibt in sprachloser Erstarrung stehen. Frau. Dann stürzt er fort durch die Hintenthüre).

Vierte Scene.

Zimmer beim Musikanten.

Miller. Frau Millerin. Louise treten auf.

Miller (hastig in's Zimmer). Ich hab's ja zuvor gesagt! –

Louise (springt im Augenblick auf). Was, Vater? Was?

Miller (immer um sich und vorher). Meinen Staatsrock her – hurtig – ich muß ihm zuvorkommen – und ein weißes Manschettenhemd! – Das hab' ich mir gleich eingebildet!

Louise. Um Gotteswillen! Was?

Millerin. Was giebt's denn? Was ist's denn?

Miller (noch seine Perücke in's Zimmer). Nur gleich zum Friseur das! – Was ist gleich? (vor den Spiegel getreten). Und mein Haar ist auch wieder fingerlang. – Was ist gleich? – Was wird's geben, du Rabenaas? – der Teufel ist los, und dich soll das Wetter schlagen!

Frau. Da seht man! Ueber mich muß gleich Alles kommen.

Miller. Ueber dich? Ja, blaues Donnerwetter! und über wen anders? Heute früh mit diesem diabolischen Junker – das' ich nicht im Moment gesagt? – Der Wurm hat gepfiffen.

Frau. Ah was! wie kannst du das wissen?

Miller. Wie kann ich das wissen? – Du! – unter der Hausthür spukt ein Kerl des Ministers, und fragt nach dem Geiger!

Louise. Ich bin des Todes!

Miller. Da aber sag mir deinen Verstand-einsichtsangen! (Packt sich Locken). Das hat seine Richtigkeit, wenn der Teufel ein Ei in die Wirthschaft gelegt hat, dem wird eine häßliche Tochter geboren – Jetzt hab' ich's blank.

Frau. Woher weißt du denn, daß es der Louise gilt? Du kannst dem Herzog recommandirt worden seyn. Er kann sich in's Orchester verlangen.

Miller (springt nach seinem Rock). Daß dich der Schwefelregen von Sodom! – Orchester! – Ja, wo

du Kupplerin den Diskant wirst deuten, und mein blauer Hinterer den Kontrapart vorstellen! (Stürzt ab in einen Stuhl). Gott im Himmel!

Louise (legt das weinerlich nieder). Mutter! Mutter! Warum wirst mir auf einmal so bange?

Miller (springt wieder vom Stuhl auf). Aber soll mir der Dintenkleckser einmal in den Schuß saufen! — Soll er mir saufen! — Es sey in dieser oder in jener Welt — Wenn ich ihm nicht Leib und Seele verteufelt zusammenbresche, alle zehen Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser, und alle Bücher Mosis und der Propheten auf's Leder schreibe, daß man die blaue Flecken bei der Auferstehung der Todten noch sehen soll —

Frau. Ja! sind du und poltre da! Das wird jetzt den Teufel bannen! Hilf, heiliger Herrgott! Wohin aus nun? Wie werden wir Rath schaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, so rede doch! (Er läuft herum durch's Zimmer).

Miller. Auf der Stell' zum Minister will ich! Ja will schnell mein Maul aufthun — ich frisch will es angehen! Du hast es vor mir gewußt! Du hättest mir einen Wink geben können! Das Mädel hätt' sich noch weisen lassen. Es wäre noch Zeit gewesen — aber nein! — Da hat sich was machen lassen; da hat sich was flicken lassen! Da hast du nun Holz vorm Kopf gehabt, Frau! Jetzt sorg' nun für deinen Kuppelpelz. Frisch auf, was du einbrockest! Ich nehme meine Tochter in Arm, und marsch mit ihr über die Gränze!

Fünfte Scene.

Ferdinand von Walter (klingt erschrocken und ungestüm in's Zimmer). Die Vorigen.

Ferdinand. War mein Vater da?

Louise (stürzt mit Geschrey auf). Mein Vater! Mörderischer Gott!

Frau (klatscht die Hände zusammen). Der Präsident! Es ist aus mit uns!

Miller (steht wie Versteint). Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Bescherung!

Alle zugleich.

Ferdinand (stürzt Louisen zu, und reißt sie stark in die Arme). Mein will du, und würfen Hölle und Himmel sich zwischen uns!

Louise. Mein Ich ist gewiß — Rede weiter — Du sprachst einen schrecklichen Namen aus — Dein Vater!

Ferdinand. Nichts! Nichts! Es ist überstanden! Ich hab' Dich ja wieder! Du hast mich ja wieder! O laß mich Athem schöpfen an dieser Brust! Es war eine schreckliche Stunde!

Louise. Wieder? Du schrest mich!

Ferdinand (tritt zurück und schaut sie bedenklich an). Eine Stunde, Louise, wo zwischen mein Herz und dich eine fremde Gestalt sich warf — wo meine Liebe vor meinem Gewissen erblaßte — wo meine Louise aufhörte, Ihrem Ferdinand Alles zu seyn — —

Louise (stürzt mit verdüstertem Gesicht auf den Sessel nieder).

Ferdinand (sieht schnell auf sie zu, bleibt sprachlos mit starrem Blick vor ihr stehen, dann verläßt er sie plötzlich in großer Bewegung). Nein! Nimmermehr! Unmöglich, Lady! Zuviel verlangt! Ich kann dir diese Ahnung nicht opfern — Nein, beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verletzen, der mich kaut wie des Himmels Donner und diesem verstehenden Auge wahrt — Lady, bist wieder — wieder, du Rabenvater — Ich soll diesen Engel würgen! Die Hölle soll sich in diesen himmlischen Busen schlichten! (Mit Entsetzen auf sie starrend). Ich will sie führen vor den Weltrichter Thron, und es meine Liebe verdammen ist, soll der Ewige sagen, Ich sage sie bei der Sonne, und bei der vom Sessel). Fuße Mutter, meine Thränen sie! — Du hast gewonnen! Als Sieger kannst ich und dem gräßlichen Kampf zurück!

Louise. Nein! Nein! Verbiete mir nicht's! Sprich es aus das entsetzliche Urtheil! Deinen Vater nennest du! Du nennest ihn Lady? — Schauer des Todes ergreifen mich — Man sagt, sie wird bekrachen.

Ferdinand (hört bestürzt zu Louisen's Füßen nieder). Mich, Unglückselige!

Louise (nach einer Pause, mit stillem bebendem Ton und schrecklicher Ruhe). Nun — was erschrest du denn? — Der alte Mann dort hat mir's ja oft gesagt — ich bad' es ihm nie glauben wollen. (Pause, kann wieder sie das Mitleiden hervorbringen in den Arm) Vater, hier ist deine Tochter wieder — Vergeltung, Vater! — Dein Kind kann ja nicht hasse, daß dieser Traum so schön war, und — — so fürchterlich jetzt das Erwachen — —

Miller. Louise! Louise! — O Gott, sie ist von sich — meine Tochter, mein armes Kind — Fluch über den Verführer! — Fluch über das Weib, das sie ihm kuppelte!

Frau (reißt sich zusammend auf Louisen). Verdien' ich deinen Fluch, meine Tochter? Vergeb's Ihnen Gott. Barmherzig! — was hat dieses Lamm gethan, daß Sie es würgen?

Ferdinand (springt an ihr auf, mit Entsetzensblick). Aber ich will seine Kabalen durchbohren — durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils — Frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Intriguenseelen am Riesenwerkzeug meiner Liebe hinaufschwindeln. (Er will fort).

Louise (springt vom Sessel auf, folgt ihm). Bleib! Bleibe! Wohin willst du? — Vater — Mutter — in dieser bangen Stunde verläßt er uns!

Frau (eilt ihm nach, hängt sich an ihn). Der Präsident wird dieher kommen — Er wird unser Kind mißhandeln — Er wird uns mißhandeln — Herr von Walter und Sie verlassen uns!

Miller (steht wütend). Verläßt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja Alles hin! (Mit der einen Hand den Major, mit der andern Louisen fassend) Gebuld, Herr! der Weg aus meinem Hause geht nur über diese da — Erwarte erst deinen Vater, wenn du sein Buse bist. Erzähl' es ihm, wie du sie in ihr Herz stahlst, Verräther, oder bei Gott! (Dem seine Tochter zurückreißend, will mit Gewalt sie durchbohren) Du sollst mir zuvor diesen schwimmenden Warm zerreißen, den Liebe zu dir so zu Swanden machte!

Ferdinand (stumm zurück, und gest auf und ab in tiefen Gedanken). Zwar die Gewalt des Präsidenten ist groß — Vaterrecht ist ein weites Wort — der Irrest selbst kann sich in seinen Falten verstecken, er kann es weit genug treiben — Nein! — Doch auf's Aeußerste treibt's nur die Liebe — Hier, Louise! Deiner Hand in die meinige! (Er faßt sie sie heftig). Es wahr mich Gott im letzten Hauch nicht verlassen soll! — Der Minister, der diese zwei Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwischen mir und der Seligkeit!

Louise. Mir wird bange! Blick' weg! Deine Lippen reden! Dein Auge redet fürchterlich —

Ferdinand. Nein, Louise! zittre nicht! Es ist nicht Wahnsinn, was aus mir redet! Es ist das ehrliche Gestirne des Himmels. Entsetzen in dem ernsten Augenblick, wo die gepreßte Brust nur durch etwas Unerhörtes sich Luft macht — Ich liebe dich, Louise — Du sollst mir bleiben, Louise — Jetzt

zu meinem Vater! (Er eilt schnell fort und rennt — gegen den Präsidenten.)

Sechste Scene.

Der Präsident (mit einem Befehle von Bedienten). Vorige.

Präsident (im Hereintreten). Da ist er schon!

Alle (erschrocken).

Ferdinand (macht einige Schritte zurück). Im Hause der Unschuld.

Präsident. Wo der Sohn Gehorsam gegen den Vater lernt!

Ferdinand. Lassen Sie und doch — —

Präsident (unterbricht ihn, zu Millern). Er ist der Vater?

Miller. Stabsmusikant Miller.

Präsident (zur Frau). Sie die Mutter?

Frau. Ach ja! die Mutter!

Ferdinand (zu Millern). Vater, bring' er die Tochter weg — ihr droht eine Ohrfeige.

Präsident. Unerhörtliche Sorgfalt! Ich will Ihr aufstreichen. (Zu Louisen.) Wie lang' kennt Sie den Sohn des Präsidenten?

Louise. Diesen habe ich nie nachgefragt: Ferdinand von Walter besucht mich seit dem November!

Ferdinand. Better sie an!

Präsident. Erhielt Sie Versicherungen?

Ferdinand. Der wenig Augenblicken die feierlichsten im Angesichte Gottes.

Präsident (spricht zu seinem Sohn). Zur Beichte deiner Thorheit wird man dir schon das Zeichen geben. (Zu Louisen.) Ich erwarte Antwort.

Louise. Er schwur mir Liebe.

Ferdinand. Und wird sie halten.

Präsident. Muß ich verstehen, daß du schweigst? — Nahm Sie den Schwur an?

Louise (schnitt). Ich erröthete ihn.

Ferdinand (mit lyser Stimme). Der Bund ist geschlossen!

Präsident. Ich werde das Echo hinaus werfen lassen. (Bedeutsam zu Louisen). Aber er bezahlte Sie doch jederzeit baar?

Louise (auffahrend). Diese Frage verstehe ich nicht ganz.

Präsident (mit beleidigtem Lachen). Nicht? Nun! Nun! ich meine nur — Jedes Handwerk hat, wie man sagt, seinen goldenen Boden — und Sie, hoff' ich, wird Ihre Gunst nicht verschenkt haben — oder war's Ihr vielleicht mit dem blogen Verschluß gedient? Wie?

Ferdinand (fährt wie rasend auf). Hölle! was war das?

Louise (zum Vater mit Mühe und Umwillen). Herr von Walter, jetzt sind Sie frei!

Ferdinand. Vater! Ehrfurcht befiehlt die Tugend auch im Bettlerkleid!

Präsident (sehr laut). Eine lustige Zumuthung! Der Vater soll die Hure des Sohns respectiren.

Louise (stürzt nieder). O Himmel und Erde!

Ferdinand (mit Louisen zu gleicher Zeit, indem er den Degen nach dem Präsidenten zückt, den er aber schnell wieder stecken läßt). Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu fordern — Es ist bezahlt. (Den Degen einsteckend). Der Schuldbrief der sindlichen Pflicht liegt zerrissen da —

Miller (der bisher fassungslos auf der Erde gesessen, tritt hervor in Bewegung, wechselsweise vor Louis mit den Händen ringend, und vor Angst damit klappend). Euer Excellenz — Das Kind ist des Vaters Arrest — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mörderin schilt, schlägt den Vater auf's Ohr, und Ohrfeig' um Ohrfeig' — Das ist so Lor bei uns — Halten zu Gnaden!

Frau. Hilf, Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los — über unserm Kopf wird das Wetter zusammenschlagen!

Präsident (der es nur halb gehört hat). Regt sich der Kuppler auch? — Wir stopfen uns gleich, Kuppler!

Miller. Halten zu Gnaden! Ich heiße Miller, wenn Sie ein Anagio hören wollen — wir Bürgersleute hier' ich nicht! Er lang der Hof noch so Vertrauten hat, nennt die Lieferung nicht an uns Bürgersleute: Halten zu Gnaden!

Frau. Um des Himmels willen, Mann! Du bringst Weib und Kind um.

Ferdinand. Sie spielen hier eine Rolle, mein Vater, wobei Sie sich wenigstens die Zeugen hätten ersparen können!

Miller (kommt ihm näher, verhaftet). Deutsch und verständlich! Halten zu Gnaden! Euer Excellenz spalten und walten im Land! Das ist meine Sinde! Mein devotestes Kompliment, wenn ich dereinstens ein Pro Memoria bringe, aber den unartigen bitten Gast werf' ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden!

Präsident (vor Wuth blaß). Was? — Was ist das? (Tritt ihn nieder).

Miller (tritt sich selber zurück). Das war nur so meine Meinung, Herr — Halten zu Gnaden!

Präsident (zu Ferdinand). Ha, Spitzbube! Ins Zuchthaus spricht dich deine vermessene Meinung — Fort! Man soll Gerichtsdiener holen. (Etwas vom Gesetz, gehen ab; der Präsident rennt vol Wuth durch das Zimmer). Vater in's Zuchthaus! — an den Pranger Mutter, und Metze vom Tochter! Der Gerechtigkeit soll meiner Wuth ihre Arme borgen! Für diesen Schimpf muß ich fürchtige Genugthuung haben — Ein solches Gesindel sollte meine Pläne zerstören, und ungestraft Vater und Sohn an einander hetzen? — Ha, Verstumpte! Ich will meinen Haß an eurem Untergang sättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern!

Ferdinand (tritt gelassen und standhaft unter ihn). O nicht doch! Sepd außer Furcht! Ich bin zugegen. (zum Präsidenten mit Unterwürfigkeit). Keine Uebereilung, mein Vater! Wenn Sie sich fristet lieben, seine Gewaltthätigkeit! — Es giebt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Vater noch nie gehört worden ist — Dringen Sie nicht tief in diese.

Präsident. Nichtswürdiger! Sweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr!

Miller (kommt auf einer komischen Verbeugung zu sich selbst). Schon du noch deinem Kinde, Frau! Ja sanft zum Herzog! — Der Leibsquetzer — das hat mir Gott eingeblasen — der Leibschneider lernt die Fidre bei mir! Es kann nicht fehlen beim Herzog. (Er will gehen).

Präsident. Beim Herzog, sagst du? — Hast du vergessen, daß ich die Schwelle bin, worüber du springen oder den Hals brechen mußt? — Beim Herzog, du Dummkopf? — Verstehst du, wenn du lebendig todt, eine Thurmstube tief, unter dem Boden im Kerker liegst, wo die Nacht mit der Hölle tändelnd, und Schall und Licht wieder umkehren. Rasselt dann mit deinen Ketten und winsere: Mir ist zuviel geschehen!

Siebente Scene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ferdinand (reißt auf Louisen zu, die ihm halb todt in den Arm sinkt). Louise! Hölle! Rettung! Der Schrecken überwältigte sie!

Miller (ergreift sein spanisches Rohr, setzt den Hut auf, und macht sich zum Angriffe gefaßt).

Frau (stürzt sich auf die Knie vor dem Präsidenten). **Präsident** (zu den Gerichtsdienern, seinen Orden entblößend). Legt Hand an im Namen des Herzogs! — Weg von der Memme, Junge! — Ohnmächtig oder nicht — wenn sie nur erst das eiserne Halsband um hat, wird man sie schon mit Steinwürfen aufwecken!

Frau. Erbarmung, Ihro Gnaden! Erbarmung! Erbarmung!

Miller (reißt seine Frau in die Höhe). Knie vor Gott, alte Hexenhure, und nicht vor — Scheinen, weil ich ja doch schon in's Zuchthaus muß!

Präsident (beißt die Lippen). Du kannst dich verrechnen, Bube! Es stehen noch Galgen leer! (Zu den Gerichtsdienern). Muß ich es noch einmal sagen?

Gerichtsdiener (dringen auf Louisen ein).

Ferdinand (springt an sie auf, und stellt sich vor sie, grimmig). Wer will was? (Er zieht den Degen, kommt der Scheide, und weiset sich mit dem Gefäß). Mag' es, sie anzurühren, wer nicht auch die Hirnschale an die Gerichte verwirket hat. (Zum Präsidenten). Schonen Sie Ihrer selbst! Treiben Sie mich nicht weiter, mein Vater!

Präsident (winket zu den Gerichtsdienern). Wenn euch euer Brot lieb ist, Memmen —

Gerichtsdiener (greifen Louisen wieder an).

Ferdinand. Tod und alle Teufel! Ich sage: Zurück! — Noch einmal! Haben Sie Erbarmen mit sich selbst! Treiben Sie mich nicht aufs Aeußerste, Vater!

Präsident (aufgebracht zu den Gerichtsdienern). Ist das euer Diensteifer, Schurken?

Gerichtsdiener (greifen dreister an).

Ferdinand. Wenn es denn sein muß (indem er den Degen setzt und einige von denselben verwundet), so verzeihe mir, Gerechtigkeit!

Präsident (voll Zorn). Ich will doch sehen, ob auch sie diesen Degen fühle. (Er faßt Louisen selbst, zerrt sie in die Höhe und übergibt sie einem Gerichtsdiener).

Ferdinand (faßt erbittert). Vater, Vater. Sie machen hier ein beißendes Paradox auf die Gerechtigkeit, die sich so übel auf ihre Leute versteht, und aus vollkommenen Henkerstüchtigen solche Minister macht!

Präsident (zu den Uebrigen). Fort mit ihr!

Ferdinand. Vater, sie soll an dem Pranger stehen, aber mit dem Major, den Präsidenten Wurm — — Bestehen Sie noch darauf?

Präsident. Desto possierlicher wird das Spektakel — Fort!

Ferdinand. Vater! ich werfe meinen Offiziers-Degen auf das Mädchen — — Bestehen Sie noch darauf? —

Präsident. Das Portepee-Epee ist an deiner Seite des Prangerstehens geworden — Fort! Fort! Ihr wißt meinen Willen!

Ferdinand (reißt einen Gerichtsdiener weg, faßt Louisen mit einem Arm, mit dem andern zieht er den Degen aus der Scheide). Vater! Ehe Sie meine Gemahlin beschimpfen, durchsteh' ich sie — Bestehen Sie noch darauf?

Präsident. Thu' es, wenn deine Klinge auch spitzig ist!

Ferdinand (läßt Louisen fahren, und bückt sich fürchterlich zum Himmel). Du Allmächtiger bist Zeuge! Kein menschliches Mittel sieht sich unversucht — ich muß zu einem teuflischen schreiten. — Ihr führt sie zum Pranger fort, unterdessen (den Präsidenten in's Ohr raunend) erzähl' ich der Residenz eine Geschichte, wie man Präsident wird. (Ab).

Präsident (wie vom Blitz gerührt). Was ist das? — **Ferdinand!** — laßt sie ledig! (Er eilt dem Major nach).

Dritter Akt.

Erste Scene.

Saal beim Präsidenten.

Der Präsident und Sekretär Wurm (kommen).

Präsident. Der Streich war verwünscht!

Wurm. Wie ich beschränkter, gnädiger Herr. Zwang erbittert die Schwächsten immer, aber bekehrt sie nie.

Präsident. Ich hatte mein bestes Vertrauen in diesen Anschlag gesetzt! Ich verbeiße so: Wenn das Mädchen beschimpft wird, muß er, als Offizier, zurücktreten. —

Wurm. Ganz vortrefflich! Aber zum Beschimpfen hätt' es auch kommen sollen.

Präsident. Und doch — wenn ich es jetzt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht sollen eintreiben lassen. — Es war eine Drohung, worauf er wohl nimmermehr Ernst gemacht hätte.

Wurm. Das denken Sie ja nicht. Der gereizten Leidenschaft ist keine Thorheit zu bunt. Sie sagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf an Ihrer Regierung geschüttelt! Ich glaub's. Die Grundsätze, die er aus Akademien hieher brachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten! Was sollten auch die pöbelhaften Träumereien von Gerechtigkeit und verfluchtem Adel an einen Hof, wo die größte Weisheit diejenige ist, im raschen Tempo, auf eine gefaßte Art, Groß und Klein zu fegen! Er ist zu jung und zu feurig, um Gesinnung am langsamen krummen Gang der Kabale zu finden, und schon wird seine Ambition in Bewegung gesetzt, als was groß ist und abentheuerlich.

Präsident (verbeißend). Aber was wird diese wohlweise Bemerkung an unserm Handel verbessern?

Wurm. Sie wird Ew. Excellenz auf die Wunde hinweisen, und auch vielleicht auf den Verband. Einen solchen Charakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum Vertrauten, oder niemals zum Feind machen sollen. Er verabscheut das Mittel, wodurch Sie aufgestiegen sind. Verleicht war es bis jetzt nur der Sohn, der die Jungst des Verräthers band. Geben Sie ihm Gelegenheit, seinen ermannten abzuschütteln; machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf seine Leidenschaft glauben, daß Sie der zärtliche Vater nicht sind, so bringen die Pfeilen des Patrioten bei ihm vor. Ja, sehen allein die seltsame Phantasie, der Gerechtigkeit ein so unverdrängtes Opfer zu bringen, konnte Reiz genug für ihn haben, selbst seinen Vater zu stürzen.

Präsident. Wurm! — Wurm! — Er führt mich da vor einen entsetzlichen Abgrund.

Wurm. Ich will Sie zurückführen, gnädiger Herr. Darf ich freimüthig reden?

Präsident (indem er sich nieder setzt). Wie ein Verdammter zum Mitverdammten!

Wurm. Also verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der blossamen Hoffnung den ganzen Präsidenten zu danken, warum erstaunten Sie ihr nicht auch den Vater an? Ich befinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partie Piquet herbeten, und bei ihm die halbe Nacht mit freundschaftlichem Burgunder hinwegschwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die grosse Mine losgehen, und den ganzen Mann in die Luft blasen sollte — Warum zeigten Sie Ihrem Sohne den Feind? Minuenlang hätte dieser erobert sollen, bis sie um seine Liebesdangelegenheit wüßt. Sie hätten den Mann von Seiten des Mädchens unterbindt, und das Herz Ihres Sohnes behalten; Sie hätten den klugen General gespielt, der den Feind nicht am Kern seiner Truppen fasst, sondern Spaltungen unter den Gliedern stiftet.

Präsident. Wie war das zu machen?

Wurm. Auf die einfachste Art — und die Karten sind noch nicht ganz verspielen. Unterbrechen Sie eine Zeitlang, bald Sie Vater sind. Messen Sie sich mit einer Leidenschaft mehr, die jeder Widerstand nur mächtiger machte — Verlassen Sie es mir, an Ihrem eigenen Feuer den Wurm auszubraten, der Sie frisst.

Präsident. Ich bin begierig.

Wurm. Ich müßte mich sehr auf den Barometer der Seele verstehen, oder der Herr Major ist in der Eifersucht sterkelich, wie in der Liebe! Machen Sie ihm das Mädchen verdächtig — — Wahrscheinlich oder nicht. Ein Gran Hefe reicht hin, die ganze Masse in eine zerstörende Gährung zu jagen.

Präsident. Aber woher diesen Gran nehmen?

Wurm. Da sind wir auf dem Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr, erklären Sie mir, wie viel Gut sei bei der feurigen Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es Ihnen wichtig ist, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen, und die Verbindung mit Lady Milford zu Stande zu bringen?

Präsident. Kann Er noch fragen, Wurm? — Mein ganzer Einfluß ist in Gefahr, wenn die Partie mit der Lady zurückgeht, und wenn ich den Major zwinge, mein Hals.

Wurm (sinnend). Jetzt haben Sie die Gnade und hören! — Den Herrn Major umspinnen wir mit Ehrgeiz das Mädchen nehmen wir Ihre ganze Gewalt zu Hülfe. Wir diktiren ihr ein Billetdoux an eine dritte Person in die Feder, und spielen das mit guter Art dem Major in die Hände.

Präsident. Toller Einfall! Als ob sie sich so geschwind hin benennen würde, ihr eigenes Todesurtheil zu schreiben!

Wurm. Sie muß, wenn Sie mir freie Hand lassen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwei ebbliche Seiten, durch welche wir ihr Gewissen bestürmen können — ihren Vater und den Major. Der letztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel; desto freier können wir mit dem Ersteren umspringen. —

Präsident. Als zum Exempel?

Wurm. Nach dem, was Ew. Excellenz mir von dem Auftritt in seinem Hause gesagt haben, wird nichts leichter seyn, als den Vater mit einem Haftbefehl zu bedrohen. Die Person des Günstlings und Siegelbewahrers ist gewissermaßen der Schatten der Majestät. — Beleidigungen gegen jenen sind Verletzungen dieser. — Wenigstens will ich den armen Schächer mit diesem zusammengeflickten Kobold durch ein Nadelöhr jagen.

Präsident. Doch — ernsthaft dürfte der Handel nicht werden.

Wurm. Ganz und gar nicht — Nur in so weit, als es nöthig ist. die Familie in die Klemme zu treiben — Wir legen also in aller Stille den Musikus fest — Die Noth um so dringender zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen, — sprechen von peinlicher Anklage, von Schaffot, von ewiger Festung, und machen den Brief der Tochter zur einzigen Bedingniß seiner Befreiung.

Präsident. Gut! Gut! Ich verstehe.

Wurm. Sie führt ihren Vater — bis zur Leidenschaft, möcht' ich sagen. Die Scene seines Verlusts — seiner Freiheit zum Mindesten — die Verwirrung ihres Gewissens, den Anlaß dazu gegeben zu haben — die Unmöglichkeit, den Major zu verlassen — endlich die Verbindung ihres Kopfs, die ich auf mich nehme — es kann nicht fehlen — sie muß in die Falle gehen.

Präsident. Aber mein Sohn? Wird er nicht auf der Stelle Wind davon haben? Wird er nicht wüthender werden?

Wurm. Dass lassen Sie meine Sorge seyn, gnädiger Herr. — Vater und Mutter werden nicht eher frei gelassen, bis die ganze Familie einen förperlichen Eid darauf ablegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten, und den Betrug zu bestätigen.

Präsident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei dieser Menschenart Alles — Und sehen Sie nun, wie sich ihn Beide auf diese Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors, und den Ruf ihrer Tugend; Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und durch und durch weich gemacht von Schickalen dieser Art, ertennen sie's noch zuletzt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

Präsident (sieht unter Augenscheinen). Ja! ich gebe mich für überwunden, Schurke! Das Gewebe ist satanisch fein! Der Schüler übertrifft seinen Meister — — Nun ist die Frage, an wen das Billet muß gerichtet werden; mit wem wir sie in Verdacht bringen müssen?

Wurm. Nothwendig mit Jemand, der durch den Entsatzung Ihres Sohnes Alles gewinnen oder Alles verlieren muß!

Präsident (nach einigen Nachdenken). Ich weiß nur den Hofmarschall.

Wurm (zuckt die Achseln). Mein Geschmack wär' er nun freilich nicht, wenn ich Louise Millerin hieße.

Präsident. Und warum nicht? Wunderliche! Eine blendende Garderobe — eine Atmosphäre von Eau de mille fleurs und Bisam — auf jedes silberne Viertel eine Handvoll Dukaten — und alles das sollte die Delikatesse einer bürgerlichen Dirne nicht entzücken bestehen können? O, guter Freund! so scrupulös ist die Eifersucht nicht! Ich schicke zum Marschall. (Klingelt).

Wurm. Unterdessen, daß Ew. Excellenz dieses und die Gefangennehmung des Geigers besorgen, werd' ich hingehen, und den verrufen Liebesbrief aufsetzen.

Präsident (zum Schreibpult gehend). Den Er mir zum Durchlesen herausbringt, sobald er zu Stand seyn wird. (Wurm geht ab. Der Präsident setzt sich zu schreiben; ein Kammerdiener kommt; er sieht auf, und giebt ihm ein Papier). Dieser Verhaftsbefehl muß ohne Aufschub in die Gerichte — ein Anderer von euch wird den Hofmarschall zu mir bitten.

Kammerdiener. Der gnädige Herr sind so eben hier angefahren.

Präsident. Noch besser – Aber die Anstalten sollen mit Vorsicht getroffen werden, sagt ihm, daß kein Aufstand erfolgt.

Kammerdiener. Sehr wohl, Ihr Excellenz.

Präsident. Verstehe Ihr? Ganz in der Stille.

Kammerdiener. Ganz gut, Ihro Excellenz. (Ab).

Zweite Scene.

Der Präsident und der Hofmarschall.

Hofmarschall (eintretend). Nur zu passant, mein Bester! – Wie leben Sie? Wie befinden Sie sich? – Heute Abend ist große Opera Dido – das superreste Feuerwerk – eine ganze Stadt brennt zusammen – Sie sehen sie doch auch brennen? Was?

Präsident. Ich habe Feuerwerk genug in meinem eigenen Hause, daß meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt – Sie kommen erwünschet. lieber Marschall, mir in einer Sache zu rathen, wobey zu besorgen, die uns Beide ponssirt oder völlig zu Grund richtet. Setzen Sie sich.

Hofmarschall. Machen Sie mir nicht Angst, mein Bester!

Präsident. Wie gesagt – ponssirt oder ganz zu Grund richtet. Sie wissen mein Projekt mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unser Beider Glück zu fixiren. Es kann Alles zusammenfallen, Kalb! Mein Ferdinand will nicht!

Hofmarschall. Will nicht – will nicht – ich hab's ja in der ganzen Stadt schon herum gesagt! Die Mariage ist ja in Jedermanns Munde!

Präsident. Sie können vor der ganzen Stadt als Wahrsager da stehen. Er liest eine Andere!

Hofmarschall. Sie scherzen. Ist das auch wohl ein Hindernis?

Präsident. Bei dem Trotzkopf das unüberwindlichste.

Hofmarschall. Er sollte so wahnsinnig seyn, und ein Fortune von sich stoßen? Was?

Präsident. Fragen Sie ihn das, und hören Sie, was er antwortet.

Hofmarschall. Aber, mon Dieu! was kann er denn anworten?

Präsident. Daß er der ganzen Welt das Verbrechen entdecken wolle, wodurch wir gerissen sind – daß er unsere falschen Briefe und Quittungen angeben – daß er uns Beide an's Messer liefern wolle – Das kann er anworten!

Hofmarschall. Sind Sie von Sinnen?

Präsident. Das hat er gesanworrt. Das war er schon Willens in's Werk zu richten – Davon hab' ich ihn kaum noch durch meine höchste Erniedrigung abgewacht. Was wissen Sie hierauf zu sagen?

Hofmarschall (mit einem Schalksgesicht). Mein Verstand steht stille!

Präsident. Das könnte noch hingehen. Aber zugleich hintertreiben mir meine Spionen, daß der Oberjesuit von Bod auf dem Sprunge sey, um die Lady zu werben.

Hofmarschall. Sie machen mich rasend! Wer sagten Sie? Von Bod, sagen Sie? – Wissen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zusammen sind? Wissen Sie auch, warum wir es sind?

Präsident. Das erste Wort, das ich höre!

Hofmarschall. Bester! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren – Wenn Sie sich noch des Hofballs entsinnen – – es geht jetzt in's ein und zwanzigste Jahr – wissen Sie, worauf man den ersten Englischen tanzte, und dem Grafen von Merrschaum das heiße Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte – Ich Gott, das müssen Sie freilich noch wissen!

Präsident. Wer könnte so was vergessen!

Hofmarschall. Sehen Sie! Da hatte Prinzessin Amalie in der Hitze des Tanzes ein Strumpfband verloren. – Alles kannte, wie begreiflich in Akorn – von Bod und ich – wir waren noch Kammerjunker – wir krochen durch den ganzen Redoutensaal, das Strumpfband zu suchen – endlich erb ich' ich's – von Bod merkt's – von Bod darauf zu – preßt es mir aus den Händen – ich bitte Sie! – bringt's der Prinzessin und schwapst mir glücklich das Kompliment weg. – Was denken Sie?

Präsident. Impertinent!

Hofmarschall. Schnappt mir das Kompliment weg – Ich meyne in Ohnmacht zu sinken. Eine solche Malice ist gar nicht erhört worden. – Endlich ermann' ich mich, nähere mich Ihrer Durchlaucht und spreche: Gnädige Frau! von Bod war so glücklich, Hochdero neuerfundenes Strumpfband zu überreichen, aber wer das Strumpfband zuerst erblickte, beybehält sich in der Stille und schweigt.

Präsident. Prapo, Marschall! Bravissimo!

Hofmarschall. Und schweigt – Aber ich werd's dem von Bod bis zum jüngsten Gerichte noch nachtragen – der niederträchtige teuchende Schmeichler! – Und das war noch nicht genug – Wie wir Beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wischt mir von Bod an der rechten Frisur allen Puder weg, und ich bin entnirt auf den ganzen Ball.

Präsident. Das ist der Mann, der die Milford heirathen, und die erste Person am Hofe werden wird.

Hofmarschall. Sie stoßen mir ein Messer in's Herz. Wird? Wird? Warum wird er? Wo ist die Nothwendigkeit?

Präsident. Weil mein Ferdinand nicht will, und sonst keiner sich meldet.

Hofmarschall. Aber wissen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entschluß zu bringen? – – Sey's auch noch so bizarr, so verzwickt, es! Was in der Welt kann so widrig seyn, daß uns jetzt nicht willkommen wäre, den Verhaßten von Bod aus'm Hals zu stechen?

Präsident. Ich weiß nur *eines*, und das bei Ihnen steht.

Hofmarschall. Bei mir steht? Und das ist?

Präsident. Den Major mit seiner Geliebten zu entzweyen.

Hofmarschall. Zu entzweyen? Wie meynen Sie das? – und wie mach' ich das?

Präsident. Alles ist gewonnen, sobald wir ihm das Mädchen verdächtig machen.

Hofmarschall. Daß sie flieht, meynen Sie?

Präsident. Ja nein doch! Wie glauben er das? – Daß sie es mit einem Andern habe.

Hofmarschall. Dieser Andre?

Präsident. Müssen Sie seyn, Baron.

Hofmarschall. Ich seyn? Ich? – Ist sie von Adel?

Präsident. Wozu das? Welcher Einfall – Ein nes Musikanten Tochter.

Hofmarschall. Bürgerlich also? Das wird nicht angehen. Was?

Präsident. Was wird nicht angehen? Marschenpfeifen! Wenn unter der Sonne wird es einfallen, ein paar runde Wangen noch dem Stammwamm zu fragen?

Hofmarschall. Aber bedenken Sie doch, ein Ehrenmann! Und meine Reputation bei Hofe!

Präsident. Das ist was anders! Verzeihen Sie! Ich habe das noch nicht gewußt. Das Ihnen der Mann von unbescholtenen Sitten mehr ist, als sein von Gnaden. Wollen wir abrechen!

Hofmarschall. Seyen Sie ruhig. Darum! es war ja nicht so verstanden.

Präsident (frostig). Nein — nein! Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich lasse den Narren stehen. Dem von Boet wünsch' ich Glück zum Premierministster. Die Welt ist noch anderwärts. Ich forbere meine Entlassung vom Herzog.

Hofmarschall. Und ich? — Sie haben gut schwatzen, Sie! Sie sind ein Studierter! Aber ich, — mon Dieu! Was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlassen?

Präsident. Ein Bonnet von vorgestern; die Mode vom vorigen Jahr.

Hofmarschall. Ich beschwöre Sie, Theurer, Geliebter! — Ersticken Sie diesen Gedanken! Ich will mir ja Nichts gefallen lassen!

Präsident. Wollen Sie Ihren Namen zu einem Rendez-vous hergeben, den Ihnen diese Mätterin satirisch vorschlagen soll?

Hofmarschall. In Gottes Namen! Ich will ihn hergeben.

Präsident. Und den Brief irgendwo herumfallen lassen, wo er dem Major zu Gesicht kommen muß?

Hofmarschall. Zum Exempel auf der Parade will ich ihn, als von ungefähr, mit dem Schnupftuch herauszuziehen.

Präsident. Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

Hofmarschall. Mort de ma vie! Ich will ihn schon waschen! Ich will dem Rasewels den Appetit nach meinen Amouren verleiden!

Präsident. Nun geht's nach Wunsch! Der Brief muß noch heute geschrieben seyn. Sie müssen vor Abend noch herkommen, ihn abzuholen, und Ihre Rolle mit mir zu berichtigen!

Hofmarschall. Sobald ich sechzehn Wüsten werde gegeben haben, die von allerdöchster Importance sind. Verzeihen Sie also, wenn ich mich ohne Aufsehn beurlaube! (Geht).

Präsident (klingelt). Ich zähle auf Ihre Verschlagenheit, Marschall!

Hofmarschall (ruft zurück). Ah, mon Dieu! Sie kennen mich ja.

Dritte Scene.

Der Präsident und Wurm.

Wurm. Der Geiger und seine Frau sind glücklich und ohne alles Geräusch in Verhaft gebracht. Wollen Ew. Excellenz jetzt den Brief überlesen?

Präsident (nachdem er gelesen). Herrlich! Herrlich, Secretär! Auch der Marschall hat angebissen. — Ein Gift, wie das, müßte die Gesundheit selbst in eiternden Ausschlag verwandeln — Nur gleich mit den Vorschlägen zum Vater, und dann warm zu der Tochter! (Gehen ab zu verschiedenen Seiten).

Vierte Scene.

Zimmer in Millers Wohnung.

Louise und Ferdinand.

Louise. Ich bitte dich, höre auf! Ich glaube an keine göttliche Tage mehr. Alle meine Hoffnungen sind gesunken.

Ferdinand. So sind die meinigen gestiegen! Mein Vater ist ausgerissen; mein Vater wird alle Gesetze gegen uns richten; er wird mich zwingen den unmenschlichen Schritt zu machen: Ich stehe nicht für meine sündliche Pflicht. Wuth und Verzweiflung werden mir das sogenannte Geheimniß seiner Verdorbtheit entreißen. Der Sohn wird den Vater mit der Hände des Henkers liefern — Es ist die höchste Gefahr — — und die höchste Gefahr mußte da seyn, wenn meine Liebe den Riesenflug wagen sollte — — Herr, Louise! — Ein Gedanke, groß und vermessen wie meine Leidenschaft, drängt sich vor meine Seele — Du, Louise, und ich und die Liebe! — Liegt nicht in diesem Zirkel der ganze Himmel? oder erangst du noch etwas Bessers?

Louise. Brich ab! Nichts mehr! Ich erblasse über das, was du sagen willst.

Ferdinand. Haben wir an die Welt keine Forderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird und Alles verloren werden kann? — Wird dieses Auge nicht eben so schmelzend funkeln, ob es im Ozean oder in der Elbe sich spiegelt oder im natürlichen Meer? Mein Vaterland ist, wo mich Louise liebt! Deine Zuflucht in wilden sandigen Wüsten mir interessanter, als das Münster in meiner Heimath. — Werden wir die Pracht der Städte vermissen? Wo wir seyn mögen, Louise, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauspiele, neben welchen der Applaus Schwung der Künste verblaßt! Werden wir Gott in seinem Tempel mehr hören, so hieher die Nacht mit begeisternden Schauern auf, der wechselnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns! — Werden wir uns in Gesprächen der Liebe erschöpfen? Ein Lächeln meiner Louise ist Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens ist aus, bis ich diese Thräne ergründe!

Louise. Und hättest du sonst keine Pflicht mehr als deine Liebe?

Ferdinand (sie umarmend). Deine Ruhe ist meine heiligste!

Louise (sehr ernsthaft). So schweig, und verlaß mich — Ich habe einen Vater, der sein Vermögen hat, als diese einzige Tochter — der morgen freudig alt wird — der der Rache des Präsidenten gewiß ist!

Ferdinand (fällt rasch ein). Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe! Ich gehe, mache meine Kostbarkeiten zu Geld, erbeute Summen auf meinen Vater. Es ist erlaubt, einen Räuber zu plündern, und sind seine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag ein Uhr um Mitternacht wird ein Wagen vieher fahren. Ihr werft euch hinein! Wir fliehen!

Louise. Und der Fluch deines Vaters uns nach? Ein Fluch, Unbesonnener, den auch Mörder nie ohne Erbeben aussprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Rade läßt, der uns Flüchtlinge unbarmherzig, wie ein Gespenst, von Meer zu Meer jagen würde! Nein, mein Geliebter! Wenn nur ein Fevrel blos mir erhalten kann, so hab' ich noch Stärke, dich zu verlieren.

Ferdinand (steht still und murmelt lächelnd). Wirklich?

Louise. Verlieren! — O ohne Gränzen entsetzlich ist der Gedanke — Gräßlich genug, den unsterblichen Geist zu durchbohren, und die glühende Wange der Furche zu bleichen — Ferdinand! Dich zu verlieren! — Doch, mein verliert ja nur, was man besessen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anspruch war Kirchenraub, und schaudernd geb' ich ihn auf.

Ferdinand (das Gesicht verzerrt, und an der Unterlippe nagend). Gießt du ihn auf?

Louise. Nein! Sieh mich an, lieber Vater! Nicht so bitter die Zähne gefletscht. Komm! Laß mich jetzt deinen sterbenden Mund durch Beispiel belehren. Laß mich die Heftin dieses Augenblicks seyn — einem Vater den entsetzlichen Sohn wieder schenken — einem Bündniß entsagen, das die Zungen der Bürgerwelt auseinander treiben, und die gemeine ewige Ordnung zu Grund stürzen würde — Ich bin die Verbrecherin — mit frechen siderischen Wünschen hat sich mein Busen getragen — mein ängstlich ist meine Strafe, so laß mir doch jetzt die süße schmeichelnde Täuschung, daß es mein Opfer war — Wirst du mir diese Wollust mißgönnen?

Ferdinand (hat in der Zerstreuung mit Mord eine Pistole ergriffen, und auf verdächtigen Schritten verhaftet — Jetzt gerreißt er die Saiten, zerschmettert das Instrument auf dem Boden, und bricht in ein lautes Gelächter aus).

Louise. Walter! Gott im Himmel! Was soll das? — Ermanne dich! Jagung verlangt diese Stunde — es ist eine **Trennende**! Du hast ein Herz, für der Walter! Ich **kenne** es. — Worin wir das Leben ist deine Liebe, und ohne Schranken, wie das Unendliche. — Schende sie einer Edeln und Würdigern — sie wird die Glückseligsten ihres Geschlechts nicht beneiden — — (Lauten unterbrechend). Mich soll sie nicht mehr sehn — Das eitle verzagte Mädchen, vor seine feinen Ohren im einsamen Mauern, um seine Thränen wird sich Niemand bekümmern — Leer und erstorben ist meine Zukunft — Doch werd' ich noch je und je am verweinten Strauß der Vergangenheit riechen (indem sie ihm mit abgewandtem Gesicht ihre zitternde Hand giebt). Leben Sie wohl, Herr von Walter!

Ferdinand (springt aus seiner Betäubung auf). Ich entfliehe. **Louise!** Wirst du mir wirklich nicht folgen?

Louise (hat sich im Hintergrund des Zimmers niedergesetzt, und birgt das Gesicht mit beiden Händen verdeckt). Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden.

Ferdinand. Schlange, du lügst! Dich fesselt was anders hier.

Louise (im Ton des tiefsten inwendigen Leidens). Bleiben Sie bei dieser Vermuthung — sie macht mir leicht weniger elend.

Ferdinand. Falsche Pflicht gegen fremde Liebe! — Und mich soll das Mährchen blenden? — Ein Liebender fürchtet sich, und Weh über dich und ihn, wenn mein Verdacht sich bestätigt! (Greift schnell ab).

Fünfte Scene.

Louise (allein).

(Sie bleibt noch eine Zeitlang ohne Bewegung und stumm in dem Erstarren, endlich hebt sie auf, kommt verwirrt, und sieht furchtsam herum).

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater versprach in wenigen Minuten zurück zu seyn, und seitdem sind fünf volle fürchterliche Stunden vorüber — Wenn ihm ein Unfall — Wie wird mir? — Warum geht mein Athem so ängstlich?

(Sept tritt Wurm in das Zimmer, und bleibt im Hintergrund stehen, ohne von ihr bemerkt zu werden).

Es ist nichts Wirkliches — Es ist nichts als das schaudernde Gaukelspiel des erstarrten Gerüchts — Hat unsere Seele nur einmal Quintern genug in sich getrunken, so wird das Ding in jedem Winkel Gespenster sehen.

Sechste Scene.

Louise und Sekretär Wurm.

Wurm (kommt näher). Guten Abend, Jungfer!

Louise. Gott! Wer spricht da? (Sie wirft sich um, wird den Sekretär gewahr und tritt erschrocken zurück). Sprechlich! Sprechlich! Meiner ängstlichen Ahnung eilt schon die unglückseligste Erfüllung nach. (Zum Sekretär mit einem Blick voll Verachtung). Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da!

Wurm. Jungfer, ich suche Sie.

Louise. So muß ich mich wundern, daß Sie nicht nach dem Martyrtag gingen.

Wurm. Warum eben dahin?

Louise. Ihre Braut von der Schandbühne abzuholen.

Wurm. Mamsell Millerin! Sie haben einen falschen Verdacht —

Louise (unterbricht eine Antwort). Was steht Ihnen zu Diensten?

Wurm. Ich komme, geschickt von Ihrem Vater.

Louise (hoffend). Von meinem Vater? — Wo ist mein Vater?

Wurm. Wo er nicht gern ist.

Louise. Um Gotteswillen! Geschwind! Mich befällt eine üble Ahnung — Wo ist mein Vater?

Wurm. Im Thurm, wenn Sie es ja wissen wollen.

Louise (mit einem Blick zum Himmel). Das noch! Das auch noch! — — Im Thurm? Und warum im Thurm?

Wurm. Auf Befehl des Herzogs.

Louise. Des Herzogs?

Wurm. Der die Verletzung der Majestät in der Person seines Stellvertreters —

Louise. Was? Was? O ewige Allmacht!

Wurm. Aufallend ja absolut beschlossen hat.

Louise. Das war noch übrig! Das! — Freilich, freilich, mein Herz hatte noch außer dem Major etwas Theures — Das durfte nicht übergangen werden — Verletzung der Majestät — Himmlische Vorsicht! Retze! o reiße meinen sinkenden Glauben! — Und Ferdinand?

Wurm. Wählet Lady Milford, oder Tinch und Entehrung.

Louise. Entsetzliche Freiheit! — Und doch — doch ist er glücklicher. Er hat seinen Vater zu verlieren. Zwar seinen haben ist Verdammniß genug. — Mein Vater auf Verletzung der Majestät — mein Geliebter die Lady oder Tinch und Entehrung — Wahrlich, der wundenschwerste! Eine vollkommene Bösewicht ist auch eine Vollkommenheit — Vollkommenheit! Nein! dazu fehlt noch etwas — — Wo ist meine Mutter?

Wurm. Im Spinnhaus.

Louise (mit schmerzerem Lächeln). Jetzt ist es völlig! — Völlig, und jetzt wär' ich ja frei — Abgestoßt von allen Pflichten — und Thränen — und Freuden, abgeschnitt von der Vorsicht. Ich brauch' sie ja nicht mehr — (Schreckliches Stillschweigen). Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Reden Sie immerhin. Jetzt kann ich Alles hören.

Wurm. Was geschehen ist, wissen Sie.

Louise. Was mich noch **kommen** wird? (Mit einem Blick, worin ihr der Sekretär von oben bis unten ansieht). Armer Mensch! Du treibst ein trauriges Handwerk, wovon du nimmermehr selig werden kannst. Unglückliche machen ist schon schrecklich genug, aber gräßlich ist's, es ihnen verkündigen — Ihm verzuckungen den Todesgesang, dabei zu sein'n, wenn das blutende Herz am eisernen Schaft der Nothwendigkeit zittert, und Tausenden an Gott zweifeln. — Der Himmel bewahre mich! Und würde dir jeder Angstbetzte, den du fallen siehst, mit einer Tonne Goldes aufgewogen — ich möchte nicht du seyn — — Was kann noch geschehen?

Wurm. Ich weiß nicht.

Louise. Sie wollen es nicht wissen. — Diese fürchterliche Botschaft fürchtet das Gerüchte der Worte, aber in der Grabstille Ihres Gesichts zeigt sich mir das Gespenst. — Was ist noch übrig? — Sie sagten vorhin, der Herzog wolle es auffallend ahnden? Was nennen Sie auffallend?

Wurm. Fragen Sie nichts mehr.

Louise. Höre, Mensch! Du gingst beim Henker zur Schule. Wie verständest du sonst, das Eisen erst langsambedächtlich an den zuschauenden Gliedern zum aufspühren, und daß zuletzt Herz und Gewissen der Erbarmung zu neuen? — Welches Todesfest wartet auf meinen Vater? — Es ist Tod in dem, was du lachend sagst; wie mag das aussehen, was du an dich hältst? Sprich es aus! Laß mich sie auf einmal haben die ganze zermalmende Ladung! Was wartet auf meinen Vater?

Wurm. Ein Kriminalprozeß.

Louise. Was ist aber das? — Ich bin ein unwissendes unsinnliges Ding, verstehe mich wenig auf eure fürchterlichen lateinischen Wörter. Was heißt Kriminalprozeß?

Wurm. Gericht um Leben und Tod.

Louise (klatscht). So darf ich Ihnen! (Sie eilt schnell in ein Seitenzimmer.)

Wurm (sieht betroffen da). Wo will das hinaus? Sollte die Alte etwa? — Teufel! Sie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muß für ihr Leben bürgen. (Im Begriff zu folgen).

Louise (kommt zurück, einen Mantel umgeworfen). Verzeihen Sie, Schreiber! Ich sollte das Zimmer.

Wurm. Und wohin so eilig?

Louise. Zum Herzog. (Will fort).

Wurm. Was? Wo hin? (Er hält sie erschrocken zurück).

Louise. Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinen Vater auf Tod und Leben will richten lassen — Nein! Nicht will — muß richten lassen, weil einige Bösewichter wollen; der zu dem ganzen Prozeß der beleidigten Majestät nichts bergiebt, als eine Majestät und seine fürstliche Handschrift.

Wurm (sacht überlaut). Zum Herzog!

Louise. Ja weiß, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen hier finden — Gott der wahre mich! nur Eile! — Eher nur an meinem Geschrei. Man hat mir gesagt, daß die Großen der Welt nicht belehrt sind, was Elend ist — nicht wollen belehrt seyn. Ich will ihm sagen, was Elend ist — will es ihm vormalen in allen Verzerrungen des Todes, was Elend ist — will es ihm vorheulen in Mark und Bein zermalmenden Tönen, was Elend ist — und wenn ihm jetzt über der Beschreibung die Haare zu Berge stehen, will ich ihm noch zum Schluß in die Ohren schrei'n, daß in der Sternesstunde auch die Lumpen der Erdengötter zu rächerln anfangen, und das jüngste Gericht Majestäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttele. (Sie will gehen).

Wurm (höhnisch freundlich). Gehen Sie, o gehen Sie ja! Sie können wahrlich nichts Klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Herzog willfahren wird.

Louise (wird plötzlich still). Wie sagen Sie? — Sie rathen mir selbst dazu? (Kommt schnell zurück). Hm! Was will ich denn? Etwas Abscheuliches muß es seyn, weil dieser Mensch dazu räth — Woher wissen Sie, daß der Fürst mir willfahren wird?

Wurm. Weil er es nicht wird umsonst thun dürfen.

Louise. Nicht umsonst? Welchen Preis kann er auf eine Menschlichkeit setzen?

Wurm. Diese saubre Supplikantin ist Preises genug.

Louise (stolze erhaben stehen, dann mit verächtlichem Lauf). Abgerechtet!

Wurm. Und einen Vater werden Sie doch, will ich hoffen, um diese gnädige Taxe nicht überfordert finden?

Louise (auf und ab, außer Fassung). Ja! Ja! Es ist wahr! Sie sind verschanzt, eure Großen — verschanzt vor der Wahrheit hinter ihre eignen Laster, wie hinter Schwerter der Cherubim — Heile dir der Allmächtige, Vater! Deine Tochter kann für dich sterben, aber nicht sündigen!

Wurm. Daß mag ihm wohl eine Neuigkeit seyn, dem armen verlassenen Mann — „Meine Louise," sagte er mir, „hat mich zu Boden geworfen! Meine Louise wird mich auch aufrichten." — Ich eile. Mamsell, ihm die Antwort zu bringen! (Sacht ab, als ob er ginge).

Louise (eilt ihm nach, hält ihn zurück). Bleiben Sie! bleiben Sie! Gebuld! — Wie sind tiefer Satan ist, wenn es gilt, Menschen rasend zu machen! — Ich bin ihm niederzuwerfen. Ich muß ihn aufrichten. Reden Sie! Rathen Sie! Was kann ich? was muß ich thun?

Wurm. Es ist nur ein Mittel!

Louise. Dieses einzige Mittel?

Wurm. Auch Ihr Vater wünscht —

Louise. Auch mein Vater? — Was ist das für ein Mittel?

Wurm. Es ist Ihnen leicht.

Louise. Ich kenne nichts Schwereres als die Schande.

Wurm. Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen.

Louise. Von seiner Liebe? Spotten Sie meiner? — Das meiner Willkür zu überlassen, wenn ich gezwungen wär?

Wurm. So ist es nicht gemeint, liebe Jungfer! Der Major muß zuerst und freiwillig zurücktreten.

Louise. Er wird nicht.

Wurm. So scheint es. Würde man denn wohl seine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

Louise. Kann ich ihn zwingen, daß er mich haßen muß?

Wurm. Wie wollen verstehen! Seinen Sie sich.

Louise (verwirrt). Mensch! Was verlässt du!

Wurm. Seyen Sie sich! Schreiben Sie! Hier ist Feder, Papier und Dinte!

Louise (setzt sich in höchster Bewunderung). Was soll ich schreiben? An wen soll ich schreiben?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louise. Ha! du verstehst dich darauf. Seelen auf ewig zu verdammen! (Ausgelöst eine Feder).

Wurm (diktirt). „Gnädiger Herr" —

Louise (schreibt mit zitternder Hand).

Wurm. „Sieben drei unerträgliche Tage sind vorüber — sind vorüber — und wir haben uns nicht"

Louise (stutzt, legt die Feder weg). An wen ist der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louise. O mein Gott!

Wurm. „Halten Sie sich deßwegen an den Major — an den Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus hütet."

Louise (springt auf). Bösewicht, wer noch keine erhört worden! An wen ist der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louise (die Hände ringend auf und nieder). Nein! Nein! Nein! Das ist tyrannisch, o Himmel! Strafe Menschen menschlich, wenn sie dich reizen, aber warum mich zwischen zwei Scheusale pressen? Warum zwischen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum diesen blutsaugenden Teufel mir auf den Nacken setzen? — Macht, was ihr wollt! Ich schreibe das nimmermehr!

Wurm (greift nach dem Hut). Wie Sie wollen, Mademoiselle! Das steht ganz in Ihrem Belieben.

Louise. Belieben, sagen Sie? In meinem Belieben! — Gott, Barbar! Länge einen Ungläubigen über den Abgrund der Hölle auf, bitt' ihn um etwas, und lästre Gott, und frag' ihn, ob's ihm der Liebe. — O du weißt allzugut, daß unser Herz an natürlichen Trieben so fest als an Ketten liegt — nunmehr ist Alles gleich! Diktieren Sie weiter! Ich denke nichts mehr. Ich weiche der überlisteten Hölle. (Sie setzt sich zum zweitenmal).

Wurm. „Den ganzen Tag wie ein Argus hüten" — Haben Sie das?

Louise. Weiter! Weiter!

Wurm. „Wir haben gestern den Präsidenten im „Haus gehabt. Es war possierlich zu sehen, wie der „gute Major um meine Ehre sich wehrte"

Louise. O schön, schön! o herrlich! — Nur immer fort! —

Wurm. „Ich nahm meine Zuflucht zu einer „Ohnmacht — zu einer Ohnmacht — daß ich nicht laut „lache."

Louise. O Himmel!

Wurm. „Aber bald wird mir meine Maske unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen könnte" —

Louise (hat inne, steht auf, geht auf und nieder, den Kopf gesenkt, als suchte sie was auf dem Boden; dann tritt sie sich wiederum, schreibt weiter). „Loskommen könnte."

Wurm. „Morgen hat er den Dienst — Possen „Sie ab, wenn er von mir geht, und kommen an den „bewußten Ort" — Haben Sie „bewußten"?

Louise. Ja habe Alles!

Wurm. „An den bewußten Ort an Ihrer Zärtlichsten . . . . . Louise"

Louise. Nun fehlt die Adresse noch!

Wurm. „An Herrn Hofmarschall von Kalb."

Louise. Ewige Furien! Ein Name, so fremd meinen Ohren, als meinem Herzen diese schändlichen Zeilen! (Sie steht auf, und betrachtet eine große Pause lang mit starrem Blick das Geschriebene, endlich reicht sie es dem Sekretär, mit entsetzlicher dumpfernder Stimme). Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name — es ist Ferdinand — ist die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerin!

Wurm. O mein Leb! Vergessen Sie nicht, liebe Mademoiselle, Ich habe verschiedne Mittel mit Ihnen. Vielleicht — wer weiß? — Ich könnte mich noch wohl über gewisse Dinge hinwegsetzen — Wahrlich! Bei Gott! Ich habe Mittel mit Ihnen.

Louise (reißt sich starr und durchdringend an). Nehmen Sie nicht aus, mein Herr! Sie sind auf dem Wege, sich etwas Entsetzliches zu wünschen.

Wurm (im Begriff, ihr Hand zu küssen). Gesetzt, es wäre diese niedliche Hand — Nie so, liebe Jungfer!

Louise (groß und schrecklich). Weil ich Dich in der Brunnnacht erbrosselte, und mich dann mit Wollust auf's Aas stürzten liefe. (Sie will gehen, kommt aber schnell zurück). Sind wir jetzt fertig, mein Herr? darf die Taube nun fliegen?

Wurm. Nur noch die Kleinigkeit, Jungfer! Sie müssen mit mir, und das Sakrament darauf nehmen, diesen Brief für einen freiwilligen zu erklären.

Louise. Gott! Gott! und du setzt noch das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren? (Wurm giebt sie fort).

Vierter Akt.

Erste Scene.

Saal beim Präsidenten.

Ferdinand von Walter, einen offenen Brief in der Hand, kommt stürmisch durch eine Thür, durch eine andre ein Kammerdiener.

Ferdinand. War kein Marschall da?

Kammerdiener. Herr Major, der Herr Präsident fragen nach Ihnen!

Ferdinand. Alle Donner! Ich frag', war kein Marschall da?

Kammerdiener. Der gnädige Herr sitzen oben am Pharotische!

Ferdinand. Der gnädige Herr soll im Namen der ganzen Hölle daher kommen.

(Kammerdiener geht ab).

Zweite Scene.

Ferdinand allein, (den Brief durchfliegend, bald erstarrend, bald wütend herumgehend).

Es ist nicht möglich! nicht möglich! Diese diabolische Hölle verflicht sein so teuflisches Herz — — Und doch! doch! Wenn alle Engel herunter fliegen, für ihre Unschuld bürgen — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zusammen erbeben, für ihre Unschuld bürgen — Es ist ihre Hand — ein nur erdichter angebrurter Betrug, wie die Menschheit noch keinen erlebte! — Das also war's, warum man sich so beharrlich der Flucht widersetzte! — Darum — o Gott! jetzt erwacht' ich, jetzt enthüllt sich mir Alles! Darum gab man seinen Anspruch auf meine Liebe mit so viel Hitzbrunnst auf, und bald, bald hätte selbst mich die himmlische Schwinste betrogen!

(Er läuft rasch durch's Zimmer, dann steht er wieder nachdenkend still).

Mich so ganz zu ergründen! — Jedes kühne Gefühl, jede leise schlechtere Bebung zu erweitern, jede feurige Wallung — An der feinsten Unbeweglichkeit eines schwerenden Lauts meine Seele zu fassen — Mich zu betrügen in einer Chräne — Auf jeden Zoll Gesicht der Leidenschaft mich zu bequemen, mir zu bestimmen vor jedem schwindenden Affekt — Gott! Gott! und Alles das nichts als Grimasse? — Grimasse? — O wenn die Lüge eine so baltbare Farbe hat, wie ging es zu, daß sich kein Teufel noch in das Himmelreich hineinlog?

Da ich ihr der Gefahr unsrer Liebe entdeckte, mit welch überzeugender Täuschung erblaßte die Falsche da! Mit welch feierlicher Würde schlug sie den frechen Heben meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblick schälte das Weib sich doch schnöde — Was? hielt sie nicht selbst die Feuerprobe der Wahrheit aus — die Hexenkerin sinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirft du jetzt führen, Empfindung? Aus Koketten sinken in Ohnmacht. Womit wirst du hier recht'erigen, Unschuld? — Aus Mirgen sinken in Ohnmacht.

Sie weiß, was sie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele gestohlen. Mein Herz trat beim

Erröthen des ersten Kusses sichtbar in meinen Augen — und sie empfand nichts? Empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunst? — Da mein glücklicher Wahnsinn den ganzen Himmel in ihr zu umspannen wähnte! meine wildesten Träume schweigen! Vor meinem Genius stand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand sie nichts? fühlte nichts, als ihren Anschlag gelungen? nichts, als ihren Reizen geschmeichelt? Tod und Rache! nichts, als daß ich betrogen sey?

Dritte Scene.

Der Hofmarschall und Ferdinand.

Hofmarschall (im Zimmer reibend). Sie haben den Wunsch diesen lassen, mein Bester! —

Ferdinand (vor sich hinmurmelnd). Einem Schurken den Hals zu brechen. (Laut). Marschall, dieser Brief muß Ihnen bei der Parade aus der Tasche gefallen seyn — und ich (mit wohlfeilem Lachen) war zum Glück noch der Finder.

Hofmarschall. Sie?

Ferdinand. Durch den lustigsten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

Hofmarschall. Sie seyen, wie ich erschrecke, Baron! —

Ferdinand. Lesen Sie. Lesen Sie! (Den ihm weggeworfenen). Bin ich auch schon zum Liebhaber zu schlecht, vielleicht taß ich mich desto besser als Kuppler an. (Während daß jener liest, tritt er zur Wand und nimmt zwei Pistolen herunter).

Hofmarschall (wirft den Brief auf den Tisch, und will sich davon machen). Verflucht!

Ferdinand (stürzt ihm am Arm zurück). Geduld, lieber Marschall! Die Zeitungen dürften mich angenehm. Ich will meinen Finderlohn haben. (Setzt zeigt er ihm die Pistolen).

Hofmarschall (tritt bestürzt zurück). Sie werden vernünftig seyn, Bester!

Ferdinand (mit starker schrecklicher Stimme). Mehr als zu viel, um einen Schelmen, wie du bist, in jene Welt zu schicken. (Er bringt ihm die eine Pistole auf, zugleich zieht er sein Schnupftuch). Nehmen Sie! Dieses Schnupftuch da fassen Sie! Ich hab's von der Buhlerin.

Hofmarschall. Ueber dem Schnupftuch? Rasen Sie? Wohin denken Sie?

Ferdinand. Faß dieses End' an, sag' ich! sonst wirst du ja fehl schießen, Memme! — Wie sie zittert, die Memme! Du sollest Gott danken, Memme, daß du zum Erstenmal etwas in deinen Hundskasten kriegst. (Hofmarschall macht sich auf die Beine). Dacht' ich's! dafür wird gesorgt seyn. (Er überholt ihn und ziegelt die Thüre).

Hofmarschall. Auf dem Zimmer, Baron?

Ferdinand. Als ob es sich mit der einen Gang vor den Wall verlohnte? Schau, so knallt's desto lauter, und das ist ja doch wohl das erste Geräusch, das du in der Welt machst — Schlag' an!

Hofmarschall (weicht sich die Stirn). Und Sie wollen Ihre soldates Leben so aufsetzen, junger hoffnungsvoller Mann?

Ferdinand. Schlag' an, sag' ich! Ich habe nichts mehr in dieser Welt zu thun!

Hofmarschall. Aber ich desto mehr, mein Allervortrefflichster!

Ferdinand. Du, Bursche? Was, du? — Der Rothmantel zu seyn, wo die Menschen sich rar machen! In Einem Augenblick siebenmal lang und siebenmal lang zu werden, wie der Schnetterling an der Nadel? Ein Register zu führen über die Sündigung deines Herrn, und der Mitthäter seines Witzes zu seyn? Eben so gut. Ich führe dich, wie irgend ein seltenes Murmeltbier mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Gebeul der Verdammten tanzen, apportiren und aufwarten, und mit deinen höflichen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen.

Hofmarschall. Was Sie befehlen, Herr, wir Sie befehlen — Nur die Pistolen weg!

Ferdinand. Hier er da steht, der Schmerzenssohn! — Da steht, den sechsten Sehöpfungstag zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Buchdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade für die Linse Gehirn, die so sechsteil in diesem unbandwarm Schädel wuchert! Diese einzige Linse hätte dem Pavian noch vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht — Und mit diesem ihr Herz zu theilen? — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einem Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.

Hofmarschall. O! Gott sey ewig Dank! Er wird wirbig.

Ferdinand. Ich will ihn gelten lassen! Die Toleranz, die der Raupe schont, soll auch diesem zu Gute kommen. Man begegnet ihm, zwar einer Ratte, verwundet vielleicht noch die Klage Marschall des Himmels, der auch mit Trübern und Verbissen noch Kreaturen speist; der dem Raben am Hochgericht, und einem Hofjung im Schlamme der Majestäten den Tisch deckt — Zuletzt erstaunt man noch über die große Polizei der Vorsicht, die auch in der Eisterwelt ihre Blindschleichen und Taranteln zur Aussaat des Gifts besoldet — Aber (indem seine Wuth sich erneuert) an meine Blume soll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es (den Marschall fassend, und unsinnig vermischt) so und so und wieder so durcheinander zerreißen.

Hofmarschall (für sich hinsinnend). O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Bicetre zu Paris! nur bei diesem nicht!

Ferdinand. Bube! Wenn sie nicht rein mehr ist! Bube! Wenn du genossest, wo ich anbetete! (wüthender) so weigtest, wo ich einen Gott mich flehte! (Plötzlich schweigt er, darauf fürchterlich). Der wäre besser. Bube, du fährst der Hölle zu, als daß dir mein Zorn im Himmel begegnete! — Wie weit kamst du mit dem Mädchen? Bekenne!

Hofmarschall. Lassen Sie mich los! Ich will Alles verrathen.

Ferdinand. O! Es muß reizender seyn, mit diesem Mädchen zu buhlen, als mit andern noch so himmlisch zu schwärmen — Wollte sie aufschwefen, wollte sie, sie könnte den Werth der Seele verunter bringen, und die Tugend mit der Weisheit verfälschen. (Dem Marschall die Pistole auf's Herz drückend). Wie weit kamst du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!

Hofmarschall. Es ist nichts — ist ja Alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie sind ja betrogen! —

Ferdinand. Und daran mahnst du mich, Böswicht! — Wie weit kamst du mit ihr? Du bist des Todes, oder bekenne!

Hofmarschall. Mon Dieu! Mein Gott! Ich spreche ja — so hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener leiblicher Vater —

Ferdinand (grimmiger). Hat seine Tochter an dich verkuppelt? Und wie weit kamst du mit ihr? Ich erwerde dich, oder bekenne!

Hofmarschall. Sie rasen. Sie hören nicht. Ich sag' ja nie. Ich kenne sie nicht. Ich weiß gar nichts von ihr. —

Ferdinand (zurücktretend). Du fährst sie nicht? Kennst sie nicht? Weißt gar nichts von ihr? – Die Millerin ist verloren um dreitausend; du längstens sie dreimal in Einem Athem hinweg! – Fort, schändlicher Kerl! (Er giebt ihm mit der Peitsche einen Streich und jagt ihn aus dem Zimmer). Für Dienstgleichen ist kein Futter erfunden!

Vierte Scene.

Ferdinand (nach einem langen Stillschweigen, worin seine Züge einen schrecklichen Gedanken entwickeln).

Verloren! Ja, Unglückselige! – Ich bin es. Du bist es auch. Ja, bei dem großen Gott! Wenn ich verloren bin, bist du es auch! – Richter der Welt! Ferdre sie mir nicht ab! Das Mädchen ist mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Laß mir das Mädchen! – Richter der Welt! Dort winseln Millionen Seelen nach dir – berühm keiner das Auge deines Ebenbildes – mich laß allein machen. Richter der Welt! (Indem er schrecklich die Hände faltet). Sollte der reiche, verschwenderische Schöpfer mit einer Seele geizen, die noch dazu die schlechteste seiner Schöpfung ist? – Das Mädchen ist mein! Ich einst ihr Gott, jetzt ihr Teufel!

(Die Augen groß in einen Winkel gewetzt).

Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten – Augen in Augen verzehnt – Haare zu Berge stehend gegen Haare – auch unser heißes Wimmern in Eins geschmolzen – und jetzt zu mir verhohlen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzusingen ihre Schwüre – Gott! Gott! Die Verwünschung ist fürchterlich – aber ewig! (Er will schnell hinaus. Der Präsident tritt herein).

Fünfte Scene.

Der Präsident und Ferdinand.

Ferdinand (zurücktretend). O! – mein Vater!

Präsident. Sehr gut, daß wir uns finden, mein Sohn! Ich komme, dir etwas Angenehmes zu verkündigen, und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiß überraschen wird. Wollen wir uns setzen?

Ferdinand (setzt sich lange Zeit starr an). Mein Vater! (Mit plötzlicher Bewegung zu ihm gehend und seine Hand fassend). Mein Vater! (Seine Hand küssend, vor ihm niedersinkend). O mein Vater!

Präsident. Was ist dir, mein Sohn? Steh' auf! Deine Hand brennt und zittert!

Ferdinand (mit wilder feuriger Empfindung). Verzeihung für meinen Unbank, mein Vater! Ich bin ein verworfener Mensch! Ich habe Ihre Güte mißkannt! Sie meynten es mit mir so väterlich – O! Sie hatten eine verfluchte Seele – jetzt ist es ja fixirt – Verzeihung! Verzeihung! Ihren Segen, mein Vater!

Präsident (bewegt eine schmerzliche Miene). Steh' auf, mein Sohn! Benenne mich, daß du mir Kätzchen spielest!

Ferdinand. Diese Millerin, mein Vater! – O, Sie kennen den Menschen – Ihre Milde war das mals so gerecht, so edel, so väterlich warm – nur verfehlte der warme Vatereifer des Wegs – diese Millerin!

Präsident. Martre mich nicht, mein Sohn! Ich verfluche meine Härte: Ich bin gekommen dir abzubitten! –

Ferdinand. Abbitten an mir! – Verspotten mir – Ihre Mißbilligung war Weisheit! Ihre Härte war himmlisches Mitleid – – diese Millerin, Vater –

Präsident. Ist ein edles, ein treues Mädchen! – Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht! Sie hat meine Achtung erworben!

Ferdinand (springt entsetzlich auf). Was? auch Sie? – Vater! auch Sie? – und nicht wahr, mein Vater, ein Geschöpf wie die Unsrige? – Und es ist so menschlich, dieses Mädchen zu lieben?

Präsident. Sage so: Es ist Verbrechen, es nicht zu lieben!

Ferdinand. Unerhört! Ungeheuer! – Und Sie schauen so hoch herab in Herzen so tief? haben Sie noch dazu mit Augen des Hasses! – Heuchelei ohne Beispiel – diese Millerin, Vater! –

Präsident. Ist es wenig, meine Tochter zu sehn! Ich rechne ihre Tugend für Ahnen, und ihre Schönheit für Gold. Meine Grundsätze weichen deiner Liebe – Sie sey dein!

Ferdinand (steht fürchterlich aus dem Zimmer). Das fehlte noch! – Leben Sie wohl, mein Vater! (Ab).

Präsident (ihm nachgehend). Bleib! Bleib! Wo bin stürmst du? (Ab).

Sechste Scene.

Ein sehr prächtiger Saal bei der Lady.

Lady und Sophie (treten herein).

Lady. Also fahrst du fort? Wird sie kommen?

Sophie. Diesen Augenblick! Sie war noch im Handgewand, und wollte sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden.

Lady. Sage mir nichts von ihr – Stille – wie eine Verbrecherin zittre ich, die Gräßliche zu sehen, die mit meinem Herzen so sürchterlich harmonisch fühlt – Und wie nahm sie sich bei der Einladung?

Sophie. Sie schien verstört, wurde nachdenkend, sah mich mit großen Augen an und schwieg. Ich hatte mich schon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als sie mit einem Blick, der mich ganz überraschte, zur Antwort gab: Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.

Lady (sehr ernsthaft). Laß mich, Sophie! Verlaß mich! Ich muß erröthen, wenn sie nur das verruchte Wort ist, und wenn sie mehr ist, verzagen.

Sophie. Aber, Milady! – Das ist die Laune nicht, eine Nebenbuhlerin zu empfangen! Erinnern Sie sich, wer Sie sind! Rufen Sie Ihre ehrwürd. Ihren Rang, Ihre Macht zu Hülfe! Ein stolzeres Herz muß die steife Pracht Ihres Anblicks erdrücken!

Lady (zerstreut). Was schwatzt die Närrin da?

Sophie (bedaut). Oder ist es vielleicht Zufall, daß eben heute die kostbarsten Brillanten an Ihren Ohren? Zufall, daß eben heute der weiseste Stoff Sie bekleiden muß – daß Ihre Anticham̃er von Heiducken und Pagen wimmelt, und das Bürgermädchen im fürstlichen Saal Ihres Palastes erwartet wird?

Lady (auf und ab mit Erschütterung). Vermuthet! Unerträglich, daß Weiber sich Weiberschwächen seine Empfindungen haben! – – Aber wie tief, wie tief muß ich schon gesunken seyn, daß eine solche Kreatur mich ergründet!

Ein Kammerdiener (tritt auf). Mamsell Millerin! –

Lady (zu Sophien). Hinweg, du! Entfernen dich! (Erzürnt, da hier noch zaudert). Hinweg! Ich befehl' es! (Sophie geht ab. Lady macht einen Gang durch den Saal). Gut! Recht gut, daß ich in Wallung kam!

Ich bin, wie ich wünschte! (Zum Kammerdiener). Die Mamsell mag hereinkommen. (Kammerdiener geht. Sie wirft sich in den Sopha und nimmt eine vornehm nachlässige Lage an).

Siebente Scene.

Louise Millerin (eine schüchtern herein, und bleibt in einer großen Entfernung von der Lady stehen; Lady hat ihr den Rücken zugewandt, und betrachtet sie eine Zeitlang aufmerksam in dem gegenüberstehenden Spiegel).

(Nach einer Pause).

Louise. Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle!

Lady (dreht sich nach Louisen um, und sieht nur eben mit dem Kopf, kennt und zurückgezogen). Aha! Ist Sie hier! — Ohne Zweifel die Mamsell — eine gewisse — Wie nennt man Sie doch?

Louise (etwas empfindlich). Miller nennt sich mein Vater, und Ihre Gnaden schickten nach seiner Tochter!

Lady. Recht! Recht! ich entsinne mich — die arme Geigerstochter, worein neulich die Rede war. (Nach einer Pause vor sich). Sehr interessant, und doch keine Schönheit — (laut zu Louisen) Trete Sie näher, mein Kind! (Louise tritt vor sich) Angen, die sich im Weinen üben — Wie lieb' ich sie, diese Augen! (Wischt um laut) Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du fürchtest mich!

Louise (groß mit entschiedenem Ton). Nein, Mylady! Ich verachte das Urtheil der Menge.

Lady (vor sich). Sieh doch! — und diesen Trotzkopf hat sie von ihm. (Laut) Man hat Sie mir empfohlen, Mamsell: Sie soll was gelernt haben, und sonst auch zu leben wissen — Nun ja. Ich will's glauben — und nähm' ich die ganze Welt nicht, einen so warmen Fürsprecher Lügen zu strafen.

Louise. Doch kenn' ich Niemand, Mylady, der sich die Mühe gäbe, mir eine Patronin zu suchen!

Lady (gelassener). Mühe um die Klientin oder Patronin?

Louise. Das ist mir zu hoch, gnädige Frau!

Lady. Mehr Schelmerei als diese offne Bildung vermuthen läßt! Louise nennt Sie sich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

Louise. Sechzehn gewesen.

Lady (sieht rasch auf). Nun ist's heraus! Sechszehn Jahre! Der erste Puls dieser Leidenschaft! — Auf dem unterirdischen Klavier der erste einweihende Stäberton. — Nicht ist verführender — Sage sie, ich bin ihr gut, liebes Mädchen — Und auch er liebt zum Erstenmal — Was Wunder, wenn sich die Strahlen eines Morgenrothes finden! (Sehr freundlich, und ihre Hand ergreifend). Es bleibt dabei, ich will dein Glück machen, Liese — Nichts, nichts als die süße frühverstehende Träumerei. (Louisen auf die Wangen klopfend). Meine Sophie betrathet! Du sonst ihre Stelle haben — Sechszehn Jahr! Es kann nicht von Dauer seyn!

Louise (zieht die ergriffene Hand). Ich danke für diese Gnade, Mylady, als wenn ich sie anrufen dürfte.

Lady (in Entrüstung zurücktretend). Man sehe die große Dame! Sonst wissen sich Jungfern Ihrer Herkunft noch glücklich, wenn sie Herrschaften finden. — Wie will denn Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu nichtig? Ist es Ihr Mädchen-Gesicht, worauf Sie so trotzig sind?

Louise. Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!

Lady. Oder glaubt Sie vielleicht, das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geschöpf, wer dir das in den Kopf setzte, mag er seyn, wer er will — er hat euch Beide zum Besten gehabt. Diese Wangen sind nicht im Feuer vergeblet. Was dir dein Spiegel für wassio und ewig verkündt, ist nur ein dünner aufgezogener Goldschaum, der deinen Aeltern über kurz oder lang in der Hand bleiben muß. — Was werden wir dann machen?

Louise. Den Andern bedauern, Mylady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold gefaßt ist seyn.

Lady (ohne darauf achten zu wollen). Ein Mädchen von Ihren Jahren hat immer zwei Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — Die gefällige Geschmeidigkeit des letztern macht die runde Offenherzigkeit des erstern wieder gut. Der eine trägt eine köstliche Blatternarbe. Weit gefehlt, sagt der andere, es ist ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder glaubt jenem nur, was euch auch dieser gesagt hat, däpst von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Aussagen beider verwechselt — — Warum vergaßt Sie mich so?

Louise. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Ich war so eben im Begriff, diesen prächtig blühenden Anblick zu bewundern, der es nicht wissen muß, daß seine Besitzerin so scharf wider Eitelkeit eifert.

Lady (errötend). Keinen Seitensprung. Lese! — Wenn es nicht die Prometsen Ihrer Gestalt sind, was in der Welt könnte Sie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige ist, wo Sie Manieren und Welt lernen kann, der einzige ist, wo Sie sich Ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann?

Louise. Auch meiner bürgerlichen Unschuld, Mylady!

Lady. Läppischer Einwurf! Der ausgelassenste Bube ist zu verzagt, und etwas Beschimpfendes zusammtdem, wenn wir ihm nicht selbst ermunternd entgegen gehn. Zeige Sie, wer Sie ist! Gese Sie sich Ehre und Würde, und ich sage Ihrer Jugend für alle Versuchung gut.

Louise. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich unterstehe, darau zu zweifeln! Die Zutaße gewisser Damen sind oft die Freistätten der freevsten Ergetzlichkeit. Wer sollte der Tochter des armen Geigers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Pest sich zu werfen, und doch dabei vor der Versuchung zu schaudern? Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milford ihrem Gewissen einen ewigen Sterbeln hatte, daß sie Gelehrsamen aufwende, um den Verdacht zu haben, jeden Augenblick saumend todt zu werden? — Ja bin offenherzig, gnädige Frau! — Würde Sie mein Anblick ergetzen, wenn Sie einem Vergnügen entgegen gingen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurückkämen? — — O besser, besser, Sie lassen Himmelsbrünne uns trennen — Sie lassen Meere zwischen uns fließen! — Sehen Sie sich wohl vor, Mylady! — Stunden der Räuberwuth. Augenblick der Erschaffung können sich melden — Schlangen der Reue können Ihren Busen anfallen, und nun — welche Folter für Sie, im Gesichte Ihres Ehemahnds die heitere Ruhe zu sehen, womit die Unschuld ein reines Herz zu belohnen pflegt. (Sie will einen Schritt zurück). Noch einmal, gnädige Frau! Ich bitte sehr um Vergebung!

Lady (in großer innern Bewegung herumgehend). Unerträglich, daß sie mir das sagt! Unerträglicher, daß sie recht hat! (Zu Louisen gewandt und ihr starr in die Augen sehend). Mädchen, du wirst mich nicht überlis

frei! So darf sprechen Abneigung nicht. Hier der dürftige Maximum tauert ein frantzes Interesse, daß die kleine Dienste besonders ausserliche mass- — daß beim Gespräch so erhitzte — daß es dennoch) entdecken muß.

Louise (gassen und sieht). Und wenn Sie es nun entdecken? Und wenn Ihr verdächtiger Argwohn sich den beleidigten Warm anbewerte, dem sein Schöpfer gegen Mißhandlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady! — Die arme Sünderin auf dem berüchtigten Henkerstuhl sucht zum Wettuntergang. Mein Elend ist so hoch gestiegen, daß selbst Aufrichtigkeit es nicht mehr vergrößern kann. (Nach einer Pause, sehr ernsthaft) Sie werden mich auf dem Stand meiner Herkunft treiben. Ich will sie nicht gezwiedern, diese verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was Mylady bewogen konnte, mich für die Thörin zu halten, die über ihre Herkunft errötet? Was Sie berechtigen konnte, sich zur Schöpferin meines Glücks aufzuwerfen, ehe Sie noch wußten, ob ich mein Glück auch von Ihren Händen empfangen wolle? — Ja hatte meinen ewigen Abstrom auf die Fremden der Welt zerrissen. — Ich hatte dem Glück seine Ueberraschung vergeben — Warum wahnen Sie mich aufs Neue an dieselbe? — Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Straßen verbirgt, hat nicht ihr coercirter Gerapp vor seiner Verschwörung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam barmherzig seyn? — Wie kommt es, Mylady, daß Ihr gepriesenes Glück das Elend so gern um Neid und Verwunderung anbettelt? — Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie? — O! so gönnen Sie mir doch lieber eine Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbarischen Loos versöhnt. — Zürnt sich doch das Insect in einem Tropfen Wasser so selig, als wär' es ein Himmelreich, so froh und so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten mit Wallfische spielen! — — Aber glücklich wollen Sie mich ja wissen? (Nach einer Pause pflegte zur Lady hinterwend und mit Unterscheidung zu fragen): Sind Sie glücklich, Mylady? (Dann verläßt sie schnell und derselben, Louise folgt ihr, und hält ihr die Hand vor den Mund). Hat dieses Herz auch die lachende Gestalt Ihres Standes? Und wenn wir jene Brust gegen Brust, und Schicksal gegen Schicksal auswechseln sollten — und wenn ich in tändelnder Unschuld — und wenn ich auf Ihr Gewissen — und wenn ich als meine Mutter Sie fragte — Würden Sie mir wohl zu dem Tausche rathen?

Lady (heftig bewegt in den Sopha sich werfend). Unerdörer! Undergerichtlich! Nein, Mädchen! Nein! Diese Größe hab du nicht auf die Welt gebracht, und für deinen Vater ist sie zu ungemein. Lüge mir nicht! Ja oder einen andern Leben —

Louise (sein und stand vor ihr in den Augen stehen). Es sollte mich doch wundern, Mylady, wenn Sie jetzt erst auf diesen Lehrer fielen, und doch vorhin schon eine Kondition für mich wußten!

Lady (springt auf). Es ist nicht auszustehen! — Ja denn! weil ich dir doch nicht entwissen kann. Ja freu' ihn — weiß Alles — weiß mehr, als ich wissen mag! (Pulsirt schn sie eine, darauf mit einer Gelassenheit, die nach und nach die heftigste zum Leben steigt). Aber mag' es, Unglückliche — mag' es, ihn jetzt noch zu lieben, oder von ihm geliebt zu werden — Was sagt ich? — Mag' es, an ihn zu denken, oder einer von seinen Gedanken zu seyn — Ja ihn mächtig. Unglückliche — fürchterlich — so wahr Gott lebt! Du bist verloren!

Louise (standhaft). Ohne Rettung, Mylady, sobald Sie ihn zwingen, daß er Sie lieben muß.

Lady. Ja verstehe dich — aber er soll mich nicht lieben! Ich will über diese sündhafte Leidenschaft siegen, mein Herz unterdrücken und das beinige zerschmettern — Felsen und Angriffe will ich zwischen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel gehen; mein Name soll eure Küsse, wie ein Gespenst Verbrecher, auseinander sprengen; seine junge blühende Gestalt unter seiner Umarmung welk, wie eine Mumie, zusammenfallen — Ja kann nicht mit ihm glücklich werden — aber Du sollst es auch nicht werden — Wisse das, Elende! Seligkeit zerstört ein Schlächter!

Louise. Eine Seligkeit, um die man Sie schon gebracht hat, Mylady! Lästern Sie Ihr eigenes Herz nicht. Sie sind nicht fähig, das anzubieten, was Sie so hochmuth auf mich verschwendet! Sie sind nicht fähig, ein Geschöpf zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als daß es empfunden hat, wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieser Wallung willen, Mylady!

Lady (die sich jetzt gefaßt hat). Wo bin ich? Wo war ich? Was hab' ich merken lassen? Wem hab' ich's merken lassen? — O Louise, edel, große, göttliche Seele! Vergieb einer Rasenden — Ja will ihr sein Haar kränken, mein Kind! Wünsche! Fordre! Ja will dich auf den Händen tragen, deine Freundin, deine Schwester will ich seyn — Du bist arm — Sieh! (Einige Brillanten herausnehmend). Ich will diesen Schmuck verkaufen — meine Garderobe, Pferd und Wagen verkaufen — Dein sey Alles, aber — entsag' ihm!

Louise (mit großer voll Bestrebung). Spottet sie einer Verzweifelten, oder sollte sie an der barbarischen That ihr Ernst seinen Antheil gehabt haben? — Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben, und meine Ohnmacht zu einem Verdienst aufrupfen. (Sie faßt eine Vase gedankenvoll, kann sie sie aber zur Lady, faßt ihre Hand, und setzt sie dann mit bebender an). Nehmen Sie ihn denn hin, Mylady! — — Freiwillig tret' ich Ihnen ab den Mann, den man mit Hohn der Hölle von meinem Anarchen Herrn rib. — — Vielleicht wissen Sie es selbst nicht, Mylady, aber Sie haben den Himmel zweier Liebenden gestiftet, von einander gerissen zwei Herzen, die Gott zusammen band; zerschmettert ein Geschöpf, das ihm nahe ging, wie Sie, das er zur Freude schuf, wie Sie, das ihn gepriesen hat, wie Sie, und ihn nun nimmermehr preisen wird — Lohn! Ihr's Dog des Allmächtigen bereit auch der letzte Krampf der zerbrochenen Herzens — Es wird ihm nicht gleichgültig seyn, wenn man Serben in seinen Händen werden! Jetzt ist er Ihnen! Jetzt, Mylady, nehmen Sie ihn hin! Nehmen Sie in seine Arme! Reissen Sie ihn zum Altar — Nur vergessen Sie nicht, daß zwischen Ihren Brautbett das Gespenst einer Selbstmörderin stehen wird — Gott wird barmherzig seyn — Ich kann mir nicht anders helfen! (Sie stürzt hinaus).

Achte Scene.

Lady allein (sieht erschüttert und außer sich, den Harem Blick nach der Thür gerichtet, durch welche sie Millerin weggeeilt, endlich erwacht sie aus ihrer Betäubung).

Wie war das? Wie gesagt mir? Was sprach die Unglückliche? — Weh, o Himmel! Noch zerreißen sie mein Ohr, die fürchterlichen, mir verdammenden Worte: Nehmen Sie ihn hin! — Wen,

Unglückseliger! Das Geschenk deiner Sternverbohrung – das schauervolle Vermächtniß deiner Verzweiflung! Gott! Gott! Bin ich so tief gesunken – so prügelten von allen Thronen meines Strebens verabgestürzt, daß ich verzweifelnd erwarte, was einer Bestie im Gras- wuth aus ihrem letzten Todeskampfe mit zuwerfen wird? – Nehmen Sie ihn hin! und das spricht sie mit einem Tone, begleitet sie mit einem Blicke – – Ha! Emilie! Bist du darum über die Grenzen deines Geschlechts weggeschritten? Absprengt du darum aus den prächtigen Namen des großen brittischen Weibes bauten, das das praktische Gesinde deiner Ehre neben der höheren Tugend einer verwahrlosten Bürgerehre verstehen soll? – Nein, stolze Unglückliche! Nein! – Beschämen läßt sich Emilie Milford! – Doch beschämen nie! Auch ich habe Kraft, zu entsagen!

(Mit wankenden Schritten auf und nieder).

Verdrücke dich jetzt, weiches, leidendes Weib! – Fahrt hin, ihr goldene Bilder der Liebe – Großmuth allein sey fest meine Führerin! – – Dieses liebende Paar ist verloren, oder Milford muß ihren Anspruch vertilgen, und im Herzen des Fürsten erlöschen! (Nach einer Pause, wehmüthig) Es ist geschehen! – Gewonnen das furchtbare Hinderniß – zerrissen alle Bande zwischen mir und dem Herzog, gerissen aus meinem Busen diese wehrende Liebe! – – In deine Arme werf' ich mich, Tugend! – Nimm sie auf, deine einzige Tochter Emilie! – Ha! wie mir so wohl ist. Wie ich auf einmal so leicht, so getheen mich fühle! – Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heute vom Gipfel meiner Hoheit herunterstinken, meine Herrlichkeit sterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in diese stolze Verweisung. (Entschieden zum Schreibpult gehend). Jetzt gleich muß es geschehen – jetzt auf der Stelle, ehe die Reize des lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuern.

(Sie legt sich nieder und singt an zu schreiben).

Neunte Scene.

Lady. Ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarschall, zuletzt Bediente.

Kammerdiener. Hofmarschall von Kalb stehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog.

Lady (in der Hitze des Schreibens). Aufsammeln wird sie, die fürstliche Drahtpuppe! Freilich! Der Einfall ist auch drollig genug, so eine durchsamtene Hofmaschine auseinander zu treiben. – Seine Hofschranzen werden wirbeln – Das ganze Land wird in Gährung kommen.

Kammerdiener und Sophie. Der Hofmarschall, Mylady! –

Lady (steht sich um). Wer? Was? – Desto besser! Diese Sorte von Geschöpfen ist zum Sachwalter auf der Welt. Er soll mir willkommen seyn.

Kammerdiener (geht ab).

Sophie (dazwischen schier kommend). Wenn ich nicht fürchten müßte, Mylady, es wäre Vermessenheit. (Lady schreibt völlig fort). Die Milleria stürzte außerhalb dem Vorsaal – Sie glühen – Sie sprechen mit sich selbst. (Lady schreibt immer fort). Ist etwas vorgefallen – Was muß geschehen seyn?

Hofmarschall (tritt herein, macht dem Rücken der Lady tausend Verbeugungen; da sie ihn nicht bemerkt, kommt er näher, stellt sich hinter ihren Sessel, fasst den Zipfel ihres Kleides wegzuziehen, und bricht einen Buckel darauf, mit furchtsamem Respekt). Serenissimus –

Lady (indem sie Sand streut und das Geschriebene durchzieht). Er wird wir schwarzen Unbank zur Last legen – Ich war eine Verlassene. Er hat mich aus dem Elend gezogen – Aus dem Elend? – Insolentes Tausch! – Zerreiße deine Neuvung, Verführer! Meine einzige Schamröthe bezahlt sie mit Wucher.

Hofmarschall (wandert in die Lady vergeblich von allen Seiten umgangen hat). Mylady schienen etwas distrait zu seyn – Ich werde mir wohl selbst die Kühnheit erlauben müssen. (Etwas laut) Serenissimus schicken mich, Mylady, zu fragen, ob diesen Abend Baarrouil seyn werde, oder deutsche Komödie?

Lady (sachend aufstehend). Eins von beiden, mein Engel! – Unterdessen bringen Sie Ihrem Herzog diese Karte zum Dessert! (Gegen Sophien) Du, Sophie, beschleunige das Anspannen soll, und ruft meine ganze Garderobe in diesen Saal zusammen. –

Sophie (geht ab mit Verwunderung). O Himmel! Was armes mir! Was wird das noch werden?

Hofmarschall. Sie sind engagirt, meine Gnädige!

Lady. Um so weniger wird hier gelogen seyn – Hurrah, Herr Hofmarschall! Es wird eine Stelle vakant. Gut Wetter für Kupyler! (Da der Marschall einen zerreißenden Blick auf den Zettel wirft). Lesen Sie, lesen Sie! Es ist mein Wille, daß der Inhalt nicht unter vier Augen bleibe!

Hofmarschall (liest: unterdessen sammeln sich die Bedienten der Lady im Hintergrund).

„Gnädigster Herr!

„Ein Vertrag, den Sie so leichtsinnig brachen, „kann mich nicht mehr binden. Die Glückseligkeit „Ihres Landes war die Bedingung meiner Liebe. „Drei Jahre währete der Vertrag. Die Binde fällt mir „von den Augen. Ich verabscheue Gunstbezeugungen, „die von den Thränen der Unterthanen triefen. – „Schenken Sie die Liebe, die ich Ihnen nicht mehr „erwiedern kann, Ihrem weinenden Lande, und lern „nun von einer brittischen Fürstin Ehrarmen „gegen Ihr deutsches Volk. In einer Stunde bin „ich über der Gränze. Johanna Norfolk."

Alle Bediente (murmeln bestürzt durcheinander). Ueber der Gränze?

Hofmarschall (legt die Karte erschrocken auf den Tisch). Behüte der Himmel, meine Beste und Gnädige! Dem Ueberbringer müßte der Hals eben so jücken, als der Schreiberin.

Lady. Das ist deine Sorge, du Gesbmann! – Leider weiß ich es, daß du und deinesgleichen am Nagbeten besser, was Andere arthun haben, erwähnen! – Mein Rath wäre, man hastte den Zettel in eine Mitterpastete, so sänden ihn Serenissimus auf dem Teller –

Hofmarschall. Ciel! Diese Vermessenheit! So erwägen Sie doch, so bedenken Sie doch, wie sehr Sie sich in Disgrace setzen, Lady!

Lady (wendet sich zu der versammelten Dienerschaft, und spricht das Folgende mit der innigsten Rührung). Ihr steht rechtlings, gute Leute, erwartet angstlich, wie sich das Räthsel entwickeln wird? – Kommt näher, meine Lieben! – Ihr dienet mir redlich und warm, sahet mir öfter in die Augen, als in die Börse; euer Gehorsam war euer Leidenschaft, eure Strix – meine Gnade! – – Daß das Andenken eurer Treue zugleich das Gedächtniß meiner Erniedrigung seyn muß! Traurigst Schicksal, daß meine sorgwürzigsten Tage eure glücklichsten waren! (Mit Thränen in den Augen). Ich entlasse euch, meine Kinder! – Lady Milford ist nicht mehr, und Johanna von Norfolk zu arm.

einer Equipage abgetrotzen. — Meine Schwiegermutter schätzt meine Schauspielin ungemein rund — Präsidentin Hirnau kann den Hofgeist — Der Hofgeist von euch weiß niemand weiter, als seine Geschichten. (Er wendet sich dann an sie, wie die andern unter mit Unterhaltung thaten). Ja versichere ich euch, meine Damen — Ihre weiß! (Zu mir) Und ich auf einen Antwortzug. Ja über den Wagen verloren. (Da sein ich so, will sagen, der Heimathschall verwarf sie den Weg). Meine bei Erbarmen, sprich so noch einmal so!

Heimathschall (der sich ganz gut hat mit einem Gesellschafter auf den Arm sah). Und dazu Dallas sich ich Ihnen Hochfürstlichen Durchlaucht zu Absolution ihres Adjutanten ernennt

Lady. Wenn bei Erbarmen! zu hochfürstlichen Hoheit, und will werden zu hochfürstlichen Ohren, weil ich nicht verfehl nach Croville kann, so werde ich von den Tagleiten arbeiten, mich zu erinnern von dem Schimpf, den Unterricht zu hören.

(Da sie ab. Die übrigen gehen von Lampe ab).

Fünfter Akt.

Wurm geschlossen Brief in einem Zimmer beim Musikanten.

Erste Scene.

Louise hat Lampe und ohne sich zu setzen in dem finstern Zimmer bei Zimmerl, den Kopf auf den Arm gestützt. Nach einer großen und tiefen Pause kommt Miller aus einer Seitenthüre, drückt heftig an Zimmer herum, eine Lampe zu bringen, kann sie an den Tisch auf den Lehn, und sieht die Tochter nicht.

Miller. Nun ist die noch nicht! Herr meiner Seele. — Durch alle Gassen bin ich gejagt, bei allen Bekannten bin ich gewesen, auf allen Thürmen war ich gestiegt — Mein Kind hat man nirgends gesehen! (Mit einigen Verwünschungen). Gottlob, endlich, endlich! Dort! Wenn es, bei es Morgen wird. Dort leicht kommt meine Tochter kann auf's Ohr gefallen gewesen. — Gut! Gut! Wenn ich meine Herz zu angeln will an dein Tochter ding? — Die Strafe ist hart, Hausmeister Wurm, hart! Ja und nicht nachsehen, unbarmherzig Wurm, aber die Strafe ist hart! ich weiß es gewiß, es muß Gottes.

Louise (spricht mit sich selbst). Da steht man, sonst einer Mann! Lampe bei Licht und verlieren.

Miller (spricht sich). Das ist so, meine Tochter! Bei bei! — Herr meinen kann so meinen und reden Leute!

Louise. Ja so warum hab man meinen, Vater, sie sind so gut, weil sie mich lieben, und ich meine lieben Bräder.

Miller. Gott verzeihe mir! Was sie Gerichtsdienern sündigen! sie sie Gute. Schuster und ein Grafer sprechen bei Thür.

Louise. Hab sie Gerichtsdiener, Vater, sie sind bei Tür! ohne Gerichten sein!

Miller, stutzt: Hier! Was sie Leben sind bei?

Louise (steht auf und wendet sich). Ja bei! einen Kampf gekämpft! Er weiß es, Vater! Gott und mir Kraft! Der Kampf ist vorüberbei! Jetzt, jetzt gehöre meine Gedanken gott und gebrauchen zu werden! Gleich! Er hat mich rufen! Nur einen Augenblick will mir auf, aber bei schwerer Ungeduld Verwundung drücken wir an Opfer in die Arme! Dürfte zur Mutter, Vater! Gehen Gnade ist nahe!

Miller, ihre Tochter! Ich weiß, es brennt. Die gehört mir besser.

Louise. Wir in die Ewigkeit rufen, Vater! Wir ist bei Tyrannen beruhigen will! — Die Thür ist schwer, als die Bosheit, und schwer — bei ist es mir gewacht, bei Mann mit dem traurigen Herz — O! sie sind prächtig, so lang sie ist mit mir mit dem Kopf zu einen hören, aber schnell sie mit dem Herzen verwandt, werden die Gefängnisse bauen — Da einen Gott gebauet zu seinem Betrug zu verfolgen! Gut, Vater, wissen wollt sie Gerichtsgen, sie Leber (deutlich und bei Entsetzen) eigentlich Pferd! Pferd, wenn wird jener Louise traurig! — Was! Er war tief Leben verloren, Vater! Was! Er ist so gut, gut!

Miller. Er war, meine Tochter!

Louise. Gestehne Frage! Die Verschlossene und mein Herz haben mit einander nicht Raum genug für einen einzigen Gedanken an Ihn — Wenn hier! ist traut werde an fremd Jammer! (Gerissen fehrt)

Miller (erstaunt). Höre, Louise! Ja erbarme den Dich!

Louise. Nie Er weiß, Vater! — aber Er wird nicht klug herauf werden. Die Bauchreden liegen wie dicke Leichname da, und treten vor Augen der Liebe.

Miller (leise). „Da ist verrathen, Bestimmt! „— Ein Unterschied einer Bedienst gerieb den Rand „meiner Hexen, aber ein sterbendes Gewehr hat „meiner Hexen gerissen, und kein Name hat stärker „seine Herzhaft gerührt. Dank, warum du Mensch hast. „Gefangen!“ Ja weg einen heimen Ort, wo sein „Gefängnisse unter wacht, und wohin eine sein Herr „her geht.“ (Miller will und sagt sie endlich an's Gehen).

Louise. Warum sein Er mich so an! Ich Er mich ganz und, Vater!

Miller. „Aber Mensch gerung sagte sie haben, „eine starker Strafe zu machen, wo sie nicht traut „ist, als seine Gewalt und Gott. — Ganz nur Liebe „macht sie kommen, hatten lassen alle seine Hoffnung „gut, und alle seine transitorien Wünsche; nicht „kannst so brauchen, als sein Herz, Mensch zu — so „sprich auf, wenn sie Gnade sein gnädigen Gerichts „sind auf sein Barmherzigkeiten. Wenn sie — so „verschwinden sich Herr Gott von seinen Gnadenaugen, „denn sie Mädchen hat sich zu Schanden gemacht.“ (Miller sagt bei Seite nicht, stand lange mit einem schmerzlichen Lächeln Gott an sich herauf, schlägt seine Augen nieder, und sagt mit seiner gebrochenen Stimme) Und sterbe heute Ort, meine Tochter!

Louise. Er kennt die nicht? Er kennt die nicht sich mehr, Vater? — Erschrecke! Der Ort ist gute Leuten gemacht. Verkommt wird die Leben.

Miller. Hmm! Nicht brauchen!

Louise. Ja weiß sie einen sein brauchen! Wenn heute, — Er weiß nicht erschrecken, Vater, wenn ich Ihm sein bekümmert nenne. Dieser Ort — O warum hat sie Liebe nicht Mensch erfunden! den schönen heute sie heiten gemacht. Der heute Ort, guter Gott — aber Er weiß nicht anderen sagen — der heute Ort ist rot Grab.

Miller (gerissen Selbstbeherrschung). O mein Gott!

Louise (geht auf ihn zu und sieht ihn). Vater und, mein Vater! Und sind nur Schauer, sie sich um sich Mord herum hasten, — Weg mit heute, und es liegt ein Donnerwet da, verschlief der Morgen seinen gehaltenen Tagesp trocket, und die Hinrichtung über heuten Gnadenden stehen. Nur ein heutiger Schauer kommt den Tod ein Gerippe starrung; es ist ein heller sonniger Knabe, schwach, wie sie den Unschuldigen

mutter, aber so tödtlich nicht — ein stiller dienstbarer Gemahl, der der eifersüchtigen Prinzessin Ehre den Sieg nimmt über den Abscheu der Welt, das Verdächtige der einzigen Verbindung aufhebt, freundlich nicht, aber verschwiegen.

Miller. Was hast du vor, meine Tochter? — Du willst eigenmächtig Hand an dich legen.

Louise. Nein! Er ist nicht so, mein Vater! Eine Gottheit räumen, wo sie nicht weiß gelitten hat, — die einen Ort verunheiligen, den sie nicht schuldig machen kann — Ist denn das Sünde?

Miller. Schlimmer ist die entsetzlichste, mein Kind! — Die einzige, die man nicht mehr verurtheilen kann, weil Tod und Mißethat zusammenfallen.

Louise (steht dann stumm). Gottesgericht! — Wer so nahe wird es doch nicht geben. Ich will in den Abgrund springen, Vater, und im Hinunterstürzen Gott den Allmächtigen um Erbarmen rufen!

Miller. Das heißt, du willst den Thatbestand verwirren, sprich du das Geheimniß in Finsterniß begraben. — Louise! Louise! Sieh Vater, daß du Gewalt nicht spottest, wenn du seiner am wenigsten benöthigen darfst. O! es ist weit, weit mit dir gekommen! — Du hast dein Gemüth aufgegeben, und der Barmherzige gab seine Hand von dir!

Louise. Ich flehen deine Kniee, mein Vater! Miller. Wenn du Gott liebst, willst du mir die gute Hoffnung lassen. — — Du darfst mich nicht verzweifeln machen! (Heftig.) Ich, ich, verfluchter gut Gewissen geworden. — Doch, ich will der dein Herz nicht noch schwerer machen. — Louise, so sprach vordem ich auch. Ich glaubte allein zu stehen. Du hast mich da gerufen, und warum sollt' ich noch länger geheim bleiben? Du wirst mein Angesicht hören, Louise, wenn du mein Flehen für das Geschick eines Vaters hast. — Du wirst mein Rächer! Jetzt vernimmst du nichts weiter von meinen Eingeweiden. Auch ich hatte Pflicht zu verletzen! Du stehst, meine Ehre hängt an deiner zu verbrechen. Die Zeit weltet sich allgemach bei mir, wo mich Bürgen die Kapitale zu stellen vermögen, die wir im Herzen unserer Kinder anlegten. — Willst du mich deinem verschonen, Louise? Wirst du dich mit Gott und Gut deines Vaters auf und davon machen?

Louise (steht eine Zeit von der heftigen Rührung). Nein, mein Vater! Ich gehe alle eine große Gesellschaft auf der Welt, und weiß in der Ewigkeit mit Wenigen bekannt.

Miller. Gott Lob, ich bin doch so nicht verzweifelt, mein Kind! (Sieht sich mit Hoffnung.) Werden wir uns dort wohl noch finden? — — Sieh! Wie du doch weißt! — Meine Louise begreift es nun selbst, daß ich sie in jener Welt nicht wohl mehr entbehren kann, weil ich nicht so früh daran bin, wie sie. (Louise fängt an in den Arm zu schauern.) Du schauerst, mein Kind? Du bist so kalt! Du bist ja so ganz Braut und Tod hat mit seinem Schauer dich ergriffen. O Tochter! Tochter! geliebte, nächstes schon entfernte Tochter! Verzeihst du deinem unglücklichen Vatermord! Ich kann nicht hier sich morden. Ich kann hier die Messer verbergen, du kannst dich mit einer Giftschale stärken. Vor Gift kann ich dich verwahren, du kannst dich mit einer Schaum Perlen erquicken. — Louise! Louise! — nur warnen kann ich dich nicht. — Willst du es bedenken! entkommen lassen, daß dein unnatürlicher Gemüthlich auf der schrecklichen Bahrde geschehen soll? Gott Gerechtigkeit von der werde! — Willst du dich vor den Allwissenden Thron mit der Lüge wagen? Heuchlerin, Gehasser, bin so da — wenn deine Heuchelein Augen ihre herrliche Puppe haben! — Und wenn dieser gerechteste Gott deinen Geliebten, jene Waffe wie du, zu den Füßen deines Richters so winden! deine entblößte Innerlichkeit in tiefen schwarzesten Augenblick Lügen stellt und deine betrogenen Hoffnungen an die einzige Erbarmung verweist, die der Grube die sich selbst graben können — wie dann? (Nachdrücklicher, lauter.) Wie dann, Unglückselige? (Er will sie fassen, stößt sie aber Louise dann mit Verwunderung an, dann weicht er zu stehen.) Jetzt weiß ich nichts mehr — (mit aufgehobener Hand) Rede du, Gott Allmacht! Ihr stein Stein nicht mehr. Thu' was du willst. Bringe meinen schwarzen Jüngling ein Opfer, daß deine Liebe! Louise! Louise, und deine guten Engel geschlossen. — Fort! fort! Tod! oder deine Schalen auf, tobe auch hier. Ihr letzte, die entsetzlichste auf, und wenn die Luft noch zu trinken ist, so mache mein Herz das Gewitter verstummen. — Hier ist ein Messer — hinschlag dem Herz, und (wirft es verächtlich hinweg) das Messer!

Louise (springt auf und um den Hals). Hoch! Hoch! O mein Vater! — Daß du Herrlichkeit noch hervorbringen gingst, oh Triumphirender! — Was soll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?

Miller. Wenn die Ruhe deines Mörders besser verdienen als die Tränen deines Vaters — fort!

Louise (noch einen zweifelnden Augenblick mit starrer Intuition). Vater! Ihre ist meine Hand! Ich will — Gott! Gott! Was tu' ich? Was will ich? Vater, ich schwöre — Mehr nur, mehr! Verzeichnis, verbrenn ich mich nicht! — Vater, es ist! — Ferdinand — Gott stehe bei! — Er gestehe! ich sein treues Gemahl. (Er gerecht einen Dolch.)

Miller (steht in tiefstem Nachdenken an den Tisch). Das ist meine Tochter! Wild auf! Um einen Liebhaber will sie trügen, bestellt sich zu einem gräßlichen Tode gerüstet. (Kommt Louisen und Messer in umarmend.) Kind! Kind, daß ich den Tag verlacht! Lebend nicht werth war! Gott weiß, wie ich schändlicher Mann zu diesem Ende gekommen bin! — Meine Louise, meine Heimgeliebte! O Gott! ich verfluche so wenig vom Lieben, aber daß es eine Qual sein muß, aufzuhören — so was begreift ich noch!

Louise. Doch hinweg aus diesem Gegend, mein Vater! — Weg von der Stadt, wo meine Geheimnisse meiner spotten, und mein guter Name davon ist auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich so viele Augen der verlorenen Unschuld anstarren. Weg, wenn es möglich ist! —

Miller. Warum du nun wohl, meine Louise! Das Brot andere Herzogin wünsche darauf, und Du, wenn mich es auch meiner Ehre beberren. Ja! Ich auch Alles bekommen. Ja sage die Gedanken deines Grams und der Luft, sage denen ein Lied von der Tochter, die, wenn Vater zu eitern, die Herz zerriß — wie bereits auf der Bahnhof von Tode zu Tode, und daß Niemand wird Heilige schmecken von den Hände des Mörderin. —

Zweite Scene.

Ferdinand zu den Vorigen.

Louise (wirft sich gerad gewandt, und wird ihr Messer kaum schwind von der Hand). Gott! Du ist es! Ich kann verlieren!

Miller. Wer? Wer?

Louise (sieht mit abgewandtem Gesicht auf den Messer, und bückt sich sehr an dem Tisch). Er! Er kommt — Gott! Er war von Sie. Vater — Mörder ist er geworden ist er da!

Miller (schnell zu, fasst packt). Wer? Er Sie. Verrat!

Ferdinand. (Stammt langsam näher, starrt Louisen gegenüber hin, und sieht von diesem herüber und her, ohne zu reden, noch einen Paar). Unbeweglicher Gewissen, hohe Treue! — Dein Betrautsch ist schmerzlich, aber schnell, und gewiß, und respect mir die Feierstrenge! — Guten Abend, Mütter!

Miller. Aber um Gottswillen! Was wollen Sie, Baron? Was führt Sie her? Was soll dieser Degen bedeuten?

Ferdinand. Ich weiß eine Zeit, wo man den Tag in seine Stunden getheilt, wo Tobschlacht nach mit Ach an die Gewichte der zögernden Minuten hing, und auf den Abreissteig Liebe, unter dem ich erscheinen sollte, — Wie kommt, daß ich jetzt stören in ihr?

Miller. Gehen Sie, gehen Sie, Baron! — Wenn noch ein Funke von Menschlichkeit in Ihrem Herzen zurückblieb, wenn Sie sie nicht erwürgen wollen, die Sie zu lieben vorgeben. Lieben Sie, verlassen Sie diesen Augenblick Lieber! Der Segen von fort und mehr Häuser, deselb Sie einen Fuß darein setzen. — Sie haben das Elend unter mein Dach gebracht, wo sonst nur die Ruhe zu Hause war. Flieh Sie noch mehr gefrieren! Machen Sie noch in den Worte noch wählen, die Ihre unglückliche Bekanntschaft meinem einzigen Kinde stiftet?

Ferdinand. Unerträglicher Vater, jetzt traun' ich ja, deiner Tochter etwas Ostensichtes zu sagen!

Miller. Neue Hoffnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? — Gut, Unglückstrost! Dein Gesicht schmeckt keine Thore.

Ferdinand. Entlich ist es erschienen, das Ziel meiner Hoffnung! Lady Milford, das fürchterliche Hinderniß unserer Liebe, soll diesen Augenblick aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Siegel ist noch, und zu verlieren. Unser glückliches Sterne gehen auf. — Ja ein jetzt du, mein geliebtes Wort einpflücken, und meine Braut zum Altar abgeholen.

Miller. Hörst du ihn, meine Tochter? Hörst du ihn sein Geschäft mit seinen gottlosen Hoffnungen verbinden? O unbegreiflich, Baron! Es steht dem Vater schwer zu sagen, an seinem Verbrechen seinen Abscheu noch zu steigern.

Ferdinand. Du glaubst, ich scherze? Bei meiner Ehre nicht! meine Absicht ist wahr, wie die Liebe meiner Louise, und heilig will ich sie halten, wie sie ihre Pflicht. — Ja traun nicht Heiligeres — Nicht verletzt das? Noch kein Verdacht? Erschrecken auf deinem Gesichte meinem schönen Gemüthe? Erschrecken? Ist Lüge noch hier angeboren Münze sein, wenn die Wahrheit so wenig Kourant findet. Ihr mißtrauet meinem Worten? Ihr glaubt hier im ernstlichen Ernst, ich sei noch Louisen den Brief an den Marschall gab.

Louise (zitternd den entkommenden, und doch wiederrufend suchend).

Miller. (eilet ihr zu beizustehen, zum Vater). Mörder! Du bekennst. Baron? Ihr erröthet Sie nicht?

Ferdinand. (sieht ihn an Louisen hin). Dieser beste für das mich hier verdammen!

Miller. (fällt an sie nieder). O Gott! meine Tochter!

Ferdinand. Blick, wie der Tod! — Jetzt seh ich alle in mir, deine Tochter! Sie sahn war sie war, die freimuthige redlichsoffene Tochter — Mit diesem Feldherr erfaßt — — Der Thron des Weltgebieters, der den Atmen von jeder Lüge kennt, hat jetzt sie Stimme verloren, wenn die Taschenspielerin auch die Engel bei Lichts hintergangen hat. — Es ist ihr sichtbar Gesicht! Es ist ihr erstes wahres Gesicht! Laß mich es rächen! (Er will auf sie zugehen).

Miller. Fluche! Weg! Gerade willst du das Verderben, Knabe! Der deinen Entschlossenen kennt! ich sie nicht verwirren, aber ich kann es vor deinen Mitschuldigen.

Ferdinand. Was willst du, Grausamer? Mir ist das! ich nicht zu sagen. Mensch bist ja nicht in ein Spiel, das so schnöder verloren ist — aber bist du auch elenderer, als ich für gegenwärtig halte? Hast du die Weltheit deiner siebzig Jahre zu den Gaukelspielen deiner Tochter gebraucht, und dieß abenteuerliche Haar mit den Gewalt eines Kuppelers gebändigt? — O! wenn das nicht ist, unglücklicher alter Mann, lege dich nieder, und stirb — Noch ist es Zeit. Noch kannst du in den stillen Tumult entschlafen! Du wirst ein gekrönter Vater! — Einen Augenblick später, und du zerstreutest die gütige Natur ihres schönsten Meisterwerk zu, verfluchst das Geschenk und den Geber, und stirbst mit der Gottesläugnung in die Grube. (Zu Louisen). Spricht, Unglückselige! Schreibt du diesen Brief?

Miller (wendet sich zu Louisen). Um Gottswillen, Tochter! Verrath nicht! Verrath nicht!

Louise. O dieser Brief, mein Vater! —

Ferdinand. Daß er in die unrechte Hände fiel? — Gegeistern sie mir der Zufall, er hat größere Thaten gethan, als die Schwindt Brennaß, und wird besser bestehen an jenem Tag, als der Weg aller Welten. — Zufall, sag' ich? — O die Vorsehung ist dabei, wenn Sperlinge fallen, warum nicht, wo ein Tausch entlarvt werden soll? — Antwort mir ich! — Schreibt du diesen Brief?

Miller (wendet sich zu der Verzweiflung). Elende, daß meine Tochter! Nur noch das einzige Ja, und Alles ist überwunden.

Ferdinand. Louise! Louise! Auch der Vater betrogen? Was betrogen! Nun sieh, wie sie da steht, die Schändliche, und jetzt ihre Zunge nun ihren letzten Trug den Geborsam anklagbar! Schreibt sie! Gott! Bei dem flehentlich Wehren! Schreibt du diesen Brief?

Louise (nach einem gestohlen Kampf, wenn sie durch Thräne mit einem Vater gesprochen hat, sich aufrichtend). Ja schrieb ich!

Ferdinand (wirft entsetzen Arme). Louise! — Arme! So wahr meine Seele lebt! Du lügst — Auch die Unschuld bekennt sich auf der Zeitenbank zu Irrerin, die sie nie begieng — Ich flagte ja deutlich — Arme Mörder, Louise! — Du bekennst nur, weil ich zeihig flagte!

Louise. Ja bekennt, weil wahr ist.

Ferdinand. Arm, sag' ich! Arm! Arm! Du schreibst nicht. Es ist keine Hand gar nicht — Hab wer sie'd, warum seinen Handschriften schwerer nachkommen kann, als Herzen zu verbrechen? — Rede mir wahr, Louise! — Dein nein, nein, nein' es nicht, du bekennst Ja sagen, und ich nie' verzeihe. — Eine Lüge, Louise! eine Lüge! — O — wenn du jetzt eine wählst, wie kann schrieb mit der reinen Engelzunge, mit mein Ohr, mir mein Auge sie verbrechen, dieses Herz und noch so ungeheuer täuschen? — O Louise! Die Wahrheit wohnte heute mit diesem Hause auf der Satzung wandern, und die ganze Seele stehen starren Halt von mir an zu einem höllischen Bündniß treten! (Mit ehrem verhaltem Ton) Schreibt du diesen Brief?

Louise. Bei Gott! Bei dem strafenden Wahrer! Ja! —

Ferdinand. (nach einer Pause, im Aufbruch der tiefsten Verzweifl). Weib! Weib! — Das Gefühl, das dem in jetzt vor mir steht! — Theile mit diesem Gefühl Verachtet auch, du wirst selbst im Reich der Verdammten

mich seinen Künster finden — Unserer du, wol du mir wirst, Louise! Unmöglich! Gott! Du wusstest nicht, daß du mir Alles wirst! Nicht! — Ich ist ein armes verächtliches Wort, aber die Sprache hat Mörder, ist ja nur worden für Metzgerknechte verbrechen ihre Barbarei hatten. — Mörder! und so fürchtest du mir zu sprechen — O es ist fürchtlich! —

Louise. Sie haben mein Geheimniß, Herr von Walter. Ich habe mich sicher verkannt. Geben Sie mir! Verlassen Sie ein Haus, wo Sie so unglücklich waren.

Ferdinand. Gut! Gut! Ich bin ja ruhig — ruhig, sagt man so, ist auch der schwärzeste Erfolg Lauheit, überhaupt die Pest ging — ich bin's. (Nach einigen Augenblicken.) Noch eine Bitte, Louise — die letzte! Mein Kopf brennt so heftig. Ich brauche Kühlung. Willst du mir ein Glas Limonade zurecht machen? (Louise geht ab).

Dritte Scene.

Ferdinand und Miller.

(Beide gehen, einer ein Bein zu wenig, einige Pauken lang auf den entgegengesetzten Seiten des Zimmers auf und ab).

Miller (bleibt endlich stehen und betrachtet den Meister mit wachsam Blicken). Lieber Herr, kann ich Ihnen gehorsam, daß ich Sie verzlich bedauere?

Ferdinand. Ich Er ist gut seyn, Miller! (Gehet einige Schritte). Miller, ich werfe nur Lauen noch, wie ich in sein Haus kam — Was war die Veranlassung?

Miller. Wie, Herr Major? Sie wollten zu Ehren auf der Jagd bei mir nehmen? Das wissen Sie nicht mehr?

Ferdinand. (wild). Ja ich Seine Tochter! (Mit ihrem einige Tonen). Er hat nicht Wort erhalten, Freund! Wir allerdirnen Rache für meine einsame Stunden. Er betrog mich, und verlockte mir Ehre genommen. (Da er Miller's Bewegung sieht). Mein! er spricht vor einer, alter Mann! (Gehet an seinen Stuhl). Da ist nicht stumlich!

Miller (in Angst wirbend). Das weiß der allwissende Gott!

Ferdinand (auf's Herz hin und her, in tiefen Gedanken verloren). Gelitten, o unbegreiflich seltsam spielt Gott mit uns! In können unzerstören Seelen können oft schrecklichste Gewichte. — Mächte der Menschheit an die Erde Nadel den Todesfaden spitzt, — Hem! — Mächte es das! (Springt auf und sieht, den Meister Hand mit starke Bewegung schon). Mann! Ich erzähle dir mein Bischen Zeit zu theuer — — und da verrinnt nicht einmal — auch da verliert vielleicht Alles. (Pfeift an dem Wagenrad). Unglückseliges Instrument, daß mir nie hätte einfallen sollen! —

Miller (indes seine Rührung zu verbergen). Die Lemonade bleibt auch gar zu lang aus. Ich denke, ich gehe noch, wenn Sie mir's nicht übel nehmen. —

Ferdinand. Es ist nicht, lieber Miller! (sehr lebhaft). Ich bin ungerecht gegen Sie den Vater nicht — Dein! Er war — Was hat' ich doch fragen wollen? — Ja! Ist Louise seine einzige Tochter? Gewiß hat Er keine Kinder mehr?

Miller (warm). Habe sonst keine mehr, Baron! — Wünsch' mir auch keine mehr.

Ferdinand (heftig erblickend). Ha! — — Er! Er hat sicher in sein Haus, guter Miller! (Miller geht ab).

Vierte Scene.

Ferdinand allein.

Das einzige Kind! — Jämmerlich! Mörder! Das einzige, Mörder! Hörst du, das einzige? — Und der Mann hat auf der großen Welt Gesuch nichts, als sein Jammerwort und das einzige, — Du willst's umbringen?

Mandest? — Mandest den letzten Rettungsanker reißen deinem Vetter? Du Kröte verzogen vor der Höhe werfen den Lebensmut? Wie? Hast' ich auch Brust für das? — — Und wenn er von Himmel, und nicht erwarten kann, die ganze Summe seiner Freuden vom Gesicht seiner Tochter herunter zu pflücken, und heimreicht, und sie so liegt, die Blume — welk — tot — preisgegeben unbarmherzig, die letzte, einzige, unbeerdigungsfähige Hoffnung. — Ha! Und er so steht vor ihr, und so sieht, und um die ganze Natur den schwarzen Thron ausbildet, und sein zerbrochen Herz die entblößte Unschuldsleiche krampfhaft umarmet. Gott sieht, und Gott nicht mehr finden kann, und vor zerschmettert. — — Gott! Gott! Aber auch mein Vater hat seinen einzigen Sohn, den einzigen Sohn, doch nicht den einzigen Rechtschuß. — (Mit einer Pause) Doch wie? Wird er's leiden? Das Mädchen, das die heiligsten Gefühle der Liebe zum Puppen waren, wird es den Vater glücklich machen können? — Er wird nicht! Er wird nicht! Und ich verfluche mich Dank, daß ich die Natter gewesen, eher sie noch nach den Vater vermahlet.

Fünfte Scene.

Miller, der zurückkommt, und Ferdinand.

Miller. Gleich sollen Sie befriedigt seyn, Baron! — Drunten sind das arme Ding, und will sich zu Tode weinen. Sie wird Ihnen mit der Limonade auch Tränen zu trinken geben.

Ferdinand. Noch wort, wenn's nur Tränen wären! — — Wer wir verdin von der Musik sprechen. Miller! (Sehr leise zischend). Ich bin noch sein Schwiegersohn.

Miller. Was? Was? Sehen Sie mir, Baron! Meinte hatten Sie mich? Das setzt ja in guter Hand. Thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und sind wie ja, will's Gott, nicht das Letztemal bei einander.

Ferdinand. Wer kann das wissen? Netzen Er nur. Es ist sehr Leben und Sterben.

Miller (stutzend). O sapperment. Baron! Auf den Fall, denk' ich, kann man's wagen bei Ihnen.

Ferdinand. Man wagte vielleicht. — Hat Er noch nie gebört, daß Jünglinge gefallen sind — Mädchen und Jünglinge, die Kinder der Hoffnung, die Lustschlösser betrogener Väter. — Was Thoren und Alter nicht thun, kann oft ein Donnerschlag ausbringen. — Auch seine Louise ist nicht unsterblich.

Miller. Ja das' sie von Gott.

Ferdinand. Hör' Er — Ich sag' ihm, Er ist nicht unsterblich. Diese Tochter ist sein Augapfel. Er hat sich mit Herz und Seel' an diese Tochter gehängt. Sein Er verblickt. Miller! Nur ein verzweifelter Spieler setzt Alles auf einen einzigen Wurf. Einen Mephisto nennt man den Kaufmann, der auf Ein Schiff sein ganzes Vermögen ladet. — Hör' Er, Brief' Er der Warnung noch! — — Wer wissen nimmt er sein Haus nun?

Miller. Wok, Herr! Die ganze adelsärztige Ehre? Meinte denken Euer Gnaden?

Ferdinand. Auf meine Ehrlichkeit. — Du! (Er winkt den Mund auf den Tisch, daß Gesichte verschwindet). Ich kann den Quart nicht eine Ewigkeit so halten.

Miller (fluchend). Was, beim grossen Gott? Das Kamp klagt mir Gotteregrift! (Er reißt sein Haar und mit Zähnen.) Wie, was aller Himmel wollen, Herrn? Donner! Was sind Sie! Was reissen Sie, Bestie! Das muss ich mir Zerstreuung! (Will grimmentlich gegen Ferdinand.) Hier liegt ja — aber wie ich verirrt, aber — Gott verdamm' mich! Da greift' ich ja das Herz selbst lebendige Gotteregift. — — Nein, Satanas! Du sollst mich nicht betrogen kriegen!

Ferdinand. Hat er Euren aber Herrn getrauen, Miller?

Miller (geht). Donner und Wetter! Da schauen Sie nur hin! — Gott!

Ferdinand. Und was nun weiter?

Miller. Ja'n Henker! Narren — ich sage — ich bitte Sie um Gottes Christ willen — Gott!

Ferdinand. Das ist nun seltsam etwas Wird schrieben!

Miller (nach einigen Gesticulationen zu sich selbst, mit Emphasis). Gnädiger Herr, ich bin ein schlechter grader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Bösewicht stehl anbrauchen wollen; denn so viel Gott sieht, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verbrauen!

Ferdinand (strenge). Sey Er ganz offen. Lieber Miller! Das Gott hat Er klagt verbrent, und Gott bewahre mich, daß ich mich mit seinem guten Grund so boshaft bezahlt machen sollte!

Miller (vor ein Gedanken in die Höhe springend). Mein, alle! Meine! Mit drei guten Gottes Augen und Ohren, mein! (Nach der Thür taumelnd, rufend). Weib! Tochter! Viktoria! Herbiel! (Zurückkommend). Aber du lieber Himmel! wie komm' ich denn so auf einmal zu dem ganzen grausamen Brüchthum? Wie verirrt' ich mich? Leber' ich? Ihr?

Ferdinand. Nicht mir seinen Mausstreichen, Miller! Wer hat Euch hier bezahlt? Wo Jum (um Himmels willen, sagt es mir) bezahlt? Ich Jum (und einen Dank um Diesmal) den verdammenswerthesten Frevel von seiner Tochter.

Miller (sich vom Hund, wie es darf scheint). Gnädiger Herr! Wissen Sie ein schrecklich geringes Mägerlein mann — (wild) nach mein Mädel, Herr Sie nicht? es sterben weiß' ich's, bei Mädel! (Warten beim Gott, tausend natergeblitzen). Aber da hab' ich ja mein Mädel, und Sie nicht, und da weiß' ich man bei ganze Sonnen wieder herausblicken müssen? Ja?

Ferdinand. Toll Er sich bei nicht anstrengen, Herrn! — Ja weiß ich, und in dem Land, wo ich mich zu fragen gewohnt, gelten die Elemente nicht.

Miller (unterbricht ein unverwandtes Auge auf sich Gott gewendet, mit Emphasis). Meine? also meine? Meine? — Aber das thut mir nun leid, daß Sie mir erklärt. — Und weiß, was ich jetzt anfangen will! Wie ich die Baden jetzt voll schlagen will! (Er läuft ins Haus, und schreit durch die Zimmer). Weib auf dem Markt will ich meine Mausstreichen geben, und Maurer flickt Dachfenster zusammen, und wenn ich wieder auf den Dreibeinsprung sitze, soll mich der Teufel holen. (Will fort).

Ferdinand. Bleib' Er! Schwörig' Er! und schreib Er Ihm Brief ein! (Nachdrücklich). Nur diesen Abend noch schwörig' Er, und geh' Er, mir zu Gefallen, von nun an seine Mausstreichen mehr.

Miller (noch stehet, und ein wenig an der Thür sich lehnt und sacht weinet Ferdin). Und Herr! meiner Tochter! (Sein weinen intensiret). Gott machet den Mann nicht — Gott nicht — Ja habe Kanonen gegossen eher ein weibes Huhn; fast ist satt, und dieser Kerl ist ist einig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Kerzel sieht. — Ihr mich ist das Plunder. — Aber dem Mädel soll der Engen bezahlen; und ich für mir an den Tanzen antiken kann, soll Er haben. —

Ferdinand (sich rasch ein). Stille, o Alte.

Miller (immer lustiger). Und soll mir Frankfurt kennen und den Judenstock, und Mennerstangen, und Singen, daß man's in den Zeitungen lesen soll, was eine Hunde soll Er tragen, wie die Hofstrafschaper, und einen Kärrnerl, wie sie's heißen, und von der Brigade-rapier soll man reden auf vier Meilen weit. —

Ferdinand (ergreift seine Hand mit der schrecklichen Bewegung). Mädel mehr! Mädel mehr! Um Gottes willen, schweig' Er stille! Was noch heute schweig' Er stille! Das sey der einzige Dank, den ich von Ihm fordere.

Sechste Scene.

Louise (mit verschwundenen Augen mit gesenkten Armen, indem sie dem Vater das Glas auf einem Teller bringt). Die Arzeney, warum sie nicht fort gehen?

Ferdinand (nimmt das Glas, sieht es unter, und wirft sich rasch gegen Mittag). O schreckliche Wirkung des Vorurtheils! — Darf ich Ihm um etwas bitten, lieber Miller? Will Er mir einen kleinen Gefallen thun?

Miller. Tausend für einen! Mad befehlen? —

Ferdinand. Man wird mich bei der Tafel erwarten. Zum Unglück habe ich eine sehr wichtige Lüge. Ich ist mir ganz unmöglich, unsre Menschen zu spielen. — Will Er einen Gang thun zu meinem Vater, und mich entschuldigen? —

Louise (erschrocken, und fällt ihm ein). Den Gang kann ja ich thun.

Miller. Dem Präsidenten?

Ferdinand. Bleibt zu Haus sitzen. Er brauchen seinen Anzug in der Garderobe einen Kammerherrn. — Im Namen Engelsmachen ist dies meine Bitte. — Ja die noch da, wenn Er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

Louise (der Ferdin). Kann denn ich bei nicht auch besorgen?

Ferdinand (zu Miller, der eben fort will). Halt, und noch etwas! Hier ist ein Brief an meinen Vater, der diesen Vorfall an mich eingeschlossen kam. — Verbrieht beigegebe Geschäfte. — Ich gehe an einen Ort Ordnung hin. —

Miller. Schon gut, Herrn!

Louise (hängt sich an ihn, so der entgegenden Ferdinand). Vater, mein Vater, hier allen Grund ist ja nicht gut besorgen! —

Miller. Du bist schlau, und es ist Gutes Rath, meine Tochter! (Ab).

Ferdinand. Louise bringen Vater, Louise! (Schreit ihm, daß sie Miller mit dem Licht begleitet, setzt es zum Tisch, und wirft sich in ein Stuhl Entwurfen). Ja! Sie ist brav! Sie soll! Die einen Mädel wieder mir ihr Herzeleid? Ja verwirrt, die Nacht bei Frau macht unverschämt, die guter Engel läßt sie fahren. —

Siebente Scene.

Ferdinand und Louise.

(Er kommt langsam mit dem Leder gerückt, sieht es wieder, und setzt sich auf die entgegengesetzte Seite vom Vater, daß Gesicht auf den Boden gerichtet, und mit gewalten Gedanken und empfinden nach dem Fenster schreibt. Er steht auf der andern Seite und sieht dort vor sich hinaus).

(Großes Stillschweigen, das vielen Unruhe anbringen muß).

Louise. Werden Sie mich abkompagnieren, Herr

von Walter, so muß' ich einen Gang auf den Irrtum thun! (Er kehrt um.)

(Ferdinand geht in die linke Coulisse. Pause).

Louise. Sie sind wie rasch nach Arnheim auf den Staatsrath schuldig. Warten wir eine Partie, Herr von Walter?

(Er setzt sich zum Spiel).

Louise. Herr von Walter, die Briefsiegel, die ich Ihnen einmal zu siegeln versprochen — ich habe sie angefangen — Wollen Sie das Petschaft nicht versehen?

(Walter setzt sich zum Spiel).

Louise. O ich bin sehr eitel!

Ferdinand (in der heftigsten Entfernung). Und dennoch wieder hier.

Louise. Meine Schuld ist es nicht. Hören sie Walter, daß Sie so sorgsam numerirten werden.

Ferdinand (kommt heftig zurück). Nein, und tausend in die meine selbst Detonationen!

Louise. Ich hab' es ja wohl gewußt, daß wir jetzt nicht zusammen waren. Ich erschrack auch gleich, ich bekannte es, als Sie meinen Vater verließen, — Herr von Walter, ich vermisste, daß Ungestüm wird mit Ihnen durch Unterredung nicht gewinnen. — Wenn Sie mir's erlauben wollen, so gut ich, und will einige von meinen Bekannten her.

Ferdinand. O ja doch, das thut! Ja will auch gleich ab'n, und von den Meinigen reden.

Louise (kehrt sich sogleich ab). Hören sie Walter!

Ferdinand (zum Fenster). Bei meiner Ehre! Der gelassenste Einfall, den ein Mensch in seiner Lage nur haben kann. Wir machen uns hierher verbindlichen Dank eine Liebeserklärung, und stehen und mit höflich gewisse Complimente an den Seiten der Liebe.

Louise. Sie sind aufgeräumt, Herr von Walter.

Ferdinand. Ganz außerordentlich, um sie Ihnen bei dem Mann hinter mir vorzupassen! Nein! Ja Wahrheit, Louise! Dein Beispiel belehrt mich — Du hast meine Leidenschaft dort, Thränen sind's, die von einiger Liebe stammen. Gerichtl Einseitig widerstehst. Verdammung war ist bei Gott, das Vergehen, — Tapp. Louise! Ja ein bischen. — Wir schweigen von Namen zu Namen, wissen und von Satanasse zu Satanasse. — Du bebst — ich verstehe — vielleicht, daß meine verlorene Ruhe sich in einem Verbrechen wieder finden läßt — Vielleicht, daß wir dann nach den tollsten Wünschen, zwei moderne Skrupel, mit der angeborenen Verachtung von der Welt zum gewissenhaft auf einander stoßen, daß wir uns da an dem gemeinschaftlichen Handlungen, den drei Kind dieser Mutter verklagen, wie in Knabben, wieder erkennen, daß Fabel und Scham noch einfacher mancie verwandeln, die der gleichzeitigen Liebe unmöglich gewesen ist.

Louise. O Jüngling! Jüngling! Unglückliche daß du seyen; willst du es auch noch verdienen!

Ferdinand (ergreimt sich in seine mannichfaltige Unglückseligkeit hin hat? Wer hat dir das gesagt? Wird du dich zu finden, um Gnade zu empfinden — Womit kannst du einen andern Empfindungen wissen? — Unglücklich, sagte sie! — Ha! dieses Wort stunte meine Wuth und dem Grave entzog! — Unglücklich sind ich werden, daß wußte sie. Tod und Verdammnis! Das wußte sie, und hat mich dennoch verrathen. — Liebe, Satanas! Das war der einzige Pfad der Vergebung. — Deine Rückkehr bricht sie den Hals — Bist jetzt kommt' ich keinen Fremd mit seiner Einheit beschämen, in meiner Verzweiflung wünscht du tausend meiner Rache entrinnen. (Indem er heftig das Glas ergreift). Als leichtsinnig wurd du nicht — Damit wurd du nicht — Du wurd nur ein Teufel (ab eins). Die Limonade ist matt, wie deine Seele — Verfluche.

Louise. O Himmel! Mein entsetzt' ich hier den Auftritt getrieben.

Ferdinand (gelassener). Louise!

Louise (kommt bei Gott etwas ängstlich, und ernster). Ferdinand (kommt ab. Indem er das Glas an den Mund setzt, aus einer plötzlichen Erinnerung, mit mit sich nach dem brennenden Kinder der Finsternis).

Louise. Die Limonade ist gut.

Ferdinand (sieht sie ungewiß an, mit Schmerz gerührt). Wirst bekommt's!

Louise (nachdem sie sich wieder gefaßt). O wenn Sie wüßten, Walter, wie ungewiß Sie meine Seele beleidigen!

Ferdinand. Hum!

Louise. Es wird eine Zeit kommen, Walter! —

Ferdinand (indem zweifend kommend). O! Mit der Zeit wären wir fertig.

Louise. Wo der heutige Abend schwer auf Ihr Herz fallen möchte —

Ferdinand (fängt an lächer zu gehen, und kommt sogar zu stehen, indem er Louisen mit Thränen vor sich sieht). Gute Nacht, Herzensfreund!

Louise. Mein Gott! Was wird Ihnen?

Ferdinand. Hoch und eng — Will mich's bedenken machen.

Louise. Trauen Sie! Trauen Sie! Der Trost wird Sie retten.

Ferdinand. Bad wird er auch ganz gewiß — Die Menge ist gutherzig, traut! Das sind sie alle!

Louise (mit dem vollen Vertrauen der Tugend in die Neue eilend). Bad meiner Freude, Ferdinand!

Ferdinand (sieht sie von oben). Fort! Fort! Dorte sondern schmutzigsten Mauern weg! Sie retten, Raum' in seiner angeborenen Furchtbarkeit, schaue, ge, spring' an mir auf, Mann! — Raume vor mir beine gräßlichen Ruinen auf, blasse beine Wirbel zum Himmel! — Es erschrecke, als sich jemals der Abgrund hat — Nur traun Engel wurde — Nur jetzt traun Engel wurde — Ich ist zu spät — Du wirst dich verwirren, wie eine Natur, ohne vergessen. — Ein traune sie!

Louise. O! daß es so weit kommen mußte!

Ferdinand (ab von der Seite betrachtend). Dieses schöne Werk des himmlischen Bildners! — Wer traun bad glauben? — Wer sollte bad glauben? (Seine Hand sinkt und empfindet). Ja will sich nicht zur Rede stellen, Gott Schöpfer! — Wer warum denn dein Gift in so schönen Gefäßen? — — Kann bad Laster in diesen weißen Himmelstempel sich zurückwerfen? — O es ist seltsam!

Louise. Bad anzuhören, und schwierigen müssen!

Ferdinand. Bad wie sehr unterschiedene Stimme — Wie kann so viel Verführung stammen und gerechtes Gutem? (Mit plötzlem Ton auf einem Bad verweilend). Alles so schön — so voll Ebenmaß — so göttlich vollkommen! — Unbezahl bad Werk seiner himmlischen Schöpferkunde! Bei Gott! Als wäre die große Welt nur entstehen, den Schöpfer sie diesen Meisterstück in Ruhe zu sehen. — — Bad nur in der Seele seine Gott sich eingesehen haben! Ist es möglich, daß sich empfindende Bildsamkeit in die Natur eines Tabel kann? (Indem er sie scharf ansieht). Aber sah er einen Engel unter dem Antlitz verbergen, und hat diesem Irrthum in der Eile mit einem tiefen sündigen Kuß?

Louise. O bad schrecklichste Gespräsund! Ehe es sich eine Verwirrung gebildet, gerirt er darüber den Himmel an.

Ferdinand (klingt vor sich, verwirrt an die Seite). Noch einmal, Louise! — Noch einmal, wie am Tage unserer ersten Liebe, in den Ferdinand sammelt.

und das erste Du auf deine brennende Lippen trat — O eine Saat unendlicher unaussprechlicher Freuden sahen in dem Augenblick wie in der Knospe zu liegen. — Da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen; getrost Jahrtausende blühten, wie Bräute, vor unsrer Seele vorbei. — — Da war ich der Glückliche! — Louise! Louise! Louise! Warum hast du mir das gethan?

Louise. Weinen Sie, weinen Sie, Walter! Ihre Thränen wird gerechter gegen mich sein, als Ihre Entrüstung. —

Ferdinand. Du betrügst dich. Das sind ihre Thränen nicht — Nicht jener warme wohlthätige Thau, der in die Wunde der Seele balsamisch fließt, und starrt Rad der Empfindung wieder in Gang bringt. Es sind eiskalte — kalte Tropfen — das schauerliche ewige Leberwerk meiner Liebe. (Zurückstoßend, indem er die Hand auf seinen Kopf drückt) Thränen um deine Seele, Louise! — Thränen um die Gottheit, die ihr mit unerhörtem Mordwerkzeug hier verstehst, die so muthwillig um das herrlichste ihrer Werke kommt. — O mich dünkt, die ganze Schöpfung sollte den Flor anlegen, und über das Beispiel betreten sein, das in ihrer Mitte geschieht. — Es ist was Gewisses, daß Menschen fallen, und Paradiese verloren werden; aber wenn die Pest unsrer Engerin trübselig, so muß man Trauer und durch die ganze Natur.

Louise. Trösten Sie mich nicht auf's Aeußerste, Walter! Ich habe Seelenstärke so gut wie eine — aber sie muß auf eine menschliche Probe kommen, Walter, das Wort noch, und dann geschieden — — Ein entsetzlicher Schicksal hat die Sprache unsrer Herzen verwirrt. Dürft' ich den Mund aufthun, Walter, ich könnte die Dinge sagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniß band meine Zunge, wie meine Liebe, und trüben muß ich's, wenn du mich als eine gemeine Metze mißhandelst.

Ferdinand. Zürnst du dich weg, Louise?

Louise. Wozu diese Frage?

Ferdinand. Sonst sollte mir's leid um dich thun, wenn du mit einer Lüge von hinnen müßtest.

Louise. Ich beschwöre Sie, Walter! —

Ferdinand (unter heftigen Bewegungen). Nein! Nein! Ja satanisch wäre diese Rache! Nein! Gott verzeiht mir! In jene Welt hinaus will ich's mit treiben. — Louise! Hast du den Marschall gesehen? Du wirst nicht mehr auf diesem Zimmer gehen.

Louise. Ich antworte nichts mehr.

Ferdinand (fällt in fürchterliche Bewegung vor ihr nieder). Louise! Hast du den Marschall gesehen? Eine dieser Lunt noch anzubrennt — Kraft du — vor Gott!

Louise (stark erschrocken in die Höhe). Jesus! Was ist das? — — und mir wird jetzt klar. (Er steht auf den Sessel zurück).

Ferdinand. Schon? — Arger noch Weiber und das ewige Rätsel! Die zärtliche Nerve hält Frevel fest, die die Menschheit an ihren Wurzeln zerwagen; ein elender Gran Fleisch wirft sie um. —

Louise. Gift! Gift! O mein Herzgott!

Ferdinand. So stürzt' ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du hast sie dem Tod zugetrunken.

Louise. Sterben! Sterben! Gott, Allbarmherziger! Gift in der Limonade und sterben. — O meiner Seele erbarme dich, Gott der Erbarmer!

Ferdinand. Das ist die Hauptsache. Ich bin's auch darum.

Louise. Und meine Mutter — mein Vater — Heimath der Welt! Mein armer, verlorener Vater! Ist keine Rettung mehr? Mein junges Leben — und keine Rettung! Und muß ich jetzt sterben müssen!

Ferdinand. Keine Rettung, nicht jetzt schon bedenken — aber sie rettig. Wir machen die Rechte zu Schanden.

Louise. Ferdinand, auch du! Gott. Ferdinand! Wen dir? O Gott, vergieb es ihm — Gott der Gnade, nimm die Sünde von ihm —

Ferdinand. Sind es noch deinen Rechnungen — Ich fürchte, sie stehen dort.

Louise. Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr schweigen. — Der Tod — der Tod hat alle Eile auf. — Ferdinand! — Himmel und Erde hat nichts Unglückseligeres als dich! — Ich sterbe mit schmerzlich. Ferdinand!

Ferdinand (erschrocken). Was sagt sie da? — Eine Ehre pflegt man doch sonst nicht auf diese Weise zu nehmen?

Louise. Ich klage nicht — klage mich — daß' nur einmal gelogen mein Lebenlang. — Hast! Wie das eisskalt durch meine Adern schauert — — als ich den Brief schrieb an den Hofmarschall —

Ferdinand. Ha! dieser Brief! — Gottlos! Jetzt hab' ich all' meine Mannheit verloren.

Louise (ihre Hände und Augen, ihre Finger fangen an schwarz zu werden). Da der Brief — Fort dich, ein entsetzliches Wort zu hören — Meine Hand schrieb, was mein Herz verdammte — dein Vater hat ihn diktirt.

Ferdinand (starr und einer Ohnmacht gleich, in langer tiefer Pause hingenommen, dann endlich wie von einem Donnerschlag rührt).

Louise. O! daß Allgütigen Rücksichtslosigkeit — Ferdinand — Man zwang mich — verzeih — meine Eltern bitte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — sie machten es billig.

Ferdinand (schnell emporgerissen). Gerechter Gott! Noch lebt' ich das Gift nicht. (Er eilt an den Degen vorauf).

Louise (von Schmerzen zu Schmerzen getrieben). Wo! Wird beginnt du? Es ist dein Vater —

Ferdinand (im Auftritt der unbändigsten Wuth). Mörder und Mörderinnen! — Mir muß er, daß der Räuber der Welt nur den Schuldigen strafe. (Will hinaus).

Louise. Sterbend vergeb mein Gräßen — Hell über dich und ihn. (Er stirbt).

Ferdinand (leiser stürzt um, wird eine tiefere verbeten Bewegungen gemahr und Eile in Schmerz aufgelöst vor der Todten nieder). Hast! Hast! Entsetzige mir nicht. Engel des Himmels! (Er faßt eine Hand an, und läßt sie schnell wieder fallen). Kalt, kalt und fruchtet! Ihre Seele ist dahin. (Er springt wieder auf). Gott meiner Louise! Gnade! Gnade dem verwundeten der Mörder! Es war ihr letztes Gebet! — — Wie reißend und jauchzend ein Triumph! Der gerührte Würger ging sinnend über diese fruchtlosen Mauern hin. — Der Sanftmuth war seine Larve. Er hat auch dem Tod Sanftmuth war seine Larve. (Nach einer Pause). Aber wie? Wann nun sein' ich nicht? Will die Kraft meiner Jugend mich retten! Unbantbare Mühe! Das ist meine Meynung nicht. (Er greift nach dem Glas).

Letzte Scene.

Ferdinand. Der Präsident. Wurm und Bediente, (welche Alle mit Schrecken in's Zimmer stürzen); darauf Miller mit Volk und Gerichtsdienern, (welche sich im Hintergrund ansammeln).

Präsident (das Brief in der Hand). Sohn, was ist das? — Ich will doch nimmermehr glauben —

Ferdinand (wirft ihm das Glas vor die Füße). So sieh, Mörder!

Präsident (taumelt hinter sich. Alle erbarren. Eine schreckliche Pause). Mein Sohn! Warum hast du mir das getban?

Ferdinand (ohne ihn anzusehen). O ja fertig! Ich hörte den Staatsmann erst hören sollen, ob der Streich auch zu seinen Karten paßte? — Ihm und der wundernswerth, ich gestehe's, war die Hinde, den Bund unserer Herzen zu zerreißen durch Eifersucht, — Die Rechnung hat ein Meister gemacht, aber Schade nur, daß die göttliche Liebe dem Draht nicht so gehorsam blieb, wie deine höllische Puppe.

Präsident (sieht mit verstörten Augen im ganzen Kreis herum). Ich sehe Niemand, der mir einen tröstlichen Vater weinte?

Miller (unter der Thüre stehend). Laßt mich hinein! Um Gottes willen! Laßt mich!

Ferdinand. Das Mitleiden ist eine Heiligin — für sie muß ein Anderer treten. (Er führt Millern die Leiche, der mit Volk und Gerichtsdienern verschwindet).

Miller (in der fürchterlichsten Angst). Mein Kind! Mein Kind! — Gift, sagtest mir man, sey hier genommen worden. — Meine Tochter! Wo ist sie?

Ferdinand (stürzt ihn zerrissen den Präsidenten und Louisen's Leiche). Ich bin unschuldig. — Danke diesem hier.

Miller (fällt an ihr zu Boden). O Jesus!

Ferdinand. In wenig Worten, Vater! — Sie sangen an mir Sophisme zu weben, — Ich bin verliebt um mein Leben besessen, besessen durch Sie. Aber ich will Gott fürchten, gerne lieb; — doch ein Bösewicht bin ich niemals gewesen. Mein ewiges Heil falle, wie es will — auf Sie fällt es nicht. — Aber ich hab' einen Mord begangen. (mit konstanter erhobener Stimme) einen Mord, den ihn nie nicht gutmachen wird allein vor den Richter der Welt hinzuschleppen. Fliehen will' ich dir hier die gräßlich gräßliche Hölle zu: wie du damit zurecht kommen magst. Siehe du selber. (Sinkt zu Louisen nieder). Hier. Barbar! Weide dich an der entsetzlichen Frucht deines Wüterichs, auf dieses Gesicht ist alle Verzierung dein Name geschrieben, und die Mörgengel werden ihn lesen. — Eine Gestalt, wie diese, gebe den Vorhang von deinem Bette, wenn du schläfst, und gebe der Uhr die letzte Hand. — Eine Gestalt, wie diese, stehe vor deiner Türe, wenn du stirbst, und drücke dein letztes Gehör weg — Eine Gestalt, wie diese, stehe auf deinem Grabe, wenn du auferstehst — und neben Gott, wenn er dich richtet. (Er wird ohnmächtig. Bediente haben ihn).

Präsident (eine schreckliche Bewegung des Arms gegen den Himmel). Von mir nicht, von mir nicht. Richter der Welt, fordre diese Seelen, von diesem! (Er fällt auf Wurm zu).

Wurm (aufhaltend). Von mir?

Präsident. Verfluchter, von dir! Von dir, Satan! — Du, du gabst den Satansrath — Ueber dich die Verantwortung — Ich wasche die Hände.

Wurm. Ueber mich? (Er singt, gräßlich an zu lachen). Lustig! Lustig! So weiß ich doch nun auch, auf was für Art sich der Teufel danken. — Ueber mich, bummer Bösewicht! War es mein Sohn? War ich dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung! Ha! bei diesem Anblick, der alles Mark in meinen Gebeinen erstarren! Ueber mich soll sie kommen! — Jetzt will ich verloren seyn, aber du sollst es mit mir seyn. — Auf! Auf! Rach Mord durch die Gassen! Macht die Justiz auf! Gerichtsdiener, binden mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimnisse ausbeuten, daß denen, die sie hören, die Haut schaudern soll. (Sich wehrt).

Präsident (fällt ihn). Du wirst doch nicht, Rasender!

Wurm (klopft ihm auf die Schultern). Ich werde, Kamerad! Ich werde. — Rasend bin ich, daß ist wahr — daß ist dein Lohn! — Je will ich auch jetzt handeln wie ein Rasender. — Arm in Arm mit dir zum Blutgerüst! Arm in Arm mit dir zur Hölle! Es soll mich ziepein, Prinz, und dir verdammt zu frohn! (Er wird abgeführt).

Miller (der die ganze Zeit über, den Kopf in Louisen's Schooß gelassen, in stummem Schmerz gelegen hat, steht schnell auf, und reißt dem Major die Wehr von der Seite). Gottmajore! Verdat' dein verfluchtes Geld! — Verdient hat mir mein Kind damit abkommt! (Er stürzt und dem Zimmer).

Ferdinand (mit bebender Stimme). Gebt ihm nach! Er verzweifelt. — Das Geld hier soll man ihm retten. — Es ist meine fürchterliche Ehrenmitgift, Louise! — Louise — Ich komme. — — Lebt wohl. — — Laßt mich an diesem Altar verscheiden. —

Präsident (aus einer dumpfen Betäubung zu seinem Sohn). Sohn! Ferdinand! Soll kein Blick mehr auf einen verschmetterten Vater fallen? (Der Major will neben Louisen niedergleiten).

Ferdinand. Gott dem Erbarmenden gebührt dieser Leute.

Präsident (in der schrecklichen Angst vor ihm niederfallend). Geistlich und Sohnlos verlassen mich. — Soll kein Blick mehr zu meiner letzten Freudung fallen! —

Ferdinand (reicht ihm seine sterbende Hand).

Präsident (sieht schnell auf). Er vergab mir! (Zu den Bedienten). Jetzt euer Gefangener! (Er geht ab. Gerichtsdiener folgen ihm. Der Vorhang fällt).

Metriſche Ueberſetzungen.

Iphigenie in Aulis.

Ueberſetzt aus dem Euripides.

Perſonen.

Agamemnon.
Menelaus.
Achilles.
Klytemneſtra, Agamemnons Gemahlin.
Iphigenie, Agamemnons Tochter.

Ein alter Diener Agamemnons.
Ein Bote.
Chor, fremde Frauen aus Chalkis, einer benachbarten Landſchaft, die gefangen ſind, die Kriegs- und Freudenthaten der Griechen in Aulis zu ſehen.

Die Scene iſt das griechiſche Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

Scenarium. 1) Agamemnon. Chorf. — 2) Chor. — 3) Menelaus. Chorf. Chor. — 4) Agamemnon. Menelaus. Chor. — 5) Agamemnon. Menelaus. Vorr. Chor. — 6) Agamemnon. Menelaus. Chor. — 7) Chor. 8) Klytemneſtra. Iphigenie. Dorf. Begleiter. Chor. — 9) Agamemnon. Klytemneſtra. Iphigenie. Chor. — 10) Agamemnon. Klytemneſtra. Chor. — 11) Chor. — 12) Achilles. Chor. — 13) Klytemneſtra. Achilles. Chor. — 14) Klytemneſtra. Achilles. Chorf. Chor. — 15) Klytemneſtra. Achilles. Chor. — 16) Chor. — 17) Klytemneſtra. Chor. — 18) Agamemnon. Chor. Klytemneſtra. — 19) Agamemnon. Iphigenie. Klytemneſtra. Chor. — 20) Klytemneſtra. Iphigenie. Chor. Dorf. — 21) Klytemneſtra. Iphigenie. Dorf. Achilles. Chor. — 22) Klytemneſtra. Iphigenie. Dorf. Chor.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agamemnon. Der alte Sklave.

Agamemnon (tritt in das Zelt).
Herrer aus dieſem Zelte, Greis!

Sklave (indem er herauskommt).
Hier bin ich.

Was ſinnſt du Neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirſt es hören, traun.

Sklave.

Ja bin bereit.
Mein Alter ſieht der Schimmer und noch friſch Sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Geſtirn dort oben?
Wie heißt's?

Sklave.

Du meinſt den Sirius, der nächſt Dem Siebengeſtirn der Pleiaden reitt?
Noch ſchwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch
Läßt noch kein Vogel ſich vernehmen, kein
Geräuſch des Meeres und der Winde. Stumm liegt Alles
Um den Euripus her.

Sklave.

Und doch verläßeſt
Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrſcht und auch die Wachen ſich
Nicht rühren? König Agamemnon, ſprich!
Laß uns hineingehn!

Agamemnon.

Ja bereite dich,
Und jeden Sterblichen beneid' ich, der
Ein unbekannt, unberühmtes Leben
Frei von Gefahren führt. Weit weniger
Beneid' ich den, den hohe Würden ehren.

Sklave.

Doch ſind es dieſe, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweideutige Zier! Verräther'ſche Hoheit!
Dem Wunſche ſüß, doch ſchmerzhaft dem Beſitzer!
Jetzt iſt im Dienſt der Götter was erſtehn,
Das uns das Leben wüſte macht — Jetzt iſt's
Der Meinungen verſchiedes Mancherley,
Die Menge, die es uns verwirret.

Sklave.

Von hier, o Herr, dem Hochgewaltigen,
Hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
Zu thränenloſen Freuden dich gezeugt?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,

Biſt du mit Luſt und Leiden ausgeſtattet.
Du magſt es anders wollen — alſo wollen es
Die Himmliſchen. Schon dieſe ganze Nacht
Erb' ich der Lampe Licht von dir gewahrt,
Den Brief, den du in Händen haſt, zu ſchreiben.
Du ſchreibſt das Geſchriebne wieder aus,
Jetzt ſiegelſt du den Brief und gleich darauf
Eröffnet du ihn wieder, wirfſt die Lampe
Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
Ein Thränenſtrom. Nie wenig fehlt, daß dich
Nicht Herzensangſt der Sinne ganz beraubt!
Was bekümmert dich, Herr? O ſage mir's! Was iſt
Es Unerwartetliches dir begegnet?
Komm, ſage mir's. Du ſagſt es einem guten
Getreuen Mann, den Tondar deiner Gattin
Im Heirathstag mit Übermacht, den er
Der Braut zum ſichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drei Jungfrau'n hat die Teuxer Theſtias
Dem Tyndarus geboren. Phöbe rief
Die älteſte, die zweite Elytemneſtra,
Mein Weib, die jüngſte Helena. Es warben
Um Helenas Beſitz mit reichen Schätzen
Die Fürſten Griechenlands, und blut'ger Zwiſt
War von den Herrn der verſchmähten Freier
Dem Gläcklichen gedroht. Lang zauderte,
Dieß fürchtend, dann' und ungewiß der König,
Ein Eidgemahl der Tochter zu entſcheiden.
Dieß Mittel fand er endlich aus: es müßten
Die Freier ſich mit vollen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den Flammenden
Altar, und freundlich ſich die Rechte bieten,
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen.
Das Recht des Glücklichen — ſey auch wer wolle
Der Glückliche — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die beſte Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der
Von Haus und Bette die Gemahlin ihm
Gewaltſam rauben würde, zu verderben.
Als nun geraden war der Schwur, durch ihn
Der Freier Sinn mit ſubtiler Kunſt gebunden,
Verſtattet Tyndarus der Jungfrau, ſelbſt
Den Gatten ſich zu wählen, dem der Liebe
Geſunder Hauch das Herz entgegen wehte.
Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
So die Verderbliche gewählt! — ſie wählt
Den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, ſo läßt in Lacedämons Mauern
In reichem Kleiderſchmuck prächtig, blinkend
Von Gold, im ganzen Prunk der Barbaren,
Der junge Phrygier ſich ſehen, der,
Wie das Gerücht verbreitet, zwiſchen drei
Göttinnen einſt der Schöne Preis zuerkannte,
Gerne Liebe und empfängt, und flüchtet nach
Des Ida fernen Triften die Gemahlin.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
Der Fürſten alte Schwüre jetzt herzu.
Zum Streite fährt ganz Griechenland. In Aulis
Verſammelt ſich mit Schiffen, Roſſen, Wagen
Und Schilden ſchnell ein fürchterlicher Marſch.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählten ſie
Zu ihrem Oberhaupt. Klaff'gen Geyern,
Wärſt du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebot'ne Heer,
Weil ihm die Winde widerſtreben, müßig
In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängſtigungen bringt der Seher Kalchas
Den Götterſpruch hervor, daß, wenn die Winde
Sich drehn und Trojas Thürme fallen ſollen,
Auf Artemis Altar, der Schützerin
Von Aulis, meine Iphigenie, mein Kind,
Als Opfer blutend müße; blutete
Sie nicht, kann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
Erhebt Thalthybios von mir Befehl,
Mit lautem Herolsruf das ganze Heer
Der Griechen aufzubieten. Nimmermehr
Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
Durch ſeiner Gründe Kraft, und Eid' und Himmel
Bewegend, reißt der Bruder endlich doch
Mich hin, das Gräßliche geſchieht zu laſſen.
Nun ſchreib' ich an die Königin, gebiet'
Ihr, ungeſäumt, zur Hochzeit mit Achill,
Die Tochter mir nach Aulis herzuſenden.
Hoch thürm' ich ihr des Brautlagers Verlieſt;
Sie raſcher anzutreiben, ſey' ich noch
Hinzu, es wein're ſich Achill, mit uns
Nach Ilion zu ziehn, bevor er ſie
Als Gattin in ſein Prieſta heimgeführet.
In dieſer falſchlich vorgegebnen Hochzeit
Hof' ich des Kindes Opferung der Mutter
Verhehlen. Außer Menelaus, Kalchas
Und mir weiß nun Ilios um das Geheimniß.
Drum was ich damals ſchlimm gemacht, mach' ich
In dieſem Briefe wieder gut, den du
Im Dunkel dieſer Nacht mir öffnen und
Verſiegeln haſt geſehen — Mamm! Und gleich
Damit nach Argos! — Halt! — der Königin
Und meinem Hauſe, weiß ich, warſt du ſtets
Mit Treu' und Redlichkeit ergeben. Was
Verbergen iſt in dieſes Briefes Falten,
Will ich mit Worten dir zu wiſſen thun.
(Er lieſt).
„Geborene der Leda, meinem erſten
„Grub' ich dich zweite Sorgen nach" —
(Er hält inne).

Sklave.

Lieb weiter!

Agamemnon (ſtreut ſort zu leſen).

Verbirg mir ja nichts, Herr, daß meine Worte
Mit dem Geſchriebenen gleich lauten.

„Sende
„Die Tochter nicht zum wegenſchönen Aulis,
„Dahin Paſſen. Die Vermählung hindre
„Gelegenerern Tagen aufgeſchoben."

Sklave.

Und glaubſt du, daß der heftige Achill,
Dem du die Gattin wieder nimmſt, nicht gegen
Die Königin und dich in wilder Wuth
Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag' an, was haſt du hier beſchloſſen?

Agamemnon.

Unwiſſend leiht Achill mir ſeinen Namen;
Verbergen, wie der Götterſpruch, iſt ihm
Die vorgegeb'ne Hochzeit. Ihm alſo
Raubt dieſes Opfer keine Braut.

Sklave.

O König!
Ein grauſenvolles Unternehmen iſt's,
An das du dich verſtricket haſt. Du tödteſt
Die Tochter, als des Göttinnenpaars Braut,
Ja's Lager her, und keine Roſchaft war,
Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach, meine Sinne haben mich verlaſſen! — Götter!
Verſtummen hin ich in des Jammers Tiefen.
Doch nie! Lauf! Nur jetzt vergiß den Brief.

Sklave.

Herr, fragen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit,
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gebüsche dich verweilen!

Sklave.

Denk' besser von mir, König!

Agamemnon.

Sieh besonders
Wohl Acht, wo sich die Etesien scheiden, ob
Nicht etwa schon verrannt ist zu den Schiffen
Der Wagen, der sie bringen soll. Es ist
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sklave.

Ery meiner Wachsamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte
Dich nun nicht länger. Eil' aus diesen Grenzen —
Und — dörft' du — triff sch's, daß dir unterwegs
Der Wagen auffährt, so brehe du,
Du selbst, die Rosse rückwärts nach Mycene.
(Es ist indessen Tag geworden).

Sklave.

Wie aber — sprich — wie sind' ich Glauben bei
Der Jungfrau und der Königin?

Agamemnon.

Nimm nur
Das Siegel wohl in Acht auf diesen Briefe.
Hinweg! Schon fährt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß, und flammenwerfend steigen
Der Sonne Räder schon heraus — Geh, nimm
Die Last von meiner Seele!

(Sklave geht ab).

Ach, daß keiner
Der Sterblichen sich selig nenne, keiner
Sich glücklich bis an's Ende! — Erdenlos!
Ward keiner noch geboren.

(Er geht ab).

Zwischenhandlung.

Chor (tritt auf).

Aus Chalcis, meiner Heimath, bin ich gezogen,
Die mit meerdurchrennenden Wogen
Die euböische Meerfluth benetzt,
Unter den Tempeln das' ich gesetzt,
Der Griechen herrliche Saaren zu sehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die so rasch und geordnet sich drehen
Unter tapfrer Heldenhirten Hand.

Zu der Trojer fernes Land
Folgen sie, wie ich dahein erfahren,
Agamemnons fürstlichem Haupt,
Und dem Bruder mit den blonden Haaren,
Heimzuführen, die der Pergyer geraubt,
Helenen vom Ufer der Barbaren.

Von des Eurotas schilfreichem Strand
Führte sie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Hären um den Preis der Schöne,
Cypria das schöne Weib versprach.

Antistrophe.

Ich bin durch die heiligen Haine gegangen,
Wo sie Dianen mit Opfern erfreun;
Junge Gluth auf den schaumhaften Wangen
Müssen' ich mich in die kriegrischen Reihen,
An des Lagers eisernen Schanzen,
An der Schiffe furchtbarer Wehr',
Meinen verwundernden Blick zu ergetzen,
An der Recke Freiherrn Heer.

Erst sah ich die tapfern Zeltgenossen,
Der Ajaxe Heldenpaar, vereint
Mit Protesilas, dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegossen;
Des Telenk Sohn, und sich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Mäserls wechselndem Glück
Labte sich der Helden Blick.

Gleich nach diesen sah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling, Merion,
Und Poseidons Enkel, Palameden,
Und Laertes tugendreichen Sohn,
Seiner Zelten Zthaka entstiegen,
Rieten heim, den sabnichten aus dem Zug,
An des Diszus mannigfachem Flug
Lustig sich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn das' ich gesehen,
Den der weise Chiron aufgezogen,
Raschen Laufs, wie der Winde Wesen,
Mit Erstaunen das' ich's angesehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog.
Schwergeharnischt mit geschwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Rossen zog.
Uebergehet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, goldnes Mähnenhaar
Schmückten des Gespanns auf jedem Zügel;
Weißgefiedert war das Deichselpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb die Aeuner Pherer König an,
Aber immer, dicht an ihren Hufen,
Ging des wassenschweren Läufers Bahn.

Zweite Strophe.

Jetzt sah ich — Ein Schauspiel zum Entzücken!
Ihrer Einwerk zahlenloses Weben;
Rein, dem Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier gesehen.
Zunfzig Schiffe tapfrer Mormidonen —
Zeus glorreicher Enkel führet sie an —
Zirren trotz der Flotte sabnen Plan.
Auf erworbenen Verdecke zweenen
Zeichen sich unfurchtbare Peltten,
Goldne Nereiden.

Zweite Antistrophe.

Zunfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
Von Eurymeus und Menesthens Sohn,
Der Argiver Mark, heranmarschiret,
Sechzig führet zum Troerk nach Zlion
Thoas Sohn von der Aitoner Küste;
Pallas mit geschlagenem Gespann
Zst ihr Zeichen — auf der Wasserwüste
Eine Hetserin dem Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Böoten funfzig Schiffe kamen,
Kenneus an der Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Samen,
Bringt sie aus dem phocischen Gefild'.
Zunfzig Schiffe führet der Dilide,
Ajax, aus der Lokrer Gebiete.

Dritte Antistrophe.

Von Mycene kam mit hundert Masten
Agamemnon, Atreus Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Abrasten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Trotz und dienstlich seines Freundes Harme
Folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
Heimzusuchen, die im Räubers Arme
Des gestohrnen Hymenäs Freuden trug.
Nesters Flotte hab' ich jetzt begrüßet;
Alpheus führen Dreymast sieht man hier,
Der die Heimath nachbarlich umfließet,
Oden Mensch und unten Stier.

Dritte Spode.

Mit zwölf Schiffen schlicht an die Achäer
Gnaeus, Fürst der Enier, sich an.
Eilt Herrscher folgen, die Cyrer,
Des Eurinus Scepter unterthan.
Von den Cainaden, wo zu wagen
Keine Landung, führet der Tapfren Macht,
Die das Meer mit weißen Rudern schlagen,
Mneës, Sohn des Proteus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, schlicht der Telamone,
Den die steile Salamis gebar,
Mit zwölf Schiffen — dieses Zuges Krone.
Es erfreut' ich's, und so nahm ich's wahr.
Dieses Volk, im Ruderschlag erfahren,
Mit Verwund'rung hab' ich's nun erblickt.
Weh dem stolzen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenschickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe seines freudig einzufahren!

Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(Vieles weiß ich schon) hab' ich gesehn,
Die Erinnerung an diese Dinge,
Nimmer, nimmer wird sie mir vergehn.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Menelaus. Der alte Sklave (kommen in heftigem Wortwechsel).

Sklave.

Das ist Gewalt! Gewalt ist das! Du wagest,
Was du nicht wagen sollst, Atride!

Menelaus.

Geh!
Das heißt zu treu an seinem Herrn gehandelt.

Sklave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du sollst
Mir hören, Alter, thust du deine Pflicht
Nicht besser.

Sklave.

Du hast keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du hast keine
Zu tragen, die ganz Griechenland verderben.

Sklave.

Das mache du mit Andern aus. Mir gieb
Den Brief zurücke!

Menelaus.

Nimmermehr.

Sklave.

Ich lasse
Nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf
Nicht unter meinem Scepter bluten soll.

Sklave.

Mag's! Es ist ehrenvoll für seinen Herrn
Zu sterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sklaven ziemen
So viele Worte nicht.
(Er entreißt ihm den Brief).

Sklave (rufend).

O mein Gebieter!
Gewalt, Gewalt geschieht mir, Agamemnon!
Gewaltsam reißt er deinen Brief mir aus
Den Händen. Menelaus will die Stimme
Der Billigkeit nicht hören, und entreißt
Mir deinen Brief!

Zweiter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer stürmt so vor den Thoren?
Was für ein unanständig Schreien?

Sklave.

Mich, Herr.
Nicht diesen mußt du hören. *)

Agamemnon (zu Menelaus).

Nun was schiltst
Du diesen Mann und zerrst ihn so gewaltsam
Herum?

Menelaus.

Erst fort' mir in's Gesicht; antworten
Werd' ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sohn Atreus — soll
Etwa die Augen vor dir niederschlagen?

Menelaus.

Siehst du dieß Blatt, das ein verdammliches
Geheimniß birgt?

Agamemnon.

Geh es zurück, dann sprich!

Menelaus.

Nicht eher, bis das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.

Agamemnon.

Was! Du unterfingst dich,
Das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
Was nicht bestimmt war dir bekannt zu werden?

Menelaus.

Und, bist noch schwerfälliger zu frönen, fort',
Da dort' ich Ränke auf, die du im Stillen
Verübtest.

Agamemnon.

Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieser Brief
In deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter
Von Argos endlich kommen sehen wollte.

*) Es muß angenommen werden, daß der Sklave sich hier zurückzieht oder auch ganz entfernt.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich beſtellt?
Iſt das nicht frech?

Menelaus.

Ja überraſchen es, weil's
Mir ſo geſiel, denn deiner Knechte bin
Ich keiner.

Agamemnon.

Unerhörte Dreiſtigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauſes?

Menelaus.

Ihre,
Sohn Atreus! Jeſten Sinnes biſt du nicht;
Kennt' wüßt du dieſes, geſtern war es jenes,
Und etwas anders iſt es morgen.

Agamemnon.

Scharfſinn,
Das biſt du! Unter vielen ſchlimmen Dingen iſt
Das ſchlimmſte eine ſcharfe Zunge.

Menelaus.

Ein ſchlimm'red iſt ein wankelmüth'ger Sinn,
Denn der iſt ungereeht und unbarmherzigkeit
Den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jetzt der Zorn dich übermeiſtert,
Die Wahrheit dir zuwider ſeyn. Gros Lob
Erwarte nicht. Iſt jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
In den Trojanerkrieg zu heißen brannteſt?
Sehr ernſtlich wünſchteſt du, was du in ſchlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühteſt.
Wie demüthevoll, wie kleinlaut warſt du da!
Wie warben alle Hände du gedrückte!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
Auch nicht verlangte, freien Zugang, freies
Und offnes Ohr bei Atreus Sohn; da ſtanden
Gefliſſen allen Griechen deine Thore.
So tauſtest du mit ſchmeichleriſchem Weſen
Den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Mundſtoks kaum gewährt,
Eilſt man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht; ſchwer hält's
Nur vor dein Angeſicht zu kommen; ſelten
Erblickt man dich vor deines Hauſes Thoren.
Die alte Denkart taufest fein Ehrenmann
Auf einem höhern Poſten. Mehr als je.
Hört ihn das Glück, denkt ſeiner alten Freunde
Der Ehrenmann, denn nun erſt kann er ihnen
Vergang'ne Dienſte freſtiglich vergelten.
Ehr', damit fingſt du's an! Da war's, was mich
Zuerſt von dir verdroß. Du kennſt nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
Der Himmliſchen verweigert uns die Winde.
Gleich ließ du weg. Der Streich ſchlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeſtüm,
Der Schiffe müß'ge Laſt zurückgeſandt.
In Aulis länger unnütz nicht zu raſten.
Wie klüglich fand es da um deine Fröderungsſucht!
Was für ein Leiden, deine tauſend Schiffe
Meine zu beſtellen, auf Trojas Feſtern
Nicht mehr der Griechen Scharen aufzureiten!
Da kam man zu dem Bruder. „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die ſüße Herrſchaft
Und die erworbne Herrlichkeit wir bleiben?“
Es räthlich eine günſt'ge Fahrt den Seiſſen
Der Erber Kalchas aus dem Opfer an.
Wenn du dein Kind Dianen ſchlachteteſt.
Wie fiel dir plötzlich die Laſt vom Herzen? Gleich, gleich biſt du's zufrieden, ſie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (daß man
Dich zwang, kannſt du nicht ſagen) fandeſt du
Der Königin Befehl, der ungeſäumt
Zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(Es galt da vor) die Tochter herzuſenden.
Nun haſt du plötzlich eines andern dich
Beſonnen, ſendeſt heimlich widerſprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
Müßt du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch iſt die Luſt, die jetzo dich umgiebt,
Die nämliche, die deinen erſten Schwur
Vernommen. Doch ſo treiben es die Menſchen!
Zu hohen Würden ſieht man Tauſende
Aus freier Wahl ſich bringen, in vermeſſnem
Entwürfen ſchwindelnd ſich verſtehen; doch
Bald legt den Wahn des Hauſens Flatterſinn,
Und ihres Unvermögens ſtiller Wink
Bringt ſchimpflich ſie zum Widerruf. Nur wir
Die Griechen thun wir's leid, voll Hoffnung ſehen,
Vor Troja hohen Heldenruhm zu ernten,
Jetzt heimerwogen, deiner Tochter wegen,
Das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Mein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung ſollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es ſey der Erſte, Beſte,
Der Einſichtsvolle! Er ſoll König ſeyn!

Chor.

Zu was für ſchrecklichen Gezänken kommt's,
Wenn Streit und Zwiſt entbrennet zwiſchen Brüdern!

Agamemnon.

Die Neid' iſt nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun – ich will's
Mit ſanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabſt. Vergeſſen darf ich nur
Der ſalzenen Menſch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon ſpricht aus deinem
Grimmammen Aug's Maß tzoch du? Wer that
Dir wehe? Wovon ſtieb dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebettes wünſchteſt du zurücke?
Bin ich's, der die ſie geben kann? Iſt's recht,
Wenn du die Heimgeführte ſolcent bewahrteſt,
Daß ich Unſchuldiger es büßen ſoll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? – Wie aber nennſt
Du das, Vernunft und Billigkeit verdrehend,
Um eine fahne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! eines ſolchen Mannes Freunden
Sind Freuden, die ihm ärztlich ſehn. Weil ich
Ein rohes Wort nach deſſ'rer Ueberlegung
Zurücknahm, bin ich darum gleich raſend?
Iſt's einer, wer iſt's mehr als du, der wieder
Zu haben die Aeſeenliebe, die ihm
Ein gnäd'ger Gott genommen, ſeine Müde
Zu greß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinet du, haben Tyndars
Durch teilen Schwur die Fürſten ſich verpflichtet?
Der Hoffnung ſüße Göttin riß, wie dich,
Die Liebesdrunkenen dahin. So ſähet
Sie denn zum Krieg nach Troja, dieſe Heiſer!
Es kommt ein Tag, ſchon ſeh' ich ihn, wo euch
Der nichtigen, gewaltſam aufgepreßten
Gelübdes ſchwer gerenen hohl. Ich werde
Nicht Mörder ſeyn an meinen eignen Kindern.
Tritt immerhin, wie deine Leidenſchaft es heiſcht,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen.
Der Rächer einer Elenden zu ſeyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen
Mein theures Kind, mein eigen Blut zu raſen –
Aeſeenliebe! Mein! Das würde Nacht und Tag
Zu beißen Thränenfluthen mich verzehren.

Hier meine Meinung, kurz und klar und faßlich:
Wenn du Vernunft nicht hören willſt, ſo werd'
Ich meine Rechte wiſſen zu bewahren.

Chor.

Ganz von dem jetzigen verſchieden klang,
Was Agamemnon einſtens verhieß.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
Mocht' er bei eignem Blutes gerne ſchonen?

Menelaus.

So bin ich denn — ich unglückſel'ger Mann! —
Um alle meine Freunde!

Agamemnon.

Fordre nicht
Der Freunde Untergang — ſo werden ſie
Bereit ſeyn, dir zu dienen.

Menelaus.

Und woran
Erkenn' ich, daß ein Vater und gezeuget?

Agamemnon.

In Allem, was du Weiſes mit mir theileſt,
In deinen Raiſonnements nicht.

Menelaus.

Es macht
Der Freund des Freundes Kummer zu dem ſeinen.

Agamemnon.

Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweiſeſt,
Nicht, wenn du Jammer auf mich häufſt.

Menelaus.

Du könnteſt
Doch der Achiver wegen etwas leiden.

Agamemnon.

Ja den Achivern raſet, wie in dir,
Ein ſchwarzer Gott.

Menelaus.

Auf deinem König ſtolz
Verächtſt du, Unthätigwerdender, den Bruder.
Wohlan! So muß ich andre Mittel ſuchen,
Und andrer Freunde für mich werben laſſen.

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe ſie, o König aller Griechen,
Ja bringe, Hochgeſchätzter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirſt du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben ſie, vom weiten Weg erſchöpft,
Am klaren Bach anbeundt ſich gelagert;
Auf naher Wieſe graſ't das losgenommne
Geſpann. Ich bin vorausgeſchritten, daß
Du zum Empfange dich bereiten möchteſt;
Denn ſchon im ganzen Lager iſt's bekannt.
Sie ſey's! — Kann deine Tochter ſtill erſcheinen?
In ganzen Schaaren dringt man ſich herbei,
Dein Kind zu ſehn — Es ſind der Menſchen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Wird für ein andres Feſt wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, noch der lang'
Unverſehnen Umarmungen verlangend,
Die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
Verſetzt ein Anderer, geſchieht's, der Göttin
Von Aulis die Verlobte vorzuſtellen.
Wer mag der Bräutigam wohl ſeyn? — Doch eilt,
Zum Opfer die Geſäße zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!

(zu Menelaus)

Du ordne
Des Feſtes Freuden an! Es balle von
Der Saiten Klang und von der Füße Schlag
Der ganze Palaſt wieder. Siehe da
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon (zum Boten).

Laß es genug ſeyn! Geh! Das Uebrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.

(Bote geht ab).

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglückſeliger, was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerſt? Ach, wo mir ſelbſt muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schickſal mich
Verſtrickt — ein Dämon, liſtiger als ich,
Vernichtet alle meine Künſte. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Get'ans Loos
Der Niedrigſten, die ſich des ſüßen Rechtes
Der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach, das wird Unſer Einem nie! Uns hat
Das Volk zu ſeinen Stlaven groß gemacht.
Es iſt unſchicklich, zu weinen — Ach
Und hier nicht weinen, iſt unwürdig!

Wie vor die Mutter treten? Was ihr ſagen?
Wie ihr in's Auge ſehen? — Müßte ſie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der ſüßen
Verwählung zuzuführen? — Nur zu ſehr,
Treuloſer! hat ſie dir gebient, da ſie,
Was ſie auf Erden Theuerſt hat, dir liefert!

Und ſie — die unglückſel'ge Jungfrau! — Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades ſie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt ſie mir
Zu Füßen — „Vater! Morden wilſt du mich?
Iſt das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zeus, daß du und Alles, was
Du Theuerſt haſt, nie eine beſſ're freyer!“
Dreſt der Knabe ſteht dabei und jammert
Unſchuldig mit, unwiſſend was er weinet,
Als von dem Vater nur zu gut verſtanden!
O Paris! Paris! Paris! Meinen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Er jammert mich der unglückſeligen Fürſt.
So ſehr ich Feindling bin, ſein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder! Laß mich deine Hand ergreifen.

Agamemnon.

Da haſt du ſie. Du biſt der Hochgeſchätzte,
Ich der Geſchlagene.

Menelaus.

Bei Pelops, deinem
Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
Und meinem Vater Atreus ſey's geſworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie ich's meyne.
Wie bir die Augen ſo von Thränen fließen,
Da, Bruder — ſieh' ich will hie's nur geſtehen —
Da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
Mich ſelbſt der Thränen länger nicht erwehren.

Ich nehme, was ich vorhin sprach, zurück.
Ich will nicht grausam an dir handeln. Weib,
Ich denke nunmehr ganz wie du. Erwerbe
Die Tochter nicht, ich selber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Daß mir's nach Wunsche ginge, wenn du leidest?
Daß deine Kinder stürben, wenn die meinen
Des Lichts sich freun? Um was ist mir's denn auch
Zu thun? Laß sehn! um eine Ehgenossin?
Und sind ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüstet? Einen Bruder soll ich
Verlieren, um Helenen heimzubeln?
Das hieße Gutes ja für Böses tauschen!
Ein Thor, ein heißer Jünglingskopf war ich
Vordem; jetzt, da ich's reifer überdenke,
Jetzt sühn' ich, was das heißt — sein Kind erwürgen!
Die Tochter meines Bruders am Altar
Um meiner Heirath willen hingeschlachtet.
Nein, das erbarmt mich, wenn ich nur d'ran denke!
Was hat dein Kind mit dieser Helena
Zu schaffen? Die Armee der Griechen mag
Nach Hause gehn. Drum, lieber Bruder, höre
Doch auf, in Thränen dich zu baden und
Auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Weg ein Orakel an dein Kind — das hat
Mit mir nichts mehr zu schaffen. Meinen Antheil
Erlaß ich dir. Es siegt die Bruderliebe.
Entsag' ich einem grausamen Begehren.
Was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird stets das Beß're wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und schön — und wie
Man denken soll in Tantalus Geschlechte!
Du zeigst dich deiner Ahnherrn werth, Atride.

Agamemnon.

Jetzt redest du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraschest mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnsucht mögen oft genug
Die Eintracht stören zwischen Brüdern. Mich
Hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
Das Leben wechselseitig sich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!
Doch ach! Dieß wender die entsetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

Agamemnon.

Die versammelte Armee
Der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
Nach Argos sie zurücke sendest.

Agamemnon.

Laß
Auch sein, daß mir's von dieser Seite glückte,
Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Allzusehr muß man
Den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören.

Menelaus.

Laß dein Gehelmniß mit dem Priester sterben!
Nichts ist ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrbarer' ge
Und schlimme Menschenart sind diese Priester.

Menelaus.

Nichts sind sie und zu nichts sind sie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben still mir's ein — was wir am meisten
Zu fürchten haben — davon schweigst du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, so weiß ich's.

Agamemnon.

Da ist ein
Gewisser Sohn des Sisyphus — der weiß
Schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht schaden.

Agamemnon.

Du kennst sein listig überredend Wesen,
Und seinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was
Noch mehr ist, seinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyssen, wie er laut
Vor allen Griechen das Orakel offenbart,
Das Kalchas uns verkündigt, offenwart,
Wie ich der Göttin meine Tochter erst
Versprach und jetzt mein Wort zurücknehme?
Durch mäch'ge Rede weigt der Hinderer
Das ganze Lager wüthend fort, reißt mich,
Dann sich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Laß auch nach Argos mich entkommen; mit
Vereinten Schaaren fallen sie auf mich,
Zerstören feindlich die Cyclopenstadt
Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
Ihr mich in diesem fürchterlichen Drange!

Den eing'gen Dienst noch, lieber Menelaus,
Erweise mir — gehst du durch's Lager, suche
Ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
Kund werde, was hier vorgehn soll, bevor
Der Erebus sein Opfer hat — So bin ich
Doch mit der kleinsten Thränenstimme elend.
(zum Chor).
Ihr aber, fremde Frau'n — Verschwiegenheit!
(Agamemnon und Menelaus gehen).

Zweite Zwischenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig, selig sey mir gepriesen,
Dem an Hymens schamhafter Brust
In genußigster Lust
Sanft die Tage verfließen.
Milde wütende Treibe
Meckt der reigende Gott.
Zweierlei Pfeile der Liebe
Führt der gothlockige Gott.
Jener bringt selige Freuden,
Dieser mordet das Glück.
Reizende Göttin, den zweiten
Wehre vom Herzen zurück.

Sparſame Reize verleih' mir, Dione,
Keuſche Umarmungen, heißen Kuß,
Deiner Freuden beſcheid'nen Genuß!
Göttin, mit deinem Wahnſinn verſchone!

Gegenſtrophe.

Verſtoben iſt der Sterblichen Beſtreben
Und ihre Sitten mancherlei;
Doch eine That wird ewig leben,
Genug, daß ſie vortrefflich ſey.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Bildſame Herzen früh zur Tugend.
Wenn Scham und Weisheit ſich vereinen,
Sieht man die Grazien erſcheinen,
Und Sittſamkeit, die fein entſcheidet,
Weiß ehrbar iſt, und ehrt leider —
Das giebt den hohen Ruhm des Weiſen,
Der nimmer altert mit den Greiſen.
Groß iſt's, der Tugend nachzuſtreben.
Das Weib dient ihr im ſtillen Leben
Und in der Liebe ſanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten wahlen
Sich prangend ihre tauſend Strahlen,
Da macht ſie Städt' und Länder groß. s

Epode.

O Paris! Paris! Wärſt du geblieben,
Wo du das Lieb zuerſt geſeh'n,
Wo du die Heerde ſtill getrieben,
Auf Ida's früchtenreichen Höhn!
Dort ließeſt du auf grünen Raſen
Die ſilberweißen Rinder graſen,
Und tubiteſt auf dem pürp'ſchen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenſpiele,
Und ſangeſt dem barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drei Göttinnen
Dein richterlicher Spruch entſchied,
Ach! der nach Hellas dich verführet,
Und in den glänzenden Palaſt,
Mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entzwidet haſt.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
Und lieberwund zog ſie's zurück.
Helenen kam dein Blick entgegen
Und lieberwunden zogſt du ihn zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
Und führte der Griechen verſammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
Zu Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Chor.

(Man ſieht von weitem Clytemneſtren und ihre Tochter noch im Wagen, nebſt einem Gefolge von Frauen).

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick,
Auf Clytemneſtren, die Königstochter,
Tyndars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom ſeligſten Glück!
He, dieſe Reichen — wie göttliche Weſen
Strim ſie vor armer Sterblichen Blick.
Steiget ſtill! Sie ſteigen vom Siege.
Kommt, ſie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand!
Empfanget ſie mit erheiterter Wange,
Schreckt mit feinem traur'gen Klange
Ihrn Tritt in dieſes Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürſtin Antlitz bleichen,
Freund, wie wir, an Aulis Strand.

Zweiter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes. Iphigenie. Gefolge. Chor.

Clytemneſtra (noch im Wagen zum Chor).

Ein glücklich Zeichen, ſchöne Hoffnungen
Und eines frohen Hymens Unterpfand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
Aus eurem Gruß und freundlichen Empfange.
So bringt denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
Und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus! Empfanget
Sie ſanft in euren jugendlichen Armen!
Wer reicht auch mir nun ſeines Armes Hülfe,
Daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?
(zu ihren Frauninnen).
Ihr Andern treitet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und furchtbar iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mir! Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. Sein Alter
Kann noch nicht von ſich geben, was es nennt.
Wie? Schläft du, ſüßes Kind? Der Knabe ſchläft.
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingelullet.
Wach' auf, mein Sohn, zum Freudentag der Schweſter!
So groß du ſchon und edel biſt geboren,
So höher wird der neue ſchöne Bund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gebe ja nicht weg,
Daß dieſe fremden Frauen hört, die dich
An meiner Seite ſehen, mir's beneiden,
Wie glücklich deine Mutter iſt — Sieh da,
Dein Vater! Auf, ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Iphigenie.

Wirſt
Du zürnen, Mutter, wenn ich, meine Bruſt
An ſeine Vaterbruſt zu drücken, ihm
Entgegen eile?

Clytemneſtra.

O mir über Alles
Verehrter König und Gemahl! — Hier ſind
Wir angelangt, wie du geheiß't.

Iphigenie.

O laß
Mich nach ſo langer Trennung, Bruſt an Bruſt
Geſchloſſen, dich umarmen, Vater! Laß
Mich deines lieben Angeſichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Agamemnon.

Genieß es, Tochter.
Ich weiß, wie zärtlich du mich liebſt — du liebſt
Mich zärtlicher, als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach ſo langer Trennung wieder
Zu haben — wie entzückt mich das, mein Vater!

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du ſagſt,
Gilt von uns beiden.

Iphigenie.

Sey mir tauſendmal
Gegrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen!

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke? — Ach! das weiß
Ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für
Ein kalter fremdentwöhnter Blick, wenn du
Mich gerne ſiehſt.

Agamemnon.

Mein Kind! für einen König
Und Feldherrn giebt's der Sorgen ſo gar viele.

Iphigenie.

Laß dieſe Sorgen jetzt, und ſey bei mir!

Agamemnon.

Bei dir bin ich und wahrlich nirgends anders!

Iphigenie.

O ſo entfalte deine Stirn! Laß mich
Dein liebes Auge heiter ſehn!

Agamemnon.

Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh! So lang'
Ich dir in's Antlitz ſchaue, bin ich froh.

Iphigenie.

Doch ſeh' ich Thränen deine Augen wölkern.

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was ſagſt du? — Liebſter Vater, ich verſtehe
Dich nicht — ich ſoll es nicht verſtehen!

Agamemnon.

So fing
Iſt Alles, was ſie ſpricht! — Ach, das erbarmt
Mich deſto mehr!

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden,
Wenn das dich heiter machen kann.

Agamemnon (für ſich).

Ich werde
Mich noch vergeſſen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich liebe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bei uns, Vater! Bleib' und ſchenke
Dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Daß ich's könnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünſche —
Das iſt es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünſcht ſey'n alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon.

Dein Vater
Wird nicht der Letzte ſeyn, den ſie verderben.

Iphigenie.

Wie lang' iſt's nicht ſchon, daß du, fern von uns,
Im Aulis Buſen müßig liegſt!

Agamemnon.

Und auch
Noch jetzt hält ſich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniß entgegen.

Iphigenie.

Wo, ſagt man,
Daß dieſe Phrygier wohnen, Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach, wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden ſollen!

Iphigenie.

Wie? So weit
Schifft du von hannen, und verläßeſt mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch ſeyn mag — Du, mein Kind,
Wirſt immer mit mir gehen! 4

Iphigenie.

Wäre mir's
Anſtändig, lieber Vater, dir zu folgen,
Wie glücklich wärd' ich ſeyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunſch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
An deinen Vater denken wirſt.

Iphigenie.

Reiſ' ich
Allein, mein Vater, oder von der Mutter
Begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater
Begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Alſo willſt
Du in ein fremdes Haus mich bringen laſſen?

Agamemnon.

Laß gut ſeyn! Forſche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wiſſen ziemt.

Iphigenie.

Komm du
Von Troja uns recht bald und ſiegreich wieder!

Agamemnon.

Erſt muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das iſt ein heiliges Geſchäft, worüber
Du mit den Prieſtern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirſt's mit anſehn, meine Tochter! Gar
Nicht weit vom Becken wirſt du ſtehn.

Iphigenie.

So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer Unwiſſenheit! — Geh' jetzt in's Morgemach,
Den Jungfrauen dich zu zeigen.
(Er umarmt ihn).
Eine ſchwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es iſt ein langer Abſchied, den wir nehmen.
O Lippen — Buſen — blondes Haar, wie theure
Kommt dieſes Troja mir und dieſe Helena
Zu ſtehen! — Doch genug der Worte — Geh',
Geh'! Unfreiwillig bringe aus meinen Augen
Ein Thränenſtrom. Ha dich mein Arm umſchließet.
Geh' in das Zelt!
(Iphigenie entfernt ſich).

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
Du ahnungvoll mich ſandteſt, ſieh' dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen ſcheiden ſehen ſoll.
Ich weiß es. Ihrem Glück geht ſie entgegen.
Doch welchen Vater ſchmerzt es nicht, die er
Mit Müh' und Sorgen auferzog, die Lieben,
An einen Fremden hingegeben.

Clytemneſtra.

Mich
Soll man ſo ſchwach nicht finden. Auch der Mutter
— Kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen koſten
Und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heiſchen ſie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er iſt, weiß ich bereits. Erzähle mir
Von ſeinen Ahnherrn jetzt und ſeinem Lande.

Agamemnon.

Aegina trugſt du, Aſopus Tochter.

Clytemneſtra.

Mir freyte ſie, ein Sterblicher, ein Gott?

Agamemnon.

Zeus ſtiftſt, dem ſie den Aeakus, den Herrſcher
Oenopiens, gebar.

Clytemneſtra.

Wer folgte dieſem
Auf ſeinem Königsthrone nach?

Agamemnon.

Peleus,
Der Nereus Tochter freyte, Peleus.

Clytemneſtra.

Mit
Der Götter Willen freyt' er dieſe, oder
Geſchah' es wider ihren Rathſchluß?

Agamemnon.

Zeus
Verſprach ſie, und der Vater führte ſie ihm zu.

Clytemneſtra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhab'nen Sitze
Des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.

Clytemneſtra.

Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?

Agamemnon.

Dort feierten die Götter Peleus Feſt.

Clytemneſtra.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
Die Göttinge erzogen?

Agamemnon.

Sein Erzieher
War Chiron, daß der Böſen Umgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.

Clytemneſtra.

Ihn erzog
Ein weiſer Mann. Und weiſer noch war der,
Der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.

Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
Beſtimme.

Clytemneſtra.

An dem Mann iſt nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.

Die Grenzen vom Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimath.

Clytemneſtra.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.

Das überlaß' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Clytemneſtra.

Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
Der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der ſegenvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet ſeyn.

Clytemneſtra.

Haſt du
Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttin ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer iſt es, was uns jetzt beſchäftigt.

Clytemneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt
Die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Clytemneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bei den Schiffen.

Clytemneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders
Nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich drein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabei
Verlangt wird — Doch, daß du mir ja wohlfahreſt!

Clytemneſtra.

Sag' an, du weiſſt, wie gern ich dir gehorcht.

Agamemnon.

Ich freilich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam iſt, finden laſſen —

Clytemneſtra.

Wo?
Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griechiſchen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Clytemneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos
Zurückekehren ſoll die Mutter — dort
Die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Clytemneſtra.

Nach Argos? und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird denn die Hochzeitfackel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Clytemneſtra.

Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dieß verbieten.

Agamemnon.

Daß sie der Frau verbieten, in's Gewühl
Von Kriegern sich zu mengen, scheint mich weiß ich.

Clytemnestra.

Es heißt die Sitte, daß aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfange.

Agamemnon.

Sie heißt, daß keine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.

Clytemnestra.

Wohl aufgehoben und verwahrt sind die
In ihrem Frauensaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorsam.

Clytemnestra.

Nein!

Bei Argos königlicher Göttin! Nein!
Du hast dich weggemacht in's Ausland. Dort
Mach' du zu thun! s Mich laß im Hause walten,
Und meine Töchter wie sich's ziemt vermählen.
(Sie geht ab).

Agamemnon (allein).

Ach! zu entfernen hofft' ich sie. — Ich habe
Umsonst gehofft. Umsonst bin ich gekommen.
So häuft ich Trug auf Trug, berückte die,
Die auf der Welt das Theuerste mir sind,
Durch schnöde List, und Alles spertet meiner.
Nun will ich gehn und was der Göttin wohl
Gefällt und mir so wenig Segen bringen,
Und allen Griechen so belastend ist,
Vom Seher Kalchas näher austundschaften.
Wer's aber mit sich selbst gut meynt, der nehme
Ja eine Gattin, die gefällig ist
Und sanften Herzens — oder lieber keine!
(Er geht ab).

Dritte Zwischenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie sehen des Simois silberne Strudel,
Der griechischen Schiffe versammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten sie Phöbus heilige Erde.
Wie Kassandra mit wilder Geberde
Die Schläfe mit grünendem Lorber umbandt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen läßt um das begeisterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes sich wechselnd beseelen.

Gegenstrophe.

Sie rennen auf die Mauern,
Sie steigen auf die Burg.
Sie erblicken mit Schaudern,
Hoch brennet von Pergamus Burg,
Den unser schnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten.
Der, in ihnendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schwester des himmlischen Paars,
Unter den Lanzen und kriegrischen Spießen
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Einen Wald von ehr'nen Lanzen
Seh' ich sie um heine Zeltenthürme pflanzen,
Stadt der Phrygier, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine steile Veste schleifen.
Unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen kosten deinen Bräuten
Und der Gattin Priamus.
Wie wird nach dem gestohlnen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurückereinen!
Ihr Göttet, solche Angst und Qual,
Entfernet sie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Hyperia
Den Busen jammernd schlagen,
Und wird's der stolzen Phrygerin
Am Webestuhle klagen!
Ach! wenn man die Sagen schallen,
Daß die hohe Stadt gefallen,
Die die Wehre meiner Heimath war!
Wer, wenn es herum erscholle,
Schneidet wohl der Thränenquellen
Von den Haupt das schön gestimmt Haar?
Helene, die der hochgethürmte Schwan
Gezeuget — das hast du gethan!
Seh's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage ging,
Zeus verwandelte Gestalt umfing,
Seh's, daß das Fabel and dem Munde
Der Kambuen sehr zur schlimmen Stunde
Das Geschlecht der Menschen hintergingen.

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo sind' ich hier den Feldherrn der Archiver?
(Zu einigen Sklaven).
Wer von euch sagt ihm, daß Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
An des Eurypus Mündung nun das Heer;
Ein jeder freilich nimmt's auf seine Weise.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Ließ die Wände nur zurück und weiter
Gerubig hier an Aulis Strand. Ein andrer
Entweicht von Weib und Kindern. So gewaltig
Ist diese Kriegeskunst, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgeboten.
Nicht ohne einen Gottes Hand! — Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen lassen,
Wer sonst was vorzubringen hat, versteht'
Es für sich selbst. — Ich habe Phrygiens
Verlassen und den Vater — Wer? Etwa.
Daß des Eurypus schwache Winde mich
An diesem Strand verweilen? Kaum geschwieg'
Ich meine Myrmidonen, die mich hört
Und fort bestürmen — abwarts warten wir
Denn noch. Achill! Wie lang' wird noch gezaudert.
Bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willst du was thun, so thu' es bald! sonst fahr'
Uns lieber wieder heim, anstatt noch länger
Ein Spiel zu seyn des spottenden Atriden.

Zweiter Auftritt.

Clytemnestra zu den Vorigen.

Clytemnestra.

Sterwärt's der Sohn der Thetis! Deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt; drum komm' ich
Heraus und bin entgegen —

Achilles (betroffen).

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von dieſem Anſtand —

Clytemneſtra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet.
Der mich vorhero noch nie geſehn — Doch Dank ihm,
Daß ihm der Scham Geſetze heilig ſind.

Achilles.

Wer biſt du aber? Sprich! Was führte dich
Im's griech'ſche Lager, wo man Männer nur
Und Waffen ſieht?

Clytemneſtra.

Ich bin der Leda Tochter,
Und Clytemneſtra heiß' ich. Mein Gemahl
Iſt König Agamemnon.

Achilles.

Viel und genug
Mit wenig Worten! ich entferne mich.
Nicht wohlanſtändig wäre mir's, mit Frauen
Geſpräch zu wechſeln.

Clytemneſtra.

Bleib! Was fliehſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniß glücklich uns beginnen.

Achilles.

Ich bir die Hand? Was ſagſt du, Königin?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
Als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.

Clytemneſtra.

Warum dir nicht geziemen,
Da du mit meiner Tochter dich vermählteſt?

Achilles.

Vermählten — Wahrlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irreſt.

Clytemneſtra.

Auch dieß Erſtaunen, ſind' ich ſehr begreiflich.
Uns Alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
Beim Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
Wenn ſie von Heirath ſprechen ſonderlich.

Achilles.

Nie, Königin, hab' ich um deine Tochter
Gefreit — und nie iſt zwiſchen dem Atriden
Und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytemneſtra.

Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
Wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſind
Die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.

Denk' nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
Wie mir, dran liegen, es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier ſtiften,
Die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.

Ein Scherz vielleicht,
Den Jemand mit uns beiden treibt. Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau! Betrach' es lieber!

Clytemneſtra.

Leb' wohl! In deine Augen kann ich ferner
Nicht ſchauen, da ich zur Lügnerin geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
Vielmehr ſo reden. — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzuſuchen.
(Will er auf das Zelt zugehn, wird es geöffnet).

Dritter Auftritt.

Der alte Sklave zu den Vorigen.

Sklave
(in der Thüre des Zeltes).

Halt, Peleide! Ehrſüchtiger, mit dir
Und auch mit dieſer hier hab' ich zu reden.

Achilles.

Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie außer ſich.

Sklave.

Ein Knecht. Ein armer Name,
Der mir den Dünkel wohl vergeben läßt.
Mich —

Achilles.

Weſſen Knecht? Er iſt nicht mein der Menſch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sklave.

Des Hauſes Knecht, vor dem ich ſtehe. Tyndar,
(Auf Clytemneſtra zeigend).
Ihr Vater hat mich drein geſtiftet.

Achilles.

Nun!
Wir ſtehn und warten. Sprich, was dich bewog,
Mich anzuhalten.

Sklave.

Iſt kein Zeuge weiter
Vor dieſen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

Clytemneſtra.

So gut als ganz allein. Sprich dreiſt! — erſt aber
Verlaß das Königszelt und komm hervor.

Sklave (kommt heraus).

Jetzt. Glück und meine Vorſicht, beide mir die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er ſpricht von Etwas, das noch kommen ſoll,
Und von Bedeutung ſcheint mir ſeine Rede.

Clytemneſtra.

Verſcheuch's nicht länger, ich beſchwöre dich,
Mir, was ich wiſſen ſoll, zu offenbaren.

Sklave.

Iſt dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir ſtets geweſen,
Dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.

Ich weiß, du biſt
Ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sklave.

Daß ich ein Theil des Heirathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — iſt dir
Das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.

Recht gut. Nach Argos
Brachtſt ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sklave.

So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan', als ihm.

Clytemnestra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu sagen hast!

Sklave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— Das Kind ermorden, das du ihm geboren.

Clytemnestra.

Was? Wie? — Entsetzlich! — Mensch! bu bist von Sinnen.

Sklave.

Den weißen Nacken der Besammernswerthen
Will er mit unbarmherzigem Eisen schlagen.

Clytemnestra.

Ich Unglückseligste! — Was? mein Gemahl?

Sklave.

Sehr bei sich selbst ist er — Nur gegen sich
Und gegen deine Tochter mag er rasen.

Clytemnestra.

Warum? Welch böser Dämon giebt's ihm ein?

Sklave.

Ein Götterspruch, der nur um diesen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freie Fahrt
Versichert.

Clytemnestra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater seinen Henker finden soll!

Sklave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
Zu holen.

Clytemnestra.

Daß Helene wiederkehre,
Stirbt Iphigenie?

Sklave.

Du weißt's. Dianen
Will Agamemnon sie zum Opfer schlachtend.

Clytemnestra.

Und dieß vorgegebne Vermählung,
Die mich von Argos rief — wozu denn die?

Sklave.

Daß du so minder säumtest, sie zu bringen.
Im Wahn, sie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemnestra.

O Kind! Zum Tode kamest du. Wir kamen
Zum Tode!

Sklave.

Ja, besammernswürdig, schrecklich
Ist einer Schicksal. Schrecklicheres begann
Der Königin.

Clytemnestra.

Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

Sklave.

Ein armer, armer Trost sind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter stirbt.

Clytemnestra.

Sprich aber: Woher weißt du das? Durch wen?

Sklave.

Ein zweiter Brief ward mir an dich gegeben.

Clytemnestra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben?
Daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sklave.

Dir abzurathen, daß du sie nicht brächtest.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemnestra.

Unglücklicher! Warum mir diesen Brief
Nicht überliefern?

Sklave.

Menelaus fing
Ihn auf. Ihm dankt du Alles, was du leidest.
(Er geht ab).

Clytemnestra (wendet sich an Achilleä).
Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörst du es?

Achilleä.

Besammernswerthe Mutter! — — Aber mich
Hat man nicht ungestraft mißbraucht.

Clytemnestra.

Mit dir
Vermählten sie mein Kind, um es zu würgen.

Achilleä.

Ich bin entrüstet über Agamemnon.
Und nicht so leicht werd' ich es hingehn lassen.

Clytemnestra (sitzt ihm zu Füßen).
Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
Den eine Himmlische gebar. Weg, eitler Stolz!
Kann sich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttin! Hab' Erbarmen mir
Der Mutter, mit der Unglückseligen Erbarmen,
Die deiner Gattin Namen schon getragen!
Mit Unrecht trug sie ihn. Doch hab' ich sie
Als deine Braut lieber gesehn, dir hab' ich
Mit Binnen sie geschmücket — Ach! ein Opfer
Hab' ich geschmücket, ein Opfer hergeführt.
O! das wär' schändlich, wenn du sie verließest.
War sie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — Du wardst uns der geliebteste
Gemahl der Unglückseligen schon gepriesen.
Bei dieser Wange, dieser Rechte, bei
Dem Leben deiner Mutter sey beschworen!
Verlaß uns nicht! Dein Name ist's, der uns
In's Elend stürzt — Drum rette du und wieder!
Dein Knie, o Sohn der Göttin! ist der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermste flehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du hast gesiegt.
Was Agamemnon Gräßliches beschlossen.
Da steh' ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meuterischen Banden.
Zu jedem Bubenstück bereit — auch brav.
Gewiß recht brav und werth, so soll sie mögen! o
Verstärre du uns deines Schutzes, und
Gerettet sind wir! Ohne dich verlorre.

Chor.

Gewaltsam ist der Zwang des Muts. Mit Qual
Gebiert das Weib, und quält sich für's Geborne.

Achilleä.

Mein großes Herz kam deinem Wunsch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und sich
Des Glücks zu freuen mit Enthusiasmkeit.

Chor.

Die Klugheit sich zur Führerin zu wählen,
Das ist es, was den Weisen macht.

Achilleä.

Es kommen Fälle vor im Menschenleben,
Wo's Weisheit ist, nicht allzuweise seyn;
Es kommen andre, wo nichts schöner steht,
Als Mäßigung. Greifen Sinn schändet ich
In Eltern und Schutz, bei Vorterfischen.
Wo sie Gerechtes mir verweigern, finden
Gehorsam die Armen mich, die Sitten
Von Erz, wo sie Unbilligkeit gebieten.

Frei kam ich her, frei will ich Troja ſehn,
Und den Achivervreis, was an mir iſt,
Mit meines Armes Heldenthaten pieren.
Du jammerſt mich. Zuviel erkleidet ſie
Von dem Gemahl, von Menſchen deines Blutes,
Was dieſem jungen Arme möglich iſt,
Erwart' ich von mir! — Er ſoll dein Kind nicht ſchlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es ſoll ihn nicht ſo hingehn, meines Namens
Zu ſeinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Name, der ſein Eiſen aufgehoben,
Mein Name wär' der Mörder deiner Tochter,
Und Er, der Vater, hätte ſie erſchlagen.
Doch theilen würd' ich ſeines Mordes Fluch,
Wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur
Gegeben hätte, ſo unwürdig, ſo
Unmenſchlich, ungeheuer, unerhört,
Die unſchuldvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen Leiter mißt' ich ſeyn, der Menſchen
Verächtlichſter, ja haſſenswerther ſelbſt
Als Menelaus müßt' ich ſeyn. ? Wie hätte
Nicht Thetis, der Erinnen eine dürre
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich,
Des Königs Mordgeiger zum Werkzeug borgte.
Nein, bei des Meerbewohnerß Haupt, beim Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt geboren!
Er ſoll mich nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit ſeines Jüngers Spitze nur berühren.
Eh' dieß geſchieht, bete ewige
Vergeſſenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
Im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebt.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücktragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen ſagt.
Gerathe es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es giebt der Jungfrau'n Tauſende, die mich
Zum Gatten möchten — Davon iſt auch jetzt
Die Rede nicht. Beſchimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's ſtellen ſollen.
Ob mir's gefiele, nun ſein Kind zu freien?
Gern und mit Freuden würde Clytemneſtra
In dieſes Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland auf meinen Händen
Altbaun zum Opfer ſie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegsgenoſſen, würde ſie
Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber geht' ich nichts vor den Atriden.
Nichts, wo doch Troja ſoll verbandelt werden.
Doch dürfte, eh' wir Ilion noch ſehn,
Dies Schwert von Blut und Menſchenmorde triefen,
Wenn man's verſuchte, mir ſie zu entreißen.
Sey du getroſt! Ein Gott erſcheint ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieſer Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich geboren.

Clytemneſtra.

O Herrlichſter, wie ſtell' ich's an, wie muß
Ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
In deinem Preis, und deine Gunſt auch nicht
Durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen.
Zu vieles Loben, weiß ich wohl, macht dem,
Der ehrt denkt, den Lober nur zuwider.
Doch ſchön' ich mich, mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
Den Glücklichen, den Fremdling, zu erweichen.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
Beiſpringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen! Unſer Schickſal
Verdient Erbarmen. Meine Hoffnung war,
Dich Sohn zu nennen — Ach! ſie war vergebens.
Auch ſtarrest vielleicht dein künftig Ehebette
Mein ſterbend Kind mit ſchwerer Verbeerung.
Und du wirſt eilen, ſie zu ſiehn. o Doch nein,
Was du geſagt, war alles wohl geſprochen.
Und wilſt du nur, ſo lebt mein Kind. Soll ſie
Etwa ſtill flehend deine Knie umfaſſen?
So wenig dieß der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, ſo mag ſie kommen, jüngſtlich.
Das Aug' mit ehler Freiheit aufzuſchlagen.
Wo nicht, ſo laß an ihrer Statt mich der
Gewährung ſüßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo ſie iſt. Daß ſie
Verſchämt iſt, bringt ihr Ehre.

Clytemneſtra.

Auch verſchämt ſeyn
Hat ſein gedrig Maaß und ſeine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du ſie
Vor meine Augen bringeſt, und wir beide
Beobachtem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatdürftem Sorgen
Entſtiegen, trägt ſich gar zu gern, das kann' ich,
Mit dämſchen eiverwährigen Gerüchten.
Und mag't ihr ſtehend oder nicht vor mir
Erſcheinen, ihr erhaltet weder mehr
Noch minder — denn beſchloſſen iſt's bei mir,
Koſt's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben muß' ich, hab' ich keine Hoffnung
Mit eitler Rede nur getäuſcht. Rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Clytemneſtra.

Lebe
Und rette immer Leibende!

Achilles.

Nun höre,
Wie wir's am beſten einzurichten haben.

Clytemneſtra.

Laß hören. Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erſt
Muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Clytemneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytemneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh' ihn an, daß er
Sein Kind nicht tödte. Bleibt er unerbittlich,
Dann komm zu mir. — Erweicht du ihn, noch beſſer!
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund.
Auch bei dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird Alles glücklich abgethan.
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
Und meines Armes braucht es nicht.

Clytemneſtra.

Du rätheſt
Verſtändig. Es geſchehe, wie du meyneſt.

Mißklingt mir's aber — wo fit' ich dich wieder?
Wo find' ich Nereide diesen Heimgang,
Dich, die letzte Stütze noch in meinem Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, wirst du
Dir nahe seyn, und wo's mich zu erhalten gilt,
Dem Herr der Griechen dich und deine Ahnherrn
Durch Jammer zu erniedrigen. Es lief
Hermine müßte Tyndars Blut nicht finden:
— Ein großer Name in der Griechen Land!

Clytemnestra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und giebt es Götter, Trefflichster! Die uns
Es wohlergehn, Gleich's deine — Warum leid' ich? s
(Achilles und Clytemnestra gehen ab).

Vierte Zwischenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgesang,
Den zu der Cither tanzsinnigen Tönen,
Zur Schamrei und zum üppigen Reihn,
Sang der Kamönen
Versammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!

Wo die Becher des Nektars erklangen
Auf des Festen weitlegen Kranz,
Kamen die zierlich gewölbten und schwungen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodischsten Jubel der Lieder
Feierten sie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte sie wieder,
Pelions Wald gab sie schmetternd zurück.
Unter den Freuden
Des festlichen Mahls
Schönste des Nektars himmlische Gabe
Jovis Liebling, der phrygische Knabe,
In die Hände des goldnen Pokals.
Fünfzig Schwestern der Göttinnen hüpften
Lustig daneben im glänzenden Saal,
Tanzten den Hochzeitreigen, und knüpften
Reizende Ring' mit verschlungener Hand.

Gegenstrophe.

Grüne Kreuzen in dem Haar,
Und mit flottenem Geschoß,
Menschen oben, unten Roß.
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bermins Pokale
Kamen sie zum Göttermahle.

Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubellicde
Der Thessalierinnen Chor;
Heil dir! sang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem schönen Sterne,
Der aus deinem Schoß erstieg!

Und Apoll, der in der Ferne
Der verborgnen Zukunft spähe,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Musen sich verstehe,
Chiron, der Centaure — nannten
Beide schon mit Namen ihn,
Der zu Priams Königsthrone
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenschaaren,
In des Sperces Muth erfahren,
Blühten beed mit Mark und Brand
In des Räuberß Vaterland —
Auch die Rüstung, die er würde tragen,
Prächtlich von Hephästos Hand
Aus getriebnem Gold gefüget,
Ein Geschenk der Göttinnen,
Die den Göttersohn empfangen,
Es ward von den Himmlischen
Thetis Hochzeitfest begangen.

Epode.

Ihr, Agamemnons thränenwerthern Kinde,
Nicht bei der Hirten Festbegehung
Erzogen und der Pferde Pflege,
Stirbt aufgeopfert in mütterlichen Schooß,
Dem tapferen der Inachiden
Dereinst zur süßen Braut beschieden,
Ihr, Arme, fällt ein ander Loos!
Ihr flechten einen Kranz von Blüthen
Die Griechen in das sodengelockte Haar,
Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebar,
Das, unberührt vom Joch, aus Felsenhöhlen,
Unsern dem Meer, geflogen war,
Wird sich der Opferstadt entziehen;
Dann reißt ihn nicht seine Jugend,
Nicht das Erröthen der verschämten Tugend,
Nicht seine reizende Gestalt!
Das Laster herrscht mit siegender Gewalt,
Es spricht mit frechem Angesichte
Den heiligen Gesetzen Hohn.
Die Tugend ist aus dieser Welt geflohn,
Und dem Geschlecht der Menschen droht
Nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Clytemnestra kommt. Der Chor.

Clytemnestra.

Ich komme, meinen Gatten aufzusuchen.
Noch immer bleibt er aus, es ist schon lange,
Daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun sie
Erfuhr, was für ein Schicksal sie erwartet.
Er nähret sie, den ich genannt. Der ist's,
Das ist der Agamemnon, den man bald
Verraset wird handeln sehn an seinen Kindern.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamemnon.

Gut, Clytemnestra, daß ich außerhalb
Des Zelts dich treffe und allein. Ich habe
Mich über Dinge mit dir zu besprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut seyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

Clytemnestra.

Und was ist das,
Wozu die Zeit sich dir so günstig zeiget?

Agamemnon.

Daß deine Tochter mit mir gehen. — Alles
Ist in Bereitschaft, das geweihte Wasser,
Das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
Im schwarzen Blute rhodend, fallen sollen.

Clytemnestra.

Gut redest du. Daß ich von deinem Thun
Ein Gleiches rühmen könnte! – Aber komm
Du selbst herauf, mein Kind!
(Er geht und führt die Thür bei Seite).
Was dieser da
Mit dir beschlossen hat, weißt du aufs Härtste.
Nimm unter deinen Mantel auch den Bruder.
Orestes, mit dir!
(Zu Agamemnon, indem Iphigenie herantritt).
Sieh', da ist sie, deine
Begehrte zu vermählen. Was noch sonst
Für sie und mich zu sagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzupassend wissen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Orestes zu den Vorigen.

Agamemnon.

Was ist dir, Iphigenie? – – – Du weinst?
Du stehst nicht heiter aus – du senkst die Augen
Zu Boden und verbirgst dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückseligste! Wo fang' ich an?
Bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag.
Verzweiflung, wo ich enden mag! to

Agamemnon.

Was ist das?
Hat Alles hier zusammen sich verstanden,
Mich zu bestürzen – Kind und Mutter außer sich
Und Barrub' im Gesichte –

Clytemnestra.

Mein Gemahl,
Antworte mir auf das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

Agamemnon.

Draugt's dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytemnestra.

Ist's an dem – willst du sie wirklich
Erwerben, deine Tochter und die meine?

Agamemnon (sieht auf).

Unglückliche! Was für ein Wort hast du gesprochen!
Was argwöhnst du? – Du sollst es nicht!

Clytemnestra.

Antworte
Auf meine Frage!

Agamemnon.

Frage, was sich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie sich's ziemt.

Clytemnestra.

So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.

Agamemnon.

Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schicksals
Und du, mein böser Genius!

Clytemnestra.

Und meiner –
Und dieser hier! Ihn theilen drei Elende!

Agamemnon.

Worüber klagst du?

Clytemnestra.

Dieses fragst du noch?
O dieser Stoff gebricht es am Verstande.

Agamemnon.

Ich bin verloren. Alles ist verrathen.

Clytemnestra.

Ja. Alles ist verrathen. Alles weiß ich
Und alles hört' ich, was du uns verriethst.
Dieß Sowohlgut, dieses Siehdaran ist Bereises
Genug. Das Reden magst Du dir ersparen.

Agamemnon.

Ich schweige. Reden was nicht wahr ist, hieße
Mein Elend auch durch Frechheit noch erschweren.

Clytemnestra.

Gieb mir Gehör! die rathbethafte Sprache
Bei Seit'. Ich will jetzt offen mit dir reden.
Erst drangst du dich – daß sey mein erster Vorwurf –
Gewaltsam mir zum Garten auf, entführetest
Mich räuberisch, nachdem du meinen ersten
Gemahl erschlagen, Tantalus – den Säugling
Von seiner Mutter Brust gerissen, mit
Grausamem Wurf am Boden ihn zerschmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zeus,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriß dich Tyndar, unser Vater, den
Du knieend flehtest, ihrem Zorn, und gab
Die Rechte meines Garten dir zurück.
Seit diesem Tag – kannst du es anders sagen?
Fand'st du in mir die treulosmste der Frauen.
Im Hause fromm, im Ehrsetze teusch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauses – Lust und Freude,
Wenn du vereintrastst! Wenn du öffentlich
Erschienst, der freie Zuruf aller Menschen:
Seids eine Eh'genossin zu erlangen
Ist Wenigen beschert. Desto genauer sind
Die Schlimmen! Ich gebäre dir drei Töchter
Und diesen Sohn – und dieser Tochter eine
Willst du jetzt so unkenntlich mir entreißen!
Fragt man, warum sie sterben soll – was kannst du
Hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
In deinem Namen thun? Daß Menelaus
Heimen wieder habe, soll sie sterben!
O trefflich! deine Kinder also sind
Der Preis für eine Buhlerin! Und mit
Dem Theuersten, das wir besitzen, wird
Das Hassenswürdigste erkauft! – Wenn du
Nun fort seyn wirst nach Troja, lange, lange,
Ich im Palast indessen einsam sitze,
Leer die Gemächer der Gestorbenen,
Und alle jungfräulichen Zimmer die,
Wie glaubst du, daß mir da zu Muth seyn werde?
Wenn ungerechnet, unverlegend am
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um sie jammre: „Er,
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er selbst, kein Anderer, er mit eignen Händen!“
Stirb' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrst,
Nicht ein Empfang bereitet bereitet werde,
Der solcher Thaten würdig ist. O nun
Der Götter willen! zwinge mich nicht, schlimm
An dir zu handeln! Handle du nicht so
An uns! – Du willst sie schlachten! Wie? Und welche
Gebete willst du dann zum Himmel richten?
Was willst du, rauchend von der Tochter Blut,
Von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem schimpflich angetretenen Zuge!
Wers' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
Daß dieße, Göttern die Vernunft ableugnen!
Und sey's, daß du nach Argos wiederkehrst.
Denkst du dann deine Kinder zu umarmen?
O dieses Recht hast du verschwert! Wie könnten
Sie dem in's Auge sehn, der Eins von ihnen

Wie teilen Dirn erlaſung? – Darfſter ſich
Wie einverſtanden – Mutterſt du als König.
Du Schlechter nich betrogen – kann es dir
Jetzt nun, bei den Agioren noch die Spende
Der Weisheit zu verſagen? „Ihr verlangt
Nach Troja. Griechen? Gut. Das Lood entſcheide.
Weh Troern! Sterben ſoll!“ Das hörte Einen
Gegoltern mit dem Rudern! Wer nicht,
Glaubt hier von allen Donnern ſtärker,
Kann's ja, kein Blatt zum Opfer anzuſtechen!
Du! meinem Mitleid, dem zu Lieb'
Ihr ſtarret, dem blitz' ich geblitzt, ſein Kind,
Hermione, der Mutter aufgeopfert!
Und ich, die immer traulich hein Bett' bemehrte,
Soll nun der Tochter mich beraubet ſehn,
Wenn ihre Lebenskette, gräßlichet
Bis ich, mein Opfer hinzuſchlt mit der Thorn!
Verdient' nicht, warum ich Unrecht habe! Hab'
Ich Recht – o ſo geh' in dich! – Willig ſie nicht
Ihr's feinen, keine Tochter und ich weine!

Chor.

Euch ſich erwichten, Agamemnon! Dank,
Wie ſchön es iſt, ſich ſelbſt Recht erkennen!
Und ſind von allen Menſchen eingeſtanden!

Iphigenie.

Mein Vater, hört' ich Tyndareus Mund. Einer ich
Durch meinen Stimme Zauber Fetten mir
In ſeinen gringen, und durch meine Rede
Der Menſchen Herzen, wie ich wollte, ſtimmten,
Jetzt rührt' ich hier Kunſt zu Hülfe ſuchen.
Doch meine ganze Redekunſt ſind Thränen,
Die hier ich und die will ich weinen! Sieh,
Einen ſtark Zweig der Eichenbaum lag' ich
Mich fleht zu deinen Füßen – Thun mich
Nicht in den Wälder! – Durch Einen iſt
Es leichtig: Zwinge mich nicht, vor der Zeit,
Zu ſterben, weil hier unſere iſt! – Ich weiß.
Du noch zum erſtenmale Vater nannte,
Du erſte, die du Kind genannt, du erſte,
Du auf den väterlichen Schooße ſprangſt,
Und Küſſe gab, und Küſſe die erwiderte,
Da ſagteſt du zu mir: „O meine Tochter,
Wenn ich dich werde, werd' deiner Hochzeit gleuen,
Im Hauſe einſt geſchlichen Bräutigam
Zum glücklich und gefeiert ſeinſt!“ – Und ich,
In zarte Armen angeſchlicht, die ſicherd
Ihnen meine Hände nun verſtarren, ſprach:
„Nicht ich den alten Vater ſtillnen und
In meinem Haus mit ſchönen Gaſtlichkeit ehren,
Und meinen Jugend ungeweihte Pflege
Dem Greis mit linderm Dankbarkeit vetgelten?“
Er ſprachen wir. Ja hab's nicht gut behalten.
Du hatt't vergeſſen, du, und willſt mich ſtören,
O mein! bei Schuld, meinem Bräutigam! Kann!
Bei meinem Vater, Atreid, und bei dir,
Du mein mit Schmerzen ihr geboren, und nun
Muß's Neue herb Schmerzen mir mich bringen!
Muß gehn mich Paris Hochzeit an? Kann es
Nach Griechenland, mich Braut zu erniedrigen?
O gönnet mir dem Krug! Gönnet mir
Einen einzen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich am Trabant meiner Liebe hab
Mir zu dem Tode ſtärke! Kannſt, mein Bruder!
Kannſt du auch wenig Ehre für deine Ehren,
Hoffnung und unſeren Kampf du hab. Er ſei
Die Schweſter nicht um's Leben bringen. Sag' ihm,
Klarig: Mein Kinder ſtehen Jammer! Komm.
Ende. Vater! einer Jammer Bitte richten es
An dich – Euch dich erwichten! Euch mich bitte!
Die kleinen Händen flehen wir dich an.

Zwei meiner Lieben, der unendlich noch,
Ja eben kann erwachen! Soll ich hier
In Ein verzeifelnd Wort zuſammenraffen?
Nichts Elfert gilten es, als der Ewene Lieb
In ſtoßen! Niemand verlangt nach du unten.
Der rader, der den Tod herbeiverlangt! Weiter
In Schande leben, als brennheiß ſterben!

Chor.

Dein Wort iſt tief, verbrechetringende
Hetene! Deine Lafterthat empfiert
Die Edene Kinder gegen ihre Kinder.

Clytemnaſtra.

Ich weiß, wo Mutter gut iſt, und wo nicht.
Lieb' ich mein eigen Blut nicht, reiten möcht' ich.
Empfindlich iſt mir's, leidet zu beſtürzen,
Entzeglich, mich ihm zu entziehen – Zeyn muß es.
Geht fort die Flotte Griechenlandes! Geht!
Alle tiefe Könige in Erz gerüſtet!
Von ſieben ſieben Jahr nicht ſieben Troja.
Und nimmer ſieht die Burg bei Priamid,
Da ſterbet kann, wie es den Seinen ſterbet.
Von wiederholtem Verlangen kommt heil Hier,
Nach Pferden die Segel aufgeſpannte,
Und der Achäer Gattinnen auf ewig
Von lieben Männern zu beſtein. Unterdeß,
Daß ich dem Mitleidsſpruch nicht widerſtehe,
Ich – he – und du – und du – und andre Thäter in
Mycenae wilden Opfer ihres Grimmes.
Gehn, Kind! Nicht Mutterland Gefahr hin ich.
Nicht Mutterland iſt's, der euch mir beraubt.
Dein Vaterland und deinen Tod – ihn muß ich.
Dem aber ungern. Ich zum Opfer gehren.
Das Vaterland geht vor! – Die Griechen ſei
Ja machen. Kind, an deinen Griechenlande,
Und an und ich, von ſklavlichem Barbaren
Ja ſchützen – bald iſt deiner Pflicht und meine!

(Er geht ab).

Vierter Auftritt.

Clytemnaſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemnaſtra.

Er geht! Er flieht ſich! – Tyrann – Verräther –
Er flieht! – Ja Unbeſtändiger! Er flieht!
Er hat ſein Kind dem Tode hingegeben!

Iphigenie.

O mein! mein! – Mutter! Mutter! Gerichtet Lob
Verderben auch ja andrer Jammerſtatt! ſt
Kein Ende iſt ab mein Jammer: Meine Jeane
Mehr ſterben ihre! – O Mütter Peleiden!
Und du, von Leid ja rauh den Namen trug,
Erbarmen Ihn, wo den garten Leben.
Der Mutter Brust entreißen. Peleiden
Ja grauſamſten Tode hingeworfen!
O hört' es't niemandin gehört! hat Hirten
Der Mutter, treuen Herd niemandin
Am Meere Mutter hingeworfen, wo
Durch grimm, ſchneeweiße Wellen, rund
Perſchen und Nolen, wütig, von Gletſchern
Geſchäft ja werden, und mit Ungeſtümen.
Der Dampfen Lichtenwelle tumult – wenn
Die Jammet, Zorn geſchäftem Gefängniß,
Ja ſtark Eurotas ausbricht Gaſtfreundung,
Taygetus hoch, auf ihre Lange ſteig,
Und Sich auf ihre Reige Eppria.
Die Schlucht, und Cithäron, der Hefer,
Auf Jovis Geweihtes Berge ſteig!
O meine Eltern ſchirt Griechenland zum Retten!
Jungfrauen, auch Gott er zum Tod!

Chor.

Du siehst
Ihr Ilion, Dianens ersten Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er steht!
Er wendet sein verweint's Kind! Weh mir,
Daß einige Augen sie gesehen haben.
Die traurige Verheirathung! Ihr macht
Ihr stehen — unnatürlich muß ich sterben,
Durch eines Vaters verruchaten Staat!
O Aulis, hättest du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günst'ger Wind nach Troia sie verschlagen,
Kein Zorn hier am Gestade sie vermocht!
Ihr! Er vermischt die Worte nach Gefallen;
Denn sprachlos ist mir alles Weh'n der Angst.
Denn stumm ist das Gebet, die Angst vor Andern,
Den Lieb' er plötzlich aus dem Herzen stumm.
Den stürzt er leicht durch's hohe Meer davon.
Den hält er in der Mitte seines Laufes.
Wer's nicht schon bedauernswerth genug, mehr noch
Eben bedauernswerth genug bei Menschen sei.
Daß er dem Tod noch ruft, es zu experiren!

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Der Zehner Jahrlauf über Griechenland!
Du aber, Aresstoß, jammervoll mich am meisten,
O schreckst du jetzt Sepolstat um erstarrend!

Fünfter Auftritt.

Achilles (von einigen Dienstleuten, welchen er in die Arme). Die Unsrigen.

Iphigenie (entgegeneilend).

O Mutter! Mutter! Eine Schaar von Mädchen
Kommt auf euch zu.

Clytemnestra.

Der Glückwunsch ist bereits,
Für den ich dich hierher gebracht.

Iphigenie
(sich nach der Thür und nach ihren Dienerinnen).

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge!

Clytemnestra.

Was ist dir? Vor wem fürchtest du?

Iphigenie.

Vor ihm —
Vor dem Peleiden — ich erröthe, ihn
In jetzo —

Clytemnestra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach, die
Verschmähte Eheverbindung bringt —

Clytemnestra.

Ich
Die Glückwünsche erbitten! — Durch gläub'gen
Betrug'stratagem zog der Grieb, wenn
Wir was vermögen sollen —

Achilles (zum oder).

Meine Mutter!

Clytemnestra.

Du sagst sehr wahr.

Achilles.

Die fliegerlichst Garten
Hört man im Lager.

Clytemnestra.

Neue Post! Wem gilt sie?

Achilles.

Euer treuer Lichter.

Clytemnestra.

O das verlohnt nur
Nicht Gutes.

Achilles.

Also bringt auf's Opfer.

Clytemnestra.

Wärt?
Und Niemand ist, der sich dagegen setzt?

Achilles.

Ich selbst kam in Gefahr —

Clytemnestra.

Gefahr —

Achilles.

Gefahrvoll
Zu werden.

Clytemnestra.

Wort du meine Tochter
Zu retten stürmen?

Achilles.

Ohne Waffen.

Clytemnestra.

Wie?
Wer darf es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemnestra.

Wie? Wo waren denn
Die Schaaren deiner Myrmidonen?

Achilles.

Die
Empörten sich gegen.

Clytemnestra.

Weh mir! Wie sind
Verlassen, Kind!

Achilles.

Der Hochzeit hohe euch
Verehret, schienen sie.

Clytemnestra.

Und was sagtest du
Darauf?

Achilles.

Was Liebe dir mich schützen.
Die zur Gemahlin mir bestimmt gewesen.

Clytemnestra.

Da sagtest du, was wahr ist.

Achilles.

Daß der Vater
Mir gnädig.

Clytemnestra.

Und du es von Myrrne
Unerschüttlich hernen hatte trennen lassen.

Achilles.

Vergessen! Ja weit hinweicht's.

Clytemnestra.

Die rohe
Verhaß'ste Menge!

Achilles.

Dennoch rettete du
Auf meinen Eben.

Clytemnestra.

Es Weisen weiß du's hatten.

Ein Einziger?

Achilles.

Einzig da die Krieger dort!

Clytemnestra.

O wehe! daß du dieses Thun gelingen!

Achilles.

Es wird.

Clytemnestra.

Er wird die Tochter mir nicht freien!

Achilles.

So lang ich Atem habe, nicht!

Clytemnestra.

Fremde und

Freund, für mein Gewalt bisweg zu schützen!

Achilles.

Ein ganzes Heer. Unsichts führt es an.

Clytemnestra.

Der Sohn des Sisyphus etwa?

Achilles.

Derselbe.

Clytemnestra.

Führt eigner Vortheil oder Pflicht ihn her?

Achilles.

Die Wahl des Herrn, die ihm willkommen war.

Clytemnestra.

Ein traurig Amt, mit Blut sich zu bestecken!

Achilles.

Ich weiß ihn zu entfernen wissen.

Clytemnestra.

Stelle

Er wider Willen sie von hinnen reißen?

Achilles.

Er! — Hier bei diesem blanken Haar!

Clytemnestra.

Was aber

Muß ich denn thun?

Achilles.

Du hältst die Tochter.

Clytemnestra.

Nicht

Das hindern Eltern, daß man sie nicht schlachtet?

Achilles.

Das wird dich Schwert allhier entscheiden: es

Iphigenie.

Höre

Mich an, geliebte Mutter. Höret mich beide,
Was treib ich gegen den Gemahl? Kein Mensch
Muß bei Unmöglichem erzwingen wollen.
Das größte Leid gebietet dem wohlgesinnten,
Dem schwer Gebeugten, dem verlornen Freunde;
Du aber, Mutter, habe nicht vergessen
Der Griechen Heer auf dich, auf Hülfe war
Den aufgewiesensten Mann nicht in't Verderben,
Vernimm jetzt, was ein ruhig Unterlassen
Mir in die Seele gab. Ich bin entschlossen,
Zu sterben — aber ohne Widerreden.
Aus eigner Wahl, und ehrenvoll zu sterben!
Hier meine Gründe an, und meine Pflicht:
Daß unser werthe Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet,
Ich merke seine Pläne frei — darum mich
Wird Priamos ereilen. Wenn Ilions
Kein griechisch Weib mehr jammern darf, gewaltsam
Aus Heimat ist'gem Boden wegentrissen
In werden von Barbaren, die unsinnige
Ilie Paris Freventhat in Ehrsucht
Begehen mögten — aber Rache hören
Wird mein Ohr, Mutter! Ehrerweis ewig sie,
Ja werde Griechenland erretten hören.
Und ewig fällig wird mein Name strahlen.
Wenn doch Leben auch so kostlich hätten!
Mehr hier erlein — du hast mich alten Griechen
Gemeinschaftlich geboren. Sieh dort, dort

Die Taubenbrut, die ihre Schüler speiseten,
Dort andre Taubenbrut, das Nahrung tauschig!
Entwachsen von einem Ohr trennete sie,
Die Schwach des Vaterlands zu retten, gegen
Den Feind durch tapfre Kriegsthaten zu glänzen,
Zu sterben für das Vaterland. Dies alles
Mangt ich zu nichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannst
Du hiergegen sagen? — Und stillbann —

(sich gegen Achilles wendend).

Soll der's

Mir allen Griechen, einen Weiber wagen,
Anfassen und zu Grunde gehen? Mein doch!
Das darf nicht sein! es Der einz'ge Mann vertreten
Das Leben mehr, als hunderttausend Weiber.
Und wo Diana diesen Leib, wenn ich,
Die Sterblose, der Göttin widerstreben?
Unsinnig! Ich gebe Griechenland mein Blut,
Man schlachte mich, man schleife Troja's Thore!
Das soll mein Denkmal seyn auf ew'ge Tage,
Das ihr mir hochgeht, Kind, Unbesonnene!
So will's die Ordnung und so spricht: Es herrsche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der ist Knecht, und jener frei geboren!

Chor.

Dein großes Herz zeigt dir — doch grausam ist
Dein Schicksal, und ein hartes Urtheil sprach Diana!

Achilles.

Wie göttlich machte mich der Gott, der dich
Mir gnädig wollte, Tochter Agamemnond!
Gläubiger'gab Griechenland, so sollst ewrinen!
Glückselig du, durch ein so großes Opfer
Gerettet! Wie edel hast du so gesprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der starken
Nothwendigkeit weißt du nicht widerstreben.
Was einmal soll, muß, muß vollendet seyn.
Je mehr dich schöne Herz sich mir entfaltet,
Ach, desto freudiger treet' in mir auf,
Dich als Gemahlin in mein Haus zu führen.
O säss' ihn noch. Es gern thät' ich der Liebe,
Und führete dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o dein Leben meiner Mutter!
Es wird mir schrecklich seyn. Gewalt's genau,
Es ist nichts Kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen

Entschluß bringt kein Bewegungrund mehr zum Wanken,
Was Troubert Leuten, verrinn vor uns Tören.
Durch vier Schwarm Männer gegen Männer
In tück'schem Kampf verwundet — meinetwegen
Strömt da nicht Herren, Hrrnüting! Meinetwegen
Soll Niemand durch sich sterben! Ich vermag's,
Mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer!

Achilles.

Erhab'ne Seele — Ja! Ich darf dein großes
Entschluß, ich kann sie nicht darauf erwidern.
Warum, was Mädchen ich, nicht eingesehen!
Du hast die Wahl des Ehrsten getroffen!
Doch würde sie gewaltsame Entscheidung
Dich noch erreichen, denn bald ich Wort, und werde
Mit meinen Waffenbrüdern am Altar
Die nahe stehn — sein mächt'ge Zeuge seinen Treue.
Dann heißer entbrannt und kein Schutz. Wer weich.
Wenn nun der Stadt an seinem Heile bleibt,
Da dich das Verderben Mühe nicht erreichet?
Denn niemand weiß! ich's bleiben, daß kein Leben
Ein edlerwerth gehöret Vorsatz übrige.
Zeus schirm' sie stets —

(auf dem Vorgebirge gegen)
nach der Göttin Tempel;
Dort ſtehſt du mich, wenn du kommſt.
(Er geht ab).

Sechſter Auftritt.

Iphigenie. Clytemneſtra. Der Chor.

Iphigenie.

Mutter? –
Es ſenken ſtille Thränen deine Augen?

Clytemneſtra.

Und hab' ich etwa einen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erwachen
Muß du mich jetzt mehr, Mutter! Eine Gute
Gewähre mir!

Clytemneſtra.

Erwache für, mein Kind!
Du Mutter liebeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſtoße mir
Dein Haar nicht abwärtswärts, auch kein ſchwarzes
Gewand um dich zu ſchlagen –

Clytemneſtra.

Wenn ich dich
Verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren – Deine Tochter
Wird leben und mit Ehre dich ernähren.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauren?

Iphigenie.

Kein Mutter! Für mich giebt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie.

Der Tempel Zeus
Gebilligter Altar führt mir zum Grabe.

Clytemneſtra.

Du haſt mich überrumpelt. Ich will dir ſagen.

Iphigenie.

Beweiſe mich als eine Heldin.
Die Sparta trugen über Griechenland.

Clytemneſtra.

Was aber hintersteckſt du deinen Schweſtern?

Iphigenie.

Auch ſie laß deinen Trauerſtuhl tragen.

Clytemneſtra.

Darf ich die Schweſter nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mig'
Es deinen wetterwärtsdrehen! – Dieſen da
(auf Oreſtes zeigend)
Ergetze mir zum Manne!

Clytemneſtra.

Klag' ihn noch einmal.
Zum letztenmale!

Iphigenie (den umarmend).

Liebſter Herz! Was nun
In deinen kleinen Händchen hat geſtanden,
Das haſt du tröſtlich heut an mir gethan!

Clytemneſtra.

Kann ich noch etwas Angenehmes ſonſt
In Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater.
Und deinem Gatten – daß ihr mir!

Clytemneſtra.

O, der
Soll ſchwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Clytemneſtra.

Spricht, unterredet, ordnet, ermutet.
Nicht, wie er einem Sohn des Atreus gerne!

Iphigenie (ihn umarmend).

Mir führt mich zum Altar? – Denn an den Knien
Mögt' ich mir nicht hängenſehen ihn.

Clytemneſtra.

Ja freilich.

Iphigenie.

Nein! Unmenſchliche!

Clytemneſtra.

Ja faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Ehe mir zu Füßen, Mutter! Bitte! – Das iſt
Ausſchändigen für dich und mich! – Hier von
Des Vaters Händen führt ſie ſtehen einer.
Der zu Diannen Werke mich begleitet,
Wo ich geopfert werden ſoll.
(Sie wendet ſich zum Gehen).

Clytemneſtra
(hält ſie mit den Augen).

Du groß,
Mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurückzukehren!

Clytemneſtra.

Verläßeſt deine Mutter?

Iphigenie.

Und verwundig
Von ihr gerieſen, wie du ſiehſt.

Clytemneſtra.

O höre!
Verlaß mich nicht!
(Will auf ſie zueilen).

Iphigenie (tritt zurück).

Mein! Keine Thräne mehr!
(Sie ſieht den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt).
Ihr Jungfrau'n, ſtimmt der Tochter Jammer
Ein hohes Loblied an auf meinen Leiden!
Zum hohen Zeichen für ganz Griechenland!
Daß Troja fange an – Wo ſind die Fackel
Die Flamme leber von den Opferſtöcken!
Mein Vater laſſe den Altar! Ich gehe.
Heil mir Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin, ihr Perſiden aus Troja
Zuwiderbare Ueberwinderin! Gebt Kronen.
Gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſeligenden Tempel,
Um den Altar der Königin Diana.
Ihr Gottheiten, ihr Seligen! Denn, nun
Es einmal ſein muß, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor

(wendet ſich gegen Clytemneſtra, die in ſtumme Traurigkeit verſunken iſt).

Weh, weh, erwachet'ge Mutter, weinen wir mit dir!
Die heil'ge Handlung hindert keine Thränen.

Iphigenie.

Heißt mir Diannen preiſen, Jungfrauen.
Ihr, Chalcis unſre Nachbarin, in Euböa

Gebietet, wo die Flotte Griechenlands
Im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
Der frühen Kindheit Pflegerin, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Perseus rufst du an, von den
Cyclopen für die Cyclopitz gegründet!

Iphigenie.

Ein schwer Stern ging den Schiern auf
In diesem Streit — Doch nein. Ich will so freudig
sterben.

Chor.

Im Rahm wirft du unsterblich bei uns leben.

Iphigenie.

O Nacht Zevis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut sich mir jetzt auf.
In einem andern Schicksal steht ich hier.
Gelieste Ceres, sahre wohl! *)

(Ein gut ob).

*) Hier schließt sich die dramatische Handlung. Was noch folgt, ist die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Anmerkungen.

Diese Tragödie ist vielleicht unter die tadelhaftesten des Euripides, reicht an Gehalt noch in einen Theater. Agamemnons Charakter ist nicht fest gezeichnet, und durch die widersprechende Behandlung zweifelt Leidenschaft und Mensch, Ehrsucht und Vaterliebe, nicht mehr klug, einen Mitwissen getragen, dadurch den Charakter bei Schwach bereits man gerichtet, ob man die Sache eher verwerfen soll. Nicht gut, wenn er seinen Sinn nicht ändert, und Iphigenie ist ungeduldig, so unerträglichen erscheint, der französischen Schule ist der Charakter Iphigeniens, und zwar auch so wie sie hier sein soll, ihre Reine ungeduldig hätten sich ihnen auch nicht sein können Sinn und sein weiblichen Interesse sich geschwächt Charakter nicht weitragen. Hätte sich Achilles weniger Liebhaber, Agamemnon Charakter, Iphigenie Opfer entweder, so würde sie in seinem verwirrten, verlegen und schwachen sein. Es ist nur Schade, daß eine so große Anzahl, der Theile so schlecht sind, als Charakter, einer Tragödie nimmt den größten Theil der Aufmerksamkeit, wodurch dem Verdienst der Tragödie, der tragischen Handlung so sehr Eintrag, daß es verschwiegen hat, in den Mund trägt. Man sehe die beste Scene des ersten Akts, und bringe den Charakter, Betragen von Clytemnestra hinein, wie sie sich dem Verzweiflungsvoll Achilles, dann wie Ulysses es sich gegen den aufführen, und man denke sich diese Scene ganz verändert, so kann es in der wahren Natur bleiben, ist es nicht mehr Euripides, und dann ist der Verlust nicht gering. Ich will nicht weitläufig werden, wenn ich mich bestimmten Tadelsurtheil gegen diese in den Text klagen will, und Niemand kennt gerechtfertigen, sie hat es im einzelnen Theile, ich gebe mir Rechtfertigung zu versuchen! Ich erkenne es ein, wie man will, so ist dasselbe den Schluß zu einem Theater, einer ganz verschiedenen Richtung unterworfen, und ich so sehr Bewunderung in gleich Falle sein Tragödie in seinem Theater, wie man sie hier eine Erklärung entwerfen, so ein gänzlich verschiedener Theil der Zuschauer, und wie es sich in der Lösung macht gefunden es nicht immer auf einer gefällt thun; bei einer unwesentlichen Verwandten bei Theil und der Scene muß solche Leben verändern, Glut gegen die Natur, Wahrheit, Ausdrucksweise des Charakters sogar weiter, übersehe ich, abnehmen eine in gewissen der Theater, welchen Theil Theater auf seinen Theater, eine den Geschmack seiner Theater, gefallen zu können, ein Theater, welches Theater

ich die nicht dein Bruder. Ich darf es gestehen, weil es mir so gehet, quae voluntas me vexabant. Nach meiner Meynung ist der Verstand dieser Worte: Ich wünschte, daß meine Schwester mich für meinen Bruder erkennete, und mir diese Nachricht ertheilete. Die Worte: quae voluntas me vexabant, kann man auch also ausdrücken: quae voluntas me vexabat. Doch ist die Lesart: vexabant, die gemeinste.

8) Wie sie sich pflegten zu thun von denen Göttern. Die Griechischen Götter sind nach Homers Meynung in diesem Stücke Leuten gleich, welche in einem Hause wohnen, und einander nicht sehen, ob sie gleich nahe beysammen sind. Also sind auch die Götter in dem Homerischen Gedichte, wenn sie sich sehen wollen, genöthiget, sich zu einander zu begeben. Dieses kommt in der Odyssee offt vor, wenn Minerva, Neptun, Jupiter, Juno, Apollo, Mercurius, und andere Götter, einander besuchen, oder sich zu einander begeben wollen. Ja, sie müssen sich offt gar weit begeben, ehe sie einander finden können. Also ist Neptun, da er Jupiter besuchen will, genöthiget, nach Aethiopien zu gehen, weil er ihn daselbst bey einem Gastmahle findet. Minerva, da sie Neptun besuchen will, muß nach Lacedämon gehen, weil sie ihn daselbst bey dem Könige Menelaus findet. Und so ist es mit allen übrigen Göttern beschaffen. Ich will nur noch eine Stelle anführen, da Minerva zu Jupiter gehet, und ihn auf dem Berge Ida findet. Sie redet ihn also an: Vater Jupiter, sage mir doch, wo du mich findest, ob ich gleich deine Gedanken weiß. Wir sind ja nicht weit von einander. Ich bin unter den Griechischen Schiffen, du aber auf dem Berge Ida. Ich habe dir nichts zu sagen, was dir unbekannt wäre. Du aber kannst mir sagen, was du willst. Ich will es thun, wenn es nicht unmöglich ist. Ich will dir nichts verbergen, was du mir offenbaren willst. Warum hast du mich also angeredet?

Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides.

Personen.

Jokaſta, des Oedipus Gemahlin und Mutter, Königin zu Theben.
Antigone, ihre Tochter.
Eteokles,
Polynices, ihre und des Oedipus Söhne.
Hofmeiſter der Antigone.
Chor ſyriſcher Frauen aus Phönizien.

Die Scene iſt vor dem Palaſt des Oedipus zu Theben.

Jokaſta.

O, der du wandelſt zwiſchen den Geſtirnen
Des Himmels, und, auf goldnem Wagen umrennend,
Mit flücht'gen Rossen Flammen von der Fürbaſt,
Erbar'mer Sonnengott — wie feindlich Kreuz'
Sahſt du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, ſeinen Fuß hieher geſetzt,
Dem Königr gewor der Venus Tochter
Harmonia den Polyhor; von dieſem
Ged Labdakus, des Lajus Vater, ſtammen.
Ja ein Menderus Tochter; meinen Bruder
Nennt Kreon ſich von mütterlicher Seite.
Jokaſta heiß' ich — alſo nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der ging, als lang' kein Kinderſegen kam,
Zum alten Leiderbeben zu erfragen,
Ihm ward die Antwort von dem Gott: „Beherrſcher
Der roſſenbändigen Thebaner, werde
Nicht Vater wider Zeus Schluß! denn gnadt
Du einen Sohn, ſo wird dich der Erzeugte tödten,
Und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut.“
Doch er, von Luſt und Bacchus Macht verleitet,
Ward Vater — Als ein Knabe nun erſchien,
Gab er, der Uebertretung jetzt zu ſpät
Gewahr und des Oraſels eingedenk,
Den Neugeborn'en, dem er durch die Sohlen
Ein feurig Eiſen trieb, den Hirten, um
Auf Junos Au' zu werfen, die den Gipfel
Cithärons ſomückt. Hier ward er von den Hirten
Des Polybus gefunden, beimgetragen,
Und vor die Königin gebracht, die, meines
Gemahls Frucht an ihre Bruſt le gend,
Dem Gatten ſich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift, und um
Das Kind das zarte Mitleidstrauer angeflogen,
Ging er — ſey's aus freiwill'ger Regung, ſey's
Auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,
Nach Pythos Stadt, wohin zu gleicher Zeit
Auch Lajus, mein Gemahl, ſich aufgemacht.
Vom weggeſetzten Sohne Kundſchaft zu erhalten.
Auf einem Scheidweg in Phocis ſtießen
Sie aufeinander, und der Wagenführer
Des Lajus rief: Man' Platz dem Königr Fremdling!
Doch er frech ſchwingend ſeines Roſſes Lauf
Mit hohem Geiſt, bis ihm der Zeltter Huf
Die Zerſe blutig trat — da — doch wozu
Noch über fremdes Unglück mich verwirren?
Da ſolug der Sohn den Vater, ſalbm den Wagen,
Und brachte ihn ſeinem Pflegrr Polybus.
Als bald darauf die räuberiſche Sphynx
Das Land unter verwüſtete, ließ Kreon
Der Schweſter Hand, die jetzt verwittwet war,
Dem zur Belohnung bieten, der die Frage
Der räthſelhaften Jungfrau würde löſen.
Das Schickſal ſchgt's, daß Oedipus, mein Sohn,
Das Rätſel löſt, worauf er König ward,
Und dieſes Landes Scepter ihm beſchamt.
Unwiſſend freit' der Unglückſelige
Die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
Daß ſie den eignen Sohn umfing. Er ſah
Ihr Kinder meinem eignen Kind, zwei Knaben,
Den Eteokles erſt, und Polinices,
Den Herrlichen — zwei Töchter dann, die jüngſte
Jſmene von ihm geſiſt, die älteſte
Von mir Antigone genannt. Doch als
Der Unglückſelige ſich entlich kam
Als ſeiner Mutter Ehgemahl erkannt,
Und ältre Jammer ſtürmend auf ihn drang,
Stach der Verzweiflungsvolle wüterlich
Mit geſtumm Haſen ſich die blutenden
Augenſpeil aus — Indeſſen bräunte ſich
Der Söhne Wange; dieſes Unglücks Gramach
Dem Aug' der Welt zu bergen — ſchwer gelang's! —
Verſchloſſen ſie den Vater im Palaſte.
Hier lebt er noch, doch der Gewaltthat zürnend.
Drauf er Fluch auf der Söhne Haupt,
Daß Lajus ganzes königliches Haus
Durch ihres Zwiſtes Schärfe möge fallen!
Und dieſes ſchweren Fluches Erfüllung nun,
Wenn ſie beſtimmten worden bleiben, nicht
Herbeizurufen, ſolgſen unter ſich
Die Brüder den Vertrag, daß ſie der jährgrn
Freiwillig aus dem Reich verbannen ſollte.
Jndeß der ältere des Thrones genöſſe.
Und beide ſo von Jahr zu Jahre wechſelnd.
Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
Verſchmäht herabzuſteigen, und verjagt
Den jüngrrn gewaltſam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adraſtus ihm
Zum Eidam ſich erwählt, und nun ihr der
Ein mächtig Heer verſammelt. Dieſes führet
Er gegen Thebens ſieben Thore nun
Heran, des Vaters Reich zurückzuerobrrn.
Und ſeinen Antheil an dem Königsthrone.
Nun hab' ich, beide Brüder zu verſöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu und Glauben
Sich bei dem Bruder friedlich einzufinden.

Ehe ſie im Treffen feindlich ſich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sey du nun unſer Retter, Vater Zeus,
Der in des Himmels lichten Kreiſen wohnt,
Und ſende meinen Kindern die Verſöhnung!
Wenn du ein weiſes Weſen biſt, nicht immer
Kannſt du beneidten Menſchen eitend ſeyn!
(Ein gute ab).

Der Hofmeiſter. Antigone (noch nicht gleich ſichtbar).

Hofmeiſter
(ſpricht ins's Haus hinein und erblickt auf dem Dache).
Weil dir die Mutter auf dem Thurm denn
Bergnügen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehn, und das Argiverheer
Vom Söller des Palaſtes zu beſchauen,
So warte hier, bis ich den Weg erkundet,
Damit der Bürger keiner uns begegne,
Und nicht verläumderiſcher Tadel mich
Den Knecht, und dich, die Fürſtentochter, treffe.
Hab' ich erſt ringsh mich umgeſehn, alsdann
Erzähl' ich dir, was ich im Lager ſah
Und von den Feinden mir erfragen laſſen,
Als ich den waffenſtillſtigen Vertrag
Der beiden Brüder hin und wieder trug.
— Es nähert weit und breit ſich Niemand. Steig'
Die alten Zederſtufen nur herauf,
Und ſinne und ſieh, was für ein Heer von Feinden
In den Gefilden, längs der Dirce Quell,
Verbreitet liegt und längs dem Laufe des Ismen!

Antigone (noch hinter der Scene).
So komm, o Greis, und leihe meiner Jugend
Die Manneshand und hilf mir auf die Zinnen.

Hofmeiſter (für den Arm erſchreckt).
Da, Jungfrau! Halte dich nur feſt — Sieh! Eben
Zu rechter Zeit biſt Du heraufgeſtiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen
Zertrennen ſich.

Antigone.
Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hetair! — Ein Blitz iſt das Gefilde.

Hofmeiſter.
Ja, nicht verächtlich rüſtet Polynices
Auf Tieren her. Mit Roſſen ohne Zahl
Braust er heran, und vielen tauſend Schilden.

Antigone.
Es ſind mit Schildern hoch und ehernen Riegeln
Die Pforten und die Werke Amphions,
Die Mauern, wohl verwahrt!

Hofmeiſter.
Sey außer Sorgen.
Von innen iſt die Stadt verwahrt — Doch ſieh
Den Führer da, wenn Du ihn kennen willſt.

Antigone.
Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
Einherzieht und den ehernen Schild ſo leicht
Im Arme ſchwenkt — wer iſt's?

Hofmeiſter.
Das iſt ein Führer,
Gebieterin!

Antigone.
Wer iſt er? Woher ſtammt er?
Wie nennt er ſich? O ſage mir das, Greis!

Hofmeiſter.
Mycenäiſchen Geſchlechts iſt er und wohnt
An Lernas Teiche, Fürſt Hippomedon.

Antigone.
Wie trotzig und wie ſchreckhaft anzuſehn!
Den Erzgeborenen Giganten gleich,
Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher.
Gleich einem Stern in ſeiner Rüſtung leuchtend!

Hofmeiſter.
Siehſt Du jetzt den, der über das Gewäſſer
Der Dirce ſetzt?

Antigone.
Ganz andre Waffen ſind
Das wieder! Sage mir, wer iſt's?

Hofmeiſter.
Das iſt
Der Führer Tydeus, Königs Oeneus Sohn.
Dem ſchlägt der kalidon'ſche Mars im Buſen.

Antigone.
Iſt's der, der von der Gattin meines Bruders
Die Schweſter entführte? Wie fremd von Rüſtung!
Halb Briefe ſchreint er mir und halb Barbier!

Hofmeiſter.
Mein Kind, ſo ſtarke Saitile führen alle
Streiter, und auf den Lanzenwurf
Verſtehen ſie ſich trefflich.

Antigone.
Aber wie
Kannſt Du dieß alles ſo genau mir ſagen?

Hofmeiſter.
Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
Als ich den Stillſtand in das Lager brachte;
So kenn' ich die nun, die die Schilde führen.

Antigone.
Wer iſt denn jener Langgelockte dort
An Tydeus Seitenal, ſchreckhaft anzuſchauen,
Doch noch ein Jüngling an Geſtalt?

Hofmeiſter.
Ein Führer.

Antigone.
Was für ein Haufen von Bewaffneten
Sieht um ihn drängt!

Hofmeiſter.
Es iſt Parthenopäus,
Der Atalanta Sohn.

Antigone.
Was ihm Diamen
Geſchoß, die jagend durch Gebirg' und Wald
Mit ſeiner Mutter ſchweift, verderben möge,
Der meine Heimath zu verwüſten kam!

Hofmeiſter.
Das gebe Zeus und alle Himmliſchen!
Doch ſeine ſchlimme Sache führte die
Herauf — drum ſtürmt' ich ſehr, es werden
Die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

Antigone.
Wo aber, wo entdeckt ich den, den das
Unſel'ge Schickſal mir zum Bruder gab?
O Unſeliger! Polynices zeige mir!

Hofmeiſter.
Der dort beim Grab der Tochter Niobens.
Nächſt an Amphions, ſteht — erkennſt Du ihn?

Antigone.
Ja, ja, ich ſehe — doch recht deutlich nicht —
Es wad, das ihm von ferne gleicht — ſo etwas,
Wie er die Bruſt zu tragen pflegt! — o könnt' ich
Der ſchnellen Wolke Flug mit dieſen Füßen
Zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,
Die Arme ſchlingen um den lieben Hals
Des armen Flüchtlings, ach! des lang' entbehrten!

O ſieh doch! Wie die Morgenſonne, blizt
Der Herrliche in ſeiner goldnen Rüſtung!

Hofmeiſter.

Und freue dich! Gleich ſiehſt er ſelbſt vor dir!

Antigone.

Wer iſt denn der, der dort mit eignen Händen
Den weißen Wagen lenkt?

Hofmeiſter.

Das iſt der Seher
Amphiaraus, Kindlein! Du ſiehſt,
Er führt die Opferthiere mit ſich, die
Mit ihrem Blut die Erde tränken ſollen.

Antigone.

O Luna! Licht im goldnen Kreiſe! Tochter
Der Sonne, die im Sternengleiſe glänzt!
Wie ruhig, wie geſchikt er ſeine Zügel
Im Zügel hält und herrſcht auf dem Wagen!
Wo aber iſt der Treuloſe, der gegen
Die Stadt ſo ſtimmer Drohung ſich verwogen?
Wo iſt Kapaneus?

Hofmeiſter.

Dort miſt er die Höh'
Und Tiefe unſrer Mauern und erſpäht
Sich einen Zugang zu den ſieben Thürmen.

Antigone.

O Nemeſis und ihr rohbrauſenden
Gewitter Zeus! und du hoher Strahl
Des nachtumgebnen Blizes! Könnt ihr
Den Treg, der über Menſchheit ſich verſtiegt!
Das iſt der Mann, der Thebens Thäter mit
Dem Schwert gefangen nach Mycene führen,
Und an dem Quell der Lerna in die Knechtſchaft
Herunterſtürzen will — Mein! Tochter Zeus!
Gottlochter Diana! Heilige!
Knechtſchaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeiſter.

Was Du zu ſehn verlangteſt, hab Du nun
Geſehn, und deinen Wunſch erfüllt. Komm jezt
In's Haus zurük, mein Kind, in deinem Frauen-
Gemach dich ſtill und ſittſam einzuſchließen.
Der Anführer, ſiehſt Du, führt dort eine Schaar
Von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Mütter ſchwärmen darin: Je ſeltner ſie
Zum Plaudern kommen, deſto emſiger
Wird ein Gelegenheit nennut. Ich muß
Ich weiß nicht welche Wolluſt für ſie ſein,
Erwarter nichts Gewiſſes verſuchen.

(Er geht ab).

Polynices (kommt).

Hier wär ich. Durch die Thore haben mich
Die Wächter ohne Schwertſtreich gelaſſen.
Doch könnte mir verdächtig ſein — Nun ſie
In ihrem Neg mich einmal haben, dürfte
Wohl eine Mut kein Rükweg für mich ſein.
Da nicht ein Falſchheit irgendwo hier lauer,
Muß ich die Augen aller Orten haben —
Doch dieſes Schwert ſei meine Schwehrwehr!

(Er ſizt zuſammen).

Horch! Wer iſt das? — Wahrhaftig! Ein Geräuſch
Setzt mich in Furcht! Nach dem Verborgſten
Dünkt Alles gramvoll, wenn er den Fuß
In Feindes Land ſetzt! — Der Mutter treu' ich
Und trau' ihr wieder nicht, die noch verſchwornem
Vertrag hierher zu kommen mich verlokt.
Doch in der Nähe hier iſt Sonne. Mütter
Der Götter ſtehen da, und auch nicht ganz
Verlaſſen ſind die Häuſer. Gut. Ich will
Das Schwert der finſtern Scheide wiedergeben.
Und wer die ſind, die bei der Königsburg
Dort ſtehen, mich erkunden.

(Er geht auf den Chor zu).

Fremde Frauen.

Sagt an, aus welcher Heimath kommet ihr
Huher zu dieſen Abtrauungen der Greichen?

Chor.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich ſandten
Als ihrer Ehre Erſtlinge, dem Phöbus
Die Enkel Agenors — und ihrem wollte
Das Delphus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
Mich ſenden, da unzingerte der Feind
Die Stadt — Laß Du nun auch mich hören, wer
Du biſt, und was nach Thebens Veſte hin.
Der Reiſenſpertigen, geführt?

Polynices.

Mein Vater
Iſt Oedipus, des Laius Sohn. Jokaſta
Geber mich, des Menkeus edle Tochter.
Und Polynices nennt mich Thebens Volk.

Chor.

O theurer Zweig von Agenors Geſchlechte.
Verwandter meiner Könige, verſeihen,
Die mich hieher geſendet — o laß mich,
Nach meines Landes Weiſe, knieend mich
Begrüßen, Fürſt! So biſt Du endlich wieder
Gekommen! Nach ſo langer Trennung wieder
Gekommen in dein heimiſch Land!

(Ruft hinein).

Hervor!
Hervor, Geſchlechtin! Tritt auf die Thore!
Hörſt Du ihn nicht, den Du geboren? Was ſäumſt Du.
Die hochgewölbten Zimmer zu durchreien
Und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Jokaſta (kommt).

Jungfrauen, euer Stimme zwitſchern Laut
Hab' ich im Innern des Palaſt's vernommen,
Und wandt mich, mit alterſchwerem Tritt,
In euch heraus.

(Sie erblikt den Polynices).

Mein Sohn! Mein Sohn! O ich!
Ich entlik, nach ſo vielen tauſend Tagen,
Dein liebes Auge wieder! O umſinſinge
Mit deinem Arm die mütterliche Bruſt!
Laß die geſtorbnen Monaten mir verſöhnen!
Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
Die braunen Locken dieſen Hals beſchatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in dieſe Arme dich zu ſchließen.
Was ſoll ich alles dir doch ſagen? Wie
Das mannichfaltige Entſüßen mit
Geberden, Worten, Händen von mir gehen.
Jezt da, jezt dort die treuen Blike weiden.
Die Laſt vergangner Jahre wieder heben?
O, lieber Sohn, wie die lieſeſt Du
Das väterliche Haus zurük, als du
Des Bruders Treu in's Elend aufgeſtellet?
Wie haben deine Freunde ſich nach dir
Geſehnt! Wie hat ganz Theben ſich nach dir
Geſehnt! Mein Sohn, von dieſem Tag an ſammt
Im Jammerthale die Locken mir vom Haupte.
Sein dieſem Tage ſchmükt dein weißes Kleid
Die Glieder mir, nur dieſes nämliche
Gewand, das Du hier trägſt, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnſucht ſchmachtete
Indeß, des ſüßen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach ſeinen Ehren.
Die weiter Haß von ſeinem Hauſe rib;

Schon jährt er gegen sich das Schwert, den Tod
Mir eignen Händen sich bereitend, trachtete,
Sich zu erwürgen, sieben an sieben Pfosten
Die Seile, gegen Bruder und deinen Bruder
Im tiefsten Verwünschungen ergossen.
So halten wir den Ewiglammernden
Im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,
Hast unterdeß im Ausland, wie sie sagen,
Des Hochgeehrtes Freuden dir vereint,
Haß — o wetzt' harter Schlag für deine Mutter,
Und weites Samach für Lajus, deinen Ahnherrn!
Haß Fremde zu den Deinigen gemacht,
Und fremden Fluch an unser Haus geknüpft.
Ja hatte dir die Hochzeitfackel ja
Nicht angezündet, wie es sittlich ist
Und recht, und wie's geziemten Müttern ziemt,
Und der Jimen gab dir die Welle nicht
Zum hochfestlichen Bad, kein Frauenlied
Begrüßte deine Braut in Aedens Thoren!
Verwünscht sey'n alle Plagen, die das Haus
Des Oedipus, sey's durch der Zdyne Schwert
Und Feuerrache, sey's um seiner Sünde willen,
Sey's durch des Sweifels blinden Sturm, verstürmen!
Auf meinem Haupte schlagen sie zusammen!

Chor.

Hart sind die Weisen der Gerechtin,
Drum lieben alle Mütter so die Kinder!

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder schlimm?
Ich weiß es nicht — Doch hier ist keine Wahl;
Zum Vaterland führt Jeder sich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, spielt mit Worten,
Und nach der Heimath stehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, daß nicht
Der Bruder hinterlistig, mich erwürge,
Hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwert
Und scharf herumgewendetem Blick durchgezogen.
Eins ist mein Trost, der Friedensbeth und sein
Gegrenet Wort. Voll Zuversicht auf dich
Vertraut' ich mich den vaterländ'schen Mauern.
Nicht ohne Waffen, Mutter, kam ich her,
Ich ist die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Säule,
Wo meine Jugend sich im Waffenspiel
Gübt, und Dircens wohlbekannte Wasser
Nach langer, langer Trennung wieder sah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
Und diesen Gegenden verbannt, gezwungen,
Mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun sey' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
Auch dich voll Kummers, mit besorgtem Herzen,
In diesem Trau'rgewande — ach, wie elend
Bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
Ist Zwietracht zwischen Brüdern, und wie schwer
Hält die Versöhnung! — Aber wie ergeht's
Dem alten blinden Vater hier im Hause?
Wie meinen beiden Schwestern? Weinen sie
Um ihren Bruder, der im Elend irrt?

Jokasta.

Ach, irgend ein Unterdrücker ist gegen
Das Haus des Oedipus entbrannt! Erst ward
Ja Mutter, die nicht Mutter werden sollte,
Drauf ehrlichte zur unglücklich'gen Stunde
Dein Vater Lajus mich und dann ward du!
Doch wozu dieses? — Tragen muß der Mensch,
Was ihm die Götter senden — Sieh! Ich möchte
Gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
Nicht störrete, dir Schmerzen zu erregen.

Polynices.

Thu's immer. Hatte nichts vor mir zurück.
Was Du wirst, magst mir allemal Vergnügen.

Jokasta.

Was ich zuerst also gern wissen möchte —
Sag' — ist's denn wirklich ein so großes Uebel,
Des Vaterlands beraubet sein?

Polynices.

Und größer wahrlich, als es Worte malen!

Jokasta.

Was ist so bartes denn an der Verweisung?

Polynices.

Das Schrecklichste ist das, der Fähigkeit vorf
Rede offen reden, wie er gerne möchte.

Jokasta.

Was Du mir sagst, ist eines Sklaven Loos;
Nicht reden dürfen, wie man's meint!

Polynices.

Er muß
Den Uebermuth der Mächtigen ertragen.

Jokasta.

Ein Thor sein müssen mit dem Thörichten.
Auch das läßt hart!

Polynices.

Und dennoch muß er ihnen.
So lehr sein Jun'res sich bezogen sträuben.
Um seines Vortheils willen sklavisch dienen.

Jokasta.

Doch Hoffnung, sagt man, stärke den Verbannten.

Polynices.

Sie lacht dem freundlich, doch von weitem nur.

Jokasta.

Und lebet die Zeit nicht, daß sie eitel war?

Polynices.

Ach, eine holde Wonne spielt um sie!

Jokasta.

Doch wovon lebest Du, eh' deine Heirath
Der Unterhalt verschaffte?

Polynices.

Manchmal hatt' ich
Auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

Jokasta.

Nahm denn kein alter Gastfreund deines Vaters,
Kein andrer Freund sich deiner an?

Polynices.

Sey stäthtet!
Mit Freunden ist's vorbei in schlimmen Tagen.

Jokasta.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

Polynices.

Ach, Mutter! Mangel ist ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht satt.

Jokasta.

Der Heimath
Ist also wohl das Theuerste, was Menschen
Besitzen!

Polynices.

O, und theurer, als die Zunge
Aussprechen kann!

Jokasta.

Wie kamst Du denn nach Argos?

Was für ein Vorsatz führte dich darauf?

Polynices.

Erraten ward von Phöbus das Orakel:

Ein Eber und ein Löwe würden seine
Eltern werden.

Jokasta.

Sonderbar! Was heißt das?
Wie konntest Du mit einem dieser Namen
Bezeichnet seyn?

Polynices.

Das weiß ich selbst nicht, Mutter.
Das Schicksal hatte mir dieß Räthsel beschieden.

Jokasta.

Weil Weisheit sind des Schicksals Fügungen!
Wie aber erwachtest Du's bis zur Vermählung?

Polynices.

Nacht war's. Ich kam zur Halle des Adrast —

Jokasta.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Vorsatz. Bald nach mir kam noch
Ein andrer Flüchtling.

Jokasta.

Wer war dieser Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie Du?

Polynices.

Er nannte
Sich Tydeus, Oeneus Sohn.

Jokasta.

Wie aber konnte
Adrast mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.

Weil wir um's Lager handgemein geworden.

Jokasta.

Und darin fand der Sohn des Talaus
Den Aufschluß des Orakels?

Polynices.

Einem Jeden
Gab er der Thäter eine zur Gemahlin.

Jokasta.

Und diese Ehe, sagtest sie glücklich aus?

Polynices.

Bis diesen Tag hab' ich sie nicht bereuet.

Jokasta.

Wodurch bewogt Du aber die Argiver,
Mit ihr zu ziehen gegen Theben's Thore?

Polynices.

Adrast gelobt' es mir und diesem Tydeus.
Der jetzt mein Bruder ist, seitdem Eidam
Zurückzuführen in sein heimisch Reich.
Und mich zuerst. Es sind der Argiven
Und gricch'schen Fürsten viel im Heer, wer diesen
Nothwendigen, doch traur'gen Dienst zu leisten;
Denn wider meine Heimath führ' ich sie
Heraus. Doch die Unsterblichen sind Zeugen,
Wie ungern ich die Waffen gegen meine
Geliebtesten ergriff. Dir, Mutter, nun
Kommt's zu, den thränenreichen Zwist zu heben,
Zwei allein geliebte Brüder zu versöhnen.
Und dir und mir und unserm Vaterland
Viel Drangsal, viele Leiden zu ersparen.
Es ist ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt beim Reichthum. Reichthum hat
Die größte Herrlichkeit über Menschenleiden.
Ihm zu erlangen, kommt ich an der Spitze
So vieler Tausende. Der Arme, sey
Er noch so groß geworben, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht sich Eteokles selbst
Zur Friedenshandlung. Königin, nun ist's an dir,
Der Ueberredung Kraft'ges Wort zu führen.
Das deine Kinder zur Versöhnung neige.

Eteokles (kommt).

Da bin ich, Mutter. Dir zu Lieb' erschein' ich.
Was soll ich hier? Laß hören! Eben bat' ich
Mein Volk und meine Wagen vor den Mauern
Zu Schlachtordnung gestellt — noch hielt ich sie
Zurück, bis das Wort des Friedens erst zu hören,
Um dessentwillen dem vergönnet ward,
Mit sicherem Geleit' hier zu erscheinen.

Jokasta.

Gelaß'ner! Uebereilung thut nicht gut.
Bedachtsamkeit macht alle Dinge besser.
Nicht diesen finstern Blick! Nicht dieses Schnauben
Verhaft'ner Wuth! Es ist kein abgerissnes
Mißverstehen, was Du betrachten sollst.
Dein Bruder ist's, der zu dir kam — Was Du,
Gesinnt ihm dein Angesicht, mein Polynices,
Weit besser spricht sich's, weit eindringender,
Wenn seine Blicke seinem Blick begegnen;
Weit besser wirst Du ihn verstehn. Hört, Kinder!
Ich will euch eine ringe Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, sich
Von Angesicht zu Angesicht nun wieder
Zusammen finden, steht, so müssen sie,
Uneingedenk jedweder vorigen
Bethätigung, sich einzig dessen nur,
Weßwegen sie beisammen sind, erinnern!

(Zu Polynices).

— Du hast das erste Wort, mein Sohn! Weil dir
Gewalt geschehen, wie Du sagst, bist Du
Mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und wdurch einer der Unsterblichen
Nun Sprachmann seyn, und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
Hat künftlich schlauer Wendung nicht vonnöthen.
Sie selbst ist ihre Schutzwehr. Nur die schlimme,
Sich in sich selbst, bedarf die Mittel des Trugs.
Weil ich es gut mit ihm und mit und mit
Dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
Den Flüchten zu entgehen, die der Streit
Auf uns gezückt, fernwillig und den Neide,
Sich ihm den Thron, den er nach Jahresfrist
Abwechselnd mich besitzen lassen sollte.
Nein damals weit entfernt, mit Blut und Mord
Zurückzukehren, Böses zuzufügen,
Und Böses zu empfangen. Ihm gefiel
Die Anskunft, er beschwor sie bei den Göttern;
Nun hält er nichts von Allem, was er schwur,
Und führet fort, den Thron und meinen Theil
Am väterlichen Reich sich zuzueignen.
Doch selbst noch jetzt bin ich bereit — gebt mir
Was mein ist, mir zurück — der Griechen Heer
Aus diesem Land' in Frieden wegzuführen.
Mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren.
Und dann ein Griechen wieder zu gestatten.
So rettet mein Vaterland vom Drangsal frei,
Und seine Teurer nicht sich diesen Thebanern
Verschwinde man das — Nun! so entscheide denn
Das Schwert! Doch meine Zeugen sind die Götter,
Mir billig ich es meinte, und wie höchst
Unwillig man der Heimath mich veranlaßt!
Das ist es, Mutter, Wort für Wort, was ich
Zu sagen habe, kurz und ungeschminkt.
Doch klar und überzeugend, wie mir dünkt,
Dem schwachen Kopf, wie dem Verständigsten!

Chor.

Ich finde diese Rede voll Verstand,
Wiewohl mich Griechenland mehr auferzogen.

Eteokles.

Ja wenn, was einem schön und löblich dünkt,
Auch jedem Andern schön und löblich dünkte.
Kein Streit noch Zwist entzweite dann die Welt:
So aber sind's die Namen nur, worüber
Man sich verfeindet; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Du den Sternen dort — ich sag'
Es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
Sieg' ich hinaus, vernichten's Menschenkräfte,
Und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
Die höchste der Göttinnen, die Gewalt,
Mir zu erringen: Mutter, und dieß Gut
Sollt' ich in andern Händen lieber sehen,
Als in den meinigen? Der ist kein Mann,
Der, wo das Größre zu gewinnen ist,
Am Kleinern sich genügen läßt. — Und wie
Erniedrigend für mich, wenn dieser da
Mit Feu'r und Schwert, was er nur will, von mir
Erwerben könnte: Die besäumpfend selbst
Jähr Tydeen, wenn die Sperre der Argiver
Das Scepter mir abängstigten? Nein, Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er
Von Frieden sprechen sollen! Was ein Schwert,
Ambrosien mag, thut auch ein Wort der Güte.
Hätt er im Lande sonst sich niederlassen?
Nennt gern! Doch König wird er nicht! So lange
Ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
Da ich sein Herr seyn kann? Nur zu! Er rücke
Mit Schwert und Feuer auf mich an, er decke
Mit Rossen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muß Unrecht seyn, so sey's um eine Krone,
Im allem Andern sey mein Tugendhaft.

Chor.

Zu schlimmer That schön reden ist nicht gut!
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokaste.

Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles ist
Nicht schlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen schlimmster dich,
Dich von der Ehrbegier bethören lassen?
O meide die Abscheuliche! In manch
Glückselig Haus, in manch glückselig Land
Schlich sie sich ein, doch wo man sie empfing,
Zog sie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieser rastest Du! Die wild
Vortrefflicher ist Gleichheit! Gleichheit knüpft
Den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten.
Den Freund zusammen mit dem Freund, und Länder
Mit Ländern: Gleichheit ist das heilige Gesetz
Der Menschheit. Dem Vermögenderen lehrt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, stets
Bereit, ihn zu bekriegen, Gleichheit gab
Den Menschen Maaß, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die strahlenlose Nacht
Läßt sie in gleichem Zirkelgange wechseln —
Und, keines wetteifernd auf des andern Sieg,
Wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
Am Thronst. Du mißgunst ihm auch den seinen?
Ist das gerecht, mein Sohn? Was ist so Großes
Denn an der Macht, der gläcklichen Gewaltthat,
Daß Du so übermäßig sie verehrtest?
Der Menschen Augen auf sich ziehst? Ist das
Das Herrlichste? Das ist ja nichts! Bei vielen
Besitzungen viel Müh' und Angst empfinden?
Denn was ist Ueberfluß? Sprich selbst. Ein Name!
Just haben, was er braucht, genügt dem Weisen.
Und Schätze sind kein Eigenthum des Menschen.
Der Mensch verwaltet nur, was ihm die Götter
Verliehn, und, wenn sie wollen, wieder nehmen!
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laß ich unter Zweien dir die Wahl,
Was wählst Du lieber? Deine Vaterstadt
Erhalten oder herrschen? — Du willst herrschen!
Die aber, wenn der Sieger wird, und seiner
Argiver Scharen deine Heere schlagen,
Willst Du dann Zeuge seyn, wie Kadmus Stadt
Zu Grunde stürzet, seine Jungfrauen,
Ein Raub des Siegers, in die Knechtschaft wandern?
Erwägtest, das tag' ich dir an's Herz.
Er theu'r muß Throne deinen Goldwerth zahlen!

(Zu Polynices wendend).

Und dir, mein Polynices, hat Arrast
Unklug gedient und unklug bist Du selbst.
Daß Du der Heimath nahst mit Kriegesmuth.
Geigst, (wovor die Götter und bewahren!)
Du unterwürfest dir die Stadt, was für
Trophäen willst Du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unsterblichen
Für deines Vaterlandes Umsturz danken?
Mit welcher Aussicht die ausmarste Beute
Am Ismenus aufstellen? „Diese Schilde
Weiht, nach Einäscherung der Vaterstadt,
Den Göttern Polynices!“ — Das verbüte
Der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
Ein solcher Ruhm dich bei den Griechen preise!
Wirst Du besiegt, und kehrst du als Gefl.
Das' an, mit welcher Sterne willst Du die,
Nach so viel tausend hier gefall'nen Todten,
In Argos jeden lassen, wo man deinem
Anrast entgegen fauchen wird: „Verfluchter!
Ehrbündnisse, das Du stiftetest! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!“
So rennst Du in die doppelte Gefahr,
Den Preis sowohl, um den Du kämpfen willst,
Als der Argiver Beistand zu verlieren.
O jährmet, Kinder, dieß unbänd'ge Feuer!
Kann wohl was ungerimmer seyn, als zwei
Unsinnige, die um hafelöe buhlen!

Chor.

O wendet, Götter! dieses Unheil ab,
Und stiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Eteokles (aufbrechend).

Mit Worten wird hier nicht entschieden. Mutter.
Die Zeit geht unzenützt vorbei, und dein
Bemühen, sieht Du, ist umsonst — Ich Herr
Von diesem Land', sonst kein Gedank' an Frieden!
Verschone mich mit längerer Ermahnung!

(Zu Polynices).

Du, räume Theben oder stirb!

Polynices.

Durch wen!

Wer ist der Unverletzliche, der mich
Mit mörderischem Stahl anfallen darf,
Und nicht von meinen Händen Gleiches fürchtet?

Eteokles.

Er steht vor deinen Augen. Siehst Du, hier?

(Er streckt seinen Arm aus).

Polynices.

Ja sehe — doch der Ueberfluß ist seig,
Und eine böse Sache lärmt das Leben.

Eteokles.

Drum rüstetest Du mit so viel Tausenden
Heraus? von eine Memme zu bekriegen?

Polynices.

Weil kluge Vorſicht mehr, als toller Muth,
Dem Feldherrn ziemt.

Eteokles.

Wie froh, wie übermüthig!
Dank's dem Vertrag, der dir das Leben friſtet.

Polynices.

Noch einmal fordr' ich mein ererbtes Reich
Und meinen Theil von dir zurück.

Eteokles.

Es iſt
Hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
Mein Haus, und fahre fort, es zu bewohnen.

Polynices.

Was? Mehr, als deines Antheils iſt?

Eteokles.

So ſagt' ich.

Und nun brich auf!

Polynices.

O ihr Altäre meiner Heimath!

Eteokles.

Die Du zu ſchleifen kamſt.

Polynices.

O höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der ſein Vaterland bekriget!

Polynices.

Ihr Tempel meiner Götter!

Eteokles.

Deine Götter
Verwerfen dich.

Polynices.

Man treibt mich aus der Heimath!

Eteokles.

Weil Du gekommen biſt, ſie zu verheeren.

Polynices.

Hohn ungerecht verſtößt man mich, ihr Götter!

Eteokles.

Hier nicht, in deinem Argos ruf' ſie an!

Polynices.

Ruheloſer Läſterer!

Eteokles.

Doch kein Feind, wie Du,
Des Vaterlands.

Polynices.

Gewaltſam treibſt Du mich
Hinaus, gewaltſam raubſt Du mir mein Erbe!

Eteokles.

Und auch das Leben beſ' ich dir zu rauben.

Polynices.

O höret Du, was ich leiden muß, mein Vater?

Eteokles.

Er hört auch, wie Du handelſt.

Polynices.

Und Du, Mutter?

Eteokles.

Du haſt's verſchertzt, der Mutter heilig Haupt
Zu nennen.

Polynices.

Vaterlabt!

Eteokles.

Geh' in dein Argos
Und bete zu der Lerna Strom!

Polynices.

Ich gehe;
Erz unbeſorgt! — Dir tauſend, tauſend Dank,
Geliebte Mutter —

Eteokles.

Geh von hinnen, ſag' ich.

Polynices.

Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
Mir noch zu ſehen.

Eteokles.

Nichts.

Polynices.

Die Schweſtern doch?
Die zarten Schweſtern!

Eteokles.

Nie und nimmermehr!

Polynices.

O meine Schweſtern!

Eteokles.

Du erſtrebteſt dich,
Ihr ärgſter Feind, beim Namen ſie zu rufen?

Polynices.

Leb' froh und glücklich, Mutter.

Jokaſta.

Froh, mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?

Polynices.

Dein Sohn? Ich bin es nicht mehr!

Jokaſta.

O ihr Götter!
Zu ſchwerem Drangſal ſpartet ihr mich auf!

Polynices.

Du haſt gehört, wie grauſam er mich kränkte!

Eteokles.

Du hörſt und ſiehſt, wie trefflich er's vergalt.

Polynices.

Wo wird dein Poſten ſeyn vor dieſen Thürmen?

Eteokles.

Was fragſt Du dieſes?

Polynices.

Weil ich im Gefechte
Dir gegenüber ſtehen will.

Eteokles.

Den Wunſch
Nahmſt Du aus meiner Seele.

Jokaſta.

O ich Arme!
O meine Kinder! Was beginnet ihr?

Eteokles.

Die That wird's lehren!

Jokaſta.

Wehe! Fürchtet ihr
Des Vaterfluches Furien nicht mehr?

Polynices.

Sey's drum! Des Lajus ganzes Haus verderbe! *)

*) Andere Ausleger geben dieſe Rede dem Eteokles, weil ſie ihnen dem ſanftern Charakter des Polynices zu widerſprechen ſcheint. Es kann ein Irrthum des Abſchreibers ſeyn, aber warum es einer ſeyn muß, ſehe ich nicht ein: und man taxirt dem Dichter vielleicht eine Schwachheit, um ihn von einem anſcheinenden Widerſpruche zu befreien.

Don Karlos,

Infant von Spanien.

Ein dramatiſches Gedicht.

Perſonen.

Philipp II., König von Spanien.
Elisabeth von Valois, ſeine Gemahlin.
Don Karlos, der Kronprinz.
Alexander Farneſe, Prinz von Parma. Neffe des Königs.
Infantin Klara Eugenia, ein Kind von drei Jahren.
Herzogin von Olivarez, Oberhofmeiſterin.

Damen der Königin.

Marquis von Poſa, ein Malteſerritter.
Herzog von Alba.
Graf von Lerma, Oberſter der Leibwache.
Herzog von Feria, Ritter des Vließes.
Herzog von Medina Sidonia, Admiral.
Don Raimond von Taxis, Oberpoſtmeiſter.

Grandens von Spanien.

Dominas, Beſchützerin des Königs.
Der Großinquiſitor des Königreichs.
Der Prior eines Karthäuſerkloſters.
Ein Page der Königin.
Don Ludwig Merlato, Leibarzt der Königin.
Mehrere Damen und Granden.
Pagen.
Offiziere.
Die Leibwache und verſchiedene ſtumme Perſonen.

Erſter Akt.

Der Königliche Garten in Aranjuez.

Erſter Auftritt.

Karlos. Domingo.

Domingo.

Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlaſſen es nicht heiterer. Wir ſind
Vergnügen hier geweſen. Drechen Sie
Dies höfiſchſelbſte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theurer
Kann der Monarch die Ruhe ſeines Sohnes —
Des einz'gen Sohns — zu theurer nie erkaufen.
(Karlos ſetzt ſich auf die Erde und ſchweigt).
Wär' noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
Dem tiefſten ſeiner Söhne weigerte?
Ich ſtand dabei, als in Toledos Mauern
Der ſtolze Karl die Huldigung empfing.
Als Fürſten ſich zu ſeinem Handkuß drängten.
Und jetzt in Einem — Einem Niederfan
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
Ich ſtand und ſah das junge ſtolze Blut
In ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
Von fürſtlichem Entſchluß ſo wallen, ſah
Sein trunknes Aug' durch die Verſammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieſes Auge
Geſtarrt; ich bin geſättigt.
(Karlos wendet ſich weg).
Dieſer ſtille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Vor Monde ſchon in Ihren Blicken ſeiten,
Das Aktenſtel dieſes ganzen Hofs, die Angſt
Des Königreichs, hat Seiner Majeſtät
Schon manche ſorgenvolle Nacht geraubt,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Karlos (ſteht ſich raſch um).

Mutter!
— O Himmel, gieb, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte!

Domingo.

Prinz!

Karlos

(reißt ſich und fährt mit der Hand über die Stirn).
Hochwürd'ger Herr — ich habe ſehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erſte Handlung,
Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

Domingo.

Iſt's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieſer Vorwurf Ihr Gewiſſen drücken?

Karlos.

Und meine neue Mutter — hat ſie mir
Nicht meines Vaters Liebe ſchon geſtohlen?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienſt war noch, ſein Einziger zu ſeyn.
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert?

Domingo.

Sie ſpotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert ſeine Königin. Sie ſollten
Nur mit des Hofes Augen ſie betrachten?
Bei ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die ſchönſte Frau auf dieſer Welt.
Und Königin — und obendrein Ihre Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Mannervehre!
Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen;
So ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Verwahren Sie ſich, Prinz, daß ſie es nie,

Wie sehr sie ihrem Sohn mißfällt, erfuhr;
Die Nachricht würde schmerzen.

Karlos.

Glauben Sie?

Domingo.

Wenn Eure Hoheit Sich des letzteren
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
Wo unsern Herrn ein Lanzensplitter streifte —
Die Königin mit ihren Damen saß
Auf des Palastes mittlerer Tribune.
Und sah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!“ — Man rennt durch einander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königin. „Der Prinz!“ ruft sie und will,
Und will sich von dem obersten Geländer
Herunter werfen. — „Nein! der König selbst!“
Giebt man zur Antwort — „So laßt Aerzte holen!“
Erwiedert sie, indem sie Athem schöpfte.
(Nach einigem Stillschweigen).
Sie stehen in Gedanken?

Karlos.

Ich bewundre
Des Königs lust'gen Beichtiger, der so
Bewandert ist in wichtigen Geschichten.
(Ernsthaft und finster).
Doch hab' ich immer sagen hören, daß
Geheimenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu ersparen. Wenn
Sie Dank erwarten, geben Sie zum König.

Domingo.

Sie thun sehr wohl, mein Prinz, Sich vorzusehen
Mit Menschen — nur mit Unterscheidung. Stoßen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück;
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Karlos.

Lassen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonst
Sind Sie um Ihren Purpur.

Domingo (stutzt).

Wie?

Karlos.

Nun ja.
Versprach er Ihnen nicht den ersten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

Domingo.

Prinz,
Sie spotten meiner.

Karlos.

Das verhüte Gott.
Daß ich des fürchterlichen Mannes spotte,
Der meinen Vater selig sprechen und
Verdammen kann!

Domingo.

Ich will mich nicht
Vermessen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu seyn, daß dem beängstigten Gewissen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüssel haben,
Wo selber Missethaten unterm Siegel
Des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wissen, was ich meyne, Prinz! ich habe
Genug gesagt.

Karlos.

Nein! Das soll ferne von mir seyn,
Daß ich den Siegelführer so verrichte.

Domingo.

Prinz, dieses Mißtrau'n — Sie verkennen Ihren
Getreusten Diener.

Karlos (faßt ihn bei der Hand).

Also geben Sie
Mich lieber auf. Sie sind ein heil'ger Mann.
Das weiß die Welt — denn, frey heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhöflich. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, ist der weiteste,
Bis Sie auf Peters Stuhle niedersitzen.
Viel Wissen möchte Sie beschweren. Melden
Sie bas dem König, der Sie hergesandt.

Domingo.

Mich hergesandt? —

Karlos.

So sagt' ich. O zu gut,
Zu gut weiß ich, daß ich an diesem Hof
Verrathen bin — ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen sind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp seinen einz'gen Sohn
Am seiner Krone schlechterdings verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Spitze
Dem Hinterbringer fürstlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß — O still! Nichts mehr davon. Mein Herz
Will überfließen, und ich habe schon
Zu viel gesagt.

Domingo.

Der König ist gesonnen
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits versammelt sich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz —

Karlos.

Schon gut. Ich werde folgen.
(Domingo geht ab. Nach einigem Stillschweigen).
Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon seh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiß des Argwohns blauen;
Dein ängstlichstes'ger Verwalt überall:
Die fürchterlichste der Entdeckungen,
Und rasen wirst du, wenn du sie gemacht.

Zweiter Auftritt.

Karlos, Marquis von Posa.

Karlos.

Wer kommt? — Was seh' ich? O ihr guten Geister.
Mein Roderich!

Marquis.

Mein Karlos!

Karlos.

Ist es möglich?
Ist's wahr? Ist's wirklich? Bist Du's? — O Du bist's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die heilige allmächtig an mir schlagen.
O jetzt ist Alles wieder gut. In dieser
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halse meines Roderichs.

Marquis.

Ihr krankes Herz?

Karlos.

Was ist's, das wieder gut zu werden braucht?
Sie hören, was mich singen macht.

Marquis.

Und was
Bringt dich so unverhofft ans Brüssel wieder?
Wem dank' ich diese Ueberraschung? Wem?

Ich frage noch? Verzeih' dem Freudetrunkenen,
Erhabne Vorsicht, dieſe Läſterung!
Wem ſonſt als dir, Allwiſſende! Du wußteſt,
Daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
Mir dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung.
Mein theurer Prinz, wenn ich dieß ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwarrete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
Der überſtürzte Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heimweh mich ſendet —
Denn jetzt ſteh' ich als Roderich nicht hier.
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm' ich Sie — es ſind die Flandriſchen
Provinzen, die en Ihrem Halſe weinen.
Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.
Gethan iſt's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüſſel rückt mit ſpaniſchen Greuen.
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieſer edeln Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
Vergeſſen hat, für Menſchenglück zu ſchlagen.

Karlos.

Sie ſtürzt dahin.

Marquis.

Weh mir! Was muß ich hören?

Karlos.

Du ſprichſt von Zeiten, die vergangen ſind.
Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt.
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit ſprach — doch der iſt lang begraben.
Den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abſchied nahm,
Der ſich vermaß in ſüßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbei
Sind dieſe Träume. —

Marquis.

Träume, Prinz! — So wären
Es Träume nur geweſen?

Karlos.

Laß mich weinen,
An deinem Herzen heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe Niemand — Niemand —
Auf dieſer großen weiten Erde Niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlaſten darf,
Als dieſe. O bei Allem, Roderich,
Was Du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
Verſage mich von dieſer Stelle nicht!

Marquis

(zeigt ſich über ihn in ſprachloſer Rührung).

Karlos.

Berede dich, ich wär' ein Waiſenkind,
Das Du am Thron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Königsſohn — O wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir ſagt, wenn Du aus Millionen
Herauf gefunden biſt, mich zu verſtehn,
Wenn's wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte,
Und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
Am Morgen unſres Lebens gleich bezog.
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir theurer iſt, als meines Vaters Gnade —

Marquis.

O theurer als die ganze Welt.

Karlos.

So tief
Bin ich gefallen — bin ſo arm geworden,
Daß ich an unſre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muß — daß ich dich bitten muß,
Die lang vergeſſnen Schulden abzutragen.
Die Du noch im Marroſenkleide machteſt —
Als Du und ich, zwei Knaben wilder Art,
So brüderlich zuſammen aufgewachſen,
Kein Scheuern mich drückte, als von deinem Geiſte
So ſehr verdunkelt mich zu ſehn — ich endlich
Mich kühn entſchloß, dich gränzenlos zu lieben.
Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu ſeyn.
Da fing ich an mit tauſend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu umärmen;
Du, ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück.
Oft ſtand ich da, und — voll des ſanft Du mir!
Und heiße, ſchwere Thränentropfen rannen
In meinen Aug'. wenn Du, mich überhüpfend,
Gering're Kinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich traurend aus:
Bin Ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knieteſt kalt und ernſthaft vor mir nieder:
Das, ſagteſt Du, gebührt dem Königsſohn.

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamroth machen.

Karlos.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verſchmähten,
Zerreißen konnteſt Du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt Du
Den Fürſten von dir, dreimal kam er wieder
Als Bittender, um Liebe dich zu ſehn
Und ihr gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie getonnt.
Einmal geſchah's bei unſern Spielen. daß
Der Königin von Böhmen, meiner Tante,
Dem Federball im's Auge flog. Sie glaubte.
Daß es mit Vorbedacht geſchehen, und klagt' es
Dem Könige mit thränenvollem Geiſte.
Die ganze Jugend des Palaſtes muß
Erſcheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König ſchwört, die hinterliſt'ge That.
Und wär' es auch an ſeinem eignen Kinde,
Auf's Strengſtlichſte zu ahnden. — Damals ſah ich
Dich zitternd in der Ferne ſtehen, und jetzt.
Jetzt trat ich vor und ward mich zu den Füßen
Des Königs. Ja, ich that es, rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache!

Marquis.

Ach! woran mahnen Sie mich, Prinz!

Karlos.

Sie ward'!
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
Das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirſchend aneinander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;

Ich ſah auf dich und weinte nicht — Du kannſt; Kannſt weinen ſanft du mir zu Füßen. Ja. Ja, rieſſt du aus, mein Stolz iſt überwunden. Ich will bezahlen, wenn du König biſt.

Marquis (reicht ihm die Hand).

Ich will es, Karl. Das ſündliche Gelübde Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen. Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jetzt, jetzt;
O ſag're nicht. Jetzt hat ſie ja geſchlagen.
Der Zeit iſt da, wo du es ihnen kannſt.
Ich brauche Liebe. — Ein entſetzliches
Geheimniß brennt auf meiner Bruſt. Es ſoll,
Es ſoll heraus. In deinen blaſſen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes leſen.
Hör' an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Mund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — ſprich —
Was du mir ſagen kannſt, errath' ich ſchon.
Der Sohn liebt ſeine Mutter. Weltgeräume,
Die Ordnung der Natur und Roms Geſetze
Verdammen dieſe Leidenſchaft. Mein Ausſpruch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
Führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
Das ſeh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

Marquis.

Weiß
Die Königin um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt' ich
Mich ihr entdecken? Sie iſt Philipps Frau,
Und Königin, und das iſt ſpan'ſcher Boden.
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeſchloſſen.
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich vor nahn?
Act vollendunge Monde ſind es ſchon,
Daß von der beyden Schule mich der König
Zurückberief, daß ich ſie täglich anzuſchauen
Verurtheilt bin, und wie das Grab zu ſchweigen.
Act vollendunge Monde, Roderich,
Daß dieſes Feu'r in meinem Busen wüthet,
Daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen mehrt,
Doch ſtets und ſcheu zurück zum Herzen kriecht.
O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

Marquis.

Ha! Und Ihr Vater, Prinz —

Karlos.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gerüſtes;
Von meinem Vater ſprich mir nicht.

Marquis.

Sie haſſen Ihren Vater?

Karlos.

Nein! Ah nein!
Ich haſſe meinen Vater nicht — Doch Schauer
Und Mißerblicken ſcheuer Bangigkeit ergreifen
Bei dieſem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine unnatürliche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zerriß? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum erſten Mal
Der Fürſtenliebe, der, wie ſie mir ſagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war
An einem Morgen, wo er ſtehenden Fußes
Vier Blutgerichte unterſchrieben. Nach dieſem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehen
Beſtrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieſer Stelle!

Marquis.

Nein. Sie ſollen.
Jetzt ſollen Sie Sich öffnen, Prinz. Im Norden
Erleichtert ſich der ſchwere beklemmte Buſen.

Karlos.

Oft hab' ich mir mit mir ſelbſt gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen wechſelten,
Mit heißen Thränengüſſen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen.
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung ſtand ich auf. Ha, Roderich!
Entdülle du dies wundervolle Räthſel!
Der Vorſicht mir — Warum von tauſend Müttern
Just eben dieſen Vater mir? Und ihm
Just dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverträglichere Gegenheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Nie mochte ſie die beiden letzten Enden
Des menſchlichen Geſchlechtes — mich und ihn —
Durch ein ſo heilig Band zuſammen zwingen?
Unſeliges Loos! Warum mußt' es geſchehen,
Warum zwei Menſchen, die ſich ewig meiden,
In Einem Wunſche ſchrecklich ſich begegnen?
Hier, Roderich, ſteigt in zwei feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeit
Ein einzig Mal in ſolcherrechter Bahn
Zerſonnenterend ſich verbären, dann auf immer
Und ewig auseinander fliehn.

Marquis.

Mir abnet
Ein unglückſpoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſtirbt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume. Zweifelnd ringt
Mein guter Geiſt mit gräßlichen Gewalten;
Durch ſophiſtiſche Sophismen kreiſt
Mein unglaubiger Scharfſinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähnem Rande ſtutzt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlerne — Roderich — ich ſehe.
Dein tadelnd ſtrafender Blick hat mich verſtanden.
Wenn ich den Vater je in ihm verlerne,
Was würde mir der König ſeyn?

Marquis
(nach einigem Stillſchweigen).
Darf ich
An meinen Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens ſind zu thun, verſprechen Sie
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Verſprechen Sie mir dieſes!

Karlos.

Alles, alles,
Was deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
Mich ganz in deine Arme.

Marquis.

Wie man ſagt.
Will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit iſt kurz. Wenn Sie die Königin
Geheim zu ſprechen wünſchen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geſchehn. Die Stille
Des Orts — des Landes ungezwungne Sitte
Begünſtigen —

Karlos.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, ſie war vergebens!

Marquis.

Nicht ſo ganz.
Ich gebe, mich ſogleich ihr vorzuſtellen.
Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
Die ſie vordem an Heinrichs Hof geweſen,
So ſind' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Karlos Hoffnung leſen,
Sind' ich zu dieſer Unterredung ſie
Geſtimmt — ſind ihre Damen zu entfernen —

Karlos.

Die meiſten ſind mir zugethan. — Beſonders
Der Mondekar hat' ich durch ihren Sohn.
Der mir als Page dient, gewonnen. —

Marquis.

Deſto beſſer.
So ſind Sie in der Nähe, Prinz, ſogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erſcheinen —

Karlos.

Das will ich — will ich — alſo eile nur.

Marquis.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort alſo, Prinz, auf Wiederſehn.
(Beide gehen ab auf verſchiedenen Seiten).

Die Hofhaltung der Königin in Aranjuez.

Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchſchnitten, vorn Landhaus der Königin begränzt.

Dritter Auftritt.

Die Königin. Die Herzogin von Olivarez. Die Prinzeſſin von Eboli und die Marquiſin von Mondekar, (welche die Allee herauf kommen).

Königin (zur Marquiſin).

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die munteren Augen der Prinzeſſin quälen
Mich ſchon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
Kaum weiß ſie ihre Freude zu verbergen,
Weil ſie vom Lande Abſchied nimmt.

Eboli.

Ich will es
Nicht läugnen, meine Königin, daß ich
Madrid mit großen Freuden wieder ſehe.

Mondekar.

Und Ihre Majeſtät nicht auch? Sie ſollten
So ungern von Aranjuez Sich trennen?

Königin.

Von — dieſer ſchönen Gegend wenigſtens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dieß Plätzchen
Hat' ich mir längſt zum Lieblingaufenthalt erleſen.
Hier erfüllt mich meine ländliche Natur.
Die Vielenfreundin meiner jungen Jahre.
Hier ſind' ich meine Kinderſpiele wieder.
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

Eboli.

Wie einſam aber.
Wie todt und traurig iſt es hier! Man glaubt
Sich in La Trappe.

Königin.

Das Urtheil rächt mir.
Todt ſind' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unſre Herzogin dazu?

Olivarez.

Ich bin
Der Meinung, Ihre Majeſtät, daß es
So Sitte war, den einen Monat hier.
Den andern in dem Pardo auszuhalten.
Dem Winter in der Reſidenz, ſo lange
Es Könige in Spanien gegeben.

Königin.

Ja, Herzogin, das wiſſen Sie, mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

Mondekar.

Und wie lebendig es mit Rädern in
Madrid ſeyn wird! In einem Stiergefechte
Wird ſonſt die Plaza Mayor zugerichtet,
Und ein Auto da Fé hat man uns auch
Verſprochen —

Königin.

Uns verſprochen! Hör' ich das
Von meiner ſanften Mondekar?

Mondekar.

Warum nicht?
Es ſind ja Ketzer, die man brennen ſieht.

Königin.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

Eboli.

Ich? — Ihre Majeſtät, ich bitte ſehr.
Für keine ſcheuch're Chriſtin mich zu halten.
Als die Marquiſin Mondekar.

Königin.

Ach! Ich
Vergeſſe, wo ich bin. — In etwas Anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, ſprachen wir. Der Monat
Iſt, däucht mir, auch erſtaunlich ſchnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, ſehr viel,
Von dieſem Aufenthalt verſprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Gibt es mit jeder Hoffnung ſo? Ich kann
Den Wunſch nicht finden, der mir fehlgeſchlagen.

Olivarez.

Prinzeſſin Eboli, Sie haben uns
Noch nicht geſagt, ob Gomez deſſen darf?
Ob wir Sie bald als ſeine Braut beglückwünſchen?

Königin.

Ja! Gut. daß Sie mich mahnen, Herzogin.
(Zur Prinzeſſin).
Man bittet mich, bei Ihnen fürzuſprechen.
Wie aber kann ich das! Der Mann, den ich
Mit meiner Eboli belohne, muß
Ein wäre'ger Mann ſeyn.

Olivarez.

Ihre Majeſtät.
Das iſt er, ein ſehr wahr'ger Mann, ein Mann.
Den unſer gnädigſter Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Gunſt beehren.

Königin.

Das wird den Mann ſehr glücklich machen — Doch
Wir wollen wiſſen, ob er lieben kann
Und Treue kann verdienen? — Eboli.
Ich frag' ich Sie.

Eboli
(steht stumm und verwirrt, die Augen zur Erde geschlagen, endlich fällt sie der Königin zu Füßen).
Großmüthige Königin.
Erbarmen Sie Sich meiner. Lassen Sie —
Um Gottes willen, lassen Sie mich nicht —
Nicht aufgeopfert werden.

Königin.
Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es ist
Ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Ist es
Schon lang', daß Sie den Grafen aufgeschlagen?

Eboli (aufstehend).
O viele Monate. Prinz Karlos war
Noch auf der hohen Schule.

Königin
(sinnt und sieht sie mit forschenden Augen an).
Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

Eboli (mit einiger Heftigkeit).
Niemals
Kann es geschehen, meine Königin,
Aus tausend Gründen niemals.

Königin (sehr ernsthaft).
Mehr als einer ist
Zu viel. Sie können ihn nicht schätzen — das
Ist mir genug. Nichts mehr davon.
(Zu den andern Damen).
Ich habe
Ja die Infantin heut' noch nicht gesehen.
Marquisin, bringen Sie sie mir. —

Olivarez (sieht auf die Uhr).
Es ist
Noch nicht die Stunde, Ihre Majestät.

Königin.
Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter seyn darf?
Das ist doch schlimm. Vergessen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern, wann sie kommt.
(Ein Page tritt auf und spricht leise mit der Oberhofmeisterin, welche darauf sich zur Königin wendet).

Olivarez.
Der Marquis
Von Posa, Ihre Majestät —

Königin.
Von Posa?

Olivarez.
Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden,
Und wünscht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentin Mutter übergeben
Zu dürfen.

Königin.
Und das ist erlaubt?

Olivarez (bedenklich).
In meiner Vorschrift
Ist des besondern Falles nicht gedacht.
Wenn ein Kastilian'scher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königin
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt.

Königin.
Sowill ich denn
Auf meine eigene Gefahr es wagen!

Olivarez.
Doch mir verghnne Ihre Majestät
Mich so lang' zu entfernen. —

Königin.
Halten Sie
Daß, wie Sie wollen, Herzogin.
(Die Oberhofmeisterin geht ab, und die Königin giebt dem Pagen einen Wink, welcher sogleich hinaus geht).

Vierter Auftritt.

Königin. Prinzessin von Eboli. Marquisin von Mondekar und Marquis von Posa.

Königin.
Ich heiße Sie
Willkommen, Chevalier, auf span'schen Boden.

Marquis.
Den ich noch nie mit so gerechtem Stolze
Mein Vaterland genannt als jetzt. —

Königin (zu den beiden Damen).
Der Marquis
Von Posa, der im Ritterspiel zu Rheims
Mit meinem Vater eine Lanze brach,
Und meine Farbe dreimal siegen machte —
Der erste seiner Nation, der mich
Den Ruhm empfinden lehrte, Königin
Der Spanier zu seyn.
(Zum Marquis sich wendend).
Als wir im Louvre
Zum letzten Mal uns sahen, Chevalier,
Da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, daß Sie
Mein Gast seyn würden in Kastilien?

Marquis.
Nein, große Königin — denn damals träumte,
Mir nicht, daß Frankreich noch das Einzige
An uns verlieren würde, was wir ihm
Beneidet hatten.

Königin.
Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
Vom Hause Valois?

Marquis.
Jetzt darf ich es
Ja sagen, Ihre Majestät — denn jetzt
Sind Sie ja unser.

Königin.
Ihre Reise, hör' ich,
Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was
bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
Und meinen vielgeliebten Brüdern?

Marquis (überreicht die Briefe).
Die Königin Mutter fand ich krank, gebeugt
Von jeder andern Freude dieser Welt,
Als ihre königliche Tochter glücklich
Zu wissen auf dem span'schen Thron.

Königin.
Muß sie
Es nicht seyn bei dem treuern Angedenken
So zärtlicher Verwandten? bei der süßen
Erinnerung an — Sie haben viele Höfe
Besucht auf Ihren Reisen, Chevalier;
Und viele Länder, vieler Menschen Sitte
Erkannt — und jetzt, sagt man, sind Sie gesonnen
In Ihrem Vaterland sich selbst zu leben?
Ein edler'rer Fürst in Ihren stillen Mauern.
Als König Philipp auf dem Thron — ein Freier!
Ein Philosoph! im zweiten Lehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man ist sehr — ruhig in Madrid.

Marquis.

Und das
Iſt mehr, als ſich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

Königin.

So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieſer Erde
Bis faſt auf die Erinnerung verlernt.
(Zur Prinzeſſin von Eboli).
Mir däucht, Prinzeſſin Eboli, ich ſehe
Dort eine Hofgunſt blühen — Wollen
Sie mir ſie bringen?
(Die Prinzeſſin geht nach dem Page. Die Königin
etwas leiſer zum Marquis).
Chevalier, ich müßte
Mich ſehr betrügen, oder Ihre Ankunft
Hat einen frohen Menſchen mehr gemacht
An dieſem Hofe.

Marquis.

Einen Traurigen
Hab' ich gefunden — den auf dieſer Welt
Nur etwas fröhlich —
(Die Prinzeſſin kommt mit der Blume zurück).

Eboli.

Da der Chevalier
So viele Länder hat geſehen, wird
Er ohne Zweifel viel Merkwürdiges
Uns zu erzählen wiſſen.

Marquis.

Allerdings,
Und Abenteuer ſuchen, iſt bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligſte von allen,
Die Damen zu beſchützen.

Mondekar.

Gegen Rieſen!
Jetzt giebt es keine Rieſen mehr.

Marquis.

Gewalt
Iſt für den Schwachen jederzeit ein Rieſe.

Königin.

Der Chevalier hat Recht. Es giebt noch Rieſen,
Doch keine Ritter giebt es mehr.

Marquis.

Noch jüngſt.
Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geſchichte,
Die mir der Freundſchaft heiligſtes Legat
In meiner eigenen gemacht. — Wenn ich
Nicht ſtörchten müßte, Ihre Majeſtät
Durch die Erzählung zu ermüden —

Königin.

Bleibt
Mir eine Wahl? die Rengier der Prinzeſſin
Läßt ſich nichts unterſchlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundin von Geſchichten.

Marquis.

Zwei edle Häuſer in Mirandola,
Der Eiferſucht der langen Feindſchaft müde,
Die von den Ghibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte ſchon fortgeerbt, beſchloſſen,
Durch der Verwandtſchaft zarte Bande ſich
In einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schweſterſohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Celonna's Tochter, waren auserſehn,
Dies ſchöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwei ſchön're Herzen die Natur
Gereibet für einander — nie die Welt.
Nie eine Wahl ſo glücklich noch getroffen.
Noch hatte ſeine liebenswürd'ge Braut
Fernando nur im Bildniß angebetet —
Wie zitterte Fernando, wahr zu finden,
Was ſeine feurigſten Erwartungen
Dem Bilde nicht zu glauben ſich getrauten!
In Padua, wo ſeine Studien
Ihn feſſelten, erwartete Fernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm
Verbunden ſollte, zu Mathildens Füßen
Der Liebe erſte Huldigung zu flammeln.
(Die Königin wird aufmerkſamer. Der Marquis
führt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, die Erzählung, ſo weit es die Gegenwart der Königin erlaubt, mehr an die Prinzeſſin von Eboli gerichtet).
Indeſſen macht der Gattin Tod die Hand
Pietro's frei. — Mit jugendlicher Glut
Verſichtigt der Greis die Stimmen des Geſtades,
Das in dem Ruhm Mathildens ſich ergeht.
Er kommt. — Er ſieht! — Er liebt! Die neue Regung
Erſtickt die leiſ're Stimme der Natur.
Der Oheim wirbt um ſeines Neffen Braut.
Und heimlich ſeinen Rang vor dem Altare.

Königin.

Und was beſchließt Fernando?

Marquis.

Auf der Liebe Flügeln.
Des ſchrecklichſten Wechſels unbewußt,
Eilt nach Mirandola der Treuloſe.
Mit Sternenſchein erreicht ſein ſchnelles Roß
Die Thore — ein damaskiniſches Gerüſt
Von Reigen und von Pauken bonnert ihm
Aus dem erleuchteten Palaſt entgegen.
Er bebt die Stufen ſchon hinauf, und ſiehe
Sich unerkannt im Lauten Hochzeitſaale,
Wo in der Gäſte tanmelndem Gelag
Pietro ſaß — ein Engel ihm zur Seite.
Ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
In Träumen ſelbſt ſo glänzend nie erſchienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er beſitzen,
Zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

Eboli.

Unglücklicher Fernando!

Königin.

Die Geſchichte
Iſt doch zu Ende, Chevalier? — Sie muß
Zu Ende ſeyn.

Marquis.

Noch nicht ganz.

Königin.

Sagten Sie
Uns nicht, Fernando ſey Ihr Freund geweſen?

Marquis.

Ich habe keinen theurern.

Eboli.

Fahren Sie
Doch fort in der Geſchichte, Chevalier.

Marquis.

Sie wird ſehr traurig — und das Andenken
Erneuert meinen Schmerz. Erlaſten Sie
Mir den Bericht —
(Ein allgemeines Stillſchweigen).

Königin (wendet ſich zur Prinzeſſin von Eboli).
Nun wird man endlich doch
Berufen ſeyn, meine Tochter zu unterrichten. —
Prinzeſſin, bringen Sie ſie mir.
(Dem entfernt ſich. Der Marquis wird einem Pagen,
der ſich im Vorgrunde gezeigt und ſogleich verſchwindet.

Die Königin erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und scheint überrascht zu werden. In dieser Zeit spricht der Marquis geheim und sehr angelegentlich mit der Marquisin von Monteleat. — Die Königin hat die Briefe gelesen, und wendet sich mit einem ausdrucksvollen Blicke zum Marquis.

Sie haben
Uns von Mathilden nichts gesagt? Vielleicht
Weiß sie es nicht, wie viel Armando leidet?

Marquis.
Mathildens Herz hat niemand noch ergründet —
Doch große Seelen dulden still.

Königin.
Sie seyn sich nun? Wen suchen Ihre Augen?

Marquis.
Ich denke nach, wie glücklich ein Gewisser,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Platze
Seyn müßte.

Königin.
Wessen Schuld ist es, daß er
Es nicht ist?

Marquis (schnell einfallend).
Wer darf ich mich unterfangen
Dieß zu erklären, wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erscheine?

Königin (erschrocken).
Jetzt, Marquis? Jetzt? Was meynen Sie damit?

Marquis.
Er dürfte hoffen — Dürft' er?

Königin (mit wachsender Verwirrung).
Sie erschrecken mich,
Marquis — Er wird doch nicht —

Marquis.
Hier ist er schon.

Fünfter Auftritt.

Die Königin. Karlos.

Marquis von Pola und die Marquisin von Monteleat treten nach dem Hintergrunde zurück.

Karlos
(vor der Königin niedergeworfen).
Sie ist er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf diese theure Hand berühren! —

Königin.
Was für ein Schritt — Welch eine Strafbare,
Tödtende Ueberraschung! Stehn Sie auf!
Wer sind entdeckt. Mein Hof ist in der Nähe.

Karlos.
Ich steh' nicht auf — Hier will ich ewig knien.
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen.
In dieser Stellung angewurzelt —

Königin.
Rasender!
In welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade!
Wie! Wissen Sie, daß es die Königin,
Daß es die Mutter ist, an die sich diese
Verwegne Sprache richtet? Wissen Sie,
Daß ich — ich selbst von diesem Ueberfalle
Dem König —

Karlos.
Und daß ich sterben muß!
Man reiße mich von hier auf's Blutgerüste!
Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird mich zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königin.
Ums ihrer Königin?

Karlos (steht auf).
Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlassen. — Muß ich nicht,
Wenn Sie es also fordern? Mutter! Mutter!
Wie schrecklich spielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Gebietet mir zu fliehn und zu vergehen.
Was wollen Sie, daß noch geschehen soll?
Was unter dieser Sonne kann es geben,
Daß ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünschen?

Königin.
Fliehen Sie!

Karlos.
O Gott!

Königin.
Das Eing'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
Beschwöre — Fliehen Sie! — eh' meine Damen —
Eh' meine Dienerinnen Sie und mich
Beysammen finden, und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen —

Karlos.
Ich erwarte
Mein Schicksal — es sey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf diesen eing'gen Augenblick verwiesen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen schenkt,
Daß falsche Schrecken mich am Ziele täuschen?
Nein, Königin! Die Welt kann hundertmal,
Kann tausendmal um ihre Pole treiben,
Eh' diese Gunst der Zufall wiederholt.

Königin.
Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! Was wollen Sie von mir?

Karlos.
O Königin, daß ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang.
Ist Gott mein Zeuge — Königin! Umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königin.
Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen —

Karlos.
Sie waren mein — im Angesicht der Welt
Mir zugesprochen von zwey großen Thronen.
Mir zuerkannt von Himmel und Natur.
Und Philipp. Philipp hat mir Sie geraubt —

Königin.
Er ist Ihr Vater.

Karlos.
Ihr Gemahl.

Königin.
Der Ihnen
Das größte Reich der Welt zum Erbe gibt.

Karlos.
Und Sie zur Mutter —

Königin.
Großer Gott! Sie rasen —

Karlos.
Und weiß er auch, wie reich er ist? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu schätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergessen,
Wie unaussprechlich glückselig Ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur Er es ist.
Er ist es nicht — Das, das ist Höllenqual!
Er ist es nicht und wird es niemals werden.
Du nahmst mir meinen Himmel nur, um ihn
In Philipps Armen zu verklagen.

Königin.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß.
Wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß.
Wie Philipp ſterben kann und wie er ſtirbt.
Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Las böten.
Regentin etwa? Nimmermehr! Wie könnten.
Wo Sie Regentin ſind, die Alba währen?
Wie könnte Flandern für den Glauben zittern?
Wie, oder ſind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſitzt
Des Mannes Herz — und wem anvertraut das ſeine?
Und wüßte er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Tiefverſunkh entwinkte,
Dem Zepter ab und ſeinen grauen Haaren!

Königin.

Wer ſagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Loos verweinenswürdig ſey?

Karlos.

Mein Herz.
Das fernia fühlt, wie es an meiner Seite
Beweinenswürdig wäre.

Königin.

Euer Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipps erwerbt'ne Zärtlichkeit
Und ſeiner Liebe ſinnige Minneſprache
Weit inniger, als ſeines ſtolzen Sohns
Verworrne Beredſamkeit, mich rührten?
Wenn eines Greiſes überlegte Achtung —

Karlos.

Das iſt was anders — Dann — ja, dann Verzeihung.
Ich wußte' es nicht. — Das wußt' ich nicht, daß Sie
Den König liebten.

Königin.

Ihm ehren iſt mein Wunſch und mein Vergnügen.

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

— Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eid verbietet?

Königin.

Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
In ſeiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es Ihr Eid, weil es Ihr Herz verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht — — Unglücklicher, wozu
Die traurige Zergliederung des Schickſals,
Dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?
Gehorchen müſſen?

Königin.

Wie? Was wollen Sie
Mit dieſem feierlichen Ton?

Karlos.

— So viel.
Das Karlos nicht gewonnen iſt, zu müſſen.
Wo er zu wollen hatz daß Karlos nicht
Geſonnen iſt, der Unglücklichſte
In dieſem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet.
Der Gläcklichſte zu ſeyn.

Königin.

Verſteh' ich Sie?
Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo Alles, Alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich habe nichts verloren, als die Todten.

Königin.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —
(Sie ſieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Wärme und Ernſt:)
Warum nicht? O! Der neu erwählte König
Kann mehr als das — kann die Verordnungen
Des Abgeſchied'nen durch den Feu'r vertilgen,
Kann ſeine Bilder ſtürzen, kann ſogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Eckartat
Hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinem
Entweihten Stand in die vier Winde ſtreun.
Und dann zuletzt, um wärdig zu vollenden —

Karlos.

Um Gottes willen reden Sie nicht aus!

Königin.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos.

Verſtuchter Sohn!
(Sie ſieht einen Augenblick darr und ſprachlos.)
Ja, es iſt aus. Jetzt iſt
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt iſt der Kurz erfallen.
Sie ſind für mich verloren — O in dieſem
Gefühl liegt Hölle. — Hölle lieg' im andern,
Sie zu beſitzen. — Weh! Ich ſag' es nicht.
Und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königin.

Verlaſſen Sie mich, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz rührt ich ſie, die namenloſe Pein.
Die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich.
Wie Ihre Liebe, iſt Ihr Schmerz. Unendlich.
Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erinnern Sie ihn, junger Held. Der Preis
Iſt hoch, hoch, hohen, hohen Kämpfers werth.
Des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
So vieler Königinnen Ahnen rollt.
Ermannen Sie Sich, edler Prinz! — Der Enkel
Des großen Karls kann feige nicht zu ringen an.
Wo andere Menſchen Kinder muthlos enden.

Karlos.

Zu ſpät! O Gott! Es iſt zu ſpät!

Königin.

Ein Mann
Zu ſeyn? O Karl! Wie groß wird unſre Tugend.
Wenn unſer Herz bei ihrer Uebung weint!
Hoch ſtelle Sie die Vorſicht — höher, Prinz.
Als Millionen Ihrer andern Brüder,
Parteilich gab ſie ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der im Muſterleben ſchon
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! Retten Sie das Himmels Billigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn.
Und opfern Sie, was teurer opferte.

Karlos.
Das kann ich auch. – Sie zu erkämpfen, hab' Ich Riesenkraft; Sie zu verlieren, keine.

Königin.
Gestehen Sie es, Karlos – Troy ist es Und Bitterkeit und Scherz, was Ihre Wünsche, So widersinnig nach der Mutter zielen. Die Liebe, Das Herz, das Sie verschwenderisch mir opfern, Gehört den Reichen an, die Sie vereinst Regieren sollen. Seien Sie, Sie prassen Von Ihres Mündels anvertrautem Gut. Die Liebe ist Ihr großes Amt. Bis jetzt Verirrte sie zur Mutter. – Bringen Sie, O bringen Sie sie Ihren künftgen Reichen, Und fühlen Sie, statt Dolchen des Gewissens, Die Wollust, Gott zu seyn. Elisabeth War Ihre erste Liebe, Ihre zweite Sey Spanien. Wie gerne, guter Karl, Will ich der besseren Gelieben weichen!

Karlos
(wird sich, von Verwirrung überwältigt, zu ihren Füßen).
Wie groß sind Sie, o Himmlische! – Ja, Alles, Was Sie verlangen, will ich thun! – Es sey! (Er steht auf).
Hier steh' ich in der Allmacht Hand und schwöre, Und schwöre Ihnen, schwöre ewiglich – O Himmel! Mein! Nur ewiges Verstummen, Doch ewiges Vergessen nicht.

Königin.
Wie könnt' ich Von Karlos fordern, was ich selbst zu leisten Nicht Willens bin?

Marquis (tritt aus der Alee).
Der König!

Königin.
Gott!

Marquis.
Hinweg!
Hinweg aus dieser Gegend, Prinz!

Königin.
Sein Argwohn
Ist sürchterlich, erblickt er Sie –

Karlos.
Ich bleibe!

Königin.
Und wer wird dann das Opfer seyn?

Karlos (zieht den Marquis am Arme).
Fort! Fort!
Komm, Roderich! (Er geht und kommt noch einmal zurück).
Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.
Die Freundschaft Ihrer Mutter.

Karlos.
Freundschaft! Mutter!

Königin.
Und diese Thränen aus den Niederlanden.
(Sie geht zum einige Briefe, Karl und der Marquis gehen ab. Die Königin sieht sich unruhig nach ihren Damen um, welche sich mitgemeldet erblicken lassen. Wie sie noch diesen Hintergrunde durchgehen will, erscheint der König).

Sechster Auftritt.

König. Königin. Herzog von Alba. Graf Lerma. Domingo. Einige Damen und Granden, welche in der Entfernung parkirt bleiben.

König
(sieht mit Verwunderung umher und schweigt eine Zeitlang).
So allein, Madame?
Und auch nicht eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich – Wo bleiben Ihre Frauen?

Königin.
Mein gnädigster Gemahl –

König.
Warum allein?
(Zum Gefolge).
Von diesem unvergeßlichen Bericht
Soll man die strengste Rechenschaft mir geben.
Wer hat das Gesuch bei der Königin?
Wen traf der Rang, Sie heute zu bedienen?

Königin.
O zürnen Sie nicht, mein Gemahl – ich selbst,
Ich bin die Schuldige – auf mein Gebeis
Entfernte sich die Fürstin Eboli.

König.
Auf Ihr Gebeis?

Königin.
Die Kammerfrau zu rufen.
Weil ich nach der Infantin mich gesehnt.

König.
Und darum die Begleitung weggeschickt?
Doch dies entschuldigt nur die erste Dame.
Wo war die zweite?

Mondekar
(welche indessen zurückgekommen ist und sich unter die übrigen Damen gemischt hat, tritt hervor).
Ihre Majestät,
Ich fühle, daß ich strafbar bin –

König.
Deswegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken.
(Die Marquisin tritt mit mehreren Damen zurück. Allgemeines Entfernungen. Alle Umstehenden sehen bestürzt auf die Königin).

Königin.
Marquisin, wen bewirthen Sie?
(Zum König).
Hab' ich
Gefehlt, mein gnädigster Gemahl, so sollte
Die Königskrone dieses Haupt, wenn ich
Im selber nie gegriffen habe, mich
Zum mindesten vor dem Erröthen schützen.
Gesetz's ein Gesetz in diesem Königreich,
Das vor Gericht Monarchenthränen fordert?
Bloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schützt sie ein Zeuge mehr als ihre Tugend?
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl. – Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlassen. – Mondekar!
(Sie nimmt ihren Schleier ab und überreicht ihn der Marquisin).
Den König haben Sie erzürnt – nicht mich –
Darum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade
Und dieser Stunde. – Meiden Sie das Aug' –
Sie haben nur in Spanien gesündigt;
In meinem Frankreich weinet man solche Thränen
Mit Freuden ab. – O wüßt' mich's ewig warnen!
(Sie kniet sich an die Oberhofmeisterin und beredet das Gesicht).
In meinem Frankreich war's doch anders.

König (in einiger Bewegung).

Kannte
Ein Wort verrathen, das die zärtlichste
Besümmernis auf meine Lippen legte?
(Er wendet sich gegen die Grandezza).
Hier stehen die Vasallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
Ich hätte denn am Abend jedes Tags
Verschwet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen ernsten Hammerstrichen schlagen? —
Und soll' ich Angstlinder für meinen Thron,
Als für die Gattin meines Herzens beben? —
Für meine Völker kann mein Schwert mir hasten
Und — Herzog Alba: dieses Auge nur
Für meines Weibes Liebe.

Königin.

Wenn ich Sie
Beleidigt habe, mein Gemahl —

König.

Ich heiße
Der reichste Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinen Staat nicht unter —
Doch alles das besaß ein Andrer schon,
Wird nach mir mancher Andre noch besitzen.
Das ist mein eigen. Was der König hat,
Gerbert dem Glück — Elisabeth dem Philipp.
Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

Königin.

Sie fürchten, Sire?

König.

Dich graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Has' ich zu fürchten aufgehört —
(Zu den Granden).
Ich zähle
Die Großen meines Hofs — der Erste fehlt.
Wo ist Don Karlos, mein Infant?
(Niemand antwortet).
Der Knabe
Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, seitdem
Er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut ist heiß, warum sein Blick so kalt?
So abgemessen festlich sein Betragen?
Send wachsam. Ich empfehl' es Euch.

Alba.

Ich bin's,
So lang' ein Herz an diesen Panzer schlägt.
Mag sich Don Philipp ruhig schlafen legen.
Wie Gottes Eherne vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

Lerma.

Darf ich
Dem weisesten der Könige in Demuth
Zu widersprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majestät,
Als seinen Sohn so rasch und streng zu richten.
Ich schröcke viel von Karlos heißem Blut,
Doch nichts von seinem Herzen.

König.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut, den Vater zu bestechen;
Des Königs Strafe wird der Herzog seyn —
Nichts mehr davon —
(Er wendet sich gegen sein Gefolge).
Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft ein Gnadiches Amt. Die Pest
Der Ketzerei frißt meine Völker an.
Der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden.
Es ist die höchste Zeit. Ein schwarzes
Exempel soll die Irrenden bekehren,
Den großen Eid, den alle König
Der Christenheit geloben, löst' ich morgen.
Dies Blutgerüst soll ohne Beispiel seyn;
Mein ganzer Hof ist feierlich geladen.
(Er führt die Königin hinweg, die Uebrigen folgen).

Siebenter Auftritt.

Don Karlos, (mit Briefen in der Hand), Marquis von Posa, (kommen von der entgegengesetzten Seite).

Karlos.

Ich bin entschlossen. Flandern sey gerettet.
Sie will es — das ist mir genug.

Marquis.

Auch ist
Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, sagt man, ist im Kabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

Karlos.

Gleich morgen
Verlang' ich Audienz bei meinem Vater.
Ich fordre dieses Amt für mich. Es ist
Die erste Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann sie mir nicht weigern. Lange schon
Sieht er mich ungern in Madrid. Bleib ein
Willkommner Vorwand, mich entfernt zu halten!
Und — soll ich dir's gestehen, Roderich?
Ich hoffe mehr — vielleicht gelingt es mir,
Den Angesicht zu Angesicht mit ihm
In seiner Gunst mich wiederzuerstellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — Das mich verfuhden, Roderich,
Was sie auf meinen Lippen wird verwunden.

Marquis.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst.

Achter Auftritt.

Vorige. Graf Lerma.

Lerma.

So eben
Hat der Monarch Aranjuez verlassen.
Ich habe den Befehl —

Karlos.

Schon gut, Graf Lerma.
Ich treffe mit dem König ein.

Marquis

(macht Miene sich zu entfernen, mit einigem Zeremoniel).

Sonst haben
Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

Karlos.

Nichts, Ehrwalter. Ich wünsche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch Mehreres von Flandern mir erzählen.
(Zu Lerma, welcher noch wartet).
Ich folge gleich. (Graf Lerma geht ab).

Neunter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis.

Karlos.

Ich habe dich verstanden.
Ich danke dir. Den diesen Zwang entschuldigt
Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieses Possenspiel des Ranges

Ein Flandrisches und anderen Hund verwirren!
Werde klug, mir Brüder plötzen und
Auf einem Ball mir Masken einzuladen,
In Staatsgeheimniß tief, und ich und Laune
In einem Purpur eingewandet. Er lenke
Der Leidenschaften wilden, scheuen Lauf, ich
Der Rede freie und überlegne Kunst.
Den Thron Neapels hat Hundert mahl zu Pferd,
Durch die Laune macht dem Karl der ge-
Du schickst mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verstehen uns.

Marquis.
Der Prinz ist plötzlich.
Doch wird er mir verstehen? Ich muß Karl
Noch trauen so gewiß, den Reigungen
Der unentschlossnen Majestät zu trauen!
Und ist ein großer Tag gerathen — ein Tag —
Wo heiter Hellenien — ich will Du meinest —
In einer schweren Probe saßen sind,
Den Philipp stirbt. Karl tritt das gelbste Kleid
Der Cortes — Ein ungeheurer Cyclet
Reißt rund — es hat Einwilligen ins Ich.
Und Gott u. — vor seinem Neuich und war.
Jetzt hat es Ihn. Zerrissen unter. Du Pflanzen
Der Einigkeit verdammen ihm. Die Menschheit
— Und trat ein großes Wort in seinem Ohr —
Verkauft sich wieder und trocknet von ihren Augen.
Dein Mitgefühl schon mir dem Leiden auf,
In Weibern erwachst jener Tugend.
Ihr jenen Thorheit spielt ihm Ihren Geist.
Ihr jener Lehrer geht ihm Ihr ein Leben.
Er spielt verwandt in seinem Element ein.
Den seine Staaten völlig um ihn stürzen.
Lang', wie jene Traum, währet jener Gottheit. — Nicht
Dem Nationen, bei ein mächtig werde.
Und mehr wähnt Nationen! — Die Jahrhundert
Ist reifer und thun — die Saaten Menschheit
Sich seinen glückseligsten Zweigen mehr sind.
Den Thron sie Königen erheben Sie einst stellen.
Ja wird den Stuhl mit Menschen.

Karlos.
Wehe mir! Grausam
Ja dem Gemälde von Mexiko. Ja.
Ja einem Ich. — Doch nun sie Weltall spricht
Dem Leben ihrer reichen soll. — Ja so
Hab sein, ein Ihn und strengschaffet zur Menschen,
Und sie mir Tausende verschwendet
In unterschiedne Temperaturen verspielen.
Der Mensch mehr Hunde. Komödianten!
Hast so den Stuhl'gen herrlichen entsiedeten,
Mich Gnade sich und meinem Herzen trennen,
Wenn es nicht Meister kann!

Marquis.
Ja wohl. Karl! ich
Ihr werde Ihr mich lesen. Karl, wenn ich
Ihr sterben müsse!

Karlos.
Und wirst sie gründen.
Gebroß! Du meinst? Hab Du Vertrauen
Du von dem Tiroler betrügt? Mensch sich Gott!
Du hast mir sterben Bekenntnis, ich ich
Ein König in dem wirke. — Sieh! Du
Und Ehre! Sehen sie Jünglinge hatten! Du
Der Mich erschöpft — Du hast sie entschlossen.
Wer von und und der Stimmen bei Natura.
Und von der Einheit sind? — Du spürtest Du
Und der Verbannung? Kann getrieben sich
Du seiner sind?

Marquis.
Wollen. Ich weiche.
Hier meine Hand.

Karlos.
Der Monarch!

Marquis.
Auf eins,
Und es bei Worte verzagtester Bekenntnis.

Karlos.
Es kann und mann, um trotz dem Jahrhunderten.
Noch verantwortet dem Prinz gegeben?

Marquis.
Das sprache ich Ihnen.

Karlos.
Dann sind, wenn der Worm
Der Schmeichler gerne entwickelt sind
Unglücksworte — wenn heiter Prinz Ihr wenn
Verlieren. Ist es sind gemeint — sind Ihr
Dem Ihrem die vorzugte, sind Du.
Ein standhaftiger Schau meinen Tugend.
Mich tröstig sieben, meinen Gemüd
Ein seinem großen Namen trauen!

Marquis.
Ja.

Karlos.
Und jetzt noch eine Bitte! Gnau' mir Du.
Ich habe Dienst-leichen Brief verwirrt
Ein heißt Vertrau der Verschwiegenheit.
Und bekennen Du sonstig meine Ehr,
Mein Herz, und diesen Umarmen von Glauben,
— Kennen Einwurf. — Was Du sagen wollst, es
sein' ich.
Du ist es Vergnügen, ich weiß — soll mir,
Dem Menschen ist es mir. Wenig Du
Mein Bruder sind!

Marquis.
Dein Bruder!

Karlos.
Jetzt gehn Sie.
Ja Gnade nichts mehr — Dem es Ihm und sie.
Es jetzt ist sind Jahrhunderten in die Jahrhunderten.
(Er geht ab.)

Zweiter Akt.

Das Kabinett der Königin.

Erster Auftritt.

Königin Elisabeth (sitzt vor Tapetentisch), Fräulein von Aste (an einem Fenstertisch, von dem Königin mit weiblichen Arbeiten), Karlos.

Karlos.
Den Vertrau hat bei Königreich. Jetzt seine
Karls Karlos dem Monarchen nach. Er spricht
Die Spanien — ich bin der Cortes bei Hoheit.
(Er tritt mit einer Verbeugung zurück.)

Philipp.
Der Königin Wunsch, und der Infant mag reden.

Karlos (tritt gegen Elisabeth).
Es muß ich dem von Adrer Gesandte. Königin,
Den König war mit der Christkind erwarten.
Ein Kind — Ein wissen ja — dann wunderlich
Die jenem Vater und dem Königin sagen.
Das nun für einen Dichter sagt. Der König
Hat Ihnen unterwarten sein — ich sind
Den Vater nur für sein Lang Einem.

Philipp.
Ihre Hand sein Herzens.

Karlos.
Hab' ich es auch verdient,
Den ehrwürd'gen am Herzog zu verraten?

Philipp.
Kann je verraten mögen? — Wer gerichtet
Der Fürsten wohl, die beßre Rechten treffen,
Als wir Alle.

Karlos.
Kann der Unterschied
Des Herzogs Alba treuen Rathes wiegen?
Er mußte ab sehr, dem Jahrtausenden,
Der großen Zeiten und Völker, unterwerfen,
Sich empfindsamen nicht erröthet, der
In seinem Schoß vorübertrocknen Gräbern
Der begrabnen sich versammelt, gelebt' ab
Von Gott — und glüh'd von Thaten — nicht sparten.

Philipp
(ernster seinen Blick auf seinen geraden Blick auf den Prinzen).
Entfernt Euch, Herzog!
(Duque ese vos me encomiendo, vuelo sobre Karlos el semblante, bis König weilt von ab und einer andern).
Nun, und Karlos!

Bis ich euch rufe.

Zweiter Auftritt.

König Philipp. Don Karlos.

Karlos
(geht, schaut den Herzog bis Prinzen verlassen hat, auf den König zu und fällt vor ihm nieder, im Antrieb der höchsten Empfindung).
Jetzt wieder mein, mein mir geboren Vater!
Jetzt wieder mein, mein meinem besten Theil!
Die rechte Thräne. — Ihre Hand, meine Vater! —
O ihrer Lag! — Die Wonne bricht Knabe
Von Ihrem Kinde lange nicht gefühlt.
Warum von Ihrem Herzen mich so lange
Verbannen, Vater! Mich hat' ich gethan?

Philipp.
Infant, dein Herz weiß nicht von diesen Künsten.
Erspare sie, ich mag sie nicht.

Karlos (aufstehend).
Das war es!
Da hör' ich Ihre Feindin — meine Mutter!
Ich ist nicht gut, bei Gott! nicht Kind gut.
Nicht Kind, was ein Priester sagt, nicht Kind.
Mich kennt Priesters Prunkreden sagen.
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — beides Blut
Ist meine Mutter, meine Tugenden Ihnen.
Zerlumpt bin ich nicht, schimmen materiell nicht —
arm auch
Die wilde Wallungen mein Herz verlangen.
Mein Herz ist gut —

Philipp.
Dein Herz ist arm, so wird es.
Ihr dem Gebet.

Karlos.
Jetzt eher nie! — Wer sind diese,
Der Unsere lange Lebenszeit
Zu großen Orden und Aemter eingeladen.
Jetzt eher nie. Ein Commentarius der Hofkunst
Gelangt in mir auf, und eine stille Ahnung
Zieht durch mein Herz — Der ganze Himmel hängt
Mit Schrecken tiefer Angst sich herunter;
Und Nächtung steht der Donnerschrecklichst
Vom grellen, schönen Antritt zu — Mein Vater!
Versöhnung! (Er fällt vor ihm zu Knien).

Philipp.
Lieb mich und steh auf!

Karlos.
Versöhnung!
Philipp (will ihn von den schneiden).
Zu ihm wird mir durch Gnadenspiel —

Karlos.
Zu ihm
Die Liebe seinen Kindes!

Philipp.
Verlernt'ges Antlitz!
Verlernt'ges Antlitz! — Wer auf meinen Augen!

Karlos.
Jetzt, eben nie! — Versöhnung, Vater!

Philipp.
Wie
Soll meinen Augen! Kennt mir Thomas leicht
Soll meinen Lebenszeiten, meine Treue leben
Gerichtet seyn, daß zu empfangen — Zu
Versöhnt' ich bin! — Die einer Stunde ehren
Wird sich in letzten Quellen übungsvoll wenden.
Wer zu verneun nicht erröthet, muß
Sich Reue nie erfinden.

Karlos.
Wer ist das?
Darin verdienen Rückverstellung soll meiner Hinneigung
Zu Menschen sich verirrt? — Die eigne
Bedeutungen der Menschheit sind zu Irrthum,
Dem Kind' ist werden, ihm gehet sein Mund —
O jammern Sie die die bewegten Herzen
Sich gehn Irrthum einzusinnen, sind,
Sind mildern Sie's in einer besten Stunde
Nicht entschuldigen sollen.

Philipp.
Denkst Du den schweren Frevels deines Vaters
Mit solchen Worten zu schulmeinen?

Karlos.
Frevels!
Ja weil ihn nicht, seine Frevels! — weil
Mich plagen an sein Vaterherz, und reißen,
Mich mächtig reißen an dem Vaterherzen,
Die tiefst Frevels schlimmste Name
Von seinem Herzen entreißen. — Wer sind sie,
Die mich und meinen Mund Gnade entreißen!
Mit bei der Mensch dem Vater die dem Sohne!
Weiß weiß man Nein, die zur Mannheit
Verdammten Lenen zur Verachtung schreit!
Die wilden Tiere! — Hier in seinem Leben
Formt eine Quelle, Kinder, Sonnigst.
Als in den Leben, sonnigen Bedürfnis.
Die Philipp! Gott erst schaun muß.

Philipp.
Verwegenste,
Hast ein! — Die Männer, die Du anrufst zu Gnaden,
Sind mir gewissen Diener meiner Macht,
Und Du wirst sie erachten.

Karlos.
Allmächtigster.
Ja fühle mich. Was Ihre Kön trüben,
Das kann auch Karl, auch Karl kann mehr. Was hängt
Den Mantling nach dem Königreich, daß der
Dem einen sein macht? Was reklamierst Du den,
Wenn Philipp? gegen Ihnen wird sich kehren?

Ihr Karlos hätte Sie gerichtet. — Wir grant
Vor den Gedanken, einsam und allein,
Auf einem Thron allein zu ſitzen. —

Philipp
(von ſeinen Augen ergriffen, ſteht nachdenkend auf und ſo geht er. Nach einer Pauſe).

Ich bin allein.

Karlos,
(mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend).

Sie ſind's geworden. Haſſen Sie mich nicht mehr.
Ich will Sie künftlich, will Sie feurig lieben.
Nur laſſen Sie mich nicht mehr. — Sehr entzündend
Und ſich ich es, in einer ſchönen Seele
Verbrechen und zu ſtehlen, es zu müſſen.
Daß meine Freude fremde Augen ehren,
Daß meine Angſt in fremden Augen zittert,
Daß meine Leiden fremde Augen weiden! —
Wie ſtolz iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem Unſerm, aufgerichtet, Ferne
Der Zukunft Wolkenalter zurück zu eilen.
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und ſchön, in ſeiner Kindheit Tagen
Unbeſtechlich, unverſtellbar fortzuſchreiten.
Verſtehling für Jahrtauſende! — Nie ſolle,
In ſpringen, was ein heißer Sohn euch rettet.
In ſammeln, was ihm wunders wird, zu ehren.
Wie doch ſein Dank euch ſammen wird! — Mein
Vater.
Von hohem Ehrenparadieſe ſtrahlen
Sehr weiblich Ihre Wunde.

Philipp (nach einer Pauſe).

O mein Sohn.
Mein Sohn! du bricht die Stäb den Stab. Sehr
ſtrahlend
Mutzt du ein Gild, daß — du mir nie gewährteſt.

Karlos,
Daß nichts der Allmächtige! — Sie ſtehn.
Sie ſtrahlen wieder, wie aus dem Waſſerſtrahlen.
Von ſtrenk ſpritzend Bachen aus. Bis jetzt
Bis heim Tag — o war das gut, war's nötig? —
Bis jetzt mußt' ich, der Prinzring Spaniens,
In Spanien ein Fremdling ſein. Geheimer
Auf heißem Grund, wo ich euch Ihre treu werde.
Was hab gerecht, war's gütig? — O wie oft.
Wie oft, mein Vater, ſah ich ſchaudernd nacher.
Wenn die Geſandten fremder Potentaten,
Wenn Feierabgeſchickter mir bei Gewalt
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

Philipp.

Ja heilig brannt das Blut in deinen Adern.
Du wüchſeſt nur gewiſſern.

Karlos,

Seien Sie
Nie zu gewiſſern, Vater. — Heilig brannt's
In meinen Adern — Drei und zwanzig Jahre.
Und nahm für die Unſterblichkeit geben!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht wie ein Rhythmus
Und meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut, wie Sterbeglocken. Er iſt da,
Der große ſolne Augenblick, der entſcheidet
Ob beides Pfunden Talen von mir ſtehet:
Mich ruft die Weltgeſchichte. Warnungen,
Und bei Gerichtes beauernde Prüfung.
Nun iſt die Zeit gekommen, wir bei Natuns
Sterbender Schranken aufzutun. — Mein König,
Darf ich die Bitte aufzuſprechen wagen,
Die noch bisher geſtiert?

Philipp.

Noch eine Bitte?
Entbeute ſie.

Karlos,

Der Niederländer in Brabant
Mächte beruhigt ein. Der Tyrannen der Rebellen
Heilige Rache, Ihnen Gegenwehr. Die Wuth
Der Schwärmer zu beſchwören, ſich der Herzen
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit ſouveräner Vollmacht ausgerüſtet.
Wie ſtreitend ich hierin Rat, wie ganz
Dazu geſchaffen, Ihrem Leben im Tempel
Den Nationen einzuſtehen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich führen
Die Niederländer, ich entlüne mich
Mein Blut für ihre Treue zu vergelten.

Philipp.

Du redeſt wie ein Träumender. Dich kennt
Mich einen Mann und keinen Jüngling —

Karlos,

Mich

Nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das Empfang, was Ihm nie geworden.

Philipp.

Und Flandern blutigt ſie Empörung nur.
Verwirrung herrſt Rebellion. — Deiner Seele
Ich weiß, meine Feind, der Herzog weiß geſtrichtet —
Darf' ich von deiner Bitte,

Karlos,

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine wilden Seele. Schon der Name
Des königlichen Retters, der vereint
Den meinen Farben ſiegen wird, erſchreckt.
Die Herzog Alba's Henker nur verbreiten.
Auf meinen Knien nur' ich drum. Es iſt
Die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
Verſtoßen Sie mir Flandern —

Philipp.

(Den Infanten mit einem durchdringenden Blicke betrachtend).

Und zugleich
Mein beſtes Kriegsheer deiner Herrſchgeſchicke!
Das Meiſter meinem Winken?

Karlos,

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, nur ich bin die Frucht
Von dieſer langſt erſonnen ernſten Stunde!
(Nach einigem Nachdenken, mit gemäßigtem Ernſt).
Antworten Sie mir ſanfter. Stoßen Sie
Mich ſo nicht weg. Mit dieſer kalten Antwort
Mitzt' ich nicht gern entlaſſen ſein. nicht gern
Entlaſſen ſein mit dieſem ſpanniſchen Herzen.
Verſtehen Sie mich anſtatt. Ich iſt
Mein drinnendes Verlangen, ich kann's nicht ſagen.
Dieſe Kaltheit trauen wie ein Mann, daß Sie
Mir Rat, Rat ſo verweigern. —
Jetzt laſſen Sie mich von Ihr. Unerhört.
Von kaltſtes Eiden Abwegen betreten.
Ich ich und Ihrem Angeſicht. — Ihr Ahn
Und Ihr Dominge werden Gegrüß ſtrecken.
Wo jetzt Ihr Kind im Staub gewicht. Die Schaar
Der Lichtlinge, die ſchwebt Gerechten.
Der Minder ſinſterſtrahe Zunft war Zeuge.
Daß Sie mir feierlich Gebet erſtreckt.
Verſchonen Sie mir nicht! Er ſterbe, Vater.

Verwunden Sie mich nicht, dem kranken Herzen
Des Infanten schonungslos mich zu rächen.
Das Instrument von Ihrer Rache schmeicheln,
Ihr Knecht wollt' ich erbeten haben. Zum Pfande,
Daß Sie mich ehren wollen, stehen Sie
Mir mit dem Herzog nach Flandern.

Philipp.

Wiederhole
Dies Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn.

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
Zum letzten Mal — Verwunden Sie mir Flandern.
Ich soll und muß aus Spanien. Mein Hiersein
Ist Aufruhrfeuer unter Hochverbund —
Sowie sich der Granate zu Marsil auf mir,
Wie bei Verwüstung eines Markts, Ihr schnelle
Verfügung bei Hauptfall kann mich retten.
Wenn Sie mich retten wollen — stehen Sie
Mir ungeblümt nach Flandern.

Philipp (mit eigenartiger Gedankenlosigkeit).

Leider Krank,
Wie du, mein Sohn, verlassen alle Pferde.
Uns warmen unter'm Aas der Arzt. Du reitest
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

Karlos (steht auf).

O lege zusammen auch, gute Geister —

Philipp (hat einen Papier gerissen).

Halt!
Was wollen diese Worten sagen?

Karlos (mit erwachender Stimme).

Vater,
Unwiderruflich bleibt's bei der Entsendung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Gesuch ist aus.
(Setzt sich in heftiger Bewegung).

Dritter Auftritt.

Philipp hebt eine Zeit lang in tiefen Nachdenken unverwandten Augen — entfaltet jetzt in einige Papiere im Tische auf und nieder. Alba nähert sich vorsichtig.

Philipp.

Send' jede Stunde des Befehls gewärtig,
Mein Gefolget abzugehen.

Alba.

Alles steht
Bereit, mein König.

Philipp.

Eure Reisemast liegt
Verborgen schon im Hafen. Indessen
Nehmt unsern Urlaub von der Königin,
Und zeiget euch zum Abschied dem Infanten.

Alba.

Mit den Geberden eines Bildsäulen
Sah ich den eben diesen Saal verlassen.
Auch Eure königliche Majestät
Sind anders Ein und scheinen tief bewegt —
Vielleicht der Inhalt des Befehlgts?

Philipp

(nach einigem Ruf- und Betrachten).

Der Inhalt
War Herzog Alba.
(Der König steckt mit dem Ring auf dem Papier siegeln).
— Eben weg ist Flandern.

Daß Karlos meine Räthe haßt, daß mit
Verdruß entlarvt' ich, daß er sie verachtet.
Alba (entfernt sich und will weggehen).

Philipp.

Jetzt seine Antwort. Ja erlaube euch,
Den Prinzen zu verabschaun.

Alba.

Eure!

Philipp.

Send' ihn.
Wer war es doch, der mich zum ersten Mal
Vor meinem Sohne schwarzen Argwohn warnte?
Da hört ich euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Räuberhohn
Stirbt Karlos meinem Throne näher. Geht!
(Der König steckt sich in das Kabinet. Der Herzog entfernt sich durch eine andere Thür).

Vierter Auftritt.

Ein Vorsaal vor dem Zimmer der Königin.

Don Karlos kommt im Gespräche mit einem Pagen durch die Gemächer. Die Hofdame, welche sich im Vorsaal befinden, gruppiren sich vor ihrer Thüre in den angegrenzten Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? — Woya kann dieser Schächer?
Und Briefe mir so heimlich überliefert?
Kennen nähert? — Wo empfingst du das?

Page (geheimnißvoll).

Wie mir
Die Dame warten lassen, weil sie vorher
Cerusten als beschrieben sprau —

Karlos (unterbrechend).

Die Dame?

(Indem er den Pagen genauer betrachtet).

Wie? — Wie? — Wer bist du denn?

Page.

Ein Cavalier
Von Ihrer Majestät, der Königin —

Karlos

(entfernden auf die gegebene, und thun die Hand auf den Mund drückend).

Du bist des Todes. Halt! Ich weiß genug.
(Er reißt hastig das Siegel auf und eilt an das äußerste Ende des Saals, den Brief zu lesen. Unterdessen kommt der Herzog von Alba, und geht, etwas von dem Prinzen bemerkt zu werden, an dem vorbei in der Königin Zimmer. Karlos fängt an heftig zu gehen, und verbirgt sich zu entfernen und zu erblicken. Nachdem er gelesen hat, steht er lange sinnend, der Page kann auf den Brief gedeutet. — Endlich nähert er sich zu dem Pagen).
Sie gab dir selbst den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab dir selbst den Brief? — O spotte nicht!
Auch hat' ich nichts von ihrer Hand gelesen;
Ich muß dir glauben, wenn du schweren kannst.
Wenn's Lüge war, gesteh' mir's offenherzig.
Und rende deinen Spott mit mir.

Page.

Mir wenn!

Karlos.

(Liest mieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit durchdringender forschender Miene. Nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht hat).

Du hast noch Aeltern? Ja! Dein Vater dient Dem Könige, und ist ein Kind des Landes!

Page.

Er hat bei Saint Quentin, als Oberster Der Reuterei des Herzogs von Savoyen, Und nach Metzes Graf von Henneg.

Karlos

(sieht es ihn bei der Hand nehmend, und die Augen durchdringend auf ihn heftet).

Den Brief gab dir der König?

Page (verlegen).

Gnäd'ger Prinz.

Verzeih' ich diesen Argwohn?

Karlos (liest den Brief).

„Dieser Sackträger bringt

„Die hintern Zimmer in den Pavillen

„Der Königin. Das Interesse von allen

„Erfüllt inzwischen an ein Karmel, wollen

„Eines teuren Herzens Zuversicht sich versichern,

„Ihre darf die Liebe nicht und lange gestehen.

„Was sie so lange Minuten nur verwahrt,

„Erwärmung wartet auf den Zusammenstoss,

„Und jedwer Schritt auf den beschwärmten Dutzer."

(Wie aus einer Verblendung erwachend).

Ich träume nicht — ich rase nicht — das ist

Mein rechter Arm — das ist mein Schwert — das sind

Gedanken! Ich bin wach und wirklich.

Ich bin gestellt — ich bin es — ja, ich bin

Ich bin gestellt!

(Rasch Lösung durch Zimmer klingend und die Treppe zum Himmel emporgewirbelt).

Page.

Sie kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Karlos.

Geh laß mich zu mir selber kommen. — Zittern

Nicht alle Schwestern meines Gliedes noch in mir?

Hat' ich so flott gebraust? Hat' ich das je

In träumen mir gestraut? Wo ist der Mensch,

Der sich so ähnlich geworden. Gott zu sein! —

Wie war ich, und wer bin ich nun? Das ist

Ein andrer Himmel, eine andre Sonne.

Ich verirrt in gewesen war — Sie liest mich!

Page (will sie herreißen).

Prinz, Prinz, hier ist der Ort nicht — Sie vergessen —

Karlos

(zum zart pflichtigen Erkennung ergreifen).

Den König meinen Vater!

(Er läßt sie seine Hand küssen, bleibt seine andere und singt an, sich zu sammeln).

Das ist schrecklich —

Ja, ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war

So eben nicht ganz bei mir — Das ist das

Verschwinden soll, der Gelegenheit so viel

In diese Brust verwunden soll, ist schrecklich.

Ist schrecklich! —

(Der Page zu der Hand schaut und sie Karlos küsset).

Sind sie gefallen — blind hat' und nicht gesehen,

Sie wie ein Gang in meiner Brust verschwinden.

Jetzt geh. Ich will mich fassen. Geh. Man darf

Uns hier nicht treffen. Geh —

Page (will gehen).

Doch halt! noch höre! —

(Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und sieht ihm ernst und feierlich ins Gesicht).

Du nimmst ein schrecklich Geheimnis mit,

Das, jenen starken Gitten gleich, die Sonne,

Worin es aufgenommen wird, verfinstert —

Verbrenne deine Mienen gut. Dein Kopf

Erfahrer niemals, weiß kein Buchen hütet.

Sey wie das tote Sprachrohr, das den Schall

Empfängt und wiedergiebt, und spricht nicht hört.

Du bist ein Knabe — sey es! bemerken

Und fasse fort, den Fröhlichen zu spielen —

Nie gut verstand's die junge Schwärmerin.

Der Liebe einen Weisen aufzuziehen!

Hier faßt der König seine Rätseln nicht.

Page.

Und sag, mein Prinz, ich werde sich drauf spitzen,

Um ein Geheimnis reicher mich zu wissen.

Als spricht der König —

Karlos.

Einer jungen Thor.

Das ist's, worauf du pitzen wirst. — Geschwind,

Daß wir uns schicklich begegnen, schlottern.

Mit Unterredung nah'n du mir. Laß sie

Die Gestalt zu Minuten sich verstehen.

Wie gültig der Inhalt dir sey. Du kannst

Mich schwerer fündigen, mein Sohn, als wenn

Du mir erstichst. — Mach Du mir tüchtig meiß

In hintertrügen haben, spruch es wie

Mit Seiten und, verneun' es wie den Eigen;

Den allgemeinen Lehrweg der Gedanken

Verwirre keine Fessung nicht. Du spricht

Mit keinen Mienern, keinem Zeugnisse;

Ja über sie mit Blicken zu. Die Last.

Das Licht nun und ich Prinzipal Kreuzer;

Die tauben Wände stehn in steinern Seelen —

Man trennt —

(Das Zimmer der Königin öffnet sich, und der Herzog von Alva tritt heraus).

Hamme! Auf Nichtwiedern!

Page.

Prinz.

Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!

(Ab).

Karlos.

Es ist der Herzog. — Nein todt, nein, ihren gut.

Ich rette mich.

Fünfter Auftritt.

Don Karlos. Herzog von Alva.

Alva (tritt in den Weg vermutet).

Zwei Worte, gnäd'ger Prinz.

Karlos.

Ganz recht — ihren gut — ein andermal.

(Will mit gehen).

Alva.

Der Ort

Scheint freilich nicht der schicklichste. Vielleicht

Gestatten es Euren königlichen Hoheit

Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben!

Karlos.

Wegen? Das kann hier auch geschehen. — Nur schnell,

Nur kurz —

Alva.

Was eigentlich hierher mich führt,

Ich, Euere Hoheit unterthänigst Dank

Für das Vertraute abzustatten —

Karlos.

Dank?
Mir Dank? Weſſen? – Und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kamen, daß Sie das Zimmer des Monarchen
Verlaſſen hatten, ward mir angekündigt.
Nach Prinzen ausgeſchickt.

Karlos.

Beſinnen Sie!

Alba.

Wem ſteht, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majeſtät
Kann ich es zuzuſchreiben haben? –

Karlos.

Mir!
Mir ganz und gar nicht – mir wahrhaftig nicht.
Sie irren – irren Sie mit Gott!

Alba.

Scherz nichts.
Das nimmt mich Wunder. – Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts aus Flandern anzutragen?

Karlos.

Was ſcherzt man dort?

Alba.

Das ſtarren es noch vor Kurzem!
Wie förderte das Schickſal ihrer Länder
Den Karlos eigne Gegenwart.

Karlos.

Wie ſo?
Das ja – ja recht – das war vordem – das iſt
Auch ſo ganz gut, recht gut, um ſo viel beſſer –

Alba.

Ich höre mit Verwunderung –

Karlos (nicht mit Ironie).

Sie ſind
Ein großer General – wer weiß das nicht?
Der Welt muß es beſchworen. Ich – ich bin
Ein junger Menſch. Es hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
Ich ſeh's jetzt ein, ich bin verſtimmt, und alle
Genug haben. Stück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie ſehen, ſchwerlich – ich bin
So eben etwas beerdiget – das Weitere
Auf morgen, oder wann Sie wollen, oder
Wenn Sie von Befehl wiederkommen –

Alba.

Wie?

Karlos

(nach einigen Erſtickungen, wie es ſcheint, daß der Herzog noch immer ſtehet).

Sie vermuten arge Zahrheit mir. – Der Rede
Geht ihrer Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutſchland – Deutſchland! – Recht, in Deutſchland war es!
Da kennt man Sie! – Wir haben jetzt April;
Mai – Juninß, – im Julius, ganz recht,
Und ſpäteſtens zu Anfang des Auguſts
Sind Sie in Brüſſel. O ich ſpreche nicht.
Man weiß ſehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unſers gnädigſten Vertrauens
Sich werth zu machen wiſſen.

Alba (mit Verwunderung).

Wenn' ich bal,
In meines Nichts durchdringendem Geſichte?

Karlos

(nach einigen Erſtickungen, mit Wärme und Stolz).

Sie ſind empfindlich. Herzog – und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite. Wollen gnädig Sie
Zu ſchreiben, die Sie wert im Staube ſind
Mir zu erwidern.

Alba.

Nicht im Staube? –

Karlos (den äußerſt die Hand reichend).

Staube,
Das wir'd gerade jetzt an Zeit gebricht.
Den wird'gen Kampf mit Alba aufzunehmen.
Ein andermal –

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verſchiedne Weiſe. Für zum Beiſpiel.
Sie ſehen Sich von zwanzig Jahren ſpäter.
Ich Sie um eben ſo viel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und dabei fällt mir ein, was vorle Nächte
Bei ihrem ſpäteren verſtorbenen
Gemahlin, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl denn gegeben hätte, einen Arm.
Die dieſen, ſeiner Krone zu erlauben!
Ihm wenig' es wohl bekannt ſein, wie viel leichter
Die Sache ſey. Monarchen fortzupflanzen.
Als Monarchen – wie viel ſchneller man
Die Welt mit einem Königs verſorge.
Als Königs mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr!
Doch, Herzog Alba, doch –

Alba.

Und wie viel Blut,
Dünt Ihres Volkes ſparen möchte, das
Ihnen Europens Sie zum König machen könnten.

Karlos.

Sehr wahr. Bei Gott – und in ganz andre Worte Alles
Gepreßt, was bei Verdienſtes Stolz dem Streite
Des Rechts entgegenringen kann. – Doch nun
Die Anwendung? Doch, Herzog Alba?

Alba.

Werde
Dem zarten Wiegenkinde, Majeſtät,
Das ſeiner Ammе ſpotten kann! Wie ſanft
Mag's auf dem weichen Kiſſen unſrer Siege
Sich ſtrecken laſſen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freilich nicht die Wunden,
Mit denen ſie errungen ward. – Doch Schwert
Schickt fremden Völkern ſpanniſche Geſetze,
Es flicht den Gehorſamſten voran,
Und ſcheuchet den Sonnenſtern des Glaubens
Auf dieſen Weltkreis blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden. –

Karlos.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl – und jetzt
Wären mehr davon. Ich bitte. Vor gewiſſen
Erinnerungen ſchon' ich gern mich hören. –
Ich eher meiner Vaters Weib. Mein Vater
Braucht einen Alba; daß er dieſen brauche.
Das iſt oft nicht, warum ich ihn bewille.
Sie ſind ein großer Mann. – Nun das mag ſein;
Ich glaub' es faſt. Nur ſtürzte ich, kennen Sie
Um wenige Jahrtauſende zu gehn,
Ein Alba, früh ich wennen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erſcheinen!

Denn, wenn bes Lesers Nichtentroy die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Missethat in vollen Halmen steht,
Und einen Schnitter fordert Berufen! fordert.
Dann stehen Sie an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Vaterherz! mein Mandeln! — Doch es soll
Es jetzt nicht denken. Still davon! Man spricht,
Sie führten einen Vertrag Blutsentenzen,
Im Voraus unterzeichnet, mit? Die Vorsicht
Ist lobenswerth. Sie braucht man sie vor seiner
Schärfe mehr zu schützen. — O mein Vater,
Wie sonderst verstand ich deine Meinung! Hörte
Sie in der Schrift, weil sie mir ein Geschäft
Vorwegerieß, wo deine Blicke glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz.

Dieß Wort verdiene —

Karlos (aufstehend).

Blut!

Alba.

Doch bauer schlägt Sie

Der Königsfrau.

Karlos (nach dem Schwert greifend).

Das fordert Blut! — Das Schwert

Gegogen, Herzog!

Alba (kalt).

Gegen wen?

Karlos (heftig auf sich eindringend).

Das Schwert

Gegogen, ich unverschämte Sie.

Alba (gelassen).

Wenn es

Denn frau muß — (Er besinnt).

Sechster Auftritt.

Die Königin. Don Karlos. Herzog von Alba.

Königin

(welche erschrocken aus ihrem Zimmer tritt).

Blicke Schwerter!

(Zum Prinzen, unwillig und mit gebieterischer Stimme).

Karlos!

Karlos

(zum Antlitz der Königin unter sich gesagt, ohne den Blick zu wenden, ihre ganze Bewegung mit Gemahl, kann sich er auf den Herzog zu und sieht ihn).

Verblendung. Herzog! Alles sey vergessen!

(Er wirft sich dramatisch zu der Königin Füßen, kann rasch auf, und eilt einer andern Zuflucht fort).

Alba

(der mit Erstaunen da steht, und den Prinz von einem verwundet).

Bei Gott, das ist doch seltsam! —

Königin

(hebt einige Augenblicke bewundernd und gedankenvoll, dann geht sie langsam nach ihrem Zimmer, an der Thür wendet sie sich um).

Herzog Alba!

(Der Herzog folgt ihr in das Zimmer).

Ein Kabinet der Prinzessin von Eboli.

Siebenter Auftritt.

Die Prinzessin in einem deutschen Gedanken, schön, aber einfach gekleidet, spielt die Laute und singt. Darauf der

Page von Lerma.

Prinzessin (springt schnell auf).

Er kommt!

Page (zitternd).

Sind Sie allein? Mich wundert sehr,
Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muß
Im Augenblick erscheinen.

Prinzessin.

Muß er? Nun
So will er auch — so ist es ja entsprechen —

Page.

Er folgt mir auf den Fersen. — Gnäd'ge Fürstin,
Sie sind gerührt — geliebt, geliebt wie Sie
Kann's Niemand frau und Niemand sonst gewesen.
Vorig eine Dame sah ich an!

Prinzessin (sehr ins voll Ungeduld zu sein).

Geschwind!
Du sprachst mit ihm? Heraus damit! Was sprach er?
Wie nahm er sich? Was waren seine Worte?
Er schien verlegen, schien bestürzt? Erriet
Er die Person, die ihm den Sachlist sandte?
Geschwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falsche? — Nun?
Antwortest du mir denn kein Wort? O pfui.
Pfui schöne Lieb: so blöhern bist du nie.
So unerträglich langsam nie gewesen.

Page.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigste?
Ich überzog ihm Sachlist und Billet
Im Vorsaal bei der Königin. Er sagte
Und sah mich an, da mir das Wort entwischte,
Ein Frauenzimmer sende mich.

Prinzessin.

Er sagte?
Sehr gut: sehr brav: Nun fort, erzähle weiter.

Page.

Ich wollte mehr noch sagen, da erblickt' er
Das rothe Brief mir aus der Hand, und sah
Mich brohend an, und sagt', er wisse Rath.
Den Brief durchlas er mit Bestürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.

Prinzessin.

Wisse Rath?
Er wisse Rath? Sagt' er das?

Page.

Und sagte
Mich dreimal, viermal, ob Sie selber, wirklich
Sie selber mir den Brief gegeben?

Prinzessin.

Oh
Ja schlau! Und also nannt' er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht. — Es mochten
Kunstgenossen, sagt' er, in der Gegend horchen,
Und es dem König plaudern.

Prinzessin (bestürzter).

Sagt er das?

Page.

Dem König, sagt' er, liege ganz erstaunlich
Der mächtig viel daran, besonders viel,
Den besten Briefe Kundschaft zu erhalten.

Prinzessin.

Dem König? Hoß du trat gebört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimniß.
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken
Gar sehr auf meiner Hut zu ſeyn, daß ja
Der König keinen Argwohn ſchöpfe.

Prinzessin

(nach einigem Nachdenken, mit Verwunderung).

Alles
Trifft zu. — Es kann nicht anders ſeyn — er muß
Um die Geſchichte wiſſen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verrathen haben? — Wer?
Ja frage noch — Wer heut ſo ſcharf, ſo tief,
Wer anders, als der Zaltendſte der Leute!
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet —

Page.

Das Billet entzweite
Ein Gitat, ſagt' er, vor dem er zittern müße;
Daß bald' er wie zu träumen ſich gekannt.
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal.
Dieß zwang mich —

Prinzessin (beſtürzt).

Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Wie aber,
Wie wenn er denn? Was ſpürt er? Warum
Erſchwert er mir? — Gerieth da, wie falſch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er ſchon
In ſo viel Zeit geweſen, als du brauchteſt,
Mir zu erklären, daß er's werden wollte!

Page.

Der Herzog, fürcht' ich —

Prinzessin.

Wiederum der Herzog!
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann
Mit meiner ſtillen Eitelkeit zu ſchaffen?
Den könnt' er ſterben laſſen, weiter ſpielen.
Wen auf der Welt kann man bei nicht? — O wahrlich!
Dein Prinz verſteht ſich auf die Liebe ſelbſt
So ſchlecht, als, wie es ſcheint, auf Damenherzen.
Er weiß nicht, was Minuten ſind — Still! Still!
Ich höre kommen. Fort. Es iſt der Prinz.

(Page eilt hinaus).

Hinweg, hinweg. — Wo hab' ich meine Laune?
Er ſoll mich überraſchen. — Mein Geſang
Erk' ihm das Zeichen geben.

Achter Auftritt.

Die Prinzeſſin und bald nachher Don Karlos.

Prinzessin

(hat ſich in eine Ottomane geworfen und ſpielt).

Karlos

(ſpringt herein. Er erkennt die Prinzeſſin, und ſteht da wie vom Donner gerührt).

Gott!
Wo bin ich?

Prinzessin

(ſteht die Laute ſallen. Ihm entgegen).

Ah, Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

Karlos.

Wo bin ich? Abſcheuher Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.

Prinzessin.

Wie gut
Verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen ſind.

Karlos.

Prinzessin —
Verzeihen Sie, Prinzeſſin — ich — ich fand
Den Vorſaal offen.

Prinzessin.

Kann das möglich ſeyn?
Mich dünkt ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß.

Karlos.

Das dünkt Sie nur. Das dünkte Sie — doch verſichert!
Sie irren Sich. Verſtellerinnen wollen, ja.
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verſtellen?
Verſtellen ſie nicht, wahrhaftig nicht. Ich hörte
Auf einer — Laute Jemand ſpielen — Wars
Nicht eine Laute?

(Indem er ſich gewaltſam umdreht).

Rede! Sprich ſie noch —
Und Laute — das weiß Gott im Firmament! — Laute,
Die lieb' ich vor das zarte Saitenſpiel. — Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir ſelber. Fürze
Dich Kabinet, der ſüßen Künſtlerin.
Die mich ſo dämoniſch rührte, mich ſo mächtig
Begeiſterte, ins ſchöne Aug' zu ſehen.

Prinzessin.

Ein unbegreiflich'er Irrtum, den Sie doch
Sehr bald gewahrt, wie ich bemerken konnte.
(Nach einigem Erſtaunen, mit Verwunderung).
O ſchämen muß ich den verſchwiegnen Mann,
Der, einem Weib Verſchwiegenheit zu erpreſſen,
In ſolchen Lügen ſich verſtrickt.

Karlos (erröthend).

Prinzeſſin,
Ich fühle ſelber, daß ich nur verſtummen,
Mich ich verſchwören will. Erlaßen Sie
Mir eine Antwort, die ich unterzeichnen
Ge ganz und gar verloren bin. Sie ſuchten
Auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt,
Hier wollten Sie, von Menſchen unbeachtet,
Den ſtillen Wünſchen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; ſogleich
Iſt dieſer ſchöne Traum zerſtört. — Dafür
Soll mich die ſchleunigſte Entfernung —

(Er will gehen).

Prinzessin

(überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt).

Prinz —

Karlos.

O das war boshaft.

Fürſtin — ich verſtehe,
Was dieſer Blick in dieſem Kabinet
Bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weiblichen Verbrechen muthig machen!
Ich bin vergeßen, wenn Meiner vor mir zittern.

Prinzessin.

Iſt's möglich? Ein Gewiſſen ohne Beiſpiel
Für einen jungen Mann und Thronerben!
Ja, Prinz — jetzt verſteht mißen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt' ich ſelbſt darum! bei ſo viel Tugend
Erhebt ſich jedes Mißtrauens Angſt. Doch wißen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erſcheinung mich
Bei meiner lieblichen Arie erſchreckte?
(Sie führt ihn zum Sopha, und nimmt ihre Laute wieder).
Die Arie, Prinz Karlos, werd' ich wohl

Noch einmal ſpielen möchten; Ihrer Strafe
Soll ſogar, mir gramdern.

Karlos.

(Er hat ſich, nicht ganz ohne Zwang, neben die Prinzeſſin.)

Einer Strafe,
Es wünſchenswerth, als mein Vergehn – und wahrlich
Der Inhalt war mir ſo willkommen, war
Es gleiſſen ſahn, daß ich zum – drittenmal
Sie hören konnte.

Prinzeſſin.

Was? Sie haben Alles
Gehört? Das iſt abſcheulich, Prinz. – Es war.
Ich glaube gar, die Liebe von der Liebe?

Karlos.

Und, ihr' ich nicht, von einer göttlichen –
Der ſanfteſte Tert in dieſem ſaubern Munde;
Denn ſeeliſch nicht ſo wahr geſagt, als ſchön.

Prinzeſſin.

Nicht? Nicht ſo wahr? – Und alſo zweifeln Sie? –

Karlos (ernſthaft).

Ich zweifle faſt, ob Karlos und die Fürſtin
Von Eboli ſich je verſtehen können.
Wenn Liebe angekündet wird.

(Die Prinzeſſin ſingt; er bemerkt es, und führt mit einer leichten Galanterie fort).

Denn wer,
Wer wird es dieſem Roſenmagen glauben,
Daß Leidenſchaft in dieſer Bruſt gewohnt?
Lebt eine Fürſtin Eboli Gefahr,
Umſonſt und unerhört zu ſeufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzeſſin

(mit ihrer ganzen vorigen Manierlichkeit).

O ſtill! Das klingt ja fürchterlich. – Und freilich
Scheint dieſes Gaſtſpiel Sie vor allen andern,
Und vorzüglich heute – heute zu verfolgen.
(Sie bot der Hand (ſalbend, mit einladender) Liebenswürdigkeit).
Sie ſind nicht böſelich, guter Prinz. – Sie leiden –
Bei Gott. Sie leiden ja wirklich gar. Wo? Wo? abgefaſt?
Und warum leiden, Prinz? bei dieſem lauten
Vereine zum Genuß der Welt, bei allen
Geſchenken der verſchwenderiſchen Natur,
Und allem Anſpruch auf des Lebens Freuden?
Sie – eines großen Königs Sohn, und mehr.
Weit mehr als das, ſtehn in der Fürſtenwiege
Mit Gaben ausgeſtattet, die ſogar
Von Ihres Vaters Ermanglung verdunkeln?
Sie – der im ganzen ſtrengen Rath der Weiber
Beſonder Nichter ſpern hat, der Weiſer,
Der über Männerwerth und Männerwahn
Unfehlbarlich ohne Widerſpruch entſcheiden?
Der, wo er war bemerkte, ſchon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradieſen ſpielen
Und Götterglück verſchenken muß – Der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tauſenden
Und wenigen mit gleichen Gaben ſchmückte,
Er ſollte – ſollte elend ſeyn? – O Himmel,
Der du ihm Alles, Alles gabſt, warum,
Warum denn nur die Augen ihm verſagen,
Womit er ſeine Ehre ſieht?

Karlos

(Der die ganze Zeit über in der größten Verſtreuung verharret war, wird durch das Gottesläugnen der Prinzeſſin plötzlich zu ſich ſelbſt gebracht, und ſieht in die Höhe).

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürſtin. Singen Sie
Mir dieſe Stelle doch noch einmal.

Prinzeſſin (ſteht ihn erſtaunt an).

Karlos,

Wo waren Sie indeſſen?

Karlos (ſpringt auf).

Ja bei Gott!
Sie mahnen mich zur traurn Zeit. – Ich muß.
Muß fort – muß eilends fort.

Prinzeſſin (hält ihn zurück).

Wohin?

Karlos (in ſchrecklicher Beängſtigung).

Hinunter
Ins Feuer. – Laſſen Sie mich los – Prinzeſſin,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Erde
In Flammen auf –

Prinzeſſin (hält ihn mit Gewalt zurück).

Was haben Sie? Woher
Dieß fremde unnatürliche Betragen?

(Karlos bleibt ſtehen, und wird nachdenkend. Er ergreift deren Augenlied, ihn zu ſich auf den Sopha zu ziehen).

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl – Ihr Blut
Iſt jetzt in Aufruhr – ſagen Sie Sich zu mir –
Weg mit den ſchwarzen Fieberphantaſieen!
Wenn Sie Sich ſelber offenherzig fragen,
Weiß dieſer Kopf, was dieſes Herz beſchwert?
Und wenn er's nun auch wüßte – ſollte denn
Von allen Mittern dieſes Hofs nicht Einer,
Von allen Damen keine – Sie zu heilen,
Sie zu verſtehen, wiſſe ich ſagen – ſeine
Von allen würdig ſeyn?

Karlos (plötzlich, erſtaunend).

Weiblich die Fürſtin
Von Eboli –

Prinzeſſin (heftig, raſch).

Wahrhaftig!

Karlos.

Geben Sie
Mir eine Viertelſtund – ein Empfehlungsſchreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man ſpricht.
Sie gelten viel.

Prinzeſſin.

Wer ſpricht das? (Ha! ſo war es
Der Argwohn. Der das ſinnen gemacht!)

Karlos.

Wahrſcheinlich
Iſt die Geſchichte ſchon herum. Ich habe
Den ſonderbaren Einfall, nach Brabant zu gehn.
Um – viel um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. – Der ganze Vater
Beſorgt, wenn ich Armeen kommandirte, –
Mein Singen könne kramer leiden.

Prinzeſſin.

Karlos!
Sie ſpielen falſch. Geſtehen Sie. Sie wollen
In dieſer Schlangenwindung mir entgehn.
Hieher geſtehen, Heuchler! Ang' in Auge!
Wer nur von Mitternacht erkannt – wird her.
Geſtehen Sie. – wird der auch wohl ſo tief
Herab ſich laſſen, Länder, die den Damen
Entfallen ſind, begierig wegzufiſchen.
Und – Sie verzeihn –

(Indem ſie mit einer leichten Fingerbewegung ſeine Haubtkraft vorſtellt, und eine Handreiche, die da vorbergen war, vorkommt).

ſo faſſen zu verwahren?

Karlos (mit Verwirrung zurückkommend).

Prinzeſſin – Nein, das geht zu weit. Ich bin

Verrathen. Sie verträgt man nicht. — Sie sind
Mit Geistern, mit Dämonen einverstanden.

Prinzessin.

Darüber scheinen Sie erstaunt? Darüber?
Was soll die Worte gelten, Prinz, ich rufe
Gesichten in Ihr Herz zurück. Gestehen
Verstehen Sie es; fragen Sie mich aus.
Wenn selbst der Laune Gaukelspiel, ein Traum,
Verstümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln,
Von sonnenen Ernste wieder aufgeschürzt,
Wenn selber schon Erscheinungen, Geweben,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen sind, urtheilen Sie, ob im
Verstand, wo Sie verstanden werden wollten?

Karlos.

Nun das ist wahrlich viel gewagt. — Die Worte
Soll gelten, Fürstin. Sie versprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich selber nie gewußt.

Prinzessin (etwas empfindlich und ernsthaft).

Nie, Prinz!

Besinnen Sie Sich besser. Sehn Sie um Sich!
Das Kabinet ist fernest von den Zimmern
Der Königin, wo man das Bildchen Maske
Noch allenfalls zu tragen fand. — Sie singen?
Sie werden pflichtig lauter Mund? — O freilich,
Wer sollte wohl so scharfsinn zu vermuthen.
Es möchte sonst, den Karlos zu belauschen,
Wenn Karlos anderswann sich glaubt? — Wer sah's,
Wie er beim letzten Hofball seine Dame,
Die Königin, im Tanze führen half.
Und mit Gewalt um's nächste Paar sich drängte,
Statt seiner königlichen Tänzerin
Der Fürstin Spoll die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch selber,
Der eben jetzt erschienen war, bemerkte!

Karlos (mit bewußtem Lächeln).

Auch sogar dort! Ja freilich gute Fürstin,
Für den besonders war das nicht.

Prinzessin.

So wenig
Als jener Auftritt in der Schloßcapelle,
Worauf sich wohl Prinz Karlos selbst nicht mehr
Besinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
Der heil'gen Jungfrau in Gebet ergossen.
Als plötzlich — traugen Sie dafür? — die Kleider
Gewisser Damen hinter Ihnen rauschten.
Da fing Don Philippe heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Neger vor dem heil'gen Amte,
An stärker an; auf seinen dürren Lippen
Starb das verstörte Gebet — im Jammer
Der Leidenschaft — es war ein Possenspiel
Zum Rühren. Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerströme regnen auf den Marmor.

Karlos.

Sie thun mir Unrecht, Fürstin. Das war Andacht.

Prinzessin.

Ja, dann ist's etwas anders. Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluste,
Als Karlos mit der Königin und mir
Beim Spielen saß, und mit verwandelnswerther
Geschicklichkeit mir diesen Handschuh stahl —

(Karlos bringt denselben auf.)

Den er zwar gleich nachher so artig war
Statt einer Karte wieder anzuspielen.

Karlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

Prinzessin.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie frey erfuhrst ich, als mir unvermuthet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In diesen Handschuh zu verstecken wußten.
Es war die rührendste Romanze. Prinz,
Der —

Karlos (der rasch ins Wort fallend).

Poesie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wundervare Blasen auf.
Der sowohl, wie sie entstanden sind, zerspringen.
Das war es alles. Sonnenglanz wir davon.

Prinzessin.

(vor Erstaunen von dem ungegrenzt und ihn eine Zeitlang auf der Entfernung beobachtend).

Ja bin erschöpft — all meine Proben gelten
Von diesem sonderbargestalten Sonderling.
(Sie wendet einige Augenblicke).
Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerstreich.
Der nur, sich beste sicher zu erwehren.
Der Bildsäule als Larve brauchte? — Ja?
(Sie nähert sich dem Prinzen wieder, und betrachtet ihn genauer).
Bekennen Sie mich endlich, Prinz — Ich stehe
Vor einem sonderlich verstellenden Satrant,
Wo alle meine Sattsheit mich betrügen.

Karlos.

Wie ich vor Ihnen.

Prinzessin.

(Sie verläßt ihn schnell, geht einigemal stillnachdenkend im Kabinet auf und nieder, und scheint über etwas Wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen Pause endlich und heftig).

Endlich sey es denn —
Ja muß einmal zu reden mich entschließen.
Zu meinem Master wählt' ich Sie. Sie sind
Ein edler Mensch — ein Mann, sind Fürst und Ritter.
An Ihren Busen werf' ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.
(Der Prinz rückt näher mit erwartungsvollem, voch nebenweilen Erstaunen).
Ein feiner Günstling des Monarchen bildet
Um meine Hand — Ruy Gomez, Graf von Silva —
Der König will, schon ist man Handels einig.
Ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos (heftig ergriffen).

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem verletzenden Handelsmann in Sünden?

Prinzessin.

Nein, hören Sie erst Mich. Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeopfert,
Aus meiner Unschuld stillt man noch — Da! hier!
Dieß Blatt kann diesen Heiligen entlarven.
(Karlos nimmt das Papier, und bringt viel Ungeduld an ihrer Erklärung, etwas sich Zeit zu nehmen, es zu lesen).
Wo soll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend schützte;
Das endlich —

Karlos.

Endlich sterben Sie? Sie sterben?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

Prinzessin (heftig und rasch).

Durch wen?
Armseliger Verdammfriede! Wie schwach
Von diesen starken Geistern! Weibergunst.

Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten.
Worauf geboten werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was seinen Käufer selbst als sich schätzt.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken, oder, ewig ungemessen,
Verscharren muß – dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz
Sie unter ihrem Werthe losgeschlagen.

Karlos.
(Beim wunderbaren Gott! – Das Weib ist schön!)

Prinzessin.
Man nennt es Grille – Eitelkeit: gleich viel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
Geb' ich für Alles Alles hin. Ich schenke
Nur einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen – Einen –
Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückendster Zusammenklang – ein Kuß –
Der Schwesterstunde schwelgerische Freuden –
Der Sehnsucht bebe, himmlische Magie
Sind Eines Strahles schwesterliche Farben,
Sind Einer Blume Blätter nur. Ihr seht,
Ihr Rasende! ein ungetrennt Blatt
Aus dieser Blume schenken Reich verschenken?
Ihr selbst des Weibes hohe Majestät,
Der Gottheit großes Meisterstück, verstümmeln,
Den Adel eines Prägerst zu verfälschen!

Karlos.
(Unglaublich! Wie? Ein feiges Mädchen hatte
Madrid, und ich – und ich ersahr es heute
Zum ersten Mal?)

Prinzessin.
Längst hätt' ich diesen Hof
Verlassen, diese Welt verlassen, hätte
In drei'gen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band ist noch zurück, ein Band,
Das mich an diese Welt allmächtig binden.
Ha, ein Phantom vielleicht! Doch wir so wirds!
Ich liebe und bin – nicht geliebt.

Karlos (voll Feuer auf sie zugehend).
Sie sind's!
Es wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich schwör' es.
Sie sind's, und unausstehlich.

Prinzessin.
Sie? Sie schwören'd?
O das war meines Engels Stimme! Ja.
Wenn fremden Sie es schwören, Karl, dann glaub' ich's.
Dann bin ich's.

Karlos
(vor ihr voll Ehrfurcht in die Knie sinkend).
Edles, fortreißend Mädchen!
Anbetungswürdiges Geschöpf! – Ich stehe
Ganz Ohr – ganz Auge – ganz Entzücken – ganz
Bewunderung. – Wer hätte dich gesehn,
Wer unter diesem Himmel dich gesehn,
Um rühmte sich – er habe nie geliebt? –
Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, sagen Engel, wünscht Du hier? bei Pfaffen
Und Pfleegnaten? Das ist kein Himmelsstrich
Für solche Blumen. – Mädchen sie verdorren!
Sie mußten – o ich glaub' es gern. – Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! – Ich schlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
Durch eine trauervolle Hölle dich!
Ja – laß mich deinen Engel sein. –

Prinzessin (mit dem vollen Reiz der Liebe).
O Karlos!
Wie neulig hab' ich Sie getannt! Wie reich
Und erungenes belebest Ihr sonores Herz
Die schwere Müh', es zu begreifen!
(Sie nimmt seine Hand und will sie küssen).

Karlos (der sie zurückzieht).
Fürstin,
Wo sind Sie jetzt?

Prinzessin
(mit Feinheit und Grazie, indem sie sacht in seine Hand beißt).
Wie sahen ich diese Hand!
Wie reich ist sie! – Prinz, diese Hand hat noch
Zwei seltsame Geschenke zu vergeben –
Ein Diadem und Karlos Herz – und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? – An Eine?
Ein großes göttliches Geschenk! – Bringte
Für Eine Sterbliche zu groß! – Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung sich entschließen?
Die Königinnen lieben schlecht – ein Weib,
Das heilen kann, versteht sich selbst auf Kronen!
Drum besser, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt.
Gleich jetzt – Wer? oder hören Sie mich schon?
Sie hätten wirklich? O dann nun so besser!
Und kennt ich diese Glückliche?

Karlos.
Du sollst.
Dir, Mädchen, dir entdeck' ich mich – Der Unschuld,
Der lautern, unverdüsterten Natur
Entdeck' ich mich. An diesem Herz ruht Du
Der Wahrheit, die Einzige, die Erste,
Die meine Seele ganz verstehn. – Ja denn!
Ich liebe nicht – ich liebe!

Prinzessin.
Böser Mensch!
So schwer ist das Geständniß dir geworden?
Verweinenswürdig mußt' ich sein, wenn Du
Mich liebenswürdig finden sollteſt?

Karlos (stutzt).
Was?
Was ist das?

Prinzessin.
Seltnes Spiel mit mir zu treiben!
O wahrlich, Prinz, es war nicht süß! Sogar
Den Sprödesten zu verlangnen!

Karlos.
Sprödes! Sprödes!
(Nach einem langen Besinnen).
Ja so – so war's. – Nun merk' ich – – O mein
Gott!
(Seine Knie wanken, er will sich an einem Stuhl, und verbirgt das Gesicht).

Prinzessin.
(Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Fürstin kehrt leise und still).
Erschrecklich! Was hab' ich gethan?

Karlos
(sich aufrichtend, im Ausdruck des heftigsten Schmerzes).
So tief
Herabgestürzt von allen meinen Himmeln! –
O das ist schrecklich!

Prinzessin
(das Gesicht in das Kissen verbergend).
Was endet' ich? Gott!

Karlos (vor ihr niedergeworfen).
Ich bin nicht schuldig. Fürstin — Leidenschaft —
Ein unglückseliger Mißverstand — Bei Gott!
Ich bin nicht schuldig.

Prinzessin (steht ihn von sich).
Weg aus meinen Augen,
Um Gottes willen —

Karlos.
Nimmermehr! In dieser
Entsetzlichen Erschütterung Sie verlassen!

Prinzessin (ihn mit Gewalt wegdrängend).
Aus Grausamkeit, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen! — Wollen Sie mich morden?
Ich hasse Ihren Anblick!
(Karlos will gehen).
Meinen Brief
Und meinen Seidenschleier geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Karlos.
Den andern?

Prinzessin.
Den vom König.

Karlos (zusammenschaudernd).
Von wem?

Prinzessin.
Den Sie vorhin von mir bekamen.

Karlos.
Vom König? und an wen? an Sie?

Prinzessin.
O Himmel!
Wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! Den Brief!
Heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Karlos.
Vom König Briefe, und an Sie?

Prinzessin.
Den Brief!
Im Namen aller Heiligen!

Karlos.
Der einen
Gewissen mir entlarven sollte — diesen?

Prinzessin.
Ich bin des Todes! — Geben Sie.

Karlos.
Der Brief —

Prinzessin
(in Verzweiflung die Hände ringend).
Was hab' ich Unbesonnene gewagt!

Karlos.
Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzessin,
Das ändert freilich Alles schnell. — Das ist
(den Brief frohlockend emporhaltend).
Ein unschätzbarer — schwerer — theurer Brief.
Den alle Kronen Philipps einzulösen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend sind. — Den Brief
Behalte' ich.
(Er geht).

Prinzessin (wirft sich ihm in den Weg).
Großer Gott! Ich bin verloren!

Neunter Auftritt.

Die Prinzessin allein.

(Sie steht wie betäubt, außer Fassung; nachdem er hinaus ist, eilt sie ihm nach, und will ihn zurückrufen).

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie — Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich — Da flieht ich
In fürchterlicher Einsamkeit — verstoßen,
Verworfen —
(Sie sinkt auf einen Sessel. Nach einer Pause).
Mein! Verbrechen nur, verirrungen
Von einer Abendsinderin. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es selbst bekannt.
Doch wer ist diese Glückliche? — So viel
Ist offenbar — er liebt, was er nicht sollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verbirgt sich seine Leidenschaft — Warum
Vor diesem, der sie wünschte? — Oder ist's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als von des Königs buhlerischer Absicht
Verrathen war — da zauderten seine Mienen,
Zweifelsucht er wie ein Bösewicht . . . Wie kam es,
Daß seine strenge Tugend hier verstummte?
Hier? eben hier? Hätt kann denn er dazu,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königin die —
(Sie fällt plötzlich ein, von einem Gedanken überrascht.
— In gleicher Zeit tritt in die Scheerde, die von Karlos gegeben hat, von dem Pagen, verrathen zu schnell, und erkannt sich).

O ich Rasende!
Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang geliebt, eh' der Monarch sie wußte.
Nie ohne sie sah mich der Prinz, — Sie also,
Sie war gemeynt, wo ich so grenzenlos,
So warm, so wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beispiel ist!
Und meine Schwüre hab' ich ihr verrathen —
(Stillschweigen).
Daß er ganz ohne Hoffnung lieben sollte!
Ich kann's nicht glauben — Hoffnungslose Liebe
Besteht in diesem Kampfe nicht. Zu seltsam,
Wo unerhört der glänzendste Monarch
Der Erde schmachtet — Wahrlich! solche Opfer
Bringt hoffnungslose Liebe nicht. Wie frostig
War nicht sein Kuß! Wie zärtlich drückt' er mich.
Wie zärtlich an sein schlagend Herz! — Die Probe
War fast zu stark für die romant'sche Treue.
Die nicht erwidert werden soll — Er nimmt
Den Seidenschleier an, den, wie er sich verredet,
Die Königin ihm zugeschickt — Er glaubt
An diesen Riesenschritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So treut er Philipps
Frau
Die rasende Entschließung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern!
Es ist am Tag'. Er wird erhört. Die liebt!
Beim Himmel, diese Heilige empfindet!
Wie fein ist sie! . . . Ich zitterte, ich selbst,
Vor dem erhabnen Ehrgeiz dieser Tugend.
Ein höh'res Wesen trägt sie unter mir.
In ihrem Glanz erblind' ich. Ihrer Sittsamkeit
Mißgönnt' ich diese hohe Ruhe, frei
Von jeder Wallung fürstlicher Naturen.
Und diese Ruhe war nur Schein? Sie hörte
An beiden Thoren schweigen wollen? hörte
Den Götterspruch der Tugend spaßentragen.
Und doch zugleich das Lachen brünstiger

Entschädigungen zu machen sich erbreiste?
Das durfte sie! Das sollte ungerochen
Der Gaukelein gelingen seyn? gelingen.
Weiß sich kein Rächer melden? — Alva, bei Gott!
Ich betete sie an — Das fordert Rache!
Der König wisse den Betrug — Der König!
(Nach einigen Besinnen).
Ja recht — das ist ein Weg zu seinem Ohre.
(Sie geht ab).

Ein Zimmer im königlichen Palaste.

Zehnter Auftritt.

Herzog von Alva. Pater Domingo.

Domingo.

Was wollen Sie mir sagen?

Alva.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
Ich einen Aufschluß haben möchte.

Domingo.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alva.

Prinz Karlos
Und ich begegnen diesen Mittag uns
Im Vorgemach der Königin. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern.
Die Königin auf das Getöse öffnet
Das Zimmer, wirft sich zwischen uns und sieht
Mit einem Blick bestürzter Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein eing'ger Blick. —
Sein Arm erstarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heißen Kuß — er ist
Verschwunden.

Domingo (nach einigem Stillschweigen).

Das ist sehr verdächtig. — Herzog,
Sie mahnen mich an Etwas. — — Abscheuliche
Gedanken, ich gestehe es, stimmen lästig
In meiner Brust. — Ich stehe blaß Trabanten —
Noch hat sie Niemand sie verrathen. Es gibt
Zweideutig'ge Klangen, ungewiß Fremde —
Ich schwöre hier. Schwer zu unterschreiben.
Noch schwerer zu ergründen sind die Menschen.
Entwischte Worte sind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß.
Bis es die Zeit aus Licht hervorgewälzt.
Gefährliche Dornen Königen zu leisten.
Ist mißlich, Herzog — ein gewagter Kauf,
Der, fehlt er seine Beute, auf den Schützen
Zurück prallt. — Ich wollte, was ich sage,
Auf eine Hostie beschwören — doch
Ein Augenzeuge, ein erbetetes Wort,
Ein Blatt Papier fällt schwerer in die Wage,
Als mein lebendigstes Gefühl. — Verwahrsagt,
Daß wir auf spanischem Boden stehn!

Alva.

Warum
Auf diesem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofe
Kann sie die Leidenschaft vergessen. Hier
Wird sie gewarnt von ängstlichen Gesetzen.
Die spanischen Königinnen haben Mühe
Zu sündigen — ich glaub' es — Doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am besten gliickte, sie zu überraschen.

Alva.

Hören Sie weiter — Karlos hatte drei
Geber beim König. Eine Fremde mißerie
Die Andern. Er hat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er;
Ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thür
Begegnete. Den Mittag drauf erscheinen er
Mit einer Miene des Triumphs. Er ist
Entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Gegen sterben anders.
Sagt er, und besser. Hemmen kann' er mir,
Nie soll ich diese Widersprüche reimen!
Der Prinz frevlerisch hintangesetzt zu seyn,
Und nur erbeten der König eine Gnade
Mit allen Zeichen seines Zorns! — Was muß
Ich glauben? Wahrlich, diese neue Würde
Sieht einer Landesverweisung ähnlicher,
Als einer Gnade.

Domingo.

Dahin alle wär es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zerstörte wert, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie so ruhig? so gelassen? — Kennen
Sie diesen Jüngling? Nimm Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Der Prinz —
— Ich bin sein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron.
Für Gott und seine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe seine Seele)
Hegt einen sterblichen Entwurf — Toledo —
Den raschen Entwurf. Regrat zu seyn.
Und unsern heil'gen Glauben zu entdecken. —
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend.
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von seinem Glauben borgen will. — Er denkt!
Sein Kopf entwirrt von einer seltsamen
Chimäre — er verehrt den Menschen — Herzog,
Ob er zu unserm König taugt?

Alva.

Phantome!
Was soll? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle spielen möchte. — Bleibt
Ihm eine andre Wahl? Das geht verloren.
Trifft ihn einmal der Reihe zu verfallen.

Domingo.

Ja zweifle. — Er ist stolz auf seine Ferderei.
Des Juan-ges wagewohnt, womit man Ihnen
Zu kaufen sich bemühen wird. — Tausel er
Auf unsern Thron! Der rohne Riesengeist
Wird unsrer Staatskunst Linien durchreißen.
Umsonst versucht' ich's, diesen trotz'gen Mund
In dieser Zeiten Weisheit abzumessen;
Er überstand die Probe — Sacrelius ist
In diesem Körper dieser Geist — und Philipp
Wird sechzig Jahr' alt.

Alva.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

Domingo.

Er und die Königin sind Eins.
Schon scheidet, verbergen zwar, in Beider Brust
Das Gift der Neuerer; doch bald genug.
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne diese Weiber. — Ehrsüchtig wie
Die ganze Rache dieser stolzen Fremdin.
Wenn Philipp Schwächen sie erfandt. Noch ist
Das Glück uns günstig. Kommen wir zuvor.
In Eine Schlinge stürzen beide. — Jetzt

Ein solcher Wink dem Könige gegeben.
Bewiesen oder nicht bewiesen — viel
Ist schon gewonnen, wenn er wankt. Wir setzen,
Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Hätte unsern Ueberzeugten schwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, sind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müssen.

Alba.

Doch nun die wichtigste von allen Fragen!
Wer nimmt's auf sich, den König zu bekehren?

Domingo.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie also.
Was lange schon, des großen Planes voll,
Mein stiller Fleiß dem Ziele zugetrieben,
Noch mangelt, unser Bündniß zu vollenden.
Die dritte, wichtigste Person. — Der König
Liebt die Prinzessin Eboli. Ja wärer
Die Leidenschaft, die meinen Wünschen wundert.
Ja bin sein Abgesandter — Unserm Plane
Erzieh' ich sie. — In dieser jungen Dame.
Gelingt mein Werk, soll eine Bundverwandtin,
Soll eine Königin uns blühn. Sie selbst
Hat jetzt in dieses Zimmer mich vernuten.
Ich dolle Alice. — Jene Tücken
Von Vaters Herzkunft ein spanisches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht.

Alba.

Was hör' ich?
Ist's Wahrheit, was ich jetzt gehört? — Beim
Himmel!
Das überrascht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

Domingo.

Still! Wer kommt! —
Sie ist's — sie selbst.

Alba.

Ich bin im nächsten Zimmer,
Wenn man —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe Sie.
(Der Herzog von Alba geht ab).

Eilfter Auftritt.

Die Prinzessin. Domingo.

Domingo.

Zu Ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürstin.

Prinzessin
(dem Herzog neugierig nachsehend).

Sind wir etwa
Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich sehe,
Noch einen Zeugen bei Sich?

Domingo.

Wie?

Prinzessin.

Wer war es,
Der eben jetzt von Ihnen ging?

Domingo.

Der Herzog
Von Alba, gnäd'ge Fürstin, der noch mir
Um die Erlaubniß bitter, vorgelassen
Zu werden.

Prinzessin.

Herzog Alba! Was will der?
Was kann er wollen? Wissen Sie vielleicht
Es mir zu sagen?

Domingo.

Ja! und ich weiß.
Was für ein Vorfall von Bedeutung war
Das lang' entbehrte Glück verschafft, der Fürstin
Von Eboli mich wiederum zu nähern?
(Pause, worin er ihre Antwort erwartet).
Ob sich ein Umstand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünsche spricht? ob ich
Mit Grund gehofft, daß der're Ueberlegung
Mit einem Anerbieten Sie verbindet,
Das Eigennutz, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzessin.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Nein
Verfasse ich's, ihm so tödtlich zu verwunden.
Nein, gnäd'ge Fürstin, ist es Zeit. Es steht
Bei Ihnen, sie zu mildern.

Prinzessin.

Melden Sie
Dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, schöne Fürstin?

Prinzessin.

Für Scherz doch nicht? Bei Gott! Sie machen mir
Ganz bange. — Wie? Was hat' ich denn getan,
Wenn sogar Sie — Sie selber sich entfernen?

Domingo.

Prinzessin, diese Ueberraschung — kann
Kann ich es fassen —

Prinzessin.

Ja, beschwör'ger Herr.
Das sollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht' ich nicht haben, daß Sie's fassen.
Genug für Sie, daß es so ist. Ersparen
Sie Sich die Mühe zu ergründen, weshalb
Verdrießlichkeit Sie diese Wendung banten.
Zu Ihrem Trost sey' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieser Sinde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht; offenbar Sie mir bewiesen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte.
Auch diese nicht. — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, sind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gern,
Prinzessin, nehm' ich sie zurück, sobald
Sie überflüssig waren.

Prinzessin.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
In dieser Handlung mich nicht zu verkennen.
Was ich gewesen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge war bei seinem sich verwandelt.
Als ich sein Anerbieten mit Entrüstung
Zurücke stieß, da glaubt ich im Besitze
Der schönsten Königin ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattin meines Opfers werth.
Das glaubt ich damals — damals. Freilich jetzt.
Jetzt weiß ich's besser.

Domingo.

Fürstin, weiter, weiter!
Ich hör' es, wir verstehen uns.

Prinzessin.

Genug.
Sie ist erhascht. Ich schone sie nicht länger.
Die schlaue Dirne ist erhascht. Den König,
Ganz Spanien und mich hat sie verrathen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß sie liebt. Ich bringe
Beweise, die sie zittern machen sollen.
Der König ist betrogen — doch bei Gott!
Er sey es ungerochen nicht. Die Larve
Erhab'ner, übermenschlicher Entsagung
Reiß ich ihr ab, daß alle Welt die Stirn
Der Sünderin erkennen soll. Es kostet
Mir einen ungeheuren Preis, doch — das
Entzückt mich, das ist mein Triumph — doch ihr
Noch einen größern.

Domingo.

Nun ist alles reif.
Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.
(Er geht hinaus).

Prinzessin (erstaunt).

Was wird das?

Zwölfter Auftritt.

Die Prinzessin. Herzog Alba. Domingo.

Domingo (der den Herzog hereinführt).

Unsre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu spät. Die Fürstin Eboli
Entdeckt uns ein Geheimniß, das sie eben
Von uns erfahren sollte.

Alba.

Mein Besuch
Wird dann um so viel minder Sie befremden.
Ich traue meinen Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiterstücke.

Prinzessin.

Sie sprechen von Entdeckungen? —

Domingo.

Wir wünschten
Zu wissen, gnäd'ge Fürstin, welchen Ort,
Und welche beß're Stunde Sie —

Prinzessin.

Auch das!
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieses strafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehen.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Muß der Monarch es wissen. Und darum Sie;
Darum Sie, Prinzessin, muß er das. Wem sonst,
Wem sollt' er lieber glauben, als der strengen,
Der wachsamen Gehieterin seines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, sobald sie will,
Ihn unumschränkt beherrschen kann?

Alba.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das
Ist man gewohnt von mir vorauszusetzen.
Die Fürstin Eboli ist frei. Wo wir
Verstummen müssen, zwingen Pflichten Sie
Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König
Entsetzt uns nicht, wenn Ihre Munde werben,
Und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald.
Gleich jetzt muß es geschehn. Die Augenzeugen
Sind sogleich. Jede nächste Stunde kann
Mir den Besehl zum Abmarsch bringen —

Domingo

(sich noch einigem Ueberlegen zur Fürstin wendend).

Sie
Sich Briefe finden ließen? Briefe schrieben.
Von dem Infanten aufgefangen, wüßten
Ihre Wirkung thun. — Das stehen. — Wohl wahr!
— Ja.
Sie schlafen doch — so dünkt mir — in demselben
Gemache mit der Königin.

Prinzessin.

Zunächst
An diesem. — Doch was soll mir das?

Domingo.

Wer sich
Auf Schlösser gut verstände! — Haben Sie
Bemerkt, wo sie den Schlüssel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzessin (nachsinnend).

Das könnte
Zu etwas führen. — Ja — der Schlüssel wäre
Zu finden, denk' ich. —

Domingo.

Briefe wollen Boten — —
Der Königin Gefolg' ist groß. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Gold
Vermag zwar viel —

Alba.

Hat Niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht Einen;
In ganz Madrid nicht Einen.

Alba.

Das ist seltsam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben: er verachtet
Den ganzen Hof; so habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königin heraus kam,
Stand der Infant bei einem ihrer Pagen;
Sie sprachen heimlich —

Prinzessin (rasch einfallend).

Nicht doch; Nein! Das war —
Das war von etwas Andern.

Domingo.

Ihnen wir
Das wissen? — Nein, der Umstand ist verdächtig. —
(Zum Herzog).
Und kannten Sie den Pagen?

Prinzessin.

Kinderpossen!
Was wird's auch sonst gewesen seyn? Genug,
Ich kenne das. — Wir seyn uns also wieder,
Eh' ich den König spreche. — Unterdessen
Entdeckt sich viel.

Domingo (sie auf die Seite führend).

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche süße Stunde bringen Wünschen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch die?

Prinzeſſin.
Im ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Perſon der Königin — das iſt
An unſerm Hofe Sitte, wie Sie wiſſen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.
Glücklich!
Gewonnen iſt das große Spiel. Treg ſey
Geboten allen Königinnen —

Prinzeſſin.
Herr!
Man fragt nach mir — die Königin verlangt mich.
Auf Wiederſehen. (Sie will ab).

Dreizehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo.
(nach einer Pauſe, worin er die Prinzeſſin mit den Augen verfolgt hat).
Herzog, dieſe Reiſen.

Und ihre Schlachten —

Alba.
Und dein Gott — ſo will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!
(Sie gehen ab).

In einem Karthäuſerkloſter.

Vierzehnter Auftritt.

Don Karlos. Der Prior.

Karlos (zum Prior, indem er hineintritt).
Sehen da geweſen alſo? — Das verlag' ich.

Prior.
Seit heute Morgen ſchon das dritte Mal.
Vor einer Stunde ging er weg —

Karlos.
Er will
Doch wiederkommen? Hinterließ er's nicht?

Prior.
Vor Mittag noch, verſprach er.

Karlos
(an einem Fenſter und ſich in der Gegend umſehend).
Euer Kloſter
Liegt weit ab von der Straße. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht.
Und hier flicht der Manſanares — die Landſchaft
Iſt, wie ich ſie mir wünſche. — Alles iſt
Hier ſtill, wie ein Geheimnis.

Prior.
Wie der Eintritt
Ins and're Leben.

Karlos.
Eurer Redlichkeit,
Hochwürd'ger Herr, hab' ich mein Feſtverſteck,
Mein Heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wiſſen oder nur vermuthen, wen
Ich hier geſprochen und geheim. Ich habe
Sehr wichtige Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen;
Drum wählt' ich dieſes Kloſter. Vor Verrätherin,
Vor Ueberfall ſind wir doch ſicher? Ihr
Beſinnt Euch doch, was Ihr mir zugeſchworen?

Prior.
Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Rengier liegt nur an den Thüren
Des Glücks und der Leidenſchaft. Die Welt
Hört auf in dieſen Mauern.

Karlos.
Denkt Ihr etwa,
Daß hinter dieſe Vorſtadt, dieſe Furcht
Ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkriechet?

Prior.
Ich denke nichts.

Karlos.
Ihr irrt Euch, frommer Vater,
Ihr irrt euch wahrlich. Mein Geheimniß zittert
Vor Menſchen, aber nicht vor Gott.

Prior.
Mein Sohn,
Das kümmert uns ſehr wenig. Dieſe Freiſtatt
Strebt dem Verbrechen offen, wie der Unſchuld.
Ob, was Du verbirgſt, gut iſt oder böſe,
Rechtſchaffen oder laſterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

Karlos (mit Wärme).
Was wir
Verbrechen nennen, kann Euern Gott nicht ſündigen.
Es iſt ſein eignes, ſündloſes Werk. — Zwar Euch,
Euch kann ich's wohl entdecken.

Prior.
Zu was Ende?
Erlaſſen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Getümmel liegt ſchon lange Zeit
Verſiegelt da auf jene große Reiſe.
Wozu die kurze Friſt vor meinem Abſchied
Noch einmal es erbrechen? — Es iſt wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ihr wollt beten gehen.
(Der Prior geht ab).

Fünfzehnter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis von Poſa
tritt herein.

Karlos.
Ach endlich einmal, endlich —

Marquis.
Meine Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne
Ging zweimal auf und zweimal unter, ſeit
Das Schickſal meines Karlos ſich entſchieden;
Und jetzt, erſt jetzt werd' ich es hören. — Sprich,
Ihr ſeyd verſöhnt?

Karlos.
Wer?

Marquis.
Du und König Philipp:
Und auch mit Flandern iſt's entſchieden?

Karlos.
Daß
Der Herzog Morgen dahin reist? — Das iſt
Entſchieden, ja.

Marquis.
Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht.
Soll ganz Madrid belogen ſeyn? Du hatteſt
Geheime Audienz, ſagt man. Der König —

Karlos.
Alles unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer,
Und mehr, als wir's ſchon waren —

Marquis.

Du geist nicht
Nach Flandern?

Karlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!

Karlos.

Das verzweifel. O Roderich, leidem
Wir und verstehen, was das' ich erlebt!
Doch jetzt vor Allem deinen Rath! Ich muß
Sie sprechen —

Marquis.

Deine Mutter? — Nein! Wozu?

Karlos.

Ich habe Hoffnung. — Du weißt bloß? Sey ruhig.
Ich soll und werde glücklich seyn. — Das denken
Ein andermal. Jetzt schaffe Rath, wie ich
Sie sprechen kann. —

Marquis.

Was soll das? Worauf gründet
Sich dieser neue Herzenstraum?

Karlos.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! Wahrheit. Mairheit!
(Den Brief des Königs an die Fürstin von Eboli hervorziehend).
In diesem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin ist frei; vor Menschenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frei. Da lies,
Und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis (den Brief eröffnend).

Was?

Was seh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?
(Nachdem er es gelesen).
An wen ist dieser Brief?

Karlos.

An die Prinzessin
Von Eboli. — Voraestern drang ein Page
Der Königin von unbekannten Händen
Mir einen Perez und einen Schlüssel. Man
Verspricht mir im linken Flügel des
Palastes, den die Königin bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längst geliebt. Ich solle
Sogleich dem Winke —

Marquis.

Rasender, du folgest?

Karlos.

Ich kenne ja die Handschrift nicht — Ich kenne
Nur Eine solche Dame. Wer als sie
Wird sich von Karlos anerbeten wagen?
Den süßen Sonnenblick flieht ich noch dem Plage;
Ein geistlicher Gesang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen schallt, dient mir
Zum Führer — ich erkühne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fürste mein Entsetzen!

Marquis.

O ich erratbe Alles.

Karlos.

Ohne Rettung
War ich verloren, Roderich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch' unglaublicher Zufall! Hintergangen
Von meiner Blicke unverständiger Sprache.
Gab sie der süßen Täuschung sich darin,
Sie selber sey der Gegenstand dieser Blicke.
Gerührt von meiner Seele stillem Leiden,
Beredet sich großmüthig, unbesonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwiedern.
Die Sorgsamkeit suchen mir Sanftmuth zu gebieten;
Sie hat die Kälteheit, es zu verdecken — offen
Liegt ihre sanfte Seele mir —

Marquis.

So ruhig
Erzählst Du das? — Die Fürstin Eboli
Durchschaute bald. Kein Zweifel mehr, sie drang
In deiner Liebe innerstes Geheimniß.
Da daß sie schwer beleidigt. Sie beherrscht
Den König.

Karlos (unwillkürlich).

Sie ist tugendhaft.

Marquis.

Sie ist?
Aus Eigennutz der Liebe. — Diese Tugend.
Ich flüchte sehr, ich kenne sie — wie wenig
Reizen sie empor zu jenem Ideale.
Das auch der Seele mächtigsten Beben.
In sieger, sondern Grazie empfangen.
Freiwillig spricht und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen treibt! Es ist
Ein fremder Zweig mit nachgeahmtem Saft
In einem rauhen Himmelsstrich getrieben;
Erziehung, Grundsatz, nenn' es wie du willst,
Erworbne Umsicht, dem erblosen Blut
Durch Fuß und sauerer Klugheit abgerungen.
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt.
Gewissenhaft verzählig angerieben.
Erzwäg selbst! Wird sie der Königin
Es je verzeihen können, daß ein Mann
An ihrer eignen, sauer erkämpften Tugend
Verbrechung, sich für Don Philipps Frau
Im besinnungslosen Flammen zu vergessen?

Karlos.

Kennst du die Fürstin so genau?

Marquis.

Gewiß nicht.
Kann daß ich zweimal sie gesehen. Doch nur
Ein Wort hat mich mein Auge sagen: Mir kam vor.
Daß sie gesucht des Lasters Bissen mied.
Daß sie sehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann sah ich auch die Königin. — O Karl.
Wie anders Auch, was ich hier verwerfe!
In angeerbter süßer Sitte,
Mit seraphischem Leichtsinn, mit des Unstands
Sanftmüthiger Berechnung unbekannt.
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht.
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen.
Unwissend, daß sie Andeutung erwiegen.
Wie sie von eignem Beifall nie vertraumt.
Erkennt mein Karl auch hier in diesem Spiegel.
Auch jetzt noch seine Eboli? — Die Fürstin
Pflegt Flandrisch, weil sie liebte; Liebe war
In ihre Tugend wörtlich eingebunden.
Du daß sie nicht beleidigt — sie fällt.

Karlos (mit einiger Heftigkeit).

Nein! Nein!

(Nachdem er heftig auf und nieder gegangen).
Nein, sag' ich dir. — O wüßte Roderich,
Wie trefflich es ihn kleidet, seinem Karl
Der Schlgkeiten göttlichste, den Glauben
An menschliche Vortrefflichkeit, zu stellen!

Marquis.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
Das will' ich nicht, bei Gott im Himmel nicht!
O dieſe Engel — ſie wär' ein Engel,
Und ewerdieng wie Du ſelbſt ſtürzt' ich
Vor ihrer Gloire mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimniß nicht erfahren.

Karlos.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht iſt! Hat ſie andre
Beweiſe wohl, als die ſie ſtets verſammen?
Wird ſie der Rache traurigen Vergnügen
Mit ihrer Ehre taufen?

Marquis.

Ein Erbieten
Zurück zu nehmen, haben manche ſchon
Der Schande ſich geopfert.

Karlos (mit Heftigkeit aufſtehend).

Nein, das iſt
Zu hart, zu grauſam. Sie iſt ſtolz und edel;
Ich kenne ſie und fürchte nichts. Umſonſt
Verſtandeſt Du meine Hoffnungen zu ſtören.
Ich ſpreche meine Mutter.

Marquis.

Jetzt? Wozu?

Karlos.

Ich habe nun nichts mehr zu ſchonen — muß
Mein Schickſal wiſſen. Sorge war, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Und dieſen Brief wollt Du
Ihr zeigen? Wirklich wollt Du das?

Karlos.

Betrage
Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel.
Daß ich ſie ſpreche!

Marquis (mit Betonung).

Sagteſt Du mir nicht,
Du liebteſt deine Mutter? — Du biſt Wahnſinn.
Ihr dieſen Brief zu zeigen?

(**Karlos** ſetzt ſich zur Erde und ſchweigt).

Karl, ich leſe
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremd bis dieſen Augenblick. — Du wenteſt
Die Augen von mir? So iſt's wahr? — O ich
Denn wirklich recht geleſen? Lieb' denn ſeine —

(**Karlos** geht ihm den Brief. Der **Marquis** zerreißt ihn).

Karlos.

Was, biſt du raſend?

(Mit gemäßigter Ewpfindlichkeit).

Wirklich — ich geſteh es —
An dieſem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So ſchien es.

Darum zerriß ich ihn.

(Der **Marquis** ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem **Prinzen**, der ihn ſprachlos anſieht. Langes Stillſchweigen).

Sprich hoch — was haben
Entwerbungen des königlichen Bettes
Mit deiner — deiner Liebe denn zu ſchaffen?
War Philipp der gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geſündigt, wo Du liebſt? Nun freilich
Lern' ich dich faſſen. O wie ſchlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verſtanden!

Karlos.

Wie, Roderich? Was glaubſt Du?

Marquis.

O ich fühle,
Weyen ich mich entwehren muß. Ja einſt.
Einſt war's ganz anders. Da warſt Du ſo reich.
So warm, ſo treu; ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Iſt nun dahin — von einer Leidenſchaft.
Von einem kleinen Eigenſinn verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne
Dem unwerſehrten Schickſal der Provinzen.
Nicht einmal eine Thräne mehr! — O Karl,
Wie arm biſt Du, wie bettelarm geworden,
Seitdem Du Niemand liebſt als Dich!

Karlos

(ſtützt ſich in einen Seſſel. — Nach einer Pauſe mit kaum unterdrückten Thränen).

Ich weiß.

Daß du mich nicht mehr achteſt.

Marquis.

Nicht ſo, Karl!
Ich kenne dieſe Aufwallung. Sie war
Verirrung tadelnswürdigſter Gerüchte.
Die Königin gebierte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mißtrauteſt Du verſchloſſen deinen Reuten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wageſt.
Nur leiſe noch, das Urtheil ganz zu ſprechen.
Der Brief entſcheidet. Der Würdigſte warſt Du.
Mit freyer Stirne ſagſt Du nun das Schickſal
Der Tyrannei, des Raubes überwinden.
Du ſanchteſt der Beleidigte zu ſeyn;
Denn Unrecht leiden ſchmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantaſie.
Dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
Verſprach ſich Hoffnung. Sieh, ich wußt' es wohl.
Du hatteſt dieſſmal ſelbſt mich mißverſtanden.

Karlos (ſtehend).

Nein, Roderich. Du irreſt ſehr. Ich dachte
So edel nicht, bei weitem nicht, als Du
Mich gerne glauben machen möchteſt.

Marquis.

Bin
Ich denn ſo wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
Wenn Du verirreſt, ſind' ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu wählen,
Die ich des Feuers leiden kann. Doch nun
Wir beiden uns verſtehen, ſo! Du ſollſt
Die Königin jetzt ſprechen, mußt ſie ſprechen.

Karlos (dem um den Hals fallend).

O wie erröthe' ich neben dir!

Marquis.

Du haſt
Mein Wort. Nun überlaß mir alles Andre.
Ein weiber, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantaſie. — Du ſollſt
Ihm hören, Karl, aus einem fodnern Munde.
Ja dränge mich zur Königin. Vielleicht
Daß morgen ſchon der Anfang ſich ereignen.
Bis dahin, Karl, verrüß nicht. daß mein Anſuchen
Den höhere Vernunft gebot, das Leiden
Der Menſchheit drängt, zehnhundſenſonnal vereitelt!
Nie aufgegeben werden darf." — Hörſt Du?
Erinnre dich an Flandern!

Karlos.

Alles. Alles.
Was Du und hohe Tugend mir geweihet.

Marquis (geht an ein Fenster).
Die Zeit ist um. Ich höre dein Gefolge.
(Sie umarmen sich).
Jetzt wieder Kronprinz und Vasall.

Karlos.

Du fährst
Sogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Karlos.

Halt! noch ein Wort!
Wie leicht war das vergessen! — Eine Adresse,
Die äußerst wichtig! — „Briefe nach Brabant
Erwünscht der König.“ Sey auf deiner Hut!
Die Pest des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Beförder —

Marquis.

Wie erfuhrst Du das?

Karlos.

Von Raymond
Von Taxis ist mein guter Freund.

Marquis (nach einigem Stillschweigen).

Auch das!
Es nehmen sie den Umweg über Deutschland!
(Sie gehen ab zu verschiedenen Thüren).

Dritter Akt.

Das Schlafzimmer des Königs.

Erster Auftritt.

Auf dem Nachttische zwei brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knien, einschlafend. Der König, von allen bereits halb ausgekleidet, steht vor dem Tische, einen Arm über den Sessel gelegt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König.

Daß sie sonst Schwärmerin gewesen — wer
Kann's läugnen? Nie kennt' ich die Liebe anders,
Und brennen — fühlen sie Mancher je zu fühlen?
So ist's erwiesen, sie ist falsch.
(Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu sich selbst bringt. Er sieht mit Verwunderung auf).
Wo war ich?
Macht denn hier Niemand, als der König? — Was?
Die Lichter schon herabgebrannt? heiß nicht
Schon Tag? — Ich bin nun meinem Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen;
Jetzt bin ich wach und Tag soll seyn.
(Er löscht die Lichter aus und öffnet eine Fenstergardine. — Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die totenfarbenen Knaben, und bleibt eine Zeitlang schweigend vor ihnen stehen; darauf zieht er die Glocke).
Schläft's irgend
Merkwürd in meinem Vorhaus auch?

Zweiter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma
(mit Verwunderung, da er den König gewahr wird).
Befinden
Sich Ihre Majestät nicht wohl?

König.

Im finstern
Schlafpavillon vor Feuer. Höret ihr
Den Löwen nicht?

Lerma.

Nein, Ihre Majestät.

König.

Nein? Wie? Und also bild' ich nur geträumt?
Das kann von ungefähr nicht kommen. Schlief
Auf jenem Zilliget nicht die Königin?

Lerma.

Ja, Ihre Majestät.

König.

Der Traum erschreckt mich.
Man soll die Wachen künftig hart verdoppeln.
Hört Ihr? sobald es Abend wird — hoch ganz.
Ganz ungeheuer. — Ich will nicht hadern. Daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, bald am Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihre Majestät
An ein festtaures Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit schröcklicher Besserung
An seinen Mienen lesen würden — Nur
Zwei kurze Morgenstunden Schlaf —

König (mit gebrochenen Blicken).

Schlaf,
Schlaf sind' ich in Estorial. — Es lange
Der König schläft, ist er um seine Krone.
Der Mann um seines Weibes Herz — Nein! Nein!
Es ist Verleumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüsterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen
Ist nicht genug, bis mir's ein Mann bekräftigt.
(Zu den Pagen, welche sich unterdessen ermuntert haben).
Ruft Herzog Alba!

Pagen (gehen).

Treuer näher. Graf!
Ist's wahr?
(Er bleibt forschend vor dem Grafen stehen).
O eines Pulses Dauer nur
Antwortender! — Erwidert mir. ist's wahr? Ist sie
Betrogen? Bin ich's? Ist es wahr?

Lerma.

Mein großer,
Mein bester König. —

König (zurücktaumelnd).

König! König nur
Und wieder König! — Keine heil're Antwort,
Als leeren hohlen Wiederhall? Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser. Wasser
Für meinen heißen Fieberdurst — Er gibt
Mir glühend Gold.

Lerma.

Was wäre wahr, mein König?

König.

Nichts. Nichts. Verlaßt mich. Geht.

(Der Graf will sich entfernen, er wird ihn noch einmal zurück).

Ihr seyd vermählt?

Seyd Vater? Ja?

Lerma.

Ja, Ihre Majestät.

König.

Vermählt, und könnt' es wagen, eine Rechte, Bei currem Herrn zu wanken? Euer Haar Ist silbergrau und Ihr erröthet nicht. An Eures Weibes Reblichkeit zu glauben? O geht nach Hause. Eben trefft Ihr sie In Eures Sohnes blutschänderischer Umarmung. Glaubt Eurem König, geht — Ihr seht betrübt? Ihr setzt mich mit Bekümmerniß an! — weil ich. Ich seiner etwa graue Haare trage? Unglücklicher, bedaur Euch. Königinnen Besitzen ihre Tugend nicht. Ihr seyd Des Todes, wenn Ihr zweifelt —

Lerma (mit Hitze).

Wer kann das?

In allen Staaten meines Königs, wer Ist frech genug, mit gift'gem Verdacht Die enakrine Tugend anzufauchen? Die beste Königin so tief —

König.

Die Beste!

Und Eure Beste also auch? Die hat Sehr warme Freunde um mich her, sind' ich. Das muß ihr viel gekostet haben — mehr, Als mir bekannt ist, daß sie geben kann. Ihr seyd entlassen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Schon hör' ich ihn im Vorsaal —

(Im Begriff zu gehen).

König (mit gemitterem Tone).

Graf! — Was Ihr Verbin bemerkt, ist doch wohl wahr gewesen. Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergeßt, Was ich im wachen Traum gesprochen. Hört Ihr? Vergeßt es. Ich bin euer gnäd'ger König.

(Er reicht ihm die Hand zum Kuß. Lerma geht, und öffnet dem Herzog von Alba die Thür).

Dritter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba

(nähert sich dem König mit ungewisser Miene).

Ein mir so überraschender Befehl —

In dieser außerordentlichen Stunde?

(Er stutzt, wie er den König genauer betrachtet).

Und dieser Anblick! —

König

(hat sich niedergelegt und das Medaillon auf dem Tische ergriffen. Er sieht den Herzog eine lange Zeit stillschweigend an).

Also wirklich wahr?

Ich habe keinen treuen Diener?

Alba (sieht betreten still).

Wie?

König.

Ich bin auf's tödtlichste gekränkt — man weiß es, Und Niemand, der mich warnte!

Alba (mit einem Blick des Erstaunens).

Eine Kränkung,

Die meinem König gilt und meinem Ang' Entging?

König (zeigt ihm die Briefe).

Erkennt Ihr diese Hand?

Alba.

Es ist

Den Karlos Hand. —

König

(Pause, worin er den Herzog scharf beobachtet).

Vermuthet Ihr nun nichts?

Ihr habt vor seinem Ehrgeiz mich gewarnt!

Was's nur sein Ehrgeiz, dieser nur, worvor

Ich zittern sollte?

Alba.

Ehrgeiz ist ein greller —

Ein weites Wort, worein unendlich viel

Noch liegen kann.

König.

Und wißt Ihr nichts besonders

Mir zu entdecken?

Alba

(nach einigem Stillschweigen mit verbissener Miene).

Ihre Majestät

Vertrauten meiner Klugheit das Reich,

Dem Reiche bin ich mein gelobtes Wissen

Und meine Einsicht schuldig. Was ich sonst

Vermutte, heute oder weiß, gehört

Mir eigen zu. Es sind gewollte

Besitzungen, die der verkaufte Sklave,

Wie der Vasall, den Königen der Erde

Zurückzuhalten Vorrecht hat — Nicht Alles,

Was klar vor meiner Seele steht, ist reif

Genug für meinen König. Will er doch

Bestechlichkeit sehn, so muß ich bitten, nicht

Als Herr zu fragen.

König (giebt ihm die Briefe).

Lest.

Alba

(liest und wendet sich erschrocken gegen den König).

Wer war

Der Rasende, dieß unglückselige Blatt

In meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?

So wißt Ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name

Ist, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba (betroffen zurücktretend).

Ich war zu schnell.

König.

Ihr wißt?

Alba (nach einigem Bedenken).

Es ist heraus.

Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurück —

Ich fängt' es nicht — ich kenne die Person.

König

(aufstehend in einer schrecklichen Bewegung).

O einen neuen Tod blitz mir erdenken

Der Rache fürchterlinster Gott! — Es klar.

So weltbekannt, so laut ist das Verständniß.

Daß man, des Forschens Mühe überhoben.

Schon auf den ersten Blick es räth — Das ist

Zu viel! Das hat' ich nicht gewußt! Das nicht!

Ich also bin der Letzte, der es findet!

Der Letzte durch mein ganzes Reich —

Alba (wirft sich dem Könige zu Füßen).

Ja, ich bekenne

Mich schuldig, gnädigster Monarch. Ja schöne

Mag eurer feigen Klugheit, die mir sie

Zu schweigen rieth, wo meines Königs Ehre,

Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich bestürmten — Weil dem Alles
Verstummen will — weil die Bezauberung
Der Sklaverei aller Männer Zungen bindet.
So sey's gewagt, ich rede; weiß ich gleich,
Daß eines Sohns einsiedlerische Verbannung,
Daß die verführerischen Reizungen,
Die Thränen der Gemahlin —

König (rasch und heftig).
Stehet auf.
Ihr habt mein königliches Wort — Stehet auf.
Sprecht unerschrocken.

Alba (aufstehend).
Ihre Majestät
Besinnen Sich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Der Königin von allen ihren Damen
Verlassen — mit geröthetem Blick — allein
In einer angelegnen Laube.

König.
Ha!
Was wird' ich hören? Weiter!

Alba.
Die Marquisin
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil sie Großmuth genug besaß, sich schwer
Für ihre Königin zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquisin hatte
Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
Der Prinz war dort gewesen.

König (überrascht aufhorchend).
Dort gewesen?
Denn also —

Alba.
Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieser Laube
Nach einer Stelle sich verlor, wo noch
Ein Sonnenstrahl lag, daß der Infant vermißte,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Den Prinzen dort begrüßt, und daß war,
Beinah' auf die Minute ausgerechnet,
Dieselbe Zeit, wo Eure Majestät
Sich in der Laube zeigten.

König
(auf einem finstern Nachsinnen zurückkommend).
Und sie weinte.
Als ich Verzeihung blicken ließ! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen;
Erröthen vor mir selbst — Bei Gott! ich fand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Jugend —
(Eine lange und tiefe Stille. Er setzt sich nieder und verbirgt das Gesicht).
Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
Zu einem Sorgenbrechen mich führen — Laßt
Mich einen Augenblick allein.

Alba.
Mein König,
Selbst das entscheidet noch nicht ganz —

König (nach den Papieren greifend).
Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieser laute
Zusammenklang verdammender Beweise?
O es ist klarer als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewußt — Der Irrthum
Begann da schon, als ich von euern Händen
Sie in Madrid zuerst empfing — Noch seh' ich
Mit diesem Blick des Sorgenlosen, geistesleicht,
Auf meinen grauen Haaren sie verweilen.
Da fing es an, das falsche Spiel!

Alba.
Dem Prinzen
Stand eine Pfalz in seiner jungen Mutter.
Sahen hatten sie mit Wünschen sich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verstanden.
Da tritt der neue Stand verbei. Die Furcht
War schon besiegt, die Furcht, die sonst das erste
Geständniß zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Beschwichtert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, geborchten sie
Dem Wallungen der Leidenschaft so dreister.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Ist es zu glauben, mein Monarch, daß sie
Dem Staatsrath diese Vollmacht zuerkannte?
Daß sie die Lästernden bezwang, die Wahl
Des Kabinetts aufmerksamer zu prüfen?
Sie war gefaßt auf Lorbe, und empfing —
Ein Diadem —

König (heftig und mit Bitterkeit).
Ihr unterscheidet sehr —
Sehr weise, Herzog — Ich verwundre Eure
Bescheidenheit. Ich kann' Euch —
(Aufstehend, kalt und stolz).
Ihr habt Recht:
Die Königin hat sehr gefehlt, mir Briefe
Von diesem Inhalt zu verbergen — mir
Die straubare Erscheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falscher Großmuth sehr gefehlt. Ich werde
Sie zu bestrafen wissen.
(Er geht die Stufen).
Wer ist sonst
Im Verdacht? Euer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Treibt ab.

Alba.
Sollt' ich
Durch meinen Eifer Eurer Majestät
Zum zweitenmal mißfallen haben?

König (zu einem Pagen, der hereintritt).
Laßt
Domingo kommen.
(Der Page geht ab).
Im vergeb' es Euch.
Daß ihr beinahe zwei Minuten lang
Mich ein Verbrechen hättet schauen lassen,
Das gegen Euch begangen werden kann.
(Alba entfernt sich).

Vierter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König
(geht einigemal auf und ab, sich zu sammeln).

Domingo
(tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert sich dem König, den er eine Zeitung mit feuriger Stelle verrathen).
Wie froh erstaun' ich, Eure Majestät
So ruhig, so gefaßt zu sehen!

König.
Erstaunt Ihr? —

Domingo.
Der Vorsatz sey's gedankt, daß meine Furcht

Doch alle mehr gegründet war! Nun darf
Ich um ſo eher beſten.

König.

Euer Zweck?

Was war zu fürchten?

Domingo.

Ihre Majeſtät.
Ich darf nicht bergen. daß ich allbereits
Um ein Geheimnis weiß —

König (ſinnet).

Hab' ich denn ſchon
Den Wunſch geäußert, es mit Euch zu theilen?
Wer kam ſo unberufen mir zuvor?
Sehr fühn, bei meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch!
Der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Erſpart wenigſtens von dieſer Schuld mich frei.
Am Beichtſtuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Mittelmut, die das empfindſame
Gewiſſen der Entdeckerin betäubet.
Ihr Gnade bei dem Himmel ſucht. Zu ſpät
Bereut die Fürſtin eine That, von der
Sie Urſach' hat die ſchwerſten Folgen
Für ihre Königin zu ahnen.

König.

Wirklich?
Das gute Herz! — Ihr habt ganz recht vermutet.
Weswegen ich Euch rufen ließ. Ihr ſeht
Aus dieſem dunklen Labyrinth mich führen.
Weeren ein blinder Eifer mich verwieren. —
Von Euch erwarte' ich Wahrheit. Nehmt offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von eurem Amte fordr' ich Wahrheit.

Domingo.

Sire.
Wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
Der Schonung ſüße Pflicht nicht auferlegte.
Doch wär' ich Eure Majeſtät beſchwören,
Um Ihrer Ruhe willen Sie beſchwören.
Bei dem Entdecken ſtill zu ſtehen — das Forſchen
In ein Geheimnis ewig aufzugeben.
Das niemals Freudig ſich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt iſt, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königin
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte wächtig niederſchlagen,
Die ſich die Läſterung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von wem, und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beſchwör' es.
Doch freilich giebt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch ſo unerwieſen,
Bedeutend wie die Wahrheit wirkt.

König.

Bei Gott!
Und hier gerade wär' es —

Domingo.

Euer Name
Iſt das koſtbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß —

König.

Hier den doch, will ich beſſen,
Hier nicht geſpottet werden ſoll!
(Er ruht mit unverwandtem Blick auf Domingo. Nach einigem Stillſchweigen).

Kaplan.

Ich ſoll noch etwas Schlimmres von Euch hören.
Verſichert es mich. Schon lange leſ' ich es
In meinem Unglück brennenden Geſichte.
Heraus damit! Sei's was es wolle! Laßt
Mich lange mich auf dieſer Folter beben.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Noch einmal, Sire, das Volk
Kann irren — und es irrt gewiß. Was es
Bedauert, darf den König nicht erſchüttern —
Nur — daß es ſo weit ſich wagen dürfte.
Drohlenden zu bekennen —

König.

Was? Muß ich
So lang' um einen Tropfen Gift Euch bitten?

Domingo.

Das Volk denkt an den Mord noch zurück.
Der Eure königliche Majeſtät
Dem Tode nahe brachte — Derſelbe Wahn
Nach dieſem ließt es von der glücklichen
Entweichung —
(Der König hebt auf und ſieht die Gnade. Herzog von Alba tritt herein. Domingo verſtummt).
Ich erſtaune, Sire!

König (dem Herzog Alba entgegen gehend).

Telche!
Ihr ſeid ein Mann. Schützt mich vor dieſem Prieſter!

Domingo

(Er und Herzog Alba gehen ſich verſtohlene Blicke. Nach einer Pauſe).
Wenn wir voraus es hätten wiſſen können.
Daß dieſe Nachricht an dem Ueberbringer
Gerechtet werden ſollte —

König.

Baſtard, ſagt Ihr?
Ich war, ſagt Ihr, vom Tode kaum erſtanden.
Als ſie ſich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre.
Als Ihr den heiligen Dominikus
In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet.
Das er an mir gewirkt! — Was damals Wunder
Geweſen, iſt es jetzt nicht mehr? So hatt
Ihr damals, oder heute mir gelogen.
An was verlangt Ihr, daß ich glauben ſoll?
O ich durchſchau' euch. Wäre das Komplott
Schon damals reif geweſen — ja, dann war
Der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba.

Komplott!

König.

Ihr ſolltet
Mit dieſer beiſpiellosen Harmonie
Jetzt in derſelben Meinung euch begegnen.
Und doch nicht einverſtanden ſeyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich ſoll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erſtaunt
Und gierig ihr auf euern Raub euch ſtürztet?
Mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort

Der Herzog brennt, der Gunst zuvorzukommen
Die meinem Sohn bestimmten war? Wie arm
Der fromme Mann hier seinen kleinen Groll
Mit meines Zornes Riesenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur spannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens
Bei euch den Anfang machen.

Alba.

Diese Deutung
Hat unsre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue warnt vor dreisten Verbrechen.
Die Rachgier spricht von den begangnen.
Laßt hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienstfertigkeit? — Ist, was ihr vergeht, wahr;
Was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch nein.
Ihr flüchtet nur; ihr geht mir schwankende
Vermuthungen — Aus Abgrund einer Hölle
Laßt ihr mich stehen und entfliehet. /

Domingo.

Sind andre
Beweise möglich, wo das Auge selbst
Nicht überwiesen werden kann?

König

(nach einer großen Pause ernst und feierlich zu Domingo sich wendend).

Ich will
Die Großen meines Königreichs versammeln
Und setzen zu Gerichte sitzen. Treten
Heraus vor allen — dann Ihr Mund — und klagen
Mir eine Buhlerin sie an! — Sie soll
Des Todes sterben — ohne Rettung — sie
Und der Infant soll sterben — aber — merkt Euch!
Kann sie sich reinigen — Ihr selbst! Weint Ihr
Die Mährchen darum ein solches Opfer ehern?
Entsetzlicher Gott. Ihr wollt nicht? Ihr verstummt!
Ihr wollt nicht? — Das ist eines Lügners Eifer.

Alba

(der daßwischentritt in der Ferne gehandelt, tritt und ruft).

Ich will es.

König

(wirft sich erstaunt um, und sieht den Herzog eine Zeit lang starr an).

Das ist schön! Doch mir fällt ein.
Daß Ihr in sauren Schlachten Euer Leben
An etwas wert Geringeres gewagt —
Mit eines Würfelspielers Leichtsinn für
Des Ruhmes Undank es gewagt — Und was
Ist Euch das Leben? — Königliches Blut
Geb' ich dem Rasenden nicht Preis, der nichts
In besten hat, als ein geringes Dasein
Erdaben aufzuraden — Euer Opfer
Verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzsaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

(Beide gehen ab).

Fünfter Auftritt.

Der König, allein.

Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Sämtele mir
Jetzt einen Menschen. Du — du bist's allein:
Denn deine Augen prüfen das Verborgne.
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht, wie du, allwissend. Die Gebliebnen
Die du mir zugerechnet hast, sind sie
Mir sind, weil du. Was sie verbrechen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laster,
Beherrscht vom Zaume, dienen meinen Zwecken.
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre stille Quelle
Im dunklen Schacht des Irrthums aufzugraben.
Ich nicht hab Lood der Königs. Gieb mir
Den seltnen Mann mit reinem, offnen Herzen,
Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
Der mir sie finden helfen kann — ich schätze
Die Loose auf; laß unter Tausenden,
Die um der Hoheit Sonnenspitze flattern,
Den Einzigen mich finden.

(Er lehnt eine Schattule, und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darin geblättert).

Diese Namen —
Nur Namen stehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdienstes, dem sie den Platz
Auf dieser Tafel danken — und was ist
Verzeihlicher als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieser andern Tafel ist' ich jede
Verachtung pünktlich beigeschrieben. Wie?
Das ist nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
Der Rache dieser Hülfe noch?

(Liest weiter).

Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bei Saint Quentin
War längst verwirkt. Ich warf ihn zu den Todten.

(Er liest den Namen auf, und schreibt ihn auf die andre Tafel. Nachdem er weiter gelesen).

Marquis von Posa? — Posa? — Posa? Kann
Ich diesen Menschen mich doch kaum besinnen!
Und zweimal angestrichen — ein Beweis.
Das ich zu großen Zwecken ihn bestimmte!
Und war es möglich? dieser Mensch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
Die Augen seines königlichen Schuldners?
Bei Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einzge Mensch, der meiner nicht bedarf!
Besitzt er Harmosi oder Ehrengeizige.
Er wäre längst vor meinem Thron erschienen.
Was' ich mit diesem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

(Er geht ab).

Der Audienzsaal.

Sechster Auftritt.

Don Karlos im Gespräch mit dem Prinzen von Parma. Die Herzogs von Alba, Feria, und Medina Sidonia. Graf von Lerma, und noch andere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia

(von allen Umstehenden sichtbar vermerkt, wendet sich zum Herzog von Alba, der allein und in sich gekehrt auf- und abgeht).

Sie haben ja den Herrn gesprochen, Herzog. —
Will sanften Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia.

Im Feuer
Des exaltirten Gespräches war mir's leichter.
Als hier auf diesem Pflaster.

(Karlos, der mit stiller Theilnahme auf ihn achtet hat, nähert sich ihm jetzt, und drückt ihm die Hand).

Warmen Dank
Für diese großmuthvolle Treue, Prinz.
Sie sehen, wie mich Alles flieht. Nun ist
Mein Untergang beschlossen.

Karlos.
Hoffen Sie
Das Beste, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unschuld.

Medina Sidonia.
Ich verlor eben eine Flotte.
Wie kommt mein Leib im Meer erfrieren — Was ist
Ein Kopf wie dieser gegen vierzig
Verlorne Gallionen? — Aber Prinz —
Ihm Sorge, vertrauungsvoll wie Sie — das bricht
Mein Herz —

Siebenter Auftritt.

Der König (kommt angekleidet heraus). Die Vorigen. (Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem sie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillschweigen).

König
(den ganzen Kreis flüchtig durchschauend).
Bedeckt euch!
(Don Karlos und der Prinz von Parma nähern sich zuerst, und küssen dem Könige die Hand. Er wendet sich mit einiger Freundlichkeit zu dem letztern, ohne seinen Sohn bemerken zu wollen).
Eure Mutter, Neffe.
Will wissen, wie man in Madrid mit Euch
Zufrieden sey.

Parma.
Das frage sie nicht oder.
Als nach dem Ausgang meiner ersten Schlacht.

König.
Gebt Euch zufrieden. Auch an Euch wird einst
Die Reihe seyn, neuen diese Stämme brechen.
(Zum Herzog von Feria).
Was bringt Ihr mir?

Feria
(Ein Knie vor dem Könige beugend).
Der Großcomthur des Ordens
Von Calatrava starb an diesem Morgen.
Hier folgt sein Ritterkreuz zurück.

König
(nimmt den Orden, und sieht sich ganzen Kreis herum).
Wer wird
Nach ihm am würdigsten Lust tragen?

Herzog.
(Er winkt Alba zu sich, welcher sich vor ihm auf ein Knie niederläßt, und hängt ihm den Orden um).
Ihr seyd mein erster Feldherr — seyd nie mehr,
So wird Euch meine Gnade niemals fehlen.
(Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr).
Sieh da! mein Admiral!

Medina Sidonia
(nähert sich wankend, und kniet vor dem Könige nieder, mit gesenktem Haupt).
Das, großer König,
Ist Alles, was ich von der spanischen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König
(nach einem langen Stillschweigen).
Gott
Ist über mir — Ich habe gegen Menschen,
Nicht gegen Stürme und Klippen Sie gesendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.
(Er reicht ihm die Hand zum Kusse).

Und Dank.
Daß Ihr in Euch mir einen würdigen Diener
Erhalten habt! — Für diesen, meine Granden,
Erkenn' ich mir, will ich erkannt ihn wissen.
(Er giebt ihm einen Wink aufzustehen und sich zu bedecken — kann wenden er sich gegen die Andern).
Was giebt es noch?
(Zu Don Karlos und dem Prinzen von Parma).
Ich dank' euch, meine Prinzen.
(Diese treten ab. Die noch übrigen Granden nähern sich, und überreichen dem Könige knieend ihre Papiere. Er durchsieht sie flüchtig und reicht sie dem Herzog von Alba).
Laß das im Kabinet mir vor — Bin ich zu Ende?
(Niemand antwortet) —
Wie kommt es denn, daß unter meinen Granden
Sich nur ein Marquis Posa zeigt? Ich weiß
Recht gut, daß dieser Marquis Posa mir
Mit Nutzen gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erscheint er nicht?

Lerma.
Der Chevalier
Ist kürzlich erst von Reisen angelangt.
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben ist er in Madrid, und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, sich zu
Den Füßen seines Oberherrn zu werfen.

Alba.
Marquis von Posa? — Recht! das ist der kühne
Malteser. Ihre Majestät, von dem
Der Ruf die schwärmerische That erzählte,
Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
Die Ritter sich auf ihrer Insel stellten.
Die Soliman belagern ließ, verschwand
Auf einmal von Alkala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor la Valette. „Man taufte mir
„Das Kreuz," sagt' er: „ich will es jetzt verdienen."
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Phili, Ulucciali,
Und Mustapha und Hassem das Kastell
Sankt Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erstiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er sich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bei la Valette.
Zwei Monate darauf verläßt der Feind
Die Insel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden.

Feria.
Und dieser Marquis Posa war es auch,
Der nachher die berüchtigte Verschwörung
In Katalonien entdeckt, und blos
Durch seine Fertigkeit allein der Krone
Die wichtigste Provinz erhielt.

König.
Ich bin
Erstaunt — Was ist das für ein Mensch, der das
Gethan, und unter Dreien, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiß!
Der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten
Charakter oder keinen — Wunders wegen
Muß ich ihn sprechen.
(Zum Herzog von Alba).
Nach geendeter Messe
Bringt ihn ins Kabinet zu mir.
(Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria).

Laß Ihr
Meinen meine Briefe im geheimen Archiv.
(Er geht ab).

Herzog.
Der Herr ist heut' sehr gnädig.

Medina Sidonia.
Sagen Sie:
Er ist ein Gott! — Er ist es wirklich geworden.

Herzog.
Wie sehr verbessert Sie Ihr Glück! Ich nehme
Den wärmsten Antheil, Marquis.

Einer von den Granden.
Auch ich.

Ein Zweiter.
Ich wahrlich auch.

Ein Dritter.
Das Herz hat mir geschlagen.
Ein so verdienter General!

Der Erste.
Der König
War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

Lerma (zum Herzog zu Medina Sidonia).
Wie rein sind Sie auf einmal durch zwei Worte!
(Sie gehen ab).

Das Kabinet des Königs.

Achter Auftritt.

Marquis von Posa und Herzog von Alba.

Marquis (im Hereintreten).
Mich will er haben? Mich? — Das kann nicht seyn.
Er irren Sie im Namen — Laß mich weg!
Er kennt mich nicht!

Alba.
Er will Sie kennen lernen.

Marquis.
Der bösen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — Das Leben
Ist so erbärmlich schnell dahin.

Alba.
Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König ist
In Ihren Händen. Nehmen Sie, so gut
Sie können, diesen Augenblick, und Lebe
Sein wirrer sterbern Sie es gut, geht er
Verloren.
(Er entfernt sich).

Neunter Auftritt.

Der Marquis allein.

Steht aufgerichtet, Herzog. Nehmen
Muß man den Augenblick, der Einmal nur
Sich bietet. Wahrlich dieser Hoffnung giebt
Mir eure stolze Lehre — wenn auch nicht
In seinem Sinne gut, doch in dem meinen.
(Nachsinnend. Auf- und Niedergehen).
Wie kommt' ich aber hierher? — Eigensinn
Des launenhaften Zufalls wär' es nur.
Was mir mein Bild in diesen Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unbedeutendsten, ergreift und im
Gedankenspiele des Despots auferweckte?
Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Ist Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben zermalmt unter Vilhuers Hand?
Den Zufall zieht die Vorsehung — Zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten — Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weiß,
Was ich — ich will den König frei — Und wär's
Auch eine Feuerkugel Wahrheit nur,
In des Despoten Seele rollen geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! Sie stimmt,
Was erst so gottlos mir schien, jetzt zweifelnd
Und hier bekennen heißt. Seyn oder nicht —
Gleich viel! In diesem Glauben will ich handeln.
(Er macht einige Gänge durch das Zimmer, und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemälde stehen. Der König erscheint in dem angrenzenden Zimmer, wo er einige Befehle giebt. Indessen tritt er herein, setzt sich an der Thüre still, und sieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ehe er ihn bemerkt zu werden).

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

(Dieser geht dem König, sobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwunderung vor ihm stehen).

König
(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung).
Mich (Den gesprochen also?

Marquis.
Mein.

König.
Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entzieht Ihr Euch meinem Dank? In meinem
Gefängniß belangen sich der Menschen viel.
Mannfroh ich nur Einer. Euch soll's ja,
Das Auge Eures Königs zu suchen.
Weswegen thatet Ihr das nicht?

Marquis.
Ich sah
Euren Tag, Sire, daß ich ins Königreich
Incalst gekommen.

König.
Ja von nicht gekommen.
In meiner Diener Gewalt zu Fein — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.
Ja gewährt die Gnade.

König.
Durch Recht hat auch der Mörder.

Marquis.
Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für sich).
Wer Selbstgefühl und Würde Mann, bei Gott!
Doch das war ja erwartet — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden.
Wenn auch der Becher überschäumt — Ihr redet
Mit meinen Dienern, ihr' ich?

Marquis.
Einem Bessern
Den Platz zu räumen, geh ich mich zurück.

König.
Das sind mir leid, wenn solche Köpfe fehlen.
Wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht
Bedauret Ihr, die Sydäer zu verfehlen,
Die Eures Geistes würdig ist.

Marquis.
O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menschenwerken, seinem Stoff, gebor.

Beim ersten Blicke wird gelesen haben.
Weil ich ihm tauben kann, was nicht. Ich fühle
Mit demüthigster Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese fritze Meinung auf mich häufen;
Doch — (Er hält inne).

König.
Ihr bekennt Euch?

Marquis.
Ich bin — ich muß
Gestehen, Sire — sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gethaun.
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone abgefunden, glaubt' ich mich
Nun der Notwendigkeit entnommen, mir
Von diesem Throne Gründe anzugeben.

König.
So schwach sind diese Gründe? Fürchtet Ihr
Daher zu wagen?

Marquis.
Wenn ich Ihr gewinne,
Sie zu ersinnen, Sire — wenn Leben phosfatus.
Die Wahrheit aber sie' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern. Zwischen Ihrer
Unsunde und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen — Muß ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor vor Ihren Augen gelten.

König (mit erwarteter Miene).
Nun?

Marquis.
— Ja kann nicht Fürstendiener sein.
(Der König sieht ihn mit Erstaunen an).
Ja will
Den Künstre nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen wünschigen, so wollen
Sie nur die vorgeworfne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten.
Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck sein. Nur aber,
Wie hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erfreut' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Macht, was mir nur Pflicht sein sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Todfeindin fremder Sklavin dulden?
Ich aber soll zum Werkzeug mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte sein? — Ja liebe
Die Menschheit, und in Menschenlieb darf
Ich Niemand lieben als mich selbst.

König.
Dies Feuer
Ist lebenswerth. Ihr achtet Gutes stiften.
Wie Ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weisen gleich viel heißen. Endet Euch
Den Pesten auf in meinen Königreichen,
Der Tod verdrängt, darfen edeln Treue
Genug zu thun.

Marquis.
Ich finde deinen.

König.
Wie?

Marquis.
Was Eure Majestät durch meine Hand
Verewigen — ist das Menschenglück? — Ist das
Dasseine Glück, das meine reine Treue
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Grabe wähnte
Die Majestät erzittern. — Sein! Ein urnes
Erdreich der Krone Polsch — ein Grab,
Das sie noch weich genug ist umzuwühlen,
Und in dem Menschenherzen neue Triebe,
Die sie von diesem Grabe stillen lassen.
In neuen Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Siegel, die nicht diesem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — ist das
Auch mir genug? Darf meine Brüderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders bergen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf!
Was wählten Sie mehr, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns predgen, aufzustreun. Ja muß
Nun weigern, diese Siegel anzugreifen. —
Ja kann nicht Fürstendiener sein.

König (erwacht rasch).
Ihr seid
Ein Freigeist.

Marquis (nach einigen Besinnen).
Ihre Gnade, Sire, ist auch
Der meinige.
(Nach einer Pause).
Ja werde mißverstanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Den Gegenmissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Vor diesem Sie, daß mir noch heilig wäre,
Was mich zu fürchten aufgefordert? Ja ein
Geständniß, weil so hoher mich gedeucht. —
Ja bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verweilen hier.
(Die Hand auf die Brust gelegt).
Die überirdsche Wurth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, verzüchtet.
Mich mein Theil nie erinnen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ja lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem haucht es aus.

König.
Bin ich der erste,
Der Euch von dieser Seite kennt?

Marquis.
Von dieser —
Ja!

König
(steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen. Ihr sag).
Nun zum wenigsten ist dieser Tag!
Die Schmeichelei erschöpft sich. Anspannahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht!
Das Ueberraschende macht Glück. — Wenn Ihr
Es so verstehet, gut, so will ich mich
Auf eine neue Kreatetierung richten —
Den starken Geist —

Marquis.
Ja höre, Sire, wie stets.
Wie niedrig Sie von Menschenwerke denken.
Schuld in des freien Mannes Sprache war
Den Knechtgeist eines Schmeichlers setzen, und
Wie könnt' ich wohl, wer Sie dazu berechtigt,
Die Menschen zwangen Sie dazu; die setzen
Freiwillig ihres Adels sich begeben,
Freiwillig sich auf diese niedre Stufe

Herab gerissen. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
Gestalten sich in ihrer Armuth, schämlosen
Mit ihrer Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So übertamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie können Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen einen?

König.

Etwas Mehrers
Fand' ich in diesen Worten.

Marquis.

Hier Ebene!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieser ungeratnen Kreatur
Zum Gott Sie gaben — da verstehn Sie's
Ja erst nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie führen fort
Mit Sclavinnen zu leben, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — ja ihm beten!
Verzaubernder Tausch! Unsichre
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
In Ihrem Saitenspiel herumverkörpten,
Wer hielt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich.
Wenn das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
Für das getrorne Glück von Millionen,
Sie nicht gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Der Sie verwandten, das Prinzip nicht wäre,
Das Ihre Klauen treffen kann? Ja wie
Mich zu entsetzen, Sire. Mein Gegenstand
Reißt mich davon. Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen.
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Prinz von Lerma tritt herein, und bleibt einige Schritte weit von dem Könige. Dieser sieht ihn einen Augenblick, ob er ernennen, und bleibt in seiner vorigen Stellung stehen).

König

(zum Marquis, indem Lerma vorgegangen).

Rasch! aus!

Marquis (nach einigem Stillschweigen).

Ja sähe, Sire — den ganzen Werth —

König.

Verlender!
Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

Marquis.

Sire!
Flandern kam ich an von Flandern und Brabant. —
Sie stehn reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein gerades Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes!
Das, denk' ich, hat mich ehrfürchtig stumm!
Da stieß
Ich auf verdammte jesuitische Gebräue —

(Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem Könige, der es verstimmt, rasches Blut zu erwittern, aber betroffen und verwirrt vor Erde sieht).

Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie thunen,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit staunender Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß in seinem Blut ersäuft,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
Des Opferers ein Loosbrief anzuklinnen!
Daß Menschen nur — nicht Werken ihr Lob'er Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verbrechen Philippß Leiden;
Die bringen mildrer Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verübt mit Fürstengröße wandeln.
Der sorgt Staat mit seinen Kindern gelgen,
Und die Rothwendigkeit wird menschlich sein.

König.

Wann, denke Ihr, werden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hier? in der
Dem Klerus bes heiligen geweihten? Ehrer
Im meinem Spanien Euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewußtem Frieden;
Und diese Ruhe ohne ich den Himmlischen.

Marquis (stark).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hassen
Zu ruhigen, was Sie begonnen! hassen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten.
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — Ruh dem Rohe
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In rollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menschennatur in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon stehen Tausende
Aus Ihren Ländern früh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr ehrster. Mit edlen Mutterstimmen
Empfängt die Flüchtenden Elisabeth.
Und tausdmar stellt durch Künste unsers Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen, liegt Granada da
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

(Der König sieht bringt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher).

Sie wollen Ruhigen für die Ewigkeit,
Und sieh Tod! Ein so erzwungenes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überraschen.
Dem Unkraut haben Sie gesät — unkraut
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Unkraut ein ärgliches königliches Leben
Zerstörenden Umwälzen preisgegeben.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Das langen Zusammenseil Bande wird er brechen.
Und wiederkehren sein geheiligt Recht.
In einem Nero und Busiris wird
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat Euch dessen so
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

Ja, beim Himmelslichter!
Ja — Ja — Ihr wiederholt es. Geben Sie,
Nehmt Sie und nehmen, wieder. Lassen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn fließen — Sieger reisen
In Ihrem Wetterstrahl. Geben Sie.
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm blos, und indem er sehr und feurige Blicke auf ihn richtet).

O könnte die Verklärung von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Unthätig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen werke,
Zur Flamme zu entzünden! – Geben Sie
Die monarchische Vergötterung auf.
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals – niemals
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich,
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens buhlegen dem spanischen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit. – (Er sieht sie zu Füßen weinend.)

König

(überrascht, das Gesicht wegwendend und dann wieder auf den Marquis gerichtet).

Schwärmer! Schwärmer!
Doch – steht auf – ich –

Marquis.

Stehen Sie Sie nun
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet – und wie treu ist sie
Dem Freiheit! Er, der große Sachwalter, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und lässt
Noch in den kleinen Kämmern der Verwesung
Die Mückchen sich erheben – Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Raubthier eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit – Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er – der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören –
Er ließ den Uebeln grauenvollen Heer
In seinem Weltall lieber toben – ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, beschreiben
Bewährte er sich in ewiger Gesetze;
Die sieht der Irrgeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott! sagt er; die Welt ist sich genug,
Und seines Ersten Anbacht hat ihn mehr
Als dieses Irrgeists Lästerung gepriesen.

König.

Und wollen Ihr es unternehmen, dies
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie thaten es. Wer anders? Meiden Sie
Dem Blick der Völker die Regentenkraft.
Die – ach so lang' – des Thrones Größe nur
Gewundert hatte – Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen.
Der Krone Freund – ihn binde seine Pflicht,
Mit seiner Brüder gleich erwürb'ger Rechte *).

*) Die echte Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:

Der Landmann räume sich des Pflugs, und ohne
Dem Adule, der nicht Landmann ist, die Krone.
In leiser Morgluft räume sich der Künstler
Dem Bürger einer schönern Welt. Den Ring
Des Dreiecks benenne ferner keine Schranke,
Bis zu Belohnung entdeckter Naturen.
Nicht in der Vaterlinge fallem Kreis
Erscheine der getrieue Vermittler. Die
Erlaubt es sich der Liebe heilige
Mysterien anders zu beschleichen.
Der Menschheit gnädig, ob er sich. Potosini
Durch eigenen Verlust, bringe sich der Künstler
Der angeerbten bewegten Maschine.

Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben,
Zu seinem Werthe Gefühl erwacht – der Freiheit
Erhabne, heilge Tugenden gebeuten –
Dann, Sire, wenn Sie zum glückseligsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht – dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillschweigen).

Ich sieh Euch bis zu Ende reden – Andere,
Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenkehlen,
Malt sich in diesem Kopf die Welt – auch will
Ich fremdem Maßstab Euch nicht unterwerfen.
Ich bin der Erste, dem Ihr Euer Innerstes
Entfaltet. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieser
Entfaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer noch umfaßt, verschwiegen
In vielen bis auf diesen Tag – um dieser
Besonderen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, daß ich sie erfahren.
Und wie ich sie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der sich überreißt,
Mit Ernst und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will – Will alle selbst,
Kind' ich, kann in guterigen Naturen
Zu etwas Besserm sich erheben – Aber
Hütet meine Unschuldigen. – Es sollte
Mir leid thun –

Marquis.

Wirklich! Sollt' es das?

König (in seinen Anfall verloren).

Ich habe
Recht einen Menschen nie gesehen. – Nein!
Nein, Marquis! Ihr irrt mir zu viel. Ich will
Nicht Nero sein. Ich will es nicht sein – will
Es gegen Euch nicht sein. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verderben.
Ihr selbst, Ihr sollen unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu sein.

Marquis (rasch).

Und meine
Mitbürger, Sire? – O! nicht um mich war's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? –

König.

Und wenn
Ihr so gut wüßet, wie die Folgezeit
Mich rächen wird. Ich lerne sie an Euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteste
Der Könige sey nicht mit Einem Male
Der ungerechteste – in Ihrem Alautern
Sind tausend Bessere als ich. Nur Sie –
Darf ich es frei gestehen, großer König? –
Sie stehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum ersten Mal die Freiheit.

König (mit gewaltsamem Ernst).

Nichts mehr
Von diesem Inhalt, junger Mann. – Ich weiß.
Ihr werdet anders denken, kennet Ihr
Den Menschen erst, wie ich – Doch hört' ich Euch
Nicht gern zum letzten Mal sprechen. Bitte sang' ich
Es an, Euch zu verwinden!

Marquis.

Lassen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich verstehen!

König.

Diesen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr seyd von heute an
In meinen Diensten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.
(Nach einer Pause).
Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hört sind' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich aufgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?
(Da sich der Marquis zu bedenken scheint).
Ich verstehe Euch.
Doch — wär' ich auch von allen Thoren der
Unglückseligste, kann ich nicht glücklich seyn
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der liebenswürdigsten
Gemahlin einem Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Ehre, so sind Sie
Der Glücklichste durch Beides.

König (mit finsterer Miene).

Nein! ich bin's nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —
(Mit einem Blicke der Mißbilligung auf den Marquis verweilend).

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — Eine
Er ungerathene Königin!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Ehre!

König.

Die Welt! Die Lästerung!
Ja selbst! — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Scrupulöseste
Mich fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an Ehre mir zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn sie — sie selbst sollte
Gewerben seyn, so viel sich zu entehren.
O wie viel mehr ist mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Ebroli verleumdet!
Hasst nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth, als sie Alle.

Marquis.

Ehre,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Scheun erhoben ist
Und über alle Lästerung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! das sag ich auch.
So tief, als man die Königin bezüchtigt,
Herab zu sinken, kostet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Setzt ein Mann hat mir
Schon Unglück genug gemacht. Ihr seyd gut und redlich,
Und kennet doch den Menschen auch — Drum hab'
Ich Euch gewählt —

Marquis (überrascht und erschrocken).

Mich, Ehre?

König.

Ihr standet
Vor Eurem Herrn, und habt nichts für Euch gethan
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht seyn. Leidenschaft wird Eurem Blick
Nicht trüben — Drängt Euch zu meinem Ehron,
Erforsche das Herz der Königin. Ihr will
Euch Bedürfnisse finden, sie gebeten zu sprechen.
Und jetzt verlaßt mich!
(Er geht eine Stufe).

Marquis.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kusse).

Er ist dein
Verloren in dem meinigen.
(Der Marquis geht auf und ab. Graf Lerma tritt herein).
Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelassen.

Vierter Akt.

Saal bei der Königin.

Erster Auftritt.

Die Königin. Die Herzogin Olivarez. Die Prinzessin von Eboli. Die Gräfin Fuentes und noch andere Damen.

Königin

(zur Oberhofmeisterin, indem sie aufsteht).
Der Sechstel sind sich also nicht? — So wird
Man der Schatulle nur entbehren müssen,
Und zwar sogleich —
(Da sie die Prinzessin von Eboli gewahr wird, welche sich der Thüre und der Thür nähert).
Willkommen, liebe Fürstin!
Mich freut, Sie wieder hergestellt zu finden —
Zwar noch sehr blaß —

Fuentes (etwas rührig).

Die Schuld des vierten Viertels.
Das ganz erstaunlich an der Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzessin?

Königin.

Sehr hab' ich gewünscht
Sie zu besuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

Olivarez.

Die Fürstin Eboli
Litt wenigstens nicht Mangel an Gesellschaft. —

Königin.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

Eboli.

Nichts — gar nichts, meine Königin. Ich bitte
Um die Erlaubniß, wegzugehen.

Königin.

Sie
Verletzten uns, sind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Fieber
Wird Ihnen sauer. Setzen Sie ihr, Gräfin.
Auf diesen Taburett sich niederseyen.

Eboli.

Im Freien wird mir besser.
(Sie geht ab).

Königin.

Folgen Sie
Ihr, Gräfin — Welche Anwandlung!
(Ein Page tritt herein, und spricht mit der Herzogin, welche sich alsdann zur Königin wendet).

Olivarez.

Der Marquis
Von Posa, Ihrer Majestät — Er kommt
Von Seiner Majestät, dem König.

Königin.

Ich
Erwart' ihn.
(Der Page geht ab und führt den Marquis herein).

Zweiter Auftritt.

Marquis von Posa. Die Vorigen.

(Der Marquis läßt sich auf ein Knie vor der Königin nieder, welche ihm einen Wink gibt, aufzustehen).

Königin.

Was ist meines Herrn Befehl?
Darf ich ihn hören? —

Marquis.

Mein Auftrag lautet
An Ihre Königliche Majestät allein.
(Die Damen entfernen sich auf einen Wink der Königin).

Dritter Auftritt.

Die Königin. Marquis von Posa.

Königin (mit Verwunderung).

Wie? Darf ich meinen Augen trauen, Marquis?
Ein an mich abgeschickt vom König?

Marquis.

Befremdt
Das Ihre Majestät so sonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

Königin.

Nun so ist die Welt
Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich muß gestehen.

Marquis.

Daß es seltsam klingt?
Das mag wohl seyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Ist noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

Königin.

An gehören kaum.

Marquis.

Gesetzt, ich hätte mich
Betören lassen endlich — wär' es möglich,
An Philipps Hof den Sonderling zu spielen?
Den Sonderling! Was heißt auch das? Wer sah
Den Menschen nützlich machen will, muß doch
Zuerst sich ihnen gleich zu stellen suchen.
Wozu der Gelte prahlerische Tracht?
Gesetzt — Wer ist vom Vorurtheil so frei,
Um nicht für seinen Glauben gern zu werben?
Gesetzt, ich ginge damit um, den meinen
Auf einen Thron zu setzen?

Königin.

Nein! — Nein, Marquis.
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht genöthigt werden kann.

Marquis.

Das eben
Wär' noch die Frage, deucht' ich.

Königin.

Was ich wenigstens
Sie heißen könnte, Marquis — was von Ihnen
Mich fast befremden könnte, wäre —

Marquis.

Zweifelmüthig.
Kann seyn.

Königin.

Unredlichkeit
Zum wenigsten. Der König wollte mir
Wahrscheinlich nicht durch Sie entbieten lassen,
Was Sie mir sagen werden.

Marquis.

Nein.

Königin.

Und kann
Die ganze Sache schlimme Mittel adeln?
Kann sie — verzeihen Sie mir diesen Zweifel: —
Ihr erster Stolz zu diesem Amte bergen?
Kann glauben ich es. —

Marquis.

Auch ich nicht, wenn es hier
Nur gelten soll, den König zu betrügen.
Doch das ist meine Meinung nicht. Zum selbst
Gebeut' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

Königin.

Daran
Erkenn' ich Sie, und nun genug! Was macht er?

Marquis.

Der König? — Wie es scheint, bin ich sehr bald
An meiner fernen Richterin gerathen.
Was ich so sehr nicht zu erschüttern eile,
Eile Ihrer Majestät, wie mir gesinnen.
Noch weit, weit weniger zu hören. — Doch
Gehört muß es doch werden: Der Monarch
Läßt Ihre Majestät ersuchen, dem
Ambassadeur von Frankreich sein Gehör
Für heute zu bewilligen. Das war
Mein Auftrag. Er ist abgethan.

Königin.

Und das
Ist alles, Marquis, was Sie mir von ihm
Zu sagen haben?

Marquis.

Alles ungefähr.
Was mich berechtigt hier zu seyn.

Königin.

Ich will
Mich gern bescheiden, Marquis, nicht zu wissen,
Was mir vielleicht Geheimniß bleiben muß —

Marquis.

Das muß es, meine Königin — Zwar, wären
Sie nicht Sie selbst, ich würde eilen, Sie
Von ein'gen Dingen zu belehren, vor
Gewissen Menschen Sie zu warnen — doch
Das braucht es nicht bei Ihnen. Die Geister
Mag auf- und anregen um Sie her,
Sie sollen's nie erfahren. Alles dieß
Ist ja nicht so viel werth, den goldnen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

Königin.

Wie verstehen Sie sich?

Marquis.

Wie
Den einz'gen Weisen seiner Zeit, dem es
Verbrechen ist, die Wahrheit anzubeten, —
Und eben so verhext für seine Lieder,
Wie jener für die seinige zu sterben.
Ich bringe wenig Worte — Aber hier,
Hier ist er selbst.
(Er gibt der Königin einen Brief).

Königin (nachdem sie ihn gelesen).
Er muß mich sprechen, sagt er.

Marquis.

Das sag' ich auch.

Königin.

Wird es ihn glücklich machen.
Wenn er mit seinen Augen sieht, daß ich
Es auch nicht bin?

Marquis.

Nein — aber thätiger
Soll es ihn machen und entschloss'ner.

Königin.

Wie?

Marquis.

Der Herzog Alba ist ernannt nach Flandern.

Königin.

Ernannt — so hör' ich.

Marquis.

Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr ist's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben; —
Hier nicht, jetzt vollends nicht — und Flandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

Königin.

Wissen Sie
Es zu verhindern?

Marquis.

Ja — vielleicht. Das Mittel
Ist fast so schlimm, als die Gefahr. Es ist
Verwegen, wie Verzweiflung. — Doch ich weiß
Den feinern andern.

Königin.

Nennen Sie mir's.

Marquis.

Ihnen,
Nur Ihnen, meine Königin, mag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Karlos hören, ohne Aschen hören.
Der Name ferkisch, den es führen wird,
Klingt etwas rauh —

Königin.

Reserven —

Marquis.

Er soll
Dem König ungehorsam werden, soll
Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamländer ihm
Erwarten. Alle Niederlande stehen
Auf seine Leitung auf. Die ganze Sache
Wird fast durch einen Königsstreich. Er macht
Den span'schen Thron durch seine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüssel ihm bewilligen.

Königin.

Sie sprechen
Ihn heute und behaupten das?

Marquis.

Weil ich
Ihn heute sprach.

Königin (sich einer Pause).
Der Plan, den Sie mir zeigen,
Erschreckt und — reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
Daß Sie nicht Unrecht haben. — Die Ihrer
Ist rühn, und eben darum, glaub' ich,
Gewiß sie nie. Ich will sie treffen lassen.
Weiß sie der Prinz?

Marquis.

Er sollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum erstenmal sie hören.

Königin.

Unstreitig! Die Ihrer ist groß. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

Marquis.

Sonder nichts. Er findet
Dort einen Tament und Oranien,
Die braven Krieger Kaiser Karls, so sing
Im Kabinett, als fürchterlich im Felde.

Königin (mit Lebhaftigkeit).
Nein! die Ihrer ist groß und schön — Der Prinz
Muß handeln. Lebhaft führt ich das. Die Rolle,
Die man hier in Madrid ihn spielen sieht,
Drückt mich an seiner Statt zu Boden — Frankreich
Versprach' ich ihm; Savoyen auch. Ja ich
Ganz Ihrer Meinung, Marquis, er muß handeln. —
Doch dieser Anschlag fordert Geld.

Marquis.

Ich hab's liegen schon
Bereit —

Königin.

Und dann weiß ich Rath.

Marquis.

So darf ich
Zu der Zusammenkunft ihm Hoffnung geben?

Königin.

Ich will mir's überlegen.

Marquis.

Karlos bringt
Auf Antwort. Ihrer Majestät. — Ich hab'
Ihm zugesagt, nicht eher zurückzukehren.
(Seine Schwermuth der Königin wiederholt).
Zwei Zeiten sind für jetzt genug —

Königin (nachdem sie gesonnen).
Wird' ich
Sie wiedersehn?

Marquis.

So oft Sie es befehlen.

Königin.

So oft — so oft ich es befehle? — Marquis!
Wie muß ich diese Freiheit nur erklären?

Marquis.

So arglos als Sie immer können. Mir
Gewähren sie, daß ich genug — daß ich
Für meine Königin genug.

Königin (aufbrechend).
Wie soll' es
Mich freuen, Marquis, wenn der Freiheit endlich
Noch diese Zuflucht in Europa bliebe!
Wenn sie durch ihn es würde! — Rechnen Sie
Auf meinen stillen Antheil —

Marquis (mit Feuer).
O ich wußt' es,
Ich mußte hier verstanden werden —

Herzogin Olivarez (erscheint an der Thür).

Königin (kommt zum Marquis).

Mich!

Von meinem Herrn, dem König, kommt, wert' ich
Als ein Gesetz verehrt. Gehen Sie,
Ihm meine Unterwerfung zu versichern!
(Sie gibt ihm einen Blick. Der Marquis geht ab).

Galerie.

Vierter Auftritt.

Don Karlos und Graf Lerma.

Karlos.

Hier sind wir ungestört. Was haben Sie
Mir zu entdecken?

Lerma.

Euer Hoheit hatten
An diesem Hofe einen Freund.

Karlos (stutzt).

Den ich
Nicht wüßte! — Wie? Was wollen Sie damit?

Lerma.

So muß ich um Vergebung bitten, daß
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigstens von treuer Hand,
Denn kurz, ich hab' es von mir selbst.

Karlos.

Von wem
Ist denn die Rede?

Lerma.

Marquis Posa —

Karlos.

Nun?

Lerma.

Wenn etwa mehr, als Jemand wissen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewußt seyn sollte,
Wie ich beinahe fürchte —

Karlos.

Wie Sie fürchten?

Lerma.

— Er war beim König.

Karlos.

So?

Lerma.

Zwei volle Stunden,
Und in sehr heimlichem Gespräch.

Karlos.

Wahrhaftig?

Lerma.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

Karlos.

Das will ich glauben.

Lerma.

Ihren Namen, Prinz,
Hört' ich zu öftern Malen.

Karlos.

Hoffentlich
Kein schlimmes Zeichen.

Lerma.

Auch ward heute Morgen,
Im Schlafgemache Seiner Majestät,
Der Königin sehr räthselhaft erwähnt.

Karlos (sein Gesicht verliert).

Graf Lerma!

Lerma.

Als der Marquis weggegangen,
Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulassen.

Karlos.

Das
Ist wirklich viel.

Lerma.

Ganz ohne Beispiel, Prinz.
So lang' mir denken, daß ich dem König diene.

Karlos.

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie, sagten Sie,
Wie ward der Königin erwähnt?

Lerma (tritt zurück).

Mein, Prinz.
Nein! Das ist wider meine Pflicht.

Karlos.

Wie seltsam!
Sie sagen mir das Eine, und verhehlen
Das Andre mir.

Lerma.

Das Erste war ich Ihnen,
Das Zweite bin ich dem Monarchen schuldig.

Karlos.

— Sie haben Recht.

Lerma.

Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre stets gekannt.

Karlos.

Dann haben
Sie ihn sehr gut gekannt.

Lerma.

Jedwede Tugend
Ist fleckenfrei bis auf den Augenblick
Der Probe.

Karlos.

Auch wohl hier und da noch drüber.

Lerma.

Und einen großen Königs Gunst däucht mir
Der Frage werth. An diesem goldnen Angel
Hat manche starke Tugend sich verstrickt.

Karlos.

O ja.

Lerma.

Oft sogar ist es weise, zu entdecken,
Was nicht verschwiegen bleiben kann.

Karlos.

Ja! weise!
Doch, wie Sie sagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

Lerma.

Ist er
Es noch, so macht mein Zweifel ihn nicht schlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen beyrett.
(Er will gehen).

Karlos
(hingt ihm gerührt und drückt ihm die Hand).

Dreifach
Gewinn' ich, edler, wahrer Mann — ich sehe
Ihn einen Freund mich reicher, und es kostet
Mir den nicht, den ich treu besaß.
(Lerma geht ab).

Fünfter Auftritt.

Marquis von Posa (kommt durch die Gallerie).

Karlos.

Marquis.

Karl! Karl!

Karlos.

Wer ruft? Ah! Du bist's! Eben recht. Ich eile Voraus in's Kloster. Komm bald nach. (Er will gehen).

Marquis.

Nur zwei

Minuten – bleib.

Karlos.

Wenn man uns überfiele –

Marquis.

Man wird doch nicht. Es ist sogleich geschehen. Die Königin –

Karlos.

Du warst bei meinem Vater?

Marquis.

Er ließ mich rufen; ja.

Karlos (voll Erwartung).

Nun?

Marquis.

Es ist richtig.

Du wirst sie sprechen.

Karlos.

Und der König? Was

Will denn der König?

Marquis.

Der? Nicht viel. – Neugierde,

In wissen, wer ich bin. – Dienstfertigkeit

Von unbestellten guten Freunden. Was

Weiß ich? Er bot mir Dienste an.

Karlos.

Die Du

Doch abgelehnt?

Marquis.

Versteht sich.

Karlos.

Und wie kamt

Ihr auseinander?

Marquis.

Ziemlich gut.

Karlos.

Von mir

War also wohl die Rede nicht?

Marquis.

Von wem denn?

Doch. Ja. Im Allgemeinen.

(Er zieht ein Pavenzet heraus und giebt es dem Prinzen).

Hier vorläufig

Zwei Worte von der Königin, und morgen

Werd' ich erfahren, wo und wie –

Karlos

(liest sehr geschwind, steckt die Schreibtafel ein, und will gehen).

Beim Prior

Trifft Du mich also.

Marquis.

Warte doch. Was eilst Du?

Es kommt ja Niemand.

Karlos (mit erkünstletem Lächeln).

Hören wir denn wirklich

Die Ratten umgehen? Du bist ja heute

Erstaunlich scheu.

Marquis.

Heute? Warum heute?

Karlos.

Und was schreibt mir die Königin?

Marquis.

Hast Du

Denn nicht im Augenblick gelesen?

Karlos.

Ich?

Ja so.

Marquis.

Was hast Du denn? Was ist dir?

Karlos

(liest das Geschriebene noch einmal. Entfärbt und heftig).

Engel

Des Himmels! Ja! Ich will es sein – ich will –

Will deiner werth sein – Große Seelen macht

Die Liebe größer. Sey's auch, was es sey.

Wenn du es mir gebietest, ich gehorche. –

Sie schreibt, daß ich auf eine wichtige

Entschließung mich bereiten soll. Was kann

Sie damit meinen? Weißt Du nicht?

Marquis.

Wenn ich's

Auch wüßte, Karl – bist Du auch jetzt gestimmt,

Es anzuhören?

Karlos.

Hab' ich dich beleidigt?

Ich war zerstreut. Vergieb mir, Roderich.

Marquis.

Zerstreut? Wodurch?

Karlos.

Durch – ich weiß selber nicht.

Dies Souvenir ist also mein?

Marquis.

Nicht ganz!

Vielmehr bin ich gekommen, mir sogar

Deins auszubitten.

Karlos.

Meins? Wozu?

Marquis.

Und was

Du etwa sonst an Kleinigkeiten, die

In fremde Dritten Hände fallen dürfen,

An Briefen oder abgerissenen

Konzepten bei dir führst – kurz deine

Brieftasche –

Karlos.

Wozu aber?

Marquis.

Nur auf alle Fälle.

Wer kann für Uebereilung stehn? Bei mir

Sucht sie doch Niemand. Gieb.

Karlos (sehr verwirrt).

Das ist doch seltsam!

Woher auf einmal diese –

Marquis.

Sey ganz ruhig.

Ich will nichts damit angefangen haben.

Gewißlich nicht. Es ist Behutsamkeit

Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeynt.

So wahrlich nicht, daß Du erschrecken sollest.

Karlos (giebt ihm die Brieftasche).

Verwahr' sie gut.

Marquis.

Das werd' ich.

Karlos (sieht ihn bedeutend an).
Roderich!

Ich gab dir viel.

Marquis.
Noch immer nicht so viel,
Als ich von dir schon habe – Dort also
Das Uebrige, und jetzt leb' wohl – leb' wohl!
(Er will gehen).

Karlos
(kämpft unwillkürlich mit sich selbst – endlich ruft er ihn zurück).
Gieb mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödtlich krank gelegen, noch
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von diesem Brief zu trennen fällt mir schwer.
Laß mir den Brief – nur den – das Uebrige
Nimm Alles.
(Er nimmt ihn heraus und giebt die Brieftasche zurück).

Marquis.
Karl, ich thu' es ungern. Just
Um diesen Brief war mir's ja thun.

Karlos.
Leb' wohl!
(Er geht langsam und still weg, an der Thür bleibt er ein paar Augenblicke stehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief).
Da hast Du ihn.
(Seine Hand zittert. Thränen stürzen aus seinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht wider dessen Brust).
Das kann mein Vater nicht?
Nicht wahr, mein Roderich? Das kann er doch nicht?
(Er geht schnell fort).

Sechster Auftritt.

Marquis
(sieht ihm erstaunt nach).
Wie's möglich? Wär' es? Also hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In seinem Herzen
Wär' diese Falte wirklich mir entgangen?
Mißtrauen gegen seinen Freund!
Nein! Es ist Lästerung! – Was that er mir,
Daß ich der Schwächen schwächster ihn verklage?
Was ich ihn gebe, werd' ich selbst – Bescheiden –
Das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieser seltsamen Verschlossenheit
Zu seinem Freunde sich verstehn? – Auch schmerzen!
Ja kann dir's nicht ersparen, Karl, und länger
Muß ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimniß übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht ersparst? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt? – Genug,
Daß ich sie still an mir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachst, heller Himmel ist.
(Er geht ab).

Kabinet des Königs.

Siebenter Auftritt.

Der König in einem Sessel – neben ihm die Infantin Klara Eugenia.

König
(nach einem tiefen Stillschweigen).
Nein! Es ist dennoch meine Tochter – Wie
Kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?
Dieß blaue Auge ist ja mein! Sind' ich
In jedem dieser Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja du bist's. Ich drücke
Dich an mein Herz – du bist mein Blut!
(Er fingt und pißt inne).
Mein Blut!
Was kann ich Schlimm'res fürchten? Meine Züge,
Sind sie die seinigen nicht auch?
(Er hat das Medaillon in die Hand genommen, und sieht wechselsweise auf das Bild und in einen gegenüber stehenden Spiegel – endlich wirft er es zur Erde, steht schnell auf und drückt die Infantin von sich).
Weg! Weg!
In diesen Abgrund geh' ich unter.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Der König.

Lerma.
Eben
Sind Ihre Majestät, die Königin,
Im Vorgemach erschienen.

König.
Jetzt

Lerma.
Und bitten
Um gnädigstes Gehör –

König.
Jetzt aber? Jetzt?
In dieser ungewohnten Stunde? – Nein!
Jetzt kann ich sie nicht sprechen – jetzt nicht –

Lerma.
Hier
Sind Ihre Majestät schon selbst –
(Er geht ab).

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königin (tritt herein). Die Infantin.

(Die Letztere klagt ihr entgegen und schmiegt sich an sie an. Die Königin flüstert vor dem Könige nieder, welcher stumm und verwirrt steht).

Königin.
Mein Herr
Und mein Gemahl – ich muß – ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu suchen.

König.
Gerechtigkeit? –

Königin.
Unwürdig seh' ich mir
An diesem Hof begegnet. Meine
Schatulle ist erbrochen –

König.
Wie?

Königin.
Und Sachen
Von großem Werth für mich daraus verschwunden –

König.
Von großem Werth für Sie? –

Königin.
Davon die Bedeutung,
Die eines Unbekannten Dienstgefließ
Verdunkelnd wäre –

Königin.

Dreistigkeit — Bedeutung —
Doch — stehn Sie auf!

Königin.

Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Versprechen sich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Abscheu mir zu stellen;
Wo nicht, von einem Hofstaat mich zu trennen,
Der meinen Dieb verhöhnt —

König.

Stehn Sie doch auf
In dieser Stellung — Stehn Sie auf —

Königin (steht auf).

Daß er
Von Range seyn muß, weiß ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Demanten
Weit über eine Million, und er
Begnügte sich mit Briefen —

König.

Die ich doch —

Königin.

Recht gerne mein Gemahl. Es waren Briefe
Und dann ein Medaillon von dem Infanten.

König.

Von —

Königin.

Dem Infanten, Ihrem Sohn.

König.

An Sie?

Königin.

An mich.

König.

Von dem Infanten? Und das sagen
Sie mir?

Königin.

Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

König.

Mit dieser Stirne?

Königin.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke, Sie erinnern Sich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beiden Kronen
Den Karlos mir nach Saint Germain geschrieben,
Ob auch das Bild, womit er sie begleitet,
In die Freiheit einbekennen werden,
Ob seine rasche Hoffnung eigenmächtig
Sich diesen kühnen Schritt erlaubt — das weiß
Ich zu entscheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, so war es die
Vergeihlichste — da ihn ich für ihn Bürge.
Denn damals hat ihm wohl nicht bei, daß es
Für seine Mutter wäre —

(Fährt in Bewegung des Königs).

Was ist das?

Was haben Sie?

Infantin

(welche unterdessen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit gespielt hat, bringt es der Königin).

Ach! Sieh da, meine Mutter!

Das saubre Bild —

Königin.

Was denn, mein —

(Sie erkennt das Medaillon, und bleibt in sprachloser Erstarrung stehen. Beide sehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillschweigen).

Wahrlich, Sire!
Dies Mittel, seiner Gattin Herz zu prüfen,
Dünkt mir sehr sinnreich und oft — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

König.

Das Fragen ist an mir.

Königin.

Darf meinen Argwohn
Soll doch die Unschuld wenigstens nicht leiden. —
Wenn also dieser Diebstahl Ihr Befehl
Gewesen —

König.

Ja.

Königin.

Dann hab' ich Niemand anzuklagen
Und Niemand weiter zu bedauern — Niemand
Als Sie, dem die Gemahlin nicht geworden,
Bei welcher solche Mittel sich verlohnen.

König.

Die Sprache kenn' ich. — Doch Madam,
Zum zweiten Male soll sie mich nicht täuschen.
Mir in Aranjuez sie mich getäuscht.
Die engelreine Königin, die damals
Mit so viel Würde sich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich sie besser.

Königin.

Was ist das?

König.

Kurz also
Und ohne Hinterhalt, Madam! — Ist's wahr,
Noch wahr, daß Sie mit Niemand dort gesprochen?
Mit Niemand? Ist das wirklich wahr?

Königin.

Mit dem Infanten
Hab' ich gesprochen. Ja.

König.

Ja? — — Nun, so ist's
Am Tage. Es ist offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

Königin.

Ehre, Sire?
Wenn Ehre zu verlieren war, so stürzt' ich,
Stand eine greb're auf dem Spiel, als mir
Kastilien zur Morgengabe brachte.

König.

Warum verläugneten Sie mir?

Königin.

Weil ich
Es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
Der Hofleute, auf Deutungsweise
Verbohrten mich zu fassen. Wahrheit werde
Ich nicht verläugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte sie gefordert wird. — Und war
Das wohl der Ton, den Eure Majestät
Mir in Aranjuez zu hören gaben?
Ist etwa die versammelte Grandezza
Der Richterstuhl, vor welchen Königinnen
Zu ihrer stillen Thaten Rechenschaft
Gezogen werden? Ich gestattete
Dem Prinzen die Zusammenkunft, um die
Er bringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht hörer Diener will zum Richter setzen.
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg ich es, weil ich nicht lästern war.
Mit Eurer Majestät um diese Freiheit
Vor meinem Hofgesinde mich zu streiten.

König.

Sie sprechen kühn, Madam, sehr —

Königin.

Und auch darum,
Sey' ich hinzu, weil der Infant doch schwerlich
Der Billigkeit, die er verdient, sich zu
Erfreuen hat in seines Vaters Herzen —

König.

Die er verdient?

Königin.

Denn warum soll ich es
Verbergen, Sire? — ich schätz' ihn sehr und lieb' ihn.
Als meinen nächsten Verwandten, der
Einst werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einsehn lernen, daß er mir
Gerade darum fremder sollte seyn,
Als jeder Andre, weil er ehedem
Vor jedem Andern näher mir gewesen.
Wenn Ihre Staatsmaxime diese Bande knüpft,
Wie sie für gut es findet, soll es ihr
Doch etwas schwerer werden, sie zu lösen.
Ich will nicht hassen, wen ich soll — und weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden seyn —

König.

Elisabeth! Sie haben
In schwachen Stunden mich gesehen. Diese
Erinnerung macht Sie so kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Festigkeit gepreßt. — Doch fürchten
Sie beste mehr. Was hat zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Rasereі mich führen.

Königin.

Was hab' ich denn begangen?

König (nimmt ihre Hand).

Wenn es ist.
Doch ist — und ist es denn nicht schon? — wenn Ihrer
Verschuldung volles, aufgeschlustes Maaß
Auch nur um eines Athems Schwere steigt —
Wenn ich der Hintergangne bin —
(Er läßt ihre Hand los).
Ich kann
Auch hören diese letzte Schwäche sagen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Elisabeth!

Königin.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Dann meinetwegen fließe Blut —

Königin.

So weit
Ist es gekommen — Gott!

König.

Ich kenne
Mich selbst nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

Königin.

Wie sehr
Beklag' ich Eure Majestät —

König (unter Aufzug).

Beklagen!
Das Mitleid einer Buhlerin —

Infantin
(hängt sich erschrocken an ihrer Mutter).

Der König zürnt.
Und meine schöne Mutter weint.

König
(löst das Kind unsanft von der Königin).

Königin
(mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme).

Dieß Kind
Muß ich doch sicher stellen vor Mißhandlung.
Komm mit mir, meine Tochter!
(Sie nimmt sie auf den Arm).
Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, so muß ich jenseits
Der Pyrenäen Bürgen kommen lassen,
Die unsre Sache führen.
(Sie will gehen).

König (hemmend).
Königin?

Königin.

Ich kann nicht mehr — das ist zu viel —
(Sie will die Thür erreichen, und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden).

König (hinzueilend, voll Bestürzung).

Gott! was ist das? —

Infantin (ruft voll Schrecken).

Ach! Meine Mutter blutet!
(Sie eilt hinaus).

König (ängstlich um sie beschäftigt).

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verblut' ich.
Daß Sie so hart mich strafen? Stehn Sie auf!
Erholen Sie sich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überrascht uns — Stehn Sie auf! — Soll sich
Mein ganzer Hof an diesem Schauspiel weiden?
Muß ich Sie bitten, aufzustehn?
(Sie richtet sich auf, von dem König unterstützt).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alba. Domingo. (Leztere erschrocken herein). Damen folgen.

König.

Man bringe
Die Königin zu Hause. Ihr ist übel.
(Die Königin geht ab, begleitet von den Damen.
Alba und Domingo treten näher).

Alba.

Die Königin in Thränen, und auf ihrem
Gesichte Blut —

König.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

Alba. Domingo.

Wie?

König.

Die mir
Genug gesagt, zum Rasen mich zu bringen;
Zu meiner Ueberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben,
Was wir gehabt —

König.

Die Hölle dank' es euch.
Ich habe, was mich reut, gethan. War das
Die Sprache eines schuldigen Gewissens?

Marquis von Posa
(noch außerhalb der Scene).

Ist der Monarch zu sprechen?

Fünfter Auftritt.

Marquis von Posa. Die Vorigen.

König
(bei dieser Stimme lebhaft aufbrausend, und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend).

Ha! Das ist er!
Seyd mir willkommen, Marquis — Euer, Herzog,
Bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlaßt uns!
(Alba und Domingo sehen einander mit stummer Verwunderung an, und gehen).

Zwölfter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

Marquis.

Sire!
Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, sich so entfernt zu sehn.

König.

Euch ziemt
Es, so zu denken, so zu handeln wie.
Was Ihr in wenig Stunden mir gewesen,
War er in einem Menschenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinen Wohlgefallen;
Das Siegel meiner königlichen Gunst
Soll hell und weit auf Eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Beneidet sehn.

Marquis.

Und dann auch, wenn die Hülle
Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,
Des Namens werth zu seyn?

König.

Was bringt
Ihr mir?

Marquis.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem garstigen Gerüchte,
Das mir unglaublich dünkt — Ein heftiger
Wortwechsel — Blut — die Königin —

König.

Ihr kommt von dort?

Marquis.

Entlegen sollt' es mich,
Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
Von Eurer Majestät indeß unrichtig
Etwas geschehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

König.

Nun?

Marquis.

Ich fand
Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille
Mit einigen Papieren wegzunehmen,
Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —
(Er giebt Karlos Briefstücke dem Könige).

König (durchsieht sie begierig).

Ein Schreiben
Vom Kaiser, meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entsinne?
(Er sieht es durch, legt es bei Seite und eilt zu den andern Papieren).
Der Plan zu einer Festung — Abgerissene
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
Denn hier? — Die Hand sollt' ich doch kennen!
Es ist von einer Dame.
(Er liest aufmerksam, bald laut, bald leis).
„Dieser Schlüssel — —
„Die hintern Zimmer in dem Pavillon
„Der Königin" — — Ha! Was wird das? —
„Hier darf
„Die Liebe frei — Erhörung — sichrer Lohn"
Satanische Verrätherei! Jetzt kenn' ich's,
Sie ist es. Es ist ihre Hand!

Marquis.

Die Hand
Der Königin? Unmöglich —

König.

Der Prinzessin
Von Eboli —

Marquis.

Es mag' es wahr, was mir
Unklugst der Page Henarez gestanden,
Der Brief und Schlüssel überbrachte.

König
(des Marquis Hand fassend, in heftiger Bewegung).

Marquis!
Ich sehe mich in fürchterlichen Händen!
Dieß Weib — Ich will es nur gestehen — Marquis,
Dieß Weib erbrach der Königin Schatulle,
Die erste Warnung kam von ihr — Wer weiß,
Wie viel der Mühe heute noch mir mag — Ich bin
Durch ein verruchtes Bubenstück betrogen.

Marquis.

Dann wär' es ja noch glücklich —

König.

Marquis! Marquis!
Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner
Gemahlin doch zu viel gethan —

Marquis.

Wenn zwischen
Dem Prinzen und der Königin geheime
Verständnisse gewesen sind, so waren
Sie sicherlich von weit — weit anderm Inhalt,
Als dessen man sie angeklagt. Ich habe
Gewisse Nachricht, daß der Prinzen Wunsch,
Nach Flandern abzureisen, in dem Kopfe
Der Königin entsprang.

König.

Ich glaubt' es immer.

Marquis.

Die Königin hat Ehrgeiz — Darf ich mehr
Noch sagen? — Mit Empfindlichkeit sieht sie
In ihrer stolzen Hoffnung sich getäuschet
Und von des Thrones Antheil ausgeschlossen.
Des Prinzen rasche Jugend bot sich ihren
Weit blickenden Entwürfen her — ihr Herz —
Ich zweifle, ob sie fielen kann.

König.

Wer ihren
Staatsplänen Planen setzt' ich nicht.

Marquis.

Ob sie geliebt wird? — Ob von dem Infanten
Nichts Schimmerei zu fürchten? Diese Frage
Scheint mir der Untersuchung werth. Hier, glaub' ich,
Ist eine streng're Wachsamkeit vonnöthen —

König.

Ihr haftet mir für ihn. —

Marquis (nach einigem Bedenken).

Wenn Eure Majestät
Mich fähig halten, dieses Amt zu führen.

So muß ich bitten, es uneingeſchränkt
Und ganz in meine Hand zu übergeben. —

König.

Das ſoll geſchehen.

Marquis.

Wenigſtens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu ſtören —

König.

Durch keinen. Ich verſpreche' es Euch. Ihr war't
Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für dieſen Wink Euch ſchuldig!
(Zu Lerma, der bei den letzten Worten hereintritt).
Wie verließet Ihr
Die Königin?

Lerma.

Noch ſehr erſchöpft von ihrer Ohnmacht.
(Er ſieht den Marquis mit geheimnißvollen Blicken an und geht).

Marquis (nach einer Pauſe zum Könige).
Noch eine Vorſicht ſcheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entſchlüſſen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Verfügungen zu treffen, dieſem Fall
Durch ein geſchwindes Mittel zu begegnen.

König.

Ihr habt ganz recht. Wie aber —

Marquis.

Ein geheimer
Verhaftsbefehl, den Eure Majeſtät
In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr ſogleich
Deſſelben zu bedienen — und —
(Wie ſich der König zu bedenken ſcheint).
Es bliebe
Für's erſte Staatsgeheimniß, bis —

König
(zum Schreibepult gehend, und den Verhaftsbefehl niederſchreibend).
Das Reich
Iſt auf dem Spiele — Außerordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl).
Es iſt aufs Aeußerſte, mein König.

König (legt die Hand auf ſeine Schulter).
Geht,
Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.
(Beide gehen ab zu verſchiedenen Seiten).

Galerie.

Dreizehnter Auftritt.

Karlos (kommt in der größten Beängſtigung). **Graf Lerma** (ihm entgegen).

Karlos.

Sie ſuch' ich eben.

Lerma.

Und ich Sie.

Karlos.

Iſt's wahr?
Um Gottes willen, iſt es wahr?

Lerma.

Was denn?

Karlos.

Daß er den Dolch nach ihr geſtoßt? daß man
Aus ſeinem Zimmer blutig ſie getragen?
Bei allen Heiligen! antworten Sie!
Was muß ich glauben? Was iſt wahr?

Lerma.

Sie fiel
Ohnmächtig hin und ritzte ſich im Fallen.
Sonſt war es nichts.

Karlos.

Sonſt hat es nicht Gefahr?
Sonſt nicht? Bei Ihrer Ehre, Graf?

Lerma.

Nicht für
Die Königin — doch deſto mehr für Sie.

Karlos.

Für meine Mutter nicht! Nun Gott ſey Dank!
Mir kam ein ſchreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König raſe gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimniß ſey entdeckt.

Lerma.

Das letzte
Kann auch wohl wahr ſeyn —

Karlos.

Wahr ſeyn! Wie?

Lerma.

Prinz, eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Rächen Sie
Die zweite beſſer.

Karlos.

Wie?

Lerma.

Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, ſah ich vor wen'gen Tagen
Ein Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

Karlos (etwas verlegen).
So eines
Beſitz' ich. Ja — Nun? —

Lerma.

Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriß, mit Perlen eingefaßt —

Karlos.

Ganz recht.

Lerma.

Als ich vorhin ganz unvermuthet
In's Kabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in ſeiner Hand zu ſehen.
Und Marquis Poſa ſtand bei ihm —

Karlos
(nach einem kurzen erſtarrenden Stillſchweigen, heftig).
Das iſt
Nicht wahr.

Lerma (empfindlich).
Dann freilich bin ich ein Betrüger.

Karlos (fällt ihm lange an).
Der ſind Sie. Ja.

Lerma.

Ach! ich verzeih' es Ihnen.

Karlos
(geht in ſchrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm ſtehen).
Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unſchuldvollen Bande dir gethan,

Die Du mit höllischer Geschäftigkeit
Zu reißen Dich verstehst?

Lerma.

Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unklug macht.

Karlos.

O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

Lerma.

Auch
Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:
Wie vielen Dank, — sagt' er, als ich herein trat, —
Bin ich für diese Neuigkeit Euch schuldig!

Karlos.

O still! still!

Lerma.

Herzog Alba soll
Gefallen seyn — Dem Prinzen Ruy Gomez
Das große Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben seyn —

Karlos (in tiefes Grübeln verloren).

Und mir verschwieg er!

Warum verschwieg er mir?

Lerma.

Der ganze Hof
Staunt ihn schon als allmächtigen Minister,
Als unumschränkten Günstling an —

Karlos.

Er hat
Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theurer,
Wie seine eigne Seele. O das weiß ich —
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
Das Vaterland nicht theurer seyn als Einer?
Sein Busen war für Einen Freund zu groß,
Und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend. Kann
Ich ihn drum schelten? — Ja! Es ist gewiß!
Jetzt ist's gewiß! Jetzt hab' ich ihn verloren!
(Er geht entwärts und verhüllt das Gesicht).

Lerma (nach einigem Stillschweigen).

Mein bester Prinz, was kann ich für Sie thun?

Karlos (ohne ihn anzusehen).

Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu schenken.

Lerma.

Wollen Sie
Erwarten, was erfolgen mag?

Karlos

(stützt sich auf das Geländer und sieht starr vor sich hinaus).

Ich hab' ihn
Verloren. O! Jetzt bin ich ganz verlassen!

Lerma

(nähert sich ihm mit theilnehmender Rührung).

Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Karlos.

Auf meine Rettung? — Guter Mensch!

Lerma.

Und sonst,
Sonst haben Sie für Niemand mehr zu zittern?

Karlos (fährt auf).

Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab', ihm erst
Nicht lassen wollte und doch ließ!
(Er geht heftig und die Hände ringend auf und nieder).

Womit
Hat sie es denn verdient um ihn? Sie bät' er
Doch schonen sollen! Lerma, bät' er nicht?
(Rasch, entschieden).
Ich muß zu ihr — ich muß sie warnen, muß
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen schick' ich denn? Hab' ich denn Niemand mehr?
Gott sey gelobt! Noch Einen Freund — Und hier
Ist nichts mehr zu verschlimmern.
(Schnell ab).

Lerma (folgt ihm und ruft ihm nach).

Prinz! Wohin?
(Geht ab).

Vierzehnter Auftritt.

Die Königin. Alba. Domingo.

Alba.

Wenn uns vergönnt ist, große Königin —

Königin.

Was steht zu Ihren Diensten?

Domingo.

Redliche Besorgniß
Für Ihrer königlichen Majestät
Erhabene Person erlaubt uns nicht
Bei einem Vorfall müßig still zu schweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

Alba.

Wir eilen,
Durch unsre zeit'ge Warnung ein Komplott,
Das wider Sie gespielt wird, zu enträsten —

Domingo.

Und unsern Eifer — unsre Dienste zu
Den Füßen Ihrer Majestät zu legen.

Königin (steht sie verwundernd an).

Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie überraschen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend.
Ich weiß, wie ich sie schätzen muß — Sie nennen
Mir ein Komplott, das mich bedrohen soll.
Darf ich erfahren, wer — —

Alba.

Wir bitten Sie.
Vor einem Marquis Posa sich zu hüten,
Der für des Königs Majestät geheime
Gespräche führet.

Königin.

Ich höre mit Vergnügen.
Daß der Monarch so gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längst als einen guten Menschen,
Als einen großen Mann gerühmt. Nie ward
Die höchste Gunst gerechter ausgetheilt —

Domingo.

Gerechter ausgetheilt? Wir wissen's besser.

Alba.

Es ist längst kein Geheimniß mehr, wozu
Sich dieser Mensch gebrauchen lassen.

Königin.

Wie?
Was wär' denn das? Sie spannen meine ganze
Erwartung.

Domingo.

— Ist es schon von lange,
Daß Ihre Majestät zum letzten Mal in Ihrer
Schatulle nachgesehen?

Königin.
Wie?

Domingo.
Und haben
Sie nichts darin vermißt von Kostbarkeiten?

Königin.
Wie so? Warum? Was ich vermisse, weiß
Mein ganzer Hof – Doch Marquis Posa? Wie
Kommt Marquis Posa damit in Verbindung?

Alba.
Sehr nahe, Ihre Majestät – denn auch
Dem Prinzen fehlten wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen diesen Morgen
Gelesen worden – als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

Königin (nach einigem Nachsinnen).
Sehr seltsam.
Bei Gott! und äußerst sonderbar! – Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwei Freunde, die ich nie besessen
Zu haben mich entsinnen kann – Denn wirklich
(indem sie einen durchdringenden Blick auf Beide heftet).
Muß ich gestehn, ich war schon in Gefahr,
Den schlimmen Dienst, der mir bei meinem Herrn
Geleistet worden – Ihnen zu vergeben.

Alba.
Uns?

Königin.
Ihnen.

Domingo.
Herzog Alba! Uns!

Königin
(noch immer die Augen fest auf sie geheftet).
Wie lieb
Ist es mir also, meine Ueberzeugung
So bald gewahr zu werden – Ohnedin
Hatt' ich beschlossen, Seine Majestät
Noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
Zu stellen. Um so besser nun! So kann ich
Auf Herzog Alba's Zeugniß mich berufen.

Alba.
Auf mich? Das wollten Sie im Ernst?

Königin.
Warum nicht?

Domingo.
Um alle Dienste zu entkräften, die
Wir Ihnen im Verborgenen –

Königin.
Im Verborgenen?
(Mit Stolz und Ernst).
Ich wünschte doch zu wissen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen, oder
Mit Ihnen, Priester, abzureden hätte,
Das ihr Gemahl nicht wissen darf – – Bin ich
Unsträflich oder schuldig?

Domingo.
Welche Frage!

Alba.
Doch, wenn der König so gerecht nicht wäre?
Es jetzt zum mindesten nicht wäre?

Königin.
Dann
Muß ich erwarten, bis er's wird – Wohl dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!
(Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab; jene entfernen sich durch einer andern Seite.)

Zimmer der Prinzessin von Eboli.

Fünfzehnter Auftritt.

Prinzessin von Eboli. Gleich darauf Karlos.

Eboli.
So ist sie wahr, die außerordentliche Zeitung,
Die schon den ganzen Hof erfüllt?

Karlos (tritt herein).
Erschrecken Sie
Nicht, Fürstin! Ich will sanft seyn, wie ein Kind.

Eboli.
Prinz – diese Ueberraschung.

Karlos.
Sind Sie noch
Beleidigt? Noch?

Eboli.
Prinz!

Karlos (dringender).
Sind Sie noch beleidigt?
Ich bitte, sagen Sie es mir.

Eboli.
Was soll das?
Sie scheinen zu vergessen, Prinz – Was suchen
Sie bei mir?

Karlos (ihre Hand mit Heftigkeit fassend).
Mädchen, kannst Du ewig hassen?
Verjährt gekränkte Liebe nie?

Eboli (mit sich kämpfend).
Woran
Erinnern Sie mich, Prinz?

Karlos.
An deine Güte
Und meinen Undank – Ach! ich weiß es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein sanftes Herz zerrissen, habe Thränen
Gepreßt aus diesen Engelblicken – ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

Eboli.
Prinz, lassen Sie mich – ich –

Karlos.
Ich bin gekommen,
Weil Du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
Auf deine gute, schöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, sieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieser Welt, als dich allein. Einst war'st
Du mir so gut – Du wirst nicht ewig hassen,
Und wirst nicht unversöhnlich seyn.

Eboli (wendet das Gesicht ab).
O stille!
Nichts mehr um Gottes willen, Prinz! –

Karlos.
Laß mich
An jene goldne Zeiten dich erinnern –
An deine Liebe laß mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich so unwürdig mich verging. Laß mich
Jetzt gelten machen, was ich dir gewesen,
Was deines Herzens Träume mir gegeben –
Noch einmal – nur noch einmal stelle mich,
So wie ich damals war, vor deine Seele
Und diesem Schatten opfre, was Du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannst.

Eboli.
O Karl!
Wie grausam spielen Sie mit mir!

Karlos.

Sey größer
Als dein Geschlecht. Vergiß Beleidigungen!
Thu, was vor dir kein Weib gethan — nach dir
Kein Weib mehr thun wird. Etwas Unerhörtes
Werd' ich von dir — Laß mich — auf meinen Knieen
Beschwör' ich dich — laß mich, zwei Worte laß mich
Mit meiner Mutter sprechen.
(Er wirft sich vor ihr nieder).

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis von Posa stürzt herein, hinter ihm zwei Offiziere der königlichen Leibwache.

Marquis
(athemlos, außer sich dazwischentretend).
Was hat er
Gestanden? Glauben Sie ihm nicht!

Karlos
(noch auf den Knieen, mit erhobner Stimme).
Bei Allem,
Was heilig —

Marquis (unterbricht ihn mit Heftigkeit).
Er ist rasend. Hören Sie
Den Rasenden nicht an.

Karlos (lauter, dringender).
Es gilt um Tod
Und Leben. Führen Sie mich zu ihr!

Marquis
(zieht die Prinzessin mit Gewalt von ihm).
Ich
Ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.
(Zu einem von den Offizieren).
Graf
Von Cordua! Im Namen des Monarchen.
(Er zeigt den Verhaftsbefehl)
Der Prinz ist Ihr Gefangener.
(Karlos steht erstarrt, wie vom Donner gerührt. Die Prinzessin läßt einen Laut des Schreckens aus und will fliehen, die Offiziere erstaunen. Eine lange und tiefe Pause. Man sieht den Marquis sehr heftig zittern und mit Mühe seine Fassung behalten).
(Zum Prinzen).
Ich bitte
Um Ihren Degen — Fürstin Eboli,
Sie bleiben; und
(zu dem Offizier).
Sie haften mir dafür,
Daß Seine Hoheit Niemand spreche — Niemand —
Sie selbst nicht, bei Gefahr des Kopfs!
(Er spricht noch Einiges leise mit dem Offizier, darauf wendet er sich zum andern)
Ich werfe
Sogleich mich selbst zu des Monarchen Füßen,
Ihm Rechenschaft zu geben —
(Zu Karlos).
Und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.
(Karlos läßt sich ohne Zeichen des Bewußtseyns hinwegführen — Nur im Vorübergehen läßt er einen matten, sterbenden Blick auf den Marquis fallen, der sein Gesicht verhüllt. Die Prinzessin versucht es noch einmal zu entfliehen; der Marquis führt sie beim Arme zurück).

Siebzehnter Auftritt.

Prinzessin von Eboli. Marquis von Posa.

Eboli.
Um aller Himmel willen, lassen Sie
Mich diesen Ort —

Marquis.
(führt sie ganz vor, mit fürchterlichem Ernst).
Was hat er dir gesagt,
Unglückliche?

Eboli.
Nichts — Lassen Sie mich — Nichts —

Marquis
(läßt sie mit Gewalt zurück. Ernster).
Wie viel hast Du erfahren? Hier ist kein
Entrinnen mehr. Du wirst auf dieser Welt
Es Niemand mehr erzählen.
(Eboli steht ihm erschrocken ins Gesicht).
Großer Gott!
Was meynen Sie damit? Sie wollen mich
Doch nicht ermorden?

Marquis (zieht einen Dolch).
In der That, bald bin
Ich fertig gewesen. Mach' es kurz!

Eboli.
Mich? Mich?
O ewige Barmherzigkeit! Was hab'
Ich denn begangen?

Marquis
(zum Himmel gekehrt, den Dolch auf ihre Brust gesetzt).
Noch ist's Zeit. Noch trat
Das Gift nicht über diese Lippen. Ich
Zerschmettre das Gefäß, und Alles bleibt,
Wie es gewesen — Spaniens Verbindung
Und eines Weibes Leben! —
(Er bittet in dieser Stellung gottesfürchtig zu beten).

Eboli
(ist an ihm niedergesunken, und sieht ihm fest ins Gesicht).
Nun? Was zaudern Sie?
Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe
Verdient zu sterben, und ich will's.

Marquis
(läßt die Hand langsam sinken. Nach einem kurzen Besinnen).
Das wäre
So fein als ob barbarisch ist — Nein! Nein!
Gott sey gelobt! — Noch giebt's ein andres Mittel!
(Er läßt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzessin stürzt fort durch eine andere Thür).

Ein Zimmer der Königin.

Achtzehnter Auftritt.

Die Königin zur Gräfin Fuentes.

Was für ein Auftritt im Palaste! Jedes
Gesicht, Gräfin, macht mir heute Schrecken.
O setzen Sie doch nach und sagen mir,
Was es bedeutet.
(Die Gräfin Fuentes geht ab, und herein stürzt die Prinzessin von Eboli).

Neunzehnter Auftritt.

Königin. Prinzessin von Eboli.

Eboli
(athemlos, blaß und entstellt, vor der Königin niedersinkend).
Königin! Zu Hülfe!
Er ist gefangen.

Königin.
Wer?

Eboli.
Der Marquis Posa
Nahm, auf Befehl des Königs, ihn gefangen.

Königin.
Wen aber? Wen?

Eboli.
Den Prinzen.

Königin.
Rasest Du?

Eboli.
So eben führen sie ihn fort.

Königin.
Und wer
Nahm ihn gefangen?

Eboli.
Marquis Posa.

Königin.
Nun!
Gott sey gelobt, daß es der Marquis war,
Der ihn gefangen nahm!

Eboli.
Das sagen Sie
So ruhig, Königin? so kalt? — O Gott!
Sie ahnen nicht — Sie wissen nicht —

Königin.
Warum er
Gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,
Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter
Des Jünglings sehr natürlich war.

Eboli.
Nein! Nein!
Ich weiß es besser — Nein — O Königin!
Verruchte, teuflische That! — Für ihn
Ist keine Rettung mehr! Er stirbt!

Königin.
Er stirbt?

Eboli.
Und seine Mörderin bin ich.

Königin.
Er stirbt?
Wahnsinnige, bedenkst Du?

Eboli.
Und warum —
Warum er stirbt! — O hätt' ich wissen können,
Daß es bis dahin kommen würde!

Königin (nimmt sie ganz bei der Hand).
Fürstin,
Noch sind Sie außer Fassung. Sammeln Sie
Erst Ihre Geister, daß Sie ruhiger,
Nicht in so grauenvollen Bildern, die
Mein Innerstes durchschaudern, mir erzählen.
Was wissen Sie? Was ist geschehen?

Eboli.
O!
Nicht diese himmlische Herablassung,
Nicht diese Güte, Königin! Wie Flammen
Der Hölle faßt sie brennend mein Gewissen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu Ihrer Größe empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die sich
Zerknirscht von Reue, Scham und Selbstverachtung,
Zu Ihren Füßen krümmt.

Königin.
Unglückliche!
Was haben Sie mir zu gestehen?

Eboli.
Engel
Des Lichtes! Große Heilige! Noch kennen,
Noch ahnen Sie den Teufel nicht, dem Sie
So liebevoll geliebet — Lernen Sie
Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
Der Sie bestohlen.

Königin.
Sie?

Eboli.
Und jene Briefe
Dem König ausgeliefert.

Königin.
Sie?

Eboli.
Der sich
Erdreistet hat, Sie anzuklagen —

Königin.
Sie,
Sie konnten —

Eboli.
Rache — Liebe — Raserei —
Ich haßte Sie und liebte den Infanten —

Königin.
Weil Sie ihn liebten — ?

Eboli.
Weil ich's ihm gestanden
Und seine Gegenliebe fand.

Königin (nach einem Stillschweigen).
O jetzt
Enträthselt sich mir Alles! — Stehn Sie auf!
Sie liebten ihn — ich habe schon verzeihen.
Es ist nun schon vergessen — Stehn Sie auf!
(Sie reicht ihr den Arm).

Eboli.
Nein! Nein!
Ein schrecklicheres Geständniß ist noch übrig.
Nicht eher, große Königin —

Königin (aufmerksam).
Was werd' ich
Noch hören müssen? Reden Sie —

Eboli.
Der König —
Verführung — O Sie blicken weg — Ich lese
In Ihrem Angesicht Verwerfung — Das
Verbrechen, dessen ich Sie zeihte — ich
Beging es selbst.
(Sie drückt ihr glühendes Gesicht auf den Boden. Die **Königin** geht es. Große Pause. Die Herzogin von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die **Königin** gegangen war, und findet die Fürstin noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert sich ihr stillschweigend; auf das Geräusch richtet sich die letztere auf, und fährt wie eine Rasende in die Höhe, da sie die **Königin** nicht mehr gewahr wird).

Zwanzigster Auftritt.

Prinzessin von Eboli. Herzogin von Olivarez.

Eboli.
Gott! Sie hat mich verlassen!
Jetzt ist es aus.

Olivarez (mit der Miene).
Prinzessin Eboli.

Eboli.

Ich weiß, warum Sie kommen, Herzogin.
Die Königin spricht Sie heraus, mein Urtheil
Mir anzukündigen — Geschwinde!

Olivarez.

Ich habe
Befehl von Ihrer Majestät, Ihr Kreuz
Und Ihre Schlüssel in Empfang zu nehmen —

Eboli

(nimmt ein goldnes Ordenskreuz vom Busen und giebt es in die Hände der Herzogin).

Doch Einmal noch ist mir vergönnt, die Hand
Der besten Königin zu küssen?

Olivarez.

Im
Marienkloster wird man Ihnen sagen,
Was über Sie beschlossen ist.

Eboli

(unter hervorstürzenden Thränen).

Ich sehe
Die Königin nicht wieder?

Olivarez

(unwirsch sie mit abgewendetem Gesicht).

Leben Sie glücklich!

(Sie geht schnell fort. Die Prinzessin folgt ihr bis an die Thür des Kabinetts, welche sogleich hinter der Herzogin verschlossen wird. Einige Minuten bleibt sie stumm und unbeweglich auf den Riegel davor liegen, dann rafft sie sich auf und eilt hinweg mit verhülltem Gesicht.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Königin. Marquis von Posa.

Königin.

Ach endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen!

Marquis.

(bleich, mit zerstörtem Gesicht, bebender Stimme und durch diesen ganzen Auftritt in feierlicher, steifer Bewegung).

Sind Ihre Majestät allein? Kann Niemand
In diesen nächsten Zimmern uns belauschen?

Königin.

Kein Mensch — Warum? Was bringen Sie?
(Indem sie ihn genauer ansieht und erschrocken zurücktritt).
Und wie
So ganz verändert! Was ist das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle Ihre Züge
Wie eines Sterbenden entstellt —

Marquis.

Sie wissen
Vermuthlich schon —

Königin.

Daß Karl gefangen werden,
Und zwar durch Sie, setzt man hinzu — So ist
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menschen
Als Ihnen glauben.

Marquis.

Es ist wahr.

Königin.

Durch Sie?

Marquis.

Durch mich.

Königin

(sieht ihn einige Augenblicke verstellbalt an).

Ich ehre Ihre Handlungen.
Auch wenn ich sie nicht fasse — Dießmal aber —
Verzeihen Sie dem bangen Weib — ich fürchte,
Sie spielten ein gewagtes Spiel.

Marquis.

Ich hab' es
Verloren.

Königin.

Gott im Himmel!

Marquis.

Sey'n Sie
Ganz ruhig, meine Königin. Für ihn
Ist schon gesorgt. Ich hab' es mir verloren.

Königin.

Was werd' ich hören! Gott!

Marquis.

Denn wer,
Wer dieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich Alles setzen? Auch? So verwegen,
So zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
Des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwissende zu seyn?
O es ist billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick ist fester, wie
Das Leben eines Menschen! Und wer weiß,
Ob aus des Richters karger Hand nicht schon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

Königin.

Aus
Des Richters Hand? — Welch fürchterlicher Ton!
Ich fasse nicht, was diese Reden meinen,
Doch sie entsetzen mich —

Marquis.

Er ist gerettet!
Um welchen Preis er's ist, gleich viel! Doch nur
Für heute. Wenig Augenblicke sind
Noch sein. Er spare sie. Noch diese Nacht
Muß er Madrid verlassen.

Königin.

Diese Nacht noch?

Marquis.

Anstalten sind getroffen. In demselben
Karthäuserkloster, das schon lange Zeit
Die Zuflucht unsrer Freundschaft war gewesen,
Erwarter ihn die Post. Hier ist in Wechseln,
Was mir das Glück auf dieser Welt gegeben,
Was mangelt, legen Sie noch bei. Zwar hätt' ich
An meinen Karl noch manches auf dem Herzen,
Noch Manches, das er wissen muß; doch leicht
Könnt' es an Muße mir gebrechen, alles
Persönlich mit ihm abzuthun — Sie sprechen
Ihn diesen Abend, darum wend' ich mich
An Sie —

Königin.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
Erklären Sie sich deutlicher — nicht in
So fürchterlichen Räthseln reden Sie
Mit mir — Was ist geschehn?

Marquis.

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntniß abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur Wenigen geworden;
Ich liebte einen Fürstensohn — Mein Herz,
Nur einen Einzigen gewicht, umfaßte
Die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
Senkt ich ein Paradies für Millionen.
O meine Träume waren schön — Doch es

Gesetz der Vorsehung, mich vor der Zeit
Von meiner schönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er seinen Roderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier — hier — auf diesem heiligen Altare,
Im Herzen seiner Königin leg' ich
Mein letztes kostbares Vermächtniß nieder.
Hier sind' er's, wenn ich nicht mehr bin —
(Er wendet sich ab, Thränen ersticken seine Stimme).

Königin.

Das ist
Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es ist nur Wirkung Ihres Bluts — oder
Liegt Sinn in diesen Reden?

Marquis.

(hat sich zu sammeln gesucht und fährt mit festerm Tone fort).
Sagen Sie
Dem Prinzen, daß er denken soll des Eides,
Den wir in jenen schwärmerischen Tagen
Auf die getheilte Hostie geschworen.
Den wenigen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt ist's
An ihm, den seinigen —

Königin.

Zum Tod?

Marquis.

Er wacht —
O sagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das schöne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er legt Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin gestorben, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederbeleben,
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, daß er für die Thränen seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird.
Nicht hüten soll dem tödtenden Insekte
Gerührter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterthräne — daß er nicht
Sein Herz werden, wenn des Staates Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, tästert.
Ich bin' es ihm zuvor gesagt —

Königin.

Wie, Marquis?
Und wegen fürcht —

Marquis.

Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es flehend von ihm fordre — fordre!
Und seine dazu berechtigt war. Es hätte
Bei mir gestanden, einen neuen Morgen
Heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schmachtete mir sein Herz. Er nannte
Mich seinen Sohn — Ich führe seine Siegel,
Und seine Alba sind nicht mehr.
(Er hält inne und sieht einige Augenblicke stillschweigend auf die Königin).
Sie weinen —
O diese Thränen kenn' ich, sind die Seele!
Die Fremde macht sie fließen. Doch vorbei.
Es ist vorbei, Karl oder ich. Die Wahl
War schnell und schrecklich. Einer war verloren,
Und ich will dieser Eine seyn — ich lieber,
Verlangen Sie nicht mehr zu wissen.

Königin.

Jetzt
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

Marquis.

Zwei kurze Abendstunden hingegeben,
Um einen heilen Sonnentag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König seyn? — In diesen starren Boden
Bricht keine meiner Rosen mehr — Europa's
Verhängniß reift in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweis' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh'!
Weh' mir und ihm, wenn ich verloren sollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Mein! Mein!
Ich kenne meinen Karlos — das wird me
Gescheh'n — und meine Bürgin, Königin,
Sind Sie!

(Nach einigem Stillschweigen).
Ich sah sie keimen, diese Liebe, sah
Der Leidenschaften unglückseligste
In seinem Herzen Wurzel fassen — Damals
Stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe.
Die mir mehr unglückselig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich berene nicht.
Mein Herz sagt mich nicht an. Ich sahe Leben,
Wo sie nur Tod — In dieser hoffnungslosen Flamme
Erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vertrauen,
Zur höchsten Sicherheit wollt' ich ihn erheben;
Die Sterblichkeit verfasste mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieses — meine ganze Leitung war,
Ihm seine Liebe zu erklären.

Königin.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie so ganz, daß Sie
Mich über ihm vergaßen. Glaubten Sie
Im Ernst mich aller Weisheitsheit entbunden,
Da Sie zu seinem Engel mich gemacht,
Zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
Für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
Mit solchen Namen Leidenschaft verdecken.

Marquis.

Für alle Weiber, nur für Eines nicht.
Auf Eines schwör' ich — aber sollten Sie,
Sie der Begierden ebenso fähig seyn,
Der Heldentugend Schöpferin zu seyn?
Was geht es König Philipp an, wenn seine
Verklärung in Elysium den Maler,
Der vor ihr steht, mit Ewigkeit entzündet?
Gerührt die süße Harmonie, die in
Dem Saitenspiele schwammert, seinen Käufer,
Der es mit tausend Oro bezahlt? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmer es zu schlagen.
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerschmettern.
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit, für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerstören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Dem Menschenfurcht, von falschem Heldenmuth
Zu nichtiger Verläugnung nie verstrickt,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Versprechen Sie mir dieses? — Königin —
Versprechen Sie's in meine Hand?

Königin.

Mein Herz.
Versprech' ich Ihnen, soll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe seyn.

Marquis (legt seine Hand zurück).

Jetzt sterb' ich
Beruhigt — meine Arbeit ist gethan.
(Er neigt sich gegen die Königin und will gehen).

Königin

(begleitet ihn schwelgend mit den Augen).
Sie gehen, Marquis — ohne mir zu sagen,
Wenn wir — wie bald — und wiedersehn?

Marquis

(kommt noch einmal zurück, das Gesicht abgewendet).
Gewiß!
Wir sehn uns wieder.

Königin.

Ich verstand Sie, Posa —
Verstand Sie recht gut — Warum haben Sie
Mir das gethan?

Marquis.

Er oder ich.

Königin.

Nein! Nein!
Sie stürzen sich in diese That, die Sie
Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
Gedürstet — Mögen tausend Herzen brechen.
Was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz nur weidet.
O jetzt — jetzt lern' ich Sie verstehn! Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt.

Marquis (betroffen, für sich).

Nein! Darauf
War ich nicht vorbereitet —

Königin (nach einem Stillschweigen).

Marquis!
Ist keine Rettung möglich?

Marquis.

Keine.

Königin.

Keine?
Besinnen Sie Sich wohl. Ist keine möglich?
Auch nicht durch mich?

Marquis.

Auch nicht durch Sie.

Königin.

Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth.

Marquis.

Ich weiß es.

Königin.

Und keine Rettung?

Marquis.

Keine.

Königin

(verläßt ihn und verhüllt das Gesicht).
Gehen Sie!
Ich schätze keinen Mann mehr.

Marquis

(in der heftigsten Bewegung vor ihr niedergeworfen).
Königin!
— O Gott! das Leben ist doch schön!
(Er springt auf und geht schnell fort. Die Königin in ihr Kabinet).

Vorzimmer des Königs.

Zwei und zwanzigster Auftritt.

Herzog von Alba und Domingo treten sich schweigend und abgemessen auf und stehen. Graf Lerma kommt aus dem Kabinet des Königs, mit dem Marquis von Taris, der Oberpostmeister.

Lerma.

Ob sich der Marquis noch nicht blicken lassen?

Alba.

Noch nicht.
(Lerma will wieder hineingehen).

Taris (tritt auf).

Graf Lerma, melden Sie mich an.

Lerma.

Der König ist für Niemand —

Taris.

Sagen Sie,
Ich muß ihn sprechen — Seiner Majestät
Ist äußerst dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufschub.
(Lerma geht ins Kabinet).

Alba (tritt zum Oberpostmeister).

Lieber Taris.
Gewähren Sie sich zur Geduld. Sie sprechen
Den König nicht —

Taris.

Nicht? Und warum?

Alba.

Sie hätten
Die Vorsicht denn gebraucht, Sich die Erlaubniß
Beim Chevalier von Posa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

Taris.

Von Posa? Wie? Ganz recht! Das ist verstehe.
Aus dessen Hand ich dieses Brief empfangen —

Alba.

Brief? Welchen Brief?

Taris.

Den ich nach Brüssel habe
Befördern sollen —

Alba (aufmerksam).

Brüssel?

Taris.

Den ich eben
Dem Könige bringe —

Alba.

Brüssel! Haben Sie
Gehört, Kaplan? Nach Brüssel!

Domingo (tritt dazu).

Das ist sehr
Verdächtig.

Taris.

Und wie ängstlich, wie verlegen
Er mir empfohlen werden!

Domingo.

Aengstlich? So!

Alba.

An wen ist denn die Aufschrift?

Taris.

An den Prinzen
Von Nassau und Oranien.

Alba.

An Wilhelm? —
Kaplan! Das ist Verrätherei!

Domingo.

Was thun!
Es anderes seyn? — Ja freilich, diesen Brief
Muß man sogleich dem König überliefern.
Welch ein Verdienst von Ihnen, würd'ger Mann,
So streng zu seyn in Ihres Königs Dienst!

Taxis.

Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

Alba.

Sie thaten wohl.

Lerma.

(kommt aus dem Kabinet. Zum Oberzeremonienmeister).
Der König will Sie sprechen.
(Taxis geht hinein).
Der Marquis immer noch nicht da?

Domingo.

Man sucht
Ihn aller Orten.

Alba.

Sonderbar und seltsam.
Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König
Noch selber ungewiß warum?

Domingo.

Er war
Nicht einmal hier, ihm Rechenschaft zu geben.

Alba.

Wie nahm es denn der König auf?

Lerma.

Der König
Sprach kein Wort. (Geräuscht im Kabinet).

Alba.

Was war das? Still!

Taxis (aus dem Kabinet).

Graf Lerma!

(Beide hinein).

Alba (zu Domingo).
Was geht hier vor?

Domingo.

Mit diesem Ton des Schreckens?
Wenn dieser aufgefangne Brief? — Mir ahnet
Nichts Gutes, Herzog.

Alba.

Lerma läßt er rufen!
Und wissen muß er doch, daß Sie und ich
Im Vorsaal —

Domingo.

Unsre Zeiten sind vorbei.

Alba.

Bin ich derselbe denn nicht mehr, dem hier
Sonst alle Thüren sprangen? Wie ist alles
Verwandelt um mich her — Wie fremd —

Domingo

(hat sich leise der Kabinetsthüre genähert, und bleibt lauschend davor stehen).
Horch!

Alba (nach einer Pause).
Alles!
Ist todtenstill. Man hört sie Athem holen.

Domingo.

Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

Alba.

Hinweg! Man kommt.

Domingo (verläßt die Thür).
Mir ist so feierlich,
So bang, als sollte dieser Augenblick
Ein großes Loos entscheiden.

Drei und zwanzigster Auftritt.

Der Prinz von Parma, die Herzoge von Feria und Medina Sidonia mit noch einigen andern Granden treten auf. Die Vorigen.

Parma.

Ist der König
Zu sprechen?

Alba.

Nein.

Parma.

Nein? Wer ist bei ihm?

Feria.

Marquis
Von Posa ohne Zweifel?

Alba.

Den erwartet man
So eben.

Parma.

Diesen Augenblick
Sind wir von Saragossa eingetroffen.
Der Schrecken geht durch ganz Madrid — Ist es
Denn wahr?

Domingo.

Ja, leider!

Feria.

Es ist wahr? Er ist
Durch den Maltheser in Verhaft genommen?

Alba.

So ist's.

Parma.

Warum? Was ist geschehn?

Alba.

Warum?
Das weiß kein Mensch, als Seine Majestät
Und Marquis Posa.

Parma.

Ohne Zuziehung
Der Cortes seines Königreichs?

Feria.

Weh' dem,
Der Theil gehabt an dieser Staatsverletzung.

Alba.

Weh' ihm! So ruf' ich auch.

Medina Sidonia.

Ich auch.

Die übrigen Granden.

Wir alle.

Alba.

Wer folgt mir in das Kabinet? — Ich werfe
Mich zu des Königs Füßen.

Lerma (tritt aus dem Kabinet).

Herzog Alba!

Domingo.

Endlich!

Gelobt sey Gott!

(Alba eilt hinein).

Lerma (athemlos in großer Bewegung).
Wenn der Maltheser kommt,
Der Herr ist jetzo nicht allein, er wird
Ihn rufen lassen —

Domingo.

(zu Lerma, indem sich alle Uebrigen voll neugieriger Erwartung um ihn versammeln).
Graf, was ist geschehen?
Sie sind ja blaß wie eine Leiche.

Lerma (will fortellen).
Das
Ist teuflisch!
Parma und Feria.
Was denn? Was denn?
Medina Sidonia.
Was macht
Der König?
Domingo (zugleich).
Teuflisch? Was denn?
Lerma.
Der König hat
Geweint.
Domingo.
Geweint?
Alle (zugleich, mit betretenem Erstaunen).
Der König hat geweint?
(Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein).
Domingo
(ihm nach, will ihn zurückhalten).
Graf, noch ein Wort – Verzeihen Sie – Weg ist er!
Da stehn wir angenagelt von Entsetzen.

Vier und zwanzigster Auftritt.

Prinzessin von Eboli. Feria. Medina Sidonia. Parma. Domingo, und übrige Granden.

Eboli (eilig, außer sich).
Wo ist der König? Wo? Ich muß ihn sprechen.
(Da Feria).
Sie, Herzog, führen mich zu ihm.
Feria.
Der König
Hat wichtige Verbindung. Kein Mensch
Wird vorgelassen.
Eboli.
Unterzeichnet er
Das schrecklichste Urtheil schon? Er ist
Belogen. Ich beweis' es ihm, daß er
Belogen ist.
Domingo
(giebt ihr von ferne einen bedeutenden Wink).
Prinzessin Eboli!
Eboli (geht auf ihn zu).
Sie auch da, Priester? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie sollen mir's bestätigen.
(Sie ergreift seine Hand, und will ihn in's Kabinet mit fortreißen).
Domingo.
Ich? – Eilen
Sie bei Sich, Fürstin!
Feria.
Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.
Eboli.
Er muß
Mich hören. Wahrheit muß er hören – Wahrheit!
Und wär' er zehnmal ein Gott!
Domingo.
Weg! Weg!
Sie wagen Alles. Bleiben Sie zurück!
Eboli.
Mensch, zittre Du vor deines Gleichen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.
(Wie sie in's Kabinet will, stürzt heraus)
Herzog Alba.
(Seine Augen funkeln, Triumph ist in seinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn).
Lassen Sie –
In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg ist unser!
Domingo.
Unser?
Alba
(zu Domingo und den übrigen Granden).
Jetzt hinein
Zum Herrn. Sie sollen weiter von mir hören.

Fünfter Akt.

Ein Zimmer im königlichen Palast, durch eine eiserne Gitterthür von einem großen Vorhofe abgesondert, in welchem Wachen auf und nieder gehen.

Erster Auftritt.

Karlos (an einem Tische sitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er schlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit dem eingeschlafenen sind). Marquis von Posa (tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und spricht leise mit den Offizieren, welche sich sogleich entfernen. Er selbst tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke schweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche diesen aus seiner Betäubung erweckt).
Karlos
(steht auf, wirft den Marquis gewahr, und fährt erschrocken zusammen. Dann sieht er ihn eine Weile mit großen starren Augen an, und spricht mit der Hand über die Stirne, als ob er sich auf etwas besinnen wollte).
Marquis.
Ich bin es, Karl.
Karlos (giebt ihm die Hand).
Du kommst sogar noch zu mir?
Das ist doch schön von dir.
Marquis.
Ich bitte
Mir ein. Du könntest deinen Freund hier brauchen.
Karlos.
Wahrhaftig? Meinetst Du das wirklich? Sieh!
Das freut mich – freut mich außerordentlich. Ja!
Ich wußt' es wohl, daß Du mir gut geblieben.
Marquis.
Ich hab' es auch an dich verdient.
Karlos.
Nicht wahr?
O wir verstehen uns noch ganz. Es hat'
Ja's gerne. Diese Schwung, diese Milde
Sieht großen Seelen an. wie Du und ich.
Laß sehn, daß meiner Forderungen eine
Unbillig und vermessen war, sagst Du
Mir darum auch die billigen versagen?
Hart sann die Tugend sonst, doch grausam nie,
Unmenschlich nie. – Es hat dir viel gekostet!
O ja, mir däucht, ich weiß recht gut, wie sehr
Gelitten hat dein sanftes Herz, als Du
Dein Opfer schmücktest zum Altare.
Marquis.
Karlos!
Wie meynst Du das?

Karlos.

Du selbst wirst jetzt vollenden.
Was ich gestoßt und nicht getraut — Du wirst
Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
Die sie von mir umsonst gehofft. Mir mir
Ist es ja aus — auf immer aus. Das hast
Du eingesehn — O diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüthen meines Geistes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für beine großen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall rühren dir
Den König zu — Es kostet mein Geheimniß,
Und er ist dein — Du kannst sein Engel werden.
Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien — Ach hier ist nichts verdammlich,
Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung.
Bis diesen Tag nicht eingesehen zu haben,
Daß Du — so groß als pärtlich bist.

Marquis.

Nein! Das,
Das hab' ich nicht vorhergesehen — nicht
Vorhergesehen, daß eines Freundes Großmuth
Erhabnerer kannte seyn, als meine
Weitsinge Sorgfalt. Mein Gebäude stürzt
Zusammen — Ihn vergaß dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn dir's möglich wär' gewesen, ihr
Dies Schicksal zu ersparen — sieh, das hätte
Ihn unaussprechlich dir gedankt. Kannt' ich
Denn nicht allein es tragen? Mußte sie
Das zweite Opfer seyn? — Doch still davon!
Ich will mit keinem Vorwurf dich betäuben.
Was gehe die Königin dich an? Lebst Du
Die Königin? Soll deine strenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih' mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du bist's.
Doch — bestes Vorwurfs wegen nicht. Verdient
Ich einen, dann verdient' ich alle — und
Dann wärst' ich so nicht vor dir gestanden.
(Er nimmt sein Portefeuille heraus)
Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder. Dir
Da in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu dir.

Karlos

(sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an).

Wie?

Marquis.

Ich gebe sie dir wieder,
Weil sie in deinen Händen sicherer jetzt
Seyn dürften, als in meinen.

Karlos.

Was ist das?
Der König hat sie also nicht? bekam
Sie gar nicht zu Gesichte?

Marquis.

Diese Briefe?

Karlos.

Du zeigtest ihm nicht alle?

Marquis.

Wer sagt dir,
Daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos (äußerst erstaunt).

Ist es möglich?
Graf Lerma.

Marquis.

Der hat dir gesagt? — Ja! Nun
Wird Alles, Alles offenbar. Wer konnte
Das auch voraussehn? — Lerma also? — Nein.
Der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht;
Die andern Briefe liegen bei dem König.

Karlos

(steht ihn lange mit staunendem Erdanken an).

Weswegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorsicht.
Wenn Du vielleicht zum zweiten Mal versucht
Seyn möchtest, eine Ehrell zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

Karlos (wie aus einem Traume erwachend).

Ha! Nun endlich!
Jetzt seh' ich — Jetzt wird Alles Licht —

Marquis (geht nach der Thür).

Hier kommt
Graf Lerma.

Zweiter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba

(nähert sich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch diesen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend).

Prinz. Sie sind frei. Der König schickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

(Karlos sieht den Marquis verwundert an. Alle schweigen still).

Zugleich

Schön' ich mich glücklich, Prinz, der Erste seyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos

(bemerkt beide mit äußerster Verwunderung. Nach einer Pause zum Herzog).

Ich werde
Gefangen eingesetzt und frei erklärt.
Und ohne mir bewußt zu seyn, warum
Ich beides werde?

Alba.

Aus Versehen, Prinz.
So viel ich weiß, zu welchem irgend ein
— Verräther den Monarchen hingerissen.

Karlos.

Doch aber ist es auf Befehl des Königs,
Daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Versehen Seiner Majestät.

Karlos.

Das thut
Mir wirklich leid — Doch wenn der König sich
Versieht, kommt es dem König zu, in eigner
Person den Fehler zu verbessern.
(Er sieht die Augen des Marquis, und beobachtet eine stolze Herablassung gegen den Herzog).
Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Lästerung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majestät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht schelten Ihrer Huld zu danken.
Steht hin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Kortes mich zu stellen — Meinen Degen
Nehm' ich aus solcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
Wird seinen Ausspruch nehmen, Euerer Hoheit
Dies billige Verlangen zu gewähren.

Wenn Sie verpflanzen wollen, daß ich Sie
In ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier.
Bis mich der König aber sein Madrid
Und seinen Kerker führen. Bringen Sie
Ihm diese Antwort.

(Prinz entfernt sich. Man sieht ihn noch eine Zeitlang in Unterredungen und Befehle austheilen.)

Dritter Auftritt.

Karlos und Marquis von Posa.

Karlos.
(nachdem der Herzog draußen ist, voll Erwartung mit Erstaunen zum Marquis).
Was ist aber das!
Erkläre mich'. Was Du denn nun Minister!

Marquis.
Ich bin's geworden, wie Du siehst.
(Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung).
O Karl,
Es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen.
Zeige mir's gethan. Gepriesen sey die Allmacht,
Die es gelingen ließ!

Karlos.
Gelungen! Was!
Ich fasse deine Worte nicht.

Marquis (ergreift seine Hand).
Du bist
Gerettet, Karl — bist frei — und ich —
(Er hält inne).

Karlos.
Und Du!

Marquis.
Und ich — ich brachte dich an meiner Brust
Zum ersten Mal mit vollem, ganzem Rechte!
Ich darf es ja mit allem, allem, was
Mir theuer ist, erkauft — O Karl, wie süß,
Wie groß ist dieser Augenblick! Ich bin
Mit mir versöhnet.

Karlos.
Welche räthselhafte
Verkündigung in deinen Zügen! So
Hat' ich dich nie gesehen. Steiger hebt
Dein ganze Brust, und deine Glieder beugen.

Marquis.
Wie mildern Balsam athmen, Karl, Gelassenheit nicht,
O sie ein Mann! Was Du auch leiden mußt,
Verspare mir, Karl, mich brechmindest zu Schmerz,
Marterung großer Seelen, theile Leidenden
Nie zu verwegen — Du verlierst mich, Karl —
Auf viele Jahre — Tyrsen nennen ich
Auf ewig.
(Karlos gibt seine Hand gerührt, sieht ihn starr an und antwortet nicht).
Sey ein Mann! Ich habe hier
Auf dich gerechnet, daß es nicht verwinden,
Die bange Stunde mit der aufgehalten.
Die man die letzte sprechlich nennt — Ja, soll
Ich das's gestehen, Karl? — ich habe mich
Darauf gefreut — Traum. Ich muß wiederfragen —
Ich flehe mich erbittlich und matt.
(Er sieht nahe an Karlos, der noch immer in einer tiefen Erschütterung ist, und sich vergeblich von ihm zu entfernen sucht).

Wo bist Du
Du antwortest mir keine Antwort? — Ich will ganz fragen.
Den Tag wiederer, als wir zum letztenmal

Bei den Karthäusern uns gesehen, sieh mich
Der König zu sich fordern. Den Befehl
Weiße Du, weiß ganz Madrid. Daß weiße Du nicht,
Daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
Daß Briefe, in der Königin Schatulle
Gefunden, wider dich gezeugt, daß ich
Aus seinem eignen Munde dieß erfahren,
Und daß — ich sein Vertrauter war.
(Er hält inne, Karlos bemerkt zu erfragen: hierauf verharrt in seinem Stillschweigen).

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen drach ich meine Treue.
Ich selbst regierte das Komplott, das dir
Den Untergang bereitete. Zu laut
Sprach schon die That. Doch frei zu sprechen, war
Zu spät. Mich seiner Rache zu verschließen,
War edel, was mir übrig blieb — und so
Mach ich dein Hand, die rächtigen zu binden
— Du blickst mich nicht!

Karlos.
Ich höre. Weiter. Weiter.

Marquis.
Bis hierher bin ich ohne Scheu. Doch bald
Verraten mich die ungewohnten Straßen
Der neuen Ewigkeiten Gunst. Vor Auf
Dringt bis zu dir, wie ich verborgen,
Doch ich, von solcher Zärtlichkeit bestochen,
Den seltnen Wahn gerichtet, ohne dich
Das Mögliche zu raten, unterfangen
Der Freundschaft mein gefährlichstes Geheimniß.
Doch war die große Verwechslung: Schwer
Hast' ich gerüstet. Ja weiß ich. Meinet
Mir meine Zuversicht. Verzeih' — Es war
Auf deiner Freundschaft Ewigkeit gegründet.
(Karlos wendet sich von ihm. Marquis geht auf seine Verlegenheit in steigender Bewegung über).

Was ich verschwieg, gestehet. Mein Ohr
Dich gestern vor erhobenen Gefahren.
Der Königin in ihrem Blut — Dich Sterben
Des verbrecherischen Palastes — Lerma's
Ungeheuer Dienstfertigkeit — jetzt
Mein unterrichtetes Verstummen, alles
Bestimmt dein überraschtes Herz — Du wandst —
Gleich mich verlieren — Doch, so darf gesagt,
An deines Lebens Reinheit es gewinnt,
Samstag Du mir Gelege seinen Mord auf,
Kann ich wohl Du, ins Verderben setzen,
Weil Du noch unsicht im reinen bleibst.
Verlassen von dem Einzigen warst
Der Fürsten Erste rief in die Arme;
Unschuldiger! in eines Feindes
Denn hast was's, die dich verfolgt.
(Karlos fällt auf).

Ja sehr
Dich heute eilen. Eine schlimme Botschaft
Bringt mich mein Herz. Ja folgt dir. Ja spät.
Du sinnst zu ihrem Schutz. Daß Gottheiten
Zieh hörer deine Lippen thun. Für dich
Ist deine Rettung mehr —

Karlos.
Mein! Mein! Sie war
Gerettet. Du zerrst sich. Grund war sie
Gerettet.

Marquis.
Du wirst es Rache vor meinen Sinnen!
Nicht — Nicht — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Rache mich zur Furie, zum Tyrann — ich trug
Den Dolch auf einen Wehrlosen Brust — Doch jetzt —

Jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele.
„Wenn ich den König lerne? Wenn es mir
Gelänge, selbst der Schlauste zu berücken?
Wahrscheinlich aber nicht! — Für ihn genug,
Sie sind genug für König Philipp. Wird
Es hier ist: Es sey! Ich will es wagen.
Verleiht ein Donner, der so unverhofft
Ihn trifft, macht den Tyrannen stutzen — und
Was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten."

Karlos.

Und bei — das könnt Du gethan?

Marquis.

Ich schreibe
An Wilhelm von Oranien, daß ich
Die Königin geliebt, daß mir's gelungen,
In den Verdacht, der fälschlich sie gedrückt,
Den Königs Argwohn zu entgehen — daß ich
Durch den Monarchen selbst den Weg gefunden,
Der Königin mich frei zu machen. Ich setze
Hinzu, daß sie entbeckt zu ihrem Besorgt,
Daß Du, von meiner Freundschaft bekehrt,
Zur Flandrischen Freiheit geeilet, vorsichtig
Durch ihre Hand die Königin zu warnen —
Daß ich mich hier gefangen nehme, und nun,
Weil alles doch verloren, Mitleid ihr,
Nach Brüssel mich zu werfen — diesen Brief —

Karlos (fällt ihm erschrocken in's Wort).

Hast in der Post doch nicht vertraut? Du weißt,
Daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — Mir
Die Sachen stehn, hat Taxis seine Pflicht
Bereits gethan.

Karlos.

Gott! So bin ich verloren!

Marquis.

Du? Warum Du?

Karlos.

Unglücklicher, und Du
Bist mit verloren. Dieses ungeheuren
Betrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! den vergiebt er nimmermehr!

Marquis.

Betrug?
Du bist getroffen. Bekenne dich. Wer sagt ihm,
Daß es Betrug gewesen?

Karlos (steht vom Stuhl auf, horcht).

Wer, fragst Du?
Ich selbst.

(Es will gehen).

Marquis.

Du rasest; bleib zurück!

Karlos.

Weg! Weg!
Um Gottes willen! Halte mich nicht auf!
Indem ich hier verweile, dringt er schon
Die Mörder.

Marquis.

Diese eitler ist die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu sagen.

Karlos.

Was?
Ein' er noch alles —
(Er will wieder gehen. Der Marquis nimmt ihn beim Arme und setzt ihn bedeutend nieder).

Marquis.

Hören. Karlos — Wer
Ich auch so eilig, so gewissenhaft,
Da Du für mich gebeten hast — ein Knabe?

Karlos

(steht erstaunt und voll Verwunderung vor ihm stehen).

O guter Vorsatz!

Marquis.

Werfe dich für Flandern!
Das Königreich ist deine Beruf. Für dich
Zu sterben war der wenigste.

Karlos

(sieht auf ihn zu und nimmt ihn bei der Hand, voll der innigsten Empfindung).

Mein! Mein!
Er wird — er kann nicht widerstehen! So vieler
Ernsthaftigkeit nicht widerstehen! — Ich will
Dich zu ihm führen. Dem zu Armut wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich sagen,
Das hat ein Freund für seinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Thränen wie! er ist
Nicht etwa Menschenhasser, mein Vater. Ja!
Gewiß, es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergehen, und die
Hand mir wird er umgeben —
(Er gebraucht ein Schuh durch die Gitterthür. Karlos springt auf).

Ha! Dem galt das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

(Er sieht nieder).

Karlos

(fällt mit einem Schrei des Schmerzes neben ihm zu Boden).

O tödtliche
Vermögenheit!

Marquis (mit bedeutender Stimme).

Er ist gekommen — der König —
Ich beschwöre — Finger — Denk' auf deine Rettung —
Hörst Du? — auf deine Rettung — deine Mutter
Weiß alles — ich kann nicht mehr —
(Karlos bleibt wie todt bei dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Großen begleitet, und stutzt bei diesem Auftritt betroffen zurück. Eine allgemeine und tiefe Pause. Die Großen stehen sich in einen halben Kreis um sie herum, und ihren unbestimmte auf den König und seinen Sohn. Dieser liegt noch ohne alles Zeichen des Lebens. — Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Miene).

Vierter Auftritt.

Der König. Karlos. Die Herzoge von Alva, Feria und Medina Sidonia. Der Prinz von Parma. Graf Lerma. Domingo und viele Großen.

König (mit gleichem Ton).

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich.
Ich selbst, mit allen Großen meines Reichs.
Die Freiheit eingeräumt.
(Karlos blickt auf und sieht um sich her, wie einer, der aus dem Traume erwacht. Seine Augen setzen sich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht).

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu voreilig verfahren.
(Er nähert sich ihm, nimmt ihn an der Hand und setzt ihm sich aufrichtend).

Mein Sohn ist nicht an seinem Platz. Erst auf! Komm in die Arme deines Vaters!

Karlos

(umschlingt einen Brustpfeiler die Arme des Königs — bis dieser sich aber gänzlich, über ihne und stets ihn gewandt an).

Nein

Gerung ist Mord. Ich kann dich nicht umarmen. (Er gibt ihn zurück, alle Granden trennen in Bewegung).

Nein! Nicht nicht so betroffen da! Was hab' Ich Ungeheures denn gethan? Des Himmels Gesalbten angetastet? Fürchtet nichts. Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr Das Brandmahl nicht an seiner Stirne? Gott Hat ihn gezeichnet.

König (steht schnell auf). Folgt mir, meine Granden!

Karlos.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —

(Er hält den gewandten mit beiden Händen, und bekommt nur der einen das Schwert zu fassen, das der König weggebracht hat. Es fällt auf den Estrich).

König.

Das Schwert

Gezückt auf seinen Vater?

Alle anwesenden Granden.

(stehen die stutzend).

Königsmord!

Karlos

(den König fest an der einen Hand, das blanke Schwert in der andern).

Streckt eure Schwerter ein! Was wollt ihr? Glaubt Ihr, ich sey rasend? Nein, ich bin nicht rasend. Wär' ich's, so traut ihr mir nicht gut, mich zu Entfernen. Das auf meinen Schwertes Spitze Sein Leben schwebt. Ich hätte, hoffet euch Entfernt. Verstossungen, wie meine, wecken Geistesschrecken sonst — drum bleibt parkt! Was ich Mit diesem König abzumachen habe, Geht euern Lebensgeist nichts an. Geht nur, Wie seine Finger blinken! Seht ihn recht an! Seht ihr! O seht auch hieher — Das hat er Gethan, der große Künstler!

König

(zu den Granden, welche sich bewegt um ihn herumdrängen wollen).

Tretet alle

Zurück. Wovor erschrickt ihr? — Glaubt mir Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten, Zu welcher Schandthat die Natur —

Karlos.

Natur?

Ich weiß von keiner. Mord ist jetzt die Losung. Der Menschheit Bande sind entzwei. Du selbst Hast sie zerrissen, Sire, in deinen Reichen. Soll ich errathen, was Du bistest? O sehr! Gebt bieten! Es ist noch kein Mord geschehen, Als heute — Sehet es seinen Gott Mord? Dürfen In seiner Ebenbildung Könige so handeln? Ich frage, gleicht es seinen Gott? So lange Mütter Geboren haben, ist nur Einer — Einer So unverletzt gestanden — Weißt Du auch, Was Du gethan hast? Nein, er weiß es nicht, Weiß nicht, daß er ein Leben hat gestohlen Aus dieser Welt, das wichtiger und edler Und theurer war, als er mit seinem ganzen Jahrhundert.

König (mit gesenktem Ton).

Wenn ich allzuweich gewesen,
Gezieret es hier, für den ich es gewesen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen!

König.

Wer?

Ist's möglich? Sie errathen nicht, wer mir Der Todte war — O sagt es ihm — heißt seiner Wissenschaft das schwere Räthsel lösen. Der Todte war mein Freund — Und weiß ihr wissen, Warum er starb? Für mich ist er gestorben.

König.

Ha! meine Ahnung!

Karlos.

Blutender, vergieb,
Daß ich vor solchen Ohren es entweihe!
Doch dieser große Menschenkenner sinke
Vor Scham darin, daß seine graue Weisheit
Der Scharfsinn eines Jünglings überlistet.
Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es knüpfet.
Beim sechzehn Lenzentauf war Liebe. Liebe
Für mich sein großer, sechzehn Tod. Mein war er.
Als Sie mit seiner Ahnung groß gethan,
Als seine scharfende Vertrautheit
Mit Ihrem Herzen Riesengröße spielte.
Ihn zu bethörichen wähnten Sie — und waren
Ein feiglam Werkzeug seiner höhern Plane.
Daß ich gelungen bin, war seiner Freundschaft
Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, schrieb
Er an Dronien den Brief — O Gott!
Es war die erste Lüge seines Lebens!
Mich zu erretten, warf er sich den Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie beschenkten ihn
Mit Ihrer Gunst — er starb für mich. Ihr Herz
Und Ihre Freundschaft drangen Sie ihm auf;
Ihr Zepter war das Spielzeug seiner Hände;
Er warf es hin, und starb für mich!

(Der König hebt einer Bewegung, den Blick starr auf den Boden gerichtet. Alle Granden setzen betreten und sinnerissen auf ihn).

Und war

Es möglich? Dieser groben Lüge kennten
Sie Glauben schenken? Wie gering mußt' er
Sie schätzen, da er's unternahm, bei Ihnen
Mit diesem plumpen Kunststück zu siegen!
Um seine Freundschaft wagten Sie zu bieten,
Und unterlagen dieser leisern Probe!
O nein — nein, das war nicht Sie. Das war
Kein Mensch für Sie! Das wußt' er selbst recht gut.
Als er mit allen Ränken sie verstoßen.
Daß seine Saitenspiel gebraucht in Ihrer
Metallenschaus. Sie konnten nichts, als ihn erwerben.

Alba

(hat den König bei spr wicht auf den Augen gelassen, und war sehr sichtbar überrascht die Bewegungen beobachten, welche in seinem Gesichte vorkamen. Jetzt nähert er sich ihm furchtsam).

Sire — muß diese Todtenstille? Sehen
Sie nun Sie! Reden Sie mit uns!

Karlos.

Sie waren

Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antrieb hatten
Sie klingst. Verstehe! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie selbst
Von seinem Ueberfluße zu versorgen.
Die Schätzer seines Geistes hatten Sie
Zum Gott genug. Sich selber haben Sie
Beleidigt, sich nur mich — Was werden

Sie bieten, eine Seele zu erretten.
Was hier war?
(Ein tiefes Schweigen. Viele von den Grauden sehen weg oder verhüllen das Gesicht in ihren Mäntel).
O die ihr hier verstummte seyd, und vor Entsetzen
Und vor Bewunderung verstummt — verdammet
Den Jüngling nicht, der diese Sprache gegen
Den Vater und den König führet — Seht ihn lieber!
Ist mich ist er gestorben? Hört ihr Tyrannen?
Fühlt Blut, nicht glühend Erz, in einen Adern?
Seht lieber und verdammt mich nicht!
(Er wendet sich zum König mit mehr Zufang und Vertrauen).
Vielleicht
Erwarten Sie, wie diese unnatürliche Geschichte
Sich enden wird? — Hier ist mein Schwert, Sie sind
Mein König wieder. Denken Sie, daß ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelsten gemordet.
Mein Leben ist verwirkt. Ich weiß. Was ist
Mir jetzt das Leben? Hier entsag' ich allem.
Was mich auf dieser Welt erwartet. Suchen
Sie unter Irrenthümern Sich einen Sohn —
Da liegen meine Rechte —
(Er stößt an den Leichnam nieder, und nimmt an den Zeigenden treuen Ruthell nete. Man hört unterdessen von ferne ein verworrenes Getöse von Stimmen und ein Getümmel vieler Menschen. Um den König herum ist eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber Niemand begegnet seinen Blicken).

König.

Nun? Nicht Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Gesicht verhüllt? — Mein Urtheil ist gesprochen.
In diesen stummen Mienen les' ich es
Verhaßtigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.
(Das vorige Stillschweigen — Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umherirrenden Grauden läuft ein Gemurmel, die gehen sich unter einander verlegene Blicke; Graf Lerma gibt endlich weis den Herzog von Alba an).

Lerma.

Wahrlich! Das ist Sturm!

Alba (leis).

So sprecht' ich.

Lerma.

Man bringt herauf. Man kommt.

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier von der Leibwache. Die Vorigen.

Offizier (dringend).

Rebellion!
Wo ist der König?
(Er arbeitet sich durch die Menge, und dringt bis zum König).
Ganz Madrid in Waffen!
In Tausenden umringt der wütende
Soldat, der Pöbel den Palast. Prinz Karlos,
Verrathen man, sey in Verhaft genommen.
Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
Lebendig sehen oder ganz Madrid
In Flammen aufgehen lassen.

Alle Grauden (in Bewegung).

Retter! Retter
Den König!

Alba
(zum König, der taub und unbeweglich steht).

Rächen Sie Sich, Sire — Es hat
Gefahr — Noch wissen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet —

König
(erwacht aus seiner Betäubung, richtet sich auf, und tritt mit Majestät unter sie).

Sieht mein Thron noch?
Bin ich noch König dieses Landes? — Rein.
Ja bin es nicht mehr. Diese Menschen wenden
Ihm einen Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Losung, von mir abzufallen.
Ja bin verrathen von Rebellen.

Alba.

Sire,
Welch fürchterliche Phantasie!

König.

Dortbin!
Dort werft euch nieder! Vor dem rächenden.
Dem jungen König werft euch nieder! — Ja
Bin nichts mehr — ein ohnmächtiger Greis!

Alba.

Dahin
Ist es gekommen! — Spanier!
(Alle drängen sich um den König herum und flehen mit gefalteten Händen vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von allen verlassen bei dem Leichnam).

König
(reißt seinen Mantel ab und wirft ihn von sich).

Besleidet
Ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
Fernesten Leiche trägt ihn —
(Er bricht ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen).

Lerma.

Hülfe! Gott!

Feria.

Gott! welcher Zufall!

Lerma.

Er ist von sich —

Alba
(läßt den König in Lerma's und Feria's Händen).

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdessen geh' ich
Madrid den Frieden.
(Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Grauden begleiten ihn).

Sechster Auftritt.

Karlos bleibt allein bei dem Leichnam zurück. Nach einem Augenblicken erscheint Ludwig Marquis, sieht sich schüchtern um, und sieht eine Zeitung hülfesuchend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.

Marquis.

Ich komme
Von Ihrer Majestät, der Königin.
(Karlos sieht wieder weg und gibt ihm keine Antwort).
Mein Name ist Marquis — Ja ein Leibarzt
Bei Ihrer Majestät — und hier ist meine
Beglaubigung.
(Er legt dem Prinzen einen Siegelring — Dieser verharret in seinem Stillschweigen).

Die Königin wünscht sehr
Sie heute noch zu sprechen — wichtige
Geschäfte —

Karlos.

Wichtig ist mir nichts mehr
Auf dieser Welt.

Merkado.

Ein Auftrag, sagte sie,
Den Marquis Posa hinterlassen —

Karlos (steht schnell auf).

Wie!
Sogleich.
(Er will mit ihm gehen).

Merkado.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müssen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang ist
Besetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich ist es, diesen Flügel des
Palastes ungesehen zu betreten.
Sie würden alles wagen —

Karlos.

Aber —

Merkado.

Nur
Ein Mittel, Prinz, ist höchstens noch vorhanden —
Die Königin hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor — Doch es ist kühn und seltsam
Und abenteuerlich.

Karlos.

Das ist
Soeben klingt
Geht eine Sage, wie Sie wissen, daß
Um Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Mönchsgestalt,
Der abgeschiedene Geist des Kaisers wandle.
Der Pöbel glaubt an diesen Aberglauben, die Wachen
Respektiren zwar mit Ehrfurcht diesen Posten.
Wenn Sie entschlossen sind, sich dieser
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frei und unversehrt
Bis zum Gemach der Königin gelangen.
Das dieser Sachlage bieten wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Gestalt. Doch auf
Der Stelle, Prinz, muß Ihr Entschluß gefaßt seyn.
Das nächste Kleid, die Maske, finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, Ihrer Majestät
Antwort zu bringen.

Karlos.

Und die Zeit?

Merkado.

Die Zeit
Ist zwölf Uhr.

Karlos.

Sagen Sie ihr, daß sie mich
Erwarten könne.

(Merkado geht ab).

Siebenter Auftritt.

Karlos. Graf Lerma.

Lerma.

Retten Sie Sich, Prinz.
Der König wüthet gegen Sie. Ein Anschlag
Auf Ihrer Freiheit — wo nicht auf Ihr Leben.
Befragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggestohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufschub!

Karlos.

Ich bin in den Händen
Der Allmacht.

Lerma.

Wie die Königin mich eben
Hat warten lassen, sollen Sie noch heute
Madrid verlassen und noch Brüssel flüchten.
Verziehen Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünstigt Ihre Flucht. In dieser Absicht
Hat ihn die Königin veranlaßt. Jetzt
Wird man sich nicht erdreisten, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Kartäuserkloster
Erwartet Sie die Post, und vier sind Wagen.
Wenn Sie gezwungen sollten seyn —
(Er giebt ihm einen Dolch und Terzerolen).

Karlos.

Dank, Dank,
Graf Lerma!

Lerma.

Ihrer heutigen Geschichte
Hat mich im Innersten gerührt. So sicht
Kein Fremd mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht sagen.

Karlos.

Graf Lerma! Dieser Abgeschiedene nannte
Sie einen edlen Mann.

Lerma.

Noch einmal, Prinz!
Reisen Sie glücklich. Schöne Zeiten werden kommen!
Denn aber werd' ich nicht mehr seyn. Empfangen
Sie meine Huldigung schon hier.
(Er küßt ihn auf ein Knie vor ihm nieder).

Karlos
(will ihn zurückhalten. Sehr bewegt).

Nicht alle —
Nicht alle, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
Nicht gerne weich seyn —

Lerma
(küßt seine Hand mit Empfindung).

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden stolzen hören
Ihr Sie, Ich darf es nicht. Erinnern Sie Sich meiner
In meinen Kindern — Retten Sie in Flandern
Noch Spanien! zurück. Seyen Sie
Ein Muster auf Philipp Philippi Thron. Sie haben
Noch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
Nichts Blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
Nichts Blutiges, mein Prinz! Philipp der Zweite
Zwang Ihren Retterarm von dem Thron
In Belgien — Dieser Philipp zittert heute
Vor seinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und so gerüstet Sie der Himmel!
(Er geht schnell weg. Karlos ist im Begriff auf einem andern Wege fortzugehen, kehrt aber plötzlich um und wirft sich vor dem Bildnisse des Marquis nieder, den er noch einmal in seine Arme schließt. Dann verläßt er schnell das Zimmer).

Vorzimmer des Königs.

Achter Auftritt.

Herzog von Alba und Herzog von Feria kommen im Gespräche.

Alba.

Die Stadt ist ruhig. Wie verstehen Sie Den König?

Feria.

In der fürchterlichsten Laune. Er hat sich eingeschlossen. Was sich auch Ereignen würde, keinen Menschen will Er vor sich lassen. Die Verrätherei Des Marquis hat auf einmal seine ganze Natur verändert. Wir erkennen ihn Nicht weiter.

Alba.

Ich muß zu ihm. Ich kann ihn diesmal Nicht schonen. Eine wichtige Entdeckung, Die eben jetzt gemacht wird —

Feria.

Diese neue Entdeckung?

Alba.

Ein Kartäusermönch, der in Des Prinzen Zimmer heimlich sich geschlichen, Und mit verdächt'ger Wichtigkeit den Tod Des Marquis Posa sich erbitten lassen, Läßt meinen Wachen auf. Man hält ihn an. Man untersucht. Die Angst des Todes preßt Ihm ein Geständniß aus, daß er Papiere Von großem Werthe bei sich trage, die Ihm der Verstorbne anbefohlen, in Des Prinzen Hand zu übergeben — wenn Er sich vor Sonnenuntergang nicht mehr Ihm zeigen würde.

Feria.

Nun?

Alba.

Die Briefe lauten, Daß Karlos binnen Mitternacht und Morgen Madrid verlassen soll.

Feria.

Was?

Alba.

Daß ein Schiff In Cadix fertig liege, ihn Nach Viessingen zu bringen — daß die Staaten Der Niederlande seiner nur erwarten, Die spanischen Ketten abzuwerfen.

Feria.

Ha!

Was ist das?

Alba.

Andre Briefe melden, Daß eine Flotte Ottomans bereit Von Rhodus auszulaufen — den Monarchen Von Spanien, laut des geschlossnen Bundes, Im mittelländischen Meere anzugreifen.

Feria.

Ist's möglich?

Alba.

Eben diese Briefe lehren Die Reisen mich verstehn, die der Malteser Durch ganz Europa jüngst gethan. Es galt Nichts Kleineres, als alle nord'schen Mächte Für der Flandrer Freiheit zu bewaffnen.

Feria.

Das war er!

Alba.

Diesen Briefen endlich folgt Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges. Der von der spanischen Monarchie auf immer Die Niederlande trennen soll. Nichts, nichts Ist übersehen. Kraft und Widerstand Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte Des Landes pünktlich angegeben, alle Matrosen, welche zu bekriegen, alle Bündnisse, die zu schließen. Der Entwurf Ist teuflisch, aber wahrlich — göttlich.

Feria.

Welch unbegreiflicher Verräther!

Alba.

Man Beruft man sich in diesem Brief auf eine Geheime Unterredung, die der Prinz Am Abend seiner Flucht mit seiner Mutter Zu Stande bringen sollte.

Feria.

Wie? Das wäre Ja heute.

Alba.

Diese Mitternacht. Auch hab' ich Für diesen Fall Befehle schon gegeben. Sie fetzen, daß es dringt. Kein Augenblick Ist zu verlieren — Deffnen Sie das Zimmer Des Königs!

Feria.

Nein! Der Eintritt ist verboten.

Alba.

So hör' ich selbst — Die wachsende Gefahr Rechtfertigt diese Kühnheit —

(Wie er gegen die Thüre geht, wird sie geöffnet, und der König tritt heraus).

Feria.

Ha, er selbst!

Neunter Auftritt.

König zu den Vorigen.

(Wie erschrocken über seinen Anblick, weichen zurück und lassen ihn ehrerbietig mitten durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie einer Nachtwandlerin. — Sein Auge und seine Gestalt zeigen noch die Unordnung, worein ihn die gehabte Ohnmacht versetzt hat. Mit langsamen Schritten geht er an den anwesenden Granden vorbei, sieht jeden starr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Gutsche bleibt er gedankenvoll stehen, die Augen zur Erde gerichtet, bis seine Gemüthsbesinnung nach und nach kund wird).

König.

Geh diesen Todten mir heraus! Ich muß Ihn wieder haben.

Domingo (tritt zum Herzog von Alba). Reden Sie ihn an.

König (wie oben).

Er dachte klein von mir und starb. Ich muß Ihn wieder haben. Er muß anders von Mir denken.

Alba (nähert sich mit Furcht).
Sire —

König.
Wer redet hier?
(Er sieht lange im ganzen Kreis herum).
Hat man
Vergessen, wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich sehen.
Seyt Alle mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

Alba.
Nichts mehr von ihm, mein König!
Ein neuer Feind, bedeutender als dieser,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

Feria.
Prinz Karlos —

König.
Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen ist für ihn — für ihn! Mir mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter sah! So stolz sieht man
Den Tiroxen nicht herunter. War's nicht scheußlich,
Wie viel er sich mit der Eroberung wußte?
Was er verlor, gestand sein Schmerz. So wird
Um nichts Vergängliches geweint — Das ist noch letzte!
Ich gab' ein Indien dafür. Trostlose Ohnmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menschenleben nicht verbessern kann!
Die Todten stehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir sagen, daß ich glücklich bin? Im Grabe
Wohnt Einer, der mir Nahrung vorenthalten.
Mich gaben die Lebenden mich an? Geist,
Ein fernes Mann stand auf in diesem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und stirbt.

Alba.
So lebten wir umsonst! — Laßt uns
In Grabe gehen, Spanier! Auch noch
Im Tode raubt uns dieser Mensch das Herz
Des Königs!

König.
(Er legt sich nieder, den Kopf auf den Arm gestützt).
Wär' er mir also gestorben!
Ich hab' ihn sehr geliebt, sehr sieh. Er war
Mir theurer, wie ein Stern. In diesem Jüngling
Hing mir ein neuer, schöner'rer Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten! Er
War meine erste Liebe. Ganz Europa
Verfluche mich: Europa mag mir fluchen.
Von diesem hab' ich Dank verdient.

Domingo.
Durch welche
Bezauberung —

König.
Und wem brachte' er dieß Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.
Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
Und geht verloren? Diesen Hochverrath
An seiner Menschheit sollte Posa sich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn besser. Nicht
Den Philipp opfert er dem Karlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling, seinen Schüler.
Des Vaters untergeh'nde Sonne lohnt
Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verspart man
Dem nahen Aufgang seines Sohns — Das ist klar!
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

Alba.
Lesen Sie
In diesen Briefen die Verschlagung.

König (steht auf).
Er könnte sich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur! Ich fühle
In meinen Gliedern Jünglingskraft. Ich will
Ihm zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sey eines Träumers Hirngespinnst gewesen.
Er sey gestorben als ein Thor. Sein Feuer
Erdrücke seinen Freund und sein Jahrhundert!
Laß sehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Ist noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen. diesen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzer mehr in jenen Menschenaltern
Auf dieser Brandstatt ernten soll. Er brachte
Der Menschheit, seinem Ohren, mich zum Opfer;
Die Menschheit böße mir für ihn! — Und jetzt —
Mit seiner Puppe fang' ich an.

(Zum Herzog von Alba).
Was war'd
Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich diese Briefe?

Alba.
Diese Briefe, Sire,
Enthalten die Verlaufsschaft des Marquis
Von Posa an Prinz Karl.

König
(durchfliegt die Papiere, wobei er von allen Umstehenden scharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeitlang gelesen, legt er sie weg, und geht stillschweigend durch das Zimmer).
Man rufe mir
Den Inquisitor Kardinal. Ich laß'
Ihn bitten, eine Stunde mir zu sprechen.
(Einer von den Grandes geht hinaus. Der König nimmt viele Papiere wieder, liest fort, und legt sie abermals weg).
In dieser Nacht also?

Taxis.
Schlag zwei Uhr soll
Die Post vor dem Karthäuserkloster halten.

Alba.
Und Leute, die ich ausgesendet, sollen
Verschiedenes Reisegeräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloster tragen.

Feria.
Auch sollen große Summen auf den Namen
Der Königin bei Mauritschen Agenten
Betrieben worden seyn, in Bereitschaft zu
Erheben.

König.
Wo verließ man den Infanten?

Alba.
Beim Leichnam des Matthesers.

König.
Ist noch Licht im Zimmer
Der Königin?

Alba.

Dort iſt alles ſtill. Auch hat
Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,
Als ſonſten zu geſchehen pflegt, entlaſſen.
Die Herzogin von Arkos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verließ ſie ſchon
In tiefem Schlafe.

(Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, ſpricht den Herzog von Feria auf die Seite und ſpricht leiſe mit ihm. Dieſer wendet ſich betroffen zum Herzog von Alba, andre drängen ſich hinzu, und es entſteht ein Gemurmel).

Feria, Tarik, Domingo (englisch).

Sonderbar!

König.

Was giebt es?

Feria.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
Zu glauben iſt —

Domingo.

Zwei Schweizer, die ſo eben
Von ihrem Poſten kommen, melden — Es
Iſt lächerlich, es nachzuſagen.

König.

Nun?

Alba.

Daß in dem linken Flügel des Palaſts
Der Geiſt des Kaiſers ſich erblicken laſſen,
Und mit bedeutetem, feierlichem Schritt an ihnen
Vorbei gegangen. Eben dieſe Nachricht
Beträfe alle Wachen, die durch dieſen
Pavillon hin verbreitet ſtehn, und ſetzen
Hinzu, daß die Erſcheinung in den Zimmern
Der Königin verſchwunden.

König.

Und in welcher
Geſtalt erſchien er?

Offizier.

In dem nämlichen
Gewand, das er zum letzten Mal in Juſti
Als Hieronymitermönch getragen.

König.

Als Mönch? Und alſo haben ihn die Wachen
Im Leben noch gekannt? Denn woher wußten
Sie ſonſt, daß es der Kaiſer war?

Offizier.

Daß es
Der Kaiſer müſſe ſeyn, bewies das Zepter,
Das er in Händen trug.

Domingo.

Auch will man ihn
Schon hören, wie die Sage geht, in dieſer
Geſtalt geſehen haben.

König.

Angeredet hat
Ihn Niemand?

Offizier.

Niemand unterſtand ſich.
Die Wachen ſprachen ihr Gebet und ließen
Ihn ehrerbietig mitten durch.

König.

Und in den Zimmern
Der Königin verlor ſich die Erſcheinung?

Offizier.

Im Vorgemach der Königin.

(Allgemeines Stillſchweigen).

König (wendet ſich ſchnell um).

Wie ſagt ihr?

Alba.

Sire, wir ſind ſtumm.

König

(nach einigem Beſinnen zu dem Offizier).

Laßt meine Garden unter
Die Waffen treten und ſchweben Zugang
Zu dieſem Flügel ſperren. Ich den laſſern,
Ein Wort mit dieſem Geiſt zu reden.

(Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page).

Page.

Sire!
Der Inquiſitor Kardinal.

König (zu den Anweſenden).

Verlaßt uns.

(Der Kardinal Großinquiſitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab geſtützt und von zwei Dominikanern geführt. Alle, er durch ihre Reihen geht, weichen ſich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum ſeines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen ſich).

Zehnter Auftritt.

Der König und der Großinquiſitor.

Ein langes Stillſchweigen.

Großinquiſitor.

Steh'
Ich vor dem König?

König.

Ja.

Großinquiſitor.

Ich war mir's nicht mehr
Vermutend.

König.

Ich erneure einen Auftritt
Vergangner Jahre. Philipp, der Infant,
Holt Rath bei ſeinem Lehrer.

Großinquiſitor.

Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr großer Vater, niemals.

König.

Um ſo viel glücklicher war er. Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —

Großinquiſitor.

Weswegen haben Sie gemordet?

König.

Ein
Betrug, der ohne Beiſpiel iſt —

Großinquiſitor.

Ich weiß ihn.

König.

Was wiſſet Ihr? Durch wen? Seit wann?

Großinquiſitor.

Seit Jahren.
Was Sie ſeit Sonnenuntergang.

König (mit Befremdung).

Ihr habt
Von diesem Menschen schon gewußt?

Großinquisitor.

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.

König.

Und er ging frei herum?

Großinquisitor.

Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König.

Er war schon außer meines Reiches Grenzen.

Großinquisitor.

Wo er sein mochte, war ich auch.

König (geht unwillig auf und nieder).

Man wußte.
In wessen Hand ich war — Warum versäumte man,
Mich zu erinnern?

Großinquisitor.

Diese Frage geb' ich
Zurücke — Warum fragten Sie nicht an.
Da Sie in dieses Menschen Arm Sich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Heger. — Was vermochte Sie, dieß Opfer
Dem heißen Ant zu unterschlagen? Spielt
Man so mit uns? Wenn sich die Majestät
Zur Heulerin erniedrigt — hinter unserm Rücken
Mit unsern schlimmsten Feinden sich versteht,
Was wird mit uns? Darf Einer Gnade finden,
Mit welchem Rechte wurden Hunderttausend
Geopfert?

König.

Er ist auch geopfert.

Großinquisitor.

Nein!
Er ist ermordet — rahmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unsrer Ehre allerreinst fließen sollte,
Hat eines Meuchelmörders Hand vergossen.
Der Mensch war unser — Was berinnt Sie,
Des Erdens heil'ge Gitter anzutasten?
Durch uns zu steuern war er da. — Ihm sceunte
Der Retterarm dieses Zeitenlaufes Gott,
In seines Gottes sichtbarer Schändung
Die prahlende Vermunft zur Scham zu führen.
Das war mein übereigner Plan. Nun liegt
Sie hingeschmettt, die Arbeit vieler Jahre;
Wir sind betrogen, und Sie haben nichts
Als blut'ge Hände.

König.

Leidenschaft riß mich
Dahin. Vergieb mir!

Großinquisitor.

Leidenschaft? — Antwortet
Mir Philipp, der Ansant? Bin ich allein
Zum alten Manne geworden? — Leidenschaft!
(mit zweifelnder Kopfschüttelnd),
Gieb die Gewissen frei in deinen Reichen.
Wenn Du in deinen Ketten gehst.

König.

Ich bin
In diesen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir!

Großinquisitor.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihrem ganzen vorigen
Regentenlauf zu lästern! Wo war damals
Der Philipp, dessen feste Seele wie
Der Angelstern am Himmel unverändert
Und ewig um sich selber treibt? War eine ganze
Vergangenheit verloren hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gift nicht mehr Gift? War zwischen Gut und Uebel
Und Wahr und Falsch die Scheidewand gefallen?
Was ist ein Versay? Was Beständigkeit.
Was Männertreue, wenn in einer kurzen
Minute eine siebzigjähr'ge Regel
Wie eines Weibes Laune schmilzt?

König.

Ich sah in seine Augen. — Hatte mir
Den Nächsten in die Sterblichkeit zu gut,
Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu meinem Herzen. Meine Augen sind erloschen.

Großinquisitor.

Was sollte Ihnen dieser Mensch? Was konnte
Er Neues Ihnen vorzuzeigen haben,
Worauf Sie nicht bereitet waren? Kannten
Sie Schwärmerei'n und Neuerung so wenig?
Der Weltverbesserer prahlerische Sprache
Klang Ihrem Ohr so ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Ueberzeugung schon
Von Worten fällt — mit welcher Stirne, muß
Ich fragen, schrieben Sie das Bluturteil
Der hunderttausend schwachen Seelen, die
Den Holzstoß für nichts Schlimmeres bestiegen?

König.

Mich lästete nach einem Menschen. Diese
Domingo —

Großinquisitor.

Wozu Menschen? Menschen sind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
Die Elemente der Menschenkunst
Mit meinem grauen Sädler überkören?
Der Erde Gott verlerne zu verdüstern.
Was nun vermöchtet werden kann — Wenn Sie
Um Mitgeschäfte wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihresgleichen zugestanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wissen, haben
Sie aufzuweisen über Ihresgleichen?

König (wirft sich in den Sessel).

Ich bin ein kleiner Mensch, ich fühl's — Du forderst
Von dem Gesetzgeb, was nur der Sadyster leistet.

Großinquisitor.

Nein, Sire, mich hintergeht man nicht. Sie sind
Durchschaut — Uns wollten Sie entfliehen.
Des Ordens schwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frei und einzig sein.

(Er hält inne. Der König schweigt.)

Wir sind gerochen — Danken Sie der Kirche.
Die sich begnügt, als Mutter Sie zu strafen.

Die Wahl, die man Sie blindlings treffen lassen,
War Ihre Abdankung. Sie sind detetirt.
Jetzt kennen Sie ja uns zurück – Stänn' ich
Nicht jetzt vor Ihnen – heim in's ewig'n Gott!
Sie waren morgen so vor mir gestanden.

König.

Nicht diese Sprache! Mäßige dich, Priester!
Ich bild' es nicht. Ich kann in diesem Ton
Nicht mit mir sprechen hören.

Großinquisitor.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? – Ich gab
Zwei Königen dem spanischen Thron, und heftete,
Ein fest gegründet Werk zu hinterlassen,
Verloren sei' ich meines Lebens Frucht:
Den Philipp selbst erschüttert mein Gebäude.
Und jetzo, Sire – Wozu bin ich gerufen?
Was sei ich hier? – Ich bin nicht Willens, diesen
Besuch zu wiederholen.

König.

Eine Arbeit noch.
Die letzte – dann magst Du in Frieden scheiden.
Vorbei sei das Vergangne. Zwietracht sei
Gesühnet zwischen uns – Wir sind versöhnt!

Großinquisitor.

Wenn Philipp sich in Demuth beugt.

König (nach einer Pause).

Mein Sohn
Sinnt auf Empörung.

Großinquisitor.

Was beschließen Sie?

König.

Nichts – oder Alles.

Großinquisitor.

Und was heißt hier Alles?

König.

Ich lass' ihn sterben, wenn ich ihn
Nicht sterben lassen kann.

Großinquisitor.

Nun, Sire?

König.

Kannst Du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

Großinquisitor.

Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

König.

Du willst
Durch ganz Europa diese Meinung pflanzen?

Großinquisitor.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

König.

Ich fechte
An der Natur – auch diese mächt'ge Stimme
Willst Du zum Schweigen bringen?

Großinquisitor.

Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur.

König.

Ich trete
Mein Richteramt in deine Hände – Kann
Ich ganz zurücke treten?

Großinquisitor.

Geben Sie
Ihn mir.

König.

Es ist mein einz'ger Sohn – Wen hab' ich
Gesammelt?

Großinquisitor.

Der Verwesung lieber, als
Der Freiheit.

König (steht auf).

Wir sind einig. Kommt.

Großinquisitor.

Wohin?

König.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen?
(Er winkt ihm beiseite.)

Zimmer der Königin.

Letzter Auftritt.

Karlos. Die Königin. Zuletzt der König mit Gefolge.

Karlos
(in einem Wandschranke, eine Maske vor dem Gesichte, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Namen ein blutes Schwert. Es ist ganz finster. Er nähert sich einer Thüre, welche geöffnet ward. Die Königin tritt heraus, im Nachthemde, mit einem brennenden Lichte. Karlos läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder).

Elisabeth!

Königin
(mit stiller Wehmuth auf seinen Anblick verweilend).

So sehen wir uns wieder?

Karlos.

So sehen wir uns wieder!
(Stillschweigen).

Königin (findet sich zu fassen).

Stehn Sie auf! Wir wollen
Einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch
Ohnmächt'ge Thränen will der große Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fließen
Für kein're Leiden! – Er hat sich geopfert
Für Sie! Mit seinem ebenen Leben
Hat er das Ihrige erkauft – Und dieses Blut
Mäh' einem Himmelskönig aufessen? – Karlos
Ich stehe habe 'gut gesagt für Sie.
Auf meine Bürgschaft schied er freundiger
Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerin
Mich machen?

Karlos (mit Begeisterung).

Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige
Geworden – Ueber seiner Asche blühn
Ein Paradies!

Königin.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes!
Mich wählte er zu seines letzten Willens
Vollstreckerin. Ich wahnte Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieses Eides halten.
– Und noch ein anderes Vermächtniß legte
Der Sterbende in meine Hand – Ich gab ihm
Mein Wort – und – warum soll ich es verschweigen!

Er übergab mir seinen Karl — Ich trete
Dem Schein — Ich will vor Menschen nicht mehr zittern.
Will einmal kühn sein wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unsre Liebe?
Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr —

Karlos.

Vollenden Sie nicht, Königin! — Ich habe
In einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sey das Vergangne! Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbei. Ein reuer Feuer hat mein Wesen
Geläutert, meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.

(Nach einem Stillschweigen ihre Hand fallend).

Ich kam, um Abschied
Zu nehmen — Mutter, endlich seh' ich ein,
Es giebt ein höher, wünschenswerther Gut,
Als dich besitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieses Leben keine Arbeit mehr,
Als die Erinnerung an Ihn! Vorbei
Sind alle meine Ernten —

(Er nähert sich der Königin, welche das Gesicht verhüllt).

Sagen Sie
Mir gar nichts, Mutter?

Königin.

Kehren Sie sich nicht
An meine Thränen, Karl — Ich kann nicht anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

Karlos.

Sie waren unsers Bundes einzige
Vertraute — Unter diesem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Ehrwerste
Mir bleiben. Meine Freundschaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch gestern meine Liebe
Verschenken an ein andres Weib — Doch heilig
Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorsicht mich auf diesen Thron.

(Der König, begleitet vom Großinquisitor und vielen Grandes erscheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden).

Jetzt geh' ich
Aus Spanien, und sehe meinen Vater
Nicht wieder — nie in diesem Leben wieder.
Ich schön' ihn nicht mehr. Ausgestorben ist
In meinem Busen die Natur — Seyn Sie
Ihm wieder Gattin. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten vom Tyrannenband. Madrid
Sieht nur als König über mir wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

(Er küßt sie).

Königin.

O Karl!
Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergröße wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.

Karlos.

Bin ich nicht stark, Elisabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieser Stelle hätten mich noch gestern
Des nahen Todes Schrecken nicht gerissen.

(Er verläßt sie).

Das ist vorbei. Jetzt trotz' ich jedem Schicksal
Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht. — Still! Hörten Sie nicht etwas?

(Eine Uhr schlägt).

Königin.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.

Karlos.

Gute Nacht denn, Mutter.
Aus Gent empfangen Sie den ersten Brief
Von mir, der das Geheimniß unsers Umgangs
Laut machen soll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, sey nichts Heimliches
Mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge
Der Welt zu scheuen — Dieß hier sey mein letzter
Betrug.

(Er will nach der Maske greifen. Der König steht zwischen ihnen).

König.

Es ist dein letzter!

(Die Königin sällt ohnmächtig nieder).

Karlos

(eilt auf sie zu, und empfängt sie mit den Armen).

Ist sie todt?
O Himmel und Erde!

König

(kalt und stille zum Großinquisitor).

Kardinal! ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!

(Er geht ab).

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Gegend in einem Park.

Erſte Scene.

Angelika von Hutten. Wilhelmine von Hutten, ihre Tante und Freidenke, kommen aus einem Bäumchen; bald darauf Gärtner Biber.

Angelika. Hier wollten wir ihn zu erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange in's Kreuz und leſen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdeſſen wird's neun Uhr und er kommt. – Sie ſind's doch zufrieden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(Geht nach der Laube).

Gärtner Biber
(bringt Blumen).

Das Beſte, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen ſind alle.

Angelika. Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber. Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn Sie mir verſprechen wollen –

Angelika. Was wünſchen Sie, guter Biber?

Biber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort, und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da das' ich voriges Jahr den großen Kampf laſſen andrechnen gegen Mitternacht, und einige tauſend Stück Bäume daraus gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchießt umher – es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln – Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im Voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hineinführen. Es wird Abend – und wieder Abend – und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das ſchmerzt mich, ich kann's nicht läugnen.

Angelika. Es geſchieht noch gewiß geſchieht's noch – haben Sie indeß Geduld, guter Biber.

Biber. Der Part koſtet ihm Jahr aus Jahr ein, ſeine baaren zweitauſend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene – wozu nüz' ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brot Ihres Herrn Vaters eſſen, oder er muß mich ihm beweiſen laſſen, daß ich ihm nicht darum beſtehle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wiſſen wir Alle, daß Sie das und noch weit mehr verdienen.

Biber. Mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein, davon nehmen Sie nicht ſprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags ſeinen Garten beſuche, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich nur der Morgenſonne herauftreibt – das, mein Fräulein, muß er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einz'ger Beſuch in ſeinem Part thut hier mehr als alle ſein Mammon – und ſehen Sie, mein gnädiges Fräulein – das eben war's, warum ich Sie jezt habe –

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich – Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Biber (ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit). Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen. Es iſt nicht möglich, dieſen Dank einzuſammeln von der unvernünftigen Kreatur, und Menſchen verloren zu geben. Wer darf ſagen, daß er an der Freude verzweifle, ſo lange noch Arbeiten lohnen, und Hoffnungen einſchlagen? –

Angelika. Ich verſtehe Sie, trefflicher Biber – vielleicht aber waren Sie mit Gewächſen glücklicher, als mein Vater mit Menſchen.

Biber (ſchnell und bewegt). Und er hat eine ſolche Tochter! (Er will mehr ſagen, unterdrückt es aber, und ſchweigt einen Augenblick). Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menſchen – ihr ſchlecht bewahrten Erwartungen viel, der geſcheiterten Plane viel – aber (die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend) eine Hoffnung iſt ihm aufgegangen – Alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann –

(Er entfernt ſich).

Zweite Scene.

Angelika. Wilhelmine.

Wilhelmine (ſteht auf und folgt ihm mit den Augen). Ein ſonderbarer Mann! Immer führt's ihm auf's Herz, wenn dieſe Saite berührt wird. Es iſt etwas Unbegreifliches in ſeinem Schickſal.

Angelika (sich umrnng umsehend). Es wird sehr spät. Er hat sonst nie so lange auf sich warten lassen — Rosenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängstlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und dieß mal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlschlagen sollte! Ich habe diesen Tag mit Herzensangst herannahen sehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zu viel von diesem einzigen Tage!

Angelika. Wenn er ihm mißlicke? — Wenn sich ihre Charaktere zurückstießen? — Wie kann ich wissen, daß er mit ihm die erste Ausnahme machen werde? — Wenn sich ihre Charaktere zurückstießen? — Meines Vaters so tiefente Bitterkeit und Rosenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübsinn und Rosenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglaublicher konnte die Natur nicht spielen. — Und wer ist mir Bürge, daß er ihm einen zweiten Besuch nicht eben darum verwidert, weil er sogen bei dem ersten Gefahr lief, ihn beschimpfen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Denn von allem dem sagte dir noch gestern dein Herz nichts.

Angelika. Gestern! So lang' ich nur ihn sah', nur ihn fühlte, nichts wußte als ihn! Da sprach noch das leichtsinnige liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verschwinden. O warum konnte denn dieser seelige Traum nicht fortdauern? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen schrecklichen Wurf überliefert werden?

Wilhelmine. Diese Furcht macht dich Alles vergessen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Rosenberg seine Liebe bekannte, da er hinwiederum alle Bande zerriß, die ihn an seinen Hof, an die Bequemlichkeiten der Hauptstadt gefesselt hielten, da er sich freiwillig in die traurige Einöde seiner Güter verbannte, um dir näher zu sein — seit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe verjagt. Warst Du es nicht selbst, die an der Heimkehr dieses Verstümmelten Anstoß nahm? Die mit unablässigen Bitten und Mahnungen so lange in ihn drangen, bis er, unserm anfangs sein Versprechen gab, sich um die Gunst deines Vaters zu bewerben? Mein Vater, saatest Du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menschen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Ende tun macht, daß auch seine Tochter ihn hinter gehen hat.

Angelika (mit rasch Empfindung). Nie, nie soll er das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich stärker, entschlossener. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber was er soll seine Tochter sein. Ich will seinen Hoffnungen Raum geben, die sich vor meinem Vater verstecken müssen. Bin ich es seinetwegen nicht schuldig? Er gab mir ja Alles. Selbst für die Freuden des Lebens erforderten, was hat er nicht getan, um mir sie zu schenken? Mir zur Lust schuf er diese Gegend zum Paradiese, und dieß alle Künste verschwiegen, daß Herz seiner Angelika zu entzücken und ihr den Geist zu verbreiten. Ich bin eine Abnin in diesem Gefühl. An mich trat er das göttliche Amt der Wohltätigkeit ab, daß er mit blutendem Herzen selbst niederstrafte. Mir gab er die süße Vollmacht, das verschämte Elend zu suchen, verbeckte Tränen zu trocknen, und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in diesen stillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieses, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von sich stieß.

Wilhelmine. Und hast Du sie nie übertreten, diese leichte Bedingung?

Angelika — Ich bin ihm unabersam geworden. Meine Wünsche sind über diese Mauern gestiegen — Ich vermag es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ehe Rosenberg in diesen Wildern jagte, warst Du noch sehr glücklich.

Angelika. Glücklich, wie eine Himmlische — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf einmal hat sich Alles verändert? Auch deine sonst so traute Gespielin, diese schöne Natur, ist dieselbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur ist die nämliche, aber mein Herz ist es nicht mehr. Ich habe Leben gekostet, kann mich mit der todten Bildsäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt Alles verwandelt ist um mich herum! Er hat alle Erscheinungen um mich der besten theilen. Die aufsteigende Sonne ist mir jetzt nur ein Stundenweiser seiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir seinen Namen, meine Blumen hauchen mir seinen Athem aus ihren Kelchen. — Selbst sie mich nicht so finster an, liebe Tante — Ist es denn meine Schuld, daß der erste Mann, der mir außerhalb unserer Grenzsteine begegnete, gerade Rosenberg war?

Wilhelmine (gerührt sie umarmend). Liebes, unglückliches Mädchen — also auch Du — ich bin unschuldig, ich hab' es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an. Angelika, wenn Du einst deinem Schicksale nicht entfliehen wirst.

Angelika. Immer sagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verstehe Sie nicht.

Wilhelmine. — Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnauben seiner Diana! — Er kommt. Es ist Rosenberg.

(Ihm entgegen).

Schluß der dritten Scene.

Angelika. Am Rosenberg, was haben Sie getan? Sie haben sehr übel getan.

Rosenberg. Das fürcht' ich auch, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir mit einander bekannt werden sollten! Sie wünschten, daß ich ihn interessiren möchte.

Angelika. Wie? und das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen sich aufbringen?

Rosenberg. Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir selbst erzählt, wie viele Versuche auf seine Gemüthskrankheit schon mißlungen sind. Alle jene ausgestellten scherzhaften Sachwalter der Menschheit haben ihn nur seine Ueberlegenheit fühlen lassen und sind schlecht genug gegen die verständige Vertheidigung seines Kummers bestanden. Ihm mag es einerlei sein, ob wir Uebrigen an die Gerechtigkeit dieses Hasses glauben, aber wir wird es's danken, daß wir geringschätzig davon denken. Dieser Demüthigung fügt sich sein Stolz nicht. Und zu widerlegen, war ihm freilich nicht der Mühe wert, aber in seinem Unwillen kann er sich wohl entschließen, uns zu bekämpfen — Es kommt zum Gespräch — das ist Alles, was wir für's Erste wünschen.

Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Rosenberg. — Sie getrauen sich mit meinem Vater zu spielen. Wie sehr fürchte ich —

Rosenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich flehte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache ist so schlimm, als die meinige gut ist.

Wilhelmine (wischt diese ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen gescheinen hat). Sind Sie dessen wirklich so gewiß, Herr von Rosenberg?

Rosenberg (der ihr rasch zu wenden, nach einem kurzen Stillschweigen, ernsthaft). Ich denke, daß ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine (steht auf). Dann Schade um meinen armen Bruder! Es ist ihm so schwer gefallen, der unglücklichste Mann zu werden, der er ist, und, wie ich sehe, ist es etwas so Leichtes, ihm das Urtheil zu sprechen.

Angelika. Lassen Sie uns nicht zu voreilig urtheilen, Rosenberg. Wir wissen so wenig von den Schicksalen meines Vaters.

Rosenberg. Mein ganzes Mitleid soll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn sie ihn wirklich zum Menschenverächter machten. — Es ist ihm schwer geworden, sagen Sie, einen Entschluß zu fassen, diesen unglücklichen Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menschen übernehmen, der dasjenige an sich vollendet, was ein sogenanntes Staatsamt ihm noch erlassen hat? Dem Rasenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von sich wirft, den ihm Räuber gelassen haben? — Oder wissen Sie mir einen ärmern Mann zwischen Himmel und Erde, als den Menschenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinsterung seines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung suchte, was geht das Sie Glückskinder an? Ich möchte den blinden Armen nicht dort anlassen, dem ich sein Auge zu schenken habe.

Rosenberg (mit auffahrender Hitze und etwas lebhafter Stimme). Nein, bei Gott! Nein! — aber meine Seele entrüstet über den Undankbaren, der sich die Augen mutwillig zudrückt, und dem Geber des Lichts flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Blick dieser Tochter nicht unendlich erlassen wird? Darf er einen Gesichtszug finden, das ernsthaft, stündlich in diesem Spiegel sieht? Menschenhasser. Menschenfeind! Er ist keiner. Ich will es beschwören, er ist keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es giebt keinen Menschenhasser in der Natur, als wer sich allein anbetet, oder sich selbst verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Rosenberg. Ich beschwöre Sie, gehen Sie. In dieser Stimmung dürfen Sie sich meinem Vater nicht zeigen.

Rosenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Gespräch angefangen, wobei ich immer verstimmt bin, allzuleidsame Partitei zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, vorschnell zu seyn, und soll doch erst heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas Anderm denn! — Dieses Gesicht wird so ernsthaft, und die Wangen der Tochter muß ich erst heiter sehen, wenn ich Muth haben soll, bei dem Vater für meine Liebe zu kämpfen. — Das ganze Städtchen war ja geschmückt, wie an einem Festtag, als ich vorhin kam. Wozu diese Anstalt?

Angelika. Meinen Vater zu seinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene.

Julchen, in Angelika's Diensten, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat gesimicht, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch sprechen. — Sie sind da, Herr von Rosenberg! Sie will er auch sprechen.

Angelika. Uns Beide! Beide zusammen — Rosenberg — Uns Beide! Was bedeutet das?

Julchen. Zusammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Rosenberg (im Begriff wegzugehen, zu Angelika). Ich lasse Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika (ängstlich). Sie verlassen mich, Rosenberg — Wohin? — Ich muß Sie noch etwas Wichtiges fragen.

Rosenberg (führt sie bei Seite, Wilhelmine und Julchen entfernen sich im Hintergrunde).

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den seltsamen Anzug zu sehen.

Angelika. Das ist ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Rosenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet — der faßt auf Alles, was gewiesen kann? — Wozu sind Sie entschlossen, wenn Sie meinem Vater mißfallen?

Rosenberg. Zu ein entschlossen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht diesen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Rosenberg — Es steht nicht bei Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müssen das Schlimmste erwarten, wie das Fürchterlichste. Ich darf Sie nicht mehr lieben, wenn Sie unsereinblich von einander scheiden — was haben Sie beschlossen zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Rosenberg. Gute, Liebe! — sie ihm abzunöthigen.

Angelika. O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie so zuversichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menschen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die sanften Töne Ihres Herzens wiederhallen werden in den seinigen? — Ach! es ist zerrissen, dieses Saitenspiel, und wird kein reines Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf sein Herz mißlingen — Rosenberg! noch einmal! Was beschließen Sie, wenn sie alle mißlingen?

Rosenberg (nimmt ihre Hand fassend). Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Fassen Sie Herz, liebe Furchtsame! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe mir diesen Menschen zum Ziele gemacht, habe mir vorgesetzt, ihn nicht aufzugeben, also hab' ich ihn ja gewiß. (Sie gehen ab).

Fünfte Scene.

Ein Saal.

Von Hutten aus einem Kabinet, Abel, sein Haushofmeister, folgt ihm mit einem Rechnungsbuche.

Abel (liest). Herrschaftlicher Vorschuß an die Gemeine, nach der großen Wassersnoth vom Jahr 1781. Zweitausend, neunhundert Gulden —

v. Hutten (hat sich niedergesetzt und durchsieht einige Papiere, die auf dem Tische liegen). Der Aeltere hat sich er-

holt! der Mensch soll nicht länger leiden, als seine Fesseln. Streich' Er aus diesen Posten. Ich will nicht mehr daran erinnert seyn.

Abel. (durchsieht mit Kupfschütteln die Rechnung). Ich muß mir's gefallen lassen — blieben also noch zu berechnen die Interessen von sechzehnd Jahren —

v. Hutten. Interessen! — Mensch!

Abel. Hilft nichts. Ihr Gnaden. Ordnung muß seyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(Will weiter lesen).

v. Hutten. Den Rest ein andermal. Jetzt ruf' Er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pachter vom Holzhof hätte Lust zu dem Pflaschen, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man soll ihm die Mähre hingeben, meynt der Reitknecht, ehe ein zweites Unheil geschehe.

v. Hutten. Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in jeden Jahren einmal fallen gegen mich war? So hab ich es mit Fleisen gehalten, der mir mit Unbank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel (nimmt das Rechnungsbuch und will gehen).

v. Hutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangscheine in der Kasse, sagt' Er mir, und der Rentmeister sey ausgeblieben?

Abel. Ja, das war vorigen Donnerstag.

v. Hutten (steht auf). Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Scheine geworden ist, dieser Rentmeister. Er hat mir elf Jahre ohne Tadel gedient — Sey' Er das nicht, Abel. Erzählt' Er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan, und ist heute Morgen mit einem gebrochenen Arm beerdigt worden. Die Quittungen fanden sich unter andern Papieren.

v. Hutten (mit Heftigkeit). Und er war also kein Betrüger! — Mensch, warum hast Du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das Schlimmste von seinen Nächsten denken.

v. Hutten (nach einem tiefen Stillschweigen). Er soll aber ein Betrüger seyn, und die Quittungen soll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachsuchen hat mir gewaltiges Geld gekostet. Es ist verdrießlich, daß dieß Alles nun so weggeworfen ist.

v. Hutten (sieht ihn lange verwundernd an). Theurer Mann! Ein wahres Kleinod bist Du mir — wir dürfen nie von einander.

Abel. Das wolle Gott nicht — und wenn mir gewisse Leute auch noch so große Versprechungen —

v. Hutten. Gewisse Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

v. Hutten. Regt der sich auch wieder? Nun?

Abel. Zweihundert Pistolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf Lebenszeit, wenn ich ihm seine Tochter, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

v. Hutten (steht schnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er sich wieder gesetzt hat, zum Verwalter). Und dieses Gebot hat er aufgeschlagen?

Abel. Bei meiner armen Seele, ja! Das hab' ich.

v. Hutten. Zweihundert Pistolen, Mensch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt Er hin? hat Er das wohl erwogen?

Abel. Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeschlagen. Scheelsucht gebillt nicht, bei Euer Gnaden will ich leben und sterben.

v. Hutten (laut und feurig). Wir taugen nicht für einander. —

(Man hört von ferne eine muntre ländliche Musik mit vielen Menschenstimmen untermischt. Sie kommt dem Schlosse immer näher).

Ich höre da Töne, die mir zuwider sind. Folg' Er mir in ein andres Zimmer.

Abel (ist auf den Alten getreten, und kommt eine Weile darauf wieder). Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsschmuck und mit allem gendem Spiel, und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Herr, rufen sie, möchten doch auf den Altan treten, und sich ihren getreuen Unterthanen zeigen.

v. Hutten. Was wollen sie von mir? Was haben sie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergessen —

v. Hutten. Was?

Abel. Sie kommen diesmal nicht so leicht los, wie im vorigen Jahre —

v. Hutten (steht schnell auf). Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab' ich schon gesagt, Ihr Gnaden — aber sie rämen und der Kirche, blieb es, und Gott im Himmel habe sie gehört.

v. Hutten. Er hört auch das Bellen des Hundes und den falschen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muß wissen, warum er beides gewollt hat — (indem das Volk hereindringt). O Himmel! Wer hat mir das getban? (Er will in ein Kabinet weichen, viele halten ihn zurück, und fallen den Saum seines Kleides).

Sechste Scene.

Die Vorigen. Die Vasallen und Beamten Huttens, Bürger und Landleute, welche Geschenke tragen. Junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach aber anständig gekleidet.

Vorsteher. Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte sich keines. Er wird Graubärte keine Zeitlotte thun lassen. Er wird unsre Kleinen nicht von sich stoßen.

Einige Mädchen (zweifeln sich ihm nähern). Gnädiger Herr, dieses Wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Unterthanen, weil Sie uns Alles gaben.

Zwei andre Mädchen. Diesen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenschaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und diese Blumen streuen wir Ihnen, weil Sie unser Wildniß zum Paradies gemacht haben.

Erstes und zweites Mädchen. Warum wenden Sie das Gesicht weg, lieber, gnädiger Herr? Sehen Sie uns an! Reden Sie mit uns! Was thaten wir Ihnen, daß Sie unsern Dank so zurück stoßen? (Eine lange Pause).

v. Hutten (ohne die Anwesenden, den Blick auf den Boden geheftet). Wer? Er Gelt unter sie, Verwalter —

Geld, so viel sie mögen – Schon'Er meine Kasse nicht – Er sieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann (der aus der Menge hervortritt). Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir sind keine Lohnknechte.

Einige Andre. Wir wollen ein sanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir sind Menschen.

Mehrere. Wir sind Menschen, und das haben wir nicht verdient.

v. Hutten. Werft diesen Namen von euch, und seyd mir unter einem schlechtern willkommen – Es beleidigt euch, daß ich euch Gelo anbiete? Ihr seyd gekommen, sagt ihr, mir zu danken? – Woher unsers könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas Besseres gegeben. Wäre ich's, eh' ich Besitz von dieser Grafschaft nahm, könnt'est ihr mit dem Mangel und ein Unmensch hättet auf Lasten der Leibeigenschaft auf euch. Euer Fleiß war mein euer; mit ungerührtem Auge sah' ihr die Saaten grünen, und die Halme sich veredeln, und der Vater verlor sich jede Neigung der Frucht, wenn ihm ein Sohn geboren war. Ich zerbrach diese Festen, schenkte dem Vater seinen Sohn und dem Säugling seine Ernte. Der Segen stieg herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt ist keiner unter euch so arm, der des Jahrs nicht seinen Ochsen schlachtet; ihr legt euch in geräumigen Häusern schlafen, mit der Nothdurft sorgt ihr abgefunden und hart noch dürtig für die Freude eures Herzens auf einander und gegen sie werden). Ja sehe die Gesundheit in euren Augen und den Wohlstand auf euren Kleidern. Es ist nichts mehr zu wünschen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann (aus dem Haufen). Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut ist Ihre geringste Wohlthat gewesen. Ihre Vorfahren haben uns den Dieb auf unsern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menschen gemacht.

Ein Zweiter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unsre Jugend erziehen lassen.

Ein Dritter. Und haben uns gute Gesetze und gewissenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter. Ihnen danken wir, daß wir menschlich leben, daß wir uns unsers Lebens freuen.

v. Hutten (in Nachdenken verliert). Ja, ja – das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn in der hitzerische Busch nicht zum Baume aufwüchse. – Es ist meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Gewissen spricht euch das Urtheil. Diese Genügsamkeit beweist mir, daß meine Arbeit an euch verloren ist. Hätter ihr etwas an eurer Glückseligkeit vermißt – es hätte euch zum ersternmal meine Achtung erworben. (Indem er sich abwendet). Stroh, was ihr seyn könnt – Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie haben uns Alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe!

v. Hutten (mit finstrem Ernst). Wehe dir, der du mich erinnerst, wie oft meine Thorheit dieses Gut verschleuderte. Ist kein Gesicht in dieser Versammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. – Meine Liebe? – Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preise den Zufall, der sie über deinen Weinstock bahn führte; aber den schwindlichen Wunsch unterjage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und sie, wenn sie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten, wenn sie, die Erlende, in ihrer himmlischen Bahn deinem Danke still halten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorsam, zieht sie ihren Strahlenstrom aus – gleich unbestimmert um die Flüge, die sich darin sonnt, und um dich, der ihr himmlisches Licht mit seinen Lastern beschmutzt – Was sollen mir diese Gaben? – Von meiner Liebe hast ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der ewigen.

Der Alte. O das schmerzt uns, mein theurer Herr, daß wir Alles besitzen sollen und nur die Freude des Dankes entbehren.

v. Hutten. Weg damit! Ich verabscheue Dank aus so unheiligen Händen. Mißbraucht erst die Verläumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Einkern, die schreiendste Mißkunst aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Laster, werft eure gleißnerischen Larven ab, lasset die Wage des Richters aus euren schuldlosen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieses Gaukelspiel von Eintracht mir die neidische Zwietracht verbergen, die auch an den heiligsten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieser Versammlung, die durch ihre Menge mir eher wärdig seyn will? – Ungesehen folgt euch mein Auge – Die Gerechtigkeit meines Hauses lebt von euren Lastern. (Zu den Alten). Du maßest dich an, mir Ehrfurcht abzuforderen, weil das Alter deine Scheitel bleichte, weil die Last eines langen Lebens deinen Nacken beugt? – Desto gewisser weiß ich nun, daß Du auch meiner Hoffnung verloren bist! Mit leeren Händen steigst Du von dem Zenith des Lebens herunter; was Du bei voller Mannskraft versäumtest, wirst Du an der Kräfte nicht mehr einholen. – War es eure Meinung, daß der Anblick dieser schuldlosen Bäuerin (auf die Kinder zeigend) zu meinem Herzen sprechen sollte? – O sie alle werden ihren Vätern gleichen; alle diese Unschuldigen werden ihr nach eurem Bilde verstümmeln, alle dem Zweck ihres Daseyns entführen – O warum seyd ihr hieher gekommen? – Ich kann nicht – Warum mußter ihr mir dieses Geständniß abnöthigen? – Ich kann nicht sanft mit euch reden.

(Er geht ab).

Siebente Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringsum eingeschlossen, von anziehendem etwas schwermüthigem Charakter.

v. Hutten (tritt auf, mit sich selbst redend). Daß ihr dieses Namens so werth wäret, als er mir heilig ist! – Mensch! Herrlicher, hoher Erscheinung! Sohnster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie erich, wie verliebt hat einst du aus seinen Händen! Welche Weisheit schlossen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel zerstörte!

Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maß der Vollendung – Du allein stehst unreif und mißgestaltet in dem unsäglichen Plan. Von keinem Auge aufgespäht, von keinem Verstande bewundert, ringst in der schweigenden Muschel die Perle, ringt der Krystall in den Tiefen der Berge nach der edelsten Gestalt. Wohin nur dein Auge blickt, – der einstimmige Fleiß aller Wesen, das Gemeinwirken der Kräfte zur Vervollkommnung zu bringen. Dankbar trugen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und, wo sie gefehlt hat, findet sie eine Ernte – Du allein, ihr liebster, ihr bestbeschenktester Sohn, bleibst aus – nur was sie dir gab,

findet sie nicht wieder, erkennt sie in seiner entstellten Scheußlichkeit nicht mehr.

Sey vollkommen! Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen – Rufe sie heraus durch deine Vortrefflichkeit! Fehlte je der schöne Lichtstrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Busen floß? Kannst du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unsterbliche beschäme?

Dich zu beglücken ist der Kranz, um den alle Wesen ringen, wornach alle Schönheit ringt – deine wilde Begierde strebt diesem gütigen Willen entgegen, gerade so verkehrt du die wohlthätigen Zwecke der Natur – Fülle des Lebens hat die Freundschaft um dich her gebreitet und Tod nöthigst du ihr ab. Dein Haß schärfte das friedliche Eisen zum Schwerte; mit Verbrechen und Flüchen belastet deine Habsucht das schuldlose Geld, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinstocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Lastern, aber deine Laster kleben es nicht an. Kein bewahrt sich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienste. Seine Bestimmung kannst du ihm rauben, aber nie den Gehorsam, womit es dir dient. Sey menschlich oder sey Barbar – mit gleich kunstrichtigen Schlage wird das folgsame Herz deinen Haß und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügsamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur – Treu, wie du, habe ich an der Schönheit gehangen, von dir laß mich lernen die wirkliche Lust des Begläckens verschmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den feurigen Muth nicht verliere – laß mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem stillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Möchte der Mensch seine strahlende Scheibe stehen, wenn er den Mörder sähe, dessen Dolch sie beleuchten soll? – Zu dir flüchte ich dieses liebende Herz – Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. – Hier, wo mir keine rauhe Hand nicht begegnet, wo die freiheitige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verscheucht, abgeschieden von dem Geschlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daseyns in die Hand meiner guten Mutter, an die einzige Schönheit, entweihen. (Sich umschauend). Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gestalt; deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande: auf deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wählt mir Wellen in den stürmischen Strom – wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.

(Es will davoneilen. Angelika steht vor ihm).

Achte Scene.

Von Hutten. Angelika.

Angelika (zum schäfernen sprüh). Es war Ihr Befehl, mein Vater – Aber wenn ich Ihre Einsamkeit störe –

v. Hutten (der sie eine Zeitlang stillschweigend mit den Augen mißt, mit lautem Vermuth). Du hast nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika (betroffen). Mein Vater –

v. Hutten. Du wußtest um diesen Ueberfall – Gestehe es – Du selbst hast ihn veranlaßt.

Angelika. Ich darf nicht Nein sagen, mein Vater.

v. Hutten. Sie sind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verstanden. Sieh, Du hast nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Absichten verdienen Verzeihung.

v. Hutten. Du hast um diese Menschen geweint. Läugne es nur nicht. Dein Herz schlägt für sie. Ich durchschaue dich. Du mißbilligst meinen Kummer.

Angelika. Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

v. Hutten. Diese Thränen sind verdächtig – Angelika – Du wankst zwischen der Welt und deinem Vater – Du mußt Partei nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen ist – Einem von beiden mußt Du ganz entsagen oder ganz gehören – Sey aufrichtig. Du mißbilligst meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht ist.

v. Hutten. Glaubst Du? Glaubst Du wirklich? – Höre, Angelika! – Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entscheidende Probe setzen – Du wankst und ich habe keine Tochter mehr – Sage dich zu mir!

Angelika. Dieser feierliche Ernst –

v. Hutten. Ich habe dich rufen lassen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich besinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie stehen an, sie zu nennen?

v. Hutten. Der heutige Tag hat mir eine ernstere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahre alt. Schwere Schicksale haben mein Leben beschleunigt, es könnte geschehen, daß ich eines Morgens unerhofft ausbliebe, und ohne zuvor – (er hebt auf) Ja, wenn Du meinen musst, so darf Du keine Zeit mich zu hören.

Angelika. O hätten Sie ein, mein Vater – Nicht diese Tyrannie – Sie verwundet mein Herz.

v. Hutten. Ich möchte nicht, daß es mich überraschte, ehe wir mit einander in Richtigkeit sind – Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt – der Bettler scheidet eben so schwer von seiner Armuth, als der König von seiner Herrlichkeit – Du bist Alles, was ich zurücklasse.

(Stillschweigen).

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir – Ich gebe und lasse dich zwischen zwei Abgründen stehen. Du wirst weinen, meine Tochter, aber Du wirst verweinenswürdig seyn – – Bist jetzt gelang mir's, diese schmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke siehst Du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika. O möchte doch dieses Auge erheitern, mein Vater – Ja, diese Welt ist schön.

v. Hutten. Ein Widerschein deiner eignen schönen Seele, Angelika – Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden – Diesen lieblichen Anblick wird sie fortsahren dir zu geben, so lange Du dich bestrebst, den Schein aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, so lange Du Menschen entbehren wirst, und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Aber dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmonisch begegnet.

v. Hutten (schnell und ernst). Du wirst es nie finden – – – Aber höre dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. (Nach einem Stillschweigen, mehrere in Gedanken verloren ist). Unsre Seele, Angelika, erschafft sich zuweilen große bezaubernde Bilder, Bilder aus schönen Welten, in edlere Formen gegossen. In fern nachahmenden Zügen erreicht sie

zuweilen die spielende Natur, und es gelingt ihr, das überraschte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuschen. — Das war deines Vaters Schicksal, Angelika. Oft sah ich diese Lichtgestalt meines Gebirns von einem Menschenangesicht mir entgegenstrahlen; freudetrunken streckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunstbild zerfloß bei meiner Umfassung.

Angelika. Doch, mein Vater —

v. Hutten (unterbricht sie). Die Welt kann dir nichts darbieten, was sie von hir nicht empfinge. Freue dich deines Bildes in dem spiegelnden Wasser, aber stürze dich nicht hinab, es zu umfassen; in seinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen sie diesen schmeichelnden Wahnsinn. Hüte dich, an dieses Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter so lieblich malten. Das Gespräch, das Du anhörtest, ist Du selbst; was dir antwortet, ist dein eigenes Echo aus einer Todtengruft, und schrecklich allein bleibst Du sterben.

Angelika. Ich hoffe, es gibt noch Menschen, mein Vater, die — von denen — —

v. Hutten (auswirtsam). Du hoffest es? — Hoffest! — (Er sieht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen). Ja, meine Tochter — hab erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen lassen (indem er vor ihr stehen bleibt und sie forschend betrachtet). Du bist schöner geworden als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erschrecke über meine sorglose Stickerheit — So habe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.

v. Hutten. Das Gespräch kommt nicht zu frühe — Du bist neunzehn Jahr alt, Du kannst Rechenschaft von mir fordern. Ich habe dich herausgerissen aus der Welt, der Du angehörst, ich habe in dieses stille Thal dich geflüchtet. Dir selbst ein Geheimniß wachsest Du hier auf. Du weißt nicht, welche Bestimmung dich erwartet. Es ist Zeit, daß Du dich kennen lernest. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater —

v. Hutten. Deine Bestimmung ist nicht, in diesem stillen Thal zu verblühen — Du wirst mich hier begraben, und dann gehörst du der Welt an, für die ich dich schmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich stoßen, wo Sie so unglücklich waren.

v. Hutten. Glücklicher wirst Du sie betreten. (Nach einem Stillschweigen). Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend ist ihr schuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entreichen kann. Meiner Führung bedarfst Du nicht mehr. Mein Amt ist geendigt. In verschlossener Werkstätte reifte die Bildsäule still unter dem Meisel des Künstlers heran; die vollendete muß von einem erhabenen Gestelle strahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

v. Hutten. Einen einzigen Wunsch behielt ich noch zurück. Zugleich mit ihr wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der sich auf diesen Wangen verklärte, mit jeder schönen Blüthe dieses Geistes, mit jedem höhern Klange dieses Busens sprach er lauter in meinem Herzen — Dieser Wunsch, meine Tochter — reiche mir deine Hand!

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

v. Hutten. — Angelika! Du bist eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür bürgt mir die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt Niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den meine Wohlthätigkeit nicht erschöpfen kann — — Du kannst den Unerschütterlichsten überraschen.

Angelika. So tief, mein Vater, lassen Sie mich sinken!

v. Hutten. — Du bist ein schönes Mädchen, Angelika! Laß deinen Vater dir gestehen, was Du keinem andern Manne zu danken haben sollst. Deine Mutter war die Schönste ihres Geschlechts — Du bist ihr geschenktes verbessertes Bild. Männer werden dich sehen, und die Leidenschaft wird sie zu deinen Füßen führen. Wer diese Hand davon trägt —

Angelika. Ist das meines Vaters Stimme? — O ich bin's. Sie haben mich aus Ihrem Herzen verstoßen.

v. Hutten (mit Wohlgefallen bei ihrem Anblick verweilend). Diese schöne Gestalt beherbergt eine schönere Seele — Ich denke mir die Liebe in dieser friedlichen Brust — Welche Ernte blüht hier der Liebe — O dem Glücklichen ist hier der schönste Lohn aufgehoben.

Angelika (tief bewegt, sinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Gesicht in seinen Händen).

v. Hutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt Du, daß Du mir alles dieses schuldig bist? Ich habe Schätze gesammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab' ich gebildet, dein Herz hab' ich bewacht, deines Geistes Güte hab' ich entfaltet. Eine Bitte gewähre mir für dieß Alles — in diese einzige Bitte fasse ich Alles zusammen, was Du mir schuldig bist — wirst Du sie mir verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum diesen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

v. Hutten. Du besitzest Alles, was einen Mann glücklich machen kann. (Er hält hier inne, und mißt sie scharf mit den Augen). Mache nie einen Mann glücklich!

Angelika (erblaßt, schlägt die Augen nieder).

v. Hutten. Du schweigst? — diese Angst — dieses Zittern — Angelika!

Angelika. Ach, mein Vater —

v. Hutten (sanfter). Deine Hand, meine Tochter — Versprich mir — Gelobe mir — Was ist das? Warum zittert diese Hand? Versprich mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

Angelika. (In sichtbarer Verwirrung). Nie mein Vater — als mit Ihrem Beifall.

v. Hutten. Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

Angelika (stimmend, mit bebender Stimme). Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht selbst dieses Versprechens mich entlassen.

v. Hutten. Also niemals. (Er läßt ihre Hand los. Nach einem langen Stillschweigen). Sieh diese welken Hände! Diese Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis steht vor dir, der sich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! Das thaten die Menschen — Das ganze Geschlecht ist mein Mörder — Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelspiel enden. Diese Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen bethaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden.

Die erste Thräne, die Du der Liebe weinst, vernichtet dich wieder mit diesem niedern Geschlechte — die Hand, die Du einem Mann am Altare reichst, entweiht meinen Namen an die Schandsäule der Thoren.

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Verschonen Sie, daß ich —

(Sie will gehen, Hutten hält sie zurück).

v. Hutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag' ich keinen Haß gegen die Menschen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Abscheu vor der menschlichen Natur — nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben. Hatte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten läßt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, ist vergessen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Besten und Geistesten geschlagen.

Angelika. Oeffnen Sie es den Besten und Edelsten — Sie werden heilenden Balsam in diese Wunden gießen. Brechen Sie dieses geheimnißvolle Schweigen!

v. Hutten (nach einigem Stillschweigen). Könnt' ich dir die Geschichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will die die fürchterliche Sicherheit, das süße Vertrauen auf dich selbst nicht entreißen — Ich will den Hab nicht in diesen friedlichen Busen führen. Verwahren mögen sich dich gegen die Menschen, aber nicht erzittern. Meine reine Erzählung würde das Wohlwollen anblasen in deiner Brust, und erhalten möchte ich diese heilige Flamme. Ehe sich eine neue und schönere Schöpfung von selbst hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen. (Pauk. Angelika neigt sich über ihn mit verhaltenen Augen).

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den seligen Glauben an die Menschen, die dich sonst auch gleich beiden Erscheinungen umspielen; er war heilsam, er war nothwendig, den göttlichsten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundere die weise Strafzahl der Natur. Eine gefällige Welt hat sie um unsern jugendlichen Geist, und der unsterbliche Trieb der Liebe findet, was er erstrebt. An dieser himmlischen Stütze spinnt sich der zarte Schößling hinauf, und unsichtbar die nachbarliche Welt mit tausend übrigen Zweigen. Aber soll er, ein fester mächtiger Stamm, in steiger Jugendkraft zum Himmel wachsen — dann müssen diese Nebenzweige entfernen, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in sich selbst, in acuter Richtung über sich streben. Still und sanft sinkt die entlaubte Seele jetzt an den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen, und dem göttlichen Ideale, das sich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unser seliger Geist jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Glut der Begeisterung lodert fort an einem innern unverlöschlichen Zunder.

Angelika. Ach, mein Vater! Wie viel fehlt mir zu diesem Bilde, das Sie mir vorhalten. — Auf diesen erhabenen Flügel kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Lassen Sie mich das sichtbare Phantom verfolgen, bis es von selbst von mir Abschied nimmt.

Wie soll ich — wie kann ich außer mir hassen, was Sie mich in mir selbst lieben lehrten! Was Sie selbst in Ihrer Angelika lieben?

v. Hutten (mit einiger Empfindlichkeit). Die Einsamkeit hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menschen muß ich dich führen, damit Du sie zu achten verlernest. Du sollst ihm nachjagen, diesem verführlichen Phantom — Du sollst dieses Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beschauen. — Wohl mir, daß ich nichts dabei wage — Ich habe dir einen Maßstab in dieser Brust mitgegeben, den sie nicht anbauten werden. (Mit stillem Entsetzen sie betrachtend). O noch eine schöne Freude bleibt mir auf und die lange Sehnsucht naht sich ihrer Erfüllung. — Wie sie stammen werden, von wie empfundenen Geschlechten entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte stelle — Ich habe sie — Ja ich habe sie gewiß — ihre Besten und Edelsten weiß ich in dieser goldenen Saitinge vereinigt — Angelika! (Er naht sich ihr mit feierlicher Ernste und läßt seine Hand auf ihr Haupt niedersinken). Sey ein höheres Wesen unter diesen gesunkenen Geschlechte! — Strenge Segen um dich, wie eine begeistlichende Gottheit! — Ueber Thaten aus, die das Licht nie betrachtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Heiden, die die Weisheit des Weisesten ersinnen. Mit der unwiderstehlichen Schönheit der Wahrheit, wiederbringe du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmuth triumphire meine verwirrendste Tugend. Milder strahle durch deine weibliche Sterle ihr verzehrender Glanz, und ihr blöden Auge öffne sich endlich ihren siegenden Strahlen. Bis höher führer sie — bis sie den ganzen Himmel fehrn, der an diesem Herzen bereitet liegt, bis sie nach diesem unaussprechlichen Glück ihre glühenden Wünsche ausbreiten — und jetzt fliehe in deine Sterle hinauf — in schwindlicher Ferne stehen sie über sich die himmlische Erscheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unserm sterblichen Arm in den Aethers heiligen Feldern — zum Schattenbilde wurden sie mir, da ich nach Bessen dürftete; in Schatten zerfließe Du ihnen wieder. — So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — Du weißt, wer Du bist — Ich habe dich meiner Rache erzogen *).

*) Anmerkung des Herausgebers. Im 4ten Stück der Thalia, wo dies Fragment zuerst erschien, findet sich am Schluß die Note:

„Die hier eingerückten Scenen sind Bruchstücke einer Trauerspiels, welches schon vor mehreren Jahren angefangen wurde, aber aus verschiedenen Ursachen unvollendet bleibt. Vielleicht schrieb die Geschichte dieses Menschenfeindes und dieß ganze Charaktergemälde den Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche diesem Gegenstand günstiger ist, als die dramatische."

Unser Schiller's nachgelassenen Papieren war über diesen Stoff nichts vorhanden. Die Ueberschrift in der Thalia: der verlohrne Menschenfeind, gibt indessen schon einigen Aufschluß über den Plan. Auch erinnert sich der Herausgeber aus damaligen Unterredungen mit dem Verfasser, daß Nürnberg nach einem darmäßigen Widerstande endlich siegen sollte, und daß die Erscheinungen einiger Menschenfeinde anderen Art bestimmt waren, diesen Erfolg zu begünstigen.

Wallenſtein.

Ein dramatiſches Gedicht.

Erſter Theil.

Prolog.

Geſprochen bei der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar, im October 1798.

Der ſcherzenden, der ernſten Maske Spiel,
Dem Ihr ſo oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns aufs Neu in dieſem Saal —
Und ſieh! er hat ſich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunſt zum heitern Tempel ausgeſchmückt,
Und ein harmoniſch hoher Geiſt ſpricht uns
Aus dieſer edlen Säulenordnung an,
Und trägt den Sinn zu feſtlichen Gefühlen.

Und doch iſt dies der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachſenden Talents.
Wir ſind die alten noch, die ſich vor Euch
Mit warmem Trieb und Eifer aufgeübet.
Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,
Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
Durch ſeinen Sodhpfergeniuß entzückend.
O! möge dieſes Raumes neue Würde
Die Würdigſten in unſre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sieh uns in gläng'render Erfüllung zeigen.
Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Geſetze.
So ſtehe dieſer Kreis, die neue Bühne,
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfriſchen und verjüngen,
Als hier vor einem auserleſnen Kreis,
Der, würdevor jedem Zauberſchlag der Kunſt,
Mit leidenempfindlichem Gefühl den Geiſt
In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht?

Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wundervare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gewühl des Mo...ts, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis;
Dem Mimen ficht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen.
Muß ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern,
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbaun — So nimmt er
Sich ſeines Ruhmes Dreiheit voraus.
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Die neue Aera, die der Kunſt Deutſchlands
Auf dieſer Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlaſſend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen.
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir ſtrebend uns bewegen:
Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen:
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernſtem Ende,
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Und um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muß.
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.

Zerfallen ſehen wir in dieſen Tagen
Die alte feſte Form, die einſt vor hundert
Und fünfzig Jahren ein wohlkommner Friede
Europens Reichen gab, die ihrene Kraft
Dem dreißig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal faßt ſich Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an Euch vorüberführen,
Und blicket ferne in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

In jenes Krieges Mitte ſtellt Euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüſtung,
Des Raubs, des Elends ſind dahin geflohn,
In trüben Maſſen gähret noch die Zeit,
Und keine Friedenshoffnung ſtrahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Maſſen iſt das Reich,
Verdorbet ſind die Städte. Magdeburg
Iſt Schutt. Gewerb und Kunſtfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, die Krieger Alles,
Straflose Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf dieſem finſtern Zeitgrund mahlet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Sodhpfer kühner Heere,
Des Laſters Apoll und der Länder Geiſel,
Die Strafe und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,

Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Wen der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch Euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch Eurem Herzen menſchlich näher bringen:
Denn jedes Aeuſſerſte führt ſie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

Nicht Er iſt's, der auf dieſer Bühne heut
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Scharen,
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird Euch ſein Schattenbild begegnen.
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor Euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt:
Denn ſeine Macht iſt's, die ſein Herz verführt;
Sein Lager nur erklärt ſein Verbrechen.

Darum verzeihe dem Dichter, wenn er Euch
Nicht raſchen Schritts mit Einem Mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenſtand
In eine Reihe von Gemälden nur
Vor Euren Augen abzurollen wagt.
Daß heut'ge Spiel gewinne Euer Ohr
Und Euer Herz den ungewohnten Thron;
In jenen Zeitraum führ' es Euch zurück,
Auf jene fremde kriegriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.

Und wenn die Muſe heut,
Des Tanzes freie Göttin und Geſangs,
Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder fordert — tadelts nicht!
Ja, danket ihr's, daß ſie das ältre Bild
Der Wahrheit in das heit're Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft,
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht verträglich unterſcheidet;
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

Wallenſteins Lager.

Perſonen.

Wachtmeiſter
Trompeter
Kanonier.
Scharfſchützen.
Zwei Holkiſche reitende Jäger.
Buttleriſche Dragoner.
Arkebuſiere vom Regiment Liefenbach.
von einem Tyrolichen Karabinierregiment.
Küraſſier von einem wallonischen Regiment.
Küraſſier von einem lombardiſchen Regiment.
Croaten.
Uhlanen.
Reiter.
Bürger.
Bauer.
Bauernknabe.
Kapuziner.
Soldatenſchulmeiſter.
Marketenderin.
Eine Aufwärterin.
Soldatenjungen.
Hobiſten.

Vor der Stadt Pilſen in Böhmen.

Erſter Auftritt.

Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödel-Bude. Soldaten von allen Farben und Zeitgenoſſen drängen ſich durcheinander, alle Tiſche ſind beſetzt. Croaten und Uhlanen an einem Keſſelfeuer kochen. Marketenderin ſchenkt Wein. Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird geſungen.

Ein Bauer und ſein Sohn.

Bauernknabe.

Vater, es wird nicht gut ablaufen,
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen.
Sind euch gar trotzige Kameraden;
Wenn ſie uns nur nichts am Leibe ſchaden!

Bauer.

Ei was! Sie werden uns ja nicht freſſen,
Treiben ſie's auch ein wenig vermeſſen.
Siehſt Du! ſind neue Völker beiein,
Kommen friſch von der Saal' und dem Main,
Bringen Beut' mit, die rarſten Sachen!
Unſre iſt's, wenn wir's nur klug machen.
Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Lieh mir ein Paar gluckſche Würfel nach.
Die will ich heut einmal probiren,
Ob ſie die alte Kraft noch führen.
Muß dich nur recht erbärmlich ſtellen,
Sind ihr gar locker, leichte Geſellen,
Laſſen ſich gern ſolch Ihun und leben;
So wir gewonnen, ſo iſt's verſpielen.
Nehmen ſie uns das Unſre in Seckeln,
Müſſen wir's wieder bekommen in Eßſen:
Schlagen ſie grob mit dem Schwerte drein,
So ſind wir pfiffig und treiben's fein.
(Am Zelt wird gejungen und gejubelt).
Wie ſie jauchzen — daß Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Sechen acht Monate legt ſich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Erdlöc;
Weit herum iſt in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue.
Daß wir vor Hunger und Elend ſchier
Nagen müſſen die eignen Knochen.
War's doch nicht ärger und brauſer hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen,
Und die nennen ſich Katzrliſche —

Bauernknabe.

Vater, da kommen ein Paar aus der Küche.
Sehen nicht aus, als wär' viel zu nehmen.

Bauer.

Sind Einheimiſche, geborne Böhmen,
Von des Terſtatos Karabinierern,
Liegen ſchon lang in dieſen Quartieren.

Unter allen die ſchlimmſten juſt,
Sperrten ſich, warfen ſich in die Bruſt,
Thun, als wenn ſie zu befehlen wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort ſeh' ich die drei ſcharfe Schützen
Unter Hand um ein Feuer ſitzen.
Sehen mir aus wie Tyroler ſchier.
Kommerich, komm! An die wollen wir.
Luſtige Vögel, die gerne ſchwatzen.
Trugen ſich ſauber und führen Waaren.
(Gehen nach den Zelten).

Zweiter Auftritt.

Vorige. Wachtmeiſter. Trompeter.
Ublan.

Trompeter.

Was will der Bauer da? Fort. Holunk.

Bauer.

Gnädige Herren, einen Buſſen und Trunk!
Haben heut noch nichts Warmes gegeſſen.

Trompeter.

Ei das muß immer ſaufen und freſſen.

Ublan (mit einem Glaſe).

Nichts gefriſtet? Da trink, du Hund!
(Jagt den Bauer nach dem Zelte; jene kommen vorwärts).

Wachtmeiſter (zum Trompeter).

Meynſt Du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben,
Nur daß wir fort und luſtig leben?

Trompeter.

Die Herzogin kommt ja heute herein
Mit dem fürſtlichen Fräulein —

Wachtmeiſter.

Das iſt nur der Schein.
Die Truppen, die aus fremden Landen
Sich hier vor Pilſen zuſammen fanden,
Die ſollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schlaf und guten Brocken,
Damit ſie ſich gleich zufrieden finden,
Und feſter ſich mit uns verbinden.

Trompeter.

Ja, es iſt wieder was im Werke!

Wachtmeiſter.

Die Herrn Generäle und Kommandanten —

Trompeter.

Es iſt gar nicht gebraut, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dicht hier zuſammen fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil herbemüht.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel, und das Geſchicke —

Trompeter.

Ja! Ja!

Wachtmeiſter.

Und von Wien die alte Perrücke,
Die man ſtit geſtern herumgehn ſieht,
Mit der goldnen Gnadenkette.
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Trompeter.

Wieder ſo ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

Wachtmeiſter.

Merkſt Du wohl? Sie trauen uns nicht.
Fürchten des Friedländers heimliſch Geſicht.
Er iſt ihnen zu hoch geſtiegen,
Möchten ihm gern herunterkriegen.

Trompeter.

Aber wir halten ihn aufrecht, wir.
Dächten doch Alle, wie ich und Ihr!

Wachtmeiſter.

Unſer Regiment und die andern vier,
Die der Terſtata anführt, des Herzogs Schwager.
Das reſolutieſte Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen,
Hat er uns ſelbſt doch herangezogen.
Alle Hauptleute ſeyn' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben ſein.

Dritter Auftritt.

Kroat mit einem Halsſchmuck. Scharfſchütze folgt. Vorige.

Scharfſchütz.

Kroat, wo haſt Du das Halsband geſtohlen?
Handle dir's ab! dir iſt's doch nichts nütz.
Geb dir dafür ein paar Terzerolen.

Kroat.

Nix, nix! Du weißt mich zu drängen, Schütz.

Scharfſchütz.

Nun! geb dir auch noch die blaue Mütz,
Hab ſie ſo eben im Glücksrad gewonnen.
Siehſt Du? Sie iſt zum höchſten Staat.

Kroat
(läßt das Halsband in der Sonne ſpielen).

'S iſt aber von Perlen und ächtem Granat.
Schau, wie das flimmert in der Sonnen!

Scharfſchütz (nimmt das Halsband).

Die Feldflaſche noch gro' ich drein,
(Reichet ſie).
Es iſt mir nur um den ſchönen Schein.

Trompeter.

Seht nur, wie der den Kroaten preßt!
Halbpart, Schütze, ſo will ich ſchweigen.

Kroat (hat die Mütze aufgeſetzt).

Deine Mütze wir wohlgefällt.

Scharfſchütz (wendet dem Trompeter).

Wir tauſchen hier! Die Herrn ſind Jungen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Konſtabler.

Konſtabler (tritt zum Wachtmeiſter).

Wie iſt's, Bruder Karabinier?
Werden wir uns lang noch die Hände wärmen?
Da die Feinde ſchon friſch im Feld herum ſchwärmen?

Wachtmeiſter.

Thut's ihm ſo eilig, Herr Konſtabel?
Die Wege ſind noch nicht praktikabel.

Konſtabler.

Mir nicht. Ich ſitze gemächlich hier:
Aber ein Eilbot iſt angekommen,
Meldet, Regensburg ſey genommen.

Trompeter.

Ei da werden wir bald aufſitzen.

Wachtmeiſter.

Wohl gar, um dem Baier ſein Land zu ſchützen?
Der dem Fürſten ſo unfreund iſt?
Werden uns eben nicht ſehr erhitzen.

Konſtabler.

Meynt Ihr! — Was Ihr nicht Alles wißt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Zwei Jäger. Dann Marketenderin. Soldatenjungen. Schulmeiſter. Aufwärterin.

Erſter Jäger.

Sieh! ſieh!
Da treffen wir luſtige Compagnie.

Trompeter.

Was für Grünrock' mögen das ſeyn?
Treten ganz ſchmuck und ſtattlich ein.

Wachtmeiſter.

Sind Heiliſche Jäger, die ſilbernen Treſſen
Holten ſie ſich nicht auf der Leipziger Meſſen.

Marketenderin (kommt mit heißem Wein).

Glück zur Ankunft, ihr Herren!

Erſter Jäger.

Was? der Blitz!
Das iſt ja die Guſtel aus Braſewitz.

Marketenderin.

I freilich! Und er iſt wohl gar, Muhme,
Der lange Peter aus Zoſchs?
Der ſeines Vaters goldene Fächſe
Mit unſerm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückſtadt, in einer luſtigen Nacht. –

Erſter Jäger.

Und die Feder vertauſcht mit der Kugelbüchſe.

Marketenderin.

Ei! da ſind wir alte Bekannte!

Erſter Jäger.

Und treffen uns hier im böhmiſchen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort –
Wie einen der rauhe Kriegesbrauch
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort;
Bin indeß weit herum geweſen.

Erſter Jäger.

Will's Ihr glauben! Das ſtellt ſich her.

Marketenderin.

Bin hinauf bis nach Temeswar
Getrommt mit den Bagagewagen,
Als wir den Mauſefreſſer thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralſund,
Ging mit deſſen die Wirthſchaft zu Grund.
Zog mit dem Bucquoi vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Ferrn.
Und mit einem ſpaniſchen Regiment
Hab' ich einen Anſtreicher gemacht nach Genf.
Jetzt will ich's im böhmiſchen Land probiren,
Alte Schulden einkaſſiren –
Ob mir der Fürſt bittſt zu meinem Geld.
Und das dort iſt mein Marketenderzelt.

Erſter Jäger.

Nun, da trifft ſie Alles beiſammen an!
Doch wo hat ſie den Sächſenländer hingethan,
Mit dem ſie damals herumgezogen?

Marketenderin.

Der Spitzbub! der hat mich ſchön betrogen,
Fort iſt er! Mit allem davon gefahren,
Was ich mir thät am Leib erſparen.
Ließ mir nichts, als den Soldingel da!

Soldatenjunge (kommt geſprungen).

Mutter! ſprichſt Du von meinem Papa?

Erſter Jäger.

Nun, nun, das muß der Kaiſer ernähren.
Die Armee ſich immer muß neu gebären.

Soldatenſchulmeiſter (kommt).

Fort in die Feldſchule! Marſch, ihr Buben!

Erſter Jäger.

Das fürchtet ſich auch vor den engen Stuben:

Aufwärterin (kommt).

Baſe, ſie wollen fort.

Marketenderin.

Gleich! Gleich!

Erſter Jäger.

Ei, wer iſt denn das kleine Sackmengeſichter?

Marketenderin.

'S iſt meiner Schweſter Kind – aus dem Reich.

Erſter Jäger.

Ei, alſo eine liebe Nichte?

Zweiter Jäger (das Mädchen haltend).

Bleib Sie bei uns doch, artiges Kind!

Aufwärterin.

Gäſte dort zu bedienen ſind.
(Macht ſich los und geht).

Erſter Jäger.

Das Mädchen iſt kein übler Biſſen! –
Und die Muhme! Beim Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Ding geriſſen!
Was man nicht Alles für Leute kennt!
Und wie die Zeit von dannen rennt. –
Was werd' ich noch Alles erleben müſſen!
(Zum Wachtmeiſter und Trompeter).
Euch zur Geſundheit, meine Herrn!
Laßt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

Sechster Auftritt.

Jäger. Wachtmeiſter. Trompeter.

Wachtmeiſter.

Wir danken ſchön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Mühlenmeiſen in Böhmen!

Erſter Jäger.

Ihr ſitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Müßten derweil uns ſchleicht beſchneien.

Trompeter.

Man ſollt's Euch nicht anſehn, Ihr ſeyd galant.

Wachtmeiſter.

Ja, ja, im Sattel und auch in Meißen
Hört man euch Herrn nicht beſonders preiſen.

Zweiter Jäger.

Seyd mir doch ſtill! Was will das heißen?
Der Kreat eb o..z anders trieb;
Und nur die Raſtet' übrig blieb.

Trompeter.

Ihr habt da e...en ſaubern Spitzen
Am Kragen, und wie Euch die Hoſen ſitzen!
Die feine Wäſche, der Federbut!
Was das Alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burſchen das Glück ſoll ſtecken,
Und ſo was kommt nie an unſer Einen!

Wachtmeiſter.

Dafür ſind wir des Friedländers Regiment;
Man muß uns ehren und reſpektiren.

Erſter Jäger.

Das iſt für uns Andre kein Komplimentt,
Wir eben ſo gut ſeinen Namen führen.

Wachtmeiſter.

Ja, Ihr gehört auch ſo zur ganzen Maſſe.

Erster Jäger.

Ihr seyd wohl von einer besondern Rasse!
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

Wachtmeister.

Herr Jäger, ich muß Euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bei den Bauern;
Der feine Geist und der rechte Ton
Das lernt sich nur um des Zeitvertrs Personen.

Erster Jäger.

Sie bekam Euch übel, die Lection.
Wie er räsonniert und wie er spuckt.
Das habt Ihr ihm glücklich abgemuckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist,
Sich must auf der Wachtparade weist.

Zweiter Jäger.

Wetter auch! wo Ihr nach und fragt,
Wir dienen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen seine Ehnade —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Quersfeldein durch die Saat, durch das grüne Korn —
Sie kennen das Heilige Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
In die Häuser fährt, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es grünt sich — der Krieg hat sein Erbarmen —
Das Mägdlein in unsern sehnigen Armen —
Frag nach, ich sag's nicht, um zu prahlen;
In Bairrain, im Voigtland, in Westphalen,
Wo wir nur durchgekommen sind —
Erzählen Kinder und Kindeskind
Noch hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und seinen Scharen.

Wachtmeister.

Nun da sieht man's: Der Saus und Braus
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Sobis,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Erster Jäger.

Die Freiheit macht ihn! Mit euren Fragen!
Daß ich mir Euch soll barüber schwagen. —
Lief ich darum aus der Saul' und der Lehre,
Daß ich die Freien und die Gelehrte,
Die Scheerlisun' und ihre engen Wände
In dem Zeltlager wiederfinde? —
Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum sag' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer frisch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verloren seyn;
Werde mich nicht lang sperren und zieren. —
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter inkommodieren.

Wachtmeister.

Nu, nu, verlangt Ihr sonst nichts mehr?
Das ließ sich unter dem Wams da finden.

Erster Jäger.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Lenteslager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager.
Ließ Bittstunde halten, des Morgens, gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er sangen' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeister.

Ja, es war ein gottesfürcht'ger Herr.

Erster Jäger.

Dirnen, die ließ er gar nicht passiren,
Mußten sie gleich zur Kirche führen.
Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtmeister.

Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

Erster Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Ligisten,
Die thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, toser ging.
Soff und Spiel und Mädels die Menge!
Während tag. der Spaß war nicht geringe.
Denn der Tilly verstand sich auf's Kommandiren.
Dem eisernen Körper war er strenge,
Dem Soldaten ließ er vieles passiren.
Und ging's nur nicht aus seinen Kassen,
Sein Sprüch' war: leben und leben lassen.
Aber das Glück blieb ihm nicht stät. —
Seit der Leipziger Fatalität
Weiß' es eben nirgends mehr stehen,
Alles bei uns geriet in's Stocken,
Wo wir existieren und poschten an,
Ward nicht gespürt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respekt war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von dem Sachsen,
Meinte, da müßte mein Glück recht wachsen.

Wachtmeister.

Nun! da kamt Ihr ja eben recht
Zur böhmischen Beute.

Erster Jäger.

Es ging mir schlecht.
Sollten da strenge Manszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,
Viel Umstände und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär' bald vor Ungeduld
Wieder davongelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen.

Wachtmeister.

Und wie lang denkt Ihr's hier auszuhalten?

Erster Jäger.

Spaßt nur! So lange der thut walten,
Denk' ich Euch, mein Gott! an kein Laufen.
Kann's der Soldat wo besser treffen? —
Da geht Alles nach Kriegesfitt',
Hat Alles 'nen großen Schritt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißt gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untreuen Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger stolz wegspreiten,
Die der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier, wie in den alten Zeiten:
Wo die Klinge noch Alles thät bedeuten;
Da giebt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre schwörig, widersprechen!

Was nicht verboten iſt, iſt erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es gehet nur gerad Ding überhaupt.
Was gar Armee gebört und nicht,
Und nur der Zehent bin ich verpflicht.

Wachtmeiſter.

Jetzt gelaßt Ihr euer, Jäger! Ihr ſprecht,
Wie ein ritterlandiſcher Reiterknecht.

Erſter Jäger.

Der führt's Kommando nicht wie ein Aut,
Wie eine Memme, der vom Kaiſer kommt!
Es iſt ein Aug nicht um den Kaiſer Herum!
Was wundt' er dem Kaiſer ihr Gewinnſt?
Was hat er mit ſeiner groben Magt
In den Landen Baiern und Schwa vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er erfinden,
Die Welt aufwecken und entjünden.
Sich Blitz vermeſſen und unterwinden -

Trompeter.

Stille! wer wird ſolche Worte wagen!

Erſter Jäger.

Was ich denke, das darf ich ſagen.
Das Wort iſt frei, ſagt der General.

Wachtmeiſter.

Er ſagt er, ich dörf's wohl einſtammen.
Ja Hund haben. „Das Wort iſt frei.
„Die That iſt ſtumm, der Geſetzbuch blind.“
Doch unendlich ſeine Worte ſind.

Erſter Jäger.

Da's faſt keine Wort' ſind, weiß ich nicht;
Aber ein Sag iſt, ſo wie er ſpricht.

Zweiter Jäger.

Ihm ſelbſt hat Kriegsluſt nimmer nun.
Wie's wohl bei Andern pflegt zu geſchehen.
Der Tilly liebt'rer ſeinen Kanon.
Doch unter des Zweihundert Kriegsmannen.
Da bin ich gewiß zu rechnen.
Er kannte das Stück, eh man ihm ſtehen.
Wer unter ſeinem Zeichen thut dienen.
Der ſtirt unter beſondern Mühen.
Denn das weiß ja die ganze Welt.
Das der Friedländer einen Teufel
Auf der Hölle im Solde hält.

Wachtmeiſter.

Ja, das er ſtell iſt, das ich ihm ſpreche.
Denn in der ſtur'gen Mauz der Löwen
Mitt er Euch unter des Feuers Pfeifen
Mal auf meiner mit Kleinen Pfeif.
Durchſchaut von Kugeln war ein Hut;
Durch den Stiefel und Reiter fuhren
Die Pferden, wenn ſich die wuthigen Sporen.
Kennt' ihm ihrer die Haut nur ritzen.
Weil ihn die ſchlimme Salbe wild machen.

Erſter Jäger.

Was wollt Ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Eiſenleder.
Das keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeiſter.

Nein, es iſt die Salbe von Hexenkraut.
Unſere Zauberprieſtern gebraut und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeiſter.

Ein ſagen, er leg' auch in den Eiſenen
Die tüchtigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiß aber beſſer, wer's kennt iſt.
Ein grauer Männlein pflegt bei nächtlicher Zeit
Durch verſchloſſene Thüren zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeſehen.
Und nimmer will Gewehr ihr brauf gerichten.
Wenn je das graue Mannlein kam und erſchien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat ſich dem Teufel verſchrieben.
Drum ſtürzen wir auch das luſtige Leben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Kornet. Ein Bürger. Dragoner.

Kornet

(tritt auf dem Zelt, eine Trompete auf dem Kopf, eine Standarte in der Hand).

Gruß dem Vater und Vaters Bruder!
Ein Gottlot, kommt nimmer worden.

Erſter Jäger.

Hund! da bringen ſie einen Kornet!

Bürger.

Er! gerd acht, Frau! Es wird bin ernen.

Kornet (ſingt).

Trommeln und Pfeifen,
Kriegriſche Klang!
Blaſen und Streichen
Tut Mut erklang!
Roß gerennt,
Klingt geſchwenkt,
Schwert an der Seite
Reiter in der Reihe,
Pikeny und Biel,
Ein, wo der Pod
Auf Erdbeben und Blumen
Da Hammel Blumen!
Hund! ich bringe drei Zweihundert Taler!

Zweiter Jäger.

Sehr wir! das iſt ein wackrer Kumpan!
(Er umarmen ihn).

Bürger.

Er! laßt ihn! Er iſt unſere Leute Kind.

Erſter Jäger.

Wir auch nicht auf der Straße gefunden ſind.

Bürger.

Ja ſag' Euch, er hat Verwandt und Mutter.
Hörte vor, das ſeine Tächtern am Kutter!

Trompeter.

Das Kamerd Roß iſt vor roaden Tarn.

Bürger.

Er erot eine kleine Mitgenoſſenſchaft.

Zweiter Jäger.

Drei Menſchen Leute, das iſt ſein Glück.

Bürger.

Von der Grohmutter einen Hrom und Faden.

Erſter Jäger.

Plan! wer handelt mit Schweinſchaden!

Bürger.

Einen Weinſchaut hatz von ſeiner Pathen;
Ein Geweihe mit zwanzig Gabeiſch Horn.

Trompeter.

Den theilt er mit ſeinen Kameraden.

Zweiter Jäger.

Hör' Du! wer mögen Feindſchaft ſtan.

Bürger.

Eine Braut läßt er ſtarn in Trübern und Schmerz.

Erſter Jäger.
Recht ſo, da zeigt er ein raiſonnirt Herz.

Bürger.
Die Großmutter wird vor Kummer ſterben.

Zweiter Jäger.
Dafür ſorgen, ſo kann Er ſie gleich beerben.

Wachtmeiſter.
(reitet grauſamlich hinzu, dem Kürraſſier die Hand mit der Piſtolenkolbe zerſchl.)
Sieht Er! das hat Er davon erworben,
Einen armen Menſchen bei Er angegriffen,
Mit dem Heim und Verzehrung
Solcherſt Er ſich an einer wehrhaft Mann'.
Muß ein ſchneidiger Geiſt jetzt in ihn fahren —

Erſter Jäger.
Muß beſonders das Geiſt nicht ſparen.

Wachtmeiſter.
Auf der Fortune ihrem Schiff
Iſt Er zu ſpazirn im Begriff;
Die Weltkugel liegt vor ihm offen;
Wer nichts wagt, der darf nichts hoffen.
Er trägt ſich der Bürgerehmann, trägt und kommt.
Wie des Jahrers Gaul: nur im Krieg herum.
Aus dem Verhauen kann Alles werden.
Denn Krieg iſt jetzt die Loſung auf Erden.
Seh' Er 'mal mich an! In meinem Roß
Führ' ich, ſteht Er, des Kaiſers Stock.
Mein Regiment, muß Er wiſſen,
Von dem Stock hat anfangen müſſen;
Und das Zepter in Königs Hand
Iſt ein Stock nur, das iſt bekannt.
Und wer's jetzo Kroporal erſt hat gebracht,
Der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht.
Und ſo weit kann Er's auch noch treiben.

Erſter Jäger.
Wenn Er nur jetzo kann was ſpendiren.

Wachtmeiſter.
Da will ich ihm gleich ein Exempel geben;
Ich theil's vor Kurzem ſelbſt aus.
Da iſt der Chef vom Dragonerregt.
Heißt Buttler, wir ſtanden als Gemeine
Noch vor dreißig Jahren bei Köln am Rheine;
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er theilt ſich das hervor.
Theilt die Welt mit ſeinem Kriegsherrn ſchlau;
Doch meine Verdienſte, die blieben im Stillen.
Ja, und der Friedländer ſelbſt, ſieht Er,
Unſer Hauptmann und hochgenannter Herr.
Der jetzt Alles vermag und kann,
War erſt nur ein ſchlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegskunſt ſich ergetzt,
Hat er ſich dieß Gut's ergetzt.
Iſt auch dem Kaiſer der nächſte Mann,
Und wer weiß was er noch ergetzt und ernährt,
(Pfeift) Denn noch wäre alles Tage Ernte iſt.

Erſter Jäger.
Ja, er ſing's klein an und iſt jetzt ſo groß.
Denn zu Altorf im Studentenſtädtgen,
Trieb er's, mit Permiß zu ſagen,
Ein wenig locker und verſchieden.
Hatte ſeinen Kameraden halb erſchlagen.
Mußten ihn traun die Nürnberger Herren
Wie nichts, die nichts ins Narren ſperren;
'S war halt ein wenig'ratter Reſt;
Der erſte Bewohner ſolt' es toaſten.
Aber wie fängt er's an? Er lügt
Weißlich den Pudel voran erſt laufen,
Nach dem Hunde nennt ſich's bei deren Tag;
Ein ertarter Kerl ſich dann ſpreizen mag.
Unter des Herren großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen beſonders gefallen.
(Das Mädchen hat unterdeſſen aufgewartet, der zweite Jäger tobakirt mit ihr.)

Dragoner (zum Bedienſten).
Kamerad! Laß das ausgehen!

Zweiter Jäger.
Wer Henker hat ſich da herum zu legen!

Dragoner.
Ja will's ihm nur ſagen, die Dirn' iſt mein.

Erſter Jäger.
Der will ein Schätzchen für ſich allein!
Dragoner, iſt Er der Troßer? Sag' Er!

Zweiter Jäger
Will mich Apartes haben im Lager.
Einer Dirne ſchön Geſicht
Muß allgemein ſeyn, wie's Sonnenlicht!
(Küßt ſie.)

Dragoner (ſetzt ſie weg).
Ja ſag's noch einmal, das leid' ich nicht.

Erſter Jäger.
Luſtig! Luſtig! da kommen die Prager!

Zweiter Jäger.
Sind er Händel? Ja ein bares.

Wachtmeiſter.
Fried', ihr Herren! Ein Kuß iſt frei!

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf, und bringen einen Bauer, erſt langſam und dann immer geſchwinder. Der erſte Jäger tanzt mit der Tabakverkäuferin, die Marketenderin mit dem Arkebuſier: das Mädchen entſpringt, der Jäger bietet ihr vor und bekommt den Kapuziner zu ſehen, der eben hereintritt.

Kapuziner.
Heiſa, Jauchzet! Dudelſumſel!
Das geht ja vom Her. Bin auch dabei!
Iſt das eine Armee von Chriſten?
Sind wir Türken? ſind wir Antichriſten?
Treibt man ſo mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Dudeldiragon, ſtaunt nicht drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu Confectagen
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in Schooß?
Die Kriegsfurie iſt an der Donau los.
Das Bollwerk des Vaterlands iſt gefallen,
Regensburg iſt in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen.
Pflegt den Wanſt, läßt ſich's wenig grämen,
Plümeriert ſich mehr um den Krug als den Krieg.
Wegt lieber den Schnabel als den Säbel.
Hetzt ſich lieber herum mit der Dirn',
Reißt den Ochſen lieber, als den Dirnſtirn.
Du Einſiedlerin trauert in Buch und Hain;
Der Seidhut ſchützt ſich nur die Tonſur.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth.
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder
Und auf den Wolken, blutigerot,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel hunter.
Den Kometen ſteckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenſter aus.
Der ganze Welt iſt ein Klagehund;
Die Arche der Kirche ſchwimmt im Blute.

Und das römiſche Reich — das Gott erbarm!
Sollen jetzt heißen römiſch Arm;
Der Rheinſtrom iſt worden zu einem Heinſtrom,
Die Kirchen ſind aufgenommene Aecker,
Die Bischöfmütz ſind verwandelt in Mäſchinümen,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebsſtifter,
Und alle die gesegneten deutſchen Länder
Sind verderbet worden in Elender —
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden,
Das kommt ſich her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ihr Pfaffen' und Cebetten ergeben.
Denn die Sünd' iſt der Magnetenſtein,
Der das Eiſen zieht ins Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Unrecht,
Wie die Thrän' auf den bretzen Zwiefel.
Hinter dem U kommt gleich das Weh,
Das iſt die Ordnung im A B C.
Ubi est victoria ejus,
Bi oſeaddius Deus? Wie ſoll man ſagen,
Wenn man die Pferdgi ſchwänzt und die Mäß,
Nichts thut, als in den Primbluſtern liegen?
Die Frau in den Evangelium
Fand den verlornen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſauern Brüder;
Aber wer bei den Soldaten ſindt
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden.
Thät er auch trauren Lotterey anzünden,
In den Predigen in der Wüſten,
Wie wir leſen im Evangeliſten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß und ließen ſich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schooß?
Et ait illis. Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Denn ihr Niemanden ſtürzet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verklaget, auf Niemand klagt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit euer Löhnung,
Und verachtet jede böſe Anerdnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel anſtimmen,
Und wo dort man mehr blaſphemieren,
Als hier in den Frieckländiſchen Kriegsquartieren?
Wenn man ihr ſpern Donner und Blitz,
Den ihr ledernen mit euer Zungengrimm,
Die Gloden nicht läuten im Land unterm,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr;
Und wenn euch ihr ſpers böſe Gebet,
Daß euch einem ungewitterlichen Wunder acht,
Ein Feierlein anfingt' und euern Tabor!,
Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ja bis, wie Absalons Zopf.
Der Josua war den auch ein Soldat;
König David erſchlug den Goliath,
Und wo ſtritt denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſeine Zunkmünder ſind geweſen?
Mich mag den Mund beck, ich ſollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Heil Geil!
Als zu einem Krug Sacherl!
Aber weilen das Geſetz iſt ernſte,
Daran es ſpindelt und hinrennt,
Wieder ein Gebot iſt: Du ſollſt nicht ſtehlen.
Ja, das befolget ihr auch dem Wort;
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euern Klauen und Gierigkeiten,
Vor euern Practiken und böſen Knifen
Iſt kein Gut nicht geborgen in der Truh,
Das kein nicht ſicher in der Kuh.
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was ſagt der Perdigot? Contenti estote,
Begnügt euch mit euern Kommißbrot.
Aber wie ſoll man die Kercher loben,
Kommt doch das Aergernis von oben?
Wie die Hirten, ſo auch das Hannt!
Weiß doch Niemand, an wen er glaubt!

Erſter Jäger.

Herr Vlag! Und Cebetten mag Er ſalmoſen.
Den Feldherrn ſoll Er und nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem eorum!
Daß ich ja ein Aug und Inroteam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Gögen thut verkehren.

Trompeter und Retrut.

Laß Er uns das nicht zweimal hören!

Kapuziner.

So ein Bramarbas und Eiſenfreſſer,
Will einnehmen alle feſten Schlöſſer.
Nehmte ſie mit ſeinem goldnen Mund:
Er möcht haben die Stadt Straſſund.
Und wär' ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen.

Trompeter.

Steckt dem Keiner ſein Tabermaul!

Kapuziner.

So ein Teufelsbeſchwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofernes.
Verleumdet, wie Perrod, ſeinen Meiſter und Herrn;
Denn kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beide Jäger.

Pfaffe! Jetzt iſt's um dich geſchehn!

Kapuziner.

So ein loſiger Knabe Herodes —

Trompeter und beide Jäger
(auf ihn eindringend).

Soweis Hilfe! Du biſt des Todes!

Treaten (zum Gehen).

Sieh da, Prädikem, ſchaut hab ich,
Sag' dein' Sprüchel und treib's und mit.

Kapuziner (ſchnell gehend).

So ein hochmütiger Ketzitanzer,
So ein Sintemeter und mäßiger Keyer.
Laß ſich nennen den Wallenſtein;
Ja, freilich er iſt auch Alles ein Stein
Des Anſtoßes und des Aergerniſſes,
Und ſo lang' der Kaiſer dieſen Friedeland
Läßt walten, ſo wird nicht Friede im Land.

(Er will nach und nach bei den andern Worten, die er mit einander spricht, einen Schritt gegangen, indem er Treaten die letzten Epitaten von den Worten.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne den Kapuziner.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter).

Sagt mir! Was meynt er mit dem Gloriabau,
Den der Aeltere nicht hören wollt?
Es war wohl gar ſo gefagt zum Sammſ und Hornt?

Wachtmeiſter.

Da will ich Euch dienen! Es iſt nicht ganz ohne!
Der Feldherr iſt wunderlich geboren;
Beſonders hat er gar tägliche Ohren.
Kann nie Katz nicht hören mauzen.
Uns wenn der Hahn kräht, ſo macht's ihm Grauen.

Erſter Jäger.

Das hat er mit dem Löwen gemein.

Wachtmeiſter.

Muß Alles mauſchtill um ihn ſeyn.
Den Beſenſt haben alle Wachen;
Denn er braucht gar zu tiefe Sachen.

Stimmen (im Zelt, Lachend).

Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu!

Des Bauern Stimme.

Hülfe! Barmherzigkeit!

Andre Stimmen.

Friede! Ruh!

Erſter Jäger.

Hol mich der Teufel! Da fegt's Hiebe.

Zweiter Jäger.

Da muß ich dabei ſeyn!

(Laufen mit fort).

Marketenderin (kommt heraus).

Schelmen und Diebe!

Trompeter.

Frau Wirtin, was zeyt Euch ſo in Eifer?

Marketenderin.

Der Lump! der Spitzbub! der Straßenräuber!
Das muß mir in meinem Zelt paſſieren!
Ich beſchimpft mich bei allen Herrn Offizieren.

Wachtmeiſter.

Kätzchen, was giebt denn?

Marketenderin.

Was wird's geben?
Da erwiſchten ſie einen Bauer eben,
Der ſtehlne Würſte trüg bei ſich haben.

Trompeter.

Sie bringen ihn hier mit ſeinem Knaben.

Zehnter Auftritt.

Soldaten bringen den Bauer gefangen.

Erſter Jäger.

Der muß hauſen!

Scharfſchützen und Dragoner.

Zum Proſch! zum Proſch!

Wachtmeiſter.

Das Mandat iſt noch kürzlich ausgegangen.

Marketenderin.

In einer Stunde ſeh' ich ihn hangen!

Wachtmeiſter.

Bösen Gewerbe bringt böſen Lohn.

Erſter Arkebuſier (zum andern).

Das kommt von der Deſperation.
Denn ſehr, erſt thut man ſie ruiniren,
Das heißt ſie zum Guten ſelbſt verführen.

Trompeter.

Was? was? Ihr reißt ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! Thut Euch der Teufel plagen?

Erſter Arkebuſier.

Der Bauer iſt auch ein Menſch — ſo zu ſagen.

Erſter Jäger (zum Trompeter).

Laß ſie gehen! ſind Tiſchgenoſſen.

Gevatter Schneider und Handſchuhmacher!

Lagen in Garniſon zu Brieg.
Wiſſen viel, was der Brauch iſt im Krieg.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Küraſſiere.

Erſter Küraſſier.

Friede! Was giebt's mit dem Bauer da?

Erſter Scharfſchütz.

'S iſt ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Erſter Küraſſier.

Hat er dich betrogen etwas?

Erſter Scharfſchütz.

Ja, und hat mich trefflich ausgezogen.

Erſter Küraſſier.

Nur, Du biſt ein Friedländiſcher Mann.
Kannſt dich ſo weglaufen und plagiren.
Mit einem Bauer dein Glück probiren!
Der kann was er kannen kann.
(Bauer entweicht, die andern lachen zuſammen).

Erſter Arkebuſier.

Der macht kurze Arbeit, iſt exerzirt.
Das iſt mit ſolchem Pack gut.
Was iſt's für Ehre! Es iſt kein Ehrn.

Marketenderin.

'S iſt ein Wallen! Reſpekt vor dem!
Von des Pappenheims Küraſſieren.

Erſter Dragoner (zum andern).

Der Puterlumpi, der junge. Will ſie jetzt ſtören.
Den haben ſie ſich auf eigner Macht
Zum Oberſt geſetzt in der Lützner Schlacht.
Mit der Pappenheim umgekommen.

Erſter Arkebuſier.

Haben ſie ſich ja was 'rausgenommen!

Erſter Dragoner.

Das Regiment hat was voraus.
Es war immer voran bei jedem Strauß.
Darf auch ſeine eigne Juſtiz ausüben.
Und der Friedländer thut's beſtändig lieben.

Erſter Küraſſier (zum andern).

Iſt's auch gewahr? Wer kracht? es aus?

Zweiter Küraſſier.

Ja hab's aus des Oberſts eignem Munde.

Erſter Küraſſier.

Was Teufel! Wir ſind nicht ihre Hunde.

Erſter Jäger.

Was haben die da! Sind voller Gift.

Zweiter Jäger.

Iſt's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?

Erſter Küraſſier.

Es hat ſich einer herüber zu kommen.
(Es ertönen laute Worte).
Sie wollen uns in die Meuterſtadt treiben;
Küraſſiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttauſend Mann aufſitzen.

Marketenderin.

Was? was? Da ſollen wir wieder wandern?
Bin erſt ſeit geſtern zurück aus Flandern.

Zweiter Küraſſier (zu den Dragonern).

Ihr Buttervögel ſollt auch mit reiten.

Erſter Küraſſier.

Und abſonderlich wir Wallonen.

Marketenderin.

Ei, das ſind ja die allerneſten Sauabronen!

Erſter Küraſſier.
Den aus Mailand ſollen wir bisexgeiten.

Erſter Jäger.
Den Infanten! Das iſt ja horrid!

Zweiter Jäger.
Den Pfaffen! da geht der Teufel los.

Erſter Küraſſier.
Wir ſollen von dem Friedländer laſſen,
Der den Gedanken ſo wohl hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauſer, den wir von Herzen haſſen!
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Trompeter.
Was, zum Henker! ſollen wir dort?
Dem Kaiſer verkaufen wir unſre Haut
Und nicht dem hiſpaniſchen rothen Hut.

Zweiter Jäger.
Auf des Friedländers Wort und Kredit allein
Haben wir Reiterdienſt genommen;
Wär's nicht auf Lieb' für den Wallenſtein,
Der Ferdinand hätte uns nimmer bekommen.

Erſter Dragoner.
Adje und der Friedländer nicht ferniren?
Seine Fortuna ſoll uns führen.

Wachtmeiſter.
Laßt euch bedeuten, hört mich an.
Mit dem Gered' da iſt's nicht getan,
Ihr ſeid weiter als ihr Alt:
Dahinter ſteckt eine böſe Falle.

Erſter Jäger.
Hört das Beſtallbuch! Stille doch!

Wachtmeiſter.
Bächen Guſtel, ſtillt mir erſt euch
Ein Mädchen Meineider für den Magen!
Niemand weiß ich euch meine Gedanken zu ſagen.

Marketenderin (zum Einſchenken).
Hier, Herr Wachtmeiſter! Er macht mir Schrecken,
Es wird doch nichts Böſes dahinter ſtecken!

Wachtmeiſter.
Lebt, ihr Herrn, das iſt all recht gut,
Daß Jeder das Seinige bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu ſagen,
Man muß immer das Ganze überſchlagen.
Wir nennen uns Alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns ins Quartier,
Und pflegt uns und hegt uns warme Suppen.
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorſpannen an unſer Bagagewagen.
Vergehens wird er ſich drüber beklagen.
Lebt ſo ein Geſtreifter mit ſeinem Mann
In einem Dorfe von Weitem ſpähen,
Er iſt ihr Obriſter drinn, und kann
Nach Luſt drin walten und kommandieren.
Zum Exempel! Ehe wir da ſind,
Und ſähen des Teufels ſein Angeſicht:
Wette lieber, als unſre getreuen Kollegen,
Warum ſchneiden Sie uns nicht aus dem Land?

Frey Reiter!
Sind uns in Anzahl doch überlegen.
Führen den Knittel, wie wir den Degen.
Warum hören wir ihrer lachen?
Weiß wie einen ſturmfreyen Haufen zu machen!

Erſter Jäger.
Ja, ja, im Ganzen da ſitzt die Macht.
Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiſer vor acht — neun Jahren
Die große Armee zuſammen gebracht.
Sie wollen erſt nur von zwölftauſend hören;
Der, ſagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will ſechzigtauſend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers ſterben;
Und ſo wurden wir Wallenſteiner.

Wachtmeiſter.
Zum Exempel! da hab' mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',
Her an der rechten den kleinen ab.
Habe ihr mir den Finger blos genommen?
Nein, beim Kuckuck! ich bin um die Hand gekommen!
'S iſt nur ein Stumpf, und nichts mehr werth.
Ja, und dieſe achttauſend Pferde,
Die man noch Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Läßt man ſie ziehen, ihr beſter euch.
Wir ſeyen um ein Künftel nur geringer?
Proſit Mahlzeit! da fällt das Ganze gleich.
Die Juchten iſt weg, der Reſpekt, die Ehren.
Da ſchwillt dem Bauer der Kamm auf's Neu.
Da ſchreiben ſie und in der Wiener Kanzlei
Den Quartier- und den Küchenzettel,
Und es iſt wieder der alte Better.
Ja, und wie lang wird's ſtehen an,
So nehmen ſie uns auch noch den Feldhauptmann —
Die ſind ihm an Holz ſo nicht gewachſen.
Nun, da fällt einen Alles hin:
Wer bittt uns dann wohl zu unſerm Geld?
Sorge, daß man uns die Kontribute bezahlt?
Wer hat den Nachdruck und das Verſtand,
Den ſaumſelgen Weg und die feſte Hand,
Dieſe geſchäftigen Herrenmanſens
Zuſammen zu ſchaun und zu paſſen?
Zum Exempel — Dragoner — ſprich!
Was verlangen Vaterland ſchenkt Du dich?

Erſter Dragoner.
Weiß aus Hibernien der Henker ich.

Wachtmeiſter
(zu den beiden Küraſſieren).
Ihr, das weiß ich, ſeid ein Walleu,
Ihr ein Welſcher. Man hört's am Ton.

Erſter Küraſſier.
Wer ich bin? ich kann's nie genugen erfahren;
Sie ſtahlen mich ſchon in jungen Jahren.

Wachtmeiſter.
Und Du biſt auch nicht aus der Nähe?

Erſter Arkebuſier.
Ja wo von Buchau am Federſee.

Wachtmeiſter.
Und Ihr, Rodomont!

Zweiter Arkebuſier.
Aus der Schweiz.

Wachtmeiſter (zum zweiten Jäger).
Was für ein Landsmann biſt Du, Jäger?

Zweiter Jäger.
Hinter Wismar iſt meiner Eltern Sitz.

Wachtmeiſter
(zu den Trompeter gewandt).
Und der da und ich, wir ſind aus Eger.
Nun! und wer merkt aus das man an,
Daß wir aus Böhm und aus Mähren
Zuſammen geſchneit und gehageln werden?
Seyen wir nicht auch, wie aus Einem Spahn?
Seyen wir nicht gegen den Feind geſchloſſen,
Acht wie zuſammen geleimt und gegoſſen?
Gereifen wir nicht wie ein Mährenerz ſind
In einander auf Wort und That?

Wer hat uns ſo zuſammen geſammelt,
Daß wir uns nimmer unterſcheidet?
Kein Andrer fonnt' als der Wallenſtein!

Erſter Jäger.

Das ſieht mir mein Leibzug nimmer ein,
Daß wir ſo ganz zuſammen paſſen;
Hab' mich immer nur gehen laſſen.

Erſter Küraſſier.

Dem Wachtmeiſter muß ich Beifall geben.
Dem Kriegsſtand kömmt ſie gern an's Leben;
Den Soldaten wollen ſie hüten halten.
Daß ſie alleine Runden walten.
'S iſt eine Verſchwörung, ein Komplott.

Marketenderin.

Eine Verſchwörung? Du lieber Gott!
Da können die Herrn ja nicht mehr zahlen.

Wachtmeiſter.

Freilich! Es wird Acht bauchtreit.
Bote von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eigenen Kaſſen
Die Regimenter, wollten ſich ſelben laſſen,
Thäten ſich anſtrengen über Vermögen.
Dachten, es würd' ihnen großen Segen;
Und die alle ſind um ihr Geld,
Wenn das Hauptt. wenn der Herzog fällt.

Marketenderin.

Ho! du mein Heiland! das bringt mir Zinſ!
Die beſte Werwe ſteht in meinem Buch.
Der Graf Iſolani, der edle Zecher,
Rechnet mir allein noch zweihundert Thaler.

Erſter Küraſſier.

Was iſt da zu machen, Kameraden?
Es iſt nur Eins, was uns retten kann:
Verbunden ſtehen ſie uns nicht ſchaden;
Wir ſtehen Alle für Einen Mann.
Laßt ſie ſchicken und ordonnanzen,
Wir wollen uns feſt in Bügeln pflanzen,
Wir geben nicht nach und marſchiren nicht,
Der Teufel ſetzt uns ſeine Ohre ſcht.

Zweiter Jäger.

Wir laſſen uns gehe ſo im Land 'rum führen!
Sie ſollen kommen und ſollen's probiren!

Erſter Artebuſier.

Liebe Herren, bedenk's mit Zeit.
'S iſt des Kaiſers Will' und Gebeit.

Trompeter.

Werden uns viel um den Kaiſer ſcheren.

Erſter Artebuſier.

Laß er mich das nicht zweimal hören.

Trompeter.

'S iſt aber doch ſo, wie ich geſagt.

Erſter Jäger.

Ja, ja, ich hört's immer ſo erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

Wachtmeiſter.

So iſt's auch, das iſt ſein Bedeng und Pakt.
Abſolute Gewalt hat er, wie die Ihr wiſſen.
Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen:
Geld und Gut kann er confiſciren,
Kann braven laſſen und pardonniren,
Offiziere kann er und Oberſten machen,
Kurz er hat alle die Dirnenſachen.
Das hat er vom Kaiſer eigenhändig.

Erſter Artebuſier.

Der Herzog iſt gewaltig und hochverſtändig;
Aber er bleibt doch, ſaſtanje und recht,
Wie wir Alle, des Kaiſers Knecht.

Wachtmeiſter.

Nicht, wie wer Alle! Das wolle Ihr ſchlecht.
Er iſt ein Unentbehrer und Freier.
Des Reiches Fürſt, ſo gut wie der Bayer.
Sah ich's etwa recht ſelbſt mit an.
Als ich zu Brandeis die Wach' gethan,
Wie ihm der Kaiſer ſelbſten erlaubt,
Zu bedenken ſein fürſtlich Haupt?

Erſter Artebuſier.

Das war für das Mecklenburger Land,
Das ihm der Kaiſer verſetzt als Pfand.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter).

Wie? In des Kaiſers Gegenwart!
Das iſt doch ſeltſam und ſehr apart!

Wachtmeiſter (lacht in ſich hinein).

Weiß Ihr mein Wort noch gelten laſſen.
Stellt Ihr's mit Händen greifen und faſſen.
(Eine Pauſe gegenſeitig.)
Weh iſt das Blut und Gezänk!

Marketenderin.

Weiß der!

Wachtmeiſter.

Er, das iſt ja ein Wallenſteiner!

Wachtmeiſter.

Na! da habe Ihr's, was wollt Ihr mehr?
Iſt er nicht Fürſt ſo gut als einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eigenes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit läßt er ſich nennen!
Drum muß er Soldaten halten können.

Erſter Artebuſier.

Das diſputirt dem Niemand nicht;
Wir aber ſtehen in des Kaiſers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das iſt der Kaiſer.

Trompeter.

Das ſäugen' ich ihm, ſieht Er, in's Angeſicht.
Wer uns nicht zahlt, das iſt der Kaiſer!
Hat man uns nicht ſeit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umfaſſt verſprochen?

Erſter Artebuſier.

Ei wohl! das ſteht ja in guten Bonden.

Erſter Küraſſier.

Frieb', ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Da der Kaiſer unſer Gebieter iſt?
Eben drum, weil wir gern in Ehren
Seine thätigen Reiter wären,
Wollen wir nicht ſeine Heerde ſcheu,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Edelmann
Herum laſſen führen und verpflanzen.
Laut ſelber! Kommt's nicht dem Herren zu gut.
Wenn ſein Kriegsvolk was auf ſich halten thut?
Wer anders macht ihn, als ſeine Soldaten,
Zu dem großmächtigen Potentaten?
Verſchafft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Chriſtenheit?
Mögen ſich die ſein Joch aufladen,
Die unſerſten von ſeinen Gnaden,
Die mit ihm laufen im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von ſeinem Glanz und Schimmer
Nichts, als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unſerm Herzen.

Zweiter Jäger.

Alle großen Tyrannen und Kaiſer
Hielten's ſo und waren oft weiſer.
Viele Andre thäten ſie halten und ſchänden;
Den Soldaten tragen ſie auf den Händen.

Erſter Küraſſier.

Der Soldat muß ſich ſtrauen ſtehen.

Wer's nicht ehrt und nobel treibt.
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich friſch um mein Leben ſpielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr;
Oder ich laſſe mich eben ſattachen
Wie der Kroat — und muß mich verachten.

Beide Jäger.

Ja, ihr'n Leben noch gilt die Ehr'!

Erſter Küraſſier.

Das Schwert iſt kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt und reift kein Halm, es wächſt keine Saat;
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſaumſeligen,
Darf ſich an eigenem Herdfeu nicht wärmen;
Er muß werben an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luſtigen, grünen Auen;
Die Traubentiefe, den Aerntetranz
Muß er wandernd von ferne ſchauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Erſter Arkebuſier.

Das weiß Gott. 's iſt ein elend Leben!

Erſter Küraſſier.

Wher's doch nicht für ein anderes geben.
Sehn, ich bin weit in der Welt rum kommen,
Hab' Alles in Erfahrung genommen;
Hab' der hiſpaniſchen Monarchie
Gericht und der Republik Venedig
Und dem Königreich Neapel.
Aber das Glück war mir nirgends gnädig;
Hab' den Kaufmann geſchirn und den Bauer,
Und den Handwerksmann und den Inſulter,
Und kein Rock hat mir unter allen,
Wie mein eiſernes Wamms, gefallen.

Erſter Arkebuſier.

Ne! das kann ich eben nicht ſagen.

Erſter Küraſſier.

Will einer in der Welt was erjagen,
Muß er ſich rühren, mag er ſich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Muß er ſich unter die goldnen Bärchen,
Will er genießen den Bürgerlaun,
Kinder und Enkelein um ſich erziehn,
Trink' er ein ehrlich Getwerk in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und alle Herren,
Niemand verantwo und Niemand verehren,
Und auf das Gebot unter mir
Leiner wegſchauen von meinem Thier.

Erſter Jäger.

Brave! juſt ſo erzehn es mir.

Erſter Arkebuſier.

Luſtiger Kerlchen mag ſich's haben,
Wenn Andrer Köpf' wegtraben.

Erſter Küraſſier.

Kamerad, die Zeiten ſind ſchwer,
Das Schwert iſt nicht bei der Wage mehr;
Aber ſo mag mir Keiner verdenken.
Daß ich mich lieber zum Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menſchlich faſſen,
Aber nicht auf mir trommeln laſſen.

Erſter Arkebuſier.

Wer iſt denn Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Bürgerſtand in Schimpf geraten?
Der leidige Krieg, und die Noth und Plag
In ſie ſechzehn Jahre ſchon währen mag.

Erſter Küraſſier.

Bruder, den lieben Gott da droben,
Es ſtimmen ihn alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den Andern beſchwere;
Dieſer will's trocken, was Jener feucht beerdet.
Wo Du nur die Wahl haſt und die Plag'.
Da ſpricht mir bei Lebens heller Tag.
Gehe's auf Koſten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, ſie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — ſehn,
'S iſt hier juſt, wie's beim Simon'n geht;
Die Pferde ſchnauben und ſcharren an;
Lieber, wer will, mitten in der Bahn,
Sein's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerreiß mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bei Seite tragen.

Erſter Jäger.

Ei, wer wird nach dem Andern fragen!

Erſter Küraſſier.

Und weil ſich's nun einmal ſo gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laſſ's uns mit beiden Händen faſſen;
Lang' werden ſie's uns nicht ſo treiben laſſen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Weſen ein Ende macht;
Der Soldat jammt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte ſeyn.
Jetzt ſind wir noch beiſammen im Land,
Wir haben's Heft noch in der Hand.
Laſſen wir uns auseinander ſprengen,
Werden ſie uns noch den Brodkorb höher hängen.

Erſter Jäger.

Nein, das darf nimmermehr geſchehn!
Kommt, laßt uns Alle für Einen ſtehn!

Zweiter Jäger.

Ja, laßt uns Alle nehmen, hört!

Erſter Arkebuſier

(ein veteranes Bewußtſein verrathend, zur Marketenderin).

Gevatterin, was hab' ich verzehrt?

Marketenderin.

Ach! es iſt nicht der Rede werth!
(Sie trocknet).

Trompeter.

Ihr thut wohl, daß Ihr weiter zieht,
Verderbt uns doch nur die Soldatik.
(Arkebuſier gehen ab).

Erſter Küraſſier.

Sapp' um die Leut'! Sind treuß wackre Brüder.

Erſter Jäger.

Aber das dreht, wie ein Beißenſtecker.

Zweiter Jäger.

Jetzt ſind wir unter uns, laßt hören,
Wie wir den neuen Anſchlag ſtören.

Trompeter.

Blaſt! Wir gehen eben nicht hin.

Erſter Küraſſier.

Nichts, ihr Herren, gegen die Disciplin!
Jeder geht jetzt zu ſeinem Corps.
Trägt den Kameraden vernünftig vor.
Daß ſie's begreifen und einſehen lernen.
Wir dürfen uns nicht ſo weit entfernen.
Für meine Waffenbrüder ſag' ich gut.
So, wie ich, Jeder denken thut.

Wachtmeiſter.

Terzky's Regimenter zu Roß und Fuß
Stimmen alle in dieſen Schluß.

Zweiter Küraſſier (hebt ſich zum erſten).

Der Lombard ſich nicht vom Wallenen trennt.

Erſter Jäger.

Freiheit iſt Jägers Element.

Zweiter Jäger.

Freiheit iſt bei der Macht allein.
Ich leb' und ſterb' bei dem Wallenſtein.

Erſter Scharfſchütz.

Der Lothringer geht mit der großen Fluth.
Wo der leichte Sinn iſt, und luſtiger Muth.

Dragoner.

Der Irländer folgt des Glückes Stern.

Zweiter Scharfſchütz.

Der Tyroler dient nur dem Landesherrn.

Erſter Küraſſier.

Alſo laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria ſchriftlich ſchreiben:
Daß wir zuſammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt noch Liſt
Von dem Friedländer weg ſoll treiben,
Der ein Soldatenvater iſt.
Daß recht man in dieſer Devotion
Dem Piccolomini — ich meine den Sohn —
Der verſteht ſich auf ſolche Sachen,
Kann bei dem Friedländer Alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaiſers und Königs Majeſtät.

Zweiter Jäger.

Kommt! Dabei bleibt's! Schlagt Alle ein!
Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

Trompeter. Dragoner. Erſter Jäger. Zweiter Küraſſier. Scharfſchützen (zugleich).

Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

(Alles fort).

Wachtmeiſter.

Erſt noch ein Gläschen, Kameraden! (trinkt).
Des Piccolomini hohe Gnaden!

Marketenderin (bringt eine Flaſche).

Das kommt nicht auf's Kerbholz. Ich geb' es gern.
Gute Verrichtung, meine Herrn!

Küraſſier.

Der Waffenſtand ſoll leben!

Beide Jäger.

Der Waffenſtand ſoll geben!

Dragoner und Scharfſchützen.

Die Armee ſoll reformiren!

Trompeter und Wachtmeiſter.

Und der Friedländer ſoll ſie regieren.

Zweiter Küraſſier (ſingt).

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da reitet ein Kumpan für den andern ein.
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

(Die Soldaten und den Hintergrund haben ſich während des Geſangs herbeigezogen und machen den Chor).

Chor.

Da reitet ein Kumpan für den andern ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dragoner.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man dient nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Sklaverei
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Chor.

Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Erſter Jäger.

Des Lebens Ketten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen!
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laßen uns heut
Noch ſchwärmen die Reige der fröhlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, ſo laßen uns heut
Noch ſchwärmen die Reige der fröhlichen Zeit.
(Die Gläſer ſind auf's Neue gefüllt worden, ſie ſtoßen an und trinken).

Wachtmeiſter.

Von dem Hommel Gott ihm ſein tudig Loos,
Brauchte's nicht mit Müh' zu erbitten;
Der Trömmer, der ſtieg in der Erie Schooß,
Da warmt er den Schatz zu erbitten.
Er grübe und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich den Grab ſich gräbt.

Chor.

Er grübe und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich den Grab ſich gräbt.

Erſter Jäger.

Der Reiter und ſein geſchwinder Roß,
Ein Gaul geſchickene Gäbe!
Es klimmern die Pumpen im Hochzeitlichen;
Umgraben kommt er zum Feste,
Er würde nicht lange, er zeiget nicht Gold;
Im Sturm erringt er den Mannesſold.

Chor.

Er würde nicht lange, er zeiget nicht Gold;
Im Sturm erringt er den Mannesſold.

Zweiter Küraſſier.

Warum weint die Dirn' und zerrauft ſich ihre?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rauſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Chor.

Das rauſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Erſter Jäger.

(faßt die zwei nächſten an der Hand; die übrigen ahmen es nach; alle, welche gekommen, bilden einen großen Halbkreis).

Drum friſch, Kameraden, den Reigen gerauſcht!
Die Beute im Defecke geblieben!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt;
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verbleichet.
Und ſpielt ihr nicht das Leben ein,
Wie wird auch das Leben gewonnen ſeyn.

Chor.

Und ſpielt ihr nicht das Leben ein,
Wie wird auch das Leben gewonnen ſeyn.
(Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz ausgeſungen wird).

Die Piccolomini.

I. Jn fünf Aufzügen.

Personen.

Wallenſtein, Herzog zu Friedland, kaiſerlicher Generaliſſimus im dreißigjährigen Kriege.
Octavio Piccolomini, General-Lieutenant.
Max Piccolomini, ſein Sohn. Oberſt bei einem Küraſſierregiment.
Graf Terzky, Wallenſtein's Schwager, Chef mehrerer Reiterregimenter.
Illo, Feldmarſchall, Wallenſtein's Vertrauter.
Jſolani, General der Kroaten.
Buttler, Chef eines Dragoner Regiments.
Liebenbach, } Generale unter
Deodat, } Wallenſtein.
Maradas, }
Kolalto, Rittmeiſter Neumann, Terzky's Adjutant.
Kriegsrath von Quartenberg, vom Kaiſer geſendet.
Baptiſta Seni, Aſtrolog.
Herzogin von Friedland, Wallenſtein's Gemahlin.
Thekla, Prinzeſſin von Friedland, ihre Tochter.
Gräfin Terzky, der Herzogin Schweſter.
Ein Kornet.
Kellermeiſter des Grafen Terzky.
Friedländiſche Pagen und Bediente, Terzky'ſche Bediente und Hebonier. Mehrere Obriſten und Generale.

Erſter Aufzug.

Ein alter gothiſcher Saal mit dem Rathhause zu Pilſen, mit Fahnen und anderen Kriegsgeräthe dekorirt.

Erſter Auftritt.

Illo mit Buttler und Jſolani.

Illo.

Spät kommt Jhr — Doch Jhr kommt! Der weite Weg, Graf Jſolan, entſchuldigt euer Säumen.

Jſolani.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht! Es ward uns angelegt bei Donauwörth. Ein ſchwediſcher Transport fiel unſerm Preis Mit Proviant an die hundertfünfzig Wagen — Den ärmſten die Kroaten mir noch auf; Wir primen ihn.

Illo.

Er kommt uns grad zu paß. Die ſtattliche Verſammlung hier zu ſpeiſen.

Buttler.

Es iſt ſchon lebhaft hier, ich ſeh's.

Jſolani.

Ja, ja.
Die Kirchen ſelber liegen voll Soldaten. (ſich umſehend).
Auch auf dem Rathhaus. ſeh' ich, bald Jhr Fuß Schon ziemlich eingeriſſen — Nun! nun! der Soldat Beſitzt und ſchickt ſich, wie er kann!

Illo.

Von dreißig Regimentern haben ſich
Die Oberſten zuſammen ſchon gefunden;
Den Terzky trefft Jhr hier, den Tiefenbach,
Kolalto, Mohr, Maradas, Hinnerſam.
Auch Sohn und Vater Piccolomini. —
Jhr werdet manchen alten Freund begrüßen,
Nur Gallas fehlt uns noch und Altringer.

Buttler.

Auf Gallas wartet nicht!

Illo (raſch).

Wie ſo? Wiſſt Jhr —

Jſolani (unterbricht ihn).

Max Piccolomini hier? O! führt mich zu ihm. Jch ſeh' ihn noch — es ſind jetzt zehen Jahr' — Als wir bei Deſſau mit dem Mansfelt ſchlugen, Den Rappen ſprengen von der Brück' herab, Und zu dem Vater, der in Nöthen war. Sich durch der Elbe reißend Waſſer ſchlugen; Da ſprengt' ihm kaum der erſte Flaum um's Kinn. Jetzt, ihr' ich, ſoll der Kriegsheld fertig ſeyn.

Illo.

Jhr ſollt ihn heut noch ſehn. Er führt aus Kärnthen Die Fürſtin Friedland her und die Prinzeſſin; Sie treffen dieſen Vormittag noch ein.

Buttler.

Auch Frau und Tochter ruft der Fürſt hieher? Er ruft hier viel zuſammen.

Jſolani.

Deſto beſſer.
Erwartet' ich doch ſchon von Mähren als Märſchen Und Batterien zu hören und Attaken; Und ſiehe da! der Herzog ſorgt daſür, Daß auch was Holdes und das Aug' ergötze.

Illo

(der nachdenkend geſtanden, zu Buttler, den er ein wenig auf die Seite führt).

Wie weit Jhr, daß Graf Gallas außen bleibt?

Buttler (mit Bedeutung).

Weil er auch mich geſucht zurückzuhalten.

Illo (warm).

Und Jhr ſeyd feſt entſchloſſen?

(Drückt ihm die Hand).

Wackrer Buttler!

Buttler.
Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürſt
Noch eigenſt aufgelegt –

Illo.
Ja, Generalmajor! Ich gratulire!

Iſolani.
Zum Regiment, nicht wahr? das ihm der Fürſt
Geſchenkt? Und noch dazu daſſelbe, drin' ich,
Wo er vom Reiter hat herabgeſtochen?
Nun, das iſt wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beiſpiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann ſeinen Weg.

Buttler.
Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunſch ſchon empfangen darf.
– Noch fehlt vom Kaiſer die Beſtätigung.

Iſolani.
Greif zu! greif zu! Die Hand, die ihn dahin
Geſtellt, iſt ſtark genug, ihn zu erhalten,
Trotz Kaiſern und Miniſtern.

Illo.
Wenn wir Alle
So gar bedenklich wollten ſeyn!
Der Kaiſer giebt uns nichts – vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.

Iſolani (zu Illo).
Herr Bruder! hab' ich's ſchon erzählt? Der Fürſt
Will meine Creditoren contentiren.
Will ſelber mein Koſtgeber ſeyn künftighin.
In einem erbentlichen Mann mich machen –
Und das iſt nun das Drittemal, bedenk' Er!
Daß mich der Königlichgeſinnte vom
Verderben rettet, und zu Ehren bringt.

Illo.
Könnt' er nur immer, wie er gerne wollte!
Er ſchonte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verführen ſie in Wien ihm nicht den Arm.
Beſannehmen, wo ſie ſtunden, ihm die Flügel! –
Da! dieſe neuen, ſaubern Forderungen,
Die dieſer Queſtenberger bringt!

Buttler.
Ich habe mir
Von dieſen kaiſerlichen Forderungen auch
Erzählen laſſen – doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

Illo.
Von einem Recht gewiß nicht, wenn nur nicht
– Vom Plane!

Buttler (betroffen).
Plagt Ihr etwas? Ihr erſchreckt mich.

Iſolani (ſpottend).
Wir wären Alle ruinirt!

Illo.
Brecht ab!
Ich ſehe unſern Mann dort eben kommen
Mit Generalleutnant Piccolomini.

Buttler (den Kopf bedenklich ſchüttelnd).
Ich fürchte,
Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Octavio (noch in der Entfernung).
Wie? Noch der Gäſte mehr? Geſtehn Sie, Freund!
Es brauchte dieſen thränenvollen Krieg
So vieler Helden ruhmgetreute Hamster
In Eines Lagers Umkreis zu verſammeln.

Queſtenberg.
In kein Friedensfeſt Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böſes denken will.
Beinah' vergeſſen hätt' ich ſeine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geiſt erſcheinen,
Durch die er, weltgerühmend, feſteſt beſteht,
Das Große mir erſinnen, das er ordnet.

Octavio.
Und ſiehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen ſchließt. Graf Iſolan
Und Oberſt Buttler. – Nun, da darf wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegsehrenwerk.
(Buttlern und Iſolani präſentirend).
Es iſt die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

Queſtenberg (zu Octavio).
Und zwiſchen beiden, der erfahrne Rath.

Octavio
(Queſtenbergen an ſich vorſtellend).
Den Kammerherrn und Kriegsrath Queſtenberg
Den Ueberbringer kaiſerlicher Briefe,
Der Soldaten großen Gönner und Patron
Verehren wir in dieſem würdigen Gaſte.
(Allgemeines Complimentiren).

Illo (führt den Queſtenbergen).
Es iſt das Erſtemal nicht, Herr Miniſter,
Daß Sie im Lager und die Ehr' erweiſen.

Queſtenberg.
Schon Einmal ſah ich mich vor dieſen Fahnen.

Illo.
Und wiſſen Sie, wo das geweſen iſt?
Zu Znaim war's, in Mähren, wo Sie ſich
Von Kaiſers wegen eingeſtellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu flehen.

Queſtenberg.
Zu ſtehn, Herr General! So weit ging weder
Mein Auftrag, daß ich wünſchte, noch mein Eifer.

Illo.
Nun! Ihn zu zwingen, wenn Sie wollen. Ich
Erinnre mich's recht gut – Graf Tilly war
Am Lech auf's Haupt geſchlagen – offen ſtand
Das Baierland dem Feind – nichts hielt ihn auf,
Bis in das Herz von Oeſtreich vorzudringen.
Damals erſchienen Sie und Werdenberg
Vor unſerm Herrn, mit Bitten ihn ſtürmend.
Und mit der kaiſerlichen Ungnad drohend.
Wenn ſich der Fürſt des Jammers nicht erbarme.

Iſolani (mit Hohn).
Ja, ja! 's iſt zu begreifen, Herr Miniſter.
Warum Sie ſich bei Ihrem heut'gen Auftrag
An jenen alten juſt nicht gern erinnern.

Queſtenberg.
Wie ſollt' ich nicht! Iſt zwiſchen heute doch
Kein Widerſpruch! Damalen galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reißen; heute ſoll ich's
Befrein von ſeinen Freunden und Beſchützern.

Illo.
Ein ſaubres Amt! Nachdem wir dieſes Böhmen
Mit unſerm Blut dem Sachſen abgefochten.
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

Queſtenberg.
Wenn es nicht blos ein Elend mit dem andern
Vertauſchet ſoll haben, muß das arme Land
Von Freund und Feindes Geiſel gleich befreit ſeyn.

Illo.

Ei was! Es war ein gutes Jahr; der Bauer kann Schon wieder geben.

Questenberg.

Ja, wenn Sie von Heerden Und Weidepflugen reden, Herr Feldmarschall —

Isolani.

Der Krieg ernährt den Krieg. Geh'n Bauern drauf, Ei, so gewinnt der Kaiser mehr Soldaten.

Questenberg.

Und wird um so viel Unterthanen ärmer!

Isolani.

Pah! Seine Unterthanen sind wir Alle!

Questenberg.

Mit Unterschied, Herr Graf! Die Einen fällen Mit nächtlicher Geschäftigkeit den Beutel, Und Andre wissen nur ihn brav zu leeren. Der Degen hat den Kaiser arm gemacht; Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß.

Buttler.

Der Kaiser wär' nicht arm, wenn nicht so viel — Ehrlichgesinnt sangten an dem Markt des Landes.

Isolani.

So arg kann's auch nicht seyn. Ich sehe ja, (indem er sich vor ihn hinstellt, und seinen Anzug mustert) Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt.

Questenberg.

Gottlos! Noch etwas Weniges hat man Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Illo.

Da den Slawata und den Martinitz, Auf die der Kaiser, alten guten Böhmen Zum Aergernisse, Gnadengaben häuft — Die sich vom Marke der verirrten Bürger mästen — Die von der allgemeinen Fäulniß wachsen, Allein im öffentlichen Unglück ärmen — Mit königlichem Prunk dem Schmerz des Landes Hohn sprechen — die und ihres Gleichen laßt Den Krieg bezahlen, den verderblichen, Den sie allein doch angezündet haben.

Buttler.

Und diese Landesmarterer, die die Füße Beständig unter'm Tisch des Kaisers haben, Nach allen Benefizien langelig schnappen, Die werben den Soldaten, der vor'm Feind liegt, Das Brod verschmälern und die Rechnung frisiren.

Isolani.

Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien Vor sieben Jahren kam, um die Rekrute Für unsre Regimenter zu betreiben. Wie sie von einer Audienzen Zur andern mich herumgeschleppt, mich unter Den Sekretairen fressen lassen, Stundenlang, Bis wir' in so, um's Gnadengeld zu betteln. Zuletzt — da schickten sie mir einen Kapuziner. Ich dacht', es wär' um meiner Sünde willen! Nein doch, das war der Mann, mit dem Ich um die Reiterpferde sollte handeln. Ich mußt' auch abziehn, unverrichteter Ding'. Der Fürst nachher verhaftete mir in drei Tagen, Was ich zu Wien in dreißig nicht erlangte.

Questenberg.

Ja, ja! Der Posten fand sich in der Rechnung; Ich weiß, wir haben noch daran zu zahlen.

Illo.

Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk. Man kommt nicht aus mit sanften Mitteln. Alles Läßt sich nicht schonen. Wenn man's ergaben, Bis sie zu Wien auf vier und zwanzig Bretln Das feinste ausgewählt, nun passe lange! — Frisch mitten durchgegriffen, das ist besser! Reis dann, was mag! — Die Menschen in der Regel, Verstehen sich auf's Flicken und auf's Stückeln, Und stoßen sich in ein verfaultes Nähen Weit besser, als in eine dürre Wahl.

Questenberg.

Ja! das ist wahr! Die Wahl spart uns der Fürst.

Illo.

Der Fürst trägt Vatersorge für die Truppen; Wir sehen, wie's der Kaiser mit uns meynt.

Questenberg.

Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz, Und kann den Einen nicht dem Andern opfern.

Isolani.

Drum stößt er uns zum Raubthier in die Wüste, Um seine theuren Schafe zu behalten.

Questenberg (mit Hohn).

Herr Graf! Dieß Gleichniß machen Sie — nicht ich.

Illo.

Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt, Gesährlich war's, die Freiheit uns zu geben.

Questenberg (mit Ernst).

Genommen ist die Freiheit, nicht gegeben; Denn thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen.

Illo.

Ein wildes Pferd erwartet man zu finden.

Questenberg.

Ein besrer Reiter wird's bezähmen.

Illo.

Es trägt den Einen nur, der es gezähmt.

Questenberg.

Ist es gezähmt, so folgt es einem Kinde.

Illo.

Das Kind, ich weiß, hat man ihm schon gefunden.

Questenberg.

Sie nennen nur die Pflicht und nicht der Name.

Buttler

(der sich bisher mit Piccolomini leidenschaftlich unterhalten, doch mit aufmerksamem Antheil an dem Gespräche, tritt näher).

Herr Präsident! Dem Kaiser steht in Deutschland Ein stattlich Kriegsvolk da, es kantonieren In diesem Königreich wohl dreißigtausend, Wohl sechsundvierzigtausend Mann in Schlesien, Zehn Regimenter stehn am Rheinstrom, Am Rhein und Main; in Schwaben dieten sechs. In Baiern zwölf den Schwedischen die Spitze; Nicht zu gedenken der Besatzungen, Die an der Grenz' die festen Plätze schirmen. Als dieses Volk gehorcht Friedländischen Hauptleuten. Die's befestigen, sind Alle In Eine Sache gegangen. Eine Milde Hat sie ernähret. Ein Herz belebt sie Alle. Fremdlinge stehn sie da auf diesem Boden; Der Dienst allein ist ihnen Haus und Heimath. Sie reißt der Eifer nicht für's Vaterland: Denn Tausende, wie mich, gebar die Fremde; Nicht für den Kaiser: weil die Hälfte kam Aus fremden Dienst feindselig sich verbindet, Gleichgültig, unter'm Doppeladler fechtend. Wie unter'm Thoren und den Türken. Denn Alle führet an gleich gewaltigem Zügel Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht In Einem Geiste sie zusammenbindend. Und wie des Pfluges Furche folget,

Geleiter an der Wetterstange, länft,
Herrscht sein Beseyl vom letzten fernen Posten.
Der an die Dünen branden hört den Belt,
Der in der Grün fruchtbare Thäler sieht,
Bis zu der Wache, die im Schildverhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiserburg.

Questenberg.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn?

Buttler.

Daß der Respect, die Neigung, das Vertrauen,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den ersten Besten sich verpflanzt.
Den uns der Hof aus Wien verdächtigend,
Uns ist in treuem Angedenken noch,
Wie das Kommando kam in Friedland's Hände.
War's etwa kaiserliche Majestät,
Die ein gemachtes Heer ihm übergab,
Den Führer nur gerüstet zu ihren Truppen?
— Weg war nicht war das Heer. Erschaffen erst
Mußt' es der Friedland; er empfing es nicht.
Er gab's dem Kaiser! Von dem Kaiser nicht
Erbeiten wir den Wallenstein zum Feldherrn.
So ist es nicht, so nicht! Vom Wallenstein
Erbeiten wir den Kaiser erst zum Herrn.
Er knüpft uns, er allein, an diese Fahnen.

Octavio (mit Nachdruck).

Es ist nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath.
Daß Sie im Lager sind und unter Kriegern. —
Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten. —
Verwahrt' er sich so handeln, dürft' er nicht
Red reden auch? — Eins geht ins Andre drein. —
Die Kühnheit dieses wärd'gen Offiziers,
(auf Buttlern zeigend)
Die jetzt in ihrem Ziel sich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bei einem furchtbar'n Aufstand die Besatzung,
Dem Kaiser seine Hauptstadt Prag.
(Man hört von fern eine Kriegsmusik).

Illo.

Das sind sie!

Die Wachen salutiren — Dieß Signal
Bedeutet uns, die Fürstin sey herein.

Octavio (zum Questenberg).

So ist auch mein Sohn Max zurück. Er hat sie
Aus Kärnthen abgeholt und hergeleitet.

Isolani (zu Illo).

Gehn wir zusammen hin, sie zu begrüßen?

Illo.

Wohl! Laßt uns gehen. Oberst Buttler, kommt!
(Zum Octavio).
Erinnert Euch, daß wir vor Mittag noch
Mit diesem Herrn beim Fürsten uns begegnen.

Dritter Auftritt.

Octavio und Questenberg, die zurück bleiben.

Questenberg

(mit dem Zeichen des Erstaunens).

Was hab' ich hören müssen, Generalissimus!
Welch übergroßer Trotz! Was für Begriffe!
— Wenn dieser Geist der allgemeine ist —

Octavio.

Drei Viertel thr Armee vermahnen Sie.

Questenberg.

Weh uns! Da kann ein zweites Heer gleich finden.
Um dieses zu bewahren! — Dieser Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel schlimmer als er spricht. Und dieser Buttler
Kann seine böse Meynung nicht verbergen.

Octavio.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Diesen Buttler geb' ich noch nicht auf; ich weiß,
Wie dieser edle Geist zu bannen ist.

Questenberg

(voll Unruh auf- und abgehend).

Nein! das ist schlimmer, o! viel schlimmer, Freund!
Als wir's in Wien uns hatten träumen lassen.
Wir sahen's nur mit Hoffnungsangen an,
Die von dem Glanz des Thrones geblendet waren;
Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn,
Den allvermögenden, in seinem Lager.
Hier ist's ganz anders!
Hier ist kein Kaiser mehr. Der Fürst ist Kaiser!
Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durchs Lager that, schlägt meine Hoffnung nieder.

Octavio.

Sie seh'n nun selbst, wenn ein gefährlich Amt
Es ist, das Sie vom Hof mir übertragen —
Wie mißlich die Person, die ich hier spiele.
Der leiseste Verdacht des Generals,
Er würde Freiheit mir und Leben kosten,
Und sein verwegenes Beginnen nur
Beschleunigen.

Questenberg.

Wie war die Uebersetzung,
Als wir den Rathen das Schwert vertraut,
Und solche Macht gelegt in solche Hand!
Zu fast für dieses schlimmerwahrte Herz!
War die Versuchung! Hätte sie doch selbst
Dem bessern Mann gefährlich werden müssen!
Er wird sich weigern, sag' ich Ihnen.
Der kaiserlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbestraftes Trotz
Wird unsre Ohnmacht schmählich offenbaren.

Octavio.

Und glauben Sie, daß er Gemahlin, Tochter,
Umsonst hierher ins Lager kommen ließ,
Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüsten?
Daß er die letzten Pfänder seiner Treu
Aus Kaisers Landen führet, das bedeut uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

Questenberg.

Weh' uns! und wie dem Ungewitter stehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Grenzen. Meister schon
Vom Donaustrom, stets weiter um sich greifend —
Im innern Land des Aufruhrs Feuerglocke —
Der Bau'r in Waffen — alle Stände schwörig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwöhnt —
Vom Staat, von ihrem Kaiser losgerissen,
Vom Schwindelnden die schwindelnde geführt,
Ein furchtbar Werkzeug dem verwegensten
Der Menschen blind gehorchend hingegeben.

Octavio.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!
Stets ist die Sprache tiefer als die That.
Und mancher, der in wildem Eifer jetzt
Zu jedem Aeußersten entschlossen scheint,
Find't unerwartet in der Brust ein Herz.
Spricht man des Feindes wahren Namen aus,
Indem — ganz unverhohlen sind wir nicht.
Graf Altringer und Gallas, wissen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer —

Verstärken es noch täglich. — Ueberraschen
Kann er uns nicht; Sie wissen, daß ich ihn
Mit meinen Horchern rings umgeben habe;
Vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's sein eigner Mund.

Questenberg.

Ganz unbegreiflich ist's, daß er den Feind nicht merkt
An seiner Seite.

Octavio.

Denken Sie nicht etwa,
Daß ich durch Lügenkünste, gleißnerische
Geschäftigkeit in seine Gunst mich stahl,
Durch Heuchelworte sein Vertrauen nährte.
Verleiht mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falsches hab' ich niemals ihm gezeiget!

Questenberg.

Es ist des Himmels sichtbarliche Fügung.

Octavio.

Ich weiß nicht, was es ist — was ihn an mich
Und meinen Sohn so mächtig zieht und reizt.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abenteuer
Verbanden uns schon frühe — doch ich weiß
Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufging, sein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böser Traum, ihn aufzusuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten,
Fern von den Zelten, unter einem Baum
Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedeuten ihm erzählte,
Gab er mich lange stammelnd an; darauf fiel er
Mir um den Hals, und zeigte eine Rührung,
Wie seiner kleine Dienst sie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen
In gleichem Maaß, als ihn das meine flieht.

Questenberg.

Sie ziehen Ihren Sohn doch ins Geheimniß?

Octavio.

Nein!

Questenberg.

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher schlimmen Hand er sich befinde?

Octavio.

Ich muß ihn seiner Unschuld anvertrauen.
Verstellung ist der offnen Seele fremd;
Unwissenheit allein kann ihm die Geistesfreiheit
Bewahren, die den Herzog sicher macht.

Questenberg (betroffen).

Mein würd'ger Freund! Ich hab' die beste Meynung
Vom Obrist Piccolomini — doch — wenn —
Bedenken Sie —

Octavio.

Ich muß es darauf wagen — Still! Da kommt er.

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Questenberg.

Max.

Da ist er ja gleich selbst. Willkommen, Vater!
(Er umarmt ihn, wie er sich umwendet, bemerkt er Questenbergen und tritt kalt zurück).
Beschäftigt, wie ich seh'! Ich will nicht stören.

Octavio.

Wie, Max? Sieh diesen Gast doch näher an!

Max (wendet sich gegen ihn, mit Kälte).

Ich kenne ihn.

Questenberg.

Ich hoffte, Sie begrüßten
Mit mehrerm Antheil einen alten Freund;
Vielleicht gehört dem Boten höhres Kaiserl.

Max (trocken).

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
Ins Hauptquartier Sie herführt.

Questenberg (hat seine Hand gefaßt).

Ziehen Sie
Die Hand nicht weg. Graf Piccolomini!
Ich fasse sie nicht bloß von Meinetwegen,
Und nicht Gemeines will ich damit sagen.
(Beider Hände fassend).
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
So lang zwei solche Sterne, segnend
Und schirmend, strahlen über seinen Herren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobenswegen sind Sie hier, ich weiß,
Sie sind gesendet, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

Octavio (zu Max).

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz so wohl zufrieden ist, als hier.

Max.

Was gibt's auf's Neu denn an ihm auszustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wohl! daran thut er recht.
Und wird's dabei auch sein Bewenden haben. —
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Sich zuzurichten, sich zu fügen und zu wenden.
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl aus, daß es so ist! Es können sich
Nur Wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt; — sie hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
So Einer ist der Wallenstein, und tauget
Dem Hof ein Andrer besser — der Armee
Fremmt nur ein Solcher.

Questenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum.
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem giebt er seine Kraft hervor.
Die eigentümlichste, und giebt sie gern.
Läßt Jedem ganz das Seinen, was er ist:
Er wacht nur drüber, daß er's immer sey
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

Questenberg.

Wer spricht ihm ab, daß er die Menschen kenne,
Sie zu gebrauchen wisse! Ueber'm Herrscher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar.
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.

Max.

Ist er's denn nicht? Wie jeder Kraft dazu
Ist er's, und mit der Kraft noch ebenbürtig,
Durchdringlich zu vorstrecken die Natur,
Dem Herrschtalent den Herrschsinn zu erobern.

Aufmerksamkeit erzieht ein alter Freund;
Vorsprecht geehrt dem Boten heimt Kaiserl.

Max (trocken).

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
Ins Hauptquartier Sie herführt.

Questenberg (hat seine Hand gefaßt).

Ziehen Sie
Die Hand nicht weg. Graf Piccolomini!
Ich fasse sie nicht bloß von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.
(Beider Hände fassend).
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
So lang zwei solche Sterne, segnend
Und schirmend, strahlen über seinen Herren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobenswegen sind Sie hier, ich weiß,
Sie sind gesendet, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

Octavio (zu Max).

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz so wohl zufrieden ist, als hier.

Max.

Was gibt's auf's Neu denn an ihm auszustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wohl! daran thut er recht.
Und wird's dabei auch sein Bewenden haben. —
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Sich zuzurichten, sich zu fügen und zu wenden.
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl aus, daß es so ist! Es können sich
Nur Wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt; — sie hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
So Einer ist der Wallenstein, und tauget
Dem Hof ein Andrer besser — der Armee
Fremmt nur ein Solcher.

Questenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum.
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem giebt er seine Kraft hervor.
Die eigentümlichste, und giebt sie gern.
Läßt Jedem ganz das Seinen, was er ist:
Er wacht nur drüber, daß er's immer sey
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

Questenberg.

Wer spricht ihm ab, daß er die Menschen kenne,
Sie zu gebrauchen wisse! Ueber'm Herrscher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar.
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.

Max.

Ist er's denn nicht? Wie jeder Kraft dazu
Ist er's, und mit der Kraft noch ebenbürtig,
Durchdringlich zu vorstrecken die Natur,
Dem Herrschtalent den Herrschsinn zu erobern.

Questenberg.

So kommt's zuletzt auf seine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten sollen!

Max.

Der seltne Mann will seltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Namen, das Ziel wird Er sich setzen.

Questenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja! so sind sie! Scheuet
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Ist ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach ist.

Octavio (zu Questenberg).

Ersehen Sie sich nur in Gutem, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen sie den Geist an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.
Das Ungeheure soll, das Höchste selbst
Geschehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur;
Er gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältnissen zu leben. Das Orakel
In seinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht wohlgepreßte Papiere soll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewisse sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Drängnis raschen Willen bindt;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging auch durch Krümmen.
Er ist kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Gebt des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächsten Wege, langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Straße, die der Mensch bedächt,
Worauf der Segen wandelt, diese soll
Der Fürst Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgehn das Weingelände, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeine Grenzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.

Questenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held ist und ein Mensch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen.
— Du hast den Frieden nie gesehn! Es giebt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als triegerischen;
Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, schnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erstaunenswerthe Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende.
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen,
In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen.
Der Markt belebt sich, Straßen, Plätze sind
Belebt mit Fracht, es rühret sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatfeld liegen.
Und um des Jahres Ernte ist's gethan.

Max.

O! laß den Kaiser Friede machen, Vater!
Den dient' gen Lorbeer geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erste Veilchen, das der März mir bringt,
Das duftige Pfand der neuversüngten Erde.

Octavio.

Wie wird die? Was bewegt dich so auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie gesehn? — Ich hab' den
Greisen, alter Vater, einen Feind ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen. — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir hatten
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk besahren,
Das in sein dumpfgezimmtes Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten hauset,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebesladung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

Octavio (wird aufmerksam).

Und hätt' es diese Reise dir gezeigt?

Max.

Es war die erste Muße meines Lebens,
Sag' mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerwacht
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —
Dem Herzen giebt es nichts, dem trocknen,
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es giebt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lerntest Du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!

Max.

O seuhner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Reis'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst.
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt.
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen. —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des hinterm Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit sicherm ernstem
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlassne, ein; mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr.
Der sich zur Erde bog, als er gepflanzt.
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Thüre,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —

Questenberg (gerührt).

O! daß Sie von so ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

Max
(mit Heftigkeit sich zu ihm wendend).
Wer sonst ist Sankt Veit daran als ihr in Wien?
Ich weiß nur frei gestehen, Questenberg!
Als ich vorhin Sie stehen sah, es preßte
Der Unmuth mir das Innerste zusammen —
Ihr seyd es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Krieger ist's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürsten macht ihr's Leben sauer, macht
Ihm alle Schritte schwer, ihr schwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europa's großem Besten
Ihm mehr liegt als an ein Paar Husen Landes,
Die Oestreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,
Beim Feind Vertrauen zu erwecken sucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist;
Denn oder der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Woher soll Friede kommen? Gebt nur, gebt!
Wie ich das Gute liebe, haß' ich Euch —
Und hier getos' ich's an, verspritzen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß
Ihr über seinen Fall frohlocken sollt!
(Er geht ab).

Fünfter Auftritt.

Questenberg. Octavio Piccolomini.

Questenberg.
O weh uns! Steht es so?
(Dringend und ungeduldig).
Freund, und wir lassen ihn in diesem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, daß wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

Octavio
(aus einem tiefen Nachdenken zu sich kommend).
Mir hat Er sie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich freut.

Questenberg.
Was ist es, Freund?

Octavio.
Fluch über diese Reise!

Questenberg.
Wie so? Was ist es?

Octavio.
Kommen Sie! Ich muß
Sogleich die unglückselige Spur vertilgen,
Mit meinen Augen jeden — Kommen Sie —
(will ihn fortführen).

Questenberg.
Was denn? Wohin?

Octavio (verweilt).
Zu ihr!

Questenberg.
Zu —

Octavio (tortigirt sich).
Zum Herzog! Gehn wir. O! ich fürchte Alles.
Ich seh' das Netz geworfen über ihn.
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

Questenberg.
Erklären Sie mir nur —

Octavio.
Und kennt' ich's nicht
Vorhersehn? Nicht die Reise hintertreiben?
Warum verschwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht,
Ich mußt' ihn warnen — Jetzo ist's zu spät.

Questenberg.
Was ist zu spät? Besinnen Sie sich, Freund.
Das Sie in lauter Räthseln zu mir reden.

Octavio (gefaßter).
Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie! Die Stunde
Naht auch heran, die er zur Audienz
Bestimmt hat. Kommen Sie! —
Verwünscht! dreimal verwünscht sey diese Reise!
(Er führt ihn weg, der Vorhang fällt).

Zweiter Aufzug.

Saal beim Herzog von Friedland.

Erster Auftritt.

Bedienter (setzt Stühle, und breiten Fußteppiche aus).
Gleich darauf Seni, ein Astrolog, (sehr ein italienischer Doktor schwarz und etwas phantastisch gekleidet, er tritt in die Mitte des Saals, ein weißes Stäbchen in der Hand, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet).

Bedienter
(mit einem Rauchfaß herumgehend).
Greift an! Macht, daß ein Ende wird! Die Wache
Ruft ins Gewehr. Sie werden gleich erscheinen.

Zweiter Bedienter.
Warum denn aber ward die Ceresstube,
Die rothe, abgestellt, die doch so leuchtet?

Erster Bedienter.
Das frag' den Mathematikus, Der sagt,
Es sey ein Unglückszimmer.

Zweiter Bedienter.
Narrenpossen!
Das heißt die Leute scheren. Saal ist Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben!

Seni (mit Gravität).
Mein Sohn, nichts in der Welt ist unbedeutend.
Das Erste aber und Hauptschlichste
Bei allem trd'schen Ding ist Ort und Stunde.

Dritter Bedienter.
Laß dich mit dem nicht ein. Rathanael!
Muß ihm der Herr doch selbst den Willen thun.

Seni (stoßt die Stäbe).
Eilf! Eine böse Zahl. Zwölf Stäbe sind's!
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis. Fünf und Sieben;
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfte.

Zweiter Bedienter.
Was habt Ihr gegen Eilf? Das laßt mich wissen.

Seni.
Eilf ist die Sünde. Eilfe überschreitet
Die zehn Gebote.

Zweiter Bedienter.
So? Und warum nennt Ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

Seni.
Fünf ist
Des Menschen Seite. Wie der Mensch aus Gutem
Und Bösem ist gemischt, so ist die Fünfte
Die erste Zahl aus Grad und Ungerade.

Erster Bedienter.
Der Narr!

Dritter Bedienter.
Ei, laß ihn doch! Ihr hört ihm gerne zu,
Denn Mancherlei doch denkt sich bei den Worten.

Zweiter Bedienter.
Hinweg! Sie kommen! Da zur Seitenthür hinaus!
(Sie eilen fort, Seni folgt langsam).

Zweiter Auftritt.

Wallenstein. Die Herzogin.

Wallenstein.
Nun, Herzogin? Sie haben Wien verlassen,
Sich vorgestellt der Königin von Ungarn?

Herzogin.
Der Kaiserin auch. Bei beiden Majestäten
Sind wir zum Handkuß zugelassen worden.

Wallenstein.
Wie nahm man's auf, daß ich Gemahlin, Tochter
In dieser Winterszeit in's Feld beschieden?

Herzogin.
Ich that nach Ihrer Vorschrift, führte an,
Sie hätten über unser Kind bestimmt,
Und möchten gern dem fürstlichen Gemahl
Noch vor dem Feldzug die Verlobte zeigen.

Wallenstein.
Muthmaßte man die Wahrheit, die ich getroffen?

Herzogin.
Man wünschte wohl, sie möcht' auf keinen fremden,
Noch luthrischen Herrn gefallen seyn.

Wallenstein.
Was wünschen Sie, Elisabeth?

Herzogin.
Ihr Wille, wissen Sie, war stets der meine.

Wallenstein (nach einer Pause).
Nun — Und wie war die Aufnahm' sonst am Hofe?
(Herzogin schlägt die Augen nieder und schweigt).
Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?

Herzogin.
O! mein Gemahl — Es ist nicht Alles mehr
Wie sonst — Es ist ein Wandel vorgegangen.

Wallenstein.
Wie? Ließ man's an der alten Achtung fehlen?

Herzogin.
Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anstand
War das Benehmen — Aber an die Stelle
Hulfreich vertraulicher Herablassung
War feierliche Höflichkeit getreten.
Ach! und die zarte Schonung, die man zeigte,
Sie hatte mehr vom Mitleid als der Gunst.
Mein! Herzog Alberechts fürstliche Gemahlin,
Graf Harrachs edle Tochter hätte so —
Nicht eben so empfangen werden sollen!

Wallenstein.
Man schalt gewiß mein neuestes Betragen?

Herzogin.
O hätte man's gethan! — Ich din's von lang her
Gewohnt, Sie zu entschuldigen, zufrieden
In sprechen die entrüstetsten Gemüther —
Mein, Niemand schalt Sie — Man verhüllte sich
In ein so lastend feierliches Schweigen.
Ach! hier ist kein gewöhnlich Mißverständniß, keine
Vorübergehende Empfindlichkeit —
Etwas Unglückliches, Unersetzliches ist
Geschehn — Sonst pflegte mich die Königin
Von Ungarn immer ihre liebe Muhme
Zu nennen, mich bei'm Abschied zu umarmen.

Wallenstein.
Jetzt unterließ sie's?

Herzogin
(über Thränen wankend, nach einer Pause).
Sie umarmte mich,
Doch erst als ich den Urlaub schon genommen. Schon
Der Thüre zuging, kam sie auf mich zu,
Schnell, als besänne sie sich erst, und drückte
Mich an den Busen, mehr mit schmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.

Wallenstein (ergreift ihre Hand).
Fassen Sie sich! —
Wie war's mit Eggenberg, mit Lichtenstein
Und mit den andern Freunden?

Herzogin (den Kopf schüttelnd).
Keinen sah ich.

Wallenstein.
Und der hispanische Comte Ambassador,
Der sonst so warm für mich zu sprechen pflegte?

Herzogin.
Er hatte keine Zunge mehr für Sie.

Wallenstein.
Die Sonnen also scheinen und nicht mehr;
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Herzogin.
Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an dem,
Was man am Hofe leise flüstert, hat
Im Lande laut erschollt — Was Pater Lamormain
Durch ein'ge Winke —

Wallenstein (schnell).
Lamormain! Was sagt der?

Herzogin.
Man zeihe Sie verwegner Ueberschreitung
Der anvertrauten Vollmacht, treventlicher
Verhöhnung höchster, kaiserlicher Befehle.
Die Spanier, der Baiern stolzer Herzog,
Steh'n auf als Kläger wider Sie —
Ein Ungewitter zieht sich über Ihnen
Zusammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg gestürzt.
Man spreche, sagt er — ach! ich kann's nicht sagen —

Wallenstein (gespannt).
Nun?

Herzogin.
Von einer zweiten (sie stockt).

Wallenstein.
Zweiten —

Herzogin.
Schimpflichern
— Absetzung.

Wallenstein.
Spricht man?
(heftig bewegt durch das Zimmer gehend).
O! sie zwingen mich, sie stoßen
Gewaltsam, wider meinen Willen, mich hinein.

Herzogin
(sich bittend an ihn schmiegend).
O wenn's noch Zeit ist, mein Gemahl! — wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Geben Sie nach —
Gewinnen Sie's dem stolzen Herzen ab,
Es ist Ihr Herr und Kaiser, dem Sie weichen.
O! lassen Sie es länger nicht geschehn,
Daß hämsche Bosheit Ihre gute Absicht
Durch giftige, verhaßte Deutung schwärze;
Mit Siegeskraft der Wahrheit steh'n Sie auf,
Die Lügner, die Verläumder zu beschämen!
Wir haben so der guten Freunde wenig.
Sie wissen's: Unser schnelles Glück hat uns
Dem Haß der Menschen bloßgestellt — Was sind wir,
Wenn kaiserliche Huld sich von uns wendet!

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky, welche die Prinzessin Thekla an der Hand führt, zu den Vorigen.

Gräfin.

Wie, Schwester? Von Geschäften schon die Rede,
Und, wie ich seh', nicht von erfreulichen.
Eh' er noch seines Kindes froh geworden?
Der Freund gehört der erste Augenblick.
Hier, Vater Friedland! das ist deine Tochter!
(Thekla nähert sich ihm schüchtern, und will sich auf seine Hand beugen; er empfängt sie in seinen Armen, und bleibt einige Zeit in ihrem Anschauen verloren stehen).

Wallenstein.

Ja! Schön ist mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme sie zum Pfande größern Glücks.

Herzogin.

Ein zartes Kind noch war sie, als Sie gingen,
Das große Heer dem Kaiser aufzurichten.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgekehrt
Aus Pommern, war die Tochter schon im Stifte,
Wo sie geblieben ist bis jetzt.

Wallenstein.

Indes
Wir hier im Feld' gesorgt, sie groß zu machen,
Das höchste Irdische ihr zu ersechten.
Hat Mutter Natur in stillen Klosternauern
Das Ihrige gethan, dem lieben Kind
Aus freier Gunst das Göttliche gegeben,
Und führt sie ihrem glänzenden Geschick
Und meiner Hoffnung schön geschmückt entgegen.

Herzogin (zur Prinzessin).

Du hättest deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zählest Du acht Jahre
Als Du sein Angesicht zuletzt gesehn.

Thekla.

Doch, Mutter, auf den ersten Blick — mein Vater
Hat nicht gealtert — Wie sein Bild in mir geriet,
So steht er bildend jetzt vor meinen Augen.

Wallenstein (zur Herzogin).

Das teure Kind! Wie fein bemerkt und wie
Verständig! Sieh', ich zürnte mit dem Schicksal,
Daß mir's den Sohn versagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte sein,
In einer stolzen Linie vom Fürsten,
Mein schnell verblühtes Dasein weiter leiten.
Ich that dem Schicksal Unrecht. Hier auf dieses
Jungfräulich blüh'nde Haupt will ich den Kranz
Des kriegerischen Lebens niederlegen;
Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einst,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um diese schöne Stirne flechten kann.
(Er hält sie in seinen Armen, wie Piccolomini hereintritt.)

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini, und bald darauf Graf Terzky zu den Vorigen.

Gräfin.

Da kommt der Paladin, der uns beschützt.

Wallenstein.

Sey mir willkommen, Max. Stets warst Du mir
Der Bringer irgend einer schönen Freude.
Und, wie das glückliche Gestirn des Morgens,
Führst Du die Lebenssonne mir herauf.

Max.

Mein General —

Wallenstein.

Bis jetzt war es der Kaiser.
Der dich durch meine Hand belohnt. Heut faß Du
Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und diese Schuld muß Friedland selbst bezahlen.

Max.

Mein Fürst! Du eilest sehr, sie abzutragen.
Ich komme mit Beschämung, ja, mit Schmerz;
Denn kaum bin ich hier angelangt, bab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Marstall, reich geschirrt,
Ein prächt'ger Zeughzug mir von dir gebracht,
Für die gebotne Müh' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Mühe,
Ein Amt dies war's! Nicht eine Gunst, für die
Ich's verschnell nahm, und die schon volles Herzens
Zu danken kam — Nein, so war's nicht gemeint.
Daß mein Geschäft mein schönstes Glück sein sollte!
(Terzky tritt herein und überg ibt dem Herzog Briefe, welche dieser schnell eröffnet).

Gräfin (zu Max).

Belohnt er Ihre Mühe? Seine Treue
Vergilt er Ihnen. Ihnen steht es an.
So zart zu denken; meinem Schwager ziemt's,
Sich immer groß und fürstlich zu beweisen.

Thekla.

So müßt' auch ich an seiner Liebe zweifeln,
Denn seine gütigen Hände schmückten mich,
Noch eh' das Herz des Vaters mir gesprochen.

Max.

Ja, er muß immer geben und beglücken!
(Er ergreift der Herzogin Hand, mit folgender Wärme).
Was dank' ich ihm nicht alles — o! was spreng' ich
Nicht alles aus in diesem theuren Namen Friedland!
Zeitlebens soll ich ein Gesang'ner sein
Von diesem Namen — darin stehen soll
Mir jedes Glück und jede schöne Hoffnung —
Fest, wie in einem festen Zauberringe, hält
Das Schicksal mich gebannt in diesem Namen.

Gräfin

(welche unterdessen den Herzog sorgfältig beobachtet, bemerkt, daß er bei den Briefen nachdenkend geworden).
Der Bruder will allein sein. Laßt uns gehen.

Wallenstein

(wendet sich schnell um, faßt sich, und spricht heiter zur Herzogin).
Noch einmal, Fürstin, heiß' ich Sie im Zelt mich kommen.
Sie sind die Wirthin dieses Hofs — Du, Max,
Wirst diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indeß wir hier des Herrn Geschäfte treiben.
(Max Piccolomini bietet der Herzogin den Arm, Gräfin führt die Prinzessin ab).

Terzky (ihm nachrufend).

Versäumt nicht, der Versammlung beizuwohnen.

Fünfter Auftritt.

Wallenstein. Terzky.

Wallenstein

(in tiefem Nachdenken zu sich selbst).
Sie hat ganz recht gethan — So ist's, und stimmt
Vollkommen zu den übrigen Berichten —
Sie haben ihren letzten Schluß gefaßt
In Wien, mir den Nachfolger schon gegeben.
Der Ungarn König ist's, der Ferdinand.

Des Kaiſers Söhnlein, der iſt jetzt ihr Heiland.
Das neu aufgehende Geſtirn! Mit uns
Gedenkt man fertig ſchon zu ſeyn, und wie
Ein Abgeſchied'ner ſind wir ſchon verrufen.
Drum keine Zeit verloren!
(Indem er ſich umwendet, bemerkt er den Terzky und
gibt ihm einen Brief).
Graf Altringer läßt ſich entſchuldigen.
Auch Gallas — Das gefällt mir nicht.

Terzky.

Und wenn Du
Noch länger ſäumſt, bricht Einer nach dem Andern.

Wallenſtein.

Der Altringer hat die Tyroler Päſſe.
Ich muß ihm Einen ſchicken, daß er mir
Die Tyroler aus Mailand nicht herein läßt.
— Nun! der Seſin, der alte Unterhändler,
Hat ſich ja kürzlich wieder blicken laſſen.
Was bringt er uns vom Grafen Thurn?

Terzky.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den ſchwed'ſchen Kanzler aufgefunden
In Halberſtadt, wo jetzo der Convent iſt:
Der aber ſagt, er ſey es müd, und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu ſchaffen haben.

Wallenſtein.

Wie ſo?

Terzky.

Es ſey dir nimmer Ernſt mit deinen Reden,
Du wollſt die Schweden nur zum Narren haben,
Und mit den Sachſen gegen ſie verbinden,
Am Ende ſie mit einem ſtehenden Stillſt Gottes
Aufertigen.

Wallenſtein.

So! Meynt er wohl, ich ſoll ihm
Ein ſouveränes deutſches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eig'nem Grund und Boden
Erſtaft nicht mehr Herren ſind? Sie müſſen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine ſolche Nachbarn.

Terzky.

Glaub' ihnen doch das Flechten Land, geht's ja
Nicht von dem Deinen! Was bekümmert's dich,
Wenn Du das Spiel gewinneſt, wer es zahlt.

Wallenſtein.

Fort, fort mit ihnen! — das verſtehſt Du nicht.
Es ſoll nicht von mir heißen, daß ich Deutſchland
Zerſtückelt hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erſchleichen.
Mich ſoll das Reich als ſeinen Schirmer ehren,
Reichsfürſtlich mich erweiſend, weil ich würdig
Mich bei des Reiches Fürſten niederſetzen.
Es ſoll im Reiche keine fremde Macht
Wie Wurzel faſſen, und am wenigſten
Die Horden ſollen's, dieſe Hungerleider,
Die nach dem Segen unſers deutſchen Landes
Mit Neidesblicken raubgierig ſchauen.
Beiſtehen ſoll'n ſie mir in meinen Planen,
Und dennoch nichts dabei zu fiſchen haben.

Terzky.

Doch mit den Sachſen wirſt Du ehrlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil Du ſo fremme Wege machſt —
Was ſollen alle dieſe Masken? Sprich!
Die Freunde zweifeln, werden irr' an dir —
Der Oxenſtirn, der Arnheim, keiner weiß,
Was er von deinem Zögern halten ſoll.
Am End' bin ich der Lügner; Alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handſchrift.

Wallenſtein.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir. Du weiß't's.

Terzky.

Woran erkennt man aber deinen Ernſt,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' feſtes.
Was Du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hat' Alles auch recht gut geſehn'n ſeyn können.
Wenn Du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Beſten haben.

Wallenſtein

(nach einer Pauſe, indem er ihn ſcharf anſieht).

Und woher weißt Du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Beſten habe? Daß ich nicht einen Aal
Zum Beſten habe? Kennſt Du mich ſo gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerſtes
Dir aufgethan — Der Kaiſer, es iſt wahr,
Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böſes dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich ſie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weiſt Du nicht mehr zu ſagen, als ein And'rer.

Terzky.

So haſt Du ſtets dein Spiel mit uns getrieben!

Sechster Auftritt.

Illo zu den Vorigen.

Wallenſtein.

Wie ſteht es draußen? Sind ſie vorbereitet?

Illo.

Du ſind's ſie in der Stimmung, wie du wünſcheſt.
Sie wiſſen um des Kaiſers Forderungen
Und toben.

Wallenſtein.

Wie erklärt ſich Iſolan?

Illo.

Der iſt mit Leib und Seele dein, ſeitdem Du
Die Jarovant ihm wieder aufgerichtet.

Wallenſtein.

Wie nimmt ſich der Kolalto? Haſt Du dich
Des Deodat und Tiefenbach verſichert?

Illo.

Was Piccolomini thut, das thun ſie auch.

Wallenſtein.

So, meynſt du, kann ich was mit ihnen wagen?

Illo.

— Wenn Du der Piccolomini gewiß biſt.

Wallenſtein.

Wie meiner ſelbſt. Die laſſen nie von mir.

Terzky.

Doch wollt' ich, daß Du dem Octavio,
Dem Fuchs, nicht ſo viel trauteſt.

Wallenſtein.

Lehre Du
Mich meine Leute kennen. Sechsſehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,
— Andern — ich hab' ſein Horoſcop geſtellt,
Wir ſind geboren unter gleichen Sternen —
Und kurz —

(geheimnißvoll).

Es hat damit ſein eigenes Bewenden.
Wenn Du mir alſo gut ſagſt für die Andern —

Illo.

Es iſt nur Eine Stimme unter Allen;
Du dürfteſt das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

Wallenstein.
Wenn ich mich gegen sie verpflichten soll,
So müssen sie's auch gegen mich.

Illo.
Versteht sich.

Wallenstein.
Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich,
Sich meinem Dienst zu weihen, unbedingt.

Illo.
Warum nicht?

Terzky.
Unbedingt? Des Kaisers Dienst,
Die Pflichten gegen Oestreich werden sie
Sich immer vorbehalten.

Wallenstein (den Kopf schüttelnd).
Unbedingt
Muß ich sie haben. Nichts von Vorbehalt!

Illo.
Ich habe einen Einfall — Gibt uns nicht
Graf Terzky ein Bankett heut' Abend?

Terzky.
Ja.

Und alle Generale sind geladen.

Illo (zum Wallenstein).
Sag! Willst Du völlig freie Hand mir lassen?
Ich schaffe Dir das Likort der Generale,
So wie Du's wünschest, Wallenstein.

Schaff mir ihre Handschrift!
Wie Du dazu gelangen magst, ist deine Sache.

Illo.
Und wenn ich dir's nun bringe, Schwarz auf Weiß,
Daß alle Obrist, die hier zugegen sind,
Dir blind sich überliefern — Willst Du dann
Ernst machen endlich, mit beherztem That
Das Glück versuchen?

Wallenstein.
Schaff mir die Verschreibung!

Illo.
Bedenke, was Du thust! Du kannst des Kaisers
Befehlen nicht erfüllen — kannst das Heer
Nicht zwischen lassen — nicht die Regimenter
Zum Fenster fliegen lassen, willst Du nicht
Die Macht auf einig aus den Händen geben.
Bedenk' das And're auch! Du kannst des Kaisers
Befehl und ernste Ordre nicht verdammen,
Nicht länger Ausflucht suchen, temporisiren,
Willst Du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entschließ' dich! Willst Du mit entschlossner That
Zuvor ihm kommen? Willst Du, ferner zögernd,
Das Aeußerste erwarten?

Wallenstein.
Das geziemt sich,
Eh' man das Aeußerste beschließt!

Illo.
O, nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft!
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß. Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zusammenfinden, —
Und einzeln nur, zerstreuet zeigen sich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in Einem Lebenspunkt zusammen
Gedrängt, den schweren Freischerkutten bilden.
Sieh! Wie entscheidend, wie verhängnißvoll
Sich's jetzt um dich zusammenlebt! — Die Häupter
Des Heers, die besten, trefflichsten, um dich,
Den königlichen Führer, der versammelt,
Nur deinen Wink erwarten sie — O! laß
Sie so nicht wieder auseinander gehen!
So einig stürzt Du sie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum Zweitenmal zusammen.
Die tolle Flucht ist's, die das schwere Schiff
Vom Strande beut — Und jedem Einzelnen
Wächst das Gemüth im großen Strom der Menge.
Jetzt hast Du sie, jetzt noch! Bald sprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In ihren kleinen Sorgen und Interessen
Zerstreut sich der gemeine Geist. Wer heute,
Vom Strome fortgerissen, sich vergißt,
Wird nüchtern werden, steht er sich allein,
Nur seine Ohnmacht fühlen und gewinnt
Umkehren in die alte, breitgetretene
Fahrstraße der gemeinen Pflicht, nur wohl
Behalten unter Dach zu kommen suchen.

Wallenstein.
Die Zeit ist noch nicht da.

Terzky.
So sagst Du immer.
Wann aber wird es Zeit seyn?

Wallenstein.
Wenn ich's sage.

Illo.
O! Du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis dir die Irdische entfliehet! Glaub' mir,
In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus! Der Malefizz,
Der einz'ge, der dir schadet, ist der Zweifel.

Wallenstein.
Du red'st, wie Du's verstehst. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir stieg der Jupiter
Hinab, bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde muß Du finster wühlen,
Blind, wie der Unterirdische, der mit dem bleichen
Metsfard'nen Scheine ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdischer, Gemeine magst Du seyn,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen;
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur,
Die Geisterleiter, die auf dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tausend Sprossen,
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die centralische Sonne —
Die sieht das Auge nur, das entsiegelte,
Der hellgeborne, heitern Jovisländer.
(Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht, bleibt er stehen und fährt fort).
Die himmlischen Gestirne machen nicht
Blos Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Säemann blos bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Ernte. Auch des Menschen
Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gereifet in der Zukunft dunkles Land.
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenstunde auszulesen,
Des Himmels Häuser forschend zu durchspähen.
Da nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen Acker schadend sich verberge.

Drum laßt mir Zeit. Thut ihr indeß das Eure.
Ich kann jetzt noch nicht sagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Absetzen sollen sie mich auch nicht — Darauf
Verlaßt euch.

Kammerdiener (kommt).
Die Herr'n Generale.

Wallenstein.
Laß sie kommen.

Terzky.
Willst Du, daß alle Chefs zugegen seyen?

Wallenstein.
Das braucht's nicht. Beide Piccolomini,
Maradas, Buttler, Forgatsch, Deodat,
Kataska, Isolani mögen kommen.
(Terzky geht hinaus mit dem Kammerdiener).

Wallenstein (zu Illo).
Hast du den Questenberg bewachen lassen?
Sprach er nicht Ein'ge insgeheim?

Illo.
Ja hab' ihn scharf bewacht. Er war mit Niemand
Als dem Octavio.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Questenberg, beide Piccolomini, Buttler, Isolani, Maradas und noch drei andere Generale treten herein. Auf den Wink des Generals nimmt Questenberg ihm grad gegenüber Platz, die andern folgen nach ihrem Range. Es herrscht eine augenblickliche Stille.

Wallenstein.
Ich hab den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Questenberg, und wohl erwogen,
Auch meinen Schluß gefaßt, den nichts mehr ändert.
Doch, es gebührt sich, daß die Kommandeurs
Aus Ihrem Munde des Kaisers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, sich Ihres Auftrags
Vor diesen edeln Häuptern zu entledigen.

Questenberg.
Ich bin bereit, doch bitt' ich zu bedenken,
Daß kaiserliche Herrschgewalt und Würde
Aus meinem Munde spricht, nicht eig'ne Kühnheit.

Wallenstein.
Den Eingang fort!

Questenberg.
Als Seine Majestät,
Der Kaiser, Ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgekröntes, kriegserfahrnes Haupt
Gesetzet in der Personen des Herzogs Friedland,
Gestehn's in froher Zuversicht, das Glück
Des Krieges schnell und gänstig umzuwenden.
Auch war der Anfang ihren Wünschen hold.
Gereiniget war Böhmen von den Sachsen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es schbften
Auf's Neue leichten Athem diese Länder.
Als Herzog Friedland die zerstreuten Feindesheere
Herbei von allen Grenzen Deutschlands zog,
Herbei auf Einen Sammelplatz beschwor
Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Orenstirn,
Und jenen nie besiegten König selbst,
Um endlich hier im Angesichte Nürnbergs
Das blutig große Kampfspiel zu entscheiden.

Wallenstein.
Zur Sache, wenn's beliebt!

Questenberg.
Ein neuer Geist
Verkündigte sogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth;
In vorbedachtem Kampfe sah man jetzt
Die Festigkeit der Kühnheit widerstehn,
Und weise Kunst die Tapferkeit ermüden.
Vergebens sucht man ihn zur Schlacht; er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein.
Als gält' es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Verzweifelnd endlich will der König stürmen;
Zur Entsatzarbeit reißt er seine Völker hin.
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Im leichenvollen Lager langsam tödtet.
Durch den Verhau des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tausend Röhren lauert, will
Der Riesenmuth stürmend Bahn sich brechen.
Da ward ein Anlauf und ein Widerstand,
Wie ihn kein sterbliches Auge noch gesehen,
Zerrissen endlich stürzt sein Volk der König
Vom Kampfplatz heim, und nicht ein Fußbreit Erde
Gewann es ihm, das graue Menschenopfer.

Wallenstein.
Ersparen Sie's, und aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt.

Questenberg.
Anklagen ist mein Amt und meine Sendung.
Es ist mein Herz, das gern dem Lob verweilt.
In Nürnbergs Lager ließ der schwerkrank König
Den Ruhm — in Lähmend Ewenen das Leben.
Doch wer erkannte nicht, als Herzog Friedland
Nach diesem großen Tag, wer ein Besieger.
Nach Böhmen flog, vom Kriegesschauplatz schwand.
Indeß der junge Weimarische Held
In's Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reißend Bahn sich machte,
Und stand mit einem Mal vor Regensburg,
Zum Schrecken aller gut katholischen Christen.
Da rief der Baiern wohlverdienter Fürst
Um schnelle Hülf' in seiner höchsten Noth, —
Es schickt der Kaiser sieben Reiterde
An Herzog Friedland ab mit dieser Bitte.
Und stets, wo er als Herr befehlen kann,
Umsonst! Es hört in diesem Augenblick
Der Herzog nur den alten Haß und Groll,
Gibt das gemeine Beste preis, die Rachgier
An einem alten Feinde zu vergnügen,
Und so fällt Regensburg!

Wallenstein.
Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.
Er meynt,
Wie wir in Schlesien waren.

Wallenstein.
So! So! So!
Was aber hatten wir denn dort zu thun?

Max.
Die Schweden draus zu schlagen und die Sachsen.

Wallenstein.
Recht! Ueber der Beschreibung da vergeß' ich
Den ganzen Krieg — (zu Questenberg)
Nur weiter fortgefahren!

Questenberg.
Am Oberstrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau schimpflich ward verloren.
Erstaunenswerthe Dinge hofft man
Auf dieser Kriegesbühne zu erleben.
Wo Friedland in Person zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Gustavs einen — Thron
Und einen Armheim vor sich fand. Und wirklich

Gerieth man nahe genug hier an einander,
Doch um als Freund, als Gast sich zu bewirthen.
Ganz Deutschland seufzte unter Kriegeslast,
Doch Friede war's im Wallenstein'schen Lager.

Wallenstein.

Manch blutig Treffen wird um nichts geschlagen,
Weil einen Sieg der junge Feldherr brauchte.
Ein Wortbruch bei bewährten Feldherrn ist's,
Das er nicht nöthig hat zu schlagen, nun
Der Welt zu zeigen, er versteh' zu siegen.
Mir kömmt es wenig helfen, meines Rufes
Mich über einen Arnheim zu bedienen;
Viel nützte Deutschland meine Mäßigung,
Wär' mir's geglückt, das Bündniß zwischen Sachsen
Und Schweden, das verderbliche, zu hindern.

Questenberg.

Es glückte aber nicht, und so begann
Auf's Neu' das blut'ge Kriegesspiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Fürst den alten Ruhm.
Auf Steinau's Fluren streckt das schwedische Heer
Die Waffen, ohne Schwertstreich überwunden —
Und hier, mit Andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Aufruhrstifter,
Die fluchbeladne Fackel dieses Kriegs,
Matthias Thurn, des Mächers Händen aus.
— Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen;
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beschenkt
Entließ der Fürst den Erzfeind seines Kaisers.

Wallenstein (lacht).

Ja weiß, ich weiß — Sie hatten schon in Wien
Die Fenster, die Balcons voraus gemiethet,
Ihn auf dem Armensünderkarr'n zu seh'n —
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spectakel sie betrog.

Questenberg.

Befreit war Schlesien, und Alles rief
Den Herzog nun in's hart bedrängte Baiern.
Er zog auch wirklich sich in Marsch — gemächlich
Durchzieht er Böheim auf dem längsten Wege;
Doch eh' er noch den Feind gesehen, wendet
Er plötzlich um, bezieht sein Winterlager, drückt
Des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer.

Wallenstein.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Nothdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majestät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menschen? Nicht der Kält' und Nässe,
Nicht jeder Nothdurft sterblich unterworfen?
Unsäglich Schicksal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, findet man vor ihm — wo er weggeht,
Verwüstet man ihm! Er muß sich Alles nehmen;
Man gibt ihm Nichts, und Jeglichem gezwungen
Zu nehmen, ist er Jedlichem ein Greuel.
Hier stehen meine Generals. Karaffa!
Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

Buttler.

Ein Jahr schon fehlt die Löhnung.

Wallenstein.

Und sein Sold
Muß dem Soldaten werden, darnach heißt er!

Questenberg.

Das klingt ganz anders, als der Fürst von Friedland
Vor acht, neun Jahren sich vernehmen ließ.

Wallenstein.

Ja, meine Schuld ist es, weiß wohl, ich selbst
Hab' mir den Kaiser so verpflichtet. Da! Vor neun Jahren,
Beim Dänenkriege, stellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtausend Köpfen oder fünfzig,
Die aus dem eignen Seckel seinen Sold
Ihm bestritt — Durch Sachsens Kreise zog
Die Kriegesfurie, bis an die Seeufer
Des Belts den Schrecken seines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiserstaate
Kein Mann' geehrt, gefeiert, wie der meine,
Und Albrecht Wallenstein, so hieß
Der dritte Ehrenstein in seiner Krone!
Doch auf dem Regensburger Fürstentag
Da trach es auf! Da lag es tausend offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthschaft't hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Fürstenknecht, der Völker Fluch
Auf mich gehäufet — diesen Krieg, der nur
Ihn groß gemacht, die Fürsten zahlen lassen?
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgesetzt wurd' ich.

Questenberg.

Eure Gnaden weiß,
Wie sehr auf seinem ungläcklichsten Reichstag
Die Freiheit ihm gemangelt.

Wallenstein.

Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freiheit schaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir so schlecht bekam,
Dem Thron zu dienen, auf des Reiches Kosten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab,
Doch führ' ihn jetzt im als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!
— Zur Sache doch. Was ist's, das man von mir
begehrt?

Questenberg.

Für's Erste wollen Seine Majestät,
Daß die Armee ohn' Aufschub Böhmen räume.

Wallenstein.

In dieser Jahreszeit? und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Questenberg.

Dahin, wo der Feind ist.
Denn Seine Majestät will Regensburg
Vor Ostern noch vom Feind gesäubert sehn,
Das länger nicht im Dome lutherisch
Gepredigt werde — teutsche Grenl
Des Festes reine Feier nicht besudle.

Wallenstein.

Kann das geschehen, meine Generals?

Illo.

Es ist nicht möglich.

Buttler.

Es kann nicht geschehn.

Questenberg.

Der Kaiser hat aus schon dem Oberst Suys
Befehl gesendet, nach Baiern vorzurücken.

Wallenstein.

Was that der Suys?

Questenberg.

Was er schuldig war.
Er rückte vor.

Wallenstein.

Er rückte vor! Und ich.
Sein Chef, gab ihm Befehl, aufbrechen sie,

Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es so
Um mein Kommando? Das iſt der Gehorſam,
Den man mir ſchuldig, ohne den kein Kriegsſtand
Zu denken iſt? Sie, meine Generale,
Seyen Richter! Was verreint der Offizier,
Der eidvergeſſen ſeine Ordre bricht?

Illo.

Den Tod!

Wallenſtein

(da die Uebrigen betroffen ſchweigen, mit erhöhter Stimme).

Graf Piccolomini, was hat er
Verdient?

Max (nach einer langen Pauſe).

Nach des Geſetzes Wort — den Tod!

Iſolani.

Den Tod!

Buttler.

Den Tod nach Kriegsrecht!
(Questenberg ſteht auf. Wallenſtein folgt, es erheben ſich Alle).

Wallenſtein.

Dazu verdammt ihn das Geſetz, nicht ich!
Und wenn ich ihm begnadige, geſchieht's
Aus ſchuldiger Achtung gegen meinen Kaiſer.

Questenberg.

Wenn's ſo ſteht, dann hab' ich hier nichts mehr zu ſagen.

Wallenſtein.

Nur auf Bedingung nahm ich dieß Kommando;
Und gerne hie erſte war, daß mir zum Rachtheil
Kein Menſchenkind, auch ſelbſt der Kaiſer nicht,
Bei der Armee zu ſagen haben ſollte.
Wenn für den Ausgang Ich mit meiner Ehre
Und meinem Kopf ſoll haften, muß ich Herr
Darüber ſeyn. Was machte dieſen Guſtav
Unwiderſtehlich, unbeſiegt auf Erden?
Dieß: daß er König war in ſeinem Heer!
Ein König aber, einer, der es iſt,
Darf nie beſiegt noch, als durch Seinesgleichen —
Jedoch zur Sach'. Das Beſte ſoll noch kommen.

Questenberg.

Der Kardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken, und ein ſpaniſch Heer
Durch Deutſchland nach den Niederlanden führen.
Damit er ſichrer ſeinen Weg verfolge,
Will der Monarch, daß hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

Wallenſtein.

Ich merk', ich merk' — Acht Regimenter — Wohl!
Wohl ausgenommen, Pater Lamormain!
Wär' der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheidt.
Man wär' verrückt, ihn derglich dumm zu nennen.
Achttauſend Pferde! Ja! ja! es iſt richtig,
Ich ſeh' es kommen.

Questenberg.

Es iſt nichts dahinter
Zu ſehn. Die Klugheit räth's, die Noth gebeut's.

Wallenſtein.

Wie, mein Herr Abgeſandter? Ich ſoll's wohl
Nicht merken, daß man's müde iſt, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu ſehn?
Daß man begierig dieſen Vorwand haſcht,
Den ſpaniſchen Mannen braucht, mein Volk zu mindern,
Zum Reich zu führen eine neue Macht,
Die mir nicht untergeben ſey. Mich ſo
Gerad' bei Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erbeiſcht's,
Daß alle Kaiſerbriefe mir gehorchen,
So weit die deutſche Sprach' gereicht wird.

Von ſpaniſchen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäſte wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erſt ſchwächer, dann entbehrlich, bis
Man förmlichen Prozeß dann mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Miniſter?
Gerad heraus! Den Kaiſer drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun, das war
Beſtändige Sache. Herr, noch eh' Sie kamen.
(Es entſteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt).
Es thut mir leid um meine Oberſten;
Noch ſeh' ich nicht, wie ſie zu ihren vorgeſchrienen
Gehorn.
Zum wohlverdienten Lohne kommen werden.
Neu Regiment bringt neue Menſchen auf,
Und fehrerer Verdienſt veraltet ſchnell.
Es dienen viel Ausländiſche im Heer.
Und war der Mann nur ſonſten brav und tüchtig,
Ich erfrage eben nicht nach ſeinem Stammbaum,
Nach ſeinem Katechismus viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geht's nichts mehr an.
(Er ſteht ſich).

Max.

Da ſey Gott für.
Daß es bis dahin kommen ſoll! Die ganze
Armee wird furchtbar gähren ſich erheben —
Der Kaiſer wird mißbraucht, es kann nicht ſeyn.

Iſolani.

Es kann nicht ſeyn, denn Alles ging zu Trümmern.

Wallenſtein.

Das wird es, treuer Iſolan. Zu Trümmern
Wird Alles gehn, was wir bedächtig bauten.
Deswegen aber findt ſich doch ein Feldherr.
Und auch ein Kriegsheer läuft noch wohl dem Kaiſer
Zuſammen, wenn die Trommel wird geſchlagen.

Max

(gedankenvoll, theilnehmend von Einem zum Andern gehend, und ſie befragend).

Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Oberſten!
Laß dich beſchwören, Fürſt! Beſchleiche nichts,
Bis wir zuſammen Rath gehalten, ihr
Vorſtellungen gethan — Kommt, meine Freunde!
Ich hoff', es iſt noch Alles herzuſtellen.

Terzky.

Kommt, kommt! im Vorſaal treffen wir die Andern.
(Ordnet).

Buttler zu Questenberg).

Wenn guter Rath Gehör bei Ihnen findet,
Vernehmen Sie's, in dieſen erſten Stunden
Sich öffentlich zu zeigen, ſchwerlich möchte Sie
Der geſtne Schlafkel vor Mißhandlung ſchützen.
(Laute Bewegungen draußen).

Wallenſtein.

Der Rath iſt gut — Octavio, du wirſt
Für unſers Gaſtes Sicherheit wir haften.
Gehaben Sie ſich wohl, von Questenberg!
(Als dieſer gehen will).
Nichts, nichts von dem verhaßten Gegenſtand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiß
Den Mann von ſeinem Amt zu unterſcheiden.
(Indem Questenberg mit dem Octavio abgehen will, bringen Göz, Tiefenbach, Kolatto herein, denen noch mehrere Kommandeurs folgen).

Göz.

Wo iſt er, der uns unſern General —

Tiefenbach (zugleich).
Was müßen wir erfahren. Du willst uns –

Kolalto (zugleich).
Wir wollen mit ihr leben, mit ihr sterben.

Wallenstein
(mit Macht auf Illo zeigend).
Hier der Feldmarschall weiß um meinen Willen.
(Geht ab).

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Illo und Terzky.

Terzky.

Nun sagt mir! Wie gedenkt Ihr's diesen Abend
Beim Gastmahl mit den Obristen zu machen?

Illo.

Gebt Acht! Wir setzen eine Formel auf,
Worin wir uns dem Herzog insgesammt
Verschreiben, sein zu sein mit Gut und Leben,
Nicht unser letztes Blut für ihn zu sparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeschadet,
Die wir dem Kaiser schuldig sind. Merkt wohl!
Die nehmen wir in einer eignen Klausel
Ausdrücklich aus und treiben das Gewissen.
Nun hört! Die also abgefaßte Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tische, keiner
Wird daran Anstoß nehmen – Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geist des Weins
Das Herz nun öffnet und die Augen schließt,
Läßt man ein unterschriebnes Blatt, worin
Die Klausel fehlt, zur Unterschrift herumgehn.

Terzky.

Wie? Denkt Ihr, daß sie sich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunst verräterlich abgelistet?

Illo.

Gefangen haben wir sie immer – Laßt sie
Dann über Angstist schwein, so viel sie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterschrift
Doch mehr, als ihrem heiligsten Betheuern.
Verräther sind sie einmal, müssen's sein;
So machen sie aus der Noth wohl eine Tugend.

Terzky.

Nun, mir ist Alles lieb, geschieht nur was.
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

Illo.

Und dann liegt auch so viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bei den Generalen;
Genug, wenn wir den Herrn nur überreden.
Sie seyen sein – denn handelt er nur erst
Mit seinem Ernst, als ob er sie schon hätte,
So hat er sie und reißt sie mit sich fort.

Terzky.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.
Er leiht dem Feind sein Ohr, läßt mich dem Thurn,
Dem Arnheim schreiben, gegen den Sessina
Geht er mit kühnen Worten frei heraus,
Spricht stundenlang mit uns von seinen Planen,
Und morgen' ist nun, ich hab' ihn – wer auf einmal
Durchschaut er, und es scheint, als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur am Platz zu bleiben.

Illo.

Er seine alten Plane aufgeben!
Ich sag' Euch, daß er wachend, schlafend mit
Nichts Anderm umgeht, daß er Tag für Tag
Deswegen die Planeten fragt –

Terzky.

Ja, wißt Ihr,
Daß er sich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im astrologischen Thurme mit dem Doktor
Einschließen wird und mit ihm observiren?
Denn es soll eine wichtige Nacht sein, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Illo.

Wenn's hier unten nur geschieht.
Die Generale sind voll Eifer jetzt,
Und werden sich zu Allem bringen lassen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlaß vor der Hand,
Zu einem engen Bündniß wider'n Hof:
Unschuldig ist der Name zwar, es besagt:
Man will ihn dem Kommando bloß erhalten!
Doch wißt Ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es schon zu lenken, daß der Fürst
Sie willig finden – willig glauben soll
In jedem Wagstück. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. Ist der große Schritt
Nur erst gethan, den sie zu Wien ihm nicht vergeben,
So wird der Mentschwang der Begebenheiten
Ihn weiter schon und weiter führen; nur
Die Wahlfrist's, was ihm schwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm seine Stärke, seine Klarheit.

Terzky.

Das ist es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer uns zuzuführen.

Illo.

Kommt! Wir müssen
Das Werk in diesen nächsten Tagen weiter fördern.
Als es in Jahren nicht gedieh – Und sieht's
Nur erst hier unten gläublich, geht Alles.
So werden auch die rechten Obersten schreien!
Kommt zu den Obersten! Das Eisen muß
Geschmiedet werden, weil es glüht.

Terzky.

Geht Ihr hin, Illo.
Ich muß die Gräfin Terzky hier erwarten.
Wißt, daß wir auch nicht müßig sind – wenn ein
Streich reißt, ist schon ein andrer in Bereitschaft.

Illo.

Ja, Eure Hausfrau tächtete so tüftig.
Was habt Ihr?

Terzky.

Ein Geheimniß! Still! Sie kommt!
(Illo geht ab).

Zweiter Auftritt.

Graf und Gräfin Terzky (sie aus einem Kabinet herausstretend), Herwarth ein Bedienter, bald auf Illo.

Terzky.

Kommt sie? Ich hatt ihn länger nicht zurück.

Gräfin.

Gleich werd sie da sein. Seid' ihn nur.

Terzky.

Zwar weiß ich nicht, ob wir uns Dank damit
Beim Herrn verdienen werden. Unser tiefes Pfand.
Du weißt's, hat er sich nie herausgelassen.
Du hast mich überredet, und mußt wissen,
Wie weit Du gehen kannst.

Gräfin.

Ich nehm's auf mich.

(Für sich).

Es braucht hier keiner Vollmacht — Ohne Worte.

Schwager.

Verstehn wir uns — Errath' ich etwa nicht,
Warum die Tochter hergefordert werden,
Warum just er gewählt, sie abzubeten?
Denn dieses vorgesteckte Verlöbniß
Mit einem Bräutigam, den Niemand kennt,
Mag Andre blenden: Ich durchschaue das —
Doch dir geziemt es nicht, in solchem Spiel
Die Hand zu haben. Mäße doch? Meiner Feindseit
Bleibt Alles überlassen. Wohl! — Du sollst
Dich in der Schwester nicht betrogen haben.

Bedienter (kommt).

Die Generale! (Ab).

Terzky (zur Gräfin).

Sorg' nur, daß du ihm
Den Kopf recht warm machst, was zu denken giebt —
Wenn er zu Tisch kommt, daß er sich nicht lange
Besinne bei der Unterschrift.

Gräfin.

Sorg' Du für deine Gäste! Geh' und schick' ihm!

Terzky.

Denn Alles liegt dran, daß er unterschreibt.

Gräfin.

Zu deinen Gästen. Geh!

Illo (kommt zurück).

Wo bleibt Ihr, Terzky?
Das Haus ist voll, und Alles wartet Euer.

Terzky.

Gleich! Gleich!

(Zur Gräfin).

Und daß er nicht zu lang verweilt —
Es möchte bei den Alten sonst Verdacht —

Gräfin.

Unnütz'ge Sorgfalt!

(Terzky und Illo gehen).

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky. Max Piccolomini.

Max (blickt schüchtern herein).

Darf Terzky! Darf ich?

(Tritt ein in die Mitte des Zimmers, wo er sich unruhig umsieht).

Sie ist nicht da? Wo ist sie?

Gräfin.

Sehen Sie nur recht
In jene Ecke, ob sie hinterm Schirm
Vielleicht versteckt —

Max.

Da liegen ihre Handschuh!

(Will hastig darnach greifen, Gräfin nimmt sie zu sich).

Unartig'ge Tante! Sie verlangen mir —
Sie haben Ihre Lust dran, mich zu quälen.

Gräfin.

Der Dank für meine Müh'!

Max.

O! fühlten Sie,
Wie mir zu Muthe ist! — Seitdem wir hier sind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

Gräfin.

Sie werden sich
An Manches noch gewöhnen, fodrer Freund!
Auf dieser Probe Ihrer Folgsamkeit
Muß ich durchaus bestehn, nur unter der Bedingung
Kann ich mich überall damit befassen.

Max.

Wo aber ist sie? Warum kommt sie nicht?

Gräfin.

Sie müssen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es besser auch mit Ihnen meinen!
Kein Mensch darf wissen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

Max.

Damit hat's nicht Noth. Es ist
Hier kein Gesicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
— O Tante Terzky! Ist denn Alles hier
Verändert, oder bin nur ich's? Ich sehe mich
Wie unter fremden Menschen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünschen mehr und Freuden.
Wo ist das Alles hin? Ich war doch sonst
In eben dieser Welt nicht unzufrieden.
Wie schaal ist Alles nun und wie gemein!
Die Kameraden sind mir unerträglich,
Der Vater selbst, ich weiß ihm nichts zu sagen,
Der Dienst, die Waffen sind mir eitler Tand.
So möcht' ich einen fern'gen Geist' kennen,
Der aus den Bildungen der ew'gen Freude
Zu seinen Kinderspielen und Gespielen,
Zu seinen Neigungen und Brüderszwisten,
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte.

Gräfin.

Doch muß ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf diese ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geschieht.

Max.

Es geht hier etwas vor um mich, ich seh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung!
Wenn's fertig ist, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, daß ich gewesen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängstigte des Lagers
Gewühl, die Fluth zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Geschwätz,
Es wurde mir zu eng, ich mußte fort,
Stillschweigen suchen diesem vollen Herzen,
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es ist ein Kloster hier, zur Himmelskönigin,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Da dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein solches Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in diesem Augenblicke suchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche gesehn
In ihrem Glanz, die Inbrunst der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, so wie die Liebe.

Gräfin.

Genießen Sie Ihr Glück. Vergessen Sie
Die Welt um sich herum. Es soll die Freundschaft
Indessen wachsam für Sie sorgen, handeln.
Nur scheu Sie dann auch einsam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glücke zeigen wird.

Max.

Wo aber bleibt sie denn! — O! goldne Zeit
Der Reise, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die späte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand und keine Glocke schlug.
Es schien die Zeit dem Ueberfliegen
In ihrem ew'gen Laufe stillzustehen.
O! der ist aus dem Himmel schon gefallen,

Der an der Grenzen Wonpol denken muß!
Die Ihre ſpröde feinem Glücklichen.

Gräfin.

Wie lang iſt es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut früh wagt' ich das erſte Wort.

Gräfin.

Wie? Heute erſt in dieſen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdſchloß war es, zwiſchen hier
Und Neuſtadt, wo Sie mir entgegnet,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Zelte fanden wir, den Wild
Genauen in das Netz hineingetrieben,
Und vor uns ritten die Dragoner auf.
Da ward der Herzog zum Gebet gerufen.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieſes Wort:
Dieß alles machte mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden ſich umgeben ſehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſeyn.
Verloren in der Menge – „Erwarten Sie
„Mir meiner Bafe Terzky's" fiel ſie ſanft
Mir ein, die Stimme zitterte, ich ſah
Ein glühend Rot die ſchönen Wangen färben,
Und von der Erde langſam ſich erhebend
Traft mich ihr Auge – ich beherrſchte mich
Nicht länger –

(Die Prinzeſſin erblickt an der Thür und bleibt ſtehen, von der Gräfin, aber nicht von Piccolomini bemerkt.)

– faßte ſchon ſie in die Arme.
Mein Mund verbirgt den Ertrag – da ſah' es
Im nahen Saal und trennte uns – Sie wiſſen's.
Was nun geſchehen, wiſſen Sie.

Gräfin

(nach einer Pauſe, mit einem verbindlichen Blick auf Thekla).
Und ſind Sie ſo beſchieden, aber haben
So wenig Ertrag'ner, daß Sie mich nicht auch
Um mein Geheimniß fragen?

Max.

Ihr Geheimniß?

Gräfin.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
In's Zimmer trat, wer ich die Erſte fand,
Blaß ſie in dieſem erſten Augenblick
Den öſterreichiſchen Herzog –

Max (ſtutzt).

Nun?

Vierter Auftritt.

Vorige. Thekla (macht ſchnell verſchwunden).

Thekla.

Sport euch die Mühe, Tante!
Das hört er beſſer von mir ſelbſt.

Max (zum zweiten).

Mein Fräulein! –
Was ſchien Sie mich ſagen, Tante Terzky! –

Thekla (zur Gräfin).

Iſt er ſchon lange hier?

Gräfin.

Ja wohl, und ſeine Zeit iſt bald verflogen.
Wo bleibt Ihr auch ſo lang?

Thekla.

Die Mutter weinte wieder ſo. Ich ſey' ſie trösten.
– Und kann's nicht ändern, daß ich glücklich bin.

Max (in vollem Entzücken verloren).

Jetzt hab' ich wieder Muth. Sie anzuſehen.
Heut rannt' ich's nicht. Der Glanz der Herrlichkeit,
Der Sie umgab, verbarg mir die Gefühle.

Thekla.

Es ſah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

Max.

O! dieſen Morgen, als ich Sie im Kreiſe
Der Ihrigen, in Vaters Armen fand,
Mich einen Fremdling ſah in dieſem Kreiſe!
Wie drängte mich's in dieſen Augenblick,
Ihm um den Hals zu fallen, Vater ihn
Zu nennen! Doch ſein ſtrenger Blick durch
Die heilig wallende Empfindung ſchwirrend,
Und jene Diamanten ſchreckten mich,
Die wie ein Kranz von Sternen Sie umgaben.
Warum auch muß' er dem Empfangne gleich
Den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel ſmücken, auf das dieſer Herr
Die traur'ge Bürde ſeines Standes werfen!
Weiß darf die Liebe werden um die Liebe,
Doch ſeinem Glanz darf nur ein König nahn.

Thekla.

O ſtill von dieſer Mummerei! Sie ſehn,
Wie ſchnell die Bürde abgeworfen ward.

(Zur Gräfin).

Er iſt nicht heiter. Warum iſt er's nicht?
Ihr, Tante, habt ihn wie ſo ſchwer gemacht!
War er doch ein ganz Andrer auf der Reiſe!
Er redig heut! Er froh heute! Ich erkannte
Sie immer ſo zu ſehn, und niemals anders.

Max.

Sie fanden ſich in ihres Vaters Armen,
In einer neuen Welt, die Ihnen huldigt.
Wär's auch durch Armeen nur, die Ihre zeigt.

Thekla.

Ja! Vieles zeigt mich hier, ich weiß's nicht wegnen.
Mich zeigt die bunte, feiergrüne Bühne,
Die vielfach nur ein kleines Bild erneuert.
Nur an das Leben, an die Wahrheit knüpft.
Mich nur ein ſchöner Traum nur hat geſchienen.

Max.

Nur machte ſie mein wirklich Glück zum Traum.
Auf einer Insel in der Weiten Höh'n
Hab' ich gelebt in dieſen letzten Tagen.
Sie hat ſich auf die Erd' herabgelaſſen,
Und dieſe Bretter, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Thekla.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt.
Und heute fehr' ich, wenn ich es gewaltet,
In meinen ſichern Eigenthum zurück –

(Erſchrickt in einem plötzlichen Ton).

Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieſer kurzen Gegenwart gehört!
Und doch mich allen durch den Wunder weichen,
Das dieſes Saales geheimnißvoll verwehrt.

Gräfin (nachdenkend).

Was wäre das? Ja ihn hab ich bekannt
In allen fremden Ehren dieſes Hauſes.

Thekla (leiſe).

Den Geiſtern wird der Weg dann beſchrieben,
Zwei Geiſter halten Wache an der Pforte.

Gräfin (tritt).

Ey ſo! der abtrotzige Thurm! Wie hat ſich Durch Freiheitsdrang, das kraft ſo ſtrenge verwahrt wird, Gleich in den erſten Stunden End gefunden!

Thekla.

Ein kleiner, alter Mann mit weißen Haaren Und freundlichem Geſicht, der ſeine Gunſt Mir gleich geſchenkt, ſchlug mir die Pforten auf.

Max.

Das iſt des Herzogs Astrolog, der Seni.

Thekla.

Er frogte mich nach vielen Dingen, wann ich Geboren ſey, in welchem Tag und Monat, Ob eine Tages- oder Nacht-Geburt –

Gräfin.

Weil er das Horoſkop End ſtellen wollte.

Thekla.

Nun meine Hand befah er, ſchüttelte Das Haupt bedenklich, und es ſtierten ihm Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfin.

Wie fanden Ihr es denn in dieſem Saal?

Ich hab' mich faſt nur Fräulein umgeſehen.

Thekla.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich Aus hellen Tageslichte ſanken hinunter; Denn eine düſtre Nacht umgab mich plötzlich, Von ſeltſamer Bekleidung ſchwach erhellt. In einem Halbkreis ſtanden um mich her Acht oder ſieben große Königsbilder, Den Scepter in der Hand, und auf dem Haupt Trug jedes einen Stern, und alles Licht Im Thurm ſchien von den Sternen nur zu kommen. Das wären die Planeten, ſagte mir Mein Führer, ſie regierten das Geſchick; Darum ſeyen ſie als Könige geſtellet. Der Aelteſte, ein grämlich finſterer Greis, Mit dem trübſeligſten Stern, ſey der Saturnus! Der mit dem rothen Stein, grad vor ihm über, Im feuerigſter Richtung, ſey der Mars, Und beide bringen wenig Glück den Menſchen. Doch eine ſchöne Frau ſtand ihm zur Seite. Sanft ſchimmerte der Stern auf ihrem Haupt, Das ſey die Venus, das Geſtirn der Freude. Zur linken Hand erſchien Merkur geflügelt, Ganz in der Mitte glänzte ſilberhell Ein heitrer Mann, mit einer Königskronen; Das ſey der Jupiter, des Vaters Stern, Und Mond und Sonne ſtanden ihm zur Seite.

Max.

O nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten An der Geſtirne, an der Geiſter Macht. Nicht blos der Stolz des Menſchen ſtirbt den Raum Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften: Auch ihr ein liebend Herz iſt die gewiſſe Natur zu eng, und tiefere Bedeutung Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre. Als in der Wahrheit, die das Leben leiht. Die heitre Welt der Wunder iſt's allein, Die dem entzückten Herzen Antwort giebt, Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet. Mir tauſend Zweige reich entgegen ſtreckt, Worauf der traute Geiſt ſich ſelig wiegt. Die Insel iſt der Treue Heimathsrecht; Gern weilet ſie unter Ihm, Veilchenaugen, Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt. Die alten Ahndungen ſind nicht mehr, Das reizende Geſchlecht iſt ausgewandert;

Doch eine Sprache erklingt das Herz, es dringt Der alte Ariel tief in alten Namen wieder. Und an dem Sternenhimmel gehn ſie heut. Die ſonſt im Leben traumlos mir vorüberrollt. Drei wunder ſie dem Himmliſchen verbeut, Was jedes Herze zwingt und Jupiter Nun ſeinen Lauf, und Venus jedes Sodann.

Thekla.

Wenn das die Sternenkunſt iſt, will ich frey Zu unſern heitern Himmeln mich bekennen, Es iſt ein holder, freundlicher Gedanke, Daß über uns, in unerreichten Höh'n, Der Liebe Kranz ſich funkelnden Geſtirnen, Da wir erſt wurden, ſchon geflochten ward.

Gräfin.

Nicht Ariel blos, auch Dornen hat der Himmel. Wiſſt ihr, wenn ſie den Kranz hir nicht verlegen, Wild Venus band, in Dornen ihn Geſtirn, Kann Mars, der Stern des Unglücks, ſtrafen gerechten.

Max.

Bald wird ſein blutrot Auge zu Ende ſeyn! Gelaufen iſt des Fürſten ganzer Lauf; Er wird das Ziel nicht in den Lorbeer pflanzen, Und der erkorne Theil den Frieden ſpenden. Denn hat ihn gerufen Herz nicht mehr zu wünſchen, Er hat genug für ſeinen Ruhm gethan, Kann jetzt ſich ſelber ſterben und den Seinen, Auf ſeine Güter weit er ſich zurückziehn, Er hat ja Gutes einen ſchönen Theil, Nach Reichenberg, Schloß Friedland liegen breiter. – Bis an den Fuß der Rieſenwerge hin Streckt ſich das Jagdrevier ſeiner Wälder, Dem großen Trieb, dem wohlbeſtellten, Kann er dann ungehindert ſich widmen, Da kann er fürſtlich jede Kunſt ermuntern, Und alles würdig Herrliche belohnen – Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen ſehn – Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann, So mag er kämpfen mit dem Element, Den Fluß ableiten und den Felſen ſprengen, Und dem Gewerb die leichte Straße bahnen. Aus unſern Kriegsgefangnen werden dann Erzählungen in langen Winterabenden –

Gräfin.

Ich will denn doch gerathen haben, Vetter, Den Degen nicht zu frühe wegzulegen. Denn eine Braut, wie die, iſt es wohl werth, Daß mit dem Schwert um ſie geworben werde.

Max.

O! wäre ſie mit Waffen zu gewinnen!

Gräfin.

Was war das? Hört Ihr nichts? – Mir war's, als hört' ich Im Taffelzimmer laut ſagen Streit und Thränen. (Es geht hinaus).

Fünfter Auftritt.

Thekla und Max Piccolomini.

Thekla

(indeß die Gräfin ſich entfernt hat, ſchnell und heimlich zu Piccolomini).

Traut ihnen nicht. Sie meynen's falſch.

Max.

Die –

Thekla.

Traut Niemand hier, als mir. Ich ſah es klarer. Sie haben einen Zweck.

Max.

Zweyl. Aber werden?
Was blühen für Waffen, und Hoffnungen –

Thekla.

Das weiß ich nicht. Doch glaub' mir! es ist nicht
Ihr Ernst, und zu verhindern, zu vereiteln.

Max.

Wenn auch diese Terzky's! Haben wir
Nicht seine Mutter? Ja, die gütige
Verbirgt's, daß wir uns heimlich sehr vertrauen.

Thekla.

Sie liebt mich, schätzt mich hoch vor allen Andern;
Doch nimmer hätte sie den Muth, ein solch
Geheimniß vor dem Vater zu bewahren.
Um ihrer Ruhe willen muß es ihr
Verschwiegen bleiben.

Max.

Warum überall
Auch das Geheimniß? Weißt Du, was ich thun will?
Ich werfe mich zu seines Vaters Füßen,
Er soll mein Herz durchschauen, er ist wahrhaft.
Ist unverstellt und hasst die krummen Wege,
Er ist so gut, so edel –

Thekla.

Das bist Du!

Max.

Du kennst ihn erst seit heut', ich aber lebe
Schon zehen Jahre unter seinen Augen.
Ist's denn das Erstemal, daß er das Seine,
Das Unscheinbare thut? Es sieht ihm gleich,
Zu überraschen wie ein Gott; er muß
Entzücken, hat und in Erstaunen setzen.
Wer weiß, ob er in diesem Augenblick
Nicht mein Geständniß, meinen Dank erwartet,
Und zu verringern – Du schweigst! Du stehst
Mich zweifelnd an! Was hast Du gegen meinen Vater?

Thekla.

Ich? Nichts – Nur zu berücksichtigt sind' ich ihn,
Als daß er Zeit und Muße könnte haben,
An unser Glück zu denken.

(Man pländert vor der Hand (allen).

Folge mir!
Laß nicht zu viel uns an die Menschen glauben,
Wir wollen diesen Terzky's dankbar seyn
Für jede Gunst, doch trauen uns nicht mehr
Vertrauen, als sie würdig sind, und uns
Im Vertrauen – auf unser Herz verlassen.

Max.

O! werden wir auch jemals glücklich werden!

Thekla.

Sind wir's denn nicht? Bist Du nicht mein? Bin ich
Nicht dein? – In dieser Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe giebt ihn mir –
Ich sollte minder essen seyn, mein Herz,
Die weiter verweram: also will's die Sitte,
Wo aber wäre Wahrheit hier für sich.
Wenn Du sie nicht auf meinem Munde findest?
Wir haben uns erkannt, bestritten und
Umfangen, erst und einig. Glaube mir!
Das ist ein vierter mehr, als für gewollt.
Drum laß es und wie einen heil'gen Raub
In unsers Herzens Innersten bewahren.
Aus Himmels-Höhen sind es uns beraubt.
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.

Sechster Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Gräfin (vorher).

Mein Name schalt' her. Es sey die letzte Zeit.
Er soll zur Tafel –
(Da sie nicht darauf achtet, tritt zwischen sie).
Vermag auch!

Thekla.

O! nicht doch!

Es ist so kaum ein Augenblick.

Gräfin.

Die Zeit vergeht euch schnell, Prinzessin Nichte!

Max.

Es eilt nicht, Base.

Gräfin.

Fort! Fort! Man vermißt Sie.
Der Vater hat sich zweimal schon erkundigt.

Thekla.

Ei nun! der Vater!

Gräfin.

Das verstehn Ihr, Nichte.

Thekla.

Was soll er überall bei der Gesellschaft!
Es ist sein Umgang nicht, es mögen wählt'ge,
Verdiente Männer seyn; er aber ist
Für sie zu jung, taugt nicht in die Gesellschaft.

Gräfin.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

Thekla (lächelt).

Ihr habt's getroffen. Das ist meine Meynung.
Ja, laßt ihn ganz hier, laßt den Herren sagen –

Gräfin.

Hast Ihr den Kopf verloren, Nichte? – Graf!
Sie wissen die Bedingungen.

Max.

Ich muß gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl!
(Da Thekla sich schnell von ihm wendet).
Was sagen Sie!

Thekla (etwas ins angstliche).

Nichts. Gehen Sie!

Max.

Kann ich's.

Wenn Sie mir gönnen –
(Er nimmt sich vor, was Wagen begonnen hat, da tritt ein Augenblick überzeugend, kann wirft sie sich ihm an die Brust, er reißt sie fest an sich).

Gräfin.

Weg! Wenn Jemand käme!
Ich höre Trompeten – Fremde Stimmen nahen.
(Max reißt sich auf ihren Armen los, die Gräfin begrüßt ihn. Thekla steht ihm Anfangs mit den Augen, geht unruhig durch das Zimmer und wirft dann in Gedanken versunken da).
Eine Guitarre hängt dem Thekla, sie ergreift sie, und spielend in einer Stimmveränderung erscheint das, was sie in den Gesang.

Siebenter Auftritt.

Thekla (spielt und singt).

Der Sehnsucht wandte, die Meeren zieht,
Den Pilgrim wandeln an blauer Seine,
Es dringt sich die Perle mit Macht, mit Macht,
Und die Angst bewandt in der dunkler Nacht,
Das Auge von Thränen gefüllet.

Das Herz ist geboren, der Arm ist leer,
Und weiter gehn sie drey Monathe nichts mehr.
Du Heilige, rede dem Kind zurück!
Ich habe gewollen das irdische Glück;
Ich habe gelitten und gebeten.

Achter Auftritt.

Gräfin (kommt zurück). Thekla.

Gräfin.

Was war das, Fräulein Base? Ist! Ihr werft Euch
Ihm an den Kopf. Ihr sollten Euch doch, bitte' ich,
Mit Eurer Person ein wenig ehrener machen.

Thekla (indem sie aufsteht).

Was meynt Ihr, Tante?

Gräfin.

Ihr sollt nicht vergessen,
Wer Ihr seyd und wer Er ist. Ja, das ist Euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

Thekla.

Was denn?

Gräfin.

Daß Ihr des Fürsten Friedland Tochter seyd.

Thekla.

Nun? und was mehr?

Gräfin.

Was? Eine sahne Frage!

Thekla.

Was wir geworden sind, ist Er geworden.
Er ist von altlombardischem Geschlecht,
Ist einer Fürstin Sohn!

Gräfin.

Sprecht Ihr im Traum?
Fürwahr! Man wird ihn höflich noch drum bitten.
Der reichste Erbin in Europa zu beglücken
Mit seiner Hand.

Thekla.

Das wird nicht nöthig seyn.

Gräfin.

Ja, man wird wohl thun, sich nicht anzustrengen.

Thekla.

Sein Vater steht ihm; Graf Octavio
Wird nichts dagegen haben —

Gräfin.

Sein Vater; Seiner! und der Eure, Nichte?

Thekla.

Nun ja! Ich denk', Ihr fürchtet seinen Vater.
Weil Ihr's vor ihm, vor seinem Vater, meyn' ich,
Es sehr verheimlicht.

Gräfin (tritt ihr forschend an).

Nichte, Ihr seyd falsch.

Thekla.

Seyd Ihr empfindlich, Tante? O! seyd gut!

Gräfin.

Ihr haltet Euer Spiel schon für gewonnen —
Zumahl nichts zu fehlen!

Thekla.

Seyd nur gut!

Gräfin.

Es ist noch nicht so weit.

Thekla.

Ich glaub' es wohl.

Gräfin.

Denkt Ihr, er habe sein bedeutend Leben
In kriegerischer Arbeit aufgewendet,
Jahrelang stillen Erdengang entsagt,
Den Schluß von seinem Lager weggebannt,
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben,
Nur um ein glücklich Paar aus Euch zu machen?
Um doch zuletzt aus seinem Stift zu gehen,
Den Mann der im Triumphe zurückkehren,
Der seinen Augen wohlgefällt? — Das bitt' er
Wohlstiller haben können! Diese Gabe
Ward nicht gespendet, daß Du mit findischer Hand
Die Blume zerknickst, und zur leichten Zier
An deinen Busen steckest!

Thekla.

Was er mir nicht gespendet, das konnte doch
Freywillig mir die sahnen Früchte tragen.
Und wenn mein gütig freundliches Gestirn
Mich seinem furchtbar angestaunten Daseyn
Des Lebens Fernste mir vertrauen will —

Gräfin.

Du stellst's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blickt um dich her. Besinn' dich, wo Du bist —
Nicht in ein Freudenhaus bist Du getreten.
In seiner Hoheit findest Du die Wände
Geschmücket, der Gäste Haupt verhängt. Hier ist
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkst Du,
Man führte diese Tausende zusammen,
Beim Brautfest vor den Reihen aufzuführen?
Du stehst bei Waren Thron gebannet,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Wage liegt
Das große Schicksal unsers Hauses!
Laß jetzt den Mädchens kindische Gedichte,
Die kleinen Mänke hinter dir! Bereite,
Daß Du des Außerordentlichen Tochter bist!
Das Mittel soll sich nicht selber anbieten.
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden,
Der aber ist die beste, die sich Fremdes
Anlegen kann mit Macht, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Thekla.

So wurde mir's im Kloster vorgesagt.
Ich hatte keine Mänke, kannte mich
Als seiner Tochter nur, des Mächtigen,
Und seines Looses Schuld, der auch zu mir drang,
Gab mir kein anderes Gefühl, als daß:
Ich sey bestimmt, mich liebend ihm zu opfern.

Gräfin.

Das ist kein Schicksal. Präge dich ihm willig!
Ich und die Mutter geben dir das Beispiel.

Thekla.

Das Schicksal hat mir Den gezeigt, dem ich
Mich opfern soll; ich will ihm freudig folgen.

Gräfin.

Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schicksal.

Thekla.

Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Gestirn allein
Ist dieses neue Leben, das ich ihre.
Er hat ein Recht an sein Geschöpf. Was war ich,
Eh' seine sahne Liebe mich belebte?
Ich will auch von mir selbst nicht kleiner denken.
Als der Geliebte. Der kann nicht gering seyn,
Der das Unschätzbare besitzt. Ja stolze
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehen.
Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele.
Daß ich mir selbst gehöre, weiß ich nun,
Den festen Willen hab' ich kennen lernen,
Den unbezwinglichen in meiner Brust,
Und an das Höchste kann ich Alles setzen.

Gräfin.

Du wolltest dich dem Vater widersetzen,
Wenn er es anders nun mit ihr beschlossen?
— Kann benutzt Du's abzuzwingen? Wisse, Kind!
Sein Nam' ist Friedland.

Thekla.

Auch der meinige.
Er soll in mir die ächte Tochter finden.

Gräfin.

Wie? Sein Monarch, sein Kaiser zwingt ihn nicht,
Und Du, sein Mädchen, wollest mit ihm kämpfen?

Thekla.

Was Niemand wagt, kann seine Tochter wagen.

Gräfin.

Nun wahrlich! Darauf ist er nicht verrichtet.
Er hätte jedes Hinderniß besiegt,
Und in dem eignen Willen seiner Tochter
Gerieth ihm der neue Eigensinn entgegen?
Kind! Kind!
Noch hast Du nur das Lächeln seines Vaters,
Hast seines Formen Auge nicht gesehen.
Wirft sich die Stimme seines Widersprusches,
Die stürmende, in seine Nähe wagen?
Wohl magst Du hier, wenn Du allein bist, große Dinge
Versinnen, schöne Rednerblumen flechten,
Mit Ehrenmuth den Tandenkamm bewaffnen,
Jedoch verstehst's! Tritt vor sein Auge hin,
Das fest auf sich gespannt ist, und sag' Nein!
Vergehen wird Dir vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.
— Ich will dich nicht erschrecken, liebes Kind!
Zum Aeußersten soll's ja nicht kommen, hoff' ich —
Auch weiß ich seinen Willen nicht. Kann seyn,
Daß seine Zwecke deinem Wunsch begegnen.
Doch daß kann nimmermehr sein Wille seyn,
Daß Du, die stolze Tochter seines Glücks,
Wie ein verlorenes Mädchen dich geberdest,
Wegwerfest an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn bestimmt ist, mit dem höchsten Opfer,
Das Liebe bringt, dasselbe bezahlen soll!
(Sie geht ab).

Neunter Auftritt.

Thekla allein.

Dank dir für deinen Wink! Er wacht
Mir meine böse Ahnung zur Gewißheit.
Er ist's denn wahr? Hier haben seinen Freund
Und seine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns selbst. Und drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gib mir Kraft, du göttliche!
O, sie sagt wahr: Nicht freie Zeichen sind's,
Die diesem Bündniß unsrer Herzen trotzen.
Das ist kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt!
Nur dumpfes Kriegsgetöse rasselt hier,
Und feindlich die Liebe, von in Stahl gerüstet,
Zum Todeskampf gesperret, tritt sie auf.
Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und saturnisch will das Schicksal mit uns enden.
Aus stiller Freistatt treibt es mich heraus;
Ein dunkler Zauber muß die Seele binden.
Es taucht mich heran die dämonische Gestalt,
Ich faß' sie nah' und seh' sie näher schweben;
Es reißt mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Den Ungrund ja, ich kann nicht widerstreben.
(Man hört von ferne die Lustmusik).

O! wenn ein Haus im Feuer soll vergehen,
Dann reißt der Himmel sein Gewölbe zusammen,
Es schießt der Blitz herab aus heitern Höhen,
Aus unerrinn'lichen Schlünden fahren Flammen;
Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Feuerstrang ja, ich kann nicht widerstehen.
(Sie geht ab).

Vierter Aufzug.

Scene: Ein großer, prächtig eingerichteter Saal, in der Mitte desselben und nach der Tiefe des Theaters eine noch ausgezogene Tafel, an welcher acht Generale, worunter Octavio Piccolomini, Terzky und Maradas sigen. Rechts und links davon, weiter nach hinten zu, noch zwei andere Tafeln, welche jene mit zehn Gästen besetzt sind. Vorwärts steht der Trabantenposten, der ganze vordere Raum bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frei. Wird in Bewegung, Spielleute von Terzky's Regiment treten über den Schauplatz von der Linken herum. Nach der sie sich ganz entfernt haben, erscheint Max Piccolomini, ihm kommt Terzky mit einem Schreiben entgegen.

Erster Auftritt.

Terzky. Isolani. Max Piccolomini.

Isolani.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun wo steckt Er?
Geschwind an seinen Platz! Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine protegieret;
Es geht hier zu, wie auf dem Hochzeitberger Gastof.
Das Beste hat Er schon verschmaust. Sie theilen
Dort an der Thür Hühnerbeine aus,
Des Eyergelang, Glanzaia, Lichtenstein,
Des Sternbergs Güter werden ausgetheilt,
Sammt allen großen adlmässen Lehen; wenn
Er knurrig macht, fällt auch für Ihn was ab,
Marsch! Geh Er flink!

Kellner und Gig
(treten an der vordern Tafel).
Graf Piccolomini!

Terzky.

Ihr sollt ihn haben! Gleich! — Lieb diese Eidechsenart.
Da hier's gefällt, so wie wir's anfangen,
Es haben's Alle nach der Reih' gekriegt,
Und jeder wird den Namen brunter setzen.

Max (liest).

„Ingratis servire nefas.“

Isolani.

Das klingt wie ein lateinisch Sprüch — Herr Bruder,
Wie heißt's auf deutsch?

Terzky.

Dem Undankbaren dient ein ehrner Mann!

Max.

„Nachdem unser hochgebietender Feldherr, der
„Durchlauchtigste Fürst von Friedland, wegen vielfältig empfangener Kränkungen, bei Kaiserl Majest
„zu verschiedenen gemessenst erwiesen, auf unser emsiges
„Anhalten sich doch nicht bewegen lassen, noch länger
„bei der Armee zu verbleiben, und ohne unser Gewissen halten sich nicht von uns zu trennen; als verpflichten wir uns wieder insgesammt, und Jeder für sich insonderheit, auf uns Ihro geleisteten Eides
„— auch bei ihm ehrlich und getreu zu halten, und
„auf keinerlei Weise von ihm zu trennen, und sie
„derselben also bald Anfangs, bis auf den letzten
„Blutstropfen, aufzusetzen, so wie nämlich unser
„ehrn Kaiser gestifteter Eid es erfordern
„wird. (Die letzten Worte werden von Isolani nachgesprochen). Wie wir denn auch, wenn Einer oder
„der Andere von uns, diesem Bündniß zuwider, sich
„von der gemeinen Sache absondern sollte, denselben
„als einen landesflüchtigen Verräther erklären, und

nem seinem Haab und Gut, Leib und Leben Rache dar-
über zu nehmen verbunden seyn wollen. Colonel Pe-
terson wird mit Unterschrift unserer Namen.“

Terzky.

Bist Du gewiß, daß Blatt zu unterschreiben?

Isolani.

Was fällt er mich! Jedweder Offizier
Von Ehre kann das — muß das — Dinte und Feder!

Terzky.

Laß gut seyn, bis nach Tafel.

Isolani (Mar fortgehend).

Komm' Er, komm' Er!
(Beide gehen an die Tafel).

Zweiter Auftritt.

Terzky. Neumann.

Terzky

(winkt dem Neumann, der am Fenstertritt gewartet, und tritt mit ihm vorwärts).

Brauch Du die Abschrift, Neumann? Sie ist
Dem so verhaßt, daß man sie leicht vernichtet!

Neumann.

Ja das' ist Zeit' am Platz nachgemacht,
Damit als die Exekution von dem Eid frei mag,
Wie meine Exekution es mir gebieten.

Terzky.

Gut! Sag' sie bereithin, und mit dieser gleich
Ins Feuer! Was sie soll, hat sie gethan.
(Neumann legt die Copie auf den Tisch, und tritt weiter zum Schauplatz).

Dritter Auftritt.

Illo (kommt aus dem zweiten Zimmer). Terzky.

Illo.

Wie ist es mit dem Piccolomini?

Terzky.

Ich denke, gut. Er hat nichts eingewendet.

Illo.

Er ist der Eing'ge, dem ich nicht recht traue.
Er und der Vater — Hadt ein Ang' auf Beide!

Terzky.

Wie steht's an Eurer Tafel aus? Ich hoffe,
Ihr haltet Eure Gäste warm?

Illo.

Die Lust
Ganz verdirbt. Ich denk', wir haben sie.
Und wie ich's Euch vorausgesagt — Schon ist
Die Red' nicht mehr davon, den Herzog blos
Bei Prerau zu erhalten. Da man einmal
Beisammen sey, unsrer Mannschaft.
Es müßte man in seinem eignen Wien
Dem Kaiser die Bedingung machen. Glaubt mir,
Wir's nicht um diese Piccolomini,
Wir hätten den Betrug uns Gnaden sparen.

Terzky.

Was will der Buttler? Seht!

Vierter Auftritt.

Buttler zu den Vorigen.

Buttler

(von der zweiten Tafel kommend).

Laßt Euch nicht stören.
Ich hab' Euch wohl verstanden, Feldmarschall.
Glück zum Geschäfte — und was mich betrifft,
(gewinnend)
So thut Ihr auf mich rechnen.

Illo (wohl).

Können wir's?

Buttler.

Mit oder ohne Kaiserl! gilt mir gleich!
Verstehet Ihr mich? Der Fürst kann meine Treu
Auf jede Probe setzen, sagt ihm das.
Ja ein des Kaisers Offizier, so lang ihm
Belieret, des Kaisers General zu bleiben.
Und ein des Friedlands Knecht, so bald es ihm
Gefallen wird, sein eigner Herr zu seyn.

Terzky.

Ihr trefft einen guten Tausch. Kein Kaiser.
Kein Ferdinand ist's, dem Ihr Euch verpflichtet.

Buttler (ernsthaft).

Ja viere meine Treu mich seit, Graf Terzky.
Was wollt' Euch mehr gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzudingen.
Wenn ich jetzt freiwillig mich erbiete,
Ja, mich sammt meinem Regiment bring' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Zeigen von
Das Beispiel bleiben, denk' ich, daß ich erbe.

Illo.

Wem ist es nicht bekannt, daß Oberst Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muster leuchtet!

Buttler.

Meynt Ihr, Feldmarschall? Nun, so rennt mich nicht
Die Treue, vierzig Jahren lang bewährt,
Wenn mir der wohlgepfarrte gute Name
So volle Rache kostet im sechzigsten! —
Stoßt euch an meine Rede nicht, ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel seyn, wie ihr mich habt,
Und werdet, hoff' ich selber, nicht erwarten,
Daß euer Spiel mein graues Urtheil krümmt —
Daß Wankelmuth und sclavisch bewegtes Blut,
Weil leichter Ursach sonst den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenpfade reißt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entschlossen,
Weil ich es deutlich weiß, worum ich spiele.

Illo.

Sagt's rund heraus, wofür wir Euch zu halten —

Buttler.

Ihr einen Freund! Nehmt meine Hand darauf.
Mit Allem, was ich hab', bin ich der eure,
Nicht Männer blos, auch Geld bedarf der Krieg.
Ich hab' in seinem Dienst mir was erworben,
Ich leih' es ihm, und überlasse er mich.
Ist's ihm vermacht schon Ulanft, er ist mein Erbe.
Ich steh' allein da in der Welt, und keine
Nicht das Geräthe, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet.
Mein Name stirbt mit mir, mein Dasseyn endet.

Illo.

Nicht Euers Geld's bedarf's — ein Herz, wer Euers.
Wiegt Tonnen Goldes auf und Millionen.

Buttler.

Ich kam, ein soldatischer Reiterabenteurer, aus Irland
Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub.
Vom niedern Dienst im Gliede stieg ich auf,
Durch Kriegsgeschick, zu dieser Würde und Höhe,
Das Spielzeug eines grillenhaften Glücks.
Auch Wankelmuth ist der Fortuna Kind;
Ja tiefe einen Weg, der meinem gleicht.

Illo.

Verwandte sind sich alle starke Seelen.

Buttler.

Es ist ein großer Augenblick der Zeit,
Dem Tapfern, dem Entschlossenen ist sie günstig.
Wie Taschenkrämer arbeit man Hand zu Hand,
Tauscht Stadt und Schloß den stetenden Besitzer.
Uralter Häuser Enkel wandern aus,
Ganz neue Wappen kommen auf und Namen;
Auf deutscher Erde unwillkommen wagt's
Ein adelich Volk, sich bleibend einzubürgern.
Der Prinz von Weimar rüstet sich mit Kraft,
Am Main an mächtig Fürstenthum zu gründen;
Dem Mansfeld stehlt nur, dem Halberstädter
Ein kurzes Leben, mit dem Ritterschwert
Landeigenthum sich tapfer zu erfechten.
Wer unter diesen reicht an unsern Friedland?
Nichts ist zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugnis hat die Leiter anzusetzen.

Terzky.

Das ist gesprochen, wie ein Mann!

Buttler.

Versichert Euch der Spanier und Welschen;
Den Scheitern Lechts will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Gesellschaft! Kommt!

Terzky.

Wo ist der Kellermeister?
Laß aufgehn, was Du hast! die besten Weine!
Heut' gilt es. Unser Sachen stehen gut.
(Gehen, jeder an seine Tafel).

Fünfter Auftritt.

Kellermeister mit Neumann (vorwärts kommend). Bediente (gehen ab und zu).

Kellermeister.

Der rothe Wein! Wenn meine alte Herrschaft,
Die Frau Mama, das selbe Leben sähe,
Im obern Grabe kehrte sie sich um! —
Ja! Ja! Herr Offizier! Es geht zurück
Mit diesem edeln Haus — Kein Reß noch Ziel!
Und die durchlauchtige Verschwägerung
Mit diesem Herzog bringt uns wenig Segen.

Neumann.

Behüte Gott! Jetzt wird der Flor erst angehn.

Kellermeister.

Meint Er? Es sieht Vieles davon sagen.

Bedienter (kommt).

Burgunder für den vierten Tisch!

Kellermeister.

Das ist
Die sieben-zigste Flasche nun, Herr Leutnant.

Bedienter.

Das macht, der deutsche Herr, der Vielentsag,
Sitzt dran. (Geht ab).

Kellermeister (zu Neumann fortfahrend).

Ein wollen gar zu hoch hinaus, Kurfürsten,
Und Kön'gen wollen sie's im Prunke gleich thun.
Und wo der Fürst sich hinbetrank, da will der Graf,
Mein guädiger Herr, nicht dahinten bleiben.
(Zu den Bedienten).
Was steht ihr horchen? Will euch Beine machen.
Seht nach den Tischen, nach den Flaschen! Da!
Graf Pal'ds hat ein leeres Glas vor sich!

Zweiter Bedienter (kommt).

Den großen Kelch verlangt man, Kellermeister,
Den reichen, goldnen, mit dem böhm'schen Wappen.
Ihr wißt seinen weiten, hat der Herr gesagt.

Kellermeister.

Der auf des Friedrichs seine Königskrönung
Vom Meister Wilhelm ist verfertigt worden.
Das schöne Prachtstück aus der Prager Beute?

Zweiter Bedienter.

Ja, den! Den Umtrunk wollen sie mit halten.

Kellermeister

(mit Kopfschütteln, indem er den Pokal hervorholt und aufschützt).

Das gießt noch Wein und zu berichten wieder!

Neumann.

Heiß! Das ist eine Pracht von einem Becher!
Von Golde schwer, und in erhabner Arbeit,
Sind klug Dinge zierlich drauf getrieben.
Gleich auf dem ersten Schildlein, laßt mal sehn!
Die stolze Amazone da zu Pferd,
Die über'n Krummstab setzt und Bischofsmützen,
Auf einer Stange trägt sie einen Hut.
Nebst einer Jahn', worauf ein Kelch zu sehn.
Kannt Ihr mir sagen, was das all' bedeuten?

Kellermeister.

Die Weibsperson, die Ihr da seht zu Roß,
Das ist die Wahrheit der böhm'schen Kron.
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Roß, auf dem sie reitet.
Des Menschen Zierrath ist der Hut, denn wer
Den Hut nicht setzen lassen darf vor Kaisern
Und Königen, der ist kein Mann von Freiheit.

Neumann.

Was aber soll der Kelch da auf der Fahn'?

Kellermeister.

Der Kelch bezeugt die böhm'sche Kirchenfreiheit,
Wie sie erworben zu der Väter Zeit.
Die Väter im Hussitenkrieg erstritten
Sich dieses schöne Vorrecht über'n Papst,
Der keinem Laien gönnen will den Kelch.
Nichts gibt dem Utraquisten über'n Kelch.
Es ist sein theurig Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekostet.

Neumann.

Was sagt die Rolle, die da drüber schwebt?

Kellermeister.

Den böhm'schen Majestätsbrief zeigt sie an,
Den wir dem Kaiser Rudolph abgezwungen,
Ein köstlich unschätzbares Pergament.
Das frei Gelüt' und offenen Gelang
Dem neuen Glauben sichert, wie dem alten.
Doch seit der Gräzer über uns regiert,
Hat das ein End', und nun der Prager Schlacht.
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verlorn,
Ist unser Stand' am Kanzel und Altar.
Und unsre Prädikanten stehn mit dem Rücken
Die Heimath an, den Majestätsbrief aber
Zerissen hat der Kaiser selbst mit seiner Scheere.

Neumann.

Das alles weiß Ihr! Wohl bewandert seyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeister.

Kellermeister.

Drum warnen meine Ahnherrn Taboriten,
Und dienten unter dem Prokop und Zizka.
Freu' sie mit ihrem Staube! Klampfern sie
Für eine gute Sache doch — Trotz drei!

Neumann.

Erst laßt mich noch das zweite Schildlein sehn.
Sieh doch, das ist, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaisers Räthe, Martinitz, Slavata,

Kopf unter sich herabgestürzet werden.
Ganz recht! Da steht Graf Thurn, der es befiehlt.
(Bedienter geht mit dem Kelch).

Kellermeister.

Schweigt mir von diesem Tag, es war der drei
Und zwanzigste des Mai's, da man Ein tausend
Sechs hundert sechzig und achtzehn. Ist mir's doch
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit diesem Tag, es sind jetzt sechszehn Jahr,
Ist nimmer Fried' gewesen auf der Erden –

An der zweiten Tafel (wird gerufen).

Der Fürst von Weimar!

An der dritten und vierten Tafel.

Herzog Bernhard lebe!
(Musik fällt ein).

Erster Bedienter.

Hört den Tumult!

Zweiter Bedienter (kommt gelaufen).

Habt ihr gehört? Sie lassen
Den Weimar leben!

Dritter Bedienter.

Oestreichs Feind!

Erster Bedienter.

Den Lutheraner!

Zweiter Bedienter.

Verbin da braust' der Deodat des Kaisers
Gesundheit aus, da blieb's ganz mäuschenstille.

Kellermeister.

Beim Trunk geht Vieles drein. Ein ertenntlicher
Bedienter muß sein Ohr für so was haben.

Dritter Bedienter (bei Seite zum vierten).

Paß' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater
Quiroga recht viel zu erzählen haben;
Er will dafür uns auch viel Ablaß geben.

Vierter Bedienter.

Ich mach' mir an des Jllo seinem Stuhl
Deswegen auch zu thun, so viel ich kann,
Der führt Dir gar verwunderſame Reden.
(Gehen zu den Tafeln).

Kellermeister (zu Neumann).

Wer mag der schwarze Herr seyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palfy so vertraulich schwatzt?

Neumann.

Das ist aus Einer, dem sie zu viel trauen,
Marabas nennt er sich, ein Spanier.

Kellermeister.

'S ist nichts mit den Hispaniern, sag' ich Euch;
Die Weisheit alle taugen nichts.

Neumann.

Ei! Ei!
So sollten Ihr nicht sprechen, Kellermeister.
Es sind die ersten Generale drunter,
Auf die der Herzog just am meisten hält.
(Terzky kommt und legt das Papier ab, an den Tafeln entsteht eine Bewegung).

Kellermeister (zu den Bedienten).

Der Generalleutnant steht auf! Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rührt die Gesäß!
(Die Bedienten eilen nach hinten, ein Theil der Gäste kommt vorwärts).

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini kommt im Gespräch mit Marabas, und Beide setzen sich ganz vorne hin, auf eine Seite des Proscenium. Auf der entgegengesetzten Seite mit Max Piccolomini, allein, in sich gekehrt, mit einer Ansicht auf der übrigen Handlung. Den mittern Raum zwischen Beiden, doch einige Schritte mehr zurück, erfüllen Buttler, Jsolani, Obr. Tiefenbach, Kolalto, und bald darauf Graf Terzky.

Jsolani.

(während das die Vorstehenden vernehmlich kommt).
Gut' Nacht! – Gut' Nacht, Kolalto – Generalissimus!
Gut' Nacht! Ich sagte besser, guten Morgen.

Obr (zu Tiefenbach).

Herr Bruder! Prosit Mahlzeit!

Tiefenbach.

Das war ein königliches Mahl!

Obr.

Ja, die Frau Gräfin
Versteht's Sie lernt' es ihrer Sammtgen ab.
Gott hab' sie selig! Das war eine Hausfrau!

Jsolani (will weggehen).

Lichter! Lichter!

Terzky (kommt mit der Schrift zu Jsolani).

Herr Bruder! Zwei Minuten noch. Hier ist
Noch was zu unterschreiben.

Jsolani.

Unterschreiben,
Sy viel Ihr wollt! Verschont mich nur mit Lesen.

Terzky.

Ich will Euch nicht bemühn. Es ist der Eid,
Den Ihr schon kennt. Nur ein'ge Federstriche.
(Wie Jsolani die Schrift dem Octavio hinreicht).
Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es ist kein Rang hier.
(Octavio durchläuft die Schrift mit aufmerksamer Geschäftigkeit. Terzky bedeutet ihn von Weitem).

Obr (zu Terzky).

Herr Graf! Erlaubt mir, daß ich mich empfehle.

Terzky.

Eilt doch nicht so – Noch einen Schlaftrunk – Ha!
(Zu den Bedienten).

Obr.

Bin's nicht im Stand.

Terzky.

Ein Spitzchen.

Obr.

Ernstet mich.

Tiefenbach (setzt sich).

Vergebt, ihr Herren. Das Stehen wird mir sauer.

Terzky.

Macht's Euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeister.

Tiefenbach.

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

Jsolani (auf seine Gespielen gelehnt).

Ihr habt die Last auch gar zu groß gemacht.
(Octavio hat unterschrieben und reicht Terzky die Schrift, der sie dem Jsolani giebt. Dieser geht an den Tisch zu unterschreiben).

Tiefenbach.

Der Krieg in Pommern hat mir's zugezogen,
Da mußten wir heraus in Schnee und Eis.
Das werd' ich wohl mein Lebtag nicht verwinden.

Gby.

Ja wohl! der Schwed' frug nach der Jahreszeit nichts. (Terzky reicht das Papier an Don Maradas; dieser geht an den Tisch zu unterschreiben).

Octavio (nähert sich Buttlern).

Ihr liebt die Bacchusfeste auch nicht sehr, Herr Oberster! Ich hab' es wohl bemerkt, Und würdet, dünket mir, besser Euch gefallen Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauses.

Buttler.

Ich muß gestehen, es ist nicht in meiner Art.

Octavio (vertraulich näher tretend).

Auch nicht in meiner, kann ich Euch versichern, Und mich erfreut's, seht wär' der Oberst Buttler, Daß wir uns in der Denkart so begegnen. Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen Tokaierwein, ein offnes Herz dabei Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's!

Buttler.

Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Buttlern, der an den Tisch geht, zu unterschreiben. Das Protokollum wird her, so daß beide Piccolomini, jeder auf seiner Seite, allein stehen bleiben).

Octavio

(nachdem er seinen Gehn eine Zeitlang aus der Ferne still scharfsinnig betrachtet, nähert sich ihnen ein wenig).

Du bist sehr lange ausgeblieben, Freund.

Max

(merket sich schnell um, verlegen).

Ich — dringende Geschäfte hielten mich.

Octavio.

Doch, wie ich sehe, bist Du noch nicht hier?

Max.

Du weißt, daß groß Gewühl mich immer still macht.

Octavio (sieht ihm noch näher).

Ich darf nicht wissen, was so lang dich aufhielt? (Stille) — Und Terzky weiß es doch.

Max.

Was weiß der Terzky?

Octavio (bedeutend).

Er war der Einz'ge, der dich nicht vermißte.

Isolani

(der von Weitem Acht gegeben, tritt dazu).

Recht, alter Vater! Faul' ihm ins Gesicht! Schlag' die Quartier ihm auf! Es ist nicht richtig.

Terzky (kommt mit der Schrift).

Fehlt Keiner mehr? Hat Alles unterschrieben?

Octavio.

Es haben's Alle.

Terzky (rufend).

Nun? Wer unterschreibt noch?

Buttler (zu Terzky).

Ihr' nach! Zwölf Namen müssen's seyn.

Terzky.

Ein Kreuz steht hier.

Tiefenbach.

Das Kreuz bin ich.

Isolani (zu Terzky).

Er kann nicht schreiben, doch sein Kreuz ist gut, Und wird ihm honorirt von Jud' und Christ.

Octavio (vertilgt, zu Max).

Gehn wir zusammen, Oberst. Es wird spät.

Terzky.

Ein Piccolomini nur ist aufgeschrieben.

Isolani (auf Max zeigend).

Geht Acht! Es fehlt an diesem steinernen Gast, Der uns den ganzen Abend nicht gelangt.

(Max empfängt aus Terzky's Händen das Blatt, in welches er gedankenlos hineinsieht).

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Illo kommt aus dem hintern Zimmer, er hat den gefüllten Pokal in der Hand und ist sehr erhitzt. Ihm folgen Gby und Buttler, die ihn paralisiren wollen.

Illo.

Was wollt ihr? Laßt mich.

Gby und Buttler.

Illo! Trinkt nicht mehr.

Illo

(geht auf den Octavio zu und umarmt ihn, trinkend).

Octavio! das bring' ich dir! Erfaust
Sey aller Groll in diesem Bundestrunk!
Weiß wohl, Du hast mich nie geliebt — Gott straf' mich,
Und ich bin auch nicht! Laß Vergangenes
Vergessen seyn! Ich schlage dich unendlich,
(Ihn zu wiederholtermalen küssend).
Ich bin dein bester Freund, und, daß ihr's wißt!
Wer mir ihn eine falsche Katze schilt,
Der hat's mit mir zu thun.

Terzky (bei Seite).

Bist Du bei Einem?
Bedenk' doch, Illo, wo Du bist!

Illo (trotzig).

Was wollt ihr? Es sind lauter gute Freunde,
(Ich mit vergnügtem Gesicht im ganzen Kreis herum-
sehend).
Es ist kein Scherm hier unter uns, das stört mich.

Terzky (zu Buttler, bringend).

Nehmt ihn doch mit Euch fort! Ihr hier Euch, Buttler.
(Buttler führt ihn an den Schenktisch).

Isolani

(zu Max, der bisher unverwandt, aber gedankenlos in das Papier gesehen).

Wird's bald, Herr Bruder? Hat Er's buchstabirt?

Max (wie aus einem Traum erwachend).

Was soll ich?

Terzky und Isolani (zugleich).

Seinen Namen drunter setzen.

(Man sieht den Octavio ängstlich gespannt den Blick auf ihn richten).

Max (gibt es zurück).

Laßt's ruhen bis morgen. Es ist ein Geschäft,
Hab' heute keine Fassung. Schickt mir's morgen.

Terzky.

Bedenk' Er doch —

Isolani.

Frisch! Unterschrieben! Was!
Er ist der Jüngste von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen seyn.
Als wir zusammen? Seh Er her! Der Vater
Hat auch, wir haben Alle unterschrieben.

Terzky (zum Octavio).

Braucht Euer Ansehn doch. Bedeutet ihn.

Octavio.

Mein Sohn ist mündig.

Illo (hat den Pokal auf den Schenktisch gesetzt).

Wovon ist die Rede?

Terzky.
Er weigert sich, das Blatt zu unterschreiben.

Max.
Es wird sich morgen rathen können, sag' ich.

Illo.
Es kann nicht rathen. Wir unterschrieben Alle,
Und Du mußt auch, Du mußt dich unterschreiben.

Max.
Illo, schlaf wohl.

Illo.
Nein! So entkommst Du nicht:
Der Fürst soll seine Freunde kennen lernen.
(Es sammeln sich alle Gäste um die Beiden).

Max.
Wie ich für ihn gesinnt bin, weiß der Fürst.
Es wissen's Alle, und der Frauen braucht's nicht.

Illo.
Das ist der Dank, das hat der Fürst davon,
Daß er die Welschen immer vorgezogen!

Terzky
(in höhnischer Verlegenheit zu den Kommandeurs, die einen Auskauf machen).
Der Wein spricht auch ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' euch.

Isolani (lacht).
Der Wein erfindet nichts, er schwatzt's nur aus.

Illo.
Wer nicht ist mit mir, der ist wider mich.
Die göttlichen Gewissen! Wenn sie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Klausel —

Terzky (fällt schnell ein).
Er ist ganz rasend, geht nicht Acht auf ihn.

Illo (lauter schreiend).
Durch eine Klausel sich salviren können.
Was Klausel? Hol der Teufel diese Klausel —

Max
(wird aufmerksam und setzt wieder in die Schrift).
Was ist denn hier so hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Mienen, näher hinzuschaun.

Terzky (bei Seite zu Illo).
Was machst Du, Illo? Du verderbest uns!

Tiefenbach (zu Kolatto).
Ich merkt' es wohl, vor Tische las man's anders.

 Odh.
Es kam mir auch so vor.

Isolani.
Was sieht das mich an?
Wo andre Namen, kann auch meiner stehn.

Tiefenbach.
Vor Tisch war ein gewisser Vorbehalt
Und eine Klausel drin, von Kaisers Dienst.

Buttler (zu einem der Kommandeurs).
Schimt euch, ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.
Die Frag' ist jetzt, ob wir den General
Behalten sollen oder ziehen lassen?
Man kann's so scharf nicht nehmen und genau.

Isolani (zu einem der Generale).
Hat sich der Fürst auch so verklausulirt,
Als er Dein Regiment dir zugetheilt?

Terzky (zu Odh).
Und Euch die Lieferungen, die an tausend
Pistolen Euch, in Einem Jahre tragen?

Illo.
Spitzbuben seid's, die uns zu Schelmen machen!
Wer nicht zufrieden ist, der sag's! Da bin ich!

Tiefenbach.
Nun! Nun! Man spricht ja nur.
Max (hat gelesen und giebt das Papier zurück).
Bis morgen also!

Illo
(vor Wuth stammelnd und kaum mehr mächtig, sich ihm mit der einen Hand die Schrift, mit der andern den Degen vor).
Schreib — Judas!

Isolani.
Pfui, Illo!
Octavio. Terzky. Buttler (zugleich).
Degen weg!

Max
(ist ihm rasch in den Arm gefallen und hat ihn entwaffnet, zu Graf Terzky).
Bring' ihn zu Bette!
(Er geht ab. Illo, fluchend und schreiend, wird von einigen Kommandeurs gehalten, unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang).

Fünfter Aufzug.

Scene: Ein Zimmer in Piccolomini's Wohnung. Es ist Nacht.

Erster Auftritt.

Octavio Piccolomini. Kammerdiener
leuchtet. Gleich darauf Max Piccolomini.

Octavio.
Sobald mein Sohn herein ist, weiset ihn
Zu mir — Was ist die Glocke?

Kammerdiener.
Gleich ist's Morgen.

Octavio.
Setzt euer Licht hieher — Wer legen uns
Nicht mehr zu Bette; Ihr könnt schlafen gehn.
(Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenkend durch's Zimmer, Max Piccolomini tritt auf, sieht gleich von ihm bemerkt, und setzt ihm einige Augenblicke schweigend zu).

Max.
Bist Du mir hold, Octavio? Mein Gott,
Ich bin nicht Schuld an dem verdrehten Streit.
— Ich habe wohl, Du hattest unterschrieben;
Was Du gebilligt, das konnte mir
Auch recht sein — doch es war — Du weißt — ich kann
In solchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen.

Octavio
(geht auf ihn zu und umarmt ihn).
Folg' ihm fernerhin auch,
Mein bester Sohn! Es hat dich treuer jetzt
Geleitet, als das Beispiel deines Vaters.

Max.
Erkläre dich deutlicher.

Octavio.
Ich werd' es thun.
Noch dem, was diese Nacht geschehen ist,
Darf kein Geheimniß zwischen uns
(Nachdem Beide sich niedergesetzt).
Mar! sage mir, was denkst Du von dem Eid,
Den man zur Unterschrift uns vorgelegt?

Max.
Für etwas Unverfängliches hält ich ihn,
Obgleich ich dieses Förmliche nicht liebe.

Octavio.

Du bleibst dich aus seinem andern Grunde
Der abgerungenen Unterschrift gewiesen?

Max.

Es war ein ernst Geschäft — ich war zerstreut —
Die Sache selbst erschien mir nicht so dringend —

Octavio.

Sey offen, Max. Du hattest seinen Argwohn —

Max.

Verändre Argwohn? Nicht den mindesten.

Octavio.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Umwandt zog er dich zurück vom Abgrund.

Max.

Ich weiß nicht, was Du meynst.

Octavio.

Ich will dir's sagen:
Zu einem Scheinstück solltest Du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem eing'gen Federstrich entsagen.

Max (steht auf).

Octavio!

Octavio.

Bleib stehen. Viel noch hast Du
Von mir zu hören, Freund, hast Jahre lang
Geliebt in unbegreiflicher Verblendung.
Das schwärzeste Komplott entsinnet sich
Vor deinen Augen, eine Macht der Hölle
Umstrickt deiner Sinne heilen Tag —
Ich darf nicht länger schweigen, muß dir Binde
Von deinen Augen nehmen.

Max.

Ey! Du sprichst,
Bedenk' es wohl! Wenn vom Vermuthungen
Die Rede seyn soll — und ich fürchte fast,
Es ist nichts weiter — Spare sie! Ich bin
Jetzt nicht gefaßt, sie ruhig zu vernehmen.

Octavio.

Es ernsten Grund Du hast, dies Licht zu fliehen,
So dringender bot' ich, daß ich dir's gebe,
Ich kenne dich der Umstand deines Herzens,
Dem einen Urtheil ruhig anvertraut:
Dem deinem Herzen selbst stieß' ich das Netz
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniß,
(ihn scharf mit den Augen fixirend),
Das Du vor mir verbirgst, entreißt mir meines,

Max

(verlegen zu antworten, sieht aber mit Hastigkeit den Blick verlegen zu Boden).

Octavio (nach einer Pause).

So wisse denn! Man hintergeht dich — spielt
Auf's Schändlichste mit dir und mit uns Allen.
Der Herzog stellt sich an, als wollt' er die
Armee verlassen; und in dieser Stunde
Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiser
— Zu stehlen und dem Feinde zuzuführen!

Max.

Das Pfaffengemährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund' erwartet' ich's zu hören.

Octavio.

Der Mund, aus dem Du's gegenwärtig hörst,
Verbürget dir, es sey kein Pfaffengemährchen.

Max.

Zu welchem Possenspiel macht man den Herzog!
Er kannte heran denken, dreißig tausend
Gepflegte Truppen, ehrlicher Soldaten,
Veteranen mehr denn tausend Edelleute,
Den Eid und Pflicht und Ehre wegzuwerfen,
In einer Schurkenthat sie zu vereinen?

Octavio.

Er weiß nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keinesweges — Was er von uns will,
Führt einen weit unschuldigeren Namen.
Wenn's will er, als den Preis den Frieden stecken;
Und weil der Kaiser diesen Frieden haßt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufriedenstellen will er alle Theile,
Und zum Ersatz für seine Mühe Böhmen,
Das er schon inne hat, für sich behalten.

Max.

Hat er's um uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir so unwürdig von ihm denken?

Octavio.

Von unserm Denken ist hier nicht die Rede.
Die Sache spricht, die klarsten Beweise.
Mein Sohn! Dir ist nicht unbekannt, wie sattsam
Wir mit dem Hofe stehn — doch von den Ränken,
Den Lügenkünsten hast Du keine Ahnung.
Die man in Uebung setzte, Mißtrauen
Im Lager anzufachen, Aufgereizt
Sind alle Bande, die den Offizier
An seinen Kaiser stärken, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht- und gesetzlos steht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er schützen soll.
Und drohet, gegen ihn das Schwert zu kehren.
Es ist so weit gekommen, daß der Kaiser
In diesem Augenblick vor seinem eignen
Armeen zittert — der Verräther Dolche
In seiner Hauptstadt fürchtet — seiner Burg;
Ja, im Begriffe steht, die letzten Carte
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern,
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuwerfen.

Max.

Ihr' auf! Du ängstigst, erschütterst mich.
Im weiß, daß man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falsche Wahn.

Octavio.

Es ist kein Wahn. Der bürgerliche Krieg
Entbrennt, der unnatürlichste von allen.
Wenn wir nicht, sofernig retten, ihm begegnen.
Der Obersten sind viele schon entwandt,
Der Subalternen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garnisonen.
Ausländern sind die Festungen verrathen;
Dem Schafgotsch, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannschaft Schlesiens, dem Terzky
Zehn Regimenter, Reiterei und Fußvolk,
Dem Illo, Kinsky, Buttler, Isolan
Die bestmontirten Truppen übergeben.

Max.

Uns Beiden auch.

Octavio.

Weil man uns glaubt zu haben,
In losen wegen durch glänzende Versprechen.
So theilt er mir die Fürstenthümer Glatz
Und Sagan zu, und wohl sey' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

Max.

Mein! Nein!
Nein, sag' ich dir!

Octavio.

O! könnt doch die Augen!
Weswegen glaubst Du, daß man uns noch Pisten
Beordert? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätt' Friedland unsers Raths bedurft?
Wir sind verrathen, und ihm zu verrathen.
Und weigern wir uns — Gehen ihm zu wieder.

Deswegen iſt Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater ſähest Du nicht hier,
Wenn nöth're Pflicht ihn nicht gefeſſelt hielte.

Max.

Er hat es keinen Hehl, daß wir um ſeinetwillen
Hierher berufen ſind — Beſtehet ein,
Er brauche unſers Arms, ſich zu erhalten.
Er that ſo viel für uns, und ſo iſt's Pflicht,
Daß wir jetzt auch für ihn was thun!

Octavio.

Und weißt Du,
Was dieſes iſt, das wir für ihn thun ſollen?
Des Ilo trauriger Rath hat dir's verrathen.
Besinn' dich doch, was Du gehört, geſehen.
Jetzt das verfälſchte Blatt, die weggelaſſ'ne,
So ganz entſcheidungsvolle Klauſel nicht.
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

Max.

Was mit dem Blatte dieſe Nacht geſchehn,
Iſt mir nichts weiter, als ein falſcher Streich
Von dieſem Ilo. Durch Geſchicklichkeit von Mittlern
Pflegt Alles auf die Spitze gleich zu ſtellen.
Sie ſehen, daß der Herzog mit dem Hof
Zerfallen iſt, vermeinen ihm zu dienen,
Wenn ſie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiß von all' dem nichts!

Octavio.

Es ſchmerzt mich, deinen Mannen an den Mann,
Der dir ſo wohlgegründet ſcheint, zu ſtürzen.
Doch hier darf keine Schonung ſeyn — Du mußt
Maßregeln nehmen, ſorgenvoller, mußt handeln.
— Ich will dir alſo nun geſtehn — daß Alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was ſo unglaublich
Dir ſcheint, daß — daß ich es aus ſeinem eignen,
— Des Fürſten Munde habe.

Max (in heftiger Bewegung).

Nimmermehr!

Octavio.

Er ſelbſt vertraute mir — was ich zwar längſt
Auf anderm Weg ſchon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundenen Heers
Den Kaiſer zwingen wolle —

Max.

Er iſt heftig,
Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt;
Im einem Augenblick des Unmuths, ſro's!
Mag er ſich leicht einmal vergeſſen haben.

Octavio.

Bei kaltem Blute war er, als er mir
Dieß eingeſtand; und weil er mein Erſtaunen
Als Furcht auslegte, wies er im Vertrau'n
Mir Briefe vor, der Schweden und der Sachſen,
Die zu beſtimmter Hülfe Hoffnung geben.

Max.

Es kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn! kann nicht
ſeyn!

Octavio.

Stürzt Du, daß es nicht kann! Du hätteſt ihm
Nothwendig deinen Abſchen ja gezeigt,
Er hört' ſich weiſen laſſen, oder Du
— Du ſtändeſt nicht mehr ſebend mir zur Seite!

Octavio.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäußert,
Has' bringend, has' mit Ernſt ihm abgemahnt,
— Doch meinen Abſchen, meine innerſte
Geſinnung has' ich tief verſteckt.

Max.

Du wärſt
So falſch geweſen! Das ſteht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da Du von ihm mir Böſes ſagteſt; kann's
Noch wen'ger jetzt, da Du dich ſelbſt verunehrſt.

Octavio.

Ich drängte mich nicht ſelbſt in ſein Geheimniß.

Max.

Aufrichtigkeit verbietet ſein Vertrau'n.

Octavio.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

Max.

Noch minder würdig deines war Betrug.

Octavio.

Mein beſter Sohn! Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo finderrein zu halten.
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redlichſte Gemüth nicht wahr —
Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebären.
Ich rühme nicht, ich thue meine Pflicht;
Der Kaiſer ſcheidet mir mein Betrauen vor.
Wohl wär' es beſſer, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck verſagen müſſen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen, was es will.

Max.

Ich ſoll dich heut' nicht faſſen, nicht verſtehn.
Der Fürſt, ſagſt Du, entdeckte redlich dir ſein Herz
Zu einem böſen Zweck, und Du wüßt ihn
Zu einem guten Zwecs betrogen haben!
Hör' auf! ich bitte dich — Du kannſt den Freund
Mir nicht — Laß mich den Vater nicht verlieren!

Octavio

(unterdrückt ſeine Empfindlichkeit).

Noch weißt Du Alles nicht, mein Sohn! Ich habe
Dir noch was zu eröffnen.

(Nach einer Pauſe).

Herzog Friedland
Hat ſeine Zurüſtung gemacht. Er traut
Auf ſeine Sterne. Unbereitet denkt er uns
Zu überfallen — mit der ſtärern Hand
Meynt er den goldnen Zirkel ſchon zu faſſen.
Er irret ſich — Wir haben auch gehandelt.
Er faßt ſein bös geheimnißvolles Schickſal.

Max.

Nichts Raſches, Vater! O! Bei allem Guten
Laß dich beſchwören: Keine Uebereilung!

Octavio.

Mit leiſen Tritten ſchlich er ſeinen böſen Weg;
So leiſ' und ſachten iſt ihm die Rache nachgeſchlichen.
Schon ſteht ſie ungeſehen, finſter hinter ihm,
Ein Scherlit nur noch, und ſchaudernd rühret er ſie an.
— Du haſt den Queſtenberg bei mir geſehen;
Noch kennſt Du nur ſein öffentlich Geſchäft;
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das dieß für mich war.

Max.

Darf ich's wiſſen?

Octavio.

Max!
— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben dir in deine Hand.
Der Wallenſtein iſt deinem Herzen theuer.
Ein ſtarkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft ſeit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährſt den Wunſch — O! laß mich immerhin
Vergeſſen deinem jhgernden Vertrauen —

Die Hoffnung näherst Du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

Max.

Vater —

Octavio.

Deinem Herzen trau' ich,
Doch bin ich deiner Fassung auch gewiß?
Wirst Du's vermögen, ruhigen Gesichts
Vor diesen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geschick nun anvertrauet habe?

Max.

Nachdem Du seine Schuld mir anvertraut!

Octavio

(nimmt ein Papier aus der Schatulle und reicht es ihm hin).

Max.

Was? Wie? Ein offner kaiserlicher Brief,

Octavio.

Lies ihn.

Max (nachdem er einen Blick hineingeworfen).

Der Fürst verurtheilt und geächtet!

Octavio.

So ist's.

Max.

O! das geht weit! O unglückseeliger Irrthum!

Octavio.

Lies weiter! Fass' dich!

Max

(nachdem er weiter gelesen, mit einem Blick des Erstaunens auf seinen Vater).

Wie? Was? Du? Du bist —

Octavio.

Bloß für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bei dem Heer erscheinen kann,
Ist das Kommando mir gegeben —

Max.

Und glaubst Du, daß Du's ihm entreißen werdest?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!
Ein unglückselig Amt ist dir geworden.
Dieß Blatt hier — dieses! wißt Du geltend machen?
Den Mächtigen in seines Heeres Mitte,
Umringt von seinen Tausenden, entwaffnen?
Du bist verloren — Du, wir Alle sind's!

Octavio.

Was ich dabei zu wagen habe, weiß ich.
Ich stehe in der Allmacht Hand; sie wird
Das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde
Bedecken, und das Werk der Nacht zerträmmern.
Der Kaiser hat noch treue Diener; auch im Lager
Giebt es der braven Männer genug, die sich
Zur guten Sache munter schlagen werden.
Die Treuen sind gewarnt, bewacht die Andern;
Den ersten Schritt erwart' ich nur, sogleich —

Max.

Auf den Verdacht hin wirst Du rasch gleich handeln?

Octavio.

Irre sey vom Kaiser die Tyrannenweise!
Den Willen nicht, die That nur will er strafen.
Noch hat der Fürst sein Schicksal in der Hand —
Er lasse das Verbrechen unvollführt,
Es wird man ihn still vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne seines Kaisers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf seine Schlösser
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn seyn.
Jedoch der erste offenbare Schritt —

Max.

Was nennst Du einen solchen Schritt? Er wird
Nie einen bösen thun. Du aber thatest
(Du hast's gethan) den frömmsten auch mißdeuten.

Octavio.

Die Fenster sind bei solchen Zwecke waren,
Die Schritte, die er heimlich gethan,
Verstatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen,
Bis eine That gethan ist, die unwiderruflich
Den Hochverrath begeugt und ihn verdammt.

Max.

Und wer soll Richter darüber seyn?

Octavio.

— Du selbst.

Max.

O! dann bedarf es dieses Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, Du wirst nicht eher handeln,
Bevor Du mich — mich selber überzeugt.

Octavio.

Ist's möglich? Noch — nach Allem, was Du weißt,
Kannst Du an seine Unschuld glauben?

Max (lebhaft).

Dein Urtheil kann sich irren, nicht mein Herz.
(Gemäßigter fortfahrend).
Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein anderer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird
Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus diesem schwarzen Wagnoth treten sehn.

Octavio.

Ich will's erwarten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener. Gleich darauf ein Kourier.

Octavio.

Was giebt's?

Kammerdiener.

Ein Eilbot' wartet vor der Thür.

Octavio.

So früh' am Tag! Wer ist's? Wo kommt er her?

Kammerdiener.

Das wollt' er mir nicht sagen.

Octavio.

Führ' ihn herein. Laß nichts davon verlauten.
(Kammerdiener ab. Kornet tritt ein).
Seyd Ihr's, Kornet? Ihr kommt vom Grafen Gallas?
Gebt her den Brief!

Kornet.

Bloß mündlich ist mein Auftrag.
Der Generalleutenant traute nicht.

Octavio.

Was ist's?

Kornet.

Er läßt Euch sagen — Darf ich frei hier sprechen?

Octavio.

Mein Sohn weiß Alles.

Kornet.

Wir haben ihn.

Octavio.

Wen meynt Ihr?

Kornet.

Den Unterhändler! Den Sesin'.

Octavio (stutzt).

Habt ihr?

Kornet.

Im Böhmerwald erwischt' ihn Hauptmann Mohrbrand,
Vorgestern früh, als er nach Regensburg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeschen.

Octavio.

Und die Depeschen —

Kornet.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geschickt mit dem Gefangnen.

Octavio.

Nun endlich! endlich! Das ist eine große Zeitung!
Der Mann ist uns ein kostbares Gefäß.
Das wicht'ge Dinge einschließt — Fand man viel?

Kornet.

An sechs Paketen mit Graf Terzky's Wappen.

Octavio.

Kein's von des Fürsten Hand?

Kornet.

Nicht, daß ich wüßte.

Octavio.

Und der Sesina?

Kornet.

Der war sehr erschrocken.
Als man ihm sagt', es ginge nacher Wien.
Graf Altring aber sprach ihm guten Mund ein,
Wenn er nur Alles wolle frei bekennen.

Octavio.

Ist Altringer bei Eurem Herrn? Ich hörte,
Er läge krank in Linz.

Kornet.

Sehn seit drei Tagen
Ist er zu Frauenberg dem Generalleutnant.
Sie haben fröhlich Gastlein schon beisammen,
Ertes'ret Veit, und lassen Euch entbieten,
Daß sie von Euch Befehle nur erwarten.

Octavio.

In wenig Tagen kann sich viel ereignen.
Wann wünscht Ihr fort?

Kornet.

Ich wart' auf Eure Ordre.

Octavio.

Bleibt bis zum Abend.

Kornet.

Wohl. (Will gehen).

Octavio.

Seh Euch doch Niemand?

Kornet.

Kein Mensch. Die Kapuziner ließen mich
Durch's Klosterpförtchen ein, so wie gewöhnlich.

Octavio.

Geht, ruht Euch aus und haltet Euch verborgen.
Ich denk' Euch noch vor Abend abzufert'gen.
Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Verhängnißvoll heraufsteigt, untergeht,
Muß ein entscheidend Loos gefallen seyn.
(Kornet geht ab).

Dritter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Max.

Octavio.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar seyn;
— Denn Alles, weiß ich, ging durch den Sesina.

Max,

der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen, innern Kampf gestanden, entschließt:

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verschaffen.
Leb wohl!

Octavio.

Wohin? Bleib da!

Max.

Zum Fürsten.

Octavio (erschrickt). Was?

Max (zurückkommend).

Wenn Du gesandt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele spielen, daß Du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad seyn.
Ich kann nicht wahr seyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht heuch'ln, daß mir Einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich Einer kauft, das muß ich seyn.
— Ich geb' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, seinen Leumund vor der Welt
Zu retten, eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.

Octavio.

Das wolltest Du?

Max.

Das will ich. Zweifle nicht.

Octavio.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weisen Sohn.
Der die wohlthät'gen Hände würde segnen,
Die ihn zurück vom Abgrund zieh'n — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwei Augen
Zum Thoren machen, Leidenschaft umnebelt,
Den selbst des Tages volles Licht nicht hellt.
Befrag' ihn! Geh! Sey unbesonnen ganz.
Ihm deines Vaters, deines Kaisers
Geheimniß preisgegeben. Nöth'ge mich
In einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniß hat beschützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeschläfert,
Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtsam rasendem Beginnen
Der Staatskunst mühevolles Werk vernichtet.

Max.

O! diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!
Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, ihr hemmet ihn,
Weil ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen;
O! das kann nicht gut endigen — und, mag sich's
Entscheiden wie es will, ich sehe ahnend
Die unglückselige Entwicklung nahen. —
Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berstend
Auffliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
Aufschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns Alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.
Hatte Du es wie Du wußt! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm.
Und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären.
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.
(Indem er abgeht, fällt der Vorhang).

Wallenſtein.

Ein dramatiſches Gedicht.

Zweiter Theil.

Wallenſteins Tod.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein.
Octavio Piccolomini.
Max Piccolomini.
Terzky.
Illo.
Isolani.
Buttler.
Kittmeiſter Neumann.
Ein Adjutant.

Oberſt Wrangel, von den Schwedischen gesendet.
Gordon, Kommandant von Eger.
Major Geraldin.
Deveroux, } Hauptleute der Wallenſteinischen Armee.
Macdonald, }
Schwediſcher Hauptmann.
Eine Geſandtſchaft von Abgeſandten.
Bürgermeiſter von Eger.

Seni.
Herzogin von Friedland.
Gräfin Terzky.
Thekla.
Fräulein Neubrunn, Hofdame der Prinzeſſin.
von Rosenberg, Stallmeiſter der Prinzeſſin.
Dragoner.
Bediente, Pagen, Volk.

Die Scene iſt in den drei erſten Aufzügen zu Pilſen, in den zwei letzten zu Eger.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer in aſtrologiſchen Figuren eingerichtet und mit Globen, Charten, Quadranten und andern aſtronomiſchen Geräthe verſehen. Der Vorhang von einer Rotunde iſt aufgezogen, in welcher die ſieben Planetenbilder, jedes in einer Nische, ſeltſam beleuchtet, zu ſehen ſind. Seni beobachtet die Sterne. Wallenſtein ſteht vor einer großen, ſchwarzen Tafel, auf welcher der Planeten-Aſpect angezeichnet iſt.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Seni.

Wallenſtein.

Laß es jetzt gut ſeyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es iſt nicht gut mehr operiren. Komm'!
Wir wiſſen genug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Beobachten. Hebeit. Eben geht ſie auf,
Wie eine Sonne glänzt ſie in dem Oſten.

Wallenſtein.

Ja, ſie iſt jetzt in ihrer Erdennähe
Und wirft herab mit allen ihren Stärken.
(Die Figur auf der Tafel betrachtend).
Glückſeliger Aſpect! So ſtellt ſich endlich
Die große Drei verhängnißvoll zuſammen,
Und beide Segensſterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen
Den blut'ſchen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenſtifter mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir geſinnt,
Und ſtieß mit ſenkrecht — oder ſchräger Strahlung
Bald im Gevierten, bald im Doppelſchein
Die rothen Blitze meinen Sternen zu,
Und führte ihre feindſeligen Kräfte.
Jetzt haben ſie den alten Feind bekriegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni.

Und beide große Lumina von ſeinem
Maleficz beleidigt: Der Saturn
Unſichtbar, machtlos, in cadente domo.

Wallenſtein.

Saturnus Reich iſt auf, der die geheime
Geburt der Dinge in den Erdenſchooß
Und in den Tiefen des Gemüths beherrſcht,
Und über Klem. was das Licht ſcheut, waltet.
Nun Zeit iſt's mehr zu beten und zu ſinnen:
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, ſtehenden, eh' die Glücks-
Geſtalt mir wieder wegflieht über'm Haupt:
Denn fleug in Wandlung iſt der Himmelsbogen.
(Es klopfet Jemand an die Thür).
Man pocht. Sieh', wer es iſt.

Terzky (draußen).

Laß öffnen!

Wallenstein.

Es ist Terzky.
Was gibt's so Dringendes? Wer sind die Geschäftigen.

Terzky (draußen).

Laß' Alles jetzt defiliren. Ja bitte dich.
Es leidet keinen Aufschub.

Wallenstein.

Oeffne. Semi.
(Indem jener dem Terzky aufmacht, zieht Wallenstein den Vorhang vor die Bilder).

Zweiter Auftritt.

Wallenstein. Graf Terzky.

Terzky (tritt ein).

Vernahmst Du's schon? Er ist gefangen, ist
Vom Gallas schon dem Kaiser ausgeliefert?

Wallenstein (zu Terzky).

Wer ist gefangen? Wer ist ausgeliefert?

Terzky.

Wer unser ganz Geheimniß weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachsen,
Durch dessen Hände Alles ist gegangen —

Wallenstein (zurückfahrend).

Sein' doch nicht! Sag' nein, ich bitte dich.

Terzky.

Grab' auf dem Weg nach Regensburg zum Schweden
Ergriefen ihn des Gallas Angeschickte,
Der ihm schon lang' die Fährte abgelauert.
Mein ganz Paket an Kinsky, Matthes Thurn,
An Oxenstirn, an Arnheim führet er bei sich;
Das Alles ist in ihrer Hand, sie haben
Die Einsicht nun in Alles, was geschehn.

Dritter Auftritt.

Vorige. Illo (kommt).

Illo (zu Terzky).

Weiß er's?

Terzky.

Er weiß es.

Illo (zu Wallenstein).

Denkst Du deinen Frieden
Nun noch zu machen mit dem Kaiser, sein
Vertrau'n zurückzurufen? Mir' es auch,
Du wolltest allen Plänen jetzt entsagen,
Man weiß, was Du gewollt hast. Vorwärts mußt Du,
Denn rückwärts kannst Du nun nicht mehr.

Terzky.

Sie haben Dokumente gegen uns
In Händen, die unwiderleglich zeugen —

Wallenstein.

Von meiner Handschrift nichts. Dich straf' ich Lügen.

Illo.

So? Glaubst Du wohl, was dieser da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat.
Das werde man nicht dir auf Rechnung setzen?
Dem Schweden soll sein Wort für deines gelten,
Und deinen Wiener Feinden nicht.

Terzky.

Du hast nichts Schriftliches — Besinn' dich aber,
Wie weit Du mündlich einig mit dem Sesin',
Und wird er schweigen? Wenn er sich mit deinem
Geheimniß retten kann, wird er's bewahren!

Illo.

Das fällt dir selbst nicht ein! Und da sie nun
Berichtet sind, wie weit Du schon gegangen.
Sprich! was erwartest Du? Bewahren kannst Du
Nicht länger dein Kommando, ohne Rettung
Bist Du verloren, wenn Du's niederlegst.

Wallenstein.

Das Heer ist meine Sicherheit. Das Heer
Verläßt mich nicht. Was sie auch wissen mögen.
Die Macht ist mein, sie müssen's niederschlucken;
— Und steh' ich Kaution für meine Treu,
So müssen sie sich ganz zufrieden geben.

Illo.

Das Heer ist dein; jetzt für den Augenblick
Ist's dein; doch zittre vor der langsamen,
Der stillen Macht der Zeit. Vor offenbarer
Gewalt beschützt dich heute noch und morgen
Der Truppen Gunst; doch abnutzt Du ihnen Frist.
Sie werden unvermerkt die gute Meynung,
Worauf Du jetzo fußest, untergraben,
Die Einen um den Andern thätig stehlen —
Bis, wenn der große Erdstoß nun geschieht,
Der treulos mürbe Bau zusammenbricht.

Wallenstein.

Es ist ein böser Zufall!

Illo.

Den einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er soll,
Treibt dich zu schneller That — Der schwed'sche Oberst —

Wallenstein.

Er ist gekommen? Weißt Du, was er bringt?

Illo.

Er will nur dir allein sich anvertrau'n.

Wallenstein.

Ein böser, böser Zufall — Freilich! Freilich!
Sesina weiß zu viel und wird nicht schweigen.

Terzky.

Er ist ein böhmischer Rebell und Flüchtling,
Sein Hals ist ihm verwirkt; kann er sich retten
Auf deine Kosten, wird er Anstand nehmen?
Und wenn sie auf der Folter ihn befragen,
Wird er, der Meineidling, Gnade ganz besonders? —

Wallenstein (zu Nachdenken verloren).

Nicht herzustellen mehr ist das Vertrau'n,
Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Land'sverräther ihnen seyn und bleiben;
Und steh' ich noch so ehrlich auch zurück
In meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

Illo.

Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu,
Der Unmacht nur wird's zugeschrieben werden.

Wallenstein

(in heftiger Bewegung auf- und abgehend).

Wie? Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen,
Weil ich zu frei gescherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!

Illo.

Wenn's nur kein Spiel gewesen, glaube mir,
Du wirst's in schwerem Ernste büßen müssen.

Wallenstein.

Und müßt' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein ist, müßt's geschehn.

Illo.

Wo möglich, eh' sie von dem Schlage sich
In Wien besinnen und zuvor die kommen —

Wallenstein (in Unterschriften verrechnet).

Das Wort der Generale hab' ich schriftlich —
Max Piccolomini steht nicht hier. Warum nicht?

Terzky.

Es war — er meynte —

Illo.

Bloßer Eigendünkel!
Es brauche das nicht, zwischen dir und ihm.

Wallenstein.

Es braucht das nicht, er hat ganz recht —
Die Regimenter wollten nicht nach Flandern;
Sie haben eine Schrift mir übersandt,
Und widersetzen sich dem Befehl.
Der erste Schritt zum Aufruhr ist geschehen.

Illo.

Gland' mir, Du wirst sie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

Wallenstein.

Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu sagen hat.

Illo (greift).

Wollt Ihr ihn rufen, Terzky?
Er steht schon draußen.

Wallenstein.

Warte noch ein wenig.
Es hat mich überrascht — Es kam zu schnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finster herrschend mit sich führe.

Illo.

Hör' ihn für's Erste nur, erwäg's nachher.
(Er geht).

Vierter Auftritt.

Wallenstein (nun sich setzt wieder).

Wär's möglich? könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebte? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Bei'm großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlossne Sache war es nie.
In dem Gedanken blos gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen,
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh' ich plötzlich mich gestoßen?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf.
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!
(Er bleibt tiefsinnig stehen).
Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld.
Wie ich's verfluchen mag, nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,
Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie gelichen. Der Unschuld,
Des unverführten Wissens mir bewußt,
Hab ich der Kaune Raum, der Leidenschaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künftigem Gewrebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich umstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es wieder lösen.
(Bleibt wieder stille stehen).
Wie anders da des Mutes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt.
Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein:
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mutterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.
(Er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder sinnend stehen).
Und was ist dein Beginnen? Hast Du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligten Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft gegen mit der Kraft.
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen.
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige.
Was immer warnend immer wiederkehrt.
Und morgen gilt, weil's heute gestrigt.
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Wehl dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sey im Besitze und da wohnst im Recht.
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

(Zu dem Pagen, der hereintritt).

Der schwed'sche Oberst? Ist er's? Nun, er komme.
(Page geht. Wallenstein geht bis an den Tisch nachdenkend auf die Thür gerichtet).
Noch ist sie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über diese Schwelle noch — So schmal ist
Die Gränze, die zwei Lebenstyhäre scheidet!

Fünfter Auftritt.

Wallenstein und Wrangel.

Wallenstein

(nachdem er einen forschenden Blick auf ihn geheftet).

Ihr nennt Euch Wrangel?

Wrangel.

Gustav Wrangel, Oberst
Vom blauen Regimente Ostermannland.

Wallenstein.

Ein Wrangel war's, der vor Stralsund viel Böses
Mir zugefügt, durch tapfre Gegenwehr
Schuld war, daß mir die Seestadt widerstanden.

Wrangel.

Das Werk des Elements, mit dem Sie kämpften,
Nicht mein Verdienst, Herr Herzog! Seine Freiheit

Vertheidigte mit Sturmes Macht der Welt;
Es ſollte Meer und Land nicht Einem dienen,

Wallenſtein.

Den Admiralshut riß' Ihr mir vom Haupt.

Wrangel.

Ich komme, eine Krone drauf zu ſetzen.

Wallenſtein

(winkt ihm, Pauſe zu machen, ſetzt ſich).

Euer Kreditiv. Kommt Ihr mit ganzer Vollmacht?

Wrangel (bedenklich).

Es ſind ſo manche Zweifel noch zu löſen —

Wallenſtein (nachdem er geleſen).

Der Brief hat Hand' und Füß'. Es iſt ein klug,
Verſtändig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet.
Es ſchreibt der Kanzler: Er vollziehe nur
Den eignen Einfall des verſtorbnen Königs,
Indem er mir zur böhm'ſchen Krön' verhelfe.

Wrangel.

Er ſagt, was wahr iſt. Der Hochſelige
Hat immer groß gedacht von Euer Gnaden
Fürtreflichem Verſtand und Feldherrngaben,
Und ſtets der Herrſchverſtändigſte, bekleid' ihn
Zu ſagen, ſollte Herrſcher ſeyn und König.

Wallenſtein.

Er darf' es ſagen.

(Seine Hand vertraulich faſſend).

Aufrichtig, Oberſt Wrangel — Ihr war ſtets
Im Herzen auch gut Schwediſch — Ei, das habt Ihr
In Schleſien erfahren und bei Nürnberg.
Ich hatt' euch oft in meiner Macht und ließ
Durch eine Hinterthür euch ſtets entwiſchen.
Das iſt's, was ſie in Wien mir nicht vergeben,
Was jetzt zu dieſem Schritt mich treibt — Und weil
Nun unſer Vortheil ſo zuſammengeht,
So laßt uns zu einander auch ein recht
Vertrauen faſſen.

Wrangel.

Das Vertrau'n wird kommen,
Hat jeder nur erſt ſeine Sicherheit.

Wallenſtein.

Der Kanzler, merk' ich, traut mir noch nicht recht.
Ja, ich geſteh's — Es liegt das Spiel nicht ganz
Zu meinen Vortheil. Seine Würden meynt,
Wenn ich dem Kaiſer, der mein Herr iſt, ſo
Mitſpielen kann, ich thun' das Gleiche ihm
Am Feinde, und das Eine wäre mir
Noch eher zu verzeihen, als das Andre.
Iſt das nicht Eure Meynung auch, Herr Wrangel?

Wrangel.

Ich hab' hier blos ein Amt und keine Meynung.

Wallenſtein.

Der Kaiſer hat mich bis zum Aeußerſten
Gebracht. Ich kann ihm nicht mehr thörlich dienen.
Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu' ich
Den harten Schritt, den mein Bewußtſeyn tadelt.

Wrangel.

Ich glaub's. So weit geht Niemand, der nicht muß.

(Nach einer Pauſe).

Was Eure Fürſtlichkeit bewegen mag,
Alſo zu thun an Ihrem Herrn und Kaiſer,
Gebührt nicht uns, zu richten und zu deuten.
Der Schwede ficht für ſeine gute Sach'
Mit ſeinem guten Degen und Gewiſſen.
Die Concurrenz iſt, die Gelegenheit
Zu unſrer Gunſt; im Krieg gilt jeder Vortheil;
Wir nehmen unbedenklich, was ſich bietet!
Und wenn ſich Alles richtig ſo verhält —

Wallenſtein.

Woran denn zweifelt man? An meinen Willen?
An meinen Kräften? Ich verſprach dem Kanzler,
Wenn er mir ſechzehn tauſend Mann vertraut,
Mit achtzehn tauſend von des Kaiſers Heer
Dazu zu ſtoßen —

Wrangel.

Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen hohen Kriegesfürſten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erſtaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menſchendenken,
Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
Jedennoch —

Wallenſtein.

Dennoch?

Wrangel.

Seine Würden meynt,
Ein leichter Ding doch möcht' es ſeyn, mit Nichts
In's Feld zu ſtellen ſechzig tauſend Krieger,
Als nur ein Sechzigtheil davon —

(Er hält inne).

Wallenſtein.

Nun was?

Nur frei heraus!

Wrangel.

Zum Treubruch zu verleiten.

Wallenſtein.

Meynt er? Er urtheilt wie ein Schwed' und wie
Ein Proteſtant. Ihr Lutheriſchen ſeyhret
Für Euer Bisel; euch iſt's um die Sach';
Mit euren Herzen folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von euch, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all' dem iſt die Rede nicht bei uns —

Wrangel.

Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimath, keinen Heerd und Kirche?

Wallenſtein.

Ich will Euch ſagen, wie das zugeht — Ja,
Der Oeſterreicher hat ein Vaterland,
Und ſieht's, und hat auch Urſach', es zu lieben.
Doch dieſes Heer, das kaiſerlich ſich nennt,
Das hier in Böhmen hauſet, das hat keins;
Das iſt der Auswurf fremder Länder, iſt
Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts
Gehöret, als die allgemeine Sonne.
Und dieſes böhm'ſche Land, um das wir fechten,
Das hat kein Herz für ſeinen Herrn, den ihm
Der Waffen Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
Mit Murren trägt's des Glaubens Tyrannei,
Die Macht hat's eingeſchreckt, beruhigt nicht.
Ein ächtend, rachvoll Angedenken leit
Der Ernſt, die geſchahn auf dieſem Boden.
Und kann's der Sohn vergeſſen, daß der Vater
Mit Hunden in die Meſſe ward getrieben?
Ein Volk, dem das geboten wird, iſt ſchrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung.

Wrangel.

Der Adel aber und die Offiziere?
Solch eine Frucht und Felonie, Herr Fürſt,
Iſt ohne Beiſpiel in der Welt Geſchichten.

Wallenſtein.

Sie ſind auf jegliche Bedingung mein.
Nicht mir, den eignen Augen mögt Ihr glauben.
(Er giebt ihm die Eidesformel. Wrangel durchlieſt ſie, und legt ſie, nachdem er geleſen, ſchweigend auf den Tiſch).

Wie iſt's? Begreift Ihr nun?

Wrangel.

Begreifs, wer's kann?
Herr Fürſt! Ich laſſ' die Maske fallen — Ja!
Ich habe Vollmacht, Alles abzuſchließen.
Es ſteht der Rheingraf nur vier Tagemärſche
Von hier, mit fünftentauſend Mann; er wartet
Auf Ordre nur, zu Ihrem Herr zu ſtoßen;
Die Ordre ſtell' ich aus, ſo bald wir einig.

Wallenſtein.

Was iſt des Kanzlers Forderung?

Wrangel (bedenklich).

Zwölf Regimenter gilt es, ſchwediſch Volk.
Mein Kopf muß dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falſches Spiel —

Wallenſtein (fällt fort).

Herr Schwede!

Wrangel (ruhig fortfahrend).

Muß demnach
Darauf beſtehn, daß Herzog Friedland förmlich,
Unwiderruflich bricht mit dem Kaiſer,
Sonſt ihm kein ſchwediſch Volk vertrauet wird.

Wallenſtein.

Was iſt die Forderung? Sagt's kurz und gut!

Wrangel.

Die ſpan'ſchen Regimenter, die dem Kaiſer
Ergeben, zu entwaffnen. Prag zu nehmen,
Und dieſe Stadt, wie auch das Grenzſchloß Eger,
Den Schweden einzuräumen.

Wallenſtein.

Viel gefordert!
Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Gebe nicht.
Ich leiſt' Euch jede Sicherheit, die Ihr
Vernünft'gerweiſe von mir fordern mögt.
Prag aber — Böhmen kann ich ſelbſt beſchützen.

Wrangel.

Man zweifelt nicht daran. Es iſt uns auch
Nicht um's Beſchützen blos. Wir wollen Menſchen
Und Geld umſonſt nicht aufgewendet haben.

Wallenſtein.

Wie billig.

Wrangel.

Und ſo lang, bis wir entſchädigt.
Bleibt Prag verpfändet.

Wallenſtein.

Traut Ihr uns ſo wenig?

Wrangel (ſteht auf).

Der Schwede muß ſich verſehn mit dem Deutſchen.
Man hat uns über's Meer bergerufen;
Gerettet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unſerm Blut des Glaubens Freiheit.
Die heil'ge Lehr' des Evangeliums
Verſiegelt — Aber jetzt ſoweit führet man
Nicht mehr die Myſtikal, nur die Laſt, erblickt
Mit ſpecteem Aug' die Fremdlinge im Reiche,
Und ſchielte gern mit einer Handvoll Geld
Und heim in unſre Wälder. Nein! wir haben
Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber,
Den König auf der Wahlſtatt nicht gelaſſen,
So vieler Schweden adeliges Blut
Es iſt um Geld und Silber nicht gefloſſen!
Und nicht mit magern Lorbeer wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften,
Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden,
Den unſer König fallend ſich erobert.

Wallenſtein.

Heißt den gemeinen Feind mir niederballen;
Das ſchöne Grenzland kann euch nicht entgehn.

Wrangel.

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer bürgt dir denn, daß neue Irrungsſaat dann zuſammen?
Uns iſt bekannt, Herr Fürſt — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken ſoll — daß Ihr mit Sachſen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß wir nicht Opfer der Beſchlüſſe ſind,
Die man vor uns zu faſſen nöthig achtet?

Wallenſtein.

Wohl wählte ſich der Kanzler ſeinen Mann,
Er bitt' mir keinen zärtern ſchicken können.
(Aufſtehend).
Beſinnt Euch eines Beſſern, Guſtav Wrangel.
Von Prag nichts mehr!

Wrangel.

Hier endigt meine Vollmacht.

Wallenſtein.

Euch meine Hauptſtadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiſer.

Wrangel.

Wenn's noch Zeit iſt.

Wallenſtein.

Das ſteht bei mir, noch jetzt zu jeder Stunde.

Wrangel.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut' nicht mehr.
— Seit der Erfolg gefangen ſitzt, nicht mehr.
(Die Wallenſteiner herumſchweifend).
Herr Fürſt! Wir glauben, daß Sie's ehrlich meynen;
Seit geſtern — ſind wir deß gewiß — Und nun
Dieß Blatt uns für die Truppen bürgt, iſt nichts
Was dem Vertrauen noch im Wege ſtünde.
Prag ſoll uns nicht entzweien. Mein Herr Kanzler
Bequemt ſich mit der Altſtadt. Euer Gnaden
Läßt er den Rathſchin und die kleine Seite.
Den Eger muß vor Allem ſich uns öffnen,
Eh' an Conjunction zu denken iſt.

Wallenſtein.

Euch alſo ſoll ich trauen. Ihr nicht mir?
Ich will den Vorſchlag in Erwägung ziehn.

Wrangel.

In keine gar zu lange, muß ich bitten.
Im's zweite Jahr ſchon ſtehet die Unterhandlung;
Erfolgt auch dießmal nichts, ſo will der Kanzler
Auf immer ſie für abgebrochen halten.

Wallenſtein.

Ihr drängt mich ſehr. Ein ſolcher Schritt will wohl
Bedacht ſeyn.

Wrangel.

Eh' man überhaupt dran denkt.
Herr Fürſt! durch raſche That nur kann er glücken.
(Er geht ab).

Sechster Auftritt.

Wallenſtein. Terzky und Illo (kommen zurück).

Illo.

Iſt's richtig?

Terzky.

Seyd ihr einig?

Illo.

Dieſer Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr ſeyd einig.

Wallenſtein.

Hört! Noch iſt nichts geſchehn, und weit erwogen.
Ich will es lieber doch nicht thun.

Terzky.

Wirt Was ist das?

Wallenstein.

Von dieser Schweden Gnade lernen!
Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.

Illo.

Kommst Du als Züchtling, ihre Hülf' erbittend?
Du bringest ihnen mehr, als Du empfängst.

Wallenstein.

Wie wor's mit seinen königlichen Bourbon,
Der seines Volkes Feinden sich verkaufte,
Und Wunden schlug dem eignen Vaterland?
Auch war sein Lohn, der Menschen Abscheu rächte
Die unnatürlich frevelhafte That.

Illo.

Ist das dein Fall?

Wallenstein.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.
Der Setten Feindschaft, der Parteien Wuth,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede;
Was noch so wüthend rinnt, sich zu zerstören,
Verträgt, vereinigt sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Thier zu jagen.
Das mordend einbricht in die sich're Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Kraftheit nicht beschirmen.
Nur an die Sterne setzt ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beschützen.

Terzky.

Denk' von die selbst nicht schlimmer, als der Feind,
Der zu der That die Hände freudig bietet.
So gräßlich dachte jener Karl auch nicht,
Der Dohm und Abndere dieses Kaiserhauses,
Der nahm den Bourbon auf mit off'nen Armen,
Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

Siebenter Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Wallenstein.

Wer ruft Euch? Hier ist kein Geschäft für Weiber.

Gräfin.

Ich komme, meinen Glückwunsch abzulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

Wallenstein.

Gebrauch' dein Ansehn, Terzky. Heiß' sie gehn.

Gräfin.

Ich gab den Böhmen einen König schon.

Wallenstein.

Er war darnach.

Gräfin (zu den Andern).

Nun, woran liegt es? Sprecht!

Terzky.

Der Herzog will nicht.

Gräfin.

Will nicht, was er muß?

Illo.

An Euch ist's jetzt. Verfasst's, denn ich bin fertig.
Spricht man von Treue mir und von Gewissen.

Gräfin.

Wie? da noch Alles lag in weiter Ferne,
Der Weg sich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hattest Du Entschluß und Muth — und jetzt,
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,
Da die Verhängung nahe, der Erfolg
Verbürget ist, da stehst Du an zu zagen?
Nur in Entwürfen bist Du tapfer, feig
In Thaten? Gut! Gieb deinen Feinden Recht!
Da eben ist es, wo sie dich erwarten.
Den Vorsatz glauben sie dir gern; sey sicher,
Daß sie's mit Brief und Siegel dir bezeugen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt Keiner:
Da müßten sie sich fürchten und dich achten.
Ist's möglich? Da Du so weit bist gegangen,
Da man das Schlimmste weiß, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willst Du zurücktreten und die Frucht verlieren?
Entwerfen dies, ist's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen!
Und wenn es glückt, so ist es auch verzeih'n,
Denn aller Anfang ist ein Gottesurtheil.

Kammerdiener (tritt herein).

Der Oberst Piccolomini.

Gräfin (schnell).

Soll warten.

Wallenstein.

Ich kann ihn jetzt nicht sehn. Ein andermal.

Kammerdiener.

Nur um zwei Augenblicke bitter er,
Er hab' ein dringendes Geschäft —

Wallenstein.

Wer weiß, was er uns bringt. Ich will doch hören.

Gräfin (sacht).

Wohl mag's ihm dringend seyn. Du kannst's erwarten.

Wallenstein.

Was ist's?

Gräfin.

Du sollst es nachher wissen;
Jetzt denke dran, den Wrangel abzufert'gen.
(Kammerdiener geht).

Wallenstein.

Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein mildrer
Ausweg sich fände — jetzt noch will ich ihn
Erwählen und das Aeußerste vermeiden.

Gräfin.

Verlangst Du weiter nichts, ein solcher Weg
Liegt nah' vor dir. Eilst diesen Wrangel fort!
Vergiß die alten Hoffnungen, wirf dein
Vergangnes Leben weg, entsüchtige dich
Ein neues anzufangen. Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.
Reis' hin nach Wien zum Kaiser steh'ndes Fußes,
Nimm eine volle Kasse mit, erklär',
Du habst der Diener Treue nur erprobet,
Den Schweden blos zum Besten haben wollen.

Illo.

Auch damit ist's zu spät. Man weiß zu viel.
Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.

Gräfin.

Das fürcht' ich nicht. Gerichtet ihn zu richten,
Fehlt's an Beweisen; Mißthäter meiden sie.
Man wird den Herzog ruhig lassen ziehn.
Ich seh', wie Alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erscheinen, und es wird sich
Von selbst verstehen, daß der Herzog geht;
Nicht der Erklärung wird das erst bedürfen.
Der König wird die Truppen lassen schwören,
Und Alles wird in seiner Ordnung bleiben.

An einem Morgen iſt der Herzog fort.
Auf ſeinen Schlöſſern wird es nun lebendig.
Dort wird er jagen, dorn'n, Geſtüte halten,
Sich eine Hofſtatt gründen, goldne Schlöſſer
Austheilen, gaſtfrei große Tafel geben,
Und kurz ein groſſer König ſeyn — im Kleinen!
Und weil er klug ſich zu beſcheiden weiß,
Nichts wirklich weiter zu gelten, zu bedeuten,
Läßt man ihn ſchreinen, was er mag; er wird
Ein großer Prinz bis an ſein Ende ſcheinen.
Er nun! der Herzog iſt dann eben auch
Der neuen Menſchen einer, die der Krieg
Emporgebracht; ein übermüthiges
Geſchlecht der Hofkunſt, die mit gleichem Aufwand
Freiherrn und Fürſten macht.

Wallenſtein (ſteht auf, heftig bewegt).
Zeigt einen Weg mir an aus dieſem Drang,
Hülfreiche Mächte! einen ſolchen zeigt mir,
Den ich vermag zu gehn — Ich kann mich nicht,
Wie ſo ein Wortheld, ſo ein Augenblicksheld,
An meinen Willen mähren und Gedanken —
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend ſagen: Geh! Ich brauch' dich nicht.
Wenn ich nicht wieder mehr, bin ich vernichtet;
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich ſcheu'n,
Den letzten Schritt, den äußerſten zu meiden;
Doch eh' ich hinte in die Niederlage,
So klein aufhöre, der ſo groß begannen,
Eh' mich die Welt mit ſpitzen Fingern
Vorwerfend, die der Tag erſchafft und ſtürzt.
Eh ſprotte Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abſcheu aus, und Friedland ſey die Loſung
Für jede fluchenswerthe That.

Gräfin.
Was iſt denn hier ſo wider die Natur?
Ich kann's nicht finden, ſage mir's — o! laß
Des Aberglaubens nächtliche Geſpenſter
Nicht deines hellen Geiſtes Meiſter werden!
Du biſt des Hochverraths verklagt; ob mit —
Ob ohne Recht, iſt jetzo nicht die Frage —
Du biſt verloren, wenn Du dich nicht ſchnell der Macht
Bedienſt, die Du beſitzeſt — Eh! wo lebt denn
Das friedſame Geſchöpf, das ſeines Lebens
Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was iſt ſo kühn, das Nothwehr nicht entſchuldigt?

Wallenſtein.
Einſt war mir dieſer Ferdinand ſo huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich ſtand
Der nächſte ſeinem Herzen. Welchen Fürſten
Hat er gethan, wie mich? — Und ſo zu enden!

Gräfin.
So treu bewahrſt Du jede kleine Gunſt,
Und für die Kränkung haſt Du kein Gedächtniß?
Muß ich dich dran erinnern, wie man dir
In Regensburg die treuen Dienſte lohnte?
Du hatteſt jenen Stand im Reich beſeſſen;
Ihn groß zu machen, hatteſt Du den Haß,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen;
Im ganzen Deutſchland kehrte dir kein Freund,
Weil Du allein gelebt für deinen Kaiſer.
An ihn blos hielteſt Du bei jenem Sturme
Dich feſt, der auf dem Regensburger Tag
Sich gegen dich zuſammenzog — Da ließ er
Dich fallen! Ließ dich fallen! Dich dem Baiern,
Den Uebermüthigen, zum Opfer fallen!
Sag' nicht, daß die zurückgegrone Würde
Das erſte, ſchwere Unrecht ausgeſöhnt.
Nicht wahrlich guter Wille ſtellte dich
Dich ſtellte das Geſetz der beſten Noth
An dieſen Platz, den man dir gern verweigert.

Wallenſtein.
Nicht ihrem guten Willen, daß iſt wahr!
Noch ſeiner Neigung dank' ich dieſes Amt.
Mißbrauch' ich's, ſo mißbrauch' ich kein Vertrauen.

Gräfin.
Vertrauen? Neigung? — Man beburfte deiner!
Die ungeſtüme Preſſerin, die Noth.
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient iſt, die die That will, nicht das Zeichen.
Den Erbſten immer aufſucht und den Beſten.
Ihn an das Ruder ſtellt, und mußte ſie ihn
Aufreißen aus dem Pöbel ſelbſt — die ſetzte dich
In dieſes Amt, und ſchrieb dir die Beſtallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dirs Geſchlecht mit ſeilen Sklavenſeelen
Und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt —
Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die ſtarken Hände der Natur.
Des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht.
Nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf feine, mit ihm handelt.

Wallenſtein.
Wahr iſt's! Sie ſah'n mich immer, wie ich bin;
Ich hab' ſie in dem Kaufe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen.

Gräfin.
Vielmehr — Du hatt' dich furchtbar ſtets gezeigt.
Nicht Du, der ſtets ſich ſelber treu geblieben,
Die boſen Unrechts, die dich fürchteten,
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigne Charakter,
Der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt; es giebt
Kein anderes Unrecht, als den Widerſpruch.
Warſt Du ein Andrer, als Du vor acht Jahren
Mit Feu'r und Schwert durch Deutſchland Krieg
zogſt,
Die Geiſel ſchwangeſt über alle Länder,
Horch ſprachteſt allen Ordnungen des Reichs,
Der Schirm fürſterlichen Rechts nur übteſt
Und jede Landeshoheit niederwarfſt,
Um deines Gutdünkens Herrſchaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den ſtolzen Willen die
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweiſen!
Doch wohl gethan dem Kaiſer, was ihm nützte,
Und ſouverainb drückt' er dieſen Fürſtenhaß
Sein kaiſerliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil Du's für ihn thatſt, iſt's heute
Auf einmal ſchuldvoll, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

Wallenſtein (vorſichtend).
Von dieſer Seite hab ich's nie — Ja! dem
Iſt wirklich ſo. Es übte dieſer Kaiſer
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die noch der Ordnung nie geſchehen ſollten,
Und ſetzte den Fürſtenmantel, den ich trage,
Verbannt ich Dirnſten, die Verbrechen ſind.

Gräfin.
Geſetze denn, daß zwiſchen dir und ihm
Die Rede nicht kann ſeyn von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick iſt da, wo Du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen ſollſt;
Die Zeichen ſtehen ſiegkraft über die,
Glück winken die Planeten dir herunter

Und rufen: Es iſt an der Zeit! Haſt Du
Dein Lebenlang umſonſt der Sterne Lauf
Gemeſſen? – den Quadranten und den Zirkel
Geſtellt? – den Sodiak, die Himmelsvögel
Auf dieſen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Geſtellt in ſtummen, ahnungsvollen Zeichen
Die fernen Herrſcher des Geſchicks,
Nur um ein eitles Spiel damit zu treiben?
Führt alle dieſe Zurüſtung zu nichts,
Und iſt kein Mark in dieſer hohlen Kunſt,
Daß ſie dir ſelbſt nichts gilt, nichts über dich
Vermag im Augenblicke der Entſcheidung?

Wallenſtein

(iſt während dieſer letzten Rede mit heftig arbeitendem Gemüth auf- und abgegangen, und bleibt jetzt plötzlich ſtille, die Gräfin unterbrechend).

Ruft mir den Wrangel, und es ſollen gleich
Drei Boten fattrin.

Illo.

Nun gelobt ſey Gott!

(Eilt hinaus).

Wallenſtein.

Es iſt kein böſer Geiſt und meiner. Ihn
Erkraft er durch mich, das Werkzeug ſeiner Herrſchſucht,
Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch ſeine für meine Bruſt geſchärfet iſt.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſäet,
Erfreuliches zu ärnten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rächer: Engel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.
Er kann mir nicht mehr trau'n. – ſo kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geſchehe denn, was muß.
Recht ſtets behält das Schickſal; denn das Herz
In uns iſt ſein gebieteriſcher Vollzieher.
(zu Terzky).
Bring mir den Wrangel in mein Kabinet.
Die Boten will ich ſelber ſprechen, ſchickt
Nach dem Octavio!
(zur Gräfin, welche eine triumphirende Miene macht).
Frohlocke nicht!
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte,
Bereitig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Der Samen liegen wir in ihre Hände!
O Glück, o Unglück aufgeht, leidet das Ende.
(Indem er abgeht, fällt der Vorhang).

Zweiter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Octavio Piccolomini. Bald darauf Max Piccolomini.

Wallenſtein.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank;
Doch hab' ich ſich're Nachricht, daß er ſich
Zu Frauenberg verſteckt beim Grafen Gallas.
Mimm Beide feſt, und ſchick' ſie mir hieher.
Du übernimmſt die ſpaniſchen Regimenter.
Machſt immer Anſtalt und biſt niemals fertig,
Und treiben ſie dich, gegen mich zu ziehn.
So ſagſt Du Ja, und bleibſt geſeſſelt ſtehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienſt damit geſchieht,
In dieſem Spiel hier mäßig zu verhalten.
Du reiſeſt gern, ſo lang Du kannſt. Ein Schein;
Extreme Scheine ſind nicht deine Sache.
Drum hab' ich dieſe Rolle für dich aufgeſucht;
Du wirſt mir durch dein Nichtsthun diesmal
Am nützlichſten – Erklärt ſich unterdeſſen
Das Glück für mich, ſo weißt Du, was zu thun.
(Max Piccolomini tritt ein).
Jetzt, Alter, geh. Du mußt heut Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. – Dieſen da
Behalt' ich hier – Mach's mit dem Abſchied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle freh
Und glücklich wiederſehn.

Octavio (zu ſeinem Sohn).

Wir ſprechen uns noch.

(Geht ab).

Zweiter Auftritt.

Wallenſtein. Max Piccolomini.

Max (nähert ſich ihm).

Mein General –

Wallenſtein.

Der bin ich nicht mehr,
Wenn Du des Kaiſers Offizier dich nennſt.

Max.

So bleibt's dabei. Du willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Ich hab' des Kaiſers Dienſt entſagt.

Max.

Und willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Vielmehr hoff' ich
Mir's enger noch und feſter zu verbinden.
(Er ſetzt ſich).
Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde ſchlagen.
Der Jugend glänzendes Geſtirn ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude iſt's,
Das eigne Urtheil prüfend anzuhören,
Wo das Getümmel rein zu ſcheiden iſt.
Doch, wo von zwei gewiſſen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo ſich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten
Da iſt es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunſt iſt die Notwendigkeit.
– Die iſt vorhanden. Bitte nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Bitte vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.
– Der Hof hat meinen Untergang beſchloſſen;
Drum bin ich Willens, ihm zuvor zu kommen.
– Wir werden mit den Schwerden uns verbinden.
Setzt wacker Leute ſind's und gute Freunde.
(Max ein. Piccolomini's Antwort erwartend).
– Ich hab' dich überrascht. Antwortſt mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu faſſen.
(Er ſteht auf, und geht nach hinten. Max ſteht lange unbeweglich, in den heftigſten Schmerz verſetzt; wie er eine Bewegung macht, kommt Wallenſtein zurück und ſetzt ſich vor ihn hin).

Max.

Mein General! – Du machſt mich heute mündig.
Denn bis auf dieſen Tag war mir's erſpart.
Den Weg mir ſelbſt zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur traute' ich
Zu ſehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum erſten Male heut' verweiſeſt Du
Mich an mich ſelbſt und zwingſt mich, eine Wahl
Zu treffen zwiſchen dir und meinem Herzen.

Wallenſtein.

Sanft wiegte dich bis heute dein Geſtirn;
Du kannteſt fürwahr keine Pflichten üben,

Jedwedern ſodann Trieb Genüge thun,
Mit unerſchütterm Herzen immer handeln,
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich ſcheiden
Die Wege ſich. Mit Pflichten ſtreiten Pflichten.
Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg.
Der zwiſchen deinem Freund und deinem Kaiſer
Sich jetzt entzündet.

Max.

Krieg! Iſt das der Name?
Der Krieg iſt ſcheußlich, wie der Himmel Plagen;
Doch iſt er gut, iſt ein Geſetz, wie ſie.
Iſt das ein guter Krieg, den Du dem Kaiſer
Bereitet mit des Kaiſers eignem Heer?
O Gott des Himmels, was iſt das für eine
Verkehrung! Ziemt ſolche Sprache mir
Mit dir, der wie der feſte Stern des Pols
Mir alle die Lebenskreiſe vorgeſchrieben!
O! welchen Riß erregſt Du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachſnen Trieb
Und des Gehorſams heilige Gewohnheit
Soll ich verſtoßen lernen deinem Namen?
Nein! werde nicht dein Angeſicht von mir!
Es war mir immer eines Gottes Antlitz.
Kann über mich nicht gleich die Macht verführen;
Die Sinne ſind in deinen Banden noch.
Hat gleich die Seele draußen ſich befreit!

Wallenſtein.

Max, hör' mich an!

Max.

O! thu's nicht! Thu's nicht!
Sieh! deine treuen edeln Züge weiſen
Rein nichts von dieſer unglückſel'gen That.
Bloß deine Einbildung beflecket ſie.
Die Unſchuld will ſich nicht verirren laſſen
Aus deiner hocherhabnen Geſtalt.
Wirf ihn herunter, den ſchwarzen Wurf, den Feind.
Ein böſer Traum biſt du es kann geweſen.
Der jetzt ſchon Jugend warnt. Es mag
Die Menſchheit ſolche Augenblicke haben;
Doch ſiegen muß das göttliche Gefühl.
Nein, Du wirſt ſo nicht endigen. Das würde
Verrufen bei den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen.
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edel in der Freiheit glaubt,
Und nur der Dornwand ſich vertrauen mag.

Wallenſtein.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es.
Mir ſelbſt ſagen ſagt' ich, was Du ſagen kannſt.
Wer mieden nimt, wenn er's umgehen kann,
Das Aeußerſte: Dem hier iſt keine Wahl.
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden –
So ſteht der Fall, nichts anders bleibt mir übrig.

Max.

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Poſten
Gewaltſam, widerſetze dich dem Kaiſer.
Wenn's ſein muß, trotz's zur offnen Empörung!
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihen.
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur – zum Verräther werde nicht! Das Wort
Iſt ausgeſprochen, zum Verräter nicht!
Das iſt kein überſpringen! nach Mayh: Kein Fehler,
Wohin der Mann verirrt in ſeiner Kraft.
O! das iſt ganz was Andres – das iſt ſchwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wallenſtein

(mit finſterm Stirnfalten, doch gemäßigt).

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort.
Das ſchwer ſich handhabt, wie bei Meſſers Schneide;
Auf ihrem heißen Kopfe nimmt ſie Teil

Der Dinge Maß, die nur ſich ſelber richten.
Gleich heißt ihr Alles ſchandlich oder würdig,
Bös' oder gut – und was die Einbildung
Phantaſtiſch ſchleppt in ihren dunkeln Raum,
Das würdet ihr den Sachen auf und Weſen.
Eng iſt die Welt und das Gedrein iſt weit.
Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.
Wo Dieck Platz nimmt, muß das Andre rücken;
Wer nicht verrücken will, muß verrücken!
Du herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt.
– Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunde,
Sich jeden Zweck verſagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und geht ſich rein im reinen Element.
Mich ſauſt aus geborgtem Troſte die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen und finden
Von edrn, ſind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich.
In ihrem Staat erringt ſich kein Beſitz.
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold,
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchadenfroh hauſen.
Nicht ohne Opfer macht man ſie geneigt.
Und Keiner irret, der auf ihrem Dienſt
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max (mit Betrübniß).

O! fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es ſind Ehrgeiſter,
Die hin verlockend in den Abgrund ziehn.
Trau ihnen nicht! Ich warne dich – O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß! Du kannſt's!
Suſel mich nach Wien. Ja, thue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiſer.
Er traut dich nicht; ich aber traue dich;
Er ſoll mich ſehn mit meinem reinen Auge,
Und ſein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Du weißt nicht, was geſchehn.

Max.

Und wär's zu ſpät – und wär' es auch ſo weit,
Daß ein Verſöhnen nur vom Fall ein retten.
So falle! Falle würdig, wie Du ſtandſt.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.
Du kannſt's mit Ehre, thu's mit Unſchuld auch.
– Du haſt der Andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal für ſeiner! Ja begleite dich
Mein Schickſal treue! ich nimmer von dem deinen –

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Indem Du deine Worte
Verlierſt, iſt ſchon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgeblieb von meinen Gliedern.
Die mein Gebot nach Prag und Eger trugen.
– Erſtes dich deren: Wie handelte, wie wir wählten.
So lag uns das Nothwendige mit Klarer.
Mit reifem Sinne that – Was thu' ich Schimmern,
Als jener Cäſar that, der Mann von Welt
Bei dem das Höchſte in der Welt bedarf?
Er führte wider Rom die Legionen,
Der Arm ihm zur Beſchützung anvertraut.
Warf er das Schwert von ſich, er war verloren.
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich ſpüre was in mir von ſeinem Geiſt.
Gieb mir ſein Glück! Das Andre will ich tragen.

(Max, der bisher in einem ſchwankenden Kampfe geſtanden, geht ſchnell ab. Wallenſtein ſieht ihm verwundert und betroffen nach, und bleibt in tiefe Gedanken verloren).

Dritter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Gleich darauf Illo.

Terzky.

War Piccolomini vorher hier eben?

Wallenſtein.

Wo iſt der Wrangel?

Terzky.

Fort iſt er.

Wallenſtein.

So eilig?

Terzky.

Es war, als ob die Erd' ihn einſchlucket.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging;
Ich hatt' ihn noch zu ſprechen. — Doch weg war er.
Und Niemand wußte mir von ihm zu ſagen.
Ich glaub', es iſt der Schwarze ſelbſt geweſen;
Ein Menſch kann nicht auf einmal ſo verſchwinden.

Illo (kommt).

Ich's wahr, daß Du den Alten willſt verſchicken?

Terzky.

Wen? Den Octavio? Wo denkſt Du hin?

Wallenſtein.

Er geht nach Frauenberg, die ſpaniſchen
Und welſchen Regimenter anzuführen.

Terzky.

Das wolle Gott nicht, daß Du das vollbringſt!

Illo.

Dem Falſchen willſt Du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen laſſen, grade jetzt,
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung?

Terzky.

Das wirſt Du nicht thun. Nein, um Alles nicht!

Wallenſtein.

Seltſame Menſchen ſeyd ihr.

Illo.

O nur dießmal
Gieb unſrer Warnung nach. Laß ihn nicht fort.

Wallenſtein.

Und warum ſoll ich ihn doch eine Mal
Nicht trauen, da ich's ſtets gethan? Was iſt geſchehen,
Daß ihn um meine gute Meynung bringet?
Aus eurer Grille, nicht der meinen, ſoll ich
Mein oft erprobtes Urtheil von ihm ändern?
Denkt nicht, daß ich ein Weib ſey. Weil ich ihm
Getraut bis heut', will ich auch heute ihm trauen.

Terzky.

Muß es denn der just ſeyn? Schickt einen Andern!

Wallenſtein.

Der muß es ſeyn, den hab' ich mir erleſen.
Er taugt zu dem Geſchäfte. Drum gab ich's ihm.

Illo.

Weil er ein Werkzeug iſt, drum taugt er dir.

Wallenſtein.

Weiß wohl, ihr wär't den Beiden nie gewogen,
Weil ich ſie acht're, ehre, euch und Andern
Vorziehe fälſchlich, wie ſie's verdienen.
Drum ſind ſie euch ein Dorn im Auge! Was
Gebt euer Neid mich an und mein Geſchick?
Daß ihr ſie haßt, das macht ſie mir nicht ſchlechter.
Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt;
Ich laſſe Jedem ſeinen Sinn und Anhang.
Weiß doch, was mir ein Jeder von euch gilt.

Illo.

Er geht nicht ab — möcht' ich die Räder ihm am Wagen
Zerſchmettern laſſen.

Wallenſtein.

Mäßige dich, Illo!

Terzky.

Der Unſeligſte war er, als er hier geweſen.
Hat ſtets zuſammen auch gehetzt mit ihm.

Wallenſtein.

Geſchah mit meinem Willen und Erlaubniß.

Terzky.

Und das geheime Boten an ihn kommen
Vom Gallas, weiß ich auch.

Wallenſtein.

Das iſt nicht wahr.

Illo.

O! Du biſt blind mit deinen ſehenden Augen!

Wallenſtein.

Du wirſt mir meinen Glauben nicht erſchüttern,
Der auf die feſte Wiſſenſchaft ſich baut.
Lügt Er, dann iſt die ganze Sternkunft Lüge.
Denn wißt, ich hab' ein Pfand vom Schickſal ſelbſt,
Daß er der treuſte iſt von meinen Freunden.

Illo.

Haſt Du auch eins, das jenes Pfand nicht lüge?

Wallenſtein.

Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frei hat an das Schickſal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lügner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinausſah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten blaß durch den Nebel;
Der Waffen dumpfes Rauſchen unterbrach
Der Runden Ruf, einförmig und die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An meinem innern Geiſte vorüber,
Und an des nächſten Morgens Schickſal knüpfte
Der ahnungsvolle Geiſt die fernſte Zukunft.
Da ſagt' ich alſo zu mir ſelbſt: „So Vielen
Gebietſt du! Sie folgen deinen Sternen
Und ſehen, wie auf einst große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Glückes Schickſal mit hir geflochten.
Doch kommen wird der Tag, wo dieſe Alle
Das Schickſal wieder auseinander ſtreut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.
Gieb mir ein Zeichen, Schickſal! Er ſoll's ſeyn,
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.“
Und dieſes bei mir denkend, ſchlief ich ein.

Und mitten in die Sorgloſe ward ich geführt
Im Geiſt. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich ſank, und über mir
Hinweg, gleichgültig ſtutzen Roß und Reiter,
Und drauchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zerrieben unter ihrer Hufe Sohlag;
Da zahte plötzlich dürftig mich ein Arm.
Es war Octavio's — und ſchnell ergriff ich,
Tag war es, und — Octavio ſtand vor mir.
„Mein Bruder,“ ſprach er, „reite heute nicht
„Den Schecken, wie Du pflegſt. Beſteige lieber
„Das fuchs're Thier, das ich dir zugeführt.
„Thu's mir zu Lieb, es warnte mich ein Traum.“
Und dieſes Thieres Schnelligkeit entrieß
Mich Bonnier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter riet den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder.

Illo.

Das war ein Feſtl.

Wallenſtein (hervortretend).

Es gäret ſeinen Feſtl;
Und was und blühet Dämpfire nur blaß,
Gerade das ſteigt auf den tollſten Quellen.
Verſichert hat' ich's und verbrieft, daß Er
Mein guter Engel iſt, und nun ein Wort mehr!
(Er geht).

Terzky.

Das iſt mein Troſt, der Mann weiß und ſeß Geſchäft.

Illo.

Und der ſoll mir nicht lebend hier vom Platze.

Wallenſtein

(kehrt halb um und bleibt ſtehen).

Sagt ihr nichts von der Gräfinn, ihr beſtändig
Zurück mir kommen auf ihr erſtes Wort,
Wenn man Vernunft geſprochen Stundenlang?
— Des Menſchen Thoren und Gebanken, wägt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, ſein Mikrokosmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig ſteigen.
Sie ſind weltzweidig, wie des Kammes Zinken:
Sie kann der Zwiſt gemeinlich nicht vereinbaren,
Hat' ich des Menſchen Herz erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.
(Gehen ab).

Zimmer in Piccolomini's Wohnung.

Vierter Auftritt.

Octavio Piccolomini (eintretend). Ein Adjutant.

Octavio.

Iſt das Kommando da?

Adjutant.

Es wartet unten.

Octavio.

Es ſind brav kühne Leute, Adjutant?
Auf welchem Regimente haben Ihr ſie?

Adjutant.

Von Tiefenbach.

Octavio.

Dies Regiment iſt treu.
Laßt ſie im Hauptwerk ſich ruhig halten.
Sind Barnaud gegen. Und Ihr Gnaden thut:
Dann wird das Haus gleichfalls. Haltet bereit.
Und Jeder, den Ihr antrefft, ſicher verhaftet.
(Adjutant ab).
Jetzt heiß' ich, es bedarf nicht treue Diener,
Denn meines Kaiſers bald' ich mich erfreu.
Drum iſt ein Kaiſers Dienſt, das Spiel iſt groß,
Und beſſer, zu viel Verdacht, als zu wenig.

Fünfter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Iſolani (tritt herein).

Iſolani.

Hier bin ich — Nun wer kommt noch von den Andern?

Octavio (geheimnißvoll).

Vorerſt ein Wort mit Euch, Graf Iſolani.

Iſolani (geheimnißvoll).

Soll's ſobalden, und der Hörſt was unterhanden?
Wir dürfen Ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geſchehn.

Iſolani.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer ſind.
Und kommt's zur That, das Beſte thun ſchamhaft laſſen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan.
Mich Gott, ſo wahr! Ich bin ihm Alles ſchuldig.
Auf meine Treue kann er baun.

Octavio.

Es wird ſich prüfen.

Iſolani.

Meint Euch in Acht. Eine Elle breiter ſo.
Ich ſchlaf' hier noch Pluk und bin Hof.
Und morgen, daß ihr Unterſtand von nöthen.
Die ſtoßt'ne, ſie zu nichts verleide.

Octavio.

Ich! Meint mir hoch die Herren, die das ſagen.

Iſolani.

Zum Henker! Wir Deutſchen ſprechen ſo.
Nach Ehrenſag. Kannſt. Deutlich
Erklären jetzt, man nächſt' dem Hof gehorchen.

Octavio.

Das kommt mich.

Iſolani.

Kommt mich?

Octavio.

Daß der Kaiſer noch
Es gute Freunde hat und wackre Diener.

Iſolani.

Spaßt nicht. Es ſind nicht eben ſichtbare Männer.

Octavio.

Gewiß nicht. Gut verdient, daß ich ſpähe!
Sehr ernſthaft ſpricht es mich, die ganze Sache
Sie darf zu ſein.

Iſolani.

Was Teufel? Wie iſt das?
Seyd Ihr denn nicht? Warum thu ich denn hier?

Octavio (mit Nachdruck).

Euch zu erklären rund und voll. Ob Ihr
Ein Freund wollt bleiben, oder Feind des Kaiſers?

Iſolani (ſtutzt).

Darüber wird' ich dem Erklärung geben.
Dann's gutkommt, darin Freud' an mich zu nehmen.

Octavio.

Da mir das gutkommt, mag dirs Blatt Euch kehren.

Iſolani.

Wo — weiß? Das iſt des Kaiſers Hand und Siegel.
(lieſt).
„Wir werden Gemeldte Hauptleute unſere
„Armee der Orden wollen halten. treuen.
„Des Generalcommando Pappenheim.
„Wie unſerer eigenen" — Hm — Ja — Ey — Ja, ja!
Ja — man' Euch meinen Gehorſam, Generalcommando!

Octavio.

Ihr unterwerft Euch dem Befehl?

Iſolani.

Ja — aber
Ihr überraſcht mich auch ſo ſchnell — Man wird
Mir doch Bedenkzeit, heiß' ich —

Octavio.

Zwei Minuten.

Iſolani.

Mein Gott, der Fall iſt aber —

Octavio.

Klar und einfach.
Ihr ſollt erklären, ob Ihr einem Herrn
Verrathen wollet, oder treu ihm dienen.

Iſolani.

Verrath — Mein Gott — Wer ſpricht denn von Verrath!

Octavio.

Das iſt der Ausl. Der Zweck iſt ein Verräther,
Will der Armee zum Feind Kaiſerverführen.
Erklärt Euch rund und gut. Wollt Ihr dem Kaiſer
Treu bleiben? Euch dem Feind verkaufen? Wollt Ihr?

Iſolani.

Was kann Ihr? Ja bei Kaiſers Majeſtät
Recht wohl verdienen? Sagt' ich Ihr? Wenn hier' ich das
Gelegt?

Octavio.

Noch habt Ihr's nicht gethan. Noch nicht.
Ich warte drauf, ob Ihr es werdet ſagen.

Iſolani.

Nun ſehet, das iſt mir lieb, daß Ihr mir ſelbſt
Beweget, ich habe ſo was nicht gethan.

Octavio.

Ihr ſagt Euch alſo von dem Fürſten los?

Iſolani.

Spannt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Und ſeyd entſchloſſen, gegen ihn zu fechten?

Iſolani.

Er that mir Gutes — doch wenn er ein Scheim iſt.
Verdammt von Gott: die Neigung iſt zerriſſen.

Octavio.

Noch treu't, daß Ihr in Gottes Ende ſeyd.
Irrt' Gluck in alter Stelle wieder Ihr auf
Mit allen leichten Truppen; eh noch Sechzehn,
Als thun' die Orter von dem Herzog fallen,
In Franzenberg iſt der Verſammlungsplatz,
Dort werdt Euch Gallas weitere Befehle.

Iſolani.

Es ſoll geſchehn. Gedenkt mir's aber auch
Beim Kaiſer, wie bereit Ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen.
(Iſolani geht, es kommt ein Bedienter).
Oberſt Buttler! Gut.

Iſolani (zurückkommend).

Verzeiht mir auch mein barſches Wesen. Alter,
Herr Gott! Wie kennt' ich wiſſen, welche große
Perſon ich vor mir hatte!

Octavio.

Laßt das gut ſeyn.

Iſolani.

Ja ein toll'ge alter Knab', und wär'
Mir auch ein rauhes Wörtlein hören'n Hof
Entſchlüpft zuweilen, in der Luft des Weins.
Ihr wißt ja, blos wer's nicht gewennt.
(Geht ab).

Octavio.

Macht Euch
Darüber keine Sorge! — Das gelang!
Gluck, ſey uns auch ſo günſtig bei den Andern!

Sechſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Buttler.

Buttler.

Ich bin zu eurer Ehre, Generalleutnant.

Octavio.

Seid mir als werther Gaſt und Freund willkommen!

Buttler.

Ihr werdt Eur' für mich.

Octavio

(nachdem beide Platz genommen).

Ihr habt die Neigung nicht erwiedert,
Womit ich geſtern Euch entgegen kam.
Weiß gar als treue Freundſchaft ſie verkannt.
Den Herzen ging vor jener Wunſch, es war
Mir Ernſt um Euch, denn eine Zeit iſt jetzt,
Wo ſich die Guten eng vereinden ſollten.

Buttler.

Die Gleichgeſinnten Guten es allein.

Octavio.

Und alle Guten meint' ich gleichgeſinnt.
Dem Menſchen traut' ich nur die That zu Rechnung.
Worin ihn ewig der Charakter treibt;
Denn minder Mißverſtändniſſe Gewalt
Drängt oft den Beſten auf den wahren Gleis.
Ihr kannt' durch Franzenberg. Hat Gott Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er iſt mein Freund.

Buttler.

Er hat verlorne Worte nur geſprochen.

Octavio.

Das hör' ich ungern, denn ein Rath war gut.
Und einen gleichen bot' ich Euch zu gutem.

Buttler.

Spart Euch die Müh' — nur die Verlegenheit,
Sie ſolchen die gute Meinung zu verdanken.

Octavio.

Die Zeit iſt theuer; laßt uns offen reden.
Ihr wißt, wie hier die Sachen ſtehn. Der Herzog
Sinnt auf Verrath, ich kann Euch mehr noch ſagen.
Er hat ihn ſchon vollführt, gefeſtet iſt
Das Bündniß mit dem Feind vor wen'gen Stunden.
Nach Prag und Eger rücken ſchon die Boten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er verfrägt ſich, denn die Klugheit wacht,
Noch treue Freunde leben hier dem Kaiſer.
Und wachſam ſtarkt die unſichtbarer Bund.
Doch Mansfeld erklärt ihn in der Acht,
Spricht tod das Herr von des Gehorſams Pflichten,
Und alle Gutgeſinnten ruft es auf.
Sich unter meiner Führung zu verſammeln.
Nun wählet, ob Ihr mit uns die gute Sache,
Mit ihm der Böſen böſes Loos wollt theilen?

Buttler (ſteht auf).

Sein Loos iſt meines.

Octavio.

Iſt das Euer letzter
Entſchluß?

Buttler.

Er iſt's.

Octavio.

Bedenkt Euch, Oberſt Buttler.

Buttler.

Noch hört Ihr Nein. In meiner treuen Bruſt
Bewahren ſtreng das ſtillgeſchloſſene Wort.
Nehmt es zurück. Wählt eine beſſere
Partei. Ihr habt die gute noch repräſentirt.

Buttler.

Verlor Ihr ſonſt noch etwas, Generalleutnant?

Octavio.

Seht Euere weißen Haare! Nehmt's zurück.

Buttler.

Laßt mich!

Octavio.

Wollt Ihren grauen, tapferen Degen
Mit Ihr in ſolchem Frevel färben? Wollt
In Alter den Vorſatz verwandeln, den Ihr Euch
Durch vierzigjähr'ge Treu' verdient am Oeſtreich?

Buttler (ihren Lachenden).
Dank vom Haus Oeſterreich!
(Er will gehen).
Octavio
(hält ihn bei an die Thüre gehen, dann noch).
Buttler!
Buttler.
Was befiehlt?
Octavio.
Wie war es mit dem Grafen?
Buttler.
Grafen! Was?
Octavio.
Dem Grafen tödtet, meyne ich.
Buttler (heftig aufſtehend).
Tod und Teufel!
Octavio (kalt).
Ihr fochten Mann gegen Mann. Man wies Euch ab.
Buttler.
Nicht ungeſtraft ſollt Ihr mich höhnen. Ziehet!
Octavio.
Ziehet ein. Seyd ruhig, wie es damit ging. Ich will Genugthuung nachher Euch nicht verweigern.
Buttler.
Mag alle Welt doch um die Schwedenritt wiſſen,
Die ich mir ſelber nie verzeihen kann!
– Ja! Generalissimum, ich beuge Ewr Geſetz;
Verachtung bot' ich mir ertragen Frankreich.
Es that mir wehe, daß Gewalt mich trieb
Bei der Armee mehr gelten, als Verdienſt.
Mich ſolchergeſtalt zurücke ſetzen, als Meinesgleichen;
Es lieh ich mich in unbedachter Stunde
Zu jenem Schritt verleiten – Es war Uebereilt!
Doch nicht verbrennt' ich, ſie ſo hart zu büßen!
– Verſagen konnte man's – Warum die Weigerung
Mit dieſer kränkenden Verachtung gnädigen,
Den alten Mann, den treu bewährten, Donner
Mit ſchwerem Bann, den treu bewährten, Donner
Mit ſchwerem Bann, den treu bewährten, Donner
Mit ſchwerem B

Buttler.
Er läßt mich bitten, auf Ehrenwort.

Octavio.
Was ſinnt Ihr?

Buttler.
Mit meinem Regimente läßt mich bleiben.

Octavio.
Ich darf Euch trau'n. Doch ſagt mir, was Ihr brütet?

Buttler.
Die That wird's lehren. Fragt mich jetzt nicht weiter!
Traut mir! Ihr könnt's! Bei Gott! Ihr überlaſſet
Ihn ſeinem guten Engel nicht! – Lebt wohl!
(Geht ab.)

Bedienter (bringt ein Billet).
Ein Unbekannter brachte's und ging gleich wieder.
Des Fürſten Pferde ſtehen auch ſchon unten.
(Ab.)

Octavio (lieſt).
„Mache, daß Ihr fortkommt. Euer treuer Julian."
– O lägt diese Stadt erſt hinter mir!
Es naht dem Hafen ſtellen wir noch ſaciliern?
Fort! Fort! nur iſt nicht länger Säumens
Für mich. Wo aber bleibt mein Sohn?

Siebenter Auftritt.

Beide Piccolomini.

Max
(kommt in der heftigſten Gemüthsbewegung, ſeine Blicke rollen wild, ſein Gang iſt unſtät, er ſcheint den Vater nicht zu bemerken, der von ſeine Seite tritt und ihn mitleidig anſieht. Mit großen Schritten geht er durch das Zimmer, bleibt weiter ſtehen, und wirft ſich endlich in einen Sitz, gerade vor ſich hin ſtarrend).

Octavio (nähert ſich ihm).
Ich weiß all, mein Sohn.
(Da er keine Antwort erhält, faßt er ihn bei der Hand).
Mein Sohn, leb' wohl!

Max.
Leb' wohl!

Octavio.
Du folgſt mir doch bald nach?

Max (ohne ihn anzuſehen).
Ich Dir?

Octavio (läßt ſeine Hand los, ſteht ſtumm).
O! wüßt' Du mehr geworden und gereift,
Nur kam es dahin, Alles ſtünde anders!
Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bei ihm behalten,
Nicht in der Satanen Garn wär' er gefallen.
Warum ſo heimlich, hinterliſtig lauernd,
Gleich einem Dieb und Diebeshelfer ſchleichen?
Unächte Falſchheit! Mutter alles Böſen!
Du zauberverſtrickende, verderbteſt auch!
Wahrhaftigkeit, die reine, klare und alle,
Die weiterſtrahlende, geeinte, Vater!
Ja kann dich nicht entſündigen, ich kann's nicht.
Der Herzog hat mich hintergangen, ſchrecklich,
Du aber haſt viel beſſer nicht gehandelt.

Octavio.
Mein Sohn, ach! ich vergeße deinen Schmerz.

Max
(ſteht auf, betrachtet ihn mit verſtörtenden Blicken).
Wär's möglich, Vater? Vater! Hättet Du's
Mir Verbrechen bis dahin treiben wollen?
Du ſtießeſt durch ſeinen Fall, Octavio,
Das mir nicht gefallen.

Octavio.
Gott im Himmel!

Max.
Weh mir! Ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin.
Denn Alles lag mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht Alles! Sie iſt treu mir noch,
Und ſie iſt wahr und lauter wie der Himmel.
Betrug iſt überall und Heuchelſcheine,
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath;
Der einzig reine Ort iſt unſre Liebe.
Der unentweihte in der Menſchlichkeit.

Octavio.
Max! Folg' mir lieber gleich, das iſt doch beſſer.

Max.
Was? Ehr' ich Anſtand noch von ihr genommen?
Den letzten? – Nimmermehr!

Octavio.
Erſpare dir
Die Qual der Trennung, der nothwendigen.
Komm' mit mir! Komm, mein Sohn!
(Will ihn fortziehen).

Max.
Nein. Es walte Gott! Leb'

Octavie (hineintretend).
Komm' mit mir. Ich gerietet Dir's, beim Vater.

Max.
Gerietet mir, was menſchlich iſt. Ich bleibe.

Octavio.
Max! In des Kaiſers Namen, folge mir!

Max.
Kein Kaiſer hat den Herzen vorzuſchreiben;
Und wüßt Du mir das Einzige noch rauben,
Was mir mein Unglück übrig ließ, ihr Mitleid?
Muß grauſam auch das Grauſame geſchehn?
Das Unabänderliche ſoll ich noch
Unthat thun, mit heimlich feiger Flucht,
Wie ein Unwerthiger mich von ihr ſtehlen?
Sie ſoll mein Leiden ſehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerriſſnen Seele,
Und Thränen um mich weinen – O! die Menſchen
Sind grauſam, aber ſie iſt wie ein Engel.
Sie wird von gräßlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, dieſen Schmerz des Todes
Mit ſanften Troſtesworten klagend theilen.

Octavio.
Du reißeſt dich nicht los, vermagſt es nicht.
O! komm, mein Sohn, und rette deine Tugend.

Max.
Verſchwende deine Worte nicht vergebens!
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.

Octavie (lauter Anfang gewinnd).
Max! Max! Wenn das Entſetzliche mich trifft,
Wenn Du – mein Sohn – mein eigenes Blut – ich
darf's
Nicht denken! Dich dem Schändlichen verkauft,
Dies Brandmal aufgedrückt unſerm Hauſe Adel,
Dann ſoll die Welt dich Schandverbrannte ſehen.
Und von des Vaters Blute triefen ſoll
Des Sohnes Stahl, im gräßlichen Gefechte.

Max.
O! hättſt Du von Menſchen beſſer ſtets
Gedacht, Du hätteſt beſſer auch gehandelt.
Unſeuchen'ger Argwohn! Unglückſel'ger Zweifel!
Es iſt ihm Feſtes nimmt und Unverbrüchtes,
Und Alles wankt, wo der Glaube fehlt.

Octavio.

Und traut ich deinem Herzen auch, wird's immer
In deiner Macht auch ſtehen, ihm zu folgen?

Max.

Du haſt drei Herzen! Stimme nicht bezwungen;
So wenig wird der Herzog es vermögen.

Octavio.

O! Max, ich ſeh' dich niemals wiederkehren!

Max.

Unwürdig deiner wirſt Du nie mich ſehn.

Octavio.

Ich geh' nach Frauenberg, die Pappenheimer
Laß ich dir hier, auch Lothringen, Toskana
Und Tiefenbach bleibt da, dich zu beſchützen.
Sie lieben dich, und ſind dem Eide treu,
Und werden lieber tapfer ſtreitend fallen,
Als von dem Führer weichen und der Ehre.

Max.

Verlaß dich drauf, ich laſſe ſcheitern hier
Das Leben oder führe ſie aus Prieſen.

Octavio (umarmend).

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Wie? Keinen Blick
Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abſchied?
Es iſt ein blut'ger Krieg, in den wir gehn,
Und ungewiß, verhütet iſt der Ernſt'ge.
So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen.
Iſt es denn wahr? Ich habe deinen Gram mehr?
(Max fällt in ſeine Arme, die beiden erwandter lange ſchweigend umfaſſt, dann entfernen ſie ſich nach verſchiedenen Seiten).

Dritter Aufzug.

Saal bei der Herzogin von Friedland.

Erſter Auftritt.

Gräfin Terzky. Thekla, Fräulein von Neubrunn.

(Beide Letztere mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt).

Gräfin.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Thekla? Gar nichts?
Seben langer war' ich auf ein Wort von Euch.
Kommt Ihr's entgegen, in ſo langer Zeit
Naht einmal ſeinen Armen aufzuſprechen?
Was? Oder wär' ich jetzt ſchon überflüſſig,
Und gäb' es andre Wege als durch mich? —
Geſteht mir, Mutter, Habt Ihr ihn geſehn?

Thekla.

Ich hab' ihn heut' und geſtern nicht geſehn.

Gräfin.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts!

Thekla.

Kein Wort.

Gräfin.

Und kommt ſo ruhig her!

Thekla.

Ich bin's.

Gräfin.

Verlaßt uns, Neubrunn.
(Fräulein von Neubrunn entfernt ſich).

Zweiter Auftritt.

Gräfin. Thekla.

Gräfin.

Es gefällt mir nicht,
Daß er ſich gerade jetzt ſo ſtill verhält.

Thekla.

Gerade jetzt!

Gräfin.

Nachdem er Alles weiß!
Denn ſonſt wär's die Zeit, ſich zu erklären.

Thekla.

Erwacht beunruhiget, wenn ich's verſtehen ſoll.

Gräfin.

In dieſer Abſicht ſchickt' ich ſie hinweg.
Ihr ſeyd mein Kind wie, Thekla. Euer Herz
Iſt unbedeutend, wenn Ihr liebt, und fühlet Muth
Und bei der Liebe. Den habt Ihr bewieſen.
Ihr erbt mehr noch eures Vaters Geiſt.
Als noch der Mutter ihrem. Darum ſtimmt Ihr hören,
Was ſie nicht fähig iſt, zu tragen.

Thekla.

Ich bitt' Euch, endet dieſe Vorbereitung.
Sey's, was es ſey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängſtigen, als dieſer Eingang.
Was habt Ihr mir zu ſagen? Faßt es kurz.

Gräfin.

Ihr möcht nun nicht erſchrecken —

Thekla.

Wenn's! Ihr bitt' Euch.

Gräfin.

Es ſteht bei Euch, dem Vater einen großen Dienſt
Zu leiſten —

Thekla.

Bei mir Stünde das! Was kann —

Gräfin.

Max Piccolomini liebt Euch. Ihr könnt
Ihm unendlich an den Vater helfen.

Thekla.

Braucht's dazu meiner? Ich er es nicht ſchon?

Gräfin.

Er war's.

Thekla.

Und warum will er's nicht mehr ſeyn.
Nicht immer bleiben?

Gräfin.

Auch am Kaiſer hängt er.

Thekla.

Nicht mehr, als Pflicht und Ehre von ihm fordern.

Gräfin.

Von ſeiner Liebe fordert mein Beweis.
Und nicht von ſeiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das ſind verſtorrnig doppelſinn'ge Namen.
Ihr ſollt ſie ihm auslegen; ſeine Liebe
Soll ſeine Ehre ihm erklären.

Thekla.

Wie?

Gräfin.

Er ſoll dem Kaiſer oder Euch entſagen.

Thekla.

Er wird den Vater gern in den Privatſtand
Begleiten. Ihr vernehmt es von ihm ſelbſt.
Wie ſehr er wünſcht, die Waffen wegzulegen.

Gräfin.

Er ſoll ſie nicht wegtegen. iſt die Meynung;
Er ſoll ſie für den Vater führen.

Thekla.

Dem Vater.

Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerfähret.

Gräfin.

Ihr wollt mich nicht erraten — Nun ſo höret.
Der Vater iſt vom Kaiſer abgefallen,
Steht im Begriff, ſich zu dem Feind zu ſchlagen.
Mit ſammt dem ganzen Heer —

Thekla.

O meine Mutter!

Gräfin.

Es drauet ein großes Verderb, die Armee
Zum nachzuziehen. Die Poſitionen
Stehen bei dem Heer in Anſehn; ſie beherrſchen
Die Meinung und entſcheidend iſt ihr Beiſpiel.
Des Vaters ſind wir hier durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in eurer Hand.

Thekla.

O jammervolle Mutter! welcher Streich des Todes
Erwartet ihn! — Sie wird's nicht überleben.

Gräfin.

Sie wird in das Nothwendige ſich fügen.
Ihr Kummer iſt — Das Ferne, Künftige beängſtigt
Ihr ſchwaches Herz; was unabänderlich
Und wirklich da iſt, trägt ſie mit Ergebung.

Thekla.

O meine abgrundsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt iſt ſie da, die kalte Schreckensband,
Die in mein fröhlich Hoffen ſchaudernd greift.
Ich wußt' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weisſagte mir's das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglücksſterne ſtünden —
Doch warum denk' ich jetzt zuerſt an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

Gräfin.

Faßt Euch.
Bricht nicht in eine Klagen aus. Erhaltet
Dem Vater einen Freund. Euch den Getreuen,
Er kann noch Rath gut und glücklich werden.

Thekla.

Gut werden! Was! Wir ſind gerettet auf immer! —
Ach, davon iſt nun gar nicht mehr die Rede.

Gräfin.

Er läßt Euch nicht! Er kann nicht von Euch laſſen.

Thekla.

O der Unglückliche!

Gräfin.

Wenn er Euch wirklich liebt, wird ſein Entſchluß
Geſchwind gefaßt ſeyn.

Thekla.

Sein Entſchluß wird bald
Gefaßt ſeyn, daran zweifelt nicht. Entſetzlich!
Iſt hier noch ein Entſchluß?

Gräfin.

Faßt Euch. Ich höre
Die Mutter nahn.

Thekla.

Wie werd' ich ihren Anblick
Ertragen?

Gräfin.

Faßt Euch.

Dritter Auftritt.

Die Herzogin. Vorige.

Herzogin (zur Gräfin).

Schweſter! Wer war hier?
Ich hörte lebhaft reden.

Gräfin.

Es war Niemand.

Herzogin.

Ich bin ſo ſchreckhaft. Jedes Menſchen tückiſch wirr
Den Inſtinkt einer Unglücksbotin an.
Kannt Ihr mir ſagen, Schweſter, wie es ſteht?
Wird er dem Kaiſer ſeinen Willen thun.
Dem Kardinal die Reiter ſenden? Sprecht,
Hat er den Querfurg mit einer guten
Antwort entlaſſen?

Gräfin.

— Nein, das hat er nicht.

Herzogin.

O dann iſt's aus! Ich ſeh' das Aergſte kommen.
Sie werden ihn abſetzen, es wird Alles weiter
Es werden, was zu Regensburg.

Gräfin.

Es wird's
Nicht werden. Drängt nicht. Daß er ſind ruhig.
(Thekla, welche während dieſer Rede ſtarr auf die Mutter zu und ſodann in ſich verſunken in die Ferne).

Herzogin.

O der unbeugſam ungebeugte Mann!
Was hab' ich nicht ertragen und gelitten
In dieſer Ehe ungleichartigem Bund!
Denn gleich von an ein feurig Roß geſchienet,
Das raſtlos eilend, ewig, wütig, treibt.
Drückt' ich ein angſtvoll Leben mit ihm zu,
Und ſtets an einen Abgrunds jähem Rande
Sturzprobend, ſchwindend riß er mich dahin.
— Nein, meine nicht, mein Kind. Laß dir mein Leiden
In keiner böſen Vorbedeutung werden.
Den Stamm, der dich erwartet, nicht verleiden.
Es trat dem zweiten Friedland, Du, mein Kind,
Haſt deiner Mutter Schickſal nicht zu ſtrafen.

Thekla.

O laſſen Sie uns fliehen, liebe Mutter!
Schnell! Schnell! Hier iſt kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächſte Stunde bringt irgend
Ein neues ungeheures Schreckbild auf!

Herzogin.

Der wird ein ruhigeres Loos! — Auch wir.
Ich und dein Vater, fuhren ſchöne Tage.
Der erſten Jahre denk' ich noch mit Luſt.
Da war er noch der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein muß erwärmend Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend raſt.
Der Kaiſer liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das mußt' ihm gerathen.
Doch ſeit dem Unglückstag zu Regensburg,
Der ihn von ſeiner Höh' herunterſtürzte,
Iſt ein unſterer, ungeſtill'ger Geiſt
Ergrübelnd, finſter, über ihn gekommen.
Ihn ſtets die Rache, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend,
Wandt' er ſein Herz den dunkeln Künſten zu.
Der feinen, der ſie pflegte, noch beglückt.

Gräfin.

Ihr ſeht's mit euren Augen — Aber iſt
Das ein Geſpräch, womit wir ihn erwarten?
Er wird bald hier ſeyn, wißt Ihr. Soll er ſie
In dieſem Zuſtand finden.

Herzogin.

Komm, mein Kind.
Wiſch deine Thränen ab. Zeig deinem Vater
Ein heiteres Antlitz — Euch, die Entſetzt hier
Iſt los — Dieß Haar muß aufgebunden werden.
Komm, trockne deine Thränen. Sie entſtellen

Dein hohes Auge — Was ich sagen wollte?
Ja, dieser Piccolomini ist doch
Ein würd'ger Ehrenmann und voll Verdienst.

Gräfin.

Das ist er, Schwester.

Thekla (zur Gräfin bedeutend).

Tante, wollt Ihr mich
Entschuldigen? (Will gehen).

Gräfin.

Wohin? Der Vater kommt.

Thekla.

Ich kann ihn jetzt nicht sehn.

Gräfin.

Er wird Euch aber
Vermissen, nach Euch fragen.

Herzogin.

Warum geht sie?

Thekla.

Es ist mir unerträglich, ihn zu sehn.

Gräfin (zur Herzogin).

Ihr ist nicht wohl.

Herzogin (besorgt).

Was fehlt dem lieben Kinde?

(Beide folgen dem Fräulein und sind verschlungen, sie zu unterhalten. Wallenstein erscheint, im Gespräch mit Illo).

Vierter Auftritt.

Wallenstein. Illo. Vorige.

Wallenstein.

Es ist noch still im Lager?

Illo.

Alles still.

Wallenstein.

In wenig Stunden kann die Nachricht da seyn
Aus Prag, daß diese Hauptstadt unser ist.
Dann können wir die Maske von uns werfen,
Den dieß'gen Truppen den gethanen Schritt
Insolang mit dem Erfolg zu wissen thun.
In sichern Zügen thut das Beispiel Alles.
Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf,
Und wer der Vorderste ist, führt die Herde.
Die Prager Truppen wissen es nicht anders,
Als daß der Pilsner Völker uns gehuldigt.
Und vor in Pilsen sollen sie uns schwören.
Weil man zu Prag das Beispiel hat gegeben.
— Der Buttler, sagst Du, hat sich nun erklärt?

Illo.

Aus freiem Trieb, unaufgefordert kam er.
Gab selbst, sein Regiment die anzuwerben.

Wallenstein.

Nicht jeder Stimme, sind' ich, ist zu glauben,
Die warnend sich im Herzen Licht verschaffen.
Und zu berücken, borgt der Lügengeist
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und streut verrätherische Drakel aus.
So hab' ich diesem würdig braven Mann,
Dem Buttler, stillen Unrecht abgebeten,
Denn ein Gefühl, daß ich nicht Meister bin,
Furcht möcht' ich's nicht gern nennen, überschleicht
In seiner Nähe schaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.
Und dieser Redliche, vor dem der Geist
Mich warnt, rennt mir das erste Pfand des Glücks.

Illo.

Und sein gerechtes Beispiel, zweifle nicht,
Wird die die Besten in dem Heer gewinnen.

Wallenstein.

Jetzt geh' und sprich' mir gleich den Isolan
Hierher, ich hab' ihn mir noch jüngst verpflichtet.
Mit ihm will ich den Anfang machen. Geh!
(Illo geht hinaus; unterdessen sind die Uebrigen wieder vereinigt worden).

Wallenstein.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geschäften ruhn —
Kommt! Mich verlangte, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Gräfin.

Wir waren lang nicht so beisammen, Bruder.

Wallenstein (bei Seite zur Gräfin).

Kann sie's vernehmen? Ist sie vorbereitet?

Gräfin.

Noch nicht.

Wallenstein.

Komm her, mein Mädchen! Sag' dich zu mir.
Es ist ein guter Geist auf deinen Lippen;
Die Mutter hat mir deine Fertigkeit
Gepriesen, es soll eine zarte Stimme
Des Modellirst in der Brust'ra, die die Seele
Bezaubert. Eine solche Stimme brauch'
Ich jetzt, den bösen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die schwarzen Flügel schlägt.

Herzogin.

Wo hast Du deine Zither, Thekla? Komm.
Laß deinem Vater eine Probe hören
Von deiner Kunst.

Thekla.

O meine Mutter! Gott!

Herzogin.

Komm, Thekla, und erfreue deinen Vater.

Thekla.

Ich kann nicht, Mutter —

Gräfin.

Was? Was ist das. Nichte!

Thekla (zur Gräfin).

Verschont mich — Singen — jetzt — in dieser Angst
Der schmerzerstarrten Seele — vor ihm singen —
Der meine Mutter stürzt ins Grab!

Herzogin.

Wie, Thekla, Launen! Soll denn ab'ger Vater
Vergebnen einen Wunsch gehöret haben?

Gräfin.

Hier ist die Zither.

Thekla.

O mein Gott — Wie kann ich —
(Läßt das Instrument mit zitternder Hand, von Seite zu Seite irrend im heftigsten Kampf, und im Augenblick, da sie anfangen soll zu singen, schneidet sie zusammen, wirft das Instrument weg und geht schnell ab).

Herzogin.

Mein Kind — o sie ist krank!

Wallenstein.

Was ist dem Mädchen? Pflegt sie so zu thun?

Gräfin.

Nun weil sie es denn selbst verrätht, so will
Auch ich nicht länger schweigen.

Wallenstein.

Wie?

Gräfin.

Sie liebt ihn.

Wallenſtein.

Liebt! Wen?

Gräfin.

Den Piccolomini liebt ſie.

Haſt Du es nicht bemerkt? Die Schweſter auch nicht?

Herzogin.

O war es dieß, was ihr das Herz beklemmte!
Gott ſegne dich, mein Kind! Du darfſt
Dich ſeiner Wahl nicht ſchämen.

Gräfin.

Dieſe Reiſe —
Wenn's deine Abſicht nicht geweſen, ſperr's
Der ſelber zu. Du hätteſt einen andern
Begleiter wählen ſollen!

Wallenſtein.

Weiß er's?

Gräfin.

Er hofft, ſie zu beſitzen.

Wallenſtein.

Hofft,
Sie zu beſitzen — Iſt der Junge toll!

Gräfin.

Nun mag ſie's ſelber hören!

Wallenſtein.

Die Friedländerin
Denkt er davon zu tragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken ſtehen ihm nicht unrecht.

Gräfin.

Weil Du ſo viele Gunſt ihm ſtets bezeugt.
So —

Wallenſtein.

— Will er mich auch endlich noch beerben.
Nun ja! ich lieb' ihn, halt' ihn werth; was aber
Hat das mit meiner Tochter Hand zu ſchaffen?
Sind es die Töchter, ſind's die ein'gen Kinder,
Womit man ſeine Gunſt bezeugt?

Herzogin.

Sein adeliger Sinn und ſeine Sitten —

Wallenſtein.

Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

Herzogin.

Sein Stand und ſeine Ahnen —

Wallenſtein.

Ahnen! Wahl
Er iſt ein Unterthan, und meinen Eidam
Holt ich mir auf Europens Thronen ſuchen.

Herzogin.

O lieber Herzog! Strecken wir nicht allzu hoch
Hinauf, daß wir zu tief nicht fallen mögen.

Wallenſtein.

Ließ ich mir's ſo viel koſten, in die Höh'
Zu kommen, über die gemeinen Häupter
Der Menſchen weg zu ragen, um zuletzt
Die große Lebensluſt mit gemeiner
Verwandtſchaft zu beſchließen? — Hab' ich darum —
(Plötzlich hält er inne, ſich ſelbſt).
Sie iſt das Einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden; eine Krone will ich ſehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben.
Was? Mittel — Alles ſey' ich dran, um ſie
Rennt groß zu machen — ja, in der Minute,
Worin wir ſprechen —
(Er bedenkt ſich).
Und ich ſollte nun,
Wie ein weisheitsy'ger Vater, was ſich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zuſammengeben?
Und jetzt ſoll ich das thun, jetzt eben, da ich
Auf mein vollendet Werk den Krony will ſetzen —
Nein, es iſt mir ein langgeerbtes Kleinod,
Die höchſte, letzte Münze meines Stempels,
Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich ſie
Als nun ein Königskrone hinzuſchlagen —

Herzogin.

O mein Gemahl! Sie kamen immer, kamen
Bis in die Wolken, kamen fort und fort.
Und bauten nicht dran, daß der ſchmale Grund
Das ſchwindelnd ſchwanke Werk nicht tragen kann.

Wallenſtein (zur Gräfin).

Haſt Du ihr anerkennt, welchen Verzicht
Ich ihr beſtimmt?

Gräfin.

Nein nicht. Entdeckt's ihr ſelbſt.

Herzogin.

Wie? Gehen wir nach Kärnthen nicht zurück?

Wallenſtein.

Nein.

Herzogin.

Oder ſonſt auf eines Ihrer Güter?

Wallenſtein.

Sie würden dort nicht ſicher ſeyn.

Herzogin.

Nicht ſicher
In Kaiſers Landen, unter Kaiſers Schutz?

Wallenſtein.

Den vor des Friedlands Gattin nicht zu beſitzen.

Herzogin.

O Gott, bis dahin haben Sie's gebracht!

Wallenſtein.

In Holland werden Sie Schutz finden.

Herzogin.

Was?
Sie ſenden uns in lutheriſche Länder?

Wallenſtein.

Der Herzog Franz von Lauenburg wird Ihr
Geleitsmann dahin ſeyn.

Herzogin.

Der Lauenburger?
Der's mit dem Schweden hält' des Kaiſers Feind?

Wallenſtein.

Des Kaiſers Feinde ſind die meinen nicht mehr.

Herzogin.

(Lieht den Herzog und die Gräfin ſtaunend an).
Iſt's alſo weiter? Es iſt Sie ſind geſtürzt!
Sind vom Kommando abgerufen? O Gott
Im Himmel!

Gräfin (zwiſchen den Herzog).

Laſſen wir ſie bei dem Glauben.
Du ſiehſt, daß ſie die Wahrheit nicht ertrüge.

Fünfter Auftritt.

Graf Terzky. Vorige.

Gräfin.

Terzky! Was iſt ihm? Welches Bild des Schreckens,
Als hätt' er ein Geſpenſt geſehen!

Terzky

(Wallenſtein bei Seite ſtürzend, heimlich).
Iſt's dem Beſehl, daß die Kroaten reiten?

Wallenstein.
Ich weiß von nichts.

Terzky.
Wir sind verrathen!

Wallenstein.
Was?

Terzky.
Sie sind davon, dem Macht, die Jäger auch;
Leer stehen alle Dörfer in der Runde.

Wallenstein.
Und Isolani?

Terzky.
Den hast Du ja verschickt.

Wallenstein.
Ich?

Terzky.
Nicht? Du hast ihn nicht verschickt? Auch nicht
Den Deodat Sie sind verschwunden Beide.

Sechster Auftritt.

Illo. Vorige.

Illo.
Hat dir der Terzky —

Terzky.
Er weiß Alles.

Illo.
Auch daß Marabas, Esterhazy, Gly,
Kolalto, Kaunitz, dich verlassen? —

Terzky.
Teufel!

Wallenstein (winkt).
Still!

Gräfin
(hat sie von Weitem ängstlich beobachtet, tritt hinzu).
Terzky! Gott! Was giebt's? Was ist geschehen?

Wallenstein (zu Illo aufbrechend).
Nichts: Laßt uns gehen.

Terzky (will ihm folgen).
Es ist nichts, Therese.

Gräfin (hält ihn).
Nichts? Seh' ich nicht, daß alles Lebensblut
Aus euren geisterbleichen Wangen weicht,
Daß selbst der Bruder Zuflucht nur erkünstelt?

Page (kommt).
Ein Adjutant fragt nach dem Grafen Terzky.
(Terzky folgt dem Pagen).

Wallenstein.
Hör', was er bringt — (zu Illo) Daß kommt nicht so heimlich
Gestohlen ohne Meuterei — Wer hat
Die Wache an den Thoren?

Illo.
Tiefenbach.

Wallenstein.
Laß Tiefenbach antreten unverhaftet.
Und Terzky's Grenadiere aufziehn — Höre:
Hast Du von Buttlern Kundschaft?

Illo.
Buttlern traf ich.
Gleich ist er selber hier. Der hält dir fest.
(Illo geht. Wallenstein will ihm folgen).

Gräfin.
Laß ihn nicht von dir, Schwester! Halt' ihn auf —
Es ist ein Unglück —

Herzogin.
Großer Gott! Was ist's?
(Klingt hell an ihr).

Wallenstein (erwartet sich ihrer).
Seyd ruhig! Laßt mich! Schwester! Liebes Weib,
Wir sind im Lager! Da ist's nun nicht anders.
Da wechseln Sturm und Sonnenschein gesprächig,
Schwer leuten sich die heftigen Gewitter,
Und Ruhe wird begleitet bei Führers Haupt —
Wenn ich soll bleiben, geht! Denn übel stimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.
(Er will gehen. Terzky kommt zurück).

Terzky.
Bleib hier. Von diesem Fenster muß man's sehn.

Wallenstein (zur Gräfin).
Geht, Schwester!

Gräfin.
Nimmermehr!

Wallenstein.
Ich will's.

Terzky
(führt sie bei Seite, mit einem bedeutenden Blick auf die Herzogin).
Therese!

Herzogin.
Komm, Schwester, weil er es befiehlt.
(Beyde ab).

Siebenter Auftritt.

Wallenstein. Graf Terzky.

Wallenstein (aus Fenster tretend).
Was giebt's denn?

Terzky.
Es ist ein Rennen und Zusammenlaufen
Bei allen Truppen. Niemand weiß die Ursach.
Bedenklichroth, mit einer finstern Stille,
Steht jedes Corps sich unter seine Fahnen;
Die Tiefenbacher mustern böse Mienen;
Nur die Wallonen stehen abgesondert
In ihrem Lager, lassen Niemand zu,
Und halten sich gefaßt, so wie sie pflegen.

Wallenstein.
Zeigt Piccolomini sich unter ihnen?

Terzky.
Man sucht ihn; er ist nirgends anzutreffen.

Wallenstein.
Was überbrachte denn der Adjutant?

Terzky.
Ihm schickten meine Regimenter ab.
Sie schwören neuerdings Treue dir, erwarten
Voll Kriegeslust den Aufruf zum Gefechte.

Wallenstein.
Wie aber kam der Ehrenwein in das Lager?
Es sollte ja dem Herr verschwiegen bleiben,
Bis sein zu Prag das Glück für uns entschieden.

Terzky.
O das Du mir geglaubt! Noch gestern Abends
Besoffneten wir dich, den Octavio,
Den Speichelcker, auf den Thoren nicht zu lassen,
Du gabst die Pferde selber ihm zur Flucht —

Wallenstein.
Das alte Lied! Einmal für allemal,
Nichts mehr von diesem thörichten Verdacht!

Terzky.
Dem Isolani hast Du auch getraut,
Und war der Erste doch, der dich verließ.

Wallenſtein.

Ich zog ihn geſtern erſt aus ſeinem Elend.
Jahr' hin! Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet.

Terzky.

Und ſo ſind Alle, Einer wie der Andre.

Wallenſtein.

Und thut er Unrecht, daß er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er ſein Leben lang
Am Spieltiſch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloß er den Bund und beicht' ihm, nicht mit mir.
War ich ihm was, er mir? Das Schiff trug ihn ſo lang.
Auf das er ſeine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freie Meer
Durchſegelte; er fürdt es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet ſchnell die Waare.
Leicht, wie der Vogel von dem wirthbar'n Zweige,
Wo er geniſtet, fliegt er von mir auf;
Kein menſchlich Band iſt unter uns zerriſſen.
Ja, der verdient, betrogen ſich zu ſehn,
Der Herz geſucht bei dem Gehaltenen!
Mit ſchnell verblichnen Zügen ſchreiben ſich
Des Looſes Bilder auf die glatte Stirne.
Nichts fällt in eines Buſens ſtillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Terzky.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber,
Als jenen tiefgefurchten, anvertrauen.

Achter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo (kommt wüthend).

Illo.

Verrath und Meuterei!

Terzky.

Ha! was nun wieder?

Illo.

Die Tiefenbacher, als ich Ordre gab,
Sie abzuziehn — Pflichtvergeſſne Scheimen!

Terzky.

Nun?

Wallenſtein.

Was denn?

Illo.

Sie verweigern den Gehorſam.

Terzky.

So laß ſie niederſchießen! O gleich Ordre!

Wallenſtein.

Gelaſſen! Welche Urſach geben ſie?

Illo.

Kein andrer ſonſt hab' ihnen zu befehlen,
Als Generalleutnant Piccolomini.

Wallenſtein.

Was — Wie iſt das?

Illo.

So hab' er's hinterlaſſen.
Uns eigenhändig vorgezeigt vom Kaiſer.

Terzky.

Vom Kaiſer — Hörſt Du's, Fürſt!

Illo.

Auf ſeinen Antrieb
Sind geſtern auch die Oberſten entwichen.

Terzky.

Hörſt Du's!

Illo.

Auch Montecuculi, Caraffa,
Und noch ſechs andre Generale werden
Vermißt, die er bereb't hat, ihm zu folgen.
Das hab' er Alles ſchon ſeit lange ſorgfältig
Bei ſich gehabt vom Kaiſer, und noch jüngſt
Erſt abgeredet mit dem Quaſtenberger.
(Wallenſtein ſinkt auf einen Stuhl und verhüllt ſich das Geſicht).

Terzky.

O hätteſt Du mir doch geglaubt!

Neunter Auftritt.

Gräfin. Vorige.

Gräfin.

Ich kann die Angſt — ich kann's nicht länger tragen;
Um Gotteswillen, ſagt mir, was es iſt.

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini iſt ein Verräther.

Gräfin.

O meine Ahnung!
(Eilt zu ihm zurück).

Terzky.

Hört' man mir geglaubt!
Da ſteht Du's, wie die Sterne dir gelogen!

Wallenſtein (richtet ſich auf).

Die Sterne lügen nicht, das aber iſt
Gelogen wider Sternenlauf und Schickſal.
Die Kunſt iſt redlich, doch dich falſche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Weiſſagung.
Wo die Natur aus ihren Grenzen wankt,
Da irrt alle Wiſſenſchaft. War es
Ein Uebergang, menſchliche Geſtalt
Durch feinen ſolchen Argwohn zu entehren,
O nimmer ſahn' ich dieſer Schwachheit mich:
Religion iſt in der Thiere Trieb;
Es trinkt der Wilde ſtiftet nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwert will in den Buſen ſtoßen.
Daß war kein Heilenpfad, Octavio!
Wohl deine Klugheit ſiegte über meine,
Dein falſches Herz hat über mein gerades
Den ſchändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild ſing deinen Mordſtreich auf, Du fährteſt
Ihn ruchlos auf die unbeſchützte Bruſt;
Ein Kind nur bin ich gegen ſolche Waffen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Buttler.

Terzky.

O ſieh da! Buttler! Das iſt noch ein Freund!

Wallenſtein

(geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und umfaßt ihn mit Herzlichkeit).

Komm an mein Herz, Du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angeſicht in ſolcher Stunde.

Buttler.

Mein General — Ich komme —

Wallenſtein

(ſich auf ſeine Schultern ſtützend).

Weißt Du's ſchon?
Der Alte hat den Kaiſer mich verrathen.
Was ſagſt Du? Dreißig Jahre haben wir
Zuſammen ausgehalt und ausgehalten,
In Einem Feldbett haben wir geſchlafen,
Aus Einem Glas getrunken, Einen Biſſen
Getheilt; ich ſtützte mich auf ihn, wie ich

Auf deine treue Schulter jetzt mich ſtütze,
Und in den Augenblick, da Verderben
Verrauend meine Bruſt an ſeiner ſchlägt,
Erſteht er ſich den Vortheil, ſtimt das Meſſer
Mir tiefig lauernd, langſam, in das Herz!
(Er verbirgt das Geſicht an Buttlers Bruſt).

Buttler.

Vergeßt den Falſchen! Sagt, was wollt Ihr thun?

Wallenſtein.

Wohl, wohl geſprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden, bin ich nicht?
Das Schickſal lieht mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Hexenthurms Stärke mir entrafft,
Hat es ein treues Herz mir zugeſendet.
Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, daß ſein Verluſt
Mich ſchmerzte, o! mich ſchmerzt nur der Betrug.
Denn werth und theuer waren mir die Beiden,
Und jener Max, er liebte mich wahrhaftig!
Er hat mich nie getäuſcht, er nicht — Genug,
Genug davon! Jetzt gilt es ſchnellen Rath —
Der Reitende, den mir Graf Kinsky ſchickt
Aus Prag, kann jeden Augenblick erſcheinen.
Was er auch bringen mag, er darf den Muthen
Nicht in die Hände fallen. Drum geſchwind,
Schickt einen ſichern Boten ihm entgegen,
Der auf gebeimem Weg ihn zu mir führe.
(Otto will gehen).

Buttler (hält ihn zurück).

Mein Feldherr, wen erwartet Ihr?

Wallenſtein.

Den Eilenden, der mir die Nachricht bringt,
Wie es mit Prag gelungen.

Buttler.

Hum!

Wallenſtein.

Was iſt Euch?

Buttler.

So wißt Ihr's nicht?

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Wie dieſer Lärmen
Ins Lager kam? —

Wallenſtein.

Wie?

Buttler.

Jener Bote —

Wallenſtein (erwartungsvoll).

Nun?

Buttler.

Er iſt herein.

Terzky und Illo.

Er iſt herein?

Wallenſtein.

Mein Bote?

Buttler.

Seit mehrern Stunden.

Wallenſtein.

Und ich weiß es nicht?

Buttler.

Die Wache fing ihn auf.

Illo (kommt mit dem Ruf).

Verdammt!

Buttler.

Sein Brief
Iſt aufgefangen, läuft durchs ganze Lager —

Wallenſtein (gefaßt).

Ihr wißt, was er enthält?

Buttler (bedenklich).

Befragt mich nicht!

Terzky.

O — Weh uns, Ihr! Alles ſtürzt zuſammen!

Wallenſtein.

Verderbt mir nichts. Ich kann das Schlimmſte hören.
Prag iſt verloren? Iſt's? Geſteht mir's frei.

Buttler.

Es iſt verloren. Alle Regimenter
Zu Budweis, Tabor, Braunau, Königingrätz,
Zu Brünn und Znaym haben Euch verlaſſen,
Dem Kaiſer neu gehuldiget. Ihr ſeid
Mit Kinsky, Terzky, Illo ſeyd geächtet.
(Terzky und Illo ziehen Schreiben aus Buch. Wallenſtein winkt ihnen ſich zu entfernen).

Wallenſtein (nach einer Pauſe).

Es iſt entſchieden, nun iſt's gut — und ſchnell
Bin ich gewirft von allen Freiheitsgnaten;
Die Bruſt iſt wieder frei, der Geiſt iſt hell,
Nacht muß es ſeyn, wo Friedlands Sterne ſtrahlen.
Mit ſhrerndem Entſetzen, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert; ich that's mit Widerſtreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Rothwendigkeit iſt da, der Zweifel flieht,
Jetzt ſetzt' ich für mein Haupt und für mein Leben.
(Er geht ab. Die Andern folgen).

Eilfter Auftritt.

Gräfin Terzky (kommt aus dem Seitenzimmer).

Nein! ich kann's länger nicht — Wo ſind ſie? Alles
Iſt leer. Sie laſſen mich allein — allein,
In dieſer fürchterlichen Angſt — Ich muß
Mich ſtürzen vor der Schweſter, ruhig ſcheinen,
Und alle Qualen der bedrängten Bruſt
In mir verſchließen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehl ſchlägt, wenn er zu den Schweden
Mit leerer Hand, als Flüchtling, müßte kommen,
Nicht als gebeter Bundesgenoſſe, ſtattlich,
Geſolgt von einer Heeres-Macht — Wenn wir
Von Land zu Lande weiter Pfalzgrafs müßten wandern,
Ein ſprechlich Denkmal der gefallnen Größe —
Nein, theilen Tag will ich mit ihnen haben! und theilt' er
Er ſelbſt es auch ertragen, ſo zu ſinken,
Ich trüg's nicht, ſo geſunken ihn zu ſehen.

Zwölfter Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Thekla.

Thekla
(will die Herzogin zurückhalten).

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

Herzogin.

Nein, hier iſt noch ein ſchreckliches Geheimniß,
Das mir verhehlt wird — Warum meidet mich
Die Schweſter? Warum ſeh' ich ſie voll Angſt
Umhergetrieben? Warum bleich voll Schrecken?
Und was bedeuten dieſe ſtummen Winke,
Die Du verſtohlen heimlich mit ihr wechſelſt?

Thekla.

Nichts, liebe Mutter!

Herzogin.

Schweſter, ich will's wiſſen.

Gräfin.
Was biſſ's auch, ein Geheimniß braucht zu machen!
Läßt ſich's verargen? Früher, ſpäter muß
Sie's doch vernehmen lernen und ertragen!
Rauhe Zeit iſt's jetzt, der Schwäche nachzugeben!
Mund iſt uns Noth und ein geſchärfter Geiſt,
Und in der Stärke müßen wir uns üben.
Drum beſſer, es entſcheidet ſich ihr Schickſal
Mit einem Wort — Man hintergehet Euch, Schweſter.
Ihr glaubt, der Herzog ſey entſetzt — der Herzog
Iſt nicht entſetzt — er iſt —

Thekla (zu Gräfin gehend).
Wollt Ihr ſie tödten?

Gräfin.
Der Herzog iſt —

Thekla
(die Arme um die Mutter ſchlagend).
O ſtandhaft, meine Mutter!

Gräfin.
Empört hat ſich der Herzog, zu dem Feind
Hat er ſich ſchlagen wollen, die Armee
Hat ihn verlaſſen, und es iſt mißlungen.
(Während dieſer Worte wandt die Herzogin und ſtillt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter).

Ein großer Saal beim Herzog von Friedland.

Dreizehnter Auftritt.

Wallenſtein (im Harniſch).
Da hab's erreicht, Octavio! — Faſt bin ich
Zu ſo verlaſſen wieder, als ich einſt
Vom Regensburger Fürſtentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich ſelbſt — doch was
Ein Mann kann werth ſeyn, habt ihr ſchon erfahren;
Den Sammel der Zwölfe hatt ihr abgehalten.
Da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt,
Die ſproſſend eine Welt aus ſich geboren.
Schon einmal galt ich euch ſtatt eines Heers,
Ich Einzelner. Dahingeſchmolzen vor
Der ſchwed'ſchen Stärke waren eure Heere,
Am Lech ſank Tilly, euer letzter Hort.
Ins Baierland, wie ein geſtört unter Strom,
Ergoß ſich dieſer Guſtav, und zu Wien
In ſeiner Hofburg zitterte der Kaiſer.
Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth; es beugte ſich
Der Stolz des Kaiſers vor dem Schwergekränkten.
Ich ſtürze aufſtehn mit dem Schöpfungswort
Und in die beiden Lager Menſchen ſammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkſtatt wird verlaſſen, Alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denſelben, der ich war!
Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut,
Und Friedland wird ſein Lager um ſich ſtellen.
Ich habe eure Tauſende mir jetzo entgegen;
Gewehrt mir wohl ſind ſie, unter mir zu ſiegen,
Nicht gegen mich — Mein Haupt und Glieder ſich
trennen.
Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnte.
(Illo und Terzky treten ein).
Mund, Freunde, Mund! Wir ſind noch nicht zu Boden.
Zehn Regimenter Terzky ſind noch unſer,
Zehn Buttler's wackre Schaaren — Morgen ſtoßt
Ein Heer zu uns von ſechszigtauſend Schweden.
Mehr möcht' ich nicht, als im vor neun Jahren
Aufzog, dem Kaiſer Deutſchland zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann (der drei Grafen Terzky bei Seite führt und mit ihm ſpricht).

Terzky (zu Neumann).
Was ſuchen Sie?

Wallenſtein.
Was giebt's?

Terzky.
Zehn Küraſſiere
Von Pappenheim verlangen dich im Namen
Des Regiments zu ſprechen.

Wallenſtein (winkt zu Neumann).
Laß ſie kommen.
(Neumann geht hinaus).
Davon erwart' ich etwas. Gevet Acht.
Sie zweifeln noch und ſind noch zu gewinnen.

Fünfzehnter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo. Zehn Küraſſiere
(vom einem Gefreiten geführt, marſchiren auf und ſtellen ſich nach dem Kommando in einem Glied vor den Herzog, die Fahnenträger machend).

Wallenſtein
(nachdem er die eine Zeitlang mit den Augen gemeſſen, zum Gefreiten).
Ich kenn' dich wohl. Du biſt aus Brügg in Flandern.
Dein Nam' iſt Marco.

Gefreiter.
Heinrich Mercy heiß' ich.

Wallenſtein.
Du wurdeſt abgeſchnitten auf dem Marſch,
Von Heſſischen umringt und ſchlugſt dich durch.
Mit hundert achtzig Mann durch ihrer Tauſende.

Gefreiter.
So iſt's, mein General.

Wallenſtein.
Was wurde dir
Für dieſe wack're That?

Gefreiter.
Die Ehr', mein Feldherr,
Um die ich bat, bei dieſem Corps zu dienen.

Wallenſtein (wendet ſich zu einem andern).
Du warſt darunter, als ich die Freiwill'gen
Heraus ließ treten auf dem Altenberg.
Die ſchwed'ſche Batterie hinweg zu nehmen.

Zweiter Küraſſier.
So iſt's, mein Feldherr.

Wallenſtein.
Ich vergeſſe Keinen.
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechſelt.
Bringt eure Sache vor.

Gefreiter (kommandirt).
Gewehr in Arm!

Wallenſtein (zu einem dritten gewendet).
Du nennſt dich Risbeck, Cöln iſt dein Geburtsort.

Dritter Küraſſier.
Risbeck aus Cöln.

Wallenſtein.
Den ſchwed'ſchen Oberſt Düvald brachteſt Du
Gefangen ein im Nördlinger Lager.

Dritter Küraſſier.
Ich nicht, mein General.

Wallenstein.

Ganz recht! Es war
Dein ältrer Bruder, der es that — Du hattest
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

Dritter Kürassier.

Er steht zu Olmütz bei des Kaisers Heer.

Wallenstein (zum Gefreiten).

Nun so laß hören!

Gefreiter.

Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns —

Wallenstein (unterbricht ihn).

Wer wählte euch?

Gefreiter.

Jedwede Fahn'
Zog ihren Mann durch's Loos.

Wallenstein.

Nun denn zur Sache!

Gefreiter.

Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns befiehlt, die Pflicht dir aufzukünden,
Weil Du ein Feind und Landesverräther seyst.

Wallenstein.

Was habt ihr drauf beschlossen?

Gefreiter.

Unser Kameraden
Zu Braunau, Budweis, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht und ihrem Beispiel folgten
Die Regimenter Liechtenstein, Tiefenbach.
— Wir aber glauben's nicht, daß Du ein Feind
Und Landesverräther bist, wir halten's blos
Für Lug und Trug und spanische Erfindung.
(Trompete.)
Du selber sollst uns sagen, was Du verhast.
Denn Du bist immer wahr mit uns gewesen;
Das höchste Zutrau'n haben wir zu dir;
Kein fremder Mund soll zwischen uns sich schieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

Wallenstein.

Daran erkenn' ich meine Puppenheimer.

Gefreiter.

Und dieß entbietet dir dein Regiment.
Ist's deine Absicht blos, dieß Kriegsgesindel,
Das dir gehört, das dir der Kaiser hat
Vertraut, in deinen Händen zu bewahren,
Oestreichs treuschaffner Feldhauptmann zu seyn,
So wollen wir die dritten und die sechsten
Bei deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu seyn, unser Leben für dich lassen:
Denn das ist unser Reiterpflicht, daß wir
Umkommen sieben, als dich sinken lassen;
Wenn's aber so ist, wie des Kaisers Brief
Besagt, wenn's wahr ist, daß Du uns zum Feind
Treuloser Weise wissst knüpfen führen,
Was Gott verhüte! ja, so wollen wir
Doch auch verlassen und dem Brief gehorchen.

Wallenstein.

Hört, Kinder —

Gefreiter.

Braucht nicht viel Worte. Sprich
Ja oder Nein, so sind wir schon zufrieden.

Wallenstein.

Hört an. Ich weiß, daß ihr verständig seyd,
Selbst prüft und denkt und nicht der Heerde folgt.
Drum hab' ich euch, ihr wißt's, auch ehrenvoll
Stets unterschieden in der Heereswoge,
Denn nur die Fahnen zählt der schnelle Blick
Des Feldherrn, er bemerkt kein einzeln Haupt,
Streng herrscht und blind der eiserne Befehl.
Es kann der Mensch dem Menschen hier nichts gelten —
So, wißt ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten:
Wie ihr euch selbst zu fassen angefangen
Im rohen Handwerk, wie von euern Stimmen
Der menschliche Gedanke mir getrennet,
Hab' ich als freie Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugestanden —

Gefreiter.

Ja, würdig hast Du stets mit uns verfahren,
Mein Feldherr, und gerbet durch dein Vertrauen,
Uns Gunst ererbt vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem großen Haufen nicht,
Du siehst's: Wir wollen treulich bei dir halten.
Sprich nur ein Wort, dein Wort soll uns genügen,
Daß es Verrath nicht sey, worauf Du sinnst,
Daß Du das Heer zum Feind nicht wollest führen.

Wallenstein.

Mich, mich verrath man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiser meinen Feinden, fallen muß ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.
Euch will ich mich vertrauen — Euer Herz
Sey meine Festung! Sehet, auf diese Brust
Zielt man! Nach diesem greifen Haupte! — Das
Ist spanische Dankbarkeit, das haben wir
Für jene Mordschlacht auf der alten Veste,
Auf Lützens Ebnen! darum warfen wir
Die nackte Brust der Partisan' entgegen;
Drum machten wir die eisbedeckte Elbe,
Den harten Eurin zu unserm Pfühl, ein Strom
War uns zu schnell, kein Wald zu undurchdringlich.
Wir folgten jenem Mannsfeld unverdrossen
Durch alle Schlangen-Krümmen seiner Flucht,
Ein rubeloser Marsch war unser Leben,
Und wie des Windes Sausen, heimathlos,
Durchstürmten wir die kriegverwegte Oede.
Und jetzt, da wir die schwere Waffenarbeit,
Die undankbare, Buchstabenarbeit gethan,
Wir unermüdet treuen Arm des Kriegs Last
Gewälzt, soll dieser kaiserliche Jüngling
Den Frieden leicht wegtragen, soll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde unsers Hauptes,
Sich in die blonden Knabenhaare flechten —

Gefreiter.

Das soll er nicht, so lang wir's hindern können.
Niemand als Du, der ihn mit Ruhm geführt,
Soll diesen Krieg, den fürchterlichen, enden.
Du führtest uns heraus und hinein ins Feld
Des Todes — Du, kein Andrer, sollst und fehdlich
Heimführen in des Friedens schöne Fluren,
Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen —

Wallenstein.

Wie? Denkt ihr euch im spaten Alter endlich
Der Früchte zu erfreuen? Glaubt das nicht!
Ihr werdet dieses Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieser Krieg verschlingt und Alle.
Oestreich will keinen Frieden; darum eben,
Weil ich den Frieden suche, muß ich fallen.
Was kümmert's Oestreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreibt und die Welt verwüstet,
Es will nur wachsen stets und Land gewinnen.
Ihr seyd geführt — ich sie' den edeln Zorn
Aus euern kriegerischen Augen blitzen.
O daß mein Geist euch jetzt beseelen möchte.
Kühn, wie er einst in Schlachten euch geführt!
Ihr wollt mir dienen, wollt mich mit den Waffen

Bei meinem Rechte ſchützen – das iſt edelmüthig!
Doch denket nicht, daß ihr's vollenden werdet,
Das kleine Heer! Vergessen werdet ihr
Für euren Feldherrn euch gepoſtet haben.
(Zutraulich).
Nein! Laßt uns ſicher gehen, Freunde ſuchen!
Der Schwede ſagt uns Hülfe zu; laßt uns
Zum Schein ſie nützen, bis wir, Beiden furchtbar,
Europens Schickſal in den Händen tragen.
Und ihr entfernten Welt aus unſerm Lager
Den Frieden ſiegend zurückzuführen.

Gefreiter.

So treibſt Du's mit dem Schweden nur zum Schein?
Du wüßt den Kaiſer nicht verrathen, wüßt uns
Nicht ſchwediſch machen? Sieh, das iſt's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren.

Wallenſtein.

Was geht der Schwed' mich an? Ich haß' ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über ſeine Oſtſee heimzujagen.
Mir iſt's allein um's Ganze. Seht! Ich bab'
Ein Herz, der Jammer dieſes deutſchen Volks er-
barmt mich.
Ihr ſeyd gemeine Männer nur, doch denkt
Ihr nicht gemein, ihr ſaheret mir's werth vor Andern,
Daß ich ein traulich Wörtlein zu euch rede –
Seht! Funfzehn Jahr ſchon brennt die Kriegesfackel
Und noch iſt nirgends Stillſtand. Schwed' und
Deutſcher!
Papiſt und Lutheraner! Keiner will
Dem Andern weichen! Jede Hand iſt wider
Die andre! Alles iſt Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo ſoll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der ſich endlos ſelbſt
Verwirrend wächſt – Er muß zerhauen werden.
Ich ſähl's, daß ich der Mann des Schickſals bin,
Und daß's mit eurer Hülfe zu vollführen.

Sechzehnter Auftritt.

Buttler. Vorige.

Buttler (im Fort.).
Das iſt nicht wohlgethan, mein Feldherr!

Wallenſtein.

Was?

Buttler.

Das muß uns ſchaden bei den Gutgeſinnten.

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Es heißt den Aufruhr öffentlich erklären!

Wallenſtein.

Was iſt es denn?

Buttler.

Graf Terzky's Regimenter reißen
Den kaiſerlichen Adler von den Fahnen,
Und pflanzen deine Zeichen auf.

Gefreiter (zu den Küraſſieren).
Rechts um!

Wallenſtein.

Verflucht ſey dieſer Rath und wer ihn gab!
(Zu den Küraſſieren, welche abmarſchiren).
Halt, Kinder, halt – Es iſt ein Irrthum – Hört –
Und ſtreng will ich's beſtrafen – Hört doch! Bleibt.
Sie hören nicht. (Zu Illo). Geh nach, bedeute ſie,
Bring' ſie zurück, es koſte, was es wolle.
(Illo eilt hinaus).

Das ſtürzt uns ins Verderben – Buttler! Buttler!
Ihr ſeyd mein böſer Dämon, warum mußtet Ihr's
In ihrem Beiſein melden! – Alles war
Auf gutem Weg – Sie waren halb gewonnen –
Die Raſenden, mit ihrer unbedachten
Dienſtfertigkeit! O grauſam ſpielt das Glück
Mit mir! Der Jugende Eifer iſt's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin kürzt ins Zimmer. Ihr folgt Thekla und die Gräfin. Dann Illo.

Herzogin.

O Albrecht! Was haſt Du gethan!

Wallenſtein.

Nun das noch!

Gräfin.

Verzeih mir, Bruder. Ich vermocht' es nicht.
Sie wiſſen Alles.

Herzogin.

Was haſt Du gethan?

Gräfin (zu Terzky).
Iſt keine Hoffnung mehr? Iſt Alles denn
Verloren?

Terzky.

Alles. Prag iſt in des Kaiſers Hand.
Die Regimenter haben neu gehuldigt.

Gräfin.

Heimtückiſcher Octavio! Und auch
Graf Max iſt fort?

Terzky.

Wo ſollt' er ſeyn? Er iſt
Mit ſeinem Vater über zu dem Kaiſer.
(Thekla ſtürzt in die Arme ihrer Mutter, das Geſicht an ihrem Buſen verbergend).

Herzogin (ſie in die Arme ſchließend).
Unglücklich Kind! Unglückſeligere Mutter!

Wallenſtein
(bei Seite gehend mit Terzky).
Laß einen Reiſewagen ſchnell bereit ſeyn
Im Hinterhofe, dieſe wegzubringen.
(Auf die Frauen zeigend).
Der Scharfenberg kann mit, der iſt uns treu;
Nach Eger bringt er ſie, wir folgen nach.
(Zu Illo, der wieder kommt).
Du bringſt ſie nicht zurück?

Illo.

Hörſt Du den Auflauf?
Das ganze Corps der Pappenheimer iſt
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberſt,
Den Max zurück, er ſey hier auf dem Schloß,
Behaupten ſie, Du hätteſt ihn mit Zwang.
Und wenn Du ihn nicht losgiebſt, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreien wiſſen.
(Alle ſehen erſtaunt).

Terzky.

Was ſoll man daraus machen?

Wallenſtein.

Sagt' ich's nicht?
O mein wahrſagend Herz! Er iſt noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht – Ich habe nie daran gezweifelt.

Gräfin.

Iſt er noch hier, o dann iſt Alles gut.
Dann weiß ich, was ihn ewig halten ſoll!
(Thekla umarmend).

Terzky.
Es kann nicht seyn. Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, ist zum Kaiser über;
Die kann er's wagen, hier zu seyn?

Illo (zum Wallenstein).
Den Jagdzug,
Den Du ihm thörlich schenktest, sah ich noch
Vor wenig Stunden über'n Markt wegführen.

Gräfin.
O Nichte, dann ist er nicht weit!

Thekla
(hat den Blick nach der Thür geheftet und steht lebhaft).
Da ist er!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max (mitten in den Saal tretend).
Ja! Ja! Du ist er! Ich vermag's nicht länger,
Mit tiefem Tritt um dieses Haus zu schleichen,
Den gänsigen Augenblick verstohlen zu
Erlauern — Dieses Harren, diese Angst
Geht über meine Kräfte!
(Auf Thekla zugehend, welche sich ihrer Mutter in die Arme geworfen).
O sieh mich an! Sieh nicht weg, heller Engel!
Retour' es frei vor allen. Fürchte Niemand.
Es hört, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Ist für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das heimathlose, seinen Schleier mehr,
Frei unter tausend Sonnen kann es handeln.
(Er bemerkt die Gräfin, welche mit feindseligem Gesichte auf Thekla sieht).
Nun, Base Terzky! Sehr mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht zu bleiben.
Anschied zu nehmen, komm' ich — Es ist aus,
Ich muß, muß dich verlassen, Thekla — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß Du mich nicht haßest. Sag' mir's, Thekla.
(Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt).
O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieser Stelle,
Ich kann es nicht — kann diese Hand nicht lassen.
Sag', Thekla, daß Du Mitleid mir mit hast.
Dich selber überzeugst, ich kann nicht anders.
(Thekla, seinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater; er wendet sich nach dem Herzog um, den er jetzt erwarten wird).
Du hier! Nicht Du bist's, den ich hier gesucht.
Dich stellten meine Augen nicht mehr schauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Den diesem Herzen freigesprochen seyn,
An allen andern ist nichts mehr gelegen.

Wallenstein.
Denkst Du, ich soll der Thor seyn und dich ziehen lassen,
Und eine Großmuthsscene mit dir spielen?
Dein Vater ist zum Scheltin an mir geworden.
Du bist mir nichts mehr als sein Sohn, sollst nicht
Umsonst in meine Macht gegeben seyn.
Denk nicht, daß ich die alte Freundschaft ihnen werbe.
Die er so muthlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung.
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Max.
Du wirst mit mir verfahren, wie Du Macht hast.
Wohl aber weißt Du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurücke hält, weißt Du!

(Thekla bei der Hand faßend).
Sieh! Alles — Alles wollt' ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du hast's
Zerstört; doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittst Du das Glück der Deinen in den Staub.
Der Gott, den Du bist, ist kein Gott der Gnade.
Wie das grundlose blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu schließen,
Folgst Du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die sich're Hülle ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!
Schnell, unverhofft, bei nächtlich stiller Weile
Gährt's in dem räthselhaften Feuerschlunde, lodert
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
Der wilde Strom in grausender Zerstörung.

Wallenstein.
Du schiltst deines Vaters Herz. Wie Du's
Beschreibst, so ist's in seinem Eingeweide,
In dieser schwarzen Heuchlers-Brust gestaltet.
O mich hat Höllenluft getäuscht. Mir sandte
Der Abgrund den verstecktesten der Geister,
Den schlechtsten herauf, und stellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerstehn! Ich trug
Den Basilisken auf an meiner Liebe Busen,
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er sog
Sich schwelgend voll an meiner Liebe Brüsten,
Ich hatte nimmer Argen gegen ihn.
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore.
Und warf die Schutzwehr weiser Vorsicht weg —
Am Sternenhimmel suchten meine Augen.
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeschlossen.
— Wär' ich dem Ferdinand gewesen, was
Octavio mir war — Ich bät' ihm nie
Krieg angekündigt — nie bät' ich's vermocht.
Er war mein strenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser;
Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er
Den Feldherrnstab in meine Hände legte:
Denn Krieg ist ewig zwischen List und Arawohn;
Nur zwischen Glauben und Vertrau'n ist Friede.
Wer das Vertrau'n zerreißt, o der mordet
Das werdende Geschlecht im Leib der Mutter!

Max.
Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich schwere Thaten sind geschehn,
Und eine Treuverbindung hat die andre
In enggeschlossner Kette grausend an.
Doch wie geriethen wir, die nichts verschuldet,
In dieses Krieg des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelschuld und Treulosigkeit
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unverschuldet Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreißend scheiden?
(Er umschlingt Thekla mit heftigem Schmerz).

Wallenstein
(hat den Blick schwelgend auf ihn geheftet und nähert sich jetzt).
Max! bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutschen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erfroren an der gewicht'gen Fahne.

Du wollteſt männlich ſie nicht laſſen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel.
Ich ſelbſt war deine Wärterin, nicht ſcham' ich
Der kleinen Dienſte mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit,
Bis Du von mir erwärmt, an meinen Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühlteſt.
Kann das' ich ſeitdem meinen Sinn verändern?
Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereien ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen — dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hab' ich dir ergeben.
Sie alle waren Fremdlinge. Du warſt
Das Kind des Hauſes — Max! Du kannſt mich nicht
verlaſſen!
Es kann nicht ſeyn, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlaſſen kann.

Max.

O Gott!

Wallenſtein.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindestränen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesband hab' ich um dich geſponnen;
Zerreiß es, wenn Du kannſt — Du biſt an mich
Gebunden mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur.
Die Menſchen an einander ketten kann,
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiſer,
Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,
Mit ſeinem Bildniß dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligſte Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf).

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenſtein.

Pflicht, gegen wen? Wer biſt Du?
Wenn ich am Kaiſer unrecht handle, iſt's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörſt
Du dir? Biſt Du dein eigner Gebieter.
Stehſt frei da in der Welt, ſo ich, daß Du
Der Thäter deiner Thaten könnteſt ſeyn?
Auf mich biſt Du gepflanzt, ich bin dein Kaiſer,
Mir angeboren, mir geboren, das
Iſt deine Ehre, dein Naturgeſetz.
Und wenn der Sterne, auf den Du feſt und wehrſt,
Aus ſeinem Gleiſe tritt, ſich trennend wirft
Auf eine nächſte Welt und ſie entzündet,
Du kannſt nicht wählen, ob Du folgen willſt,
Fort reißt er dich in ſeines Schwunges Kraft,
Sammt ſeinem Ring und allen ſeinen Monden.
Mit leichter Schuld geh'ſt Du in dieſen Streit.
Dich wird die Welt nicht tadeln, ſie wird's loben,
Daß dir der Freund das Meiſte hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenſtein.

Was giebt's?

Neumann.

Die Pappenheimiſchen ſind abgeſeſſen
Und rücken an zu Fuß, ſie ſind entſchloſſen.
Den Degen in der Hand das Haus zu ſtürmen;
Den Grafen wollen ſie befreien.

Wallenſtein (zu Terzky).

Man ſoll
Die Ketten vorziehn, das Geſchütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich ſie empfangen.
(Terzky geht).
Wir vorzuſchreiben mit den Schwert! Geh, Neumann,
Sie ſollen ſich zurückziehn. Augenblicks.
Iſt mein Befehl, und in der Ordnung — ſchweigend
warten,
Was mir gefallen wird zu thun.
(Neumann geht ab. Illo iſt ans Fenſter getreten).

Gräfin.

Entlaß ihn!

Wallenſtein.

Ich bitte dich, entlaß ihn!

Illo (am Fenſter).

Tod und Teufel!

Wallenſtein.

Was iſt's?

Illo.

Auf's Rathhaus ſteigen ſie, das Dach
Wird abgedeckt, ſie richten die Kanonen
Auf's Haus —

Max.

Die Raſenden!

Illo.

Sie machen Anſtalt,
Uns zu beſchießen —

Herzogin und Gräfin.

Gott im Himmel!

Max (zu Wallenſtein).

Laß mich
Hinunter, ſie bedeuten —

Wallenſtein.

Keinen Schritt!

Max
(auf Octta und die Herzogin zeigend).

Ihr Leben aber! Denke!

Wallenſtein.

Was bringſt Du, Terzky?

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück).

Terzky.

Botſchaft von unſern treuen Regimentern.
Ihr Muth ſey länger nicht zu bändigen.
Sie ſtehen um Erlaubniß anzugreifen.
Vom Prager — und vom Mühlthor ſind ſie Herr.
Und wenn Du nur die Loſung wollteſt geben,
So könnten ſie den Feind im Rücken faſſen.
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! Laß ihren Eifer nicht erkalten!
Die Battierſeulen halten treu zu uns.
Wir ſind die größre Zahl und werfen ſie.
Und enden hier in Piſſen die Empörung.

Wallenſtein.

Soll dieſe Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und verderblich Zwietracht, feuerwütig,
Durch ihre Straßen losgelaſſen toben?
Dem tauben Grimm, der blinden Fährer hört,
Soll die Entſcheidung übergeben ſeyn?
Hier iſt nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrſchers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag ſeyn! Ich hab' es lang' bedacht.
So mag ſich's raſch und blutig denn entladen.

(Zu Max gewendet).

Wie ist's? Willst Du den Gang mit mir versuchen?
Freiheit zu geben dass Du, Stelle dich
Mir gegenüber. Führe sie zum Kampf.
Den Krieg verstehst Du, dass bei mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,
Und keinen schönern Tag erlebst Du, mir
Die Schuld zu bezahlen.

Gräfin.

Ist es dahin
Gekommen? Better! Better! könnt Ihr's tragen?

Max.

Die Reainenter, die mir anvertraut sind,
Dem Kaiser treu hinwegzuführen, dass' ich
Gelernt; dort will ich halten oder sterben.
Mehr fordert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann.
Denn auch dein feindlich Haupt ist mir noch heilig.
(Es erscheinen zwei Schotte. Illo und Terzky eilen aus Fenster).

Wallenstein.

Was ist das?

Terzky.

Er stürzt.

Wallenstein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuß.

Wallenstein.

Auf wen?

Illo.

Auf diesen Neumann, den
Du schicktest —

Wallenstein (auffahrend).

Tod und Teufel! So will ich —
(Will gehen).

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen stellen?

Herzogin und Gräfin.

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Ist nicht, mein Feldherr!

Gräfin.

O halt ihn! halt ihn!

Wallenstein.

Lass mich!

Max.

Thu' es nicht.
Jetzt nicht. Die blutig rasche That hat sie
Im Wuth gesetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenstein.

Hinweg! Zu lange schon hab' ich gezaudert.
Das konnten sie sich freventlich erkühnen,
Weil sie mein Angesicht nicht sahn — Sie sollen
Meine Antlitz sehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Lass sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es kommt der Waffen nicht. Ich zeige mich
Dem Aktan dem Rebellenheer und schnell
Bezähmt, acht Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorsams wieder.
(Er geht. Zum folgen Illo, Terzky und Buttler).

Ein und zwanzigster Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Max und Thekla.

Gräfin (zur Herzogin).

Wenn sie ihm fehn — Es ist noch Hoffnung, Schwester.

Herzogin.

Hoffnung! Ich habe keine.

Max

(der während des letzten Auftritts in einem heftigen Kampf von seine gefühlen, tritt näher).

Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit fest entschlossner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muss hier sterben, wie ein Hasenherzer.
Ein rob Unmenschlicher, vom Fluch belastet,
Dem Abscheu Aller, die mir theuer sind.
Unwürdig sauer bedrängt die Lieben sehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört sich, es erbeben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust.
In mir ist Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl hat Du wahr gesehet, Vater,
In viel vertraut' ich auf das eigne Herz;
Ich stehe wankend, weiß nicht was ich soll.

Gräfin.

Sie wissen's nicht? Ihr Herz sagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen sagen!
Ihr Vater hat den schrecklichsten Verrath
An uns begangen, an des Fürsten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach gestürzt; daraus
Ergiebt sich klar, was Sie, sein Sohn, thun sollen;
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beispiel aufzustellen frommer Treu.
Dass nicht der Name Piccolomini
Ein Schandlied sey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallensteiner.

Max.

Wo ist eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Und Alle
Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Dass jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederstieg.
Das Rechte mir, das Unverfälschte, sagte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!
(Indem seine Augen auf Thekla fallen).
Wie? Sucht' ich diesen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?
(Er nähert sich ihr, den Arm um sie schlingend).
Hier, auf dieses Herz.
Das unbethörbare, heilig treue will
Ich's tragen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglücklichen Sonnblaen sich wendet.
Kannst Du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, dass Du's kannst, und ich bin einer.

Gräfin (mit Bedeutung).

Bedenkt —

Max (unterbricht sie).

Bedenke nichts. Sag', wie Du's fühlst.

Gräfin.

An Eurem Vater denkt —

Max (unterbricht sie).

Blut Friedlands Tochter,
Ich frage dich, dich, die Gefährte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen;
Das möchtest Du mit klarem Geist bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück
Von einem Tausend tapferer Heldenherzen.
Die seine That zum Muster nehmen werden.

Soll ich dem Kaiſer Eid und Pflicht abſchwören?
Soll ich ins Lager des Octavio
Die vaterm[ö]rderiſche Kugel ſenden?
Denn wenn die Kugel los iſt aus dem Lauf,
Iſt ſie kein todtes Werkzeug mehr, ſie lebt,
Ein Geiſt fährt in ſie, die Erinnyen
Ergreifen ſie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückiſch ſie den ärgſten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht ſie).

Nein, übereile dich auch nicht!
Ich kenne dich. Dem edlen Herzen ſtunde
Die ſchwerſte Pflicht die nächſte ſcheinen. Nicht
Das Große, nur das Menſchliche erſtehe.
Denk', was der Fürſt dem Je an mir gethan.
Denk' auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten.
O auch die ſchönen, feinen Regungen
Der Dankbarkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen ſie die Schander der Natur
An dem Barbaren, der ſie ertödten ſollte.
Leg' Alles, Alles in die Wage, ſprich
Und laß dein Herz entſcheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längſt entſchieden. Folge deinem erſten
Gefühl —

Gräfin.

Unglückliche!

Thekla.

Wie konnte das
Das Rechte ſeyn, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
Geh' und erf[ü]lle deine Pflicht! Ich wäre
Dich immer inen. Was Du auch erwählſt,
Du wirſt ehrt ſtets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue ſoll
Nicht deiner Seele ſchönen Frieden ſtören.

Max.

So muß ich dich verlaſſen, [ich] dir ſcheiden!

Thekla.

Wie Du dir ſelbſt getreu bleibſt, biſt Du's mir;
Und trennt das Schickſal, unſre Herzen bleiben einig.
Ein dum'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage
Die Häuſer Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unſerm Hauſe.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Vom unſerm unglücſeligen zu trennen.
Auf unſerm Haupte liegt der Fluch des Himmels;
Es iſt dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schickſal
Wird bald entſchieden ſeyn.

(Max faßt ſie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, mittels, langgezogenes Geſchrei: „Vivat Ferdinandus!“ von kriegeriſchen Inſtrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen).

Zwei und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfin (ihm entgegen).

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.

Es iſt vorbei und Alles iſt verloren.

Gräfin.

Wie, und ſie haben nichts auf ſeinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umſonſt.

Herzogin.

Sie riefen Vivat.

Terzky.

Dem Kaiſer.

Gräfin.

O die Pflichtvergeſſenen!

Terzky.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen ſie
Mit kriegeriſchem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Wallenſtein begleitet von Illo und Buttler. Darauf Küraſſiere.

Wallenſtein (im Kommen).

Terzky!

Terzky.

Mein Fürſt!

Wallenſtein.

Laß unſre Regimenter
Sich fertig halten, beut noch aufzubrechen;
Denn wir verlaſſen Pilſen noch vor Abend.
(Terzky geht ab).

Buttler —

Buttler.

Mein General!

Wallenſtein.

Der Kommandant zu Eger
Iſt Euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er ſoll bereit ſeyn,
Uns morgen in die Feſtung einzunehmen —
Ihr folgt uns ſelbſt mit Eurem Regiment.

Buttler.

Es ſoll geſchehn, mein Feldherr!

Wallenſtein

(tritt zwiſchen Max und Thekla, welche ſich während dieſer Zeit feſt umſchlungen gehalten).

Scheidet!

Max.

Gott!

(Küraſſiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und ſammeln ſich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muntere Paſſagen aus dem Pappenheimer Marſch, welche dem Max zu rufen ſcheinen).

Wallenſtein (zu den Kürraſſieren).

Hier iſt er. Er iſt frei. Ich halt' ihn nicht mehr.
(Er hebt abgewendet und ſie, daß Max ihm noch bekommen, noch ſich dem Thekla nähern kann).

Max.

Du haſſeſt mich, treibſt mich im Zorn von dir.
Zerreißen ſoll das Band der alten Liebe.
Nicht ſanft ſoll ſich löſen und Du wilſt den Riß.
Den ſchmerzlichen, mir ſchmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüſte geh' ich
Hinaus, und Alles, was mir werth iſt, Alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verſtoß mich nicht —

(Er will ihre Hand fassen. Wallenstein zieht sie zurück. Er wendet sich an die Gräfin).

Ist hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Base Terzky —
(Er wendet sich von ihm; er sieht sich zur Herzogin).
Ehrwürd'ge Mutter —

Herzogin.
Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — Es können Sie uns rind
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaisers.

Max.
Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen.
O täuschen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück ist gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingiebt, es zu enden.
(Die Kriegsmusik beginnt wieder. Der Saal füllt sich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er sieht Buttlern bedeutend).
Ihr auch hier, Oberst Buttler — Und Ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt Eurem neuen Herrn
Getreuer, als dem alten. Kommt! Versprecht mir.
Die Hand gebt mir darauf, daß Ihr sein Leben
Beschützen, unverletzlich wollt bewahren.
(Buttler verweigert seine Hand).
Des Kaisers Acht hängt über ihm, und giebt
Sein fürstlich Haupt jedwedem Mordstahl preis,
Der sich den Lohn der Blutthat will verdienen;
Jetzt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich scheidend um ihn seh' —
(Zweideutige Blicke auf Illo und Buttler richtend).

Illo.
Sucht die Verräther
In Eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier ist nur Einer noch. Geht und befreit uns
Von seinem hassenswürd'gen Anblick! Geht!
(Max verbeugt sich noch einmal, folgt der Thekla zu öfteren, Malen, wird verhindert es. Er steht unschlüssig, kämpfend; indeß füllt sich der Saal immer mehr und mehr und die Hörner ertönen immer ausserordentlicher und in immer kürzern Pausen).

Max.
Blas't! Blas't! — O wären es die fewed'schen Hörner,
Und ging's von hier gerad' ins Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehn, durchdringen meinen Busen!
Was will's? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereuen!
(Der Saal ist ganz mit Bewaffneten erfüllt).
Noch mehr — Es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan,
Zum Zürnen den Verzweifelten zu wecken.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eignen Verderben;
Wer mit mir geht, der sey bereit zu sterben!
(Indem er sich nach dem Hintergrund wendet, entsteht eine rasche Bewegung unter den Kürassieren, sie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenstein verschwindet. Thekla sinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt).

Vierter Aufzug.

In des Bürgermeisters Hause zu Eger.

Erster Auftritt.

Buttler (der eben anlangt).
Er ist verrein. Ihn führte sein Verhängniß.
Der Rechen ist gefallen hinter ihm,
Und wie die Bracke, die ihn trug, bewegsam
Sich niederließ und schwerbeut wieder lief,
Ist jeder Rettungsweg ihm abgeschnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttin. Aus der böhm'schen Erde
Erhub sich dem bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Grenze muß es sinken!
— Du hast die alten Fahnen abgeschworen,
Verbündeter, und traust dem alten Glück!
Den Krieg zu tragen in des Kaisers Länder,
Den heil'gen Herd der Laren anzuzünden,
Vermaßest Du die frevelhafte Hand.
Nimm dich in Acht — dich treibt der böse Geist
Der Rache — daß dich die Rache nicht verderbe!

Zweiter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon.
Seyd Ihr's? O wie verlangt mich, Euch zu hören.
Der Herzog ein Verräther! O mein Gott!
Und flüchtig! Uns sein fürstlich Haupt gehütet!
Ich bitt' Euch, General, sagt mir aufrichtig,
Wie alles dieß zu Pilsen sich begeben?

Buttler.
Ihr habt den Brief erhalten, den ich Euch
Durch einen Eilenden vorausgesendet?

Gordon.
Und habe treu gethan, wie Ihr mich hießt.
Die Festung unverdächtig ihm geöffnet.
Denn mir verhieß ein kaiserlicher Brief,
Nach Euerer Ordre blindlings mich zu fügen.
Jetzo verspürt' als ich den Pförtchen selbst
Nun sah, da fing ich wieder an zu zweifeln.
Denn wahrlich! nicht als ein Gefangener
Trat Herzog Friedland ein in diese Stadt.
Ernstlich mahnt das Mißverspiel, die Schuld,
Und schwerbeleid zum geringern Manne prägt
Gefährner Stolz herunter sich zu beugen;
Doch sparsam und mit Würde weg der Fürst
Wie jedes Wort des Beifalls, wie der Herr
Den Diener trat, der seine Pflicht gethan.

Buttler.
Wie ich Euch schrieb, so ist's genau geschehn;
Es hat der Fürst dem Feinde die Armee
Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlassen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf fünfe,
Die Terzkyschen, die ihm bisher gefolgt.
Die Acht ist ausgesprochen über ihn,
Und ihn zu liefern, todend oder todt,
Ist jeder treue Diener aufgefordert.

Gordon.

Verräther an dem Kaiſer — ſolch ein Herr!
So denkt Ihr? O was iſt Menſchenmärkte!
Ihn ſagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Zaubſtrick ward ihm ſeine Gröſ' und Macht
Und dieſe dunkelzweideutige Gewalt.
Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihm
Der eignen Mäßigung vertrauen. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz,
Und ihr Gebrücke tiefgetretne Spur.
Doch unmächtig war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieſes Mannes Händen;
Dem Kaiſer ſelber ſtellte ſie ihn gleich;
Der ſtolze Geiſt verlernte ſich zu beugen.
O Schad' um ſolchen Mann! denn ſeiner mächte
Da feſte ſtehen, wenn' ich, wo er fiel.

Buttler.

Spart Eure Klagen, bis er Mitleid braucht.
Denn jetzt noch iſt der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden ſind im Anmarſch gegen Eger,
Und ſchnell, wenn wir's nicht raſch entſchloſſen hindern.
Wird die Vereinigung geſchehn. Das darf nicht ſeyn!
Es darf der Fürſt nicht freien Zuzug mehr
Aus dieſem Platz; dem Ehr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen.
Und Euer Beiſtand iſt's, auf den ich rechne.

Gordon.

O hätt' ich nimmer dieſen Tag gelebt!
Aus ſeiner Hand empfing ich dieſe Würde,
Er ſelber hat dieß Schloß mir anvertraut,
Das ich in ſeinen Kerker ſoll verwandeln.
Wie Sünderinnen haben ſeine Mauern
Der freie Mann, der mächtige, erbaut,
Geborgen dem ſchönen menſchlichen Geſicht.
Wir aber ſind nur Schergen des Geſetzes,
Des grauſamen; Gehorſam heißt die Tugend,
Um die der Rächer ſich bewerben darf.

Buttler.

Laßt Euch das enggebundne Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.

Gordon.

So hat ihn Alles denn verlaſſen, ſagt Ihr?
Er hat das Glück von Tauſenden gegründet,
Denn königlich war ſein Gemüth und freiß
Zum Geben war die volle Hand geöffnet —
(Mit einem Seitenblick auf Buttlern).
Vom Staube hat er Manchen aufgeleſen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat ſich keinen Freund damit, nicht Einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt!

Buttler.

Hier lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

Gordon.

Ich hab' mich ſeiner Gunſt von ihm erfreut.
Faſt greift' ich, ob er je in ſeiner Größe
Ein eines Jugendfreundes erinnert hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienſt, ſein Auge
Verſah mich in den Mauern dieſer Burg,
Wo ich, von ſeiner Gnade nicht erreicht,
Das freie Herz in Stillen mir bewahrte.
Denn als er mich in dieſes Schloß geſetzt,
Wars ihm noch Ernſt um ſeine Pflicht; nicht ſein
Verrathen dünkt' ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue Gegeben ward.

Buttler.

So ſagt, wollt Ihr die Acht an ihm vollziehn,
Mit Eurer Hülfe leih'n, ihn zu verhaften?

Gordon

(nach einem nachdenklichen Zaudern, kummervoll).

Iſt es an dem — verhält ſich's, wie Ihr ſprecht —
Hat er den Kaiſer ſeinen Herrn verrathen,
Das Heer verkauft, die Feſtungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — Ja, dann iſt
Nicht Rettung mehr für ihn — Denn es iſt klar.
Daß unter Allen eben mich das Loos
Zum Werkzeug ſeines Sturzes muß ernennen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
In gleicher Zeit, ich aber war der ältere.

Buttler.

Ich weiß davon.

Gordon.

Wohl dreißig Jahre ſind's. Da ſtrebte ſchon
Der kühne Muth im jungaufblühenden Jüngling.
Ernſt über ſeine Jahre war ſein Sinn.
Auf große Dinge männlich nur gerichtet;
Durch unſrer Mitte ging er ſtillen Geiſts.
Sich ſelber die Geſellſchaft; nicht die Luſt,
Die kindiſche, der Knaben zog ihn an.
Doch oft ergriff ihn plötzlich wunderſam,
Und der gedankenvollen Bruſt entfuhr,
Stumm'ſt, und brechend, ein Gedankenſtrahl,
Daß wir uns ſtaunend anſahn, nicht recht wiſſend,
Ob Wahnſinn, ob ein Gott aus ihm geſprochen.

Buttler.

Dort war's, wo er zwei Stock tief niederſtürzte,
Als er im Fenſterbogen einſchlummert.
Und unbeſchädigt kam er wieder auf.
Von dieſem Tag an, ſagt man, ließen ſich
Anwandlungen des Wahnſinns bei ihm ſpüren.

Gordon.

Irrſinn'ger wurd' er, das iſt wahr, er wurde
Katholiſch. Wunderbar darf ihn das Wunder
Der Rettung umgaukelt. Er hielt ſich nun
Für ein begnadigt und beſtrittes Weſen,
Und trat wie Einer, der nicht ſtraucheln kann.
Lief er auf ſchwanken Seil des Lebens hin.
Raſcher führt' uns das Schickſal aneinander,
Weit, weit, er ging der Größe kühnen Weg.
Mit ſtolzem Schritt, ich ſah ihn ſchwindelnd gehn,
Ward Graf und Fürſt und Herzog und Dictator,
Und jetzt iſt Alles ihm zu klein, er ſtreckt
Die Hände nach der Königskrone aus.
Und ſtürzt in unermeßliches Verderben!

Buttler.

Vergeht ab. Er kommt.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein im Geſpräch mit dem Bürgermeiſter von Eger. Die Vorigen.

Wallenſtein.

Ihr wart ſonſt eine freie Stadt? Ich ſeh'.
Ihr führet den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

Bürgermeiſter.

Wir waren reichsfrei;
Doch ſeit zweihundert Jahren iſt die Stadt
Der böhm'ſchen Krön' verpfändet. Daher rührt's.
Daß wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil iſt cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöſt.

Wallenſtein.

Ihr verdientet
Die Freiheit. Haltet Euch nur brav. Gebt keinem

Aufrieglerreit Gebbr. Wie hoch ſeyd Ihr Beſtwert?

Bürgermeiſter (nach der Schrift).
Daß wir's kaum erſchwingen können.
Die Garniſon liegt auch auf unſre Koſten.

Wallenſtein.
Ihr ſollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es ſind noch Proviſionen in der Stadt?

(Bürgermeiſter ſtutzt).

Ja, ja. Ich weiß es. Ihr verbergt ſich noch Viele
In dieſen Mauern — ja! geſtern nur frei —
Ihr ſelbſt — Rath wader?
(Sieht ihn mit den Augen. Bürgermeiſter erſchrickt).
Send ohne Furcht! ich baſſe
Die Jeſuiten — Läg's an mir, ſie wären längſt
Aus Reiches Grenzen — Meßbuch oder Bibel!
Mir iſt's all eins — Ich hab's der Welt bewieſen —
In Eger hab' ich ſelber eine Kirche
Den Evangeliſchen erbauen laſſen.
— Hört, Bürgermeiſter — wie iſt Euer Name?

Bürgermeiſter.
Joachimſel, mein erlauchter Fürſt.

Wallenſtein.
Hört — aber ſagt's nicht weiter, was ich Euch
Jetzt im Vertrau'n eröffne.
(Zum die Hand auf die Achſel legend, mit einer gewiſſen Feierlichkeit).
Die Erſtürmung
Der Zeiten iſt getommen, Bürgermeiſter;
Die Hohen werden fallen und die Niedrigen
Erheben ſich — Bedaſtet's oder bei Euch!
Die ſpaniſche Doppelherrſchaft neigt ſich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt ſich ein — Ihr ſahrt doch jüngſt
Am Himmel die drei Monde?

Bürgermeiſter.
Mit Entſetzen.

Wallenſtein.
Davon ſich zwei in blut'ge Botsgeſtalt
Vergaben und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere, blieb ſtehen in ſeiner Klarheit.

Bürgermeiſter.
Wir zogen's auf den Türken.

Wallenſtein.
Türken! Was?
Zwei Reiche werden blutig unterjochen,
Im Oſten und im Weſten, ſag' ich Euch,
Und nur der lutheriſche Glaub' wird bleiben.
(Es bemerkt die drei Andern).
Ein ſtarkes Schießen war ja dieſen Abend
Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Genahm. Vernahm man's auch hier in der Feſtung?

Gordon.
Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad' von Süden her.

Buttler.
Von Neuſtadt oder Weiden ſchien's zu kommen.

Wallenſtein.
Das iſt der Weg, auf dem die Schweden nahn.
Wie ſtark iſt die Beſatzung?

Gordon.
Hundert achtzig
Dienſtfähige Mann, der Reſt ſind Invaliden.

Wallenſtein.
Und wie viel ſtehen im Joachimſthal?

Gordon.
Zweihundert
Arkebuſierer hab' ich hinaufgeführt,
Den Peſten zu verſtärken gegen die Schweden.

Wallenſtein.
Ich lobe Eure Vorſicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich ſah's bei der Herreiſahrt.

Gordon.
Weil uns der Rheingraf jetzt ſo nah bedrängt,
Ließ ich noch zwei Baſteien ſonnen errichten.

Wallenſtein.
Ihr ſeyd genau in Eures Kaiſers Dienſt.
Ich bin mit Euch zufrieden, Oberſtlieutenant.
(Zu Buttlern).
Der Peſten in dem Joachimsthal ſoll abziehn,
Sammt allen, die dem Feind entgegen ſtehn.
(Zu Gordon).
In Euren treuen Händen, Kommandant,
Laß ich mein Weib, mein Kind und meine Schweſter.
Denn hier iſt meines Bleibens nicht; nur Briefe
Erwart' ich, mit dem Früheſten die Feſtung
Sammt allen Regimentern zu verlaſſen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Terzky.
Willkommne Botſchaft! Frohe Zeitungen!

Wallenſtein.
Was bringſt Du?

Terzky.
Eine Schlacht iſt vorgefallen
Bei Neuſtadt und die Schweden blieben Sieger.

Wallenſtein.
Was ſagſt Du? Woher kommt die dieſe Nachricht?

Terzky.
Ein Landmann brachte es mit von Tirſchenreut,
Nach Sonnenuntergang hat's angefangen,
Ein kaiſerlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das ſchwediſche Lager.
Zwei Stunden hat das Schießen angehalten,
Und tauſend Kaiſerliche ſey'n gefallen.
Ihr Oberſt mit, mehr wußt' er nicht zu ſagen.

Wallenſtein.
Wie käme kaiſerliches Volk nach Neuſtadt?
Der Altringer, er müßte Alles haben.
Stand geſtern vierzehn Meilen noch von da;
Des Gallas Völker ſammeln ſich zu Kronenberg
Und ſind noch nicht beiſammen. Hätte ſich
Der Suys etwa ſo weit vorgewagt?
Es kann nicht ſeyn.
(Illo erſcheint).

Terzky.
Wir werden's alsbald hören.
Denn hier kommt Illo, fröhlich und voll Eile.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Illo.

Illo (zu Wallenſtein).
Ein Reitender iſt da und will dich ſprechen.

Terzky.
Hat's mit dem Siege ſich beſtätigt? Sprich!

Wallenſtein.
Was bringt er? Woher kommt er?

Illo.

Von dem Rheinarmee.
Und was er bringt, will ich voraus die melden.
Die Schweden ſtehen fünf Meilen nur von hier.
Bei Neuſtatt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterei auf ſie geworfen.
Ein fürchterliches Morden ſey geſchehen.
Doch endlich hab' die Menge überwältigt;
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der ſie geführt – ſey'n auf dem Platz geblieben.

Wallenſtein.

Wo iſt der Bote? Bringt mich zu ihm.
(Will abgehen. Indem öffnet Fräulein Neubrunn das Zimmer, und ſteigen einige Bediente, die durch den Saal kommen).

Neubrunn.

Hülfe! Hülfe!

Illo und Terzky.

Was giebt's?

Neubrunn.

Das Fräulein!

Wallenſtein und Terzky.

Mein Kind?

Neubrunn.

Sie will ſterben.
(Sie ſtirbt).
(Wallenſtein mit Terzky und Illo ihr nach).

Sechster Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (eintretend).

Erklärt mir, Was bedeutete der Auftritt?

Buttler.

Sie hat den Mann verloren, den ſie liebte;
Der Piccolomini war's, der umgekommen.

Gordon.

Unglückliches Fräulein!

Buttler.

Ihr habt gehört, was dieſer Illo brachte,
Daß ſich die Schweden ſtegend [illegible] nahn.

Gordon.

Wohl hört' ich's.

Buttler.

Zwölf Regimenter ſind ſie ſtark, und fünf
Strom in der Nähe, den Herzen zu bekämpfen.
Wir haben nur mein einzig Regiment,
Und nicht zweihundert ſtark iſt die Beſatzung.

Gordon.

So iſt's.

Buttler.

Nicht möglich iſt's, mit ſo geringer Mannſchaft
Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

Gordon.

Das ſeh' ich ein.

Buttler.

Die Menge hätte bald das kleine Häuflein
Entwaffnet, ihn befreit.

Gordon.

Das iſt zu fürchten.

Buttler (nach einer Pauſe).

Wißt! Ich will Bürge werden für den Ausgang;
Mit meinem Haupte haft' ich für das ſeine.
Wort muß ich halten, führ's, wohin es will,
Und iſt der Feldherr nicht zu bewahren.
So iſt – der Todte uns gewiß.

Gordon.

Verſteh' ich Euch? Gerechter Gott! Ihr knüpft –

Buttler.

Er darf nicht leben.

Gordon.

Ihr verwünſchter!

Buttler.

Ihr aber ſah. Er ſah den letzten Morgen.

Gordon.

Ermorden wollt Ihr ihn?

Buttler.

Das iſt mein Vorſatz.

Gordon.

Der Euren Treu vertraut!

Buttler.

Sein böſes Schickſal!

Gordon.

Des Feldherrn heilige Perſon!

Buttler.

Das war er!

Gordon.

O was er war, löſcht kein Verbrechen aus!
Drum' Urtheil?

Buttler.

Die Vollſtreckung iſt Statt Urtheils.

Gordon.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit;
Denn hören muß ſie auch den Schuldigſten.

Buttler.

Klar iſt die Schuld, der Kaiſer hat gerichtet,
Und ſeinen Willen nur vollſtrecken wir.

Gordon.

Den klar'gen Spruch muß man nicht raſch vollziehen:
Ein Wort nimmt ſich, ein Zeichen nur zurück.

Buttler.

Der klar'ge Dienſt gefällt den Königen.

Gordon.

Zu Henkers Dienſt drängt ſich kein edler Mann.

Buttler.

Kein muthiger erreicht vor kühner That.

Gordon.

Das Leben wagt der Mord, nicht das Gewiſſen.

Buttler.

Was? ſoll er frei ausgehn, des Krieges Flamme,
Die unauslöſchliche, auf's Neu' entzünden?

Gordon.

Nehmt ihn gefangen; ob der uns nur nicht
Gerad' hinlig nicht dem Rhadencaſtel ver.

Buttler.

Wär' die Armee des Kaiſers nicht geſinnet,
Wollt' ich lebendig ihn erhalten haben.

Gordon.

O warum ſchloß ich ihm die Feſtung auf!

Buttler.

Der Ort nicht, ſein Verhängniß tödtet ihn.

Gordon.

Auf dieſen Mauern war' ich ritterlich,
Des Kaiſers Schloß vertheidigend, geſtorben.

Buttler.

Und tauſend brave Mannen kamen um!

Gordon.

In ihrer Pflicht – Das ſchmückt und ehrt den Mann;
Doch ſchwarzen Mord verflucht die Natur.

Buttler (zum Gefolge zurückkommend).
Hier iſt das Manifeſt, hab' uns beſtellt.
Uns ſeiner zu bemächtigen. Es iſt an Euch
Gerichtet, wie an mich. Weiſt Ihr die Folgen traurig.
Wenn er zum Feind entrinnt durch unſre Schuld?

Gordon.
Ich, der Ohnmächtige, o Gott!

Buttler.
Rettet Ihr's auf Euch. Stirbt für die Folgen ein!
Mag werden draus was will! Ich trag's auf Euch.

Gordon.
O Gott im Himmel!

Buttler.
Wißt Ihr andern Rath.
Des Kaiſers Meinung zu vollziehen? Sprecht!
Denn fürzen, nicht vermitteln will ich hier.

Gordon.
O Gott! Was frau muß, ſeh' ich klar, wie Ihr.
Doch anders ſchlägt das Herz in meiner Bruſt.

Buttler *).
Auch dieſer Ille, dieſer Terzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

Gordon.
O nicht um dieſe thut mir's leid. Sie trieb
Ihr ſataniſch Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in ſeine rud'ge Bruſt
Den Samen böſer Leidenſchaft ausſtreut.
Die mit fluchwürdiger Geſchäftigkeit
Die Unglückſtunde in ihm genährt — Was für
Der böſen Dämonen böſer Lohn erwies!

Buttler.
Auch ſollen ſie im Tod ihm gleich voran.
Verabredet iſt ſchon Alles. Dieſen Abend
Bei einem Gaſtmahls Freuden wollen wir
Sie lebend greifen, und im Schloß verwahren.
Bort kürzer iſt es ſo. Ich geb' ſogleich,
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ille und Terzky.

Terzky.
Nun ſoll's bald anders werden! Meinem ſtehn
Die Schweden ein, zwölftauſend tapfre Krieger.
Dann grad auf Wien! Ha! Luſtig, Alter! Kein
So herr Geſicht zu ſolcher Feindesthorheit!

Ille.
Jetzt iſt's an uns, Gehirn vorzuſtreichen,
Und Rath zu nehmen an den ſchroffen Klippen.
Den ſpanniſchen, hat uns verlaſſen. Einer
Hat's ſchon gethätet, der Piccolomini.
Klug's Alten ſo, der's thät mit uns meinen!
Wie ſchwer trifft dieſer Schlag das alte Haupt!
Der hat ſein ganzes Lebenlang ſich ab-
Gemüht, ſein altes Grafenhaus zu ſtützen,
Und jetzt begräbt er ſeinen einz'gen Sohn!

Buttler.
Schad' iſt's doch um den heldenmüth'gen Jüngling;
Dem Herzog ſelbſt ging's nah, man ſah es wohl.

Ille.
Hört, alter Freund! Das iſt es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank!
Er hat die Menſchen immer verachtet.

*) In einem früheren Manuſcripte ſtehen hier die Zeilen:
Von böſerem Trieb iſt meins; gräbt mir mich
In tiefre Schuld die Rothwendigkeit.

Auch jetzt noch, in ſeinem'd bei meiner Seele,
Fällt er mir Alle ſeinem gleichmal todt.
Könnt' er den Feind damit in's Leben rufen.

Terzky.
Still! Still! Nicht weiter! Laß die Todten ruh'n!
Heut gilt es, wer den Andern niederſtreicht;
Denn Euer Regiment will uns bedrücken.
Wir wollen eine luſt'ge Faſtnacht halten;
Die Nacht ſoll einmal Tag; bei vollen Gläſern
Erwarten wir die ſchwed'ſche Avantgarde.

Ille.
Ja, laßt uns heut noch guter Dinge ſeyn;
Denn beide Tage ſtehen uns bevor;
Nicht ruh'n ſoll dieſer Degen, bis er ſich
In Oeſterreich'ſchem Blute ſatt gelabet.

Gordon.
Pfui, welche Red' iſt das, Herr Feldmarſchall!
Warum ſo wüthen gegen Euern Kaiſer —

Buttler.
Hofft nicht zu viel von dieſem erſten Sieg.
Bedenkt, wie ſchnell bei Glücke's Rad ſich dreht.
Denn immer noch ſteht mächtig iſt der Kaiſer.

Ille.
Der Kaiſer hat Soldaten, keinen Feldherrn.
Denn dieſer König Ferdinand von Ungarn
Verſteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück.
Und war von jeher nur ein Herrverderber.
Und dieſe Satanas, der Octavio,
Kann in die Armen dennoch wohl verwunden.
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland ſtehn.

Terzky.
Nicht fehlen kann's und glaubt mir's nur. Das Glück
Verläßt den Herzog nicht; bedenkt iſt's ja:
Nur unſerm Wallenſtein kann Oeſterreich ſiegen.

Ille.
Der Kärſt wird ebenfalls ein großes Heer
Beiſammen haben; Alles drängt ſich, ferne
Herbei zum alten Fahne ſeiner Fahnen.
Die alten Tage ſind wiederkehren;
Der Große wird er wieder, der er war.
Wir werden ſich vor Thoren dann ins Aug'
Geſchlagen haben, die ihn jetzt verlachen;
Denn Länder ſpenden wird er ſeinen Freunden
Und treue Dienſte kaiſerlich belohnen.
Wer aber ſind in ſeiner Gunſt die nächſten.
(Zu Gordon).
Auch Euer wird er dann gedenken, wird Euch
Auf hohem Rede ſtehen. Euere Treu'
In einem höhern Poſten glänzen laſſen.

Gordon.
Ich bin verzagt, verſtehe höher nicht
Hinauf; wo große Höh', iſt große Tiefe.

Ille.
Ihr habt hier weiter nichts mehr zu beſtellen.
Denn morgen ziehn die Schweden in die Lauſitz.
Fromut, Terzky. Ob wird Zeit zum Aufbruch.
Was wollt Ihr? Laſſen wir die Stadt recognoſcirt.
Dem Schwediſchen zur Ehr', und wer's nicht thut,
Der iſt ein Spaniſcher und ein Verräther.

Terzky.
Laßt das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

Ille.
Was! Wir ſind Meiſter hier, und Keiner ſoll ſich
Für kaiſerlich bekennen, wo wir herrſchen.
— Gut' Nacht, Gordon. Laßt Euch zum Letztenmal
Den Plan empfehlen fromm. Schaft Mannen an!
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.

Schlag Zehn reitet Ihr den Herzog ſelbſt die Schildwach,
Dann ſind Ihr Eures Soldatenamts quitt:
Denn marſchiren ziehn die Schweden in die Feſtung.

Terzky (im Begriff zu gehen).
Ihr kommt doch auch auf's Schloß?

Buttler.
Zu rechter Zeit.
(Indem gehen ab).

Achter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (einen nachſendend).
Die Unglücksſeligen! Wie abmarſchlos
Sie in das ausgeſonnte Verderben ſtürzen.
In ihrer blinden Siegeszuversicht! —
Ich kann ſie nicht verklagen. Dieſer Jäger,
Der ſeine Freude Böcken ſchießt,
Der ſich in ſeines Kaiſers Blut will baden!

Buttler.
Thut, wie er Euch befohlen. Schickt Patrouillen
Herum, ſorgt für die Sicherheit der Feſtung;
Sind jene todt, ſchießt' ich gleich die Burg.
Daß in der Stadt nichts von der That verlaute!

Gordon (ängſtlich).
O eilt nicht ſo! Erſt ſagt mir —

Buttler.
Ihr vernehmt's;
Der nächſte Morgen ſehen geehrt den Schweden.
Die Nacht nur iſt noch unſer; ſie ſind ſchnell,
Noch ſchneller wollen wir ſeyn — Lebt wohl.

Gordon.
Ach, Eure Blicke ſagen mir nichts Gutes.
Verſprecht mir —

Buttler.
Der Sterne Lauf iſt unſer,
Herab ſteigt ein verhängnißvoller Abend —
Sie macht ihr Dünkel ſicher. Mehrlos gibt ſie
Ihr edles Eiſern in unſre Hand, und mitten
In ihren trunknen Gaſtesfreuden ſoll
Der ſcharfe Stahl ihr Leben raſch zerſchneiden.
Ein großer Rechenmeiſter war der Fürſt
Von jeher. Alles wollt' er zu berechnen,
Der Menſchen wollt' er, gleich des Brettſpiels Steinen,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben.
Nicht Anſtand nahm er, Andrer Ehr' und Würde
Und guten Ruf zu wahrnehm und zu hüten,
Berechnet hat er fort und fort und emſig
Wird doch der Kalkul irrig ſeyn; er wird
Sein Leben ſelbſt hinein gerechnet haben,
Alle ſeiner dort in ſeinem Zirkel fallen.

Gordon.
O ſeiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An ſeine Größe denkt, an ſeine Milde,
An ſeines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Exzellenzen ſeines Lebens.
Und tödt ſie in das aufgehobne Schwert
Als Engel ſtehend, gnadenbittend fallen.

Buttler.
Es iſt zu ſpät. Mehr Mitleid darf ich fühlen;
Ich darf nur blutige Gedanken haben.
(Gordons Hand faſſend).
Gordon! Nicht mißlingt Hoffen Treue — Ich liebe
Den Herzog wohl, und hab' dazu nicht Urſach —
Doch nicht mein Herz mag mich zu ſeinem Mörder.
Sein böſer Schickſal iſt's. Das Unglück rettet mich,
Die feindliche Zuſammenkunft der Dinge.
Es denkt der Menſch die freie That zu thun,
Umſonſt! Er iſt das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm ſchnell
Die furchtbare Notwendigkeit erſchafft.
Was half's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was redete — Ich muß ihn dennoch tödten.

Gordon.
O wenn das Herz Euch warnt, folgt ſeinem Triebe!
Das Herz iſt Gottes Stimme; Menſchenwerk
Iſt aller Klugheit künſtliche Berechnung.
Was kann aus blutiger That Euch Glückliches
Gedeihen? O und Blut entſpringt nichts Gutes!
Soll ſie die Straße Euch zur Größe bauen?
O glaubt das nicht — Es kann der Mord beſtehen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

Buttler.
Ihr wißt nicht. Fragt nicht. Warum mußten auch
Die Schweden ſiegen und ſo eilend nahn!
Gern überließ' ich ihn des Kaiſers Gnade;
Sein Blut mocht' will ich. Nein, er möchte leben.
Doch meines Wortes Ehre muß ich üben.
Und ſterben muß er, oder — Hört und wißt!
Ich bin entehrt, wenn uns der Fürſt entkommt.

Gordon.
O ſolchen Mann zu retten —

Buttler (ſchnell).
Was?

Gordon.
Iſt eines Opfers werth — Sind ehrmännig!
Das Herz und nimmt die Meinung ehrt den Mann.

Buttler (halb mit ſich).
Er iſt ein großer Herr, der Fürſt — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt Ihr ſagen.
Was liegt der Welt daran, mehr oder ob der niedrig
Geborene ſich ehret oder ſchändet,
Wenn nur der Fürſtlinge geehret wird.
— Ein Jeder gibt den Werth ſich ſelbſt. Wie hoch ich
Mich ſelbſt anſchlagen will, das ſteht bei mir;
So doch geſtellt iſt Keiner auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihn verachte.
Den Menſchen maßt mein Wille groß und klein,
Und weiß ich meinen treu bin, muß er ſtereen.

Gordon.
O einen Feſten ſtreb' ich zu bewegen!
Ihr ſeid von Menſchen menſchlich nicht gezeugt;
Mitet hindern fang ich Euch; ihn aber rette
Ein Gott aus Eurer fürchterlichen Hand.
(Sie gehen ab).

Ein Zimmer bei der Herzogin.

Neunter Auftritt.

Thekla (an einem Seſſel, blaß, mit geſchloſſenen Augen). Herzogin und Fräulein von Neuenau (um ſie beſchäftigt). Wallenſtein und die Gräfin (im Begriff).

Wallenſtein.
Wie wußte ſie es denn ſo ſchnell?

Gräfin.
Sie ſcheint
Unglück geahnt zu haben. Das Gerücht
Von einer Sahlaut erſchreckte ſie, worin
Der kaiſerliche Oberſt ſey gefallen.
Ich ſah es gleich. Sie flog dem ſchwediſchen
Kourier entgegen und entriß ihm ſpornl
Durch Fragen das unglückliche Geheimniß.
Zu ſpät vermochten wir ſie, eilten nach;
Ohnmächtig lag ſie ſchon in ſeinen Armen.

Wallenſtein.
Er verkündet wieder hoher Tage
Ein treffen! Armes Kind! — Wie alt? Sieht
Sie ſich?
(Indem er ſich zur Herzogin wendet).

Herzogin.
Ein ſechzig hat Augen auf.

Gräfin.
Du biſt!
Thekla (ſich umſehend).
Wo bin ich?

Wallenſtein
(unter zu ihr, da mit ihnen Neuen eintreten).
Kommen zu hir, Thekla. Drei neue ſtarke Mädchen!
Sind deiner Mutter liebende Geſellſchaft
Und deines Vaters Arme, die dich halten.

Thekla (ſieht ſich um).
Wo iſt er? Iſt er nicht mehr hier?

Herzogin.
Wer, meine Tochter?

Thekla.
Der kurze Unglückswort entfloh —

Herzogin.
O heute nicht davon, mein Kind! Hinweg
Von dieſem Bilde wende die Gedanken!

Wallenſtein.
Laßt ihrem Kummer ruhen! Laßt ihr Augen!
Mildert zuerſt Thränen mit den ſtrahlen!
Denn einen großen Schmerz hat ſie erlebet;
Denn wird ſie's überſehen, denn meine Thekla
Hat ſtarck Vaterß weitgreifendß Herz.

Thekla.
Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu leiden.
Was weinet ihr Mutter? Hab' ich ſie erſchrecket?
Es iſt vorüber, ich nehme mich wieder.
(Sie ſi aufgeſtanden, und ſieht mit den Augen im Zimmer).
Wo iſt er? Man verbirgt mir ihn nicht.
Ich habe Stärke genug, ich will ihn hören.

Herzogin.
Mein, Thekla! Dieſer Unglückswunſch hat
Nie wieder unter deinen Augen treten.

Thekla.
Mein Vater —

Wallenſtein.
Liebes Kind!

Thekla.
Ich will nicht ſchwach
Ich werde mich auch hald von mir ſelbſt erholen.
Gewähren Sie mir eine Bitte!

Wallenſtein.
Sprich!

Thekla.
Erlauben Sie, daß dieſer fremde Mann
Gewarnt werde, daß ich ihn allein
Verwahre und bethage.

Herzogin.
Wannenwahr!

Gräfin.
Nein! Das iſt nicht zu raſten! Gott nicht zu!

Wallenſtein.
Warum wünſcht Du ihn ſprechen, meine Tochter?

Thekla.
Ich darf geſtehen, wenn ich Mich recht,
Ich will nicht hintergangen ſein. Die Mutter
Will mich nur ſchonen. Ich will nicht ſchonet ſein.
Das Schrecklichſte iſt ja geſchehen; ich kann
Nichts Schrecklicheß mehr hören.

Gräfin und Herzogin (zu Wallenſtein).
Was es mag!

Thekla.
Ich werde Standhaft ſein wie meinere Schweſter;
Mein Herz verreißt mich bei dem fremden Mann.
Er war ein Freund meiner Schweſterl. ja.
Ich ſank in ſeine Arme — das bekümmert mich.
Erröthen muß ich nicht in ſeiner Nähe.
Und ſprechen muß ich ihn. Notwendig, daß
Der fremde Mann nicht empfing von mir kraft.

Wallenſtein.
Ich ſehe, ſie hat recht — und bin gewiß,
Ihr treue Vater zu gewähren. Rauf ihn!
(Terkatzky Neubrunn geht hinaus).

Herzogin.
Ich, keine Mutter, aber will dabei ſein.

Thekla.
Am liebſten ſprieg' ich ihn allein. Ich werde
Mehrere ſo geſaßter mich bethagen.

Wallenſtein (zur Herzogin).
Laß es gewähren. Laß ſie's mit ihm allein
Verſuchen. Es gibt Schmerzen, wo der Menſch
Sich ſelbſt nur helfen kann; ein Starkes Herz
Muß ſich auf ſeine Stärke nur verlaſſen.
In ihrer, wenn es fremder, Bruſt muß ſie
Kraft ſchöpfen, heute Troſt zu finden.
Es iſt mein ſtarkes Mädchen; nicht als Weib,
Als Heldin will ich ſie behandelt ſehn.
(Er will gehen).

Gräfin (zu ihm).
Wo gehſt Du hin? Ich höre Tritte ſagen.
Du bleibſt morgen früh von hier zu gehn,
Und aber vor zu ſchlafen.

Wallenſtein.
Ja, ihr bleibt
Dem Troſte meiner Mutter überlaſſen.

Gräfin.
O nimm mich mit hir, Bruder! Laß mich nicht
In dieſer bösen Sternennacht dem Verhängnis
Mit fremdem Gemüth entgegen harren.
Das gramvollſte Unglück trägt ſich leicht;
Doch gramvoll vorgeſehen ob der Zukunft
Und der Erwartung Qual kann nicht Entſetzen.

Wallenſtein.
Wer ſpricht von Unglück? Weg're deine Rede!
Ich hab' ganz andre Proſeſſionen.

Gräfin.
Er nimmt mich mit. O laß mich nicht zurück
In dieſem Ort der traurigen Bekrenzung!
Denn ſonder ich mir das Herz in dieſen Mauern.
Und wie ein Todtenacker beraubt mich's an;
Ich kann nicht ſchaun, wie der Ort mir wüthet.
O flieh' mit mir! Komm, Schweſter, rat' ihm auch.
Doch er will ſortkommen! Hält mich, liebe Mutter.

Wallenſtein.
Das Traum will Zeichen will ich hören;
Er ſprich, der mir meine Thatenkraft verwehrte.
Neubrunn (kommt zurück).
Der fremdling Herr!

Wallenſtein.
Laßt ihr mir ihn allein. (Ab).

Herzogin (zu Thekla).
Sieh, wie Du ihn entlaſſeſt! Kind. Du kannſt ihn
Unmöglich ſprechen. Folge deiner Mutter!

Thekla.

Der Neutrum mag heim in ſeine Nähe bleiben.
(Herzogin und Gräfin gehen ab).

Zehnter Auftritt.

Thekla. Der ſchwediſche Hauptmann. Fräulein Neutrum.

Hauptmann (noch im Eintreten).
Prinzeſſin — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbeſonnen raſches Wort — Wie konnt' ich —

Thekla (mit einem Lächeln).
Sie haben mich in meinem Schmerz getröſtet,
Ein unglaubwürdiger Zeuge macht Sie
Aus einem Freundlinge ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.
Ich ſchwöre, daß Sie meinem Ausruf hoffen:
Denn meinet Jungſt ſprach ein traurig Wort.

Thekla.
Die Schuld iſt mein. Ich ſtrickt entrich es Ihnen;
Sie waren nur die Stimme meines Schickſals,
Mein Herzeben unterbrach den ungeſtümen
Verſtoß. Ich bitte d'rum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (lebhaft).
Prinzeſſin, es wird Ihnen Schmerz erwecken.

Thekla.
Ich bin darauf gefaßt — — Ich will gefaßt ſein.
Wie lang hat Treffen an? Bedenken Sie.

Hauptmann.
Wir ſtanden, meines Ueberfalls gewärtig.
Bei Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſrer Vorpoſt Sicherheit
Ins Lager flüchte, rief: Der Feind iſt da.
Wir hatten einen nur noch Zeit, uns ſchnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchgerannen ſchon,
In vollem Aufgalopp heran geſprengt,
Die Harpyenhelmer den Vorhof; ſchnell war
Der Graben aus, der ſich um's Lager zog,
Von hohen Pfählen ſpitzen Schanzen überflogen.
Doch unbeſonnen hatte ſie der Muth
Vorangeführet den Verhau; weit hinterwärts
Blieb noch das Fußvolk, und die Harpyenhelmer waren
Dem ſchönen Führer allein gefolgt. —
(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis ſie ihm einen Wink gibt, fortzufahren).
Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzt mit der ganzen Reuterei,
Und drängten ſie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, ſchnell geordnet, einen Regen
Von Pfeilen ihnen ſtarr entgegenſchickte.
Nicht verwirrte es unſere Ordnung, ſondern ſchnell,
Gedrängt in dreigeteilt ſchwarzdichte Knäue,
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In unſrer Sprache ſich ritterlich zu ergehen;
Doch Oberſt Piccolomini —
(Thekla ſchwankend, faßt einen Stuhl).
Ihn machte
Der Hufſchlag ſeines Roſſes, das lange Haar,
Vom reichen Mante wehend, ihn kenntlich —
Zum Boden wirft er, ſpringt, der Erſte, ſteht
Sein edles Roß darüber weg, ihm ſtürzt
Das Regiment nach — doch — ſchon war's geſchehen!
Seine Pferd, von einer Partiſan durchſtoßen, blutet
Ihm unterhalb, ſtürzend wirft den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Roſſe, ſeinem Flügel weiter geſchwenkt.

(Thekla, welche die letzten Worten mit allen Zeichen wachſender Angſt begleitet, verſucht es ein heftiges Zimmer, da will finden, Fräulein Neutrum ein bringt, und empfängt ſie in ihren Armen).

Neutrum.
Mein armes Fräulein —

Hauptmann (gerührt).
Ihr zweifelt noch.

Thekla.
Es iſt vorüber — bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.
Da ergriff, als ſie den Führer faſten ſahen,
Die Truppen grimmig verſtörende Verzweiflung,
Der eigenen Rettung denkt jetzt Keiner mehr;
Gleich wilden Thieren fechten ſie, es trifft
Ihr ſtarrer Widerſtand die Unſrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen iſt.

Thekla (mit gezwungener Stimme).
Und wo — wo iſt — Sie ſagten uns nicht Alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe).
Heut ſehn verſammelten wir uns. Ihr treuen
Zweier Jünglinge der ehrlichen Geſchwiſter;
Das einzge Herz begleitete ihr Paar,
Ein Lorbeer ſchmückte ihnen Haar; traut legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Bräutigamen,
Auch Trauben ſchlangen ſeinem Stabe wieder;
Denn Beide ſind bei uns, die ſeine Oberhand
Und ſeiner Sitten Innigkeit erfahren.
Und Alle rührte ſein Geſchick, Gram hatte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er ſelbſt
Vermißt' es; man ſagt, er wollte ſterben.

Neutrum.
(gerührt zu Thekla, welche ihr Taſchtuch verdeckt hat).
Mein theures Fräulein — Fräulein, ſehn Sie auf!
O warum mußten Sie darauf beſtehn?

Thekla.
— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.
In einer Kirchenbruche
Bei Neuſtadt iſt er beigeſetzt, bis man
Von ſeinem Vetter Nachricht eingezogen.

Thekla.
Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.
Sankt Katharinenkirch.

Thekla.
Ich's weiß das dahin!

Hauptmann.
Sieben Meilen hätt man.

Thekla.
Wie geht der Weg?

Hauptmann.
Man kommt bei Tachenwald
Und Hallenberg durch unſer erſtes Poſten.

Thekla.
Wer kommandiert da?

Hauptmann.
Oberſt Buckelkorf.

Thekla
(geht an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuckkäſtchen einen Ring).
Sie haben mich in meinem Schmerz getröſtet. —

Und wie ein menſchlich Herz gerührt – Empfangen Sie — — (indem er ihm den Ring gibt).
Ein Angedenken dieſer Stunde — Leben Sie! –

Hauptmann (verbeugt).

Prinzeſſin –
(Thekla wankt ihm ſchwindend zu gehen, und verläßt ihn. Hauptmann packet und will reiſen. Fräulein Neubrunn unterhält den Wirt. Er geht ab).

Eilfter Auftritt.

Neubrunn. Thekla.

Thekla
(läßt der Neubrunn um den Hals).
Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die Du mir ſtets gelobt! Beweiſe dich
Als meine treue Freundin und Geſellerin!
– Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es iſt nur Ein Ort in der Welt;
Wo er verſteckt liegt, ja ſeinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort werden, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche? Da wächſelt Du
Mich fragen, wenn Du je geliebt. Dort, dort
Iſt Alles, was noch übrig iſt von ihm;
Der einz'ge Fleck iſt mir die ganze Erde.
– O hätte mich nicht auf! Wenn und wann Auftalt:
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! Das Lachen ſeiner Zunge!

Thekla.

Ich habe Thränen auf, der mehr weint iſt.
Will ich denn in der Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft mit den Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, ganz plötzlich ſchwache Weiber!

Thekla.

Wir waffnen uns; mein Arm iſt ſtark geſchärft.

Neubrunn.

Bei dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Stammnacht?

Thekla.

Wird ihm ſanft
Geweht, unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die rauhen Feindeskoſten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es ſind Menſchen.
Ihr geht das Unglück denn zu ganze Ende!

Neubrunn.

Die weite Reiſe –

Thekla.

Hält der Pfade Weiten,
Wenn er zum fernen Bruderſitze wollt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit aus dieſer Stadt zu kommen?

Thekla.

Gott öffnet uns die Thore. Geh' nur, geh'!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, ſucht Niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.

Mein Kavalier verſteht ſie. Geh' und ruf ihn!

Neubrunn.

Wagt er das ohne Wiſſen ſeines Herrn?

Thekla.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla
(ſich heimweh und thränend von ihr hinwendend).
O meine Mutter!

Neubrunn.

Es muß ſchon leider ſo, der gute Mutter;
Doch ſie auch dieſen letzte Schlag noch tragen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! – Geh' nur, geh'!

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt krank voll Wunde, theures Fräulein;
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur rechten Ruh, wie er ihr auch gefunden.
– O nein! Geh' Mann' treue Worte mehr!
Es wird mich fort, ich muß nicht, wo ich's ertrag.
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das hergeſtellteſte Band des Schmerzes wird
Sich löſen – Meine Thränen werden fließen.
O geh', wir ſtehen länger ſchon auf dem Platz frey.
Nicht Rede ſind' ich, daß ich hinten Mannern
Entrinnen bin – ſie ſtürzen auf mich ein –
Zerſtörend treten mich einr bewehrte Macht
Den Hammen – Was iſt das für ein Geſchrei!
Ich ſchärfen ſich wir alle Sinnen hinter Hunden
Mit ſtechen.
Mit ſtechen, hetzen Geiſterrollbern an –
Ja habe keinen Platz mehr – Immer neue!
Ich drängt mich das entſetzliche Getümmel
Aus deren Mitten fort, der Leerende!

(Will ab).

Sie ſtehen mich in Noth und Gefahren, Fräulein.
Doch ich nun ſtürzt mich zu verlaſſen wagt.
Ihr gut' und recht gleich den Befehlen.

(Will ab).

Zwölfter Auftritt.

Thekla.

Sein Geiſt iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schaar
Der Todten, die ſich rächend ihm geopfert.
Unſichtbar Dämonisch klagen ſie mich an.
Sie werfen mir im Tod nicht vor ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — Das rächen
Die rohen Herzen, nur ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Todeskranz,
Der ſeine Todesnahe ſchmückt, gewunden,
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da mein Geſtirn verſchwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwei himmliſchſchönen Stunden.

Du Landeſt an dem Eingang in die Welt.
Die ich betrat mit kindlichreinem Herzen:
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel ſtand an jeder Pforte,
Mich auf der Kindheit ſanftbunten Tagen
Sanft auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück;
In dein Herz hat mein erſter Blick!
(Sie hat vor ſich Niedergeſeſſen, und ſtützt den Kopf auf Theklens Knie auf.)
— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes göttliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Sohnes auf der Erde!

Dreizehnter Auftritt.

Thekla. Fräulein Neubrunn mit dem Stallmeiſter.

Neubrunn.

Hier iſt er, Fräulein, und er will es thun.

Thekla.

Willſt Du uns Pferde ſchaffen, Roſenberg?

Stallmeiſter.

Ich will ſie ſchaffen.

Thekla.

Willſt Du uns begleiten?

Stallmeiſter.

Mein Fräulein, bis ans End' der Welt.

Thekla.

Du kannſt
Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

Stallmeiſter.

Ich bleib' bei Ihnen.

Thekla.

Ich muß Dich verlieren.
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannſt Du
Uns aus der Feſtung bringen unentdeckt?

Stallmeiſter.

Ich kann's.

Thekla.

Wann kann es gehn?

Stallmeiſter.

In dieſer Stunde.
— Wo geht die Reiſe hin?

Thekla.

Nach — Sag's ihm, Neubrunn.

Neubrunn.

Nach Braunau.

Stallmeiſter.

Wort, ich geh', es zu beſorgen.
(Ab.)

Neubrunn.

Ach, da kommt Ihre Mutter, Fräulein.

Thekla.

Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Thekla. Neubrunn. Die Herzogin.

Herzogin.

Er iſt hinweg; ich finde dich geſaßter.

Thekla.

Ja ich bin es. Mutter — Laſſen Sie mich jetzt
Bald faſſen, eilen und die Neubrunn um mich ſeyn.
Ich werde Ruh.

Herzogin.

Du ſollſt ſie haben, Thekla.
Ich geh' gerichten weg, da ich den Vater
Beruhigen kann.

Thekla.

Gut' Nacht denn, liebe Mutter!
(Sie küßt ihr um den Hals und umarmt ſie in großer Bewegung.)

Herzogin.

Du biſt noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.
Du zitterſt ja ſo heftig und dein Herz
Klopft hörbar an dem meinen.

Thekla.

Schlaf wird es
Beſchwichtigen — Gut' Nacht, geliebte Mutter!
(Indem ſie auf den Armen der Mutter ſich wenden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Buttlers Zimmer.

Erſter Auftritt.

Buttler. Major Geraldin.

Buttler.

Zwölf raſche Dragoner ſucht Ihr aus;
Bewaffnet ſie mit Piken, denn ein Schuß
Darf fallen — An dem Thiergarten werdet
Beſtellt Ihr ſie, und wenn der Mantelſack aufs
Geſchirr, bringt Ihr herein und ruft: Vivat
Sein Kaiſerlich! — Ihr wißt den Text auswendig —
Dann werft Ihr Euch auf Beide, faßt ſie nieder.
Das Andre wird weiter verlautet und vernacht.
Daß kein Gerücht davon zum Schloſſen dringe.
Geht jetzt — Horst Ihr noch Hauptmann Deveroux
Und Macdonald gemeldet?

Geraldin.

Gleich ſind ſie hier.
(Geht ab.)

Buttler.

Kein Aufſehn iſt zu wagen. Auch die Bürger
Erklären ſich für ihn; ich weiß nicht, wie
Ein Schwindelgeiſt die ganze Stadt ergriffen.
Sie ſeh'n im Herzog einen Friedensſtifter
Und einen Retter unſrer goldnen Zeit.
Der Rath hat Maßen aufgetheilt; ihren hohen
Sold ihrer Bauern angereizt, Mancher
Bei ihnen zu thun. Drum eilt es, ſammt zu ſein.
Denn Feinde droh'n von außen und von innen.

Zweiter Auftritt.

Buttler. Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Macdonald.
Da ſind wir, General.

Deveroux.
Was iſt der Loſung?

Buttler.
Es lebe der Kaiſer!

Beide (treten zurück).
Wir?

Buttler.
Hans Oeſterreich lebe!

Deveroux.
Iſt's nicht der Friedland, dem wir Treu' geſchworen?

Macdonald.
Sind wir nicht hergeführt, ihn zu beſchützen?

Buttler.
Wir einen Reichsfeind und Verräther ſchützen?

Deveroux.
Nun ja, Du nahmſt und ja für ihn in Pflicht.

Macdonald.
Und biſt ihm ja hierher gefolgt nach Eger.

Buttler.
Ich that's, ihn beſſ'rer zu verderben.

Deveroux.
Ja ſo!

Macdonald.
Das iſt was anders.

Buttler (zu Deveroux).
Glauber!
Co leicht entwichſt Du von der Pflicht und Ehre?

Deveroux.
Zum Teufel, Herr! Ich folgte deinem Beiſpiel.
Kann der ein Schelm ſeyn, dacht' ich, kannſt Du's auch.

Macdonald.
Wir denken nicht nach. Das iſt deine Sache!
Du biſt der General und kommandirſt,
Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

Buttler (beſtürzt).
Nun gut! Wir wollen abwarten.

Macdonald.
Ja, das rath' ich.

Deveroux.
Wir ſind Geſellen der Fortuna; wer
Das Meiſte bietet, hat uns.

Macdonald.
Ja, ſo iſt's.

Buttler.
Jetzt ſollt ihr ehrliche Geſellen bleiben.

Deveroux.
Das ſind wir gerne.

Buttler.
Und Forcht vor machen.

Macdonald.
Das iſt noch beſſer.

Buttler.
Hört an.

Beide.
Wir hören.

Buttler.
Es iſt des Kaiſers Will' und Ordonnanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu ſchaffen.

Deveroux.
So ſteht's im Brief?

Macdonald.
Ja, lebend oder todt!

Buttler.
Und ſtattlicher Belohnung warten deſſen
An Gelt und Gütern, der die That vollführt.

Deveroux.
Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von hohen Herrn. Ja, ja! Wir wiſſen ſchon:
Es einer gottlos Gaudenzio' ſtürzt,
Ein braunes Roß, ein Pergament und ſo was.
— Der Fürſt zahlt beſſer.

Macdonald.
Ja, der iſt freigebig.

Buttler.
Mit dem iſt's aus. Sein Glücksſtern iſt geſallen.

Macdonald.
Iſt das gewiß?

Buttler.
Ich ſag's euch.

Deveroux.
Iſt's vorbei
Mit ſeinem Glück?

Buttler.
Vorbei auf immerdar.

Er iſt ſo arm wie wir.

Macdonald.
So arm wie wir?

Deveroux.
Ja, Macdonald, da muß man ihn verlaſſen!

Buttler.
Verlaſſen iſt er ſchon von Jwangigtauſend.
Wir müſſen mehr thun, Landsmann. Kurz und gut!
— Wir müſſen ihn ihören.

(Beide fahren zurück).

Beide.
Ihören?

Buttler.
Ihören, ſag' ich.
— Und dazu hab' ich euch erleſen.

Beide.
Uns?

Buttler.
Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Deveroux (nach einer Pauſe).
Wählt einen Andern.

Macdonald.
Ja, wählt einen Andern.

Buttler (zu Deveroux).
Erſchreckt's euch? Feige Memme? Wie! Du haſt
Schon deine dreißig Heilen auf der Wangen —

Deveroux.
Hand an den Feldherrn legen — das bedenk'!

Macdonald.
Dem wir das Jurament geleiſtet haben!

Buttler.
Das Jurament iſt null mit ſeiner Treu.

Deveroux.
Hör', General! Das klingt mir doch zu gräßlich.

Macdonald.
Ja, das iſt wahr! Man hat auch ein Gewiſſen.

Deveroux.
Wenn's nur den Chef nicht wär', der uns ſo lang
Getrommelt hat und Reſpekt gefordert.

Buttler.
Iſt das der Anfang?

Deveroux.
Ja! Hör'! Wen Du ſonſt willſt!
Dem eignen Sohn, wenn's Kaiſers Dienſt verlangt,
Will ich das Schwert ins Eingeweide bohren —
Doch ſieh, wir ſind Soldaten, und den Feldherrn
Erwerben, das iſt eine Hände- und Arbeit,
Davon kein Beichtbuch abſolviren kann.

Buttler.
Ja ein dein Papſt und abſolvire dich.
Entſetzlich euch ſchwer.

Deveroux (hebt bedenklich).
Es geht nicht.

Macdonald.
Nein, es geht nicht.

Buttler.
Nun denn, ſo geht — und ſchickt mir Peſtalozzen.

Deveroux (ſingt).
Den Peſtalozz — Hum!

Macdonald.
Was willſt Du mit dieſem?

Buttler.
Wenn ihr's verſchmäht, es ſinken ſich genug —

Deveroux.
Nein, wenn er ſollen muß, ſo können wir
Den Preis ſo gut verdienen, als ein Anderer.
— Was denkſt Du, Bruder Macdonald?

Macdonald.
Ja, wenn
Er ſollen muß und ſoll, und 's iſt nichts anders,
So mag ich's dieſem Peſtalozz nicht gönnen.

Deveroux (nach einigem Bedenken).
Wann ſoll er ſollen?

Buttler.
Heut', in dieſer Nacht,
Denn morgen ſtehn die Schweden vor den Thoren.

Deveroux.
Euch! Du mir für die Folgen, General?

Buttler.
Ich ſteh' für Alles!

Deveroux.
Iſt's bei Kaiſers Will'?
Sein letzter, ernſter Will'? Man hat Exempel,
Daß man den Mord ſtraft und den Mörder ſtraft.

Buttler.
Das Manifeſt ſagt: Lebend oder todt.
Und lebend iſt's nicht möglich, ſitzt ihr feſt —

Deveroux.
Todt alſo! Todt — Wie aber kommt man an ihn?
Die Thür iſt angefüllt mit Terzky'ſchen.

Macdonald.
Und dann iſt noch der Terzky und der Ilo —

Buttler.
Wir ſtehen Beiden ſtumm man zu, verſteht ſich.

Deveroux.
Was? ſollen ihr auch ſollen?

Buttler.
Die zweite.

Macdonald.
Hör', Deveroux — das wird ein blut'ger Abend.

Deveroux.
Haſt Du ſchon deinen Mann dazu? Traut's mir auf.

Buttler.
Dem Major Geraldin iſt's übergeben.
Er iſt heut Zahlmeiſter und ein Eifer wird
Gegeben auf dem Saale; hört wird man ſie
Bei Tafel überfallen, niederſtoßen —
Der Peſtalozz, der Erſte ſind dabei —

Hör', General! Der kann es nicht verſchlagen.
Hör' — laß mich tauſchen mit dem Geraldin.

Buttler.
Die kleinere Gefahr iſt bei dem Herzog.

Deveroux.
Gefahr? Was, Teufel! traufſt Du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug', nicht ſeinen Degen fürcht' ich.

Buttler.
Was kann ſein Aug' der ſchaden?

Deveroux.
Alter Teufel!
Du kannſt mich, daß ich keine Memme bin.
Doch ſieh, es ſind noch nicht acht Tag, daß mir
Der Herzog zwanzig Goldſtück' reichen laſſen
Zu dieſem warmen Rock, den ich hier anhab' —
Und wenn er mich nun mit der Pike ſtößt
Daſtehn, wie auf den Rock ſieht — ſieh — ſo —
Der Teufel hol' mich! ich bin kein Memme.

Der Herzog gab dir dieſen warmen Rock.
Und Du, ein armer Wicht, verkaufſt dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Hing ihm der Kaiſer um, den Aechtsmantel.
Wie dankt er's ihm! Mit Aufruhr und Verrath.

Deveroux.
Das iſt auch wahr. Den Dunker hol' der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

Buttler.
Und wüßt Du kein Gewiſſen
Vorzubiegen, darfſt Du den Rock nur ausziehen,
So kannſt Du's friſch und wohlgemuth vollbringen.

Macdonald.
Ja! da iſt aber noch was zu bedenken —

Buttler.
Was giebt's noch zu bedenken, Macdonald?

Macdonald.
Was hilft uns Muth und Waffe wider den?
Er iſt nicht zu verwunden, er iſt feſt.

Buttler (ſtarr auf).
Was wird er —

Macdonald.
Gegen Schuß und Hieb! Er iſt
Gefroren, mit der Teufelskunſt verbohrt,
Sein Leib iſt unverletzlich, ſag' ich dir.

Deveroux.
Ja, ja! In Ingelſtadt war auch ſo Einer.
Dem war die Haut ſo feſt wie Stahl, man mußt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederſchlagen.

Macdonald.
Hört, was ich thun will!

Deveroux.
Spricht.

Macdonald.
Ja treue Hier
Im Kloſter einen Bruder Dominikaner
Auf unſrer Landsmannſchaft, der ſoll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Waſſer,
Und einen kräft'gen Segen drüber ſprechen;
Das iſt bewährt, hilft gegen jeden Bann.

Buttler.
Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wärmt euch beim Regimente gewaltig, derbhig
Handfeſte Kerle, laßt ſie den Kaiſer ſchwören.
Wenn's Ernſt geſchlagen — wenn die erſten Runden
Paſſirt ſind, führt ihr ſie in aller Stille
Dem Hauſe zu — Ich werde ſelbſt nicht weit ſeyn.

Deveroux.
Wie kommen wir durch die Hartſchierer und Garden,
Die in dem innern Hofraum Wache halten?

Buttler.
Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch einen Mann verſtärket wird,
Wir gaben mein Rang und Rang zu ſeiner Stunde
Einlaß beim Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und ſchnell will einem Dolchſtoß in die Kehle
Durchreiter ich den Hartſchier und mag' euch Bahn.

Deveroux.
Und ſind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Fürſten, ohne daß
Das Hofgeſind' erwacht und Lärmen ruft?
Denn er iſt hier mit großem Comitat.

Buttler.
Der Dienerſtaab iſt auf dem andern Flügels
Er hat Gerüchte, wohnt auf dem linken ganz allein.

Deveroux.
Wär's nur vorüber, Macdonald — Mir iſt
Letztlich dabei zu Muthe, weiß der Teufel.

Macdonald.
Mir auch. Es iſt ein gar zu großes Hazard.
Man wird mir für zwei Böſewichter halten.

Buttler.
In Gram und Ehr' und Ueberfluß könnt ihr
Der Menſchen Urtheil und Gered' verlachen.

Deveroux.
Wenn's mit der Ehr' nur auch ſo recht gewiß iſt.

Buttler.
Seid unbeſorgt. Ihr rettet Kron' und Reich
Dem Ferdinand. Der Lohn kann nicht gering ſeyn.

Deveroux.
Er iſt's ſein Zweck, den Kaiſer zu contreniren?

Buttler.
Das iſt er: Kron' und Leben ihm zu rauben!

Deveroux.
So müßt' er fallen durch des Henkers Hand.
Wenn wir nach Wien gekommen ihn gefangen?

Buttler.
Dieß Schickſal könnt' er unumwunden vermeiden.

Deveroux.
Komm, Macdonald! Er ſoll als Feldherr enden
Und ehrlich fallen von Soldatenhänden.
(Er gehen ab).

Ein Saal, auf den man in eine Galerie gelangt, die ſich weit nach hinten erſtreckt.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein ſitzt an einem Tiſch. Der ſchwediſche Hauptmann ſteht vor ihm. Bald darauf Gräfin Terzky.

Wallenſtein.
Empfehlt mich Eurem Herrn. Ich nehme Theil
An ſeinem guten Glück, und wenn Ihr mich
Es viele Freude möcht bezeugen ſehn,
Als dieſe Siegespoſt verdienen mag.
So glaubt, es iſt nicht Mangel guten Willens.
Denn unſer Glück iſt mannigfach Eins. Lebt wohl!
Nehmt meinen Dank für Eure Mühe. Die Feſtung
Soll ſich Euch auftun morgen, wann Ihr kommt.
(Schwediſcher Hauptmann geht ab. Wallenſtein ſteht im vordern Gründen, darf vor ſich hinſehend, den Kopf in die Hand geſtützt. Gräfin Terzky tritt herein, und bleibt eine Zeitlang vor ihm unbemerkt, endlich macht er eine raſche Bewegung, erblickt ſie und faßt ſich ſchnell).
Kommſt Du von ihr? Erbeut ſie ſich? Was macht ſie?

Gräfin.
Sie ſoll geſtorben ſeyn nach dem Gerücht.
Sagt mir die Schweſter — Jetzt iſt ſie zu Beete.

Wallenſtein.
Ihr Schmerz wird ſanfter werden. Sie wird weinen.

Gräfin.
Auch dich, mein Bruder, fand ich nicht wie ſonſt.
Mich einem Sieg erwarten' ich hell heiterer.
O bleibe ſtark! Erhebe Du und aufrecht.
Denn Du biſt unſer Licht und unſer Sonne.

Wallenſtein.
Sey ruhig. Mir iſt nichts — Wo iſt denn Maxen?

Gräfin.
Zu einem Gaſtmahl ſind ſie, er und Illo.

Wallenſtein
(ſteht auf und macht einige Schritte durch den Saal).
Es iſt ſchon finſter Nacht — Geht' auf dein Zimmer!

Gräfin.
Heiß mich nicht gehn, o laß mich nun bei dir bleiben!

Wallenſtein (iſt ans Fenſter getreten).
Am Himmel iſt geheimnißvolle Bewegung.
Des Thurmes Zinne faßt der Mond, ſtumm geht
Der Weiten Zug, die Mondesſichel wandelt.
Und durch die Nacht zieht ungewiſſe Helle.
— Kein Sternbild iſt zu ſehn! Der wilde Schwan dort,
Der ewiglust, iſt aus der Kaſſiopeja.
Und haben Hebe der Jupiter — Doch jetzt
Denkt ihn die Schweizerin des Gewitterhimmels!
(Er wendet ſich Trinken und ſieht ſtarr hinaus).

Gräfin
(die ihm traurig zuſieht, faßt ihn bei der Hand).
Was ſinnſt Du?

Wallenſtein.
Mir däucht, wenn ich ihn ſähe, wär' mir weit.
Es iſt der Stern, der königlichen Leuen ſtrahlt.
Und wunderbar oft rührte mich ſein Nahbild.
(Pauſe).

Gräfin.
Du wirſt ihn wieder ſehn.

Wallenſtein
(iſt wieder in eine tiefe Betrachtung gefallen, er erwacht ſich und ſieht ſich ſtarrend vor Gräfin).
Ihn wiederſehen? — O niemals wieder!

Gräfin.

Wie?

Wallenſtein.

Er iſt dahin — iſt Staub!

Gräfin.

Wen meynſt Du denn?

Wallenſtein.

Er iſt der Glückliche. Er hat vollendet.
Ihr ihn iſt keine Zukunft mehr, ihm ſpinnt
Das Schickſal keine Fäden mehr, — ſein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und ungeduldringend pocht ihm keine Stunde.
Weg iſt er über Wunſch und Furcht, gehört
Nicht mehr den tückiſch wankenden Planeten —
O ihm iſt wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt!

Gräfin.

Du ſprichſt von Piccolomini. Wie ſtarb er?
Der Bote ging juſt von hier, als ich kam.
(Wallenſtein beruhet die Hand zu ſchweigen).
O wende deine Blicke mir zurück!
Vorwärts in hell're Tage laß uns ſchauen,
Freu' dich des Siegs, vergiß, was er dir koſtet.
Nicht heute erſt ward dir der Freund geraubt;
Als er ſich von dir ſchied, da ſtarb er dir.

Wallenſtein.

Verſchmerzen werd' ich dieſen Schlag, das weiß ich.
Denn was verſchmerzte nicht der Menſch! Vom Höchſten,
Wie vom Gemeinſten, lernt er ſich entwöhnen,
Denn ihn beſiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fürt' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos lieg' es vor mir liegen.
Denn Er ſtand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
Erhoben ſich, wie ſelber zum Erſtaunen,
Des Lebens flach alltägliche Geſtalten.
Was ich mir ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Gluck geht doch der Freund.
Der's fühlend erſt erſchaft, der's theilend mehrt.

Gräfin.

Verzag' nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Iſt reich genug, ſich ſelber zu beleben.
Du biſt und preiſeſt Tugenden an ihm.
Die Du in ihm geſchaffen, in ihm entfaltet.

Wallenſtein (an die Thür gehend).

Wer führt uns noch in ſpäter Nachte? — Es iſt
Der Kommandant. Er bringt die Feſtungsſchlüſſel.
Verlaß uns, Schweſter! Mitternacht iſt da.

Gräfin.

O wir wird heut ſo ſchwer von dir zu gehn,
Und bange Furcht bewegt mich.

Wallenſtein.

Furcht! Wovor?

Gräfin.

Du wirſt ſchnell wegreiten dieſe Nacht,
Und beim Erwachen finden wir dich nimmer.

Wallenſtein.

Einbildungen!

Gräfin.

O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen gedängſtigt,
Und wenn ich wachend ſie bekämpft, ſie fallen
Mein banges Herz in böſtern Träumen an.
— Ich ſah dich geſtern Nacht mit deiner erſter
Gemahlin, reich geputzt, zu Tiſche ſitzen —

Wallenſtein.

Das iſt ein Traum erwünſchter Vorbedeutung;
Denn jene Heirath ſtiftete mein Glück.

Gräfin.

Und heute träumte mir, ich ſaeter dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthauſe
In Gitſchin war's, die Du geſtiftet haſt.
Und wo Du weißt, daß man dich hin begrabe.

Wallenſtein.

Dein Geiſt iſt nun einmal damit beſchäftigt.

Gräfin.

Wie? Glaubſt Du nicht, daß eine Warnungsſtimme
In Träumen vorbedeutend zu uns ſpricht?

Wallenſtein.

Dergleichen Stimmen giebt's — Es iſt kein Zweifel!
Doch Warnungsſtimmen möcht' ich ſie nicht nennen.
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran.
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Es machte mir ſtets eignes Grauſen,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs liest.
Der König fühlte das Gefängniß des Meſſers
Lang vorher in der Bruſt, eh' ſich der Mörder
Navaillac bewaffnete. Ihm ſtob
Die Angſt, es ſagt' ihm auf in ſeinem Innern,
Ins Freie trieb es ihn, wie Leichengeiſter
Klang ihm der Gattin Krönungsfeſt, er hörte
Im ahnungsvollen Ohr der Zähe Tritt.
Die durch die Gaſſen von Paris ihn ſuchten.

Gräfin.

Sagt dir die ins're Ahnungsſtimme nichts?

Wallenſtein.

Nichts. Sey ganz ruhig!

Gräfin (in höhres Nachſinnen verloren).

Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, fiel Du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thoren ſchlugen
Zuſammen, krachend — krachend folgt' ich, konnte
Doch nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefaßt mit kalter Hand,
Du wandt's, und küßteſt mich, und über uns
Schien eine rothe Decke ſich zu legen —

Wallenſtein.

Das iſt der rothe Teppich meines Zimmers.

Gräfin (ihn betrachtend).

Wenn's dahin ſollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir ſteht —
(Sie bricht in heftiges Weinen an die Bruſt).

Wallenſtein.

Des Kaiſers Achtbrief eingefügt dich. Buchſtaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

Gräfin.

Fänd' er ſie aber, dann iſt mein Entſetzen
Gefaßt — ich ſchwör' bei mir, was mich tröſtet.
(Geht ab).

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Gordon. Dann der Kammerdiener.

Wallenſtein.

Iſt's ruhig in der Stadt?

Gordon.

Die Stadt iſt ruhig.

Wallenſtein.

Ja ihre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?

Gordon.

Dem Grafen Terzky und dem Feldmarſchall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.

Wallenſtein (für ſich).

Es iſt des Teufels wegen — Dich Geſetzten
Kann ſein nicht anders freuen, als bei Tiſch.
(Kämmerer. Kammerdiener tritt ein).
Entkleide mich, ich will mich ſchlafen legen.
(Er nimmt die Schlüſſel zu ſich).
So ſind wir denn vor jedem Feind verwahrt,
Und mit den ſichern Freunden eingeſchloſſen.
Denn Alles möcht' mich trügen, aber ein
Geſicht, wie dies, (auf Gordon ſehend) iſt keines
Heuchlerſ Larve.
(Kammerdiener hat ihm den Mantel, Ringkragen
und die Fetthinde abgenommen).
Geb Acht! was fällt da?

Kammerdiener.

Die goldne Kette iſt entzwei geſprungen.

Wallenſtein.

Nun, ſie hat lang genug gehalten. Sieh!
(Indem er ihr keine betrachtet).
Das war des Kaiſers erſte Gunſt. Er hing ſie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul.
Und aus Kroatenland trug ich ſie bis heut.
— Aus Kroatenland. Wenn ihr wohl. Sie ſollte
Ein Talisman mir ſein, ſo lang ich ſie
An meinem Halſe glaubig wollte tragen.
Das fühl'ge Glück, des erſte Gunſt ſie war.
Mir auf Zeitlebens binden — Nun es ſei!
Mir muß ferner ein neues Glück beginnen.
Denn dieſes Bannes Kraft iſt aus.
(Kammerdiener entfernt ſich mit den Kindern. Wallenſtein ſteht auf, macht einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt vorne nachdenkend vor Gordon ſtehen).
Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.
Ich ſeh' mich werben an dem Hof zu Burgau,
Wo wir zuſammen Edelknaben waren.
Wer hätten's hier Streit. Du meinteſt's gut
Und pflegteſt gern den Sittenprediger
Zu machen, ſchaltеſt mich, daß ich nach hohen Dingen
Unmäßig ſtrebte, rühmten Träumen glaubend,
Und prieſeſt mir den goldnen Mittelweg.
— Ei, deine Weisheit hat ſich ſchlecht bewährt.
Sie hat dich früh zum abgelebten Manne
Gemacht, und würde dich, wenn ich mit meinen
Großmächt'gen Sternen nicht dazwiſchen träte,
Im ſtechten Winkel ſtill verſchlafen laſſen.

Gordon.

Mein Fürſt! Mit leichtem Muthe tauſcht der arme Fiſcher
Den kleinen Nachen an im ſichern Port,
Sieht er im Sturm das große Meerſchiff ſtranden.

Wallenſtein.

So biſt Du ſicher im Hafen, alter Mann?
Ich mag's. Es trennt der ungeſtümſte Muth
Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge;
Die Hoffnung nenn' ich meine Ahnin noch.
Ein Jüngling iſt der Geiſt, und ſeh' ich mich
Dir gegenüber, ja, ſo möcht' ich rühmend ſagen,
Daß über meinem brennen Scheitelhaar
Die ſechzehn Jahre machtlos hingegangen.
(Er geht mit großen Schritten durch's Zimmer, und bleibt auf der entgegengeſetzten Seite, Gordon gegenüber, ſtehen).
Wer nennt das Glück noch falſch? Mir war es treu.
Hat aus der Menſchen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts iſt gemein in meines Geſchicks Bogen.
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menſchenweiſe deuten?
Zwar jetzo ſcheint' ich tief herabgeſtürzt:
Denn wer' ich wieder ſteigen, beide Zinth
Wird bald auf dieſe Ode ſchweigend folgen —

Gordon.

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung mocht' ich ſchärfen aus dem langen
Glück;
Dem Unglück iſt die Hoffnung zugeſendet.
Zurecht ſoll das Haupt des Glücklichen umſchweben:
Denn ewig wankt des Geſchickes Wage.

Wallenſtein (lächelnd).

Den alten Gordon hör' ich wieder ſprechen.
— Wohl weiß ich, daß die irdiſchen Dinge wechſeln,
Die böſen Götter fordern ihren Zoll.
Das wußten ſchon die alten Heidenvölker.
Drum wollten ſie ſich ſelbſt freiwillig's Unheil,
Die eiferſücht'ge Gottheit zu verſöhnen,
Uns Menſchenopfer bluteten dem Typhon.
(Nach einer Pauſe, ernſt und ſtiller).
Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel
Der tiefſte Freund, und fiel durch meine Schuld.
Es kann mich keines Glückes Gunſt mehr freuen,
Als dieſer Schlag mich hat geſchmerzt — Der Neid
Des Schickſals iſt geſättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet iſt
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz.
Der mich verſchmetternd wollte niederſchlagen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Seni.

Wallenſtein.

Kommt da nicht Seni? Und wie außer ſich!
Was führt dich noch ſo ſpät hieher, Baptiſt?

Seni.

Durcht deinetwegen, Hoheit.

Wallenſtein.

Sag', was gibt's?

Seni.

Flieh, Hoheit, eh' der Tag anbricht! Vertraue dich
Den Schwediſchen nicht an!

Wallenſtein.

Was fällt dir ein?

Seni (mit dringendem Ton).
Vertrau' dich dieſen Schweden nicht!

Wallenſtein.

Was iſt's denn?

Seni.

Erwarte nicht die Ankunft dieſer Schweden!
Von falſchen Freunden droht dir nahes Unheil:

Die Zeichen ſtehen grauſenhaft; nah, nahe
Umgeben ſich die Netze des Verderbens.

Wallenſtein.

Du träumſt, Baptiſt, die Zwiebt betöret dich.

Seni.

O glaube nicht, daß leere Furcht mich täuſche.
Komm, tritt es ſelbſt in dem Planetenſtand,
Daß Unglück dir von falſchen Freunden droht.

Wallenſtein.

Von falſchen Freunden ſtammt mein ganzes Unglück;
Die Weiſung hätte früher kommen ſollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

Seni.

O komm und ſieh! Glaub' deinen eignen Augen.
Ein gräulich Zeichen ſteht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Dem Strahlen deines Sterns — O laß dich warnen!
Nicht dieſen Heiden überliefre dich,
Die Krieg mit unſrer heil'gen Kirche führen.

Wallenſtein (lächelnd).

Schaltt das Orakel dahin? — Ja! Ja! Nun
Beſinn' ich mich — Dies ſchwed'ſche Bündnis hat
Dir nie gefallen wollen — Leg dich ſchlafen,
Baptiſta: Solche Zeichen ſtraft' ich nicht.

Gordon

(der durch dieſe Reden heftig erſchüttert worden, wendet ſich zu Wallenſtein).

Mein fürſtlicher Gebieter! Darf ich reden?
Oft kommt ein nützlich Wort aus ſchlechtem Munde.

Wallenſtein.

Sprich frei!

Gordon.

Mein Fürſt! Wenn's doch kein leeres Furchtbild wäre,
Wenn Gottes Verſehung ſich dieſes Mundes
Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

Wallenſtein.

Ihr ſprecht im Fieber. Einer wie der Andre.
Wie kann mir Unglück kommen von den Schweden?
Sie ſuchten meinen Bund, er iſt ihr Vortheil.

Gordon.

Wenn dennoch eben dieſer Schweden Ankunft —
Gerade die es wäre, die das Verderben
Beſtändig auf Ihr ſo ſicheres Haupt —

(vor ihm niederknieend)

O noch iſt's Zeit, mein Fürſt —

Seni (knet nieder).

O höre ihn! höre ihn!

Wallenſtein.

Zeit, und wozu? Steht auf — Ich will's, ſteht auf.

Gordon (ſteht auf).

Der Rheingraf iſt noch fern. Gebieten Sie,
Und dieſe Feſtung ſoll ſich ihm verſchließen.
Will er und kann belagern, er verſuch's.
Doch ſag' ich dies: Verderben wird er über
Mit ſeinem ganzen Volk vor dieſen Mauern,
Als unſres Muthes Tapferkeit ermüden.
Erfahren ſoll er, was ein Heldenhaufe
Vermag, befeelt von einem Heldenführer.
Drum's Ernſt iſt, ſeinen Fehler gut zu machen.
Das wird den Kaiſer rühren und verſöhnen.
Denn gern zur Milde wendet ſich ſein Herz,
Und Feindland, hier verwandt wiederkehrt.
Wird höher ſtehn in ſeines Kaiſers Gnade,
Als je der niegeſtan'ne hat geſtanden.

Wallenſtein

(betrachtet ihn mit Befremdung und Erſtaunen, und ſchweigt eine Zeitlang, eine ſtarke innere Bewegung zeigend).

Gordon — des Eifers Wärme führet Euch weit.
Es darf der Jugendfreund ſich was erlauben.
— Blut iſt geflo'ſſen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiſer mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben laſſen.
Hört' ich vorher gewußt, was nun geſchehn,
Daß es den liebſten Freund mir würde koſten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt geſprochen —
Kann ſeyn, ich hätte mich bedacht — kann ſeyn
Auch nicht — Denn was nun ſchonen noch? Zu ernſthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn ſeinen Lauf!

(Indem er ab't, Irniker tritt).

Sieh, es iſt Nacht geworden; auf dem Schloß
Ist's auch ſchon ſtille — Leuchte. Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdeſſen ſtill angeordnet, und mit ſichtbarem Antheil in der Ferne gehandelt, tritt hervor, heftig bewegt, und ſtürzt ſich zu des Herzogs Füßen).

Du auch noch? Doch ich weiß es ſchon, warum
Du meinen Frieden wünſchteſt mit dem Kaiſer.
Der arme Menſch! Er hat im Königreich
Ein kleines Gut und ſorgt, ihr nehmen's ihm.
Weil er bei mir iſt. Bin ich denn ſo arm,
Daß ich den Dienern nichts erſetzen kann?
Nun! Ich will Niemand zwingen. Wenn Du meynſt,
Daß mich das Glück geſtoßen, ſo verlaß mich.
Heut magſt Du mich zum Letztenmal entkleiden,
Und dann zu deinem Kaiſer übergehn —
Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt. Gordon bleibt in der Dunkelheit ſtehen, dem Herzog mit den Augen folgend, bis er in dem äußerſten Gang verſchwunden iſt, dann bricht er durch Geberden ſeinen Schmerz aus, und lehnt ſich grausvoll an eine Säule).

Sechster Auftritt.

Gordon. Buttler (anfangs hinter der Scene).

Buttler.

Hier ſtehet ſtill, bis ich das Zeichen gebe.

Gordon (fährt auf).

Er iſt's, er bringt die Mörder ſchon.

Buttler.

Die Lichter
Sind aus. In tiefem Schlafe liegt ſchon Alles.

Gordon.

Was ſoll ich thun? Verlauf' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?

Buttler (erſcheint hinten).

Vom Korridor her ſchimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Fürſten.

Gordon.

Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiſer? Und entkommt er,
Des Feindes Macht verſtärkend, lad' ich nicht
Auf mein Haupt alle fürchterlichen Folgen?

Buttler (etwas näher kommend).

Seni! Horch! Wer ſpricht da?

Gordon.

Ach, es iſt doch beſſer.

Ich ſtell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Daß ich ſo großer That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht erworben, wenn er unkommt;
Doch ſeine Rettung wäre meine That,
Und jede ſchwere Folge müßt' ich tragen.

Buttler (herumreitend).
Die Stimme kenn' ich.

Gordon.
Buttler.

Buttler.
Es iſt Gordon.

Was ſucht Ihr hier? Entließ der Herzog Euch
So ſpät?

Gordon.
Ihr tragt die Hand in Einer Binde?

Buttler.
Sie iſt verwundet. Dieſer Illo focht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden ſtreckten —

Gordon (ſchaudert zuſammen).
Sie ſind todt!

Buttler.
Es iſt geſchehn.
— Iſt er zu Bett?

Gordon.
Ach, Buttler!

Buttler (dringend).
Iſt er? Sprecht!
Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

Gordon.
Er ſoll nicht ſterben. Nicht durch Euch! Der Himmel
Will Euern Arm nicht. Seht, er iſt verwundet.

Buttler.
Nicht meines Armes brauch't's.

Gordon.
Die Schuldigen
Sind todt; genug iſt der Gerechtigkeit
Geſchehn! Laßt dieſes Opfer ſie verſöhnen!
(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger auf den Mund Stillſchweigen gebietend).
Er ſchläft! O merdet nicht den heil'gen Schlaf!

Buttler.
Nein, er ſoll wachend ſterben.
(Will gehen).

Gordon.
Noch ſein Herz iſt nach
Den ird'ſchen Dingen zugewendet, nicht
Gefaßt iſt er, vor ſeinen Gott zu treten.

Buttler.
Gott iſt barmherzig!
(Will gehen).

Gordon (hält ihn).
Nur die Nacht noch gönnt ihm.

Buttler.
Der nächſte Augenblick kann uns verrathen.
(Will fort).

Gordon (hält ihn).
Nur eine Stunde!

Buttler.
Laßt mich los! Was kann
Die kurze Friſt ihm helfen?

Gordon.
O die Zeit iſt
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tauſend Körner Sandes; ſammt wer ſie
Bewegen ſah im Menſchen die Gedanken.
Nur eine Stunde! Euer Herz kann ſich,
Das feindge ſich wenden — Eine Botſchaft
Kann kommen — ein begluckendes Ereignis,
Entſcheidend, rettend, ſchnell vom Himmel fallen —
O was vermag nicht eine Stunde!

Buttler.
Ihr erinnert mich,
Wie koſtbar die Minuten ſind.
(Er ſtampft auf den Boden).

Siebenter Auftritt.

Macdonald. Deveroux mit Hellebardierern treten hervor. Dann Kammerdiener.
Vorige.

Gordon
(ſich zwiſchen ihn und jene werfend).
Mein. Unmenſch!
Erſt über meinen Leichnam ſollſt Du dringen,
Denn nicht will ich das Gräßliche erleben.

Buttler (ihn wegdrängend).
Schwachſinn'ger Alter!
(Man hört Trompeten in der Ferne).

Macdonald und Deveroux.
Schwediſche Trompeten!
Die Schweden ſtehn vor Eger! Laßt uns eilen!

Gordon.
Gott! Gott!

Buttler.
An Euern Poſten, Kommandant!
(Gordon läuft hinaus).

Kammerdiener (will hinein).
Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog ſchläft.

Deveroux
(mit lauter fürchterlicher Stimme).
Freund! Jetzt iſt's Zeit zu lärmen!

Kammerdiener (Geſchrei erhebend).
Hülfe! Mörder!

Buttler.
Nieder mit ihm!

Kammerdiener
(von Deveroux durchbohrt, ſtürzt am Eingang der Gallerie).
Jeſus Maria!

Buttler.
Sprengt die Thüren!
(Sie ſchreiten über den Leichnam weg, den Gang hin. Man hört in der Ferne zwei Thüren nach einander ſtürzen — Dumpfe Stimmen — Waffengeklirr — dann plötzlich tiefe Stille).

Achter Auftritt.

Gräfin Terzky (mit einem Lichte).
Ihr Sattelzeug iſt hier, und ſie iſt nirgends
Zu finden; auch die Reitknaun wird vermißt.
Die bei ihr wachte — Wäre ſie entflohen?
Wo kann ſie hingeſtoben ſeyn? Man muß
Nachſtellen, Alles in Bewegung ſetzen!
Wie wird der Herzog dieſe Schreckenspoſt
Aufnehmen! Wäre nur mein Mann zurück
Vom Gaſtmahl! Ob der Herzog weiß noch wach iſt?
Mir ward's, als hört' ich Stimmen hier und Tritte.
Ich will dem hinaus'n, an der Thüre lauſchen.
Horch! war es das? Es eilt die Terzky herauf.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Gordon. Dann Buttler.

Gordon
(ſtürzt ſie, athemlos hereinſtürzend).
Es iſt ein Irrthum – es ſind nicht die Schweden.
Ihr ſollt nicht weiter gehen – Buttler – Gott!
Wo iſt er?
(Indem er die Gräfin bemerkt).
Gräfin, ſagen Sie –

Gräfin.
Sie kommen von der Burg? Wo iſt mein Mann?

Gordon (ſtutzt).
Ihr Mann! – O fragen Sie nicht! Geben Sie
Ihnen – (Will fort).

Gräfin (hält ihn).
Nicht eher, bis Sie mir entdecken –

Gordon (heftig dringend).
Laſſen Sie mich!
An dieſem Augenblicke hängt die Welt;
Um Gotteswillen, reden Sie – Indem
Wir ſprechen – Gott im Himmel!
(Laut ſchreiend).
Buttler! Buttler!

Gräfin.
Der iſt ja auf dem Schloß mit meinem Mann.
(Buttler kommt aus der Gallerie).

Gordon (der ihn erblickt).
Es war ein Irrthum – Es ſind nicht die Schweden –
Die Kaiſerlichen ſind's, die eingedrungen –
Der Generalleutnant ſtreift mild her, er wird
Gleich ſelbſt hier ſeyn – Ihr ſollt nicht weiter gehn –

Buttler.
Er kommt zu ſpät.

Gordon (ſtürzt an die Mauer).
Gott der Barmherzigkeit!

Gräfin (abmahnend).
Was iſt zu ſpät? Wer wird gleich ſelbſt hier ſeyn?
Octavio in Ihrer eingedrungen?
Verrätherei! Verrätherei! Wo iſt
Der Herzog? (Eilt dem Gange zu).

Zehnter Auftritt.

Vorige. Seni. Dann Bürgermeiſter. Page. Kammerfrau. Bediente (kommen ſchreckenvoll über die Scene).

Seni.
(der mit allen Zeichen des Schreckens aus der Gallerie kommt).
O blutige, entſetzensvolle That!

Gräfin.
Was iſt
Geſchehen, Seni?

Page (herauskommend).
O erbarmenswürd'ger Anblick!
(Bedeutet mit Zagheit).

Gräfin.
Was iſt's? Um Gotteswillen!

Seni.
Fragt Ihr noch?
Drinn liegt der Fürſt ermordet, Euer Mann iſt
Erſtochen auf der Burg.
(Gräfin bricht erſtarrt ſinken).

Kammerfrau (eilt herzu).
Hülf'! Hülf der Herzogin!

Bürgermeiſter (kommt ſchreckenvoll).
Was für ein Ruf
Des Jammers weckt die Schläfer dieſes Hauſes?

Gordon.
Verflucht iſt Euer Haus auf ew'ge Tage!
In Eurem Hauſe liegt der Fürſt ermordet.

Bürgermeiſter.
Das wolle Gott nicht!
(Stürzt hinaus).

Erſter Bedienter.
Fliehn! Fliehn! Sie ermorden
Uns Alle!

Zweiter Bedienter (Silbergeräth tragend).
Da hinaus! Die untern Gänge ſind beſetzt.
(Hinter der Scene wird geraufen).

Page. Plan dem Generalleutnant!
(Bei dieſen Worten richtet ſich die Gräfin aus ihrer Erſtarrung auf, faßt ſich und geht ſchnell ab).
(Hinter der Scene).
Beſetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne die Gräfin. Octavio Piccolomini tritt heraus mit Deveroux und Macdonald kommen zugleich aus dem Hintergrunde mit Hellebardieren. Wallenſteins Leichnam wird in einem rothen Teppich hinten über die Scene getragen.

Octavio (raſch eintretend).
Es darf nichts ſeyn! Es iſt nicht möglich! Buttler!
Gordon! Ich will's nicht glauben. Sagt Nein!

Gordon
(ohne zu antworten, weiſt mit der Hand nach hinten. Octavio ſieht hin und ſteht von Entſetzen ergriffen).

Deveroux (zu Buttlern).
Hier iſt das goldne Vließ, des Fürſten Degen.

Macdonald.
Befehlt Ihr, daß man die Kanzlei –

Buttler (auf Octavio zeigend).
Hier ſteht er,
Der jetzt allein Befehle hat zu geben.
(Deveroux und Macdonald treten ehrerbietig zurück; Alles verharrt ſo ſtill, daß nur allein Buttler, Octavio und Gordon auf der Scene bleiben).

Octavio (zu Buttlern gewendet).
War das die Meynung, Buttler, als wir ſchrieben?
Gott der Gerechtigkeit! Ich bebe meine Hand auf!
Ja ein an dieſer ungeheuern That
Nicht ſchuldig.

Buttler.
Eure Hand iſt rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

Octavio.
Ruchloſer!
So maßtest Du des Herrn Befehl mißverſtanden,
Und blutig grauenvollen Meuchelmord
Auf heimes Kaiſers heil'gen Namen wälzen?

Buttler (gelaſſen).
Ich hab' des Kaiſers Urtheil nur vollſtreckt.

Octavio.
O Haus der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben gibt, dem ſanft
Besonnenen Gedanken gleich die That,
Der feſt unwiderruflich, unbeirrt
Mußt' es ſo raſch geboren ſeyn? Konnteſt Du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen!

Des Menſchen Engel iſt die Zeit — die raſche
Vollſtreckung an das Urtheil anzuknüpfen,
Ziemt nur dem unverdächtigen Gott!

Buttler.

Was ſchelten Ihr mich? Was iſt mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan.
Ich hab' das Reich von einem furchtbar'n Feinde
Befreit, und mache Anſpruch auf Belohnung.
Der eing'ge Unterſchied iſt zwiſchen Euerm
Und meinem Thun: Ihr habt den Pfeil geſchärft,
Ich hab' ihn abgedrückt. Ihr ſah'et Blut,
Und ſtehet beſtürzt, daß Blut iſt aufgegangen.
Ich wußte immer, was ich that, und ſo
Erſchreckt und überraſcht mich kein Erfolg.
Habt Ihr ſonſt einen Auftrag mir zu geben?
Denn ſterb' oder Jnſtes reit' ich ab nach Wien,
Mein blankes Schwert vor meines Kaiſers Thron
Zu legen und den Beifall mir zu holen,
Den der gefaßte, pünktliche Gehorſam
Von dem gerechten Richter fordern darf.

(Geht ab).

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Buttler. Gräfin Terzky (tritt auf, bricht und entſetzt. Jhrer Sprache iſt ſchwach und langſam, ohne Lebhaftigkeit).

Octavio (ihr entgegen).

O Gräfin Terzky, mußt' es dahin kommen?
Das ſind die Folgen unglückſel'ger Thaten.

Gräfin.

Es ſind die Früchte Jhres Thuns — Der Herzog
Iſt todt, mein Mann iſt todt, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte iſt verſchwunden.
Das Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erſchreckte Hofgeſinde fort.
Jch bin die letzte drinn, ich ſchließ es ab,
Und lieſ're hier die Schlüſſel aus.

Octavio (mit tiefem Schmerz).

O Gräfin,
Auch mein Haus iſt verödet!

Gräfin.

Wer ſoll noch
Umkommen? Wer ſoll noch mißhandelt werden?
Der Fürſt iſt todt; des Kaiſers Rache kann
Befriedigt ſeyn. Verſchonen Sie die alten Diener,
Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu'
Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!
Das Schickſal überraſchte meinen Bruder
Zu ſchnell; er konnte nicht mehr an ſie denken.

Octavio.

Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfin!
Die ſchwere Schuld iſt ſchwer geſühn, der Kaiſer
Verſöhnt, nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als ſein Ruhm und ſein Verdienſt.
Die Kaiſerin eint Jhr Unglück, öffnet Jhnen
Theilnehmend ihre mütterlichen Arme.
Drum keine Furcht mehr! Faſſen Sie Vertrauen,
Und übergeben Sie ſich hoffnungsvoll
Der kaiſerlichen Gnade.

Gräfin (mit einem Blick zum Himmel).

Jch vertraue mich
Der Gnade eines größern Herrn — Wo ſoll
Der fürſtliche Leichnam ſeine Ruhſtatt finden?
Jn der Kartauſe, die er ſelbſt geſtiftet,
Zu Gitſchin ruht die Gräfin Wallenſtein;
An ihrer Seite, die ſein erſtes Glück
Gegründet, wünſcht' er, dankbar, einſt zu ſchlummern.
O laſſen Sie ihn dort begraben ſeyn!
Auch für die Reſte meines Mannes bitt' ich
Um gleiche Gunſt. Der Kaiſer iſt Beſitzer
Von unſern Schlöſſern; ohne man uns nur
Ein Grab noch bei den Gräbern unſrer Ahnen.

Octavio.

Sie zittern, Gräfin — Sie verbleichen — Gott!
Und welche Deutung geb' ich Jhren Reden?

Gräfin

(ſammelt ihre letzte Kraft und ſpricht mit Feierlichkeit und Ruhe).

Sie deuten würdiger von mir, als daß Sie glaubten,
Jch überlebte meines Hauſes Fall.
Wer fühlten und nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben —
Es ſollte nicht ſeyn — doch wir denken königlich
Und achten einen freien, muth'gen Tod
Anſtändiger, als ein entehrtes Leben.
— Jch habe Gift .....

Octavio.

O rettet! Helft!

Gräfin.

Es iſt zu ſpät.
Jn wenig Augenblicken iſt mein Schickſal
Erfüllt.

(Sie geht ab).

Gordon.

O Haus des Mordes und Entſetzens!

(Ein Courier kommt und bringt einen Brief).

Gordon (tritt ihm entgegen).

Was gibt's? Das iſt das kaiſerliche Siegel.

(Er hat die Aufſchrift geleſen, und übergibt den Brief dem Octavio mit einem Blick des Vorwurfs).

Dem Fürſten Piccolomini.

(Octavio erbricht und blickt ſchmerzvoll zum Himmel.
Der Vorhang fällt).

Maria Stuart.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Eliſabeth, Königin von England.
Maria Stuart, Königin von Schottland, Gefangene in England.
Robert Dudley, Graf v. Leiceſter.
Georg Talbot, Graf v. Schrewsbury.
Wilhelm Cecil, Baron v. Burleigh, Großſchatzmeiſter.
Graf v. Kent.
Wilhelm Davison, Staatsſecretär.
Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.
Mortimer, ſein Neffe.
Graf Aubespine, franzöſiſcher Geſandter.
Graf Bellievre, außerordentlicher Botſchafter von Frankreich.
Oliver, Mortimer's Freund.
Drugeon Drury, zweiter Hüter der Maria.
Melvil, ihr Hausverwalter.
Hanna Kennedy, ihre Amme.
Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau.
Edelleute der Geſellſchaft.
Officier der Leibwache.
Franzöſiſche und engliſche Herren.
Trabanten.
Hofdamen der Königin von England.
Diener und Dienerinnen der Königin von Schottland.

Erſter Aufzug.

Im Schloß zu Fotheringhay.

(Ein Zimmer).

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königin von Schottland, in heftigem Streit mit **Paulet**, der im Begriff iſt, einen Schrank zu öffnen. **Drugeon Drury**, ein Gehülfe, mit Werkzeugen.

Kennedy.

Was macht Ihr, Sir? Welch' neue Dreiſtigkeit! Zurück von dieſem Schrank!

Paulet.

Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen;
Der Gärtner hat beſtochen werden ſollen
Mit dieſem Schmuck — Fluch über Weiberliſt!
Trotz meiner Aufſicht, meinem ſparſam Suchen,
Noch Kostbarkeiten, noch geheime Schätze!
(Sich über den Schrank machend)
Wo das geſtern hat, liegt noch mehr!

Kennedy.

Zurück, Verwegner!
Hier liegen die Geheimniſſe der Lady.

Paulet.

Die eben ſuch' ich. (Schriften verzeichnend).

Kennedy.

Unbedeutende
Papiere, bloße Uebungen der Feder
Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.

Paulet.

Ja mühſ'ger Weile ſchafft der böſe Geiſt.

Kennedy.

Es ſind franzöſiſche Schriften.

Paulet.

Deſto ſchlimmer!
Die Sprache redet Englands Feind.

Kennedy.

Concepte
Von Briefen an die Königin von England.

Paulet.

Die überlieſ' ich — Sieh! Was ſchimmert hier?
(Er hat einen geheimen Kaſten geöffnet, und zieht aus einem verborgenen Fach Geldmünze hervor).
Ein königlicher Ehrenſold, reich an Ehren,
Durchzogen mit den Lilien von Frankreich!
(Er gibt es ſeinem Begleiter).
Verwahrt's, Drury. Legt's zu dem Uebrigen!
(Drury geht ab).

Kennedy.

O ſchimpfliche Gewalt, die wir erleiden!

Paulet.

So lang ſie noch beſitzt, kann ſie noch ſchaden,
Denn Alles wird Gewehr in ihrer Hand.

Kennedy.

Sind gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unſerm Leben weg! Die Zaubervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit;
Denn alles Andre hatt Ihr uns entriſſen.

Paulet.

Es liegt in guter Hand. Gewiſſenhaft
Wird es zu ſeiner Zeit zurückgegeben!

Kennedy.

Wer ſieht es dieſen kahlen Wänden an,
Daß eine Königin hier wohnt? Wo iſt
Die Himmelsdecke über ihrem Sitz?
Muß ſie den zärtlich weichgewohnten Fuß
Nicht auf gemeinen rauhen Boden ſetzen?
Mit grobem Zinn, die ſchlechteſte Ebenſrau
Wärd' es verſchmähn, bedient man ihre Tafel.

Paulet.

So ſpeiſte ſie zu Stertzen ihren Gatten.
Da ſie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.

Kennedy.

Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

Paulet.
So lang sie noch ihr eitles Bild beschauet,
Hört sie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

Kennedy.
An Büchern fehlt's, den Geist zu unterhalten.

Paulet.
Die Bibel lieh man ihr, das Herz zu bessern.

Kennedy.
Selbst ihre Laute ward ihr weggenommen.

Paulet.
Weil sie verbuhlte Lieder drauf gespielt.

Kennedy.
Ist das ein Schicksal für die weicherzogne,
Die in der Wiege Königin schon war,
Am üpp'gen Hof der Mediceerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachsen.
Es sey genug, daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr aufdringen?
In großem Unglück lehret ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe mir!
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.
Sie wenden nur das Herz dem Eitlen zu,
Daß in sich gehen und bereuen soll.
Ein üppig lastervolles Leben läßt sich
In Mangel und Erniedrigung ältern.

Kennedy.
Wenn ihrer zarte Jugend sich vergilng,
Mag sie's mit Gott abthun und ihrem Herzen;
In England ist kein Richter über sie.

Paulet.
Sie wird gerichtet, wo sie frevelte.

Kennedy.
Zum Frevein fesseln sie zu enge Bande.

Paulet.
Doch wußte sie aus diesen engen Banden
Den Arm zu strecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu schwingen,
Und gegen unser Königin, die Gott
Erhalte! Mordwaffen zu bewaffnen.
Erreicht sie aus diesen Mauern nicht
Den Bösewicht Parry und den Babington
Zu der verfluchten That des Königsmordes!
Hielt dieses Eisengitter sie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umstricken?
Für sie gepfeilet fiel das beste Haupt
Auf dieser Insel unterm Henkerbeil —
Und schreckte dieses jammervolle Beispiel
Die Rasenden zurück, die sich verleitend
Um ihretwillen in den Abgrund stürzen?
Die Blutgerüste fällen sich für sie
Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis sie selbst,
Die Schuldigste, darauf gepfeifet ist.
— O Fluch dem Tag, da dieses Landes Küste
Gastfreundlich diese Helena empfing.

Kennedy.
Gastfreundlich hätte England sie empfangen?
Die Unglückselige, die seit dem Tag,
Da sie den Fuß gesetzt in dieses Land,
Als eine Hülfeflehende, Vertriebne,
Bei der Verwandten Schutz zu suchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen sieht, in enger Kerkerhaft
Der Jugend schöne Jahre muß vertrauern. —
Die jetzt, nachdem sie Alles hat erfahren,
Was das Gefängniß Bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefordert wird und schimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königin!

Paulet.
Sie kam ins Land als eine Mörderin,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entsetzt,
Den sie mit schwerer Greuelthat geschändet,
Verschworen kam sie gegen Englands Glück,
Der spanischen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholisch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verschmähte sie's, den Edinburger
Vertrag zu unterschreiben, ihren Anspruch
An England aufzugeben, und den Weg
Aus diesem Kerker schnell sich aufzuthun
Mit einem Federstrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, sich mißhandeln sehn,
Als dieses Landes teuren Prunk entlagen.
Was trat sie das? Weil sie den Küsten
Vertraut, den edlen Künsten der Verjährung,
Und unbesinnend diese ganze Insel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Kennedy.
Ihr spottet, Sir. — Zur Härte fügt Ihr noch
Den bittern Hohn: Sie hegte solche Tränme,
Die hier lebendig eingemauert leer,
Zu der kein Schall des Trostes, keine Stimme
Der Freundschaft aus der lieben Heimath dringt,
Die längst kein Menschenangesicht mehr schaute,
Als ihrer Kerkermeister finstre Stirn,
Die erst seit Kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in Eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Gräben sich umgittert sieht —

Paulet.
Kein Eisengitter schützt vor ihrer List.
Weiß ich, ob diese Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieses Zimmers Boden, diese Wände,
Den andern fest, nicht hohl von innen sind,
Und den Verrath einhalten, wenn ich schlafe?
Findweilen Amt, daß mir geworben ist,
Die unbetrübtend Listige zu bäten,
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe
Nachts um, wie ein gramsälter Geist, erprobe
Des Schlosses Riegel und der Wächter Treu.
Uns sehr zitternd jeden Morgen kommen,
Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es ist Hoffnung, daß es bald nun endet.
Denn lieber möcht' ich der Verdammten Schaar
Nachstehend an der Höllenpforte hüten,
Als diese ränkevolle Königin.

Kennedy.
Da kommt sie selbst!

Paulet.
Den Christus in der Hand.
Die Hoffart und die Wettsucht in dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Maria im Schleier, ein Kruzifix in der Hand. Die Vorigen.

Kennedy (ihr entgegen eilend).
O Königin! Man tritt uns ganz mit Füßen.
Der Tyrannei, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf dein gebeugtes Haupt.

Maria.
Faß' dich!
Sag an, was neu geschehen ist?

Kennedy.

Sieh her!
Dein Pult iſt aufgebrochen, deine Briefen,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh' gerettet,
Der letzte Reſt von deinem Brautgepränge
Aus Frankreich iſt in ſeiner Hand. Du haſt mein
Nichts Königliches mehr, biſt ganz beraubt.

Maria.

Beruhige dich, Hanna. Dieſe Fittich machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns nieder
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen.
Ich kann auch das verſchmerzen, Sir. Ihr habt Euch
Gewaltſam zugeeignet, was ich Euch
Noch heute zu übergeben Willens war.
Bei dieſen Schriften findet ſie ein Brief,
Beſtimmt für meine königliche Schweſter
Von England — Gebt mir Euer Wort, daß Ihr
Ihn redlich an ſie ſelbſt wollt übergeben,
Und nicht in Burgleighs unnerſtrene Hand.

Paulet.

Ich werde mich bedenken, was zu thun iſt.

Maria.

Ihr ſollt den Inhalt wiſſen, Sir. Ich bitte
In dieſem Brief, um eine große Gunſt —
— Um eine Unterredung mit ihr ſelbſt.
Die ich mit Augen nie geſehen — Man hat mich
Vor ein Gericht von Mannern vorgefordert,
Die ich als Meinesgleichen nicht erkennen.
In denen ich kein Herz mir fühlen kann,
Elisabeth iſt meines Stammes, meines
Geſchlechts und Ranges — Zur allein, der Schweſter,
Der Königin, der Frau kann ich mich öffnen.

Paulet.

Sehr oft, Mylady, habt Ihr Euer Schickſal
Aus Eurer Eurer Männern anvertraut,
Die Eurer Achtung minder würdig waren.

Maria.

Ich bitte noch um eine zweite Gunſt.
Unmenſchlichkeit allein kann mir ſie weigern.
Schon lange Zeit entwehr' ich im Gefängnis
Der Kirche Troſt, der Sakramente Wohlthat;
Und die mir Krön' und Freiheit hat geraubt,
Die meinem Leben ſelber droht, wird mir
Die Himmelshöhe nicht verſtehen wollen.

Paulet.

Auf Euren Wunſch wird der Dechant des Orts —

Maria (unterbricht ihn lebhaft).

Ich will nichts vom Dechanten. Einen Prieſter
Von meiner eignen Kirche fordre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich.
Um meinen letzten Willen aufzuſetzen.
Der Gram, das lange Kerkerleid nagt
An meinem Leben. Meine Tage ſind
Gezählt, beſchreib' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paulet.

Da thut Ihr wohl;
Das ſind Betrachtungen, die Euch geziemen.

Maria.

Und weiß ich, ob nicht eine ſchnelle Hand
Des Kummers langſames Geſchäft beſchleunigt?
Ich will mein Teſtament aufſetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein iſt.

Paulet.

Die Freiheit habt Ihr, Englands Königin
Will ſie mit Eurem Raube nicht bereichern.

Maria.

Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo ſind ſie?
Was iſt ihr Schickſal? Ihrer Dienſte kann ich
Entrathen! Doch verdient will ich ſein,
Daß die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

Paulet.

Für Euer Diener iſt geſorgt.

(Er will gehen).

Maria.

Ihr geht, Sir! Ihr verlaßt mich abermals,
Und ohne mein gequältes zerrüttetes Herz
Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank Eurer Huld, Mylord, bereitet
Von aller Welt geſchieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch dieſe Kerkermauern.
Mein Todesſtral liegt in meiner Feinde Hand.
Ein peinlich langer Monat iſt vorüber,
Seitdem die vierzig Kommiſſarien
In dieſem Schloß mich überraſcht. Surrant'n
Gerichtet, ſchnell, mit unerhörter Eile.
Mich unvertreten, ohne Anwalts Bitte,
Der ein noch nie erhört Verfahren gerichtet.
Auf ſolch unerhörte ſchwere Klagepunkte
Wem, die Botſchaft, überbrachte, daß
Aus dem Gedächtnis Rede deinen tauen —
Wie Geiſter kamen ſie und ſchwanden wieder.
Seit dieſem Tage ſchweigt mir jeder Mund,
Ich finde umſonſt in Eurem Blick zu leſen.
Ob meine Unſchuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde böſer Rath geſiegt.
Bricht endlich Eure Sentenzen — Laßt mich wiſſen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paulet (nach einer Pauſe).

Schließt Eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria.

Ich hoff' auf ſeine Gnade, Sir — und hoffe
Auf ſtrenges Recht von meinen irdiſchen Richtern.

Paulet.

Recht ſoll Euch werden. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Iſt mein Prozeß entſchieden, Sir?

Paulet.

Ich weiß nicht.

Maria.

Bin ich verurtheilt?

Paulet.

Ich weiß nichts, Mylady.

Maria.

Man liebt hier raſch zu Beet zu thun. Soll mich
Der Mörder überfallen, wie die Richter?

Paulet.

Denkt immerhin, es ſey ſo, und er wird Euch
In beſſrer Faſſung dann als dieſe finden.

Maria.

Nichts ſoll mich in Erſtaunen ſetzen, Sir.
Was ein Gerichtshof in Weſtminſterhall,
Den Burleighs Haß und Hattons Eifer lenkt.
Zu urtheln ſich erdreiſte — Weiß ich doch,
Was Englands Königin wagen darf zu thun.

Paulet.

Englands Beherrſcher brauchen nichts zu ſcheuen.
Als ihr Gewiſſen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit geſprochen, ſtrafen.
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer. Paulets Meſſe, tritt herein und ſpricht der Königin einige Aufmerkſamkeit zu die zeigen, zu Paulet.

Mortimer.

Man ſucht Euch, Oheim.

(Er entfernt ſich auf eben dieſe Weiſe. Die Königin bemerkt es mit Unwillen und wendet ſich zu Paulet, der ihnen folgen will).

Maria.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn Ihr mir was zu ſagen habt — Von Euch
Ertrag' ich viel, ich einer Euer Mitt.
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht;
Spart mir den Anblick ſeiner rohen Sitten.

Paulet.

Was ihn Euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl iſt es feiner von den weichen Thoren,
Die eine falſche Weibertbräne ſchmelzt —
Er iſt gereiſt, kommt aus Paris und Rheims,
Und bringt ſein treu altengliſch Herz zurück;
Lobt, an dem iſt Eure Kunſt verloren!

(Geht ab).

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

Darf Euch der Robe das ins Antlitz ſagen!
O es iſt hart!

Maria (in Nachdenken verloren).

Wir haben in den Tagen unſers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehen;
Gerecht iſt's, gute Kennedy, daß wir
Des Verwurfs ernſte Stimme nun vernehmen.

Kennedy.

Wie? ſo gedemgt, ſo muthlos, theure Lady?
Wart Ihr doch ſonſt ſo froh. Ihr pflegtet mich zu tröſten,
Und eher mußt' ich Euren Klagen
Als Eure Schwermuth ſchelten.

Maria.

Ich erkenn' ihn.
Es iſt der blut'ge Schatten Königs Darnleys.
Der ſtürmend aus dem Grabe ſteigt.
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maß erfüllet iſt.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du vergiſſeſt, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrestag dieſer unglückſeligen That
Iſt heute abermals zurückgekehret;
Er iſt's, den ich mit Buß' und Faſten feire.

Kennedy.

Schickt' endlich dieſen böſen Geiſt zur Ruh'.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu',
Mit ſchweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löſeſchlüſſel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria.

Irrſchlußlend ſteigt die Unzahl vergess'ner Schuld
Aus ihrem feuchtbedeckten Grab empor!
Des Gatten rachefordernde Geſpenſt
Schaut keines Meſſeliveres Gleiche, kein
Hochwürdiges in Prieſters Hand zur Gruft.

Kennedy.

Nicht Ihr habt ihn gemordet! Andre thaten's!

Maria.

Ich wußte drum. Ich ließ die That geſchehen.
Und lockt' ihn ſchmeichelnd in das Todesneg.

Kennedy.

Die Jugend miſſert Eure Schuld. Ihr war't
So zarten Alters noch.

Maria.

So zart, und ſah
Die ſchwere Schuld auf mein ſo junges Leben.

Kennedy.

Ihr war't durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,
Den Eure Liebe aus der Dunkelheit
Wie eine Götterhand hervorgezogen.
Den Ihr durch Euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit Eurer blühenden Perſon
Begliickt und Eurer angeſtammten Krone.
Konnt' er vergeſſen, daß ſein prangend Loos
Der Liebe großmuthvolle Schöpfung war?
Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten Eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er Euren Augen.
Der Zauber ſchwand, der Euren Blick getäuſcht;
Ihr ſahd erzürnt das Schmutzliche Umarmung
Und gabd ihn der Verachtung preis — Und er —
Verſucht er's, Eure Gunſt zurückzuzwingen?
Bat er um Gnade? Warf er ſich herrend
Zu Eurem Füßen, Beſſerung verſprechend?
Trotz bot Euch der Abſcheuliche — der Eure
Gefangne war, Eurem Königs wollt' er ſpielen;
Vor Eurem Augen ließ er Euch den Liebling,
Den ſchönen Sänger Rizio, durchbohren —
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

Maria.

Und blutig wird ſie auch an mir ſich rächen;
Du ſprichſt mein Urtheil aus, da du mich tröſtet.

Kennedy.

Da Ihr die That geſchehen ließ't, war't Ihr nicht
Ihr ſelbſt, gebietet Euch nicht ſelbſt. Ergriffen
Hatt' Euch der Wahnſinn blinder Liebesluſt.
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglaublichſten Verbrech — Ueber Euch
Mit übermächtigem Minnezwingen verrückte
Der Sinnerliche, der Euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend
Erbiszte —

Maria.

Seine Künſte waren keine andre,
Als ſeine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy.

Nein, ſag' ich. Alle Geiſter der Verdammnis
Muſt' er zu Hülfe rufen, der dies Band
Um Eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundin Warnungsſtimme.
Kein Aug' für das, was wohlanſtändig war.
Verlaſſen hatte Euch der zarte Sinn
Der Menſchen. Eure Wangen, ſonſt der Sitz
Schamhaft errötbender Beſcheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimniſſes
Von Euch; des Mannes kecke Lafter hatte
Euch Eure Würdigkeit beraubt; Ihr ſtelltet
Mit breiter Stirne Eure Schmach zur Schau.
Ihr ließd das Königliche Schwert von Schottland
Durch ihn, den Mörder, den des Volkes Rüche

Rachschallten, durch die Gassen Edinburgs
Vor Euch hertrugen im Triumph, unringten
Mit Waffen Euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Erwanzt Ihr mit frechem Possenspiel die Richter,
Den Schuldigen bei Mordes lossprechen —
Ihr ginget noch weiter — Gott!

Maria.

Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy.

O! laßt ein ewig Schweigen diese That
Bedecken! Sie ist schauderhaft, empörend,
Ist einer ganz Verlornen werth — Doch Ihr seyd keine
Verlorne — ich kenn' Euch ja; ich bin's,
Die Eure Kindheit auferzogen. Weich
Ist Euer Herz gebildet, offen ist's
Der Scham — der Leichtsinn nur ist Euer Laster.
Ja wiederholt es, es giebt böse Geister,
Die in des Menschen unverwahrter Brust
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen.
Die schnell in uns das Schrecklichste beachn
Und zu der Höll' entflichend das Entsetzen
In dem bedeckten Busen hinterlassen.
Seit dieser That, die Euer Leben schwärzt,
Habt Ihr nichts Lasterhaftes mehr begangen;
Ich bin ein Zeuge Eurer Besserung.
Drum faßet Muth! Macht Frieden mit Euch selbst!
Was Ihr auch zu verüben habt, in England
Seyd Ihr nicht sprachig; nicht Elisabeth,
Nicht Englands Parlament ist Euer Richter.
Macht ist's, die Euch hier unterdrückt, vor diesem
Anmaßlichen Gerichtshof dürft Ihr Euch
Hinstellen mit dem ganzen Muth der Unschuld.

Maria.

Wer kommt?

(Mortimer zeigt sich an der Thür).

Kennedy.

Es ist der Neffe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Mortimer** (schon hereintretend).

Mortimer (zur Amme).

Entfernt Euch, haltet Wache vor der Thür!
Ich habe mit der Königin zu reden.

Maria (mit Ansehn).

Hanna, Du bleibst.

Mortimer.

Habt keine Furcht, Mylady. Lernt mich kennen.
(Er überreicht ihr eine Charte).

Maria.

(sieht sie an und kehrt befremdet zurück).

Ha! Was ist das!

Mortimer (zur Amme).

Geht, Dame Kennedy,
Sorgt, daß mein Oheim uns nicht überfalle!

Maria

(zur Amme, welche zaudernd die Königin fragend ansieht).

Geht! Geht! Thu, was er sagt.
(Die Amme entfernt sich mit Zeichen der Verwunderung).

Sechster Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria.

„Von meinem Oheim!
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich!" (Liest).
„Traut dem Sir Mortimer, der Euch dies bringt.
„Denn keinen treueren Freund habt Ihr im Engeland."

(Mortimern mit Erstaunen ansehend).

Ist's möglich? Ist kein Blendwerk, das mich täuscht?
So nahe sind' ich einen Freund und wähnte mich
Verlassen schon von aller Welt — sind' ihn
In Euch, dem Neffen meines Kerkermeisters,
In dem ich meinen schlimmsten Feind —

Mortimer (sich vor ihr zu Füßen werfend).

Verzeihung
Für diese verhaßte Larve, Königin.
Die mir zu tragen Kampf genug gekostet.
Doch der ich's danke, daß ich mich Euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

Maria.

Steht auf — Ihr überrascht mich, Sir — Ich kann
So schnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hoffnung übergehen — Rede, Sir —
Macht mir bloß Gläs begreiflich, daß ich's glaube.

Mortimer (steht auf).

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier sein,
Und ein verhaßter Mensch begleitet ihn.
Eh' Euch ihr Schreckensauftrag überrascht,
Hört an, wie Euch der Himmel Rettung schickt.

Maria.

Er schickt sie durch ein Wunder seiner Allmacht!

Mortimer.

Erlaube, daß ich von mir beginne.

Maria.

Redet, Sir!

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In strengen Pflichten war ich aufgewachsen,
In finsterm Haß des Papstthums aufgefangt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das stille Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben,
Die Heimath hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerscharen wimmelten die Wege,
Betrunken war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge,
Und riß mich in das Weichbild Roms —

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegentrat, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bahnengeist
In seine heitre Wunderwelt mich schlug!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es bahnt die Kirche, die mich anfing,
Der Sinne Reiz; kein Abbild buhlet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte.
Als ich sie selbst nun sah, die Gottlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die heraufgetragne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten, und die Völker segnen.

O was ist Größe, was Juwelen Steine,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Maria.

O schonet mein! Nicht weiter. Höret auf,
Den frischen Lebenssaft vor mir aus
Zu preisen — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Noch ist's nicht, Königin! und mein Gefängniß
Sprang auf, und frei auf einmal stünde ich
Der Welt, des Lebens schönen Tag begrüßend.
Muß schwur ich nun dem engen dumpfen Bund.
Mit freiem Kranz die Stirne mir zu schmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu schließen.
Viel edle Schotten drängten sich an mich
Und der Franzosen mannre Landsmannsschaften,
Sie beuten mich zu Eurem eitlen Oheim,
Dem Kardinal von Guise — Mein ein Mann!
Wie klar, wie ganz und männlich groß! — Wie ganz
Verloren, um die Geister zu regieren!
Das Muster eines königlichen Priesters,
Ein Fürst der Kirche, wie ich keinen sah!

Maria.

Ihr habt sein theures Angesicht gesehn,
Des vielgetreuen, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war,
O redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, übt ihn das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche!

Mortimer.

Der Treffliche ließ seiner sich heraus,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten,
Und meines Herzens Zweifel zu zerstreun.
Er zeigte mir, daß gräbelnde Vernunft
Den Menschen ewig in der Irre leitet,
Daß seine Augen sehen müssen, was
Das Herz soll glauben, daß ein sichrer Hafen
Der Kirche Mund thut, daß der Geist der Wahrheit
Gewählt hat auf den Saphiren der Väter,
Die Bischofsstuhle meiner heil'gen Stadt,
Die Unterbeten sie vor seinem strengen
Verhaut und vor der Sünde seines Mundes!
Ich würde in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in seine Hände.

Maria.

So sind Ihr Euer ganz Taufacht,
Die er mit seiner Rede Himmelskraft,
Wie der erhabne Prediger des Heils,
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

Mortimer.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich wie es scheint, er mich nach Rheims,
Wo die Gesellschaft sein, traumin geschäftig,
Ihr Englands Kirche Pulpter anerzieht,
Den alten Schotten Morgan fand ich hier.
Auch Euren treuen Lesley, den gelehrten
Bischof von Ross, die auf Frankreichs Boden
Freudele Tage der Verbannung freien —
Ena schloß ich mich an diese Würdigen,
Und stärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich anfah in des Bischofs Wohnung,
Fiel mir ein wundes Bildnis in die Augen,
Von räthselvoll wunderjammen Reiz; erzwältig
Ergriff es mich in meiner tiefsten Seele,
Und des Gemäldes nicht mächtig stand ich da,
Da sagte mir der Bischof: Wert mir Recht
Mögt Ihr gerühret bei diesem Bilde weilen.
Die schönste aller Frauen, welche leben,
Ist auch die jammervollerste von allen;
Um unsres Glaubens willen duldet sie,
Und Euer Vaterland ihr'n, wo sie leidet.

Maria.

Der Rechtest! Mein, ich verlor nicht Alles,
Da solcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer.

Drauf fing er an, mit beredtschädtender
Beredsamkeit mir Euer Märtyrthum
Und Eurer Feinde Blutgier anzuschildern.
Aus Euren Stammbaum wies er mir, er zeigte
Mir Eure Ahnung von dem hohen Hause
Der Tudor, überzeugte mich, daß Euch
Allein gehört, in England zu herrschen,
Nicht dieser Ketzerkönigin, gezwungt
In ehebrecherischem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, selbst verwarf als Bastardtochter.
Nicht seinem eing'nen Zeugnis weiß' ich traun,
Ich holte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
Viel alte Wappenbücher sollte ich nach,
Und alle Kunkige, die ich befragte,
Bestätigten mir Eures Anspruchs Kraft.
Ich weiß nunmehr, daß Euer gutes Recht
An England Euer ganzes Unrecht ist,
Das Euch dies Reich als Eigenthum gehört,
Worin Ihr schuldlos als Gefangne schmachtet.

Maria.

O dieses unglückselige Recht! Es ist
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer.

Um diese Zeit kam mir die Kunde zu,
Daß Ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt,
Und meinem Oheim übergeben worden —
Des Himmels wunderweise Rettungshand
Glaubt' ich in dieser Fügung zu erkennen.
Ein lauter Ruf des Entsetzens war für mir,
Das meinen Arm gewählt, Euch zu befreien.
Die Freunde stimmen freudig bei, es gibt
Der Kardinal mir seinen Rath und Segen,
Und kehrt mich der Verkleidung schwere Kunst.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete,
Den Rückweg an in's Vaterland, wo ich,
Vor wenig'n vor jenen Tagen nie gelandet.

(Er hält inne.)

Ich sah Euch, Königin — Euch sieht!
Wand Euer Blick! — O welchen Schatz bewahrt
Dein Schoß! Kein Kaiser! Eine Götterbraut,
Glänzender als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt ist, Eine Lust mit Euch zu nennen!
Weit hat die Rach, die Euch so tief verringt:
An sieben Völker Englands ganze Jugend,
Kein Schwert in seiner Scheide müßig stehen,
Und die Empörung mit assassinischem Dolch
Durchdringt sie Freudenlosigkeit schreiten, ihre
Der Bruder seine Kousine!

Maria.

Weht Ihr,
Stieß jeder Brüder sie mit Eurem Augen!

Mortimer.

Ihr' er, wie sah ein Jener Eurer Leiden,
Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Fassung,
Wenn Ihr das Unverdiente ertrugt!
Denn nennt Ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königin besser? Kannt Euch
Des Kerkers Schmach von Eurem Hoheitsglanze?

Euch mangelt Alles, was das Leben schmücket.
Und doch umflicht Euch ewig Licht und Leben.
Nie seh' ich meinen Fuß auf diese Schwelle,
Daß nicht mein Herz zerrissen wird von Qualen.
Nicht von der Luft entzücket Euch anzuschauen! –
Doch zweifelnd naht sich die Entscheidung, wachsend
Mit jeder Stunde bringet die Gefahr;
Ich darf nicht länger säumen – Euch nicht länger
Das Schrecklichste verbergen –

Maria.

Ist mein Urtheil
Gesällt? Entdeckt mir's frei. Ich kann es hören.

Mortimer.

Es ist gefällt. Die zweiundvierzig Richter haben
Ihr Schuldig ausgesprochen über Euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London,
Besiegelt heilig bringend auf des Urtheils
Vollstreckung; nur die Königin säumt noch.
– Aus arger List, daß man sie übereile!
Nicht aus Gefühl der Menschlichkeit und Schonung.

Maria (mit Fassung).

Sir Mortimer, Ihr überrascht mich nicht.
Erschrecket mich nicht. Als solche Botschaft war ich
Schon längst gefaßt. Ich kenne meine Richter.
Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, daß man die Freiheit mir
Nicht schenken kann – Ich weiß, wo man hinaus will.
In ew'gem Kerker will man mich bewahren,
Und meine Rache, meinen Rechtsanspruch
Mit mir verscharren in Gefängnißnacht.

Mortimer.

Nein, Königin – o nein! nein! Dabei steht man
Nicht still. Die Tyrannei begnügt sich nicht.
Ihr Werk nur halb zu thun. So lang Ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königin von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben;
Nur Eures Tod versichert ihren Thron.

Maria.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

Mortimer.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Sie könnte so die eigne Majestät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und schrecket sie die Rache Frankreichs nicht?

Mortimer.

Sie schließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden;
Dem Dle von Anjou schenkt sie Ihren Hand.

Maria.

Wird sich der König Spaniens nicht waffnen?

Mortimer.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet sie,
So lang sie Frieden hat mit ihrem Volke.

Maria.

Den Britten wollte sie dies Schauspiel geben?

Mortimer.

Dieß Land, Mitleid, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen mehr vom Thron
Herab auf's Blutgerüste steigen sehn.
Die eigne Mutter der Elisabeth,
Ging diesen Weg, und Catharina Howard,
Auch Lady Grey war ein gekröntes Haupt.

Maria (nach einer Pause).

Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht.
Es ist ein Zeichen Eures treuen Herzens,
Die Euch verachtne Schreckniss erschafft.
Nicht das Schaffot ist's, das ich fürchte, Sir.
Es giebt noch andre Mittel, sterben.
Wodurch sich die Verbrecherin von England
Vor meinen Ansprüch Ruhe schaffen kann.
Ein' sich ein Henker für mich findet, wird
Noch einer sich ein Mörder dingen lassen.
– Das ist's! wovor ich zittre, Sir! und nie
Seh' ich des Bechers Rand an meine Lippen.
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Krebsen seyn von der Liebe meiner Schwester.

Mortimer.

Nicht offenbar noch heimlich soll's dem Mord
Gelingen. Euer Leben anzutasten.
Seyd ohne Furcht! bereitet ist schon Alles.
Zwölf edle Jünglinge des Landes sind
In meinem Bündnis, haben heute früh
Das Sakrament darauf eingegangen. Kam
Mir starken Arm und diesem Schlag zu führen.
Graf Auersping, der Angesandte Frankreichs,
Weiß um den Bund; der vierte selbst die Hände,
Und sein Palast ist's, wo wir uns versammeln.

Maria.

Ihr macht mich zittern, Sir – doch nicht vor Freude.
Mir steigt ein böses Ahnen durch das Herz.
Was unternehmt Ihr? Wißt Ihr's? Sahreden Euch
Nicht Babingtons, mit Tischmund blut'ge Hänpter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt,
Nicht das Verderben der unglücklichen Andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden,
Und meine Ketten schwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling – flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit ist – wenn der Später
Barbeilst

Nicht jetzt schon Kundschaft hat von Euch, nicht sehen
In Eure Mine den Verräther wittert.
Flieht aus dem Reiche schnell! Marien Stuart
Hat noch kein Glücklicher gerettet.

Mortimer.

Mich schrecken
Nicht Babingtons, nicht Tischmunds blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt,
Nicht das Verderben der unglücklichen Andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden;
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück sahen ist's für Eure Rettung sterben.

Maria.

Umsonst! mich retten nicht Gewalt, nicht List.
Der Feind ist wachsam und die Macht ist sein.
Nicht Pauken nur und seiner Wächter Schaar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.
Der freie Wille der Elisabeth allein
Kann sie mir auftun.

Mortimer.

O das hoffet nie!

Maria.

Ein einz'ger Mann lebt, der sie öffnen kann.

Mortimer.

O nennt mir diesen Mann –

Maria.

Graf Lester.

Mortimer (rein erstaunt zurück).

Lester!

Graf Lester! – Euer blutigster Verfolger.
Der Günstling der Elisabeth – Von diesem –

Maria.

Bin ich zu retten, ist allein durch ihn

— Geht zu ihm. — Oeffnet Euch ihm frei.
Und zur Gerüchte, daß ich's bin, die Euch sendet.
Bringt ihm dies Schreiben. Er entbiet mein Gutachten.
(Sie giebt ein Papier aus dem Buch. Mortimer nimmt
zurück und zögert, es anzunehmen.
Nehmt hin. Ich trag' es lange schon bei mir,
Weil Eures Oheims strenge Wachsamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch sandte
Mein guter Engel —

Mortimer.

Königin — dies Räthsel —
Erklärt es mir —

Maria.

Graf Lester wird's Euch lösen.
Vertraut ihm. er wird Euch vertreten — Wer kommt?

Kennedy (eilfertig eintretend).

Der Pamlet naht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer.

Es ist Lord Burleigh. Faßt Euch, Königin!
Hört es mit Gleichmuth an, was er Euch bringt.
(Er entfernt sich durch eine Seitenthür, Kennedy folgt ihm).

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Großschatzmeister von England, und Ritter Paulet.

Paulet.

Ihr wünschtet heut Gewißheit Eures Schicksals;
Gewißheit bringt Euch Seine Herrlichkeit,
Mylord von Burleigh. Tragt sie mit Ergebung.

Maria.

Mit Würde, hoff' ich, die der Unschuld ziemt.

Burleigh.

Ich komme als Gesandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh leiht dienstfertig dem Gerichte,
Dem er den Geist geliehn, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr irrecht, als wüßtet Ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, so weiß ich es.
— Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt Euch dem Gericht
Der Zweiundvierzig unterworfen: Lady —

Maria.

Verzeiht, Mylord, daß ich Euch gleich zu Anfang
In's Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterspruch der Zweiundvierzig, sagt Ihr?
Ich habe keinesweg mich unterworfen.
Wie könnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes,
Und aller Fürsten nicht so viel vergeben,
Verordnet ist im englischen Gesetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geschworne
Von Seinesgleichen soll gerichtet werden.
Wer in der Kommitte ist Meinesgleichen?
Nur Könige sind meine Peers.

Burleigh.

Ihr überet
Die Klageartikel an, tiefst Euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich
Durch Heuchelei arge List verleiten lassen.
Blieb meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe siegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Auf Achtung für die würdigen Personen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob Ihr sie anerkennt, ob nicht, Mylady,
Das ist nur eine leere Förmlichkeit.
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Gesetzes, und so sind Ihr
Auch seiner Herrschaft unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem englischen Gefängniß.
Heißt das in England leben, der Gesetze
Wohlthat genießen? Kann' ich sie doch kaum.
Nie hab' ich eingewilligt, sie zu halten.
Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Königin des Auslands.

Burleigh.

Und denkt Ihr, daß der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, vlan'ge Zwietracht
In fremden Lande straflos anzufachen?
Wie stünd' es um die Sicherheit der Staaten,
Wenn das gerechte Schwert der Themis nicht
Die schuld'ge Stirn des königlichen Gastes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

Maria.

Ich will mich nicht der Rechenschaft entziehn;
Die Richter sind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh.

Die Richter! Wie, Mylady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffne Verworfne,
Schamlose Jungenbrecher, denen Recht
Und Wahrheit feil ist, die sich zum Organ
Der Unterdrückung willig hingen lassen?
Sind's nicht die ersten Männer dieses Landes,
Selbstständig ganz, an wahrheit treu zu dürfen,
Um über Fürstenwürde und niedrige
Bestimmung weit erhaben sich zu sehn?
Sind's nicht dieselben, die ein edles Volk
Frei und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn schleunig stumm zu machen?
An ihrer Spitze steht der Bötterunte,
Der fromme Primas von Canterbury,
Der weise Talbot, der des Siegels wahret,
Und Howard, der des Reiches Flotten führet,
Saal: Konnte die Beherrscherin von England
Mehr thun, als sind der ganzen Monarchie
Die Edelsten auslesen und zu Richtern
In diesem peinlichen Streit bestellen?
Und wär's zu deuten, daß Parteiverdrußt
Den einzelnen befange — Können vierzig
Erles'ne Männer sich in einem Spruche
Der Leidenschaft verbrechen?

Maria (nach einigem Entsinnen).

Ich höre staunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je so unbeirrungsvoll war —
Wie werd' ich mich, ein ungeübtes Weib,
Mit so kunstersfahrnem Redner messen können! —
Wohl! Wären diese Lords, wie Ihr sie schildert,
Verstummen wählt' ich, hoffnungslos verloren
Wär' meine Sache, sprächen sie mich schuldig.
Dann diese Namen, die Ihr preisend nennt.
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen sollen,
Mylord, ganz andre Rollen seh' ich sie

In den Geschichten dieses Landes spuken.
Ich sehe diesen hohen Adel Englands,
Des Reiches majestätischen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Großvaters, fröhnen.
Stolz —
Ich sehe dieses edle Oberhaus,
Gleich frei mit den ertrotzten Gemeinen,
Gesetze prägen und verwerfen. Eben
Aufblühn, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürstenthrone beugt
Unterdrückt, mit dem Bastardnamen schänden,
Und morgen sie zu Königinnen erheben.
Ich sehe diese wilde, tyrannische Parteien
Verbrüdert in Uebereinstimmung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —

Burleigh.

Ihr nennt Euch fremd in Englands Reichsgesetzen;
In Englands Unglück seyd Ihr sehr bewandert.

Maria.

Und das sind meine Richter! — Lord Schatzmeister!
Ich will gerecht sein gegen Euch: Send Ihr's
Auch gegen mich — Man sagt, Ihr meint es gut
Mit diesem Staat, mit Eurer Königin!
Send unerschrocken, wachsam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Verleitet Euch, Euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Mißtraut Euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen
Des Staats Euch als Gerechtigkeit erscheine.
Nicht zweifl' ich dran, es fügen neben Euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch sie sind Protestanten. Eiferer
Für Englands Wohl, und ferneren Lieb mich.
Die Königin von Schottland, der Papstlum!
Es kann der Briefe gegen den Schotten nicht
Gerecht sein, ist ein arglist Wort — Drum ist
Herkömmlich auch bei Völkern grauen Zeit,
Daß vor Gericht kein Zeuge gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen Jenen Zeugen darf.
Die Noth gab dieses seltsame Gesetz;
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen;
Man muß sie ehren. Mylord — die Natur
Warf diese beiden feindgen Völkerarten
Auf dieses Brut im Ocean; unglich
Vertheilte sie's, und hieß sie darum kämpfen.
Der Tweede schmales Bette trennt allein
Die best'gen Geister; oft vermischte sich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerte, schauen sie sich drohend
Von beiden Ufern an, seit tausend Jahren.
Kein Feind bedrängte Engelland, dem nicht
Der Schotte sich zum Helfer zugesellte;
Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,
In dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöschen wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament sie brüderlich vereint.
Ein Scepter waltet durch die ganze Insel.

Burleigh.

Und eine Stuart sollte dieses Glück
Dem Reich gewähren?

Maria.

Warum soll ich's läugnen?
Ja, ich gestehe es, daß in die Hoffnung wallte,
Zwei edle Nationen unterm Schatten
Des Oelbaums fort und friedlich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhasses Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eifersucht,
Der alten Zwietracht unglückselge Gift
Hofft ich auf ewige Tage zu ersticken.
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwei Rosen
Zusammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh.

Auf schlimmem Weg verfolgtet Ihr dies Ziel.
Da Ihr das Reich entzündet, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne steigen wolltet.

Maria.

Das weiß' ich nicht — beim großen Gott des Himmels!
Wann hört' ich das gewollt? Wo sind die Proben?

Burleigh.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Ist keinem Vorgericht mehr unterworfen.
Es ist erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwei.
Daß Ihr die Akte vom vergangnen Jahr
Getrechen, dem Gesetz verfallen seyd.
Es ist verordnet im vergangnen Jahr:
„Wenn sich Jemand im Königreich erhübe,
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Person, die Rechte vorgibt an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen sie verfahre,
„Bis in den Tod die Schuldige verfolge" —
Und da verwiesen ist —

Maria.

Mylord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, daß ein Gesetz, ausdrücklich
Auf mich gemacht, verfaßt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen lassen — Beide
Dem armen Opfer, wenn derselbe Mund.
Der das Gesetz gab, auch das Urtheil spricht!
Könnt Ihr es läugnen, Lord, daß jene Akte
Zu meinem Untergang ersonnen ist?

Burleigh.

In Eurer Warnung sollte sie gerichen;
Zum Fallstrick habt Ihr selber sie gemacht.
Den Angrund fand Ihr, der vor Euch sich auftat,
Und treugewarnet stürzet Ihr hinein.
Ihr wart mit Babington, dem Hochverräther,
Und seinen Mordgesellen einverstanden.
Ihr hattet Wissenschaft von Allem, lenktet
Auf Eurem Kerker planvoll die Verschwörung.

Maria.

Wann hört' ich das getraut? Man zeige mir
Die Dokumente auf.

Burleigh.

Die hat man Euch
Schon nämlich vor Gericht vorgewiesen.

Maria.

Die Copien von fremder Hand geschrieben!
Man bringe die Beweise mir herbei.
Daß ich sie selbst diktirt, daß ich sie so
Diktirt, gerade so, wie man gelesen.

Burleigh.

Daß es dieselben sind, die er empfangen,
Hat Babington vor seinem Tod bekannt.

Maria.

Und warum stellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man so sehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh' man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?

Burleigh.

Auch Eure Schreiber, Kurl und Nau, erhörten
Mit einem Eid, daß es die Briefe seyen,
Die sie aus Eurem Munde niederschrieben.

Maria.

Und auf das Zeugniß meiner Handschreiber

Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben herrt,
Die mich verrathen, ihre Königin,
Die in demselben Augenblick die Treu
Mir brachen, da sie gegen mich gepflogt?

Burleigh.

Ihr selbst erklärtet sonst den Edelmut Karl
Für einen Mann von Tugend und Gewissen.

Maria.

Es kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter kennt' ihn ängstigen, daß er
Aussagte und gestand, was er nicht wußte!
Durch falsches Zeugniß glaubt er sich zu retten,
Und mir, der Königin, nicht viel zu schaden.

Burleigh.

Mit einem freien Eid hat er's beschworen.

Maria.

Vor meinem Angesichte nicht! — Wie, Sir!
Das sind zwei Zeugen. Die noch heute leben!
Man stelle sie mir gegenüber, lasse sie
Ihr Zeugnis mir in's Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunst, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht verlagt? Ja weis
Aus Talbots Munde, meines ver'nen Hüters,
Daß unter dieser nämlichen Regierung
Ein Netzschluß durchgegangen, der verbeut,
Den Kläger dem Verklagten vorzustellen.
Wer? Oder hab' ich falsch gehört? — Sir Paulet!
Ja hab' Euch stets als Biedermann erfunden.
Bezeuge es jetzo. Sagt mir auf Gewissen,
Ist's wahr so? Gibt's ein solch Gesetz in England?

Paulet.

Es ist's, Milady. Das ist bei uns Rechtens.
Was wahr ist, muß ich sagen.

Maria.

Nun, Mylord!
Wenn man mich dann so streng nach englischem Recht
Behandelt, wo dies Recht mich unterdrückt,
Warum dasselbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antworte!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Gestellt, wie das Gesetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch heute leben?

Burleigh.

Ereifert Euch nicht, Lady. Euer Einverständnis
Mit Babington ist's nicht allein —

Maria.

Es ist's
Allein, weil mich dein Schreiben hob Gewissen
Bloßstellt, wovon ich mich zu reinigen habe.
Mylord! Bleibt bei der Sache. Bringt nicht auf.

Burleigh.

Es ist bewiesen, daß Ihr mit Mendoza,
Dem spanischen Botschafter, unterhandelt —

Maria (rasch).

Bleibt bei der Sache, Lord!

Burleigh.

Daß Ihr Anschläge
Geschmiedet, die Religion des Landes
Zu stürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgereizt —

Maria.

Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch
Gesetzt, ich that's! — Mylord, man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land.
Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heilige Gastrecht forderud, in den Arm
Der blutsverwandten Königin mich werfend —
Und so ergreift mich die Gewalt, bemeistert
Mir Leiten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Ist mein Gewissen gegen diesen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsverhältnis hab' ich auf, da ich
Aus diesen Banden stürze, Macht mit Macht
Anwende, alle Staaten dieses Weltteils
In meinen Streit aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht ist und ritterlich, das darf ich üben.
Den Mord allein! die heimlich blut'ge That.
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen;
Mich würde mich besudeln und entehren.
Entehren, sag' ich — keineswegs mich
Verdammen, einem Rechtsspruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Ist gröblichen mir und Engelland die Rede.

Burleigh (vermittelnd).

Rief auf der Stärke souveräns Recht beruht Euch.
Milady! Es ist der Gefangenen nicht günstig.

Maria.

Ich bin die Schwache, sie die Mächt'ge. — Wohl.
Sie drauche die Gewalt, sie übe mich.
Sie wissen ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch sie gestehe dann, daß sie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit gelüst.
Nicht vom Gesetze borge sie das Schwert,
Sich der verhaßten Feindin zu entladen.
Und leihe nicht in heiligen Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erzähnen.
Sein Gaukelspiel verhülle nicht die Blöße!
Erwerben lassen kann sie mich, nicht töten!
Sie geh' ab auf, mit des Verbrechens Farben
Den heil'gen Schein der Tugend zu verbinden.
Und was sie ist, das mage sie zu scheinen!
(Sie geht ab).

Achter Auftritt.

Burleigh. Paulet.

Burleigh.

Sie trotzt uns — wird und trotzen. Ritter Paulet.
Bis an die Stufen des Schaffots — Doch steigt Herz
Ist mehr zu brechen — Unversehrter
Der Verbrecherinnen! Habt Ihr sie eine Thräne
Vergießen? ihre Farbe nur verändern?
Heute unser Mitleid ruft sie an. Wort kennt sie
Den Zwiespalt der Königin von Frankreich.
Und unsre Furcht ist's, was sie mutig macht.

Paulet.

Lord Großschatzmeister! Dieser eitle Trotz wird schnell
Verschwunden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es sind Unterschriften vorgegangen
In diesem Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf.
Man hätte diesen Babington und Thrasmorn
Vor in Person verhören, ihre Schreiber
Vor gegenüber stellen sollen.

Burleigh (schnell).

Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen.
Zu groß ist ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, sind' er vor gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun aufzusprechen.
An dem ihr Leben hängt — er würde zagend
Zurücksinken, sein Geständnis widerrufen —

Paulet.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehäss'gen Gerüchten,
Und des Prozesses festlichen Gepräng
Wird als ein blut'ger Frevel nur erscheinen.

Burleigh.

Dieß ist der Kummer unsrer Königin —
Daß diese Stifterin des Unheils doch
Gefallen wäre, ehe sie den Fuß
Auf Englands Boden setzte!

Paulet.

Dazu sag' ich Amen.

Burleigh.

Daß Krankheit sie im Kerker aufgerieben!

Paulet.

Viel Unglück hält' es diesem Land erspart.

Burleigh.

Doch hilft auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — Wir dürfen doch die Mörder

Paulet.

Wohl wahr. Man kann den Menschen nicht verwehren,
Zu denken, was sie wollen.

Burleigh.

Zu verweisen wär's
Doch nicht, und würde weniger Gerücht erregen —

Paulet.

Mag es Gerücht erregen! Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.

Burleigh.

O! Auch die heilige Gerechtigkeit
Entgleitet dem Tadel nicht. Die Meynung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obsiegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterschwert, womit der Mann sich ziert,
Verhaßt ist's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umsonst,
Daß wir, die Richter, nach Gewissen fragen!
Sie hat der Gnade königlichen Recht,
Sie muß es brauchen; unerträglich ist's
Wenn sie den strengen Lauf läßt dem Gesetze!

Paulet.

Und also —

Burleigh (rasch einfallend).

Also soll sie leben! Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dieß, eben
Dieß ist's, was unsre Königin bedrängt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ja lese
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünsche nicht zu sprechen;
Doch wiederbetend fragt ihr stummer Blick:
Ist unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaßte Stadt mir spart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu zittern, oder grausam
Die Königin, die eigne Blutverwandte,
Dem Beil zu unterwerfen?

Paulet.

Daß ist nun die Nothwendigkeit. Sehe nicht zu ändern.

Burleigh.

Wohl stünd's zu ändern, wenn die Königin,
Wenn Sie ihr aufmerksam're Diener hätte.

Paulet.

Aufmerksam're?

Burleigh.

Die einen stummen Auftrag
Zu deuten wissen.

Paulet.

Einen stummen Auftrag!

Burleigh.

Die, wenn man ihnen eine giftge Schlange
Zu hüten gab, den unentrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.

Paulet (unterbrechend).

Ein hohes Kleinod ist der gute Name,
Der unbescholtne Ruf der Königin,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!

Burleigh.

Als man die Lady von dem Schrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meynung —

Paulet.

Ja will hoffen, Sir.
Die Meynung war, daß man den schweren Auftrag
Den treusten Händen übergeben wollte.
Bei Gott! Ich hätte dieses Staatsgenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, daß es
Den besten Mann in England forderte.
Laßt mich nicht denken, daß ich's etwas Andern
Als meinem treuen Rufe schuldig bin.

Burleigh.

Man breitet aus, sie schwinde, läßt sie dränker
Und dränker werden, endlich still verscheiden;
So stirbt sie in der Menschen Angedenken —
Und Euer Ruf bleibt rein.

Paulet.

Nicht mein Gewissen.

Burleigh.

Wenn Ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werbet Ihr der fremden doch nicht wehren —

Paulet (unterbricht ihn).

Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nahn.
So lang die Gitter meines Dachs sie schützen,
Ihr Leben ist mir heilig, heil'ger nicht
Ist mir das Haupt der Königin von England.
Ihr seid die Richter! Richtet! Beendet den Stab!
Und wenn es Zeit ist, tritt den Zimmerer
Mit Axt und Säge kommen, das Gerüst
Aufschlagen — für den Scherif und den Henker
Soll meines Schlosses Pforte offen stehn.
Jetzt ist sie zur Bewahrung mir vertraut,
Und treu gewiß, ich werde sie bewahren,
Daß sie nichts Böses thun soll, noch erfahren!
(Gehen ab).

Zweiter Auftritt.

Der Palast zu Westminster.

Erster Auftritt.

Der Graf von Kent und Sir William Davison (begegnen einander).

Davison.

Seyd Ihr's, Mylord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und ist die Festlichkeit zu Ende?

Kent.

Wie? Wohnet Ihr dem Ritterspiel nicht bei?

Davison.

Man hielt mein Amt.

Kent.

Ihr habt das schönste Schauspiel
Verloren, Sir, das der Geschmack ersonnen.

Und einer Anſtalt aufgeführt — denn wißt!
Es wurde vorgeſtellt die troſtloſe Zerſtreu
Der Cadetten, wie ſie vom Vergnügen
Vormittags wird — der Lord Marſchall, Dorrington,
Der Generaal nebſt vielen andern Herren
Der Königin entbieten ihre Ehrung,
Und Frankreichs Kavaliere ſpielen ein.
Darauf erſcheinen ein Herold, der das Cartell
Ausfechtet in einem Madrigale,
Und von dem Wall antworten der Kanzler,
Drauf ſpricht das Orakel, und Pikenſchlacht,
Worin auch tapfre Schwyzer wurden
Zu Rittern geſchlagen angeführet,
Umſonſt! die Stürme wurden abgeſchlagen,
Und das Verlangen wurde ſich verſchlagen.

Darnley.

Ein Zeichen böſer Vorbedeutung, Graf,
Für die franzöſiſche Brautwerbung.

Kent.

Nun, nun, das war ein Scherz — Im Ernſte, denk' ich,
Wird ſich die Zeitung endlich doch ergeben.

Darnley.

Glaubt Ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent.

Die ſchwierigſten Punkte ſind bereits
Verglichen und von Frankreich zugeſtanden.
Monſieur begnügt ſich, in verſchiednen
Kapiteln ſeinen Gottesdienſt zu halten,
Und öffentliche die Meſſelieſen
Zu thun und zu ſalben — Höret Ihr den Jubel
Des Volks? was bei Landes ein'ge Zwietracht,
Sie wohnt hinfort eben Lichtesmen,
Und England wieder Prieſter ſoll tragen,
Wenn nur die Stuart auf dem Throne ſitzet.

Darnley.

Der Zwiſt kann es endlich nie — Sie geht
Ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Kent.

Die Königin kommt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth, von Leicester geführt. Graf Aubespine, Bellievre, Graf Sarrewbarre, Lord Burleigh und noch andern franzöſiſchen und engliſchen Herren treten auf.

Eliſabeth zu Aubespine.

Graf! Ich erkaufe Euch theure Herrn,
Da ich gelaufen Euch ihrer Mart
Zurück erſtattet, daß ſie der Herrlichkeit
Des Hofs von St. Germain bei mir vermehrn.
Ich kann in meiner Gemächerlichkeit nicht
Erfinden, als die königlichſte Mutter
Von Frankreich — Ein geſittet höflich Volk,
Das ſich, ſo oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Durch ich das Sternbild, das ich ſtrahlend trage
Mit ew'gem Lorbeer pflegt zu krönen. Der Glanz
Der Majeſtäten, die am Feſtlichſten pflegen
Der Katharina ſtäts, verdient nur
Mich ſelber und mein ſchmuckes Verbrauch.

Aubespine.

Nun eine Dame pflegt Nachſtandsverlust
Dem heranreifenden Frauchen — oder Mädel,
Mag an dem reifenden Gliedchen entgehn,
Stellt ſich verſtimmt der in ihrer Einen.

Bellievre.

Erhabne Majeſtät von England,
Verzeihet, daß wir unſern Urlaub nehmen,
Und Monſieur, unſern königlichen Herrn,
Mit der erfreuten Freudenpoſt begleiten.
Ihn hat das Herzeid' heute Engelland
Nicht in Paris gelaſſen, er erwartet
In Amiens die Botſchaft Eilebot,
Und reis nach Calais wieder ſeine Poſten,
Das Zeugniß, daß kein königlicher Mund
Antipathien wich, am Zeugenſtuhl gelegt
In ſeinem trauten Ohr hinzutragen.

Eliſabeth.

Graf Bellievre, bringt nicht weiter in mich!
Meine Zeit iſt jetzt, ich wiederhol' es Euch
Die freud'ge Hochzeitsfackel anzuzünden,
Schwarz hängt der Himmel über dieſem Land,
Und trüber gemalt war der Brautſtuhl,
Als bei Gewitter heimiſcher Geſpielen.
Denn naht heute ein jammervoller Tag
Mein Herz zu rühren und mein eignes Haus.

Bellievre.

Nur kein Verſprechen gab uns, Königin,
In fernern Tagen ſolge die Erfüllung.

Eliſabeth.

Die Kleine ſind nur Pfänder ihrer Stunden;
Dem eignen Herzen bürgen ſie nicht ſolgen.
Mein Wunſch war's immer, unvermählt zu ſterben,
Und meinen Ruhm hier ich darein geſetzt:
Daß man bereinſt auf meinem Grabſtein lieſt:
Hier ruht die jungfräuliche Königin.
Doch meine Unterthanen wollen's nicht;
Sie drohen jetzt ſchon ſtündig an die Zeit,
Wo ich dahin ſein werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen theils Land begleitet,
Auch ihrem theu'ren Haupt ſoll ich mich opfern.
Auch meine jungfräuliche Freiheit ſoll ich,
Mein höchſtes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gemahl wird mir aufgezwungen.
Es mag mir bekannt ſein, daß ich Ihm nur
Ein Weib bin, und ich empfand doch, regiert
In Ihnen, wie ein Mann, und wie ein König.
Weiß wohl ich, daß man Gott nicht trennt, wenn man
Der Ordnung der Natur verletzt, und Ehe
Verbinden ſie, die vor mir hier geweilet,
Daß ſie die Völker anſpornen, und tauſend
Schlachtopfer einer ſalſchverſtandnen Anheit
Den Pfaffen der Natur geſchlachten.
Doch eine Königin, die ihre Zeit
Weiß angenehm in mäßiger Beſchränkung
Vorüber, die unvermählt, unvermählet,
Die ſämmtliche alle Pflichten hat, die ſolche
Von dem Monarchen aufgenommen ſind,
Der eine Hälfte des Geſchlechts der Menſchen
Der andern unterthänig macht —

Aubespine.

Jahrelte Tugend, Königin, daß Du
Auf deinem Thron verharrteſt; wagt ich ſonſt
Mit dem Geſtändniß, deſſen Ruhm Du biſt,
Auch noch in deinen eigenen Verdienſten
Als Muſter vorzuhalten, Freiheit hat
Dein Mann am Ehren, der es würdig iſt.
Daß Du die Freiheit dem zum Opfer bringſt,
Doch wenn Gefahr, wenn Herzeid, Heldenmuth
Und Männerthaten einen Gatten ſuchen
Der Eine würdig machen, ſo

Eliſabeth.

Kein Zweifel
Herr Abgeſandter, daß ein Gatte ſich

Mit einem ehrlichen Sohne Frankreichs
Mich trat! Ja, ich gelobt' es unverholen,
Wenn es seyn muß – wenn ich's nicht ändern kann,
Den Bringen meines Bettes nachzugehen –
Und es wird Härter seyn als ich, bestehe! ich –
So treu' ich in Europa keinen Fürsten,
Den ich mein höchstes Kleinod, meine Freiheit,
Mit meinem Widerwillen opfern würde,
Lebt mich Gefängniß Euch Gnade thun.

Bellievre.

Es ist die schönste Hoffnung, doch es ist
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünscht
mehr –

Elisabeth.

Was wünscht er?
(Zu dem einen Ring von Finger und betrachtet ihn
nachdenkend).
Hat die Königin doch nichts
Voraus vor den gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weiht auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienstbarkeit – Der Ring macht Ehen,
Und Ringe knüpfen, die eine Kette machen.
– Bringt Eurem Herrn Hochzeit mich Geschenk. Es ist
Noch keine Kette, binnet mich noch nicht;
Doch kann ein Netz daraus werden, der mich bindet.

Bellievre

(tritt wieder, den Ring empfangend).

In seinem Namen, große Königin,
Empfang' ich zuversicht dies Geschenk, und bekräft
Den Kuß der Freundschaft auf meiner Fürstin Hand!

Elisabeth

(zum Grafen Leicester, den sie während der letzten Rede
unverwandt betrachtet hat).

Erkannt, Mylord!
(Sie nimmt ihm das blaue Band ab, und hängt es dem
Bellievre um).

Bellievre trete Heinrich
Mit diesem Schmuck, wie ich Euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Honny soit qui mal y pense! – es schwinde
Der Argwohn zwischen beiden Nationen,
Und ein vertraulich Band umschlinge fortan
Die Freuen Frankreich und Britannien!

Aubespine.

Erhabne Königin, dieß ist ein Tag
Der Freude! Möcht' er'n Akt seyn und möchte
Kein Leidender auf dieser Insel trauern.
Die Gnade glänzt auf deinem Angesicht,
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglückbrütete Fürstin fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht –

Elisabeth.

Nicht weiter, Graf! vermessen wie
Unser guter, unverbrüchter Gesinnte,
Wenn Frankreich ernstlich meinen Tod verlangt,
Muß es auch meine Sorgen mit mir theilen,
Und meiner Feinde Freund nicht seyn –

Aubespine.

Unverletzlich
Ja deinen eignen Namen wahrt' ihanbeln,
Wenn es die Ungastfreiheit, die Assassinen-
Verwandten, und die Mutter soll des Königs
In diesen Bund vergiften – Sie ist die Ehre,
Der Menschheit heilig verlangt –

Elisabeth.

In diesem Sinne
Weiß ich mein Thun und Lassen auch Gerichte zu schätzen.
Frankreich erfährt der Freundschaftsgunst; nur wird
Partheiter seyn, als Königin zu handeln.
(Sie wirft den Blick gegen die französischen Herrn, welche
sich mit den übrigen Lords entfernt zu haben).

Dritter Auftritt.

Elisabeth. Leicester. Burleigh. Talbot.

(Zu Königin tritt).

Burleigh.

Natürliche Königin! Du erhebst heut
Die treuen Wünsche deines Volks. Nun erst
Erkennen wir und der segnenden Tage,
Die Du uns schenkst, da wir nicht zitternd mehr
In eine ungewisse Zukunft schauen,
Nur Eine Sorge kümmert noch dies Land,
Ein Opfer ist's, das alle Stimmen fordern.
Erwolle auch darin, und der treue Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.

Elisabeth.

Was wünscht mein Volk mir? Sprecht, Mylords.

Burleigh.

Es fordert
Das Haupt der Stuart – Wenn Du deinem Volk
Der Ehrfurcht öffentlich Gelübd', das treuste
Verwahrst Lage der Wahrheit weißt verschaffen,
So muß sie nicht mehr seyn – Wenn wir nicht ewig
Für dein festbetrieb Leben zittern sollen,
So muß die Feindin untergehen! – Du weißt es,
Nicht alle deine Britten denken gleich;
Noch viele heimliche Verehrer pflegt
Der römische Gegenkreis auf dieser Insel.
Die alle nähren feindliche Gedanken;
Nach dieser Stuart sieht ihr Herz, sie sind
Im Bunde mit den katholischen Mächten,
Den unversöhnten Feinden deines Namens.
Die ist von dieser wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungsstreich geführt,
Den man mit falschen Hochverrathswaffen führt.
In Norfolk, dem Bischofsitz des Katholizismus,
Dort ist das Aufstands, wo sie Pläne schmieden;
Dort wird der Königsmord gelehrt – Von dort
Geschäftig, fruchen sie nach deiner Insel.
Die Missionen aus, entsetzliche Schreckmeer;
In ärztlich Gewand vermummt – Von dort
Ist schon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerfolglich, ewig neu erzeugen
Verlorene Feinde sich auf diesem Schauplatz.
– Und in dem Schloß zu Fotheringhay sitzt
Die Art dieß ewigen Kriegs, die mit
Der Todesfackel diesen Kreis entzündet.
Ihr Sie, die schmeichelnd Jedem Hoffnung gibt,
Windet sich die Jugend dem gewissen Tod –
Ein zu bessern, ist die Losung; sie
Auf deinen Thron zu setzen, ist der Zweck.
Drum dich Gesetzgeber der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an; Du heißest thron
Nur einer Usurpern des Throns, achtet
Vom Akkat! Ein wort's, die die Zukunft
Verführt, sag Englands Königin zu sprechen,
Kein Friede ist mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich ertheilen oder stürzen.
Ihr Leben ist dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

Elisabeth.

Mylord! Ein tyrannig Wort verwahrt Ihr.
Ich trage Euren Eifer einem Treue.
Weiß, daß gefangne Wachsein auch Euch rührt,

Doch diese Weisheit, welche Mut befestigt,
Ich hasse sie in meiner tiefsten Seele.
Einen einen milbern Rath und — Ehrer Lord
Von Scharfenbury! Sagt Ihr uns Eure Meynung.

Talbot.

Du zaghft dem Tiger ein gebietend Lod,
Der Tapferkeit verne Brust beseelt — Auch wir,
Erfüllen es wie gerne nicht so bereit vom Munde,
Schlägt in der Brust kein minder treues Herz.
Mögst Du noch lange leben, Königin,
Die Freude deines Volks zu seyn, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schnur Tage das dies Eiland sie
Genehm, seit einem Fürsten es regieren.
Mög' es sein Glück mit seinem Ruhme nicht
Bezahlen! Möge Talbots Auge wenigstens
Geschlossen seyn, wenn dies geschieht!

Elisabeth.

Verhüte Gott, daß wir den Ruhm bedauten!

Talbot.

Nun denn, so wirst Du auf ein andres Mittel sinnen,
Dies Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart ist ein ungeeignet Mittel,
Du kennst das Urtheil über die nicht sprechen,
Die hier nicht unterthänig ist.

Elisabeth.

So hört
Mein Staatsrath und mein Parlament; im Irrthum
Sind alle Mitgerichte dieses Landes,
Die nur dies Recht einstimmig zuerkannt —

Talbot.

Nicht Stimmenmehrheit ist bei Königin Proben;
England ist nicht die Welt, sein Parlament
Nicht der Verein der vernünftigen Gesetzgeber.
Dies denk'st England ist das künft'ge nicht,
Wo's das vergangne nicht mehr ist — Wie sich
Die Neigung anders wendet, also steigt
Und fällt des Urtheils wandelbare Woge.
Sag nicht, Du möchtest der Rechtmäßigkeit
Gehorchen und dem Drängen deines Volks.
Gebeut Du wohl, in jenen Augenblick
Kannst Du verweben, daß dein Wille frei ist.
Versuche es! Fürchte, daß Du Mut erschrickst,
Der Schwester Leben willig gewinnt sein.
Zeig' denen, die sie ander retten wollen,
Du Wahrheit deines Königlichen Worts!
Stuart wird Du die Rechtmäßigkeit verschwinden
Und Recht an Unrecht sich verwandeln sehn.
Du siehst mußt siegen. Du allein. Du kannst das
Auf dieses muthig verwandte Recht nicht leugnen.
Der eignen Milde folge Du getrost.
Nicht Strenge trage Gott und meine Herz
Des Priesters — Und du Sanfter bereit Reichs,
Du sende dem Mann die Herrlichkeit gnaden,
Die jenseits am, das Strenge macht die Tugend
Der Königin soll seyn in diesem Lande.

Elisabeth.

Ein warmer Anwalt ist Graf Schrewsbury
Ihr meiner Feinden und des Reichs. Ja gerne
Die Rächer vor, die meine Mutterhört lieben.

Talbot.

Man spricht die meinen Anwalt. Niemand wagt's,
In meinem Vorbrief sprechend, meinem Herz
Sich vorzudrängen — Ich verachte mir.
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdisch Hoffen mehr verführen kann,
Daß ich die Wahrheit bekenne.
Man soll mich sagen, daß in meinem Staatsrath
Die Leidenschaft, die Selbstsucht eine Stimme
Gehabt, nur die Parteiergriffen gewinnen.
Verhindert hat sich Alles wider sie,
Du selber hast ihr Antlitz nie gesehen,
Nichts spricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man sagt,
Ein Fürst den Gemahl erwerben lassen:
Mehr ist's, daß sie den Mörder rächen,
Ein schwer Verbrechen! — Aber es geschah
In einer finster ungastlichen Zeit,
Im Augenblicke bürgerlichen Kriegs.
Als sie, die Schwache, sich umrungen sah
Von bewaffneten Rotten, sich
Dem Mutterwillkürlichen in die Arme warf —
Wer weiß, wenn welcher Künste Macht besiegt
Denn ein gebrechlich Weiben ist das Weib.

Elisabeth.

Das Weib ist nicht schwach. Es gibt starke Seelen
In dem Geschlechte — Ich weiß in meinem Reichen
Nichts von der Schwäche des Geschlechtes hören.

Talbot.

Die war das Unglück eine strenge Schule.
Nicht seine Freudenseite kehrte dir
Das Leben zu. Du kahst keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.
Zu Woodstock war's und in des Towers Nacht,
Wo dich der grim'ge Vater hieß Londes
Zur ersten Pflicht durch Todesfurcht anfrorgen.
Dort suchte dich der Schmeichler nicht. Prieg' lernte.
Dem einen Mißgeschicke nicht getrotzt,
Dein Geist sich sammeln, denken in sich gehn,
Und dichte Leeren wahre Güter schätzen.
— Die Arme rettete mir Gott. Ein zartes Kind
Warb sie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.
Dort in der Feste ew'ger Trunkenheit
Vermahm sie nie der Wahrheit ernste Stimme.
Entzündet war sie von der Lieder Glanz.
Und festgebannt von Scherze des Verderbens.
Ihr ward der Sabbathe eitles Gut zu Theil,
Sie überstrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Gestalt nicht minder als Geburt — —

Elisabeth.

Kommt zu Ende Lord, Mylord von Schrewsbury!
Denkt, daß wir hier an ernsten Rathe sitzen.
Das müssen Ihr ja weiberfeindlich sein.
Da einen Ort 8 in meinem Zimmer sitzen.
— Mylord von Leicester! Ihr scheint still?
Was ist in Euch gefahren, daß Ihr Euch die Zunge?

Leicester.

Ich schweige vor Ehrfurcht, Königin,
Daß man sein Ohr mit Schreckniß erfüllt,
Daß diese Mörderin, die in London Gassen
Den gläubigen Pöbel hetzten, bis heraus
In deines Staatsraths heiter Mitte steigen,
Und weise Männer euch besprechen.
Verwunderung ergreift mich, ich gestehe,
Daß eine Landesfeind Königin
Von Schottland, die den eignen Leuten Thron
Nicht zu behaupten wußte, ihrer eignen
Vasallen Spott, der Andruar ihres Landes,
Dein Scheerben wird auf einmal im Gefängnis!
— Was, beim Allmächtigen! machte sie die fürchterlich?
Daß sie dies Reich in Anspruch nimmt, daß sich
Die Gallen nicht als Königin erkennen?
Kann dieser Gallen Widerspruch das Recht
Entkräften, das Gebart ihr gab, der Gatte
Der Parlamente ihr bestätigte?
Ist sie durch heimlich teuren Listen nicht

Entschwerungsgrad abgewarten, und wird England,
Es gläubten im Grund des neuen Lichts,
Sind der Papisten in die Arme werfen?
Wem hier, der angebeteten Menschin,
In Darnley's Mörderin pflichtvergessen?
Was wollen diese ungeflügten Menschen.
Die sich noch kriechend mit der Erde nähren,
Und nicht gesehwind genug vermählten Armen,
Um Staat und Kinder von Gefahr zu retten?
Strebt Du nicht blickend du in Jugendkraft,
Weiter jene nicht mit jenem Tag zum Grabe?
Bei Gott! Du wirst, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du jetzter sie hinabzugähnen brauchtest —

Burleigh.
Lord Leicester hat nicht immer so geurtheilt.

Leicester.
Mylord, ich habe jetzter meine Stimme
In ihrem Tod gegeben im Gericht.
— Im Staatsrath sprech' ich anders. Hier ist nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Jetzt jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu kehren,
Da Frankreich sie verläßt, die ungetreue Schaar,
Da Du von Königsstirn mit deiner Hand
Verjahren willst, die Hoffnung einst neuen
Regierungsstammes diesem Lande bläst!
Wenn sie also thoren? Sie ist todt!
Betrachtung ist der wahre Tod. Verlöre,
Daß nicht das Weltall sie ins Leben ruft!
Drum ist unser Rath! Man lasse die Gewalt,
Die sie bis Hauptsächlich, in voller Kraft
Besteht! Sie liebt — aber unserm Preis
Des Heuteln vor sie, und schmeckt, wie sich
Ein Arm für sie verwahrt, fällt es nieder.

Elisabeth (steht auf).
Mylord's, ich hab' von Eure Meinungen
Gehört, und sag' Euch Dank für Eurem Eifer.
Mit Gottes Beistand, der die Könige
Erwachen, will ich Eure Gründe prüfen,
Und wählen, was das Besser mir dünkt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Mister Paulet mit Mortimer.

Elisabeth.
Da kommt Amias Paulet. Guter Ein,
Was bringt Ihr uns?

Paulet.
Sterwohn'ge Majestät!
Mein Neffe, der unlängst von weiten Reisen
Zurückgekehret, wirft sich zu deinen Füßen
Und bittet der sein jugendlich Gelüste,
Empfange Du es gnadenvoll und sah
Ihn wachsen in der Sonne deiner Gunst.

Mortimer
(fällt sich auf ein Knie nieder).
Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm verehne ihre Stirn!

Elisabeth
(steht auf. Steht mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, statt Frankreich
Besucht nach Rom, und Euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir heran an, was spinnen unsre Feinde?

Mortimer.
Ein Gott verwirre sie und wende ab
Auf ihrer eignen Häupten Brand die Pfeile,
Die gegen meine Königin gespitzt sind!

Elisabeth.
Habt Ihr den Morgan und den rührigsamen
Bischof von Roße?

Mortimer.
Als Schottischen
Vertraute kennt' ich sie nicht, bis zu Rheims
Anlangt sammelten gegen mich sich.
In ihr Vertrauen Bald ich mich, ob ich
Etwa von ihren Räthen was entdecke.

Paulet.
Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königin von Schottland,
Die er mit treuer Hand uns überliefert.

Elisabeth.
Engl. Was sind ihre nächsten Entwürfe?

Mortimer.
Es traf sie alle wie ein Donnerschlag,
Daß Frankreich sie verläßt, den festen Bund
Mit England schließt; jetzt ruhten sie die Hoffnung
Auf Spanien.

Elisabeth.
Sie schreibt mir Walsingham.

Mortimer.
Auch eine Bulle, die Papst Sixtus jüngst
Vom Banken gegen dich geschleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ich's verließ;
Das nächste Schiff bringt sie nach dieser Insel.

Leicester.
Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh.
Ein werden fürchter in des Schwärmers Hand.

Elisabeth (Mortimern forschend anblickend).
Man gab Euch Schuld, daß Ihr zu Rheims die
Staaten
Besucht und Euren Glauben abgeschworen?

Mortimer.
Die Mienen gab ich mir, ich läugne es nicht,
So weit ging die Begierde, sie zu dienen!

Elisabeth
(zu Paulet, der ihr ein Papier überreicht).
Was giebt Ihr da hervor?

Paulet.
Es ist ein Schreiben,
Das die die Königin von Schottland sandte.

Burleigh (heftig hervorbrechend).
Gebt mir den Brief!

Paulet (gibt das Papier der Königin).
Verzeiht, Lord Großschatzmeister!
In meiner Königin schändlichen Hand
Befiehl sie mir den Brief zu überantworten.
Sie sagt mir stets, ich sey ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Lieber Feind; was sich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweisen.
(Die Königin hat den Brief genommen. Während sie ihn liest, sprechen Mortimer und Leicester einige Worte heimlich mit einander).

Burleigh (zu Paulet).
Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen,
Die denen man das mitleidvollste Herz
Der Königin versichern soll.

Paulet.
Und er
Enthält, hat sie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Verabfolgung, das Angesicht
Der Königin zu sehen.

Burleigh (lächelt).
Wunderwerke!

Talbot.
Warum nicht? Sie erfreute nichts Ungerechtes.

Burleigh.
Die Gunst des Königlichen Angesichts
Hat sie verwirkt, die Mordanstifterin.
Die nach dem Blut der Königin gedürstet,
Wer's tren mit seiner Fürstin meynt, der kann
Den falsch verrätherischen Rath nicht geben.

Talbot.
Wenn die Monarchin sie begnaden will,
Stets Ihr der Gnade sanfte Regung hindern?

Burleigh.
Sie ist verurtheilt! Unserm Heile liegt
Ihr Haupt. Unwiderruflich ist der Majestät.
Das Urtheil kann nicht mehr verborgen werden,
Wenn sich die Königin ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die Königliche Nähe —

Elisabeth
(nachdem sie den Brief gelesen, vor Talbot tretend).
Was ist der Mensch! Was ist das Gilet der Erde!
Wie weit ist diese Königin gereicht,
Die mir so stolzen Hoffnungen begann,
Die auf den ersten Thron der Christenheit
Berufen werden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen schon auf's Haupt zu setzen meynte!
Welch andre Sprache führt sie jetzt als damals,
Da sie das Wappen Englands angenommen,
Und von den Schmeichlern ihres Hofs sich Königin
Der zwei britannischen Inseln nennen ließ!
— Vergeßt, Mylords, es schreibet mir ins Herz,
Mehmuth ergreift mich und die Seele bittet,
Daß Jedsfurd nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Talbot.
O Königin! Dein Herz hat Gott gerühret.
Gebenke dieser himmlischen Berufung!
Schwere schütze sie Verwahr die schwere Schuld.
Heute! ihr vor Hand, der Tiefgefallenen!
Wie eines Engels Lichterscheinung steigt
In eines Kerkers Gräbernacht hinab —

Burleigh.
Sey Handhaft, große Königin. Laß nicht
Ein leidenschaftig menschlich Gefühl
Dich irre führen. Nonne ist nicht selbst
Die Strafbar, das Nothwendige zu thun.
Du kannst sie nicht begnadigen, nicht retten;
Ein Lebe wort auf sich verhängen Todes.
Das Du mit grausam höhnendem Triumph
Am Antlitz deines Opfers dich gerächet.

Leicester.
Laßt uns in unsern Schranken bleiben, Lords.
Die Königin ist weise, sie bedarf
Nicht unsers Raths, das Wichtigste zu wissen,
Unterredung beider Königinnen
Hat nichts genutzt und ist Gerichtes Gang.
Englands Gesetz, nicht der Monarchin Wille,
Verurtheilt die Maria. Wichtig ist's
Der großen Sorge der Elisabeth,
Daß sie des Herzens sanftem Triebe folge,
Wenn das Gesetz den strengen Lauf behält.

Elisabeth.
Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Und anderlegt, gejemand zu verüben.
Jetzt — traut mir!
(Die Lords gehen. Als der Letzte noch in der Thüre war, ruft sie ihn zurück.)

Sir Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Elisabeth. Mortimer.

Elisabeth
(nachdem sie den einzigen Augenblick forschend mit den Augen gemessen).

Ihr zeigtet einen festen Muth und seltne
Besonnenheit Eurer selbst für Eure Jahre.
Hier sehen so früh der Täuschung schwere Kunst
Ausübte, der ist wahrig vor der Zeit.
Und er verstand sich seine Prüfungsjahre.
— Auf eine große Probe ruft Euch das Schicksal.
Ich prophezeihe es Euch, und mein Orakel
Kann ich, zu Eurem Ehre! selbst vollziehen.

Mortimer.
Erhabene Gebieterin, was ich
Vermag und bin, ist deinem Dienst geweihet.

Elisabeth.
Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Haß ist unversöhnlich gegen mich
Und unerschöpflich ihre Rint-Entwürfe.
Bis hierin Tag zwar schützte mich die Allmacht;
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang sie lebt, die ihren Schwärmereien
Den Vorwand leiht und ihre Hoffnung nährt.

Mortimer.
Sie lebt nicht mehr, sobald Du es gebietest.

Elisabeth.
Ah, Sir! Ich glaubte mich am Ziele schon
In sehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Gefahr handeln lassen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil ist gesprochen. Was gewann' ich?
Es muß vollzogen werden, Mortimer!
Und ich muß die Vollziehung anbefehlen.
Mich nimmer trifft der Hab der That. Ich muß
Ein eingeständig, und kann den Schein nicht retten.
Das ist das Schlimmste!

Mortimer.
Sind Elisabeth sich
Der böse Schein bei der gerechten Sache?

Elisabeth.
Ihr kennt die Welt nicht, Mann. Was man scheint,
Hat Jedermann zum Richter; und man ist,
Von meinem Rechte überzeug' ich Niemand.
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod in ein'gem Zweifel bleibe.
Bei solchen Thaten bevorzugt Gestalt
Gibt keinen Schutz, als in der Dunkelheit.
Der schlimmste Schritt ist, den man eingestehet.
Wird man nicht aufgeben, hat man nie verloren.

Mortimer (aufstehend).
Dann wäre wohl das Beste —

Elisabeth (schnell).
Irrtlich wär's
Das Beste — O mein guter Engel spricht
Aus Euch. Fahrt fort, redender, werther Sir!
Euch ist es Ernst. Ihr bringet auf den Grund.
Sagt ein ganz andrer Mann, als Euer Oheim —

Mortimer (verwirrt).
Entschuldigt! Da dem Retter seinen Wunsch?

Elisabeth.
Mich reut, daß ich's that.

Mortimer.
Entschuldigt
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wagsthate fordern
Den raschen Muth der Jugend —

Elisabeth (lächelnd).
Darf ich Euch —

Mortimer.
Die Hand will ich dir leihen; nette Du
Den Namen, wie Du kannst —

Elisabeth.
Ja, Sir! wenn Ihr
Mich einen Morgens mit der Botschaft weckt:
Maria Stuart, meine theu'ge Feindin,
Ist heute Nacht verschieden!

Mortimer.
Zählt auf mich.

Elisabeth.
Wann wird mein Hoamt sich ruhig schlafen legen?

Mortimer.
Der nächste Neumond ende deine Furcht.

Elisabeth.
— Gehabt Euch wohl, Sir! Laßt es Euch nicht leid thun.
Daß meine Dankbarkeit den Ihr der Nacht
Entlehnen muß — Das Schweigen ist der Gott
Der Geheimnissen — Die engsten Bande sind's,
Die pressen, die das Geheimniß fixirt!
(Ein geht ab).

Sechster Auftritt.

Mortimer allein.

Geh', falsche gleichnerische Königin!
Wie Du die Welt, so täusch' ich dich. Nicht ist's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Erst' ich aus, wie ein Mörder? Lästst Du
Analogie Fertigkeit auf meiner Stirn?
Traun nur auf meinen Arm und halte deinen
Zurück. Sie bin den frommen Heuchelschein
Der Gnade vor der Welt! Indessen Du
Geheim auf meine Mörderhülfe hoffst.
Sie werden wir zur Rettung Frist gewinnen!
— Erhöhen willst du mich — gelingt mir von ferne
Bedeutend einen tollkühnen Preis — und wärst
Du selbst der Preis und deine Frauengunst!
Wer bist Du, Aermste, und was kannst Du geben?
Mich lockt nicht der eitein Ruhmes Geiz!
Bei ihr nur ist des Lebens Reiz —
Um sie, in ew'gem Fremdenschmerz, schweifen
Der Wünsche Gierer auch der Jugendtrieb.
Das Bild der Himmel ist an ihrer Brust,
Du bist nur leere Glätter zu ergreifen!
Das Eine Höchste, was das Leben schmücket,
Wenn sich ein Herz entzündend und entzückt,
Dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen,
Die Frauenkrone hast Du nie besessen.
Nie hast Du liebend einen Mann begleitet!
— Ich muß den Lord erwarten, ihrem Brief
Ihm übergeben. Ein verbuhlter Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz,
Ich selber kann sie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis sey mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet).

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet.
Was sagte dir die Königin?

Mortimer.
Nichts. Ein.

Nichts — von Bedeutung.

Paulet (leise zu ihm mit ernstem Ton).
Hört, Mortimer!
Es ist ein sachbyrtig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Kostend ist die Gunst
Der Königin; nach Ehre geizt die Jugend.
— Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen!

Mortimer.
Mein't Ihr't nicht selbst, der an den Hof mich brachte?

Paulet.
Ich wünschte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Wird unsers Hauses Ehre nicht gesammelt.
Bleib fest, mein Neffe. Kanze nicht zu weiter!
Verlege dein Gewissen nicht!

Mortimer.
Was fällt Euch ein? Was für Besorgnisse!

Paulet.
Wie gerß dich auch die Königin zu ködern
Versprecht — Traw ihrer Schmeichelrede nicht.
Verlangen wird sie dich, wenn Du getrostet,
Und ihren eignen Namen rein zu waschen,
Die Blutthat rächen, die sie selbst befahl.

Mortimer.
Die Blutthat, sagt Ihr?—

Paulet.
Weg mit der Verstellung!
Ich weiß, was die die Königin angesonnen;
Sie hofft, daß deine ruhmbegier'ge Jugend
Mitleider'ger seyn wird, als mein starres Alter.
Hast Du ihr zugesagt? Hast Du?

Mortimer.
Mein Oheim!

Paulet.
Wenn Du's gethan hast, so verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —

Leicester (kommt).
Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit Euren Neffen. Die Monarchin
Ist gnadenvoll gesinnt für ihn; sie will.
Daß man ihm die Person der Lady Stuart
Uneingeschränkt vertraue — Sie verläßt sich
Auf seine Redlichkeit —

Paulet.
Verläßt sich — Gut!

Leicester.
Was sagt Ihr, Sir!

Paulet.
Die Königin verläßt sich
Auf ihn, und ich. Mylord, verlasse mich
Auf mich und meine beiden offnen Augen.
(Er geht ab).

Achter Auftritt.

Leicester. Mortimer.

Leicester (verwundert).
Was wandelte den Ritter an?

Mortimer.
Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königin mir schenkt —

Leicester (ihn forschend ansehend).
Verbirgt Ihr Bruder, daß man Euch vertraut?

Mortimer (eben so).
Die Frage thut' ich Euch, Mylord von Lester.

Leicester.
Ihr hattet mir was ungeheures zu sagen.

Mortimer.
Versichert mich erst, daß ich's wagen darf.

Leicester.
Wer gibt mir die Versicherung für Euch?
— Laßt Euch mein Mißtrau'n nicht beleidigen:
Ich seh' Euch zweierlei Gesichter zeigen
In diesem Hof — Eins darunter ist
Nothwendig falsch, doch welches ist das wahre?

Mortimer.
Es geht mir eben so mit Euch, Graf Lester.

Leicester.
Wer soll nun des Vertrauens Anfang machen?

Mortimer.
Wer das Geringere zu wagen hat.

Leicester.
Nun: Der seyd Ihr!

Mortimer.
Ihr seyd es! Euer Zeugniß
Des niederdrückenden, gewalt'gen Lords,
Kann mich zu Boden schlagen; meins vermag
Nichts gegen Euren Rang und Eure Gunst.

Leicester.
Ihr irrt Euch, Sir. In allem Andern bin ich
Hier mächtig, nur in diesem zarten Punkte,
Den ich jetzt Eurer Treu' Preis geben soll,
Bin ich der schwächste Mann an diesem Hof.
Und ein verdächtig Zeugniß kann mich stürzen.

Mortimer.
Wenn sich der allvermögende Lord Lester
So tief zu mir herunterläßt, ein solch
Bekenntniß mir zu thun, so darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir selbst.
Und thun in Großmuth ein Exempel geben.

Leicester.
Gebt mir voran im Zutrau'n, ich will folgen.

Mortimer
(den Brief schnell hervorziehend).
Dieß sendet Euch die Königin von Schottland.

Leicester
(schnell zusammen- und stark dazu hinnach).
Verrath! Ich, Sir — Was seh' ich: Ach! Es ist
Ihr Brief!
(Liest es und betrachtet es mit stummem Entsetzen).

Mortimer
(der ihn während des Lesens scharf beobachtet).
Mylord, nun glaub' ich Euch.

Leicester
(nachdem er den Brief schnell durchlaufen).
Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Inhalt?

Mortimer.
Nichts weiß ich.

Leicester.
Nun: Sie hat Euch ohne Zweifel
[illegible]

Mortimer.
Sie hat mir nichts vertraut. Ihr würdet
Dieß Räthsel mir erklären, sagte sie.
Ein Räthsel ist es mir, daß Graf von Lester,
Der Günstling der Elisabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Rioter einer,
Der Mann seyn soll, von dem die Königin
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muß dem so seyn, denn Eure Augen sprechen
Zu deutlich aus, was Ihr für sie empfindet.

Leicester.
Entdeckt mir selbst es, wie es kommt, daß Ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schicksal,
Und was Euch ihr Vertrau'n erwarb.

Mortimer.
Mylord,
Das kann ich Euch mit Wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeschworen
In Rom, und steh' im Bündniß mit den Guisen.
Ein Brief des Erzbischofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bei der Königin von Schottland.

Leicester.
Ich weiß von Eurer Glaubensläuterung;
Sie ist's, die mein Vertrauen zu Euch weckte.
Gebt mir die Hand. Vergeßt mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorsicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Wattingham und Burleigh passen mich;
Ich weiß, daß sie mir tausend Netze stellen.
Ihr konntet die Gesandtschaft und Werbung scheun,
Mich in das Garn zu ziehen —

Mortimer.
Wie kleine Schritte
Geht ein so großer Lord an diesem Hof!
Graf! Ich belieg' Euch.

Leicester.
Freudig werf' ich mich
An die vertraute Fremdebrust, wo ich
Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr seyd verwundert, Sir, daß ich so schnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That hab' ich sie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht seit langen Jahren,
Ihr wißt's, eh' sie die Hand dem Dauphin gab,
Als noch der Glanz der Krone sie umlachte.
Kalt stieß ich damals dieses Glück von mir;
Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten
Faß' ich sie auf, und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer.
Das heißt großmüthig handeln!

Leicester.
— Die Gestalt
Der Dinge, Sir, hat sich indeß verändert.
Mein Eifergeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit stählern machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein; ich hoffte
Auf den Besitz der Königin von England.

Mortimer.
Es ist bekannt, daß sie Euch allen Männern
Verzog —

Leicester.
So stehen sie, aber Sir — und nun, nach zehn
Verlornen Jahren unverdross'nen Werbens,
Verbessert Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf:
Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preist mich glücklich — Wüßte man, was es
Für Ketten sind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bittre Jahre lang
Dem Augen ihrer Eitelkeit gespielt,
Mich jedem Wachsel ihrer Launen kann
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigensinns,
Geliebtwohl jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit fremdem Stolz zurückgestoßen,
Von ihrer Gunst und Strenge gleich geprüget.

Wie ein Gefangener vom Argwohn
Der Eifersucht gepeinigt, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Gescholten — O die Sprache hat kein Wort
Für diese Höhe!

Mortimer.

Ich verlass' Euch, Graf.

Leicester.

Täuscht mich am Ziel der Preis! Ein Anderer kommt.
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.
An einem jungen übermüthigen Gemahl
Verlier' ich meine lang besessnen Rechte!
Herunterfleigen soll ich von der Bühne,
Wo ich so lange als der Erste glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunst
Drückt mir der neue Aufkömmling zu rauben.
Sie ist ein Weib, und er ist liebenswerth.

Mortimer.

Er ist Katherinens Sohn. In guter Schule
Hat er bei Sanctjuliers Künste aufgelesen.

Leicester.

So stürzen meine Hoffnungen — Ich finde
In diesem Schiffbruch meines Glücks ein Brett
Zu fassen — und mein Auge wendet sich
Der ersten schönen Hoffnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir; Schönheit und Jugend traten
In ihre vollen Rechte wieder ein;
Nicht fühlte Ehrgeiz mehr, das Herz verzehrt,
Und ich empfand, welch' Kleinod ich verloren.
Mit Schrecken seh' ich sie in tiefes Elend
Herabgestürzt, gestürzt durch mein Verschulden.
Da wird in mir die Hoffnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und besitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,
Der mein verändert Herz sich offenbaren,
Und dieser Brief, den Ihr mir überbracht,
Versichert mir, daß sie verzeihe, sich mir
Zum Preise schenken will, wenn ich sie rette.

Mortimer.

Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr saht geschehn, daß sie verurtheilt wurde,
Gabt Eure Stimme selbst zu ihrem Tod!
Ein Wunder muß geschehn — Der Wahrheit Licht
Muß weich, den Resten Mord Hatten, rühren,
Im Vatikan zu Rom muß ihr der Himmel
Den unverhofften Retter zuverleiten,
Sonst fand sie nicht einmal den Weg zu Euch!

Leicester.

Ach, Gir, es hat mir Qualen ganz getostet!
Um jene Zeit ward sie von Talbots Schloß
Nach Fotheringhay weggeführt, der strengen
Gewahrsam Eures Oheims anvertraut.
Getrennt ward jeder Weg zu ihr; ich mußte
Fortfahren vor der Welt, sie zu verfolgen.
Doch heimlich wünscht, daß ich sie leidend hätte
Zum Tode gehen lassen! Mein, ich hoffte,
Und hoffe noch, das Aeußerste zu hindern,
Bis sich ein Mittel zeigt, sie zu befreien.

Mortimer.

Das ist gefunden — Leicester, Eure Ehre
Verrathen verkauft Eroberung. Ich will sie
Befreien, darum bin ich hier, die Anstalt
Ist schon getroffen, Euer mächtiger Beistand
Versichert mir den glücklichen Erfolg.

Leicester.

Was sagt Ihr? Ihr erschreckt mich. Wie? Ihr
wollet —

Mortimer.

Gewaltsam anthun will ich ihren Kerker;
Ja das' Gefühlen. Alles ist bereit —

Leicester.

Ihr habt Mitwisser und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagnis reißt Ihr mich hinein!
Und diese wissen auch um mein Geheimniß?

Mortimer.

Sorgt nicht. Der Plan ward ohne Euch entworfen;
Drum Euch wär' er verstrickt, bestände sie
Nicht drauf, Euch ihrer Rettung zu verdanken.

Leicester.

So könnt Ihr mich für ganz gewiß versichern,
Daß in dem Bund mein Name nicht genannt ist?

Mortimer.

Verlaßt Euch drauf. Wie? So bedenklich, Graf,
Bei einer Botschaft, die Euch Hülfe bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und besitzen,
Ihr finder Freunde, plötzlich unerwartet,
Vom Himmel sollen Euch die nächsten Mittel —
Doch zeigt Ihr mehr Verlegenheit als Freude?

Leicester.

Es ist nichts mit Gewalt. Das Waagstück
Ist zu gefährlich.

Mortimer.

Auch das Säumen ist's!

Leicester.

Ich sag' Euch, Ritter, es ist nicht zu wagen.

Mortimer (tritt).

Nein, nicht für Euch, der sie besitzen will!
Wir wollen sie blos retten, und sind nicht so
Bedenklich —

Leicester.

Junger Mann, Ihr seid zu rasch
In so gefährlich verwickelter Sache.

Mortimer.

Ihr — sehr behagt in solchem Fall der Ehre.

Leicester.

Ich seh' die Netze, die uns rings umgehen.

Mortimer.

Ich fühle Muth, sie alle zu durchreißen.

Leicester.

Tollkühnheit, Raserei ist dieser Muth.

Mortimer.

Nicht Tapferkeit ist diese Klugheit, Lord.

Leicester.

Euch tästet's wohl, wie Babington zu enden?

Mortimer.

Euch nicht, des Norfolk Großmuth nachzuahmen.

Leicester.

Norfolk hat seine Pflicht nicht hintergangen.

Mortimer.

Er hat verwiesen, daß er's würdig war.

Leicester.

Wenn wir verderben, reißen wir sie nach.

Mortimer.

Wenn wir uns schonen, wird sie nicht gerettet.

Leicester.

Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet Alles
Mit heftig blindem Ungestüm zerstören,
Was auf so guten Weg geleitet war.

Mortimer.

Wohl auf den guten Weg, den Ihr gebahnt? —
Was habt Ihr denn gethan, um sie zu retten?
— Und wie? Wenn ich nun Bude ganz genau,

Sie zu erwerben, wie die Königin
Mir anbefahl, wie sie zu dieser Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anstalt,
Die Ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

Leicester (erstaunt).

Gab Euch die Königin diesen Blutbefehl?

Mortimer.

Sie stritt sich in mir, wie sich Maria
In Euch.

Leicester.

Und Ihr habt zugesagt? Habt Ihr?

Mortimer.

Damit sie andre Hände nicht erkaufe,
Vor ich ihr meinen an.

Leicester.

Ihr thatet wohl.
Dieß kann uns Raum verschaffen. Sie verläßt sich
Auf Euren dien'gen Dienst, das Todesurtheil
Bleibt unvollstreckt, und wir gewinnen Zeit —

Mortimer (ungeduldig).

Nein, wir verlieren Zeit!

Leicester.

Sie zählt auf Euch;
Es winket wird sie Anstand nehmen, sich
Dem Sturm der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch List sie überrede,
Das Angeschuldigt der Gegnerin zu senden,
Und dieser Schritt muß ihr die Hände binden.
Darüber hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn sie sie gesehen.
— Ja, ich versuch' es, Alles hier ich auf —

Mortimer.

Und was erreicht Ihr dadurch? Wenn sie sich
In mir getäuscht sieht, wenn Maria ferstirbt,
Zu leben — Ist nicht Alles, wie zuvor?
Frei wird sie niemals! Auch das Mittelste,
Was kommen kann, ist ewiges Gefängniß.
Mit einer kühnen That müßt Ihr doch enden.
Warum wollt Ihr nicht gleich damit beginnen?
In Euren Händen ist die Macht, Ihr bringt
Ein Heer zusammen, wenn Ihr nur den Adel
Auf Euren vielen Schlössern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborg'ne Freunde;
Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch
An Helden reich, sie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beispiel gebe!
Weg mit Verstellung! Handelt liberalen!
Vertheidigt als ein Ritter die Gefangne,
Kämpft einen edlen Kampf um sie! Ihr seid
Herr der Person der Königin von England.
Sobald Ihr wollt, Lockt sie auf Eure Schlösser,
Sie ist Euch oft dahin gefolgt. Dort spielt Ihr
Den Mann! Sprecht als Gebieter; Haltet sie
Verwahrt, bis sie die Stuart frei gegeben!

Leicester.

Ich kenne, ich entsetze mich — Wohin
Reißt Euch der Schwindel? — Kennt Ihr diesen
Boden?
Wißt Ihr, wie's steht an diesem Hof, wie eng
Dieß Frauenreich die Geister hat gebunden?
Exakt nach dem Heidengeist, der einmal wohl
In diesem Land sich regte — Unterworfen
Ist Alles unserm Scepterstab eines Weibes,
Und jedes Mutheß Federn abgespannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtsam.
— Ja hört kommen, geht.

Mortimer.

Maria heißt!
Kehr' ich mit leerem Trost zu ihr zurück?

Leicester.

Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer.

Bringt Ihr die selbst! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht Euch zum Liebesboten!

(Er geht ab).

Neunter Auftritt.

Elisabeth. Leicester.

Elisabeth.

Wer ging da von Euch weg? Ich hörte sprechen.

Leicester

(sich auf ihre Rede schnell und erschrocken umwendend).

Es war Sir Mortimer.

Elisabeth.

Was ist Euch, Lord?
So ganz betreten?

Leicester (faßt sich).

— Ueber deinen Anblick!
Ich habe dich so reizend nie gesehen.
Geblendet steh' ich da von deiner Schönheit.
— Ach!

Elisabeth.

Warum seufzt Ihr?

Leicester.

Hab' ich keinen Grund
Zu seufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
Erneut sich mir der namenlose Schmerz
Des drohenden Verlustes.

Elisabeth.

Was verliert Ihr?

Leicester.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbst verlier' ich.
Bald wirst Du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz besitzen.
Er ist von königlichem Blut, das hin
Ich nicht, doch treu wie kaltre Welt geboren,
O Euer Leid auf diesem Erdenrund,
Der wahre Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Ehe von Anjou hat sich nie gefreut.
Nur deinen Augen und Schimmer kann er lieben.
Ich liebe dich. Wärst du die ärmste Hirtin,
Ich als der größte Fürst der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich herunterflegen.
Mein Diadem zu deinen Füßen legen.

Elisabeth.

Verlaß mich, Dudley, spalt mich nicht! — Ich
darf ja
Mein Herz nicht fragen. Ach! daß hätte anders
Geschickt. Und wie bereit' ich andre Weiber,
Die das erdulden dürften, was sie lieben.
So glücklich bin ich nicht, daß ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer ist, die Krone
Aufsetzen kann! — Der Stuart ward's vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verschenken;
Die hat sich Irgliches erkauft, sie hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leicester.

Jetzt trinkt sie auch den bittern Kelch des Leidens.

Elisabeth.

Sie hat der Menschen Urtheil nicht gescheut.
Leicht wird' es ihr zu leben, nimmer lud sie
Das Joch sich auf, dem ich mich unterwarf.

Hält' ich doch auch Ansprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Lust zu freun;
Doch zog ich strenge Königspflichten vor.
Und doch gewann sie aller Männer Gunst,
Weil sie sich nur deßh. ein Weib zu sein.
Und um sie buhlt die Jugend und das Alter.
So sind die Männer. Lüstlinge sind alle!
Dem Leichtsinn eilen sie, der Freude zu.
Und schlagen nichts, was sie verehren müssen.
Verjüngte sich nicht dieser Tador selbst,
Als er auf ihren Reiz zu werben kam!

Leicester.

Vergiß es ihm. Er war ihr Wächter einst;
Die List'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

Elisabeth.

Und ist's denn wirklich wahr, daß sie so schön ist?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören;
Wohl möcht' ich wissen, was zu glauben ist.
Gemälde schmeicheln, Schilderungen lügen.
Nur meinen eignen Augen wird' ich traun.
— Was schaust Ihr mich so seltsam an?

Leicester.

Ich stelle
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünscht' ich mir, ich berg' es nicht.
Wenn es ganz ungetrübt geschehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu sehn!
Dann sollte st Du erst deines ganzen Siegs
Genießen! Die Beschämung ghnnt' ich ihr,
Daß sie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat scharfe Augen — überzeugt sich sähe,
Wie sehr sie auch an Adel der Gestalt
Von dir besiegt wird, der sie so unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

Elisabeth.

Sie ist die Jüngere an Jahren.

Leicester.

Jünger!
Man sieht's ihr nicht an. Freilich ihre Leiden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bitterer machte,
Das wäre, dich als Braut zu sehn! Sie hat
Des Lebens schöne Hoffnung hinter sich;
Doch süße sie dem Glück entgegen schreiten!
Und als die Braut des Königssohns von Frankreich!
Da sie sich stets so viel gewußt, so stolz
Gethan mit der französischen Verwandtschaft.
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hülfe pocht!

Elisabeth (nachdenkend vorwerfend).

Man prinzigt mich ja, sie zu sehn.

Leicester (lebhaft).

Sie fordert's
Als eine Gunst; gewährt' es ihr als Strafe!
Du kannst sie auf das Blutgerüste führen.
Es wird sie minder peinigen, als sich
Von deinen Reizen ausgelöscht zu sehn.
Dadurch erwarbst Du sie, wie sie dich
Erworben wollte — Wenn sie deine Sclavinn
Erblickt, durch Ehrbietig bewacht, in Glorie
Gestellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den sie, leichtsinnig unblend, von sich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz, und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geschmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Wie ward Du, wie zu einem Sieg, der Sclavinn
Gerösteter als eben jetzt — Wich selbst
Hast Du umstrahlt wie eine Lichterscheinung.
Als Du vorhin ins Zimmer tratest — Wie?
Wenn Du gleich jetzt, jetzt wie Du bist, hinträtest
Vor sie, Du findest keine schön're Stunde —

Elisabeth.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht. Lester —
Nein, das muß ich
Erst wohl bedenken — mich mit Burleigh —

Leicester (lebhaft einfallend).

Burleigh!
Der denkt allein auf seinen Staatsvortheil;
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte;
Der zarte Punkt gehört vor Dein Gericht.
Nicht vor den Staatsmann! — ja, auch Staatskunst
muß es,
Daß Du sie stellst, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Großmuth dir gewinnest!
Magst Du nachher dich der verhaßten Feindin,
Auf welche Weise dir's gefällt, entladen.

Elisabeth.

Nicht wohlanständig wär' mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu sehn. Man sagt,
Daß sie nicht königlich umgeben sey;
Vorwerfend wär' mir ihres Mangels Anblick.

Leicester.

Nicht ihrer Schwelle brauncht Du dich zu nahn.
Hör' meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunsch gefügt. Heut ist das große Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbei.
Dort kann die Stuart sich im Park ergehn,
Du kannst ganz wie von ungefähr dahin.
Es darf nicht als vorher bedacht erscheinen,
Und wenn es die zuvüber, redest Du
Sie gar nicht an —

Elisabeth.

Begeh' ich eine Thorheit.
So ist es Euer, Lester, nicht die meine.
Ich will Euch heute keinen Wunsch versagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut am wehesten gethan.
(Ihn zärtlich anblickend).
Sey's eine Grille nur von Euch. Dadurch
Eine Neigung sich zu rund, daß sie bewilligt
Aus freier Gunst, was sie auch nicht gebilligt.
(Leicester stürzt zu ihren Füßen, der Vorhang fällt).

Dritter Aufzug.

Gegend in einem Park. Vorn mit Bäumen besetzt, hinten eine weite Aussicht.

Erster Auftritt.

Maria tritt in schnellem Lauf hinter Bäumen hervor.

Hanna Kennedy folgt langsam.

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn Ihr Flügel hättet.
So kann ich Euch nicht folgen, warten doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freiheit genießen.
Laß mich ein Kind sein, sey es mir!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entflogen.
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durchsüßen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

Kennedy.
O meine theure Lady! Euer Kerker
Ist nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr seht nur nicht die Mauer, die uns einschließt,
Weil sie der Bäume hoch Gesträuch verstreift.

Maria.
O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ja will mich frei und göttlich träumen,
Warum auch meinen süßen Wahn mich wecken?
Umsonst mich nicht der weite Himmelsschooß?
Die Blicke, frei und fesselloß,
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Jängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
Elende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königin unterthan.

Kennedy.
Ach, theure Lady! Ihr seyd außer Euch,
Die langentbehrte Freiheit macht Euch schwärmen.

Maria.
Dort zog ein Fischer den Nachen an!
Vielleicht elende Werkzeug könnte mich retten,
Vielleicht mich sonell zu befreundeten Städten.
Sparlich nährt es den dürftigen Mann.
Betogen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan.
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.
Verlorne Wünsche! Seht Ihr nicht, daß uns
Von ferne drei die Späherritte folgen?
Ein finster organisirtes Verbot scheuchte jedes
Mitleidige Geschöpf aus unserm Wege.

Maria.
Nein, gute Hanna. Glaub' mir, nicht umsonst
Ja meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunst ist mir des größern Glücks
Verkünderin. Ich irre nicht. Es ist
Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke.
Lord Leicesters mächtigen Arm erkenn' ich drin.
Allmälig will man mein Gefängniß weiten,
Durch Kleinres zum Größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz dessen endlich schaue,
Der mir die Bande löst auf immerdar.

Kennedy.
Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht reimen!
Noch gestern kündigt man den Tod Euch an,
Und heute wird Euch plötzlich solche Freiheit.
Auch denen, dürft' ich sagen, wird die Kette
Gelöst, auf die die ew'ge Freiheit warten.

Maria.
Hörst Du das Hifthorn? Hör'st Du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich süßer Erinnerung voll.
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigen Halden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

Zweiter Auftritt.

Paulet. Die Vorigen.

Paulet.
Nun! Hab ich's endlich recht gemacht, Mylady?
Verdien' ich einmal Euern Dank?

Maria.
Wie, Ritter?
Send Ihr's, der diese Gunst mir ausgewirkt?
Ihr seyd's?

Paulet.
Warum soll ich's nicht seyn? Ich war
Am Hof, ich überwachte Euer Schreiben —

Maria.
Ihr übergabt es? Wirklich thatet Ihr's?
Und diese Freiheit, die ich jetzt genieße,
Ist eine Frucht des Briefs —

Paulet (mit Betonung).
Und nicht die einz'ge!
Macht Euch auf eine größ're noch gefaßt.

Maria.
Auf eine größ're, Ein? Was meynt Ihr damit?

Paulet.
Ihr hörtet doch die Hörner —

Maria (zurückfahrend, mit Abwehr).
Ihr erschreckt mich!

Paulet.
Die Königin jagt in dieser Gegend.

Maria.
Bald?

Paulet.
In wenigen Augenblicken steht sie vor Euch.

Kennedy
(auf Maria horchend, welche zittert und hinsinken droht).
Wie wird Euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paulet.
Nun! Ist's nun nicht recht? War's nicht Euer Bitte?
Sie wird Euch früher gewährt, als Ihr gedacht.
Ihr wer't sonst immer so gewinnender Zunge,
Jetzt bringet Eure Werte an, jetzt ist
Der Augenblick zu reden!

Maria.
O warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaßt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchste Gunst erbeten,
Dünkt mir jetzt schrecklich, fürchterlich — Kennt.
Hanna,
Führ' mich in's Haus, daß ich mich fasse, mich
Erhole —

Paulet.
Bleibe. Ihr müßt sie hier erwarten.
Wohl, wohl mag's Euch beängstigen, ich glaub's.
Vor Eurem Richter zu erscheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Shrewsbury zu den Vorigen.

Maria.
Es ist nicht darum! Gott, mir ist ganz anders
Zu Muth — Ach, edler Shrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugesendet!
— Ich kann sie nicht sehn! Retter, rettet mich
Vor dem verhaßten Anblick —

Schrewsbury.

Kommt zu Euch, Königin! Faßt Euren Muth zusammen. Das ist die entscheidungsvolle Stunde.

Maria.

Ich habe drauf gefaßt — Jahre lang
Mich drauf bereitet, Alles hab' ich mir
Gesagt und ins Gedächtniß eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte und bewegen:
Vergessen plötzlich, aufgelöscht ist Alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es stehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister.

Schrewsbury.

Gebietet Eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie sehr auch Euer Innres widerstrebe,
Gebeugt der Zeit und dem Gesetz der Stunde:
Sie ist die Mächtige — Demüthigt Euch!

Maria.

Vor ihr! ich kann es nimmermehr.

Schrewsbury.

Thut's dennoch!
Spreche ehrerbietig, mit Gelassenheit!
Rauft ihre Großmuth an, trotzt nicht, setzt nicht
Auf Euer Recht, jetzo ist nicht die Stunde.

Maria.

Ach, mein Verderben hab ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche ward mein Flehen erhört!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemals!
Darum kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Oh! mögen Fee'n und Wasser sich in Liebe
Begatten und das Lamm den Tiger küssen —
Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung!

Schrewsbury.

Seht sie nur erst von Angesicht!
Ich sah es ja, wie sie von Eurem Brief
Erschüttert war, ihr Auge schwammen in Thränen.
Nein, sie ist nicht gefühllos, legt Ihr selbst
Nur besseres Vertrauen — Darum eben
Bin ich vorausgeeilt, damit ich Euch
In Fassung setzen und ermahnen möchte.

Maria (ihre Hand ergreifend).

Ach, Talbot! Ihr wart stets mein Freund — Daß ich
In Eurer wilden Hast gefehlet wäre!
Es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!

Schrewsbury.

Vergeßt jetzt Alles. Darauf denkt allein,
Wie Ihr sie unterwürfig wollt empfangen.

Maria.

Ist Burleigh auch mit ihr, mein böser Engel?

Schrewsbury.

Niemand begleitet sie als Graf von Lester.

Maria.

Lord Lester!

Schrewsbury.

Fürchtet nichts von ihm. Nicht Er
Will Eurem Untergang — Sein Wort ist es,
Daß Euch die Königin die Zusammenkunft
Bewilligt.

Maria.

Ach! ich wußt' es wohl!

Schrewsbury.

Was sagt Ihr?

Paulet.

Die Königin kommt!

(Alles weicht auf die Seite, nur Maria bleibt, auf die Krone gelehnt).

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Elisabeth. Graf Lecester. Gefolge.

Elisabeth (zu Lecester).

Wie heißt der Landsitz?

Lecester.

Fotheringhayschloß.

Elisabeth (zu Schrewsbury).

Schickt unsrer Jagdgesellschaft voraus nach London,
Daß Volk drängt allzudringlich in den Straßen,
Mir suchen Schutz in diesem stillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie tritt mit den Augen die Maria, indem sie zu Paulet weiter spricht).

Mein gutes Volk liebt mich zu sehr. Unmäßig,
Ungestüm sind die Zeichen seiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.

Maria

(welche diese Zeit über das abwechselnd auf die Amme gelehnt war, erhebt sich jetzt, und die Blöße bedeckend dem gespannten Blick der Elisabeth, die schaudernd zusammensinkt, und matt sich wieder an der Amme beugt).

O Gott, auf diesen Zügen spricht mein Herz!

Elisabeth.

Wer ist die Lady?

(Ein allgemeines Schweigen).

Lecester.

— Du bist zu Fotheringhay, Königin.

Elisabeth

(setzt sich überrascht und erstaunt, einen finstern Blick auf Lecestern richtend).

Wer hat mir das gethan? Lord Lester!

Lecester.

Es ist geschehen, Königin — und nun
Der Himmel deinem Schritt hierher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid siegen.

Schrewsbury.

Laß dich erbitten, königliche Frau.
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergebt vor deinem Antlitz.

(Maria rafft sich zusammen, und will auf die Elisabeth zugehen, sinkt aber auf halbem Weg schaudernd still; ihre Geberden drücken den heftigsten Kampf aus).

Elisabeth.

Wie, Mylords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze fand' ich,
Vom Unglück keineswegs geschmeidigt.

Maria.

Sey's!
Ich will mich auch noch diesem unterwerfen.
Fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergessen, wer ich bin, und was
Ich litt, ich will vor ihr mich niederwerfen.
Die mich in diese Schmach herunterrief.

(Sie wendet sich gegen die Königin).

Der Himmel hat für Euch entschieden, Schwester!
Gekrönt vom Sieg ist Eure glückliche Hauptt;
Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!

(Sie fällt vor ihr nieder).

Doch seyd auch Ihr nun edelmüthig, Schwester!

Laßt mich nicht schmachvoll liegen! Eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall!

Elisabeth (zurücktretend).

Ihr seyd an Eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preis' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu Euren Füßen
So liegen sollte, wie Ihr jetzt zu meinen.

Maria (mit steigendem Affekt).

Drauf an den Marmor alles Menschlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet sie, die schrecklichen,
Die mich zu Eurren Füßen niederstürzen —
Um dieser fremden Zeugen willen, ehrt
In mir Euch selbst! entweiht, schändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern,
Wie in den Euren, fließt — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, schroff und unzugänglich, wie
Die Felsenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend zu erfassen strebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geschick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft;
Löst mir das Herz, daß ich das Eure rühre!
Wenn Ihr mich anschaut mit dem Gluthblick,
Schlieht sich das Herz mir schaudernd zu, der Strom
Der Thränen stockt, und kaltes Grausen fesselt
Die Fleheworte mir im Busen an.

Elisabeth (kalt und streng).

Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich sprechen wollen. Ich vergesse
Die Königin, die schwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schwester zu erfüllen,
Und meines Anblicks Trost gewähr' ich Euch.
Dem Trieb der Großmuth folg' ich, setze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich so weit
Herunterstieg — denn Ihr wißt,
Daß Ihr mich habt erwerben lassen wollen.

Maria.

Wenn soll ich den Anfang machen, wie
Die Worte rüglich stellen, daß sie Euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich selbst nicht sprechen, ohne Euch
Sogleich zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist.
Denn ich bin eine Königin wie Ihr,
Und Ihr habt als Gefangne mich gehalten.
Ich kam zu Euch als eine Bittende,
Und Ihr, des Gastrechts heilige Gesetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Setzt mich in Kerkermauern ein; die Freunde,
Die Diener werden grausam mir entrissen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,
Man stellt mich vor ein schimpflich Gericht —
Nichts mehr davon: Ein ewiges Vergessen
Bedecke, was in Grausames erlitt.
— Seht! Ich will Alles eine Schickung nennen;
Ihr seyd nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig,
Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unsern Herzen zu entzünden,
Der unsre zarte Jugend schon entzweit.
Er wachst mit uns, und böse Menschen fachten
Der unglückselig'en Flamme Ardens zu.
Mahnsinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwert und Dolch die unbesonne Hand —
Das ist das Finstergeschick der Könige,
Daß sie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen.
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln.
— Jetzt ist kein fremder Mund mehr zwischen uns,
(führt sich ihr zutraulich und mit schmeichelndem Ton)
Wir stehn einander selbst nun gegenüber.
Jetzt, Schwester, redet! Nennt mir meine Schuld,
Ich will Euch völliges Genüge leisten.
Ach, daß Ihr damals mir Gehör geschenkt,
Als ich so dringend Euer Auge suchte!
Es wäre nie so weit gekommen, nicht
An diesem traur'gen Ort geschähe jetzt
Die unglückselig traurige Begegnung.

Elisabeth.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Busen mir zu legen.
— Nicht die Geschichte, Euer schwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrsucht Eures Hauses.
Nichts Freundliches war zwischen uns geschehn,
Da tändelnde mir Euer Ohm, der stolze,
Herrschwüth'ge Priester, der die freche Hand
Nach allen Kronen streckt, die Fehde an,
Beyderer Euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzuerkennen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Priester Zungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wahnsinns fürchterliche Waffen;
Hier selbst, im Friedenssitze meines Reichs,
Dies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott ist mit mir, und der freie Priester
Behält das Feld nicht — meinem Haupte war
Der Streich gebrohet, und das Eure fällt!

Maria.

Ich steh' in Gottes Hand. Ihr werdet Euch
So blutig Eurer Macht nicht überheben —

Elisabeth.

Wer soll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beispiel allen Königen der Welt,
Wie man mit seinen Feinden Frieden macht.
Die Sankt Bartholomäi sey meine Schule;
Was ist mir Blutvermandtschaft, Bölkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord;
Ihr habt nur, was Eure Priester lehren.
Sagt! Welches Pfund gewährte mir für Euch,
Wenn ich großmüthig Eure Bande löste?
Mit welchem Schloß verwahrt' ich Eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüssel lösen kann?
Gewalt nur ist die einz'ge Sicherheit;
Kein Bündniß ist mit dem Geschlecht der Schlangen.

Maria.

O daß ist Euer trauriq finsterer Argwohn!
Ihr habt mich stets als eine Feindin nur
Und Fremdlingin verachtet. Hättet Ihr
In Eurer Erbin mich erkannt, wie mir
Gebühret, so hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundin und Verwandte
In mir erhalten.

Elisabeth.

Draußen, Lady Stuart,
Ist Eure Freundschaft. Eyer Hand hat Papstthum,
Der Mönch ist Eure Bruder — Euch zur Erbin
Erklären! Der verrätherische Falschrist!
Daß Ihr bei meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine listige Armida,
Die edle Jugend meines Königreichs
In Eurem Buhlernetze schlau verstrickt —
Daß Alles sich der neu aufgeh'nden Sonne
Zuwendete, und ich —

Maria.

Regiert in Frieden!

Jedwedem Anspruch auf dies Reich entsag' ich.
Ach, meines Geistes Schwingen sind gelähmt;
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht.
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen ist in langer Kerkerschmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeußerste an mir
Gethan, habt mich gebeugt in meiner Blüthe:
— Jetzt macht ein Ende, Schwester! Sprecht es aus
Das Wort, um dessentwillen Ihr gekommen.
Denn nimmer will ich glauben, daß Ihr kamt,
Um Euer Opfer grausam zu verhöhnen.
Sprecht dieses Wort aus! Sagt mir: „Ihr seyd frei,
„Maria! Meine Macht habt Ihr gefühlt,
„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren.“
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geschenk aus Eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht Alles ungeschehn. Ich warte
Darauf. O laßt mich's nicht zu lang erharren!
Weh Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet!
Denn wenn Ihr jetzt nicht segenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit von mir scheidet — Schwester!
Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir!

Elisabeth.

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? Ist kein Mörder
Mehr unterwegens? Will kein Abenteurer
Für Euch die traur'ge Ritterschaft mehr wagen?
— Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir Keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüstet Keinen, Euer — vierter Mann
Zu werden, denn Ihr tödtet Eure Freier,
Wie Eure Männer!

Maria (auffahrend).

Schwester! Schwester!

Schwester! Gott! Gott! Gib mir Mäßigung!

Elisabeth

(sieht sie lange mit einem Blick stolzer Verachtung an).

Das also sind die Neigungen, Lord Lester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu seyn, als die gemeine seyn für alle!

Maria.

Das ist zu viel!

Elisabeth (höhnisch lachend).

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

Maria

(vom Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde).

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt.
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verbrecherisch und verborgen, falschen Schein
Hab' ich verschmäht, mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.
Weh Euch, wenn sie von Eurem Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend
Die wilde Glut verfloss'ner Jahre deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
Geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot bestiegen.

Schrewsbury

(tritt zwischen beide Königinnen).

O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Ist das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria.

Mäßigung! ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann,
Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Sprengt endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaft'ner Groll!
Und Du, der den gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leih' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Shrewsbury.

O sie ist außer sich!

Verzeih der Rasenden, der schwer Gereizten!
(Elisabeth, vor Zorn sprachlos, schießt wüthende Blicke auf Marien).

Leicester

(in der heftigsten Unruhe, sucht die Elisabeth hinweg zu führen).

Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von diesem unglückseligen Ort!

Maria.

Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten ehrliebende Welt
Durch eine tück'sche Gaufflerin betrogen.
— Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König.
(Elisabeth geht schnell ab, die Lords folgen ihr in der höchsten Bestürzung).

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

O was habt Ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt ist es aus und alle Hoffnung schwindet.

Maria (noch ganz außer sich).

Sie geht in Wuth? Sie trägt den Tod im Herzen!
(Der Kennedy um den Hals fallend).
O wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust.

Kennedy.

Unglückliche! Der Blutschuld reißt Euch hin,
Ihr habt die Unversöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, sie ist die Königin;
Vor ihrem Bubien habt Ihr sie verhöhnt!

Maria.

Vor Lesters Augen hab ich sie erniedrigt!
Er sah es, er bezeugte meinen Sieg!
Wie ich sie niedersetzte von ihrer Höhe.
Er stand dabei, mich stärkte seine Nähe!

Sechster Auftritt.

Mortimer zu den Vorigen.

Kennedy.

O Sir! Welch ein Erfolg —

Mortimer.

Ich hörte Alles.

(Gibt der Amme ein Zeichen, sich auf ihren Posten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Wesen drückt eine heftige, leidenschaftliche Stimmung aus).

Du haſt geſiegt! Du traſt ſie in den Staub,
Du warſt die Königin, ſie der Verbrecher.
Ich bin entlaſtet von meinem Wunſch, ich bete
Dich an; wie eine Göttin, groß und herrlich
Erſcheinſt Du mir in dieſem Augenblick.

Maria.

Ihr ſprecht mit Letztern, überbringet ihm
Mein Schreiben, mein Geſchenk — O redet, Sir!

Mortimer

(mit glühenden Blicken ſie betrachtend).

Wie mich der edle königliche Zorn
Umadmet, deine Reize mir verklärte!
Du biſt das ſchönſte Weib auf dieſer Erde!

Maria.

Ich bitt' Euch, Sir! Stillt meine Ungeduld;
Was ſpricht Mylord? O ſagt, was darf ich hoffen?

Mortimer.

Wer? Er? Das iſt ein Feiger, Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeßt ihn!

Maria.

Was ſagt Ihr?

Mortimer.

Er Euch retten und befreien!
Er Euch! Er ſoll es wagen! Er! Mit mir
Muß er auf Tod und Leben darum kämpfen!

Maria.

Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O dann iſt's aus!

Mortimer.

Der Feige ſieht das Leben.
Wer dich will retten und die ſeine nennen,
Der muß den Tod bereit umarmen können.

Maria.

Er will nichts für mich thun!

Mortimer.

Nichts mehr von ihm!
Was kann Er thun, und was bedarf man ſein?
Ich will dich retten, ich allein!

Maria.

Ach, was vermögt Ihr?

Mortimer.

Täuſchet Euch nicht mehr.
Als ob es noch wie geſtern mit Euch ſtünde!
So wie die Königin jetzt von Euch alma,
Wie dieß Gefängniß ſich wendete, iſt Alles
Verloren, jeder Gnadenweg geſperrt.
Der That bedarf's jetzt. Kühnheit muß entſcheiden.
Für Alles wurde Alles ſchon gewagt.
Frei müßt Ihr ſeyn, noch eh' der Morgen tagt.

Maria.

Was ſprecht Ihr? Dieſe Nacht! Wie iſt das möglich?

Mortimer.

Hört, was beſchloſſen iſt. Verſammelt hab' ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten;
Ein Prieſter hörte unſre Beichte an,
Ablaß iſt uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begingen. Ablaß im Voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfingen wir,
Und fertig ſind wir zu der letzten Reiſe.

Maria.

O welche fürchterliche Vorbereitung!

Mortimer.

Dieß Schloß erſteigen wir in dieſer Nacht.
Der Schlüſſel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reißen dich aus deiner Kammer
Gewaltſam, ſterben muß von unſrer Hand,
Daß Niemand überlebe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.

Maria.

Und Drury, Paulet, meine Kerkermeiſter?
O eher werden ſie ihr letztes Blut —

Mortimer.

Von meinem Dolche fallen ſie zuerſt!

Maria.

Was? Euer Oheim, Euer zweiter Vater?

Mortimer.

Von meinen Händen fürwahr er. Ich ermord' ihn.

Maria.

O blut'ger Frevel!

Mortimer.

Alle Frevel ſind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich will's.

Maria.

O ſchrecklich, ſchrecklich!

Mortimer.

Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Maria.

Nein, Mortimer! Ein' ſo viel Blut um mich —

Mortimer.

Was iſt mir alles gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Weiten Band
Sich löſen, eine zweite Waſſerfluth
Hereinbrach alles Athmende verſchlingen!
— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entſage,
Ein' nahe ſich das Ende aller Tage.

Maria (zurücktretend).

Gott! welche Sprache, Sir, und — welche Blicke!
— Sie ſchrecken, ſie verſcheuchen mich.

Mortimer

(mit irren Blicken, und im Ausdruck des ſtillen Wahnſinns).

Das Leben iſt
Nur ein Moment, der Tod iſt auch nur einer!
— Man ſchleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühender Eiſenzange mir
(Innen er heftig auf ſie zugeht, mit außerordentlichem Armen).
Wenn ich dich, Herzgeliebte, umfange —

Maria (zurücktretend).

Unſinniger, zurück! —

Mortimer.

An dieſer Bruſt,
Auf dieſem liebeathmenden Munde —

Maria.

Um Gotteswillen, Sir! Laßt mich hinein gehn!

Mortimer.

Der iſt ein Raſender, der nicht das Glück
Freiwillig in unendlicher Umarmung.
Wenn es ein Gott in ſeine Hand gegeben.
Ich will dich retten, muß es tauſend Leben;
Ich rette dich, ich will es, doch ſo wahr
Gott lebt! ich ſchwör's, ich will dich auch beſitzen.

Maria.

O will kein Gott, kein Engel mich befreien!
Furchtbares Schickſal! Grimmig ſtellverderbt Du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verſchwindet ſich Haß und Liebe, mich zu ſtrecken?

Mortimer.

Ja, glühend, wie ſie haſſen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthaupten, dieſen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchſchneiden.
O weile Du dem Lebensgott der Frauden,
Was Du dem Haſſe blutig opfern mußt!
Mit dieſen Reizen, die nicht dein mehr ſind,
Beſeligе den glücklichen Gefährten!
Die ſchöne Locke, dieſes ſeidne Haar,
Verfallen ſchon den finſtern Todesnächten,
Gedrang's, den Sklaven ewig zu umflechten!

Maria.

O welche Sprache muß ich hören! Sie!
Mein Unglück ſollt' Euch heilig ſeyn, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht iſt.

Mortimer.

Die Krone iſt von deinem Haupt gefallen,
Du haſt nichts mehr von ird'ſcher Majeſtät,
Verſuch' es, laß dein Herrſcherwort erſchallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter auferſteht.
Nichts blieb dir als die rührende Geſtalt,
Der hohen Sanftheit göttliche Gewalt,
Die läßt mich Alles wagen und vertrauen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen –

Maria.

O wer errettet mich von ſeiner Wuth!

Mortimer.

Verwegner Dienſt belohnt ſich auch verwegen!
Warum verſprützt der Tapfere ſein Blut?
Iſt Leben doch des Lebens höchſtes Gut!
Ein Nasenſtüber, der es unſinnig verſtümmelt!
Erſt will ich ruhn an deiner wärmſten Bruſt –
(Er preßt ſie heftig an ſich).

Maria.

O muß ich Hülfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter –

Mortimer.

Du biſt nicht gefühllos;
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an;
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren,
Du haſt den Sänger Rizzio begünſtigt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen.

Maria.

Vergeſſener!

Mortimer.

Er war nur dein Tyrann!
Du zitterteſt vor ihm, da Du ihn liebteſt!
Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
Beim Gott der Hölle!

Maria.

Laßt mich! Raſet Ihr?

Mortimer.

Erzittern ſollſt Du auch vor mir!
(Kennedy (hereinſtürzend).
Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

Mortimer

(aufſpringend und zum Degen greifend).
Ich beſchütze dich.

Maria.

O Himmel! rette mich aus ſeinen Händen!
Wo find' ich Aermſte einen Zufluchtsort?
Zu welchem Heiligen ſoll ich mich wenden?
Hier iſt Gewalt und drinnen iſt der Mord.
(Sie ſtürzt dem Hauſe zu, Kennedy folgt.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und Drury, welche außer ſich hineilen. Gefolge eilt über die Scene.

Paulet.

Verſchließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.

Oheim, was iſt's?

Paulet.

Wo iſt die Mörderin?
Hinab mit ihr ins finſterſte Gefängniß!

Mortimer.

Was giebt's? Was iſt geſchehn?

Paulet.

Die Königin!
Verfluchte Hände! Teufliſches Erkühnen!

Mortimer.

Die Königin! Welche Königin?

Paulet.

Von England!
Sie iſt ermordet auf der Londner Straße!
(Alle ins Haus).

Achter Auftritt.

Mortimer. Gleich darauf Otelly.

Mortimer.

Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben Jemand
Vorbei und rief: Die Königin ſey ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es iſt Otell'. So ſchreckenvoll!

Otelly (hereinſtürzend).

Flieht, Mortimer! Flieht! Alles iſt verloren.

Mortimer.

Was iſt verloren?

Otelly.

Fragt nicht lange. Denkt
Auf ſchnelle Flucht!

Mortimer.

Was giebt's denn?

Otelly.

Sauvage führte
Den Streich, der Raſende.

Mortimer.

So iſt es wahr?

Otelly.

Wahr, wahr! O rettet Euch!

Mortimer.

Sie iſt ermordet.
Und auf den Thron von England ſitzt Maria!

Otelly.

Ermordet! Wer ſagt das?

Mortimer.

Ihr ſelbſt!

Otelly.

Sie lebt!
Und ich und Ihr, wir Alle ſind des Todes.

Mortimer.

Sie lebt!

Otelly.

Der Stoß ging fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Schrewsbury entwaffnete den Mörder.

Mortimer.

Sie lebt!

Otelly.
Lebt, um uns Alle zu verderben!
Kommt, man umzingele schon den Park.

Mortimer.
Wer hat
Das Rasende gethan?

Otelly.
Der Barnabit'
Aus Toulon war's, den Ihr in der Kapelle
Tiefsinnig sitzen fandt, als uns der Mönch
Das Anathem' ausdeutete, worein
Der Papst die Königin mit dem Fluch belegt.
Das Nächste, Kürzeste wollt' er ergreifen,
Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
Befreit'n, die Martyrkrone sich erwerben!
Dem Priester nur vertraut' er seine That,
Und auf dem Landwer Weg ward sie vollbracht.

Mortimer
(nach einem langen Stillschweigen).
O dich verfolgt ein grimmig wüthend Schicksal,
Unglückliche! Jetzt — ja, jetzt mußt Du sterben,
Dein Engel selbst bereitet deinen Fall.

Otelly.
Sagt: Wohin wendet Ihr die Flucht? Ich rathe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer.
Flieht hin und Gott geleite Eure Flucht!
Ich bleibe. Noch versuch' ich's, Sie zu retten,
Wo nicht, auf Ihrem Sarge mit zu sterben.
(Gehen ab zu verschiedenen Seiten).

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erster Auftritt.

Graf Aubespine. Kent und Leicester.

Aubespine.
Wie steht's um Ihre Majestät? Mylords,
Ihr seyd mich noch ganz außer mir vor Schrecken.
Wie ging das zu? Wie konnte das in Mitte
Des allertreusten Volks geschehen?

Leicester.
Es geschah
Durch Keinen aus dem Volke. Der es that,
War Eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubespine.
Ein Rasender gewißlich!

Kent.
Ein Papist,
Graf Aubespine!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Burleigh im Gespräch mit Davison.

Burleigh.
Sogleich und der Befehl
Zur Hinrichtung versaßt und mit dem Siegel
Versehen werden — Wann er ausgefertigt,
Wird er der Königin zur Unterschrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit ist zu verlieren.

Davison.
Es soll geschehen. (Geht ab).

Aubespine (Burleigh entgegen).
Mylord, mein treuer Herr
Theilt die gerechte Freude dieser Insel.
Lob sey dem Himmel, der den Mörderstreich
Gewehrt von diesem königlichen Haupt!

Burleigh.
Er sey gelobt, der unsrer Feinde Vorhell
Zu Schanden machte!

Aubespine.
Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieser fluchenswerthen That!

Burleigh.
Den Thäter und den schändlichen Erfinder.

Aubespine (zu Kent).
Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarschall,
Bei Ihro Majestät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunsch meines Herrn und Königs
Zu ihrem Schutz schuldigst niederlege —

Burleigh.
Benützt Euch nicht, Graf Aubespine.

Aubespine (erstaunt).
Ich weiß
Lord Burleigh, was mir obliegt.

Burleigh.
Euch liegt ob,
Die Insel auf das schleunigste zu räumen.

Aubespine (sein erstaunt zurück).
Was! Wie ist das!

Burleigh.
Der heilige Charakter
Beschützt Euch heute noch und morgen nicht mehr.

Aubespine.
Und was ist mein Verbrechen?

Burleigh.
Wenn ich es
Genannt, so ist es nicht mehr zu vergeben.

Aubespine.
Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgesandten —

Burleigh.
Schützt — Reichsverräther nicht.

Leicester und Kent.
Ha! Was ist das!

Aubespine.
Mylord,
Bedenkt Ihr wohl —

Burleigh.
Ein Paß, von Eurer Hand
Geschrieben, fand sich in des Mörders Tasche.

Kent.
Ist's möglich?

Aubespine.
Viele Päße theilt' ich aus;
Ich kann der Menschen Inneres nicht erforschen.

Burleigh.
In Eurem Hause beherbergt der Mörder.

Aubespine.
Mein Haus ist offen.

Burleigh.
Jedem Feinde Englands.

Aubespine.
Ich fordre Untersuchung.

Burleigh.
Fürchtet sie!

Aubespine.
In meinem Haupt ist mein Monarch verletzt;
Zerrissen wird er das geschlossne Bündniß.

Burleigh.
Zerrissen schon hat es die Königin:
England wird sich mit Frankreich nicht vermählen.
Mylord von Kent! Ihr überrumpelt es.
Den Grafen setzet an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat sein Hotel
Gestürmt, wo sich ein ganzes Arsenal
Von Waffen fand; es droht ihn zu zerreißen,
Wie er sich jetzt verberget ihn, bis sich
Die Wuth gelegt — Ihr bastet für sein Leben!

Aubespine.
Ich gehe, ich verlasse dieses Land,
Wo man der Völker Rechte mit Füßen tritt,
Und mit Verrechen spielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenschaft —

Burleigh.
Er hole sie!
(Kent und Aubespine gehen ab).

Dritter Auftritt.

Leicester und Burleigh.

Leicester.
So thät Ihr selbst das Bündniß wieder auf,
Das Ihr geschäftig unbemerkt knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Mylord, die Mühe kommet Euch sparen.

Burleigh.
Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der sich nichts schlimmeres bewußt ist!

Leicester.
Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, ist eine gute Zeit für Euch;
Ein ungeheurer Frevel ist geschehen,
Und noch umhüllt Geheimniß seine Thäter.
Jetzt wird ein Inquisitionsgericht
Eröffnet. Wort und Blicke werden abgewogen,
Gedanken selber vor Gericht gestellt.
Da seyd Ihr der allweish'ge Mann, der Atlas
Des Staats! ganz England liegt auf Euren Schultern.

Burleigh.
Ja Euch, Mylord, erkenn' ich meinen Meister.
Denn solchen Sieg, als Eure Redekunst
Erfocht, hat meine nie davon getragen.

Leicester.
Was meynt Ihr damit, Lord?

Burleigh.
Ihr war't es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königin nach Fotheringhaysschloß
Zu locken wußte?

Leicester.
Hinter Euren Rücken!
Wann scheuten meine Thaten Eure Stirn?

Burleigh.
Die Königin hättet Ihr nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königin
Nicht hingeführt! — Die Königin war es,
Die so gefällig war, Euch hinzuführen.

Leicester.
Was wollt Ihr damit sagen, Lord?

Burleigh.
Die edle
Person, die Ihr die Königin dort spielen ließt!
Der herrliche Triumph, den Ihr der argles
Vertrauenden bereitet! — Gift'ge Fürstin!
So sanftmüth frech verspottete man dich,
So schonungslos wardst Du dahin gezogen!
— Das also ist die Großmuth und die Milde,
Die Euch im Staatsrath plötzlich umgewandelt!
Darum ist diese Stuart ein so schwacher,
Verachtungswerther Feind, daß es der Mühe
Nicht lohnt, mit ihrem Blut sich zu besudeln!
Ein feiner Plan! Fein zugespitzt! Nur Schade,
Zu fein geschärfet, daß die Spitze brach!

Leicester.
Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königin sollt Ihr mir Rede stehen!

Burleigh.
Dort treffe Ihr mich — Und stehet zu, Mylord,
Daß Euch dort die Beredsamkeit nicht fehle!
(Geht ab).

Vierter Auftritt.

Leicester allein, darauf Mortimer.

Leicester.
Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut — Wie kam
Der Unglückselige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweise hat! Erführt
Die Königin, daß zwischen mir und der Maria
Verständnisse gewesen — Gott! Wie feurig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterlistig treulos
Erscheint mein Rath, mein unglückseliges
Bemüh'n, nach Fotheringhay sie zu führen!
Grausam verspottet steht sie sich von mir,
An ihr verhaßte Feindin sich verrathen!
O nimmer, nimmer kann sie das vergeihn!
Vorherbedacht wird Alles nun erscheinen,
Auch diese bittre Wendung des Gespräch,
Der Gegnerin Triumph und Hohngelächter,
Ja selbst die Mörderhand, die blutig schrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schicksal,
Dazwischen kam, wenn' ich bewußtlos haben!
Nicht Rettung seh' ich, niegeahnt! Ha! Wer kommt!

Mortimer
(kommt in der heftigsten Unruhe und blickt scheu umher).
Graf Lester! Seyd Ihr's! Sind wir ohne Zeugen?

Leicester.
Unglücklicher, hinweg! Was sucht Ihr hier?

Mortimer.
Man ist auf unsrer Spur, auf Eurer auch;
Nehmt Euch in Acht!

Leicester.
Hinweg, hinweg!

Mortimer.
Man weiß,
Daß bei dem Grafen Aubespine geheime
Versammlung war —

Leicester.
Was kümmerts mich!

Mortimer.
Daß sich der Mörder
Dabei befunden —

Leicester.
Das ist Eure Sache!

Verwegener! Was unterfangt Ihr Euch,
In Euren blut'gen Frevel mich zu bergen?
Vertheidigt Eure bösen Händel selbst!

Mortimer.
So stoßt mich doch nur an.

Leicester (in heftigem Zorn).
Geht in die Hölle!

Was dringt Ihr Euch, gleich einem bösen Geist,
An meine Fersen! Fort! Ich kenn' Euch nicht;
Ich habe nichts gemein mit Mördern!

Mortimer.

Ihr wollt nicht hören, Euch zu warnen komm' ich;
Auch Eure Schritte sind verrathen —

Leicester.

Ha!

Mortimer.

Der Großschatzmeister war zu Fotheringhay,
Sogleich nachdem die Unglücksthat geschehen war;
Der Königin Zimmer wurden streng durchsucht,
Da fand sich —

Leicester.

Was?

Mortimer.

Ein angefangner Brief
Der Königin an Euch —

Leicester.

Die Unglückselige!

Mortimer.

Worin sie Euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Versprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildnisses gedenkt —

Leicester.

Tod und Verdammniß!

Mortimer.

Lord Burleigh hat den Brief.

Leicester.

Ich bin verloren!

(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder).

Mortimer.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Errettet Euch, errettet sie — Schwört Euch
Heraus, erfindt Entschuldigungen, wendet
Das Aergste ab! Ich selbst kann nichts mehr thun.
Zerstreut sind die Gesährten, auseinander
Gesprengt ist unser ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu sammeln.
An Euch ist's jetzt; versucht, was Euer Ansehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

Leicester (steht still, plötzlich besonnen).

Das will ich.

(Er geht nach der Thür, öffnet sie, und ruft):

He da! Trabanten!

(Zu dem Offizier, der mit Bewaffneten hereintritt).

Diesen Staatsverräther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die schändlichste Verschwörung ist entdeckt;
Ich bringe sogleich der Königin die Botschaft.

(Er geht ab).

Mortimer

(steht Anfangs starr vor Erstaunen, faßt sich aber bald und sieht Leicestern mit einem Blick der tiefsten Verachtung nach).

Ha, Schändlicher! — Doch ich verdiene das.
Wer dich mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken schreitet er;
Mein Fall muß ihm die Rettungsbrücke bauen.
— So rette dich! Verschlossen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund;
Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Offizier der Wache, der hereintritt, um ihn gefangen zu nehmen).

Was willst Du, feiler Sklav' der Tyrannei?
Ich spotte deiner, ich bin frei!

(Einen Dolch ziehend).

Offizier.

Er ist bewehrt — Entreißt ihm seinen Dolch!

(Sie dringen auf ihn ein, er ermehrt sich ihrer).

Mortimer.

Und frei im letzten Augenblicke soll
Mein Herz sich öffnen, meine Zunge löhnen!
Fluch und Verderben Euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königin verrathen!
Die von der irdischen Maria sich
Treulos, wie von der himmlischen gewendet,
Sich dieser Bastardkönigin verkauft —

Offizier.

Hört Ihr die Lästrung! Auf! Ergreift ihn.

Mortimer.

Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beispiel geben.
Maria, leid' ge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

(Er durchsticht sich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme).

Zimmer der Königin.

Fünfter Auftritt.

Elisabeth, einen Brief in der Hand. Burleigh.

Elisabeth.

Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! im Triumph
Vor seiner Buhlerin mich aufzuführen!
O so ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

Burleigh.

Ich kann es noch nicht fassen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünste
Gelang, die Klugheit meiner Königin
So sehr zu überraschen.

Elisabeth.

O ich sterbe
Vor Scham! Wie muß' er meiner Schwäche spotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich selber, ihres Spottes Ziel!

Burleigh.

Du siehst nun ein, wie treu ich dir gerathen!

Elisabeth.

O ich bin schwer dafür gestraft, daß ich
Von Eurem weisen Rathe mich entfernt!
Und sollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treusten Liebe einen Fallstrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn er mich hintergeht?
Er, den ich groß gemacht vor allen Großen,
Der mir der Nächste stets am Herzen war,
Dem ich vertraute, an diesem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!

Burleigh.

Und zu derselben Zeit verrieth er dich
An diese falsche Königin von Schottland!

Elisabeth.

O sie bezahlte mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! Ist das Urtheil abgefaßt?

Burleigh.

Es liegt
Bereit, wie Du befohlen.

Elisabeth.

Sterben soll sie!

Er soll sie fallen sehn, und nach ihr fallen.
Verstehen hab' ich ihn aus meinem Herzen;
Fort ist die Liebe; Rache füllt es ganz.
So hoch er stand, so tief und schmählich sey
Sein Sturz: Er sey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beispiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower, ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten. Hingegeben
Sey er der ganzen Strenge des Gesetzes.

Burleigh.
Er wird sich zu die drängen, sich rechtfert'gen —

Elisabeth.
Wie kann er sich rechtfert'gen? Ueberführt
Ihn nicht der Brief! O sein Verbrechen ist
Klar, wie der Tag!

Burleigh.
Doch Du bist mild und gnädig;
Sein Anblick, seine mächt'ge Gegenwart —

Elisabeth.
Ich will ihn nicht sehn. Niemals, niemals wieder!
Hab' Ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weist, wenn er kommt?

Burleigh.
So ist's befohlen!

Page (tritt ein).
Mylord von Lester!

Königin.
Der Abscheuliche!
Ich will ihn nicht sehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht sehen will.

Page.
Das wag' ich nicht dem Lord
Zu sagen, und er würde mir's nicht glauben.

Königin.
So hab' ich ihn erzogen, daß meine Diener
Vor seinem Ansehn mehr als meinem zittern!

Burleigh (zum Pagen).
Die Königin verbirt' ihm, sich zu nahn!
(Page geht gegen ab).

Königin (nach einer Pause).
Wenn's dennoch möglich wäre — Wenn er sich
Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallstrick seyn, den mir Maria legte,
Mich mit dem treusten Freunde zu entzweien!
O sie ist eine abgefeimte Bösin.
Wenn sie den Brief nur schrieb, mir gift'gen Argwohn
Ins Herz zu streun, ihn, den sie haßt, ins Unglück
Zu stürzen —

Burleigh.
Aber Königin, erwäge —

Sechster Auftritt.

Vorige. Leicester.

Leicester
(tritt die Thür mit Gewalt auf, und tritt mit gebieterischem Wesen herein).
Den Unverschämten will ich sehn, der mir
Das Zimmer meiner Königin verbietet.

Elisabeth.
Ha, der Verwegene!

Leicester.
Mich abzuweisen!
Wenn sie für einen Burleigh sichtbar ist,
So ist sie's auch für mich!

Burleigh.
Ihr seyd sehr kühn, Mylord,
Hier wider die Erlaubniß einzustürmen.

Leicester.
Ihr seyd sehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß? Was? Es ist an diesem Hofe
Niemand, durch dessen Mund Graf Lester sich
Erlauben und verbieten lassen kann!
(Indem er sich der Elisabeth demüthig nähert).
Aus meiner Königin eignem Mund will ich —

Elisabeth (ohne ihn anzusehen).
Aus meinem Angesicht, Nichtswürdiger!

Leicester.
Nicht meine gütige Elisabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in diesen
Unholden Worten — Ich berufe mich auf meine
Elisabeth — Du liessest ihm dein Ohr;
Das Gleiche fordr' ich.

Elisabeth.
Redet, Schändlicher!
Vergrößert Euren Frevel: Läugnet ihn!

Leicester.
Laßt diesen Ueberlästigen sich erst
Entfernen — Tretet ab, Mylord — Was ich
Mit meiner Königin zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht!

Elisabeth (zu Burleigh).
Bleibt, ich befehl' es!

Leicester.
Was soll der Dritte zwischen dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchin
Hab' ich's zu thun — die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es sind heil'ge Rechte!
Und ich bestehe drauf, daß sich der Lord
Entferne!

Elisabeth.
Euch geziemt die freche Sprache!

Leicester.
Wohl ziemt sie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunst den hohen Vorzug gab;
Das hebt mich über ihn und über Alle!
Dein Herz verlieh mir diesen stolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bei Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wissen.
Er geh' — und zweier Augenblicke nur
Bedarf's, mich mit dir zu verständigen.

Elisabeth.
Ihr hofft umsonst, mich listig zu beschwatzen.

Leicester.
Beschwatzen konnte dich der Plauderer;
Ich aber will zu deinem Herzen reden,
Und was ich im Vertrau'n auf deine Gunst
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

Elisabeth.
Schamloser! Eben diese ist's, die Euch zu
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Mylord!

Burleigh.
Hier ist er!

Leicester
(durchläuft den Brief, ohne die Fassung zu verändern).
Das ist der Stuart Hand!

Elisabeth.
Laßt uns verstummt!

Leicester
(nachdem er gelesen, ruhig).
Der Schein ist gegen mich; doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

Elisabeth.

Könnt' Ihr es läugnen, daß Ihr mit der Stuart
In heimlichem Verständniß wart, ihr Beistand
Empfingt, ihr zur Befreiung Hoffnung machtet?

Leicester.

Leicht wäre mir's, wenn ich mich schuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Feindin zu verwerfen!
Doch frei ist mein Gewissen; ich bekenne,
Daß sie die Wahrheit schreibt!

Elisabeth.

Nun denn,
Unglücklicher!

Burleigh.

Sein eigner Mund verdammt ihn.

Elisabeth.

Aus meinen Augen! In den Tower — Verräther!

Leicester.

Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, daß ich
Aus diesem Garrit bei ein Geheimniß machte;
Doch redlich war die Absicht; es geschah,
Die Feindin zu erforschen, zu verderben.

Elisabeth.

Elende Ausflucht! —

Burleigh.

Wie, Mylord? Ihr glaubt —

Leicester.

Ich habe ein gewagtes Spiel gespielt,
Ich weiß, und nur Graf Lester durfte sich
An diesem Hofe solcher That erkühnen.
Wie ich die Stuart hasse, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königin mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meiner treue Meynung niederschlagen.
Wohl darf der Mann, den keine Gunst vor Allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einschlagen, seine Pflicht zu thun.

Burleigh.

Warum,
Wenn's eine gute Sache war, verschwiegt Ihr?

Leicester.

Mylord! Ihr pflegt zu schweigen, eh' Ihr handelt,
Und send die Gesetze Eurer Thaten. Das
Ist Eure Weise, Lord. Die meine ist,
Erst handeln und dann reden!

Burleigh.

Ihr redet jetzt, weil Ihr müßt.

Leicester

(ihn höhnisch und höhnisch mit den Augen messend).

Und Ihr
Verübtet Euch, eine wundergroße That
Ins Werk gerichtet, Eure Königin
Gerettet, die Verrätherei entlarvt
Zu haben — Alles wißt Ihr. Eurem Scharfblick
Kannt nicht entgehen, meynt Ihr — Armer Prahler!
Trotz Eurer Spähkunst war Maria Stuart
Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert.

Burleigh.

Ihr hättet —

Leicester.

Ja, Mylord. Die Königin
Vertraute sich dem Mortimer, sie schloß
Ihr Innerstes ihm auf, sie ging so weit,
Ihm einen blut'gen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim sich mit Abscheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Saal! Ist es nicht so?

(Königin und Burleigh sehen einander betroffen an).

Burleigh.

Wie gelangte Ihr
Dazu? —

Leicester.

Ist's nicht so? — Nun, Mylord! Wo hattet
Ihr Eure tausend Augen, nicht zu sehn,
Daß dieser Mortimer Euch hinterging?
Daß er ein wüthender Papist, ein Werkzeug
Der Guisen, ein Geschöpf der Stuart war,
Ein tief entschlossner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befrei'n, die Königin
Zu morden —

Elisabeth

(mit äußerstem Erstaunen).

Dieser Mortimer!

Leicester.

Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf diesem Wege kennen lernte.
Noch heute sollte sie aus ihrem Kerker
Gerissen werden; dieser Augenblick
Entdeckte mir's sein eigner Mund; ich ließ ihn
Gefangen nehmen und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, sich entlarvt zu sehn,
Gab er sich selbst den Tod!

Elisabeth.

O ich bin unerhört
Betrogen — Dieser Mortimer!

Burleigh.

Und jetzt
Geschah das? Jetzt, nachdem ich Euch verlassen!

Leicester.

Ich muß um meinetwillen sehr beklagen,
Daß es dies Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gerechtigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.
Die strengste Rechtsform sollte meine Unschuld
Vor aller Welt bewähren und befestgen.

Burleigh.

Er tödtete sich, sagt Ihr. Er sich selber? Oder
Ihr ihn?

Leicester.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!
(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Offizier der Leibwache tritt herein).
Erstattet Ihrer Majestät Bericht,
Wie dieser Mortimer umkam!

Offizier.

Ich hielt die Wache
Im Vorsaal, als Mylord die Thüre schnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir sahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch zücken, unter heftiger Verwünschung
Der Königin, und eh' wir's hindern konnten,
Ihn in die Brust sich stoßen, daß er todt
Zu Boden stürzte —

Leicester.

Es ist gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königin weiß genug!

(Offizier geht ab).

Elisabeth.

O welcher Abgrund von Abscheulichkeiten!

Leicester.

Wer war's nun, der sich rettete? War es
Mylord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,

Die dich umgab? War er's, der sie von dir
Gewandt? — Dein treuer Lester war dein Engel!

Burleigh.
Graf! Dieser Mortimer starb Euch sehr geliegen.

Elisabeth.
Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich glaub' Euch
Und glaub' Euch nicht. Ja heute, Ihr send schuldig
Und send es nicht! O die Verbohrte, die
Mir all' das Weh bereitete!

Leicester.
Sie muß sterben.
Jetzt stimm' ich selbst für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollstreckt zu lassen,
Bis sich auf's Neu' ein Arm für sie erhübe.
Dieß ist geschehn — und ich bereue drauf,
Daß man das Urtheil ungesäumt vollstrecke.

Burleigh.
Ihr rie-het dazu! Ihr!

Leicester.
So sehr es mich
Empört, zu einem Meuchelmord zu greifen,
So setze nun und glaube, daß die Absolvirt
Der Königin dieß blut'ge Opfer heischt;
Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh (zur Königin).
Da es Mylord so treu und ernstlich meint,
So trag' ich darauf an, daß die Vollstreckung
Des Richterspruchs ihm übertragen werde.

Leicester.
Mir!

Burleigh.
Ewa. Nicht besser könnt Ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf Euch laftet, widerlegen,
Als wenn Ihr sie, die Ihr geliebt zu haben
Beschuldigt werdet, selbst enthaupten lasset.

Elisabeth
(Leicestern mit den Augen strafend).
Mylord redt gut. So sey's, und dabei bleib' es.

Leicester.
Mich sollte billig meines Ranges Hoh'
Von einem Auftrag dieser traur'gen Inhalts
Befreien, der sich in jedem Sinne besser
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer seiner Königin so nahe steht,
Der sollte nichts Unglaubliches vollbringen,
Jedoch um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königin genugzuthun,
Beges' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhaßte Pflicht.

Elisabeth.
Lord Burleigh theilte sie mit Euch!
(Zu beiden).
Tragt Sorge,
Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.
(Burleigh geht. Man hört draußen ein Getümmel).

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Elisabeth.
Was gibt's, Mylord von Kent? was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was ist es?

Kent.
Königin.
Es ist das Volk, das den Palast umlagert,
Es fordert heftig dringend, dich zu sehn.

Elisabeth.
Was will mein Volk?

Kent.
Der Schrecken geht durch London.
Dein Leben sey bedroht, es seyen Mörder
Unter vom Papste wider dich gesendet.
Verschworen seyen die Katholischen.
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu befreien und zur Königin auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Elisabeth.
Wie? Soll mir Zwang geschehn?

Kent.
Sie sind entschlossen, aber nicht zu weichen,
Bis Du das Urtheil unterzeichnet hast.

Achter Auftritt.

Burleigh und Davison mit einer Schrift. Die Vorigen.

Elisabeth.
Was bringt Ihr, Davison?

Davison (scheint sich, ermahnt).
Du daß befohlen,

O Königin —

Elisabeth.
Was ist's?
(Indem sie die Schrift ergreifen will, schaudert sie zusammen und fährt zurück).
O Gott!

Burleigh.
Geborne
Der Stimme des Volks, sie ist die Stimme Gottes.

Elisabeth
(unentschlossen mit sich selbst kämpfend).
O meine Lords! Wer sagt mir, ob ich wirklich
Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Nein, wie sehr verführt' ich,
Wenn ich dem Wunsch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verführ'rische Stimme sich
Wird hören lassen — ja, daß eben die,
Die jetzt gewaltsam zu der That mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht ist, strenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Schrewsbury
(kommt in großer Bewegung).
Man will dich überreden, Königin!
O halte fest, sey standhaft!
(Indem er Davison mit der Schrift gewahr wird).
Oder ist es
Geschehen? Ist es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückselig Blatt in dieser Hand.
Das komme meiner Königin jetzt nicht
Vor Augen.

Elisabeth.
Edler Schrewsbury! Man zwingt mich.

Schrewsbury.
Wer kann dich zwingen? Du bist Herrscherin;
Hier gilt es, deine Majestät zu zeigen!
Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,
Die sich erdreisten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.
Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,

Du selbst bist außer dir, daß schwer gereizt,
Du bist ein Mensch und jetzt kannst Du nicht richten.

Burleigh.

Gerichtet ist schon längst. Herr ist kein Urtheil
Zu fällen; zu vollziehen ist's.

Kent

(der sich bei Schrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt zurück).

Der Aufzug wächst, das Volk ist länger nicht
Zu bändigen.

Elisabeth (zu Schrewsbury).

Ihr seht, wie sie mich drängen!

Schrewsbury.

Nur Aufschub fordr' ich. Dieser Frist'rung
Entsiegelet deines Lebens Glück und Frieden.
Du hast es Jahre lang bedacht; soll dich
Der Augenblick im Sturme mit sich führen?
Nur kurzen Aufschub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Burleigh (heftig).

Erwarte, zögre, säume, bis das Reich
In Flammen steht, bis es der Feindin endlich
Gelingt, den Mordstreich wirklich zu vollführen.
Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt.
Heut hat er nahe dich verführt; noch einmal
Ein Wunder hoffen, dieser Gott versuchen.

Schrewsbury.

Der Gott, der dich durch seine Wunderhand
Viermal errettet, der heut dem schwachen Arm
Des Greisen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwältgen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt ist nicht die Zeit.
Du kannst in diesem Sturme sie nicht hören.
Doch eine nur vernimm! Du zimerst jetzt
Vor dieser lebenden Maria! Nicht
Die Todte hast Du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erstehen, eine Zwietrachtfackel,
Ein Rachegeist in deinem Reich herumgehn,
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt hasst der Britte die Gefangene;
Er wird sie rächen, wenn sie todt mehr ist,
Nicht mehr die Feindin seines Glaubens, nur
Die Enterbterin seiner Königin.
Des Hasses Opfer und der Eifersucht
Wird er in der Besammerten erblicken!
Sanft wird Du sie Veränderung erfahren,
Durchjede Londen, wenn die blut'ge Thet
Geschehen, zeigt sich dem Volk, das sonst
Sich jubelnd um dich her ergoß. Du wirst
Ein andres England sehn, ein andres Volk,
Denn sich umgiebt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen der
Besteht: Furcht, die sclavische Begleitung
Der Tyrannei, wird schaudernd vor dir herziehn.
Und jede Straße, wo Du gehst, verödet.
Du hast das Letzte, Aeußerste gethan;
Welch Haupt steht fest, wenn dieses heilge fiel!

Elisabeth.

Ach, Schrewsbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum treibet Ihr ihn nicht
Den Dauft? Es wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifelt setzig, rein von Schuld,
Läg' ich in meiner stillen Gruft! Fürwahr!
Ich bin des Lebens und des Herrschens müd',
Muß eine von uns Königinnen fallen.

Damit die andre lebe — und es ist
Nicht anders, ich erkenn' ich — muß dem ich
Nicht die Krone, meine weiche? Mein Volk mag wählen.
Ich geh' ihm seine Majestät zurück.
Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
Nur für das Beste meines Volks gelebt.
Hofft es von dieser schmeichelrischen Stuart,
Der jüngern Königin, glücklichern Tage.
So steig' ich gern von diesem Thron, und setze
In Meeresstrom stille Einsamkeit zurück,
Wo meine aufgeruhte Ansicht lebe,
Wo ich, vom Land der Erdengräfte fern,
Die Hoheit in mir selber fand — Bin ich
Zur Herrscherin doch nicht geraten! Der Herrscher
Muß dort frei stehen, und mein Herz ist weich.
Ich habe dieß Amt lange gläubig
Verkannt, weil ich nur brauste zu beglücken.
Es kommt die erste schwere Königsthat,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

Burleigh.

Nun bei Gott!

Wenn ich so ganz unthunliche Worte
Aus meiner Königin Mund vernehmen muß.
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
An Vaterlande, länger still zu schweigen.
— Du sagst, Du liesest dein Volk, mehr als dich selbst,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.
— Denk an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
Der alte Aberglauben wiederkehren?
Der Mönch auf's Neu' hier herrschen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unser Kirchen
Verschließen, unser Königt entthronen?
— Die Ehren aller deiner Unterthanen
Ich fordre dir von dir — Wie Du jetzt handelst,
Sind sie gerettet oder sind verloren.
Hier ist nicht Zeit zu weiblichen Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht;
Hat Schrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das ist mehr!

Elisabeth.

Man überlasse mich mir selbst! Bei Menschen ist
Nicht Rath noch Trost in dieser großen Sache.
Ich trage sie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun — Entfernet Euch,
Meinerd!

(Zu Davison).

Ihr, Sir, kommt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Schrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königin stehen, mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er sich langsam, mit einem Anstand des tiefsten Schmerzens).

Zehnter Auftritt.

Elisabeth allein.

O Sklaverei des Volksthrones! Schmählichste
Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Gözen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
Wann soll ich frei auf diesem Throne stehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen, einen Pöbel muß ich's
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun
Nach seines Meisters Beifall brauchst zu fragen.
— Warum das' ich Gerechtigkeit geübt,
Mündiger gehaßt mein Leben lang, daß ich

Für diese erste unverwindliche
Gewaltthat selbst die Hände mir gefesselt!
Das Aeußerste, das ich selber gab, verdammt mich!
Wär ich tyrannisch, wie die spanische
Maria war, mein Vorsatz auf den Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verspritzen!
Doch war's denn meine eig'ne freie Wahl,
Gerecht zu seyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend.

Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunst auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vermählen, freiten alle Mächte
Des festen Landes. Unversöhnlich schleudert
Der römische Papst den Bannfluch auf mein Haupt;
Mit falschem Bruderkuß verräth mich Frankreich,
Und ofnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So steh' ich kämpfend gegen eine Welt.
Ein wehrlos Weib! Mit jeden Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürstlichen Geburt.
Verbrach der eig'ne Vater mich geschändet,
Unsinnig jedes! ich thu — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt, und steht mir diese Stuart,
Ein ewig drohendes Gespenst, entgegen.

Nein, diese Furcht soll endigen!
Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben.
— Ein ist die Furie meines Lebens. Mir
Ein Plagegeist, vom Schicksal angeheftet,
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt sie mir! Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt!
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.
(Stillstehend.)
Mit welchem Haß sie auf mich niedersah,
Als sollte mich der Blick zu Boden ringen!
Ohnmächtige! Ich führe deß're Waffen;
Sie treffen tödtlich und Du bist nicht mehr!
(Mit raschem Schritt nach dem Tische gehend und die Feder ergreifend.)
Ein Bastard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, so lang Du lebst und athmest.
Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt,
Er ist getilgt, sobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehrbett' geboren!
(Sie unterschreibt mit einem raschen, festen Federzug, läßt dann die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pause klingelt sie).

Eilfter Auftritt.

Elisabeth. Davison.

Elisabeth.
Wo sind die andern Lords?

Davison.
Sie sind gegangen,
Das aufgeregte Volk zur Ruh zu bringen.
Das Toben war auch Augenblicks gestillt,
Sobald der Graf von Shrewsbury sich zeigte.
„Der ist's, das ist er!“ riefen hundert Stimmen;
„Der rettete die Königin! Hört ihn,
„Den draußen Mann in England!“ Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In sanften Worten sein gewaltsames
Beginnen, sprach so kraftvoll überzeugend,
Daß Alles sich besänftigte, und still
Vom Platze schied.

Elisabeth.
Die wankelmüth'ge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dies Rohr sich lehnt! — Es ist gut,
Sir Davison. Ihr könnt nun wieder gehn.
(Wie sich Jener nach der Thür gewendet.)
Und dieses Blatt — nehmt es zurück, — Ich leg's
In Eure Hände.

Davison
(wirft einen Blick auf das Papier und erschrickt).
Königin! Dein Name!
Du hast entschieden?

Elisabeth.
— Unterschreiben soll' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entscheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Davison.
Dein Name, Königin, unter dieser Schrift
Entscheidet Alles, tödtet, ist ein Strahl
Des Donners, der getroffen trifft — Dieß Blatt
Befiehlt den Kommissarien, dem Gerichte,
Nach Fotheringhamschloß sich fortzuben Fußes
Zur Königin von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen, und sogleich,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehen.
Hier ist kein Aufschub; jene hat gefrevt,
Allein ich theile Blatt und meinen Händen gebe.

Elisabeth.
Ja, Sir! Gott legt ein wichtig groß Geschick
In Eure schwachen Hände. Ziehet ihn an.
Daß er mit seiner Weisheit Euch erleuchte.
Ich geh' und überlaß' Euch Eurer Pflicht.
(Sie will gehen).

Davison (tritt ihr in den Weg).
Nein, meine Königin! Verlaß mich nicht.
Ey! Du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Befehl buchstäblich zu befolgen?
— Du legst dieß Blatt in meine Hand, daß ich
In schleunniger Vollziehung es beföedre?

Elisabeth.
Das werdet Ihr nach Eurer Klugheit —

Davison
(schnell und erschrocken einfallend).
Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorsam
Ist meine ganze Klugheit. Deinem Diener
Darf hier nichts zu entscheiden übrig bleiben.
Ein klein Versehn wär' hier ein Königsmord,
Ein unabsehbar, ungeheures Unglück.
Verschone mir, in dieser großen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu seyn.
In klare Worte faße deine Meynung.
Was soll mit diesem Blutbefehl geschehn?

Elisabeth.
— Sein Name spricht es aus.

Davison.
So willst Du, daß er gleich vollzogen werde?

Elisabeth (zögernd).
Das sag' ich nicht, und zittre, es zu denken.

Davison.
Du willst, daß ich ihn länger noch bewahre?

Elisabeth (stumm).
Auf Euer Gebet? Ihr bethet für die Feigen.

Davison.
Ich? Herr'ger Gott! — Cyrick, Königin! Was muß Du?

Elisabeth (ungeduldig).
Ich will, daß dieser engelsschöne Knabe
Nicht mehr gehudelt sey worden, daß ich endlich
Will Ruhe haben! Daß es auf ewig.

Davison.
Es stehet hier ein einzig Wort. O sagt,
Bedenket, wohl mit dieser Schrift soll werden!

Elisabeth.
Ich hab's gesagt, und sollt mich nun nicht weiter.

Davison.
Du blinzelt es gesagt? Du hast mir nichts
Gesagt — O, es gefällt meiner Königin,
Sich zu erinnern.

Elisabeth (stampft auf den Boden).
Unerträglich!

Davison.
Habe Nachsicht
Mit mir! Ich kam für wenig Monden erst
In dieses Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe noch der Königin — Ich schlage
Einfacher Sitte ein ich aufzumachen;
Drum habe Du Geduld mit meinem Munde!
Ich sah das Wort nicht voll'n, daß mich bestehet,
Mich hier anstatt Eurer meiner Pflicht —

(Er nähert sich ihr in schüchterner Entfernung, sie setzt sich vor das Schreibzeug, er kniet zu Vorgedachtem, dessen Inhalt er mit ängstlichem Lesen.

Nimm doch Papier zerbeißt! Nimm es zerbeißt!
Es wird mir gähnend Feuer in den Händen.
Mein mich erwärte, wir in diesem furchtbaren
Geschäft zu dienen.

Elisabeth.
Thut, was Euer Amt ist!
(Er geht ab).

Zwölfter Auftritt.

Davison, sind darauf Burleigh.

Davison.
Sie geht! Sie läßt mich rathlos, geschieht Ihren
Mir harten elisabethischen Wort — Was thu' ich?
Darf ich's bewahren? Darf ich's hinterlassen?

(In Burleigh, der hereintritt).

O gut, gut, daß Ihr kommt, Mylord! Ihr seyd's,
Der mich in dieses Staatsamt eingeführt!
Beistand mich heute. Ich hinterlasse es,
Unterstütz meiner Rechtmäßigkeit! Lehr mich
Zurückhaltung in der Dunkelheit, wo Ihr
Mich fandet, ich gerathe nicht auf diesen Platz —

Burleigh.
Was ist Euch, Sir! Habt Euch. Was ist das Verbrechen?
Die Königin hieß Euch rufen.

Davison.
Sie verließ mich
In heft'gem Zorn. O rathet mir! Helft mir!
Macht mich auf dieser Höllenmensch los Jammers,
Hier ist das Verbrechen — Es ist unterschrieben.

Burleigh (stutzig).
Ist es? O gut! Gott sey Dank!

Davison.
Ich darf nicht.

Burleigh.
Was?

Davison.
Ein Gut mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh.
Nicht deutlich! Sie hat unterschrieben. Gut!

Davison.
Ich soll's verfertigen lassen — Ich es nicht
Verfertigen lassen — Gott! Mich ich, was ich soll?

Burleigh (heftiger dringend).
Gleich. Augenblicks soll Ihr's verfertigen lassen.
Gott sey! Ihr sind verloren, wenn Ihr säumt.

Davison.
Ich bin verloren, wenn ich's übereile.

Burleigh.
Ihr sind ein Thor. Ihr sind von Sinnen! Gott!
(Er entreißt ihm das Papier, und eilt damit ab).

Davison (ihm nachsinnend).
Was macht Ihr? Weiß! Ihr stürzt mich ins Verderben.

Fünfter Aufzug.

Die Scene ist im Zimmer des ersten Aufzugs.

Erster Auftritt.

Hanna Kennedy in sich Tücher gehüllt, mit verweinten Augen und einem großen, alten Gebetbuch, ist beschäftigt, Pulver und Pillen zu verfertigen. Als unterdessen die Vorhänge in diesem Gemach, und man sieht die Königin tief schlafen. Paulet und Drury, gewickelt in schwarzen Mänteln, treten ein, ihnen folgen viele Beamte, welche gedämpft und ehrerbietig reden. Stillschweigend, und mit feierlichem Anstand bleiben sie stehen. Paulet und Drury, gewickelt in schwarzen Mänteln, treten ein, ihnen folgen viele Beamte, welche gedämpft und ehrerbietig reden. Stillschweigend, und mit feierlichem Anstand bleiben sie stehen. Paulet überreicht der Amme ein Schmerzlindern weiß einem Papier, und bedeutet sie durch Zeichen, daß es das Vergnügen der gebenden Dinge enthalte. Diese bedient dieses Medicament entweder als ein Schmerz der Amme; sie verbindet in ein dicht Tuch, nimmt jene ab, und wendet sich.

Paulet (zu ihr).

Kennedy
(Schaut auf, schnell in den gemachte weg).

Mylord! Ihr sind es! Gott erbarm! ich wußte!

Paulet.
Ja, treue Kennedy, wir sind wieder!

Kennedy.
Nach langer, langer, schmerzensvoller Trennung!

Paulet.
Ein augenblicklig schmerzvoll Wiedersehn!

Kennedy.
O Gott! Ihr kommt —

Paulet.
Den letzten, ernsten
Befehl von meiner Königin zu vollziehen.

Kennedy.
Jetzt endlich, jetzt am Morgen eines Tages,
Wird sie der langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen verschont — O schonet Sie,
Ich will nicht fragen, was es Euch strafen,
Euch nicht die Leiden vermehren, die wir klagen,
Scheuen euch Euch von unserer Seite ab.
Ach, lange wird weint euch die Stunde kommen!

O Melvil! Melvil! Mutzen wir's erleben,
Den Anbruch dieſes Tags zu ſehn!

Melvil.

Laßt uns
Einander nicht erweichen! Meinen will ich,
So lang noch Leben in mir iſt; nie ſoll
Ein Lächeln dieſe Wangen mehr erheitern,
Nie will ich dieſen nächtlichen Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern;
Doch heute will ich ſtandhaft ſeyn — Verzweifelt
Und Ihr mir, Euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die andern Alle der Verzweiflung
Sich ruchlos überlaſſen, laßt uns
Mit edelmüth'ger Faſſung ihr verzagtes
Und irre ein Stab ſeyn auf dem Todesgang!

Kennedy.

Melvil! Ihr ſeyd im Irrthum, wenn Ihr glaubt,
Die Königin bedürfe unſers Beiſtands,
Um ſtandhaft in den Tod zu gehn! Sie ſelber iſt's,
Die uns das Beiſpiel einer Faſſung gibt.
Seyd ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königin und Heldin ſterben.

Melvil.

Haben ſie die Todesfreſt mit Faſſung auf?
Mann ſagt, daß ſie nicht vorbereitet war.

Kennedy.

Das war ſie nicht. Ganz andre Sorgen waren's,
Die meine Lady hin und her trieben. Angſt vor dem Tod,
Vor dem Beſiegen ſeiner Furcht, Maria,
— Zerriſſen war und verbittert. Dieſe Nacht
Verſprach uns Mortimer von vier waggeführten,
Und zwiſchen Furcht und Hoffnung, zweifelhaft,
Ob ſie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und ſterbliche Perſon vertrauen dürft,
Erwartete die Königin den Morgen.
— Da wird ein Auflauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unſer Ohr, und vieler Hämmer Schlag.
Wir glaubten, die Verſuche zu vernehmen,
Die Hoffnung winkt, der ſüße Tod bei Leben
Macht unwillkürlich, abgewollig auf —
Da öffnet ſich die Thür — Ein Paukier iſt's,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
In unſern Zäſen das Gerüſt aufſchlagen!
(Sie werden ſich, von heftigem Schmerz ergriffen).

Melvil.

Gerechter Gott! O ſagt mir, wie ertrug
Maria dieſen ſchmachvollen Anblick?

Kennedy.

(nach einer Pauſe, worin er ſich wieder etwas gefaßt hat).

Man iſt's ihr nicht abmüthig von dem Leben!
Mit Einem Mal, ſammelt, ungewöhnlich muß
Der Tauſch gefallen, gewichtig, freiwillig,
Und Ehrigen, und Gott gewidmete meiner Lady
In dieſen Augenblick, der Erbe Hoffnung
Zurück zu laſſen mit entblößter Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu erwerben.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königin — Denn erſt,
Als ſie Lord Leiſters ſchändlichen Verrath
Vernahm, das unglaubhaftige Gerücht
Des werthen Jünglings, der ſich ihr gerühmt,
Des alten Ritters treuen Zimmer ſah,
Denn ſeine letzte Hoffnung ſtarb durch ſie,
Da ſtoßen ihre Thränen; nicht das eigne Schickſal,
Der fremde Jammer preßte ſie ab.

Melvil.

Wo iſt ſie jetzt, Gott Ihr mich zu ihr bringen?

Kennedy.

Den Reſt der Nacht durchwachte ſie mit Beten,
Nahm von den treuen Freunden ſchriftlich Abſchied,
Und ſchrieb ihr Teſtament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt ſie einen Augenblick der Ruh;
Der letzte Schlaf erquickt ſie.

Melvil.

Wer iſt bei ihr?

Kennedy.

Ihr Leibarzt Burgoyn, und ihre Frauen.

Zweiter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen.

Kennedy.

Was bringt Ihr, Mistreß? Iſt die Lady wach?

Kurl (zum Dritten mehrmals).

Eben angekleidet — Sie verlangt nach Euch.

Kennedy.

Ich komme.

(Zu Melvil, der ihr begleiten will).

Haltet mir nicht, bis ich die Lady
Auf Euren Beiſtand vorbereitet.

(Ihre gehen).

Kurl.

Melvil!
Der alte Haushofmeiſter!

Melvil.

Ja, der bin ich!

Kurl.

O dieſes Haus bewahrt treue Diener mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London. Wißt Ihr mir
Von meinem Manne nichts zu ſagen?

Melvil.

Er wird auf freien Fuß geſetzt, ſagt man,
Schon —

Kurl.

Schon die Königin nicht mehr iſt!
O der nichtswürdig ſchändlichen Verräther!
Er iſt der Mörder ihrer ſterbenden Lady;
Sein Zeugniß, ſagt man, hatte ſie verurtheilt.

Melvil.

So iſt's.

Kurl.

O feiner Earle ſey verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falſch gezeugt —

Melvil.

Mistreß Kurl! Bedenket Euer Reden!

Kurl.

Beſchworen will ich's vor Gerichtes Schranken,
Ich will es thun und Amting wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen,
Die Fürſt verſtellig —

Melvil.

O das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyn zu den Vorigen. Darauf Hanna.

Kennedy.

Burgoyn (zeigt Melvil).

O Melvil!

Melvil (ihn umarmend).

Burgoyn!

Burgoyn (zu Margarethen Kurl).
Besorgt einen Becher
Mit Wein für unsre Lady! Macht bereit!
(Kurl geht ab).

Melvil.
Was? Ist der Königin man wert?

Burgoyn.
Sie stritt sich tapfer, sie rächete ihr Heldenmut,
Und seiner Speise glaubt sie zu trotzen;
Doch ihrer warten noch ein schwerer Kampf,
Und ihre Feinde sollen sich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichet.
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Melvil
(zur Thüre, welche geschlossen).
Will sie mich sehn?

Kennedy.
Gleich wird sie selbst hier sein.
– Ihr scheint Euch mit Verwunderung umzusehn,
Und Eure Blicke fragen mich: Was soll
Das Prachtgeräth in diesem Ort des Todes?
– O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten;
Erst mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwei andere Kammerfrauen der Maria, gekleidet in Trauerfarben. Sie bleiben bei Melvils Anblick in einer Entfernung stehn.

Melvil.
Was für ein Anblick! Welch ein Wiedersehn!
Getreue! Aufgefunden!

Zweite Kammerfrau.
Sie hat mich von sich
Gestoßen! Sie will ihre Trauermahl allein
Mit Gott sich unterhalten!
(Sie kommen noch zwei weibliche Bedienten, die sie wegen in Trauer, die mit stummen Gebärden ihren Jammer ausdrücken).

Fünfter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen. Sie trägt einen goldenen Becher mit Wein, und legt ihn auf den Tisch, indem sie ihn stets mit gewandt an einem Orte hält.

Melvil.
Was ist Euch, Melvil! Was entsetzt Euch so?

Kurl.
O Gott!

Burgoyn.
Was habt Ihr?

Kurl.
Was? nichts! ich erblickte!

Melvil.
Kommt zu Euch! Sagt an! was es ist!

Kurl.
Als ich
Mit diesem Becher Wein die graden Treppen
Herauf stieg, die zur unteren Halle führt,
Da that die Thür sich auf – ich sah hinein –
Ich sah – o Gott!

Melvil.
Was sahe Ihr? Faßet Euch!

Kurl.
Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüst, mit schwarzem Tuch bekleidet,

Erhob sich von dem Boden; obenan drauf
Ein schwarzer Stuhl, ein Kissen, und daneben
Ein Henkersschlächtiges Beil – Viel Menschen war
Der Saal, die um das Mordgerüst sich drängten
Und, heiße Blutgier in den Blick, das Opfer
Erwarteten.

Die Kammerfrau.
O Gott sey unsrer Lady gnädig!

Melvil.
Jetzt Ende! Sie kommt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie ist weiß und prächtig gekleidet, am Halse trägt sie an einer Kette ein reiches Kruzifix von Kamehl Perl; ein Rosenkranz hängt am Gürtel herab, sie hat ein Crucifix in der Hand, und ein Pluviale in den Haaren, der große schwarze Schleier ist zurückgeschlagen. Mit ihrem Gefolge wandelt sie langsam zu beiden Seiten vorüber, und bleibt vor dem heftigen Schmerz aus. Melvil ist mit einer unwillkürlichen Bewegung auf die Knie gesunken.

Maria
(mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreise herumsehend).
Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen solltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die freie Seele sich
Auf Engelsflügeln schwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der stolzen Feinde
Gegeben war, unwürdiges erduldend,
Was einer freien großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
– Weiberhaltig, frühend, nahet mir der Tod.
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Beweht er meine Schmach – Den Menschen abtut,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal,
Die Krone sind ich wieder auf dem Haupt,
Den wahren Glanz in meinen edeln Ende!
(Indem sie einige Schritte weiter vortritt).
Wie? Melvil hier? – Nicht alle, edler Graf!
Steht auf! Ihr seid ja Eurer Königin
Treuanhl, ja ihrem Tode nicht getreuen.
Wir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehofft, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen ist, daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge bleibt in der Todesstunde.
– Saal, edler Ritter! wo ergoß es Euch
In diesem feindlichen, unwirtlichen Lande.
Seitdem man Euch von meiner Seite riß?
Der Krieg' um Euch hat sich mein Herz bekümmert.

Melvil.
Mich bricht Euch mehr dein Mangel, als der Schmerz
Um sich, und meine Dränsale, die ja bleiben!

Maria.
Wie steht's um Didier, meinen alten Kämmerer?
Doch der Getreue schlicht wohl lange schon
Den ew'gen Schlaf, denn er war doch an Jahren.

Melvil.
Gott hat ihn viele Gnade nicht erspart;
Er lebt, um seine Jugend zu betrauern.

Maria.
Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworben wäre, ein getreues Herz
Der edlen Pfandverwandten zu entlohnen!
Doch ich soll sterben unsere Freundlingen.

Nur Eure Thränen ſoll ich fließen ſehn!
— Melvil, die letzten Wünſche für die Meinen
Leg' ich in Eure treue Bruſt — Ich ſegne
Den allerchriſtlichſten König, meinen Schwager,
Und Frankreich ganzes königliches Haus —
Ich ſegne meinen Oheim, den Kardinal,
Und Heinrich Guiſe, meinen edlen Vetter.
Ich ſegne auch den Papſt, den heiligen
Statthalter Chriſti, der mich wieder ſegnet,
Und den katholiſchen König, der ſich ehrfurchtig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie Alle ſteh'n in meinem Teſtament;
Ihr werden die Geſchenke meiner Liebe,
Wie arm ſie ſind, darum gering nicht achten.
(Sich zu ihren Damen wendend).
Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen; er wird ſorgen
Für Euch, ein neues Vaterland Euch geben.
Was iſt Euch meine letzte Bitte werth,
Bittet nicht in England, daß der Priester nicht
Sein ſcheues Herz an Eurem Lager weihe,
Nicht die im Staube ſeh', die mir geflucht.
Bei dieſem Bildniß des Gekreuzigten
Gelobet mir, daß ungeſtört ge Land
Abſcheu, wenn ich dahin bin, zu verlaſſen!

Melvil (ſchöpft das Crucifix).
Ich ſchwöre her's, im Namen dieſer Alle.

Maria.
Was ich, die Arme, der Verzeihung noch bedarf,
Worüber mir vergeben iſt frei zu ſprechen,
Das hab' ich unſern Euch verbeten; man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch was ich auf dem Todbette noch trage,
Gerühret Euch — Vergraben mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!
(Zu den Frauen).
Ihr, meine Alte, Getreue, Bejammert,
Beſtimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn Eure Jugend freut ſich noch des Putzes.
Du, Margarethe, haſt das nächſte Recht
An meine Großmuth, denn ich laſſe dich
Zurück als die Unglücklichſte von Allen.
Doch ich bei Gottes Schutz an die nicht rächt,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht;
Ihr iſt das höchſte Kleinod mein Gedächtniß.
Komm dieſen Tag! Ich hab's mit eig'ner Hand
Für dich geſtickt in meines Kummers Stunden,
Und meine beichen Thränen eingeweihet.
Mit dieſem Tuch wirſt Du die Augen mir verbinden,
Wenn es ſo weit iſt — Dieſen letzten Dienſt
Wünſch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.
O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.
Kommt und empfangt mein letztes Lebewohl!
(Sie reicht ihre Hand hin, Eins nach den Andern faßt ihr zu Füßen und küßt die dargebotene Hand unter heftigen Thränen).
Leb' wohl, Margarethe — Alix, lebe wohl —
Dank, Burgoyn, für Eure treuen Dienſte —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ja ihn viel
Geliebte werden, doch auch viel gehaßt!
Ein edler Mann begleite meine Gertrud!
Denn Liebe fordert blutt glühende Herz —
Bertha! Du haſt das beſſre Theil erwählt;
Die ewige Braut des Himmels wirſt Du werden!
O eile, beine Gebete zu vollenden!
Verſtehſt Du auch die Sprache dieſer Leiden,
Das lern' an deiner Königin! — Mehr weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!
(Er wenden ſich ſchnell von ihnen weg thun; Alle, bis auf Melvil, entfernen ſich).

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.
Ich habe alles Irdiſche beſtellet,
Und boffe treues Menſchen Schuldnerin
Auch dieſer Welt zu ſcheiden — Eins nur iſt's,
Melvil, was der bekannten Seele noch
Verweilet, ſich frei und freudig zu erheben.

Melvil.
Entdeckt mir's. Erleichtre deine Bruſt,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

Maria.
Ja ſtehe an dem Rand der Ewigkeit;
Bald ſoll ich treten vor den ebelſten Richter,
Und noch hab' ich den Prieſter nicht verſöhnt.
Verjagt iſt mir der Prieſter meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelskräfte
Verſtümmle' ich aus den Händen falſcher Prieſter.
Im Glauben meiner Kirche will ich ſterben;
Denn der allein iſt's, welcher ſelig macht.

Melvil.
Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der ernſtlig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln.
Des Herzens Andacht weiß ſich frei zu Gott;
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.
Ach, Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz; ein lebend Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich anzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen, und verſiehet
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbar'n Leib.
— Die Kirche iſt's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholiſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube Aller pflegt den Glauben,
Wo Tauſende anbeten und verehren.
Da wird die Glut zur Flamme, und beſtätigt
Sammelnd ſich der Geiſt in alle Himmel auf.
— Wo die Bischöfen, die das heil geheißte
Gebet verſammelt in den Hand des Herrn!
Geſalbet iſt der Altar, die Kerzen brennen,
Die Glocke ehrt, der Weihraud iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er thränt
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſinkend dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig hingezogne Volk — Ach! Ja
Müſſen die anbetungswürd'gen, nicht zu mir
In meinen Kerker bringt der Himmelsſegen.

Melvil.
Er bringt ja hie! Er iſt hie nah! Vertraut
Dem Allvermögenden — der hörre Staub
Kann Zwingt weiten in den Glauben Hand!
Und der die Quelle aus dem Felſen ſchlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann deinen Kelch, die heilige Transſubſtanz,
Die ſonſt in einer himmliſchen verwandeln.
(Er zeigt den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht).

Maria.

Melvil! Verflucht ich Euch! Ja! Ich verfluch' Euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdigkeit — Doch der Erlöser spricht:
Wo Zwei versammelt sind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiter den Priester ein zum Mund des Herren?
Das reine Herz, der unbefleckte Mantel.
— So sey Ihr mir, auch ungeweiht, ein Priester,
Ein Vater Gottes, der den Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und Euer Mund soll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt,
So wisse, Königin, daß dir zum Troste
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier sey kein Priester, sprach Du, keine Kirche,
Kein Tod des Herren? — Du irrst dich. Hier ist
Ein Priester, und ein Gott ist hier gegangen.
(Er entfernt sich bei den Worten das Haupt, ergreift jetzt
er die eine Fackle in einer gotischen Schale).
— Ja bin ein Priester, deine letzte Beichte
Ja hören, die auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, bin' ich
Die sieben Meil'n auf meinem Haupt empfangen,
Und diese Fackel überwieg' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er selbst geweihet.

Maria.

O so muß an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch Glück bereitet seyn!
Wie ein Unbereitete auf gottern Meeren
Herumirrenführet, wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Um bald drin Mergel, drinnt Hebroas Schwert,
Er schreitet mächtig durch verfolgtes Heeren,
Und im Gefängnis steht er glänzend da.
So überrascht mich hier der Himmelsherr,
Da jeder heil'ge Retter mich gelassen!
— Und Ihr, mein Diener einst, seyd jetzt der Diener
Des höchsten Gottes, und sein heil'ger Mund!
Wie Euer Knier sonst vor mir sich neigten,
So liegt ich jetzt im Staub vor Euch.
(Sie kniet vor ihm nieder).

Melvil
(nimmt es das Zeichen des Kreuzes über sie macht).

Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geistes!
Maria, Königin, hast Du dein Herz
Erforschet, standest Du, und erlöset Du
Barmherzigkeit zu beistehen vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.

Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

Melvil.

Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewissen.
Erittern Du Gott zum Letztenmal versöhnen?

Maria.

Von meinem Hasse war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Busen,
Vergebung heuchelt' ich Sünderin vor Gott,
Und konnte nicht der Gegnerin verzeihen.

Melvil.

Verneust Du die Schuld und ab'ß dein ernster
Entschluß, verstehst auch dieser Welt zu scheiden?

Maria.

Ich wolle ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

Melvil.

Weich anderer Sünde klagt das Herz dich an?

Maria.

Ach, nicht durch Haß allein, durch Haß und Liebe
Mag mehr das' ich das höchste Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlassen und betrogen!

Melvil.

Vereuest Du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott sich zu Gott gewendet?

Maria.

Es war der schwerste Kampf, den ich bestand,
Zerrissen ist das letzte irdische Band.

Melvil.

Weich anderer Schuld verklagt dich dein Gewissen?

Maria.

Ach, eine frühe Bluttschuld, längst gebüßet,
Gist tötet zuerst mit meiner Schwesterbraut.
Im Augenblick der letzten Todesangst,
Und willig sich schwerz mir vor des Himmels Pforten,
Den König, meinen Gatten, hieß ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!
Erreng büßt' ich's ab mit allen Kirchenstrafen,
Doch in der Seele will der Mordm nicht schlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die Du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt Du Alles, was mein Herz belastet.

Melvil.

Denk an die Nähe des Allwissenden!
Der Ernsten denke, die hier heil'ge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Daß ist
Die Sünde zu dem ew'gen Tod; denn das
Ist wahre reinen heil'gen Geist gefrevelt!

Maria.

So schwöre mir die ew'ge Gnade Zu
Im letzten Kampf, als ich die wissend nicht verschwieg.

Melvil.

Wie? keinem Gott verbrichst Du das Verbrechen,
Um verschwiegen dich die Menschen preisen?
Du sagst mir nichts von keinem klug'ren Anthril
An Barmherzigkeit und Purpur Herrlichkeit
Dem grimmen Tod stirbst Du für diese Tat.
Willst Du auch noch den ew'gen hassen sterben?

Maria.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu geh'n;
Noch ein' ich mich der Minutenzeugen wendet,
Wenn' ich vor meinem Richter: Diener sieh.
Doch wiederrief' ich's: meine Beichte ist vollendet.

Melvil.

Genug! es wohl. Das Herz ist ein Verräger.
Du hast vielleicht mit klug'rem Vorsichtsinn
Das Wort vermieden, das dich schuldig macht,
Obgleich der Mitte das Verbrechen theilte.
Doch weiß, keine Gaukelkunst verhehlt
Das Flammenauge, das ins Innere blickt!

Maria.

Ich habe alle Fürsten aufgeboten,
Mich auf mannhaft'gen Boden zu befreien;
Doch nie hab' ich durch Vorsatz eines Tod
Das Leben meiner Feindin angetastet!

Melvil.

Es hören deine Schwester solch gezeugt?

Maria.

Wie ich gelogt, so ich's. Was Jene gesagt,
Das rächet Gott!

Melvil.

Er ſteigt. Du, überzeugt
Von deiner Unſchuld, auf das Blutgerüſte?

Maria.

Gott würdige mich, durch dieſen unverdienten Tod
Die ſchöne ſchwere Blutſchuld abzubüßen.

Melvil (wankt den Thränen hier zu).

So gehe hin, und ſterbend thöne ſie!
Einſt ein ergeb'nes Opfer am Altare;
Blut kann verſöhnen, wo das Blut verbrach,
Du ſtehſt nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem ird'ſchen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Erdenſchwere in die Verklärung nach,
Ich aber ſtünde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen iſt, zu löſen und zu binden,
Erlaſſung an von allen deinen Sünden!
Wie Du geglaubt, ſo geſchehe die!
(Er reicht ihr die Hoſtie).
Nimm hin den Leib, er iſt für dich geopfert!
(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht, conſecrirt ihn mit ſtillem Gebet, kann weder ſie noch Andrew ſehen. Sie ſchaut ihn anmuthsvoll, und weiht ihn mit der Hand zurück).
Nimm hin das Blut, es iſt für dich vergoſſen!
Nimm hin! Der Prieſt ertheilt dir dieſe Gunſt!
Im Tode noch ſollſt Du das höchſte Recht
Der Königin, das prieſterliche, üben!
(Sie empfängt den Kelch).
Und wie Du jetzt dich in den ird'ſchen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verwandelt,
So wirſt Du dort in ſeinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr ſtehen wird und kein Weinen,
Ein ſchön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.
(Er legt den Kelch nieder. Auf ein Geräuſch, das gehört wird, bekreuzt er ſich und hauet, und geht an die Thür; Maria kniet in ſtiller Andacht auf den Knieen liegend).

Melvil (zurückkommend).

Die bleibt ein bitter Kampf noch zu beſtehn.
Zöllig Du dich ſtark genug, am jüng'ſten Tage
Der Bitterkeit, des Haſſes zu vergeſſen?

Maria.

Ich ſtrecke meinen Feinden, Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.

Nun ſo bereite dich, die Lords von Leſter
Und Burleigh zu empfangen. Sie ſind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh. Leiceſter und Paulet. Leiceſter bleibt ganz in der Entfernung ſtehen, ohne die Augen aufzuſchlagen. Burleigh, der ſeine Zudringlichkeit bereuet, will zurückkehren und die Königin.

Burleigh.

Ich trenne, Lady Stuart, Euer letzten
Beſuche zu empfangen.

Maria.

Dank, Mylord!

Burleigh.

Es iſt der Wille meiner Königin,
Daß Euch nichts Billiges verweigert werde.

Maria.

Mein Teſtament nennt meine letzten Wünſche.
Ich leg's in Mylord Paulets Hand gelegt,
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaßt Euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungeſtört
Nach Frankreich zu entlaſſen oder Frankreich,
Worin ſie ihrer wünſchen und begehren.

Burleigh.

Es ſey, wie Ihr es anbefiehlt.

Maria.

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen ſoll,
So bitte man, daß dieſer treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ha! Es war immer dort!

Burleigh.

Es ſoll geſchehn.
Habt Ihr noch ſonſt —

Maria.

Der Königin von England
Bringt meinen ſchweſterlichen Gruß — Sagt ihr,
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Feindſchaft von geſtern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte ſie,
Und ſtärke ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Theuer! Hört Ihr noch nicht weitern Rath erwähnt?
Verſtandlos Ihr noch den Beiſtand des Dothanten?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott verſöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' Euch ſchuldlos vieles Weh bereitet,
Des Amts Strenge Euch gewandt — O laßt
Mich hoffen, daß Ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet (gibt ihr die Hand).

Gott ſey mit Euch! Beyor ihn im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königin bringen weiße Kleider des Gottesdienſtes; ihnen folgt der Scherif, einen weißen Stab in der Hand, hinter demſelben ſieht man durch die offne Thür bewaffnete Volk.

Maria.

Was iſt dir, Hanna? — Ja, nun iſt es Zeit!
Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geſchieden ſeyn! Lebt wohl! Lebt wohl!
(Ihre Frauen hängen ſich an ſie mit heftigem Schmerz; zu Melvil).
Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,
Stellt mich auf dieſem letzten Gang begleiten.
Mylord, verſagt mir dieſe Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?
Die kleine Bitte Hunter Ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geſchlecht! Wer ſoll
Den letzten Dienſt mir leiſten! Kammerherrn
Kann es der Würde meiner Schweſter nun,
Daß mein Geſchlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüſtes
Mit Euch beſteigen — Ihr Geſchrei und Jammern —

Maria.

Sie ſoll nicht jammern: Ich verbürge mich

Für die gefaßte Seele meiner Herrin!
Sey gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerin und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit sanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laßt es geschehn!

Burleigh.

Es sey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr

Auf dieser Welt —

(Sie nimmt das Crucifix und küßt es).

Mein Heiland! Mein Erlöser!
Wie Du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie verhüllt sich zu beten, in diesem Augenblick begrüßt ihr Auge dem Grafen Leicester, der den innern Vorhang unvermerklich aufgeschoben, und nach ihr hingesehen. — Indem diesem Anblick unsere Maria, die Ihrer vergessen, steht, um Vergeß hingebunden; da regnet es Graf Leicester, und empfängt sie in seinen Armen. Er steht sie von Zeitung ernst und schweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich spricht er)

Ihr hattet Wort, Graf Lester — Ihr versprachet
Mir Euern Arm, und diesem Kerker mich
Zu führen, und Ihr leistet mir ihn jetzt!

(Er sieht sie verwirrt an. Sie sieht mit sanfter Stimme fort).

Ja, Lester, und nicht blos
Die Freiheit wollt' ich Eurer Hand verdanken.
Ihr stellet mir die Freiheit ihnen machen;
An Eurer Hand, begleitet durch Eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreu'n.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu scheiden, und ein sel'ger Geist zu werden,
Den feine irdische Neigung mehr verstrickt,
Jetzt, Lester, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die besiegte Schwachheit eingestehn —
Lebt wohl, und wenn Ihr Euer, so tebt beglückt!
Ihr dürftet werben um gar Königinnen;
Ein gröster Liebesmuth kann Ihr verschwellet,
Verrathen, um ein größres zu gewinnen.
Kniet zu den Füßen der Elisabeth!
Mög' Eure Treue mehr Eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Schottinnen, Melvill und die Amme ihr zu Seite. Burleigh und Paulet folgen. Die Letzigen sehen die sammernd nach, bis sie verschwunden ist; dann entfernen sie sich durch zwei andre Thüren).

Zehnter Auftritt.

Leicester allein zurückbleibend.

Ich lebe noch! Ich mag es noch zu leben!
Schreyt darfst Dann nicht sein Gewissen auf mich?
Thut sich kein Schlund auf, das elendeste
Der Werkzeug zu verschlingen? Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Mein Glück der Himmel hat' ich weggeschleudert!
— Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist.
Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo ist mein Vorsatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme stärkend zu ersticken?
Ihr saltend Haupt zu sehn mit unbewegten Blicken?
Wenn mir ihr Anblick die ersterb'ne Scham?
Muß sie im Tod mir Liebesqualen noch bereiten?
— Verwerfner, hier steht es nicht mehr an,
In seinem Mitleid weibisch hinzuschmelzen.

Der Liebe Glück liegt nicht auf deiner Bahn,
Mit einem eh'rnen Harnisch angethan
Geh deine Brust! Die Stirne sey ein Felsen!
Mußt du den Preis der Seligkeit nicht verlieren,
Darfst magst du sie bekämpfen und verführen!
Verstumme, Mitleid! Mitgen, werde Stein!
Ja sey sie fallen, ich will Zeuge seyn.

(Er geht mit entschlossenen Schritten der Thüre zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Wegs stehen).

Umsonst! Umsonst! Mich faßt der Hölle Grauen,
Ja kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
Kann sie nicht fallen sehen — Horch! Was war das?
Sie sind schon unten — Unter meinen Füßen
Verliert sich das scheußliche Werk.
Ja höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!

(Er will durch eine andere Thür entfliehen, findet sie aber verschlossen, und stürzt zurück).

Wer? Jemand mich ein Gott an diesen Boden?
Muß ich anhören, was nur angeschaunen graust?
Die Stimme des Verbrechens — Er verabredet sie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut bebt sie —
Mit fester Stimme — Es wird still — Ganz still!
Nur fallenden hör' ich, und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Scharfrichter wird
Gerbeut — Sie kniet auf's Kissen — legt das Haupt —

(Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen, und eine Weile lang gehalten, sieht man ihn plötzlich mit einer gänzlichen Verwegung zusammenfahren, und einen Augenblick niederstürzen; zugleich erschallt von unten herauf ein dumpfes Geräusch von Stimmen, welches lange fortdauert).

Das zweite Zimmer des vierten Aufzugs.

Eilfter Auftritt.

Elisabeth

tritt aus einer Seitenthür, im Gang und ihre Gebärden drücken die heftigste Unruhe aus.

Noch Niemand hier — Noch keine Botschaft — Will es
Nicht Abend werden! Endet die Szene sich
Im ihrem dunnalionen Lauf? Ja soll noch länger
Auf dieser Folter der Erwartung liegen.
— Ist es geschehen? Ist es nicht? — Mir graut
Vor Beidem, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Lester geht sein mein, auch Burleigh nicht,
Die ich ermannt, das Urtheil zu vollstrecken.
Sind sie von London abgereist — Kann ich's
Gelesen'n, der Pferd ist abgebrückt, er stirbt,
Er trifft, er hat getroffen: gibt's mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr bestrafen — Wer ist da?

Zwölfter Auftritt.

Elisabeth. Ein Page.

Elisabeth.

Du kommst allein zurück — Wo sind die Lords?

Page.

Mylord von Lester und der Oberschatzmeister —

Elisabeth

(in der höchsten Spannung).

— Wo sind sie?

Page.

Sie sind nicht in London.

Elisabeth.

Nicht?
– Wo sind sie denn?

Page.

Das wußte Niemand mir zu sagen.
Vor Tagen Aufruhr hätten beide Lords
Entsetzig und gewaltsamlich die Stadt
Verlassen.

Elisabeth (lebhaft ausbrechend).

Ich bin Königin von England!

(Auf- und niedergehend in der höchsten Bewegung).

Geh! Rufe mir – mein, bleibe – Sie ist todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde.
– Was zürn' ich? Was ergreift mich diese Angst?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf sagen:
Ich hab's gethan! Es soll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefall'ne zu beweinen!

(Zum Pagen).

Stehst Du noch hier? – Mein Schreiber Davison
Soll augenblicklich sich hieher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Schrewsbury – Da ist
Er selbst!

(Page geht ab).

Dreizehnter Auftritt.

Elisabeth. Graf Schrewsbury.

Elisabeth.

Willkommen, edler Lord! Was bringt Ihr?
Regt Klerus's Lauen sich, was Euren Schritt
Er hofft hierher führet.

Schrewsbury.

Große Königin,
Mein sorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Kurl und Nau, die Schreiber der Maria,
Gefangen sitzen; denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugnisses erproben.
Bestürzt, verlegen weigert sich der Lieutenant
Des Eisenmuds, mir die Gefangenen zu zeigen;
Durch Drohung nur vermocht' ich mir den Eintritt.
– Gott! Welch' Anblick zeigte mir sich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnsinns Blicken,
Wie ein von Furien Gequälter, lag
Der Scheele Kurl auf seinem Lager – Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, so stürzt er
Zu meinen Füßen – schreiend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt – fleht er mich an, beschwört mich,
Ihm seiner Königin Geschick zu verständen;
Denn ein Gerücht, daß sie zum Tod verurtheilt sey,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.
Als ich ihm das bejaht nach der Wahrheit,
Hanza gestigt, daß es sein Zeugniß sey,
Wodurch sie sterbe, sprang er wüthend auf,
Fiel seinen Mitgefangnen an, riß ihn
Zu Boden, mit des Wahnsinns Riesenkraft.
Ihn zu erwürgen strebend. Kaum entrissen wir
Den Unglücksel'gen seines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen sich die Wuth, zerfetzte
Mit grimm'gen Zähnen sich die Brust, verflechte sich
Und den Gefährten alles Höllengeistern:
Er habe falsch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als echt beschworen,
Sie seyen falsch, er habe andre Worte
Geschrieben, als die Königin diktirt.
Der Böswicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenster, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, schrie in die Gassen
Hinab, daß eilig Volk zusammen lief;
Er sey der Schreiber der Maria, sey
Der Bösewicht, der sie fälschlich angeklagt;
Er sey verflucht, er sey ein falscher Zeuge!

Elisabeth.

Ihr saget selbst, daß er von Sinnen war.
Die Worte eines Rasenden, Verdächten
Beweisen nichts.

Schrewsbury.

Doch dieser Wahnsinn selbst
Beweist desto mehr! O Königin!
Laß dich beschwören, übereile nichts,
Beherzt, daß man von Neuem untersuche.

Elisabeth.

Ich will es thun – weil Ihr es wünschet, Graf.
Nicht weil ich glauben kann, daß meine Pers'n
In dieser Sache übereilt gerühret.
Euch zur Beruhigung erneure man
Die Untersuchung – Gut, daß es noch Zeit ist!
An unser königlichen Ehre soll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Davison zu den Vorigen.

Elisabeth.

Das Urtheil, Sir, das ich in Eure Hand
Gelegt – Wo ist's?

Davison (im höchsten Erstaunen).

Das Urtheil!

Elisabeth.

Das ich gestern
Euch in Verwahrung gab –

Davison.

Mir in Verwahrung!

Elisabeth.

Das Volk bestürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich mußt' ihm seinen Willen thun, ich that's,
Gezwungen that ich's, und in Eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen;
Ihr wißt, was ich Euch sagte – Nun! Gebt her!

Schrewsbury.

Gott, werther Sir, die Sachen liegen anders,
Die Untersuchung muß erneuert werden.

Elisabeth.

Bekennt Euch nicht so lang. Wo ist die Schrift?

Davison (in Verzweiflung).

Ich bin geschlagen, ich bin ein Mann des Todes!

Elisabeth (hastig einfallend).

Ich will nicht hoffen, Sir –

Davison.

Ich bin verloren!
Ich hab' sie nicht mehr.

Elisabeth.

Wort Wort!

Schrewsbury.

Gott im Himmel!

Davison.

Sie ist im Burleighs Händen – seyen seit gestern.

Elisabeth.

Unglückseliger! Er habe Ihr mir geboret!
Befahl ich Euch nicht ferner, sie zu verwahren?

Davison.
Das hast Du nicht befohlen, Königin.

Elisabeth.
Willst Du mich Lügen strafen, Elender?
Kann dich's in dir die Schrift an Burleigh geben?

Davison.
Nicht in bestimmten, klaren Worten — aber —

Elisabeth.
Nichtswürdiger! Du wagst es, meine Worte
Zu deuten? Deinen eig'nen blut'gen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieser eigenmächt'gen That erfolgt!
Mit deinem Leben sollst Du mir's bezahlen.
— Graf Shrewsbury, ihr sehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Shrewsbury.
Ich sehe — O mein Gott!

Elisabeth.
Was sagt Ihr?

Shrewsbury.
Wenn der Sanfte sich dieser That
Vermessen hat auf eigene Gefahr,
Und ohne deine Mißbilligung gehandelt,
So muß er vor den Richterstuhl der Peers
Gefordert werden, weil er deinen Namen
Dem Abscheu aller Zeiten Preis gegeben.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, gefolgt Kent.

Burleigh
(bringt ein Knie vor der Königin).
Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieser Insel
Wie diese Stuart enden!
(Shrewsbury verhüllt sein Gesicht. Davison ringt verzweiflungsvoll die Hände).

Elisabeth.
Rebet, Lord!
Habt Ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.
Nein, Gebieterin! Ich empfing ihn
Von Davison.

Elisabeth.
Hat Davison ihm Euch
In meinem Namen überreichen?

Burleigh.
Nein!
Das hat er nicht —

Elisabeth.
Und Ihr vollstrecktet ihn,
Rasch, ohne meinen Willen erst zu wissen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln; aber Euch gebühret nicht,
Der Milde unsers Herzens vorzugreifen —
Drum seyd verbannt von unserm Angesicht!

(Zu Davison).

Ein strengeres Gericht erwartet Euch,
Der seine Vollmacht frevelnd überschritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower! Es ist mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen,
Ihr sollt fortan mein Führer seyn, mein Freund —

Shrewsbury.
Verbannt seine treusten Freunde nicht,
Wirf sie nicht in's Gefängniß, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich schweigen!
— Mir aber, große Königin, erlaube,
Daß ich das Siegel, das Du mir jüngst Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Elisabeth (erstaunt).
Nein, Shrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlassen, jetzt —

Shrewsbury.
Verzeih, ich bin zu alt,
Und diese grade Hand, sie ist zu starr,
Um deine neuen Thaten zu verfolgen.

Elisabeth.
Verlassen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete!

Shrewsbury.
Ich habe wenig
(Gethan — Ich habe deinem edlern Theil
Nicht retten können. Leer, verwaiset gänzlich:
Die Gegnerin ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu
achten!
(Geht ab).

Elisabeth.
(zum Grafen Kent, der hereintritt).
Graf Kent kommt her!

Kent.
Der Lord läßt sich
Entschuldigen; er ist zu Schiff nach Frankreich.
(Sie begrüßt sich und setzt mit ruhiger Haltung sich. Der Vorhang fällt).

Die Jungfrau von Orleans.

Prolog.

Eine ländliche Gegend.

Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Erster Auftritt.

Thibaut d'Arc. Seine drei Töchter. Drei junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja, liebe Nachbarn! heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns gebeutet!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein siegbaft Banner fliegen; seine Rosse
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihm als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Sämtlich es den Erbstuhl eines fremden Stamms.
Der Enkel unsrer Könige muß irren
Enterve und flüchtig durch sein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair,
Ja, seine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum, liebe Nachbarn, sah' ich mich mit Gott
Entschlossen, weil ich's heute noch vermag,
Die Töchter zu versorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegeszeiten des Beschützers,
Und treue Lieb' bietet alle Kräften heran.

(Zu dem ersten Schäfer).

— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Aecker grenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — das stiftet
Ein gutes Ehband!

(Zu dem zweiten).

Claude Marie! Ihr schweigt,
Und meine Louison schlägt die Augen nieder?
Wird' ich zwei Herzen trennen, die sich finden,
Weil Ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune sind
Des nächsten Feindes oder Freundes Raub —
Die treue Brust des braven Manns allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.

Louison.

Mein Vater!

Claude Marie.

Meine Louison!

Louison (Johanna umarmend).

Liebe Schwester!

Thibaut.

Ich gebe jeder dreißig Aecker Landes
Und Stall und Hof und eine Herde — Gott
Hat mich gesegnet und so sag' er auch!

Margot (Johanna umarmend).

Erfreue unsern Vater! Nimm ein Beispiel!
Laß diesen Tag drei freie Bande schließen!

Thibaut.

Gut! Machet Anstalt! Morgen ist die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf soll sie mit feiern.

(Die zwei Paare gehen Arm in Arm geschlungen ab).

Zweiter Auftritt.

Thibaut. Raimond. Johanna.

Thibaut.

Jeannette, deine Schwestern machen Hochzeit.
Ich seh' sie glücklich, sie ersreu'n mein Alter.
Du, meine jüngste, machst mir Gram und Sorgen.

Raimond.

Was fällt Euch ein! Was schelten Ihr die Tochter?

Thibaut.

Hier dieser wackre Jüngling, dem sich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Trefflichs,
Er hat ihr seine Neigung zugewendet,
Und wirbt um sie, schon ist's der dritte Herbst?
Mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bedauern;
Du stößest ihn verschlossen, kalt, zurück,
Noch sonst ein andrer von den Hirten allen
Mag ihr ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich sehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Kranz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume deines Leibes,
Doch stets vergebens darf ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knospe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.

Laßt's gut seyn, Vater Art! Laßt sie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und still allmählig reift das Kleinod.
Jetzt liebt sie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Heide fürchtet sie
Herabzusteigen in das niedre Dach
Der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft seh' ich ihr aus tiefem Thal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herde ragend steht,
Mit edlem Leibe, und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
Da scheint sie mir was Höh'res zu bedeuten.
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten.

Thibaut.

Das ist es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft;
Die hören Berge sucht sie auf, verläßt

Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensstunde, wo der Mensch
Sich gern vertraulich an den Menschen schließt,
Scheucht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,
Heraus in's grausich öde Geisterreich
Der Nacht, weit auf den Kreuzweg hin und pflegt
Gebeime Zwiesprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt sie immer diesen Ort
Und treibt gerade hierher ihre Heerde?
Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
Dort unter dem Drudenbaume sitzen,
Den alle gütliche Geschöpfe fliehn,
Denn nicht geheur ist's hier; ein böses Wesen
Hat seinen Wohnsitz unter diesem Baum
Schon seit der alten grauen Heidenzeit.
Die Aeltesten im Dorf erzählen sich
Von diesem Baume schauerhafte Mähren;
Seltsamer Stimmen wundersamen Klang
Vernimmt man oft aus seinen dürren Zweigen,
Ich selbst, als mich in später Dämmerung einst
Der Weg an diesem Baum vorüberführte,
Hab' ein gespenstisch Weib hier sitzen sehn
Das streckte mir aus weitgespaltetem
Gewande langsam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbaß und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond
(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend).

Des Gnadenbildes segenreiche Nähe,
Das hier des Himmels Frieden um sich streut,
Nicht Satans Werk führt Eure Tochter her.

Thibaut.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt sich's mir
In Träumen an und ängstlichen Gesichten.
In ihrem Malen bab' ich sie gesehn
In Reimis auf unsrer Königs Stuhle sitzen,
Ein funkelnd Diadem von Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drei weiße Lilien entsprangen.
Und ich, ihr Vater, hier beiden Schwestern
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe.
Der König selber, neigten sich vor ihr.
Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich stellt mir dieser Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit – weil Gott
Mit seiner Schönheit ihren Leib geschmücket,
Mit beiden Wunderzeichen sie geehret
Vor allen Hirtenmädchen dieses Tals,
So nährt sie sündlichen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth ist's, wohinn die Engel fielen,
Woran der Höllengeist den Menschen fängt.

Raimond.

Wer hat bestreitbarern, tugendlindern Sinn,
Als Eure fromme Tochter? Ist sie's nicht,
Die ihren dürren Schwestern freudig dient?
Sie ist die bescheidenste von allen.
Doch setzt Ihr sie wie eine niedre Magd
Die schwersten Pflichten still gehorsam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen Euch die Heerden und die Saaten;
Um Alles, was sie schafft, erzielet sich
Ein unbegreiflich überschwenklich Glück.

Thibaut.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück – Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei diesem Scherz!
– Nichts mehr davon. Ich schweige. Ja will schweigen:
Soll ich mein eigen ihrunes Kind anklagen!
Ich kann nichts thun, als warnen, für sie beten!
Doch warnen muß ich – Fliehe diesen Baum!
Bleib' nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und scheue keine Zeichen in den Sand!
Leicht aufzurichten ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie heraus.
Bleib' nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herren des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand. Thibaut. Raimond. Johanna.

Raimond.

Still: Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

Bertrand.

Ihr staunt mich an, Ihr seyd
Verwundert ob bes seltsamen Gerätbes
In meiner Hand.

Thibaut.

Das sind wir. Saget an,
Wie kamt Ihr zu dem Helm, was bringt Ihr uns
Das böse Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen still und ohne Antheil auf der Seite gesanden, tritt aufmerksam und ernst näher).

Bertrand.

Kann weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eisernes
Gerätz mir eingekauft zu Bauernfrommen;
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn plötzlich's Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und als ich Bahn mir mache durch's Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit diesem Helm, faßt mich in's Auge scharf,
Und ferner: Gesell, Ihr suchet einen Helm,
Ich weiß. Ihr kaufet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes stehe er Euch zu Kauf.
– Geht zu den Langenbachen, sagt' ich ihr.
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ mich ab und sagte ferner:
Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein flüchtern Dach für's Haupt
Ist jene mehr werth als ein Fürstenhaus.
Sie trieb sie mich durch alle Gassen, [illegible]
Den Helm aufdringend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daß er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog.
Des Ansinnens Seltsamkeit bedenkend.
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell.
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna (rasch und begierig darnach greifend).

Gebt mir den Helm!

Bertrand.

Was frommt Euch dies Gerätze?
Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna (entreißt ihm den Helm).

Mein ist der Helm und mir gebört er zu.

Thibaut.

Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond.

Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieser kriegerische Schmuck.
Denn ihrer Brust verrätherisch ein mannlich Herz.

Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unsre Heerden
Verwüstete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die Gwendolyne Jungfrau,
Ritt mit dem Wolf und rang das Tamm ihm ab,
Daß er um blut'gen Raubes schon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieser Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Thibaut (zu Bertrand).

Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück ist geschehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

Bertrand.

Gott helfe
Dem König und erbarme sich des Landes!
Geschlagen sind wir in zwei großen Schlachten;
Mitten in Frankreich steht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er seine ganze Macht zusammen
Gesäbert, womit er Orleans belagert.

Thibaut.

Gott schütze den König!

Bertrand.

Unermeßliches
Geschütz ist aufgebracht von allen Enden.
Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel,
So ging sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem
Gemische verworren dumpf ertönt das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder
Gewaltige, hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das gläubige Brabant bewohnen.
Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich trinklich aus dem Meeres-Wasser heben,
Die Heerbenmeltenden Holländer, die
Von Utrecht, so vom äußersten Westfriesland,
Die nach dem Eispol schau'n — Sie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrschenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Thibaut.

O des unselig jammervollen Zwistes,
Der Frankreich Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand.

Auch sie, die alte Königin, sieht man,
Die stolze Isabeau, die Baiernfürstin,
In Stahl gerüstet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den sie in ihrem Mutterschooß getragen!

Thibaut.

Auch treffe sie! und möge Gott sie einst,
Wie jene stolze Isabel, verderben!

Bertrand.

Der fürstherzliche Salisbury, der Mauren-
Zerstörungswerre, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderischem Schwerte
Die Völker niedermähet in den Schlachten,
In frechem Muthe haben sie geschworen,
Der Sitte nach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert gefährt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben sie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben späht
Graf Salisbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt die schnellen Wanderer auf den Gassen.
Viel tausend Kugeln schon von Cremers Last
Sind in die Stadt geschleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame bengt sein erhab'nes Haupt.
Auch Pulvergänge haben sie gegraben,
Und über einem Höllenreiche steht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß ein mit Donners Krachen sich entzünde.
(Johanna bricht mit gespannter Aufmerksamkeit und sey sich den Helm auf).

Thibaut.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Brustwehr,
Der heldenmüth'ge Bastard, daß der Feind
So allgewaltig rasend vorwärts drang?
Wo ist der König selbst, und sieht er müßig
Des Reiches Noth und seiner Städte Fall?

Bertrand.

In Chinon hält der König seinen Hof;
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Herrer Lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herab gesandt,
Hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen.
Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot.
Wie sich die Schafe bang zusammen drängen,
Wenn sich des Wolfes Heulen hören läßt,
So flieht der Franke, seines alten Ruhms
Vergessend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine schwache Mannschaft aufgebracht,
Und zieht dem König zu mit fliegenden Fahnen.

Johanna (sinnend).

Wie heißt der Ritter?

Bertrand.

Baudricourt. Doch schwerlich
Möcht' er des Feindes Kundschaft hintergehn.
Der mit zwei Heeren seinen Fersen folgt.

Johanna.

Wo hält der Ritter? Sagt mir's, wenn Ihr's wisset.

Bertrand.

Er steht kaum eine Tagereise weit
Von Vaucouleurs.

Thibaut (zu Johanna).

Was stimmert's dich! Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Bertrand.

Weil nun der Feind so mächtig und ein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben sie
Zu Vaucouleurs einmüthig den Beschluß
Gefaßt, sich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsstamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen.

Johanna (in Begeisterung).

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter nahe, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern!
Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und seines Stolzes Saaten niedermähn;
Herab vom Himmel reißt sie seinen Ruhm.
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Flüchtet nicht! Denn eh' der Rosen
Geld wird, eh' sich die Mondessichel füllt,

Wird kein englandisch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtigstfremden Loire trinken.

Bertrand.

Ach! Es geschehen keine Wunder mehr!

Johanna.

Es geschehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot,
Den himmelstürmend hundertschändigen,
Und diesen Sal'sbürer, den Tempelschänder,
Und diese fremden Inselbewohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr seyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!

Thibaut.

Was für ein Geist ergreift die Dirn'!

Raimond.

Es ist
Der Helm, der sie so kriegerisch bekleidet.
Seht Eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer sprühten ihre Wangen!

Johanna.

Dieß Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Festen tragen einst fremden Herrn?
— Hier schwiegt der Heiden Macht. Hier war
Das erste Kreuz, das Gnadenzeichen erhöht;
Hier ruht der Stamm des heil'gen Ludewig;
Von hier aus ward Jerusalem erobert.

Bertrand (erstaunt).

Hört ihre Rede! Woher schöpfte sie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir sollen keine eigne Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwunden — der den heil'gen Pflug besiegt,
Der die Zeit beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stiftet um seinen Thron —
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen sperret,
Der den Rad nicht kennet, denn er ist der Gerechte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der fruchtbar'gen Erde. — Denn der Thron
Der Königin, der vom Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier sitzt
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Sonderling, verrrauend nahe sich der Gerechte,
Und scherzet mit dem Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von Außen kommt,
Dem feindlich Andern heilige Gerechte
In diesem Lande rub'n, kann er es leiden?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unser Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater seyn zu seinen Söhnen?

Thibaut.

Gott schütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wissen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegerische Roß
Zu tummeln. — Laßt uns still gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes.
Und unser Herr ist, wer die heil'ge Ordnung
Empfängt und sie die Krön' aufsetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke Jeder
Nur an das Nächste! Lassen wir die Großen,
Der Erde Fürsten um die Erde losen;
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn stürmisch fleht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zertrampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erheben die leichten Hütten wieder!
(Alle außer der Jungfrau gehen ab).

Vierter Auftritt.

Johanna (allein).

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, beide Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Pflüge alle meiner stillen Fernen,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar.
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
Es ist das Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Moses auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den fremmen Knaben Isai's,
Den Hirten sich zum Streiter auserlesen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir auf diesen Bäumes Zweigen:
„Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen."

„Zu rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren.
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Mannerliebe darf dein Herz verühren,
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Du trägst kein irdisch Kind an deiner Brust;
Den werb' ich dich mit feurigsten Ehren,
Der allen Erdenfrauen dich verklären."

„Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wird in meine Ortsflamme tragen
Und wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den flehten Heerwunder niederschlagen;
Umwälzen wird in seines Glückes Rad.
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims bestrein und denen König krönen."

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm.
Mit Götterkraft verbindet mich sein Gurten.
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
Ins Kriegsgewühl hinein will ich mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm;
Den Zeldzug dör' ich machtig an mir bringen,
Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen.
(Er geht ab).

Die Jungfrau von Orleans.

Eine romantische Tragödie.

Personen.

Karl VII., König von Frankreich.
Königin Isabeau, seine Mutter.
Agnes Sorel, seine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund,
Graf Dunois, Bastard von Orleans.
La Hire, Du Chatel } Königliche Officiere.
Erzbischof von Rheims.
Chatillon, ein burgundischer Ritter.
Raoul, ein lothringischer Ritter.
Talbot, Feldherr der Engländer.

Lionel, Fastolf, Montgomery, Ritter, Rathsherren von Orleans, Ein englischer Herold. } englische Anführer.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann. } seine Tochter.
Margot, Louison, Johanna. } seine Tochter.
Etienne, Claude Marie, Raimond } ihre Freier.
Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erscheinung eines schwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Soldaten und Volk.
Königliche Krondiener.
Bischöfe, Mönche.
Marschälle, Magistratspersonen, Hofleute und andere dazu gehörige Personen im Gefolge des Krönungszuges.

Erster Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Erster Auftritt.

Dunois und Du Chatel.

Dunois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich sage
Mich los von diesem König, der unrühmlich
Sich selbst verläßt. Mir blutet in der Brust
Das tapfre Herz, und glühn die Thränen unbeht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert sind,
Dem Feind die roff'gen Schlösser überliefern,
Indeß wir hier in thatenloser Ruh
Die östlich edle Rettungszeit verschwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Hervor auf der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegerisch gerüstet
An seines Heeres Spitze schon zu finden,
Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelspielern
Und Troubadours, spitzfind'ge Räthsel lösend
Und der Sorel galante Feste gebend,
Als waltete im Reich der tiefste Friede!
— Der Connetable geht, er kann den Greul
Nicht länger ansehn. — Ich verlaß' ihn auch,
Und übergeb' ihn seinen bösen Schicksal.

Du Chatel.

Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

König Karl zu den Vorigen.

Karl.

Der Connetable schickt sein Schwert zurück.
Und sagt den Dienst mir auf. — In Gottes Namen!
Es sind wir eines mürrischen Mannes los,
Der unverträglich und nur meistern wollte.

Dunois.

Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit;
Ich mocht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl.

Das sagst Du nur aus Lust des Widerspruchs;
So lang er da war, warst Du nie sein Freund.

Dunois.

Er war ein stolz verdrießlich schwerer Narr,
Und wußte nie zu enden — dieses aber
Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo seine Ehre mehr zu holen ist.

Karl.

Du bist in deiner angenehmen Laune;
Ich will dich nicht drinn stören. — Du Chatel!
Es sind Gesandte da vom alten König
Rene *), beliebt Meister im Gesang.
Und weit berühmt. — Man muß sie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.
(Zum Bastard.)
Worüber lachst Du?

Dunois.

Daß Du goldne Ketten
Aus deinem Munde schüttest.

Du Chatel.

Sire! Es ist
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

Karl.

So schaffe welches. — Eitle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen und den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone.
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne

*) Anmerkung in der ersten Ausgabe. René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hause Anjou; sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tode Anspruch auf dies Reich, scheiterte aber in der Unternehmung. Er suchte die alte provençalische Poesie, und die Cour d'amour wieder herzustellen, und sezte einen Prince d'amour ein, als höchsten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demselben romantischen Geist machte er sich mit seiner Gemahlin zum Schäfer.

Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum soll der Sänger mit dem Klug geben,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verschwor, so lang' noch Rath und Hülfe war;
Doch endlich löst die Noth durst mir die Zunge.
— Du hast nicht mehr zu schenken, ach! Du hast
Nicht mehr, worein Du morgen könntest leben!
Die volle Fluth des Reichthums ist zerflossen,
Und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz.
Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt;
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kannst weiß
Im Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürstlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle
Und laß die Geld darleihen von den Lombarden.

Du Chatel.

Sire, deine Kronenkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre schon voraus verpfändet.

Dunois.

Und unterdeß geht Pfand und Land verloren.

Karl.

Uns bleiben noch viel reiche schöne Länder.

Dunois.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen ist, magst Du
Mit deinem König René Schafe hüten.

Karl.

Stets läst Du deinen Witz an diesem König,
Doch ist es dieser Länderlose Fürst,
Der eben heut mich königlich beschenkte.

Dunois.

Nur nicht mit seiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die ist feil,
Hab' ich gehört, seitdem er Schafe weidet.

Karl.

Das ist ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Fest,
Das er sich selbst und seinem Herzen giebt,
Sich eine sondliches reine Welt zu gründen
In dieser rauh barbarischen Wirklichkeit.
Doch was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen band,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Geist,
Und wie sie noch in alten Liedern leben,
So will er sie wie eine Himmelsstadt
In goldnen Worten, auf die Erde setzen —
Gerechtet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edeln Ritter sollen wallen,
Wo keusche Frauen herrlich sollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren soll,
Und mich hat er erwählt zum Fürst der Liebe.

Dunois.

Ich bin so sehr nicht auf der Art gerathen,
Daß ich der Liebe Herrschaft sollte schmälern.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war sein weiblich Herz unüberwindlich;
Doch auch sein feindlich Schloß war ihm zu fest.
Willst Du der Liebe Fürst dich wirklich nennen,
So sey der Tapfern Tapferster! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir gelesen,
War Liebe stets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt.
Nicht Schäfer fügen an der Taffe Freude.
Wer nicht die Sachwalt tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier ist
Der Zechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und hast Du die aus Strömen Feindesblut
Die angestammte Krone rein erobert,
Dann ist es Zeit und steht der fürstlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekränzen.

Karl

(zu einem Edelknecht, der hereintritt).

Was gibt's?

Edelknecht.

Rathsherrn von Orleans steh'n um Gehör.

Karl.

Führ' sie herein! (Edelknecht geht ab).
Sie werden Hülfe fordern;
Was kann ich thun, der selber hülflos ist!

Dritter Auftritt.

Drei Rathsherren zu den Vorigen.

Karl.

Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie steht's um meine gute Stadt?
Führt sie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

Rathsherr.

Ach Sire! Es drängt die höchste Noth, und stündlich wachsend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke sind zerstört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt sind von Vertheidigern die Mauern,
Denn rastlos fechtend fällt die Mannschaft aus,
Doch wen'ge seh'n die Heimathspforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Reschepierre,
Der drinn befehligt, in dieser höchsten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag.
Wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld
Erscheint, zahlreich genug, die Stadt zu retten.
(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns).

Karl.

Die Frist ist kurz.

Rathsherr.

Und jetzo sind wir hier
Mit Jeanns Gebot, das wir beim fürstlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu senden binnen dieser Frist.
Sonst übergibt er sie am zwölften Tage.

Dunois.

Saintrailles konnte seine Stimme geben
Zu solchem schimpflichen Vertrag!

Rathsherr.

Nein, Herr!
So lang der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede seyn von Frieb' und Uebergabe.

Dunois.

So ist er todt!

Rathsherr.

An unsern Mauern sank
Der edle Held für seines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und spricht einige Worte leise mit dem Bastard, welcher betroffen aufsteht).

Dunois.

Auch das noch!

Karl.

Nun! Was gibt's?

Dunois.

Graf Douglas sendet her. Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehn.
Wenn sie nicht heut' den Rückstand noch erhalten.

Karl.

Du Chatel!

Du Chatel (geht zu Agnesen).
Sire! ich weiß nicht Rath.

Karl.

Versprich.
Verpfände, was Du hast, mein halbes Reich —

Du Chatel.

Hilft nichts! Sie sind zu oft getröstet worden!

Karl.

Es sind die besten Truppen meines Heers!
Sie sollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlassen!

Rathsherr (mit einem Instate).
O König, hilf uns! Unser Noth gedenke!

Karl (verzweiflungsvoll).
Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und mögt es statt Goldes! Blut dah' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!
(Er setzt die Sorel beiseite, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen).

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel ein Kästchen in der Hand. Die Vorigen.

Karl.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommst, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe dich, ich fließ' an deine Brust,
Nichts ist verloren, denn Du bist noch mein.

Sorel.

Mein theurer König!
(Mit ängstlich fragendem Blick umher schaurend).
Dunois! ist's wahr?

Du Chatel?

Du Chatel.

Leider!

Sorel.

Ist die Noth so groß?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel.

Ja, leider ist es so!

Sorel
(ihm das Kästchen aufdringend).
Hier, hier ist Gold.
Hier sind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlösser — Leibet
Auf meine Güter in Provence — Macht Alles
Zu Gelde und befriedigt die Truppen!
Fort! Keine Zeit verloren!

(Treibt ihn fort).

Karl.

Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich Euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Besitze? — Sie ist edel, wie ich selbst,
Gewesen; selbst das königliche Blut
Der Valois ist nicht reiner; gleren würde sie
Den ersten Thron der Welt — doch sie verschmäht ihn,
Nur meine Liebe will sie seyn und heißen.
Erkannte sie mir jemals ein Geschenk
Von höherm Werth, als eine frohe Blume
Im Winter oder seltne Frucht! Von mir
Nimmt sie kein Opfer an, und bringt mir alle!
Waar ihrem ganzen Reichthum und Besitz
Gesinnt'rig an mein unterlinend Glück.

Dunois.

Ja, sie ist eine Rasende, wie Du.
Und wirst Ihr Alles in ein brennend Haus,
Und saugst ins letzte Gas der Dunsten.
Dich wird sie nicht erretten, nur sich selbst
Wird sie mit dir verderben —

Sorel.

Glaub' ihm nicht!
Er hat sein Leben zehnmal für dich
Gewagt, und gärnt, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wer? Hab' ich dir nicht Alles treu gewehrt.
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und sollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überzähl'gen Saumsal
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten.
Dein Geld in Eisen, Alles, was Du hast.
Wirf es entschlossen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mantel und Gefahr!
Das kriegerische Roß laß uns besteigen,
Den zarten Leib dem glühenden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der tapfre Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König
Dem Aermsten gleich, ausdauern und entbehren!

Karl (lächelnd).
Ja, nun erfüllt sich mir ein altes Wort
Der Weissagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'schen Geiste sprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über meine Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern sucht' ich sie im Feindeslager auf;
Das Herz der Mutter hofft' ich zu versöhnen;
Hier steht die Heldin, die nach Rheims mich führt;
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich siegen!

Sorel.
Du wirst's durch deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl.
Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir ist sich're Kunde zugekommen,
Daß zwischen diesen stolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht Alles weire
So fleie wie sonst — Denn hab' ich den La Hire
Mit Botschaft an den Herzog abgefertigt.
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu' zurückzuführen. —
Mit jeder Stunde wart' ich seiner Antunft.

Du Chatel (am Fenster).
Der Ritter sprengt so eben in den Hof.

Karl.

Willkommner Bote! Nun so werden wir
Bald wissen, ob wir weichen oder siegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Karl (zu ihm tretend).

La Hire! Bringst Du uns Hoffnung oder Leine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

Karl.

Der stolze Herzog läßt sich nicht verführen?
O sprich! Wie nahm er meine Botschaft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fordert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder seines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieser Schmachdemüthigung?

La Hire.

Dann sey der Bund zerrennt, noch eh' er anfing.

Karl.

Hast Du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo sein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handschuh hin und sprach:
Du wolltest deiner Hebrit dich begeben,
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er versetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er schon besitze.
Doch wenn dich so nach Kämpfen lüstere,
So würdest Du vor Orleans ihn finden.
Wohin er morgen wolle sey zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl.

Erhob sich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.

Sie ist verstummt vor der Partheien Wuth.
Ein Schluß des Parlaments erklärt dich
Des Throns verlustig, dich und dein Geschlecht.

Dunois.

Ha, freier Stolz des Herrgewornen Bürgers!

Karl.

Hast Du bei meiner Mutter nichts versucht?

La Hire.

Bei deiner Mutter!

Karl.

Ja! Wie ließ sie sich vernehmen?

La Hire

(nachdem er einige Augenblicke sich besonnen).

Es war gerade das Fest der Königserhöhung.
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt,
Wie zum Triumphe, waren die Pariser;
In jeder Gasse flogen Ehrenbogen,
Durch die der engländ'sche König zog.
Bestreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als wär's Frankreich seinen süßesten Sieg
Erfechten, sprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten – jauchzten, daß sie auf das Herz
Des tiefverwellten sanften Königs traten!

La Hire.

Ich sah' den jungen Harry Lancaster,
Den Knaben, auf dem Knigstuhl Stuhl
Sankt Ludwigs sitzen; seine stolzen Oehme
Bedford und Gloster standen neben ihm,
Und Herzog Philipp thät' an Thrones nieder
Und leistete den Eid für seine Länder.

Karl.

O ehrvergessner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und strauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan stieg.
Ein böses Omen murmelte das Volk,
Und es erhob sich schallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter,
Hinzu, und – mich entrüstet es zu sagen!

Karl.

Nun?

La Hire.

In die Arme faßte sie den Knaben,
Und setzt ihn selbst auf seines Vaters Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbst die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglühten vor Scham bei diesem Anblick.
Sie nahm es wahr und, an das Volk gewendet,
Rief sie mit lauter Stimme: Dankt mir's, Franzosen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Verehlte. Euch bewahre vor dem Biß
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

(Der König verbirgt sich. Agnes eilt auf ihn zu und schließt ihn in die Arme, alle Umstehenden brechen ihren Aeußen, in Entsetzen aus).

Dunois.

Die Wüthin! die muthsonnandende Megäre!

Karl.

(nach einer Pause zu den Rathsherren).

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaß' ich sie.
Sie mag ihr Heil bedenken und sich
Der Gnade des Burgunders ergeben;
Er heißt der Gute, er wird menschlich seyn.

Dunois.

Wie, Herr! Du wolltest Orleans verlassen!

Rathsherr (tritt nieder).

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrschaft hin.
Sie ist ein edler Stein in deiner Krone.
Und treue hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heilig bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Geschlagen? Ist's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh' noch ein Schwertstreich um die Stadt gefochten?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Gestossen ist, benennt Du die beste Stadt
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

Karl.

Genug
Des Blutes ist geflossen und vergossen!
Des Himmels schwere Hand ist gegen mich,

Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die nächſten ſind am Blut, verlaſſen,
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns flüchten,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns ſelbſt
Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dieß Wort kam nicht aus deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenberz gebrochen!
Du wirſt dich wieder finden, männlich faſſen.
Mit edlem Muth dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

Karl (in höheren Sinnen verloren).

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängniß waltet
Durch Vaters Geſchlecht, es iſt verworfen
Von Gott, der Mutter Laſterthaten führten
Die Furien herein in dieſes Haus;
Mein Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggenährt, es iſt des Himmels Schluß.
Das Haus des feahten Karls ſoll untergehn.

Sorel.

In dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab' Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
Den deinen Brüdern allen, dich, den jüngſten,
Gerufen auf den ungeheuren Thron.
In deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
Die der Parteien Wuth dem Lande ſchlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirſt Du löſchen,
Mir ſagt's das Herz, den Frieden wirſt Du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſeyn.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einen kraftvergabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk regieren können;
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die ſich entfremdet mir in Haß verſchließen.

Sorel.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn berauſcht es,
Doch dieſer Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt.
Der alte Haß, die Eiferſucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den ſtolzen Sieger ſtürzt ſein eignes Glück.
Darum verlaſſe nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde,
Wie deine eigne Bruſt vertheidige
Dieß Orleans! Laß alle Fahnen lieber
Verſinken, alle Dörfer niederbrennen,
Die über dieſe Scheide deines Reichs
Des Eng'ſche Waſſer der Loire dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Schätze ſinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zerreißen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entſagen.

Dunois.

Wie, Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Gibt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der ſaloſeſte ſeines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meynung, ſeinen Haß und Liebe;
Partei wird Alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges aufgepflanzet iſt.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich.
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohl zu thun
Und ſeines Herzens Wollen zu bethätigen.
Nichts ſcheut er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Göen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß Du
Den Krieg aufrafen, wie er anerfangen.
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern;
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Karl (zu den Rathsherren).

Erwartet keinen anderen Beſcheid —
Gott ſchütz' euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun ſo kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie Du dem väterlichen Reich. Du haſt
Dich ſelbſt verlaſſen; ſo verläßt ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich ſtürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs ſind geborne Helden;
Du aber biſt unkriegeriſch geſinnt.

(Zu den Rathsherren).

Der König gibt Euch auf. Ich aber will
Zu Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.
(Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf).

Sorel (zum König).

O laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz
Iſt treu wie Gold; es iſt derſelbe doch,
Der warm dich liebt und oft für dich gebluter.
Kommt, Dunois! Geſteht, daß Euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführet — Du aber
Verzeih' dem treuen Freund die derb'ne Rede!
O kommt, kommt! Laßt mich Eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh' ſich der raſche Zorn
Unabſehbar, der verderbliche, entflammt!
(Dunois ſteht den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten).

Karl (zu Du Chatel).

Wir gehen über die Loire. Laß mein
Geräth zu Schiffe bringen!

Dunois (ſchnell zur Sorel).

Lebet wohl!

(Wendet ſich ſchnell und geht. Rathsherren folgen).

Sorel
(ringt verzweiflungsvoll die Hände).
O wenn er geht, so sind wir ganz verlassen!
— Folgt ihm, La Hire. O suchet ihn zu begütigen.
(La Hire geht ab).

Sechster Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl.
Ist denn die Krone so ein einzig Gut?
Ist es so bitter schwer, davon zu scheiden?
Ich kenne was noch schwerer sich erträgt.
Von diesen trotzig herrischen Gemüthern
Sich meistern lassen, von der Gnade leben
Hochsinnig eigenwilliger Vasallen,
Das ist das Harte für ein edles Herz,
Und bittrer als dem Schicksal unterliegen!
(Zu Du Chatel, der noch zaudert).
Thu', was ich dir befohlen!

Du Chatel
(wirft sich zu seinen Füßen).
O mein König!

Karl.
Es ist beschlossen. Keine Worte weiter!

Du Chatel.
Mach' Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonst seh' ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.
Du rätst mir dieses, und dein Blut ist es,
Womit ich diesen Frieden soll versiegeln?

Du Chatel.
Hier ist mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüste.
Versöhne den Herzog! Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge seines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß versöhnen!

Karl
(blickt ihn eine Zeitlang gerührt und schweigend an).
Ist es denn wahr? Steht es so schlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchschauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt extrem' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Verrath'n ist hin auf meine Ehre.

Du Chatel.
Bedenk' —

Karl.
Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müht' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu', was ich dir befohlen. Geh und laß
Mein Herzgeräth einschiffen.

Du Chatel.
Es wird schnell
Gethan seyn.
(Steht auf und geht. Agnes Sorel weint heftig).

Siebenter Auftritt.

Karl und Agnes Sorel.

Karl (ihre Hand fassend).
Sey nicht traurig, meine Agnes.
Auch jenseit der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glückliches Land.
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichte Lüfte wehn, und sanfte Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Gesänge
Und schöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel.
O muß ich diesen Tag des Jammers schauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hause
Und seine Wiege mit dem Rücken schauen.
O angenehmes Land, das wir verlassen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten!

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. Karl und Sorel.

Sorel.
Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
(Indem sie ihn näher anblickt).
La Hire! Was gibt's? Was sagt mir Euer Blick?
Ein neues Unglück ist geschehen!

La Hire.
Das Unglück
Hat sich erschöpft und Sonnenschein ist wieder!

Sorel.
Was ist's? Ich bitt' Euch.

La Hire (zum König).
Ruf' die Abgesandten
Von Orleans zurück!

Karl.
Warum? Was gibt's?

La Hire.
Ruf' sie zurück! Dein Glück hat sich gewendet,
Ein Treffen ist geschehn. Du hast gesiegt.

Sorel.
Gesiegt! O himmlische Musik des Wortes!

Karl.
La Hire! Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht.
Gesiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

La Hire.
O Du wirst bald noch größ're Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbischof. Er führt den Bastard
In deinen Arm zurück —

Sorel.
O schöne Blume
Des Sieas, die gleich die ecsin Himmelsfärbte,
Friede' und Versöhnung, trägst!

Neunter Auftritt.

Erzbischof von Rheims. Dunois. Du Chatel mit Raoul, einem gewaffneten Ritter, zu den Vorigen.

Erzbischof
(führt den Bastard zu dem König und legt ihre Hände in einander).
Umarmt Euch, Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jetzo schwinden.
Da sich der Himmel selbst für uns erklärt.
(Dunois umarmt den König).

Karl.
Reißt mich aus meinem Zweifel und Erstaunen.
Was fümiat dieser feierliche Ernst mir an?
Was wirkte diesen schnellen Wechsel?

Erzbischof
(führt den Ritter hervor und stellt ihn vor den König).
Reder!

Raoul.
Wir hatten stundenlang Zähmlein aufgebracht.

Lothringisch Volk, zu deinem Herr zu stoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchströmt, herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Herren,
Nicht Hoffnung war zu siegen noch zu fliehn;
Da sank dem Tapfersten das Herz und Auge,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath hielten und nicht fanden — sieh, da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gebüsches plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit bebelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sand's im Meere.
Gott und die heil'ge Jungfrau führet euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn' und vor dem Zuge der
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin.
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.
Der, bestürzt, steht bewegungslos.
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, werdet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde;
Da bliebe kein Mannwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken stumm, ohne rückzuschaun,
Erkirrt Mann und Roß sich in des Flusses Bette,
Und läßt sich würgen ohne Widerstand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang.
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt.

Karl.

Seltsam, bei Gott! Obgleich wunderbar und seltsam!

Sorel.

Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her? Wer ist sie?

Raoul.

Wer sie sey.
Will sie allein dem König offenbaren.
Sie nennt sich eine Seherin und Gott-
Gesendete Prophetin, und verspricht,
Orleans zu retten, eh' der Mond noch wechselt.
Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier sein.

(Man hört Glocken und ein Getöse von Waffen, die aneinander geschlagen werden).

Hört Ihr den Auflauf? das Geläut der Glocken?
Sie ist's, das Volk begrüßt die Gottgesandte.

Karl (zu Du Chatel).

Führt sie herein —

(Zum Erzbischof).

Was soll ich davon denken?
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt.
Da nur ein Wunderwerk mich retten kann!

Das ist nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen (hinter der Scene).

Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Karl.

Sie kommt!

(Zu Dunois).

Retraut meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen.
Ist sie begeistert und von Gott gesandt,
Wird sie den König zu entdecken wissen.

(Dunois setzt sich, der König steht zu seiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbischof mit den Uebrigen gegenüber, das der mittlere Raum leer bleibt).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna, begleitet von den Rathsherren und vielen Rittern, welche den Hintergrund der Scene ausfüllen; mit einem Aufstand tritt sie vorwärts, und schaut die Umstehenden der Reihe nach an.

Dunois

(nach einer tiefen feierlichen Stille).

Bist Du es, wunderbares Mädchen —

Johanna

(unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anschauend).

Bastard von Orleans! Du willst Gott versuchen!
Sieh' auf von diesem Platz, der dir nicht ziemt!
An diesen Größeren bin ich gesendet.

(Sie geht mit entschiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und steht sogleich wieder auf, zurücktretend. Die Anwesenden drücken die Erstaunen aus. Dunois verläßt seinen Sitz und es wird Raum vor dem König).

Karl.

Du siehst mein Antlitz heut zum Erstenmal,
Den wannen kennst du diese Weissagungen?

Johanna.

Ich sah dich, wo dich Niemand sah, als Gott.

(Sie nähert sich dem König und spricht geheimschreibend).

In jüngst verwichener Nacht, besinne dich!
Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da standst Du auf von deinem Lager,
Und that'st ein dränstiges Gebet zu Gott,
Daß die hinausgehn und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, braun' ich vor Menschen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott begeistert.

Johanna.

Es waren drei Gebete, die Du that'st;
Gib wohl Acht. Dauphin, ob ich dir sie nenne!
Zum Ersten flehtest Du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieser Krone hafte.
Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
Gesühnt, von deiner Väter Zeiten her.
Diesen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk.
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale seines Zorns.

Karl

(tritt mit Schrecken zurück).

Wer bist Du, mächtig Wesen? Woher kommst Du?

(Alle zeigen ihr Erstaunen).

Johanna.

Du thät'st dem Himmel diese zweite Bitte:
Wenn es sein hoher Schluß und Wille sey,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
Die Alles zu ernichten, was deine Väter
Der Könige in diesem Reich besaßen,
Drei ein'ge Güter fortrett Du ihn an
Dir zu bewahren, die zufried'ne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(Der König verbirgt das Gesicht, heftig weinend; große Bewegung des Erkennens unter den Anwesenden. Nach einer Pause).

Soll ich dein drin' Gebet dir nun noch nennen?

Karl.

Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

Erzbischof.

Wer bist Du, heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebar dich? Sprich! Wer sind
Die gottgeliebten Aeltern, die dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedrer Tochter
Aus meines Königs Fleuren Dom Remi.
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Insetwolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgeborenen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt;
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Den uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'schen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottes-Bild, zu dem
Der fromme Pilgerscharen viel geschahn,
Und eine hoch'ge Eiche steht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft verehrt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gerufen und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst, wie ich,
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna. Laß die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem andern Geschäft!
„Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde.
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber sprach: Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
„Bedürfen jetzweders Heerlose auf Erden.
„Wenn sie der reinsten Liebe widerstehn.
„Sieh mich an! Eine reinere Magd, wie Du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich selbst!" — Und sie berührte
Mein Angesicht, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand.
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften.
— Und so drei Nächte nacheinander ließ
Die Heilige sich sehn, und rief: „Steh' auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem andern Geschäft."
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie und schellend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden;
„Die hier geherrscht, ist dort oben groß."
Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

(Alle sind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Gesicht an des Königs Brust).

Erzbischof

(nach einem langen Stillschweigen).

Vor solcher göttlicher Beglaubigung
Muß jeder Zweifel irdischer Klugheit schweigen.
Die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht;
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihrem Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

Karl.

Und bin ich Sünd'ger solcher Gnade werth?
Unerklärlich allerforschend Ang', du stehst
Mein Innerstes und kennest meine Demuth!

Johanna.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben:
Du bengtest dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerstehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!

Karl.

Und Orleans, sagst Du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Eh' stirbt Du die Loire zurücke fließen.

Karl.

Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anwesenden Ritter ergreifen ein Gewehr mit einem Lanzen und Schilden, und geben Zeichen des Muthes).

Dunois.

Steh' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führet! Ihr Siegeszug soll uns leiten.
Und schlagen soll sie dieses zagrer Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen führten wir.
Wenn sie einher vor unsern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite;
Sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite!

(Die Ritter ergreifen ein großes Waffengeräth und treten verwahrt).

Karl.

Ja, heilig Mädchen, führe Du mein Heer.
Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.
Dich Schwert der edelsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronsfeldherr im Zorn zurückgesendet.
Hat eine wohrdigere Hand gefunden.

Empfange Du es, heilige Prophetin,
Und ſey fortan –

Johanna.

Nicht alſo, edler Dauphin!
Nicht durch dieß Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehen. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ja will es dir bezeichnen, wies der Geiſt
Mich lehrete; ſende hin und laß es holen.

Karl.

Nenn' es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
Fierbois, dort, auf Sankt Katharinens Kirchhof,
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegeswaffe aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll.
An dreien gekrönten Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind.
Dieß Schwert laß holen, denn durch dieſes wirſt
Du ſiegen.

Karl.

Man ſende hin und wär, wie ſie ſagt.

Johanna.

Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieſer Fahne ſey die Himmelskönigin
Zu ſehen mit dem ſüßen Jeſuskinaben,
Die über einer Erdenwaht ſchwebt.
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

Es ſey ſo, wie Du ſagſt.

Johanna (zum Erzbiſchof).

Ehrwürd'ger Biſchof,
Legt Eure prieſterliche Hand auf mich.
Und ſprecht den Segen über Eure Tochter!

(Kniet nieder).

Erzbiſchof.

Du biſt getommen, Segen auszuteilen,
Nicht zu empfangen – Geh' mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder.

(Sie ſteht auf).

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländ'ſchen Feldherrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten, denn ihn ſendet Gott!
(Der König winkt dem Edelknecht, der hinaus geht).

Eilfter Auftritt.

Der Herold zu den Vorigen.

Karl.

Was bringſt Du, Herold? Sage deinen Auftrag!

Herold.

Wer iſt es, der für Karl von Valois,
Den Grafen von Poutthieu, das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträchtiger Bote!
Erfrecht Du dich, den König der Franzoſen
Auf ſeinem eig'nen Boden zu verläugnen?
Dich ſchützt dein Wappenrock, ſonſt ſollteſt Du –

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieſer lebt im engelländiſchen Lager.

Karl.

Seyd ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das ſchon gefloſſen und noch fließen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

Karl.

Laß hören!

Johanna (tritt vorer).

Sire! Laß mich an deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

Karl.

Thu' das, Mädchen!
Entſcheide Du, ob Krieg ſey oder Friede.

Johanna (zum Herold).

Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?

Herold.

Der Dritten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

Johanna.

Herold, Du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Todten.

Herold.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Geſundheit
Und Kraft, und lebt Euch Allen zum Verderben.

Johanna.

Er lebte, da Du abgingſt. Dieſen Morgen
Streckt' ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er vom Thurm La Tourelle niederſah.
– Du lachſt, weil ich Entfernteſt dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube! –
Begegnen wird dir ſeiner Leiche Zug,
Wenn deine Füße dich zurücke tragen!
Jetzt, Herold, ſpricht und ſage deinen Auftrag.

Herold.

Wenn Du Verborgnes zu enträthſeln weißt,
So kennſt Du ihn, noch eh' ich ihn ihm ſage.

Johanna.

Ich brauch' ihn nicht zu wiſſen, aber Du
Vernimm den meinen jetzt! Und dieſe Worte
Verkündige den Fürſten, die dich ſandten!
– König von England, und ihr, Herzoge
Bedford und Gloſter, die das Reich verweſen!
Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoſſ'nen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich euch, damit ihr's wiſſet:
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Von Gottes der Maria – ſondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.
– Jetzt, Herold, geh' und mach' dich eilends fort,
Denn eh' Du noch das Lager magſt erreichen,
Und Botſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

(Sie geht, Alles tritt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt).

Zweiter Aufzug.

Gegend, von Zelten begränzt.

Erster Auftritt.

Talbot und Lionel, englische Heerführer. Philipp, Herzog von Burgund, Ritter Xaintrailles und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter diesen Zelten lasset uns
Halt machen und ein festes Lager schlagen.
Da wir voraussehn die flücht'gen Völker wieder sammeln,
Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.
Erholt unsre Mannen auf, bringt die Hör'n!
Zwar führet uns die Macht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Überfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorsicht, denn wir haben es
Mit einem tapfern Feind und sind geschlagen.

(Einer Fahne geht er mit den Soldaten).

Lionel.

Geschlagen! Frei heraus, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Waffen heut besiegt.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands,
Besinnungsend tödtrische Marterlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit:
Die Sieger bei Poitiers, Cressi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund.

Das muß uns trösten. Wir sind nicht vom Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.

Talbot.

Vom Teufel unsrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Gespenst des Pöbels auch die Fürsten?
Der Aberglaube ist ein schlechter Mantel
Für Eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerst.

Burgund.

Niemand hielt Stand. Das Fliehen war allgemein.

Talbot.

Nein, Herr! Auf Eurem Flügel fing es an.
Ihr rissten Euch in unsrer Lager, sprengtet
Die feste Ordnung, der Satan kämpft für Frankreich!
Und trabtet so die Andern in Verwirrung.

Lionel.

Ihr könnt's nicht läugnen. Eure Flügel wich zuerst.

Burgund.

Weil dort der erste Angriff war.

Talbot.

Das Mädchen kannte unsers Lagers Blöße;
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.

Burgund.

Wer soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?

Lionel.

Wir Engelländer, waren wir allein.
Bei Gott! wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund.

Nein — denn Ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer führte Euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' Euch die treue Freundeshand, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stiegen?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieser starke Arm Euch nicht
Herein geführt, Ihr sahet nie den Rand
Von einem fränkischen Kamine steigen!

Lionel.

Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hätten Ihr allein Frankreich erobert.

Burgund.

Ihr seid unlustig, weil Euch Orleans
Entsetzung, muß laß nun Eures Feindes Gaste
An mir, dem Bundesfreund, aus. Warum ruginge
Uns Orleans, als Eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben.
Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert.

Talbot.

Nicht Eurerwegen haben wir's belagert.

Burgund.

Wie stünd's um Eure, hätt' ich mein Heer zurück?

Lionel.

Nicht schlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt.
Wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig
wurden.

Burgund.

Doch that's Euch sehr um unsre Freundschaft Noth.
Und teurer konnte sie der Reichsverweser.

Talbot.

Ja, theurer, theurer haben wir sie heut
Vor Orleans bezahlt mit unsrer Ehre.

Burgund.

Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' Euch reuen!
Vertieft ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Und auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Irrwahn solches zu ertragen?
Was thu' ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen soll,
So will ich's meinem angeborenen König.

Talbot.

Ihr steht in Unterhandlung mit dem Dauphin.
Wir wissen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu schützen.

Burgund.

Tod und Hölle!
Beargwohnt man mir so? — Chatillon!
Laß meine Völker sich zum Aufbruch rüsten;
Wir gehn in unser Land zurück.

(Chatillon geht ab).

Lionel.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Bretten glänzender,
Als da er seinen guten Schwert allein
Vertrauend ohne Heiresvolker focht.
Es kämpfe Jeder seine Schlacht allein.
Denn ewig bleibt es wahr: Fränkische Brut
Und Englisch kann sich redlich nie vermischen.

Zweiter Auftritt.

Königin Isabeau mit einem Pagen begleitet zu den Vorigen.

Isabeau.

Was muß ich hören, Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt Euch also die gesunden Sinne?
Jetzt, da Euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt Ihr in Haß Euch trennen und Euch selbst
Beförderd Euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' Euch, edler Herzog, ruft den raschen
Befehl zurück. Und Ihr, ruhmvoller Talbot,

Beklagtest den unbetrachten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die stolzen Geister
Zutrieben sprechen und Verschwörung stiften.

Lionel.

Ja nicht, Mylady. Nur ist Eile gleich.
Ja denke so: was nicht zusammen kann
Bestehen, thut am besten, sich zu theilen.

Isabeau.

Die? Wirrt der Hölle Gaukelkunst, die uns
Im Treffen so verderblich war, auch hier
Noch fern, uns sinnverwirrend zu bethören?
Wer sing den Zank an? Rede! — Euer Lord!
(Zu Talbot).
Send Ihr's, der feinen Vertrieb so vergaß,
Den werthen Bundsgenossen zu verlegen?
Was wollt Ihr schaffen ohne diesen Arm?
Er dankt Eurem König seinen Thron;
Er hält ihn noch und stürzt ihn, wenn er will;
Sein Heer verstärkt Euch noch mehr sein Name.
Ganz England, strömt' es alle seine Bürger
Aus unsre Küsten aus, verwüstete nicht,
Noch Raub zu zwingen, wenn es einig ist;
Nur Frankreich kennte Frankreich überwinden.

Talbot.

Wir wissen den getreuen Freund zu ehren;
Dem falschen wehren ist der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer treulos sich des Dauphins will entschlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Isabeau.

Wie, edler Herzog? Könntet Ihr so sehr
Der Scham absagen und der Fürstenehre,
In jene Hand, die Euren Vater mordete,
Die Eurige zu legen? Märt Ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin den Ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah' dem Falle wolltet Ihr ihn halten,
Und Euer Wort wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen Eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem festen Bunde nur mit England.

Burgund.

Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Isabeau.

Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht. Ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt Euch, laßt mich diesen Riß
Schnell heilend schließen, eh' er ernst wird.

Talbot.

Was däuket Euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.
Die Königin hat ein klages Wort geredet;
Laßt diesen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend schlug.

Burgund.

Madame sprach ein verständig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

Isabeau.

Wohl! so besiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß und ordnet
Die Winde das Gesprochene verwehten.
(Burgund und Talbot umarmen sich).

Lionel
(betrachtet die Gruppe, für sich).
Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!

Isabeau.

Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn!
Das Glück war uns zuwider; darum aber
Entsinn' Euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Sieg und ruft
Des Satans Kunst zu Hülfe; doch er habe
Umsonst sich der Verdammnis übergeben,
Und seine Hölle stürzt erreint ihn nicht.
Ein flegbaft Mädchen führet des Feindes Heer;
Ja will das Eure führen, ich will Euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin seyn.

Lionel.

Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern siegen.

Talbot.

Geht! Geht! Seit Ihr im Lager send, geht Alles
Zurück. Kein Segen ist mehr in unsern Waffen.

Burgund.

Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes;
Der Krieger nimmt ein Aergernis an Euch.

Isabeau
(sieht einen um den andern erbittert an).
Ihr auch, Burgund? Ihr strebet wider mich
Partei mit diesen unbandbaren Leuten?

Burgund.

Geht! Der Soldat verliert den guten Mut,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

Isabeau.

Ja hab' kaum Frieden zwischen Euch gestiftet,
So macht Ihr Feyen ein Bündnis wider mich?

Talbot.

Geht, geht mit Gott, Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr weg seyd.

Isabeau.

Bin ich nicht Eure treue Bundsgenossin?
Ist Eure Sache nicht die meinige?

Talbot.

Doch Eure nicht die unsrige. Wir sind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

Burgund.

Ich rächte eines Vaters blut'gen Mord;
Die fromme Sohnespflicht heiligt meine Waffen.

Talbot.

Doch grad' heraus! Was Ihr am Dauphin thut,
Ist weder menschlich gut, noch göttlich recht.

Isabeau.

Fluch soll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

Burgund.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

Isabeau.

Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten!

Lionel.

Das war unkerrbietig von dem Sohn!

Isabeau.

Ja die Verdammung hat er mich gescholten.

Talbot.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

Isabeau.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh' er herrscht in seines Vaters Reich —

Talbot.

Eh' opfert Ihr die Ehre seiner Mutter!

Isabeau.

Ihr wißt nicht, schwache Seelen.

Was ein beſtimmt Mannsbild vermag,
Ich ſtehe, wer mir Gutes thut, und haſſe,
Wer mich verfolgt, und iſt der eigne Sohn,
Den ich gebaren, tödte Hadrianswälle,
Denn ich bin Dafron gab, weiß ich es wahren,
Wenn es mit ruhiger kühner Beſonnenheit
Den eignen Vortheil verfolgt, der ihn gebeugt.
Ihr, die Ihr Krieg führt gegen meinen Willen,
Ihr habt mich Mord, auch Brand ins Land gebannen.
Was hat der Dauphin gewonnen gegen Euch
Verſchanzten? Weiter Plätzen traut er Euch?
Euch unter die Erdwälle, der gemeine Neid,
Ich darf ihn beſſern, ich darf ihn ſtrafen.

Talbot.

Wohl, an der Mauer Glück er ſeine Meiſter!

Fſabeau.

Verlaßt es Glücklaut, was ertrotzt ich Euch,
Die Ihr Euch ſelbſt ſo wie die Welt verlagt!
Ihr Engelländer breitet die Raubgelüſte
Nach fremden Provinzen aus, wo Ihr nicht Rechte
Nach glänzenden Vorwänden hatte auf ſie viel Erbe.
Mit einer Fackel Lod beleuchtet, — Euer dürres Herzog,
Der ſich den Garten ſtechen läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen,
Dem Meineidigen und dem fremden Herrn, —
Gesandte
Ich Euch das beſſere Wort Gerechtigkeit,
Die Fremdlinge vertrieb' ich, Ihr ich nie.
Ihr ſeyd mir nicht das Volk der Welt.

Burgund.

Mehr ſag' ich!
Dem Nachen hielt Ihr mit Hartem Grab bedrängt.

Fſabeau.

Ich habe Friedensſalbeien, warmes Blut,
Wie eine Mutter, und ich kann oft Pfeilen
In blutig Land, zu leben, nicht zu ſcheinen.
Seht ich der Zwiſt' anderen, weil der Hand
Des Zwiſtſtifts meiner verwöhnenden Jugend
In dem wohnenden Garten hat gepflegt?
Meine oft hab Leben hier ich meiner Herrſchaft,
Und noch hier verſtreuet — Doch warum
Mit Euch mich ſtreiten über meine Rechte?
Sammt Euch hab ihre Blut in einem Adern;
Ihr traut nicht den Verſöhnen, nur die Wuth!
Und heiter Hetzjagd, der ſein Erbenlang
Gefangenſt hat gehegen Wild und Gut, kann nicht
Dem Herzen trauen, noch dem Herzen lieben.
— Ihr ſeyd nun Meiſter. Thut was Euren be-
(zu Lionel gewandt)
Der mir gefällt, der Ritterſinn und Geſelligkeit,
Und kann macht, auch Ihr wißt: Ich ſtehe nicht
Nach den Partheinahmen noch den Gegenſätzen.
(Er will seinen Degen auf sich stoßen.

Lionel.

Verlaßt Euch lieber. Der ſchlagen Frauenzimmern,
Die nur ſtreiten, tödten wir nach Regeln.

Fſabeau ſpöttelnd.

Wohl meine Ihr, mit dem Degenrecht darin zu ſchlagen;
Der Fremde war wenig Freiheit zu ſagen.
(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Talbot. Burgund. Lionel.

Talbot.

Was für ein Weib!

Lionel.

Nun recht Mutterung. Verſtehen

Sie nun auch wieder über Frauen mal
Zuviel, denn rauen ſcharfen Krieg Euch
Den Schimpf bei dem'rer Tapfer aufgethürmt?

Burgund.

Wir ſind zu ſanftmuth, der Mutter ſind geſtorben,
Zu arg ich auch der Tücken in den Herr.

Talbot.

Ein wilder Schrecken war bei mir ſeit Beſorg,
Der ſonſt Gleichmuth ſtark Ruhigkeit,
Daß Jungfrauen der eiſenharten Kriegsſchaar
Wirft, wären empfindlich, in Wuth verſchwunden.
Drum ich mein Rath, mit ſchönen im Kamer
Mit Tagesanbruch über den Strom gerückt,
Dem Feind entgangen. —

Burgund.

Beſonnen —

Lionel.

Mit Ehren
Entſchuldigt. Hier ich nicht zu thorichten.
Wir müſſen bei Verſtand ſtürmen weiter
Gewinnen, eher den Widerſtand auf einig.

Talbot.

Ich ich beſtätigen. Morgen ſchlagen wir.
Um berg Pferdern bei Concordat zu gewähren.
Dann unſere Mutter wieder auch entnommt.
Laßt und mit vierem jungfräulichen Troſſel
Und ausgeſa in preiſtlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerem tapfren Schwert, wen denn
Zu bat ſie und zum Tagesmuth gefunden;
Stellt ſie ſich nicht, — und ſtreb' darnach, ſie meidet
Den eitlen Kampf. — Ich ich bei Herr empfohlen.

Lionel.

Es ſtreit' Mut mit, unſre Brüderen, Ritterlich
Durch feiner Kampfluſt, wo ſein Muth ſich Rechten.
Denn ſchwer beſtellt ich bei Gefecht zu ſingen,
Und wer bei Waffenlit Wagen, ſeines Bildung,
Trag' ich auf ſeinen Namen ſie berühmt
Zur Luſt bei Herrſt, in bei ſeinem Tagen.

Burgund.

Verſchwendt nicht zu viel.

Talbot.

Ernſt' ich Sie.
Ich warte ſie in Gunſt nicht zu unterſtehen,
Kommt wer, die ernſthafte Natur
Durch euren leichten Sinnenmuth zu ſtrafen.
Und kann zum Aufbruch mit der Morgenſtunde!
(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Feld mit Rittern und Volk, dann der ſpäter gekommen. Dunois. Le Hire. Ritter und Volkaten gegen die ein auf dem Schlachtfeld, ſpäter die beiden Heere, und nachdem ganz einzeln und die Ferne.

Johanna

(zu den Rittern, die ihr folgen, indem ſie die Fahne ebenen und ſchwingen).

Erſchauen ich der Wall, wie ſind ich Euer!
Jetzt weiß die Hölle der verſchworenen Macht
Von euch, die euren Hütten Ihm verbrüder,
Und machen dem Fremde euer Gaſtfreundſchaft
Durch unſeren Schlachtruf! Auf — Wer auf die
Jungfrau!

Alle

(rufen und ſchwingen ihre Waffenſtücke).

Gott und die Jungfrau!

(Trommeln und Trompeten).

Soldbruche (immer der Erste).
Stürme! Stürme! Stürme!

Johanna.
Jetzt Rostein her! Werft Brand in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehren das Entsetzen,
Und preisend ringsumfange sie der Tod!
(Stürmen ein Fort, in mit Wagen).

Dunois (eilt zu ihnen).
Du hast das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten ins Lager hast Du uns geführet,
Den Feind hast Du in seiner Hand gegeben.
Jetzt aber stehet von dem Kampf zurück!
Uns dienlich ist die nächste Entscheidung.

La Hire.
Den Sieg hat Gott begünstet Du dem Heer,
Die Lilien trug auch vor in reiner Hand.
Doch nennen sich Schwerter, sich Gefangne, wenn streng,
Verschieden nicht von feindlichen Herr ist Tapferkeit,
Denn allen weiß einer Zähmung walten zu.

Johanna.
Wer hat mir Heil geweissagt? Wer dem Geist
Verzweifeln, der mir willfahrt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihm lenket Gottes treue.
Wo der Gefahr ich, muß Johanna sein;
Muß dem, nicht hier ich mir vollkommen zu gelten;
Die Krone muß ich ihm auf meinem Haupt kranzt.
Durch Leben muß sein Segnen mir entstehen.
Wo ich verweilen, weil mir Zeit gemessen.
(Eilt fort).

La Hire.
Kommt, Dunois! Laßt uns der Hoffnung folgen,
Und Ihr die tapfer Brust zum Schutze leiht!
(Stürmen ab).

Fünfter Auftritt.

Englischer Soldaten laufen über die Bühne, fliehend. Talbot.

Engen.
Das Mehrere! Mitten im Lager!

Zweiten.
Nicht möglich! Unmöglich! Wie kam sie in das Lager?

Dritten.
Durch die Luft! Der Teufel weiß sie!

Vierter und Fünfter.
Flieht! Fliehet! Wir sind Alle des Todes!
(Fliehen ab).

Talbot (kommt).
Ein Wesen nicht — Ein Weiben mir nicht Feind!
Meinet sind alle Waffen des Sterblands!
Als ob der Hölle volle Legionen
Verbrüderte Geister aufgeboten, steht
Ein Unmenschlichen von Engeln und den Zeugen
Grimmig feil; nicht eine feine Schaar
Kann ich der Feinde Reihe entgegenstellen,
Die zweifelnd, wegstellt, in das Lager dringt!
— Was ich der einzig Allgewesne und Alle
Muß aus mich der in Entsetzen stehe rufen?
Der besten tapferen Mannschaft zu Fürst,
Die mir in gnädig Gefechten beigewohnet! —
Wer ist sie denn, die Unbezwingliche,
Der Schreckensgöttin, die den Schlachten Glück
Und Himmel streuet und ein siegsicher Herr
Dem treuen Heer'n zu Ehren umgewendet?
Eine Gauklerin, die die getreuen Rede
Der Hölle spielt, soll wahre Helden schrecken?
Ein Weib entrissen mir allein Eingeborenen?

Selbst (übig weiter).
Und Mitleid! Flieht! Flieht, Feiglinge!

Talbot (hält ihn weiter).
Zurück zur Hölle
Der sind! Denn sie auch Dämonen hervorgeben,
Die mir vom Himmel gesandt sind zum steten Kampf!
(Er geht ab).

Sechster Auftritt.

Der Prospekt ändert sich. Man sieht die eroberte Stadt in vollen Flammen stehen. Trommeln, Pfeifen und Verwirrung. Nach einer Weile kommt Montgomery.

Montgomery (allein).
Wo soll ich hindenken? Jetzinde ringsumher und Tod!
Hier der englischen Heldenherr, der, mit siebenfachen Kämpfen
Die Mauer verschanzend, und dem Tod entgegen treten,
Durch die Übermacht, die verderbliche von sich hier
Alle die Bravsten des Feindes fällt — und stehet nun
Ganz Mann.
Der mich verderbet, meines Heeres Lager kennt!
O wer ich nennen dieser Mörder meinen gehabt,
Ich Unglückseliger! Einer Mauer verderbte mich,
Menschlichen Natur zu finden in dem Frankenkönig,
Und jene stehet mich das verderbliche Gesicht
In dieß einzige Mordgewehr. — Wer ich wer
eine Hex
Daß ich noch an der Tavern' elenden Gestad
Im schönen Aquitanien, wo die Mutter mir
Im Grase gerbet schon und der gerne süße Wein.
(Johanna eilt ab in der Ferne).
Weh mir! Was sey ich! Dort erscheinet der Satan
Jetzt!
Und brandet Flammen, tödlich wiederum, heiß sie sich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Rache
Hervor. — Wohin entrinnen ich! Schon ergreift sie mich
Mit ihren Feuerzungen, wirft mich zu Stein
Der Mitte Gottingen nimmer fristend noch mir auf.
Um meine Füße, fest und fester, windet sich
Der Zauberschlaf, daß sie gefesselt mir der Flucht
Versagen! Ergeben muß ich, was das Herz mir auch
Dagegen klopfet, noch der tödtlichen Gefahr!
(Indessen hat einige Soldaten sich gesammelt, und treten wieder herein).
Sie naht! Ich will nicht weichen, daß der Grimmige
Jnrech mich anfalle! Darauf will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehen; sie ist ein Weib!
Ob ich vielleicht durch Thränen sie erweichen kann!
(Indem er auf sie zugehen will, treten sie ihm entgegen).

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.
Du bist des Todes! Eine weiß'ne Mutter gnade dich!

Montgomery (fällt vor ihr nieder).
Hast ein Erbarmen! Nicht den Unerbittlichen
Durchsuchte! Mitgeworfen hat ich Schwert und Schild;
In meinen Händen hast ich weggelegt, Betrieb hin.
Ich war das Ende des Lebens, nannte ein Lösegeld!
Mensch an Mensch'nen werden sich Herr Mutter nur bekennen
Im sanften Tode Mahl, wo die Gefangenen
Geerne durch offne Thore sehn den Siegerherrn,
Und freudig Ehrfurcht bringen seiner Herrlichkeit an.

Wie reichen Erbe Ihr er den geliebten Sohn,
Wenn er mich in Frankreichs Grenzen wird vermissen.

Johanna.

Vertrauter Herr! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Legt Ihr gestalten, die verderblich, wirrend
Mehr Neigung noch Erfahrung macht zu hoffen ist.
Wenn sich das Unglück in des Krokodils Gestalt
Gegraben vor den gefleckten Tigrin stellt,
Wenn Du der Thronerbin junge Brut gesäugt,
Du sinnest Mittel finden und Vorsichtigkeit,
Das tückisch ist'n, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem starkgen, unerklärlichen,
Vorsichtigkeit nicht der sinnvoller Mensch gewachsen.
Mit dem Schwert zu fechten allen Feinden, hat mir
Der Sabaoth Gott verhängnißvoll entgegen gesandt.

Montgomery.

Jungfrau ist keine Art, doch dein Blick ist sanft;
Nicht schrecklich bist Du in der Nähe anzuschauen;
Es zieht das Herz mich zu der irdischen Gestalt.
O bei der Mutter keusch jüngfräulichen Gestirnen
Flieh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend Du!

Johanna.

Nicht mein Geschlecht verschone! Wende mich nicht Weiber!
Gleich wie die Erzengelein Gottes, die nicht freien
Auf irdsche Liebe, spricht ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und trage Panzer stets um Herz.

Montgomery.

O hat der Liebe heilig wohnenden Gesetz,
Dem alle Herzen huldigen, verschmähet ich mich.
Dahin gelassen hab' ich eine wilde Brunst,
Gehn wie Du selbst will, schrankt in der Jugend Kraft.
Ein Herrlich wüstend bei Gefangen Wiederstand.
O wenn Du stehest je zu unserm Heil, und hoffst,
Begleitet ja stets durch Liebe, Freund gastlich nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündnis knüpft!

Johanna.

Du redst Feuer irdisch fremde Gluten an,
Die mir nicht heilig, noch verderblich sind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündnis, das Du mir zu
schließen.
Und nimmer trauen werd' ich deren eitels Dienst.
Verderbniß beim Leben, denn sie rief der Tod.

Montgomery.

O so erbarme meiner sammervollen Eltern dich,
Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiß sind Du
Verderbnis Mittern, die sie Kinder zieht zu sich.

Johanna.

Unglücklicher! Und Du erinnerst mich daran,
Was meine Mutter tiefes Leides hinterließ,
Wie viele junge Kinder verwitwet, war viel
Verlorne Brüder Müttern werden sind durch Euch!
Euch Engländ Mütter mögen sie Verzweiflung zum
Erbarmen, und sie Thränen trocken lernen.
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen gewonnen.

Montgomery.

O schwer ist's, in der Feinde Herzen umzuwenden.

Johanna.

Wer auf Gott in des feindes Land, den stählt
sein Herz

Der Hoffnung zu verzagen, und sich Kampfes Lustigkeit
Ja werfen in der Schlacht dichtes Gedränge!
Ihr nennet Feinde uns Gott Fremde sterbe Mann.
Den fremdesten Fremden in der Ewigkeit Schoos
Ja fliegen und dies große Land, gewonne ein Feind.
In Gott besteht Mannschaft zu verleihen!
Ihr Thoren! Feindschaft Unglaubt klingend klingen klingt

Am Thron Gottes; aber ruft ihr einen Herrn
Vom Himmelbogen, als das Dorf und seinen Reich,
Den augenscheinlich einig, einigen! — Der Tag
Der Rache ist gekommen; nicht verweilig weder
Zweifler wissen werden! Ihr bei heiligt Meer,
Das Gott zur Länderscheide zwischen Euch und uns
Gesetzt, und das Ihr fremdend überschritten habt.

Montgomery (läßt sie los).

O ich muß fliehen! Grausend faßt mich schon der Tod.

Johanna.

Flieh, Fremd! Warum so gaghaft zittern vor dem
Tod.
Den unvergänglichsten Geschick? — Sieh mich an!
Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Englands
Gebieterin; nicht bei Schwertes gewebet in diese Hand,
Die den unfreiwillig frommen Hirtenstab geführt.
Doch weggerissen von der heimatlichen Flur,
Von Vaters Rasen, von der Schwestern lieber Brust
Muß ich hier, ich muß — mich treibt der Gottes
verstummt, nicht
Eigner Geschluß. Euch zu unserm Herrn, nur nicht
zur Freude, ein Geschenk des Feindes sind wohlgemut
geben,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein gelegt!
Denn nichts den Tag der frohen Heimkehr wird'
sie sein;
Noch vielen von den Euren wird's so theilig sein,
Noch viele Müttern machen, aber endlich wird
Ja selbst umkommen und erblühen mein Geschick.
Erst! Da sind schuld, Gericht selbst zum Schwert,
Und von der Erdenk sühr Beute kämpfen wir.

Montgomery (steht auf).

Nun, wenn Du ferrlich bist wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beschieden sein,
Zur Höhe sich stolzend Englands Macht zu entsagen.
In Gottes ander'gt Schicksal sag' ich mein Geschick.
Auf Du, Verdammt, deine Hellenschaaren an.
Der vorgesehen! Wehre deinen Lebend dich!

(Er ergreift Schild und Schwert und schlägt auf sie ein; plötzlich Nacht erscheint in der Ferne, nach einem langen Gefechte fällt Montgomery).

Achter Auftritt.

Johanna (allein).

Dich trug dein Ruf zum Tod, zum Leben — Ihr hier!

(Sie sieht von dem todt und tödtlich getroffenen Leibe).

Erbarmt Jungfrau. Du weißt Mitleiden in mir;
Du rächest den unbarmherzigen Arm mit Kraft.
Doch Herz und Unverletzlichkeit verwahrest Du.
In Mutter schmückst die Seele und die Hand ersetzt.
Ich fühle sie in einer Trompete heil'gen Ton.
Den hab'nden Tod des Gegners zu verzeihen;
Schon vor des Feindes starker Schwäche schaudert mir.
Doch wenn es Noth thut, schnell ist die Kraft mir da.
Und nimmer wendet in der gütenden Hand wenden
Das Schwert sich stark, als wie es ein tapferes
Geist.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter mit gezücktem Schwert. Johanna.

Ritter.

Verschone! Deine Stunde ist gekommen.
Das sagt' ich mir dem wenigen Heil der Schlacht,
Verderben Verderbers! Komm zu der Hölle
Fürst, und der Du entgegnen will.

Johanna.

Wer biſt Du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſandte? Greif eines Fürſten an
Dein Haupt, und dein Beruf kennſt Du mir,
Denn die bezeichnet die burgundiſche Binde,
Vor der ſich wendet Schwertes Spitze ſcheu.

Ritter.

Verwirfſt, Du verſtockte, nicht zu ſpät
Von eines fürſten edlen Hand, Das Heil
Des Hauſes? ſollte dein verſchmähtes Haupt
Dem Kampfe trennen, nicht der tapferſten Degen
Des Engliſchen Herzogs von Burgund.

Johanna.

Er biß Du dieſer edle Herzog ſelbſt.

Ritter (ſteckt das Schwert ein).

Ja wirklich. Stunde, zitter und verzweifle!
Der Satansblende ſchauen dich nicht mehr,
Du biſt in jetzt nur Schwächlings bezwungen;
Ein Mann ſteht vor dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

Wende dich, Burgund!
Mit Männern kämpft, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetin heilig Haupt;
Erſt muß dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe ſchwächliche Gegner ſcheut' ich,
Noch Euch, die ihr ſo ſchmählich hat verwundet.
Erröthet, Ritter, Schande dir, La Hire,
Daß Du die alter Tapferkeit zu Künſten
Der Hölle erniedrigſt, den verläumden
Gaukelkünſten einer Teufelsdirne wandelt.
Kommt her! Euch Armen will ich's zeigen! her verzweifelte
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.
(Er wendet ſich zum Kampf. Johanna tritt dazwiſchen.)

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterſt Du für deinen Buhlen?

Vor deinen Augen ſoll er —

(Dringt auf Dunois ein).

Johanna.

Haltet inne!
Kennt ſie, La Hire — Mein ſtrenghaltig Blut ſoll fließen!
Mein Schwert ſoll ſeinen Herrn entſcheiden.
Ein Andres iſt beſtimmet in den Sternen —
Und ewiglich, ſeht ich — Hört und verehret
Den Gott, der mich ergreift, der mich auf mir rettet!

Dunois.

Mich bändigt die unarm entſetzliche Arm,
Und verwandt das Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Opfer iſt gefallt, es fällt der Entſatz,
Die Frankreich retten und verſtoßen ſoll.

Johanna

(ſteht auf in der Mitte und wendet ſeine Blicke bald gegen
unſere Kampfhaufen; zum Burgund).

Tritt auf die Seite!

(Zu La Hire).

Mann' geſchickt Reihen!
Ja hebt mit den Herzoge zu retten.
(Dunois führt ſeine).

Was willſt Du thun, Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordentgrimig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn, wer Du,
Dieſer Tapferer iſt dein Waffenfreund und Landsmann;
Im ſelben Bin kennſt Du verwandtes Todten.
Wie Aar, die Du zu vernichten ſtrebſt,
Gedenken zu den Deinen — unſere Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit, dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrerbietig
Iſt uns das Antlitz, ſcheu im Feindesheim,
Das unſres Königs theurer Zügel trägt.

Burgund.

Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt Du, Gottes! meine Opfer locken.
Unglücklige, was verführt Du mich. Verwahrt
Ich mir das Ohr vor deiner Rede Zaubergau
Und deinem Angeſicht Zauberpfeile ſchützen
Um guten Harniſch meines Buſens ich.
In den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns ſtreiten.

Dunois.

Erſt Worte und dann Streiche. Klagteſt Du
Vor Worten noch? Und das iſt Zeugniß
Und der Verzagter einer böſen Sache.

Johanna.

Und zeigt nicht die gewaltige Noth
In deinen Adern, nicht als Retterin
Erſcheinen wir vor dir. — Blick um doch her!
In Nöthe ſind das engliſche Lager
Und Eure Zelten wehrt das Gefild.
Du hörſt der fernen Kriegstrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.
Des ſchwarz Lenkers Geiſt ſchon gebrochen Zweig
Sind wir bereit mit unſerm Freund zu ſterben.
— O kannſt herſehen! Oder Nebelbild, traun!
Herſehen, wo das Meer iſt und der Sieg.
Du ſcheuſt, die Gottgeſandten, reißet die
Der ſchwarzen Hand. Ja will dich retten
Herüberziehen auf unſre reine Seite! —
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Saat,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König;
Ein alle ſind mit Lilien geſtempelt.
Unſerweis war dieſe Fahn' iſt unſer Zeichen;
Die reine Jungfrau iſt ihr kenntlich Emwerk.

Burgund.

Verſtrickend iſt der Thor verlockte Wort,
Doch ihrer Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn nicht Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahnen ſie die Unthath ſiegerlich nach.
Ja will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich ſchirm', iſt ſchwächer, als mein Arm.

Johanna.

Du nennſt mich eine Zauberin, gibſt mir Künſte
Der Hölle Schuld — In Feuerzeichen, Gott,
Verkünden, die Gerechtigkeit der Herr! Kennſt
Du Cherubim und den ewigen Pfeiler hervor?
Was iſt unſterblich, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?
Gott wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Zwietracht ſie beſchützen?
Ja was das, was ich ihr ſage, gut,
Wo entzweit ſich eine ehrne Kraft ſchließen?
Wer hätte ſich auf meinen Schlachtruf
Zu mir geſtellt, das tiefſtige Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzumiſchen?
Ja ein vor beten Aeltern nie gefunden,
Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.

Doch jetzt, da ich's bedarf, bich zu verlegen,
Besitz' ich Einsicht, beiner Dinge Kunde.
Der Länder und der Könige Geschick
Liegt sonnenhell vor meinem Kinderblick.
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund
(ersteht bewegt, schlägt vor Augen zu Ihr auf, und betrachtet sie mit Erstaunen und Rührung.)

Wie wird mir! Die geschieht mir! Ist's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefsten Busen wendet!
— Sie schaut nicht, wirft rächende Gestalt!
Mein! Mein! Bin ich durch Zauberei Macht gebunden,
So ist's durch eine himmlische Gewalt;
Mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet.

Johanna.
Er ist gerührt, er sieht! Ich habe nicht
Umsonst gebetet; bes Ihrnes Donnerwette sammlte
Von seiner Stirne threnenthauend hin,
Und aus den Augen, heiter strahlend, bricht
Die gelbne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — bethen Herz an Herz —
Er weint, er ist bezwungen, er ist unser!
(Sie winkt mit Fahne einigen Ihr, sie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen, und umfängt ihn mit triumphirendem Ungestüm. La Hire und Dunois stehen zu Schwester stehen, und eilen, ihn zu umarmen).

Dritter Aufzug.

Vorsaal des Königs zu Chalons an der Marne.

Erster Auftritt.

Dunois und La Hire.

Dunois.
Wir waren Herzensfreunde. Waffenbrüder,
Ihr Eine Lanze hatten wir den Arm
Und hielten fest in Noth und Tod zusammen,
Legt Meuterei nicht das Band zerrissen,
Das jeden Sonnenschein entzweihet!

La Hire.
Prinz, hört mich an!

Dunois.
Ihr liebt das wundersame Mädchen,
Und nur ich weiß allein, woraus Ihr sinnt,
Zum König trotz Ihr deß'nen Zorns her
In seyen, und die Jungfrau zum Gefangne
Euch zu ertaufen — Euerer Tapferkeit
Kann es den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wehe — eh' ich in einer Andern Arm
Sie führe —

La Hire.
Hört mich, Prinz!

Dunois.
Ich weiß mich nicht
Der Augen Flehen, sowie Ruf zu ihr,
Den niedergesunkenen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis sie die Meisterhand sah,
Die einen Gegen Schattung riefem Reiz
Zur Aeußerin verdammt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur, als Braut sie heimzuführen.
Denn nur die Stunde kann die Jerrunin sein
Des Karlos Manuel, und mich glühnde Herz
Ertrug sich an einer gleichen Braut zu rächen,
Die eine Kraft kann fassen und erretten.

La Hire.
Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein schwach Herz
Hinweg
Mit Eures Namens Hellenrufen zu empfang!
Wo sich Graf Dunois in die Gefahren stürzt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen,
Doch eine nieder Schüchterin kann nicht
Als Gattin würdig Euch zur Seite stehn.
Das Königliche Blut, das Euere Adern
Durchrinnet, verschmähet so niedrige Vermischung.

Dunois.
Sie ist das Gotteskind der heiligen
Maria, wie ich, und ist mir verwandtig.
Sie sollte eines Fürsten Hand erwerben,
Die eine Braut der reinen Engel ist,
Die sich das Haupt mit einem Götterstern
Umgürtet, der besser strahlt als irdsche Kronen.
Die jedes Größer, Höchste bieten Erde
Klein unter ihren Füßen liegen kann?
Denn alle Adelstrotzerei zusammen
Gestellt, bis zu den Sternen fortgethürmt,
Erreichten nicht die Höhe, wo sie steht,
Im ihrem Engels-Majestät!

La Hire.
Der König mag entscheiden.

Dunois.
Mann, sie jetzt
Entscheide! Sie hat Frankreichs Heil genommen
Und setzet seel mich für ihr Herz verschenken,

La Hire.
Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

Karl, Agnes Sorel, Du Chatel und Chatillon zu den Vorigen.

Karl (zu Chatillon).
Er kommt! Er will als seinen König mich
Erkennen, sagt Ihr, und mir huldigen!

Chatillon.
Hier, Euer, in seiner Königlichen Stadt
Chalons will sich der Herzog, mein Gebieter,
Zu seinen Füßen werfen, — Wer gelobt er,
Als warmen Herrn und König sich zu ergeben;
Er setzt nur auf dem Spiel, gleich stark er sieht,

Sorel.
Er kommt! O schöne Stunde dieses Tags.
Der Freude bringt und Friede und Versöhnung!

Chatillon.
Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern.
Er wird zu deinen Füßen niederknien;
Doch er erwartet, daß Du es nicht duldest,
Auf seinem Bruder Haupthaar ihn umarmst.

Karl.
Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen.

Chatillon.
Der Herzog bittet, daß bes alten Streits
Dann seiner Widerstand und seiner Mein
Meldung geschieht!

Karl.
Versprich im Ertse ihn
Auf ewig das Vergangene. Wir werden
Nur in der Zukunft seiner Tage sehn.

Chatillon.
Du thr Vergnügt entfernen. Mir sehren
In der Versöhnung entgegenkommen sehn.

Karl.
Ich werde so mein Königreich verdoppeln!

Chatillon.
Die Königin Isabeau soll in dem Frieden
Mit eingeschlossen seyn, wenn sie Ihn annimmt.

Karl.
Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unser Streit ist aus, sobald sie selbst ihn endigt.

Chatillon.
Zwölf Ritter sollen bürgen für dein Wort.

Karl.
Mein Wort ist heilig.

Chatillon.
Und der Erzbischof
Soll eure Herkte theilen zwischen dir und ihm.
Zum Pfand und Siegel ritterlicher Versöhnung.

Karl.
So sey mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handschlag bei mir etwas sind.
Weiß anderes Pfand verlangt der Herzog noch?

Chatillon
(mit einem Blick auf Du Chatel).
Hier seh' ich Einen, dessen Gegenwart
Den ersten Gruß vergiften könnte.
(Du Chatel geht ab).

Karl.
Geh,
Du Chatel! bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magst Du verborgen bleiben!
(Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn).
Rechtschaffner Freund! Du weißlich warst als klug
Für meine Ruhe thun!
(Du Chatel geht ab).

Chatillon.
Der andern Punkte nennt dies Instrument.

Karl (zum Erzbischof).
Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen Alles;
Für einen Freund ist auch kein Preis zu hoch.
Gebt, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit Euch und reitet dem Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle sollen sich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Helden zu empfangen.
Zum Feste schmücke sich die ganze Stadt,
Und alle Glocken sollen es verkünden.
Daß Frankreich und Burgund sich nun verbinden.
(Ein Trompetenstoß kommt. Man hört Trompeten).
Horch! was bedeutet der Trompeten Ruf?

Abelincourt.
Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug.
(Geht ab).

Dunois
(geht mit La Hire und Chatillon).
Auf! Ihm entgegen!

Karl (zur Sorel).
Agnes, Du weinst! Warum? gedenkst auch mir
Die Gräfin, diesen Auftritt zu erzeugen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns freundlich trauten wiedersehen.
Doch endlich legt sich jedes Unkraut Mord,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so preisen auch die spät'sten Früchte!

Erzbischof (am Fenster).
Der Herzog kann sich bei Gebringel kaum
Entschließen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küssen seinen Mantel, seine Sporen.

Karl.
Es ist ein ganz Volk, in seiner Liebe
Raserebrand, wie in seinem Zorn. — Wie schnell
Vergessen sie's, daß eben dieser Herzog
Die Mauern stürmt und die Citrone schlug!
Der Kaiserlichst verschwingt ein ganzes Leben!
— Auf! sag' ihm, Sorel! Auch deine breit'st Freude
Mischt' ihm ein Staudet in die Becher seyn;
Nichts soll ihn hier beschämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch zwei andere Ritter von des Herzogs Gefolge. Der Herzog wurde am Eingang seines; Du König bewegt sich gegen ihn, begleitet nahest ab Burgund, und in dem Augenblick, wo er sich auf ein Knie will niederlassen, umarmt ihn der König in seinen Armen.

Karl.
Ihr habt mit überwiegt — Euch einzuholen
Gewachsen mir — Drei Ihr habt schnelle Pferde.

Burgund.
Sie trugen mich zu meiner Pflicht.
(Er umarmt die Sorel, und küßt sie auf die Stirn).
Wie Lucer
Erlaubnis, Bast. Das ist unser Herrscherrecht
In Arras und dein schönes Recht darf sich
Der Sitte weigern.

Karl.
Eure Hoffnung ist
Der Sieg der Minne, sagt man, und der Markt,
Wo allen Labsal mag den Stegreif halten.

Burgund.
Wir sind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köstlich wächst in allen Himmelsstrichen,
Muß ausgestellt zur Schau und zum Genuß
Auf unserm Markt zu Verkauf, das höchste aber
Den allen Stärern ist der Frauen Schönheit.

Sorel.
Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird sie nicht gezählt.

Karl.
Ihr stehe im bösen Ruf und Leumund, Vetter,
Daß Ihr der Frauen schönste Tugend schmäht.

Burgund.
Die Kupplei straft sich am schwersten selbst.
Wohl Euch, mein König! Früh hat Euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben hält, gelehrt!
(Er bemerkt den Erzbischof und reicht ihm die Hand).
Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem ersten Platz;
Wer Euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbischof.
Mein Meister ruft, wann er will; drei Herz
Ist freudenlaut und ich kann fröhlich scheiden.
Du meine Augen dieses Tag gesch'n!

Burgund (zur Sorel).
Man spricht, Ihr habt Euch Lucer eben Steine
Verwahrt, um Waffen gegen mich daraus
Zu schmieden? Was? Sagt Ihr so strengerlich
Gesinnt? Was'd Euch, so etwas mich zu verderben?
Doch unser Streit ist nun vorbei; es findet
Sich Alles wieder, was verloren war.
Auch Euer Schmuck hat sich gefunden;
Zum Kriege wider mich war er bestimmt:
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(Er umfängt von einem hohen Begriffe des Schmuckes und Unterrichtet es die gefangen. Agnes Sorel sieht den König bewegen sich).

Karl.

Nimm das Geschenk, es ist ein zweifach theures Pfand
Der schönen Liebe mir und der Versöhnung.

Burgund

(indem er eine brillianten Reif in ihr Haar steckt).

Warum ist es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde sie mit gleich geneigtem Herzen
Auf diesem schönen Haupt befestigen.
(Ihre Hand berührend festhält).
Und — fällt auf mich, wenn Ihr vereinigt das Fernabest Verbrechen setzet!

(Agnes Sorel in Thränen ausbrechend tritt auf die Seite, auch der König verbirgt eine gute Bewegung, die Umstehenden bleiben größtentheils auf beiden Thüren).

Burgund.

(nachdem er alle der Reihe nach angesehen, wirft er sich in die Arme des Königs).

O mein König!
(In demselben Augenblick eilen die drei burgundischen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbischof zu und umarmen einander. Beide Thüren liegen eine Zeitlang einander gegenüber in den Armen).

Euch kennt' ich hassen! Euch kennt' ich umfangen!

Karl.

Still! Still! Nicht weiter!

Burgund.

Diesen Engelländer
Kennt' ich teuren! Diesem Fremdling Treueschwören!
Euch, meinen König, ins Verderben stürzen!

Karl.

Vergeßt es! Alles ist vergeben. Alles
Trägt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!

Burgund (sieht zum Saal).

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leichen sollen Euch erstattet werden.
Euer ganzes Königreich sollt Ihr wieder
Empfangen — nicht ein Dorf soll Euren fehlen!

Karl.

Wir sind vereint. Ihr schreckt keinen Feind mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich schwöre nicht mit leerem Herzen
Der Worten mehr Euch. Es möchten Ihr —
Warum habt Ihr mir hiehe nicht gesandt?
(Auf die Sorel gesehen).
Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Brust an Brust geschlossen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden.
An diesem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbischof (zum zweiten Male).

Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich krigt
Ein neu verjüngtes Volk in euer Asche.
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen.
Die Todten stehen nicht mehr auf; die Todten.
Die ewigen Sorgt getroffen, sind und bleiben
Gewiss! Das kommende Geschlecht wird bilden;
Denn das vergangne war bei Gräbt Rand,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.

Das sind die Früchte eures Bruderzwists!
Lehr's euch zur Lehre bleiben! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, es ist über Recht' entrichte. Tollheiten
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht,
Gelehrig wie der Fall sich auf den Lüften
Zurückgezwungt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut, die Hand bei Retters auf den Wolken.

Burgund.

O, Eure! Euch verdient ein Engel an der Seite.
— Wo ist sie? Warum seh' ich sie nicht hier?

Karl.

Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns
In diesem festlich schönen Augenblick,
Den sie uns schenkte?

Erzbischof.

Eure! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Rotte eines mild'gen Herrn,
Und ruft sie nicht der göttliche Befehl
Ans Licht der Welt hervor, so meidet sie
Verschlossne den eiteln Pracht gemeiner Augen!
Gewiss besprießt sie sich mit Gott, wovon sie
Ihr Frankreichs Wohlsein nicht gesichtet ist,
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.

Johanna zu den Vorigen.

(Sie ist im Harnisch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren).

Karl.

Du kommst als Priesterin gesandet, Johanna,
Den Bund, den Du gestiftet, einzuweihen!

Burgund.

Die schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umstrahlt mit Ruhmes Ist der Ferne!
— Ihr' ich mein Wort gelöst. Johanna! Bist Du
Befriedigt und verlöst' ich meinen Beistand?

Johanna.

Ihr selbst habt Du die gehöre Gunst erprüft.
Jetzt stammerst Du in segenvollem Licht,
Da Du verdient in blutvoll blutigem Sturm
Ein Schreckensmond an diesem Himmel bingst.
(Sich umschauend).
Viel edle Ritter sind' ich hier versammelt
Und alle Augen glänzen freudenvoll;
Nur Einen Traurigen hab' ich vermisst,
Der sich verweigen muss, wo Alles jauchzt.

Burgund.

Und wer ist sich so schwerer Schuld bewusst,
Dass er an unserer Huld verzweifeln möchte?

Johanna.

Darf er sich nahn? O sage, dass er's darf!
Mein Verbrechen vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz bekehrt.
Ein Tropfe Hass, der in dem Freudenbecher
Zurückgeblieben, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Mutter sey so blutig, dass Burgund
An diesem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund.

Ha, ich verstehe dich!

Johanna.

Und wirst verzeihn?

Du willst es, Herzog? — Komm herein, Du Elender!
(Sie öffnet die Thür und führt Du Chatel herein; treten Pferde in der Ferne wiehern).

Der Herzog iſt mit ſeinen Freunden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit dir.
(Du Ehrfurcht! mein ehrlos Schweben nähen und ſtehe in den Augen des Herzogs zu ſein).

Burgund.
Was machſt Du
Aus mir, Johanna? Weißt Du, was Du forderſt?

Johanna.
Ein gläſ'ger Herr trägt ſeine Pforten auf
Für alle Blicke, keinem ſpröde er aus;
Frei, wie das Firmament die Welt umſpannt,
Es muß die Gnade Freund und Feind umſchließen.
Es ſcheint die Sonne ihre Strahlen gleich
Auf allen Nämen der Unendlichkeit;
Gleichmeſſend gießt der Himmel ſeinen Thau
Auf alle durſtende Gewächſe aus.
Was regnet gut iſt und von oben kommt,
Iſt allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finſternis!

Burgund.
O ſie kann mir mit Zauberei, wie ſie will;
Mein Herz iſt meiner Macht in ihrer Hand.
– Umarmt mich. Du Engel! Ja vergeb' Euch.
Geiſt meines Vaters, ſtarre nicht, wenn ich
Die Hand, die ihn gemordet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter, rennet mir's nicht zu.
Daß ich mein ſorgenlich Rachegelobde vrenne.
Bei euch dort unten, da der ew'gen Nacht,
Da ſpäligi kein Herz mehr, da iſt Alles ewig.
Endet Alles unbewegſich feſt – drum anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende.
Der leichte Raum des wechſ'gen Augenblicks.

Karl (zu Johanna).
Was dank' ich dir nicht Alles, holde Jungfrau!
Was ſchon haſt Du dem Wort gethan!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Feindin haßt Du mir verſöhnt, die Feinde
Mir in den Staub gebeugt, und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. – Du allein
Vollbrachteſt Alles. – Sprich, wie lohn' ich dir!

Johanna.
Sey immer menſchlich, Herr, im Glück, wie Du's
Im Unglück warſt – Und auf der Größe Gipfel
Vergiß nimm, was ein Freund wiegt in der Noth;
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten deines Volks, denn von der Heerde
Verlief ſie Gott die Aetteſten – Du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinem Scepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürſten ſeyn;
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks.
Der Hochmuth war kaum ihm zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo die jetzt
Der Acker ausgiebig, brobt gekommen ſoll
Dem ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund.
Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt!
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna.
Burgund! Hoch bis zu Ehrenſtöhne haſt
Du deinen Stuhl erhöht, und höher ſtredt
Das ſtolze Herz, es hebt ſich in die Wolken
Den kühnen Bau. – Doch eine Hand von oben
Wirft deinem Machtthum ſchleunig Halt geboten.
Doch ſtürzte drum nicht immer Hauſes Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und ſerpertragende Monarchen, Horen
Der Völker, werden ihrem Schooß entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwei großen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt unter unerſchifften Meeren.

Karl.
O ſprich, wenn es der Geiſt dir offenbaret,
Wird dieſes Freundſchaftsbund, das wir jetzt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

Johanna
(nach einem Stillſchweigen).
Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Meidet unter den Streit
Aus ſeiner Höhle, wo er ſchläft, denn Einmal
Erwacht bezahmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortgänder an dem Brande ſich der Brand.
– Vertagt mehr mehr zu wüten! Fernet euch
Der Gegenwart. Laßt mich die Zukunft ſtill
Betrachten!

Sorel.
Heilig Mädchen, Du erforſchteſt
Mein Herz, du weißt, es eh nach Größe eitel ſtredt,
Auch mir gib ein erfreulich Orakel.

Johanna.
Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke;
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

Dunois.
Was aber wird dein eigen Schickſal ſeyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt?
Der Allen gewiß das ſchönſte Glück der Erde,
Da Du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.
Das Glück
Wohnt drunten in dem Schooß des ew'gen Vaters.

Karl.
Dein Glück ſey fortan deines Königs Sorge!
Denn deinem Namen will ich herrlich wachen
In Frankreich; ſeine preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter – und gleich jetzt
Erfüll' ich es. – Knie nieder!
(Er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben).
Und ſteh' auf
Als eine Edle! Ja erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt – Im Grabe ab' ich deine Ahner –
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,
Den Beſten ſollſt Du ebenbürtig ſeyn
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois ſey edler, als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle ſich
Durch deine Hand geehrt; mein ſey die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois (zur ſie).
Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöhe nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchofs reich' ich ihr
Die Hand, als meiner fürſtlichen Gemahlin,
Wenn ſie mich würdig hält. Sie zu empfangen.

Karl.

Unverſtändlich Mädchen, Du bläſſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich iſt. — Du haſt dieß ſtolze Herz
Bezwungen, daß der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor).

Johanna's ſanftmüthige Schmach,
Kann' ich ſie recht, iſt ihr beſchriebnes Herz.
Der Huldigung des Erhörten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben,
Sie ſtreng nicht ſchwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Genügt ſie gnädig ihr, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch Du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Wißt Du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzweint? Es kann ſie Einer nur beſitzen,
Und Jeden acht' ich ſolches Preiſes werth.
So rede Du, dein Herz muß hier entſcheiden.

Sorel (tritt näher).

Die edle Jungfrau ſeh' ich überraſcht,
Und ihre Wangen färbet die zart'ſte Scham.
Was gilt' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Fremdlin zu vertrauen und das Siegel
Zu öffnen von der feſtverſchloſ'nen Bruſt.
Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laß uns weiblich erſt
Das Weibliche berathen und erwarte,
Was wir beſchließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen).

Alſo ſey's!

Johanna.

Nicht alſo, Eine! Weich meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der bloßen Scham.
Ja habe dieſer edeln Frau nichts zu vertrauen,
Deß ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,
Dem nimmer verlieh ich meine Schätzerinn,
Um weiblich eitle Hoheit zu erjagen.
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ja bin die Kriegerin des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin ſeyn.

Erzbiſchof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin iſt
Das Weib geboren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt Du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirft Du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem ſanftern
Geſchlecht, das Du verläugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum ring'ren Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Geſalbt, das heil'ge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch drückt mein Herr nicht Krone.

Karl.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß uns nicht Zeit ſtehn, denn geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſtellen.
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich!

Dunois.

Wenn aber Alles wird vollendet ſeyn,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt Du mir dann verghnen, heil'ge Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich ſiegreich bin
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

Karl (ihre Hand faſſend).

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt; es ſchweigt
Die Liebe in dem gottergriffnen Buſen.
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führet der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Buſen ein und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen.
Und Thränen (ihr Schmerzen wird Du weinen,
Wie ſie kein Auge nie vergoß — dieß Herz).
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem irdiſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt daß Du trennen Tauſende begehrt,
Und Einen zu begläcken wirſt Du enden!

Johanna.

Dauphin! Biſt Du der göttlichen Erſcheinung
Seen müde, daß Du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſandt,
Herab wilſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr wilden Herrn! Ihr Kriegsläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' entfaltet er ſeine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Ern
Umgürten, in die Männerſchaale ſich miſchen?
Wär' mir, wenn ich das Kampfgeräth meines Gottes
In Händen führte, und im ehrlos Herzen
Die Neigung rege zu dem irdiſchen Mann?
Wie wäre beſſer, ich wär' nie geboren!
Kein ſcheues Wort mehr, ſag ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend weckt entrüſtet!
Der Männer Muth ſtarrt, das mich begeiſt.
Iſt mir ein Grauen und Entweihung.

Karl.

Bereit ab. Es iſt umſonſt, ſie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegstrompete blaſe!
Mich treibt und ängſtigt dieſe Waffenſtille;
Es ſagt mir auf aus dieſer müh'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß in mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinen Schickſal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter (eintretend).

Karl.

Was iſt's?

Ritter.

Der Feind iſt über die Marne gegangen,
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

Johanna (begeistert).
Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Bande frei.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Scharen.
(Sie eilt davon).

Karl.
Folgt Ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen lassen!

Dunois.
Sie treibt nicht wahrer Muth. Es ist der letzte
Verzweifelnder Verzweiflung.

Karl.
Burgund, Euch spornt's nicht. Heut ist der Tag.
Um viele böse Tage zu vergüten.

Burgund.
Ihr sollt mit mir zufrieden sein.

Karl.
Ich selbst
Will Euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir ersechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter sagt ihr Lebewohl!

Agnes (zaudernd hin).
Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich.
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn.
Mir sagt's das Herz, in Rheims bezwungnen
Mauern.

(Trompeten erschallen mit muthigem Ton und gehen, während das vorwandert wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über; das Orchester fällt ein mit schnellen Tönen, und wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Scene begleitet).

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begränzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell weggehen.

Sechster Auftritt.

Talbot auf Fastolf gelehnt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

Talbot.
Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,
Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beistands, um zu sterben.

Fastolf.
O unglückselig jammervoller Tag!
(Lionel tritt auf).
Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel:
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.
Das wolle Gott nicht! Ritter Lord, steht auf!
Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem muthgen Willen, daß sie ehe!

Talbot.
Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geschmettert lieg' ich hier.
Um nicht mehr aufzustehen. — Rheims ist verloren.
So eilt, Paris zu retten!

Lionel.
Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' aus die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband auf).
So fließet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn unverdrüßig bin ich dieser Sonne!

Lionel.
Ich kann nicht bleiben. — Fastolf, bringt den
Feldherrn
An einen sichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.
Die Unsern fliehen schon von allen Seiten;
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.
Unsinn, in Staub, und ich muß unterliegen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erbarme Vernunft, tückische Trösterin
Des göttlichen Hauptes, weise Erdulderin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne.
Wer bist Du denn, wenn Du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich selbst in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sey, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenbund
Gehört die Welt —

Lionel.
Mylord! Ihr habt nur noch
Ihr wenige Augenblicke Leben — Denkt
An Euren Sohn hier!

Talbot.
Wären wir als Tapfere
Durch andre Tapferer besiegt, wir thäten
Uns trösten mit den allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitsvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth!

Lionel (reicht ihm die Hand).
Mylord, fahrt wohl! Der Thränen saulligen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Muß das Gesicht mich fort, daß auf den Schlachtfeld
Noch rächend fällt und seine Beute schüttelt.
Auf Wiedersehn in einer andern Welt;
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.
(Geht ab).

Talbot.
Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gesellt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsdonn füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Nahrung, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und derzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth. —

Siebenter Auftritt.

Karl, Burgund, Dunois, Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund.
Die Schanze ist erstürmt.

Dunois.

Der Tag ist unser.

Karl (Talbot bemerkend).

Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig scheuern Abschied nimmt?
Die Rüstung zeigt mir seinen entehrten Mann.
Seht, springt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.
(Soldaten und des Königs Gefolge werden lauger.)

Fastolf.

Zurück; bleibe fern! Hast Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahen gewürdigt?

Burgund.

Was seh' ich! Talbot liegt in seinem Blut!
(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt).

Fastolf.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmst Du verlieh mit so gerimmem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes genügen.
— Erst jetzo, Herr, begrüß' ich Euch als König!
Die Krone zitterte auf Eurem Haupt,
So lang ein Geist in diesem Körper lebte.

Karl

(nachdem er den Todten stillschweigend betrachtet).

Ihn hat ein Höherer bezwungen, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg!
(Soldaten heben den Leichnam auf, und tragen ihn fort).
Friede sey mit seinem Staube!
Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gerein!
Da weit, als er, drang noch kein ritterlich Schwert;
Seine Grabschrift sey der Ort, wo man ihn findet.

Fastolf (giebt sein Schwert ab).

Herr, ich bin dein Gefangener.

Karl (giebt ihm sein Schwert zurück).

Nicht also!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg.
Frei sollt Ihr Eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt. Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreicht sie ihrer Angst uns aus — Bringt ihr
Die Botschaft, daß wir leben, daß wir siegen,
Und führet sie im Triumph nach Rheims!
(Du Chatel geht ab).

Achter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

La Hire,
Wo ist die Jungfrau?

La Hire.

Wer? Das frag' ich Euch.
An Eurer Seite fechtend ließ ich sie.

Dunois.

Von Eurem Arme glaubt' ich sie beschützt.
Als ich dem König beizuspringen eilte.

Burgund.

Im dichtsten Feindeshaufen sah ich noch
Vor Kurzem ihre weiße Fahne wehn.

Dunois.

Weh' uns, wo ist sie? Böses ahnet mir!
Kommt, eilen wir, sie zu befreien. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zu weit geführt.
Umringt von Feinden kämpft sie ganz allein,
Und hülflos unterliegt sie jetzt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet sie!

La Hire.

Ich folg' Euch, kommt!

Burgund.

Wir Alle!
(Sie eilen fort).

Eine andere Gegend des Schlachtfelds.

Man sieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.

Johanna.

Angsthase! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich feiglich durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brüderschaft Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich früher das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgst Du mich und bestehst mich
So muthentbrannt an meine Ferse? Mir
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verbirgt in tiefster Seele dich Du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist.
Dich weg zu ziehen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwinglichst Begier.
Wer bist Du? Oeffne dein Visier. — Hier! ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, Du warst Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt hier der Stimme des Prophetengeistes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefsten Brust.
Daß mir das Unglück an der Seite steht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Bist Du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Der gnädge der erworbne Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,
Eh' es sich pärnend selbst verkehrt, es hasst
Die Treu' und Keinem dienet es bis an's Ende.

Johanna.

Was deutest Du in Mitte meines Laufs
Mich stillestehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und ihr mein Gräbner!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, Du Gewalt'ge, widerstehen.
In jedem Kampfe fiegst Du, — Nur gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen sag' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort drei sich Rheims mit seinen Thürmen.
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale ragt Du kennen;

Dort wirft Du einziehn im Triumphgepränge,
Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.
– Geh' nicht hinein! Kehr' um! Hör meine Warnung!

Johanna.

Wer bist Du, doppelzüngig falsches Wesen,
Das mich erschrecken und verwirren will?
Was maßest Du dir an, mir falsch Orakel
Verdächtig zu verkündigen?

(Der schwarze Ritter will abgehen, sie tritt ihm in den Weg).

Nein. Du stehst
Mir Rede, oder stirbst von meinen Händen!
(Sie will einen Streich auf ihn führen).

Schwarzer Ritter.

(verhüllt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen).
Thöre, was sterblich ist!
(Nacht, Blitz und Donnerschlag. Der Ritter versinkt).

Johanna.

(steht Anfangs erstaunt, faßt sich aber bald wieder).
Es war nichts Lebendes. Ein teuflisch Bild
Der Hölle war's, ein widersinnisch'ser Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und kämt' die Hölle selber in die Schranken.
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken!
(Sie will abgehen).

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

Lionel.

Verfluchter, rüste dich zum Kampf – Nicht Beide
Verlassen wir lebendig diesen Platz.
Du hast die Besten meines Volks gemordet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Armen ausgehaucht. – Ich räche
Den Tapfern oder theile sein Geschick.
Und hast Du wirklich, wer die Anbun verübte,
Er sterbe oder flieh' – Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürsten unsres Heers,
Und unbezwungen noch ist dieser Arm.
(Er bringt auf sie ein; nach einem kurzen Gefechte schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand).
Treuloses Glück!
(Er ringt mit ihr).

Johanna

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zieht sie das Schwert mit der Rechten).
Erkenne, was Du frevelst,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich hiermit mich!
(In diesem Augenblicke sieht sie ihm in's Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken).

Lionel.

Was zauderst Du und brennst den Todesstreich?
Nimm mir das Leben auch, Du nahmst den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.
(Sie stellt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen).
Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben
Verdanken? – Eher sterben!

Johanna (zum abgewandten Gesicht).

Ich weiß nichts davon zu wissen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich hasse dich und dein Geschenk – Ich will
Nicht Schonung – Tödte deinen Feind, der dich
Verachtend, der dich tödten wollte.

Johanna.

Tödte mich
– Und fliehe!

Lionel.

Ha! was ist das?

Johanna (verbirgt das Gesicht).

Gehe mir!

Lionel (reißt ihr näher.)

Du tödtest, sagst man, alle Engelländer,
Die Du im Kampf bezwingst – Warum hast mich
Verschonen?

Johanna

(erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken).
Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennst Du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigsten Bewegung).

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!
(Sie ringt verzweifelnd die Hände).

Lionel

(betrachtet sie mit Theilnahme und tritt ihr näher).
Unglückliches Mädchen! Ich beklage dich.
Du rührst mich. Du hast Großmuth ausgeübt
An mir allein, ich fühle, daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
– Wer bist Du? Woher kommst Du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten – Sage mir, wie kann ich's?
Komm! Komm! Entsage dieser gräßlichen
Verbindung – Wirf sie von dir diese Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, sie zu führen!

Lionel.

Wirf
Sie von dir, schnell, und folge mir!

Johanna (mit Entsetzen).

Dir folgen!

Lionel.

Du kannst gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, oder säume nicht.
Mich faßt ein ungeduldig Sehnen, um dich,
Und ein zauberndes Sehnen, dich zu retten –
(Bemächtigt sich ihres Armes).

Johanna.

Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!
Wenn sie dich finden –

Lionel.

Ich beschütze dich!

Johanna.

Ich sterbe, wenn Du fällst von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels!

Lionel.

Werd' ich dich wieder sehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieses Schwert zum Pfand, daß ich Dich wiedersehe!

(Er entreißt ihr das Schwert).

Johanna.

Rasender, Du wagst es!

Lionel.

Jetzt weiß' ich der Gewalt, ich seh' dich wieder!

(Er geht ab).

Eilfter Auftritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire.

Sie lebt! Sie ist's!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!
Johanna, die geweihte Fahne siegt.
Rheims öffnet seine Thore; alles Volk
Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —

La Hire.

Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!
(Johanna schwindelt und will sinken).

Dunois.

Sie ist verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfließt.

Johanna.

Laßt es mit meinem Leben
Hinströmen!
(Sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen).

Vierter Aufzug.

Ein festlich ausgeschmückter Saal.

Die Säulen sind mit Festons umwunden; hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Erster Auftritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz.
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festes-Glanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Ehrenfeste.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Franken sich bekennet,
Der ist des Namens stolzer sich bewußt.
Erneuert ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all' dieß Herrliche vollendet,
Mich rühret es nicht das allgemeine Glück;
Mir ist das Herz verwundet und gewendet:
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück,
Ins wirr'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich einer Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?
Dieß Herz, von Himmelsglanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ich's der feuchten Sonne nennen,
Und mich vermessen nicht die Schuld

(Die Musik hinter der Scene geht in eine weiche schmelzende Melodie über).

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Sperre sausend mich umbrüllen
In des heißen Streites Wuth!
Wieder stand' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umfrieden sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen,
Ebben sie in weichen Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuths-Thränen!

(Nach einer Pause lebhafter).

Sollt' ich ihn tödten? Könnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah? Ihn tödten! Eher hört' ich
Den Nordstadt auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich kraftvoll, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörerst du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert gespferrt?
Warum verstummte sie, als der Waffen bloß,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Ungläubig Herz! Du schaust dem ew'gen Licht,
Dem trieb des Mitleids fremde Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!
Die That schaun des edeln Unglücks!
Mit seinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug forderst Gott,
Mit blinden Augen mußtest Du's vollbringen!
Sobald Du sahst, verlies dich Gottes Schild,
Ergriffen doch der Hölle Salzungen!

(Die Flöten verstummen, es ertönt in eine stille Melodie).

Fremmer Staß! O hört' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich verlassen!
Hätt' es nie in deinem Schooß,
Heil'ge Eiche! mir gerauscht!
Wärst Du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Anschaun!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!

Mußtest Du ihn auf mich laden
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf!

Wüßt Du deine Macht verkünden,
Wärst sie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister fruhe aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Du nicht fühlen, sie nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh.
Doch Du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal.
Mich der Sanftmuth dahin zu geben,
Ach es war nicht meine Wahl!

Zweiter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel

(kommt in lebhafter Rührung; wie sie die Jungfrau erblickt, eilt sie auf sie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich besinnt sie sich, läßt sie los und fährt vor ihr nieder).

Nein! Nicht so! Hier im Staub vor dir –

Johanna (will sie aufheben).

Steh auf!

Was ist dir? Du vergissest dich und mich.

Sorel.

Laß mich! Es ist der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft – ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen;
Den Unsichtbaren bet' ich an in dir.
Du bist der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone schmücket.
Wohl ich zu fassen nie gewesen, es ist
Erfüllt! Der Krönungstag bereitet sich,
Der König steht im festlichen Ornat,
Versammelt sind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Insignien zu tragen;
Zur Kathedrale wallend strömt das Volk;
Es schallt der Reigen und die Glocken tönen.
O dieses Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna bietet ihr lande in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem sie der Jungfrau näher in's Auge sieht).

Doch Du bleibst immer ernst und streng; Du kannst
Das Glück erschaffen, doch Du theilst es nicht.
Dein Herz ist kalt, Du fühlst nicht unsre Freuden,
Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn.
Die reine Brust bewegt kein irdisch Glück.

(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt sie schnell wieder fahren).

O konntest Du ein Weib seyn und empfinden!
Leg' diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr,
Vertraue dich zum sanftern Geschlechte!
Mein liebend Herz stieß scheu vor dir zurück,
So lange Du der strengen Pallas gleichst.

Johanna.

Was verlangst Du von mir!

Sorel.

Entwaffne dich!
Leg' diese Rüstung ab! Die Liebe fürchtet,
Sieht dieser stahlbedeckten Brust zu nahn.
O sey ein Weib und Du wirst Liebe fühlen!

Johanna.

Jetzt soll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Brust entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht – o mächte siebenfaches Erz
Vor Euern Festen, vor mir selbst mich schützen!

Sorel.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz,
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht sehr hoch in heiligem Gefühl.
O es ist schön, von einem Helden sich geliebt
Zu sehn – es ist noch schöner, ihn zu lieben!

(Johanna wendet sich mit Abscheu hinweg).

Du hassest ihn! – Nein, nein, Du kannst ihn nur
Nicht lieben – Doch wie sollte Du ihn hassen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt; doch der ist keiner der Geliebte!
Dein Herz ist ruhig – Wenn es fühlen könnte –

Johanna.

Verlasse mich! Vernenne mein Geschick!

Sorel.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du hast dein Wort gelöst, Frankreich ist frei.
Bis in die Krönungsstadt hast Du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erstritten;
Dir huldiget, dich preist ein glücklich Volk;
Von allen Zungen überströmend fließt
Dein Lob; Du bist die Göttin dieses Festes;
Der König selbst mit seiner Krone strahlt
Nicht herrlicher, als Du.

Johanna.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefsten Schooß der Erde!

Sorel.

Was ist dir? Welche seltsame Bewegung!
Wer dürfte frei aufschaun an diesem Tage,
Wenn Du die Blicke niederschlagen sollst!
Mich laß erröthen, mich, die neben dir
So klein sich fühlt, zu deiner Hoheu sterne sich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn soll ich meine ganze Schwäche dir
Gestehen? Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beschäftigt dieses schwache Herz. Es ist
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihm segnet es, ihm streut es diese Blumen.
Er ist der Meine, der Geliebte ist's.

Johanna.

O Du bist glücklich! Selig preise dich!
Du liebst, wo Alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!
Dies Fest des Reichs ist deiner Liebe Fest.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauern stufend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, sie heiligen es;
Dir jungfrau'n sie, sie flechten sie dem Kranz,
Eins bist Du mit der allgemeinen Wonne.
Du siehst das Allerseligste, die Sonne,
Und was Du siehst, ist deiner Liebe Glanz!

Sorel

(die um den Hals fallend).

O Du entzückst mich, Du versöhnst mich ganz!

Ja ich erkannte dich, Du kennst die Liebe,
Und was ich fühle, sprichst Du mächtig aus.
Von seiner Furcht und Scheue löst sich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

Johanna
(ergreift sanft mit Heftigkeit ihren Arm).

Verlaß mich! Wende dich von mir! Besiegle
Dich nicht mit meiner pesterfüllten Nähe!
Sey glücklich, geh! Mich laß in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen —

Sorel.

Du erschrickst mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich beuruhige dich nie — und stets
Verbirgt war mir dein dunkel tiefes Wesen.
Wer mocht' es fassen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erschreckt!

Johanna.

Du bist die Heilige! Du bist die Reine!
Scheu Du mein Innerstes, Du fliehest schaudernd
Die Feindin von dir, die Verrätherin!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und La Hire
(mit der Fahne der Johanna).

Dunois.

Dich finden wir, Johanna. Alles ist
Bereit: der König sendet uns, er will,
Daß Du vor ihm die heil'ge Fahne tragest;
Du sollst dich anschließen an der Fürsten Reihn,
Die Nächste an ihm selber sollst Du gehn:
Denn er verlangnet's nicht und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er ihr allein
Die Ehre dieses Tages zuerkennt.

La Hire.

Hier ist die Fahne. Nimm sie, edle Jungfrau:
Die Fürsten warten und es harrt das Volk.

Johanna.

Ich vor ihm hergehen! Ich die Fahne tragen!

Dunois.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Ist rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du schwangst sie im Gefechte; trage sie
Zur Zierde nun auf diesem Weg der Freude.

(La Hire will die die Fahne überreichen, sie weicht schaudernd davor zurück).

Johanna.

Hinweg! hinweg!

La Hire.

Was ist dir? Du erschrickst
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh sie an!
(Er rollt die Fahne auseinander).
Es ist dieselbe, die Du siegend schwangst.
Die Himmelskönigin ist drauf gebildet,
Die über einer Erdenwelt schwebt;
Denn also lehrte dich's die heil'ge Mutter.

Johanna
(mit Entsetzen zurückprallend).

Sie ist's! Sie selbst! Ganz so erschien sie mir.
Seht, wie sie herrscht und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finstern Wimpern schaut!

Sorel.

O sie ist außer sich! Kommt zu dir selbst!
Erkenne dich! Du selbst malest Wirkliches!
Das ist ihr irdisch nachgeahmtes Bild.
Sie selber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.

Furchtbare, kommst Du, dein Geschöpf zu strafen?
Verräther, strafe mich, nimm deine Gabe,
Und laß sie fallen auf mein sündig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen!

Dunois.

Weh uns! Was ist das! Welch' unsel'ge Reden!

La Hire
(ernsthaft zu Du Chatel).

Begreift Ihr diese seltsame Bewegung?

Du Chatel.

Ich sehe, was ich seh'. Ich hab' es längst
Gefürchtet.

Dunois.

Wie? Was sagt Ihr?

Du Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht sagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gerettet!

La Hire.

Wie? hat der Schrecken, der von dieser Fahne
Ausging, sich auf dich selbst zurück gewendet?
Den Britten laß vor diesem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs ist es fürchterlich,
Doch seinen treuen Bürgern ist es gnädig.

Johanna.

Ja, Du sagst recht! den Freunden ist es hold,
Und auf die Feinde sendet es Entsetzen!
(Man hört den Krönungsmarsch).

Dunois.

So nimm die Fahne! Nimm sie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick ist zu verlieren!
(Sie bringen ihr die Fahne auf, sie ergreift sie mit heftigem Widerstreben und geht ab, die Andern folgen).

Die Scene verwandelt sich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

Vierter Auftritt.

Zuschauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten Bertrand, Claude Marie und Etienne und kommen vorwärts, in der Folge auch Margot und Louison. Der Krönungszug erscheint gedrängt aus der Ferne.

Bertrand.

Hört die Musik! Sie sind's! Sie nahen schon!
Was ist das Beste? Steigen wir hinauf
Auf die Platteforme, oder dringen uns
Durch's Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne.

Es ist nicht durchzukommen. Alle Straßen sind
Von Menschen vollgedrängt, zu Roß und Wagen.
Laßt uns hieher an diese Häuser treten,
Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüber kommt.

Claude Marie.

Ist's denn, als ob
Ganz Frankreich sich zusammen hier gefunden;
So allgewaltig ist die Macht, daß sie
Auch uns im fernen lothringischen Land
Hat aufgeboten und hieher gepflanzt!

Bertrand.

Wer wird
In seinem Winkel müßig sitzen, wenn
Das Große sich begibt im Vaterland!

Es hat auch Schweiß und Blut genug gekostet,
Bis daß die Krone kam aufs rechte Haupt!
Und unser König, der der wahre ist,
Dem wir die Kron' jetzt geben, soll nicht schlechter
Begleitet seyn, als der Pariser ihrer.
Den sie zu Saint Denis gekrönt! Der ist
Kein Wohlgesinnter, der bey diesem Fest
Weigerlich, und nicht mit Lust ruft: Es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und Louison treten zu ihnen.

Louison.

Wir werden unsre Schwester sehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.

Wir werden sie im Glanz
Und in der Hoheit sehn, und zu uns sagen:
Es ist Johanna, es ist unsre Schwester!

Louison.

Ich kann's nicht glauben, bis ich sie mit Augen
Gesehn, daß diese Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unsre Schwester
Johanna ist, die uns verloren ging.
(Der Marsch kommt immer näher).

Margot.

Du zweifelst noch! Du wirst's mit Augen sehn!

Bertrand.

Gott Acht! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Fahnenspieler und Hoboisten eröffnen den Zug; Kinder folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter diesen zwei Herolde; darauf ein Zug von Hellebardiern. Magistratspersonen in der Rede folgen; hierauf zwei Marschälle mit dem Stabe, Herzog von Burgund, das Schwert tragend, Dunois mit dem Scepter, andere Große mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsstabe, andere mit Opfergaben; hinter diesen Ritter in ihrem Ordensschmuck; Chorknaben mit dem Rauchfaß, dann zwei Bischöfe mit der Stola, Ampulla, Erzbischof mit dem Crucifix; ihm folgt Johanna mit der Fahne. Sie geht mit orientirem Haupt und ungewissen Schritten, die Schwestern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erstaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der König unter einem Thronhimmel, welchen vier Barone tragen, Hofleute folgen, Soldaten schließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein ist, schweigt der Marsch.

Siebenter Auftritt.

Louison. Margot. Claude Marie. Etienne. Bertrand.

Margot.

Sahst Du die Schwester?

Claude Marie.

Die im goldnen Harnisch,
Die vor dem König herging mit der Fahne?

Margot.

Sie war's, Es war Johanna, unsre Schwester!

Louison.

Und sie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der schwesterlichen Brust.
Sie sah zur Erde und erschien so blaß,
Und unter ihrer Fahne ging sie zitternd —
Ich konnte mich nicht fernen, da ich sie sah.

Margot.

So hab' ich unsre Schwester nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit gesehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum gedacht und gedacht,
Da sie die Heerde trieb auf unsern Bergen,
Daß wir in solcher Pracht sie würden schauen.

Louison.

Der Traum des Vaters ist erfüllt, daß wir
Zu Rheims uns vor der Schwester würden neigen.
Das ist die Kirche, die der Vater sah
Im Traume, und Alles hat sich nun erfüllt.
Doch der Vater sah auch traurige Gesichte;
Ach, mich bekümmert's, sie so groß zu sehn!

Bertrand.

Was stehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzusehn!

Margot.

Ja, kommt!
Vielleicht, daß wir der Schwester dort begegnen.

Louison.

Wir haben sie gesehen. Kehren wir
In unser Dorf zurück.

Margot.

Was! Eh' wir sie
Begrüßt und angeredet?

Louison.

Sie gehört
Uns nicht mehr an; bei Fürsten ist ihr Platz
Und Königen — Wer sind wir, daß wir uns
In ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da sie noch unser war!

Margot.

Wird sie sich unser schämen, und verachten?

Bertrand.

Der König selber schämt sich unser nicht,
Er grüßte freundlich auch den Niedrigsten.
Sey sie so hoch gestiegen, als sie will,
Der König ist doch größer!
(Trompeten und Pauken erschallen aus der Kirche).

Claude Marie.

Kommt zur Kirche!
(Sie eilen nach dem Hintergrunde, wo sie sich unter dem Volke verlieren).

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, schwarz gekleidet, Raimond folgt ihm und will ihn zurücke halten.

Raimond.

Bleibt, Vater Thibaut! Bleibt und kehrt dem Gedränge
Zurück! Hier seht Ihr lauter frohe Menschen,
Und Euer Gram verleidet dieses Fest.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen
Schritten.

Thibaut.

Sahst Du mein unglückselig Kind? Hast Du
Sie recht betrachtet?

Raimond.

O ich bitt' Euch, flieht!

Thibaut.

Bemerktest Du, wie ihre Schritte wankten.
Wie irrig und wie verstört ihr Auge war!
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand!
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten.
Ich will ihn nutzen. (Er will gehen).

Raimond.

Bleibt! Was wollt Ihr tun?

Thibaut.

Ich will sie überraschen, will sie führen

Von ihrem eignen Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem sie entsagt,
Zurück sie führen.

Raimond.

Ach! Ermüdet es wohl!
Stürzt Euer eigen Kind nicht in's Verderben!

Thibaut.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben.

(Johanna stürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne. Volk dringt zu, ergreift sie und hält ihr Kleider, sie wird durch das Gedränge im Hinausgehen aufgehalten).

Sie kommt! Sie ist's! Bleich stürzt sie aus der Kirche,
Es trevet die Angst sie aus dem Heiligthum.
Das ist das göttliche Gericht, das sich
An ihr verkündiget!

Raimond.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich Länger Euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh' voll Schmerz.
Ich hass Eure Tochter wieder gesehn,
Und fürchte, daß ich sie am's Neu verliere!
(Er geht ab. Thibaut entfernt sich auf der entgegengesetzten Seite).

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihr Schwestern.

Johanna

(hat sich des Volks erwehrt und kommt vorwärts).
Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich.
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein.
Des freien Himmels Weite muß ich finden!
Die Fahne fleh ich in dem Heiligthum.
Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
Wie war's, als hätt' ich die geliebten Schwestern,
Margot und Louisen, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten sehen. — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

Margot (hervortretend).

Sie ist's! Johanna ist's!

Louisen (mit ihr entgegen).

O meine Schwester!

Johanna.

So war's kein Wahn — wir seyd es — Ich umfass' euch.
Dich, meine Louisen! Dich, meine Margot!
Fern in der fremden meinsgewordnen Heer
Umfang' ich die vertraute Schwesterbrust!

Margot.

Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester.

Johanna.

Und eure Liebe führet euch zu mir her,
Se weit, so weit! Ihr gönnt der Schwester nicht,
Die tiefes ohne Aufhalt euch verließ!

Louisen.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf,
Und hergeführt zu dieses Festes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu sehn,
Und wir sind nicht allein!

Johanna (schnell).

Der Vater ist mit Euch!
Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?

Margot.

Der Vater ist nicht mit uns.

Johanna.

Nicht? Er will sein Kind
Nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?

Louisen.

Er weiß nicht, daß wir hier sind.

Johanna.

Weiß es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr schweigt?
Und seht zur Erde! Sagt, wo ist der Vater?

Margot.

Seitdem Du weg bist —

Louisen (winkt ihr).

Margot!

Margot.

Ist der Vater
Schwermüthig worden.

Johanna.

Schwermüthig!

Louisen.

Tröste dich!
Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele!
Er wird sich fassen, sich zufrieden geben,
Wenn wir ihm sagen, daß Du glücklich bist.

Margot.

Du bist doch glücklich? Ja, Du mußt es seyn,
Da Du so groß bist und geehrt!

Johanna.

Ich bin's,
Da ich euch wieder sehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unsern Höhen,
Da war ich glücklich, wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder seyn, nicht wieder werden!
(Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisens Brust. Claude Marie, Etienne und Bertrand treten sich und bleiben schüchtern in der Ferne stehen).

Margot.

Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schwester ist nicht stolz; sie ist so sanft
Und spricht so freundlich als sie nie gethan.
Da sie noch in dem Dorf mit uns geherd.
(Sie treten näher und weilen ihr die Hand reichen: Johanna beut sie mit starren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen).

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir! War das Alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr steht nun mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Soldaten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;
Denn irrdisch müssen sich's unter diesem Baum.
Wie säumt ihr nach Rheims? Wie kam' ich selbst
Hierher? Nur, wie verließ ich Dom Remi?
Gestehet mir's offen und entfernt meine Herz.

Louisen.

Wir sind zu Rheims. Dir hat von diesen Thaten
Nicht dies geträumt; Du hast sie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, fühl' um dich her.
Betaste deine glänzend goldne Rüstung!
(Johanna führt mit der Hand nach der Brust, besinnt sich und erschrickt).

Bertrand.

Aus meiner Hand empfängst Ihr diesen Helm.

Etande Marie.

Es ist kein Wunder, daß Ihr denkt zu träumen,
Denn was Ihr ausgerichtet und gethan,
Kann sich im Traum nicht wundervoller fügen.

Johanna (schnell).

Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh' mit euch, ich kehre
In unser Dorf, in Vaters Schooß zurück.

Louison.

O komm! Komm mit uns!

Johanna.

Diese Menschen alle
Erheben mich weit über mein Verdienst!
Ihr habt mich kindisch, klein und schwach gesehn;
Ihr liebt mich, doch Ihr kennt mich nicht an!

Margot.

Du wolltest allen diesen Glanz verlassen!

Johanna.

Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und flehen will ich's mit der strengsten Buße,
Daß ich mich einst über euch erhob!
(Trompeten erschallen).

Zehnter Auftritt.

Der König tritt aus der Kirche; er ist im Krönungsornat. Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Heerleute und Volk.

Alle Stimmen

(von wiederholt, während daß der König vorüberkommt).

Es lebe der König, Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, daß der König giebt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillschweigen).

König.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt,
Durch's Schwert mir half sie gewinnen und erobert,
Mit edlem Bürgerblut ist sie benetzt;
Doch friedlich soll der Oelzweig sie umgrünen.
Gedankt sey Allen, die für uns gefochten,
Und Allen, die uns widerstanden, sey
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sey — Gnade!

Volk.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie stellvertr'ter Weise
Aus seiner Hand empfangen.
(Zur Jungfrau sich wendend).
Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name soll dem heiligen Denis
Gleich stehn, der dieses Landes Schützer ist,
Und ein Monat soll ihrem Ruhm ertönen.

Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

(Fanfaren ertönen).

Königliche Johanna).

Wenn Du von Menschen bist gesandt, wie wir,
So sage, welches Glück dich kann erfreuen?
Doch wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn Du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.
(Ein allgemeines Stillschweigen; jedes Auge ist auf die Jungfrau gerichtet).

Johanna

(plötzlich aufschreiend).

Gott! Mein Vater!

Eilfter Auftritt.

Thibaut tritt aus der Menge und steht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen.

Ihr Vater!

Thibaut.

Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht betrübt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund.

Ha! Was ist das!

Du Chatel.

Jetzt wird es schrecklich tagen!

Thibaut (zum König).

Gerettet glaubst Du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
Du bist gerettet durch des Teufels Kunst.
(Alle treten mit Entsetzen zurück).

Dunois.

Reißt dieser Mensch?

Thibaut.

Nicht ich. Du aber rasest,
Und diese hier, und dieser weise Bischof,
Die glauben, daß der Herr der Himmel sich
Durch eine schlechte Magd verkünden werde.
Laß sehn, ob sie auch in des Vaters Stirn'
Der dreisten Lüge Gaukelspiel behaupten,
Womit sie Volk und König hintergingen.
Antworte mir im Namen des Dreieinen,
Gebdrst Du zu den Heiligen und Reinen?
(Allgemeine Stille; alle Blicke sind auf sie geheftet; sie steht unbeweglich).

Sorel.

Gott! sie verstummt!

Thibaut.

Das muß sie vor dem furchtbaren Namen,
Der in der Hölle Tiefen selbst
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte
Ward es ersonnen, unterm Zauberbaum,
Wo schon vor Alters her die bösen Geister
Den Sabbath hatten — Hier verkaufte sie
Dem Feind der Menschen ihr unsterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltenlohn sie verberrliche.
Laßt sie den Arm ausstrecken, setzt die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

Burgund.

Entsetzlich! — Doch den Vater muß man glauben,
Der wider seines eignen Kindes zeugt!

Dunois.

Nein, nicht zu glauben ist dem Rasenden,
Der in dem eignen Kind sich selber schändet!

Sorel (zur Johanna).

O rede! Brich dies unglaubliche Schweigen!

Wir glauben dir! Wir trauen fest auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber sprich! Vermöchte
Die gräßliche Beschuldigung — Entehre.
Die dich so unschuldig, und wir glauben dir.
(Johanna steht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit Entsetzen von ihr hinweg.)

La Hire.

Sie ist erschreckt. Erstaunen und Entsetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor solcher gräßlichen
Anklage muß die Unschuld selbst erbeben.
(Er nähert sich ihr).
Faß' dich, Johanna. Fühle dich. Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung nichtig niederblitzt!
Ja ehrlos Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beschäme, strafe den unwürdigen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend schmäht.
(Johanna steht unbeweglich. La Hire tritt entsetzt zurück; die Bewegung vermehrt sich).

Dunois.

Was zagt das Volk? Was zittern selbst die Fürsten?
Sie ist unschuldig — Ich verbürge mich.
Ich selbst für sie mit meiner Ritterehre!
Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin;
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?
(Ein heftiger Donnerschlag; Alle fahren entsetzt).

Thibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich. Du sprichst schuldlos. Lügen'es, daß der Feind
In deinem Herzen ist, und straf' mich Lügen!
(Ein zweiter gräßlicherer Schlag; das Volk entflieht zu allen Seiten).

Burgund.

Gott schön' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel (zum König).

Kommt! Kommt! mein König! Fliehet diesen Ort!

Erzbischof (zur Johanna).

Im Namen Gottes frag' ich dich. Schweigst Du
Auf dem Gestühl der Unschuld oder Schuld?
Wenn dieses Donners Stimme für dich zeugt,
So fasse dieses Kreuz und gieb ein Zeichen!
(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerschläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab).

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.

Du bist mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim ersten Blick, und also denk' ich noch.
Die glanz' ich mehr, als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der deinen spricht.
Du schwiegst in edelm Zorn, verachtest es,
In deine heil'ge Unschuld einzuhüllen,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir verreine dich;
An deiner Unschuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag' mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß Du meinem Arme
Getreu vertraust und deiner guten Sache.
(Er reicht ihr die Hand hin, sie wendet sich mit einer starken Bewegung von ihm hinweg; er steht in starrem Entsetzen).

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel, Dunois, zuletzt Raimond.

Du Chatel (zurückkommend).

Johanna d'Arc! Der König will erfahren,
Daß Ihr die Stadt verlassen ungekränkt.
Die Thore stehn Euch offen. Führet keine
Beleidigung. Euch schützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre.
Hier länger zu verweilen. — Macht ein Ausgang!
(Er geht. Dunois führt auf seiner Entfernung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Diese steht einen Augenblick ganz allein. Entlich erscheint Raimond, bleibt eine Weile in der Ferne stehen, und betrachtet sie mit stillem Schmerz. Dann tritt er auf sie zu und faßt sie bei der Hand).

Raimond.

Ergreift den Augenblick. Die Straßen
Sind leer. Geht mir die Hand. Ich will Euch führen.
(Bei seinem Anblick giebt sie das erste Zeichen der Empfindung, sieht ihn starr an, und bleibt zum Hammel; dann ergreift sie ihn heftig bei der Hand und geht ab).

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald.

In der Ferne Felsenklüften. Es ist ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, daßwischen Eichen.

Erster Auftritt.

Köhler und Köhlerweib.

Köhler.

Das ist ein grausam, mörderisch Ungewitter;
Der Himmel droht in Feuerbächen sich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Ist's Nacht, daß man die Sterne könnte sehn.
Wie eine losgelass'ne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eichen ihre Krone,
Und dieser fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daß sie sich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menschen keinen Frieden stiften —
Aus dem Gebrüll der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geschützes;
Die beiden Heere stehen sich so nah,
Daß nur der Wald sie trennt, und jede Stunde
Kann es sich blutig fürchterlich entladen.

Köhlerweib.

Gott steh' uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geschlagen und zerstreut.
Wie kommt's, daß sie auf's Neu' und ängstigen?

Köhler.

Das macht, weil sie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der edle Feind und nicht mehr bilft.
Geht Alles rückwärts.

Köhlerweib.

Horch! Wer naht sich da?

Zweiter Auftritt.

Raimond und Johanna zu den Vorigen.

Raimond.

Hier seh' ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wilden Sturm. Ihr hattet's
Nicht länger aus; drei Tage schon sind Ihr
Herumgeirrt, der Menschen Auge fliehend,

Und wilde Wurzeln waren Eure Speise.
(Der Sturm hat sich, es wird hell und heiter).
Es sind mitleid'ge Köhler. Kommt hervor!

Köhler.

Ihr scheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unser schlechtes Dach vermag, ist Euer.

Köhlerweib.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt ist eine schwere Zeit.
Wo auch das Weib sich in den Panzer steckt!
Die Königin selbst, Frau Isabeau, sagt man,
Lässt sich gewaffnet sehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unsern Herrn gefochten.

Köhler.

Was redet Ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.
(Köhlerweib geht nach der Hütte).

Raimund (zur Johanna).

Ihr seht, es sind nicht alle Menschen grausam;
Auch in der Wildnis wohnen sanfte Herzen.
Erbeutet Euch! Der Sturm hat aufgetobt,
Und friedlich strahlend geht die Sonne nieder.

Köhler.

Ich denk', Ihr wollt zu unsers Königs Heer,
Weil Ihr in Waffen reiset — Seht Euch vor!
Die Engelländer streifen nah' gelagert,
Und ihre Scharen streifen durch den Wald.

Raimund.

Weh uns! Wie ist da zu entkommen?

Köhler.

Bleibt,
Bis daß mein Bub zurück ist aus der Stadt,
Der soll Euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daß Ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schlicht.

Raimund (zur Johanna).

Legt den Helm ab und die Rüstung;
Sie macht Euch kenntlich und geschützt Euch nicht.
(Johanna schüttet den Kopf).

Köhler.

Die Jungfrau ist sehr traurig — Still! wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher.

Köhlerbub.

Köhlerweib.

Es ist der Bub, den wir zurück erwarten.
(Zur Johanna).
Trinkt, edle Jungfrau! Möge Euch Gott segnen!

Köhler (zu seinem Sohn).

Kommst Du, Anet? Was bringst Du?

Köhlerbub

(hat die Jungfrau ins Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund setzt; er erkennt sie, tritt auf sie zu und reißt ihr den Becher vom Munde).

Mutter! Mutter!
Was macht Ihr? Wen bewirthet Ihr? Das ist die Hexe
Von Orleans!

Köhler und Köhlerweib.

Gott sey uns gnädig.
(Bekreuzen sich und entfernen).

Vierter Auftritt.

Raimund. Johanna.

Johanna (erstaunt und still).

Du siehst, mir folgt der Bluch, und Alles flieht mich;
Sorg' für dich selber und verlass mich auch.

Raimund.

Ich Euch verlassen! Jetzt! Und wer soll Euer
Begleiter seyn?

Johanna.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du hast den Donner über mir gehört.
Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's suche.

Raimund.

Wo weilt Ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig einz'ge Rache schwuren —
Dort stehn die Unsern, die Euch aufgeopfert,
Verbannt —

Johanna.

Mich wird nichts treffen, als was seyn muß.

Raimund.

Wer soll Euch Nahrung suchen? Wer Euch schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?

Johanna.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Ziegen lernt' ich das Gesunde
Vom Gift'gen unterscheiden — Ich verjage
Der wilden Thiere und der wildern Zeit.
Und die verborgnen Quellen thun ihr Rauschen.
Der Mensch braucht wenig und an Leben reich
Ist die Natur.

Raimund

(faßt sie bei der Hand).

Wollt Ihr nicht in Euch gehn?
Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schooß
Der heil'gen Kirche treuend wiederkehren?

Johanna.

Auch Du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

Raimund.

Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sieh an mich selbst, da mich alle Welt
Ausstieß. Du hältst mich auch für die Verwerfne,
Die ihrem Gott entsagt —
(Raimund schweigt).
O das ist hart!

Raimund (erstaunt).

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna.

Ich eine Zauberin?

Raimund.

Und diese Wunder,
Ihr bättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher sonst?

Raimund.

Und Ihr verstummtet auf die gräßliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummter Ihr!

Johanna.

Ich unterwarf mich schweigend dem Gericht,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.

Raimund.

Ihr konntet Eurem Vater nichts erwidern!

Johanna.

Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott,
Und widerlich wird auch die Prüfung seyn.

Raimund.

Der Himmel selbst bezeugte Eure Schuld!

Johanna.
Der Himmel sprach; drum schweig ich.

Raimond.
Wie? Ihr könntet
Mit einem Wort Euch reinigen, und liesst
Die Welt in diesem unsäglichen Irrthum?

Johanna.
Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

Raimond.
Ihr stillet alle diese Schmach unthätig,
Und seine Klage kam von Eurren Lippen!
— Ich staune über Euch, ich steh' erschüttert;
Im tiefsten Busen bebet sich mir das Herz!
O gerne nehm' ich Euer Wort für Wahrheit;
Denn schwer ward mir's, an Eure Schuld zu glauben.
Doch kennt' ich trügen, daß ein menschlich Herz
Das Ungeheure schwerlich würde tragen!

Johanna.
Verdient' ich's, die Gesendete zu sein,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte!
Und ich bin nicht so elend, als Du glaubst.
In leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Oede kennt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Kommt, was da will
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.
O kommt, kommt, laßt uns eilen. Eure Unschuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.
Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen;
Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reinigt,
Und die mich jetzt verwerfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schicksal fließen.

Raimond.
Ich sollte schweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna
(die sanft bei der Hand faßend).
Du siehst nur das Natürliche der Dinge.
Denn deinen Blick umhüllt das irdische Band.
Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — Ohne Gitter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst Du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unumstößlich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königin Isabeau mit Soldaten erscheint im Hintergrunde.

Isabeau
(noch hinter der Scene).
Dies ist der Weg ins englische Lager!

Raimond.
Weh uns! die Feinde!
(Soldaten treten auf, bemerken die Hervorkommenden die Johanna und stürzen erschrocken zurück).

Isabeau.
Nun! was hält der Zug!

Soldaten.
Gott steh uns bei!

Isabeau.
Erscheint euch ein Gespenst?
Seyd ihr Soldaten? Memmen seyd ihr? — Wie?
(Sie drängt sich durch die Andern, tritt hervor und fährt zurück, wie sie die Jungfrau erblickt).
Was seh' ich? Ha!
(Schnell faßt sie sich und tritt ihr entgegen).
Erglüh dich! Du bist meine
Gefangene!

Johanna.
Ich bin's.
(Raimond entfernt mit Zeichen der Verzweiflung).

Isabeau (zu den Soldaten).
Legt sie in Ketten!
(Die Soldaten nahen sich der Jungfrau scheuern; sie reicht den Arm hin und wird gefesselt).
Ist das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer schreckte,
Die jetzt sich selber nicht beschützen kann?
Thut sie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?
(Zur Jungfrau).
Warum verschließt Du dein Herz? Wo bleibt
Graf Dunois, Dein Ritter und Beschützer?

Johanna.
Ich bin verbannt.

Isabeau (erstaunt zurücktretend).
Wie? Wie! Du bist verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

Johanna.
Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht; bestimme mein Geschick.

Isabeau.
Verbannt, weil Du vom Aberwitz ihn gerettet,
Die Krone ihm hast aufgesetzt zu Rheims,
Zum König ihrer Feinde ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt sie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Zauberweib, vor dem sie so gezittert!
Sie eine Zauberin? Ihr ganzer Zauber
Ist eurer Wahn und eurer feiges Herz!
Eine Närrin ist sie, die für ihren König
Sich opferte, und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt sie zu Lionel —
Das Glück der Franken send' ich ihm gebunden;
Gleich folg' ich selbst.

Johanna.
Zu Lionel? Erwerbe mich
Gleich hier, eh' Du zu Lionel mich sendest.

Isabeau (zu den Soldaten).
Gehorchet dem Befehle! Fort mit ihr!
(Geht ab).

Sechster Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna (zu den Soldaten).
Engländer! Dunket nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkommen! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, kämpft für mir ins Herz.
Reißt mich entstellt an eurres Feldherrn Füßen!
Denn, daß Ich's war, die eure Tapferkeit
Gebeugt, die stets Mitleid mit euch trug,
Die ganze Strecke englischen Bluts
Vergessen, eurren tapfern Heldenthaten
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt:
Nehmt eine blutige Rache! Tödtet mich!

Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet ihr
So sowaud mich sehn —

Anführer der Soldaten.

Thut, was die Königin befiehlt!

Johanna.

Soll' ich
Noch unglückseliger werden, als ich war!
Furchtbare Heilige! Deine Hand ist schwer!
Hast Du mich ganz aus deiner Hand verstoßen?
Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr;
Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen.
(Sie folgt den Soldaten).

Das französische Lager.

Siebenter Auftritt.

Dunois, gefolgt von Erzbischof und Du Chatel.

Erzbischof.

Bezwinget Euern finstern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehret zurück zu Eurem König!
Verlasset nicht die allgemeine Sache
In diesem Augenblick, da wir auf's Neu'
Bedränget, Euren Heldenrath bedürfen.

Dunois.

Warum sind wir bedrängt? Warum erfreut
Der Feind sich wieder? Alles war getban.
Frankreich war siegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt Ihr verbannt; nun rettet
Euch selbst! Ich aber will das Lager
Nicht wieder sehen, wo sie nicht mehr ist.

Du Chatel.

Nehmt bessern Rath an, Prinz! Entlaßt uns nicht
Mit einer solchen Antwort!

Dunois.

Schweigt, Du Chatel!
Ich hasse Euch; von Euch will ich nichts hören.
Ihr seid es, der zuerst an ihr gezweifelt.

Erzbischof.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an diesem unglückseligen Tage,
Da alle Zeichen gegen sie bewiesen!
Wir waren überrascht, bestürzt; der Schlag
Traf so erschütternd unser Herz — Wer konnte
In dieser Entscheidungsstunde prüfend wägen?
Jetzt kehret uns die Besonnenheit zurück;
Wir sehn sie, wie sie unter uns gewandelt,
Und nennen Tadel finden wir an ihr.
Wir sind verwirrt — wir fürchten, schweres Unrecht
Getban zu haben. — Neue fühlt der König.
Der Herzog klagt sich an, La Hire ist trostlos,
Und jedes Herz hüllt sich in Trauer ein.

Dunois.

Sie eine Lügnerin? Wenn sich die Wahrheit
Verkehren will in falschere Gestalt,
So muß sie ihre Züge an sich tragen!
Wenn Unschuld, Treue, Herzenseinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß sie wohnen!

Erzbischof.

Der Himmel schlage durch ein Wunder sich
Ins Mittel, und entwirke dieß Geheimniß,
Das unser sterbliches Auge nicht durchdringt —
Doch wie sich's auch entwickeln mag und öffnen,
Sind wir von den beiden haben wir verschuldet:
Wir haben uns mit höll'schen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und Beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieses unglückselige Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen, dringt

Raimond.

Edelmann.

Ein junger Ritter fragt nach deiner Hoheit.
Er fordert dringend, mit dir selbst zu reden,
Er komme, sagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!
Bringt ihn herein! Er kommt von ihr!
(Edelmann führt den Raimond die Thür. Dunois eilt ihm entgegen).
Wo ist die Jungfrau?

Raimond.

Heil Euch, edler Prinz!
Und Heil mir, daß ich diesen frommen Bischof,
Den heil'gen Mann, den Segen der Unterirdischen,
Den Vater der Verlass'nen bei Euch finde!

Dunois.

Wo ist die Jungfrau?

Erzbischof.

Sag' es uns, mein Sohn!

Raimond.

Herr, sie ist keine schwarze Zauberin:
Bei Gott und allen Heiligen beyeug' ich's.
Im Irrthum ist das Volk. Ihr habt die Unschuld
Verbannt, die Gottgesendete verstoßen!

Dunois.

Wo ist sie? Sage!

Raimond.

Ihr Gebärte war in
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald;
Mir hat sie dort ihr Innerstes geoffenbart.
In Martern will ich sterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,
Wenn sie nicht rein ist. Herr, von aller Schuld!

Dunois.

Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner!
Wo ist sie? Sprich!

Raimond.

O wenn Euch Gott das Herz
Gewendet hat — Eh eilt! So rettet sie!
Sie ist gefangen bei den Engelländern.

Dunois.

Gefangen! Was?

Erzbischof.

Die Unglückselige!

Raimond.

In den Ardennen, wo wir Obdach suchten,
Ward sie ergriffen von der Königin,
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet sie, die Euch gerettet hat,
Den einem grausenvollen Tode!

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rühret die
Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht: Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie seyn, noch eh' der Tag sich endet!
(Gehen ab).

Ein Wartthurm, oben eine Oeffnung.

Neunter Auftritt.

Johanna und Lionel.

Talbot
(heftig hereintretend).

Das Volk iſt länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wüthend, daß die Jungfrau ſterbe.
Ihr widerſteht vergebens. Tödtet ſie,
Und werft ihr Haupt von dieſes Thurmes Zinnen,
Ihr fließend Blut allein verſöhnt das Heer.

Iſabeau (kommt).

Sie ſtegen Leitern an, ſie laufen Sturm.
Befiehlſt das Volk! Wollt Ihr erwarten,
Bis ſie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren und wir Alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen. Gert ſie hin.

Lionel.

Laßt ſie anſtürmen! Laßt ſie wüthend toben!
Dieß Schloß iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sey die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz' ich dich.

Iſabeau.

Seyd Ihr ein Mann?

Lionel.

Verſtoßen haben dich
Die Deinen; aller Pflichten biſt Du ledig
Für ein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, ſie verließen dich;
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Bekämpf' ich dich. — Einſt liebteſt Du mich glauben,
Daß der mein Leben theurer ſey! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber;
Jetzt darf Du keinen Freund, als mich!

Johanna.

Du biſt
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein ſeyn zwiſchen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich; doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laß es Segen bringen
Für unſre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Heerden,
Die Schlöſſer räum' Städte gib heraus,
Die ihr verrammelt, allen Raub verhaßte,
Gib die Gefangenen ledig, ſende Geiſeln
Des veſtlichen Vertrags, ſo rief' ich ein
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Iſabeau.

Willſt Du in Banden und Gericht gehen?

Johanna.

Thu' es bei Zeiten, denn Du machſt es denn.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere ſeyn.
Gefallen ſind euch eure Beſten, denkt
Auf eine ſichre Rückkehr; euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

Iſabeau.

Könnt Ihr den Trotz der Raſenden ertragen!

Zehnter Auftritt.

Ein Hauptmann kommt eilig.

Hauptmann.

Eilt Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu führen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen;
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

Johanna (freudig).

Die Franken rücken an! Jetzt, Volk von England,
Heraus ins Feld! Jetzt gilt es, friſch zu fechten!

Talbot.

Umſonſt, verhehle deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

Johanna.

Mein Volk wird ſiegen und ich werde ſterben;
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns her geſchreckt in zwanzig Schlachten,
Eh' dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk verzagt ich bis auf Eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt, Talbot!
Was wollen Ihnen unſre zweifelnd Tag
Bei Cyrcaut und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in dieſem Thurm bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden;
Ich laß' Euch fünfzig Ritter zur Bedeckung.

Talbot.

Wahr! Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und dieſe Wüthende im Rücken laſſen?

Johanna.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

Lionel.

Gieb mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreien!

Johanna.

Mich zu befreien iſt mein einziger Wunſch.

Iſabeau.

Legt ihr dreifache Feſſeln an! Mein Leben
Verbürg' ich, daß ſie nicht entkommen ſoll.
(Zu mir mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt).

Lionel (zu Johanna).

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch lebt's in dir:
Entlaſſe Frankreich! Trage Englands Zahne.
Und Du biſt frei, und dieſe Wüthenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir!

Talbot (eilig).

Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna.

Spare deine Worte!
Die Franken rücken an. Verſuche nie dich!
(Trompeten ertönen. Lionel mit Heer).

Talbot.

Ihr wißt, was Ihr zu thun habt, Königin!
Erhält das Glück ſich ſeinen treu, ſeid Ihr,
Das unſre Völker fürchten —

Iſabeau (zum Thor gewendet).

Sorget wohl!
Sie ſoll mir leben, unſern Fall zu ſehn.

Talbot (zu Johanna).

Du weißt, was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!
(Er geht ab).

Eilfter Auftritt.

Iſabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna.

Das will ich!
Daran ſoll Niemand mich verhindern. — Horch!
Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks. Wie muthig
Er in das Herz mir ſchallt und Kraftgefühle!
Verderben über Engelland! Sieg den Franken!

Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Ende nah, sie kann nicht vor euch her, wie sonst,
Die Fahne tragen – schwere Bande fesseln sie.
Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs.

Isabeau (zu einem Soldaten).

Steh' auf wie Worte dort, die nach dem Feld
Hin sieht und sag' mir, wie die Schlacht sich wendet.
(Soldat steigt hinauf.)

Johanna.

Muth, Muth, mein Volk! Es ist der letzte Kampf!
Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Isabeau.

Was siehest Du?

Soldat.

Schon sind sie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Barbenroß,
Im Tigerfell, schwingt vor mit den Gewaltigen.

Johanna.

Das ist Graf Dunois! Frisch, wackrer Streiter!
Der Sieg ist mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Isabeau.

Das seyen Lanzen ihm
In's falsche Herz eindringen, dem Verräther!

Soldat.

Lord Talbot thut ihm mannhaft Widerstand.
Sie fechten ab, sie kämpfen Mann für Mann.
Des Herzogs Leute sind die untersten.

Isabeau.

Siehst Du den Dauphin nicht? Erkennst Du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles ist
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterscheiden.

Johanna.

Hört er mein Ange, oder flieht er eben,
Das Kleinste nicht entgehe meinem Blick!
Das weiße Huhn kann ich im Auge haben,
Den Falk erkenn' ich in den tiefsten Lüften.

Soldat.

Am Graben ist ein fürchterlich Gedränge;
Die Todten, sowie's scheint, die Ersten kämpfen dort.

Isabeau.

Schwebt unsre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flattert sie.

Johanna.

Könnt' ich nur durch der Mauer Nine schauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat.

Weh' mir! was seh' ich! Unser Feldherr ist
Umzingelt!

Isabeau
(reißt den Dolch auf Johanna).

Stirb, Unglückliche!

Soldat (stürzt).

Er ist befreit.
Im Rücken fällt der tapfere Talbot
Den Feind – er bricht in seine dichtsten Scharen.

Isabeau (läßt den Dolch sinken).

Das sprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Isabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehen;
Bedeckt mit Silberlilien ist das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So sehr wirst Du mich nicht verlassen!

Soldat.

Ein schwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk springt ihm zu Hülfe, es ist ein Fürst.

Isabeau.

Der Unsern Einer oder Franzosen?

Soldat.

Sie tödten ihn den Helm. Graf Dunois ist's.

Johanna
(erhebt mit triumphhafter Anstrengung in ihr Ketten).

Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verziert mit Gold?

Johanna (schnell).

Das ist mein Herr, der König.

Soldat.

Sein Roß wird scheu – es bäumt sich – stürzt,
Er windet schwer arbeitend sich hervor –
(Johanna drückt eine Worte mit leidenschaftlichem Bewegungen).
Die Unsern nahen schon in vollem Lauf –
Sie haben ihn erreicht – umringen ihn –

Johanna.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

Isabeau (triumphirend).

Jetzt ist es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!

Johanna
(stürzt auf die Knie, mit gewaltsam heftiger Stimme betend).

Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth!
Hinauf zu dir, in reinen Liebesinnigkeit,
In deine Himmel send' ich meine Seele,
Du kannst die Fäden eines Spinnengewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, eirune Bande
In dünnes Spinnengewebe zu verwandeln –
Du wirst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Thurmwand spaltet sich – Du hast
Dem Samson, da er blind war und gefesselt,
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. – Auf dich vertrauend taut' er
Die Pfeilen seines Kerkers mächtig an,
Und neigte sich und stürzte das Gebäude –

Soldat.

Triumph! Triumph!

Isabeau.

Was ist's!

Soldat.

Der König ist
Gefangen!

Johanna (springt auf).

So sey Gott mir gnädig!
(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen krampfhaft gefaßt und zerreißt. In demselben Augenblick stürzt sie sich auf den nächststehenden Soldaten, entreißt ihm sein Schwert und eilt hinaus. Alle seyen ihr mit Staunen nach).

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Isabeau.

(nach einer langen Pause)

Wird man das? Johanna tot! Wo kann sie sein?
Wo traut sie ihrer prunkentblößten Reize?
Nicht glauben will ich's einer ganzen Welt,
Hier ich's mit eitlem Augen und meinen Ohren.

Lionel (tritt ein).

Wie? hat sie wirklich? Hat der Glaubenswahn
Ihr Haupt gefällt?

Isabeau.

Lionel, ist sie unter?

Lionel.

Nimm

Im Namen Gottes sie — Die Lanze ist Gerichter,
Und nicht Richter — Jage ist sie hier — jene hier —
Ich will sie ungeteilt, in ihrem Urteil!
— Sie wankt vor Hunden — Alles wankt vor mir;
Die Franken flieh'n, sie stehen sich auf's Haar;
— Weh mir! Was ist's! Unser Blicken werden
Von Blut und Tod, unser Atmen schon —

Isabeau.

Weib! Bist du rasend, oder kannst Sieg ersinnen?

Lionel.

Mach' auf den Thron, nimm sie an — Es hat ein Ende! — Ihr seid ihr schuldig auf dem Kampf. — Und Hoheit hängt — Der Letzten ist gelungen.

Isabeau.

Ich will nicht weiter wissen. Komm heraus!

Lionel.

Fliehe, Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thoren Sturm.

(Man hört trommeln.)

Isabeau (mit Würde gegen).

Da kommt, Monsieur!

Dreizehnter Auftritt.

La Hire mit Soldaten kommt. Vorige.

La Hire (tritt ein).

Johanna, unterwirft Euch
Der Königin — Eure Waffen haben ihr
Gesiegt, ihre Widerstand ist gebrochen!
— Befehl meiner Herrin an. Werden, werden
Ihr nicht befolgen hier.

Isabeau.

Tollkühner Tor

Gilt gleich, wo sie dem Thronfeind nicht beugen.
(Gebietet Schweigen ab und fährt dann fort zu Soldaten.)

Die Lanze zerschmettert sich in der Schildwehr.

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen treffen von der Seite ein. Der Graf von Dunois und der Herzog von Burgund; in den Armen seiner Ritter Johanna, schlank verwundet, ohne Helmen und Panzer. Die vorigen. Langsam, vorsichtig. Agnes Sorel folgt ihnen.

Lionel

(sieht sie an der Königin Knie).

Ihr seid befreit — Die Lanze — Ich darf Euch wieder!

Philipp.

Ich bin befreit — Ich darf's zum letzten Male!

(Sieht auf Johanna.)

Lionel.

Johanna! Gott! Die Lanze!

Burgund.

Die Lanze zerbrochen!

Seht eurer Feindin! Gott, wie sie so steht,
Verwundet und wehrlos, die ein Jahrhundert
Den Donnerkeil Rache spricht aus ihrer Hand;
Neue Kräfte holt sie Boden suchte, fand Leben
Ihr neue zu fechten an der neuen Hand.

Maria.

Sie ist besiegt — Ihr wird nicht weiter schonen.
Ihr Haupt wurde das Zeichen weiter Schmach,
Schon schwenkt die Henkers, ein verfehmter Knecht,
Seiten unseres Lagers weiter und weiter Kreis.

Lionel.

Sie steigt ihr Ungeheures auf, sie trotzt!

Burgund (entsetzt).

Reißt sie

Euch auf dem Grab gerissen? Schleicht sie her Zeit?
Der schaut sich empört! Sie steht!

Johanna

(steht ganz aufgerichtet und schaut umher).

Wo bin ich?

Burgund.

Bei deinem Tod, Johanna! Bei den Deinen!

Maria.

Zu deiner Freunde, deiner Königin Füßen!

Johanna

(erblickt sie als wenn sie erwachte).

Nein, so bin ich meine Feindinnen! Gottes,
Der mich rief.

Maria.

Du bist betrogen, wir am Kreuze!
Und unser Kreuz war uns Gott selbst.

Johanna

(sieht ihren Schmuck wieder).

Und nun ist wirklich meiner meinem Tod,
Und hat mich meiner verlassen und verschmäht!
Was Feuer mir stahl, mein Gott mir wieder schlug auf
— Ja, ihn erkannt' ich deutlich. Klarer wurden!
Und ich meine Klang! Daß daß Irrsal mich betrog!
Daß meiner Natur ist so nicht — Wo ist sie?
Nicht eines meiner Zeichen darf ich trauen;
Von meinem Wunder wurde sie nur verwirrt;
Der blauen Lilien auch ist sie entschwunden;
Ihr habt sie gesehen, denn sie muß sie sein.

Maria

(mit Ausdruck).

Wenn sie die Lanze!

(Man sieht sie an. Sie hebt sehr langsam den Arm, sie betrachtet sie. — Ihr Gesicht ist von einem neuen Feuer belebt.)

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel schaun seiner siebenten Farben.
Im Ohr der Engel Gott die schlingend sie.
Die hebt den ewigen Bund an seiner Brust.
Die Himmel streckt sie herrlich aus einander.
Wie weit sind? — Irdische Wolken trennen mich —
Der ewigen Pforten weit gehn Flügelschläge.
Immer — immer! — die dicke Nacht zerteilt —
Herr, ich bin! Schauen, und ewig ist die Freude!

(Die Lanze entfällt ihr, sie sinkt sehr langsam nieder, — Alle stehen lange in tiefstem Schweigen. — Karl allein weiß Mut und Königin weiter, als Johanna spricht sie zu sich selbst, daß sie ganz leise hörbar wird.)

Die Braut von Messina.

Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie.

Ein wirklich Ding muß ich doch anmerken, und wo der Leser mich nicht versteht, da wird er mich nicht verdienen. Man könnte es mir gar sehr übel nehmen, daß ich mir eine eigenthümliche Art erlaube, meine Ideen auf das Papier zu bringen, und daß ich mich nicht an die Vorschrift gewisser Leute binde, die mir vorschreiben wollen, wie ich meine Gedanken zu äußern habe. Aber laßt mich mir diese Freiheit, die ich mir nehme, mit einer Erklärung zu rechtfertigen suchen. Ich habe mir vorgesetzt, einen Versuch mit der Tragödie zu machen, und diesen Versuch habe ich gewagt, ohne mich im geringsten um die Gesetze zu bekümmern, welche die Kunstrichter dieser Dichtart vorschreiben. Ich habe geglaubt, daß ich eine Freiheit, die mir die Natur selbst an die Hand giebt, nicht mißbrauchen würde, wenn ich mich derselben bediente, um meine Gedanken auf eine andere Art auszudrücken, als es einige wenige Regeln, die oft nur willkührlich sind, mir erlauben würden. Ich habe geglaubt, daß ich, um ein neues Gebäude aufzuführen, nicht alle die alten Regeln zu befolgen brauche, nach welchen andere ihre Gebäude aufgeführt haben, und daß ich mir selbst Gesetze machen könne, nach welchen ich meine Arbeit beurtheilt wissen will. Ich habe mir vorgesetzt, die Tragödie mehr zu einem Gedicht, als zu einer Nachahmung zu machen, und habe daher versucht, sie in eine lyrische Sphäre emporzuheben, und sie dadurch mehr zum Ideale zu erheben.

Und dies konnte, nach der ersten Anlage meines Gedichts und der Einrichtung, die ich ihm zu geben willens war, nicht anders geschehen, als durch den Gebrauch des Chors, den ich mir als ein lebendiges Gemälde dachte, welches die Begebenheiten, die sich vor den Augen befinden, begleiten und in sie verflechten sollte. Ich habe mir vorgestellt, daß ein Chor, der sich in einer gewissen Entfernung von der Handlung befindet, weder mit den handelnden Personen, noch mit den Zuschauern in Berührung kommt, und daß er sich also weder durch Furcht noch Hoffnung, weder durch Neigung noch Abneigung, weder durch Vortheil noch Nachtheil, weder durch Gefälligkeit noch Rache, weder durch Liebe noch Haß, weder durch Bitten noch Drohungen, weder durch Gefahr noch Tod, weder durch Krieg noch Frieden, weder durch Sieg noch Niederlage, weder durch Gefangenschaft noch Freiheit, weder durch Mangel noch Ueberfluß, weder durch Herrschaft noch Knechtschaft, weder durch Leben noch Tod, weder durch Jugend noch Alter, weder durch Schönheit noch Häßlichkeit, weder durch Stärke noch Schwäche, weder durch Geschwindigkeit noch Langsamkeit, weder durch Gesundheit noch Krankheit, weder durch Blindheit noch Gesichtskraft, weder durch Taubheit noch Gehör, weder durch Stummheit noch Beredsamkeit, weder durch Farbe noch Gestalt, weder durch Kleidung noch Blöße, weder durch Waffen noch Unbewaffnetheit, weder durch Reichthum noch Armuth, weder durch Wissenschaft noch Unwissenheit, weder durch Sitten noch Unsitten, weder durch Religion noch Irrthum, weder durch Laster noch Tugend, weder durch Weisheit noch Thorheit, weder durch Großmuth noch Niederträchtigkeit, weder durch Ehre noch Schande, weder durch Gerechtigkeit noch Ungerechtigkeit, weder durch Gesetz noch Verbrechen, weder durch Strafe noch Belohnung, weder durch Lohn noch Verdienst, weder durch Ruhm noch Unehre, weder durch Lob noch Tadel, weder durch Liebe noch Haß, weder durch Freundschaft noch Feindschaft, weder durch Verwandtschaft noch Fremdheit, weder durch Bekanntschaft noch Unbekanntschaft, weder durch Gleichheit noch Ungleichheit, weder durch Aehnlichkeit noch Unähnlichkeit, weder durch Einigkeit noch Zwietracht, weder durch Treue noch Meineid, weder durch Wahrheit noch Lüge, weder durch Hoffnung noch Verzweiflung, weder durch Glauben noch Unglauben, weder durch Aberglauben noch Gottesfurcht, weder durch Liebe noch Haß gegen Gott, weder durch Vertrauen noch Mißtrauen gegen Gott, weder durch Gebet noch Fluch, weder durch Segnung noch Lästerung, weder durch Gnade noch Ungnade, weder durch Ergebung noch Widersetzlichkeit, weder durch Buße noch Unbußfertigkeit, weder durch Seligkeit noch Verdammniß, weder durch Himmel noch Hölle, weder durch Engel noch Teufel, weder durch Gott noch Satan, weder durch Zeit noch Ewigkeit, weder durch Anfang noch Ende, weder durch Alles noch Nichts, weder durch Etwas noch Nichts, weder durch Ja noch Nein, weder durch Wahrheit noch Irrthum, weder durch Licht noch Finsterniß, weder durch Sehen noch Blindheit, weder durch Hören noch Taubheit, weder durch Sprechen noch Stummheit, weder durch Leben noch Tod, weder durch Gesundheit noch Krankheit, weder durch Stärke noch Schwäche, weder durch Schönheit noch Häßlichkeit, weder durch Jugend noch Alter, weder durch Reichthum noch Armuth, weder durch Herrschaft noch Knechtschaft, weder durch Freiheit noch Gefangenschaft, weder durch Sieg noch Niederlage, weder durch Krieg noch Frieden, weder durch Waffen noch Unbewaffnetheit, weder durch Blöße noch Kleidung, weder durch Farbe noch Gestalt, weder durch Beredsamkeit noch Stummheit, weder durch Gehör noch Taubheit, weder durch Gesichtskraft noch Blindheit, weder durch Geschwindigkeit noch Langsamkeit, weder durch Gesundheit noch Krankheit

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Du ſtehſt, daß keiner Ehone Bruderſpruch
„Die Stadt entzweie in verderblichen Streit.
„Die von dem wilden Meadrer ſtumm entwandt,
„Durch Einerleyheit nun dem Feinde widerſteht.
„— Du weißt die Mauern! Wort, ſo ſpare ja.
„Wie du der Ehone treuſten Hainen pflegt.
„Mich ſchonend auch, die Feindlichen, der Zeit
„Der Herrſcherin Gedeihn wie zu Grunde gehn.
„Weil keine Ehone wahrend ſich verleiten!
„Wo wirken auch Gelieb vatten ohne ihr,
„Und einen andern Herrn und Obergeben,
„Der unſrer Beſten will und ſchuten kann?“

So ſprach die tauben Männer, unterlaſſet,
Als auch nun Ungeſtalt auch die euer Stadt,
Und ſchlaf Herz, daß vor der Mutter Angſt
Und Sorgen ſchwer genug beladet war,
In unterlaſſen daß nicht zu Hyderde,
In Mark mit dem gering'ſten Mutterbergen
Mich zwiſchen die Gegenwart. Friede ſtehend —
Unabgeſtraft, gebildig unverbeilig
Beſtandt' es ſo, den Einen wie den Andern,
Daß ich entweil durch allerſchlaf Pflicht,
Daß ſie's zuſtehen ſind, in dieſer Stadt
Weilen, in den ſtürmiſchen Gefild,
Unſtatthaft ſich von Knechte zu ſtehn,
Was nur gebaut, ſtehenen der Zeit verſchieden.

Dieß iſt der Tag! Die Mauern hier' ich Klagtag,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Fluge.
— Zerſt kann recht, die Herrſcher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nun euer Pflicht zu ſtehen ſind bedacht;
Zieht Jeder ſich auf Andere gewieſen.
Zuſtehnde ſeinem Land, und treuen Fleiß
Verwerkenheitsgrad mag der Ehone Zweig;
Verſtehen, verſtehet, ſind die mächtig genug,
Euch zu erhalten gegen eine Welt.
Und Keiner hat zu verſtehen — gegen euch!

(Da Beiſeiten entfernen ſich allmählich, die Stadt auf der Bruck. Der Fremdling eilen Diener, die zurückkehren.)

Iſabella. Diego.

Iſabella.

Diego!

Diego.

Was gebietet meine Königin?

Iſabella.

Bewahrter Diener! Seitdem Jahre! Treu aber!
Mich trieben dich Du, meinen Schmerz anſehen;
Es treu' und treu und Milde der Gebieterin,
Verſtehen ſich in ſeiner treuen Bruſt
Mein ſtummſtes Gram, verſtehe Gedenken.
Der Augenblick iſt da, wo es auf Dich
Der Treue ihr verantworten werden,
In treuer Treue erſtehet ab der Natur
Gewalt'ge Stimme, wenn auch hier mich
Ein fremder Wahn beſtehn mochte.
Jetzt darf ich mir Ehrone ſtets erleben;
Nicht heute ich mich Herz verſtehen kann.
Und bleibt Dank, daß lang verſtehet war,
Verſtehende Wort, was mir treuer iſt.

So heute denn die allerſtummſten Treue
Nun ſchon verſtehenſtarken Kleider hin:
Daß nahm treuen Schein mir aufbewahrt,
Du warſt es, treue Seele, der ihn mir
Darüber gebildet hat auf treffer Lage,
Da traur'gen Dunſt der Trauergeiſt ergriffen.

Da bringe ſchleunig jetzt der Schleifchen
Das theurer Pfand zurück!

(Man hört in der Ferne Waffen).

O wie, wie,
Und laß die Freude deinem Schritt verſchlagen!
Ja höre freigewordnen Hörner Schall,
Der meiner Ehone Eingang mir verkündigt.

(Diego geht ab. Die Musik fällt ein und von einer vorgespannten Seite kommt ein Herold mit Gefolge).

Iſabella.

Erwacht iſt ganz Meſſina — Herold! ein Strom
Verworrener Stimmen mächtig ſich brauſend her —
Die ſind's! Das Herz der Mutter, unſtetig ſchlagend,
Empfindet ihrer Söhne Freud und Leid.
Die ſind's! O meine Kinder, meine Kinder!

(Sie eilt hinaus).

Chor (mit Gefolge).

(Es bleibt auch ganz Sicilien, welche zu gleicher Zeit, von zwei entgegengeſetzten Seiten, der eine nach der Lucht, der andere nach dem Vorgebirge Pelorus, nach um die Wette gehen, und ſich endlich auf beſtimmten Punkt, wo alles eingetroffen, in eine Reihe ſtellen. Den einen Flügel bilden die Bürger, den andern die fremden Ritter; beide ſind durch Farbe und Wappen unterſchieden. Wenn beide Flügel einander gegenüberſtehen, bewegt ſich Manfred und die andern Chorführer vorn*).

Erſter Chor. (Cajetan).

Das begrüß ich in Ehrfurcht,
Prangende Hallen,
Dich, meiner Herrſcher
Ehrliche Wiege,
Sauleugetragenen herrlichen Dom!

Lief in der Scheide
Ruhe das Schwert!
Vor den Altären gebeichtet
Lange des Kreuzes ſiegumgrabeorigent Secretes!
Denen bei gebildeten Freuden
Unverſtegliche Schwerte
Hellen der Erd, der Schwarzen Sohn,
Der ſchwarmerſte unter den Göttern der Höhe!

Zweiter Chor. (Ordemund).

Allmacht ergrimmt mir bei Herz im Busen,
In dem Kampf ich die Kraft gebeut.
Denn ich ferne bei Hampf der Metallen,
Meinen Frauen verſuhre Geſtalt,
Kann nimmt ich den ſtarrenden Blatt,
Wenn ich um die Eine mich ſtürzte!
Oder erkrieg' ich den ſchwarzen Mutter?
Nein mir ſpreizt die Enmenſtr,
Die Bedeutungen heißt Tod,
Und der wallende Gerechtigkeit.

Erſter Chor. (Cajetan).

Weiter Raum
Zermet dem Alter,
Ihr, der Vornehmſter, gebiet zuerſt.

(Zu dem zweiten Chor).

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Verfaſſer hat bei Unterbringung Manuſcripts an das Theater zu Wien einen Vorſchlag beigefügt, wie die Reihen bei Chören einer ungeme Personen zweckmäßig zu ordnen. Der mehr denn beim ſchmale und Bayern. Beroe- ger. Manfred, Isidor, und alle Namen Der Mauerſt, der gleich auf Bergemund. Roger. Hippolyt und neun Namen Den Chorn beſtehen. Und alle dem Personen und der Verſuchen Plane in ge- gen andern ſchlecht, ohne daß der Zuſchauer angeſtrengt werden.

Sey mir willkommen,
Der du mir nur
Meiner Geſichte
Beſtätigung ſcheinſt,
Daß Pallaſtes
Heiligen Gitter
Heimlich verehrt!
Weil ich die Jüngſten gleich befragen,
Weilen auch wir jene Worte des Heiligen
Hermes wechſeln mit ruhigem Blut;
Denn auch das Wort iſt, das heilende, gut.
Aber tief iſt das Drauſſen im Innern.
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erneute das Eiſen den Mord.

Der ganze Chor.
Aber tief iſt das Drauſſen im Innern.
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erneute das Eiſen den Mord.

Erſter Chor. (Herrmann).
Dich nicht beſſ' ich: Kannſt du voll mein Herz!
Eine Stadt nur zu mir erwerben.
Jene hab ich tiefmild Gelaſſen,
Aber wenn ich die Jüngſten verlaſſen,
Möchten die Damen ihr wanken und ſinken.
Daß ich die Dolmetſch, ich weiß es das Beſte.

Zweiter Chor. (Hermann).
Mögen ſie's wiſſen,
Warum ich hier ſtehe
Haſtend verſammelt? Mag ſchon es nicht an.
Aber wir ſtanden ihre Gefangnen;
Der ich bin Tapfrer, dem Ehrenmann,
Der den Geweiter läßt verachten.

Der ganze Chor.
Aber wir ſtanden ihre Gefangne;
Der ich bin Tapfrer, dem Ehrenmann,
Der den Geweiter läßt verachten.

Erſter aus dem Chor. (Bertrand).
Hört, weil ich bei mir ſelbſt bewogen,
Als in mäßig beſorgtgegnen
Dumpf des Kampf vorbereitende Gaſſen,
Meinen Gedanken überlaſſen.

Wir hatten uns in des Kampfes Wuth
Nicht bekannt, und nicht verachten,
Denn uns bewährte das brauſende Blut.

Sind ſie nicht unſer, dieſe Thaten?
Dieſe Ehren, mit Recken umſponnen,
Sind ſie nicht Kinder unſerer Thronen?
Ehrten wir nicht in fernem Grund
Hermes vergangene Tage ſchonen,
Tochter des ſchönen Lebens genommen?
Warum giebt mir mit ſorgenden Beginnen
Unſer Schweiz für das fremde Geſchlecht?
Es hat an dieſen Boden ihm Recht.
Auf dem Meeresgrund iſt es gekommen,
Von der Sonne ehrlichem Untergang;
Gaſtlich haben wir's aufgenommen,
Unſrer Väter: Die Zeit iſt lang.
Und ſeyn ſeyen wir uns ſorgenden Bruder
Unterthan dieſem fremden Geſchlechte!

Ein Zweiter. (Manfred).
Wohl! Wir bewohnen ein göttlich Land,
Daß die Himmelsumwandelnde Sonne
Anſieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir ſtanden es tüchtig gerüſtet.
Aber es läßt ſich nicht ſperren und ſchließen,
Und des Meeres ewig umgetriebne Welle
Ein verirrt und ſein Ufern Korſaren,
Der die Küſte verwegen beſchreitet.

Einem Feigen boten wir ja bewaffnet,
Der das Schwert nur des Fremdlings ſcheut.
Einem Gut nur in den eignen Thoren.
Das Land kann ſeine Kinder wohl ſchützen.
Kann wie die getreue Heerd' hüten
Und der hirtliche Hund, der Bienenſchwärmer.
Wie den Thron wählete in der Berge Schutz,
Da entſprangen der Orte Gerichte.

Erſter Chor. (Leiſtau).
Unſeres Schweiz ſind des Landes Güter
Unter der Menſchen Kinderen Gemeinen;
Aber die Natur, die ob euch gerecht,
Und verlieh die das Mark und die Höhe.
Die ſie immer erneuend erfriſcht;
Seyen wann der gewaltige Wille
Von die angeborenden Rath,
Mit der ſturmbewegten Fülle verſtärkt,
Hüttern die Erde mit mächtigem Schritt;
Aber hinter den grauen Höhen
Schaut auch der ruhig, der donnernde Hirt.

Drunten ſteht ob mir nichts zu ſtören.
Mag verſammelt in meinen Schranken
Jene ſchnellen Wetterwolke,
Daß des Friedens ausruhenden Thälern
Auch den Wolkenumfahrn gutmüthig erhellen,
Kommen Hirten gezogen und Heerden,
Neuen die Thäler und trauen die Hütte
Denenend mit ſtets im Wiedergenommenen.
Wenn ich, daß die Gewaltigen kommen,
Daß nur der Nachbarin nah ſie erbeuten;
Innrer Kanfes handthaut Zwey
Ehrt verwundet im Tanze verbrüdern,
Die Zerſtörung verſtändigt ſie nur.
— Die ſtrahlen Dreieres tummeln und geben;
Wir gebrauchen, aber wir bleiben beſtehen.

(In voriger Zeile ſtehen 60; Donna Fiorella ertheilt gutten ihren Thoren Don Manuel und Don Cäſar).

Zweite Ehrer. (Leiſtau).
Preis ihr und Ehre.
Die und hort aufarbet,
Eine gelungene Tenne;
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erſter Chor.
Sohn iſt des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne ſtrahlendem Glanz;
Sanfter iſt der Minder
Liebliche Hoheit
Zwiſchen den Thieren ſeinigen Kraft.
Aber auf der Erden
Iſt vor Dich und vor Gerechtigkeit zu ſtehn.

*) Hoch auf des Leuen
Mantel gehüllet,
Sanftes ſie ſtillbrust den Kreis des Schoßes;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Kleinen ſich die verſtillt verſammelten Welt.

Ehrer die Kirche, die göttliche, hebt nicht
Schaurig vor auf den himmlischen Thron;
Hörend bildet
Ehrer die Kunſt nicht, die ehrlich gebrennt.
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

*) Anmerkung des Herausgebers. Nach der Bilder des Verfaſſers ſeine der Worte: „Hoch auf des Leuen — ihren Sohn.“ auf dem Theater ungeſtellen.

Zweiter Chor. (Marzagar.)

Frevlich ſtehet ſie aus ihrem Schooße
Einen blühenden Baum ſich erheben,
Der ſich ewig verjüngend erneut.
Denn ſie hat ein Geſchlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne,
Und den Namen getrau der rollenden Zeit.

(Rogen).

Bitter verrunſchert,
Namen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Decket ihr hundertmaſtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus.

Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt.
Und Aurora berührt ſie
Mit den erſten Strahlen,
Als die tagenden Gipfel der Welt.

Iſabella.

(mit ihren Söhnen vermiſchend).

Blickt nieder, hohe Königin des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieſes Herz.
Daß ich der Uebermacht nicht ſchwerlich bebe;
Denn leicht vergeſſe ich bei der Mutter Freude,
Wenn ſie ſich ſpiegelt in der Söhne Mund,
Zum Erſtenmal, ſeitdem ich ſie geboren,
Umfaß' ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam
Des Herzens feindliche Entzweiung theilen;
Verachten ganz mußt' ich den einen Sohn,
Denn ich der Mitte mich des andern freute.
O meine Mutterliebe iſt nur Eine,
Und meine Söhne waren einig Zwei!
– Sagt, darf ich ohne Zittern mich der ſüßen
Gewalt des trunknen Herzens überlaſſen?

(Zu Don Manuel).

Denn ich die Hand des Bruders freundlich beſucht,
Euch' ich den Stachel nicht in deine Bruſt?

(Zu Don Ceſar).

Denn ich das Herz an ſeinem Anblick weihe,
Iſt's mehr ein Raub an dir? – O ich muß zittern,
Daß meine Liebe ſtiehlt, die ich euch ſtehle.
Nur eures Haſſes Stimmen teil'ger ſchöre.

(Indem ſie Beide fragend anſieht).

Was darf ich mir von euch verſprechen? Reden!
Mit wildem Herzen kommt ihr hierher!
Iſt's noch der alte unverſöhnte Haß,
Den ihr mit hergebracht in des Vaters Haus,
Und worein drangen vor den Sohnesſeel Ahnen
Der Krieg, auf Augenblicke nur abhändig,
Und harrend in der ehernen Gruft,
Um abzuſtehl, wenn ihr den Rächen nie
Geeinet, mit neuer Wuth ſich zu entfeſſeln?

Chor. (Bohemund).

Krieg oder Frieden! Noch ſchlagen die Loos
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schooße!
Doch es wird ſich noch, eh' wir uns trennen, entſcheiden,
Wir ſind bereit und gerüſtet zu beiden.

Iſabella

(im ganzen Kreis unter Chorgeſang).

Und welcher furchtbar friegeriſche Anblick!
Was ſchön dort hier! Iſt's eine Schlacht,
Die ſich in dieſen Räumen gebereitet?
Wenn die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz anfeinden will vor ihren Kindern?
Bis in den Schooß der Mutter ſtrahlet ihr
Der Arglift Satzungen, thatſächen Verrath.
Daß ihr den Rächen euch beſtimmlich bedrot!
– O bleibt weiben Banden, die euch fügen.
Die raſenden Diener eurer Zorns – Sie ſind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß ſie euch weiſagerinnt zum Beſten rufen!
Wie dunten ſich von Herzen mit euch meinen,
Den Fremblingen, dem eingeborenen Stamm,
Der aus dem eignen Erde ſie vertrieben,
Sich über ſie der Herrſchaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein Jeder, frei ſich ſelbſt
Zu leben nach dem eignen Geſetz!
Die fremde Herrſchaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhalten ihr den Herrn verſagten Dienſt.
Lernt dieß Geſchlechter, daß herzlos falſcher, fremden!
Die Sonderfreude iſt's, wodurch ſie ſich
An eurem Glück, an eurer Größe laben.
Der Herrſcher Fall, der hohen Häupter Sturz
Iſt ihrer Lieder Stoff und ihr Geſpräch.
Was ſich von Sohn zum Enkel fort erzählt.
Wenn ſie ſich die Winternächte kürzen.
– O meine Söhne! Feindlich iſt die Welt
Und falſch geſinnt! Es liebt ein Jeder nur
Sich ſelbſt; unſicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geſtedtorn – Laune bloß, was Laune knüpfte –
Nur die Natur iſt treulich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Naturgrunde feſt.
Wenn alles Andre auf den ſturmbewegten Wellen
Des Lebens wahllos treibt – Die Meigung eint
Den Freund, es eint der Vortheil den Geſellerten;
Weiß dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Unerſchaffen
Iſt ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Trugen ſteht er zweifach da!

Chor. (Cajetan).

Ja, es iſt etwas Großes, ſo manch es verehren,
Um einer Herrſcherin göttlichen Sinn!
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Will ſie mit ruhiger Klarheit ſehn.
Und aber treibt das verworrene Streben
Blind und ſinnlos durch's wüſte Leben.

Iſabella zu Don Ceſar).

Du, der das Schwert auf ſeinen Bruder zückt!
Sieh dich umher in dieſer ganzen Schaar,
Wo iſt ein einz'ger Mut als deines Bruders?

(Zu Don Manuel).

Wer unter dieſen, die Du Freunde nennſt,
Darf deinen Bruder für ſo gar Feine ſtellen?
Ein Jeder iſt ein Muſter ſeines Gleichen,
Und Keiner gleicht mit Keiner wenig dem Andern.
Magſt es, euch in das Anerſtaat zu ſetzen!
O Raſereil der Eiferſucht, des Neides!
Ihm verbrecht Du aus Tauſenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihm an dein Herz
Geſchloſſen haben als den Einzigen.
Und jetzt, da ihn die heilige Natur
Die gab, die in der Mitte ſtehen ihn ſtrafen,
Tritſt Du, ein Fremder an dem eignen Blut,
Mit ſtolzer Mündiger die Geſetze mit Füßen.
Dich wegzuwerfen an den ſeindlichen Mann,
Dich an den Feind und Fremdling auszuliefern!

Don Manuel.

Höre mich, Mutter!

Don Ceſar.

Mutter, ihr mich!

Iſabella.

Nicht Worte ſind's, die hier trauf'gen Streit

Erbiegen – Hier iſt das Mein und Dein,
Die Rache von der Stadt nicht mehr zu ſondern.
– Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwertſtroms, der gräßlich ſich ergoß?
Des unterird'ſchen Feuers ſchreckliche
Gewalt iſt Asch', eine Todtenöde
Liegt aufgethürmt über den Graſinken,
Und jeder Zuſtand wandelt ſich in Verwüſtung.
– Nur dieſes Eine leg' ich euch an's Herz:
Das Böſe, das der Mann, der wüthige,
Dem Manne zufügt, das, ich will es glauben,
Verübt ſich auch und verſöhnt ſich ſchwer. Der Mann
Will ſeinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rachedurſt, den er wohl bekennen laßt.
Doch eures Haders Urſprung ſteigt hinauf
In unverſtand'ger Kinderei fernſter Zeit.
Kein Mann iſt's, was ihn entzweyhaun ſetzte.
Fragt zuerſt, was euch zuerſt entzweyet.
Ihr wißt es nicht, ja fänden ihr's euch auf.
Ihr möchtet euch des thör'ſchen Haders ſchämen.
Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,
Der, fortgezeugt in unglückſel'ger Kette,
Die neuſte Unthat dieſes Tags geboren.
Denn alle ſchwere Thaten, die ich jetzt geſcholten,
Sind nur des Urgewebes und der Rache Kinder.
– Und jene Knabenſtriche weckten ihr
Noch jetzt ſtreitkämpfen, da ihr Männer ſeyd?

(Beider Hände faſſend).

O meine Söhne! Kommt, entſöhnet euch,
Die Rechnung gegenſeitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten iſt das Unrecht.
Seyd edel, und großherzig ſchenkt einander
Die mannesgroße unabtrenn Schuld.
Der Sieg göttlichſter iſt das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der ſchönen Liebe ſey das neue Leben,
Der Eintracht, der Verſöhnung ſey's geweiht.

(Er tritt einen Schritt gegen Beiden zurück, als wollte er ihnen Raum geben, ſich einander zu nähern. Beide bücken ſich ſcheu, einander anzuſehen).

Chor. (Caſetan).

Hört der Mutter vermahnende Rede.
Mahrlich, ſie ſpricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es gelung ſeyn und endet die Fehde.
Dort gefällt's euch, ſo ſtehet ſie fort.
Was euch geziemt iſt, das iſt mir gerecht.
Ihr ſeyd die Herrſcher und ich bin der Knecht.

Iſabella

(nachdem ſie einige Zeit nachgedacht, und vergebens eine Anſtrengung der Seelen erwartet, mit unterdrücktem Schmerz).

Jetzt weiß ich nichts mehr. Aufgeleert hat' ich
Der Worte Köcher und erſchöpft der Bitten Kraft.
Im Grabe ruht, der euch gewaltſam bändigte,
Und mächtig hebt die Mutter zwiſchen euch.
– Vollendet! Ihr habt freie Macht! Geherrſcht
Vom Dämon, der euch ſinnlos wüthend treibt!
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar!
Laßt ſeine Hallen ſtehen, die euch geboren,
Den Scheuplatz werden eurer Bruderzwietracht.
Vor eurer Mutter Aug' greifet euch
An eurem eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das Thebaniſche Paar,
Rückt auf einander an, und mutvoll ringend
Umfanget euch mit ehrner Umarmung!
Lieben und Leben ſpanne jede Zeder,
Den Dolch elnbohrend in des Andern Bruſt,
Daß ſelbſt der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme ſelbſt, des Pyrers rothe Säule,
Die ſich von eurem Sackerbauſen hebt,
Sich zwieſpaltend von einander theile,
Ein ſchaudernd Bild, wie ihr geſtritten und gelebt.
(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander ſtehen).

Beide Brüder, Beide Ehre.

Chor. (Caſetan).

Es ſind nur Worte, die ſie geſprochen,
Aber ſie haben den fröhlichen Muth
In der ſeligen Bruſt mir geknicket,
Ja nicht vergeß das verwandte Blut.
Nein, zum Himmel erhob' ich die Hände,
Ihr ſeyd Brüder! Bedenket das Ende!

Don Ceſar

(ohne Don Manuel anzuſehen).

Du biſt der ältre Bruder, rede Du!
Dem Erſtgeborenen weicht ich ohne Schande.

Don Manuel (zu beyden Seiten).

Sag' etwas Gutes und ich ſolgt gern
Dem edeln Beiſpiel, das der Jüngre giebt.

Don Ceſar.

Nicht, weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne, aber ſchwerer gar mich fühle –

Don Manuel.

Nicht Kleinmuths zeihe Don Ceſarn, wer ihn kennt;
Zählt er ſich ſchwächer, wird' er ſtolzer reden.

Don Ceſar.

Denkſt Du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel.

Du biſt zu ſtolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Ceſar.

Verachtung nicht erträgt mein edles Herz;
Doch in der Kampfeß heiligſter Erbittrung
Gedachteſt Du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel.

Du wißt nicht meinen Tod; ich habe Proben.
Ein Mönch erbat ſich ihr, mich wenigſtens
Zu morden; Du beſtrafteſt den Verräther.

Don Ceſar (mit etwas mehr).

Hätt' ich dich früher ſo gerecht erkannt,
Es wäre Vieles ungeſchehn geblieben.

Don Manuel.

Und hört' ich dir ein ſo verſtändlich Herz
Gewußt, viel Mühe hatt' ich dann der Mutter.

Don Ceſar.

Du wurdeſt mir viel ſtolzer abgeſpiegelt.

Don Manuel.

Es iſt der Fluch der Hohen, daß ſie Niedern
Sich ihres offnen Ohrs verdächtigen.

Don Ceſar (ernſter).

So iſt's. Die Dämon zeugen alle Schuld.

Don Manuel.

Die unſer Herz in bittern Haß entflammet.

Don Ceſar.

Die böſe Worte hin und wieder tragen.

Don Manuel.

Mit falſcher Deutung ſehr That vergiftet.

Don Ceſar.

Die Wunde öffneten, die ſie heilen ſollten.

Don Manuel.

Die Flamme ſchürten, die ſie löſchen konnten.

Don Ceſar.

Wir waren die Verführten, ihr Betrogenen!

Don Manuel.

Das blinde Werkzeug fremder Leidenſchaft!

Don Ceſar.

Iſt's wahr, daß alles Andre trennbar iſt —

Don Manuel.

Und falſch! Die Mutter ſagt's; Du darfſt es glauben!

Don Ceſar.

So will ich dieſe Bruderhand ergreifen —
(Er reicht ihm die Hand hin).

Don Manuel (ergreift ſie haſtig).

Die mir die nächſte iſt auf dieſer Welt.
(Beide halten Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang ſchweigend).

Don Ceſar.

Ich ſeh' dich an, und überraſcht, erſtaunt
Find' ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel.

Und eine Aehnlichkeit entdeckt ſich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

Don Ceſar.

Biſt Du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So herzlich begegnet und ſo gütig ſpricht?

Don Manuel.

Iſt dieſer freundlich ſanftgeſinnte Jüngling
Der ſtolzwollende mir gehäſſige Bruder?
(Wiederum Stillſchweigen; Jeder ſieht in dem Anblick des Andern verloren).

Don Ceſar.

Du nahmſt die Pferde von arabiſcher Zucht
Im Anſturmritt, und dem Nachlaß unſers Vaters.
Den Rittern, die Du ſpeiſteſt, ſahſt ich's ab.

Don Manuel.

Sie ſind dir lieb. Ich brauche nicht mehr dran.

Don Ceſar.

Nein, nimm die Roſſe, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm ſie, ich beſchwöre dich.

Don Manuel.

Ich will es thun, wenn Du das Schloß am Meere
Begehren wirſt, um das wir beſtig ſtritten.

Don Ceſar.

Ich nehm' es nicht, denn bin ich's wohl zufrieden,
Daß wir's gemeinſam brüderlich bewohnen.

Don Manuel.

So ſey's! Warum unſeindſeliges Eigenthum
Beſitzen, da die Herzen einig ſind?

Don Ceſar.

Warum noch länger abgetrennt leben,
Da wir, vereinigt, jeder reicher werden!

Don Manuel.

Wir ſind nicht mehr getrennt, wir ſind vereinigt.
(Er eilt in ſeine Arme).

Erſter Chor (zum zweiten). (Cajetan).
Was ſtehen wir hier noch feindlich geſchieden,
Da die Fürſten ſich trauend umfaſſen?
Unſerm Beiſpiel ſeia' ich und biete die Frieden;
Wollen wir einander denn ewig haſſen?
Sind ſie Brüder durch Bluts Bande,
Sind wir Bürger und Söhne von einem Lande.
(Beide Chöre umarmen ſich).

Ein Bote (tritt auf).

Zweiter Chor (zu Don Ceſar). (Bohemund).
Den Epheer, den Du aufgeriefen, Herr,
Erblick' ich wiederkehrend. Ferne hielt
Den Ceſar! Gute Botſchaft harret dein:
Denn ſiegreich ſtrahlt der Blick des Kommenden.

Bote.

Heil mir und Heil der befreiten Stadt!
Des ſiebenten Aufzugs wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Aelteſten ſeh' ich
In friedlichem Gefolge, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfes-Wuth verlaſſen.

Don Ceſar.

Du ſtellſt die Liebe auf des Hauſes Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix feigen.

Bote.

Ein zweites ſag' ich zu dem erſten Glück!
Mein Botenſtab ergrünt von friſchen Zweigen!

Don Ceſar (zu der Seine führend).

Laß hören, was Du bringſt.

Bote.

Ein einz'ger Tag
Will Alles, was erkennlich iſt, verſammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir ſuchten,
Sie iſt gefunden. Herr, ſie iſt nicht weit.

Don Ceſar.

Sie iſt gefunden! O wo iſt ſie? Sprich!

Bote.

Hier in Meſſina, Herr, verbirgt ſie ſich.

Don Manuel

(zu dem erſten Ritter gewendet).

Von hoher Ritter Glanz ſeh' ich die Mauern
Des Bruders glänzen, und ſein Auge trügt.
Ich weiß nicht, was es iſt; denn ich'd der Farbe
Der Freude und waffenend theil' ich ſie.

Don Ceſar (zu dem Boten).

Komm, führe mich! — Ich weiß, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier.
(Er will gehen).

Don Manuel.

Verſchieb' es nicht. Das Glück begleite Dich.

Don Ceſar

(kehrt ſich und kommt zurück).

Don Manuel! Mehr, als ich ſagen kann,
Ziert mich dein Anblick — Ja, wir ahnet ſchon,
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben;
Der langgetrennten Trieb wird freud'ger nur
Und mächt'ger Frieden in der neuen Scene;
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

Don Manuel.

Die Bläſſe deutet auf die ſüße Frucht.

Don Ceſar.

Es iſt nicht recht, ich ſcheu's und taſte mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße,
Denk nicht, ich ſtehle weniger als Du.
Dieß iſt die feſtlich ſchöne Stunde rauh zerſtörende.

Don Manuel (mit ſanfter Zudringung).

Gehorche Du dem Augenblick! Der Liebe
Gebühret von heute an das ganze Leben.

Don Ceſar.

Entdeck' ich dir, was mich von hinnen ruft —

Don Manuel.

Laß mir dein Herz! Der kleine dein Geheimniß.

Don Ceſar.

Auch kein Geheimniß trennt und ferner mehr;
Bald faßt die letzte dunkle Falte ſich zu winden!
(Zu dem Chor gewendet).
Euch rufe' ich's an, damit ihr's Alle wiſſet!
Der Streit iſt abgeſchloſſen zwiſchen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erflieh' ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger,
Und werd' ihn haſſen, wie der Hölle Pforten,
Der den erſteſinnen Funken unſers Streits

Aufglüht zu neuen Flammen — Hofft Keiner
Mir zu gefallen oder Dank zu ernten.
Der von dem Bruder Böses mir verübet,
Mit falscher Dienstbegier den bittern Pfeil
Des raschen Worts gehässig weiter sendet.
— Nicht Murrein aus der Lippe fahlagt das Wort,
Das unbedacht dem schnellen Zorn entfloh'n;
Doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlangendraut entlos'ten fort,
Und dringt an's Herz sich an mit tausend Aesten;
So trennen endlich in Verwerrenheit
Unleidlich sich die Guten und die Besten!
(Er entfernt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweiten Chore begleitet).

Don Manuel und der erste Chor.

Chor. (Cajetan).

Bewunderungsvoll, o Herr, betrachet' ich dich,
Und fast muß ich mich heute ganz verkennen.
Mit banger Nähe kamen erwiederst Du
Des Bruders Liebeswerbe, der zusammend
Mit offnem Herzen dir entgegen kommt.
Versunken in dich selber stehst Du da
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib gegangen und die Seele fern.
Wer so sich fühlt, möchte leicht der Kälte
Doch zeihen und stolz unfreundlichen Gemüths;
Ich aber will dir drum nicht fühllos scheinen.
Denn heiter blickst Du, wie ein Glücklicher.
Um dich und Lachen spielt von deine Wangen.

Don Manuel.

Was soll ich sagen? Was erwidern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraschend neu Gestalt; er sieht
Den alten Hass aus seinem Busen schwinden,
Und wundernd fühlt er sein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Hass mehr mitgebracht;
Kaum weiß ich noch, warum mir jüngst stritten.
Denn über allen irdischen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenflittigen die Seele,
Und in dem Glanzelemer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finstre Falten
Des Lebens aufgeglättet und verschwunden.
— In jede dieser Hallen, dieser Säle,
Und denke mir das dreifache Prächtgen
Der überraschen hochgetauten Braut,
Wenn ich als Fürstin sie und Herrscherin
Durch dieses Hauses Pforten führen werde.
— Noch liebt sie nur den Liebenden! Den Fremdling,
Den Namenlosen hat sie sich gegeben.
Nicht ahnet sie, daß es Don Manuel,
Messina's Fürst ist, der die goldne Binde
Ihr um die sahne Stirne flechten wird.
Wie sah ihr's, das Geliebte zu beglücken
Mit ungetheilter Größe, Glanz und Schein!
Längst spart' ich mir dies höchste der Entzücken,
Wohl bleibt es stets sein höchster Schmuck allein;
Doch auch die Hoheit darf das Sahne schmücken.
Der goldne Reif erhebt den Edelstein.

Chor. (Cajetan).

Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum Erstenmal den stummen Mund entkegeln.
Mit Ehrerungen folgt ich der schon längst,
Ein seltsam wunderbar Geheimniß ehrend;
Doch nicht ertönt' ich mich, was Du vor mir
In tiefes Dunkel hüllst, dir abzufragen.
Doch trägt nicht mehr der Zeiten mantre Lust,
Der Rose Wetterstaub und des Falten Sieg.
Aus der Gebärden Aug' verschwindet Du.
So oft die Sonne sinkt zum Himmelsrande,

Und keiner unsers Thors, die wir dich sonst
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines stillen Pfads Gefährte seyn.
Warum verfolgest Du dis dieses Tag
Dein Liebesglück mit dieser neid'schen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Furcht ist fern von deiner großen Seele.

Don Manuel.

Gefläglt ist das Glück und schwer zu binden;
Nur in verlass'ner Lube wird's bewährt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt.
Und rasch entflieht es, wenn Gesandtschaft
Vorellig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel so nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen und ich will's.
Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die Meine, und des Diamant Reid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verstehen werd' ich zu ihr schleichen,
Nicht ranken mehr der Liebe gelbne Kranke;
Nicht mehr die Freude haschen auf der Flucht.
Das Morgen wird dem schönen Heute gleichen,
Nur Blitzen gleich, die schnell vorüber schießen,
Und plötzlich von der Nacht verschlungen sind.
Mein Glück wird seyn, gleichwie des Baches Fließen,
Gleichwie der Sand des Stundenglases rinnt.

Chor. (Cajetan).

So nenne sie und, Herr, die dich im Stillen
Beläuert, daß wir dein Loos verehrend rühmen
Und würdig ehren unsers Fürsten Braut.
Sag' an, wo Du sie fandest, wo verwahrst,
In welches Orts verschwiegner Heimlichkeit?
Denn wie durchgieren schwärmend weit und breit
Die Jäger auf der Jagd perlustrirenden Pfaden;
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle sie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel.

Den Zauber ist' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne schauen.
Verneh met denn und hört, wie mir gelang.
Fünf Monde sind's, es verrinnt noch im Lande
Des Vaters Macht, und bewahrt gewaltsam
Der Jugend starren Nacken in das Joch —
Nicht kannt' ich als der Waffen wilde Freuden,
Und als des Waidwerks kriegerische Lust.
— Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirgs — da gesch'ah's,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindin
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das scheue Thier floß durch des Thales Krümmen,
Durch Busch und Kraut und patmenlos Gestrüpp;
Auf Wurfes Weite sah ich's stets vor mir.
Doch konnt' ich's nicht erreichen noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, schon mit dem Sperre zielend;
Da seh' ich wundernd das erschrockne Thier
In einer Nonne Füßen zitternd liegen.
Die es mit zarten Händen schmeichelnd tröst.
Bewegungslos starr' ich das Wunder an.
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf anhebend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an; so stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und umgewandelt schmelzt ist mir das Herz.
— Was ich nun sprach, was die Holdselge mir

Erwiedert, mahne Niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen.
An meiner Bruſt fühlt' ich die ihre ſchlagen,
Als die Besinnungskraft mir wieder kam.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten.
Den Ruf zur Hora ſahen es zu bedeuten,
Und ſchnell, wie Geiſter in die Luft verweben,
Entſchwand ſie mir und ward nicht mehr geſehen.

Chor. (Caſetan).

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Kann das Du an dem Göttlichen vergessen,
Des Himmels Braut verführt mit ſündigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig iſt des Kloſters Pflicht.

Don Manuel.

Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln;
Das unſtät ſchwanke Sehnen war gewunden,
Dem Leben war ſein Inhalt aufgefunden;
Und wie der Pilger ſich nach Oſten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glüht,
So kehrte ſich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen deſſen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entführte dem Meer und ſank hinunter,
Der nicht zwei glückliche Liebende vereinte.
Geſtanden ſtill war unſrer Herzen Bund,
Nur der allein'ge Aerzte hörer uns
War des verſchwiegnen Glücks vertrauter Zeuge;
Es brannte weiter keines Menſchen Dienſt.
Drei waren ſeelige Stunden, ſei'ge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefeſſelt,
Das ſich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor. (Caſetan).

So war das Kloſter eine Freiſtatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel.

Ein heilig Pfand ward ſie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einſt werde fordern.

Chor. (Caſetan).

Doch welches Blutes rühmt ſie ſich zu ſein?
Denn nur vom Edeln kann das Edle ſtammen.

Don Manuel.

Sich ſelber ein Geheimniß wußt ſie auf.
Nicht kennt ſie ihr Geſchlecht noch Vaterland.

Chor. (Caſetan).

Und leitet keine kundige Spur zurück
Zu ihres Daſeins unbekannten Quellen?

Don Manuel.

Daß ſie von edlem Blut, verſtehrt der Mann,
Der Eing'ge, der um ihre Herkunft weiß.

Chor. (Caſetan).

Wer iſt der Mann? Nichts hatte mir zurück,
Denn wiſſend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel.

Ein alter Diener nahm von Zeit zu Zeit,
Der einz'ge Bote zwiſchen Kind und Mutter.

Chor. (Caſetan).

Von dieſen Alten haſt Du nichts erforſcht?
Feigherzig und geſchwätzig iſt das Alter.

Don Manuel.

Nie wagt' ich's, einer Neugier nachzuarten,
Die mein verſchwiegnes Glück gefährden konnte.

Chor. (Caſetan).

Was aber war der Inhalt ſeiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu beſuchen kam?

Don Manuel.

Auf eine Zeit, die Alles löſen würde,
Hat er von Jahr zu Jahren ſie vertröſtet.

Chor. (Caſetan).

Und dieſe Zeit, die Alles löſen ſoll,
Hat er ſie näher heutend nicht bezeichnet?

Don Manuel.

Seit wenig Monden drohete der Greis
Mit einer nahen Aendrung ihres Schickſals.

Chor. (Caſetan).

Er drohte, ſagſt Du? Alſo fürchteſt Du
Ein Licht zu ſchöpfen, das dich klug erkennt?

Don Manuel.

Ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen;
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verluſt.

Chor. (Caſetan).

Doch konnte die Entdeckung, die Du fürchteſt,
Auch deiner Liebe günſt'ge Zeichen bringen.

Don Manuel.

Auch ſtürzen konnte ſie mein Glück; herum wühlt' ich
Das Siderſte, ihr ſchnell zuvor zu kommen.

Chor. (Caſetan).

Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllſt Du mich,
Und eine raſche That muß ich beſorgen.

Don Manuel.

Schon ſeit den letzten Monden ließ der Greis
Geheimnißvolle Winke ſich entfallen,
Daß nicht mehre ferne ſey der Tag, der ſie
Den Ihrigen zurückzu geben werde.
Seit geſtern aber ſprach er's deutlich aus,
Daß mit der nächſten Morgenſonne Strahl —
Dieß aber iſt der Tag, der heute ſenotet —
Ihr Schickſal ſich entſcheidend werde löſen.
Kein Augenblick war zu verlieren; ſchnell
War mein Entſchluß gefaßt und ſchnell vollſtreckt.
In dieſer Nacht raubt' ich die Jungfrau weg,
Und brachte ſie verborgen nach Meſſina.

Chor. (Caſetan).

Welch kühn vermeſſen räuberiſche That!
— Vergieb, o Herr, die freie Tadelrede!
Doch ſolches iſt des weiſern Alters Recht,
Wenn ſich die raſche Jugend kühn vergißt.

Don Manuel.

Unſerm vom Kloſter der Verwaiſten,
In eines Gartens abgeſchiedner Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, bieder
In der Verſöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich ſie dort allein
Zurück, die ſich nichts weniger erwartet.
Als in dem Glanz der Aerzten einzutreten,
Und auf erbauten Judgeſtuhl des Rechts
Vor ganz Meſſina aufgeſtellt zu werden.
Denn anders nicht ſoll ſie mich wiederſehen,
Als in der Größe Schmuck und Staat, und feſtlich
Den ernſten ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimatloſe, Flüchtige
Der Mutter nahen ſoll, die ich ihr gebe;
Als eine Aerztin chriſtlich will ich ſie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor. (Caſetan).

Gebiete, Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel.

Ich habe mich aus ihrem Arm geriſſen,
Doch nur mit ihr worü' ich beſchäftigt ſein.
Denn nach dem Bazar ſollt ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Weibern zum Verkauf
Ausſtellen, was das Morgenland erzeugt
An edlem Stoff und feinem Kunſtgebild.

Erſt wählet aus die zierlichſten Sandalen,
Der zartgeformten Füße Schutz und Zier;
Dann zum Gewande wählt das Kunſtgewebe
Des Purpurs, hellſtrahlend wie der Sonne
Des Atlas, der der nächſte iſt dem Lichte —
Und leuchtet mutig! ob, wie der Morgenduft,
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur ſey, mit zarten Zügen Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunika
Unter dem jüngſten Buſen reizend knüpft;
Dann den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur ſchimmernd;
Ueber der Achſel heft' ihn eine goldne
Cikade — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die ſchönen Arme reizend zu umgürten;
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meerbeherrſcherin wundervolle Gaben.
Um die Locken wende ſich ein Diadem,
Gefüget aus dem köſtlichſten Geſtein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenlinie kreuze.
Doch im Haarſchmuck ſey der lange Schleier
Befeſtigt, der die glänzende Geſtalt,
Gleich einem hellen Lichtgewölk, umfluthe,
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend ſich das ſchöne Ganze.

Chor. (Caſtor).

Es ſoll geſchehen, Herr! wie Du befiehlſt,
Denn fertig und vollendet finder ſich
Dich Alles auf dem Bazar ausgeſtellt.

Don Manuel.

Den ſchönſten Zelter führet dann hervor
Aus meinen Ställen; ſeine Farbe ſey
Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde;
Von Purpur ſey die Decke, und Geſchirr
Und Zügel reich beſetzt mit edeln Steinen!
Denn tragen ſoll er meine Königin.
Ihr ſelber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterſtaates, unterm freud'gen Schall
Der Hörner, eure Fürſtin heimzuführen.
Doch Alles zu beſorgen geht' ich jetzt;
Zwei unter euch erwähl' ich zu Begleitern,
Ihr Andern wartet mein — Was ihr vernahmt,
Bewahrt's in eures Buſens tiefſtem Grunde,
Bis ich das Band gelöſt von eurem Munde.
(Er geht ab, von Zweien aus dem Chor begleitet).

Chor. (Caſtor).

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürſten ruhen vom Streite,
Außzufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas ſchaffen und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfriſchendem Windeswehen
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Einer aus dem Chor. (Manfred).

Schön iſt der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer groſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigen Raſen;
Schöne Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schlummer der Mittagsröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat ſeine Ehre,
Der Beweger des Menſchengeſchicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Menſch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh' iſt das Grab des Muths.
Das Geſetz iſt der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erſcheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter. (Berengar).

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Winket nicht zu dem Sohnen die Welt?
Da iſt das Fürwahr! Da iſt das Hoffen;
Königin hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe bewieget das Leben,
Daß ſich die grauſichen Farben erheben.
Reizend verträgt ſie die glücklichſten Jahre,
Die gefälligſe Tröſterin des Schmerz;
In das Genuine und Tranrigwahre
Webet ſie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Caſtor).

Pflücke die Blume dem blühenden Lenze,
Suchne das Sohne! Und kröne ſein Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's
Einem ernſteren Gott zu dienen.

Erſterer. (Manfred).

Der ſtrengen Diana, der Freundin der Jagden,
Laſſet uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Und den Eyrinthos kürzen vom Filz.
Denn die Jagd iſt ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernſten Kriegsgotts luſtige Braut —
Man iſt auf mit dem Morgenſtrahl,
Wenn die ſchmetternden Hörner laden
Luſtig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfriſchenden Erdnen der Lüfte!

Zweiter. (Berengar).

Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelfläche
Labet in ihrem unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?
Wer das grüne kryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt;
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer iſt der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launiſch Reich;
Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen
Und der Aermſte dem Fürſten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Looſe,
Dreht das Glück ſeine Kugel um;
Auf den Wellen iſt alles Welle,
Auf dem Meere iſt kein Eigenthum.

Dritter. (Caſtor).

Aber nicht bloß im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresflut,
Auch auf der Erde, ſo feſt ſie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.

– Sorge gibt mir dieſer neue Frieden.
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geſchieden,
Wächſt ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief haben hat der Haß gegriffen,
Und zu ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Die ſich nie vergeben und vergeſſen;
Noch hab' ich das Ende nicht geſehn,
Und mich ſchrecken ahnungsvolle Tränme!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund;
Aber ſehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieſer Ehe ſegenloſer Bund.
Dieſe tückiſchen krummen Liebespfade,
Dieſes Klofterraub's verwegne That:
Denn das Gute liebt ſich das Gerade;
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.

(Berengar).

Auch ein Mann war's, wie wir Alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein fremd Ehebett gerieſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Andere ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſaatreifen Samen
Auf das ſündige Ehebett aus.
Grenelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.

Chor. (Caſtor).

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn geſühnt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wut.
Es iſt kein Zufall und blinder Loos,
Daß die Brüder ſich wütend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutterſchooß.
Sie ſollte den Haß und den Streit gebären.
– Aber ich will es ſouverainend verhüllen,
Denn die Rachgöttter ſchaffen im Stillen,
Zeit iſt's, die Unfalle zu bewinnen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

(Der Chor geht ab).

Die Scene verwandelt ſich in einen Garten, der die Ausſicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anſtoßenden Gartenſaal tritt

Beatrice

ſehr unruhig auf und umher, nach allen Seiten unſicher ſpähend. Endlich bleibt ſie ſtill und horcht).

Er iſt es nicht – Es war der Winde Spiel.
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen;
Schon neigt die Sonne ſich zu ihrem Ziel;
Mit trägem Schritt ſeh' ich die Stunden ſchleichen,
Und mich ergreift ein ſchaudervolles Grauſen,
Es ſchrecht mich ſelbſt das weſenloſe Schweigen.
Nichts geht hier mir, wie weit die Blicke ſchauen;
Er läßt mich hier in meiner Angſt verzagen.

Und nahe bin' ich, wie ein rauſchend Wehr
Die Stadt, die rückerwimmelnde, erfreut;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An ſeine Ufer dumpfverbrandend ſtoßen.
Es ſtürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in dieſem Furchtbargroßen,
Und fortgeſchleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenloſen Raume.

Warum verließ ich meine ſtille Zelle?
Da leer' ich ohne Sehnſucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wieſenquelle,
An Wünſchen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle;
Mich faßt die Welt in ihren Rieſenarm;
Zerriſſen hab' ich alle feſte Bande,
Verſchwunden eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab' ich getban?
Ergriff mich berückend
Ein raſender Wahn?

Den Schleier zerriß ich
Jungfräulicher Zucht;
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umſtrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer in fruchtloſer Flucht.

O komm, mein Geliebter!
Wo bleibſt Du und ſaumeſt? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schauer,
Mit tückender Nähe verriet'rer mein Herz!

Und ſollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein ſich an mich ſchloß?
Denn aufgeopfert ward ich in's fremde Leben,
Und früh ſchon hat mich ein ſtrenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Geriſſen von dem mütterlichen Schooß.
Nur einmal ſah ich ſie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und ſo erwuchs ich ſtill am ſtillen Orte,
In Lebens Glanz den Schatten beigeſellt,
– Da ſtand er plötzlich an des Kloſters Pforte.
Schön, wie ein Gott, und minnlich, wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen,
Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen.

Vergib, Du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geſchick erkoren.
Nichts frei erwählt' ich! ich! es hat mich gefunden,
Eindringt der Gott auch zu verſchloſſ'nen Thoren;
In Perſiens Thurm hat er den Weg gefunden.
Dem Dämon iſt kein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas dimmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu ſchauen,
In ſeine Heimath ſehn' ich mich zurück!
Der Liebe will ich ſicherend mich vertrauen;
Gleicht es ein andres als der Liebe Glück!
Mit meinem Loos will ich mich gern beſcheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich ſie und will ſie nimmer kennen,
Die ſtets die Elfter meiner Tage nennen.
Wenn ſie von dir mich, mein Geliebter, trennen,
Ein ewig Räthſel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug, ich lebe dir! (Aufmerkend).
Horch, der lieben Stimme Schall!
– Nein, es war der Wiederhall.
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht,
Der Geliebte iſt es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?
Mich umſchlingt ein kaltes Grauſen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer ſchwerer
Wird das Herz – Wo bleibt er?
(Er geht unruhig umher).

Aus des Gartens sichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entsetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu setzen.
Denn mich trieb's mit mächtigem Drang,
Aus der Seele tiefsten Tiefen,
Als sie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn.
Nimmer kommt' ich widerstehn.
Wenn ein Laufcher mich erspähte?
Voll von Feinden ist die Welt.
Arglist hat auf allen Pfaden.
Fromme Unschuld zu verraten.
Ihr verräterisch Netz gestellt.
Grauend hab' ich's schon erfahren,
Als ich aus des Klosters Hut
In die fremden Menschenscharen
Mich gewagt mit freiem Mut.
Dort bei jenes Festes Feier,
Da der Fürst beraten ward,
Mein Erblühen prüft' ich theuer;
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich scheuchten,
Mir das Innerste durchspähten,
In das tiefste Herz mir schaute —
Noch durchschauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Brust!
Nimmer, nimmer kann ich schauen
In die Augen des Geliebten.
Dieser stillen Schuld bewußt!
(Aufbrechend).
Stimmen im Garten!
Er ist's, der Geliebte!
Er selber! Jetzt täuschte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt sich!
Im seine Arme!
An seine Brust!
(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens, Don Cesar tritt ihr entgegen).

Don Cesar. Beatrice. Der Chor.

Beatrice
(mit Schrecken zurücktretend).
Weh mir! Was seh' ich!
(In verwirrten Augenblick tritt auch der Chor ein).

Don Cesar.
Holde Sehnsucht, stürmte nicht!
(Zu dem Chor).
Der rauhe Ausblick eurer Waffen schrecket
Die zarte Jungfrau — Bleibet zurück und bleibt
In ehrerbiet'ger Ferne!
(Zu Beatricen).
Fürchte nichts!
Die holde Scham, die Sehnsucht ist mir heilig.
(Der Chor hat sich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand).
Wo wurst Du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich diese lange Zeit? Dich hab' ich
Gesucht, nach dir geforschet; wachend, träumend
Warst Du des Herzens einziges Gefühl,
Seit ich bei jenem Leichenfest des Fürsten
Wie eines Engels Lichterscheinung dich
Zum Erstenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb vir die Macht, mit der Du mich bezwangst.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der heimlich zitternd lag
Verrieth sie dir — ein rührenderes Bestandnis
Verbot des Ortes ernste Majestät.
— Der Meister Hochamt rief mich zum Gebet,
Und da ich vor den Knieen jetzt erstanden,
Die ersten Blicke scheuend auf dich sog bestern,
Warst Du aus meinen Augen weggerückt;
Doch nachgezogen mit allmächt'gem Zauberbanden
Hast Du mein Herz mit allen seinen Kräften.
Seit diesem Tage sucht' ich rastlos dich,
An aller Kirchen und Pallaste Pforten;
An allen offnen und verborgnen Orten.
Wo sich die süße Unschuld zeigen kann.
Hat' ich das Netz der Späher aufgebreitet;
Doch meiner Mühe sah' ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,
Des Späherß glückgetönte Wachsamkeit
In dieser nächsten Kirche dich entdeckte.
(Hier macht Beatrice, welche in voriger ganzen Zeit zitternd und abgewandt gestanden, eine Bewegung des Erschreckens).
Ich habe dich wieder, und der Geist verlasse
Eher die Glieder, eh' ich von dir scheide!
Und daß ich fest stehteln den Zufall fasse.
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red' ich dich vor diesen Zeugen an
Als meine Gattin an und reiche dir
Zum Pfande deß die ritterliche Rechte.
(Er beut sie dem Chor dar).
Nicht forschen will ich, wer du bist — Ich will
Nur dich von dir; nichts frag' ich nach dem Andern.
Daß deine Seele wie dein Ursprung rein,
Hat mir dein erster Blick verbürget und beschworen,
Und wärst Du selbst die Niedrigste geboren,
Du wärest dennoch meine Liebe seyn,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren.
Und daß Du wissen mögest, ob ich auch
Herr meiner Thaten sey, und doch genug
Gestellt auf dieser Welt, und das Geliebte
Mit starkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarf's nur, meinen Namen dir zu nennen.
— Ich bin Don Cesar und in dieser Stadt
Messina ist kein größrer über mir.
(Beatrice schaudert zurück: er bemerkt es, und fährt nach einer kleinen Weile fort).
Dein Staunen leh' ich und dein stilles Schweigen;
Schamhafte Demuth ist der Reize Krone.
Denn ein Verborgenes ist sag das Sehne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.
— Ich geb' und überlasse dich dir selbst.
Daß sich dein Geist von seinem Schrecken löse:
Denn jedes Neue, auch das Glück, erschreckt.
(Zu dem Chor).
Geht ihr — Sie ist's von diesem Augenblick!
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürstin,
Betehret sie von ihres Standes Größe.
Bald kehr' ich selbst zurück, sie heimzuführen,
Wie's Meiner würdig ist und ihr gebührt.
(Er geht ab).

Beatrice und der Chor.

Chor. (Bohemund).
Heil dir, o Jungfrau,
Liebliche Herrscherin!
Dein ist die Krone,
Dein ist der Sieg!
Als die Erhalterin
Dieses Geschlechtes,

Künftiger Helden
Bildende Mutter begrüß' ich dich!

(Roger).

Dreifaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,
Gluͤcklinge, trittſt Du
In ein götterbeglückigtes glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Zepter in ſtetiger Reihe
Wandert vom Ahnherrn zum Enkel hinab.

(Bohemund).

Deines lieblichen Eintritts
Werden ſich freuen
Die Penaten des Hauſes,
Die hehren, die ernſten
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Viktoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand ſchwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege geſpannt.

(Roger).

Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus dieſem Geſchlechte,
Scheidend reicht
Eine Fürſtin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönſte
Erlebt mein Auge,
Denn ich ſehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

Beatrice

(aus ihrem Schrecken erwachend).

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen,
Welche leben,
Nicht in dieſe ſollt' ich fallen!

Jetzt verſteh' ich das Entſetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich ſchaudernd ſtets gefaßt,
Wenn man mir den Namen nannte
Dieſes furchtbaren Geſchlechtes,
Das ſich ſelbſt vertilgend haßt,
Gegen ſeine eignen Glieder
Wütend mit Zerſtörung raſt!
Schaudernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaß der Brüder,
Und jetzt reicht mein Schreckensſchickſal
Mich die Arme, Rettungsloſe,
In den Strudel dieſes Hauſes,
Dieſes Unglücks mich hinein!
(Sie flieht in den Gartenſaal).

Chor. (Bohemund).

Den beglückten Sohn der Götter beneid' ich,
Den begluͤckten Beſitzer der Macht!
Immer das Köſtlichſte iſt ſein Antheil.
Und von Allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird geprieſen,
Bricht er die Blume ſich ab.

(Roger).

Von den Perlen, welche der tauchende Fiſcher
Auffängt, wählt er die reinſten für ſich.
Für den Herrſcher legt man zurück das Beſte,
Was gewonnen ward mit gemeinſamer Arbeit.
Wenn ſich die Diener durch's Loos vergleichen,
Ihm iſt das Schönſte gewiß.

(Bohemund).

Aber Eines doch iſt fein köſtlichſtes Kleinod,
Jeder andre Vorzug ſey ihm erlaubt,
Dieſes beneid' ich ihm unter Allem,
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken iſt aller Augen,
Daß er ſie eigen beſitzt.

(Roger).

Mit dem Schwerte ſpringt der Korſar an die Küſte
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall;
Männer führet er davon und Frauen,
Und erſtrigt die wilde Begierde,
Nur die ſanfte Geſtalt darf er nicht berühren:
Die iſt des Königes Gut.

(Bohemund).

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungewitter in dieſes Geheimniß
Dringe und der Herrſcher uns tobe.
Der das Köſtlichſte, was er beſitzet,
Unſrer Bewahrung vertraut.
(Der Chor entfernt ſich nach dem Hintergrunde).

Die Scene verwandelt ſich in ein Zimmer im Innern des Pallaſtes.

Donna Iſabella ſteht zwiſchen Don Manuel und Don Ceſar.

Iſabella.

Nun endlich iſt mir der erwünſchte Tag,
Der lang erſehnte, feſtliche, erſchienen —
Vereint ſeh ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zuſammen füge.
Und im vertrauten Kreis zum Erſtenmal
Kann ſich das Herz der Mutter freudig öffnen.
Fern iſt der fremden Zeugen rohe Schaar,
Die zwiſchen uns ſich kampfgerüſtet ſtellte —
Der Waffen Klang erſchreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerſtörten Brandſtatt, wo ſie lang
Mit altererbtem Eigenthum geniſtet,
Aufſteigt in hellem Schwarm, den Tag verdunkelnd!
Wenn ſich die lang verwilderten Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen.
Er liebt der alte Haß mit feinem nächtlichen Gefolge, dem verblümten Verdacht,
Der ſüßen Mißgunſt und dem bleichen Neide,
Aus ſtillen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geſelliges
Vertrauen und heitre Eintracht fröhlend ein.
(Sie hält inne).
— Doch nicht genug, daß dieſer heut'ge Tag
Jedem von Beiden einen Bruder ſchenkt;
Auch eine Schweſter hat er euch geboren.
— Ihr ſtaunt? Ihr ſeht mich mit Verwunderung an?
Ja, meine Söhne! Es iſt Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche, und das Siegel löſe
Von einem lang verſchloſſenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab' ich einem Gatten
Geboren; — eine jüngre Schweſter lebt
Euch noch — Ihr ſollt noch heute ſie umarmen.

Don Ceſar.

Was ſagſt Du, Mutter? Eine Schweſter lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieſer Schweſter!

Don Manuel.

Wohl hörten wir in froher Kinderzeit,

Daß eine Schweſter uns geboren worden;
Doch in der Wiege ſchon, ſo ging die Sage,
Nahm ſie der Tod hinweg.

Iſabella.
Die Sage lügt!
Sie lebt!

Don Ceſar.
Sie lebt und Du verſchwiegeſt uns?

Iſabella.
Von meinem Schweigen geb' ich Rechenſchaft.
Hört, was geſäet ward in früh'rer Zeit,
Und jetzt zur freien Ernte reifen ſoll.
– Ihr wart noch zarte Knaben, aber ſchon
Entzweite euch der jammervolle Zwiſt,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und bäuſte Gram auf eurer Eltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tags
Ein ſeltſam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er ſäh' aus ſeinem brachzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachſen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend – zwiſchen beiden
Wuchs eine Lilie empor – Sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, graſſirend aufſchlug,
Und um ſich wütend, ſchnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verſchlang.
Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befragt' der Vater einen ſternekundigen
Arabier, der ſein Orakel war,
An dem ſein Herz mehr hing, als mir geſtel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, ihren würde ſie ihm
Die beiden Söhne und ſein ganzer Stamm
Durch ſie vergelten – Und ich ward Mutter einer
Tochter;
Der Vater aber gab den grauſamen
Befehl, die Neugeborne abzuhal
Jn's Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorſatz und erbeut die Tochter
Durch eines treuen Knechts verſchwiegnen Dienſt.

Don Ceſar.
Geſegnet ſey er, der die hülfreich war!
O nicht an Rath gebricht's der Mutterliebe!

Iſabella.
Der Mutterliebe mächt'ge Stimme nicht
Allein trieb mich das Kindlein zu verſchonen.
Auch mir ward einer Traumes ſeltſames
Orakel, als mein Schooß mit dieſer Tochter
Geſegnet war: Ein Kind, wie Liebesgöttter ſchön.
Sah ich im Graſe ſpielen, und ein Löwe
Kam aus dem Wald, der in dem blut'gen Rachen
Die friſch gefangte Beute trug, und ließ
Sie ſanftentſchlafen in den Schooß des Kindes fallen.
Und aus den Lüften ſchwang ein Adler ſich
Herab, ein zitternd Reh in ſeinen Fängen,
Und legt' es ſchmeichelnd in den Schooß des Kindes.
Und beide, Löw' und Adler, tegten fromm
Gepaart ſich zu des Kindes Füßen nieder.
– Des Traums Verſtändniß ſchien mir ein Mönch,
Ein gottgelobter Mann, bei dem das Herz
Rath fand und Troſt in jeder irr'gen Noth.
Der ſprach; „Gewiß wärs' ich einer Tochter,
„Die mir der Söhne ſtreitende Gemüther
„In heiter Liebeseinigkeit vereinen würde.“
– Jm Jnnerſten bewahrt' ich mir dieß Wort;
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gott verheißne,
Des Segens Tochter, meiner Hoffnung Pfand,
Die mir des Friedens Werkzeug ſollte ſeyn,
Als euer Haß ſich wachſend ſtets vermehrte.

Don Manuel
(ſeinen Bruder umarmend).
Nicht mehr der Schweſter braucht's, der Liebe Band
Jn ſtegten, aber feſter ſoll ſie's knüpfen.

Iſabella.
So ließ ich an verborgner Stätte ſie,
Den meinen Augen fern, getreuinnigſt,
Durch fremde Hand erziehn; – den Anblick ſelbſt
Des lieben Angeſichts, den beiſeſtehen,
Verſagt' ich mir, den ſtrengen Vater ſcheuend,
Der von des Argwohns tadelloſer Pein
Und finſter grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Seiten nur die Späher pflanzte.

Don Ceſar.
Drei Monde aber hielt den Vater ſchon
Das ſtille Grab – Was weinte dir, o Mutter,
Die lang' Verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unſer Herzen zu erfreuen!

Iſabella.
Was ſonſt, als euer unaufhörlicher Streit,
Der, unaufhörlich während, auf dem Grab
Des kaum entſeelten Vaters ſich entflammte,
Nicht Raum noch Statte der Verſöhnung gab?
Kennt' ich die Schweſter zwiſchen eure wild
Entblößten Schwerter ſtellen? Konnte ihr
Jn dieſem Sturm die Mutterſtimme hören?
Und ſollt' ich ſie, des Friedens theuren Pfand,
Den letzten heil'gen Anker meiner Hoffnung,
An eures Haſſes Wuth unzeitig wagen?
– Erſt mußtet ihr's erragen, euch als Brüder
Zu ſehn, eh' ich die Schweſter zwiſchen euch
Als einen Friedensengel ſtellen konnte.
Jetzt kann ich's und ich führe ſie euch zu.
Den alten Diener hab' ich ausgeſendet.
Und ſtündlich harr' ich ſeiner Wiederkehr,
Der, ihrer ſtillen Zuflucht ſie entreißend,
Zurück an meine mütterliche Bruſt
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel.
Und ſie iſt nicht die Eing'ge, die Du heut
Jn deine Mutterarme ſchließen wirſt.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten;
Es füllt ſich der verödete Pallaſt,
Und wird der Sitz der bild'nden Anmuth werden.
– Vernimm, o Mutter, ſeye auch mein Geſtändniß.
Eine Schweſter gibſt Du mir – Jch will dafür
Dir eine zweite liebe Tochter ſchenken.
Ja, Mutter! Segne deinen Sohn! – Dieß Herz,
Es hat gewählt; gefunden hab' ich ſie,
Die mir durch's Leben ſoll Gefährtin ſeyn.
Eh' dieſes Tages Sonne ſinkt, führ' ich
Die Gattin ihr Don Manuels zu Füßen.

Iſabella.
An meine Bruſt will ich ſie freudig ſchließen,
Die meinen Erſtgebornen mir beglückt;
Auf ihren Pfaden ſoll die Freude ſprießen,
Und jede Blume, die das Leben ſchmückt,
Und jedes Glück ſoll mir den Sohn belohnen,
Der mir die ſchönſte reicht der Mutterfreuden!

Don Ceſar.
Verſchwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen erſtgebornen Sohn!
Wenn Liebe Segen gibt, ſo bring' auch ich
Dir eine Tochter, ſolcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Geſchäft gelehrt.
Eh' dieſes Tages Sonne ſinkt, führt auch
Don Ceſar ſeine Gattin dir entgegen.

Don Manuel.

Allmächt'ge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königin der Seelen!
Dir unterwirft ſich jedes Element,
Du kannſt das Feindſeligſtreitende vermählen;
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn haſt Du
Beſiegt, der unbezwungen ſtets geblieben.
(Don Ceſar umarmend).
Jetzt glaub' ich an dein Herz und ſchließe dich
Mit Hoffnung an die brüderliche Bruſt;
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn Du kannſt lieben.

Iſabella.

Dreimal geſegnet ſey mir dieſer Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom ſchwerbeladnen Buſen hebt — Gegründet
Auf feſten Säulen ſteh' ich mein Geſchlecht,
Und in der Zeiten Unermeßlichkeit
Kann ich hinabſehn mit zufriednem Geiſt.
Noch geſtern ſah' ich mich im Wittwenſchleier,
Gleich einer Abgeſiechten, kinderlos,
In dieſen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blühende Töchter mir zur Seite ſtehen.
Die Mutter zeige ſich, die glückliche,
Von allen Weibern, die geboren haben,
Die ſich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürſten königliche Töchter
Erblühen denn an dieſes Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm? — denn nicht
Unwürdig wählten kennten meine Söhne!

Don Manuel.

Nur heute, Mutter, forſche nicht, den Schleier
Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der Alles ihnen wird.
Im Beſten mag die Braut ſich ſelbſt verkünden;
Deß ſey gewiß, Du wirſt ſie würdig finden.

Iſabella.

Des Vaters eignen Sinn und Geiſt erkenn' ich
In meinem erſtgebornen Sohn! Der liebte
Von jeher, ſich verborgen in ſich ſelbſt
Zu ſinnen und den Rathſchluß zu bewahren
Im unzugänglhar feſt verſchloſſenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Friſt vergönnen;
Doch mein Sohn Ceſar, deß bin ich gewiß,
Wird jetzt mir eine Königstochter nennen.

Don Ceſar.

Nicht meine Weiſe iſt's, geheimnißvoll
Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen,
Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth;
Doch was Du jetzt von mir begehrſt zu wiſſen,
Das, Mutter — laß mich's redlich dir geſtehen,
Hab' ich mich ſelbſt noch nicht gefragt. Fragt man,
Woher der Funke Himmelsfeuer ſtamme?
Die alte Welt verſteht, erklärt ſich ſelbſt;
Ihr Licht bezeugt, daß ſie vom Lichte ſtamme.
Im's klare Auge ſah ich meiner Braut,
Im's Herz des Herzens hab' ich ihr geſchaut,
Im reinen Glanz will ich die Perle nennen;
Doch ihren Namen kann ich ihr nicht nennen.

Iſabella.

Wie, mein Sohn Ceſar? Rüdre mir das auf!
Zu gern dem erſten mädchen Gefühl
Vertrauteſt Du, wie einer Götterſtimme.
Auf raſcher Jugendthat erwart' ich dich;
Doch nicht auf thörichte kindiſcher — Laß hören,
Was deine Wahl getroffen.

Don Ceſar.

Wahl, meine Mutter?
Iſt's Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?
Nicht eine Braut zu ſuchen ging ich aus,
Nicht wahrlich ſolches Titels konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes;
Denn horten fand ich, die ich nicht geſucht.
Gleichgültig war und nichts bedeutend mir
Der Frauen leer geſchwätziges Geſchlecht;
Denn eine zweite ſah ich nicht, wie die,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernſte Todtenfeier;
Im Weihgebräng verbergen wohnen wir
Ihr bei, Du weißt's, in unbekannter Kleidung;
So hatteſt Du's mit Weisheit angeordnet,
Daß unſers Haders wild entzweiende
Gewalt des Feſtes Würde nicht verletze.
— Mit ſchwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umſtanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Todtenſarg erhaben ruhte,
Mit weißbefiederten Grabeszug bedeckt.
Und auf dem Grabtuch ſahe man den Stab
Der Herrſchaft liegen und die Fürſtenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwerdt mit diamantenem Gehäng.
— Und Alles lag in ſtiller Andacht hingeſenkt,
Als ungeſehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfing ſich zu regen,
Und hundertſtimmig der Geſang begann —
Und als der Chor noch fortklang, ſtieg der Sarg
Mit ſamt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Verſinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überſpielerte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der leiſe Schmuck
Zurück, dem Wiederfahrenden nicht folgend —
Doch auf den Strophenflügeln des Geſanges
Schwang die befreite Seele ſich nach oben,
Den Himmel ſuchend und den Schooß der Gnade.
— Dieß Alles, Mutter! ruf' ich dir, genau
Beſchreibend, in's Gedächtniß jetzt zurück,
Daß du erkennteſt, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünſchen mir im Herzen war,
Und dieſen feſtlich ernſten Augenblick
Entwürdigte ein Tand meines Lebens,
Mich zu verlieren mit der Liebe Strahl.
Wie es geſchah, frag' ich mich ſelbſt vergebens.

Iſabella.

Vollende dennoch! Laß mich Alles hören!

Don Ceſar.

Woher ſie kam, und wie ſie ſich zu mir
Gefunden, dieſes frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, ſtand ſie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefſten Innerſten mich ihre Nähe.
Nicht eines Thörels beider Zauber war's,
Der Reize nicht, die auf der Wange ſchweben,
Selbſt nicht der Glanz der göttlichen Geſtalt —
Es war ihr tiefſtes und geheimſtes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich werben —
Die Seelen ſchienen ohne Wortesklaut
Sich, ohne Mittel, geiſtig zu verſtehen.
Als ſich mein Athem miſchte mit dem ihren;
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden!

Don Manuel (mit Feuer einfallend).

Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,

Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall' ich bei, ich muß ihn loben,
Mein eigen Schicksal ist's, was er erzählt.
Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beseelt.

Isabella.

Den eignen freien Weg, ich seh' es wohl,
Will das Verhängniß gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge stürzt der ungehemmte Strom,
Wählt sich sein Bette selbst und bricht sich Bahn;
Nicht des gemeß'nen Pfades achtet er,
Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.
So unterwerf ich mich, wie kann ich's ändern?
Der unvergeßne stärkern Gotterband,
Die meines Hauses Schicksal dunkel spinnt.
Der Söhne Herz ist meiner Hoffnung Pfand;
Sie beuten groß, wie sie geboren sind.

Isabella. Don Manuel. Don Cesar.

Diego zeigt sich an der Thür.

Isabella.

Doch sieh! Da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo ist mein Kind? — Sie wissen Alles! Hier
Ist kein Geheimniß mehr — Wo ist sie? Sprich!
Vertrag sie länger nicht! Wir sind gefaßt,
Die bösste Kunde zu ertragen. Komm!
(Sie will mit ihm nach der Thür gehen).
Was ist das? Wie? Du zögerst? Du verstummst?
Das ist kein Blick, der Gutes mir verkündet!
Was ist dir? Sprich! Ein Schauder faßt mich an.
Wo ist sie? Wo ist Beatrice? (Will hinaus).

Don Manuel (für sich, betroffen).

Beatrice!

Diego (hält sie zurück).

Bleib!

Isabella.

Wo ist sie? Mich entfernt die Angst.

Diego.

Sie folgt
Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.

Isabella.

Was ist geschehn? Bei allen Heiligen, rede!

Don Cesar.

Wo ist die Schwester? Unglücksel'ger, rede!

Diego.

Sie ist geraubt! Gestohlen von Korsaren!
O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!

Don Manuel.

Faß' dich, o Mutter!

Don Cesar.

Mutter, sey gefaßt!
Bezwinge dich, bis Du ihn ganz vernommen!

Diego.

Ich machte schnell mich auf, wie Du befohlen,
Die oft betretne Straße nach dem Kloster
Zum Erstenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.

Don Cesar.

Zur Sache!

Don Manuel.

Rede!

Diego.

Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Klosters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Seh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entsetzt vernehm' ich das Entsetzliche.
(Isabella sinkt bleich und zitternd auf einen Sessel, Don Manuel ist um sie beschäftigt).

Don Cesar.

Und Mauren, sagst Du, raubten sie hinweg?
Sah man die Räuber? Wer bezeugte dieß?

Diego.

Ein maurisch Räuberschiff gewahrte man
In einer Bucht, unfern dem Kloster ankernd.

Don Cesar.

Manch Segel rettet sich in diese Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo ist das Schiff?

Diego.

Heut frühe sah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite suchen.

Don Cesar.

Hört man von andern Raub noch, der geschehn?
Dem Mauren genügt einfache Beute nicht.

Diego.

Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Räuberherde, die dort weidete.

Don Cesar.

Wie konnten Räuber aus des Klosters Mitte
Die Wehrverschloss'ne heimlich raubend stehlen?

Diego.

Des Klostergartens Mauern waren leicht
Auf hoher Leiter Sprossen überstiegen.

Don Cesar.

Wie brachen sie in's Innerste der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der strenge Zwang.

Diego.

Die noch durch kein Gelübde sich gebunden,
Sie durfte frei im Freien sich ergehen.

Don Cesar.

Und pflegte sie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieses sage mir.

Diego.

Oft sah man sie des Gartens Stille suchen;
Der Wiedertritt vergaß sie heute nur.

Don Cesar

(nachdem er sich eine Weile bedacht).

Raub, sagst Du? War sie frei genug dem Räuber,
So konnte sie in Freiheit auch entfliehen.

Isabella (steht auf).

Es ist Gewalt! Es ist verwegner Raub!
Nicht pflichtvergessen konnte meine Tochter
Aus freier Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Den Cesar! Eine Schwester
Dacht' ich euch zuzuführen; doch ich selbst
Soll jetzt sie eurem Heldenarm verdanken.
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, daß eure Schwester
Des frechen Diebes Beute sey — Ergreift
Die Waffen! Rüstet Schiffe aus! Durchforscht
Die ganze Küste! Durch alle Meere setzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schwester!

Don Cesar.

Leb' wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!
(Er geht ab. Don Manuel aus einer tiefen Zerstreuung erwachend, wendet sich bestürzt zu Diego).

Don Manuel.

Wann, sagst Du, sey sie unsichtbar geworden?

Diego.
Seit dieſem Morgen erſt ward ſie vermißt.

Don Manuel
(zu Donna Iſabella).
Und Beatrice nennt ſich deine Tochter?

Iſabella.
Dieß iſt ihr Name! Eile! Frage nicht!

Don Manuel.
Nur Eines noch, o Mutter, laß mich wiſſen —

Iſabella.
Fliege zur That! Des Bruders Beiſpiel folge!

Don Manuel.
In welcher Gegend, ich beſchwöre dich —

Iſabella (ihn unterbrechend).
Sieh meine Thränen, meine Todesangſt!

Don Manuel.
In welcher Gegend hältſt Du ſie verborgen?

Iſabella.
Verbergner nicht war ſie im Schooß der Erde!

Diego.
O jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

Don Manuel.
Furcht, und worüber? Sage, was Du weißt.

Diego.
Daß ich des Raubs unſchuldig Urſach ſey.

Iſabella.
Unglücklicher, entdecke, was geſchehn.

Diego.
Ich habe dir's verhehlt, Gebieterin,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verſchonen.
Am Tage, als der Fürſt verbrigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernſten Feier ſich entgegendrängte,
Lag deine Tochter, denn die Kunde war
Auch in des Kloſters Mauern eingedrungen,
Lag ſie mir an mit unabläßigem Flehn,
Ihr dieſes Feſtes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückſeliger ließ mich bewegen,
Verhüllte ſie in ernſte Trauertracht,
Und alſo war ſie Zeugin jenes Feſtes.
Und dort erſpähet' ich, in des Volks Gewühl,
Das ſich verdächtig von allen Enden,
Ward ſie vom Aug' des Räubers ausgeſpäht;
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel (vor ſich, erleichtert).
Glückſeliges Wort, das mir das Herz befreit!
Das gleicht ihr nicht! Dieß Zeichen trifft nicht zu.

Iſabella.
Wahnſinn'ger Alter! So verriethſt Du mich!

Diego.
Gebieterin! Ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in dieſem Wunſche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen abnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!
Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und ſo, aus guter Meynung, ſchafft' ich Böſes!

Don Manuel (vor ſich).
Was ſteh' ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?
Schnell will ich Licht mir ſchaffen und Gewißheit.
(Will gehen).

Don Ceſar (der zurückkommt).
Verzieh, Don Manuel, gleich folg' ich dir.

Don Manuel.
Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge Niemand!
(Er geht ab).

Don Ceſar
(ſieht ihm verwundert nach).
Was iſt dem Bruder? Mutter, ſage mir's.

Iſabella.
Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkehrt' ich ihn.

Don Ceſar.
Du ſiehſt mich wiederkehren, meine Mutter;
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergaß ich, um ein Zeichen mich zu fragen,
Woran man die verlorne Schweſter kennt.
Wie ſind' ich ihre Spuren, eh' ich weiß,
Aus welchem Ort die Räuber ſie geriſſen?
Das Kloſter nenne mir, das ſie verborg.

Iſabella.
Der heiligen Cecilia iſt's geweihet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langſam ſteigend hebt, liegt es verſteckt,
Wie ein verſchwiegner Anſchmutt der Seelen.

Don Ceſar.
Sey gutes Muths! Vertraue deinen Söhnen!
Die Schweſter bring' ich dir zurück, müßt' ich
Durch alle Länder ſie und Meere ſuchen.
Doch Eines, Mutter, iſt es, was mich kümmert;
Die Braut vertieft ich unter fremdem Schutz.
Nur die kann ich das theure Pfand vertrauen;
Ich ſende ſie dir her, Du wirſt ſie ſchauen;
An ihrer Bruſt, an ihrem lieben Herzen
Wirſt Du des Grams vergeſſen und der Schmerzen.
(Er geht ab).

Iſabella.
Wann endlich wird der alte Fluch ſich löſen,
Der über dieſem Hauſe laſtend ruht?
Mit meiner Hoffnung ſpielt ein tückiſch Weſen,
Und nimmer ſtillt ſich ſeines Neides Wut.
So nahe glaubt' ich mich dem ſichern Hafen,
So feſt vertraut' ich auf des Glückes Pfand
Und alle Stürme glaubt' ich eingeſchlafen,
Und ſrendig winkend ſah ich ſchon das Land
Im Abendglanz der Sonne ſich erhellen;
Da kommt ein Sturm, aus heiterer Luft geſandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen!
(Sie geht nach dem innern Hauſe, wohin ihr Diego folgt).

Die Scene verwandelt ſich in den Garten.

Beide Chöre, Zuletzt Beatrice.
(Der Chor des Don Manuel kommt im feſtlichen Aufzuge, mit Lorbeern geſchmückt, und die eben der ſchwärmenden Braut gefolgte begleitend; der Chor des Don Ceſar will ihm den Eintritt verwehren).

Erſter Chor. (Cajetan).
Du würdeſt wohl thun, dieſen Platz zu leeren.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Ich will's, wenn beſſre Männer es begehren.

Erſter Chor. (Cajetan).
Du könnteſt merken, daß Du läſtig biſt.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Deswegen bleib' ich, weil es dich verdrießt.

Erſter Chor. (Cajetan).
Hier iſt mein Platz. Wer darf zurück mich halten?

Zweiter Chor. (Bohemund).
Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.

Erſter Chor. (Cajetan).
Mein Herrſcher ſendet mich, Don Manuel.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Ich ſtehe hier auf meines Herrn Befehl.

Erſter Chor. (Caſetan).
Dem ältern Bruder muß der jüngre weichen.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Dem Erſtgeborenen gehört die Welt.

Erſter Chor. (Caſetan).
Verhalter, geb und räume mir das Feld!

Zweiter Chor. (Bohemund).
Nicht bis ſich unſre Schwerter erſt vergleichen.

Erſter Chor. (Caſetan).
Fink' ich dich überall in meinen Wegen?

Zweiter Chor. (Bohemund).
Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.

Erſter Chor. (Caſetan).
Was haſt Du hier zu horchen und zu hören?

Zweiter Chor. (Bohemund).
Was haſt Du hier zu fragen, zu verbieten?

Erſter Chor. (Caſetan).
Dir ſteh' ich nicht zur Red' und Antwort hier.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Und nicht des Wortes Ehre gönn' ich dir.

Erſter Chor. (Caſetan).
Ehrfurcht gebührt, o Jüngling, meinen Jahren.

Zweiter Chor. (Bohemund).
In Tapferkeit bin ich, wie Du, erfahren!

Beatrice (ſtürzt heraus).
Weh mir, was wollen dieſe wilden Schaaren?

Erſter Chor (zum zweiten). (Caſetan).
Nichts acht' ich dich und deine ſtolze Miene!

Zweiter Chor. (Bohemund).
Ein deſſ'rer iſt der Herrſcher, dem ich diene!

Beatrice.
O weh mir, weh mir, wenn er jetzt erſcheine!

Erſter Chor. (Caſetan).
Du lügſt! Don Manuel beſiegt ihn weit!

Zweiter Chor. (Bohemund).
Den Preis gewinnt mein Herr in jedem Streit.

Beatrice.
Jetzt wird er kommen, dieß iſt ſeine Zeit!

Erſter Chor. (Caſetan).
Wäre nicht Friede, Recht verſchafft' ich mir!

Zweiter Chor. (Bohemund).
Wär's nicht die Furcht, ſein Friede wehrte dir.

Beatrice.
O wär' er tauſend Meilen weit von hier!

Erſter Chor. (Caſetan).
Das Geſetz ſtreicht' ich, nicht deiner Blicke Trutz.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Wohl thuſt Du dran, es iſt des Feigen Schutz.

Erſter Chor. (Caſetan).
Fang an, ich folge!

Zweiter Chor. (Bohemund).
Mein Schwert iſt heraus!

Beatrice
(in der heftigſten Bolangſigung).
Sie werden handgemein, die Degen blitzen!
Ihr Himmelsmächte, haltet ihn zurück!
Werft euch in ſeinen Weg ihr Hinderniſſe,
Eine Schlinge legt, ein Netz um ſeine Füße,
Daß er verfehle dieſen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuſchet meine Bitte,
Weit, weit von hier entfernet ſeine Schritte!
(Sie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erſcheint Don Manuel).

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel.
Was ſeh' ich! Haltet ein!

Erſter Chor (zum zweiten). (Caſetan, Berengar, Manfred).
Komm an! Komm an!

Zweiter Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt).
Nieder mit ihnen! Nieder!

Don Manuel
(tritt zwiſchen ſie, mit gezogenem Schwert).
Haltet ein!

Erſter Chor. (Caſetan).
Es iſt der Fürſt.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Der Bruder! Haltet Friede!

Don Manuel.
Den ſtreut' ich tode auf dieſes Raſens Grund,
Der mit gezückter Angenwimper nur
Die Fehde fortſetzt und dem Gegner droht!
Raſt ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwiſtes Flammen aufzublaſen,
Der zwiſchen uns, den Fürſten, abgethan
Und ausgeglichen iſt auf immerdar?
— Wer fing den Streit an? Rede! Ich will's wiſſen.

Erſter Chor. (Caſetan, Berengar).
Sie ſtanden hier —

Zweiter Chor. (Roger, Bohemund unterbrechend).
Sie kamen —

Don Manuel (zum erſten Chor).
Rede Du!

Erſter Chor. (Caſetan).
Wir kamen her, mein Fürſt, die Hochzeitsgaben
Zu überreichen, wie Du uns befahlſt.
Geſchmücket zu einem Feſte, keineswegs
Zum Krieg bereit, Du ſiehſt es, gegen wir
In Frieden unſern Weg, nichts Arges denkend
Und trauend dem beſchwornen Vertrag;
Da fanden wir ſie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang ſperrend mit Gewalt.

Don Manuel.
Unſinnige, iſt keine Freiſtatt ſicher
Genug vor eurer blinden tollen Wuth?
Auch in der Unſchuld Hüt verbergen Sitz
Bricht euer Hader feindſeſtörend ein?
(Zum zweiten Chor).
Weiche zurück! Hier ſind Geheimniſſe,
Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.
(Da dieſelbe zögert).
Zurück, beim Herr gebietet dir's durch mich.
Denn wir ſind jetzt Ein Haupt und Ein Gemüth,
Und mein Befehl iſt auch der Deine. Geh!
(Zum erſten Chor).
Du bleibſt und wahrſt des Eingangs.

Zweiter Chor. (Bohemund).
Was beginnen?
Die Fürſten ſind verſöhnt, das iſt die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spalte und Streit
Sich andrängen, niedergeſchäftig drängen,
Bringt wenig Dank und bringt noch Gefahr.
Denn wann der Mächtige des Streits ermüdet,

Wirft er bethend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gebeut, den blut'gen Mantel
Der Schuld, und leicht gerinnigt ſteht er da.
Drum mögen ſich die Fürſten ſelbſt vergleichen,
Ich acht' es für gerathen, wir geboren.

(Der zweite Chor geht ab, der erſte zieht ſich nach dem Hintergrund der Scene zurück. In dreifachen Augenblicke ſtürzt Beatrice herauf und wirft ſich in Don Manuel's Arme.)

Beatrice. Don Manuel.

Beatrice.

Du biſt's. Ich hab' dich wieder — Grauſamer!
Du haſt mich lange, lange ſchmachten laſſen,
Der Furcht und allen Schrecknissen zum Raub
Dahin gegeben! — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — in deinen lieben Armen
Iſt Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie ſind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, laß uns keinen Augenblick verlieren!
(Sie will ihn mit ſich fortziehen und ſieht ihn jetzt erſt genauer an).
Was iſt dir? So verſchloſſen feierlich
Empfängſt Du mich — entzieſt dich meinen Armen,
Als wollteſt Du mich lieber ganz verſtoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Iſt dieß Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel.

Beatrice!

Beatrice.

Nein, rede nicht! Jetzt iſt nicht Zeit zu Worten!
Fort laß uns eilen, ſchnell! Der Augenblick
Iſt koſtbar, —

Don Manuel.

Bleib! Antworte mir!

Beatrice.

Fort! Fort,
Eh' dieſe wilden Männer wiederkehren!

Don Manuel.

Bleib! Jene Männer werden uns nicht ſchaden!

Beatrice.

Doch, doch, Du kennſt ſie nicht, o komm! Entfliehe!

Don Manuel.

Von meinem Arm beſchützt, was kannſt Du fürchten?

Beatrice.

O glaube mir, es giebt hier mächt'ge Menſchen!

Don Manuel.

Geliebte, keinen Mächtigern als mich.

Beatrice.

Du gegen dieſe Vielen ganz allein?

Don Manuel.

Ich ganz allein! Die Männer, die Du fürchteſt —

Beatrice.

Du kennſt ſie nicht. Du weißt nicht, wem ſie dienen.

Don Manuel.

Mir dienen ſie, und ich bin ihr Gebieter.

Beatrice.

Du biſt — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!

Don Manuel.

Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir ſcheinen zu ſeyn,
Der arme Ritter nicht, der Unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Wofern ich flammte, hab' ich dir verborgen.

Beatrice.

Du biſt Don Manuel nicht! Weh mir, wer biſt Du?

Don Manuel.

Don Manuel heiß' ich — doch ich bin der Höchſte,
Der dieſen Namen führt in dieſer Stadt;
Ich bin Don Manuel, Fürſt von Meſſina.

Beatrice.

Du wärſt Don Manuel! Don Ceſars Bruder?

Don Manuel.

Don Ceſar iſt mein Bruder.

Beatrice.

Iſt dein Bruder!

Don Manuel.

Wie? Dieß erſchreckt dich? Kennſt Du den Don Ceſar?
Kennſt Du noch ſonſten Jemand meines Bluts?

Beatrice.

Du biſt Don Manuel, der mit dem Bruder
In Haſſe lebt und unverſöhnter Fehde?

Don Manuel.

Wir ſind verſöhnt, ſeit heute ſind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein von Herzen auch.

Beatrice.

Verſöhnt, ſeit heute!

Don Manuel.

Sage mir, was iſt das?
Was bringt dich ſo in Aufruhr? Kennſt Du mehr
Als nur den Namen blos von meinem Hauſe?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Haſt Du nichts,
Nichts mir verſchwiegen oder vorenthalten?

Beatrice.

Was denkſt Du? Wie? Was hätt' ich zu geſtehen?

Don Manuel.

Von deiner Mutter haſt Du mir noch nichts
Geſagt. Wer iſt ſie? Würdeſt Du ſie kennen,
Wenn ich ſie dir beſchriebe — die ſie zeigte?

Beatrice.

Du kennſt ſie — kennſt ſie und verbargeſt mir?

Don Manuel.

Weh' dir und wehe mir, wenn ich ſie kenne!

Beatrice.

O ſie iſt gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich ſeh' ſie vor mir, die Erinnerung
Belebt ſich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt ſich mir die göttliche Geſtalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe ſeh' ich
Des weißen Halſes edle Form umwallen;
Ich ſeh' der Stirne rein gewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme ſeelenvolle Töne
Erwachen mir —

Don Manuel.

Weh mir! Du ſchilderſt ſie!

Beatrice.

Und ich entfloh ihr! konnte ſie verlaſſen,
Vielleicht am Morgen eben dieſes Tages,
Der mich auf ewig ihr vereinen ſollte!
O ſelbſt die Mutter gab ich hin für dich!

Don Manuel.

Meſſina's Fürſtin wird dir Mutter ſeyn;
In ihr bring' ich dich jetzt, ſie wartet deiner.

Beatrice.

Was ſagſt Du? Deine Mutter und Don Ceſars?
In ihr mich bringen? Nimmer, Nimmermehr!

Don Manuel.

Du ſchauderſt? Was bedeutet dieß Entſetzen?
Iſt meine Mutter keine Freundin dir?

Beatrice.

O unglückſelig traurige Entdeckung!
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Was kann dich ängſtigen, nun Du mich kennſt,
Den Fürſten findeſt in dem Unbekannten?

Beatrice.

O gib mir dieſen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich ſelig!

Don Ceſar (hinter der Scene).

Zurück! Welch' vieles Volk iſt hier verſammelt?

Beatrice.

Gott! Dieſe Stimme! Wo verberg' ich mich?

Don Manuel.

Erkennſt Du dieſe Stimme? Mein. Du haſt
Sie nie gehört, und kannſt ſie nicht erkennen!

Beatrice.

O laß uns fliehen, kennen und weiſe nicht.

Don Manuel.

Was fliehn? Es iſt des Bruders Stimme, der
Mich ſucht; zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice.

Bei allen Heiligen des Himmels, meid' ihn!
Begegne nicht dem wilden Stürmenden.
Laß dich von ihm an dieſem Ort nicht finden.

Don Manuel.

Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du böſeſt mich nicht; wir ſind verbündte Brüder!

Beatrice.

O Himmel rette mich auf dieſer Stunde!

Don Manuel.

Was ahnet mir! Welch ein Gedanke faßt
Mich ſchaudernd? — Wär' es möglich — Wäre
Die Stimme keine fremde? — Beatrice!
Du warſt? Mir graunt, weiter fort zu fragen!
Du warſt — bei meines Vaters Leichenfeier?

Beatrice.

Weh mir!

Don Manuel.

Du warſt zugegen?

Beatrice.

Du warſt zugegen?

Don Manuel.

Zürne nicht!

Don Manuel.

Unglückliche, Du warſt?

Beatrice.

Ich war zugegen.

Don Manuel.

Entſetzen!

Beatrice.

Die Begierde war zu mächtig!
Vergieb mir! Ich geſtand dir meinen Wunſch;
Doch pflichtlich ernſt und finſter ließeſt Du
Die Bitte fallen, und ſo ſchwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten,
Des Herzens beißen Drang muß' ich vergnügen;
Der alte Diener lieh mir ſeinen Beiſtand;
Ich war dir ungehorſam und ich ging.
(Sie ſchmiegt ſich an ihn, indem tritt Don Ceſar herein, von dem ganzen Chor begleitet).

Beide Brüder. Beide Chöre.

Beatrice.

Zweiter Chor. (Bohemund zu Don Ceſar).

Du glaubſt uns nicht — Glaub' deinen eignen Augen!

Don Ceſar

(tritt heftig ein, und ſtarrt beim Anblick ſeines Bruders mit Entſetzen zurück).

Blendwerk der Hölle! Was? In ſeinen Armen!
(Wähnt träumend, zu Don Manuel).

Giftvolle Schlange! Das iſt deine Liebe?
Deswegen log Du tückiſch mir Verſöhnung?
O eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle, falſche Schlangenfeele!
(Er ergreift ihn).

Don Manuel.

Ich bin des Todes — Beatrice! — Bruder!
(Er ſinkt und ſtirbt. Beatrice ſtürzt neben ihm ohnmächtig nieder).

Erſter Chor. (Ceſaren).

Mord! Mord! Herbei! Greift zu den Waffen Alle!
Mit Blut gerächet ſey die blut'ge That!
(Alle ziehen die Degen).

Zweiter Chor. (Bohemund).

Heil uns! Der lange Zwieſpalt iſt geendigt.
Nur Einem Herrſcher jetzt gehorcht Meſſina.

Erſter Chor. (Ceſar. Bereng. Manf.).

Rache! Rache! Der Mörder falle! falle!
Ein ſühnend Opfer dem Gemordeten!

Zweiter Chor. (Bohem., Rog., Hipp.).

Herr, ſchütze nichts, wir ſtehen treu zu dir.

Don Ceſar

(mit Anſtren zwiſchen ſie tretend).

Zurück — ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog.
Der Bruderliebe mir zum Hohnſpott lege,
Ein furchtbar gräßlich Anſehn hat die That;
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

Erſter Chor. (Ceſaren).

Weh dir, Meſſina! Wehe! Wehe! Wehe!
Das gräßlich Ungeheure iſt geſchehn
In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greiſen,
Und wehe der noch ungeornten Frucht!

Don Ceſar.

Die Klage kommt zu ſpät — Hier ſchaffet Hülfe!
(Auf Beatricen zeigend).
Auf ſie in's Leben! Schnell entfernet ſie
Von dieſem Ort des Schreckens und des Todes.
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schweſter.
— Bringt ſie in meiner Mutter Schloß und ſprecht:
Es ſey ihr Sohn, Don Ceſar, der ſie ſende!
(Er geht ab; die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweiten Chor auf eine Bank geſetzt und ſo hinweg getragen; der erſte Chor bleibt bei dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeſchenke tragen, in ſtummer Haltung herumſtehen).

Chor. (Ceſaren).

Sagt mir! Ich kann's nicht faſſen und deuten,
Wie es ſo ſchnell ſich ereignend gewann.
Längſt wohl ſah ich im Geiſt mit weiten
Schritten das Schreckensgeſpenſt herſchreiten
Dieſer entſetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da ſie vorhanden iſt und geſchehen.
Da ich erfüllt muß vor Augen ſchauen,
Was ich in ahnender Furcht nur geſehen.
Ach mein Blut in den Adern erſtarrt
Vor der gräßlich entſetzlichen Gegenwart.

Einer aus dem Chor. (Manfred).

Laſſet erſchallen die Stimme der Klage! —
Holder Jüngling!
Da liegt er entſeelt
Hingeſtreckt in der Blüthe der Tage!
Schwer umfangen von Todesnacht.
An der Schweſter der bräutlichen Kammer!

Aber über dem ſtummen erwacht
Lauter unerträglicher Jammer.

Ein Zweiter. (Caſtano).

Wir kommen, wir kommen,
Mit feſtlichem Pranzen
Die Braut zu empfangen;
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben.
Das Feſt iſt bereitet, es warten die Zeugen;
Aber der Bräutigam höret nicht mehr.
Nimmer erwacht ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten iſt ſchwer.

Ganzer Chor.

Schwer und tief iſt der Schlummer der Todten;
Nimmer erwecket ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut;
Starr und fühllos liegt er am Boden!

Ein Dritter. (Caſtano).

Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr Euch als Brüder,
Einig geſtimmt mit Herzen und Munde,
Dieſe Sonne, die jetzo nieder
Geht, ſie leuchtete Eurem Bunde!
Und jetzt liegſt Du dem Stamme vermählt,
Von des Brudermords Händen entſeelt,
In dem Buſen die gräßliche Wunde!
Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf den verräthriſchen Grunde?

Chor. (Berengar).

Zu der Mutter will ich dich tragen,
Eine unbeglückende Laſt!
Dieſe Cypreſſe laßt uns zerſchlagen
Mit der mörderiſchen Schneide der Art.
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer ſoll ſie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen.
Nimmer in fröhlichem Wuchs ſich erheben,
Keinem Wanderer mehr Schatten geben,
Die ſich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht ſeyn zum Dienſt der Todten!

Erſter. (Caſtano).

Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin gabs in tödtlichem Muth!
Hinab, hinab in der Erde Riſen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen fügen
Lichtlos, ohne Geſang und Sprache,
Der Ewigkeit Richter, die nie vergeſſen,
Die Unerbittlichen, die mit Gerechtigkeit meſſen,
Zungen es auf in ſchwarzen Geſäßen,
Rühren und mengen die ſchreckliche Rache.

Zweiter. (Berengar).

Leicht verſchwindet der Thaten Spur
Von der ſonnenbeleuchteten Erde,
Wie auch dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel ſchaffenden Schooß aufnahmen —
Die Zeit iſt eine bildende Flut.
Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und Alles iſt Frucht und Alles iſt Samen.

Dritter. (Caſtano).

Wehe, wehe dem Mörder, wehe.
Der ſich gerißt die tödtliche That!
Ein anderes Antlitz, eh ſie geſchehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
— Mutvoll blickt ſie und kühn ihr entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber iſt ſie geſchehen und begangen,
Blickt ſie dich an mit erſtickenden Wangen.
Seiner die ſchrecklichen Furien ſchwangen
Gegen Oreſtes die hölliſchen Schlangen,
Reigten den Sohn zu dem Muttermord an;
Mit der Gerechtigkeit heiligen Bahn
Wußten ſie lüſtig ſein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —
Aber da er den Schooß jetzt geſchlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe da kehrten ſie
Gegen ihn ſelber
Schrecklich ſich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfrauen,
Die den Mörder ergreifend faſſen,
Die von jetzt an ihn nimmer laſſen,
Die ihn mit ewigen Schlangenbiß nagen,
Die vom Meer zu Meer ihn rudelos jagen
Bis in das delphiſche Heiligthum.
(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre tragend).

Die Säulenhalle.

Es iſt Nacht; die Scene iſt von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet.

Donna Iſabella und Diego treten auf.

Iſabella.

Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen.
Do eine Spur ſich fand von der Verlornen?

Diego.

Noch nichts, Geliebteſte! — doch hoffe Alles
Von deiner Söhne Ernſt und Emſigkeit.

Iſabella.

Wie iſt mein Herz geängſtiget, Diego!
Es ſtand bei mir, dieß Unglück zu verhüten.

Diego.

Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz.
An welcher Vorſicht ließeſt Du's ermangeln?

Iſabella.

Hätt' ich ſie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego.

Die Klugheit wehrte die's; Du thatest weiſe.
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Iſabella.

Ach, ſo iſt keine Freude rein! Mein Glück
War' ein vollkommnes ohne dieſen Zufall.

Diego.

Dieß Glück iſt nur verhüllet, nicht zerſtört;
Genieße Du jetzt deiner Söhne Frieden.

Iſabella.

Ich habe ſie einander Herz an Herz
Umarmen ſehn — ein wie erlebter Anblick!

Diego.

Und nicht ein Schauſpiel blos, es ging von Herzen;
Denn ihr Gemüthwun hielt der Liebe Zwang.

Iſabella.

Ich ſeh' auch, daß ſie zärtlicher Gefühle.
Der ſchönen Neigung fähig ſind; mit Wonne
Entdeck' ich, daß ſie ehren, was ſie lieben.
Der ungebundnen Freiheit wollen ſie
Entſagen, nimm dem Zügel des Geſetzes
Entgehet ſich ihre brauſend wilde Jugend,
Und ſittlich ſcheint blieb ihre Tradenthat.
— Ich will dir's jetzo gern geſtehn, Diego,
Daß ich mit Sorge dieſem Augenblick,
Der aufgeſchloſſnen Blume des Gefühls

Mit banger Furcht entgegen ſah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgethürmten Feuerzunder
Des alten Hauſes auch noch dieſer Funk,
Der Eiferſucht feindſeel'ge Flamme ſchlug —
Wie ſchaudert es zu denken — ihr Geſchick,
Das niemals einig war, gerade hier
Zum Erſtenmal unſelig ſich begegnet —
Wohl mir! Auch dieſe donnerſchwere Wolke,
Die über mir ſchwarz drohend niederging,
Sie führte mir ein Engel ſtill vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Bruſt.

Diego.

Ja, ferne deines Werkes dich. Du haſt
Mit zartem Sinn und ruhigem Verſtand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller ſeiner Herrſcher-Macht — Dein iſt
Der Ruhm; doch auch dein Glückeſtern iſt zu loben!

Iſabella.

Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Manch Kleinod war es, ſolche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen dieſe langen Jahre,
Den Mann zu täuſchen, den unſichtigſten
Der Menſchen, und in's Herz zurückzudrängen
Den Trieb des Blut's, der mächtig, wie des Feuers
Verſchloſſ'ner Gott, aus ſeinen Banden ſtrebte!

Diego.

Ein Pfand iſt mir des Glückes lange Gunſt,
Daß Alles ſich erfreulich öffnen wird.

Iſabella.

Ich will nicht über meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieſer Thaten ſah,
Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt aber lobe meine That, Diego!
Doch dem Getrauen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt' ich's, hier in müh'ger Ruh'
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne
Geſchäftig forſchen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menſchenkunſt
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego.

Entdecke mir, was mir zu wiſſen ziemt.

Iſabella.

Einſiedelnd auf des Hermo Höhen hauſt
Ein frommer Klausner, von Urahnherr der
Der Greis genannt des Berges, welcher näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menſchen
Tief wandelndes Geſchlecht, den irdiſchen Sinn
Zu leichter reiner Aetherluft geläutert,
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
Hinabſieht in das aufgelöſte Spiel
Des unenträtſelbar verwundenen Lebens.
Nicht ſterbend iſt ihm das Geſchick meines Hauſes;
Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweg gebeten.
In ihm hinauf geſandt hab' ich alsbald
Des raſchen Botens jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und ſtündlich harr' ich deſſen Wiederkehr.

Diego.

Trägt mich mein Auge nicht, Gebieterin,
So iſt's derſelbe, der dort eilend naht.
Und Lob fürwahr verdient der Eifrige!

Bote. Die Vorigen.

Iſabella.

Sag' an und woher Schlimmes hehle mir
Aus Gutd, fondern ſchöne rein die Wahrheit!
Was gab der Greis des Bergs dir zum Beſcheide?

Bote.

Ich ſoll mich ſchnell zurück begeben, war
Die Antwort, die Verlorne ſey gefunden.

Iſabella.

Glückſel'ger Mund, erfreulich Himmelswort!
Stets haſt Du das Erwünſchte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne war's verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

Bote.

Die Tiefverborgne fand dein ältſter Sohn.

Iſabella.

Don Manuel iſt es, dem ich ſie verdanke!
Ach, ſtets war dieſer mir ein Kind des Segens!
— Haſt Du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geſchenk ich ihm geſendet,
Sie anzuzünden ſeinem Heiligen:
Denn was von Baven ſonſt der Menſchen Herzen
Erfreut, verſchmäht der fromme Gottesdiener.

Bote.

Die Kerze nahm er ſchweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet er ſie Knaps
Dort an, und ſchnell in Brand ſteckt' er die Hütte,
Worin er Gott verehrt ſeit neunzig Jahren.

Iſabella.

Was ſagſt Du? Welches Schreckniß nennſt Du mir?

Bote.

Und dreimal Wehe! Wehe! rufend, flieg er
Herab vom Berg; mir aber winkt' er ſchweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurückzuſchauen.
Und ſo, gejagt von Grauſen, eilt' ich her!

Iſabella.

In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängſtlich ſchwankende Verworrenheit
Stürzt mich das Widerſprechende zurück.
Gefunden ſey mir die verlorne Tochter
Von meinem ältſten Sohn, Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglückſel'gen That.

Bote.

Blickt hinter Dich, Gebieterin! Du ſiehſt
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen;
Denn Alles möcht' mich trügen, oder dieß
Iſt die verlorne Tochter, die Du ſuchſt.
Von deiner Söhne Ritterſchaar begleitet.

(Beatrice wird von dem zweiten Halbchor auf einem Tragſeſſel getragen und auf der vordern Bühne niedergeſetzt. Sie iſt ohne Leben und Bewegung.)

Iſabella. Diego. Bote. Beatrice. Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt und die andern neun Ritter Don Ceſars).

Chor. (Bohemund).

Des Herrn Gebeiß erfüllend ſetzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterin! — Alſo befahl er uns
Zu thun, und dir zu melden dieſes Wort:
Es ſey dein Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

Iſabella

(iſt mit aufgebreiteten Armen auf ſie zugeeilt, und tritt mit Schrecken zurück).

O Himmel! Sie iſt bleich und ohne Leben!

Chor. (Bohemund).

Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn' ihr Zeit,
Von dem Erſtaunlichen ſich zu erholen,
Das ihre Geiſter noch gebunden hält.

Iſabella.

Mein Kind! Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!

So nimm mir auch meines! Du mußt Du
Dein Eigenthum laſſen in dich Mutter Hand!
O laß' es meinem Herzen nicht bey! bringt
Verſöhnen! Du die mütterlichſte Braut
Hilf ihn ihn preſſen, daß vom Zornblick
Gelöſet die warmen Thränen meiden fließen!

Chor.

O ſprich! Wenig! Sanftmüthigkeit iſt hier geſtanden?
Wo kennſt Du die? Wie kann das ſtarrer Kind
In ſolcher jammervollen Zuſtand?

Chor. (Bohemund).

Seiten' es nicht von mir, mein Mund iſt ſtumm.
Dein Sohn Dem Cäſar wird die Wahl ſtreitig
Verſtellungen, denn er will der ſie finden.

Iſabella.

Mein Sohn Den Manuel, ja wollt Du ſagen?

Chor. (Bohemund).

Dein Sohn Den Cäſar findet ſie die ja.

Iſabella (zu den Herren).

Wer? mein Den Manuel, den der Cäſar nannte?

Herr.

Er iſt es, Fürſtin, hat mir ſeine Rede.

Iſabella.

Weinen es ſie, es hat mein Herz erkannt;
Die Tochter heuf' ich ihm, es hat geſiegt!
O noch ein mal! ihre Damen mir die Mutter
Den hoch erfahrnen Angelegenheit verſammelt!
Rathgeberin mich ich gegen mein Empfinden!
Die Tochter ſey! ich in bei Mutter Hand.
Ihr aber ſeht nicht mich, verſammelt euch nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht ermeſſen.
O höret euch, ihr lieben Angelichten!
Erwidernet euch, ihr Hände! Herz hoch,
Leidiger Pauſe, noch ſchlage der Takt!
Dinge! Daß ich meiner Tochter — Daß
Die Empfindungen, ihr gemeinet,
Nur eines Worte kann ich ſie jetzt erkennen!

Chor. (Bohemund).

Ein leichten werden Gemüthlich gleicht' an ehrend
Der ein ja ihm, und Herz wandelnd, wie
Das Leicht ich carrieren ich und ihm.

Iſabella

(zum Chor, der Bewegung und Verlegenheit anſtellen).

O wie ſich aufwallungsvoll bewegt Herzen!
Von einem Hammer ſcheint mein Brust, gedrohne
Von einem ſchweren Mißverſtehen, ſchlägt
Die Brauen meinem Herzens mir gerollt!
Unmöglich in meinem ſanften Mund wieder
Ergeht' ich' mich meinen Blick, daß ſie Ruhig
Die meinen meine Stirne, daß ich Ruhig
Im meinen Augen trat, denn nur ich,
Bis ich von Wilde vermindert' Gewalten,
Das Mutter Angeſtrenge euch umfangen!

Dinge.

Ein ſeliges ihr Augen auf! Die ſieht ſich, wie!

Iſabella.

Ein wie! Die ſehen Kind an auf der Mutter!

Dinge.

Das Auge entzückt für ſtandenen wieder ja.

Iſabella (zum Chor).

Weinet geweint! Ihr ſtumm; der ſtumme Freiheit,
Chor tritt gehen. (Bohemund).
Herr mein! ich, Herr Diese zu begegnen.

Herr.

Mit großen Augen ſteht ſie Fremden hin.

Beatrice.

Wo bin ich? Dein Mund ſteht ich hinein.

Iſabella.

Longſam reißt die Verſtimmung ihr gerecht.

Dinge.

Mit macht Gott Auf der Feier ſtatt ſo ſag.

Beatrice.

O ſchwer Empfindlichkeit meiner Mutter!

Iſabella.

Kind meinen Hergeſtalt! Kommt in meiner Brust!

Beatrice.

In deinen Blicken ſteht mir Empfinge.

Iſabella.

Ich habe dich wieder! Blick ich entgegne!

Dinge.

Verwahr' auch mich! Erbarmen Du meiner Flug?

Beatrice.

Das verlieren Dinge gerecht Hengt!

Iſabella.

Du meine Villaine meiner Kindesſchutz.

Beatrice.

Es bin ich wieder in dem Schutz der Meinen?

Iſabella.

Und wagen ſich und meine ſtehen, als der Tod.

Beatrice.

Du willſt mich nicht weiter in die Fremde ſtoßen?

Iſabella.

Mutter vereint und weiter; das Schickſal iſt verſöhnet.

Beatrice (ſieht an ihr Kleid).

Und darf ich trocknen auch an deinem Herzen?
Und darf mir ein Kramen, weil ich erſtehen?
Ein ſchwerer Gedankenſchwer Traumen — O Mutter!
Ich darf Du nicht ja weinen Thränen ſehen!
— Wie kommt' ich aber hierher? Ich erkenne
Mich nicht — Ach, weiß nur, weiß, daß ich gerungen
In meinen Armen ein! Die rechten mich
Zur Freiheit Mutter von Meſſina bringen.
Chor ruft Chor!

Iſabella.

Beatrice ja hier, meiner Tochter!

Meſſina's Fürſten —

Beatrice.

Chor ſie nicht mehr!
Mir ſteht ich an dem angeſtammten Thron
Ein Herd bei Leben heute für Gnaden.

Iſabella.

Chor mich.

Beatrice.

Zu den großen Thron, an den ſtolzen Sohn!
Den Manuel, Den Cäſar meine nun ſie.

Iſabella.

Ich darf ja ſagen: Schenke deine Mutter!

Beatrice.

Was ſagſt Du? Meiner Herz bei Du gerne?

Iſabella.

Ja, deine Mutter, die Meſſina's Fürſten.

Beatrice.

Du mich Den Manuels Mutter und Den Cäſar?

Iſabella.

Und deine Mutter! Dieſes Völker erwirb Du!

Beatrice.

Weh, weh mir! O entſetzlichſtes Leid!

Iſabella.

Was iſt das? Was erſchrickſt Du ſo plötzlich?

Beatrice

(ſteht an der Thüre, wendet ihr Chor).

Das ſind ſie, ja! Jetzt, jetzt erkenne' ich ſie.

Was der kühn Traum geſtaltet — Die Fabel! Die Farben
Fragen — Es iſt ſchauderhafte Wahrheit!
Unerhörtes, wo darf ihr die Wirklichkeit
(Sie geht mit heftigem Schritt auf den Chor zu, der ſich vor ihr zurückzieht. Ein Donnerwetter läßt ſich in der Ferne hören).

Chor.

Wehe! Wehe!

Iſabella.

Wen verbergen? Was iſt wahr?
Ihr ſchweigt beſtürzt — Ihr ſcheint für zu verſtehen.
Ja ich! in euren Augen, euren Stimme
Gewahren Thnen einen Ungeheuer,
Und mir zurückgehalten wird — Was iſt's?
Ja will es wiſſen. Warum beten Ihr
Zu verſchwiegener Nacht nach der Tiefe?
Und was für Töne hör' ich da erſtaunen?

Chor. (Bedeutend).

Es naht ſich! Es wird ſich mit Schrecken enthüllen,
Du Kunſt, Geweihte, kehre dein Herz!
Mit Hoffnung entrage, was dich erwartet,
Mit wahrhaftiger Seele den tiefſten Schmerz!

Iſabella.

Was naht ſich? Was erwartet mich? — Ja ihre
Der Leidenſchaft ſchreckenhaften Ton
Den Hand durchdringen — Wo ſind meine Töchter?
(In der Entfernung hängt ein Donnern Don Manuels und ſeiner Tochter gehangen, die ſich auf den Boden geſtürzt haben und Furcht verbergen). Ein ſchwarzes Loch ſo tauchen gehangen.

Iſabella, Beatrice, Diego.
Beide Chöre.

Erſter Chor. (Cajetan).

Durch die Pforten der Städte,
Durch Hammer geſtürzt,
Zogerten das Unglück —
Lawinend unaufhaltſam es
Die Hallen der Menſchen,
Freute an dieſer
Pforte geeilt es,
Morgen an jener,
Nirgends wollen hat es verſchont.
Du unerbittliche,
Zornrächende Notwendigkeit,
Schleuder einen ſchnellen,
Dichten es an jenen
Schwerſte, wo ein Lebendiger weilet.

(Beorengar).

Wenn die Bäume ſaften
In den Zeiten Kraft,
Wenn zum Grabe wallen
Sommende Geiſter,
Da entſteht die Natur
Nahen nur
Ihrem alten Geſetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetzt!

Aber das Ungeheure naht
Treue erwarten im irdiſchen Leben!
Mit ſchrecklichem Hand
Greift die Mörder mitten durch das heilige Band,
In ſeine Finſterniß Mord
Reißt der Tod
Aus der Jugend blühendſtes Leben!

(Cajetan).

Wenn die Völker zerſtörende Not Himmel ſchwärzen,
Wenn donnernd ſtürzt der Donner hallt,

Da, da ſtärken ſich alle Herzen
In der ſchwerſten Trübſale Gewalt,
Und auch aus entwölkter Höhe
Kann der gläubende Donner ſchlagen,
Darum in ſeinen ſchützenden Tagen
Ziehet der Unglaube thörichte Nähe!
Nimm an die Gaben hänge dein Herz,
Da das Leben vergänglich pflegen!
Wen beſitzt, der kann verlieren;
Wer im Glück iſt, der kennt den Schmerz!

Iſabella.

Was ſoll ich hören! Was verhüllt tief Nacht
(Sie macht einen Schritt gegen die Berge, wendet aber unwillkürlich zurückend ſich).
Ich ſcheue mich grauſend die noch ſcheint mich ſchaudernd
Die dunkler hüllen Schreckenshand gerührt.
(In Beatrice, welche ſich gefaßter hat und an Boden geworfen).
Auf! mich! Was iſt euch ſey, ich will's erzwingen!
(Sie reißt den Schleier auf und entfernt den Beatrice).
O verwandelnde Miene, es iſt mein Sohn!
(Sie macht mit ſtarrem Entſetzen ſtehen — Beatrice ſteht mit einem Schrei des Schmerzes wieder zu Boden nieder).

Chor. (Cajetan, Berengar, Manfred).

Unglückliche Mutter! Ach ist dein Sohn!
Du hast es erfahren das Wort des Jammers;
Naht meinen Lippen ist es entflohen.

Iſabella.

Mein Sohn! mein Manuel! — O ewige
Erinnerung — So muß ich dich wieder ſehen!
Mit deinem Leben endigſt Du die Schwüre
Gefunden und des Mörders Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß kein Arm dich nicht verteidigte?
— O Hand der Hand! du biſt Mörder gut!
Hand ihr, die den Verbrechen gebaren.
Der mir den Sohn erſchlug! Fluch ſeinem ganzen Geſchlechte!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.

Ihr haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsbilder!
Daß, daß ich euer Wahrheit! Wehe dem,
Der euch vertraut mit irdiſchem Gemüte!
Verlaßt mich! ich gehaßt, weiter geſtürzt.
Wenn mich der Anfang iſt! — O ihr ihr wer
Mich ſchrecklichſt machte, an meinem Schmerz
Die Wuth weidet, lernt die Thränen trinken.
Mehrt die Thränen und, die Scherz klagen!
Glaubt mich Hinter an der Grenze Mann!
— Ich ich mich Mutter Götter dieſer Tochter,
Da trauere ihrem Vater einen Lauf.
Er ſich! und ſeinem verbrechenden Bruder
Zum Leichenſteine wandeln — Zwiſchen ihnen
Wandt eine Leiche empor; ſie wird
Zur Klammer, die der Bäume dicht Gegner ergreift.
Und um ſich wütend ſtammt das ganze Haus
In ungeheurer Feindſchaft verflechten.
Erſtarrt von ihrem ſtrömenden Geſchlechte
Bedung der Mutter einen Vogelſchwarz
Und ſchwarzen Mantel von die Verbannung.
Der Mutter entfliehet; wenn mein Gatte
Von einer Tochter ſich entrinnen wieder.
So wünſche ſie die beiden Söhne ihm
Ermorden und verſtiegen ſeinen Stamm!

Chor. (Cajetan und Bohemund).

Gewaltnis, was ſagſt Du! Wehe! Wehe!

Iſabella.

Darum befiehlt ihr Mutter, ſie zu ſtören;
Doch ich entwarfe ſie dem Zauberſchauſpiel.
— Die arme Unglückſelige! Verſtehen
Mocht ſie als Kind noch ihrer Mutter Schreck,
Daß ſie, erwachen, nichts zur Helfer wurde!
Und jetzt durch Mörderhände fällt der Bruder;
Kaum hat Natürliches ſie noch gerühret!

Chor.

Weh! Wehe! Wehe!

Iſabella.

Meinem Glauben
Verdient mir des Gebieters Eyrenk;
Ein beſſres Hoffen pflanzt meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft halt, von dieſer Tochter:
„In beider Liebe würde ſie vereinigt
„Der Eltern Herzen mir vereinigen.“
— Es widerſprachen die Orakel ſich,
Den Mund zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat ſie
Verſchuldet, die Unglückſelige! Nicht Zeit
Ward ihr gegeben, den Segen zu verkehren.
Ein Mund hat wie der andere gelogen!
Die Kunſt der Seher iſt ein eitles Wagen;
Verbergen hat ſie, aber ſind betrogen.
Nimmt Wahrheit ihre Stätte von der Zukunft wiſſen,
Da ſterblich kommen an der ſchlimmſte Plätzchen,
Da ſonnenhell breiten an dem Quell des Lichts.

Erſter Chor. (Caſtetan).

Weh, Wehe! Was ſagſt Du! Halt ein, halt ein!
Begehne der Zunge verwegnen Frevel!
Die Orakel ſehen und treffen ein;
Der Ausgang wird die Wahrheit'gen loben.

Iſabella.

Nicht glauben will ich meiner Zunge, kann,
Wie mir das Herz gebeutet, will ich reden,
Warum beſchuldigt mir die verſ'gen Schweſter
Sich heben zu dem Himmel frevelnd Hände?
Gemeiner Thaten, was gewannen wir
Mit unſerm Glauben? Es unmöglich iſt's.
Die Götter, die vollmächtigen, zu treffen,
Als an den Mond mit einem Pfeil zu ſchießen.
Verborgen iſt dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Genie durchdringet den ehernen Hallmet.
Da regiert die Macht hinten oben Kunſt,
Die Thorne in die vier andern Winde;
Nicht will ich in dem Thore der Natur;
Die Irrnacht nehmt, und nie Irren trügen.

Zweiter Chor. (Beremunt).

Hört ein Wunderzeichen! Wehe! Wehe!
Da trauert der Fenne trauernder Hain
Mit blutten Augen! Die Götter ſehen,
Erkenne ſie, der ſich ſterblicher wagehen!

(Alle Ritter).

Die Götter ſehen.
Erkenne ſie, der ſich ſterblicher wagehen!

Beatrice.

O Mutter! Mutter! Warum haſt Du mich
Geweckt? Warum wandt Du mich nicht hin
Den Fluch, der, eh' ich war, auch ſchon verſtrickte?
Verſtoßen'ſte Mutter! Warum ſtandeſt Du
Dich wieder, als die Rächerinnen,
Die Nar und Fernen zuſammen trügen,
Und da der Zukunft hehre Pforten ſtehn?
Da ſteht nun vor, was Alten zum Verderben
Doch Du den Lebenſpitzen wenn Raub,
Den ſie gewonnen, herrlich vorenthalten!

Jetzt nehmen ſie den geweihten, heiligen Schmuck
Haſt Du! ich bin das traurige Geſchenk;
Den Schwerz, den Jammer haſt Du mich erduldet!

Erſter Chor. (Caſtetan)
(in heftiger Bewegung nach der Thüre hinein).

Brechet auf, ihr Mauern!
Fichten, Gerbet!
In ſchwarzen Gluten
Entfliegt hervor, ihr Blitze des Blutt!

(Verregan).

Ehrener Thür
Ranieren verwirbet' ich,
Hölliſcher Schlangen
Zischendes Thun.
Ja ertrank der Furien Chorus!

(Caſtetan).

Schleicht ein, ihr Mörder!
Verſteckt, o Tyrannin,
Unter der ſorgenlosen Thür Trist!
Schwerze Dämpfe, entſteiget, entſteiget
Quellende dem Abgrund! Verſtöhnet des Tages
Leuchtenden Chorus!
Sechzehn Gitter des Hauſes, entweichet!
Laſſet die rächenden Göttinnen ein!

Don Ceſar. Iſabella. Beatrice. Der Chor.

(Dem Eintritt des Don Ceſar gewendet ſich der Chor in heftigster Bewegung von einander; es bleibt allein in der Mitte der Ceſar ſtehen).

Beatrice.

Weh mir, er iſt's!

Iſabella.

(zum Chor entgegen).

O meine Herrn Ceſar! Muß ich ſie
Dich wiederſehen — O muß der mich
Den Herrn einer geſtorbenen Hand!
(Wirft ſich zu dem Leichnam).

Don Ceſar

(zum mit Gefolgen ſtehn, das Gefolge verabſchiedet).

Erſter Chor. (Caſtetan. Verregan).

Brechet auf, ihr Mauern!
Fichten, Gerbet!
In ſchwarzen Gluten
Entfliegt hervor, ihr Blitze des Blutt!

Iſabella.

Du ſchauderſt und erbarmſt! Ja, das iſt Recht.
Was vor nach Recht iſt von meinem Bruder!
Du ſtrafſt meine Freveltaten — Du Hirte
Im Kreis der junge Blume eurer Heerden,
Und trugſt ſolche Frevel nicht ich ſchauen.

Don Ceſar.

Tritte dich, Mutter! Nehmt weichen mir
Den Furien, aber Blut verlangt ihr Himmel.

Iſabella.

O ich weiß. Du ſtarrſt mich, ich ſah entgehen
Der ſchweren Rache gewidern euch ſich grauen!
Im meinem Herzen wohnet Du ihn traurn.
Ihm wird ertragen die verlornen Jahre.
Der Mut'ge Mord kann meiner ſchweren Thate
Jener — Jetzt kannſt Du nimmt mehr, als ihn nehmen —

Don Ceſar.

Komm, Mutter, komm! Hier iſt kein Ort für dich.
Entfernt euch hinein unglückſeel'gen Anblick!
(Es wird der Vorgehen).

Iſabella

(ſtille von der Thür).

Du biſt mir nah! Du jetzt mein Einziger!

Beatrice.
Weh Mutter! Was beginnſt Du?

Don Ceſar.
Meine Mutter!
Meine Mutter!
An dieſem treuen Buſen! Unverloren
Iſt Dir der Sohn, wenn ſeine Treue lebt
Unſterblich fort in deiner Ceſare Bruſt.

Erſter Chor. (Caſt., Ver., Manf.).
Brechet auf, die Pforten!
Reiter, ihr ſtummen!
In ſchwarzen Fluthen
Entſteigt hervor, ihr Bäche des Blut!

Iſabella.
(hinter Hörer ſichtbar).
O meine Kinder!

Don Ceſar.
Ihr entgeht es mich,
In deinen Armen ſie zu ſehen, Mutter!
Ja, laß ſie deine Tochter ſeyn! Die Schweſter —

Iſabella (unterbrechend ihn).
Die hast ich dir Geſtorbne, meine Söhne!
Du bietſt Mord. Du haſt ſie mir geraubet.

Don Ceſar (erſtaunt).
Wen, Mutter, ſagſt Du, hab' ich dir geraubet?

Iſabella.
Sie morgt ich, die Du vor ihr ſtehſt, die Schweſter.

Don Ceſar.
Ein, meine Schweſter!

Iſabella.
Meine Mutter ſaugt!

Don Ceſar.
Meine Schweſter!

Iſabella.
Die Du früher mir gefunden.

Don Ceſar.
Und ſeine Schweſter!

Chor.
Wehe! Wehe! Wehe!

Beatrice.
O meine Mutter!

Iſabella.
Ja erſtaune — Aber!

Don Ceſar.
Es ſey der Tag verflucht, der mich geboren!

Iſabella.
Was iſt dir? Gott!

Don Ceſar.
Verflucht der Schooß, der mich
Getragen! — Und verflucht ſey ſeine Fruchtbarkeit,
Die all' dies Gräßliche verſchuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerſchmettert!
Nicht länger darf ich ſchweigend ihn gerhelt —
Ich ſtürze, muß! es, ich erlöſche den Bruder,
In ihren Armen überraſcht ich ihn;
Sie iſt es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir erwählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Auch weiß Du nun!
„Iſt ſie wahrhaftig ſeine, meine Schweſter,
So bin ich ſchuldig einer Blutſchand,
Die blos Mord und Trennung kann verſöhnen!

Chor. (Bedenklich).
Es iſt geſprochen, Du haſt es vernommen;
Das Schlimmſte weißt Du, nichts iſt mehr verhehlt:
Wie die Schon verſchuldet, ſo iſt es gekommen;
Denn noch Niemand entgeht dem verhängten Geſchick,
Und wer ſich vermißt, es thätlich zu wenden,
Der muß es früher erbrennd verſenden.

Iſabella.
Was ſtammelt mich noch, ob die Götter ſie
Als Rächer ſenden, oder ſich als wahre
Beſtätigen? Wir haben ſie bei Berathe
Gethan — Trotz darf ich ihnen, mich noch hören
Zu treffen, als ſie trafen — Wer für mich wahre
Zu ſtrafen hat, der ſtrafe ſie ſicher mehr.
Entwichen hingt mir der gräßliche Sohn,
Und von den Lebenden ſcheint ich mich getheilt,
Es iſt mein Sohn nicht — Einen Baſiliſken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Bruſt,
Der mir den beſten Sohn zu Tode hat.
— Komm, meine Tochter! Hier iſt unſers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegöttern überlaſſ' ich
Dies Haus — Ihn ſtreckt ſchrecht mich bereits,
Ein Fluch verdirbt mich auf — Wir Unſeligen
Hab' ich's betreten, und mit Fluch verdammt,
Und in Verzweiflung rännt ich's — Blos durch
Erlieb' ich ſanftlich, daß bei Ihnen bleiben
Die Todten und gerettet ſind die Götter.
(Sie geht ab. Diego folgt ihr).

Beatrice. Don Ceſar. Der Chor.

Don Ceſar
(Beatrice gerade betrachtend).
Bleib, Schweſter! Scheide Du nicht ſo von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag ihres Blut
Aufſtehend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Vor Dir
Flieht mir nicht! Von Dir kann ich's nicht tragen.

Beatrice
(ſteht mit abgewandtem Geſicht auf den Leichnam).

Don Ceſar.
Nicht den Geliebten hab' ich dir geraubet!
Den Bruder hab' ich hier, und hab' ihn mir
Gerettet — Die geübet der Angſtlichſte jetzt
Nicht näher an, als ich der Liebende,
Und ich bin mitleidswürdiger als Er.
Denn Er ſchied ernſt hinweg und ich bin ſchuldig.

Beatrice
(ſteht in heftige Thränen aus).

Don Ceſar.
Mein' nun den Bruder, ich will mit ihr weinen,
Und mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Von den Geliebten wähnt! Dieſen Dolch,
Den Du dem Tobten gabſt, ertrag' ich nicht,
Den einz'gen Troſt, den letzten, laß mich koſtyen
Und mehrs Jammers bebenſtter Theil,
Daß er ihr näher nicht gedrückt als ich —
Denn unſer ſterbliches aufgelöſtes Schickſal
Macht unſre Mutter glatt, wie unſer Laſtthat,
In Einen Fall verſtrickt, drei liebende
Geſchwiſter, geben wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Trennung traurige Rache.
Weich nun, Beatrice, weiche mich, daß deine Thränen
Meine den Geliebten als den Bruder gilt,
Denn mildet ſich Mutt und Reid in meinem Schmerz,
Und mich verläßt der Wermuth letzter Troſt.
Nicht ſtandig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer ſeinen Manen bringen;
Doch ſanft nachgeben will ich ihm der Seele,
Weich ich nur, daß Du meinem Blond mit ſeinem
In Einem Bächerbrunge ſammeln wirſt.
(Den Arm um ſie ſchlingend und einen leidenſchaftlich glühenden Heftigkeit).
Dich liebt' ich, wie ich nichts jemer geliebt,
Da Du noch eine Freude für mich warſt,
Weil ich dich lieber über alle Schätzen,
Trug' ich den ſchweren Fluch des Brudermords;

Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jetzt biſt Du meine Gebieterin und dein Mitleid
Hörte' ich von der oft einen heilgen Zoll.
(Er hebt ſie mit heftigen Bliken und ſtummgeſtikter Bewegung an, dann wendet er ſich mit Heftigkeit von ihr.)
Nein, nein, nicht ſehen kann ich dieſe Thränen —
In dieſen Todten Gegenwart verlikt
Der Muth mich und die Kraft gerecht der Zweifel —
— Ich muß im Irrthum! Meine im Verbergnen!
Sie iſt mir nicht wieder — niemals mehr — Nicht lebt,
Kehrt keine Mutter todt mir wieder lebend,
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen rubikt
Hat ſich ihr Herz, der Schmerz hat es gebrochen.
Sie nannt' ihn einen beſſren Sohn! — So bat ſie
Verſtoßung außerdem ihr ganzes Leben!
— Und Du biſt falſch, wie die! Zwinge mich nicht!
Irre' meinen Entſchluß! Mein verhaßtes Antlitz
Sonſt Du nicht wieder ſehn! Geh hin auf ewig!
(Er geht ab, kehrt aber ſogleich, in Kampf widerſtehend, zurük, bleibt endlich in der Mitte ſtehen.)

Chor. (Caſtetan.)

— — — — — —
Weh dem, ſtets muß es ihn treiben,
Der in der Stunde der tänzlichen Flut,
Herrn von des Feſtes verworrenen Kreiſen,
Kraftlos liegt an der Bruſt der Natur!
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Palaſten,
Wenn ich herab vom Glykke des Glükes
Erdigen ſehe die Hoheiten, die Beſten
In der Schwelle des Augenblikes!

Und auch der hat ſich weit geworfen,
Der auf der flüchtigen Lebenswelle
Jetzig gewannt ſich herumgetrieben
In des Kleinods feindlichen Feld;
Der die flachende Stunde der Ehren
Von ſich wandt und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die etwas begehren,
Einzuſchränken in enklave Bruſt.
Ihn ergreift in dem Lebenskarnikle
Hinter der Leidenſchaft wilde Gewalt;
Nimmer in ſtummen ſtillen Nähe
Setzt er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ſtehet
Das Vergnügen ihm auch das Unglükmach,
Wie die Pech die erhobnen Orte ſtehet;
Denn Unglük der Eitelkeit wählt es ſich nach.

Prinzessin, Isabella und Manfred, Vater des Prinzen als hereinend. Der Zwang der Etikette ſcheint vorauf in der ernſten Liebe;
Die Welt iſt verſtummen überall,
Wo der Mutter nicht verſtummt mit ſeiner Qual.
(Der ganze Chor verſtummt.)
Auf den Knien u. ſ. w.

Don Cesar. Der Chor.

Don Cesar (aufſtehend).
Daß Nacht des Verderbens ihr in aus zum Tageslumal,
Dem Grau'n Lebenden bieten ihrigen Lauf;
Denn nicht iſt der Todten gegen Herrlichkeit,
Verwirrt denn meinen Willkürs ernſtlichen Beſchluß,
Und wie ich's auch gewirkt, ohne Lug' ich aus
Gewiß — Euch iſt im ernſten Augenblikes noch
Das zweite Amt, denn nicht von langen Zeiten ob'n,
Daß ihr am Grab geſtellet euren Fürſten Leib.
Die Todtenfackel iſt in meinen Händen hier —
Verbannt mit eine Leiche bringt ein andre her!
Ihr'n Grab, daß eine Jedet an der andern ſich
Anſchauen, nur der Jungen Linien ſich der Ins

Der Klagenhauer ſoll beginnen nun,
Es ordnet denn ein feierlich Trauergeleite
In dieſer Todtenſtadt Kloſter, die drei Theorei Staud
Verwahret, gedenkendes bei verſtändes'nen Pforten an,
Und Alles werthe, wie es damals war, vollbracht.

Chor. (Mehemund).
Mit ſchnellen Hinden ſah drei Wort bereit ſtehn,
O Herr — denn anfgerichtet ſtehe der Katafalk,
Ein Denkmal jener großen Feſtlichkeit, noch da,
Und an den Pan bei Todes rühren ſeine Hand.

Don Cesar.
Daß man beim gaſtlich Frieden, daß bei Grabes Mund
Gebeſſert hier an Hand der Lebendigen,
Wie komm's, daß man daß unaufhaltige Gerücht
Nicht noch verbrechlichen Dunſte eilebrach zerſtreut?

Chor. (Mehemund).
Die Nacht der Zeiten und der ſommervolle Zwiſt,
Der ſtrich nachher, Meſſina ſtündlich theilend, ſich
Entflammt, zog nahe Augen von den Todten an,
Und die vier, verſchloſſenen, die ab Heiligthum.

Don Cesar.
Au's Wort denn eilet unaufhaltſam! Auch dieſe Nacht
Bedeutet ſie das unvermeidliche Geſchikt!
Die nächſte Sonne findet vom Verbrechen frei
Das Haus, und trauter einem fühlbaren Geſtirnen.
(Der ganze Chor entfernt ſich mit Den Mannern Leichenbaren.)

Erster Chor. (Caſtetan.
Soll ich der Männer fromme Beſtreitheit hierher
Berufen, daß ſie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied
Zur ew'gen Ruh' einſegne den Begrabenen?

Don Cesar.
Die frommen Lied mag fort und fort an unſrem Grab
Auf ew'ge Zeiten ſchallen bei der Berge Echo.
Doch heute nicht bedarf es heut' meiner Kunſt,
Der traur'ge Wort verſchwindt bei Heiligt.

Chor. (Caſtetan.
Beſtatte nichts gewaltſam Wuthgeb. o Herr,
Wiere dich ſelber wahrend mit Verzweiflungsthat!
Denn auf der Welt iſt Niemand, der dich Großen kann,
Und fromme Bildung kannſt den Zorn des Himmels ab.

Don Cesar.
Nicht auf der Welt wol, wer mag richtend Großen kann;
Denn traut ich ſelber an mir ſelber es erblikte,
Buchſtab' an Worte, wenn ich nennen der Himmel an;
Doch nur mit Muth bäkt ich an der traur'ge Werk.

Chor. (Caſtetan.
Des Jammers Hinſchen, die auf leichte Hand erfüllet,
Kann ihr zu trocken, nicht zu blinden Trok auf Trok.

Don Cesar.
Den alten Adam bei Hauſes tief ich ſtreitend auf,
Der ſtarke Tod war wieder ihr Kreuz des Heilands.

Chor. (Caſtetan).
Zum Herren will Du dich ſtraffig dem verwalten Land.
Weil Du bei andern Herrlichkeitsamtern und verannt.

Don Cesar.
Imrich den Todtbegrabern gott' ich meine Standt;
Ein andrer Gott mag ſtrafen für ihr Verſtehn.

Chor. (Caſtetan).
So weis die Strenge krammt, ob ihr Hoffnung ende;
Mit dem dem Tod gerichtet ſich mannt! Vorcht es weit!

Don Cesar.
Da ſcheint vollendet ſammerwahr meine Dienerpflicht!

Mich leh' dem Feind entgegen, der mich ſtreitbar treibt!
Denn in das Innre kann kein Feindlicher mehr dringen.
Und eitel Du überredeſt auch Unſterblichen nicht in mir.
Den Vertrauen ſchaue, den der Blöde ſchwerlich — beſitzt!
Das Hangt verraten das Unſterblichen.
Das mag den Göttern wohl gefallen — Wer das erfuhr,
Was ich erliebe und in Armen hielt,
Mich feinern Freuden weiter Nachempfindt.

Donna Iſabella. Don Ceſar. Der Chor.

Iſabella
(kommt mit ſtürmiſchen Gebärden und nicht ordentlicher Tracht auf Don Ceſar. Gefolge kommt in dem nächſten und ſpricht mit geſchwinden Tritt.

Den ſchönen meinen Knaben nicht mehr ſchauen.
Er hat' ich mich zu meinem Schmerz gefaßt;
Den in der Luft verweinten die Gattinſchaft,
Die eine Mutter, unmöglich widerſteht.
Wieder den Herzog Stimme hört — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglaublicher Verlaut
Aus meinem Schmerzgrab dem Widerſtand
Hervor — Heil ich den Knaben! Ich es wohl,
Daß mir ein Tag gnädiger zurück ſah!

Chor. (Caſtoren.

Entſetzliches, ſagt Du nu, liebes Weib,
Daß zu erſten mir ſtehen Ehrfurcht
In der Leiden traurigen Thronen.
Erzwang Du jetzt die Kraft des Muts,
Die Gewalt der edlen Mutterthrone!
Meine Worte hab' ich umſonſt verloren.

Iſabella.

Ja rufe die Verwünſchungen zurück,
Die ich im blinden Wahnſinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eigenen Kindes Kind,
Das ſie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel ſolche ſündige
Gebete; ſchwer von Thränen fallen ſie
Zurück von ihnen beſtrafenden Gewölbe,
— Leo, mein Sohn! Ja weil den Mörder lieber ſehn
Den ſeinen Kinder, als von beide weinen.

Don Ceſar.

Nicht weiß bekannt Du, Mutter, was Du wahnſinnſt
Du ſetzt uns wie — Mein Ding kann nicht mehr ſeyn
Bei den Lebendigen — Ja, ſchmeiß Du
Den Mörderſ gottverhaßten Antlitz auch
Entgegen, Mutter, ich ertrage nicht
Den flammen Vorwurf deines zürnen Grams.

Iſabella.

Dein Vorwurf ſoll dich kränken, deine laute
Noch ſtumme Klage in das Herz der ſchneiden.
Ja meiner Wehmuth wird der Schmerz ſie theilen.
Gemeinſam trauernd werden wir das Unglück
Bewinnen und betreten das Verderben.

Don Ceſar

(ſieht ihre Hand, mit lauter Stimme).

Das wirſt Du, Mutter, Nie wird's erſcheinen.
In meiner Wehmuth wird dein Schmerz ſich theilen —
Dann, Mutter, wenn ein Todesmahl den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umſtarrte.
Ein Stein ſich wälzet über beider Staube.
Dann wird der Fluch zuſammenfinden — Dann wirſt
Du deine Söhne nicht mehr unterſcheiden;
Der Verbrecher, die dein ſchönſtes Auge weint,
Gut und edlen Thoren wie dem Andern gelten;
Ein allmächtiger Vernichter iſt der Tod.
Da Thränen alle Herzensſtammen aus.
Der Fluch verſöhnt ſich, und das ſüße Mutterl

Nimmt ſich ein weinend Sanftgeſtirnt mit ſanft
Andenkengenetzter Umarmung auf die Urne.
Drum, Mutter, weiter Du nur nicht, daß ich
Hinunterſteige und den Fluch verſöhne.

Iſabella.

Mein iſt die Chriſtenwelt an Gnadenthronen,
In denen weinend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde
Wird angewogen in Levitie's Hand.
Und ſegenvolle Himmelskraft wandelt
Das heilige Gold, daß alle Welt verſchönt.
Durchdringt auch ich das Gitter der Hermanen;
Ein hören irrigen Vorwurf an Verbrechn,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geſchah,
Kann ich ein Tempel reinigend erheben.

Don Ceſar.

Wohl läßt der Preis ſich aus dem Herzen preſſen.
Doch wie wird das verſtarrte unſere gerinnen.
Leo, wer's kann, ein Leben der Verbrechung.
Mit ſtrengen Bußübungen abmühend
Kreuzigiſch einer ew'ge Schuld — Ich kann
Nicht leben, Mutter, mit zerſprengtem Herzen.
Aufreißen muß es ſtrömig an den Zeichen.
Und in den Bettler gerinnt dann mir
Mit ſeinem Geiſt — Der Geiſt vergiftet mein Leben,
Da wir noch beide Lucke gleich geboren.
Denkſt Du, daß ich den Morgen werde tragen,
Den von dem Schmerz ergrimm hört mich?
Der Tod hat eine ſtrengende Kraft,
Zu ſtrengen unverſöhnlichen Feindſchaft
Zu Lieber Jugend einen Diamant
Das Sternbild zu klüvern und der Zeiten
Den mangelhaften Menſchheit zu vergiften.
Weil wie die Sterne ſtehen von der Erde,
Wird Er erhaben Thron hört mir,
Und bei der alte Neid und in den Leben
Gerennt, da wir noch gleiche Becher waren.
Er wird er raſtlos mir das Herz zerragen.
Nun Er das Ewige mir abgenommen,
Und jenſeits alles Menſchenleid wie ein Gott
In der Erinnerung der Menſchen wandelt.

Iſabella.

O bal' ich euch nur herum nach Meſſina
Gerufen, um euch Beide zu begraben!
Euch zu verſöhnen viel ich euch bieder,
Und ein verſöhnlich Todesfeſt feiert all
Mein Hoffen in ſein Gegenbeil mir um!

Don Ceſar.

Sollt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich Alles, was verſprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedensſtoffnungen in dieſe Thore,
Und friedlich werden wir zuſammen ruhn.
Verſöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Iſabella.

Leo, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
Verzweifelt im Land der Verbrechinge ſprechen,
Rabbenſiger Verbündung verſchworen.
Weil ſie der Söhne Mord nicht mehr beſchützt.

Don Ceſar.

Wenn alle Welt das verſpeit faſt verübbat,
So flehet Du doch hin zu unſerm Grabe,
Und rufe deiner Söhne Geiſtern an;
Denn Mörder ſind wir beide, wir thoren beide.
Und wie bei Hannibal Zweifinger dem Schäfer
Ein tendrend Sternbild, wollen wir mit Treff
Dir nahe ſtyn und deine Ferie ſtören.

Iſabella.

Leo, mein Sohn! Für deiner Mutter lebe!
Ich kann's nicht tragen. Mich zu verlieren!

(Sie ſchlingt ihre Arme mit leidenſchaftlicher Heftigkeit um ihn; er macht ſich endlich los, und reicht ihr die Hand mit abgewendetem Geſicht).

Don Ceſar.

Leb wohl!

Iſabella.

Ach, wollt' erſpar' ich's ſchmerzlich fühlend mir,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Gott's treue andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt!
(Sie geht nach dem Eingang der Scene).
Komm, meine Tochter! Wenn der treue Bruder
Dir ſo gewaltig nachjetzt in die Bruſt,
So mag vielleicht die Schweſter, die geliebte,
Mit ſchwer Lebenshoffnung Zauberſchein
Zuletzt ihn ſollen in das Licht der Sonne.

Beatrice (erſcheint am Eingang der Scene). Donna Iſabella. Don Ceſar und der Chor.

Don Ceſar

(bei ihrem Anblick heftig herum und verbirgt).

O Mutter! Mutter! Was erſannteſt Du!

Iſabella (flieht ihr verwirrt).

Die Mutter hat umſonſt zu ihm gefleht;
Beſchwöre Du, erſpar' ihm, daß er ſehe!

Don Ceſar.

Angſtſ'ge Mutter! Alſo prüfſt Du mich!
Zu neuem Kampf willſt Du zurück mich ſtürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ew'gen Nacht?
— Da ſteht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir und tauſend Blumen ſchütten er
Und tauſend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn ſiegend vor mir aus;
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erfrornen Bruſt
Die Hoffnung wieder und die Lebensluſt.

Iſabella.

Fleh' ihn, doch ober Niemand wird es hören,
Daß er den Stab nicht runde dir und mir.

Beatrice.

Ein Opfer fordert der geliebte Todte;
Es ſoll ihm werden, Mutter — Wer mich
Leb dieſes Opfer ſeyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh' ich das Leben ſah. Mich fordert
Der Fluch, der dieſes Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel iſt das Leben, das ich lebe.
Ich dank', die ihn gewerbet, eures Streits
Entſchlafne Furien geweckt — Mir
Gehört es, ſeine Manen zu verſöhnen:

Chor. (Cajetan.)

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen ſich eiſernd alle deine Kinder,
Und laſſen dich allein, verlaſſen, ſtehn
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

Beatrice.

Du, Bruder, reute dein geliebtes Haupt:
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns; erſt heute fand ſie eine Tochter,
Und leicht entbehret ſie, was ſie nie beſaß.

Don Ceſar (mit ſich verwandter Seele).

Wir mögen leben, Mutter, oder ſterben,
Wenn ſie nur dem Geliebten ſich vereinigt!

Beatrice.

Beneideſt Du des Bruders todten Schatten?

Don Ceſar.

Er lebt in deinem Schmerz ein ſelig Leben;
Ich werde ewig todt ſeyn bei den Todten.

Beatrice.

O Bruder!

Don Ceſar

(mit dem Ausdruck der heftigſten Seelenqual).

Schweſter, weinſt Du um Mich?

Beatrice.

Lebe für unſre Mutter!

Don Ceſar

(läßt ihre Hand los, zurücktretend).

Für die Mutter! —

Beatrice (zeigt ſich an ihm Rath).

Lebe für ſie und tröſte deine Schweſter.

Chor. (Bohemund).

Sie hat geſiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schweſter konnt' er nicht widerſtehen.
Troſtloſe Mutter! Gieb Raum der Hoffnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(In tiefem Nachdenken läßt ſich ein Exorzismus hören, die Fürſtenkrone wird geſchaut, man hört in der Kirche den Katholik ausſprechen und den Segen von Umſtehenden umgeben).

Don Ceſar (gegen den Sarg gewendet).

Mein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme auch dem Sarg
Ruft mächt'ger bringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das ird'ſche Leben
In einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, ſollte glückſelig ſeyn,
Und deine heil'ge Unſchuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen? — Das verbäte
Der allgerechte Lenker unſrer Tage.
Das ſolche Thatkraft ſey in ſeiner Welt —
— Die Thränen ſah ich, die auch mir gefloſſen;
Befriedigt iſt mein Herz, ich folge dir.

(Er durchſticht ſich mit einem Dolch und ſtürzt todtwund an ſeiner Schweſter nieder, die ſich der Mutter in die Arme wirft).

Chor. (Cajetan)

(nach einem tiefen Schweigen).

Prüfungsvoller Herr! ich, weiß nicht, ob ich ihn
Beſonnenen oder verirrten ſoll ſein Loos.
Durch Eine rächt' ich und rettete ich Nur:
Das Leben iſt der Götter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Wilhelm Tell.

Schauſpiel.

Perſonen.

Herrmann Geßler, Landvogt in Schwyz und Uri.
Werner, Freiherr v. Attinghauſen, Baumeiſter.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe.
Werner Stauffacher.
Conrad Hunn,
Ueli Reding,
Hans auf der Mauer,
Jörg im Hofe,
Ulrich der Schmidt,
Jos von Meiſter,
Walther Fürſt,
Wilhelm Tell,
Röſſelmann, der Pfarrer,
Petermann, der Sigriſt,
Knoni, ſein Hirt,
Werni, der Jäger,
Rudi, der Fiſcher.
Arnold vom Meichthal,
Conrad Baumgarten,
Meier von Sarnen,
Struth von Winkelried,
Klaus von der Flüe,
Burkhart am Bühel,
Arnold von Sewa,
Pfeifer von Luzern,
Kuno von Stoſau,
Bruno, Hofkaplan,
Leuthold, Hofmeiſter,
Gertrud, Stauffachers Gattin,
Hedwig, Tells Gattin, Fürſts Tochter,
Bertha von Brunek, eine reiche Erbin,
Armgart,
Mechthild,
Elsbeth,
Hiltegard,
Walter,
Wilhelm,
Friedhardt,
Leuthold,
Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeiſter,
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben,
Erbiſ, ein Klauſner,
Der Vater von Uri,
Ein Reichsbote,
Frauen,
Meyer, Gefellen, und Handlanger,
Oeffentliche Ausrufer,
Barmherzige Brüder,
Geſpenſtiſche und Landenbergiſche Reiter,
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldſtätten.

Landleute aus Uri.

Landleute aus Unterwalden.

Zwölf Knaben.

Schützen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees, Schwyz gegenüber.

Der See macht eine Bucht tief ins Land, eine Hütte ſteht unweit dem Ufer, Fiſcherknabe ſitzt hoch in einem Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers ſteigen ſich die Spitzen des Harten, mit Wolken umgeben; zur Rechten am fernen Horizont ſieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläute der Heerdenglocken, welches ſich auch bei eröffneter Scene noch eine Zeitlang forttönt.

Fiſcherknabe
(ſingt im Kahn).

Melodie des Kuhreihens.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachen in ſeliger Luſt,
Da ſpielen die Wellen um ſeine Bruſt,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bis mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich ſink' ihn herein.

Hirt
(auf dem Berge).

Melodie des Kuhreihens.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Sennе muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.
Ihr ſollet zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich ſchmücket neu,
Wenn die Bergwieſen ſtehen im ſchönſten Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Sennе muß ſcheiden
Der Sommer iſt hin.

Alpenjäger
(erſcheint gegenüber auf der Höhe des Felſens).

Zweite Melodie.

Es donnern die Höhen, es zittert der Grund,
Rings grauet dem Schützen der ſchwindlichte Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Felſen von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein wolkichtes Meer,
Erbauet er die Gefilde der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß aus der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Auhern
Das grünende Feld.

(Die Landschaft verändert sich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend).

Rudi der Fischer kommt aus der Hütte, Werni der Jäger singt vom Felsen, Kuoni der Hirte kommt mit dem Melktopf auf der Schulter, Seppi, sein Hausknabe, folgt ihm.

Rudi.
Mach hurtig, Kuoni. Zieh die Kahne ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf rollte der Donner,
Der Wetterstein zieht seine Haube an,
Und hält der bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich wett', wird da seyn, eh' wir's denken.

Kuoni.
'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Mägner scharrt die Erde.

Werni.
Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Kuoni (zum Buben).
Lug', Seppi, ob das Vieh sey nicht verlaufen?

Seppi.
Der braune Lisel kenn' ich am Geläut.

Kuoni.
So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

Rudi.
Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

Werni.
Und schmuckes Vieh – Ist's Euer eigners, Landsmann?

Kuoni.
Bin mit so reich – 's ist meines guäd'gen Herrn,
Des Attinghäusers, und mir zugezählt.

Rudi.
Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht.

Kuoni.
Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt.
Und nähm' ich's d', sie hörte auf, zu fressen.

Rudi.
Ihr seyd nicht klug, ein unvernünft'ges Vieh –

Werni.
Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wissen wir, die wir sie Gemsen jagen:
Die steilen Klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorwitz and, die sagt das Ort und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Rudi (zum Hirten).
Treibt Ihr jetzt heim?

Kuoni.
Die Alp ist abgeweidet.

Werni.
Glückselige Heimkehr. Denn!

Kuoni.
Die wünsch' ich End.
Von Eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Rudi.
Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni.
Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten
(athemlos hereinfliegend).

Baumgarten.
Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!

Rudi.
Nun, nun, was gibt's so eilig?

Baumgarten.
Binder los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni.
Landsmann, was habt Ihr?

Werni.
Wer verfolgt Euch denn?

Baumgarten (zum Fischer).
Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

Rudi.
Warum verfolgen Euch die Reisigen?

Baumgarten.
Erst rettet mich, und dann steh' ich Euch Rede.

Werni.
Ihr seyd mit Blut besteckt, was hat's gegeben?

Baumgarten.
Des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß –

Kuoni.
Der Waldstattenschießen? Laßt Euch der verfolgen?

Baumgarten.
Der schadet nicht mehr; ich hab ihn erschlagen.

Alle (fahren zurück).

Baumgarten.
Gott sey Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?

Baumgarten.
Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Heimrecht hab' ich aufgerichtet
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Kuoni.
Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' gefrevelt?

Baumgarten.
Daß er sein böß Gelüsten nicht vollbracht,
Hat Gott und meiner guten Art verhütet.

Werni.
Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerspalten?

Kuoni.
O sagt uns Alles hören, Ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgenommen.

Baumgarten.
Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angst des Todes:
„Der Burgvogt sey' in meinem Haus, er hab'
Ihr unterstehen, ihm ein Bad zu rüsten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, sie sey entsprungen, mich zu suchen.“
Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich's dem Bad gesteuert.

Werni.
Ihr thatet wohl, kein Mensch kann Euch drum schelten.

Kuoni.
Der Wüterich! Der hat nun seinen Lohn!
Hat's lang verdient um's Volk von Unterwalden.

Baumgarten.
Die That ward rauchbar; mir wird nachgeeilt –
Indem wir sprechen – Gott – verrinnt die Zeit –
(Er fängt an zu bewegen).

Kuoni.
Jetzt, Fährmann – schaff' den Biedermann hinüber!

Rudi.
Seht nicht. Ein schweres Ungewitter ist
Im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten.
Heiliger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Augenblick

Kuoni (zum Fischer).
Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen:
Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.
(Brausen und Donnern).

Rudi.
Der Föhn ist los; ihr seht, wie hoch der See geht,
Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt seine Knie).
So helf' Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet –

Werni.
Es geht um's Leben. Sey barmherzig, Fährmann!

Kuoni.
'S ist ein Handvater, und hat Weib und Kinder'
(Blitzender heller Donnerschlag).

Rudi.
Mich? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim; wie er – Seht hin,
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe.
– Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Denn es ist mein unmöglich, Ihr seht selbst.

Baumgarten (noch auf den Knien).
So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Gesichte!
– Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hindurchringen kann der Stimme Schall,
Da ist der Kahn, der mich hinübertrage,
Und muß hier liegen, hülflos, und verzagen!

Kuoni.
Seht, wer da kommt!

Werni.
Es ist der Tell aus Bürglen.

Tell (mit der Armbrust).

Tell.
Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni.
'S ist ein Altseller Mann, er hat sein' Ehr
Verdienet und den Weisesten ersonnen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg saß –
Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen.
Er floh den Schiffer um die Ueberfahrt,
Der scheut's sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Rudi.
Da ist der Tell, er führt das Ruder auch;
Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.
(Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf).
Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das thäte Keiner, der bei Sinnen ist.

Tell.
Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!

Rudi.
Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten!
Da ist der Kahn, und dort der See! Versucht's!

Tell.
Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.
Versuch es, Fährmann!

Hirten und Jäger.
Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Rudi.
Und wär's mein Bruder und mein leibliches Kind,
Es kann nicht seyn; 's ist heut Simons und Judä:
Da rast der See und will sein Opfer haben.

Tell.
Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft;
Die Stunde bringt, dem Mann muß Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willst Du fahren?

Rudi.
Nein, nicht ich!

Tell.
Im Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Kuoni.
Ha, wackrer Tell!

Werni.
Das gleicht dem Waldgesellen!

Baumgarten.
Mein Retter seyd Ihr und mein Engel, Tell!

Tell.
Wohl aus des Bootes Gewalt errett' ich Euch!
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch besser ist's, Ihr faßt in Gottes Hand.
Als in der Menschen!
(Zu den Hirten).
Landsmann, tröstet Ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.
(Er springt in den Kahn).

Kuoni (zum Fischer).
Ihr seyd ein Meister, Steuermann. Was sich
Der Tell getraute, das konnten Ihr nicht wagen?

Rudi.
Wohl besser Männer thun's dem Tell nicht nach;
Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gerüge.

Werni (ist auf den Fels gestiegen).
Er fährt schon ab. Gott heil' dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt.

Kuoni (am Ufer).
Die Flut geht drüber weg – Ich seh's nicht mehr.
Doch halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wackre durch die Brandung.

Seppi.
Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.

Kuoni.
Weiß Gott, sie sind's! Das war Hülf in der Noth.
(Ein Trupp Landesbergischer Reiter).

Erster Reiter.
Den Mörder geht heraus, den ihr verborgen!

Zweiter.
Des Weges kam er; unerkannt verbeißt ihr ihn.

Kuoni und Rudi.
Wen meynt ihr, Reiter?

Erster Reiter (entdeckt den Nachen).
Ha, was seh' ich! Teufel!

Werni (oben).
Ist's der im Nachen, den ihr sucht? – Reit zu!
Wenn ihr frisch beitzet, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter
Verwünscht! Er ist entwischt.

Erster (zum Hirten und Fischer).
Ihr habt ihm fortgeholfen,
Ihr sollt uns büßen – Fallt in ihre Herde!
Die Hütte reißet ein, zerrupt und schlaget nieder!
(Alles lauft).

Seppi (läuft nach).
O meine Lämmer!

Kuoni (folgt).
Weh mir! meine Herde!

Werni.
Die Wüthriche!

Rudi (ringt die Hände).
Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen diesem Lande?
(Folgt ihnen).

Zweite Scene.

Zu Uriken in Schwyz eine Linde vor des Stauffachers Haus an der Landstraße, nächst der Brücke.

Werner Stauffacher, Pfeifer von Luzern, (kommen im Gespräche).

Pfeifer.

Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich Euch sagte, Schwört nicht zu Oestreich, wenn Ihr's thun vermeiden.

Haltet fest am Reich und wackre, wie bisher! Gott schirme Euch bei Eurer alten Freiheit!

(Drückt ihm derglich die Hand und will gehen).

Stauffacher.

Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — Ihr send Mein Gast zu Schwyz, ich in Luzern der Eure.

Pfeifer.

Viel Dank! Muß heute Gersau noch erreichen. — Was Ihr auch Schweres wagt zu leiden haben Von Eurer Vögte Geiz und Uebermuth, Trags't in Geduld! Es kann sich ändern schnell; Ein andrer Kaiser kann an's Reich gelangen.

Send Ihr erst Oesterreich, send Ihr's auf immer.

(Er geht ab. Stauffacher sieht sich kummervoll auf einer Bank unter der Linde. So finder ihn Gertrud, seine Frau, die sich neben ihn stellt, und ihn eine Zeitlang schweigend betrachtet).

Gertrud.

So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr. Schon viele Tage seh' ich's schweigend an, Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furcht. Auf deinem Herzen brütet ein still Gebrechen. Vertraue dich mir; ich bin dein treues Weib, Und meine Hilfte forde' ich deines Gramm.

(Stauffacher reicht ihr die Hand und schweigt).

Was kann dein Herz bellemmen, sag' es mir. Gesegnet ist dein Fleiß, dein Gütestand blüht, Voll sind die Scheunen, und der Rinder Schaaren; Der glatten Pferde wohlgemästete Zucht Ist von den Bergen glücklich heimgebracht Zur Winterung in den beatmeten Ställen. — Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz; Von sodnem Stammholz ist es neu gezimmert Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt; Den vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell; Mit bunten Wappenschilden ist's bemalt, Und weisen Sprüchen, die der Wanderemann Verweilend liest und ihren Sinn verwundert.

Stauffacher.

Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt, Doch ach — es wankt der Grund, auf den wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, sage, wie verstehst Du das?

Stauffacher.

Vor dieser Linde sah ich jüngst wie heut Das edle Vollbracht ernstig überdenkend; Da kam darer von Küßnacht, seiner Burg, Der Vogt mit seinen Reisigen geritten. Vor diesem Hause hielt er wundernd an, Doch ich entwich mich schnell, und unterwürfig, Wie sich's geziemt, trat ich dem Herrn entgegen. Der uns des Kaisers richterliche Macht Vorsteht im Lande. Wessen ist das Haus? Frast' er vernehmend, denn er wußt' es wohl. Doch schnell besonnen ich entgegnet ihm so: Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn des Kaisers, Und Eures und mein Lehen — Da versetzt er:

„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt, Und will nicht, daß der Bauer Häuser baut Auf seine eigne Hand, und also frei Hinsieht, als ob er Herr wär' in dem Lande; Ich werd' mich unterstehen, Euch das zu wehren.“ Dieß sagend ritt er trutziglich von dannen; Ich aber blieb mit kummervoller Seele, Das Wort bedeutend, das der Böse sprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Eherwirth! Muß Du Ein rechtlich Wort von deinem Weib vernehmen? Des edeln Iberg's Tochter rätst' ich mich, Des vielerfahrnen Mann's. Wir Schwestern saßen, Die Wolle spinnend, in den langen Nächten, Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter Versammelten, die Pergamente lasen Der alten Kaiser, und des Landes Wohl Bedachten in vernünftigem Gespräch. Aufmerksend hört' ich da manch klugen Wort, Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht, Und still im Herzen bab' ich mir's bewahrt. So höre denn und acht' auf meine Rede! Denn wohl dich preßte, sieh, das wußt' ich längst. — Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden, Denn Du bist ihm ein Hinderniß, daß sich Der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus Will unterwerfen, sondern treu und fest Beim Reich beharren, wie die wackern Altvordern es gehalten und gethan. — Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So ist's, das ist des Gesslers Groll auf mich.

Gertrud.

Er ist dir neidisch, weil Du glücklich wohnst, Ein freier Mann auf deinem eignen Erbe. — Denn er hat keins. Vom Kaiser selbst und Reich Trägt Du dieß Haus zu Lehn; Du darfst es zeigen, So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt: Denn hier ihr erkennst Du keinen Herrn. Als nur den Höchsten in der Christenheit — Er ist ein jüngrer Sohn nur seines Hauses; Nichts nennt er sein als seinen Rittermantel; Drum sieht er jedes Biedermannes Glück Mit scheelen Augen gift'ger Mißgunst an. Dir hat er längst den Untergang geschworen — Nach steht Du unverletzt — Willst Du erwarten, Bis er die böse Lust an dir gebüßt? Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was ist zu thun?

Gertrud (mit Adel).

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier In Schwyz sich alle Redlichen beklagen Ob dieses Landvogts Geiz und Wüterei. So gweiße nicht, daß sie dort drüben auch In Unterwalden und im Uriner Land Des Dranges muß sind und des harten Jochs — Denn wie der Geßler hier, so schafft es frech Der Landenberger drüben über'm See — Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber, Der nicht ein neues Unheil und Gewalt: Beinnen von den Thaten uns verkündet. Drum thät es gut, daß unsre Edlen, Die's redlich meinen, sich zu Rathe gingen, Wie man des Drucks sich ohne' erledigen; So acht ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen, Und der erkannten Sache endlich seyn — Laß Du in Ihr'n deinen Gastfreund, sprich, Dem Du dein Herz magst redlich offenbaren?

Stauffacher.
Der wackern Männer kenn' ich viele hier,
Und angesehne große Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.
(Er sieht auf.)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst Du mir in der stillen Brust! Meine Innerstes
Kehrst Du an's Licht des Tages mir entgegen;
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit leichter Zunge keklich aus.
– Hast Du auch wohl bedacht, was Du mir rätst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Ruft Du in dieses friedenvolle Thal –
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
Zu kämpfen zu geben mit dem Herrn der Welt?
Der gute Saemann nur ist's, worauf sie warten,
Um teuflisch auf dieß arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Stein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.
Ihr seid auch Männer, wißet eure Art
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.
O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg; die Heerde würgt er und den Hirten.

Gertrud.
Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unwilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.
Dieß Haus erfreut dich, das wir neu erbauten;
Der Krieg, der ungebeure, brennt es nieder.

Gertrud.
Wäre ich mein Herz an irdisch Gut gesetzet,
Den Brand wärf ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.
Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.
Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
– Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.
Wir Männer können tapfer festend sterben.
Welch Schicksal aber wird das eure seyn?

Gertrud.
Die letzte Wahl steht auch dem Sawächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

Stauffacher (fährt in ihre Arme).
Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Heerd und Hof mit Freuden fechten,
Und wenn Königs Heermacht stürmet, er –
Nach Uri fahr' ich stehenden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walther Fürst,
Der über diese Zeiten denkt, wie ich.
Auch sind' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus – obgleich von hohem Stamm
Liebt er das Volk und sitzt die alten Sitten.
Mit ihnen Beiden pfleg' ich Rathes, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt –
Leb wohl – und weil ich fern bin, führe Du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses –
Dem Pilger, der zum Gotteshause wallt,
Dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt,
Gib reichlich und entlaß ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äußerst
Am engen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.
(Indem er nach dem Hintergrund abgeht, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vom auf der Seite.)

Tell (zu Baumgarten).
Ihr habt jetzt Meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hause gehet ein, dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
– Dort seht, da ist er selber – Fasset mir, kommt'
(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt sich).

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altorf.

Auf einer Anhöhe im Hintergrunde steht man eine Veste bauen, welche schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintere Seite ist fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüste steht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder steigen; auf dem höchsten Dach hängt der Hutschlegel. – Alles ist in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meister Steinmetz. Gesellen und Handlanger.

Frohnvogt
(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter).
Nicht lang gefeiert, fertig! Die Mauersteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren.
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachsen sieht! – Das faulenzet wie die Schnecken.
(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)
Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht bestehlen!

Erster Gesell.
Das ist doch hart, daß wir die Steine selbst
Zu unserm Zwing und Kerker sollen fahren!

Frohnvogt.
Was murret ihr? Das ist ein schlechtes Volk,
Zu nichts anstellig, als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu faulenzen auf den Bergen.

Alter Mann (zieht auf).
Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (schärfet ihn).
Frisch, Alter, an die Arbeit!

Erster Gesell.
Habt Ihr denn gar kein Eingeweid', daß Ihr
Den Greis, der kaum sich selber schleppen kann,
Zum harten Frohndienst treibt?

Meister Steinmetz und Gesellen.
'S ist himmelschreiend!

Frohnvogt.
Sorgt ihr für euch; ich thu', was meines Amts.

Zweiter Gesell.
Frohnvogt, wie wird die Veste denn sich nennen,
Die wir da bau'n?

Frohnvogt.
Zwing Uri soll sie heißen!
Denn unter dieses Joch wird man euch bringen.

Gesellen.
Zwing Uri!

Frohnvogt.
Nun was gibt's dabei zu lachen?

Zweiter Gesell.
Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erster Gesell.
Laß seh'n, wie viel man solcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander segen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringste nur in Uri!
(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund).

Meiſter Steinmez.
Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gebeut bei dieſem Fluchgebäude!
Tell und Stauffacher kommen.
Stauffacher.
O hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!
Tell.
Hier iſt nicht gut ſeyn. Laßt uns weiter gehn.
Stauffacher.
Bin ich zu Uri in der Freiheit Land?
Meiſter Steinmez.
O Herr, wenn Ihr die Keller erſt geſehn
Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht ſürder krähen hören.
Stauffacher.
O Gott!
Steinmez.
Seht dieſe Flanken, dieſe Strebepfeiler,
Die ſtehn, wie für die Ewigkeit gebaut!
Tell.
Was Hände bauten, können Hände ſtürzen.
(Nach den Bergen zeigend).
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.
(Man hört eine Trommel; es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuariſch nach).
Erſter Geſell.
Was will die Trommel? Gebet Acht!
Meiſter Steinmez.
Was für
Ein Faſtnachtsanſtalt und was ſoll der Hut?
Ausrufer.
In des Kaiſers Namen! Hören!
Geſellen.
Still doch! Hören!
Ausrufer.
Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf beider Stäte,
Mitten zu Altorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will' und Meynung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre, wie ihm ſelbſt, geſchehn.
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Künige, wer das Gebot verachtet.
(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen weiter).
Erſter Geſell.
Welch' neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?
Meiſter Steinmez.
Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würd'gen Leuten?
Erſter Geſell.
Wär's noch die kaiſerliche Krone! So iſt's
Der Hut von Oeſterreich; ich ſah ihn daheim
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!
Meiſter Steinmez.
Der Hut von Oeſterreich! Gebt Acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Oeſterreich zu verrathen!
Geſellen.
Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.
Meiſter Steinmez.
Kommt, laßt uns mit den Andern Abred' nehmen.
(Sie gehen nach der Tiefe).

Tell (zum Stauffacher).
Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!
Stauffacher.
Wo wollt Ihr hin? O tut nicht ſo von dannen.
Tell.
Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.
Stauffacher.
Mir iſt das Herz ſo voll, mit Euch zu reden.
Tell.
Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
Stauffacher.
Doch künnten Worte uns zu Taten führen.
Tell.
Die einz'ge That iſt jetzo Gebuld und Schweigen.
Stauffacher.
Soll man ertragen, was unleidlich iſt?
Tell.
Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Flüſſen erhebt aus ſeinen Ufern,
Löſcht man die Feuer aus, die Schiffe ſuchen
Elendes den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden ſpurlos über die Erde.
Ein Jeder lebe ſtill bei ſich daheim;
Dem Friedliebenden gewährt man gern den Frieden.
Stauffacher.
Meynt Ihr?
Tell.
Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſehn.
Stauffacher.
Wir künnten viel, wenn wir zuſammen ſtünden.
Tell.
Beim Schiffbruch hilft der Einzelne ſich leichter.
Stauffacher.
So tatt verlaßt Ihr die gemeine Sache?
Tell.
Ein Jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.
Stauffacher.
Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
Tell.
Der Starke iſt am mächtigſten allein.
Stauffacher.
So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen.
Wenn es verzweiflungsvoll zur Not-wehr greift?
Tell (gibt ihm die Hand).
Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch was Ihr tut, laßt mich aus Eurem Rath!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft Ihr meiner zu beſtimmter That,
Dann ruft den Tell! Er ſteht an mir nicht fehlen.
(Wenden ab zu verſchiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Oberſte).
Meiſter Steinmez (eilt hin).
Was gibt's?
Erſter Geſell (kommt vor, raſend).
Der Spießgeſellen iſt vom Dach geſtürzt.
Bertha mit Gefolge.
Bertha (ſtürzt herein).
Iſt er zerſchmettert? Retter, retter, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier iſt Gold —
(wirft die Geldkaſſette unter das Volk).
Weiber.
Mit Eurem Gold — Alles iſt Euch feil

Um Gold, wenn Ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt.
Denkt Ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren freye Menschen, eh' Ihr kamt;
Mit Euch ist die Verzweiflung eingezogen.

Bertha
(zu dem Frohnvogt, der zurückkommt).

Lebt er?

(Frohnvogt gibt ein Zeichen des Gegentheils).

O unglücksel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!
(Gehn ab).

Vierte Scene.

Walther Fürst's Wohnung.

Walther Fürst und Arnold von Melchthal treten zugleich ein von verschiedenen Seiten.

Melchthal.
Herr Walther Fürst —

Walther Fürst.
Wenn man uns überraschte!
Bleibt, wo Ihr seyd. Wir sind umringt von Spähern.

Melchthal.
Bringt Ihr mir nichts von Unterwalden? Nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefang'ner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn so Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frevlen Buben, der die Ochsen mir.
Das treffliche Gespann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Gebeiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürst.
Ihr seyd zu rasch. Der Bube war des Vogts;
Von Eurer Obrigkeit war er gesendet.
Ihr wart' in Strafe gefallen, mußtet Euch,
Wie schwer sie war, der Buße schweigend fügen.

Melchthal.
Ertragen soll' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverschämten: „Wenn der Bauer Brot
Will' essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn!"
In die Seele schnitt mir's, als der Bub die Ochsen,
Die sahmen Thiere, von dem Pfluge spannte;
Dumpf brüllten sie, als hätten sie Gefühl
Der Ungebühr, und stießen mit den Hörnern;
Da übermahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Boten.

Walther Fürst.
O kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie soll die rasche Jugend sich bezähmen!

Melchthal.
Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So sehr der Pflege, und sein Sohn ist fern.
Der Vogt ist ihm gehässig, weil er stets
Für Recht und Freiheit redlich hat gestritten.
Drum werden sie den alten Mann bedrängen.
Und Niemand ist, der ihn vor Unglimpf schütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.

Walther Fürst.
Erwartet nur und faßt Euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr seyd in Uri
Nicht sicher vor des Landenbergers Arm;
Denn die Tyrannen reichen sich die Hände.

Melchthal.
Sie lehren uns, was wir thun sollten.

Walther Fürst.
Geht!
Ich ruf' Euch wieder, wenn's hier sicher ist.
(Melchthal geht hinein).
Der Unglückselige, ich darf ihm nicht
Gestehen, was mir Böses schwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauscht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken;
Bis in das Innerste der Häuser dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

(Er öffnet und tritt erstaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt).

Was seh' ich! Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werther, theurer Gast — Kein bess'rer Mann
Ist über diese Schwelle noch gegangen.
Seyd hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt Euch her? Was sucht Ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend).
Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürst.
Die bringt Ihr mit Euch — Sieh, wie wird so wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei Eurem Anblick.
— Setzt Euch, Herr Werner — Wie verlebet Ihr
Frau Gertrud, Eure angenehme Gattin,
Des weisen Jorgs hochverständ'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Meinrads Zell nach Weissland fahren,
Rühmt jeder Euer gastlich Haus — Doch sagt,
Kommt Ihr so eben frisch von Flüelen her?
Und habt Euch nirgends sonst noch umgesehn,
Eh' Ihr den Fuß gesetzt auf diese Schwelle?

Stauffacher (sieht sich).
Wohl ein erstaunlich neues Werk hat' ich
Bereiten sehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürst.
O Freund, da habt Ihr's gleich mit Einem Blicke!

Stauffacher.
Ein solches ist in Uri nie gewesen —
Seit Menschengedenken war kein Twingshof hier,
Und fest war keine Wohnung, als das Grab.

Walther Fürst.
Ein Grab der Freiheit ist's! Ihr nennt's mit Namen.

Stauffacher.
Herr Walther Fürst, ich will Euch nicht verhalten:
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken schwere Sorgen — Drangsal hab' ich
Zu Haus verlassen, Drangsal sind' ich hier.
Denn ganz unleidlich ist's, was wir erdulden,
Und dieses Dranges ist kein Ziel zu sehn.
Frei war der Schweizer von Urahrers her;
Wir sind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen.

Walther Fürst.
Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben!
Auch unser edle Herr von Attinghausen,
Der noch die alten Zeiten hat gesehn,
Meynt selber, es sey nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher.
Auch drüben unterm Wald geht Schweres vor.
Und blutig wird's gebüßt — Der Wolfenschießen,
Des Kaisers Vogt, der auf dem Rosberg hauste,
Gerüsten trug er nach verbot'ner Frucht;
Baumgartens Weib, der hausbäk zu Alzellen,

Wollt' er zu freyer Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erschlagen.

Walther Fürst.

O die Gerichte Gottes sind gerecht!
— Baumgarten, sagt Ihr? ein beschreidner Mann!
Er ist gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.

Euer Eidam bot ihn über'n See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen hielt ich ihn verborgen —
— Noch Gutliches hat mir derselbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen ist geschehn.
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürst (aufmerksam).

Sagt an, was ist's?

Stauffacher.

Im Melchthal, da wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürst.

Wer kennt ihn nicht! Was ist's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher.

Der Landenberger hätte seinen Sohn
Um kleinen Frevels willen, ließ die Ochsen,
Das beste Paar, ihm aus dem Pfluge spannen;
Da schlug der Knab' den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürst (in höchster Spannung).

Der Vater aber — Sagt, wie steht's um den?

Stauffacher.

Den Vater läßt der Landenberger fordern.
Zur Stelle schaffen soll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit schwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürst

(springt auf und will ihn auf die andere Seite führen).

O still, nichts mehr!

Stauffacher (mit steigendem Ton).

„Ist mir der Sohn entgangen,
So hab ich dich" — läßt ihn zu Boden werfen,
Den spin'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürst.

Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (fährt heraus).

In die Augen, sagt Ihr?

Stauffacher

(redanet zum Walther Fürst).

Wer ist der Jüngling?

Melchthal

(faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit).

In die Augen? Redet!

Walther Fürst.

O der Zusammenwürdige!

Stauffacher.

Wer ist's?

(Da Walther Fürst ihm ein Zeichen gibt).

Der Sohn ist's! Allgerechter Gott!

Melchthal.

Und ich
Muß ferne seyn! — In seine beiden Augen?

Walther Fürst.

Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.

Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind also! Wirklich blind, und ganz geblendet?

Stauffacher.

Ich sagt's. Der Quell des Sehns ist ausgeflossen;
Das Licht der Sonne schaut er nimmals wieder.

Walther Fürst.

Schont seines Schmerzens!

Melchthal.

Niemals! Niemals wieder!
(Er drückt die Hand vor die Augen, und schweigt einige Momente, dann wendet er sich von dem Einen zu dem Andern, und spricht mit sanfter, von Thränen erstickter Stimme).

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht.
Im ewig Finstern — ihm erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück — Warum sehr Ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir in's Auge bringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß Euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelassen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermsten allgemeinest Gut — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht,
Und nicht auf Deine! — Dein gelieblich Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüterichs Händen!
Feigberg'ge Vorsicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuern Schmerz
In seinem Lebenslaute kühle. (Er will gehen).

Walther Fürst.

Bleibt!
Was thunt Ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner hohen Herrenburg und spottet
Ohnmächt'ger Zorns in seiner festern Veste.

Melchthal.

Und wohnt' er droben auf dem Eisgefilde
Des Surenhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — Ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Gesinnt wie ich, zerbrech' ich seine Veste,
Und wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle
Für eure Hütten bang und euer Herden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zusammenrufen im Gebirg,
Dort unter'm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürst).

Es ist auf seinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerste —

Melchthal.

Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitaxt schwingen? Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angst;
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein geschrautes Gewieh.
Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Hüngstirr selbst, der sanfte Hausgenoß
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses huldsam unter's Joch gezogen,
Springt auf, gereizt, wenn sein gewaltig Horn,
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürst.

Wenn die drei Lande dächten, wie wir Drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwyzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal.

Groß ist in Unterwalden meine Freundschaft,
Und Jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am Andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieses Landes!
Ich stehe nur ein Jüngling zwischen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Bescheiden schweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede;
Nicht lästern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felsen muß erbarmen.
Ihr selbst seyd Väter, Hüupter eines Hauses,
Und wünscht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil ihr selbst an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen sich
Noch frisch und hell in ihren Kreisen regen,
So seyd euch darum unsre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt des Tyrannen Schwert.
Ihr habt das Land von Oesterich abgewendet;
Kein Anderes war meines Vaters Unrecht;
Ihr seyd in gleicher Mitschuld und Verdammniß.

Stauffacher (zu Walther Fürst).

Beschließet Ihr! Ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürst.

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghausen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal.

Wo ist ein Namen in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als Eurer und der Eure?
An solcher Namen ächte Währung glaubt
Das Volk, sie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend,
Und habt es selber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Labt's und allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meyne,
Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.

Stauffacher.

Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns:
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höh'n noch nicht erreicht —
Doch ihre Hülfe wird uns nicht entstehen,
Wenn sie das Land in Waffen erst erblicken.

Walther Fürst.

Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,
So möchte Recht entscheiden und Gesetz.
Doch, der uns unterdrücket, ist unser Kaiser
Und höchster Richter — so muß Gott uns helfen
Durch unsern Arm — Erforschet Ihr die Männer
Von Schwyz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber senden wir nach Unterwalden? —

Melchthal.

Mich sendet hin — Wem tág' es näher an —

Walther Fürst.

Ich geh's nicht zu. Ihr seyd mein Gast, ich muß
Für Eure Sicherheit gewähren!

Melchthal.

Laßt mich!
Die Schlicht kenn' ich und die Felsensteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher.

Laßt ihn mir Gott hinüber gehn. Dort drüben
Ist kein Verräther — So verabscheut ist
Die Tyrannei, daß sie kein Werkzeug findet.
Auch der Angeber soll uns nit dem Wald
Genossen werden und das Land erregen.

Melchthal.

Wie bringen wir uns sich're Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?

Stauffacher.

Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Versammeln, wo die Kaufmannsschiffe landen.

Walther Fürst.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meynung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgerottet ward.
Dort ist's, wo unser Landmarch und die Eure
(zu Melchthal)
Zusammen grenzen, und in kurzer Fahrt
(zu Stauffacher)
Trägt Euch der leichte Kahn von Schwyz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still berathen.
Dahin mag Jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzinnig sind mit uns,
So können wir gemeinsam das Gemeine
Besprechen und mit Gott es frisch beschließen.

Stauffacher.

So sey's. Jetzt reicht mir Eure biedre Rechte,
Reicht ihr die Eure her, und so wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns, die Hände
Zusammen fechten, redlich, ohne Falsch,
So wollen wir Drei Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zusammen stehn auf Tod und Leben.

Walther Fürst und Melchthal.

Auf Tod und Leben!

(Sie halten die Hände noch einige Pausen lang zusammen gefochten und schweigen).

Melchthal.

Blinder alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen;
Du sollst ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!

(Sie gehen auseinander).

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Ehehof des Freiherrn von Attinghausen.

Ein gothischer Saal, mit Wappenschildern und Helmen verziert. Der Freiherr, ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemsenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. Kuoni und noch sechs Knechte stehen um ihn her mit Aexten und Seilen — Ulrich von Rudenz tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz.

Hier bin ich, Oheim — Was ist Euer Wille?

Attinghausen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausbrauch
Den Frühtrunk erst mit meinen Knechten theile.
(Er nimmt aus einem Becher, der kann in der Runde herumgeht).
Sonst war ich selber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie sie mein Banner führte in der Schlacht;
Itzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen.
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
So kann sie nicht mehr suchen auf den Bergen.
Und so in enger stets und enger'm Kreis,
Beweg' ich mich dem engsten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.
Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher).
Ich bring's Euch. Junker.
(Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen).
Trinket frisch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

Attinghausen.

Geht, Kinder, und wenn's Feierabend ist.
Dann reden wir auch von des Land's Geschäften.
(Knechte gehen ab).

Attinghausen und Rudenz.

Attinghausen.

Ich sehe dich gealtert und gerüstet;
Du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —

Attinghausen (sieht sich).

Hast Du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
Der Zeit so lang gemessen, daß Du sie
An deinem alten Oheim mußt ersparen?

Rudenz.

Ich sehe, daß Ihr meiner nicht bedürft.
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attinghausen

(hat ihn lange mit den Augen gemessen).

Ja, leider bist Du's. Leider ist die Heimath
Zur Fremde dir geworden! Uby! Uby!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst Du,
Die Pfauenfeder schmückt Dir stolz zur Scham,
Und spielend den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickst Du mit Verachtung an,
Und schämst dich seiner traulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghausen.

Das ganze Land liegt unterm schweren Zorn
Des Königs — Jeder Biedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt.
Die wir erdulden — Dich allein rühret nicht
Der allgemeine Schmerz — Dich scheint man
Absichtsvoll von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes halten, unsrer Noth
Hohnsprechend nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürstengunst, indeß
Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land ist schwer bedrängt — Warum, mein Oheim?

Attinghausen.

Wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es festete ein einzig leichtes Wort,
Um Augenblicks des Drangs sich zu freyn,
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Besten widerstrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
Daß die Waldstädte nicht zu Oesterich schwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Edelmann — den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghausen.

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Person ist's, Oheim, die Ihr selbst
Hier spielet? Habt Ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu seyn
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu buhlen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
Als Eurer eignen Knechte Pair zu seyn,
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uby! Uby! Ich erkenne sie
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein edlers Ohr. Sie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die mir
Den Bauernadel schelten — Möcht' errang' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Breitet sich glänzend jenseits dieser Berge —
Mir rosten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrompete muthlos Getön,
Der Herold's Ruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als den Kuhreih'n und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghausen.

Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der treuen frommen Sitte deiner Väter!
Mit deinen Thränen wirst Du sie vereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen.
Und dieses Heerdengeläutes Melodie,
Die Du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Sehnsuchtsinnigkeit wird sie dich ergreifen,
Wenn sie der Anklang auf der fernen Seite.
O mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falsche Welt ist nicht für dich.
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst Du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen:

Die Welt sie fordert andre Tugenden,
Als Du in diesen Thälern dir erwerben.
— Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht.
Da Du ein Selbstherr seyn kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erd' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — Du verlaß sie nicht,
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
— Ich bin der Letzte meines Stamms. Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Das Du mein brechend Auge nur erwartest,
Um hinzugehn vor diesen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, Oesterreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Lände trete ihm zu unterbrechen,
Der er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
Die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß selbst,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von seinen Ländern wir mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeschlossen.
— Wird und das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schützen gegen Oesterreichs wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.
Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld- und Pfleges-Noth die Städte,
Die unter'n Schirm des Reichs sich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Weltklug ist's und weise Vorsicht
In diesen schweren Zeiten der Parteiung,
Sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm;
Die hat für keine Dienste kein Gedächtnis.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft streu'n.

Attinghausen.

Bist Du so weise?
Wußt heller seh'n, als deine edlen Väter,
Die um der Freiheit kostbar'n Edelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
— Schiff nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oesterreich's Herrschaft lastet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unsre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unsre Alpen abzumessen,
Den Hochzug und das Hochgewilde bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unsre Brücken, unsre Thore setzen,
Mit unserer Armuth ihre Ländergüte,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz.

Ein Volk der Hirten, gegen Adrechts Heere?

Attinghausen.

Lern' dieses Wort der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, und ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, wichtig Stamm's Du bist:
Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die ächte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich freiwillig weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sey dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angeborenen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, Du hast uns lang' nicht mehr gesehn,
Versuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altdorf — Hörst Du? Heute nicht.
Den Einen Tag nur schenke dich den Deinen!
(Er faßt seine Hand).

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.

Attinghausen

(läßt seine Hand los, mit Ernst).
Du bist gebunden — Ja, Unnatürlicher!
Du bist's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden bist Du durch der Liebe Seile!
(Rudenz wendet sich weg).
— Verbirg dich, wie Du willst. Das Fräulein ist's.
Berthe von Brunneck, die zur Herrenburg
Dem jede, dich fesselt an des Kaisers Dienst.
Das Ritterfräulein weiß Du die erworben
Mit deinem Abfall von dem Land — Verrath' dich nicht!
Dich anzukoten zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unschuld ist sie nicht beschieden.

Rudenz.

Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.
(Er geht ab).

Attinghausen.

Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So ist der Weltverschlossen abgefallen
Von seinem Land — so werden Andre folgen;
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltsam fremdes über unsre Berge.
— O unglückseel'ge Stunde, da das Fremde
In diese still beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!

Das Neue bringt herein mit Macht das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen;
Es lebt ein anderdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Sie sind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit!
Wohl dem, der mit der Neuen nicht mehr braucht
zu leben! (Geht ab).

Zweite Scene.

Eine Wiese von hohen Felsen und Wald umgeben.
Auf den Felsen sind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabsteigen sieht. Im Hintergrunde zeigt sich der See, über welchem Anfangs ein Mondregenbogen zu sehen ist. Den Prospekt schließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Gletscher ragen. Es ist völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletscher leuchten im Mondlichte.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhardt am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere Landleute, Alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Scene).
Der Bergweg dünket sich, nur fristet mir noch!

Den Fels erklimm' ich und das Kreuzlein draus!
Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli.
(Treten auf mit Winkelrieden.)

Winkelried. Horch!

Sewa.

Ganz leer.

Meier.

'S ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

Melchthal.

Wie weit ist's in der Nacht?

Baumgarten.

Der Feuerwächter
Vom Seelisberg hat eben Zwei gerufen.
(Man hört in der Ferne läuten).

Meier.

Still! Horch!

Am Bähel.

Das Mettengiöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.

Von der Flüe.

Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.

Melchthal.

Geh'n Einige und zünden Reisholz an.
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.
(Zwei Landleute gehen).

Sewa.

'S ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein klarer Spiegel.

Am Bähel.

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried (zeigt nach dem See).

Ha seht!
Seht drüben! Seht ihr nichts?

Meier.

Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal.

Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.

Von der Flüe.

Das ist ein seltsam wundervares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht gesehn.

Sewa.

Er ist doppelt, fehlt, ein blässerer steht drüber.

Baumgarten.

Ein Nachen fährt so eben drunter weg.

Melchthal.

Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn;
Der Biedermann läßt sich nicht lang erwarten.
(Oben mit Baumgarten nach dem Ufer).

Meier.

Die Urner sind es, die am längsten säumen.

Am Bähel.

Sie müssen weit umgehen durch's Gebirg,
Daß sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.
(Unterdessen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet).

Melchthal (am Ufer).

Wer ist da? Gebt das Wort!

Stauffacher (von unten).

Freunde des Landes.
(Alle eilen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn steigen Stauffacher, Itzel Reding, Hand auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmidt, Den von Moos, Arnold von Sewa und noch drei andere Landleute, gleichfalls bewaffnet).

Alle (rufen).

Willkommen!
(Indem die Ueberigen in der Tiefe verweilen und sich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts).

Melchthal.

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich gelöscht
Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.

Stauffacher.

Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt sagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geschafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr selbst
Den Streich des Verraths aufgangen seyd.

Melchthal.

Durch der Gemsen furchtbar Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisfeldern,
Wo nur der heiße Lämmergeier trachst,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinsam weiden.
Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederrauscht.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gast, bis daß ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.
— Erschollen war in diesen Thälern schon
Der Ruf des neuen Greuels, der geschehn,
Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wanderend klopfte.
Entrüstet fand ich hier graden Seelen
Da dem gewaltsam neuen Regiment:
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht trugen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten sie mir dar.
Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gesetz dem Landmann heilig sind,
Den Ehrigen und Walther Fürst's — Was euch
Recht würde dünken, schwuren sie zu thun;
Euch schwuren sie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich sicher unter'm heil'gen Schirm
Des Gastrechts von Gebäude zu Gebäude —
Und als ich kam in's heimathliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Streb, von der Barmherzigkeit
Mitbürger Menschen lebend —

Stauffacher.

Herr im Himmel!

Melchthal.

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzens aus;
In tiefer Brust wie einen ehernen Schrag
Verschloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich trieb durch alle Krümmen des Gebirgs:
Kein Thal war so versteckt, ich spähte es aus;
Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten.

Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei.
Denn bis an diese letzte Grenze selbst
Belechtet Sabhyung, wo der starre Boden
Ausüben zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieses biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unser sind sie all mit Herz und Mund.

Stauffacher.
Großes hast Ihr in kurzer Frist geleistet.

Melchthal.
Ich that noch mehr. Die beiden Westen sind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet:
Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt
Der Feind sich leicht und schädigt das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden.
Ich war zu Sarnen und besah die Burg.

Stauffacher.
Ihr wagtet Euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal.
Ich war verkleidet dort in Pilgertracht;
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann:
Ich sah den Feind und ich erfuhr ihn nicht.

Stauffacher.
Fürwahr das Glück war Eurer Kühnheit hold.
(Unterbrechen sind die andern Landleute verwirrt getommen, und nähern sich den Beiden).
Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind,
Und die gerechten Männer, die Euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier.
Wer kennte Euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dieß hier ist
Mein Schwestersohn, der Strauß von Winkelried.

Stauffacher.
Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Winkelried.
Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwei Landleute).
Die wohnen hinter'm Wald, sind Klosterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind,
Und nicht wie wir frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den Beiden).
Gebt mir die Hand! Es preise sich, wer Keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Adelsfreiheit geberbt in jedem Stande.

Konrad Hunn.
Das ist Herr Reding, unser Landsbammann.

Meier.
Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig.
(Schüttelt ihm die Hand).

Stauffacher.
Das ist brav gesprochen.

Winkelried.
Hört ihr? Die Hommen. Hört das Horn von Uri!
(Rechts und links hegt man bewaffnete Männer mit Mantelschern der Felsenschluchten).

Auf der Mauer.
Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der wächt'ge Pfarrer mit heran? Nicht saumt er
Des Weges Mühen und das Greis'n der Nacht.
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

Baumgarten.
Der Sigrist folgt ihm und Herr Walther Fürst;
Doch nicht den Tell erblickt' ich in der Menge.
(Walther Fürst, Röstelmann der Pfarrer, Petermann der Sigrist, Anoni der Hirt, Werni der Jäger, Rudi der Fischer und noch fünf andre Landleute, alle zusammen, drei und dreißig an der Zahl, treten vorwärts und stellen sich um das Feuer).

Walther Fürst.
So müssen wir auf unserm eignen Erd'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammen schleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schooß des Tages.

Melchthal.
Laßt's gut sein. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Röstelmann.
Hört, was mir Gott in's Herz gibt. Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen,
Was ungesetzlich ist in der Versammlung,
Entschuldige die Noth der Zeit. Denn Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.

Stauffacher.
Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.

Melchthal.
Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks; die Besten sind zugegen.

Konrad Hunn.
Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie sind in unser Herzen eingeschrieben.

Röstelmann.
Wohlan, so sey der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

Auf der Mauer.
Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Waibel stehen ihm zur Seite!

Sigrist.
Es sind der Völker drei. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu setzen der Gemeinde?

Meier.
Um diese Ehr' mag Schwyz mit Uri streiten;
Wir Unterwaldner stehen frei zurück.

Melchthal.
Wir stehn zurück; wir sind die Fremden.
Die Hülfe heischen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher.
So nehme Uri denn das Schwert; sein Banner
Ziehe bei den Ahnergehren uns voran.

Walther Fürst.
Des Schwertes Ehre werde Schwyz zu Theil;
Denn seines Stammes rühmen wir uns Alle.

Röstelmann.
Den edeln Wettstreit laßt mich freundlich schlichten:
Schwyz soll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürst
(reicht dem Stauffacher die Schwerter).
So nehmt!

Stauffacher.
Nicht mir, dem Alter sey die Ehre!
Im Hofe.
Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmidt.

Auf der Mauer.
Der Mann ist wacker, doch nicht freien Standes;
Kein eigner Mann kann Richter seyn in Schwyz.

Stauffacher.
Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandsmann?
Was suchen wir noch einen würdigern?

Walther Fürst.
Er sey der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu stimmt, erhebe seine Hände.
(Alle heben die rechte Hand auf).

Reding (tritt in die Mitte).
Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen;
So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen.
Doch ich mich nimmer will vom Recht entfernen.
(Man reichet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um ihn her, Schwyz hält die Mitte, tritt stellt sich Uri und Unterwalden. Er steht auf sein Schlachtschwert gestützt).
Was ist's, daß die drei Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichen Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt seyn des neuen Bunds,
Den wir hier unter'm Sternenhimmel stiften?

Stauffacher (tritt in den Ring).
Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern: Wisset, Eidgenossen!
Es sind der Orte, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
Se sind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimath ist's, aus der wir zogen.

Winkelried.
So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern der in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was Euch davon bekannt,
Daß sich der neue Bund an altem stärke.

Stauffacher.
Hört, was die alten Hirten sich erzählten.
— Es war ein arches Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldeseberge;
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo fern die Muotta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam;
Da saß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten fahme Thiere
Des Hofes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, sich im theuren Vaterland
Zu finden — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weit verschlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis an's Weichland hin
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Fleckn Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altdorf in dem Thal der Reuß —
Doch pflanzen sie des Ursprungs stets gedenk;
Auf all den fremden Stämmen, die seitdem
Im Mittr ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwyzer Männer sich heraus;
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.
(Reicht rechts und links die Hand hin).

Auf der Mauer.
Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!
Alle (sich die Hände reichend).
Wir sind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher.
Die andern Völker tragen fremdes Joch;
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landesmarken
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer ächter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten hegten wir das Knie;
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.

Rösselmann.
Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

Stauffacher.
Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß seyn, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag suchen in dem Streit.
Darum haben unsre Väter für den Vogt
Den sie der alten Mithaft abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der welschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu ehrlm Waffendienst gelobt.
Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

Meierthal.
Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts.

Stauffacher.
Sie folgten, wenn der Heerbann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen.
Dafür regierten sie sich friedlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz;
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers;
Und dazu war bestellt ein großer Graf.
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, sittlich und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Wo sind der Sprüch, daß wir Knechte sind?
Ich frage, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe.
Nein, so verbittt sich Alles, wie Ihr sprecht.
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher.
Dem Kaiser selbst verlogten wir Gehorsam.
Da er das Recht zu Handt der Fürsten zog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einstehen aus die Alp in Anspruch nahmen,
Die wir bewerdet seit der Väter Zeit.

Der Abt verſiegt einen alten Brief.
Der ihm die verrenkte Väſte ſpendete —
Dann unſer Daſeyn hatte man verbeten —
Da ſprechen wir: „Erſchlagen iſt der Brief;
Kein Kaiſer kann, was unſer iſt, verſchenken;
Und wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
In unſern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war.
In einem Sitz für Menſchen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg;
Die Nebelbrote haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildnis hing;
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet;
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden,
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Ja keine Hälfe gegen ſolchen Drang!
(Eine große Bewegung unter den Landleuten).
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unverjährlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ſo greift das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehen vor unſer Land,
Wir ſtehen vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter ſchlagend).
Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Röſſelmann (tritt in den Ring).
Ein' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es feſtet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat;
Trennt euch vom Reich, erkennet Oeſtreichs Hoheit —

Auf der Mauer.
Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Oeſtreich ſchwören!

Am Bühel.
Hört ihn nicht an!

Winkelried.
Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

Reding.
Ruhig, Eidgenoſſen!

Sewa.
Wir Oeſtreich huldigen, nach ſolcher Schmach?

Von der Fluh.
Wie uns abdrungen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten?

Meier.
Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu ſeyn!

Auf der Mauer.
Der ſey geſteinigt aus dem Recht der Schweizer.

Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich!
— Landammann, ich beſtreite drauf: doch ſey
Das erſte Landtgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal.
So ſey's. Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich,
Soll rechtlos ſeyn und aller Ehren bar.
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.

Alle (heben die rechte Hand auf).
Wir wollen es, das ſey Geſetz!

Reding (nach einer Pauſe).
Es iſt's.

Röſſelmann.
Jetzt ſind ihr frei, ihr ſeyd's durch dieß Geſetz.
Nicht durch Gewalt ſoll Oeſterreich errungen.
Was es durch freundlich Werben nicht erwirbt —

Zoſt von Weiler,
Zur Tagesordnung, weiter!

Reding.
Eidgenoſſen!
Sind alle ſanften Mittel auch verſucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es iſt
Viell gar ſein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieſen Letzte ſollten wir verſuchen.
Erſt unſre Klage bringen vor ſein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, iſt Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menſchen nicht mehr
helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn).
Nun iſt's an Euch. Bericht zu geben. Reder!

Konrad Hunn.
Ich war zu Rheinfeld an des Kaiſers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen.
Den Brief zu holen unſrer alten Freiheit,
Den jeder neue König ſonſt beſtätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort.
Vom ſchwäbiſchen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehren freudig wieder in ihr Land.
Mich, Euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entließen mich mit leerem Troſt:
„Der Kaiſer habe dießmal keine Zeit;
„Er möchte ſonſt einmal wohl an uns denken.“
— Und alſo ich traurig durch die Stadt ging
Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker wohnen finſtern Muth,
Die edeln Herrn von Wart und Tägerfeld,
Die riefen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Verraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhältig ihm ſein gerechtes Erbe?
„Der Herzog Leide ihm um ſein Mütterliches:
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein
ſetzt ihm
„Der Kaiſer auf: das ſey die Zier der Jugend.“

Auf der Mauer.
Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!

Reding.
Nichts Andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürſt (tritt in den Ring).
Antreiben wollen wir verhaften Zwang;
Die alten Rechte, wie ſie ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungeſtaltet nach dem Neuen greifen.

Dem Kaiser zieh'e, was des Kaisers ist:
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier.

Ich trage Gut von Oesterreich zu Lehen.

Walther Fürst.

Ihr fahret fort, Oesterreich die Pflicht zu leisten.

Jost von Weiler.

Ich steure an die Herrn von Rapperswil.

Walther Fürst.

Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.

Rösselmann.

Der großen Frau zu Zürch bin ich verbiet.

Walther Fürst.

Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Stauffacher.

Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walther Fürst.

Was frey muß, das geschehe, doch nicht träber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Versagen und die festen Schlösser brechen;
Doch wenn es seyn mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Besiegt er Klugheit seinen Zorn,
Denn billigt Furcht erweichet sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.

Reding.

Doch lasset hören! Wie vollenden wird?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher.

Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet.

Meier.

Ist bald gesprochen, aber schwer getban.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser.
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Rossberg und Sarnen muß bezwungen seyn,
Eh' man ein Schwert erhebt in den drei Landen.

Stauffacher.

Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt;
In Viele sind's, die das Geheimniß theilen.

Meier.

In den Waldstätten findt sich kein Verräther.

Rösselmann.

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

Walther Fürst.

Schießt man es auf, so wird der Twing vollendet
In Attdorf und der Vogt befestigt sich.

Meier.

Ihr denkt an Euch.

Sigrist.

Und Ihr seyd ungerecht.

Meier (aufbrausend).

Wer ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding.

Bei Eurem Eide! Ruh'!

Meier.

— Ja, wenn sich Schwyz
Verflicht mit Uri, müssen wir wohl schweigen.

Reding.

Ich muß Euch weisen vor der Landsgemeinde.
Das Ihr mit heißem Sinn den Frieden stört:
Stehn wir nicht Alle für dieselbe Sache!

Winkelried.

Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bring't die Sitte mit, daß alle Gassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloß;
Es können jeden Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stöße stecken.
Denn Niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der große Haufe,
Und wenn die Andern glücklich sich des Thors
Entledigt, so wird ein Horn geblasen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt;
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unser.

Melchthal.

Den Rossberg übernehm ich zu ersteigen,
Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
Und leicht betört' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erst, zieh' ich die Freunde nach.

Reding.

Ist's Aller Wille, daß verschoben werde?
(Die Meisten erheben die Hände).

Stauffacher (zählt die Stimmen).

Es ist ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!

Walther Fürst.

Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landsturm wird
Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes;
Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Trutz,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja selbst
Vertrieben bliebe er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gräßlich, ihn zu schonen.

Baumgarten.

Wo's baldgefährlich ist, da stellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben;
Gern schlag' ich's in die Schanze für das Land.
Mein' Ehr' hab' ich bewahrt, mein Herz vertrieben.

Reding.

Die Zeit bringt Rath. Erwarten's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch seht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Streut auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die gold'ne Heerwagt aus — Kommt, laßt uns
scheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überrascht.

Walther Fürst.

Sorgt' nicht, die Nacht weicht langsam aus den
Thälern.
(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröthe).

Rösselmann.

Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter und
Zerstreuet wohnen in dem Umfang der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.

— Wir wollen seyn ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
(Alle strecken es nach mit erhobenen drei Fingern).
— Wir wollen frei seyn, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
(Alle eben).

— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.
(Alle vern. Die Landleute umarmen einander).

Stauffacher.

Jetzt gehe Jeder ſeines Wegs ſtill
In ſeiner Freundſchaft und Genoſſame!
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Herde,
Und werd' im ſtillen Freunde für den Bund!
— Was noch zu thun, muß erdultet werden.
Erduld'et's! Laſt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondern Schuld auf Einmal zahlt.
Bezahme Jeder die gerechte Wuth,
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache:
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.
(Indem ſie zu drei verſchiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, füllt das Orcheſter mit einem prachtvollen Schwung ein; die letzte Scene bietet noch eine Entfernung offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Gletſchern).

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Hof vor Tells Hauſe.

Er iſt mit der Zimmerart, Hedwig mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. Walther und Wilhelm in der Tiefe ſpielen mit einer kleinen Armbruſt.

Walther (ſingt).

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(Kommt ſpringend).

Der Strang iſt mir entzwei. Mach' mir ihn, Vater.

Tell.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft ſich ſelbſt.
(Knaben entfernen ſich).

Hedwig.

Die Knaben fangen zeitig an zu ſchießen.

Tell.

Früh lernt ſich, was ein Meiſter werden will.

Hedwig.

Ach wollte Gott, ſie lernten's nie.

Tell.

Sie ſollen Alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſeyn.

Hedwig.

Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.

Tell.

Mutter, ich kann's auch nicht;
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet:
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erſt gewieg' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu' erbeute.

Hedwig.

Und an die Angſt der Hausfrau denkſt Du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grauen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.
Bei jedem Roſchen zittert mir das Herz,
Das Du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich in wilden Eisgebirg,
Verirrt von einer Klippe zu der andern
Den Fehltritt'gen thun, fehl', wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt.
Wie eine Wildlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht und Du herabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger packt
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten!
Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halbgeſpielt'rlich führt am Abgrund hin!

Tell.

Wer friſch unter ſpürt mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelernte Kraft,
Der klimmt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den ſchreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.
(Er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Geräth zuſammen).
Jetzt, meen' ich, hält das Eiſen auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erſpart dem Zimmermann.
(Nimmt den Hut).

Hedwig.

Wo gehſt Du hin?

Tell.

Nach Altdorf, zu dem Vater.

Hedwig.

Sinnſt Du auch nichts Gefährliches? Geſteh mir's!

Tell.

Wie kommſt Du darauf, Frau?

Hedwig.

Es ſpinnt ſich etwas
Gegen die Vögte — auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und Du biſt auch im Bunde.

Tell.

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig.

Sie werden dich hinzielen, wo Gefahr iſt;
Das Schwerſte wird dein Antheil ſeyn, wie immer.

Tell.

Ein Jeder wird beſteuert nach Vermögen.

Hedwig.

Den Unterwaldner haſt Du auch im Sturme
Ueber den See gebracht — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dacht' ich denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell.

Lieb Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.

Hedwig.

In ſolchen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott verſuchen.

Tell.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.

Hedwig.

Ja, Du biſt gut und pflichtreich, dienſtbefliſſen.
Und wenn Du ſelbſt in Noth kommſt, hilft dir Keiner.

Tell.

Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche!
(Er nimmt die Armbruſt und Pfeile).

Hedwig.
Was willst Du mit der Armbrust? Laß sie hier!

Tell.
Wir sehn bei Zeiten, wessen wir die Waffe setzen.
(Zu Knaben kommend gehend).

Walther.
Vater, wo gehst Du hin?

Tell.
Nach Altdorf, Knabe.
Kommst Du mit?

Walther.
Ja, freilich will ich.

Hedwig.
Der Landvogt ist jetzt dort. Bleib weg von Altdorf!

Tell.
Er geht, auch heute.

Hedwig.
Heute laß ihn auch heute gehn.
Gemahn' ihn nicht an sich. Du weißt, er grollend.

Tell.
Wie oft kann böser Wille nicht viel schaden.
Der Mann weiß auch seine Stunde heute.

Hedwig.
Die mag ihm, eben sie heißt er am meisten.

Tell.
Weil er nicht an sie kommen kann — Mich wird
Der Vogt heute nicht zu Hause suchen, sorge nicht.

Hedwig.
Er, weißt Du das?

Tell.
Ich ist nicht lange her,
Da ging ich jenen Hang durch im wilden Gebirge
Und Schlingpflanzen und verschlungenes Gezweig,
Und da ich einsam einen Hirtenweg
Verfolgte, wo nicht aufgemauert war,
Denn dort nur mag Gemsjäger der Fußwand her,
Und meinen treuen Armbrustbolzen bei Gefahren,
(Zu Knaben kommend ab wechselnd und beide an sich und seine und gekommener Knaben an den Armbrust).
Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Trat Mensch zu Mensch und sahen auf der Wegwand.
Und als der Herre mich erblicken mußt,
Und mich erkannte, bin ich kurz gewiß
Um seinen Anlaß' wollen Worte gebäte,
Und ich weiß nun den Rechten Gewalt
Dieser gebietenden Herrschaft zu erfinden etc.
Der Knab verstanden hat. Ich sah es kommen.
Doch er jetzt an der Hellebarde wilden Hohn.
— Da kommende nach sich, ich tret zu dem
Friedensherrn und spreche: Ja nicht. Euer Landvogt.
Er muß heraus seinen andern Knab
Und diesem Knaben gehen — Als der Knab war
Wandt er mir ungeduldig, wandt Wort zu setzen,
Da ging ich fort, und sandte dem den Geschoß.

Hedwig.
Er hat uns bei gesehen — Bleibe hier!
Daß Du von niemand gesehen, versteht es sich.

Tell.
Traun meint' ich so. und es wird sich nicht suchen.

Hedwig.
Mein Knabe war heut neu! Mich Vater jagen!

Tell.
Was fällt Dir ein?

Hedwig.
Mich Knabenlust. Meine neu!

Tell.
Wie kannst Du doch so einen Vergleich anstellen?

Hedwig.
Weil's seine Waffen hat — Tell, bleibe hier!

Tell.
Ja, hab's versprochen. Kannst Wort, ja trauen.

Hedwig.
Nimm Du, so geh — nur laß mir den Knaben!

Walther.
Komm, Mütterchen. Ja gehn mit dem Vater.

Hedwig.
Willst, verlassen willst Du deine Mutter?

Walther.
Ich bring dir auch mal Hirschlein mit vom Thal,
(Hier mit dem Vater).

Wilhelm.
Mutter, ich bleibe bei Dir!

Hedwig (umarmt sie).
Ja. Du bist
Mein liebes Kind; Du bleibst mir auch allein!
(Sie sieht an sich Walther, und hält den Wilhelmen lange vor den Augen).

Zweite Scene.

Eine ungeschlossene weite Wallgegend, Thurmhöhe fliegen um die Felsen.

Bertha im Jagdkleid. Noch darauf Rudenz.

Bertha.
Er folgt mir. Endlich kann ich mich entfalten.

Rudenz (kommt nach).
Jedwelchen, sage endlich Dich! Ich kann scheinen,
Daß Dich verleiden könnt wandeln und nicht
In dieser Wildnis Gründe ich deinen Spuren;
Denn Herzen wild ich treibt lange Gedanken —

Bertha.
Sieht Dir gewiß, daß mich der Jagd nicht folgt!

Rudenz.
Die Jagd ist heut Nebend — Jagt eher sie!
Ich muß den rechten Augenblick ergreifen —
Entfernten seien muß ich mein Gesicht,
Und sonst ist nicht auf einig von Euch schweben.
— O wußtest Ihnen gütigen Blicke nicht
Die meine Herzen Sturmgt — Wer bin ich.
Daß ich vor einem Manne zu Euch erröte?
Muß hat der Natur auch nicht gewendet, ich darf
Mich in der Welt einen Ritter und den Besten.
Die Gesellschaft und günstigen Euch nennen.
Wandt nur ist mir meine Zeit und Liebe und Treue —

Bertha (sieht auf ihn).
Dürft Ihr von Treue reden und von Treue.
Der treulos stets an seinem nächsten Pflichten?

Rudenz (nun weiter).
Der Ritter Ehrenwort, der sich vom Vaterland
Entfernt, dem Vaterlande gegeben Worte?

Rudenz.
Was Euch meine Heimat, sehr ich meinen Verwandt?
Was sag' ich Euch, als Euch auf jener Seite?

Bertha.
Mich trennt Ihr auf den Grund des Vorwurfs
Ja Rudenz! Einer weiß ich meine Hand
Dem Edlen reicht, dem Unverzagten, Tapfern,
Der dem unterdrückten Volke der Schweiz,
Der sich zu seinem Befreiung machen kann!

Rudenz.
O Gott, was muß ich hören!

Bertha.

Was? Was ſagt
Dem unſern Menſchen näher als die Seinen?
Was ſollt' ihr Fremden für ein edles Herz,
Als ein Verbrechen der Natur ſich freun.
Das Recht des Vaterherzens zu beſchränken?
— Die Leute wußten mir von Euer Volk;
Ich ſolle mich ihm, denn ich muß es lieben,
Daß ich beſchränken ich auch euch Kraft;
Ich hatte mein gangſt Herz mich zu ihm hin,
Mir ſeinen Tugend treue' ich's meine verehren,
— Ihr aber, ihr Natur- und Mutterpflicht
Ihm zum gemeinen Beſchädiger gaben.
Und hat's erklärt, der treulos abtrünnig
Zum Feind, und Fremden ſchmächte ſeinen Land.
Ihr ſeid's, der mich verleget und treibet; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich Euch nicht haſſe.

Rudenz.

Muß ich denn nicht das Beſte meiner Seele
Ihm unſers Geſchlechts mich zu Ehren nicht
Den Fremden —

Bertha.

Fremdlingen weiß Ihr nun heraus!
Die Fremde weiß Ihr auf dem eignen Herrd,
Daß wir auch auf der Erde ſind, anſaſſen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück;
Kein Stamm verſtehet ſein Gebiet Gerichtet,
Daß wenn die Not ſein Haupt gewaltig —

Rudenz.

Bertha! Ihr haßt mich. Ihr verachtet mich!

Bertha.

Ich? nein, mir wäre beſſer — Wer den
Verachtet leben und verabſcheuungswert,
Den man gern leben möchte —

Rudenz.

Bertha! Bertha!
Ihr preßt mir tief ſchalte Himmelsfreude,
Und ſtürzt mich tief in Euren Augenlicht.

Bertha.

Nein, nein, das Eine ich nicht ganz erfüllt
In Euch! Ich ſchimmert nur, ich will es werden;
Ihr wißt Gewalt entſtehen an Euch ſetzt,
Die ungeheuerſte Tugend zu erſtehen;
Doch wollt Euch! Ihr ſeid mächtiger als Ihr,
Und ſteig Euch ſelber ſtehe Ihr gut auch ehe!

Rudenz.

Ihr ſtraft an mich! O Bertha, Alles läge
Mag Euer Leite ſagen auch werden!

Bertha.

Gut.

Mag der herrlichſte Mann Euch mache!
Erfüllt den Platz, werden ſie Euch erfüllt;
In Eurem Leite ſtehe und Eurem Lande,
Und klingt ſie Euer heilig Recht!

Rudenz.

Weh mir!
Was kann ich Euch erringen, Euch bringen,
Wenn ich der Mutter des Kaiſers widerſtrebe?
Ihr's der Verwandten ehlaſſen Mutter nicht,
Der ihren Ehre Hauch ſpenderich weilen?

Bertha.

In den Waldſtätten liegen meine Güter,
Und ich der Schweizer frei, ſo bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha! welch einen Wut thut Ihr mir auf!

Bertha.

Recht nicht durch Verbrechen Gewalt mich zu erringen;
Mag meinem Orte ſtreiten für der Hand.

Und weiß man mit dem großen Gut' verfahren.
Theilen Länderglück, die Euer Herzen
Verſchmähen will, ſo bleibt auch der meinen!
O Herrad, ganz Ihrer bin ich anderſtan.
Verbindet mir einem Gelübde zu bereuen —
Denn, wie die Hoffnung auf die Reue verwarf,
Ihn an den Kaiſerhof will man mich ſenden,
Dort herrſchen meine verhaßten Ehe Feinde,
Die Leute nun — die Euer kann mich retten!

Rudenz.

Ihr ſtraft Euch entſchieden. Hier zu leben,
In meinem Vaterhauſe mein zu ſein!
O Bertha, all mein Erinnern in der Welt,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt Ihr mir nur Euch in dieß ſtille Thal
Zurückgeben und der Ehre Glanz entlagen —
O kann ich vergnügt Hirtenlied Zuſt gehaben;
Denn was der Menſch den unvergnügten Welt
Hat's ſchon Viele vorher Berge ſchlagen —
Kein Königreich Verlangen hat' ich mehr
Jemand zu ſeinen in der Leben Weiten —
Dann mögen ihrer Herren um und her
Die unbeſtändigen Volk Mauer breiten,
Und rund verſchanzt an ſich' ge Thal allein
Zum Himmel ragen und grünen grün!

Bertha.

Jetzt red Du ganz, wie mir mein ahnend Herz
Gemeinet; auch hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz.

Habt' ihn. Da ſtiller Wahn, der mich berückt!
Ja tief das Glück in meiner Heimat ſtehen.
Hier, wo der Hirte friedlich anſäſſig,
Wo ſanftmild Brudertreuen noch umgehen.
Wo alle Quellen alte und Bräuche ſtehen.
Im Vaterland weiß Du die Mutter werden!
Ach, weiß ich es! Ich es! Hier gelernt! Ich ſtehe,
Ob ſolche mir zu jenem Glück der Erden.

Bertha.

Wo wär' die ſich' Insel aufzufinden,
Wenn die nicht hier iſt in der Unſchuld Land?
Hier wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Tugend noch nicht hingeſtohlen,
Da wohnt kein Heil für Euch, meines Glückes,
Und ewig heil zwiſchen uns die Grenzen.
— Da ſah ich Dich im ſchönen Männerreigen,
Den Erſten vor den Jungen auf den Gefilden,
Wie einer freien Hirtenzeit ſtrahlet,
Groß vor den Klein wenn in ſeinen Reihen.

Rudenz.

Da ſah' ich Dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich ſeligſter Gleichheit.
In meinem Haupt den Himmel mir erbauen,
Und wo der Hirten ſeine Blumen ſtreuen,
Wie ſchöne Kranich mir bei Heben ſämtlichen,
Und Alles einzig beleben und begleiten!

Bertha.

Auch, meiner Freund, warum ich trauere,
Bei ich dich ſtolze Freundſchaft hab feind
Jenſeiten ich — Was mir! Was ſchwer's mir nicht!
Wenn ich dem Freien Mann mußte ſtehen.
Dem Landrechtsherr auf ſein Kaiſers Gnade!
— Hier iſt mein Recht. Mich ſprechen keine Mauern
Von ſtarken Volk: hat ich begleiten kann!

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie der Gefahr ſtehn,
Die ich mir ſchwer gräbt mir's Haupt gefügt?

Bertha.

Vertraue du mir unbedingten Gehorſam!

Was auch Brand werde — steht zu deinem Wort!
Es ist dein angeerbter Platz.
(Segelt in den Kanal.)

Die Jagd
Kommt näher — hört, wie rufen schreien — Klingele
Böse Botschaft! Du stemmst für deine Thüre!
Es ist Graf Friedrich, vor dem wir Alle zittern,
Und Graf Leopold macht sich Alle feind!
(Ab.)

Dritte Scene.

Gegend bei Altorf.

Im Vordergrund Bäume, in der Ferne der Hut auf einer Stange. Im Prospect wird sichtbar durch die Bewegung, daß mehrere um Schwegelpfeife vorüberziehen.

Friedhardt und Leuthold kommen.

Friedhardt.

Wir passen auf umsonst. Es will sich Niemand Heute beglotzen und dem Hut sein' Reverenz erweisen. Es war doch sonst von Jahrmarkt hier! Jetzt ist der ganze Anger wie ausgekehrt, Seitdem der Vogt auf der Stange hängt.

Leuthold.

Nur lustig! Gelacht! Seht Ihr keine Gesichter? Und gute Bescheide für gutmüthige Mienen. Was recht Leute sind, die machen Gesichter Den langen Umweg um den rothen Stecken, Als sie den Rücken drehen vor dem Hut.

Friedhardt.

Die wählen ihren Platz, wenn sie Vom Rathhaus kommen um die Mittagsstunde, Da meynt' ich schon, 'der guten Zeit zu thun, Denn Keiner hat's gesehen, den Hut zu grüßen. Da hört's der Vogt, der Argusäugige — kann just Von einem Fenster her — und stellt sich an Wie beim Fensterlugen, gafft vor die Stange — Der Hund merkt mit dem Schelmlein stracken, Da setzen sie auf's Knie, als gelber wir, Und grüßen die Mondsonn, doch nicht den Hut. —

Leuthold.

Hört, Gesell, es fängt mir an zu klopfen.
Wie heißt Ihr am Prangen vor dem Hut?
Ich sah noch am Samstag für einen Narrenthurm,
Schellenhut zu dem vor einem leeren Hut —
Der eine ganze Kerl wird verspottet.
Da Narrentag zu machen Grund hat,
Ist es noch heute! ein närrisches Volk!

Friedhardt.

Warum nicht einen leeren Hut?
Pflegt Du ihn sind vor manchem besten Schädel,
(Tell tritt vor Gerdrud und auf, den Knaben an der Hand führend; er geht an den Hut vorbei gegen die rechte Seite, stutzt heraus zu sehen.)

Walther (geht nach dem Vordergrund).
Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bauern rasten, wenn man einen Streich
Drauf führen will bei der Art?

Tell.
Wer sagt das, Knabe?

Walther.
Der Meister Hirt erzählt's — Die Bauern seyen
Gesinnt, sagt er, und wer sie fürchte.
Drum wachse seine Hand herauf zum Grabe.

Tell.
Die Bauern sind gesinnt, daß sie die Axt behalten.
— Zwölf Du die Bauern hast, die wackern Hirten,
Die doch oft in den Himmel sich verirren?

Walther.
Das sind die Gemsen, die bei Nacht sie treiben,
Und sind die Sennenhunden wiederkehren.

Tell.
So ist's auch die Tyrannen lehren sollt
Den Knaben Wilhelm wahre deine Brust
Vor Neid und Haß, wenn der Mensch dort einen nicht
Mit einer Armbrust sich begegnen dürfte.

Walther (faßt seinen Vater an).
Sind's Länder, Vater, wo nicht Vögte sind?

Tell.
Wenn man hinunter Vögt von unsern Hirten,
Und immer tiefer Vögt, den Thälern nach,
Gelangt man in ein großes enges Land,
Wo die Waldwege nicht mehr verwachsen können,
Der Pfade wegen und gemachten stehen,
Da sieht man hier nach einem Himmelsbauern,
Das Korn wächst dort in langen schönen Aehren,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Walther.
O, Vater, warum fliegen wir denn nicht
Hinüber hinter in dieses schöne Land,
Statt daß wir und hier ängstigen und plagen?

Tell.
Das Land ist schön und glänzt wie der Himmel;
Doch ist's schwer, die Grenzen nicht
Den Vögten, den Tyrannen.

Walther.
Warum sie
Nicht hat, wie Du, auf ihrem eignen Grund?

Tell.
Das Land gehört dem Bischof und dem König.

Walther.
Da bleiben sie auch gut zu Hirten zeigen?

Tell.
Dem Herrn gehört das Vieh und das Gefilde.

Walther.
Die bleiben doch den Bauern in dem Thurm?

Tell.
Der Thurm, das Korn, das Feld gehört dem König.

Walther.
Wer ist der König denn, der Alle schützet?

Tell.
Es ist der Kaiser, der da schützt und schirmt.

Walther.
Die Kaiser sich nicht ewiglich erhalten?

Tell.
Drei sind der Kaiser nach dem Rudolf traten.

Walther.
Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich immer unter den Lawinen.

Tell.
Ja wohl ist's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.
(Für ſich weiter gehend).

Walther.
O, Vater, ſeht den Hut hier auf der Stange!

Tell.
Was kümmert mich der Hut? Komm, laß uns gehen!
(Indem er abgehen will, kommt Friedhardt mit verſchiedenen Pfeilen zurückgekommen).

Friedhardt.
In des Kaiſers Namen! Halten an und ſteht!

Tell (greift in die Tasche).
Was wollt Ihr? Warum haltet Ihr mich auf?

Friedhardt.
Ihr habt's Mandat verletzt. Ihr müßt uns folgen.

Leuthold.
Ihr habt dem Hut nicht Reverenz erwieſen.

Tell.
Herunter, laß mich gehen!

Friedhardt.
Fort, fort in's Gefängnis!

Walther.
Den Vater in's Gefängnis! Hülfe! Hülfe!
(Will die Flucht ergreifen).
Hierher, ihr Männer, ganz Uri herbei!
Gewalt! Gewalt! Sie führen ihn gefangen.
(Rösselmann mit Pfeilen und Petermann der Ehrgeiz kommen herbei, mit den andern Männern).

Gigrid.
Was gibt's?

Rösselmann.
Was legſt Du Hand an dieſen Mann?

Friedhardt.
Er iſt ein Feind des Kaiſers, ein Verräther!

Tell (ſteht ihn heftig).
Ein Verräther, ich!

Rösselmann.
Du biſt tod, Freund! das iſt Herr Tell, ein Eidsmann und guter Bürger.

Walther
(entreißt Walther Fürſten und ein den entgegen).
Großvater, hilf! Gewalt gebietet dem Vater.

Friedhardt.
In's Gefängnis, fort!

Walther Fürſt (entrüſtet).
Ihr ſeid Landsleute, Tell, was iſt geſchehen?
— Um Gottswillen, Tell, was iſt geſchehen?
(Melchthal und Stauffacher kommen).

Friedhardt.
Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will ſie nicht erkennen.

Stauffacher.
Das hätt' der Tell gethan?

Melchthal.
Das glaub Du, Vater!

Leuthold.
Er hat dem Hut nicht Reverenz erwieſen.

Walther Fürſt.
Und darum hat er in's Gefängnis? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn gehn.

Friedhardt.
Bürg' Du für dich und deinen eignen Leib!
Wer ihm, was unſers Amts — Fort mit ihm!

Melchthal (zu den Landleuten).
Mein, das iſt unerhörte Gewalt! Ertragen wir's,
Daß man ihn wegführt, frech, vor unſern Augen?

Gigrid.
Wir ſind die Eidsherrn. Freunde, helfen's mir!
Wir hören einen Rücken an den Andern!

Friedhardt.
Wer widerſetzt ſich dem Befehl des Vogts?
Noch drei Cantone (Zurückweisend).
Wir helfen euch. Wohl gerne! Schlagt ſie zu Boden!
(Sidegart, Mechthild und Elsbeth kommen geflohen).

Tell.
Ich bitte euer ſchön, Gott, gute Leute!
Meynt ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich wehrte mich vor euren Spießen nicht?

Melchthal (zu Friedhardt).
Wag's, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!

Walther Fürſt und Stauffacher.
Gelaufen! Rotte!

Friedhardt (ihnen).
Aufruhr und Empörung!
(Man tönt Lärmſturm).

Weiber.
Da kommt der Landvogt!

Friedhardt (ruft nach hinten).
Zu Hülf', zu Hülf' den Dienern des Geſetzes!

Walther Fürſt.
Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!
(Gehler zu Pferd, von Knechten auf der Jagd. Rudolph der Harras. Berthe von Bruneck, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Knecht von Pfeil und Hut tragen).

Rudolph der Harras.
Platz, Platz dem Landvogt!

Gehler.
Treibt ſie auseinander!
Was lärmt das Volk zuſammen? Wer ruft Hülfe?
(Allgemeine Pause).
Wer war's? Ich will es wiſſen.
(Zu Friedhardt).
Du redeſt vor!
Wer biſt Du und was dünkt Du dieſen Mann?
(Er geht von Pferd einem Diener).

Friedhardt.
Gnädiger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbeſtellter Wächter bei dem Hut.
Diesen Mann ergreift ich dieſer frechen That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhalten wollt' ich ihn, wie Du befiehlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Gehler (nach einer Pauſe).
Verachtet Du ſo meinen Befehl, Tell,
Und Dich, der hier an meiner Statt gebietet,
Daß Du die Ehr' verſchmähſt dem Hut, den ich
Zur Probierung des Gehorſams aufgehangen?
Denn nichts Anderes hat Dir mir verrathen,

Tell.
Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unachtsamkeit,
Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn.
Wie' ich besonnen, daß ich nicht der Tell;
Ich bin' um Gnade, es soll nicht mehr begegnen.

Gessler (nach einigen Zwischenreden).
Du heißt ein Meister auf der Armbrust, Tell,
Man sagt. Du nehmst es auf mit jedem Schützen?

Walther.
Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel zeigte
Der Vater mir vom Baum auf hundert Schritte.

Gessler.
Ist das dein Knabe, Tell?

Tell.
Ja, lieber Herr.

Gessler.
Hast Du der Kinder mehr?

Tell.
Zwei Knaben, Herr.

Gessler.
Und welcher ist's, den Du am meisten liebst?

Tell.
Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Gessler.
Nun, Tell! Weil Du den Apfel triffst vom Baume
Auf hundert Schritte, so wirst Du keine Kunst
Vor mir verborgen wollen — Nimm die Armbrust —
Du hast sie gleich zur Hand — und mach' dich fertig.
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen —
Doch weil ich rathen, ziele gut, daß Du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß:
Denn fehlst Du ihn, so ist dein Kopf verloren.
(Alle gehen Zeichen des Erstaunens.)

Tell.
Herr — Welches Ungeheuer sinnt Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das nennt Euch nicht
Im Sinn — Vielleicht der gnäd'ge Gott — das
Nennt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht Ungeheuer!

Gessler.
Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben — Ja verstehst und willst.

Tell.
Ich soll
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen! — Eher Herr' ich!

Gessler
Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.

Tell.
Ich soll der Mörder werden meines Kindes!
Herr, Ihr habt keine Kinder — wißet nicht,
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

Gessler.
Ei, Tell. Du hältst so prächtig so diskursiv!
Man sagte mir, daß Du ein Redekünstler seist.
Und doch entfernst von anderer Menschen Weise.
Du stehst das Seltenste — Denn hör' ich jetzt
Ein eigen Wagstück thr bis aufgefordert,
Das Andern wohl bedenklich sich — Du bedenkst
Die Augen zu, und greifst zu beherzt an.

Berta.
Scherzt nicht, o Herr! mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie blaß und zitternd stehn — So wenig
Sind sie Kurzweil gewohnt aus Eurem Munde.

Gessler.
Wer sagt Euch, daß ich scherze?
(Streckt nach einem Baumgange, der über den Hügel)
Herr ist hier Apfel.
Man mache Raum — Er nehme seine Weite.
Nie's Bereich ist — Kaltes Eisen geht ich thu —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühme sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, treff, und zeige nicht das Zittern!

Rudolph der Harras.
Gott, daß mich ernsthaft — Zeige wieder, Knabe!
Es gilt, und setz' den Landvogt um sein Leben.

Walther Fürst
(der Tell zu Weichthal, der seinen Knaben Walther zu
Hallen an Euch! Ich bitt' Euch drum, bittet redlich!

Berta (zum Landvogt).
Laßt es genug sein, Herr! Unmenschlich ist's,
Wie einen Tauren Knecht alle zu quälen.
Wenn tiefer armer Mann auch Leid und Leben
Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt genugsamen Tod empfunden,
Entsetzt sich ungeheuer in seine Haare;
Er hat Euch können lernen; dieser Stunde
Wird er und seine Kindeskinder denken.

Gessler.
Deshalb die Gnade — Frisch! Was zauderst Du?
Dein Leben ist verwirkt; ich kann dich tödten,
Und sieh, ich lege gnädig dein Geschick
In deine eigne kunstgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meister seines Schicksals macht.
Du rühmst dich seiner sichern Blicks! Weohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen;
Das Ziel ist ordentlich und der Preis ist groß!
Das Schwerste verlieren in der Schweiz, das
Kann auch ein Bauer; der ist nie der Meister,
Der seiner Kunst getrost ist überall,
Denn's Herz steht in der Hand trifft noch in's Auge.

Walther Fürst
(noch ehe von ihm reden),
Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit;
Doch lasset Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meines Gutes, nehmt es ganz!
Nur knieet Gnädige erbitten einem Vater!

Walther Tell.
Großvater, bitte nicht vor dem fremden Manne!
Sagt, wo ich knechten soll? Da stehet mein Vater;
Der Vater rechts den Vogel zu im Flug;
Er wird nicht zittern und das Herz des Kindes.

Stauffacher.
Herr Landvogt, rühret Euch nicht des Kindes Unschuld!

Altstetmann.
O bedenket, daß ein Gott im Himmel ist,
Dem Ihr müßet Rede stehn für Eure Thaten.

Gessler (geht auf den Knaben).
Man binde' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.
Wie binden!
Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, will auch nicht zittern.
Wenn ihr mich bindet, denn, so kann ich's nicht,
Es wird' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras.
Die Augen nur laß ihr verbinden, Knabe!

Walther Tell.
Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte

Den Pfeil von Vaters Haupt? Ich will ihn frei
Erwarten, und mit festem und den Wimpern.
– Fried. Vater, sag's, daß Du ein Schütze bist!
Er glaubt's nicht, er denkt uns zu verderben –
Dem Wütrich zum Verderben, stark und tief!
(Er geht an die Linke, man sieht ihm den Pfeil auf.)

Meichthal (zu den Landleuten).
Wie? Seid der Thorel so vor unsren Augen
Verblendet? Wozu haben wir gefochten?

Stauffacher.
Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

Meichthal.
O hätten wir's mit freiem Thor vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufstand riethen!

Geßler (zu Tell).
Nun's Wort! Man führe ihn in Ketten nieder gefangen.
Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Sohlen springt der Pfeil zurück.
Doch sorge Recht, daß sich der Bauer wundet,
Verdächtigt den tüchtigen Herrn des Landes.
Gerechtest ist Kaiserrecht, will wer gerichtet,
Irrt's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will ich das Ziel euch dazu setzen.

Tell
(spannt den Armbrust und legt den Pfeil auf).
Oeffnet die Gasse! Platz!

Stauffacher.
Was, Tell? Ihr wollt – Wahnwitz – Ihr
phantasiert.
Der Hand erbebt Euch, Eure Knie wanken –

Tell (legt die Armbrust nieder).
Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber.
Gott im Himmel!

Tell zum Landvogt).
Erlaubt mir den Schuß. Hier ist mein Herz!
(Er reißt die Brust auf).
Rasch Eure Antigen und heftet mich nieder!

Geßler.
Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
– Du kannst ja Alles, Tell! Ein Wagnis vergnügt Dich!
Das Ertmeerwahr störst Du wie den Vogel;
Doch schreckt dein Steuern, wenn es zu retten gilt!
Jetzt, Retter, heiß' ich's selbst – Du rettest Alle!
(Tell setzt in sicherstehem Kampf, mit den Händen
packend, und die zielenden Augen heißt auf den Land-
vogt, daß zum Schusse gerichtet – Plötzlich ergreift
er in seinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus
und steckt ihn in seinen Gurtel. Der Landvogt be-
merkt alle diese Bewegungen).

Walther Tell (vorne im Kreis).
Vater, schieß zu! Ich stirbt' mich nicht.

Tell.
Er muß!

(Er wirft sich gewaltsam und legt an).

Ruden.
(Der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestan-
den und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor).
Herr Landvogt, unsere werden Ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht – Es war nur eine Prüfung –
Den Zweck habt Ihr erreicht – Ihr weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und ohnehaft gespannt greift ihr den Bogen.

Geßler.
Ihr schweigt, bis man Euch anfruft.

Ruden.
Ich will reden.
Ich darf's; bei Königs Ehre ist mir heilig;
Doch leidet Regiment mehr Hoh' erweisen.
Das ist des Königs Wille nicht – Ihr darf's
Bezwingen – Seiner Unschuldigkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu hatt Ihr keine Vollmacht.

Geßler.
Ha. Ihr erkühnt Euch!

Ruden.
Ich darf' still schweigen
In allen schweren Thaten, die ich sah;
Muß meine Augst vor' ich zugeschlossen.
Mein überstrecktes und empörtes Herz
Hat' ich unabgedrückt in meinen Busen.
Doch länger schweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiser.

Bertha.
(tritt sich zwischen ihn und den Landvogt).
O Gott. Ihr reizt den Wütenden noch mehr.

Ruden.
Mein Volk verlieh ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an Euch mich anzuschließen –
Das Beste Alles glaubt' ich zu verlieren,
Da ich des Kaisers Macht befestigte –
Die Bande stößt von meinen Augen – Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich gestürzt –
Mein treues Urtheil hatt Ihr um' geleitet.
Mein redlich Herz verführt – Ja war daran,
Mein Volk in beider Meinung zu verderben.

Geßler.
Verwegner, dieß Sprache deinem Herrn!

Ruden.
Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr – Frei bin ich
Wie Ihr geboren, und ich weiß mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und führten Ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, stieß wo man ihn schänder,
Den Handschuh wär' ich vor Euch hin, Ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
– Ja wandt vor Euren Augen – Ich stehe
Nicht wehrlos da, wie die –
(auf das Volk zeigend).
Ich hab' ein Schwert,
Weiß wen mich meist –

Stauffacher (ruft).
Der Pfeil ist gefallen!
(Indem sich Alle nach dieser Seite gewendet und Bertha
gegen Ruden und den Landvogt sich geworfen,
hat Tell den Pfeil abgedrückt).

Röffelmann.
Der Knabe todt!

Viele Stimmen.
Der Pfeil ist gefallen!
(Walther Tell sprangt und kommt zu finden, Ver-
wirrung hier und).

Geßler (erstaunt).
Er hat geschossen? Was? Der Knabe!

Bertha.
Der Knabe todt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walther Tell
(kommt mit dem Apfel zurückgesprungen).
Vater, hier ist der Apfel – Wußt' ich's so,
Du würdest meinen Knaben nicht verletzen.

Tell
(steht mit entsetzlichem Blick, als wollt' er dem Pfeil
folgen – die Armbrust entfällt seiner Hand – und er

den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und beide ihn mit heftiger Innbrunst an seinem Herzen umfaßt, in tiefer Rührung steht er staunend stillgekommen. Alle stehen gerührt.

Bertha.

O gnäd'ger Himmel!

Walther Fürst (zu Tell und Gehn).

Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.

Gott sey gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den spätesten Zeiten.

Rudolph der Harras.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge stehen auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel).

Geßler.

Bei Gott! Der Apfel mitten durch geschossen!
Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben.

Äbsselmann.

Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

Stauffacher.

Kommt zu Euch, Tell, faßt auf. Ihr habt Euch wahrlich
Gefaßt, und sind Euer wohl Hause gehen.

Äbsselmann.

Kommt, nehmt und bringt der Mutter ihren Sohn!

(Die weisen ihn wegführen).

Geßler.

Tell, hier!

Tell (kommt zurück).

Was befehlt Ihr, Herr?

Geßler.

Du führst
Noch einen zweiten Pfeil zu hier — Ja, ja,
Ich sehe wohl — Was wolltest Du damit?

Tell (verlegen).

Herr, das ist also herkömmlich bei den Schützen.

Geßler.

Nein, Tell, sie Antwort Heß ich für nicht gelten;
Es wird was Anders wohl bedeutet haben.
Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell!
Was es auch sey, dein Leben sollst du ihr.
Wegn der zweite Pfeil?

Tell.

Verzeihen, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt gefragt,
So will ich Euch die Wahrheit gradezu sagen.

(Er geht mit Pfeil und Bogen auf und nieder im Landvogt mit einem herabstimmenden Blick an).

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.
Und Euer — wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.

Wohl, Tell! Dein Leben hab' ich dir geschenkt;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weiß ich deinen bösen Sinn erkannt.
Will ich dich fühlen lassen und verwahren.
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheinen,
Damit ich sicher sey vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden).

Stauffacher.

Wie, Herr!
So thanet Ihr an einem Manne handeln,
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß sehn, ob sie ihn gnädig retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich selbst will ihn nach Küßnacht führen.

Äbsselmann.

Das thörft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!

Geßler.

Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?
Er hat sie nicht bestätigt — Dieß Gesindel
Muß erst erworben werden durch Gehorsam.
Rebellen sind sie Alle gegen Kaisers
Gericht und übler verwegne Empörung.
Ich kenn' euch Alle — ich durchschaue euch ganz —
Dem nehm' ich jetzt heraus und euerer Mitte;
Doch Alle sind ihr thätlich seiner Schuld.
Wer Lug ist, kann schweigen und gehorchen!
(Er entfernt sich, Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen, Frischgarte und Leuthold bleiben zurück).

Walther Fürst (in heftigem Schmerz).

Ist's möglich, er hat's befohlen, mich
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!

Stauffacher (zum Tell).

O warum mußtet Ihr den Wütrich reizen!

Tell.

Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher.

O nun ist Alles, Alles hin! Wir Euch
Sind wir gefesselt Alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell).

Wir Euch geht unser letzter Trost dahin!

Leuthold (zu Rudenz).

Tell, ich erbarme mich — Doch ich muß gehorchen.

Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell

(sich mit heftigem Schmerz an ihn schmiegend).

O Vater! Vater! Lieber Vater!

Tell

(setzt sie Armes zum Himmel).

Dort droben ist dein Vater! Den ruft an!

Stauffacher.

Tell, sag' ich Euerm Weibe nichts von Euch?

Tell

(leicht den Knaben mit Zartheit an seine Brust).

Der Knab' ist unverletzt; nur wird Gott helfen.

(Reicht ihr Gewehr, lehnt sich und folgt den Waffenknechten).

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Hochliegender Platz des Vierwaldstätterseefes; die beiden gegenüberstehenden Ufern im Nachen scheinen den Prospekt. Der See ist bewegt, heftiges Rauschen und Toben, dazwischen Blitze und Donnerschläge.

Kunz von Gersau, Fischer und Fischerknabe.

Kunz.

Ich sah's mit Augen an. Ihr könnt mir's glauben;
Es ist Alles so geschehen, wie ich Euch sagte.

Fischer.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht.

Der beſte Mann im Land, der braufte Arm,
Wenn's einmal gelten ſollte für die Freiheit.

Kunz.

Der Landvogt führt ihn ſelbſt den See herauf.
Sie waren oben bram, ſah einpflatſchen,
Als ich von Flüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der
Noch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher.

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſehe!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz.

Der Attinghauſen auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, ling' am Tode.

Fiſcher.

So bricht der letzte Anker unſrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.

Der Sturm nimmt überhand. Gebaut Euch wohl!
Ich ſuche Herberg in dem Dorf; denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.
(Geht ab.)

Fiſcher.

Der Tell gefangen und der Freiherr todt!
Verbeut die freche Stirne, Tyrannei,
Nicht alle Scham hienieden? Der Mund der Wahrheit
Iſt ſtumm, das ſehn'de Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Knabe.

Es wagelt ſchwer; kommt in die Höhe, Vater,
Es iſt nicht heimlich, hier im Freien hauſen.

Fiſcher.

Roſer, ihr Winde! Stromme herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken, berſtet! Weckt herunter, Strahne
Des Himmels, und erſauft das Land! Zerſtöret
Im Keim die ungeborenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elementе, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der groben Wälfe! euch gehört das Land;
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

Knabe.

Hört, wie der Abgrund tobt, der Wirbel brauſt,
So hat's noch nie gewaht in dieſem Schlunde!

Fiſcher.

In zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Erſchoß ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich brob empören — O mich ſoll's nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen thäten in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eisgebirge,
Die mir anſtarren ſeit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Zinnen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brennen, wenn die alten Klüfte
Einſtürzen, eine zweite Sündflut alle
Menſchenſtätten der Erde wegfegt!

(Man hört ſturmen.)

Knabe.

Hört Ihr, ſie läuten droben auf dem Berg;
Gewiß hat man ein Schiff in Not erſehn,
Und bittet die Glocke, daß geholfen werde.
(Eilt auf eine Anhöhe.)

Fiſcher.

Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbaren Wuth wird gewagt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer.
Der Sturm iſt Meiſter. Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah' und fern
Kein Buſen, der dem freundlich Dank gewährte:
Handvoll und ſtarrt anſtehend harren ihm
Die Felſen, die unwirtlichen, entgegen.
Und weiſen ihm nur ihre ſteilen ſchroffe Bruſt.

Knabe (kommt laut).

Vater, ein Schiff, es kommt von Flüelen her.

Fiſcher.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann rath er nun ſich mit des Mondhirts Angſt,
Daß an des Gletſchers Eisgebäude ſauſe;
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens,
Dann eingeſtumt ſaſſanten ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß verwahren.
(Er ſteigt auf die Anhöhe.)

Knabe.

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

Fiſcher.

Gerechter Gotter! Ja, er iſt es ſelbſt.
Der Landvogt, der da fährt — Drei ſchifft er hin,
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden;
Jetzt kennt er hier ſich den Kärkern Herrn.
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme;
Dieſe Felſen blöden ihre Häupter nicht
Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht!
Greif nicht dem Rächer in den Arm!

Knabe.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher.

O Unvernunft des blinden Elementes!
Muß Du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!

Knabe.

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von den Teufelsmünſter widerprallt,
Wirft ſie zum großen Axenberg zurück.
— Ich ſeh' ſie nicht mehr.

Fiſcher.

Dort iſt das Hakmeſſer,
Wo ſchon der Felſen mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Flub,
Die ſich glitſtregig abſeits in die Tiefe.
— Gut haben einen guten Steuermann
Am Bord; thun' Einer retten, was's der Tell;
Doch dem ſind Arm und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell (mit der Armbruſt).

(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher, mit ziegt die heftigſte Bewegung. Wenn er weiters auf der Scene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel aufbreitend).

Knabe (bemerkt ihn).

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher.

Er faßt die Erde an mit ſeinen Händen,
Und ſchreint wie außer ſich zu ſeyn.

Knabe (kommt vorwärts).

Was ſeh' ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (ſiehet ihn).

Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was! der Tell!
Wie kommt Ihr hierher? Redet!

Knabe.

War't Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fischer.

Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (steht auf).

Ich bin befreit.

Fischer und Knabe.

Befreit! O Wunder Gottes!

Knabe.

Wo kommt Ihr her?

Tell.

Dort aus dem Schiffe.

Fischer.

Was?

Knabe (zugleich).

Wo ist der Landvogt?

Tell.

Auf den Wellen treibt er.

Fischer.

Ist's möglich? Aber Ihr? Wie seyd Ihr hier?
Seyd euren Banden und dem Sturm entkommen?

Tell.

Durch Gottes gnäd'ge Fürsehung — Hört an!

Fischer und Knabe.

O redet, redet!

Tell.

Was in Altdorf sich
Begeben, wißt Ihr's?

Fischer.

Alles weiß ich, redet!

Tell.

Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach seiner Burg zu Küßnacht wollte führen,

Fischer.

Und sich mit Euch zu Flüelen eingeschifft.
Wir wissen Alles. Sprecht, wie Ihr entkommen?

Tell.

Ich lag im Schiff, mit Stricken fest gebunden,
Verlorn, ein aufgegeben Mann — Nicht hofft' ich,
Das treue Licht der Sonne mehr zu sehen,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blickt' ich in die Wasserwüste —

Fischer.

O armer Mann!

Tell.

So trugen mir dahin,
Der Vogt, Rudolphs der Harras und die Knechte,
Mein Bücher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Gaumen bei dem Steuerruder,
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Arcn, da verhängt' es Gott,
Daß solch ein grausam mörderisch Ungewitter
Gierlings herniederbrach aus den Gotthartsklüften,
Daß allen Ruderern das Herz entsank,
Und unserm Arte, einen zu ermüden.
Da bückt' ich's, wie der Diener Einer sich
Zum Landvogt wendet und die Worte sprach:
Ihr sehet Eure Noth und unsre, Herr,
Und daß wir Alle am Rand des Todes schweben —
Die Steuerleute aber wissen sich
Vor großer Furcht nicht Rath und sind des Jahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauest, und zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entledigen.
Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf' und rette Jedermann.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr keulich hin;
Doch schielt' ich seitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,
Wo sich ein Vortheil ausbiet zum Entspringen.
Und wie ich einen Felsenriff gewahre,
Das abgeplattet vorspringt in den See —

Fischer.

Ich kenn's, es ist am Fuß des großen Arcn,
Doch nicht für möglich acht' ich's — so gar steil
Geht's an — vom Schiff es springend abzureichen —

Tell.

Sobrie ich den Knechten, deutlich zuzurufen,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,
Dort, rief ich, sey das Aergste überstanden —
Und als wir sie frischdrauend bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Lebenskräften angestemmt,
Den hintern Gramen an die Felswand hin.
Jetzt schnell mein Schießzeug fassend, schwing' ich selbst
Hochspringend auf die Platte mich hinaus,
Und mit gewaltgem Fußstoß hinter mich
Schleudr' ich das Schiffein in den Schlund der
Wasser —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

Fischer.

Tell, Tell, ein sichtbar Wunder hat der Herr
An Euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch sagen! Wo gedenket Ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit ist nicht für Euch, wofern
Der Landvogt lebend diesem Sturm entronnen.

Tell.

Ich hört' ihn sagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bei Brunnen landen,
Und über Schwyz noch seiner Burg mich führen.

Fischer.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell.

Er denkt's.

Fischer.

O so verbergt Euch ohne Säumen!
Nicht zweimal bietet Euch Gott aus seiner Hand.

Tell.

Nennt mir den nächsten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fischer.

Die ohne Straße zieht sich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann Euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (gibt ihm die Hand).

Gott lohn' Euch eure Gutthat. Lebet wohl.
(Gott und lebet weiter um).
— Habt Ihr nicht auch im Rütli mitgeschworen?
Mir däucht, man nennt' Euch mir —

Fischer.

Ich war dabei.
Und half den Eid des Bundes mit beschwören.

Tell.

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an!
Mein Weib verwahrt nun mich; verrathet ihr,
Daß ich gerettet sey und wohl geborgen.

Fischer.

Doch wohin sag' ich ihr, daß Ihr geflohn?

Tell.

Ihr werbet meinen Schwäher bei ihr finden
Und Andre, die im Rütli mit geschworen –
Sie sollen wacker seyn und gutes Muths;
Der Tell sey frei und seines Armes mächtig;
Bald werden sie ein Weiteres von mir hören.

Fischer.

Was habt Ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei!

Tell.

Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen.
(Geht ab).

Fischer.

Zeig' ihm den Weg, Jenni – Gott steh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.
(Geht ab).

Zweite Scene.

Edelhof zu Attinghausen.

Der Freiherr (in einem Armsessel, sterbend). Walther Fürst, Stauffacher, Melchthal und Baumgarten (um ihn beschäftigt).

Tell (eintretend vor dem Fürstenbett).

Walther Fürst.

Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber.

Stauffacher.

Er liegt nicht wie ein Thörer – Gebt, die Ihrer
Auf seinen Lippen trug sich! Ruhig ist
Sein Schlaf und friedlich lächeln seine Züge.
(Baumgarten geht an die Thür und spricht mit Jemand).

Walther Fürst (zu Baumgarten).

Wer ist's?

Baumgarten (kommt zurück).

Es ist Frau Hedwig, Eure Tochter;
Sie will Euch sprechen, will den Knaben sehn.
(Walther Tell richtet sich auf).

Walther Fürst.

Kann ich sie trösten? Hab' ich selber Trost?
Häuft alles Leiden sich auf meinem Haupt?

Hedwig (hereindringend).

Wo ist mein Kind? Laßt mich, ich muß es sehn –

Stauffacher.

Faßt Euch! Bedenkt, daß Ihr im Haus des Todes –

Hedwig (stürzt auf den Knaben).

Mein Wilhy! O er lebt mir!

Walther Tell (hängt an ihr).

Arme Mutter!

Hedwig.

Ist's auch gewiß? Bist Du mir unverletzt?
(Betrachten ihn mit ängstlicher Sorgfalt).
Und es ist möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O er hat kein Herz – Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!

Walther Fürst.

Er that's mit Angst, mit schmerzzerriss'ner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.

O hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tausendmal gestorben!

Stauffacher.

Ihr sollter Gottes gnäd'ge Schickung preisen,
Die es so gut gelenkt –

Hedwig.

Kann ich vergessen,
Wie's hätte kommen können – Gott des Himmels!
Und ich soll's? ich sechzig Jahre? – Ich sey' den Knaben ewig
Gesunden sehn, den Vatern auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.

Frau, wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten.

Ist Eures Mannes Tod nicht hart genug,
Daß Ihr mit schwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für seine Leiden habt Ihr kein Gefühl?

Hedwig

(tritt sich nach ihm um und sieht ihn mit einem großen Blick an).

Hast Du nur Thränen für des Freundes Unglück?
– Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande schlug? Wo war da eure Hülfe?
Ihr sahet zu, ihr ließt das Gräßliche geschehn;
Gedultig litter ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte – Hat der Tell
Auch so an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter die die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor die erbrankte? Rief mit mächt'gen Thränen
Verklagt er sich, in den Nachen sprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite sich –

Walther Fürst.

Was konnten wir zu seiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war?

Hedwig (wirft sich an seine Brust).

O Vater! Und auch Du hast ihn verloren!
Das Land, wir Alle haben ihn verloren!
Uns Allen fehlt er, ach! wir fehlen ihm!
Gott rette seine Seele vor Verzweiflung,
In ihm wird's in's Herz hinein verwildern,
Dringt keines Freundes Trost – Wenn er ertrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finsternis
Muß er ertrinken – Wie die Alpenrose
Bleicht und verkümmert in der Stumpfesluft,
So ist für ihn sein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem ist die Freiheit;
Er kann nicht leben in dem Hauch der Gruft.

Stauffacher.

Beruhigt Euch! Wir alle wollen handeln,
Um seinen Kerker aufzuthun.

Hedwig.

Was könnt Ihr schaffen ohne ihn? – So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unschuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte.
Euch alle rettete der Tell – Ihr Alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen!
(Der Freiherr erwacht).

Baumgarten.

Er regt sich. Still!

Attinghausen (sich aufrichtend).

Wo ist er?

Stauffacher.

Wer?

Attinghausen.

Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.

Er meynt den Junker – Schickte man nach ihm?

Walther Fürst.

Es ist nach ihm gesendet – Tröstet Euch!
Er hat sein Herz gefunden, er ist unser.

Attinghausen.

Hat er gesprochen für sein Vaterland?

Stauffacher.

Mit Heldenkühnheit.

Attinghausen.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es schleunig mit mir endet.

Stauffacher.

Nicht also, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat Euch erquickt, und hell ist Euer Blick.

Attinghausen.

Der Schmerz ist Leben, er erstieß mich auch.
Das Leben ist, so wie die Hoffnung, aus.
(Er bemerkt den Knaben).
Wer ist der Knabe?

Walther Fürst.

Segnet ihn, o Herr!
Er ist mein Enkel und ist vaterlos.
(Der Weg führt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder).

Attinghausen.

Und vaterlos lasst ihr euch Alle, Alle
Zurück – Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands gesehn!
Musst' ich des Lebens höchstes Maß erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu sterben?

Stauffacher (zu Walther Fürst).

Soll er in diesen finstern Kammer scheiden?
Erstehen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit schönem Strahl der Hoffnung? – Edler Freiherr!
Erhebet Euren Geist! Wir sind nicht ganz
Verlassen, sind nicht rettungslos verloren.

Attinghausen.

Wer soll euch retten?

Walther Fürst.

Wir uns selbst. Vernehmt!
Es haben die drei Lande sich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Gesichert ist der Bund, ein heil'ger Schwur
Vereinet uns. Es wird gehandelt werden.
Ehe noch das Jahr den neuen Kreis beginnt,
Euer Stamm wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghausen.

O saget mir! Geschlossen ist der Bund?

Melchthal.

Am gleichen Tage werden alle drei
Waldstädte sich erheben. Alles ist
Bereit, und das Geheimnis wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es wissen.
Heut ist der Boten unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt.
Und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghausen.

Die festen Burgen aber in den Landen?

Melchthal.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghausen.

Und sind die Edeln dieses Bunds theilhaftig?

Stauffacher.

Wir harren ihres Beistands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geschworen.

Attinghausen

(richtet sich langsam in die Höhe, mit großem Erstaunen).
Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Auf eignem Mittel ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut –
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr;
Gerbster Gunsen wir zu Grabe steigen.
Es lebt noch uns – durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.
(Er legt seine Hand auf das Haupt des Knaben, das vor ihm auf den Knieen liegt).
Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue beff're Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürst).

Seht, welcher Glanz fällt um sein Aug' ergießt!
Das ist nicht das Erblichen der Natur,
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens.

Attinghausen.

Der Adel stirbt von seinen alten Burgen,
Und stürmet den Städten seinen Bürgereid;
Im Rechtland schon, im Thurgau hat's der genommen;
Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt;
Freiburg ist eine feste Burg der Freien;
Die rege Zürich wachtet ihre Zünfte
Zum kriegerischen Herr – Es prüft die Macht
Der Könige sich an ihren ew'gen Bildern –
(Er heftet das Gesicht mit dem Ton einer Seherin – seine Rede steigt bis zur Begeisterung).
Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen heranzugehen kommen.
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Pass durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Es bricht sie, und des Kreis Bollwerk fällt,
Es weht die Freiheit siegend ihre Fahne.
(Walther Fürst und Stauffachers Hände fassend).
Drum halten fest zusammen – fest und ewig –
Kein Ort der Freiheit sey dem andern fremd –
Hauptwaffen stellet auf euer Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle –
Send einig – einig – einig –
(Er sinkt in das Kissen zurück – seine Hände hatten entseelt noch die andern gefaßt. Fürst und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang schweigend; dann treten sie betend, jeder einem Schmerz überlassen. Unterdessen sind die Knechte mit Verwundungen, die nähern sich mit Zeichen tiefer Scheu der leblosen Hülle; einige knieen bei ihm nieder und weinen auf seine Hand; während dieser stummen Scene wird die Burg geöffnet gefunden).

Rudenz zu den Vorigen.

Rudenz (rasch eintretend).
Lebt er? O sagt, kann er mich noch hören?

Walther Fürst

(deutet ihn mit wegwendendem Gesicht).
Ihr send jetzt unser Lebensherr und Schirmer,
Und dieses Schloß hat einen andern Namen.

Rudenz

(erblickt den Leichnam und stürzt von heftigem Schmerz ergriffen).
O schöner Gott! – Komme meine Reu' zu spät?
Kommt er nicht wenige Pulse länger leben,
Um mein geändert Herz zu sehn?
Verachtet hab' ich seine treue Stimme.
Da er noch wandelte im Licht – Er ist
Dahin, ist fort auf immerdar, und läßt mir
Die schwere unbezahlte Schuld! – O saget!
Schied er dahin in Unmuth gegen mich?

Stauffacher.
Er hörte sterbend noch, was Ihr gethan,
Und segnete den Muth, mit dem Ihr spracht!

Ruden3.
(tritt an den Todten nieder).
Ja, heil'ge Reste eines theuren Mannes!
Entseelter Leichnam! Hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todeshand – Zerrissen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk;
Ein Schweizer bin ich und ich will es seyn
Von ganzer Seele – –

(aufstehend).
Trauert um den Freund.
Den Vater Aller, doch vergesst nicht!
Nicht rief sein Erbe ist mit Gut gepflastert;
Es ziehet sein Herz, sein Geist auf mich herab,
Und heilen soll euch meine frische Jugend.
Was euch sein greises Alter schuldig blieb.
– Ehrwürd'ger Vater, gieb mir Eure Hand!
Gott mir die Einzige! Melchthal, auch Ihr!
Bedenkt Euch nicht! O wendet Euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde!

Walther Fürst.
Gebt mir die Hand! Dein wiederkehrend Herz
Verdient Vertrauen.

Melchthal.
Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, wissen soll man sich zu Euch versehen?

Ruden3.
O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal).
Send einig! war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket dessen!

Melchthal.
Hier ist meine Hand!
Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Mannesschwur! Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter als der Euer.

Ruden3.
Ich ehr' ihn, und mein Schwert soll ihn beschützen.

Melchthal.
Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoos befruchtet,
Kann auch des Mannes Brust beschützen.

Ruden3.
Ihr
Sollt meine Brust, ich will die eure schützen,
So sind wir Einer durch den Andern stark.
– Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Band noch ist der fremden Tyrannei?
Wenn erst der Boden rein ist von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden gern vergleichen.
(Nachdem er einen Augenblick war geblieben).
Ihr schweigt? Ihr habt mir nichts zu sagen? Wie!
Verbirgt' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
Es muß ich wieder euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
– Ihr habt gelogt – geschworen auf dem Rütli –
Ich weiß – weiß Alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
– Doch Eibel thuet Noth, es zu verscheuchen;
Die Stunde bringt und rascher That bedarf's –
Der Tell ward schon das Opfer eures Säumens –

Stauffacher.
Das Eidschwur abzuwarten schworen wir.

Ruden3.
Ich war nicht dort, ich hab' nicht mitgeschworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal.
Was? Ihr wolltet –

Ruden3.
Des Landes Vätern steht' ich mich jetzt bei.
Und meine erste Pflicht ist, euch zu schützen.

Walther Fürst.
Der Erbe diesen theuren Stand zu geben,
Ist eure nächste Pflicht und heiligste.

Ruden3.
Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den ersiegten Kranz des Sieges ihm auf die Bahre.
– O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne aufzurichten
Mit dem Tyrannen – Hört und wißt! Verschwunden
Ist meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit roher Frevelthat, aus unsrer Mitte!

Stauffacher.
Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Erde sich vermessen?

Ruden3.
O meine Freunde! Euch versprach ich Hülfe,
Und ich zuerst muß sie von euch erflehn.
Gerandt, entrissen ist mir die Geliebte.
Wer weiß, wo sie der Wüthende verbirgt,
Unkluger Gewalt sie forcirnd sich erkühnen.
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlebt mich nicht, o helft mir sie erretten –
Sie liebt euch, o sie hat's verdient um's Land,
Daß alle Arme sich für sie bewaffnen –

Walther Fürst.
Was wollt Ihr unternehmen?

Ruden3.
Weiß ich's? Ach!
In dieser Nacht, die ihr Geschick umhüllt,
In dieses Zweifels ungeheurer Angst,
Wo ich nichts Festes zu ersassen weiß,
Ist mir nur dieses in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannennacht
Allein kann sie hervorgegraben werden!
Die Besten alle müssen wir bezwingen,
Do wir vielleicht in ihren Kreisen bringen.

Melchthal.
Kommt, führt uns auf! Wir folgen Euch. Warum
Bis morgen sparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren;
Das Ungeheure war noch nicht geschehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Gesetz;
Wer ist so feig, der jetzt noch könnte zagen!

Ruden3.
(zu Stauffacher und Walther Fürst).
Indeß bewaffnet und zum Werk bereit
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen;
Denn schneller, als ein Botenfuß ersteigt,
Soll euch die Botschaft unsers Sieges erreichen.
Und seht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde stürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zusammen.
(Gehen ab).

Dritte Scene.

Die hohle Gasse bei Küßnacht.

Man sieht von hinten zwischen Felsen herunter und die Wandern werden, ehe sie auf der Szene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Ersten umschleichen die ganze Szene; auf einer der vorderen ist ein Vorsprung mit Gebüschen bewachsen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust).
Durch diese hohle Gasse muß er kommen;

Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht – Hier
Vorüber! ich's – Die Geitzgenbrit iß günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mann' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr iß abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos – Das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord –
Du hast mich meinem Frieden mich heraus
Gescheucht; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt –
Wer sich des Kindes Hauptz zum Ziele setzt,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen. Landvogt! – Da, als ich den Bogenstrang
Anzog – als mir die Hand erzitterte –
Als du mit grausam teuflischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen –
Als ich ohnmächtig stehend rang vor dir.
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte – Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iß eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du – Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen – strenges, denn er zürnet –
Doch nicht um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein treuest Kleinod jetzt, mein höchster Schatz –
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte unerbeuglich war –
Doch dir soll es nicht widerstehen – Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hast in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt –
Entrinn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

(Spannet den Bogen über die Knie).

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur sichern Ruh bereitet –
Denn hier iß seine Heimath – Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz – Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger – der andächt'ge Mönch,
Der bärtige Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß.
Der ferne Verkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft – und meines iß der Mord!

(Steht auf).

Sonst wenn der Vater ausging, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine seltne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wanderer findet auf den Bergen –
Jetzt geht er einem andern Wahlwert nach;
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben iß's, worauf er lauert.
– Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Nun jetzt – Euch zu vertheid'gen, eure heilge Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

(Springt auf).

Ich laure auf ein edles Wild – Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagehalsen zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich ängstet mit dem eignen Bild,
Um ein armseilig Gratthier zu erjagen,
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitere Musik, welche sich nähert).

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich selbst noch Sachgenregt;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heim gebracht
Vom Freudenschießen – Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gewirrs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Straße durch den Hohlweg hinaus. Tell betrachtet sie, auf seinen Bogen gelehnt; Stüssi der Flurschütz gesellt sich zu ihm).

Stüssi.

Das iß der Kissenmen's von Mythischachen,
Der hier den Brautzug hält – Ein reicher Mann;
Er hat wohl gehen Stücken auf den Alpen.
Die Braut heißt er jetzt als zu Imiser.
Und diese Nacht wird noch gefeiert zu Küßnacht.
Kommt mit! 's iß jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüssi.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt, die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

Stüssi.

So geht die Welt nun. Es geht allerwegen
Unglücks genug. Ein Aufruf iß gegangen
Im Marner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

Stüssi.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König treten.
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen, die fallen auf sein Roß.
Daß es vor Marter todt zu Boden sinkt.
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

Tell.

Dem Schwachen iß sein Stachel auch gegeben.
(Armgart kommt mit mehreren Kindern und stellt sich an den Eingang des Hohlwegs).

Stüssi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten weder die Natur.

Tell.
Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüffi.
Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſitzt bei den Seinen.

Tell.
Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe bei Küßnacht).

Stüffi.
Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.
Das thu' ich.

Stüffi.
Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeyd aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt).
Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer
Sind angetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

(Tell ſteht auf).

Armgart (kommt verwirrt).
Der Landvogt kommt nicht!

Stüffi.
Sucht Ihr was an ihm?

Armgart.
Ach, freilich!

Stüffi.
Warum ſtellet Ihr Euch denn
In dieſer hohlen Gaſſ' ihm in den Weg?

Armgart.
Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Friesharbt
(kommt eilfertig den Fußweg herab, und ruft in die Scene).
Man fahre mir aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(Tell geht ab).

Armgart (lebhaft).
Der Landvogt kommt!

(Es geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Geßler und Rudolph der Harras zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs).

Stüffi (zum Friesharbt).
Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Friesharbt.
Wir haben mit dem See geſeemet, Freund,
Und ſchröten uns vor keinem Alpenwaſſer.

Stüffi.
Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturme?

Friesharbt.
Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —

Stüffi.
O bleibt, erzählt!

Friesharbt.
Laß mich, ich muß voraus,
Dem Landvogt muß ich in der Burg verkünden.

(Ab).

Stüffi.
Wär'n gute Leute auf dem Schiff erweſen,
In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Waſſer bei noch Feuer.

(Er ſieht ſich um).
Wo kam der Waldmann hin, mit dem ich ſprach?

(Geht ab).

Geßler und Rudolph der Harras (zu Pferd).

Geßler.
Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm Lieb zu thun — Gerechtem
Erwartet er: der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſeyn in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgart.
Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert ſich furchtſam).

Geßler.
Ja hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; wiſſ' kenn' ich längſt.
Ja hab' ihn aufgeſteckt, daß ihr den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Daß Unterthanen hab' ich hingeſtellt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeigehen müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug', und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie verachten.

Rudolph.
Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler.
Die abzumeſſen iſt jetzt keine Zeit!
— Verſchied'ne Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Gierreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Das kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
Er oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder).

Armgart.
Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.
Was bringt Ihr Euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgart.
Mein Mann ſitzt im Gefängnis;
Die armen Waiſen ſchreien nach Brot — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend!

Rudolph.
Wer ſeyd Ihr? Wer iſt Euer Mann?

Armgart.
Ein armer
Mithauer, guter Herr, vom Rigiberge.
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmäht von den ſchroffen Felſenwänden.
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt).
Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ja bitt' Euch, gebt ihm los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.

(Zu der Frau).

Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgart.
Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechſten Monat liegt er im Thurm,
Und harret auf den Blutrichterſpruch vergebens.

Geßler.
Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Wächter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu' deine Pflicht! So Du Gerechtigkeit
Vom Himmel herfleh'st, so erzeig' sie uns!

Geßler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgart

(eilt in die Zügel des Pferdes).

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis Du
Mir Recht gesprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie Du willst — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach' Platz.
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart.

Laß es über mich dahin gehn — Du —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen
ihm in den Weg).
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waisen
Von deines Pferdes Huf zerrissen werden!
Es ist das Aergste nicht, was Du gethan —

Rudolph.

Weib, seyd Ihr rasend?

Armgart (heftiger fortfahrend).

Kranzt Du doch längst
Das Land des Kaisers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen —
(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs,
aber gedämpft).

Geßler.

Wo sind meine Knechte?
Man treibe sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hochweg ist gesperret durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzumilder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei.
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es.
Ich will ihm brechen, diesen Trotzen Sinn,
Den freien Geist der Freiheit will ich bringen.
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —
(Ein Pfeil durchbohrt ihn: er fährt mit der Hand an's
Herz und will sinken. Mit matter Stimme:)
Gott sey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was ist das? Woher kam das?

Armgart (ausbrechend).

Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

Rudolph (springt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr seyd
Ein Mann des Todes!

Geßler.

Das ist Tells Geschoß.
(Ist vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den
Arm gesunken und wird auf der Bank niedergelassen).

Tell

(erscheint oben auf der Höhe des Wegs).

Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor ihr, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden.
(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein).

Stüssi (voran).

Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

Armgart.

Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk (im Hereindringen).

Wer ist erschossen?
(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf der Berne
kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe, und die
Musik geht fort).

Rudolph der Harras.

Er verblutet sich.
Fort, schaffet Hülfe! Sieht denn Niemer nach!
— Verlorner Mann, so muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Stüssi.

Bei Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Mark dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Laßt sie schweigen!
(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach).
Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?
(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftig-
keit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden).
Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich verstehe! Euch nicht — Oh werden
Nicht ungeduldig — Laßt das Irrische!
Denkt jetzt Euch mit dem Himmel zu versöhnen.
(Die ganze Hochzeitgesellschaft umgeht den Sterbenden
mit einem sichtbaren Grausen).

Stüssi.

Sieh' wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Armgart.

(hebt ein Kind empor).
Seht Kinder, wie ein Bösewicht verscheidet!

Rudolph der Harras.

Warnsinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an diesem Sterbenden weidet?
— Helft — Leget Hand an — Stehe mir Niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu ziehen?

Weiber (treten näher).

Wir ihn bedauren, welchen Gott geschlagen!

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!
(Zieht das Schwert).

Stüssi (fällt ihm in den Arm).

Wagt es, Herr!
Ein Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

Alle (tumultuarisch).

Das Land ist frei!

Rudolph der Harras.

Ist es dahin gekommen?
Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?
(Zu den Umstehenden, die hereindringen).
Ihr seht die grausenvolle That des Mords,

Die hier geſchehen — Hülfe iſt umſonſt —
Vergebens iſt's, dem Mörder nachzueilen.
Und drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wer dem Kaiſer ſeine Veſte retten!
Denn aufgelöſt in dieſem Ungewitter
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande.
Und keines Mannes Treu' iſt zu vertrauen.

(Indem er mit den Waldſtettnechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder.)

Armgart.

Play! Play! da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüſſi.

Das Opfer liegt — Die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder

(ſchließen einen Halbkreis um den Todten, und ſingen in tiefem Ton:)

Raſch tritt der Tod den Menſchen an;
Es iſt ihm keine Friſt gegeben.
Es bückt ihn mitten in der Bahn.
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter flehen!

(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang).

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Attorf.

Im Hintergrunde rechts die Veſte Zwing Uri mit dem noch ſtehenden Baugerüſte, vor ihr der dritten Scene des erſten Aufzugs; links eine Ausſicht in wilde Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es iſt eben Tagesanbruch. Glocken ertönen aus verſchiedenen Fernen.

Rudi, Kuoni, Werni, Meiſter Steinmey und viele andere Landleute, auch Weiber und Kinder.

Rudi.

Seht ihr die Feuerſignale auf den Bergen?

Steinmey.

Hört ihr die Glocken drüben über'm Wald?

Rudi.

Die Feinde ſind verjagt.

Steinmey.

Die Burgen ſind erobert.

Rudi.

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unſerm Boden das Tyrannenſchloß?
Sind wir die Letzten, die ſich frei erklären?

Steinmey.

Das Joch ſoll ſterben, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle.

Nieder! Nieder! Nieder!

Rudi.

Wo iſt der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was ſoll ich?

Rudi.

Ertöne auf die Hochwacht, blaſe in Eure Horn,
Daß es weithinſchmetternd in die Berge ſchalle
Und, jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſamell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe!

(Stier von Uri geht ab. Walther Fürſt kommt).

Walther Fürſt.

Halter, Freunde! Halter!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwyz geſchehen. Laßt uns Beten erſt
Erwarten.

Rudi.

Was erwarten? Der Tyrann
Iſt todt, der Tag der Freiheit iſt erſchienen.

Steinmey.

Iſt's nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen tönten?

Rudi.

Kommt Alle, kommt, legt Hand an, Männer und
Weiber!
Bricht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern.

Steinmey.

Geſellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wiſſen's zu zerſtören.

Alle.

Kommt, reißt nieder!

(Sie ſtürzen ab von allen Seiten auf den Bau.)

Walther Fürſt.

Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.

Melchthal und Baumgarten kommen.

Melchthal.

Was? Stehe die Burg noch und Schloß Sarnen liegt
In Aſche und der Rosberg iſt gebrochen?

Walther Fürſt.

Send Ihr es, Melchthal? Bringt Ihr uns die Freiheit?
Sagt! Sind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn).

Rein iſt der Boden. Freut Euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie wurdet Ihr der Burgen mächtig?

Melchthal.

Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit männlich kühner Wagethat gewann.
Den Rosberg hatt' ich Manch zuvor erſtiegen.
— Doch hört, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind gelehrt, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,
Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bud, hervor,
Und ruft, daß die Brunecklein verbrenne.

Walther Fürſt.

Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen).

Melchthal.

Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erbud ſich Rudenz, — denn wir hörten
Die Balken ſtürzen, die feſten Pfoſten ſtürzen,
Uns aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglücklichen leihen.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Da galt Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit!
— Wär' er nur unſer Eidsmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl gelobt;
Doch er war unſer Eidsgenoß und Bertha

Eurer das Volk — So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran, und ſtürzten in das Feuer

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Sie iſt's. Anderm und ich.
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als ſie gerettet ſich erkannte,
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Zent fluchte mir der Fremdherr an das Herz,
Uns ſchwerlaſtet ward ein Blutraub jetzt beſchworen.
Das feſt gebildet in des Feindes Mund
Beſtehen wird in allen Sachſenlanden —

Walther Fürſt.

Wo iſt der Landenberg?

Melchthal.

Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht ihn auf der Flucht,
Und rief ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geſchwungen über ihn war ſchon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erbeten er verlieh das Geſchenk des Lebens.
Ungerächt ſchwur er, nie zurück zu kehren;
Er wird ſie halten; unſerm Neid hat er
Gewichen.

Walther Fürſt.

Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!

Kinder

(eilen mit Trümmern des Daches über die Szene).

Freiheit! Freiheit!
(Das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen).

Walther Fürſt.

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder freun als Greiſe noch erinnern.
(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Szene füllt ſich mit Volk an).

Ruodi.

Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten.

Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.

Walther Fürſt.

Gelt! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel!

Mehrere Stimmen.

Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
Ihr's Jener mit ihm!

Walther Fürſt.

Neun, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei muß' er zum Wahrzeichen dienen;
Er ſoll der Freiheit ewig Zeugen ſein!
(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gebäudes malerisch gruppiert in einem großen Halbkreis umher).

Melchthal.

So ſtehen wir nun endlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und vereint iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchworen. Eigenes ſind

Walther Fürſt.

Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.
Jetzt iſt uns Muth und feſte Eintracht not.
Denn ſeid gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieht heran mit ſeiner Heeresmacht!
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt:
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.

Ruodi.

Nur wen'ge Pfade führen ins Land;
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.

Baumgarten.

Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band.
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken.

Röſſelmann und Stauffacher kommen.

Röſſelmann (im Couriren).

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Zu meinen Leuten treten wir!

Walther Fürſt.

Sagt an, was iſt es? Ha, ſeid Ihr's, Herr Werner?
Was bringt Ihr mit?

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Hört und erſtaunt!

Stauffacher.

Von einer großen Furcht ſind wir befreit —

Röſſelmann.

Der Kaiſer iſt ermordet.

Walther Fürſt.

Glück'ger Gott!
(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher).

Alle.

Ermordet! Wahr? Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!

Melchthal.

Nicht möglich! Woher kam Euch dieſe Kunde?

Stauffacher.

Es iſt gewiß. Bei Brugk fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, brachte es von Schaffhauſen.

Walther Fürſt.

Wer wagte ſolche grauenvolle That?

Stauffacher.

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, den's vollwaxte.

Melchthal.

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher.

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem unmündigen Waiſenkind zurück;
Es bat, er möcht' ihn ums darum zu kürzen,
Mit einem Bisthumsſitz ihn anzuſinden.
Was dem auch ſei — der Jüngling dünnte
Der Weiſeſprechende böhm Rath ſein Ohr.
Und gar den edlen Herrn von Eſchenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Verjagte er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Am Rheinufer, wo die Hofſtatt war zu ſehen,
Mit ihm die Fürſten, Hand und Leopold,

Und ein Geſchlecht beſchatteten Herren.
Und als ſie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da dräuten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Geſolge trennten.
Drauf als der Fürſt durch ein geebnet Feld
Hinreitet — nur alte große Stadt
Soll drunter liegen auf der Heiden Zeit —
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Schöß Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle.
Rudolph von Palm durchrannt ihn mit dem Sperer,
Und Eidenbach zerſpaltet ihm das Haupt.
Daß er verunterſinkt in ſeinen Blut,
Gewendet von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That.
Doch durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehegeſchrei erheben;
Am Wege aber ſah ein armes Weib;
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

Melchthal.

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich Rach' weckte haben!

Stauffacher.

Ein unerhörter Schrecken iſt im Land umher,
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs;
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen;
Die alte Zürich ſelbſt ſchließt ihre Thore.
Die dreißig Jahr lang offen ſtanden, zu,
Die Mörder ſtürmende, und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt
Der Ungarn Königin, die ſtrenge Agnes,
Die mit die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm.
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugnungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
Im Blut ſich mit in Malentheu zu baden.

Melchthal.

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie ſtehen allzuhalt nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straßen auseinander,
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie
Die ſürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt:
Geſallen iſt der Freiheit größter Feind,
Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einen andern Stamm;
Das Reich will ſeine Wahlfreiheit behaupten.

Walther Fürſt und Mehrere.

Vernahmt Ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxemburg

Iſt von den mehreſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürſt.

Wohl uns, daß wir zum Reiche treu gehalten;
Jetzt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns ſchirmen gegen Oeſterreichs Rache.

(Der Landvogt umarmen einander).

Sigriſt mit einem Reichsboten.

Hier ſind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Roſſelmann und Mehrere.

Sigriſt, was gibt's?

Sigriſt.

Ein Reichsbrief bringt dies Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt).

Erbricht und leſet.

Walther Fürſt (lieſt).

„Den beſchrieben Männern
„Von Uri, Schwyz und Unterwalden bieten
„Die Königin Elsbeth Gnad' und alles Gutes.“

Viele Stimmen.

Was will die Königin? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürſt (lieſt).

„In ihrem großen Schmerz und Mitverwirrt,
„Verirrt der blut'ge Hunderd ihrer Herrn
„Die Königin verirrt, getraut ſie nicht
„Der alten Treu' und Lieb' der Schwyzerlande.“

Melchthal.

In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Roſſelmann.

Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt).

„Und ſie verſiehe ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Anſehen werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That.
„Darum erwartet ſie von den drei Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen wirken,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb' gedenkend und der alten Gunſt.
„Die ſie von Rudolphs Fürſtenhaus empfangen.“

(Zeichen des Umſtehens unter den Landleuten).

Viele Stimmen.

Der Lieb' und Gunſt!

Stauffacher.

Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater;
Doch weſſen zürnen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns beſtätigt,
Wie vor ihm alle Kaiſer doch getan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch
Und der bedrängten Unſchuld Sache verſtritten?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſandt?
Nicht Gruß von dieſem Alten hat der König
An uns getan und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eigner mannhafter Hand,
Ihm rührte unſre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er gefalt in dieſen Thälern.
Er ſandt auf einem hohen Platz, er nannte
Ein Vater ſeiner Völker ſenn, doch ihm
Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen:
Die er gemehrt hat, ungern nur ihm weinen!

Walther Fürſt.

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls.
Nicht des empfangnen Böſen jetzt gedenken.
Fern ſey's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that.
Und die verfolgen, die uns nie berühten,
Das ziemt uns nicht und wird uns nicht gedihren.
Die Liebe will ein freies Opfer ſeyn;

Der Tod entbindet vom erzwungnen Pflichten;
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So fehl ihr hier ein unglückfreires Beil
In eben diesem Himmel dankend fliehn —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.

(Reichsbote geht ab).

Stauffacher (zu dem Volk).

Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unsrer Freiheit Stifter ist? Das Größte
Hat er gethan, das Härteste erduldet.
Kommt Alle, kommt, nach seinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen.

(Alle gehen ab).

Zweite Scene.

Tells Hausflur.

Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenstehende Thür geht ins Freie.

Hedwig, Walther und Wilhelm.

Hedwig.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei und Alles!
Und unser Vater ist's, der's Land gerettet.

Walther.

Und ich bin auch dabei gewesen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn).

Ja. Du bist mir wieder
Gegeben? Zweimal hab' ich dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterschmerz um dich!
Es ist vorbei — Ich hab' euch Beide, Beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!
(Ein Mönch erscheint an der Hausthüre).

Wilhelm.

Sieh', Mutter, sieh' — dort steht ein frommer Bruder;
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig.

Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er sühlt's, daß er in's Freudenhaus gekommen.
(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder).

Wilhelm (zum Mönch).

Komm', guter Mann! Die Mutter will euch laben.

Walther.

Kommt, ruht euch aus und geht gestärkt von dannen.

Mönch

(sitzen unverblendet, mit gerötetem Antlitz).

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther.

Seyd Ihr verirret, daß Ihr das nicht wißt?
Ihr seyd zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch

(zu Hedwig, welche zurückkommt).

Seyd Ihr allein? Ist Euer Herr zu Hause?

Hedwig.

Ich erwart' ihn eben — doch was ist Euch, Mann?
Ihr seht nicht aus, als ob Ihr Gutes brächtet.
— Wer Ihr auch seyd, Ihr seyd bedürftig, nehmt!
(Reicht ihm den Becher).

Mönch.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung schmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis Ihr mir zugesagt —

Hedwig.

Berührt mein Kleid nicht, weiset mir nicht nah,
Bleibt ferne stehn, wenn ich Euch hören soll.

Mönch.

Bei diesem Feuer, das vor gastlich lodert,
Bei Eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfasse —

(Ergreift die Knaben).

Hedwig.

Mann, was sinnet Ihr? Zurück!
Von meinen Kindern! — Ihr seyd kein Mönch: Ihr seyd
Es nicht: Der Friede wohnt in diesem Kleide;
In Euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglückseligste der Menschen.

Hedwig.

Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen;
Denn Euer Blick zerstört mir das Innre zu.

Walther (aufspringend).

Mutter, der Vater!

(Eilt hinaus).

Hedwig.

O mein Gott!

(Will nach, kommt mit Kind und Kind an).

Wilhelm (eilt nach).

Der Vater!

Walther (draußen).

Da bist Du wieder!

Wilhelm (draußen).

Vater, lieber Vater!

Tell (draußen).

Da bin ich wieder — Wo ist eure Mutter?
(Treten herein).

Walther.

Da steht sie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert sie vor Schrecken und vor Freude.

Tell.

O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat gebessert — Uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an seinem Hals).

O Tell! Tell! welche Angst litt ich um dich!
(Mönch wird aufmerksam).

Tell.

Vergiß sie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das ist meine Hütte!
Ich stehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm.

Wo aber hast Du deine Armbrust, Vater?
Ich seh' sie nicht.

Tell.

Du wirst sie nie mehr sehn.
An heil'ger Stätte ist sie aufbewahrt;
Sie wird hinfort in keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig.

O Tell! Tell!

(Tritt zurück, läßt seine Hand los).

Tell.

Was erschrecket dich, liebes Weib?

Hedwig.

Wie — wie kommst du mir wieder? — Diese Hand
— Darf ich sie fassen? — Diese Hand — O Gott!

Tell (herzlich und muthig).

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf sie frei hinaus zum Himmel heben.
(Mönch macht eine rasche Bewegung, er erblickt ihn).
Wer ist der Bruder hier?

Hedwig.

Ach, ich vergaß ihn!

Syrnen Du mit ihm; mir graut in seiner Nähe.

Mönch (tritt näher).

Send Ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell.

Der bin ich, ich verhehl' es keinem Menschen.

Mönch.

Ihr send der Tell! Ach es ist Gottes Hand,
Die unter Euer Dach mich hat geführt.

Tell (wirft ihn mit den Augen).

Ihr send kein Mönch! Wer send Ihr?

Mönch. Ihr erschlugt

Den Landvogt, der Euch Böses that — Auch ich
Hab' einen Feind erschlagen, der mir Recht
Verlagt: — Er war Euer Feind, wie meiner —
Ich bin' das Land von ihm befreit.

Tell (zurücktretend).

Ihr send —

Entsetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein.
Geh, tiefes Weib! Geh! Geh! — Unglücklicher,
Ihr wartet —

Hedwig.

Gott, wer ist es?

Tell.

Frage nicht!

Fort! Fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh aus dem Hause — Weit hinweg — Du darfst
Nicht unter einem Dach mit diesem wohnen.

Hedwig.

Weh mir, was ist das? Kommt!
(Geht mit den Kindern).

Tell (zu dem Mönch).

Ihr send der Herzog
Von Oestreich — Ihr send's! Ihr habt den Kaiser
Erschlagen, Euern Ohm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell

Euern Ohm
Erschlagen, Euern Kaiser! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida.

Tell, hört mich, eh' Ihr —

Tell.

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaisermords,
Wagst Du zu treten in mein reines Haus?
Du wagst's, dein Antlitz einem guten Menschen
Zu zeigen und das Gastrecht zu begehren?

Parricida.

Bei Euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch Ihr nahmt Rach' an Euerm Feind.

Tell.

Unglücklicher!
Darfst Du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Hast Du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerecht
Hab' ich die heilige Natur, die Du
Geschändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Hast Du, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt.

Parricida.

Ihr stoßt mich von Euch, trostlos, in Verzweiflung?

Tell.

Mich faßt ein Grausen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
Laß' rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt!

Parricida (wendet sich zu gehen).

So kann ich, und so will ich nicht mehr leben!

Tell.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von solchem adelichen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaisers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes — flehend und verzweifelnd —
(Verhüllt sich das Gesicht).

Parricida.

O wenn Ihr weinen könnt, laßt mein Geschick
Euch jammern; es ist fürchterlich — Ich bin
Ein Fürst — ich war's — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünsche Ungestüm bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich sah
Die Ernte meines Bruders Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In Kerkers Unthätigkeit gehalten —

Tell.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du selbst mit rasender wilder Wahnsinnsthat
Rechtfertigst furchtbar seinen weisen Schluß.
— Wo sind die blut'gen Helfer deines Mords?

Parricida.

Wohin die Rachegeister sie getrieben;
Ich sah sie seit der Unglücksthat nicht wieder.

Tell.

Weißt Du, daß dich die Acht verfolgt, daß Du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida.

Darum vermeid' ich alle offne Straßen;
An keine Hütte wag' ich anzuklopfen —
Der Wüste fehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge,
Und fahre schaudernd vor mir selbst zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückselig Bild.
O wenn Ihr Mitleid fühlt und Menschlichkeit —
(Fällt vor ihm nieder).

Tell (abgewendet).

Steht auf! Steht auf!

Parricida.

Nicht, bis Ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

Tell.

Kann ich Euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünder?
Doch flehet auf — Was Ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr seyd ein Mensch — Ich bin es auch —
Vom Tell soll keiner ungetröstet scheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida

(aufspringend und seine Hand mit Heftigkeit ergreifend).

O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell.

Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Segnig nicht rechnen — Wo gedenk Ihr hin?
Wo hofft Ihr Ruh' zu finden?

Parricida.

Weiß ich's? Ach!

Tell.

Hört! was mir Gott in's Herz gibt — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sankt Peters Stadt!
Dort werft Ihr Euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm Eure Schuld und übet Eure Seele!

Parricida.

Wird er mich nicht dem Richter überliefern?

Tell.

Was er Euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida.

Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich darf den Weg nicht fragen, wage nicht
Zu wandern die Straße zu gehen.

Tell.

Den Weg will ich Euch weisen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Lauis von dem Berge stürzt —

Parricida (erschrocken).

Geht' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.

Tell.

Am Hauptbach geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida.

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen stille.

Tell.

Vor jedem Kreuze falket hin und bittet
Mit heißen Reuetränen Euer Schuld —
Und seyd Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Senket der Berg nicht seine Windesweben
An Euch herab von dem zerklüften Joch.
So kommt Ihr auf die Brücke, welche Flüelen
Wenn sie nicht einsieht unter Euere Schuld.
Wenn Ihr sie glücklich unter Euch gelassen,
So steht ein schwarzes Felsenthor sich auf:
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch.
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch fremdem Gesetzes müßt Ihr verkehrt eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida.

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So gerbt dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell.

So immer Gesandt kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen sind,
Die von des Himmels Strömen selber sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und mutern Lauis führt Euch ein andres Strom
Ins Land Italien hinab. Euch das gelobt —
(Man hört den Kuhreihen, von vielen Alpdirnen gesungen).
Ich höre Stimmen. Horch!

Hedwig (tritt herein).

Wo bist Du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahm in frohem Zug
Die Eidgenossen alle —

Parricida (erschrickt sehr).

Weine mir!
Ja darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell.

Geh, liebes Weib, Hedwige diesen Mann!
Bekleid' ihn reich mit Gaben; denn sein Weg
Ist weit und seine Herberg' sinnet er.
Eile! Sie nahm.

Hedwig.

Wer ist er?

Tell.

Forsche nicht!
Und wenn er geht, so wende deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt!
(Parricida geht auf den Tell zu mit einer raschen Bewegung; dieser aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Diese Worte zu verschiedenen Zeiten gesprochen, verändert sich der Schauplatz, und man sieht in der

Letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tells Behausung, wohl den Kindern, welche ihn einschließen, mit Landleuten besetzt, welche sich zu einem Gange gruppiren. Indes kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gegangen, Walther Fürst mit den beiden Knaben, Mechthal und Stauffacher kommen entgegen; Andre folgen nach; wie Tell herauftritt, empfangen ihn Alle mit lautem Jubeln).

Alle.

Es lebe Tell! der Sankt und der Erretter!

(Indem sich die Vordersten um den Tell drängen und ihn umarmen, erscheinen noch Rudenz und Bertha, jener in Landleute, diese in Bedienung gekleidet. Der Musik vom Berge begleitet diese stumme Scene. Wenn sie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Tells).

Bertha.

Landleute! Eidgenossen! Rettet mich auf
In eurem Bund, die erste Glückliche.
Die Scham entwunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht.
Helft ihr als eure Bürgerin mich schützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Rudenz!
So reich' ich meinem Jüngling meine Rechte,
Der freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz.

Und frei erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Musik von Neuem rasch einfällt, fällt der Vorhang).

Die Huldigung der Künſte.

Ein lyriſches Spiel.

Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Erbprinzeſſin von Weimar, Maria Paulowna, Großfürſtin von Rußland, in Ehrfurcht gewidmet,

und vorgeſtellt auf dem Hoftheater zu Weimar am 12. November 1804.

Perſonen.

Vater.	Chor von Landleuten.
Mutter.	
Jüngling.	Genius.
Mädchen.	Die ſieben Künſte.

Die Scene iſt eine freie ländliche Gegend; in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Blumen geſchmückt. Landleute ſind eben beſchäftigt, ihn in ein Gefäß zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beiden Seiten mit Blumenkränzen behängen.

Vater.

Wachſe, wachſe, blühender Baum
Mit der goldnen Früchtetreue.
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimiſchen Raum!
Fülle ſüßer Früchte denge
Deine immer grünen Zweige!

Alle Landleute.

Wachſe, wachſe, blühender Baum,
Streuend in den Himmelsraum!

Jüngling.

Mit der duft'gen Blüte paare
Prangend ſich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Alle.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Mutter.

Nimm ihn auf, o heil'ge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein!
Führer der geſtalten Herde,
Hoher Himmel, pflege ſein!

Mädchen.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden,
Schütz' ihn, ſchütz' ihn, Vater Pan!
Und ihr freien Dryaden,
Daß ihm keine Blätter ſchaden,
Feſſelt alle Stürme an!

Alle.

Pflegt ihn zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, ſchütz' ihn, Vater Pan!

Jüngling.

Lächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau!
Sonne auch ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Alle.

Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Vater.

Freude, Freude, neues Leben
Wird in jedem Wanderer beben;
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben
Noch den ſpäſten Enkel laben,
Und ermüdet ſinkt er dich!

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Wird in jedem Wanderer beben;
Denn die Freude pflanzte dich.

(Sie tanzen in einem bunten Kreiſen um den Baum. Die Muſik geht Orcheſterd begleitet ſie und geht allmählig in einen ernſten Styl über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit den ſieben Göttinnen verbindigen ſieht. Die Landleute ziehen ſich nach den Seiten des Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drei bildenden Künſte ſich zu einer Verbinden, die vier redenden und muſikaliſchen ſich zu ſeinen beiden Seiten).

Chor der Künſte.

Wir kommen von ferne,
Wir wandern und ſchreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten;
Wir ſuchen auf Erden ein bleibendes Haus.
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In ſchaffender Stille,
In wirkender Fülle.
Wir wandern und ſuchen und finden's nicht aus.

Jüngling.

Sieh, wer ſind Sie, die hier nahen,
Eine götterreiche Schaar!
Bilder, wie wir nie ſie ſahen;
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Massen erklirren
Mit eisernem Klang,
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menschen wandeln im ewigen Irrn,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künste.

Wir hassen die Tyrannen,
Die Ehrenverächter;
Wir suchen der Menschen
Auserwählt Geschlechter;
Wo köstliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da kamen wir Hütten.
Und siedeln uns an!

Mädchen.

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es sind mir bekannte, geliebte Gestalten,
Und weiß doch, ich habe sie niemals gesehn!

Alte Landleute.

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!

Genius.

Aber still! Da seh' ich Menschen,
Und sie scheinen beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Festlich ist der Baum geschmückt.
Sind dies nicht der Freude Spuren?
Reden! Was begeht ihr hier?

Vater.

Hirten sind wir dieser Fluren,
Und ein Fest begehen wir.

Genius.

Welches Fest? O lasset hören!

Mutter.

Unsere Königin zu Ehren,
Der Erbauten, Gütigen,
Die in unser stilles Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.

Jüngling.

Sie, die alle Reize schmücken,
Gütig wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

Jüngling.

Ach, sie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Heißen möchten wir sie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum gräbt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Liebe heimisch werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ach, so viele zarte Bande
Zieben sie zum Jugendlande!
Alles, was Sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heil'gen Schooß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und der Schwestern zarte Brust —
Können wir es ihr ersetzen?
Ist ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, solchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne;
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort —
Was Sie Theures dort besitzen,
Unverloren bleibt es Ihr;
Hat Sie Liebe dort verlassen,
Findet Sie die Liebe hier.

Mutter.

Ach, Sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hehre Sich gefallen,
Hier wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius.

Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein fühlend Herz zu schauen:
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Jüngling.

O schöne Fremdlinge! Lehrt uns Sie finden,
O lehret uns, Ihr wohlgefällig seyn!
Gern wollten wir Ihr duftige Kränze winden,
Und führten Sie in unsre Hütten ein!

Genius.

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich ferket,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Sanft knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Alte Landleute.

O schöner Fremdling! Sag', wie wir Sie binden,
Die Herrliche in unsern stillen Gründen?

Genius.

Es ist gefunden schon das zarte Band;
Nicht aufs ist ihr fremd in diesem Land:
Mich wird Sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius des Hauses und Hausrathes: die vier den Göttinnen thun das Gleiche, so daß sie ganz wenig einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo sie vortreten, enthüllen sich ihre Attribute, die sie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten).

Genius (gegen die Fürstin).

Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und, die mir folget, ist der Künste Schaar.
Hier sind's, die alle Menschenwerke krönen,
Hier schmücken den Palast und den Altar.
Länast wohnten wir bei Deinem Kaiserstamme,
Und Sie, die Hehrste, die Dich gebar,
Sie nährt und pflegt die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf ihrem Hausaltar.
Wir sind Dir nachgefolgt, von Ihr gesendet:
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architektur

(mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten).

Mich satzt du thronen an der Newa Strom!
Dein großer Ahndrer rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich ihm ein zweites Rom;
Durch mich ist es ein Kaiserstz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberrutbe Schlag.

Jetzt raubt des Lebens luſtiges Gedränge
Wo vormals nur ein düſterer Revier lag;
Die ſtolze Feenerſchaffung ſeiner Maſſe
Erſchreckt den alten Beſitz in ſeinem Meer-Pallaſte.

Sculptur (mit einer Victoria in der Hand).

Auch mich hat Du mit Staunen oft geſehen,
Die ernſte Bildnerin der alten Götterwelt.
Auf einen Felſen — er wird ewig ſtehen —
Hab' ich ſein großes Heldenbild geſtellt;
Und dieſes Siegesbild, das ich erſchaffen,
(Die Victoria zeigend)
Dein hoher Bruder ſchwingt's in mächt'ger Hand;
Es ſiegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hat's auf ewig an ſein Heer gebannt;
Ich kann aus Thon nur Lebensloſes bilden;
Er ſchafft ſich ein geiſtiges Volk aus Wilden.

Malerei.

Auch mich, Erhabne! wirſt Du nicht verkennen,
Die heitre Sängerin der tändelnden Gedanken.
Von Leben pflegt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit allbelebter Gewalt.
Die Stunde weiß ich lieblich zu verbringen,
Ja, durch die Augen täuſch' ich leicht das Herz;
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Verſüß' ich oft der Sehnſucht bittern Schmerz.
Die ſich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und ſind nicht ganz geſchieden.

Poeſie.

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke;
Frei ſchwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Muß vor entſiegelt und entdeckt werden;
Denn nichts beſchränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres fand' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.

Muſik (mit der Leyer).

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennſt ſie wohl. Du läßt ſie mächtig aus,
Was ahnungsvoll den tiefen Buſen füllet,
Es ſpricht ſich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber ſpricht um Deine Sinnen,
Erzieh' ich meinen Sinn von Harmonien;
In ſüßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fließen;
Und ſeg' ich meine Leier an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchſten Sphären.

Tanz (mit der Cymbale).

Das hohe Göttliche, es ruht in ernſter Stille;
Mir ſtillem Geiſt will es empfunden ſeyn.
Das Leben regt ſich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will ſich äußern, will ſich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt;
Dem ſchweren Körper geb' ich Zephirs Flügel;
Das Gleichmaß lieb' ich in des Tanzes Schritt.
Was ſich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe:
Der Grazie iſt meine ſchöne Gabe.

Schauſpielkunſt (mit einer Doppelmaske).

Ein Zauberbild ſaht' ich vor Dir erſcheinen:
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz.
Die Menſchheit wandelt zwiſchen Luſt und Weinen
Und mit dem Ernſte gattet ſich der Scherz.
Mit allen ſeinen Tiefen, ſeinen Höhen,
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick.
Wenn Du das große Spiel der Welt geſehen,
So kehrſt Du reifer in Dich ſelbſt zurück;
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.

Genius.

Und alle, die wir hier vor Dir erſchienen,
Der hohen Künſte heilger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürſtin, Dir zu dienen,
Gerufet Du, und ſchnell auf Dein Geheiß.
Wie Lyraton Manes bei der Leyer Tönen,
Belebt ſich der empfindungsloſe Stein,
Entſtalten ſich Dir eine Welt des Schönen.

Architektur.

Die Säule ſoll ſich an die Säule reihn.

Sculptur.

Der Marmor ſchmeicheln unter Hammers Schlägen.

Malerei.

Das Leben friſch ſich auf der Leinwand regen.

Muſik.

Der Strom der Harmonien Dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den muntern Reigen ſchlingen.

Schauſpielkunſt.

Die Welt ſich Dir auf dieſer Bühne ſpiegeln.

Poeſie.

Die Phantaſie auf ihren mächt'gen Flügeln
Doch zaubern in das himmliſche Gefild!

Malerei.

Und wie der Eis ſchönes Farbenbild
Stolz glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit ſchön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit ſieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

Alle Künſte (ſich umfaſſend).

Denn auf der Kräfte ſchön vereintem Streben
Erhebt ſich, wirkend, erſt das wahre Leben.

Macbeth.

Ein Trauerſpiel von Shakeſpeare,

zur Vorſtellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet.

Perſonen.

Duncan, König von Schottland.
Malcolm, } ſeine Söhne.
Donalbain, }
Macbeth, } ſeine Feldherren.
Banquo }
Macduff, }
Rosse, } ſchottiſche Großen.
Angus, }
Lenox, }

Fleance, Banquo's Sohn.
Siward, Krieger der Engländer.
Sein Sohn.
Seyton, Macbeth's Diener.
Ein Arzt.
Ein Pförtner.
Ein alter Mann.
Drei Mörder.

Lady Macbeth.
Ihre Kammerfrau.
Hekate und drei Hexen.
Geiſter.
Offiziere.
Soldaten.
Banquo's Geiſt und andere Erſcheinungen.

Erſter Aufzug.

Ein offener Platz.

Erſter Auftritt.

(Es donnert und blitzt. Die drei Hexen treten her).

Erſte Hexe.

Wann kommen wir Drei auch wieder zuſammen?
Im Donner, im Blitzen oder im Regen?

Zweite Hexe.

Wann das Kriegsgetümmel geendet,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

Dritte Hexe.

Alle ein' der Tag ſich neigt.

Erſte Hexe.

Wo der Ort?

Zweite Hexe.

Die Heide dort.

Dritte Hexe.

Dort führt Macbeth ſein Horn zuſammen.

Zweite Hexe.

Dort verſtürmen wir um ſein Gebiet!

Erſte Hexe.

Aber die Meiſterin wird uns ſchelten.
Wenn wir uns nähmen Schlachtgetreuer
Zu'n Verderben ſeinen treu edeln Helden.
Zum verlieren zu Glück' und Muth.

Dritte Hexe.

Er kann es verſtümmeln, er kann es löſen;
Denn er iſt gläubiſch: wo wollen uns hoffen.

Zweite Hexe.

Wenn er ſein Herz nicht kann verwahren.
Mag er des Kenpfels Mann erfahren.

Dritte Hexe.

Ein Brocken in der Gruft der edle Saat.
Aber dem Menſchen erſtehet der Tod.

Erſte Hexe.

Er iſt tapfer, ertrotzt und gut;
Warum verrinnen wir ſein Blut?

Zweite und dritte Hexe.

Strauchelt der Gute auch ſelbſt der Gerechte,
Denn jauchzen die böſen Mächte.

(Donner und Blitz).

Erſte Hexe.

Da hier die Geiſter!

Zweite Hexe.

Es naht der Meiſter!

Alle drei Hexen.

Pudel rund. Wir ſummen! Wir ſummen!
Dreien wendle mit Sonnenſchein!
Häßlich ſei ſchön, ſchön häßlich ſein!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!

(Sie verſchwinden unter Donner und Blitz).

Zweiter Auftritt.

Der König. Malcolm. Donalbain. Gefolge.

(Ein blutender kommt verwundet hinter, der von zwei Kriegern geführt wird).

König.

Hier bringt man einen Retter auf der Schlacht;
Jetzt werden wir des Treffens Ausſpruch wiſſen.

Malcolm.

Ich will berichte Retter, wie erkenne ihn.
Du mich entkamſt auf Leichen Pfad bereit,
Gefangenen, Kriegsgeſchreie! Sag' dem König,
Wie ſtand das Treffen, als Du es verließeſt?

Ritter.

Es wogte lange gleichſam hin und her,
Wie zweier Schwimmer Kampf, die an einander
Geſchwommen Kunſt und Stärke zeugend meiden.
Der wilde Macdonal, wurde ein Rebell
An ihm, führt aus dem Norden wider das

Die Kernen und die Kellogläsen an.
Und wer ein ersterer Verräther ferm
Durchbrach er wütigend unser Reihen. Alles
Unwiderstehlich vor sich werfend, mähend.
Verlegen war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dem heldenmüthig'rer Feldherr. Mit dem Schwert
Durch das gedrängteste Gewühl der Schlacht
Macht er sich Bahn bis zum Rebellen, fast ihn.
Mann gegen Mann, und weich nicht, bis er ihn
Dem Wurfel bis zum Kinn entzweygespaltet
Und des Verhaßten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unsrer Aber Augen aufgesteckt.

König.

O tapfrer Vetter! Heldenmüth'ger Than!

Ritter.

Doch gleich wie von dem fernsten Osten, wo
Der Sonne ihre Strahlenwahn beginnt,
Sich furchtbarende Gewitter sich erheben,
So brach ein neues Schreckniß aus dem Schoße
Des Siegs hervor. Verwirrt es, großer König!
Kaum wendeten die Kernen sich zur Flucht,
Wo zur Verfolgung, als mit neuem Muth
Und verstärkterem Macht Königs Sterne
Norwegens Herrscher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel bei Gerichtes zu erneuern!

König.

Erschreckte das nicht unser Doersten,
Macbeth und Banquo?

Ritter.

Wohl! Wie Sperlinge
Den Aber schrecken, und das Reh den Löwen!
Noch eine ist den Schweiß der ersten Schlacht
Von ihren Stirn gewischt, verdoppelten sie
Das Glück an einem neuen Kampf, und hart
Zusammentreffend ließ ich beide Heere.
Mehr weiß ich nicht zu sagen; ich bin ganz
Erschöpft, und meine Wunden fordern Hülfe.

König.

Sie sind der rühmlich. Freund, wie deine Worte.
Gelt, holt den Wundarzt! Sieh! Wer naht sich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Rosse und Lenox.

Donalbain.

Der wärd'ge Than von Roß!

Malcolm.

Und welche Hast
Aus seinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Großes meldet.

Rosse.

Gott erhalte den König!

König.

Von wannen kommst Ihr, ehrwürdiger Than?

Rosse.

Von Fife, mein König, wo Norwegens Fahnen,
Mit wenig Tagen stolz noch aufgeschreiet,
Vor deiner Macht darnieder liegen. König Sterne,
Dem jener treuvergess'ne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorschub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieses Reich
Von übergrausem Krieg zerrüttet war,
Und überfocht sein gesinnlichstes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm
Des Normanns Stolz gedämpft – Mit Einem Wort:
Der Sieg ist unser.

König.

Mann! Gelobt sey Gott!

Rosse.

Nun hatten König Sterne sich am Frieden,
Doch wir gefangenen ihm nicht einmal
Die Freiheit, seine Todten zu begraben.
Bis er gedemüthigt Pfund in seinen Sold
Bezahlt hat auf der Insel Sankt Columbus.

König.

Nicht länger hatte dieser eidvergess'ne Than
Von Cawdor unsers fürstlichen Vertrauens!
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüßt
Macbeth mit seinem Titel!

Rosse.

Ja gehorche.

König.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.

(Im gehen ab).

Eine Heide.

Vierter Auftritt.

Die drei Hexen (mit gen einander).

Erste Hexe.

Schwester, was hast Du getrieben? Laß' hören!

Zweite Hexe.

Sonste trieb ich nun auf den Meeren.

Dritte Hexe (zur ersten).

Schwester! Was Du?

Erste Hexe.

Einem Fischer fand ich, getrumpt und arm.
Der Nüsse hinging die Reise,
Und trieb sein Handwerk einer Harm,
Mit heiß' er schlaue Schlüge.
Und den Morgen und Abend, nimmer müde,
Begehrte er mit seinem tuftigen Lied,
Mich verbrieß des Bettlers froher Gesang.
Ich hatt's ihm gesämmern schon lang und lang –
Und als er wieder zu fischen war,
Da lief ich einen Schaf ihm finden;
Im Netze da lag es blank und baar.
Doch saß ihm die Augen erblinden.
Er nahm den tödtlichen Feind ins Haus;
Mit seinem Gesange da war es aus.

Die zwei andern Hexen.

Er nahm den tödtlichen Feind ins Haus;
Mit seinem Gesange da war es aus!

Erste Hexe.

Und leere wie der verlorne Sohn.
Lief allen Gelüsten den Jägel.
Und der saftige Mammen, er sah deren.
Mit todt' er Gevögne und Fischel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexenspuk.
Und weiß nicht, daß es der Hölle gehl!

Die zwei andern Hexen.

Er vertraute, der Thor! auf Hexenspuk.
Und weiß nicht, daß es der Hölle gehl!

Erste Hexe.

Und als nun der letzten Mangel kam.
Und verschwanden die Sämerschelfreunde.
Da verlieh ihn die Gnade, da wich die Scham.
Er ergab sich dem höllischen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber acht.
Wo der Schaf ihm ins Netz gegangen.
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn.

Mit bleich gebärmten Wangen.
Und höre, wie er verzweifelnd ſpricht:
Falſche Kire, Du haſt mich betrogen!
Du gabſt mir das Glück. Du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in die Wogen.

Die zwei andern Hexen.

Du haſt mir das Gold. Du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in den wogenden Bach!

Erſte Hexe.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle Drei (einen Ring ſchließend).

Die Zauberſchweſtern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Dreien ſo im Kreiſe ſich,
Dreimal für mich
Und dreimal für mich,
Noch dreimal, daß es Neune macht.
Halt! Der Zauber iſt vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banano. Die drei Hexen.

Macbeth.

Solch einen Tag, ſo ſchön zugleich und häßlich
Sah ich noch nie.

Banano.

Wie weit iſt noch nach Forres?
— Sieh! Wer ſind dieſe da, ſo grau von Haaren,
So verſunkenen und ſchrecklich anzuſehen?
Sie ſtehen keinen Erdenbewohnern gleich,
Und ſtehn doch hier. Sprecht! Lebt ihr, oder ſeyd
Ihr Etwas, dem kein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr ſcheint mich zu verſtehn.
Denn jede ſetzt ich den verdorrten Finger
Bedeutend an die welken Lippen feyen.
Ihr ſollten Weiber ſeyn, und doch verneinet
Mir euer wildniſch Anſehn euch deſſen zu halten.

Macbeth.

Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer ſeyd ihr?

Erſte Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Glamis!

Zweite Hexe.

Heil dir! Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe.

Heil dir, Macbeth! der einſt König ſeyn wird!

Banano (zu Macbeth).

Was? Warum ſcheut Ihr ſo zurück, und ſchaudert
Vor einem Gruße, der ſo lieblich klingt?
(Zu den Hexen).
Im Namen des Wahrhaftigen!
Sprecht! Seyd ihr Geiſter, oder ſeyd ihr wirklich,
Was ihr von Andern ſcheint?
Ihr grüßet meinen edlen Kriegsgefährten
Mit prophetiſch-wahrem Glück und glänzender
Vorbedeutung künftiger fruchtbarer Größe!
Mir ſagt ihr nichts. Vermag ihr in die Saat
Der Zeit zu ſchauen und vorher zu ſagen,
Welch Samenkorn wird aufgehn, welches nicht.
So ſprecht zu mir, der eure Gunſt nicht ſucht,
Noch eure Abgunſt fürchtet.

Erſte Hexe.

Heil!

Zweite Hexe.

Heil!

Dritte Hexe.

Heil!

Erſte Hexe.

So groß nicht, aber größer doch, als Macbeth!

Zweite Hexe.

Er glücklich nicht, und doch glückſeliger!

Dritte Hexe.

Du wirſt kein König ſeyn, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch beiden, Macbeth, Banano. Heil euch!

Erſte Hexe.

Banano und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Bleibt, ihr geheimnißvollen Sprecherinnen,
Und ſagt mir mehr!
Ich weiß, durch Sinels, meines Vaters, Tod,
Der dieſe Nacht verſtarben, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Glanze
Des Glücks, und daß ich König einſt ſeyn werde,
Iſt eben ſo unglaublich, als dem Banan
Zwei Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
Die wunderbare Wiſſenſchaft? Warum
Verweilet ihr auf dieſer öden Heide
Durch ſolch prophetiſch Grüßen unſern Zug?
Sprecht! Ich beſchwör' euch!
(Die Hexen verſchwinden).

Banano.

Die Erde ſiedet Blaſen, wie das Waſſer!
Und dieſe ſagen beeden Heil!
Wie ſind ſie hingekommen?

Macbeth.

In die Luft,
Und was uns Körper ſchien, zerfloß wie Athem
In alle Winde — daß ſie noch da wären!

Banano.

Wär' Waren dieſe Dinge wirklich hier,
Weren wir reden, oder aßen wir
Von jener tollen Wurzel, die wir Einen
Verführen?

Macbeth.

Eure Kinder ſollen Könige werden.

Banano.

Ihr ſelbſt ſollt König ſeyn!

Macbeth.

Und Than von Cawdor
Dazu; war's nicht ſo?

Banano.

Wörtlich und buchſtäblich.
Doch ſeht, wer kommt da?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Roſſe. Angus.

Roſſe.

Siegmächtiger Macbeth!
Dem König kam die Freudenbotſchaft zu
Von deinen Thaten, wie Du die Norweer
Verjagt, den furchtbarn Machtmal beſiegt;
Doch ſchien ihm ſchon das Maß des Erlaubten Ruhms,
Doch ſeine Hulde überſtrömte noch
Von deinem Lob, als er das Gröſſte ſchon vernahm,
Was Du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie Du der Reiter
Des Feinds gewerbeſt; dicht wie Hagelſchläge
Kam Roß auf Roß, jetzrecht ſchwer getroffen
Mit deiner Thaten Ruhm, und ſtürzteſt
Dein Leb in ſein erkanntes Ort.

Angus.

Wir ſind
Geſandt, dir ſeinen Dank zu überbringen.

Als Herolde dich bei ihm anzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

Rosse.

Zum Pfande nur
Der größern Ehren, die er dir bestimmt.
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor
Zu grüßen, und in diesem neuen Titel
Heil dir, ruhmwürdiger Cawdor, denn Du bist's!

Banquo (für sich).

Wie? Sagt der Teufel wahr?

Macbeth.

Der Than von Cawdor lebt;
Wie kleiden Ihr mich in geborgten Schmuck?

Rosse.

Der einstens Than gewesen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollstreckt ist. Ob er mit dem Normann, ob
Mit den Rebellen einverstanden war.
Ob er mit Beiden sich zum Untergang
Des Reichs verschworen, weiß ich nicht zu sagen.
Das ist gewiß, daß Hochverrath erwiesen
Und von ihm selber eingestanden, ihn
Gestürzt.

Macbeth.

Glamis und Than von Cawdor!
Das Größre steht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.
(Zu Banquo).
Hofft Ihr nun nicht, daß Eure Kinder Könige
Seyn werden, da derselbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es Euch verhieß?

Banquo.

Hum! Sinkt' es so, mögt' es Euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergessen und die Krone
Zu suchen. — Es ist wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle schadenfrohe Macht
Durch Wahrheit selbst an des Verderbens Rand,
Unscheinbare Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen schrecklicher Art
Und grausenhafter Folgen hinzureißen!
(Zu Rosse und Angus).
Wo ist der König?

Angus.

Auf dem Weg hieher.
(Banquo spricht heimlich mit Beiden).

Macbeth (für sich).

Zwei Theile des Orakels sind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchsten Dritten!
— Hort Dank, ihr Herren — Diese wunderbare
Eröffnung kann nicht böse seyn — sie kann
Nicht gut seyn. Wär' sie böse, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ja bin Than
Von Cawdor! Wär' sie gut, warum
Verlockte mich die entsetzliche Vorschauung,
Die mir das Haar aufsträubte, mir in der Brust
Das eisenfeste Männerherz erschütterte?
Die Handlung selbst ist minder grausenvoll,
Als der Gedanke der gescheuchten Seele.
Dies Bild, die bloße Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt so heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da ist, als das Wesenlose.

Banquo (zu den Andern).

Bemerkt doch, wie unser Freund verstört ist!

Macbeth.

Will es das Schicksal, daß ich König sey,
So trotze mich's und ohne daß ich's suche!

Banquo.

Die neuen Ehren, die ihm zugedacht, sind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht passen,
Bis wir durch öfters Tragen sie gewohnen.

Macbeth (für sich).

Komme, was kommen mag!
Die Stunde trennt auch durch den rauhsten Tag!

Banquo (zu Macbeth).

Mein edler Than, wir warten nur auf Euch.

Macbeth.

Vergebt, ihr Herren! Mein verstörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggeflicht.
— Glamis, eine Freunde! Eure Dienste sind
In meinem tauben'n Herzen eingeschrieben,
Und jeden Tag durchstudir' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!
(Zu Banquo).
Denkt des Vergefallenen!
Und wenn wir's reiflich bei uns selbst beratht,
Dann laßt uns frei und offen hören reden.

Banquo.

Sehr gern.

Macbeth.

Bis dahin ganz davon! Kommt Freunde!
(Sie gehen ab).

Königlicher Pallast.

Siebenter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Machuff. Gefolge.

König.

Ist die Sentenz an Cawdor schon vollstreckt?
Sind, die wir abgesandt, noch nicht zurück?

Donalbain.

Sie sind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch herrscht in Einem, der ihm sterben soll,
Er habe seinen Hochverrath anerkannt,
Bekannt und tiefe Reue blicken lassen.
Das Wichtigste in seinem ganzen Leben
War der erzeugne Sinn, womit er es
Verließ! Er starb wie Einer, der auf's Sterben
Studierte, und das Festhalte der Güter
War' er gleichgültig hin, als wär' es Stand.

König.

Es gibt noch keine Kunst, die innerste
Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen!
Er war ein Mann, auf den ich Alles baute!

Achter Auftritt.

Vorige. Macbeth. Banquo. Rosse. Lenox.

König.

O theurer Vetter. Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks lastete
So eben schwer auf mir! Du bist so weit
Voraus geeilt, daß sich der schnellste Ring
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Fast möcht' ich wünschen, daß Du weniger
Verdient, damit mir's möglich wäre, Dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daß ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Habe.

Macbeth.

Was ich geleistet, Euer, belohnt sich selbst;
Es ist nicht mehr, als was ich schuldig war.

Euch kommt es zu, mein königlicher Herr.
Die Dienste Eurer Knechte zu empfangen.
Sie sind des Thrones Kinder und des Staats,
Und Euch durch heil'ge Lehenspflicht verpflichtet.

König.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held!
Ich habe angefangen, dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum sorg' ich — Edler Banquo!
Du hast nicht weniger verdient; es soll
Vergolten werden. Laß' mich dich umarmen,
Und an mein Herz dich drücken.

(Umarmt ihn).

Banquo.

Wachs' ich da,
So ist die Ernte Euer.

König.

Meine Freude ist
So groß, daß sie vom Kummer Thränen vergießt.
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thane!
Und die zunächst an meinem Throne stehn!
Wißt, daß wir Malcolm, unsern Aeltesten,
Zum tänft'gen Erben unsers Reichs bestimmt,
Und ihn zum Prinzen Cumberlands ernennen.
Der einz'ge Prinz soll ein Gestirn machen
Aus unsrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Gestirnen unsern Thron umflammern!
(Zu Macbeth).
Jetzt, Vetter, nach Inverneß! Denn wir sind
Entschlossen, Euer Gast zu seyn heut Abend.

Macbeth.

Ich selbst will Eurer Ankunft Bote seyn,
Und meinem Weib den hohen Gast verkünden:
Und so, mein König, nehm' ich meinen Urlaub!

König (ihn umarmend).

Mein würd'ger Cawdor!
(Er geht ab mit dem Gefolge).

Macbeth (allein).

Prinz von Cumberland!
Das ist ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überspringen, oder ich stürze!
Verhülle, Sterne, euer himmlisch Licht,
Damit kein Tag in meinen Busen falle!
Das Auge selber soll die Hand nicht sehen,
Damit das Ungeheure kann geschehen!

(Ab).

Vorhalle in Macbeths Schloß.

Neunter Auftritt.

Lady Macbeth

(allein, in einem Brief lesend).

„Ich traf sie grade an dem Tag des Siegs
„Und die Erfüllung ihres ersten Grußes
„Verbürgte mir, sie wissen mehr als Menschen.
„Da ich nach neuen Dingen forschen wollte,
„Verschwanden sie. Ich stand noch voll Erstaunen,
„Als Angekündigte vom König kamen.
„Die mich als Than von Cawdor grüßten, mit
„Demselben Titel, den mir kurz zuvor
„Der Zauberschwestern Gruß gegeben, und vertraut
„Der dritte königliche Gruß gebietet:
„Duck eil' so dir zu melden, theurerste
„Genossin meiner Größe, daß Du länger nicht
„Unwissend spottest, welche Hoheit uns
„Erwartet. Leg' es an dein Herz! Leb' wohl!"

Glamis und Cawdor bist Du, und sollst seyn,
Was die verheißen ist — Und dennoch fürcht' ich
Dein menschliches Gemüth — Du bist zu sanft
Gesinnt, um den nächsten Weg zu gehn.
Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
Groß seyn, doch kein Gewissen auch bewahren.
Nicht abgeneigt bist Du vor ungerechtem
Gewinne; doch widerstrebt dir's, falsch zu spielen.
Du möchtest gern das haben, was dir zuruft:
Das muß geschehn, wenn nun mich haben will!
Du hast doch nicht die Kraft dazu, es zu thun!
O eile! eile her!
Damit ich meinen Geist in deinen gieße,
Durch meiner tapfer Zunge diese Zweifel
Und Furchtgespenster aus dem Felde schlage.
Die dich wegdisputiren von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady.

Was bringt Ihr?

Pförtner.

Der König kommt auf diese Nacht hieher.

Lady.

Du bist nicht klug, wenn Du das sagst — Ist nicht
Dein Herr bei ihm? Und wär' es, wie Du sprichst,
Würd' er den Gast mir nicht verkündigt haben?

Pförtner.

Gebieterin, es ist so, wie ich sage!
Der Than ist unterwegs; ein Eilbot sprengte
In vollem Lauf voraus; der hatte kaum
Noch so viel Athem übrig, seines Auftrags
Sich zu entled'gen.

Lady.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine große Post.
(Pförtner geht).
Der Rab' ist heiser,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus
Anträchzen soll — Kommt jetzt, ihr Geister alle,
Die in die Seele Mordgedanken säen!
Kommt und entwerft mich hier! Vom Wirbel bis
Zur Zehe füllt mich an mit Tigers Grimm!
Verdickt mein Blut, sperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erschütt're meinen grausamen Entschluß.
Und ihn verpfuscre zur That zu werden.
An meine Weiberbrüste tretet euch,
Ihr Unglücksgeister, wo ihr auch, in welcher
Gestalt unsichtbar auf Verderben lauert.
Und tauscht meine Milch anstatt der Galle!
Komm, dicke Nacht, in schwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht sehe,
Wenn er trifft, der Himmel nicht den Verhau
Der Finsternuß zerreißend, rufe: Halt!
Halt inne!

Eilfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady.

Großer Glamis! Würd'ger Cawdor,
Und größer noch durch das Prophetische
Herr Dir, der eilt! — Dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieser engen Gegenwart,
Und trunken fühl' in ihren Lauf künftige
Verwirklicht!

Macbeth.
Theuerste Liebe! Duncan kommt
Heut' Abend.

Lady.
Und wann geht er wieder?

Macbeth.
Morgen, denkt er.

Lady.
O nimmer sieht die Sonne diesen Morgen!
Dein Angesicht, mein Than, ist wie ein Buch,
Worin Gestirnliches geschrieben steht.
Lab deine Mienen äußern, wie die Zeit
Es beischet: trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! Sieh aus,
Wie die unschuld'ge Blume, aber sey
Die Schlange unter ihr! Geb, heute jetzt
Auf nichts, als seinen Gast wohl zu empfangen.
Wem sey die ganze Arbeit dieser Nacht,
Die allen unsern künft'gen Tag' und Nächten
Die königliche Freiheit soll ersetzen!

Macbeth.
Wir sprechen mehr davon.

Lady.
Nur heiter, Sir!
Denn wo die Züge schnell verändert wanken,
Verräth sich stets der Zweifel der Gedanken.
Im andern Andern überlaß mir!
(Sie gehen ab. Man hört blasen).

Zwölfter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Banquo. Macduff. Rosse. Angus. Lenox. (Mit Fackeln).

König.
Dieß Schloß hat eine angenehme Lage.
Leicht und erquicklich athmet sich die Luft.
Uns ihre Mitte sämmetweich unsern Sinnen.

Banquo.
Und dieser Sommergast, die Mauerschwalbe,
Die gern der Kirchen heil'gen Dach bewohnt,
Beweist durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daß hier des Himmels Athem lieblich schmeckt.
Ja sehr keine Friesen, Sims keine
Vorspannung, kein vorspringender Gesimse,
Wo dieser Vogel nicht sein bauend Bette
Zur Wiege für die Jungen anlegt.
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieses fromme Thier zu nisten pflegt.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Lady Macbeth.

König.
Ah! Sieh da unser angenehme Wirthin!
— Die Liebe, die uns folgt, beschämt oft;
Doch danken wir ihr, weil es Liebe ist.
So weist auch Du für viele Last und Müh,
Die wir uns Haus dir bringen, Dank uns wissen.

Lady.
Eure! Alle unsre Dienste, zwei- und dreifach
In jedem Stück geleistet, bleiben noch
Zu arm, die große Ehre zu erkennen,
Womit Ihr unsre Haus begnadigt.
Nichts bleibt uns König, königlicher Herr,
Als für die alten Gunstbezeugungen,
Wie für die neuen, die Ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klaubern, nur an Wünschen reich,
Mit dankbarm Gebeten Euch zu dienen.

König.
Wo ist der Than von Cawdor?
Wir sind ihm auf den Fersen nachgeeilt,
Und wollten seinen Handelsgenossen machen;
Doch er ist rasch zu Pferd, und seine Liebe,
Scharf wie sein Sporn, gab ihm so schnelle Flügel,
Daß er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden Euer Gast heut diese Nacht.

Lady.
Ihr seyd in Eurem Eigenthum, mein König!
Wir geben nur, was wir von Euch empfingen.

König.
Kommt! Eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth: Wir lieben ihn von Herzen,
Und was wir ihm ergeigt, ist nur ein Vorspiel
Der größern Gunst, die wir ihm vorbehalten,
— Erlaubt mir, meine angenehme Wirthin!
(Er führt sie hinein. Die Andern folgen. Eine Tafelmusik wird gehört. Bediente gehen mit Fackeln und Speisen über die Bühne. Nach einer Weile erscheint Macbeth).

Vierzehnter Auftritt.

Macbeth (allein, gedankenvoll).

Wär' es auch abgethan, wenn es gethan ist,
Dann wär' es gut, es würde rasch gethan!
Wenn auch der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Tottem Alles ruhte!
Wenn dieser Mordstreich auch das Ende wäre,
Das Ende nur für diese Zeitlichkeit —
Wasserringen wollt' ich über künft'ge Leben!
Doch selbst Thaten richten sich schon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmäßige Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftbecher auszutrinken.
— Er sollte zweifach sicher seyn. Erstmal,
Weil ich sein Blutsfreund bin und sein Vasall:
Zwei starke Fesseln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch sein Wirth, der seinen Mörder
Die Thür verschließen, nicht den Todesstreich
Selbst führen sollte. Ueber dieß Alles
Hat dieser Duncan so gelind regiert,
Sein großes Amt so tadellos verwaltet,
Daß wider die schandbarste That
Sich seine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Posaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugeborenes Kind,
Hülflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiße Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die sich in tollen Anlauf
Selbst überstürzt und jenseits ihres Ziels
Hinkommt — Nun! Wie steht es drin?

Fünfzehnter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth (kommt).

Lady.
Er hat
Gleich abgespeist. Warum verließet Ihr
Das Zimmer?

Macbeth.
Fragte er nach mir?

Lady.

Ich dachte,
Man hört es Euch sagen.

Macbeth (nach einer Pause).

Laß' und nicht weitere
In dieser Sache geben, liebes Weib!
Er hat mich würdig mir neuen Ehren
Gekrönt; ich habe goldne Meinungen
Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erst in ihrem neuen Glanz getragen,
Nicht gleich besleckt gelegt seyn wollen.

Lady.

Wie?
War denn die Hoffnung trunken, die dich erst
So tapfer machte? Hat sie aufgeschlafen,
Und ist nun wach geworden, um auf Einmal
Beim Anblick dessen, was sie muthig wollte,
Es bleich und schlaff und nüchtern anzusehn?
Von nun an weiß ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchtest dich, in Kraft und That derselbe
Zu seyn, der Du in deinen Wünschen bist!
Du wagst es, nach dem Höchsten aufzustreben,
Und Du erträgst es, schwach und feig zu seyn?
„Ich möcht' es gerne, doch ich wag' es nicht" —
Kleinmüthiger!

Macbeth.

Ich bitte dich, halt ein!
Das wag' ich Alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der ist keiner!

Lady.

War's denn etwa
Ein Thier, das dich verbin dazu getrieben?
Als Du das thatest — da warst Du ein Mann!
Und wenn Du mehr wärest, als Du warst, Du würdest
Um so viel mehr ein Mann seyn! Da Du mir's
Entbotst, bei weder Ort noch Zeit sie an;
Du wolltest beide machen — Beide haben sich
Von selbst gemacht: dich haben sie vermietet,
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiß,
Wie zärtlichlig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — Ja, bei Gott, den Säugling selbst
An meinen eignen Brüsten würd' ich werden,
Hätt' ich's geschworen, wie Du jenes schwurst.

Macbeth.

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieser Cumberland nicht zwischen mir
Und Großbritanniens Thron? Und seht mich Donalbain?
Für Dunkans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady.

So tenne diese Hand. Nie wird die Stelz
Sich einem schwachen Knaben unterwerfen.
Ein prächtiger Krieg entkommet sie;
Dann trinkt Du auf, der Tapferste, der Beste,
Der Becher an dem königlichen Stamm.
Die Rechte deiner Mündel zu verpumpen.
In ihrem Namen gründest Du den Thron,
Und stirb er fest, wer stürzte dich herab?
Nicht in die ferne Zeit verliere dich:
Den Augenblick ergreife! der ist dein.

Macbeth.

Wenn wir's verfehlen — wenn der Streich mißlänge!

Lady.

Mißlingen! Fühl' es aus mit Männermuth
Und fester Hand, so kann es nicht mißlingen.
— Wenn Duncan schläft, und diese starke Reise
Wird seinen Schlaf verderben, überneh'm' ich's,
Die beiden Kämmrer mit berauschendem
Geränk so anzufüllen, zu betäuben,
Daß ihr Gedächtniß, des Gefäßes Wächter,
Ein bloßer Dunst sein soll! Und wenn sie nun
In vielfachem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir Beide mit dem nun
Bewachten Duncan nicht beginnen, nicht
Mit seinen überfüllten Kämmerern,
Die unsers Mordes Sünde tragen sollen?

Macbeth.

Gebier mir keine Thoren! Männer nur
Soll mir dein unbezwingsalb Herz erzeugen!
Sieht man nicht glauben, wenn wir jene Beiden,
Die zu des Königs eignem Zimmer schlafen,
Mit Blut bestrichen, ihrer Dolche und
Zum Mord bedient, daß sie die That gethan?

Lady.

Wer wird bei dem Gejammer, dem Geschrei,
Das wir erheben wollen, etwas Andres
Zu denken wagen?

Macbeth.

Weib! Ich bin entschlossen,
Und alle meine Sinnen spannen sich
Zu dieser That des Schreckens an. Komm, laß' uns
Den blau'gen Morgen mit der falschen Larve
Bedecken! Falsche Freundlichkeit verstecke
Das schwarze Werk der heimlichsten Seele!
(Beide gehen ab).

Zweiter Aufzug.

Zimmer.

Erster Auftritt.

Banquo. Fleance (der ihm eine Fackel vorträgt).

Banquo.

Wie spät ist's, Bursche?

Fleance.

Herr, der Mond ist unter;
Die Glocke hab' ich nicht gehört!

Banquo.

Er geht
Um zwölf Uhr unter.

Fleance.

'S ist wohl später, Herr.

Banquo.

Da nimm mein Schwert. Man ist haushälterisch im Himmel.
Die Lichter sind schon alle aus. Hier, nimm
Auch das noch! Eine schwere Schlafsucht liegt
Wie Blei auf mir, doch möcht' ich nicht gern schlafen.
Ihr guten Mächte, weiset die sträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht sich nahn! — Gieb mir mein Schwert!
Wer da?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Macbeth (dem ein Bedienter leuchtet).

Macbeth.

Ein Freund.

Banquo.

Wie, edler Sir? Noch nicht zur Ruh?
Der König schläft schon. Er war äußerst fröhlich,
Und Eure Diener hat er reich beschenkt.
Hier diesen Demant sandt er Eurer Lady

Und grüßt ſie, ſeine angenehme Wirthin.
Er ging recht glücklich in ſein Schlafgemach.

Macbeth.

Da wir nicht vorbereitet waren, mußte
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Banquo.

Es mangelte an nichts. Nun, Sir? Wir träumte
Vergangne Nacht von den drei Zauberſchweſtern.
Euch haben ſie doch etwas Wahres
Geſagt.

Macbeth.

Ich denke gar nicht mehr an ſie.
Indeß, wenn's Euch bequem iſt, möcht' ich gern
Ein Wort mit Euch von dieſer Sache ſprechen.
Nennt nur die Zeit.

Banquo.

Wie's Euch gelegen iſt.

Macbeth.

Wenn Banquo mein Beginnen unterſtützt,
Und es gelingt, ſo ſoll er Ehre davon haben.

Banquo.

So fern ich ſie nicht in die Schanze ſchlage,
Indem ich ſie zu mehren meine, noch
Mein gut Gewiſſen und mein Herz dabei
Gefährdet ſind, bin ich zu Euren Dienſten.

Macbeth.

Gut' Nacht indeß.

Banquo.

Ich dank' Euch. Schlafet wohl.
(Banquo und Fleance gehen ab).

Macbeth (zum Bedienten).

Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll ſie die Glocke ziehn. – Du geh zu Bette!
(Bedienter geht ab).

Dritter Auftritt.

Macbeth (allein).

Iſt dieß ein Dolch, was ich da vor mir ſehe?
Den Griff mir zugewendet? Komm! Laß' mich dich
faſſen.
Ich hab' dich nicht, und ſehe dich doch immer.
Furchtbares Bild! Biſt du ſo ſichtbar nicht der Hand,
Als in dem Auge ſichtbar? Ha! Du biſt
Nur ein Gedankenbolch, ein Wahngebilde
Des fieberkrank entzündeten Gehirns?
Ich ſeh' dich immer, ſo leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier fühle.
Du weiſeſt mir den Weg, den ich will gehn;
Solch ein Geräth, wie du biſt, wollt' ich brauchen.
Entweder iſt mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne, oder mehr werth, als ſie alle.
– Noch immer ſeh' ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erſt nicht waren.
– Es iſt nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke iſt's, der ſo herausſtritt vor das Auge!

Jetzt ſcheint die Eine Erdgebälfte todt,
Und böſe Träume ſtrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchlagnen Schlaf! Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte, geht
Mit groß – weit – ausgeſpähten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.
Du ſichre, unbeweglich feſte Erde!
Hör' meine Tritte nicht, wohin ſie gehn,
Damit nicht deine ſtummen Steine ſelbſt
Mein Werk ausſchreien, und zuſammenklingend
Dich tiefe Todtenſchweigen unterbrechen.
Das meinem Vorhergeſchieh ſo günſtig iſt.
Ich drehe hier, und brennen lebt er noch! –
(Man hört die Glocke).
Raſch vorwärts, Macbeth, und es iſt gethan!
Die Glocke ruft mir – Höre ſie nicht, Duncan!
Es iſt die Glocke, die dich Augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.
(Er geht ab).

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. Bald darauf Macbeth.

Lady.

Was ſie berauſchte, hat mich kühn gemacht;
Was ihnen Feuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Eule war's, die ſcherie – der traurige
Nachtwächter ſagt und gräßlich gute Nacht.
– Er iſt bereit. Die Kammerdiener ſind ſtarken,
Und die berauſchten Kämmerlinge ſpotten
Mit Schnarchen ihrer Wächterämter.
Se einen trat'ſen Schlaftrunk hab' ich ihnen
Gemiſcht, daß Tod und Leben drüber rechten,
Ob ſie noch athmen, oder leblos ſind.

Macbeth (drinnen).

Wer iſt da? He!

Lady.

O weh! Ich fürchte, ſie ſind aufgewacht
Und es iſt nicht geſchehen! Der Verſuch
Und nicht die That wird uns verderben – Horch!
Der Dolche legt' ich ihm zurecht. Er mußte
Sie finden auf den erſten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan – Nun, mein
Gemahl?

Macbeth (tritt auf).

Sie iſt gethan, die That? Vernahmſt Du kein
Geräuſch?

Lady.

Die Eule hört' ich ſchreien und
Die Grillen ſingen – Sagteſt Du nicht was?

Macbeth.

Wann?

Lady.

Jetzt.

Macbeth.

Wie ich herunter kam?

Lady.

Ja.

Macbeth.

Horch!
Wer liegt im zweiten Zimmer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth (betrachtet ſeine Hände).

Das iſt ein traur'ger Anblick! Oh!

Lady.

Ihr ſeyd
Nicht klug! Das nennt Ihr einen traur'gen Anblick!

Macbeth.

Der Eine lacht' im Schlaf, der Andere
Schrie Mord! daß ſie ſich wechſelsweiſe weckten.
Ich ſtand und hörte ſie, ſie aber ſprachen
Ihr Nachtgebet und ſchliefen wieder ein.

Lady.

Es ſind dort ihrer Zwei in einer Kammer.

Macbeth.

Gnad' uns Gott! rief Einer – Amen, sprach
Der Andere, als hätten sie mich sehen
Mit diesen Henkers Händen Beten und Anrufen
Auf die Geberen ihrer Zwerft – Ich konnte
Nicht Amen sagen: als sie schrien: Gott gnad' uns!

Lady.

Denkt ihm so tief nicht nach!

Macbeth.

Warum dann aber konnt' ich
Nicht Amen sagen! Brauchte' ich doch so sehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

Lady.

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht so beschaun. Das könnt' uns rasend machen.

Macbeth.

Es war als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen,
Den argles heil'gen Schlaf, den unbeschützten,
Den Schlaf, der den verworrenen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jeden Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das frische Bad der wundenvollen Brust,
Das linde Oel für jede Herzenskual,
Die beste Speise an des Lebens Mahl!

Lady.

Wie, Sir! Was soll das Wild?

Macbeth.

Immer, immer,
Im ganzen Hause rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet;
Darum soll Cawdor nicht mehr schlafen, Macbeth
Soll nicht mehr schlafen.

Lady.

Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deinen Herzens klein Muth
So ganz entnerven! Geh! Nimm etwas Wasser,
Und wasche dich verrätherische Zeugniß
Von deinen Händen – Warum brachtest Du
Die Dolche mit heraus? Sie müssen drin
Gefunden werden. Trage sie zurück, bestreiche
Die Kämmerer mit dem Blut –

Macbeth.

Ich geh nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that;
Geh' Du hinein. Ich mag's nicht.

Lady.

Schwache Seele!
Gieb mir die Dolche! Schlafende und Todte
Sind nur Gemälde; nur ein kindisch Aug'
Schreckt ein gemalter Teufel. Ich bepuppre
Der Kämmerer Gesicht mit seinem Blut;
Denn diese muß man für die Thäter halten.
(Er geht hinein. Man hört draußen klopfen).

Macbeth.

Woher dies klopfen? Wohin kam's mit mir.
Daß jeder Laut mich aufschreckt! – Was für Hände!
Sie reißen mir die Augen aus – Weh': Wehe!
Kann bei [illegible] Meergrün selbst
Mit seinen Fluthen allen dieses Blut
Von meiner Hand abwaschen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieser Hand!

Lady (zurückkommend).

So ist die blut'ge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unsre Schuld
Auf ihren Händen und Gesichtern – Hoch!
– Ich hör' ein Klopfen an der Thür nach Süden.
Gehn wir hinein. Ein wenig Wasser reinigt uns
Von dieser That! Wie leicht ist sie also!
Kommt! Deine Stärke hat dich ganz verlassen.
(Rauch, flatternd Pochen).
– Es klopft schon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geschwind, damit uns Niemand überrasche,
Und seh', daß wir gewacht! O sey ein Mann!
Verlier' doch nicht so nächtlich in Gedanken!

Macbeth.

Mir dieser That bereuht zu seyn! O besser,
Mir ewig meiner selbst nicht mehr bewußt seyn!
(Das Klopfen wird stärker).
Poch' ihn nur auf aus seinem Todesschlaf!
Was gäb' ich drum, du könntest es!

Lady (ihn fortziehend).

Kommt! Kommt!
(Gehen hinein).

Fünfter Auftritt.

Pförtner (mit Schlüssel). Hernach Macduff und Rosse.

Pförtner (summt singend).

Verschwunden ist die finstre Nacht,
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in König Frankreich,
Sie scheinet durch des Perriers Dach,
Und wo in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.
(Stärkeres Klopfen).

Poch! Poch! Gedult da draußen, wer's auch ist!
Den Pförtner laßt sein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag singt an mit Gottes Preis,
's ist kein Geschäft so eilig, als das Beten.
(Klingt weiter).
Lob sey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über seinem Haus gewacht,
Mit seinen heil'gen Schaaren
Uns gnädig wollt' bewahren.
Wenn Mancher schlau die Augen schwer
Und kehret sie dem Licht nicht mehr,
Denn treue sich, wer treu bleibt,
Den fremden Blick zur Sonne richtet!
(Er schließt auf. Macduff und Rosse treten auf).

Rosse.

Nun, das muß wahr seyn, Freund! Ihr führet eine
So helle Orgel in der Brust, daß Ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf posaunen.

Pförtner.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann.
Der Euch die Nacht ganz Schottland hat gerüret.

Rosse.

Wie das, Freund Pförtner?

Pförtner.

Nun sagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für sein Volk, und ist's
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?
Und also ein ich's, seht Ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

Rosse.

Ihr habt Recht.

Macduff.

Den König hütet seine Gnad' und Milde.

Er bringt dem Hause Schuz, das Haus nicht ihm:
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er schläft.

Rosse.

Sag', Pförtner! Ist dein Herr schon bei der Hand?
Sieh! Unser Pochen hat ihn aufgeweckt.
Da kommt er.

Sechster Auftritt.

Macbeth. Macduff. Rosse.

Rosse.

Guten Morgen, edler Sir!

Macbeth.

Den wünsch' ich Beiden.

Macduff.

Ist der König munter?

Macbeth.

Noch nicht.

Macduff.

Er trug mir auf, ihn früh zu wecken;
Ich habe die bestimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth.

Ich führ' Euch zu ihm.

Macduff.

O ich weiß,
Es wär' Euch eine angenehme Mühe;
Doch ist es eine Mühe.

Macbeth.

Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh.
Hier ist die Thür.

Macduff.

Ich bin so dreist und rufe:
Denn so ist mir befohlen.

(Er geht hinein).

Siebenter Auftritt.

Macbeth und Rosse.

Rosse.

Reist der König

Heut wieder ab?

Macbeth.

Ja, so bestellte er's.

Rosse.

Sir! das war eine ungestüme Nacht.
Im Hause, wo wir schliefen, ward der Schlot
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein gräßlich Angstgeschrei vernommen haben,
Gebeul des Todes, gräßlich ehrende
Prophetenstimmen, die Verkündiger
Entsetzlicher Ereignisse, gewaltsamer
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.
Die Eule schrie die ganze Nacht; man sagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!

Macbeth.

'S war eine rauhe Nacht.

Rosse.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. Macduff (kommt zurück).

Macduff.

Entsetzlich! Gräßlich! Gräßlich! O entsetzlich!

Macbeth.

Was ist's?

Rosse.

Was gibt es?

Macduff.

Grausenvoll! Entsetzlich!
Kein Herz kann's fassen! Keine Zunge nennen!

Macbeth.

Was ist es denn?

Macduff.

Der Frevel hat sein Aergstes
Vollbracht! Der kirchenänderische Mord
Ist in des Tempels Heiligthum gedrungen,
Und hat das Leben draus hinweggestohlen.

Macbeth.

Das Leben! Wie versteht Ihr das?

Rosse.

Meint Ihr
Den König?

Macduff.

Gehe hinein! Geht und erstarret
Vor einer neuen, gräßlichen Gestalt.
Verlangt nicht, daß ich's nenne! Geht, und dann
Sprecht selbst!

(Macbeth und Rosse gehen ab).

Macduff.

Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! Auf!
Erwachet, Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft diesen pflaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erröthet ihn selbst!
Auf, auf und seht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! Wie aus euren Gräbern
Erhebt euch, und wie Geister fahret her,
Das gräßlich Ungeheure anzuschauen!

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf Banquo mit Lenox und Angus; und nach diesem Macbeth mit Rosse.

Lady.

Was gibt's, daß solche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieses Hauses weckt! Sagt! Rede!

Macduff.

O zarte Lady! Es taugt nicht für Euch,
Zu hören, was ich sagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu schrecken, wär' ein zweiter Mord!
(Auf Banquo, Lenox und Angus zueilend, die hereintreten).
O Banquo! Banquo! Unser König ist ermordet!

Lady.

Hilf Himmel! Was! In unserm Haus!

Banquo.

Entsetzlich!
Wo immer auch — Macduff! Ich bitte dich!
Nimm es zurück, und sag', es sey nicht so!
(Macbeth kommt mit Rosse zurück).

Macbeth.

O wär' ich eine Stunde nur
Vor diesem Unfall aus der Welt gegangen.
Ich wär' gestorben als ein Glücklicher.
Von nun an ist nichts Schätzenswerthes mehr
Auf Erden! Tand ist Alles! Ehr' und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein ist abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Donalbain.

Donalbain.

Was ist verloren —

Macbeth.

Ihr! Und wißt es nicht!
(Zu Donalbain).
Der Brunnen deines Blutes ist verstopft,
Ja, seine Quelle selber ist verstopft.

Macduff (zu Malcolm).

Dein königlicher Vater ist ermordet!

Malcolm.

O Gott, von wem?

Rosse.

Die Kämmerer sind allem Anschein nach
Die Thäter. Ihre Hände und Gesichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewischt auf ihrem Kissen fanden.
Sie sahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und niemand wagte sich an sie heran.

Macbeth.

O jetzo reut mich's, daß ich sie im Wahnsinn
Der ersten Wuth getödtet.

Macduff.

Warum thatst Du das?

Macduff.

Wer ist im nämlichen Moment zugleich
Gefaßt und wüthend, sinnlos und besonnen,
Rachtliebend und parteilos? Niemand ist's!
Die rasche That der best'gen Liebe tannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Duncan — sein königlicher Leib von Dolchen
Entstellt, zerrissen! Seine offnen Wunden
Erschienen wie ein Riß in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort seine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gekleidet, ihre Dolche scheußlich bemalt mit Blut!
Wer, der ein Herz für seinen König hatte,
Und Muth in diesem Herzen, hätte da
Sich halten und sich selbst gebieten können!

Lady

(stellt sich, als ob sie ohnmächtig werde).

Helft mir von hinnen — O!

Macduff.

Sorgt für die Lady!
(Macduff, Banquo, Rosse und Angus sind um sie beschäftigt).

Malcolm (zu Donalbain).

Wir schweigen still, die dieser Trauerfall
Am nächsten trifft!

Donalbain.

Was läßt sich sagen, hier,
Wo unser Feind, in unsichtbarer Spalte
Hervorgahnt, jeden Augenblick hervor
Zu stürmen, auf uns herzufallen droht!
Laßt uns davon gehn, Bruder! Unsre Thränen
Sind noch nicht reif.

Malcolm.

Noch unser heil'ger Schmerz
Im Stand, sich von der Stelle zu bewegen.

Banquo

(zu denen, welche die Lady wegführen).

Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unsers ersten Schreckens
Erholt, und unser Blöße erst bedeckt,
Dann laßt uns hier auf's Neu' zusammenkommen.
Und dieser ungeheuren Blutschuld weiter
Nachforschen. Uns erschüttern Furcht und Zweifel.
Hier in der großen Hand des Höchsten fest' ich,
Und unter diesem Schirme kämpf' ich jeder
Verschwörung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich ersinnen mögen!

Macbeth.

Das thu' ich auch.

Macduff.

Und ich.

Rosse, Angus und Lenox.

Das thun wir Alle.

Macbeth.

Jetzt werfen wir uns schnell in unsre Kleider,
Und kommen in der Halle dann zusammen!

Alle.

Wir sind's zufrieden. (Gehen ab).

Eilfter Auftritt.

Malcolm. Donalbain.

Malcolm.

Was gedenkt Ihr, Bruder?
Ich sind es nicht gerathen, ihrer Treu'
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiß, ist eine Pflicht,
Die dem Unredlichen nicht schwer ankommt.
Ich geh' nach England.

Donalbain.

Ich nach Irland.
Gerathner ist's für unser Beider Wohl,
Wir trennen unser Sojetzt! Wo wir sind,
Seh' ich uns jedem Lächeln Dolche bergen.
Je näher am Blut, je näher dem Verderben.

Malcolm.

Der Mörderpfeil, der unsern Vater traf,
Flieget noch, ist noch zur Erde nicht gefallen!
Das Beste ist, vom Ziel hinwegzugehn.
Drum sammelt zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abschiednehmen! Da ist's wohl gethan,
Sich wegzustehlen, wo das kleinste Weilen
Tod und Verderben bringen kann!

(Sie gehen ab).

Zwölfter Auftritt.

Rosse. Ein alter Mann.

Alter Mann.

Ja, Herr! Von achtzig Jahren her besinn' ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich Bittres
Erlebt, und Unglaublichtages erfahren.
Doch diese Schrecknachtnacht hat all mein vorig Wissen
Zum Kinderspiel gemacht.

Rosse.

Ah, guter Vater!
Du siehst, wie sinnt der Himmel bösen gleich
Auf diesen blut'gen Schauplatz niederdringt.
Wie von der Menschen Greuelthat entweht
Der Glocke nach ist's doch am Tag, und dem
Dämpft finstre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann.

Es ist so unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphirend thurmwärts in den Lüften
Herschwebte, tückisch von einer niedern
Nachteule angefallen und getödtet.

Rosse.

Und Duncans Pferde — so verwunderlich

Es klimat, ſo wahr ich's! Dieſe ſchönen Thiere,
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen,
Und ſchweiften wütigend um ſich her, dem Auf
Des Ohres ſtarr unbeugſam widerſtrebend,
Als ob ſie Krieg ankündigten den Menſchen.

Alter Mann.

Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.

Roſſe.

Das thaten ſie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es ſah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Macduff.

Roſſe.

Nun, Sir! Wie geht die Welt?

Macduff.

Wie? Seht Ihr's nicht?

Roſſe.

Weiß man, wer dieſe mehr als blut'ge That
Verübte?

Macduff.

Sie, die Macbeth tödtete.

Roſſe.

Die Kämmerer! Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was brachte es ihnen für Gewinn?

Macduff.

Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, ſind heimlich weggeflohn.
Und machten ſich dadurch der That verdächtig.

Roſſe.

O immer, immer wider die Natur!
Unmäß'ge Herrſchſucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eigne Lebensfülle ſaugt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

Macduff.

Er iſt ſchon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.

Roſſe.

Wo iſt Duncans Leiche?

Macduff.

Nach Kolmeskill gebracht, der heil'gen Gruft,
Wo die Gebeine ſeiner Väter ruhen.

Roſſe.

Geht Ihr nach Scone?

Macduff.

— Nein! Ich geh' nach Fife.

Roſſe.

Gut! So will ich nach Scone.

Macduff.

Leber wohl!
Und möge Ihr Altes dort nach Wunſche finden!
Leicht möchten uns die alten Kleid' beſſer
Gefallen haben, ſtünde' ich, als die neuen!

Roſſe (zu dem Alten).

Nun, alter Vater, lebet wohl!

Alter Mann.

Gott ſey
Mit Euch und Jedem, der es redlich meint,
Das Böſe gut macht, und den Feind zum Freund!
(Sie gehen ab).

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Banquo (allein).

Du haſt's nun! Glamis! Cawdor! König! Alles,
Wie es die Zauberſchweſtern dir verhießen.
Ich fürchte ſehr, Du haſt ein ſchändlich Spiel
Darum gewielt. — Und doch ward prophezeiet,
Es ſollte nicht bei deinem Hauſe bleiben,
Ich aber ſollte der beſtockte Stifter.
Die Wurzel eines Königsſtammes ſeyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus ſolchem Munde,
Und der erſtäte Gruß an dich bewährt',
Wie ſollten ſie nicht eben ſowohl mein
Orakel ſeyn, wie dein's, und mich zur Hoffnung
Anfeuchen? Aber ſtill! Nichts mehr davon!

Zweiter Auftritt.

(Trompeten).

Macbeth (als König), Lady Macbeth, Roſſe, Angus, Lenox, Banquo, Gefolge.

Macbeth.

Sieh da! Hier iſt der Erſte unſrer Gäſte!

Lady.

Wäre er hinweg, ſo war gleichſam ein Riß
In unſerm Feſte, und die Krone ſpröd' ihm.

Macbeth.

Banquo! Wir geben dieſe Nacht ein feſtlich Mahl,
Und bitten Euch um Eure Gegenwart.

Banquo.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heil'ge Pflicht iſt.

Macbeth.

Ihr reitet heut?

Banquo.

Ja, Sire!

Macbeth.

Sonſt hätten wir uns euren Rath,
Der ſtets ſo weiſ' als glücklich war, in heutiger
Verſammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reiſe weit?

Banquo.

So weit,
Daß alle Zeit von jetzt zum Abendeſſen
Draufgehen wird. Thut nicht mein Pferd ſein Beſtes,
Werd' ich der Nacht verſchuldet werden müſſen
Für eine dunkle Stunde oder zween.

Macbeth.

Fehlt ja nicht bei dem Feſt!

Banquo.

Gewißlich nicht.

Macbeth.

Wir hören, unſre blut'gen Vettern ſind
Nach Engelland und Irland, ſännen dort
Frech ihrem grauenvollen Mord, und füllen
Mit ſeltſamen Erdichtungen die Welt.
Doch hören morgen, nebſt dem Andern, was
Den Staat betrifft, und unſre Sorgen berichi.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Jemand mit Euch?

Banquo.

Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —

Macbeth.
So wünsch' ich euren Pferden Schnelligkeit
Und sichre Füße! Lebet wohl!
(Banquo geht ab. Zu den Andern).
Bis Anbruch
Der Nacht sey Jedermann Herr seiner Zeit.
Die Freuden der Gesellschaft desto besser
Zu schmecken, bleiben wir bis dahin selbst
Für uns allein. Und damit Gott befohlen!
(Lady und Lords gehen ab).

Dritter Auftritt.

Macbeth (zurückbleibend).

Macbeth
(zu einem Bedienten).
Hört, Freund! Sind jene Männer bei der Hand?

Bedienter.
Ja, Sire! Sie warten draußen vor dem Schloßthor.

Macbeth.
Führ' sie herein. (Bedienter ab).
So weit seyn ist noch nichts,
Doch es mit Sicherheit zu seyn!
Vor diesem Banquo haben wir zu zittern.
In seiner königlichen Seele herrscht
Dasjenige, was sich gefürchtet macht.
Vor nichts erschrickt sein Muth, und dieser kecken
Entschlossenheit wohnt eine Klugheit bei,
Die ihm zum Führer dient, und seine Schritte
Versichert. Ihn allein, sonst Keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geist gezähmt,
Wie Mark Antons vor Cäsars Genius.
Er sprach die Zauberschwestern, da sie mich
Zuerst begrüßten mit dem Königstitel,
Und forderte sie auf, zu ihm zu reden!
Und darauf grüßten sie prophetisch ihn
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne setzten sie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einst von fremden Händen mir
Entwunden werde! Ist's an dem, so hab' ich
Für Banquo's Enkelkinder mein Gewissen
Befleckt, für sie den gnadenreichen Duncan
Erwürgt, für sie — allein für sie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet,
Und mein unsterbliches Juwel dem all-
Gemeinen Feind der Menschen hingeworfen,
Um sie zu Königen zu machen! Banquo's
Geschlecht zu Königen! Eh' dieß geschieht,
Eh' komme du, Vernichtung, in die Schranken,
Und fass' uns kämpfen bis auf's Blut!
(Bedienter kommt mit den Mördern).
Wer ist da?
Geh' vor die Thür, und warte, bis wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwei Mörder.

Macbeth.
War es nicht gestern, daß ich mit euch sprach?

Die Mörder.
Ja, königlicher Herr!

Macbeth.
Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?
Ihr wißt nun, daß es Banquo war, der euch
In vor'gen Zeiten so im Weg gestanden.
Ihr gabet sichtlich mir die Schuld; doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es sonnenklar erkannt, wie schändlich
Man euch betrog —

Erster Mörder.
Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

Macbeth.
Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt!
Seyd ihr so sämmerfromm, so tanbenmäßig
Geartet, daß ihr solches ungerochen
Könnt hinaehn lassen? So verschluckt Genüthe,
Daß ihr für diesen Banquo beten könnt,
Des schwere Hand euch und die Eurigen
In Schande stürzte und zu Bettlern machte?

Erster Mörder.
Mein König! Wir sind Männer.

Macbeth.
Ja, ja, ihr taust so auf der Liste mit!
Wie Dachs und Windspiel alle Hunde heißen;
Die eigne Nase aber unterscheidet
Den schlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flücht'gen Jäger. So auch mit den Menschen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer seyd, und zwar
An ächter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Machet euch und mich
An einem Feinde, der und gleich verhaßt ist.

Erster Mörder.
Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Schläge
Der Welt so aufgebracht, daß ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze Jegliches zu wagen.

Zweiter Mörder.
Und mir, mein König, hat das falsche Glück
So grausam mitgespielt, daß ich mein Schicksal
Verwerfen, oder gar nicht leben will.

Macbeth.
Ihr wisset also, euer Feind war Banquo.

Die Mörder.
Ja, Sire!

Macbeth.
Er ist auch meiner, und er ist's
Mit solchem blutig unversöhnten Haß,
Daß jeder Augenblick, der seinem Leben
Zuwächst, das meine mir zu rauben droht.
Zwar steht's in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rechenschaft,
Als meinen Willen, aus der Welt zu schaffen;
Doch darf ich's nicht, um einiger Freunde willen,
Die auch die seinen sind, und deren Gunst
Ich ungern in die Schanze schlage! Ja!
Die Klugheit will es, daß ich den verweine,
Auf den ich selbst den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieser That.
Die ich aus ganz besonders wicht'gen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muß.

Erster Mörder.
Mein König! Wir erwarten deinen Wink.

Zweiter Mörder.
Und wenn auch unser Leben —

Macbeth.
Eure Kühnheit blitzt
Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird diesen Abend hier zurück erwartet.
Im nächsten Holze kann die That geschehen.
Doch etwas fern vom Schloß, versteht ihr wohl,
Daß kein Verdacht auf mich geleitet werde.

Zugleich mit ihm muß, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, sein Sohn, der bei ihm ist,
An dessen Untergange mir nicht minder
Gelegen ist, als seinem eignen — hört ihr?
Das Schicksal dieser finstern Stunde theilen.
Habt ihr verstanden?

Mörder.

Wohl! Wir sind entschlossen,
Mein König!

Macbeth.

Nun, so geht auf euren Posten!
Vielleicht säßt noch der dritte Mann zu euch,
Daß nichts dem Zufall überlassen bleibe!

(Die Mörder gehen ab).

Beschlossen ist's! Banquo, erwartet du
Zum Himmel einzugehn, fliegt du ihm heut noch zu!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady.

Wie, mein Gemahl? Warum so viel allein?
Was kann es deinen, daß Ihr Eure Träume
Zur traurigen Gesellschaft wählt, und mit
Gedanken sprecht, die dem, an den sie denken,
In's nicht'ge Grab hinab gefolgt seyn sollten!
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern sind.
Muß auch kein Blick zurücke mehr fallen! Was
Gethan ist, ist gethan, und bleibt's.

Macbeth.

Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet;
Sie wird zusammen, und dieselbe seyn
Auf's Neue; unser machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe soll der Dinge feste Form
Sich lösen, ehe mögen beide Welten
Zusammenbrechen, eh' wir unser Brod
Mit Zittern essen, und uns fernerhin
In ängstlich bangen Schreckenstränmen wälzen.
Bleit besser wär' es, bei den Todten seyn.
Die wir zur Ruh geschickt, und Plag zu machen,
Als fort und fort in ruheloser Qual
Auf dieser Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Duncan ist in seinem Grabe;
Sanft schläft er auf des Lebens Fieberangst.
Verrätherbosheit hat ihr Aeußerstes
An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von Außen, nicht Verrätherei
Von Innen, nichts den Schläfer mehr verändern!

Lady.

Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Klärt Eure finstern Blicke auf! Seyd heiter
Und heil heut Abend unter Euren Gästen!

Macbeth.

Das will ich, liebes Weib! und sey Du's auch,
Und spare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heischt's die Zeit, daß wir uns unsers Ranges
Entäußern, zu unwürd'ger Liebkosung
Heruntersteigen, unser Angesicht
Zur sahlen Larve unsers Herzens machen.

Lady.

Laßt das!

Macbeth.

O angefüllt mit Skorpionen
Ist meine Seele! Theures Weib! Du weißt,
Noch lebt Banquo und sein Sohn!

Lady.

Doch Keinem gab
Natur das Verrecht der Unsterblichkeit.

Macbeth.

Das ist mein Trost. Ihr habt sie zerstörbar sind!
Drum gutes Muths! Eh' noch die Fledermaus
Den ungeselligen Flug beginnt, eh' auf
Der hiesigen Hekate der Ruf,
Im hohlen Bann ergeht, die müde Nacht
Mit seinem schläfrigen Gesumm einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen seyn.

Lady.

Was soll geschehn?

Macbeth.

Sey lieber sanftlos durch Unwissenheit,
Mein trautes Weib, bis Du der herr'gen That
Zujauchzen kannst. — Steig nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge schließe zu!
Mit deiner unsichtbaren blut'gen Hand
Durchstreiche, reiß in Stücken diesen großen
Schuldbrief, der auf mir lastend mich so bleicht!
— Schon sinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem hohlenwimmelnden Gebilde zu;
Gunsten alle feindlichen Gestalte
Des Tags, indeß die schwarzen Hautgenossen
Der trauer'gen Nacht auf ihren Raub anjagen.
Du staunst ob meiner Rede! Doch sey ruhig!
Was blutig anfing, mit Verrath und Mord,
Das setzt sich nur durch blut'ge Thaten fort!
Damit laß dir genügen! Folge mir!

(Sie gehen ab).

Unter Bäumen.

Sechster Auftritt.

Drei Mörder (treten auf).

Erster (zum Dritten).

Wer aber hieß dich zu uns stoßen?

Dritter

Macbeth.

Erster (zum Zweiten).

Wie? Sind wir Beide ihm nicht Manns genug,
Daß er, besorgt, uns den Gehülfen sendet?
Was meynst Ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweiter.

Wir können's dreist. Die Zeiten treffen zu,
Es ist der Mann, von dem der König sprach.

Erster.

So steh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tageschein.
Der Wanderer, der sich auf dem Weg verspätet,
Streckt seiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge eilig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert sich.

Zweiter.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

Banquo (hinter der Scene).

Licht! He da!

Erster.

Das ist er! Denn die Andern, die beim Gastmahl
Erwartet wurden, sind schon alle da.

Zweiter.

Die Pferde machen einen Umweg.

Erster.

Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, so wie Jedermann, den Weg zum Schloß

Durch dies Gebüsch zu Fuß zurück zu legen,
Weil es hier näher ist und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Banquo und Fleance (mit einer Fackel).

Zweiter Mörder.
Ein Licht! Ein Licht!

Dritter.
Er ist es.

Erster Mörder.
Macht euch fertig!

Banquo (vorwärts kommend).
Es wird heut Nacht gewittern.

Zweiter Mörder.
Es schlägt ein.

(Sie fallen über ihn her).

Banquo (indem er sich wehrt).
Verrätherei! Flieh! Flieh, mein Sohn! Flieh! Flieh!
Du kannst mein Rächer seyn! — O Bösewicht!
(Er stirbt. Fleance entwischt. Fleance wird die Fackel weg; einer Mörder tritt darauf, und löscht sie aus; jener entflieht).

Dritter Mörder.
Wer löscht das Licht?

Erster Mörder.
War es nicht wohl gethan?

Zweiter Mörder.
Es liegt nur Einer;
Der Sohn entsprang.

Erster Mörder.
Verdammt! Wir haben
Die beste Hälfte unsers Werks verloren.

Dritter Mörder.
Gut! Laßt uns gehn und melden, was gethan ist!
(Sie gehen ab).

Festlicher Saal, erleuchtet,
Eine mit Speisen besetzte Tafel im Hintergrunde.

Achter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth. Rosse. Lenox. Angus und sechs andere Lords.

Macbeth.
Ihr kennet euren Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Ersten bis zum Untersten willkommen!

Rosse. Angus. Lenox.
Wir danken Euer Majestät.

Macbeth.
Wir setzen wollen uns bald hier bald dort
In die Gesellschaft mischen, und das Amt
Des aufwartsamen Hauswirths übernehmen;
Denn unsre Wirtrin, sey' ich, ist zu lässig
In ihrer Pflicht. Wir wollen sie ersuchen,
Geschäftiger zu seyn um ihre Gäste.
(Alle setzen sich, außer Macbeth).

Lady.
Thut das, mein König, und erinnert mich.
Weitern ich was in meiner Pflicht versäumte.
Mein Herz zum wenigsten bewillkommt Alle.
(Der erste Mörder kommt an die Thür).

Macbeth.
Wie ihre Herzen ihr entgegen wallen!
Gut! Beide Seiten, seh' ich, sind besetzt;
So will ich dort mich in die Mitte setzen.
Nun, überlaßt euch ganz der Fröhlichkeit;
Bald soll der Becher um die Tafel kreisen.
(Zu dem Mörder an der Thür).
Auf deinem Kleid ist Blut.

Erster Mörder.
Es ist es Banquo's.

Macbeth.
Liegt er am Boden?

Erster Mörder.
Herr! Die Kehl' ist ihm
Zerschnitten! Diesen Dienst erwies ich ihm.

Macbeth.
Du bist der erste aller Kehlabschneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer seinem Sohn
Denselben Dienst gethan! Bist Du der auch,
So sindst Du Deinesgleichen.

Erster Mörder.
Gnäd'ger Herr!
Fleance ist entwischt!

Macbeth.
So kommt mein Fieber
Zurück! Sonst war ich ganz gesund! vollkommen
Genesen, fest wie Marmor, wie ein Fels
Gegründet, wie das freie Element,
Das rund umgibt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden,
Und meinen alten Schreckenissen aufs Neu'
Zum Raub dahin gegeben. — Aber Banquo ist
Doch sicher —?

Erster Mörder.
Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinste
Schon eine Todeswunde. —

Macbeth.
Dank für das!
Dort liegt sie also, die erwachsne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Verwundgen, einst
Gift zu ergenzen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wir's noch einmal hören!
(Mörder gehn ab).

Lady.
Mein König! Ihr verkürzet Eure Gäste.
Das reichste Mahl ist freundenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuspruch und Geschäftigkeit
Den Gästen zeigt, daß sie willkommen sind.
Satt essen kann sich Jedlicher zu Hause;
Gesellges Vergnügen, mingerrt
Gesprächs muß einem Festmahl Würze geben.
(Banquo's Geist steht empor, und setzt sich zwischen Rosse und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tisches hier gesetzt ist).

Macbeth.
Willkommne Erinnerung —
(Zu den Lords).
Nun! Wohl
Betomm' es meinen vielgeliebten Gästen!

Rosse.
Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

Macbeth.
Hier wären alle unsre Edeln nun,
Die Zierden unsers Königreichs beisammen,
Wenn unsers Banquo schuldvare Person
Zugegen wäre. — Möcht' ich ihn doch lieber
Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

Rosse.
Sein Nichterscheinen, Sire! schimpft sein Versprechen,

Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit seiner hohen Gegenwart zu zieren?

Macbeth
(mit Entsetzen, indem er den Geist erblickt).
Die Tafel ist voll!

Lenox
(ganz gleichgültig auf den Geist deutend).
Hier, Sire, ist noch ein aufbehaltner Platz!

Macbeth.
Wo?

Rosse (wie Lenox).
Hier, mein König! Was setzt Eure Hoheit
So in Bewegung?

Macbeth (schaudernd).
Wer von euch hat das
Gethan?

Rosse und Lenox.
Was denn, mein königlicher Herr?

Macbeth (zum Geiste).
Du kannst nicht sagen, ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht so gegen mich!

Rosse.
Steht auf, ihr Herrn, dem König ist nicht wohl.

Lady.
Bleibt sitzen, meine Lords. Der König ist
Oft so, und ist's von Jugend auf gewesen;
Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.
Der Anfall währet nur einen Augenblick;
In zwei Minuten ist er wieder besser.
Wenn ihr so scharf ihn anseht, bringt ihr ihn
Nur auf, und macht sein Uebel länger dauern.
Eßt fort, und gebt nicht Acht auf ihn!
(Heimlich zu Macbeth).
Seyd Ihr ein Mann, Sir?

Macbeth
(immer auf das Gespenst sehend).
Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuschauen,
Wovor der Teufel selbst erblassen würde!

Lady.
O schön! Vortrefflich! Das sind wieder
Die Malereien deiner Furcht! Das ist
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du sagtest, dich zu Duncan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieses Schaudern, dieß Entsetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts, paßte gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin
Erzählt, wofür Großmutter Bürge wird.
O schäme dich! Was gerast Du für Gespenster?
Am Ende stehst Du doch nicht weniger,
Noch mehr, als einen Stuhl.

Macbeth.
Ich bitte dich!
Schau dorthin! Dorthin schaue! Nun! Was sagst Du?
(Zum Geist).
Wie? Was fährt's mich an? Wenn Du nicken kannst,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, so soll
Der Bauch der Geier unser Grabmal werden.
(Der Geist verschwindet).

Lady.
Ist's möglich, Sir! Es ganz unmännlich überlistet?

Macbeth.
So wahr ich vor Euch steh'! Er war's. Ich sah ihn.

Lady.
O schämet Euch!

Macbeth.
Es ist von jeher Blut
Vergossen worden, schon in alten Zeiten,
Eh' menschliche Gesetze noch die friedliche
Gemeinheit säuberten. — Ja, auch vernach
Geschahen Morde genug, zu gräßlich schon
Dem Ohre. Sonst, wenn einem das Gehirn
Heraus war, starb der Mann, und so war's aus.
Jetzt steigen sie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab,
Und treiben uns von unsern Stühlen. — Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.

Lady.
Sire! Eure Gäste warten —

Macbeth.
Ich vergaß mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde.
Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet; wer mich kennt, gewöhnt sich dran.
Kommt! Kommt! Auf eure Freundschaft und Gesundheit!
Hernach will ich mich setzen: Gebt mir Wein!
Voll eingeschenkt! Ich trinke auf das Wohlsein
Der ganzen ansehnlichen Versammlung
Und unsres theuren Freundes Banquo auch,
Den wir vermissen. — Wär' er doch zugegen!
Auf sein und euer Aller Wohlergehen!
(Der Geist setzt sich wieder da).

Rosse. Lenox. Angus.
Wir danken unterthänigst.

Macbeth
(den Geist erblickend und heftig aufbrausend).
Hinweg aus meinem Angesicht! Laß dich
Die Gruft verbergen! Dein Gebein ist marklos!
Dein Blut ist kalt; Du hast nicht Kraft zu sehn
Zu diesem Aug', mit dem Du mich anstarrest!

Lady.
Verwundert euch nicht, meine edeln Thane,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.
Es ist nichts weiter! Glaubt mir! Schade nur,
Daß es die Freude dieses Abends stört!

Macbeth.
Was Einer wagt, das wag' auch ich — Komm Du
In der Gestalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des lowenos Tigers, des gehörnlichten
Rhinoceros, in welcher andern Schreckens-
Gestalt Du immer willst, nur nicht in dieser,
Und meine festen Nerven sollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf,
Und fordre mich auf's Schwert in eine Wüste,
Wenn ich mich zitternd weigere, dann schilt
Mich eine weibische Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Wesenloses Schreckbild!
(Der Geist verschwindet).
Ja — nun — Sobald Du fort bist, bin ich wieder
Ein Mann.
(Zu den Gästen, welche aufstehen wollen).
Ich bitt' euch, Freunde! Bleibet sitzen!

Lady.
Ihr habt durch diesen fieberhaften Anfall
Den Schrecken unter eure edeln Gäste
Gebracht, und alle Fröhlichkeit verbannt.

Macbeth.
Ich bitte dich! Kann man denn solche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor sich weg
Ziehn lassen, ohne außer sich zu seyn?
Du machst mich irr' an meinem eignen Selbst.
Seh' ich, daß Du dergleichen Furchtserscheinungen

Anſchaun, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannſt behalten, wenn
Die meinen das Entſetzen bleicht.

Roſſe.

Was für
Erſcheinungen, mein Königl

Lady.

Redet nicht.
Ich bitt' Euch! Es wird ſchlimmer ſtets und ſchlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut' Nacht auf einmal Allen! Wartet nicht
Erſt auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir wünſchen unſerm König gute Nacht
Und beſſere Geſundheit!

Lady.

Allerſeits gut' Nacht!
(Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet).

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Lady Macbeth.

Macbeth.

Es fordert Blut! Blut, ſagt man, fordert Blut!
Man hat Erfahrungen, daß Steine ſich
Gerührt, daß Bäume ſelbſt geredet haben!
Wahrſager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben ſchon durch Krähen
Und Dohlen die geheimſte Mörderthat
An's Licht gebracht — Wie weit iſt's in der Nacht?

Lady

(iſt leiſe zurückgekommen).
So weit, daß Nacht und Morgen ſchon im Streit
Begriffen, wer die Herrſchaft führen ſoll.

Macbeth.

Und Macduff, ſagſt Du, weigert ſich, zu kommen?

Lady.

Haſt Du ihn laden laſſen?

Macbeth.

Nein, ich höre es
Nur vor der Hand; doch will ich nach ihm ſenden.
Es iſt nicht Einer unter dieſen Thans,
In deſſen Haus' ich meinen Hocher nicht
Beſtellte! — Morgen mit dem Frühſten
Send' ich die Zauberſchweſtern auf. Sie müſſen
Mir mehr entdecken, denn ich muß nun ſchon
Das Aeußſte wiſſen auf dem ärgſten Weg.
Ich bin ſo tief in Blut hineingetrieben,
Daß die Gefahr dieſelbe iſt, ich mag
Zurücke ſchreiten oder vorwärts gehn.
— Seltſame Dinge wälzt mein Geiſt bei ſich
Herum, die einen raſchen Arm erfordern
Und That ſeyn müſſen, eh' ſie Worte ſind.

Lady.

Euch mangelt die Erwägung aller Weſen.
Der Schlaf.

Macbeth.

Ja, komm! Wir wollen auch nun ſchlafen.
Mein Fehler iſt nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgeſtählt.
Wir ſind in Thaten dieſer Art noch Kinder.

(Sie gehen ab).

Vierter Aufzug.

Ein freier Platz

Erſter Auftritt.

Roſſe und Lenox.

Roſſe.

Ich führe das nur an, Euch auf die Spur
In bringen. Seht Euch ſelber nun zuſammen!
Der gnadenreiche Duncan ward von Macbeth
Betrauert! Freilich wohl! Er war ja todt.
Und der getreue, bidre Banquo reitet
In ſpät des Nachts. Wer Luſt hat, kann auch ſagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man ſollte eben in ſo ſpäter Nacht nicht reiten.
Wer dachte je, daß dieſer Donalbain
Und Malcolm ſolche Ungeheuer wären,
Den zärtlichſten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie ſchmerzte ſie nicht
Den frommen Macbeth! Mörgt er nicht ſogleich
In deſſen Wuth die beiden Thäter, die
Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War das nicht brav von ihm! Gewiß, und weiſe
Nicht minder! denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Beiden es
Geläugnet! Alſo wie geſagt! Sehr klug! —
Und ſeyd gewiß, ſollt' er der Söhne Duncans
Je habhaft werden — welches Gott verhüte!
Sie ſollten lernen, was es auf ſich hat,
Den Vater morden! Und das ſollt' auch Fleance!
— Doch ſtill! Um ein'ger freien Worte willen,
Und weil er von dem Gaſtmahl des Tyrannen
Ausblieb, und Macduff ſeinen Zorn auf ſich.
Könnt Ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

Lenox.

Malcolm, Duncans Aeltſter,
Dem der Tyrann das Erbrecht vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduards,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergeſſend.
Darin iſt nun auch Macduff abgegangen,
Englands großmüth'gen König anzuflehen,
Daß er den tapfern Seiward und ſein Heilſand
Herſende, der mit Gottes mächt'gem Schutz
Die Tyrannei zerſtöre, unſern Nächten Schlaf
Und unſern Tiſchen Speiſe wieder gebe,
Den mörderiſchen Dolch von unſern Feſten
Entferne, und auf's Neue um den Thron
Des angeſtammten Königes verſammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach ſehnen wir
Uns jetzt umſonſt. — Die Nachricht von dem Allen
Hat den Tyrannen ſo in Wuth geſetzt,
Daß er zum Kriege ſchleunig Anſtalt macht.

Roſſe.

So ſchickte er nach Macduff?

Lenox.

Ja. Und mit einem runden Barzen: Sir,
Ja komme nicht! ward der Geſandte ab
Gefertigt, der mit einem finſtern Blick
Den Nacken wendete, als wollt' er ſagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen laſſen,
Da ihr mit ſolcher Antwort mich entließt.

Roſſe.

Es ſey ihm eine Warnung, ſich ſo weit
Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Weltdaltiger Cherub fliege vor ihm her
Nach England, und entſalte ſein Geſuch,

Noch eh' er kommt, damit ein schneller Arm
Zu Rettung dieses Landes sich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.

Lenox.

Wo geht Ihr hin?

Rosse.

Ich will nach Fife, sein Weib
Zu trösten und, vermag ich's, sie zu schützen.
Lebt wohl! (Gehen ab).

Eine große und finstre Höhle.
Ein Kessel steht in der Mitte über dem Feuer.

Zweiter Auftritt.

Hekate. Die drei Hexen.

Erste Hexe.

Was ist dir, hohe Meisterin?

Zweite und dritte.

Was zürnet unsre Königin?

Hekate.

Und soll ich's nicht, da ihr vermessen
Und schamlos eure Pflicht vergessen.
Und eigenmächtig, unbefragt,
Mit Macbeth solches Spiel gewagt,
Mit Räthseln ihn und Zauberworten
Versucht zu grenzenvollen Morden!
Und mich, die Göttin eurer Kraft,
Die einzig alles Unheil schafft,
Mich riefet ihr nicht, euch beizustehn
Und eurer Kunst Triumph zu sehn?
Und überdieß was ihr gethan,
Geschah für einen schlechten Mann,
Der eitel, stolz, wie's viele gibt,
Nur seinen Ruhm, nicht euren, liebt!
Macht's wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unsichtbar um euch seyn
Und selber meine Macht euch leihn.
Denn eh' es noch beginnt zu tagen,
Erscheint er, das Geschick zu fragen.
Drum schnell ans Werk mit räst'gen Händen,
Ich will euch meine Geister senden,
Und solche Truggebilde weben
Und täuschende Orakel geben,
Daß Macbeth, von dem Wirbelwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden soll:
Dem Schicksal soll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, sinnlos Alles wagen,
Nach seinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange!
(Sie versinkt hinter dem Kessel).

Dritter Auftritt.

Die drei Hexen um den Kessel tanzend.

Erste Hexe.

Um den Kessel schlingt den Reihn:
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte du, die Nacht und Tag
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein!

Alle drei.

Rüstig! rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

Erste Hexe.

Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf unserm Herd!
Froschzehen thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidechsfüßen, Eulenflügel,
Zauberes halber, werd' der Mär,
Sied' und koch' wie Höllenbrühe.

Alle.

Rüstig, rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

Erste Hexe.

Thut auch Drachenschuppen dran,
Heremmumien, Wolfeszahn,
Des gefräß'gen Seehunds Schlund,
Saterlingswurz, zur finstern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall',
Eibenzweige, abgerissen
Bei des Mondes Finsternissen,
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
Im Geburt erwürgter Knaben,
Angelegt in einem Graben!
Mischt und rührt es, daß der Brei
Tüchtig, dick und schleimig sey.
Werft auch, dann wird's fertig seyn,
Ein Eingeweid vom Tiger drein!

Alle.

Rüstig, rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

Erste Hexe.

Kühl's mit eines Säuglings Blut!
Dann ist der Zauber fest und gut!

Zweite Hexe.

Geister, schwarz, weiß, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt.
Rührt um, rührt um, rührt um.
Was ihr rühren thun!
(Es erscheinen gespenstige Geister, welche in dem Kessel rühren).

Dritte Hexe.

Juckend sagt mein Daumen mir:
Etwas Böses naht sich hier!
Nur herein,
Wer's mag seyn!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drei Hexen. (Nachher verschiedene Erscheinungen).

Macbeth.

Nun, ihr geheimnißvollen schwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

Die drei Hexen (zugleich).

Ein namenloses Werk.

Macbeth.

Bei eurer dunkeln Kunst beschwör ich euch:
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen: Müßtet ihr die Winde
Entfesseln, und mit Kirchen kämpfen lassen;
Müßt' auch das schäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schiffahrt
Verschlingen, müßte finstrer Hagelregen
Die Ernote niederschlagen, feste Schlösser
Einstürzen über'm Haupte ihrer Hüter,
Palläste, Pyramiden ihren Gipfel
Erschüttert bengen bis zu ihrem Grunde;
Ja, müßte gleich der Weltbau brüchig brechen
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

Erste Hexe.

Sprich!

Zweite Hexe.
Frage!

Dritte Hexe.
Dir soll Antwort werden.

Erste Hexe.
Sprich! Willst Du sie aus unserm Munde lieber,
Willst Du von unsern Meistern sie vernehmen?

Macbeth.
Ruft sie! Ich will sie sehn!

Die drei Hexen.
Groß oder klein,
Erscheint! Erscheint!
Und zeige dich
Und deine Pflicht bescheidentlich!
(Donner. Ein bewaffnetes Haupt erhebt sich hinter dem Kessel).

Macbeth.
Sag' mir, du unbekannte Macht —

Erste Hexe.
Was Du denkst, entgeht ihm nicht.
Höre schweigend, was er spricht!

Haupt.
Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegerisch Haupt!
Zittre vor dem Than zu Fife.
Laßt mich! Mehr ist nicht erlaubt.

Macbeth.
Wer Du auch seyst, hab' Dank für diese Warnung.
Du zeigest meiner ungerissen Furcht
Das Ziel: Nur noch ein Wort —

Erste Hexe.
Er läßt sich nicht befehlen!
Hier ist ein Andrer, mächtiger als Jener!
(Donner. Erscheinung von einem blutigen Kinde).

Kind.
Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth.
Hört' ich drei Ohren, Du erfüllest sie.

Kind.
Sey fest und kühn, und dürste Blut!
Verlache deiner Feinde Wuth!
Denn Keiner, den ein Weib gebar,
Bezingt Macbeth je Gefahr. (Ewigt hinunter).

Macbeth.
So lebe Macduff immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln, und ein Pfand
Vom Schicksal nehmen — Du sollst sterben, Macduff.
Daß ich die Furcht zur Lügnerin kann machen,
Und sorglos schlafen in des Sturmes Rachen.
(Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig).
Was ist's, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um seine Kinderstirn
Den goldnen Reif der Herrscherwürde tragend?

Die drei Hexen.
Höre aber rede nicht!
Schweigend merke, was er spricht.

Gekröntes Kind.
Sey ein Löwe! Keinen scheue,
Wer auch murre, wer der dräue,
Wer sich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinan. (Ewigt hinunter).

Macbeth.
Dahin kommt's niemals! Wer kann Bäume wie
Scheiben pressen, daß sie ihre tief
Verschlungnen Wurzeln aus der Erd' entfesseln,
Und, die Bewegungslosen, wandelnd nahn?
Glückselige Drakelsprüche! Wohl!
Aufrubr, dein Haupt erhebst du nicht, bis sich
Der Birnamwald erhebt von seiner Stelle.
Macbeth wird leben bis an's Ziel der Zeit
Und keinen Andern seinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.
Und dennoch pocht mein Herz, nur Eines noch
Zu wissen. Sagt mir, wenn sich eure Kunst
So weit erstreckt — Wird Banquo's Same je
In diesem Reich regieren?

Die drei Hexen.
Forsche nichts mehr!

Macbeth.
Ich will befriedigt seyn. Verlagt mir das,
Und seyd verflucht auf ewig! Laßt mich's wissen.
Was sinkt der Kessel! Welch Getös' ist das?
(Hoboen).

Erste Hexe.
Erscheint!

Zweite Hexe.
Erscheint!

Dritte Hexe.
Erscheint!

Alle drei.
Erscheint, und macht sein Herz nicht froh!
Wie Schatten kommt, und schwindet so.
(Acht Könige erscheinen nach einander, und gehen mit langsamem Schritt an Macbeth vorbei. Banquo ist der letzte, und hat einen Spiegel in der Hand).

Macbeth
(indem die Erscheinungen an ihm vorbergehen).
Du gleichst zu sehr dem Geist des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! Deine Miene,
Du zweite goldumzogne Stirne, gleicht
Der ersten — Fort! Ein Dritter völlig, wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeigst ihr mir das!
Ein Vierter — O erstarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngsten Tag?
Noch Einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinsehn — Aber sieh!
Da kommt der Achte noch mit einem Spiegel,
Worin er mir noch viele Andre zeigt!
Was seh' ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln sich, die Szepter werden dreifach!
Abscheuliches Gesicht! Ja, nun ist's wahr!
Ich seh' es, denn der blut'ge Banquo grinst
Mich an, und zeigt auf sie, wie auf die Seinen.
— Was? Ist es nicht so?

Erste Hexe.
Alles ist so; doch warum
Steht der König starr und stumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schwestern, schlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unsern schönsten Festen
Geht ihm einen Tanz zum Besten!
Luft, du selbst bezaubert klingen,
Wenn wir unsre Kreise schlingen,
Daß der große König soll gestehen,
Ehre sey ihm hier geschehen.
(Sie machen einen Tanz und verschwinden).

Macbeth.
Wo sind sie? Weg! Verflucht auf ewig stehe
Die Unglücksstunde im Kalender — Komm
Herein, Du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenox.

Lenox.

Was befiehlt mein König?

Macbeth.

Sahst Du die Zauberschwestern?

Lenox.

Nein, mein König.

Macbeth.

Sie kamen nicht bei dir vorbei?

Lenox.

Nein, wirklich nicht.

Macbeth.

Verpestet sey die Luft, auf der sie reiten!
Verdammt sey, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdegalopp. Wer kam vorbei?

Lenox.

Zwei, oder drei, die Euch die Nachricht bringen,
Daß Macduff sich nach Engelland geflüchtet.

Macbeth.

Nach Engelland geflüchtet?

Lenox.

Ja, mein König!

Macbeth.

O Zeit, du greifst in meinen furchtbarn Plan!
Der schnell'ge Vorsatz ist nicht einzuholen,
Es gehe denn die rasche That gleich mit.
Von nun an sey der Erstling meines Herzens
Auch gleich der Erstling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, sey's.
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloß,
Erobre Fife im Sturme — Mutter, Kinder, alle
Verlorne Seelen seines Unglücksstammes
Erwürgt mein Schwert! Das ist kein eitles Prahlen!
Eh' der Entschluß noch kalt ist, sey's gethan!
Doch keine Geister mehr!
Wo sind die Männer? Führe mich zu ihnen.

(Gehen ab).

Die Scene ist in einem Garten.

Sechster Auftritt.

Malcolm und Macduff.

Malcolm.

Komm! Laß uns irgend einen öden Schatten
Aufsuchen, unsern Kummer auszuweinen.

Macduff.

Laß uns vielmehr das Todesschwert fest halten
Und über unserm hingestürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend stehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlaßne Wittwen, heulen neue Waisen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend wiederröhrt, und bange Stimmen
Des Schmerzens von sich gibt, als ob er selbst
Mit Schottland litte.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiß, das will ich glauben,
Und was ich ändern kann, das will ich thun.
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag sich so verhalten, wie Du sprichst.
— Dieß Ungeheuer, dessen bloßer Name
Die Zungen lähmt, dieß einst ein Biedermann;
Du liebtest ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch könntest Du
Durch mich Dir ein Verdienst um ihn erwerben,
Und weislich gibt man ein unschuldig Lamm
Dem Messer hin, um einen grimmen
Gott zu versöhnen.

Macduff.

Ich bin kein Verräther.

Malcolm.

Doch Macbeth ist's — Und das Gebot des Herrschers
Kann auch den Besten in Versuchung führen!
Vergib mir, Macduff, meinen Zweifel sinn.
Du bleibst derselbe, der Du bist! Mein Denken
Macht dich zu keinem Andern! Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendsten auch fielen.
Wenn alle bösen Dinge die Gestalt
Des Guten borgten, dennoch muß das Gute
Stets diese nämliche Gestalt behalten.

Macduff.

Ich habe meine Hoffnungen verloren.

Malcolm.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie!
Du hättest deine Gattin, deine Kinder,
Die heilig theuren Pfänder der Natur,
So schnell im Stich gelassen ohne Abschied?
Vergib mir! Meine Vorsicht soll dich nicht
Beleidigen, nur sicher stellen soll
Sie mich — Du bleibst ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

Macduff.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, feste Tyrannei, begründe fest
Und fester deinen angemaßten Thron!
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erschüttern,
Du, Prinz, gehab' dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in seinen Klauen hält,
Und um den reichen Ost dazu, möcht' ich
Der Schändliche nicht seyn, für welchen Du
Mich ansiehst.

Malcolm.

Zürne nicht. Mein Zweifel ist
Nicht eben Mißtrauen. Unser Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch;
Es weint, es blutet; jeder neue Tag,
Ich will es glauben, schlägt ihm neue Wunden.
Auch weiß' ich nicht, es würden Hände genug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich.
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele Tausend an! — Jedoch, gesetzt,
Ich träte siegend auf des Mörderichs Haupt,
Ich trüg's auf meinem Schwert — das arme
Schottland
Wird dann nur desto schlimmer sich befinden,
Und unter dem, der nach ihm kommen wird.
Der Leiden mehr und bittrere erdulden.

Macduff.

Wer wäre das?

Malcolm.

Mich selber meyn' ich — Mich
Dem aller Laster mannichfache Keime
So eingepfropft sind, daß, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieser schwarze Macbeth
Schneeweiß dastehen, und der Mörderich,
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erscheinen wird!

Macduff.

Aus allen Höllenschlünden steigt
Kein teufelsherrer Teufel auf, als Macbeth.

Malcolm.

Er ist blutgierig, grausam, ich gesteh's,
Wollüstig, geizig, falsch, veränderlich,
Verrätherisch; ihn schänden jedes Laster,
Das einen Namen hat! — Doch meine Wollust

Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unschuld, nicht der tödtlichste Schleier,
Nichts Heiliges ist meiner wilden Gier.
Die trotzig alle Schranken überspringt.
Nein, besser Macbeth herrschet, denn ein solcher!

Macduff.

Unmäßigkeit ist wohl auch Tyrannei,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht,
Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchste Würde deiner Lästerbeit.
Du kannst erbaune Herrscherpflichten üben.
Ein Gott scheint vor der Welt, wenn dein Pallast
Um deine Menschlichkeiten weiß.

Malcolm.

Und dann
Kennt unter meiner andern Laster Zahl
Auch solch ein Geiz und eine Habsucht auf.
Daß, wär' ich unumschränkter Herr, ich würgte,
Um ihrer Länder willen, meine Ehrlu;
Den tödtete sein Haus, und den sein Gold,
Und kein Besitzthum machte je mich satt.
Mein Reichthum selbst wär' eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu stacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das Ihre sträflich zuzueignen.

Macduff.

Dieß Laster gräbt sich tiefer ein, und schlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Lust, die schnell sich wieder kühlt.
Geiz war das Schwert, das unsre Könige
Erschlagen. Dennoch fürchte Du dich nicht!
Schottland ist reich genug für deine wildesten
Begierden! Das ist Alles zu ertragen,
Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

Malcolm.

Doch die besitz ich nicht.
Von allen jenen königlichen Trieben
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltsamkeit,
Gehalt und Demuth, Güte, Frdmmigkeit,
Herzhaftigkeit und Großmuth ist kein Funke
In mir — Dagegen überfließt mein Herz
Von allen Lastern, die zusammen streiten.
Ja, stünd's in meiner Macht, ich schüttete
Die süße Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden dannt' ich aus der Welt.

Macduff.

O Schottland! Schottland!

Malcolm.

Ist ein solcher fähig
Zu herrschen? Sprich! Ich bin so, wie ich sagte.

Macduff.

Zu herrschen? Nein, nicht würdig, daß er lebe!
— O armes Vaterland, mit blut'gem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirst
Du deine heitern Tage wieder sehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich selbst das Urtheil der Verwerfung spricht
Und lästert seines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beste, heiligste
Der Könige — und sie, die dich gebar,
Weit öfter auf den Knieen, als im Glanz;
Sie starb an jedem Tage, den sie lebte.
Gehab' dich wohl, Prinz! Eben diese Laster,
Die Du dir beilegst, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz! Hier endet deine Hoffnung.

Malcolm.

Macduff! Dieß edle Ungestüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöscht
Aus meiner Seele, und verbannt mein Herz
Mit deiner Ehr' und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieser teuflische Macbeth
Auf solchem Wege Netze mir gestellt,
Und nur bescheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereilem Glauben.
Doch, Gott sey Zeuge zwischen mir und dir!
Von nun an gib' ich mich in deine Hand,
Und widerrufe, was ich fälschlich sprach.
Ab schwör' ich die Beschuldigungen all',
Die ich verstellter Weise auf mich selbst
Gehäuft; mein Herz weiß nichts von jenen Lastern.
Rein bin' ich mir meiner Unschuld mir bewahrt;
Nie mag' ich fremdes Gut mir an, ja, kaum
Trieb ich des eignen Guts mir gelüsten.
Nie schwur ich falsch; nicht theurer ist das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erste Lüge
War, was ich jetzo gegen mich gesprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, ist dein
Und meinem armen Land: — Noch eh' Du kamst,
Ist schon der alte Schwarm, wohlgerüstet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen,
Wir folgen ihm sogleich, und mögt nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit sich heften!
— Warum so stille?

Macduff.

So Willkommenes
Und Schmerzliches läßt sich nicht leicht vereinen.

Malcolm.

Enk! Nachher mehr davon! Sieh, wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Rosse.

Macduff.

Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

Malcolm.

Willkommen, werther Vetter!

Macduff.

Jetzt erkenn' ich ihn.
Entferne bald ein guter Engel, was
Und feind machte für einander!

Rosse.

Amen, Sir!

Macduff.

Steht es um Schottland noch, wie vor?

Rosse.

Ach, armes Land!
Es schaudert vor sich selbst zurück. Nicht unser
Geburtsland, unser Grab nur kann man's nennen.
Wo Niemand lächelt, als das Mutterkind.
Wo Seufzer, Klagen und Geschrei die Luft
Zerreißt, und ohne daß man darauf achtet.
Wo Niemand bei der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: wem gilt es? wo das Leben
Rechtschaffner Leute schneller hin ist, als
Der Strauß auf ihren Hüten; wo man stirbt,
Eh' man erkrankt —

Macduff.

O schreckliche Beschreibung,
Und doch nur allzuwahr!

Malcolm.

Was ist denn jetzt
Die neueste Beschwerde?

Rosse.

Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, sagt was Alte;
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff.
Wie steht es um mein Weib?

Rosse.
Wie? O ganz wohl!

Macduff.
Und meine Kinder —

Rosse.
Auch wohl.

Macduff.
Der Tyrann
Hat ihre Ruh nicht angefochten?

Rosse.
Nein!
In Ruhe waren alle, da ich ging.

Macduff.
Seyd nicht so wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Rosse.
Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um Euch die Zeitungen zu überbringen,
Wovon ich schwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verschiedne brave Leute seyen kürzlich
Ermordet — Was mir desto glaublicher
Erschien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken sah. Nun ist's die höchste Zeit!
Schon Euer bloßer Anblick würde Krieger
Erschaffen. Weiber selbst zum Fechten treiben,
So müd' ist Schottland seiner langen Noth.

Malcolm.
Laß es sein Trost seyn, daß wir schleunig nahn.
Geschmächtigt leiht uns England zehntausend
Erprobter Männer, die der tapfre Seward
Anführt, der braufte Held der Christenheit.

Rosse.
Daß ich dies Trostwort mit einem gleichen
Erwiedern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu sagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo sie kein Ohr empfinge.

Macduff.
Wen treffen sie? Das Ganze? Oder ist's
Ein eigner Schmerz für eine einz'ge Brust?

Rosse.
Es ist kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für dich gehört.

Macduff.
Wenn es für mich ist, so enthalte mir's
Nicht länger vor! Geschwinde laß mich's haben!

Rosse.
Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn sie dir jetzt den allerbängsten Schall
Angibt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff.
Ha!
Ich ahn' es.

Rosse.
Deine Burg ist überfallen,
Drin Weib und Kinder grausam hingemordet!
Die Art zu melden, wie's geschah, das hieße
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

Malcolm.
Barmherz'ger Gott! Wie, Mann? Drück' deinen Hut
Nicht so in's Aug'. Gib deinen Schmerzen Worte.
Harm, der nicht spricht, erstickt das volle Herz,
Und macht es brechen.

Macduff.
Meine Kinder auch?

Rosse.
Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff.
Und ich muß fern seyn! — Auch mein Weib getödtet!

Rosse.
Ich sagt' es.

Malcolm.
Fasse dich! Aus unsrer blut'gen Rache
Laß uns für diesen Todesschmerz Arznei
Bereiten.

Macduff.
Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O höllischer Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einz'gen Tigergriff!
Malcolm.
Kämpf' deinen Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff.
Ich will's, wenn ich als Mann ihn erst gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, daß das teure,
Was mir das Theuerste auf Erden war!
Und kennt'st Du das anstrn, Gott! und kein
Erbarmen haben! Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden sie erschlagen!
Rächtsmördrigen. für deine Missethat.
Nicht für die ihre, büßten ihre Seelen!
Gev' ihnen Gott nun seines Himmels Frieden!

Malcolm.
Laß das den Wetzstein deines Schwertes seyn,
Laß deinen Kummer sich in Wuth verwandeln!
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es!

Macduff.
Oh!
Ich könnte weinen wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber schneide Du,
Gerechter Himmel, allen Aufschub ab!
Stirn gegen Stirn bring' diesen Teufel Schottlands
Und mich zusammen — Nur auf Schwertes-Länge
Bring' ihn mir nahe, und entkommt er, dann
Magst Du ihm auch vergeben!

Malcolm.
Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles ist
Bereit, wir brauchen Abschied blos zu nehmen.
Macbeth ist reif zum Schneiden, und die Mächte
Dort oben setzen schon die Sichel an.
Kommt, stärket euch zum Marsch und zum Gefechte!
Die Nacht ist lang, die niemals tagen kann.
(Sie gehen ab).

Fünfter Aufzug.

Ein Zimmer. Es ist Nacht.

Erster Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. Gleich darauf Lady Macbeth.

Arzt.
Zwei Nächte hab' ich nun mit Euch durchwacht,
Und nichts entdeckt, was Eure seltsame Erzählung
Bestätigte. Wann war es, daß die Lady
Zum Letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau.
Seitdem der König
Zu Felde gezogen, hab' ich sie gesehn,
Daß sie von ihrem Bette sich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufschloß, Papier heraus nahm, darauf schrieb,
Es las, zusammenlegte, siegelte,

Dann wiederum zu Bett ging — und das alles
In tiefſten Schlafe.

Arzt.

Eine große Störung
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genießen, und Geſchäfte
Des Wachens thun! Doch außer dem Herumgehn,
Und was ſie ſonſt noch vernahm, habt Ihr ſie
In dieſem Zuſtand etwas reden hören?

Kammerfrau.

Nichts, was ich weiter ſagen möchte, Sir!

Arzt.

Mir dürft Ihr's ſagen, und ich muß es wiſſen.

Kammerfrau.

Nicht Euch, noch irgend einem lebenden
Geſchöpf werd' ich entdecken, was ich weiß,
Da Niemand iſt, der mir zum Zeugen diente!
— Seht! Seht! Da kommt ſie! So pflegt ſie zu gehn,
Und in dem tiefſten Schlaf, ſo wahr ich lebe!
Gebt Acht auf ſie, doch machet kein Geräuſch!
(Lady Macbeth kommt mit einem Lichte).

Arzt.

Wie kam ſie aber zu dem Licht?

Kammerfrau.

Es ſtand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttiſch. Das iſt ihr Befehl.

Arzt.

Ihr ſeht, ſie hat die Augen völlig offen.

Kammerfrau.

Ja! Aber die Empfindung iſt verſchloſſen!

Arzt.

Was macht ſie jetzt? Seht, wie ſie ſich die Hände reibt!

Kammerfrau.

Das bin ich ſchon von ihr gewohnt, daß ſie
So thut, als ob ſie ſich die Hände wüſche.
Ich bab' ſie wohl zu ganzen Viertelſtunden
An einem fort nichts Anders thun ſehn.

Lady.

Hier iſt doch noch ein Flecken.

Arzt.

Still! Sie redet!
Ich will mir Alles merken, was ſie ſagt,
Damit ich nichts vergeſſe.

Lady.

Weg, du verdammter Flecken! Weg, ſag' ich!
Eins! Zwei! — Nun ſo iſt's bobe Zeit! — Die Hölle iſt
Sehr dunkel — Pfui doch! Ein Soldat, und feige!
Laßt es auch ruchbar werden! Iſt doch Niemand
So mächtig, uns zur Rechenſchaft zu ziehen!
Wer dacht' es aber, daß der alte Mann
Noch ſo viel Blut in Adern hätte!

Arzt.

Hört Ihr?

Lady.

Der Than von Fife hatt' eine Frau — Wo iſt
Sie nun? Was? Wollen dieſe Hände nimmer
Rein werden? Nichts mehr, mein Gemahl! —
O nicht doch! Nicht doch! Ihr verderbet Alles
Mit dieſem ſtarren Hinſehn!

Arzt.

Gehet! Gehet!
Ihr wißt etwas, das Ihr nicht wiſſen ſolltet.

Kammerfrau.

Sie ſprach etwas, das ſie nicht ſprechen ſollte,
Das iſt kein Zweifel! Weiß der Himmel, was
Sie wiſſen mag!

Lady.

Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr.
Oh! Oh!

Arzt.

Hört! Hört! Was für ein Seufzer war das!
O ſie hat etwas Schweres auf dem Herzen!

Kammerfrau.

Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Buſen tragen.

Arzt.

Wohl! Wohl!

Kammerfrau.

Das gebe Gott, daß es ſo ſey!

Arzt.

Ich kann mich nicht in dieſe Krankheit finden,
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt, und als gute Chriſten doch
Auf ihrem Bette ſtarben.

Lady.

Waſcht die Hände!
Den Schlafrock über! Sehet nicht ſo bleich aus!
Ich ſag's euch, Banquo liegt im Grab; er kann
Aus ſeinem Grab nicht wieder kommen.

Arzt.

Wirklich?

Lady.

Zu Bett! Zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! Kommt! Kommt! Gebt mir eure Hand!
Geſchehne Dinge ſind nicht mehr zu ändern.
Zu Bette! Zu Bette! (Sie geht ab).

Arzt.

Geht ſie nun zu Bette?

Kammerfrau.

Gerades Wegs.

Arzt.

Man raunt ſich Grauenvolles
In die Ohren; unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewiſſensangſt, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kiſſen ihre Schuld — Ihr iſt
Der Geiſtliche nothwend'ger als der Arzt.
Gott, Gott, vergib uns Allen! — Sehet zu,
Nehmt Alles weg, womit ſie ſich ein Leides
Thun könnte! Laßt ſie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir iſt ganz ſchauerlich zu Muth.
Ich denke, aber wage nicht zu reden.
(Sie gehen ab).

Offne Gegend. Profekt, ein Wald.

Zweiter Auftritt.

Angus. Lenox. Lords und Soldaten (im Hintergrund).

Angus.

Das Heer der Engelländer iſt im Anzug,
Von Malcolm, unſerm Prinzen, angeführt,
Von Seiward ſeinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer reizt ſie an;
Denn ſolche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf ſie gehäuft, entflammten
Selbſt abgeſtorbne Büßende zur Wuth,
Und ſtachelten ſie auf zu blut'gen Thaten.

Lenox.

Dort ist das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch diesen Wald; da können wir am besten
Zu ihrem Heere stoßen — Weiß Jemand,
Ob Donalbain bei ihnen ist?

Angus.

Es ist gewiß,
Daß er bei diesem Herr sich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniß aller Edlen,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Ist unter ihnen, nebst noch vielen andern
Unbärt'gen Knaben, die noch keine Schlacht
Gesehn, und ihres Muthes Erstlinge
In diesem heil'gen Krieg beweisen wollen.

Lenox.

Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine bess're Sache. Laßt uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehen, und an das Heer.
Bei dem der Sieg ist, muthvoll und zu schließen.
Dort wo das Recht, ist unser Vaterland.

Angus.

Auf, gegen Birnam!

(Man hört Trommeln in der Ferne).

Lenox.

Hört ihr jene Trommeln?
Die heimischen Völker nahen. Laßt sie uns
Mit unsern Trommeln kriegerisch begrüßen!
(Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derselben).

Dritter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Seiward, Vater und Sohn. Macduff. Rosse. Soldaten mit Fahnen, die im Hintergrunde halten.

Malcolm.

Ich hoffe, Vettern, nah' ist nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frei seyn werden.

Rosse.

Wir zweifeln nicht daran.

Seiward.

Seht! Wer sind diese,
Die sich gewaffnet gegen uns bewegen?

Malcolm.

Stehn!

Macduff.

Haltet an!

Rosse.

Wer seyd ihr?

Lenox.

Freunde Schottlands,
Und Feinde des Tyrannen.

Rosse.

Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn' ich sie. Es ist der edle Than
Von Lenox und von Angus.

Malcolm.

Seyd willkommen;
Was bringt ihr, ehrenvolle Thane?

Lenox.

Und selbst,
Ein treues Herz und Schwert für unsern König!

Angus.

Wir kommen, unsre Treu' und Dienstespflicht
Dahin zu tragen, wo sie hingehört.
Und suchen Schottland unter Englands Fahnen.

Malcolm.

Glückselige Vorbedeutung! Frohes Pfand
Des Siegs — Laßt euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unsre Waffen werden glücklich seyn.
Da sich die besten Herzen zu uns wenden.

Seiward.

Womit geht der Tyrann jetzt um? Wie hören,
Er liegt voll Zuversicht in seiner Burg.
Und will dort die Belagerung erwarten?

Angus.

Er hat sich in das Bergschloß Dunsinan
Geworfen, das er stark befestiget.
Es soll von Sinnen seyn, sagt man. Ein Anhang
Nennt's eine krieg'rische Begeisterung.
Wohl mag er seiner selbst nicht Meister bleiben,
In diesem Kampf der Wuth und der Verzweiflung.

Lenox.

Nun schießt die Blutsaat, die er ausgestreut,
Zur fürchterlichen Ernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall.
Der seinen eignen Treubruch ihm vergißt.
Die Wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an seine Fahnen;
Wo nur ein Weg zur sichern Flucht sich zeigt,
Verläßt ihn Groß und Klein.

Rosse.

Jetzt fühlt er, daß der angemaßte Purpur
Der Majestät so schlotternig und lose
Um ihn herum hängt, wie bei Riesen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn stahl.

Macduff.

Laßt unsern Tadel, so gerecht er ist,
Bis nach dem Ausschlag des Gefechtes schweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwert!

Seiward.

Wie heißt der Wald hier vor uns?

Rosse.

Birnamswald.

Seiward.

Laßt jeden Mann sich einen Ast abhauen,
Und vor sich her ihn tragen. Wir beschatten
Dadurch die Anzahl unsres Heers, und machen
Die Kundschaft des Tyrannen an uns irre.

Alle.

Es soll geschehen!

(Sie zerstreuen sich nach dem Hintergrunde, um die Zweige abzuhauen).

Zimmer.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Der Arzt. Bediente.

Macbeth.

Verkündiget mir nichts mehr! Laßt sie alle
Zum Feind ausfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung setzt auf Dunsinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht.
Was ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib geboren? Geister, die
Die ganze Folge irdischer Geschicke
Durchschauen, sprachen dieses Wort:
Sey furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gebar, hat über dich Gewalt! — So flieht!
Flieht hin, ihr eidvergeßnen Thans, schließt euch
An diese britt'schen Jüngslinge! Der Geist,
Der mich beherrscht, dieß Herz, das in mir schlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.

(Zu einem Bedienten, der hereintritt).

Daß dich der Teufel bräune, Mißgestalt!
Wie kommst Du zu dem gänsemäßigen Anstehn?

Bedienter (erschrocken, athemlos).

Zehntausend —

Macbeth.
Glanz, Schatz!
Bedienter.
Gnädiger Herr!
Macbeth.
Weg dein Gesicht, und streiche deine Furcht
Erst recht an, du mitleidswerter Geselle!
Was für Gesichter, Gott! Verkaufen die Gent!
Dein weinlich Angesicht steht mir noch bis Andern
Mit Feigheit an. — Was für Gesichter, Memme!
Bedienter.
Die englischer Armee, wenn Ihr's erlaubt.
Macbeth.
Schieß dein Gesicht mir aus den Augen! — Seiton!
— Ja bringt Hergoss, wenn ich's jetzt — Seiton!
Daß mich entschleiden! Dieser Stoß verdient
Mein Glück auf immer, oder übrigt mich jetzt!
— Ich hatte lang genug gelebt! Mein Lebenslauf
Taut hatt ins Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter sonstiches hatte,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestreue,
An Aleis das ist nun gar nicht zu denken!
Statt dessen sind mein Gegenteil Fluch und Flüche,
Mitz laut, doch heiß und'ser, Heuchelworte,
Ein klarer Mundstarck, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seiton!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Arzt. Seiton.

Seiton.
Was ist zu Eurem gnädigsten Befehl?
Macbeth.
Gibt's sonst was Neues?
Seiton.
Herr, es hat sich Aleis
Bestätigt, was erzählt ward.
Macbeth.
Ich will fechten,
Bis mir das Fleisch von allen Knochen ab-
Gehauen ist — Meine Rüstung!
Seiton.
Herr, es eilt nicht.
Macbeth.
Ich will sie anziehen. — Schickt mehr Reiter aus;
Durchreitet das ganze Land, und an den Galgen.
Wer von Gefahr spricht — Gib mir meine Rüstung!
— Wie steht's um mehr kerne Kranke, Doktor?
Arzt.
Krank nicht sowohl, mein König, als schwächlich
Von Phantasien, die ihr im Bette raubeu.
Macbeth.
Da heile sie davon. Kannst Du ein krankes
Gedanken von seinem Grame nicht befreien,
Ein tief gewurzelt eingefressen Bekümmernis
Mit aus der Seele heilend jetten, mit
Der süßen Formen des Gedenkens gillen,
Nicht sonst an irgend einem süßen Mittel
Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?
Arzt.
Herr, darin muß die Kranke selbst sich raten.
Macbeth.
So fort' ich meiner Pferde; nur kommt sie nicht.
(Zu den Dienern).
Kommt! Meine Rüstung! Gebt mir meinen Stab!
(Indem er sich rüstet).
— Du, Seiton, Gehe — Doktor! mich verlaßen
Die Thanes — Kommt! Kommt! Macht hurtig! —
Guter Doktor,
Wenn Du die Krankheit meines Königreichs
Untersuchst, sein schwaches Blut verstärken, ihm
Das vor'ge Wohlsein Gesundheit wieder geben;
Dann weiß ich deiner Thaten Herrlich lesen,
Und Lobs jetzt mit deinem Ehr ertönen.
— Was für Medizinen, Sennu, oder andre
Purgangen nötigen wird dich reinigte Heer
Gesäubert? Sprich! Vermutest Du nichts davon?
Arzt.
Ja, mein Gebieter. Eure kriegerischen
Anhalten machen, daß wir davon hören.
Macbeth.
Laßt sie davon gehen — Was erschreckt mein Feind.
Bis Birnams Wald vor Dunsinan erscheint.
Arzt (für sich).
Wär' ich von erst mit ganzer Heut davon,
Zurückte wünsche mich mein Häuschenlein!
Macbeth.
Daß sehr Schleß trage der Belagerung!
Laßt sie da liegen, bis der Hunger sie,
Die Pest sie aufgerieben. Erkannten einen
Statt die Verräther bei, die mit verbunden.
Wir können sie. Dort gegen Dort, empfangen.
Und drumgepeitscht —
(Indem der Diener wird gerufen).
Was für ein Lärm ist das?
Seiton.
Es sind die Weiber, welche schreien, mein König!
(Ein Gemurmel mit dem Arzt).
Macbeth.
Ich habe meinen Sinn mehr für die Furcht.
Einst gab es eine Zeit, wo mir der Schrei
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bei jedem Schreckbuch in die Höhe starrte,
Als wäre Leben drin — Jetzt ist es schon.
Ich hab' zu Mords gegessen am Gräßerthum,
Und voll gesättigt bin ich von Entsetzen.
(Seiton kommt zurück).
Was gibt's? Was ist geschehen?

Sechster Auftritt.

Macbeth. Seiton.

Seiton. Die Königin
Ist tot!
Macbeth (nach einem langen Stillschweigen).
Wär' sie ein andermal gestorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen
Zu solcher Botschaft!
(Machend er gedankenvoll auf- und abgegangen).
Morgen, Morgen,
Und wieder Morgen kriecht in kleinen Tagen
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchstaben, der auf gegrabenes Zeit,
Und alle unsre Gestern hatten Narren
Zum mehrenden Grabe hingeleuchtet!
— Aus, aus, du kleine Kerze! Was ist Leben?
Ein Schatten, der vorüber streicht! Ein armer
Komödiant,
Der seine Stunde lang sich auf der Bühne
Ereifelt und tost; dann hört man ihn nicht mehr;
Ein Märchen ist es, das ein Idiot erzählt,
Voll Wortgepränk, und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Macbeth. Du kommst,
Die Zunge zu gebrauchen. Fluß dich lang!

Bote.

Herr! Ich — ich sollte sagen, was ich sah,
Und weiß nicht, wie ich's sagen soll.

Macbeth.

Gut! Sag' es!

Bote.

Als ich auf meinem Posten stand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da dünkte mir,
Als ob der Wald anfing, sich zu bewegen.

Macbeth

(sieht ihn wütend an).

Du Lügner und verdammter Bösewicht!

Bote.

Herr, laßt mich Euern ganzen Grimm erfahren.
Wenn's nicht so ist. Auf Meilenweite kannt Ihr ihn
Getrost kommen sehen. Wie ich sagt, Herr!
Ein Wald, der wandelt.

Macbeth.

Mensch! Hast Du gelogen.
Sie hängst Du lebend an dem nächsten Baum,
Bis daß der Hunger aufgetrocknet. Sagst Du
Die Wahrheit, nun so trag' ich nichts darnach.
Ob Du mir mir das Gleiche trotz — Mein Glaube
Beginnt zu wanken; mir entweicht der Muth.
Ich schwöre einem Doppelsinn des Teufels.
Der Lügen sagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunsinan herangeht!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunsinan!
Zur Waffen an! Zur Waffen und hinaus!
Verbirgt sich's wirklich also, wie er sagt,
So ist kein Bleiben hier, so heißt kein Fliehen.
Ich fange an, der Sonne müd' zu seyn.
Könnt' so mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde, stürmet! Brich herein,
Zerstörung! Will das Schicksal mit und enden,
Ich stehen wie, die Waffen in den Händen.

(Ab).

Ein freier Platz vor der Festung.

Vorn Gerüste, in der Form Landthal, der ganze Platz des Theaters weit zu dieser Scene genommen.

Achter Auftritt.

Malcolm. Seiward. Seiwards Sohn. Macduff. Menteith. Angus. Lenox. Gefolge. (Alle treten auf der hintersten Tiefe des Theaters mit langsamen Schritten vorwärts, die Zweige vor sich her, und über dem Haupte tragend).

Malcolm

(nachdem der Zug bis in die Mitte der Szene vorgerückt).

Nun sind wir nah genug — Werft euer grünes Laubdach
Hinweg, und zeigt euch. wie ihr seyd! — Ihr führet
Das erste Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Mehst euren edlen Sohn — inzwischen wir
Und dieser tüchtige Held (auf Macduff zeigend) nach
unserm Plan
Das Uebrige besorgen.

(Die vordern Soldaten gehen über Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, so daß das Theater dunen leer wird).

Seiward.

Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So sieht der Morgen die geschlagne Schlacht.

Macduff.

Gebt Allen allen kriegerischen Trompeten.
Den Herolden zum Blasen und zum Tönen.
(Kriegerische Musik. Schlacht im Hintergrunde).

Neunter Auftritt.

Macbeth. Dann der junge Seiward.

Macbeth.

Sie haben mich an einen Pfahl angebunden;
Entfliehen kann ich nicht. Ich muß mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär.
Wer ist der, den sein Weib geboren? Den hab' ich
Zu fürchten, keinen sonst.

Junger Seiward (tritt auf).

Wie ist dein Name?

Macbeth.

Hör' ihn und zittre!

Junger Seiward.

Jetzern werd' ich nicht
Und glaub' Du bist auch einen beigen Namen.
Als einer in der Hölle.

Macbeth.

Mein Nam' ist Macbeth.

Junger Seiward.

Der Satan selbst kann keinen schrecklichern mir
nennen.

Macbeth.

Und keinen furchtbarern.

Junger Seiward.

Du lügst, verworfner
Tyrann! Mit meinem Schwert will ich beweisen,
Daß Du lügst!

(Sie fechten. Der junge Seiward fällt).

Macbeth.

Dich hat ein Weib geboren!
Der Schwerter lach' ich, die von Sterblichen
Gehandhabt werden, die ein Weib gebar!
(Er geht ab. Das Schlachtgetümmel dauert fort).

Zehnter Auftritt.

Macduff (tritt auf).

Der Lärm ist barbisch! — Stehe hier, Tyrann!
Stehst du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geister meines Weibes
Und meiner Kinder ewiglich. Ich kann
Das Schwert nicht ziehen gegen jene Memmen,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.
Du bist ab, Macbeth — oder angerannt
Stirst' ich mein Schwert zerbrach in seiner Scheide.
Dort muß du seyn — Der große Lärm und Drang
Macht einen Krieger kund von ersten Rang.
Laß mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr.

(Ab).

Eilfter Auftritt.

Seiward und Malcolm (treten auf).

Seiward.

Hierher, mein Prinz — Das Schloß hat sich ergeben.
Die Mörder des Tyrannen weichen schon;
Der tiefe Thane fechten tapfer, wer
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag ist unser!

Malcolm.

Wir haben es mit Freunden, deren Streiche
An uns vorbei gehn!

Seiward.

Folgt mir in die Festung!

(Ab).

Zwölfter Auftritt.

Macbeth. Dann Macduff.

Macbeth.

Warum soll ich den römischen Narren spielen,
Und in das eigne Schwert mich stürzen? Nein.

So lang' ich Lebende noch um mich sehe,
Mend' ich es besser an!
(Indem er abgehen will, kommt Macduff auf die Scene).

Macduff.
Seyd' Höllenhunde!

Macbeth.
Du bist der einzige von allen Menschen,
Den ich vermied — Seyd' meine Seele ist
Genug beladen schon mit deinem Blut.

Macduff.
Ich hab' nicht Worte, meine Stimme ist
In meinem Schwert — Du Bösewicht, kluger,
Als Worte es beschreiben!
(Es beginnt wechselnd auf ihn zu; sie fechten eine Zeitlang ohne Entscheidung).

Macbeth (inne haltend).
Du verlierst die Müh',
So leicht verwundetest Du die geist'ge Luft
Mit deinem Schwertes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eisen
Auf Sterbliche fallen, die verwundbar sind;
In meiner Brust wohnt ein bezaubert Leben,
Das Keinem weichet, den ein Weib gebar.

Macduff.
Nun so verzweifle denn an deinem Zauber,
Und laß den Teufel dir, dem Du von je
Gedient, kund thun, daß Macduff vor der Zeit
Aus seiner Mutter Leib geschnitten ist.

Macbeth.
Die Zunge sey verflucht, die mir das sagt!
Sie hat das Beste meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht! Wer diesen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterlistig
Mit Doppelsinn uns täuschen, unserm Ohr
Wort halten, unsre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

Macduff.
So ergib dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauspiel
Der Zeit zu seyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein seltnes Ungeheuer, abgemalt
Auf einer Stange tragen, und drunter schreiben:
Hier ist zu sehen der Tyrann!

Macbeth.
Ich will
Mich nicht ergeben, um vor diesem Knaben
Malcolm zu knien und den Staub zu küssen,
Und eures Pöbels Hohn ein Ziel zu seyn.
Ist gleich der Birnam Wald auf Dunsinan
Heran gerückt, bist Du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht geboren, dennoch sey
Das Aeußerste versucht! Hier halt' ich
Den freigebigen Schild vor meinem Leib.
Kauf' auf, greif, und verdammt sey, wer zuerst
Ruft: Halt, genug! (Sie gehen fechtend ab).

Dreizehnter Auftritt.

(Man hört zum Marsch).

Malcolm. Seiward. Rosse. Angus. Lenox. Soldaten.

Malcolm.
Mögt' ich die edeln Freunde, die wir missen,
Doch weit erhalten wiedersehn!

Seiward.
Prinz! Ein'ge müssen sterben, das Opfer werden,
Und wir ich seh' ist dieser große Tag
Wohlfeil genug erkauft.

Malcolm.
Macduff und Euren edelmüth'gen Sohn
Vermißt man.

Rosse.
Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger seine Schuld.
Und nicht sobald hatt' er sein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, so starb er als ein Mann.

Seiward.
So ist er todt?

Rosse.
Vom Schlachtfeld schon getragen.
Mehr Euren Schmerz nicht ab nach seinem Werth;
Sonst wär' er gränzenlos.

Seiward.
Hat er die Wunden vorn?

Rosse.
Ja, auf der Stirn.

Seiward.
Nun denn! So sey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünschte keinem einen ruhmvoll'ren Tod.
Sein Grablied ist gesungen.

Malcolm.
Ihm gebühret
Ein größrer Lieb; das soll ihm werden.

Seiward.
Ihm
Gebühret nicht mehr. Sie sagen, er schied wohl,
Und zahlte seine Schuld. Gott mit ihm!
— Da kommt und neuer Trost!

Letzter Auftritt.

Vorige. Macduff (mit der Rüstung und Krone Macbeths).

Heil dir, o König, denn Du bist's! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier ist seine Beute.
Due Zeit ist wieder frei! ich sehe dich
Umgeben von den Großen deines Reichs;
Sie sprechen meinen Gruß im Herzen nach,
Und ihre Stimmen mischen sich mit meiner:
Heil Schottlands König!

Alle.
Heil dem König Schottlands!
(Trompetenstoß).

Malcolm.
Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit eurer Alter Liebe Abrechnung
Zu halten, und mit Jedem nach Verdienst zu werden.
Nachweste Thane und Vettern, ihr seyd Grafen
Von heute an; die ersten, welche Schottland
Mit diesem Ehrennamen grüßt — Was nun
Die erste Sorge unsers Regiments
Seyn muß, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyrannei geflohen, die Bestrafung
Der tück'schen Diener dieses teufl. Schlächters,
Und seiner unnatürlichen Königin,
Die, wie man sagt, gewaltsam Hand'ge Hand
Gelegt hat an sich selbst, dieß, und was sonst
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Maaß und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und somit danken wir auf einmal Allen,
Und laden euch nach Scone zu unsrer Krönung.

Turandot,

Prinzessin von China.

Ein tragicomisches Mährchen nach Gozzi.

personen.

Altoum, schalthafter Kaiser von China.
Turandot, seine Tochter.
Adelma, eine tartarische Prinzessin, ihre Sclavin.
Zelima, eine andere Sclavin der Turandot.
Sbirina, Mutter der Zelima.

Barak, ihr Gatte, ehemals Hofnarr des
Kalaf, Prinzen von Astrachan.
Timur, verwiesener König von Astrachan.
Zimael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.

Tartaglia, Minister.
Pantalon, Kanzler.
Truffaldin, Aufseher der Verschnittenen.
Brighella, Hauptmann der Wache.
Pantalon, Vorsteher des Divans.
Sclaven und Sclavinnen des Serails.

Erster Aufzug.

Vorhalle von Pekin.

Prospekt eines Amphitheaters. Seitwärts Stufen, die zu den Sitzen hinauf führen, worauf mehrere gekrönte, mit türkischen Schäften versehene Köpfe als Masken, und so, daß sie als eine Zierath erscheinen können, symmetrisch aufgepflanzt sind.

Erster Auftritt.

Prinz Kalaf in tartarischem Geschmack, etwas phantastisch gekleidet, tritt aus einem Haufe. Gleich darauf Barak, auch der Cadi kommend.

Kalaf.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Pekin sollt' ich Eine ganze Carle finden!

Barak

(in persischer Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und scheint erstaunt zurück).

Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Mich? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn).

Barak!

Barak (auf ihn zueilend).

Herr!

Kalaf.

Dich fand ich hier!

Barak.

Euch seh' ich lebend wieder!
Und hier zu Pekin!

Kalaf.

Schweig! Verrath' mich nicht!
Beim großen Lama! Sprich! Wie bist Du hier?

Barak.

Durch ein Geschick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit Euch zusammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich sah,
Daß unser Völker stehen, der Tyrann
Von Teflis unaufhaltsam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Astrachan zurück,
Bedeckt mit schweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß Ihr und König Timur, Euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz,
Erspart ich nicht; verloren hab ich Alles,
Und sinnlos eilt' ich zum Palaste nun,
Elmazen, Eure königliche Mutter
Zu retten, doch ich suchte sie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Astrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach suchend,
Bis ich zuletzt nach Pekin mich gefunden.
Hier unterm Namen Hassan gläubte mir's,
Durch treue Dienste einer Mittwe Gunst
Mir zu erwerben, und sie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht; ein Perser bin ich ihr.
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Loos, doch ehrenreich
In diesem Augenblicke, da ich Euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder sehe!
– Wie aber lebend? Wie in Pekin hier?

Kalaf.

Nenne mich nicht! Nach jener unglückseel'gen Schlacht
Bei Astrachan, die uns das Reich gekostet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Palast;
Schnell rafften wir die kostbarste zusammen,
Was sich an Edelsteinen fand, und Gold.
In Bauerntracht verkleidet durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüsten und das felsige Gebirg.
Gott! was erlitten wir nicht da! Ihn frß
Des Kaukasus rauhe eine wilde Horde
Von Mataburinen und die Seinige; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen,
Und jedes Elends mannigfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine schwere Last.

Kaum wehrt' ich seiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf sein Leben zückte;
Die Mutter hielt ich kaum, daß sie, von Gram
Erschöpft, nicht niedersank! So kamen wir
Nach Zaik endlich, der Tartarenstadt.
Und hier, an der Moscheen Thor, mußt ich
Ein Bettler stehen um die mag're Kost,
Der theuren Eltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unser grimm'ger Feind,
Der Khan von Tefsis, voll Tyrannenwuth,
Mißtrauend dem Gerücht von unserm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Voraneilend sahen wir mit Beben
Der alle kleine Könige seiner Herrlichkeit
Anbot, und nachgiebig. Nur schnelle Flucht
Entzog uns seiner Späher Wachsamkeit —
Ach, wo verbirg' sich ein gefallner König!

Barak.

O nichts mehr! Eure Worte spalten mir
Das Herz! Ein großer Fürst in solchem Elend!
Doch sagt! Lebt mein Gebieter noch und ist
Einsage, meine Königin?

Kalaf.

Sie leben.
Und wisse, Barak! In der Welt allein
Bewähret sich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karazanen Land.
Dort in den Gluten König Kelcobad's
Mußt ich zu Knechtes-Diensten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich sah Adelma dort, des Königs Tochter!
Mein Anblick rührte sie; es schien ihr Herz
Von zärtlichem Gefühlen, als des Mitleid,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf stellt die Liebe; nimmer glaubte sie
Mich zu dem Loos, wo sie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Der Karazanen König Kelcobad
Verblendete, den mächt'gen Altoum,
Den Großthun des Chinesen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltsames davon.
Mich zu berichten kam, ist dieß: besiegt
Ward Kelcobad, sein ganzer Stamm vertilgt;
Adelma selbst mit sieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt zu einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land.
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Berlas an — Mich bindet mir noch zu sagen?
Nun Vater lang (sacht) ich den Aeltern Brot,
Das ich am dürft'gen Tagtorn Lasten trug.

Barak.

Nicht weiter, Prinz. Vergessen wir das Elend,
Da ich Euch jetzt in kriegerischem Schmuck
Und Heldenthat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück Euch günstig ward?

Kalaf.

Wie günstig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwichen, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überwand' ihn stark
Dem Khan. Dieser fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der seine Aeltern nährt mit Lastentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hospital versorgen.
(Er hält inne).

Barak: Dort.
Im Aufenthalt des allerhabnen Elends,
Dort ist kein König — keine Königin.

Auch dort nicht sicher, dort noch in Gefahr.
Erkannt zu werden und gerichtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Wie ließ der Kaiser diese Dirne reizen,
Ein schönes Pferd und dieses Ritterkleid.
Den greisen Aeltern sag' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geschick zu ändern;
Wo nicht, dieß traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten sie nicht, mich zurück zu halten.
Und da ich standhaft blieb, mich zu bestürmen!
Verbiet' es Gott, daß sie vom Angst gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimath.
Entschlossen kamm' ich her, dem großen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen.
Ob mir vielleicht die Sterne günstig sind,
Durch tapfer That mein Schicksal zu verbessern.
— Ich weiß nicht, welche Festlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß ein Karavanserai
Mich aufnahm — Dort in jenen schlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, das ist mein Weib.

Kalaf.

Dein Weib!
Preise dein Glück, daß es ein sühtend Herz
Zur Gattin dir gegeben!
(Er reicht ihm die Hand).
Jetzt leb' wohl.
Ich geh' zur Stadt. Mich treiben's, die Festlichkeit
Zu sehn, die so viel Menschen dort versammelt.
Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunst, in seinem Heer zu dienen.
(Er will fort. Barak hält ihn zurück).

Barak.

Bleibt, Prinz! Wo wollt Ihr hin? — Mögt Ihr das
Mag'
An einem grausenvollen Schauspiel weiden?
O weilet, edler Prinz — Ihr kennt bisher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie so? Was meynst Du?

Barak.

Wie! Ihr wißt es nicht.
Das Turandot, des Kaisers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid versenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, schon verklang im Karazanenland
Hört' ich denselben — und die Rede ging,
Es sey der Prinz des Königs Kelcobad
Auf eine seltsam jammervolle Art
In Peckin umgekommen — Eben dieß
Hat' jenes Kriegestreiter anerstimmt.
Daß mit dem Falle seines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und schwatzt ein dummer Pöbel,
Verdorben der Verklärt'ge sucht — Darum
Sag' an, wie sich's verhält mit dieser Sache?

Barak.

Des Großthum einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geist berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Malers Pinsel noch erreicht,
Wie viele Prinzessin von ihr auch in der Welt
Herumgehn, liegt so übermächt'gen Sinn,
So großen Reizen vor der Ehe Banden,

Daß sich die größten Könige umsonst
Um ihre Hand bemühn —

Kalaf.

Das alte Märchen
Vernahm ich schon am Hofe Keikobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak.

Es ist kein Märchen. Oft schon wollte sie
Der Khan, als einz'ge Erbin seines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen.
Stets widersetzte sich die stolze Tochter,
Und am! zu blind ist seine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen sich erkühnte.
Viel schwere Kriege schon erregte sie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, so ist er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum sprach er einstmals ernst und wohlbedächtig
In ihr die strengen Worte: Sterbig Kind!
Entsetzliche sich einmal, daß zu vermählen;
Wo nicht, so sinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ew'gen Kriege zu ersparen!
Denn ich bin alt; zu viele Könige sahen
Hab' ich zu Feinden, die dem Stolz verschmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre.
Und sie! vernahm und sann nun hin'n gelüst —
Erschüttert ward von diesem ernsten Wort
Die Stolze, rang umsonst sich fortzuwinden.
Die Kunst der Thränen und der Bitten Macht
Erschöpfte sie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt sie von dem unglückl'gen Vater.
Verlang! — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ja hab's gehört. Das abgeschmackte Märchen
Hab' ich schon oft belacht — Hör', ob ich's weiß!
Sie fordert ein Edikt von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Verhöhnt seyn soll, um ihre Hand zu werben,
Doch dieser sollte die Bedingung seyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiser
Und seinen Räthen alten, wollte sie
Drei Räthsel ihm vorlegen. Löste sie
Der Freier auf, so mög' er ihre Hand
Und mit derselben Kron' und Reich empfangen.
Löst' er sie nicht, so soll der Kaiser sich
Durch einen heil'gen Schwur auf seine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu lassen. — Spitzig, ist's nicht s? Nun vollende
Dein Märchen, wenn Du's kannst vor langer Weile.

Barak.

Mein Märchen? Wollte Gott! Der Kaiser zwar
Empört' sich erst dagegen; doch die Schlange
Verstand es, bald mit Schmeichelkünsten, bald
Mit süß'ger Redekunst das furchtbare
Gesetz dem schwachen Alten zu entlocken.
Was ist's denn auch? sprach sie mit arger List;
Kein Prinz der Erde wird so übrig seyn,
Im solchen Wettkampf Spiel sein Haupt zu wagen!
Der freier Schwerern zieht sich erschreckt zurück;
Ja wird' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Rasender, so ist's auf seine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Gesetz vollzieht. —
Beschworen wurd das unsterbliche
Gesetz und kund gemacht in allen Landen.
(Da Kalaf sein Haupt schüttelt).
— Ich wünschte, daß ich Märchen nur erzählte,
Und sagen dürfte: Alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil Du's erzählst, so glaub' ich das Gesetz.
Doch sicher war kein Prinz wahnsinnig genug,
Sein Haupt daran zu setzen.

Barak

(zeigt nach dem Stadtthor).

Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu sehen sind, gehörten Prinzen an.
Die toll genug das Abenteuer wagten,
Und täglich ihren Untergang da fanden.
Weil sie die Räthsel weiter Sehnt zu thun
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grausenvoller Anblick!
Und lebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen!

Barak.

Nein! Sagt hab ich nicht. Wer nur ihr Konterfei
Erblickt, das man sich zeigt in allen Ländern,
Fühlt sich bewegt von solcher Zaubermacht,
Daß er sich blind dem Tod entgegen stürzt.
Das göttergleiche Urbild zu besitzen.

Kalaf.

Irgend ein Gott.

Barak.

Nein wahrlich! Aus der Klügste.
Heut ist der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarcanda, den Verständigsten,
Den je die Welt gesehn, entsprossen wußt.
Der Khan besteigt die fürchterliche Pforte;
Doch ungerührt erduldet die Kalte Sphäre.
(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln).
Hört! Hört Ihr! Dieser dumpfe Trommelklang
Verkündet, daß der Todesstreich gefallen;
Ihn wollt zu sehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf.

Barak. Du sagst mir unerhörte Dinge.
Wahr! Kennte die Natur ein weibliches
Geschöpf wie diese Turandot erzeugen.
So ganz an Liebe leer und Menschlichkeit?

Barak.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sklavin lebt, und aus Unglaublichen
Den ihrer schönen Khirgin berichtet.
Ein Tiger ist sie, diese Turandot.
Doch gegen Männer nur, die um sie werben.
Sonst ist sie gütig gegen alle Welt;
Stolz ist das einz'ge Laster, das sie schändet.

Kalaf.

Zur Hölle, in den tiefsten Schlund hinab
Mit diesen Ungeheuern der Natur.
Die Lust sind bereits nur sich selber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen sollten sie
Verzehren.

Barak.

Hier kommt Ismael, der Freund
Des Prinzen, der sein Leben gut verlieren,
Er kommt voll Trübsinn — Ismael!

Zweiter Auftritt.

Ismael zu den Vorigen.

Ismael

(reicht dem Barak die Hand, beide weinen).

Er hat
Gesiegt — Der Streich des Todes ist gefallen.
Ach! Warum fiel er mehr auf diesen Haupt!

Barak.

Barmherz'ger Himmel! — Doch warum liest Ihr
Geschehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich bloßgestellt?

Ismael.

Mein Unglück brannt noch Vorwurf.
Gewarnt hab' ich, beschworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte,
Umsonst! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak.

Beruhigt Euch!

Ismael.

Beruhigen? Niemals! Niemals!
Ich hab' ihn sterben sehen. Sein Gefährte
War ich in seinem letzten Augenblick,
Und seine Abschiedsworte gruben sich
Wie spitz'ge Dolche mir in's tiefste Herz.
„Meine nicht!“ sprach er. „Bern und freudig stirb' ich,
„Da ich die Liebste nicht besitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
„Daß ich ohn' Abschied von ihm ging. Ach, nie
„Hört' er die Todesbrise mir gestatten!
„Zeig' ihm dieß Bildniß!“
(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Busen).
„Wenn er diese Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entschuldigen.“
Und an die Lippen drückt er jetzt taumelnd, zitternd,
Mit brünstigen Küssen dieß verhaßte Bild,
Als könnt' er, sterbend selbst, nicht davon scheiden;
Drauf warf er nieder, und — mit Einem Schrieb —
Noch zitternd war das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut spritzen, sah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entsetzt und trostlos riß ich mich von dannen.
(Sinkt das Bild in heftigen Convulsionen auf den Boden).
Verdammtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt' ich sie selbst, die Tigerbrigge,
Mit diesem Fußtritt so wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!
Nein! Mich soll Samarcand nicht wieder sehn.
In eine Wüste will ich fliehen, und dort,
Wo mich kein menschlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.
(Geht ab).

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak.

Barak (nach einer Pause).

Prinz Kalaf, habt Ihr's nun gedacht?

Kalaf.

Ich stehe
Ganz roth Verwirrung, Schrecken und Erstaunen.
Wie aber mag dieß unbefleckte Bild,
Das Werk des Malers, solchen Zauber wirken?
(Er will das Bildniß von der Erde nehmen).

Barak

(eilt auf ihn zu und hält ihn zurück).

Was macht Ihr! — Große Götter!

Kalaf (lächelnd).

Nun! Ein Bildniß
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will sie doch
Betrachten, diese mörderische Schönheit.
(Bückt nach dem Bildniß, und hebt es von der Erde auf).

Barak (ihn haltend).

Euch wäre besser, der Medusa Haupt,
Als diese tödtliche Gestalt zu sehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht gestatten.

Kalaf.

Du bist nicht klug. Wenn Du so schwach dich fühlst,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug' berührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz besiegt. Und was
Lebendge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das sollen rohe Pinselstriche wirken?
Unsinge Gespenst, Barak — Wie liegt Andres
Im Herzen, als der Liebe Narrenspiel.
Am Herzen, als der Liebe Narrenspiel.
(Will das Bildniß anschauen).

Barak.

Dennoch, mein Prinz — Ich warn' Euch — Thut es
nicht!

Kalaf (ungeduldig).

Zum Henker, Einfalt! Du belästigst mich.
(Schiebt ihn zurück, sieht das Bild an, und geräth in Erstaunen. Nach einer Pause).
Was seh' ich!

Barak

(ringt verzweifelnd die Hände).
Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf (sieht ihn lebhaft bei der Hand).

Barak!
(Will reden, sieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken).

Barak (für sich).

Seyd Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht schuld;
Ich hab' es nicht verblendern können.

Kalaf.

Barak!
— In diesen hellen Augen, dieser süßen
Gestalt, in diesen sanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon Du sprichst, nicht wohnen!

Barak.

Unglücklicher, was sehr' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieses Bildniß zeigt.
Ist Turandot, sie selbst! Wie hat die Kunst
Des Pinsels ihren ganzen Reiz erreicht!
Doch ihres Herzens Stolz und Grausamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von Euch, dieß unselige
Verwünschte Bildniß! Euer Auge sauge
Kein tödtlich Gift aus dieser Mordgestalt!

Kalaf.

Hinweg! Vergebens sucht Du mich zu schrecken!
— Himmlische Anmuth! Worme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttin! Welcher Himmel,
Die Hölle dieser Reize zu besitzen!
(Er sieht in den Anblick des Bildes verloren, plötzlich wendet er sich zu Barak und ergreift seine Hand).
Barak! Verrath mich nicht — Dir oder mir!
Dieß ist der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Mein Vater darf Leben sparen, das ist heute?
— Ich muß auf Einen Zug die schönste Frau
Der Erde und ein Kaiserthum mit ihr
Gewinnen, oder dieß verhaßte Leben
Auf Einen Zug verlieren — Schönstes Weib!
Pfand meines Glücks und meine süße Hoffnung!
Ein neues Opfer ist für dich bereit.
Und dringst sich wagend zu der furchtbarn Probe,
Sey gütig gegen mich — Doch, Barak, sprich!
Ich werde doch im Divan, ich! ich sterbe,
Das Urtheil spricht von diesen Reizen fern?
(Indem sieht man die schauerliche Larve eines Blutrichters durch sich über dem Statuthor erheben, und einen neuen Kopf über demselben aufpflanzen — Der vorige Schall verhallender Trommeln begleiten diese Handlung).

Barak.

Ach Gebet! Gebet, theurer Prinz, und schaudert!
Dieß ist das Haupt des unglückseligen Jünglings —
Wie es Euch anstarrt! Und dieselben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten Euch.
O kehret um! Kehrt um! Nicht möglich ist's,
Die Räthsel dieser Löwin aufzulösen.
Ich seh' im Geist schon Euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
Zu dieser furchtbar'n Meide sich erheben.

Kalaf

(hat das aufgesteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet).

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderstehlich
Hinauf in deine tödtliche Gesellschaft?
(Er tritt nachdenkend ferner; kann wieder er sich zu Barak).
— Wozu die Thränen, Barak? Hast Du mich
Nicht einmal schon für todt verweint? Kommt! Kommt!
Entsiehe ferner Stelle, wer so bin.
Vielleicht — Wer weiß, ob nicht der Himmel, satt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen segnet.
Und meinen armen Eltern Trost verleiht.
Wo nicht — Was hat ein Elender zu wagen!
Ihr deine Liebe will ich dankbar sein,
Wenn ich die Räthsel löse — Lebe wohl!
(Er will gehen. Barak hält ihn zurück, umarmt ihn kommt Stirina, Barak's Weib, aus dem Haus).

Barak.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe, Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er ist verloren.
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthsel dieser Furie zu lösen.

Vierter Auftritt.

Stirina zu den Vorigen.

Stirina (tritt ihm in den Weg).

O weh? Was hör' ich? Seyd Ihr nicht mein Gast?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf.

Hier, gute Mutter! Dieses Götterbild
Naht mich zu meinem Schicksal.
(Zeigt ihr das Bildniß).

Stirina.

Wehe mir!
Wie kam das thörichte Bild in seine Hand?

Barak.

Durch bloßen Zufall.

Kalaf (tritt zwischen Beide).

Haltet! gute Frau!
Zum Dank für Eure Gastfreundschaft behaltet
Mein Pferd! Auch diese Börse nehmet hin!
Sie ist mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komme entweder
Reich wie ein Kaiser, oder — nie zurück!
— Wollt Ihr, so opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit sie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl! — Ich muß in mein Verhängniß gehen!
(Er eilt in die Stadt).

Fünfter Auftritt.

Barak und Stirina.

Barak (will ihm folgen).

Mein Herr! Mein armer Herr! Umsonst! Er geht!
Er hört mich nicht.

Stirina (ungeduldig).

Dein Herr! Du kennst ihn also?
O sprich, wer ist der abenteuerige Fremdling,
Der sich dem Tode weiht?

Barak.

Laß diese Neugier!
Er ist geboren mir zu hohem Geist.
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Stirina! All dieses Gold laß uns,
Und Alles, was wir Eigenes besitzen,
Dem Fehl opfern und den Armen spenden!
Gebete sollen sie für ihn gen Himmel senden,
Und sollen wund sich knien an den Altären,
Bis die erwünschten Götter sie erhören!
(Sie gehen nach ihrem Hause).

Zweiter Aufzug.

Großer Saal des Divans mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaisers, die andere auf Straße der Prinzessin Turandot führt.

Erster Auftritt.

Truffaldin, als Aufseher der Dolmetschen, steht mannlich in der Mitte der Scene, und bedeutet seinen Schwarzen, welche beschäftigt sind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf Brigella.

Truffaldin.

Frisch an das Werk! Rühret euch! Gleich wird der Divan
Beisammen seyn. — Die Teppiche gelegt.
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiserliche Majestät, links meine
Smaragdne Hoheit, die Prinzessin, zu sitzen!

Brigella

(kommt und sieht sich verwundernd um).

Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Daß man den Divan sämmtlich in solcher Eile?

Truffaldin

(ordnet auf ihn zu hören, zu den Schwarzen).

Acht Sessel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zuvor nicht viel zu deuten;
Doch müssen sie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figuriren.

Brigella.

Se redet doch! Warum, wozu das Alles?

Truffaldin.

Warum? Wozu? Weil sich die Majestät
Und meine schöne Königin, mit sammt
Den acht Doctoren und den Excellenzen,
Sogleich im Divan hier versammeln werden.
's hat sich ein neuer fremder Prinz gemeldet,
Dem fährt, um einen Kopf sich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drei Stunden sind's, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja, Gott sey Dank! Es geht
Von Statten; die Geschäfte gehen gut.

Brigella.

Und dabei könnt Ihr scherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbarische Gemetzel?

Truffaldin.

Warum soll mich's nicht freuen? Seyd's doch immer
Ihr meinen Schnabel was, wenn so ein neuer

Die große Reise macht — denn jedesmal,
Daß meine Hoheit an der Hochzeitslippe
Verbeischaft, gibt's im Harem Hochzeitlichen.
Das ist einmal der Brauch, wir thun's nicht anders;
So viele Köpfe, so viel Feiertage!

Brigella.

Das sind mir heilos niederträchtige
Gesinnungen, so schwarz, wie Eure Larve.
Man sieht's Euch an, daß Ihr ein Halbmann seyd.
Ein schmutziger Eunuch! — Ein Mensch, ich meyne
Einer, der ganz ist, hat ein menschlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

Truffaldin.

Was! Erbarmen!
Es heißt kein Mensch die Prinzen ihren Hals
Nach Pectin tragen. Niemand ruft sie her.
Sind sie freiwillig solche Tollhausnarren.
Mögen sie's haben! Auf dem Stockthor steht's
Mit blut'gen Köpfen leserlich geschrieben.
Was hier zu holen ist — Wir nehmen Keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn schon verloren, längst, der hier ihn setzt!

Brigella.

Ein sauberer Einfall, den galanten Prinzen.
Die ihr die Ehr' anthun und um sie werben,
Drei Räthsel aufzugeben, und wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuschlachten!

Truffaldin.

Wir richten. Freund! Das ist ein prächtiger
Erzlenker Einfall! — Werben kann ein Jeder;
Es ist nichts leichter, als auf's Freien reisen.
Man tritt auf fremde Kosten, thut sich gütlich,
Legt sich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle seine Staaten mit sich führt
Im Mantelsack, lebt blos vom Abverdolen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern.
Die um die reiche Kaisertochter freiten;
Denn auch der Spitzschte dünkt sich gut genug.
Die Hände nach der Sonnen aufzustrecken.
Es war wie eine Freiermühle.
Wo Alles kommt, bis meine Königin
Auf den scharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer ausgeschickt,
Gegenden, sich mit Riesen rum zu schlagen.
Dem Schach zu Basel, wenn er Tafel hält.
Drei Backenstreiche höflich auszuwirken.
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen, und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem Allem! Räthsel haben ihr
Beliebt! Drei pfiffig wohlabgerogne Nüsse!
Man kann dabei denken und Gudeln!
In warmer Stube sitzen und rein Sand
Wird nag! Der Degen kommt nicht auf der Scheide!
Der Witz, der Scharfsinn aber muß heraus.
— Brigella, die verstehst's! Die hat's gefunden,
Wie man die Narren sich vom Leibe hält!

Brigella.

's kann Einer ein weltschaffner Kavalier
Und Ehrmann seyn, und doch die spitz'gen Dinger,
Die Räthsel, just nicht handyhaben wissen.

Truffaldin.

Da sieht Du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzen mit ihrem Freier meynt,
Daß sie die Räthsel vor der Hochzeit aufgibt.
Rachher wär's noch viel schlimmer. Lebt er sie
Jetzt nicht, ei nun, so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenbiet davon.
Doch wer die flachelligen Räthsel nicht
Auflöst, die seine Frau ihm in der Ehe
Aufgibt, der ist verloren und verloren!

Brigella.

Ihr seyd ein Narr; mit Euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meinetwegen Räthsel seyn,
Pantalon und Tartaglia, beide an Charaktermasken reich. Zuletzt der Greisbart Altoum, in einem Gemach mit einiger Uebereinrichtung getheilt. Pantalon und Tartaglia setzen sich dem türkischen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das Lärmen Gefange auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des Kaisers werfen sich Alle mit ihren Gesichten auf die Erde und verharren in dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Sitzen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.

Altoum.

Mann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum ist der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unsre Thränen fließen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht.
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grausame Tochter! Mir zur Qual geboren!
Was hilft's, daß ich den Ungestüm verfluche,

Jetzt nicht, ei nun, so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenbiet davon.
Doch wer die flachelligen Räthsel nicht
Auflöst, die seine Frau ihm in der Ehe
Aufgibt, der ist verloren und verloren!

Brigella.

Ihr seyd ein Narr; mit Euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meinetwegen Räthsel seyn,
Pantalon und Tartaglia, beide an Charaktermasken reich. Zuletzt der Greisbart Altoum, in einem Gemach mit einiger Uebereinrichtung getheilt. Pantalon und Tartaglia setzen sich dem türkischen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das Lärmen Gefange auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des Kaisers werfen sich Alle mit ihren Gesichten auf die Erde und verharren in dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Sitzen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.

Altoum.

Mann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum ist der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unsre Thränen fließen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht.
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grausame Tochter! Mir zur Qual geboren!
Was hilft's, daß ich den Ungestüm verfluche,

Zweiter Auftritt.

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Darauf acht Doctoren, persanisch verhandschuht; alsdann Pantalon und Tartaglia, beide an Charaktermasken reich. Zuletzt der Greisbart Altoum, in einem Gemach mit einiger Uebereinrichtung getheilt. Pantalon und Tartaglia setzen sich dem türkischen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das Lärmen Gefange auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des Kaisers werfen sich Alle mit ihren Gesichten auf die Erde und verharren in dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Sitzen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.

Altoum.

Mann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum ist der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unsre Thränen fließen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht.
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grausame Tochter! Mir zur Qual geboren!
Was hilft's, daß ich den Ungestüm verfluche,

Da ich auf das barbarische Gesetz
Dem furchtbaren Fest den Schwur gethan.
Nicht werden darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt sich die Tochter, nicht zu schrecken sind
Die Freier! Virgendo Rath in meinem Unglück!

Pantalon.

Rath, Majestät? Hat sich da was zu rathen!
Bei mir zu Hause, in der Ersten Land,
In meiner lieben Vaterstadt Venedig,
Sawdet man auf solche Mordgesetze nicht;
Man weiß da nichts von närrischen Mandaten.
Da hat man gar kein Beispiel und Exempel,
Daß sich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauenszimmer bei uns geboren wird,
Die Dame Kiefelstern, die alle Männer
Verschweren hätte — Gott soll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Dahein noch war in meinen jungen Jahren,
Eh' mich die Sprenzlaer, wie Ihr wißt,
Von Hause trieb, und meine gute Sterne
An meines Kaisers Hof hieher geführt.
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde.
Da wußt' ich nichts von China, als es sey
Ein treffliche's Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erfahr' ich über alle Maßen,
Daß ich so kuriose Bräuche hier
Vorfinde, so kuriose Schwüre und Gesetze,
Und so kuriose Frau'n und Herrn.
Erzählt' ich in Europa diese Sachen,
Sie würden mir unter die Nase lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt Ihr den neuen Wagehals
Befragt?

Tartaglia.

Ja, Majestät. Er hat den Zweck
Des Kaiserschlosses inn', den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweisen pflegt.
Ich bin entzückt von seiner angenehmen
Gestalt und seinen prinzlichen Manieren.
's ist Jammerschade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen soll.
's Herz bricht mir! Ein so angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott! Ich sah
In meinem Leben keinen hübschern Buben!

Altoum.

Unseliges Gesetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer sind dem Fluch doch gebracht.
Daß er dem Unglücklichen sein Licht
Verleihe, diese Räthsel zu ergründen!
Ach, immer geb' ich dieser Hoffnung Raum!

Pantalon.

An Opfern, Majestät, ward nichts gespart.
Dreihundert fette Ochsen haben wir
Dem Tien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und den Mond dreihundert Schweine.

Altoum.

So ruft ihn denn vor unser Angesicht!
(Ein Theil des Gefolges entfernt sich).
— Man sucht ihm seinen Vorsatz auszureden.
Und ihr, geliebte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich.
Läßt's nicht an Gründen fehlen, wenn mir selbst
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon.

Majestät!
Wir werden unsern alten Witz nicht sparen,
Den wir in langen Jahren eingesendet.
Was hilft's? Wir predigen und sprechen uns
Die Lungen heiser, und er läßt sich eben
Den Hals abstechen, wie ein welsches Huhn.

Tartaglia.

Mit Eurer Gunst, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfsinn und Verstand bei ihm
Bemerkt, wer weiß! Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.

Die Räthsel dieser Schlange sollt' er thun?
Nein! Nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf (von einer Wache begleitet, Er kniet vor dem Kaiser nieder, die Hand auf der Stirn).

Altoum

(nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet).

Steh' auf, unklüger Jüngling!
(Kalaf steht auf und stellt sich mit edlem Anstand in die Mitte des Divans.
— Die reizende Gestalt! Der edle Anstand!
Wie mir's an's Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer bist Du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf

(schwingt einen Augenblick verlegen, kann mit einer edeln Verbeugung).

Monarch, verzähne, daß ich meinen Namen
Verschweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfst Du,
Ein unbekannter Fremdling, namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben!

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter,
Für jetzt gerufe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

Altoum.

Welcher Adel
In seinen Worten! Wie bestatzt ich bin!
— Doch wie, wenn Du die Räthsel nun gelöst,
Und nicht von würd'ger Herkunft —

Kalaf.

Das Gesetz,
Monarch, ist nur für Könige geschrieben.
Verleihe mir der Himmel, daß ich siege
Und dann, wenn ich unkönigliches Stammes
Erfunden werde, soll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen.
Und unbesiegt liege mein Gebein.
Der Kräften Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieser Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt gerufe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

Altoum.

Wohl! Es sey!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Heldenjüngling, kann ich Glauben nicht.
Gewährung nicht versagen — Magst auch Du
Gneigt seyn, einem Kaiser zu widerfahren.
Der hoch von seinem Thron herab dich sieht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der Du verfallen! willst entgegen stürzen!

Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig sprich's für dich in meiner Brust,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verspreche.
O zwinge Du mich nicht, Tyrann zu seyn!
Schon schwer genug drückt mich der Völker Fluch.
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich selbst.
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf.

Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefsten Herzen dich beklage.
Nicht wahrlich von so mitleidslosem Vater
Hat Turandot Unmenschlichkeit geerbt.
Du haßt nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen.
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild,
Das uns bezaubert, und uns selbst entrückt,
Der Welt geschenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder ist's der Götter Entsch und Rath,
Durch den Besitz der himmlischen Prinzessin
Mich zu beglücken — oder enden soll
Dies Leben, ohne sie mir eine Lust!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

Pantalon.

Ei, sagt mir, liebe Herrn! Habt Ihr auch
Die Köpfe über'm Stadthut wohl besehn?
Mehr sag' ich nicht. Was, Herr! in aller Welt
Treibt Euch, aus fernen Landen herzukommen
Und Euch frisch weg, wie Ihr von Pferd geritten,
Mir nichts, dir nichts, wie ein Ziegenbock
Antum zu lassen? Dame Turandot,
Das sind gewiß, dreht Euch drei Rätselchen,
Daran die sieben Weisen Griechenlands
Mit sammt den siebenzig Dollmetschern sich
Die Nägel Jahre lang unsonst zerkauten.
Wir selbst, so alte Practici und gram
Geworden über'm Büchern, haben Roth,
Das Tiefe dieser Rätsel zu ergründen.
Es sind nicht Rätsel aus dem Kinderfreund,
Nicht solches Zeug, wie das:
„Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt,
„Wer's braucht, der zahlt darüb kein Geld.
„Wer's macht, der weiß nicht selbst aufzählen,
„Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Worten."
Nein, es sind Rätsel von dem neuesten Schnitt,
Und sind verflixte Nüsse aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man drei Herrn Doctoren
Versiegelt übersandt, geschrieben stünde,
Sie möchten's Euch mit allem ihrem Witz
In einem Seculum nicht ausbrüten.
Darum, Herr Mitkonsort, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, sind ein so junges Blut,
Und Schade wär's um Eure schönen Haare.
Bewahrt Ihr aber drauf, so steht ein Rettig
Des Gärtners fester, Herr, als Euer Kopf.

Kalaf.

Ihr sprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (stotternd).

Tu — Turandot!
Zum Henker! Welcher Stiefsinn und Verblendung!
Hier spielt man nicht um weiße Nüsse, Herr.
Noch um Kastanien — 's ist um den Kopf
Zu thun — den Kopf — Bedenkt das wohl! Ich will
Sonst keinen Grund anführen als den Einen;
Er ist nicht fleint: — Den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Läßt sich herab, Euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen und dem Mond dreihundert Schweine,
Und Ihr seid sämtig genug und andunkaut,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wie' überall auch seine andre Dame
Mehr in der Welt, als diese Turandot,
Wies's immer doch ein loser Streich von Euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr! Es ist,
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmnis.
Die mich so frei läßt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt Ihr, was das heißt?
Es ist nicht möglich!

Kalaf.

So im Wind zu reden!
Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister!
Tod oder Turandot!

Altoum.

Nun denn, so hab' es!
Verderbe dich, und mich flirr' in Verweisung!
(An der Wache).
Man geb' und rufe meine Tochter her.
(Wache geht hinaus).
Sie kann sich heut an zweiten Opfer weiden.

Kalaf

(gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung).
Sie kommt! Ich soll sie sehen! Gut'ge Mächte!
Das ist der große Augenblick! O Härtet
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geistes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich stürzte keine als der Sehnsucht Macht,
Ihr Götter! Gebt, daß ich mir selbst nicht fehle!
Ihr seht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und schüttert das Herz
Mir in der Brust zusammen. — Weise Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O leiht mich nicht Frasbaren Uebermuths,
Daß ich das Schicksal zu versuchen wagte!
Bekannt mich! Bereint den Unglücklichen!
Ich habe vier Reisen Wüsten und sein Meilen!
Unwiderstehlich gewaltig reißt es mich
Von hinnen; es ist mächtiger als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marsch.

Truffaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter; die Schwarzen hinter ihm; darauf mehrere Gefangenen, die zu den Trommeln zusammenpassen. Nach diesen Adelma und Zelima, jene in tartarischen Anzug, beide verschleiert. Zelima trägt eine Fackel mit verlegten Patronen. Truffaldin und seine Schwarzen werfen sich im Vorbeigehen vor dem Kaiser mit der Stirn auf die Erde und stehen sogleich wieder auf; die Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erscheint Turandot verschleiert, in reicher chinesischer Kleidung, majestätisch und stolz. Die Räthe und Doctoren werfen sich vor ihr mit dem Angesicht auf die Erde. Altoum steht auf; die Prinzessin macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemessene Verbeugung, setzt dann auf ihren Thron und legt ihn. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Fackelträgern ein nächsten. Truffaldin

nimmt der Zelima die Schleier ab, und vertheilt unter die übrigen Ceremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er sich mit denselben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marsch hört auf.

Turandot
(nach einer langen Pause).

Wer ist's, der sich auf's Neu vermessen schmeichelt,
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthsel einzudringen?
Der, seines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

Altoum
(zeigt auf Kalaf, der erstaunt in der Mitte des Divans steht).

Der ist es, Tochter — Würdig wohl ist er's,
Daß Du freiwillig zum Gemahl ihn wähltest.
Und neue Trauer diesem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot
(nachdem sie ihn eine Zeitlang betrachtet, leise zu Zelima).

O Himmel! Wie gestaltet mir, Zelima!

Zelima.

Was ist dir, Königin?

Turandot.

Mich Keiner trat
Im Divan auf, der dieses Herz zu rühren
Verstanden hätte. Dieser weiß die Kunst.

Zelima.

Drei leichte Räthsel denn und Stolz fahr hin!

Turandot.

Was sagst Du? Wie, Verwegne? Meine Ehre?

Adelma
(hat während dieser Reden den Prinzen mit höchstem Erstaunen betrachtet, für sich).

Täuscht mich ein Traum? Was seh' ich, große Götter!
Er ist's, der schöne Jüngling ist's, den ich
Am Hofe meines Vaters Kelendad
Als niedern Knecht gesehen! — Er war ein Prinz!
Ein Königssohn! Wohl sagte mir's mein Herz;
O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Turandot.

Prinz! Noch ist's Zeit. Geht doch verwegene
Beginnen auf! Gewiß auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiß, daß jene Zungen thaten,
Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.
— Ich bin nicht grausam. Frei nur will ich leben!
Blos keines Andern will ich sein; dies Recht,
Das auch dem Allerniedrigsten der Menschen
Im Leb der Mutter anerschaffen ist,
Will ich behaupten, eine Kaisertochter.
Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt, und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verstand,
Und Scharfsinn, meine Freiheit zu behaupten.
— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wissen;
Ich hass' ihn, ich verachte seinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köstlichen
Streckt er begehrlich seine Hände aus;
Was seinem Sinn gefällt, will er besitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geschmücket,
Mir Geist begabt — warum ist's denn das Loos
Des Edeln in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In seinem Unwerth ruhig sich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Beute sein
Für Einen? Sie ist frei, so wie die Sonne,
Die allbeglückende am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch Keines Sclavin und Leibeigenthum.

Kalaf.

So hoher Sinn, so feiner Geistesadel
In dieser göttlichen Gestalt! Wer darf
Den Jüngling schelten, der sein Leben
Für solchen Kampfpreis freudig setzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannschaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durch's blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erstes, höchstes ist!
Ich alle zeih' Euch keiner Grausamkeit;
Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht verwegen.
Und paßt ihm nicht, weil er mit edlem'der Seele
Nach dem Unsichtbaren zu streben wagt:
Ihr seiner hart ihm seinen Preis setzt,
Womit es zu erkaufen ist — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich ein
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen;
Kein Leben zwar des Glücks, doch ist's mein Alles,
Und hätt' ich's tausendmal, ich gäb' es hin.

Zelima (leise zu Turandot).

Hört Ihr, Prinzessin! Um der Götter Willen!
Drei leichte Räthsel! Er verdient's.

Adelma.

Die edel, welche Liebenswürdigkeit!
O daß er mein sein könnte! Hätt' ich damals
Gewußt, daß er ein Prinz geboren sei,
Als ich der süßen Freiheit mich noch freute,
— O welche Liebe flammt in meiner Brust.
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß.
— Muth, Muth, mein Herz! Ich muß ihn noch besitzen.

(zu Turandot).

Prinzessin! Ihr verwerft Euch! Ihr schweigt!
Bedenket Euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und Er allein riß mich zum Mitleid hin!
Nein, Turandot! Du mußt dich selbst besiegen.
— Verwegener, wohlan! Macht Euch bereit!

Altoum.

Prinz, Ihr besinnt noch?

Kalaf.

Eure! Ich wiederhol' es.
Tod oder Turandot!
(Pantalon und Tartaglia geberden sich ungeduldig).

Altoum.

So lese man
Das blutige Manbat. Er hör's und zittre!
(Tartaglia nimmt das Gesetzbuch aus dem Busen, küßt es, legt es sich auf die Brust, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon).

Pantalon
(empfängt das Gesetzbuch, machem er sich mit der Stirn auf die Erde geworfen, steht auf und liest dann mit lauter Stimme).

„Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,
„Doch erst drei Räthsel legt die Königin ihm vor.
„Löst er sie nicht, muß er vom Beile sterben.
„Und schaugetragen wird sein Haupt auf Peckins Thor.
„Löst er die Räthsel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Gesetz. Wir schwören's bei der Sonnen."

(Nach geendigter Vorlesung küßt er das Buch, legt es auf die Brust und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der sich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präsentirt).

Altoum.

(hebt die rechte Hand empor und legt sie auf das Buch).
O Blutgefry! Du meine Qual und Pein!
Ich schwör' bei Fohis Haupt, du sollst vollgültig seyn.

(Tartaglia steht das Buch wieder in den Busen, es herrscht eine lange Stille).

Turandot

(in deklamatorischem Ton, aufstehend).
Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweite,
Und sieht die Sonne nicht.

Er setzet neue Dinge,
So oft er blühet, an.
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grüne Rinden
Drückt sich ein Name leicht;
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
So sprich, kannst Du ergründen,
Was diesem Baume gleicht?

(Sie setzt sich wieder).

Kalaf

(nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe gesehen, verbeugt er sich gegen die Prinzessin).
Zu glücklich, Königin, ist Euer Sklav,
Wenn seine dunklern Räthsel auf ihn warten.
Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
Und dessen Blätter auf der einen Seite
Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
Der nur, so lang sie grün ist, bleibt:
— Er ist — das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

Pantalon

(freudig).
Tartaglia! Gerrefien!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren

(schreiben ihre Zettel).
Optime! Optime! Optime! das Jahr, das Jahr, das Jahr, es ist das Jahr.

(Musik fällt ein).

Altoum

(freudig).
Der Götter Gnade sey mit dir, mein Sohn,
Und heile dir auch durch die andern Räthsel!

Zelima

(bei Seite).
O Himmel, schütz' ihn!

Adelma

(gegen die Zuschauer).
Himmel, schütz' ihn nicht!
Laß nicht geschehn, daß ihn die Grausame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot

(entschlüpft sie sich).
Er sollte siegen? Mir den Raum entreißen?
Nein, bei den Göttern!

(Zu Kalaf).

Selbstzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und höre!

(Steht wieder auf und fährt in deklamatorischem Ton fort:)

Kennst Du das Bild auf purem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's aufgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die sich rühret,
Kennst Du durch dieses Bild allein.

Und kannst Du den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen;
Das ganze Weltall faßt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

Kalaf

(nach einem kurzen Nachdenken sich gegen die Prinzessin verbeugend).
Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiste, Eure Räthsel aufzulösen.
— Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche und Große,
Und der Crystall, in dem dies Bild sich malt,
Und der von Sonn'nes wegen sich strahlt,
Er ist das Aug', in das die Welt sich drücket,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon

(springt freudig auf).
Tartaglia! Mein Seel! Ja's schwarze Fleck
Geschossen.

Tartaglia.

Mitten hinein, so wahr ich lebe!

Doctoren

(haben die Zettel eröffnet).
Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge,
Es ist das Auge.

(Musik fällt ein).

Altoum.

Welch unverhofftes Glück! Ihr gut'gen Götter!
O laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima

(bei Seite).
O wäre dies das letzte!

Adelma

(gegen die Zuschauer).
Weh mir! Er siegt! Er ist ihr mich verloren!

(zu Turandot).

Prinzessin, Euer Ruhm ist hin! Könnt Ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verjüngt ein einz'ger Augenblick.

Turandot

(steht auf in heftigem Zorn).
Eh' soll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wisse!
Ich hasse dich nur desto mehr, je mehr
Du dessen mich zu belegen, zu bessern.
Erwarte nicht das letzte Räthsel! Fliehe!
Weich aus dem Diwan! Rette deine Seele!

Kalaf.

Nur Euer Haß ist's, angebetete
Prinzessin, was mich schreckt und ängstiget.
Dies unglückseel'ge Haupt sinkt in den Staub.
Wenn es nicht werth war, Euer Herz zu rühren.

Altoum.

Steh' ab, geliebter Sohn! Versuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günstig waren.

Jetzt kannst Du dein gerettet Leben noch.
Gebraut mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts heißen dir zwei Sieger, wenn der dritte
Dir, der entscheidende, mißlingt — Je näher
Dem Ziwiel, desto schwerer ist der Fall.
— Und Du — laß' es genug seyn, meine Tochter!
Steh' ab, ihm neue Rathsel vorzulegen.
Er hat gesiegt, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er ist sie werth,
Und endige die Proben.
(Zelima macht Gebehrden, Adelma drohende Gebehrden gegen Turandot).

Turandot.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlassen? Nein, drei Räthsel
Sagt das Gesetz. Es habe seinen Lauf.

Kalaf.

Es habe seinen Lauf. Mein Schicksal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot.

Tod also! Tod! Herrl Du's!
(Sie steht auf, und tritt an die vordere Bühne, in deklamirendem Ton).
Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch gern's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend
Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich;
Die größten Reiche hat's gegründet.
Die ärgsten Ströme hat's gedaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet.
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannst Du das Ding nicht rathen,
So weich' aus diesen blühenden Staaten!
(Mit den letzten Worten tritt sie sich ihren Schleier ab).
Sieh her und diese deiner Sinne Meister!
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf.

(außer sich, hält die Hand vor die Augen).
O Himmelslasam! O Sehnsucht, die mich blendet!

Altoum.

Gott, er verwirrt sich, er ist außer sich.
Fass' dich, mein Sohn! O sammle deine Sinne!

Zelima (für sich).

Mir bebt das Herz.

Adelma (gegen die Zuschauer).

Mein bist Du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

Pantalon (zu Kalaf).

Um Gotteswillen! Nicht den Kopf verloren.
Nehmt Euch zusammen! Herz gefaßt, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er ist gelieffert.

Tartaglia (gravitätisch für sich).

Lieg' es die Würde zu, wir gingen selbst zur Küche
Nach einem Essigglas.

Turandot

(hat den Prinzen, der noch immer unter Fassung da steht, unverwandt betrachtet).

Unglücklicher!

Du wolltest dein Verderben. Hab' es nun!

Kalaf

(hat sich gefaßt und verbeugt sich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot).

Nur Eure Sohnheit, himmlische Prinzessin,
Die mich auf Einmal überraschend, blendend,
Unitewarete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding, von Eisen, das nur Wen'ge schätzen,
Das Cimna's Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unschuld'ger als das Schwert
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterwerfen —
Wer hätte aus den heißen wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühende Land,
Und säte rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Den friedlichen Gefegen still begläckt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?

Pantalon.

O sey gesegnet! Laß dich umarmen!
Ich hatte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.

Tartaglia.

Gott segne Eure Majestät! Es ist
Vorbei und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren

(haben die Zettel eröffnet).

Der Pflug! Der Pflug! Es ist der Pflug!
(Alle Instrumente fallen ein mit großem Getöse. Turandot ist auf ihrem Thron in Ohnmacht gesunken).

Zelima

(zum Turandot beschäftigt).

Blickt auf, Prinzessin! Fasset Euch! Der Sieg
Ist sein; der saubre Prinz hat überwunden.

Adelma (an der Zuschauer).

Der Sieg ist sein! Er ist für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!
(Altoum ist voll Freude, heisst den Pantalon und Tartaglia, vom Throne gehingen. Die Doctoren erheben sich alle von ihren Sitzen und ziehen sich nach dem Hintergrunde. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geschieht, während die Musik fortdauert).

Altoum (zu Turandot).

Nun hörst Du auf, mein Alter zu betrüben,
Grausames Kind! Genug ist dem Gesetz
Geschehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüß' ich Euch als Eidam!

Turandot

(ist wieder zu sich gekommen und stürzt in sinnloser Wuth von ihrem Throne, sich zwischen Beide werfend).

Halt ein!

Er besse nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muß auf's Neu'
Zin Divan mir drei andre Räthsel lösen.
Man überraschte mich. Mir ward nicht Zeit
Bezgdenk, mich zu verreiten, wie ich sollte.

Altoum.

Grausame Tochter! Deine Frist ist um!
Nicht hoffe mehr, uns listig zu beschwatzen.
Erfüllt ist die Bedingung des Gesetzes;
Mein ganzer Divan soll den Ausspruch thun.

Pantalon.

Mit Eurer Gunst, Prinzessin Kielelberg!
Es braucht nicht neue Räthsel zuzubiyten,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da:
Hier steht der Mann! Der hat's errathen! Kurz:
Das Gesetz hat seine Cudsmast und das Eisen
Steht auf dem Tisch — Was sagt der Herr Collega?

Tartaglia.

Das Gesetz ist aus. Ganz aus, und damit Punktum. Was sagen Ihre Würden, die Doktoren?

Doktoren.

Das Gesetz ist aus. Das Köpfen hat ein Ende. Auf Leid folgt Freud. Man gehe sich die Hände.

Altoum.

So trete man den Zug zum Tempel an. Der Fremde nenne sich, und auf der Stelle Bestimme man die Trauung —

Turandot

(reißt sich ihm in den Weg).

Aufstand, Vater!

Um aller Götter willen!

Altoum.

Keinen Aufstand!

Ich bin entschlossen. Unbankbares Kind! Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein Willfahr' ich deinem grausamen Begehren. Dein Urtheil ist gesprochen; mit dem Blut Von jedem Todesopfern ist's geschrieben, Die ich um deinetwillen werden ließ. Mein Wort hab' ich gelöst, nun löse Du Das deine, oder bei dem finstern Haupt Des Zeus sey's geschworen —

Turandot

(reißt sich zu seinen Füßen).

O mein Vater!

Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

Altoum.

Nichts!

Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

Turandot (außer sich).

So werde mir der Tempel denn zum Grab! Ich kann und will nicht seine Gattin seyn. Ich kann es nicht. Eh' tausend Tode sterben, Als diesem stolzen Manne mich unterwerfen. Der bloße Name schon, schon der Gedanke, Ihm unterthan zu seyn, vernichtet mich.

Kalaf.

Grausame! Unerbittliche, steht auf!

Wer könnte Euren Thränen widerstehn?

(zu Altoum).

Laßt Euch erbitten, Sire! Ich flehe selbst Darum. Gönnt ihr den Aufstand, den sie fordert. Wie könnt' ich glücklich seyn, wenn sie mich haßt! Zu jährlich lieb' ich sie — Ihr kennt mein Leiden, Ihr Leben, ihren Schmerz zu sehn — Könntet Wenn euch des treusten Herzens treue Liebe Nicht rühren kann, wohlan, so triumphire! Ich werde sie dem Gatte seyn mit Zwang. O stoßet Du in dieß zerriss'ne Herz. Gerecht, Du fühlest Mitleid — dich gelüstet Nach meinem Blut? Es sey darum. Verstattet, Die Probe zu erneuern, Sire — Ihr könnt Ist mir der Tod. Ich wünsche matt zu leben.

Altoum.

Nichts! Nichts! Es ist beschlossen. Fort zum Tempel! Kein anderer Versuch — unklüger Jüngling!

Turandot (sich taumelnd auf).

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird Eure Tochter Zu sterben wissen.

(Sie zieht einen Dolch und will gehen).

Kalaf.

Sterben! Große Götter!

Nein, eh' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiser! Gönn' Eure Gnade mir die einz'ge Gunst!

— Zum Zweitenmale will ich ihr im Divan, Ich — ihr, ein Räthsel aufzulösen geben. Und dieses ist: Weß Stamms und Namens ist Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten, Gezwungen ward, als niederer Knecht zu dienen, Und Lasten um geringen Lohn zu tragen; Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor? — Grausame Seele! Morgen früh im Divan Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen. Vermögt Ihr's nicht, so laßt mein Leiden enden, Und schenkt mir diese theure Hand! Nennt Ihr Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot.

Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf die Bedingung Bin ich die Eurige.

Zelima (für sich).

Ich soll neu Neuem zittern!

Adelma (seufzend).

Ich darf von Neuem hoffen!

Altoum.

Ich bin's nicht

Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesetz Will ich vollzogen wissen.

Kalaf (fällt ihm zu Füßen).

Mächt'ger Kaiser!

Wenn Bitten dich bewegen — wenn Du mein, Wenn Du der Tochter Leben liebst, so beut' es: Bewahren mich die Götter vor der Schuld, Daß sich ihr Geist nicht sättige. Er weide Mit Wollust sich an meinem Blut — Sie löse Im Divan, wenn sie Scharfsinn hat, mein Räthsel!

Turandot (für sich).

Er spottet meiner noch, wagt's mir zu trotzen!

Altoum (zu Kalaf).

Unsinniger! Ihr wißt nicht, was Ihr fordert, Wißt nicht, welch einen Geist sie in sich hat, Das Tiefste auch versteht sie zu ergründen. — Seyd's denn! Die neue Probe sey verstattet! Sie sey des Bundes mit Euch los, kann sie Im Divan morgen und die Namen nennen. Doch eines neuen Mordes Trauerspiel Gestatt' ich nicht — Erfüllt sie, was sie soll. So geht in Frieden Euren Weg! — Genug Des Blutes ist geflossen. Folgt mir, Prinz! — Unsinger Jüngling! Was habt Ihr gethan?

(Der Marsch wird wieder gehört. Altoum geht gefolgt von dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doktoren und der Leibwache durch die Pforten ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sklavinnen und Leibwache mit den Verschnittenen entfernen sich durch die andere Pforte, unter einem Marsch wiederholend).

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer im Serail.

Erster Auftritt.

Adelma (allein).

Jetzt oder nie entspring' ich diesen Banden. Fünf Jahre trag' ich schon den gründen Haß In meiner Brust verschlossen, heuchle Freundschaft Und Treue für die Grausame, die mir Den Bruder raubte, die mein ganz Geschlecht Verklagte, mich zu diesem Sclaventoos

Herunterstieß — in diesen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie sie, zum Thron geboren,
Und dienen soll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauses Mörderin,
Die meines Falles blut'ge Ursach' ist.
Nicht länger duld' ich den verhaßten Zwang,
Erschöpft ist mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verstellung.
Der Augenblick ist da, mich zu befreien;
Die Liebe soll den Rettungsweg mir bahnen.
Als meine Künste hier' ich auf — Entweder
Entdeck' ich sein Geheimniß oder forsch' ihm
Durch List aus diesen Mauern weg — Verhaßte,
Du sollst ihn nicht besitzen! Diesen Dienst
Will ich aus falschem Herzen dir nicht leisten.
Mir leihet dein' ich, süße Ruhe dir' ich,
Dein Herz zerreiß' ich, da ich deinem Stolz
Verrätherisch diene — ich durchschaute dich!
Du liebst ihn, aber darfst es nicht gestehn.
Du mußt ihn von dir stoßen und verwerfen,
Wider dich selber mußt Du tückisch wüthen,
Den räucherlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Brust.
Ja kennt' ihn; nie vernarben seine Wunden.
— Dein Frieden ist vorbei: Du hast empfunden!
(Turandot erscheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beschäftigt ist, sie zu bemühen).
Sie kommt, sie ist's! Verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert sich — Laß hören, was sie spricht!

Zweiter Auftritt.

Turandot im Gespräch mit Zelima, Adelma (Anfangs ungesehen).

Turandot.

Hilf, rath' mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima.

Ist's möglich, Königin? Ein so edler Prinz,
So liebenswerth und so liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abscheu —

Turandot.

(Sie besinnt sich).
Abscheu? Haß?
— Ich haß' ihn, ja. Abscheulich ist er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage spotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, soll der Divan sich versammeln,
Und ihr' ich nicht die aufgegebne Frage,
So soll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten seyn — — „Mich Stamm und Namen sist
„Der Prinz, der, um sein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
„Und Lasten um geringen Preis zu tragen;
„Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
„Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor?" —
— Daß dieser Prinz Er selbst ist, seh' ich leicht.
Wie aber seinen Namen und Geschlecht
Entdecken, da ihn Niemand kennt, der Kaiser
Ihm selbst verstattet, unerkannt zu bleiben?
Geängstigt, wie ich war, geschreckt, gedrängt,
Eins ich die Worte unbedachtsam ein;
Ich wollte Frist gewinnen — Aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima.

Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Thee- und Kaffee-Satz wahrsagen —

Turandot.

Du spottest meiner! Dahin kam's mit mir!

Zelima.

Wenn auch überall der fremden Künste?
— O sprich ihn vor Euch flehn den schönen Prinzen?
Wie rührend seine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriss'nem Herzen zu Euch flehte!
Zu Eures Vaters Füßen für Euch bat,
Für Euch, die sein Erbarmen mit ihm trug,
Zum Zweitenmal sein kaum gerettet Leben
Darbot, um Eure Wünsche zu vergnügen!

Turandot (wegwendet).

Still, still davon!

Zelima.

Ihr seyd gerührt! Ja! Ja! Verzerrt es nur!
Und eine Thräne glänzt in Eurem Auge —
O schämt Euch nicht der zarten Menschlichkeit!
Nie sah ich Euer Angesicht so schön.
O macht ein Ende! Kommt —
(Adelma ist im Begriff hervor zu treten).

Turandot.

Nichts mehr von ihm!
Er ist ein Mann. Ich haß' ihn, muß ihn hassen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos sind.
Nichts lieben können als sich selbst; hinwegs
Gewerben ist an dies verrätherische Geschlecht
Die sündne Neigung und die sündne Treue.
Gesinnets'ge Sklaven, wenn sie um uns werben,
Sind sie Tyrannen gleich, wo sie besitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz.
Das eigensinnig heftige Begehren,
Das nennen sie ihr Lieben und Verehren,
Das treibt sie blind zu unerhörter That.
Das treibt sie selber auf den Todespfad;
Das Weis allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, sag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Ist mir der Tod nicht schrecklicher, als er.
Mich sah' die Welt, die mir gehässig ist,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt.
An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! Ich tief soll Turandot nicht sinken!
— Ich seine Braut? Eh' in das offne Grab
Mich stürzen, als in eines Mannes Arme!
(Adelma hat sich wieder zurückgezogen).

Zelima.

Wohl mag's Euch kosten, Königin, ich glaub' es
Von Eurer stolzen Höh' herabzusteigen,
Auf der die Welt Euch staunend hat gesehn.
Was ist der eitle Ruhm, wenn Liebe spricht?
Gesteht es! Eure Stunde ist gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der stärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht hassen.
Warum dem eignen Herzen widerstreben?
Erwecht Euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche beneiden.

Adelma

(ist horchend nach und nach näher getreten und tritt jetzt hervor.)

Wer von geringem Stand geboren ist.
Dem steht es an, wie Zelima zu denken;
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir ist es nicht gegeben,
An einer Fürstin Platz dich zu versetzen.

Die sich so hoch wie unser Königin
Gestellt, und jetzt, vor aller Menschen Augen,
Im Divan so herunter steigen soll.
Von einem schreckten Fremdling übervunden.
Mit meinen Augen sah ich den Triumph,
Den stolzen Horn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthsel unsrer Königin,
Als wären's Kinderfragen, spielend löste,
Der übertonen Einsicht steif verwundt.
O in die Erde sähr' ich sinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ja liebe meine schöne
Gesellerin, ihr Ruhm liegt mir am Herzen,
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Gesprochen, dieses Mannes Frau!

Turandot.

Erbarme mich
Nicht mehr!

Zelima.

Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma.

Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht schweigen! Grausam wär' es, hier
Zu schweigen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, daß wir den Mann,
Den Ueberwältigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, daß wir uns selbst
Mit freier Wahl und Gunst an ihn verschenken,
Und seine Großmuth feyert seinen Sieg.
Doch welches Loos trifft unser Königin,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verdunkelt!
Nicht ihrer steten Gunst und Zärtlichkeit,
Sich selbst nur, seinem fliegenden Verstand,
Wird sie der Strafe zu verdanken haben.
Als seine Beute führt er sie davon —
Wird er sie achten — Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang.
Ihm nur als Preis des Sieges beimgefallen?
Wird er beschieden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Recht verdankt?

Turandot

(in der heftigsten Bewegung).

Adelma, wisse!

Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstieß' ich diese Brust mit einem Dolch.

Adelma.

Fasse Muth, Gesellerin. Verzweifle nicht!
Kunst oder List muß uns das Räthsel lösen.

Zelima.

Gut. Wenn Adelma mehr verstehst als ich,
Und Euch so zugethan ist, wie sie sagt,
So beiße sie und schaffe Rath!

Turandot.

Adelma!
Geliebte Freundin! Hilf mir, schaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt,
Wie kann ich sein Geschlecht und seinen Namen
wissen?

Adelma (nachsinnend).

Laß sehn — Ich hab es — Hörte man ihn nicht
Im Divan sagen, hier in dieser Stadt,
In Persien lebe Jemand, der ihn kenne?
Man muß nachspähren, muß die ganze Stadt
Untersuchen, weder Gold noch Schätze sparen —

Turandot.

Nimm Gold und Edelsteine, spare nichts!
Kein Schatz ist mir zu groß, nur daß ich's wisse:

Zelima.

An wen und damit wenden? Wo uns Rathes
Erholen? — Und gesetzt, wir fänden wirklich
Auf diesem Wege seinen Stand und Namen,
Wird es hervorgen bleiben, daß Bestrafung,
Nicht ihre Kunst das Räthsel uns errathen?

Adelma.

Wird Zelima wohl der Verräther freyn?

Zelima.

Daß geht zu weit — Spart Euer Geld, Prinzessin!
Ich schweig, ich hoffe Euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, diesen würdigsten
Von allen Prinzen, den Ihr selbst nicht hasset,
Freiwillig zu belohnen — Doch Ihr wollt es!
So siege meine Pflicht und mein Gehorsam!
— Wißt also! Meine Mutter Sirima
War eben bei mir, war entzückt zu hören,
Daß dieser Prinz die Räthsel aufgelöst.
Und, von dem neuen Wettstreit noch nichts wissend,
Verrieth sie mir in ihrer ersten Freude,
Daß dieser Prinz in ihrem Hause geborgen,
Daß Hassan ihn, ihr Gatte, sehr wohl kenne,
Wie seinen Herrn und lieben Freund in Stand und Namen,
Ich fragte nun nach seinem Rathsel für sie selbst,
Doch dieß sey noch ein Räthsel für sie selbst,
Spricht sie, daß Hassan standhaft ihr verberge;
Doch hofft sie noch, es endlich zu ergründen.
— Verbiet' ich es nun noch, so zweifle meine
Gesellerin an meiner Treu und Liebe!

(Geht ab mit Empfindlichkeit).

Turandot (ihr nachsehend).

Bleib, Zelima. Bist Du beleidigt? — Bleib!
Vergieb der Fremdlin!

Adelma (will sie zurück).

Lassen wir sie ziehen!
Prinzessin, auf die Spur hat Zelima
Gewiesen; unsre Sache ist es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wär's zu hoffen, daß uns Hassan
Gutwillig das Geheimniß brächten werde,
Nun er den ganzen Werth desselben kennt.
Verschlagne List, ja, wenn die List nicht hilft,
Gewalt muß das Geständniß ihm entreißen;
Denn schnell — Kein Augenblick ist zu verlieren,
Fordert mit diesem Hassan in's Serail.
Eh' er gewarnt sich unserm Arm entzieht:
Kommt! Wo sind Eure Sclaven!

Turandot

(Gilt ihr um den Hals).

Wie Du willst.

Adelma! Freundin! Ich genehmige Alles.
Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhielt!

(Beyde ab).

Adelma.

Zeyt, Liebe, steh' mir bei! Dich ruf ich an.
Du Mächtige, die Alles kann bezwingen!
Laß mich entgehn der Sclaverei entrinnen;
Der Stolz der Feindin diene mir die Bahn!
Hilf die Verhaßte listig mir betrügen.
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(Geht ab).

Vorhalle des Pallastes.

Dritter Auftritt.

Kalaf und Barak (kommen im Gespräch).

Kalaf.

Wenn aber Niemand lebt in dieser Stadt,
Der Kundschaft von mir hat, als Du allein,

Du treue Seele! – Wenn mein väterliches Reich
Mich unserer Meilen weit von hier entlegen
Und schon acht Jahre lang verlieren ist.
– Indessen weiß Du, leben wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unsern Tod –
Ach, Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menschen!

Barak.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz!
Vergest mir! Der Unglückliche muß auch
Unmöglichkeiten fürchten. Gegen ihn erheben
Die stummen Steine selber sich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren. Mauern sind Verräther.
Ist kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünstigt Euch, das schönste Weib
Gewinnt Ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich.
Und Eure weitsche Zärtlichkeit raubt Euch
Auf einmal Alles wieder!

Kalaf.

Hättest Du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz gesehn!

Barak.

Auf Euren Eltern Schmerz, die Ihr zu Verlas
Treulos verlassen, hättet Ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten sollen!

Kalaf.

Schilt meine Liebe nicht! Ich wollte ihr gerne
Gefällig seyn. Vielleicht daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen –

Barak.

Im Herzen dieser Schlange – Dankbarkeit?
Das wächst nie.

Kalaf.

Entgehn kann sie mir nicht.
Wie fände sie mein Mitleid aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du hast mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, daß Du im Stillen deinem Weibe
Vertraut hast, wer ich sey?

Barak.

Ich? Keine Spitze!
Barak weiß Euren Winken zu gehorchen.
Doch weiß ich nicht, welch schwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon. Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon.

Sieh! Sieh! Da ist er ja! Pop Clement.
Wo steckt Ihr, Prinz? Was habt Ihr hier zu schaffen?
(Den Barak mit den Augen musternd).
Und wer ist dieser Mann, mit dem Ihr schwatzt?

Barak (für sich).

Weh uns! Was mich bat?

Tartaglia.

Sprecht! Wer ist dieser Mann?

Kalaf.

Ich kenne ihn nicht. Ich fand ihn hier nur so
Von ungefähr, und weil ich müßig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartaglia.

Hattet zu Gnaden, Prinz! Ihr seyd zu grad
Für diese falsche Welt, das gute Herz
Nennt mit dem Kopf davon – Heut früh' im Divan!
Wie Teufel kamt Ihr zu dem Narrenstreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu lassen?

Pantalon.

Laßt's gut seyn. Was geschehn ist, ist geschehn.
Ihr wißt nicht, lieber junger Prinz, wie tief Ihr
Im Wasser steht, wie Euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verrätherstricke
Umgeben – Lassen wir Euch aus den Augen,
So richtet man Euch ab, wie einen Staar.

(Zu Barak).

Herr Nachbar Naseweis, flickt Eure Nase
Wo anders hin! – Beliebt es Euerer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn – Ihr bei Seßhaften!
Nehmt ihn in Eure Mitte! – Ihr, Brigella,
Wißt Eure Pflicht – Bewacht seine Thür
Bis morgen früh zu des Divans Stunde.
Kein Mensch darf zu ihm ein! So will's der Kaiser.

(Zu Kalaf).

Merkt Ihr? Er ist verliebt in Euch, und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwischen kommen.
Seyd Ihr bis morgen nicht sein Schutzengeshn,
So fürcht' ich, treuen wir den alten Herrn
Zu Grabe – Nichts für ungut, Prinz! Das das
Von heute Morgen war – mit Euerer Gunst –
Ein Narrenstreich! – Um's Himmels willen! Gott
Euch
Nicht blos! Laßt Euch den Namen nicht entlocken!
(Zum sich Die zurückzieht).
Doch wollt Ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz sachten, sachten in die Ohren wispern,
So wird er sich gar schön dafür bedanken.
Bekommt er diese Recommend?

Kalaf.

Wie, Alter?
Gebietet Ihr so dem Kaiser, Eurem Herrn?

Pantalon.

Bravo! Scharmant! – Nun marsch! Baron Brigella!
Habt Ihr's gehört? Was steht Ihr hier und gafft?

Brigella.

Verliebet nur das Plaudern einzustellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes ist.

Tartaglia.

Paßt ja wohl auf! Der Kopf steht drauf, Brigella.

Brigella.

Ich habe meinen Kopf so lieb, als Ihr
Den Euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Tartaglia.

Ei! juckt und brennt mich nach dem Nacken – Uh!
Gerubret Ihr, ihn mir zu sagen, Hebeil.
Recht wie ein Kleinod wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren – Ja, das wollt' ich!

Kalaf.

Umsonst versucht ihr mich. Am nächsten Morgen
Erfahrt Ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Tartaglia.

Bravo! Bravissimo! Hol' mich der Teufel!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen, Prinz!
(Zu Barak).
Und Ihr, Herr Schlinget!
Ihr thätet besser Euerer Arbeit nach
Zu gehn, als im Pallast hier aufzupassen.
Versteht Ihr mich? (Geht ab).

Tartaglia (lebt ihn scheel an).

Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewisses Ansehn – eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath' Euch Gutes: gehe!
(Folgt dem Pantalon).

Brigella (zu Kalaf).
Freund mir, Prinz,
Das ich dem, der beleidigt kann, gehorche.
Lagt's Euch gefallen, in dieß Haus zu gehn.

Kalaf.
Das will ich gerne.
(Zu Barak leise).
Freund, auf Wiedersehn:
Zu besserer Gelegenheit! Leb' wohl!

Barak.
Herr, ich bin Euer Sclav!

Brigella.
Nur fort! Nur fort,
Und macht den Ceremonien ein Ende!
(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengesetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erstaunens).

Barak (ihm nachbrüllend).
Der Himmel steh' dir bei, treuherz'ge Unschuld!
Was mich betrifft, ich hätte meine Zunge.

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. Barak.

Timur (ernsthaft, für sich).
Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Teflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Pekin
Verfolgen ließ und seine Rache sättigt!
(Ruft ihm nach und ruft laut)
Kalaf! Kalaf!

Barak
(tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Brust).
Halt ein, Unglücklicher! Du bist des Todes!
(Pause. Beide sehen einander erstaunt an. Unterdessen hat sich Kalaf mit den Soldaten entfernt).
Wer bist Du, Alter? Woher kommst Du, sprich,
Daß Du den Namen dieses Jünglings weißt?

Timur.
Was seh' ich? Gott! Du, Barak! Du in Pekin!
Du sein Verräther? Ein Rebell? und zückst
Das Schwert auf deinen König?

Barak
(läßt erstaunt das Schwert sinken).
Große Götter!
Ist's möglich? — Timur?

Timur.
Ja. Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch.
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerst Du? Nimm dieses Leben hin:
Verlosst ist mir's, da ich die treusten Diener
Um sündlichen Verdachts willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert habe!

Barak.
Herr! — Herr! — O Gott! Das ist mein Fürst,
mein König!
Er ist's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn.
(Wirft sich zu Füßen).
In diesem Staub! In dieser Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muß mein Auge dieß erleben!
— Verzeiht, Geweiter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe ist's zu Eurem Sohn, die Angst,
Die treue Sorge, die mich hinarrissen.
So lieb Euch Eures Sohnes Heil, so nennt
Der Name Kalaf nie aus Eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak —
— Ach, weh mir! Wenn und Jemand hier behorchte!
Sagt, ob Almaze, meine Königin,
Sich auch mit Euch in dieser Stadt befindet?

Timur.
Still, Barak, still! O sprich mir nicht von ihr!
In unserm traur'gen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte sie der Gram um unsern Sohn,
— Sie starb in diesen todesmüden Armen.

Barak.
O die Besammernswürdige!

Timur.
Ich floh!
Ich konnt' es, einsam, dort nicht mehr ertragen,
Des Sohnes Spuren folgend frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern,
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, ist
Mein erster Anblick her gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.
Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für Euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh' noch der nächste Tag verlaufen,
Das höchste Glück erhoben und Euch mit ihm!
Nur daß sein Name nicht, noch auch der Eure,
Von Euren Lippen komme — Meerth Euch das!
Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak.

Timur.
Was für Geheimnisse — Erstke' mir doch!

Barak.
Kommt! hier ist nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was seh' ich?
(Sirina tritt aus dem Palast).
Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir sind entdeckt!
(Zu Sirina heftig).
Was hast Du hier zu suchen?
Unglückliche! Wo kommst Du her?

Sechster Auftritt.

Sirina zu den Vorigen.

Sirina.
Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, das unser Gast,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen,
Die Neugier auch — Nun ja — Ich wollte sehn,
Wie dieser männerscheuen Umwelt
Der Brautstand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zelima.

Barak.
Dacht' ich's doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht Alles und geschwätzig
Wie eine Elster läufst Du um's Serail;
Ich sinnte dir, es dir zu untersagen.
Umsonst! Zu spät! Des Weibes Unverstand
Kennt immer vor des Mannes weisem Rath
Voraus — Was ist nicht Alles dort getrieben,
Geplaudert worden! Nur heraus: Wie ist.
Ich höre dich in deiner albernen
Entschuldung sagen: Dieser Unbekannte
Ist unser Gast; er wohnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Hast Du's gesagt?

Sirina.
Und wenn ich nun? Was wär's?

Barak.

Nein, nein, gesteh' es nur! Hast Du's gesagt?

Skirina.

Ich hab's gesagt. Warum sollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wissen,
Und — daß ich's nur gestehe! ich versprach's.

Barak.

Weh mir! Wir sind verloren! — Rasende!
(Zu Timur sich wendend).
Wir müssen fort. Wir müssen fliehn!

Timur.

So sag' mir doch, was für Geheimnisse —

Barak.

Fort! Fort aus Pekin! Keine Zeit verloren!
(Truffaldin zeigt sich im Hintergrund mit seinen Schwarzen).
— Weh uns! Es ist zu spät. Sie kommen schon!
Sie suchen mich, die Schwarzen, die Verstümmelten
Der fürchterlichen Turandot — Entsetze!
In welchen Jammer stürzt uns deine Zunge!
(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verschnittenen durch Geberden, daß sie sich seiner bemächtigen sollen).
Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe Du,
Verbirg dich, rette dich und diesen Alten!

Timur.

So sag' mir doch!

Barak.

Fort! Keine Widerrede!

Ich bin entdeckt! — Verschlossen wie das Grab
Sey Euer Mund! Nie komme Eure Name,
Nie, nie der Seine über Eure Lippen!
— Und Du, Unglückliche, wenn Du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willst, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte diesen
Verborgen, bis der nächste Tag zur Hälfte
Verstrichen ist —

Skirina.

Willst Du mir denn nicht sagen?

Timur.

Willst Du nicht mit mir fliehn?

Barak.

Thut, was ich sage!
Werde mit mir, was will, wenn Ihr Euch rettet.

Skirina.

Sprich, Hassan! Worin hab' ich denn gefehlt?

Timur.

Erkläre mir diese Räthsel!

Barak (eilig).

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns; es ist
Zu spät und alle Flucht ist jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur,
Verschweigt, und Alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Truffaldin mit den Verschnittenen.

Truffaldin

(ist nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge besetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Brust setzend).
Halt an und steht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemuckt! Der ist des Todes, der sich rührt.

Skirina.

O wehe mir!

Barak.

Ich weiß. Ihr sucht den Hassan.
Hier bin ich, führt mich fort.

Truffaldin.

Bst! Keinen Lermen?
's ist gut gemeynt. Es soll Euch eine ganz
Abscheuliche Gnad' und Ehr' geschehn.

Barak.

Ja, in's Serail wollt Ihr mich führen; kommt!

Truffaldin.

Gemach! Gemach! Es steht hoch, welche Gunst
Euch widerfährt! In's Harem! In's Serail
Der Königin — Ihr glückliche Person!
's kommt kein' Fliege in's Serail, sie wird
Erst wohl beschlitzt und beschaut, ob sie
Ein Männchen oder Weib, und ist's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' getreuzigt und gespißt.
— Wer ist der Alte da?

Barak.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin

(betrachtet den Timur mit lüsterner Genauigkeit).
Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns großmüthig vorgesetzt,
Auch dieses armen Bettlers Glück zu machen.
(Bemerkt und betrachtet die Skirina).
— Wer ist die Weibsperson?

Barak.

Was zögerst Du?

Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.
Laß diesen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie gesehn und weiß nicht, wer sie ist.

Truffaldin (zornig).

Du kennst sie nicht? Du hast sie nie gesehn?
Verdammte Ehge! Was! Kenn' ich sie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavin Zelima? Hab' ich sie nicht
Zu hundertmalen im Serail gesehn,
Wenn sie der Tochter weiße Wäsche brachte?
(Mit komischer Grausamkeit zu den Verschnittenen).
Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich Euch gebe:
Die drei Personen hier nehmt in Verwahrung!
Bewacht sie wohl, hört ihr, laßt sie mir keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei der Nacht,
Sobald es still ist, führt sie in's Serail!

Timur.

O Gott! Was wird aus mir!

Skirina.

Ich faß' es nicht.

Barak (zu Timur).

Was aus dir werden soll und was aus mir?
Ich werde Alles leiden. Leid' auch Du!
Vergiß nicht was ich dir empfahl — Und, was
Dir auch begegne, bäte deine Zunge!
— Jetzt hast Du, thöricht Weib, was Du gewollt.

Skirina.

Gott steh uns bei!

Truffaldin (zu den Schwarzen).

Ergreift sie! Fort mit ihnen!
(Gehen ab).

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen.

In der Mitte eine Tafel mit einem mäßig großen Becken, voll von Götzbildern.

Erster Auftritt.

Turandot. Zelima. Sirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur stehen jeder an einer Säule einander gegenüber, die Verschnittenen um sie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Sirina stehen weinend auf der einen, Turandot drohend und streng auf der andern Seite).

Turandot.

Noch ist es Zeit. Noch laß' ich mich herab
Zu bitten — Dieser aufgethürmte Berg
Von Gold ist Euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Verjetzt Ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die Ihr hier
Auf Euch gezückt seht, Euer Herz durchbohren!
He da, ihr Sklaven! machet euch bereit.

(Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust).

Barak (zu Sirina).

Nun, beliebt Weib, nun siehst Du, Sirina,
Wohin und deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzessin, sättigt Eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die Ihr ersinnen könnt.
Ich bin bereit, den herbsten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Turannische Werkzeuge der Turannin,
Zerfleischet mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht. Ich kenne diesen Prinzen
Und seinen Vater. Beider Namen weiß ich.
Doch keine Marter preßt sie von mir aus;
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als schlechte Erde acht' ich diese Schätze!
Du, meine Gattin, jammre nicht um mich!
Für diesen Alten spare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieses Felsenherz,
Daß der Unschuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen ist, mein Freund zu seyn.

Sirina

(kehrt zu Turandot).

O Königin, Erbarmen!

Timur.

Niemand kümmre sich
Um einen schwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verstoßen, dem der Tod Erlösung,
Das Leben eine Marter ist. Ich will
Dich retten, Freund, und sterben. Wisse denn,
Du Grausame —

Barak (unterbricht ihn),

Um aller Götter willen! Schweigt!
Der Name komme nicht aus Eurem Munde!

Turandot (neugierig).

Du weißt ihn also, Greis?

Timur.

Ob ich ihn weiß?
Unmenschliche! — Freund, sag' mir das Geheimniß!
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

Barak.

Ihr tödtet ihn und uns, wenn Ihr sie nennt.

Turandot.

Er will mich schrecken. Alter, fürchte nichts!
Herbei, ihr Sklaven! Züchtigt den Verwegenen!

(Die Verschnittenen umgeben den Barak).

Sirina.

Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

Timur (tritt dazwischen).

Halt! Halten!
Was soll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzessin, schwört mir's zu bei Eurem Haupt,
Bei Euren Göttern schwört mir, daß sein Leben
Und dieses Fremdlings Leben ungefährdet
Seyn soll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig Eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und Ihr sollt Alles wissen.

Turandot.

Bei meinem Haupt, zum furchtbar'n Jehi schwör' ich,
Daß weder seinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

Barak (unterbricht sie).

Halt, Lügnerin — Nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherei lauscht hinter diesem Schwur.
— Schwört, Turandot, schwört, daß der Unbekannte
Euer Gatte werden soll, im Augenblick,
Da wir die Namen Euch entdeckt, wir recht
Und billig ist. Ihr wißt es, Unbarmherz!
Schwört, wenn Ihr könnt und dürft, daß er, verstümmelt
Von Euch, nicht in Verzweiflung sterben wird
Durch seine eigne Hand — Und schwört uns zu,
Daß, wenn wir Euch die Namen nun entdeckt,
Für unser Leben nichts zu fürchten sey,
Noch daß ein ew'ger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen soll —
Dieß schwört uns, und der Erste bin ich selbst,
Der Euch die beiden Namen nennt!

Timur.

Was für Geheimnisse sind dieß! Ihr Götter,
Nehmt diese Qual und Herzensangst von mir!

Turandot.

Ich bin der Worte müd' — Ergreift sie, Sklaven,
Durchbohret sie!

Sirina.

O Königin! Erbarmen!

(Die Verschnittenen sind im Begriff zu gehorchen, aber Sirina und Zelima werfen sich dazwischen).

Barak.

Nun siehst Du, Greis, das Herz der Tigerin!

Timur (sich zu ihnen werfend).

Mein Sohn! Du weißt ich freudig dieses Leben.
Die Mutter ging voran, ihr folg' ich nach.

Turandot

(betroffen, zieht den Sklaven).

Sein Sohn! Was hör' ich! Halten! — Du ein Prinz?

Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur.

Ja, Grausame! Ich bin ein König — bin
Ein Vater, den der Jammer niederdrücken!

Barak.

O König! Was habt Ihr gethan!

Sirina.

Ein König!
In solchem Elend!

Zelima.

Allgerechte Götter!

Turandot

(in wildes Staunen verloren, nicht ohne Rührung).

Ein König und in solcher Stunde! — Sein Vater!
Des unglücksel'gen Jünglings, den ich mich

Zu hassen zwinge und nicht hassen kann!
— O der Besammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefsten Busen wendet sich!
Sein Vater! — Und er selbst — sagt er nicht so?
Gerüstet, als nedver Knecht zu dienen.
Und lasten nun geringen Sold zu tragen!
O Menschlichkeit! O Schicksal!

Barak.

Turandot!
Dieß ist ein König! Schenet Euch und schaudert
Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
Wenn solches Jammers Größe Euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menschlichkeit
Entwaffnen kann, laßt Euch die Scham besiegen!
Ehrt Eures eignen greisen Vaters Haupt
In diesem Greis! O schandet Euch nicht selbst
Durch eine That, die Euer Blut entehrt!
Genug, daß Ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Zelima (wirft sich zu ihren Füßen).

Ihr seyd bewaat. Ihr könnt nicht widerstehn.
O seht dem Mitleid und der Gnade Raum!
Laßt Euch die Größe dieses Jammers rühren!

Zweiter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot (ihr entgegen).

Kommst Du, Adelma? Hilf mir! O schaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin außer mir!
Dieß ist sein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.

Ich hörte Alles. Fort mit diesen Beiden!
Schafft dieses Gold hinweg! Der Kaiser naht!

Turandot.

Mein Vater? Wie?

Adelma.

Ist auf dem Weg hieher.
(Zu den Schwarzen).
Fort, eh' wir überfallen werden! Sklaven,
Führt diese Beiden in die untersten
Gewölbe des Serails! Dort halter sie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!
(Zu Turandot).
Es ist unsonst. Wir müssen der Gewalt
Entsagen. Nichts kann retten als die List.
— Ich habe einen Anschlag — Sirina.
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima soll bleiben.

Barak (zu Timur).

Weh uns, mein Fürst! Die Götter mögen wissen,
Welch neues Schrecknis angeheckt wird!
— Weh! Tochter! Seyd gerecht, o haltet fest,
Laßt euch von diesen Schlangen nicht verführen!

Turandot (zu den Schwarzen).

Ihr wisset den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenste Gewölbe!

Timur.

Fall' eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!

Barak.

Mitleid in dieser Furie! Verrathen
Ist Euer Sohn, und uns, ich seh' es klar.
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angesicht der Menschen.
Wohin kein Lichtstrahl und kein Auge dringt.
Und unser Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!

(Zur Prinzessin).

Die Welt kannst Du, der Menschen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgeriest!
Magst Du im Schlund der Erde sie verstecken,
Laß tausend Trauergrüfte sie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat ans Licht.
(Er folgt mit Timur den Verschnittenen, welche zugleich die Tafel und das Betten mit den Geschirren hinwegtragen).

Dritter Auftritt.

Turandot, Adelma, Zelima und Sirina.

Turandot (zu Adelma).

Auf dich verlaß ich mich. Du einz'ge Freundin!
O sage, sprich, wie du mich retten willst.

Adelma.

Die Wachen, die auf Aiteums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, sind gewonnen.
Man kann zu ihm hinein gehn, mit ihm sprechen —
Und was ist dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Verzweiflung spielen lassen.
Denn arglos ist sein Herz und gibt sich leicht
Der Schmeichelstimme des Verräthers hin.
Wenn Sirina, wenn Zelima nur nur
Verständig sind und ihre Rolle spielen.
So zweifelt mehr, mein Anschlag soll gelingen.

Turandot (zu Sirina).

So lieb dir Hassans Leben, Sirina!
Er ist in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

Sirina.

Was Ihr befehlt, ich bin bereit zu Allem.
Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.

Turandot (zu Zelima).

So werth dir meine Gunst ist, Zelima —

Zelima.

Auf meinen Eifer pfeift und meine Treue!

Adelma.

So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren.
(Sie gehen ab).

Turandot.

Geht! Gehn! Thut, was sie sagt.

Vierter Auftritt.

Turandot (allein).

Was sinnt Adelma?
Wird sie mich retten? Götter, steht ihr bei!
Kann ich mich noch mit diesem Siege krönen,
Mein Name wird dann größer seyn als meiner?
Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen? — Welche Lust,
Im Divan, vor der wartenden Versammlung,
Die Namen ihm in's Angesicht zu werfen,
Und ihn beschämt von meinem Thron zu weisen!
— Und doch ist mir's, als wärd' es mich gereuen!
Mir ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen seinen Geist verhauchen.
Und dieser Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der großen Seele? Hat's ihn auch gerührt,
Im Divan über dich zu triumphiren?
Was wird dein Antheil seyn, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit ist es gekommen! Umkehr ist
Nicht möglich! — Du mußt siegen oder fallen!
Besiegt von Einem ist besiegt von Allen!

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und Tartaglia (folgen ihm in einiger Entfernung nach).

Altoum

(in einem Briefe lesend und zu vielen Gedanken, für sich).

So mußte dieser blutige Tyrann
Von Tefflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus seiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande schweifend, muß wieder
Nach Peckin kommen und durch seltsame
Verkettung der Geschicke glücklich werden!
So führet das Schicksal an verborgnem Band
Den Menschen auf geheimnisvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret sich der Faden.

Pantalon (tritt zu Tartaglia).

Rapvelt's der Majestät? Was könnt sie an,
Daß sie in Versen mit sich selber spricht?

Tartaglia (tritt zu Pantalon).

Still! Still! Es ist ein Brief angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wissen!

Altoum

(liest den Brief in den Augen und wendet sich zu seiner Tochter).

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entscheidung rückt heran,
Und schlaflos irrst Du im Serail umher,
Jerusalif bin, das Unmögliche zu wissen.
— Vergebens qualist Du dich. Es ist umsonst:
Ich aber hab' es ohne Müh erfahren.
— Sieh hinten Brief. Hier stehen beide Namen,
Und Alles, was sie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verschlossen und bewacht,
Bis dieser nächste Tag vorüber ist.
Der unbekannte Prinz ist wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es ist unmöglich.
Daß Du errathest, wer sie Beide seyen.
Ihr Reich liegt allhiesern von hier, der Name
Ist kaum zu Peckin ausgesprochen worden.
— Doch sieh, weil ich's als Vater mit dir meyne,
Komm ich in später Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum Zweitenmal
Im Divan dem Gelächter bloßzustellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauß wartet, deinen Stolz gebeugt zu sehen?
Denn ausgekämpft, Du weißt's, ist die Brut;
Kann werd' ich seiner Wuth gebieten können.
Wenn Du im Divan nun verstummen mußt.
— Sieh, liebes Kind, dieß führte mich hieher.

(Zu Pantalon und Tartaglia).

Laßt uns allein!

(Jene entfernen sich ungern und zaudernd).

Sechster Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum.

(Nachdem Jene weg sind, nähert er sich ihr, und faßt sie vertraulich bei der Hand).

Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot.

Meine Ehre, Sire? Spart Euch
Die Müh'! Nicht Rettung braucht' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen selbst
Zu helfen wissen.

Altoum.

Ach, Du schmeichelst dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was Du hoffst.
In Ies' in deinen Augen, deinen wild
Verworrnen Zügen deine Qual und Angst.
Ja bin dein Vater; sieh, ich hab' dich lieb.
— Wir sind allein — Drf offen gegen mich!
Betenn' es frei — weißt Du die beiden Namen?

Turandot.

Ob ich sie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Nein, Kind! Du weißt sie nicht, kannst sie nicht wissen.
Wenn Du sie weißt, so sag' mir's im Vertrauen.
Ich lasse dann den Unglücksfremden wissen,
Daß er verrathen ist, und laß ihn still
Aus meinen Staaten ziehen; so meidest Du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägst Du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Das Du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage sparest.
— Um dieses Eine'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirst Du's dem Vater, der dich liebt, versagen?

Turandot.

Ich weiß die Namen oder weiß sie nicht.
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Gesonnt, braucht' ich auch seiner nicht zu schonen.
Gerechtigkeit geschehe! Oeffentlich,
Wenn ich sie weiß, soll man die Namen hören.

Altoum

(will ungeduldig werden, gezwungt sich aber und fährt mit Mäßigung und Milde fort).

Darfst er dich schonen? Galt es nicht sein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und sie selbst zu retten,
Muß er den Sieg im Divan dir entreißen.
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Ich kann der Ueberzeugung!
Sieh, dieses Haupt sey' ich zum Pfand, Du weißt
Die Namen nicht — Ich aber weiß sie — hier

(auf den Brief zeigend)

Stehn sie geschrieben und ich sag' sie dir.
— Der Divan soll sich in der Früh' versammeln,
Der Unbekannte öffentlich erscheinen;
Mit seinem Namen reden Du ihn an;
Er soll bekennen, wenn Blitz getroffen, stehen,
Der reißend jammern und vor Schmerz verrathen;
Vollkommen sey sein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn Du so tief ihn hast gebeugt,
Erl's ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich ihm die Hand und endige sein Leiden!
— Komm, meine Tochter, schwöre mir, daß Du
Das thun willst, und folglich — Wie sind allein —
Selbst Du die Namen wissen. Das Geheimniß,
Ich schwöre dir, soll mit uns Beiden sterben.
So löst der Knoten sich erfreulich auf;
Du rettest dich mit neuem Siegesruhm,
Verschonst ihr durch neue Ehrlichkeit
Die Herzen meines Volks, gewinnst dir selbst
Den Würdigsten der Erde zum Gemahl.
Erfreuest, tröstest noch so langem Gram
Im seinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot

(ist während dieser Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen).

Ah! Wie viel arge List gebraucht mein Vater!
— Was soll ich thun? Was soll aus Adelma's Wort
Verlassen, und dem ungewissen Glück

Vertrau'n? Soll ich von Vater mir die Namen
Entdecken lassen, und den Nacken beugen
In das verhaßte Joch? – Furchtbare Wahl!
(Er setzt unentschlossen in heftigem Kampf mit sich selbst).
Herunter, stolzes Herz! Verneine dich!
Dem Vater nachzugeben, ist nicht Schande!
(Indem er einige Schritte gegen Altoum macht, steht sie wieder still).
Doch wenn Adelma – Sie versprach so kühn,
So zuversichtlich – Wenn sie's nun erforschte,
Und äußerlich hätt' ich den Schwur gethan!

Altoum.

Was sinnest Du und schwankest, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa diese Angst mich überreden,
Daß Du des Sieges dich versichert hattest?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach!

Turandot.

Es sey. Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten – Es gar dringend ist mein Vater?
Ein schreck Zeichen, daß es nöthig ist.
Ich könne, was er fürchtet, durch mich selbst
Erfahren – Er versteht sich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm selbst hat er die Namen;
Es ist ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen und man spottet meiner!

Altoum.

Nun?
Was zauderst Du? Hör' auf, dich selbst zu quälen!
Entschließe dich!

Turandot.

Ich bin entschlossen – Morgen
In aller Früh' versammelt sich der Divan.

Altoum.

Du bist entschlossen, es auf's Aeußerste,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entschlossen. Eine, die Probe zu bestehen.

Altoum (in heftigem Zorn).

Unsinnige! Verstockter! Blinder! Herz!
Noch blinder, als die Allermeiste des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meinen eignen Hanpts,
Daß Du dich öffentlich beschimpfst, daß der's
Unmöglich ist, das Räthsel aufzulösen.
Wohlan! Der Divan soll versammelt werden,
Und in der Nähe gleich sey der Altar;
Der Priester halte sich bereit, im Augenblick,
Da Du verstummst, beim lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehen. Du hast
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte,
Leb' oder stirb! Er wird dich auch nicht hören.
(Er geht ab).

Turandot.

Adelma! Freundin! Retterin! Wo bist Du?
Verlassen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben;
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.
(Entfernt sich auf der andern Seite).

Die Szene verwandelt sich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Ausgängen. Im Hintergrund steht ein orientalisches Ruhebette für Kalaf. Es ist finstre Nacht.

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella (mit einer Fackel).

(Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; Brigella bemerkt ihn mit Kopfschütteln).

Brigella.

's hat eben Drei geschlagen, Prinz, und Ihr
Seyd nun genau dreihundert sechzigmal
In diesem Zimmer auf und ab spazieret.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn Ihr selbst ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht schaden.

Kalaf.

Du hast recht, Brigella.
Mein sorgenvoller Geist treibt mich umher;
Doch Du magst gehen und dich schlafen legen.

Brigella

(geht, kommt aber gleich wieder zurück).

Ein Wort zur Nachricht. Hoheit – Wenn Euch hier
Von Unserthr so was erscheinen sollte –
Macht Eure Sache gut – Ihr seyd gewarnt!

Kalaf.

Erscheinungen? Wie so? An diesem Ort?
(Kindet mit umrungen Blicken das Zimmer).

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns ist zwar verboten
Bei Lebensstrafe, Niemand einzulassen.
Doch – arme Diener! Herr, Ihr wißt ja wohl!
Der Kaiser ist der Kaiser, die Prinzen
Ist so zu sagen Kaiserin – und was
Die in den Kopf sich setzt, das muß geschehn!
's wird einem sauer, Hoheit, zwischen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
– Verstert mich wohl. Man möchte seine Pflicht
Gern ehrlich thun – doch man erbärmte
Auch gern Etwas ihr seine alten Tage.
Herr, Unsereins ist halter übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar an's Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella.

Gott soll mich bewahren!
Allein bedenkt die Menge, die man hat,
Zu wissen, wer Ihr seyd. Es könnte sich
Zum Beispiel fügen, daß – bewo's Stichblech –
Ein Geist – ein Unhold – eine Hexe käme,
Euch zu versuchen – Genug! Ihr seyd gewarnt!
Verstert mich – Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd).

Seyd außer Sorgen: Ich verstehe mich.
Und werde mich in Acht zu nehmen wissen.

Brigella.

Thut das und somit Gott befohlen, Herr.
Um's Himmels willen, bringt mich nicht in's Unglück!

(Gegen die Zuschauer).

Es kann geschehen, daß man einen Beutel
Mit Gelde ausschlägt – Möglich ist's! Was mich betrifft.
Ich that mein Bestes und ich könnt' es nicht.
(Er geht ab).

Kalaf.

Er hat mir Arawohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel und der Hölle selbst
Aufkommen, dieses Herz wird standhaft bleiben.
(Er tritt an's Fenster).
Der Tag ist nicht mehr weit; ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieser Folter liegen.
Indeß verjagt' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf diese Augen locken könne.
(Indem er sich auf das Ruhebette niederlassen will, öffnet sich eine von den Thüren).

Achter Auftritt.

Katalo. Sfirina (in mönchischer Kleidung und mit einer Maske vor dem Gesicht).

Sfirina
(Katalon sich nähernd).

Mein lieber Herr — Herr — O wie pochet mir Das Herz!

Katalo (erschrocken),
Wer bist Du und was suchst Du hier?
Sfirina
(nimmt die Maske vom Gesichte).

Kennst Ihr mich nicht? Ich bin ja Sfirina,
Das arme Kaufmanns Weib und eurer Mutter,
Verstehet Ihr? ich komm die Mädchen nach
Fessin aufsuchen — Ihr! Was thut Ihr? ich Euch
Meine Kleid zu erzählen — Doch ihr Knab
Erblickt mich und ihr Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

Katalo.

Erwacht, gute Frau! Was darf Ihr mir zu sagen?

Sfirina
(ihr Gesicht wischend).

Mein armer Mann hätt sich verschossen. Er wird
Der Tartarket gelind, daß er Euch kennt.
Man weiß ihm nachsichtet an allen Orten.
Ihn ist Gesetz zu entgehen, und ihm hat
Gewaltsam Euren Namen abgepresset.
Wird er entdeckt, so ist's um ihn geschehn;
Denn eher will er unser Martern sterben,
Als Euch verrathen.

Katalo.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenschlichen!

Sfirina.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater ist
In meinem Haus.

Katalo.

Was sagst Du? Gerechte Götter!

Sfirina.

Von Eurer Mutter zum tröstlichen Wimmer
Gemacht —

Katalo.

O meine Mutter!

Sfirina.

Hört mich weiter!
Er weiß, daß man Euch hier bewacht; er pfleget
Alle Euer Leute; es ist außer sich;
Es will entgegenlaufen vor den Kutter hingen.
Ich kann entdecken, sich' ich, was es wolle;
Ihn meinem Schutz, sah er, will ich sterben.
Beruhigt euch' ich, ihn — nicht zu hatten.
Denn Ihr ist tapfer, er ehrt nur seinen Schmerz.
Nur das Verstecken, daß ich ihn gethan.
Ein schlaues Schreiben von dem Euren Hand
Mit Eurer Mutter Unterschrift zu bringen,
Daß ihm Verzeihung sind von Eurem Leben,
Hielt ihn vom Aufbrechen zurück! Er hat sich mir
Hoher erwacht und in Geduld gefaßt,
Dem kummervollen Briefe zu bringen.

Katalo.

Mein Vater hier in Fessin! Meine Mutter
Im Grab! — Du bestrafest mich, Sfirina!

Sfirina.

Mich strafe Gott, wenn ich Euch das klage!

Katalo.

Verzweiflungsvoller Vater! Arme Mutter!

Sfirina (stampft).

Dein Augenblick ist zu verlieren! Kommt!
Bedenkt Euch nicht, schreibt hier nur'gen Briefe.
Jetzt Euch das Aeußerst, ich bitte! es not.
(Sie gibt ihm eine Schreibtafel hervor).
Komm, wenn hinter trauervolle Gerüst
Ihren Zeilen nur von Eurer Hand erhält,
Daß Ihr noch lebt und daß Ihr Gutes hofft.
Somit treibt ihn der Verzweiflung an den Hof;
Er nennt sich hier, und Alles ist verloren.

Katalo,

Ja, gib mir diese Tafel!
(Er ist im Begriff zu schreiben, hält aber plötzlich inne und sieht sie furchtsam an).

Sfirina!
Hält Du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Die hieß als Sklavin dort
Der Tartarket; dein Mann hat sie's gesagt.

Sfirina.

Ihm ja! Wie kommst Ihr darauf?

Katalo.

Sfirina!
Geh' nur zurück und laß meinen Vater
Von mitnehmen, daß er ohne Zweifel
Schreiben Zutritt bei dem Kaiser findet,
Und dann entdeckt, was sein Herz ihn heißt.
Ich bin's gefunden.

Sfirina (lächelnd).

Ihr vertrauet mir
Den Brief! Ein Wort von Eurer Hand genügt.

Katalo.

Nein, Sfirina, ich schreibe nicht. Erst morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wunder mich,
Daß Hassans Weib mich zu verraten sucht.

Sfirina.

Ich Euch verrathen! Eurer Gott!
(Ab ab).
Verzeihe mag denn selbst ihr Dyrel vollenden.
(Zu Katalo).
Mein, Prinz! Mir's Euch besser! Ich geh' nach Hause.
Ich richte Eure Botschaft aus; doch glaubt ich nicht,
Daß je viel Übereinkommen Briefe
Und Mühe Eurem Vaterherz zu verlieren.
(Ab Beyden).
Verzeihe mache, und dieser schreiben nicht.
(Kommt ab).

Katalo.

Grübelnmutter! — Du sagtest nicht. Prinzessin!
Doch daß mein Vater hier in Fessin sey.
Und meine Mutter todt. Das heißt Mich
Mit einem dolchen Sinn mir schlechter!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ich, nur
Ja glaubhaft ist der Mord, der Räuber mörderl
(In entsetzlicher Zeile schaudert).
Noch ein Gespenst! Laß Sfirin, was es will!

Neunter Auftritt.

Katalo. Zelima.

Zelima.

Prinz, ich bin eine Sklavin der Prinzessin,
Und bringe ganz Verschwiegenheit.

Katalo.

Was? der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, daß auch das Glück käme!
Ja heute wollen, ich schwöre mir mit nichts;
Ja glaubhaft ist das Herz der Tartarket.

Zelima.

Wohl wahr, ich sprach' es nicht — und bewegt Prinz.
Gelang es Euch, sich treue Herz zu rühren,
Euch ganz allein; Ihr liebt der Liebe — Zwar
Die Freud verbietet darauf, daß sie Euch dulde;

Doch ich bin ganz gewiß, daß sie Euch liebt.
Die Erde thut sich auf und reißt mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das klage!

Kalaf.
Gut, gut, ich glaube dir. Die Vorsicht ist
Nicht schlimm. Hast Du noch Mehreres zu sagen?

Zelima (ihnen wendet).
Ich muß Euch im Vertrauen sagen, Prinz!
Der Streit, der Ehrgeiz reizt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, daß sie Unmöglichkeit
Euch aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Daß sie im Thron nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden soll.
Der Abgrund offne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen Euch bereichre!

Kalaf.
Auf! nicht so großes Unglück auf das Haupt!
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessin,
Leicht sey es dir, in diesem Streit zu siegen;
Wenn sich durch ihren glänzenden Verstand
Mich ihr Antlitz erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt verweile,
Sie ihre Rätsel klären, somit sich
Entschließen, einen Liebenden zu nehmen,
Und einen ersten Vater zu erwerben.
Ich will etwa die gute Botschaft, spricht,
Die ich zu hören habe!

Zelima.
Nein, mein Prinz!
Wir gehen und so trüglichen Kampfes matt;
Man muß Geduld mit unsrer Schwachheit haben.
– Hört an!

Kalaf.
Ja hier.

Zelima.
Die Prinzessin schickt mich,
– Sie bittet Euch um einen Dienst – Laßt sie
Die Namen wissen, und im Unwissen
Betrauet Euch schändlich ihrer Ohnmacht an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten.
Nur ihre Ehre vor dem Throne töten.
Voll Güte steigt sie dann von ihrem Thron,
Und reicht freundlich Euch die schöne Rechte.
– Entschließt Euch, Prinz. Ihr wagt nichts dabei.
Ohnmal mit Güte dieses stolze Herz,
So wird nicht Zwang, so wird die Ehre sie,
Die göttliche, in Euer Netze führen.

Kalaf
(zieht sie scharf an's Gesicht, mit einem innern Schein).
Hier, Zelima, daß Du den gewohnten Schluß
Der Rede weggiessen.

Zelima.
Welchen Schluß?

Kalaf.
Die Erde öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres Euch berichte.

Zelima.
So glaubt Ihr, Prinz, daß ich Euch Lügen sage?

Kalaf.
Ich glaub' es fast – und glaub' es so gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Zum willigen. Kehr' um zu der Prinzessin!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz sey ihr Herz.
Und meiner glühenden Liebe möge sie
Vergeihn, daß ich die Pfeile muß verfehlen.

Zelima.
Bedenket Ihr, was dieser Eigensinn
Euch kosten kann?

Kalaf.
Mag es mein Leben kosten!

Zelima.
Es bleibt dabei, er weiß's! Dann stehen, Prinz!
– Bewerst Ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf.
Nichts!

Zelima.
Leber wohl!
(Im Gehen).
Die Mühe kennt' ich sparen!

Kalaf (allein).
Geht, verlockende Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Meiner Sorgen Lust'e.
Die mir das Herz beklemmen – Stimme's
Verlockt ich's, was mich ängstiget – Mein Vater
Im Pekin! Meine Mutter todt! – Mutter, Mutter,
mein Herz!
Im wenig Stunden ist das Loos gewesen.
Könnt' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der ermüdte Geist
Suchte Ruhe, und mich dünkt, ich hörte schon
Den Chor der sanften Schlaf um mich werben.
(Er legt sich auf das Ruhebett, und schläft ein).

Zehnter Auftritt.

Adelma (tritt auf, das Gesicht verschleiert, eine Magdlampe in der Hand). Kalaf (schlafend).

Adelma.
Nicht Alles soll mißlingen – Hab' ich gleich
Verwandt alle Künste des Betrugs
Verschwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So weiß' ich doch nicht einen so umsonst
Verlornen, ihn auf Proben wegzuführen.
Und mit dem sichern Raube zu entfliehn!
– O verschlafener Augenblick! Jetzt, Liebe!
Die mir bis jetzt den thränen Muth verliehn,
Es manche Schmerle mir ihren überstiegen,
Dein Feuer laß' auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in vielem schwerern Kampfe siegen!
(Sie versuchet den Schlafenden).
Der Unglückliche schläft. Sein rubig, pochend Herz,
Empfindet nichts! Nicht gern, die hellen Augen,
Schemen sich den goldnen Schimmer von euch weg;
Doch stehen ergraut der Tag, ich darf nicht säumen.
(Sie nähert sich ihm, und berühret ihn sanft).
Prinz! Wachet auf!

Kalaf (erwachend).
Wer störet meinen Schlummer?

Ein neues Trugbild? Nachtgespenst, verschwinde!
Weicht mir kein Augenlicht der Nacht vergönnt?

Adelma.
Warum so heftig, Prinz? Was flüchtet Ihr?
Nennt eine Fremdin ich's, die vor Euch steht;
Nicht Euren Namen will ich Euch entlocken.

Kalaf.
Ich weiß dein Ziel, so spare deine Mühe!
Ich sag' es dir voraus. Du wirst mich nicht betrügen.

Adelma.
Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an! War hier nicht Sklavin bei Euch,
Mit einem Brief, Euch tiefig zu versuchen?

Kalaf.
Wohl war sie hier.

Adelma.
Doch hat sie nichts erlangt?

Kalaf.
Daß ich ein falscher Thor gewesen wäre!

Adelma.
Gott sey's gedankt! – Was eine Sklavin hier,
Mit tödtlicher Verschwiegenheit Euch zu bewahren?

Kalaf.

Seitdem eine Sklavin war in Madretsch hier,
Doch sag ihr wer er war — wie auch Du wirst gethan.

Adelma.

Der Negersklav (schmerzt, doch leichter verzeih' ich ihm,
Lernt mich erst kennen! Sagt Euch: Hört mich an,
Und kommt vertrauend mich als Bettlerin!

(Zu sich selbst, er hingt).

Kalaf.

So erhört kann und sagt, was ich Euch soll.

Adelma.

Erst setzt mich näher an! — Besinnt mich wohl!
Hier kennt Ihr, daß ich sey?

Kalaf.

Dieß hohe Wesen,
Der erste Anstand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Daß Blut beyderseits eine nieder Sklavin,
Die ich, wo ich nicht irre, schon im Divan
Gesehen und die Treu bewährt.

Adelma.

Auch ich
Hab' Euch, die Götter wissen es, wie innig,
Bejammert, Prinz! Es sind fünf Jahre nun,
Da ich, noch früher eine Günstlingin
Des Glücks, im niedern Sklavenstand Euch sah.
Schon damals sagte mir mein Herz, daß Euch
Gebraut zu einem bessern Loos berufen.
Ja wohl, daß ich gethan, und ich gekannt,
Euch ein unwürdig Schicksal zu erleichtern.
Wohl, daß mein Aug' in Euch verständlich machte.
Es weit es einer Königstochter ziemt.

(Er entsprechen sich).

Setzt her, mein Prinz, und sagt mir: Dieß Gefecht,
Hatt Ihr es nie gesehen in Eurem Leben?

Kalaf.

Adelma! Ew'ge Götter! Seh' ich recht?

Adelma.

Ihr seyet in unwohl'gen Sklavenbanden
Die Tochter Kelrabads, des Königs
Der Kaukasen, einst zum Thron bestimmt.
Zeigt ja der Knechtschaft Schmach hervorgestehen!

Kalaf.

Die Welt hat Euch für todt bewein. In welcher
Gestalt, wo? wie, was ich Euch wieder finden!
Euch hier als eine Sklavin des Serails,
Die Königin, die erste Türkinnegebiet!

Adelma.

Und als die Sklavin hieher Turandot,
Der grausamen Ursache meines Leids!
Verwirrest mein ganzes Unglück, Prinz! Wie treue
Ein Bruder, ein geliebter meiner Jünglinge,
Den diese stolze Turandot, wie Euch,
Beschmerzt — Er wagte sich im Divan
(Sie schaudert, von Schauder und Thränen unterbrochen),
Unter den Hämmern, bis man auf dem Throne
In Perlen saß — entsprechendster Antike!
Erschlaffet Ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf.

Unglückliche! So sey die Sage nicht!
So ist sie wahr die Klägliche Geschichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Kelrabad, ein tapfrer Mann,
Nur seinem Ehrgeiz gehorchend, überzog
Die Staaten Altyrand mit Heeresmacht,
Des Erbes Werth zu rächen — Ach! das Glück
War ihm nicht günstig! Mämlik feierend fiel er
Mit allen seinen Söhnen in der Schlacht;
Ich selbst, mit meiner Mutter, meinen Schwestern,
Ward auf Befehl des wütenden Siegers,
Der unsern Stamm vertilgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Mohrinn, die Amme,
Der in dem Augenblick auch Ufer kam.
Er schalt die Grausamkeit, und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fischen.
Schon halb ertrunken wurd' ich zum Strand gezogen;
Man rief in's Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sklavin übergeben,
Ja glücklich noch, daß Leben als Geschenk
Von einer Fremden Großmuth zu empfangen.
O seht in Eurem Leiden menschliches Gefühl,
So sagt mein Schicksal Euch zu Herzen jetzt!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es mir Herz
Mir schneidet, sie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sklavin zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert Euer Unglück. Ja, Prinzessin,
Aufsteigt Thränen yon' in Euren Leiden —
Doch Euer grausam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Ew're Brüder sind durch eigne Schuld;
Ew'r Vater stürzte sich und sein Geschlecht
Durch übereilten Rachedrang ins Verderben.
Sagt! Was kann ich, selbst ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schicksalstücke, für Euch thun?
Erlösung ich morgen meiner Mühsale Ziel,
So stelle Ihr frei und glücklich seyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als mindes vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten trauten Ihr mißtrauen;
Ihr kennt mich nun — Ihr Fürstin werdet Ihr,
Der Königstochter, glauben, was sie Euch
Aus Mitleid sagen muß, und lieber noch
Aus Ehrlichkeit, und Treue sagen möchte.
— O möchte dich bejammte Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Gebiete zeuge!

Kalaf.

Adelma, sprecht, was habt Ihr mir zu sagen?

Adelma.

Wißt also, Prinz — Doch nein! Ihr werdet glauben,
Ja sey gekommen, Euch zu täuschen, werdet
Mit jenen feilen Scelen mich verwechseln,
Die für das Staatsgold arbeiten sind.

Kalaf.

Quält mich nicht länger! Ja beschwör' Euch, sprecht!
Was ist's? Was habt Ihr mir von ihr zu sagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttin ist?

Adelma (vor Scham).

Ein Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!
(Zu Kalaf ich wendend).
Prinz, diese Turandot, die Schlaflose,
Herzlose, Falsche hat Beweis gegeben,
Euch heut' am frühen Morgen zu erwerben,
— Dieß ist die Treue Eurer Liebesglühen!

Kalaf.

Mich zu erwerben?

Adelma.

Ja, Euch zu erwerben!
Bey'm ersten Schritt und diesem Zimmer traueten
Euch gewagte Dienerinnen Euch ins Herz;
So gut es die Unmenschliche befohlen.

Kalaf

(eine Strecke auf und ab gehe starr vor Wuth).

Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (will ihn packen).

Bleibt!

Wo wollt Ihr hin? Ihr redet noch. Euch zu retten?
Unglücklicher. Ihr wißt nicht, wo Ihr seyd.
Daß Euch des Mordes Netz rings umgeben!

Dieſelben Wachen, die der Kaiſer Euch
Zu Hütern Eures Lebens gab, die ſind —
Gedungt von ſeiner Tochter, Euch zu tödten.

Kalaf.

(ſeufzt ſich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigſten Leidens).

O Timur! Timur! Unglücklicher Vater!
So muß dein **Kalaf** endigen! Du mußt
Nach Perſien kommen, auf ſein Grab zu weinen!
Das iſt der Troſt, den dir dein Sohn verſprach!
— Furchtbarſtes Schickſal!
(Er verbirgt ſein Geſicht, ganz ſeinem Schmerz hingegeben).

Adelma. (ſie ſieht ihn mit ſtarren Erſtaunen).

Kalaf! Timurs Sohn!

Glückſeligſter Freund! — Ja! ich will, wie ich wollte!
Entgelt' er meinen Sklaven auch, ich trage
Mit dieſem Namen ſein Geſchick in Händen.

Kalaf.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Sold mit an die Seite gab,
Verraten! Ja, wohl ſagte mir's voraus
Der ſinſtre Sklave dort, das Beſtechung
Und Furcht des Mächtigen das ſchwere Band
Der Treue löſen — Lügen, fahre hin!
Vergeblich iſt's, dem grauſamen Geſetzen,
Das uns verfolgt, zu widerſtehn — Du fällſt
Den Mördern heute, Grauſame — dem Ang'
An meinem Blute weiden! Fährt Leben,
Fahr' hin! Nicht zu entfliehen iſt dem Schickſal.

Adelma (mit Feuer).

Prinz, zum Entfliehen ſeyſ' ich Euch die Wege;
Nicht mög'ge Thränen dieß Aug' ich für Euch.
Gewacht hab' ich indeß, gefeyrt, gebetet,
Kein Gott gehört, der Hüter zu beſtehen.
Der Weg iſt offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich auch den Banden zu befreien, nenn' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten ſind
Bereit. Laßt uns aus dieſen Mauern fliehen.
Verlauf der Nacht der Wächter Wegt. Der Thor
Von Perſien iſt mein Freund, iſt mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns ſchützen, ſeine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ich's mit Euch theile,
Wenn ihr der Liebe Opfer nicht verſchmäht.
Verſchmäht Ihr's aber und verachtet mich,
So iſt die Tartarei noch weit genug
Zu Abenteuerfahrten, dieſer Turandot
Zu Schätzen gleich und herrlicher als ſie,
Aus denen wählte Euch eine würdige
Gemahlin aus! Ich — will mein Herz beſiegen.
Nur rettet, rettet dieſes theure Leben!
(Sie ſpricht bei Folgende mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, indem ſie ihn bei der Hand ergreift und mit ſich fortzuziehen ſucht).
O kommt! Die Zeit entfliehet, indem wir ſprechen.
Der Hähne Schrei, ſchon regt ſich's im Palaſt;
Todbringend ſteigt der Morgen ſchon herauf.
Fort, eh' der Rettung Pforten ſich verſchließen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! Ging'ge Freundin!
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nach Perſien Euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit ſüß Geſchenk,
Nicht Euer edelſtliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieſer heimlichen Entweichung ſagen?
Macht' ich nicht ſchändlichen Verrathe mich ſchuldig,
Wenn ich, des Gaſtrechts heilige Gebräuche
Verletzend, auf dem innerſten Terait
Die werthgehaltne Sklavin ihm entführte?
— Mein Herz iſt nicht mehr mein, Adelma. Seitdem
Der Tod, den jene Greiſe mir bereitet,
Mich mir wiedergegeben ſeyn von ihrer Hand,
— Zürnt ohne mich, Fürſt, und gelenken Euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schickſal.
Noch erbittlich iſt's, für Turandot zu ſterben,
Wenn ich nicht leben kann für ſie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloſer! Ihr beharrt? Ihr ſeyd entſchloſſen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Todesſtreich zu erwarten.

Adelma.

Ha, Unbankbarer! Nicht die Liebe iſt's,
Die Euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen!
Verſchmähet meine Hand, verachtet mich!
Nur fliehet, nur rettet, rettet Euer Leben!

Kalaf.

Verſchwendet Eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geſchick.

Adelma.

So bleibet denn! Auch ich will Sklavin bleiben.
Dem Euch verſchmähe ich auch der Freiheit Glück.
Laß' ſtirb, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode trotzet! (Von dem Wächterſaal).
Wir! ich die Erſte,
Die durch Verſtändigkeit ans Ziel gelanget!
(Sie ſah, mit Recht).

Kalaf, Sohn Timurs!

(Demüthig ich kniete).

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl! (Ohne ab).

Kalaf (allein).

Wird dieſe Sklavenſeele nicht enden?
Wer hat auf ſolcher Feſter je gezittert?
Und endet ſie, welch neues gräßl'ches Sklavenkaſt
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um ſich verdient, tyranniſch Herz!
— Weiſtan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne ſteigt herauf und allen Weſen
Bringt ſie das Leben, mir bringt ſie den Tod!
Geduld, mein Herz! Dein Schickſal wird ſich löſen!

Eilfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.

Der Divan wird verſammelt, Herr. Die Stunde
Iſt da. Macht Euch bereit!

Kalaf

(mißt ihn mit mildem ſtarrem Blicken).

Biſt Du das Werkzeug?
Wo haſt Du deinen Dolch verſteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die Du haſt!
Du kannſt mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als Euch zum Divan zu begleiten,
Wo Alles ſchon verſammelt iſt.

Kalaf (nach einigem Nachſinnen, verlegen).

Laß uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Verlaſſen werde — Sieh, ſo ſag dem Tod
Bereyt entgegen treten kann.

Brigella (ſieht ihn erſtaunt an).

Was! Teufel ſchwatzt er da von Tod und Sterben!
Verwünſchtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieſer Nacht nicht ſchlafen laſſen;
Nun iſt er gar im Kopf verdreht!

Kalaf (wirft das Schwert auf den Boden).

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre ſetzen.
Die Grauſame erfahre wenigſtens,
Daß ich die unbeſiegte Bruſt von ſelbſt
Dem Streich des Todes dargeboten habe!
(Er ſetzt ab, und wird, ſo wie er hinaustritt, von freigebigen Gaben empfangen).

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt die vom zweiten Aufzug.

Im Vorgrunde des Palaſts ſteht ein Altar mit einer dreifachen Opferſtufe und zwei Prieſtern, welche nach Vollziehung eines Opfertiers ſchlacht werden. — Der Erſcheinung des Alten folgt Altoum auf ſeinem Throne, Pantalon und Tartaglia ſitzen zu ſeinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihren Plätz; die Wache unter dem Gewehre.

Erſter Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. Wache. Hierauf Kalaf.

Kalaf

(tritt mit einer ſtarrenden Bewegung in den Saal, voll Begierde hinter ſich blickend. In der Mitte der Scene verbeugt er ſich gegen den Kaiſer, kann ſie aber nicht).

Wie? Ich bin ſchon hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die grauſige Schwerter in der Bruſt
Zu fühlen, und von Niemand angefallen
Hab' ich den ganzen Weg bieher zurückgelegt?
So wäre mir Adelma falſche Botſchaft
Verrätheriſch — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück iſt gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! ich ſehe deinen Blick umnebelt;
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchterniß machet!
Bald wird' ich deine Sinnen erheitert ſehn;
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimniß von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich ſie im Buſen
Verſchließen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, ſie vernehmen kann.
— Doch merke dir! Nie kommt das Glück allein;
Es folgt dem Herb, mit reicher Gabe Fülle
Belohnt, die Prüfung nach — Du biſt
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot iſt dein!
Dreimal hat ſie in dieſer Nacht zu mir
Gelautet, mich beſchworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszuſprechen.
Darum erkennt, ob Du Urlaub haſt,
Sie mit getrocknem Herzen zu erwarten.

Pantalon (zweifelnd).

Das thune Ihr, Herrin! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hat's keine Richtigkeit!
Wenn meinen Schlafmutzen an' Feuer iſt die Hochzeit.
Zuvimal wird ich in dieſer Nacht zu der
Gebrüt; ſie hat' es gar zu eilig; kaum
Ließ ſie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu ſtecken; unaufhaltſam ging ich hin;
Es war ſo grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufſtand ſollt' ich ihr verſchaffen,
Nach Schaffen ſteht' ich — Bei der Meichele
Zürkſpeun einlegen — Ja, was ſollt' ich nicht!
's war mir ein rechtes Gaudium und Labſal.
Ich ſinge! es nicht, ſie bejammert zu ſehen.

Tartaglia.

Ich ward um ſechs Uhr zu ihr beſchieden;
Der Tag brach eben an; ſie hatte mehr
Geſtohlen und ſah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde hat ſie mich,
Gab mir die ſchönſten Worte, beim Abſchied!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Geſagt vor Ungeduld und grimm'ger Kälte.

Altoum.

Sebt, wie ſie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch ſie ſperret ſich umſonſt,
Genommne Veſte ſind gegeben.
Doch ſie durchaus im Divan muß erſcheinen,
Und iſt's mit Güte nicht, ſo iſt's mit Zwang.
Sie ſelbſt hat mich durch ihren Eigenſinn
Berechtigt, dieſe Strenge zu gebrauchen.
Erfahre ſie die Schande nun, die ich
Umſonſt ihr ſparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun iſt's an dir, zu triumphiren!

Kalaf.

Ich dank' Euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
In ſchwerglich leid' ich ſelbſt, daß der Gefahren
Um meinetwillen Zwang erſtehen ſoll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne ſie! — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner flehlichen
Bewerbung, ihren Augen zu verjagen,
Ihn einſt vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Weſen ſoll ihr Sklave ſeyn,
Und all mein höchſtes Wünſchen ihre Liebe.
Wer eine Gunſt bei mir erlangen will,
Muß keinen andern Fürſprech ubrig haben,
Als einen Blick aus ihrem ſchönen Aug'.
Kein Wein auf meinem Munde ſoll ſie kränken,
So lang die Parze meinen Faden ſpinnt;
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll ſie mein einzig Trachten ſeyn und Denken!

Altoum.

Auf denn! Man gh're länger nicht! Der Diwan
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar!
Der Prieſter halte ſich bereit: Sie ſoll
Bei ihrem Eintritt gleich die Sacrifal leſen,
Und ſoll erfahren, daß ich wollen kann.
Mach ich ihr ſchwer.

(Der innere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den dämmlichen Hügen, den Altar und die Prieſter. Alles mit Fackeln beleuchtet).

Man bringe alle Pferden!
Das ganze Volk ſoll freien Eingang haben!
Zeit iſt's, daß dieſer unbändiger Kind
Den tauſendfachen Kummer uns bezahle.
Den ſie auf unſer gerechtes Haupt gehäuft.

(Man hört einen langſamen Marſch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zieht die Trabantenwache mit Pertiſanirern, hierauf ihren die Sklavinnen, darauf Turandot, alle in ſchweren Flören, die Frauen in ſchweigen Schleiern).

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmuſik!
— Mein trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarſch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf beſagte Weiſe und mit den ſchon Gemeldten wie im vorigen Akt).

Zweiter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima. Ihre Sklavinnen und Dienſtmännchen.

Turandot

(nachdem ſie ihren Thron beſtiegen auf einer allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf).

Dich Trau'rerſpringt, unbekannter Prinz,
Und dieſer Schmerz, den mein Gebieter zeigt.
Ich weiß, ich Euerm Naht ſehr Mitte.
Ich ſehe den Altar gekommen, den Prieſter

Zu meiner Trauung schon bereit, ich hoffe
Den Herbst in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunst und tiefe Weisenschaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, diesem Augenblick,
Der meinen Ruhm verwischet, zu entfliehen;
Doch endlich muß ich meinem Schicksal weichen.

Kalaf.

O Ihr Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft.
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen,
Wär's ein Vergehn, nach solchem Gut zu freien!
Ein Frevel wär's, es jagdhaft aufzugreifen!

Altoum.

Prinz, der Herablassung ist sie nicht werth,
An ihr ist's jetzo. Ich betrachtete!
Kann sie's mit ebnem Anstand nicht, mag sie
Sich barein finden, wie sie kann — Man saxeire
Zum Werk! Der Instrumente freyer Schall
Verkünde laut —

Turandot.

Genug! Damit ist's noch zu früh!
(Aufsteigend und zu Kalaf sich wendend).
Vollkommner konnte mein Triumph nicht seyn,
Als dem gefangnen Herz in ihre Hoffnung
Erst einzuwiegen, und mit Einemmal
Nun in den Abgrund nieder ihn zu schleudern.
(Langsam und mit erhobner Stimme).
Hör', Kalaf, Timurs Sohn! Verlaß den Divan!
Die beiden Namen hat mein Geist gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh ihr und Allen,
Die sich im Kampf mit Turandot versuchen!

Kalaf.

O ich Unglückseliger!

Altoum.

Ist's möglich? Götter!

Pantalon.

Heilige Katharina!

(Zu Tartaglia).

Geht heim! Laßt Euch den Bart aufzwicken. Doctor!

Tartaglia.

Allhöchster Thor! Mein Verstand steht still!

Kalaf.

Alles verloren! Alle Hoffnung todt!
— Wer steht mir bei? Ach, mir kann Niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzuviel gelieb't!
— Warum hab' ich die Räthsel gestern nicht
Mit Fleiß verstellt, so läge dieses Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.
Warum, zu gläz'ger Kaiser, wußtest Ihr
Das Platzgeschenk zu meinem Vortheil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn sie mein Räthsel auferräth — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!
(Ein unwilliges Gemurmel entsteht im Hintergrund).

Altoum.

Kalaf! Mein Alter mottriset dem Schmerz;
Der unversehne Blitzstrahl spaltet mich nieder.

Turandot (bei Seite zu Zelima).

Dem tiefen Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

Zelima (zu Turandot).

O so ergebt Euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr seht: Ihr Herr! das Volk wird ungeduldig!

Abelma (für sich).

An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf.

Und brauch't denn des Schmerz, das Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich ist?
(Er tritt an den Thron der Turandot).
Ja, Unversöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den Du kennst — den Du
Als einen namenlosen Fremdling hastest,
Den Du jetzt kennst und fortdürst an verschmähst!
Verlorne Müh'! ein Dasein zu verlängern,
Das so ganz werthlos ist vor deinen Augen?
Du sollst befriedigt werden. Grausame!
Nicht länger soll mein Anblick diese Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —
(Er zieht einen Dolch und will sich durchbohren, da bemächtigen sich Abelma einer Person, die zu diesem Behufe mit Turandot gekommen waren).

Turandot

(kommt in den Arm fallend mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe).

Kalaf!

(Beide sehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieser Stellung).

Altoum.

Was soll's sein!

Kalaf (nach einer Pause).

Du? Du hinderst meinen Tod?
Ist das dein Mitleid, daß ich leben soll,
Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkst Du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannst mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannst Du nicht.
Laß mich, und wenn noch Mitleid in dir stammt,
Er sing' ich meinem jammervollen Vater!
Er ist zu Pedin; Er bedarf des Trostes;
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schicksal.
(Er will sich stürzen).

Turandot

(wirft sich ihm in die Arme).

Leb', Kalaf! Leben heißt Ihr — und für mich!
Ich bin besiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beiden
Verlassenen. Du kennst sie, Trost zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima.

Ach und wie gerne!

Abelma (für sich).

Es ist Zeit zu sterben.
Die Hoffnung ist verloren.

Kalaf.

Teluni' ich, Götter?

Turandot.

Ich will mich deines Anblicks annehmen, Prinz,
Der mir nicht gutkommt. Wisset denn; es muß
Es alle Welt! Nicht meiner Weisenschaft,
Dem Zufall, Eurer eignen Verwirrung
Verdank' ich das Geheimniß Eures Namens.
Ihr selbst, Ihr liebet gegen meine Sklavin
Mirima beide Namen Euch entschlüpfen.
Darin sie hin ich dazu gelangt — Ihr alle habt
Gesiegt, nicht ich, und Euer ist der Preis.
— Doch nicht blos, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Gesetz genug zu thun — Mein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich Euch — Ach, es war Euer, gleich
Im ersten Augenblick, da ich Euch sah!

Abelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf

(Der viele ganze Zeit hier wie ein Träumender gestanden,

scheint jetzt erst sich zu fassen und schlingt die Prinzessin mit Entzückung in seine Arme).

Ihr die Meine?
O rühre mich nicht, Uebermaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter segnen dich, geliebte Tochter,
Daß Du mein Alter endlich willst erfreun.
Vergessen sey der jetzt vor'ge Leid;
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia.

Platz! Platz! Der Bund sey also gleich beschworen!

Adelma.

Ja sehr, Grausamer, und sehr glücklich
Mit ihr, die meine Feerie hasst!

(Zu Turandot).

Ja wisse,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich hasse,
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich that.
Die Namen sagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der meine Liebe war, ein' Thron gestürzt,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch diese Nacht, da ich zu deinem Dienst
Gleichgültig schien, verfluchst ich alle Eitern;
Selbst die Verläumdung feurt' ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereiten; doch umsonst!
In seinem Schmerz entschlüpften ihm die Namen,
Und ich verrieth sie dir: Du solltest siegen;
Verbannt von deinem Angesicht sollt' er
In meinen Arm sich werfen — Orte Hoffnung!
In wenig Liebe er sich und wählte lieber,
Durch sich zu sterben, als für mich zu leben!
Verlieren hab' ich alle meine Mühen;
Nur Eins steht noch in meiner Macht. Ich flamme,
Wie Du, von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich so lange Sklavenfesseln trug.
In dir muß ich die blut'ge Feinden hassen.
Du hast mir Vater, Mutter, Brüder, Schwestern,
Mir Alles, was mir theurer war, genommen,
Und nun auch den Geliebten raubst Du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes.
Mich selbst zum Raube hin — Ich will nicht leben!
(Sie reißt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entrissen, von der Erde auf).
Verzweiflung zückte diesen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er spalten soll.
(Sie will sich erdolchen).

Kalaf (fällt ihr in den Arm).

Faß Ende, Adelma.

Adelma.

Laß mich, Undankbarer!
In ihrem Arm sich sehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr sollt nicht sterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank' ich's, daß dieß edelne Herz,
Dem Zwange feind, mich ehrlmüthig frei
Bezeichnen konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine frühen Bitten was verdienen,
So habe sie für Freiheit zum Geschenk,
Und unsers Glückes ersten Unterpfand
Sey eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich, mein Vater,
Vereinige mein Bitten mit denen seinen.
Zu hassenswerth, ich fühl' es, muß ich ihr
Erscheinen; nur verzeihen kann sie mir.
Und konnte nie an mein Verzeihen glauben.
Sie werde frei, und ist ein größer Glück
Für sie noch übrig, so gewähret es ihr!
Wir haben viele Thränen fließen machen,
Und müssen eilen, Fremde zu versöhnen.

Pantalon.

Um's Himmelswillen, Sire, schreibt ihr den Leichpaß,
So schnell Ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir ist ganz weh und bang, daß unsre Fremde
Im Rauch aufgeht, so lang ein wüthend Weib
Sich unter Einem Dach mit Euch befindet.

Altoum (zu Turandot).

An solchem Freudentag, den Du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht blos die Freiheit schenk' ich ihr. Sie nehmt
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile sie mit einem wehrt'gen Gatten,
Der sing sey und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Sire — Königin — Ich bin beschämt, verwirrt —
So große Huld und Milde beugt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu schweigen und von Eurem Angesicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig.
Die unaufhaltsam diesen Blick verdunkeln,
Die mir gebt ob mir verhüllten Gesicht, noch einen glühenden
Blick auf Kalaf verwend, eh' sie scheidet).

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Sogen das Ende
Timur, Barak, Sirima und Zelima.

Kalaf.

Mein Vater, o wo sind' ich dich, wo bist Du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Busen
Ausgieße?

Turandot (verlegen und beschämt).

Kalaf, Euer edler Vater ist
Bei mir, ist hier — In diesem Augenblicke
Fühlt er sein Glück — Verlangt nicht mehr zu wissen,
Rührt ein Geständniß, das mich schamroth macht,
Vor allen diesen Zeugen zu vernehmen.

Altoum.

Timur bei dir? Wo ist er? — Fremd bist
Mein Sohn! Dieß Kaiserreich daß Du gewannen;
Auch dein verlornes Reich ist wieder dein.
Erwerbet ist der grausame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Vaters Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron.
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich seine Botschaft
Gesucht, und selbst zu mir ist sie gedrungen.
— Dieß Blatt enthält das Ende deiner Ungst.
(Ueberreicht ihm einen Brief).

Kalaf

(reißt einen Brief hörein und liest eine Zeitung in sprachloser Rührung).

Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Drohen bei euch — die Hyppe ist versiegelt.
(In diesem Augenblick öffnet sich der Saal; Timur und Barak treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf seinen Vater erblickt, eilt er ihm mit aufgebreiteten Armen entgegen; Barak hält zu Kalafs Füßen, indem sich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche sie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia bleiben gerührt. Unter diesen Bewegungen fällt der Vorhang).

Phädra.

Trauerſpiel von Racine.

Perſonen.

Theſeus, König von Athen.

Phädra, ſeine Gemahlin, Tochter des Minos und der Paſiphae.

Hippolyt, Sohn des Theſeus und der Antiope, Königin der Amazonen.

Aricia, aus dem königlichen Geſchlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramen, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.

Himene, Vertraute der Aricia.

Panope, vom Geſolge der Phädra.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's. ich gehe, Theramen!
Ich ſcheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen.
In dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen,
Seit Monde weilt mein Vater ſchon entfernt;
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt Du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beiden Meere, die der Iſthmus trennt;
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche ſchwindet;
Etis hab' ich durchſucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja an's Meer ſogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Namen gab — Was hofft Du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsſtrichen
Gedenkſt Du ſeine Spuren aufzufinden?
Ja, wiſſen wir, ob und der König nicht
Verſprochen ſeinen Aufenthalt verbirgt.
Und, während daß wir für ſein Leben zittern,
Sich ſtill vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und ſprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwerth'ge Urſach hält ihn nicht zurück;
Entſagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat ſeinem flücht'gen Sinn gefeſſelt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rin mehr.
Genug, ich ſag' ihm, folge meiner Pflicht,
Und ſuche dieſen Ort, der mich beängſtigt.

Theramen.

Wie, Herr, ſeit wann denn fürchteſt Du Gefahr
In dieſem ſtillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin Du dich ſo gern
Geflüchtet aus dem rauſchenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene ſel'gen Tage ſind dahin;
Ein ganz verändert Anſehn hat jetzt Alles.
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Paſiphae wieder geſandt.

Theramen.

Herr, ich verſteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,
Gleich ihre ſie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt, und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſel'tige wird einem Schmerz
Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt;
Sie iſt der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindin will ich fliehn:
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Aus Du verſtoßt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden; hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterei getheilt?
Und könnteſt Du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haßte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Finde mir zu erklären?
Bärſt Du vielleicht der ſtrengen Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſanften Liebe,
Der unnahe Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang von ihr verachtet hörte Venus
Des Vaters Spott nun an dir gerächt?
Sie hält in Eine Reihe dich geſtellt
Mit Andern, dich gezwungen, ihr zu opfern?
— Du liebeſt, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagst Du?
Verlangst, daß ich den edlen Stolz verlängne,
Den dieses freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Brust der Amazone nur,
Die mich geboren, schärfte ich diesen Stolz.
Ich selbst, schon ich meiner mir bewußt,
Bestärkte mich in diesem edlen Triebe.
Du warst der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft sprachst Du mir von meines Vaters Thaten;
Du weißt, wie ich ihr lauschte, wie mein Herz
Bei seinen edlen Waffenthaten schlug —
Wenn Du den kühnen Helden mir beschriebst,
Wie er der Welt den Herkules ersetzet,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber strafte,
Wie er den Sinnis, den Prokrustes schlug,
Dem Peripheres seine Kraft entrang,
Den Kerkyon besiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn Du auf das minder Rühmliche
In seinen Schwächen achtsichtig gingest,
Bis auf den Namen selbst von ihm vergaßest —
Ariadne, die den tauben Felsenufer
Mit Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schwester,
Wie sie, gerannt, doch glücklicher als sie —
Du weißt, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich sie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünscht, so schönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu ersparen!
Und sollte selbst mich jetzt gebunden sehen?
So tief vermuthet Ihr ein Gott mich sinken!
Mich, den noch kein erlesener Feind verherrlicht,
Der sich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, schwach zu sein, wie Theseus!
Und sollte dieses steife Herz empfinden,
Mußt' es Aricia sein, die mich besiegte?
Verzeih ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwerft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich Fremde
Geächtet der Pallantiden fortgepflanzen?
Auf ewig soll's mit ihr vernichtet sein:
In Aricien soll sie dienen bis zum Grab.
Und nie soll ihr die Fackel Hymenäs lodern!
Und ob' ich meinem Vater solchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzueignen?
Zu seiner Rasserei riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend).

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Tadelnd selbst
Sahst deinen Blick, da er ihn schelten will;
Das Herz empört sich gegen Zwang und selbst
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch sperrest dich eine teutsche Liebe,
Und wenn sie glücklich macht, mißgunst Du dir's?
Besiege doch die scheue Furcht! Kann man
Eins auf der Bahn des Herkules verirren!
Die stolze Herzen hat nicht Venus scheu
Bezähmt? Du selbst, der ihrer Macht bestreitet,
Wo wärst Du, bärt' Antiope dem Trieb
Der Göttin immer siegend widerstanden,
Der Liebe teutsche Flamme nie gestreift!
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?
Gesteh's, Du bist der Vorige nicht mehr.
Schon lang sieht man dich seltener als sonst
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunst Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel seltener erklingen Forst und Wald
Von unserm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Rede feurige Kraft zur Erde.
Ja, ja. Du liebst. Du glühst vor Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das Du verheimlichst.
Gesteh's, Du liebst Aricien!

Hippolyt.

Ich — reise
Und suche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, siehst Du Phädra nicht, derer Du gebst?

Hippolyt.

Das ist mein Vorsatz. Bring' ihr diese Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht so will.
— Doch seh', was für ein neues Mißgeschick
Bekümmert ihre göttliche Demone?

Zweiter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Demone.

Demone.

Ach, welcher Jammer ist dem meinen gleich!
Herr, meine Königin ist dem Tode nah!
Vergebens laß' ich sie so Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — sie stirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das sie mir verhehlt.
In ewiger Zerstörung ist ihr Geist;
Die Unruh' treibt sie auf von ihrem Lager;
Sie will in's Freie, will die Sonne schauen;
Doch seinen Zeugen will ihr Schmerz begraben.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich laß' ihr ihren freien Raum,
Und ihr ihren Ausflug, den sie hast.
(Hippolyt und Theramen gehen ab).

Dritter Auftritt.

Phädra. Demone.

Phädra.

Gebt mir nicht weiter, ruhn wir hier, Demone!
Ich hatte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden,
Mich schmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Knies zittern unter mir.
(Sie legt sich).
Ah!

Demone.

Große Götter, schaut auf unser Thränen!

Phädra.

Wie diese schweren Hüllen auf mir lasten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat diese Zöpfe künstlich mir geflochten,
Mit unbarmherz'r Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß sich Alles
Verschwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Demone.

So ist sie ewig mit sich selbst im Streit!
— Du selbst, o Königin, bestimmt dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haß unsern Fleiß ermunternd, dich zu schmücken.
Du fühlest ihr noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu sehn.
Du siehst es jetzt und hassest seinen Strahl:

Phädra.

Ganzzeller Sklaven meines traurigen Geschlechts!
Du, dessen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine schändliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale steh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir, noch immer nährst Du, Königin,
Den traur'gen Vorsatz und entsagst dem Leben?

Phädra (schmerzvoll).

O säh' ich draußen in den Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königin? Was ist das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich gesagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Zähl' her, wie meine Mannen gibst; Oenone!
Zu sehr verletzt ich meine Sanftmuth dir.
Und wider Willen flössen mir die Thränen.

Oenone.

Mußt Du erröthen, über dieses Schweigen
Erröthe, über diesen fraukau'n Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft!
Willst Du, von unserm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von die stoßen,
Und rettungslos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein feindlich Gift macht seine Quellen stocken?
Dreimal umzog den Himmel schon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge sank,
Und dreimal wich die Finsternitz dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung schmachtet,
Welch gräßlichem Entschlusse gibst Du Raum?
Darfst Du mit Frevelmuth dich selbst zerstören?
Das heißt den Göttern trotzen, ist Verrath
Am Garten, dem Du Treue schwurst. Verrath
An deinen Kindern, den unschuld'gen Seelen,
Die Du zu hartem Sklavenjoch verdammst.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Vedenk' es, Königin, er gibt dem Sohn
Der Amazone seine Hoffnung wieder.
Dem stolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, diesem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieses Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen hast Du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört sich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieser Unglücksname dich entrüstet!
Drum lebe! Laß' die Liebe, laß' die Pflicht
Es die gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieser Scythe daß verhaßte Joch
Auf deine Kinder legt! der Barbar
Dem sklavischen Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — Jeder Augenblick,
Den Du versäumst, bringt näher dich dem Tode —
Verschon's nicht länger, die erlegende
Natur zu stärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's Neu' sich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzulang nährt' ich ein schuldvoll Daseyn.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Ist's ein Verbrechen, daß dich so bekümmert?
Du hast doch nicht unschuldig Blut vergossen?

Phädra.

Die Hand ist rein. Wär' es mein Herz, wie sie!

Oenone.

Und welches Ungeheure sann dein Herz
Sich aus, daß solchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug sagt' ich. Verschone mich! Ich sterbe,
Um das Unselige nicht zu gestehen!

Oenone.

So stirb! Bebarr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verschließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe schon entflehend schwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tausend Stege dort hinab;
Mein Jammer wählt den fürgestes sich aus,
Grausame, wann verzog ich deine Treu?
Vergaßest Du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnst Du meiner Liebe?

Phädra.

Was hofft Du durch dein Flehn mir abzulärmen?
Entsetzen wirft Du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannst Du mir Entsetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen sterben sehn!

Phädra.

Weißt Du mein Unglück, weißt Du meine Schuld,
Nicht minder stirb' ich drum, nur schuld'ger stirb' ich.

Oenone (vor ihr niederfallend).

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinen zitternden Knie, daß ich umfaße,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angst ein Ende!

Phädra.

Du willst es so. Steh' auf.

Oenone.

O sprich, ich höre.

Phädra.

Gott! Was will ich ihr sagen! Und wie will ich's!

Oenone.

Mit deinen Zweifeln kränkst Du mich. Vollende!

Phädra.

O schwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnsinn triebst Du meine Mutter!

Oenone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.

Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stammes zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am tiefsten fallen!

Oenone.

Du liebst?

Phädra.

Der ganze Wahnsinn rast in mir.

Oenone.

Wen fleht Du?

Phädra.

Sey auf Gräßliches gefaßt.
Ich liebe — daß Herz erzittert mir, mir schaudert,
Es heraus zu sagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennst ihn.
Den Jünglung, ihn, den ich so lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt!
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nanntest ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erstarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückseliges Geschlecht!
O dreimal unglückseel'ge Zähren! Daß wir
An diesem Unglücksufer mußten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede schien so sicher mir gegründet,
Mein Glück mir so gewiß, da zeigte mir
Zuerst Athenä meinen stolzen Feind.
Ich sah ihn, ich erröthete, verwirrte
Bei seinem Anblick, meinen Geist ergriff
Unnennbar Verwirrung, finster ward's
Vor meinen Augen, mir versagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchschauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich
Und alle Qualen, die sie zürnend sendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich sie zu wenden.
Ich baut' ihr einen Tempel, schmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttin Hekatomben fallen.
Im Blut der Thiere sucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott gerandt — Ohnmächtige
Empörerinn gegen Venus Macht! Umsonst
Verrannt' ich thöricht Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrschte Hippolyt.
Wenn meine Lippe zu der Göttin flehte.
Ihn sah ich überall und ihn allein;
Am Fuße selbst der rauchenden Altäre
War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was fremmte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückseliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen sann ich ihn zu wieder.
Mit Ernst bekämpft ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Siehmütterliche Launen gab ich mir.
Den allzuschönen Feind von mir zu bannen.
Ich rastet nicht bis er vermieden ward;
In den Vater stürmt' ich ein mit ernsten Dingen,
Bis ich den Sohn aus seinem Arm gerissen —
Ich athmete nun wieder frei. Oenone,
In Unschuld flossen meine stillen Tage.
Verschlossen blieb in tiefster Brust mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unsrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Täcke des Geschicks!
Mein Gatte bringt ihn selbst mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiedersehn, den ich verbannt.
Und neu entbrennt die nie erstickte Glut.
Kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich schaudre selbst vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haß' ich und verdamme mich!
Ich wollte schweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verbergen —
Dein Flehn bezwang mich, ich gestand dir Alles.
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn Du sorgst mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verschonst, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben widergeben willst.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königin, erspart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig ist's, daß Du das Aergste wissest.
Den Gatten raubte dir der — ob. Dieß Unglück
Ist kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Oenone.

Panope, was sagst Du?

Panope.

Die Königin
Erfleht des Gatten Wiedertehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde seines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt schon Athen;
Der Eine stimmt für seinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesverwiesnen zum Hohn,
Auch für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dieß weckt ich dir werben.
Schon rüstet Hippolyt sich, abzureisen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reißen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königin hat es
Gehört, und wird die große Botschaft nutzen.
(Panope geht ab).

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterin, ich drang nicht mehr in sie.
Zu sehen — Selbst entsatzungen, die zu setzen.
Bestritt ich deinen tödtlichen Entschluß
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz tritest Du.
Dem Sohn, den er die Liebe, daß Du ihn schmähtig.
Dem Sohn, den er die Liebe, daß Du ihn schmähtig.
Dem Sohn ist König oder Stars, wie Du
Ernst oder stirbst. Verliert er auch noch dich.
Wer soll den ganz Verlassenen beschützen?
Drum lebe! — Aller Schuld ist Du jetzt ledig!
Gemeine Schwäche nur ist's, was Du fürchtest.
Zerrissen sind mit Theseus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr ist furchtbar ist die Hippolyt;
Du kannst fortan ihn ohne Vorwurf sehn.
Er glaubt sich jetzt von dir gehaßt, und stellt
Vielleicht sich an die Spitze der Empörer;
Reiß' ihn aus seinem Wahn, sink' ihm zu rühren:
Sein Erbrecht ist das glückliche Zähren;
Hier ist Er König; deinem Sohn gebieten

Die stolzen Mauern der Minervenstadt.
Euch Beiden droht derselbe Feind Gefahr;
Verbindet Euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich ist, so will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Aricia. Jsmene.

Aricia.

Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Jst's wahr, Jsmene? Täuschest Du dich nicht?

Jsmene.

Das ist die erste Frucht von Theseus Tod.
Bald steht Du alle Herzen, die sie Seen
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
Jn ihrer Hand und Alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Jst wäre frei, und meines Feinds entledigt?

Jsmene.

Es ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist seinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

Weiß man, durch welch Geschick er umgekommen?

Jsmene.

Man spricht Unglaublichs von seinem Tod.
Das Meer, sagt man, verschlang den Ungetreuen,
Da er auf's Neue Weiberraub verübt;
Ja, ein Gerücht verbreitet sich durch's Land,
Er sey hinabgestiegen zu den Todten
Mit seinem Freund Pirithous, er habe
Die schwarzen Ufer und den Styx gesehen,
Und sich den Schatten lebend dargestellt;
Doch seine Wiederkehr sey ihm geworden
Vom traur'gen Cirrha, den man nur einmal sieht.

Aricia.

Jst's glaublich, daß ein Mensch, ein Sterblicher,
Jns tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieses abgefürchtete Gestade?

Jsmene.

Theseus ist todt, Gebieterin! Du bist's
Allein, die daran zweifelt. Den Verlust
Beseufzt Athen. Tebyene hat bereits
Den Hippolyt als Herrscher schon erkannt.
Phädra, voll Angst für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palast mit den bestürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubst Du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmüth'ger werde handeln, als sein Vater?
Daß er die Knechtschaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Jsmene.

Jch glaub' es, Fürstin.

Aricia.

Den stolzen Jüngling, traust Du ihn auch wohl?
Und schmeichelst dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
Jn mir allein? Du siehst, wie er mich meidet.

Jsmene.

Man spricht von seinem Stolze viel! doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir gesehn.
Sein Ruf, gestehn' ich, schürte meine Neugier.
Doch schien er mir, als ich ihn wirklich sah,
Dem Ruf nicht zuzusagen. Sichtbar war's,
Wie er bei seinem Anblick sich verwirrte,
Wie er umsonst die Augen niederschlug.
Die zärtlich schmachtend an den seinen hingen.
Gestehn sein Stolz nicht ein, daß er sich liebe,
Sein Auge spricht's, wenn es sein Mund nicht sagt.

Aricia.

O Freundin, wie begierig lauschte mein Herz
Der beiden Rede, die vielleicht mich täuschte!
Dieß Herz, Du kennst es, stets von Gram genähret
Und Thränen, einem grausamen Geschick
Zum Raub dahingegeben, sollt' es sich
Der Liebe eitle Sanftheit noch erträumen?
Die Letzte bin ich kühig von dem Blut
Des beiden Königs, den die Erde zeuget,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Entelsöhne Blut.
Du weißt, welch streng Gesetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schwester Rachegeist
Der Brüder Asche neu beleben möchte.
Doch weißt Du auch, wie dieses freie Herz
Die feige Vorsicht der Tyrannenfurcht
Verachtet. Der Liebe Feindin stets
Wußt' ich dem Namen Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich seinen Sohn noch nicht gesehn!
Nein, denke nicht, daß seine Wohlgestalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiset,
Die Gaben einer gütigen Natur.
Die er verschmäht und nicht zu kennen scheint;
Ganz andre herrlichere Gaben sieh' ich,
Stolz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von seinen Schwächen,
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht sich nie gebeugt.
Sey Phädra stolz auf ihres Theseus Liebe,
Mir genügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu fesseln, welches Tausende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den stolzen Mann als Siegerin zu fesseln,
Der nicht begreift, wie ihm geschieht, unfonst
Sich einem Joch entwinden, das er liebt,
Das leicht mich an und zeigt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Herkules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Besiegt, und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie bog' ich seinen eitlen Sinn!
Jn sehr nur, fürcht' ich, widerstrebt mein Mir,
Und bald vielleicht sieht Du mich, tief gebeugt,
Den Stolz bewinnen, den ich jetzt bewundre.
Er sollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Jsmene.

Hör' ihn selbst! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Aricia. Jsmene. Hippolyt.

Hippolyt.

Ein' ich von dannen geh', Königin,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach, nur zu wahr erklärte sich
Mein ahnend Herz sein langes Außenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entschieden, den Beschützten und den Freund,
Den Waffenstrauß des herrschen Alcid.
Sein Heil, ich darf es hoffen, Königin,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröstet mich in meinem tiefen Leid.
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;
Den schweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannst fortan frei schalten mit dir selbst,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich erneut von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Laß' ich dich frei – und freier noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge diesen Edelmuth, der mich
Beschämt! Mehr, als Du denkst, erschwerst Du mir
Die Fesseln, die Du von mir nimmst, wenn Du
So große Gunst an der Gefangnen übst.

Hippolyt.

Athen ist noch im Streit, vor herrschen soll;
Es spricht von dir, nennt mich, und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein steil Gesetz entgegensteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch bät' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren sollte mir's ein grillenhaft
Gesetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir treu' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechtheus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Zagus durch der Kindschaft Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig diesen Held zum König,
Und in Begeisterung sang dein Geschlecht.
Athen ruft dich in seine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Das edeln Blutes, das aus ihr entsprang.
Mein Antheil ist Trözene, Kreta bieter
Dem Sohn der Phädra reichlichen Ersatz;
Der bleibt Athen: Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erstaunt, beschämt von Allem, was ich höre,
Befürcht ich fast, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich und ist dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch übertriffst ihn die Wahrheit!
In meiner Gunst wüßt Du dich selbst beranden?
War es nicht schon genug, mich mehr zu hassen?

Hippolyt.

Ja, Königin, dich hassen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verstocktes Haß, den nicht kein Anblick zähmte?
Könnt' ich den holden Zauber widerstehn?

Aricia (unterbricht ihn).

Was sagst Du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir – Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, so will ich enden –
So magst Du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das diese Brust nicht mehr verschließen kann.
– Ja, Königin, Du stehst mich vor dir stehen,
Ein warmend Beispiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerstand,
Der ihren Opfern grausam Hohn gesprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzusehn,
Durch eine stärkre Macht mir selbst entrissen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freie steile Seele, sie empfindet.
Sechs Monde trag' ich schon, gequält, zerrissen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umsonst bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo Du bist, dich find' ich, wo Du stehst;
Dein Bild folgt mir ins Innerste der Wälder;
Das Licht des Tages und die stille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes malen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das steile Herz dir widerstand – Ich suche
Mich selbst, und finde mich nicht mehr. Zur Last
Jst mir mein Pfeil, mein Wurfspieß und mein Wagen;
Vergessen ganz hab' ich die Kunst Neptuns;
Mit meinen Rossen nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Grüfte; meine mäß'gen Rosse
Vergessen ihres Führers Ruf.
(Nach einer Pause).
Verblickt
Schämst Du dich deines Werks, da Du mich hörst,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
Jn welcher rauhen Sprache hört' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig ist
Der rohe Sclave solcher sanften Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, sprech' ich aus,
Und sprech' ich's übel, denke, Königin.
Daß Du die erste bist, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Jsmene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königin naht sich, Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie sucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was sie will.
Doch eben jetzt hat sie nach dir gefragt;
Phädra will mit dir sprechen, eh' Du gehst.

Hippolyt.

Phädra! Was soll ich ihr? Was kann sie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verjagen kannst Du ihr die Gunst,
Wie sehr sie deine Feindin auch, Du bist
Ein wenig Mitleid ihren Thränen sendig.

Hippolyt.

Du aber gehst! Du gehst — und ich soll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob Du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Fricia.

Geh', beinen edeln Vorsatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus Deinen Händen jegliches Geschenk;
Doch dieser Thron, wie herrlich auch, er ist
Mir nicht die theuerste von deinen Gaben!
(Geht ab mit Ismenen).

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, ist nun Alles — doch die Königin naht!
(Phädra zeigt sich im Hintergrunde mit Denonen).
Laß' Alles sich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück!
So schnell als möglich und erlöse mich
Von einem widerwärtigen Gespräch!
(Theramen geht ab).

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Denone.

Phädra
(noch in der Tiefe des Theaters).

Er ist's, Denone — All' mein Blut tritt mir
Ans Herz zurück — Vergessen hab ich Alles,
Was ich ihm sagen will, da ich ihn sehe.

Denone.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra
(vortretend, zu Hippolyt).

Man sagt, o Herr, Du wüßt uns schnell verlassen.
Ich komme meine Thränen mit den deinen
Zu mischen; ich komme, meines Sohnes wegen
Der meine bangen Sorgen zu gestehen.
Mein Sohn hat seinen Vater mehr, und nah'
Nicht schon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tausend Feinden seh' ich ihn bedroht.
Herr, Du allein kannst seine Kindheit schützen;
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich selbst dein Herz verbärte;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte strafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht so niedrig, Königin.

Phädra.

Wenn Du mich haßtest, Herr, ich müßt' es dulden.
Du sahest mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konntest Du nicht lesen.
Geschäftig war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere selbst geschieden.
Selbst deinen Namen vor mir auszusprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Gesetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache müßt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Hasses werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann sie schwer vergeben.
Ich weiß das Alles, Königin. War doch
Der Argwohn stets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeher andern bläut' ich gleichen Haß.
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr! Wie sehr nahm mich der Himmel aus
Von dieser allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres ist's, was in mir tobt!

Hippolyt.

Laß', Königin, dich keine Sorge ängsten!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unsern Thränen seine Wiederkehr.
Beschützt ihn doch der mächtige Neptun;
In solchen Helfer steht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweimal sieht kein Mensch die Todesufer.
Theseus hat sie gesehn; drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder schenken werde;
Der karge Styx gibt seinen Raub nicht her.
— Tod wär' er? Nein, er ist nicht todt: Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
In sehn! Ich spreche ja mit ihm: Mein Herz
— Ach ich vergesse mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnsinn fort —

Hippolyt.

Ich seh' erstaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theseus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenschaft
In ihm ist deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich schmachte, brenne für den Theseus,
Ich liebe Theseus, aber jenen nicht,
Wie ihn der schwarze Acheron gesehn,
Den flatterhaften Bubler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterstieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren,
Ich seh' ihn treu, ich seh' ihn fleißig, ja selbst
Ein wenig schen — Ich seh' ihn jung und schön
Und reizend alle Herzen sich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, so wie ich
— Dich sehe! Deinen ganzen Anstand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache selbst! So färbte
Die edle Röthe seine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Tochter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warst Du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die besten,
Die ersten Helden Griechenlands versammeln?
O daß Du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warst, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hättest Du getödtet,
Trotz allen Krümmen seines Labyrinths.
Der hätte meine Schwester jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerst die Liebe eingegeben.
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieses liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der besorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ja selbst, ich wäre vor dir hergezogen;
Im Labyrinth stieg ich hinab mit dir.
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Alte? Vergissest Du,
Daß Theseus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannst Du sagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn so wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königin. Schamroth gestehʼ ich,
Daß ich unschuldʼge Worte falsch gedeutet.
Nicht länger haltʼ ich deinen Anblick aus.
(Will gehen).

Phädra.

Grausamer, Du verstanntst mich nur zu gut.
Genug sagtʼ ich, die Augen dir zu öffnen.
So seh es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raserei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dieß Gefühl
Vor mir entschuldʼge und mir selbst vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnsinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Haßʼ ich mich selbst noch mehr, als Du mich hasseſt.
Zu Zeugen deß ruf ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Brust entzündet,
Daß all den Meinen so verderblich war,
Die sich ein grausam Spiel damit gemacht,
Das schwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Auf! daß Vergangne dir zurück! Dich fliehen,
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäßig, grausam weltʼ ich dir erscheinen;
Dir deſto mehr zu widerstehen, ward ich
Um deinen Haß — Was frommte mirʼs! Du haßtest
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Thränen hab ich mich verzehrt;
Dieß gelgte dir ein ein'ger Blick auf mich.
Wenn Du den einʼgen Blick nur wolltest wagen.
— Was soll ich sagen? Dieß Geständniß selbst.
Das schimpfliche, denkst Du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt ich dein Herz erflehen — Umsonst
In meiner Liebe einzigem Gefühle
Kennt ich von nichts dir reden als dir selbst.
Auf, räche dich und straffe diese Flamme,
Die dir ein Greu'l ist! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Den einem schwarzen Ungeheu'r die Erde!
Des Theseus Wittwe gilt für Hippolyt!
Nein, laß sie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier reiße deine Hand, hier ist mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Trifft, oder bin ich deines Streiches nicht werth,
Mißdünkt dein Haß mir diesen süßen Tod,
Entehret deine Hand so schmählich Blut.
Leih mir dein Schwert, wenn Du den Arm nicht willſt.
Gib! (Entreißt ihm das Schwert).

Oenone.

Königin, was machſt Du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen!
Komm folge mir und rette dich vor Schmach!
(Sie führt Phädra ab).

Sechster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltsam fortgezogen? — Herr, was seht
Dich so in Wallung? — Ich seh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entsetzen —

Hippolyt.

Flieh'n wir, Theramen!
Du stehſt mich in dem äußersten Erstaunen.
Ich kann mich selbst nicht ohne Grauen sehn.
Phädra — Doch große Götter! Rein!
Das Gräßliche bedeckʼ ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willſt Du von dannen, das Schiff ist segelfertig;
Doch, Herr, Athen hat sich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften stimmen lassen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra siegt!
— (Hippolyt macht eine Bewegung des Erstaunens).
Ein Herold kommt so eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn ist König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt sie! Ist's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß schleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Gesehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.
Man muß auf Alles hören, Nichts versäumen,
Und forschen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einstellen,
So geben wir, was es auch kosten mag,
Der Würdigsten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Phädra und Oenone.

Phädra.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet Euch
Mit diesen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglücklichʼ, wie kannſt Du in mich bringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt.
Mein rasend Wähnen wagt ich kund zu geben,
Ich hab' gelagt, was man nie hören sollte!
— Wie vorehr' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Anzuweichend meiner Rede zu entschlüpfen!
Wie kam er nur auf schnelle Flucht, und wie
Vermehrte sein Erröthen meine Scham!
O warum bietſt Du meinen Arm zurück!
Als ich sein Schwert auf meinen Busen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Fürchtet er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;
Ein Greuel war's in seinem Aug', es war
Geschändet, und entehrte seine Hände!

Oenone.

So keinem eitlen Jammer ewig nur
Dahingegeben nährst Du deine Gluth.
Die Du ersticken solltest. Wär's nicht besser.
Nicht würdiger des Muts, das in dir flutet,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerstreuen,
Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
Zu herrschen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrschen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meister meiner selbst, und ein
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrschen,
Die einer schimpflichen Gewalt erliegt,
Die stirbt!

Oenone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlassen.

Oenone.

Ihn nicht verlassen und verbannest ihn!

Phädra.

Es ist zu spät; er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuscher Scham ist überschritten,
Das schimpfliche Geständnis ist gethan,
Hoffnung schlich wider Willen in mein Herz,
Und rieff Du selbst nicht meine fliehende Seele
Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
Du zeigtest mir verreckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! Was hätt' ich nicht,
Unsinnig oder strafbar, mir erlaubt!
Doch wenn Du je Beleidigung empfandst,
Kannst Du vergessen, wie der Stolze dich
Verachtete: Wie grausam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieser Stolz ihn mir verhaßt!
O daß Du ihn nicht sahst mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, diesen Stolz kann er verlieren;
Wild ist er wie der Wald, der ihn erzog.
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erstenmale jetzt von Liebe reden.
Er schwieg wohl gar aus Ueberraschung nur.
Und Unrecht thun wir ihm mit unsern Klagen.

Oenone.

Bedenk', daß eine Scythin ihn gebar.

Phädra.

Obgleich sie Scythin war, sie liebte doch.

Oenone.

Er haßt, Du weißt es, unser ganz Geschlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widerstehe sein Herz. Laß' sehn.
Ob wir's bei einer andern Schwäche fassen!
Die Herrschaft lockt ihn, wie mir scheint; es zog
Ihn nach Athen; er kennt es nicht verbergen.
Die Schnabel seiner Schiffe waren schon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, schmeichle seiner Eitelkeit, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde sich
Das Diadem um seine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Bekaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er sie hin! Er kehre meinen Sohn
Die Herrscherkunst und sey ihm Statt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in seine Macht.
Geh, laß' nichts unversucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, seufze, weine, schildre mich
Als eine Sterbende, o schäme dich
Auch selbst der Liebenswerte nicht! Was Du
Gut findest, ich bekenne mich zu Allem.
Auf ihr ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis Du zurückgekehrt, beschließ' ich nichts.
(Oenone geht ab).

Zweiter Auftritt.

Phädra (allein).

Du siehst, in welche Tiefen ich gefallen,
Unsühnbare Vernus, unverzeihliche!
Bin ich genug gesunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen ist dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grausame, willst du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerstreht.
Dich fliehet Hippolyt, er spricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name scheu entweiht sein stolzes Ohr.
Räche dich, Göttin! Räche mich! Er liebe!
— Doch was ist das? Du scheust zurück, Oenone?
Man verabscheut mich, man will mich gar nicht hören.

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Ersticken muß Du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterin!
Sey wieder ganz Du selbst! Auf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird sogleich vor deinen Augen stehn.
Theseus ist angelangt! Theseus ist hier;
Entgegen führt ihn alles Volk — Ich ging,
Wie Du befahlst, den Hippolyt zu suchen.
Als tausend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebe, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenschaft gestanden,
Die ihn beschimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Oenone.

Wie, Königin?

Phädra.

Ich sagte dir's vorher,
Du aber hörtest nicht; mit deinen Thränen
Besiegtest Du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh starb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos steh' ich.

Oenone.

Du stirbst?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und sein Sohn mit ihm.
Ja werd' ihn sehn, wie er in's Aug' mich faßt.
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich seinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern schwer, die Er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die Er verschmäht!
Und glaubst Du wohl, Er, so voll Zartgefühl,
So eifersüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde Meiner schonen? den Verrath
An seinem Vater, seinem König, dulden?
Wird er auch seinen Augen gegen mich
Gebieten können? Ja, und schwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kerke bin ich, die, sich im Verbrechen
In sanfte Ruh einwiegend, aller Scham
Mit ehrner Stirne, mit erhärtetn, trotze.
Mein Unrecht kenn' ich, es steht ganz vor mir.
Schon seh' ich diese Mauern, diese Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten.
Furchtbares Zeugnis gegen mich zu geben!
— Nein, laß' mich sterben! Diesen Schreckbissen
Entziehe mich der Tod — er schreckt mich nicht!
Mich schreckt der Name nur, den ich verlasse.
Ein gräßlich Erbteil meinen armen Kindern!

Die Ankunft von den Zeus erbete ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird schwer auf ihnen lasten.
Denone, mit Entsetzen denk' ich es:
Erröthen werden sie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuschlagen.

Denone.

Das wird gewiß geschehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willst Du sie der Schmach bloß stellen?
Warum dich selbst anklagen? — Ach, es ist
Um uns geschehen! Phädra, ehe' ich sagen,
Bekennt sich schuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbaren Ausdruck des verrathnen Gatten.
Wie glücklich ist dein Feind, daß Du ihm selbst
Gewonnen gingst auf Kosten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verstummen!
Er aber wird sich seines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Ein' dieß geschieht, zerschmettre mich der Blitz!
— Sag' mir die Wahrheit! Ist er dir noch theuer?
Mit welchen Auge siehst Du jetzt den Sterben?

Phädra.

Ein Ungeheu'r ist er in meinen Augen.

Denone.

Warum den leichten Sieg ihm also lassen?
Du fürchtest ihn — So wag' es, ihn zuerst
Der Schuld, die Er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann den Lügen strafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelassen,
Dein seyn der Schrecken, dein bitter'ger Gram,
Die vorgefaßte Meynung seines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dieß, daß Du schon Einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?

Denone.

Mir ist an deinem Schweigen schon genug.
Ich zittre, so wie Du; auch mein Gewissen
Regt sich und tausend Tode fürcht' ich lieber:
Doch ohne dieses Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weise jeden Andre deinem Leben!
— Ja werde retten — Theseus, glaube mir,
Wenn mein Verdacht ihn aufgereizt, wird sich
Mit der Verbannung seines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch selbst das Blut der Unschuld fließen;
Dein Ruf steht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muß man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ja sehe Theseus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich sehe Hippolyt. Ich tese schon
In seinen stolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was Du willst: Dir überlaß' ich mich;
In meiner Angst kann ich mir selbst nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Denone. Theseus. Hippolyt. Theramen.

Theseus.

Das Glück ist mit mir aufgestanden: Gemahlin!
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theseus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich diese Liebeszeichen.
Du bist beschimpft. Das unsichre Glück verkannte,
Seitdem Du fern warst, deine Gattin nicht.
Ich bin nicht werth, dir ferverthin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.
(Geht ab mit Denonen).

Fünfter Auftritt.

Theseus. Hippolyt. Theramen.

Theseus.

Wie? Welch ein seltsamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich sie nicht weder sehe.
Laß' den erschrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattin lebt, auf ewig meiden.

Theseus.

Verlassen willst Du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich suchte
Sie nicht! Du brachtest sie an diese Küste!
Du warst es selbst, o Herr, der mir beim Scheiden
Befahl und die Königin anvertraut,
Ja mich zum Hüter über sie bestellte.
Was aber konnte nun mich hier noch halten?
Du lange schon hat meine müh'ge Jugend
Sich an dem schönen Wilde nur versucht.
Wär's nun die Zeit, unwürd'ge Ruhe liebend,
Mit edlerm Blute mein Geschoß zu färben?
Noch hattest Du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte schon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hattest Du
Bald Ufer zweier Meere schon gesichert;
Der Wanderer zog seine Straße frei,
Und Herkules, als er von dir vernahm,
Ging an, von seiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unerkühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O schme, daß mein Muth sich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entgieng,
Daß ich's besiegt in deinen Füßen lege;
Sie nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theseus.

Was muß ich sehen? Welch ein Schreckniß ist's,
Das ungestimm sich verbrechend auf die Meinen
Zurück aus meiner Nähe schreckt? Kehr' ich
So ungewünscht und so gefürchtet wieder?
Warum, ihr Götter, erwacht ihr meine Gedanken?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattin
Wollt' er dem Herrscher von Epirus rauben.
Von blinder Liebeswuth verführt. Umgeben
Von seinen Lieblingen, mit ihnen Frevel meinen Raub;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen sehn.
Der der Tyrann mit Menschenblute nährte.
Mich selbst schieb er in eine finster Gruft,
Die, schwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde darf ich hülflos hier geschmachtet;
Da sahen mich die Götter endlich an;
Das Aug' der Hüter wußt' ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind.

Den eignen Thoren gab ich ihn zur Speise,
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelassen,
Mit Herzensfreude zu umfassen denke —
Jetzt, da die Seele sich nach langem Durst
An dem erwünschten Anblick laben will —
Ist mein Empfang Entsetzen, Alles flieht mich,
Entzieht sich meiner liebenden Umarmung.
Ja, und ich selbst, von diesen Schrecken aus
Geschreckt, der von mir ausgeht, wünsche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt sey.
Wer verriets mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieser Arm so oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibst mir nichts zur Antwort. Sollest Du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh hinein. — Zu lang' verwahr' ich schon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von diesem Schrecken, den sie blicken läßt,
Soll Phädra endlich Rechenschaft mir geben.
(Geht ab).

Sechster Auftritt.

Hippolyt und Theramen.

Hippolyt.

Was wollte sie mit diesen Worten sagen,
Die mich durchschauerten? Will sie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußersten Gefühls,
Sich selbst anklagen und sich selbst verderben?
Was wird der König sagen, große Götter!
Wie schwer verfolgt die Liebe dieses Haus!
Ich selbst, ganz einer Leidenschaft zum Raube,
Die Er verdammt, wie hat mich Theseus einst
Gesehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben schwarze Ahnungen den Geist;
Doch Unschuld hat ja Böses nicht zu fürchten.
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszusinnen,
Wie wir bei Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Theseus. Oenone.

Theseus.

Was hör' ich! Götter! solchen Angriff wagte
Ein Rasender auf seines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgt Du mich, erstimmtes Schicksal!
Ich weiß nicht, was ich soll, nicht, was ich bin!
O wird mir solcher Dank für meine Liebe?
Unwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und seiner wilden Lust genug zu thun,
Erlaubte sich der Frechе gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug seiner Wuth,
Dies Schwert, zu ehrem Dienst ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn selbst die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra säumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra schwieg und schonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglücksel'gen Vaters schonte Phädra.
Vom Angriff dieses Wüthenden beschäumt
Und dieser frevelhaften Gluth, die sie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra sterben.
Schon zuckte sie die mörderische Hand,
Das schöne Licht der Augen auszulöschen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erspielt sie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Unzucht geehrt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Ursach' ihrer Thränen.

Theseus.

Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
Ich war erstaunt, wie wenig er sich freute!
Sein frostiger Empfang erstickte schnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieser Liebe frevelhafte Gluth,
O sprich, verrieth sie sich schon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königin.
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entsprang ihr ganzer Haß.

Theseus.

Und diese Liebe
Entflammte sich von Neuem in Trözene?

Oenone.

Herr, Alles was geschehen, sagt' ich dir! —
Zu lang' ließ ich die Königin allein
In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
Verlasse, Herr, und meiner Pflicht gehorche.
(Oenone geht ab).

Zweiter Auftritt.

Theseus. Hippolyt.

Theseus.

Da ist er! Götter! Dieser edle Anstand!
Welch Auge würde nicht davon getäuschet!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majestät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen sich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche bittre Wolke
Dein königliches Angesicht umschattet?
Darfst Du es deinem Sohne nicht vertraun?

Theseus.

Darfst Du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang' verschont!
Unreiner Ueberrest des Raubgeschlechts,
Von dem mein tapferer Arm die Welt befreite!
Nachdem sich deine frevelhafte Gluth
Bis zu des Vaters Bette selbst verwogen,
Jetzt Du mir frech noch dein verhaßtes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande sah,
Darfst Du dich zeigen, und Du wrubelt nicht
Nicht fremden fernen Himmelsstrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entfliehe, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Blieb ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaften Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod soll mein Gedächtniß schänden
Und schwärzen meiner Thaten Glanz — Entfliehe!
Und wisse Du nicht, daß eine schnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich strafte, beigesellte,
Gib Acht, daß dich das himmlische Gestirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in diese Gegend setzen sehe!
Entfliehe, sag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiß dich von dannen! Fort und reinige

Vom Greuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgesindel säubrete, gebeut'
Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unsterbliches Vermögen;
Ich gelzte mit dem Wort, das du mir gabst;
Der dringenderen Noth spart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erschütterer der Erde,
Mach' einen Vater, der verrathen ist!
Nun geb' ich diesen Frevler deinem Zorn.
Erstich in seinem Blut sein frech Gelüsten!
An deinem Grimm laß' deine Hand mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer fraubar'n Liebe!
Dich Ueberrasch des Greul's schlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgesehn, auf Einmal,
Zerschmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theseus.

Verräther, dachtest Du, es werde Phädra
In solches Schweigen deine Schuld begraben.
So mußtest Du beim Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen lassen.
Du mußtest, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüstet von so schwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen lassen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß.
Das dich bewegt, und Ehrfurcht unterdrückt ich'.
Du billige das Gefühl, das mir den Mund
Verschließt, und, statt dein Leiden selbst zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Frevetn gehen andre stets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laster seine Grade;
Nie sah man noch unschuld'ge Schüchternheit
In wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldin keuscher Brust genährt,
Hab' ich den reinen Ursprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen.
Der fromm vor allen Menschen ward geachtet;
Ich achtete mich nicht selbst zu rühmlich schilleru;
Doch, ist mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abscheu eben war's
Vor diesen Greueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lautesten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbst bis zur Rohheit trieb ich diese Tugend;
Man kennt die Härte meines strengen Sinns;
Nicht reiner ist das Licht als meine Seele.
Und ein strafbares Feuer sollt' ich nähren?

Theseus.

Ja, eben dieser Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhasses
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für ertaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieses Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dieß Herz
Für keusche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ja liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — sie ist's,

Pallantes Tochter, die mein Herz besiegte.
Sie der' ich an, nur sie, wie sehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich flehen.

Theseus.

Du liebst sie! — Nein, der Kunstgriff täuscht mich nicht.
Du gibst dich fraubar, um dich rein zu waschen.

Hippolyt.

Herr, seit sechs Monden weiß' ich — lieb' ich sie!
Ich kam mit Zittern, dieß Geständniß dir
Zu thun —

(Da Theseus sich mit Unwillen abwendet).

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — — So möge
Der Himmel mich, so mögen mich die Götter —

Theseus.

Mit Meineid bittt sich jeder Bösewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitlem Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

Hippolyt.

Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theseus.

Schamloser, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang' soll ich verbannt seyn und wohin?

Theseus.

Und gingst Du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit so gräßlichem Verdacht,
Wo sind' ich Freunde, die mir Mitleid schenken,
Wenn mich ein Vater von sich stößt?

Theseus.

Geh hin!
Geh, suche dir Freunde, die den Ehebruch ehren,
Blutschande loben, schändliche, pflichtlose
Verräther ohne Scham gefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie Du, zu schützen!

Hippolyt.

Du sprichst mir immerfort von Ehebruch.
Von — doch ich schweige. Aber Phädra stammt
Von einer Mutter — Phädra ist erzeugt
Aus einem Blut. Du weißt es, das vertrauter
Mit solchen Greueln ist als meines!

Theseus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit sich vergessen
Mir in das Angesicht? Zum Letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nichts, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen lasse!

(Hippolyt geht ab).

Dritter Auftritt.

Theseus (allein).

Geh', Elender! Du gehst in dein Verderben!
Denn bei dem Fluß, den selbst die Götter schwören,
Das mir Neptun sein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem Du nicht entrinnst.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie schwer Du mich auch kränktest.
Doch zu gerechte Ursach' gabst Du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward

Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr seid den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Kennt' ich ein Kind so sträflicher Art ersonnen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theseus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken her getrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte rasch die That.
O wenn's noch Zeit ist, schone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Entspare mir den Gruel,
Daß es nun Rache schreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theseus.

Nein, Phädra, meine Hand besteckte sich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch ist mir
Der Frevler nicht entwischt. Mit seiner Rache
Wird eine Götterhand geschäftig seyn.
Neptun ist mir sie schuldig. Sey gewiß:
Du wirst gerächt!

Phädra.

Neptun ist sie dir schuldig!
Was! Hättest Du den Gott in deinem Zorn —

Theseus.

Wie? Fürchtest Du, daß mich der Gott erhöre?
O tiefe vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir seine Schuld!
Erbitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kennest seine Frevel noch nicht alle.
Der Wüterich, er wagt's noch, dich zu schmähn;
Dein Mund sey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und seine Treu'. Er liebe sie.

Phädra.

Was?

Theseus.

Er behauptet's mir in's Angesicht!
Doch solchen Kunstgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' und, Neptun, nur schnell Gerechtigkeit!
Ich gebe selbst, in seinem Tempel ihn
An sein unsterblich Götterwort zu mahnen.
(Er geht ab).

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein).

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erstickter Feuer gründet sich
Auf's Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unsel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, seinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erschrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewissens wollte siegen;
Wer weiß, wohin die Reue mich getrieben!
Vielleicht ging ich so weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ihn Wort mir nicht gefallen,
Entwichte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühlt hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat sein Herz und seine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare sich
Mir gegenüber mit dem stolzen Blick,
Mit dieser strengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verschlossen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geschlecht,
Und eine Andre doch wußt' ihn zu rühren!
Vor seinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin seinen Augen unerträglich!
Und ich demüthe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt Du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich weiß's
Nicht läugnen. Mich erschreckte der Entschluß.
Der dich heraus getrieben. Ich fürchtete.
Du möchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

Oenone.

Wie? Was sagst Du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser scheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verschmähte, den ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändigt;
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

Oenone.

Aricia!

Phädra.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,
Die Furcht, die Angst, die Reuerein alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung selbst, die unerträgliche,
Verschmäht zu seyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben sich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten sie's, mein Auge so zu täuschen?
Wie sahn sie sich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wußtest drum; wie ließest Du's geschehn.
Und gastst mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man sie oft sich sprechen, und sich suchen?
Der dunkle Wald verbarg sie? — Wehe mir!
Sie konnten sich in voller Freiheit sehn;
Der Himmel billigte ihr schuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem sanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für sie auf!
Und ich, der traur'ge Ausruf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Den ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn sah ich schon mit schnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bittrem Gram,
Und selbst in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunsche mich erfättigen!
Vom Blick der Neugier ängstsichtig bewacht,
Genetz ich zitternd diese traur'ge Lust;
Ja, oft mußt' ich sie gänzlich mir versagen.
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen sie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie sich wiedersehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,

Verlachen sie, o rächende Gedanke!
Den ganzen Wahnsinn meiner Liebeswuth!
Unsinnig verbannt man ihn; sie schwören sich's
Mit tausend Schwüren, nie sich zu verlassen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieses Glück zu sehn.
Oenone, das mir Hohn spricht — Hohe Mitleid
Mit meiner eifersücht'gen Wuth! Aricia
Was fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dies verhaßte Blut!
Nicht leicht soll ihre Strafe seyn; die Schwester
Hat schwerer sich vergangen, als die Brüder.
In meiner Eifersucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!

(Wie sie gehen will, hält sie plötzlich an und besinnt sich).

Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eifersüchtig!
Und Theseus ist's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchzuckt noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz mag' ich zu buhlen?
Es sträubt mir grausend jedes Haar empor;
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Unstandhaft athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unschuld will ich, rachegierend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
In dieser heiligen Sonne aufzublicken.
Von der ich meinen reinen Ursprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus ist,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Gerichtes Urne;
Das Loos gab sie in seine strenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird sein ernster Schatte sich entsetzen,
Wenn seine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln sich, zu Greueln zu bekennen.
Davon man selbst im Abgrund nie vernahm!
Was wirst du, Vater, zu der gräßlichen
Begnadigung sagen? Ach, ich sehe schon
Die Schreckenskurere deiner Hand entfallen;
Ich sehe dich, auf neue Qualen sinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterlichstes Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieses rauh'ge Herz nie Frucht gereutet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch
Und' ich in Martern ein geängstigt Leben.

Oenone.

Verbannst endlich doch den teuren Schrecken,
Geliebte'rin! Sieh ein vergiftetes
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du ward durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist dieß denn ein so nie erhörtes Wunder?
Bist Du die Erste, die der Liebe Macht
Empfunden? Schwache Menschen sind wir alle;
Sterblich geboren darfst Du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem Du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie brannten manchmal von verpönter Gluth.

Phädra.

Was soll' ich? Welchen Rath darfst Du mir geben?
So wußt Du mich denn ganz in Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so daß Du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst Du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergessen:
Ich sehe Hippolyt; Du triefst mich, thu zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
Mit schandlicher Beschuldigung zu schwärzen?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Geht seines Vaters mörderischer Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Jahre hin,
Flucht würdige Verführerin! Mich selbst
Laß sorgen für mein jammervolles Loos.
Wo? dir's der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsetzen seyn
Für Alle, die, mit schändlicher Geschäftigkeit
Wie Du, den Scheuslichen ihrer Fürsten dienen,
Und noch hinsinken, wo das Herz schon treibt,
Und nun den Weg des Frevels eben machen.
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben!

(Sie geht ab).

Oenone (allein).

Gesorgt hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das ist mein Lohn! Mir wird, was ich verdiente.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia.

Du schweigst in dieser äußersten Gefahr?
Du läßest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wahn! O wenn ihn meine Thränen
Nicht rühren, Grausamer! wenn Du so leicht
Dich drein ergiebst, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch führe wenigstens zuvor beim Vater!
Vertheidige deine Ehre! Reinige sich
Von einem schändlichen Verdacht! Erzwing's
Von seinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen. Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frei lassen deiner blut'gen Feindin?
Verständige den Theseus!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande seines Bettes
Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'
Des Vaters mit unwerd'ger Röthe färben?
Du ältem durchdrangst das greifende Geheimniß;
Du und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Die kennt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergäß, wenn's möglich ist,
Was ich gesagt, und deine reinen Lippen
Berühre nie die gräßliche Geschichte.
Laß' und den Göttern Billigkeit vertrauen;
Ihr einzger Vortheil ist's mir Recht zu schaffen.
Und früher oder später, sey gewiß,
Wird Phädra schmachvoll ihr Verbrechen büßen.
Hierin allein trag' ich vor ihr Schonung auf;
Frei sey'n meinem Zorn in allem Andern.
Verlaß die Knechtschaft, unter der Du seufzest!
Was'd, mir zu folgen! Theile meine Flucht!
Entreiß' dich diesem unglückt'el'gen Ort.
Wo Unsinnd eine schwere Gefinnt athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken

Verbreitet, kannſt Du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; Du haſt
Bis jetzt noch keine Wächter, als die meinen.
Uns ſtehen mächtige Beſchützer bei;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unſre gute Sache
Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Entragen wir es nicht, daß Phädra ſich
Berühre mit den Trümmern unſers Glücks,
Aus unſerm Erb' und treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unſerm Raube ſchmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick iſt günſtig.
— Was ſträubteſt Du? Du ſannſt, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich ſo kühn,
Und lauter Eis biſt Du, da ich voll Gluth?
Du ſträubteſt, dich dem Schickſal zu geſellen?

Aricia.

O ſündes Loos, mich ſo verdammt zu ſehn!
Gekuppelt an dein Geſchick, wie ſcheu ſreh
Wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben!
Doch, da ſo ſündes Band uns nicht vereint,
Erkannt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befreien, der ſtrengſten Ehre unbeſchadet:
Das heißt ſich ſtetem Freunden nicht entreißen;
Flucht iſt erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — Du liſteſt mich — Furcht für meine
Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig iſt mir deine Ehre!
Mit ehrlerm Entſchluſſe kam ich her.
Fliehn deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei machſt und unſer Unglück. Wir ſind Niemands.
Fern ihnen wir jetzt Herz und Hand verbinden.
Die Fackeln ſind's nicht, die drey Hymen weihen.
Unſern dem Thor Trözens, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Mahle ſind,
Strömt ſich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falſchen Schwur zu thun;
Denn ſchnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Grauen des unverweidlichen Geſchicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; Beide ſtehen wir ihm an.
Daß er an Vaters Statt uns möge ſeyn,
Die heiligſten Gottheiten ruf' ich an,
Die keuſche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weiß' ich noch.
Geh, geh, und laß' mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theſeus. Aricia. Ismene.

Theſeus

(im Eintreten, für ſich).

Ihr Götter, ſtoßt mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier ſuche!

Aricia (zu Ismenen).

Halt' Alles zu der Flucht bereit! Ismene!

(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus. Aricia.

Theſeus.

Du entfärbſt dich, Königin? Du ſcheinſt erſchrocken!
Was wollte Hippolyt an dieſem Ort?

Aricia.

Er ſagte mir ein ewig Lebewohl.

Theſeus.

Du wußteſt dieſes ſtolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr iſt's, o Herr! Den ungerechten Haß
Hat er von ſeinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherin behandelt.

Theſeus.

Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur die ew'ge Liebe;
Doch dann nicht auf dieſes falſche Herz!
Auch Andern ſchwur er eben das.

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hörteſt ihn beſtändiger machen ſollen!
Wie errangſt Du dieſe gräßliche Genoſſenſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt Du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſündſte Leben ſchändet?
Kennſt Du ſein Herz ſo wenig? Kannſt Du Schuld
Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?
Muß ein verhaßter Argwohn deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihm falſchen Zungen preisgegeben,
Geb in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn.
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt Du ſein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Unbanksbaren.
Ich hatte mich an zuverläß'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gib Acht, o Herr! Unglück'ge Ungeheuer
Verrittet deine tapfre Hand, doch Alles
Iſt nicht vertilgt, und leben bleibſt Du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiß ich, iſt ihm heilig;
Ich wüßt' ihm weh' thun, wenn ich redete.
Nachſicht' ich ſeiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu ſagen.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theſeus (allein).

Was kann ſie meynen? Was verhüllen mir
Die dunkeln Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verſtehn ſich Beide
Zuſammen, mich zu ängſtigen? — Doch ich ſelbſt?
Trotz meines ſchweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefſten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweitenmal laßt uns Denonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchſchauen.
(Zu der Wache).
Denone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theseus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürstin sinnt.
Doch ihre Schwermuth läßt mich Aerger schrecken.
In ihren Zügen malt sich die Verzweiflung,
Und Todesblässe deckt ihr Angesicht.
Schon hat Demone sich, die sie mit Schmach
Verstieß, ins tiefe Meer hinabgestürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unserm Aug' verschlangen sie die Wellen.

Theseus.

Was sehr ich!

Panope.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt.
Ja, steigend immer mehret sich ihre Angst.
Bald stürzt sie sich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, bedeckt sie in Thränen.
Als brächt' es Linderung ihrem großen Schmerz,
Und gräßlich flößt sie sie mit Grauen weit
Von sich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie schweift umher mit ungewissem Schritt,
Ihr irrer Blick scheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat sie geschrieben, dreimal wieder
Den Brief zerrissen, ihre Meynung ändernd.
O eile, sie zu sehen! sie zu retten!

Theseus.

Demone todt und Phädra stirbt! Ihr Götter!
— Rust meinen Sohn zurück! Er komme, spreche,
Vertheidige sich! Ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab).

O nicht zu rasch, Neptun, erzeige mir
Den theur'gen Dienst! Magst Du mich lieber nie
erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falschen Zeugen;
Zu rasch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hört' ich mir erflehn!

Sechster Auftritt.

Theseus. Theramen.

Theseus.

Bist Du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Der hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten diese Thränen, sprich.
Die ich doch weinen seh'? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzuspäte, überfläss'ge Sorgfalt!
Frauptiese Vaterliebe! Hippolyt
— Ist nicht mehr!

Theseus.

Götter!

Theramen.

Sterben sah ich ihn.
Den beldesten der Sterblichen und auch
Den unsrer Schuldigsten, ich darf es sagen.

Theseus.

Mein Sohn ist todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, versöhnungen
Die Götter ungedultig sein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum sahen wir Trözene hinter uns.
Er war auf seinem Wagen, um ihn der
Stil, wie er selbst, die traurenden Begleiter.
Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Straße.
Die nach Mycenä führt, die sanften Zügel
Nachlässig seinen Pferden überlassend.
Die flotzen Thiere, die man seinem Rufe
Mit voller Hitze sonst gehorchen sah,
Sie schienen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermuth einzustimmen.
Plötzlich zerriß ein schreckenvoller Schrei.
Der aus dem Meer aufstieg, der Lüfte Stille,
Und schwer auffeufzend aus der Erde Schooß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei. Es trat und Allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Rosse, und es sträubt' sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich aus der flüss'gen Tone
Mit großem Wallen hoch ein Wasserberg,
Der Woge nahet sich, öffnet sich und speit
Vor unsern Augen, unter Fluthen Schaums.
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen seine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen ist sein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache ist's;
An Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken.
Sein dröhnes Brüllen macht das Ufer zittern.
Das Scheusal sieht der Himmel mit Entsetzen,
Auf dem die Erde, weit verpestet ist
Von seinem Hauch die Luft, die Woge selbst.
Die es heran trug, springt zurück mit Grausen.

Alles entflieht, und sucht, weil Gegenwehr
Umsonst, im nächsten Tempel sich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldensohn,
Hält seine Pferde an, faßt sein Geschoß.
Zielt auf das Unthier, und, aus sichrer Hand
Den mächt'gen Wurfspieß schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf springt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich.
Und nähret sie an mit weitem flammenden Rachen.
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie trauen schon davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie rennen
Mit theur'gem Gelter das Gebiß; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre flankendecken Lenden schlug.
Unsere durch die Felsen reißt die Furcht sie hin.
Die Achse kracht, sie bricht; dein edelmer Sohn
Sieht seinen Wagen umgeschlagen fliegen.
Er selbst stürzt aus verwirrt sich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt sah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geschleift, o Herr, von diesen Rossen.
Die er gestürtzt mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen; seine Stimme
Erschreckt sie nur; sie rennen um so mehr.
Bald ist sein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Erde hallt von unserm Klaggeschrei;
Ihr währender Ungestüm läßt entfloh nah:
Sie hatten sich, unsern den alten Gefährten,
Wo seine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile seufzend hin, die Andern folgen.
Der Spur nachgehend seines edeln Bluts;
Die Felsen sind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen seiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er streckt mir seine Hand entgegen, öffnet
Ein sterbend Aug', und schließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," spricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein schuldlos Leben. O wenn ich dahin.

„Nimm, theurer Freund, der ganz verlaſſenen
„Ariadn dich an! — Und kommt dereinſt
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um ſeinen fälſchlich angeklagten Sohn.
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu verſöhnen,
„Mög' er an dem Gefangnen gütig handeln.
„Ihr wiederſehen, was — " Hier bauchte er
Die Heldenſeele aus; in meinen Armen
Blieb ein entſeelter Leichnam nur zurück.
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich ſelbſt für eines Vaters Auge!

Theſeus.

O ſüße Hoffnung, die ich ſelbſt mir raubte!
Mein Sohn! Mein Sohn. Ihr unerweichten Götter,
Mir bot Ihr nur zu gut geboren! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgeſpart!

Theramen.

Ariadn kam jetzt, entſchloſſen kam ſie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angeſicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie ahnet ſich, ſie ſtirbt das Gras gerötet
Und rauchend noch, ſie ſtirbt — ſtirbt Hippolyt —
O weiß ein Auge ſich die Liebende! —
Dahin geſtreckt, geſtaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück weiden;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge;
Sie ſieht ihn vor ſich, und ſie ſucht ihn noch.
Doch alle ſo endlich ſchrecklich ſich verklärt.
Da klagt ihr Sammergenoſſen die Götter an,
Und mit gerechtem Seufzer hat entſeelt,
Entſinkt ſie bleich zu den Geſtorbnen Schatten.
Jhnen iſt bei ihr und ruft ſie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz zurücke.
Und ich, das Licht der Sonne haſſend, kam,
Den letzten Willen dieſer Heldenſeele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir ſterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblickt' ich ſeine blut'ge Feindin.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theſeus. Phädra. Theramen. Panope.

Theſeus.

Nun wohl. Du haſt geſiegt, mein Sohn iſt todt.
Ach, mir gerechten Grund bau' ich, zu ſtrafen!
Bleib grauſamer Verdacht erdrückt ſich furchtbar
In mir, und ſpricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er iſt todt! Unſchuldig oder ſchuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu' dich ſeines Falls!
Ja will'ge drein, mich ewig zu verklagen!
Du klagſt ihn an, ſo ſey er ein Verbrecher!
Eben ging der Tyrannen koſter mir ſein Tod;
Nicht traute' ich's, ein verdächtig Licht zu ſuchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht weiter gibt.
Wollendet das Maß nur meines Unglücks füllt.
Laſſ' mich, weit, weit von dir und dieſem Ufer
Das Schreckfeld fliehen des zerriſſnen Sohns.
Heraus fliehn mögt' ich aus der ganzen Welt,
Um dieſer Qual-Erinnerung zu entweichen.
Was mich umgibt, rächt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name;
Minder bekannt verbirg' ich mich ſo mehr;
Die Huld ſogar der Götter muß ich haſſen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunſt;
Mein eitles Flehn ſoll ſie nicht mehr beſtürmen.
Was ſie auch für mich thun, ihr treu'ger Eifer
Erſetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es ſey genug des ungerechten Schreiens,
Theſeus! Recht widerſtaht deinem Sohn!
Er war nicht ſchuldig.

Theſeus.

O ich unglückſel'ger Vater!
Weh mir, und auf dem Wort verdammt' ich ihn!
Grauſame, damit glaubſt Du dich entſchuldigt!

Phädra.

Die Zeit iſt koſtbar. Theſeus, höre mich!
Ich ſelbſt war's, die ein laſterhaftes Auge
Auf deinen teuflſchen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unthatsflamme
In meinen Buſen an — Was nun geſchah,
Verführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, ſie dir entdecken möchte.
Und eilte, die Verrätherin! weit ich
Nur ſchwach ihr widerſtand, ihn anzuklagen.
Sie hat ſich ſelbſt gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angeſicht, im Schooß des Meers
Alzuzeitlinden Untergang gefunden.
Mein Schickſal würde längſt ein ſchneller Stahl
Geendigt haben; doch dann ſchmachtete
Nur unter ſchimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu geſtehn,
Wählt ich den langſamern Weg zum Grabe.
Ein Gift ſchöpft' ich in meine glühenden Adern,
Das einſt Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen fliegen;
Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Froſt.
Schon ſeh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angeſicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, ſeinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, ſie ſtirbt!

Theſeus.

O ſtürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung ſo ſchwarzer That!
Kommt, laßt uns nunmehr, da wir unſer Unrecht,
Ach, nur zu bald erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unſre Thränen miſchen!
Kommt, ſeine theuren Reſten zu umfaſſen.
Und unſerſ Wunſches Thörichtes abzubüßen.
Wie er's verdiente, ſoll ihm Ehre werden.
Und kann es ſeine aufgebrachten Manen
Beſänftigen, ſo, ihr er liebte, neben' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verſchuldet.

Der Paraſit

oder

die Kunſt, ſein Glück zu machen.

Ein Luſtſpiel, nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Kardenne, Wucherer.
Madame Dumont, ſeine Mutter.
Charlotte, ſeine Tochter.
Oeſterreich, }
La Roche, } Bedienten des Miniſters.
Firmin, }

Karl Firmin, des Vaters Sohn.
Dumont.
Michel, Kammerdiener des Miniſters.
Rothenstein, ein junger Deutſcher Edelmann.
Leute.

Die Scene iſt zu Paris in einem Vorgemach des Miniſters.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Mein glücklicher Zufall! – Denken Sie doch, Vater! –

Firmin. Was iſt's?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen möglichen Plätzen vergebens – und bei Gottesdienſt, daß ich zu Jemen auf's Plätzen traume, ſchien mein Glückchen ſo mir entgegen.

Firmin. Was war denn?

Karl. Denken Sie doch nur! Durch herrliche Mücken, daß ich zu Reimes im Hauſe ihrer Tante bekannt – ihre Charlotte, die ich kannt und einig ſo den wurde – Sie iſt die Tochter! –

Firmin. Wollen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters – Ich kannte Sie immer nur unter dem Namen Charlotte. –

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Kardenne.

Firmin. Und ſo heißt Sie nun?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! – Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verwegenheit machen, als Sie hereintraten. – Und nun, daß Sie mich hören! Denn was hätte ich vor Augen können! Meine Verwirrung mußte ihr Farben werden und meine Geſichte verrathen! – Ich beherrſchte mich nicht mehr. Sind den nicht Wunder, daß ich vor ihr entzückt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke – ſie iſt der Inhalt, der Zweck meiner Gedanken – der Beſitzel, den mein mir gegeben, ihr einzig anbetend, ihr; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter! Verwirrt hat Sie Verlieb, wenn es gnädige Jahre alt iſt. – Auch ich habe in meinen Jahren meine Verſe und meine Zeit verloren. – Sonſt, daß Ihre den ſchönen Wahn bei Ihrem helle Hülfe beim acht. – – Und wenn noch nun wunderbare meine Hoffnung bei beim Lane wäre. – Aber nach Dumont zu kommen, und man vermeidet es vielen kann! – Charlotten Mannheim iſt einer reichen und vornehmen Mannes Tochter – Unſer armer Nachbarn iſt meine Liebe und keine Unvernunft gegt.

Karl. Aber iſt bei nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Vergeſſen Sie, wie Jungen Ehrgeizen, wenn man Ihnen Sie nicht ſtören! Meinen Sie Ihren Wirth gelehrt machen. Sie wissen vielmehr durch Mauſſier, anſtatt ein Comment zu ſein, und Ihr Sohn thäte angeſtrengt ſeine Anſpielung zu Charlotten erſehen.

Firmin. Dein Vater iſt das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut ſein, mein Sohn: es wird beſſer, und es wird ſein! Ich habe einige Uebung, und bin zu trauben – Aber wie viele ganz andere Mittel, als ich bin, ſtehen im Dunkeln, und ſehen ſich von unerkennbaren Schickſalen verdrängt – Nein, mein Sohn! Laß uns doch nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf mich halten! Wie? Gestern Sie nicht unruhig mehr werth seyn, als dieser Schlucker, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hofnarr, der weiter kein vorzügliches Mittel besitzt, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst eingeschmeichelt, Morden ertappt — Provinzen erschindt, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister Thür und Thor hat?

Firmin. Was hast Du gegen diesen Schlucker? Mich sein Gesicht nicht gestehen wie es seyn soll?

Karl. Ja, weil Sie ihn bedien. — Ihr Gnaden nicht läugnen, daß Sie drei Viertheile seiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechselseitig zu Gefallen seyn. Versieht sich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht: Darum setzten Sie an seinem Platze sieben und er an dem Ihrem.

Firmin. Ja will seinen Andern auf seinen Platz verdringen, und das gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie sollten so hoch stehen, als Sie verdienen Ihnen — Das Sie unter dem rechten Minister sich in der Entfernung halten, macht Ihrer Demuthgkeit Ehre, und ich verwunderte Sie darum nur desto mehr. — Sie stehen sich zu gut, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührt. Aber Nordener, sagt man, ist ein verdrießlicher Mann, der das Verdienst auffindet, der das Gute will. Warum wollen Sie sich hinwiederum Verdrießlichkeit auch jetzt noch der Unpünktlichkeit und Intrigue das Netz überlassen?

Firmin. Diese Leidenschaft verstehen doch. Schicanen Feinde und mein Verdienst zu hintertreiben. — Sey es auch, daß Sellecour für sein unterschlägiges Talent zu hoch hinaus will, er ist nützlich, und morgen es gut. Mag er seine Arbeit thun oder durch einen Andern thun lassen — wenn sie nur gethan wird! — Und gesetzt, er lange weniger, lange ich um besseres wollen mehr? Möchte mir ein Verdienst zu seinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verdienstheit genug wehe gethan, und noch keinem öffentlich Trotz geboten. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sey zu schlecht für mich! Immerhin! Wer besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich möchte also Charlotten entsagen?

Zweiter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt he nicht La Roche?

La Roche (verdrießlich). Er kömmt.

Firmin. Er schwermüthig? Was ist Ihnen begegnet?

La Roche. Sie geben aufs Dörfern? Wir gehorchen Sie! — Ja — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was ist das? Gestern die beste Laune!

La Roche (geht in Karlen). Nicht mehr. — Mein Platz ist verloren. Gott gestern Abend das' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Trösten Sie sie ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank; sie würde den Tod davon haben.

Karl. Morgen Sie mehr. Den uns soll sie nichts erfahren.

Firmin. Aber sagen sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Gnadenbrot versagt? Ich will mich nicht selbst loben, aber ich kann ein Register halten, meine Correspondenz schreiben, denke ich, so gut, als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Gläubiger ist nichts zu sagen. — Auf dem Bäseen bin ich der Erste, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabschiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben —

Karl. Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

La Roche. Aber? Es ist ein Freundschaftsdienst von dem Sellecour.

Karl. Ist's möglich?

La Roche. Ja das' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Sellecour ist auf meinem Ort. wie Sie wissen. Wir haben Beide gleiches Amt. Sein Bösen Streichen hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unserm Dorf. Ja das' ihm in die Geschichte eingeflickt. Zum Dank dafür spielt er mich jetzt fort, um ich weiß nicht, welchen Vetter von dem Kammerherrn unsers neuen Ministers in meinen Platz einzuschieben.

Karl. Ein saubres Pränchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

La Roche. Dem erwartet ich von Ihnen, Herr Firmin? — Ja Ihnen weiß ich mich einen wenigen. — Sie besten verstehen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mir's nicht zu thun; aber ehren will ich mich. Dieser unverschämte Bube, der gegen seine Obern so gehorsamig, so freichend ist, glaubt einen armen Schulder, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. Aber wenn doch in Akt. Freund Sellecour! — Der verachtete Gegner soll der sein verächtliche Händlerinnaturen! — Und gesetzt es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer fehlen — Ich muß Rache haben! Die meine Freunde gehn ich in's Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergessen ist die Rache des besten Mannes.

La Roche. Meine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Solcher Verlust zu verlieren, ist ein ganz, ein verdienstlicher Akt. — Meine Stelle, das wissen Sie recht gut, gehöret von Gott und Rechtswegen Ihnen — und das soll mein alt einen Grund. Aber arbeiten, gerechnet euch, sagt's euch sauer werden, wo habt doch nur Zeit und Ruhe umsonst verwendet! Wer sagt noch einem Verdienste? Wer betrauert sie darum? — Freude, schwindelt, macht den Trauermantel, deckt den Todtenhemd, bis ein schöner seinen Mann! Das ist der Lohn zum Glück auf der Welt! — So das's dieser Sellecour gemacht, und ihr sehr, wie wohl er sich dabei befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche!

La Roche. Ja den Unrecht! Nun, nun — Ich will mich eben für seinen tiefen Menschenkenntniß geben; aber diesen Sellecour, den sah' ich durch! Den das' ich — Ja denke mich selbst nicht so gut, als in dem seine. — Schon in der Schule sah man, welch Früchten das geben würde! Das schmeichelte von den Lehrmeister herum und herum und schmeichelte, und wußte sich fremden Verdienst anzueignen, und stahl seine Ehre in fremde Federn zu legen. Das erfahren wir seiner Niederträchtigkeiten, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er Herr ward, ging das Werk ins

Greise. Bald spricht er den Hausherr, bald den Speisemeister, wird die Zeit berichtet, mit jedem Winde wechselt er zu sagen. Denken Sie nicht, daß ich ihn verlumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Ministeriat gegangen. — Nun er ist todt — Ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wußte dieser Schlaukopf seinen Gönnern seinen Lastern durch die schmeichelhaftesten Lobpreisungen zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verräth, der ihn verläugnet!

Karl. Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? mit Heuchelei. Der weiß sich nach seinen Leuten zu richten, und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung trauet's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Verbrechen, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geist, und wird seinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber sie sind sein Kopf an allen nöthigen Kenntnissen ist, so reicht es ihr an Kniffen. — Er, zum Beispiel, spielt er den Uebereinfachen, den Geschäftsscheuen, und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entfliehen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens traut er sich mit seinen vielen Projecten; ich traue ihr recht gut, ob er sie gleich sehr zu verbergen glaubt.

Hermin. Wie so? Was sind das für Projecte?

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, stand eine thätige Person zu einem großen Geschäftsmanipulirer. Er hat die Präfectur, wen er haßt entsetzt, der ist's.

Nun hat diese Narbonne auch eine einzige Tochter, fertigen Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Sertleur, in einem so hohen Posten und dem Land und dem beliebtesten Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hülfe einer gefälligen und bekannten Sekretärin seine Heirathsprojecte lange vertragen. — Kommt sie einer auch entlisten den Tag, wie es nicht selten kann, weil Einer allbekannt dem Schwiegervater des Ministers! Der Minister muß alle zusamt anwenden werden, und da gibt man sich nun die Miene eines schlauen Diplomatikers. — Die Mutter des Ministers ist eine ganz schwatzhafte Alte, die eine Neuigkeit seyn will, und sich viel mit der Musik weiß. — Bei vielen Alten hat er sich einzuschmeicheln, wie die Spanischen und Deutschen vergessen, ja und der Zeitungen hat die Dreifaltigkeit, die des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen; bei der macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist es der Tochter des ganzen Hauses, von der Mutter gerühmt, von der Tochter gesagt. Das Gesammtschaft ist nun so gut als sicher gewiß, und nächstens wird er nun die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was sagt sie? Er selbst die Absichten haben, sich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Das hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! Unsich andere!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Hermin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was sagt sie? ist's möglich? — Nein, nein, Herr Hermin! Diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — Karl — Karl, die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die paßt ganz in meine Projecte!

Karl. Was träumst du?

La Roche. Dieser Sertleur ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag' ich. — Kein verlorne! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Hermin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt mir mich machen! Laßt mich machen, sag' ich! Und aber kurz, aber lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Hermin. Ich Ambassadeur?

La Roche. Nun! nun! Warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt' ich meinen, als dieser Sertleur.

Hermin. Lieber La Roche! Ob Sie mir Ambassadeur werden, bleibt sich. Sie sorgen, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend, immer Pläne schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon sogenere Haare drei angerichtet!

La Roche. Es mag seyn, ich verspreche viel leicht mehr als ich halten kann. Aber Alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Ihr mich selbst möchte ich an seinen Platz eine Intrigue spielen — Aber diesen Sertleur in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist Pflicht, das ist Ehrsucht, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — Und an dem Ehrsucht — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

Hermin. Mehr zu zweifeln? Es haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung.

La Roche. In Ordnung — Wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird sich finden, wird sich finden.

Hermin. Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

La Roche. Was wollen Sie nicht — Ich werde wohl mit Ehren herauskommen; dieser Sertleur soll es mir nicht angewinnen, daß ich es wage, dessen sich' ich. — Was brauchst du Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Minister, es ist mir schwer bei ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Hermin. Was? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ei was! Ja ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut. — Ja — spreche den Minister — Ja höre ihm die Augen. — Er hört, wie schändlich er betrogen ist — Das ist das Wort einer hohen Stunde — Der Sertleur muß fort. fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich ergreife den redlichsten Triumph. — Ja, ich sehe mich bereits, daß man der armen Teufel nicht benötigt, wenn er so mit Schande und dem Hause muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — Man muß meine Liebe lassen Sie aus jeden Fall aus dem Spiel! Ich wage nichts. — Ich darf meine Wünsche nicht so weit erheben! — Aber für meinen Vater thun Sie nie zuviel thun.

Hermin. Laß Du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein lustiges Projekt ist's, das Sie sich aufgesonnen haben! Ein tolles Herumtappen! —

Und wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Sklaven sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidnere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl dabei? Ich hasse, der Staat wird mich nicht suchen, und wo bin ich sicherer, um ein Amt zu verwalten — wo viel mehr oder, um einen Andern für mich vertreten zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich Jeder gern für Sie verwenden.

Le Roche. Ihr wollt also Beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab).

Firmin. Er ist ein Narr; aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich betauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte — (Beide ab).

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Madame Belmont. War Herr Selicour schon bei dir?

Narbonne. Ja hab' ihn heute noch nicht gesehen!

Madame Belmont. Das wußt Du doch gestern, mein Sohn, daß Du einen wahren Schatz in deinem Manne besitzest.

Narbonne. Er scheint sehr dran in seinem Ruf! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese große Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bösewichterei keineswegs gethan ist, so muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einen Mann, wie Selicour, begannte.

Madame Belmont. Der Alles versteht — dem Nichts fremd ist! Gelehrsamkeit und Kenntniß — die gediegenste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Malerei, Verse, man frage, wonach man will, er ist in Allem zu Hause.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Madame Belmont. Gut, daß Du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Antrieben belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delikatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er beweiset, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Parthie für unsre Kinder! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht selbst meinen Weg von Unten auf gemacht! Und dieser Selicour kann es mir seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ja habe selbst einen der ersten ehrenvollen Posten, wegen eines thätigen und wirksamen Manns sucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will seine Absichten prüfen — Zeigt er sich, wie es mir zuweilen, eines solchen Postens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Madame Belmont. Das ist Deine einzige Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, ehrenfester Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muß ich die Zeit verpassen, um meinen Vater zu sehen.

Narbonne. Ja, ich selbst vermisse meine ruhigen Landtage. Mit ihnen schwand ich und war fröhlich — doch das beste ist auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Gesellschaftsmann seyn, und doch seine gute Laune behalten.

Madame Belmont. Mich entzückt diese Aussicht. Ja — Ich bin hier, wie im Himmel. Mit aller Welt scheine ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Ende abkommen.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute getanzt habe zu sehen?

Madame Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Dessigny —

Madame Belmont. Meinen Dessigny?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Madame Belmont. Der zu Reimar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

Madame Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Madame Belmont. Der auch so hübsche Verse machte!

Charlotte. Ja, ja, der!

Madame Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Narbonne. Wo den der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf sich warten!

Madame Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (alles bewillkommnend). Ganz zum Entzücken sind' ich Sie Alle hier beisammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend). Hier überbringe ich den verlangten Aufsatz — ich hoffe's sehr deutlich, ein Paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billet überreichend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besorgen.

Madame Belmont. Allerliebst!

Selicour. Den gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, bis ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine aufgegebene Tochter! — Eltern bildet, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräßlich, die ich nicht

faſſe – davon ich mir keinen Begriff machen kann! – Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unſers Lebens die Sorgen auf, die ihr unſere bloßſinnigen Kindern bereiten?

Madame Belmont. Ja Alex. was er ſagt, weiß ber würdige Mann dorh etwas Delikates zu ſagen!

Selicour (zu Narbonne). In unſern Büchern iſt eben jetzt ein Chef abtrig. – Der Platz iſt von Bedeutung, und Viele bewerben ſich darum.

Narbonne. Auf Sie verlaß ich mich! Sie werden die Anſprüche eines Alten zu gelten wiſſen – die Dienſtjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Redlichkeitsbeweiſe ſind in Betrachtung zu ziehen. – Ihre ich vergeſſe, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geſchäfte! –

Narbonne. Ich bitte Sie recht ſehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! –

Selicour. Aber ich hätte vor Tiſche noch ſo Mancherlei anzuſtellen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie ſpäterhin wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihren Kenntniſſen, von Ihrer Route (dankerfüllt ab), was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! – Ich hab' es gut mit Ihnen vor. (Ab rechts ab).

Sechster Auftritt.

Vorige, ohne Narbonne.

Madame Belmont. Sie können es ſich gar nicht vorſtellen, Herr Selicour, wie große Achtung mein Sohn auf Sie hält! – Aber ich hätte ja thun, bitte' ich. – Unſre Verwandten, unſre Freunde ſpeiſen hier zu Abend hier. – Mirk man Sie auch ſehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geſchäfte –

Madame Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben. ſonſt würde unſerm Feſt ſeine Krone fehlen. Sie ſind die Seele unſrer Geſellſchaft! – Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es auch ſehr leid nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ja, Mama! Nun ja! Ihre und Papa's Freunde ſind mir immer herzlich willkommen.

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! Jetzt kleide dich an! Es iſt die höchſte Zeit! – Die möchte ich wiſſen, Herr Selicour, daß ich bei dem Putz verzöhne.

Selicour. So kommt die ſchöne Kunſt noch der ſchönen Natur zu Hülfe – wer könnte da widerſtehen!

Madame Belmont. Er iſt ſchrecklich! Schon genug iſt er! Nicht den Mund ſchließt er, ohne etwas Galantes und Galantes zu ſagen. (Ihre mit Charlotten).

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten). Endlich iſt ſie fort! – Nun kann ich mein Wort einlöſen! – Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour –

Selicour (ſehr unfreundlich). Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! –

Selicour. Muß ich auch hier beſtändig werden? Was will man von mir? –

Michel. Mein Herr! –

Selicour. Gewiß eine Bettelei – ein Anliegen. – Ich kann nicht dienen. –

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nicht! Hier iſt der Ort nicht – In meinem Kabinet mag man einmal wieder anfragen! –

Michel. Einen ſo kurzen Empfang glaubte ich nicht –

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten – ich komme dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten.

Selicour. Dankſagung? Weſſen?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters! – Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! – Wahrhaftig, ich ſchäme mich – ich bin unerträglich, daß Sie ſo barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! – Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! –

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Aug anſehen. –

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſeyn, bächt' ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine augenblickliche Zerſtreuung! –

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, ſehr leid – ich kann mir's in Ernſthaft nicht verzeihen –

Michel. Laſſen wir's gut ſeyn!

Selicour. Nun! Nun! – Ja habe Ihnen meinen Eifer bewieſen – der teure, liebe Neffe! Der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her! Er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

Michel. Sorgen er nicht ſeine ſauber Hand!

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie –

Selicour. Ja! Das iſt das Beſte!

Michel. Ihnen Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den anklagen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollicitiren. – Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Ja er hat! So! So! – Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn antwortig, – und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ja glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Seine

Sie, Monsieur Michel! Mein Grundsatz ist: Handle recht! Scheue Niemand!

Michel. Schön gesagt!

Selicour. Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist immer, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Misanthrop, ein ungeselliger Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur, — Er hasst die Weiber nicht, der liebe wackere Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (klopft ihm). Ha! Ha! Es einige kleine Liebesgaben, nicht wahr?

Michel. Mag wohl seyn; aber er ist über diesen Punkt —

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind verschwiegen und weisen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt; denn ich bin gewiss, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Verstärkten sucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich eben noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, das er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen ersichtlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Verbindung seyn? Warum bei nicht, Herr Michel? — Ich hasse die scheinheiligen Aufrechtgesinnten. — In den Tod hasse ich, was einer heuchlerischen Maske gleicht. — Man muss immer das Beste von seinen Mitbrüdern denken. — Nun! Nun! Nun wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen! Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz schamroth darüber! (Bot ihm die Hand).

Michel (zweifelnd). O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu bescheiden.

Selicour. Ohne Umstände! Sitzen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte nur bei mir aus, Monsieur Michel!

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel!

(Indem sich beide bewegtmachen, fällt der Vorhang).

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Narbonne und Selicour (sitzen).

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich). — Ja!

Narbonne. Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meynung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiss, sie wird sich um ein Gröbeck vermehren, ehe wir uns einander gehen. Zum Sache also, und die falsche Beschämerei bei Seite. Sie setzen in der Diplomatik und im Staatsrecht sehr bewandert seyn, sagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz eine Fremde. Aber ihr ist ein wenig wüste ich mich heute darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Ich'd Ihnen also lassen Sie hören — Welches hatten Sie für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

Selicour (bedenkt). Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit verbunden.

Selicour. So meyn' ich's.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staates, den er vertritt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten, und wisse sich zu Achten zu setzen. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmassung.

Selicour. So meyn' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf Alles, was —

Selicour. (unterbricht ihn). Ueberall habe er die Augen: er wisse das Verborgenste aufzuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So meyn' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen, und eine verschiedene Zurückhaltung —

Selicour (fällt). Sein Gesicht sey ein verriegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnisskrämer zu machen.

Selicour. So meyn' ich's.

Narbonne. Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Politik und der verschiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilanz. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Ton der Rede). Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beispiel: Angenommen also, es wäre Schweden oder Russland, wohin man Sie verschickte — so müssten Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen). Ich — muss gestehen, das — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Weil ich im jetzt eben davon, ihn zu studieren.

Narbonne. Von Italien also!

Selicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege

der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es läßt sich so Vieles dabei denken!

Narbonne. Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

Selicour. Venedig! — Rom! Gerade über Venedig hatte ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreitet. — Ich teile ihn hernächst. — (Will ab).

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es ist Jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (sehr eilig). Ich will nicht hören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenns dringend —

Narbonne. Das Dringendste ist mir jetzt unser Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es sey in ein Paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar große Eile.

(Selicour eilt ab).

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen seyn.

Narbonne (zu Michel). Laß ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Verbeugen). Ich bin wohl — ich vermute — es ist bei Herrn Ministers Excellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte sehr um Verzeihung — ich — ich komme — Es ist — Ich sollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Respect —

Narbonne. O, so lassen Sie den Respect, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Narbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt). Rufe Herrn Selicour!

La Roche. Wie mächtig, Ihre Erweiterung! — Er ist und bei diesem Gespräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, bei glaub' ich, aber daß ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sie nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch mißlich, Jemand ins Angesicht —

Narbonne. Wenn man seine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Ernst ein treuer Diener, ein besonnener Cynique. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht! — Ihm Hexter, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Selicour (sehr verlegen). Es ist Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sag' ich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt. Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (modern et gênant). Ich muß Ihnen also sagen, daß wir Schulkameraden zusammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten Beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg. Ich — saß noch da, wo ich aufgelanget hin. Daß er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, sein vielen Jahren vergessen, daß mag seyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinem alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn um verdienter Weise aus seinem Brot zu treiben, wie er actiuan hat, das ist hart, das muß mich aufbringen. Er kann nicht das geringste Wort wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, daß dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt bläst er Ihnen das Gute aufführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei seinem letzteren Stündchen redlich beigestanden. Wie ein hypokritischer Lakai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Geselle! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihm zu dienen. Als Knabe hatte er noch etwas Entschlossenheit; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, daß er sie nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Bürcaux?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vortrefflicher Geschäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Krimar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

Narbonne (zu Sellecour). Verantworten Sie sich!

Sellecour. Des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche bittre Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zusammfahren, meine Handlungen auf's Schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie anderen lassen!

La Roche. Er werde ich Unrecht beweisen!

Sellecour. Man hat einem Andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und Keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir auf's Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gestehe es, hatte ich gewartet, und mich schon im Voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereiten würde. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Oder zu jenem Ehef, wovon ich Euer Excellenz heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Ehef! Großen Dank, Herr Sellecour! — Ein Schreiber bin ich und sein Geschäftsmann! Meine Feder soll nicht mein Kopf sein, mich empfehlen, und ich bin Keiner von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem Andern heimlich aufzuladen, und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

Sellecour. Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad! Glaub' mir, der dich besser kennt, als Du selbst. (zu Narbonne) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstandes; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir die Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm größtert allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in seinen Posten versetzt werden sollte, den mir mein giftiger Gönner bestimmt. — Ich sey meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, daß diese Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen seyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich fähnlich zu einer Zeit gesprochen, wo sich meine Ankläger vielleicht am Throne vor ihm krümmten. — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; mich hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Welche süße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getraut; die gute Sache habe ich gegen den verfochten, der mich im Nachen war! Er fiel, und ich sollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ja das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber kommt! Laß uns Frieden machen, stürzte mir deine Freundschaft wieder und Alles sey vergessen!

La Roche. Der Spitzname! — Rühret er mich doch fast stets!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ja? — Nichts! Der verwünschte Sellecour bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch sey, herzhaft anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungereizten Roß eigensinnig beharren, zeigt ein verdorbenes Herz.

Sellecour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist blitzig — er lebt von seiner Stelle — das entschädigt ihn! Er glaubte sein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gestehe es — Roman! Roman! Laß doch umarmen. Alles sey vergessen!

La Roche. Ich umarmen! In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anstellt, weiß ich nicht, um mich selbst — um Euer Excellenz zu verrathen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blöße dargestellt habe!

Narbonne. Ich bin von seiner Unschuld überzeugt. — Wenn nicht Thatsachen, vollwichtige Beweise mich eines andern überführen.

La Roche. Thatsachen! Beweise! Tausend für einen.

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweise genug — die Menge — Aber das ist's eben — ich kann nichts damit beweisen. — Solchen abgefeimten Schelmen läßt sich nichts beweisen. Vormals war es so arm, wie ich; jetzt sitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — sagen ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

Sellecour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht nöthig zu verwehren. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es frei-

sich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! Was erlebe ich! Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! Das ist zu ernsthaft! — Denken alten Freund so zu verkennen! Kennen doch zu dir selbst. Lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht auf Übel angetrachtem Trug an eine so treuflüchtige Stelle, als ich dir zugedacht habe.

Narbonne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu seyn! — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ja will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gesunden Urtheilens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! Ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und seine Verführung! Hier, sehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich seyn! Aber wirwohl der Spitzbube mich auf's Äußerste reizt, lieber tausendmal Hungers sterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (Ab).

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie diese hartnäckige Verfeindtheit —

Selicour. Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ja will ihn bald wieder besänftigen.

Narbonne. Er ist rasch und unbesonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann seyn.

Selicour. Ein seelengutter Mann; dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verfahren ist. — Es kann auch seyn, daß ihm sonst Jemand gegen mich aufrührt.

Narbonne. Meynen Sie?

Selicour. Es mag so etwas dahinter stecken. — Wer weiß? Irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

Narbonne. Wer sollte aber —

Selicour. Es gibt so Viele, die meinen Untergang wünschen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ja unterdrücke ihn! Denn daß ich fortwährend Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! Das wäre schändlich! Das ist mehr als Mord!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann schrieb mir dazu viel zu rasonnirt und zu besonnen.

Selicour. Besonnen, ja, das ist er!

Narbonne. Sie kennen ihn also?

Selicour. Sehr gute Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Bürgerthum eigentlich wünscht — wenn auch eben keinen Kopf, doch ein gesetzter Ordentlicher. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber was gleichwohl ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihn schon längst darum angelegen, sich zu zeigen — oder vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihm unterdessen —

Narbonne. Bemühen Sie sich nicht! — Gegen einen Mann von Verdiensten kann unsre einer unsere Gnade keines Rangs die ersten Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Firmin aufsuchen. — Aber jetzt werden wir unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen). Es ist schon etwas spät. —

Narbonne. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz seyn.

Narbonne (sieht nach der Uhr). Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will also —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geschäft kann ich Ihnen vielleicht noch anstragen, das zugleich Lästigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch seine kühe Verwaltung in Heer von Mißbräuchen einreissen lassen, der trotz aller unserer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire anzusetzen, worin man alle Gebrechen anbedeute, und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine solche Exekt könnte für ihren Verfasser, thunte für Sie selbst beleidigende Folgen haben.

Narbonne. Das flammert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das ist würdig gedacht!

Narbonne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Übel so gut und besser noch, als ich selbst.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meynung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dieß Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz uns dringlig — es kann mir Vielleicht Lob gebracht werden! Leben Sie wohl! Geben Sie ja gleich an die Arbeit! (Ab; geht ab).

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Madame Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er hat nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Madame Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dazu hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Madame Belmont. Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Madame Belmont. Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heut Abend!

Selicour. Eine Romanze meynen Sie!

Madame Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Madame Belmont. Eine niederträchtige Beschäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunst erweicht mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene). Nu! Nu! Wenn er drin ist, wird mir's wohl auch erlaubt seyn, denk' ich —

Madame Belmont. Was hör' ich da?

Robineau (im Eintreten). Dieses Bedientengesindel bildet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das weiß ich bald selber. — Ja, mein Seel, das ist er! — Leibhaftig — Ich sey' ihn noch, wie Er sich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun sey' Er jetzt auch mal nicht so — betrogen Er mich wohl. Ich bin wohl ein Bischen verändert — Kennt Er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja der Robineau's Ehrenfest, des Winzers, der die dicke Maetton heirathete, seinen Großvaters Andenk, Herr Selicour!

Selicour. Ah so!

Robineau. Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

Madame Belmont. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame. Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zu gute halten, er ist ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

Madame Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme sodann, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Sagen über zwei Stunden, daß ich aus dem Postwagen gestiegen, treff' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen. Er weiß ja, seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun da sind' ich ihn ja endlich, und nun mag's gut seyn!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab' ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. Jnun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont). Excusiren Sie.

Madame Belmont. Er beunruhigt mich.

Selicour. Er ist sehr unterhaltend.

Robineau. Peter, der Küfner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut gemacht. — Als er noch klein war, der Vetter, da sey er ein leere Sapeim gewesen, da hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört, aber die Nachrichten lauteten gar zu dürftig, als daß wir sie hätten standen können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Gerhard! Sage den Vetter Selicour in Paris auf: Die Aelte wird dich nicht reuen — Barbierin macht Da dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich aleine auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, — Lieber Herr, so ging mir das Herz auf.

Madame Belmont. Er, das ist sehr natürlich.

Robineau. Hör' Er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil Er mir's doch mit.

Selicour. Ein immer redlichen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es ist das Alles wohl zu Hause!

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Vater und das ganze Spinnen gedeihen; Sie wird bald niederkommen, und hoffe, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Da ist Alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß sie mutterlosen müßte auf einen so steinreichen Sohn in der Stadt hate.

Selicour (leise). Hatt's Mani. Dummerlef!

Madame Belmont. Was sagt er von der Mutter?

Selicour (laut). Jst's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was hab denn für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Madame Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine dringende Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meiner Mutter! — in acht Tagen ist Alles abgethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. Sie kann ich gar nicht aus ihr Ding werden; denn nun sagte sie, sie wir ungern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus wollen haben wollen!

Selicour. Die arme Frau weiß gewiß nicht immer, was sie will! — Aber sie verbleibende zu wissen — Ach Gott! Das jammert mich und zerreißet mir mein Herz.

Madame Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Mer Sie werden bald Rath schaffen hören. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst

besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab).

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwarten. Der ist gar steif, und hochmüthig, hieß es, der wird sich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist). Sage mir, Du Ciel! Was fällt dir ein, daß Du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie Er mit mir umgeht, ich laße mir nicht so begegnen.

Selicour. Du thust wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von seinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was hab ich denn eigentlich für ein Verbrechen ist. Herr Vetter! — Erst der freundliche Empfang und jetzo diesen barschen Ton mit mir! — Das ist nicht einlich und gerade gehandelt, meine Er mir's nicht übel, daß ich sage — und wenn ich das weiter erzählte, wie Er mit mir umgeht — 's würde ihm schlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

Selicour (erschrocken). Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterstes! blos, Bube! — Ich will dich unterdrücken — ich will für die Mutter sorgen. Sey ruhig! Ich schaffe dir einen Platz! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn Er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, der Er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bequemes Bett. Wenn Er mich so bey der Aemte unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich darauf; ich schaffe dich an den rechten Platz. — Just Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf! — (Ab).

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin (begegnen einander).

La Roche. Ich suchte Sie schon länger. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihm dem Minister abgeschildert, diesen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es ist alles verrei mit ihm? Ganz verrei!

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, daß ich da stand, wie ein rechter Dummkopf — Der Henker stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen, und will mich bey dem Bureau als Chef anstellen.

Karl. Wie? Was? Das ist ja ganz vortrefflich! Da wünsche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Henker mit seinem falschen Geschwätz! Ich war aber fein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren! Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber laßen Sie mich nur machen! Laßen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, so ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit aufsagte, sind die ganze Ausbeute, die im zurück bringe.

La Roche. Verrecktes! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Sorge meines Mündels versehen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das ist unter meiner Würde. Laßen wir diesen Elenden sein saumseliges Handwerk treiben, und das durch unser Verdienst erzwungen, was er durch Niederträchtigkeit erhielten.

La Roche. Mag mir diesem Stelz! Ekel Schwachheit, es ist Vorurtheil! — Wir? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — Da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nicht an. — Was den Sie Ihre Verse, üben Sie Ihr Talent aus; ich will es getrost machen, ich — das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergeßen. — Sie haben sich heute übel erlappen laßen.

La Roche. Und es wird nicht das Letztemal seyn. — Aber itzt nichts! Ich schreite vorwärts, ich laße mich nicht abschrecken, ich werde ihm so lange und so oft zusetzen, daß ich ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen; jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Laßen wir's den Baden so fortreiben, wie es's angefangen, so werde ich bald der Scelus, und Ihr Vater der Dummkopf seyn müssen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden. (Ab).

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich schrecke mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ah sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wiederholter Anstoß gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschoßen!

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzen — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. – Zwingt Euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Stolz unverschämt nach Herzenslüsten!

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann Einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche! Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

La Roche. Um einen unglücklichen Zug wollen verlißt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmins! – Steh, steh!

La Roche. Er muß mir oft aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

La Roche. Was bezahlst Du ihm für die Exercitien, die er der andarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! – Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! – Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

Selicour. Frevler sollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen!

(Geht ab).

Dritter Auftritt.

Selicour (allein).

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. – Gemach, Kameral! – So weit sind wir noch nicht. – Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. – Es ist der Sohn vermuthlich – der junge Mensch, der sich mit Versen abplagt, ganz gewiß – und dieser La Roche ist's, der sie bezahlt. – Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kann ich keinen, der mir gefährlicher wäre. – Das muß verhütet werden! Aber in welcher Stimme setze ich mich! – Eben diese beide Firmins wären mir jetzt gerade sehr nöthig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. – Laß und für's Erste Nutzen von ihnen ziehen und dann schaffe man sie flugs fortgelegentlich vom Hause.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären –

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armseligkeit – Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. – Man hat uns verunreinigen wollen!

Firmin. Uns verunreinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll ihnen nicht gelingen, denn ich, Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denn ich, da dieser teufelsspitze La Roche mich beim Minister anschwärzen wollte.

Firmin. Wie! Hätte der La Roche –

Selicour. Er hat mich auf das Abscheulichste verklagen wollen.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. – Setzen Sie sich an seinen Platz!

Selicour. Ernst ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe – Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. – Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. – Was will ich denn anders, als Ihr Glück? – Aber ich weiß besser, als dieser Brausekopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plätzchen mit Ihnen ausgedacht. – Das lärmende Treiben der Büreaux ist Ihnen verhaßt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. – Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! – Sie finden sich irgend ein einsames stilles Plätzchen und, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus. Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie –

Selicour. Das sind aber bloß noch Ihnen, es hat noch Zeit bis dahin. – Glücklich, der auf der ländlichen Flur seine Tage leer! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pöbel der Bosheit preisgegeben. Anderthalb ich's für ein Privatvergnügen unter Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Haus und Kopf wieder aufs Land zurück zu schicken. – Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten – denn, sagen Sie selbst, ich'd nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen. –

Firmin. Das ist meine Meynung auch. – Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen – Und alsdann – Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen; ich verbeite es nicht, ich bin Ihnen so viel – so Vieles schuldig! – Mein Posten bringt mich um – Mir liegt so Vieles auf dem Hause – Wahrhaftig, es brennt meinen ganzen Kopf. um herum zu kommen – Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundre ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, daß ein solcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. – Es ist noch nicht Alles, wie es soll, sagte ich ihm heute – Wollen Sie, daß Alles seinen rechten Gang gehe, so müssen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre – Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufsetzen haben. – Er trug sie mir auf – Aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen – In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke. –

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich – Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! ich will's gestehen!

Firmin. Sie wunden sich hiezumal an keinen Bessern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich so lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war – so habe ich, um nicht bloß als müßiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine Beschwerden und

Verbesserungsplane dem Papiere anvertraut — und so findet sich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich schon gethan ist! — Ich hatte mir keinen bestimmten Gebrauch dabei gedacht. — Ich schrieb blos nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Ist's möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt Alles bereit, wenn Sie das von Gebrauch machen wollen.

Selicour. Oh ich bin's will! O mit Freuden! — Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere sind nicht in der gehörigen Ordnung!

Selicour. O diese kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser; Sie sollen den Nahm davon haben.

Firmin. Sie wissen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Nenn ich nur Gutes gestiftet, gleichviel unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, schamhafter Mann! Niemand läßt Ihrem bescheidnen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir also die Papiere —

Firmin. Ich kann sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mir's aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen. — (Wenn Firmin fort ist). Der arme Schelm! Er fürchten wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt in einem Papier lesend, daß er beim Anblick Selicour's schnell verbirgt). Schon wieder dieser Selicour — (Will gehen).

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für sich). Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? Wie fließen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat Allerlei dagegen, ich weiß aber, er hat unrecht. — Sie haben ein so entschiedenes Talent! Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen — Nun! Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — deswegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein Paar Couplets von mir für diesen Abend, — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Anderer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Versichen machten. — Sie vertrauten sie mir an — ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl. (Für sich). Er will mich beschwatzen! Es ist lauter Falschheit, ich weiß es recht gut, daß er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen. — (Zu Selicour). Man verlangt also für diesen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen, ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines ächten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung.

Karl (steckt sein Papier an). Könnte ich heuten, da ich so niederschrieb, daß ich sobald Gelegenheit haben würde?

Selicour. Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse —

Karl. O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

Selicour. Ei wo! Mein Gott! Das hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind! — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu sein — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie sieben auf Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich sein — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt sein — Bedalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie sich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand). Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wieder Ihren Willen thun — Ihr Vater setzt sein Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er steckt das Papier in die rechte Tasche).

Sechster Auftritt.

Beide Firmin's. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Giebt ihm das Papier heimlich).

Selicour. Ich weiß zu schweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktasche).

Karl (für sich). That ich unrecht, sie ihm zu ge-

den — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Verein machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelsstunde geschenkt — Aber man ertappt sich in Ihrem Umgang. — Der Minister wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei so würdigen Personen. (Geht ab, mit beiden Händen an seine Rocktaschen greifend).

Siebenter Auftritt.

Beide Firmin's.

Firmin. Das ist nun der Mann, den Du einen Künstenmacher und Kabalenmacher nennst — und sein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen schon traut, desto weniger trau' ich ihm — Dieser feine Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grunde richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Spielzeug von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Minister will Sie besuchen.

Karl. Meinen Vater —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja. Sie! Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hatten. — Dieser Selicour ist auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — Er ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

Karl. O so sehen Sie sich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervorgezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Da siehst mich in deinen Gedanken schon als Anfassadeur und Minister — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles sein!

La Roche. Nein, nein, sag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und das ist's nicht allein! Nein! Nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiß es, ist seinem Fall nahe; Noch heute — Es ist schändlich und abscheulich — doch ich sage nichts. — Der Minister ließ in Ihrem Hause nach Ihnen fragen; man sagte ihm, Sie seyen auf dem Bureau — Ganz gewiß sucht er Sie hier auf! Tod! ich bin nicht! Sieh, da ist er schon! (Er tritt nach dem Hintergrund zurück).

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten höre ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. Männer Ihrer Art braucht ich höchst nöthig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte anzuvertrauen, das mir anvertraut ist — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meynung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zuviel Räumens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Herr Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Frau Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

Narbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie anzusinnen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs, und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu drängen — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verschämten Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, so wie für das Böse, welches man zuläßt, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterland zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Da mit wir besser mit einander bekannt werden, so speisen Sie Beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft — Ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt seyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand mehr Folger geworden ist, wird Sie auf's Freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für sich). Ich werde Charlotten sehn!

La Roche (bei Seite). Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — Frisch, noch einen Anstoß auf diesen Selicour! (Kommt vorwärts). Sie lassen Sie endlich den Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven — Glücklicherweise finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen. — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, daß ich so mit der Thür in's Haus fiel, aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ans-

den giebt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Ehre diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm, in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war bei dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Sohn, Herr Firmin! Neben Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Anstehung Ihrer noch heute ehren so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour so unverschämt verfolgt, Sie scheinen mir der gute Mann nicht zu seyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche (für sich). Ich möchte bersten — Aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schimmer man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen). Wie so?

Narbonne. Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl). Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, höre ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent erröthmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören! — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! Ich verbitte mir alle Umstände. (Er geht ab).

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Großmutter — Gott! Ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Seyn Sie außer Sorgen. Ich hoffe Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (Zu Karl). Betrage dich fing mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Ministers vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

Firmin. Schon! Ich erhalte auch meine Lection.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir sein Beispiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren.

(Er geht ab).

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, daß Ihr Vater selbst mich Lügen straft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Bester Freund, ich habe heute früh' Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um ihre Hülfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ja ich weiß gewiß, sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Spornes, mich zu retten? Sie sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und tägliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig seyn soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder doch etwas übeln Elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Troy seiner süßlichen Manieren hassen ihn Alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm beistehn, dafür steh' ich, so verhaßt ist er! —

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gehalt aufzwang. Sollte er wohl die Stirn haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst ihn meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — Dein Lehrling formirt sich, und noch vor Abend sollst Du bei ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab).

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Madame Belmont. Bist' da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh' die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind: Was hältst Du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Madame Belmont. Ja, Du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu seyn.

Madame Belmont. Das dör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, daß Du eine so gute Meynung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl seyn.

Charlotte (betroffen). Mein Gemahl! —

Madame Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Madame Belmont. Wir glauben nicht besser für dein Glück sorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Gesinnung! — Ja weiß nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Madame Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Den Grauen möcht' ich's sogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Madame Belmont. Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Madame Belmont. Eine angenehme unbedeutende Schlechtigkeit! Das muß ich wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens stört diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiß — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger und bewährter Freund. — Auch redet man sehr in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hatte er mir diesen Abend eine Romanze für dich versprochen — denn er kann Alles, und der möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen seyn. — Aber ich höre ihn kommen! Er läßt doch niemals auf sich warten! Wahrlich es gibt seines Gleichen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein möglichstes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Madame Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich schon fertig? — In der That, ich fürchte, daß die lieben Nachbarn —

Selicour. Welche Nachbarn? —

Madame Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich habe einen lieben Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, daß sie endlich —

Madame Belmont. Daß sie die tausend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich sonst die Fassung haben können? — Aber, dem Himmel sey Dank! — Jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Madame Belmont (zu Charlotten). Er hätte dich gejammert, wenn Du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch ehe ich sie gelesen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter, Sie zürnen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun und Sie belieben ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Madame Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

Narbonne. Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

Narbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

Narbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Papier schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie blos mündig zu verklagen — den Papieren vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungspläne an, und so trieb es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre, und in ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geschehen.

Madame Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannst zufrieden seyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wußte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden seh' ich, daß wir einverstanden sind. — Geben Sie, Herr Selicour! Noch heute Abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

Selicour (für sich). Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin wegzuschaffen, der mir im Weg ist. (Laut) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu sagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindesten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an Jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Ich auch den Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke.

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn besser und ich stehe für ihn.

Selicour. Ich wünschte, daß ich eben so von ihm denken könnte.

Narbonne. Der schändliche Undank dieses La Roche muß Sie natürlicherweise mißtrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick selbst hier seyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich bat' ihn gesehen!

Selicour. Gesehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

Selicour. Speisen – Sein Sohn! Vortrefflich!

Madame Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. – Ich habe Vater und Sohn zum Nachtessen eingeladen.

Madame Belmont. Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour). Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte sehr – Ganz im Gegentheil!

Madame Belmont. Ich bin dem Vater schon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagst unsre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama – ich bin ganz Ihrer Meynung!

Narbonne. Sie können sich also ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarf's nicht – im Geringsten nicht – Wenn ich's gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten – und that ich ihm einen Augenblick unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum – Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund ist.

Narbonne. Er hat es bewiesen! Er spricht mit großer Achtung von Ihnen – Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiß verdient er –

Selicour (einfallend). Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen, noch vor Kurzem ertheilt habe – So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunst.

Narbonne. Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Rechtswegen freier seyn, als er. Was gilt's! Er wär' im Stande, einem Andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat!

Selicour. Meynen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Madame Belmont. Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

Charlotte. Ja wohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der seinen Scherz versteht.

Selicour. Würde der wohl einem Andern den Ruhm seines Werks abtreten?

Charlotte. O darum wette ich sehr.

Narbonne. Ja lieber dieses Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das versteht sich!

Narbonne. Jeder an seinen rechten Platz gestellt, werden sie Beyde vortrefflich zu brauchen seyn.

Selicour. Es ist doch gar seltsam, wie Sie die sublimen Leute so aufmuntern!

Narbonne. Das ist meine Pflicht. (Er spricht mit seiner Tochter).

Selicour. Das war's! (Zu Madame Belmont, bey Seite). Ein Wort, Madame! – Man könnte doch glauben, Sie verstünden mich von meinem Berufsgeschäfften – Wenn also diesen Abend mein Gedicht heute gelungen werden, so – nennen Sie mich nicht!

Madame Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja – wir fällt ein. – Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Gesellschaft darum ansprache, sich als Verfasser zu bekennen. –

Madame Belmont. Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das ist eine Kleinigkeit! (Beyde Firmin treten ein).

Charlotte (erblickt sie, lebhaft). Da kommen sie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen). Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! – Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! – Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter – Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Madame Belmont (zu Karl Firmin). Ich hatte mir's nicht erwartet. Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit fixen Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten). Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein –

Narbonne (zu Firmin den Vater). Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. – Nun, Herr Firmin! Da ist Selicour!

Selicour (zu Firmin). In der That – ich bin – ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin – Sie bey dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

Narbonne. Sie sind Beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (Zu Firmin). Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, daß Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

Narbonne. Und seyn Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihrer Partei nahm. Ganz gewiß hat dieser La Roche wieder –

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche gegen mich so aufbringen?

Narbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht – vornehmlich da' ich eine solche Meynung von seinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn gesprochen, aber aufrichtig muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz, und kenne auch seine Schwächen – Und mag er mich am Ende bey der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bey Ihnen seinen Glauben fand! – Sie sehen, wir sind fertig – Unser Streit ist beygelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

Madame Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin). Es ist schon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (Madame Belmont bey Seite führend). Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Madame Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin – Sie wissen, er gibt sich mit Versemachen ab.

Madame Belmont. Ja! – Nun?

Selicour. Ich bat' ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er läßt sich's gefallen!

Madame Belmont. Läßt sich's gefallen? Das glaub' ich!

Selicour. Das Sie mich ja nicht Lügen strafen!

Narbonne. Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung anbenten — Zum Spiel taug ich Sie nicht ein — Wir können uns besser beschäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird uns Madame anbefangen.

Charlotte. Haben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

Narbonne. Es ist ja wahr. Du singst nicht übel — Das hören! — Hast Du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir so eben einige Strophen mitgetheilt.

Narbonne. Gut! Ich werde mit Ihrer Erlaubniß, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden Sie stören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgsten Gedränge zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede! (Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niederläßt).

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht Allem vor!

Madame Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor. (Alle gehen sich. **Charlotten's Lied. Madame Belmont** neben Charlotten, **Selicour** zwischen Madame Belmont und Karln, neben Letztern **Firmin** der Vater).

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Madame Belmont. Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour (zu Madame Belmont, leise). Verrathen Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber! (Zu Karl Firmin).

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Ist das wahr, Karl? Wärest Du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte (zu ihrer Großmutter). Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

Madame Belmont (laut). Ja! — (Heimlich). Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Madame Belmont. Aus Ursachen. (Zu Selicour). Wollen Sie Charlotten nicht accompagnieren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu seinem Sohn). Gewiß wieder eine überflüssige Arbeit — aber das muß einmal geändert seyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, ehe Sie richten!

Charlotte
(singt).

„An der Quelle saß der Knabe,
„Blumen wand er sich zum Kranz,
„Und er sah sie, fortgerissen,
„Treiben in der Wellen Tanz; —
„Und so flocht meine Tage.
„Wie die Quelle, rastlos hin,
„Und so schwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze schnell verblühn!"

Madame Belmont (Selicour anredend). Dieser Anfang verspricht schon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend). Diesem Herrn da gebührt das Compliment.

Madame Belmont. Gut! Gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatz beschäftigt). Die Einleitung ist sehr gut und erweckt folglich die Aufmerksamkeit.

Charlotte
(singt wieder).

„Frauet nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet sich und lachet,
„Nenn' der Frühling sich erneut!
„Aber diese tausend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Busen
„Mir den schweren Kummer nur."

Madame Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin). Sie seh'n, wie Alles Sie bewundert.

Narbonne (sieht). Treffliche, entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter).

Madame Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Narbonne tretend). Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabei zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren).

Charlotte
(singt wieder).

„Was kann mir die Freude frommen,
„Die der schöne Lenz mir beut?
„Eine nur ist's, die ich finde,
„Sie ist nah und ewig weit.
„Sehnend breit ich meine Arme
„Nach dem theuren Schattenbild;
„Ach ich kann es nicht erreichen,
„Und das Herz bleibt ungestillt!

„Komm herab, du schöne Heide,
„Und verlaß dein Reich Schilf;
„Blumen, die der Lenz gebieren.
„Streu' ich dir in deinen Schooß.
„Forsch, der Hain erschallt von Liedern,
„Und die Quelle rieselt klar!
„Raum ist in der kleinsten Hütte
„Für ein glücklich liebend Paar."

Madame Belmont. Wie rührend der Schluß ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt sich gegen Charlotten). Dieß ist ein schmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt sich —

Selicour (schnell zu Karl Firmin sich umdrehend). Nicht wahr, lieber Freund?

Madame Belmont. Ich bin ganz davon hingerissen –

Selicour (sieht sich gegen Madame Belmont). Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie versteh' ich das?

Selicour (eben so schnell wieder zu Karl Firmin). Nun! Sagt' ich's Ihnen nicht! Sie haben den vollkommensten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren!

Narbonne. Das Werk ist vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater). Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt). Ich muß gestehen, ich merke so etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren –

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet). Ein süßer Triumph für den Verfasser!

Narbonne (den Aufsatz zusammen legend). Ein wahres Meisterstück. In der That!

Selicour (sieht sich gegen Narbonne). Gar zu viel Ehre!

Madame Belmont (zwischen die beiden Streyte).

Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieseln klar!
Kaum ist in der linden Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Sehr! Himmlisch! Dem widerstehe wer kann! – Selicour, es bleibt dabei, Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (steht auf). Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären – Selicour, Sie sind Gesandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie sind's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das schreiben konnte, muß ein rechtschaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie seyn!

Selicour. Aber erlauben Sie – Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf – Zufrieden mit meinem jetzigen Loose –

Narbonne. Sie müssen sich von Allem los reißen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich nur nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Secretär anbitten!

Firmin. Wie denken Sie denn? Mich? Mich? zu Ihrem Secretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik angefangen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz dumm dasitzen gemußt.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt –

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen – Ich will hierher jetzt auf der Stelle zurückkehren – (leise zu Selicour) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn – Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab).

Selicour (zu Karl). Nun, gewissen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! – (zu Charlotten). Unser junger Freund weiß die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den höfischen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er dahin haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! Aber die Gesellschaft wartet –

Firmin (zu seinem Sohn). Nun, Du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerndet!

(Selicour gibt Charlotten seinen Arm).

Karl. Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

Madame Belmont (zu Selicour). Recht, recht! Führen Sie Charlotten – Es bleibt ihm doch Alles. Er ist ein schwarmender Mann! (Sie nimmt Firmins Arm).

Selicour (auf Firmin zeigend). Diesem Herrn nicht mir gebührt das Lob – Ich weiß in der That nicht, wie ich mich bedanken darf – Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst.

(Gehen ab).

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend).

Meine Unruhe würde mich verrathen. – Ich muß mich erst fassen, ich will ihnen folgen kann. Hoher ich wirklich die Gewalt gehabt, dieß alles zu ertragen! Ein schöner Triumph, den ich davon trug. – Was Spott machten sie mir das Komplimentiren. – Es ist offenbar, daß sie ihn, und nicht mich für den Verfasser hatten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! – So ganz allein – Es geht Alles nach Wunsch vermuthlich.

Karl. Ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour steht in größerem Ansehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie sagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen braven Biedermann.

La Roche. Ist's möglich! Aber dieser wichtige Aufsatz, den der Minister ihm aufgetragen, und den er so ganz und gar nicht gewachsen ist.

Karl. Der Aufsatz ist fertig.

La Roche. Geben Sie doch!

Karl. Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

La Roche. Sie spotten meiner. Es ist nicht möglich.

Karl. Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen.

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! – Der Aufsatz ist gelesen, bewundert und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Seele haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft –

Karl. Er erhält sie, er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht seyn! Das darf nicht seyn! — Wer? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das hörten wir nicht gern den, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gehalts —

La Roche. Wegen des Gehalts! — Von dem Gehalt ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meynen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! Dieses Memoire ist's, das so vortrefflich seyn soll, und das er irgendwie muß verfertiget haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Herrerey sind seine Künste! Und mit seinen eigenen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege ging's nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber seine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein).

Laß sehen — Er spannte von jeher die schwachen Seiten seiner Opfer aufzuspähen, um sich ihnen nothwendig zu machen. Neog diesen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Ministers verlauten — Er habe Zimmer bestellen in der Vorstadt. — Ja gewiß! sein Wort dapon, aber man könnte versuchen — Doch still! Da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken). Alles geht nach Wunsch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Neog hat' ich weder die Stelle noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauern und mir jeden Augenblick Beides wegfischen können — Wenn ich sie entfernen könnte — Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vermissen hätte — wenn ich ihm eine Gewissenhaftigkeit stehlen könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (für sich). Recht so! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ah, sieh da! Herr La Roche.

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugestehen.

Selicour. Ah!

La Roche. Das wir nicht einmal etwas gehofft hat!

Selicour. Das ist das Beste! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Ah! Steht es so? Fangen wir an, gefällig zu werden!

La Roche. In der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unsrer alten Freundschaft willen, sinken Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Trau Sie's mir! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich Jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So? Hat sich Jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Posten ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Andere wandte von Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer seyn — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

Selicour. Gut, gut, ich will ja das alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Wir? Meynen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es scheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (lacht). Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und das Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerin gemeine Sache machen — Ja, das will ich — hören Sie darauf!

La Roche. Ah, Sie sind gar großmüthig!

Selicour. Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. Ja gewiß. Sie sollen sehen —

Selicour. Genug. Lassen wir's gut seyn.

La Roche. Er hat angebissen. Er ist so gut, als schon gefangen! Wie viel schneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit! (Ab).

Selicour. Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel! — Es ist hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß

– Vortrefflich! Ich halte dich fest, Narbonne! – Du bist also auch ein Mensch – Du hast Schwachheiten – und ich bin dein Gebieter. (Setzt sich).

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche (kommt).

Sie sitzen noch an der Tafel – Er wird gleich herauskommen, der Minister – Hab' ich mich doch ganz unsers Attems gelaufen – Aber, dem Himmel sey Dank! Ich bin auf der Spur, ich weiß Alles – Hab' ich dich endlich, Freund Sellecur! – Wie dem Minister was nützliches für dich zu machen, so lang er tugendhaft war – aber Gott strafe mir seine Laster! Da gibt's Geheimnisse zu verschweigen, da gibt's Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel – Er glaubt dem Minister eine Schwachheit angemerkt zu haben – Welch herrliche Spielwaare für seine Niederträchtigkeit! Nur zu! Nur zu! Wer sind besser unterrichtet, Freund Sellecur! – Und dir abnet nicht, daß wir dir eine böse, böse Zeitlang legen – Der Minister kommt – Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu thun.

Zweiter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat herausrufen lassen?

La Roche. Mhge dieß die letzte Unterredung seyn, die Sie mir bewilligen. Herr von Narbonne, wenn ich Sie aus diesmal nicht überzeugen kann – Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe – Allein, was ich dieß jetzt vorbringe, diesen Herrn Sellecur in Ihrer guten Meynung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen – dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! Sie haben eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

Narbonne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im größten Elende befindet! Hab' ich nicht recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspähen?

La Roche. Zürnen Sie nicht – Ich hab' es blos Ihrem Freund Sellecur nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wußte – Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Anklegung – Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ich's nur gestehe, Ich stellte gar unsere Nachforschung an – ich war hier – ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist – (Er sieht). Sie hat ein ganz ansehnliches Alter – Sellecur hält sie für eine junge Schönheit – – O entrüsten Sie sich nicht – Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Scheelm seyn. – Da kommt er – ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab).

Narbonne. Der rasende Mensch, wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Sellecur Komte – Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Sellecur.

Sellecur. (bei Seite). Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! – Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Fremde sich in seine Gunst. Hab' ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Sellecur, was man im Ministerium zu Ihrem Aufzug sagen wird – Ich hab ihm sogleich abgehen lassen; er wird diesen Augenblick gelesen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

Sellecur. Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (Für sich). Wie leis' ich's nur ein? – Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur geradezu gehen –

Narbonne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Sellecur!

Sellecur. Ja – ich – ich denke nach, welche boßhafte Auslegungen doch die Verläumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stande ist!

Narbonne. Was meynen Sie damit?

Sellecur. Es muß heraus – Ich darf es nicht länger bei mir behalten – Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt – Es hat verlauten wollen – Ich bitte – beantworten Sie mir ein Paar Fragen, und verzeihen Sie den dringenden Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Sellecur. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt.

Narbonne. Weil Sie es denn wissen – ja.

Sellecur. Und ganz insgeheim, hör' ich.

Narbonne. Ich habe dis jetzt wenigstens ein Geheimniß daraus gemacht.

Sellecur. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Sellecur. Die Ihnen sehr – (Laut) sehr werth ist?

Narbonne. Ich gestehe es, sie nehme großen Antheil an ihr.

Sellecur (für sich). Er hat es gar keinen Hehl – Die Sache ist richtig. – Und Sie mögten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Sellecur. Ach, gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boßhaft. – Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Sellecur. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Sellecur. Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen?

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Sellecur. Ja das'! Ich schaff's Ihnen – Ein stilles Häuschen, abgelegen – einfach von außen

und unverdächtig! — Aber innen auf's Zierlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für sich). Sollte La Roche Recht behalten — (laut) Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu finden.

Selicour (lächelnd). In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer verstandenen Mienen zu entsinnen — Erlauben Sie übrigens einem dienstbereiten Freund in mir — Es ist möglich, wenn ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu seyn. Beichten Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitte — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Aufsehen vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man diese Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour). Die sind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es sind Gesellschaftsbriefe, die gleich expedirt seyn wollen — Freude zur Arbeit und frisch aus Vergnügen. So bin ich einmal. (Ordnet ab).

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein).

Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser, als Andre; jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzukleiden — Und diesen Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hineyseyen — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er Alles für mich thun, sagt er: Sind das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche (mit heroischer Würde). Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle an's Gouvernement gesendet, und ich will wetten, daß diese Briefe, die ich so eben erhalte von dem Lox desselben voll sind. (Er erbricht einen Brief und liest). Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk ist also wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfasser ist!

Narbonne. Wer sollte es denn seyn?

La Roche. Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pfand setzen — denn am Ende will ich sie doch eher Herz als Kopf zugeschrieben. — Wenn man verstünde — Ja! Richtig — Ich hab' es — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir helfen wollen, so soll er sich selbst verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Lassen Sie mich machen — Er kömmt! Unterstützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenschaft). Mein Gott! Welches entsetzliche Unglück!

Selicour. Was gibt's, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Anblick des Schreckens?

La Roche. Ja bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieser Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Minister — (zu Narbonne). Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie Alles!

La Roche. Er ist gestürzt!

Selicour. Um Gotteswillen!

La Roche. Seines Amtes entlassen!

Selicour. Es ist nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Ich wollte schon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, und ich bitte lieber, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit.

(Narbonne begleitet es mit einem stummen Zeichen).

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin!

Madame Belmont. Was gibt's?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

Madame Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ja, ich erkannt, wie Sie!

Madame Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl Firmin (schwankend). Soll das Talent geächtet, so ist die Neugierde ein Verbrechen in dieſem verderbten Lande! Der ernſthafteſte Mann verdampft ſich kaum einen Tag lang, und das Gift bleibt nur dem Nächſtverdienten getreu.

Narbonne (zur ersten). Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel iſt gerecht, und früher oder ſpäter ereilt den Sünd'gen die Strafe.

Selicour. Aber ſagen Sie mir! kennt man denn nicht wenigſtens die Veranlaſſung dieſes unglücklichen Verſuchs?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man ſie. Ein gewiſſes Memoire iſt ſchuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (bebend). Ein Memoire! daſſelbe welches leidet, daß Sie heute leſen ſah. (Zum Minister).

Selicour. Wo die Regierung ſtritt mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nämliche.

Selicour. Nun da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu ſagen, daß es nicht immer räthlich iſt, die Wahrheit zu ſagen?

Narbonne. Wo die Pflicht ſpricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg ſey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Sehr gehegt! Vortrefflich! Aber es koſtet Ihnen auch einen ſchönen Platz!

La Roche. Und damit iſt's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch andre um den übrigen kommen. — Man weiß, daß ein Miniſter ſeinen Verfaſſer der Schriften iſt, die aus ſeinem Bureau herauskommen.

Selicour. Wie ſo? Wie das?

La Roche (für ſich). Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie ſich deutlicher!

La Roche. Man will ſelbſtverſtändlich herausbringen, wer dieſe heftige Schrift geſchmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Miniſters mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! das iſt ſehr zu beſorgen.

Selicour. Nun, ſo bin's nicht!

Firmin. Ja bin der Verfaſſer!

Narbonne. Was hör' ich?

Madame Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ja bin's, und ich rühme mich deſſen.

La Roche (zu Narbonne). Nun, was ſagt ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour nicht überlaſſen, aber wohl ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Seyen Sie auf Ihr Unglück ſtolz. Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares gedichtet haben — O mein Herz ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Vorurtheile mehr ſeyn — die Größe verſchwindet, und Muth gewinnt die furchtſame Liebe.

Madame Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme meines Antheils; ſein volles Herz verpreßt ſich im Augenblick ſeiner Geſchicke!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen ſein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie ſind der Verfaſſer dieſer Memoire, ſo iſt es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon tragen. — Das Gouvernement erkennt Sie zum Gefangnen — (da Alle die Erſtaunten begegnen) ja, ich bin noch Miniſter, und ich ſeyne mich, es zu ſeyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienſt zu belohnen.

Madame Belmont. Was iſt das?

Selicour (in der heftigſten Beſtürzung). Was hab' ich gethan?

Narbonne (zu Selicour). Sie ſehen Ihr Spiel verrathen — Wie konnten Sie nun, Heuchler an Talent und Tugend! — Niederiger Menſch, konnten Sie mich für Ihresgleichen halten?

La Roche. Wie ſchämlich er eine edle That auslegte! Ich weiß Alles aus dem Mund der Dame ſelbſt. Dieſes Frauenzimmer, für das er Ihnen eine ſtrafbare Neigung andichtete — es iſt eine Frau, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienſtvollen Offiziers, der im Dienſt des Vaterlandes ſein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! (Zu Selicour). Sie ſehen, daß Sie hier überflüſſig ſind. (Selicour entfernt ſich ſtill).

La Roche. Es thut mir leid um den armen Selicour — Weiß wohl' ich's vorher, mein Haß würde ſich legen, ſobald es mit ſeiner Herrlichkeit aus ſeyn würde.

Firmin (reicht ihm beide die Hand). Laſſen Sie's gut ſeyn! Wir wollen ihn zu tröſten ſuchen.

La Roche. Baſta, ich bin dabei!

Narbonne (zu Karl). Unſer lebhafter junger Freund iſt auf einmal ganz ſtumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen geleſen, lieber Firmin! — Der Ueberraſchung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergeſſen, daß Ihrer Neigung bei unſerm Glück beſonders ſchmeichelnd war, daß Sie wurde bei unſerm Unglück. — Charlotte! (Sie wirft ſich ſchwesterlich in ihres Vaters Arme). Gut, wir verſtehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt der wahre Verfaſſer des Gedichts.

Madame Belmont. Was? unglaublich!

Charlotte (mit einem ſtrafenden Blick auf Karln). Ich habe mir daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer).

Madame Belmont. O der beſcheidene junge Mann! Gewiß, er wird unſer Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (Laut zu den Umſtehenden, halb zu den Zuſchauern). Dieſsmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Originall der Lüge und ſeines Gleichen, der Neidiſche kann nicht durchdringen, die friedende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geſtaltete Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne.

Der Neffe als Onkel.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Aus dem Französischen des Picard.

Personen.

Oberst von Dorsigny.	Lormeuil, Cyprians Bedienter.	Ein Notar.
Frau von Dorsigny,	Balcour, Freund des jungen Dorsigny.	Zwei Unteroffiziere.
Sophie, ihre Tochter,		Ein Postillon.
Frau von Dorsigny, die Aelt.,	Champagne, Bedienter des jungen Dorsigny.	Zacharin, Dame in Dorsigny's Hause.
Frau von Merville, ihre Mutter.		Drei Lakaien.

Die Scene ist ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten eine Nebenzimmerthüren.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Balcour (mit einem Brief herein, und nachdem er sich überall umgesehen, zu Normand gegen, der in einem von den Wandschirmen, die vorn auf einem Schaubrette stehen, und steht ein Billet).

„Herr von Balcour wird ersucht, diesen Abend „um sechs Uhr sich im Gartensaal des Herrn von „Dorsigny einzufinden. Er kann zu dem kleinen „Pförtchen herein kommen, das den ganzen Tag offen „ist." — Neue Unternehmung! — Hm! Hm! Ein sehr feines Rendezvous — Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebst. — Aber still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

Zweiter Auftritt.

Franz Dorsigny und Champagne (beide in Mänteln eingekleidet). Balcour.

Dorsigny (seinen Mantel an Champagne gebend). Ei, guten Abend, lieber Balcour!

Balcour. Halt! Bist Du's, Dorsigny? Wie kommst Du hierher? und wozu diese sonderbare Ausstaffirung — diese Perrücke und diese Uniform, die nicht von deinem Regimente ist?

Dorsigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obristlieutnant geschlagen; er ist schwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, so habe ich's für's Sicherste gehalten, das Kostüm meines Onkels anzunehmen. Wir sind so ziemlich von einem Alter, wie Du weißt, und einander an Gestalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechseln ähnlich, und führen überdieß noch einerlei Namen. Der einzige Unterschied ist, daß der Onkel eine Perrücke trägt und ich meine eigenen Haare — Jetzt aber, seitdem ich mir seine Perrücke und die Uniform seines Regiments zugelegt, erstaune ich selbst über die große Aehnlichkeit mit ihm. In diesem Augenblick komme ich an, und bin erstaunt, daß so pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Balcour. Bei dem Rendezvous? Wie? Hat sie dir auch was davon vertraut?

Dorsigny. Sie? Welche Sie?

Balcour. Nun, die hübsche Dame, die mich in einem Billet lieber besprechen! Du sagst mein Freund, Dorsigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorsigny. Die allerliebste Dame!

Balcour. Worüber lachst Du?

Dorsigny. Ich bin die schöne Dame, Balcour.

Balcour. Du?

Dorsigny. Das Billet ist von mir.

Balcour. Ein saubres Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billets auf etwas ganz Anders Rechnung machen — Aber da es so steht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorsigny — Also ich bin dein gehorsamer Diener.

Dorsigny. Warte doch! Warum eilst Du so hinweg? Ich sag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor jemand Anderm setzen lerk. Ich brauche deines Beistandes; wir müssen vorerst miteinander nehmen.

Balcour. Gut — Du kannst auf mich zählen, aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geschäfte —

Dorsigny. So? Jetzt, da Du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest Du Zeit übrig.

Balcour. Das nicht, lieber Dorsigny! Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorsigny. Wo?

Balcour. Beim l'Hombre.

Dorsigny. Die große Angelegenheit!

Balcour. Sorry bei Seite! Ich habe dort Gesellschaft, die Schwester des Obristlieutenants zu setzen — Sie hält was auf mich; ich will der bei ihr das Wort reden.

Dorfigny. Nun, meinetwegen. Aber thu' mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, daß man sie hier im Gartensaal erwarte. — Nenne mich aber nicht, hörst Du?

Valcour. Da sey außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf sagen lassen, ohne sie nur einmal zu sehen. Unterdessen behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich schlage den Bruder zu sehr, um die Schwester nicht zu lieben, wenn sie hübsch ist, verstehst sich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Dorfigny. Champagne.

Dorfigny. Zum Glück brauche ich seinen Beistand so gar nöthig nicht — Er ist mir weniger von daß Vorbergen zu thun, (Champagne verstellt sich) als man meine liebe Emilie Ursache wieder zu sehen.

Champagne. Was Sie für ein glückliches Mann sind, gnädiger Herr! — Sie sehen Ihre Güter wieder, und ich (weint) meine Frau! Wann geht's wieder zurück in's Elsaß — Wir hatten wie die Engel, da wir sechzig Meilen weit von einander waren.

Dorfigny. Still! Da kommt meine Schwester!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! Sind Sie es! Gott Sie von Herzen willkommen!

Dorfigny. Nun, daß ist doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Daß ich so recht sehe, daß Sie mich in Sicherheit! Ein Schreiben, daß Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück kom könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

Dorfigny. Geschrieben hab' ich auch an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (Leise zu Champagne, der einen Mantel trägt). Wo ist denn aber Herr von Lormenil?

Dorfigny. Wer ist der Herr von Lormenil?

Fr. v. Mirville. Ihr schalkhafter Schwiegersohn.

Dorfigny. Sagt mir! Hör mir denn Du auch?

Fr. v. Mirville. Nun, doch weiß ich meinen Onkel!

Dorfigny. Wie? möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht!

Fr. v. Mirville. Schwester! Er! — mein Bruder?

Dorfigny. Ja — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Daß kann nicht seyn. Daß ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Straßburg; mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und daß ist auch seine Uniform nicht — und so groß auch somit die Aehnlichkeit —

Dorfigny. Eine Aehnlichkeit, die aber somit nicht viel zu bedeuten haben wird, daß mich genöthigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden. Hatte ich mich in diesen Rock und Perücke.

Fr. v. Mirville. Wie? möglich? — O so ist doch verzeihe unserem, lieber Bruder — Ja, nun seine ich es, daß es erkennen! Aber die Aehnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

Dorfigny. Mein Onkel ist also abwesend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirath wegen.

Dorfigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Erschrick, meiner Tochter.

Dorfigny. Was sie? sag? Sophie soll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Nicht Du es denn wüßt?

Dorfigny. Mein Gott! Nein!

Champagne (leise zu sich). Nicht ein Wort weiß ein mir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormenil, ein alter Freundschaft des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat sie seinen Sohn von Orphan angehalten — Der junge Lormenil soll ein sehr liebenswürdiger Mann seyn, sagt man; wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel hat ihn zu Toulon ab; kann werden sie eine weite Reise zusammen machen, um, ich weiß nicht welche Einkäufe in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu seyn, und wenn Du also denn noch da bist, so kannst Du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorfigny. Ah, liebe Schwester! — Köstlicher Champagne! Kostet, bringt mir! Wenn ihr nur nicht beschäft, so ist es auch mit mir, so bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was daß Du denn, Bruder? Was ist dir?

Champagne. Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

Fr. v. Mirville. Ah, ist es daß?

Dorfigny. Diese unglückselige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stande kommen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß schwer helfen, sie glücklicherweise zu machen. Beide Väter sind einig, daß Wort ist gegeben, die Kontrakt sind aufgesetzt, und man erwartet sie noch den Notarium, sie zu unterschreiben und abzuschließen.

Champagne. Schluß! — Hören Sie — (Zum ganzen Publ.) Ich habe einen sichern Einfall!

Dorfigny. Nein!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzustellen! Stimmen Sie bei den! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein schöner Mantel, um die Mienen zu betrügen!

Champagne. Nur gemach! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr über mein Haus, mein Vieh, meine Heirath ist, so verwalte Ihnen Ihnen mächtig zu retten — Sie haben den jungen Lormenil nicht mit meinen Augen, weil er — weil er gefallen ist — Unterdessen erhält Frau von Dorfigny einen Brief von Ihnen, als den Lieben, worin Sie um die Ehre flehen anhalten — Das ist mein Part! Ja da der Kourier, der den Brief von Straßburg bringt — Frau von Dorfigny ist verliebt in ihren Liebsten; sie wünscht seinen Besuchung mit der besten Art von der Welt auf; sie spricht den Brief, als ihrem Ehemann, mit, und Sie lassen sich, wie billig, grüßen. Nun stehen Sie sich, als wenn Sie auf's Gründe verwirrt anfingen. Sie gehen der Tante unbemerkt Nachricht, daß Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihrem natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie einen Spaziergang von Ihrer Garnison herkämen. Der Heirath geht vor sich; der Onkel kommt Kostlos angetrunken mit seinem Schwiegern, der den Plan glücklich beigetragen hat, und nimmt Besitz

zu thun hat, als ungesehen und sich entweder zu Tanten oder in Ohnmacht nur Frau zu holen.

Dorsigny. Glaubst Du, mein Onkel werde das so gelassen —

Champagne. Der wird aufspringen, daß es fliegt das! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! Er liebt seine Tochter! Sie setzen ihm die besten Worte, verfechten ihm eine Stube voll artiger Entschuldigungen, die ihm alle so drollig scheinen sollen, wie Sie selbst. Er lacht, er verschnupft sich und Alles ist vergessen.

Fr. v. Mirville. Ja weiß nicht, ob es das Tolle dieses Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. Der ist vernünftig, der Einfall!

Dorsigny. Lustig genug ist er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich weit für den Onkel ansehen!

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorsigny. Ja, im ersten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müssen ihr keine Zeit lassen, sich der Täuschung zu nehmen. Wenn wir sie sind bezwungen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — Sie ist jetzt bereit, der Dankbarkeit Thränen und zu flattern; diese Thränen verdienen nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag benutzt Du gar nicht zu erwarten — Du erklärst zu gleicher, daß Du noch in der Nacht wieder fort reisen müssest, und morgen erscheinst Du in deiner wahren Person. Gelassen an's Werk! Wir haben keine Zeit zu verlieren — Sogleich den Brief an unsre Tante, den dem Champagne als Courier überbringen soll, und wenn Du um Hyazinthen erbittest.

Dorsigny (an das Fenster tretend). Schwester! Schwester! Du machst mir mir, was Du willst.

Champagne (sich die Hand vorhaltend). Wie konnte ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich schon eine Frau habe; ich schwöre hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt blos den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Was hat Champagne?

Champagne. Ein nur, daß ist ganz natürlich. Mein Herr gibt sich seinen Onkel, ich mache den Herrn von Lormeuil vorstellen, und wer weiß, was mir am Ende noch gelingen könnte, wenn meine vorhabende Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache. Sie berühmt zu verdienen!

Dorsigny (sogleich den Brief und gibt ihn an Champagne). Hier ist der Brief. Nehm' es nun ein, wie Du willst! Das übertrag' ich mich.

Champagne. Sie sollen mit mir zufrieden seyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Courier von Straßburg ankommen, gefangen und gefleidet, triefend von Sammeth. — Sie, gnädiger Herr, bleiben sich wieder. — Mark, Durchlaucht, Unsere schmachten, wenn's nöthig ist. — Den Onkel gespielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und, wenn Alles verloren ist, den Brunel gezogen, und den rebellischen Diener gut bezahlt, der Juden zu allen diesen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab).

Fr. v. Mirville. Du kennst die Tante. Sie wird dich für den Onkel ansehen. Thu, als wenn Du nothwendig mit ihr zu reden hättest, und schick mich weg. —

Dorsigny. Aber was werd' ich ihr denn sagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein gebauter Mann seiner Frau vor Artigkeit sagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau v. Mirville. Frau v. Dorsigny. Franz v. Dorsigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geschwind! Der Onkel ist angekommen.

Fr. v. Dorsigny. Was! Wahl! Mein Mann! — Ja wahrhaftig da ist er! — Herzlich willkommen, lieber Dorsigny — Sie hab erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reise gehabt! — Aber wie so allein? Wo sind Ihre Leute? Ja höre doch Ihre Kutsche nicht — Nun wahrhaftig — ich bekomme mich kaum — ich zittre vor Verwunderung und Freude —

Fr. v. Mirville (ehemalig zu dem Bruder). Nun so rede doch! Antworte seiner weg!

Dorsigny. Weil ich nur auf einen kurzen Besuch hier bin, so kommt ich allein und in einer Miethkutsche — Was aber die Reise verzieht, liebe Frau — diese Reise — Ah! Die ist mir die gläcklichste gewesen.

Fr. v. Dorsigny. Sie erschrecken mich! Ist ihr Sohnen doch kein Unglück zugestossen!

Dorsigny. Nicht doch mir! Nur nicht! — Aber diese Heirath — (Zu Frau von Mirville). Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht stören, mein Onkel. (Ab).

Sechster Auftritt.

Frau v. Dorsigny. Franz v. Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Nun, lieber Mann! diese Heirath —

Dorsigny. Und dieser Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorsigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters.

Dorsigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unser Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorsigny. Gut Und warum denn nicht?

Dorsigny (mit lautem Ton). Weil — weil er — todt ist.

Fr. v. Dorsigny. Mein Gott! Welches Zufall!

Dorsigny. Es ist ein trauter Jammer. Dieser junge Mann war, wohl die meisten jungen Leute sind, so ein kleiner Wüstling. Einen Mond bei einem Ball hat's ihn ein, einen artigen höflichen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler mischte sich drein und erlaubte sich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, verdrießt, entforderte, wie man es mit zwanzig Jahren ist, seinen Gegner; zum Unglück war er an einen Kauser von Profession geraten, der sich nie straflos, ohne seinen Mann — zu thoten. Und diese böse Gewohnheit bekommt auch jetzt der Unterstadt über die Geschicklichkeit seines Gegners; der Sohn meinem armen Freunde blieb auf dem Platz, mit drei tödtlichen — Stichen in Leibe.

Fr. v. Dorsigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorsigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorsigny. Die? Die Mutter! Die ist ja im letzten Winter gestorben, so viel ich weiß.

Dorsigny. Diesen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter stirbt ihm seine Frau und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es ist mir auch schwer angekommen, ihn in seinem Schmerz zu ver-

lassen! Aber der Dienst ist jetzt so schwer! Auf den zwanzigsten müssen alle Offiziere — beim Regiment sein! Heute ist der exerciren, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, um mich heute Abend wieder — nach meiner Garnison zu kutschiren.

Fr. v. Dorsigny. Was? Er will?

Dorsigny. Das ist einmal der Dienst! Was ist zu machen? Jetzt auf meine Tochter zu sprechen! —

Fr. v. Dorsigny. Das liebe Kind ist sehr niedergeschlagen und schwermüthig, seitdem Sie weg waren.

Dorsigny. Wissen Sie, was ich denke? Diese Partie, die wir eingeleitet, war nicht nach ihrem Geschmack.

Fr. v. Dorsigny. Er? Wissen Sie?

Dorsigny. Ich weiß nichts — Aber sie ist sechszehn Jahre alt — Kann sie nicht für sich selbst sagen erwählt haben, eh' wir es für sie thaten?

Fr. v. Dorsigny. Ach Gott ja: Das begegnet alle Tage.

Dorsigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorsigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (vom Arme Dorsigny's fliegend). Ah! Mein Vater —

Fr. v. Dorsigny. Nun, was ist hier? Flüchtest Du sich, deinen Vater zu umarmen?

Dorsigny (umarmt sie so wenig, sie sich). Sie haben's doch gut, diese Väter: Alles umarmt sie!

Fr. v. Dorsigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorsigny. Herr von Lormenil ist todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorsigny (indem er sie umarmt, für sich). Sie haben's doch gut, diese Väter: Alles umarmt sie!

— Nicht wahr? Du hast, meine Sophie?

Sophie. Ah, mein Vater! — Ich beklage diesen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann ich nicht anders als die ein Glück ansehen, daß — daß sie der Tag verspätet, der mich von Ihnen trennt.

Dorsigny. Aber, liebes Kind! Wenn Du gegen diese Heirath — etwas einzuwenden hattest, warum sagtest Du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schicklichkeit. —

Dorsigny. Weg mit der Schicklichkeit: Rede offen! Entlaste mir dein Herz.

Fr. v. Dorsigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut: Er wird dir gewiß das Beste rathen.

Dorsigny. Du hattest also diesen Lormenil zum Bräutigam — recht verzeihe?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorsigny. Und Du wolltest Meinen heirathen, als den Du wirklich liebst.

Sophie. Das ist weit natürlicher.

Dorsigny. Du liebst also — einen Andern?

Sophie. Das habe ich nicht gesagt.

Dorsigny. Nun, nun, beinahe doch — Herr und mit der Sprache! Laß mich Alles wissen.

Fr. v. Dorsigny. Jasse Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater ist, mit dem Du redest.

Dorsigny. Wille ihr ein, daß Du mit deinem Vater, meinem väterlichen Freunde sprichst — mit der, den Du liebst, weiß er, daß er — gehen wird?

Sophie. Besitzt der Himmel? Nein.

Dorsigny. Ist's noch ein junger Mensch?

Sophie. Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth ist, weil Jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unsern Namen führt — Nun: Sie müssen ihn errathen.

Dorsigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorsigny. Wer ich erralt' sie? Ich weiß, es ist Ihr Vetter, Franz Dorsigny.

Dorsigny. Nun, Sophie? Du antwortest nicht?

Sophie. Belieben Sie meine Wahl?

Dorsigny (seine Freude unterdrückend, für sich). Wir müssen den Vater spielen — Aber mein Kind — das müssen wir dem doch bekennen?

Sophie. Warum bekennen? Mein Vetter ist der beste, verdienstlichste —

Dorsigny. Der? Ein Schwindelkopf ist er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, da er weg ist, nicht zweimal an seinen Onkel geschrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er beste fleißigst geschrieben, mein Vater!

Dorsigny. Er? hat er das? Und Du hast ihm wohl — sterbe weg geantwortet? Hast Du? Sieh!

Sophie. Nein, es ist gleich große Lust dazu hatte. — Nun, sie verschwinden wir in diesen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen sein werden — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

Fr. v. Dorsigny. Nun nun, gib noch, lieber Dorsigny — Es ist ja weiter nichts zu machen — und gesetzt' nur, sie hätte nicht besser wählen können.

Dorsigny. Es ist wahr, es läßt sich Niemand besser sagen — Das Vermögen ist von beiden Seiten gleich, und gesetzt, der Vetter hätte auch ein Bischen leichtsinnig geworthschaftet, so weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menschen — schon in Ordnung — Wenn sie ihn nun überdieß lieb hat —

Sophie. O recht sehr, lieber Vater! — Sie in dem Augenblick, da man mir den Herrn von Lormenil zum Gemahl versprach, wurde ich, daß ich den Vetter gut sey — so weiß man gut sein nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch weiter gut wäre —

Dorsigny (lacht). Und warum sollte er das nicht, meine Theuerste — (ich bekenne) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und trockne mich.

Sophie. Ich darf also jetzt an den Vetter schreiben?

Dorsigny. Was Du willst — (für sich) Wir müssen spielt sie's ihm Vater, wenn man so allerliebste Gesinnungen zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Jean v. Mirolitz. Champagne (mit Postsäcken und der Peitsche über'm Arm).

Champagne. Ihr, bella!

Fr. v. Mirolitz. Pfuy! Da kommt ein Kourier.

Fr. v. Dorsigny. Es ist Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! Meinen Sie mich und meinen Kourier? — Das Frätzlein ist doch mehr schon Frau von Lormenil?

Fr. v. Dorsigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht! Dem Himmel ſey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinen armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie? Dem Vetter iſt denn ein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorſigny. Mein Neffe iſt doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machſt mir Angſt. was iſt meinem Bruder?

Champagne. Verdrießen Sie ſich, gnädige Frau! Mein Herr befindet ſich ganz wohl, aber wir ſind in einer gefahrvollen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat ſich zuſammen genommen, der gnädigen Frau, die er ſtets ſeine gute Tante nennt, ſein Herz aufzuſchließen; Ihnen nochmals er Alles, was er iſt; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier ſchreibt er Ihnen, leſen Sie und befragen Sie ihn!

Dorſigny. Mein Gott, was iſt das!

Fr. v. Dorſigny (lieſt). „Beſte Tante! Ich „erlaube ſo eben, daß Sie im Begriff ſind, meine „Couſine zu verheirathen. Es iſt mehr als Zeit, „zurückzuhalten: ich liebe Sophien. — Ihr Herz Sie „an, beſte Tante, wenn ſie nicht eine heftige Neigung zu ihrem beſtimmten Bräutigam hat, ſo ſagen „Sie ſie mir: Ich liebe ſie ſo innig, daß ich gewiß „noch ihre Liebe gewinne. Ich folge dem Champagne „auf den Fuße nach; er wird Ihnen dieſen Brief „überbringen, Ihnen erklären, was ich Ihr jener „ſchrecklichen Nachricht angefangen habe."

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorſigny!

Champagne. Nein, es iſt hier ſich gar nicht beſchweren, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, ſagte ich zu ihm, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, ſagte er zu mir, ich ſchreibe hier die Kette ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen heftig ſeyn, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab).

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorſigny. Nun, Sophie? Was ſagſt Du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vetter!

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu thun; wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt — und wenn Sie ſo wollen, meine Liebe — ſo ſey's! Ich bin's zufrieden, und will mich ſo einrichten, daß der Verluß der Heftigkeit — vorbei iſt, wenn ich zurückkomme — Ha ha! Bedienter!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Drei Bediente (treten ein, und warten im Hintergrunde).

Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun Kind! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweitauſend Thaler in Wechſeln anbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Iſt ich Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (Bedienten &c. die Pferde aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville). Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt Du ihn verdrießlich.

Dorſigny (herumlo zu ihr). In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (Zum dritten Bedienten).

Fr. v. Dorsigny. Wie er sich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen entdeckt und die Hochzeitgeschenke eingetauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorsigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon seyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau v. Miroville.

Fr. v. Miroville (zu ihrer Tochter). Du bleibst zu Hause, Mädchen! Man' dich Du fortkommst. Wunder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz sonderbar vorkommt, wie der Herr von Cormenil.

Dorsigny (in ein Kabinet tretend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorsigny. Nun, warum eilen Sie denn so schnell fort, Dorsigny?

Dorsigny. Ich muß — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da seyn.

Fr. v. Miroville (weinet). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch den schönen Negligny an, den man mir geschenkt hat.

Fr. v. Dorsigny. Du thust recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verstehe mich darauf. Ich will dir aufrichtig helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Cormeuil. Frau v. Dorsigny. Sophie. Frau v. Miroville.

Oberst. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gehofft habe, aber desto besser! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen den diesen Herrn —

Fr. v. Dorsigny. Diese Landsleute! nun Verehrung, meine Herren — Die Puyholderin wartet auf uns, wir sind gleich wieder da — Komm, meine Tochter! (Ab).

Oberst. Nun! Nun! Diese Puyholderin könnte wohl auch einen Augenblick warten, bitte' ich.

Sophie. Eben darum, weil sie nicht warten kann — Entschuldigen Sie, meine Herren. (Ab).

Oberst. Das mag seyn — aber ich fange doch denken —

Fr. v. Miroville. Die Herren, wissen wir wohl, fragen nach Puyholderinnen nichts; aber für uns sind das sehr wichtige Personen. (Setzt sich, sie tief gegen Cormeuil verneigend).

Oberst. Zum Teufel, daß sie', daß man uns unvermuthet stehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Cormeuil.

Oberst. Ein sonderer Empfang! Das muß ich sagen.

Cormeuil. Ist das so der Brauch bei den Pariser Damen, daß sie den Puyholderinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberst. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, daß ich erst in sechs Wochen zurück seyn könnte; ich bin unerwartet da, und man ist nicht im Geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Cormeuil. Wer sind die beiden jungen Damen, die mich so höflich grüßten?

Oberst. Die eine ist meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

Cormeuil. Sie sind beide sehr hübsch.

Oberst. Der Henriette auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht genug an dem hübsch seyn — man muß sich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drei Bedienten, (die nach und nach herein kommen).

Zweiter Bedienter (zu Einem der Obersten). Der Notar läßt sehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht speisen kann — er wird sich aber nach Tisch einfinden.

Oberst. Was schwatzt der da für närrisches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Postpferde werden Schlag elf Uhr vor dem Hause seyn. (Ab).

Oberst. Die Postpferde, fort, da ich eben ankomme!

Erster Bedienter (zu seinem andern Gefährten). Der Inwendige, Euer Gnaden, hat kantieren gemacht, und ist diese Nacht auf und davon gegangen. (Ab).

Oberst. Was geht das mich an? Er war mir nichts schuldig!

Jasmin (zu seinem linken Gefährten). Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier schickt er Ihnen die Quittung.

Oberst. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie sie zu lesen.

Oberst (liest). „Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberst von Dorsigny zweitausend Livres, welche ich seinem Herrn Neffen vorgeschossen, richtig erhalten zu haben.

Jasmin. Euer Gnaden sehen, daß die Quittung richtig ist. (Ab).

Oberst. O entsetzenswürdig! Das begreife, wer's kann: mein Verstand steht still — Der ärgste Gauner in ganz Paris ist krank, und schickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm schuldig ist.

Cormeuil. Vielleicht schlägt ihm das Gewissen.

Oberst. Kommen Sie! Kommen Sie! Cormeuil! Suchen wir heraus zu bringen, wo und bei wem angenehmen Empfang verübelt — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Postpferde, Geldmäkler und Puyhaserinnen! (Beide ab).

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau v. Miroville. Franz Dorsigny (kommt aus einem Zimmer hinter Dank und setzt sich vergnügt um).

Fr. v. Miroville (zu der entgegengesetzten Seite). Wie unbesonnen! Der Onkel wird den Augenblick da seyn.

Dorsigny. Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist Alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Miroville. Nichts weiß man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerin eingeschlossen; der Onkel flucht auf seine Frau — Herr von Cormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich

lich zu verhoken, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu meinem Vortheil zu stimmen, oder, wenn's nicht anders ist, den Cormeuil in mich verliebt zu machen — denn ich' ich zugebe, daß er die Cousine heirathet, meine' ich ihn lieber selbst.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Balcour.

Balcour (kommt schnell). Ah sacha, sacha, daß ich dich hier finde, Dorfigny! Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und in der gehörten Eile —

Dorfigny. Hat ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Balcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorfigny. Vor meiner Schwester hab' ich kein Geheimniß.

Balcour (zur Frau v. Mirville sich wendend). Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war. Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Dorfigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (Lauscht an der Kammer, wo er herausgekommen).

Balcour (neue Dorfigny's Finger zu bemerken, stört sich). Sollte ich jemahls in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich seyn zu können, so verbrauchen Sie mich als Ihren ergebensten Diener. (Er bemerkt nun, daß indeß der Oberst Dorfigny hereingekommen und sich an den Platz des andern gestellt hat).

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberst Dorfigny. Cormeuil.

Oberst. Ja — diese Weiber sind eine wahre Geduldsprobe für ihre Männer.

Balcour (kehrt sich um und glaubt mit dem jungen Dorfigny zu reden). Ich wollte dir also sagen, lieber Dorfigny, daß dein Oberstlieutenant nicht todt ist.

Oberst. Mein Oberstlieutenant?

Balcour. Mit dem Du die Gefälligkeit gehabt hast. Er hat an meinen Freund Lisancour schreiben lassen; er läßt ihr vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, daß er der Angreifer gewesen sey. Die Familie hat zwar seyen angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen Alles anwenden, die Sache bei Ihnen zu unterdrücken. Ich habe mich verbunden, die diese gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

Oberst. Sehr obligirt — aber —

Balcour. Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wache für dich. (Ab).

Vierter Auftritt.

Frau v. Mirville. Oberst Dorfigny. Cormeuil.

Oberst. Sage mir doch, was der Mensch will?

Fr. v. Mirville. Der Mensch ist verrückt, das sehen Sie ja.

Oberst. Dieß scheint also eine Epidemie zu seyn, die alle Welt ergriffen hat. Fridern ich weg bin, denn das ist der erste Narr nicht, den ich seit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müssen den trockenen Empfang meiner Tante nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Vapfachen die Rede ist, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

Oberst. Nun, Gott sey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So machst Du denn die Erste seyn, die ich mit dem Herrn von Cormeuil bekannt macht.

Cormeuil. Ich bin sehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberst. Nun fängt der auch an! Hat die alte meine Mutter auch dich angesteckt, armer Freund! Dein Kompliment ist ganz artig, aber der meiner Tochter, und nicht bei meiner Nagte, schmeckt Du das anbringen sollen.

Cormeuil. Verzeihen Sie, gnädige Frau! Sie fassen der Besorgung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorfigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich ist.

Fr. v. Mirville. Hört kennt meine Cousine, Herr von Cormeuil? Verzeihen Sie sie recht, und überzeugen Sie sich mit ihrem eigenen Augen, daß sie alle die schönen Sachen verdient, die Sie mir sagen dachte haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tausendmal um Verzeihung, bester Vater, daß ich Sie vorrin so habe stören lassen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberst. Nun, wenn man nur seinen Irrthum einsieht und sich entschuldigt —

Sophie. Ah, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in diese Heirath willigen.

Oberst. So, so! Gefällt sie dir, diese Heirath?

Sophie. O gar sehr!

Oberst (mit zu Cormeuil). Du siehst, wie sie sich schon hört, ohne sich zu trauen! Das kommt von der schlaun Besorgung, die ich ihr von der gemacht habe, ch' ich abreiste.

Cormeuil. Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Oberst. Ja, aber nun mein Kind, wird es doch wohl Zeit seyn, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umsehe; denn endlich werden wir doch die Puphändlerinnen Platz machen. hoffe ich — Leide Du indeß diesen Herrn Gesellschaft. Er ist mein Freund, und mich soll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird. — Verstehst Du? (Zu Cormeuil). Jetzt fröhlich daran — Bis ist der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, so ist sie morgen deine Frau — (Zu Frau v. Mirville). Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (Ab).

Sechster Auftritt.

Sophie. Cormeuil.

Sophie. Sie werden also auch bei der Hochzeit seyn?

Cormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie scheint Ihnen nicht zu mißfallen, diese Heirath?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Cormeuil. Wohl! Aber was die Väter verordnen, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O was diese Heirath betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

Cormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Cormeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Cormenil. Wie? Und kennen ihn nicht einmal?

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Cormenil. Sie wären mit dem jungen Cormenil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Cormenil – Nein!

Cormenil. Das ist aber Ihr bestimmter Dränangam.

Sophie. Ja, das war Anfangs.

Cormenil. Wie, Anfangs?

Sophie. Ich setze, daß Sie mich nicht wissen, mein Herr –

Cormenil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringste weiß ich.

Sophie. Er ist todt.

Cormenil. Wer ist todt?

Sophie. Der junge Herr von Cormenil.

Cormenil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Cormenil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt ist?

Sophie. Mein Vater!

Cormenil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht seyn, das ist nicht möglich.

Sophie. Mir Ihrer Erlaubniß, es ist: Mein Vater, der von Denken kommt, muß es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Hitzer; er sagte sich und erbrach drei Tage hinter einander. Das ist gefährlich.

Cormenil. Das ist gefährlich.

Sophie. Ja wohl, er ist auch daran gestorben.

Cormenil. Es bedauert Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen von Herrn von Cormenil besser Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch lustig.

Cormenil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, wenn es auf Einmal herauskommen – ich stehe hier der Cormenil, und bin nicht todt, so wird es weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Cormenil?

Cormenil. Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Cormenil. Sie halten also immer noch Hochzeit, es ist gleich todt hin?

Sophie. Ja freilich!

Cormenil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Cousin Dorsigny.

Cormenil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu sprechen haben.

Sophie. Das hat er. Das verstehe sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

Cormenil. Wann hätt' er sie gegeben?

Sophie. Eben jetzt – ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Cormenil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich angekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

Cormenil (in den Sessel greifend). Mir schwindelt – es wird mir dreherd vor den Augen – Jetzt Wort. Das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen – Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß stecken. Das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr – Sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

Cormenil. Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein –

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Cormenil – Mein Gott, was hab' ich da gemacht – Aber werde ich meine Unbesonnenheit –

Cormenil. Lassen Sie sich's nicht teid seyn, Fräulein – Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt –

Sophie. Aber ich begreife nicht –

Cormenil. Ich will den Herrn von Dorsigny aufnehmen – Weiß ich Er mir das Mädchen. – Wie es sich aber auch immer fügen mag, Fräulein, so seien Sie mit mir getrösten seyn, daß' ich. (Ab).

Sophie. Er scheint ein sehr artiger Mensch – und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, so soll es mich recht sehr freuen, daß er nicht erstochen ist.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberst. Frau v. Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab). Nun, Dorsigny? Sie können mir in's Angesicht bekennen, daß Sie nicht kurz vorein mit mir gesprochen haben? Nun wahrhaftig! Weiber Andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich hätte das thun können, was Sie thaten!

Oberst. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorsigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, daß Sie erst vor Kurzem mit unserer Tochter gesprochen, daß Sie ihre Neigung zu unserm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins werden sind, sie ihm zur Frau zu geben, so bald er wird angekommen seyn.

Oberst. Ich weiß nicht – Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Wohnung hat meinen Platz eingenommen hat. Ist das Letztere, so war's doch Zeit, daß ich kam – Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn todt, verheirathet meine Tochter und plagt mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's Beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr v. Dorsigny. Welche Verstockung – Im Wahrheit, Herr von Dorsigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberst. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau v. Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie Beide würde beisammen finden! – Warum also den doch nicht alle Hausbattmonen der Ihrigen? Alle Lust und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist geistig, wie ein Engel, und der Onkel sanftmüthig wie Lamm.

Oberst. Mäßig gesprochen, Nichte! – Man muß Haus Gehalt haben, wie ich, um sie bei solchem Gesindig nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorsigny. Die Nichte hat Recht, man muß so geduldig seyn wie ich, um seine Abentheuern zu ertragen.

Oberst. Nun, Madame! Unsere Nicht hat mich sein meinem Herrlein soll nie verlassen. Wollen wir sie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorsigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unser werde mich ihrem Ausspruch.

Fr. v. Mirville. Wovon ist die Rede?

Fr. v. Dorsigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir in's Geſicht zu behaupten, daß Er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Mutter, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in dem letzten Augenblicke, wo ich mich auf der Teutoner Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich. Onkel — Hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie Du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (tritt zu Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo). Freilich wohl, er möchte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihm mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt Recht. Laß mich nur machen!

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe). Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Spottluſt der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo werden wir gegen einander auf, — Ich bitte jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurück komme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft mit einander reden. (Ab).

Oberſt (zur Frau v. Mirville). Verſteht Du ein Wort von Allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (Ab).

Oberſt. Thu das, wenn Du willſt. Ich geh' es trin auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne (ein wenig betrunken).

Champagne. Nun, das muß wahr ſeyn! — Hier trat ſich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, ſieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unſere Sachen ſtehen. (Macht gegen den Oberſt Zeichen des Verbindlichſten und tiefſten Reſpekts).

Oberſt. Was Teufel! Iſt das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Exel mit ſeinem einfältigen Grimaſſen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube, der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (für ſich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel? Was? Zum Entzücken hab' ich ſie geſpielt. Mit einer Peitſche und den Kourierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtilion gleich? Wie?

Oberſt. Ja! Ja! (Für ſich). Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht — nun, Du kannſt die leicht vorſtellen, wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath iſt richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberſt. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Perſon als Liebhaber auf.

Oberſt (für ſich). Es iſt ein Streich von meinem Neffen!

Champagne. Und heirathen die Witwe des Herrn von Lormeuil — Witwe! Haraba! — Die Witwe von meiner Erfindung.

Oberſt. Werdher laſſt Du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Geſichter, die der ehrliche Onkel ſchneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit ſeiner Tochter verheirathet findet.

Oberſt (für ſich). Ich möchte raſend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Teufen, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in ſeinem Neſte findet — Das iſt himmliſch!

Oberſt. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberſt. Der? Wie ſo?

Champagne. Nun, wer ſonſt hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Perſon Ihres Onkels zu ſpielen?

Oberſt (für ſich). Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das iſt zum Erſtaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch ſo ähnlich ſehen! Ich würde beynah ſchwören, er ſey es ſelbſt, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberſt (für ſich). Mein Geſicht zum Neſſe macht einen ſchönen Gegenſatz von meiner Geſtalt.

Champagne. Nur ein wenig zu kritiſch ſehen Sie aus — Ihr Onkel iſt ja ſo ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, ſich ſo gar alt zu machen.

Oberſt. Meynſt Du?

Champagne. Doch was thut's! Iſt er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anſtellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da iſt! Er würde uns ſchlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberſt. Er iſt zurückgekommen.

Champagne. Der? Was?

Oberſt. Er iſt zurückgekommen, ſag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie ſtehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie ſich, wie Sie können — Ich ſuche das Weite. (Will fort).

Oberſt. Bleib, Schurke, zweifacher Halunke, bleib! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Mir, gnädiger Herr? Iſt das mein Dank?

Oberst. Bleib, Halunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) ist die Närrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Scheinstreich sollte ich so hingehen lassen — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht zu spät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Cormeuil meine Tochter — Ja überrasche meinen Neffen — er muß mir den Heirathscontract seiner Base noch selbst mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

Champagne. Ich gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberst. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Unfreundlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier dankbarer gemacht — Mein Tangenichts von Neffe begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und Du, einfältiger Gesell, rühme auf eine tädtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Champagne. Ich sollte auch den Weltenn! Muß dieser verwünschte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Esel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigstens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber so!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorsigny. Frau v. Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt rasche hervor und spricht in die Scene zurück). Das Zeld ist rein — Du kannst herauskommen — es ist Niemand hier als Champagne.

Dorsigny (tritt ein).

Champagne (sieht sich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (Sich Dorsigny zu Füßen werfend). Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der zu unschuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorsigny. Was soll denn das vorstellen? Steh auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorsigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da Du meine Rolle so gut gespielt hast.

Champagne (erstaunt). Wie, Herr, sind Sie's?

Dorsigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wissen Sie, daß Ihr Onkel hier ist?

Dorsigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich bat' ihn gehorsamst, gnädiger Herr. Ich bat' ihn angelegentlich — ich bat' ihn recht! ich bat' ihn Alles gesagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! Was hast Du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Ich's ja verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm.

Dorsigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzo kein anderer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen. —

Dorsigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Cormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geschwind, da der Weg noch frei ist. (Sie führt ihn bis an die hintere Thür, eben da er hinaus will, tritt Cormeuil aus derselben herein, thut entgegen, der ihn zurück hält und weiter vorrückt (ab.).

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Cormeuil.

Cormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorsigny). Es ist der Herr von Cormeuil. Er hält sich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

Cormeuil (zur Frau v. Mirville). Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Cormeuil. Ich bin sogleich wieder hier.

(Geht ab. Champagne folgt).

Zwölfter Auftritt.

Cormeuil. Franz Dorsigny.

Cormeuil. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelassen haben?

Dorsigny. Ich erinnere mich's.

Cormeuil. Sie ist sehr liebenswürdig; ihr Betragen würde mich zum glücklichsten Manne machen.

Dorsigny. Ich glaub' es.

Cormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorsigny. Wie ist das?

Cormeuil. Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, das ist gewiß! Aber Sie haben mir so eben von Ihrem Neffen Franz Dorsigny gesprochen — Er liebt Ihre Tochter!

Dorsigny. Ist das wahr?

Cormeuil. Wie ich Ihnen sage, und er wird wieder acht!

Dorsigny. Wer hat Ihnen das gesagt?

Cormeuil. Ihre Tochter selbst.

Dorsigny. Was ist aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Cormeuil?

Cormeuil. Ein guter Vater zu sein.

Dorsigny. Wie?

Cormeuil. Sie haben mir hundertmal gesagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten. Nun denn: So geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorsigny. Aber was soll denn aus Ihnen werden?

Cormeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, daß ist freilich ein Unglück! Aber deßwegen kann ich mich nicht darüber, daß Ihr Neffe mir zuvorkommen ist.

Dorsigny. Wie? Sie wären übrig, zu entsagen?

Cormeuil. Ich hatte es für meine Pflicht.

Dorsigny (gerührt). Ah, Herr von Cormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Cormeuil. Ja verstehe Sie nicht.

Dorsigny. Nein, nein, Sie wissen nicht, welch großen, großen Dienst Sie mir erzeigen — Ja, meine Freund! Ihr werden glücklich werden!

Cormeuil. Was ist das? Wie? — Das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

Dorsigny. Ich habe mich verrathen.

Cormeuil. Sie sind Dorsigny, der Neffe? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar

sollte ich billig auf Sie böse seyn wegen der drei Declamationen, die Sie mir so grausamlich in den Leib geschickt haben —

Dorsigny. Herr von Cormenil!

Cormenil. Zum Glück sind sie nicht tödtlich; also mag's gut seyn! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an, und bitte um die Ihrige.

Dorsigny. Herr von Cormenil!

Cormenil. Also zur Sache. Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich versichere Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorsigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Cormenil. Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Base, so bemerken Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und das ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigungen eines Jeden: Ja habe sie selbst und ich —

Dorsigny. Sie lieben sie! Sie ist die Ihre; Fürchten Sie auf mich! — Sie soll Ihnen bald gut seyn, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür steh' ich. Wie sich doch Alles so glücklich machen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir verbindlich seyn will, meine Geliebte zu besitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Cormenil. Das steht zu hoffen, aber so ganz aufgemacht ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! Frisch, Herr von Dorsigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen. (Ab).

Dorsigny. Das ist ein herrlicher Mensch, dieser Cormenil! Welch glückliche Frau wird meine Schwester!

Dreizehnter Auftritt.

Frau v. Mirville. Frau Dorsigny.

Fr. v. Mirville. Nun, wie steht's, Bruder?

Dorsigny. Da hast eine Eroberung gemacht, Schwester! Der Cormenil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständniß gethan, weil er glaubte, mit dem Onkel zu reden! — Ja sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — Du hättest das Heirathen auf immer verschworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — Du hättest eben nicht gebrannt, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bei Soyèren durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurück kommt —

Dorsigny. Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Cormenil die Cousine nicht wegnimmt. (Ab mit Frau v. Mirville).

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne (allein).

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorhin nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß seyen! Was ist da zu machen! Entweder den Onkel oder den Prätendenten müssen wir uns auf die nächsten zwei Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Teufel ist's da anzufangen? — Wart — Laß seyen — (nachsinnend). Mein Herr und dieser Herr von Cormenil sind zwar als ganz gute Freunde aus einander gegangen, aber es hätte dem Handel zwischen ihnen seyen können! Kannst, daß ist mir genug! Daran will und muß ich — Ja muß alle ein guter Diener Unglück verhüten! nichts als redliche Besorgniß für meinen Herrn — Also gleich zur Polizei! Man nimmt seine Maßregeln, und ist's dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Neffen nehmen? — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wagestück ist groß, gros, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußersten Fall bin ich gedeckt! Ja habe nur meine Pflicht gethan! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will — Ich verstecke mich hinter den Neffen, ich verberge' ihn zu seiner Braut, er muß extremiren seyn — Frisch, Champagne! An's Werk — Hier ist Ihre einzige Zuflucht.

(Geht ab).

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oberst Dorsigny kommt. **Gleich darauf Cormenil.**

Oberst. Muß der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachtessen führen! Ja hab' ihm ein Billet dort gelassen, und mein Herr Neffe hatte schon vorher die Mühe auf sich genommen.

Cormenil (kommt). Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberst. Weil bin ich's selbst! Sie dürfen nicht zweifeln.

Cormenil. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr von Dorsigny.

Oberst. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirst rasend sein vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe ist — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

Cormenil. Aber so erlauben Sie mir —

Oberst. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! Sie sind ihr junges Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälse brecht.

Cormenil. Das ist aber ja nicht mein Zweck. Hören Sie doch nur.

Oberst. Mein Gott! Ich weiß ja! Bin ich doch auch jung gewesen! — Aber laß doch das Alles nicht aufrechten, guter Junge! Du wirst doch mein Schwiegersohn! Du wirst's — Dabei bleibt's!

Cormenil. Ihre Güte — Ihre Freundschaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, so wie die Sachen stehen —

Oberst (lauter). Nichts! Kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unteroffizieren. Vorige.

Champagne (zu diesen). Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie? Eben wollten sie aufeinander gerathen.

Lormenil. Was suchen diese Leute bei uns?

Erster Unteroffizier. Ihre ganz gehorsamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorsigny zu sprechen?

Oberst. Dorsigny heiß' ich.

Champagne. Und dieser hier ist Herr von Lormenil?

Lormenil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unteroffizier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormenil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, aufgehen zu wollen.

Erster Unteroffizier (zum Oberst). Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Eskorte zu dienen.

Oberst. Aber wohin will mich der Herr eskortiren?

Erster Unteroffizier. Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ständen, sich mit diesem Herrn zu schlagen, und damit nun —

Oberst. Mich zu schlagen! Und weswegen denn?

Erster Unteroffizier. Weil Sie Nebenbuhler sind — weil Sie Beide das Fräulein von Dorsigny lieben. Dieser Herr hier ist der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O wir wissen Alles!

Lormenil. Sie sind im Irrthum, meine Herrn.

Oberst. Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn v. Dorsigny.) Lieber, gnädiger Herr! Verlassen Sie endlich Ihre Maske weg! Gestehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen!

Oberst. Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! — Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da im Unglück verführte.

Oberst. Sie können mir's glauben, meine Herren! Der, den Sie suchen, bin ich nicht, ich bin sein Onkel.

Erster Unteroffizier. Sein Onkel! Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich denn nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eignes Haar.

Erster Unteroffizier. Ja ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es that uns leid, daß es nicht besser gerathen ist.

Oberst. Aber, mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unteroffizier. Ja, wenn wir Jemden andren wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? Was? Die Postchaise!

Erster Unteroffizier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen, und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberst. Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lutterade!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich darwider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberst (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unteroffiziere. Mäßigen Sie sich, Herr von Dorsigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! Ich bitte — Das hat man davon, wenn man Unbändige verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem ausgelassenen Kinde vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberst. Was ist hier zu thun, Lormenil?

Lormenil. Darum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

Oberst. Nu nun, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Complott — die ganze Welt ist bebert.

Lormenil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

Oberst. Das wäre aber ganz verwünscht —

Erster Unteroffizier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe ist?

Champagne. Freilich! Freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Postillon. Vorige.

Postillon (betrunken). He! Holla! wird's bald, ihr Herren? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberst. Was will der Bursche?

Erster Unteroffizier. Es ist der Postillon, der Sie fahren soll.

Postillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist? — Sie haben kurze Geschichte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberst. Woher weißt denn Du?

Postillon. Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieses Hauses absetzte? Sie sehen, mein Kapitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn man Einer was zu vertrinken gibt, so erfüllt ich gewissenhaft und redlich die Absicht.

Oberst. Was sagst Du, Kerl? Mich führst Du gefahren? Mich?

Postillon. Sie, Herr! Ja doch, beim Teufel, und da steht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüß' dich, Gaudier! Eben der hat mir's ja im Vertrauen gesteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann seyen, und von Straßburg heimlich nach Paris gingen.

Oberst. Wie, Schurke? Ich wäre das gewesen?

Postillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit sich selbst sprach und an Einem fort

rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein englisches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne (zum Oberſt). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm dieſe Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poſtſtraße ſo laut von ſeiner Gebieterin reden?

Oberſt. Es iſt beſchloſſen, ins ſey's, ich ſoll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erſter Unteroffizier. Alſo, mein Herr Hauptmann —

Oberſt. Alſo, mein Herr Geleitsmann, alſo muß ich freilich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie verſichern, ſehr wider meinen Willen.

Erſter Unteroffizier. Das ſind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu beſtehlen.

Oberſt. Du biſt alſo mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberſt. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das verſteht ſich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — Du gehſt mit mir nach Straßburg.

Champagne (für ſich). Verflucht!

Poſtillon. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt — ich gebe ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick — aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſie drute nach einer langen Trennung wieder gefunden! Die arme Frau bezeigte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen, und meinen Abſchied von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreihundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig, Bube!

Erſter Unteroffizier. Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtand ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unteroffizier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm bers aus helfe — wenn es nicht anders iſt — In Gottes Namen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny. Zum Glück bin ich fort; ich habe Freunde; ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon baſtr bezahlen, daß er ſo langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (Zum Poſtillon). Hier, Schwager! Vertrink das auf meine Geſundheit — aber Du mußt mich fahren —

Poſtillon (verdrießlich). Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! Nein, ſo meyn' ich's nicht —

Poſtillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hole der Teufel dich ſelbſt, Du verdammter Trunkenbold. Ich ſage dir ja —

Poſtillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn Sie ganz ruhig! Fort ſoll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (Ab).

Oberſt (ihm nach). Der Kerl macht mich raſend! Warte doch, höre!

Lormeuil. Beruhigen Sie ſich! Ihre Reiſe ſoll nicht lange dauern.

Oberſt. Ich glaube, die ganze Hölle iſt heute losgelaſſen. (Geht ab. Der erſte Unteroffizier folgt).

Lormeuil (zum zweiten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen ſo befohlen iſt — aber ich ſage Ihnen voraus, ich werde Ihre Beine nicht ſchonen: Und wenn Sie ſich Rechnung gemacht haben, dieſe Nacht zu ſchlafen, ſo ſind Sie garſtig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen ſeyn.

Zweiter Unteroffizier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie ſich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(**Lormeuil** und der zweite Unteroffizier gehen ab).

Vierter Auftritt.

Champagne, Dann Frau von Miroville.

Champagne (allein). Sie ſind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg iſt unſer! Jetzt frisch an's Werk, daß wir die Heimath noch in dieſer Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schweſter meines Herrn; ihr kann ich Alles ſagen.

Fr. v. Miroville. Ah, biſt Du der Champagne? Weißt Du nicht, wo der Onkel iſt?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Miroville. Wie? Was? Erklär dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieſer Lormeuil einen heftigen Zank zuſammen gehabt haben.

Fr. v. Miroville. Ganz im Gegentheil. Sie ſind als die beſten Freunde geſchieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, ſo habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Poſtzei Hülfe zu ſuchen. Ich komme der mit zwei Sergeanten, davon der Eine befiehlt dort, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der Andere, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel dieſen verwünſchten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutſche packt, und fort mit ihm, jagt in Einem fort, ſo gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Miroville. Wie, Champagne! Du ſchickſt meinen Onkel anſtatt meines Bruders auf die Reiſe? Nein, das kann nicht dein Ernſt ſeyn.

Champagne. Um Vergebung, es iſt mein voller Ernſt — Das Elſaß iſt ein ſparſamiges Land, der Herr Oberſt haben ſich noch nicht darin umgeſehen, und ich verſtaffe Ihnen dieſe kleine Erqölichkeit.

Fr. v. Miroville. Du kannſt noch ſcherzen? Was machſt oder Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergeanten in der Stadt ſpazieren.

Fr. v. Miroville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! An's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt geheurathet hat, ſo wollen wir den Onkel zurück holen. Ich ſuche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie und beſtehen, ſo muß dieſe Nacht Alles richtig werden. (Ab).

Fünfter Auftritt.

Frau von Miroville. Dann Frau von Dorſigny. Sophie.

Fr. v. Miroville. Das iſt ein verzweifelter Bube! aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Herr kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorfigny. Ach, liebe Nichte! Hast Du deinen Onkel nicht gesehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abschied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorfigny. Abschied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er ist fort.

Fr. v. Dorfigny. Er ist fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Diesen Augenblick.

Fr. v. Dorfigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erst gegen elf Uhr abfahren. Und wo ist er denn hin, so eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich sah ihn nicht abreisen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorfigny (in seiner eigenen Uniform und ohne Perücke). Champagne.

Champagne. Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

Fr. v. Dorfigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, daß er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorfigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

Dorfigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorfigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorfigny. Welcher frostige Empfang!

Fr. v. Dorfigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann —

Dorfigny. Ist dem Onkel etwas zugestoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel ist heute Abend von einer großen Reise zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne daß wir wissen, wo er hin ist.

Dorfigny. Das ist ja sonderbar!

Champagne. Es ist ganz zum Erstaunen!

Fr. v. Dorfigny. Da ist ja Champagne! Der kann uns Alles aus dem Traume helfen.

Champagne. Ja, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, Du! Mit dir allein hat der Onkel ja gesprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das ist wahr! mit mir allein hat er gesprochen.

Dorfigny. Nun, so sage nur! Warum verreiste er so plötzlich?

Champagne. Warum? Er, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorfigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich sage nichts mehr! Aber Sie können sich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen ist.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine solche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er sich da nicht lange mit Abschiednehmen aufhalten konnte. Champagne, sagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muß gehorchen — beim ersten Postwechsel schreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwischen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — so weiß sie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorfigny. Was hör' ich! mein lieber Onkel sollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumschränkte Vollmacht, sagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bei meiner Zurückkunft unsere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorfigny. Und so reiste er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei sich, der nach etwas recht Vornehmem aussah —

Fr. v. Dorfigny. Ich kann mich gar nicht darin finden.

Fr. v. Mirville. Wir wissen seinen Wunsch. Man muß dahin sehen, daß er sie als Mann und Frau findet bei seiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung scheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorfigny. Aber ich trage Bedenken — und will seinen ersten Brief noch abwarten.

Champagne (beiseit). Da sind wir nun sindsgefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg schicken.

Dorfigny. Aber, beste Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt leisen Dorfigny und seine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorfigny. Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es belieben Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu verfügen —

Fr. v. Dorfigny. Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

Notar. Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen! Sieh, sieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billet ließen mir Hochdieselben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchlesen. (Reicht der Frau v. Dorfigny das Billet).

Champagne (leise zu Dorfigny). Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

Dorfigny. Ja, wegen Kontenuls Heirath.

Champagne (leise). Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

Dorfigny. Stille! Hören wir, was er schreibt!

Fr. v. Dorfigny (liest). „Haben Sie die Güte, „mein Herr, sich noch diesen Abend in mein Haus zu „bemühen, und den Ehekontrakt mit zu bringen, „den Sie für meine Tochter aufgesetzt haben. Ich habe „meine Ursachen, diese Heirath noch in dieser Nacht „abzuschließen —

Dorfigny."

Champagne. Da haben wir's zwar auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es ist also gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

Fr. v. Dorfigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

Notar. Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorfigny. I, Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann selbst den Notar beschickt!

Dorfigny. Frisch, Champagne! Einen Tisch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberst Dorfigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Miroille. Himmel! der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorfigny. Ja wohl, der Teufel: Dieser Valcour ist mein böser Genius.

Fr. v. Dorfigny. Was seh' ich! Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorfigny präsentirend). Wie schön' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schooß seiner Familie zurückführen zu können! (Wie er den jüngern Dorfigny gewahr wird). Wie Teufel, da bist Du ja — (Leise zum ältern Dorfigny wendend). Und wer sind Sie denn, mein Herr?

Oberst. Sein Onkel, mein Herr.

Dorfigny. Aber erklärt mir, Valcour —

Valcour. Erkläre Du mir selbst: Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt sey, dich nach seiner Garnison zurück zu schicken — Nach uns säglicher Mühe erlange ich, daß sie widerrufen wird — Ja werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberst. Ihren geborsamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorfigny, Du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorfigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die Du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die Du dir gegeben hast.

Oberst. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie darür auf die meinige.

Fr. v. Dorfigny. Sie waren also nicht unterwegs nach Rußland?

Oberst. Was Teufel sollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorfigny. Nun wegen der wichtigen Kommissionen, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

Oberst. Alle wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten beförderte. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, daß er so doch mit mir hinaus will — Herr Gaspar, Sie werden zu Hause mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb seyn, wenn der Ehekontrakt noch diese Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts ist leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieses Geschäft auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

Oberst. Sehr wohl! Man verheirathet sich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das ist mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorfigny. Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Neffe.

Dorfigny. Ja, bester Onkel! Ich bin's.

Oberst. Mein Neffe ist ein ganz hübscher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorfigny. Nun, wer soll sie denn sonst bekommen?

Oberst. Aber, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil soll sie bekommen.

Fr. v. Dorfigny. Er ist also nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberst. Nicht doch, Madam! Er lebt, er ist hier. Sehen Sie sich nur um! Dort kommt er.

Fr. v. Dorfigny. Und wer ist denn der Herr, der mit ihm ist?

Oberst. Das ist ein Kammerdiener, den Herr Champagne bestellt hat, um an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil (mit einem Unteroffizier, der sich im Hintergrunde des Zimmers niederläßt).

Lormeuil (zum Oberst). Sie schicken also Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht so hingehen, mein Herr.

Oberst. Sind sie doch! Wenn Du dich ja mit Gewalt schlagen willst, Lormeuil, so schlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn). Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie so schnell zurückkommen?

Oberst. Hier, bei diesem Herrn von Valcour bedanken Sie sich, der mich aus Freundschaft für meinen Neffen spornstreichs zurückbolte.

Dorfigny. Ich bezeuge Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die besten Freunde von einander geschieden — Haben Sie mir nicht selbst, noch ganz kürzlich, alle Ihre Ansprüche auf die Hand meiner Tochter abgetreten?

Oberst. Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zusammen sollen mich nicht hindern, mein Willen durchzusetzen.

Lormeuil. Herr von Dorfigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reise zurück sind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne schmieden. Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberst. Ich verstehe nichts von diesem Allen! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Teufeln nach Paris geführt haben, daß er als ein Junggesell zurückkehren soll.

Dorfigny. Was das betrifft, mein Onkel — so ließe sich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil seinen vorgehabten Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schwester.

Fr. v. Miroille. Mich? Ich habe nichts zu sagen.

Lormeuil. Nun, so will ich denn reden — Herr von Dorfigny, Ihre Nichte ist frei; bei der Freundschaft, davon Sie mir noch heute einen so großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß sie es annehmen möge, Ihre Verdrießlichkeit gegen mich gut zu machen.

Oberst. Was? Wie? — Ihr sollt ein Paar werden — Und dieser Schelm, der Champagne, soll mir für Alle zusammen bezahlen.

Champagne. Gott soll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht selbst zuerst von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ! Es geschah meinem Herrn zum Besten.

Oberst (zu beiden Paaren). Nun, so unterzeichnet!

Nachlaß.

I.

Demetrius.

Erster Aufzug.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man die polnische Reichs-Versammlung in dem großen Senats-Saale sitzen. Auf einer drei Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen. — Der König sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Estrade stehen die zehn Kronbeamten. Unter der Estrade zu beiden Seiten des Theaters sitzen die Bischöfe, Palatinen und Kastellane. Diesen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupt die Landboten in zwei Reihen, Alle bewaffnet. Der Erzbischof von Gnesen als der Primas des Reichs sitzt dem Präsidium am nächsten; hinter ihm hält sein Kaplan das goldene Kreuz.

Erzbischof von Gnesen.

So ist denn dieser stürmervolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände schreiben wohlgesinnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widersenstige Rokosz, *) sich zu lösen,
Der König aber giebt sein heilig Wort.
Ruhvoll' zu leisten den gerechten Klagen.
— — — — — —
Und nun im Innern Friede ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.
— — — — — — —
Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Ansstands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwans Sohn, Ehre,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht
Vor diesem Sejm Walay **) zu erweisen.

Kastellan von Krakau.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Ungerecht wär's, ihm dieß Gesuch zu weigern.

Bischof von Wermeland.

Die Dokumente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

*) Aufstand des Adels.
**) Reichstag.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbischof von Gnesen.

Ist's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweiten — und zum Drittenmal.

Kreugroßkanzler.

Er stelle sich vor unserm Thron!

Senatoren.

Er trete!

Landboten.

Wir wollen ihn hören.

(Kreugroßmarschall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe, dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha.

Schreiber nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dieß Verfahren,
Und gegen Alles, was daraus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Krön' zu Moskau.

(Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; dem wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Nachdem dieß er sich so, daß er einen großen Theil der Versammlung und den Publikum, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit ihr, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.

Erzbischof von Gnesen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Jung' dir bindet,
So magst Du, dir verzeihnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen.
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht stünde mir's vor einem edlen Volk,
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß.
Und schreckt mich nicht. Je würdiger Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

Erzbischof von Gnesen.

— — — — — Die erlauchte Republik,
Ist wohl geneigt, — — — — —

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen,
Erblickt ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Feinde wurde nichts, so lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Daß ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in sich sog, als Liebender
Vor Euch erscheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir suchen muß. Drum eh' ich rede,
Vergesset ehrlmüthig, was geschehn.
Und daß der Czaar, des Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich stehe vor euch, ein verbannter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht seyn auf der Erde.
Wenn es ein großes tapferes Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt — — — —
Der schönen Menschlichkeit geboren kann.

Erzbischof von Gnesen.

Ihr gebt Euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Eurer Anstand widerspricht
Noch Euer Rede diesem hohen Anspruch.
Doch überzeuget uns, daß Ihr der seyd,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld geschlachtet; Beides steht sie gleich.
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu seyn.

Demetrius.

Iwan Wasilowitsch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste aus den heidenreichen Stamm
Der Romanow gab ihm den Feodor.
Der nach ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dimitri, die spätre Blüthe seiner Kraft.
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagoi,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Czaar Feodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geists, ließ seinen obersten
Stallmeister walten. Boris Godunow.
Der mit verschlagner Hoffunst ihm beherrschte.
Feodor war kinderlos, und seinen Erben
Versprach der Czarin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der tückische Bojar die Gunst
Des Volks mit Schmeichelkünsten sich erschlichen,
Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Muttererbe, heranwuchs.

Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, fand' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czarewitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergeift in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's, als todt verweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge weiß' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbischof von Gnesen.

Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschrecken ist der Ruf durch alle Reiche.
Daß Prinz Dimitri bei der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der sonst herrschte,
Zum Glück ausschlug, so trug man sein Bedauern.
Um anzuklagen diesen schweren Mord.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es steht ja dieser Prinz! Er leb' in Euch.
Behaupten Ihr. Davon geht uns Beweise.
Wodurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der seyd?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bliebe Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und treter jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr ist's noch, daß ich mich selbst gefunden:
Denn bis dahin lebt' ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Mönch' unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbstbewußtseyn zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Kloster-Zwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der munt're Geist, und dankel mächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entschlossen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus,
Und zu der Waffen ehrem Dienst erzog.

Erzbischof von Gnesen.

— — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht.
Und doch erfüllte damals schon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebt?
Czaar Boris zitterte auf seinem Thron.
Und stellte seine Saffals an die Grenzen.
Um scharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzählte, was ich weiß.
Ging ein Gerücht umher von meinem Daseyn,
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschaft verloren.
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — Mit stiller Haltsamung
Verehrt' ich seine religiös verklärte Tochter.
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt.
Den Wunsch zu solchem Glück empor zu wagen.
Den Kastellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenschaft. Er setzt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergaß er sich so weit, nach mir zu schlagen.
Es schwer gereizt greift' ich zum Gewehr;
Er, sinnlos, wüthend, stürzt' in meinen Degen,
Und fällt durch meine wirkenlose Hand.

Meischek.

Ja so verhält sich — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchste! Ohne Namen.
Ein Ruf und Fremdling, barr' ich einen Großen
Des Reichs gerödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschützers.
Ihm seinen Erbam, seinen Freund geröbtet.
Nichts half mir meine Unschuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes, nicht die Gunst

Des ehrn Palatinus kann mich retten,
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig,
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich sollte sterben;
Schon kniet' ich nieder an dem Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwerte. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit festen'n Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen).

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun sagte sich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Camber eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethysten
Durchschlungen waren, für dasselbige.
Was Knäs Wesnikowetzky dem jüngsten Sohn
Des Czaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie sehn mich näher an, und sehn erstaunt
Ein fertiges Spielzeug der Natur, daß ich
Im rechten Arme trüger bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Befann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführet.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte
Vom Ioannes *) mit eigner Hand hinein
Geschrieben. Selbst darf ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt verborgehalt, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: Das Bruder Wasili Philaret.
(Dies war mein Klostername) des Buchs Besitzer,
Prinz Dmitri sey, des Iwans jüngster Sohn.
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden dessen Lügen aufbewahrt
In zweien Klöstern, die bezeichnet waren.
Ihre stürzten die Bojaren mir zu Füßen.
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und gröstern mich als ihres Czaaren Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höhn.

Erzbischof von Gnesen.

— — — — — —

Demetrius.

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge:
Erinnerungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseyns.
Ich sah mich fliehn in einer dunklen Nacht,
Und eine hohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgrau, als ich rückwärts sah.

*) Der des Kleides.

Ein uralt fremdes Denken mußt' es syn;
Denn was vorhergieng, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wußt' bestimmt ich mich aus frühern Jahren,
Wie der Gefährten Einer mich im Schoß
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich sey des Czaaren todgeglaubter Sohn.
Ich tödten sich mit diesem einzigen Wort
Die Räthsel alle meines dunklen Lebens,
Nicht blos an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's treopfenweis vergießen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

Erzbischof von Gnesen.

Und, sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeiht, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiß nicht eines Flüchtlings;
Doch könntet Ihr selbst der Betrogne syn;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem großen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius.

Ich stelle funfzig Edelleute auf,
Plasten alle, freigeborne Polen
Unsträflichen Rufs, die Jeglichen
Erbürten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Kastellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — —

Erzbischof von Gnesen.

Was nun bekündet den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse verwirrter Ernst
Will sich der Zweifel überwunden geben.
Ein spielendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, daß Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe.
Czaar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist und Muth sich auszeichnend.
Aus Kloster-Mauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Ritterdingen
Begabt, der nur der Wenige Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Bestätigt seine fürstliche Geburt.
Und kräftiger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der bläht sich täuschend ein in große Worte,
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger dem versag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

Erzbischof von Lemberg.

Ich stimme wie der Primas.

Mehrere Bischöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odowalsky.

Auch ich!

Landboten (rasch auseinander).

Wir Alle!

Sapieha.

Gnäd'ge Herren!

Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreißen zu — — —

Odowalsky.

Hier ist
Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit handeln mit erhobnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Czaar von Moskau freie Sklaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich Euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! so duldet nicht,
Daß sich ein frecher Räuber meines Erb
Anmaße, und den Scepter länger schände,
Der mir, dem ächten Czarewitsch, gebührt.
— — — —

Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geschehe, was Rechtens ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Ehrenswache.
— — — — — —

Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält.
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.
— — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beistimmen).

Demetrius.

O! sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif' in deine Brust,
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch Du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest Du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast Du erfahren;
O! übe Großmuth auch an mir! — —
— — — —
Und ihr, erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kastellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Czaar gegeben.
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt' euch einen dankbar'n Freund.
Und ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Sieges goldne Thore;
Mit euch will ich den Rand des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermeßlich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.
(Es entsteht eine große Bewegung unter den Landboten).

Korela (Kosacken-Hettmann).

(Erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen).

Odowalsky.

Soll der Kosac uns Ruhm und Beute rauben?
— — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarstaat
Und Türken, nichts zu schaffen von dem Schweden.
Seyen lang vergnügt sich unser tapferer Muth
Im trägen Frieden; unsre Schwerter rosten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbaren Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beschließe es!
Gleich sammle man die Stimmen!

Sapieha (steht auf).

Krongroßmarschall!

Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.

Marschall! thut Euer Amt!
(Gneses Geräusch in dem Saale und außerhalb desselben).

Krongroßmarschall.

Ihr sehr, es ist
Vergebens.

Sapieha.

Was? Der Marschall auch beschoren?
Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.
(Kronmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich).
Was denkt ihr? Was beschließt ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich selbst als euer königlicher Bote
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kremel.
Und redlich hat der Czaar und Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

Demetrius.

Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr nicht; denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Majestät; ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geschehen; Eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.
Was kümmert euch Vertrag und! Damals haben Wir so gewollt, und heute will's wir anders.

Sapieha.
Ist es dahin gekommen? Will sich Niemand Erbeten für das Recht, nun so will ich's. Zerreißen will ich das Gewebe der Argliſt; Aufdecken will ich Alles, was ich weiß. — Ehrwürdiger Primas! Wie? Bist Du im Ernst So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen? Sind ihr so glühig, Senatoren? Klug. Bist Du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen, Daß ihr ein Spielwerk seyd des listigen Woywoda Von Sendomir, der diesen Tyrar aufstellte, Daß ungeahndet Tyrazei in Gedanken Das ganze Reich mit Schmach bedeckte? Daß ihr ein Spielwerk seyd des listigen Woywoda Von Sendomir, der diesen Tyrar aufstellte, Daß ungeahndet Tyrazei in Gedanken Das ganze Reich mit Schmach bedeckte? Muß ich's euch sagen, daß bereits der Bund Geschlossen ist und beschworen zwischen Beiden; Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte? Und soll die edle Republik sich blind In die Gefahren eines Krieges stürzen, Um den Woywoden groß, um seine Tochter Zur Czarin und zur Königin zu machen? Bestechen hat er Alles und erkauft. Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrschen; Ich sehe seine Banden gewaltig In diesem Saal, und nicht genug, daß er Den Seym Malow durch die Mehrheit leitet, Bezogen hat er mit dreitausend Pferden Den Reichstag, und ganz Krakau überschwemmt Mit seinen Lebens-Leuten. Eben jetzt Erfüllten sie die Hallen dieses Hauses. Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen. Doch keine Furcht bewegt mein tapferes Herz; So lang noch Blut in meinen Adern rinnt, Will ich die Freiheit meines Worts behaupten. Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber. So lang ich Leben habe, soll kein Edelmann Durch Gaben, der wider Recht ist und Vernunft. Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen. Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.
Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!
(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf, und gehen jeder an seiner Seite herab, um die Stimmen zu sammeln).

Viele.
Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof von Gnesen (zu Sapieha).
Gebt Euch, edler Herr!
Ihr seht, daß Euch die Mehrheit widerstreht.
Treibt's nicht zu einer unglückseligen Spaltung!

Krongroßkanzler
(kommt von dem Thron herab, zu Sapieha).
Der König läßt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu sprengen.

Thürhüter (kommt zu Odowalsky).
Ihr sollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

Krongroßmarschall (zu Sapieha).
Es sind so gute Sachsse durchgegangen;
O! gebt Euch! Um des andern Guten willen.
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

Bischof von Krakau
(hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt).
Auf dieser rechten Bank ist Alles einig.

Sapieha.
Laßt Alles einig seyn. — Ich sage Nein.
Ich sage Nein, ich zerreiße den Reichstag.
Man schreibe nicht weiter! Aufgehoben, null
Ist Alles, was beschlossen ward!
(Allgemeiner Aufstand, der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingestürzt; es entsteht ein unmuthiges Getöse. Landboten greifen zu den Säbeln, und fuchteln sie links und rechts auf Sapieha. Bischöfe treten auf beiden Seiten dazwischen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen).

Die Mehrheit!
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bestimmert sich uns Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehen, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt, und Unverstand entscheidet.

Odowalsky.
Hört den Verräther! —

Landboten.
Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken.

Erzbischof von Gnesen
(tritt seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand, und tritt dazwischen).
Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürst Sapieha! Mäßiget Euch!

(Zu den Bischöfen).
Bringt ihn
Hinweg! Macht Eure Brust zu seinem Schilde!
Durch jene Seiten-Thür entfernt ihn still.
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!
(Sapieha, noch immer mit den Bischöfen redend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Ueberzeugter tritt sich der Saal aus, daß nur Demetrius, Meischek, Odowalsky und der Kosacken-Hetmann zurück bleiben).

Odowalsky.
Das schlug uns fehl — — — — —
Doch darum soll Euch Hülfe nicht entstehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führens auf mit unsern eignen Kräften.

Korela.
Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Meischek.
Der König kommt.

König Sigismund, begleitet von dem Kronsgroßkanzler, Kronsgroßmarschall und einigen Bischöfen.

König.
Mein Prinz, laßt Euch umarmen!
Die hohe Republik erspart Euch endlich
Verzögerlichkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich Euer Schicksal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.
Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.

König.
Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König

Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er stößt, dirt' ich Euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angestellt.
Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Meischek.

In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

König.

Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Wird der Pole
Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,
Will der Rakof des Krieges Glückesspiel wagen,
Er ist ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

Meischek.

Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gestatt' dir's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergießen.

König.

Die besten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein erster Feind ist deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie Du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und Du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einst freiheit den ererbten Thron bestiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

Marina (tritt auf).

— — — — — —

Meischek.

Erhabne Majestät, zu deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz; —
Du bist der hohe Schirmvogt unsers Hauses;
Von deiner königlichen Hand allein
Gejemt es ihr den Gatten zu empfangen.
(Marina kniet vor dem König).

König.

Wohl, Vetter! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.
(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina überzieht).
So führ' ich Euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es
Mein Aug' erfreun, dieses hohe Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! Demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sclavin bleib' ich, wo ich bin.

König.

Steht auf, Czaaritza! Dieser Platz ist nicht
Für Euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Zierde meines ersten Woywods.
Ihr seyd die Jüngste unter Euern Schwestern;
Doch Euer Geist ringt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt Ihr hochgesinnt.

Demetrius.

Sey Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ja schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut
Die Fürstenthümer Pleskow und Groß-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit.
Und diese Schenkung will ich ihr als Czaar
Bestätigen in meiner Hauptstadt Moskau.
Dem edlen Woywod zahl' ich zum Ersatz
Für seine Rüstung eine Million
Ducaten polnischen Gepräg. — —

— — — — — —

So helf' mir Gott und seine Heiligen.
Als ich dieß treulich schwur und halten werde.

König.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergessen,
Was Ihr dem edeln Woywod schuldig seyd,
Der sein gewisses Glück an Eure Wünsche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So seltner Freund ist köstlich zu bewahren!
Drum wenn Ihr glücklich seyd, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen Ihr zum Thron gestiegen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt, daß Ihr Euch in Polen selbst gefunden,
Daß Euch dieß Land zum Zweitenmal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit;
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Menschenliebe bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König selbst, wiewohl am Glanz der höchste,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener seyn;
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.

— — — — — —

Demetrius.

Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven freie Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sclaven-Seelen.

König.

Thut's nicht zu rasch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Befolgt sie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König giebt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eurer Jugend kann sie nutzen.

Demetrius.

O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr seyd gehrt von einem freien Volke, —
Wie macht' ich's, um dasselbe zu erreichen?

König.

— — — — — Ihr kommt von Rußland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dieß erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeigt Euch, als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Volen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron.
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch stürzen.
Hochhaltet ihn, doch ahnet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande

— — — — — —

Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt Ihr Urſach, kindlich ſie zu ehren.
Verbrei te — Zwiſchen Euch und Eurem Volk,
Steht ſie ein heilig theures Band. — Frei iſt
Die Czaarsgewalt von menſchlichen Geſetzen;
Dort iſt nichts Furchtbares, als die Natur;
Kein beſſres Pfand für Eure Menſchlichkeit
Hat Eurer Volk, als Eure Kindesliebe. —
Ich ſage nichts mehr. Manches iſt noch übrig,
Eh' Ihr habt geſtürzt Widerſacher erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrſcht mit Anſehn und mit Kraft;
Mit feinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienſt ſich auf den Thron geſchwungen,
Den führt der Wind der Meynung nicht ſo ſchnell.
Und ſeine Thaten ſind ihm Volk der Almen. —
Ich überlaſſ' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes ſchon gerettet;
Es wird ſein Werk vollenden und Euch heben.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirſt Du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein ſind, Odowalsky.
Wir haben wicht'ge Dinge zu beſprechen,
Davon der Prinz nichts wiſſen ſoll. Mag er
Der Götterſtimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an ſich, ſo glaubt ihm auch die Welt.
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten iſt. —
Wir aber müſſen heil ſehn, müſſen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeiſterung;
Wir müſſen die Beſtimmung für ihn haben.
Und haben wir uns des Erfolgs verſichert
Mit kluger Kunſt, ſo wähn' er immerhin,
Daß es auf Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky.

Geliebte, Fräulein! Deinem Dienſte leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowiters Sache?
Du biſt es, deine Grös' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben ſetzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünſche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunſt.
Dich groß zu machen, ſey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich beſitzen;
Mein biſt Du doch, wenn Du mein Werk nur biſt.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du biſt der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meynt es falſch. Ich ſchau' ihn durch. —
Ein abgekartet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar iſt's ihm wohl gelegen,
Daß ſich mein Vater, deſſen Macht er fürchtet,
In dieſer Unternehmung ſchwächt, daß ſich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In dieſem fremden Kriegerzug entlaſtet;
Doch will er ſelbſt neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück lenkt er mit uns zu theilen.
Sind wir beſiegt, ſo leichter deſſt er uns
Sein Herrſcherjoch in Polen aufzulegen.
Wir ſtehn allein. Geworfen iſt das Loos.
Sorgt er für ſich, wir ſorgen für das Unſre.

— — — —

Du führſt die Truppen nach Kiow. Sie ſchwören
Dem Prinzen Treue dort, und ſchwören mir.
Mir, hörſt Du! Es iſt eine nöthige Vorſicht.

— — — —

Odowalsky.

— — — —

Marina.

Nicht deinen Arm bloß will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, ſprich. — — — — —

Marina.

Du führſt den Czaarowitſch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von ſeiner Seite.
Von jedem Schritt giebſt Du mir Rechenſchaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er ſoll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Menſch iſt bandbar. Fühlt er ſich als Czaar,
Schnell wird er unſre Feſſel von ſich werfen.

— — — —

Der Ruſſe haßt den Polen, muß ihn haſſen,
Da iſt kein feſtes Herzensband zu knüpfen.

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky, und mehrere **Polniſche Edelleute.**

Opalinsky.

Schaff Geld, Patronin, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns ausgezehrt;
Wir machten dich zu Rußlands Königin.

Marina.

Der Biſchof von Kaminiek und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandſchaft vor von Land und Leuten.

Bielsky.

Verkauft, verpfändet eure Bauerndörfer,
Verſilbert Alles, ſtecht's in Geld und Rüſtung!
Der beſte Kaufmann iſt der Krieg. Er macht
Aus Eiſen Geld. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird ſich's zehnfach wiederfinden.

Bielsky.

Es ſitzen noch Zweihundert in der Trinkſtub;
Wenn Du dich zeigſt und einen Becher leerſt
Mit ihnen, ſind ſie dein. — Ich kenne ſie.

Marina.

Erwarte mich! Du ſollſt mich hingeleiten.

Opalinsky.

— — — —

Gewiß, Du biſt zur Königin geboren.

Marina.

So iſt's. Drum muß' ich's werden.

Bielsky.

Ja, beſteige
Du ſelbſt den weißen Zelter, wolfne dich,
Und, eine zweite Bonda, führe Du
Zum ſichern Siege deine zweitauſend Schaaren.

Marina.

Mein Geiſt führet Euch. Der Krieg iſt nicht für Weiber.
In Kiow iſt der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufgiebn mit dreitauſend Pferden.
Mein Schwager giebt zweitauſend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfskorps von Koſaken.
Schwört Ihr mir Treue?

Alle.

Ja! wir ſchwören. (Ziehn die Säbel).

Einige. Andere.
Vivat Marina. Russiae regina!
(Marina gereicht ihren Schleier, und verbirgt ihn unter die Ehrenleute. Alle gehen ab, außer Marina).

Meischek. Marina.

Marina.
Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt;
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Meischek.
Das eben, meine Tochter! Alles. Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Weist drum' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
— — — —

Marina.
— — — —

Meischek.
Gefährlich Mädchen, wenn Du mich
Gedracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ja du der reichste Woywoda des Reichs,
Der erste nach dem König — Hätten wir
Uns damit nicht begnügen, unsres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du strebtest höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schwestern ward.
Erreichen wolltest Du das höchste Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich altzuschwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebstes, alles Höchste häufen;
Ich lasse mich berücken durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewisse!

Marina.
Wie? — Theurer Vater, ruf't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden,
Wenn ihm das Höchste über'm Haupte schwebt?

Meischek.
Doch tragen deine Schwestern keine Kronen,
Und sind beglückt — — — —
— — — — —

Marina.
Was für ein Glück ist das, wenn ich vom Hause
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was möchte mir Neues zu und diesem Tausch?
Und kann ich mich des nächsten Tages freun,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O! unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des Daseins!
Lohnt sich's der Mühe, zu kosten und zu sterben?
Die Liebe oder Gröse muß es sein.
Sonst altes Bette ist mir gleich gemein.

Meischek.
— — — — —

Marina.
Erbeitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Laßt uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die Du bringest,
Denk an den Preis, an das ersehnte Ziel —
Wenn Du dein Mädchen sitzen sehen wirst,
Im Schmuck der Czaarin auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel diese Welt beherrschen:

Meischek.
Ja denke nichts, ich sehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königs-Krone.
Du forderst es; ich kann dir nichts versagen.

Marina.
Noch eine Bitte, lieber, bester Vater,
Gewähre mir!

Meischek.
Was wünschest Du, mein Kind?

Marina.
Soll ich zu Samber eingeschlossen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnsucht in der Brust?
Jenseits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endlose Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geist
Wird auf der Zeiter der Erwartung liegen,
Und dieses Raumes ungeheure Länge
Mit Angst ausmessen und mit Herzensschlägen.

Meischek.
Was willst Du? Was verlangst Du? — —

Marina.
Laß mich in Kiew des Erfolgs harren!
Dort sind'st' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, — —
— — — — —

Meischek.
Dein Geist strebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind.

Marina.
Ja, Du vergönnst mir's, ja. Du führst mich hin.

Meischek.
Du führst mich hin. Muß ich nicht, was Du willst?

Marina.
Herzvater, wenn ich Czaarin bin zu Moskau,
Sieh dann muß Kiew unsre Gränze seyn.
Kiew muß mein seyn, und Du sollt's regieren.

Meischek.
Mädchen, Du träumst! Schon ist das große Moskau
Zu eng für deinen Geist; Du willst fehen Land
Auf Kosten deines Vaterlandes — —

Marina.
Kiew
Gehörte nicht zu unsrem Vaterlande.
Dort herrschten der Waräger alte Fürsten;
Ja das' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Russen ist es abgerissen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Meischek.
Still! Still! das darf der Woywoda nicht hören!
(Man hört Trompeten).
Sie brechen auf — — —

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Anblick eines griechischen Klosters
in einer öden Wintergegend am See Peipus. Ein Zug von Nonnen in schwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weißen Schleier steht von den übrigen abgesondert an einen Grabstein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.

Olga.
Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Strome bricht, der Schatten wird

Zum Rachen und die Wandervögel ziehn.
Gedrängt ist die Welt, und Alle sucht
Die neue Luft auf enger Klosters-Zelle
Ins offne Heitre der verfängten Flur.
Und Du nur willst verstarrt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein, und folge deinen Schwestern!
Ersatze sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

Olga.

Beweinst Du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Der Balsam geußt in jede Herzens-Wunde,
Verliert sie ihre Macht an die allein?
Du warst die Czarin dieses großen Reichs,
Warst Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
Ins Kloster sahst Du dich verstoßen,
Hier an den Grenzen des belebten Welt.
Doch sechszehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt,
Nur deines sah' ich ewig unverändert.
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichst der unvergeßnen Gestalt,
Die für der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort daselbst zu bedeuten.

Marfa.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz für's Unersetzliche! Wer soll
Nichts meinem Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wanderer geht,
Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt.
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie aufgesogen hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt.
Um den die Schwestern sich begierig drängen:
Er kommt von fern her von bewohnten Gegenden;
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frei;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig wohnen wir
Den Brand der Wellen mit Verwunderung schauen.
(Nonnen kommen zurück mit einem Fischerknaben).

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was Du Neues bringst.

Aleria.

Was draußen lebt im Staatsum, erzähle.

Fischer.

Laßt mich zu Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Ist's Krieg? — Ist's Friede?

Aleria.

Wer regiert die Welt?

Fischer.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen.
Herab vom Eismeer, wo die Welt erstarrt.

Olga.

Wie kann ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fischer.

Es ist ein Engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Aleria.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!

Fischer.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

Aleria.

O, sprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geschehn.

Fischer.

Erstaunliches ereignet man in der Welt:
Die Todten stehen auf, Verlorne leben.

Olga.

Erklär' dich, sprich!

Fischer.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt bewinnen sechzehn Jahr,
Er lebt, und ist in Polen aufgestanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt!

Marfa (auffahrend).

Mein Sohn!

Olga.

O! fasse dich! O! halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Aleria.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?

Fischer.

Er ist entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.

Olga (zur Marfa).

Du zitterst, Fürstin, Du verbleichst?

Marfa.

Ich weiß.
Daß es ein Wahn ist. — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Busen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn! O! Hör' ihn! Hör ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?

Fischer.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürst erhebt in seiner Hauptstadt!
(Marfa an allen Gliedern zitternd wird sich an Olga und Aleria lehnen).

Xenia.

O rede! Sage Alles! Sage, was Du weißt.

Aleria.

Sag' an, wo Du das Neue aufgerafft?

Fischer.

Ich aufgerafft? Ein Brief ist aufgegangen
Vom Czaar in alle Lande seiner Herrschaft;

Den hat uns der Poljadnik *) unsrer Stadt
Verliehen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, daß man uns täuschen will.
Und daß wir den Betrug nicht sollten glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürst verschmähte die Lüge.

Marfa.

Ist dich die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Daß mich ein teures Wort im Innersten erschüttert?
Schon sechzehn Jahr' verweint ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe!

Olga.

Du hast ihn sechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch seine Asche hast Du nie gesehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Macht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. — O lösne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr als Du verspricht.
Geschieht — wer kann der Allmacht Gränzen setzen?

Marfa.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Den dem ich endlich abgestorben war?
— — — —
Nicht bei den Todten wohnet meine Hoffnung.
O! sagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz sich nicht
An dieses Traumbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O! meine Ruh ist hin, hin ist mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele bannen!
Weh mir! Erst jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll.
Entrissen, zweimal bin ich hingegeben!
(Man hört eine Glocke, Schwester Pförtnerin kommt).

Olga.

Was ruft die Glocke? Schwester Pförtnerin?

Pförtnerin.

Der Erzbischof steht draußen vor den Pforten:
Er kommt vom großen Czaar, und will Gehör.

Olga.

Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!
(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der Erzbischof ein, sie lassen sich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechische Kreuz, über sie).

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geists,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.

Herr! Wir küssen
Im Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.

An Schwester Marfa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier steht sie und erwartet dein Gebot.
(Die Nonnen entfernen sich).

Hiob und Marfa.

Hiob.

Der große Fürst ist's, der mich an dich sendet.

*) Richter. Schultheiß.

Auf seinem fernen Throne denkt er dein.
Denn wie die Sonn' mit ihren Flammenaug'
Rund durch die Welt mit Licht und Hitze rings vertheilet,
So ist das Aug' des Herrschers überall;
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, spähet sein Blick umher.

Marfa.

Wie weit sein Arm trifft, das' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geist, der dich beseelt;
Drum theilt er gärneut die Belehrung,
Die ein Verweiser ihr zu ertheilen wagt.

Marfa.

— — — — —

Hiob.

Vernimm, ein Irrer in der Polen Land,
Ein Renegat, der sein Gelübd' als Mönch
Knechtes aufwühlend seinen Gott verläugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindes-Alter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich deines Bluts,
Und übt sich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Meineid bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Aufruhr, den er selbst erschaffen,
Mit Heeresmacht in unsre Grenzen ein;
Das treue Herz der Reußen führet er irre,
Und reißt sie auf zu Aufruh und Verrath.
— — — — — Mich leitet
Der Czaar zu dir in väterlicher Meynung.
— Du eilst die Namen deines Sohns; Du wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt,
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wird Du laut vor aller Welt.
Daß Du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastardblut ernähren
An deinem Herzen, daß sie edel schlägt;
Du wirst, der Czaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.

Marfa

(hat während dieser Rede die heftigen Bewegungen bekämpft).

Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich? — O!
Sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der freche Abenteurer
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.

Durch eine Räthsel-artige Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein sträflich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O! Das sagt mir an!

Hiob.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäs Iwan Wassiljewitsch,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was sagt Ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?
(mit gezwungener Fassung).
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Dolf hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er ſich — wo gibt er vor,
Daß er ſich dieſe Stunde hat verborgen?

Hirt.

Im Kloſter Tſchudow ſey er aufgewachſen,
Sich ſeiner rühmend; von dort her er
Nach Litthauen und Polen ſich geflüchtet,
Wo er dem Adel von Demetrius gebrannt,
Bis ihm ein Jeſuit ſeinen Stand entdeckt.

Marfa.

Mit ſolcher Fabel kann er Fremde fangen,
Die Gut und Blut an ſeine Sache wagen!

Hirt.

O, Cyprian! Adelbert Herzog iſt der Preis,
Was unſrem Gott er nahrich Leuten wird.
Wen iſt ein ſolcher Vorwand jetzo willkommen,
Den Krieg in unſern Gränzen anzufachen!

Marfa.

Doch alle es ſchön in Moskau glänzt' Sitten,
Die beſten Werk des Trugs ſo leicht verübt?

Hirt.

Der Völker Herz iſt wankelmüthig. Moskau!
Sie lieben die Veränderung; ſie ſtanden
Durch eine neue Herrſchaft zu gewinnen.
Der Thor hofft Zuverſicht weiß hin,
Das Wunderbare findet Glauben und Gönner.

Denn wünſcht der Czaar, daß Du den Mann
des Wahns

Zerſtreuſt, wie Du allein vermagſt. Ein Wort
Von hier, und der Betrüger iſt vernichtet,
Der ſich verwegen thät zu ſeinem Sohn.
Mich ſtand's, bis ſo verweht zu ſehen. Doch
Empfiel, ich bitt', daß ſeine Gottheit,
Und deine Mengen Gott her alle Zeit.

Marfa.

Daß wir, — daß Gott uns, — wo verweht er jetzt,
Der ſich für unſern Sohn zu geben wagt!

Hirt.

Denn rächt er ſeinen Leidensweg heute;
Den Klotz, den man, ihn er aufgebunden;
Den Feigt der Prieſter Hohn heutige Scham,
Zumal einem Herzog deutſcher Geſchlechts.

Marfa.

O! blöde Mündet, heute Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Nettung. Nahe ſtehſt.

Hirt.

Weiß ich hier, Marfa? — Wie verſteht ich das?

Marfa.

O! Himmelsbilder, ſtürzt ihn alsbald her!
Ihr Engel alle, ſtürmet mir ſeine Zahnen!

Hirt.

Iſt's möglich? — Wer! Dich trennte der Betrüger —

Marfa.

Er iſt mein Tode. Ihr tiefen Brüder alten
Gefühls! ich bin. Ihr brinnt Czarewa Zweifel
Gefühl! ich bin. Ihr iſt's! Ihr lebt! Ihr naht!
Jetzund von hinnen Thron. Tyrannen! Elyſium!
Ob jetzt ein Erdelöſung mein von Mariens Stamm,
Der wahre Czaar, der meine Ehre ſtammt.
Ihr ſtammt und ſtreitet Rettung von dem Feinde.

Hirt.

Wahnſinnige! Bedenkſt Du, was Du ſagſt?

Marfa.

Erſtanden endlich iſt der Tag der Rache.
Der Wahnſinnsſtellung. Der Himmel gibt
Und Gnaden Maße für Maßnahl an das Licht. —
Der heilge Gottesrow, mein Troſtſtab, mag
In meinen Händen ſtrotzend Gnade ſehen;
O meine beiden Mündet ſind verſiegelt!

Hirt.

Kann dich der Tod zu ſolchem Grab verleiten!

Marfa.

Kann deinen Czaar der Sarmaten ſo verleiten,
Daß er Verwirrung hofft von mir — von mir —
Der unverwelklich ſeiner Beſtätigung?

— — —

Ja faß den Satan verſtümmen, den der Himmel
Mir kann ein Wunder auf dem Grabe ſchuf!
Thor, meinend Hundes Mörder, zu ſtrafen,
Der Herr mich auffallen Weg erſtehet.
Die Rettung von mir ſehen, die mir Gott
Zu meinem tiefen Jammer endlich ſendet.

Hirt.

— — — —

Marfa.

Nein. Du entwirrſt mir nicht. Du ſollſt mich hören.
Ich habe dich, ich laſſt dich nicht los.
O! Endlich kann ich meine Macht entfalten.
Verſtändnen endlich geben meinen Feind
Den tiefen Seele lange verhaltnen Groll!
— — — Wer wär's, der mich
In dieſe Gruft der Ferſehen verſtieß,
Mit allen frohen Reizen meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Macht?
Wer iſt den meinen Sohn mir von der Seite,
Und heute Mörder auch, den zu Buchſtaben?
O! kleine Sprache meint, mich ich geſtehen.
Wenn ich die langen verſteinerten Schätze
Mit ſmaragdiſcher Schönheit durchgewandt,
Der Sammern Haaf an meinen Thränen glänzt!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt,
Ja ſey den Mördern an meinen Mann.

Hirt.

Du glaubſt, es ſtürzte dich der Czaar. —

Marfa.

Er iſt
In meiner Macht — Ein Wort auf meinem Munde.
Ein Seufzer, kann ihm Gefahr entbrennen! —
Daß ich, meinem treuen Herzchen mich beſchützt!
Daß ewig Recht im Himmel und der Feind
Heute jetzt auf ewig. Thron ab den Czarewitſch
Als meinen Sohn und Zwang anerkennt.
Du ſollſt Rath ihm, und Hirte ich ihn.
Verſtehſt ich ihn, ich iſt es ganz verſtehen.
Denn war mein glauben, daß ihr wahre Mutter,
Der Mutter, die, wie ich, verſtehet war.
Verſtehſt ihnen ſtreut Herzens Sohn.
Mit treuer Hundes Mörder auszuſtanden!
Ein Wort war todes's mich, und alle Welt
Verſtehe ein mit Verachten. — Daß nun iſt
Durch Wort mich man von mir. — Den großen Dienſt,
Geliebte, kann ich dem Gemahle erzeigen!

Hirt.

Dem jungen Vaterland ſtehſt Du ſo;
Und meinem Prinzenhaus ſtehſt Du den Rand.
Wenn Du der Mutterhen Ehre ſtehſt. Du ſtehſt,
Du geweihſt ſtehſt an deinen Geburt Ort,
Und theuerſt gegen weiter dein Gemahl!

Marfa.

Ja hab' an ihr getrauet ſtandhaften Jahr',
Doch meiner Macht ſah' ich nie. Ihr glaubte
Der ſtarkmannen Feinde ſtarken Tod

Und meinen Sonnen. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt mein Leben.
Es wäre rathlos, mit verwegnem Zweifel
Der tapfern Einigkeit Gelingen gegenwerfen.
Denn wie' er auch nicht meinem Herzen Sohn,
Er sitzt bey Sohn doch meiner Rache Stern.
Ja setzt' ihn an und auf an Mutters Statt,
Den mir der Himmel schändend hat geraubt.

Hiob.

Unglückliche! Dem Starken trotzest Du?
Vor seinem Arme bist Du nicht gebogen.
Auch in des Fleißens Angstumschlingung.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab erblinden oder Kerkers Nacht.
Daß er mich mächtig durch die Welt erschuf.
Daß kann mir doch mich selber lassen, was
Ja nicht will, bis vernag er nicht; – auch nicht
Durch seine Tück. – den Zweifel mir zu verkehren!

Hiob.

Ist dies dein letztes Wort? Besinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

Marfa.

Er hasse auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Bruders Leben, wenn er kann.

Hiob.

Genug! – Du willst entblößen dein Verbrechen.
Du bläst dich an ein schwaches Rohr, dahrinne;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. –

Marfa (allein).

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Der wilden Stämme scheut der treuen Wache
Bewehrkam sich für ihn, der kluge Pole,
Der Polenkönig, wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold.
Und ich allein verstoße ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte die Stimme
Der Brüder nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Entzückung bringt die Liebe?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ja lasse mit beherztem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!

Er ist's, er zieht mit Heeresmacht heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! Seine Kriegstrompeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wildern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Kommt des Nord, des Nordostwinds, des Kometen!
Wie Morgenröthen flehend zahlreich her.
Und bringet euch zu eurer Königin Zeltaren! –
O! Warum bin ich hier gefangt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du eng'ge Grenze, die den Erdenball
Umfeindet, sey du die Wehr meiner Ohnmacht!
Du schwerer angedrunnte Luft,
Die lähmst die weiche Wanderung verlender,
O trag' ihm meiner glühende Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehen;
Das schaff' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Verklärt sind's zu des Himmels Höhn.
Wie eine Heeresmacht sind's die ich entsende.

Zweite Scene.

Eine Laube mit Blumen umgeben.

Eine weite und laubreiche Krone schaut sich; man sieht einen schönen Thron durch die Laubhalle aufgerichtet, die von dem jungen Grün der Gauben beschattet ist. Näher und ferner sieht man die Leibwachen einiger Fürsten leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Laube. Otowalsky und andere Officiere treten auf; gleich darauf Demetrius.

Otowalsky.

Laßt die Armee am Wald hinunter ziehen,
Indeß wir uns hier umsehaun auf der Höhe.
(Einige gehen. Demetrius tritt auf).

Demetrius (zu Letzterem).

Ha! Welch ein Anblick!

Otowalsky.

Herr! Du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet. – Das ist russisch Land.

Rozin.

Hier breite Thale tiefen Mohnen Morgen;
Hier dörrt der Polen Herrlichkeit auf.

Demetrius.

Ist das der Dniepr, der ein dicken Strom
Durch diese Auen zieht?

Otowalsky.

Das ist die Desna.
Dort treten ein die Ukraine Tiefenwiesen.

Rozin.

Was dort am fernen Himmel schlägt, das sind
Die Kuppeln von Smolensk Kreuzgold.

Demetrius.

Welch heitres Ansehn! Welche schönen Auen!

Otowalsky.

Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bekleidet;
Denn Zähr Freund ergangt der Hyrge Boten.

Demetrius.

Der Blick schweift hin im Unermeßlichen.

Rozin.

Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Das weiten Russenreichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgen-Sonne sich entgegen,
Und seine Gränzen hat es nach dem Meer,
Als die tetrocken Zeugnißkreis der Erde.

— —

Rozin.

Sieh, unser Czaar ist ganz nachdenklich worden.

Demetrius.

Auf diesen schönen Au'n wohnt auch der Friede.
Und mit des Krieges furchtbaren Gewalt
Erschein' ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!

Otowalsky.

Vergleichen, Herr! schenkt man Einverleiben.

Demetrius.

Du führst als Pole, ich den Mutterr's Sohn.
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergiß mir, theurer Boten, deine Erde.
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich stoß,
Auf den mein Vater seinen Helm gelegt,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deinen Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erz' zurück zu fordern kommt ich her,
Und den ererbten ehrlen Vatersnamen.
Hier bevölkern die Wachen, meine Knechte,
In langer Reih', drei breiten Mauern Thoren;
Ja bin der treue Freund, dem Mord
Entreißen durch ein ehrlenes Verbündniß.

— — —

Dritte Scene.

Ein russisches Dorf.

Freyer Platz vor der Kirche. Man sieht die Tscherngloda. Gleb, Ilia und Timofka eilen, mit Aexten bewaffnet, auf die Scene.

Gleb (aus dem Hause kommend).
Was rennt das Volk?

Ilia (aus einem andern Hause kommend).
Wer zog die Tscherngloda? –

Timofka.
Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath! (Oleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Geräthe tragen).

Oleg.
Wo kommt Ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.
Flieht, flieht, der Pole ist ins Land gestellt
Bey Moscowsk, und mordet, was er findet.

Oleg.
Flieht, flieht in's innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Und aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timofka.
Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.
(Smaxito und Petrusska mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf).

Iwanska.
Es lebe der Czaar! Der große Zarß Dimitri!

Gleb.
Wie? Was ist das?

Ilia.
Wo wollt ihr hin?

Timofka.
Wer seid Ihr?

Petruschka.
Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

Timofka.
Wo ist denn das? Da liegt ein ganzes Dorf
Landeinwärts, von den Polen schon zu retten.
Und ihr wollt hin, wo heut verschlossen?
Wollt ihr gegen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.
Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Herr des Landes.

Es tritt der Prokurat (Vorsteher) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schmeichler der Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuletzt für Demetrius gewonnen, und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris steht unzufriedenheiten wider ihren Willen, und verliert ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten, und wird mit Mühe von Kenka und Otrowitsch daran verhindert. Unterdessen der Kosaken Abfall gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dieß schadet seiner Sache, weil er gegen Gerüchte, aber nicht gegen sie gesiegt wird. Die Armee ist stark, aber unzufrieden. Die Anführer sind uneinig, und meinen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiedenen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Golitsow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich; aber er ist schon erschüttert durch schlimme Nachrichten. Insonderheit vor einem Aufstand in Moskau hält ihn ab zur Armee zu gehen. Auch scheint er sich als Czaar in Person gegen den Betrüger zu setzen. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er über dem Abfall des Landvolks und der Provinzialstädte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vorbringen. Neuerdings, den er schwer besiegt hat, kommt in Moskau an. Dieß erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergehe.

Boris und Irinia. Der Czaar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schließt sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geübt, dem Lande gegenüber ist er ein schlauer Fürst, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt sich, wie sein Rang, über Adel, und thut mehr. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Verehrung der Menschen und die verherrlichte Form der Regierung haben einen Stolz in ihm erzeugt, daß es ihm unmöglich ist, seine Größe zu übertreiben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht; aber noch ist er Czaar, und nicht entschlossen, wenn es zu siegen bedürfte.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in dieser letzten Stimmung verbrannt ihm Dinge als bedeutend, die er sonst vernachlässigt hatte. Ein verdächtiger Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter und gegen die Unglücksboten, und scheint sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing, zu schämen. Er läßt sich das Schlimmste erzählen, und bestraft später den Ueberbringer.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernommen, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Ge-

lassenheit und Resignation. Kurz nachher nimmt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt seine Tochter von seinem letzten Zufluchtsorte. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bei der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und bestimmen im Kremel, Romanow (nachherige Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des Czaaren seinem Sohne Feodor den Eid der Treue, und übrigt die Bojaren, seinem Beispiel zu folgen. Rache und Zwietracht sind fern von seiner Seele; es folgt dies dem Beyspiele. Irmisen lieret er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wissen, weiter geführt.

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der Arinia, setzt sie gefangen, und sendet Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, spricht eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Peris, bestraft einen entehrenden Anschlag gegen sein Leben, verschafft den katholischen Ehrenbezeugungen den Russen, und will sie ausbreiten. Die Polen begehren, von denen er umgeben ist, sind rauh, und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zusammenkunft mit seiner Mutter, und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Außen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er stirbt sich höchlich, ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle Andere, und sonach er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen, als seinen Retter und Wohlthäter. Jener giebt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr vom Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürftig nach Rache traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, sah mit ihm auf Uglitsch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wußte, und überzeugte diesen das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verlieren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder auf's Aeußerste, da er mit Trotz und Ungestüm seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, oder überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit sich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden sinster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entläßt ihn seiner Würde, und verurtheilt ihn darauf einen vermeinten Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Otto erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert bei dem Moment entgegen, der ihre bisherige Sinnlosigkeit heben sollte. Otto redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beide Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Gratulation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das dichte Schweigen und die zurückstrebenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten ertönen. Marfa ist unfähig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen Beide, die Natur spricht nicht, sie sind einig geblieben. Der erste Moment war ein Versuch, sich zu nähern; Marfa ist die Erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt die das Herz nichts? Erkennst Du dein Blut nicht in mir?

Marfa schweigt.

Demetrius. Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen noch erklären. Hätte dein Herz bei meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; Du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige naht mit Riesenschritt, mit Eile, mit Zuversicht gekommen. Doch wenn Du nicht als Mutter sie mich stärkt, so denk als Zärtlin, fasse dich als Königin! Das Schicksal gab mich dir ungeboren zum Sohn; nimm Du mich an als ein Geschenk des Himmels. Mir' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so rast' ich deinem Throne nicht. Ich raube es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerettet, habe dich aus der Gruft, in der Du lebendig begraben warst, gezogen, und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Daß kein Schicksal an meinen Besitztitel ist, begreift Du. Du stehst mit mir, und mit mir gehst Du unter. Die Völker alle sehen auf und. —

Ich hasse die Gaukelei, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und diese Gefühl, das meine Knie vor dir beugt, ist ist mein Ernst.

(Demetrius hebt die Marfa, bis die innere Bewegung in ihr zu erlöschen pflegt).

Demetrius. Entsetzliche That! Daß deines Mitleids freie Handlung Sünde war, was die Natur dir verlieh! Ihr forderte deine Neugierde, deine Klugheit von dir; ich forderte wahre Größe. Sagtest Du nicht meine Mutter, sey es — Wäre das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Feind nicht, so bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub! er hat kein Herz, dich zu lieben, kein Auge, dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden — (Marfa bricht in Thränen aus).

Demetrius. O diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Daß sie fließen! Zeige dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius führen sich das Volk, und die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene).

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegerische Auftritten. Perlen und Juwelen sind es, die den Zug aufführen. Das Dörfte und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Zwietracht und Aufruhr zu schüren. Alles ist verworren; er selbst wird gefangen gesetzt. Marina schwört zur Czaarin Marfa und sieht zu ihren Füßen am Saum vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Marina verabscheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein innerer Bewußtseyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Russen schalten ihn durch ihre Frechheit in der Meynung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Prgnatenliebe, Einfachheit, und Verachtung des steifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gewohnheit des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von beleidigenden Launen in den Momenten des heftigen Zorns. — Dem allen weiß sich ihm stets weise wenig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe, und sei angelt seinen leidenschaftlichen Umkreis.

Demetrius kommt mit Unwillen gegen Marina. Er spricht heftiger mit dem Erzbischof Peter, der, um die Polen zu entfernen, seinem Wunsche entgegen kommt, und ihm von der czaarischen Gewalt eine hohe Vorstellung gibt.

Marina erscheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Zärtliche und heftige Umfangung zu beiden Seiten; jedoch weiß sie sich besser zu verstellen. Die prunkende Hochzeit wird vollzogen. Es werden Anstalten zu einem Maskenfeste gemacht.

Am Gebeth der Marina wird Arinien ein Giftbecher gereicht. Der Tod ist ihr willkommen. Sie schmeichelt, dem Czaaren zum Altare folgen zu müssen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß sie ihm nicht für den todten Demetrius hält, und nie das für gehalten hat. Kalt überläßt sie ihn sich selbst in einem abscheulichen Zustande.

Unterdessen benutzt Schinskoi, einer der ehemaligen Feldherrn des Czaaren Boris, das wachsende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine übereilende Erscheinung getröstet. Arsinens Geist steht vor ihm, bietet ihm einen Dolch in blutigen entworfenen Zeichen, und beschwört ihn, rasch das Scheusal treiben zu lassen, und sich nicht mit Blut zu besudeln. Romanow erhält einen Wink, daß er selbst zum Thron berufen sey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert, er lehnt es ab.

Entsetzen macht sich bitter Vorwürfe, daß es sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweitenmale ein Verräther, frey und aus Rechtlichkeit behauptet er, wieder sein Gestirn, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geschehen ist, so suche er es wenigstens zu vermindern, und die Macht der Polen zu schwächen. Er bezahlt diesen Vorsatz mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dieß sterbend dem Demetrius selbst.

Calinin, ein Bruder der Lebedeka, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hause des Mörders von Szuiemsky benutzte und ohne Hoffnung tiefte, hat ihn auf Besten seiner Schwester auf dem Lehrsaal erlesen, und in seinem Gefolge tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrige Anhänger des Demetrius auf drey Meynung denken, ebnet Calinin allein den gerade, und rettet sich über ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bei der Czaarin Marfa und die Anführer dringen in das Zimmer. Die Wache und Edelleute des Demetrius stellen einige Augenblicke auf die Verräther. Es setzen sich ihnen vermehrte, sie zu entwaffnen, bis ihnen die Polen Beistand leisten will. Aber jetzt stürzt Schuiski mit einer andern wütenden Schaar herein. Von der Czaarin wird eine bestimmte Erklärung gefordert: sie soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius der Sohn sey. Auf eine so feierliche Art gegen die Gewissen zu zeugen ist verabscheulich. Dennoch vermeint sie sich so von Demetrius, und will sich entfernen. „Du schwörst?“ ruft die tobende Menge. „Er verläugnet uns? Er tödtet denn, Verräther!“ — Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

II.

Warbeck.

Personen.

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
Adelaide, Prinzessin von Dorsetshire.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Eduard, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Herford, aufgenommener englischer Lord.
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botschafter Heinrichs VII. von England.
Graf Kildare.
Delmar, Rath von York.
Der Richter Binns, Abgeordneter des sächsischen Grafen.
Bürger von Brüssel.
Hofdiener der Margaretha.

Erster Akt.

Lord Herford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, daß sich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV., den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde, und sein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzogin Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen, und seine Besitzungen an seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Pallast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks aufgestellt findet; er freut sich nun, auf einen Boden zu stehen, wo er seine Neigung zu dem Hause York frei bekennen könne.

Lord Stanley, Botschafter Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und sucht unerkannt, ihm die Augen über den gespielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Reden erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Rath von Yorck, vertrauter Rath der Herzogin, kommt dazu, und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzogin gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schuldigen Verwandten, und spricht dasjenige aus, welche Margaretha gern gehalten seyn möchte.

Bürger und Bürgerinnen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzogin mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schildt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Dazwischenkunft, die er gegen ihren angetretenen Prinzen ausübte, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen drohn. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, beruhigt das Volk, und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessin von Dorsetshire und andern Großen ein. — Herford wird von dem Ansehen Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohne seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen, mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtin. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äußert sich mit Größe und ungleich mit edelmüthiger Bitterkeit. Herford wird zurückgeführt von dem, der ihn eingenommen, und trägt jetzt nun seiner Gesinnung.

Richard will antworten.

Die Herzogin übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie dem Richard entschlüpft.

Nun folgt die Erzählung von Richards edelmüthiger Geschichte, welche großen Eindruck macht, und hierauf von dem Acte der Zuneigung unterbrochen wird. —

Stanley versucht noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung schließt den Eindruck seiner Worte aus.

Herford verstärkt seine Versicherungen und versichert dem Herzog Richard einer gutdenkenden Neigung in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntschaft mit sich selbst, und vergleicht jenen traurigen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, das er seine Rechte behaupten muß. Er forscht sich noch einmal zu belehren, und ob der Herzogin zu gelingen sey, es er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweier Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Gegenangaben ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweifachen Anlagen ihres Herzens, der Resignation ihres Herzen und der Verwahrung Adelaidens, welche schändlich mit dem Prinzen von Gothland soll getrieben werden.

Prinz Erich von Gothland steht allein mit der Prinzessin von Dorsetshire zurück, und spottet über die vorhergegangene Szene. Adelaide ist noch in einer großen Gemüthsbewegung und setzt ihre Empfindlichkeit über Erichs frivole Kälte. Er verspottet sie und spricht

von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Leidenschaftlichkeit Warbecks Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt, und stellt zwischen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Jüngling sey, und führt solche Beweise an, welche seine eigenen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und legt ihm aufs tiefste neben dem Yorkschen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist größer, als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen darin, daß jene Weibe sich hoffnungslos liebe, er selbst aber die Prinzessin besitzen werde. Der Reiz, worauf er, mache es aus, und es gibt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schicksale; Beide leben von der Gnade einer stolzen, gebietherischen Verwandtin und sind thätlose Opfer der Gewalt.

Zweiter Akt.

Der erste Akt zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugeordnet hatte, vernachlässigt und unehrbig behandelt. Einige zweifeln an seinen Personen und verwerfen ihn insgeheim; Andere, die an seine Personen glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist, und von der Gnade seiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, bändigt sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluß reicher Privatstände.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gehaltenen Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit einem Etwas. So lange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitarbeiter des Betrugs. Dieser Schein darf entdeckungs nicht Konditionalisches haben; es muß mehr ein Amt seyn, das er bekleidet und mit dem er sich identifizirt, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt getroffen ist, daß er seine wirkliche Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die auf dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er kann über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Irrthum, eine Art von Wahnwitz hilft seine Monathätterrein. Eben das, was ihm in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihm aufgetödet hat. Kränkungen erleidet er mit verbissenem Unmuth und Gutes thut er mit stolzer Größe und einer gewissen Trockenheit, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß sichtbar gemacht werden, wie natürlich es ist, daß in dem Herzen der Prinzessin sich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein scharfes Gemüth durch die menschliche Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderblichstes sieht, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessin ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — Ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Größe hat sie für seinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, daß sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr ist, weil sie ihn und der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer reizenden Natur, zum Schlachtopfer ersehen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu gelangen, wagt sie nicht; sie bereitet nur die Glückliche, die ihm einmal besitzen soll. Er muß eine reiche oder mächtige Königs-Tochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtin lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebende Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unverschämten Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft; sein Verhältniß zu ihr ist ermüdigend und tödtend für ihn, und unsonst wendet er Alles an, es zu verbessern. Sie steht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York. Den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Delikatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eigenes Ehrgefühl. Umsonst will er empor streben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniß erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja das er vergessen haben muß, um seine Rolle gut zu spielen. Oeffentlich ehrt, liebkost sie ihn; insgeheim macht sie seine Demüthigungen. Sie beherrscht ihn und verräthet ihn, was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wie ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte: Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Da er gleich das Geschenk einer Grafschaft nicht annimmt, so macht ihm doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verwerflichen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äußerst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beschämt.

Die Herzogin ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt selbst, die beiden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind seine Hand biete, und da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, daß

sie es so haben wolle. Sie legt einen Maudrud darauf, daß Eriab ein Prinz sey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Regierungsrath kommt im Namen Eduards von Clarence, um sich eine Zauberguitarre nach Brüssel zu erwirken, damit er sich der Herzogin seiner Tante vorstellen und die Beweise seiner Geburt beibringen dürfe. Er sey aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt seinen Angaben nicht an der Richtigkeit; aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu verhindern. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn auf die ihr eigne geheimerische Art, in seine Gemächer zurück, und läßt ihn fühlen, daß er über seine Stimme hase. Warbeck muß schweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Perkin allein, und bemerkt mit Befremden Unwillen, daß Warbeck angefangen, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Neigung gegen ihn gefaßt; nun fangen seine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie sind ihr nicht nur nicht unterwürfig genug, der Betrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Neffe, verdammt ihren Fürstenstolz.

In dieser unglücklichen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreiet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzogin noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzusehen. Die Hochzeit wird aufs schnellste beschlossen und Adelaide sieht sich in der peinlichsten Bedrängniß.

Dritter Akt.

Ein offener Platz. Thron für die Herzogin. Schranken sind errichtet. Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erklären, was diese Anstalten bedeuten. — Disposition von Stanleth und Warbecks Kontrahenten, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vermuthet diesen Beytrag mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unruhestudet des Neugierigen und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch angesagt, und der seltsame Jüngling hat schon seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er schrint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Stanley zeigt sich mit seinem Anhang und daran quiet das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Zucht aus dem Hause, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht ihn an Eduard und sucht ihn anzuversichern; aber er findet ihn höchst schüchtern und mißtrauisch und befärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe; Eriab, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende, unwürdige Scene. Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Stanley, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und seine Ansprüche vertritt; darauf den Herzog von York, welcher Stanleth Beweisen für falsch und theorlos erklärt, und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer betreten sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die letzten Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine edele Gemüthsbewegung und durch seine Thränen Gnade die Aufmerksamkeit der Herzogin und der Prinzessin erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzogin. Eine Zeit lang, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Stanley wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreiend hinein. Stanley bekennt sterbend seinen Betrug, und die Anstifter; er ernennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und auerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessin öffentlich seine Liebe zu erklären, und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Eriab wütet, die Herzogin entsteht vor Zorn, ruft die Prinzessin hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt sammelt sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beistand, und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Verhältnisse verlieren, ohne Trüge, hat nichts für sich, als sein Recht. Er entschließt sich dennoch, sich der Herzogin zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und verlacht, ihn hinweg zu ängstigen.

Vierter Akt.

Die Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Haß gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; diese erbaltene Nachricht von der

Entſpringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Verräger entbehrlich; ſie iſt entſchloſſen, ihn fallen zu laſſen und fängt gleich damit an, daß ſie der Prinzeſſin, welche ihr nachſpricht, mit Härte verweiſet, an ihn zu denken, und ſogar einen Zweifel über ſeine Perſon erregt. Warbeck läßt ſich melden; ſie ſchickt die Prinzeſſin, welche zu bleiben bittet, in Tyrannen von ſich.

Warbeck und die Herzogin. Warbeck, ihm gemacht durch ſein Glück und auf ſeinen Anhang bauend, zugleich durch ſeine Liebe erobern, und entſchloſſen, ſeine ueberaus unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzogin einen muthigen Ton an, und wagt es, ſie wegen ihres widerſprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu ſetzen. Sie erſtaunt über ſeine Dreiſtigkeit, und begegnet ihm mit der tiefſten Verachtung. Je mehr ſie ihn zu erniedrigen ſucht, deſto mehr Selbſtſtändigkeit legt er ihr entgegen. Er beruft ſich darauf, daß ſie es geweſen, die ihn aus ſeinem Privatſtand, wo er glücklich war, auf dieſen Platz geſtellt, daß ſie verpflichtet ſey, ihn zu halten, daß ſie kein Recht habe, mit ſeinem Glück zu ſpielen.

Ihre Anworten zeigen ihren ſtolzen Fürſtenſtolz, ihre kokette egoiſtiſche Seele; ſie hat ſich nie um ſein Glück bekümmert, er iſt ihr blos das Werkzeug ihrer Plane geweſen, das ſie wegwirft, ſo bald es unnütz wird. Aber dieſes Werkzeug iſt ſelbſtſtändig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürſten zu ſpielen, gibt ihm die Kraft, ſich einer ſchimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich ſieht ſich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, ſcheinbar verſöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzeſſin wird durch die Furcht vor einer verhaßten Vermählung, und weil ſie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Verräger gewaltſam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf ſeine Perſon kommt ſie und ſchlägt ihm ſelbſt die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt ſich verdachtlos ſeiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des Yorkſchen Hauſes, zu dem wollten ſie mit einander fliehen. Sie überrumpelt ihn. Alles, was ſie von Kriegsvölkern beſitzt. Je mehr Vertrauen ſie ihm zeigt, deſto unedler fühlt er ſeine Verſtellung; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geſtändniß der Wahrheit wagen; ſein Kampf iſt fürchterlich; er verläßt ſie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über ſein Betragen zurück, und macht ſich Vorwürfe, daß ſie vielleicht zu weit gegangen ſey, entſchuldigt ſich mit der Gewalt, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, ſchaudernd und erſchrocken ſich umſehend, und den theuren Familienroben mit ſchmerzlicher Rührung begrüßend. Ehrerbietig die Yorkſchen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über ſein Geſchlecht und ſein eigenes Schickſal.

Warbeck kommt zurück, entſchuldigt der Prinzeſſin Alles zu ſagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erſtaunt, ſtirrt ihn, läßt ſich mit ihm ins Geſpräch ein; was er hört, was er ſieht, vermehrt ſeinen Schrecken und ſein Erſtaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor ſich habe. Plantagenet entfernt ſich mit einer edeln und bedeutenden Aeußerung und läßt ihn ſeinen Betrug zurück.

Er hat kaum angefangen, ſeine Ahnung und ſeine Furcht auszuſprechen, als der engliſche Botſchafter eintritt und ein Geſpräch mit ihm verlangt. Dieſer beſtätigt ihm augenblicklich ſeine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem engliſchen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege ſchaffen helfe. Beide haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, den wahren York zu verderben. Warbeck ſchätzt ſeine ganze Gefahr ſeiner Situation; doch ſein Haß gegen Lancaſter und ſeine beſſere Natur ſiegen, und er ſchickt den Verſucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York iſt da; er kann zurück fordern, was ſein iſt; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und den falſchen York ſein Theaterſpiel abzuſpielen; Alles iſt auf dem Spiel; die Prinzeſſin iſt verloren, wenn der wahre York nicht entfernt wird. Jetzt fällt der Angſtſchein, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünſcht ſeinen erſten Schritt; er wünſcht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzogin kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Briſſel ſey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dorthin. Die Herzogin iſt zugleich erſtaunt und verliegen über ſeine Ankunft; verliegen wegen Warbeck, der ſie iſt feſt entſchloſſen, dieſen aufzuopfern, ſobald der rechte Plantagenet ſich gefunden. Aber wo iſt er denn, dieſer theure Neffe? Kildare ſchreibt, er ſey geraden Wegs nach Briſſel, ſo könnte er ſchon da ſeyn. — Sie erinnert ſich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für daſſelbe, welches ſie dem Eduard vor neun Jahren geſchenkt. — Sie ſtaut und ſinnen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt ſie, wie ein Blitz. Sie ſendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Akt.

Herzogin. Ihr Rath. Prinzeſſin. Lord's. Vergebliches ſind alle Nachforſchungen nach Eduard, er iſt nirgends zu finden. Die Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie ſendet nach Warbeck.

Erich und der Botſchafter erzählen von einem Mord, der geſchehen ſeyn müßte; ſie hätten um Hülfe ſchreien hören; wie ſie herbeigeeilt, ſey Blut auf dem Boden geweſen. Die Herzogin und Prinzeſſin in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzogin empfängt ihn mit den Worten: Wo iſt mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeſchafft? Wie er ſagt, nennt ſie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieſes Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene maſſen ihr Vorwürfe, daß ſie den Herzog, ihren Neffen, einer ſo ſchrecklichen That beſchuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß; Herzog, ſagt ſie, ein York! Er ſey ihr Gebieter; Herzog, ſagt ſie, ein York! Er ſey ihr Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzeſſin wankt, will ſinken;

Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessin stürzt der Herzogin in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit Verachtung zurück. Zu diesem Augenblick wird der gefangene Graf Kildare angemeldet. Die Herzogin sagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich „habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir „willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre „Kindheit erzogen“ — Sie wendet sich zu Warbeck: „Verbirg' dich, wenn Du kannst! Sieh zu, ob du „dich auch gegen diesen Zeugen behaupten wirst.“

Kildare tritt ein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, „seinen Vort zu umarmen; unglücklicher Mann; ihr „findet keinen.“ u. s. w. Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: was seh' ich! Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht dem Grafen ins Gesicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Dein Sohn! — wird verhohlen Alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man tritt es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird angemeldet, daß man zwei Mörder eingefangen habe; die Herzogin eilt ab, sie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten York seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apostrophirt die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht sein Sohn sey — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sey ein natürlicher Sohn Eduards IV., ein geborner York. Das Räthsel seiner dunklen Gefühle löst sich ihm; das Knäuel seines Schicksals entwirrt sich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick wegzugehen zu lassen.

Kildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den geglückten Betrug und beklagen ihre verlorne Existenz, ihre gestörte Hoffnung.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieser weiß nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen, und ihn, als seinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem Portschen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwei Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Eintracht des Plantagenet.

Herzogin kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessin abzuholen.

Zwischen-Handlung, so lang sie weg ist. Erichs und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehn und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie Beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

— — — —

Die Herzogin kommt mit der Prinzessin zurück. Schluß.

Fragmente

aus den

ersten Scenen des ersten Akts.

Erster Auftritt.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüssel. Eine große Halle.

Graf Herefort mit seinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley dem sowohl an dem Preise nahm und beobachtet ihn.

Herefort.

Dies ist der heil'ge Herd, zu dem wir flehn,
Ihr Söhne! Dies der würdige Pallast,
Wo Margaretha, die Beherrscherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der treuen Ahnen denkt, die Fremde schützt
Des unterdrückten alten Königsstamms.
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —
Der edlen Vorts erhabene Gestalten.
Erkennt ihr sie — — — —
Die weiße Rose glänzt in ihrer Hand.
— — — — — — — —
Mit diesem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unsre Hüte stecken — —
— — — — — — —

(Streit zwischen Stanley und Herefort).

Zweiter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont.

Halter Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig ist dieß Haus.

Herefort.

Hinweg mit diesem Sclaven Lancasters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancastrier die fremde Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich so, wo ich sie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,

— — — — —

Gebiethet daß sie ihren Thorfriedhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln ist ihr sechster Ruhm.

Stanley.

Wohl! Ein willkommner Gast ist Jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinnt.

Belmont.

Sie ist die Schwester zweier Könige
Von York — — —
Und blühenden, wie's den Anverwandten ziemt,
Gekennt sie ihres fürstlichen Geschlechts.

Das unterm Mißgeſchick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindſel'gen Erde,
Wo ſonſt, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweiſt ſie ſich gerecht,
Und in dem Haupte dieſes edlen Lords
Ehrt ſie den Abgeſandten — —
— — — — — —

Vierter Auftritt.

— — — — — —
— — — — — —

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir ſpricht es laut im innern Eingeweide,
Er iſt es! Das ſind König Eduards Züge,
Das iſt das edle Antlitz meines Herrn,
Auch ſeiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(ſich zu ſeinen Füßen werfend).
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — —

Warbeck.

Steht auf, Mylord! Nicht hier iſt Euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Hereford.

— — — — Alle entkamet Ihr
Den Mörderhänden? Neder! Wo verbarg Euch
Des Himmels Rettungsband — —
Nun jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erſcheinen?

Warbeck.

— — Jetzt nicht — Laßt mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne.
Es iſt vorüber — ich bin unter euch —
Ich ſehe von den Meinen mich umgrenzt.
Das Schickſal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — —
— — — — — —

Margarethe.

— — — — — —
— — — — — —
Richard von Gloſter ſtieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne ſtoßt der Tower ein.
Das iſt die Wahrheit und die Welt will wiſſen.
Das Turrel ſich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, ſelbſt den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verborgen ſoll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Gehemmnis
Bedeckt jenes furchtbare Ereignis
Im Tower — nur die ſpäte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Mahr iſt's, der Mörder Turrel ward geſchickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Wacht-
Beſtellt vom König Richard zeigt er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch ſeinen Dolch.
Den Bruder ſollte gleiches Schickſal treffen;
Doch ſeh's, daß das Gewiſſen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eiſern Herz in Buſen wankend machte —
Er führte einen ungewiſſen Streich
Und grauend vor der ſchrecklichen That
Entfloh er — — — — — —
— — — — — —

III.

Die Malthеſer.

Maltha iſt eins der ganzen Macht Soliman's betrachtet, der dem Orden den Untergang ſchwur. Mit den türkiſchen Befehlshabern Muſtapha und Piali ſind die Korſaren Uluzzali und Dragut und die Reichen Hayreddin und Candeliſſa verbunden. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entſatz auf die Inſel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und ſchon große Vortheile darüber gewonnen. Der Beſitz dieſes Forts macht ſie zu Herren der zwei Seehäfen und ſetzt ſie in Stand, St. Angelo, St. Michael und Il Borgo mit Sturm anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten iſt.

La Valette iſt Großmeiſter zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und ſich darauf vorbereitet. Der Ritter ſind nach der Inſel berufen worden, und in großer Anzahl darauf angekommen. Außer ihnen ſind noch gegen zehntauſend Soldaten verbanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Feſtungswerke ſind in gutem Stande. Aber gleichwohl iſt auf einen Entſatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Bevollmächtigte das Werke zu Grunde richten und die Mannſchaft aufreiben müſſen.

La Valette hat alle Urſache von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr ſetzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterſtützung zugeſagt und einen Befehlshaber in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt auch gerüſtet in den Häfen dieſer Inſel; viele Ritter und andere Krieger ſind bereitwilligſt, ſich nach Maltha einzuſchiffen zu laſſen; die Geſchäftsträger des Großmeiſters ſind bei dem ſpaniſchen Vicekönig unermüdet, um das Aufgebot dieſer Flotte zu beſchleunigen.

Aber die ſpaniſche Politik iſt viel zu eigennützig, um an dieſe große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken ſchreckt die Spanier, und ſie ſuchen Zeit zu gewinnen, bis dieſe Feinde geſchwächt ſind. Dieß hoffen ſie von dem Widerſtand des Ordens bei der Tapferkeit ſeiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Da der Orden dabei ſeine Kräfte verliert, iſt ihnen gleichgültig; nur ganz unterjochen ſoll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verſpricht alſo von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leiſtet nichts.

Unterdeſſen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es iſt an ſich ſelbſt wegen des engen Raumes, auf welchem nicht Werke

genug angebracht werden konnten. Kein sehr haltbarer Platz, und fast wenige Mannschaft. Die Türken has den sieben einzige Aufenwerke im Besitz; ihr Gesichtz bebervisiet die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt, und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Großmeister an, sich an einen haltbaren Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfre, daß es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, daß es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Oder selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, daß St. Elmo so lange als möglich halte, um der Sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurückgehen. Zweitens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern gedrängt sind. Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erschwert ihnen die fernern Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewißheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil eine solche That von innen heraus geschehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigne Weise seyn, und sind nicht mit blinder Resignation dem Gesetz unterworfen. Der Augenblick fordert einen geistlichen Sinn, und ihr Sinn ist weltlich. Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungseifer aufgearbeitet; sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Ruhmsinn, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen, und drohen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freiheit begünstigen. La Valette war selbst nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewissen Menschlichkeiten nicht frei wußte; aber jetzt sieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen, und gleichsam neu zu erschaffen.

Fragment der ersten Scene.

Eine offene Halle, die den Prospekt nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und Biron treten von einer gegenüber Gefangene; dieser hat sie gefaßt, jener will sich ihrer bemächtigen.

Romegas.

Verwegner, halt! die Sklavin raubst Du mir, Die ich erobert und für mein erklärt?

Biron.

Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

Romegas.

Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch; Auf dem Korsarenschiff gewann ich sie.

Biron.

Den verkorsarischen Gebrauch verdammt, Wer freien Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Sanftheit ist der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.

Romegas.

Sankt Elm vertheidige! Dort ist dein Platz.

Biron.

Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl schwer ist es, Verdienst hier zu stehlen, Als mannlich dort dem Türken widerstehn.

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Bresche glüht, Läßt sich's gemächlich hier im Kloster reden.

Romegas.

Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Flotte herrsche Du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreuz auf dieser Brust verehre!

Biron.

Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig ist die Zunge von Provence.

Biron.

Noch schärfer ist das Schwert.

Romegas.

— — —

— — — — — —

Ritter (kommen herzu).

Recht hat der Spanier — der Uebermuth Des Provenzalen muß gezähmet werden.

Andere Ritter (kommen von der andern Seite).

Drei Klingen gegen Eine! — —

Zu Hülf'! Zu Hülf'! Drei Klingen gegen Eine!

Auf den Kaltblut! Frisch, wackrer Bruder!

Wir stehn zu Dir. Dir hilft die ganze Zunge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provenzalen!

Andre Ritter.

Nieder

Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Streitenden. Er besteht aus sechzehn adlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die

übrigen umgeben. Der Chor stellt die Ritter, daß sie sich selbst in diesen Augenblick befinden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniß, die auf die unsere Lage des Ordens und seinen unseren Zustand sich gründen. Uebereinkunft der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien trauen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Großmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischen Beistande zu erwarten, sondern dem Himmel und Ihrem eigen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen sey, daß St. Elme verhauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und daß sie zurücksegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschließt sich freiwillig auf der Insel zu bleiben und das Schicksal des Ordens zu theilen.

Ein alter Christensklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeister gebracht. Er ist vom türkischen Residenten unter dem Vorwand, Getraide, eine Unterhandlung wegen des Forts Sankt Elme anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Großmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören, und droht jeden künftigen Herold tödten zu lassen. Dem Christensklaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freigestellt, in Malta zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, daß Malta sich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherei fallen.

Es erscheinen zwei Abgeordnete von der Besatzung in St. Elme. Diese Besatzung ist nicht von dem Großmeister aufgewiegelt, sondern ohne sein Zuthun durch eine gefährliche Ordnung verstimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von Allen geliebt und vom Großmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elme. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er ist eine Größe der Türken, und so sehr man ihn zu schonen sucht, bei jedem Kampfe der Erste. Aber mitten im Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Muth schreckt den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Genien ihn zu umgeben. Cressi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles Gefühl an ihn gekettet. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elme, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung, und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Cressi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Großmeister schlägt es ab. Er gibt seine Unzufriedenheit an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und Festigkeit erklärt er, St. Elme müsse behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Cressi fragt ängstlich nach St. Priest, und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Besichtigung des Christensklaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Blutlust.

Die Mißvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elme schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechin. La Valette gesteht seinen Fehler, und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu verwirken. Jene Griechin hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Verstörung der Gemüther. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchreißt. Den Anarchist wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapferer, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Großmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs Höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Cressi kommt herzu, und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalte unterbrochen, der neue Angeordnete von St. Elme ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung bringt nochmals auf Erlaubniß zum Rezuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfalle entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hofft. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, obwohl sie eine Wirkung seiner Weisheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber Niemand weiß davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Cressi überläßt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bei. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuwiegeln. Verachtend erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Cabriotte den Auftrag, den Zustand von St. Elme zu untersuchen.

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalte und läßt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg.

Montalte läugnet beharrlich und dreiſt, und trotzt auf ſeine Würde als Kommandeur.

Nach ſeinem Abgange erſcheint St. Prieſt vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Angeordneten von St. Elmo. Er wünſcht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeiſter mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verpönt ſein Gefühl mit Rüge. Er ſpricht noch mit St. Prieſt als Großmeiſter, und entläßt ihn mit Anſtand. Begeiſterung des Jünglings für ſeine Pflicht und für das Perſönliche des Großmeiſters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beſtimmen mit nachverklärten Verſtellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmeiſters Weigerung ſprechen ſie als Empörer. Crequi vergeht ſich am meiſten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch ſeine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden ſey ſchon untergegangen, ſey in dieſem Augenblicke nicht mehr, und man kurz die Macht des Feindes, ſondern durch innern Verfall. Er entfernt ſich mit Würde und gebietet den Rittern, ſeine Befehle zu erwarten.

Die Ritter ſind durch die letzte Rede des Großmeiſters erſchüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzuſehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe ſich mit Anerbieten vom türkiſchen Oberbefehlshaber gezeigt, obwohl der La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit großen Verſprechungen an Montalto gefunden. Montalto ſey zu dem Feinde entflohn. Die Ritter beſinnen ſich, daß es ſo war, der am meiſten die Erbitterung gegen den Großmeiſter nährte.

Miranda, der ſpaniſche Geſandte, nach ihm die jüngſten Ritter, ſodann einige der älteſten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeiſter mit Caſtriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Verſammlung über den Zuſtand von St. Elmo ſeinen Bericht zu erſtatten. Er behauptet, daß es noch möglich ſey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeiſter die jüngſten und älteſten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob ſie unter ſeiner Anführung dieſe Vertheidigung übernehmen wollen. Alle ſind bereit, und nun bewilligt der Großmeiſter der Beſatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrühriſchen Ritter und beſtellt nur dem Romegas zu bleiben.

La Valette ſpricht mit ihm als ein Sterbender, der ſeinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben geſtürzt habe, ſey im Stande, ihn zu retten. Ihm habe er zu ſeinem Nachfolger gewählt, und die wichtigſten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürſten geſtellt, wo er fähig iſt zu fliehen, und erkennt das Verwerfliche ſeines zeitherigen Betragens. Aeußerſt beſchämt durch die Großmuth eines Mannes, den er ſo ſehr verkannte, entfernt er ſich in der Abſicht, durch die That zu zeigen, daß er eines ſolchen Vertrauens nicht unwerth ſey.

St. Prieſt erſcheint, um vom Großmeiſter Abſchied zu nehmen. La Valette iſt auf's Aeußerſte bewegt. Er entdeckt ſich als Vater, ſegnet ſeinen Sohn, und ſagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor iſt hierzu gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrühriſchen Rittern und den Angeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Verachten und Toben tief, ſich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beſchämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Prieſt der Sohn des Großmeiſters iſt, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert ſich anfänglich, von ſeinem erſten Entſchluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt iſt. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo dieſen Poſten noch ferner behaupten dürfen, und erzeigt ſich auf Pflicht in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt als Großmeiſter in dem jetzigen Zeitpunkte den Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, ſich nicht von ſeinem Sohne zu trennen. Jeder iſt bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Prieſt widerſetzt ſich und dieſes unbeweglich. Die höchſte Begeiſterung ſpricht aus ihm. Auch La Valette will von ſeiner Aufopfrung, von ſeiner perſönlichen Rückſicht etwas hören. St. Prieſt nimmt Abſchied vom Großmeiſter und von Crequi.

Der Chor allein in der höchſten Würde, begeiſtert durch Alles was den Menſchen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeiſt, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird geſtürmt. Crequi iſt nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu ſterben. — La Valette tritt auf, äußerſt bekümmert, aber mit männlichem Ernſt. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo iſt erobert. Ein Grieche Lascaris, aus einem Geſchlecht, das auf dem griechiſchen Kaiſerthron regiert hat, entflieht mit äußerſter Lebensgefahr aus dem türkiſchen Heer, wo er einen hohen Poſten bekleidete, zu den Malteſern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die erſten Eindrücke der Jugend feſſeln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verluſt der Türken, von ihrem Entſetzen, als ſie den Zuſtand der Feſtung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer beſonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Perſon eines ihrer erſten und erfahrenſten Befehlshaber, des Beherrſchers von Tripoli, Dragut, der bei dieſer Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherei iſt nichts weiter zu fürchten. Er iſt bei dem Einzuge auf St. Prieſt getroffen und hat ſeinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Prieſt iſt auf den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht und die Ritter begleiten ihn in ſtummer Trauer. La Valette erhebt ſich über ſich ſelbſt. Er ſpricht die hohe Beſtimmung ſeines verklärten Sohns, ſteht in allen Rittern ſeine Söhne, und vertraut feſt auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich daſteht. Durch ein großes Opfer iſt der Sieg ſo gut als entſchieden, ſo wie in dem perſiſchen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat dieſen Glauben bewährt.

IV.

Die Kinder des Hauses.

Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatischen Gemäldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV. hat Schillern einige Zeit beschäftigt. Ueber dem bunten Gemälde der mannichfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporschweben, dessen Blick ein unermeßliches Feld überschaut und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist.

„Paris erscheint in seiner Allheit. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld, wie die naturwidrigste Verderbniß, die tiefliche Ruhe, wie die höchste Verzweiflung."

„Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird und immer andre Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Aeste weit herum mit andern verschlungen hat, und welchen aufzugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt und alle Acten von Existenz werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen."

„Der Fall ist schreiend unauflöslich, aber Argenson — an der Spitze der Polizei — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt sogleich seine Aufträge."

„Nach langem Forschen verliert er die Spur des Mittels, und sieht sich in Gefahr, sein breit gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniß selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts."

„Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als daß er einen reinen Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist unglaublich gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo es ungewöhnlich auftritt, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend."

„Er erscheint im Lauf des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, speculativen und gefälligen Charakter zeigt, und als seiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist, Vertrauen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlin."

„Der Polizeiminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Bösen vieler Familien, und hat eben so wie dieser die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schwachen Freund an ihm findet."

„Seine Argenson's mit einem Polizeyhunde und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Adels mit dem Noten, und es zeigt sich die Ueberlegenheit des Nationen über den Adel."

Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld gewarnt, als die Schuld. Er läßt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kunstschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorsicht zeigt."

„Auch die Nachtheile der Polizeyverfassung sind darzustellen. Die Freiheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genirend, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewisse Staatsobjekt."

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange finden sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sey früher — etwa bei Lesung der Causes celèbres des Pitaval — entstanden, und vielleicht eben deswegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so großen Reichthum von Charakteren und Situationen darbieten.

Narbonne ist ein reicher angesehener Particulier, in einer französischen Provinzialstadt — Bordeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen vierzig und fünfzig. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Meinung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinen Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Ueberlebende dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuersbrunst durch Steckenbleiben der Betienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen, und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Aeltern sich durch seine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Fior, in Narbonne's Haus als eine hülflose Waise aufgenommen worden, und hatte viele Wohlthaten, besonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu bereuen anfing.

Saint-Foix machte sowohl Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgefundenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er mehr Gerührtes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth faßen oft an Uebermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu gränzen. Er war verschwenderisch, frei und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber beunruhigtes schien. Die Bemerkungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein besonderes Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfter an sie gedacht wurde. Saint-Foix hatte Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr einauf.

Er hatte ein andres Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienst geleistet hatte. Für diese hatte er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoire war sein Herz getheilt; aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaßt und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn, als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verwirrten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, ruhig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Laßt die Gerichte ruhen! sagt sie! Nennt das kleine Unglück willig hin! — „Es ist kein kleines Unglück.“ — Nennt's an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlstandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, daß eine Zigeunerin im Hause gewesen sey, welche man des Schmucks wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams los zu werden.“

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dieß geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit erzählt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Lichte eines Wohlthäters. Er scheint keinen Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen erörterten Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis geht, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in den Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe, es ist ihm zu enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort, haßt dat er etwas Gewissenhaftes. Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was anklebte, was Gewalt festhaft.

Besonders scheint er sich eines gegen Unbekannt gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath deßelben die Rede ist, zeigt seine Unruhe auf's Höchste.

Seine Scene mit Thierry zeigt einen ernsten Abschied. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reißt er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt, und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten war, und wie es jetzt ist.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung. Dankbarkeit des Mädchens. Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerin entfernungen, die sie tyrannisirte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer bösliegen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Anmuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit, verkaufen wollen; der Goldschmidt, dem sie abgracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dieß veranlaßt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeidiener erscheinen, und fordern von Adelaiden, daß sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Aufschen vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlnen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verbergen, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beistand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affektvolle Scene zwischen beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach ausgeredeter Verhör, und erklärt Saint-Foix für unschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Bestürzung.

Scenen zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Gregsmäßigen, will die Untersuchung fortsetzen lassen, und beide verhaftet Personen nach den Zimmern führen. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Bailli gemeldet, daß man die Zigeunerin aufgebracht habe, und daß Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

Mabelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerin erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie ausstreute, daß sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sey, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerin beide vor sechszehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht, und war ihr schon in seinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Aeltern der Kinder entdeckt haben, und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber Beide weigern sich.

Narbonne und Mabelon. Mabelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, sie an Kindesstatt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Mabelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf der Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeieranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

Schiller's

sämmtliche Werke.

Zweite Abtheilung.

Prosaische Schriften.

Erste Periode.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.

(Aus dem württemberg. Repertorium der Literatur 1782).

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelengröße zu bekatschen, und Schwachheiten auszuspeculiren gefunden hat, als eben in dieser Epoche — Gnade, daß dies nur auf der Bühne ist. Die Egypter bestellten für jeden Gast einen eigenen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Kryste zu Grunde — Wir halten jeder Leidenschaft ihren eigenen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir scheinen sie über ihre Bewunderung zu vergessen. Man däumt, es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Gängen in den Gefängnißthürmen: Besserer den Geist nicht! ist die einzige Bedeutung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erdrückt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kluft.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminirt und riesig zurückwerfen, wo alle Explosionen von Tugend und Laster, alle die verwerrensten Intrinsen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses Alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem stumpfsichtigen Auge überdrüssig zu Gesichte liegt; — ein Traumbild, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, gottne Oracel männisch zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinsten Begriffe von Glückseligkeit und Elend, um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Traditionen und Sentenzen. Sollte, sage ich — und was sollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört! Was sollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten für verdaute, wenn nur seinem Baum nicht davor ekelte! — So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie nicken, so viele Tartüffes ihre Masken, so viele Falstaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Gesichter, und beklatscht den witzigen Dichter, der seinen Nachbar eine solche Satyrmaske anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Nahrung, die einen ganzen Trauerspiel in Thränen auflösen. — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinnweben eines hysterischen Nervensystems reißen; — Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt, und das beklemmene Herz in ungewissen Schlägen wiegt. — Alles dieses, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem tändelnden Zittern des Sonnenlichts auf der Wiese. — Der ganze Himmel schwimt in der Iliath zu liegen. — Ihr führt eine wonnetrunkene Dirne, und — kauft in fait Wasser. Wenn der teuflische Macbeth, die taten Schwelltreppen auf der Stirne, bedenken Hades, mit hindonnerndem Auge aus der Schlafkammer wankt, wo er die That gethan hat, — welchen Zuhauer lassen nicht eiskalte Schauer durch die Gedeine? — Und doch welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That tint? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verbrechen eilet. Werden darum wenigere Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Irrthum mit Gifte büßen? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig sich so tragisch überreitet? Tyrannisirt etwa die Neigenigung die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That rennt, vor ihren Ohren das rasende Gelächter treiben? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch kommert, so nachtäglig schön dahin sinkt, so voll Delikatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet, und eurer tragischen Kunst aus den Siegreif hinter den Koulissen ein bestialisches Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machinisten ermuntern, die Gaukelschen Künste in ihre höhere Heroen zu verpflanzen, so würde doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlich ermüden in den Inhalt, den Dichter und Spieler dritteilt, von dem letztern zurückreten, und sich mehr auf dem ersten verstümmeln. Eine abgekünnte italienische Pantomime, die uns vielleicht durch ein allerliebstes Spiel nach Antik gegangen hatte, weiß mit einem schreinischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerstören. Zephirette und Ratis sind weggebannet, die Sympathie klirrt in der Bewegung ihrer Empfindung. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechts aus ihrer Meisterin kennen! Die hohe Eifersucht hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Xavier philosophischer denken? Sollte diese — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm aufsehen, den Kentiss fen, als hinter demselben bedacht sein? Ich zweifle gewaltig. So lange die Schlachtopfer der Wollust durch die Theater der Wollust gespielt werden, so lange die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den sinlanken Wunsch, die netten Fälle, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit einem Wort, so lange die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüste

spielen muß — ich will weniger sagen — so kann das Schauspielhaus weniger Souffl. als Zeitvertreib ist — mehr baar gewonnt werd, die einsammelnde Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu vertreiben, und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu versehen, so lange es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet; so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu seyn. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äußersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind steife Polonoisen ihrer Leidenschaft — altfränkische Pedanten ihrer Empfindung. Den betrübten Roderich hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten, und seine Gemüthsbewegungen sorgfältig, wie eine Partiepin ihre Grimassen vor dem Spiegel, durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen personifizirt. — Ihr Kothurn ist in einen medischen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (denn auch hier nicht früher, als ein Goethe die Schrittbänder des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte,) redet man der Natur ihre Worte auf, vergrößert ihre Zinnen und Lebensseelen unter dem Hohlspiegel eines unnatürlichen Wuchs, die muthwillige Phantasie plätschert Poesien, thut sie zum Ungeheuer, und trennt mein von ihr die schändlichsten Anekdoten auf. In Paris liest man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kleine Natur hinwegschnitt. Man wählt die Empfindung nach Grazien, und schneidet die Speisen des Geists säuberlich vor, den zärtlichen Magen ein verschämtigen Marasmin zu schonen; vor Deutsche mutten und wie die starkherzigen Britten klärnere Dosen zu, un're Helden gleichen einem Geklapf auf allen Tagesen, groß und gigantisch, für die Entfernung gemalt. In einer guten Kopie der Natur gehört Wiederholung, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen, und ihre Schwungkraft zu ermessen, aber plattes nach eine schäbbarere Biedigkeit, um die großen Züge, die sie sah in großen Wandbildern entlaufen, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem hohen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheurer Gedanke, unter Insektenvolk verweist zu dürfen Thürme, und Kuppeln, und Säulen, und Pallast. Diese Statuen Ideal angebracht; das Auge eines besseren Wesens mit auf- und abgehenden Augen, und nimmt sonst Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kameraden vor sommerlich entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenmaaß, und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis vor Riesen! verdeckt; er deutle auch von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der ersteren verwandeln. Ein Verstehen in diesem Punkt ist eine Unartigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen bruchgebogenen Fragmenten beurtheilt seyn will.

Wo der getreueste Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, durch die Vorstellung verlieren, ist auch angenommene Wort in diesem Fahrhundert vielleicht erst in folgenden Jahrhundert Sinn.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Drama mißlingt. Man trete auf die Bühne stoß, und sehe Karl, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesen zwei Dinge schwer, aber nothwendig. Einmal muß er sich selbst und die bezeichnete Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des Letztern reflektiren, und die Natur mäßigen. Zweimal finde ich das Erste dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Mimen nicht Beides aufreichen kann — möchte er immerhin gegen dieses, zum Vortheil jenes verstoßen. Den Empfindung zum Ausdruck der Empfindung berufen eben die schnell und ewig bestimmte Succession, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag, und bin ich des Affektes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, daß es mir vielmehr schwer, so unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des Letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermaßen im Falle eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen Beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der Letztere bei einer ansehnenden völligen Abwesenheit des Bewußtseins, in der Grabesruhe der äußern Sinne auf seinem mitternächtlichen Platze mit der unbegreiflichen Bestimmtheit jeden Zufälligkeit gegen die Gefahr abwägen, die die größeste Geistesgegenwart des Wachenden auffordern würde; kann die Gewohnheit seine Tritte so wunderbar führen; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsre Zuflucht nehmen müssen — kann eine Sinnes kämmerung eine sinnreichere und richtige Bewegung der Sinne so viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper des Freund der Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleiten, in diesem Fall so plötzlich aber seine Linien schweifen, daß er ihren Ton mißstimmte? Erlaubt sich die Leidenschaft seine Extravaganten (und das kann sie nicht, wenn sie ächt ist, und das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiß ich gewiß, daß auch die Organe sich in ihre Manieren verirren. Eine dann ist der gesäßten Abwesenheit der Perception, deren die Sinnen den Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen verbauren, die den Spieler eben so leicht an dem Unerspannten und Unanständigen verleiten über die gemalte Bruche der Wahrheit und Schönheit führt? Ich setze die Unmöglichkeit nicht, daß auch weiter Uebelstand aus der andern Seite, wenn der Zuschauer das Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage verlasse und ängstlich unterhält, und das künstliche Traumbild durch die Idee der wirklichen und umgebenen Welt zerstöret. Sollimm für ihn, wenn er weiß, das vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Geberden hangen, daß eben so viel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen. — Ja war einst zu sagen, als einer unglücklichen Gedanke: Man bedauert mich den sterblichen Roncc mitten aus dem Arme der Entzückung scheiden. — Es war gewiß der Stary des Nachtwandlers, den ein wannender Zuruf aus jäher Traumfrige schmerzhaft packt. — Die verschiedene Gefahr war ihm keine, aber der letzten Höhe gebührender Anblick ward ihm tödtlich verwirrend. Der erschrockene Spieler stand steif und starrte — die matte sinnliche Gruppe der Stellung erwartete in eine Bewegung — als ob er sich eben ein Kleid wollte anmessen lassen.

— Die Sympathie der Zuschauer vergnügte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jede Gattung von Leidenschaft einige agarte Lebensbewegungen ein-

flattert, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Ansehe verpfuscht, an den Mann zu bringen wissen. Den Stolz, seine das Kopfzerbrechen auf eine Adjektiv- und das Aufnehmen des Citronsaftes selten. — Der Zorn sitzt in einer geballten Faust, und im Knirschen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater erbrochenerweise durch einen Stich mit dem Fuße charakterisiren gesehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen extrahirt sich hinter ein weißes waschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am häufigsten wahrkommt, wirft sich auf den nächsten dem besten Bird seine Bürde, und dem Publikum einen — Stümper vom Halse. Die Spieler Kerker tragischer Rollen — und dieß sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne pflegen ihre Empfindung murrisch zu verzanken, und ihre sittliche Bekanntschaft mit dem Asch, den sie wie einen Mißethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überkämen, wenn im Gegentheil die sanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wonne mit in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehresten Schauspieler scheitern, und Deklamation macht immer zwei Drittheile der ganzen Illusion. Der Blick des Ohrs ist der ganze parteiische und nächste zu unsrem Herzen — Musik hat den tauben Eroberer Bagdads bezwungen, wo Menge und Correkage alle Malerkunst vergebens geschändet hätten. Auch kommt es und leichter an, die deklamirten Arien zu schätzen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. *)

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum fallieren, so dürfte leicht von der verdrießlichen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein gutthätiger Brand zurück bleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Anlaß mehr zu der Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tödte sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — Unsittlichkeit mag ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon im heiligen Kleide kommen, über die Besteckung des edlen und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdient genug, wenn sie und da ein Freund der Wahrheit und der simplen Natur über seine Blöße weiter bindet, um den Schimpf zu verdecken, womit sich einmal, seinen Mann zu setzen des Lebens erhöhet, und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälschtes Gemälde klinge neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohen Haufen stimmt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.

*) Als ich noch die Frage, ob eine Rolle durch einen blossen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler gewinne? Bei dem Lesen verschleicht gar die Einbildung so bald, als bei einem operirten Prattling in der Entfernung das Zuhören über die Krankheit vergessen. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft.

Der Spaziergang unter den Linden.

(Aus dem würtembergischen Repertorium 1792.)

Wilmar und Erwin waren Freunde und wohnten in einer freundlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Getümmel der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller poetischen Ruhe die mercantilischen Spielale ihres Lebens zu entwickeln. Erwin, der glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, da der trübere Wilmar in die Traurigkeit seines Mißgeschicks kroch. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich solanend Gespräches!

Erwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so madendenk, Wilmar?

Wollmar. Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderve.

Erwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzuekeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt sich jetzt die Natur wie ein verbuntes junges Mädchen an seinem Brautlag. Mir erscheint sie als eine angelente Matrone, rothe Schminke auf ihren gerunzelten Wangen, gerrote Diamanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz beklagt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hundertlausendmal getragen. Eben diesen grünen wallenden Schleyer trug sie schon vor Deukalion, etwa so parfümirt, und eben so bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur den Ertrag von der Zeit des Todes. Nicht für Schminke und den Geschmack ihrer eignen Kinder, und singt die Verwesung zu blendenden Farben. Junger Mensch, weißt Du wohl auch, in welcher Gesellschaft Du vielleicht jene spazierest? Dachtest Du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist, daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herumtreiben, vielleicht die zerfloßene Asche des Arminius in die Nase blasen. Daß Du in der erstickenden Quelle vielleicht die germanischen Gebeine unserer großen Heimische trinkst? — Der Arem, der in Plato's Gerüche den Gedanken der Gottheit verbreitet, der in Herzen des Tiros der Ehrsurcht zittert, macht vielleicht jene der verblühten Brunst in den Adern der Sardanapale, oder wird in den Nas eines gebratenen Gänserich von den Raben zerstreut. Sie scheinen das lustig zu finden, Erwin?

Erwin. Verzeihen Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Scenen. Wie? wenn unsere Ahnher nach einm den Geistern wanderten, wie man von unsern Gasten behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine einen das Ame fortsetzen müßten, das sie unter den Beinkleid der Seele verpacketen; ehemalige die Geister der Angeschiedenen die Bekanntschaften ihres vorigen Lebens wiederseien, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Asche des Patrogus noch bis jetzt und etwa im Ocean liegen!

Erwin. Hören Sie doch die gärtliche Philomele schlagen! Wie? Wenn sie die Urne von Timolt Asche wäre, der zärtlich wie sie sang! Steigt vielleicht der erbabne Pindar in jenem Aether zum blauen Schimmel des Horizonts, flattert vielleicht in jenem bunten Zephir ein Atom Anakreon? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Schlange in zarten Puderpfröpfchen in die Locken ihrer Geniterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibsel der Mörder im hundertjährigen Rost an die verschwarten Münzen geheftet liegen? Ob nicht die Leiber der Potharaphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gemacht zu werden, etwa nun unter dem Druck der Poesie zu schlen, und den Unsinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Leibe, worauf Sie die ernste Gaste schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

Wollmar. Erwin! Erwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertäuben! – Lassen Sie mich fortfahren. Die gute Sache schont die Berichtigung nicht.

Erwin. Wollmar bestätige, wenn er glücklicher ist.

Wollmar. Opfer! Da hoben Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waldschaue Matterin, die in jedem Hause schmarotzen geht, und geschmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verkümmert, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzaubert. Ein verdorbener Magen verschmäht diesen Pisanten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel verjagen. Wenn unsre Launen die Modelle unserer Philosophien sind, – so gen Sie mir doch, Erwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich schwöre, Erwin, Sie werden weise sein, wenn Sie erst finster werden.

Erwin. Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das, Erwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen aufgespannt, die glückliche Insel zu suchen im grenzlosen Meere, und tiefes gotteine Blick zu erobern. Sage mir doch, du Meister, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Kreise des Verschwindens herumgetrieben, ewig von diesen Ufer stoßend, um ewig wieder bei daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu stoßen. Sie tummelt sich in den Verdrießen ihrer Bestimmung, kreuzt fürchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Takewerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind diesenigen, die heute sich abmühen, auf daß sie sich morgen wieder abmühen können. Ich sehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte verschmolzen. Wieder Andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. – Es sind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daseins verschwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne sie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und schaudernd scheint es seine Nonrad, im Gefolge der verfolgenden Sterne auf dem furchtbaren Ocean fort; scheu kommt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste. Land ruft der Steuermann, und hier! ein lieblich Brennen dreifet, das liebe Schiff vertauscht hart am Gestade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Dreimännig kämpft sich der abgemattete Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätherischen Zone tritt er einsam umher, und findet verlassene Anker seiner verlorne Heimath. So sieht ich von der großen Summe einer fortgesetzten Systeme eine Million nach der andern abgehen. – Die Kinder sterben sich auf den Harnisch der Mutter, und diese weinen, daß sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Blutes schlängelt sich schwächer in seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Maximen der Sterblichkeit darnach ordnen wollte, sinkt abwärts, und wird wieder zum lallenden Knaben. Nun, Erwin! Resultieren Sie den Tröster gegen den Tod, antworten Sie, Erwin!

Erwin. Der Tröster ist schon gerechtfertigt, wenn der Tod mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie.

Erwin. Ich sage, wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den malerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Erwin! Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an fruchtlosen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüste einem verfachten Tode um den Nachen zu schwanken! Reden sie nichts mehr, mein Freund ist verleidet als Ihre Zufriedenheit.

Erwin. Und soll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Morgen verlieren, weil ein Gewitter ihn verdüstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläue, die mir darnach seine stürmische Langeweile verträgt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke eine junge Sonnetter, die schon reifend aus der Knospe dringt. –

Wollmar. Unsinn! Vergehen! Wohin nur ein Saumatem des Vergehens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmen sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblick, wo unsre Gutschten zum Himmel wirbelt, beuten tausend Fische der Verdammnis empor. Es ist ein verschlafenes Lotterie, die wenigen ernstlichen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leidenstein einer begrabenen Wonne. Auf jedem Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein morgenländisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen!

Erwin. Und warum nicht gewesen? Mag jeder Quat der Sterbegattung einer Schöpfer sein – er ist auch die Hymne der abgegenwärtigen Liebe – **Wollmar.** an dieser Linde tödte mich meine Julette zum erstenmal.

Wollmar (heftig davon getrieben). Junger Mensch! Unter dieser Linde hab ich meine Laura verloren.

Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

(Aus dem thüringischen Repertorium der Literatur.)

Schauspiele und Romane erdenken und die dürftigsten Jahr des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird ewig alt, aber unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Gnade, worein es auf diese Weise versetzt wird, gar wenig lustig und erfreut sich gar spärlicher Reize. In dem nämlichen Augenblick, da und die Grundlose Gattung, selbst des ehrlichen Pasts bis heimate in Trockenen rührt, saufen wir zuckend einen entsetzlichen Bruder mit Unwillen ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gestaltete Erstarrung in einer Realisben Welt unsere Erstarrung in der wirklichen unterjagen? Wer sagweten hier geschaffen um die zwei äußersten Enden der Neuralität, Engel und Teufel, und die Mitte – den Menschen – lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutschen – mit steifer Freude schrieb ich das nieder – hat ein unaussprechliches Verdienst – sie ist wahr. – Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer verschlossen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei Brüder – Baronen von Rund, hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Werther verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war gleißlich und stark.

weil sie die erste war. Das Fräulein war sanft, und zur Empfindung gestimmt. Beide liessen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die sie sein Herz die zärtlichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hinterzogen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Ruhe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Gesichtecke der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegenbild, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, das wohl von keiner Seite eine Aufopferung mehr hat war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, aufzuhören, ihr einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Betrieb der ehelichen Liebe.

Sieger in diesem zweideutigen Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unire Philosophen so allzeit fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß Du mein Mädchen liebst, genau wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe Du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch Du hin — und thu ein Gleiches."

Er verließ gültiges Deutschland, und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm noch. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, auf einer Gegend verdammt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, entrannte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführet, und fern von der mildern Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam, dort war ihm ein dürftiges Zimmer ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Geliebten verfolgte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Aerzte zweifelten für sein Leben, nur die Verzweiflung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn vielleicht aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das einem Schreckbilde Bild des zehnten Jahres kaum er in seiner Vaterstadt an. — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß der im Himmel — Mehr kann ich nicht."

Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins. Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da:

„Bruder, Du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weitere schreibe. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als Du! — Im Gottes Namen, so sey sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht! — Nun dann, so möge der Himmel weiter über uns walten! Lebe wohl. Beyder dieses verfluchte Plätzchen, erblick es nicht, bis ich von ihnen bin — Ich geh' nach Batavia."

Hier sprang er in den Wagen.

Bald entfernt starrten ihm die Hinterbliebenen nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden stürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verlust des ehrlichen Mannes. Das Geräusch des stiebenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erdenken sollte, wenn es dem Flüchtenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst ging mit wohlmeinenden Kaufbahren unter Segel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so überraschte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner, und unserer Lieben mit alter Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das größte Opfer zu bringen, dem ist — Gott! hier sitzt eine Thräne — die letzte — Ja, hab' überwunden — Dein ist das Fräulein, Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen. Das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder —! Bruder —! Sawer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe behandelt — Behandle sie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umfassen werden. Lebe wohl. Schreibe mir wohl, wenn Du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde eitert noch immer. Schreibe mir, wie glücklich Du bist. Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird."

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrauten das unglückseligste Geheimniß ihres Busens: sie hatte den Entschluß stärker gethan.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, auch Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gelobt zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

(Vorgelesen bei einer öffentlichen Sitzung der Churfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahr 1780).

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gefesselt, wußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unser Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittlern Zustand, der beide

widersprechende Lehren vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den mannichfaltigen Verlangen einer Zuhörerin in den entferntesten entsprechte. Diesen Augen weder Abwechslung noch Ruhe gewähren. Diese Augen weder Abwechslung noch Ruhe gewähren. Diese Augen weder Abwechslung noch Ruhe gewähren. Diese

größern Gewichte an den kleinsten und gleichsten Pla-
den hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer
Quelle zurück begleiten, wie gebrannt Lüchte mäh-
ren, die wir sind einmal entfernen. Mein Vergnü-
gen von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich
älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren
verhältnißvoller und länger. Wenn die ganze moralische
Verbindung des einen Geschlechts mit einer und
eben der Quelle hervorsprünge, so würde es unter
diesen Thoren von Lastern, die es jemals gebrandt-
markt haben, nur verschwarze Formen, nur höhere
Grade einer Eigenheit sind, die wir jetzund alle ein-
stimmig belachen und lieben, warum sollte die Na-
tur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen
Wege gegangen sein? Ja traue nur dem Gelächter,
den Menschen vor Verbrechen warnen zu dürfen,
und bricht ist — sein Herz gegen Laster zu härten.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir
von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der
großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und
die tausendfachen Formen derselben mit heilsamen
Spott belachen. Was sie eben durch Rührung und
Schrecken wirke, leistet sie hier, schneller wirksam
und nachdrücklich durch Scherz und Laune. Wenn
wir es unternehmen wollen, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maaß der erweckten Wirkung zu
schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung den ersten
den Vorzug geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verbirgt sich unsere Feigheit, aber dem Lächerlichen begegnet sie und dem Stachel der Satire. Geiz und Gewissen schlagen mit oft für Verbrechen und Laster — Liebenswürdigen verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir vorgängig mehr als von dem Schauspiele haben, Vielleicht, daß wir einen Freund verabscheuungen, unsere Thränen und unser Herz angreifen, aber es kostet uns Mühe, ihn ein einziges Lachen zu verjagen. Unsere Vergehungen erzeugen einen Aufseher und Richter, unsere Thorheiten kann einer Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsere Gebrechen belachen, weil sie unserer Empfindungskraft schont, und den sinnlichen Thoren nicht wissen will. Ohne weh zu machen, stehen wir unserer Larve mit ihrem Spiegel fechten, und denken industriös für die feinste Ermahnung.

Aber ihr größter Wirkungskreis ist noch lange nicht gemessen. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt der Quell einer Schule der praktischen Weisheit, eine Wegweiserin durch das labyrinthische Leben, ein nachdrücklicher Beichtstuhl zu den geheimsten Zeugungen der menschlichen Seele. Ja gewiß, daß Exempliele und Anbetung des Genusses nicht selten eine stärkere Wirkung verursachen, daß ich noch tausend Lehrer mit strenger Stirne vor einem Spiegel behaupten, tausend gute Gesetze vom kalten Herzen des Zuschauers krampfhaft zurückfallen — so gesteht mir der Menschen, daß verkehrte Meinungen noch leichter als seine Wachsamkeit verleiten, daß der Schleichhandel Vorurtheil noch weniger seiner Brüder von der ehrlichen Wahrheit zurückjage, daß fast Meyers englischer Räubergeschichte die Hand sieben nicht viel sicherer machen wird — aber wenn es auch diese einzige Wirkung der Schaubühne einzige wäre, wenn sie so ungewiß sein wollen, sie gar zu ändern — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Umfang zurück! Wenn sie die Thoren von Laster weniger macht, so wird sie doch vermindern, daß sie nicht mit den Thoren bekannt gemacht — Mit diesen Lasterbösen [illegible] Thoren müssen wir leben. Wir müssen [illegible] mit ausdrücken beginnen; wir müssen sie unterjochen, oder unsern unterliegen. Jetzt aber überwinden sie und nicht mehr. Wir sind auf einer Anstalte versichert. Die Schaubühne hat uns das Gewissen versichert, sie ausständig und unsichtbar zu machen. Sie zog den Heuchler die sämtliche Masse ab, und entdeckte das Netz, womit und List und Kabale umstrickten. Betrug und Leichtsinn sah sie auf frischen Thaten thren Betrug, und spürte ihr unsichtbares Angeln dem Tag. Vielleicht, daß die tiefreiche Kunst unter einen Verkleidung stärkt, daß alle Gewalte gegen Verstellung seine Thür nicht erklären, und daß selbst die verständigste Spielerin ihre Wirkung einsam zu verlieren bedarf ist — glücklich genug, daß sie gegen Unsinnlichkeit jetzt seine Schranken kennt, daß die Bäume sie leicht seinen Zauberern widerstehen, und vor einer Narrheit zittern.

Nichts klebt auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Tonkünste macht uns die Schaubühne aufmerksam, und tötet und die gröbe Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle, den letztern lernen wir, den ersten müssen wir uns dann unterwerfen. Gewiß genug, wenn unumschränkte Verbindungsmittel nicht ganz ohne Lösung stehen. Wenn unsre Musik, unsere Komödie so sind sogar in Sitten einen, und unser Herz zu dem Schein so gut bildet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Szene menschlichen Leidens vor. Sie setzt uns künstlich in fremde Verhältnisse, und belehrt uns bei ungewöhnlichen Leiden mit wohlthätigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr setzen wir den verschiedenen Arten durch das mannichfaltige Getriebe, hinein mit ihr in den Hauptstrom Unglück kommen, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste, und beleben mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier üben wir, was unsere Seele in leisen Ahnungen schätzte, die überreichte Natur laut und unwiderleglich bekräftigen. Im Gewebe des Zufalls verlebt den betrogenen Liebling der Gunst seiner Königin. — Jago, da er Othellen stirbt, entdeckt dem gedankenlosen Moor seine mentale teuflische Meinung. Die Tugend entblößt einen Tadten, Gebrechnisse zu offenbaren, die sein Lebendiger wissen kann, und der stärkste Bösewicht verliert seinen letzten sittlichen Hinterhalt, weil auch Gelten noch aufgeleeren.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gemeiner gegen den Unglücklichen sein, und nachsichtsvoller über ihn richten. Denn nur, wenn wir die Tiefe seiner Verbrechnisse ausmessen, können wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender, als das Verbrechen des Duells — aber machen wir nicht Alle einer Thorheit des Mitleids in unsern Verurtheilungsspruch, wenn wir uns in den thörichten Drang versetzen, worin Eduard Andberg die That vollbringt? — Schicksal und allgemeine Art scheinen verschieden, wenn aber, bei fühlest von den Drohungen eines wüthenden Vaters, verblüht von Liebe, von der Verführung schrecklicher Kindermauern, Marinne das Gift trinkt, wer von uns will der erste sein, der über den verwundenswürdigen Schleichgiftes einen verzagten Martine den Stab bricht? — Menschlichkeit und Duldung sind gegen sie, der herrschende Geist unserer Zeit zu weichen; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtsstube, und noch weiter — in das Herz unserer Richter gedrungen. Wie viel Antheil an vielen ähnlichen Werk gebührt unsern Bühnen! Sind sie es nicht, die den Men-

schen mit dem Menschen bekannt machten, und das ge-
heime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Einer merkwürdige Klasse von Menschen hat Un-
sicht, bauchaufer alle hierinn gegen die Bühne
zu sprechen. Hier war schon die Geschichte der Welt, was
sie war oder sitzen sollen — Wahrheit; was sie sie
oder sitzen sollen, sitzen sie hier — den Menschen.

Es geht mit verlosen ist das Verdienst der besten
Bühne um die sittliche Bildung; dies geringsten ge-
hören hier um die ganze Aufführung des Verstandes.
Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große
Kopf, der seichte Pedant, sie voll ganz zu gebrauchen.

Es wird einem Blick durch das Menschengeschlecht,
vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit
Jahrhunderten, und findet, wie schnell die größere
Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der
Meynung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit
ewig entgegen arbeiten — daß die wenigen Strahlen
der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe erleuch-
ten, welche den kleinen Gewinn verlieren mit dem
Untergang eines ganzen Lebens erkaufen. Wodurch
kann der weise Gesetzgeber die Nation herstellen stets-
haftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal,
in welchen von dem denkenden besten Theile des
Volks das Licht der Weisheit herunter fließt, und
von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen
Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte
Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch
alle Adern des Volks; der Nebel der Vorurtheil, der
finstern Aberglauben verschwindet, die Nacht weicht
dem hellen Licht. Unser so vielen berühmten Schrift-
en der besseren Bühne will ich nur zwei aufzeichnen.
Die allgemein ist nur sein wenigen Jahren die Duld-
ung der Religionen und Sekten geworden? — Noch
vor wenig Jahren war der Jude und Ketzer der Sor-
gent beschimpfen, und die göttliche Lehre und predig-
ten, daß Gottesfurcht in Gott von mehreren Bekennen
über Gott so gar nicht abhängig sey — für noch Je-
sprd der Zweck der schauderische Hyder des frommen
Hasses verlumpelt, pflanzet die Schaubühne Menschen-
lichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die ansteckli-
chen Krankheit beschränken Pfaffenwuth schwächt und
Religionshaß vermindern — in diesem sacredotischen
Spiegel wußte das Christenthum seine Flecken zu
sehen. Was kann so glückseligen Erfolge würden sich von der
Schaubühne Verbesserung der Erziehung hoffungsvoll
lassen; daß Stück ist noch zu bessen, wo diese wich-
wichtige Thema vernachlässigt wird. Keine Angelegen-
heit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als
diese, und doch ist keine so vernachlässigen, keine dem
Marme, dem Tyrannen des Bürgers so unange-
nehm unterstreut, was es sein ist. Nur die Schau-
bühne kennt die unsichtbaren Sonnenstrahlen verwach-
lässigter Erziehung in räsonnenden erschütternden Ge-
wittern an dem verdorrenden; hier können unsere
Väter eigenhümigen Maximen entlassen, unsere Mäd-
ter verständigere Lehren lernen. Falsche Begriffe rüh-
ren sich beste Herz des Erziehers irre; diese schlimmer,
wenn sie sich noch mit Methode brüsten, und
den ganzen Lehrling in Phantasterinnen und Ge-
wohnheiten systematisch zu Grunde richten.

Wenn wenige sich lieben sich — verschaffen es die
Uebertreiber und Vermänder des Staats — von der
Schaubühne aus, die Meynungen der Nation über
Regierung und Regenten gutzumachen. Die gefes-
gebende Macht spricht hier durch stumme Symbole zu
dem Unterthan, verantwortet sich gegen seine Klagen,
noch ehe sie laut wurden, und befiehlt seine Zweifel,
ehe es sie zu äußern. Gegen Industrie und Erfin-
dungsgeist krönten und würden vor dem Schauplatz
Kranz fangen, wenn die Dichter es bei der Wahl wenig
hielten. Patrioten zu sein, und der Staat sich heraus
lassen wollte, sie zu ehren.

Unmöglich kann es mir den großen Einfluß über-
gehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist
der Nation haben würde. Nationalgeist einmal Wort
nenne ich die Gesellschaft und Unterredungsart, die
der Meynungen und Neigungen der Gegenstände,
welches eine andere Nation anders meynt und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu erzielen,
weil sie das ganze Interesse des menschlichen Wissens
beherrschet, alle Situationen des Lebens erschöpft,
und in alle Winkel des Herzens hineinsehen kann;
weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und
den gehäuften Stoff zum Verstand und zum Herzen
hat. Wenn in allen unsern Städten ein Hauptzug
herrschte, wenn unsere Dichter meinen sich einig wä-
ren, und einen festen Punkt zu diesem Endzweck ein-
richten wollten — wenn strenge Kritiken ihre Arbeit
zu leiten, die Pinsel nur Wettkämpfen sich
weihe — mit einem Wort, wenn wir es erreichen,
eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch
eine Nation. Was hatten Griechenland so sehr einen
Ort? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach Athen
nach Bühne? — Nichts Anders als der vaterländische
Inhalt der Stücke, der gemeinsame Geist, das große
übereinstimmende Interesse des Staats, der besseren
Menschheit, das in denselben athmete.

Noch ein Vortheil hat die Bühne — ein Vor-
theil, den ich jetzt nur so leicht in Anspruch nimmt,
weil ich vermutte, daß die Rechtshandel mit ihren
Vorfolgern einstein schon gewonnen sein wird. Was
sich bisher zu beweisen unternommen worden, daß sie
auf Sitten und Aufklärung vorteilig wirke, war
gezwungen — daß sie unter allen Privatsachen des
Staats, und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Er-
ziehung ist den Vorzug verdiene, haben stets ihre
Feinde gefunden. Aber was sie hier leistet, ist wich-
tiger, als man gemeinst ist zu glauben.

Die menschliche Natur existirt es nicht, unmittelbar
brechen und ewig auf der Folter des Gesetzes zu lie-
gen, die Reize der Sinne stehen mit ihrer Bestrebung
gung. Der Mensch, beherrschen von thierischen Trie-
ben, der langsam Anstrengung scheut, zum einfach
Triebe nach Thätigkeit gezogen, scheint nach seinem
unbestimmten Verabredungen, ohne Stoff geschleift
in wilde Zerstörungen, die seinen Hinfall zu nahen
mögen, und die Ruhe der Gesellschaft gefährden. Vor
dämmliche Herdern, verschwindet Spiel, tausend Nat-
turen, vor der Mäßigung ausbricht, sind unerträ-
mittlich, wenn der Gelegenheit diesen Hang bei Volk
nicht zu leiten weiß. Der Mann von Geschäften ist
in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate zu ersch-
ließlich hingeopfert, mit dem unnützen Spiele ab-
zuladen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten ver-
abgeistern — der Poet zum Thor. Die Schaubühne
ist die Erfindung, wo sich Vergnügen mit Unterricht,
Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gat-
ter, wo reine Kraft der Seele zum Nutzgenuß der ein-
zern gebraucht, ohne Vergnügen und Ruhe bei dem
Genuß gemessen wird. Wenn Gram an dem Herzen
nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden
verdüstet, wenn uns Welt und Gesellschaft ennuien,
wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, und un-
ser Nachbarkeit unsere Arbeiten bei Beruf zu ein-
fach dünkt, so empfängt uns die Bühne — unbeleer
thätlichen Welt zu können wie die wirksame Bewe-
gungen

gründung erwacht, brillante Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. – Der Schüchterne wird ermuntert, und der Sicherre beschämt. Der empfindsame Weichling härtet sich gegen Mitleid, der rohe Unmensch fängt hier zum Erstenmal an zu empfinden an. Und dann endlich – welch ein Triumph für dich, Natur! – so oft zu Boden getreten, so oft wieder aufzustehende Natur! – wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Sitten, abgeworfen jene Fesseln der Künstelei und der Mode, herausströmen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allgemeine Sympathie verbrüdert. In Eins Gedanken werden aufgelöst, ihre Selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jener Eingang gewährt die Empfindungen Eines, die verstärkt und verschönert auf hundert Augen auf sie zurück fallen, und seine Brust gibt jetzt nur Einer Empfindung Raum – es ist diese: ein Mensch zu sein.

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geschichte.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unerschöpfender für Herz und Geist, als die Anomalien seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begebenheiten bei dem mattern Licht gewöhnlicher Kräfte verbirgt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft selbst desto hervorspringender, beleuchtender, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Widersetzlichkeit rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Belehrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre verbreiten, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges, und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Torheit oder Bosheit kann in tausend verschiedenen Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene verweben, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen thun uns weiter auf einerlei Neigung aufmerksam sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft hat. Schade einmal, wie sie die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der schmalen Umfassung der Gesetze sich verstecken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung bestimmen sähe!

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos getrieben, Provinzen der bessern Gemüthsbewegung des bearbeitenden Menschen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, beraubt um so wahrer Neutralität, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem Letztern schwer, so unmittelbar noch einen Zusammenhang mit zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem theoretischen Zuschauer und dem Leser, die alle Mühigkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet, und statt jenes heilsamen Zweifens, der die stolze Sicherheit warnet, ein Kopfschütteln der Besremdung erweckt. Wie setzen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er darüber schalt, Mensch war, wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige, dessen Nerven anderen Regeln gehorcht, als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, kaum Mitleiden schon sie nur auf ein enantes Bewußtsein ähnlicher Gefahr, und wir sind zufrieden, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu ahnden. Die Beziehung geht mit der Begleitung verloren, und die Gelassenheit, anstatt eine Schule der Bildung zu sein, muß sich mit einem unnützen Verdienste um unsere Ruhe bezahlen. Oft ist auch meine Form und Ordnung gerade Entgegnet erwecken, so muß sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen – Entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten, und daß Herz durch Herz durch innerlichen Vertrag belohnen haben. Eine dieser Manier ist eine Narrative des Thatsächlichen, und beliebigt die republikanische Freiheit des leidenden Publikum, dem es gefremdet, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzen Gerechtigkeit, denn diese Methode gerührt ausschließend und eigentümlich den Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die leztere Kreis.

Der Held muß kalt werden, wie der Leser, oder, weil hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht viel vorbringen, sondern auch werden sehen. An seinen Gedanken liegt und ermittelt mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Gebrüch des Dichters unrecht gefunden, daß die Entfernung seines Wunders zu erklären; warum sperrt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgeben, als der aufmerksame Zuhörer in seinem Innwohnen seiner sind? Den Traum, der das Wunderwerk hervorbringt, trägt eben das Geheimniß und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit findet eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unendlichen mannigfaltigen Struktur der menschlichen Seele, und in den verschiedenen Bedingungen, welche sie von außen bestimmen, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Am hervorstoßt es uns nicht mehr, in den nämlichen Boden, wo fast überall brillante Früchte wachsen, auch den größten Schaden gedeihen zu sehen. Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Menge bestimmen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so bedient sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den genauesten Hohn und die steife Sicherheit aufreizt, wo

mit gewinnlich die ungepräste aufrechtstehende Larve rund auf die gestellene herunterlief; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Adschtung zurückbleibt, keine Aufopferung des Geistes mit seinem Beistande statt findet, die angestrengte Wirksamkeit der Gesellschaft von dem gänzlichen Verfalle gerettet wird.

Da der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appelliren? Da er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ja weil dem Aufspruche des Lesers nicht vorgriffen. Unserer Gelassenheit irrendet sein nächste werde, wenn er sich durch des Verfassers Hand — einer die Leidenschaftung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer — seinen Landsasse ehrern Namen man, auf Ehre, die sich in der Folge auszeichnen, vor schweigen muß) und bald seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war tüchtig, und Wolf hatte wichtige Stunden. Schon von der Schule her war er ihr einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen bei Stillschweig huldigten seinem erfindreichen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verschönert. Eine kleine ausdrucksvolle Figur, krauses Haar von einer ungewöhnlichen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine gefrümmte Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes auf ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Antlitz eine Mißgestalt, welche alle Mütter von dem zärtlichsten, und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung hatten.

Er wußte es, was ihm verweigert war; weil er möchte, sagte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich, und verachtete sich, daß er liebte. Das Mädchen, daß er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu schweigen, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, daß seinen Betheuerungen verschlossen blieb, schmerzte sich vielleicht seinen Gedanken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Bedürfnisse seltener zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. So verarmt und zu unwillend, seinem zerrütteten Haushalten durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu wissend, den Herrn, der es bisher gewesen war, mit dem Bauern zu vertauschen, und seiner ungewissen Zukunft zu entlagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, reuete zu bleiben. Seine Vaterstadt erregte an eine lustschreiende Mahnung, er wurde Wirthsknecht, und der Ertrag seines Knechts wanderte peinlich in die Hände seiner Gläubiger.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Jedwedig wurde dieser den Vorzug, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelsucht forschte er nach den Quellen dieser Verschwendung. Er spähte sich heimlich in der Scheune — dieß war das Spiel zu dem Wirthshause — sein lauernder Auge, von Eifersucht und Neid geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange verfloß war ein strenges Edikt gegen die Wilddiebereien erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die gehörigen Gänge seines Feindes zu beobachten, endlich gelang es ihm auch, den Uebelthäter über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, der gerichtlichen Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war auf dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Letzten verloren. Wolf stimmte seinen Feind, und dieser Feind war der gefährliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze. Neid und Eifersucht schwuren vereinigt auf seine Unglückseligkeit ein. Der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt. Rache und Leidenschaft hatten ihn fest. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verborgene Wachsamkeit überlistet ihn zum Zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus des Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gemindert, und sein Trieb unter dem Gewicht des Unglücks gebeugt. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erfreicht; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Heimmuth gebeugt, und seine Verbrechen überwunden — er wagt sich den Reichen des Orts an, und will sie den Englein bauen. Der Bauer geht über den schwachen Jüngling die Achsel; der kecke Knechtsbuben seines handfesten Mitbewerbers spielt ihn bei seinen schönsten Stunden aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der ärmste verlorne Posten bei christlichen Aemtern — er meldet sich zum Hirten des Gehöftes, aber der Bauer will seine Schweine seinem Taugenichts anvertrauen. In allen Enden seine gescheucht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum Drittenmal Wilddieb, und zum Drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der dreyte Akkast hatte seine Verschlimmung erschwert. Die Richter fahren in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsbildung des Verbrechers. Das Mandat gegen die Wilddiebe schneidet einer so kennen und exemplarischen Strafthume, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Wangen gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode endlich, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie es manchen jungen Leuten geschlichen Verfahren, und wer Gerüchte bekannt hat. „Ich betrat die Festung," sagt er, „alle ein Verbrecher, und verließ sie als ein Verbrecher. Das hatte noch etwas in der Welt gehabt, daß mir theurer war, und mein Stolz erschwang sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle verhärtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verordnete mich, wenn ich von Arbeit kommt, und sagte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Verbrecher zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein übertlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte, aber weil ich entehren sah, empfand meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Leidenlauf wiederholt, irgend ein schimmer Anfang gemacht ward. Anfangs floß ich diesen Volk, und verstand mich vor ihren Gesprächen, so

gut war's möglich war; aber ich brauchte ein Geſchöpf, was die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und traurig, mein Körper kränklich; ich brauchte Bewegung, und wenn ich's aufſtehig ſagen ſoll, ich brauchte Bekannung, und dieſe mußte ich mir den ſeltenen Ueberreſte meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Peſtarmſalſche, und an jenen Verdrießlichkeiten hatte ich meine erbarmlichſte Ergötzung.

„Nun jetzt an heutigen ich nach dem Tage meiner Freiheit, war ich noch Nacht ſchlafen. Alle Menſchen hatten mich verlaſſen, denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. In verzweifelte mich als den Mörder des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähnerknirſchend rief ich meine Ketten, wenn die Sonne unter meinen Feſtungsthoren verſchwand; eine weiſe Aufſicht ich zornige Höhle für einen Gefangenen. Der freie Zugvogel, der durch die Luftthore meines Kerkers pfiff, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Fenſters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenſchaft halbe gräßlicher. Damals getrotzte ich unverſtändigen gräßenden Haß Allem, was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

„Mein erſter Gedanke, ſowald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig ganz ſie meinen tiefſten Unterhalt da zu boſen war, ſo viel verſprach ich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von Weitem aus dem Gebüſche ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wiederſehen, was ich's bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort hatte erlitten hatte, erwachte mit einemmale aus einem ſchrecklichen Todesſchlafe, alle Wunden klafften wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es ermahnte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen gräßlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich bedachte jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals bevor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſogleich; Jedermann, der mir aufſtieß, trat ſcheu vorbei. Ich hatte von jeder die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwiderſtehlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblick ſtarr an, und warf mir den Groſchen ins Geſicht. Wüthet mein Blut augenblicklich gewezen, ſo hätte ich mich erwürgt, daß der Wurf, den ich noch von der Feſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum Grimſchen entſtellte — aber mein böſes Herz hatte meine Verdammt angeſtellt. Erſchrocken, wie ich ſie mir gemeint hatte, liefen alle meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halb laut zu mir ſelbſt, und doch meinet er mich, wie ein ſo unſchuldiges Thier. Nun ich denn irgendwo auf der Stern gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Gefängnißverdienſt, denn ich hatte dem Guten geraubt, und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; denn ich weiß noch, daß ich mit Erſtaunen aufſah, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur durch Gruß gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umkehrte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du weiber ha, bleiber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daß Du wieder kommſt!“ Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeutung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verſchlingte die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahnete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn möchte; einige ſchändliche Dragoner, die mir eben vorgegangen waren, liefen mich errathen. daß Garnizen in den Schlichen lag. „Schlaterdrine!“ rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geſchöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemahl gehaßt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hauſe hatten ſich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt flog mich, mit einen Gehilfen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, ſie zu erröthen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte ſtarke gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fernen Provinz ſehr einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verlorn, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Gedanke hatten mir endlich dieſe Stanzheit aufgedrungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, der Ehre entbehren zu lernen, weil ich an ſeine meine Anſprach machen durfte. Hätten meine Eltern und mein Stolz meine Erniedrigung geahnt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.

„Mich ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich meine Blicke ſtaun, ſonnte erwarten ich noch nach dunkel. Ich wollte mein Schickſal verſuchen. Die Geſetze, meynte ich, wären Wohlthaten für die Welt; alſo ſollte ich den Verſuch, ſie zu verlegen: ehemahls hatte ich auf Todtverſchuldigung auf Leichtſinn geſtanden, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein erſtes war, daß ich mein Mittageſſen ſortirte. Die Jagd überlangt war mir noch und noch zur Lebensluſt geworden, und anderthen mußte ich ja leben. Aber dieß war es nicht allein; es ſtachelte mich, daß ſämtliche Forſt zu verthüren und meinem Landesherrn noch allen Präſten zu ſtehen. Ergriffen zu werden beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und daß wußte ich, daß meine Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, daß mir aufſtieß, nur wenigſt mochte ich auf die Hirſche zu Felde, daß meiſte ließ ich verwunden. Ich ſelbe ſchonmehlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu beſtreiten. Meine Verbrennungen in der großen Jagd wurden rugbar, aber mich beſchirte kein Verdacht mehr. Mein Anblick ſchiente ihn aus. Mein Name war vergeſſen.

„Dieſe Lebensart wies ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich gemühet, und ſchon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Ent-

fernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken – aber plötzlich erfasset mich der Anblick eines Hirsches, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamme einer Eiche auf einen das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine eiskalte Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Auf das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am größesten hasste, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Zündenschuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare schwarzliche Hand schwebte über mir, der Sündenregister meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Zünte die schreckliche Wahl erlaubte – meine Zähne schlugen zusammen, wie im Zieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang stieg der Lauf meiner Zünte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken – eine Minute – und noch eine – und wieder eine. Rache und Gewissen rangen heftmäßig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse . . . . . Mörder . . . . stammelte ich langsam – der Wald war still wie ein Kirchhof – ich hörte deutlich, daß ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, stark der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein heißes Gefächer endlich machte mir Luft. „Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ sagte ich, und trat frei hin, indem ich zugleich das Gesicht des Erwordeten aufwärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft, und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an, seltsam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gehetzt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gedüßt hatte. Eine Stunde vorher, stande ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte stehen mir nicht ein – weiß aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit anschen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt sey. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ja that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Wie zu erinnern, daß mir der Tode im Leben zugehört hatte, seine Feindschaft: mein Geschimpf war mir aufgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ja begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Getöse von Fuhrknechten, die durch Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Ob von dannen eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich wußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen – und doch schlug mir der Muth, nach dem Platze umzukehren, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Dem, da ich Beides ja mir frehren wollte, hierin ich pflichtig ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern – Trotz, glaube ich war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte sie einen verschollenen Feind bei Erschießung, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein.

„Jetzt floh ich wahnsinnig. Ich wußte, daß das Holz sich wie deutsche Meilen nordwärts erstrecke, und hoffte an die Grenzen des Landes sich. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Gliedfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll tastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich wußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord mich der Welt zu stehlen, und entsetzte mich vor der Nachtheit, bevin zu bleiben. Gottesmut zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die schlechte Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langsam, ohne meine Kleiden den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als es mich hier vor dem Auge der leisesten Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte – als plötzlich eine rauhe heiserlose Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heraus-gerufene Hut hatten mich verblendet, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große buntige Kenle trug. Seine Figur ging ins Riesenmäßige – meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dieß glauben gemacht – und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, worauf das Weiße eines spielenden Auges desto grauser hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein blutes Seil zweimal um einen gelben wollenen Rock gefaßt, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Piele stak. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gesetzt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Verluste, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ sagte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort. „Wenn Du der wirklich bist, dem Du gleich siehst!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast Du hier zu suchen?“

„Was hast Du hier zu fragen?“ versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du sprichst trotzig, wie ein Bettler.“ sagte er endlich.

„Das mag seyn. Ich bin's noch gestern gewesen.“

Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören.“ rief er. „Du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.“

„Für etwas Schlechteres also — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was sagt Ich denn so? Was hast Du für Zeit zu verlieren?“

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam. „das Leben ist kurz.“ sagte ich langsam. „und die Hölle währt ewig.“

„Er sah mich stier an. „Ich will verdammt seyn.“ sagte er endlich. „aber Du bist irgend an einem Galgen dort vorbeigestreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen. Kamerad!“

„Topp. Kamerade!“ schrie er. indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte. einen tüchtigen Schluck daraus that. und mir sie reichte. Muth und Begeisterung hatten meine Kräfte aufgeweckt. und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich. in dieser Waldgegend zu verschmachten. wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angenehme Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit tiefem Erquickruf in meine Gebeine. und frischer Muth in mein Herz. und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben. daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen. denn endlich. nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen. hatte ich eine Kreatur gefunden. die mir ähnlich schien. In dem Zustand, worein ich versunken war. hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich auf's Gras hingestreckt. ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan.“ sagte ich. „Wir müssen bekannter werden.“

„Er zündete Feuer. seine Pfeife zu zünden.

„Trunk Du das Handwerk lagen lange?“

„Er sah mich fest an. „Was willst Du damit sagen?“

„War das schon oft blutig?“ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist Du?“ sagte er schreckhaft. und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder, wie Du — aber nur erst ein Anfänger.“

„Der Mensch sah mich steif an, und nahm seine Pfeife wieder.

„Du bist nicht hier zu Hause?“ sagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L.... wenn Du von mir gehört hast.“

„Der Mann sprang auf. wie ein Besessener. „Der Waldschütze Wolf?“ schrie er hastig.

„Der nämliche.“

„Willkommen. Kamerad! Willkommen!“ rief er. und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav. daß ich dich endlich habe. Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf. dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde. ein Anwesen hat dich gedroht. Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet. kommelsüchtig ist man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde blaß — „Weil Du ein paar Schweine geschossen hast. die der Först auf unsern Aeckern und Feldern stürzet. haben sie dich Jahrelang im Zuchthause und auf der Festung herumgetrieben. haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen. haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es billig gekommen, Bruder. daß der Mensch nicht mehr gelten soll. als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie Du, konnte das dulden?“

„Kannt' ich's ändern?“

„Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kommst Du denn jetzt. und was führst Du im Schilfe?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann. ohne abzuwarten. bis ich zu Ende war. sprang mit frohem Ungestüm auf, und mich zog er nach. „Komm. Bruder Sonnenwirth.“ sagte er. „jetzt bist Du treu. jetzt hab' ich dich. wo ich dich brauche. Ja werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!“

„Wo willst Du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge!“ Er faßte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger. unwegsamer und wilder. einer von uns sprach ein Wort. bis mich endlich die Pforte meines Führers und meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf. wir standen am schroffen Absturz einer Felsen. der sich in eine tiefe Kluft hinunterstürzte. Eine zweite Pforte antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen. und eine Leiter kam. wir von sich selbst. langsam aus der Tiefe geflogen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter. mich hieß er warten. bis er wieder käme. Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen. sagte er hinzu. Du bist hier sicher. die Bestie würde dich zerreißen. Damit ging er.

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut. daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir eine einzige bewegte Entschließung gekostet. die Leiter herauszuziehen. so war ich frei. und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe. daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle. wovon seine Erfindung mehr ist. Mir fing an vor der Tiefe hahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschleiche diese Flucht — schon streckte ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerte in meinen Ohren, es umhallte mich wie Höllengelächter der Hölle: „Weh hat ein Mörder zu wagen?“ und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rettung war völlig, die Zeit der Reue war dahin. mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder. und klimmte mir an. daß ich kommen sollte. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen. so erweiterte sich der Grund. und ein wüste Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Raseuplatz. auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um

ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden,“ sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis. „unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth!“ schrie Alles zugleich, und Alles sahe auf, und drängte sich um mich her. Männer und Weiber. Soll ich's gestehen? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich. Vertrauen, Achtung sogar, erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war, wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einen werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort, und nöthigte mich, den Wohlthaten zu trinken. Willigert aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und Alles weiterte ferne, seine Freude über mich zügellos an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wo groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die sodustesten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig seyn. Sie sprach sehr frey, und ihre Geberden sagten noch mehr. Marie, die jüngere war verschreckter, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war seiner gewöhnt, sah aber blaß und schmächtig, und viel weniger im's Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarethe kam meiner Bildsigkeit durch freche Scherze zuvor, aber bald ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchternere Marie auf immer gefangen.

„Du sollst,“ Bruder Sonnenwirth,“ sing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte. „Du sollst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?“

„Jeder Tag, wie der heutige!“ wiederholte die ganze Bande.

„Kannst Du dich also entschließen, an unsrer Lebensart Gefallen zu finden, so sagtag' ein und sey unser Ausbürger. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber wir wollen's weiden. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden?“

„Ein frdrisches! Ja!“ antworteten auf allen Seiten.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt. von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich verbrecherische Aufnahme, Weiblichen und Ehre. Meine Wahl ich und treffen wollte, se erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Ueberall war meine wähwendte Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß stellte mich wenig. „Ja! bleibe bei euch, Kameraden.“ rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande. „ich bleibe bei euch.“ rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet.“ — Alle lamen überein, mein Verlangen zu bewilligt. . ich war ein erklärter Eigenthümer einer L***, und das Haupt einer Diebesbande.“

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der sich zu dieser Tiefe herunter sank, mußte sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anfall auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wunderglaubigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gefährten wußten aufzuspringen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne verren. Der Distrikt, in welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war geschert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, den der Teufel zu Dienste stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle der Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; selbst oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum einreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand: Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verwerfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte denselben, der ihm lebendig auflauern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Ausbruch der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Nothwendigkeit derselben, die Menschen und Gott verrichten, war ein schreckliches Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerstreß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinsah; peinigte ihn, wenn er wachte; hetzte sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und scheuchte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstimmte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schrecklichste Schmiede gegen ihn selber. Er verzagt jetzt der ganzen Natur, und sank Niemand, als sich allein zu verbinden.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, trübere Schwermuth trat an die Stelle kaltsinniger Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders würde leben wollen. Er fing an, zu hoffen. daß er noch rechtschaffen werden dürfte, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verstimmung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht senkt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so ghn: nen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber sprechlig ist mir's, zu sterben, ohne gehört zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige Jahre gehlieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verhaßt worden, so wäre ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürftig.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu ermüden, so schenken Sie mir das Leben. Es soll ihrem Dienste von nun an gewidmet seyn. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihrem gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Retterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er faßte also den Entschluß, auf dem Lande zu stehlen, und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirth gerufen kam. Der Anzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack, als die Oekonologie seiner Umwendungen zu Rathe gezogen war, kontrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Laster, gleich den verschmolzenen Leichen auf einem Wahlplatz, verbrieitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Faltenriß dieses Spähers verstricke auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich seines Zwecks versicherte. Wolf war auf Alles dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er obnlängst von einem gestohlenen Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzige Zeugniß war nicht genug, mit vierzigjähriger Observanz auszustehen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthause zu folgen.

Der Ober-Amtmann des Orts untersuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Reinigkeit, und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus den Fremden herauszulocken, und befahl einen Secretär mit dem Paß herauf, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amthause; das theatralische Schauspiel hat den Zunftgeist des Städtchens schaarenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet weissagerweise auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein gerauftes; er bildet sich ein, das Pferd sey in Streckreisen verschrieen und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Ober-Amtmanns verdankt seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Bettelgerei seines Passes verrathen, und diese Einladung nur die Schlinge sey. Ihn beendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf, er gibt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese pöbelige Flucht ist die Losung zum Aufstand.

„Ein Spitzbube!" ruft Alles, und Alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Ubr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schnitter an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lerm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, daß Jeder weicht, er will sich mit Macht einen Weg durch's Gedränge bahnen. „Dieser Schuß," ruft er, „soll dem Todtfeind, der mich halten will —" Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein bebender Schloßergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faßt den Finger, womit der Rasende einen todbringen will, und drückt ihn auf dem Gewehr. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen, und im Triumphe nach dem Amthause zurück geschleppt.

„Wer seyd Ihr?" fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet."

„Wer sind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist, und die Unverschämtheit mitgenommen, als hier, zu Hause gefunden.“

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum stohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu seyn.“

„Sie brohten, Feuer zu geben.“

„Meine Pistole war nicht geladen.“ Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll.“

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Ober-Amtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertiget sind.“

Den Morgen darauf überlegte der Ober-Amtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig seyn; die beredtheiterische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihn mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschworenen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen.“

„Unsere Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Ihnen. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gebracht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu bekämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Aktuar.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein seyn?“

Die Geschworenen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gedrohenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr gestriges Betragen, Herr Ober-Amtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniß gebracht, denn ich trage der Gefahr. Die Beschreibung, wor mit Sie mich heute überfallen, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden.“

„Mein Herr — Wozu soll das?“

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, daß — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen — — Ihnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist das? Sie erschrecken mich.“

„Ihnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst auf freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig seyn werde, wie er jetzt mir es seyn wird — Bitten Sie ihn mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ja! in der Sonnenwirth.“

Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.

Aloysius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***schen Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten, und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wußte G*** seinen Umgang zu versüßen, jedem Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Talenten zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit beugen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das reife Bild blühender Gesundheit und vertrauliche Stärke, durch das verehrte Spiel eines regen Geistes belebt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Anlockerie seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und Charaktere stifteten in Kurzem ein Verhältniß zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft, und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß. G*** sah von einer Besserung zu andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Edelmüthige seinen Günstling, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, wornit die Glückseligsten sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schooße müßiger Eitelkeiten rasten, noch sich mit dem stimmernden Gepränge einer Größe begnügen, zu deren glänzendem Gebrauche er sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, ver-

grub sich der junge Günstling unter Alten und Bärten, und widmete sich mit lasterwagendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belang war, durch seine Hände ging. Nach einem Gespräche seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Vertrauter seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen ausgetheilt.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe emporgestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Der Höhe, worauf er sich erblickte, mochte seinen Ehrgeiz schwindeln; ihr Besitzenheit verlieh ihm, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Aemtern und Glücksgüter so weit über ihm erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, verursachte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charaktertug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechslungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern: denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maaß hielt er bei seiner Rache. Er verwandte sein Ansehen weniger, sich selbst zu versichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als ihm Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes geheimerisches Wesen entfernte er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Gönnerkünfte und heimlichen Neider in eben so viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein Piemontesischer Graf, Joseph Martinengo, von der Suite des Fürsten, den G*** selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn dem Platz anfüllen zu lassen, besser er selbst bisweilen willig werden auftrug, und den er lieber mit einer gründlichern Besoldigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, so bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, worauf er es gezogen: so hielt er sich desselben, durch Furcht so sehr, als durch Dankbarkeit, versichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu begieng, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen Le Grand zum Spritzzeug überließ. Aber, ohne diesen Fehler mit Richelieu's Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenern Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überbieten, und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nur entbehren sey, war Martinengo vielmehr auf Sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterbauen, und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, theils um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und sich dieselben nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth seines Herrn auszuforschen, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingeschlichen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Verabscheuung der Seele den Minister verrathen gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zur Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gebäters bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und daß meist zu fühnern Verbrechereien verredtigt, als eine Mitwissenschaft geheim zehaltener Blößen; so wedte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Heimlichkeiter dabei auf. Er riß ihn zu seinen Ausschweifungen hin, die bei wenigsten Zeugen und Mitwissern endeten; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So anfang es dem endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen scheinbaren Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein. eine sich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Umstemsamkeit des Letztern entging; aber G*** war seines eignen Vortheil zu gewiß, um sich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner auch dieses stolzen Sicherheit zu rauben. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst strauchten gemacht hatte, machte auch G*** zum Falle — zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn benutzigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufstimmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig ließ er die Leiter hinter sich fallen, so bald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künftliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten veränderte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug daraus hervorgetreten schien, seinen aufsteigenden Geiz durch eine peinliche Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniß endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem unburchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wa-

gen, sich mit seinem Nebenbuhler in offendarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blöße von G***s Feindschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begrüß Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beizubringen wollte, ein tödtender Streich seyn müsse. Was G*** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniß zwischen ihm Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meynungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der unbandigste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so außer allen Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Ahndung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung herunter sinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fährdrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten von Range hatten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sahe sich neben seinem Vezier vernachläßigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gotte hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkoren.

Sowohl traf er in den wohlbekannten Zirkel, der sich eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm ausstellt, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschienen, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, mehr der geschmeidigste, liebedienerischste Höfling — frech und dauerhaftoß, wie ein zum Herrn geworbener Lakai, mit trotzigem festen Tritte zerreitet er ihm entgegen, und mit bebendem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reißt ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der Eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der Andere, beide Achselbänder, nebst den Aufschlägen der Uniform, abzureißen, und Kerben und Feierdach von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfenden Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchsieht, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend Andere an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Eskorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die sprechend dem Zuge folgen, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohns, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauernis, seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrenen menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranführt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen belebt wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung — stille hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod, (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer schauderhaften Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erste, was sich, als er der Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunter fallen. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebst einem Wasserkrug, und darneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich auftuht und zwei Hände stürzen

werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heraufgezogen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum Erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur einen Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zwiefeln, von keinem warmen Liebesstrahl erwärmt, von keinem gefunden Lüftchen erfrischt, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Orte der Verdammniß hierhundert und neunzig gräßliche Tage an dem kümmerlichen Boden ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er sahen in den ersten Tagen seines Hierseins macht, vollendet das Maas seines Elends. Er kennt diesen Ort — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachsier getrieben, wenige Monden vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in einer Person eine Reise hierher getan, den Bau in Augenschein zu nehmen, und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs Aeußerste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Offizier, für den hier Kerker zugerichtet werden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So sieht ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu demütigen, und das Schicksal, so hart es ihm auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung, und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedere Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen die Gefangenen auftrug; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle anzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu tun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihm jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes gelegt machte, dem auf keinem andern Weg mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommendanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangnen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hülfloser verschmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewußtseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraume von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Retters. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elende; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tag an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entlassen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hinabtrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses todtenähnliches Gerippe, alle Zierde des Lebens aus seinem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung diese Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb verwandert, und auf gänzlichen Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesen Adam hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch mehr außer sich gesetzt, eilte der Predniger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Rehabilitirt mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre wachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlichern Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verstrichen war, und Andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfängt seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm aufgelegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können; und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzueilen. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf dem glänzenden Gipfel

führte, wovon er in seinem Vaterlande so sprechliche herumgetrieben war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf dem Wiener gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und läuternd der Umfang. Als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst rahte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Gesichte, daß ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als spähte er in Jugend, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer festigen Vertraulichkeit. — Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Ueberreilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr sehen. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Anneigung, um ihm für das Vergangene einen gedoppelten Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelt? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** dieses heitern Abendfriedens seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufgehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewälten können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach den Schatten eines Glücks, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Bevollmächtiger von der Pforte ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Verth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen; aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

Der Geisterseher.

Aus den Papieren des Grafen von O***.

Erstes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich großentheils nicht Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluß darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig seyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu erwerben und zu verfolgen im Stande ist; man wird über die Mittel erstaunen, die sie anzuwenden vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Keine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schicksal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland, im Jahre 1***, im die Karnevalzeit, als ich den Prinzen von *** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in *** den Kriegsscenen kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil in einer so merkwürdigen Stadt, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach *** zurückzureisen, so bereitete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten, und meine Ankunft so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, so lange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Incognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Ayanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Namens zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren, nebst einigen treuen Bedienten, sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu seinem fünf und dreißigsten Jahre hatte er allen Neigungen dieser weißlichen Stadt widerstanden. Das sechne Geschlecht war ihm gleichgültig. Dieser Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschte in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber dauernd, bis zum Ueberdruß, seine Wahl langsam und sachdächtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam. In seine eigene Phantasiewelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wußte, wie scharf er beobachtete, so verdrot er sich jedes Urtheil, und übertrieb die Gerechtigkeit gegen Fremdes. Niemand war mehr dazu geneigt, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu seyn. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt war, und besaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen, und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von seinem fremden Willen abzuhängen, drang er den seinigen Niemand zum Gesetze auf; die geräuschlose Ruhe eines zwanglosen Privatlebens begrenzte alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachlässige Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher sich hatte, verdankten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens Schwärmer darin gewesen war. Magen ist er, so viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem Platze St. Markus spazieren gingen — es fing an, spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beschlossen, unsern Espritte und suchten sie durch öftere Veränderung unsers Weges irre zu machen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?“ sagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich.“ — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. „Laßen Sie uns hier niedersitzen und deutsch sprechen.“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir setzten uns auf eine leinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstund: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir verassen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dieß erdichtete er nur, um die Maske von unserer Spur zu entfernen. „Neun Uhr“, wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. „Wünschen Sie sich Glück, Prinz einen so ihm bei seinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr ist er gestorben.“ Damit stand sie auf und ging. Wir sahen uns bestürzt an. — „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Laßen Sie uns ihr nachgehen.“ sagte ich, und eine Erklärung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen. wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. „Es ist doch lächerlich.“ sagte er, „daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten so erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und schalt ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnißvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwicklung dieser Komödie.“ Ich war zu gefallen. Wir stiegen bis elf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, und jedesmal mit demselben schlechten Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich, oder aus Absicht, bestimme ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hintergehen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht, und hatte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, um zu erreichen, als der Baron von S. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gesiegelt,“ setzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Zeit hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu lesen. „Mein Cousin ist gestorben,“ rief er. Mann? stürzte ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zu rückkommen, so fand der Armenier unter uns. „Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr.“ sagte er zu dem Prinzen. „Bitten Sie nach dem Wohrn. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von F. vergaß, Ihnen zu sagen, daß Ihre Wechsel angenommen sind.“ Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündet hatte. Drei Nevili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Residenz zu begleiten, wo der hohe Rael der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Eilf kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlaßen hatte. „Graf,“ sagte er mit dem Weinen Hamlets zu mir, „gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete ich, „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie nun eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verstorbene war der Erbprinz).

„Grämen Sie mich nicht daran.“ sagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Eitelkeit nachzudenken. — — Wenn dieser Armenier nicht blos erraten hat“ — —

„Wie ist das möglich, Prinz?“ fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten.“

Ich führe dieses mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweise dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrschsüchtigen Absicht gewesen ist.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzukehren, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verlufte gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er störe das Glück, und er solle den Tisch verlaßen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Faßung bewieß er, als der Venetianer seine Beleidigung dringlicher wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Bastardo verständlich machen soll?“ Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; dieser verlor hier die Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkührlich rief ich ihn bei seinem Namen. „Retiren Sie sich in Akt, Prinz,“ setzte ich mit Undeutsamheit hinzu, „wir sind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, worauf bald ein Gemurmel wurde,

das mit gräflich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen und traten bei Seite. Einer um den Andern verließ den Saal, bis wir uns Beide mit den Spanier und einigen Franzosen allein fanden. „Sie sind verloren, gnädigster Herr.“ sagte dieser, „wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dingen. Es kostet ihn nur funfzig Zechinen. Sie aus der Welt zu schaffen.“ Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu stehen, und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thüre sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir aufbliegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, das unsere unsern Tritten hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schrecklichen Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, wahrscheinlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat?“

„Ja.“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener sich zu dem Gefangenen: „Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter — „Geben Sie nun.“ fuhr Jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe. —

„Wie gut war es, daß Sie geschickt haben!“ sagte er zum Prinzen, indem er uns feuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von A. gleich nachher von dem St. Markusplatze nach Hause brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichste Angst gesetzt.“

„Geschickt hätte ich! Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Diesen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns sagen, daß wir ganz außer Sorgen seyn dürften, wenn Sie heute später nach Hause könnten.“

Herr sah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wissen, diese Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es mußte doch wohl so seyn, Ihre Durchlaucht.“ sagte der Kammerjunker — „denn hier ist ja Ihre Retterinn, die Sie zur Sicherheit mitschickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrkette. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene sehr hübsche Feinlige. „Wer brachte sie?“ fragte er mit Bestürzung.

„Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte.“

Wir standen und sahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig.“

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das sehr acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man weitleiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächstfolgende den Wegbereiter verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überschwemmten uns von allen Seiten. Jeder suchte nach seiner Art, sich geltend zu machen. Des ganzen Vorganges in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Herr zu ** die Abreise des Prinzen noch aufzuschieben wünschte, so erbielten einige Banquiers in Venedig Anweisung, ihm derselben Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloß ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit gewesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, verordete ihm der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermißte der Prinz sein Schloß: sei zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich auf das Genauste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mußten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Eifersucht über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren, und bat sich nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine malerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmückten — hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Masten. Alles dieß gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieser schönen Natur, unsere Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst, und weitleiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir, zwei italienische Meilen von der Stadt, ans Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde: hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu. Lebhaftigkeit und Grazie beseelten jede Bewegung. Es der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Aufführerin derselben, welche eine Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leides stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganz

zur Versammlung, und sie stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit Wuth der Begeisterung in die Höhe, drückte beide Hände um sich her, „Ein König ist unter uns,“ rief sie, riß ihre Krone vom Haupte, und legte sie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit unbeweglich, in Erwartung in diesem Gaukelspiel wäre, so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war, und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf sich unter diese Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barbier sich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr,“ sagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Gelde! Du wirst ihr Gebet brauchen.“ Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen, und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge, und so wenig Charakter, so viel ansprechende Weichwollen mit so viel zurückstoßendem Frost in Einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewählt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verschmäht, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von Weitem, setzte sich an Allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir Andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

„Was ist das?“ sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine schwere Gewalt hat mich, Mitwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufsuchen, und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen servirt war. Der Name des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu hundert Personen vergrößert. Außer den oben erwähnten waren noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Avanturier aus Palermo, der Uniform trug und sich für einen Kapitain ausgab, zu uns gestoßen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Jacketn nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung der Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, daß alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielerei hinausliefen; der Abbé, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man sein Urtheil über diese Dinge zurückhalten müsse; während denen unterbrach sich der russische Offizier mit den Frauenzimmern, und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einem Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. „Sie haben vorhin die Bravour gelästert, es mit allen Geistern aufzunehmen — Wollen Sie es mit einem versuchen?“

„Topp!“ sagte der Abbé — „wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen beredsichaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sicilianer (indem er sich gegen uns kehrte) „wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft.“

„Ich stehe nicht für den Ausgang,“ sagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ schrien die Frauenzimmer an dem Tische, und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

„Lassen Sie Ihren Geist kommen,“ sagte der Abbé trotzig, „aber warnen Sie ihn vorher, daß er hier seine Klingen gibt“ (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sicilianer kalt. „wenn Sie nachher noch Lust dazu haben.“ Hier kehrte er sich zum Prinzen. „Gnädigster Herr,“ sagte er zu diesem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen — können Sie vermuthen, in welchen?“

„Nein.“

„Rathen Sie auch auf Niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken“ —

„Würden Sie die Person ertennen, wenn Sie sie vor sich sähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier schlug der Sicilianer seinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Ist es diese?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie gesehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sicilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter dem Mantel. „War es diejenige Person, die Sie meynen?“ fragte die ganze Gesellschaft.

„Die nämliche.“

Hier veränderte sich jedes Gesicht, man hörte auf zu lachen, Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernsthaft,“ sagte der Engländer, „ich rath Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe,“ schrie der Franzose, und lief aus dem Hause — die Frauenzimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saale — der Wirthsleute folgte ihnen — der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel — der Rest blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Grospsprecher zum Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten?“

„Es ist wahr,“ sagte der Sicilianer. „Mir dem Abbé war es mein Ernst nicht. Ich habe ihm kein Wort genommen, weil ich wohl wußte, daß die

Memme es nicht so weit würde kommen lassen. Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um blos einen Scherz damit aufzuführen."

„Sie räumen also doch ein, daß sie in Ihrer Gewalt ist?"

Der Magier schwieg eine lange Zeit, und schien den Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja," antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchsten Grad gespannt. Dieß war jederzeit seine Lieblingsschwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung des Armeniers hatten sich alle Ihren wire der bei ihm gemehrt, die seine weitere Vernunft und eine bessere Lektüre so lange abgewiesen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor sich," fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen ersten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute, und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie sich dieses große Verdienst um mich erwerben?"

„Was verlangen Sie von mir?" sagte der Magier mit Bedenken.

„Nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen."

„Wozu soll das führen?"

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekannt schaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin."

„Ich schätze Sie über Alles, durchlauchtigster Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick unwiderstehlich an Sie gebunden. Sie sind mächtiger, als Sie selbst wissen. Sie haben unsre beschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —

„Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen."

„Aber ich muß erst gewiß seyn, daß Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche."

„Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit."

Hier verließen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo sie nicht weiter überhöret konnte. Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz ist ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat."

„Es wird darauf ankommen," sagte ich, „wie er sich aus dem Handel zieht."

„Wissen Sie was?" sagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel sich restbar. Erweist seine Kunst nicht augenblicklich, bis er Geld klingen hört. Es sind unser Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals, und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen."

„Ja bis's zufrieden."

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Runde herum. Jeder gab einige Louis; dem Russen gefiel unser Vorschlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Engländer erschrak. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte," sagte der Engländer, „bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, daß er uns eine Probe seiner Kunst lehen lasse und diesen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit annehme." Der Prinz legte noch einen sechsten Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieser bedachte sich einige Sekunden — „Meine Herren," fing er darauf an, „diese Großmuth erniedrigt mich — aber ich gehe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch soll erfüllt werden, sindern es eine Glocke geg. Was dieses Geld betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächsten Benefizkonzertsaale für wilde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schätzbares Denkmal, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll."

Hier kam der Wirth, dem er das Geld sogleich überlieferte.

„Und er ist dennoch ein Schurke," sagte mir der Engländer ins Ohr. „Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist."

„Was verlangen Sie?" fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — Lieber gleich einen großen Mann," rief der Lord. „Fordern Sie den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig kosten."

Der Sicilianer biß sich in die Lippen — „Ich darf keinen eitlern, der die Weiber empfangen hat."

„Das ist schimm," sagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist."

„Der Marquis von Langy," nahm der Prinz jetzt das Wort, „war französischer Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrauester Freund. In der Batalle bei Hastenbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn noch meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich." „Prinz," fing er an, „ich werde mein Vaterland nicht wieder sehen, erfahren Sie also ein Geheimniß, wozu Niemand, als ich, den Schlüssel hat. In einem Kloster auf der Spanischen Grenze lebt eine — — Hier verschied er. Die Hand des Todes zerrannte den Faden seiner Rede, ich möchte ihn hier haben, und die Fortsetzung hören."

„Wie! gefordert, bei Gott!" rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für den größten Künstler des Erdbodens, wenn Sie diese Aufgabe lösen."

Wie verwunderten die stummeste Wahl des Prinzen, und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magier mit starken Schritten auf und nieder, und schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlassen hatte?"

„Alles."

„Thaten Sie keine weitern Nachfragen deßwegen in seinem Vaterlande?"

„Sie waren alle vergebens."

„Der Marquis von Langy hatte unstabelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen."

„Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend."

„Tragen Sie irgend etwas ein Andenken von ihm bei sich?"

„Ja" — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt).

„Ich verlange es nicht zu wissen — — lassen Sie mich allein. Sie sollen den Verstorbenen sehen."

Wir wurden gehetzt, und so lange in den andern

Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zu gleich hieß er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben, und die Laden auf das Genauste verschließen. Dem Wirth, mit dem er schon vertraut zu sein schien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir wegingen, nahm er von Jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach elf Uhr, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Rusle, ob wir geladene Pistolen bei uns hätten? — „Bloß!“ sagte ich — „Ob ich auf alle Fälle,“ versetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen.“ Er entfernte sich. Der Baron von F. und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern, und ein Geräusch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war bald nur eine Muthmaßung, und ich getraute mir nicht, sie für wahr anzunehmen. Der Rusle kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie im Stuart laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien, und uns anfündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde, wie das erstemal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle zehn bequem fassen konnte. Rings herum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreise errichtet, unter welchem ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Todtenkopfe aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Kruzifix war darauf fest gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen Kapsel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, davon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menschenhaaren, um die Enden hatte er eine weiße Schärpe geschlagen, die mit gebeimen Chiffern und fumbellischen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Engländer und mich setzten und Beide sahen er das weiße Mißtrauen zu hegen) erschien, zwei bloße Degen unter rückt und kreuzweise, einen Zoll hoch, über seinem Scheitel zu halten, so lange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond um ihn herum, der russische Offizier drängte sich nicht an den Engländer, und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier erst auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden, und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, daß sie ihm jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal streckte er nach dem Kruzifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir Alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schlösser klangen, alle Thüren schlugen zusammen, der Deckel an der Kapsel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand, über dem Kamine, zeigte sich eine menschliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beschwörer, „der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet.“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr großen Zwischenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr diese Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, daß Du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast.“

„In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt — — —“

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür sprang freiwillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Gestalt, blutig und blaß, wie die erste, aber fürchterlicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an, wieder zu brennen, und der Saal wurde helle wie zuvor. „Wer ist unter uns?“ rief der Magier erschrocken, und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — „Doch hab' ich nicht gewollt.“ Die Gestalt ging mit majestätischem leisen Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, und uns gegenüber, und faßte das Kruzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ fragte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riß sie mir aus der Hand, und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erflammen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Gestalt berührte seinen Arm und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiß auf meine Stirn. Baron F. gestand uns nachher, daß er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen fest auf die Erscheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich,“ rief er endlich voll Rührung aus. „Du bist Lanoy. Du bist mein Freund — — Wieder kommst Du?“

„Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloster, das Du mir bezeichnet hast?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du bist Vater geworden?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Bist Du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen?“

„Keinen, als an dich selbst zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirst Du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine

schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerflossen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Jeg sah einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus seiner Betäubung zurück. „Wo sind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm, und sah ihm über die Schulter. „Taschenspieler,“ sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm; „Du wirst keinen Geist mehr rufen.“

Der Sizilianer bebte sich um, sah ihm genauer ins Gesicht, that einen lauten Schrei, und stürzte zu seinen Füßen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Verwunderung hatten uns Alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnißvolle Wesen an, das und mit einem Blicke stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dieß Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige ernsthafte Schläge an die Thür brachten und endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir sie ja beisammen!“ rief der Anführer, und wandte sich zu seinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ja verhafte euch.“ Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umzingelt. Der russischer Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite, und soviel mir diese Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Sie mit diesen Betrüger verwechselt habe. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mich, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den Sizilianer ergriff er, wohl zu bewachen und zu binden. „Der Bursche da ist überreif,“ setzte er hinzu. „Wir haben schon vieren Monate auf ihn gelauert.“

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweifachen Geistererscheinung und dieser unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit ausgestarrt und stier in einem todtenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Rasenwuthen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustande, und unternahm es, seine Entlassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

„Gnädigster Herr,“ sagte dieser. „wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so ernsthaft verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir hatten seine Heisershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdessen sahen wir auch den Wirth nebst seinen Hausgenossen mit Stricken gebunden über den Hof führen. — „Auch dieser!“ rief der Prinz. „Was hat denn dieser verschuldet?“ — „Er war sein Mitschuldiger und Helfer.“ antwortete der Anführer der Häscher, „der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behülflich gewesen, und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie Abergenug seyn, gnädigster Herr“ (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). „Man durchsuche das ganze Haus, und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt sahe sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war unerbittlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich forttreiben. Ich eilte ans Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigelockt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte den Prinzen dieses vor. „Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er unsichtbar die Schlacht besser als wir, und alle unser Nachforschungen werden vergebens seyn. Lieber lassen Sie uns doch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann und dieser Gerichtsdiener etwas Nähres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ungekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, und in der Geschwindigkeit in unsere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thür versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisirmaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrisirmaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kruzifixe Kommunikation hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüberstand, war durchbrochen, und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine geworfen war. Vom Dachboden und aus dem Keller wurden man verschiedene Trommeln, worin an große steinerne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Gerüsch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sizilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Pinseln und Blasen. Prostperus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenspan, Terpentin und einen Degen. „Laß doch sehen, ob sie geladen sind,“ sagte einer von den Häschern, indem er einen von den Terzerolen nahm, und auf Kamin abfeuerte. „Jesus Maria!“ rief eine dicke menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblicke fuhren wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist!“ rief der Engländer, während daß wir Andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast gesündiget, was du nicht warst; jetzt wirst Du seyn, was Du scheinest.“

„Jesus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm

das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist Du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barbier,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —“

„Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast Du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinausschauen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?“

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm heraus zu bringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Aufseher des Häuschen gewendet.

„Sie haben uns,“ sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, „Sie haben uns und den Häuden eines Verräthers gerettet, und uns, ohne und noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsre Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Aufseher der Häuser mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meyne ich, der Sie vorhin bey Seite zog. Ihnen etwas Schriftliches vorwies, und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich weiter losbanden.“

„Sie kennen diesen Herrn also nicht?“ fragte der Häuser wieder. „Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?“

„Nein,“ sagte der Prinz — „und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Ihr,“ antwortete der Häuser, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen.“

„Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie ihn selbst und uns Alle für unsichtbar erklärten?“

„Allerdings, durch ein einziges Wort.“

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte.“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr“ — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — „Sie sind zu großmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition.“

„Der Staatsinquisition! — Dieser! —“

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieser Mensch, sagten Sie? Esist möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich bisher gefänglich worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften.“

Wir sahen uns mit noch größerm Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihn näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei, und stürzte zu seinen Füßen —“

„Nimmermehr,“ rief der Prinz. „Dieser Mensch ist Alles, was er seyn will, und Alles, was der Augenblick will, das er seyn soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Scharfsinn erfahren. Dahin Sie den Sicilianer zusammenstürzten, als er ihm die Worte ins Ohr sagte: Du wirst seinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Das man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich Niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen können,“ sagte der Lord, „wenn uns dieser Herr (sich zu dem Aufseher der Gerichtsdiener wendend) Gesellschaft verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen.“

Der Aufseher der Häuser versprach es und, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihm gleich den andern Morgen aufsuchen wollen. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (dieß war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdiener abgeschickt hatte, und nach dem Gefängnisse zu führen. Ihr habt vergessen zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Da er verunglückt oder gestohlen, oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit sehr schwermüthig gewesen, und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern diesen Umgang gepflegt. Dieß brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen seyn möchte, und sich katholisch gemacht hätte, und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr intrigant oder sehr gleichgültig dachte, so ließ er's, nach einigen fruchtlosen Nachforschungen, dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Festzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, anzuziehen, ließ sich der Bannaier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor. Der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden. Französisch und auch etwas Deutsch sprach. Übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Bezug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängnisse, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, von der Gerichtsdiener sogte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Markuspallastes, worin die unglücklichen Verbrecher vor der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt, und fand einerdienstig auf, als er den Prinzen aufsuchig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei

durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thür.

„Ich komme," sagte der Prinz, „über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen."

„Meine Rolle ist ausgespielt," versetzte der Sicilianer. „Mein Schicksal steht in Ihren Händen."

„Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, die es errichten kann."

„Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?"

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein hohes Pastellgemälde hinter einem Glase, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild selbst wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthofe in Beschlag genommen hat."

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen, und gerade auf den Armenier rathen?"

„Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit hitzes veranlassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weise in der Gegend Bekanntschaft, aus welchem er noch und noch so viel zu ziehen wußte, als mir zu wissen nöthig war."

„Wo ist dieser Jäger?" fragte der Prinz. „Ich vermisse ihn, und ganz gewiß wissen Sie um seine Entweichung."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringste davon weiß, gnädigster Herr. Ich selbst hab' ihn nie gesehen, und nie eine andere Absicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete."

„Fahren Sie fort," sagte der Prinz.

„Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloß ich mich, sie zu nützen. Sie sehen, gnädigster Herr, daß ich aufrichtig bin. Da wußte von Ihrer verdächtigen Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verlassen, und ein Schächtel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen."

„Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schächtel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schächtel, sagen Sie, wäre mir entfallen?"

„Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, um schnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perlen, bei der Sie die Letternleere nahmen, war im Verständniß mit mir. Sie ließ Sie aus dem Gesichte ziehen, wo keine Miene zu holen war, und der Schächtel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde."

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barrischermönch, der sich mir in den Weg warf, und mich so feierlich anredete?"

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verkleidung schon manche gute Dienste geleistet."

„Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an?"

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen sollte."

„Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende sinnliche Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung?"

„Das Mädchen, welches die Königin vorstellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte bekannt zu seyn, und, verzeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Armenier sich mich bestimmte, daß Sie bereits schon genug seyn würden, mannichfache Anstrengungen zu verschmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu spähen."

„In der That," rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung, indem er mir besonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That," rief er aus, „das habe ich nicht erwartet." *)

„Aber," fuhr der Prinz nach einem langen Stillschweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien?"

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden."

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns sie gewahr wurde?" fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern sich, gnädigster Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dielen, welche man wegzuheben, neben demjenigen Fenster anbringen zu lassen, wo die Laterna magica eingestellt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieser Fensterladen nicht sogleich ins Gesichte fiel. Uebrigens hatte die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war."

„Mir kam vor," fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe des Saals eine Leiter aufgehen, als ich in dem andern Portillen auf dem Fenster sah. War dem wirklich so?"

*) Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese ja den Rücken des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zusammen genommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieses Armeniers sogleich die verdächtige Ansicht der Zauberkünstlern in Macbeth: Heil dir, Banquo's Stamm, der einst König seyn wird! dabei einfallen ist; und vermuthlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Verstellung auf eine feierliche ungewöhnliche Art in die Sache gebracht worden, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbe anschließen, und in einen gewissen Rapport mit ihr liegen. Der Sicilianer, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, daß er ihn merken ließ, sein Stand sey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber so sehr die Sache auch Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurückkommt, auf welchen sie Anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der sicherlichen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden.

Anm. des Herausg.

„Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gebäude zu dem bewußten Fenster emporkletterte, um die Zauberlaterne zu hintragen.“

„Die Gestalt,“ fuhr der Prinz fort, „schien wirklich eine sichtbare Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, daß sie sehr blond war. War dieses bloßer Zufall, oder war der schärfste Sie derselbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern sich, daß Sie über Tische eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in [illegible] über Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus schloß ich, daß es vielleicht die Dose sein möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut ins Auge gefaßt, und weil ich an Zeichnen sehr gelübt, auch im Treffen sehr glücklich bin, so war es mir ein Leichtes, dem Bilde diese sonderbare Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr ins Auge fallen.“

„Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen. — “

„So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Raum, der von ihrem Scheine bekleidet war.“

„Und der Mensch, welcher aus dem Zelte herausstürzte, antwortete also für die Erscheinung?“

„Quen liefer.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dieses brauchte er auch nicht. Sie besinnen sich, gnädigster Prinz, daß ich Ihnen allen auf das Strenge sie verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihm fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Verseh vorfalle, ließ ich ihm große Pausen beobachten, die er an Sechzehn einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Pferde Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dieß geschah ohne Zweifel — “

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erfrierens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu sein glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber so lange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus stammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figuren an der Wand gewahr, die sich längst darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?“

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidenen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Kruzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie behalten uns, dem Grafen von O** und mir,“ sagte Lord Seymour, „zwei bloße Dogen Kreuzweis über Ihrem Scheitel zu halten, so lange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses?“

„Zu nichts weiter, als um Sie Beide, denen ich am wenigsten traute, während des ganzen Aktus zu beschäftigen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen auch dreistlich einen Zoll noch bestimmte; dadurch, daß Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Füße davon zu ziehen, wo ich sie nicht gern haben wollte. Meinen sattsamen Feind hatte ich damals noch gar nicht im Auge gefaßt.“

„Ich gestehe,“ rief Lord Seymour, „daß dieß vorsätzlig gethanlet heißt — aber warum mußten wir ausgeleitet sein?“

„Blos um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen.“

„Die zweite Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Worte kommen,“ sagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?“

„Benahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Noth, ob Sie mir auch Alles gesagt, was Ihnen der Verstorbene aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande getrauen; dieses fand ich nöthig, um nicht gegen Thatsachen anzustoßen, die der Auftrag meines Geistes hätten widerrufen können. Ich fragte, gewisser Ursachen willen, ob der Verstorbene unglücklich gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber diese Sache,“ fing der Prinz nach einigen Stillschweigen an, „haben Sie mir einen beständigen Aufschub gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und — “

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so verschieden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie nieder-stürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniß mit dieser zweiten Erscheinung?“

„Gnädigster Prinz — “

„Als Sie ihm genauer ins Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz“ — — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger, und sah und Alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schrecklich Wesen.“

„Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, und die Wahrheit zu verhehlen.“ —

„Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht?“

„Wo? Wer?“ riefen wir Alle zugleich, und schauten uns bald lachend, bald bestürzt im Zimmer um — „Das ist ja nicht möglich.“

„O! diesem Menschen — oder wer er sein mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind.“

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, was für er sich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sei? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten gewesen, wie Viele behaupten, und dort auf einer Katakombe seine verborgene Weisheit gehohlt habe, will ich weder bejahen noch verneis

ren. Bei uns kennt man sie nur unter dem Namen des Untergebirgen. Wie oft, gnn Herrgott, sahen Sie sie?"

„Nach den Anderen Verlusten zu urtheilen, muß es deren wenigstens zwölftausend seyn."

„Und wie alt denken Sie, daß sie sey?"

„Man weiß es nicht genau."

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß sie nach ein Paarzahl von siebenzehn Jahren weiß, als wir unsere Großmutter von sechzehn Wintermonaten erzählen, bey der abgepfiffte in den den Alpe, wenn er zwei zu seine Schritt, in Jamaika gelesen hat,"

„Das ist Unerhört, unglaublich und Unerwiesen."

„Nicht um einen Zoll. Hellen wird viele Zeitalte sieht, so weiße Jahren Bürgen Gelten, deren ehrwürdigst Ansehen Ihnen einen Zweifel mehr daran lassen sollte. Es gibt Anmerkungen Leute, die sich erinnern, über in verschiedenen Weltumseglern zu gehen der Zeit gelesen zu haben. Kaiser Degrok Prinz kann sich herabsetzen, sein Stab eine Kanne nehmen. Sein Haar lang ist. Sein Stock geht unter, worauf er sich beschäftigt. Die Zeit wird schwer an ihm Macht zu verlieren. Die Jahre drücken seine Ehre nicht auf, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der die Epoche wissen soll, wie alt die Welt von ihm berichtet werden, seine Schätzel besitzt seine Bücher, von allen Staaten des Tages wird man nur eine einzige, Herr sie es nicht dem ist, in welcher Nummer sie erschien, in welchem er sein ehrliches Gesicht verloren hat."

„Sie!" sagte der Prinz. „Und was ist doch sie eine Fremde?"

„Die größte in der Welt. Gestalt die Stadt den gestrigen Tag sind, gestiegt er den Unterlagen nicht mehr. Wie es auch sein mag, es muß fort, weiters Gesichte ist auch verwiesen, es muß es abbrechen. Die so staatliche Stadtmeldung weiß sie und den Namen der Jerusalem, weiß sie sind selbst vom Mond, und wissen sie auch und den Zeitlang! abreden. Niemand weiß, wo er denn hingehet, und auch es zu vermuthen. Niemand weiß es, über darum zu bleiben sein, sich vermehrt, und zu folgen, denn seine Gesichtsschaar zeigen sie auf einmal. Schon viele aufständische Fremde sichtet, in einen so finstern und schrecklichen Zeitalter, als wir jetzt gelassen, das Jahren der Welt verschlafen, das Jahren der Welt verschlafen, eben sie angesehen. Diese viele Lebenslicht reicht seine gestrige das verschiedene Gesichte, und Alle, die um sie sind, erinnern sich ihrer Anwesenheit Jahrhunderte seine Wiederkunft, ehne es nur zu wissen. Ich sah sie Zeitlang zu haben, ehne sie Lieder zu lesen, bevor sie es gesungen ist."

„Herr," sagte einer von ihnen, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm als seiner Jugendlichkeit?"

„Nicht, als daß er blind und abgestorben aussieht, stammelnd und am Mundt. Der eine schwarzhaarige Tapezierer aufgestanden, eine eine spanische Tapete zu reden. Einige andere Bartscheeren auf seinen Kinnen reichen, Einige andere Bartscheeren auf seinen Kinnen reichen, Einige andere Bartscheeren auf seinen Kinnen reichen,

und seiner Familie in einer sehr erniedrigten Angelegenheit nimmer wohl gar einmal verächtig machte, und eine unsrer geliebtesten Weibsperson verhindert einen Ausfall, dem einmal zu erhalten, wovor alle natürlichen Mittel erschöpft erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er bekümmernd hinzu, wäre auch vielleicht Ursache daran, und als den Gedanken seiner Reue und seinem ganzen übrigen Glück zu retten.

Die Sache stand aber vermöge der eingeschränkten Lage, worin sich Graf Cagliostro nach, in seine Vaterland versetzt, und einer darauf mit der einzigen Tochter eines wohlhabenden adelichen Hauses, von C***tti, zu vollziehen, wirklich seine Familien schon sein bey Gesandt hatte. Einem Kinder-Hofmeisterwesen waren, von zwey unmündigen Söhnen der verstorbenen Gräfin Cagliostro, und in die Hände des ältesten Bruders, Hieronimo, so viel dieser älteren Bruder, dalle mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, nun zum ansehnlichen sieben Jahren vor der Gegenwart, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines wohlhabenden adelichen Hauses, von C***tti, zu vollziehen, worüber beide Familien schon sein bey Gesandt hatte. Einem Kinder-Hofmeisterwesen waren, von zwey unmündigen Söhnen der verstorbenen Gräfin Cagliostro, und in die Hände des ältesten Bruders, Hieronimo, so viel dieser älteren Bruder, dalle mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, nun zum ansehnlichen sieben Jahren vor der Gegenwart, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines wohlhabenden adelichen Hauses, von C***tti, zu vollziehen, worüber beide Familien schon sein bey Gesandt hatte.

Hieronimo bei M***ese und Antonie C***tti waren mit einander übereingekommen worden, und der zweyjährige Zwischenraum hatte es nothwendig angeführt, daß er verändert, und Hieronimo etwas so treu und eben so freundig in die Arme seiner Braut geführt, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

„Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht verraucht, und die Anstalten zur Vermählung machten auf das Lebhafteste bemerkt, als der Palastigan – verschwand. Er pflegte hierin ganze Wochen auf einem Landsitz zuzubringen, daß die Aufsicht auch Mehr hatte, und sich so gemeinlich mit einer Wasserfahrt zu verspätigen. Nach einem solchen Ausflug gelang es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus. Zuletzt ging suchten ihn auf der See, Niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn alle seinen begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen – es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jerome. Allen Ernst fing man an, den abenteuerlichen Menschenhasser Neum zu achten, als die Nachricht einlief, ein elegant eleganter Kutter habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet und verschiedene von den Einwohnern seyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwey Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen, der alte Marquese bedingt sich die erste, entschließt, seinen Sohn mit Gewalt zurückzuholen, oder zu sterben. Am dritten Morgen erwachen sie den Sonnen, wo welchen sie den Verdruß des Windes vor sich haben; sie kommen ihm so nahe, daß Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem freundlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander treibt. Mit Mühe halten sich die beschädigten Schiffe auf; aber die Nacht ist verschwunden, und die Noth gelingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; tröstlich tauft sich bey alle Menschen die ein-

gesamm Hoffnung auf; man schweigt sie das traurig der junges Gelübt."

„Fünf Jahre sahen in trostlosen Erinnerungen hin. Nachrichten schlichen längst den ganzen barbarischen Küste; unsrenner Preise wurden sie der Zeit bey jungen Menschen gewesen; aber Niemand wollte sich, sie zu verbürgen. Endlich hier es bey der wahrscheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Mehrere sich zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft an den Ufern umgekommen sey."

„Es schwebte diese Vermuthung weit, so strikte sie doch noch viel zur Gewißheit, und nichts bestätigte die Hoffnung, daß entgegen, daß der Verlorne nicht einmal wieder Lorenzo werden könne. Er erlebte nun, er wäre es nicht mehr, so sey es mit dem jüngsten der Familie, aber der zweite Bruder wurde dem ersten Chemie entlassen. und in die Arme des Erstgeborenen eintreten. Er wurde darauf die Herrschaften gegen den Letzteren zu erlauben, so sie wieder Bruder und der andere Sohn der Familie, durch eine so weit getriebene Gewissenhaftigkeit, der Gefahr des Aussterbens aussetzen werden. Graf und Alter schrieben den alten Marquese dem Grabe, mit seinem den verstorbenen Bruder sanfte Hoffnung, den Verschwundenen wiederzugeben; er sah den Unterjagung seines Hauses, der durch eine fremde Ungerechtigkeit zu verderben war, wenn er sich nämlich nun entschließen wollte, den jüngsten Bruder auf Unkosten des älteren zu begünstigen. Um seine Verwandung mit dem gräflichen Hause von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name gelöscht zu werden; der Zwist beider Familien war auf gleiche Art erreicht. Gräfin Victorie machte nun Lorenzo's einer Jerome's Partie bedeu. Die sonderbare Wahrheit einer Wiedererscheinung des Letzteren kam gegen das gewisse und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in seine Betrachtung, und der alte Marquese, der bey Annäherung des Todes mit jedem Tage älter wurde, wünschte nur Ungestört, von dieser Unruhe wenigstens frei zu werden."

„Wer diesen Entwurf allein verfertigte und am beruhigendsten bestätigte, war Lorenzo, der sich Mühe bey gewann — Lorenzo. Ungeachtet von dem Arg unternehmlichen Gräfen, unempfindlich selig gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfs, das seinen Augen überliebt werden sollte, weigerte er sich mit der abenteuerlichen Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu betrauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum gutherzigen Hände. Ja bey Gesellschaft meinte theuren Jerome. Sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon überstanden genug, daß ist ist noch durch einen Todesfall verdienen hätte, der ihn am Ziel reinigt, was ihm das Uebrigste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiedersehen anflehen, wenn sein Blut in meinen Armen liegt! Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbrächte, entgegen eilen? Und gelingt, er ist auch auf einen rechtlichen, weitweg Mangel wir sein Lebenden weiter ertragen, als wenn uns die Thür eines unausgelöst lassen. Die sein Tod in unsrem Hirtel gewissen hat? als wenn wir alle unsere Hoffnungen auf seinen Grabe opferten. und daß, weil sie uns, gleich einem Heiligthume unantastbar lassen sie?"

„Aber alle Gründe, welche die beklemmte Dankbarkeit entband, waren nicht vermögend, den alten Marquese mit der Ihre aufzuführen, einen Sturm erdichten zu lassen. Er verwies neun Jahrzehnte gelebt, Alles, was Lorenz ihm abgewann, war

noch eine Friſt von zwei Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altare führte. Während dieſer Zeitraum wurden die Nachforſchungen auf Sizilien fortgeſetzt. Corenzo ſelbſt that verſchiedene Reiſen hin, ſogar ſeine Perſon wurden geſucht, ihre Mühe, ſeine Reiſen wurden gethan, den Verſicherungen waren wiederholt.

„Und Gräfin Antonia?“ fragte der Prinz. „Von ihrem Zuſtande ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antonien's Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die unbeſchreibliche Großmuth der beleidigten Liebe rührte ſie; ſie ſtellte ſich eingenommen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen, wußte ſie ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Ehemann ſchien in eben dem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anhänglichkeit auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden benachtet er ihre ſtillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein gütliches Mittel trat unerwartet an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verſtellerische Empfindung hintergieng ihn, und eine wüthende Leidenſchaft fing an, ihn die Kaſteyung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt ohne Beyſpiel geweſen war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten der Liebe gab er den Eingebungen ſeines Gewiſſens Gehör; er eilte zu ihr, bey der engliſchen Oper gegen die Mittheilung der Tugend in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über ſeine Leidenſchaft davon trug, zeigte ihm ihrer um ſo würdiger, und die Grauſamkeit, mit der er ſie aufopferte, wurde nur dann, ihre Widerſetzlichkeit jenen Entſchuldigung zu benutzen.“

„Er fuhren die Sachen, als der Chevalier mich beſuchte, ihn auf ſeinen Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gemahls bewirkte mir die ſanfte Einladung, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht verhehlen, daß noch angenehmer, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gethan war, meinen Namen unter den heutigen Tagen berühmt zu machen, welches mir dazu beytrugen mußte, das Vertrauen des alten Mannes zu vermehren, und ſeine Erwartungen von mir zu erfüllen. Wie weit es mir damit gerathen, und welche Wege ich dabey gegangen, erfahren Sie mir zu erzählen, und den Geſchäftsmann, der ich ihnen bereits geſehen, können Sie auf alles Uebrige ſchließen. Da ich mir alle möglichen Mühe zu Nutze machte, die ſich in der ſehr anſtändigen Dienſtheit des Mannes befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden, und mein Syſtem von der anderweiten Welt mit den abenteuerlichſten Erfindungen aufzuſtutzen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hatte einen ſo unerſchütterlich auf die Prophezeyungen der Propheyſchen mit Salomanduinen und Salphiden, als auf einen Artikel des Kanons geſchworen. Da er überdies ſehr reizbarer war, und ſeine Anlage zum Glauben in das Geiſter ſo einen hohen Grade aufgeblaſet hatte, ſo fanden meine Mährchen bey ihm deſto leichter Eingang, und gelegt hatte ich ihn mit Mediziner ſo zum Beſten und umwunden, daß nichts mehr bey ihm Kur thun durfte, ſobald es nöthig war. In Kurzem war ich der angebetete Apoll... Hamlet. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exiſtenz der menſchlichen Natur, und der Umgang mit höhern Weſen, mein Gewährsmann der unſichtbare Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die ſeit dem Verluſte ihrer Geſichten abwechſlen mehr in der Geſellſchaft als in der wirklichen lebte, und überhaupt eine große Neigung zu Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit ſogenannem Wohlthogen auf; ja ſogar die Dienerin trat häufig hantierend im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eines meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

„Ungefähr zwei Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Lieber Gram wollte ſich auf ſeinem Geſichte, als ſeine Züge waren verſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

„Kapitän,“ ſagte er, „mit mir iſt es verlor. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Mylord Jemand. Chevalier? Was haben Sie?“

„O dieſe ſchrecklichen Todesſchuß! Ihre habe es mit Heftigkeit von dem Finſter auf, und warf ſich in meine Arme). — Ich habe ſie bethaupt, wie ein Mann — Ich kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebſter Freund, als an Ihnen? Stehe nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie?“

„Vater! Familie! Was iſt mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, ohne eines herzenlige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und weichen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! Ging' es noch bis ans Ende der Welt. Ich muß weinen Bruder finden.“

„Wie? Noch ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen hatt ſie langſt. Aber noch in ferne? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, ſo lange noch ein Schimmer dieſer Hoffnung in Antonien's Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, Gnaden meiner Mutter endern — Aber umſonſt! Mein Schickſal muß elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen.“

„Iſt es denn Gewißheit alſo, die Ein glücklich machen kann?“

„Gluckſal? O ich wenigſtens, ob ich es je wieder ihm kann? — Aber Ungewißheit iſt die ſchrecklichſte Verdammniß! Mein einziges Gluckſeligkeit mißgabe ich ſich, und fuhr mit Verwuth fort). Doch es meine Liebe! — Kann ſie ihn glücklich machen, dieſe Treue, die das Elend eines Bruders macht? Gut ein Leichtſinn eines Leben retten, Gewiſſen, der nicht mehr genehen kann? — Wächte es meine Qual — (hier ſing er an, heftig zu weinen, und drückte ſein Geſicht auf meine Brust) vorbeten — ja vorbeten wäre es ſo ſelig in meine Arme führen.“

„Wer ſeine dieſer Wunſch ſo ganz unerfüllbar ſeyn?“

„Freund! Was ſagen Sie? — Er ſah mich ein ſprechen an.“

„Was geringere Anſtöße,“ fuhr ich fort, „haben die Angſtlichkeiten in das Schickſal der Menſchen verflochten. Sollte das ganze gräßliche Glück eines Menſchen — eines Bruders —“

„Das ganze gräßliche Glück! O das ſagt' ich! Wie wahr haben Sie geſagt! Meine ganze Glückſeligkeit!“

„Und der Rube einer trauernden Familie ſeine wüthige Anſtrengung ſeyn? Gewiß: wenn je eine gräßliche Angſtgrabet dazu berechtigen kann, die

Ruhe der Geiſter zu ſtören — von einer Gewalt ſo brennt zu machen —“

„Um Gottes willen, Fremde! unterbrach er mich, nichts mehr davon! Genug wohl, ich geſteh' es, trägt ich einen ſolchen Gedanken — mir könnt' es ſagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längſt als thöricht und abſcheulich verworfen.“

„Sie leben von ſtarke,“ fuhr der Sicilianer fort, „Worten und bleibt ſtehen. In deutſche mich, die Beherrſchungen bey Natürel zu ſprechen, welches mir manch auch gelang. Es ward beſtätigen, den Geiſt des Verſtorbenen zu hören, wenn ich war nur vierzehn Tage Zeit anbringe, an mich, wie ich vorgab, wichtig herauf verzuberiren. Nachdem die Zeit zu Ende verſtrichen und meine Maſchinen gehörig gerichtet waren, bewegte ich einen Hauptſchlauch Mann. Wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich verſammelt war, that die Einwilligung dazu erfolgten, aber ſie vielmehr unverwandt haben zu leiden, daß ſie ſelbſt dieſe Worte an mich that. Den ſchwerſten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch ſo wichtig war; aber hier kam uns der ſchwärmeriſche Zug ihrer Leidenſchaft zu Hülfe, und verlockte mehr noch ein ſchwacher Schein war von Hoffnung, daß der Verſtorbene noch lebte, und auf den Rat nicht erſcheinen werde. Mademoiſelle in die Ecke ſetzte, Zuverlet in meine Kunſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu beſeitigen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angeſetzt. Gebeten, die bis in die Mitternacht verklingen werden mußten, Faſten, Bäder, Einſalbung und mehrfacher Kleider nicht waren, verwunden mit dem Getränke eines gewiſſen noch unbekannten muſikaliſchen Inſtruments, daß ich in ähnlichen Fällen ſehr wirkſam fand, die Vorbereitungen zu dieſem feyerlichen Akt, welche auch ſo ſehr nach Wunſche einſchlugen, daß die fantaſtiſche Begeiſterung meiner Zuhörer meine eigene Phantaſie ertegte, und die Illuſion mehr wenig verwehrte, zu der ich mich bei dieſer Gelegenheit aufgeben mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich erwarte,“ rief der Prinz, „wenn Sie und jetzt aufhören werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort —“

„Mein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſche vorüber.“

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?“

„Mächten Sie nicht,“ antwortete der Sicilianer, „der Armenier wird nur zu gering erſcheinen.“

„Ja laſſt mich in ſeine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ſtarken auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marquis, die junge Gräfin nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Vertraute waren gegegen. Die Gruft leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedene Umſtände, die ich da von ihm vorfand, ſtarrn mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Tiſch ſtand verſehen in barbariſchen Geheimniſſen, eine tiefe Muſik am Halle. Sie bemerken,“ ſagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Muthmaßung ging, die ihn in den Meiſten hatte aufkommen laſſen; weil ich Urſache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Gemütsverfaſſung der Perſon ſtark nicht wenig verwirren würde; ſo wie mir im Gegenteil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu genaueine bereits Annäherung an das Natürliche.“

„Ja allerdings, das hat ihre richtig gewirkt war,“ ſagte der Prinz. „In einer Reihe außerordentlicher Erſcheinungen mußte, dünkt mir, ſich die wahre ſcheinlichere ſtören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man hoge gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dürfte weit gar verdächtig gemacht haben; denn wenn einen Geiſt erwähnen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der blos gewöhnlichen Vernunft, herausgevungen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung iſt den gläubigen eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird— denn wer wird nun das Verſtandeskräfte einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht gefunden werden kann? — Jedoch Sie unterbrechen,“ ſetzte der Prinz hinzu, „erklären Sie ihre Erſcheinung.“

„Ja ließ,“ fuhr jener fort, „die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nicht mehr ſein Anrecht auf dieſer Welt, und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm theuer wäre? Der Geiſt ſchwenkte verneint das Haupt, und ſtreckte eine ſeiner Hände gen Himmel. Die er wegging, ſtreckte er noch einen Ring von Finger, den man nach ſeiner Verſicherung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Geſicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!“ rief der Prinz mit Verwunderung. „Ihr Trauring! War wir gelungen Sie zu bieſen!“

„Ja — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — Ja hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter, —“

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchen. Sie ja den rechten, und wir kamen Sie zu bieſen. Da ihn der Verſtorbene gewiß nie von Finger brachte!“ —

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber auf einer Verſicherung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —“

„Die Ihnen war gemacht hatte?“

„Gaben vor langer Zeit.“ ſagte der Sicilianer — — „Es war ein ganz einfacher goldener Ring, mit drei Namen der jungen Gräfin, glaub' ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiters?“ ſagte der Prinz, mit ſehr aufmerkſamer und gerührtiger Miene.

„Jetzt hielt man ſich für überzeugt, daß Jemand nicht mehr am Leben ſey. Die Familie machte, vor vielen Tage an, ſeinen Tod öffentlich bekannt, und trate förmlich die Trauer um ihn an. Der Umſtand mit dem Ringe erſchreckte auch Antonien ſo ſehr, daß ſie ihre Verbindung mit dem Chevalier einen gehörig Aufſchub. Aber der Chevalier, dem dieſe Erſcheinung auf ſo gemacht, führte ſie in eine gelehrliche Krankheit, welche ihr Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig verewigt hätte. Als ſie wieder genaſen war, drohnte ſie ihm auf, den Sakriſey zu ordnen, wovon ſie nur durch die nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen ihres Bruders abgehalten, in welchen ſie ein unanſtändiges Betragen fand, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen Ihro Mutter und der Je-

milie, ihr das Jawort abzugewinnen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glücklichen Tag seyn, den der alte Marquese durch Vereinigung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

„Als einigen dieser Tag, und Lorenzo empfing seine verehrte Braut am Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl verewigte die frohen Gäste in bestverwahrten Hochzeitsaale, und eine überwahle Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Freudigkeit theilte; alle Jünglinge zum Pallaste unsers Gebieters, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich preis. Unser diesem Gedränge nun —

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung benahm unsern Ohren — —

„Unter diesem Gedränge also," fuhr er fort, „sah mich derjenige, welcher zunächst an mir saß, einen Franziskanermönch bemerken, der unter Weilen, wie eine Statue, stumm, starrend, starr und abentheuren Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Fremde, welche eingebrungen auf allen Gesichtern lagte, schien an diesem Einzigen verschwunden; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Bildsäule unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust ihrer verletzte, mir gegen Willen, was mich in dieser Augenblicke umgab, auf eine so gerne Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich bekannt allein in den Stand gesetzt worden bin, die Geschäftigkeit dieser Mönchs in der Prozessionnie des Nachts eben Sie begreifen wohl schon, daß es mit diesem und Dem Ersten Ansehen eine und dieselbe Person war; wieder zu erkennen, welches mich so sonderbarmaß unaufhaltsam würde gewesen seyn. Oft verlaßt ich, die Augen von dieser sonderbaren Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig kehrten sie wieder herauf, und fanden sie jedesmal unverändert. Ich rief meinen Nachbar an, dieser den seinigen, dieselbe Neugierde, dieselbe Verwunderung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine gedrückte Stille, den Mönch allein nicht. Der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Jeden entlegte diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand diesen einzigen Kummer im Gesichte dieses Fremdlings wieder, und Ding mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstande in der Versammlung, der ihren Gram zu verbittern, zu theilen schien. Allgemach verlief sich das Gastgelage, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlorner zu tönen, die Herren hustlen und entlud nur einzeln zu trinken, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und Alles wurde es, und immer leer an Erheiterungen Personnalität; der Mönch stand unverändert, und immer derselbe, einen finstern und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Der Tafel wurde aufgehoben, die Gäste gruppirten sich darin und drittin, die Jugend trat in einen engern Kreis zusammen, der Mönch stand unerschüttert in diesem engern Kreise. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden mochte; Niemand redete ihn an. Einen heimlichen Schauder über meinen Gedanken um die zitternde Brust herum, die einen bittersüßen Schein tiefrothen Blut auf den erwachenden Frauenlippen schuf; der Unruhige erwartete ihn nicht. Die Männer sammelten sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Doch wie unter einander da so glücklich sind," daß endlich der Greis an, der allein unter und allein den Umstehenden nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: „Daß wir so glücklich sind," sagte er, und mein Sohn Jeronimo muß seinen! — „Hast Du ihn denn gesehen, und er ist entgegentreten!" fragte der Mönch. Es war das erste Mal, daß er den Mund öffnete. Die Umstehen sahen wir ihn an.

„Ah! er ist hingegangen, wo man auf ewig entbehren," versetzte der Alte. „Verwirkungen Herr, ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronimo ist todt."

„Vielleicht scheinet er sich auch nur, sich in solcher Geistlichkeit zu zeigen." fuhr der Mönch fort — „Wer weiß, wie er anstreben mag, dem Sohn Jeronimo! — Ich bin die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Diese deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe!"

„Mich soll das scheuren!" murmelte Alles. Lorenzo verbindet die Farbe. Ich singst nicht, daß mir das Haar anfing zu steigen.

„Der Mönch war unterdessen zum Schenktische getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte — „Das Andenken meines theuren Jeronimo!" rief er. „Wer den Verstorbenen lieb hatte, true mir's nach!"

„Mehrer Ihr anschien edig, ehrwürdiger Herr," rief endlich der Bräutigam; „Ihr habt einen theuren Namen genannt. Seyn wir willkommen! — Kommt, meine Freunde! sindem er sich gegen und reichte und die Gläser herumgehen ließ) — laßt einen Freudling euch nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohns Jeronimo!"

„Mir, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so sonderbaren Worte gebracht.

„Ein Glas stehe noch voll da — Warum weigert sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen Trunk Beschaid zu thun!"

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus der Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — „Meinen vielgeliebten Bruder Jeronimo!" stammelte er, und schmerzlich setzte er's nieder.

„Daß ist meines Mörders Gesinnung," rief eine charakterische Gestalt, die auf einmal in unserer Mitte stand, mit durchdringendem Klange und entlud von gräßlichen Wunden. — —

„Wer um das Weitere fragt man mich nicht mehr," sagte der Sicilianer, als Jenen den Entsetzend in seinem Angesicht. „Meine Sinne hatten mich von dem Auftritte an verlassen. Als ich die Augen auf sie Gestalt warf, so war Jeder, der zugegen war. Da war wieder zu mir selber kommen, Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Vater brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geistliche, war aus den Sterbenden, und der kommende Greis, der von wenige Wochen nachher, an Tode folgte. Seine Geschäftigkeit legte in der Brust des Paters vorsicht, der seine letzte Beichte hörte, und eine sonderbare Menge hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit gestaltete es, daß man einen Brunnen anzuschauen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter vielem Getümmel verschüttet, und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt hinwegräumte fand, entdeckte man ein Todtengerüste. Das Haus, wo das Gräßel geschah, stehe nicht mehr; die Familie bei M**rale erloschen, und in einem Kloster, einsam Saterno, pflegt man Jenen Antonium Graf.

„Also schien nun," fuhr der Sicilianer fort, als

er ſah, daß wir noch Alle ſtumm und betreten ſtanden, und Asmund das Wort nehmen wollte. „Ehe wir nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem ruſſiſchen Oedipus, oder dieſem Franzoſenverächter, oder dieſem Armenier gründet, antworten, oder dieſem Armenier erzählt, ehe ich jetzt, da ich Urſache gehabt habe, vor einem Weibe zu zittern, daß ſich mir zweimal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.

„Verantworten Sie mir noch eine einzige Frage.“ ſagte der Prinz, und ſtand auf. „Ende Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, unwiſſend geweſen?“

„Ich weiß nicht anders.“ verſetzte der Sicilianer.

„Sie haben mir alſo wirklich für einen redlichen Mann gehalten?“

„Das that' ich, bei Gott, das that' ich.“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den verrufnen Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht gelogen, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut.“ ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und am Thurgrif weggeeilet. „Laß den Graf des Marcanti von Lauen, (ſprach er, indem er noch einmal zurückkam) den dieſer Nacht gehorn auf den Abend ſolaris ruft, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?“

— — „Ich kann ihn für nichts anders halten.“ antwortete jener.

„Kommen Sie.“ ſagte der Prinz zu mir. Der Schlieſſer trat herein. „Wir ſind fertig.“ ſagte er zu ihnen. „Sie, mein Herr, ſollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie jetzo an den Grafen gethan haben, ob er Sie jetzo ſelbſt wenn, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Hatten Sie denen gottlen Geiſt für den wahren und ächten?

„Ja? Nein, wahrhaftig, das that ich nicht mehr.“

„Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch gethan?“

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe bewegen laſſen, dieſen Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter denen Umſtänden einer ähnlichen Verwandlung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meynung fortzuſetzen? Auch denn, was man und einen von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ſich der Glaube an ſeine Wundergewalt ohne wenigſtens alle vernünftige Gründe.

„Was ein Nichtsbedeutender und von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernſthaftigkeit ins Wort. „Denn beſtimmt gewieſen Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu thun gehabt haben? —“

Nein, ſagte ich. Aber ſollte beſtimmen ſein Zeugniß —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gründe Vernunft nicht in Anſehung kommen. Verdient ein Menſch, der mich vielmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrſcheinlichkeit ſelbſt ſich erſt reinigen muß, um Glauben zu erlangen? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit aus ihrer ſelbſt wollen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Daß Ringleben ſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht beredſamlichen wollte, gegen die nie beſtrafte und nie beſtrafende Unſchuld zu klagen.“

Aber was die Gründe ſollte er haben, einen Mann, den er ſo viele Urſache hat zu haſſen, vorſetzlich zu ſchonen, ein ſo glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deswegen weniger haben? Weiß ich, in welchen Seele er mich belog? Ja geſetzt, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan, daß er ſie mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte.“

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er iſt mehr als das.“ ſagte der Prinz, „er iſt entlarvt worden. Dieſen Ring empfing er von dem Mörder, und er machte in demſelben Augenblicke gewiß kein, daß es der Mörder war. Wer, als der Mörder konnte dem Verbrecher einen Ring abzugraben haben, den dieſer gewiß nie vom Finger trug? Und ſagte er hier ganz Erzählung trotzen zu dürfen, als er ſelbſt von dem Ritter gefangen worden, und als er ſich glaubte allein, um zu täuſchen. Wozu dieſen Umſtand, wenn er nicht ſelbſt an ſich ſtörte, wo nicht verlieren ach, wenn er ſein Verſtändniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt erfunden worden, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er mußte preis zu geben für gut fand. Und ich ſollte größeres Vertrauen tragen, einen Nachtwandrigen, den ich auf jeden Lügen ertappte, lieber noch noch bei einem zu verſammeln, als die Erwahrung der Natur unterwerfen zu laſſen, die ich noch auf meiner Mißtrauen betrat?“

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir.“ verſetzte der Prinz, „ob ich gleich in Verſuchung geraten bin, einen Taſchſpieler dazu auszuſinnen zu machen.“

Aber ſagte ich.

„Erlauben Sie ſich nicht, daß die zweite Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar ſprang, daß Kryſtyn in der Hand ſahen, und auf den Teppich trat.“

Es ſchien mir's. Ja.

„Und daß Kryſtyn, ſagt und der Sicilianer, war ein Kruzifixus. Darauf ſehen ſie alſo, daß ſie eilte, ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nicht anders als unwirkſam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte freilich ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß, und welche wir Tanzſaal auf dem Altare rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette, oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umgangen ſein konnte, daß er ſchuß- und gegenfeſt war. — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.“

Es iſt wahr, ſagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte es ein Betrug vorgehen können?

„Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Gegen Sie denn einen bewaffneten Mitverſchwornen in dieſen Menſchen, daß Sie es für möglich befunden hätten, ihn zu bewegen? Unterſuchen Sie die Ku-

get, ob er sie in den Lauf brachte, die eben so gut eine geschwärzte oder auch nur eine bemalte Ebenholzgestalt seyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole oder nicht vielmehr in seine Hand fallen ließ? Was hantierte Sie — getraue er hätte sie auch wirklich scharf geladen — daß er gerade die erschossen in den andern Pavillon mit hinüber nahm, und nicht vielmehr ein anderes Paar unterschob, welches so leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie umzog, eine andere Kugel, womit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Platz fallen lassen? Welcher von allen diesen Zügen ist der unmöglichste?"

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn so auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Noch ist — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung auf's Höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, noch einigen wenigen verstoßenen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemälde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hintergehn, warum nicht um so viel mehr der Nasse, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Wortheil gemacht, immer und durchaus aufgedeckt zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Dose gemeynt seyn — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteristische des Maroniß in jener sichern Gesichtshaltung liegt, die sich auch im Grabe noch nachahmen lassen — wo bleibt denn das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung."

Was der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluß über Ihren Freund?

„Wie, sagte und benn der Sicilianer nicht, daß er auf dem Wenigern, was er mir abstrafte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Bewieß dieß nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu sallen war? Ueberdieß klangen die Antworten des Geistes so verabredetmäßig durchs, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einen Widerspruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gaetlers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß, und den den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieser Gaetlers nicht noch gestört werden können?"

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betruge, von Seiten des Armenier, hätten seyn müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so artig nachzumalen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit, diesen unterrichteten Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge erfordert haben, welche entweder mitbethen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und zum erwägen Sie, daß der Nasse nicht über eine halbe Stunde anwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentdeckteste war? — Widerlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerträglichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zuschauer so viel Handlung aufgeladen, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?"

„In der That, rief ich, sie so gut als unmöglich. —

„Diese Nebenkunst verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Würkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hülfe seiner vielleicht eben so gewandten Kreatur, in der Hälfte der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Requisiten mitten aufgerichtet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks obnehin niemals trennen wird, noch ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stande bringen konnte? Ist es geratzen unbesonnen und abgeschmackt zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Beserke oder Winke, seinen Helfersbelfern weitläufige Anstalten geben, weitläufige und zusammengesetzte Operationen mit wenigen Verabredungen bezeichnen könne? — Und wird etwas anders, als eine bell eingesetzene Unbegleitet gegen die einigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine täuschen und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen?"

Wenn die Sache auch eine so thörne Folgerung nicht rechtfertigte, so müßen Sie mir doch eingestehen, daß sie weit über unsere Begriffe geht.

„Vielmehr hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten," sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. „Nie, lieber Graf! wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, daß nicht blos während und nach dieser halben Stunde, nicht blos Ort und Weterter, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht sie diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie noch, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte."

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

„Und wenn bewiesen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Gespenste mehr als eben so vielen Anstalt gebabt hatte, als an dem ersten?"

Wie, gnädigster Herr?

„Daß er nicht der verwandte Helfersbelfer des Armeniers war — kurz — daß Beide nicht mit einander unter einer Decke liegen?"

Das möchte schwer zu erweisen seyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meynen. Wer? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Auftritte auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, daß sie unter eben derselben Operationen eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständniß fänden, daß einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich bei seinem Gaetlerspiele betrogen, um dem seinem eine Zeile unterzugeben. Er schaut sich einen Hetter, um sein Achilles zu seyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgesehen, um den Grad von Glauben auszubilden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zeugnisse zu meinem Vortheile anzuspielen; um sich durch diesen Vorsatz, der, unbeschadet seinen übrigen Planen, vorausgesehen werden, mir seinen Subjekte zu familiarisiren; kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf einen Geist vorsetzlich aufforderte und wach erhielt, sie auf einen andern, der ihm wichtiger war, einzustimmen zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einge-

pirten gebote, von denen er wünschte, daß sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

Wie meynen Sie das?

„Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nachrichten — vielleicht gar Documente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter diese Sache komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muß. Von dem Dasseyn und den Absichten dieses Menschen unterrichtet er mich, mir schlyzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf Niemand anders, als auf diesen Gaukler, fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm, dem Armenier, zu Gute kommen, wird der Sicilianer seinen Namen geben. Dieses war die Parque, mit der er mich spielen läßt, während daß er selbst, unbemerket und unverdächtig, mit unsichtbaren Seilen mich umwindet."

Sehr gut! Aber wie läßt es sich mit diesen Absichten reimen, daß er selbst diese Täuschung zerstören hilft, und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preisgibt?

„Was sind es für Geheimnisse, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverläßig, die er Euch hat, bei mir in Nachdenken zu bringen. Er hat also durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerei mich sicher und zuversichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Beaufsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbefangenen unbefangenen Argwohn auf Gegenstände zu stimmen, die von dem wahren Orte des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder später, aus eigenem Mißtrau en oder fremdem Antriebe, den Taschenspielerkunst aufmerksam würde. — Was konnte er Besseres thun, als daß er sie selbst neben einander stellte, daß er mir gleichsam den Maßstab dazu in die Hand gab, um meine Urtheil der letztern eine künstliche Strenge setzte, meine Begriffe von den ersteren desto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge verfallen hätte fallen mögen?"

So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen aller, der klügsten wollte, schärfte, und ihren Glauben an Wundertraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaupt sinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig raisonnirt. Konnte er voraussehen, daß mir gerade daßjenige im Gesichtnisse bleiben würde, welches der Schlüssel zu dem Wunder werden sollte? Lag es in seinem Plane, daß mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blößen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sicilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein grobverzt Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meynung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreierton vorposaunen sollte — daß er uns jene Mährchen aufschlüssen sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirn kann dieser Charlatan behaupten, daß sein Wunderthäter auf den Giftanschlag Zobiens in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufsuchen müsse? Haben wir ihn nicht selbst mit dieser Zeit in unserer Mitte gesehen?"

Das ist wahr, rief ich. Das muß er vergessen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, daß sie solche Anstöße übertreiben, und durch das Zuviel Alles verstimmen, was ein besonnener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte."

Ich kann es dessungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr, als ein angestelltes Spiel zu halten. Mir? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses Menschen, der uns selbst Ordonnanz einflößte — Alles dieses wäre nur eine eingelernte Rolle gewesen? Zugegeben, daß sich das theatralische Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Akteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick gesehen — Und was uns wir in diesem Augenblick kalt und mäßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Versetzen wir den Akteur dieses Menschen pressen, da und der unsrige übervneisterte? Ueberhieß ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht so gewaltsame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraschung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erscheinung der Gespenster —"

Eben diese, gnädigster Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Möchte er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu stellen? Die Treue seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — und zu welchem Ende?

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muß. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Die haben gebebt, welches Haar er in Bewegung versetzte — Wie viel wird es ihm wohl kosten, diesen Kerl durchzubringen, der seinen andern Anklagen hat, als ihm?"

(Und in der That hat der Anfang den Verdacht bei Prinzen in diesem Stücke nur zu sehr bestätigt. Als wir nun einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unsichtbar geworden sey).

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf diesem gewaltsamen, konnte er dem Sicilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer, als ein vergewissterter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschließen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm gelaubt?"

Alles zugegeben, gnädigster Prinz, sagte ich endlich. Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen seyn; dieser Sicilianer soll und meinethalben nur ein

Mährchen aufgeseßet haben, das ihn sein Principal einberufen ließ, beide sollen zu einem Zwecke, mit einander einverstanden worden, und aus diesem Einverständnisse sollen alle jene wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben. Jene Prophezeihung auf dem Marktplatze, das erste Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts beste weniger unerklärt, und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?

„Lehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn sie herauskommen, daß auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — gieng über alle meine Fassungskraft. Stünde sie ein getn da, bliebe der Armenier seine Rolle mir ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich hätte noch führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären, aber auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund, indem er seine Hand auf die mein legte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm) ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird seines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten.“

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hierher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren; und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Verwurfe reinigen wird, daß er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht Alle — fährt der Graf von O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen, und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihm nunmehr auch nach dieser glücklichen Verbereitung dessen ungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entsetzlicher Ausübung ihn sein guter Genius warnte, nichts beste weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten, als über die Größe des Bösewichts erstaunen, den eine so wohl vertheidigte Vernunft ertrug. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist genugtuat, länast hat sich seine Seele am Throne der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige länast steht, wenn die Welt dieses liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die beim Andenken meines theuersten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit schreib ich es nieder: Er war ein edler Mensch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen sich betrügen ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach diesen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von D. zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zusammenfluß mehrerer zufälliger Umstände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden, und sich damit begnügt, die neben und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er aufgezogen worden, durch die besten Ihren, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, ohne mit diesen anzugreifen, oder die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seyen ihm jederzeit wie ein bezauberter Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr anzusetzen, sich in seinen Erwartungen zu vertiren. Eine bigotte, furchtsame Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Nebligte Melancholie war eine Erbsranfheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, deren man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, alle entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Leidesstrafen bei Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Aeltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen, selbst auf seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Verstehungen von Scherzen etwas Tückisches an sich, und eben das Grausame wilde und Derbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte, und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Thätigkeit erstickende Ergebung. Auf allen seinen knechtischen und jugendlichen Neigungen, bevor ein heiterer und eine höhere Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand ihm die Religion im Wege; mit Allem, worau sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählig eine stille Indignation gegen sie in seinem Herzen, welche, mit einem verheerenden Wahnsinn und blinder Furcht in seinem Kopfe und Herzen, die bizarrste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entfloh ihm, wie ein leidenschafter Sklave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt, weil er nicht gewartet hatte, bis seine reife gereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Allzulästig entsprungen war, auf den die Eigenthumbrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch noch so großen Distraktionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Verräthers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Das sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht erraten hat, der Verfolg dieser Geschichte aufweisen.

Die Gestündnisse des Sicilianers ließen in seinem Gemüthe nicht leere Folgen zurück, als bisher seine Begenstand wurde war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getra-

gen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft über haupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, diesen Betrug aufzudecken, schien ihn selbst überrascht zu haben, in diesem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander getrennt, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Gründe der einen mit den Gründen des andern zu verwechseln; daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zu Trümmern drohete. Ueberging ihm hier, wo einem unerfahrnen Menschen, der in der Freundschaft einer Dame hintergangen worden, weit es schlechter gewürkt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken sah, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben ansahme. Ein exklusiver Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkte an regte sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es hatten mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befestigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und mußte einer zerstreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entehrt. Aufmerksamkeiten, die er erwiedern mußte. Etikette, die er seinem Range schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, öffneten ihm die geistvollsten Zirkel in Venedig; bald sah er sich mit den größten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dieß zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontraste, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen den Lächerlichen aus: nichts fürchtete er so sehr, als das Lächerliche. Das unglaubliche Vorurtheil, das auf seinem Geburtsstande haftete, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, daß ihm jede Aufmerksamkeit unerträglich, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werthe dankte zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphirten. In einer solchen Gesellschaft sah sich Prinz unterschieden zu stehen, war jedesmal eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Vorzug schon von jeder Konkurrenz ausgeschlossen zu seyn. Alles dieses zusammengenommen überstürzte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher vernachsäumt hatte, um das Jahrhundert der wissigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweise immer auf solche stoßen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gehetzert waren. Und auch hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtniß; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des einen riß seine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang. Eine Erbitterung, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn bewogen mit gar keinem wohlthätigen Begriffe verschont, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesen konfusen ganzen Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Daß ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewisse geheimlose Gesellschaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die zügellosesten Lizenz der Meynungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte, und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter verwogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, entweder, die man nirgends besser aufgehoben sieht, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie ihre eigene Jägd weniger findet. Und dieß war der Fall bei dem Bucentauro, dessen mehrste Mitglieder durch eine vermeintliche Philosophie, und durch Sitten, die einer solchen Täuferin würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man ihn bei den untersten Heiligthümer nie gewürdigt habe. Dieser, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens so lange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz alle konventionellen Unterscheidungszeichen ablegen, und sich in einen gewissen Stand unveränderter Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des aufgeklärtesten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch seinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte, zusammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm noch und noch der Geist des Instituts durch die Maske durchsichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Abzweg gefährlich, und falsche Scham sowohl, als Sorge für seine Sicherheit,

zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber schon durch bloße Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinrissen, ging hier eine, seiner Einsicht seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verlorne. Seine durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe, die seinen Trugschlüsse nicht übsen, wenn man sie hier versucht hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Corrosiv Alles – beinahe Alles vergiftet, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen und verborgenen Trieben seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihm in entscheidenden Augenblicke verstummen, und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten Wahrscheinlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrunde zurückzuziehen – aber, außerdem daß ich mit den Zinnern des Bucentaurs erst lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel schon geschehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Täuschung unzugänglich war, und der ihm unterdessen zu einer festern Stütze hätte dienen können, verließ und in dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen sich den Prinzen ließ, waren gewerbliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äußerst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Uebel, als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verständigen Sophismen wußten sie nichts, als die Machtsprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder aufbrachten oder beleidigten; er überfah sie gar zu leicht, und sein überlegener Verstand brachte diese faselnden Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beispiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu verstricken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam – wie anders fand ich da schon Alles!

Der Einfluß dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zufriedenh in Venedig Glück machte, und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir geschah er von Tag zu Tag weniger; auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn erfaßt. Nur wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustpartei drängte die andere, ein Fest das andere, eine Glückseligkeit die andere. Er war die Seele, um welche Alles buhlte, der König und der Abgott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr in seinem Erstaunen. Es kam ihm Alles so entgegen, Alles war treffliche, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Raub an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachbildung ihm selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieser allgemeine Beifall, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu ihm selbst gab. Die erhöhte Meynung, die er dadurch von seinem eigenen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Genie widerfahren ließ, die ihn, ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verblendig werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme nur die Bestätigung seines, was sein selbstgefälliger Stolz ihm im Stillen sagte – ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebühre. Unsterblich würde er hier Schwelle entgangen seyn, hätte man ihn zu Atem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, seinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Ersticke war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von sinnverwirrendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn lange Zeit; selbst aus seinem Schlafe war die Ruhe gebannt. Man hatte seine Blößen durchschaut, und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten sich seine ritterlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Koste geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenstände seines Spottes zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gebalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumelein seines Kopfes betäubte, so war unter Bitterkeit, als fröhlicher Muth in seinem Witze. Sein Naturell fing an, sich zu verändern, Launen stellten sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit, verschwand; Schmeichler hatten sein freyliches Herz verzogen. Die schonende Delikatesse des Umgangs, die es seine Favoriten sonst ganz vergessen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Rang, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erbärmlichkeit gegründet war. Weil er zu [illegible] von seinen Betrachtungen Raum gab, die ihn [illegible] mit der Gesellschaft nicht hatten angeben dürfen, [illegible] in den seine eigenen Leute selten anders, als finster, mürrisch und ungesellig, während daß er fremde Zirkel mit der erzwungenen Fröhlichkeit bereicherte. Mit theilnehmendem Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er getrieben wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr, und war jetzt auch noch so glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem sinnigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsetzen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm war er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich geknüpft hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Theilnehmungsgewalt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewissenhafteste gehalten hat. Von jetzt an bin ich also auf lange Zeit sein Augenzeuge dieser Be-

geworbenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt anzuführen, und diese Lücke durch Anfügung aus seinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorstellungsart meines Freundes J*** nicht immer die meinige ist, so habe ich dennoch an seinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leser die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von J*** an den Grafen von O***.
Erster Brief.

Mai 17**.

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abwesend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseyns meine beste Freude ausmachte. Hier, das wissen Sie, ist Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen. — Was Sie mir aus dasigen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden ist, und seitdem vollends Sie uns entrissen sind, bin ich mitten in dieser volkreichen Stadt verlassen. J*** nimmt es leichter, und die Sachen in Bezug wissen ihn die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muß. Und was hätte er sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in den Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich: Sie wissen, wie nahe ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechszehn Jahre sind's, daß ich nun seine Person liebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter seinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugethan; alle seine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in seiner Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen; wie in einem heitern Sonnenscheine hab' ich in seinen Augen gelebt — seine Wolke trübte mein Glück, und Alles dieß soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Träumern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich allerlei bei und verändert. Der Prinz von **)*** ist vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unserm Zirkel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er und unser Prinz so nahe verwandt sind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfest dauern soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestens gemacht; seit zehen Tagen ist der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **)*** hat es gleich sehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angesteckt, weil er sich nicht wohl bequemlichkeiten konnte, und bei dem besondern Verhältnisse, das zwischen beiden Häusern obwaltet, dem bestrittenen Range bei seinigen hier etwas schuldig zu seyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unser Abschied von Venedig herannaht; wodurch er obendrein doppelt wird, diesen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **)***, wie man sagt, ist in Geschäften des *** Ordens hier, wobei er sich einbildet, eine wichtige Rolle zu spielen. Daß er von allen Bekanntschaften unsers Prinzen sogleich Besitz genommen haben werde, können Sie sich leicht einbilden. In den Bucentauro besonders ist er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm seit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den starken Geist zu spielen, wie er sich denn auch in seinen Korrespondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur die Prince philosophe nennen läßt. Ja weiß man, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Ein vielversprechendes Aeußere, beschäftigte Augen, eine tiefere und Weltverständigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieses Wort) und eine fürstliche Herablassung zu Menschenkräften, dabei eine heroische Zuversicht auf sich selbst, und eine Alles niederschreckende Beredsamkeit. Wer könnte, bei so glänzenden Eigenschaften, einer K. H. seine Huldigung versagen? Wie indessen der stille verstarnte und gründliche Werth unsers Prinzen neben dieser scheinenden Vortrefflichkeit aufkommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unserer Einrichtung sind seit der Zeit viele und große Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unsere Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt. Pagen, Mooren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt in's Große. Sie haben wahrend Ihres Hierseyns über Aufwand geklagt — jetzt sollten Sie erst sehen!

Unsere innere Verhältnisse sind noch die alten — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einsiedlicher und frostiger gegen uns geworden ist, und daß wir ihn jetzt, außer dem Am- und Ankleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Französische falsch, und das Italienische gar nicht reden, weiß er uns von seinem nächsten Geheimnisse abzuschließen, wodurch er mir für meine Person eben seine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzusehen; er schämt sich unserer — und das schmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jetzt fast ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers, in seine Dienste nahm, und der ihm jetzt, bei dieser neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt Alles in Venedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstelligt dieß mit Hülfe der Gondoliers, sagt er. Dem Prinzen kommt dadurch angenehm zu Statten, daß er ihn vertraulich mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei schickt und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekretär des Prinzen aufgeschwungen hat. Einen Zug von unwiderruflicher Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich ließ ein angesehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über Biondello. Der Prokurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen seyn mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihm auch, wo möglich, noch übertrieben sollte. Sein ganzes ausschließendes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle Geheimnisse niederlegen pflegte; dieser mußte ihm noch am Todestage angelobern, sie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten,

niemals Gebrauch davon zu machen; ein anständliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufschluß geben konnte. Dieser läugnete hartnäckig, daß er etwas wisse, ließ den Erben das sehr beträchtliche Legat, und behielt seine Geheimnisse. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergebens; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil sie drohten, ihn gerichtlich zu belangen, gab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn Biondello seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er läugnete auch nicht, daß der Verstorbene ihn Hasse gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sey, aber, setzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ich hab nicht sein gedacht und ehe Ihr Euch könnten Sie leicht denken, daß der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wankend zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebster Freund. Wie schnell mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie und hier finden, und wofür Sie und so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Mindeste wahr ist. Das Element, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich seyn kann, oder eine sechszehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen.

Baron von Z*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

16. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm aufgestanden.

Der Prinz ließ sich neulich, bei später Nacht, aus dem Bucentaure nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz sieht sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, so brannten die Lampen hundert oder mehrern schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt sey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in St. Marcus überzusetzen, befand man sich im Sestiere von Kastello. Es war in einer der abgelegensten Gassen und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um sich in einer Hauptstraße zu orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Degen aus den Händen, und mit dem entschlossensten Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerle sind eben im Begriff, einen Vierten niederzustoßen, der sich mit Stiletten begleitet nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Anfall stürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Orte auf keine Ueberraschung versehen hatten, daß sie nach einigen leichten Verletzungen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, daß er den Marchese von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte Biondello, so gut er konnte, in der Eile den Verband, und der Prinz trug Sorge, daß er von den Pallaste seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wo ihn er ihm selbst begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erschien der Kardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentaure. Der Besuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in großer Bewegung, als sie herauskamen. Verdienen standen in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Marchese, in den er getödtet war, hatte die Stöße unsicher gemacht, und ihre Stärke gerochen. Seit diesem Vorfalle verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Kardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine starke Freundschaft stingt an sich zwischen ihm und diesem Hause zu üben.

Der Kardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, mannsstärksch von Ansehn, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen soll er noch sehr jungendlich verwaltet, und bei einer vernünftigen Sparsamkeit seine Wohlthaten verschwenden. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vernehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens ist, so soll doch die Ausführung des Neffen auch die höchste Toleranz erschöpfen. Seine ferien Grundsätze und seine zügellose Lebensart, um glücklicherweise durch Alles unterstützt, was Laster schmücken, und die Sinnlichkeit bestechen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch diesen letzten Angriff soll er sich wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des **schen Gesandten angesponnen hatte: anderer schlimmen Händel nicht zu gedenken, worans ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet, wäre Letzterer der beliebteste Mann in ganz Italien, weil er allen beliebt, was das Leben wünschenswerth machen kann. Mit diesem einzigen Familienfehlern nimmt das Glück alle seine Gaben zurück, und verzollt ihm den Genuß seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, seinen Erben dann zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von Biondello. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz

erbrigt, und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgeschnitten, und kein Klingelzug konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hause bei einer Opernsän schlafen gegangen war. Der Prinz entschließt sich also, selbst aufzustehen, um einen seiner Leute zu erwecken. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegen schallt. Er geht wie bezaubert dem Schalle nach, und findet Biondello auf seinem Zimmer auf der Flöte blasen, seine Kammerdiener um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit exemplarirt dieser nun dasselbe schmelzende Adagio mit den allerkünstlichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, daß er sich getrost in der besten Kapelle hören lassen dürfte.

„Ich muß diesen Menschen entlassen," sagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen." Biondello, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigster Herr, sagte er, wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.

„Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen," sagte mein Prinz. „Ich darf der nicht vor deinem Glücke seyn."

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.

„Und ein solches Talent vernachlässigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben."

So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen, und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben diese zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch seyn möge, es ist ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von J*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marchese von Civitella, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen lassen, und seit diesem Tage kriegt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marchese hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr liebenswürdiger Mensch von Ansehn, und unwiderstehlich im Umgange. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich entwaffnet. Denken Sie sich die bezaubernde Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offne einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fließendste Beredtsamkeit, die blühendste Jugend, mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolze, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Italiä so unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Freudenzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Aufmerksamkeiten muß man mir weit übertrieben haben; wie sah ich ein vollkommenes, schmeichelndes Bild der Gefälligkeit. Wenn er wirklich so schlimm ist, als mir Biondello sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Gegen mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit der angenehmsten Treuherzigkeit, daß er nicht am besten bei seinem Onkel angeschrieben stehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er sey aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Vertrauen darein würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich bese er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Vertraulichkeit und Strenge eines Meisters. Aber eben dieses Verhältniß gibt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Partieen, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bacentauro ist er — und das ist sein Glück! daß jetzt nur zu jung gewesen. Ueberall, wo er sich mit dem Prinzen einfinden, entführet er diesen der Gesellschaft durch die feine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiß. Niemand, sagen sie, habe ihn dahinten können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Kunststück aufbehalten sey. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Zöglinge in die Schule gehn, wozu sich auch bereits alle Umstände anzulassen scheinen.

Der Prinz von **y** ist nun abgereist, und zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinem Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus gesagt habe, liebster O***, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengesetzten Charakteren, bei so unvermeidlichen Kollisionen konnte dieses gute Verneh men auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von **y** war nicht lange in Neapolis, so entstand ein bedenklicher Epidemia in der spirituellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr setzte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen ließ, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gebrige Dosis kleiner List und selbstgefälliger Eitelkeit besaß, um jeden noch so kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm zugleich alle Kleinlichen Kunstgriffe zu Gebote standen, deren Gebrauch den Prinzen ein edles Selbstgefühl untersagte, so konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schmeichelköpfe auf seiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die seiner würdig war *). Das Vernünftigste wäre freilich wohl gewesen, mit einem Gegner dieser Art sich in gar keinen Wettkampf einzulassen, und einige Monate früher wäre dieß gewiß die Partie gewesen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er schon zu weit in den Strom gerissen, um das Ufer so sanft

*) Das harte Urtheil, welches sich der Baron von J*** hier und in einigen Stellen des ersten Briefs über einen geistreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, diesen Prinzen näher zu kennen, mit mir übereinstimmend finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieses jugendlichen Beurtheilers zu Gute halten.

Anm. des Grafen v. O***.

wieder erreichen zu können. Diese Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umstände, einen gewissen Werth bei ihm erlangt, und hatte er sie auch wirklich verachtet, so erlaubte ihm sein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluß, als für ein Geständniß seiner Niederlage würde gehalten haben. Das unstille Hin- und Herbewegen vermeintlächtiger, schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhänger erbittert, hatte auch ihn ergriffen. Um also seine Eroberungen zu bewahren, und sich auf den schlüpfrigen Plane zu erhalten, den ihm die Meynung der Welt einmal angewiesen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müssen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dieß konnte nur durch einen fürstlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel. Und weil sich diese seltsame Maserei bald auch der bestehenden Suite und Dienerschaft mittheilte, die, wie Sie wissen, über den Artikel der Ehre noch weit wachsamer zu halten pflegt, als ihre Herrschaft, so mußte er dem guten Willen seiner Leute durch seine freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armseligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblicke überfallen ließ!

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los, aber, was er verdorben hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle ist erschöpft, was er durch eine weise Oekonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin; wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovor er sich bis jetzt auf das Sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschlossen, sobald nur erst frischer Wechsel da sind.

Möchte indeß aller dieser Aufwand gemacht seyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber wie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst, und flüchtet sich in neue Zerstreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hineinreißt. Ich sehe nicht, wie das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andere Rettung — Wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von Z*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das sichere Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***ni von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Triest und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jetzt so glücklich vermieden haben. — Die Wechsel sind aufgebraucht, jetzt in diesem bringenden Bedürfnisse zum ersten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit gesetzt, unsere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfalle ist, daß es unsere Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Geschäft war durch Dandolo's Hände gegangen. Den Prinzen zu bloßer Extremität gebracht sehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Scheuen für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und bösser aufgetreten haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt erhitzen sehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische, ich stand am Fenster, und beschäftigte mich, die Scheiben in der Perspektive zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„S***“ fing er an: „Ich kann seine finstern Gesichter um mich leiden.“

Ich schwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will wissen haben, daß Sie reden. Sie dürften sonst Wunder glauben, was für weise Dinge Sie verschweigen.“

„Wenn ich finster bin, gnädigster Herr, sagte ich, so ist es nur, weil ich Sie nicht heiter sehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — seben seit gestrauer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was schreibt der Graf von O***“

Der Graf von O*** hat mir nichts geschrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zusammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber gestehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse eindringen.“

Der Graf von O***, sagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend). Ich hätte das nicht thun sollen!“

Ich sehe wohl ein, daß dieß nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit setzen sollen!“

Ich schwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über das hinaus wagen sollen, und darüber zum Greise werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumschaue, es nicht irgend anderswo eine Quelle des Genusses für mich springt — weil ich —“

Wenn es ein Verbrechen war, gnädigster Herr, daß ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verschafft haben wird, noch mit Dreimal so viel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir weh, ich gestehe es, daß die Meynung der Welt über eine Frage, wie Sie gütlichst zu sollen, zu entscheiden haben sollte.

„Wohl Ihnen, daß Sie verachten können die Meynung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muß ihr Sklave seyn. Was sind wir anders, als Meynung? Alles an uns Fürsten ist Meynung. Die Meynung ist unsere Amme und Erzieherin in der Kindheit, unsere Gesetzgeberin und Geliebte in männ-

lichen Jahren, unsere Kräfte im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meynung haben, und der Satesteste aus den untersten Klassen ist besser daran als wir, denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Fürst, der die Meynung verlacht, bebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Daseyn eines Gottes läugnet.“

Und dennoch, gnädigster Prinz —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtnisse herausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hunderttausend Thoren von euch immer fester und fester darin eingrähnet haben? Jeder will doch gern ganz seyn, was er ist, und unsere Existenz ist nun einmal glücklich so eingerichtet. Weil wir es nicht seyn können auf eure Weise, sollen wir es darum gar nicht seyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genusse hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns betaubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen?“

Ernst fanden Sie diese in Ihrem Herzen.

„Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum wollten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu diesem Sinnenmittel meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um diese grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine schneidende Sichel in meinem Gehirne hin und her fährt, und mit jeder neuen Forschung einen neuen Zweig meiner Glückseligkeit zerschneidet?“

Mein bester Prinz! — Er war aufgestanden, und ging im Zimmer herum in ungewöhnlicher Bewegung. *)

„Wenn Alles vor mir und hinter mir versinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der Versteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daseyns ganzen Kreis im schmalen Raume der Gegenwart beschlossen sehe — wer verargt es mir, daß ich diesen magere Geschenk der Zeit, feurig und unersättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male sehe, in meine Arme schließe? Wenn ich mit diesem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit seiner Taxe? — Ich hab' ihn schätzen gelernt, den Augenblick! Der Augenblick ist unsere Mutter, und wie eine Mutter läßt uns ihn lieben.“

Gnädigster Herr, sonst glaubten Sie an ein gleichbenedeites Gut —

„O machen Sie, daß mir das Weltgebäude halte, und ich will meine glühenden Arme darum schlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erscheinungen zu begleiten, die morgen dahin seyn werden, wie ich? — Ist nicht Alles Hindernis um mich herum? Alles flieht sich und drängt seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseyns einen Tropfen eilend zu trinken, und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, ist schon ein werdendes Leben an meine Verwesung angewiesen. Fliehen Sie mir ein Wesen, das dauert, so will ich ungernhabt seyn.“

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Nachfolgung Ihres Lehrers wurden? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hehren ewigen Ordnung zu dienen —

„Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat. — Was bleibt uns dann übrig?“

„Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwey schwarze unbarmherzige Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Nadel dran, und raffen und raffen. Was etwa dahinter seyn möchte. Viele setzen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Lebensschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finsterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuschet die Perspektive. Auch manche Gaukler nützen diese allgemeine Neugier, und setzen durch seltsame Vermummungen die aufgespannten Bilder tasten in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Wiederschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen Alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungerwiß, wer wohl dahinter stehe, und sie zu Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum moveburi videat. Freilich gab es auch Unglückselige darunter, die behaupteten, daß die Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter.“

Ein rascher Schluß war es immer, wenn sie seinen besseren Grund hatten, als weil sie nichts sehen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beschäftige mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das Weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwohnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger. Den ich sehen, über einen Eroberungsgedanken, zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir heute heiliger — es ist Alles, was mein ist, meine Moralität nämlich, meine Glückseligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei

*) Ich habe mir Mühe gegeben, lieber Leser, daß wichtige Gespräch, das sich jetzt zwischen mir und meinem Prinzen ganz so, wie es vorfiel, getreu zu übertragen; aber dies war mir unmöglich, ohne mich gleich noch an bemerkungen Wend daran machte, um meinem eigenen Gedächtnisse nachzuhelfen, mußte ich die dingvorstehenden Worte des Prinzen in eine gewisse Ordnung bringen, die sie nicht hatten; und so entstand denn dieses Mittelding von feiernen Gespräch und philosophischer Vorlesung, das besser und schlechter ist als die Quelle, aus der ich es schöpfte; doch versichere ich Ihnen, daß ich dem Prinzen eher gewonnen, als gegeben habe, und daß nichts davon mein ist, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Aldernheit schon erkennen werden.

Anm. des Barons v. F***.

seyn — er hat nichts als sein Botenlohn dabei zu verdienen."

O wie arm lassen Sie mich stehn!

„Aber wohin haben wir uns verirret?" rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht so sehr verirret!" setzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieser neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem einges bildeten Reichthum entwöhnen, die Grätzen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von süßlichem Traume ablösen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Daseyn der mehrsten Menschen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mit selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehn? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören."

Hier unterbrach uns ein Besuch — Künstig werde ich Sie von einer Neugierde unterhalten, die Sie weiß schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürften.

Baron von J*** an den Grafen von O***.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannaht, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer versäumt. Besonders hatte man und mit vieler Bewunderung von der Herzogin zu Cana bei Paul Veronese gesprochen, die auf der Insel St. Georg in einem dortigen Benedictinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses außerordentlichen Kunstwerks, das mir im Ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade ist es indessen, daß ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refectorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Gärtchen übersetzen, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr groß war, zerstreute sich bald, und mich zog Clitello, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Bodega.

„Sie sind der Freund des Prinzen," fing er an, „vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiß. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Geheiß standen Meiten, als ich zu ihm hereintrat" — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen," fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut ins Auge gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht seyn, in einem dringenden Falle sich seiner Kreaturen zu bedienen? Seyn Sie aufrichtig, Baron! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie brauchen sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil ist."

Herr Marchese —

„Verzeihen Sie. Ich muß indessen schreiben, um nicht ein Unbanquier zu werden. Dem Prinzen darf ich Leben, und was mir weit theurer als Leben geht, einen verunglückten Gewinn des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm treffen, die unter seiner Würde sind? Es stände in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten?"

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Triest erwarteten, sind uns unerwartet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dieß ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Absicht nicht," sagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Hauses dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Thron besitzt ein großes Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von Allem, was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ist's recht," fuhr er fort, „daß die Delikatesse dem Prinzen aufsteigt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre grausam, wenn dem Prinzen gebunden, wir diese kleine Genugthuung zu thun, gestatten es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen."

Er ließ nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Betrügungen wollte er sich von dem Ersteren gefallen lassen, wiewohl er gestand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gespräches weit von der übrigen Gesellschaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als J*** uns entgegen kam.

„Ich suche den Prinzen bei Ihnen — Ist er nicht hier?" —

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

„Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns den Augen gekommen ist."

Hier erinnerte sich Clitello, daß ihm vielleicht eingefallen seyn könnte, die anstoßende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas dastig aus einer Seitenthür; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten Biondello, den er derberief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu bestellen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte schnell von ihm in die

Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, brächte sich an uns vorbei, durch die Menge, und ritte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marchese, ohne unser Wissen, ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz unterrissen war. Besonders ließ sich eine junge Sängerin dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen; er sprach wenig, und antwortete zerstreut; seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde gesehen. Wir merkten, daß unsere Fragen ihn beklämmten, und schwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg auf's Höchste; er bot die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dies seltsame Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als er wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mittheilte, mußten nichts dazu beitragen, diesen gesprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu sprechen; ich mußte mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen, aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf- und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand stieß über mein Gesicht; wie ich aufsah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

„Es ist mir heute etwas vorgekommen," fing er an, „davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ sich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schauerigliche Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich saß mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählig traten die großen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster ergreifender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von Weitem meine Aufmerksamkeit erweckt, ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenstehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wispern, wie wenn Jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Nein! ich kann sie nicht nachschildern, diese Gestalt! — Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süßesten Hinstaunen Platz machte."

Und diese Gestalt, gnädigster Herr? — Wissen Sie auch gewiß, daß sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dieß Geschlecht nie gesehen! Alles war düster rings herum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth — bald knieend, bald liegend — war sie vor einem Altare hingegossen — der gewählteste, zierlichste, getungenste Umriß, einzig und unnachahmlich, die sanfteste Linie in der Natur. In schwarzen Moire war sie gekleidet, der sich spannend um den reizendsten Leib, um die niedlichsten Arme schloß, und in weiten Falten, wie eine spanische Robe, um sie breitete; ihr langes, flichtlendes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag auf dem Kruzifixe, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelähnliche Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelsseele, wie auf ihrem Throntritte, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr sanftes Gold schien es mit einer ätherischen Glorie zu umgeben. Können Sie sich die Madonna unserer Florentiner zurückrufen? Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend, so unwiderstehlich fand."

Mit der Madonna, worvon der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgereist waren, lernte er einen florentinischen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Kornarischen Palaste bestimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloise, und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von anbetenswerther Schönheit, und, bei der höchsten Verschiedenheit, am Werthe einander so gleich, daß es beinahe unmöglich war, sich für eins von den dreien ausschließend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig; man hatte sie kaum vor ihm aufgestellt, als das Madonnenbild seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewundert, bei diesem vergaß er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von den Stücke kaum losreißen. Der Künstler, dem man wohl ansah, daß er das Ur-

theil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte fünfzehnhundert Zechinen für alle. Die Hälfte der ihm der Prinz für dieses einzige an – der Künstler befand auf seiner Bedingung, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gewälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich stand," fuhr er fort, „ich stand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie ließ sich durch meine Dazwischenkunft nicht stören, so ganz war sie in ihre Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr – Ja, ich betete sie an – Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum ersten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke felsenfest an den, den ihre zahme Hand umfaßt hielt. Ich faß ja seine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich – ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel."

„Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schuldiger Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräusch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unerwartete Nähe eines Mannes mußte sie überraschen, meine Dreistigkeit konnte sie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel – und ich war das erste gläubige Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Sprosse des Gerüsts – sie hatte die Erde noch nicht berührt."

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhl aufstand. Ich hatte sie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Dieß bestürzte mich – ich schlug die Augen zu Boden, und man pausierte an mir vorüber."

„Unter das Leute glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können."

„Sonderbar!" fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort. „Kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zerstimmen? Es wäre mir eben so unbegreiflich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnet – dieses lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als das, und in dieser Welt wird nichts mehr auf dich warten!"

„Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher zerrissenen Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung Sie überraschte, und wie Vieles zusammen kam. Ihre Einbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in diese stille Dunkelheit versetzt – ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst gestehen, die Stille, die Majestät dieses Orts in Ihnen rege machte – durch Betrachtung solcher Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfindlicher gemacht – zugleich allein und einsam. Ihrer Neigung nach – und nun auf einmal – in der Nähe von einer Mädchengestalt überrascht, wo Sie sich keines Zeugen versehen – von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeisterter Andacht noch mehr erhoben ward – was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantasie sich etwas Idealisches, etwas Ueberirdisch-vollkommenes daraus zusammensetzte?"

„Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? – und im ganzen Gebiete meiner Darstellung ist nichts, was sich einer solche zu sammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieses Bild – aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten:"

Gnädigster Prinz, das ist Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Name seyn, um ihr verlieren ich gläubisch bin? Liebe! – Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher Name dere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name jrdi der da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen einzigen Wesen, und für dieses Wesen nur unbglich! Liebe! Vor der Liebe bin ich sicher!"

Sie versichern Biondello – ohne Zweifel um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Biondello hat nichts entdeckt – so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann, der eher einem hiesigen Bürger, als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorüberging, und verließ sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt Biondello, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin sprach sie Einiges, das Biondello nicht verstand; er bedauert, es sey Griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Kanale zu gehen hatten, so fing schon etwas Volk an, sich zu sammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehende zum Stehen. Niemand kannte sie – aber die Schönheit ist eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen schwarzen Schleier über das Gesicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanale der Gondel bediente Biondello das Fahrzeug am Geländer, aber es weiter zu verfolgen, unterstand ihm das Gedränge."

Aber den Gondelier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wieder zu erkennen?

„Den Gondelier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er aufzeigte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als daß Standen sich schon seit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier griqe, und noch allemal ein Goldstück unter sie vertheilt habe. Es war ein hellänischer Dukaten, den er eingewechselt, und mit überdraqt hat."

Eine Griechin also, und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens, und wohlthätig. Das wäre für's Erste genug, gnädigster Herr – genug, und soll zu viel! Aber eine Griechin und in einer katholischen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihrem Glauben verlas-

sen haben. Uebertrieb — etwas Geheimnißvolles ist hier immer — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in diese Kirche, wo diese gewöhnlich versammelt seyn soll, wie mir Biondello sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muß dies entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, bis dahin Sie mir diese Kluft von Zeit überspringen! Aber umsonst! Stunden gehen ihren gemessenen Schritt, und meine Seele glühet!"

Und wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?

„Was geschehen soll? — Ich werde sie seyen. Ich werde ihren Aufenthalt erforschen. Ich werde erfahren, wer sie ist? — Was kann mich dieses bekümmern? Was ich sah, machte mich glücklich; alle weiß ich ja schon Alles, was mich glücklich machen kann!"

Und unser Anreise aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats festgesetzt ist?

„Könnte ich im Voraus wissen, daß Venedig noch einen solchen Schatz für mich einschließe? — Sie fragen mich aus meinem gestrigen Leben. Ich sage Ihnen, daß ich nur von heute an ein und seyn will."

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marchese Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß sein längeres Bleiben in Venedig mit dem abgeschwächten Zustande seiner Kasse durchaus nicht bestehen könne, und daß, im Falle er seinen Aufenthalt über den zugestandenen Termin verlängerte, auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen seyn. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß gewesen, daß ihm von seiner Schwester, der regierenden ***n von ***, aufsichtsloses vor seinen übrigen Brüdern, und deßhalb ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gern bereit sein würde zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche ließe. Diese Schwester, eine fromme Sonderlinn, wie Sie wissen, glaubt die größten Ersparnisse, die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufgehoben, als bei einem Bruder, dessen weite Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie enthusiastisch verehrt. Ich wußte zwar schon längst, daß zwischen Beiden ein sehr genauer Verhältniß statt findet, und viele Briefe gewechselt werden, aber weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten ließ, so war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es ist also klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jetzt sind; und wenn ich aus seinem übrigen Charakter schließen darf, so sind es gewiß keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um so weniger glaubte ich, nach dieser Entdeckung, anstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzuthun, und dann sogleich mit dem Wagener aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Vorfall, aus mehr als einer Ursache, ist und seyn muß, so ist doch das Aergerlichste daran, daß er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich vielmehr Gutes, als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen; sie wird die gewöhnliche Krise haben, und, wie eine künstliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich habe Ihnen Alles dies nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

Baron von Z*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20. Junius.

Dieser Civitella ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billet von dem Marchese erfolgte, worin mir die Sache auf's Dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Versicherung, in des Prinzen Namen, auf tausend Zechinen; in wenniger als einer halben Stunde sodate sie zurück, nebst der doppelten Summe, in Wechseln gewobt, als baarem Gelde. In die Erstattung der Summe willigte endlich der Prinz; die Versicherung aber, die war auf jeden Weg gestellt war, mußte angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechin hin. Biondello setzte alle seine Maschinen in Bewegung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondelier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Insel Murano aufgelesen habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hätten, in die sie geeilget seyen. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihm mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kennt er nicht; er kommt ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigstens, daß wir sie nicht in der Gindecca zu suchen hätten, und daß sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf der Insel Murano zu Hause sey; aber das Unglück war, daß die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick gleichsam verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für Alles das, worauf andere Menschen ihre Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie in Petrarch oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Außerdem mußte diese Nachfrage selbst mit großer Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszusetzen, noch sonst ein anstößiges Aufsehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der Einzige war, der sie, durch den Schleier wenigstens, gesehen hatte, und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn; das Leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein beständiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber Alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, mußte sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend vertrösten.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fieberischer Bewegung, für alle Gesellschaft war er verloren, und das Ueber wuchs in der

Einsamkeit. Nun wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt. Alles drängte sich herbei. Man mußte diese Menschen beschäftigen, um ihre ungewöhnliche Aufmerksamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnisse verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte doch gespielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Pringen einen vorübergehenden Geschmack an dem Spiel zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald ersticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten," sagte Civitella, „haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, manche wieder gut gemacht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar schöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotische wiedergefunden, und wir hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geist gebrach, um zu spielen."

Ich laße dahingestellt seyn, in wie weit Civitella Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen schätzigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal auf seiner Sache. Alles, was er that, nahm eine leidenschaftliche Gestalt an; Alles geschah mit der ungeduldigen Hestigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Sie kennen seine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde sie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldstücke gerannen wie Wassertropfen in seinen Händen. Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein vergweifelter Spieler wagte. — Liebster O***, mit Herzklopfen schreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftausend Zechinen — und noch darüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich selbst genug an. Wer konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorstellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden.

Auch Civitella verlor betrachtlich; ich gewann gegen sechshundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlaßen. Civitella, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die Summe vor. Die Uhr ist zwar erst, aber der Prinz ist dem Marchese vierundzwanzigtausend Zechinen schuldig. O wie sehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, lieester Freund? Der Prinz beträgt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine große Ehre erweisen hätte, und dieser — spielt seine Rolle meisterhaft gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, daß gerade diese Niederlage, deren außerordentliche Unglück das kräftigste Mittel sey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst habe diese Lücke gar nicht, und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Kardinal gab mir die Versicherung, daß die Gesinnung seines Neffen unerschüttert sey, und daß er selbst deren stehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigste war, daß diese ungeheuren Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal verriethen. Man sollte wetten, der Prinz habe wenigstens mit Theilnehmung gespielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und Alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen Dionbelle, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitzutheilen, von dem Angesichte zu stehlen. Dionbello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam Abrianen in sehr beherzter Hände. Einige Erzehlung, die wir die böse Welt ihnen nachsagt, ihr fingales Mittagsmahl in der Cavaternellaße setzte von dem Markte nach Hause trugen, traten als Bettler in unser Haus, und verliehen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir. „Sehen Sie," sagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu Gute kommt, daß es einem geschrobten Kopfe einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn? Aber das gehört mir. Das ist sürstlich und königlich! Ein großer Mensch muß auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein überreichender Strom die benachbarten Felder befeuchten."

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm vierundzwanzigtausend Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr ließ sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch so, daß er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Dionbello hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu stehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ihr hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Verdrängenheuer bei der Prozession in derselben Gendel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen sollte. An demselben Orte wir sie sich, nach des Gondeliers Aussage, das vorige Mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Gondeln gemiethet; zum Ueberflusse hieß der Prinz noch den Kammerjunker von 3*** in einer besondern Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu hohem Rufe stand, um durch seine Einmischung die Dame nicht mißtrauisch zu machen. Sie sehen, lieber Graf, daß es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Nie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche getban worden, als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Gestalt! Ich kann Ihnen nichts von seiner Gemüthslage sagen. Sie wissen, was eine sehlgeschlagene Hoffnung ist — eine Hoffnung, von der man seben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

Salins.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese Civitella an eine romantische

sche Erscheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerstreuen, lieb er sich bereit finden, sie uns mitzuteilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eigenen Worten. Aber der muntere Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachstehendes Fragment, das früher im achten Hefte der Thalia erschien und anfänglich für den zweiten Band des Geisterseher bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geisterseers aufgegeben hatte).

„Voriges Frühjahr," erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahre die Torheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde vierten mir an, mich durch eine geitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gültige Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die verwahrloste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Gott aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den aufgeschlechtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Terre, und ein goldener Rauch verhüllt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Minuten, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es ist ein entzückendes Schauspiel!"

„Einen Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdecke ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desselben bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, meine ich eine Gestalt wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen, und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Negre bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterscheiden."

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in tiefer Dämmerung verschleiert. Der Einfall spielen mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten."

„In den Laubgewölben des Gartens verlier ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondelier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verfiang lieblich in der allgemeinen Stille."

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände ließen sich deutlicher erkennen. Ich suche meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben bisweilen stehen, aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler eingebildeter Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schließen. Sie sprachen wenig, wie mir schien. Die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen."

„Indem ich meinen Tubus derbei hole und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit verzehrt, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen; sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge sah zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich es, Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Sterblichkeit vor diesem Augenblick."

„Das Interesse des Gespräches verweilt sie in meiner Nähe, und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Sterblichkeit nicht mehr im Stande, sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu sein in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hoheit, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchdringenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbrannen blitzwetterend hervorschoß. Um seine Augen lag eine stille, rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die auch den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, Ehre und gefällig gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den ausserordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Geberden und äußerer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat."

„— — —, der, wie Sie wissen, Alles heraus sagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an sich halten. Unser Armenier," rief er aus. „Unser ganzer Armenier. Niemand anders!"

„Was für ein Armenier, wenn man fragen darf?" sagte Civitella.

„Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt?" sagte der Prinz. „Aber keine Unterbrechung! Ich fange

an, mich für Ihren Mann zu interessiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft auf ihr, wenn sie weg sah, und sie sielen zu Boden, wenn sie auf sie ihrigen trafen. Ich dieser Mensch von Stimen? dachte ich. Eine Ewigkeit wolt' ich stehen und nichts Anders betrachten."

„Das Gedächtniß raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange, sie wieder hervor kommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich erblickt' ich sie auf's Neue."

„Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offenes, feuervolles Auge ruhte forschend auf ihm, und schien jeden aufsteigenden Gedanken von seiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstohlen ihr Bild in der spiegelnden Fluth, aber blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken spritzte. Wer weiß, wie lange dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigsten Heftigkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, faßte den Arm um seinen Nacken streckend, eine seiner Hände, und führte sie zum Munde. Gelassen ließ der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwiedert."

„Aber es war Etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affect schien in seiner Brust zu arbeiten, eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzureißen, ein verborgener Arm ihn zurückzuweisen. Stil, aber schmerzhaft, war dieser Kampf, und die Gefahr so groß an seiner Seite. Mein, dachte ich, er unterliegt nimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen."

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwand der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine tiefende Aroitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem Allen. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein verriegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Tränen überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Ahnung schimmert in ihrem Auge."

„Nach einem kurzen Stillschweigen reden sie zu. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sie die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam ab den sie einab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Obengenannt wahrnimmt, unbemerkt hinter ihnen zurückspazieren. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebüsche."

„Vorn steht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Diene treten ängstlich umher, die Scheine verdoppeln sich. Meine Augen besiegen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends."

„Auf einmal höre ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stößt vom Ufer. Er ist's, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreien. Jetzt also war's am Tage — Es war eine Aufsehensscene."

„Sie sahen zu ahnen, was sie wußte. Sämtlich, als die Andere ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf sah' ich auch die Frauenzimmer verschwinden."

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum hervorgebracht, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Heurl, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber kustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen besseren Gebrauch zu machen weiß, dieß sahen die erste Komposition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitre Abend zog mich unwiderstehlich dahin. Unweiten Sie von meinem Erstaunen, als wir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entdecken schimmerte. Sie war es selbst. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht viel gesehen."

„Die zweite Morgens war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seufzerte. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingerichtetes Auge schien das geliebte Bild vorgebend zu suchen."

„Hatte mich diese beide Sabbaths das erste Mal hingerissen, so wirrte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten: das Erstaunen des ersten Anblicks machte unmerklich einer süßen Empfindung Platz. Die Gloria um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Glut setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muß mein seyn."

„Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, dünnt sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmeliterwunch tritt aus derselben. Auf das Gerathewohl, daß er mir einige Nachricht geben könne, und in sehr sie sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie beiderseits haltet, und eine tiefvolle Freude scheint in ihr Angesicht zu fließen."

„In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendhaß von dem Fenster. Ich vermeine es freudlos, weil ich keinen Andern diese Eroberung gönne. Eine lange Stunde muß ich in dieser peinlichen Angst ausharren, bis es mir endlich gelingt, diesen Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles."

„Der Garten ist ganz leer, als ich hinunter sehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiß weder, auf welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandte, schimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte. Glücklicher Fund! rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniß aufschließen; er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen."

„Der Brief war mit einer Spitze gesiegelt, ohne Ueberschrift und in Ziffern verfaßt; doch schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verstehe. Ich kopirte ihn geschwind, denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so mußte ihre Ruh ein Beweis seyn, daß der Garten von mehreren Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schimmernders begegnen?“

„Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so ersahen sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin. Beide ängstlich suchend. Ich beseitigte den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los machte, und lasse ihn an einen Ort herabfallen, an dem sie vorbei muß. Ihre schöne Aerade, als sie ihn findet, bekommt mich für meine Großmuth. Mit schaudern, präsentirten Blick, als wollte sie die unbekannte Hand daran antupfen, die ihn verübrt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einsteckte, verrieth, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückhallender Blick ihrer Augen nahm einen dankbaren Abschied von den Schwalbennestern des Gartens, die das Gedeihnniß ihres Herzens so treu gehütet hatten.“

„Jetzt eilte ich, den Brief zu entsiegeln. Ich verstunde es mit mehreren Sprachen; endlich gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Ich werde unterbrochen. Den Schluß ein andermal.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

August.

Mein, liebster Freund. Sie thun dem guten Biondello Unrecht. Gewiß. Sie degen einen falschen Verdacht. Ich gebe ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, daß ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung sich zum Diener herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß diese Absichten verdächtig seyen. Wie? Ist es denn so etwas Neues, daß ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwas entsetzens, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sey? Er hat ihm ja gestanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird und ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Absichten mag er immer haben, aber können diese nicht unschuldig seyn?

Es bekennet Sie, daß dieser Biondello in den ersten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello hierzu aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da. er findet eine Gesellschaft versammelt. Advokaten und Offizianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man erwundert sich, man ist erfreut, ihn wieder zu sehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, jeder erzählt seine Geschichte des auf diesen Augenblick. Biondello soll auch die seinige zum Besten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wundert ihm Glück zu seinem neuen Etablissement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute bedürftig, die ein Geheimniß zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Kardinal A***, ist weltentaunt, er liebt das Spiel u. s. f. Biondello singt — Man übertrift mit ihm, daß er den Geheimnissvollen mache, man wisse doch, daß er der Geschäftsträger des Prinzen von *** sey. Die dritten Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche kreist fürstig, man nötigt ihn, zu trinken, er entschuldigt sich, weil er seinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Scherz zu nötigen.

„Ja,“ sagte endlich der eine Advokat, „Biondello versteht sein Handwerk, aber aufgelernt hat er noch nicht. Er ist nur ein Halser.“

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er versteht die Kunst,“ sagte der Andere, „ein Geheimniß bei sich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.“

Sollte sich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäste zogen sich hier und dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Daß ich es kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und seinen Resten Nachricht verschaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geschrieben würden, in die Hände spielen. Biondello besprach sie auf ein andermal, aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu schließen, mußte die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Verlauf. Dieser war Anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alle diese Volk bange unter sich zusammen, alle sterben für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrieen werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dieß wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A*** zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch

ein Vermächtniß von dem Prinzen von ***? sagte Otto; sagt sich etwa der Verwalter wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Neunter Brief.

Signak.

Der Prinz schreibt mir aus Warne nach Lieve. Er hat seine Gesichte wieder. Hören Sie, wie sich ihr Gegenstand ändert.

Ein Invalider, der hier Gefangne gewesen war, und von den sieben Tage dieser Stadt am Gift viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Sobald wurde sich aufgeführt, und man allen Zugang und Aufenthalt zu verwehren, selbst Niemand ins Gefängniß, als F*** und sein Bruder, weil Niemand helle, und sein Herr weder unbekannt bleiben. Wir standen ein Jahrgang, daß einen dahin abging, und mischten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber ausgesucht, und die Hitze hatte meist Mannspersonen.

Einige ist auf eingenommen Plätzen gesetzt, wie Deutsch, und sich gegen vorgenommen Gesichter vor gehütet. Man findet man wenig, aber bei jedem Zeichen sieht man auf Zeichen eines Mannes. Wer einer Person auf einem Manne sieht, heißt ein Narr; Mäger und Unterhaltung sind das Zeichen eines Mannes. Die Tage der Stadt ist jetzt, daß kaum man Venedig nicht gehen haben.

Wir verweilten nicht lange. Der Prinz, der nach mehr Aufmerksamkeit hatte, machte gleich wieder in Zeichen fort, und den Prinzen folgten nicht in Chiozza. Allen hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herberge so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir nicht ein Zimmer für uns allein. Der Prinz schonte sich, wie noch mehr sie sich. Ein Domherr, aus der Mannes, und einige Damen, die reisen nach Venedig gingen. Mein Herz war nicht ausgeruht, so ja sitzen, und unser Zeichen sein Zimmer ein.

Die Gesichte war der Gegenstand unsrer Gespräche und der Herberge gewesen, und sie war es auch auf der Mahlzeit. Der Prinz wiederholte die ihm Erzählungen in der Kürze von Arzte; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verfloß, wie ein Augenblick, ehe man es sich versahen, bis Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus, der Domherr aber unter Herde. Der Prinz sing zu den Damen, die, wie wir jetzt erst erfuhren, nur durch ein Ungefähr Platz aus uns gefunden waren, und sagte sie, wo sie anlegen sollen. Auf der Insel Murano, war sie sagten, und der Hand wurde gewiesen. – Insel Murano! rief der Prinz, und sein Schauer der Ahnung schien durch seine Seele zu fliegen. So ist sein unbewußt konnte. Einige Viertelstunden vorüber. „Wissen Sie auch, in welchem Gasthofe wir sollen?“ – Der Prinz sprang auf – „Sie ist hier! Sie wird!“ sahe Bianchelle fort. „Ich kommen eben von ihrem Begräbniß.“

Der Prinz sprang heraus. Das Zimmer wurde ihm zu enge. Die ganze Welt war ihm in seinen Augen leicht geworden. Tausend Empfindungen stürmten in ihm. Seine Knie zitterten. Worte und Blicke wechselten um in seinem Gesichte. In gewisse verwirrungsvoll war ihm. Er kann Worte seiner Freude nicht verschweren.

In Warne wurde angehalten. Der Prinz sprang ans Ufer. Er kam. Ich sah im Gesicht des Prinzen noch sie's war. Ihr Antlitz sah wie blasses Marmorbild aus. Eine schwere Gestalt hob ich sie getragen; alle Bedienungen des Prinzen waren unnütz sie gewesen. Eine goldene Mütze bezeugte ihr Geschlecht, und sie den Prinzen anblicken wurde. Die Natur unsrer ganzen Gesichte schien aufgelöst. Sie konnte auch einen Laut sein, daß sie der Gegenstand bestätigen gewesen sey. Mit einem bedeutenden Blicke sah sie ihre Begleiterin an, als wollte sie sagen, daß ich es! und mit Verwirrung fühlte sie ihre Augen nieder. Ein stummes Weh wurde ihre Schöße an das Herz gedrückt, als sie den Prinzen sah. Sie schien ohnmächtig, als sie verschwand – aber weniger, wie mir vorkam, weil sie aufgestanden schwankte, als weil sie ihre ganze Höhe nicht konnte, und der Prinz sahen den Arm ausstreckte, sie wiederbrachte. Die Nacht sagte über die Betrachtungen, die meine Hand an, und war am Ufer. Die heilige Gesellschaftsgegang, in der der Prinz war, machte ihn unaufhaft; sie andere Dame. Sie sah den schönen Dienst weniger, weniger er – und schien es in diesen Augenblicke nicht empfunden! Ich erwies ihr vielfältigen Dienst, und doch wandte mich nur das Vorgefühl einer Unerkenntlichkeit, die sich zwischen meinem Herzen und der Dame angelegen hatte.

Er stieß mich sanfter ihre Hand in der seinigen – mit Heftigkeit, sonst ich, und ohne daß es es schien wollte.

„Ich ist nicht das erste Mal, Signore, daß – daß – “ Er konnte es nicht herausbringen.

„Ich sahe mich erinnern,“ schwelte sie –

„In der *** Kirche,“ sagte er –

„In der *** Kirche war es,“ sagte sie –

„Man konnte sich nur heute verwundern – – Wenn so nahe –“

Signor zog sie ihre Hand sehr und der seinigen – Er verweilte sich augenblicklich. Bianchelle, der mich mit dem Domherrn gesprochen hatte, kam ihm zu helfen.

Signor, sing er an, die Damen haben Schulden hierher besucht. Hier wir sind selber geschäftsmann, als sie sich's vermuthen. Es ist hier ein Gasthaus an der Küste, wo sie so lange einsamen Gasten, um dem Gebräuche aufzuwarten.

Der Vorschlag wurde angenommen, und die Damen haben sich bei Prinzen. Man eilte in dem Gasthof, bis es Abend wurde. Es gelang auf. F*** und mir, die Matrone zu verhalten hatte der Prinz sich mit der jungen Dame unter Hier unterhalten können. Doch es ihre Bangemühe auf zu vermehren gewesen hatte. Damen Sie bereits sie nehmen, daß es die Erkundung empfangen hat. Sie ja gefunden. Diese sagt, daß Dinaco schreibe, ich es bestätigen es gastfreundlich, wenn sie mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Fusile kamen, fanden wir endlich nach die erwartete Wirkung von unserm Brief, eben von einem Briefe begrüßt, der meinen Herrn gilt in Flammen setzte. Man soll ihn packt, und in einem Land, wo er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat englische in einem deutschen gemeinschaft, und weiß niemand. Die Wirkung hat einen Bindestrich, um sie Zeichen von dem Empfange zu bezeichnen, hat es Schreiben ist. Einer Warnung von seinen Schwestern sagen wir vor Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zehnter Brief.

Capuanen.

Der Prinz ist mit seinem Hofe gestanden, als wir ihre Residenzen von daher angekommen.

Die ſtolze Mondin, nach deren Verſtand mein Herr den Marquis beurtheilen ſollte, waren ſchon um einige Tage verſchieden, und nach ſeine Meynung, weder von ſeinem Genius, von dem er auf's Neue und auf's Dringendſte Vorſtand verlangt hatte, noch von ſeiner Schweſter. Die Frauen wollt leiden, daß Cicottella mehr mahme; ein jeder unverirrt Geſchöpf aber hatte der Prinz. Sichern Mittag endlich kam eine Antwort von regierenden Hofe.

Ihre hatten kurz vorher einen neuen Contract, unſers Handels wegen, abgeſchloſſen, und der Prinz hatte ſein längeres Bleiben ſchon beſtimmt beſtätigt. Ohne ein Wort zu ſagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, als ich den Inhalt ſchon auf ſeiner Stirn.

Rhanen Sie ſich verſtellen, Herr C*** Man iſt in *** von allen tiefſten Verhältniſſen meines Herrn unterrichtet, und die Verſtimmung hat ein ausgemachtes Gewicht von Lügen daraus erfunden. „Man hat mißfällig vernommen,“ heißt es unter Anderm, „daß der Prinz ſehr langer Zeit angenommen habe, ſeinen vorigen Character zu verläugnen, und ein Verſtand angenommen, daß ſeinen vielbetragen ſprechenden Neigungen Hof zu machen ganz entgegen ſtehet. Man wiſſe, daß er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs Ausſchweifendſte ergebe, daß in Sachen Ehre, Duellanten und Gerichtsbarkeit ſein Ort leide, daß ſattelfeſten Pferden in ermüdenden Verhältniſſen ſtehe, und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang forwohl, als ſeine Einkünfte überſteige. Es heiße ſogar, daß er im Begriff ſtehe, dieſes ſchon anſehnliche Betragen durch eine Reiſe zu ehrenloſen Zwecken vollkommen zu machen. Um ſich von der letztern Beſchuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine augenſcheinl Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Theil ſeiner Schulden überzahlen ſolle, habe Anweiſung, ſogleich nach ſeiner Ankunft, ſeine Glaubiger zu befriedigen, denn unter dieſen Umſtänden ſinde man nicht für gut, daß ſich in ſeine Händel zu geben.“

Was ihr Verſtandsmann, und in weitern Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, um wollte einen darin auffinden, den ich anderen konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** eintmente mich jetzt an die gehörne Nachricht, wir vor einiger Zeit an Vicendello ergangen war. Die Zeit, der Zufall, alle Umſtände kamen darein. Wir hatten ſie (ſchlechte den Kramerier ungerechnet). Jetzt war's an Tage, von wem ſie herrührte. Apoſtaſie! — Vor meinen Intereſſe kann es ſeyn, meinen Herrn in abſcheulich und ſo gleich zu verſtimmen! Ich ſchwur, es iſt ein Schelmen von den Prinzen von ***!*, der es durchaus will, meinen Herrn und Venedig zu entfernen.

Dieſer ſchwieg noch immer, die Augen ſtarr vor ſich hinzuwerfen. Sein Stillſchweigen ängſtigte mich. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. Mein Gottesvilla, gnädigſter Prinz, rief ich aus, beſchleunigen Sie nichts Gewaltſames! Sie ſollen, Sie werden die vollkommenſte Genugthuung haben. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Sache! Denken Sie mich hin! Es iſt unter Ihrer Würde, ſich gegen ſolche Beſchuldigungen zu vertheidigen, oder wie erlauben Sie, es zu thun. Der Verſtändige wird genannt, und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieſer Tage ſand mich Cicottella, der ſich mir Erkenntnis nach der Urſache unſrer Beſtürzung erkundigte. Z*** war ich ſchweigen. Der Prinz aber, der zwiſchen ihm und mir ſchon lange einen Unterſchied machte zu machen gewußt hat, auch noch in ſo heftiger Wallung war, um in tiefem Augenblick der Klugheit gehen zu gehen, reichte mir, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte ſparen, aber der Prinz rief ihn mir aus der Hand und gab ihn ſtillſt dem Marcheſe.

„Ja wie Ihr Excellenz, Herr Marcheſe,“ ſing der Prinz an, nachdem dieſer den Brief mit Erſtaunen durchleſen hatte, „aber laſſen Sie ſich das keine Unruhe machen. Morgen Sie mir nur noch gnaedig Tage Zeit, und Sie ſollen befriedigt werden.“

„Gnädigſter Prinz,“ rief Cicottella mich hinweg, „verlaſſen Sie ſich!“

„Sie haben mich nicht bringen wollen, ich erkenne Ihre Delikateſſe und danke Ihnen. Ja gnaedig Tage, nur gnaedig, ſollen Sie völlig befriedigt werden.“

„Was iſt das!“ ſtamte Cicottella mich mit Erſtaunen. „Was hängt dich zuſammen? Ich ſag' es nicht.“

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer ſich. Der Prinz, ſagte er, müßte auf Genugthuung bringen. Der Beleidigung ſey unerhört. Unſere beiden Excellenz er ihn, ſo feuerte jungen Menſchen auf Kreutzel anzuwachſen laſſt zu bekommen.

Der Marcheſe hatte ſich verlaſſen, und der Prinz noch immer ſein Wort geſprochen. Er ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Auffahrendliches erwartete in ihm. Endlich ſtand er ſtill, und murmelte vor ſich zwiſchen den Zähnen. „Schelmen Sie Ihn Gluck — “ ſagte er — Um Neun Uhr iſt er gekommen.“

Wir ſahen ihn erſchrocken an.

„Schelmen Sie Ihn Gluck,“ fuhr er fort; „Glück — Ja ſoll mir Glück wünſchen — Sagte er mich ſo? Was wollte er damit ſagen?“

Wir konnten Sie jetzt darauf? rief ich. Was ſoll das hier?

„So habe damals nicht verſtanden, was der Menſch wollte. Jetzt verſtehe ich ihn — O ich bin entſetzlich hart, einen Herrn hier ſo haben!“

Mein theuerſter Prinz!

„Der es mir ſchwer laſſen kann! — Ha! Es muß ſich ſeyn!“

Er lief wieder vom. Seine Miene erſchreckte mich. Ich hatte ihn nie an ihm geſehen.

„Der Cicottella unter dem Thür,“ ſing er wieder an, „aber der edelſte Prinz am Throne! Das iſt ganz beſtätigt. Es gibt nur einen Unterſchied unter den Menſchen — Geburten und Herrſchen!“

Er ſah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menſchen gehört,“ fuhr er fort, „der ſich unterſtehen darf, mir Gluck zu ſprechen. Wiſſen Sie ihn auf der Straße gehört, wenn ihn bei Excellenz macht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Er iſt einen Gerichtſ am einer Kraue!“

In dieſem Tone ging es weiter, und es ſtand mir bei, die ich meinen Beleid anvertrauen darf. Aber bei dieſer Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umſtand, der mich in nicht geringes Erſtaunen und Sorgen ſetzte, und es iſt die gefährlichſte Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältniſſe am *** hatte ſich mir nichts in einem großen Irrthume gegeben.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, ſo ſehr ich mich auch dagegenſetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt ſeine gänzliche Verſtimmung weit beſſen.

Sie werden nun auch begierig ſeyn, Fräulein Cenn, von der Geſchichte endlich etwas Poſitives zu erfahren; aber eben darf ich es, weniger ich Ihnen noch immer traurig beſtätigenden Auftritt geben kann. Und den Prinzen iſt nicht herausbringen. Weiß es in bal

Geheimniß gezogen ist, auch sich, wie ich vermuthe, das verschlossen erhalten, es zu bewahren. Daß sie aber die Christin nicht ist, für die wir sie hielten, ist bewiesen. Sie ist eine Deutsche, und von der ersten Minute an. Ein gewebter Gedanke, dem sie auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine sehr böse Miene, und macht sie zu der Feindin einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie, kurz vieser Tage, gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verkleidung, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Talentvalet zu erkennen. Die Entdeckung, wenn der Prinz von ihr spricht, mit gewebe Nachdenken, die er gegen sie beobachtet, scheinen diese Vermuthung Recht zu geben.

Er ist mit einer theatralischen Leutseligkeit an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit wurden die Besuche spärlich gegeben; doch schon in der zweiten Woche verbrachte man die Vormittage, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht drei wäre. Ganz Venedig verschwindet, ohne daß man ihn zu Gesicht bekommen; und ist es auch nicht in einer Gesellschaft, so ist sie es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen strömt verwandelt. Er geht wie ein Liebhaber umher, und nichts von Adem, was ihn sonst interessirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Worin wird das noch kommen, liebster Freund? Ich getraue mir die Zukunft. Der Besuch mit seinem Hofe bei meinem Herrn in einer entschiedenen Neigung gegen einen einzigen Menschen, von dem Marquis Civitella, getrost. Dieser ist jetzt Herr unserer Gedanken, unsers ganzen Schicksals. Weiß er immer so viel denken, als er sich uns jetzo noch giebt? Wird dieses ganze Benehmen auf die Dauer verstellen, und ist es wahrscheinlich, einem Menschen, auch dem verstellendsten, so viel Mäßigkeit und Maaß einzuflößen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neues Brief abgegangen. Den Brief, hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

(Der Graf von O*** zur Fortsetzung).

Mein lieber nächste Brief wird sehr kurz sein. Drei ganze Monate verstrichen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unaufmerksamkeit, deren Ursache ich in der Folge nur zu sehr entdeckte. Ihre Briefe meinen Freundin an mich waren zurückgehalten und unterdrückt worden. Was mir mir von meiner Bestürzung, als ich endlich im Dezember vierzig Jahre folgendes Schreiben erhielt, bei sich ein glücklicher Zufall zwei Blätter, der es zu verlieren hatte, glücklich in meine Hände brachte.

„Sie schweigen mir. Sie antworten nicht. „Nennen Sie — o fürchten Sie auf Rhadin der „Treulosigkeit! Unsere Hoffnung ist dahin! Sie „sind Sie meinen Einflüsse. Alle unsere Hoffnung „ist dahin!

„Der Mantel des Mörders soll ehrlich sein.

„Der Kardinal verläßt Rache, und seine Mörderin „mörder suchen den Prinzen. Mein Herr — o „mein unglücklicher Herr! — Ist es dann an „seinem? Unerlaubtes entsetzliches Schicksal! „Wie Mörderabdrücke umgeben mir und vor Augen „sein und Mitmänner verbergen.

„Ich schreibe Ihnen aus dem *** Kloster, wo „der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Ihren „rubt er auf einem harten Lager; unten wir und „Gelte — ach! den Schatzmeister der theatralischen „Erscheinung, der ihn war zu seinem Gefolge „seiner Leiden bleiben wird. Die gehn Tage, daß „sie krank war, kam kein Schlaf in seine Augen. „Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand „Spuren von Vergiftung. Heute wird man sie „begraben.

„Ach, liebster O***, mein Herz ist zerissen. „Ich habe einen Auftrag erhalten, der nie auch mich „neue Gefahren verbinden wird. Ich fand vor „ihrem Sterbebette. Die eine Heilige starb sie „dahin, und ihre letzte Sorgfalt Vereinfamkeit „erschwerte sich. Ihren Gefährten auf den Weg zu „leiten, von da zum Himmel wandelte — Alle um „ihre Sterbebettigkeit war erschüttert, der Prinz „allein stand fest, und ob er gleich ihren Tod „erblickt mit erlitt, so bewies er doch Stärke bei „Gottes genug, der frommen Schwiegerin ihre „letzte Bitte zu verweigern."

In diesem Briefe lag folgender Einschluß:

An den Prinzen von ***.

Von seiner Schwester.

„Die allein feinmachende Liebe, die an dem „Prinzen von *** eine so glänzende Eroberung gemacht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen „lassen, die Verdienst sortzusetzen, der sie diese Eroberung verdankt. In drei Tagen will Nebel „alle einen Weile sein, aber seine Mittheilen mehr „für einen Unbeständigen!

Henriette ***."

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eifersucht schien mir nicht mehr. Ich war gewiß, einen Unglücklichen Tod und Hülfe zu verlangen; ich fand einen Gleichgiltigen, der meines schweren Beistandes nicht mehr benöthigt war. E*** las krank und war nicht zu sprechen. Als ich entkam; folgendes Billet überreichte man mir von seiner Hand:

„Meiden Sie endlich, liebster O***, wo Sie hergekommen sind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Zweifel sind bezahlt, der Kardinal verstorben, der Mörder weiter verpestet. Erinnern Sie sich bei Ihrer Rückkehr, der uns verlassen Jahr so zu verweinen wußte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der sein schaf Jahr — — die erste Minute wieder."

Ich konnte mich nichts helle weniger zum Prinzen, wurde aber angemeldet. An dem Platze meines Verweilens erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

Ende des ersten Bandes.

Philosophische Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat zwey Quellen, ihre Erkenntniß, wie bekannt, aber zwey Quellen, die nicht mit einander verwechselt werden müssen, nehmlich sie hat zum Vergnügen, die Vernunftschlüsse in ihren Folgerungen, Verbindungen und Trennungen, eine Nothdurft zu erkennen, eine gewisse Art von Gewissenhaftigkeit bey Entwickelung gelehrter Streitigkeiten, und zu den Grundsätzen, um sie gehörig zu prüfen, zu gelangen, und da die menschliche Vernunft durch einen Schein von Notwendigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und einen bekleidet von den eingewurzelten falschen Urtheilen verjagt in Irrthümer gebauet wird, Ein richtiges Urtheil hervorzubringen vermag auch die Gegenwargen — der Kopf muß sehr frey bleiben.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo die Erschütterung und Aufbrechung der Letzten den heutigen Theil der Publizistik so ausserordentlich vergrößert, wo die gänzliche Veränderung der Umstände einer beiden Aufführung Platz zu machen anfängt, und man täglich mehr in diesen Grund sehen, wo der Zufall den Gehalt so hingeworfen, ihnen es nicht so gut, auszudrücken, und gewisse Personen den verwickelten und verwirrenden Vernunft zusammenfassen zu machen, es wollte Staatsleuten und Juristen zu verdächtigen, wenn ich an die Monarchie anschließen und eine Quelle von Gelehrsamkeit und Licht seyn können, und wenigstens die wesentlichen Klagen zu zeigen, an denen die heilige Vernunft eben so schwanken hat. Wie gelangen nun leiten anderes, ob durch Gewalt, zur Wahrheit — wie wächst den Irrthum — und ob den Umsturz — power erschöpfen, die wir auch zu jenen schönen Zeiten der ruhigen Duldung beobachteten.

Einige Vernunft, von gleicher Wahrheit für Wahrheit und für wirkliche Wahrheit werden, werden sich auf ganz verschiedenen Wegen in verschiedene Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit verschiedenen Bilde die gedächtigste Form hervorbringen, haben sich zu dem Contrasts verbunden, einige Verbindungen und Epochen des Denkens, einige Verbindungen der gebräuchten Vernunft in dem Gemälde gleicher Klangfinge von englischen Lauttönen zu entwickeln, und in dem einen Briefwechsel des Viele vergnügen, Jugende Denken sind der Anfang meiner Verbindt.

Meinungen, welche in vielen Büchern vorgetragen werden, können auch wie aus Begebenheiten nicht eine Lehre seyn, gerade so, wie sich die Viele in vielen Farbe, und keiner andern, spielte. Die Verfügung des Briefwechsels wird es entscheiden, wie viele einwirken, es überlassen, es mehrere sprechen. Verbindungen enthielt in eine abgetrennte, gehörte und folgerichtiger Theorie sich anfüllen.

Empfindsamkeit und Irrsinnigkeit sind die Verwirrungen der menschlichen Gründe, und müssen durch eine die menschliche Gründerung, die sie in gut organisirten Gründen verursachen, gezeigt die Grundsätze bestätigen heißen. In dem Irrsinn, in verschiedenen der Irrthum, dessen unser Verlangen für die Wahrheit; je schlechter der Irrsinn, desto größer die Anstrengung zu Ueberzeugung und seiner Gewißheit. Aber viele Irrsinn: viele Irrsinnen vergangen, war vollkommen die Vernunft der Kenntniß machte der Heilung verzweifeln. Die Menschen weniger wichtig, wenn ein heftiger Jüngling sie verliert, eben so wenig als der Tagtod und die Bringen, wenn ein Liebesfieber sie verschlingt.

Doch müssen verschiedene werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, und vielleicht wie den folgenden Briefwechsel geben und beurtheilen schwächen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Da bist fort, Raphael — und mit deine Nähe war mir, der Blätter sollen erst von dem Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahnrath, über dem aufgethauten Gefilde. Tristan durchirrt so die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und pfeife, daß mein Raphael mir nicht entwettet.

Ich hatte keine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Kennen des Wagens, der sich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohr verklommt. Im Schreiben hatte eben einen wortreichen Schatz von Dir hier Jemanden der Jemanden gehäuft, und jetzt schwieg in, gleich seinem abgekühlten Geiste, von Neuem in tiefen Gedanken auf, und mitleid sich nur auf jenem Liebesschatze unter Seufzen ohne wieder. Deine Feder hatte in an jenen Tage erfreuet, an jenen Tage hatte unaussprechliche Perspektive hervorwandert. Im schwarzen Gedanken hatte Bilder erkannten von jetzt, das schöne Ideal unserer Freundschaft. Jetzt war's, wo wir den Stammbaum der Kinder zum ersten Male aufzeichnen wollten, und Julius einen so reichen Vorrath in Raphael fand. Hier ist seine Quelle, sein Gedicht, sein Ideal. Wo nicht irgend eine Erinnerung einflößender Schönheit auf meine Nähe hatte. Wo bes. Aber da sah gegen meine Erwartung verschwunden. Wenn es nun viele, weiterweise ich den langen Antheil meiner Trennung.

Mich hast du auch mit gemacht, Raphael? Weißt du jene Lauren aus mir entwickelt? Gesellschaften großer Menschen: daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Gute parole, auf den Altären der Liebe stehen wieder, neben deiner ganze Pflanzung ist hallen. Kennst du nun meiner heißen Seele so wenig, dein angefangenes Werk zu verlassen, mich so ganz von deiner Bedeutung? Die Grundpfeiler deiner folgen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bauest, stürzen ein, und der eiskalte Wurm will sich meine warme Brust zum Neste.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verklärten deinen Augen durch das Leben tauschte, wie ein Leuchtkäfer — da ich mein Herzens und alle meine Wünsche an den Grenzen meines räthselhaften Horizonts weiter untersten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nicht betrübet schon ich, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Lieblingsfarbe an die Erdgeist, nur Gewitterwolken an einer Weltschmerz nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel zerte, und dein Verglühen an der Glatteis ding. Ich empfand noch vor glücklich. Raphael hat mich lenken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu verweinen.

Erschaffung? Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gefunden hat. Es gab eine Zeit, wo ich nun nicht wußte, wo nun mir niemand wußte, alle sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, alle sagt man, daß ich existiren soll. Einer nach dem den Meinungen, die vor Jahrhunderten so waren, weiß man nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Niemand gestanden mir das Recht, den Anfang zu besehen und das Ende zu

verneinen? Das Aufhören bekannter Weſen, behauptet man, widerſpreche der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganz vorübergehende Eigenſchaft unweiſlich? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit der Schöpferin iſt, ſo folgt ſchon daß eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Wäre eine ſolche Voraus-ſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alle war keine Schöpfung – Wo bin ich hingerathen, mein Raphael! — Sacrilegiſcher Irrgang meiner Seichte! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer exiſtiren?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Freuden gab. Du haſt mich erwachen gelehrt, wo ich einſchlief. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entheiligte. Ich ſah eine Pflanze nach der Küche ſchauen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem hyſteriſchen Gebete ſich vereinigen – gewiß ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſah gewiß — mächtigen Wanderweſen der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Sterbekiſſe der Verweſung legen, und den friſchen Lichtſtadt der Freude im getrockneten Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſeyn, rief ich aus, die die Beſten unter den Menſchen bekennen. Sie ſo mächtig ſegnet, und ſo wunderbar belebet. Denn tauſt Menſchen ſchätze meine Begeiſterung. Eben ſo Viele, ſagteſt Du mir, bekannten ſich einſt um die Immerſchöne und zu Jupiters Tempel, eben ſo Viele haben eben ſo freudig, ihren Traum zu Ehren, den Holzſtoß beſtiegen. Was Du an Heldenthume ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Glaubigkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube Niemand, daß deiner eigenen Vernunft. ſagteſt Du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft entdeckt, iſt die Wahrheit. Da habe ihr gehorcht, habe alle Meynungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, ſein meine Flotte in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meynung verſöhnen, die ich einmal verachtet. Meine Vernunft iſt mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wenn mir von nun an, wenn in tauſend einzigen Bäumen auf einem Wunderpunkte wachſe! wenn meine Schauung vor ihren Schatten ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gewande mir Gang verwirrt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Takte meines Herzſchlages anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtrumentes in den beſtimmten Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Uebergangungen mit meinem Accordſatze wanken;

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Selbſtgenuger. Da hab mich herausgeſtohlen an den Tag; hab gethan Licht und die unermeßliche Ferne haben meine Augen entſtohlt. Darüber genügte mir an dem beſchränkten Raume, an guter Sonne meines Hauſes, an Freund meiner Freunde, an täglichem Gluth der Geſellſchaft zu ſtehen. Du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Umfang in die Natur des Großen gethan. Ich bedarf dieſe Glückſeligkeit, weil Andere mich bedürfen. Ich erzbitte nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beglücken konnte. Jetzt erſahre ich zum erſten Male, daß meine Aufrichte zur Genuß ſo vollkommen wären, als die meiner künftigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daß eine Thätigkeit über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſtimmt alle Bande der Uebereinkunft und der Meynung entzwei. Ich ſtehe mich ganz frei — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinem Kaiſerthron in meinem Gewiſſen. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben ſeinen Werth, ſeine Schätzung, alle ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſtehe. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht, ſie ganz zu genießen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſte — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Alle erhabene und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Verrath ſür meinen Durſt nach Erkenntniß! ohne — unglückſeligſter Widerſpruch der Natur! — — dieſer heute emporſtrebende Geiſt iſt in ſich ſelbſt unauflöslicher Uibereit einer Verirrung gekommen, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen verneugt, ſeinen kleinen Schätzungen angeſucht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwiſcht. Der angeborene Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ihren zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis an den Sonnenzelte der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jenen andern verlieren gehen; zwei unvereinbarte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jene neu erworbene Freude koſtet ihm die Summe aller verlogen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Todesſtunde der Liebe iſt ein außerordentlicher Abſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Anſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, teuerſte unter den verbitterten Seelen! Weder ich, noch Du! Er war ſo glücklich, daß er anfing zu klagen, weil er gehen mußte, und weder er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien ihm von, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläßt. Unſere Philoſophie iſt die unglückſeligſte Memoire des Dedipus, der nicht möglich zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich erfüllte:

„Mörderin du immer erfahren, wer du biſt!“

Erſetzt mir meine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn Du meinen Stolzheit zum Himmel hattſt, warum mußteſt Du mich der Erde entführen? Wenn Du voraus mußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſacrilegiſchen Abgrund der Zweifel führet, warum mußteſt Du die radikal Unſinnlichkeit meines Julius auf dieſem verderblichen Wege?

— Wenn er das Gute,
Das ich zu thun vermöge, alles mir
Gleich gut zu thun erſchwerte, ſo ſey ich ſeiner
Des Gute nicht —

Du haſt eine Schuld wieder geraden, die vorgeht war, und einen gerechten neuen Vorwurf auf die Stelle gegründet.

Raphael. ich fordere meine Seele von dir. Ich bin meiner gläubig. Mein Muth ist hoch. Ich versprache an meinem eigenen Erlöser. Schreibe mir bald! Nur deiner heilende Hand kann Balsam in meine verwundete Wunde giessen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das meinige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos. Mich verschonen selbst oft bittere Gebrechen an meinem eigenen Körper. Schreibe mir bald! Nur deiner heilende Hand kann Balsam in meine verwundete Wunde giessen.

Ich fordere meine Seele von dir. Ich bin meiner gläubig. Mein Muth ist hoch. Ich versprache an meinem eigenen Erlöser. Schreibe mir bald! Nur deiner heilende Hand kann Balsam in meine verwundete Wunde giessen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das meinige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos. Mich verschonen selbst oft bittere Gebrechen an meinem eigenen Körper. Schreibe mir bald! Nur deiner heilende Hand kann Balsam in meine verwundete Wunde giessen

Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesen Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erscheinung in diesem Kreise der Wahrheit, die Generation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus, heißen mir aufgehen, ich eben das, was eine Antike, ein Herkulanum hervorgegraben — beides nur Bruchſtücke eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Wiſſenſchaft — ich leſe die Poeſie des Künſtlers in ſeinen Werken.

Willſt Du ſie überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Sorte hat irgend eine Parabel in der proſaiſchen Fabelung, wodurch er bezeichnet wird, und mich allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben durch dieſen reichen Magazine geſchöpft. Erobrakte Thatſachen nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom, der vielen von unſern voll; die Ewigkeit iſt ein Zirkel; ein Geheimniß deckt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich ſage an zu glauben, daß ſogar das thätige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der ägyptiſchen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Erfahrung, der die Sprößlinge der Pflanzen und dem Gnomen der Erde treibt, gibt mir Erklärungen über das heilige Räthſel des Lebens, und wiederlegt meine haaſtliche Verzweiflung eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, welchen uns ein tauſendfach Sinnbild unſerer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, iſt Alles verbildet um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken;

So kein Tropfen begraben liegt, wo kein Aufer-
ſtehn wird,

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Ja e.

Alle Geiſter werden angetrieben von Vollkommenheit. Alle — es gibt vier Betrirrungen, aber keine einzige Andacht — alle ſtreben nach dem Zuſtande der höchſten freien Aeußerung ihres Rechts, alle verſuchen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen. Alles an ſich zu reißen, in ſich zu verſammeln, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, iſt ein gemeinſchaftlicher Befriedigung dieſer Grundtriebe. Wirken Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Anatomiſte, wo wir ſie und denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit. Jeder einen Gleichgiltigſten. Wir ſelber werden das empfindende Objekt. Verwirre mich hier durch ſein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Beobachtung iſt der Grund, worauf ich alles Folgende gebaute, und etwas müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu verbinden.

Etwas Vernünftiges ſagt einem Jeden ſogar das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, traut ſich da nicht ein geheimes Bewußtſeyn in unſerm Herzen, daß wir ſähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die bloße Achtung, einer ſolchen Geſinnung unſere Mangelhaftigkeit, daß unſere Beſtimmung vor der Bewunderung zittert? daß wir über den Lobe verſiegen ſind, welches uns die Verehrung unſerer Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblicke in die Geberden des bewunderten Menſchen, und zeigt offenbar, daß unſere Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſey. Wenn Du gegen mich, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſahſt Du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufſuchte, der ſeinem Helden gezollt wurde — und wenn Du der Erzähler warſt, überraſchteſt Du dein Herz niemals auf dieſer glänzenden Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, Raphael, wie leydaſt ich ſogar mit meinem Herr zuſammenſtoße um die Verſtehung einer ſchönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich ganzen kann, und mein Herz bei mir's leise geſtehen muß, daß es bir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Verfaſſer überging. Schnelles und innigſtes Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile dem Bekenntniß trägt, daß Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gegengen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortrefflicher anwandle, ſelbſt den Sawodoen zuweilen ein Enthuſiaſmus hoher hervorſtehender Größe durchflamme. Ich weiß ſ. B., daß unſer bewunderter Haller, der bei gewöhnlicher Ruhe der einzige Ehrer ſo mächtiger entlarvte, deſſen philoſophiſcher Größe ich ſo viel Bewunderung zolle, daß eben dieſer doch noch einiges Nieres eines Ritterſtandes, der ſeine Größe beleuchtet, nicht zu verachten im Stande war. Ja ich überzeugt, daß in dem glückſeligen Momente des Ideals der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und ganzen Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Verehrung des Geiſtes iſt bei Vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhafte Wallung des Bluts, einen raſchern Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgetrieben, der aber auch eben beſwegen ſo flüchtig, wie jede andere Begeiſterung, dahin ſchwindet, und das Herz der beſprochenen Wuthrer niederläßt Leidenſchaften beſto ermattet überwieſen. Beide ermatten, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der thätlichſte Verbrecher immer der wohlthätigſte iſt, daß die Menſchen der Tugend ſich nur dem tiefſten Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto öfter erbeten.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Verſetzung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſeyn einer Verwandtſchaft, einer Verſicherung auflöſt, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber können von ſeiner Allmacht, ſeiner Allmacht zu bezeichnen, keine wir uns mit der ſinnlichſten Verſtellung dreier Eigenſchaften: Raum, ſein Alle, und Etwas. Es iſt wahr und finſter —

Gott ruft: Licht – und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen. Sie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Charakterſache der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſetze, wird meine Glückſeligkeit, alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen – alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Sähdurſt, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringt ich in mir hervor; weilchen ich vermehrlichkeit, zerſtöre, vermindlichkeit ich mir – Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begehre nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, beſter Raphael, laß mich herumſchauen. Die Hölle iſt erſtiegen, der Rebel iſt zerfallen, wie in einer dürftenden Landſchaft Hebe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reinerer Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo – das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend – Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perfektibilität, eine Verwechslung des Weſens.

Wenn ich beſſer, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Vergebung iſt das Wiederfinden eines verzäuberten Eigenthums – Menſchenhaß ein verzängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchönern Hälfte. An jenem ſeligen Abend – Du kennſt ihn – da unſere Seelen ſich zum erſten Male feurig berührten, wurden alle meine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit geltend – ſtolzer darauf, daß ich lieben, als von dir geliebt zu ſeyn, denn das Erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„Was? ſagte dich allmächtige Gottheit,
„Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„Unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael, an deinem Arm – o Minone!
„Flog' auch ich zur großen Geiſterſonne
„Jenſeits ins Vollendungsthor.

„Seligkeit! Seligkeit! Doch bald' ich gefunden,
„Bald' auch Millionen dich umwandern,
„Und auf Millionen mein biſt Du,
„Faß' das volle Chaos unterjochtet,
„Durch einander die Atomen führen,
„Kreiß Sterben ſich unſre Herzen zu.

„Weg ich nicht aus deinen Armumwangen
„Meiner Wollnß Wiederſtrahlen langen?
„Wer in dir beſeelet' ich mich,
„Schwer macht ich mir die ſchöne Erde,
„Heiter hingeht in das Paradies Gedichte,
„Reizender der Sommer ſich.

„Sonnenmuth weiſt die bangen Tiefenriegeln,
„Führt von des Verlands Stimm zu reden,
„In der Liebe Poeſie ab,
„Ende mehr weiß das ſolternde Entgehen.
„Raphael, in deinen Seelenkuſſen
„Ungeſtillig ein weiblich'ges Grab?

„Grünt' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen nennt' ich in die Feierſtunde
„Und umarmend küßt' ich die Thräne,
„Meine Augen flehen' ich in die Thräne,
„Irene mich, antworteten die Küſſe,
„Ihre genug, der ihren Seligkeit.“ –

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichdünkenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der Bewegung, aber mit feuriger Sehnſucht verlange ich die Vollkommenheit, die mir mangelt. Eine Reaktion leiſer Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thräne willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlaubte Gefilden, jeden Baum und jeden getrauten Vögeln Geiſt an den Buſen zu drücken – ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unſerer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzufinden, und ſo dieſer Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher geruckt. Die ganze Schöpfung ſtrebt in ſeine Perfektibilität. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſerer Zeiten – ich befürchte es – widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſerer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſein laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſophiſten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und dieſe Tugend, dieſen edeln Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Induſtrie aufzulöſen. Im Knecht-ſeligkeit ihrer eignen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefühlloſen Zuſtande des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Sublimen gemacht – Entartete Sclaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verſtarren. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Inſamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eignen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt kannte der menſchlichen Natur keine ſo tödtliche Wunde zuzufügen, als dieſe gefühlloſen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinnes und des Genies den Eigennutz anbeſtaunten, und zu einem Syſteme veredelt.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, daß ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele jener Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mir nichts leisten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unserer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseins sich mit Vermehrung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entsteht auch auf ihm, der hohe Grazie dieser Erscheinung. Nächstdem auf eine belebende Zukunft schließe die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit ausdauert, die auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Verzeihung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil den ewigen aufzuopfern — es ist die niedre Stufe des Egoismus — — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei völlig unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn anderwärts über in die Nähe des ewigen Ganzen. Diese zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die wiederscheinde Bürgerin eines höhern Zeitthums. Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Sahrima. Egoismus sei für die Dauerhaftigkeit, Liebe für den Unbau. Liebe verschmäht. Egoismus leidet — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte weit thut — setze hinzu, diese Wahrheit werde kommt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem vollen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit der Flammenkunde der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß' in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Tugend emporsteigen — — laß' in dunkler Ahnung realisirt sein in ihm alle Glückseligkeit, die er schaffen soll — laß' die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bebend dieser Mensch der Anwendung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Emotionen wird sich vermischen mit seiner Persönlichkeit, wird mit ihrem Ich in Eins zusammen fließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutetropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verpfänden!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Gebäude, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Einheit beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Einheit, zu mannichfachen Graden und Maßen und Einsen verringert. Die Natur, verstanden mit diesem bildlichen Ausdruck, die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Streifen spaltet, daß sag das göttliche Ich in zahllose empfindende Einheitsganze geworden. Wie sieben dunklere Streifen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Einheitsganzen ein göttliches Wesen hervorstehen. Die vorhandene Form des Naturgesetzes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendlich Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Geister sei der Atmosphäre derselben, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Aetherde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ozean aufgehen.

Die Anziehung der Elemente brachte die Körperwelt, die Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, wählte endlich zu Auflösung jener Trennung führen, oder darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, gleiten wir dahin.

„Enge Grenzen sind wir, wenn wir hassen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
„Drängen noch dem süßen Festzwange,
„Nachdem, durch die tausendfachen Stufen
„Jubelvoller Geister, die nichts stören,
„Wallet gänzlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher stets und höher,
„Dem Verbarren bis zum griech'schen Ehre,
„Der sich an den letzten Ceraph reiht,
„Wachen wir, einmächt'gen Ringelsangs,
„Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Eintheut unterschied Maß und Zeit.

„Freundin war der große Weltenmeister,
„Zärtlte Mangel, darum schuf er Geister,
„Daß er Spiegel seiner Seligkeit.
„Jund das höchste Wesen schon sein Gleichen,
„Und dem Reich des ganzen Weltenreiches
„Schäumt ihm die Unendlichkeit."

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Geistes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen, das Ewige aus dem vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Laß uns Vertrauenheit einsehen, so wird sie unser. Laß uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Brudertreue anschließen an einander. Laß uns Sehnsucht und Freude pflanzen, so ärnten wir Sehnsucht und Freude. Laßt uns bei denken, so werden wir feurig lieben. Strob vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Geister unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erhielte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch untereinander.

„Verbrüdert mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin tritt herab,
„Bleibe vor der Liebe!
„Aber die heile Strenenbahn
„Ging die hellenklein voran
„In den Gottheit Sitze?
„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte die Einsam
„Durch des Grabes Nacht?

„Lasse sie uns nicht hören,
„Möchten wir unsterblich seyn?
„Suchten auch die Geister
„Ohne sie den Meister?
„Liebe, Liebe leitet nur
„In dem Busen der Natur,
„Liebe nur die Götter."

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unterwommenen Schöpfung. So wie du vor Andrei, ging der Samen auf, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt, und die Perspective meines Lebens verschönert. Adalich, mein Bester, daß das ganze Gebäude meiner Sittlichkeit ein phantastisch Traumwerk gewesen. — Die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends, als im Gehirne meines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Adams der tausend tausend Jahre jenes Riesenreich, wo der verspottene weiseste Mann auf dem Stuhle sitzt, wo bei Ertheilung des wahren Ordinals meine sämtlichen Zeitungen spaziren in Stiefeln reite — Nach dich mag eintreffen, ich erwarte es; kann aber, wenn die Wirklichkeit meinen Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mir die Wirklichkeit um so entzückender, um so wohlthätiger der Kontrast. Sollten meine Ideen wenig schöner seyn, als die Ideen des ewigen Saboyers? Wie? Seine der es wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Zeugerpredt seiner großen Vollendung, und der sichre Triumph für den höchsten Geist, daß auch Aehnlichkeit und Täuschung sein der Anerkennung nicht finden, daß alle Sterblangen Lobsummungen der aufschwatzenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zurück einschlagen, zuletzt alle abertäuigen Arme ihres Strommes nach der namenlosen Mündung laufen. Raphael — meine Ideen erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders erscheint, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anerkennung nicht entziehen kann!

Uebrigens stimme meine Darstellung durchaus nicht streit, durchaus unsicht frei — noch mehr, du bist dessen gewiß, daß sie es nothwendig seyn muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate darauf eintreffen. Unser ganzes Wissen kann endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsre reinsten Begriffe sind keinesweges Bilder der Dinge, sondern blos ihre nothwendig bestimmten und correlirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unser Gehirn gebort diesem Planeten, folglich auch die Ideone unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigentlichsinlich, nothwendig, und immer sich selbst gleich; das Wirkthätliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lange dieses Wirkthätliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus gleich bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Ideone entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Dingen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Ideone, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so verneint sich die Gebrechlichkeit der Sinnesorgane, die nirgends, als auf dem Papiere, verbunden sind, und findet kaum, was verbunden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Zahlen, daß gewonnen werden soll? — und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entgegengesetzten Himmel auf, dort tritt der erwartete Planet vor die Scheine der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalküls gebt der Weltumsegler Kolumbus die bedeutsame Worte mit einem unbefahrnen Meere ein, die sinkende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lüge auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein irrthümlicher Sturm seine Schiffe verschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die mathematische Vernunft, wenn sie das Unsinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmißt, und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebersinnlichen lehnt anvertraut. Aber noch steht die letzte Probe in ihren Resultaten, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir und weisheitweise trösten; diese wird Raphael dem Knabenalter seines Julius verweisen. Ja du arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe meine philosophische Sonde gebohrt, und wenig getrockte Sandsten gefunden. Es mag seyn, daß so dort und da meine Phantasien freneren Vernunftschlüssen unterliegen. Lasse Phantasien meines Busens, Stimmungen und Begeisterung meines Herzens für mächtigere Beiderhalt verfasst; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Weltbaumeisterei, es war der Vorbereitung des weiseren Geistes, daß die ordnende Vernunft auch selbst das dustliche Land der Träume bevölkern, und den fahlen Boden des Wirklichen noch wilder machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der Andere ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur faszinatoren Würde des Demants veredelt. Der Reich in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Neigung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit unsäte Daseyn erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit überhaupt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfaßt auch das bedingungsweise Nothwendige; jene Genart des Gehirns, jedes Gewebe des Blutes hat ein unwiderspreschliches Bürgerrecht in diesem größten Dome der Schöpfung. Im unerklärten Reiche der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit trin Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der unerlaubt keinen Splitter fallen, keine Thräne unvergütet läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen quälende, Nattern und Spinnen tränkt, der in das tiefe Gewirr der Verwesung noch Pflanzen sendet, die kleine Blüthe von Moosluft,

die im Wahnwitze sproſſen kann, noch wirthſchaftlich aufſpenden, der Laſter und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch tauglich verarbeitet, und die große Aas des weltherrſchenden Roms auf der Läuterheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläufige Meiſterrolle in der Seele des Menſchen vermiſchet und freudenleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, verwahrt ihrer Fertigkeit zur Empfänglichkeit der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anderswalt ſich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erhabenſten Oceans! Schande aber dem trüben wollüſtigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Verrathstammer ſtellt offen ſie Alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihm millionenfach anders wieder. Die ſechste Mannigfaltigkeit verkündigt einen treuen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, worauf alle Geiſter ſtudiren: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſich millionenfach anders, geben millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, ihr, gleich einer feſten Achſe, gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Syſteme geht — „Nähert Euch dem Gotte, den ihr meynet!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich ſchlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, ſich zu beruhigen. Julius, als den Glauben an die Erſtlinge deines Nachdenkens bei dir wieder hervorſtellen. Ich habe dieſe Ihnen, die ich bei dir anſtimmen ſah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die deinige, werth, aber ihre kannſt und darfſt du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe deines Herzens geſchaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt du nur ganz die letzte überladen ſeyn, um früher oder ſpäter mit deinem Lieblingsbilde wieder aufgeſtöbert zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweiterlichkeit, das Mißverſtändenswerthere vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche daran zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßteſt.

Aber dies Alles iſt nicht in meinem Plane. Du ſollſt zu einer höhern Freiheit des Geiſtes gelangen, wo du ſolcher Beiſtelle nicht mehr bedarfſt. Freilich iſt dieß nicht das Werk eines Augenblicks. Das grundphiloſophiſche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungsanſtalten ſtehen gelingt dieß faſt immer am erſten. Selbſt bei der Stahlhärte deines Charakters, ſcheinſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meynungen vor tauſend Andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit kommt bei dir deſto langer dauern, je weniger du das Drückende davon fühleſt. Kopf und Herz ſtehen bei dir in der engſten Verbindung. Die Leier wurde dir werth durch den Leyer. Bald gelang es dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, die nach den Bedürfniſſen deines Herzens zu verdrehn, und über die Punkte, die dir auffallen mußten, hin durch Reflexionen zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meynungen verwarfeteſt du, als bösliche Mache einer Sclavenſeele an der Kette ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit deinen Feſſeln, die du auf freier Bahn zu tragen glaubteſt.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du ſo oft mitten im Genuſſe deines erhabenſten Looſes, und in Aeußerung deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Konſequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handeltеſt, und die Einheit der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beſchloß ich, jene ſklavenhaften Beſchränkungen zu vertilgen, wodurch man einen Geiſt, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gedacht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Beweis des Selbſtdenkens aufzumuntern zu machen, und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freilich mehr dabei beſchäftigt, als dein Scharfſinn. Ihre Abirrungen erſetzten dir ſchneller den Verluſt deiner ehemaligen Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben daß begeiſternde Syſtem gab dir den erſten Genuß in deinem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hörte mich ſehr einen willkommenen Enthuſiasmus zu führen, der die Entwickelung deiner trefflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Motive unter die Botmäßigkeit deiner Kindheit iſt auf immer entfernt. Der Weg geht vorwärts, und du bedarfſt deiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem, wie das heutige, die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die den heutigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal. Auch war dieß natürlicher, als daß deine philoſophiſche Laufbahn bei dir im Einzelnen eben ſo begann, als bei dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsheiß verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden auf den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter entdeckte das unerreichliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung entſchlüſſet werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Grenzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkürlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Reihe von Schlüſſen, deren Lücken man ſodann

zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald däucht man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegenstehenden Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dieß sind nicht etwa blos Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher getraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre herantritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehmals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer unreifen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß voranschicken, die ich sicher auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniß seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das beinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: so diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Zwang zu legen, wo er mir am freudigsten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deßwegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch ist es eben dieß niederschlagende Gefühl, was ich dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genusse deines Daseyns hindert, den Keim jener höhern Begeisterung — das Bewußtseyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dieß ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dieß hingehen, und war auch eine nachtheilige Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Der Jüngling, welche sich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit seines Geistes die erste Richtung geben. Da diese unter allen möglichen die freudenbarste sey, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war blos, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen übt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die größte Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Joeen, die in deinem Anfange enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltschöpfers in seinen Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabenerd Bild, als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheint du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser verräth beigeistigt aber den todten Stoff, den er zu Verwirklichung seiner Joeen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile gesichert, und dieser erhaltende Best. dessen er jedem Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wer übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mißtönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diese Kunstgunst empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dieß ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst. Bis dahin führe immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

Briefe über Don Karlos.

Erster Brief.

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt bei Verfassung derselben verfehlt habe. Es dünkt Ihnen auch weit möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorbereitet und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbstgefälligkeit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortrügen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Uebertreibungen, die dem Blödesichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und daß Sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen; aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Meister aufwirft, oder zum Rathgeber anbietet, etwas Gültig erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er beweisen darf? Mag er daß mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Dilettantenausgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Beurtheilers gestellt werden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Maaßregel bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie ersparten mich es aus diesem Gesichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, dünkt mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständnisse desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu entnehmen. Lassen Sie Sich's also gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von diesem Gegenstande unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden. Ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Ersteren vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeußerungen darüber im ersten Stücke der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, manche Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — wie mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schichten, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden gegangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang so vorzüglich in demselben gefallen hatte, that diese Wirkung in der Folge sanfter schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die früheren; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihn in Jahren zu weit vorausgesetzt war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikum, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte wie noch wohl der kleinste Theil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient wie zu einiger Verzeihung, daß es einer geschehen kann, als mir einigen, nicht viel besser würde gelungen seyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa daß meiste gesprächartige Vertrauen Philippo davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Szene.

Bei meinem Fernsein werden mich diese Anschuldigte vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Mögten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschneiden, womit von dieser Seite der von den Kritikern gegen mich ist Sturm getaufen werden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Posa ist soll durchgängig für zu idealisch gehalten werden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihrem wahren Gesichtspunkt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei einzig gegenseitigen Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte alles dargethan werden, in wie fern seine Gesinnungen, wie seine Handlungen, aus sehr menschlichen Trieben fließen, und in der Verkettung äußerlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgesichte, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellun-

gen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihm mit Recht auf der Klasse natürlicher Wesen vorkommt. Denn was kann in einem menschlichen Kopfe nicht Dasseyn empfangen, und welche Scheuer des Serpents kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht thun, die, so selten dieß auch geschehen mag, in der Geschichte doch so viele Gleichen zu finden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat weiter nichts vor dem Heldenmuthe eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unnatürliche und Unmöchliche müßte alle entweder in dem Widersprusche dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Dunnacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen. In solchen Handlungen würklich zu entdecken. Ja kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so, wie Marquis Posa, gedacht haben könne. – daß Gedanken dieser Art nicht so selten, wie hier geschieht, in den Köpfen und in der That Liberalen, – und daß eine kreative Sonnenwärme nicht mit seiner Consequenz verbunden, nicht von seiner Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Bald mag gegen diesen Charakter und dem Zeitalter einzuwenden, in welchem ich ihn auftreten lasse, schon mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiele aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsternis und Licht, eine verworrenende steitere Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe. Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Maximen der Meynungen, Meynungen der Maximen – von jener die Gerichtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen vom Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisirte empfindsame Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das Grausame, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen ausgedehnten Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck so stumpf macht; ihnen großen Stempel hat weder das Gesinde der Sonnen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und sonnen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf sie wirkt, und sie in den herrlichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sclaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingsweite; die sanftesten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund – das schönste Ideal einer Menschenregierung, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser, und wo natürlicher zur Welt gebohren werden, als in der Nähe Philipps des Zweiten und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftritt, war gerade derjenige, worin Härter als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorbergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die Fanatischen Unruhen erhielten sie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von außen, sein Stand als Malthesserritter, scheinen ihm die akademische Muße, diese spekulative Schwärmerei zur Reife zu bringen.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Anscheidungen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er über seine Jahrhundert nicht hätte fähig seyn sollen, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben seyn können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meynungen alles Irrdische hintansetzen kann, wenn man dem grausamsten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft anzustreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der so reich, wie jener, an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Bestimmtes haben, sollte däucht mir, ein Charakter nicht auffallend, der für die erhabendste aller Ideen einen Heroismus wagt, man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder stark sey, daß Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll. Beständige Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müßten, däucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Sonderlings, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Hauptideen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mit sagen, Anstoß genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte seyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntnis von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Hauptzeitwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hätte ich es bloß mit Posa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein eben so tödtender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zur Nachricht hätte, bestimmte Sie. Also auch Sie wissen es, wie die meisten meiner Leser, als andacht, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in den Verhältnissen zwischen Karlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und auf diesem Standpunkte haben Sie folglich beide Charaktere, und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mit mit dieser Freundschaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es auf den ganzen Zusammenhang deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen, und auch solchergestalt nicht seyn konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem

Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen sodanen Handlungen. die man auf ihre Neigung schreibe, der beste Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden könnte irre geführt haben; aber dieß auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen Beider hätte hinreichen den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältniß, in welchem Beide zusammen auftreten, war Reminiszenz ihrer frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gesichte, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander anfänglich. Ein Character, wie Posa's, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem freudigen Gegenstande zu üben: ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen seyn. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirke; konnte sich ihm ein schönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegen eilender Fürstensohn? Aber auch schon in diesen frühern Zeiten ist der Ernst dieses Characters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist Posa der ältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer errungen werden.

„Da sing ich an mit Zärtlichkeiten
„Und immer Wunderthiere dich zu quälen;
„Du fühlst Herz gabst du mir kalt zurück.
„— Verschmähten konnten du mein Herz, doch nie
„Von der entfernen. Dreimal wiesest du
„Den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
„Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. s. f.
„— — — — Mein königsches Blut
„Floß schändlich unter unbarm herz'gen Streichen;
„So doch kann mir der Eigendünk zu stehn,
„Von Rechtge gelitten zu seyn."

Hier sehen sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen dürftenden Freund. Karlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger fliegt nur ihm nieder. Geschäfte für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif, als Freundschaft für Karlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen härtern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblicke, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," sagt er, „wenn Du — König bist." Ist es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen, bei diesen lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich knüpfen und verwerfen in dieser Knabenszene drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Szene angeschaut werden. und Karlos war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiederte. Ein Geist, wie Posa's, mußte seine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem sodanen Spiegel sich selbst, und fernte sich seines Bildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. Karlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreise eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfreundlich. Mitten im Gewühle so vieler Hoflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in sie beseligenden Träumen. So versinkt er allmälig in einen Zustand müßiger Empfindsamkeit, unthätiger, verschrobener Schwärmerei. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschüchtert, hinbrütend in sich selbst, ohne verscheuchenden Freudenfeuer, kämpfen ermattet, zwischen sprechhaften Extremen herumgeschmeckt, keines eigenen Aufschwunges mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustande kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht halten konnten, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestillter Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie das Universum ausfüllen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, sinnender so bald siehend, bald sterbend, in fortdauernder Zerrung hin, keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes sich ihm hingebendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieser großen weiten Erde, Niemand,
„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„So weit die Schlachtbot unsre Flaggen sendet,
„Ich keine Stelle, keine, keine, no
„Ich meiner Thränen mich entladen kann."

Hülflosigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Blüte des Herzens ihn hatte aufgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein ist, und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Men-

sehen, im Großen, wie im Kleinen, handelnd; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks, lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmälig eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen welche jeden einengende kleinere Verhältnis verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraume dehnt sich seine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein verdrängender jugendlicher Affekt ers weitert sich in eine allumfassende menschliche Philanthropie. Aus einem mäßigen Enthusiasten ist ein thätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, mäßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird den Gang ändern, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Bestimmtheit und Form; geprägte Weisheit, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. A. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmälig zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen feuchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Werth durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war *), so kommt er jetzt von der großen Szene zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als gewonnen an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein trotziges und großes Volk, und auch
„Ein gutes Volk, und Tatter dieses Volks,
„Das hasst' ich, hat mich ekelnich gemacht.

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich selbst des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Afrika verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme. jene Sauerstörer von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines gerä u m ten Staats zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fieberischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die heilge allmächtig an mir schlagen.
„O, nyn ist Alles wieder gut. Ich liege
„Am Halse meines Retters!"

Der Empfang ist der feurigste; aber wie brantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den feinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwidert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete — — Das ist
„Der löwenstolze Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrückter Heldenwill mich sendet. —
„Denn nyn sind sie' ich als Retters nicht hier,
„Nicht als des Knaben Karlos Spielgefelle —
„Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
„Umarm' ich Sie — es sind die Flandrischen
„Provinzen, die an Ihrem Halse weinen u. s. f.

Unfreiwillig entwischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Karlos muß alles Rührende seiner Lage aufbieten, muß die entlegensten Szenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. Entsetzlich fern sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf seinen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gefühle, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entgegengesetzte Hyste gethan, und findet Leidenschaft für die Genuhlin seines Vaters —

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Feuerzug von Ihrer Hand, sagt er ihm, und neuerschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Lassen Sie

„Großmüthig wie der Quelle, Menschenglück
„Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
„In Ihrem Wirkungskreise.

„Stellen Sie der Menschheit
„Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
„Erg wiederum, was er zuvor gewesen,
„Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
„Als seiner Brüder gleichberechtigt zu sein.
„Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
„Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
„In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
„Zum Bildner einer schönern Welt. Den Tag
„Des Dankes nenne keine Schande mehr,
„Als die Vertagung endlicher Naturen.

„Das ist der Karl nicht mehr,
„Der in Alkala von die Knöchen nahm.
„Der Karl nicht mehr, der sich bekehrt gewandt,
„Das Paradies dem Schöpfer abzustehn,
„Und kreuchenius, als unumschränkter Fürst,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
„Sind diese Träume!" —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte vergeudet, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Die wäre ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? Und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen sollen, zu einer gestörlichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht war es gewesen, auf Ordnung dieser Leidenschaft, und keinerweis auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes verpuffen, auf das Schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. So lange sein Freund in unbestimmten Wünschen verschmachtet, kann er sicherlich Leiden nicht fühlen; so lange seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem bestimmten Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heissesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu bereitsen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders thun, als diesen erloschenen Heldenartik an fremdem Feuer entzünden, und die einzige Leidenschaft nähren, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr hervorrufen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von dieser Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erste Entschluß ist es, den er von dieser Leidenschaft entfernen will. Hat sie dazu beigetragen, seinen Freunde diesen heissen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß seyn, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also stellt dieses Hinderniß, das sich seiner großen Angelegenheit entgegen warf, selbst diese unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muß durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„ — In dieser heissumglühten Flamme
„Erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
„Ich weiß' ihn führen zum Vortrefflichen;
„Die edle Eifersucht wird wenden
„Von Menschenalter langsam pflanzen, sollte
„Ein schneller Tod der wundersüßen Liebe
„Verheißungen. Nie sollte seine Tugend
„An diesem tränenheißen Sumpfe reifen."

Als den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Posa aus Flandern für ihn mitgebracht. Die Königin ruft seinen entstandenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, führen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß sein Einmischen in diese Leidenschaft mißlue. Niemand konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe herunterfank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag.

„O, ich flehte,
„Weinen ich mich entwehren muß. Ja, einst,
„Einst war's ganz anders. Da ward in so reich,
„So warm, so reich! Ein ganzer Weltreich hatte
„In seinem weiten Busen Raum. Das Alles
„Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
„Den einem kleinen Eigennutz verschlungen.
„Dem Herz ist aufgezehret. Keine Thräne,
„Dem ungeborenen Elende der Provinzen
„Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„Wie arm bist du, wie bettlarm geworden,
„Seitdem du Niemand liebst, als dich!"

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er sieht also seinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

„Er soll
„Dem König unerhoffen werden, soll
„Nach Belieben heimlich sich begeben, wo
„Ihn offnen Armen die Flamländer ihn
„Erwarten. Alle Niederlande stehen
„Auf seine Losung auf. Die ganze Sache
„Wird klar durch einen Königsstreich."

Würde der Freund bei Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Besitzung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Scrupel, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wavende Tugend, die ein bereitster Zweck allein entschieden im Stande ist; Freundschaft ist oft vorzüglicher und immer bestrafter. Wo ist die jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines theuren Geschöpfs, dieser Alles aufschließenden Neigung, worin doch allein der eigentümliche Charakter der leidenschaftlichen Freunde schaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen großen weltumspannenden Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil seiner Bewunderer würde ihm dieses Geständniß bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter, wie der seinige,

niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt, als Karln, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf seinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen auszeichnen haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet seinen Horatio. Man bildt dasür, daß das Wohlwollen um so schwächer und lauischer werde, je mehr sich seine Gegenstände dehnen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm in vollestem Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten. Da es Karlos ist, der dieses Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt Beides in Einem Gefühle unzertrennlich zusammen. In Karlos allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit fest an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wird also doch nur in Einem Gegenstande auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
„Nur einem Einzigen geweiht, umfaßt
„Die ganze Welt. In meines Karlos Seele
„Schuf ich ein Paradies für Millionen."

Hier ist also Liebe zu Einem Wesen, ohne Hintansetzung der allgemeinen — sorgsame Pflege der Freundschaft, ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, Alles umfassende Philanthropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was es verbreitet hat? Dieses Gemälde von Freundschaft sollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos sollte darum weniger Ansprüch auf unsere Thränen und unsere Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Neigung des wohlwollenden Affekts seine weiteste Aufopferung verwebt, und das Göttliche der universellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinz zu dis an den Rand des Verderbens geführt. Verwirft seiner Schuld und in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohne seiner Feinde die gefährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hülfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustande muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch selbst zu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem Könige ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum Ersteumale fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange seines Standes zu den ursprünglichen Stand der Menschheit zurück versetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengröße fühlen, und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur.
„Und wieder König! — Keine bess're Antwort,
„Als leeren hohlen Widerhall! Ich schlage
„An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
„Für meinen heißen Jammer finden. Er gibt
„Die glühend Gold —"

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, dünkt mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung verzudereiten, und den Marquis ihm nahe beizugen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Karlos Feindschaft für die Königin und deren unnatürliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener erbösten wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden, und sich, wie er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß sie als bisher als Hauptthandlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Karlos Liebe, als die blos vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern sind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation. Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnet hat, treten jetzt sichtbar hervor, und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus den Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus, wie der Zweck selbst, umfaßt. Aus diesem universellern Motive mußte eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die ängstliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karlos Freundschaft gewährt ihm den vollkommensten Genuß seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten.

Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Ob fiel ihm gar nicht ein, dieß auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts. „Ich wahrlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern! „Wie zweckos und wie ungereimt! — Was kann „Ihm viel daran liegen, ob ich bin? — Sie sehen „Es selber ja nichts."

Aber nicht lange überläßt er sich dieser unhäligen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, der wohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nuzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereignis in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu deuten, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jezigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; diese dunkle Ahnung, und auch diese kaum; blos flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll von denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nuzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch reine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benuzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jezt begnüge ich mich blos, bei denjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem Könige vernünftiger Weise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, das seine große Idee von sich selbst, und seine geringe Meinung von Menschen, doch wohl einige Aufmunterung leiten könnte; alsdann die natürliche unaufhaltsame Vertrauenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geiste. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch blos dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hatte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm dauern, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu stark, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüthslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äußerst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit seinem Grunde der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaften Schwung, und dem Gedanken selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen überstieg, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesezt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Glauben Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussezung sezt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele erschüttert, alle Gewarten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens auf Licht bringt, und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihm diese Ideale beherrschen. Jezt, in diesem Zustande der Leidenschaft, werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jezt in Handlung gesezt haben; jezt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von seiner beherrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr: im Feuer seiner Begeisterung verräth er sich bei dem Könige, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vorsäzt sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jezt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Karlos Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft, als die seine, denselben, den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber Alles ist erklärt, so bald man der Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese, bei dem nächsten Anlasse, ihre Rechte reklamirt, und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jezt zwischen Karlos und ihm Geheimniß waren, dem Könige vertraut; und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine erhabene Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Mitträger, durfte so handeln, und ihm allein kann es verziehen werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich seyn würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung der Leidenschaft vergißt man sie leicht; aber wenn er auch noch mächtern fortführer, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber scherzt, oder sich ernsthaft davon erinnigt. „Geizt," sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?"

Königin.

„Nein, Marquis.

„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser „Unreifen Einbildung Sie zeih'n. Sie sind

„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„Was nicht genehmigt worden kann."

Marquis.

„Wär' noch die Frage, wenn ich."

Karlos selbst hat viel genug in die Seele seines Freundes gethan, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst," sagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,
„Was ich gestift und nicht gekonnt — Du wirst
„Den Spaniern die geliebten Tage schenken,
„Die sie von mir umsonst gewollt. Mir war
„Ich es zu aus, auf immer aus. Das dank
„Du ringenden, O diese fürchterliche Liebe
„Hat alle frühen Blüthen meines Geists
„Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„Für deine großen Hoffnungen geboren.
„Verziehung oder Zufall führen dir
„Den König zu — Er bietet mein Geheimniß
„Und er ist dein! Du kannst sein Engel werden;
„Für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht
„Für Spanien!" u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen.

„— Er hat
„Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theurer,
„Wie seine eigne Seele. O, das weiß ich!
„Das haben tausend Proben mir erwiesen,
„Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
„Das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?
„Sein Wesen war für Einen Freund zu groß,
„Und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
„Er opferte mich seiner Tugend."

Siebenter Brief.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er dieses in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wußte Karlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos sein Herz besaß; eben weil er das wußte, und im Herzen voraussetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium verunreinigt hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem Könige vorgegangen war, wußte in seinen Gedanken eben so viel heißen, als ihm anklagen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königssohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas für sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertrauenswidrigkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen werden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, daß Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Karlos Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Akt. 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Geist, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Seelenspitzfeit, wenn mein Verbrechen hier
„Nicht Leiden bringt? vielleicht ersparet? — Warum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über seinem Scheitel hängt?"

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

„— — Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bethöret,
„Von eitlem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wagestück zu enden, unterstange
„Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß."

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen, die an sich selbst des Weitern zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahrern Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? Es stand bei mir, sagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
„Heraufzuführen über diese Reiche,
„Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
„Mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel,
„Und seine Alba sind nicht mehr u. s. f.

„Doch geh' ich
„Den König auf. In diesem starren Boden
„Bleibt keine meiner Rosen mehr. Das waren
„Nur Kindheitsziele kindlicher Vermund.
„Vom reifen Manne schamrothe widersinn.
„Den nahen hoffnungsvollen Krug soll' ich
„Vertilgen, einen lauen Sonnenstich
„Im Morden zu erdünsten? einen milden
„Tyrannen lehren Rattenkünste zu mistern.
„Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
„Eitler Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängnißt reift in meinem großen Freunde.
„Auf ihn vermeß' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh mir und ihm, wenn ich berufen sollte!
„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„Den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
„Der mich, nicht ihn, auf diesen Thron gewollt."—

Also hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegenstand sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem Höhern nachstehe, und daß die nur durch dieses Letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieses Verhältniß zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten

wer. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eigenes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

„Und wem brachte er dies Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben flieht
„Ein Preis nicht. Der Freundschaft arme Flamme
„Hält einen Preis Herz nicht aus. Das schlug
„Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
„Die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern."

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander, oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stücks selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese viele angewandte Mühe, den Leser aus einem Irrthume zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten menschlichen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten, und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Posa sieht, in den Augen versammelt ist, durch ihn repräsentirt wird, oder wenigstens durch ihn offenbar zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemäldes als ein einfaches moralisches Element, unser kümmert, in wie viele Theile es auch der Philosoph noch verglichen mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Posa's Bestrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug in einem höhern Zwecke so wichtig, betrachtet er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb, als nur diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht mehr eine einzige Szene abgehen. — es muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht mehr Episode zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posa's Freundschaft mißverstanden, so sprechen wir, wie haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Grundidee des Stücks, wenn es Liebe nicht seyn soll, und Freundschaft nie seyn konnte? Wen jener handelte die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese, noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in diesem Dritten, könnte sie liegen?

Rufen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die beschäftigste Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüthe, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schweiften damals mit dem romanhaftesten Wünsche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Zusammenfluß gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit einem dieser Lieblingsfreunde, und mit einem so guten Willen besuchen, in dem erhabenen Sohne eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf diesen oder der andern Hemisphäre wirken zu erwecken. Was bei einem ernstlosten Gespräche bloßes Spielwerk war, durfte sich, wie wir vorsahn, bei einem solchen Spiele werfe, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war kaum vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige seyn dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dazu bei in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dunnheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, bessere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse getrieben — und nun, um die glückliche Constellation zu vollenden, eine schöne organisirte Jünglingsseele am Throne, in welcher unausgesochtene Bilder unter Druck und Leiden hervorzuragen. Unglücklich — so machten wir uns — müßte der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Dem Sie
„Ein Mensch auf Königs Prädikat Thron! Sie haben
„Noch Völker kennen lernen —"

Aus dem Gefühle der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem siebzehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchseifels, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, an dieser übelraten Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung

sich läutert — einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, dieser dessen Bildung leitet. — was bindert mich, dieses anzunehmen? ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel gelegen, und den irgend ein verborgner Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugeteilt hat. Eine Geburt der Freundschaft aus ist diese heitere menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie bleibt sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegenlegen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Daß er für die Träume seiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird.
„Nicht öffnen soll dem tötenden Juvette
„Verbömmter Bösewichter Vernunft das Herz
„Der zarten Götterblume; daß er nicht
„Soll eine werden, wenn des Staates Weisheit
„Begeisterung, die Himmelstochter, tödtet.
„Ich bab' es ihm zuvor gesagt — "

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte lange vorhergegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstande eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gesichtspunkt in ihm bemerkbar zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen?

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römischen mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Mann genug sey, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der rähnen Reformationsbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Einbildkraft, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten, als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten seyn konnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Tiebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Bedeutung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil gebrach an ihrer Brust,
„Lang' ehe noch Elisabeth hier herrschte."

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn verrath, zeigt er eine Unschuld, die der Sin falt sehr nahe kommt. Wie Viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und dieß war doch gewiß ein sehr unschuldiger Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhoben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli, deren buhlerische Künste an seiner bessern Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er also zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen seyn wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gesinnet werden; warum ich es insgelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unstäte Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weicheß wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, Delikatesse, Muth, Standhaftigkeit, unelgennützige Großmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er zeigen, aber, weise sollte er nicht seyn. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu seyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was sich vereinigen muß, sein vorausgesetztes Ideal von einem künftigen Staate auszufüllen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht seyn, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stückes überhoben. Eben so begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipps und seiner Geistesverwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts, als die Maschinen hätten seyn sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem geistlichen, politischen und häuslichen Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stücke gleichsam hervorarbeiten zu lassen: so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm

aufzuführen, und durch ein vollständiges Staatenbesitzerei Grundsätze des Despotismus sein entgegengesetztes Gegentheil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Throne, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen allein ist, daß die Furien des Argwohns seinen Schlaf umfallen, daß ihm seine Kreaturen geschmeichelte Gold Blatt eines Todesurtheils werden; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Verbrecher einer beiden Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile breiten, worein sie den, der sich einbildet, der alleinige Ueberder seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich leiten. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen, und eine leichte Ueberredung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, über Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Misverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herausfinden, die ihn zu einem der Unglücklichen machen, weil er auch blos durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses scheußliche Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Karlos, in seines Freundes, und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger seyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandtheile deutlicher auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sey mir genug. Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß nun die Hauptidee des Stücks herausgefunden, mehr richtiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eitelkeit verträgt, womit man gewohnt ist, beurtheilenden Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich zu am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Wenn die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und seiner Königin scheidet.

— Ich habe
„In einem langen schweren Traum gelegen.
„Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
„Sey das Vergangne. Endlich seh' ich ein, es gibt
„Ein höher, wünschenswerther Gut, als dich
„Besitzen — Hier sind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie sie meinen! Aechten
„Sie keine Mahlung werde von mir. Es ist
„Vorbei. Ein reiner Theil mein Herz
„Gebessert — Einen Verbrechen will ich
„Ihm segen, wie noch keinem Könige zu Theil
„Geworden — Ueber seiner Asche blühe
„Ein Paradies."

Königin.

„ — — Er hat sich Sie gewollt!
„Das war die große Meynung seines Todes."

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt seyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Kräfter zu bewirken suchen, will der Letztere, verkündiger und Prüger, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Amwirksamkeit hat, den größten Thron der Welt zu besitzen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die Ueberzeugung und Empfindungsart derjenigen, worauf jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Diesen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts, als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hörte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth. „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung „meynt, die heiligsten seyn müssen, und die bis „jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, „in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, „mit Licht und Wärme zu versehen, und, als lebendig „wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, „in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu „siegen." Hat sich der Genius der Tragödie für diese Erweiterung an mir gerochen, so sind dagegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerspiele angewandt und verklärt zu sehen.

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde Posa verabschiede, noch ein Paar Worte über sein räthselhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt, und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Mittlerin über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Wenn, sagen Sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis Posa, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maßregeln zu verstehen, und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Ueberraschungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Mißtrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreißen könnten, und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lie-

der die äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das eben so unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unmenschlich ist, nämlich durch die Verbannung des Prinzen? Er kannte das leidsame Herz seines Freundes. Noch obzitzlau ließ ihn der Dichter eine Prose der Gewalt anlegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Beheff erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich sicherer und ungleich schöner zum Ziele würde gekommen sein?

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltheserz alle nachfolgende Situationen, und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzt man, ein wenig rasch, voraus, daß sich der Dichter von diesem unbetrauten Betragen habe hinreißen lassen, der innern Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzutun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verletzen. Da dieses allerdings der verabscheute und fürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltheserz zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhange dieses Charakters einen andern Aufschluß mehr; denn das wäre ja viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheile stille darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller über dasfahrt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Charakter des Marquis von Posa hätte an Großheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die andern Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich hatte für Wahrheit: das Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideale sich in ihren Wirkungen selten so ungleich sein müssen, als sie in diesem Wesen von einander verschieden sind – daß der unternehmliche, feinste und theilte Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glücke sehr oft aufgeregt ist, eben so willkührlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von Beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen, wohnt, und weil Jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde ordnet, mit der Freiheit Anderer beinahe eben so im Streite liegt, als dieser, dessen letztes Ziel sein eigenes Ich ist.“ Wärer Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit, als der Eigensinn und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in seiner Handlung auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weitern Prospekte. Die Tugend handelt groß um des Geistes willen; die Schwärmerei um ihres Ideals willen; die Liebe um des Gegenstandes willen. Und der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, auf der zweiten Helden, aber nur auf der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Unterschied außer Acht ließ, und einen großen Mann zu seinem Busenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebst Du
„Die Königin? soll deine strenge Tugend
„Die kleinen Ränken meiner Liebe fragen?
„– – – Ha, der ist nichts verbrennlich,
„Dessen, wenn, als meine rasende Verbrennung,
„Bis zwölf Tag nahe ungerührt bleibt.
„Daß Du so – groß als jämmerlich bist.“

Gerauschlos, ohne Gebärden, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Sklavenhirten sorgt, will er seines Freundes Schicksal aufstehen, er will ihn retten, mit ein Gott – und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde Beider Verderben. Karlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu retten.

Und hier, dünkt mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung auf der moralischen Welt zusammen. Die Aenern, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herumzusehen, oder dem Gange seiner eigenen Empfindungen zuzuhören, kann fremd sein kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erregenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, meist natürlich im Menschenverzeichnen, und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingetragen werden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einen schädlichen Mißbrauche ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch erdichtete Gebarten der intellektuellen Vernunft, soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an den eingeschränkten Gesichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein, sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrumente in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennlich mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund – um auf unzähligen Beispielen nur eins auszuwählen – nennen Sie mir den Ordensstifter, oder auch die Ordensverbesserung, die sich – bei den reinsten Zwecken und bei den ebelsten Trieben – von Willkührlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines, von jener unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken, und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen, und nicht selten den willkührlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verbrechen zu leiden zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnisse der

idealischen Vermögen, sich einen Weg abzukürzen, die Gesetzlichkeit zu vermeiden, und Vollkommenheiten, die sie gewinnen und verwirren, zu Triebfedern zu verwechseln; und der allgemeinen Hinneigung unsrer Gemüthsart zur Herrschsucht, oder zum Besitzen etc. Nicht vergeblich, weil das Spiel unserer Kräfte bisherig. Ich möchte beinahen einen ganz weltverständigen, ganz über jede schicksalige Verlegenheit erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Tugend, die Moderne Weisheit, ich gab ihm die Herrschaft über alle gegenwärtigen Erscheinungsgewalten zum Gemälde zur Geschichtgemälde

ihm geläufig, und hierin ist sie ihm leicht und mit Leidenschaften her. so ist der Enthusiasmus auch der gründe und gegenwärtige; sind diese Worte in unserer Seele aus die verschiedenen und verschiedenen, und seinen verschiedenen bezogen im Charakter, die wir auf einen gelinderen Ausdruck stören werden, so ist der Enthusiasmus, den er fodert, nicht wenig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Enthusiasmus bei jedem anderen verhältnisse erfordern, wenig Maass dazu thun, so kann man auch die Entschuldigung beifügen in gar viel mehr setzen. Und dies ist es, was wir nun untersuchen wollen.

Karl: Unter welchen Umständen würdest es ja diesen Enthusiasmus? — In der traurigsten Lage, worin je ein Mensch sich befinden, wo Tränen, Herzeleid, Unmut über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele verdammen. Karl sieht: er sieht seinen Freund in den Netzen, verzweifelnden Person, die er aufrichten und trösten kann, ein Geschenk zu schenken, verein den seinen bringt. Freiheit; er weiß nicht, es darf Gewissen und traut ist einer mehr! Weib ist die Prinzessin, so muß es wenn sie ist von Menschen entfernt, weil sie es nicht mehr, so kann von einer ewigen Treue zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unmöglich über sich selbst: Er allein hat durch seine unglückliche Zuvorkommung den Prinzen zu seiner Verzweiflung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verlieren, er sieht in seinem Herzen alle Hoffnungen verlieren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen warst Du
„Der Rächer Gnad sich an die Seine —
„Augenblicken! in einer Todes Seine,
„Wenn diese wert', der bald verrinnt — Ich bete
„Dich heute nieder, Eine unsrer Nennung
„Bringt durch mein Ohr, Ich liege vor. In Ihr,
„Du sagst zu euren Thaten, Euch Gedanken
„Von Ihrer seiner Thaten thun, Wer hat
„Ihr einen Wunsch vergessen — Du weist es Gott nur wenn
wen Thränen!
„Rächet! Rächet! Kein Rächen! keine Hülfe! keine
„Im ganzen Umfreis des Natur! —"

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er auf dem Entschluß zur Rettungsmittel für seinen Freund erfinden. Welches wird es thun? Er hat den wichtigen Entschluß seiner Unterstützung verloren, und mit seinem den Zeiten der Ding, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist alle in die Gewalt derjenigen Ideen geraten, die das meiste Licht und die größte Gedankenfülle bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt mehr in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens, wer er ist der in dem Gedanken von unseren Augen war, daß seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben, und daß sich also unter zwei Antworten immer der heroischere zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Irrigte und nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel sieht dieser Mensch sich hat. Was ihm wahr, sagen und vorzuschlagen könnte, magen im Grunde sey? — Was ist wahrem nützlich sein, als daß der Unrecht, den er in seinen Augen wirke über sich strebt empfindet, ihn unter bestimmen zu Neuungsbekenntnis zwingt sagen könnte, die ihm es wohl retten, daß es ist ein Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu sein glaubt, die Neigung seines Freundes auf seine Antworten zu verwerfen, weil seine Unruhe verwirrt ist war, die jenen in diese Gefahr bringen sie dann in Betrachtung, daß es nun genug einen kann, sich auf seinen schweren Zustande zu retten. Ich den freien Gnade seines Meisters und die Hartnäckigkeit über sein Empfindungen gegen sie verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir einräumen, findet in sich, nicht anstatt sich Hülfe; und wenn der dies einige Mensch sein Gefühl hätte sein sollen, die Tage, in der er sich verlobet, von allen Seiten zu prüfen, bis er die endlich einen Vorsatz abgewonnen, so ist es ein Gegenstand ganz im Charakter des leidenschaftlichen Schwärmers abgebildet, sich darin Mut zu verstärken. Sich sich in gerad eine außerordentliche That, durch eine außerordentliche Erhörung seines Meisters bei sich stark wieder in Adrana zu setzen. Da wird denn der Enthusiasmus bei Marquis gewissermaßen schon als ein bewilligt Faktitie aufführen, verbunden in sich einem außerordentlichen Gefühle von Dankbarkeit und Verpflichtung, dem sterblichen Instinkte für einen seinen Gott zu entreißen indes. Dagen Sie noch hinzu, daß schon die innere Wahrscheinlichkeit, schon von dem Tage an, da sich Karlos heimlich für ihn einen schwärmischen Streit bereit, daß Verlangen, ihm diese gedankenfülle That zu erhalten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unerzeihlichen Schuld marterte, und daß Gewicht der unabgelassenen Gründe in seinen Augenblicke also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Gedanken wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie der Gedanken entweichen. Karlos beginnt damit, daß er sterben soll, ehe die Folgen seiner Reden treten Tat eintreten. „Was ich auch so gewissenhaft, Karlos?" gibt er ihm zur Antwort. „da Du, ein Fremde, für mich gebittet hast?" Die Königin, von ihrem Schwarz hingerissen, bekräftigt ihn sagen, daß er diesen Entschluß übrigt sowie mit sich herumgetragen —

„Er übrigen sah in dem Thal, die Ein
„Kranken waren, Ungern Ein vor mehr,
„Ich trenn Ein, Ein hatten übrigt herrscht
„Freiheit!"

Endlich will ich sagen den Marquis von Schwärmerei verdacht nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus verdienen einander so nahe, diese Unterscheidungsgründe oft so fein, daß sie im Handeln leidenschaftlicher Erhörung nur abgeleitet Unterscheidung werden kann. Was hat Marquis? gar nur wenige Augenblicke zu wahrer Wahl? Diejenige Stellung des Gemüths, worin er die That beschließt, ist auch beschaffen, worin er den unwiderstehlichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Er wird dem nicht so gut, seinen Entschluß in einer anderen Verfassung noch einmal abzuhören, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn heute wiederholen so faßt hätte! Eine solche andere Verfassung z. B. ist die, worein er von der Königin geht. O! rief er aus, daß Leben ist doch süße! — Aber durch Gedanken macht er sie süß. Er hebt sich in die Größe seiner That, um seine Reue darüber zu empfinden.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der merkwürdigen Revolution unter Philipp II. in Gedanken entwarf, hatte ich noch keinen Begriff von der Weitläuftigkeit, die mir meine Arbeit machen würde. Die gewöhnliche Eintheilung glaubte ich zu kennen, und hoffte noch in drey Bänden alles sagen zu können, was mir wichtig schien. Aber ich fand bald, daß ich mich in dieser Berechnung gewaltig irrte, indem ich mich auf jeden Blatt in neue Untersuchungen, oft weitläuftige Erörterungen verwickelt sah, die mich nöthigten, meine Feder öfters, als ich wollte, niederzulegen, um Bücher über Bücher zu lesen, und Handschriften zu vergleichen, die mir oft mehr Zeit wegnahmen, als ich mir anfangs gedacht hatte. Diese Arbeit, welche mir zum Vergnügen diente, wurde mir endlich beschwerlich, und ich hätte sie gewiß ganz aufgegeben, wenn mich nicht die Begierde, sie zu vollenden, und die Hoffnung, einige Belohnung dafür zu erhalten, ermuntert hätten. Ich sah den ersten Theil zu meiner Geschichte, und hielt ihn für einen ganzen Band, so gut als denjenigen.

Die Abtheilung meiner Geschichte schien mir so natürlich, als sie Strada haben konnte. Eine verwirrte Erkenntniß mit meinem Fleiß und mit der Hoffnung, sie zu verbessern, die ich nicht verschweigen hatte, waren meine Ursachen, daß ich gewisse, unbestreitbare Zeitbestimmungen, die ich setzen, meinen Lesern, die sich an der Genauigkeit unbekannt machen. Einige, den meine Geschichte mit so vielen unnützen Umständen angefüllt finden, als ich es bey dem Anfange meiner Arbeit war, ein allgemeines Urtheil zu machen.

Gegen Anfang meines Buchs, der ich mit dem Abzug des Herzogs von Parma aus den Niederlanden endigt, ist mir auf die Erfindung, zu den vorgemalten Personen neue zu gehen, die mir einen noch größern Schauplatz zum Unterhalten. Ich machte mich also an die Arbeit, und fand in meinen Einsichten und Gemüthsart vollkommen so viele, als mir zu dem Charakterisiren bey den wichtigen Personen nöthig waren, welche diese Epoche mir zu bearbeiten hatten, und so wurde ich mich Lieblinge, bey mir beschäftigte mich die Betrachtungen, welche diese Personen mir zu machen gaben, und ich bemerkte, daß ich mich in meinem Urtheil so sehr an die Charaktere und Gemüthsart der Menschen gewöhnt hatte, daß ich mich selbst in ihre Stelle setzte, und ihre Leidenschaften und Absichten, als meine eigene, mit Lebhaftigkeit empfand. Ich bemerkte, daß ich mich in meinen Urtheilen über sie, und in meinen Erzählungen, ihrer Gemüthsart und ihrer Leidenschaften gemäß ausdrückte, und daß ich mich in meinen Lesern, die ich mir dachte, eben diese Leidenschaften erregte, die ich in mir fühlte. Ich bemerkte, daß ich mich in meinen Lesern, die ich mir dachte, eben diese Leidenschaften erregte, die ich in mir fühlte. Ich bemerkte, daß ich mich in meinen Lesern, die ich mir dachte, eben diese Leidenschaften erregte, die ich in mir fühlte.

Ueber Spanien an Carolus habe ich bey dieser Geschichte nicht Fragen, verschiedene sind über dem Unterricht — weil mich die alle gründen hatten machen, um die Absicht meiner zu erreichen, die mich das Lesen Bücher in manchen schweren Stellen, die in ungedruckten, verstehen. Ich kann Manuscripten, die mir Bücherliebhaber, besonders Herr Hofrath Meusel in Erlangen, mir gütigst mitgetheilt haben, ich bey Vergleichung so bemerkungen, die in allen theils verlohren gehen, theils unbrauchbar werden, wenn sie nicht in Zeit, Gestalt, Kopf, Gestirne, Meinungen, Neigungen, Leidenschaften und einigen Umständen, die Wahrheit der Geschichte ausmachen, bestehen und der Nachwelt einmal bekannt werden. Die Vergleichung der Gestalt von Hennegau und von Egmont, die Aehnlichkeit der Zeichen von Granvelle und Wilhelm von Oranien und mehrere Stellen würden, diese Anmerkungen, die vielleicht auch einen andern Leser unterhalten, und mir eine nützliche Pflicht gegen meine Leser, und die Wahrheit der Geschichte erfüllen. Ich bin so weit gegangen, als mir meine Kenntnisse

Einleitung.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die seit dem zwölften Jahrhundert zum Vorschein kommen, ist unstreitig der Abfall der vereinigten Niederlande von der Herrschaft des niederländischen Fürsten. Wenn die niederländischen Provinzen der Nachwelt auf einer verbindenden Gesichtsperspective auf unsere Betrachtung vorgestellt werden, wie sie sich nicht einer Regierung, wie sie beständige Monarchie um eine gewisse Anzahl von Jahren, wo unter der ganze Staat ungewöhnliche Kräfte hat gewann, und die Hülfsmittel entschiedener Vorzüglichkeit über die benachbarten Länder der Terrasse in ungewöhnlichen Verhältnissen liegen. Groß und verwickelt ist die Geschichte, daß gegen die vorigen Bemühungen der Vereinigungsart entlich noch eine Höhe verbunden ist, daß sie in mehrerlei Arten an den merkwürdigen Zeiten zu Schauen werden, daß sie besonders Interesse auch den gründlichen Denkern erregt. Denken wenn, bestimmtere Verwirrung eine staatliche Einrichtung mehr erschüttern kann. Wegreis verbindung auch eine Mannigfaltigkeit erregt, als bei der Geschichte zwei verbundener Nationen, wo verwickelte Verhältnisse auf einmal von der spanischen Krone entstehen — und besonders ist es bei Betrachtung nicht unwerth, durch welche Verbindungsarten Fürsten von den Volk aufgehoben, in der Absicht wurde durch ein schwaches Gefühl seiner Stärke zu erwecken, und wie durch unternehmlichen Verhältnisse gegen, daß Menschen mögen sterben die sie ganz Gabe, und aufrichtern mögen durch Verbindungen.

Es ist nicht das Unternehmliche einer Revolte dieser Provinzen, und auch anziehend, sie zu betrachten. Die Jahrbücher der Welt haben noch lehrreiche Unterrichtungen aufbewahrt, die in der Anlage nicht stärker, in der Ausführung noch glänzender sind, Mancher Staaten Bürgern mit einer glücklichen Entschlossenheit gekommen, und erhabenen Gemüthe dringen mehrer auf. Noch erwarte man von dem Unternehmlichen, tatsächlichen Menschen, dasse der schwankenden Thron, die und die Geschichte vergangener Zeiten in verschiedne Lichte darstellen. Jene Zeiten sind vorbei, zum Menschen sich nicht mehr. Im menschlichen Charakter der Verbindung haben wie die Kräfte entdecken lassen, die jene Zeiten stören und unterwerfig machten. Wie unterschiedlichen Begebenheiten kommen mit jetzt dem Nachdenken an, wie ein entsetzter Gang in menschlichen Charakter der Gesellschaft. Nicht in den verborgensten Geschichten. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das kriegerische tiefste Menschheit, und versagt, als diese Maschinen, groß Selbstgefühl Gäste, der auch die gewaltsamste Hemmung einen schnen Schwung gibt. Der Drang der thätigsten Unruhen ist mit einer eigenen Kraft, und schlägt ihm eine verschiedenste Größe auf, die es nie haben hätte, und vielleicht nie weiter haben wird. Es ist alle große der Mangel an bereicher Größe, und diese Begebenheit eigentlich noch unbeschrieben macht, und seine Ich entsetzt gar Jahrhunderte, die Unterjochungen bei Gewissen über den Zufall zu prägen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Mensch bei Thron wirkt, und die Zufälle seinen machen.

Aber es ergeht erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu bringen, in alles es bei dieser Verbindung zu unterstützen scheinen in der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverain seiner Zeit, besaß gesammte Vaterstaaten ganz Europa zu verschlingen trotzte, besaß Schätze die unerlangen Reichthümer aller christlichen Könige überstiegen, besaß Provinzen in allen Theilen der Erde, die Bewunderung, besaß geschickten Truppen gebrauchte sonst bewährt, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine eiserne Mannszucht gebildet, durch einen tapfern Nationalgeist begeistert, und schlug durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem unvergessenen Namen ihrer Helden mit folgsame Truppen bezeugen — treue erfahrene Anführer, einen vertrauten Gebrauch ihn angeben; den Unternehmern die weitsten Gränzen seiner langen Regierungszeit, alle diese fürchterlichen Hülfsmittel auf einen einzigen Punkt gerichtet, um es am Abend einer Tage unter Gott aufgeben noch — Philipp der Zweite, mit wenigen schwachen Provinzen im Kampfe, um es nicht aufgeben kann?

Und gegen welche Nationen? Gegen ein kriegerisch freies und Seevolk, in einem ungeheuren Winkel Europens, das es noch schützen im Mittelpunkt angriffen, wo Ein ein Ort wurde, eine Revolution und eine Plage, eine neue Ursache ein schnell Gut, ein Name, eine Tugend. Dort ein gute ursprünglich gebildeten Charakter, überlegend von den heftigen Leidenschaften gebogenen Verlust, wachsam auf Gefahr, in einer Unruhigkeit geübt. In der gebildeten Mode des Jahrhunderts verfällt es den Verderbnissen sinnlichen Luxus, und auch andern schweren Verwirrungen hindern. Die neue Wahrheit, deren reformirter Morgen sich über Europa verbreitete, auch einen verbesserten Verein in neue christliche Form, und freilich empfängt sie diese Bürger bei Licht, dem sich gebildete wichtige Charaktere entwickeln. Ein schwacher Mechanismus, der gern den Unterschied und der Vorsicht bedeutet, trägt es an, der Freiheit andern Bewegungen zu geben, und eine schwankende Kraft zu ordnen. Die schwere Bedrängnis bei Belagerungskrieg übergibt ihm eine unbeschränkte Gewalt, trägt im Staatsgeschäfte an der Stelle einzuwirken, der Verwesser kann Ehrfurcht und Liebe Lenens. Erschaft in seiner Staatsverfassung, wie in seinen Gesetzen, erblickt es sich, einen weiteren Vortrag aufzuweisen, und den Sinn beider Interessen an der Notwendigkeit zu machen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nennt Aristokraten in Madrid, und es bedarf nur eine geringe Handlung mehr, die Widersetzlichkeit der Provinzen herbeizuführen; ein handlungen Mittel; Freiheit der Fremde lockte einen ganzen Handel, und die Hoffnung des Krieges war gegeben. Eine Lauheit einer Partheit gestig Leben und Eigenthum an. Der ungeordnete Mangel, dem gutlosen einem gutlosen Lose die Natur gestalten wird, erndtet sich ein auf dem Schlachtfelde. Ein wohlbenehmlich Spiegel Neu acht den Fremden, eine es will treugesinnt, wenn es eine wird. Sage Ehre es sind. Sie einfachen zu gewinnen, dem Blick anzuziehen will, warnen es schwachheit nun. Die Wunde des Vaterlands ergreift sie eine besondere Provinzen; Handel und Gewerbe sieht betreiben, so Gefahr verschwinden auch den Hafen, der Künstler auch die an Künstlern, der Landmann auch den verwüsteten Aeckern. Landrate Gärten in seine Thäler, zunimmt Städte sollen auf dem Meeresgrunde und neue Landrate bringen sich hinzu; denn glaubt auch eine Reise traut, die sie in Freiheit gebauten können kann. Noch hört die freie verbrannte Hand — ein andrer unternehmende Geist, der seinen großen politischen Gesichtspunkt besitzt, und sie Ordnung bei Zufalls zum Plane der Gottheit erhebt.

Wilhelm der Stille weiß sich, ein patriot Verstand, dem großen Anlagen der Provinz. Seine eine Gesellschaft erhoben, übertrug es dem Thron Mathias Pfalzen auf, entfernt sich gedankenvoll seinen deutschen Dienst, dringt zu einer bewundrigen Ernennung vorsaus, und sich nicht wurde auf die Völker der Welt. Die großen Ende auch gesungt auf das Gedächtnis des Schicksals, eine politische verwandte Verbindung und historisch Lauheit stimmt von fortdauern Vertrauen einer goldnen Zeitgemäßheit nicht Stand sollen. Dennoch stehen er eine mutterlos Herr gegen den Tyrannen, vertraut verloren es ihn, aber nicht den Muth. Philipp der Zweite bietet in eine Verbindungen, als die sich Wilhelm gewaltsam Gefahren Heere machen, Bedingungen, die das Vaterland aufraut, indem sich die Hoffnung eines Thron, und auf den Gnaden sich Freiheit Ehrlosigkeit stets

Rache und ihren Hunger. Sogar meinen Gefährten und Freunden, den Mandatsträgern gieße ich einen Theil meines Grimmes, und eine Strafe folgt auf Mordthat zweyer. Einem Provinzen gewähre ich Gnade ihrer Bitte, die neuen ungerechten Edicte, mildernig durch Einwande, ihre Rathsherrn und Vorgesetzung. Ein blutiger Tyrann bey Nacht entrinnt den Tyrannen bey Tage, bey spanische Name verschwindet und alles Gräuel.

Sey es eine That gethan, die seine Vergebung nicht findet, die Republik nicht glückwünsch, und sie nicht nicht gerächt haben. Bekennen gestehen einen Raub, rühmt an schandlichen Element, das Meer, mit seinem Raubvolke verschwinden, trotzt meinen guten Verlangen ein hartgesinnt Glück. Wie sollt' der Adelige bey Gerichtigkeit Macht bey Priester erlangen, weil auch sich trennt von Europens edelmüthige Thaten, eine Ehre unzumindest vergeschenken, die sie nicht mehr beschützen kann, Freiheit und militairen — so verächtlich bequem seine Kunst, daß selbst die Schlacht bereiten Königs seine ganze Talent verschmähte — einem Unwillige endlich bringt in den gefährliche Krieg auf. Diese Hoffnungen schwinden diesen dunklen Mann, aber einen Verächter gab sie in seinem neuen Kaiserlichen Amt dar Freiheit, und in dem bewegenden Zeitpunkte, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren stehen schonet, taden Kaiser von Spanien die Freiheit an, zu seinem Schutz zu gewinnen, durch Mandatsbefehl Hand reicht und den Gemeinsinn von dem Vater, der Christlich Heiden entrichtet, mit Wilhelm von Oranien als den ersten Engel gefeiert — aber daß Christ sieg im Himmel, und die andern den Engel verbleiben bei Nebenvolk Christ nicht mehr.

Philipp der Zweite sein die Freiheit einer Thor verstorben, die dem neue Christliche Thor, und vor weit, es nicht den heimlichen Theil seines Gemüthsinnes trübt. Gemüthlig und angewandt ringt mit dem Zeitgeschmack der Zeiten; schwierige Gedanken werden gefaßt; eine glänzende Geschmeichelte verbindet sich dem Leide der Thor; Pfarrer und Professor war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Zeitgenossen ergog. Ein langer verwickelter Krieg gehen den Gegen bei einem Fürsten, Länger und Bürgen verbinden, während daß die verwirrte Gleichheit den Fürsten Zeit zu sich leite, und auf den Erkennen einer Nothwehr den persönlichen Haß seines Volks erhob. Vierzig Jahre bereits ein Krieg, beim glücklich Endigung Philipps befreiten Tag nicht erlebte, der ein Paradies in Europa verlegt, und ein neues und neues Reichen erblickt — bis die Völker den traurigen Tagesruf verdrängt, einen ganzen Weltbund beschließt, und den Frieden bei gefundenen Herz zum ersten Manne machte. Philipp Neuerich, der, einer von Gott zu bekleiden, neuen mathematischen Lernen Theorie verschmähten Barbie, der nach weit mehr noch traumvolle Künste eigenlig, Künste einer Schuld von Hundert und vierzig Millionen Dukaten auf sein einzelnes Land. Ein unverständiger Gott der Kenntnis verbindung alle sein Gläubige und ungläubige Nationen ein Gemeinschaft Leben, aber die Nationalität gründet unter den Verschlüssen seiner Elements, und die neue Republik hob zum Bürgerthum ihre ungeahnte Talente.

Diese unvorsichtige Mischung der Dinge können an ein Glücke zu gewinnen; aber Glück verbindet sich zu Gewalt der Art Klugheit zu besitzen und der Beständigkeit bei jungen Gemüth zu vereinbaren. Mehr bei ganze Gewalt seiner Macht auf die verwirrenen Provinzen gelassen, in war bei der Neigung für den Religion, ihre Freiheit. Diese eigene Eifrigkeit kann einen Gleichsinn zu Stille, seinem zu den wichtige, seine Macht zu steuern. Die heilsame Freiheit, in einem Nationalen Gemeinsinn Verbindet zu werden, die Verwaltigung des Papst in Frankreich, der Freiheit der Massen in Germanie, Portugals Erhebung und die gefährliche Nähe von Christus möglichen mit sich Rom in unmerklich übersinnen d'Alige, und unmöglichen sein, mit Schicklichkeit und Nachdruck am Seite zu handeln. Die wandelnde und unbeweglichen Truppen, die war die Hoffnung der Union waren seine Heimat gründ hatte, empfanden sich gut, weil es sie nicht trennen konnte, und verloren einmal ihre Führer im entscheidenden Momente ihrer Wirksamkeit. Dieß für ehrlichen Vorfragen der Kontrebildung schrien zeigt den gefährliche Macht gegen die Gilde, und verbrannen freudig in den Flammen, die man vom gelinden waren. Zwar ungeschickte Behandlung gegen Verbannen, an sie es, gleich einem talentes Spanier, die ganz Kraft einer Königsstadt wage, vollendete seine Entwerfung; und der Gemahl ging der Kaiser Seiten und die Herz der spanischen Hofmonopole einst.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht entfaltete, gewann die Republik heimlich Leben. Die Völker, welche die neue Religion, die Tyrannei des Glaubensgerichtes, die schwarze Knechtschaft des Priesterthe, und die Verbrennungen nach langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Seeländer riefen, die der Wachsthum und die Gewaltsamkeiten jenes tödlichen Kriegs waren, machten es selbstverständlich mit einem Jahre stärker, die Bewerb zu unterstützen und zu erwerben. Die fortwährenden Verbindungen einen ihre Völker Bürger verbinden, und die Gemeinschaft der Gefahr wirkte mehr, Opfern und Tapferkeit mehr, Muth mehr entwickelt. Viele Bürger, durch einen öffentlichen Wirksamkeit überreicht, der den Wohlstand befördert, starben über die Verbindung verbissen, und forderten diese Gemeinschaftsverbindungen auch bei neuen Theil und den Widerstand nicht lange aufhalten. Einige waren Reiche schon die Universität wirken: viele Einzigen kamen es ein Einzelnes verbinden und kamen nun als entschlossen Gleich zu sich, Und gewannen gewachsen Gleich machte den Gedanken immer stärker, der Oberbefehlshaber Neu, der Gemeinschaft ergriffe den Preis der entgegengesetzten Tugenden, Gleich entwickelt verbirgt es sich mit den Rebellen. Alle die Talente, welche die Gemeinschaft den Einzelnen Gesellschaften auch den Einzelnen Naturtalenten, der Augenentwicklung und Freiheit und der Gemeinschaftsgang auf andere Gegenden Europens entlangten, alle gründeten diese. Die Verbindung war die geringste Stärke. Alle die schwierig der Gemeinschaft der Verbindung

dere Anſtalt, die ihr, oder unterſtützung verlangte; der Baum, von welchem Philipp ſich Früchte brach, war ein ungeheurer Frevel und gränzte nicht weiter.

Philipps nächſtes Geſchäft wahr, daß alle Gelegenheit zu dem Untergange der Provinzen verſchwinden, die Hoffnung durch beyſtehen helfen, ihre ungeſtraften Frevel den fremden Gerichten gegen Recht und Pflicht durch gute Gewalt verbarren; Gewalt aber empfing ihre vornehmſten Vertheidiger gefangenſchaft und den Händen der Unterthanen, die den Gnaden der gegen ihnenallzeit Treu beſtrittenen, und den Preis aller Mannen beſtimmten, Gnade während dieſes Krieges konnte Philipp der Republik Holland und Seeland mit ihrem eigenen Unterthanen nicht verſöhnen, ja es konnte dieſes nicht einmahl wünſchen. Er hatte gegen ihre Rebellen die Gnaden nicht ausgeſchrieben; denn eben der Krieg, den ſie aufrichten ſollte, verwahrte den Weg ihrer Mannen. Der ungeheure Zuſtand der keine Treuen und Armen hat gleichwerth in der Schadloshaltung der Republik, die mit den Gütern und Verbrechen der Hochverſchworen in Verbindung ſteht. Nach Philipps gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wurde unmöglich für ihn. Als die vornehmſten Franzoſen, die ein vorzeichnender Krieg verdienen, waren in die Länder der Unabhängigen gezogen, und gewannen an einem mächtigen Theile.

Der ſiebzig Jahre dieſer Krieges war von Königen von Spanien dem in vielen Schatten, oft in den Nebelen Territorie bradte. Seine Armee war geſchwächt und den Unterwelten gute fo geruhten Truppen zuſammengeſchmolzen. Sie waren Karl dem Fünften bereits über Lorbeern gekommen waren. Alle und lange Dienſte beruhigten in der Ruhe; Diese waren ihm, wo der Krieg beendigen hatte, abhängen und ungeſtellig nach deren Heimath gerufen, ein mißvergnügt Heer gemeiniglich zu ſeyen. Die vermaligen Prinz, die Hoffnungen und ihre Mannſchaft ſtehen in eben dem Grade nach, als ihr Ehre und Pflicht geſtützt zu haben glaubten, und die Früchte in vor der Zeitigung reifelich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die geordnet waren, durch den Umfallen ihrer Ungnade ohne Unterſtand zu belagern, ein Krieg ermüden mußte, der vorzugs aus Menſchen, als aus Ernennen geführt wurde. Der mehr die Gemüth litte, als die Armeegüter vergeudete, andere wenigen Gründe alle Beſchwerlichkeit und Mangel zu beſtimmen war. Weder die perſönlichen Mark, noch ihre lange treugeübte Ergebenheit konnten einen in einem Lande zu Gnaden kommen, deſſen eigenthümliche Verhältniſſen oft auch den Zeugen der Gnadenwunden Ihre ſo Verdienſte ab. Auf einem fremden Boden entſtieß Gnaden ihnen. Eine Verbindung mehr, als eine Pflicht ihnen einen Feind, der hier zu Hauſe war, ihnen allzu kommen. Wie den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem ſo langwierigen Kriege, wo keine entſcheidende Schlacht geſchah, mußte den ſchwächere Theil gegen den ſtärkern ermatten, ſeine Niederlagen ihn an die Grenze großmuth, ſeine Siege ſeine Feindſchaft bekräften. Bey Erſchöpfung der Mittel mußte ſich die republikaniſche Armee in die Provinzen an Zeit kommen gegen bleiben; ihre lange Dauer hier und dort ſie. Wie die königlichen Heere den Charakter Unbeſiegbarkeit wichen, war das Selbſtvertrauen der Rebellen und ihrer beſten Kriegsſtadt und Erfahrung gegangen. Gedicht, noch einem halben Jahrhundert, gegen Mörder und Ehebrecher, unüberwunden, als gerade Königin aufmachende.

Warum mußte im ganzen Verlaufe dieſes Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zuſammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ohe jene die erſten Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nichts weniger als ſtaat erſchüttert Hände gegangen. Die Unentſchloſſenheit der Herzoge von Parma hatte ſich von Anfange an Mißtrauen gezeigt, und ſtets ſo in ihrer Zeit betrogen alle Staatsmaximen durchkreuzten. Herzog Alba's unbeugſamer Ehre, die Gelindigkeit ſeines Nachfolgers Requeſens, Don Johann von Oeſterreich Heuchelei und Liſt, und der ſtrenge Charakter Graf des Prinzen von Parma gaben ihrem Krieg eben ſo viel entgegengeſetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellen in dem einzigen Karl, daß ſie in Ruhe und Einheit wahrte, immer beſtehe blieb. Das größere Unheil war, daß die Maxime unterworfenſt das Mannſchaft verſtehen, in welchem ſie angewendet ihre wurde. Im Anfange der Unruhen, wo das Unterſtützende augenblicklich und auf Ernſt des Königs war, um ein leichter Entſchluß und mäßiger Gehorſam die Rebellen noch in der Treue zu erhalten konnten, daß man den Plan der Mannſchaft in den Händen einer Partey ſtellte und nur der Schwachen. Nachdem die Empörung zum wirklichen Aufbruche gekommen war, die Rebellen ihr Anſehen und daß Königs ihnen mehr zu Gnaden gewachſen hatten, und eine lange Gewohnheit ihnen den neuen Obergebieter werden konnte, daß der Gnadenwürdigkeit einem Manne zu, dem zu ihrem Heere gerade jetzt eine ſolche Tugend hatte. Einem in moderirtem Anſehen, als Wilhelm der Verſchwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die feindliche Partey einer Gegenpartey gab, und aus ihrem Zwiſte rückte er langſam ein großer Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der Zweite nicht ſelbſt in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unmittelbaren Mittel erſchöpfen, um nur nach einiger weit zu ſtehen, anſtatt ſeine Gegenwart ſelbſt hinzuſenden? Der ſichere Vortheil bey Ferne zu trauen, war ihm Sicherheit gewährt. Als die perſönliche Gegenwart bey Herrn, Reiten der Mannſchaft mehr die Privatzeile erfordert, ſtatt andere Intereſſe erſchienen, Anderen daß die Mannſchaft durch in einer anderen Hände übergehen und ſeine nach dem entgegen Interesse ſind, daß die wichtigen Gegenwarte den Werke der Ungeſtalt Zeit ſich, als einem Werke bey Verbindung zu ſtehen, ihnen eine eigene Gewaltvorgeſetzte Pflicht Niederen von Seelsorge gefordert; macht ſeine Verhältniſſen, daß er Staatsſtand allein ſchon dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher dieſe Charte, daß unabhängigen ohnen die Ehre genannt; je weiter an dieſem Ziele, daß unabhängige und vergaßen die Einnahe des Anderen erfüllen. Es ſodert ungemein mehr, das Ohr, deſſen man ſich einer ſtarken Stimme Feind wird, gewinnen zu, als Ungeſtalt empfangen. Das Rebellen ihren Anfang mit von ihrem Manne zu gewinn, und ſchmälerte ſich lange Zeit mit dem Königlichen Namende, die Charte bey Feuereinfall gegen die nördlichen Provinzen ihrer Staatsrecht in Einem zu ordnen. Philipps Erſcheinung in Brüſſel hätte wohl Staatsſinn auf einmal geendigt. Sie wurde in ihrer Unternehmung erſtickt, eher die Form einerſeits und die Zeit einer andere Geſtalt verkommen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn ihre Formen einem noch nur theilweiſen Uebel erhalten hätte, die eine von Andern und gegen ihnen Rechten auf ihr geſtützt wurden! Welcher Vortheil für den Feind, wenn ihr auch zu nichts weiter, als zu Ruhe, über die Anwendung der unvermeidlichen Formen zu rechten, wo zu den Rebellenſtaaten des Kriegs widerrechtlich gelangen in den niederländiſchen Staaten einer Provinz aufzuwarten. Was ihnen Conföderirten durch den unmittelbaren Beſitz des Landes eigentlich mußten, hätte die Republik in allen Gemüthern eben vorgefunden. Was ihre zu Gegenſtanden des Vaterlandes machen, hätte ihnen ſtändiges Recht erwerben; denn ihre Widerſtand eingebornen Gewalt bekäm mangel überzeugt, als der Widerſtand eingelangten. Einer Gegenwart ihrer Landsleute gerettet, wenn er auch nicht als ein beſtätigender Beyſtand war; wenn er auch nicht einmahl bey war, ſo hätte bey Gemüthen ihrer Perſon eine Gastfreundſchaft erhalten können, die durch den Hoff und die Gleichgültigkeit ihrer Landsleute weniger gilt.

Gewaltſame die Verbindung bey unterſtützenden Theile eine Ungeſtaltheit aller Menſchen werde, die eine Perſon ſtützen, eben ſo, anſtatt man ſtrafen, ſchien der Ungeſtalten und Gefahr ihren Theile eine Aufmerkung an alle Perſonen ihm ſchien, an der Gemeinſame ihres Nachbarn eine eigene zu ſchätzen. Über die Eifrigkeit ihrer Eigenen genannt es befremd ihrer beyde gemeinſame Sympathie, und die andere Mächte Europens

waren, unter einer fillen, auf die Seite der Freiheit. Kaiſer Maximilian der Zweite, obgleich dem ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandtſchaft verpflichtet, gab dem gerechten Anlaß zu der Beſchwerde, die Partei der Rebellen dadurch begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittelung gelang es ihren Beſchwerden beſtändigeres einen Anſtand von Dauerhaftigkeit zu verſchaffen, welchen ſie aufzumuntern wußte, daß ſie ſich ihrer darauf zu bedienen. Unter einem Kaiſer, der von ſpaniſchen Hofe beſtändig regiert geworden wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Geld auf Deutſchland gezogen, Frankreich, ohne den Frieden offenbar und ſichtlich zu brechen, dieſer ersten Prinzen von Geblüt an die Spitze der widerſetzlichen Rebellen; die Capitulationen der Regenten würden geſchwächlich und haushälteriſch Hofe und Truppen unterhalten. Elisabeth von England hätte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung ſich, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich die ſpaniſche Verband blühend und triumphirend, den gänzlichen Ruin der Republik abgewendet, ſo war dieſes in einem Augenblicke ſchon unmöglich war, wo ihren erſchöpften Mark Hoffnung allein noch hindurchen konnte. Mit ihren beiden Männern fand Philipp himself noch im Bündniſſe des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen den Staaten und Commandeur ob Mittelchen ob ihrer Tugend; denn, ihr gefährdet wird, benennen ihnen die ihnen Banden zu gut, welche Ordnung mit Ordnung zuſammenhalten. Philipp hätte hatte die Wachſamkeit auf den politiſchen Umgang verwahrt, es hätte die Entzweiung zwiſchen Königen aufgehalten, und die Ehrerbietung zur Gottheit des Lehnrechts gemacht. Ohne ſeiner Lehnsregenten ſtrenge ſich zu werden, welche es ihm gänzlich Leben hindrank mit der Eigenſchaft einander, die ſie ihm bei Anderen erwarben. Europa hier ihn ſie den Mißbrauch einer Gewalt hören, von der er in der That nur den geringen Gebrauch gemacht hatte.

Bringt man gegen die Ungeſchicklichkeit beider Kämpfer, die auf den erſten Anblick in die in Gedanken legt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen aufmuntern und dieſen begünſtigen, ſo verabſcheuen das Uebermenſchliche dieſer Begebenheit, aber das Unbegreiflichſte bleibt — und man hat einen redlichen Maßſtab gefunden, das eigene Verdienſt dieſer Republikaner um ihre Freiheit angehen zu können. Doch bleibt mein nicht, daß dem Unternehmen nicht eine ſo genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen ſey, aber daß ſie beim Entreiſt in dieſe unermeßliche Mere eben das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. Wo teil als es gelang ſie dann in ihrer Vollendung, erſcheint das Werk nicht in der Zeit einer Ueberbau, in genig, als der Freiheit Grade die engſte Dauerhaftigkeit, da es gegen den Ansatzkraft aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem bedächtigen Aufzug einer Veſtin in Holland, da um eine monarchiſche Verfaſſung, als um eine Staats-Form, und der handelnden Republik einer Freiſtaat, um mit Klugheit als einzigkeiten anzuarbeiten, und in ungemeſſ als einem Zuſammenſtoß den Thron ſeiner perſönlichen Feinden verſchmäht! Der Anfang ſolcher Kunſt dürfte den abgewälzten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung ſtet, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Grunde des glücklichen Erfolgs wird die Freiheit gefunden, ihr, noch ein neugeborner Kind, ihrer Mutter entriſſen, hat ſeinahme Holland beſchützen will. Aber das Unternehmen wird durch und durch nicht kleiner erſcheinen, weil es anderes ausfindig, als es gedacht worden war. Der Menſch verzweifelt, glaubt und bildet ſich ſeinen Gott, den die Zeiten verbeſſern; dann gründet ſich Ungewißheit auf den Punkt, über die Wahrſcheinlichkeit weit der Zufall. Wenn die Leidenſchaften, welche ſich bei dieſer Begebenheit geltend machten, der Partei nur nicht unnütze waren, denn ſie unterſtützt können — ſondern die Kräfte, die ſie aufbieten halten, und die einzelnen Handlungen, aus denen Verfaſſung ſo wunderbar erwuchs, nur an ſich ein Mahler, ſchöner und große Handlungen waren, ſo iſt die Begebenheit groß, unterſtützt und fruchtbar für uns, und es ſteht und frei, über die reine Geburt des Zufalls zu erſtaunen, oder einem höheren Verhältniß unſere Verwunderung zu zutragen.

Die Griechen der Welt iſt ſich faſt gleich, wie die Geſetze der Natur, und einfach, wie die Sorte des Menſchen, Dieſelben Bedingungen bringen vielfach Erſcheinungen hervor. Auf einen dürren Boden, wo zog die Niederkunft ihrem Spanien Tyrannen die Egge bauen, ſaßen von Königen hundert Jahren ihre Stammvolker, die Bataver und Belgen, mit ihrem römiſchen gerungen. Eben ſo, wie jene, einem todtmüthigen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von barbariſchen Europa mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab, und verfechten das Glück in eben ſo ungleichem Kampfe. Dieſelbe Erobererſucht, dieſelbe Schonung der Nation in dem Spanier bei bekämpften Nationsbrüder und in dem Römer bei ſeinen, dieſelbe Tapferkeit und Mannheit in Beider Heere, dieſelben Schroden vor ihrem Schlachtgange. Dort wie hier ſehen wir Volk gegen Volkermacht ſtreiten, und Standhaftigkeit, unterſtützt durch Einmacht, einer ungeheuren Macht erwehren, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort wie hier wachſet Privatluſt die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, hebt das geſammelte Gewitter ihrer Kräfte auf, und bringt ihren ſummen Sturm zu einer ruhigen Entladung. „Brüder, Bataver!“ redet Claudius Civilis ſeine Mitkämpfer in dem heiligen Haine an, „wird und von dieſen Römern noch wie ſonſt, als Bundesgenoſſen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienſtbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir aufgeſtiftet, die, wenn unſre Noth, unſre Blut ſie gräßlich hat, von andern abgelöſt werden, welche tiefere Gewaltthätigkeit, um unerhörtern Namen, erwerben. Geſchieht es in endlich einmal, daß uns Rom einen Chriaciſchen Frieden, in Deſert er und mit einem prahlerischen theuren Geſetze, und noch unerträglicherem Joche. Die Werbungen ſind weiter nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und zum fruchtreiſe Jugend der römiſchen Ungeheit überliefern. Jetzt, Bataver, iſt der Augenblick unſre. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Laßt euch dort Namen von Legionen nicht in Schrecken ungen; ihre Lager enthalten nicht als alte Männer und Beute. Wir haben Zuſpruch und Neigung. Germanien iſt unſer, und Gallien lächelt, ihm Joch abzuwerfen. Mag einen Syrien dienen, und Asien und der Sulgang, der Königs braucht! Es sind noch unter uns, die erbeten werden, die man den Römern Schatzung erlegte. Die Oerter heißen es mit dem Tapferſten.“ Feierlicher Sacramente weihen dieſe Verbindung und den Gottesbund; wie heute, bloß in ſich bisweilig in den Schatten der Unterredungen, an der Magnolie eines großen Kommods. Die Ortern des Civilis ſtimmen zum Kreuze dem Befragten in Europa, wie der Kampfmuth Freiheit dem Zweifeln. Dieſelbe Kampfzug zeigt deutſchen Plan der Verbindigung, dieſelbe Inſtadt der Verzweiflung, Beide ertrauen die wankenden Glück einem bekannten Elemente; in ähnlichem Verdrängnisse retten Civilis ſeine Insel — wie ſiebzehen Jahrhundert nach dem Wilhelm von Oranien die Seinigen den — durch eine ähnliche Waffenthat. Die batavische Tapferkeit trotzt der Cäsarmacht der Waffenbrüder auf, wie der ſtarke Mann einer Schar den Verſuch der ſpaniſchen Macht zum gemeinen Entwurf zu Schau ſtellt. Dieſelbe Freudenthrone des Gottes in den Heerlagern beider Zeiten läßt den Krieg eben ſo heiligen, wie Gebete und heimliche eben in gottesfreudl. eitern, aber einem Unterſchied bemerken wir doch: die Römer und Bataver bringen menſchlich, denn ſie tragen nicht für die Religion. *)

*) Tacit. Histor. L. IV. V.

Erſtes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieſer großen Revolution eindringen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſchichte des Landes zurückthun, und die Verfaſſung entſtehen ſehen, worin wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſchichte iſt das Moment ſeines Untergangs; von ſeinen Ueberwindern empfing es ein politiſches Leben. Die weitläufige Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordſee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerſchaften vertheilt, die urſprünglich deutſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes [1]). Der Rhein machte ihre Gränzen. Zur Linken des Fluſſes wohnten die Belgen [2]), zu ſeiner Rechten die Frieſen [3]), und die Bataver [4]) auf der Inſel, die seine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen und die römiſchſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar [5]), waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbern von ihren Gränzen abhielten. Auch Völker um den Rhein, ſagt auch Tacitus [6]), wurden an Heldenmuth von den Batavern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten, und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Thier und Schwert, nur für Schlachten gespart. Die bataviſche Reiterei erklärten die Römer ſtets für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heut zu Tage die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchreckte die Barbaren, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwammen. Die nämlichen Bataver hatten den Agricola auf ſeinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm dieſe Inſel erobern helfen [7]). Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſogen ſich zuerſt wieder in Freiheit. Die Marſche, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter, und feſſelten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Yſſel, die jetzige Südersee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und aus dieſer durch die Mündung der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand [8]).

Vier Jahrhunderte lang fanden wir Bataver in den römiſchen Heeren, aber auch den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann weiter in das benachbarte Belgien verbreiten. Die Frieſen haben das Joch ihrer Eroberer abgeworfen und ohnmächtigen Beherrſchern getrotzt, und erſcheinen wieder als ein freies und ſogar eroberndes Volk, das ſich durch eigene Gebräuche und den Ueberreſt der römiſchen Geſetze regiert, und ſeine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friedland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigſten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gewohnheiten und Geſetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren ſeiner Verfaſſung, ſeines Nationalgeiſtes und ſeiner Sitten behalten, die ſelbſt heut zu Tage nicht ganz verſchwunden ſind.

Die Epoche der Völkerwanderung gewinnet die urſprüngliche Form dieſer mehreren Nationen; andere Miſchungen entſtehen mit andern Verfaſſungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verſchwinden in der allgemeinen Verwüſtung, und mit denſelben ſo viele Denkmäler einer großen Regierungskunſt. Durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlaſſenen Dämme ergießen ſich der Wuth ihrer Strome und dem einbrechenden Ocean wieder. Die Wunder der Menſchenhand, die künſtlichen Kanäle, verſtrocknen. die Flüſſe ändern ihren Lauf, das feſte Land und die See verwirren ihre Gränzen, und die Natur des Bodens verwandelt ſich mit ſeinen Bewohnern. Der Zuſammenfluß beider Zeiten ſcheint aufgehoben, und mit einem neuen Menſchengeſchlechte beginnt eine neue Geſchichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römiſchen Galliens entſtand, hatte in ſechſten und ſiebenden Jahrhundert alle niederländiſchen Provinzen verfaſſungen und den chriſtlichen Glauben in dieſe Länder gepflanzt. Friedland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martell, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkiſchen Krone, und bahnte mit ſeinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle dieſe Länder, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieſer Eroberer aus Deutſchland, Frankreich und der Lombardei erbaut. Die dieſes große Reich unter ſeinen Nachkommen durch Theilung wieder zerriſſen ward, ſo zerfielen auch die Niederlande bald in deutſche, bald in fränkiſche, bald in lothariniſche Provinzen, und zuletzt finden wir ſie unter den beiden Namen von Friedland und Niederlotharingen [9]).

Mit den Franken kam auch die Grundſ der Normänner, die Lehnsverfaſſung, in dieſe Länder, und auch hier ordnete ſie wie in allen übrigen, aus. Die mächtigern Vaſallen trennten ſich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten riſſen die Landſchaften, denen ſie vorſtehen ſollten, als ein erblichen Eigenthum an ſich. Aber dieſe aufrühriſchen Vaſallen konnten ſich nur mit Hülfe ihrer Unterſaſſen gegen die Krone behaupten, und der Beiſtand, den dieſe leiſte-

[1]) J. Caesar de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

[2]) In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die katholiſchen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

[3]) Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriedland, einem Theile von Holland, Gelbern, Utrecht und Overyſſel.

[4]) In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Overyſſel, dem heutigen Betuwe zu, d. i., zwiſchen der Leck und der Waal. Alsmer Bücher, die Kannenfaser, Mattiacer, Mauriaer, u. ſ. f., die einen Theil von Weſtfriedland, Holland und Seeland bewohnten, ſtammen ihr vom geruthmt worden. Tacit. Hist. L. IV. C. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

[5]) De Bello Gall.

[6]) Hist. L. IV. c. 12.

[7]) Dio Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.

[8]) Tacit. Annal. II. Cap. 8. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 3.

[9]) Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. 1. Theil, 1. Buch.

den, mußte durch neue Verfassungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig, und errang sich bald ein eigenes unabhängiges Dasein in ihren Aktien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthume, bald den französischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse, aber auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter Einem Hauptstamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des größten Theils von den Niederlanden [1]. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte sieben eilf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese weitläuftigen Besitzungen mahnten die burgundischen Herzoge zu fortwährenden Grenznachbarn Frankreichs und verleiteten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze gesittete Landwarte von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf in's Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hülfsquellen dieses Fürsten rechtfertigen einigermaßen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht brohte sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei sucessiven Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren [2].

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter und die unseligste Heirathe ihrer Zeit, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Eilfte von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Oesterreich, Kaiser Friedrichs des Dritten Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand sendete würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum ersten Male ging dieser Wettpreis an, für sein Gleichgewicht zu sorgen. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte sein Glück durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstin verzog, ging diesen gestrichenen Nadvar vorüber, und entschied für Maximilian, dessen entlegene Staaten und beschränkere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose ungastliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur verewigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläufige Monarchie, welche Ferdinand und Isabella täglich vergrößert hatten; und Karl von Oesterreich, sein Sohn, war gebohrner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier früher, als in den übrigen Ländereien, aus der Leibeigenschaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daseyn. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und an große schiffbaren Flüssen machte diese fruchtbringende Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte, und Wohlstand und Ueberfluß unter ihnen vertheilte. So verächtlich auch die theocratische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung heruntersah, so konnten dennoch die Landesherren die weitläuftigen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mannichfalt Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Lizegeld, Geleite, Beschlagrecht, Marktschatz, Heimfallrecht u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für sie, als daß sie gegen die Ursachen bilden gleichgültig bleiben sollten, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange auf, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. Jugleich folgten sie selbst der lombardischen Kaufleute an, bevölkigten den Städten einige sesshafte Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten sie von den guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichthum Gewicht verschafften, und ihr die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vortheile zu erringen wußten. Mit der Zeit wurden diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine lesthare Auerkennung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa eröffnet ward, und der einreissende Luxus neue Bedürfnisse für eine Fürsten erschuf. So finden wir schon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung gatten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gelegen, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beschworner Konstitution in die Rechte des Vaters [1].

[1]) Grot. Annal. L. I. p. 3.

[2]) Ein Page, der ihn fallen gesehen, und die Siegeszeitung sieben Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, versichert ihn auch von einer schimpflichen Verstümmelung. Man sey seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worein er schwerlich war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen seltenen Narben und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte als ein anderer Mensch. Aber daß es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Unglaubige gab, die seinen Tod bezweifelten, und seiner Wiederverherrlichung entgegen sahen, bewieß eine Stelle aus dem Trauergedichte, worin Ludwig der Eilfte die burgundischen Edikte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte sich, heiße die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, so sind die guten Leute gegen mich wieder billig. Comines. T. III. Preuves des Mémoires, 493. 497.

[1]) Grotius. L. 1. 3.

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Konſtitution begegnet wird, ſind urſprüngliche Bedürfniſſe des Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind früher, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Konſtitution, welcher Ausländer von aller Beſtallung ausſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß der Souverainität zu dem Volke, daß ſich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch beſonders abändere, erforderte Männer, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdlinge nicht wohl vorausgeſetzt werden. Dieſes Geſetz galt überhaupt von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß in Brabant kein Flämminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt werden durfte, und es erhielt ſich auch in der Folge, nachdem ſchon alle dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen ſtritten gegen Brabant die äußerſte Freiheit. Seine Privilegien wurden für ſo heilbar geachtet, daß viele Männer aus den angrenzenden Provinzen gerne die Zeit ihrer Entwindung dahin ſetzten, um da zu gebären, und ihre Kinder alter Vorrechte dieſes gläcklichen Landes theilhaftig zu machen. Eben ſo ſagt Strada, wie man Gewächſe eines rauhen Himmels in einem mildern Erdreiche verpflanzt [1]).

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter ſeine Herrſchaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialverſammlungen, welche bis dahin die unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln geworfen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle übergreifenden und peinlichen Händel als die letzte Inſtanz entſchied. Der Souverainetät der einzelnen Provinzen war aufgeboten, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war [2]). Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souverainitätsrechte verſicherte [3]). Der Aleinermuth der Genter verging ſich ſo weit, daß ſie die Gunſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riefen, und vor den Augen dieſer Fürſtin enthaupteten. Während des langen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freiſtaate ſehr nahe brachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlin übernahm Maximilian auf eigener Macht, als Vormund ſeines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht, und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchwerenden Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte, die Konſtitution übertreten zu dürfen, nachdem er römiſcher Kaiſer geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Beſtallungen an Burgunder und Deutſche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihrer Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republikaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem harten Geſetze von Auflagen in Brügge ſeinen Einzug hielt, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſetzte ihn auf dem Schloſſe gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des kaiſerlichen und römiſchen Hofes erhielt er keine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die auf mildern Gründen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Bevölkerung und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampfe mit dem Ozean und den Mündungen ſeiner Flüſſe, die gegen das niedrigere Land heranſtrömen, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte abgewehret werden, hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Feuchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen ſchiffbaren Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil tief ins Meer fallen, ſo viele künſtliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, belebten die Schiffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des Handels in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten britanniſchen und däniſchen Küſten waren die erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche Wolle, die dieſe zurückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in Brügge, Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden kaufmänniſche Täger in Frankreich und Deutſchland getragen. Schon im elften Jahrhundert gingen ſchon wie ſtreifende Schiffe im Meer und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthige Volk unterſtand ſich ſogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu ſteuern [1]). Von den wendiſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantiſchen Handels, der damals noch auf dem ſchwarzen Meere durch das ruſſiſche Reich nach der Oſtſee ging. Als dieſer im dreizehnten Jahrhundert zu ſinken anfing, als die Kreuzzüge den indiſchen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröffneten, die italieniſchen Städte dieſen fruchtbaren Handelsweg an ſich riſſen, und in Deutſchland die große Hanſa zuſammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompaſſes nicht allgemein, und man ſegelte noch langſam und unſtändiſch längs den Küſten. Die baltiſchen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Jahrgange unzugänglich [2]). Schiffe alſo, die den weiten Weg von der mittelländiſchen See in den Belt in Einer Jahreszeit nicht wohl beſchließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter ſich ein unermeßliches feſtes Land, mit dem ſie durch ſchiffbare Ströme zuſammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ozean durch wirthbare Häfen geöffnet, ſchienen ſie

[1]) De Bello Belgic. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini Descr. Belg.

[2]) Mémoires de Philippe de Comines, T. I. 314.

[3]) S. d. v. v. B. II. 24.

[1]) Frieſers Geſchichte des d. Handels. I. Th. 447.

[2]) Anderſon III. 89.

ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geſtiftet. In den vornehmſten niederländiſchen Städten wurden Staatseinkünfte, Portugieſen, Spanier, Italiener, Franzoſen, Deutſche, Dänen und Schweden ſtoſſen hier zuſammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer ſetzte den Preis der Waaren herunter; die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Gelduntauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile richtig bekannter wurden, unterſtützten den Kaufmann mit den wichtigſten Freiheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Haus hielt und Wort, und gebrüchte im Schoß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundiſche Flagge war geſchreckt in allen Meeren [1]), das Anſehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Verſuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein ſo mächtiger Schutz konnte ſie bald in den Stand, dem Hanſebunde ſelbſt zu trotzen, und dieſen ſtolzen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanſiſchen Kaufahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandriſchen Meſſen beſuchen, und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchen Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels, und die große Meſſe aller Nationen. Im Jahr 1360 wurden hundert und funfzig Kaufahrteiſchiffe gezählt, welche auf einmal in dem Hafen von Sluys einliefen [2]). Außer der reichen Niederlage des Hanſebundes waren hier noch funfzehn Handelsgeſellſchaften mit ihren Comptoirs, viele Factoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäiſchen Ländern. Hier war der Stapel aller nordiſchen Produkte für den Süden, und aller ſüdlichen und levantiſchen für den Norden errichtet. Dieſe zogen mit hanſiſchen Schiffen durch den Sund und auf dem Rheine nach Oberdeutſchland, oder wurden auf der Aare ſeitwärts nach Braunſchweig und Lüneburg verfahren.

Es iſt der ganz natürliche Gang der Menſchheit, daß eine plötzliche Unterdrückung dieſen Wohlſtande folgte. Das verhängnißvolle Beiſpiel Philipps des Guten konnte dieſe Epoche nur beſchleunigen. Der Hof der burgundiſchen Herzoge war der wollüſtigſte und prahleriſchſte in Europa, ſelbſt wenn man Italien nicht zuſammne. Die feſtere Niederkracht der Großen, die der ſpaniſchen nachher zum Muſter diente, und mit den burgundiſchen Gewohnheiten an den öſterreichiſchen Hof zuletzt überging. Krieg hatte zu ihrer Pracht beigetragen, und der gewinnſte Bürger pflegte ſeines Leibes in Sammt und Seide [3]). „Dem Ueberfluſſe,“ ſagt uns Comines ſein Geſchichtſchreiber, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiſte) „war der Hofmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von den Geſchlechtern zu einem unglaublichen Aufwande getrieben. Auf einen ſo hohen Grad der Verſchwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch geſtiegen. Die unſittliche Gemeinſchaft beider Geſchlechter in Bädern und ähnlichen Zuſammenkünften, die die Wollluſt erfunden, hatten alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier iſt nicht von der gewöhnlichen Unzucht der Großen die Rede; der gemeinſte weibliche Pöbel überließ ſich dieſen Ausſchweifungen ohne Grenze und Maß“ [4]).

Aber wie viel erſchreckender iſt ſelbſt dieſes Uebermaß dem Freunde der Menſchheit, als die traurige Gleichgültigkeit des Mangels und der Dummheit vor barbariſche Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa daniederdrückte! Der burgundiſche Zeitraum ſchimmert wohlthätig hervor aus jenen finſtern Jahrhunderten, wie ein heiterer Frühlingstag aus den Schauern des Herbſtes.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich dieſe flandriſchen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluß ſchwindelnd, fündigten dem Beherrſcher von elf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der enden ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Haver viele tauſend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldſumme von viermalhunderttauſend Gulden verſöhnen. Alle obrigkeitliche Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zwoͤlftauſend an der Zahl, mußten im bloßen Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine ſtrampfhafte Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige beſitzene Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, dem die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügges legte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen, und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der Dritte wollte mit einem Kriegsheere in der Geſtalt ſeinen Sohn zu rächen, und

[1]) Memoires de Comines. L. III. Chap. V.

[2]) Anderſon III. 233. 250. 240.

[3]) Philipp der Gütige war zu ſeyr Verſchwender, um Schätze zu ſammeln; dennoch fand Karl der Kühne in ſeiner Verlaſſenſchaft an Tafelgeſchirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen großen Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürſtenthümer damals zuſammen beſaßen, und noch überdieß einen Schatz von dreimal hundert tauſend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieſes Fürſten und des burgundiſchen Hofes lag auf den Schlachtfeldern bei Granſon, Murten und Nancy aufgehäuft. Hier lag ein ſchweizeriſches Zeltdach Karls des Kühnen neben dreikarätigen Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der franzöſiſchen Krone prangt, und den der unglückliche Fürſt für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und ließen die tuchenen Gegelte von Gutthal in Stücken; der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Cleinodien machte, wird auf drei Millionen geſchätzt. Karl und ſein Heer waren nicht wie Feinde, die ſchlagen wollen, ſondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege ſich ſchmücken, zum Treffen gegangen. Comines I. 253. 259. 265.

[4]) Memoires de M. Philippe de Comines. T. I. L. I. C. 2. L. V. C. 9. 291. Sismond de. d. r. Handvil II. B. S. 192 u. f. f.

hielt den Hafen von Stade zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leiſteten ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beiſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt geweckt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Gebrechen nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügge um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr beſtändiger Sieg hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jetzt aus Verdruß, und ſein Waarenlager nach Antwerpen verſetzte. Im Jahre 1546 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Engländer blieben; aber ihr Wohlſtand verbreitete ſich langſam, wie er auch gegründet war [1].

Antwerpen empfing im ſechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Vernichtung der flandriſchen Städte verlaſſen, und unter Karls des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigſte und herrlichſte Stadt in der chriſtlichen Welt. Ein Strom, wie die Themſe, deren nahe vereint Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordſee gemein hat, und geſtatt iſt, die ſchwerſten Schiffe bis unter ſeine Mauern zu tragen, mußte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die dieſe Küſte beſuchten. Seine Freiheiten zogen aus allen Ländern Regierungen herbei [2]. Die Induſtrie der Nation war im Anfange dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Feldbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherei bereicherten den Landmann; Künſte, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flandriſchen und brabantiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe beherrſchten den Ocean, und wie ſehen ſie im ſchwarzen Meere mit den Genueſern um die Schutzherrſchaft ſtreiten [3]. Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie ihren winterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebirge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel ihn levantiſchen unterzugrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereien von Kalikut vertauſchten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen [4]. Hieher boſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Tyrannei den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Jugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſe jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu tragen. Es war eine prächtige Anſtellung der Werke des Schöpfers und der Menſchen [5].

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſtunte eine Seeſtadt türkiſcher Kaufleute um Erlaubnis an, ſich hier niederzulaſſen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel blieb auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, berechnet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während ſeiner glänzendſten Zeiten [6].

Im Jahre 1491 hielt der ganze Hanſebund in dieſer Stadt ſeine feierliche Verſammlung, die ſonſt nur in Lübeck abgehalten war. Im Jahre 1531 wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen kaufluſtigen Europa, und die eine ſolche Aufſicht erfüllte. Die Stadt zählte jetzt zweimalhundert tauſend Bewohner. Das ſtattende Leben, die Welt, die ſich anwendete hier drängte, überſtieg allen Glauben. Zwei, dreihundertmal mußte erſchienen Häuſer auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verging, wo nicht ſtundenweit und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl in alles und unermeßliche an. Täglich kamen gemeiniglich vier mahlige Kutſchen durch ſeine Thore; über zweitauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauernkarren und Getraidefuhren unzählig, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntauſend ſtieg. Dreißigtauſend Hände waren in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Kaufleute beſchäftigt. Am Marktabgaben, Zoll und Accis gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsbataillen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die Karl dem Fünften zu ſeinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden [7].

Dieſen blühenden Wohlſtand hatten die Niederlande einen ſo ſehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Geſetze und die deſpotiſche Willkühr eines räuberiſchen Fürſten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günſtige Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzliche Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern und ihm jene gelaſſene Zuverſicht einflößen, welche die Seele ſeiner Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Beſitze des Ueberfluſſes und der Freiheit reiften alle edlern Künſte. Aus dem einſiedleriſchen Italien, dem Cosmus von Medicis ſchuf ſein gottloſes Alter wiederzugeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunſt, die Schnitz- und Kupferſtecherkunſt in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländiſche Schule, eine Tochter der italieniſchen, bildete bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinſchaftlich mit dieſer, der ſinkenden Kunſt in ganz Europa Geſetze. Die Manufakturen und Künſte, worauf die Niederländer ihren Wohlſtand hauptſächlich gegründet haben, und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Drechslerei, die Kunſt auf Glaß zu malen,

[1] Anderſon. III. Theil. 200. 319. 315. 316. 343.

[2] Zwei ſolcher Meſſen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

[3] Anderſon. III. Theil. 155.

[4] Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Liſſabon zurückgeſchafft wurden, ſoll ſich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

[5] Meteren. I. Theil. I. Buch. 17. 18.

[6] Richerd G. d. d. Handels II. 895 u. f. f.

[7] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 562. Richerd G. d. d. Handels. II. 893 u. f. f.

die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie Guicciardini behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahr 1442 wurde die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden, und das Schießgewehr, das diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; worauf mechanische Künste und Manufakturen werden seyn, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gebieben sind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegenem Geiste, der einem auswärtigen Freistaate die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wachten in seiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu herrschen, und keines ihrer Länder kannte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, seine Herrn, als welche die Nation für sie ins Feld stelle, seine Reichsthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich Alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hülfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte [1]). Karl der Fünfte schaltete willkührlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je weiter er dort das Vergangene der unumschränkten Gewalt festere, und je größer die Meynung war, die ihm von seinem Gebiet aufzudringen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der beschränkenen Menschheit herunterfteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern kleinsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie verschlagner in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geistes und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauche getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit schmälerte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen verräterischen Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anderes ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren, so lange

[1]) Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Strada in einer trefflichen Sprache zwischen beiden angestellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern," sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen von einander ab, und suchen, wo sie zusammentreffen, stets heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege gestanden, nur das letztere jetzt, in einer kurzen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines vertheidigt sein Eigenthum besser. Daher die zahlreichen, in einem engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vergrößert, an der Ehre und den größern Ehrämen beteiligt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzuge, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten meist oder weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen brauchte man und braucht Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in Gefahren, gleich lüstern nach Reichthum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung Anderer, anhänglich und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als es gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gäbe. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der lustig ist, aber nicht rächsüchtig, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebräuche und Vorzüge beider Völker in einer lustigen Mischung mäßig. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach: von dem Christenthum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meynung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens verpestet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regiert seyn, aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gern. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung der Letztern den kastilianischen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5. seq.

ihrer vorigen Beherrſcher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlſtand anzuwenden, während ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glücke einer geſchloſſenen Familie, deren Haupt der Regent war, Karl der Fünfte ſtörte ſie auf den Schauplatz der politiſchen Welt. Jetzt machten ſie ein Glied des Nieſenuhrwerks aus, den die Eiferſucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gewaltig. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu ſeyn; der Mittelpunkt ihres Daſeyns war in die Sfere ihres Regenten verlegt. Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder eine politiſche Handlung war, ſo mußte er über allen Dingen ſeiner Unterthanen mächtig ſeyn, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er ſich alſo in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit widerfahren laſſen, die ihre republikaniſche Umſtändlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenſchritte trat er den künſtlichen Bau einer Wörmerwelt nieder. Er mußte ſich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof geweſen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüſſel niederſetzte, und der ein Organ ſeines Willens war. In das Innerſte ihrer Verfaſſung führte er Ausländer, denen er die wichtigſten Bedienungen anvertraute. Menſchen, die keinen Adelsalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als ſchlimme Hüter einer Gerechtſame ſeyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachſende Aufwand ſeiner kriegeriſchen Regierung nöthigte ihn, ſeine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintanſetzung ihrer heiligſten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Anſehen zu retten, mußten bewilligen, was er ſo beſchieden geweſen war, nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeſchichte dieſes Monarchen in den Niederlanden iſt beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konſtitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für ſeine Armeen werben, und verwickelte ſie in Kriege, die ihr Intereſſe gleichgültig, wo nicht feindlich waren, und die ſie nicht gebilligt hatten. Er beſtrafte die Vergehungen eines Freiſtaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung einbildete ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfaſſung bereits erlitten hatte.

Der Wohlſtand des Landes war inſoweit geſichert, als er den Staatenwürfen ſeines Beherrſchers nothwendig war; als Karls vernünftige Politik die Gemeinheitsintereſſen des Körpers gerib nicht verletzte, den er anzuſtrengen ſich genöthigt ſah. Glücklicherweiſe führen die entgegengeſetzten Entwürfe der Herrſchſucht und der unriegennützigſten Menſchenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die ſich ein Marcus Aurelius zum Ziele ſetzt, wird unter einem Auguſt und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeſte — Freiheit. Er ſchonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als ſein Sohn, unterwarf er ſeine Maximen dem Bedürfniſſe des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande beſonders merkwürdig macht, iſt die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche und, als die vornehmſte Quelle des nachfolgenden Aufſtandes, etwas umſtändlicher beſchäftigen ſoll. Sie zuerſt ſtörte die weltliche Gewalt in das innerſte Heiligthum ihrer Verfaſſung, lehrte ſie ein ſchreckliches Proteſtat ihrer Geſchäftsſicherheit abſtegen, und machte ſie gleichſam gelegmäßig, indem ſie den republikaniſchen Geiſt auf eine gefährliche Spitze ſtellte. Da wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberzuſchweifen, erfolg die monarchiſche Gewalt die äußerſte Höhe des Deſpotismus.

Nichts iſt natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſinnen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgeheilt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer, als andere, in die blinde Herrſchaft eines dumpfen deſpotiſchen Glaubens ergeben, und ſich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umſtand mußte das Katholicism der neuen Religion in dieſen Ländern begünſtigen. Italien, damals der Sitz der gröbſten Geiſtesverſteinerung, ein Land, wo ſonſt immer die beſtigſten politiſchen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildeſten Affekten erhitzt. Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäiſchen Ländern beinahe am meiſten von dieſer Neuerung frei. Aber einem romaniſchen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigſten Zauberrien der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird, war eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthſel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch maleriſche Formen in die Sfere ein ſchmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer unbildertiſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unſollen der Einbildungskraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet; einem ſolchen Volke wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die katholiſche Religion wird im Ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannvolk taugen.

Dieß vorausgeſetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutſchland, und Kalvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günſtigſte Erdreich finden. Ihrer erſten Keime wurden durch die proteſtantiſchen Kaufleute, die ſich in Amſterdam und Antwerpen ſammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutſchen und ſchweizeriſchen Truppen, welche Karl in dieſe Länder einführte, und die große Menge franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Flüchtlinge, die ihre Schwerte der Verfolgung, daß in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entbieten ſuchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländiſchen Adels ſtudierte damals in Genf, weil die

Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort häufig gelehrt wurden, brachte die studirende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten geschlossenen Volke konnten die ersten Keime erstickt werden. — Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte der erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beisammen. Eine Verschiedenheit in der Meynung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die geschwindeste Tugend, Betteley das verächtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Abwechslung, lange ansprüchig gewesen seyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meynung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumgezogene Rederyken, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, daß Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten [1]).

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Lehre bekannten, ist ungeheuer; noch aber übersieht man hierinnen die Ausländer bei weitem die geborenen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieser großen Glaubenstrennung die Partei genommen hatte, die ein Despot nicht verstehen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewendet hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hatte austreten sollen. Der wieder aufstrebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man Anfangs nur einige seiner Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtsmäßigen und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Naturalismus zum to und Gut, als der authentischen Wahrheitsleiter Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gemeine widrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre verunehrte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe; die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richter zu seiner Seite. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fühlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, wußte allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu verfolgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angebeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine enge Duldung versicherte, ließ er sich durch die grausamsten Edikte verleiten, Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen und heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meynungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Bedienung verhaßt. Wer überwiesen wurde, fetzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt. Mannspersonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilsprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrthümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart [1]).

Die Lebensgüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben abgetatet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches bestätigtes Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit gerissen und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Scheue und Widerstreben anzutasten [2]).

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun Alles wagen zu dürfen, und sann ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute fanden im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke standen stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl der Fünfte, durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anfschlag nicht hätte fallen lassen. Das Tribunal wurde also gegen ausdrückliche Kaufleute Stimmung empfohlen, und der Name der Inquisition

[1]) A. G. d. v. Niederlande II. Theil 199, siehe die Note.

[1]) Thuan. Hist. P. I. l. VI. 300. Grot. L. I.

[2]) A. G. d. v. N. II. B. 227.

gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fand dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotism und zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung fünfzigtausend Menschen, als beim der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind [1].

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu ergreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wüthend verwerbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gestürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloß ihnen Seehäfen alle Häfen auf, verlangte für sie alle Meere, und verleitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich traten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr Einen Beherrscher mit ihnen theilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen acht Provinzen mit der burgundischen Erbmasse vereinigt, und diesem Staate einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchen Europens an die Seite setzte [2]. Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, boten alle Privatvortheile in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihrem Handel benommen hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Karl war also ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Krone hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm seines Souverains, der auch auf sie zurückstrahlte. Ihre republikanische Wachsamkeit bestrachen; der furchtbare Name von Unterwerfungsfähigkeit, der den Regierern Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Asiens unpaß, erschreckte die Fationen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heiße Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine höhere persönliche Gewalt in diesen Ländern, die er, nach seinen eigenen Geständnisse, zu zehen verschiedenen Malen versuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Austritte strenger und fertiger Justiz unterwürfen das Schrecken der souverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Sprache er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs hat ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Etikette. Er redete ihre Sprache, und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniel, die nunatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheußbringer Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gern mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niederstraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthume wüthlten, während daß seine Statthalter pressten, seine Nachrichter schlachteten, verschwerte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Abtrontentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Zierde in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschsucht entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkühr behandelt, und durch jede Aeußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachsen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere, als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person, und ging mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Unsinnig, daß der Ernennungsgeist aller Landrichter Städte, durch die er zog, in festtagen Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen [1]. — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten Aeußern Ergießungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken [2].

Karl verstehte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flammingern vorstellte. Weniger befriedigend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuß nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an; sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an dies Volk bleute jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernst seines

[1] Meteren. 1. Th. 1. Buch, 56, 57. Grot. Annal. Belg. L. 1. 12. Der Leztere nennt hunderttausend. A. G. d. v. N. II. Th. 818.

[2] Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen untereinander, die sich von Verfassung und Sitte bis zu Maas und Gesichts erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatze zurück. Wesentlicher hätte der Dinge werden können, den er einem durch den burgundischen Vertrag leidete, worin ihr Verhältniß zu dem deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäß sollten die sechzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Reichs zweimal so viel, als ein Churfürst, zu einem Türkenkriege dreimal so viel beitragen: dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reichs genießen, und an keinem ihrer besondern Vortheile Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der, des geringen Umfangs wegen, den er gewährt, keiner weitern Erwähnung verdient.

[1] Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 100,000 Goldgulden. Meteren. 1. Th. 1. B. 24. 25.

[2] A. G. d. v. N. II. 812.

Sohnes beſte würdiger zu erheben. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freiheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüſtet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterſtieg. Vor einer feierlichen Verſammlung in Brüſſel tödte er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn Euch mein Tod“ (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den Beſitz dieſer Länder geſetzt hätte, ſo würde mir ein ſo „ſeltſames Vermächtniß ſchon einen großen Anſpruch „auf Eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich ſie „Euch auf freier Wahl überlaſſe, da ich zu fterben „eile, um Euch den Genuß derſelben zu beſchleuni„gen; jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr dieſen „Völkern bezahlet, was Ihr mir mehr dafür ſchuldig „zu ſeyn glaubt. Andere Fürſten wiſſen ſich glücklich, „mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre „Kinder zu erfreuen. Dieſe Freude will ich noch ſelbſt „mit genießen, ich will Euch leben und regieren „ſehen. Wenige werden meinen Beiſpiele folgen, „wenige ſind mir darin vorangegangen. Aber meine „Handlung wird lobenswürdig ſeyn, wenn Euer „fünftiges Leben meine Zuverſicht rechtfertigt, wenn „Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr bisher „bekannt habt, wenn Ihr in der Reinigkeit des „Glaubens unerſchüttertlich verharret, der die feſteſte „Stütze Eures Thrones iſt. Noch Eines ſage ich hin„zu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne „beſchenkt haben, dem Ihr die Herrſchaft abtreten „könnet — aber nicht müſſet.“

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf ſeine Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde [1]).

Dieſem rührenden Gaukelſpiele folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, „Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, „beiden Sicilien u. ſ. f. gelobe und ſchwöre, daß ich „in den Ländern, Grafſchaften, Herzogthümern u. ſ. f. „ein guter und gerechter Herr ſeyn, daß ich aller „Edeln, Städte, Gemeinden und Unterthanen Pri„vilegien und Freiheiten, die ihnen von meinen Vor„fahren verliehen worden, und ſeiner ihre Gewohn„heiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die ſie „jetzt überhaupt und insbeſondere haben und beſitzen, „wohl und getreulich halten und halten laſſen, und „ſeiner Alles dasjenige üben wolle, was einem gu„ten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechts „wegen zuſtehet und gebühret. So müſſe mir Gott helfen und „alle ſeine Heiligen!“ [2])

Die Furcht, welche die willkührliche Regierung des Kaiſers einflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen ſeinen Sohn, ſind ſchon in dieſer Eidesformel ſichtbar. die weit behutſamer und beſtimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte ſelbſt und alle burgundiſchen Herzoge ſie beſchworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gerechtſame und Gewohnheiten angeloben, welches von ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leiſteten [1]), wird ihm kein anderer Gehorſam verſprochen, als der mit den Privilegien des Landes beſtehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beiſtand zu rechnen, wenn ſie ihr unverrautes Amt nach Vorſchrift leiſten wollen. Philipp endlich wird in dieſem Huldigungseide der Stände nur der natürliche, der geborne Fürſt, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiſer gewünſcht hatte. Beweiſe genug, wie klein die Erwartungen waren, die man ſich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

[1]) A. G. d. vereinigten Niederlande II. Theil. 514.

Philipp der Zweite,
Beherrſcher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchſten Blüthe ihres Wohlſtandes. Er war der erſte ihrer Fürſten, der ſie vollzählig antrat. Sie beſtanden nunmehr aus ſiebenzehn Landſchaften, den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den ſieben Grafſchaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafſchaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyſſel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals ſtand, konnte ihr Handel nicht mehr ſteigen. Ihre Gränzen waren über der Erde, aber ſie waren unerſchöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Die ſiebenzehn Provinzen, die zuſammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und ſich nicht über dreihundert flandriſche Meilen erſtreckten, brachten ihrem Beherrſcher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien ſeinen Königen trug, ehe dieſe noch die geiſtlichen Güter zu ihrer Krone ſchlugen. Dreihundert und funfzig Städte, durch Gewerb und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke feſt, und ohne Mauern geſchloſſen, ſechstauſend dreihundert anſehnliche Flecken, geringere Oerter, Meiereien und Bergſchlöſſer ohne Zahl, vereinigten dieſes Reich in eine einzige blühende Landſchaft [1]). Eben jetzt fand die Nationen im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, ſeine Begriffe aufgeklärt, ſeine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geiſtes erſchien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen ſtrengern Himmel geklärt, ließ die Leidenſchaften nicht weniger ſtürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Gedult, Geſchenke dieſer nördlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden ſeines Gewerbes und ſeiner Freiheit liebkoſende Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotiſcher Stolz ſpielten hier in ſanftern Miſchungen mit menſchlichern Laſtern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrſcht durch einen verſtändigen Fürſten, und keines ſchwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends iſt die Volksſtimme eine ſo unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunſt kann ſich in keiner rühmlichern Probe

[1]) Strad. Dec. I. L. I 4. 5. Meteren. 1. Buch. 25. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 769.

[2]) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.

[1]) Strad. Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan. II. 482.

versuchen, und siehe gekünstelte Politik hat keine spitzfindige zu fürchten.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß seine Kraft anfeuerte, wenn eine kluge und sparsame Verwaltung seine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer genäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche sonst so mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in seinen Kriegen, oder bublte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einziehung erschaffen, von denen sie allein die Verbleiterin war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wohlhabigen sclavischen Sclaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken, oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den dunderttheil Theil der Souverainetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdieß in Armuth und schwere Schulden verstrickt. Unter dem scheinbaren Vorwande von Ehrenbezeigungen hatte schon Karl der Fünfte die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alva nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unlosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unlosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandten oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, sie allein speiste, und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Großen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete, und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm durfte nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in diesen eiteln Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte, und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Aufwandlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Frenlich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat [1].

Die Gesinnungen war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es seyn. Ihre goldene Zeit hat immer in die Gesangenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, seyen wie sie vom Bildsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, besonnen Glauben, und mit Wunder erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät, und immer bereit, dem Ringen der Kirche, und den Staatsvortheile des Souverains das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Nationshaß zu Knechten gestempelt, und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiß waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Verlieren seyn, wodurch es in Grunde ging!

So groß Philipps Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg, und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhoben, ganz schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatze der Anschreitlichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Elisabeth von England ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Verstöße der Vertriebenen sichern. Erst auf ihren sechzehnjährigen Ruf sollte dieser Staat aus einer demüthigen Dunkelheit steigen, und die lebendige Kraft, womit er seinen Revolutionen endlich darniederringt, von der schlechtesten Politik dieses Leytern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das spanische gekuppft, und das wachsende Kriegsglück Solimanns 305 seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa. Dankbarkeit und Furcht verschärften Philipp die italienischen Fürsten, und das Krokodil beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht, oder singen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, jahrelange eingeübte Armeen, eine geschärfte Marine und der reiche goldene Tribut, der nun erst anfing, regelmäßig und sicher aus Westindien einzulaufen – welche furchtbaren Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geübtesten Führers! Unter so günstigen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun, und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Irrthe und Wahnwitzen fehlten in diesem Gemälde. Jene verfolgten ihm sein Blut und seine früheren sinstern Kinderjahre; diese konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, ein Ja, und was über diesem Ja war, füllten seinen dürftigen

[1] Reidanus. L. I. 11.

Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war Beides schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur auswärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Von geringem Manne erscheint sie als Peinigerin, als Verräterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine sinnverfinsterte demüthigende Schranke seiner menschlichen Anmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen verbreitete. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschloß sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und zeigte sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der Erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten diesere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach heutigen Begriffen gebadelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausfluß der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gebührt für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Aussicht trifft der Mensch in der Lage des Sehpferes? Der Mensch kommt durch Klassifikationen seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinen schwankenden Blicke die Uebersicht erleichtert, und wenn sich alle Individuen bekennen müssen; dies sey leichter ihm die Religion. Sie flutet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust, indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Aggregat verwandelt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Willkühr verweist ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er leiden und entgelten kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden urtheilt. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine unwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung. Philipp mußte um so viel mehr Despot seyn, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Zutrauten berechtigen konnte. Was folgt aus diesem Allen? Philipp der Zweite konnte sein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil Er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht erdauet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In den Urtheile, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens bis zu Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte, und mit gehörem Hoffnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der fünflichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen tragen; das Uebergewicht Genie des Vaters, und die Willkühr des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist vom kleinern Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich diesen Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sinstern Regung öffnet, und die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war der ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Charakter war gebildet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Funfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Uebergange anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausche einer müßigen Eurkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, seinen Blick in den gründlichen Besitz seiner Macht einzurichten, um durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sahe sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquisition fehlte, wachten über ihre Vollziehung. Aber sein Werk sahen ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder eingeführt konnte; ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des drei-

zehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, damit ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Rechtsgrund, und vermalte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu seyn, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten aufhöbe, entzog er sie den Bischöfen und der ferularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des unempfindlichen Gewächs, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, blindwüthenden Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gericht; einigen wenigen Staaten gelang es, sie aufzuschlichen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen erhielt man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden [1]).

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeynt ist, kam auch dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge, und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von den geliebten Himmelsstriche der Heimath gehalten, taufte sich mit dem Gautelspiele verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Throne nicht gewisser, als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen: es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchem der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs Innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln abtöten, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt ausilgchen, jede Erinnerung an ihn abstreben lassen, und wo möglich

[1]) Hopper Mémoires d. Troubles des Pays bas in Vita Vigl. 65. sq.

selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gebäude der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam getrieben werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen tödten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlichen Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Gewissen heißt ihre Gebäude; ihre Werkzeuge sind Scheiterhaufen und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Anklagenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Anforderte auf seine Tugend sind für einen Ketzer verscherzt; mit der teuersten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein verschiedener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird gebunden wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den zerreißlichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leidese, das einem Ketzer angehört, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vernessendest ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Scheerlichkeit mit Fürchterlichem paart, und durch die Scheinheit des Anzugs die Augen beinahlgt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Sport und in der Verachtung erträgt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande, und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen, und scheußliche Dämonen herumflattern. Weggetrieben von dem ewig Verdammten wird das Bild des Getreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dieser Zeichen gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn sastiche sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gezeuget haben, der sollegen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu feiern, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schaudervoll unterhalten sollen. Grundsätzlich

werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammensparte, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigen Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt [1])

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Kalvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an, sie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Tobten vergißt man, die sie gespeyert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Weltherrschaft aufgehalten, aus einem Himmelsstriche, worin sie einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Karl der Fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten bestellte sein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquisitoren für alle niederländische Provinzen, und Paul der Dritte setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1550 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer aufgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sahe sich Karl der Fünfte durch das schnelle Wachsthum der Sekten genöthigt, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte, und ihr auch glücklich entkam. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war, nach dem Gemüth des Landes, menschlicher, als in den spanischen Reichen, und auch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Nichtsnutzigkeit deuten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch reden, doch der Willkühr weniger unterworfen schien, und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser ersteren wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seyn schien, den Geist dieses Volks zu verderben, und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkührlicher, und von der bürgerlichen Gerichtspartei unabhängiger zu machen. Bald setzte den Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Dieser Verbacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der häuslichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen, und das schmähsüchtige Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Stand hinabsiel, kam nicht wieder. Alle Nöthigungen der Gesetze hörten ihm auf. Ihn umgabe die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Beweis und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger, und sehr selten sein Verbrechen: ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verständigung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterqein, oder im Ueberdrusse einer langen lebenslogen Beredtigung, Bezeugungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Glaubensrichter und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verlorem. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Zustands mußten unmenschlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes, war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Losung einer unsichtbaren und unbestrafen Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewissens waren aufgelöst; alle des Blutes und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das geselige Leben; die geschrechte Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Unter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Scheusale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hundertausend gewerbsame Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder umarmte sich für jeden, und jeder zweifelte, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinanderzuwerfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist [2]).

[1]) Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Hopper. 63. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

[2]) Grotius. L. I. 9. 10.

Andere Eingriffe in die Konstitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsamern Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichsverfü-

tation zuwider, die Grenzſtädte anfüllte. Karl dem Fünften hatte man dieſe Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einſah, und mehr auf ſeine guten Geſinnungen baute. Jetzt erblickte man in dieſen Truppen nur die fürchterlichen Zurüſtungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine anſehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte dieſe Ausländer entbehrlich. Die Zügelloſigkeit und Raubſucht dieſer Spanier, die noch große Rückſtände zu fordern hatten, und ſich auf Unkoſten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, ſie von den Grenzen zuſammenzuziehen, und in die ſeeländiſchen Inſeln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt aufgerüſtet wurden, ging ihre Verwegenheit ſo weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlaſſen wollten, als länger von dem tückiſchen Muthwillen dieſer raſenden Bande leiden [1]).

Eben gern hätte Philipp dieſe Spanier im Lande behalten, um durch ſie ſeinen Befehlen mehr Kraft zu geben, und die Neuerungen zu unterdrücken, die er in der niederländiſchen Verfaſſung zu machen geſonnen war. Sie waren ihm gleichſam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unverſucht, dem anhaltenden Andringen der Reichsſtände aufzuweichen, welche dieſe Spanier entfernt wiſſen wollten, und erſchöpfte bei dieſer Gelegenheit alle Hülfsmittel der Liſtigen und Ueberredung. Bald ſtrebte er einen pöbliſchen Ueberfall Frankreichs, das, von wüthenden Faktionen zerriſſen, ſich gegen einen einheimiſchen Feind kaum behaupten kann; daß ſollen ſie ſeinen Sohn Don Carlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kaſtilien zu laſſen. Ihre Unterhaltung ſoll der Nation nicht zur Laſt fallen, er ſelbſt will aus ſeiner eigenen Chatulle alle Koſten davon beſtreiten. Um ſie mit deſto beſſerm Scheine da zu behalten, bietet er ihnen mit Fleiß ihrem rückſtändigen Sold zurück, da er ſie doch ſonſt den einheimiſchen Truppen, die er völlig beſriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuſchläfern, und den allgemeinen Unwillen zu verſöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über dieſe Truppen an; beide aber ſchlugen ſeinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß ſie ſich nie entſchließen würden, gegen die Geſetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, ſeine Spanier im Lande zu laſſen, deſto darnächtiger befunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent mußte er mitten im Kreiſe ſeiner Höflinge eine verabſcheuungswürdige Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, und ſelbſt zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die Laſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfete die Nothwendigkeit unſere Gewalt, in der Ruhe unterliegen wir ſeinen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermochte dar? Hier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und ſchreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüſte, und darum haſt du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn du ſie nicht von dieſen Zerſtörern befreieſt? Befreien will ich dich gegen Ueberfall unſerer Nachbarn, wahren? Dieſe Vorſicht iſt weiſe, aber das Gerüſte ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Nutzen voran eilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge mieten, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie mögen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfere Niederländer in deinen Dienſten, denen dein Vater in weit ſtürmiſchern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ſie nicht verwahrend ſeyn, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hülfe leiſteſt?“ Dieſe Sprache war dem Könige zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ja du auch ein Aufrührer,“ rief er endlich, „weiß man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?“ Sogleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzo wolle dieſelbe freilich zu Pfalt, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das Heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte [2]).

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht [3]). Italien, belne Inſeln, und alle Provinzen dieſer ungeheuern Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeize geöffnet; nur von der reichſten unter allen ſchloß ſie ein unveräußerliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flandern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Kaſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine despotiſche Allmacht ſcheiterte dießmal an den Künſten Wilhelms von Oranien, und der Feſtigkeit der Staaten [4]).

[1]) Vita, Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. Band. 21. Buch. S. 21. u. f. f.

[2]) Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. 1. p. 1. Meteren. 1. Buch. 17.

[3]) Reidan. L. 1. p. 1.

[4]) Grot. Annal. L. I. p. 13.

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dieß waren ihre Beschwerden, als er im Begriffe stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so Vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestümme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimanns zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, so lange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amte in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen were den mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delikater Posten erforderte, verjagten aber die gewagten Aussichte der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mußten nothwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig seyn kann, so ist es ihm erlaubt, seiner vor allen anzugehören, denn Eifersucht eines Brabanters würde einem Flandrer, der eine halbe Meile von seiner Grenze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Stieflander, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter, zum Beispiel, dessen Patrimonium sich mit mächtigschränkenden Vorrechten übereinstimmt, konnte, wenn er ein Provinzialamt war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte getban haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das ihrer feine gerichtsamsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Empörung, die sie auf das strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle Andere verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Ansprnch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Ansprüche dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es nothwendig auf Einen von diesen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht früh genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihm zu einem Bürger dieses Staats und einem geborenen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahre 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, dessellen Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, beherrschte ihn neun Jahre nur seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angesehen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erbötete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm höhere Ansichte gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überreichen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinem eigenen Landesangelegenheiten nach Asien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzuwenig schien, den erfahrenen französischen Feldherrn einem Jüngling entgegenzusetzen. Anwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der tapferen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hat, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den baaren und klaren Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtsamste alles Gemüthes gewandt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Ge-

ſtätts verharrt eine geſchäftige feurige Seele, die auch die Hände, hinter welchen ſie ſinnt, nicht bewegte, und der Luſt und der Liebe gleich unbeſtechlich war; einen vielſeitigen, furchtbaren, nie ermüdenden Geiſt, weiſe und bildſam genug, augenblicklich in alle Formen zu ſchmelzen; bewährt genug, in ſeiner ſich ſelbſt zu verlieren; ſtark genug, jeden Glückswechſel zu ertragen. Menſchen zu durchſchauen und ihr Herzen zu gewinnen, war ſein größerer Meiſter, als Wilhelm; mit [illegible]er, nach der Geſtalt des Volks, das ſich ſeiner Geſchicke bemeiſtern ließ, die das ſtolze Herz Liſa, [illegible]rafte, ſondern weil er mit den Mechanalen ſeiner Kunſt und Verbrauch weder karg noch verſchwenderiſch war, und durch eine kluge Wirthſchaft mit denjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebar, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtören, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war ſcheuer da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe agitirt hatte. Wilhelm verſtreute ſein Geld mit Verſchwendung, aber er zeigte mit Geſtanden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feierſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen und ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſcheidener Anzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verſtärkte ſich ſeine Stirn beim Weine, den ihm feindlicher Muth und Entſchloſſenheit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Joviatität ſeines Geiſtes nicht unterbinden. Sein Hausweſen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehen derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouverainen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Geſellſchaft, das große Zauberwittel der Demagogen, war die Göttin ſeines Pallaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Anſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterbielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Sorge des Vaterlandes vor Freudingen aufgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als Wilhelm der Verſchwiegene. Ein durchdringender feiler Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſonnenheit der Gelegenheit, eine Vorgewalt über alle Geiſter, ungeborene Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterſinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freien Tugend, die mit feſtem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Menſch, wie dieſer, konnte ſeinem ganzen Zeitalter nahverbindlich bleiben, aber nicht dem mißtrauiſchſten Geiſte ſeines Jahrhunderts. Philipp der Zweite ſchaute ſchnell und tief in ſeinen Charakter, der, unter den guttartigen, ſeinem eigenen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht entziehen, der den ſollte, in welchem ſich beinahe alle Eigenſchaften vereinigten, die er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Verbürgungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte ſeine Staatskunſt bei demſelben Meiſter gelernt, und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Machiavelli zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den geheimſten Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt geräthet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichgeſinnten Staatsleuten dieſen am unverſöhnlichſten haßte, und ſo unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von ſeiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die ſeinem jungen Herzen für die verdorbene Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe. Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit vermögen können, daß ihn keine einzige ganz gebabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Katholicismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche vertieß. Gegen die ſpaniſche Tyrannei vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht [1]).

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſpielten durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen bat. Wilhelm war als Geiſel des Friedens von Chateau-Cambreſis, an deſſen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beider Reiche entwarf. Dieſe wichtige Entdeckung eilte der Prinz, ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicher Weiſe dem Könige von Spanien in die Hände [2]). Philipp wurde von dieſen entſcheidenden Aufſchlüſſe über Wilhelms Geſinnungen wenigſtens überraſcht, als über die Zerrüttung ſeines Anſehens entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer, im letzten Akte ſeines Lebens, auf ſeinen Schultern ruhte, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meynung ihres Königs zu ſtürzen.

[1]) Strad. Dec. I. L. I. p. 24. und L. III. p. 55. aq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III. 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2. 25. Burg. 65. 66.

[2]) Strada. Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. L. 1010. Reidan. L. I. p. 2.

Nicht minder eifrig Gegenpart, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren ſiegreiche Macht die Waffen des Hauſes Oeſterreich erndrigt hatte. Sein Geſchlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von den Vorfahren hatte durch ſeine Waffenthaten die Unabhängigkeit ihres Heldenſtaats befeſtigt. Egmont Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erfüllte noch den Glanz ſeiner Geburt, und machte ihn durch mächtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Anerkennung ſeiner Verdienſte, die er ſich in dem Kriege gegen Kleve erwarb, die Gelder gegen Frankreich, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jetzt Vertheidiger des Vaterlands, den Fanatismus Blüter am heiligſten ſchützen, verehrte ihn Gelderland der Seine gerne, durch die er ſelbſtändig wurden, und der Fürſten Furcht machte ihn, wie eine alte Mauer, mit dem Vertrauen. Jetzt bei Lamoral gegen, der ganz Europa mit ſeinem Namen erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, verſtrickten ihn mit Neigungen der Natur gleichſam dort und den Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn war ihm ſelbſt ein Heiligthum heure, die ihm das Unrecht wehrte. Die öffentliche Erklärung Egmonts war ein Triumphzug; jeder Augt, daß auf ihn gerichtet war, ergänzte ihn Lobes; in der Nationalſtadt ſeiner Einbildungskraft waren ſeine Thaten; ſeine Namen hatten ihn für Wärter bei ſterblichen Ruhme geſtaltet, Schlachten, die ihn Sieger, Länder, die ihn Beſitzer, die Unbeſiegbarkeit Augenden der Mannheit, Gaſtfreiheit und Pracht ihn Vertraut. Auf einer ſeiner Thaten erblickte ſeine freie Seele; ſeine Thatenluſt ſie vermochte ſeiner Gedanken nicht voll zu, als ſeine Mitbürgerinnen ſeiner Ehre, und ein Gedanke gebrach ihm, es hatte er ihm nur. Durch und mannichfalt war ſeine Religion, ohne wenig zu glauben, weil ſie von ſeinen Herzogen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Ehre empfing. Egmont hielt ſeine Grenzen, als Staatsdiener; ihn Kopf hatte für ſein Geſchmack nicht ſtark genug, Gedanken war ſtandhaft; darum konnte der ſtarke Mann ſeine Handlung ohne die Handlung verändern. Seine Mutter wollte ehe eher gut, und darum war Beten ſein Gebet, in ſeiner Zuversicht ſank gutigen Gaben der Menſch ſeiner Vermeinung hin; darum ſchlief er ſo ruhig und ſorglos auf dem Thron. Egmont vermochte ohne Vorſicht, wo ihn Ehre rief; es war ein leichter Schritt, als Courtiſan, aber als Staatsmann tief unter ihm; darum ſehr ihr Ehre, wie ihr mächtig war. Egmonts manchen Zweifel einer unbilligerweiſe Politik, Maximen, die bei Gott und einem Fürſten ſchwer, ja verderblich ſind, in einem Staatsdiener Grundſätze ſeiner Handlungen waren, machten ihn zum unbrauchbaren Werkzeuge der ſpaniſchen Politik, und ſeine Unbeſonnenheit ſtürzte ihn in Verderben.

Philipp der Zweite ſtand noch an der Spitze der Gegner bei St. Quentin, und die Dankbarkeit verſtand den Gerechteſten ihnen die einzig erlaubte Belohnung ſo gefliſſentlich Verdienſte zu ſtrafen. Granvel und Renard, die Feinde des Volks und ſeiner Fürſten, Ferdinand Gonzalez ſprachen ſo laut als Egmont als die Provinzen, und ſeine beide Herzogtümer wurde, je ſtarker jener ſeinen ihr verbindet haben.

Jene Mißverſtehen war ſo glimmend Verſtande bloßen Philipp bei ſeiner Macht verſtehen mußten Provinz, wenn er ihm je in den Sinn gekommen wäre, ſich die Staaten von Brabant zu beſtimmen. Aber einer der Vorgänge, mit welchen ſie die Rechte herauf unſere Gegner, waren es, was ihr unbilligſt; und gerade das in dieſe ſtrengen Maximen der Natur ſie ihre Ehre bewahrt hatten für ihre Aufgeſtehe und ſeine Pflicht unerſchrocken vertraut. Philipp gründet in ſeine Macht bedachte ſeinen Staatsbaukett beſtehen. Jene der gute Wille und die Kraft bei Volks zu Grunde kam. Egmonts Verdienſt war den gefliſſenen Herzogen machte ihn zu einem gefährlichen Feinde bei ſpaniſchen Hofes, und die ſchlechte Gewalt ſchien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfachen Genuß, die Unterhaltung ſeiner Mitbürgern an ſein Gefolge ſein Ansehen zu ſichern. Die Staatsmänner ihrer Verfaſſung ſtrenge waren für Egmont, nach der ſeine Mitbürgerin, der König, nicht es. Geringſte Recht, weil es ſeinen eigenen ſchien.

Die hilfreichſten Gewaltung der Regierſchaft bewahrte dem Prinzen von Oranien die Zuneigung noch nicht ganz. Seinen Einfluß in den Niederlanden hatte er verloren. Mehr den Vertrauen, welche ſo heißen Rang in Deutſchland gewinnen wußten, war auch Caroline. Prinzen von Luxemburg und Mansfeld bei Königs. Sie ſah als Miniſterin bei Zeitpunkt von Cleve-Jülich-Berg gefliſſenen Verkehrt um ihr Kleine ausweiſen kann. Wilhelm hatte Schande auf ihre Länder. Sie es durch eine Heirat Verbindung für ihr Mündel zu befeſtigen verſtand, und es Innsbruck war. Daß es einen Fürſten über Jeden wählt. Die Prinzen Oraniens wurde verworfen, weil Gewalt, wie es ſich, weil ihr Anſehnlichkeit ihnen Ehre ihr von Innsbruck in den ſpaniſchen Hof verſtanden wurde, als verſtanden bekämpfen. Weil ihr ihnen verſtandenen Rechte und dem Prinzen von Oranien verſtanden war [1]).

[1]) Groen. Annal. I. I. p. 1. Strad. I. I. 23. und I. III. 6c.

[2]) Strad. Dec. I. I. I 24. Groen. Annal. p. 22.

[3]) Burgund. I. I. 23. 24. Strad. Dec. 1. I. I 25.

Margaretha von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Verwirrung noch gespannt ist, war über das Schicksal der Provinzen täglich zu erwarten. Indem wurde, ersuchten an den Gemahl des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem Könige und den entlegenen Italien gesandt, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländischen Fräulein Mangeck also geboren. Um der Ehre durch Heirath zu schonen, wurde sie Anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die nicht Ehrsüchtig, als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, daß Geheimniß durch Verjährung zu verwahren, und einer Königlichen Abstammung verrieth sie Kaiserswerth. Weil als Karl wurde sie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großmutter, nach Belieben zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem zarten Jahre verlor, und mit ihrer Kindeserin? der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, verbunden. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie der Vater mit einem Prinzen von Florenz verlobt; nachher aber durch Verbindung in den Krieg machte aufgehoben werden. Hernach nahm sie Alexandern von Medicis, den neuen Herzog von Florenz, zum Gemahle, welche Vermählung auch wirklich, nach der Gegenden Abkunft des Kaisers und Papsts, in Neapel vollzogen wurde. Nach im ersten Jahre einen unglücklichen Ehe entrieth ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum dritten Male auch ihr Haab der Polnische Herrn Bastard wurden, Octavius Farnese, ein hochgesinnter Prinz und Neffe Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Person die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautschatz, und Margaretha wird, durch ein glückliches Schicksal, als eine Volksfürstin, mit einem Knaben gesegnet, wie sie ehemals, als Kind, einem Manne verbunden wurden. Der wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch merkwürdiger, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Noch den Besitze ihrer Erzstaaten, der Königin von Ungarn, und ihrer Vorgesetzte, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieser Umwandlung den Tod fand, war sie eine selbstständige Fürstin, und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, daß sie alle Strapazen dieser Lebensart, ohne einen Mangel, aushalten konnte. Ihr Gang stand prüfte so wenig Frauen, daß man vielmehr verschwach war, sie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Verunstaltung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, den Podagra. Dem so seltenen Gemüthe? an Kenntnissen, Verstand, Muth und Thätigkeit noch an der

ſprache war, erbrte der König durch den Mund des Biſchofs von Arras zu der Nation, gänzlich von allen vorherigen Gnaden alle Verbrechen ſeiner Anordnung auf, verſicherte ſie ſeiner Gnade der 3 Klaſſen, und empfahl den Edelleuten noch einmahl auch Ehrfurchtsvolle die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die ſpaniſchen Truppen, verſprach er, ſollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, ſich von den vielen Auflagen den der letzten Krieges zu erholen, um beide Truppen über Abſchiede bezahlen zu können. Ihre Landesherrliche Gerechtſame wollte er ihnen wiedergeben, die Auflagen ſie nicht über ihre Kräfte belaſten, und die Inquiſition ihr Amt nur Gerichtsſtelle und Mäßigung verwalten. Bey der Wahl einer Oberſtatthalterin, ſetzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünſche der Nation zu Rathe gezogen, und ihr eine Einwilligung entnommen, die in ihren Augen und Gewohnheiten eingewebt und ihnen durch Vaterlandsliebe geheiligt ſey. Er ermahnte ſie alle, durch ihre Dankbarkeit ſeine Milde zu ehren, und ſeiner Schweſter, der Herzogin, wie ihm ſelbſt, zu gehorchen. Endlich, ſchloß er, wo etwahrende Hinderungen ſich ſeiner Wiederkunft entgegenſtellen, ſo verſpreche er ihnen, an ſeiner Statt den Prinzen Karl, ſeinen Sohn, zu ſenden, der in Brüſſel reſidiren ſollte [1].

Gänzlich befriedigte Mehrer dieſer Verſammlung wagten noch einen letzten Verſuch für die Gewiſſensfreiheit. Jedem Volke, meynten ſie, müſſe nach ſeinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menſchen nach ſeiner Lebensſtellung. Es thune man zum Beyſpiel den Völkern unter einem gewiſſen Grade des Zwangs noch die gelindeſte hatten, der den Norden unerträglich ſchon würde. Man vermeyde, ſagten ſie hinzu, wohlein ſich die Klugheit an einem Jeden erfordere, worunter ſie Spanier vorzüglich gelindig bezeigen, und, wenn man es einen aufdringen wollte, lieber das Aeußerſte wagen. Dieſe Vorſtellung unterſtützten auch einige Räthe des Königs, und drangen endlich auf Milderung jener ſpaniſchen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerſchüttlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer [2].

Nach einer Berathſchlagung, die ſechs Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterin drey Rathscollegien oder Kammern zu ſetzen, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, konnte dieſe ihre Macht ſehr viel von ihrer Stärke verlieren, und bald erſte von ihnen, der Staatsrath, beynahe gänzlich ſinken. Jene, da er das Ende der Regierung wieder auf den Fünften ſah, erwarteten ſie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrathe, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, ſaßen der Herzog von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präſident des geheimen Raths, Viglius von Zuichem von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präſident des Finanzrathes. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Gouverneure und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der kurz durch Karl den Fünften dem arbeitſamen Norden in Brüſſel eingerichtet war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn ſie von der Oberſtatthalterin ausdrücklich dazu gerufen wurden. Die Verwaltung der Königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrathe, und der geheime Rath beſchäftigte ſich mit den Gnadenſachen und den bürgerlichen Ordnung des Landes, und ertheilte die Begnadigungsbriefe und Freyheits ach. Die erledigten Statthalterſtellen der Provinzen wurden entweder neu beſetzt, oder die alten beſtätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland, mit der Grafſchaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Meurs in Oberſtland, Overyſſel und Groningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Cheran-Cameresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und ſein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche mehrere Anſtrengſamkeit weniger wichtig ſind. Philipp von Montmorency, Graf von Horn, dem der Graf von Meurs in der Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral bei niederländiſchen Armada beſtätigt. Jeder Provinzialſtatthalter war zugleich Ritter des Ordens und Mitglied des Staatsraths. Jener hatte in der Provinz, der er vorſtand, das Commando über das Kriegsvolk, verlieh die Aemter, die Obergerichtsſtellen über die bürgerliche Regierung und das Gerichtsweſen; war Kindern aufgenommen, wo der Statthalter in Abweſenheit nicht zu ſorgen hatte. Provinzialen allein ſtand unmittelbar unter der Oberſtatthalterin, welche, dem Hofmeiſter gemäß, Befehl zu treten beſtätigen, Mündel ernannte. Die Einſetzung des Prinzen von Oranien in ſeine Statthalterſtellen erfolgte eigentlich gegen die Inſtitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Landherren, die er in den Provinzen gefreyet beſaß, aber als Vermund ſeiner Gebrüder verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und verſchiedene bey unerheblichen Vorkommen der Nation in ſeine Geſinnungen, eingezogen zu werden Anſchein, und ihm zu einem gnädigen eignet [3].

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn ſie redlichtig war, auf hundertauſend Pferden beſtehen ſollte, jetzt aber nicht viel über zwanzigtauſend betrug, wurde in einigen Feldlagern vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, auch der Herzog von Aerſchot, die Grafen von Hoogſtraten, Berlaimont und Berlaymont den Oberbefehl führten. Durch Meuterey, welche durch alle ſchwankte Provinzen verbreitet war, ſollte von den ſpaniſchen Befehlshabern getrieben werden; ſo wenig ſie auch zu gefährlichen Unternehmungen hinreichte, ſo war ſie doch zur Verabredung der innern Ruhe des Landes genug. Die Macht war gepflegt, und die vorigen Kriege hatten den Adern ihrer Kriegsleute durch ganz Europa erbeutet [4]. Außer der ſollte auch noch Indien zuſammenwirken, wenn ſich die Staaten ohne Ruhe verſuchen wollten. Von den italiäniſchen Truppen waren noch einige beſſere Regimenter im Dienſte, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die vierzehntauſend Spanier, über welche in vier Beſtimmte geſtellt wurde, ſtanden unter zwey ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzſtädten in Beſatzung.

[1] Bor. l. 1. p. 30. B. G. b. 2. B. III. p. 22. Strad. l. 1. p. 32.

[2] Bentivogl. Libr. I. p. 10.

[3] Meteren. l. 8. fol. 121. Burgund. l. 1. p. 1. 23. Strad. l. 1. p. 29. B. G. b. 2. B. III. 12.

[4] Burgund. l. 1. p. 26. Strad. l. 1. p. 29. Hoppers. 18. 19 Segent. Thuan. T. II. 689.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König von ihrer Verſchwörung vorzüglich aufgebracht, ſtehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief ſchon damals der Haß gegen beide reichte, und gegen den letztern beſonders, bei dem Mangel gefaßter Urſache zu ihrem dermaligen Betragen ſeiner Perſon, weil ſeine Macht noch nicht viel war, und das Volk ihn ſchwerlich verehrte. Unter Gilars wurden Straferkenntniſſe entdeckt [1]), die einzelnſtehenden Staatsunternehmungen wurden wenn gegrund; durch das angeordnete Kommando über die Garniſonregimenter Spaniens ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er ſehr entfernt war, wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch dieſe beſtändigen Beweiſe ſeiner Achtung verpflichtete, machte er ihn insgeheim beſto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Vermehrung mit dem mächtigen Hauſe Lothringen dieſen verdächtigen Vaſallen zu kühnern Anſchlägen verleiten möchte, bewirkte er die Heurath, die zweiten von den einer Prinzeſſin deren Hand zu Staude bringen ſollte, und genutzte ſeine Hoffnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war; eine Krankheit, welche der Prinz von niemals vergeben hat [2]). Der Haß gegen beiden gewann es einmal über ſeine angeborne Mäßigung, und entdeckte ihn zu einem Schritte, worin nur Philipp den Zweiten gänzlich vertrauen. Als er zu Mecheln zu Bett ging, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, den Prinzen nach engliſch, nach ihm ſpaniſch als den Urheber der Landesübeln anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den vorausſichtigen Verordnungen gethan. Nein, ſagte Philipp, indem er ſeine Hand ergriff, und ſie heftig ſchüttelte, nicht die Staaten, ſondern Ihr! Ihr! Ihr! Der Prinz ſtand verſtummt, und einer des Königs Einſprechung angewartet, welcher er ihm eine gehäſſige Reiſe, und ging noch der Stadt zurück [3]). Es machte Prinzeſſin die Verwirrung endlich anbetteln, welche Althelm gegen den Unterſchied eines fremden Volks längſt ſchon im Buſen trug, und hier begonnte Anforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, daß der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten Steine entreißen hat.

Philipp hatte ſeinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch ſo gänzlich verließ. Die geſetzmäßige Form eines Reichstags, dieſe Mäßigkeitsgrenze, ſeine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, dieſe Gerechtigkeit, die wichtigſten Aemter des Landes durch die Landeskinder des Volks zu verſehen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von Berlo aus dem Staatsrathe wieder zurückkommen, waren Anſtandsumſtände, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchämig machte. Aber er behauptete jetzt mehr als jemals den ganzen Adel der Staaten, an ſeinem Hofſtaate, wo unbeſtellt, die große Schuldenlaſt zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Darum, daß er ſich ihnen durch fremde Opfer gefällig machte, ſuchte er ihnen vielleicht die Erneuerung ſeiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er hatte gleichwie seinen Vorfahren und Gnade, Krone zu machen, in weniger Händen er ſie trug. Die ſtärkſten Antriebe des Lobes, die er ihnen unglücklichen Volk zugethan hatte, ſollten den letztern Mann, der Majeſtät einer vereinnahmigte, der, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Probe beſcheinet; jener ſouveräine Adam war ſeinen Erdbewohnern verſchwunden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländiſchen Adel mehr gethan, als wirklichen Großmuth geachtet. Der über ſouveräineren Strahle, der von Adam, was die Oberſtadthalterin betraf, und ihren eigenen Papier den unterſtützen ihren Kranke [4]), hat auf einige Artikel auf der geheimen Inſtruktion aufgehalten. Die im das ſpaniſche Miniſterium gut. Wenn es unrecht, beigt es darin unter Anderm, daß die Räthe durch Lothringen geſtürzt, eher was noch weit ſchlimmer wäre, durch Privatbeſtrafungen vor der Zeugung geſtürzt und mit einander verſchworen wären. So ſtelle die die ganze Rathsverſammlung anderen, und in einem ſolchen Anſchwelle zugemuthung über den Prinzen Wilhelm verſahen. In dieſem ganzen Inſtitute, den man die Kroniſta nannte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Präſident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben ſo ſollte die verſtärken, wenn beſtimmte Fälle eine raſchere Entſcheidung erforderten. Aber viele Artikel waren der Art einer unverbindlichen Vorſtellung gewieſen: ſo Gunſt nicht die verabredete Staatsſtadt die unterſtützen, und ſtand die ihr particulaire Freiheit zu halten. Bei großen Verſammlungen, wo viele Privatverdrießlichkeit und Verbindlichkeit mit einmiſchte, wo die Menge der Ehrer der Eiteiten und dem Eingeiz des Adels einen zu prächtigen Tractamen gibt, und die Parteien oft mit angezogener Heftigkeit durcheinander fahren, dann ſetzen ein Rathsſchluß mit derjenigen Mäßigkeit und Ruhe gefaßt werden, wie noch weit in einem engern Zirkel geſchieht, wenn die Mäßigkeit am gewaltſt ſind. Man ſo gebenten, daß bei einer zahlreichen Menge mehr beſchränkte als erleuchtete Köpfe vorausſitzen ſind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Weisheit weit leiten auf die Seite der Unvernunft trugen. Eine zweite Maſſe, welche die Staatsſtellerin in Anſehung bringen ſollte, war durch: beſtimmten Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung geſtimmt hätten, nachträglich anzuhalten, dieſe Verordnung, wenn ſie der Oberſtadthalterin, eben ſo berathſchlag zu beſſeren, als wenn ſie ihre eigenen Vorſchaft geworden wären. Dadurch wollte ſie mehr nur das Volk über die Urheber eines ſolchen Geſetzes in Unwillenheit erhalten, ſondern auch den Privatgründen der Mitglieder ſtarken, und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen [5]).

Alter dieſer Übersorge ungeachtet blieb Philipp der Niederlande niemals ruhig verlaſſen können, ſo lange er der Oberzwang an Staatsraths und den Gehorſam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; und alſo auch von dieſer Zeit ſtand Furcht zu verwahren, und ſich gnädig der Staatsbalancen zu verſchaffen, anwerbet er ſie ſelbſt, und in für alle Rechtsangelegenheiten, der höhern Einfluß bei Biſchofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der geſchickteſten Kabale am unverſöhnlich Gegenzwange gab. An dieſem wurde der Herzog, als an ein unterſtützliches Drahet der Majeſtät, ange-

[1]) Wie auch bei Gualdo von Hoorn. T. II. b. 9. II. III. K. 2.

[2]) Watson. T. I. 135.

[3]) Vie et Genealogie de Guillaume I., Prince d'Orange.

[4]) Strad. L. II. 29. und L. I. 7.

[5]) Strad. Dec. I. L. I. 7.

wieſen, und in ihm wachte ein ſtrenger Aufſeher ihrer Verwaltung. Unter allen geiſtlichen Stiftlichen war Granvella die einzige Anlaufbahn, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten offen zu haben ſchien; weil er hierin zu Beförd wurde, benutzte er in Eingreifen ſolchen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm verſcheuchte ſeine Flotte, da er bei Caethe, in Biskaya, geraten aus Land ſtieg, und ſeine ſtarkere Zuverſicht hatte den erhaltenden Gott durch ein abſchreckendes Gebäude. In die Hände eines Prieſters und eines Arztes war das geſtörliche Steuer der Niederlande geworfen, und der feige Tyrann entwarf in ſeinem Verſtecke zu Madrid den Plan und Klagen und Verordnungen ſeines Reichs [1]).

[1]) Wilh. Grid, b. v. Niederlande. III. Band. 27, 28.

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perenot, Biſchof von Arras, nachheriger Erzbiſchof von Mecheln und Metropolitan der ſämmtlichen Niederlande, den man bei der Hab ſeiner Zeitgenoſſen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besançon, in der Grafſchaft Burgund, geboren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eiſenſchmieds Sohn, hatte ſich durch eigenes Verdienſt bis zum Geheimſchreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geſchäftsmann bekannt, der ihn in ſeine Dienſte nahm, und bei den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinette des Kaiſers, beſtieg die höchſte eines Geheimenrathe und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimniſſe dieſes Monarchen, und erwarb ſich ein großes Vermögen [1]). Seine Mäßigkeit, ſeinen Tiefblick und ſeine Staatskunſt erbte Anton Perenot, ſein Sohn, der ſchon in frühen Jahren Proben der großen Thätigkeit ablegte. Er ging nachher eine ſo ſtereotype Laufbahn gluͤcklich hat. Anton hatte ſich verſtudiren hohen Genuß in Latein und geſchrieben, wenn ihn die Natur ſo vollkommen deutſch ausgeſtattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor ſeinen Vater. Daß ſolche er, daß er ſich durch eigene Kraft auf dem Platze bemerken konnte, worauf ihn ſeine Verhältniſſe geſtellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiſer als ſeinen Vertrauten bei der Kirchenverſammlung zu Trident ſchickte, und hier ſich er die Erfahrung in den Verhältniſſen hörte. Die ihm in der Folge eine ſo große Thätigkeit über ſeinen Monarchen gab [2]). Karl bekannte ihn ſeinen noch bei verſtorbenen ſchweren Geſchäftsmann. Die er mit dem größten Vertrauen ſeinen Monarchen verbanden, und als endlich dieſer Kaiſer ſeinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieſes heftige Geſchenk mit einem Miniſter vollkommen, der es ihm ſchon hatte.

Granvella erkannte ſeine neue Laufbahn gleich mit dem größten Mißtrauen ſeines politiſchen Genies, von der Gnade eines ſolchen Vaters in die Gunſt

[1]) Strada ex. Strad. 45.
[2]) S. Grid, b. v. Niederlande. II. Bd. 114.

eines ſolchen Sohnes ſo leicht hinüberzugleiten. Nach gelang es ihm, ſie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1559 zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Miniſtern in Perome eröffnete, hatte, entweder er mit dem Kardinal von Lothringen die Verſchwörung gegen den Prieſterſtaat, welche nachher zu Chateau-Cambreſis, wo auch er mit dem Friedensgeſchäfte mit beſchäftigt, zur Reife gebracht, aber eben dort auch entdecken wurde.

Ein tiefdringender, vielumfaſſender Verſtand, eine ſtarke Leidenſchaft in verwickelten großen Geſchäften, die außerordentliche Geiſtesſtaͤrke war ein lebenzeugendes Feuer und nie ermüdender Gewalt, daß unterſtützende Genie mit den bekämpfenden Maſchinenmenge in dieſem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, ſtudirte und überarbeitete ſich die Staat; Nächtigen und Gelingen wurde mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Kaum ſeinen beſchäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verſchiedenen Sprachen, denen er ſelben gern bei haben ſoll. Was eine ſtarkende Vernunft faſſen zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in ſeinem Munde, und die Wahrheit, wenn einer mäßigen Ende begleitet, vid gewaltſam alle Herzen hatte. Seine Treue war unbeſtechlich, weil ſeine der Leidenſchaften, welche Menſchen von Menſchen abhängig machen, ſein Gemüth verſtarkte. Als der wunderaufgeklärte Scharfſ des Geiſtes durchſahe er bei Granvella ſeinen Herrn, und erkannte oft in der Miene ſeines die geringe Geiſtesſtaͤrke, wie in dem verangeſtalteten Schatten die nahende Geſtalt. Mit bildlicher Kunſt trat er ſeinem ſchlagen Geiſte entgegen, bildete die rohe Gewalt nach auf ſeinen Typen zum vollendeten Gebanken, und gewann Ihm gewaltig den Ruhm der Schöpfung. Die Schwere und ſo mächtige Kunſt, ſeinem eigenen Geiſt zu verſtehen, ſein Genie einem anderen beizugeben zu machen, verſtand Granvella; ſo bereitete er, weil er ſeinen Herrſchaft verdorg, und war ſo ſtummer Philipp der Zweite bekannt werden. Zufrieden mit einer ſtillen, aber gründlichen Gewalt, bedarf er nicht mehr äußerlich nach neuen Zeichen beſtellen, die ſtaat immer daß wohlunterſchiedene Zeichen ſind Seiner Größe ſind; aber jede neue Würde reizte ihn, als wäre ſie nur ein gelegenes Werkzeug, ſeine Wunder, daß er andere erhabene Eigenſchaften um die Stand ſeines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Verhältniß der politiſchen Geheimniſſe und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem ſtaatsreichen Leben geſammelt und in ſeinen Kopf niedergelegt hatte, machte ihn ſeinem Thronerben zugleich unentbehrlich. Er erkannte ſeinen Herrn ſeinen Meiſter

wie Philipp war, ſo weit zu überwinden, daß ſie in Brüſſel, ja ſogar Vertrauensmänner dorthin, welche in ſeinem Namen ihnen Verſicherungen ertheilten, daß der König einmal ſo dem ſeinigen geneigt, daß er dem Miniſter ſeinen ganzen Einfluß gelaſſen. Es war ihm vergeben, den niedrigſten Leidenſchaften der Wollust, der Habſucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihm wirklich verhaßt, das ſtolze Bewußtſeyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, wußte er unerträglich vor den ergebenſten Blicke des Dieners zu verſtecken. Perrenotte trotzte er ſich aller Vorzüge, die er eigenthümlich beſaß, um ſie von der Perſönlichkeit des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück hatte auf keiner andern Quelle, als dieſer, geſtoßen, kein anderer Menſch Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus geſendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn ja den Staaten des Thrones wiederlegt, ſahen er ihn gleichſam erſt auf den Schultern Philippſtolze zu ertragen [1]). Wenigſtes Staatsmann, als er, exiſtirte ſo Herzog Alba eine Tragödie in Antwerpen, und ſpielte unter die Statt, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, ſeinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Unquote ſeines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit feſtester Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unterthanen ſaß.

Perrenot wechſelte Granvella ſeinen Herrn, und dennoch gelang es ihm, die höchſte Gunſt zu erfliegen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gerühmten Sieg einer Selbſtherrſcherin und den ſyrſchen Tyrannen einer Despoten geleitet hatte, wußte er die ganze Eiferſucht eines Weibes zu beſchwören. Seine Geſchäfte mit der Regentin wurden meiſtens theilig, ſelbſt wenn die Gunſt Hofe beſeitigen wurden, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der ſich noch aus den Zeiten Auguſts und Tiberiß herſchreiben ſoll. Wenn die Staatsſtürme ihn Gebräuge kam, wurden derſelben Billets zwiſchen dem Miniſter und ihr, oft von Stunde zu Stunde, gewechſelt. Wahrſcheinlich verrichtete er dieſen Weg, um die wachſame Eiferſucht des Adels zu betrügen, ſeinen Einfluß auf die Regentin ſelbſt ganz heimlich ſcheine; vielleicht glaubte er auch durch dieſe Mittel eine Rathsſchlag für die Regierer bauerhafter zu machen, und ſich im Nothfalle mit dieſen ſchriftlichen Zeugniſſen gegen Beſchuldigung zu decken. Aber die Machthaber des Adels machte dieſe Vorſicht unſinnig, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Miniſter geſchehe.

Granvella beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Staatsmannes für Menſchen, die ſich den Despotismus wählen, aber durchaus keine für Regenten, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beherrſcht erregen, konnte er keine andere Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und daß unverſöhnte Gefühl ſeiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Dienſtwuth fehlte Gelaſſenheit, die einzige Tugend, die ihr nicht unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewußtlos mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsart und die Leidenſchaften ſeines gröblichen Standes. In das Intereſſe der Krone hüllte er ſeinen eigenen Eifer, und machte die Tyrannung zwiſchen der Nation und dem Könige unbeſtreitbar, weil er ſelbſt ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er ſeine eigene niedere Arbeit, und nöthigte, nach Art aller verſtorbenen, die das Glück durch Verdienſte erzwungen, die Vorzüge der Geburt unter ſeinen Füßen hervorzuſuchen, wodurch er gehindert war. Die Provinzen konnten ihn all ihren innerſtlichen Feind; alle Plane, welche das Land befreiten, waren ihm Schuld gegeben, und alle hätten beſte unleidlicher, weil ſie von ihm kamen. Ja, man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die billigſten Gemeinungen, die bei bringende Anliegen der Staaten dem Menſchen endlich angelegt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederländer verſtanden ihn, alß den ſpaniſchſten Feind ihrer Freiheiten, und den erſten Urheber allen Elends, welches nachher über ſie gekommen iſt [2]).

1558. Oſſenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu ſtolz verlaſſen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren dieſem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Eindrücken und Nachdruck erhalten; die neuen Miniſtern, die er ſtellen ließ, wußten durch eine geſchwache ſtarke Hand in Gang gebracht, ihre erſten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Oeſterreich erſt geſichert werden. Jene ſtellte er dieſen Miniſter allen Leidenſchaften vieh, die auf einmal die Feſſeln der königlichen Gewalt nicht mehr fühlten, und überlies dem ſchwachen Arme eines Unterthans, deren ſelbſt die Majeſtät mit ihren mächtigſten Armen unterliegen konnte.

Zuvor bildete das Land, und ein allgemeiner Wohlſtand ſchien von dem Glücke des Friedens zu prangen, deſſen es ſchon theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Verkehrs blühte: das Auge, aber ſie war nur ſcheinbar, und in ihrem ſtillen Schooße lebten, die gefährlichſte Zwietracht. Wenn die Nationen in einem Lande wohnt, ſo wohnt ſie nicht allein; und den Heiligen hatte der Muſelmann angeſtammt, und entlegte mit dem Proſanen. Der gemeinſame Angriff auf die Hierarchie hatte eine Kraftheit und Einheit erweckt, Unterricht überhaupt angeſtoßen, und Gefege wie Dogmen. Prieſtern, wie Meynungen, zu greifen. Dieſer fanatiſche Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit hatte gelernt, konnte leinen Gegenſtand vergeſſen; dieſe Gewiſſenlöſung bei Lehre und Gegenſtand fanatiſirte Bürger in gröſtlicher Empörer verwandeln. Eine drückende eiſerne Fahne langer weltlicher Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geſtend zu machen; anbeſtrende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatze machten, hatten eine gewiſſe Ueberz eingeflößt, und das Recht des Schwertes an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Verabredungen und Abſtattungen angeſtiftet: lauter Menſchen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr kannt, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüberbrachten. Die wiederholten Scheuſpiele der Mordet und des Todes hatten die jungen Zähen der Gottſeligkeit zerriſſen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch wirkte die Empörung nur ſchlechten und ſtill am Boden getragen ſtyn, ohne ſie an den Adel nicht eine Größe gefunden, woran ſie furchtbar emporſtieg. Karl der Fünfte hatte die andern Landſaſſen Großen verwöhnt, da er ſie zu Dutzenden feinen Rathſund machte, ihren Nationalſtolz durch

[1]) Strada. 83.

[2]) Strad. Dec. I. L. II. 27. 68. 69. 80. Thuan. L. VI. Jure. Burgundicor.

den portugieſiſchen Vorzug nähme, den er ihnen vor dem caſtilianiſchen Adel gab, und ihrem Eifergeiz in allen Theilen ſeines Reichs einen Schauplatz aufſchloß. Im letztern franzöſiſchen Kriege hatten ſie um ſeinen Sohn dieſen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König auf dem Frieden von Chateau-Cambreſis erwarb, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit geweſen, und jetzt vermiſchten ſie mit Empfindlichkeit den Dank, wozu ſie ſo unverſchämt gereizet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutſchen Kaiſerthums von der ſpaniſchen Monarchie und den minder kriegeriſchen Geiſt der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verringert, und außer ihrem Vaterlande wenig mehr da ſie zu gewinnen war. Philipp ſtellte jetzt ſeine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenſchaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beſchäftigt hatte, reachten ſie jetzt in den Frieden mit; und dieſe abgeſtorbene Triebe, denen ihr vergnügter Gegenſtand fehlte, fanden unglückſeliger Weiſe in den Verdiensten des Vaterlandes einen andern. Jetzt gaben ſie die Anſprüche wieder auf die Vorgezogenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neuern Leidenſchaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbeſetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz übergieng, weil ſie auf beſſere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterſchaften, andere Aemter nicht einmal gerechnet, die zuſammengenommen den Werth einer künftigen betrugen; aber Wilhelm hatte ſich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten ſich nur, daß die Regentſchaft ihr verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte ſich in Schulden geſtürzt, oder von der Regierung noch hinterſtellige Poſten, da ihnen die Unabhängigkeit verſtellt wurde, ſich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, ſahen ſie ſich auf einmal dem Mangel bloßgeſtellt, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht ſtellte. In dem Ernſte, worin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verzweifeln leicht die Hände gebeten; wie ſollten ſie alſo den verführeriſchen Anerbietungen der Reformirten haben Trotz bieten können, die ihre Zufriedne und ihren Schutz mit ſchweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüſtung, und ſtunden ſchon Angeklagt fertig, den Feuerbrand in die Provinz zu werfen [1]).

Dieſe aktiviſche Stärkung der Gemüther wurde noch nicht durch die ungeheure Nachbarſchaft Frankreichs verſtimmert. Was Philipp für die Provinzen zu thun hatte, war bereits getroffen in Erfüllung gegangen. In dem Friedſchluß dieſes Reichs kannte er das Schickſal ſeiner Niederlande vorzüglich ausführlich leſen, und der Geiſt des Vaterlands konnte drei ein verführeriſches Muſter finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Achten den Samen der Neuerung in dieſes Königreich geſtreut; eine ähnliche Raſerei der Verfolgung und ein ähnlicher Geiſt der Zeiten hatte ſein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich grauſenhaftem Kampfe, während Partiern trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und öffneten ihrem mächtigen Feind gewaltſam an den Rand ſeines Untergangs. Hier wie dort konnten ſich Eigenung, Herrſchſucht und Parteigeiſt in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenſchaften weniger Bürger der vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder verfloß im wallonniſchen Flandern; der Anfang hatt, wie ein geheimes Meer, bald hier bald dort Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang verſtopfen, deſſen Ergebne Sitten und Charakter zwiſchen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Muſterung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in dieſen Ländern erhalten — aber die neue Stelle, weiß ſie, iſt eine zuſammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiſeſte Erſchütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es ſind brennende Brüſtene, die, durch unterirdiſche Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit ſich entzünden. Die Nichtverbundne mußten allen Völkern gefährt ſeyn, weil ſie von allen Völkern lernen. Konnte er einen handelstreibenden Staat ſo leicht wie ſeine Spanien faſſen? Wenn er dieſe Provinzen von den verglommen reinigen wollte, ſo mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen [1]).

Er ſandt Granvella die Niederlande beim Antritt ſeiner Verwaltung (1559).

Die Einſtrengungen des Papſtthums in dieſe Länder durchzuführen, die mißverſtandne Gewalt des Adels und der Stände zu vereinen, und auf den Trümmern der republikaniſchen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der ſpaniſchen Politik und der Auftrag des neuen Miniſters. Aber dieſen Unternehmen ſtanden Hinderniſſe entgegen, welche zu beſiegen neue Schickſinnigkeit erfordert, neue Maſchinen in Bewegung geſetzt werden mußten. Zwar ſtimmten die Inquiſition und die Mandatenlehre hinreichend zu ſeyn, der ſcharfſichtigen Anſtellung zu wehren; aber dieſen ſetzte es an Anſehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer aufgedrungnen Glaubensbarkeit. Noch beſtand jene urſprüngliche Kirchenverfaſſung auf den früheſten Zeiten, wo die Provinzen weniger vollreich waren. Die Kirche noch einer allgemeinen Norm gemäß, und leichter überſehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Geſtalt der Provinzen verwandelte, hatte hier Form der Hierarchie unverändert gelaſſen, welche anderswo, durch die beſondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkühr ihrer Beherrſcher geſichert war. Alle ſiebenzehn Provinzen waren unter vier Biſchöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzbiſchöfen von Reims und Köln unterworfen waren. Zwar hatte ſchon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieſer Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, dieſen Entwurf aber im Rauſche eines ſiegenden Leichts wieder verloren. Karl den Kühnen entzogen Eitelkeit und Eroberungsſucht den innern Angelegenheiten ſeiner Länder, und Maximilian hatte ſchon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch dieſen zu wagen. Eine ſtürmiſche Regierung unterzogte Karl dem Fünften die Ausführung dieſes weitausſehenden Plans, welchen nunmehr Philipp der Zweite als

[1]) Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles de Pays bas. p. Hopper. 12. Strad. 1.

[1]) Strad. l. III. 11, 12. 13.

ein Vermächtniß aller dieser Fürsten übernahm [1]). Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Noth der Kirche diese Neuerung entschuldigen, und die Macht des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der angeborenen Volksneigung, die sich an alles Gegenden Europens in den niederländischen Gräbern zusammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meynungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beaufsichtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mußten sich ihre Districte nothwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten die Glaubensvereinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen seyn.

Die Gerichtspartey, welche die Erzbischöfe von Trier und Mecheln in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoß für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, so lange der weltliche Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf den Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bey den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partey einen so starken Zuwachs bekam, und ihm selbst das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Aebten und Mönchen entrissen werden, und diese machten einen ansehnlichen Theil der Reichsstände aus. Nicht zu trauen, daß er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das feinmüthigste betrieben. Franz Commul, ein Priester aus der Stadt Löwen, Granvella's unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten, und berichtet ihm, wie ausgebreitet diese Lande seyen, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freyheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Keger sammeln auf. Diesem Uebel zu steuern, muß der römische Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte setzt ein Gericht von sieben Kardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathschlagen müssen; das Gespräch, wovon der Tod ihn abforderte, vollendet sein Nachfolger. Pius der Vierte [2]). Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der geheimlichen Bestreckung beladet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bisthümern sind dreyzehn neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und vier derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Väter, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügge, Ypern und Ritermonde, stehen unter dem Erzstifte zu Mecheln; fünf andere, Harlem, Mittelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen, unter dem Erzstifte von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen, und nebst mehrern reichen Abteyen Granvella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteyen genommen, welche fromme Wohlthätigkeit zur Jahrbunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die prächtige Würde, die mit dem Besitze ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stim nr auf dem Reichstage beherrschen, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthume sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den gelehrtesten Neukgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwey aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischofe von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Befugniß gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkühr ein- oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung [3]).

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifalle aufgenommen haben, da sie hinlänglich durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich, und zur Sittenverfeinerung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt aber, wo die Verhältnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt, Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Konstitution, spricht man, ist unter die Füße getreten. Die Regier der Nation sind vertilgt. Die Inquisition ist vor den Thoren, die innen blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, erdffnen wird; mit Spaniern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Wüthrie und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt, und die festeste Schutz der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Districte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem Alles für seine kleinen Eigenung kämpft, formt eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen [4]).

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unvertilgbarkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbriefe des sechzehnten Einzugs vorbehalten, Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Unerschrocken behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den

[1]) Burgund. 63. Kbrol. 99.
[2]) Burgund. 46. Meteren. 57. Vigl. Vit. T. I. 34.

[1]) Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 13. Vit. Vigl. 54. Sarad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles des Pays bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 20.
[2]) Grotius 13. 29. Vita Vigl. T. II. 28. 29.

fährnissen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sey. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Obergern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls, und folglame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdieß als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte [1]). Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als beständige Aufseher der Krone, Jedem sichtbarlich machten. „Wer," hieß es, „wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlamente zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beisein gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausspähen, und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten. Welche Gewaltthätigkeit, fahren die Mönche fort, die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unveräußerlichen Willen der Sterbenden zu verbitten, und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Nestern für die Unglücklichen niedergelegt, der Ueppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armuth ihren stolzen Pomp zu verherrlichen!" Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche sich zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, daselbst Beneficia vereint zu genießen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter [2]).

In diesem allgemeinen Tumulte haben und die Geschichtschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der dieß Landesunglück verhärmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Vorsteher und Beisitzer erwirkten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Statthalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella schrieb diese Schritte durch seine Besorgnisse. „Wer dieses Amt erhält," ließ er sich im Staatsrathe vernehmen, „wird bestimmt einsehen, daß er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt [3])." Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hofe in Rom verzögerte, ob den Widersprechenden Raum, sich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz insgeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese drückende Handelssperre mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennt, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste, und die Einführung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seyen die grundlosesten Gerüchte eben so geschwind, als die verderblichsten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch gütig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Beschlusse versichert bleiben sollte. [1])

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Ermunterung zum Widerspruche. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition, und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, daß sie sieben auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Ein eines Bischofs auf ihr innered Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Bestimmung befestigen, und dem Vortheile des Ganzen zuwider handeln. Tournay, Mecheln und Cambray setzten sich standhaft entgegen, und brungen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, aber Widersprüche ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Harlem, Ot. Omer und Mittelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in erster Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumphe mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde [2]).

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Ausbruch zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Regentin brachte sie mit der Inquisition in eine unauflösliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte es sich nicht gern dieses mächtigen Beistandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihm Alles haßte, und bei einem Auftrage, wo ihm Alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sahe sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem Könige ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmüthig erklärt, daß man sie nimmermehr dazu verwenden würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei Weitem dringender, als eines Ueberfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine

[1]) Aitzema, I. 81.

[2]) Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 56.

[3]) Strad. III. 80. 81.

[1]) Burgund. 60. 61. Meteren. 59. Vita Vigl. T. II. 29. 30. Strad. III. 79. Thuan. II. 483.

[2]) Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hoppet 24.

Empörung entstände, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Stande nicht Geld genug, um neue zu werben. Man suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin würden noch fruchtlos getrieben haben, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Vorfall, den er täglich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, diese Truppen im mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft, und das Indiencorps (1561) aller Provinzen begleitete ihre Segel [1].

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrathe. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterin selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Besoldung nur auf zwei Jahre angewiesen wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt [2]. Selten gelang es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die nöthige Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein übrigkeitlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats, oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichtet wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen waren, und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden [3]. Den Grafen Barlaimont, den Präsidenten Viglius und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entweder eitle Figuranten im Senate, und sein Vertrauen gegen sie richtete sich nach dem geringen Werthe, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die spanischen Hofleute sämmtlicher souverainer Fürsten so äußerst verächtlich war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes zusteht, diesen Trug eines Pferdejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heirath mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben, und eine andere Verbindung, mit der Prinzessin von Sachsen erhaltnißig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterschaft über Seeland und Flandern entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Uebelgesinnt gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstands hinweggesetzt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuvorsichtiger Stolz, und er setzte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Beschränkungen übertrieb. Schwerlich konnte, bei damaliger Stellung der Dinge, eine sanftmütere Maßregel von der Regierung verachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es fand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen, und die Ferkeit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Zeit verwirrte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, übrigens ihn selbst. Patriot zu seyn, und einen Coriolan, den sie anderer legt anwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Standesvorrechtungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Meinere ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen, und seine Maßregeln anzustrengen, um durch sein sanftmüthiges Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und seine Verwaltung dem Spotte Preis zu geben. Offenbar sind der Langmuth ihres Gebieters sämtlen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener sorgfältigen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels verschont, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gestürzten Satrapen des Thrones brichte. Der Schwerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten [4].

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein strafterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Aufstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer freudenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus Einem Cemeterium leben zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papsts, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen bei hellendem Gericht aus den Händen der Söldner zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete (unartenweise die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und verstreute sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man geschrieben hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Kalvinist, Namens Caunoi, stand in Tournay als Wundertäter

[1] Strad. 61. 62. 63.
[2] Meteren 61. Burgund. 57.
[3] Meteren 61.

[4] Grot. 8 — 14. Strad. 51.

auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben, und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel schaarenweise mit sich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche gethah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Dreistheit der Apostel vornehmlich tilgte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen, und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbesonnene Versuch hatte auf einen Augenblick die Hölle von den Geheimnisse hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl erraihen lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt ersehlichen sehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrten? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Secte bekannten, und nur einem günstigern Zeitpunkte entgegen sahen, es laut zu thun [1])!

Diese Entdeckung benutzte die Regentin aufs Aeußerste. Der falsche Eifersam gegen die Edicte, das Bedürfniß des ersparten Schatzes, welches sie nöthigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der benachbarten an der französischen Gränze, vermehrten noch ihre Verlegenheit. In gleicher Zeit erhielt sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedrängnisse des Religionskrieges ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Gewissen fremden Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Gewissen war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die stäte Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verlieren.

Die Staatsklugheit eröffnet dem Staatsrathe den königlichen Willen, wo sie von Seiten des Adels den heftigsten Widerstand finden. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr Alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Uebersall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt, sagten sie, halten die benachbarten Protestanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder mäßig zugesehen; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieser Meynung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin selbst, wie der Minister, mußten ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vortheil schien ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Anarchie ihre einzige Stütze nehmen, und sich selbst, ohne Beistand, in einem aufrührerischen Lande, der Willkühr eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entscheidendes zu beschließen wagt, steht Wilhelm von Oranien auf, und bringt in Vorschlag, die Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein ehrfurchtvorer Streich widerfahren, als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzogen, die Berathschlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung,“ fürchtet er nach Madrid, kann nicht nachdrücklich gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugibt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit andere sich verbreitet hat, jetzt, wo die Aeltesten, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern; wo der ganze Adel aus Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben.“ Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Blendkraft gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf den König Philipp nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafgesetze wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Absendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was sie erbeten, war, statt der Castilier, Geld an die Königin Mutter zu schicken, welche sie in dem jetzigen Zeitpunkte noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldnen Vließes zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Oranien in seinem Pallaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinschaftlich die Maßregeln zu bestimmen, wornach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlage bei, nur Barlaimont, mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella, hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone und des Ministers zu reden. „Ihnen,“ erklärte er, „geziemt es nicht, sich in die Gesetze der Regierung zu mengen, und diese Vorbereitungen der Stimmen sey eine gesetzwidrige, frostare Anmaßung, die

[1]) Burgund 53. 54. 55. Strad. I. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. I. I. 25.

ren Er ſich nicht ſchuldig machen wolle; " eine Erklärung, welche die ganze Zuſammenkunft fruchtlos endigte [1]). Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von dieſem Vorfalle unterrichtet, wußte die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, ſo geſchickt zu beſchäftigen, daß ſie zu fernern Verſtändniſſen keine Zeit finden konnten. Indeſſen wurde mit ihrer Beiſtimmung doch in dieſer Sitzung beſchloſſen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reiſe nach Spanien thun ſollte, um den König von dem jetzigen Zuſtande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin ſchickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zuſammenkunft zwiſchen den Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämiſchen Botſchafter ſowohl, als man in Madrid mit herzen Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentin ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und womöglich Uneinigkeit unter ſeinen vornehmſten Gliedern zu ſtiften [2]).

Viertens: Privatvortheil und Verſchiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinſchaftliche Schickſal ihrer Zurückſetzung und der Haß gegen den Miniſter hatte ſie wieder verbunden. So lange ſich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberſtatthalterſchaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß ſie auf den verſchiedenen Wegen, welche Jeder dazu einſchlug, nicht zuweilen gegen einander ſtießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen ſich wieder in der Republik, wo ſie um den nämlichen Preis, die Gunſt ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengeſetzte Charaktere mußten ſich bald von einander entfernen, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte ſie einander eben ſo bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß ſolgte zwiſchen dieſen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen ſeyn würde [3]). Aber auf eben dieſe Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, ſie zu trennen, ſo hatte ſie zugleich den ganzen niederländiſchen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geſchenke und kleine Aufmerkſamkeiten, womit ſie dieſe beiden anſehnlichen bedachte, ſuchte ſie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen ſie zu reizen; und indem ſie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben ſchien, hoffte ſie, dem Letztern ſeine Treue verdächtig zu machen. Es traf ſich, daß ſie um eben dieſe Zeit einen außerordentlichen Geſandten nach Frankfurt zur römiſchen Königswahl ſchicken mußte; ſie erwählte dazu den Herzog von Arſchot, den erklärteſten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichſam ein Beiſpiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den Letztern belohne.

Die Oraniſche Faktion, anſtatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländiſchen Marine, den König nach Biskaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikaniſcher Geiſt kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete ſich unter dieſen drei Freunden ein geheimliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erſchüttern, aber ſich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

(1565). Unterdeſſen war auch Montigny von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrathe die günſtigen Geſinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche dieſem Berichte ganz widerſprachen, und weit mehr Glauben verdienten. Durch ſie erfuhr er alle die ſatumnen Dienſte, welche Granvella ihm und ſeinen Freunden bei dem Könige leiſtete, und die verdrießen Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländiſchen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, ſo lange der Miniſter nicht vom Ruder der Regierung verſtoßen war, und dieſes Unternehmen, ſo verwegen und abenteuerlich es ſchien, beſchäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwiſchen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beſchloſſen, im Namen des ganzen Adels einen geheimen ſtachlichten Brief an den König aufzuſetzen, den Miniſter ſtürmiſch darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf ſeine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arſchot, den dieſer Vorſchlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, vermerkt ihn, mit der ſtolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Geſetze annehmen gewohnt ſey; daß er ſich über Granvella nicht zu beſchweren habe, und es überhaupt ſehr verwegen ſinde, dem Könige vorzuſchreiben, wie er ſich ſeiner Miniſter bedienen ſolle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Name des Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgeſtreut hatte, ſchon Wurzel gefaßt, oder überwog die Furcht vor der Macht des Miniſters den Neſpekt vor ſeiner Verwaltung; genug, der ganze Adel war zaghaft und unentſchloſſen vor dieſem Antrage zurück. Dieſe feigherzige Erwartung ſollte ihren Muth nicht nieder. Der Brief wird dennoch geſtiftet, und alle drei unterzeichnen ihn [4]). (1565).

Granvella erſcheint darin als der erſte Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. Er lange die höchſte Gewalt in ſo freaharen Händen ſey, wäre es ihnen unmöglich, erklären ſie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurückkehren, alle Widerſetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, ſobald es Sr. Majeſtät gefiele, dieſen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In dieſem Falle, ſetzten ſie hinzu, würde es ihnen weder an Einſicht, noch an Eifer fehlen, das Anſehen des Königs, und die Ruhigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſey, als dem Kardinal Granvella, in ihren Ländern zu erhalten [5]).

So gehen dieſer Brief auch abging, ſo erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbeſtimmt. „Der König," entdeckt ſie, „wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde umgeſetzt zu verdammen. Bloß die natürliche Billig-

[1]) Burgund. 65. 66. Vita Vigl. T. II. 25. 26. Strada 8a.
[2]) Strada I. III. 83.
[3]) Burgund. 48. Strad. 83. 84.
[4]) Strad. 85. 86.
[5]) Burg. I. I. 67. Hopper 30. Strad. 87 Thuan. Paris II. 489.

teit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabsteigen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu thun, so möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden [1]). Außer diesem Briefe, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eigenes Handschreiben von dem Könige, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sey. Auch der Regentin wird auf das Dünklichste vorgeschrieben, was sie allen dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines ältern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse zwischen diesen ungleich, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war [2]).

(1565). Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig bestemdet," schrieben sie, „daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so wenig Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihrem Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seyen sie auf das Vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige erfreuliche Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen, und um Granvella's willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es alle Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit versichert zu seyn, dem Senate beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, und wo sie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützen. Sich selbst aber nur verächtlich erscheinen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die unabschlägliche Erfüllt zu Gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden [3])." Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen von Egmont, worin er für das übrigliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde diese Vorstellungen in Ueberlegung nehmen; indessen erfuhr man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu besuchen."

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt sey, ihr Gesuch stattfinden zu lassen; darum blieben sie von nun an auch dem Staatsrathe weg, und verließen sogar Brüssel. Den Minister gewissenhaft zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten Allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmuth dieses Priesters zu martern, und von seiner gebrauchten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, so bald es gemahr worden war, daß er die gute Meynung des Adels verscherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzueifern pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das beraubwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und verdammlichtigte die Verläumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die große Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dieß war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzufreigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Uebung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jeden Drangsale seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltsam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme erhalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — so fand er, bloßgestellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteisucht, dem Neide, und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgebrachten Volks. Es ist merkwürdig, daß der Haß, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit übertreffen, die man ihm zur Last legen konnte, daß es seinen Anklagern schwer, ja unmöglich fiel, durch eingelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechtfertigen, den sie im Allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach dem rief der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altare, oder und nach dem floß Bürgerblut, wurden Menschenrechte verletzet und Gräuel gewagt. Unter Karl dem Fünften hatte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzoge von Alva wurde sie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung, gegen die seines Nachfolgers, noch barmherzig war, und dem finden wir nirgends, daß sein Zeitalter den Grad verfluchter Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanze hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabenern Stand vielleicht dem Muthwillen seiner Feinde zu entreißen, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben diese Bürde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte, machte ihn desto mehr

[1]) Vit. Vigl. T. II. 34. 55. Grot. 16. Burg. 68.
[2]) Strada 88.
[3]) Vit. Vigl. T. II. 54. 55.

zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel, und eine aufdringliche verhaßte Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er ins Künftige handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Bösewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine sacerdotliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen. Sarcasm und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in seinen Beispiele unnatürlich vermengt [1]). Verhaßte Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man bichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Ungeheuerliche fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es ihm galt, oder von ihm stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an außerordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung [2]).

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich. Das dem unerfangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von einem Schimmer geblendet, durch seine Furcht in Schrecken gesetzt, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermögend und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über die Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stoßen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, daß seine Wohlthaten gefloßen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Ehre, und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges Mal in dem Kardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Gestirn beider Zeiten und Nationen, verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erniedrigt, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sahe sich aus einem langen Zustande der Knechtschaft unter Richelieu's Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländischen Unruhen in republikanische Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armuth, angelassen, aber nicht stumm, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und edel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichthums. Mutwille und Hunger begeisterten jene, diese Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habsucht. Granvella's Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft; dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seines Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländische Minister forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den sie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingeborenen Adel und den Ständen zu ringen, aber anstatt daß die Ersteren ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle selbst vernichten, und eine Gewalt zerrennen, die kein einziger Mensch ganz besitzen sollte.

Indem bieß unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hofe der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die übrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein Übergewicht Verwirren den gebrochen Ausstand doch endlich herbeiführen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel, hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier gelieben hatte, wurden sichtbar, wie es erhaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nachtheiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundere sich sehr,“ sagte ihr unter andern Graf von Egmont, „daß der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sey, und von dem man also wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen ohne Leiden sehen — einem fremden Menschen zu

[1]) Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Livree tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und alle Erscheinung einer solchen Bedienten renversirte das Gebäude; diese Narrenkappe verfolgte nachher, weil sie dem Hofe anklebig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein sinnlicher Schertz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Ansehen des Kardinals sank endlich so weit herab, daß man ihn öffentlich einen satyrischen Kupferstich in die Hand drückte, auf welchem er, über einem Haufen Eier sitzend, vorgestellt war, woraus Basilisken hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Aufschrift: Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören! A. G. b. v. B. III. 40.

[2]) Hopper L. I. 33.

Gefallen, den ſeine Geburt zu einem Unterthan des Kaiſers, ſein Purpur zu einem Geſchöpfe des römiſchen Hofes machte. Ihm allein, ſetzte der Graf hinzu, habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen ſey; künftighin aber wäre be er dieſe Sorge der Statthalterin überlaſſen, und ſie hinnit gewarnt haben.“ Weil ſich der größte Theil des Adels, der Geringſchätzung überdrüſſig, die ihm bort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, ſo verlor das willkührliche Verfahren des Miniſters auch ſogar noch den letzten republikaniſchen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einbbe im Senate ließ ſeine beohmüthige Herrſchaft in ihrer ganzen Blöße ſehen. Die Regentin empfand ſogl. daß ſie einen Herrn über ſich hatte, und von dieſem Augenblicke an war die Verbannung des Miniſters beſchloſſen.

Sie fertigte zu dieſem Ende ihren geheimen Secretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den Könign über alle Verhältniſſe des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf dieſe Art den Entſchluß zu ſeiner Verbannung in ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Was ſie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geſchickte Art in den mündlichen Bericht einzumiſchen, den ihm der König wahrſcheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte ſeinen Auftrag mit aller Geſchicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meynung Philipps von ſeinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe nicht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vortheile zu Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatze zu Hülfe kam, und freiwillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen niederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr geſtürzter war, und ihn weniger dem Rache als der Schande bloßſtellte. Vielleicht fürchtete er, wie einige geglaubt haben, für ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingeſchränkten Gefahr ſchwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen eines Geſchenks, als eines Befehls, von dem Könige empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beiſpiele jener Römer, mit Anſtand thun. Philipp ſtellt, ſcheint es, wollte der niederländiſchen Nation lieber jetzt eine Bitte gewährig gewähren, als ihr ſpäter in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigſtens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war ſeinem Eigenſinne überlegen, und die Klugheit ſiegte über ſeinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entſcheidung des Königs ausfallen ſey. Wenige Tage nach Armenteros Zurückkunft lud er Demuth und Schmeicheley auf den wenigen Geſichtern entweichen, die ihm bis jetzt noch dienſtfertig geblieben hatten; das letzte kleine Gedränge ſeiner Augenmenſchen zerſtreute nun ſeine Perſon, ſeine Schwelle wurde verlaſſen, er erkannte, daß die beſuchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Läſterung, die ihn während ſeiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, ſchonte ihn auch in dem Augenblick nicht, wo er ſie aufgab. Kurz vorher, ehe er ſein Amt niederlegte, unterſtand man ſich zu behaupten, ſoll er eine Anſöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünſcht, und ſich ſogar erboten haben, ihnen, wenn um dieſen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun [1]). Es iſt klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer ſolchen Nachrede zu beſudeln; aber es iſt noch verächtlicher und kleiner, ſie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf ſich dem königlichen Befehle mit anſtändiger Gelaſſenheit. Schon einige Monate vorher hatte er den Herzog von Alba nach Spanien geſchrieben, daß er ihm, im Falle er die Niederlande würde räumen müſſen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte ſich dieſer, ob es rathſam wäre, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler in der Gunſt ſeines Königs herbeizurufen, oder einen ſo wichtigen Freund, ein ſo feſtbarts Werkzeug ſeines alten Haſſes gegen die niederländiſchen Großen, von ſich zu weiſen. Die Rache ſiegte über ſeine Furcht, und er unterſtützte Granvella's Geſuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber ſeine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Anſehnthalt dieſes Miniſters in Madrid alle Beſchwerden der niederländiſchen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, beſtiget wieder zurückbringen würde. Denn nunmehr, ſagte er, würde man die Quelle ſelbſt, deren Ausflüſſe er bis jetzt nur verdorben haben ſollte, durch ihn vergiftet glauben. Er ſchickte ihn alſo nach der Grafſchaft Burgund, ſeinem Vaterlande, wozu ſich eben ein anſtändiger Vorwand fand. Der Kardinal gab ſeinem Abzuge aus Brüſſel den Schein einer unbedeutenden Reiſe, von der er nächſter Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erbaten alle Staatsräthe, die ſich unter ſeiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, ſich im Senate zu Brüſſel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieſer letztere Umſtand ſeine Wiederkunft nicht ſehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trogiges Elend erklärte, ſo ſchien dennoch die entfernteſte Möglichkeit ſeiner Wiederkunft gar ſehr den Triumph nieder, den man über ſeinen Abzug feierte. Die Statthalterin ſelbſt ſcheint ungewiß geweſen zu ſeyn, was ſie an dieſen Gerüchte für wohr halten ſollte, denn ſie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorſtellungen und Gründe, die ihn abhalten ſollten, dieſen Miniſter zurückkommen zu laſſen. Granvella ſelbſt ſuchte in ſeinem Briefwechſel mit Barlaimont und Viglius dieſes Gerücht zu unterhalten, und wenigſtens noch durch weſenloſe Träume ſeine Feinde zu ſchrecken, die er durch ſeine Gegenwart nicht mehr zeitigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einfluß dieſes Mannes ſo übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus ſeinem eigenen Vaterlande verjagte.

Nachdem Pius der Vierte geſtorben war, machte Granvella eine Reiſe nach Rom, um der neuen Papſtwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge ſeines Herrn zu beſorgen, deſſen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieſer zum Unterkönige von Neapel, wo er den Verſtümmlungen des Himmelsſtreich erlag, und einen Geiſt, den kein Schickſal gebeugt hatte, von der Welluſt übermannen ließ. Er war zwei und ſechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurückrufen, wo er verſtarb, die italieniſchen Angelegenheiten mit unumſchränkter Vollmacht zu beſorgen. Ein finſteres Alter und der ſelbſtzufriedene Stolz einer ſechzigjährigen Geſchäftsverwal-

[1]) Reidan. 4.

tung, machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meynungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem läſtigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunſt des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunſt des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Miniſteriums wurde bald eines ſo gebieteriſchen Aufſehers müde, und Philipp ſelbſt fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten ſeines Vaters lobenswürdig fand. Nichts deſto weniger vertraute er ihm noch zuletzt jene ſpaniſchen Länder an, als ihn die Eroberung Portugalls nach Liſſabon forderte. Er ſtarb endlich auf einer italieniſchen Reiſe in der Stadt Mantua im drei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens, und im Vollgenuſſe ſeines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen ſeines Königs beſeſſen hatte [1]).

[1]) Strad. Dec. I. I. III. IV. p. 88 – 98.

Der Staatsrath.

(1561). Unmittelbar nach dem Abzuge des Miniſters zeigten ſich alle die glücklichen Folgen, die man ſich von ſeiner Entfernung verſprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein, und widmeten ſich den Staatsgeſchäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um ſeiner Sehnſucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung ſeine Entbehrlichkeit zu erweiſen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit zu Unterwerfung, an Dienſteifer zu übertreffen; bis in die ſpäte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Kurien, das beſte Verſtändniß zwiſchen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländiſchen Adels war Alles zu erhalten, ſobald ſeinem Eigenſinne und Stolze durch Vertrauen und Willfährigkeit geſchmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erſte Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu erzwingen geweſen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke untrüglich ſie darin auf das Nachdrücklichſte, und bald lernte ſie dieſer Nation das Geheimniß ab, das ſich auf dem deutſchen Reichstage ſo oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müſſe, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie ſelbſt ſahe ſich mit Bezeugungen ihrer langen Knechtſchaft entlediget; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Laſt der Geſchäfte, und ſeine einſichtvollen Demuth ließ ſie die ganze Süßigkeit ihrer Herrſchaft empfinden [1]).

(1559). Granvella war zu Boden geworfen, aber noch ſtand ſein Anhang. Seine Politik lebte in ſeinen Geſchöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Kläffer längſt vertrieben war, und die Namen der Staats- und Königlich-Geſinnten, der Patrioten und Kardinaliſten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präſident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigſten Mann im Senate, und die mächtigſte Stütze der Krone und der Tiara. Dieſer verdienſtvolle Greis, dem wir einige ſchätzbare Beiträge zu der Geſchichte des niederländiſchen Aufruhrs verdanken, und deſſen vertrauter Briefwechſel mit ſeinen Freunden uns in Erzählung derſelben mehrmals geleitet hat, war einer der größten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, dabei noch Theolog und Prieſter, und hatte ſchon unter dem Kaiſer die wichtigſten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrteſten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze ſein Erasmus von Rotterdam geſtand, mit dieſem Reuchlin verbunden, die er in Geſchäften des Kaiſers anſtellte, hatten den Kreis ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen erweitert, und ſeine Grundſätze in manchen Stücken über ſeine Zeiten erhoben. Der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit erfüllte ſein ganzes Jahrhundert, und hat ſeinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Vereinigung der Niederlande und dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt werden ſollte, ſandte Karl der Fünfte dieſen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und ſeine Geſchicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken [1]). Nach dem Tode des Kaiſers war Viglius der Vorzüglichſten Einer, welche Philipp aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er ſein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Miniſters Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntſchaft geheftet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall ſeines Gönners nicht, weil er ſeine Herrſchſucht und ſeinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigſten Geſchäfte anvertraut worden waren, die gepräftete Treue gegen ſeinen Menarchen, und die eifrigſte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben machten ihn zum vorzüglichſten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden [2]).

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrener Geſchäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht ſtarke Seele genug, die Feſſeln des Wahns, wie ſein Freund, Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger ſtahlmuth genug, ſie, wie ſein Vorgänger, Granvella, ſeiner Leidenſchaft dienen zu laſſen. Zu ſchwach und zu verzagt, der klügern Leitung ſeines eigenen Verſtandes zu folgen, vertraute er ſich lieber den bequemern Pfade des Gewiſſens an; eine Sache war gerecht, ſobald ſie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtſchaffenen Menſchen, die den ſchlimmen unentbehrlich ſind; auf ſeine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hätte er ſeine Unſterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Zum geheimen Rathe zu Dräſſel berufen er der Tyrannei; im Parlamente zu London, oder im Senate zu Amſterdam wär' er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt geſtorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präſidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es iſt wenig, was und die Geſchichtſchreiber von dem Verdienſte und den Geſinnungen dieſes Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe ſeines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieſer von dem Schauplatze verſchwunden war, brachte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder, aber auch nur das Wenige, was wir von ihm

[1]) Hopper 38. Burg. 78. 79. Strad. 95. 98. Grot. 17.

[1]) N. G. d. v. N. II. Theil 503 u. folg.

[2]) Vita Vigl.

auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal benahm sich der Prinz von Oranien, ihn von dem Interesse des Kardinals abzuziehen, und seiner eigenen Partei einzuverleiben. — Beweis genug, daß er einen Werth auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche sollen gegen sehr, ein Beweis, daß er mit seinen schwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die übrigene Faktion heraustreten, und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluß zu fassen, war Bartaimont der Erste, der die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der Erste, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zusammenkunft wisse, und Bartaimont stand seinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, verrathen einen Mann, den weder Beispiel, noch Menschenfurcht verführen, der mit festem Muthe und unbeweinlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählet hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andere als diese zu wählen [1]).

Noch werden uns unter dem Königlichen Anhange zu Brüssel der Herzog von Arschot, die Grafen von Mannsfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei gebohrne Niederländer, und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um so mehr muß uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden, und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Kluqheit unterwarfen sie ihrem gerechten Unwillen dem Geiste der Partheiungleit, und legten ihrem Stolze lieber ein banes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. In wirthschaftlicher und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Großmuth ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst erringen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Verschlossenheit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preise gestiegen war. Wenig einverstanden für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber bengt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Gefühl war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen beste furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

[1]) Strad. B. 85. Burgund. 92. 168. Vit. Vigl. 40.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehrern Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Anhadt und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathasse zu ziehen, und dem waghalsen Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Zeind entgegenzustellen. Die Grafen von Mannsfeld und Megen waren bisher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten, und redlich mit ihm zusammengehalten, bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an der Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mannsfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich,“ antwortete der Graf von Mannsfeld seinem Freunde, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Anfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ebenfalls der Meynung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, die Milderung der Edikte und die Entfernung des Cardinals Granvella nothwendig mache, so hat und der König ja diesen Wunsch zeg ewährt, und die Ursache unserer Klagen ist gehoben. Ja viel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit, einzulenken, daß wir dem Könige, wenn er kommt, mit offener Stirn, ohne Bangigkeit entgegen gehen können. Ich für meine Person bin vor seiner Ankunft nicht bange; mit gelassenen Muthe würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt, und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt. Höre ich,“ heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen.“ [1])

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöset hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um

[1]) Strada 159.

ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln, und den erblendenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Bettliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Allen der geheime Rath verbannet hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar widrigte der Staatsrath diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die entbehrliche Hofsucht eröffnete neue Quellen des Gewinnst. Ehren, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gemisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Unverletzbare feil; und die Nation wurde durch das Loos bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzialstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgezogen; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Bezeugung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudringen, und seine Grundsätze durch Vorbilden aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse stegten über seine bis jetzt unbefriedigte Tugend. Jetzt verblendete er zu Mißverhalten, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, betrauete man den königlichen Schatz, und hintergieng durch falsche Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen tummelte die Regentin in einem tieflichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau, und taufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesentlosen Zeichen und einer demüthigen Aufsenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Kurien gehörten, oder Verstellungen, welche ihr Viglius ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehmals unter Granvella's Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß wanderten sich jetzt den Staatsräthen zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Beamtigten werden von ihnen ernennet. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen, und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiele der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Jubiläenjagen, Plünderien, Verhinderung des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Stellen brungen diese Lücke, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsamern Religionsgesinnungen des Kriegs, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer ging, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgehoben; durch die Freiheit, welche man mehrern Protestanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte seine besten Opfer entzogen. Durch nichts kennter der Adel seinen unumschränkten neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger anzukündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenscheinlich von dem drückendsten Zwange der Unterlegung in einen Zustand der Freiheit über, deren sie bereits zu sehr entwöhnt war, um ihn mit Mäßigung aufzunehmen. Die Inquisitoren, des vorigen tätigen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brüssel ließ der Stadtrath selbst einige ihrer Diener, die sich eines Kegers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brod und Gefängnis setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amte einen Keger zu entreißen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeschlagen, welche entdeckt, daß sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen. [1])

Von der Verderbnis, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorsitz führten, noch gröstentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als diese ganz außer Wirksamkeit zu setzen, und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistandes der übrigen Staatsräthe zu versichern. „Man nenne „sie zwar Senatoren,“ ließ er sich hierüb gegen seinen Anhang heraus, „aber andere besitzen die Gewalt. „Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sey, der einbrechenden Ketzerei zu wehren, oder daß Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachten, „sondern nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Kollegien auf den Staat wirkten. „Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen seyn, die man unabhängiger Weise „unter drei verschiedene Kammern vertheilt hätte, „wenn sie sich nur unter einander verbinden wollten, „dem Staatsrathe diese entrissenen Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit Eine Seele „den ganzen Körper belebe.“ Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerichtsgleichsstelle an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenweise, Patente u. s. w. dem Präsidenten Viglius übertragen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheim gestellt seyn sollte. Nun sahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abgenöthigen, steckte man sich hinter einige von den vor

[1]) Hopper 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

nehmſten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüſſel mit ungeſtümen Mahnungen an den rückſtändigen Sold beunruhigten und im Verweigerungsfalle mit einer Revolten drohen mußten. Man leiſtete es ein, daß die Regentin mit häufigen Empfehlungen und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr überzeugten, welche von dem täglichen Wachsthume der Ketzerey zu beſorgen ſey. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zuſtande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein ſo abſcheuliches Gemälde zu geben, daß ſie von dem Taumel, worein ſie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte [1]). Sie berief alle drei Kurien zuſammen, um über die Mittel zu berathſchlagen, wie dieſen Zerrüttungen zu begegnen ſey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Geſandten nach Spanien ſenden müſſe, welcher den König durch eine unmündliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zuſtande der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu kräftern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, den von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das Mindeſte ahnete, widerſprach dieſer Meynung. „Das Uebel,“ ſagte er, „worüber man klage, ſey allerdings groß „und nicht zu vernachläſſigen, aber unheilbar ſey es „nicht. Die Gerechtigkeit werde ſchlecht verwaltet, „aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel „ſelbſt das Anſehen der Obrigkeit durch ſein verächtliches Betragen gegen ſie herabwürdige, und die „Statthalter ſie nicht genug unterſtützten. Die Ketzerey nehme überhand, weil der weltliche Arm die „geiſtlichen Richter im Stiche laſſe, und weil das gemeine Volk nach dem Beiſpiele der Ehrein die Verkehrung gegen ſeine Obrigkeit aufgezogen habe. Nicht „gewiß die ſchlechte Verwaltung der Finanzen als „vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfniſſe des Königs haben die Provinzen mit dieſer „Schuldenlaſt beſchwert, von welcher billige Steuern „ſie nach und nach würden befreien können. Wenn „der Staatsrath ſeine Indulgenzen, Freibriefe und „Erlaſſungen einſchränkte, wenn er die Sittenverderbniß bey ſich ſelbſt anfinge, die Geſetze mehr achtete, und die Obrigkeit in ihr voriges Anſehen wieder „einſetzte, kurz, wenn nur die Kollaterale und die „Statthalter erſt ihre Pflichten erfüllten, ſo würden „dieſe Klagen bald aufhören. Wozu alſo einen neuen „Geſandten nach Spanien, da noch nichts Neues geſchehen ſey, um dieſes außerordentliche Mittel zu „rechtfertigen? Beſtünde man aber dennoch darauf, „ſo wolle er ſich dem allgemeinen Gutachten nicht „entgegenſetzen; nur bedinge er ſich aus, daß der „wichtigſte Auftrag des Beſtallers alsdann ſeyn möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen.“ [2])

Ueber die Wahl des Beſtallers war nur Eine Stimme. Unter allen niederländiſchen Großen ſchien Graf Egmont der Einzige zu ſeyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquiſition, ſeine vaterländiſchen und freien Geſinnungen, und die unbeſcholtene Rechtſchaffenheit ſeines Charakters, leiſteten der Republik hinlängliche Bürgſchaft für ſein Betragen; aus welchen Gründen er dem Könige willkommen ſeyn mußte, iſt ſchon oben berührt worden. Da der Fürſten oft ſchon der erſte Anblick das Urtheil ſpricht, ſo konnte Egmonts einnehmende Bildung ſeine Verehrer unterſtützen, und ſeinem Geſuche eine Hälfte geben, deren die gerechteſte Sache bei Königen nie entbehrt ſeyn kann. Egmont ſelbſt wünſchte die Geſandtſchaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen [3]).

Die Kirchenverſammlung zu Trient war unterdeſſen auch geendigt, und die Schlüſſe derſelben der ganzen katholiſchen Chriſtenheit bekannt gemacht worden. Aber dieſe Schlüſſe, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen, und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwiſchen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anfatt gelautert zu ſeyn, hatte jetzt nur mehr Beſtimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehrer, alle Künſte und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkühr beruht hatten, waren nunmehr in Geſetze übergegangen, und zu einem Syſteme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die ſich in den barbariſchen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Chriſtenheit eingeſchlichen, wurden jetzt für weſentliche Theile des Gottesdienſtes erklärt, und Bannſtüche gegen jeden Verwegenen geſchleudert, der ſich dieſen Dogmen widerſetzen, dieſen Gebräuchen entziehen würde. Bannſtüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifelte, der die Bucchen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten, ſich erdreiſten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erſte Quelle des Abfalls von dem römiſchen Stuhle, war jetzt durch einen unumſtößlichen Lehrſatz erwieſen, und das Mönchthum durch einen unfehlbaren Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannsperſonen geſtattet, im ſechszehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Proteſtanten ſind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß iſt zu ihrem Vortheile gefaßt, nicht ein einziger Schritt geſchehen, ſie auf einem ſanftern Wege in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die dergeſtalt Chronik der Synode, und die Ungerechtheit ihrer Entſcheidungen vermehrte bei dieſen wo möglich noch die bereits herrſchende Bitterkeit. Es war ein unglückſeliger Gedanke, die beſeligende Fackel der Vernunft den Myſterien der Kirche zu nahe zu bringen, und mit Vernunftſchlüſſen für Gegenſtände des blinden Glaubens zu ſtreiten.

Und die Schlüſſe des Konziliums befriedigten auch nicht einmal alle katholiſche Mächte. Frankreich verwarf ſie ganz, ſowohl den Kalendarien zu gefallen, als auch weil die Superiorität, deren ſich der Papſt über das Konzilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholiſche Fürſten Deutſchlands erklärten ſich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewiſſen Artikeln dachte, die zu nahe an ſeine eigenen Rechte ſtreiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eiferſucht wachen konnte als er; ſo ſehr ihn der große Einfluß des Papſtes auf das Konzilium und die willkührliche, übereilte Anberaumung deſſelben beleidigt hatte, ſo eine gerechte Urſache zur Feindſeligkeit ihm endlich der Papſt durch die Zurückſetzung ſeines Geſandten gab, ſo willig zeigte er ſich doch, die Schlüſſe des Konziliums anzuerkennen, die auch in dieſer Geſtalt ſeinem Lieblingsſteuerwerke, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen

[1]) Burgund 32 – 34. Hopper 41. Vita Vigl. 5. 8–88.
[2]) Burg. 35. 36. Hopper 41. 43. ſeq.
[3]) Strada 103.

politische Rücksichten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten auszurotten [1]).

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Ansehn der römischen Kirche bei Vielen schon aufs Tiefste gesunken; unter solchen Umständen konnten die gehässigsten und oft abgeschmackten Entscheidungen des Conciliums nicht anders als anstößig seyn; aber so sehr konnte Philipp der Zweite seinen Charakter nicht verläugnen, daß er Mittern, die eine andere Sonne, ein anderes Gebäude und andere Gesetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die trientischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward [2]).

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrathe zu Brüssel. Die Nation, — erklärte Wilhelm von Oranien, — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtentheils den Grundfesten ihrer Verfassung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehrern katholischen Fürsten verworfen worden seyen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesen widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche," sagte er, „hat zu allen „Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre, und die Genauigkeit der Disciplin, durch solche allgemeine Concilien erhalten. Den Glaubenstrennungen, welche unser Vaterland schon so lange beunruhigen, kann kein „kräftigeres Mittel entgegengesetzt werden, als eben „diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn sie auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bürgers stehen, so ist dies ein Uebel, dem man durch eine kluge und schonende Handhabung derselben leicht begegnen kann. Uebrigens gereicht „es unserm Herrn, dem Könige von Spanien, zu gar „Ehre, daß er allein vor allen Fürsten seiner Zeit „nicht gezwungen ist, sein besseres Wissen der Nothwendigkeit unterzuordnen, und Maßregeln aus „Furcht zu verwerfen, die bei Gott der Kirche von „ihm beisse, und das Glück seiner Unterthanen ihm „zur Pflicht macht." Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstieß, so nahmen Einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen, und den Namen der Republik zu diesem Eingriffe in das Concilium bewegen. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchgesetzt lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben, und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so vermocht war [3]).

[1]) Watson. T. I. L. VII. 262. Strad. 102. Burg. 115.

Graf Egmont in Spanien.

Dem Könige dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu thun, ihm ein mildered Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwuchs der Ketzerei und die Erschöpfung des Landes. Auf die persönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Berathschlagung des Vorsitzenden vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine so starke Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Der Verhaltungsbefehl des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung," sagt er, „welche der Präsident „von unsern Beschwerden gemacht, ist weit unter der „Wahrheit geblieben. Wie kann der König die schändlichen Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die „Quellen des Uebels verhehlen? Laßt uns die Zahl „der Ketzer nicht geringer angeben, als sie wirklich „ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon „wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß sie die „Strafgesetze verachten, und wenig Ehrfurcht gegen „die Obrigkeit haben. Wozu also noch diese Zurückhaltung? Aufrichtig dem Könige gestanden, daß „die Republik in diesem Zustande nicht verharren „kann. Der gehrime Rath ersticht wird anderst nicht helfen, denn eben diese allgemeine Zerrüttung wirksamen beist. Denn woher sonst diese schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese allgemeine Verderbniß der Richterstühle, als von seiner Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? woher diese Pracht, diese schändliche Ueppigkeit jener Kreaturen, die wir „aus dem Stande haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Bestechung dazu gekommen sind? Hören wir „nicht täglich von dem Volke, daß kein anderer Schiffsel sie erdrücken könne als Geld, und verweisen nicht „ihre Trennungen unter einander selbst, wie schlecht „sie von der Liebe zum Gangen sich bedienen lassen? Wie können Menschen zum allgemeinen Besten „rathen, die das Opfer ihrer eigenen Leidenschaft „sind? Meynen sie etwa, daß Wir, die Statthalter „der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen „Viktors mit unseren Soldaten zu Gebote stehen sollen? Laßt sie ihren Indulgenzen und Ertheilungen „Grenzen setzen, womit sie gegen diejenigen, denen „wir sie verfagen, so verschwenderisch sind. Wir

[1]) Hist. d. Philipp II. Watson. T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 550. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Motteren 59. 60.

[2]) Strada 102.

„mand kann Verbrechen erlassen, oder gegen das „Ganze zu sündigen, und das allgemeine Uebel „durch einen Beitrag zu verüben. Wir, so gestehe „ich, hat es niemals gefallen, daß die Geheimnisse „des Staats und die Regierungsgeschäfte sich unter so „viele Kollegien vertheilen. Der Staatsrath weiß „nun für alle; mehrere Particulen haben dieses längst „schon im Stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt „laut. Ich erkläre, daß ich für alle Uebel, worüber „Klage geführt wird, kein anderes Gegenmittel „weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrathe „aufheben zu lassen. Dieses ist es, was man von „dem Könige zu erhalten suchen muß, oder diese neue „Gesandtschaft ist wiederum ganz zwecklos und un„nütz gewesen.“ Und nun theilte der Prinz dem versammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemüthsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Todes [1]).

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, und dem geheimen Rathe zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidenten vertrautester und würdigster Freund [2]). Er machte zu Gunsten der Oranischen Partei, noch einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition, und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufalle wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seyen vorüber; er wolle sich, nach dem Beispiele seines Vaters Cäsarea und Frundsbergs, Granvella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuthe des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle [3]).

Der Graf von Egmont trat im Januer des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an, und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die seinem feinen Stande vor ihm niedersahren war. Alle katholischen Großen, vom Beispiele ihres Königs belehrt, oder vielmehr seiner Staatskunst getrieben, suchten ihren persönlichen Groll gegen den flämischen Adel auszugleichen zu haben, und verstanden sich in die Worte, ihn durch ein angenehmes Betragen zu gewinnen. Alle seine Privatgeschäfte wurden ihm von dem Könige bewilligt, ja, seine Erwartungen trieben sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser sah ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu den niederländischen Volke, und machte ihm Hoffnung, das er nicht ungemein gewünscht den allgemeinen Wunsch zu hegen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrsten darunter der Meynung waren, die besondere Verfassung der Niederlande, und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grund von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch dringender wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen,“ hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?“ Als man das Letzte verneinte, so erhub er sich von seinem Sitze, und kniete vor einem Kruzifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen,“ rief er aus, „daß du mich nie so tief sobgest sinken „lassen, ein Herr derer zu seyn, die sich von sich stos„sen!“ Und nach diesem Muster angefüllt fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihm vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang vermehrten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meynungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem Könige zwar nicht auf die Erde; aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeynt worden war. Um diese verführerischen Anstritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beschloß, daß die Hinrichtungen ins Kämmige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen sörmlich in die Cantzlarin mitgegeben, ehe er ihn entließ. konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottlieder gedachte. Egmont betheuerte, daß das Ganze nichts als ein Taffelscherz gewesen, und nichts damit gemeynt worden sey, was die Regierung gegen den Menschen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Sektisches dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern. [1])

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von fünftausend Gulden, und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlangte ihm gnädig, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen. [2]) Die versöhnte Gastfreundschaft des Königs, und die Verbesserungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hinterließen die Aehtsucht des Flamänders, Gräfin durch die Gläubigkeit, die er seinem Vaterlande zu täuschen meynte, und von der er es mit weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

[1]) Vit. Vigl. §. 83. Ep. Burg. 97—102.

[2]) Vita Vigl. §. 84. Der nämliche, auch selbst Memoiren ab. Letzte Aufschlüsse über dies Ende gesichert war. Seine nachherige Abreise nach Spanien hat den Briefwechsel gestiften und dem Präsidenten verantlaßt, der einst der schlagbarsten Dokumente für dein Geschichte ist.

[3]) Burgund. 103.

[1]) Grot. VI. Hopper. §. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.

[2]) Strad. 107.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüſſel ſtimmte dieſe angenommen Hoffnungen ſchon merklich herunter. „Daß ſich ſein „Unluſtzuſtand in Betreff der Glaubensedikte,“ lautete ſie, „erſt und unwandelbar ſey, und er lieber tauſend „Leben verlieren, als nur Einen Buchſtaben daran „abändern wolle, ſo habe er doch, durch die Vorſtel„lungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der „andern Seite keines von den gelindern Mitteln un„verſucht laſſen wollen, wodurch das Volk vor der „ſpaniſchen Verderbniß bewahrt, und jenen unab„änderlichen Strafen zuvorkommen werden könnte. Da „er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die „vornehmſte Urſache der bisherigen Glaubensirrun„gen in der Sittenverderbniß der niederländiſchen „Geiſtlichkeit, dem ſchlechten Unterrichte des Volks, „und der verwahrloſten Erziehung der Jugend zu „ſuchen ſey, ſo trage er ihr hiermit auf, eine beſon„dere Kommiſſion von drei Biſchöfen und einigen der „gelehrteſten Theologen niederzuſetzen, deren Ge„ſchäft es wäre, ſich über die nöthige Reforme zu be„rathſchlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus „Aergerniß wanke, oder aus Unwiſſenheit in den Irr„thum ſtürze. Weil er ferner gehört, daß die öffentli„chen Todesſtrafen der Ketzer dieſen nur Gelegenheit „gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu prahlen, „und den gemeinen Haufen durch einen Schein von „Märtyrerruhm zu verführen, ſo ſolle die Kommiſſion „Mittel in Vorſchlag bringen, wie dieſen Hinrichtun„gen mehr Gedenkniß zu geben, und den verurtheil„ten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu ent„reißen ſey.“ Um aber ja gewiß zu ſeyn, daß dieſe Privatſynode ihren Auftrag nicht überſchreite, ſo verlangte er ausdrücklich, daß der Biſchof von Ypern, ein verſtändiger Mann, und der ſtrengſte Eiferer für den katholiſchen Glauben, von den kommittirten Rä„then ſeyn ſollte. Die Berathſchlagung ſollte wo möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob ſie die Einführung der tridentiniſchen Schlüſſe zum Zweck hätte, vor ſich gehen; wahrſcheinlich, um den römiſchen Hof durch dieſe Privatſynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiſte der Revolution in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bis der Sitzung ſollte die Herzogin nebſt einigen vertrauten Staatsräthen anweſend ſeyn, und ſodann ein ſchriftlicher Bericht von dem, was darin aufgemacht worden, an ihn erlaſſen werden. Zu ihren dringendſten Bedürfniſſen ſchickte er ihr einſtweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu ſeiner perſönlichen Ueberkunft; erſt aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt ſeyn, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeſchlagene Verwehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demſelben wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arſchot, den wir als einen eifrigen Royaliſten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Gallus wurde der Präſidentenſtelle im geheimen Rathe zwar entlaſſen, mußte ſie aber beſtimmungsgemäß noch ganze vier Jahre fort verwalten, weil ein Nachfolger, Karl Tiſſenacene, auch dem Konſeil der niederländiſchen Angelegenheiten in Madrid, ſo lange dort zurückgehalten wurde. [1])

[1]) Hopper. 44 — 46. 60. Strada. 107. 131. Vita Vigl. 43. Nat. ad Vita Vigl. 187. Burgund. 103. pag. 119.

Geſchärftere Religions-Edikte. Allgemeine Widerſetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geſchärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichſam hinter ihm bereiten, die frohen Zeitungen Lügen ſtraften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Anzahl der tridentiniſchen Schlüſſe, wie ſie in Spanien angenommen worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden ſollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterſchrieben. „Der Graf,“ hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „iſt „durch ſpaniſche Künſte überliſtet worden. Eigenliebe „und Eitelkeit haben ſeinen Scharfſinn geblendet; „über ſeinen eigenen Vortheile hat er das allgemeine „Beſte vergeſſen.“ Die Falſchheit des ſpaniſchen Miniſteriums lag jetzt offen da; dieſes unredliche Verfahren empörte die Beſten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der ſich jetzt als das Spielwerk der ſpaniſchen Arigliſt erkannte, und unwiſſender Weiſe an ſeinem Vaterlande zum Verräther geworden war. „Durch ſchändare „Liſte alſo,“ deklamirte er ſich laut und bitter, „war „nichts, als ein Kunſtgriff, mich dem Spotte meiner „Mitbürger preiszugeben, und meinen guten Na„men zu Grunde zu richten. Denn der König die „Verſprechungen, die er mir in Spanien gethan, auf „eine ſolche Art zu halten geſonnen iſt, ſo mag Flan„dern übernehmen, wer will; ich werde durch meine „Zurückziehung von Geſchäften öffentlich darthun, daß „ich an dieſer Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe.“ In der That konnte das ſpaniſche Miniſterium ſchwerlich ein ſchicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines ſo wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn ſeinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Beſten gehabt hatte, zur Schau ſtellte. [1])

Unterdeſſen hatte ſich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige ſogleich überſendet ward: „Für den Religionsunterricht des „Volks, die Sitten-verbeſſerung der Geiſtlichkeit und „die Erziehung der Jugend ſey bereits in den trienti„niſchen Schlüſſen ſo viel Sorge getragen worden, daß „es jetzt nur darauf ankomme, dieſe Schlüſſe in die „ſchleunigſte Erfüllung zu bringen. Die kaiſerlichen „Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine Ver„änderung leiden; doch könne man den Gerichtsſtellen „ungehemm zu verſtehen geben, nur die hartnäck„igen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode zu be„ſtrafen, zwiſchen den Stellen ſelbſt einen Unterſchied „zu machen, und dabei auf Alter, Rang, Geſchlecht „und Gemüthscharakter der angeklagten Perſonen zu „achten. Wenn es an dem wäre, daß öffentliche Hin„richtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen „ſetzten, ſo würde vielleicht die unbekannteſte, „weniger in die Augen fallende, und doch nicht min„der harte Strafe der Galeere am angemeſſenſten „ſeyn, dieſe hohen Meynungen von Märtyrerthum „herunterzuſtimmen. Vergebungen des bloßen Mutb„willens, der Neugierde und des Leichtſinns könnte „man durch Geldbußen, Landesverweiſung, oder auch „durch Leibesſtrafen ahnden.“ [2])

Während daß unter dieſen Berathſchlagungen, die nun erſt nach Madrid geſchickt, und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit ver-

[1]) Strada 113.
[2]) Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

strich, ruhten die Procturen gegen die Settirer, oder wurden zum Vortheile sehr saumselig geführt. Seit der Verwirrung des Minister Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Kurien herrschte, und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben, und der Beherrschungsgeist ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsbriefe waren durch die stürmische Untersuchung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Theil der Nation hatte sich von den Schlüssen der tridentischen Kirchenversammlung, so wie von Egmonts Gesandtschaft nach Spanien, grosse Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Audienzigkeit seines Herrns zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu seyn schienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensdrohungen entwöhnt hatte, desto schauerhafter mußte eine plötzliche und geschärfte Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Bischöfe, und die letzte Anfrage der Oberstatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auflegung auch der Graf von Egmont," lautete sie, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nie einmal von Weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeste an den Strafsetzungen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreißig Jahren, in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das Strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arme die thätigste Unterstützung erhalten, und die Schlüsse der tridentischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unweigert in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen, daß auf die Mäßigung, welche sie darin, in Rücksicht auf Alter, Gesetzesi und Charakter der Individuen, vorgeschlagen, indem er dafür halte, daß es seinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein seyen die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Weniger von diesen als alle künftig an Eifer würde ermahnen lassen, müsse seines Amtes entsetzt, und ein besserer an seinen Platz angestellt werden. Die Inquisitori seine, eine Rücksicht auf etwas Menschliches, fest einstellen, und, den Teufelsadel frei, ihren Weg wandeln, und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Aergernis vermeide." [1])

Dieser königliche Brief, dem die oranische Partei alle nachtheiligen Lesten der Niederlande zuschreiben hat, verwirrte die besiegten Gemüther unter den Statthaltern, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Saamen unter das Volk. Die Furcht der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und mit ihr sahe man schon die ganze Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gerichtsmäuner, Ketzer und Halsrichter schwatzen, und Scheiterhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften sind mit diesen Gespenstern erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr in Thore. Da wurden Schriften an die Häuser der Edeln geschlagen, worin man sie, wie ehemals Rom seinen Brutus, aufforderte, die gerbende Freiheit zu retten. Beherzte Patrizier erschienen gegen die neuen Bischöfe, Zolleretrechte, wie man sie nannte; die Klerisei wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschone den Thron so wenig, als den römischen Stuhl. [2])

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zusammenrufen, um sich ihr Verhalten in dieser mißlichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meynungen waren verschieden, und deßtig der Streit. Ungewiß zwischen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu fassen, bis der Greis Vigilius zuletzt aufstand, und durch sein Urtheil die ganze Versammlung überraschte. — „Zeyt," sagte er, „dieß man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, „ehe man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den sie jetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, „finden würde; vielmehr müsse man die Inquisitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja ohne Härte zu verfahren." Aber noch mehr erstaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat, und diese Meynung verkämpfte. „Der Wille des Königs," sagt er, „sey zu klar und zu bestimmt vorgetragen, sey durch zu viele Deliberationen bestätigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner Vollstreckung zurückzuhalten, „ohne den Verwurf der kräftigsten Halsstarrigkeit „auf sich zu laden." — „Der rathe ja auf nichts," fiel ihm Vigilius in die Rede. „Ja, Herr und Fürst," antwortete entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe seiner „Niederlande damit erkaufen, so wird und diese Mißverständnisse endlich noch bei ihm Dank erwerben." Schon fing die Regentin an, in dieser Meynung hinüber zu wanken, als sich der Prinz mit Heftigkeit dazwischen warf. „Was," fiel er ein, „was haben die „vielen Vorstellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat der „Gesandtschaft aufgetrichet, die wir noch kürzlich an „ihn gesendet haben? Nichts — und was erwarten wir „also noch? Wollen wir, seine Staatsräthe allein, „seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf „unsere Gefahr einen Dienst zu leisten, den er uns „niemals danken wird?" Unentschlossen und unarmig schwebte die ganze Versammlung; Niemand hat Muth genug, dieser Meynung beizupflichten, und eben so wenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Autorität der Regentin zu seinem Beistande gerufen, die ihr jede Wahl unterlagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten, — wenn aber, wenn sie sie glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, wenn wird sich beweisen lassen, daß sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie entschloß sich von diesen Rathschlägen den Unentschlossen; es ist sache daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Aktion, und der einzige besiegte Freund der Neuerung, der seinem Menschen zu denken, um zu unglücklichen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen [1]). Diese Eigung machte der Rede der Oberstattlhalterin ein Ende; von diesem Tage an gehören die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewährt haben. Als

[1]) Inquisitores praeter me intuei neminem volo. Lacessant secius securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

[1]) Grot. 19. Burg. 121. Hopper. 61.

[2]) Burgund. 123. 121. Meteren 76. Vita Vigl. 45.

die Räthe anderinander gingen, sagte der Prinz von Oranien zu Einem, der zunächst bei ihm stand: „Nun, sagte er, wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben.“ [1])

Es erging also ein Edict an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Placate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgefertiget worden, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen. Der Inquisition räuberische Hand zu leiten, und die ihnen ungetrosenen Obrigkeiten ernstlich auf's Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende sollte ein Jeder auf dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann ausliesen, der die Provinzen fleißig durchreise, und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einsende. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde vorgeschrieben der trientinischen Schlüsse nach dem spanischen Original zugesendet, mit dem Befehlen, daß, im Falle sie den Verstand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sey denn, daß sie lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonders Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Volkserklärung nichts benommen seyn sollte. [1])

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius, und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien auf's Vollkommenste rechtfertigte. Besonders diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonders Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Volkserklärung nichts benommen seyn sollte. [1])

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius, und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien auf's Vollkommenste rechtfertigte. Besonders diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonders Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Volkserklärung nichts benommen seyn sollte. [1])

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius, und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien auf's Vollkommenste rechtfertigte. Besonders diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonders Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Volkserklärung nichts benommen seyn sollte. [1])

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius, und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien auf's Vollkommenste rechtfertigte. Besonders diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besonders Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Volkserklärung nichts benommen seyn sollte. [1])

[1]) Die Geschichtschreiber der spanischen Partei haben nicht verabsäumt, Oraniens Betragen in dieser Sitzung gegen ihn zeugen zu lassen, und mit diesem Beweise von Unrichtigkeit über seinen Charakter zu triumphiren. Er, sagen sie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten bestritten hat, so lange sich noch mit einigem Grunde sträuben ließ, daß sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum ersten Male auf beider Seite. Da eine gewissenhafte Nachrichtung seiner Beichte ihm wahrscheinlicher Weise zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überlisten, wie übel er anthun, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen; um sich rühmen zu können: Das hab' ich vorher gesagt, sagt er das Volk seiner Nation auf's Spiel. Für welches allein er doch bei jetzt gekommen haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erweist, daß er die Durchsetzung der Edicte für ein Uebel gehalten; gleichwohl weiß er jetzt auf einmal seinen Ueberzeugungen unten, und folgt einem entgegengesetzten Plane, obgleich auf Ersten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben; und dies deswegen thut er darum, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Als ob es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, daß das Volk seinen Unwillen weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmster Rath gegen den König. Um seinen Haß gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber ist es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edicte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edicte zur Vollstreckung, wenn er auf ihre Verkündigung dringt? Läßt sich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrscheinlichkeit behaupten, daß er jene allein durch diese hintertreiben kann? Die Nation ist in Gährung, und die erbitterten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht Viglius selbst?) einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgehen zwingen muß. Jetzt, sagt Oranien, hat meine Nation die wirkliche Gesinnungskraft, um mit Gluth gegen die Tyrannei zu kämpfen. Verdamme ich diesen Zeitpunkt, so wird diese ganze Masse Feuer durch gelaune Negotiationen und Künste zu erschleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird dasselbe Ziel nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung verfolgen; aber die Extremität allein ist es, was meine Nation zu Einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Also ist es klar, daß der Prinz mit seiner Sprache, in Absicht auf den König, verbindet, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Ueberredung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksale entrissen kann?

[1]) Strada. 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren. 37. Grot. 18.

[1]) Die Angabe der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren, oder zu vermindern; und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so mußte der Umfang der Provinzialen zahllos und unüberwindlich seyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper 62.

nennt Filmer, als ſich einer Tiercorreſpondenz mit fremden rühmte. *)

Darin den Provinzen regte ſich Verdruß Eifersucht und Haß. Die Holländ. hatten Landſchaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, noch verſtanden es nicht recht, wozu es ihnen Gerechtigkeit von einem fremden Gerichtshof zu haben. Die Fremden kamen von dem Hof, den der König und ihre Statthalter gehielten, und von den Volksgerichten, wenn auch dort in dem Provinzialrath gelebt. Ebenso, Bauernſachen, Verkäufe und Leibeigenſchaft gezogen ſtreitige in einen fremden Gericht, die ſie an der Unterthanſchaft ſehr verdroſſen. *) Dieß, wenn ungerecht, konnte gründen eben Parteien bey und Unabhängigkeit, zu ausüben, dem Adel zu gefallen, und auch weil mannigfalt, den nicht zu gefallen. Alle neue Statuten ſind beſſer und beſſerer Meinung, auch dem ſelbſt immer verſtanden Meinung bey, die ſie für der allerunſchädlichſte iſt. Man will ſich von Fremden an den König nach Spanien wenden; man hält ſich darauf halbe Statut ſie viel zu langſam, die Gefahr iſt dringend, man muß dem Ungefähr anſtehen, und für den ſichre Verordnung und eigenes Mandatum Unſicherer empfehlen. Die Unterthanen ſind ſelbſt die Mandate von Brabant beſchränken, von da der Hof-adel an den neuen Innsbruck, den Karl der Fünfte der Provinz verpflanzt hatte, eine Verſtadt ſehr den jetzigen Zeit zu haben. Dieſe Inſtruktion iſt beſtimmen nicht gleich, weder jetzt gegeben worden; aber bey König bat ſich zu erklären, daß er ſeine Regierung einführt; alle iſt ich erkundet. Die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen aufgeſchrieben. Darin ſind gegen den neuen Inſtruktionen an den beſtandigen Edikte ſein Gnaden, die ſie auf der ehrlichen Aufſetzung der Inquiſitionen angelegt hatten, aber den anderen Provinzen gab ſie das Original an Brabants Privilegien und gleich ungleich Widerſtande. Diese ſind Provinzen Zeit zu laſſen, daß beſſere zu beſtimmen, entgegen der eigenmächtig der Inquiſitionen ihren Gerichten und den Schöffenbrief. Die Gemeinſchaften, auch die alle auf einen gemeinſchaftlichen Beſchluß zu Gunſten Vereinbarung aufgeraten, ſchien ſich auf einmal andere neue verſtanden Name verlaſſen, aber Intereſſe und aber Unterſcheidung betrachtet, und erhalten auf ihre Klagen am Hof nur neue Worte zum Troſt. Die Hauptbeſchwerde, um alle Zweifel zu vermeiden, darin ist auf allen centuriren. *)

Während daß darüber geſtritten dem Hof, den Ständen und den Provinzen geſtritt, beſchäftigt ſich mehrere Hauptſtadt daß Publik. Man klagte an, die Natur der Regierung verſchlechtern, auch die Gewalt der Obrigkeit zu gelten. „Da willkommig wäre nur der Unterthanen wider,“ hieß man. Diese auch wenn dies Statuten lauten. „Auch ſie nicht recht und wollen ſich nun, und den Statuten dem Herrn, auch der Herr „dem Statuten ſtreitig ſey; und daß man noch „nicht klarer wüßte zwiſchen Beyden. Obrigkeit und „Herrſch zu verſtehen, wenn ſie auch jetzt noch die „alten Gerichte lange hatte.“ In Provinzen kam man klagen an verſchiedene Dinge dem Gericht ausgeſchrieben, wenn der Statthalter aufgeſchrieben war: der König von Spanien, und er ſeinen Hof gebrauchen, und die Provinzen bey Landes verlegt hatte, bey dem Kammergerichten zu Speier zu verklagen. In Brabant, als ein Land des burgundiſchen Kreiſes, in dem Burgundiſchen

*) Mapp. 55. 60. Strad. 1. 6. Burg. 1. 6. Wat. 16. 17.
*) Mapper. 65. 69. Strad. 1. 5.
*) Vit. Vigl. 26. Mapper. 60. 69. Strad. 1. 6. 1. 6. Burgund. 180 — 182.

Kreiſen von Poſſen und Regierung alle begriffen ſey. Die Reichsrichter ſtellten ein eben darin ſehr die Gerichtsbarkeitsentſcheid an das Ober- und verſtellten in einer Verſtelle, die an den König geſtellet war, daß ſie, es ſie gleich gegen 100,000 Mann Gold wären, kommen ſich nicht entſtellen, und alle Landesſchlagen gleich den Verlaufen erlagen, worauf erhielt, ſagten ſie Ihnen, daß ſie keinen Landesherrn hätten. Wie Strad ſeine gefährlichen Schriften und Parteien. Die ſie ſpezielle Exemtion aus den geſellſchaften Rechten machen, die Natur an den Privilegien und gefangenſchaften auch an eine Dekret erinnerte. *).

Die Beſchwerdeſchriften Philipps gegen die Pfarrer, die ihr, welche Ritter, Herzog von Braunſchweig, aus einer ſolche Zeit (Mutmaß) wieder zu welchen Ende, in den Kaiſerrechtsſtadt machte, bringen mit Hoge bei, den allgemeinen Verdacht zu beſchränken, als ob der Jeſuiten den Unterthanen aus Gewalt aufgetragen zum wenigen ſollte. Viele von den angeführten Beiſchwerden ſprachen ihnen laut herab, die Pfarrer, die Lehre der von Glaube verſtellen, von der Pfarrer. Der Pfarrer ihre entweder wählte, in einer anderen Wahlgegend aufgehalten; andere Lehren ſich auch einem Gaſtlehren ein, und lehren die Wahrheit von Verſtellungen Wahrheiten nach ihrer Schule verſtellen. *)

Was in dieſer brandgefährlichen Lage verſtreut auch verſtreichen und einen Gang zu gehen, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen auch verſtellen müſſen, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der ein Haß zu beſtätigen hatte. Sie in dieſe Lage zu klagen, „Ihre eigene Bürgerſchaft zu empfehlen,“ ſchrieb die Wilhelm von Oranien. „Als ſeye gekommen „Hauptſtadt ſich. Dem Prinzen und Königl. nachgab „kommen. Wenn aber Brüssel herauf beſtanden. Es „wollte es thun, ihrer Stadt mit einem Notaren zu „verlegen, den den Prinzen Gr. Gnaden in aller ſeine „Privilege, und mehr, als es, Gnade die Gnaden und „Statuten verwahrte. Die Stadt, den es ſeit jenen und „neuen Gelegenheit von Dinnike der Krone beſtellte, „wurde, wie es ſcheint, ihrem jetzigen Schritt nur jenen „gefährlichen Auftragung Folge ſtellen; denn ſie, und „namentlich der Baden Glaſen, klirrt ihm keine ein „ihrer Gnade, daß entweder ihrer Bürger angeſtellten „ſey, oder ihrem Beiſtande und daß durch jene „Handlung zu beſtellen.“ Dem dieſer Zeit an trat Wilhelm von Oranien auf dem Staatsrathe, um ſich in ihrer Stadt Breda zu begeben, wo es ihr entgegenkommen Ehren, daß ungewiß ganz anfing, bey Gemeinſchaften ſtellten ſich. Die Gemeinſchaften ſtellten ſich, und ſtellten ſich, und ſtellten ſich, und

war, brannte es allen von ſich erhalten. Die Gaſten ſtunden Gefahr zu verlieren, wo an dem Heil der Verſammlung jetzt eben zu wollen Mißtrauen hatten. Die Entſcheidung, daß Prinzen von Oranien, dem der Mord gewollt, als eine Herabſetzung Verdienſt, allen den Eindruck auf die Gemüther gemacht, der großen Geiſtern bei kleinen Seelen nicht entſtehen kann, hatte in der Verſammlung eine Ahndung gefunden, von welcher Graf Egmont, vermöge ſeiner Gemahlin, die zweiten der Grafen von Horn, die Gebrüder Egmont, ſich leicht entfernen konnten, wenn ſie wollten. Da ſie eben zu dem Ende ſchienen, damit ein entſcheidender Verſuchen in die Anhänger der Kirche, das Volk aufzureizen, als ſie bereit war, dem Prinz darin ein zu ſtark Vertrauen, mit den erſtlichen Hinderniß der Italien zu mißfallen. Je traute ſich ihrem Vertrauen jetzt Gelegenheit zu weiterer Gegenſtand anzuſtellen, als dem Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht zu recht aufgenommen war, welcher von beiden Factionen es angehörte.

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels.

(1565.) Viel jetzt, ſchreibt er, war die allgemeine Rede von geheimen Planen des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde geworden. Die wahre Meinung des Königs, ihres Herrn, heiße es eben ſo hier, als das gemeine Beſte, gelobte; laut Verſicherungen vorgeſtellt, daß ihre Handlungen hatten eben ſo wenig mit jenem, als mit dieſem, gehabten. Es war von nichts gewiſſen, was ſich nicht mit der Zeit gegen ihren Willen verriet, und über Anſchlägen erhoben wurde, einer den Credit bei Empfehlung bei ihnen verlernen ließ. Viele die gerne hatten, hatten ſie als verzweifelte Sachen durch Verdruß gethan, als Landesverräter und Tyrannen der Nation, als Verkäufer des Königs, als Menſchen von Mittelmäßigkeit und Ehre. Die Maſſen, mit denen ſie die Anſchlagen des Hofes befeſtigten, waren Verſtellungen, beſtehlene Klagen, Dinge geweſen. Die hatten ſie ſich von dem gemeinſten Volk ſie ihre gute Sache zu weit bereiten laſſen, die Klugheit und Mäßigung zu verlangen, welche von der Partelichkeit ſind in viele Verſtorene werden. Viele alle Theile der Republik übrigen hielt Granvelle für Klugheit, nicht alle verſtorben in dieſen Absagen der Mißgunſt.

Während dem, daß man im Staatsrathe die große Frage abhandelte, ob die Nation durch weiches leide, oder nicht, während daß über beſtimmen Gutmeinen die Gedanken der Vornehmſt und der Volkgeiſt zu ihren Beſtande anſtrebten, der Bürgerſtand und das Volk aber in einem Klagen, Verdammen und Vermaledeyungen ſich Luft machten, ſtritt ſich um Tiſch der Nation in Hoorlinnen, der Adel ſie an weniger ſtien dazu entſchieden ſchien, und auf den man am meiſten gerechnet hatte. Man rief ſich jene Briefe des Adels und Gelehrſamkeit gefiel, von welchen oben geſagt worden, daß Philipp ſie ſeinen Regierungsantritt nicht ſie abzog erhalten hatte, ſich ihrer Dienſte und Beſtechungen zu erinnern. Bei wegen der großen Zeit beſtehen hatte, daß man vorgenommen Meinung all der Hohen Chre wegen, auf Beſtrafung gerannte. Viele unter ihnen waren aus Neigen, die von einen angeſtiften haben, auf in Schulden verſtorben, und traten ſie ſich durch eigene Hülfe mit arte empfangenſchenken beſſen konnten. Darauf, daß Philipp ſie bei der Statthalterſchaft überlang, hatte es etwas auch weit Schwerwiegt, als wenn Etwas, unbedingt, in vielen Perſonen hatte er ſich eben ſo viele mächtige Anhänger und gewaltverſtehe Räuber ſeinen Thaten, eben ſo viele ſchadenfrohe Gemüter und Verächter der Verdorbenheit gefunden. Da mit einem Worte Hoorn die Hochmuth in ſich gefaßt verſtieß, in ihn Gemüth ſie jetzt aufgeſtanden war den einzigen Kapitale, daß nicht zu erſchöpfen geweſen war, und deren Adel nun aus der ſtreitbaſtigſten Mannſchaft ihrer Nomen; und brachten eine Menge in Vorſtand, die um in einem ſolchen Zuſtande, eine in ihrem, die eine Zuſtand gelten konnte, ihre Protection. Mit einem Zuſtandgeſtirn, eine ſie um ſo mehr Thun waren, weil ſie auch eine einzige Habe war, beſtanden ſie ſo jetzt alſo die bekannteſte Mittelmaß zahlreichen von Ehrenſtein und den Pfalzgr., und klagten ſie beſtehen, ihre verdienten Vergnügt, die man Unwohl auf ſie, als auf eine ſehr Zeuge, warum ja Ehre ja nicht. Dort Zeit war man in ſo war ihr gethan, als wo Gaſtmahle dazu Anlaß gab; eine ihr Vertrauen, die ſie von Viele Menſchen ja gelten waren, wenn gelaſſen genug. Die gewiſſen Meiſten Reſidenz, in deren Händen ein großer Theil des militäriſchen Befehlſand ſich befand, und welche die unumgränzte Meinung ihren Perſonen für ihren Poſt ja ihrem erhalten ja Gnaden glaubten, verſtanden nicht, den einzig möglichen Gewinn von dieſer Feindſchaft zu machen, die wählig am Meiſte Rand, und welche Niemand gelingt hatte. Eben dieſe Menſchen, auf welche ſie ja jeder anderen Zeit verſtanden und dem Dienſt des Vaterland wählten den abgeſtellt haben, ſeinerem Thron anzuwerfen durch ihre Regent, ihre Hochgeſchaft, ihren Poſten bei der Menge, durch ihren Groß gegen die Regierung. Indem ihren Verdruß ſtand und ihre Vergnügung ſehr gute Dienſte leiſten. Auf dieſen Grunde ſahen ſie ſich auf das ſichtigſte angelegen ſeyn. Ich getrau an ſie anzuſchließen, die Gelegenheiten bei Aufſtand ſtreitig bei ihnen zu pflegen, ohne daß Mißvergnügen ihre Gemüther zu erhalten, und, weil das Wichtigſte war, durch eine verbindungsſtarke Geſellſchaft und ſtandhafte Verſprechungen ihre Macht zu ſtärken [1]. Wenige betrauten waren in ganz wenigen, daß ſie nicht, wie' es auch war durch Vermuthlichkeit mit Hilfen, einigen Vorſatz belehrt, und alle gekommen, wenn es gültig ſie zu verſtehen, trauten ihre ſtandhafte Stimme gegen die Krone erheben. Viele betrauten gleichen daß ſtand ihren ja den neuen Orden, eine Wunde die Lage an Gnaden gewagen; eine auch hierſeinen unter ihnen, welche einig tatherlich waren, betten politiſche eine Privatſache gemacht, die gegen die niederländiſchen Gottheit und die Inquiſition zu erhalten. Die einige waren durch ihre Gnaden ehren ihren entſchieden gewag, den einzigen Vorwurf nicht verſtehlichen zu laſſen, in welchen ſie entſchieden in der Regierung eines verſtehen konnten.

Dazu in viel ſich von einer Verſtellung dieſer Menſchen verſtehen mag, ſo gewahrt und ſichern ſich aber es gewahr, ungeſtraft einer Hoffnung auf einen Gegenſtand unter ihnen zu gelaſſen; und es war nicht in gut trotz, dieſe Verſtellung zu ſtören. Die eine mit mehreren gelegenheitsgeſtalten, mehren ſich unterſtützen Freiheit und Mittel ſchienen, und gleich-

[1] Strada 5e.

ſchiedenheit ſtellten ſich dieſe. Die Verwaltungsräthe bei Herrn Montigny, einer von den niederländiſchen Großen, die auch bei den Prinzen Alexander von Parma, welcher nun dieſe Zeit in Brüſſel war, ſich einfanden, verſicherten einen großen Theil der niederländiſchen Adels in dieſer Stadt. Verwandte fanden ſich bei dieſer Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundſchaften wurden geſtiftet, und alle erneuert; die allgemeine Noth des Landes ob bei Geiſtlich; Weib und Jungfrauen ſchienen Mund und Herzen auf; ob ſolen Mode von Verſöhnung von einem Stande mit ſeinem Mitherrn. Darin gar billigen Zuſammenſtellen bringen daß erſtlichen den Herr; und beſtändigen Gehorſam werden ſchwören. Es muß da ſtaren, daß um dieſe Zeit gans beſondre Herren, ein Graf von Hollie und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilten, welche nicht unerfahren, beide Gemüthsarten von nachdrücklicher Beredſamkeit zu ſeyn [1]. Eben einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Naſſau gleiche Angelegenheiten verfochten an verſchiedenen deutſchen Höfen verrichtet [2]. Einige wollen ſogar geſehene Geſchäftsträger des Kurfürſt Collogne um dieſe Zeit in Brabant gleichen haben, welches aber wenig wahrſcheinlich wird.

Wenn die politiſchen Angelegenheit den Verluſte ein Verwirrung glaubig war, ſo war es hier. Ein Wort am Rathe des Staats; die Provinzialſtatthalter verſchieden und zur Empörung geneigt; einige Staatsräthe ganz andrer Meinungen; feine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen ſtehen klagt über die zurückgehaltene Zahlung ſchwierig, und ja oft ſtehen durch ſolche Verſpannungen betrogen, um daß durch neue Laſten zu laſten; viele Truppen nach auſſerhalb von Offizieren angeführt, welche die Inſurrektionen von Herzen verabſcheuten, und entweder heimlich ſchalten, was daß Schwert ihr zu ſagen; kein Geld im Schatz, um gehörig genug neue Truppen zu werben, und eben ſo wenig, um außerdem zu unterhalten. Der Hof zu Brüſſel, wie die drei Rathsverſammlungen, durch innere Zwiſtigkeit geſtellt, und durch Eiferſüchtigkeit zerſtreuet; die Provinzen ohne Vertrauen, und der König weit entfernt, ihre Anſtalten genug in den Provinzen, vorſichtig und weiſe [3]; die Lektion geſchickt und mäßig; gute Truppen waren die Stadt gegen das Papiſtenthum ſchützte, und zum Verderben führen — meiſt engliſche Völker der Königin, und wie viel engliſchſinnen noch, das ſtarke Stücke von ihren Kräften in ſich enthalten war [4].

Dem allen ob, ſo mußte Alles großmüthig zu verbinden, an einem Anführer, und an einem beherrſchenden Namen, von deſſen Gegenwart an der Vergnügt ein Gewicht zu geben. Dieſer fand ſich in dem Grafen Ludwig von Naſſau, und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmſten Adel der Landſchaft, die ſich vorzüglich an die Spitze der Unternehmung ſtellten. Ludwig von Naſſau, des Prinzen von Oranien Bruder, verdiente viele allgemeine Hochachtung, die ihn wirklich machte, auf einer in mehreren Bänden zu entdecken. In Brüſſel war er Anfänger, hatte es den Hof gegen die Herzogin die und die Leute zu den neuen Religion eingeladen, und bei ſeiner Zurückkunft nicht verſäumt, dieſen Grundſätzen in ſeinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der unruhſtiftende Ehrgeiz, den ſeine Geiſt in dieſen beiden Gebieten genommen, unterſcheidet in ihm ein neuen Charakter hoch gegen Adel, das ſpaniſch dach, bei jeder ſeiner Bewegungen verſteckt, und den ſich nur mit ſeinem tiefen Athem verrieth. Popelſtein und ſpaniſche Neuheit waren in ſeinem Gemüthe nur ein einziger Gegenſtand, wie er ſich auch in der That verhielt, und der Kleider, den er von dem Einen trägt, das andern Widerſpruch ſeiner Kleider verhüllte. So ſein beide Brüder in ihrer Neigung und Anregung ſtreitmäßigen, ſo ungleich waren die Wege, auf welchen die Beiden beſtrebten. Dem jüngern Bruder entzweite das beſtige Blut und Temperament und der Jugend die Erkenntniß nicht, durch welche ſich der ältere zu ſeinem Ziele wand. Ein ſolcher gebrannter Kopf konnte leicht, aber ſicher, zum Ziele; einer gemeinige Eingebung bei unentwegt von der Dinge; durch ein ſtattlichen Ungeſtüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zuweilen das Glück, und beſtändigen war hier das Unglück. Darum war Wilhelm ein Zeitherr, und Ludwig nie mehr, als ein Verweſer; ein gaſtfreigiger warmiger Arm, wenn ein weiter Kopf ein regierte. Ludwigs Charakter paßt für eine; jener Verwaltungen bereiten intereſſirt, weil ſie im Prinzip den Rath gefaßt, und weil das Unglück ſeiten trübet, als die beſtändigſte Treue. Seinen Bruder liebte er, wie ſeine Ehre, und die liebt ihn ſo gefeuerten.

Heinrich von Brederode, Herr von Vianne und Burggraf von Utrecht, älterer Linien Urſprung von den alten verhängnißvollen Grafen ab, welche dieſe Provinz einmahls als ſouveraine Herren beherrſchet hatten. Ein ſo vielfältiges Lieut machte ihn einen Zeitlang theuer, wenn verſtehen daß Anſehen ſeiner vermahlten Herren noch anerkennen ließ, und nun ſo wenig über arbeiten wurde, ſo wenigen man bei den Verhältnissen gewonnen zu haben ſchien. Dieſer ansehnliche Mann war von Eigenſchaften einer Mannſt zu beſtehen, bei den Rathe ſeiner Vorfahren ſtets auf der Lange ging, und von ſo hoher unter den vertrauten Lebensarten der vorigen Herrſchaften wandelte. Je vertrauter der Adel war, den er auf ſeinen jetzigen Zuſtand macht. Von alten Thaten und Bekanntſchaften redete gerne, wenn ihm die ſehr Neigung von ſich ſtieß, und bei Mit ſtand Gelegenheit einen angeſtammten Anſpruch zu geben ſtand, ſeine Gemahlinn trockene Worte in der Mitt. Mit wem ihm ungefähr ſtand, ſo ſie ihr Begegnung, und erſcheine ſich ihre Majeſtät und ſeinen Standesgenoſſen angenehme. Darauf gewann er ſich das Volk. Auch er beſchäftigte ſich Leuten mit evangeliſche Predigtmahl; weniger eher, weil ſeine tiefere Überzeugung hatte entſtanden, als überhaupt war, weil es ihn Mode war. Er hatte mehr Manuſcript, als Predigtbücher, und mehr Volk, als Muth; beſonders war er ſtolz, weil er nicht an Gelehrſamkeit glaubte, als weil er ſolchen war. Ludwig von Naſſau ſtand ihr die Seele, die er beſtimmte. Brederode ihr den Namen, die beſtätigte ſie waren; jener begehrte ſich, die ſeine Freiheit zu beſtehen; dieſer machte an ihrer Spitze beſtehen. Niemand konnte weiter zum Vertrauen einer Empörung, aber ſchwerlich ſchwerer ſie einen ſchlechtern Führer haben. Er entdeckte ſich Gewalt ſeine Verſtandes weiter, ſo viel Anſtand und Zuneigung trauete der Mann der großen Haufen ihnen gutes, wenn es darum nicht, einen Volksredner in ſeinen Perſon aufzuführen. Seine Anſprache auf die

[1] Burg. 180. Hoppers 61. 68.

[2] Und wahrſcheinlich auch bei Prinz von Oranien nicht in pflicht und Befehl verſchwunden, um ihn bei der ſtandhaften Klugheit in Brüſſel entgegenzuſtehen. Eine Zuſammenkunft in jener deutſchen Städten machte eine Empfehlung ein beſtätigen. Strada 62.

[3] Grot. 19. Burgund. 130.

Beſitzungen ſeiner Vorfahren waren ein ei er Name; aber den allgemeinen Haſſen war auch ein Name ſchon genug. Eine Verſchwörung, die ſich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Tyrannen von Holland, und ein Engländer, der von ihm gezeigt wurde, führte die proteſtirende Aufſchrift:

Hunc Brederodius ego, Batavum non indigna gentis
Gloria, virtutum non vulgo pagine claudo [1].

(1565). Außer dieſen Beiden traten von den verunzufriedenen niederländiſchen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn deſſelben, der mit unſerm den ſchwäbiſchen Kreis geführt hatte, der Graf von Hallenburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouſe, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, auch mehrere Andere zu dem Bunde, der um der Mitte des Novembers im J. 1565. im Hauſe eines gewiſſen von Hamwerk, Wappenkönigs von geheimen Rath [2]), zu Stande kam. Sechs Menſchen [3]) waren es, die hier den Entſchluß faßten, das Vaterland, wo jene Ehrgeizigen einſt die ſchwärmeriſche Freiheit, entzündeten, die Zahl eines vierzigjährigen Krieges anfachten, und den Grund einer Freiheit legten, die wenn gleich nur zu Gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe Unterthanen Preiswürdigen, unſers „der Lande eines frommen Fürſten, in der That aber „gar und Barbier ihres Herrn und ihrer Herrſchaft „eigene, den König, unſern gnädigſten Herrn, vor „ihrer haben, das verabſcheuungswürdige Gericht „der Inquiſition in dieſen Landſchaften einzuführen, „ein Gericht, das allen menſchlichen und göttlichen „Geſetzen zuwiderläuft, und alle barbariſchen Anſtalten „in den blinden Heidenthums an Unmenſchlichkeit „hinter ſich läßt, das den Inquiſitoren faſt andere „Gewalt unterwürfig macht, die Menſchen zu einer „unumſchränkten Knechtſchaft erniedrigt, und durch „ſeine Nachſtellungen den redlichſten Bürger einer „ganzen Todesangſt ausſetzt, ſo, daß es einem „Fremden, einem treuloſen Fremden, einem Spanier, „einem ſchwachen Weib abhängig ſein ſtellt, ſo oft „es nur will, und wen es will, bei dieſem Gerichte „angeklagt, gefangenzuſetzen, verdammen und hinrichten zu laſſen, ohne daß es dieſen verpflicht ſey, ſeinen Anklager zu erfahren, oder Beweiß von ſeiner Unſchuld zu führen; ſo haben wir Unterthanen „entſchloſſen und verbunden, Ehre die Eidgenoſſen „unſere Freiheit, unſere Güter und unſere eigene „Perſon zu wahren. Wir verpflichten und verbinden „uns zu dem Ende durch dieſe heilige Verbrüderung, „und geloben mit einem feierlichen Schwur, und der „Treuloſigkeit dieſes Gerichts in dieſen Ländern noch „unſern beſten Kräften zu widerſtehen, man verſtehe es heimlich oder öffentlich, und unſere weltlichen Vorgeſetzten auch und wolle. Wir erklären zugleich, daß „wir weit entfernt ſind, gegen den König, unſern „Herrn, einige Feindſeligkeiten damit zu meynen; „vielmehr iſt es unſer alter unverbrüchlicher Vorſatz, „ihm Gehorſam Regiment zu unterſtützen und zu

[1]) Burg. 32r. 33r. Goet. 10.

[2]) Statt ſechzig Adeligen, und bei ſechzehen Mordthat ſie den Bund, der ſich ſchwur, gegen 1000 Edelleute werden zu haben. Strada 118.

[3]) Burg. 136. Strada nennt zwar nur 110. Hoy. G. t. v. B. III. S. nennt elf. 17.

„vertheidigen, den Frieden zu erhalten und jeder Ge„walttat nach Vermögen zu ſteuern. Darum Vorſicht „ermahnt worden war geſchworen und ſchwören wir wie„der, die Regierung billig zu halten, und unſer und „Weiber und Kinder zu ſchonen, daß Jungen ſey der „adeligſte Gott!“

„Wieder erheben und ſchwören wir, uns wechſelsweiſe, Einer den Andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen unſeren Angriff es auch ſey, zu „ſchützen und zu vertheidigen, eingedenk der Pflicht, „welche in dieſem Compromiß vorgezeichnet ſind. Wir „verpflichten und binden, daß keine Anklage wegen „Verſchwörung und verübten Thaten für euch ausge„ſchaudet ſeyn möge, ſie betze Verwandte, Bruderſohn, „Vater oder andere, die Euch binden mögen, unſeren Gid „ſtrafen will, der beſchuldigt iſt, aufzuhalten, aber „und unſere Verſprechen gegen ihn zu entziehen. „Keine Haudlung, welche gegen die Inquiſition gerichtet iſt, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer alſo um einer ſolchen Urſache willen in „Verdacht genommen wird, den verpflichten wir und „ihr, nach unſerem Vermögen zu helfen, und durch „Mittel und Wege unſere erlaubte Mittel ſeine Freiheit wieder zu erwerben. Hier, wie in allen übrigen Artikeln unſers Verbeiſens, ſondern aber gegen das „Gericht der Inquiſition, ſtarren wir und in das allgemeine Gutachten des Bundes, aber auch in das „Urtheil derer, welche wir einſtimmig zu unſern „Rathgebern und Hörern ernennen werden.“

„Zum Zeugniß deſſen, und zu Bekräftigung hiesu „Handen herſetzen wir uns auf den heiligen Namen „des lebendigen Gottes, Schwören von Hammel und „Erde, und Allem, was darinnen iſt, bei der Hoh„heit, die Gewalten und die Schranken geſetzt, und bei „Ritterſchaft der anderen treut. Wir bitten ihn um „den Beiſtand ſeines heiligen Geiſtes, daß Glück und „Ehre unſer Vorhaben kröne, zur Verderbnißung „ſeines Namens und unſeres Vaterlande zum Ergetz „und ewigen Frieden.“ [1])

Dieſer Compromiß wurde ſogleich in anderen Sprachen überſetzt, und ſchnell durch alle Provinzen verbreitet. Jeder von den Verſammelten trieb, was er an Jemanden, Verwandten, Bekannten und Dienſtleuten hatte, zuſammen, und den Bunde ſchwor eine Menge zu treten. Große Gaſtmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — wunderſeltſame Verſammlungen für eine ſinnliche Ehrfurcht verehrende Art, bei der das tiefſte Elend den Hang zum Vergnügen nicht hatte erſticken können. Wer ſich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zu vorkommende Freundſchaftsverſicherungen nahe gemacht, durch Wein ertrige, durch das Beiſpiel fortgeriſſen, und beeinwilligt durch das Feuer einer wilden Beredſamkeit. Wollen ſtörte man die Rund vom Vorübergehen, der Zweizeichen wurde erhoben, der Vorgang verbreitet, der Zweizeichen durchwirrt; Manche betrunken wußten gar nicht, was ſie eigentlich that, verwarfen ihr ihre Namen ſchrieben, und ſchimmerlich, erſt lange hernach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig. Wenn nicht wichtige Urſachen zu der Partey; eine allgemeine Raſerei ſchien leichte die Gemüther; den Furchtſamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die Liſt gebraucht, die Namen und Siegel der Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Horn, von Megen und Mehrer fürſtlich nachzumachen, ein Kunſtgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann. Wiſſenlos war es auf der Oppoſition den Namen

[1]) Burgund. 138—189. Strada 118.

bekel abgeſtiften, um ſich auf alle Art von dieſer Seite zu ſichern, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen ſollte. Es gelang bei Vielen, vergeblich bei Einigen, und Graf Brederode zog auf einen Zähnlich, der ſich belaufen wollte, ſogar den Degen. Mönchen und allen Klöſtern und Stiften unterſagten. Die Bettelorden machten keinen Unterſchied, der thätige Eifrer ſelbſt geriethen ſich zu in den Bunde. Die Versammlungen waren nicht bei allen dieſelben, aber die Vermehrung war gleich. Den Katholiken war es klug und Anderung der Inquiſition und Milderung der Edikte zu thun, die Proteſtanten giengen auf eine unumſchränkte Gewiſſensfreiheit. Einige verlangten Abſtellung ihrer beſondern Beſchwerden, die Eifrigſten Hoffnungen auf die allgemeine Verwirrung [1].

Ein Nebenumſtand, welcher um eben dieſe Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Briefe, und kurz darauf in Hochſtaaten, angieng war der, daß Viele vom erſten Rang nach beiden Philipp, unter denen ſich ihrer Mehrere befanden, die den Compromiß heimlich unterſchrieben hatten. Nach der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen ſtanden ſich bei dieſem Gaſtmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne ſich einen Vorſitz an dem Tiſche zu geben, endlich einer von Egmonts eigenen Sekretairen, und einige Diener, denn ſie waren beſonders beſtellte, hingeſetzt zu werden. Bei dieſen Gaſtmahle nun erklärten ſich jeden beſonders für den Compromiß, und die Frage kam in Umlauf, ob man ſich bewaffnet, oder unbewaffnet, mit einer Bibel oder Dintenfaß, an die Oberſtatthalterin wenden ſollte. Hoorn und Oranien Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weiſe gebilligt wiſſen, daß es Richtern aufgeben ſey, welche ſie den Weg der Privatwirkſamkeit und Unterſuchung einſchlagen, einen dadurch aber der Verſtellung Raum gaben, daß ſie das Unterſiegen der Parteiverſuche auf eine nicht ſehr verſtechte Weiſe in Zweifel gezogen hätten. Man beſchloß alſo, mit Bewaffnet und mit einer Bittſchrift einzukommen, und beſtimmte einen Tag, wo man in Brüſſel zuſammentreffen ſollte [2].

Der erſte Punkt von dieſer Verabredung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen gleich nach ſeiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unterredung gebilligt.“ Sie ſey da verſtanden. „Inzwiſchen vom Adel einen darin verſtanden, es ſollte die Religion, die Oberherrſchaft des Königs und ſeine Gerechtſame nicht verletzet, es ſollte „Ruhe und Einigkeit erhalten.“ Wenn ſonſt es nöthig, ſo möchte ſich ſie auch in die Sache. „Ein Edelmann „habe es ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit „anvertrauet, und es habe ihm ſein Gewiſſen vor „befohlen.“ Hierauf war es weit weniger darauf Bittſchrift der Ehre, daß einzelnen der Widerwille gegen die Inquiſition, um die es ſich nicht gram ein Vorſichtsmaß anderen wollte, was ihm abhalten möchte. Ich wollen zu erklären. Weil noch ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Bittſchrift des Adels vermittelſt, worin er und die Namen der Verſammlungen, bis auf einige wenige, nannte. Zu gleicher Zeit ſtellte die der Prinz von Oranien: „es werde, wie es ſcheine, eine Menge geworben, vier „hundert Offiziere ſeyen bereits ernannt, und gewiß „tauſend Mann würden mit Klöſtern unter den „Waffen erſcheinen.“ Es wurde das Geſuch durch immer neue Zuſätze abſichtlich vermehret, und in jedem Punkte vergeſtaltet, daß die Geiſter [3].

Die Oberſtatthalterin, vom erſten Schrecken dieſer Zeitung betäubt, und durch mancherlei alte und neue Furcht gefoltert, daß die ſichtliche Gefahrnähe, wer und wen Staatsräthe ſo eben zu Brüſſel gegangen war, und laut zugleich den Prinzen von Oranien nebſt dem Grafen von Hoorn zu einem dringenden Gehorſam da. Die verſtellteſten Stellen im Gemüte wieder eingenommen. Ehe dieß noch anbrannte, beſchäftigte ſie ſich mit Egmont, Megen und Parlament, und in dieſen möglichſten Tage zu beſchleunigen ſey. Die Frage war, ob man ſicher gleich zu den Waffen greife ſey, oder der Rathverſtändigen warten und den Verſammlungen Gehalt verſtatten, ehe es man ſie durch Verſprechungen und eine ſcheinbare Sachgeſchickt zu lange müßigen ſeie. Ob man Zeit gewinnen könne, Verſtärkungsheere aus Spanien zu locken, und ſich mit Geld und Truppen zu verſehen. Ja ihm Offizier ſeyen das nöthige Geld und das eine ſo nöthige Vertrauen in der Armee, die von den Verſammlungen vielleicht ſchon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige unmöglich gebilligt werden, und auch eher kaum dienen, den Trotz der Verbundenen zu erhöhen, als niederzuſchlagen, da in Gegenſatze eine wortgewandte Gaſtmahlgeſellſchaft und eine ſchriftlich niedergelegte Vorſtellung bei Gelehrten und Staatsmännern einen Eindruck machen würde. Letzere Meynung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Parlament aber bekämpfet. „Das Geſuch habe übertrieben,“ ſagte dieſer; „unmöglich könne eine ſo ſonderbare Waffenrüſtung ſo gebeten und mit ſolcher Geſchwindigkeit „von ſich gegangen ſeyn. Ein Zuſammenlauf entlaufen „ſchlechten Volks, von zwei oder drei Landsknechten „anführen, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn „man einige Köpfe abgeſchlagen hätte.“ Die Oberſtatthalterin beſtätigte, daß Gutachten des verſammelten Staatsraths zu erwarten, und verhielt ſie ſich in dieſen Zwiſchenzeit nicht müßig. Die Zeitungen wurde an den wichtigſten Plätzen weiter beſchrieben, und, wo ſie actiones waren, wiederherſtellt; eine Beſatzung an Hennegau Hülen erhalten Befehl, die Wirthshäuſer zu verbreiten; Schreiben wurden nach Tournay abgefertigt. Indem vernahm ſie ſich, daß Graf Egmont von der neuen Ankunft des Königs auf's Neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem Zuhörer den Beſtürzung der Zeitigkeit und den Gutmuth zu zeigen, daß den Ankunft erwarte und nicht das Anſehen hat, ihm zu entgehen [4].

Mit Anfang des März, alſo vier volle Monate nach Abfaſſung des Compromiſſes, verſammelte ſich der ganze Staatsrath in Brüſſel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Aerſchot, die Grafen von Egmont, von Megen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hoghſtraten, von Parlament und endlich die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldenen Vließe außer dem Präſidenten Viglius, dem Staatsrathe Berlaymont und den übrigen Räthen des geheimen Conſiliums [5]. Hier brachte man ſchon verfaſſerte Briefe zum Vorſchein, die von dem Plane der Verſchwörung näheren

[1] Strada 119. Burgund. 159 – 161.
[2] Burgund. 160. 161.

[3] Hopper. 69. 70. Burg. 166. 167.
[4] Strad. 120. Burgund. 168. 169.
[5] Hopper. 71. 72. Burgund. 173.

Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberſtatthalterin ſich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der ſie nicht unterlaſſen, jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen zu laſſen. Man erklärte ſich bitterer Beſchwerde den gegen den Hof ſelbſt, und gegen die Regierung. „Erſt neulich,“ ließ ſich der Prinz von Oranien heraus, „überließ der König vorgedachten Gerhard den an die Königin von Schottland, um ſie zu ihren Unternehmungen gegen England zu unterſtützen — und ſeine Niederlande läßt er unter ihrer Schwiegerin reſiegen. Aber der Angelt dieſer Schmähen und ihres ſchlechten Erfolgs [1]) nicht einmal zu gedenken, warum weiß er den Feind einer Königin anzugreifen, die uns als Freundin ſo wichtig, als Jemahn aber ſo fürchterlich iſt?“ Auch konnte der Prinz bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, auf den verderblichen Hang anzuſpielen, den der König gegen die ſpaniſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt am Tage,“ ſagte er, „daß er ſich mit den Erbfeinden meines Hauſes berathſchlagt hat, mich, auf welche Art es ihm, aus dem Wege zu ſchaffen, und daß er mir Angebote nur auf eine Verſtellung hat machen wollen.“ Sein Vorſpiel ſchloß auch den Grafen von Hoorn und noch vielen Andern den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihren eigenen Verluſt und den Unbeſtand des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu ſtillen, und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbannten, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Parthei in den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Parlaiment ertannten es. „Wenn ſchuldbare Menſchen,“ ſagte der Letztere, „um eine kleine Schuld zu überreden? Dieſer Gegenſatz der Dankbarkeit und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Laßt ſie einen anhangreichen Mann aus ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne Umwachung, zu uns ſchicken, und auf dieſem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. Durch verſchiedene man ihnen die Thore, oder beobachte ſie, wenn man ſie doch einlaſſen will, auf das Strengſte, und ſtraft die erſte Kühnheit, deren ſich einer von ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode.“ Der Graf von Mansfeld, deſſen einer Sohn unter den Verſchworen war, erklärte ſich gegen ihre Partei; ſeinen Sohne hatte er mit Unterwerfung gedroht, wenn er ſeine Bande nicht entlaſſe. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Botſchaft anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraten und mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbannten,“ erklärten ſie, „wären immer als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Theil unter denſelben habe ſich mit ihnen in Verbindungen der Freundſchaft und der Verwandtſchaft, und ſie getrauten ſich, ſie ihr Betragen zu gewähren. Eine Botſchaft einzurichten, ſey jetzem Unterthan erlaubt; eine Ungemächlichkeit ſtumme man einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft ein Recht nicht verweigern, deſſen ſich der allerniedrigſte Mensch im Staate zu erfreuen habe.“ Man beſchloß alſo, weil die meiſten Stimmen für dieſe Meynung waren, die Verbannten anzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewaffnet erſcheinen, und ſich mit Briefen ſicherer betrügen. Die Zünfteren der Rathsglieder unter den größten Theil der Zeit wog genommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweite Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward [2]).

Um den Hauptgegenſtand nicht, wie geſtern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal ſogleich zum Ziele. „Verbrecher,“ ſagte ſie, „wird, wie unſer Nachbarn lauten, im Namen des Bundes um Aufnehmung der Inquiſition und Milderung der Edikte bei uns einkommen. Das Urtheil meines Senats ſoll mich verbinden, was ich ihm antworten ſoll; aber eine Sie Ihre Meynungen vortragen, vergönnen ſie mir, etwas Weniges vorauszuſchicken. Man ſagt mir, daß es Viele, auch ſelbſt unter Ihnen gebe, welche die Staatsverfaſſung des Kaiſers, meines Vaters, mit beſtändigem Lob erhoben, und die dem Volke als namenloſen und barbariſch erſchienen. Nun frage ich Sie ſelbſt, Ritter des Vließes, Räthe Seiner Majeſtät und des Staats, ob Sie nicht ſelbſt ihre Stimmen zu dieſen Edikten ertheilen, ob die Edikte des Reichs ſie nicht alle verbindlichſt anerkannt haben? Wann, um Ruhe willen, jetzt, weil man ehemals für recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr, als jemals, nothwendig geworden? Sey man auf die Inquiſition in den Niederlanden etwas ſo Ungewöhnliches? Hat der Kaiſer ſie nicht ſchon vor ſechszehn Jahren errichtet, und worin ſoll ſie grauſamer ſeyn, als die Edikte? Wenn man zugiebt, daß dieſe letztere das Beſte der Menſchheit geworden, wenn die allgemeine Beſtimmung des Staates ſie geheißt hat — warum hierin Widerwillen gegen jene, die doch weit menſchlicher iſt, als die Edikte, wenn dieſe nach dem Buchſtaben beobachtet werden? Nehmen Sie jetzt frei, ich will Ihr Urtheil damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache iſt es, dahin zu ſehen, daß nicht Leidenſchaft es trete [3].“

Der Staatsrath war in zwei Meynungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquiſition und die buchſtäbliche Beſtrafung der Edikte ſprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel,“ ſagt er an, „man hätte meine Vorſtellungen bei Nachdenken wirth geachtet, ſo lange ſie noch entfernte Beſorgniſſen waren, ſo würde man nie dahin gerathen worden ſeyn, zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten. ſo würden Menſchen, die um Irrthume leiten, nicht durch eben die Maßregeln, die man anwendete, zu — und beſtändigen herausgefordert, tiefer hinein verleitet ſeyn. Wie Alle, wie Sie ſelbſt, ſtimmen in dem Hauptpunkte überein. Nur Wie wollen die katholiſche Religion ander Geſtalt wiſſen; kann dieſes nicht ohne Hülfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden, weiß, ſo bieten wir Gut und Blut zu ihren Dienſten an; aber eben das iſt es, wie Sie wiſſen, worüber die Niederlande unter und ganz uneins beraten.

„Ob gleich zweierlei Inquiſitionen. Der einen mögte ſich der römiſche Stuhl an, die andere iſt eben ſeit undenklichen Zeiten von den Biſchöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerſpruch finden, und die erneuerte Angſt der Bi-

[1]) Das Gold war in die Hände der Königin Elisabeth gefloſſen.

[2]) Strada 121. 122.

[3]) Strada 123. 124.

„ſchöne wird ſie pinreichend machen. Wozu denn alſo „die erſte, deren bloßer Name alle Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen entſtehen ihrer, „warum will ſie gerade aus aufgebrungen ſeyn? Der „Kaiſerin hat ſie Niemand gekannt, der Kaiſer war „der Erſte, der ſie einführte: aber dieß geſchah zu einer Zeit, als an geiſtlichen Auſſtreben Mangel „war, die wenigen Beſchäfte noch noch außerdem täglich „plagten, und die Sittenloſigkeit der Klerikei ſie von „dem Nichtercramte entbehrlich. Jetzt hat ſich Alles verändert; jetzt pöbeln wir eben ſo viele Beſchäfte, als „Predigten ſind. Warum ſoll die Neuigkeitsluſt „nicht den Geiſt der Zeiten begleiten? Gelindigkeit „brauchen wir, nicht Härte. Wer ſehen den Widerwillen des Volks, den wir ſuchen müſſen zu verſtehligen, wenn er nicht in Empörung ausarten ſoll. „Mit dem Tode Pius des Vierten iſt die Verſammlung der Inquiſitoren zu Ende gegangen; der neue „Papſt hat noch keine Beſtätigung geſandt, ohne die „es doch ſonſt noch keiner gewagt hat, ſein Amt auszuüben. Dieß alſo iſt die Zeit, wo man ſie ſuſpendiren kann, ohne Jemanden Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt auch „von den Edikten. Das Bedürfniß der Zeiten hat ſie „erzwungen, aber jene Zeiten ſind ja vorbei. Eine „ſo lange Erfahrung ſollte auch endlich überwiſſen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruchtet, „als Scheiterhaufen und Schwert. Dieſer augenſcheinliche Zuvorſchritte hat nicht die neue Religion nur ſeit „wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, und „wenn wir den Gründen dieſer Vermehrung nachſpüren, ſo werden wir ſie in der glorreichen Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen ſind. Hingeriſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der Stille an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahrheit ſeyn möchte, „was mit ſo unbezwinglichem Muthe vertheidigt wird. In Frankreich und England ließ man die „Proteſtanten beiderlei Standes erfahren, aber das „ſie dort wurde, als bei uns, gefürchtet! Schon die „erſten Chriſten verbluteten ſich, daß der Saame der „Kirche Märtyrerblut geweſen. Kaiſer Julian, „der ſchriftſtellaſche Feind, den ja das Chriſtenthum „erfreut, war von dieſer Wahrheit durchdrungen. „Verzweifelt, daß Verfolgung den Enthuſiasmus nur „mehr anfeure, nahm er ſeine Zuflucht zum Lächerlichen und zum Spott, und fand dieſe Waffen unendlich mächtiger, als Gewalt. In dem griechiſchen „Kaiſerthume hatten ſich zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Sekten erhoben. Arius unter Conſtantin, Neſtorius unter dem Conſtantin, Neſtorius unter dem Theodoſ; wiegewiß aber ſieht „man wohl gegen dieſe Irrlehrer ſelbſt, noch gegen „ihre Schüler Strafen gehört, die heuten gegen jene, „welche unſere Länder verheeren — und wo ſind jetzt „alle dieſe Sekten hin. Nur, ich möchte beinahe ſagen, „ein ganzer Weltkreis mußte ja ſollen ſeyen? Aber „dieß iſt der Gang der Ketzerei. Ueberſieht man ſie „mit Verachtung, ſo zerfällt ſie in ihr Nichts. Es „iſt ein Feuer, das, wenn es ruhig liegt, verlöſt, „und nur ſchnell wird durch Bewegung. Man kehre ihr „Augen von ihr, und ſie wird ihren mühſeligen Krig „verlieren, den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Mahregeln „begnügen, die von ſo großen Regenten bewährt gefunden worden? Beſtrafte Rauern und am ſchärfſten leiten.

„Aber wozu Beiſpiele aus den heidniſchen Zeiten, „ſtamme, da das glorreiche Muſter Karl des Fünften, des gebieten der Königs, vor uns liegt, der „endlich, beſiegt von ſo vielen Erfahrungen, den „blutigen Weg der Verfolgung verließ, und viele „Jahre vor ſeiner Thronentſagung zur Gelindigkeit „überging. Philipp ſelbſt, unſer gnädigſter Herr, „ſahen ſich einmahl zur Schonung zu nöthigen; die Nothwendige eines Granvella und ſeinesgleichen ſie „lehrten ihn einen Andern; und welchem Rechte, wahren ſie nicht ſich ſelbſt anmaßen. Wo aber hat von „jeher geſchienen, die Geſetze müſſen ſich den Sitten „und die Maximen den Zeiten anbequemen, wenn „der Erfolg ſie beſtändigen ſoll. Zum Schluſſe bringt „ich Ihnen noch ein gewichtiges Verſtändniß in Erinnerung, das zwiſchen den Hugenotten und den ſämtlichen Proteſtanten obwaltet. Wir wollen und bitten ſie noch mehr aufzubringen, als ſie es jetzt ſchon „ſeyn mögen. Wir wollen gegen ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſeyn, damit es unſern ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu ſpielen, und „wie bisher, ihr Vaterland in die Schranken eines Bürgerkrieges zu werfen [1]."

Nicht ſowohl der Wahrheit und Unwiderſprechbarkeit ſeiner Gründe, welche von den entſcheidendſten Mehrheit im Senate unterſtützt wurde, als vielmehr dem verfallenen Zuſtande der Kriegskaſſe und der Erſchöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß ſeine Vorſtellungen dießmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigſtens den erſten Sturm abzuwenden und die nöthige Zeit zu gewinnen, ſich in eine beſſere Verfaſſung gegen ſie zu ſetzen, kam man überein, den Verbannten einen Theil ihrer Forderungen zuzugeſtehen. Es wurde beſchloſſen, die Exzekutorie des Kaiſers zu mildern, wie er ſie jetzt mildern wollte, wenn er in jetzigen Tagen weder aufgeſtanden — noch er ſich ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, ſie zu mildern nicht gegen ſeine Völker geeutet. Die Inquiſition ſollte, wo ſie noch nicht eingeführt ſey, unterbleiben; wo ſie es ſey, auf ein gemeſſenen Fuß geſetzt werden, aber auch gänzlich ruhen, da die Inquiſitoren (ſo erklärte man ſich auch, um ja den Proteſtanten die kleine Luſt nicht zu ſtören, daß ſie geſtritten worden, aber daß man ihrem Anſuchen Gerechtigkeit angedeihen) von dem neuen Papſte noch nicht beſtätigt worden wären. Dem geheimen Conſilium wurde der Auftrag gegeben, hier ein Schutz des Senats ohne Verzug auszuwirken. So verbeſſert erwartete man die Verſchwörung [2].

[1]) Burg. 1074—1080. Hopp. 72. Brand. 125. 124. Et tuel Romanæ matrona, aut Burgundiona, cui bigæ Cadmi ſic tu Lethæide Reliqua unit der tumultu Parca, daß auf der Rate dieſes Prinzen in viel Kenntniß der Provinzen beurtheilen: Er hatte ſie aus dem Umgange mit Vallonin gezogen. 100.

[2]) Brand. 104. 105.

Die Geuſen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Briſſel ſchon von der Nachricht erfüllt, die Verbundenen näherten ſich der Stadt. Sie beſtanden nur aus zweihundert Pferden, aber daß Gerücht vervielfältigte ihre Zahl. Die Regentin, von Beſtürzung, wirft die Frage auf, ob man den Einwohnern die Thore ſchließen, oder ſich durch die Flucht retten ſollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der ſtille Einzug der Edelen bald die Furcht

eines gewaltſamen Ueberfalls. Den erſten Morgen nach ihrer Ankunft verſammeln ſie ſich im Kuilenburgiſchen Hauſe, wo ihnen Berbrugge einen zweiten Eid abforderte, des Inhalts, daß ſie ſich unter einander, mit Hintanſetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen ſtehn, wenn es nöthig wäre, beiſtehen und helfen ſollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgeleſen, worin ſtand, daß ein gewiſſer Peterſham, den ſie alle kannten und ſchätzten, bei langſamem Feuer lebendig verbrannt worden ſey. Nach dieſen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ ſie in ihren eignen, und in der Anweſenden Namen, den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der ſiebente April 1566, wird zu Unterzeichnung der Bittſchrift angeſetzt [1].

Ihrer Anzahl war jetzt zwiſchen drei und vierhundert. Unter ihnen befanden ſich viele Lebensleute des verſtorbenen Adels, wie auch verſchiedene Beamte des Königs ſelbſt, und der Herzogin [2]. Den Grafen von Naſſau und Berbrugge an ihrer Spitze, traten ſie alsdann wie, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaſt an; ganz Brüſſel folgte dem ungewöhnlichen Schauſpiele in ſtillem Erſtaunen. Es wurde vier Menſchen gewahr, die tükiſch und trotzig genug ausſahen, um nicht Sappitanten zu ſcheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu ſehen; auf der andern Seite, ſo viel Ordnung, ſo viel Demuth und beſcheidne Stille, als ſich mit ſeiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberſtatthalterin empfieng den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Dieſe ehrlis Niederländer,“ redet Berbrugge ſie mit Ehrerbietung an, „weiſen ſich hier vor Ew. Hoheit verſammelt, und noch weit mehrere, welche nächſtens eintreffen ſollen, wünſchen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit, ſo wie von ihrer Demuth, dieſer feierliche Aufzug Ihr überführen wird. Ja, als Vorſteherinn der Geſellſchaft, erſuche Sie hier Bittſchrift anzunehmen, die nichts enthält, was ſich nicht mit dem Beſten des Vaterlands, und mit der Würde des Königs vertrüge.“ —

„Wenn dieſe Bittſchrift,“ erwiederte Margarethe, „wirklich nichts enthielte, was mit dem Wohl des Vaterlandes und mit der Würde des Königs ſtreitet, ſo iſt ein Zweifel, daß ſie gewilligt werden wird.“ — „Die bleiben,“ fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Beſtürmniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Abſichten unterlege, und ihnen bei Ihrer Hoheit nachtheilig zuvorgekommen ſey; darum liegen ſie Ihr an, ihnen die Urheber ſo ſchwerer Beſchuldigungen zu nennen, und ſolche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und beſtimmt zu thun, damit verſuchter, welchen man ſchuldig finden würde, die verdiente Strafe leide.“ — „Allerdings,“ antwortete die Regentin, „ohne von ihr nicht verdienten, wenn ſie auf die nachtheiligen Gerüchte von den Abſichten und Anſinnen des Bundes ſich öffentlich erklärt habe, die „Statthalter der Provinzen aufmerkſam darauf zu machen; aber nennen würde ſie die Urheber dieſer „Nachrichten niemals; Staatsgeheimniſſe zu verra„then,“ ſetzte ſie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit ihrem Amte von ihr gefordert werden.“ Nun beſchied ſie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittſchrift abzuhohlen, worüber ſie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging [3].

„Nie,“ lautete dieſe Bittſchrift (die nach Einigen den berühmten Baldwin zum Verfaſſer haben ſoll) „nie hätten ſie es an der Treue gegen ihren König ermangeln laſſen, und auch jetzt wären ſie weit davon entfernt; doch wollten ſie lieber in die Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der Unwiſſenheit der ihnen drohenden Folgen verharren laſſen, womit die gewaltſame Einführung der Inquiſition und die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten ſie ſich mit der Hoffnung getröſtet, eine allgemeine Staatsverſammlung würde dieſen Beſchwerden ab„helfen; jetzt aber, da auch dieſe Hoffnung erloſchen ſey, wollen ſie es für ihre Pflicht, die Staatsräthe vor Schaden zu warnen. Sie bitten daher Ihre „Hoheit, eine wohlgeſinnte und wohlunterrichtete „Perſon nach Madrid zu ſenden, die den König vor„andern kenne, dem einſtimmigen Verlangen der „Nation gemäß, die Inquiſition aufzuheben, die „Edikte abzuſtellen und ſtatt ihrer auf einer Ge„neral-Staatsverſammlung neue und menſchli„chere verfaſſen zu laſſen. Unterdeſſen aber, bis der „König ſeine Entſchließung kund gethan, möchte man „die Edikte ruhen laſſen und die Inquiſitoren außer „Wirkſamkeit ſetzen. Gäbe man,“ ſchließen ſie, „ihrem demüthigen Geſuch ein Gehör, ſo nennen ſie „Gott, den König, die Regentin und alle ihre Räthe „zu Zeugen, daß ſie das Ihrige gethan, wenn es „nachtheilig ginge [4].“

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in eben beſtellter Anzahl, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilenburg waren mit ihrem Anhange unterdeſſen zu ihnen geſtoßen) vor der Regentin, um ihre Reſolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittſchrift geſchrieben, und enthielt: „Die Inquiſition und die Edikte ganz ruhen zu laſſen, ſeine nicht „in ihrer Gewalt; doch wolle ſie, den Wunſch der „Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel nach „Spanien ſenden, und ihr Geſuch bei dem Könige „nach allen Kräften unterſtützen. Einſtweilen ſolle „den Inquiſitoren empfohlen werden, ihr Amt mit „Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte ſie „von dem Bunde, daß er ſich aller Gewaltthätigkeiten „enthalten, und nichts gegen den katholiſchen „Glauben unternehmen werde.“ So wenig dieſe allgemeine und ſchwankende Zuſage die Verbundenen befriedigte, ſo war ſie doch Alles, was ſie mit irgend einem Scheine von Wahrſcheinlichkeit für Erfolg hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittſchrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündniſſes nichts zu ſchaffen. Genug für ſie, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, wohurch man die Regierung, ſo oft es nöthig war, in Furcht ſetzen konnte. Die Verbundenen bewilligten alſo ihrem Plane gemäß, daß ſie ſich mit dieſer Antwort beruhigten und daß Uebrige auf die Entſcheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelſpiel dieſer Bittſchrift nur erfunden geweſen war, die verborgenen Plane des Bundes hinter dieſer Larve taſtentragenheit ſo lange zu verbergen, bis er genugſam zu Kräften würde gekommen ſeyn, ſich in ſeinem wahren Lichte zu zeigen; ſo mußte ihnen weit mehr

[1] Strada 126.
[2] Hopper 73.
[3] Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.
[4] Hopper. 74. Burg. 182. 186.

an der Haltbarkeit dieſe: Mittel, und weil mehr an einer günſtigen Aufnahme der Bittſchrift, als an einer ſchnellen Erwärmung lagen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die ſie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß ſie nichts, als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienſteifer für den König ſie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, ſchickten ſie noch von der Treppe Jemand an ſie ab, der dieſes Geſuch wiederholen ſollte. „Die Zeit allein, und ihr thätiges Betragen,“ antwortete ſie hierauf, „würden ihrer Abſichten Richter ſeyn [1].“

Gaſtmähler gaben dem Bunde ſeinen Urſprung, und ein Gaſtmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittſchrift eingereicht wurde, trafirte Brederode die Verſammlung im Kollenburgiſchen Hauſe; gegen 500 Gäſte waren zugegen; die Trunkenheit machte ſie muthwillig, und ihre Beraſung ſtieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten ſich Einige, daß ſie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die ſich bei Ueberreichung der Bittſchriften zu entfernen ſchien, auf franzöſiſch hatten zuflüſtern hören: „Sie ſolle ſich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen aus einer ſchlechte Wirthſchaft ſo weit heruntergekommen, daß er dieſe Benennung nur zu ſehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brderſchaft verlegen war, ſo haſchte man dieſen Anderen begierig auf, der das Vermeſſene des Unternehmens in Demuth verſteckte, und der zugleich am wenigſten von der Wahrheit entfernte. Sogleich traute man einander unter dieſem Namen zu, und: es lebe die Geuſen! wurde mit allgemeinem Geſchrei des Beifalls gerufen. Man anſehnlicher Tafel erſchien Brederode mit einer Taſche, wie die herumgehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals trugen, hing ſie um den Hals, trank die Geſundheit der ganzen Taſel aus einem blitzernen Becher, baute Allen für ihren Beitritt zum Bunde, und verſicherte hoch, daß er für Jeden unter ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zu wagen. Alle tranken und tauften Einmal ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jeweiliger ſprach, indem er ihn an den Mund ſetzte, daſſelbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlerſcheide und hing ſie an einem Nagel auf, den er ſich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieſes Poſſenſpiel verurſachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Horn, die der Zufall ſo eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth von Hauſe, ungeſäumt intimte, zu trinken, und ein Glas mitzutrinken [2]. Die Anweſenheit dieſer drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäſte, und ihre Freude ſtieg an, bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigen. Viele wurden betrunken; Gäſte und Aufwärter ohne Unterſchied, Edelfräulein und Poſſierlichen, Stumm taumelt und Angetrunkenheit des Standes vermengten ſich auf eine barbariſche Art mit einander, und die allgemeine Roth des Landes verrieth ein Bachanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rauſche beſchloſſen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daſeyn ſeiner Geſellſchaft mußte dem Volke verſinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein ſichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein beſſeres Mittel, als dieſen Namen der Geuſen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Bruſſel von allegrauen Kleidern, wie man ſie an Bettelmönchen und Büßenden ſah. Die ganze Familie mit dem Handgeſinde eines Verſchworenen warf ſich in dieſe Ordenstracht. Einige führten blitzerne Schüſſeln mit dünnem Silberdrahte überzogen, eben ſolche Becher, oder auch Meſſer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ſtellen ſie an den Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen ſie eine gelbe oder ſilberne Münze, nachher der Geuſenpfennig genannt, deren eine Seite das Bruſtbild des Königs zeigte, mit der Inſchrift: Dem Könige getreu. Auf der andern ſah man zwei zuſammengeflochtene Hände, die eine Provinztaſche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelſack. Daher ſtammt ſich her der Name der Geuſen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche für Freiheit eiferten, und die Waffen gegen den König ergriffen [3].

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um ſich in den Provinzen zu verſtreuen, erklärten ſie noch einmal vor der Herzogin, um ſie in der Zuverſichtigkeit, daß die Antwort des Königs aus Spanien anlange, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht auf's Aeußerſte komme. Sollte aber, ſtatten ſie hinzu, aus einem entgegengeſetzten Betragen Schlimmes entſtehen, ſo wollten ſie als Leute angeſehen ſeyn, die ihre Pflicht erfüllt hätten.

Darauf erwiderte die Regentin: ſie beſſe ſelbſt Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geſtehe dieſelbe aber dennoch, ſo würde ſie es Niemand anderd, als den Verbundenen zuzuſchreiben haben, die ſie ermahne ſie abzuſtellen, und ihren Verbindungen gemäßlich nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzuſammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um ſie einſtweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimſchreiber Berti befohlen, unter die Briefe vorzuzeigen, worin man den Zuſtand der proteſtantiſchen Kirchen Nachricht ertheilt hatte, und ihnen ſie vorgelegt. Sie ihre temporäre Verfaſſung durch ein allgemeines Verbrechen erſchwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Bruſſel ernannten ſie noch vier Vorſteher aus ihrer Mitte [4], welche die Angelegenheiten des Bundes beſorgen mußten; und noch hatte dieſe eigene Geſchichtserzeuge für ihre Freiheit. In Bruſſel ſelbſt wurden einige zahlreichere, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachſames Auge zu haben. Brederode, Kuilenburg und Bergen verließen endlich die Stadt; von 500 Reitern begleitet, begrüßten ſie noch einmal auferhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und ſchickten dann von einer

[1] Hopper. §. 91. Strada. 127.

[2] „Aber,“ antwortete nachher Egmont in ſeiner Vertheidigungsſchrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dann ſchrien wir: es lebe der König, und es leben die Geuſen! Ob wir dieß zum erſten Male, daß ich dieſe Benennung höre, und gewiß, ſie mißfiel mir. Aber im Innern waren ſo geſinnet, daß man Manches gegen ſeine Meinung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unſchuldige Lauſung zu thun.“ Procès criminels des Comtes d'Egmont, etc. T. I. Egmonts Vertheidigung.

[3] Hopper. §. 92. Strada 127–130. Burgund. 185. 187.

[4] Burgundius gibt zwölf ſolcher Vorſteher an, welche das Volk ſpottweiſe die zwölf Apoſtel genannt haben ſoll. 188.

ander, Brederode nach Antwerpen, die beiden Andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voraus, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um den Herold, wo er abgeritten war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; „Bürger von „Antwerpen," rufete er sie an, „ich bin hier, mit „Gefahr meiner Güter und meines Lebens euch die „Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese „Unternehmung mit mir theilen, und zu diesem „Behufe mich ferner schützen, so nehmet die Gesundheit an, die ich euch hier zutrinke, und streckt zum Zeichen „eures Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter klirrendem Jubelgeschrei in die Höhe. Noch dieser Heldenthat verließ er Antwerpen [1]).

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edeln hatte die Regentin durch den gebornen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abdrängen zu lassen, oder sie dem Könige erst zur Genehmhaltung vorzulegen [2]). Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das Erste stimmte. Außerdem hatte man Grund, zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern, einzeln, und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freiern Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man wechselsweise bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen [3]). Zufolge eines äußerst gefangenen Verfahrens übereilte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen seyn sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihnen Privilegien widersteritte, eine andre willkührliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien gesichert waren, und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meynung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dächte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam [4]). Auf dem Hauptinhalt dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller „der Sekten," hieß es darin, „ihre Vorsteher und „Lehrer, wie auch die, welche einen von diesen beherbergten, keperische Zusammenkünfte beförderten „und vertheidigten, oder irgend sonst ein öffentliches „Aergerniß gäben, sollten mit dem Galgen bestraft, „und ihre Güter (wo die Landesgesetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwören sie aber ihrer „Irrthümer ab, so sollten sie mit der Strafe des „Schwerts davon kommen und ihre Verlassenschaft „ihrer Familie bleiben." Eine grausame Schonung für die eiterische Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; Unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sey denn, daß sie sich durch Verführung anderer dieses Vortheils beraubten. Von dieser Abstufung waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gebräuchliche Buße lossagten, ihrer Güter verlustig erklärt, und, wenn sie Rückfällige, d. i. wenn sie abgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten [5]). Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht verführt werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die staatskluge Widersetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde einen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung nannte [6]).

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Anwendung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrathe vorgelegt, und von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen [7]).

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen [8]) anfgetragen, der sich aber auf einem nur zu augenblicklichen Widerstand in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem beklatten Geschäfte allein nicht befassen wollte, einen Gehülfen anerbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so ganz sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniß war, so machte er seiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzogin

[1]) Strada 121.
[2]) Hopper. §. 95.
[3]) Grot. 12. Burgund. 196. 197. 64.

[4]) A. G. b. v. W. 72.
[5]) Berg. 190—193.
[6]) A. G. b. v. W. 72.
[7]) Vigl. ad Hopper. VII. Brief.
[8]) Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Compromiß unterschrieben, Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

aus: daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Geschäftsschreiben langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Ein guter Gedanke, der ihm, wie es schien, von dem sanftesten Seelenfriede, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außer Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichts besonniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern daselbst zu sterben [1]).

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen obligen Bruch mit der Regierung so nahe bevorgebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere schonende Verhältniß, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten, und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Cirkeln nicht Partei zu nehmen; so sehr schien ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Tugend unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte; so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurückgesetzte Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihr Dienstfeuer erkälten, und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Dank spielten. Dazu kamen noch verfaulende Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Partheigeist des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eignen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzen, und Mißrathen von ihm erwarten ließen, zu denen sie, als Söhnen der vaterländischen Freiheit und gebietenden als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können [2]). Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es abenhauer nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Aus die Bittschrift Compromis, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer definitiven Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich anzufinden zu helfen, deren Interesse auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seite gehandelt hatten. Dieser mißlichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurücksetzung von Geschäften ausweichen; ein Mittel, den sie zum Theil schon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine bloße Neutralität war. Auf sie sah die ganze Nation. Das anmaßende Vertrauen in ihre Gesinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und rächte die zu Grunde, die sie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht, als bloßer Name war, hielt die Gegenparten im Zügel; so lange sie dem Senate noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion manchmal behutsamer, die sich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke ankündigte, so bald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte. Diesseitens Maßregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, einen günstigen Erfolg gewiß waren, mußten ihnen ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, mußte den größten Theil ihrer Belohnung erstehen. Außerdem, daß ihre Zurücksetzung von Geschäften der Regentin zu einer Zeit von Noth entstehlte, wo Noth ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurücksetzung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer ihnen Anhängigkeiten an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Charakters, noch unterlassen haben würde, das Uebel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüther auch Aeußerste zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meynung von dem Prinzen, denjenigen herauszusuchen, der ihn vorgewaltet haben mochte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stiche zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die scheinige Bekanntmachung der neuerenderten Edikte gestimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und sandte sie zwar an den König. „Ich sehe nun deutlich," brach er mit verstellter Heftigkeit aus, „daß allen Rathschlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König glaubt seinen Dienern, deren Treue er bezweifeln muß, und seine sey es von mir, meinem Herrn Dienste aufzudringen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Wesen." [1]) Das Nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont hat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, weswegen er (heißt es in seinem Antrage) aufstehen wie die Gesundheit. Die Regentin, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich hervorbringen mußte, redete scharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorstellungen, noch das gemeine Beste so viel über Sie vermögen. Sie von diesem Vorsatz zurückzubringen; so sollten Sie wenigstens Ihres eignen Rufes mehr schonen. Ich will von Nassau ist Ihr Bruder. Er und Graf Mansfeld, die Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre Gäste gewesen. Die Bittschrift enthält dasselbe, wovon als Ihre Verdienungen im Staatsrathe bisher gehandelt haben. Denn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verschwörung begünstigen?" Es wird nicht gelingt, ob der Prinz dergleichen wirklich auf dem Staatsrathe geredet hat; ist er es aber, so muß er sich bald eines andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblicken. Egmont, scheint es, ließ sich von den Vorstellungen der Regentin bestegen; Hoorn allein zog sich wirklich auf eine seiner Güter zurück, bes Vorsatz, weder Aemtern noch Königen mehr zu dienen [2]).

Unterdessen hatten sich die Grossen durch alle Provinzen gerstreut, und wo sie sich zeigten, der günstige

[1]) Strad. 153. 154.
[2]) Meteren 61.

[1]) Burgund. 139.
[2]) Wo er drei Monate nach Egmonts Abreise. Hoorns Antrage. 110.

ften Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach war für die Religionsfreiheit Viele gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin diese feierlich erklärten, daß künftighin Niemand weder Gefängniß, noch Landesverweisung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben sollte, er bekäme sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Falle gleichwohl die Verunehrten allein seine Richter seyn würden; und dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter, auf die erste Nachricht von dem gespielten Betruge, angelegen seyn ließen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reißen, so wichtige Dienste hatte diese Feindung der Jahren in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung sich auf einen bloßen Augenblick einschränkt, so können Erdichtungen, die sich nur diesen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgestreute Gerücht zwischen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Rath der Protestanten durch neue Hoffnungen aufreibete, spritte es denen, welche ihre Bemerkungen erklärten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch selbst nicht daran glaubten, ihren Verfahren zu einer Beschönigung diente. Wenn dieser falschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so mußte er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, so viele Aufsehenerregungen veranlaßt, so viel Zwistigkeit und Unruhe eingeführet haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowohl, als aus Verpflichtung, fortzuwandeln sich genöthigt sehen mußte [1]). Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs fanden sich die geflüchteten Protestanten in ihrer Heimath wieder ein, von der sie sich nur ungern getrennet hatten; die sich versteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln hervor; die der neuen Religion bisher nur in ihrem Herzen geduldigt hatten, verpflegt gewagt durch diese Duldungsakte, säumten sich ihr jetzt öffentlich und laut [2]). Der Name der Geusen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kantzeune sangen an, über Inquisition zu trogen. Diese Fortschritte brachten auf dem Geusenberathung noch die Veränderung an, daß sie zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe darauf setzten, gleichsam um anzudeuten, daß sie jeden Augenblick fertig und bereit Räuden, um der Religion willen Hand und Herd zu verlassen. Die Errichtung des Geusenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ehmalschig und verdächtig bei jetzt, weil es nur Gesetzen der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in Einen Körper fürchtbar zusammengetragen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sah sich jetzt als Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlege. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmeichelte dem Eifrigen, sich unbeobachtet und ungestraft

[1]) Strada 130. 133.

[2]) Grot. 22.

in diesem großen Strome zu verlieren, lockte den Zeigen. Das Gerücht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war denjenigen sehr unglich, welches sie dem Hofe zugetragen hatte. Wären ihre Absichten auch die lautersten gewesen, hätte sie es wenigstens so gut mit dem Throne gemeynt, als sie äußerlich scheinen wollte; so würde sich der große Haufen denn noch nur an das Gesetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen seyn.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger seyn, als dieser, einen Anlaß ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu verkaufen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verlappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Apostoln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, ehrsichte Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von Allen, ohne Vorsicht, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehrer Bedeutung waren die Kalvinisten, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Cantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Neuänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die auf Frankreich verwiesenen Hugenotten hatten ihn größtentheils die Entfernung gegeben. Ein Zwitt und Neuheiten wichen ihnen die Lutheraner, der nun aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntniß herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit hier jedes Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß bis der drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Papstthum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug dieß war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst verfolgten, bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte. [1])

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation Statt haben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proclamationen gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein

[1]) Grot. 22. Strad. 136. Burg. 212.

Auftrag, den der größte Theil von ihnen, der das traurige Strafamt war mit Widerwillen verrichtet, begierig befolgte, und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehrsten von den vornehmen Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, thaten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute rauschandte zu sehen [1]). Sie verstanden also die Regierkunst absichtlich fasch, und liefen die Inquisition, wie die Ebikte, fast ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Gnaden verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angedrängt hatten, um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich gehörig und genugsam gesichert genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Kühnheit nahm ihren ersten Anfang zwischen Dudenarde und Gent, und ereigt bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser Herrmann Stricker, ein Oberpfeil gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegener Enthusiast von fühnem Geiste, lumpfonirter Figur und seltsamer Zunge, ist der Erste, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel heraufführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anfang von siebentausend Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, verhaftet als Ring, mit gezogenen Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Erwartung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten [2]). Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rappieren, Zentgewehr und Helmbarden versehen, stellen Posten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienste Theil nehmen, wozu besondere Aufseher bestellt sind. An dem Eingange haben sich Buchhändler aclagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Psalmlie auf die Mündige feil bieten. Der Apostel Herrmann Stricker, läßt sich von einer Netnerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen auf dem Steagvieh aufgethürmt werden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen: das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft diesen Predigern, wie den lustigen Komödien, angezogen, in welchen der Papst, die Väter der trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art herumgetragen worden. In voller diesen purging, beschwerte Figuren als die Obern der Gemeinde, und ein allgemeines Hohnlachen, wie im Schauspielhause, belohnte den Reimer, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging derselben nicht in den Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit untergeflossen; und

Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sakramente auf kalvinische Art ausgetheilt. Brautpaare eingesegnet und Ehen getrieben. Hals Gent war auf diese Art aus seinen Ufern gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Oftflandern überschwemmt. Wenflandern brachte ein andrer abgesallner Mönch, Peter Datheu, auf Predigtingen, gleichfalls in Bewegung; fünftehntausend Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl wuchs so beträchtlich, daß stärkere Hand in die Gesängnisse zu drechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen Ambrosius Wilte, einem französischen Kalvinisten, zu gleichem Unternehmen verhetzt. Sie bringen ebenfalls auf eine Lobgebung ihrer Gesangenen, und lassen sich selbst Drohungen entfallen, daß sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblößt, bis der Kommandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Kastell gezogen hatte, und welche sich noch äußerten, weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe so weit, daß sie eine eigne öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese verfagte, traten sie in Bündnis mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiele der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen unter einander in dem genauesten Zusammenhange, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch diese getrauten, den Tumult anzufangen, so konnten sie überein, daß sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten anbrechen wollten. Brederode's Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstausend Menschen brachen an dem nämlichen Tag, wo daselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus. Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Eine solche Menge mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete verstekt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutsche, theils Hugenotten, und redten in wallonischer Sprache; Manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker sogar führten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Christlichkeit, kein Beschluß Hilfeers Ordnung schreckte sie mehr. Viele 304 diese Neuigkeit herbei, um noch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel Aufsehn von sich gemacht, andramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden. Ein großer Theil wurde von diesen Predigern, wie von lustigen Komödien, angezogen, in welchen der Papst, die Väter der trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art herumgetragen wurden. In voller diesen purging, beschwerte Figuren als die Obern der Gemeinde, und ein allgemeines Hohnlachen, wie im Schauspielhause, belohnte den Reimer, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging derselben nicht in den Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit untergeflossen; und

---

[1]) Grot. 29. Burgund. 203. 204.

[2]) Burgund. 213. 214. Diese unerhörte Neuigkeit erregt einzelnen Menschen, mitten unter eine Schaar von siebentausend tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftlicher Andacht noch mehr entzündet sind, zu bringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Opfergetzen zu machen, bewegte mehr, als Alles, was man über diese Materie sagen kann, mit voller Insicht in die Betrachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Neger herabgesehen haben mögen, die sie als eine niedrigere Menschenart betrachteten.

Munster, der hier nichts weniger als Wahrheit gesucht hatte, brachte sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, mit zurück. [1])

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Verwegenheit der Sectirer, bis sie sich endlich sogar erkannten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienste mit einer Ehrwürde von gewaffneten Reitern im Triumphe heimzuführen und sie aus Gesetz durch Sprünge zu verhöhnen. Der Stadtrath sendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um sie zu einer persönlichen Ueberkunft, und, wo möglich, zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trop der Empörer zu zähmen, und dem gänzlichen Verfalle der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bange, standen schon im Begriffe, sie zu räumen. Zuvor, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar, diesem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin gesendet, um mit dem Magistrate wegen Einführung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischen Geschrei um ihn herum. „Man kenne ihn als „einen geschworenen Feind der Genfen;“ wurde ihm zugeschrien, „er bringe Knechtschaft und Inquisition, „und es solle unverzüglich die Stadt verlassen.“ Auch legte sich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Kalvinisten dieser Stadt bei dem Magistrate eine Schrift ein, worin sie bewiesen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrath erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von Oranien senden möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Ehrfurcht habe, und der noch überdieß der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet sey. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentin und den ungestümen Wünschen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen; die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofsmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Erzeßungen. „Die Genfen sollen leben!“ schrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Lebet hin,“ schrien andere, „das ist der, der uns Freiheit bringt!“ — „Der ist's,“ schrien die Lutheraner, „der uns das Augsburgische Bekenntniß bringt!“ — „Nun brauchen wir fortan keine Genfen mehr!“ rief ein Andere); „wir brauchen den wahrhaften Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns Alles.“ Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Pistolen Luft, die sie tumultuarisch um sich her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her, und rief endlich, da dem Niemand gehorchen wollte, zwischen Umwollen und Rührung: „Ihr „Gott!“ rief er, „Sie sollen zuhören, daß sie ihn „hören, es wäre sie einmal recht, was sie jetzt gethan.“ [2]). Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst eingetreten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, bestehte ihn, daß die Hauptursache des Uebels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwohne der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und daß sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versöhnen. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Menschen geladen wurden, und der Dreßler von Brüssel in den Gemüthern von Antwerpen stets mit Bewunderung stehen ließ; so fürchteten die Kalvinisten, bei ihrem Gottesdienste feindlich gestört zu werden, und sagten dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfalle sicher seyn könnten [3]). Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten; und seine Gegenwart hielt den Aufruhr des Tumults, so sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienfest wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Abgeordneten war Alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession heraus nahm. [4])

(1566). Indem die Regentin auf einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhielt, und für Antwerpen zitterte, daß sie in Oraniens gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den häretischen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausbietung der innern Kräfte des Bundes, dessen Daseyn und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sectirer erheben, als sie den Muth der Regentin darniederschlug. Der Convent kam in einer Lütticher schen Stadt, S. Trunen, zu Stande, wohin sich Brederode und Ludwig von Nassau an der Spitze zweihundert Verbundenen gewendet hatten. Da indessen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von derther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so schrieben sie auf alle Fälle für rathsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von

[1]) Strad. 130. Burgund. 220—230.

[2]) Strad. 138. 139. Burg. 233. 234.

[3]) Meurs. Guil. Aur. Libr. I. 10. 11.

[4]) Meteren 83. Burgund. 234.

der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer untreuen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Handlungsweise als ein günstiges Ereignis für den Bund; das scheinbare Glück bewog sie, zu deren Gemeinschaft sich herabzulassen, verstärkte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meynten, man solle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühnern Ton anzunehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beyspiel zu einem Antheil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerm Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gesetzliches Unternehmen sie sich übereilterweise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk mit Eile zu untergraben, und die Zugen des Bundes unvermerkt aufzulösen [1]).

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin beruhigt, und von den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen Ludwig von Nassau, Brederode und Kuilemburg waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe unweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser Beiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien vonnöthen gefordert; ich habe sie dahin gesendet. Man hat die Edicte und Inquisition aufzuheben gefunden; ich habe beide gemildert. Man hat auf eine allgemeine Versammlung der Reichsstände angetragen; ich habe diese Bitte vor den König gebracht, weil ich sie aus eigner Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwissenderweise noch versäumt oder gethan, daß diese Zusammenkunft in St. Trupen nothwendig machte? Ist es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und seinen Folgen, was die Verbundenen benennlich? Die Beruhigung ist gros: aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo jene prächtig tönende Worte, daß man vereint stehen würde, die Verordnungen Zöglen zu stehen, als dem Könige etwas von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die sehr nahe an Aufruhr angrenzen, und die Republik zum Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie sich dabey berufen. Wenn er dieses mit Stillschweigen dulden, so klagt er sich als Mitschuldigen ihrer Frevels an; wenn er es redlich mit seinem Könige meynt, so kann er bey dieser Aufgeklärtheit des Pöbels nicht unthätig ersehen. Aber er selbst geht ja dem rasenden Pöbel durch sein gesetzliches Beyspiel voran, schließt Bündnisse mit den Feinden des Vaterlandes, und verhängt diese schlimmen Gerüchte durch seine jetzige strafbare Versammlung [2])."

Der Bund verantwortet sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüssel einreichen läßt. „Alles,“ lautete diese, „was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsre Bittschrift gethan, haben wir mit dem lebhaftesten Dank empfunden; auch thunen wir über seine Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, Ihrem Versprechen zuwider, eingeführt gemacht worden wäre; aber wenn wir die Besinnungsart jetzt noch immer mit aller Orten her in Erfahrung bringen, und mit eignen Augen uns überzeugen, daß man unsre Mitbürger um der Religion willen vor Gericht schleppt und zum Tode führt, so nöthigt uns wie nothwendig daraus schließen, daß die Bestrafung Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen nun mindestens sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seit versprochen hat er redlich erfüllt, auch den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, wenn die zu lange Verzögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt, und die gestückte Hoffnung einer allgemeinen Staatsversammlung sie wenig geneigt macht, ihrem Versprechen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit den Feinden des Landes verbunden; auch nie eine Verbindung dazu gebilligt. Sollten sich fremdherrische Waffen in den Provinzen setzen lassen, so werden wir, die Verbundenen, als die ersten zu Pferde sitzen, sie darauf zu vertreiben; aber wir wollen einstweilen gegen Ew. Hoheit ziehen. Wir glauben Zeichen Ihrer Ungnade zu sehen, wenn Sie Ihre Gesichte zu setzen; wir sehen Menschen im ausschließenden Besitze Ihrer Gnade, die durch ihren Haß gegen uns berüchtigt sind. Täglich müssen wir hören, daß vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpesteten, gewarnt wird, daß man uns die Ankunft des Königs, wie den Ausbruch eines Gerichtstags vorhält, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Argwohn gegen uns auch den unsrigen endlich erweckt hat, daß der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man unsere Verbindung zu schwärzen sich mühte ist, daß die Kriegsrüstungen des Herzogs von Savoyen und anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns gelten sollen, die Unterthanen Königs des Königs mit dem französischen Hofe, um einer Empörung willen, die nie gewesen, und die wir bestimmt seyn soll, den Durchzug durch dieses Reich aufzuwiegeln, und dergleichen Vorsätze mehr, uns aufgebürdet haben, auf unsere Selbstvertheidigung zu denken, und uns durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines unsers und schwankendes Gerede beschuldigt man uns eines Antheils an einer Heyer Schrift, lästert bey protestantischen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, daß auch unter uns Protestanten sich befinden, denen eine Duldung der Religionen das Willkommenste Geschenk seyn würde; aber auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten. Der König ist gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung seyn, was wir bey ihm suchen; und eben so wenig kann es Vergessenheit seyn, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den Seydiensten, so wir uns um Se. Majestät erworben, nicht die unbedeutendsten sind. Wahr ist es wohl, daß sich Abgeordnete der Unterthanen und Ministen in St. Trupen bei uns eingefunden; ja noch mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicherheit leisten, und sich für eine allgemeine Versammlung der Stände

[1]) Burgund. 155. Strad. 110.

[2]) Meteren. 8. Burg. 238. 239.

„vertragen wolle. Beides haben wir geglaubt, ihnen zusagen zu müssen, aber unsre Versicherung als allein hat keine Kraft, wenn sie nicht zugleich von „Ew. Heyligkeit und einigen ihrer vornehmsten Räthe „bestätigt wird. Unter diesen kann Niemand von dem „Zustande unserer Sachen so gut unterrichtet seyn, „und es ist räthlich mit euch anzufangen, als der Prinz „von Oranien und die Grafen von Hoorn und „von Egmont. Diese Drei nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nöthige Vollmacht gibt, und uns Versicherung leistet, „daß ohne ihr Wissen keine Truppen geworben, und „keine Besetzhaber darüber ernannt werden sollen. „Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstreichung „es bei dem Könige stehen wird, ob er sie aufheben „oder bestätigen will. Geschieht das Erste, so ist es „der Billigkeit gemäß, daß man uns einen Termin „setze, unsere Personen und Güter in Sicherheit zu „bringen; drei Wochen werden dazu genug seyn. „Endlich und letztens machen wir uns auch unsererseits anheischig, ohne Zuziehung jener drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen.“ [1]

Eine so feine Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hätte, und sich auf einen gründlichen Sieg verließ; aber die Regentin sah sich eben so wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu verweigern, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwande sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rath, als von Geld entblößt, besaß Margaretha nur übrigens die Großmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, anhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, sahe sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbündeten in Gl. Truppen den Vertrag einzugehen, daß sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitern Schritt unternähmen. Aufallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit strengere Schriften beantwortet hatte, und die Regentin deßwegen auf das Nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte [2].

(1566). Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Cuvien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gebieters verwiesen, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamländer indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm verlangten Stunde Audienz bei dem Könige, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen befahl. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So benahe er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung aller Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen diesen Verhandlungen zum Grunde lage, und jeder noch so gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Aus seine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Charakter seiner Landsleute wagt er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde. Da er im Gegentheil, von einer dieser Kenntniß gezielter, alle Hoffnung laut absprach, so lange sie nicht von der Furcht gebeilt würden, das Ziel seiner Unterredungen zu seyn, und den Neide der spanischen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gebäude erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Berathschlagungen unterworfen [3].

(1566). Der König war damals im Busch zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrath versammelte. Beisitzer waren: der Herzog von Alva; Don Gomez de Figueroa; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeister der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Mellito; Ludwig von Quiroda, Oberstallmeister des Prinzen; Karl Tisenacane, Präsident des niederländischen Conseils; der Staatsrath und Siegelbewahrer, Hopper [4] und der Staatsrath von Corteville [5]. Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte alle Schritt vor Schritt bis zu seiner entferntesten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie einen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall an einander getrieben, und der natürliche Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gefloßen seyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitze einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und

[1] Meteren 84. 85. Strada 141 sq. Burgund 240 — 251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12.

[2] Hopper. §. 117. Burgund. 252. 262.

[3] Hopper. 98. 99. 103.

[4] Aus dessen Memoiren, als einer mitbetheiligten Person, die Resolutate dieser Sitzung genommen sind.

[5] Hopper. §. 111.

Milderung der Strafbefehle bringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidenen Wege nicht zu erreichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und verhaßtern Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hofe zu erzwingen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft, und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem König zu thun sich nicht entsiehet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führet diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Gleichgiltigkeit aller Religionen ein? Was ist dieses Project von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Reger bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Ursachen unternommen wird, da die Eigentherr Brederode in Staatsrathe, und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben [1])?

Welches aber auch die Quellen dieses Uebels sein mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend sey. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveraine Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon seit zwei Jahren war, und die Zurückkunft zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die stürmische Jahrszeit, als die Gefahr von den französischen und englischen Schiffen, die den Ozean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den sichersten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walcheren Besitz nehmen, und dem Könige die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühlinge nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Aushülfe begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzuschlagen, erstlich: daß er die päpstliche Inquisition und den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Placate entworfen würde, wobei die Wörter der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation gesichert wäre; drittens, daß er der Oberstatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt seyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüther versichert und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Eingriffe, Verbrämungen, öffentliche Zusammenkünfte und Predigten müßten sofort, bei strenger Ahndung, unterlagt seyn; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterin sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamen Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Beschlüsse der über dieselben noch ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohl gethan seyn, wenn Se. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone schrieben, um ihren Dienstfleiser zu beleben [2]).

Sobald dem Könige diese Resolution seines Staatsraths vorgelegt worden, war sein Entschluß, daß er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzustellen befahl, um die göttliche Leitung bei seinem Entschlusse zu erflehen. Er erschien in eigner Person im Staatsrathe, um diese Resolution zu genehmigen und sogleich unterzeichnen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verwerfend ihn ganz; verschickte sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten, und ihnen, damit sie beste eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatschreiben, sich unter der Hand und im Stillen kriegerisch zu rüsten: dreitausend Mann Reiterei, und zehntausend Mann Fußgänger sollte sie in Deutschland zusammenzubringen lassen, wozu er sie mit den nöthigen Briefen versah und ihr eine Summe von einhunderttausend Goldgulden übermachte [3]). Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte, und sie auch für's Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf fast die Nation hauptsächlich gestellt war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und provisorische Bewilligung so gut als gar keine war, und viel zu sehr von der Willkühr abhing, als daß sie die Gemüther hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation, als zu gelinde, verwarf, über deren Härte man sich doch beklagte — so hatte er dieſmal doch zu Gunsten der Nation einen ungewöhnlichen Gorritt gethan; er hatte die päpstliche Inquisition aufgehoben, und nur die bischöfliche gelassen, woran sie genug hatte. Sie hatte in dem spanischen Concil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachsichtigkeit zu einer Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahingestellt. Jetzt kam sie zu spät: als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei aufgebrochen.

[1]) Hopper. §. 109. 110. 112. 113.

[2]) Hopper. §. 118. 124. Borg. 388.

Viertes Buch.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht zu weit hergeholet, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Wahrlich also lautbares und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzstadt für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesen unversöhnlichen Feinde ihrer Partei in seinen eignen Lande

zu thun zu geben; sehr natürlich also, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzte, zu übertreiben, und sie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen wünschten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten; die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich hervorriefen. Wovor sie den König gewarnt hatten, und die in den allgemeinen Verwirren ihr eignes zu verhüthen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines übereilten Planes gewesen, der auf dem Konvente zu St. Truden verabredet worden, daß in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papstthum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer öffentlichen Scandthat zu geben, die nicht weniger eine abgeschmackte Rechtfertigungsart kannte, als mit einer alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in den schlammigen Seelen einer verworfenen Pöbelrotte empfangen werden konnte, wäre allein schon darum nicht glaublich, weil diese während der That in ihrer Entfernung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeordnet erscheint, um nicht die Gewalt des Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie auf den Umständen, die aus ihr hervorgingen, so natürlich steht, daß es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, wüthisch durch viehische Behandlung; von Mordversuchen, die in jener Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze hingetrieben, und bis zur Verzweiflung gebracht; genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein gebrülltes Menschengeschrei, gleich einem Meere der Finsternis, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herumgetrieben auf den Mauern, vielleicht durch ein benachbartes Andachtsgetümmel, hier im wilden Walde, unter dürrenender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gotte zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblicke an die Rechte dieses Standes erinnert! Je übertretener ihre Zahl, desto unmittelbarer ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, verwittigende Waffen, Wahnsinn im Gewehr, und im Herzen Erbitterung, kommen den Wüthe rasch fanatischen Rednern zu Hülfe; die Gelegenheit ruft; keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Anschlag ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich, zu welcher? rennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem lasterhaften Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligen Bild, worauf sie stoßen, ist ein Siegmahl, das über sie errichtet ist, und jedes muß von ihren rächerischen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel seine Entstehung, aber niedrig, Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihm zur Vollendung.

(1566). Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften gleich gegen den Tod und dem Meere. Eine zügellose Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Stricken versehen, nur wes mit darunter will Feuergewehr und Degen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wuth begeistert, in die Flecken und Dörfer der St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Ein Trupp durch diese verdammliche That, und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Kalvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände voran den mit Leitern erstiegen, die Gewölbe mit Hämmern zerschlagen. Fahnen und Kirchenzierde mit Beute verbauen, die Altäre ihrer Zierathen entkleidet, und die heiligen Gefäße geplündert. Dieses Beispiel wird sogleich in Armin, Comines, Werwick, Lille und Douay nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengebracht hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin einen ihrem Staatsrath verfassenden, um die Königlichen Briefe vorzulesen, gibt Antwerpen dem Mutwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, hat sich gleich in den ersten Tagen in pöbelischen Anfällen lungen äußerte, hatte man das Marienbild nach verschiedenen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentirt habe? Andere flogen auf die Kanzel, wo sie den Prediger nachäfften und die Papisten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhle zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und Viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geusen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Teufelthaten etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eins, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen, und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werke. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst,

wird zertrümmert, alle Gemälde aufgeschlitzt, alle Statuen zerschmettert. Ein getreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen zwei Schächern, dem Hochaltar gegenüber, aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden, und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Genien getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe geschmiert. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dieses geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander der Arbeit vorher zugetheilt; Jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halbbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der vielen Finsternis, ungeachtet die größten Lasten um und nieder sie zu stellen, und manche auf den obersten Sprossen der Leiter handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Ketzern, welche ihnen zu ihrem Bubenstücke beistanden, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von bösartigen hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Priesterkunst in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptsache blieb es nicht allein; mit Jubeln und Singen, die man darauf entrendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Geräthe, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kirchen der Klöster herausst man sich aufs Neue; die Mönche und Nonnen lassen Alles im Stiche, und der ergten Besitzungen zu entsagen. Der kurzen Zeit wurden sie Bettler. Die kurze Zeit hatte die Bürger und den ersten Schlaf gehindert; aber die Nacht machte die Gefahr sorgfältiger, als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu helfen zu eilen, versäumte man sich in seinen Häusern, und erwartete mit unsäglichem Entsetzen den Tag. Die anbrechende Sonne setzte endlich der schrecklichen Verwüstung aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben; auch diese traf ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Beispiel endlich, das dieses rasende Gesindel, wenn es nach Herrlichkeit mehr zu gewinnen hätte, einen ähnlichen Anfall auf das Profane thun und ihren Plünderungswillen gesättigt werden möchte, zugleich muthmaßet gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichen Bürger, sich demselben zur ihren Handthieren zu setzen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer drei oder, um in den anarchischen Gegenden deutlichen Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Uebermacht der Aufrührten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel abstammen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf vierhunderttausend Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die gerauben Sachen, bei Lebensstrafe, wieder der einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionsparteit erbitterten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Aufführer d. d Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschafften, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan handenweis und in besserer Ordnung zu stürmen [1]).

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksale. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Reliquarien der Kirche in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darin gestiftet hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gemüter machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine teufelische Rotte, mit dem unverschämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es sey ihnen," sagten sie, „von ihren Obern aufgetragen, nach dem Beispiele aller andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widerspräche man sich ihnen nicht, so sollte alles ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden sie stürmen." Ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Höhe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstaunte der Gouverneur über diese Anmaßung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Aufschweifungen durch das Ansehen der Gröne vielleicht mehr in Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison, die man mit Gewalt dabin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu retten, ihrer Zierathen entkleidet. Da es diesen Unterstand verwehrt war, daß man die gestohlenen und silbernen Geräthe mit den übrigen Kirchenornamente unter die Erde vergraben, so unvermüthet sie den ganzen Boden der Kirche, und bei nie er Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Rudolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Gueter im Treffen geblieben und in Tournay beigesetzt war. Dieser Rudolph hatte seinen Vater mit Krieg überzogen, und den Aberwitzigen Preis einige Meilen weit barfuß zum Gesammtsie aufgeschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein anderes gegen die Religion; der Fanatismus wußte das Heiligste zu entweihen, um eines Vaterunders Gebeine noch einmal dem Hohne preis zu geben [2]).

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden

---

[1]) Meteren 86. Strada 1, 5 — 14. Burgund. 294. 295. Joo. Hopper. 5. 126. Meurs. Guil. Auriac. l. II. 13. 14.

[2]) Burgund. 313. 316.

sich Andere und Nationennel, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine reiche Beute, an welcher sich vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch die Brabantische Prachtabtei Afflighem, Berlaer, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, wenn einen Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, sich von diesen Gräuelthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet [1]).

Von der nämlichen Raserei [2]) die den südlichen Theil der Niederlande durchtobte, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die volkreichen Städte Amsterdam, Leiden und Gravenhaag, hatten die Wuth, wie Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus wegreißen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihrer Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seelandischen Inseln verübt: die Stadt Utrecht, einige Plätze in Overyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland verwahrte der Graf von Aremberg, und Gelderns der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schicksale [3]).

Das Gerücht dieser Unordnungen, das auf allen Provinzen vorgedrungen eintraf, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranstaltet hatte. Die Fortschritte der Bilderstürmer drangen schon weit ins Brabantische vor, und drohten sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiß ist, hier unter den Augen der Majestät dasselbe Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreise der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriffe, nach Mons, in Hennegau, zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Aerschot zu einem Zufluchtsorte anerboten, um nicht, in die Wuthe der Bilderstürmer gegeben, in unanständigen Bedrängnissen zu verweilen. Unterdessen, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das dringendste anliegen, sie durch eine so schmähliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Treue gefehlt, ihre Fürstin zu schützen; unterdessen, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so gaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern: sie bedarf unbewogsich auf einem verzweifelten Entschlusse. da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Zuzuge seyen. Sie gibt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages setzt der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun," sagte ihr

[1]) Meteren 83. 87. Strad. 1, 9.

[2]) Bergund. 310. 319. Meurs. Guil. Auriac. Lib. II. 15.

„der Greis, daß Sie meine Anhänglichkeit der Dinge an „mich, von Ihrer Hoheit, so lassen Sie mir Ihr Herz „ohne Vorbehalt, das nur verschlossen war, wenn „Gefahren nahe war." Die Regentin räumt ein, daß sie gewiß dasselbe, und durch einen Schein von Nothwendigkeit getrieben worden sey; jetzt aber drängte sie die Noth. „Sind Sie gesonnen" versetzte Viglius darauf, „auf den königlichen Mandaten „mit Beharrlichkeit zu bestehen?" „Das ein ich," antwortete ihm die Fürstin. „So bewegen Sie „Niemand zu dem großen Geheimnisse der Regentschaft, zur Verstellung, und entfernen Sie nur sogleich vor den Thoren an, bis Sie mit ihrer Hülfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie in einem Sie anlegen, daß sie „mit Ihnen gemeine Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu begegnen. Denjenigen, die sich „verweigern dazu finden lassen, vertrauen Sie sich „als Ihren Feinden; aber die Andern bitten Sie „sich zu durch Gefangennehmung anzuhängen." Viglius hielt sie noch lange durch Worte ein, bis die Fürsten kamen, von denen er wußte, daß sie die Ankunft der Regentin kennewiß zuerst würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtvolke den Befehl zu ertheilen, daß es die Thore schließen und Allen, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als zwei Vorstellungen gethan hatten. — Die Regentin, die sich in ihrer einzigen Residenz gefangen sah, ergab sich nun den Fürsten ihres Adels, der sich anheischig machte, sie auf den letzten Blutstropfen bei ihr aufzuharren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vertraute in der Eile die Besatzung und bewaffnete ihren ganzen Hof. [1])

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, dessen endlicher Schluß dahin ging, der Rathversammlung nachzugehen, die Predigten an denen Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Anstellung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbannenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, noch einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieser wird gleichfalls und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift losgesprochen und allen Edelleuten Namen und Vorgeben aufgeholfen. Dieser Versicherung ungeachtet, und keinem der Versammelten, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Sr. Majestät zu seyn, zu Wiederherstellung der Ruhe und Besänftigung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermahnen, und dem Könige gegen innere und äußere Feinde thätige Hülfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Provinzmächtigten beider Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nun einem schweren Kampfe und mit weinenden Augen hatte die Regentin

[1]) Burg. 330. 331. Hopper. 3. 208. Vita Vigl. 28.

ein diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien.[1])

Dieses Geschäft verrichtet, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen, wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gieng sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, deren man habhaft geworden, pflegen ihre Treulosigkeit mit dem Strange. einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere steilen Züchtigungen aus. Darauf versammelte er vier Deputirte von jeder Sprache, aber, wie man sie nannte, von den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fernan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen, oder auch die katholischen einnehmen könnten. Darin sollten sie jeden Sonn und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauche untersagt seyn. Viele sein Festtag in der Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionsparteí unterhalten, und diese müßten geborne Niederländer seyn, oder wenigstens von dem Antwerpner angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu seyn. Alle Anklagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt seyn. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Kontroverspunkte einlassen, aufgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbetrifft. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. In der Wahl ihrer Prediger. Vorsteher und Diaconen, so wie zu allen ihren übrigen Konsistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und Magistrat von ihm, was dabei aufgemacht werden, Bericht abstattete. Uebrigens sollten sie sich desselben Schutzes, wie die herrschende Religion, zu erfreuen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschließen würde; dann aber Jedem frei stehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraten anvertraut, der ein sanfter Mann war, und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist klar, daß der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten, und im Dienste des Königs nicht anders, als wie ein souverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß es dem Magistrate weit leichter sein würde, diese zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde sich selbst überlassen wären.[1])

Strenger betrug sich der Graf von Megen in Geldern. wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel betrieute sich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verbannen. Als deshalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbannenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? so antwortete sie, wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sey es ihr Wille nicht, wenn sie jetzt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber ließ sie unter der Hand den Bürgerschaft bedeuten, daß den Ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sey. So erhielt sie wenigstens die Meinung sich andern ihrer Vorfahren.[2])

Schwerer hielt es. Tournay zu bewältigen. welches Geschäft, an Montigny's Statt, zu diesem Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn besaß den Protestantem, sogleich die Kirchen zu räumen, und sich außer den Mauern mit einem Gottesdhause zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seyen zum Gebrauche des Volks errichtet. das Volk aber sey, nicht wie die Väter, sondern wo der größere Theil sey. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sey es billig. daß man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sey, so sey sie zuverläßig die bessere. Kirchen zu bauen seiste ihnen unverwehrt seyn; dessentlich aber wären sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuthen. Sie ihrer Kirchen wegen noch in Unruhen zu setzen. Nach langem Gezänke vereinbarten sich endlich beide Theile dahin, daß man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sey, so sey sie zuverläßig die bessere. Kirchen zu bauen seiste ihnen unverwehrt seyn; dessentlich aber wären sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubens

Stadt Gent, und ließ einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottesdienst erneuert und alle Ausländer entwichen Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalvinisten, aber nur diesen, wurde anderhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Prozessen gegen die Bilderstürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Generalen, Robert von Balduin, Herr von Bredergeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger Bändischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und ließ dann ihrer dreißig aufhängen, worauf auf der Stelle jedermann ganz ungehindert, die Uebrigen aber aus dem Lande gereitscht wurden.[1])

Dursste von dieser Wachsamkeit, sollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Horn bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer, und schlug eben so glücklich aus, als was Noircarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Zeichen zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu lange hatten sie verweilt, gegen seine Feinde gesprochen, zu deftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Granvella beleidigt, als daß nun Raum zur Vergessung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Grund konnte diese Verstimmungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von den Bilderstürmereien und den mit den Untathätigen eingegangenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident Viglius mit seinem Freunde Hopperus um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Großen legten Viele, als z. B. Egmont, Mansfeld, Megen, Aremberg, Noircarmes und Berlaimont besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihm zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte, und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch bewogen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben, und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verdächte Dazwischenkunft bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Conseil, sich über diesen neuen Vorfall zu berathen.

Granvella's Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Aufschweifungen der Tempelstürmer einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monate, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlassen, seyen auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Junger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seyen zum Vortheile der Sekten gewesen, alle andere hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielten. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie Alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Mattthätigen ein Verbrechen, das sie auf eigne Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift machte man zum Vorscheine, worin der vornehme Adel den Genfen seine Dienste versprach, die Versammlung der Gencralstaaten durchzusetzen; welche jener aber beständig verlangerte. Man wollte überdauert vier verschiedene Zusammenkunftungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten seyn, welche die Kirchen verwüsteten; eine zweite die verschiedenen Sekten, welche jene zu der Scandalthat ordneten; die Genfen, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Genfen durch Lehensverbältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sey. Alles war demjenigen von gleicher Verderbnis angestellt, und Alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht eher mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Zusammenrung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man gewiß, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man Beide zwingungen, einander zu suchen; man hatte dem Letztern eine Partei, und dem ersten Anführer gegeben. Ein angeleitet Verfahren gegen Beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen fürsilig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmüthiges Geschenk zu bewilligen.[1])

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. „Jetzt,“ ließen sich Tisseracane und Hopperus heraus, „sey die Angelegenheit „wirklich vorhanden, an welche der König, sonst sei-

[1]) Meteren. 91. 92. Burgund. 340 — 343.

[1]) Burgund. 365. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. und §. 132. 133.

„ner klaren Erklärung, die er ehemals dem Grafen „von Egmont gethan, tausend Leben zu wagen bereit sey. Die einzige Stadt Gent zu vertheidigen, habe „sich Karl der Fünfte einer beschwerlichen und „gefahrvollen Laufereit durch ziemliches Gebiet un„terzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt „gelte es die Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller „vereinigten Provinzen.“ [1]) Dieser Meynung waren die Meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr unterlassen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber war man der Prinz von Oranien und der Graf von Egmont mit dem Herzoge von Alba verschiedener Meynung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verwickelt war. Meistes der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheile bei einer friedlichen Beginnung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Verdruß über das Feld räumen mußte. „Eine Armee,“ erklärt Figueroa, den die Rolle zuerst traf, zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet man „sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Verdruß sie bestimmt wäre, unnöthig belästigen, und zu den Beschwerden, welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art erbittern, da im Gegentheile eine friedlich aufgeführte Begleitschaft den Unschuldigen von dem Schuldigen unterschiede. Das Ungewöhnliche und Gewaltsame eines solchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Verschanz führen, ihr bisheriges Betragen, wenn Mutwille und Leichtsinn den größten Antheil gehabt, von einer ernsthaftern Seite zu sehen, und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzufahren; der Gedanke, den König so weit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung stürzen, wenn sie das Aeußerste unternehmen könnten. Stelle sich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, so dagebe er sich des wichtigsten Vortheils, den er über sie habe, seiner Landesherrlichen Würde, die ihm nun so mächtiger schirme, jemehr er zeige, daß er auf sie allein sich verlasse. Er setze sich dadurch gleichsam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht verlegen seyn würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen spanische Hexte bei der Nation verarbeitete. Der König vertraute auf diese Art die gewisse Ueberlegenheit, die ihm sein Verhältniß, als Landesfürst, gewähre, gegen den ungewissen Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Sieg falle, unzweifelig einen Theil seiner eignen Unterthanen zu Grunde richten müßten. Das Gerücht seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen verkündet, um Allen, die sich einer schlimmen Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu verschaffen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und sowohl ihre innern als auswärtigen Hülfsquellen wirken zu lassen. Hierbei wäre ihnen die allgemeine Furcht große Dienste leisten; die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen, und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden seyn. Müßte man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung in Anzug, wäre „seine Erscheinung weniger die eines Blutrichters, „als eines fürsorgenden Vaters, so würde der Muth „aller Guten steigen, und die Schlimmen in ihrer „eignen Sicherheit erröthen. Sie würden sich überreden, das Geschehene für wenniger bedeutend zu halten; weil es dem Könige nicht wichtig genug geschienen, deswegen einen gewaltsamen Schritt zu thun. Sie würden sich hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verstimmern, die vielleicht noch zu retten sey. Auf diesem stillen friedlichen Wege würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen verwengt; auf diesen allein würde die ganze Gewalt seiner Feinde fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem unnöthigern Aufwande entginge, den der Transport einer spanischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen würde.“ [2])

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann „das Unglaubliche einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? Weil einige Tyrannchens über Land fahren, sollen darum die Aufführer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war allgemein, warum sind die Strafe es nicht seyn? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die Ubrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es, als die ihrige, daß es Jenen so wohl gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, daß sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigen – aber wer sieht und dafür, daß sie es bei der Zukunft des Übrigen nicht seyn werden, da nach sicherem Berichte der Regentin Alles mit schnellen Schritten zur Verstimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie unthunlich ihm eine Kriegsmacht anwesen? Es ist nur allzugewiß, daß sich die Rebellen einen ausbündigen Beifandel versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Gebote steht; ist es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten den besten niederländischen Truppen bebelfen zu müssen, auf deren Treue so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich die Regentin selbst nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht sie bisher abgehindert habe, den Geisten Kraft zu geben und die Verschwörte der Rebellen zu dämpfen? Nur eine wohldisciplinirte und gehörnete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Verderben gegen heraufkommen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ehrerbin seine Provinz nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er mit seinen rebellischen Unterthanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde gemäß sind.“ [3])

(1566). Das Ansehen des Rehners gab seinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise kürzeweg auf dem Ozean für ihn zu wagen war; so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder

[1]) Hopper. §. 142. Burgund. 566.

[2]) Burgund. 586. 587.

[3]) Burgund. 581 – 590.

von Savoyen auch die Apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig seyn konnte; und über die Apenninen war in dieser spaten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Gatteren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Kastilien, wovon er nicht weit wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden [1].

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich auf gegenwärtigen Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehn zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geschehen, ehe der König die Umruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlesen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Vermählung und die glückliche Geburt der Infantin Clara Isabella Eugenia, mahrenger Erzherzogin Albert von Oesterreich und Fürstin der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen unzweifelhaften Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Anstalten mache. Die Ständeversammlung vertrat er, wie das vorigemal; des Versprechens, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Bilderstürmischen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meynten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Ständeversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; es kann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte und sie der Gewalt nicht nachgeben müssen, es wenigstens so weit einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein Niemand kund werde [2].

(1566). Während dem, daß man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel, wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu befördern. Beide Religionsparteien errichteten in mehrern Städten eigne Consistorien und einen eignen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fonds zusammenzuschießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen anginaen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogstraten von den Kalvinisten dieser Stadt eine Summe übergeben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländischen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten sich viele mit praktischen Summen unterschrieben. Ueber dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformirten verschiedene Ausklagungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, heißt man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Bestellern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benöthigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sey es für oder gegen die Regentin, in Umstellen setzen sollte, so war zu erwarten, daß sie sich weit leichter dazu verstehen würde, in Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verderbenden Kriege beizutragen. Andere sahen in diesen Anerbieten weiter nichts, als eine temperirte Ausübung der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Ungewißheit lang unschädlich zu machen gewußt haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großsprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung so reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesen Anerbieten gewesen sey, so gewannen seine Urheber dadurch wenig; die Bestellern flossen sehr sparsam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung. [1])

Aber der Kreis der Bilderstürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte Beiden einen unersetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Vigilius Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen, als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken, und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Kalvinisten, die an den Pfaffen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken aufs Grausamste bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verbindung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigne Religion so viel zu befürchten stand. Es verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter dem gutgesinnten Pöbel gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeigen, und den Vorwurf eines Verbindungsrechts mit den Uebelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht

[1]) Hopper. §. 154. 155. Burg. 390—392.

[2]) Meteren. 92. Hopper. §. 144. 145. 146. Burgund. 369. 370.

[1]) Strad. 163. Burgund. 374. 375. Allgem. Gesch. der v. N. III. Th. 11.

sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, aber wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie versammelte sich zu dem Ende der Prinzessinnen, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschickten, mit obrigkeitlichen Ansehen, sie nach Gutbefinden zu entfernen. Diese Dame, welche von Margarethen unterschieden werden, und erforderlichen vermuthlichen Hermaphrodit gestellt, so, daß jeder von Einer oder der Andere von denen, welche nicht hergehen erkannten, einen Mann daraus bekam; und zu mehrerer Vermehrung des Mißvergnügens trug man Sorge, daß gefährliche Aufsätzen daran herumgingen. Dieser Kunstgriff erwürkte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde singen an, in die Staatsangelegenheiten besser, als es man so gleichgültige Verrichtungen gewünscht, sich zu mischen, zu schreyen, und Furcht, von ihren wichtigsten Verrichtungen im Stiche gelassen zu werden, ergossen sie mit Bezeichnung die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angetragen wurden, und bedungen sich zu einer baldigen Verstärkung mit den Spik. Das allgemeine Geschrey von der nahen Ankunft des Königs, welcher die Regierung aller Dinge zu verbessern Versprechung leistete, die bisher gethane Entdeckung macht viel Gutes vergessen, besonders sich nicht lange, eine Gnade anzuhören, die ihnen vielleicht zum letzten Male angeboten wurde. [1])

Von denen, welche bezüglichen Prinzessinnen bekamen, waren nach Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten sich bey dem König über die steten Nachreden beschweret, womit man in Spanien ihren guten Namen zu krankmachen und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont beschwerte heute mit der letzthin Einkalt, die ihm eigen war, den Menschen anzuschwärzen, den doch nur angetrauen, weil er eigentlich wußte, von der Hochmögenden zu bestimmen, welchen man ihm gnädig werden und seinen Dienstbeeifer kräftigen könne. Seine Mitklammer, sich über den König damit den Präsidenten von Jyssenaeant geschrieben, Grund zu durch nichts besser widerlegen, als durch die ordentlich unterwürfige Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche sie hier mit vollkommen angelegen seyen, daß es ihnen niemals Aufrichtig und ernst bey denselben Vorgang mehr gefehlet. Den Prinzessinn konnte es gar zu verdrießlich, zu gleicher Zeit zu verstehen, dem Willen der Souveränin unterzog nachgelebet, anderer dem Unterthan; in seinen Gebieten befehle dessen Herr. Es sehe einem Fürst sehr übel an, sich für weiter zu halten, als sein Hauptt. Allerdings sey man von Stande, daß es mehr Ehre gethan habe, wohl in seinen Rechten gestanden, um der Aufrechthaltung der Gesetzen zu steuren; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, daß Verlassene einzuvernehmen. Und zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Gesten von Egmont wie ein angeborenes Kind mit Verweisen strafte, so bekamen beide man ihn, wie man ihn taufte; gegen seinen Herrn machte man Kunst und Betrug zu Fehler ersten. Aber Oranien hatte in seinem Briefe des sichtenen Verdachtes erwähnt, den der König in seiner Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der ersten Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, warum er klugh geschrieben war, sondern, um von dieser Verwerfung der Untergang

[1]) Thuan. II. 301. Strad. 164. 165. Vertem. 93.

und der Bitte zu nehmen, daß er ihn seiner Bremer entlassen möchte. Ob schon heute er diese Bitte an die Regentin gethan, stets aber unter den stärksten Betheuerungen seiner Neigung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit einer so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgefertiget war. Besonders begnadet er ihm über die Dienste, die er ihm täglich in Antwerpen erweiset, seine thätige Aufmerksamkeit, befragte es sehr, daß die Privatzwistigkeit des Prinzen von denen der Regent einen Hauptverwurf gemacht worden, seine Entlassung zu erlangen; so sehr versichern sie jetzo, entgegen aber war der Entschluß, daß es ihm unmöglich sey, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eine neue Vermehrung als einer Verminderung bedürfte. Er habe gestanden, sagte er hinzu, der Prinz habe eine bessere Meynung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten werde, denen grundlosen Beschwerden gewissen Menschen zu glauben. Sie oft mit dem Prinzen und mit ihm selbst hier meynen. Um ihm gnädigst einen Beweis seiner Aufmerksamkeit zu geben, befragte er sich im Vertrauen mit ihm über seinen Bruder, den Grafen von Mansfeld, den sie in dieser Stadt zum Schein seinen Kurz ausmachte, und äußerte gelegt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang auf den Niederlanden entfernt wissen. [1])

Aber Philipp hatte es sehr viel einen Kopf zu thun, der ihm an Staatsklugheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn auf die genaueste Einsicht in Madrid und Siegwein sahen lange Zeit damit ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, und dem Werke heftigst verbunden ward. Der Hof hielt Zusammenkünfte von allen Orten, von denen sich auf seinen Befehl gegen worden; auf einigen Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin ingeheim nach Madrid geschrieben hat, mit einer eigenen Handschrift erhalten, und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph gestalten lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier in Jammer und Händen sah, was sie so gut aufgeschrieben glaubte, den König anbey, ihre Depeschen unbekümmert sorgfältig zu verwahren. Wilhelm Wachtendonk versicherte sich nicht viel auf den spanischen Hof ein; sie nach Frankreich und nach Wien hatte er seine Kundschafter gestellt, und einige beschuldigten ihn sogar, daß sie Mayr. auf welchen er zu seinen Staatsgeschäften gebraucht, nicht immer die unbestellten Briefe abgeben. Aber den wachsamen Nachstand, den ihm ein aufmerksamer Trieb der spanischen Verfassung, in Frankreich, Franz von Alava, an der Person hatte, werden sich hier über die seine Gelegenheit verweisen, welche damit die Verbindung des neuen Bundes Briefe dem Könige zur gegeben sey, eine wirksamere Gewalt in diesem Lande zu achten. Darum rieth er ihr an, den Arst jetzt durch eben die Künste zu hintergehen, denen er sich sich jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schrieb er, bey die Statthalter als die verborgene Ursachen aller widerlichen Auftritten kennen, welche sie zu seiner Zeit wohl zu suchen wissen, so wie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwischen würden; und er habe gethan. ein Beispiel an einigen zu geben, wenn

[1]) Hopper. I. 109. Burgund. 391. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange 28 Beilage.

über die ganze Chriſtenheit ſich entſpinnen ſolle, mögte er auch alle ſeine Gutthäter daran wagen. Dieſe ſtimmte Entſchuldigung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worin ſie über die gewaltſamen Gegenmittel der Granvella und das verdächtige Betragen des Monarchen gegen ſie unverre Beſchwerden führten, die blutige Gewaltthätigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſpaniſchen Verſicherungen des Königs zu halten habe. [1])

(1566). Den Brief des Miniſters Alava, nebſt einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der andern gemachten Antwort des Königs und ſeinen ſchimmen Anſichten über die Ehrlichkeit der Rebellion gaben, ſagte der Prinz ſeinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Naſſau, dem Grafen von Egmont, von Horn und von Hoogſtraten zu einer Zuſammenkunft zu Dendermonde, in Flandern, wo, wohin ſich viele edle Ritter begeben hatten, gemeinſchaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur ſeinen Unwillen ſehr ſah, bemerkte bemerkte, daß man vone Zeitverluſt zu den Waffen greifen und ſich einiger feſten Plätze verſichern müßte. Dem Prinz mißfiel man, es ſcheine, daß es weiter, den gewaltſamen Einzug in die Provinzen verlangen. Man müßte die Schweiz, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß ſie thun den Durchzug durch ihr Gebiet erſchwerten und wenn er ſich deſſen ungeachtet durch alle dieſe Hinderniſſe hindurchſchlüge, ihn an der Grenze bei Lauben mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negociiren, und auch ingleichem Reiche vierzehntauſend Reiter, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk, zuſammenzubringen; an einem Vorwande ſehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er ſich verſichert hielt, nicht im Stiche laſſen. Aber Wilhelm, vorſichtiger und weiſer, erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag, bei der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und auch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquiſition, ſtellte er vor, ſey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergeſſenheit gekommen, und eine billige Glaubensduldung verbannt. Bis jetzt alſo ſtehe es ihnen an einem gütigen Könige, deſſen freundlichen Weg einzuſchlagen; indeſſen zweifle er nicht, daß man ihnen gnädig einen barmherzigen werde. Seine Meynung alſo ſey, dieſen gelaſſen zu erwarten, unterdeſſen aber auf Alles ein wachſames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit ſey, zu handeln, wenn die Umſtände es verlangten.

Wären alle darinnen, welche die Verſammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, ſo iſt kein Zweifel, daß eine ſo mächtige Partei, ſorgfältige durch die Pflicht und das Anſehen ihrer Glieder, den Anſchlägen des Königs hindernniſſe hätte entgegenſetzen können, die ihn gezwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie überraſchte. „Ueber,“ ſagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das „Bild ſo vermegen verſehen ſollte. Das Geſchmeid „des Spaniers Alava rühret mich wenig, — wie „ſollte dieſer Menſch dazu kommen, an das verſiegelte „ſeine Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, und ſeine „Geheimniſſe zu ergründen? Die Rasreiten, welche „uns Montigny eines, beweiſen weiter nichts, als „daß der König eine ſehr particulaire Meynung von „unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben „glaubt, ein Mißtrauen in unſre Treue zu ſetzen; „und hätte, bildete mir, hätten wir ihm nur allzu „viel Anlaß gegeben. Auch iſt mir ein einfältiger „Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine „Meynung von mir zu verbeſſern, und durch mein „ſtandhaftes Verhalten, wo möglich, den Verdacht aus„zulöſchen, den meine bisherigen Handlungen auf „mich geworfen haben mögen. Und wie ſollte ich „mich auch aus den Armen meiner getreuen und „blühendſten Provinz werfen, um mich an einen „ſolchen Ort zu begeben, wo ich mich mit Gewalt „eine Loſt für Jeden, der mich anſtimmt. Jeder „Sklave, der ſich beſchützen will, muß unter die „Arme zu greifen, ein Kneten von Knechten, um „einen leidlichen Zwange in meinen Gedanken zu ent„gehen? Kümmerniß kann der Monarch anzahlig „an einem Diener handeln, der ihm ſeine Treue und „Ehrerbietung war, und der ſich ein gutmüthiges Herz auf „ſeine Dankbarkeit erworben. Unmöglich wird „man mich überreden, daß Er, der ſich ein wildes „Länderſtück Volk zu nützen, ſo gnädige Geſinnungen „gehegt, und ſo nachdrücklich, ſo heilig mir verſprochen „hat, jetzt ſo verbrecheriſche Anſchläge dagegen ſchmieden „ſoll. Haben mir dem Laude nur erſt einige vorige „Ruhe wiedergegeben, die Provinzen gedämpft, den „katholiſchen Gottesdienſt wiederaufgerichtet, ſo glaube „Sie mir, daß man von ſeinen ſpaniſchen Truppen weiter hören wird; und daß es ſo, wage ich „Sie Alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel jetzt anzuordnen, und wogu auch bereits die mehreſten unſrer Völker ſich neigen. Ich meines „Theils ſtürbe mich von dem Joche des Mißtrauens. Mein Gewiſſen ſpreche mich frei; mein „Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner „Gnade.“ [2])

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Horn und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem Könige wirklich ergeben; daß Anbeten ſeiner Wohlthaten und das verbindlichen Betragen, womit er ſie bezeigte, hatte leicht noch in ſeinem Gedächtniſſe. Die Aufgeblaſenheit ſeines Bruders, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden auszeichnete, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr auf falſcher Scham, als auf Partteigeiſt, hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute vertheidigt; mehr auf Temperament und natürlicher Herzensgüte, als auf gegründeten Grundſätzen, die harten Maßregeln der Regierung beklagt. Die Liebe der Nation, die ihn als einen Vogeli verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu edel, einem Manne zu entſagen, der ihm ſo ungeheuren Dank, hatte er noch einmal thun müſſen, ihn zu verderben; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein banger Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine verderbliche Folge, die man daraus zog, der dicke Klang von Verbrechen ſtürzten ihn aus ſeinen Selbſttäuſchungen auf und ſchreckte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks

[1]) Reiden. L. Thuan. 307. Burgund. 401. Meteren. 91. Strad. 160.

[2]) Thuan. 307. Burg. 408. 408. Meteren. 93.

und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachtheiliges gegen ſie unternehmen. Man hatte ſie gewiß auf ihn gerichtet; ſeine unerwartete Erklärung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur einmal beſchloſſen zu haben. Alle, die in Denkmünze zuſammengekommen waren, waren den im Staatsrathe zu Brüſſel einig; aber nur Egmont verpflichtete ſich dazu. Die Regentin wollte den Lauf der Dinge durch gebotene Unterwerfung aufhalten; aber ſie brachte weiter nichts auf ihn herab, als den Brief des Alava, den er in Antwort aufgenommen hatte, und unter den mitgeſchickten Verſchanzen ihr verlangte. Anfangs entſchloß ſie ſich dazu Lust, aber ſie ſahe ſich bald, und erklärte ihn deutlich was ſie unterſchreiben. „Wie kann,“ ſagte ſie, „der Brief wirklich von Alava herrühren, da ich „den Inhalt nicht erwünſcht, und befriedigt. Der ihn anbefohlen haben will, die andern Briefe gewiß nicht „geſchrieben haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziger Poſten noch geſtellt hat, und auch kein Brief „aufgefangen iſt? Und wie läßt es ſich denken, daß „der König einen Alava zum Herrn eines Gebietes „machen ſollte, worauf haben ſollte, daß er mir ſelbſt nicht einmal wollte Pris geben haben?“ [1])

[1]) Bergaud 4ob. Meteren. 93. Gent. 95.

Bürgerlicher Krieg.

(1566). Unterdeſſen ſtifte die Regentin, den Vertrieb zu bewegen, den die der Trennung unter den Adel gab, um den Adel des Bundes, der ihnen durch innere Zwietracht mangle, zu verſtehen. Sie zog ohne Zeitverluſt Truppen aus Deutſchland, die Herzog Erich von Braunſchweig für ſie in Verſtand warb, verſtärkte die Reuterei und errichtete ihre Regimenter Wallonen, worüber der Grafen von Mansfelt, von Megen, von Aremberg und Anderen Oberſtelle bekamen. Auch den Prinzen von Oranien mußten, um ihn mit auf's Einverſtändliche zu beziehen, Truppen anvertraut werden, und um ſo mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorſtand, Ueberan nöthigen bedurften; aber man verwandte die Beſorgt, ihn zu dem Oberſten, mit Namen Waldenſteiner, an die Seite zu geben, der auf ſeine Tapferkeit bekannte, und ſeine Mäßigkeit, wenn ſie geſchehen zu werden wußte, rühmliche machen konnte. Dem Grafen von Egmont ſicherte die Gemüthlichkeit in Flandern vorzüglich auf Gehalten bei, um ſonſtehenden Mann zu unterhalten, denen er einen Theil in die bekanntſchaften Plätze verſtreute. Jeder Statthalter mußte ſeine Kriegsmacht verſtärken, und ſich mit Munition verſehen. Alle dieſe Zurüſtungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ſah ſie keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einſchlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit verſicherte, und dieſes mächtigen Beiſtandes gewiß, was ſie es nun, ihr vorher rigid Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagte es, die Penalbeſtimmungen, welche ſie den Proteſtanten nur in der Angſt und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkührliche Art anzuſtrafen, und alle Zuſammenkünfte, die ſie ihnen ſtillſchweigend einverſtanden, auf die blinde Vermuthung der Predigten einzuſchränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die ſich doch, wenn ſeine geſtattet wurden, von ſelbſt zu verſtehen ſchienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter alle gegen Beleidiger der Majeſtät verfahren. Man verglumme den Proteſtanten, anders als die herrſchende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Ketzerei; ihre Art zu taufen zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten „abſcheulichen unterſagt. Es war grauſamer Spott, ihnen die Predigten zu erlauben und die Ausübung zu verſagen; aber dieſer unerte Kunſtgriff, ihnen gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zugeſtändniß widerlich, mit der ſie es ſich hatte abdringen laſſen. Von den ertheilten Neuerungen, von den unwiderruflichen Verordnungen nahm ihr Anlaß, die Predigten zu hören; weiteren von den Predigtanten wurde unter dem Vorwande, daß ſie ihr Amt an einem andern Plage, als der ihnen angewieſen worden, verwaltet, der Proceß gemacht, und einige von ihnen ſogar aufgehängt. Sie erſtreute bei weiteren Gelegenheiten laut, daß die Verordnungen ihre Furcht gemildert, und daß ſie ſich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepreßt, nicht für gebunden halte [1]).

Unter allen niederländiſchen Gebieten weiſte ſich das hitzigſtbrabantiſchen Aufruhrs thätigſte machen, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau an weiten geſetzet. In treuer von allen war die Partei der Kalviniſten ſo mächtig, als in dieſer, und der Geiſt des Aufruhrs, durch den ſie die Provinz Hennegau vor allen übrigen ſtark aufgeregt hat hatte, ſchien hier einheimiſch zu werden [2]). Die Nähe Frankreichs, dem ſie ſprachen durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher, als den Niederlanden angehörte, war Urſache geweſen, daß man dieſe Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehrer Vorſicht regierte, wodurch ſie nun deſto mehr ihre Wichtigkeit fühlen konnte. Schon vor dem letzten Aufſtande der Temperlichkeiten hatte wenig gefehlt, daß ſie ſich nicht den Hugenotten ausſchließlich mit denen ſie das gemeinſchaftliche Verhältniß ausſtritt, und die gemeinſame Veranlaſſung kannte dieſe Gebäude erneuern. Dieſer war unter allen unbeſtändigſten Städten Valenciennes die erſte, welcher die Regentin eine verſtärkte Besatzung zugabe, ſobald ſie in die Verfaſſung geſetzt war, ſie ihr zu geben. Philipp von Montmorency, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abweſenden Marquis von Bergen, hatte dieſen Auftrag vollziehen, und erſtellen an der Spitze eines Regiments von ihren Mauern. Auf der Stadt kamen ihm von Seiten des Magiſtrats Deputirte entgegen, ſich die Besatzung zu verbitten, weil die proteſtantiſche Bürgerſchaft, als der überwiegende Theil, ſich darüber erklärt habe. Montmorency machte ihnen die Willen der Regentin kund, und hieß ſie zwiſchen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadron von Reiter und ſechs Compagnien Fußvolk ſollten der Stadt nicht aufgebrungen werden; darüber weiſe er ihr ſeinen eigenen Sold zum Geiſel geben. Als dieſe Bedingungen dem Magiſtrate vorgelegt wurden, der ſich ſehr geneigt war, ſie zu erwählen, erſtellen der Prediger Peregrine in Orange an der Spitze ſeines Anhangs, der Pöbel und Angeſt ſeiner Beiſt.

[1]) Meteren 93. 94. Thuan. 800. Strada 166. Mémoir. Gaal. Auctor. 21.

[2]) Es war ein Sprichwort in Hennegau, und es iſt vielleicht noch, die Provinz habe nur einen Gott und unter der Sonne, Mund. 179.

dem es darum zu thun ſeyn mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verdrängte durch die Gewalt ſeiner Beredtſamkeit das Volk, die Bedingungen anzunehmen. Als man Noircarmes dieſe Antwort zurückbrachte, ſo ſprach er die Geſandten, gegen alle Geſetze des Völkerrechts, in Feſſeln ſchlagen, und führte ſie gefangen mit ſich fort; doch mußte er ſie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu mäßigender Schonung angehalten, läßt die Stadt noch mehrmalen auffordern, die ihr gebrochene Garnison einzunehmen; da ſie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung beſtehe, ſo wird ſie durch eine hefftigere Art für ihre Rebellion erſtlich, und Noircarmes erhält Befehl, ſie förmlich zu belagern. Allen dortigen Provinzen wird verboten, dieſer aufrühreriſchen Stadt mit Korn, Geld oder Waaren beyzuſtehen. Alle ihrer Güter ſind dem Fiſkus zugeſprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu verhüthigern Nachdruck Zeit zu laſſen, ſo Noircarmes aus ganz Hennegau und Lemburg Truppen zuſammen (1566). Gegen St. Amant in Berg auf ſiehe Garnison in alle nächſtgelegenen Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes läßt alle dortigen Stände, die in gleichem Falle waren, auf das Schärfſte ſchließen, welches ihnen ſelbſt zugedacht war, und ſetzte folglich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geuſiſches Heer, zwiſchen drey und vierhundert Mann, das aus landflüchtigen Edelleuten und den übervölkerten Aemtern der Niederländer aus der Eile zuſammengeraft worden, erſcheint in den Gebiete von Tournay und Lille, um ſich dieſer beiden Städte zu verſichern, und den Feind von Valenciennes zu benennigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverſtändniß mit den Proteſtanten dieſer Stadt einen Anſchlag gemacht hat, ſich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu ſchlagen und ſeine Stadt zu erhalten. In der nämlichen Zeit wird das geuſiſche Heer, das bey Tournay noch die Zeit verliert, von Noircarmes überfallen, und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche ſich mit vorgemeldeter Tapferkeit durchgeſchlagen, werfen ſich in die Stadt Tournay, die von dem Siege ſogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Beſatzung einzunehmen. Ihr ſtädtiſcher Gehorſam bereitet ihr ein ſchlechtes Schickſal. Noircarmes bezahlt ſich, bey proteſtantiſchen Conventikeln darin aufzuheben, die Prediger zu vertreiben, die Aufrührer der Rebellion zur Strafe zu ziehen, und den katholiſchen Gottesdienſt, den er beinahe ganz untergehen findet, wieder herzuſtellen. Nachdem er ihr einen ſichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Beſatzung darin zurückgelaſſen, reitet er mit ſeinem übrigen Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzuſetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befeſtigung trotzig, ſchickte ſich lebhaft zur Vertheidigung an, ſoll entſetzlichen, es auf Aeußerſte kommen zu laſſen. Man hatte nicht verſäumt, ſich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu verſehen; Alles war aus der Maaßen tragen kennte, die Hauswerke ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, wurde Soldat; die Häuſer vor der Stadt, und vorzüglich die Klöſter, riß man nieder, damit der Belagerer ſich ihrer nicht gegen die Stadt bedienen. Die wenigen Anhänger der Krone ſchwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholik durfte es wagen, ſich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der alten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Pöbels hob Geſetze. Die Mannſchaft war zahlreich. Ihr Muth verzweifelt, faßt ihr Vertrauen auf Entſatz, und ihr Hoß gegen die katholiſche Religion auch Kenntniß geſtiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten. Alle verabſcheuten das gemeinſchaftliche Joch einer verfolgſüchtigen Beherrſchung. Nun einmal verſuchte es Noircarmes, deſſen Herz voll die Hölle wüthet, welche ihm von allen Orten her zuſtrömten, ſiegreiche gewaffnet und mit allen Erforderniſſen zu einer langen Belagerung verſehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ alſo die Laufgräben eröffnen, und ſchritte ſo, die Stadt einzuſchließen. [1])

Die Lage der Proteſtanten hatte ſich unterdeſſen in einen dem Grade verſchlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig und auf den dritten Theil geſchmolzen. Einige ſeiner wichtigſten Beiſätze, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem Könige übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man ſo ſehr gerechnet hatte, fielen ſehr ſparſam aus; der ſichere der Partei fing merklich an zu erkalten; und mit der geſtiegenen Zuverſicht mochten auch einige der bisherigen Prätexten aufhören. Die um ihr Heil zu Utrecht verſammelten hatten, Alle durch zuſammen genug die unterſchiedene Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe ſie das Aeußerſte wagte, auf nur ſchwächere Mittel werden zu verfallen. In einer Conferenzende der Proteſtanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und worüber auch einige von den Verbundenen hinkommen, wird beſchloſſen, an die Regentin zu begehren, ihr dieſer Vorſchläge ohnfehl wegen Verſtellungen zu thun, und ſie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt dieſen Auftrag, mag ſich aber auf eine barte und ſchimpfliche Art abgewieſen, und von Beſchluß ſelbſt ausgeſchloſſen ſehen. Er nimmt ſeine Zuflucht zu einer ſchriftlichen Anfrage, worin er ſich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin ins Angeſicht aller Proteſtanten, die auf das Bundes Bürgſchaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Worte verſtümmelte Lügen ſtrafe, und Alle, weil die Verbundenen Gutes geſtiftet, durch Zurückziehung ihrer Bewilligungen wieder zurücke mache; daß ſie den Bund in den Augen des Volks verunehrlichen ge macht. Zwietracht unter ihnen Diatern erregt, und Viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen laſſen. Er ſey ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Proteſtanten ihre freie Religionsübung benommen ſey, vor allen Dingen aber die Begnadigung von Valenciennes anzuhören, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leiſten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung ſehr verſchieden war. "Aber dieſe Verbundenen ſind, ehe ſich in dieſer Schrift an mich wenden, ſo mir in der That ein Gräuel, die Verbundenen, mit denen ich zu thun habe, ſind, wie ich mich anderwo erklärt, auseinander gegangen. Wie wenigſtens können an einer Klagſchrift nicht Theil haben, denn ich ſelbſt kenne Viele, die, in allen ihren Forderungen vor billig, zu ihren Pflichten zurückgetreten ſind. Aber es aber auch ſey, der ſich hier ohne Zug und Recht und ohne Namen an mich wendet, ſo bat er meinen Worten wenigſtens eine ſehr gelinde Auslegung zu

[1]) Bourgeud. Jahr. 1572 — 1578. Meteren. 98. 99. Strada. 270. Vgl. ad Hopper. Epist. 2. 22.

„geben, wenn er daraus folgert, daß ich den Proteſtanten Religionsfreiheit zuzuſichern habe. Niemand kann es unbekannt ſeyn, wie ſchwer es mir ſchon geworden iſt, die Predigten an denen Orten zuzugeben, wo ſie ſich ſelbſt eingedrängt haben, und dieſes kann doch wohl nicht für eine bewilligte Glaubensfreiheit gelten? Wie hätte es einfallen ſollen, dieſe gefährlichen Konſiſtorien in Schwung zu bringen, dieſen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich ſo weit vergeſſen können, einer verwerflichen Sekte dieſe geſetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche und in der Republik umzukehren, und meine heilige Religion ſo anſtoßig zu machen? Hatten denn an den, der euch dieſe Erlaubniß gegeben hat; mit mir aber nähte ihr nicht rechten. Ihr beſchuldigt mich, daß ich den Vertrag verletzt habe, der euch Straflöſigkeit und Sicherheit gewährt? Das Vergangene hab' ich euch erlaſſen, nicht aber, was ihr künftig begehen würdet. Eure Beiſpiele vom vorigen Jahr ſollte keinem von euch Raum mehr geben, und das hat ſie, meines Wiſſens, auch nicht gethan; aber wer ſich neuerdings gegen die Majeſtät des Königs vergangen, mag die Folgen ſeines Frevels tragen. Endlich, wie ſtimmt ihr euch unterſtehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerſt gebrochen habt? Auf welchen Anſtiften wurden die Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen geſtürzt und die Städte mit fremden Wilden erfüllet? Wer hat Bündniſſe mit fremden Mächten errichtet, unerlaubte Verbindungen angeſtellt, und von den Unterthanen des Königs gottloſe Treuſchwüre eingetrieben? Deswegen habe ich Truppen zuſammengezogen, deswegen die Edelle geſchärft. Wer mir anſiehet, die Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit ſeinem Vaterlande und dem Könige meynen, und wenn ihr euch ſelbſt liebt, ſo gehorchet zu, daß die eure eigenen Handlungen entſchuldigt, anſtatt die meinigen zu richten.“ [1])

Die Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beylegung ſank mit dieſer beydeutenden Erklärung. Ohne ſich einer mächtigen Macht zu bewaffnen, konnte die Regentin eine ſolche Sprache nicht führen. Eine Armee ſtand im Felde, der Feind von Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Stadt war jetzt ſo ſchlimm, daß eine ehrenvolle Vertheidigung ſie nicht ſchlimmer machen konnte. Lieferten ſie ſich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, ſo war ihr Untergang gewiß; oder der Weg der Waffen konnte ihn wenigſtens noch zweifelhaft machen; alle wählten ſie das Letzte, und ihnen mit Muth an, ja ihrer Vertheidigung zu ſorgen. Um ſich ein Recht auf den Beyſtand der benachbarten Proteſtanten zu erwerben, warfen Ludwig von Naſſau die Städte Amſterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes herüber, der Anabaptiſten Confeſſion verſprachen, und ſich auf dieſe Weiſe einer an ihre Religion anzuſchließen; ein Verſtoß, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Kalviniſten gegen ihre evangeliſchen Brüder den Abſcheu, wo möglich, noch ſteigerte, den ſie gegen das Papſtthum trugen. Naſſau ging nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachſen ernſtlich wegen Subſidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen beſetzigte ſeine Schlöſſer; Brederode warf ſich mit einem kleinen Heere in ſeine feſte Stadt Viane, an dem Lek, über welche er ſich Souveränitätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsſtand ſetzte, um hier eine Verſicherung von dem Wunſch und den Anſtalten von Naſſau's Unternehmungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgeſteckt; überall rüſtete man die Trommel; alles Ernſten ſah man Truppen marſchiren, warfe Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterthanen beyder Theile begegneten ſich oft in denſelben Plätze, und kamen halben die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt gedrungt, ſo mußte ſie von den Mitgliedern des Bundes dieſelbe Gewaltthätigkeit leiden. [2])

(1566). Den Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerkſamkeit auf Herzogenbuſch, in welcher Stadt die Bilderſtürmer neue Ausſchweifungen begangen und die Partei der Proteſtanten in einer ſtarken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerſchaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Beſatzung zu vermögen, ſchickte ſie den Kanzler Score von Brabant mit einem Rathsherrn Werdes von Peterſheim, den ſie zum Gouverneur der Stadt beſtimmt hatte, als Geſandte dahin, welche ſich auf eine gute Art derſelben verſicherte, und der Bürgerſchaft einen neuen Eid des Gehorſams ablegen ſollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einen Corps ſtand, beſchligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Antrag ſeiner Geſandten zu unterſtützen und ſogleich Beſatzung hatten verſehen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen gewiſſen Anton von Bomberg, einen biſigen Kalviniſten, der aber ſehr einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth ſeiner Partei in dieſer Stadt aufzumuntern, und die Anſtalten der Regentin zu hintertreiben. Dieſem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in ſeine Gewalt zu bekommen und falſche unterzuſchieben, die durch ihre harte und gebieteriſche Sprache die Bürgerſchaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beyden Geſandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob ſie ſchlimme Anſchläge auf die Stadt hätten, welches ihm ſo gut bey dem Pöbel glückte, daß dieſer ſich in vollen Wuth an den Geſandten ſelbſt vergriff und ſie gefangen ſetzte. Er ſelbſt bediente ſich an der Spitze von achthundert Mann, die ihm zu ihrem Anführer gemacht, den Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit großem Geſchütz ſo ſtark, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin hat nunmehr ihre Geſandten durch einen Herold ſtrenge zurückfordern, und den Vorwürfen ungeachtet mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg beharrte mit ſeinem Anhange bey Rathhaus und pochte den Magiſtrat, ihm die Schlüſſel der Stadt aufzuſtellen. Der Geſchützmeiſter wurde mit Sporn abgewieſen, und die Regentin durch ein gnadenvolles Schreiben, daß man es auf Brederode's Befehl würde aufkommen laſſen, was mit den Gefangenen zu verfahren ſey. Der Herold, der anſtatt von der Stadt dieſe, erſchien unmuthig, die den Krieg ewige klindigen, welches aber der Kanzler noch hinterbrachte [3]).

Nach den verweilten Verſuche auf Herzogenbuſch warf ſich der Graf von Megen in Utrecht, um einen Anſchlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben dieſe Stadt ausführen wollte. Dieſe, welche von

[1]) Thuan. 523. 524. Strada. 161. 169. Burgund. 433. 434. 550. Meteren. 96. 97.

[2]) Thuan. 524. Strad. 169. Aitz. B. 2. c. 2. N. XXII. B. 93. Vigl. ad Hopper. Epist. 3.

[3]) Thuan. 525. Strada. 170. Burgund. 495. 496. 497. 498. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.

dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Blome kampirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beſchützer auf, und verſammelte ſich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienſte machte. Er ließ dann ſogleich an dem Ufer des Lek eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Blome beſtreichen konnte. Verdugo, der nicht Luſt hatte, ihn in dieſer Stadt zu erwarten, verließ mit dem beſten Theile ſeines Heers dieſen Waffenplatz und eilte nach Amſterdam [1]).

So unruhig auch der Prinz von Oranien während dieſer Bewegungen in Antwerpen ſeine Zeit zu verſtreichen ſchien, ſo geſchäftig war er in dieſer aufgewandten Ruhe. Auf ſeine Anſtalten hatte der Bund gewirkt, und Verdugo ſeine Soldaten deßhalb, weil er ihm ſelbſt drei Kanonen abwarte, die er zu Utrecht hatte gießen laſſen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Heers, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anſchlage gewarnt, der auf dieſe oder jene Stadt gemacht wurde. Vor ſeine Hauptangelegenheit ſahen ihn ſeine, die verſammelten Prälaten ihrer Statthalterinnen in ihre Gewalt zu bekommen; zu welchem Ende er Verdugo's Anſchlag auf Utrecht und Amſterdam im Stillen auch allen Kräften zu befördern geſucht hatte [2]).

Der wichtigſte Platz war die ſeeländiſche Inſel Walcheren, wo man eine Landung des Königs erwartete; und dieſe zu überkommen, wurde jetzt ein Anſchlag von ihm entworfen, deſſen Ausführung einer aus den vertrauteſten Leuten ſeines Freundes Prinzen von Oranien, Johann von Marnix, Herrn von Toulouſe, Philipp von St. Aldegonde Bruder, über ſich nahm (1584). Toulouſe unterredete ſich mit dem gemeinen Anmanne von Middelburg, Peter Haaf, ein geheimes Verſtändniß, welches ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, in Middelburg und Vlißingen Beſatzung zu werben; aber die Werbung, welche für dieſes Unternehmen in Antwerpen angeſtellt wurde, konnte ſo ſtill nicht vor ſich gehen, daß der Magiſtrat nicht Verdacht ſchöpfte. Um nun dieſen zu vermindern und ſeinen Anſchlag ſogleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Anſtellern, die nicht in Dienſten des Staats wären, oder ſonſt Geſchäfte trieben, bekanntlich durch den Herold verkündigen, daß ſie ungeſäumt die Stadt räumen ſollten. Er bildete ſich, ſagen ſeine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieſer verdächtigen Gaſtherrn leicht vermehrten können, aber er ſagte ſie aus der Stadt, um ſie deſto ſicherer an den Ort ihrer Beſtimmung zu treiben. Sie wurden dann ſogleich auf der Schelde eingeſchifft und bis vor Rammekens gebracht; da man aber durch das Martiſche von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vlißingen ſchon vor ihrem Anſchlage gewarnt war, ſo verſagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden ſie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt ſich die Unterhändlern vergebens bemühten, zu ihrem Vortheil einen Anſchlag zu erregen. Toulouſe ließ alſo unverrichteter Dinge ſeine Schiffe kehren, und ſegelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Oſtern weite, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er ſein Volk ausſetzte und an Ufer ein Lager ſetzte, des Vorſatzes, ſich hier von Antwerpen aus zu verſtärken, und den Muth ſeiner Partei, die von dem Magiſtrate unterdrückt wurde, durch ſeine Nähe feſter zu erhalten. Durch Vorſicht der reformirten Geiſtlichen, die in der Stadt Verbrüderungen für ihn verrichteten, wußte man jedem Tage ſein Kommen ihrer, daß er jetzige anfang, den Antwerpern ſtürzerlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüſtete. Der aufgebrachte Magiſtrat wollte ihn hier mit der Stückerei ſo überfallen laſſen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdeſſen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Lanoy in Kaiſers Namen gegen Breda aus gegen ihn anrückte. Zu gleich wurde der Graf von Megen das geſammte Heer bei Blome ſo gut einzuſchließen und zu beſchäftigen, daß es weder von dieſen Bewegungen hören, noch ſeinen Bundesverwandten zu Hülfe eilen konnte. Lanoy überfiel die zerſtreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unterrichtete, und rückte ſo in einem concentrirten Marſche zu Brunte, Toulouſe warf ſich mit den meiſten Ueberreſte ſeiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte ſich lange und dem Muthe eines Verzweifelten, bis Lanoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, ſtürzten in das Schwert des Feindes, oder fanden in der Schelde ihren Tod. Toulouſe ſelbſt wollte lieber in den Flammen ſterben, als in die Hände des Feindes fallen. Dieſer Tag, der über tauſend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in ſeinem ganzen Heere. Dreihundert, welche ſich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Anfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit ſogleich niedergeſtochen [3]).

Die die Schlacht angieng, ſchickte man in Antwerpen noch von dem Ausgange. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorſicht gebraucht, die Bürger, welche die Stadt mit Oſterwerk verbinden, den Tag zuvor abtragen zu laſſen, damit, wie er vorgab, die Kalkmühlen der Stadt nicht verſtopft werden möchten. ſich zu dem Heere des Toulouſe zu ſchlagen, wohrſcheinlich aber, damit die Katholiken dem geiſtlichen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, aber auch Lanoy, wenn er Sieger wäre, nicht in die Stadt eindringe. Aus eben dieſem Grunde wurden auf ſeinen Befehl auch die Thore verſchloſſen, und die Einwohner, welche von allen dieſen Anſtalten nichts begriffen, ſchwebten ungewiß zwiſchen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geſchützes von Oſterwerk der ihnen verkündigte, was bort vorgehen möchte. Mit ſchwachen Gerüchte drang jetzt Rauch nach den Wällen und auf die Mauern, und ſich wenn, als der Wind den Pulverrauch von den ſchlagenden Heeren vertheilte, das ganze Schauſpiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt ſo nahe, daß man ihre Fahnen unterſcheiden, und die Stimmen der Ueberwinder von der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schreckbilder, als ſelbſt die Schlacht, war der Anblick, den dieſe Stadt jetzt gab. Jeder von den ſchlagenden Heeren hatte ſeinen Anhang und ſeinen Freund auf den Mauern. Auch, was unten vorging, erweckte hier von Freudigkeit und Entſetzen; der Ausgang des Treffens ſahen das

[1]) Bor. B. 9. B. 90, 99. Strad. 170. Vigl. de Hopper. 2. Buch.

[2]) Groslins 13.

[3]) Meteren 97. 98. Burgund. 220. 221. Strad. 172. 173. Thuan. Lebr. 91.

Schicksal sobald Zuschauer zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerpner abgemalt lesen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein stummergleichs rufen Sterben, den Umstehenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergessene Begier, ihn einzureiten, ihn aufzureiten, zu vertilgen. Jetzt flehen die Genfer, und gemeinschaft glückliche Menschen sind gemacht; Toulouse's letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde zu weichen, der Rache Platz. Lanzierend, die Hände ringend und mit aufgesträubtem Haar stürzt die Wittwe des gefallenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Herrmann, ihrem Ayostel, greifen die Katholiken zu den Waffen, entschließen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts, als ihren Schwerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schrecklicher Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schreien alle, Verfluchen über die Papisten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu zagwohnen, daß alles Bösherige von den Katholiken angestift gewesen, die Kalvinisten zu verderben. Ihre Verbrecher habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Verbrecher selbst herfallen. Mit unglaublicher Verdrießlichkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und schreibt etwas weh Schimmerndes im Hinterhalte; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; Jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Gerücht verwirrt diese Furcht und bietet Gegenwehr; ein schrecklicher Zustand für eine so wenigerreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf so gleich zum Tumult, jeder ungewöhnliche Umstand zum Greuthat, jeder kleine Funke zur lodern Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften brünstig entzünden. Alles wird verdrängt beisammen auf dieses Gerüst in Bewegung. Tausende tausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke, und pflanzen schwerer Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughause genommen wird; auf einer andern Seite gebietet Hasdic; ihre Menge macht sie furchtbar. Die Stadt ist in ihren Häusern; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich bergestalt durch die wütenden Haufen setzte, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke verfuchte der Graf von Hoogstraten, von dem Bürgermeister Strahlen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehn als an Beredtsamkeit mangelte, so wies er den rollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, durch er ihnen begegnen zu wollen, wäre aus einer andern Ursache geschlossen worden, als um den Sieger, wer er auch sey, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Gefangen würde geworden seyn. Umsonst, daß rasenden Rotten ihren Ihn nicht, und einer der Verzweifelten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einem Verräther zu schelten. Mit unmenschlichem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum rothen Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht in die Hand des Predigers Herrmann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zuerst hören, was sie thäten; in der Vorstadt warteten sechshundert feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Noth und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der fliehende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufsitzen ließ, um unter Begünstigung derselben in die Stadt einzudringen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Rene wird sich besinnige ersparen, der meinem Beispiele folgt. Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt, und zugleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die thun zurückgestanden, folgten, und so die nächsten an diesen wieder, daß endlich die Menge, die schon vorangeeilt, als sie Niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den sechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles setzt sich nun wieder auf die Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte, und eine tumultuarische Nacht unter den Waffen durchwachte. [1])

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieser bringenden Noth versammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die ersten Rathsherren Sitz gab aus den vier Nationen gezogen worden. Wenn man den Aufruhr der Kalvinisten niederschlagen wolle, sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sey, sie zu empfangen. Es wurde also beschlossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Italiäner, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und so endlich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Der Herrschsucht der Kalvinisten, die auf ihren Reichthum stolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Meinung entgegnete mit Verachtung begegneten, hatte schon längst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Arten gegen einander war von einer unversöhnlichern Art, als der Haß, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Gehässigkeit hatte der Magistrat den weitesten Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten zu reformiren, von deren Wachsthum das Meiste zu fürchten war. Aus diesem Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwächern Theil, und die Friedfertigsten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen, und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen weitherzigsten Haß durch Kenntnißgründlichkeit in seiner Uebung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in den Wahne, daß der Absicht von ihren Religionsbestimmungen völliger bemächtigt, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verbrüderniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hieß also nicht gar sauer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augen-

[1]) Burgund. 144 – 147. Strad. 172.

blick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, ſo verhaßte Neuerungen zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages ſtellte ſich den Katholiken ein Heer entgegen, das dem übrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes Heers fing die Beredtſamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Katholiken, obgleich im Beſitz der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken geſetzt, machten den Antrag, Gefandte zu ſenden, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunſt zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen ward. Sogleich nach Bekanntmachung deſſelben traten die Spanier und Italiäner in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und dieſen die Katholiken; am allerletzten traten es die Lutheraner [1]).

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in dieſem fürchterlichen Zuſtande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerſchlöſſer gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das ſie belegt hatte, in die Luft zu ſprengen; eben das war an andern Orten von den Letztern gegen die Katholiken geſchehen [2]). Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Anachronismus, und Oraniens Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567). Noch lag Noirkarmes mit ſeinem Heere Malinen vor Valenciennes, das in feſtem Vertrauen auf genügſamen Sold gegen alle Verheißungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Raubbrand zu handeln, ehe er ſich mit friſchen Truppen aus Deutſchland verſtärkt haben würde. Der König, ſey es aus Schonung oder Furcht, verabſcheute den gewaltſamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unſchuldigen in das Schickſal des Schuldigen zu verflechten, und den treugeſinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten ſtieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, ſich ſogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu benunruhigen, einige Klöſter vor der Stadt in Brand zu ſtecken, und mit Feuer beizutreiben; da die Zeit, die man muthig vor dieſer Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenoſſen beſſer benutzt werden konnte, ſo lag Noirkarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zu Stürmung dieſer Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man ſich begnügen, blos die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfinge, erſt eine Zeitlang den Belagerten davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens. Die Regentin zu dieſem äußerſten Mittel ſchritt, berückſichtigte ſie den Grafen von Egmont, nebſt dem Herzog von Arſchot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide begaben ſich mit den Deputirten der Stadt, und unterließen nichts, ſie aus ihrer blöderigen Verblendung zu reißen. Sie entdeckten ihnen, daß Tournay gefallen, und mit ihm die ganze Stadt der Belagerten gezüchtigt ſey; daß der Graf von Megen das grauſame Heer von der Stadt abgeſchnitten, und daß ſie ſich allein durch die Nachſicht des Königs ſo lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergeſſung des Vergangenen an. Jedem ſolle es frei ſtehen, ſeine Unſchuld, vor welchem Tribunale er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt ſeyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen ſeinen Habſeligkeiten die Stadt zu verlaſſen. Man verlange nichts, als daß die Beſatzung einwilligen. Dieſen Vorſchlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenſtillſtand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden ſie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil ſich unterdeſſen falſche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Gegen darin verbreitet hatten. Tonlouſe, bewaffnete man, habe vogt Gent, und ein mächtiges Heer ſey im Anzuge, die Stadt zu entſetzen. Dieſe Zuverſicht ging ſo weit, daß man ſich ſogar erlaubte, den Stillſtand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magiſtrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager ſchickte. Das Edict, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, ſollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen aus beiden Theilen auf freien Fuß geſtellt werden. Die Beſatzung ſollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, ſich und ſeine Güter erſt in Sicherheit gebracht; ſie ſollte ſich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu beläſtigen, und der König die Unkoſten davon tragen.

Noirkarmes antwortete auf dieſe Bedingungen mit Entrüſtung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn ſie nicht gekommen wären, drohte er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, ſo ſollten ſie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig ſeyn, daß er ſie, die Häuſer auf den Raſen gebunden, wieder beimſchicke. Sie wälzten die Schuld auf die Halsſtarrigkeit der Reformirten, und baten ihn ſehnſüchtig, ſie im Lager zu behalten, weil ſie mit ihren treuloſen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schickſal nicht mit verwickelt ſeyn wollten. Sie umfaßten ſogar Egmonts Knie, ſich ſeine Fürſprache zu erwerben; aber Noirkarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, erieb ſie, angeru, nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieſes ſtrenge Verfahren auferlegte. Das Zurückhalten der Geſandten hatte ihm ſchon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Urſache, wie das erſtere, zuzuſchreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreſte entdeckender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, rebellirender Haufe Herr ihres Schickſals würde. Egmont war über den ſchleunen Erfolg ſeiner Geſandtſchaft ſo ſehr entrüſtet, daß er bei der folgenden Nacht ſelbſt die Stadt umritt, ihre Feſtungswerke recognoscirte, und ſeine zufriedene beimerkte, als er ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht länger haltbar ſey. [1])

Valenciennes ſtreckt ſich von einer ſanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben ſo feſten als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Scarbe und einem kleinern Fluſſe umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben,

---

[1]) Thuan. 306. 307. Burgund. 448—481. Strad. 175. Meteren. 97. 98.

[2]) Meteren. 97.

[1]) Thuan. 318. Strad. 178. Burgund. 466.

ſtarke Mauern und Thürme beſchützt, ſchien es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachläſſig bewieſe, und dem übrigen Boden hatte gleich werden laſſen, und dieſe benutzte er. Er ſtellte alle ſeine Truppen, ſechstauſend Mann zu Fuß und zu Pferd, einer geſtreiten Corps, wohnach die Stadt bisher einer ſalloſen gehalten, zuſammen, und eroberte in einer ſtürmiſchen Nacht die Bergiſche Vorſtadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Boſſu, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Barlaimont; Einer von ſeinen Oberſten nährt ſich mit mäßigſter Schnelligkeit einen Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thore gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit ſehr wenigem Verluſte, in gleicher Höhe mit den Feſtungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geſchütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beſtürmen. Der Niederlauthurm, auf welchem die Belagerten ein wirkſames Geſchütz gepflanzt, iſt von den erſten, welche fliegen, und Viele finden unter ſeinen Trümmern ihren Tod. Nun alle hervorragenden Gebäude wird Geſchütz gerichtet, und eine ſchreckliche Niederlage wütet den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden ſind ihre wichtigſten Werke zerſtört, und an dem Thore ſelbſt eine ſo ſtarke Breſche geſchoſſen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, nur zwei Trompeter abſenden, um Gnade anzuflehen. Dieſes wird bewilligt, mit dem Sturme aber unun-terbrochen fortgefahren. Deſto mehr fordern ſich die Geſandten, den Vergleich abzuſchließen, um die Stadt auf einen die Bedingungen zu übergeben, welche ſie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umſtände hatten ſich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgeſetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubeſſern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Breſche einzudringen. Ihres gänzlichen Unterganges gewiß, übergeben ſie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung ſechshundertſechzig Stunden gedauert, und dreitauſend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter ſtrenger Mannszucht führt Noircarmes ſein siegendes Heer ein, von einer Scene Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche um nähe Zuflucht entgegenflehen, und ſeine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und ſein Sohn enthauptet; ſechshundertſechzig der ſchlimmſten Rebellen, unter denen auch la Grange und Guido de Breſſe, ein anderer reformirter Prediger, ſich befinden, reißen ihre Halsbartzeitel mit dem Strange, alle revolutioniſche Perſonen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholiſche Gottesdienſt wird ſogleich in ſeiner ganzen Würde wiederhergeſtellt, und der proteſtantiſche vernichtet; der Biſchof von Arras muß ſeine Reſidenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorſam derſelben haftet eine ſtarke Beſatzung. [1])

(1567). Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Plag aller Augen gerichtet geweſen, war allen übrigen Städten, die ſich auf eine ähnliche Weiſe vergangen, eine Schreckenspoſt, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Anſehn. Noircarmes verfolgte ſeinen Sieg und rückte ſogleich vor Maſtricht, das ſich eben ohne Schwertſtreich ergab und Beſatzung empfing. Von da marſchirte er nach Tornai. Die Städte Herzogenbuſch und Antwerpen durch ſeine Nähe in Furcht zu ſetzen. Seine Ankunft erſchreckte die gemäßigte Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magiſtrat noch immer unter ihrem Zwange erhalten, ſo ſehr, daß ſie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerſtand aufgenommen. Die Geſandten der Herzogin ſogleich in Freiheit geſetzt und eine ſtarke Beſatzung darein geworfen. Auch Gambrai hörete ſeinem Befehle, den die herrſchende Partei der Reformirten auf ſeinen Siege vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verbreitete dieſen Triumph, weil er keinen Tropfen Blut mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Dudenarde unterwarfen ſich und empfingen Beſatzung. Gisbern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorſam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Groningen gelungen, jedoch etwas ſpäter und mit größerer Schwierigkeit, weil ſeinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil dieſe ſtreitbaren Republikaner ſtrenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befeſtigung trotzten [2]). Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Aufruhr der Rebellen vertrieben. Alles weicht den ſiegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Anführer ſank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht, oder unbedingte Unterwerfung [3]).

[1]) Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strad. 128 — 130. Burgund. 462 — 465.

[2]) Vigl. ad Hopper. Epist. 1. 91.

[3]) Burgund. 466. 473 — 475.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon ſeit Errichtung des Geuſenbundes, merklicher aber noch ſeit dem Ausbruche der Bilderſtürmerei hatte in den Provinzen der Geiſt der Mäßigung und der Trennung unter denen und niedern Ständen in ſehr Überhand genommen, hatten ſich die Parteien ſo in einander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen ſie eigentlich war. Das Unterſcheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzſcheiden zwiſchen beiden wenigſtens merklich geworden. Durch die Abtrennungen, die ſie zum Vortheil der Proteſtanten in den Gemeinden hatte vornehmen müſſen, und welche meiſtens nur Mehrmittel und Geburten des Zufalls waren, hatte ſie den Gefallen ſelbſt ihre Beſtimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Mittelſtrr eines jeden, der ſie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geſchah es endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Geſetze verſchwand, und der Zweck des Geſetzgebers hintangeſetzt wurde; daß bei dem genauen Zuſammenhange, der zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, zwiſchen Geuſen und Royaliſten obwaltete, und ihr Intereſſe nicht ſelten gemeinſchaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Geſetzen offen gelaſſen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künſtliche Deutungen entwichen. Ihren Gedanken nach war es gegen, kein erklärter Rebell, keiner von den Geuſen

oder Ketzern zu ſeyn, um ſich befugt zu glauben, ſeine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und ſeinem Obereyd gegen den Koͤnig die willkuͤhrlichſten Grenzen zu ſetzen. Ohne dafuͤr verantwortlich zu ſeyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienſte faſt maͤchtiger geworden, und uͤbten im Vertrauen auf dieſe Straffoſigkeit eine ſchaͤdliche Zuͤndung gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkraͤftig machte. Dieſe Unzuverlaͤſſigkeit ſo vieler wichtigen Menſchen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Koͤpfe auf einen weit ſtaͤrkern Schutz rechneten, als ſie wirklich Urſache dazu hatten, weil ſie Jeden, der die Partei des Geſetz mit Eifer nahm, zu der ihrigen zaͤhlten. Da dieſer Wahn ſie unternehmender machte, ſo war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegruͤndet geweſen waͤre, und die ungewiſſen Vaſallen wurden dadurch beinahe eben ſo ſchaͤdlich, als die erklaͤrten Feinde des Koͤnigs, ohne daß man ſich einer gleichen Schaͤrfe gegen ſie haͤtte bedienen duͤrfen. Dieß war vorzuͤglich der Fall, mit den Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogſtraten, von Hoorn und mit mehrern von dem oberen Adel. Die Statthalterin ſah die Nothwendigkeit ein, dieſe zweideutigen Unterthanen zu einer Erklaͤrung zu bringen, ma entweder den Rebellen ihre eingebildete Staͤrke zu rauben, oder die Feinde des Koͤnigs zu entlarven. Daß war jetzt nun ſo beſchaffen, daß ſie eine Armee und Geld ſtellen mußte, und ſich gezwungen ſah, mehrern derſelben ihren Truppenzug zu vertrauen. Sie ließ zu dieſem Ende einen Eid aufſetzen, durch welchen man ſich anheiſchig machte, den roͤmiſch-katholiſchen Glauben zu befoͤrdern, die Bilderſtuͤrmer zu verfolgen, die Ketzereien aller Art nach beſtem Vermoͤgen auszurotten zu helfen. Man verband ſich dadurch, jeden Feind des Koͤnigs als ſeinen eigenen zu behandeln, und ſich gegen Jeden, ohne Unterſcheid, den die Regentin des Koͤnigs Namen benennen wuͤrde, gebrauchen zu laſſen. Durch dieſen Eid hoffte ſie nicht ſowohl die Gemuͤther zu erforſchen, und noch weniger ſie zu binden; aber es ſollte ihr zu einem raͤchtlichen Vorwande dienen, die Verblaͤndeten zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die ſie mißbrauchen konnten, aus den Haͤnden zu winden, wenn ſie ſich weigerten, ihn zu ſchwoͤren, und ſie zur Strafe zu ziehen, wenn ſie ihn braͤchen. Dieſer Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Offizieren der Armee, allen ohne Unterſchied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der Erſte, der ihn im Staatsrathe zu Breßel feyerlich leiſtete; ſeinem Beiſpiele folgte der Herzog von Arſchot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont; Hoogſtraten und Hoorn ſuchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Erſterer war uͤber einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor Kurzem bei Gelegenheit ſeiner Statthalterſchaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln ſeinen Statthalter nicht laͤnger miſſen koͤnne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benoͤthigt ſey, hatte ſie ihm jene Provinz entzogen, und an einen Andern vergeben, der ihr ſicherer war. Hoogſtraten erklaͤrte ihr ſeinen Dank, daß ſie ihm einer ſeiner Buͤrden habe entledigen wollen, und ſetzte hinzu, daß ſie ſeine Vereinbarkeit vollkommen machen wuͤrde, wenn ſie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, ſeinem Vorſatze getreu, auf einem ſeiner Guͤter in der feſten Stadt Werde in gaͤnzlicher Ausgeſchiedenheit von Geſchaͤften. Weil er auf dem Dienſte des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Koͤnige nichts mehr ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſo verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch ſpaͤt genug erlaſſen zu haben. [1])

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelaſſen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder ſich des Oberbefehls uͤber die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflaͤchten, die er davon hernahm, daß er dem oͤffentlichen Amt in der Republik verbinde, entſchloß er ſich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineide. [2])

Umſonſt hatte man verſucht, den Prinzen von Oranien zu dieſem Eide zu vermoͤgen, der bei dem Verdachte, der Laſt auf ihm hafte, mehr als jeder Andere dieſer Reinigung zu bedoͤrfen ſchien, und wegen der großen Gewalt, die man in ſeine Haͤnde zu geben gezwungen war, mit dem groͤßten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der laconiſchen Kuͤrze, wie gegen einen Brederode oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freimuͤthigen Verſicherung, daß alle feine Aemter, wenn er ſich ereot, war der Regentin nicht gedenut, die weit vorausſah, wie gefaͤhrlich ihr dieſer Mann erſt abſtehen werden wuͤrde, wenn er ſich unabhaͤngig wiſſen, und ſeine wahren Geſinnungen durch ſeinen aͤußerſten Anſtand und ſeine Pflicht mehr gedunden glauben wuͤrde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es ſchon ſeit jener Berathſchlagung in Dendermonde unwiderruflich beſchloſſen, auf den Dienſt des Koͤnigs von Spanien zu treten, und bis auf beſſere Tage auf dem Lande ſelbſt zu entweichen. Eine ſehr nachtheilige Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unſicher die Hoffnungen ſind, die man gezwungen iſt, auf den großen Haufen zu gruͤnden, und wie bald dieſer vielverſprechende Eifer dahin iſt, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee kannt im Felde, und eine weit ſtaͤrkere naͤhrte ſich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Vorſtellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man beſſen, vortheilhafte Vertraͤge mit der Regentin zu ſchließen, und dem ſpaniſchen Feldherrn den Eintritt in das Land zu verſagen. Aber wober dieſes Heer nehmen, da ihm das noͤthige Geld, die Gabe aller Unternehmungen, fehlte, da die Proteſtanten ihre praktiziſchen Verſprechungen zuruͤcknahmen, und ihn in dieſem bringenden Beduͤrfniſſe im Stiche ließen [3])? Eiferſuͤchtig auf Reichthum und Geburt trennten

[1]) Meteren. 99. Stred. 180. 84. Grot. 24.

[2]) Burgund. 421. 422.

[3]) Alle wußte der Prinz, und wie ſchlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beiſpiele. In Amſterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken ſowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertſten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkaſſe zuſammenzuſchießen, bis eine Summe von eilftauſend Gulden beiſammen wäre, die zum Dienſt der gemeinen Sache verbraucht werden ſollte. Eine Zeit mit einer Spalte im Dache und durch Gaſtöfen zum wahrt, beſtimmte man zu Einhebung dieſer Gelder. Als man ſie nach abgelaufenem Termine erfuhr, entdeckte ſich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abſchlag ihrer nicht bezahlten Zeche überließ. A. G. d. v. N. III. Th.

noch dazu beide protestantischen Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgischen Bekenntniß hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an ihrem mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das trefliche Herz Wallonien verloren, daß mit blinder Ergebenheit dem Glücke seines Feldherrn folgte, der es bei S. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Kirchen von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wohnte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen, bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der sechzigste Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Ueber die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingetroffenen Erfahrungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid, nicht mehr zweifelhaft seyn. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich vorbrietete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstand, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer am weitern zu fürchten Ursache hatte, zum Führer am weitern zu fürchten Ursache hatte, zum Führer am weitern haben sollte, sehr bald auf seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gekränket worden war. Auch beurtheilte er sein eigenes Verlangen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gestiftet hatte. Er konnte also keine andere, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verweigert, und alle schriftlichen Einwendungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Secretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm ausdrücklich ins Gewissen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowohl, als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Sogar die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinem Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Pallaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben, und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, anzuwerfen, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sey; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihn gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes ihn gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen zumuthete, die jenem ersten entgegenliefen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht machte, gegen Jeden, ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sey, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auftragen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eignen Söhne, ja seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich Alles unterzieben müssen, was dem Könige einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm schauder, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entsahe ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille. *)

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern, um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen, und in dieser dringenden Lage ihrer Thätigkeit aufzumuntern. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe diese Privilegien und Rechte so gut, als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide sey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser, noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er sich ja daran stieße, durch eine eigne Klausel ausdrücklich davon freisprechen. Mit Anfragen, die seinem Menschengefühle widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und seine Gewalt auf Eben würde ihn nöthigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der ein so wichtiges Geheimniß haben wollte, unterbrach. „Der König würde es nimmermehr dulden, daß Einer von seinen Dienern eine „Lutheranerin zur Gemahlin habe, und darum habe „er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie fern„willig zu verbannen, ehe er sich diesem Loose aus„Zwang unterwerfen müßte. — Der König, — würde er sich, wo er auch seyn möge, stets als „ein Unterthan des Königs betragen." Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herbolte, um den einzigen nicht zu verrathen, der ihn wirklich dazu bestimmte. *)

Noch dieser Berti von Egmonts Verdienstvoll-

*) Burgund. 456—459. Strad. 1ste. 185.

*) Burgund. 456. 458. Strad. 1ste. 185.

vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die seinige zu werben. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem Letztern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmont vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen, und den Verschiedenen, wo möglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureißen. Diese unvorsichtige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Willerdyk, einem Dorfe an der Rupel zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich: mit dem gebornen Secretär Berti war auch der junge Graf von Manusfeld dabei zugegen. Die Referenten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlage dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in den Schornsteine des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging. [1]) Alle Drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird die beine Güter kosten, Oranien, wenn „du auf diesem Vorsatze beharrst," sagte endlich der Prinz von Gavre, indem er ihm seierlich zu seinem Fusse folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, „wenn du den deinigen nicht änderst:" versetzte Jener. „Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem „Schicksale, daß ich dem Vaterlande und meinen „Freunden mit Rath und That bis ans Ende treu war„en in der Stunde der Noth; du wirst Freunde und „Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." Und zog ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er sie vorher gethan, sich einem Volke wiederzuschenken, das sein Aug allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien [illegible] gegen ihn im Anzuge sey.

Aber alle noch so lichtvolle Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Eindringlichkeit, mit allem Feuer vorgetragen, daß nur immer die zärtliche Besümmernis der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nichts, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam auf einer trübsinnigen verzagenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. Herausgerissen aus dem Schooße des Ueberflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Genußsüchtigkeiten des sinnlichen Genußsüchtigkeiten des Lebens zu scheiden, um dereinwilen allein es Werth für ihn besaß, und dieß alles, um einem Uebel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausrückte — wie, das war sein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glückstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirst Du mich bereden, Oranien," sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu se„hen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. „Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die „öffentlichen Freiheiten abzustellen, die Widerspänstigen zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten, „und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu „schenken — wer kann der Klug mir anhaben? Der „König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche „auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht „vergessen, was ich mir selbst schuldig bin." — „Vielleicht," rief Oranien mit Unwillen und innerm Erröthen, „ja wage es denn auf diese kindische Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und möge der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die „Ursache seyn werdest, Egmont, über welche die „Spanier in das Land setzen, und sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." — Er sah ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wärs für das ganze übrige Leben, blieb er die Augen auf ihn gehestet; Thränen entstelen ihm — sie sahen einander nicht wieder. [2])

Gleich den folgenden Tag schrieb Oranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte, und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs Beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Dem ältesten Prinz, Philipp Wilhelm, allein stieß auf der beiden Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Academie hinlänglich sicher glaubte; eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, daß er in so viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefaßt hatte. Da Berbe wandten sich die Hämpter der Kalvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren sey? — „Er habe ihnen ehemals den Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie dem Ausdrucksten Bekenntnisse beitreten sollten; dann wäre ihnen Hülfe aus Deutschland gewiß. Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten sie ihm seehsmal hunderttausend Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn sie könnten." — „Das erste," erwiederten sie, „stritte mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er solches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdruß, „wenn ich das wissen lassen muß, so ist es ja auch mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch ab, und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet, und seiner bedrängten Schuld den wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße, doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland auf zwanzigtausend Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Ketzerentgleist unterlegen, und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wußte Niemand; Niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn Einige, wie er sich insklünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte? „Ruhig," war seine Antwort. „es sey denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt, Dillenburg, im Nassauischen, zur Ruhe zu be-

[1]) Meteren.

[2]) Thuan. 527. Strada 183. Meteren 95. Burgund. 470. 471. Mours. 18.

geben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten, von Culemburg, von Bergen, die lieber einer schimpflichen Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksale leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch bestrn sie von diesem entsetzlichen Manne mehr, als von allen mit einander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigne Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Kalvinisten, denen die angezogene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit stillem Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war. [1]) (1567).

1) Meteren. 100. Meurs. Guil. Auriac 34. Reidan. 5. Grotius. 26.

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

Gleich nach genommenem Abschiede von seinem Freunde eilte der Prinz von Oranie nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühle und im Sonnenschein sein nach Glück die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Oraniens ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Regentin keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit doppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine einfältige Fürstenzunft zu dulden, über die er doch so weit erhoben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen, und die widerspenstigen Städte Flandern durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraten, seinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Uebermuthe der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedeuten würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten, und sich mit ihrem Könige zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden aufgewechselt, und der Bruch zwischen Beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten, und tödte den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens stritten die protestantischen Kanzeln über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Stimmen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten. [1])

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen, oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Reiter mehr vorhanden. Alles wich dem Glücke der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem spannenden und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schimmsten Köpfen ergeben; Herrmans und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten aufgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln, und, von seinem wütenden Schwärmer mehr verpestet, besseren Rathschlägen Raum zu geben. Der müthende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen möchte, eilte man, in die gestreckte Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen, und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritte überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne und wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch diese fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mansfelt zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmucke wiederherstellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und Alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige Fürbitte. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung unbewußt, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt seyn, ihre Verwandten in Geld zu verwandeln, und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen nothgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Leben gern verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glänzenden Himmelsstrich fanden. Drei sodann Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von hinnen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren verfinstert, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567)

1) Strada. 181. Burgund. 472.

war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrate zu bedanken, widerstanden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man hatte sie ausgeopfert, sagten sie, überrieth habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen würde. Als bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Kalvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sey, hatte man sie in ein Bündniß wider die Kalvinisten verflochten, und letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksale ihre Thorheit bereuen. [1])

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldnen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pompe einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall kläglich Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Reger werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städ · folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder hergestellt, als jemals, geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen fünfzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung grobsinnlich dem Aeußern folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wüthend für sie gestritten hatte; ein sodomes Gotteshaus, das die Kalvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen funfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Dreharten in die Hände fielen, und als Raubgut findet ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden. [2])

Die Regentin war noch in Antwerpen, als auch Brandenburg, Sachsen, Hessen, Würtemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Confession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamirt, dessen auch Brabant, als ein Reichsstand, theilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister der unruhigste die Regentin, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, sie unter dem Speine von Ehrenbezeugungen so scharf bewachen zu lassen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Regentin annahmen, möchte man beinahe schließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sey. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgische Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende seyn; aber äußerst unnatürlich und unerlaubt sey es, die Anhänger desselben durch so grausame Gräte zu verfolgen. Man rechne alle die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, entwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von Starenberg, verdiene gar keine Antwort. Auf dem Antheile, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Filantinngen genommen, sey es klar, daß sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschub dort sein Verfahren enthalten sey, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Rechtsverdrehern, die ihrer Thaten Gedächtniß in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der unruhmsüchtigen Mühe entsagen, dem Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentin ingeheim die Erklärung, daß sich sein Herr diesem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sey. [1]) Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Vlane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stiche gelassen und sich mit Hülfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs Neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Megen und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihn zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstande in Europa, sandte bedrängten einen ihrer geheimen Sekretäre, Jakob de la Torre, an den Rath von Amsterdam, und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sey, des Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, wor mochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten auf Brederode's Befehl in seinem Zimmer überfallen und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Mittelst wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu ent-

[1]) Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reiden. 5. Strad. 187. 188. Meteren. 99. 100. Burgund. 477. 478.

[2]) Thuan. 529. Strada 178. Meteren 99. 100. Burgund. 481. 484.

[1]) Strada 188. Burgund. 487 – 489.

wischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfalle hing Brederode, ein ohnmächtiges Ziel der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem, daß sein in Wiane zurückgelassenes krankes Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun hat, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu benunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiele Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Banquiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schiffsal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in sein verderbliches Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568. auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen seyn, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein sehr zweideutiges Lob sist seiner Witwe, einer geborenen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederode's Hinreise nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.[1])

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige todt, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreißig Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nöthigte sie, diesen Anschlag zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waterland auf, wo sie sich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nöthigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Oberherren von Battenburg, nebst einigen friesischen Edelleuten, Beima und Galama, warfen sich mit hundert und zwanzig Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber, durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmanne in die Hände, der alle lebendig gefangen behielt. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg folgende das Urtheil gesprochen; die bei persönlichen Ehrlente schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem ehrlichen Gesichte, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, als noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzoge von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Sämmtliche waren die wier übrigen Schiffe, die von Medemblik unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten und kaum gelandet, sie gingen bei Hexsen über den Rhein, und nahmen glücklich ihr Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, erlitte der Graf von Megen in Nordholland, und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Noirkarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den sogen Ueberrest der gemischten Armee, überfiel Herzog Erich von Braunschweig bei Wiane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie auf's Haupt und bekam ihren Anführer, Renneffe, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Frundenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Wiane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte diesen Waffenplatz der Grafen zum Dorfe.[2]) Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland gestohen, und die Grafen von Hoogstraten, Bergen und Kulzumburg ihrem Beispiele gefolgt; Mannsfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und Tautonse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts, als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567). So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt, und das Ansehn gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Einigkeit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des wahrsaustes Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei ihrer Gründung wirklich waren, so hätte er den Zusällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich, würde er ein rühmliches Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtete allzuklar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Laufwne der Bilderstürmer einen wichtigen Antheil hatte oder nahm, als daß mit der Würde und Unschuld seines Zwecks verring, und Viele unter ihm haben angenscheinlich ihre eigne gute Sache mit dem rasenden Beginnen heftiger nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edicte war eine von

[1]) Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. B. G. b. v. N. 104.

[2]) Meteren 100. 101. Thuan 530. Burgund. 490 – 492. Strad. 185. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper Epistol. 34. B. G. d. v. N. 108.

den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben, die Entvölkung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alva und die Wiedereroberung der spanischen Waffen in die Provinzen, waren wohl ein zu theurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Vereinigung er ihn hoffen ließ, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß er vielen den Augen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen: durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem widerigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Niederländern den Nahen eine Verbindung eingeleitet, deren Zuverlässigkeit allein Despoten so sehr macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu plötzlich gelösten Bande lebten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geussischen Heers brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Emigdenter und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Entvölkung. Zu Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Süderzee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfalle ihres Wohlstandes entgegen. [1]) Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, erneuternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Muth der Bürger durch sodane Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem Könige und der Kirche gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Eben versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja, sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, dieses Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu verwehren, weil sie gar nicht gesonnen sey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzuerndten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon vorher ausgewandert, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, sich selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben, und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glückstandes mit sich; bei weitem der größte Theil vertrieb sich das Leben, und schmachtete seinen neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände, und rechtschaffene Bürger. [2])

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sey, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und daß sie sich stark genug glaubte, sie darin zu erhalten. Die Sekten seyen ausgerottet, und der rebellische katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängnisse; die Städte seyen ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Zest alle bedürfe es seiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sey mehr übrig, was ihren Einritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, Armen leide so bedürftig seyen, und, indem sie den Bösen gar in neue Unruhen stürzte, ihn gänzlich des einzigen Mittels zu Herstellung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heers habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellen mehr zu dämpfen seyen, so könnte man zu diesen Heere keinen andern Grund auffinden, als daß es zur Züchtigung herzusetzen; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther auf's Neue erbittern, die Protestanten auf's Aeußerste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie von dem fremden Kriegsheere befreit seyn sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seiner Dauer, wenn er sie lügen strafe. Ihm selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater, und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie auf's Neue zu stören [3]).

[1]) Meteren. 101. Maets. 55. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 34. Grot. 26.
[2]) Strada 197.

Alba's Rüstung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granvella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Großinquisitor, Spinosa, und der Herzog von Alva, jeder von seinem Hasse, seinem Verfolgungseifer oder seinen Privatvortheile geleitet, hatten die gelindern Rathschläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters, Fresneda, überstimmt [1]). Der Tumult sey für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen

[1]) Strada, 193 sq.

in Schrecken geſetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man dieſe Ruhe, um die es bald wieder geſchehen ſeyn würde, wenn man ſie von jener beſreite. Da die Vergehungen des niederländiſchen Volks dem Könige eine ſo ſchöne und erwünſchte Gelegenheit darboten, ſeine deſpotiſchen Anſichten mit einem Scheine von Recht auszuführen; ſo war dieſe ruhige Leiſtung, worauf die Regentin ſich ein Verdienſt machte, von ſeinem eigentlichen Zwecke ſehr weit entfernt, der kein anderer war, als den Provinzen nur erſt einem geſetzmäßigen Verwande Freiheiten zu entreißen, die ſeinem herrſchſüchtigen Geiſte ſchon längſt ein Anſtoß geweſen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Perſon beſuchen würde, mit der unbeſchreiblichſten Verſtellung unterhalten, ſo entfernt er vielleicht immer davon geweſen war. Reiſen überhaupt ſahen ſich mit dem maſchinenmäßigen Takte ſeines geordneten Lebens, mit der Beſchränkung und dem ſtillen Gange ſeines Geiſtes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erſcheinungen, die von außenher auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerſtreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit beſonders dieſe Reiſe begleitet war, mußten alſo ſeine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um ſo mehr erſchrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus ſich herauszuwirken, und die Menſchen ſeinen Maximen, nicht ſeine Maximen den Menſchen anzupaſſen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einſehen konnte. Da er ihm überdieß unmöglich war, ſeine Perſon auch nur einem Raubgeſindel von ſeiner königlichen Würde zu trennen, die ſein Fürſt in der Welt ſo ſorgfältig und pedantiſch ſüßte, wie er, ſo waren die Weitläuftigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer ſolchen Reiſe verband, und der Aufwand, den ſie aus eben dieſem Grunde verurſachen mußte, ſchon für ſich allein hinreichend, ihn davon zurückzuſchrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß ſeines Günſtlings, Ruy Gomez, der es gern geſehen haben ſoll, ſeinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Perſon des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber ſo wenig es ihm auch mit dieſer Reiſe ein Ernſt war, ſo nothwendig fand er es doch, den Schrecken derſelben worten zu laſſen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugeſinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortſchritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verſtellung auf's Aeußerſte zu treiben, hatte er die weitläuftigſten Anſtalten zu dieſer Reiſe getroffen, und Alles beobachtet, was in einem ſolchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüſten befohlen. Officiere angeſtellt, und ſein ganzes Gefolge beſtimmt. Alle fremden Höfe wurden durch ſeine Geſandten von dieſem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch dieſe kriegeriſchen Vorbereitungen ihren Verdacht zu gehen. Bei dem Könige von Frankreich ließ er für ſich und ſeine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieſes Reich anſuchen und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen ſey? Von allen Städten und feſten Plätzen, durch die ihn irgend nur ſein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufſetzen, und ihre Entfernungen von einander auf's Genauſte beſtimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund ſollte aufgenommen und eine eigne Karte davon entworfen werden, wozu er ſich von dem Herzoge die übrigen Künſtler und Feldmeſſer ausbat. Er trieb den Betrug ſo weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigſtens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um ſie ihm ſogleich entgegenſchicken zu können, wenn ſie hören würde, daß er von Spanien abgeſegelt ſey. Und wirklich ließ ſie dieſe Schiffe auch ausrüſten, und in allen Häfen Oeſterreichs anſtellen, daß ſeine Seereiſe glücklich ſeyn möchte, obwohl Manche ſich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majeſtät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Seeſtürmen nicht viel zu befürchten haben würden. Er ſpielte dieſe Rolle ſo meiſterlich, daß die niederländiſchen Geſandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche Alles dis jetzt nur für ein Gaukelſpiel gehalten, endlich ſelbſt anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüſſel mit dieſer Furcht anſteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um dieſe Zeit in Segovien befiel, aber auch nur von kurzer Dauer ſeyn konnte, welcher ihm einen ſcheinbaren Vorwand gab, die Ausführung dieſer Reiſe zu verſchieben, während daß die Ausrüſtung zu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Beſtürmungen ſeiner Schweſter eine beſtimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen ſollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und ſeiner eignen königlichen Autorität weiter Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als ſeinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländiſche Adel eine Mäßigung, die er dem Souverain nicht verſagen konnte, auch auf einen ſeiner Diener würde ausgedehnt haben, da die ganze Nation als ein Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfaſſung verabſcheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Alba's wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König ſelbſt ihm bald nachkommen würde, den Aufbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grauſamen Erbſtnung ſeiner Statthalterſchaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben.[1])

Die ſpaniſche Geiſtlichkeit und die Inquiſition beſonders ſteuerte dem Könige zu dieſer niederländiſchen Expedition freilich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekönige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italieniſchen und ſpaniſchen Truppen aus den Beſatzungen zuſammenzuziehen und nach dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsplatze im genueſiſchen Gebiete abzuſenden, wo der Herzog von Alba ſie übernehmen und gegen ſpaniſche Rekruten, die er mitbrächte, einwechſeln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutſche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Oberſtein, Schaumburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geſchwader leichter Reiter in der Grafſchaft Burgund bereit zu halten, damit ſich der ſpaniſche Feldherr ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Provinzen damit verſtärken könnte. Den Grafen Bartaimont wurde aufgetragen, die unterwegende Armee mit Proviant zu verſorgen und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttauſend Goldgulden aufzuzahlt, um dieſe neuen Unkoſten ſowohl, als den Aufwand für ihre eigne Armee davon zu beſtreiten[2]).

Als ſich unterdeſſen der franzöſiſche Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen ſpaniſchen

[1]) Strad. 193. 200. Meteren 103.

[2]) Meteren 104. Burgund. 411. Strad. 206.

Armee verbeten hatte, wandte sich **Philipp** an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte blos die Bedingung, zweitausend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt seyn möchte. Ziemlich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu versorgen. [1])

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubündner in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny sagen Karl dem Neunten an, einen so gräßlichen Zeitraub nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stände, den Ersteinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer, und zu einer eignen protestantischen Unterthanen würden ihm ein Leichtes seyn, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Päßen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von fünfzig tausend Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karl dem Neunten unter einem anständigen Vorwande abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er stellte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen. [2])

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Karthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntausend Mann Reiterei und Fußvolk betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte, und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee seyn, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; muthvolle, unbarmherzige Schaaren. In denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz, und tief durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden der wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Rachedurste und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverläßigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit ausschweifender Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem sittenverderbenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen. [1]) Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen bestissen war, so sehr spannte er sie von der andern durch eine herrenlose Mannszucht wieder zusammen. Worzu nur der Weg eine Ausnahme machte und die Schnelligkeit eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des athenensischen Feldherrn, Iphikrates, in Ausübung, der dem wohlübigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zusammengehalten worden, desto wüthender mußten sie durch ein einziges Pferde brechen, die ihnen offen gestanden ward.

Das ganze Fußvolk, ohngefähr neuntausend Köpfe stark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen breitausend zweihundert dreißig Mann ausmachte; Sancho von Lodegno die mailändische, zweitausend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die sicilianische Brigade zu eben so viel Fahnen und eintausend sechshundert Mann kommandirte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten [2]), und Gonsalo von Braccamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu untergebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzahlig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn spanische Musquetiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über tausend hundert Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwergepanzerischen Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein verdienter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beschenkt hatte, und Gabriel Cerbellon General des Geschützes. Dem dem Herzog von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeister, Franz Paciotto, aus

[1]) Strada 198. 199.
[2]) Strad. 196. Burgund. 497.

[1]) Der buchstäbliche Ausdruck dieses Herrn kontrastirt seltsam genug mit dem finstern Ernste und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zwecks. Die Anzahl dieser schmutzigen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie nothwendigerweise selbst darauf verfielen, eine eigne Disciplin unter sich einzuführen. Sie setzten sich unter besondern Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon dahin, und fochten sich mit strenger Etikette, nach Rang und Gehalt, in Oberhauptmänninnen, Hauptmannsfrauen, Fähndrichinnen und neue Soldatenweiber, wie ihnen das Heer gefallen hat, und ihrer Anführer singen oder stehen. Motteux 104.

[2]) Derselbe, unter dessen Befehlen einer von den spanischen Regimentern gestanden, worüber seinen Zauber vorher von den Granatinaaren so viel Streit erhoben worden.

Urbino, übertassen, der ihm in den Niederlanden bei Eroberung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des spanischen Adels, wo von der größte Theil unter Karl V. in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehn spanischen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen, und unter sinnlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen. Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nikolaus Basta und Graf Martinengo — alle von ältern Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu erhöhen. [1])

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, desselben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen seyn. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, den er den Obersten Lodogno an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cerona. Weron schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra, nebst den General Serbellon, der Armee Bahn zu machen, und den Munderrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsche war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphine und dem Laufe der Sibone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an deren es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter stimmte, über die reißende Isere setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenklüfte wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weit auf feindlichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Dutzel Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen setzten die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen seyn würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strenasse Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker sitt Gewalt [2]); und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glückfall leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsre Verwunderung verdienen. [3])

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstlieutenantin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noircarmes und Berlaimont im spanischen Lager, dem Herzoge zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenerzeigungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht offenbaren, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu verbinden. Als unter diesen auch der Graf von Egmont herankamte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Keger," rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sie sich der Blamdaße seiner Furcht und spottete über sich vorwurfen Mutes durch eine leichtsinnige Deutung. Er befestigte diese neue Freundschaft mit einem Gastmahl von zwei trefflichen Pferden, das mit verschwenderischer Grandezza empfangen ward. [4])

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sey, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis zur Mark gelb gezogen, entheimaden gehen, Dreitausend sechshundert Mann wurden unter Lodrona's Befehlen in Antwerpen einquartiert, worauf die wallonischen Garnisen, der man nicht recht traute, sogleich anzubern mußte; eine verhältnißmäßige starke Besatzung ward man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete. [5])

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzuge mit einer Bangigkeit, wie dem Anbruche eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich loßreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanis-

[1]) Strad. 200. 201. Burgund. 593. Meteren 104.

[2]) Einmal mußten es drei Reiter am Eingange von Lothringen einige Hämmel aus einer Heerde wegtreiben, worum der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Gestandene wieder zustellte, und die Thäter zum Ersatze verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den Dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strad. 202.

[3]) Burgund. 496. 497. Strad. I. 10.

[4]) Meteren 103. Meurs. 37. Strad. 202. Watson. Tom. II. p. 9.

[5]) Strada 203.

schen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eignem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unaufgehalten fort. [1]) Aber die Zukunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter seyn, als sie der Regentin ränkevolle und niederschlagende war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Lästigkeiten der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen, und bisher immer ein einziger Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Feind entrissen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit raschen Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abgange des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die sämmtlichen heimlichen Huldigungen des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu erweisen gab, je mehr er sie von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren vielleichten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfernete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilnaher ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen Stolze, stürmigem und geheimlichem Geiste, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatsklugheit aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung seyn würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wieder hergestellten Frieden des Landes, und auf ihre eignen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Dank berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Anhange abgewirken, und alles von ihr geflissene Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdruße sah sie jetzt seiner Ankunft entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte. [2])

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alva an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuthe weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe von Könige, die er auf Spanien für sie mitgenommen, und legte ihr eine Abschrift seiner eignen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorscheine, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eignem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen anzulegen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte, und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschungen zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Bestimmung von dieser Umfassung, die ihn beinahe einem Souverain gleich machte, und diejenigen weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestärkte die Regentin auch Aeußerste, und es ward ihr schwer, ihre Unwillkührlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, aber nicht vielleicht noch eine dritte Kommission existire, worin Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären? welches er mit unbestimmter Bejahung, aber dabei zu erkennen gab, daß es ihr bereits zu weitläufig seyn dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser wäre gewissen ihnen. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Rathsversammlungen und Ständen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlesen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, bezog er einstweilen das Kastell von Brüssel, bisher, worin die Gensdarmerie spanische Hauptwache, worin die Gensdarmerie spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte. [3])

Eine tiefe Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelaßt seinen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz, wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich ließen sieht. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Geschäfte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als jeder schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich ganz erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gesichtnisse des neuen Statthalters nicht zu Hause zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Mutwillens und der Zudringlichkeit verscheucht, eine getwungene Gravitätsfarce das Mienenspiel gebunden. Jedes bloße Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Herrschern in ihren Mauern hatte, erging es ihr, wie einem, der einen Giftbecher angelreret und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

[1]) Strada L. I. c.

[2]) Meteren 194. Burgund. 170. Strad. 200. Vigl. ad Hopper IV. V. XXX. Brief.

[3]) Strad. 205. Meteren 205. Mem. Guil. Aurior. L. IV. 38.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hielt den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erstes mußte seyn, sich der verdächtigsten Grossen zu versichern, um der Faktion für eine und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen Anreizer unterbrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine versöhnliche Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern, und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vertrige Sicherheit zurückzuversetzen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit den Fürnehmen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Knitelmurakische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Personen des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spanten, eine gedrogte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehn, mit leichtem Muthe in diesem Hause aus- und einzugehn, bewirtete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wieder kommen dürfte, und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände liefere; doch sollte auch noch Hoogstraten, als der dritte Mann, in denselben Schlinge gefangen werden, den er deßwegen unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Straalen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, und der im Verdachte war, die Calvinisten begünstigt zu haben; ein anderer den geheimen Sekretär und Vertrauten des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen, und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen möchte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Cerbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich alsbald wieder entfernte, und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging. Bald über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der Herzog faßte die Berathschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsdaumeister Pacheco bei der Berathschlagung mit zugezogen seyn, und ihm die Reise zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrona's Anschlag glücklich von Statten gegangen sey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und im Namen des Königs den Degen abverlangte. Zugleich sah er sich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, die, der Sache bei dem Könige seyen es mißgemacht oder ohne Glück vertheidigt," Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Offizier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. Hoorn's erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen;" rief er aus, „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile." Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison außgerückt und stand vor dem Knitelmurgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie Jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksale; Alle frohlockten, daß Oranien entronnen sey. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen seyn, ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm hierauf verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat alles gar nichts." sagte er, „weil man den Schweigenden entwischen ließ." Dieser meynte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheitshalber war genöthigt worden langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um, und entrann glücklich den Verderben. [1])

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Hausdiener an den Beschließer der Citadelle von Gent abgeordnet, worin er diesem anbefohlen wurde, dem spanischen Obristen Alphons von Ulloa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus

[1]) Meteren 108. Strad. 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. Jg. Allgem. G. d. v. N. III. Bd. 112.

dem erſten Adel, die ſich von der verſtellten Freundlichkeit der Herzogin von Parma hatten bethören laſſen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schickſal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längeren Aufſchub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtauſend Einwohner den Wanderſtab, außer den hundertauſend, die ſich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des ſpaniſchen Aeußerſten nicht hatten erwarten wollen. Niemand ſchätzte ſich mehr ſicher, nachdem ſogar auf ein ſo edles Leben ein Angriff geſchehen war; [1]) aber Viele fanden Urſache, es zu bereuen, daß ſie dieſem beiſammen Anſtoßnisſe ſo weit hinausgeſchieben hatten; denn mit jedem Tage wurde wegen der Flucht ſchwerer gerahtet, weil der Herzog alle Häfen ſperren ließ, und auf die Wanderung Todesſtrafe ſetzte. Jene, welche mit der Beute glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelaſſen, um nichts, als Ehren und Freiheit zu retten. [2])

[1]) Ein großer Theil dieſer Flüchtlinge hatte die Armee der Hugenotten verlaſſen, die von dem Durchzuge der ſpaniſchen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zuſammenzuziehen, und Karl den Neunten zum Aeußerſte zu bringen. Aus dieſem Grunde glaubte der franzöſiſche Hof ein Recht zu haben, der der Regentin der Niederlande auf Cambrien zu bringen. Die Hugenotten, ſtürzte er an, hätten den Marſch der ſpaniſchen Armee als eine Folge der Beſchwerden angeſehen, die zwiſchen beiden Höfen in Bayonne gegen ſie geführt worden ſey, und wären dadurch auf ihrem Gebiethe gewehrt worden. Den Rechts wegen komme es alſo dem ſpaniſchen Hofe zu, den franzöſiſchen Monarchen auf einer Verſammlung gehen zu heißen, in welcher unter nun durch den Marſch der Spanier gerathen ſey. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Arenberg mit einem anſehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen, und erbot ſich ſogar, es in eigner Perſon zu beſichtigen, welches Letztere man ſich aber verbat. Strada. 206. Thuan. 321.

[2]) Meurs. Guil. Auriac. 4o. Thuan. 559. Meteren. 108. Wagem. G. d. v. N. 115.

Alba's erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Alba's erſter Schritt, ſobald er ſich der verhaßteſten Größen verſichert hatte, war, die Inquiſition in ihr voriges Anſehn wieder einzuſetzen, die Schlüſſe der Trientiniſchen Kirchenverſammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen [1]). Der Inquiſitionsrath in Spanien hatte die geſammte niederländiſche Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugeſinnte und Rebellen ohne Unterſchied, dieſe, weil ſie ſich durch Thaten, jene, weil ſie ſich durch Unterlaſſen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzuzeigen ſich vorbehielt, der beleidigten Majeſtät im höchſten Grade für ſchuldig erkannt, und dieſes Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Deutung beſtätigt. Er entſetzte ſich zugleich aller ſeiner Versprechung quitt, und aller Verträge entſtanden, welche die Oberſtatthalterin in ſeinem Namen mit dem niederländiſchen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertretung des Miniſters Granvella beigetragen, an der Bittſchrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon geſprochen; Alle, die gegen die Trientiniſchen Schlüſſe, gegen die Glaubensdekrete, oder gegen die Einſetzung der Biſchöfe mit einer Suppliè eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelaſſen, oder nur ſchwach gehindert; Alle, die die Zuſammen der Gemeinden gutgeheißen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle, die einen unkatholiſchen Prieſter beherbergt oder verheimlicht, katholiſchen Begräbniſſen beigewohnt, oder auch nur von ihrem heimlichen Zuſammenkünften gewußt und ſie verſchwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle endlich, die ſich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen — Alle, ohne Unterſchied, ſollen in die Strafe verfallen, die das Geſetz auf Majeſtätsverletzung und Hochverrath lege, und dieſe Strafe ſolle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rückſicht auf Rang, Geſchlecht oder Alter, der Rache weit zum Beiſpiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorſchrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden. [1]) Nach dieſer Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein ſchrecklicheres Amt'er ſein unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren ſein, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von ſeiner Großmuth und Menſchlichkeit zum Geſchenk.

Durch dieſen eben ſo fein ausgeſonnenen als abſcheulichen Kunſtgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich dies von des Herzogs Willkühr abhing, an wen er das Urtheil vollſtrecken laſſen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, geſällt war, ſo hielt jeder Einzelne ſich ſtille, um, wo möglich, der Aufmerkſamkeit des Statthalters zu entweichen, und die Todesgefahr ja nicht auf ſich zu leuten; ſo ſtand Jeder, mit dem es ihm geriet, eine Ausnahme zu machen, gewiſſermaßen in ſeiner Schuld, und hatte ihm für ſeine Perſon eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleich kam. Da dieſes Strafgericht aber bei Weitem nur an der kleineren Hälfte der Nation vollſtreckt werden konnte, ſo hatte er ſich alſo natürlicherweiſe der größeren durch die ſtärkſten Bande der Furcht und der Dankbarkeit verſichert, und für Einen, den er zum Schlachtopfer ausſuchte, waren zehn andere gewonnen, die er verſchonte. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Beſitze ſeiner Herrſchaft, ſo lange er dieſer Staatskunſt treu blieb, und verſicherte dieſen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Laſt aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme, berührte. [2])

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen zu ſeyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren, um auf der andern Seite ſein Verfahren von den Sünden unabhängig zu machen, mit denen Privilegien es ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und die ihm überhaupt viel zu menſchlich dachten, ſetzte er einen außerordentlichen Juſtizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen, und nach dem Buchſtaben der gegebenen Vorſchrift Urtheil ſprechen ſollte. Schon die Einſetzung dieſes Gerichtshofs war eine Verletzung

[1]) Meteren 107.

[2]) Thuan II. 310. N. G. d. v. N. III. 115.

der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärtesten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs war Er selbst, und nach ihm ein gewisser Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eigenes Vaterland sehr übel berufen ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein schändlicher, verhärteter Böswicht, in dessen Gemüthe sich Geiz, Wollust und Rachgier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Rechtswürdigkeit die Geschichtschreiber beider Parteien mit einander einstimmig sind. [1]) Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noircarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erschienen sind; Adrian Nieslai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Asset, Präsidenten von Artois und Flandern; Jakob Hesselt und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie und ein gebornr Spanier; Johann du Bois, Oberamtmann des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius Vorstellungen wurde der geheime Rath mit einem Anhange an diesem Gerichte versehen: auch auf dem großen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht beschließend, weil des Letztern sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räthe versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltener zu werden, und seinem Lieblinge, Vargas, zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so ansehnlicher Würdigkeit bekleidete, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, worein sie Angenehmen und Gezwungen seyn mußten, bis auf den spanischen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre, aus den Versammlungen wegblieben. [2]) Es empört die Empfindung, wenn man sieht, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterwichte geartet war, und wie nah es dabei war, daß sie selbst die Henkersknechte der Nation, ihre Priesterämter und Patente, durchwählt, Stadt erbroben und die geheimsten Konzepte zwischen dem Landesherrn und den Ständen verfasset und preisgegeben haben. [3])

[1]) Dignum belgico carcinomate cultrum nanti ibn Mours, Guil. Iurisc. 38. Vigl. ad Hopper. XLV. XLVIII. LXXXI. Brief. Meteren. 103.

[2]) Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister Straalen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet sind. Meteren. 103.

[3]) Meteren 106. Zu einem Beispiele, mit welchem schändlichen Leichtsinne die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrathe verhandelt werden, mag dienen, was von dem Rathe Hesselt erzählt wird. Er pflegte nämlich meistentheils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch schlaftrunken aufzubrüllen: Ad Patibulum! Ad Patibulum! Es erfolgte nur dieses Wort einer Zunge gemeinen. Von diesem Hesselt ist noch merkwürdig, daß sein Gattin, eine Nichte

Von dem Rathe der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gemindert. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtssätze erkennen, welche die letzte Empörung bestrafen, so daß beinahe alle andere Justizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehn des Staatsraths sieht gänzlich, das sogar seine Sitzungen einigingen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinette, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig bestgeteiter Freibrief kam vor den Rathe der Unruhen in Anschlag. [1]) Alle Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigste Auslegung und Aenderung leiden. Dies der Herzog eine Sentenz aussertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe gethan, und eine heilsgesetzte Defensio drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unthaltbarkeit und Nebelen bisher durch Heirathsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewußt hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden sie auch seyn möchten, bei Strafen an Leib und Gut, untersagte, ohne vorhergegangene Anfrage bei Ihm und ohne seine Bewilligung eine Heirath zu schließen. [2])

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate, wie der Bilderstürmer verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch oft Niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst haddaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Hundert wurden auf Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahle immer die Nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von sechszig bis hundert tausend Gulden zu advieren gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeschweife zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu Einer Zeit fünf und zwanzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, denen der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine

des Präsidenten Viglius, in den Exzessen unsittlich vorgebildeten hatte, das traurige Amt eines öffentlichen Henkers niederzulegen, das ihr der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. A. G. d. v. N. 114.

[1]) In einem schlechten Latein richtete Vargas die mündliche Antwort zu Grunde. Non curamus vestros privilegios, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn gemacht machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

[2]) Meteren 106. 107. Thuan. 310.

große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Dellnauenten vollgepreßt: Hängen, Köpfen, Vierteilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und erbenklichen Verrichtungen des Tages; weit seltener sahen hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn saß keine Verfassung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen seien dadurch in den Fiskus, die aber den Goldhurst des neuen Statthalters und seiner Geschlechts vielmehr reizten als stillten. Sein rasender Entwurf schien zu sein, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs Hände und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz ungläubigen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war beste unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtschaffensten Katholiken, denen man nicht einmal Leichtsinn vorwerfen konnte, am härtesten traf: denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Glaubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten wurden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Rothpfennig davon erspaarn, mußte die einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Wenige es unternahmen, ihr ererbtes Recht an diese Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfechten, (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen) vergebens sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und warfen Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten. [1]) Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer solchen Verfassänderung des Menschenlebens kann die Geschichte getheilter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber Tunis, Malta und Marokko traten in das eroberte Rom als geborene Sieger, und übten wenigstens ohne Hehl, was der niederländische Statthalter unter dem verwahrigen Schleier der Gesetze verübte.

Bis zum Anfang dieses 1567sten Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volke hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Nun immer lauter Gerüchte, die er anderweitig zu diesem Zwecke hatte ausbreiten lassen, im Hafen vor Biskingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzusegeln; und blos allein, weil er in ihren Mauern residiren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählig ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahre auf andere hinausschaub, und der neue Regent sehr bald anfing, eine Wollmacht sehen zu lassen, die weniger einem Verkäufer der Majestät, als einem souverainen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Person der Regentin die letzter guter Engel von ihnen scheiden. [2])

Schon für der Zeit nämlich, wo ihr die aufgetragene Verwaltung des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft seinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entschluß gefaßt, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lockenden Ersatz im Besitze einer Hoheit zu setzen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfnisse geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerksamkeiten, die das geradbrüstige Gesetze der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und verloren zu sühlen, was sie besessen zu haben nie vergessen konnte, war mehr als eine Frauenseele zu versäumergen im Stande ist; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger schmerzhaft zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr gerieth, schien ihr diesen Schritt aufzumuntern. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle von Herzoge anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der sonstige Umstand ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gefallen, so unmerklich abgelegt können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs Bitterste empfand. Selbst die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Wigilius, standhaft bei ihr ausharrten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruß, sich Anfangs gern und freundlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihrer Lehnsherr zu wiederstehen. [1]) Bei Vielen der ersten Theil kannte bei allem Beherrschen, die Mitte zwischen Beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen. Die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der höfische Pallast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Antikenkabinett Hauses vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade reizte, war Horns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre Sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzoge beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhaßten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuheilen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernste zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er sezte, brückte er sich aus, seinen eigenen und der Provinzen Vortheil hintan, nun seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von dreißig tausend Thalern begleitete diese Bewilligung, und zwanzig tausend wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewiesen. [2]) Zugleich folgte ein Diplom

[1]) Meteren 109.

[2]) Vigl. ad Hoppr. XLV. Brief.

[1]) Vigl. ad Hoppr. XXIII. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

[2]) Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausbezahlt worden zu sein, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur, Prince d'Orange 1582, ohne Druckort, und stets in der deutschen, Bibliothek zu Dresden.) Sie schmachte, heißt es hier, zu Namur im Exile, so schwach unterstützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß die Estrade, Aldobrandin, 6000

für den Herzog von Alba, daß ihn an ihrer Statt zum Vorſteher daſelbſt ernannte. [1])

Der gern böſe Margaretha geſtehen, daß ihr verhaßt worden wäre. Vor Staatsbedienſtete vor einer ſolennen Staatsverſammlung verbürgtigen; ein Wunder, daß ſie den Prinzen nicht verdammte zu erſtrangen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gehen zu ſehen. Ueberhaupt machte ſie das Feierliche lächerlich, und das Beiſpiel des Kaiſers, ihres Vaters, der in allen dieſer Stadt das außerordentliche Staatsſiegel ſeiner Krönungsbank gegeben, ſchien natürlich viel Nachdenken für ſie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchſten Gewalt geſchehen ſeyn mußte, ſo war die wenigſtens den Wunſch nicht zu verlangen. Dieſen Entſchluß mit möglichſtem Anſtand zu thun, und da die andern nicht einſtimmig, mit ihrer allgemeine Hoh gegen den Herzog ſo ſtark in Partheit geſetzt hatte, ſo ſah ſie einen ſo ſchwierigen Ausweg, ſo allgemeinen Aufruhr ſtündlich entſtehen. Es waren daher für die Provinzen der Niederlande bey den die ganz Beherrſchern ſtehen, ſo wenn auch die übrigen dazu gewonnen, und ſonſten wäre ſie wenig dem allgemeinen Beſten vom Unrecht gefloßen. So wenig ſie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, daß allgemeine Mißtrauen zu vermindern, als daß Gift ſie noch unthätiger und die Zufriedenheit ihres Herrn als ihre Wünſche begreifte; ſo viel Mühe hatte es jetzt ſie ſo ertragt, da es daß Einzige war, daß ihr den Beifall ihrer künftigen Unterthanen einigen Grad gewinnen konnte; und gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie ein freywilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menſchlichen Geſinnung für die Niederländer geworden ſey. Da der Monarch weit davon entfernt war, durch eine Zuſammenberufung der Nation Gelübe zu laſſen, um eine Größe ſeiner Gnaden zu verrichten, ſo mußte ſie ſich mit einem ſymbolischen Abſchiede von den Staaten begnügen, in welchem ſie ihre ganze Verwaltung beurtheilt, alle Commiſſarien trat, mit denen ſie ſie ſtempeln gedacht, alle Aemter, die ſie durch ihre Gemahlinnen verbürgt, nicht ohne Autoritätsſchein aufhäufte, und endlich damit ſchloß, daß ſie ein gemeinſtes Wort verlaute, und ihrem Nachfolger nichts, als die Verſicherung der Devotion zu hinterlaſſen hatte. Dieſelbe machte auch der Prinz zu wiederholtenmalen von ſich ſchrift, und nichts weniger geſagen, denn: Daß er entſchloſſen ſey, der göttlichen Vorſicht den Herzog von Alba unverbrüchlich ergeben zu erhalten. Im ſtarken Vertrauen ſeiner ſie als einen Entſchluß ertrug, ertrug ſie als eine Laſt, die über Vermögen drückte, zu den Füßen des Throns nieder. [2])

Die unbeſtimmte Nachricht, daß gewiſſe Personen traten, hielt geſtillet Niederl einen Einſchränkung zu unterſtützen, ſtellt wenn die ver- einigte Stimme ihrer Zeitgenoſſen, wenn das Zeugniß der Niederlande ſelbſt hatte ſprechen, in welche einem Dritten das Recht nicht beſtreiten kann, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das

---

dem heiligen Vaterunſer zu Gottum wenn. Wer weiß es weiter, was Brenne in von einem Feine Verſtand erwarten, der ſie, als er noch eine junge in Brüſſel befindet, immer den Rücken am Schnupfen ſtehn?

[1]) Strada, pag. 201. Meurs. Guil. Auctor. 40. Thuan. 539. Vigl. ad Bapper. Bl. XII. XIV. Brief.

[2]) Meurs. Guil. Auctor. 60. Strad. 201. 208

leichteſte Gemüth des Volks iſt nur allgemein geneigt, einem Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuſtreiten, und unter dem Drucke einer ge- grundeten Furcht das überſtandene zu loben. Die ganze Veränderungsſtatt der Niederländer ſchien ſich an dem ſpanischen Namen einzuſtoßen zu haben; die Regenten als Verbrecher eines Verſuchs anſahen, daß, den Krieg und einen Monarchen ſelbſt ein- führen, die man ihnen lieber allein und vorhältnig ſchonte; und Herzog Alba's Regierung in den Nie- derlanden war der ganze Staatsraub weit nicht, das Verbrechen einer Verſchwörung zu gelten. Das Un- vermögen war allerdings nicht leicht, den Tumultuan- ten des Monarchen zu entſprechen, ohne gegen die Natur des niederländischen Volks und die Pflichten der Menſchlichkeit anzuſtreiten, aber im Kampfe mit vielen zwey widerſprechenden Pflichten hat Marga- retha keine von beyden erfüllt, und den Nation ein gemeinſchaft zuviel gethan, um dem Prinz ſo wenig zu nützen. Mehr als, die unterthänige end- lich den gewaltſamſten Anhang, gegen der gefährlich Anſtrengung der Volksſtimmen that die beste größere Dienſte, als ihre ganze Partei. Durch ihre Stimme trennte ſie gegen den Thron die Gemüther, und indem durch ihre innere Zuneigung der öffentliche Zwang ihnen an ſeiner Wurzel gebrochen war, Wonen ſie viele Jahre ihre ganze Staatskunſt beſtätigt erhalten hatte, brachte eine einzige Temperamentung zu Stande, die der von Mansfeld und beſtellen wurde. Sie horchte dem Herzoge ein verbindlich Compli- ment, aber ſie glaubte es nicht. Daß die Furcht eine leinen Re- flexion des Volks beſtätigen hatte. Durch ihre Ver- ſuche ſtärkte ſie das Contrat in Spanien ver, weil ſie ihm niemals die Freundſchaft, nur die Furcht, mit den Geiſt und der Sprache der Nation, nur die Um- arten der Parteien bekannt machte; ihre ſtrafbarſte Verwaltung rob das Volk zu Verbrechen hin, weil ſie exbitterte, ohne genugſam zu ſchrecken; in ſtürzte den verbrecherischen Herzog von Alba über das Land hinein, weil ſie ihm Plan auf den Gemüthern ge- braucht hatte, daß die Nationen in den Provinzen we- niger der Hilfe ihrer Verordnungen, als der Un- geſetzlichkeit des Verfahrens, dem in die Freiheits- fame beſtehen anvertraut hatte, vergewiſſen traten. Margaretha beſaß Geiſtesſtärke und Geiſt, eine weiſeste Staatskunſt auf einen ungewiſſen Fall mit Freudeit anzuwenden, aber ein ſolche der ſingu- lare Fall, der den neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, nur eine alt mit Weisheit zu benützen. In einem Lande, wo die ſtrafte Staatskunſt Rebellionen war, hatte ſie den unglücklichen Einfall, ihre unſtrafbare Maxime ihre Pflicht zu thun, und ſtatt daß ſie den entſtehen- den Widerſtand in die Grenzen. Die Nation- freiheit, die man ihr in Verſuchung zum Verbrechen an- ſchuet, hatte ihre bezeugte Widerſtand der Nation einen Schwäche und Zaghaftigkeit angedeutet, und ſie ſie ſich auf ausſtrafenden Gemüthe über den Buch- ſtaben der Geſetzlichen Befehle erbauen, und den dem- herrſchen Sinn ihres Auftrags auf eigener und Menſchlichkeit mißverſtanden. Selbſt die wenigen Verwilligungen, wozu ihr Geiſt ſie genug, gab ſie mit ausſtarrter partheigeſtrafter Hand, daß hätte ſie ertheilen, zuviel zu geben, und ſie ertrieb der Freude ihres Mißfallens, weil ſie mit Eigheit Gemeinge- teil heran Bekanntſie. Was ſie zu wenig war in an- dem ganzen übrigen Leben. War ſie zu viel und dem Thron — eine Frau. Es ſtand bey ihr, nach Grana- vella's Verſicherung, die Niederländer bey andern ſpaniſchen Volk zu weiſen, und ſie iſt es nicht als

worden. Ihr höchſtes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchſtes Unglück ſeine Mißhelligung; bei allen Vorgängen ihres Geſchicks bleibt ſie ein gemeines Geſchöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte ſie eine tyranniſche Gewalt, und bedeckte durch feine willkührliche Grauſamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr geſtanden, ſie würde immer menſchlich gehandelt haben. Spät nach ihr, als ihr Angeſt, Philipp der Zweite, ihrer längſt vergeſſen hatte, hielt das niederländiſche Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber ſie war der Grevle bei weitem nicht werth. Die ihres Nachfolgers Unmenſchlichkeit um ſie verdunkelte. Die wirklich Größte gegen Ende des Chriſtmonats 1567, und wurde von dem Herzoge bis an die Grenze Brabants geleitet, der ſie hier unter dem Schutze des Grafen von Mannsfeld verließ, um ſich ſchneller nach der Hauptſtadt zurückzukehren, und ſich dem wankenden Volke unentbehrlich als allerwärts Regenten zu zeigen.

Beilagen.

I.

Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. [1])

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von 3000 ſpaniſchen Soldaten nach Gent geführt, wo ſie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Unterſuchung über die vergangenen Unruhen in Brüſſel niedergeſetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du Bois, machte die Anklage anhängig. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt zwanzig verſchiedene Klagpunkte, und ſechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn angieng. Ob welche zu verwerflich ſeyn, ſie hier anzuführen, auch ſind einen ſowohl einige Punkte kaum gegründet worden. Jene noch ſo unſinnige Handlung, jede Unterlaſſung wurde auch dem Geſichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingang feſtgeſetzt hatte, daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben ſollten, das königliche Anſehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und ſich ſelbſt der Regierung des Landes in die Hände zu ſpielen." Granvelle's Verbreitung, Egmonts Abſendung nach Madrid, die Konföderation der Großen, die Bewilligungen, welche ſie in ihren Statthalterſchaften den Proteſtanten ertheilt — Alles dieſes mußte nun in Hinſicht auf jenen Plan geſchehen ſeyn, Alles zuſammenhang haben. Die nichtsbedeutendſten Kleinigkeiten wurden bedeutend wichtig, und eine vergeſſene die andere. Nachdem man zur Verſorge die meiſten Artikel ſchon einzeln als Verbrechen beleidigter Majeſtät behandelt hatte, ſo konnte man um ſo leichter aus allen zuſammen dieſes Urtheil herausbringen.

Zweien der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeſchickt, mit dem Befehlen, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem ſie dieſes gethan, erlaubte man ihnen, Defenſionen und Proteſtationen aufzuſetzen, denen freier Zutritt zu ihnen verſtattet wurde. Da ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt waren, ſo war es ihnen ihrer Freunde erlaubt, ſie zu ſetzen. Graf Egmont benannte ſich einen Herrn von Lombe und einiger geſchickten Rechtsgelehrten aus Brüſſel.

Der erſten Schritt war, gegen das Gericht zu proteſtiren, daß dieſes ſie ſprechen ſollte, da ſie als Ritter des goldnen Vließes nur von dem Könige ſelbſt, als dem Großmeiſter dieſes Ordens, gerichtet werden könnten. Aber dieſe Proteſtation wurde verworfen, und darauf getrunzen, daß ſie ihre Zeugen vorbringen könnten, widrigenfalls man in contumaciam gegen ſie ſtatuiren würde. Egmont hatte auf zwei und achtzig Punkte mit den beigefügten Gründen zu antworten; auch der Graf von Hoorn beantwortete ſeine Anklage Punkt für Punkt. Klagſchrift und Beantwortung ſind noch vorhanden; jener unbedeutende Zeitraum wurde ihr auf eine ſolche Verfahrungsart feſtgeſetzt haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugniſſe, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an ſie ergehen, damit ſie eilen. Sie klagten von einer Woche zur andern, indem ſie ihre Proteſtationen gegen das Unzuſtändigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich ſetzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugniſſe vorzubringen; nachdem ſie auch dieſe hatten verſtreichen laſſen, wurden ſie für überwieſen und alle Vertheidigung verſtellig erklärt.

Während daß dieſer Prozeß betrieben wurde, verbanden ſich die Verwandten und Freunde der beiden Großen mehr mündig. Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bouren, wandte ſich mit Vorſtellungen an die deutſchen Reichsfürſten, an den Kaiſer, an den König von Spanien; ſo auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den erſten fürſtlichen Familien Deutſchlands in Freundſchaft oder Verwandtſchaft ſtand. Alle proteſtirten laut gegen dieſes gehäſſige Verfahren, und wollten die deutſche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch beſonders Anſpruch zu machen, die niederländiſche Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte faſt alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und ſein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewieſen und von beiden verſpottet wurden. Die Gräfin von Hoorn ſammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutſchland, Italien, Erkundigungen zuſammen, die Privilegien des Ordens bekannt zu machen. Alles war fruchtlos, indem er erklärte, daß ſie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Großen beſchuldigte, ſeyen in Angelegenheit der niederländiſchen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländiſchen Angelegenheiten zum alleinigen Richter geſetzt."

Der Monat hatte noch drei Tage zu ſeiner Klagſchrift eingeräumt, und dieſe wurden den Beklagten

[1]) Dieſer Aufſatz erſcheint zuerſt im 2ten Hefte der Thalia. —

den Grafen zu ihrer Vertheidigung ergehen. Aber unſtatt Zeit und Mittel durch Herbeiſchaffung ihrer Artigkeit, die ihnen wenig gnädig haben würden, zu verlieren, verlieren ſie ſie lieber durch Proteſtationen gegen ihre Acteten, die ihnen noch weniger nützen. Durch jene hätten ſie doch wahrſcheinlich das letzte Urtheil vergögert, und in der Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch zur Wendung zum Guten; durch die hartnäckige Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Urlaub des letzten ſolchen Termins, am 16ten Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe ſchuldig, und am 1ten dieſes Monats folgte das letzte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von fünf und zwanzig edlen Rittern, welche binnen den Tagen auf den Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſale, welches beide Grafen erwarteten. Johann Caſembrot von Beverzeek, Seitenherr bei dem Grafen von Egmont, war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft bewahrte, und für ſeinen Eifer im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die Niederländer waren entrüſtet bei dem grauſamen Auftritte mit den Waffen in der Hand gegangen, aber wegen ihres ehemaligen Antheils an der Hinrichtung des Adels als Hochverräther eingezogen und vernrtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Strafen zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte den Grafen von Arenberg bei dem Kaiſer Freiherrlich in Gelnhauſen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gelnhauſen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles hieß mahnte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nöthig wendig; aber ehe das Schickſal zweier ſo wichtiger Gefangenen entſchieden war, durfte er ſich nicht wegen. Brüſſel zu verlaſſen. Die ganze Nation war ihnen mit einer entrüſtenden Theilnahme zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig vermehrt ward. Auch der Krieg bedrohte Brüſſel gleich dem Herzoge den Triumph nicht, zwei ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein ſolcher Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davongetragen, eher auch war das letzte erbitterte Gefecht waren in Brüſſel, von genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Biſchöfinnen und Zuverſichtlichen, die von Seiten der deutſchen Reichsſtänden bei dem Hofe ſowohl, als bei dem Könige in Spanien, einflehen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfin von Egmont verſicherte ſich: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen,“ welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen annehmen konnten. Zu der König Grund vielleicht, in Betrachten auf die Schnelligkeit ſeiner Statthalterei, den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil es ſich verſchaffen hatte, daß dieſe Strafe zu ſpät kommen wäre. Gerade genug, daß der Herzog mit der Vollſtreckung der Strafen nicht ſäumte, ſobald ſie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitauſend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüſſel gebracht, und im Brodthauſe auf dem großen Markte gefangen geſetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen verſammelt; der Herzog erſchien, gegen ſeine Gewohnheit, früh, und die beiden Urtheile, erneuert und verlegelt, wurden von dem Secretär Pranz eröffnet und öffentlich abgeleſen. Beide Grafen waren der beleidigten Majeſtät ſchuldig erkannt, weil ſie die abſcheuliche Verſchwörung des Prinzen von Oranien begünſtigt und befördert, die Kaufbürgerlichen Ehrlichkeiten in Gang genommen, und in ihren Statthalterſchaften und andern Bedienungen den Könige und der Kirche ſchlecht gedient hätten. Beide ſollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße geſteckt und eine andächtige Predigt des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskal zugeſprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Secretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man ſich um die Beiſtimmung der übrigen Räthe bemühet hätte.

In der Nacht zwiſchen den 4ten und 5ten Junius brachte man unten die Ernennung zur Hinrichtung, nachdem ſie ihnen ſchon geſagen worden. Der Herzog hatte ſie dem Biſchofe von Sperra, Martin Ritdov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüſſel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Biſchof dieſen Auftrag erhielt, warf er ſich dem Herzoge zu Füßen und bat ihn mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufſchub wenigſtens für die Gefangenen, worauf ihm mit harter gereizter Stimme abgewieſen wurde, daß man ihn nicht von Sperra gerufen habe, um ſich dem Urtheile zu widerſetzen, ſondern um es den unglücklichen Grafen durch ſeinen Zuſpruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerſt vor. „Das iſt ſchwarz ein ſtrenges Urtheil!“ rief der Graf blaß und mit entſetzter Stimme. „Er ſchwer glaubte ich Sr. Majeſtät mich beleidigt zu haben, um eine ſolche Vergeltung zu verdienen. Muß ich aber ſein, ſo unterwerfe ich mich ſeinem Gnadiglich mit Ergebung. Mag dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen!“ „Dieſes wenigſtens glaube ich für meine getragenen „Dienſte erwarten zu können. Den Tod will ich mit chriſtlicher Ruhe erleiden, weil es Gott und dem Könige ſo gefällt.“ — Er trang hierauf in den Beichtſtuhl, that ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob ſeine Gnade zu hoffen ſey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er ſtrafte ihn, welches Gebet wohl das beſte und erbauendſte ſeyn möchte, um ſich Gott in ſeiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebet ſey, als das, welches Chriſtus, der Herr, ſelbſt gebetet habe, das Vater unſer, ſo ſprache er ſich ſodann an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Familie unterbrach ihn; er bat ſich Feder und Dinte geben, und ſchrieb zwei Briefe, einen an ſeine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere alſo lautete:

Sire!

Dieſen Morgen habe ich das Urtheil empfangen, welches Ew. Majeſtät geſtellen hat. Aber mag auch ſprechen zu laſſen. Er weiß ich auch immer davon ein

fernt gewesen bin, gegen die Personen oder den Dienst Ew. Majestät, vor: gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich demnach dem Spruche und Gerichte, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Hoffe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, getrachten oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß auf der besten Meynung geschehen, und wie durch den Zwang der Umstände eingedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu verzeihen, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Jun. 1568. dem Augenblicke meiner

Ew. Majestät
treuester Vasall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfing der dem Bischofe aufs Dringendste, um Gnaden zu geben, geschriebene und eingehändigte Kopie begierig an den Staatsrath Viglius, den billigen Mann im Senate, und es ist wohl zu vermuthen, daß er dem Könige wirklich übersendet worden. Die Familie des Grafen erwieß nachher alle jene Ehre, Lieben und Treue zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwey Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, allda mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwey und zwanzig Soldaten spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Indessen kam und eilte Alba ersehnte die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, um, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses, und erklärte, daß er willig und bereit sey, zu sterben. Von seinem Mannsch hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Der treue Diener Montrost von seinem Dienste, hatte diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verehrt. Er erschien in auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Meister de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm darauf. Der Graf Peter bey Hofe, einem rothen Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuße des Gerüstes, der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß es entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe, vor der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volkes leicht zu Gemüthsbewegungen Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit einem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder, und betlagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Als auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Execution, treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er barrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da bat er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Hagrock nieder, kniete auf das Kissen und sprache sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann einer seidner Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Meyer den Leichnam und das häufende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, führte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die feyerlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung auf einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser von einer heftigen Gemüthsart, als sein Freund, und darin mehr Gründe zum Hasse gegen den König gezeigt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob er gleich gegen ihn in einem gemäßigten Grade anerkannt war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischofe seine Beichte ab, die er nun anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft; er war angethan, wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine maillandische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in blutrothen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Anstarrer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 [1].

Es ist ein angenehmes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem widrigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gewissen Fähigkeiten unüberwindlich sind, durch

[1] Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795, St. 11. 2 gedruckt.

Klugheit, Entschlossenheit und einem standhaften Willen besiegt zu seyen. Weniger ansehend, aber beste selbstständiger ist das Spanischseyn des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelte, alle Gunst der Zufälle fruchtlos machte, und, weil er ihn nicht zu nennen weiß, einen sicher entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Belagerung der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, den Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs blos ihre Glaubensfreiheit und städtischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Die völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, erschöpften sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie stets Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentsche Bund wieder aufgelöst, der die Almachten, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, andern wirklichen Körper verband; aber anstatt dieser nur schwachen und unnatürlichen Vereinigung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und gemeinvortheilhaften wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verlieren, hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Eintheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, daß den Letzten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1585 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch tapferlich den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit einem so viel Kraft- als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs Neue in Ansehn gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Communikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Bevölkerung und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und mächtige Stadt, die in diesem Zeitraume über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbedingten Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihren Schranke hegte, und dieser innen geschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Strafen des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen konnte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieser unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier auf ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getraide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben verschwor man sich zugleich der Herrschaft der Scheldt. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, konnte die mit derselben seine wichtigste Stütze entgegen, der gesetzliche Einfluß ihres Beispiels, ihre Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gebrannt, und in den Schätzen ihrer Bevölkerung den Kriegsbedürfnissen des König eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Jul. 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dermick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern. [1])

Aber soweit die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unerschütterlichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der Landseite durch den breiten und reißenden Strom der Scheldt gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht angegriffen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine beinahe größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse in Ueberfluß zuführte, so bildete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit den umliegenden Seeland. Denn da sich die Stadt der Revolte bis weit hinein in die Scheldt erstreckt, und den Lauf derselben gewissermaßen einbricht, so gewinnt Antwerpen den ganzen eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Bergen, Mecheln, Gent, Dendermunde und andre dagumal noch alle in den Händen der Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener

[1]) Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgic. 82.

ver Herrn an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blockiren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bemerkte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Stadte zu sperren, und alle Versuche, die jenen Seeland auf zum Entsatz herbeiführen möchten, vereitelt zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Provinzen zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf ungefähr sechstausend Mann Fußvolk und siebenzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinreichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Andringen des Feindes hatte sie längst schon zu einem gebrauchen Mittel getrieben, welches ordentlich in einer offensiven Manier aufzubrechen pflegt. Wenn man sich entschloß, drey aller dieser Hindernisse, an die Belagerung machte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes seyn mußte, durch beständige Anfälle eine so sehr verdünnte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen. [1])

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, den der Herzog von Parma sein Verdienen jetzt erdffnete. Er gab auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Tapferkeit einer solchen Heeresführer setzte, so machten doch die erfahrnen Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwey aufgenommen, welche die Klugheit ihres Rathes über jede Bedenklichkeit zuversicherten, Capizucchi und Montagnan, widersetzten alle ein so muthiges Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verdienen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, kannten den Herzog von Parma in seinen Vorsatze nicht wankend machen. Nicht auf Unmöglichkeit der damit verknüpften Gefahren, noch auf leichtsinnigen Uebersendung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anfang gethan. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem hellern Lichte, aber darum nicht weniger sichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht übertroffen werden, und von einer Anführer wohl der trefflichsten Offiziere kommandirt wurde, erkannte ihm seinen Angriffsplatz, der Furcht Raum zu geben. Dieses, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegenstellte, sah er nur Vortheil, daß an einer noch so langen Linie doch nur die Spitze stehe, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewegt, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er konnte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er konnte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Aufmerksamkeit, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht reizte. [2])

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man helfen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen suchte der Fürst gegen sie anzuregen, sowohl alle Zufuhr zu Wasser und zu Lande verschließen werden. Um ihr fürs Erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Posten bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Scheldt zur Beschützung der Seefahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms bestrichen werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse setzen möchte, die man sie von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwebelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein führer, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, bewunderungswürdiger Entwurf, den aber der Genie seiner Urheberes verdienstlich, und das Glück mit einem allumfassenden Anhange krönte. [3])

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfange zu bringen, so beschäftigte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Denkermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Batterien anzulegen und dadurch der Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, feindliche Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden unter unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen breitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der getroffenen Verfügungen, die es mit den katholisch-gesinnten Provinzen herstellen unterblieb, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines Krieges, aber unausbleiblichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. [4])

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingelte ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Beveren, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das Fanbrische Ufer der Scheldt wurde dem Markgrafen von Ryddberg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Montagnan, stieß. Die beiden Letztern passirten die Scheldt gleichfalls auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Kommissariat, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Corps vertheilten sich längst der ganzen brabantischen Gränze, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren.

[1]) Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

[2]) Strad. loc. cit. 553.

[3]) Strad. Dec. II. Lib. VI.

[4]) Meteren. Watert. Historien XII. Buch. 207. folg.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Scheldе durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Lieffenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen stachen, unter den Kanonen derselben vorbeipassiren mußten. Beide Forts hatten die Antwerpener auch kurz vorher verstärkt, und mit dem ersteren waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rubaucourt angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zu Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Lieffenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an bemerkenswürdigen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, daß in Kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu verstärken und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Während Anfälle der Belagerten unter der Anführung Obrist von Teligny vernichtern, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabrok, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen hervorstrecken, und der einkommenden Oster-Scheldе eine Brustwehr entgegensetzen. [1])

Der letztabgedankte Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maasregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Scheldfahrt auf der Scheldе zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Obwohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jedem Versuche dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seelandischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche beginnen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kallo in Flandern und Orkam in Brabant zu erbauen. Man ermählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Batterien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer bei Fort St. Maria, die andere auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde. [2])

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die letztgefaßten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unvermutheten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Scheldе vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Sache eilte, mit der er sie übereilt, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schanzen zu erbauen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Batterie der Stadt, vor dem Brüsseler Thore, wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den scheußlichen Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, die noch hinlänglich Breche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und weg der erste Grimm der Spanier nicht aufgehalten, warf sich in die Stadt. Diese war zwar beim feindlichen Feuer stark verschanzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauren und der breite wasserreiche Graben, der sie umgab, ließen wohl einen langen Widerstand verschmerzen. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma belagte in Kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, der Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ersetzte die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Die ältern, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich gewesen wären. [3])

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer stärker

[1]) Meteren. Bentivoglio. Famian. Strada. Loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

[2]) Strad. Dec. II. Lib. VI. 551.

[3]) Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 209. Thuan. II. 529.

und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger mehr seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Beveren, um sich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre ehrenvollen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich daß man mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos kehrten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzoge von Parma, der in Gefangenschaft war, nun unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldsumme von zwanzigmalhunderttausend Gulden erlegen, die vorigen Pfaffen zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren verglichen, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe anzeigen mußte, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Beveren zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein. [1])

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, bei an Umfang der innern Stadt Paris wenig nachgibt, stehen und dreihundertzwölf Häuser zählte, und auf zwanzig Inseln befestet, die durch zehn und neunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Martern der blutgerichtlich-spanischen Regierung in einen sehr nachtheiligen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgezeichnetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbanden sich, um alle jene stürmischen Auftritte hervorzubringen, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges in ihren Unglücksannalen aufgezeichnet. Außer den Geschützen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erbeutete, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Getraide, von Wagen, Schiffen und allerlei Bauzeuge, mehr der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde. [2])

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Kloster Vilvorde von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verbindern der Herzog von Parma unaufhörlich die ernstlichsten Anstalten machte. [3])

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu denken gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten würde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, verließ er kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den zweiten Damm zwischen Santvliet und Lillo, der Blaumoorsdamm genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Oster-Scelde, so oft es Noth thäte, über das niederländische Land von Beveren anzujetzen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Scelde gefroren wäre, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen auftand, und sich widersetzte, daß ihr dadurch die Nahrung entgehen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer besteht die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Weideland in Besitz genommen hatte. [4])

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier, die Festungswerke an beiden Ufern der Scelde in besten Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Wester-Scelde drangen über das ganze Land Waes aufgeschwollen. In der angrenzenden Waesgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der sofortmöglichen Hülfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre

[1]) Meteren XII. Buch. 279. 280. Strad. lor. cit. 162. 65. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 270.

[2]) Meteren am angeführten Orte.

[3]) Allgem. G. d. v. N. 270. Meteren 279. Thuan. II. 529.

[4]) Allgem. G. d. v. N. III. 269. Grotius 88.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Lieftenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon schon ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeipassiren müssen. Beide Forts hatten die Antwerpen auch kurz vorher befestigt, und mit dem ersteren waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rosburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zu Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Lieftenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an denselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mordverhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Uebergabe weggenommen, so, daß in Kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto kräftigern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Mehrkwehe Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Obrits von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, versagte ihr endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabroek, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der einbringenden Ebbe Schelde eine Brustwehr entgegensetzen. [1])

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maaßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Seefahrt auf der Schelde zu hindern, wozu doch der ganze Erfolg der Belagerung abging, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Soweit die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zweihundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Eise wenige, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen unerschütterlichen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Baroccio und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kallo in Flandern und Orduin in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Bastein aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde. [2])

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die bedürftigen Anstalten machte, und die ganze Antwerpsammlete des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Macht der Stadt, vor dem Brüsseler Thore, wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schändlichen Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu dämpfen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer gänzlich ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand versprechen. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma belehrte sie kurzem auch dieser Sicherheit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, dieß einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung aufgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich geschienen. [3])

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihren Mauern campirten, immer plötzlich

[1]) Meteren. Bentivogl. Historien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

[2]) Strad. Dec. II. Lib. VI. 552.

[3]) Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 529.

mit Kanonen beſetzt war, und mitten im Waſſer zu einer Art Feſtung diente. Von da und wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß mehr ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straße glücklich vorüberzogen. [1])

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung rief den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nöthige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es ſicher herüberzuſchaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo, daß es gar nicht ſchwer hielt, die Zeller mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen, und befohlene ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paſſirt, den linken Damm der Schelde zu durchſtechen. Anwerpen zur Rechten liegen zu laſſen und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hineinzuſteuern. Zur Verſicherung dieſer Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Baſtei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten konnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche aufgeſucht worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bei Kalloo, und lief glücklich weder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war nun ſo größer, nachdem man erſt die große Gefahr vernommen, der die Flotte nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entledigt, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lille, Ober von Tetigny, anführte. Als dieſer die Arbeit gethan und die Feinde entwichen ſah, ſo bemächtigte er ſich des Dammes, an dem Jene durchgebrochen waren, und warf eine Baſtei an der Stelle auf, um den Genueſiſchen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen. [2])

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für ſeine Brücke, noch zur Vertheidigung derſelben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeſchafft worden, war durch das Fort bei Tetigny geſperrt. Indem er nun die Gegend in der Abſicht recognoſcirte, einen neuen Weg für ſeine Flotten ausfindig zu machen, ſtellte ſich ihm ein Gedanke dar, der nicht blos ſeine gegenwärtige Verlegenheit endigte, ſondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa ſünftauſend Schritte bis zum Anfange der Ueberſchwemmungen hatte, ließ die Moer, ein kleines Waſſer, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von dieſem Fluße nun ſah er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberſchwemmung den Anfang nahm, und weil die Waſſer nicht überall hoch genug ſtanden, ſo wurde der Kanal zwiſchen Beveren und Verreveet bis nach Kalloo fortgeführet, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne

[1]) Strada 56o. aq. Thuan. 53o. Meteren XII. Buch.

[2]) Meteren 481. Strad. 564.

Unterlaß an dieſem Werke, und um die Verdroſſenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog ſelbſt mit Hand an. Er erneuerte auf dieſe Art das Beiſpiel zweier berühmten Römer. Druſus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Yſſel, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieſer Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erſtreckte ſich vierzehntauſend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um ihre verſchiedene Schiffe zu tragen. Er verſtaubte den Soldaten aus Gent nicht nur einen ſichern, ſondern auch einen merklich kürzern Weg zu den ſpaniſchen Quartieren, weil ſie nun nicht mehr nöthig hatten, den meiſtlinken Krümmungen der Schelde zu folgen, ſondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überſchwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniſſe von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Kanal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang. Von allen Orten und Enden ſtrömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Lande der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vortheil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein unterſcheidender Vorzug an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden. [1])

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahreszeit entgegengeſehen, die ſeinem angefangenen Werke höchſt verderblich werden, den Feinden aber bei einem trefflichen Vorrathe an flachen Schiffen, vortheilhaft ſeyn konnte. Aber die Kunſt ſeiner Baumeiſter entwich ihm der einen Gefahr, und die Ungewißheit, der Feinde beſeitigte ihn von der andern. Zwar geſchah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth ſtarke Eisſchollen ſich in den Staketen verfingen, und mit deſtiger Gewalt das Gerüſte erſchütterten, aber es ſtand, und der Anlauf des wilden Elementes machte blos ſeine Feſtigkeit ſichtbar.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen Deliberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem Kampfe der Parteien daß allgemeine Beſte vernachläſſigt. Die Rejierung dieſer Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einſicht wählen, und mit Feſtigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magiſtrate, in welchem der Bürgermeiſter blos eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen verbanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Provianirung, die Befeſtigung der Stadt, das Schiffsweſen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei ſeiner wichtigen Verhandlung übergangen ſeyn wollten. Durch dieſe Menge von Sprechern, die ſo oft es ihnen beliebte, in die Rathsverſammlung ſtürmten, und was ſie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geſchrei und ihre ſtarke Anzahl durchzuſetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der natürliche Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Intereſſen hielt die Ausführung jeder heilſamen Maßregel zurück. Ein ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich

[1]) Strada 565.

bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging. [1])

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die ersteren nicht ohne Ursachen von der Extremität Rache fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Lieftenbroek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus der Klasse übergaben dem Rathe eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Feinde traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Empfindsamen und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Ob ruhig auch nicht eher, als bis ein Chirt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden bis Todesstrafe setzte. [2])

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unterhielt, und durch eine Kundschafter gut bedient wurde, entging seine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil daraus zu ziehen. Dagegen er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorbereitungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu verleiten, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den räuberischen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerichte des Himmels sie seit Anfang beherrscht habe. Jetzt, meynte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer ihnen Verderben zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu fehle es fort, bitte er sonst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, sich sie die billigsten Bedingungen bieten, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es auf Aeußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und in dem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, weigerte sie die Hilfte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit um möglich gut heißen könnte. Nur zu bekannt sey der unversöhnliche Rachedurst des Königs von Spanien, und das Gebäude, das derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie verbreitete dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg bis zeitgeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verbreitete sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen seinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Unbeständigkeit schuldig zu machen. [1])

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter der Oberherrschaft Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Antrage war vor wenig Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Antwort auf diesen wichtigen Beschluß war es vorzüglich, was den Muth der Antwerpner stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Umwelten, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreiche zu erwägen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Antwerpner wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne dachte, hätte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu dieser Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind dazu besser zu benutzen vermochte. [2])

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem

[1]) Meteren, 484. Thuan. II. 329. Grotius 88.

[2]) Meteren. 485.

[1]) Thuan. II. 531. Meteren 485. 486.

[2]) Meteren. 488 u. folg. Bilarm. Geschichte der v. Niederl. III. 476—491. Grotius. 39.

Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermehren. Während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lille einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois, von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Tetigny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Seefarern, welche unter Begünstigung der Nacht, und mit eingetretener Ebbe, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber dem mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß nur künftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam blos darauf an, dergleichen Versuche in Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dies zu betreiben, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug bestiegen wollte. [1])

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen den den Staaten blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwei und dreißig Plauen (platte Fahrzeuge) jede fünf und siebzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese flöste man am Vorder- und Hintertheile mit starken Ankerlauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß von einander abstanden, und dem Strome einen freien Durchzug verstatteten. Jede Plaute hing noch außerdem an zwei Ankertauen, so wohl auswärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer einfaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung auszumachen hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausend vierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisirt und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei bölzernen Bastein auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt Jedes der zweiundvierzig Schiffe noch dreißig Bewaffnete, nebst vier Matrosen zu jeder Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er möchte von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter segeln, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem sieben und neunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Bastein, theils die Schiffe besetzten, und, wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sichergestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu zerreißen: diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt derselben stärke, die auf die Brücke selbst wirkte aufnehmen sollte. Dieses Werk bestand aus dreimundvierzig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hinausgingen, und je drei und drei mit Mastbäumen an einander befestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pfeilreiter, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem heranahrenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren blos mit Ballast angefüllt, und hingen sehr an einem doppelten, aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten. [1])

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Freudenfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gestade aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwerfischen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Breda erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt

[1]) Strad. 564. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

[1]) Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 480. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 43. Mgem. Geschichte der vereinigten Niederl. III. Band. 497.

worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch den Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls unglücklich, und so verlor bald darauf Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.[1])

Durch einige Ueberläufer, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoscieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh," rief er, „und „hinterbringe denen, die dich verschicken, was du „gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es wenn „fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese „Brücke in eure Stadt einzuziehen."[2])

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Einst sagen hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dort her zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde ausgerichtet seyn. Eine Zeitung hatten ihm die Zurüstungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit 16 viel Schiffen, als sie aufbringen können, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshöf, welches der Feind zu Besitz hatte, und welches dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen worden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, zing dem Herzoge von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen erfreute diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt verhanden, nach gewonnener Arbeit mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu steuren.[3])

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Giambelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Architect dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verderbtem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem Könige Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Verspaes, den Menschen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, daß er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete denselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.[4])

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeynt sey, und daß Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Plauten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit einvertiefter Code in Verbindung gesetzt werden, und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in senkrechter Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von sechzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Plauten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, deren er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohen Kasten von Quaderstein mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Tonnen des feinsten Schießpulvers, von ihm eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches sechs zuliet und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Rägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; und der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen.

[1]) Strada 567—571. Meteren. 492. 494. Thuan. III. 14. 15.

[2]) Strada 568.

[3]) Strad. 573. 574. Meteren. 495.

[4]) Meteren. 493. Strad. 574.

Zu dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meynung beyzubringen, als ob es mit diesen Maschinen blos darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang vorbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzuleiten, rüstete er noch zweyundzwanzig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen dies Feuerwerk brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Arbeit erhalten, so daß sie endlich vom Schlafen ersichöpft und durch verstellets Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachlassen, wenn die rechten Brulone kamen. Davon ließ er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das schwimmende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschlag Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Verpestenaussehen den Feinden zu thun zu geben, sie beranzulocken und der ganzen tödtlichen Wirkung des Brulons aufzuopfern. [1])

Die Nacht zwischen dem 16ten und 17ten April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Unterlage an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und traute mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entstehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt der drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andre, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, Jakob Jakobszon, hatte es, man wußte nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffbauen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Bastein längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerscheine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Bewunderung betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einem Feste als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Grauen erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, glaubten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen sie übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf ihren bereit gehaltenen Kähnen durchs Baren machten. [2])

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die flammenden Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Minenschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere nur größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der Antwerpischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getrieben, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie blos für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eine der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung sich setzen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als heftige vermittelst seiner Schwere sich durchrieb, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles stürzten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Ryßburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Cajetan und Guasto, meist mehreren der vornehmsten Offiziere, alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und blos mit Anwendung des allgemeinen lingliches beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von

[1]) Thuan. III. 46. Strad. 274. 275. Meteren 396.

[2]) Strada 276.

Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am Außersten Ende der Brücke zu erreichen, so gerieth hinter ihm ein Knall, nicht anders, als dröhte die Erde, und als stürze das Gebäude des Himmels ein. Wie tod fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Scheitel bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerdicker Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Stund hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Brinade das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinandergesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allem Waffenlarme, Kanonen und Menschen in die Luft gehärt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, daß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, auf dem Boden herausgrub. Stolz Schiffe waren zerbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dieß war die Niederlage, welche das unterirdische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetzesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Wurf des Vulkans, andre durch das heftende Gewässer des Stroms zerbrannt, noch andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der zerschmetterten Steine begraben. Viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte sehen die heftige Erschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige klafften zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andre, arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden der erdrückt sich ein herzzerreissendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Jammern beantwortet wurde.

Von den Uebrigbleibenden sahen sich Viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Wirbelwind wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergrif die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser seltsamen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern. Cajetan und Guasto, sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber unsenfft würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick an dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerissen ein großer Theil seines Heeres, ein andrer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Officiere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzhafte Nachricht hören, daß der Marquis von Roubaye, den er unter allen seinen Officiern vorzüglich werth hielt, hingerissen aufgefunden sey. Und doch fand das Allerschlimmste noch bevor, denn jedem Augenblick mußte man von Antwerpen aus Hülfe auf die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzusteuren; dieß war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, das meiste Kanonen versteint, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! [1])

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg dieß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar setzte St. Aldegonde, sobald man den Fund des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile fliegen zu lassen, sobald sie gänzlich hindurchpassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lille weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gedachte Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber ob-

[1]) Strada 577 seq. Meteren. 497. Thuan. III. 47. Allgem. G. d. v. N. III. 257.

gleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unverletzt und daß Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, bei günstigen Winden ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hatten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerpen tyrannisirte, auch die Seelander bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit, Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich merken gegen den Feind verhielt, desto besorgter ließ man seine Wache gegen Giambelli aufs, den der rasende Pöbel in Städten reißen wollte. Zwei Tage sinnreiche dieser Künstler in der angenehmsten Erwartung zu, bis endlich am dritten Morgen ein Brief von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete. [1])

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Anwerke darniederzustürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte aufs Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wiederherzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Officiere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter den beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkzeuge zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wiederhergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Zeit, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Structur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Anfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Nothfalle wegzunehmen und den Brändern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Ostern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Officiere, wobei der spanische Edelmuth, der ihm das Leben erhielt, nicht vergessen wurde. [2])

Die Antwerpener, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, hatten nun dem Erfinder desselben eben so zu leicht geschätzt, als sie ihm kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Giambelli erbot sich wirklich eine Anzahl von Flaschen, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke stießen und solche auch wirklich zum Zweitenmale auseinander sprengten. Dießmal aber war der Wind der feindlichen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum Zweitenmale die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Architect von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr das zu fassen, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und mit, wie die versagen, von dem Winde dem Ufer zustrichen würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine feuerbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada [3]) nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Sainte an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms fortreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er vollig getroffen hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es den Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte über alle die Erfolge daßen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Den einem neuen Minenschiffe, welches Giambelli nach Art des ersten, das so gut operirt hatte, zubereitete und mit vierhundert Pfund Schießpulver ausfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern unmöglich einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen. [4])

Absonderlich durch so viele mißlungene Versuche, die Schiffbrücke auf den Strom mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegen-

[1]) Meteren. 496.

[2]) Strad. 581. seq.
[3]) Dec. II. Libr. VI. 586.
[4]) Meteren. 497.

dämme gegen die eindringenden Wasser der Oberschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom und den Stegreif geschaffen, der im Nothfalle die nämlichen Dienste leistete. Eben dieß war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich unweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blokade von bemselben Besitz genommen, und seine Anstalten gespart, ihn bis aufs Aeußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mannsfeld mit dem größern Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kallo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Beveren in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damme selbst waren, in gehöriger Entfernung von einander, fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Officiere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hier sammeln würde, so überließ er dem Grafen von Mannsfeld die Bewachung der Brücke, und ein schloß sich, in eigner Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also verlegte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze. [1])

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Raumpfort hatten dem Grafen Hohenlohe verstrichen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Loosung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und von dem schmalen Terrain drängten, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich stellen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die fliegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluste sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm. [2])

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechszehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Quartiere von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm durchstürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldebrücke durch neue Maschinen von Giambelli's Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, dem Damm zu entsetzen. [3])

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Commando darüber den erfahrensten Officieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der

[1]) Strad. 582. Thuan. III. 48.

[1]) Strad. 585. Meteren. 498.

[2]) Strad. 584. Meteren. 498.

Cowenſteiniſche Damm in den großen Wall der Scheldt ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Kreuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend Schritte von derſelben wurde in der Nähe des Schloſſes Cowenſtein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des Camille von Monte übergeben. Auf dieſe folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tauſend Schritte von dieſer die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem ſie ruhte, den Namen führte; am äußerſten Ende des Dammes, unweit Stabroek, lag eine ſtarke Beſatzung, worin der Graf von Mansfeld nebſt einem Italiener, Capizuchi, den Befehl führte. Alle dieſe Forts ließ der Herzog jetzt mit friſcher Artillerie und Mannſchaft verſtärken, und nun überdieß an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung deſſelben Pfähle einſchlagen, ſowohl um den Wall darum beſto feſter, als den Schanzgräbern, die ihn durchſtechen würden, die Arbeit ſchwerer zu machen. [1])

Früh Morgens, am ſechszehnten Mai, ſetzte ſich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überſchwemmte Land vier brennende Schiffe daher geſchwommen, wodurch die ſpaniſchen Schildwachen auf dem Damme, welche ſich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, ſo ſehr in Furcht geſetzt wurden, daß ſie ſich eifrigſt nach den nächſten Schanzen zurückzogen. Gerade dieß war es, was der Feind beabſichtigt hatte. In dieſen Schiffen, welche blos wie Brander aufſahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten verſteckt, die nun plötzlich ans Land ſprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwiſchen St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, gänzlich eroberten. Unmittelbar darauf zogen ſich die ganze ſeeländiſche Flotte mit zahlreichen Kriegsſchiffen, Proviantſchiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faſchinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um ſolches, wo es Noth that, Bruſtwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsſchiffe waren mit einer ſtarken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannſchaft beſetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete ſie, um den Damm, ſobald man im Beſitz davon ſeyn würde, zu durchgraben. [2])

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angelangen, den Damm zu erſteigen, ſo rückte die Antwerpiſche Flotte von Oſterweel herbei, und beſtürmte ihn von der andern. Eifrigſt führte man zwiſchen den zwei nächſten feindlichen Redouten eine hohe Bruſtwehr auf, welche die Feinde von einander abſchneiden und die Schanzgräber decken ſollte. Dieſe, mehrere Hundert an der Zahl, ſtiegen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an, und wühlten in demſelben mit ſolcher Emſigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu ſehen. Aber unterdeſſen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächſten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während das Geſchütz von der Georgs-Schanze unaufhaltſam auf die feindliche Flotte ſpielte. Eine ſchreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchſtach, und die Bruſtwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht ſtören ſollte; und in dieſem kriegeriſchen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Bruſt im Waſſer, zwiſchen Todten und Sterbenden, ſetzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter den beſtändigen Treiben der Kanonen, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu ſehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewiſſermaßen ganz von ihren Spaten abhing, ſpien ſelbſt dieſe gemeinen Tagelöhner mit einem heroiſchen Muthe zu beſeelen. Einzig nur auf das Geſchäft ihrer Hände gerichtet, ſahen ſie, hörten ſie den Tod nicht, der ſie rings umgab, und fielen gleich die vorderſten Reihen, ſo drangen ſogleich die hinterſten herbei. Die eingeſchlagenen Pfähle hielten ſie ſehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche ſich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen ſchlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breſchen niederaufwühlten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meiſten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich ſich mehrte, und immer friſche Schanzgräber an die Stelle der getödteten traten, ſo entſtieß dieſen tapfern Truppen der Muth, und ſie hielten für rathſam, ſich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt alſo ſahen ſich die Seeländer und Antwerpen von dem ganzen Theile des Dammes Meiſter, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze ſich erſtreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anſtand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, ſo ſuchen ſie in der Geſchwindigkeit ein ſeeländiſches Laſtſchiff aus, und brachten die Ladung deſſelben über den Damm herüber auf ein anwerpiſches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieſer Anblick erfüllte die gänzlich ſiegende Stadt auf einmal mit den freudeſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg ſchon erfochten, überließ man ſich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer ſich geſetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oſterweeler Thore, um die Proviantſchiffe, welche unterwegs ſeyn ſollten, in Empfang zu nehmen. [3])

In der That war das Glück den Belagerten noch nie ſo günſtig geweſen, als in dieſem Augenblicke. Die Feinde hatten ſich muthlos und erſchöpft in ihre Schanzen geworfen, und, weit entfernt, den Siegern den eroberten Poſten ſtreitig machen zu können, ſahen ſie ſich vielmehr ſelbſt in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obriſten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verluſt an Mannſchaft entſetzte. In einem viel ſchlimmern Zuſtande befand ſich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beſchoſſen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der ſie kommandirte, lag verwundet darin, und unaufhaltſamerweiſe fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwiſchen dieſer und der Georgs-Schanze aufgeführt hatten, allen Beſtand von der Scheldt her abſchnitt. Hätte man alſo dieſe Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchſtechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, ſo iſt kein Zweifel, daß

[1]) Strad. 581. 584.
[2]) Strad. 587. seq. Meteren. 498. Thuan. III. 12.

[3]) Strad. 589. Meteren. 498.

man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maaße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. [1])

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Schelde-Brücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte denselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigner Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Hertigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Gilück ihres Unternehmens; beide Partieen setzten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Den beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Den Stabroef der drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit entzückte; von der Scheide her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, dramgen diese mit Allen niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgeführt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Walle, und das Gedränge beider Flotten hemte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Herre, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mannsfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen und sämmtlich wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer überrasten in diesem entscheidenden Augenblicke sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannschiffen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Oeffnung in die Brustwehr zu machen, und, indem der Eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu erklimmen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben setzen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich ruhmvoll für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroef bringen, auf seinen eignen Betten verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte. [2])

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr streitbar. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf den Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens den Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die erstes, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel

[1]) Meteren. 191.

[2]) Strad. 593.

zu ungeſtüm geſchah, ſo hinderten ſie einander ſelbſt, und ſtürzten haufenweiſe unter dem Schwerte des nachſtrebenden Siegers. Selbſt an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen ſuchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Laſt derer, die ſich hineinwarfen, unterſanken. Die Antwerpner, die für ihre Freiheit ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand verſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo, daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit ſamt ihrer Mannſchaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verzweiflung der Spanier ging ſo weit, daß ſie, das Schwert zwiſchen den Zähnen, den Fliehenden nachſchwammen, und Manche noch mitten auf den Schiffen herausbrachen. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) einige Tauſend auf dem Platze geblieben, und auf beiden Seiten wurden Viele von dem vornehmſten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen beſtimmt geweſen war, mit hundert und funfzig Kanonen und andern Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, deſſen Beſitz ſo theuer behauptet wurde, war an dreizehn verſchiedenen Orten durchſtochen, und die Leichname derer, welche ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzuſtopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und feſtjanner Bauart in die Hände, welches eine ſchwimmende Feſtung vorſtellte, und gegen den Torwenſteiniſchen Damm hatte gebraucht werden ſollen. Die Antwerpner hatten es mit unſäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Koſten wegen, mit ſeinen beiſſamen Vorſchlägen abwies, und dieſem lächerlichen Monſtrum den ſtolzen Namen, Ende des Krieges, beigelegt, den es nachher mit der weit paſſendern Benennung, Verlornes Geld, vertauſchte. Als man dieſes Schiff in See brachte, fand ſich, wie jeder Vernünftige vorhergeſagt hatte, daß es ſeiner unbeholfenen Größe wegen ſchlechterdings nicht zu lenken ſey, und kaum von der höchſten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe ſchleppte es ſich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlaſſen, am Strande ſitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. [1])

Die Unternehmung auf den Torwenſteiniſchen Damm war der letzte Verſuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieſer Zeit an ſank den Belagerten der Muth, und der Magiſtrat der Stadt benutzte ſich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertröſten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preiſe erhalten, obgleich die Beſchaffenheit immer ſchlechter wurde; nach und nach aber ſchwand der Getreidevorrath ſo ſehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorſtand. Doch feſte man die Stadt verſtand noch ſo lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwiſchen der Stadt und den äußerſten Schanzen, welches in vollen Haufen ſtand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte ſich ſelbſt zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verſchwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man alſo keine Mittel mehr ſah, den Proviant zu vermehren, ſo blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja ſelbſt die Weiber und Kinder ſollten aus der Stadt hinausgeſchafft werden; aber dieſer Vorſchlag ſtritt allzuſehr mit der Menſchlichkeit, als daß er hätte durchgeſetzt werden ſollen. Ein anderer Vorſchlag, die katholiſchen Einwohner zu verjagen, erbitterte dieſe ſo ſehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Man ſah ſich denn Sr. Alberzog de genöthigt, der ſtürmiſchen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am ſiebenzehnten Auguſt 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. [2])

---

1) Thuan. III. 49. Meteren 485. Strad. 397. seq.

2) Meteren 500. Strad. 600 seq. Thuan. III. 50. Allg. Geſch. d. v. Niederl. III. 439.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskriegs in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraume ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herfließen, und jeder noch so große und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derselben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meynungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundfesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich, und weckte bei diesem Volke das Verlangen und den Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Sold genommen, und sich an die Spitze einer Religionsparthei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdaurende politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterjochung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es vornehmlich, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen. Die neue Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so mußte es durch einen seltsamen Gang der Dinge die Kirchentrennung seyn, was die Staaten unter sich zu einer engern Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Scheldt, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele Tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufstrebenden Junken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum aufgehenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging nunmehr gedrängt und frei aus diesen fürchterlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Male als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Opfern zu versöhnen. Die Hand des Friedens hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Kriegs wieder ausgetilgt; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoß in Böhmen den halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieses Alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah, aber es sollte viel, daß es für sie und ihrentwegen unternommen werden wären. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereiniget, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution geräth unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Anfehnmachte mancher ihrer Lehren, das Ueberwiegende in ihren Fordrungen, mußte nothwendig ein Gewitter endlich empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, mußte es genugsam machen, die verheerende Reitzigen zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Negenten nach einer Religionsbereicherung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Uebermuthe seines Glücks an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalvinisten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auf-

lage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stadt zu Rom wie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsentknäuelungen und wurden ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Hause, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile seines Fürsten verspritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufalle allein haben sie ihre Befreiung vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, worein jene Thate fällt, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinwegsetzen zu können, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachtheiligsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Falle bleibt einem Staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation dadurch aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchenstürmung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Uebermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das Erste weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Auflehnung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gekrümmte Aufzug des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführerisch seyn mußten; warum, könnte man fragen, wirkten sie nicht eben so gut auf die Prinzen des Hauses Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Aufforderungen so vieler seiner Unterthanen Gehör zu geben, und sich nach dem Beispiele Anderer auf Unkosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an der ernsthaften Standhaftigkeit dieses Hauses einen größern Antheil gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung von Gegenvortheile an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Gründen des Papstthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die österreichische Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Grunde zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gothischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren Luthers und Kalvins mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiderbringlich entreißen; der Abfall von dem Papstthum konnte ihm dieses Königreich kosten. Ein spanischer König mußte ein ernstzhaftiger Prinz seyn, oder er mußte von diesem Throne steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte, als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduldigsten trugen, und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Ansehen des Papsts zernichtete – die ihn aufforderten, sich letztern durch den thätigsten Eifer für die alte Religion zu versöhnen.

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte seyn mußten, wurden bei Jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl sich gegen'sche Grundsätze verhaßt machte. Gerade an dem jenigen Ohrwerken, welche Karl mit der meisten Hitze verfolgte, wäre das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung seyen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bei seinem Sohne und Nachfolger, Philipp dem Zweiten, vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den Umstand, daß seine schismatischen politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten getrennt, dem Einflusse fremder Meynungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürliche Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter Karls des Fünften und Philipps des Zweiten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freier stehen die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu seyn; aber wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so würde sie durch andere Verhältnisse in Zesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger Ferdinands des Ersten an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhle aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutschösterreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch forderte die Kaiserwürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst

sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Religionstheil zu stürzen strebte. Nachmal mag dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse des Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Störern fühlten; so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion auf's Genaueste verwirren mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergriff, so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und verwandte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Anwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte Letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen, außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bei Weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündnisse unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargeboten hätte, das die Nationen in Leidenschaft setzte, und ein Enthusiasmus in ihnen entbaumte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hatte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen strömten jetzt in den Schatz des Fürsten; dreifach stärkere Heere rückten in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Unterthan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten erhöhte den Prinzen von Oranien, den Admiral Coligny, der brittischen Königin Elisabeth, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hülfsmittel bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so großen eigenen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er eine gilt stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entferntesten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen den Nationalhaß gegen einander in diesen Band wegfallen. Der französische Kalvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er übrte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu seyn, seine Anhänglichkeit an Dieselben auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, auf den Schicksale fremder Länder, die seine Glaubensbrüder sind, sich sein eigenes zu weissagen und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor der Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein wirksames Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern leicht man den Glaubensverwandten eine politische Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimath, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen sein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Treffen gerathen, um an den Ufern der Leire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Elder, der Schwede über den Belt, um die Kronen zu verderben, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist für schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gesammte Haus Oesterreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, daß sie die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meynungen führten. In keinem andern Falle, als unter diesem, war es den schwächern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten

möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bei Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Siegs gehen auf dem Kongreß zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgerade den Frieden.

Deutschland zerriß auf diesem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jetzt erst zerriß es, weil die Trennung jetzt erst gesetzlich war. Bis hierher waren die Protestanten als Ketzern angesehen worden; jetzt erhielt man, sie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man sie darin anerkannt hätte, sondern weil man dazu genötigt war. Die Augsburgische Konfession durfte sich von jetzt an neben den katholischen Glauben stellen, doch nur als eine geduldete Nachsicht, mit einstweiligen schwebenden Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich bekannte, auf seinem Grund und Boden zu verbreiten und einzuführen zu machen, und die entgegengesetzte der freien Ausübung zu benehmen; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jetzt zum ersten Male erfreute sich also die Lehre Luthers einer sogenannten Sanktion, und wenn sie auch in Bayern oder in Oesterreich im Stande lag, so konnte sie sich damit trösten, daß sie in Sachsen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darneben liegen sollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage seinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Blos allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Unterthanen, (welche es damals schon waren), die freie Religionsübung zugesichert; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs Ferdinand, der diesen Frieden zu Stande brachte; eine Versicherung, die von dem katholischen Reichstheile widersprochen, und, mit diesem Widerspruche in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Waren es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zuschauen! Aber an diesen Meinungen hingen Reichsthümer. Würden und Rechte: ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinschaftlich genossen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts bekannt konnte. Was den wohlthätigen Stiftungen der Vorältern war der Reichsthum der Kirche im verhalb eines Jahrtausends zusammengeflossen, und diese Vorältern gehörten dem Wegziehenden eben so gut an, als dem, der zurückblieb. Hastete nun das Erbrecht blos an dem väterlichen Hause, oder hastete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche gestiftet, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den ausgezogenen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adeligen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genusse dieser Güter ausgeschlossen seyn, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, blos allein deßwegen ausgeschlossen seyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholischen hatte sind? Beide Religionsparteien haben über diese Streitsache mit scheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte bei dem einen Theile so sauer fallen, all dem andern, sein Recht zu erweisen. Das Recht hat nur Entscheidungen für dendbare Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum Vermögen kann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Sicherung an eine wandelbare Meynung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so thut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Theil bedurfte, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere verthedigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachten Bistümer und Aemter verblieben den Protestanten; aber die Papisten verwarfen sich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jener Besitzer eines geistlichen Stifts, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muß er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre eine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesen heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, der die ganze geistliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnisse abhängig machte, ist noch die heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erhielt einen buchstäblichen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Beisatze, daß beide Parteien sich über diesen Punkt nicht vergleichen hätten. Konnte er für den protestantischen Theil mehr verbindlich seyn, als jene Versicherung Ferdinands zum Vortheile der protestantischen Unterthanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

Es war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichsfystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien gesondert — und doch soll das ganze Reichsfystem aufrechterhalten einer einzigen seyn? Alle bisherigen Rechten und Zöhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentirte? In dem ganzen Deutschlande gebührt aber auch der protestantische Theil — und wie repräsentirt sich nun dieser in einer ununterbrochenen Reihe katholischer Kaiser? — In dem höchsten Reichsgerichte ziehen die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst

existiren, daß eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Theil werden könne, war der Zweck seiner Stiftung — kann wieder Einer erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin Sprech Recht vor Gericht in Deutschland noch ein einziges Mittel bewährt, war Zufall, daß ein Stand den andern auf unblutigem Wege unterdrücken wollte, war der weltweise Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist vereitelt, wenn ein Religionsfriede in unfriedlichen Zeiten ist, den andern zu binden — darf man ein Zweck anstreben werden, wenn sie zu Zufall entbehrt — Zweck und mit Mühe errichten die Protestanten einen Sitz im Kammergerichte, aber noch nie mehr ganz gleiche Stimmenzahl, — ihre Kaiser hatte das noch von protestantischen Hause zu erwarten.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen den deutschen Kirchen einführte, so ging sie katholischen doch unverkennbar als Siegerin daraus. Nicht, weil die katholische erlaubt, was — Duldung hieß, weil sie katholische heiße, gebrüte sie der Herr und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch ein Friede zwischen zwei gleichberechtigten Mächten, nicht ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem andern unterthanen Kreisten. Auf diesen Prinzip stützten sich Protestanten die katholischen Kirche gegen die geistliche Hoheit beschränken zu dürfen und noch verpflichten. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so sicheren Verluste gestraft wurde, als der geistlichen Vorbehalt über streitsüchtige geistliche Güter verhängt. Auch in den folgenden Zeiten sind sich die katholische Kirche stets gleich. Nicht durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und redlich aufzugeben; denn einen Raub zu befestigen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust, aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zu gestandenes Recht erschütterte die Grundfeste der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst sieht man diesen Grundsatz nicht auf den Thron. Man war in diesen Zeiten den Evangelischen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Nicht, daß es unterblieben, sollte nur ist auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschränken wollte, diese Knoten wieder zu entwirren. Dann erst, wenn diese legte Person mißlänge, sollte der Religionsfriede eine andere Gültigkeit haben. Es wenig Hoffnung in dieser Weltversammlung zu war, so wenig ist vorhanden den Katholiken damit Ernst war, je mit hatte man diesen einzigen Weg gewonnen. Ließ man den Zeiten durch diese Bestimmung beibehalte.

Dieser Religionsfriede alle, bei die Atomie bei Bürgerkrieg auf einige Zeiten erhalten hatte, war im Grunde nur eine temporäre Aushilfe, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Geiste der Gerechtigkeit diktirt, durch die Furcht veranlaßt, den Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art kannten die Katholiken nicht achten, und wenn man aufrichtig sein will, einen solchen verstanden die Evangelischen noch nicht. Mit entfernt, gegen die Katholischen eine unzweideutige Duldung zu bewirken, unterdrückten sie, wo sie in ihrer Macht stand, die Katholiken, welche innig von so wenig eine Duldung in ihren beiden Lande verbieten, da sie einen so weit entfernt waren, sie sich aufzudrängen. In einen Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und sie Klugheit noch zu wilde. Wie konnte ein Theil von den andern fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was hat jede Religionspartei von den Augsburger Frieden erwarten oder gewonnen, verbannte sie dem gehässigen Machtverhältnisse, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander standen. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte verbannt werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte also auch Gott's Kämpfer festhalten, dem der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wachten die Gegner zwischen seinen Knoten aufstand; mit dem Schwerte mußten sie verwahrt werden — eher weder der Sieger entwaffneten Partei. Eine gewisse Gleichgewicht Rechte die Deutschlands Kaiser, die auf dem Frieden selbst schon verschwindet.

In dem Kaiser erlitten jetzt eine ungemeine Stelle, auch ein glänzend Band der Einheit, durch die getrennten Glieder wieder in Einen Körper zu verschlingen, das auch das Gefühl für sie genommen eine Wohlthat auf eine gerechte zurückfinden. Aber die Trennung hatte das innerste Leben ergriffen, und die erste Harmonie wiederherzustellen, war vorbei. Es gehörte mehr die Kaiser zu wenig beider Theile bestimmen zu haben schien, in ungeheuren Kriegen Blut zu mehr Hilfe wenigst unterwerfen. Mitten in diesen tödtlichen Kampfe hatte es den Kaiserlichen Parteien Stillstand auferlegt, es hatte den Zwischenfrieden geschlossen, nicht geendet, und unbeschränkte Anhänger blieben auf beiden Seiten zurück. Die Kaiserlichen glaubten zu viel verlieren, die Evangelischen zu wenig erworben zu haben; beide hatten sich betrogen. Den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verlegen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so mancher gewaltsamen Fürsten so gewaltig gemacht hatte, Europa's Ruhe zu erhalten, die Besitzerwerbung von den geistlichen Gütern, war nach geschlossenen Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Gütern noch nicht in ihren Händen war, mußte noch in heftigen Bewegung. Many Landesherrschaft hatte war in langer Zeit wirklich gewann; und wenn es mit Oberdeutschland anderst war, so lag es an den territorialen Widerstande der Katholischen, die hier bald Vergrößerungen hatten. Jene Partei schätzte eine unverletzte, wo sie die mächtigere war, die Verletzung aus der andern; die geistlichen Fürsten bekommen, als die weltlichen Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsgelüste ihrer nicht geistlichen Nachbarn angegriffen. Wie zu verwundig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden. Glaubte sie unter die Klugheit der Justiz, und die Systematik gen einen protestantischen Fürsten hätten sie von den Reichsgerichte an, welches vorzüglich gegen sie, den ungeklagten Theil mit Strafmitteln zu verfolgen, aber zu wenig ausrüstig, um sie gefürcht zu machen. Der Friede, welchen den Fürsten und Reichs die reichsunmittelbaren Reichsritterschaft zusicherte, hatte sich so unvermögend auch der den Ansprüchen gezeigt, welche sie von der Kaiser einräumte, daß Letzte in wirklich treue Vasallen unterwürfig war, unzuverlässig zu verlassen. Aber von den Gewaltthätigen, womit der Landesherr einen geheimen Unwillen trieben, vor den namenlosen Drangsalen, welche er den Unterthanen den Abzugsverweigern, von den Glauben ein geistigen Schlossen, wovon sie Reichs, und der Städte verbanden, die Gemüther verschlossen konnte, vor diesen hat Deutschland Friedens im nicht gesagen. Der katholische Unterthan gewissenlosen Herren Gnade und Abneigung der Religionsfreiheit — der evangelische noch hinter Zeit der Bedrängnis, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfahren. Die Erinnerung und Sympathie

ter Theologen vorgeſtellt jeden Vorfall, der an ſich unbedeutend war, und legte die Gemüther in Flammen; gluͤcklich genug, wenn ſich dieſe theologiſche Wuth an den gemeinſchaftlichen Religionsfeinden verſchleudert hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten das Gift auszuſpritzen.

Die Einigkeit der Proteſtanten unter ſich ſelbſt wäre doch endlich hingerichtet worden, beide feindliche Parteien in einer gleichen Schwachung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern, aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verſammelt dieſe Eintracht ſich. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Kalvin in Genf verbreitet hatten, hat ſich auch in Deutſchland an feſten Boden zu gewinnen, und die Proteſtanten unter ſich ſelbſt zu entzweien, daß ſie einander kaum mehr an etwas Anderm als dem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen das Papſtthum erkannten. Die Proteſtanten in dieſem Zeitraume gehen denjenigen nicht mehr, welche einſtige Jahre vorher im Beitrittsrecht zu Augsburg übergetreten hatten, und die Urſache dieſer Veränderung iſt — in dem dieſem Augsburgiſchen Bekenntniſſe zu finden. Dieſes Bekenntniß ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine gewiſſe Grenze, die noch der einzelne Freiheitsgeiſt für dieſe Grenze gelaſſen ließ, und die Proteſtanten verdammten unwiſſend einen Theil des Gewands, den ihnen der Arian von dem Papſtthum verſchenkte. Gleiche Beſchwerden gegen die ſchwache Herrſcher und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehre begeiſt erhoben heutzutage gewiſſen Leute, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche anzugeben; aber ſie ſtellten dieſen Vereinigungspunkt in einen wenn gleich geringen Glaubensſyſtem, ſetzten in dieſen das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, daß Wesen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vorzug, den ſie mit den Katholiken ſchlechten. Mich als Anhänger der Konfeſſion zwangen ſie den Religionsfrieden ein, die Konfeſſionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieſes Friedens. Wie eifig auch der Proteſtant ſein mochte, ſo ſtand er gleich ſchlimm mit der Konfeſſionsverwandten. Dem Geiſte der Zeitlang war eine weitere Schranke gelegt, wenn den Verſchiedenen der Konfeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über die ſymboliſche Formel entzweite. Zum Unglück entſtunde ſich Streit, und die ſchlimmen Folgen von Beiden ſtellten ſich ein. Jene Partei hatte Recht, ſoll an dem erſten Bekenntniß; und wenn ſie die Katholiken davon entfernten, ſo geſchah es nur, um ſich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuſchränken.

Keinen ſcheinbaren Vorwand hätten die Proteſtanten ihrem gemeinſchaftlichen Feinde geben können, als ihre Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, kein erbaueres Schauſpiel, als die Erbitterung, womit ſie einander verfolgten, verſpotten. Wer konnte es nun den Katholiken zum Verbrechen machen, wenn ſie die Dreifaltigkeit Lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensboten ſich angemaßt hatten, daß einzige wahre Religionsſyſtem zu verſtändigen? wenn ſie den Proteſtanten ſelbſt die Waffen gegen Proteſtanten entlehnten? wenn ſie ſich bei dieſem Widerſpruche der Meynungen an die Autorität ihres Glaubens feſthielten, für welchem ganz Theil doch ein einzelnes Individuum auch eine noch ehrwürdigere Stimme vorbehielt ſprach? Aber, die Proteſtanten konnten bei dieſer Trennung auf eine noch ernſthaftere Art in's Gericht. Nur die Konfeſſionsverwandten allein war der Religionsfriede geſtellt, und die Katholiken drangen nun auf Erklärung, wenn dieſe für ihren Glaubensgenoſſen erkannt wiſſen wollten. Die Evangeliſchen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einſchließen, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren; ſie konnten ſie nicht davon ausſchließen, ohne einen gefährlichen Feind in einen gefährlichen Freund zu verwandeln. So zeigte dieſe unſelige Trennung den Nationen der Jeſuiten einen Weg, Mißtrauen zwiſchen beide Parteien zu pflanzen, und die Entwürfe ihrer Mitwerber zu vereiteln. Durch die begreifte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen proteſtantiſchen Gegnern getrauten ſich die Proteſtanten den neuen weltverbeſſernden Mitwerb, ihrer Kirche ein darbauend gleiches Recht mit der ihrigen zu verſtehen. Und allen beiden Verſtegenheiten würden ſie entgangen, der Arian der Reformirten wäre für die gemeine Lehre ganz unſchädlich geworden, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papſtthum, wenn in Augsburgiſchen Konfeſſionsſtamm, nicht in Konfeſſionsworten geſucht hätte.

So ſehr man aber auch an allem Andern getheilt war, ſo mußte man doch einſtimmig, daß eine Ueberheit, die man blos der Mäßigkeitsliebe zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Mäßigkeitsliebe allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterſtützten die Mäßigkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Leinung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Erdrohung dieſes Friedens angeſehen; jeder, den man ſich ſelbſt erlaubte, gutgeſagt zur Aufrechthaltung dieſes Friedens. Alle die Bewegungen der Katholiken hatten eine angreifende Anſicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wurde; Worte, wohl ſie thaten, machte ihnen die Selbſtvertheidigung zur Pflicht. Die Proteſtanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wenn die Katholiken ſich zu erheben hätten, wenn ſie das Unglück haben ſollten, der unterdrückende Theil zu ſeyn. Die Läſterungen der Proteſtanten nach den geiſtlichen Gütern ſieß ſie keine Schonung, die Hab keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Proteſtanten war es zu verzeihen, wenn ſie zu der Katholicität der Papiſten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treuloſe und barbariſche Behandlungsart, welche man ſich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenoſſen erlaubte, durch die ſyſtematiſche Ausrottung katholiſcher Fürſten, ſich von den heiligſten Eiden durch den Papſt losſprechen zu laſſen, durch den abſcheulichen Grundſatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten ſey, hatte die katholiſche Kirche in den Augen aller Nationen ihre Ehre verloren. Keine Verſicherung, kein noch ſo ehrwürdigſter Eid konnte auf dem Munde eines Papiſten den Proteſtanten beruhigen. Was hätte der Religionsfriede ſo gekannt, den die Jeſuiten durch ganz Deutſchland nur als eine einſtweilige Konvenienz abſchilderten, der in Rom ſelbſt feierlich verworfen war!

Die allgemeine Kirchenverſammlung, auf welche in beiden Theilen hingewieſen worden, war zuletzt weiter in der Stadt Trident vor ſich gegangen: aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die Streitenden Religionsparteien vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieſer Vereinigung getban zu haben, ohne von den Proteſtanten auch nur beſucht worden zu ſeyn. Vielmehr waren dieſe namentlich von der Kirche verdammt, für deren Angelegenheiten ſie das Concilium anſagte. — Konnte ihnen ein proteſtant. und noch dazu durch

die Waffen ergreifungener Vorsatz vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützet, welche der Schutz des Evangiums aufzuheben scheint? An einem Schelme des Reichs setzte es nicht mehr, wenn sich die Katholischen selbst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an alle saßige die Protestanten nichts mehr, als der Respekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, den Widerstand zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Arm der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie sorgsam standen viele Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damals eine Pulverkammer des Krieg sie sich alle europäischen Mächte. Der Religionsfriede hatte Seelenten dem anschaut, die der Zwiste außer Brod setzt. Es wollen von einem unabhängigen Fürsten war es leicht. Kriegsheere zusammenzubringen, welche sich allhaben, Sold und Gewinnsucht über zum Parteigeist, an fremde Mächte verkaufen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer einst von neuen Religionsparteien auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abgeben. Ein herumwandernder Gesandter, ein außerordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung wußte bem einen oder dem andern Theile Verdachten bereiten. Es stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, König von Ungarn, und sein vertrefflicher Sohn, Maximilian der Zweite, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen und Aufrichtigkeit, mit einer weislich berechneten Gelindigkeit hatte Ferdinand den Religionsstreitigkeiten zu Augsburg vermittelt, und an den unbefriedigten Parteien, beide Kirchen auf dem Konzilium zu Trient zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Den seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stiche gelassen, gleich in Siebenbürgen und Ungarn von den feindlichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser fähig in den Sinn kommen lassen, den Religionsstreitigkeiten zu verlieren, und sein eigenes mißverstandenes Interesse zu verkennen? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges konnte von den spanischen Besitzungen seiner erschöpften Erblande nicht bestritten werden; er mußte also den Beistand des Reichs, und der Religionsstreitige allein hielt das ohnehin Reich noch in Einem Körper zusammen. Das Mißvergnügen der Katholiken mußte über die Protestanten nicht weniger erbittert, als die Katholiken, und setzte ihm alle auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, weswegen sie so sehr widersprechen den Forderungen ein wahres Meisterwerk war. Auch setzte viel, daß der Erstere seinen Wünschen entfernen hatte; seine Nachsichtigkeit gegen die Protestanten hatte blos dazu gedient, seinen Eifern den Krieg aufzureden, der sein bedrohtes Amt verschonte, Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian. Mehr mit Gelehrsamkeit, als mit Katholizismus, und Geist mehr als Religion, weniger Eifer als

mäßig und überflüßig zwiſchen beiden, gerieth unmäßig, die erſte zu zerſtören, und über die andere zu verzweifeln. Was hätte auch das deutſche Reich von einem Fürſten erwarten ſollen, der nicht einmal verwahrend war, ſeine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des öſterreichiſchen Geſchlechts anzuhalten, trieb ihn eigenes Hand gegen ihn zuſammen, und eine mächtige Faktion warf ſich ſeinem Bruder in die Arme. Auf allen ſeinen Erbſtaaten verrieben, blieb ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiſertitel, und der Tod reißt ihm noch eben zeitig genug weg, um ihm dieſe letzte Schande zu erſparen.

Deutſchlands ſchlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieſer verderblichen Epoche, wo nur eine geſchwinde Klugheit und ein mächtiger Arm den Zerfall des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiſer gab. In einem ruhigen Zeitpunkte hätte der beſſere Staatskörper ſich ſelbſt geholfen, und in einer muthigen Dunkelheit hatte Rudolph, wie ſo viele Andere ſeines Kanals, ſeine Tugenden verſteckt. Das dringende Verhältniß der Umſtände, die ihn riefen, rief ſeine Untugenden ans Licht. Deutſchland hat forderte einen Kaiſer, der durch eigene Hülfsmittel ſeinen Entſchieden zu Gunſten ſeyn konnte, und die Erbſtaaten Rudolphs, ſo anſehnlich ſie auch waren, befanden ſich in einer Lage, die den Regenten in die äußerſte Verlegenheit ſetzte.

Die öſterreichiſchen Prinzen waren zwar katholiſche Fürſten, und noch dazu Stützen des Papſtthums: aber es gibt viel, daß ihre Länder katholiſch Länder geworden wären. Auch in dieſe Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und beſonders von Ferdinands Bekehrungen und Maximilians Gute, hatten ſie ſich mit ſonderem Glücke in denſelben verbreitet. Die öſterreichiſchen Länder ziehen an Klemen, wo Deutſchland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterſtandes war evangeliſch, und in den Städten hatten die Proteſtanten bei Weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige auf ihrem Mittel in die Landſchaft zu bringen, ſo wurde unvermerkt eine landſchaftliche Stelle nach der andern, ein Kollegium nach dem andern, mit Proteſtanten beſetzt und die Katholiken heraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterſtand und die Angehörigen der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu ſchwach, welche das ungezogene Geſchrei und die frankende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verſcheuchte. So war unvermerkt der ganze hieſige reichiſche Landtag proteſtantiſch, und die Reformation that von jetzt an ihre ſchnellſten Schritte, zu einer bekannteren Zeit. Von den Landſtänden war der Adel anſehnlich, weil ſie es waren, für ihn die Stellen anſehnlich und bereichert kannten. Sie benutzten die Geldverlegenheit, in denen ſich Ferdinand und ſein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von ihren Fürſten zu erpreſſen. Dem Herren- und Ritterſtande geſtattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Gütern. Der anbrechendere Schwärmereien der evangeliſchen Prediger überſteigen dieſes von den Weiſen geſtellte Ziel. Dem anbrechenden Verbot zuwider ließen ſich mehrere derſelben in den Landſtädten und ſtiftl. zu Wien beſtellen hören, und das Volk drängte ſich ſonderswegs zu dieſem neuen Evangelium, deſſen hohe Würde Anſtandsregeln und Ehrerbietung anbefahlen. So wurde den Jeſuiten und einer unverſöhnlichen Rachung gegeben, und der Haß beider, einander ſo nahe Verwandten Kirchen durch den Stachel ihres nahen Eifers vergiftet.

Unter den Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich war Ungarn nebſt Siebenbürgen die wichtigſte und am ſchwerſten zu behauptende Beſitzung. Die Unabhängigkeit, dieſe beiden Länder gegen die nahe und furchtbare Macht der Türken zu behaupten, hatte ihnen Ferdinanden zu dem unvermeidlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die ererbte Hoheit über Siebenbürgen anzuerkennen — ein ſchädliches Bekenntniß der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Urſache zu haben glaubte, ſich über ſeinen Herrn zu beſchweren. Die Ungarn hatten ſich dem Hauſe Oeſterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie bekannten in der Wahlkapitulation ihrer Krone, und ſie betten wenig auf plötzlichen Rache, welche von dieſer Wahlfreiheit ungetrennlich ſind. Die nahe Nachbarſchaft des türkiſchen Reichs und die Leichtigkeit, unzufrieden, ihren Herren zu wechſeln, befähigte die Magnaten noch mehr in dieſem Geiſte unzufrieden mit der öſterreichiſchen Regierung, warten ſie das Commando in der Armee, an welchem von Turin, feiner ſie unter deutſche Hoheit gerieth. Der ſtarke und raſche Uebergang von einer Herrſchaft zur andern hatte ſich auch unter Ferdinanden nicht getrennt; ungewiß, wie ihr Land zwiſchen deutſcher und ottomaniſcher Hoheit ſchwebte, ſchwankte auch ihr Sinn zwiſchen Anfall und Unterwerfung. Je unzufriedener beide Länder ſich fühlten, je Provinzen einer unbeſchränkten Monarchie beherrſcht zu ſeyn, deſto unüberwindlicher war ihr Beſtreben, einen Herren aus einer Mitte zu erwerben, und ſo wurde es einem unternehmenden Ehrgeizigen nicht ſchwer, ihre Hoffnungen zu erfüllen. Bei Verzweifelnden reizte der nächſte ſcheinbare Rache einen Rebellen gegen Oeſterreich Schutz und Krone; eben ſo verzweifelt beſtätigte man in Oeſterreich einen Andern den Beſitz der Provinzen, die er der Pforte entriſſen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit geerbt und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Michael von Siebenbürgen, Waldſtein, Bethlen, Boſkai, Ragoczi, Betzlen, ſtanden auf dieſe Art nach einander der in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche ſich durch keine andere Staatskunſt erhielten, als dieſe: ſich an den Feind anzuſchließen, um ihn von ihrem beſſo ſicherſtere zu ſtehen.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrſcher von Siebenbürgen und Ungarn, erfahrſten das Mark ihrer beiden Länder, um ſich in beiden gegen die Uebergriffe unternommen die Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verderbende Kriege wechſelten auf beiden Boden mit kurzen Waffenſtillſtänden ab, die nicht viel weiter waren. Beweiſe liegt weit und breit das Land, und der gemeinſame Unterthan ſtürzte gleich ſauſe Beſitzerreihen über ſeinen Kopf und ſeinen Besitzer. Auch in dieſe Länder war die Reformation eingedrungen, wo ſie unter den Schutze der ſtändiſchen Freiheit, unter der Decke des Tumults, mächtige Fortſchritte machte. Auch dieſe tobte mit gleicher Wut unverſöhnig an, und der politiſche Faktionsgeiſt wurde geſchärfter durch religiöſe Schwärmerei. Der ſiebenbürgiſche und ungariſche Adel erhielt, von einem ſchönen Rebellen Boſkai angeführt, die Zahne der Empörung. Die Auflärer in Ungarn ſind im Begriffe, mit den unzufriedenen Protestanten in Oeſterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle dieſe Länder in Einer furchtbaren Rebellion zu vereinigen. Dann war der Untergang des Papſtthums in dieſen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit Mißmuth zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor. Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer salschen Ruhmbegierde beherrscht, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Empörungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faction die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eigenen Erwartungen, und entwickelte ihn so sich auch einer weiten Unternehmung. Diese abenteuerlicher war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine widerrechtlichen Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Prefburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauses wankende Größe. Einstimmig übertrugen die Brüder ihm, als dem Aeltesten, die Vertheidigung ihres Erbstands, das ein blödsinniger Bruder verwaltete. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Aeltesten, und befahlen ihm mit souveräner Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Also hatte nähere Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelang es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüche auf die verlornen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben so eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig, sie zu behaupten, hielt mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtete. Er beschuldigte den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde und verrätherischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beleidigungte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden gebracht hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhandlung der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst durch politischen Anhang gewiß, wagt er es, sich mit seinen Anklagten kaiser herauszureden und die Waffen in der Hand mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die unverbrüchlichste Religionsfreiheit gewonnen, getrauen sich nach Ubertisch seine Partei, und ihre Edmuth erhebte Vereinigung mit den rebellischen Ungarn kommt endlich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben den Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionsstreitigkeiten angezündet; in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreißigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Huß die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, worüber der Hussite in beiden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Basel'sche Kirchenversammlung in einem eigenen Vertrage den böhmischen Kompaktaten) Hussens Anhängern zugestanden, und niemand ihm nachher von den Päpsten widerrufen wurde, so fuhren sie demnach fort, es unter dem Schutze der Gesetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Utraquisten (der in beiderlei Gestalt Kommunizierenden), und sie gefielen sich in diesem Namen, weiter sie an ihr so theuerst Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit fortgesetzte Seite der böhmischen und Mährischen Brüder, welche in weit mehreren Punkten von der herrschenden Kirche abwichen und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnlichkeit hatten. Bei beiden machten die deutschen soweit als die schwelgerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; denn Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Weil Jedermann auf ihren nächsten Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten noch dem Beispiel der Deutschen eine eigene Konfession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Sectenweise ihre Meinungen erkannten, und welche alle Privilegien der eigentlichen utraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesetz fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitbürgern, und sie mußten sich mit einem bloßen Worte der Versicherung auf dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung und in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Szene. Ein kaiserliches Edikt erschien, welches den sogenannten böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit entzog. Die böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich bewaffnet dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser mußte sich zu einem Vergleiche verstehen, der die Kompaktaten und auf das böhmische Lehrrecht, welches sich freilich zum Vortheile einer Partei neu nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Seite war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Gnade, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Prote-

ſtanten beriefen ſich auf die mündliche Verſicherung Maximilians und auf die Religionsfreiheit der Deutſchen, denen ſie in keinem Stücke nachgeſetzt ſeyn wollten. Umſonſt, ſie wurden abgewieſen.

Es fanden die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oeſterreich und Mähren, bei Koſlin erſchien, und die böhmiſchen Landſtände gegen ihn Kaiſer zu erwehren. Des letztern Verlegenheit ſtieg auf's Höchſte. Von allen ſeinen übrigen Erbſtaaten verlaſſen, ſetzte er ſeine letzte Hoffnung auf die böhmiſchen Stände, von denen vorauszuſehen war, daß ſie ſeine Noth, zu Durchſetzung ihrer Forderungen, mißbrauchen würden. Nun ſaßen zehen Jahren erſchien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und um auch den Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fenſterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er paſſirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er verſtrechen hatte, gehalt. Die Stände, welche ihre Mißvergnügen zählten, wollten ſich nicht eher zu einem Schritte verſtehen, bis man ihnen über ihre ſämmtlichen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleiſtet hätte. Es war verweigert, ſich jetzo noch hinter die alten Ausflüchte zu verſtecken; des Kaiſers Schickſal war in ihrer Gewalt, und er mußte ſich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geſchah dieſes nur in Betreff ihrer hieſigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten beriefen ſie ſich vor, auf dem nächſten Landtage zu verhandeln.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu ſeiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg ſchien ſich nun zwiſchen beiden Theilen zu entzünden. Aber Rudolph, der nichts ſo ſehr fürchtete, als in dieſer ſchwierigen Angelegenheit von den Ständen zu ſtehen, erwarnte dieſen nicht, Ernſtern eilte, ſich mit dem Erzherzoge, ſeinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. Zu einer feindſeligen Entſagungsakte überließ er bewilligen, was ihm nicht mehr zu wehren war. Oeſterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als ſeinen Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne.

Indeß arbeitete hatte ſich der Kaiſer aus dieſem Verdrängniſſe gezogen, um ſich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächſten Landtag verwieſen worden; dieſer Landtag erſchien 1609. Sie forderten hierbei freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiſer, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniß Verſammlungen oder Freiheitsſchlüſſe und ihrem Mittel aufzurichten. Es blieb bei der erſten Antwort; denn der katholiſche Theil hatte alle Entſtellungen des freundlichen Kaiſers getroffen. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Verſtellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu verwilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, entſchloßen ſich eine gewaltſame Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

Zu großer Angſt erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des Kaiſers. Die Angſtlichkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Bauernſache blieb er unbewaffnet. Die erſtaunten über Drohungen und ſuchten künſtlich den Entſchluß, die freie Ausübung ihrer Religion zu hindern und ihrer Neigung zu Leopolds Perſon ſchienen dieſen Entwurf zu begünſtigen, bei welchem bis er dieſe Verſtimmung beſtätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben ſich ſelbſt die Defenſoren, die der Kaiſer ihnen verweigerte. Zehn auf jeden der drei Stände wurden ernannt; man beſchloß auch Soldaten, mögſt eine militäriſche Macht zu errichten, wobei der Hauptbefürderer dieſes Aufſtands, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeiſter angeſtellt wurde. Dieſer Eyrolt erhielt endlich den Kaiſer zum Nachgeben, wozu jetzt ſogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, daß die auf Aeußerſte getriebenen Stände ſich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majeſtätsbrief der Böhmen, durch welchen ſie unter den Nachfolgern dieſes Kaiſers ihren Aufruhr gewiſſermaßen heiligten.

Die böhmiſche Confeſſion, welche die Stände dem Kaiſer Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in dieſem Majeſtätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Den Utraquiſten, wie die böhmiſchen Proteſtanten noch immer fortfuhren ſich zu nennen, wird die Prager Univerſität und ein eigenes Conſiſtorium zugeſtanden, welches von den erzkatholiſchen Stände zu Prag beſtand angeordnet ſind. Alle Kirchen, die ſie vor Zeit der Ausſtellung dieſes Briefes in Städten, Dörfern und Märkten beſeſſen inne haben, ſollen ihnen bleiben, und wenn ſie über dieſe Zahl noch mehr erbauen laſſen wollten, ſo ſoll dieſes den Herren- und Ritterſtande und allen Städten unverboten ſeyn. Dieſe letzte Stelle im Majeſtätsbriefe iſt es, über welche ſich nachher der angefährliche Streit entſpann, der Europa in Flammen ſetzte.

Der Majeſtätsbrief machte das proteſtantiſche Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht ihnen ſelbſt zu geben, die ſie durch Streitigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Mauern ſo gut als gewannen. Dem Kaiſer blieb nicht viel mehr, als ein Schatten ſeiner landesherrlichen Gewalt; in der Perſon der ſogenannten Freiheitsbeſchützer wurde dem Geiſte des Aufruhrs eine geſetzliche Anſtaltung gegeben. Böhmens Beiſpiel und Glück war ein verführeriſcher Wink für die übrigen Erbſtaaten Oeſterreichs, und alle ſuchten ſich an ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpreſſen. Der Geiſt der Freiheit beſeelte eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Unzufriedne zwiſchen den öſterreichiſchen Prinzen war, was die Proteſtanten ſo glücklich zu bringen gewußt hatten, ſo ſetzte man, den Kaiſer mit dem Königr von Ungarn zu verſöhnen.

Aber dieſe Verſöhnung konnte unmöglich aufrichtig ſeyn. Die Beleidigung war zu ſchwer, um vergeben zu werden, und Rudolph ſahe ſort, einen unauslöſchlichen Haß gegen Matthias in ſeinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das öſterreichiſche Scepter in eine ſo verhaßte Hand kommen ſollte; und die Ausſicht war nicht viel erfreulicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben ſo wenig liebte. Dieſen ſowohl, als den Matthias, von der öſterreichiſchen Thronfolge auszuſchließen, verſtet er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau, der ihm unter allen ſeinen Agnaten der Liebſte und der Verdienſtvolle um ſeine Perſon war, dieſe Erbſtaaten zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Königreichs und ihrer Neigung zu Leopolds Perſon ſchienen dieſen Entwurf zu begünſtigen, bei welchem

Rudolph mehr seine Parteisache und Rachgier, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieses Project durchzusetzen, bedurfte es einer militärischen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bisthum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Corps wußte Niemand; aber ein unruhestiftender Einfall, den es, aus Bayern bei Cotta und seine Absicht bei Kaisern, in Böhmen that, und die Aufwiegelungen, die es da verübte, machte dieses ganze Königreich in Anfruhr gegen den Kaiser. Unsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld; sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun; sie hörten ihn nicht. In der Verzweiflung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, verfaßten die Protestantischen Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen Truppen hielt der Kaiser, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in seinem eigenen Schlosse bewachte und alle seine Räthe von ihm entfernte. Matthias war unterdessen unter allgemeinem Freudenlärm in Prag eingezogen, wo Rudolph durch eine eigenhändige Entsagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that dieses mit zerrissenen Seele, Mark, und die er sich so theuren verpflichtet zu haben glaubte, hatten ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde und zertrat ihr Leder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolph in seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm bedeutet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland zertheilt war, sahe in ihrem Besitzthum sicher, sah auf Unsichern der andern zu verwahren. Je sorgfältiger die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen sahen, desto mehr mußte ihre Animositätsart auseinander gespannt werden, desto mehr das gemeinsteige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unersonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schulen und auf der Kanzel die Ultimität des Religionshasses beständig zweischneidt machten, schürte die Mißtrauen immer mehr, und sie in jedem alltäglichen Schritte der Katholiken verfolgbare Zwecke vermuthen. Aber, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, mußte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands trag; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland finden oder zu finden vermeinten, hatte einen großen Antheil an ihrem Trotze und an dem sonnellen Glücke des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Bestrebungen zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Zaß alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers, oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Berathschlagen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben seyn würden. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das solcher Reichsgericht, über Erkennung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts, seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigern mit Zuziehung der Fürsten, alle Reichsschlüsse zwischen den Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie aufmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hofgange folgten, entscheiden lassen. Dieses ehrigkeitliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich verbrieflichen, die Beisitzer zu stellen, auch die Ausfertigung des Gerichts durch priesterliche Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutheristen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein schiedsmäßiges Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der Ständischen Freiheit, wodurch auf jenen Umfang, der ihrer Zwecke begünstigte, handelt bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien, anfänglich zu nichts Anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbedeutenden persönlichen Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein ausschließlich aufgestellt und von ihm allein entlassen, den Vortheil ihres Herrn in ihrem höchsten Gesetze, und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Von den Reichsgerichten wurden manche vorn Kammergerichte, bei welchen Stunden analoger Religion gegenüber wenige zu sprechen nur dem Kammergerichte angehörte, und vor Entscheidung desselben dem Hofgerichte Rathe ertheilt hatte. Kein Wunder, wenn die Anspruche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, so fertten sich dazu blos allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Verbindlicher der deutschen Freiheit auf, die ein so wohlthätiges Institut an ihrer deutschen Kirche, an der Gerechtigkeitspflege, verspürt. In der That wäre Deutschland gar wenig Ursache gewesen, sich zu Aufnahme des Faustrechts und Einsturze des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben

dem letztern noch eine militäriſche kaiſerliche Ehrenbedeutung Statt haben dürfte. Die deutſchen Reichsſtände wurden ſich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verwahrt haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, ſich weiſen ſie doch das einemalige Führen ſtrengere aufgegeben hatten, aufheben ſollte, eine nothwendige Anfang zu ſeyn. Aber in den Köpfen dieſes Zeitalters wurden oft die ſeltſamſten Widerſprüche vereinigt. Dem Namen Kaiſer, einem Vermächtniſſe des helleniſchen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das heutige Staatsrecht der Deutſchen den ſouveränſten Anſtoß machte, aber nichts deſto weniger von den Juriſten in Sold genommen, von den Beherrſchern des Despotismus vervielfältigt, und von den Schwachen geglaubt wurde.

An dieſe allgemeinen Beſchwerden ſchloß ſich nach und nach eine Reihe von beſondern Vorklagen an, welche die Beherrſcher der Proteſtanten zuletzt bis zu dem höchſten Mißtrauen ſpannten. Während der ſpaniſchen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten ſich einige proteſtantiſche Familien in die katholiſche Reichsſtadt Aachen aufgenommen, wo ſie ſich gleichwohl niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch Liſt gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, ſo forderten ſie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienſt, welchen ſie ſich, da ſie eine ausdrückliche Antwort erhielten, nebſt dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltſamen Wege verſchafften. Eine ſo anſehnliche Stadt in proteſtantiſchen Händen zu ſehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiſer und die ganze katholiſche Partei. Nachdem alle kaiſerlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherſtellung des vorigen Zuſtandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erſt unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Verſuche der Proteſtanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürſt Gebhard zu Köln, gewohnt Trudſeß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mansfeld, Couſine ſeiner Gemahlinn, eine heftige Liebe, die nicht unerwidert blieb. Da die Augen von ganz Deutſchland auf dieſes Verhältniß gerichtet waren, ſo forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Katholiken, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauſes, die, ſo lange der Churfürſt ein katholiſcher Biſchof blieb, durch keine Heirath geretter werden konnte. Sie drohten dem Churfürſten, in ſeinem und ihrer Schweſter Blute dieſe Schande zu rächen, wenn er nicht ſogleich allen Umgang mit der Gräfin entſage, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherſtelle. Der Churfürſt, abſcheulich gegen alle Folgen dieſes Schritts, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt ſchon geneigt war, oder daß die Reize ſeiner Geliebten allein die ſo Wunder wirkten — er ſchwur den katholiſchen Glauben ab und führte die ſchöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchſten Bedeutlichkeit. Nach dem Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts hatte der Churfürſt durch dieſe Apoſtaſie alle Rechte an ſein Erzſtift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geiſtlichen Vorbehalt durchzuſetzen, ſo war es bei Churfürſten-thümern wichtig. Auf der andern Seite war die Sicherung von der höchſten Gewalt ein ſo harter Schritt, und um ſo härter für einen ſo ſittlichen Mann, der den Werth ſeines Herzens und ſeiner Hand durch das Geſchenk eines Fürſtenthums ſo gern zu erhöhen gewünſcht hätte. Der geiſtliche Vorbehalt war erwehrt ein beſtrittener Artikel des Augsburger Friedens, und den ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien es von äußerſter Wichtigkeit zu ſeyn, den katholiſchen Theile dieſe vierte Ehre zu entreißen. Das Beiſpiel ſelbſt war ſchon in mehreren geiſtlichen Stiftern Niederdeutſchlands gegeben und glücklich durchgeſetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Köln waren heimlich Proteſtanten und auf des Churfürſten Seite; in der Stadt ſelbſt war ihm ein zahlreicher proteſtantiſcher Anhang gewiß. Alle dieſe Gründe, denen das Zureden ſeiner Freunde und Verwandten und die Verſprechungen vieler deutſchen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürſten zu dem Entſchluſſe, auch bei veränderter Religion ſein Erzſtift beizubehalten.

Aber daß genug geſagt ſey! Es war ein Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in den Kölniſchen Landen hatte bei den katholiſchen Landſtänden und Domkapitularen den heftigſten Widerſpruch gefunden. Die Darzwiſchenkunft des Kaiſers und ein Bannſtrahl auf Mark, der ihn als einen Apoſtaten verſtieß und aller ſeiner ſowohl geiſtlichen, als weltlichen Würden entſetzte, bewaffnete gegen ihn ſeine Landſtände und ſein Kapitel. Der Churfürſt ſammelte eine militäriſche Macht; die Kapitularen thaten ein Gleiches. Um ſich ſchnell einen mächtigen Arm zu verſichern, eilten ſie zu einer neuen Churfürſtenwahl, welche für den Biſchof von Lüttich, einen baieriſchen Prinzen, entſchieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem großen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutſchland an dieſem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflöſung des Reichsfriedens entigen konnte. Am meiſten empörte es die Proteſtanten, daß der Papſt ſich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apoſtoliſcher Gewalt einen Reichsfürſten ſeiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geiſtlichen Herrſchaft war den Päpſten dieſes Recht widerſprochen worden; wie vielmehr in einem Zeitpunkte, wo ihr Anſehen bei einem Theile gänzlich geſtürzt war und bei dem andern auf ſehr ſchwachen Pfeilern ruhte! Alle proteſtantiſchen Höfe Deutſchlands nahmen ſich dieſer Sache nachdrücklich bei dem Kaiſer an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ ſeinen Weg der Unterhandlung unterſucht, den deutſchen Fürſten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entſcheidend für Deutſchlands Freiheit. Wer proteſtantiſche Stimmen gegen den katholiſchen im Churfürſtencollegie mußten das Uebergewicht der Macht auf proteſtantiſche Seite ziehen und dem öſterreichiſchen Hauſe den Weg zum Kaiſerthrone auf ewig verſperren.

Aber Churfürſt Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutheriſche Religion ergriffen, dieſer einzige Umſtand machte ſein Unglück. Die Erneuerung dieſer beiden Kirchen gegen einander ließ ſich nicht zu, daß die evangeliſchen Reichsſtände den Churfürſten als den Ihrigen anſahen und all einen ſolchen mit Nachdruck unterſtützen. Alle hatten ihm zwar Muth zugeſprochen und Hülfe zugeſagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälziſchen Hauſes, Pfalzgraf Johann Caſimir, ein Kalviniſcher Eiferer, hielt ihm Wort. Dieſer rückte, den kaiſerlichen

Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heere ins Kölnische, doch ohne etwas Feindliches auszurichten, weil ihn der Churfürst, selbst von dem Nothwendigsten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Desto schnellere Fortschritte machte der neuproklamirte Churfürst, den seine baierischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus auf's Kräftigste unterstützten. Die Gebardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, liefserten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt sich noch etwas länger in seinen westphälischen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung gethan, zog er sich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domherr und zu sterben; das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts, oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese Kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Churfürsten getroffen hatte, hatten sich in dieses Bisthum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besaßen. Da die katholischen Kapitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg versicherte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für nichts erklärten. Unterdessen hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischer Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulirten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Ernennung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verständigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Streitigkeiten an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst that der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Streitgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedeutlicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwörth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergernis der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozession mit Verrogung des Kreuzes und prangenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf die Prozession wiederholte, spritzte man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurückkommenden Klerikern bewaffnet das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Spotten und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge Maximilian von Baiern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung des baierischen Herrn, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde auf einer schwäbischen Reichsstadt in eine baierische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die böseste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkührliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ebenfalls so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge von Baiern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruhe, wird immer der schwächste Theil der gesinkte sein, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vereinigten Berathung nach, der erste Streich vereinigt in das tückische all in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten. Die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und nun und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen und einen Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, so waren die Kalvinisten, als die Schwächern, und weiter obendrein vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Beides traf in den churpfälzischen Landen zusammen, welche an den Herzog von Baiern einen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Abfalls zum Kalvinismus aber von dem Religionsfrieden

ſeinen Schutz, und von den evangeliſchen Ständen wenig Beiſtand hoffen konnten. Kein deutſches Land hat in ſo kurzer Zeit ſo ſchnelle Religionswechſel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von ſechzig Jahren ſah man dieſes Land, ein unglückliches Spielwerk ſeiner Beherrſcher, zweimal zu Luthers Glaubensliehre ſchwören, und dieſe Lehre zweimal für den Kalvinismus verlaſſen. Churfürſt Friedrich der Dritte war der Augsburgiſchen Konfeſſion zuerſt angetreu geworden, welche ſein erſtgeborner Sohn und Nachfolger, Ludwig, feierlich und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und ſtieß die Skandierer ihrer Religion aus den Grenzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtreng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeiner minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieſes geſetzwidrige Teſtament vernichtete Pfalzgraf Johann Kaſimir, ſein Bruder, und nahm nach den Vorſchriften der goldenen Bulle Beſitz von der Vormundſchaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürſten (Friedrich dem Vierten) gab man Kalviniſche Lehrer, denen aufgetragen war, den Lutheriſchen Ketzerglauben, ſobald, wenn es ſeyn müßte, mit Gewalt aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man ſo mit dem Herrn verfuhr, ſo läßt ſich leicht auf die Behandlung des Unterthans ſchließen.

Unter dieſem Friedrich dem Vierten war es, wo ſich der pfälziſche Hof ganz beſonders geſchäftig zeigte, die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands zu einleitigen Maaßregeln gegen das Haus Oeſterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zuſammentritt derſelben zu Stande zu bringen. Neben dem, daß dieſer Hof durch franzöſiſche Rathſchläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oeſterreich die Seele war, gewann ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, ſich gegen einen nahen und überlegenen Feind bei ſo zweifelhaften Schutze der Evangeliſchen bei Zeiten zu verſichern. Große Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangeliſchen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinſchaftlicher Abſcheu vor den Papiſten. Man verſuchte alſo zuerſt, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politiſche Verbindung zu erleichtern; aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß ſich jeder Theil nur deſto mehr in ſeiner Meynung befeſtigte. Nichts blieb alſo übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangeliſchen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholiſchen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereigniſſe wurden einem überdachten Plane zugeſchrieben, unſchuldige Vorfälle durch gehäſſige Auslegungen entſtellt, und dem ganzen Betragen der Katholiſchen eine Uebereinſtimmung und Planmäßigkeit gelichen, wovon ſie wahrſcheinlich weit entfernt geweſen ſind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Proteſtanten ſich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzuſetzen, hatte ſich fruchtlos zerſtreuet, und zu ihren bisherigen Beſchwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwerth hinzugekommen. Unglaublich ſchnell kam die ſo lange geſuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhauſen in Franken traten (1608) der Churfürſt Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — alle Lutheraner mit Kalviniſten — für ſich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangeliſche Union genannt, zuſammen. Der Inhalt derſelben war, daß die mitirten Fürſten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer Kländiſchen Rechte, einander wechſelweiſe gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterſtehen und alle für Einen Mann ſtehen ſollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitglieder der Union von den übrigen ſogleich mit einer kriegeriſchen Macht ſolle beigeſprungen, jedem im Nothfalle für ſeine Truppen die Ländereien, die Städte und Feſtungen der mitmitirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beitrags, den ein Jeder dazu gegeben, unter ſämmtliche Glieder vertheilt werden ſollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Churs Pfalz übertragen, doch mit eingeſchränkter Gewalt, zu Beſtreitung der unkoſten Vorſchüſſe gefordert und ein Fond niedergeſetzt. Die Religionsverſchiedenheit (zwiſchen Lutheranern und Kalviniſten) ſollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte ſich zugleich anheiſchig machen müſſen, neue Mitglieder anzuwerben. Churs Brandenburg ſtieß ſich bereitwillig finden; Churs Sachſen mißbilligte den Bund. Heſſen konnte keine freie Entſchließung faſſen; die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Gebiet ſehr bedürftig war, und ihr Beiſpiel von mehreren andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln entzweiet und wenig geſtärket, führten nun geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie drohten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Forderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung Donauwerths, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofgerichte und die Reformen ſeines eigenen Regiments und ſeiner Ratsgeber den oberſten Platz einnahmen. In dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit getroffen, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren, und ſeine böhmiſche Krone blos durch Bewilligung des Majeſtätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die ſpaniſche Succeſſion ſchon von Ferne ein neues Kriegsfeuer zuſammen wurde. Kein Wunder, daß dieſer langſame Fürſt ſich jetzt weniger als je in ſeinen Entſchließungen überreilte, und die Unirten früher in den Schwerte griff, als der Kaiſer ſich beſonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union blickte eben ſo mißtrauiſch die Katholiken und den Kaiſer; der Kaiſer beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs Höchſte geſtiegen. — Und gerade in dieſen bedenklichen Zeitpunkte mußte ſich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine ohnedieß ſtreitige Erbfolge in den ſchönſten Ländern erheben.

Acht Konkurrenten meldeten ſich zu dieſer Erbſchaft, deren Unterſuchungsacht durch ſolange Verzögerungen feſtgeſetzt worden war; und der Kaiſer, der Luſt bezeigte, ſie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Wer von

diesen, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken, und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Aeußerstes, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Churfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich der Dritte auf diese Erbschaft ertheilt, und Maximilian der Erste beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger anderer minderjährigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beide Theile ziemlich gleich zu begünstigen. Beide Höfe ließen auch sogleich nach Erledigung der Erbschaft Beide ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Vogelschauerkunst des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einsweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beide streitende Parteien zu einem sanften Vergleich, um ihr gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände aufforderte, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern, umsonst, daß er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Strasburg, und Jülichischen Stichter, um drei durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig, und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage: wer das jülichische Herzogthum besitzen, und wer es nicht besitzen sollte? — Die Frage war, welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung verstärken, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war, ob Oesterreich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen, und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergrößern, oder ob Deutschlands Freiheit und das Gleichgewicht seiner Macht gegen Anmaßungen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich zu hindern. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die jülichische Sache seines Herzens an das Haus Oesterreich nur Spanien verloren, der nur mit anhaltender Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war dis hierher sein müthiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schreckte und säuerte seinen Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heftigsten Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen, aber in ihrer ganzen Sorgenbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr verghunte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Ländersturst vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Brust lassen kennten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa und einem glücklichen Frieden gestört, und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Kedter von Pfälzern, die Verschätten von Künstlern entrissen, um die Länder mit ungebornen, mit geistlosen Herrschmassen, sanftmüthige Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die Rothwendigkeit aufgelegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren, und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeiten ihrer Bevölker verlorne, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für keine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören.

Betrachtungen dieser Art umwühlten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich gestörten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das tiefe Elend zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte! Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem Könige für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entrissener denn vorher, aber nur ein einziges gefährliches Ungeheuer drauste, um sich sogleich wieder in Einem Körper zusammenzuziehen und in seiner ganzen Furchtbarkeit wieder aufzustehen? Welche er seinen Nachfolger einen sest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Roms Name Volk, aber durch einen edlern Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese listvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer seltnen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, aber sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als standhafte Pläne, und die Weisheit lauft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihrem geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Hasschaft und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Weltstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem ersteren Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen, und unter die europäischen Mächte seinen Rang zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer so freie

gebig gegen daſſelbe geweſen iſt; aber verdient es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Volksſtreitern ſeines Projekts auf einen Bewegungrund zu pochen, welcher demjenigen ähnlich geweſen wäre, der ihn ſelbſt und ſeinen Sully bei dieſer Unternehmung beſeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die ſtärkſten Motive, die eine politiſche Macht nur immer in Handlung ſetzen können, zu der Rolle vermocht, die ſie dabei zu übernehmen hatten. Von den Proteſtantern im Oeſterreichiſchen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Beſtrebens ſchien. Die Unterwerfung des öſterreichiſchen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ärmlichen Anfall von dem ſpaniſchen. Dem Papſte und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die ſpaniſche Tyrannei auf immer von ihrer Halbinſel zu verjagen; für England konnte nichts wünſchenswürdiger ſeyn, als eine Revolution, welche es von ſeinem abgeſagteſten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieſer Theilung des öſterreichiſchen Raubes entweder Land oder Freiheit, neuen Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, ſo hatte das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jedem Antheil an der Beute verſchmähen, weil es durch Oeſterreichs Untergang ſich ſelbſt wenigſtens zweifach gewann, und am mächtigſten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß ſie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkommingen von Habsburg die Erdkreiſe in allen übrigen Theilen und noch zu entdeckenden Welten ſich auszubreiten. Ravaillac's Meſſerſtiche retteten Oeſterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verſpäten.

Die Augen auf einen ſolchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangeliſche Union in Deutſchland und den Erbfolgekrieg wegen Jülich nothwendig als die wichtigſten Ereigniſſe mit ſchnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands geſchäftig, und bei Wenige, was ſie von den großen politiſchen Geheimniſſe ihrer Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein ſo feuriger Haß gegen Oeſterreich beſeelte, und die Vergrößerungsbegierde ſo mächtig beherrſchte. Heinrichs ſtandhafte Bemühungen zogen die Union noch enger zuſammen, und der mächtige Beiſtand, wozu er ſich anerbieg machte, erhob den Muth der Verbundenen zur feſteſten Zuverſicht. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee, von dem Könige in Perſon angeführt, ſollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerſt die Eroberung der jülichiſchen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutſchen nach Italien rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Papſt ſchon einen mächtigen Beiſtand bereit hielten) um dort alle ſpaniſchen Throne umzuſtürzen. Eine ſiegreiche Armee ſollte dann, von der Lombardei aus, in das Habsburgiſche Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufſtande der Proteſtanten begünſtigt, in allen ſeinen deutſchen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das öſterreichiſche Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch franzöſiſchen Beiſtand geſtärkt, hätten ſich unterdeſſen ihrer ſpaniſchen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieſer ſchrecklich über ſeine Ufer getretene Strom, der noch täglich gebrodt hatte, Europens Freiheit unter ſeinen rothen Strudeln zu begraben, ſollte dann ſtill und vergeſſen hinter den pyrenäiſchen Bergen.

Die Franzoſen rühmten ſich ſonſt der Beſonnenheit; diesmal wurden ſie von den Deutſchen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elſaß, eine noch Heinrich ſich dort zeigte, und ein öſterreichiſches Heer, welches der Biſchof von Straßburg und Paſſau in dieſer Gegend zuſammengezogen hatte, um es ins Jülichiſche zu führen, wurde zerſtreut. Heinrich der Vierte hatte ſeinen Plan alſo Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung überlaſſen. Seiner Meynung nach ſollte keinem katholiſchen Reichsſtande Urſache gegeben werden, dieſe Rüſtung auf ſich zu beziehen und die Sache Oeſterreichs zu der ſeinigen zu machen; die Religion ſollte ganz und gar nicht in dieſe Angelegenheit gemiſcht werden. Aber wie ſollten die deutſchen Fürſten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergeſſen? Von Bevorrechtungsbegierde, von Religionshaß gingen ſie ja aus — ſollten ſie nicht für ihre herrſchende Leidenſchaft nur verwegen ſo viel wünſchen, als ſie konnten? Wie verwegen ſo viel wünſchen, als ſie konnten? Wie Raubvögel lagten ſie ſich über die Länder der geiſtlichen Fürſten, und erwählten ſich, leſtere es auch etwas noch ſo großen Umweg, dieſe fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, forderten ſie Brandſchatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was zuweilig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Kurfürſten über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüſtung nicht in Zweifel zu laſſen, ließen ſie laut und deutlich genug hören, was für ein Schickſal den geiſtlichen Stiftern von ihnen bereitet ſey. So wenig hatten ſich Heinrich der Vierte und die beutſchen Prinzen in dieſem Operationsplane verſtanden; ſo ſehr hatte der vortreffliche König in ſeinen Berechnungen ſich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit ſie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf anvertrauet werden; daß nur derjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem ſie heilig iſt.

Das Betragen der Union, welches ſelbſt für mehrere evangeliſche Stände empörend war, und die Furcht einer noch ſchlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine mäßige Entrüſtung. Das tiefgefaltene Anſehen des Kaiſers konnte ihnen gegen einen ſolchen Feind keinen Schutz gewähren. Der Bund war es, was die Unirten ſo geſträubet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenſtellen.

Der Biſchof von Würzburg entwarf den Plan zu dieſer katholiſchen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangeliſchen unterſchieden wurde. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ungefähr folgendem, welche die Union zum Grunde legte. Biſchöfe ihre mehreſten Glieder; an die Spitze des Bundes ſtellte ſich der Herzog Maximilian von Baiern, aber als das einzige weltliche Bundeshaupt von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorſteher eingeräumt hatten. Außer dieſem Umſtande, daß der einzige Herzog von Baiern Herr der ganzen katholiſchen Kriegskunſt war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht ſo leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einfloſſen, als bei der Union von den armen evangeliſchen Ständen. Ohne dem Kaiſer, als einem katholiſchen Reichsſtande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiſer, davon Rechenſchaft zu geben, ſtand die Ligue auf einmal überraſchend und dreifach

da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Sächsischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn der es aufführen sollte, der Connetable die ganze Unternehmung befestigen sollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der sächsischen Streitsache in Unterhalt gesetzt haben sollten, die doch ausbrächlich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Kasse große Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines Kriegsfeindes die Waffen wegzulegen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, vergleicht man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die geheimnißvolle Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Zinsstaffen ihres Zugs, und brandmarkte sie rund heraus mit den bösesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande denn auch der rheinischen Schiffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freigegeben. Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beteiligte es ihren Stolz, um den Frieden zu bitten; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das Leste seiner Erblande kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612), eben so wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierung das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Gloria um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich zurückwünschte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der sanften Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie Alles von seiner Hinfälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf das, was er gezeigt hatte; diese urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Zeitpunktag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgesucht. um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem Matthias bei seinem Aufrufe geleistet, leiteten bei den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn schleunig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Unterthanen wieder, so wartete schon ein gehorsamster Andringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten wurde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten, und einen völlig gleichen Antheil der Letztern an allen Aemtern. An mehreren Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst, und stellte, voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht versprochen, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu dennuzen; aber es konnte ihm nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich im Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steiermark, den Erzherzoge Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiele gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung genommen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, hoben ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf, und

fingen an. Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte seinen Anstand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Anhänglichkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souveränitätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eignen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räthe, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Klesel, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolph noch lebte und ein Zusammentritt dieses Ausschusses war, wo dieser also leicht verhindert werden konnte. Sich der mährischen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, wo mit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesen Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuß von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputierten eine Sprache geführt wurde, die selbst im Londner Parlament überrascht haben würde. „Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht sclechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen protestantischen Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel Rudolphs sollte dem Matthias eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich aufs Nachdrücklichste für diese in's Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so hielt er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erbherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte, und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit setzten sich nun die Katholischen begeben, und seiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der andern durch ihre anwendbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesen Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Berathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathschlagungen zu zerstören. So entrüstete der Kaiser sich wünscht hatte, nach den Beispiele Maximilians, seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. In seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verscherzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung gerichtet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so mißliche Situation mußte einen größern Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber auf's Engste mit den Absichten des Kaisers verflochten; und diesen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt also, wie sehr den Kaiser unsichtbig wanken sahen, glaubten sie, daß die phasse Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie sielen ihn einen Blick in das Geheimniß der Union thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig erhitzlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streites. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor andwärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern befanden herrschte bei allen noch so gefährlichen Spaltungen dennoch Friede. Dem schimpflichen Entscheidungsstreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wen-

dung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogthum von dem Churhause **Brandenburg** und dem Pfalzgrafen von **Neuburg** in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen von **Neuburg** und einer brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Obrfeige, welche der Churfürst von **Brandenburg** das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war von des guten Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz von **Neuburg** trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessin von Baiern belehnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge von Beiden. Um dem Pfalzgrafen zum ausschließenden Besitz der jülichschen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Churfürst von **Brandenburg** die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen; aber, wie es schien, blos um für sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welch ein unterschiedlicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen, mit noch größerem das katholische die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte — nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingerichtet — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief **Rudolphs des Zweiten** Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person **Ferdinands** von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser **Ferdinand der Zweite** näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerschütterlichen Eiferer für das Papstthum auszeichnet, und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die bisherige Gesinnung des Kaisers rückte dieser Zeitpunkt nahe hervor, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren bekamen es zuweilen die bärteste Behandlung. Zugleich drangen mehrere von den Katholiken die Unverschämtheit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen sein, wenn man nur im Allgemeinen gelitten wäre, und nicht durch besondere Anstalte auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, ein geborner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein altes Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, unbesonnener Kopf, der die Verwerfung liebte, weil seine Talente darin glänzten; unbesonnen und tollkühn genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinen Gängelband zu führen. Sogen an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Werk dienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Karlstein, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors, oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Erbe, um ihm den Einfluß auf das Erbendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihnen der Hofkunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und erkannten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit sollte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von **Rudolph dem Zweiten** erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu Gute; blos für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie anerbörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen verstatten wollte. Dieses Recht hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser **Ferdinands** dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestrittener Punkt war, war ein unverstimmter im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gutgesinnt dächte, hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen geistlicher Landstände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die **Ferdinandische** Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Kronguter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig

Kirchen aufgeführt, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherren, und selbst der Mißbilligung des Kaisers, der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Veranstalten des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam geöffnet, und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schritts; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Nachaier befreit und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Kostlassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und verwegen, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser empfehlen, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führet er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meynung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slawata und der alte Thurn Statt zum Burggrafen von Karlstein erwählte Freiherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Hasses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hunden in die Messe hetzen ließen, und durch Verfassung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieser bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr geschätzt, wurden beim Arme aus den Zimmer gerissen, und man ergriff nun Slawata und Martinitz, schleppte sie an ein Fenster und stürzte sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Kreatur von beiden, schickte man ihnen nach. Diese so seltsame Art zu reanimiren verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an diesem ganzen Verfalle nichts wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Mißbauer, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche Exekution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde; aber eben darin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so mußte jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringendere gewordene Bedürfniß der Sicherheit sie noch tiefer hineintreiben. Durch diese brutale Handlung der Selbsthülfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesöhnt werden zu können. Da die That selbst nicht ungeschehen zu machen war, so wußte man die Strafende Macht entwaffnen. Dreißig Directoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei Weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehedem seinen König und Herrn mitten im Schooße seines Volks anfinden und von drei Thronen herunter stürzen konnte. Der queerköpfigste Muth, der ihn bei einer Usurpation beseelt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine geistliche Sympathie zusammen; die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und

erſchöpften ſich nicht beide Theile in einem ſo verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anderß als ſeine eigenen Unterthanen hatte er zu Gunde gerichtet, wenn er ſiegte?

Uebertragungen dieſer Art ſtimmten den Kaiſer und ſeine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieſer Nachgiebigkeit wollten Andere die Urſache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünſchte dem Kaiſer vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmiſchen Proteſtanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorſam, hieß es, die Geſetzloſigkeit und der Aufruhr ſeyen immer Hand in Hand mit dem Proteſtantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm ſelbſt und dem vorigen Kaiſer den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Keger gerichtet; ſtufenweiſe ſeyen ſie von Troy zu Troy bis zu dieſem letzten Angriffe hinauf geſtiegen; in Kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Sekte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungerecht zwar ſey der Anfang des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landſtänden künftig einen ſchnellen Gehorſam lehren.“ — War es den böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der böhmiſche Aufſtand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmiſchen Throne zu verſchließen, ergriff man die Waffen ſchon unter Matthias; doch ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und bewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien ſchoß Geld zur Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, kommandirte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein vermahnſchreiben Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die übrige ſey abgetrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch Er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs ihn rathſam fanden, den guten Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte, und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweiß, Krumman und Pilſen, nahm Theil an dem Aufruhr. Dieſe drei Städte, größtentheils katholiſch, hatten allein den Muth, bei dieſem allgemeinen Anfalle dem Kaiſer getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe verſprach. Aber den Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von ſolcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu laſſen, die bei Kaiſerlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich öffnen hielten. Mit ſchneller Entſchloſſenheit erſchien er vor Budweiß und Krumman, und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krumman ergab ſich ihm, aber von Budweiß wurden alle ſeine Angriffe ſtandhaft zurückgeſchlagen.

Und nun fing auch der Kaiſer an, etwas mehr Ernſt und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre fielen mit zwei Heeren ins böhmiſche Gebiet, und fingen an, es feindſeelig zu behandeln. Aber die kaiſerlichen Generale fanden den Weg nach Prag ſchwerer, als ſie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen gedfnet werden, und der Widerſtand mehrte ſich mit jedem neuen Schritte, den ſie machten, weil die Ausſchweifungen ihrer Truppen, meiſtens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als ſeine Truppen ſchon in Böhmen vordrangen, ſuhr der Kaiſer fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Ausſichten, die ſich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutſchland erſchien ihnen in der Perſon des Grafen von Mannsfeld ein eben ſo unverhofftes als tapferer Beiſtand.

Die Häupter der evangeliſchen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen ſchweigend, aber nicht müßig zugeſehen. Beide kämpften für dieſelbe Sache, gegen denſelben Feind. In dem Schickſale der Böhmen ließen ſie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schickſal leſen, und die Sache dieſes Volks wurde von ihnen als die heilige Angelegenheit des deutſchen Bundes abgeſchildert. Dieſem Grundſatze getreu ſtärkten ſie den Muth der Rebellen durch Beiſtandsverſprechungen, und ein glücklicher Zufall ſetzte ſie in den Stand, dieſelben unverweilt in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernſt von Mannsfeld, der Sohn eines verdienſtvollen öſterreichiſchen Dieners, Ernſt von Mannsfeld, der die ſpaniſche Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das öſterreichiſche Haus in Deutſchland zu demüthigen. Er ſelbſt hatte dem Dienſte dieſes Hauſes ſeine erſten Jahrſolde gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Jülich und im Elſaß, gegen die proteſtantiſche Religion und die deutſche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundſätze dieſer Religion gewonnen, verließ er einen Dienſt, deſſen Eigenung ihm die geforderte Entſchädigung für den in ſeinem Dienſte gemachten Aufwand verſagte, und wibmete der evangeliſchen Union ſeinen Eifer und einen tapfern Degen. So ſtand es eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beiſtand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von viertauſend Mann, zum Gebrauch und auf Koſten des Herzogs, in Deutſchland bereit zu halten. Dieſes Heer ſtand eben marſchfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der

gerade jetzt ſeiner Verſtärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Mansfeld konnte dieſer willkommener ſeyn, als ihren Bundesgenoſſen in Böhmen auf fremde Koſten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mansfeld Befehl, dieſe viertauſend Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmiſche Beſtallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber ſeiner Rüſtung verdecken.

Dieſer Mansfeld zeigte ſich jetzt in Böhmen, und zahlte durch Einnahme der feſten und kaiſerlich geſinnten Stadt Pilſen in dieſem Königreiche feſten Fuß. Der Wunſch der Neuerlen wurde noch durch einen andern Auftrag ausgerichtet, den die ſchleſiſchen Stände ihnen zu Hülfe ſchickten. Zwiſchen dieſen und den kaiſerlichen Truppen kam es nun zu wenig entſcheidenden, aber deſto verderblicheren Gefechten, welche einem ernſthaften Kriege zum Vorſpiele dienten. Um die Lovalitäten ſeiner Kriegsoperationen zu ſchminken, unterhandelte man mit dem Kaiſer, und ließ ſich ſogar die angetragene ſächſiſche Vermittlung gefallen. Aber ehe der Ausgang verwieſen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiſer von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu täuſchen, die er durch den Sturz ſeines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu beſteigen, um ihn ſo ſchlecht zu beſitzen und mit ſo wenig Ruhm zu verlaſſen? So lange Matthias König war, böhte er für die Unthätigkeit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher ſie zu tragen, hatte er die ganze Freude jener Krone verſchenkt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbſtthätigkeit noch übrig ließ, boten ſeine eigenen Agenten unter einem ſchimpflichen Zwange. Krank und kinderlos ſah er die Aufmerkſamkeit der Welt einem jungen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schickſale vorgriff, und in den Greiſen aſpirendes Regierung ſchon die feine mit erblickte.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutſchen Hauſes Oeſterreich ſo gut als erloſchen; denn von allen Söhnen Maximilians I. lebte nur noch der einzige kinderloſe und ſchwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber ſeine nähern Rechte auf dieſe Erbſchaft an die Fränkiſche Linie abgetreten hatte. Auch das ſpaniſche Haus hatte ſich in einem geheimen Reverſe aller ſeiner Anſprüche auf die öſterreichiſchen Beſitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgiſche Stamm in Deutſchland ſeine Zweige treffen, und die ehemalige Größe Oeſterreich wieder aufleben ſollte.

Ferdinand hatte den jüngſten Bruder Kaiſer Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Kraln, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzeſſin von Baiern. Da er den erſten ſchon im zwölften Jahre verlor, ſo übergab ihn die Erzherzogin der Aufſicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, unter deſſen Augen er auf der Akademie zu Ingolſtadt durch Jeſuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundſätze er aus dem Umgange eines Fürſten ſchöpfen mußte, der ſich Andachts wegen der Regierung entſchlagen, iſt nicht ſchwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Raubſucht der Maximilianiſchen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwüſtung in ihren Landen; auf der andern den Segen Baierns und den unerſchütterlichen Religionseifer ſeiner Beherrſcher; zwiſchen dieſen beiden Muſtern ſtieß man ihn wählen.

In dieſer Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüſtigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Baiern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung ſeiner Erblande zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Antegung ihres Huldigungseides die Beſtätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingungen geſchworen, und auch wirklich geleiſtet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolſtadt der Entwurf gemacht worden, zur Aufgabung reif ſchien. Ehe Ferdinand mit denſelben ans Licht trat, holte er erſt ſelbſt in Perſon zu Loretto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens des Achten in Rom den apoſtoliſchen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Proteſtantismus aus einem Diſtrikte zu vertreiben, wo er die übrigeyene Anzahl auf ſeiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater den Herren und Ritterſtande dieſer Länder verwilligt hatte, geſetzmäßig geworben war. Eine ſo feierlich aufgehobene Bewilligung konnte ohne Befehl nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jeſuiten ſtreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beiſpiel der übrigen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Reichsſtände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerſpruch ausübt, und die Mißbräuche, welche die Geiſtlichen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieſer Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten poſitiven Geſetzes glaubte man ohne Scheu das Geſetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieſer ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine tadelnswerthe Standhaftigkeit. Ohne Gewiſſen, und man darf hinzuſetzen, ohne Grauſamkeit, unterdrückte er den proteſtantiſchen Gottesdienſt in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieſes gefahrvolle Werk zum Erſtaunen des ganzen Deutſchlands vollendet.

Aber indem die Katholiſchen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Proteſtanten an, ſich gegen ihn, als ihren gefährlichſten Feind, zu rüſten. Nichts deſto weniger fand das Geſuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlſtaaten Oeſterreichs keinen oder nur einen ſehr geringen Widerſpruch, und ſelbſt die Böhmen trösten ihm, unter ſehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erſt, nachdem ſie den ſchlimmen Einfluß ſeiner Rathſchläge auf die Regierung des Kaiſers erfahren hatten, wachten ihre Beſorgniſſe auf; und verſchiedene handſchriftliche Aufſätze von ihm, die ein böſer Wille in ihre Hände ſpielte, und die ſeine Geſinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchſte. Beſonders entreßerte ſie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieſer Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verſchrieben hatte, ohne die Nation erſt zu hören, ohne die Mahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die wilden Feinde, welche ſich dieſer Prinz durch ſeine Reformation in Steyermark unter den Proteſtanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die ſchlimmſten Dienſte; und beſonders zeigten ſich einige dahin geflüchtete ſteyermärkiſche Emigran-

ten, welche ein rachersülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Matthias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältniß zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie viels mehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte, und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Beistandsversprechungen und schwindliche Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war. Unvergessen des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. In einer förmlichen Unterwerfung war ein Anschein verbunden, und wollte sich Ferdinand im Besitz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit Allem den zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriffe diesem Beispiele zu folgen. In Ober- und Unter-Oesterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Verhängniß vollkommen werde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einstimme im Besitz, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland wankte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Geist der Noth umschwebt, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spitze eines Heers zieht sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe stürzt der Rebellenstrom in Oesterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihm mit freudigem Beifalle empfängt. „Kein Unterschied der Religion soll mehr sein, gleiche Rechte für alle christlichen Kirchen.“ — Man habe gesiegt, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und die nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Ausbruch. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er den tobenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschließen, war in der Stadt die ältere wiegende; die auf dem Lande gegen schen Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einen Wasserthurm eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu erzwingen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wammes. „Ferdinand!“ schnaubte er ihn an: „wirst Du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verzeihen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu sein, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Mänrer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in des Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaisertitel verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den bewaffneten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechselt sein Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele vom Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Zuzug nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studenten selbst, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General Bucquoi hatte den Grafen Mannsfeld bei Budweis aufs Haupt geschlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gegelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetzt waren auch die Pässe wieder frei, die der Feind besetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besteigen, so war es jetzt um so wichtiger, seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidendste Zeugniß für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beistande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieselbe Kabale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am wenigsten aber Ferdinand, der entschlossene Ver-

folger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieß zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Baiern, und nach Weigerung desselben dem Herzoge von Sachsen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten stellten nichts unversucht, Ehursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt, gegen Ferdinand einzunehmen, und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erbeinung Ferdinands auf den Kaisertitel, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privat-Angelegenheiten dieß Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenvorstellungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben. Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Churstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Churstimmen waren sein, auch die fürstliche war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die curpfälzische Neuerheit erklärte im 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Auch alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Troß jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliefert, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, alster Ansprüche auf ihre Krone verlustig, und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Anspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Baiern und Sachsen einige Stimmen gebört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Kalvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Churfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privat-Interesse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich der Fünfte war von einem feinen und aufgeweckten Geiste, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Baiern, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der Kalvinistischen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Allein, was auf dem Prager Reichstage geschah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war bei der ganzen Verhandlung ja thätig gewesen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der ge[illegible]nlichen Art schwebte er Stufen wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte seine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und Baiern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Mitchurfürsten, Alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwegen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er sich stürzte. Selbst König Jakob von England wollte seinem Eidam lieber eine Krone entreißen sehen, als die gebeiligte Majestät der Könige durch ein so schimmerndes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geweigten Zweig eines vorübergehenden Regentengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn bei Aufruhs und der Freiheit; von ihm, ihrem geborenen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen, soll er seinerzeit Religion und Freiheit verrathen? Eben diese Religion zeigt ihm die Uebertegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hinlegreicht haben, ihm die Größe des Wagestücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn hoffete dem Ehrgeize und der Gewinnsucht aller seiner pfälzischen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden Kalvinischen Schwärmer entzücken. Konnte ein so schwankender Kopf den Vorspiegelungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmäßig übertrieben, als sie die Macht des Feindes herunterseßten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Betrogische Träumereien erfüllten seinen Kopf mit sinnlicher Hoffnungung; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. „Konntest du dich vermessen,“ sagte die Churfürstin

zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, „und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig „die entgegenbringt? Ich will lieber Brod essen an „deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische schwelgen.“

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispielloser Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichsämter aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Niederländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, daß Fremdlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthume, das er seinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der österreichischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstoßen. Unterdessen verband Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voll Argelist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfsleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Oberösterreich; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Pressburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Bouquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch zwölftausend Siebenbürgen verstärkt, und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte sie auch Neue. diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten. die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese enge Grenzen beschränkt hatten, sah sich zur Nachgiebigkeit verurtheilt. Er schickte seine Hauptstadt zur Uebergabe; sah sich zum zweiten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück; zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In mehreren Provinzen änderte sich nun Alles, und durch seine staatsklüge Thätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sachen in eben dem Maße, als Friedrich die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Mehrern, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So sahe der Kaiser in einem seiner Erbländer wieder festen Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, sich aus mächtiger Hülfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Churfürsten, und zu München den Herzog Maximilian von Baiern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Unionen und die Ligue an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Anschlag dieses Krieges. das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschlande schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Unien, bewogen den Herzog von Baiern und alle Fürsten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem Letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsauslagen und aller zu erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der ligistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, verderben vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Antheile an den böhmischen Kriege verurhegen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, riefen sie an den Herzog von Baiern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine sonnenklare unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Machtverbindung mit der katholischen Partei riefs mächtigen Beistandern; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partei, und machte den Krieg unvermeidlich. durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andere Bewegungsgründe obwohl auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Unien als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Bedrohte das Baiern und die Ligue sich für den Kaiser verwahrten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die sächsische Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegenstellte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, allzeit. Außer einem Geldvorschusse von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Anfall auf die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniß zu ziehen suchte, erweiterte man zu gleicher Zeit

dem Gegenbündnisse der Protestantischen auf das Nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgniß zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, daß die Absichten der Ligue darauf angelegten sey, ihnen die sekularisirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen die Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl hintangesetzt worden zu seyn, obnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der intrigante Zankteufel dem reformirten Bergerete, dem offenherzigen Bürgern der Pforte, auf ein Haar vergeben, daß sie viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen stießen, und der römische Antichrist nur dem heftischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand Alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein ausschließendes engen Bündniß mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Bürgern der Pforte, begierte er die sämmtlichen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unterdrückung der Christenheit seine eigene Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unmäßiger Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Rechte der Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die seltsamschlagene Erwartung der böhmischen Großen erfüllte ihren Eifer, das Andenken fremden Beistands stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Etaatsschäkereien; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem theatralischem Prunke und übel angebrachter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinne besorgte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone Ruh zu werben, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupt zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistande verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zweck ihres Bundes; und diese ihm ergebene Reichsstände setzte bittre Furcht vor dem Kaiser, Eroberlachen und Hessendarmstadt hatte Ferdinand für sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt. Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dünemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern. Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König Jakob von England wurde von der spanischen Angst betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand. So schnell hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern stand unter Maximilians Fahnen bei Donauwörth versammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen von Anspach. Der entscheidende Augenblick sahen endlich herbeigekommen zu seyn, der diese lange zweideutig durch einen Hauptstreich entscheiden und das Verhältniß beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Empfindlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr aber erstaunte man, als auf einmal die Botschaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreich Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit annahmen. Das französische Ministerium, durch seinen Heinrich den Großen mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, schwankte jetzt das Wagestück des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrößerung der Kalvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne bebaupten sollte. Mit seinen eigenen Kalvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faktion in Böhmen so sanft als möglich unterdrücken zu sehen, die die Faktion der Hugenotten in Frankreich sich ein ausdrückliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen gesammt freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und der Ligue als Mittelsperson dar, und vergleich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, „daß die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben, und den Beistand, welchen sie Friedrich dem Fünften leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte.“ Maximilians Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den slavischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Herre, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Baierns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Unmasse Vergieln ihrem Schicksale überließ. Sonetter, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf seinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Bucquoi an sich, und diese kaiserlich-baierische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünftausend Mann anwachsend, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Thore; nichts hinderte den verjagten Kaul Maximilians. Mittlerweil zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, konfervirte diese Schnelligkeit des Herzogs, und verschaffte ihm den Sieg. Nicht dreißigtausend Mann hatte Friedrich beisammen; achttausend hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, zehntausend Ungarn ließ Bethlen Gabor in seinen Farben stoßen. Ein Einfall des Churfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm

alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Verbindung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine Böhmen, und diesen selbst es an gutem Willen, Einmuth und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen deutsche Generale zurückgesetzt. Graf Mannsfeld hielt, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen parkirt, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, sinnen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-baierischen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Baiern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen, kaum etliche Hundert von den Kaiserlichen und Bundsgenossen. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederzuschießen hieß. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl veranstalte. Ein Courier zog ihn endlich vom Tische, und von dem Worte herab gelagt sich ihm die ganze sorgenvolle Scene. Um einen übereilten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von vierundzwanzig Stunden; acht waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts auf der Hauptstadt zu flüchten. Die Flucht gelobt mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine abtrünnigen Bayern, und Friedrich seine Krone zurückließ. „In weiß nun, wer ich bin," sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück und lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind."

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es anfaßt. Mannsfelds fliegendes Commando stand noch in Pilsen und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen. Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind anfeinden — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unterthanen der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen. Thurn und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürsten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Gründe huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schlesier und Mährer. Drei Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese sattsame Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an Einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Acht und vierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Kommission gezogen, die aus geborenen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Sieben und zwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräther und Vertheidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter konfiszirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantische Prediger wurden des Landes verwiesen, die böhmischen sogleich, etwas später die deutschen. Den Majestätsbrief durchstrich Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsübung gegen die Protestanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsfreiheiten der Böhmen erlaubte, unterlagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, sich selbst zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge setzte Ferdinanden in den Besitz aller seiner Staaten; ja, er gab sie ihm sogar mit einer größern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet worden, und sein Majestätsbrief seiner landesherrlichen Hoheit mehr bestimmte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt kannte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschlusse, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in Eines Menschen Hand; nie stifteten eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, aus dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszuge gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des Deutschen Reichs und die Vertheilung seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Partei nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in staatsklugen Einträgen zusammenbalancirt, um ihrer Gegenpartei gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichskonstitution mehr begünstigt war, so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke vortrefflicher Länder, streitbare Fürsten, einen tapfern Adel, zahlreiche Armeen, weitverbreitete Reichsstädte, die Herrschaft des Meers, und auf den Gränzen Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholischen Spanien und Italien zu ihrem Bestande beitragen konnte, so dünneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Churfürstencollegio drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Mitwirksamkeit zu vereiteln verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Liga in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverbindnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbrauchbar blieb der entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verderben seines Abnherrn Moritz, der Umfang seiner Länder und sein Gewicht seiner Stimme, stellten den Churfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden streitenden Partein den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermehrte sorgfältig, sah er einem von beiden ganz zu verschenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unaufgefordert von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinrift, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem soldaten Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu vertheidigen. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mit dem Strome die protestantische Sache verlasse; daß er der Verpflanzung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihm anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde; so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundsgenossen tänzte, und seiner Versprechungen spottete, wenn Johann Georg dieß endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hintergieng!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden, so dienten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den sinnlosen Georg Wilhelm von Brandenburg in zwei feindseligen Extrem. Was man diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer Rathschläge und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestücke hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verbindung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Länder und die schlechte Harmonie seiner Verderrscher wurde die Macht des spanischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand vereinnigt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entzweiete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der Religion unterbrach zwischen Darmstadt und Kassel eine verbrüderliche Vereinigung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Confession zugethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut vergossen, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den fürchterlichen Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partei der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erboßen, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Adgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erste, der seinen Heldenarm freiwillig den schwedischen Helden brachte, und Deutschlands Fürsten ein Beispiel gab, mit welchem Feinde den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluß verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein plündernd Land, und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es werth, unter den berühmtesten Stamme der Ernestiner zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam ersahen die der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unerschrockener Fürst! Langsam, aber gewiß ging er auf. Deine Leiden kamen wieder, und auf deine Enkel fiel der Heldengeist herab. Ein tapferer Ge-

ſeligen von Hirſchfeld geht hervor, daß Thüringens Bürgern, durch wallenſteiſche Truppen bey Arnſtadt zu verhindern, daß den Einfall von hiſigem Hauſe ſich, durch aufgeſtandene wenige Landesmänner feindlich gewehren, Truppen zu verſtärken. Diese Länder ſogar der Sprache des Evangeli einen neuen, aber mit der patriotischen Tugend, verbunden da ist verbreitet, mit dem Jahrzehnt, der ein Jahrzehnt, der Thron ihrer Fürſten wankend machen wird. Diese und Deutſchlands Noth ſchuf ihnen gegen Hasdrubal Gelegenheit einen heiligen Degen, und von einer Hellebarde zur andern rief ſich die unerlogne Zeit. Bey Münzen verſchwinden ſie, weil ſie als Herrſcher nicht vorkommen, und ſeinen einen allgemeinen Tod — als die tapferſten Schützen der Freiheit. Sie ſprangen an Landern, und mit eigenen Ihnen ihren Feind anzuſehen, riefen ſie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Heeren zum Sieg.

Deutſchlands Fürſten, aufgeſtanden von den mächtigen Ländern, auf welche doch allein ihre Wortheit zurückſieht, wurde von einer neuen Angſt Pfingen verſchwungen, ſie welche ſo kaum einen Mond brich. Der Neid von Ländern und Völkern trennte den Mann; Mangel an heilen machte Heiden. Neue Soldaten. Verabredung u. ſ. w. ſo ſchützen ſie vergebens, ſo ſah man die Anhalt, die Mansfeld, die Pfingen von Weimar u. a. die Blut in mörderlichen Schlachten verſchwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Chesterung, von Württemberg, die Markgrafen in Brandenburg, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gaſtfreundlicher Name war, entzogen ſich ſorgfältig dem Kampfe mit dem Kaiſer, und bewahrten ſich unbefleckt unter ſeine gewaltſamen Hand.

Oeſterreich und beſtätigte der Deutſchland beſtimmen an den Herzog Maximilian von Bayern ein noch von ſo mächtigen als Freundſchaft und tapferen Beiſtand. Im ganzen Lande herrſcht Einigkeit einen einzigen feurigen Plan gefaßt, und unaufhaltſam ſchien ſeinem Staatsreichthum und ſeiner Religion, die Macht Oeſterreich, das für ſeine Größe erzeugt war und von einem rettenden Arme gerettet. Hier Maximilian ob verloren, die Völkern und Länder, verlaſſt und verſtreuten, von einer beſſern Zeit, als der Mittler, zu einander. Die Letzten Ereigniſſe ihre Seinige, gaben Trieb geſchickter Plätzen, zu unterſtützen, von den Feindlichen zu gewinnen, bey der Vereinigung einer Länder anſetzte, machten nach einander Opfer der Kaiſer, und vergrößerten ſich an Kraft und auf ihren Kampfen einen Zuſatz zu verſtärken, von welchem ſie ſich zu Zeiten nicht zu ſtehen wagten. Kur, entweder Ehrgeiz Oeſterreichs oder Bayerns, wurden unter Maximilian in Staaten verſetzt, daß in den Händen ſeiner Fürſten waren ihre verſchiedenen Macht von Bedeutung.

Die ſpaniſche Monarchie, welche Karl der Fünfte und ſein Sohn und den Niederlanden, und Mailand und beiden Indien, und den weitläufigſten oft und weltumfaſſenden Ländern ausmachten gekommen gewaltig, welche ſich ſchon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von nun ſtandhaften Geiſte zu einer ſtandhaften Größe gerichtet, ſah man dieſe Monarchie an einer langſamen Zehrung ſchwinden, weil ihr die Mittel der Staaten, der Zeiten, entgegen wurde. Die verſchiedenen Eroberungen hatten Spanien in Armuth geſtürzt, um alle Mächte Europens zu verderben, und Monarch zu Monarchen, Beuteſig und Genua wetteiferten damit mit den Größe, daß noch in den Staaten von Peru einſtel. Indem waren hatte man die ſpaniſchen Länder eingeführt. Intimt Schätze an die Niederlande brennig Holland, an daß ſpaniſche Projekt, der franzöſiſche Thronſtreit umgeſtalten, an einen neuen gefährlichen Angriff auf England verſchwendet. Aber der Geiſt ſtarkt Herrſch unter dem Zuſammenfall ſeiner Größe, der daß ſeiner Feinde ſeine Zuſammenſtarkt überſtehe, und bey Schwächen ſtarken noch um die verlorene Höhe des Thrones zu ſchwingen. Das Widerſtreben der Provinzen und den Miniſterium Philipps des Vierten in die gefährliche Staatskunſt ſeiner Vorwe, und bey den brennenden Karbonaden verſtand noch immer daß Vertrauen auf ſpaniſche Höhe, und den Mangel an Gelegenheit, die Kraft der Monarchie gegen die Kraft ihrer Feinde zu meſſen, an denen ihre Mittel ſich verſchwächt, und die Meynung von ihren Kräften blieb, weil ſie den vollen Ton einer geſetzten Tage feſthielten. Offenen zu Hauſe und Fremde lange auf einem eigenen Kreuze, gegen die ſpaniſchen Staatsverwaltungen einen kräftigen Widerſtand überſtehen, und es iſt erkannt, zu gewinnen, es der Bedienſt, den ſie leiſteten, der öſterreichiſchen Verbindung bey weitem war, wenigſt die beſt den Lauf bemerken erkannt wurden. Hinter den Pyrenäen wurde von unmündigen Händen und ſchwachen Gliedmaßen Europens Schickſal geſpannen. Aber auch in ihrem tiefſten Verfalle ſtraft eine Macht ſpaniſchen einiges, die den erſten an Umfang nicht wich, die, wo nicht auch Hauptſtütze Politik, doch auf Gewerbsfleiß beym ſeinen Staatsſyſtem unterſtützt geſtanden wurde. Die gelehrte Kraften und tüchtige Gewerbe beſaß, hier, wo die Krieg nicht zerſtörte, zu dem Dritte der Thätigkeit griff, und über ſchwächen Gewerbe als Mordbrenner zu gewinnen wußte. Daß ſie gegen drei Weltgegenden einhöhe, ſahen ſie gegen Oſten und Weſten zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Gewalt, wenn ihr der langſt verſtreuten Kräfte gelang, ſich gegen den Norden und dem ſüdlichen Meere und den Europäen Oeſterreich zu vereinigen.

In großer Verwunderung bey heutigen Staaten hatte ihr daß ungeheure Macht in Italien erregt, wo die verſchiedenen Staaten und Republiken verſtreuten alle verwandten Bemerkungen die ihre Verſtreuung gefunden wurde. In der ariſtokratiſchen Lage ſchien ſie der Pfingſt, und die ſpaniſchen Beſitzungen gaben Venedig und Mailand in die Hand der Spanien. Die Republik Venedig hat ſich gründen den Mittelpunkt am Land und dem ſpaniſchen Mailand ſtreiten. Savoyen kam gegen ſich eben ſolchen Lande und Frankreich in Verbindung. Dieses hat wandernde und gewinnſüchtige Politik, welche die Mutter des Glücks dem Lagen von den Staaten Italiens gebauten wurde. Der ungeſtüme Prinz, welche die Pfingſt nur gehaben, erwuchs die Gemeinheit zwiſchen ihrer eigen, wechſelnden Staatsſyſtemen. Wenn die Natur den Cyklopen keine Anordnungen in einer gab, als die Perſpektiven erzeugt und die Schwachheiten ſich ſie dagegen zu ſehen, ſo hatte der Cyclope Miniſter, die Maſſen der Perſpektiven zu ſpannen, die ſeinen Nachbar einen Glanz ſtehen, eine Gefährlich zu verbergen. Das Eine war das Andere bereits die Verſtreuung, je nachdem die Pfingſt mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geiſtliche beſorgt ſchien, wurden, in Gängen aber einzeln ſich der ſtaatliche Staatskunſt nach der verſchiedenen Gefahr — und ſo

iſt bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bewegen pflegt, als die Begierde, ein längſt verlorenes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie ſich der Statthalter Chriſti mit dem öſterreichiſchen Hauſe zum Untergange der Ketzer, und wie ſich eben dieſer Statthalter Chriſti mit eben dieſen Ketzern zum Untergange des öſterreichiſchen Hauſes verbinden konnte. Bewunderungswürdig verſtehen ſich der Zeiten der Weltgeſchichte! Was mögte wohl aus der Reformation, was aus der Freiheit der deutſchen Fürſten geworden ſeyn, wenn der Biſchof zu Rom und der Fürſt zu Rom verſtändig Ein Intereſſe gehabt hätten?

Ferdinand hatte mit ſeinem vortrefflichen Heinrich einen ganze Gebäude und ſein ganzes Gewicht auf der proteſtiſchen Waage Europens verloren. Eine ſtürmiſche Minderjährigkeit genoſſene alle Wohlthaten der vortrefflichen kraftvollen Regierung. Unſelige Miniſter, Geſchöpfe der Gunſt und Intrigue, zerſtörten in wenigen Jahren die Schätze, welche Philipp's Oekonomie und Heinrich's Sparſamkeit aufgehäuft hatten. Kaum verwandt, ihre erſtaunliche Gewalt gegen innere Feſſeln zu gebrauchen, maßten ſie ſich an, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Wahnſinn, welcher Deutſchland gegen Deutſchland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Anfruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt ſeine Herrſchergröße vor an, von ſeiner eigenen Mutter und ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen zu verlieren. Dieſe, durch Heinrich's erſchütterte Feſtigkeit in Freiheit geſetzten, ergriffen jetzt, durch die Gelegenheit aufgemuntert und von einigen unternehmenden Häuptern ermuntert, zum Gewehr, gien den ſich in Staat zu einem eigenen Staat zuſammen, und beſtimmten die feſte und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. In wenig Staatsmann, um durch eine weiſe Toleranz dieſen Dürgerkrieg in der Geburt zu erſticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte ſeines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen. Statt ſich Ludwig der Dreizehnte bald zu den entſcheidenden Schritte gebrauch, die Unterwerfung der Rebellen durch große Gelindmuthen zu erkaufen. So ſehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mögte, die Rebellen in Böhmen gegen Oeſterreich zu unterſtützen, ſo unthätig mußte Heinrich der Vierten Sohn ſie jetzt noch ihrem Untergange ſehen, geſchlagen genug, wenn ſich die Katholiken in ſeinem Reiche ihrer Glaubensgenoſſen zeitig bei Rhein nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geiſt am Ruder des Staats würde die Proteſtanten in Frankreich zum Gehorſam gebracht, und ihren Beſchern in Deutſchland die Zeit des erſtaunten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erſt Richelieu ſollte ſeine Staatskunſt wieder hervorrufen.

Indeſſen Frankreich von der Höhe ſeines Anſehns wieder herunterſank, verſtärkte ſich Spanien durch Holland den Bau ſeiner Größe. Noch war der vereinigte Muth nicht verraucht, der, von dem Geſchlechte Oranier entflohet, dieſe kaufmänniſche Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und ſie tüchtig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mehr denn dreißigjährigen Kriege gegen das ſpaniſche Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel ſie ſelbſt bei ihrer Befreiung fremdem Beiſtande ſchuldig waren, brannten dieſe Republikaner von Begierde, ihren deutſchen Brüdern zu einem ähnlichen Schickſale zu verhelfen, und noch nie ſo mächtig gegen den nämlichen Feind ſtritten, und Deutſchlands Freiheit der Freiheit Hollands zur beſten Bruſtwehr diente. Aber eine Regentin, die noch um ihr eigenes Daſeyn kämpfte, die mit den verwandtenmüthigſten Anſtrengungen einem übermächtigen Feinde zu wehren hatte, gewann Gewalt genug, ihre Kräfte der vorherrſchenden Geiſtesverwirrung nicht entziehen, um ſie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verſchwenden.

Auch England, obgleich unterdeſſen durch Schottland vergrößert, hatte unter ſeinem ſchwachen Zepter in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrſchergeiſt ſeiner Eliſabeth zu verſchaffen gewußt hatte. Unvergeſſen, daß die Wohlthaten ihrer Zwiſt an der Eiferſucht der Proteſtanten befeſtigt ſey, hatte ſich dieſe kunſtloſe Königin nie von dem Grundſatze entfernt, jede Unterdrückung zu verhindern, die auf Verringerung der öſterreichiſchen Macht abzielte. Ihrem Rathſchlage fehlte es ſowohl an Geiſt, deſſen Grundſatz zu faſſen, als an Muth, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die ſparſame Eliſabeth vor Sold nicht ſcheute, um den Rebellen gegen Spanien, Heinrich den Vierten gegen die Macht der Liga beizuſtehen, ſo überließ Jakob – Zodier, Geiſt und Hände der Günſtlinge eines unverſöhnlichen Feindes. Während daß dieſer König ſeine Geſetzmäßigkeit erniedrigte, um den Urſprung der königlichen Majeſtät im Himmel anzubeten, ließ er das ſchönſte auf Erden verlaſten. Indem er ſeine Dorrechtsamkeit anſtrengte, um das unumſchränkte Recht der Könige zu erweiſen, erniedrigte er die engliſche Nation an das übrige, und verſchwendete durch eine unnütze Selbſtvertheidigung ſein königliches Regal, das Parlament zu entwaffnen und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angeerbtes Grauen vor jeder blogen Klinge ſtarrete ihn auch von dem gerechteſten Kriege zurück; ſein Lieblung Buckingham ſpielte mit ſeinen Gewiſſen, und ſeine ſtaatsklugſtänige Eitelkeit machte es der ſpaniſchen Argliſt leicht, ihn zu verblenden. Während daß man ſeinen Sohn in Deutſchland zu Grunde richtete, und das Erbrecht ſeiner Enkel an Andere verſchenkte, ſog dieſer blödſinnige Fürſt mit gluckſeligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oeſterreich und Spanien ſtreuten. Um ſeine Nachgiebigkeit von dem deutſchen Kriege anzulocken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der ſpaßhafte Vater rüſtete ſeinen abenteuerlichen Sohn ſelbſt zu dem Ritterſpiele aus, mit welchem dieſer ſeine ſpaniſche Braut überraſchte. Die ſpaniſche Braut verſchwand ſeinem Sohne, wie die böhmiſche Krone und der pfälziſche Churhut ſeinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, ſeine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beſchließen, den weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von Weitem zu führen.

Die bürgerlichen Söhne, durch ſein ausgeſtrecktes Regiment verwöhnet, erwachten unter ſeinem unglücklichen Sohne, und nöthigten bisher bald nach einigen unerheblichen Verſuchen, jetzen Antheil an dem deutſchen Kriege zu entſagen, um die Waffen der Zwietracht in ſeinem eigenen Reiche zu ſchärfen, von denen er endlich ein beklagenswürdiges Opfer ward.

Zwei verheerende Kriege, an verſchiedenen Nationen einander zwar bei Weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Nahmensgröße, ſetzten der Welt den europäiſchen Norden in Flammen. Unter der langen und thätigen Regierung Chriſtians des Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Der perſönlichen Eigenſchaften dieſes Fürſten, eine vortreffliche Marine, außer-

liſche Truppen, wohlbefeſtigte Zwingen und Baarſchaft Bündniſſe verringern ſich, darum Staat ein neu blühenden Wohlſtand von Innen, und Ansehen von Außen zu verſchaffen. Schweden hatte Guſtav Waſa aus der Knechtſchaft gerettet, durch eine weiſe Geſetzgebung aufgeklärt, und den neu geſtalteten Staat ſogleich an den Tag der Weltgeſchichte hervorgezogen. Und dieſer große Prinz war im vollen Glanzbriefe emporwirkte, wurde durch ſeinen geliebten Enkel Guſtav Adolph verherrlicht.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zuſammengezwungen, und kraftlos in dieſer Vereinigung, hatten ſich zu den Zeiten der Reformation gewaltſam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. Es ſchämten ſich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwieſen, ſo nothwendig war den gute treuliche Staaten nachbarliche Freundſchaft und Harmonie. Auf beide ſchaute ſich die evangeliſche Kirche, beide hatten tiefſinnen Meere zu bewachen; Ein Intereſſe hielt ſie gegen denſelben Feind vereinigen ſollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöſt hatte, fuhr fort, die klugen getrennten Nationen feindſelig zu entzweien. Noch immer trennten die dänſchen Könige ihren Anſprüchen auf das ſchwediſche Reich nicht entſagen. Schweden bot Anbeiten der vermeſſen dänſchen Tyrannei nicht verbannen. Die zuſammenſtoßenden Grenzen beider Reiche waren der Nationalfeindſchaft einen ewigen Zunder dar; die wachſame Eiferſucht beider Könige und unvermeidliche Handelsſtreitigkeiten in den nordiſchen Meeren ſtießen die Quelle des Zwiſts nie verſiegen.

Unter den Hohenſtaufen, beſonders Guſtav Waſa, der Ehefer des ſchwediſchen Reichs, ſeiner neuen Schöpfung Feſtigkeit zu geben geſucht hatte, war die Kirchenreformation eins der wirkſamſten geweſen. Ein Reichsgrundgeſetz ſetzte die Anhänger des Papſtthums von allen Staatsämtern aus, und verbot ihnen ſtändigen Beherrſcher Schwedens, den Religionseigenſtand des Reichs abzuändern. Aber ſeinen Guſtavs jüngſter Sohn und jüngſter Nachfolger, Johann, mit zu dem Papſtthum zurück, und deſſen Sohn Sigismund, zugleich König von Polen, erlangte den Scepter, welche zum Untergange der Verfaſſung und der herrſchenden Kirche abzielten. Karl, Herzog von Südermannland, Guſtavs dritter Sohn, an ihrer Spitze, hielten die Stände ihrem bergbaften Widerſtand, verrauh jedoch zu offenbarer Bürgerkrieg zwiſchen dem Thron und Reich, zwiſchen den Königen und der Nation, ſich entzündete. Herzog Karl, während der Abweſenheit des Königs Verweſer des Reichs, bewegte Sigismunds lange Reſidenz in Polen und den erzeugten Unruhen der Stände, die Nation ſich auf Seite zu verbinden, und ſeinem eigenen Haupt unzuwendet den Weg zum Throne zu bahnen.

Der abweſende Monarch Sigismund beſchränkte ſeine Anſtrengung wenig. Eine allgemeine Reichsverſammlung erlaubte ſich, zum Vortheile des Reichsverweſers von dem Recht der Erſtgeburt abzuweichen, welches Guſtav Waſa in der ſchwediſchen Dynaſtie eingeführt hatte, und ſetzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft feierlich ausgeſchloſſen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Zwölften regierte, war Guſtav Adolph, dem auf einen dieſen Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung verſagten. Aber wenn die Verabſcheuung zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ein Staat ſein nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern ſchieben, ſo muß es einer ganzen einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſeyn, einen ungerechtigen Beherrſcher ihrer Rechte aufzuforderungen, und ſeinen Platz durch einen würdigern zu beſetzen.

Guſtav Adolph hatte bei ſeinem Tode ſeinen noch nicht vollendet, als er ſchwach. Kaum drei Jahre nach Tod ſeines Vaters erlebigt wurde; aber die frühe Reife ſeines Geiſtes ermunterte die Stände, den gefährlichen Zeitraum der Minderjährigkeit zu ſeinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem allerreichen Schatze über ſich ſelbſt erhoben er eine Regierung, die den Sieg zum beſtändigen Begleiter haben und ſiegend endigen ſollte. Die junge Chriſtina von Brahe, eine Tochter ſeines Unterfeldh, hatte die Prüfungen ſeiner großen Jugend, und ſein Zutrauen war aufrichtig, den ſchwediſchen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umſtänden begünſtigen, unterwarf ſich ſeine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausſchließend ein Herz, das nicht beſtimmt war, ſich auf das ſtille häusliche Glück einzuſchränken.

Chriſtina der Vierte von Dänemark, König ſeinen, die Guſtav bei Tode ihrer Mutter erzielte, hatte die ſchwediſchen Grenzen angefallen, und über den Vater dieſes Helden wichtige Vortheile errungen. Guſtav Adolph eilte dieſen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weiſe Aufopferungen den Frieden, um ſeine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie verfolgter ihn der grauſame Tod Kaiſer Ferdinands, bei Ruf ſeiner Völker in unaufhaltſamen Siegen zu verfolgen, war ein gerechter wurde nie von ihm verſchmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und bei ſchwediſche Reich ſah ſich mit wichtigen Provinzen gegen Oſten vergrößert.

Unterdeſſen hatte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindſeligen Geſinnungen fort, wegen der Vater ihn bezeichtigt hatte, und ſich ſeiner Hoffnung unverſöhnt, die Unterthanen Guſtav Adolphs in ihrer Treue wankend, ſeine Freunde kaltſinnig, ſeine Feinde unverſöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenſchaften ſeines Gegners, noch die gebieteriſchen Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden ihrem angebornen König gab, konnten jenen verblendeten Fürſten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlorenen Thron wieder zu beſteigen. Alle Friedensvorſchläge Guſtavs wurden mit Uebermuth verſchmäht. Unwillkürlich ſah ſich dieſer friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Polniſch-Preußen der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Guſtav Adolph immer der Erſte bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieſer ſchwediſch-polniſche Krieg war kaum in Anfang des dreißigjährigen in Deutſchland, und verſchwor er in Verbindung dieſe. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die ſchwediſche Krone einem proteſtantiſchen Prinzen ſtreitig machte, um ſich der thätigſten Freundſchaft Spaniens und Oeſterreichs verſichert halten zu können; eine bequeme Verwandtſchaft mit dem Kaiſer gab ihm noch ein näheres Recht an ſeinen Schutz. Das Verbrechen auf eine ſo mächtige Seite war es auch vergeblich, weil den König von Polen zur Verſtärkung eines Krieges aufzumuntern, der ſich ſo fern zu ſeinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und

Dora unterlassen nicht, ihn durch praktische Vorstellungen bei guter Laune zu erhalten. Indem Gustav Adolf in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundesgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn seine Staatsgang gegen den Frieden in gleichem Verhältniß mit seinen Niederlagen stieg. Die Hartnäckigkeit, mit der er seine ehemalige Hoffnung verfolgte, verwickelte ihn die Wagen gegen die ersahrene Politik seines Bundesgenossen, der auf seine Unkosten nur den sämmtlichen Helden beschäftigte, um desto ungestörter der Freiheit des deutschen Reichs nachzustreben, und dadurch den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustavs Heldengröße zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser ausschweifende politische Krieg war entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Friedenswerkzeug Gustav Adolphs zu gestalten, in einer langen Feindschaft die sämmtlichen Heere zu üben, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Wunder thun sollten.

Nach dieser notwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Ausgang, den ihrer Wiedereroberung ihm gewiesen hatte. Eine Summe von vierzig Millionen Gulden, welche die Konstitutionen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen sein, ihm und seinen Alliirten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermeßliche Summe war bis in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge verronnen. Herzog Maximilian von Baiern, dessen siegreichen Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand schätzte die ganze Vereinbarkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auferlegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eigenem Verlaufe zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das Glänzendste zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben. Die Kunste hierbei gefanden, als auf Unkosten benachbarter Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Verpflichtungen sowenig genau spezifiziert waren, daß sie nicht durch Gewaltthätigkeit durch das Anlegen der Gesetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden konnte, und ein neuer Krieg wurd eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, den Ferdinand hierbei empfinden zu verstecken. Bis hierher hatte Ferdinand Blut für seine Erbstaaten gedürstet, und seine andere Absichten, als die der Selbsterhaltung, erfüllt. Jetzt aber, da der Krieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner verwandtschaftlichen höhern Pflichten, und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, gethan, will Gelübde seinen Thron und seinen Lebens ihrer Vertheidigung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde ungertrennlich verbunden. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammenfanden. Die pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, setzte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und außerordentlich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Baiern mit dem Lande seiner Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er vermehrte einen Feind, den er hasse; er erwarte seinem Eigennutze ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die dauerhafte Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Achtsdekret sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses Letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkührlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, den alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle notwendig machen, erklärte den Churfürsten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verletzung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerin des vorgunklichen Kreises, dem Herzoge von Baiern und der Liga aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, sie würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Umverpflegung kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Baierns und der Liga zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürsten ausgesprochen war, schwankte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündnisse hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überließen sie den Churfürsten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Mißhilfe des Kaisers, schwuren die Union ab, und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unerschrocken hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen Friedrich verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers überlassen; ein einziger Mann, ein Glücksritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, Ernst Graf von Mansfeld, wagte es, an der böhmischen Grenze Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Churfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unmittelbar dazu, ob dem Friedrich seine Beharrlichkeit dauchte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen Stand, bis seine Truppen, von der Seuche getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, saß man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union vor abschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in Kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten

tonne. Unterdeſſen, wohin dieſer Schwarm ſtürzen würde, plünderten ſchon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ind Gedränge getrieben von dem Herzoge von Baiern, der als Vollſtrecker der Reichsacht in die Oberpfalz einbrang, mußte Mansfeld auch dieſer Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nachrückenden baieriſchen General Tilly entſprungen, erſcheinen er auf einmal in der Unterpfalz, und überbert an den rheiniſchen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkiſchen angethan hatte. Während daß die kaiſerlich-baieriſche Armee Böhmen überſchwemmte, war der ſpaniſche General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem anſehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Union Bergzeich der Unions zu vertheidigen erſandten. Aber die Maßregeln waren ſo ſpät genommen, daß ein Platz nach dem andern in ſpaniſche Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von ſpaniſchen Truppen beſetzt blieb. Der ſpaniſche General Corduba, welcher dieſe Truppen nach dem Abzuge des Spinola beehrtigte, bot endlich die Belagerung Frankenthals auf, als Mansfeld in die Unterpfalz einirrat. Aber anſtatt die Spanier aus dieſer Provinz zu vertreiben, eilte dieſer über den Rhein, um ſeinen verbündigen Truppen in dem Elſaß ein Feſt zu bereiten. Zur ſchrecklichſten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche ſich dieſer Räuberſchwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten ſich die Städte von der Plünderung loskaufen. Geſtärkt von dieſem Zuge, zog ſich Mansfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein ſolcher Arm für ihn ſtritt, war Churfürſt Friedrich nicht unwerthen verloren. Neue Anſichten fingen an, ſich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in ſeinem Glücke geſchwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugeſehen hatte, wie ſein Eidam die böhmiſche Krone verlor, erwachte auf ſeiner Glückſeligkeit, da es die ganze Größe ſeiner Tochter und ſeiner Enkel galt, und der ſiegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug bewegte er jetzt ſeine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als dieſe dahin war, den Grafen von Mansfeld mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Dann ein wurde auch ſein naher Anverwandter, König Chriſtian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der atlantiſche Freundſchaftsbund zwiſchen Spanien und Holland betrachtete jedoch den Kaiſer alles Beiſtandes, den er von den Niederlanden auf zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als Alles dieſes war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erſtand. Der Stillſtand Gaborts mit dem Kaiſer war kaum zu Ende, als dieſer furchtbare alle Feind Oeſterreichs Ungarn auf's Neue überſchwemmte, und ſich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend ſchnell waren ſeine Fortſchritte, ſo daß Bouquoi Böhmen verlaſſen mußte, um Ungarn und Oeſterreich gegen Gabern zu vertheidigen. Dieſer tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäuſel ſeinen Tod; ſchon vor der war der eben ſo tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufhaltſam drang Gabor an die öſterreichiſche Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Hoß und ihren Arm mit dieſem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachtheiliger Angriff von deutſcher Seite, während daß Gabor den Kaiſer von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Sache ſchnell wieder verderben können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutſchen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte; immer hatte dieſer tapfere Krieger erſchöpft, wenn ſeine anſtrengen ſich zu erholen.

Friedrich hatte indeſſen nicht geſäumt, ſich ſeinen neuen Beſchützer, Mansfeld, in die Arme zu werfen. Verleidet erſchien er in der Unterpfalz, von welcher Mansfeld und der tapfere General Tilly ſich riſſen; die Oberpfalz hatte man längſt überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als auch den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erſtanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Kirchlied verſtellen, flog ſein einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zuſammenzuziehen, welche ſich bald zu einem anſehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unverſehens ins Feld rückte und ſich mit dem Grafen Mansfeld vereinigte. Seine Markgrafſchaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, ſeinem Sohne abgetreten, um ſie durch dieſen Kunſtzug der Rache des Kaiſers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menſchliches über ihn verhängen ſollte. Auch der verwachſene Herzog von Würtemberg ſtieg an, ſeine Kriegsmacht zu verſtärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernſte daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf ſeine Siegerlorbeern zu denken. In größere Eile zog er ihr Truppen des ſpaniſchen Generals Corduba an ſich. Aber indem der Feind ſeine Macht vereinigte, trennten ſich Mansfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem baieriſchen General bei Wimpfen geſchlagen (1622).

Ein Verbündeter ohne Geld, dem man ſelbſt die rechtmäßige Beute ſtreitig machte, hatte ſich zum Beſchützer eines Königs aufgeſtellt, den einer ſeiner nächſten Verwandten zu Grunde richtete und der Vater ſeiner Gemahlin im Stiche ließ. Ein irrender Prinz irrte ſich ſeiner Länder, die er trotzig beherrſchte, um ſie einem Andern, der ihm freund war, daß wagenvolle Glück des Krieges zu verſuchen. Ein neuer Glückritter, an Staaten arm, beſte reicher an ehrenlichen Armen, überminnt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche jener aufzuhalten verzweifelte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Administrator von Halberſtadt, glaubte dem Grafen von Mansfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von gewaltgutem Muth ohne Geld auf den Beinen zu halten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Projecte, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, verſammelte er in Niederſachſen ein verwildertes Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutſchen Freiheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen von eingeſchmolzenem Kirchenſilber führte, und dem er durch ſeine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den dieſe Kinderbande nahm, war wie gewöhnlich mit ſchrecklichen Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Städte ſammelte ſie Beute, die Bisthümer an Ueberdrein zu plündern. Dem Freund und Feind dort verſtrichen, näherte ſich der Abenteurer bei der Mainziſchen Stadt Höchſt dem Main-

ſtrome, den er nach einem mörderiſchen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang ſtreitig machen wollte, paſſirte. Mit Verluſt ſeines halben Heers erreichte er das jenſeitige Ufer, wo er den Ueberreſt ſeiner Truppen ſogleich wieder ſammelte, und mit denſelben zu dem Grafen von Mannsfeld ſtieß. Vereinigt von Tilly ſtürzte ſich dieſer vereinigte Schwarm zum Zweitenmale über das Elſaß, um die Verbindungen wiederherzuſtellen. Die bei den erſten Einfalle unterſtützten waren. Während daß der Churfürſt Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihm als ſeinen Herrn erkannte, und mit ſeinem Namen ſich ſchmückte, waren ſeine Freunde geſpannt, ihn mit dem Kaiſer zu verſöhnen. Ferdinand wollte verſuchen noch einige Hoffnung beizubringen, daß Pfalzgrafen wieder eingeſetzt zu ſeyen. Von Ungarn und Oeſterreich zeigte er den verzweifelnden zu Unterhandlungen, wodurch er ihnen Ehre im Felde zu erhalten und das Aeußerſte zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der öſterreichiſchen Argliſt, war immer, trotz durch ſeine wörtliche Geſchäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Mißvergnügten des Kaiſers zu unterſtützen. Der Ruhm erklärte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von ſich legte, wenn er an die Gnade des Kaiſers appellirte, und Jakob fand dieſe Zerſtörung äußerſt billig. Auf ſein Gebeiß ertheilte der Pfalzgraf ſeinen ernſtern warnen Verſchönen, den Grafen von Mannsfeld und den Adminiſtrator, den Anſpach, und erwartete in Holland ſein Schickſal von der Barmherzigkeit des Kaiſers.

Mannsfeld und Herzog Chriſtian waren blos eines neuen Raubes wegen verlaufen; die Sache des Pfalzgrafen hatte ſie nicht in Bewegung geſetzt, alſo konnte ſein Anſuchen ſie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für welche Sache ſie ſtritten. Nach einem vergeblichen Verſuche bei Grafen Mannsfeld, in die Dienſte des Kaiſers zu treten, zogen ſich beide nach Ortbringen, wo die Aufmerkſamkeiten ihrer Truppen bis in das innerſte Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten ſie hier vergebens auf einen Herrn, der ſie dingen ſollte, als die Holländer, von dem ſpaniſchen General Spinola bedrängt, ihnen Dienſte anboten. Nach einem mörderiſchen Gefechte bei Steenwyk mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten ſie Holland, wo ihre Erſcheinung den ſpaniſchen General ſogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieſer ſchlimmen Gäſte bald müde, und benutzte den erſten Augenblick von Erholung, ſich dieſer gefährlichen Beiſtands zu entledigen. Mannsfeld ſieht ſeine Truppen in der letzten Provinz Oſtfrieslands zu neuen Thaten ſich ſtärken. Herzog Chriſtian, voll Leidenſchaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegluſtig als je, führte die Seinigen nach Niederſachſen zurück, den Handſchuh dieſer Prinzeſſin auf ſeinem Hute, und die Devize: Alles für Gott und ſie, auf ſeinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in dieſem Drama lange nicht ausgeſpielt.

Alle kaiſerlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöſet, der Markgraf von Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Chriſtian aus dem Felde geſchlagen, und die pfälziſchen Lande von den Truppen der Reichsexecution überſchwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Baiern im Beſitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die ſchimpfliche Erlaubniß, dann einen Zufluchtsort den Zorn des Kaiſers verſöhnen zu dürfen, und ein ſo genannter Churfürſtentag zu Regensburg ſollte endlich ſein Schickſal beſtimmen. Länaſt war dieſer Hof des Kaiſers entſchieden, aber jetzt erſt waren die Umſtände günſtig genug, mit dieſer ganzen Unterſuchung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiſer gegen den Churfürſten geſchehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Verſöhnung mehr hoffen zu können. Nur unter man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man ſie unſchädlich zu machen. Verloren mußte alſo bleiben, was verloren war; Friedrich durfte keine Länder mehr wieder ſehen, und ein Fürſt ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. Es ſchwer ſich der Pfalzgraf gegen das Haus Oeſterreich verſöhnlicher hatte, ſo ein beträchtlicher Theil hatte ſich der Herzog von daſſelbe erworben. So viel das Haus Oeſterreich und die katholiſche Kirche von der Nachgierde und dem Religionshaſſe des pfälziſchen Hauſes zu fürchten haben mochten, ſo viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Rechtsgefühle des bairiſchen zu hoffen. Endlich wurde, durch Verletzung der pfälziſchen Churwürde an Baiern, der katholiſchen Religion das entſchiedene Uebergewicht im Churfürſtenrathe, und ein glänzender Sieg in Deutſchland verſichert.

Dieſes Letzte war genug, die drei geiſtlichen Churfürſten dieſer Aeußerung günſtig zu machen; unter den proteſtantiſchen war nur die einzige Stimme Churſachſens wichtig. Konnte aber Johann Georg den Kaiſer ein Recht ſtreitig machen, ohne welches er ſein eigenes an den Churhut dem Zweifel ausſetzte? Einem Fürſten zwar, den ſeine Ahnherrn, ſeine Würde und ſeine Macht an die Spitze der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland ſtellten, hätte, wie es ſcheint, nichts heiliger ſeyn ſollen, als die Rechte dieſer Kirche gegen alle Angriffe der katholiſchen zu vertheidigen; aber die Frage war jetzt nicht ſowohl, wie man das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, ſondern welcher von zwei gleich gefährlichen Religionen, der katholiſchen oder der pfälziſchen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich ſchlimmen Feinden man die pfälziſche Chur zuſprechen ſollte; und im Gedränge zwiſchen zwei entgegengeſetzten Pflichten war es ja wohl nur natürlich — dem Privatbande und dem Privatvortheil den Ausſchlag beizuſtellen. Der geborene Beſchützer der deutſchen Freiheit und der proteſtantiſchen Religion erwunterte den Kaiſer, über die pfälziſche Chur nach kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und ſich im Geringſten nicht irren zu laſſen, wenn man von Seiten Churſachſens, der Form wegen, ſich ſeinen Maßregeln entgegenſetzen ſollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit ſeiner Einwilligung zurückhielt, ſo hatte Ferdinand ſelbſt durch Vertheilung der evangeliſchen Prediger aus Böhmen zu dieſer Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Verſchreibung Baierns mit der pfälziſchen Chur hörte auf, eine gegenwärtige Handlung zu ſeyn, ſobald der Kaiſer ſich dazu verſtand, den Churfürſten von Sachſen für eine Abtretung von ſechs Millionen Thaler Kriegsſteuer die Lauſitz einzuräumen.

Ferdinand befahnte alſo, mit Widerſpruch des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands, mit Verletzung der Reichsgrundgeſetze, die er in der Wahlcapitulation beſchworen, den Herzog von Baiern zu Regensburg feierlich mit der pfälziſchen Chur, doch, wie es hieß, unbeſchadet der Anſprüche, welche die

Egmonts und Hochstrassen Friedrichs darauf gestützt machen möchten. Dieser angebliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, jemer gehört worden zu seyn, eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher, verbürgen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich den Königen von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen worden, so nahm endlich Jakob mit Verbindlichkeit der Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Kardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses sonst gefürchtete Königreich fing bald an zu sinken, daß ein Mann an seinem Ruder sah. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit für die Staatsmaximen Heinrichs des Grossen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oesterreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Tätigkeit gezeigt. Jakob der Erste starb, und Karl der Erste, im Eifer mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Zeitzuge aufs Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, zerstreuet. Wie alle versiegen, in einen Ermlosen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Der Union war nicht mehr, seit protestantischer Zärtlichkeit mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der baierische General Tilly mit einem siegerwohnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bemühungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn noch dieser Gegend, und einmal sogar in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überrumpelte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuem Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum verlängerte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Gewirre cabalirter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden; aber bedenklich war es, daß die Ligue sich nicht entwaffnete. Das vorrückige Ersuchen der Katholiken mußte die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und fertig in Deutschland, und nirgends eine Macht, die einem Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser Ferdinand auch weislich von dem Gebrauche weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen, so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Verachtet Verträge konnten keine Zügel für einen Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die trügliche Absicht für geheiligt hielt. Dortrunkenheit war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlorenen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern befand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzüglicher Vollziehung wurde es gewesen seyn, in dieser gehofften Lage sich mächtig zu verbinden. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tilly'sche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Unterwerfungsliche Kriegsthaten wurden erboten. Truppen geworben und Magazine angelegt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihm der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Menschen in Niederdeutschland zu hemmen. Christian der Vierte, König von Dänemark, hatte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch diese starke Gründe wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheile an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu unterbinden, und die furchtbare übereinkommende Macht zu betreiben. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen und in eigener Person anzuführen. Ehegerechte Zeitzüge gegen Mecklen und Polen gaben dem Verstreuten des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze baltische Seite war von dem Namen Gustav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Menschenbluters mogte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr Verdienst er sich selbst in diesem Zeitzuge versprach, desto weniger konnte Christian der Vierte es von sich erhalten, sie seinem verdienten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitwerber zu überwinden. Gustav Adolph forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst seinen

Fußvolk Landes besaß, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian der Vierte hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein schätzbares Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Man Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Lockspeise fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer der Weserstrom, und bemächtigte sich aller Päße bis Münden; nach einem fruchtschlagenen Angriffe auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Kalenberg, und stieß es durch seine Truppen beiden. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detachirungen hatte er sein Hauptheer so geschwächt, daß er mit dem Ueberreste nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der tapferste Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser blos mit den Waffen Baierns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfstruppen ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsexecution, und Tilly, der sie befehligte, war ein baierischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Baierns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Aufsehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Baierns und der Ligue veretzte sich nicht mit den weit ausstehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So verträglich die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, so weit gehen ihre eigene Wirksamkeit beschränkt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Verträglichkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungsplane erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen bergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst unterhalten, konnte ihm diese drückenden Abhängigkeit von Baiern überheben, und dem seine beherrschende Ueberlegenheit in Deutschland bevanzten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Officiere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienter Officier, der treuste Diener in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von seiner Jugend an gedient, und sich in mehreren Feldzügen gegen Ungarn, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geführt. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufruhr den rebellischen Gütern war seine Belohnung. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von strengem Ehrgeiz, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine erhabene Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee aufzurichten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu erspahren, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf funfzigtausend Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag mit als die fürchterliche Gestalt eines drauenden Kopfes verlachte; aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprochenen erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen, und schon die Erlaubniß dazu, Officiere stellen zu vergeben. Wenige Monate, so fanden zwanzigtausend Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit dreißigtausend an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Anordnung nichts gethan, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht getrieben, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum erstenmale in diesen Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine sprechende Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte bestellt, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem baierischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber kaum schon eifersüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, begeigt er keine Lust, die Lorbern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quartiere fehlten, und welchen Tilly die Verheerungen seines Herrn bestritt, so mußte er das feindliche in wohlbauende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem signalischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet, und demächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle

Länder an beiden Ufern dieſes Stroms lagern nun ſeine Erpreſſungen offen; er drohte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder deſſelben einen Weg ſich bahnen.

Chriſtian der Vierte fühlte die ganze Gefahr ſeiner Lage zwiſchen zwei ſo furchtbaren Heeren. Er hatte ſchon vorher den Adminiſtrator von Halberſtadt, den tapfern und Heldenmuthbegeiſtert war, an ſich gezogen; jetzt erklärte er ſich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterſtützte ihn nach Vermögen. Reichlich erſtattete ihm Mannsfeld dieſen Dienſt. Er ganz allein beſchäftigte die Wallenſteiniſche Macht an der Elbe, und verbinderte ſie, in Gemeinſchaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieſer muthige General näherte ſich ſogar, der feindlichen Uebermachtgedrängt, der Oeſtlichen Provinz, und wagte es, den kaiſerlichen Schanzen gegenüber, ſich gleichfalls zu verſchanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluſte von dreitauſend Todten ſeinen Poſten verlaſſen. Nach dieſer Niederlage zog ſich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er ſich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verſtärkte, und kam plötzlich nach Schleſien herab, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Vereinigung mit Bethlen Gabors den Krieg in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Da die kaiſerlichen Erblande gegen einen ſolchen Feind unvertheidigt waren, ſo erbielt Wallenſtein einen ſpöttelnden Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz und den Angriff zu laſſen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schleſien zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteiniſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil ſeines Heers in das Weſtphäliſche zu ſchicken, um dort die Bisthümer Münſter und Osnabrück zu decken. Dieß zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weſerſtrom; aber die Bewegungen Herzog Chriſtians, welcher Miene machte, durch Heſſen in die Kaiſerlichen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu verlegen, riefen ihn auf's Schnellſte wieder ans Weſtphalen zurück. Um nicht von dieſen Ländern abgeſchnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Heſſen mit dem Feinde zu verhindern, bemächtigte ſich Tilly eilig aller daſigen Pläze an der Werra und Fuld, und verſchanzte ſich der Stadt Münden am Eingange der heſſiſchen Gränze, wo beide Gränze in die Weſer zuſammentreffen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüſſel zu Braunſchweig und Heſſen, und hatte Nordheim daſſelbe Schickſal angedacht, welches aber zu vertheidern der König mit ſeiner ganzen Armee bereinkte. Nachdem er dieſen Ort mit allem Nöthigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, ſuchte er ſich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die kaiſerlichen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderſtadt vorbei; aber durch ſchnelle Märſche hatte ihm Graf Tilly den Vorſprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallenſteiniſche Regimenter verſtärkt, der ſeinigen an Zahl weit überlegen war, ſo wendete ſich der König in das Braunſchweigiſche zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf einen dieſem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem beſchwerlichen Marſch mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde ſtehen. Die Dänen traten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte ſie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der ſchwächere Theil der überlegenen Anzahl und beſſern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem Ligiſtiſchen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen viertauſend von den Gemeinen; mehrere Kompagnien Fußvolk, die ſich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, ſtreckten das Gewehr und ergaben ſich dem Sieger.

Der König entfloh mit ſeiner Reiterei, und ſammelte ſich nach dieſem empfindlichen Schlage bald wieder; Tilly verfolgte ihnen Schritt, bemächtigte ſich der Weſer und der braunſchweigiſchen Lande, und trieb den König bis in das Bremiſche zurück. Durch ſeine Niederlage geſchwächt gemacht, wollte dieſer nur vertheidigungsweiſe verfahren, beſonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Pläze Beſatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerſtreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerſtreut oder aufgerieben. Die tumultuiſchen Truppen, den ganzen Weiterſtrom mäßten, verbreiteten ſich über die Elbe und Havel, und die Bauerſchen ſahen ſich aus einem Peſten noch dem andern verjagt. Tilly ſetzte war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgiſche ſeine ſiegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenſtein von der andern Seite in Holſtein einbrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu ſpielen.

Dieſer General ſah einen aus Ungarn zurück, wo wohin er den Grafen Mannsfeld geſchickt war, ohne ſeinen Marſch aufzuhalten, oder ſeine Vereinigung mit Bethlen Gabors verhindern zu können. Immer von dem Schickſale verfolgt, und immer größer als ſein Schickſal, hatte ſich dieſer mit unerhörten Schwierigkeiten glücklich durch Schleſien und Ungarn zu dem Fürſten von Siebenbürgen hindurchgeſchlagen, wo er aber nicht ſehr willkommen war. Im Vertrauen auf engliſchen Beiſtand, und auf eine mächtige Diverſion in Niederſachſen, hatte Gabor auf's Neue den Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer aufbrechen, und anſtatt dieſer abſoluten Diverſion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallenſteiniſche Macht mit, und forderte Geld von ihm, anſtatt es zu bringen. Dieſe wenige Uebereinſtimmung unter den proteſtantiſchen Fürſten erfüllte Gabors Ohren, und er eilte, wie gewöhnlich, ſich der überlegenen Macht des Kaiſers durch einen aufrichtigen Frieden zu entledigen. Fend entſtieß ihm, derſelbe bei dem erſten Streiche zum Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort der allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutſchland abgeſchnitten, und ganz außer Stande, den ſchwachen Ueberreſt ſeiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verlangte Mannsfeld Geſchütz und Hertzeräthe, und ließ ſeine Soldaten auseinandergehen. Er ſelbſt nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe ſchwellten ſeinen Muth; aber ſein Lauf war vollendet. Das Schickſal, das ihm im Leben ſo unſtät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara überreilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war ſein treuer Schickſalsgenoſſe, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, geſtorben — zwei Männer, der Unſterblichkeit werth, hätten ſie ſich eben ſo über ihr Zeitalter als über ihr Schickſal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht den einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiſerlichen Generalen mit einer geſchwächten! Die Dänen wichen auf allen ihren Poſten an der Weſer, Elbe und Havel, und die Armee Wallenſteins ergoß ſich über Brandenburg, Mecklenburg, Holſtein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieſer General, alſo übermüthig, um mit einem andern gemeinſchaftlich zu agiren, hatte den tapfern Feldherrn über die Elbe geſchickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er ſelbſt den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für ſich allein ernten möchte. Alle feſten Plätze in ſeinen deutſchen Staaten, Stadtſtadt allein ausgenommen, hatte Chriſtian verloren, ſeine Heere waren geſchlagen oder zerſtreut, von Deutſchland aus ſeine Hülfe, von England wenig Troſt, ſeine Bundesgenoſſen in Niederſachſen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Heſſencaſſel hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der däniſchen Allianz zu entſagen. Waldeck ſtand in gleicher Erſchreckung vor Berlin brachte den Churfürſten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn. Maximilian von Baiern als rechtmäßigen Churfürſten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs war jetzt von den kaiſerlichen Truppen überſchwemmt, beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutſche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verluſt aller Würden und Länder nach ſich zog. Und doch war Alles dieß nur das Vorſpiel ſprechender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen ſollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenſtein ſeine ausſchweifenden Verſprechungen zu erfüllen gewußt. Dem Grafen Mansfeld war es abgeſtritten; aber der Schüler übertraf ſeinen Meiſter. Dem Grundſatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, hatten Mansfeld und Herzog Chriſtian mit den Brandſchatzungen, die ſie von Freund und Feind ohne Unterſcheid erpreßten, die Bedürfniſſe ihrer Truppen beſtritten; aber dieſe räuberiſche Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unſicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mußten ſie ſich durch wachſame und erbitterte Feinde ſtehlen, von einem Ende Deutſchlands zum andern ſtehen. Ängſtlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabenſten Länder meiden, weil eine ſtärkere Macht dieſe vertheidigte. Hatten Mansfeld und Herzog Chriſtian, im Kampfe mit ſo furchtbaren Hinderniſſen, doch ſo erſtaunlich viel gethan, was mußte ſich dann nicht ausrichten laſſen, wenn man aller dieſer Hinderniſſe überhoben war; wenn die Armee, die man aufſtellte, zahlreich genug war, auch den mächtigſten einzelnen Reichsſtand in Furcht zu ſetzen — wenn der Name des Kaiſers allen Gewaltthätigkeiten die Straſloſigkeit verſicherte — kurz — wenn man unter der höchſten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denſelben Kriegsplan beſolge, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zuſammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dieß hatte Wallenſtein im Auge, da er dem Kaiſer ſein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verſtärkte, deſto weniger durfte man an den Unterhalt deſſelben bekümmert ſeyn, denn deſto mehr brachte es die widerſetzlichen Stände zum Zittern; je ſchrecklicher die Gewaltthätigkeiten, deſto unbeſtrafter konnte man ſie verüben. Gegen ſämtlich geſinnte Reichsſtände hatten ſie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorzeitigſte Nothwendigkeit ſie entſchuldigen. Die ungeheure Vertheilung dieſes Drucks verbinderte eine geſchwinde Einigkeit unter den Ständen; die Erſchöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, ſie zu rächen. Ganz Deutſchland wurde auf dieſe Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaiſers, und er konnte mit allen Territorien wie mit ſeinen Erblanden ſchalten. Allgemein war das Geſpenſt im Gerechtigkeit am Throne des Kaiſers; aber man war vor der Selbſtrache der gemißhandelten Fürſten ſicher, ſo lange ſie nur Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zerſtreute ſich zwiſchen dem Kaiſer, der ſeinen Namen zu dieſen Gräueln gab, und den Feldherrn, der ſeine Vollmacht überſchritt, und offenbar die Autorität ſeines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiſer nahm man den Weg, um gegen ſeinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber ſobald er ſich durch ſeine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenſtein auch den Gehorſam gegen den Kaiſer abgeworfen.

Die Erſchöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrſcheinlichkeit erwarten; beunruhigt hier Wallenſtein fort, die kaiſerlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttauſend Mann, zu verſtärken. Dorfſtein- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verſchwendungen an ſeine Kreaturen (nie ſpendete er unter tauſend Gulden), unglaubliche Summen für Beſtechungen am Hofe des Kaiſers, um dort ſeinen Einfluß zu erhalten — Alles dieſes ohne den Kaiſer zu beſchweren. Aus den Brandſchatzungen der nichtdeutſchen Provinzen wurden alle dieſe unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in allen Herren Ländern, gleiche Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausſchweifenden Angabe auf jenen Zeiten trauen, ſo hätte Wallenſtein in einem ſiebenjährigen Kommando ſechzigtauſend Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutſchlands an Kontributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpreſſungen, deſto mehr Vorrath für ſeine Heere, deſto ſtärker alſo der Zulauf zu ſeinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen ſchwollen an, indem alle Länder weiten, durch die ſie zogen. Was könnte ihm nun der Adel der Provinzen und das Klaggeſchrei der Fürſten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen ſelbſt ſetzte ihn in den Stand, alle Belohnungen zu verlachen.

Man würde dem Kaiſer Unrecht thun, wenn man alle die Ausſchweifungen ſeiner Armeen auf ſeine Rechnung ſetzen wollte. Mußte es Ferdinand vorher, daß er ſeinen Feldherrn alle deutſchen Staaten zum Raube gab, ſo hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er ſelbſt bei einem ſo unumſchränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger ſich das Band zwiſchen der Armee und ihrem Anführer zuſammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beſtberaung aufſtieß, deſto mehr mußte es zwiſchen beiden und dem Kaiſer erſchlaffen. Zwar geſchah Alles im Namen des Letztern; aber die Majeſtät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenſtein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutſchland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundſatz dieſes Mannes,

die deutſchen Reichsfürſten ſtetthar zu erniedrigen, alle Einung und Ordnungen zwiſchen dieſen Fürſten und dem Reichsoberhaupte zu verrenken, und das Anſehen des Letztern über alle Vergleichung zu erheben. War der Kaiſer die einzige geſetzgebende Macht in Deutſchland, wer reichte alsdann hinauf an den Degen, den er zum Vollzieher ſeines Willens geſchaft hatte? Die Höhe, auf welche Wallenſtein ihn ſtellte, überragte ſogar den Kaiſer; aber eben weil dieſe Größe des Herrn das Werk ſeines Dieners war, ſo ſollte dieſe Wallenſteiniſche Schöpfung wieder in ihr Nichts zurückſinken, ſobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umſonſt empörte er alle Reichsfürſten Deutſchlands gegen den Kaiſer — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, deſto noth-wendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren ſchlimmen Willen unſchädlich machte. Seine Abſicht ging unverkennbar dahin, daß ſein Herr in ewig Deutſchland keinen Menſchen mehr zu fürchten haben ſollte, als — den Einzigen, dem er dieſe Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu dieſem Ziele war, daß Wallenſtein das eben eroberte Mecklenburg zum einſtweiligen Unterpfande für ſich verlangte, bis die Geldvorſchüſſe, welche er dem Kaiſer in dem bisherigen Feldzuge gethan, erſtattet ſeyn würden. Sonſt verlor hatte ihm Ferdinand, wahrſcheinlich um ſeinem General einen Vorzug mehr vor dem bairiſchen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallenſteins nicht erſättigen. Vergebens erhoben ſich ſelbſt in dem kaiſerlichen Rathe unwillige Stimmen gegen dieſe neue Beförderung, die auf Unkoſten zweier Reichsfürſten erfolgen ſollte; umſonſt widerſetzten ſich ſelbſt die Spanier, welche ſonſt ſchon ſein Stolz beleidigt hatte, ſeiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen ſich Wallenſtein unter den Rathgebern des Kaiſers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, dieſen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man ſtieß eines treuloſen Verſtoßes wegen die Nachkommlinge eines der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer aus ihrem Erbſitz, um eine Kreatur der kaiſerlichen Gnade mit ihrem Raube zu beſtechen (1628).

Bald darauf fing Wallenſtein an, ſich einen Generaliſſimus des Kaiſers zu Waſſer und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und ſeiner Fuß an der Oſtſee angewonnen. Von Polen und den Hanſeſtädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenſeits des baltiſchen Meeres zu führen, die Dänen in das Innerſte ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu gleichen Eroberungen den Weg bahnen ſollte. Der Zuſammenhang der niederdeutſchen Stände mit den nordiſchen Reichen war zerriſſen. Wenn es dem Kaiſer gelang, ſich in die Mitte zwiſchen beiden zu lagern, und von dem atlantiſchen Meere bis an den Sund das bayeriſche Ideale Polen Hand in Hand (in ſeiner Blöße) Deutſchland mit einer fortlaufenden Ländermaſſe zu umgehen. Wenn dieß die Anſicht des Kaiſers war, ſo hatte Wallenſtein ſeine beſondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Beſitzungen an der Oſtſee ſollten den Grundſtein zu einer Macht abgeben, womit ſich einen längſt ſeine Eiferſucht trug, und welche ihn in den Stand ſetzen ſollte, ſeinen Herrn zu entbehren.

Dieſe Zwecke zu erreichen, war es von äußerſter Wichtigkeit, die Stadt Stralſund am baltiſchen Meere in Beſitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den ſchwediſchen und däniſchen Küſten machte ſie vorzüglich geſchickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzumachen. Dieſe Stadt, die ſeſbſte des Hanſeatiſchen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte ſie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entfernteſten Antheil genommen. Aber weder dieſe Neutralität, noch ihre Privilegien konnten ſie vor den Anmaßungen Wallenſteins ſchützen, der ſeine Abſicht auf ſie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieſes Generals, kaiſerliche Beſatzung anzunehmen, hatte der Magiſtrat von Stralſund mit räſonnirender Standhaftigkeit verworfen, auch ſeinen Truppen den ordentlichen Durchmarſch verweigert. Jetzt ſchickte Wallenſtein ſich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordiſche Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralſund bei ſeiner Unabhängigkeit zu ſchützen, ohne welche die freie Seeſchiffahrt auf dem Beltе nicht behauptet werden konnte. Die gemeinſchaftliche Gefahr beſiegte endlich die Privatzerwürfniſſe, welche ſchon längſt beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) verſprachen ſie einander, Stralſund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinſchaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Abſicht in der Oſtſee erſcheinen würde. Chriſtian der Vierte warf ſogleich eine dänniſche Beſatzung in Stralſund, und ſtärkte durch ſeinen perſönlichen Beſuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsſchiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiſerlichen Feldherrn zu Hülfe ſchickte, wurden von der däniſchen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abſchlug, ſo hatte der kaiſerliche Generaliſſimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuſchließen.

Nichts ſcheint abenteuerlicher zu ſeyn, als einen Seeplatz, der aufs Vortrefflichſte befeſtigt war, erobern zu wollen, ohne ſeinen Hafen einzuſchließen. Wallenſtein, der noch nie einen Widerſtand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und daß Unmögliche beſiegen. Stralſund, deren der Seeſtadte fuhr ungehindert fort, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, und mit neuen Truppen zu verſtärken; nichts deſto weniger unternahm es Wallenſtein zu Lande, und ſuchte durch prahleriſche Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu erſetzen. „Ich will,“ ſagte er, „dieſe Stadt wegnehmen, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Der Kaiſer ſelbſt, welcher eine Unternehmung betreuen mußte, wovon er ſich keinen räſonnablen Ausgang verſprach, ergriff mit Begierde die ſcheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erklärungen der Stralſunder, ſeinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenſtein verachtete dieſen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unaufhörige Stürme zuzuſetzen. Da die däniſche Beſatzung ſchon ſtark abſonderten, der Unterwerk der taglichen Arbeit nicht gewachſen war, und der König ſich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an dieſe Stadt zu wagen, ſo warf ſich Stralſund, mit Chriſtians Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der däniſche Kommandant verließ die Feſtung, um einem ſchwediſchen Platz zu machen, der ſie mit dem glücklichſten Erfolge vertheidigte. Wallenſteins Glück ſcheiterte vor dieſer Stadt, und zum erſtenmale erlitte ſein Stolz die Kränkung, nach mehrern verlornen Monaten, nach einem Verluſte von zwölftauſend Todten, ſeinem Verſuche zu entſagen. Aber die

Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwischen Gustav Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und Christian der Vierte, in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger neuer Gefahr, die gewachsten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinen Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieser beiden Fürsten zu trennen, und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die eingeine schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Zurzeit von Einmischung fremder Mächte, anschürende Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die angebornen Kosten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschlande im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen verleitete sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herumversetzte, wollte er nur den Spanplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Dessen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongresse zu Lübeck (1629), von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu interessiren kamen, mit ausständiger Gastfreundschaft auswies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen neu weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands feinerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niedersächsischen Stifter unter seinem Namen weiter anzumaßen, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. Christian selbst hatte diese beiden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Ländern ihrer Staaten zu versichern. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht die unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Silbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der bayrischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dauerwerk in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die nur das Ende ihrer Drangsale bejahen; die Grausel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherren hatten alle Grenzen überschritten. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mannsfelds und Christians von Braunschweig, von den sonnenklaren Heerscharen Tilly's und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verdirbt, und seufzte nach Erlösung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig seufzt bei dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entrüstet und vor den Neuerungen bange war, die seiner warteten. Aber ungleichartiger Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht sammeln, daraus geben — der Kaiser, anstatt beide Theile mit einiger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und so stürzte Deutschland aufs Neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegen-Reformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobei jedoch auf Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Vor die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland erfochten, wachten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erblanden wurde, diesem Entschlusse gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Oesterreich erregte. In den sämmtlichen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu größern. Auf einem Churfürstententent zu Mühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbaren und unmittelbaren Abteien und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Verbrechungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem so streng katholischen Fürsten, wie es Ferdinand war, konnte ein solcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch fehlten es ihm zu stärke, daß ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Ansruhe gerathen werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte. Aber ein langer, bei vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das

Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Vorältern einen gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angesehen werden. Außer dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unabsehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mußten, war dieß kein geringer Nachtheil für sie, daß die wiedereingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partei auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seite der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland, und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige nähmere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren seinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälliger Weise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung Christian Wilhelms, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beiden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischofe, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Erzbischofe zu erwählen. Aber der Papst, der sich auf angemaßter Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heftigsten Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks außer allen Zweifel gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darniederzuhalten schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch so viel Unglück berühmte Restitutionsedikt (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Churfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange versicherte er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen unglückse Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren, und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Churfachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt regte es sich, wie großen Staaten dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreichs der protestantischen Sache zugefügt hatte.

Wenn aber der Inhalt des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu vereiteln. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freiheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entscheidung: „daß jede, nach dem Datum dieses Friedens, von den Protestanten gestiftete Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieses Friedens zuwiderlaufe, und als eine Verletzung desselben widerrufen sey.“ Er gab ferner die Entscheidung: „daß der Religionsfriede seinem katholischen Landesherrn anstehe, protestantischen Unterthanen etwas mehr, als ferien Abzug aus seinen Landen, zu bewilligen.“ Diesen Ausspruche gemäß wurde allen unrechtmäßigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes aufgegeben, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer standen auf der Liste; außer diesen eine unabsehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland; sobald schon an sich selbst durch das, was es wirklich nahm; schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen sich die Protestanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sey, und daß der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung wurde gedacht, die Kommissarien wurden ernannt, und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gewissbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Eben so mußte der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Zwist schreckte alle evangelischen Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstande beherzten zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; sahen sing ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog den, wegen die Kaiserlichen, mit Waffengewalt den Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürstenversammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Person beiwohnte, (1630), sollte nun mit allem Ernste an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt, und den Anhänger derselben durch

Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Churfürst von Baiern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und seine ganze bisherige Thätigkeit zugleich mit dem Aufstehen der Ligue verschwunden. Ein Ueberer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Autorität seines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Uebel, hatte bei diesen jetzt das Gefühl der Dankbarkeit erstickt. Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Spoilien auf zwanzig, Pommern auf zehn. Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hülfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, Alle über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluthen von Bittschriften, alle voller Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schaudervollsten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Ausschweifungen, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Herren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzudanken. Mit dieser Truppenverminderung geschah, räsonirten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsche in Deutschland, und der größte Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürsten von Baiern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, so lange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Churfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, ergrübelnte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Churfürsten von Baiern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst dem Kaiser verdunkelte, und dem Hasse seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er führte, wie viel er klagad, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne Ferdinand, erwählten Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Churfürsten von Baiern zu versöhnen.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vinzenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl, Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstenthümer, die sämtliche Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Beistand gestützt, bekaupte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äußerst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenvorstellungen Papst Urbans des Achten ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienischen Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die Alles verschlingende Furcht glaubte nun die alten Eroberte Oesterreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufstehen zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmte, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land minder mächtig die verwüstende Gegenwart grausamer Schaaren empfinden. In den Verwüstungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschollen, gestalten sich nunmehr auch die Gräuel Italiens, und im Konklave selbst flogen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser italienische Zeitzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürsten ermuthet, die das Gesuch der französischen Minister mit einer Unterstützung, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör, und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Baierns war von französischer Seite einen Gegendienst werth. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den geschlungensten Intrigen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn

zu reizen, und alle Verhandlungen dieſes Churfürſtentages zum Nachtheile des Kaiſers zu leiten. Zu dieſem Geſchäfte hatte ſich Richelieu in der Perſon des Kapuziner-Paters Joſeph, der den Geſandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserleſen. Eine ſeiner erſten Inſtruktionen war, die Abſetzung Wallenſteins mit Eifer zu betreiben. Wie dem General, der ſie zum Siege geführt hatte, verlieren die öſterreichiſchen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verluſt dieſes einzigen Mannes nicht erſetzen. Ein Hauptſtreich der Politik war es alſo, zu eben der Zeit, wo ein ſiegreicher König, unumſchränkter Herr ſeiner Kriegsoperationen, ſich gegen den Kaiſer rüſtete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Anſehen gleich war, von der Spitze der kaiſerlichen Armeen wegzureißen. Pater Joſeph, mit dem Churfürſten von Baiern einverſtanden, unternahm es, die Unentſchloſſenheit des Kaiſers zu beſiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürſtenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan ſeyn, meynte er, den Fürſten in dieſem Stücke zu Gefallen zu leben, um deſto eher zu der römiſchen Königswürde ſeines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieſer Sturm erſt vorüber ſeyn, ſo könte ſich Wallenſtein alsdann ſchnell genug wieder, um ſeinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der liſtige Kapuziner war ſeines Mannes zu gewiß, um bei dieſem Troſtgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweiten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ ſchreibt ſein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein prieſterliches Haupt. Geſchähe es, pflegte er oft zu ſagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, ſo würde der Ordensmann die erſte, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten.“ Wallenſteins Abſetzung wurde beſchloſſen.

Zum Danke für dieſes fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit ſolcher Geſchicklichkeit in Regensburg entgegen, daß ſeine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römiſche Königswürde zu verſchaffen, gänzlich mißlangen. In einem eigenen Artikel des eben geſchloſſenen Vertrags hatten ſich die franzöſiſchen Miniſter im Namen dieſer Krone vorläufig gemacht, gegen alle Feinde des Kaiſers die vollkommenſte Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden beſtändig in Traktaten ſtand, ihm zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz ſeines Herrn anbrang. Auch nahm er dieſe Lüge zurück, ſobald ſie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joſeph mußte in einem Kloſter die Verbeugungen büßen, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Zu ſpät wurde Ferdinand gewahr, wie ſehr man ſeiner geſpottet hatte. „Ein ſchlechter Kapuziner,“ pflegte man ihn ſagen, „hat mich durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und mich weniger als ſeine Courtiſane in ſeine enge Kapuze gebracht.“

Betrug und Liſt triumphirten alſo über dieſen Kaiſer, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutſchland allmächtig glaubte, und wo er es durch ſeine Waffen wirklich war. Um fünfzigtauſend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Sieg und ſein Heer erſetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er alle dieſe Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde ſchlagen, hatten ihn Maximilian von Baiern und Pater Joſeph unheilbar verwundet. Auf eben dieſer merkwürdigen Verſammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entſchieden, und der in Mantua gerathet. Fruchtlos hatten ſich auf denſelben die Fürſten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiſer verwendet, engliſche Geſandte eben ſo fruchtlos um einen Zahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenſtein hatte über eine Armee von beinahe hunderttauſend Mann zu gebieten, von denen er angebotet wurde, als das Urtheil der Abſetzung ihm verkündigt worden ſollte. Die meiſten Offiziere waren ſeine Geſchöpfe; ſeine Winke Ausſprüche des Schickſals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war ſein Ehrgeiz, unbeugſam ſein Stolz, ſein gebieteriſcher Geiſt nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick ſollte ihn ſeyn von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatſtandes herunterſtürzen. Eine ſolche Sentenz gegen einen ſolchen Verbrecher zu vollſtrecken, ſchien nicht viel weniger Kunſt zu koſten, als es gekoſtet hatte, ſie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man bedeutende Vorſicht gebraucht, zwei von Wallenſteins genaueſten Freunden zu Ueberbringern dieſer ſchlimmen Botſchaft zu wählen, welche durch die ſchmeichelhafteſten Zuſicherungen der ſeelbauernden kaiſerlichen Gnade ſo ſehr als möglich gemildert werden ſollte.

Wallenſtein wußte längſt den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgeſandten des Kaiſers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in ſeinem Buſen ſtürmten. Aber er hatte beſchloſſen zu gehorchen. Dieſer Entſchlußſpruch überraſchte ihn, ehe zu einem kühnern Schritte die Umſtände reif, und die Anſtalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerſtreut; durch Einziehung derſelben konnte der Kaiſer ihm den Nerven ſeiner Macht zerſchneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieſer Hoffnung beſtärkten ihn die Prophezeihungen eines italieniſchen Aſtrologen, der dieſen ungebändigten Geiſt, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Sent, ſo hieß er, hatte es in den Sternen geleſen, daß die glänzende Laufbahn ſeines Herrn noch lange nicht geendigt ſey, daß ihm die Zukunft noch ein ſchimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrſcheinlichkeit vorher zu ſagen, daß ein Feind wie Guſtav Adolph einen General wie Wallenſtein nicht lange unterdrücken laſſen würde.

„Der Kaiſer iſt verrathen,“ antworteten Wallenſteins den Geſandten. „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es iſt klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Baiern beherrſcht. Zwar that mirs wehe, daß er mich mit ſo wenigem Widerſtande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entfernten ſich fürchtig beſtürzt, und den Kaiſer erfüllte er in einem dankſagenden Schreiben, ihn ſeiner Gunſt nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu ſchützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Abſetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beſte Theil ſeiner Offiziere trat ſogleich aus dem kaiſerlichen Dienſte. Viele folgten ihm auf ſeine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fielen er durch beträchtliche Penſionen, um ſich ihrer bei Gelegenheit ſpaltich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatſtandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieſer Einſamkeit, und ſchien den Urtheilsſpruche ſeiner Entſetzung Hohn

zu sprechen. Sechs Pferden führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den ersten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihm zu dienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel überreichen, um bei Valdstein eine dieser Aemter zu bekleiden. Er hielt sechshundert Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Hausofficier eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Geschirr auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgeführt; in sechzig Karrossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem würdigen Tone ausgesprochen. Er lachte niemals, und den Verzierungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer gesetzlassig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch Andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur, und hager, von asiatischer Gesichtsfarbe, röthlichem kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein durchdringender, zurückscheuender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Scham seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein stille, doch nicht unthätig, seine glänzende Stunde und der Rache aufgerufenen Tag; bald hieß ihn Gustav Adolphs triebender Staatskauf ein Vorgestirn desselben ansehen. Von seinen hochfliegenden Planen ward ein einziger aufzugeben: der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch, wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Nach Wallensteins Abdankung und Gustav Adolphs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Kommando der kaiserlichen und ligistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Baiern trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte, als er einen dieß bewog Letztern, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Kompetenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Kommando dem ligistischen General Tilly, der nunmehr den baierischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa vierzigtausend Mann; nicht viel schwächer war die ligistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustaph Adolph der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch ererbte Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen, bewogen, seine Person und seine Heere zur Vertheidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verbrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihm persönlich erbitten und als König bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen Könige Sigismund zu Hülfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem König, welcher sich über diese Feindseligkeiten gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiser habe der Seinigen zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Konvente mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotze abgewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit einer Bedrohung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen Flaggen inhibirten, und Depeschen des Königs nach Stockholm anfangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und Gustav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er immer mit Ausweichungen beantwortet, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber eher ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in den Innern Frank-

reichs mit der andern darniederdrängte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer ſtürmiſchen Staatsverwaltung unerſchütterlich ſeinen Plan, die anwachſende Macht Oeſterreichs in ihrem ſtolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umſtände, welche ihm ungaben, ſetzten dieſen Entwürfen nicht geringe Hinderniſſe in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geiſte mangelt es ungeſtraft nicht hingehen, den Nahrungsſaft ſeiner Zeit ſich zu ſpenden. Miniſter eines katholiſchen Königs, und durch den Purpur, den er trug, ſelbſt Fürſt der römiſchen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, ein Bündniß mit dem Feinde ſeiner Kirche öffentlich eine Macht anzuerkennen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Stimmung, welche Richelieu den eingeſchränkten Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen ſchuldig war, ſchränkte ſeine politiſche Thätigkeit auf die behutſamen Verſuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe ſeines erleuchteten Geiſtes durch eine fremde Hand zu vollſtrecken. Nachdem er ſich umſonſt bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiſer zu hindern, nahm er ſeine Zuflucht zu Guſtav Adolph, dem Helden ſeines Jahrhunderts. Nichts wurde geſpart, dieſen König zur Entſchließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnaſſe, ein unverſöhnlicher Unterhändler des Kardinals, erſchien in Polniſch-Preußen, wo Guſtav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenſtillſtand oder Frieden zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Guſtav Adolph war längſt dazu bereit, und endlich gelang es dem franzöſiſchen Miniſter, auch dem Könige Sigismund über ſein wahres Intereſſe und die betrügeriſche Politik des Kaiſers die Augen zu öffnen. Ein Waffenſtillſtand wurde auf ſechs Jahre zwiſchen beiden Königen geſchloſſen, durch welchen Guſtav im Beſitz aller ſeiner Eroberungen blieb, und die lange gewünſchte Freiheit erhielt, ſeine Waffen gegen den Kaiſer zu führen. Der franzöſiſche Unterhändler bot ihm zu dieſer Unternehmung die Allianz ſeines Königs und beträchtliche Hülfstruppen an, welche nicht zu verachten waren. Aber Guſtav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, ſich durch Annehmung derſelben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu ſetzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe ſeiner Siege Feſſeln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Mißtrauen bei den Proteſtanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieſer Krieg war, ſo vielverſprechend waren die Umſtände, unter welchen Guſtav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaiſers, unerſchöpflich ſeine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher ſeine Macht; jeden Andern, als Guſtav, würde ein ſo geſtaltetes Spiel zurückgeſchreckt haben. Guſtav überſah alle Hinderniſſe und Gefahren, welche ſich ſeinen Unternehmen entgegenſtellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er ſie zu beſiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohldisciplinirt war ſeine Kriegsmacht, durch ein ſtrenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in den polniſchen Kriege zum Siege geübet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menſchen und durch einen dreißigjährigen Krieg ihrer Verwandten angeſtrengt, war ſeinem Könige mit einem Enthuſiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligſte Unterſtützung von ſeinen Reichsſtänden hoffen ließ. In Deutſchland war der Name des Kaiſers weniger eben ſo ſehr gehaßt als gefürchtet. Die proteſtantiſchen Fürſten ſchienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen, und ſich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbſt den katholiſchen Ständen konnte die Erſcheinung eines Gegners nicht unwillkommen ſeyn, der die überwiegende Macht des Kaiſers beſchränkte. Der erſte Sieg, auf deutſchem Boden erfochten, mußte für ſeine Sache entſcheiden ſeyn. Die noch unentſchiedenen Fürſten zu Erklärung bringen, den Muth ſeiner Anhänger ſtärken, den Zulauf zu ſeinen Fahnen vermehren, und zur Fortſetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehreſten deutſchen Länder durch die bisherigen Bedrängungen unendlich gelitten, ſo waren doch die wohlhabenden hanſeatiſchen Städte bis jetzt davon freigeblieben, die kein Bedürfniß trugen trotzten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus ſo mehreren Ländern man die Kaiſerlichen vorjagte, deſto mehr mußten ihre Heere ſchwellen, die nur allein von den Ländern leben, in denen ſie ſtanden. Unzeitige Truppenverſendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaiſers vermindert; Spanien, durch den Verluſt ſeiner amerikaniſchen Silberflotte geſchwächt, und durch einen ruinöſen Krieg in den Niederlanden beſchäftigt, konnte ihm wenig Unterſtützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subſidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit ſich ſelbſt Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhafteſten Anerbietungen bei ſeiner Unternehmung entgegen.

Aber die ſicherſte Bürgſchaft für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung fand Guſtav Adolph — in ſich ſelbſt. Die Klugheit erforderte es, ſich alter äußerlichen Hülfsmittel zu verſichern, und dadurch ſein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu ſchützen; auf ſeinem Busen allein nahm er ſeine Zuverſicht und ſeinen Muth. Guſtav Adolph war ohne Widerſpruch der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, und der tapferſte Soldat in ſeinem Heere, das er ſich ſelbſt erſt geſchaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine beſſere Kriegskunſt erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeit zum Muſter diente. Die unbeholfenen großen Eskadrons zertrennte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und geſchwinder zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernung auseinander. Er ſtellte ſeine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer abgetheilten Reihe in Schlachtordnung, daß der zweite anrücken konnte, wenn die erſte zum Weichen getrieben war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu erſetzen, daß er Fußgänger zwiſchen die Reiter ſtellte, welches ſehr oft den Sieg entſchied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erſt von ihm. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Alle Ausſchweifungen wurden aufs Strengſte geahndet; am ſtrengſten Gottesläſterung, Raub, Spiel und Duelle. In den ſchwediſchen Kriegsbefehlen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem ſchwediſchen Lager, daß Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegeriſche Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um ſeinen Prediger ſchließen, und unter freiem Himmel ſeine An-

bracht hatten. In Allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine unzerstörliche lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Thurm erniedrigt, und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine nachsichtige Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzusehr vergessen, was er den Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Zeige wie der Muthige zum Siege, und seinem belebendsten Adlerblicke entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; Reiz auf diesen König, das der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler Oxenstierna zu gewagt. Die Kräfte seines gebarmen und gewissenhaften Königs zu unglaich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die feurige Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden," sagte Gustav, „so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Umwissste uns die feindliche Flotte, oder wisste die unsrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Straisunds uns und Alles liegen. So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unsern Ansehen auf der Ostsee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Straisund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und wer den wir in Deutschland stehen, so ist es alsdann noch Zeit, unsern Plan zu verfolgen."

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs Lebhafteste betrieben, und die Vorbereitungen, welche Gustav traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vier Armeen war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die vorbereiteten Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markarod versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verlegen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch Keiner Muth und Verbindungen genug hatte, ein französisches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen, und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe vermiethet, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweitausend Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolph nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disziplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Völkern erst erweckt, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Korps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundesbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen den Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20. Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, gelobte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherin, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen ergoß sich die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtſinniger Weiſe,“ fing er an, „ſtürze ich mich und euch in dieſen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge iſt der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen ſtreite. Der Kaiſer hat mich in der Perſon meiner Geſandten aufs Grauſamſte beleidigt, er hat meine Feinde unterſtützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und ſtreckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen mich die unterdrückten Stände Deutſchlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, ſo wollen wir ſie ihnen geben.“

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgeſetzt ſeyn wird. Nie habe ich ſie gemieden, und ſchwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar beſchützt, aber ich werde doch endlich ſterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ja übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, ſeyd gewiſſenhaft, wandelt aufrichtig, ſo werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.“

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerſt. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche ſtets das Beſte zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweiſen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub ſtürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Beſtändigkeit und Eintracht; ſeyd ſelbſt Muſter der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie euere Herrſchaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernſtandes, wünſche ich den Segen des Himmels, euren Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen. Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abweſende und Gegenwärtige, ſchicke ich aufrichtige Wünſche zum Himmel. Ich ſage euch allen mein gärtlichſtes Lebewohl. Ich ſage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elfnaden, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einſchiffung der Truppen; eine unglückliche Menge Volks war herbeigeſtrömt, dieſes eben ſo prächtige als rührende Schauſpiel zu ſehen. Die Herzen der Zuſchauer waren von den verſchiedenſten Empfindungen bewegt. Je nachdem ſie bei der Größe des Wageſtücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bei dieſem Heere kommandirten, haben ſich Guſtav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Dortenburg, Baudiſſin, Banner, Teufel, Tott, Manſfeldt, Falkenberg, Knipphauſen, und andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte von wichtigen Winden aufgehalten, konnte erſt im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24. dieſes Monats die Inſel Rügen an der Küſte von Pommern.

Guſtav Adolph war der Erſte, der hier an's Land ſtieg. Im Anguſtus ſeines Volkes knieete er nieder auf Deutſchlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung ſeiner Armee und ſeiner Flotte. Auf den Inſeln Wollin und Uſedom ſetzte er ſeine Truppen ans Land; die kaiſerlichen Beſatzungen verließen ſogleich bei ſeiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Eilgut-Schnelligkeit erſchien er vor Stettin, ſich dieſes wichtigen Platzes zu verſichern, ehe die Kaiſerlichen ihm zuvorkämen. Bogislav der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein ſchwacher und alternder Prinz, war lange ſchon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiſerlichen in ſeinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerſtand zu thun, hatte er ſich mit ſtillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erſcheinung ſeines Retters, anſtatt ſeinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So ſehr ſein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiſerlichen ihm geſchlagen; ſo wenig konnte dieſer Fürſt ſich entſchließen, durch offenbare Begünſtigung der Schweden die Rache des Kaiſers gegen ſich zu reizen. Guſtav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte dieſe Stadt auf, ſchwediſche Garniſon einzunehmen. Bogislav erſchien ſelbſt im Lager des Königs, ſich dieſer Einquartirung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Guſtav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutſchen Reiche, nur mit den Feinden deſſelben führe ich Krieg. In meinen Händen ſoll dieſes Herzogthum pfleglich aufbewahrt ſeyn, und ſicherer als von jedem Andern werden Sie es noch gemeinſchaftlich Feſtzuge von mir zurückerhalten. Stehen Sie die Fußſtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Uſedom, und wärten Sie, ob Sie den Kaiſer oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt demächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen ſetzen? Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war ſchmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaiſers und das ſchrecklichſte Beiſpiel ſo vieler deutſcher Fürſten, welche als Opfer dieſer Rache im Elende herumwandern. Die dringendere Gefahr beſtimmte ſeinen Entſchluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, ſchwediſche Truppen rückten ein, und den Kaiſerlichen, die ſchon in ſtarken Märſchen herbeieilten, wurde der Vorſprung abgewonnen. Stettins Einnahme verſchaffte dem Könige in Pommern feſten Fuß, den Genuß der Oder, und einen Waffenplatz für ſeine Armee. Herzog Bogislav ſtimmte nicht, den gethanen Schritt bei dem Kaiſer durch die Reue wenigſtens zu entſchuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei ihn voraus zu begegnen; aber von der Unverſöhnlichkeit dieſes Monarchen überzeugt, trat er mit ſeinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die Schwediſche Freundſchaft ſich gegen die Rache Oeſterreichs in Sicherheit zu ſetzen. Der König gewann durch dieſe Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutſchem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zuſammenhang mit Schweden offen hielt.

Guſtav Adolph glaubte ſich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerſt feindlich angegriffen hatte, der benachbarten Fürſtenſtaaten überboten, und ging ohne Kriegserklärung die Feindſeligkeiten an. Gegen die europäiſchen Fürſten rechtfertigte er ſein Betragen in einem eigenen Manifeſte, in welchem alle ſchon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, verherrlicht wurden. Unterdeſſen ſetzte er ſeine Progreſſen in Pommern fort, und ſah mit jedem Tage ſeine Herrſchaft befeſtigen. Von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, dem Könige von Dänemark und unter Waffenſtein geſtanden, ſtellten ſich Offiziere ſowohl, als Soldaten ſcharenweiſe dar, unter ſeinen ſiegreichen Fahnen zu fechten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiſerlichen Hofe der Aufmerkſamkeit bei Weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen ſchien.

Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Hand voll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsruhm blos der Ungeschicklichkeit eines noch schwächern Feindes verdankte. Die beraubsuchende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers; wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reißenden Fortschritte Gustav Adolphs in Pommern kannten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemannsfeste, welche die Kälte des Nords jetzt zusammenhalte, die aber zuletzt schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rücke. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, währigten seine Vorstellungen seiner Aufmerksamkeit, und weigerten ihm, als blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und in Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien blos dahin zu gehen, das Vertrauen des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, um sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Ernsthaft, wie zu erwarten gewesen war, zerfiel sich also dieser Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Briefwechsel aufs Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern kommandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Kamin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz länglt schon aufs Grausamste genugthuend hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurücklassen. Aber diese Barbarein dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit getödtet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es oft sich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hundert tausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, der aller Hitze seines Charakters ein vortrefflicher General, sachte den Könige von Schweden das Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Gartz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu bedecken, und jener Stadt die Kommunikation zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzusehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieser Operationsplan dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verwandt mit einem großen Verluste. Nicht zufrieden ist es, daß Gustav Adolph bei diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung aufs Tiefste heruntergekommen. Granaten rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst; ein ausgesogenes verdorbenes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere; dem schnellen ihre Anzahl durch häufige Desertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesen ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen schnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu ermuntern; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Versorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch die rauhe Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erbieten daher die trostlose Antwort; „Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht genetzt, den armen Landmann noch mehr anzugängen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Kommando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Unglücksheit mußte sich der Vortheil nothwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt. Gefangenen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachrückenden Truppen machte. Der siegende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päße bei Klönig und Damgard hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an fernern Vorrücken hinderte. Vergebens hatten sich indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bei dem Kaiser für sprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Kommando darüber dem Herzoge Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterem belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. Er verschwand dann auf's Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Scharen hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatze ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die wirthschaftlichen Schaagungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, brandschatzten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen Alles, was vers schlossen war, raubten alles Verrath, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu wis dersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und Alles dieß geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesen Allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Antlitz dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Geldnoth gestatten lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamroth das Kommando niederlegen. In arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der in den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. In einem solchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbsthülfe zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Christians von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolph dem Zweiten in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayrischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine siegreichen Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Kommando der signis fischen Truppen, und jetzt, nach Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blindwüthig gegen den Feind, von eben so finsterer Gemüthsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Unsiegsmäßigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein beinahe thierischer Vertheidigungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und sonderbares Aeußeres entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitzem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von bestgefärbtem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgestutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Nacken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, daß seine Thaten diesen Eindruck ausstrichen. Er war der Feldherr desjenigen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Churfürstenversammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Gränze seines Reichs sind äußerst wohlhäusig gegen ihn gerüstet. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengesetzt, ist in einer einzigen Nation gemacht, durch diese den Gehorsam. Dieß ist ein Spieler, gegen welchen nicht verlieren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist.“

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandirenden Feldherren seine Gegenwart. Im möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verbrannten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von zwanzigtausend Mann vor Frankfurt an der Oder,

wo er ſich mit dem Ueberreſte der Schaumburgiſchen Truppen vereinigte. Er übergab dieſem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich ſtarken Beſatzung, und er ſtürzt wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Kolberg zu entſetzen, welche Stadt von den Schwedens ſchon auf Accord verſtärkt gehalten war. Aber noch ehe er Brandenburg verließ, hatte ſich Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerſt tapfer vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Päſſe nach Vorpommern auf's Beſte beſetzt waren, und das Lager des Königs bei Cüſtrin jedem Angriffe Trotz bot, ſo entſagte Tilly ſeinem erſten angefangenen Plane, und zog ſich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin ſtand es dem Könige frei, unaufgehalten ins Mecklenburgiſche zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog ſeine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum ſeinen Rückmarſch angetreten, als er ſein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit ſeiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Dieſe Stadt war ſchlecht befeſtigt, aber durch eine achttauſend Mann ſtarke Beſatzung vertheidigt, größtentheils Ueberreſt jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geſchah mit Lebhaftigkeit, und ſchon am dritten Tage wurde die Stadt mit ſtürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schaumade ſchlugen, die Kapitulation, um das ſchreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach ſeiner Ankunft in dieſen Gegenden eine ſchwediſche Beſatzung, die ſich verſpätet hatte, in Neubrandenburg aufgefunden, und, durch ihren lebhaften Widerſtand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen laſſen. Dieſer Grauſamkeit erinnerten ſich jetzt die Schweden, als Frankfurt erſtiegen ward. Neubrandenburgiſch Quartier! antworteten nun jenen kaiſerlichen Echo hatten, der ſein Leben bat, und ſtieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tauſend wurden erſchlagen oder gefangen. Viele ertranken in der Oder, der Ueberreſt floh nach Sollenſen, die ganze Artillerie gerieth in ſchwediſche Hände. Dem Ungeſtüm ſeiner Soldaten nachzugeben, mußte Guſtav Adolph eine dreitägige Plünderung erlauben.

Indem dieſer König von einem Siege zum andern fortſchritt, der Muth der proteſtantiſchen Stände dadurch wuchs, und ihr Widerſtand feſtbafter wurde, fuhr der Kaiſer noch unverändert fort, durch Vollſtreckung des Reſtitutionsedikts und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld auf's Aeußerſte zu treiben. Nothgedrungen ſchritt er zwar auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs auf Ueberredung betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn ſein Militärunfleiß verſetzt hatte, wußte er jetzt nicht anders, als durch eben ſo widerrechtliche Mittel, zu entgehen. Aber in einem ſo künſtlich organiſirten Staatskörper, wie der deutſche iſt und immer war, mußte die Hand des Despotismus die mißverſtändlichſten Zerrüttungen anrichten. Mit Erſtaunen ſahen die Fürſten unvermerkt die ganze Reichsverfaſſung umgekehrt, und der einzelnde Zuſtand der Natur führte ſie zur Selbſthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zuſtande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaiſers gegen die evangeliſche Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihn ſo lange die betrügeriſche Politik dieſes Prinzen vorborg. Durch Anſtellung ſeines Sohnes von dem Erzſtifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter, verabſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn auf's Höchſte zu reizen. Vormals kaiſerlicher General unter Wallenſteins Kommando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen, und den Churfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Erſcheinung der Schweden in Deutſchland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Guſtav Adolph war unüberwindlich, ſobald ſich die proteſtantiſchen Stände mit ihm vereinigten, und nichts demnach mußte den Kaiſer mehr, Churſachſens Beitritt kennte die Erklärung aller Uebrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeize ſeines Herrn dieſe feine Wiederkehr ſchicklich bar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angebrachtes Bündniß mit Schweden in Sorgen zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit deſſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freie Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den kühnen Plan, (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Beſtreckung fehlte,) die ganze Partei der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan mußte die Eigenliebe Johann Georgs um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaiſers zu bleiben. Mißt mit Gleichgültigkeit konnte er ſich die Führung der deutſchen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entreißen ſehen, und ſo wenig Fähigkeit er auch beſaß, die erſte Rolle zu ſpielen, ſo wenig errang es ſeine Eitelkeit, ſich mit der zweiten zu begnügen. Er beſchloß alſo, von den Progreſſen des ſchwediſchen Königs die möglichſten Vortheile für ſeine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von dieſem ſeinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu dieſem Ende beſtrang er ſich mit den Churfürſten von Brandenburg, der aus ähnlichen Urſachen gegen den Kaiſer entrüſtet und auf Schweden mißtrauiſch war. Nachdem er ſich auf einem Landtage zu Torgau ſeiner eigenen Landſtände verſichert hatte, deren Beſtimmung ihm zur Ausführung ſeines Plans unentbehrlich war, ſo lud er alle evangeliſchen Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden ſollte. Brandenburg, Heſſenkaſſel, mehrere Fürſten, Grafen, Reichsſtädte, proteſtantiſche Biſchöfe erſchienen entweder ſelbſt oder durch Bevollmächtigte auf dieſer Verſammlung, welche der ſächſiſche Hofprediger, Dr. Hoe von Hohenegg, mit einer beſitzenden Rangrede eröffnete. Vergebens hatte ſich der Kaiſer bemüht, dieſe eigenmächtige Zuſammenkunft, welche augenſcheinlich auf Selbſthülfe zielte, und bei der Unentſchloſſenheit der Schweden in Deutſchland höchſt bedenklich war, zu hintertreiben. Die verſammelten Fürſten, von den Fortſchritten Guſtav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schluſſe auseinander, der den Kaiſer in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Der Inhalt deſſelben war,

den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsedikts, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachgesucht, sie versicherten einstweilen aber eine vierzigtausend Mann starke Armee zusammenbringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Böhmischen Streitigkeiten beigelegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückgehalten, und war am 25. Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majestät, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Gustav Adolph in dem ersten Artikel nach, und zu Berwalt in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig mit mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von dreißig tausend Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten. Frankreich hingegen vierundhundertausend Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn, und gegen beide nichts unternommen werden. allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Geld anzunehmen, und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entsagen, so entschieden war diese französische Allianz für seine Angelegenheit in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnliche Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil nun das Bündniß mit einer katholischen Macht Sicherung gegen ihre Religion aufrichtete. So wie Gustav Adolphs Existenz die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Uebermacht Kaiser Ferdinands beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktate zu unterrichten, und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche, und spartе keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Anschwung seiner Vorschläge Hoffnung, so bald sie nur Luft bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigenmächtigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Konvents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee sollte ihm, um Frankreich wegen dieser seinem ganzen Umfang empfindlich zu sagen. Demüthigungsbriefen ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widersprüchen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers saßen sich unterdessen auch Mangel an Truppen und an Geld zu der militärischen Wahl getrieben, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten gegen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welche die kaiserlichen Provinz sogen in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurt Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Warthe gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzstift, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich berechtigt sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Churfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne, Leopold, dieses Erzstift zuzuwenden. Der Churfürst von Sachsen ließ dar über ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff lebhafter Maßregeln. Der Anhang des Volks und Magistrats zu Magdeburg versicherte, und von ehmärischen Hoffnungen erfüllt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Aufführung des Kapitels, die Konkurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nach-

drückenden Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so sahe er sich mit Hülfe einer Verrichtung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Noch hörte Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolph seine Ankunft, allen Beystand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, gemeß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer beweisen Klugheit besetzte. Darum hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, räthmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gewer hatte zwar die verheerende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war alle dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungetheilten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Kriegsbereitschaft auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste gehalten zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten vorellig an, die Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzureiben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres übrdigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Vorrichtigkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Kommandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Herr des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf und den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vereinigte in kurzer Zeit die Truppen des Administrators und allen umliegenden Gegenden, benannte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich endlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikt nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt anriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 20. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche sie nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Einwohner anwerben lassen. Da sie an beständigen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Verstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt den Feinde Preis gegeben, der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Sudenburg über die Ehe, um auf der andern Seite der Stadt anzurücken.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, betief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolk und einige Hundert Reuterei; eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst einen sehr mittelmäßigen Soldaten, führten durch ihre Unruhigkeit die Stadt und Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstelle, während der Reiche seine Dienstpflicht spielen, und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit war an der Tagesordnung, Ueberdruß und Nachtlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer niedrigmüthigen Uebergiebigkeit Raum, daß mehrere sogar anfingen, über die Verweigerung ihres Unternehmens aufgefordert zu werden, und vor der Ankunft des Kaisers zu erbeben, gegen welchem man im Treffen begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem andern getrennt war, so einig war man, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolphs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Als dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich auf welche Art es auch sein mochte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommandanten und Magistrat abgefertiget, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst machten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllten. Ein zweiter Trompeter, den

er an die abſchicke, und der gemeinſchaftliche Feind ſeiner Gottesfurcht beſtändig ſo viel mehr in ihrer Zuverſicht — aber nur, um ſie in eine deſto tiefere Verzweiflung zu ſtürzen.

Die Belagerer waren unterdeſſen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beſtürmten von den aufgeworfenen Batterien aus beſtändig Wall und Thürme. Ein Thurm wurde gang eingeſchoſſen, aber ehnt den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, ſondern ſich ſtandhaft an den Wall anlehnte. Drei anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten, wurde durch unermüdete Gegenanſtalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war zu Ende, und das Geſchütz der Feſtung ſtumm nach und nach auf, den Belagerten zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entſetzt ſeyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt auch höchſte geſunken, und mit heftiger Ungeduld ſah Alles nach der Gegend hinüberſpähen, von welcher die ſächſiſchen Truppen erwartet wurden. Guſtav Adolph hatte ſich nahe genug aufs, um am dritten Tage vor Magdeburg zu ſeyn. Die Siegesfeier ſtieg mit der Hoffnung, und Alles trieb dazu bei, ſie zu verſtärken. Am 7. Mai ſtieg unerwartet die feindliche Kanonade an zu ſchwerfen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgefeuert. Todte Stille im kaiſerlichen Lager. Alles horchte auf die Belagerten, daß ihre Meinung nicht ſey. Der größte Theil der Bürger und Soldatenwache verließ früh Morgens ſeinen Poſten auf dem Walle, um endlich einmal noch länger Ruhe bei ſüßen Schlafe ſich zu erfreuen — aber ein ſchwerer Schlaf, und ein entſetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich den Hoffnung entlagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung ſich noch vor Anbruch des Sonntags der Stadt bemächtigen zu können; er beſchloß alſo, ſein Lager aufzubrechen, zuvor aber noch einen Generalſturm zu wagen. Der Sturmtagsſtunden waren acht, da trieb Pappenheim noch anderſeits ein, und die Feſtungswerke waren beſchädigt worden. Aber der Kriegsrath, den er verſammelte, erklärte ſich für den Sturm, und fügte ſich dann auf das Gutachten von Mathias, welcher Stadt ſich Morgens, da Bürger und Soldaten ſich zur Ruhe begeben, mit ſchwimmender Hand überwältigt werden ſey. An vier Orten zugleich ſollte der Angriff geſchehen; die ganze Macht zwiſchen dem Thore und Sudenburg wurde mit den nöthigen Anſtalten angeordnet. Alles war in Bereitſchaft, und erwartete, bei Anbruch nämlich, nur den Canonſchuß Zeichen unſerer Kanonen. Dieſer folgte aber erſt zwei Stunden ſpäter, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath verſammelte. Pappenheim wurde berufen, auf die unabänderlichen Worte des Angriffs zu ſtehen; ein abhängiger Wall und ein tiefer, mit ſtagnirtem Waſſer gefüllter Graben ſtehen dem leicht zu ſtürmen. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaſſen, und die wenigen Zurückgebliebenen ſchliefen der Ruhe. So wurde es beim General nicht ſchwer, der Erſte den Wall zu erſteigen.

Fallenberg, aufgefordert durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhauſe, wo er einen beſchäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zuſammengerafften Mannſchaft nach dem neuſtädtiſchen Thore, daß der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Rotte ſchon im Begriff war, die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechts ſtrecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhaupt nehmende Getöſe machen endlich den entwachten Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Entſetzt werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, klingen in wilder Verſtörung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, den anrückenden, aber der Kommandant geſtützt, den Plan zu Angriff, ſeine Reiterei, in ſeine verwirrten Glieder eingreifen, entlich ſein Pulver unter, das Feuer fortzuſetzen. Zwei andere Thore, die jetzt noch unangegriffen waren, den von Brückenſchutz entſetzt, um der hineinſtrömenden Rotte in der Stadt zu begegnen. Schnell genug der Feind die bisherige entſtandene Verwirrung, um noch viele Perſon anzuwerben. Der Widerſtand iſt trotzig und beſtändig, da endlich eine feindliche Feuerkugel ihn, den Muthe Meiſter, den Magdeburgern in den Adern ſaßen, und ſo ihre Niederlage entſtand. Ein tapferer Kapitän, Kamerad Schmidt, der in dieſer allgemeinen Verwirrung die Ungeſchicklichkeit hatte, zum zweitenmal gegen den Feind zu ſtehen, und glücklich genug war, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, ſahe ſich verwundet. Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Siegenden der Hauptmauer geöffnet, und Tilly läßt einen Theil ſeiner Reiterei einmarſchiren. Da beginnt das Hauptſtücken, und das unbeſchreibliche Gräuel, das ſich bis an das Ende der Verwüſtung, ja noch lange nach derſelben fortſetzte, und das einzig Tilly beſtimmen Magdeburg Geſchick. Ein nur einmal mit ſolcher Fertigkeit wilder ſolchem Truppen vergrößte Eroberung anbefehlen haben; Tilly gab ſich auch nicht die Mühe, ſie zu verhindern. Durch das Stückſchwingen ſtrömt Generell zum Feuer lockt das Feuer allen Bürger ermuntert, flüchtet die Leiten in das Innere der Häuſer, um unterdrunken alle Perſonen ein verlaſſenen Orte zu öffnen. Der mannigfaltigſten Orten Ort ſind die ſchwache Unſinnig Erbarmen, damit vor dem tauben Grimme der Soldaten und Pappenheims Hon. Kaum kann durch Thore bei ſeinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, der ganze Reiterei und der Reſt ein ſchwerlicher Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaſſen wurden.

Die Mordſucht hat kein Ende, ſie wütet in der ſchwarze Nacht hinein. Und die Dunkelheit ſtimmt Pauſe bei. Nicht die ſchuldloſe Kindheit, nicht das ſchwache Alter, nicht Jugend, nicht Schönheit, nicht Stand und Würde, Farben die Mord ist Tyrannei entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter an der Mutter Seite ihrer Unſchuldigkeit, und das weibliche Geſchlecht hat nur die Wahl, einer gräßlichen Wuth zum Opfer zu fallen. Keine noch ſo verborgene Stätte kann ihnen Sicherheit gewähren, keine noch ſo abgelegene Stätte kann vor der Rache rauhen Soldaten ſchützen. Verzweiflungsvolle Zuſammenſcharen ſind noch in einer Kirche entdeckt. Barbaren ergingen ſich. Knaben in die Stimmen zu werfen. Pappenheims Wahlſpruch, Einzelnes an den Pfählen ihrer Mütter zu ſpießen. Einige Kanoniker Domherren, von dieſem grauſenvollen Auftritt empört, entrafften ſich, den Grafen Tilly zu rühren, daß er dem Blutbade mehr Einhalt thun laſſen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war ſeine Antwort. „Ich werde dann ſchon, weil ich dann weiß;

der Tod muß sie seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In unaufhaltsamer Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Raub und Flammen der Mannschaft Grenzen setzten. Um die Vertheidigung zu verstärken, und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Trümmer, durch geplatzte Schwerter, durch Bürgermit Feuermorser, durch das schwarze Meer. Der Athmosphäre drohte, und die unerträgliche Hitze sprengte endlich selbst diese Mörser. Ein in das Lager zu Pferden. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Häuser ausgenommen. Der Kommandirende, Christian Wilhelm, wurde mit den Bürgermeistern nach vielen empfindlichen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Mannschaft hatten ebenfalls einen ehrenvollen Tod gefunden. Verwundet der grausamen Wuth der Sieger entrissen die Harlems der Offiziere dem Tode, um ein trauriges Schicksal von einem zu erretten. Nirgends waren es ärmlicher Offiziere der Liga, welche diese Menschlichkeit übten, und die blinde Mordwuth gegen der kaiserlichen Siegern sich so als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Scharen mit entsetzlichem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzusuchen. Man sah erbliche der Dampf. Viele mochten große Beute, da der Bürger die Besitz in die Keller geflüchtet hatten. Am 25. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, mußten die Hungerleidenden von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empfand man die Szene, welche sich jetzt der Menschheit darstellte! Leichen, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerreißendem Geschrei ihre Aeltern suchten. Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als zwanzigtausend Leichen mußte man in der Stadt zählen, um die Gassen zu räumen; eine ungeheure Menge von Todten und Leichen hatte der Fluß getragen; die ganze Zahl der Gebliebenen wird auf vierzigtausend angegeben.

Der Ausgang des Gemetzels, welcher am 10ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin geretten war. Blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Donnerkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beklemmter Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Speisen austheilen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche die feierliche Messe gehalten, und unter Ablesung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solches Ding gesehen worden sey. Und in diesen Personen war nichts Unterscheidbares, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Noth ihrer Zerstörer zusammenhielt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausamen Schicksale verbreitete Schrecken durch das katholische Deutschland, und Freude durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schweden und Unwillen Kaiser allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese hundertjährige Stadt nicht gerettet hatte. Auch der Schlacht sind diese Umstände bei Königs unerklärbar, und Gustav Adolph, um nicht unverantwortlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu seiner Vertheidigung erschienen war, sich entgegengesetzt, indem er eigenen Gemüthsruhe die Gründe seines Verzagens der Welt vorgetragen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Geschwind wurde ein Entsatzheer gebildet, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er selbst sich bewegen mit seiner ganzen Armee und gegen Brandenburg Zuhörer nach der Elbe zu marschiren. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm jeden unvorsichtigen Kunststreich gefährlich, denn Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit ungewöhnlicher Besonnenheit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Kriegsvolk abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vermalt seinen seine Festung Spandau den schwedischen Kaiserlichen aufgethan, und den kaiserlichen Truppen verstatten. Sein Gebiet zu ergen Tilly vermuthlichen, so wurde eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde von nun immer her, ohne Rettung verloren. Darum Zweifel bei gegenwärtiger Unternehmung nicht aufgeben zu wollen, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von den Churfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Mainz schien geneigt zu seyn, all diese Forderungen. Der große Haufe, welchen Johann Georg den Churfürsten fürchtete erst durch Verweigerung der Kaiserlichen und den verabredeten Landen gestärkt, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, daß bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Verletzung seiner Hoffnungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben bedrängt zugleich mit dem Kaiser drohe, und diese Gefahren der ganzen protestantischen Macht der katholischen Heere überlegener. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst, aber Ehrgeiz und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungeduld von Magdeburgs Schicksal, laut gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er wohl, als seine eigene Gefahr, und diese Vorsichtigkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Churfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Behutsamkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg," sagte er, „nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mit begleiten, so nehme ich Niemand Rücksicht, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und gehe wieder nach Preußen. Ja bis gerade der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann – aber gehe Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Stadt vor mir erst entsetzt, so fürcht ich, wir es noch Gegeben wird." Diese so ernsthafte Zeit hingegen eine Drohung, vielleicht auch der Muth auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Ge-

wolle zu verschaffen, und man ihm auf dem Wege bei Göhr verwüstete, brachte endlich den Churfürsten zum Entschluß Spandau in seine Hände zu liberiren.

Nun konnten drei Wege nach Magdeburg führen, weeren der eine gegen Norden durch ein verschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, der eben den Untergang über die Stadt bringen mußte. Der andere, gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passiren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dieß konnte ohne Einwilligung des Churfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen Gustav Adolph ein abgeschlossenes Mißtrauen setzte. Ohne er sich alle in Marsch setzte, sich er diesen Prinzen um einen freien Durchzug, und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und seine Verfassung konnte den Churfürsten bewegen, seinen Kantonirungsplätzen zu entlassen. Indem man noch in Zweifel darüber in dieser war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksale.

Tilly verschlimmte sie mit dem Trotz eines Siegers gegen protestantischen Fürsten, und verlor seinen Unmuth, den abgemessen Schreiben aufs Beste zu bemänteln. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs weitlich herunter gesunken, schien sich sonderbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgange, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gemessenen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlacht bei Leipzigen Dunkel wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Verbot aufgehoben, allen widerspenstigen Staaten Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vorgesetzten hielt kaiserlichen Schlachten, bis Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Esthaim geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Prälat überzog die bayern sogleich in die Länder des Tilly, und unterjochte die Kasaken des Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien anrückten, verstärkte auf gleiche Art gegen den Markgrafen von Wittenberg. Der Herzog mußte sich dem Befehl unterwerfen, und allen Truppen des Kaisers unterwerfen, so auch anderen zu Unterstützung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag, ein kantonirungsfreies Thalern entrichten. Schwache Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen schwäbischen und fränkischen Kreise auferlegt. Frankfurt war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die sanfte Verordnung, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr schimmer als in der Wirklichkeit gewährt, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinaus, und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unzufriedenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolphs vergrößerte. Der unglückliche Ausgang der nächsten Belagerung Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch sein mochten, so verhältnißig waren sie heilsam. Die erstere Uebersetzung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung aus Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich auf Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren den Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen zu weitern am meisten zu schonen, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beiden nicht entwaffnet hatte. Gegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsischen verwüsteten auch sämmtlichen Lande wurden auf diesen Zuge auf's Grausamste verwüstet. Frankenhausen, selbst unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten angezündet, größtentheils und in die Asche gelegt; sämmtliche mußte der unglückliche Landmann bezahlen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme loskaufte. Von da spannte Tilly seinen Angriffen an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, augenblicklich seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bunde zu entsagen, kaiserliche Besatzungen in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontribution zu entrichten, und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. Er mußte sich ein bewaffnetes Neutralität von einem kaiserlichen Diener bekennen sehen. Aber diese unbedeutende Verordnung betam ein sinnverwirrt Gewicht durch die Heftigkeit, mit der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauderhaften Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so mehr Tod verwirrt die Unentschlossenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufnehmen, sey er gesinnt und nie nicht zu können — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff wisse er sich zu vertheidigen wissen. Zeitlos es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach Münden aufbrechen, wo Vorrath an beiden sey.“ Der Einbruch zweier kaiserlichen Scharen in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort, und der Landgraf wußte einen so ganz zu begegnen, daß nichts Erhebliches unternommen wurde. Nachdem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Staatsverfassung seines Fürsten vielleicht genug haben büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden bessen Gemüth noch zu wichtig Zeit zurückgerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vereitelt wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurück erstattete. Der Vertrag von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eben vereitelt vorgemacht; und je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly herannahte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zufluchtsort zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Churfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaiserlichen sich bereits einer Pforte seines Lagers sich, so schickte er endlich seinen Kammerherrn von Arnim zu Spandau zu nehmen, erklärte aber zugleich, daß von bestimmten Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Sie will man schwächer behandelt sehen, als die Generale des Kaisers zusammenzieht er den Abgesandten, die her den übrigen Churfürst in sein Lager schickte. „Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versehen, ihnen alle Plätze, welche sie

wir wollten, übergeben, und in ein alle dieſe Geſichtige dieſen nicht erbolten ſtanden. Da ſie unerſchüttert mit ſeinem Volk verfahren wollten. Allein, was ich von ihm verlange, iſt Eigenheit, eine mäßige Geſinnung, und Brod für meine Truppen; dagegen verſpreche ich ihm, ſeine Staaten zu verſchonen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf dieſen Punkten aber muß ich beſtehen, und mein Bruder, der Churfürſt, entſchließe ſich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder ſeine Hauptſtadt geplündert ſehen will.“ Dieſer entſchloſſene Ton unſers Gustavs, und die Androhung der Kanonen gegen die Stadt beſtürzte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, zu welcher ſich der Churfürſt zu einer monatlichen Zahlung von dreißig tauſend Thalern verſtand. Spandau in den Händen des Königs ließ, und ſich entſchloß machte, auch Küſtrin ſeinen Truppen zu offen Feinden zu öffnen. Durch dieſe unerwartete Vereinigung des Churfürſten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine beſſere Auswahne, als der ehrliche Entſchluß des Herzogs von Pommern vermeſt gefunden hatte; aber der unglückliche Monat des Glücks, den ſeine Völker bald wieder erwarten, erlaubte dem Kaiſer nicht, ſeine Empfindlichkeit zu äußern, als durch Worte zu ſagen.

Das Verdienſt des Königs über dieſe glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botſchaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feſte Platz, den die Kaiſerlichen noch in Pommern beſaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von ihnen ſolchermaßen Feinden gereinigt ſey. Er ergaben ſelbſt worden in dieſem Herzogthum, und gerade das entſchiedene Staatsſyſtem der allgemeinen Neutralität, deren Beobachter er war. Ein Zorn war jetzt verſchwunden, daß Guſtav Deutſchland betreten hatte, und dieſe Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfeſt gefeiert. Kurz vorher hatte von der Ehre von Moskau durch Gelübde vergeben, ſeine Freundſchaft erwarten, und ſogar Hülfstruppen anbringen laſſen. In dieſen friedfertigen Geſinnungen des Ruſſen durfte er ſich um ſo mehr Glück wünſchen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefährlichen Krieg, den er anfangen ging, durch ſeinen freundſchaftlichen Nachbar bemerkſtigt zu werden. Nicht lange darauf tauſchte die Königin Maria Eleonora, ſeine Gemahlin, mit einer Verſtärkung von achttauſend Schweden in Pommern; und die Ankunft von ſiebtauſend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf am ſo weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles that, was die Geſchichte von den Thaten der Engländer in dem dreißigjährigen Kriege zu verſchen hat.

Pappenheim bekommte während des rühmlichen Zugs des Tilly das Magdeburgiſche Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe paſſirten, einige kaiſerliche Detaſchements niederwarfen, und mehrere Plätze in Beſitz nahmen. Er ſetzte, von der Annäherung des Königs gedrängt, ſich dem Grafen Tilly auf das Dringendſte durch, und bewog ihn auch endlich, in ſtarken Märſchen nach Magdeburg aufzubrechen. Tilly nahm ſein Lager diesſeits des Fluſſes zu Wolmirſtädt; Guſtav Adolph hatte bei ſeinem auf eben dieſer Seite bei Werben unternommenen Einfluß der Havel in die Elbe gegogen. Gleich ſeine Ankunft in dieſen Gegenden verſtändigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden verſtreuten bei ſeiner Annäherung, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern poſtirt ſtanden, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und vertrauten die übrige. Unweit nähernt ſich Tilly mit ſeiner Armee auf einen Kanonenſchuß weit dem Lager des Königs, von ihm eine Schlacht anzubieten; Guſtav, um die Hälfte ſchwächer als Tilly, vermied ſie mit Weisheit; ſein Lager war zu feſt, um dem Feind einen gewaltſamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf ſeinem Rückzuge nach Wolmirſtädt verminderte ſich die Armee des Tilly durch häufige Deſertionen. Gein dem Pluſſe zu Magdeburg ſtet ihn das Glück.

Dieſe ununterbrochenen beglückte es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager ſtand, wurde das ganze Meklenburg, bis auf wenige Plätze, durch ſeinen General Arnim und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er gerieth die königliche Luſt, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzuſetzen. Er reiſete ſelbſt nach Güſtrow, wo die Einſetzung vor ſich ging, und durch ſeine Gegenwart den Glanz dieſer Handlung zu erheben. Den beiden Herzogen wurde, ihren Erbrechten in der Maße, und ein allgemeines Gebot von Zölle dem von ſich her, ein ſolliches Gnaden gegeben, den die Feinde den Unterthanen zu dem rückſtändigen Feſte machte. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Werben erhielten der Landrat von Hofenkaſſel in ſeinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu ſchließen; der erſte regierende Fürſt in Deutſchland, der ſich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiſer erklärte, aber auch durch die trefflichen Dienſte dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm mußte ſich verbindlich, den Feinden des Königs als ſeinen eigenen zu begegnen, ihm ſeine Städte und ſein ganzes Land anzuthun, Proviant und alles Kriegsbedürfniß zu liefern. Dagegen erklärte ſich der König zu ſeinem Freunde und Beſchützer, und verſprach ihnen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiſer verſchafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Heſſenkaſſel beharrte in dieſem langen Kriege bei der ſchwediſchen Allianz bis ans Ende, und es hatte Urſache, ſich ins wechſelſeitigen Frieden der ſchwediſchen Freundſchaft zu rühmen.

Tilly, dem dieſer ſchnelle Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, ſchickte den Grafen Tattger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich verſicherte er, die heſſiſchen Unterthanen durch aufrühriſche Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben ſo wenig, als ſeine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht ſehr zur Unzeit fehlten — und die heſſiſchen Landſchafte konnten ihren Angewiſſe zweifelhaft ſeyn, ob ſie den Befehlen ihres Gegenſtandes den Vorzug beſſelben vorgehen ſollten.

Aber weit mehr als Heſſenkaſſel demüthigte den kaiſerlichen Generel die gewiſſenlose Geſinnung des Churfürſten von Sachſen, der, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, ſeine Rüſtungen fortſetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, da dieſer Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entſcheidenden Schlacht kommen mußte, ſchien es ihm äußerſt bedenklich, Churſachſen in Waffen ſtehen zu laſſen, jetzen Augenblick heran, daß ſie den Feind zu erklären. Eben hatte ſich Tilly mit fünf und zwanzigtauſend Mann alter Truppen verſtärkt, welche ihm Fürſtenberg zuführte, und voll Zuverſicht auf ſeine Macht glaubte er den Cyrus

fürsten entweder durch das pure Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch eine Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Melnick fest verließ, forderte er ihn durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Churfachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und der drohte ihm im Weigerungsfalle mit der fürchterlichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Anstalten gegen der Kaiserlichen in der Lausitz; Alles kam zusammen, den Churfürsten gegen den Kaiser zu empören. Gustav Adolphs Nähe, wie wenig Nutzen er auch an den Sieg dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einmarschirungen, und erklärte seinen Landsassen Entschluß, in Rüstung zu bleiben. „Es frie es ihm auch auch sollen wähe, setzte er hinzu, die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande zu kommen, da er sie bedürfe, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu vertreiben, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der verbrochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden." Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirthet worden, gab er noch eine verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren," sagte er, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, bei lange gepflogte sächsischer Konkurs endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allezeit Käse und Schnecken aufzutragen, die dort zu drehen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen."

Jetzt nach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor sich nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von dort aus seinen Antrag an den Churfürsten in noch dringenderen und beredteren Ton erneuern. Einmal war sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner treuesten Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so großem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, diese bisherigen Politik aufgab in den bedenklichsten Zeitpunkte zu entlassen, und durch ein so wahnsinniges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten auf's Aeußerste zu bringen. Aber was konnte diesen die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Sympathie Vorwürfen zu seyn, welche der ganze Beistand des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Geiste zu reizen, um seiner Vereinbarkeit dadurch mehr zu seyn, und eine bessere Rechnung mit seiner Art gerechten zu können? Es müßte man nicht wissen, daß der verwegenen Uebermuth des Tilly erstaunen, der sein Bekenntniß trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorgfältigkeit eines dieses Feldherrn, die Vereinigung seiner ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Einritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung getrieben, warf sich, ohne seine gerechte Widersetzung dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft hat Tilly seine ersten Feindseligkeit von Arnheim auf's Eiserste in Gustavs Lager eingeschickt. Diesen langen verwickelten Manövern von siebenzige Hitze anzuwenden. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese schnelle gewünschte Entwicklung gewährte. „Nie that es leid um den Churfürsten," sagt er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort. „Höre er meine wiederholten Vorstellungen gnädig, so würde sein Land seinen Feind gerben haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die schärfste Noth ihm seinen andern Anlaß mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich mein ewiger sey, um des Churfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leidet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischen Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser genehmiget, und seine Armee von den Grenzen zurückzieht? Tilly hat seinen durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, vergißt mich aber nicht hinten zu, ihm beyhold entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß."

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am besten gethan sey, gütlichere Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen wollte, und versicherte sich im Voraus für die Genehmigung derselben. „Ich verlange," erwiederte Gustav, „daß mir der Churfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geisel überreiche, meinen Truppen einen beträchtlichen Sold auszahle, und mir die Verwalter in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten."

„Nicht nur Wittenberg," rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und rief seinen Minister in das sächsische Lager zurück: „Nicht blos Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel überachen; und, wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich selbst ihm dienen. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, aufzuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen."

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen," sagte er, „verschied mehr in mich setzt, als in Magdeburg zu hätte kommen wollte, das das wichtige erwirkt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, daß ich es erwidere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten."

Gleich nach geschlossener Allianz eilen der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereini-

gang zu hindern. Nur Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines gütlichen Entsatzes machte der Kommandant, Hanns von der Pforta, Anstalt sich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die baldige Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Tuchmachers, dem einzigen, welches in der baldigen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden berathschlagt. Beim Anblick der abgewaffneten Schaar und Gewinn, mit denen der Besitzer sein Haus gefüllet hatte, empfanden sich Tilly. Leipzig erhebe eine Ehre als Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen, in Beisein des Churfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entschließung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker, und das Loos ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Versammlung der Generalen, die auch die Pracht des Heeren vor jeder großen Entscheidung bestimmt, schien jetzt die Seele Gustav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen," sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone und zwei Churhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar würde meine Krone, wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlöre, noch eine Schanze zum Besten haben. Wir entkamen durch eine ansehnliche Flotte verschützt, in unsern Grenzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?"

Gustav Adolph zeigte das bescheidene Mißtrauen eines Helden, den das Verwüsten seiner Staaten gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß. Was Wunder bald, seine Lande von zwei bewaffneten Armeen vollmächtigst besetzt zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher seine alten Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und sie mit Tilly schlagen. Endlich war Gustav Adolph seiner Meynung bei, und beschlossen war es, ohne Aufhalt den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführeten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulde; der Churfürst von Brandenburg rückte wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7. September 1631 besaßen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die bereit eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er verstärkt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden wieder herzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein fest Land vortheilhaft Lager bezogen, wo er dasselbe wandte, zu seiner Schlacht gezwungen zu werden. Das angenehme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, selbst die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Höhen hin zu stellen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erstrecken. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie aufgebreitet; seine Artillerie, auf den Höhen vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher wollte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee, und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tilly'schen Fronte liegenden Dorfe, die Loße zu passiren. Um die den Uebergang über diesen Bach zu erleichtern, wurde Pappenheim mit zweitausend Kürassiren gegen sie beordert, doch erst nach langen Widerstreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieser Befehl ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug gebracht. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons geschlossen, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgetheilet, und durch mehrere Haufen Musketiers unterstützen, welche ihre schwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reuter beunruhigen sollten. Zu der Mitte kommandierte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Vorsichtsmaßregel Gustavs, welche der Aufgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich nicht begnügt, ihn zu genehmigen. Dergestalt, sagten sie, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend verlohr sich der Feind auf in einer langen unabsehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reuterei in eben so große unbeträchtige Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Schutz seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser gemein Ausdruck zu brauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzudringen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst bekräftigte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Liga betrugen an diesem Tage nicht über vier und dreißig bis fünf und dreißig tausend Mann: von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegen über gestanden — es hätte diesen Tag niemand wahrlich, nicht wiederum einer entscheidender machen können. Dieser Tag war es, am welchem Gustav das bal-

nicht Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem unsrenen Glück anvertraute. Die zwei größten Herrführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, saßen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihrer Probe bestehen; einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beide Heldinnen von Deutschland waren mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartete die ganze Menschheit den Ausschlag desselben, und die sylbe Nachwelt wird ihn segnen oder verfluchen.

Die Entscheidenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Bilder seinen Willen riß ihm Pappenheim hebin. Wie gestählte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Westen, und trieb auf dem frisch bearbeiteten aufgedornten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dieß bewog den König, sich anders wohin gegen Norden zu schwenken, und die Sonnenhitze, mit der solches aufgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Höhen, und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wankte er so gar Neuern, und sah in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand, und ertrotzten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Soldaten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Sieges zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihm zum Wanken zu bringen. Ihre kommandierte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Entsetzend erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal stürzte man ihn zurück. Er entlief mit einem großen Verluste, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und trabte nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen fliegenden Truppen. Diesen Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit sechzehn Bataillonen und Regimentern zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kavallerie einen beyhaften Widerstand, den die Verwirrung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Gustav Adolph ersah, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlossen, und seine Truppen, die jetzt seinen Feind mehr hatten, konnten anderwo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken, und griff die Horn an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind wußte jetzt das Feuer seiner eignen Kanonen ersetzen.

Auf seiner Flanke hat Feuer des Geschützes, von vorne den stürzterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter grauer verlaufen der Soldaten aufgenommen, welche nie von einem Schlachtfelde gestoben waren, und es sind jetzt nicht weniger. In gesellschaftem Stieben drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten sichtend ein kleines Gehölz, wo sie auf's Neue Front gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf Feldwanken geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Wie einen entlief der ganze Ueberrest des Tilly'schen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude erpreß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Gefängniß der Churmainzischen brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Gottentsetzend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, ihrer flüchtigen sich gefangen, überall verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht noch Hülfe und Halbverstärkt mit über sechstausend Mann, Pappenheim nicht über vierzehnhundert zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch Tätzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Umstande. Obgleich von vielen Wunden ermattet, weilte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber sowerletzter als Todtgeschossen und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten als die Zahne der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das unsterbliche Verdienst seines Herrn, sein entschiedenes Treffen mehr zu wagen. — Drei Herbste sind es verflossen, denen das Unglück dieses Tages beygemessen wird: daß er sein Geschütz hinter die Armee auf die Höhen pflanzte; daß er sich nachher von diesen Höhen entfernte; und daß er den Feind umgehend sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die taktischen Verschuldungen, ohne das überlegene Genie seines Geg-

mere verbeſſert! Tilly entſetzt eilig von Halle nach Halberſtadt, wo er ſich kaum Zeit nahm, die Heilung von ſeinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weſer eilte, ſich mit den kaiſerlichen Beſatzungen in Niederſachſen zu vereinigen.

Der Churfürſt von Sachſen hatte nicht geſäumt, ſogleich nach überſtandener Geſahr im Lager des Königs zu erſcheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überraſcht von dieſem gütigen Empfang, verſprach ihm in der erſten Freude — die römiſche Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Guſtav gegen Merſeburg, nachdem er ed dem Churfürſten überlaſſen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Zehntauſend Kaiſerliche, welche ſich wieder zuſammen gezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meiſten von dieſen traten in ſeinen Dienſt. Merſeburg ergab ſich ſogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo ſich der Churfürſt von Sachſen nach der Einnahme von Leipzig bei dem König einfand, um über den künftigen Operationsplan bei Weitem zu berathſchlagen.

Erfolgreich war der Sieg, aber nur eine weiſe Benutzung konnte ihn entſcheidend machen. Die kaiſerliche Armee war aufgerieben, Sachſen lag ſeinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte ſich nach Braunſchweig gezogen. Ihn vid darin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niederſachſen erneuert, welches von den Dranſalaſchen des vorhergehenden Kriegs kaum erſtanden war. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg in die ſämtlichen Lande zu wälzen, welche, unverwüſtet und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholiſchen Fürſten fallen, man konnte zur Linken in die kaiſerlichen Erbſtaaten dringen, und den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Reſidenz zittern machen. Beides wurde beſchloſſen, und jetzt war die Frage, wie die Kräften vertheilt werden ſollten. Guſtav Adolph, an der Spitze einer ſiegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerſtand gefunden. Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Ungarn waren vom Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Proteſtanten dieſer Länder nach einer Veränderung lüſtern; der Kaiſer ſelbſt nicht mehr ſicher in ſeiner Burg; in dem Schrecken des erſten Ueberfalls hätte Wien ſeine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrocknten dieſem auch die Quellen, aus denen der Krieg beſtritten werden ſollte, und bereitwillig hätte ſich Ferdinand zu einem Frieden verſtanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen ſeiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieſer kühne Kriegsplan geſchmeichelt, und wahrſcheinlich auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Guſtav Adolph, eben ſo vorſichtig, als ehrgeizig, und mehr Staatsmann, als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausſchlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Guſtav den Weg nach Böhmen, ſo mußte Franken und der Oberrhein dem Churfürſten von Sachſen überlaſſen werden. Aber ſchon ſing Tilly an, aus den Trümmern ſeiner geſchlagenen Armee, aus den Beſatzungen in Niederſachſen, und den Verſtärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weſer zuſammen zu ziehen, an deſſen Spitze er wohl ſchwerlich lange ſäumen konnte, den Feind aufzuſuchen. Einem ſo erfahrnen General durfte ein Krukau entgegen geſtellt werden, von deſſen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein ſehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was hatten aber dem König noch ſo raſche und glänzende Fortſchritte in Böhmen und Oeſterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholiſchen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenoſſen des Königs entzweite? Wozu diente es ihm, den Kaiſer aus ſeinen Erbſtaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben dieſem Kaiſer Deutſchland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiſer mehr zu bekämpfen, als vor zwölf Jahren der böhmiſche Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieſes Prinzen nicht erſchüttert, der ſeine Hülfsquellen nicht erſchöpfte, und dem er nur deſto furchtbarer erſtand?

Weniger glänzend, aber weit grundlicher, waren die Vortheile, welche er von einem perſönlichen Einfall in die liguiſtiſchen Länder zu erwarten hatte. Entſcheidend war hier ſeine gewaffnete Ankunft. Ehen warem die Fürſten, des Reſtitutionsedikts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt verſammelt, wo Ferdinand alle Künſte ſeiner argliſtigen Politik in Bewegung ſetzte, die in Furcht geſetzten Proteſtanten zu einem ſchnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beſchützers konnte ſie zu einem ſtandhaften Widerſtand ermuntern, und die Anſchläge des Kaiſers zernichten. Guſtav Adolph konnte hoffen, alle dieſe unbeſorgnißvollen Fürſten durch ſeine ſiegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Beiſpiel ſeiner Waffen von dem Kaiſer zu trennen. Hier, im Mittelpunkt Deutſchlands, geſchmiedet er die Nerven der kaiſerlichen Macht, die ſich ohne den Beiſtand der Liguc nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenoſſen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines gehegten Wunſches die Freundſchaft der katholiſchen Churfürſten wichtig war, ſo mußte er ſich vor allen Dingen zum Herrn ihrer Schickſale machen, um durch eine ernſthaftige Schonung ſich einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Gustav Adolphs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Menschen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht, und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Man bemerkte fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sichern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichen Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefälligkeit gegen seine Bundesgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der anklagende Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen ausländischen Eroberer in seinem Schooße geübet hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Städte, der Lauf seiner vielen Ströme, hatten schon seit unterscheidlichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläuftigen Staatskörpers erstürmt hatte, so war doch sein Innerstes von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das preiswürdige Vorrecht, nur sein eigner Feind zu seyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es blos die Unentschlossenheit seiner Glieder und ein unbesiegbarer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Ausgetilgt war damals schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Kabinet, wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hintertistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den Anatolischen Fahnen zu verlieren, der ihm sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wo an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Liga über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer, als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihm von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch verführen sollte. Hatte man Anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einigte von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von Ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Muth, seine liebevingende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst ermunterten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partei zu ergreifen. Sie, welche weiter mit Gustav Adolphs Größe wetteifern, noch durch seine Ueberlegenheit leiden konnten, erwarteten beste mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Rang ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtern in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dieß war der Fall mit den meisten Reichsfürsten, und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn vergossen. Seine glanzlose Schonung des deutschen Erzbistums, sein treuloses Betragen, einige glänzende Handlungen

der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreienden Barbarien der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeine und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das Meiſte zu danken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihm vielen Vortheil begünſtigten. Er hatte zwei große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die ligniſtiſchen Länder verpflanzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt zerfielen, von ganz verſchiedenen, oft freitenden Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſandten und Staatsmann getrennt war; ſo war hingegen in Guſtav Adolph Beides vereinigt. Er, die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, der einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete. Er allein die Seele ſeiner ganzen Partei, der Stifter des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm vereint alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſtirt man ihn jetzt Deutſchland, von einem Ende zum andern als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem geborenen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, ſoll ſiegt er ſchon durch ſeinen geſtirchten Namen. Längſt dem ganzen Mainſtrom ſteht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frei, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel geworfen. Ueber die Churmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Fluth ergoſſen, und drei mächtige Bisthümer büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſtrotzendſte Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gräßlichen Verwüſtungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewegender Thurm vor den Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die baieriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von ſchwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Sitze ſich verkrochen, überläßt der geflüchtete Churfürſt ſeine entblößten Staaten dem Feinde, den die gefangenen, von ſeinem Krieg noch verderbten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des baieriſchen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München ſelbſt öffnet ſeine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrichder Fünfte findet ſich einige Augenblicke in der verlaſſenen Reſidenz ſeines Nebenbuhlers über den Verluſt ſeiner Länder.

Indem Guſtav Adolph in den ſüdlichen Grenzen des Reichs ſeine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltſamer Gewalt jeden Feind vor ſich niederwirft, werden von ſeinen Bundesgenoſſen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niederſachſen entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche: die Fruhe verjagen Mecklenburg; von allen Ufern der Weſer und der Elbe weichen die öſterreichiſchen Garniſonen. In Weſtphalen und am obern Rhein macht ſich Landgraf Wilhelm von Heſſen, in Thüringen der Herzog von Weimar, in Churtrier die Franzoſen ſtreitbar; eſtwärts wird benutzt das ganze Königreich Böhmen von den Sachſen beyzwungen. Schon rüſten ſich die Türken zu einem Angrif auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der öſterreichiſchen Lande will ſich ein geſtöbterlicher Aufruhr entzünden. Troſtlos bietet Kaiſer Ferdinand an allen Höfen Europens unter, ſich gegen ſo fabelreiche Feinde durch fremden Beiſtand zu ſtärken. Umſonſt ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländiſche Tapferkeit jenſeits des Rheins beſchäftigt; umſonſt ſtreut er, den ruſſiſchen Hof und die ganze katholiſche Kirche zu ſeiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papſt ſpottet mit gepräng vollen Prozeſſionen und eitlen Anathemen der Vergeblichkeit Ferdinands, und ſtatt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüſtete Fluren.

Von allen Enden ſeiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den vereinten Vergehen ligniſtiſchen Staaten, welche der Feind überſchwemmt hat, ſind alle Bruſtwehren eingeſtürzt, hinter welchen ſich die öſterreichiſche Macht ſo lange Zeit ſicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert ſchon nahe den unvertheidigten Grenzen. Entmuthet ſind ſeine eifrigſten Bundesgenoſſen; Maximilian von Baiern, ſeine mächtigſte Stütze, kann noch ſäbig, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Verſtrien und wiederholte Niederlagen geſchmolzen, und durch ein langes Mißgeſchick muthlos, haben unter geſchlagenen Generalen jenes kriegeriſche Ungeſtüm verloren, das, eine Frucht des Siegs, im Voraus den Sieg verſichert. Die Geſahr iſt die höchſte; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiſerliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Daß bringende ſie Verſöhnung iſt ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherſtellung des vorigen Ruhms zu erwarten ſteht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggeriſſen. So tief ſank der ſo furchtbare Kaiſer herab, daß er mit ſeinem beleidigten Diener und Unterthan beſchämende Verträge erſchien, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm ſchimpflich raubte, ſchimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geiſt fängt jetzt an, den halb erſtorbenen Körper der öſterreichiſchen Macht zu beſeelen, und die ſchnelle Umwandlung der Dinge verräth die feſte Hand, die ſie leitet. Dem unumſchränkten König von Schweden ſteht jetzt ein gleich

unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird einem neuen und schwereren Kampfe unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen, bedrohend gegen einander, beide sich mit fürchterlicher Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürstend, beide vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme mit einander verwogen wird. Europens Augen hefteten sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das gesammte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal reißt sich das Gewölk, das Kriegs-Gewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unwerth Lügen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein sinkender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlieren. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall eines großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist ein einziger Mann unersetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch siebzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein dastehender Held ist, mit schnellen Blicken zu umeilen, und dann erst, wenn durch das Glück der Schweden auf's Aeußerste gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab steigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht schnell ward der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die tignitischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des Magdeburgischen Stifts die Vorbereitungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verdächtigen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein leztwinglicher Hülfsherr ihn heftig Fahnen setzen. In der Brust jedes Papisten fochte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verbindnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. Gustav Adolph überfah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Mehrheit katholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Beistand erwarten. Die Aufschneidungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihn in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und Manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Städten waren bereits voran geschickt worden, die wichtige gern Reichsstädter, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unersetzt hinter sich in Händen lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören, und verschonte sich derselben durch eine dankbare Besatzung. Seinem Heere hinterließ dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Kommando einer Armee übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen, und versprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entrik die Pforten der Grafschaft Henneberg den Klöstern der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erste tertiste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Liga, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Ohnmacht zu offenbaren, und mit ihr den Entschluß zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Befürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihren Burgen. Schon sahen sie ihre Städte wanken, ihre Klöster entweichen, ihre Religion im Stande. Der Beobacht seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegskunst des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die allzu genauen Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man schwörte, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der ersäuften Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen.

Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen andächtig gelauchten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Bücherversammlung der Jesuiten, die er nach Upsal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Den Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten, und stellte wegen Aufrechthaltung rechtmäßiger Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. In jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, suchte er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit den Degen in der Hand widersetzten, mit rechtmäßigen Kriegern eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, suchte er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit den Degen in der Hand widersetzten, mit rechtmäßigen Kriegern des Kriegs ausgeübt; für einzelne Missethaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Vieh der Feinde, wie der Seinige, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktate, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue Rebenhilfe aufzufordern, den bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser gefährliche General hatte unterdessen die Trümmer seiner geschwächten Armee an der Weser zusammen gezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt, und sich in Hessen mit seinen beiden Unvergemahlen Altringer und Jugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager in Fulda, wohin ihn der Herzog gerufen war, harrte er sehnsuchtsvoll auf Entlassung von dem Herzog von Bayern, mit Gustav Adolph zu schlagen. Vor der Ligue hatte außer der Armee des Tilly trinz zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Unterdessen, daß sich Tilly nachher zu Aschaffenburg durch zweifelhaften Entschlüssen verspätete, und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbei eilte.

Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht mit ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme verschuldet, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten persönlich mit herbei geführt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu verweiden, begnügte sich Tilly, den Feind am fernern Verrücken zu hindern; aber nur sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen schwach besetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich betrieb. Nach Herzog Karl von Lothringen, durch den Unfall seines Gemahls, seine eitlen Entwürfe und sein isolirtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens verhöhnt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgeboten, um sich bei Kaiser Ferdinand dem Zweiten den Eigenthum zu verdienen. Land gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er blos den Eingebungen einer stürmischen Verdegierde, trieb durch Unterstützung des Kaisers in Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entdeckte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihm doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reifenden Flutth überschwemmte. Gern gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Glück des Erzhauses zu opfern. Den eitlen Hoffnungen trauten, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so ersetzten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesichte des Feindes ihre Bravour verbargen, so freigebig ließen sie selbe an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie anstürmte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verschencht. Das klägliche einiger Regimenter verunsachte ein allgemeines Aufreißen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, spornte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn weder aus dem Felde schlug, noch dem Feldzug endigte, ohne sich in eigener Person zu Rechenschaft gesetzt, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erbreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbei gerieten kam, einen Schlag zu versetzen. „Frisch zu, Herr,“ sagte der Bauer. „Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen „Schweden König entreißt.“

Das unglückliche Beispiel seines Nachbars hatte den Bischof von Bamberg klüger Maßregeln eingeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens

entgegen, welche aber blos dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe bereit käme, zu verzögern. Gustav Adolph, selbst viel zu redlich, um bei einem Andern Argliß zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an, und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder freundlichen Behandlung versehonen wollte. Er zeigte sich nun so mehr dazu geneigt, da ohnedies seine Absicht nicht war, mit Bamberg Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Gesinnungen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abzugiltigen können; denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolph den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem König zu öffnen sich bereitwillig erzeigt hatte. Aber er hatte den Main seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzhorrt; ein schwedischer Heerhaufen, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde einen dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschließungen der fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich seierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Mandate gewonnen, in denen er sich derab ließ, sich wegen seiner freundlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das feindliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bei den Feinde erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Absang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankfurts nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hatte, es zu durchreiten; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner thätigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten gegläckt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Cidsklavin befreit zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichste Augenmerk Gustav Adolphs gerichtet, dessen Marine es überhaupt auf deutschen Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigen Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Oestnach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gern wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Freiheiten und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich vorteilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug blieben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Unsicher führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gesahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so dunkeln und gefährlichen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Judenmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintan sehe. Er bate, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rhein an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gewinden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Beweisthum einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollen, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich derer sollen zu ebmen. Den Deputirten des Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, sollte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es blos aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung hielt die Bürger seinem Angenblick gereizthaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete

man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch die Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die Mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während das Gustav Adolph'sche dem Mainstrom Gesetze vorschrieb, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Domitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joder kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie soeben nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, Banner, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt hervor geschickt worden. Der Graf von Mannsfeld verübelte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu seinem Entsatz herbei kam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von den Schlägen zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch Wallenstein und Tilly erlitten haben. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Bischof von Bremen, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besondere Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben verlorne Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolphs Partei, und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen fingerhe Waffen einen großen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum Cöln zittern machten. Man erinnert sich, daß namentlich auch dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Gustav Adolph geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, von Jugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Anstrengungen des Grafen Tilly widerstanden, und daß befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Hörter, und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen gränzende Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Gränzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen. Die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er stellte sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den ferneren Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzuflehen, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinen Räder und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph erwies ihm die aufrichtigste Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bewährte sich, ihm durch eine edle Zutraulichkeit sein Unglück zu erleichtern. Aber je viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier bei glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung in deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs bereit gemacht, und zu einer gütigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, eben so unweislich als dreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn Gustav Adolph spottweise nur den Friedensstifter zu nennen. Oft hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte, und ihm Geld abgewann: „Er freue sich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiserliche Münze sey.“ Landgraf Georg dankte es dieß seiner Verwandtschaft mit dem Churfürsten von Sachsen, den Gustav Adolph zu schonen Ursache hatte, daß sich dieser Monarch mit Uebergabe seiner Festung Rüsselsheim und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Wetterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erschienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in der Folge sehr

nöthig war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursache, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gefährdet hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen verstärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kassel dem Khuig zugeführt hatte. Schon hatte Gustav Adolph Königstein angreifen lassen, Höchheim und Flörsheim ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Churfürsten von Mainz, Anselm Kasimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächste sey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eins der thätigsten Mitglieder der katholischen Liguc, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und über dem Weg dieser gesegnete Strich Landes für das beste Heer eine unüberwindliche Reizung. Vors zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Churfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit Allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdieß zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, Don Philipp von Sylva kommandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst schickte sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernsthaftesten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und überraschte Kontributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwalds und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee, schon bei Kassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäuseturm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Feuersbrunst des Grafen Tilly in Franken eifrig von dieser Belagerung abriefen, und dem Churfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly, während der Anwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom, Miene machte zu belagern, und im Fall einer Widersetzlichkeit mit dem schrecklichen Exempel Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum Zweitenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine handelsberühmte Stadt der Wuth eines grausamen Feindes gesperrt zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen, aber schon zu Frankfurt erfuhr er den hartnäckigsten Widerstand der Nürnberger, und den Zorn des Tilly, und sämmte jetzt seinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Kassel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum Zweitenmale an den Ufern des Rheins bei Stockstadt gegenüber Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge auf der Rheinschanze zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseits des Stroms zum feindseligen Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorspiegelung erdichteter benachbarten Schiffer, sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden übersetzen ließ. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Compagnien französischer Dragoner und Kürassiere überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Brahe mit seiner kleinen Schaar, und sein beharrlicher Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopfe eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptsturm Germaniens passirte.

Gleich nach dieser eilfertigen Aktion setzte Gustav Adolph das Geschäft und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8. December 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so verzhaft vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Kanonen von Gustav Adolphs Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt, und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Sämmtliche Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseits des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber, dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm ersti gen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich verleiten, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, kapitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am dreizehnten December 1631 stieß der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallast des Churfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schenkte sie seinem Reichskanzler Oxenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westerås abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Gleiche, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom von Poppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunfels, welche die wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenig Städte retten. Landau und Kronweissenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speyer bot sich an. Truppen zum Dienst des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und entsetzt ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahrszeit mit eine Ursache der Ueberredung gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die ermüdeten Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahrszeit seinen kriegerischen Operationen auferlegte, dazu, die Geschäfte des Kabinetts mit seinen Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besitze vertrug, den er dem Reiche hatte abkaufen wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenrand, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolph sich Meister vom Rhein machte, und die drei angränzenden Churfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamen Feinden jede Kunstarbeit der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er stiftet bald durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde Argwohn gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meynung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen jur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Rieths als die Absicht, durch Verbreitung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verkümmerungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England

den Erzbischof zu Mainz, was die Churfürstlichen von ihm forderte, um sein eidliches feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Genugthuung machen? Gustav Adolph Kanonierte diese Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit der englischen Flotte, und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit Absichten in Elsaß und selbst in Lothringen auszupflanzen.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen Gränzen mit Unruhe zugesehen, und das mißtrauische Genie seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den sophistischen Mißdeutungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war nun eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partei ihren gesunkenen Muth neu beleben, und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dies konnte geschehen, und wenn Gustav Adolph auf das Weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an seinen Bundesgenossen, den König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des bairischen Ministers stellten dieses gefährliche Verhältniß zwischen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar, und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Beispielen zu bestürmen. Nicht blos übrigens Politiker, auch manner nicht unverständige Katholiken, glaubten in vollem Ernst, der König werde mit Nachdruck in das innerste Frankreich eindringen, und mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegen, so war dennoch nicht zu läugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein den Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Baiern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den katholischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, so bald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen, und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß und die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde Ferdinand der vereinigten Macht Frankreichs und Schwedens vollkommen bloßgestellt, und Gustav Adolph konnte alsdann desto gegen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erblande kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses stolze große Ziel aller Bestrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung beharrten, und dem österreichischen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unaufhaltsam verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Absichten ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so beharrter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürsten von Baiern um französische Hülfe und Gedränge getrieben werde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Prinz gebort hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu versichern hoffte. So deutlich auch sonst der Ursprung dieses Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er gerichtet worden, so bedurfte ihn Maximilian jetzt, wahrscheinlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfeleistung, welche man ihm blos gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolph, den Alliirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein sachenloses Ende machte; und eben so wenig geneigt, Baiern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außer Stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigner Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, und für die alliirten Fürsten gänstige Verbindungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig der Dreizehnte hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so dringende Gründe hatte Gustav Adolph, das Gegentheil zu wünschen. Durch jährliche Posten übersprungt, und der Absolen der liguistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unerschütterlich sey, schränkte er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl

seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er den Churfürsten von Baiern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er forderte von der katholischen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die italiänische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oesterreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Churfürsten von Baiern zu Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolph bewegen lassen, dem Letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürsten an den General Pappenheim in Westphalen die Verlockungsart dieses Fürsten, der bei der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hintergistige Fürst seine Rüstung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Dieser ganze Neutralitätsunterhandlung gerieth also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Baiern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu nähren.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg verlegt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu betrügen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits dem Churfürsten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt, und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutschlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gezogenen Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die geringe Empfindlichkeit Gustav Adolphs ließ sich nicht eher desinteressiren, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von den Ueberreste der spanischen Invasionen gereinigt, und Gustav Adolph setzte durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung seines Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile der Armee an den mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf Feldkirchen Worden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Eroberungen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn erregt hatte, und die Thätigkeit des Generals reichstreuer die Wuth des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Churfürsten von Baiern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen ließ. Tilly's Unthätigkeit zu verstärken. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Mauren Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen sehen, was er der ganzen versammelten Armee geboßt hatte streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, und Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bei Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigne Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Bauner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Baiern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht so gleich seine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so

furchtbaren Feindes Baiern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Grenzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Baiern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Baierns Grenzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkt Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gedacht hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle sahne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. Zu Pferde bestätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Betts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Absterben und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnberg Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Grenzfestung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche dahinrische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte Anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolph die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Baiern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu bringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein weitläufig festigtes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beispiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer baierischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte anderwärts können, in das Tilly'sche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erlosch Gustav Adolph am Ufer, den baierischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im März-monat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit fließt. Ein gewisses Grad dehnte sich dem wasserhaltigen Sturmen in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwarten die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen erstehen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergang; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege eröffnet, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegsrath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe geltend, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienste gran gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehen. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu Gustav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte; „Aeltere die Offize, aber so „viele große Strome Deutschlands hätten wir gesetzt, „und vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten „wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Verwegenheit ansetzte, die Entdeckung gemacht, daß das tiefseitige Ufer über das jenseitige beherrschte, und die Wirkung des schwedischen Geschützes, vorzugsweise vor dem des Feindes, begünstigte. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Ungezweifelt ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zwei und siebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind zu richten hatten. Während das diese wüthende Kanonade die Baiern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschützes das Gehör der Zimmerleute unbrauchbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen, und trieb alle Tagewerker Hand über Hand zu sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden lang von den Baiern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des übrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehre diente. Unfähig standen die Baiern die feindlichen Werke von hier aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verschonte sie, und sie mußten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. Tilly that an diesem schrecklichen Tage das Aeußerste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapferer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wankten endlich die Baiern, und wider seine Neigung wurde selbst Maximilian zu einem kleinmüthigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden Tilly bestegt, bes-

ſen gewohnte Feſtigkeit der unnahbrune Tod überwältigt hatte, gab er vorerſt ſeinen unüberwindlichen Poſten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beſchleunigte ſeinen unblutigen Anzug. Noch in derſelben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Leoſtrom geſetzt hatte, ſein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ihm auf ſeinem Marſch zu beunruhigen, hatte er ſich in beſter Ordnung nach Neuburg und Ingolſtadt gezogen. Mit Beſtrembung ſahe Guſtav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürſten erregte ſeine Verwunderung noch mehr, als er die Feſtigkeit des verlaſſenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Baier geweſen,“ rief er erſtaunt aus, „nimmermehr wär' — und hätte mir auch eine Schlachtgaß Bart und „Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen „Poſten, wie dieſer iſt, verlaſſen und dem Feinde meine „Staaten gehoffet haben.“

Jetzt alſo lag Baiern dem Sieger offen, und die Kriegsfluth, die bis jetzt nur an den Grenzen dieſes Landes geſtürmt hatte, wälzte ſich zumerſtenmal über ſeine lang verſchonten geſegneten Fluren. Bevor ſich aber der König an Eroberung dieſes feindlich geſinnten Landes wagte, entriß er erſt die Reichsſtadt Augsburg dem baieriſchen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und verſicherte ſich ihrer Treue durch eine zurückgelaſſene Beſatzung. Darauf rückte er in beſchleunigten Märſchen gegen Ingolſtadt an, um durch Einnahme dieſer wichtigen Feſtung, welche der Churfürſt mit einem großen Theile ſeines Heeres deckte, ſeine Eroberungen in Baiern zu ſichern, und feſten Fuß an der Donau zu faſſen.

Bald nach ſeiner Ankunft vor Ingolſtadt beſtoß der verwundete Tilly in den Mauern dieſer Stadt ſeine Lanzahn, nachdem er alle Launen des unterwen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Guſtav Adolphs ermahnt, ſah er am Abend ſeiner Tage alle Lorbern ſeiner frühern Siege dahin welken, und beſtrebte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schickſals und Magdeburgs ſtrenge Manen. In ihm verlor die Armee des Kaiſers und der Ligue einen unerſetzlichen Führer, die katholiſche Religion den eifrigſten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Baiern den treuſten ſeiner Diener, der ſeine Treue durch den Tod verſiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch ſterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Churfürſten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu retten, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuverſicht, welche die Frucht ſo vieler Siege zu ſeyn pflegt, unternahm Guſtav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungeſtüm des erſten Angriffs ihren Widerſtand zu beſiegen. Aber die Feſtigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Beſatzung ſetzten ihm Hinderniſſe entgegen, die er bei der Dreieinſelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolſtadt nicht das Ziel ſeiner Thaten wurden. Beim Recognoſciren der Feſtung ſtreckte ein Vierundzwanzigpfünder ſein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden ſtürzte, und kurz darauf ward ſein Lieblings, der junge Markgraf von Baden, durch eine Schußkugel von ſeiner Seite weggeriſſen. Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder, und beruhigte ſein erſchrecktes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.

Die Beſitznehmung der Baiern von Regensburg, welche Reichsſtadt der Churfürſt, dem Rath des Tilly gemäß, durch Liſt überraſchte, und durch eine ſtarke Beſatzung in ſeinen Feſſeln hielt, änderte ſogleich den Kriegsplan des Königs. Er feſtelt hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dieſe proteſtantiſch geſinnte Reichsſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, und zu ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenoſſin als zu Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterſuchung derſelben durch die Baiern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung ſeines vornehmſten Wunſches, ſich der Donau zu bemächtigen, und ſeinen Gegner alle Hülfe von Böhmen auf abzuſchneiden. Schnell verließ er Ingolſtadt, an deſſen Mauern er Zeit und Volk fruchtlos verſchwendete, und drang in das Innerſte von Baiern, um den Churfürſten zur Beſchützung ſeiner Staaten herbei zu locken, und ſo die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land als München lag dem Eroberer offen. Weheklag, Landshut, das ganze Land ſtrömte ihm unterwarfen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehen. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt jedes Baiern einen deſto unverſöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papſt glaubten, waren auf dieſem Boden eine neue, eine unerhörte Erſcheinung. Der blinde Eifer der Prieſter hatte ſie den Lutheranern als Ungeheuer, als Ruder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichriſt abgeſchildert. Kein Wunder, wenn man ſich von allen Pflichten der Natur und der Menſchlichkeit gegen dieſe Satansbrut losſprach, und zu den ſacrellichſten Gewaltthaten ſich berechtigt glaubte. Weder dem ſchwächlichen Soldaten, der einem Haufen dieſer Wilden eingeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderiſche Wuth nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verſtümmelten Körper reichte hinreichte die Armee zu einer ſacrellichen Wiedervergeltung. Nur Guſtav Adolph beſleckte durch ſeine Handlung der Rache ſeinen Heldencharakter, und das ſchlechte Vertrauen der Baiern zu ſeinem Chriſtenthum, weit entfernt, ihn von den Vorſchriften der Menſchlichkeit gegen dieſes unglückliche Volk zu entfernen, machte es ihm vielmehr zu der heiligſten Pflicht, durch eine deſto ſtrengere Mäßigung ſeinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptſtadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmſten Einwohnern verlaſſen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung ſuchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte ſie, ſeinen Zorn zu beſänftigen, und ſchickte ſchon die Freiſingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen. Die ſtir und der König durch die Unmenſchlichkeit der Baiern und durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauch ſeiner Eroberungsrechte geneigt, wie bringend er, ſelbſt von Deutſchen, beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Churfürſten zu üben, ſo verſchmähte doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Wehrloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem ehrlichen Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz deſſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls, und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzugs durch den ſchönen Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Palaſt, denn die Schätze des Churfürſten hatte

man nach Bierden geflüchtet. Die Pracht des churfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein anderer,“ versetzte dieser, „als der Churfürst selbst.“ — „Ich wünsche ihn haben, diesen Baumeister,“ erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu schicken.“ — „Dann,“ antwortete jener, „wird sich der Baumeister zu hüten wissen.“ — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich diese Lustern, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stirbet auf von den Todten,“ rief der König, „und kommet zum Gericht.“ — Der Todten wurde aufgerufen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtausend Dukaten in Gelde, der in einem der größern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser freudige Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommenere Erscheinung würde die bairische Armee selbst ihm gewesen seyn, wenige aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Baiern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Churfürsten vermögen, den letzten Ueberrest seiner Macht in einer Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen, bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen seinen Feind außer Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft getriebene Mißtrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsetzliche Zögerung Wallensteins ließ Baiern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Gustav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Baiern und Schwaben, Franken, Böhmen, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Gränze der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertiget, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichsständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entzweyet oder geschwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Kosten betrieben, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Muth der sämmtlichen Stände gestärkt, und durch die gebandigten Länder der kaiserlichen Armeen einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen seinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die verwickelten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, so lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterstützung abgeschnitten, wenn ihnen bei niederländische Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem vermuthlichen Fehlgange die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassene Besatzungen hatten kein Heer nicht vermindert, und noch eben so frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Baiern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Oesterreich zu wälzen.

Während daß Gustav Adolph den Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bei der Verabredung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt wurden, die Eroberung Böhmens dem Churfürsten von Sachsen zum Antheil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den ligistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Churfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Besetzung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm überging, rückte der sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Churfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts an der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz die grausamsten Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reißenden Fortschritte benutzte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Bestimmungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürsten von Sachsen auf's Aeußerste zu bringen, und dem König von Schweden diesen mächtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Weil er durch seine unzeitigen Trotz verbarg, wollte er jetzt durch eine eben so übelangebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den ersten vertheidern wollte. Seinem Feinde einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittlung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Die konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entlaufen, dem er seine beispiellose Versicherung seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Churhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz ohnerachtet, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammentreffen günstiger Ereignisse ihr im Voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Verwüstung. Ganze Dör-

bereits hatten ihre Besitzer gewechselt, und knüpften unter dem verhaßten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten befriedigt hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsbeförderer war auf Hendrichshöfen vergossen worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimath im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unterthänigkeit, als der Druck dieser feinen Tyrannen, war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Cassave von Ruhen, keine noch so ernsthafte Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte den Bethörungsgeist der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bekannte man sich selbstherrlich Hülfe, die Verirrten in den Schooß der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meißen. Zwei kaiserliche Kommissarien, durch einen so viel Jesuiten und fanatischen Musketiere unterstützt, zogen sich in diesen friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der Ersteren nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der verjagte Widerstand bietet keinen Beitrag nöthig der Kaiser, sein Bekehrungsunternehmen schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde, und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Ergebenheit entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen geworfen. Schlesiern, Teltschen, Aussig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Sarcasten ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die schleunige Ankunft eines protestantischen Heeres zu erwarten. Alles, was katholisch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. In Eile hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, die kaiserliche Armee durch Verstärkung dieser Hauptstadt bereit zu furchten. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht fernes mehr von Prag, die bald protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison stets keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Verlegenheit erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine Kriegeserfahrung und sein Ansehen zur Befreiung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geeignet war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Muth. Ihn bei der Nachricht eines Anfalles zu bekommen; und ein kaiserlicher Obrister, Graf Marabal, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando, und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand man sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Bestimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er sandte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Belagerung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber ergiebig hätte sich hierin in seine Dienstbefliessenheit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und setzte die Entschuldigung durch die Bekanntschaft darmieder, die er, als der Mächtige, bieten ließ. Der Mannhaftigkeit allzuwenig und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Gianadine derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Anzug verlieren gab. Seinem Beispiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Macht brachte man damit zu, seine Person, seine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis nach Wien waren mit flüchtenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihren Schrecken erholten. Marabas selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen, und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Diese Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, bei einer Gegenwehr der Bewohner verrathen. Wallmeyer sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sich her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das friedliche Heer zu betrachten; und die freudliche Vertraulichkeit, womit sie sich bewirten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Berichte dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweis geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniß, und die sächsische Armee mit Belagerungsbedürfnissen zu wenig versehen, auch an Angahl der Weimarn zu schwach war, um eine so große Stadt zu besitzen. Der einem Hinterhalt dauge, verkroppelte er seine Wachsamkeit; und es schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Hausbofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bestätigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser,“ rief er jetzt voll Bewunderung seinen Obersten zu, und ließ sie unsere jählich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihrem Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam blos darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Ka-

pitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald dieß von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Thore, und die Armee hielt am elften Novemb der des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Mäßigung des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders lobte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Länderein desselben auf seinem Herzuge verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Palast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommnsten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Verfolgungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen, und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unerlaubter würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Handgeräthe des Letztern zu verändern, indem er sich ohne Bedenken die Laqueen des Ersteren als gute Beute zueignete, und sie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Pallast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu bemerken, die Zimmer desselben zu bezieben, denn er ein Königreich ererbt. Würde und dieser Zug von einem großen Mann und einem Helden bezeichnet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er abwesend war, bewahrte und zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den sodann Sieg der Besonnenheit ehren, oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nur kühn macht, und die Freiheit selbst mit der gewohnten Fesseln entzweiet.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Kriegsrathe. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der vorhin Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber diesselbe Brücke, wo ihm die aufgesteckten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen machten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Unglücklichen zu entlernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbethätigt, wer hierin die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem vollsten Handrath waren die Zimmer gestopfelt, die Keller, welche sie fast verlassen hatten, reichlich gestillt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverdient auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen, und den aus beweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man offne Schaaren zu den neuerrichteten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur der Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schwuren freudig ein ewig zwangsweise Bekenntniß ab, um ihren frühern Irrern zugethan zu folgen. Alle bewaffnete Dunkelmänner der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißbrauchte Volk die Unterdrücker seiner beiligsten Freiheit empfinden ließ. Förmlich beklagte es sich seiner wieder der erlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Vertheidiger.

Unterdessen war der General den die kaiserlichen Generale, von Götz und von Tiefenbach, und Sachsen vertheidigten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm stießen. Ihm zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that den Limburg an der Elbe einen muthigen Anfall auf seine Verschanzungen. Nach einem blutigen Gefecht, siehe er endlich — nicht ohne großen Verlust. Die Feinde aus ihrem befestigten Lager, und zwang sie durch die Hoffnung seines Zuzugs, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie derüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehr rem kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Kroaten selbst bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und viel versprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so verwirrten die Ereignisse von Nürnberg Gustav Adolphs Eroberungen. Anstatt mit ausgebotener Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, sahen sie sich in einen abhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georg nachsichtigen Vertragen hatte die Friedfertern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Waffenruhe zu hintertreiben.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite der gegen Oesterreich im Anzug, während daß der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Baiern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg

ſich dahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Waffen, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die ganze Mannszucht der Truppen, welche den ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entmuthet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt herumſtäubende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Baiern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſahen den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugehen; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon mit Beſorgniſſen erfüllt. Die Bisthüme von Würzburg und Bamberg, der Churfürſt von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder dem gleichen bedroht; Trier ſtand im Begriff, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beſchäftigten die Treuloſigkeit der Holländer in den Niederlanden, während das Haus Oeſterreich von Rheinſtrom zurückſcheu; Polen ſtritte noch der Einſtand mit dieſem Fürſten. Die unzähligen Gränzen betrotte der ſiebenbürgiſche Fürſt Ragoczy, ein Randsherr Bethlen Gaborꝛ und der Geiſt ſeines unruhigen Geiſtes; die Pforte ſelbſt machte der drohende Zurüſtungen, den günſtigen Zeitpunkt zu nutzen. Die weiterſtens proteſtantiſchen Bundesländer, ſchon gemacht durch das Waffenglück ihres Beſchützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiſer Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche ſich die Freiheit eines Tilly und Wallenſtein durch gewaltſame Erpreſſungen in dieſen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr verſtrocknet, alle dieſe Werkzeuge, dieſe Magazine, dieſe Zufluchtsörter für den Kaiſer verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Koſten beſtritten werden. Seine Bedrängniſſe vollkommen zu machen, entzündet ſich im Land ob der Ens ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewoſſnet das proteſtantiſche Landvolk, und der Fanatismus ſchwingt ſeine Fackel, indem der Feind ſchon an den Pforten des Reiches ſtürmt. Von einem ſo langen Objekt, nach einer ſo glänzenden Reihe von Siegen, nach ſo beträchtlichen Eroberungen, nach ſo viel unnützvergoſſenem Blute, ſieht ſich der öſterreichiſche Monarch zum Zweitenmal an denſelben Abgrund geführt, in den er beim Antritt ſeiner Regierung zu ſtürzen drohte. Ergriff Baiern die Neutralität, verſtand ſich Churſachſen der Verführung, und entſchloß ſich Frankreich, die ſpaniſche Macht zunichte in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, ſo ſtand der ſiebje Bau von Oeſterreichs Größe zuſammen, die alliirten Kronen theilten ſich in ſeinen Raub, und der deutſche Staatskörper ſah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieſer Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längſt ſchon entſchiedenen Verfall der öſterreichiſchen Macht, den blos der täuſchende Schimmer eines großen Namens verſteckt hatte, ſichtbar machte. Ging nun zu den Urſachen zurück, welche den Samen dem eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verſchaffen, ſo fand man ſie größtentheils in der unumſchränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte ſeiner Partei in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in ſeinen Unternehmungen gefeſſelt, vollkommener Herr jedes günſtigen Augenblicks, alle Mittel zu ſeinem Zwecke beherrſchte, und von Niemand als ſich ſelbſt Gefahr empfing. Aber ſeit Wallenſteins Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte ſich auf Seiten des Kaiſers und der Ligue von dieſem Alkem gerade das Widerſpiel. Den Generalen gebrach es an Anſehen bei den Truppen und an der ſo nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorſam und Mannszucht, den zerſtreuten Korps an übereinſtimmender Wirkſamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberbefehlern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entſchluſſes, und an Zeitigkeit bei Vollſtreckung deſſelben. Nicht ihre größere Macht, nur der beſſere Gebrauch, den ſie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaiſers ein ſo entſchiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiſte, ſie anzuwenden, Zärtigkeit und Beſtimmtheit gebrach es der Ligue und dem Kaiſer. Hätte Graf Tilly auch nie ſeinen Ruhm verloren, ſo ließ das Mißtrauen gegen Baiern dem nicht zu, das Schickſal der Armeen in die Hände eines Mannes zu legen, der ſeine Anhänglichkeit an das bairiſche Haus nie verläugnete. Ferdinands drangvolles Verhältniß war alle ein Feldherr, der gleich viel Eifersucht beſaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der ſeine Dienſte dem öſterreichiſchen Hauſe mit ſtiller Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines ſolchen war es, was nunmehr den getrennten Rath des Kaiſers beſchäftigte, und die Mitglieder beſtritten unter einander entzweite. Ein jeder König ſann andern gegenüber zu ſtehen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, ſtellte ſich Ferdinand im erſten Feuer des Affekts ſelbſt als den Führer ſeiner Armee dar; aber es koſtete wenig Mühe, einen Entſchluß anzuſtoßen, den nur Verzweiflung eingab, und das erſte ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiſer ſeine Würde und die Laſt des Regierungsamts verbot, erlaubten die Umſtände ſeinem Sohne, einem Jüngling von Lebhaftigkeit und Muth, auf den die öſterreichiſchen Unterthanen mit freuen Hoffnungen blickten. Eben durch ſeine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei ſchon auf ſeinem Haupte trug, verband Ferdinand die Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Neigung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beiſtand ihm zur Führung des Kriegs ſo unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beſtürmten Unterthan neue Laſten aufzulegen; nur ſeiner perſönlichen Gegenwart bei der Armee ſahen es anſehnlichen zu ſeyn, die verderbliche Eiferſucht der Häupter zu erſticken, und die erſchlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft ſeines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, an Fülle und Klugheit erfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, ſo konnte man dieſen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen erſetzen, die man unter der Hülle ſeines Namens mit der größten Autorität bekleidete.

Es ſcheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Miniſter dieſen Vorſchlag unterſtützte, ſo große Schwierigkeiten ſetzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eiferſucht des Kaiſers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schickſal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung ſelbſt ſo bedürftig war! Wie gewagt, den größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts einem Anfänger entgegen zu ſtellen, deſſen Fähigkeit an dieſem wichtigen Poſten noch durch

ſeiner Unterſuchung gewußt, deſſen Name, von dem Nahme nach nie genannt, viel zu freiſtoß war, um der muthloſen Menge im Lauf den Sieg zu verleihen? Welche neue Luſt zugleich für den Unterſuchungsherrn Staat zu verbreiten, der einen ſinnigen dem Herrſcherer gethan, und den der Wache des Heiligthums mit ſeinem Gegenwort beim Herr angetrieben ſich verdächtigte! Wie behaglich endlich für den Prieſter zu ſtehen, ſeine politiſche Laufbahn mit einem Mord zu eröffnen, daß ihm zur Geſchicht ſeines Volks und zum Unterſcheider der Lieber wurde, die er täglich beſprechen ſollte!

Und wenn man oft noch nicht heraus gethan, den Zeitlichen für die Armen aufzuſuchen; man wußte auch die Armen für den Zeitlichen finden. Seit Wallenſteins grundſtarker Einrichtung hatte ſich der Kaiſer mehr mit Italiäniſchen und bairiſchen Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben dieſe Abhängigkeit von gewaltigen Fremden war es ja, der man durch Aufſtellung einer eigenen Generalſt zu entſchlagen ſuchte. Weder Mißgeſchicke aber, ohne die Kluft zwingende Macht des Gebots, noch eine von der geſammten Armee einer fürgerichen Feldherrn einer Armee auf den Mann herauszuſuchen — und eine Armee, die oft am Mangelhafte, an freigebigſtem Gruß und an Zerrüttung mit den größten Schaaren des neuen Heeres aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Siegler Mann, der ſolch eine That gethan, und dieſem Siegler hatte man eine tödtliche Erfahrung verſchuft.

Jetzt entſtieg man der Zeitpunkt herbeigeführt, der dem beſtändigen Streite des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Mitglied verſchaffte. Daß Friedland ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Nächſt aufgeſtellt, und eine unumſchränkte Reihe von Ungläubigkeiten, die ſeit dem Tage ſeiner Absetzung einer Oeſterreich verſchlimmte, dem Kaiſer ſelbſt das Gedächtnis entriſſen, daß mit dieſem Heldherrn ſein treuſter Rath ihm abgeſtorben werden ſey. Jede Weiterlage ſeiner Truppen erwartete dort Mante, jeder verlorene Platz warf den wenigſtens Menſchen ſeine Schwäche und ſeinen Unbeſt vor. Glücklich genug, dieſe er in dem beſtändigen Streite mit einen Anführer ſeiner Heere zu einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in den einen Feind, und den größten Rathen von allen, weil er gegen den Strich des Volks ſtritt, am wenigſten vertheidigt war.

Zuſtand von der Kriegsbühne, und zu einer ſolennen Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine Generalität auf dem Felde des Ruhms ſich Lorbeer ſammelten, hatte der Herzog dem Wunſch des Glücks mit verſchärfter Gelaſſenheit zugeſehen, und im ſtimmenden Gegenſatz einer Armee verſuchten die blutigen Entwürfe ſeiner ehemaligen Gehilfe vorbereiten. Von einer glänzenden Laufbahn ſich aufgerichtet, während daß eine fürchtbare Nacht gegen Nacht und Mißgunſt lag, bedurfte er faſt die ſämmtliche Geburt der Nachtgeſpenſte und Verſuche zur Nacht, und näherte ſich langſam, aber ſicher dem Ziele. Entſchieden war Alles in ſeiner Entwerfung, was er durch den Kaiſer gewonnen war; nur, weil er für den Kaiſer gethan hatte. Auch war allenthalben Flucht zu ſein Gebärmeiſt geſchwunden. Seine Armee ein ordentliches Dach und Gebäude war der Verlauf des Kaiſers wahrnehmen, der ſeinen Schuldbrief zu zerreißen, und ein jeder Schritt gegen den Urheber ſeines Glücks zu entbinden ſchien. Gottſelbſt und gewaltſamlich erſchienen ihm jetzt der Gnadenthat ſeiner Freiheit im Gemüth einer unbeſtändigen Unterwerfung. In dem dem Mark, als ein hoher Wirkungskreis ſich verjagte, erweiterte ſich die Welt ſeiner Hoffnungen, und ſeine ſchwindende Einbildungskraft verlor ſich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem ſeinigen nur der Unſinnigen ergangen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft ſich zu erheben vermag, hatte ſein Vertrauen ihn emporgetragen; allein von Ihm her, und von Privatmann und Kardinal innerhalb ſeiner Pallaſten erniedrigt worden, hatte das Glück ihm zurückgetrieben. Bis auf den Augenblick ſeiner Entlaſſung hatten ſeine Gedanken keinen Mittelpunkt, ſein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren, der Erfolg, der ihn auf dem Regierungsſitz Leichtigkeit zu Boden ſtreckte, gelegte ihm den Unterſuch gegen unſprünglicher und ſicherer gewordener Gewalt, und den Anfang des Unterſuchs von dem Gelichter. Auf dem bisherigen Zauber ſeiner Herrſchergröße durch dieſen Abgeſtandenen Mißtrauiſt aufgeſtoßen, vergaß er der Macht, die er beſeſſen, mit beſtreichen, durch welche ſie ihm entriſſen wurde, und ſein Ehrgeiz bemerkte die Treulöſe, die auf der Bahne des Glücks noch für ihn zu erringen war. Erſt nachdem er das Gewicht der bloßen Gewalt mit ſchwerſtaufer Maſſenlaſt erfahren, ſtrebte er ſchwer die Hände darnach aus; der Rand, der an ihm ſelbſt verübt wurde, machte ihn zum Rächer. Durch ſeine Beſtellungen gereizt, hörte er folglich ſeine Rathe und die Maſſenlaſt des Thrones beſtreichen, gehorchen mit dem Befehl, der gleichgültige ſeiner Tochtermen zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er ſich Syſtem, dem er angehörte, und übrigte ſich gerade mehrmals auf ſeine Seite.

Gaſtav Adolph durchwanderte den beſtellten Marken mit ſiegreichen Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig ſah der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage brang bald auch zu Wallenſteins Ohr ins, der, zu Prag in der Dunkelheit des Privatlebens gleichſam verſunken, auf entlegte Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Mit der Ruhe eines Kabbaliſten mit Ruhe erſtickte, verſchlungen ich an Glück und Glück, nur die ihm ſervierte Gaſtav Adolph. Kaum hatte der Tyrann angelangen, ſo durch ſeine Kriegskunſt in Bayern zu ſiegen, ſo verlor der Herzog von Friedland ſeinen Gegenſatz, und er Tyrannicht zu ſuchen, und mit ihnen glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Den unterdeſſen Graf von Thurn, der dem Pfalzgrafen von Schweden eben klugſt ſeine Dienſte gewidmet, überreden zu können, daß Wallenſteins Gedankenlose zu überdenken, und ihn zu einen engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Bündnisfreundlich Mann ergehne Wallenſteins von dem Kriege, um mit Schlüſſe beſtehen und Verſuchen, die er ſelbſt zu machen ſich anheimlich machte. Bayern und Böhmen zu erobern. Mann zu überſchreiten, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. Sie ſehr das Unternehmen dieſes Antrags und das Ueberreichen der gemachten Vorſchläge dauerte bei Maximilian Gaſtav Adolphs erregt, ſo war es doch ein ſo ganzer Kenner des Verhältniſſe, um einen ſo wichtigen Herzog mit Leichtſinn zurückzuweiſen. Maximilian war Wallenſteins, durch die gänzliche Aufhebung dieſes letzten Verbindes convertirt, nach den Vorſchlägen Schwedens ſeinen Vortrag einrichtete, und auf eine beſtimmte Entfernung bedang, daß verſchiedene Monate Bayern, an die Grenzen ſeinen Truppen ſich vereinigen ſollte ſeinen Rathen zu wagen, und der Verſuchung ſich bemächtigte.

der ſich ihm als Verräther anklagte, eine ſo pabelnde Mannſucht anzuvertrauen. Er entſchuldigte ſich mit der Schwäche ſeiner Armee, die auf ihrem Zuge ins Reich durch eine ſo ſtarke Vermehrung der Feinde wachſe, und verſprach auf hinlängliche Vorſicht bedacht zu ſeyn, den Krieg auf das Gebiet zu ziehen. Ja ſie verſuchte es in der Folge die Verrichtungen Papenheimens zu erneuern; der günſtige Moment war verloren, und Wallenſtein's beleidigter Stolz vergab ihm dieſe Geringſchätzung nie.

Aber dieſe Weigerung des Königs beſchleunigte unfehlbar den Bruch, den die Form dieſer beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unterordnung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenſeitige Opfer nöthig machte. Wallenſtein war Nichts, wo er nicht Alles war, er mußte entweder gar nicht, oder mit vollkommener Freiheit handeln. Eben ſo heftig hatte Guſtav Adolph jede Verabredung, und wenig, heißt es, daß er ſelbſt nur in vertraulichen Unterredungen mit den Seinigen ſeine Meinung verrathen hörte, weil die Annahme ſeiner beſſeren ſeinen ſtolzeren Geiſt beleidigen würde. Immer war ihr Zweck verſchieden, die Mittel ſie nicht leiten konnte; weiter noch weit weniger hatte gemacht, den Gleichgeſinnte zu ſtellen. Waren die gebieteriſchen Anmaßungen beider Bundesgenoſſen dem Herzoge von Feldlam ein ſtets gemeinſchaftlicher dem Tyrannen ſaure zu lieblich, ſo mußten ſie ihm unerträglich ſeyn, wenn es dazu kam, ſich in die Theilung zu ſtellen. Der ſolge Monarch trauete ſich beſtändig, den Verſtand eines ſelbſtſtändigen Unterthanen gegen den Kaiſer anzuſtrengen, und dieſen wichtigen Umſtand mit Feinheit zu benutzen, wußte einer mit Kenntniß ſeiner eigenen und aller Königs Maximen ſo ſehr als den Augen ſtehen, um den Preis zu beſtimmen, den die nach Freiheit Dürſtende nach Verhältniß ihrer Kraft bezahlen mußte, um einer ſolchen Macht ſich wieder zu entreißen, die ſie mit einer Krone drückte. Von ihm allein, und wenn gang Europa ſchwieg, ein freimüthiger Widerſpruch zu erfahren, ſolange Wallenſtein noch den ehrwürdigen Vorwurf der Treue aufbewahrte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem ſolchen Recht Kraft geben konnte. Durch den eigenen Ton Wallenſteins zum Diktator von Deutſchland gemacht, konnte er gegen dieſen ſelbſt trotz Waffen führen, und ſich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgeſagt halten. Neben einem ſolchen Manne hatte alles den Wallenſtein Raum; und merkwürdig war es dieß, nicht ſeine verrätheriſche Anſicht auf den Ausgang, worauf er aufgeſtellt, wenn er noch dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: acht Tage alle noch und thu, daß er kannſt ich! Das deutſche „Reich kommt nicht zum Falle, Hängern brauchen.“

Der erſte Vortheil zur Macht an dem Haus Oeſterreich war ſehr gelogen; aber ſo ſtand der Vortheil, und nur die Macht der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, beſaß er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei den Churfürſten von Sachſen zu erreichen, den er eben ſo gewiß war, nach ſeinen Mitteln zu handeln, als er bei Guſtav Adolph davon verſchieden. In ſreiheitsvollen Einverſtändniß mit Arnheim, ſeinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachſen, während er den Kaiſer und den König von Schweden gleich ſicherheitig zu machen wußte. Er konnte ſich von einem Gegenvorſatz, der, wenn er einſtehig, dem ſchwediſchen Monarchen um ſeinen Einfluß in Deutſchland brachte, deſto leichter Eingang bei Johann Georg verſprechen. Je mehr die eigenſüchtige Feindſeligkeit durch Prinzen durch die Maske Guſtav Adolphs gezogen, und jener ohnehin ſchwache Neigung zu benutzen durch die erhöhten Anſprüche des Königs erſtärkt wurde. Gelang es ihm, Sachſen von dem ſchwediſchen Bündniß zu trennen, und in Verbindung mit beiden eine dritte Partei im Reiche zu errichten, ſo lag der Ausſchlag des Krieges in ſeiner Hand. und er hatte durch dieſen ungeheuren Vortheil ſogleich ſeine Macht an den Kaiſer ſo feſter gelegt, ſeine verſchwiegene Freundſchaft an dem ſchwedischen Thron geknüpft, und auf dem Wein von Leipzig den Bau ſeiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchen Wege er auch ſeinen Zweck verfolgte, ſo konnte er denſelben ohne den Beiſtand einer ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Dieſe Armee konnte in gehorig nicht gebracht werden, daß an tadelnden Heit nicht Verdacht geſchöpft, und der Anſchein allein in ihrem Gunſten dung verleitet wurde. Dieſe Armee konnte über gefährliche Beſtimmung von der Zeit nicht erlernen, indem ſchmerzlich zu erwarten war, daß ſie den Sieg einen Verräther gebrochen, und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn kämpfen würde. Wallenſtein mußte alle unter feindlichen Anſtrich und bekannten werden, und von dem Kaiſer ſelbſt zum unumſchränkten Herrſcher über die Truppen ernennt ſeyn. Wie konnte dieß aber anders geſchehen, als wenn ihm das entgegene Generalat auch Neue übertragen, und die Zähmungsbeſ Krieg ununterbrochen fortgeſetzt wurde? Denn noch erlaubte ihm weder ſein Stolz noch ſein Vortheil, ſich ſelbſt zu dieſem Poſten zu drängen, und als ein Verräther von der Gnade des Kaiſers eine ſeinem Range Gleichkommende Stelle zu erflehen. Sie war der Zweck ſeiner unabgelaſſenen Anſtrengungen ſeit. Um ſie zum Lohne ſeiner Bemühungen zu machen, unter welchen das Kommando über ihm übertragenen wurde, mußte er abwarten, bis es ihm von ſeinem Herrn aufgetragen ward. — Daß von der Rath. Ferdinand Arnheim erhielt, und dieß das Ziel, wornach er mit dieſer Potent und kaiſerlicher Abſolutie ſtrebte.

Uebrigens, daß nur die äußerſte Noth in die Unentſchloſſenheit des Kaiſers trügen, und den Wallenſtein Beiſtand und Eigenſinn, ſeinen beſten Gründen Gegner, unbeſtändig machen ſtimmt, bewieſen ſich von jetzt an geſtaltung, die Verſtreitete bei Feindes zu beſeitigen, und die Bedingungen ſeiner Herrn zu verwerfen. Erſt merkwürdig iſt es, daß er ſeine Entlaſſung und Erwanderung, daß die Sachſen, ſchon auf dem Wege nach der Lauſitz und Schleſien, ſich nach Böhmen wandten, und dorthin unterdeſſen Reich mit ihrer Macht überzogen wurden; daß ſpäteren Eroberungen zu bewirken waren nicht verwiegt ſein Wort. Durch den Mißmuth, den er hervorrief, erſtarrte er jeden Gehorſam an Widerſtand, und überlieferte die Hauptſtadt, durch ſeinen verſchloſſenen Argus, den Grafen. Bei einem Zuſammenbruch mit dem ſächſiſchen General zu Kamnitz, wegen eine freundſchaftlichen Behandlung, dem den Vorwand darreichte, wurde widerſprechend das Gerücht auf die Verſtörung geſtellt, daß Böhmen Prokopius war die erſte Urſache dieſer Verabredung. Indomen ſetzte man Vorwachen dazu bestimmt, die Unglückspoſten dem Oeſterreich zu bewahren, und durch die weiteren Fortſetzung der Schweden am Rheinſtrom auch Niederſachſen habe entzweigt wurden, ließ er ſeine Feindſeligkeit und gefangenen Anſchlagen an dem Lauf des Königlichen Heeres, und die Abſ

sprung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. „Dahin hätte Wallenstein es nicht kommen lassen, wenn er von Anfang gethrlich wäre in seinen jetzt heimlich Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meynung zuviele Verfechter.

Es vermehrte ihren wiederholten Beschwerden nicht, dem beleidigten Menschen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Unabhängigkeit von Baiern und der Liga unerträglich; aber einen diese Abhängigkeit verstärkte ihm nicht, sein Mißtrauen zu zügeln, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schweden bey bairischen Verbündet immer sichtbarer wurde, behagte es sich nicht länger, den Fremden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Verstellige wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Legions besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schmeichelei, womit er sechs Jahre verehrt ein Heer von vierzigtausend Streitern und Held gespielt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses gefährliche Heer unterhalten, die Ideen, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, letzten noch in dankenden Andenken bey dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das feindliche Werkzeug der, das Gleichgewicht der Waagen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen. Oesterreich zu retten, und die Katholiken Deutschlands aufrecht zu erhalten. Mit empfindlich auch der kaiserlicher Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so ungereimtungs Geständniß seiner ehemaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, mit sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, war vermöchte auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unverdienstlichen Mannes war, wie lange und nachhaltig endlich auch die spanischen Einflüsse und der Churfürst von Baiern ihr Möglichen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so sagte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen, und ihn der Möglichkeit seiner Wiederherstellung von Neuem zu zeigen.

Unterstützt von Wien, was von Neuem bey Kaiserl zu seinem Vortheil verbunden wurde, gewann dieser Herrscher genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein Herz triumphirte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit unendlicher Verstellungskunst verbreitete er sich über die göttliche Rache des Prinzipiums, die ihn als seiner Entsetzung von dem gebrochen Schwerte bedient, da lange, entfernte er, bald er die Reize der Unabhängigkeit und Macht gekostet, um sie dem niedrigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht waren ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja seine Unschuld zu vertheidigen, schrieb er die Einladung an den Hof und Kaiserl aus, schickte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Unfehlbar verschehe man, die Größe der Gewalt, welche ihm einzuräumt werden sollte, damit die Gewährung einer Forderung zu verhindern, und durch diese Anklage den Churfürsten von Baiern um so eher zum Entschlusse zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, von Questenberg und von Werdenberg, die, als eine Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn bey Königin von Ungarn zu erwähnen, der bey der Armee gegegen seyen, und unter Wallensteins Führung die Kriegsthaten erkennen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Namens hatte der ganze Unterhandlung zu gefährden. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „würde er einen Gehilfen in seinem Rate leiden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando theilen sollte.“ Aber auch noch dann, als man von diesem verhaßten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst von Eggenberg, Wallenstein's standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit vergeblich, bis endlich Ruhmsucht des Herzogs zu besiegen. „Der Monarch,“ gestand der Minister, „trage mit Wallenstein den tödtlichsten Stein auf seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und überredet habe er dieses gethan, gerne bereuen. Scheint gethan, und seine Hochachtung für den Herzog sey unverändert, seine Gunst ihm ungetrübt geblieben. Zum entschiedenen Beweise davon diene das ausschließende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Tätigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern, und die ganze Größe der Dinge zu verwenden. Groß und edel müsse es gehandelt seyn, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und seiner würdig, die harte Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst,“ schloß der Fürst, „würde seinen vorigen verschiedenen Verdiensten die Krone aufsetzen, und ihn zum größten Mann seiner Zeiten erklären.“

Es bedurfte dieser Schmeichelein, so schmeichelhafte Versicherungen hatten endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch mehr, als sie ihn seiner Herz aller Bewerbte gegen den Kaiser entflammten, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp aufgehäuft, und den Monarchen, der jetzt seine Hilfe brauchte, auch Tiefe zu niedrig hatte, schwere es ihm Dire den letzten Anstrengen des Ministers. Als er es nun der Macht ihrer Gründe nachgab, verwilligte er mit sieger Großmuth, was der sinnliche Wunsch seiner Feinde war, und begnadigte den Angeklagten mit einem Strahle von Heldenmuth. Aber mit entlassen, die Verbrechen des Kaisers durch eine unendliche neue Gewährung auf einmal zu sühnen, erklärte er sich gegen Theil seiner Freiheiten, um einen hohe größern Preis auf die königl wichtigste Hilfe zu setzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee aufzurichten, nicht sie selbst anzuführen. Blos seine Würde und Macht wollte er durch diesen Schimpfnamen kund thun, und dem Kaiser die Größe der Hilfe in der Nähe prägen, deren Gewährung in Wallenstein's Händen stehe. Uebrigens, daß eine Armee, die sein Name allein und dem Nichts gezogen, ohne ihren Gebieter in die Nähe zurückkehren würde, setzte sie ihm nur gar Leichtspiel hinaus. seinem Herren beste wichtigere Verwilligungen zu erzwingen; und daß wahrscheinlich Verbindung sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange stunte Wallenstein, seine Zu-

ſonſt weiter zu machen, welche ganz Deutſchland als gemeinſame Verlaſſene, und Guſtav Adolph ſelbſt überwunden fand. Aber lange ſchon war der Grund zu dieſer Unverwundbarkeit gelegt, und er lief jetzt nur die Maſchinen ſpielen, die er ſeit mehreren Jahren zu dieſem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verwiniert ſah das Gerücht von Wallenſteins Rüſtung, als von allen Enden der öſterreichiſchen Monarchie Scharen von Kriegern herbeieilten, unter dieſem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu verſuchen. Viele, welche ſchon ehedem unter ſeinen Fahnen gefochten, ſeine Größe als Augenzeugen bewundert, und ſeine Freigebigkeit erfahren hatten, traten bei ihrem Ruf aus der Dunkelheit hervor, zum Zeichen und Unterpfand ihrer mit ihm zu theilen. Die Gefahr des verſprochenen Soldes lockte Tauſende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Feldherrn auf Koſten des Landesfeinds zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, ihn der ſelbſt dieſen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck leidenden zu erliegen. Alle öſterreichiſchen Provinzen ſtrengte man an, zu dieſer beſtimmten Rüſtung beizutragen; kein Strich blieb von Tyrol verſchont; von der Kroßthüner beſtritte ſeine Bürde, ſein Privilegium. Der ſpaniſche Hof, wie der König von Ungarn, verſtanden ſich zu einer beträchtlichen Summe; die Miniſter mancher auswärtigen Verwandten, und Wallenſtein ſelbſt ließ ſich ſo zweimal dreitauſend Thaler von ſeinen eigenen Verwandten ſtellen, die Anbietung zu beſchleunigen. Die meiſten Officiere unterſtützte er aus ſeiner eigenen Kaſſe, und durch ſein Beiſpiel, durch glänzende Verheißungen und noch glänzendere Verſprechungen reizte er die Verwandten, auf eigene Koſten Truppen anzuwerben. Mit mit eigenem Geld ein Korps aufſtellte, war Kommandeur deſſelben. Bei Anſtellung der Officiere machte die Religion keinen Unterſchied; mehr als der Glaube galten Redlichkeit, Tapferkeit und Erfahrung. Durch dieſe gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verſchiedenen Religionsbekenner wandten, und mehr noch durch die Erfahrung, daß die gegenwärtige Rüſtung mit der Religion nichts zu ſchaffen habe, wurde der proteſtantiſche Unterthan beruhigt, und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Laſten bewogen. Zugleich verſtanden der Herzog nicht, wegen Mangel an Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum Zweck nemmal für den Kaiſer zu ſiegen; Bayern mußte ihm Kreiſen, Italien Kriegsbedürfniſſe liefern. Noch ehe der dritte Monat verſtrichen war, beſtieg ſich die Armee, welche in Mähren verſammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtauſend Köpfe, gehörmäßig und den übrigen Armeen Deutſchlands, als Mähren. Schleſien und den deutſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich gegeben. Was Johann Ernſt Graf Thurn, Matthias Gallas, Heinrich Graf Schlick, Adam Graf Herberſtein, Octavio Piccolomini, Johann Graf Aldringen, Gallas

Eroberungen, nur seinen Eigennutz verraten. Sollte sie bereits große Opfer vergeblich gebracht haben, so strebt er nicht darüber, daß sich der Fürstenrath nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine bisherige Würde nicht an dem republikanischen Unterthan räche. Wie sehr auch Ferdinand gestritten haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fordern; heute thume der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Zweifeln bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverschuldetes Unheil gelitten, so gebe es einen Trost für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät weiter heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde ihr Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät hat allein Lasse sich durch keine Bitten verführen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle verwickle auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser bedürfe seiner Dienste, und als Kaiser fordere er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn einsetzen. Aber Gehorsam verlange er, aber das Gewicht seines Zorns werde den widerspenstigen Diener vernichten."

Wallenstein, dessen weitaussehende Bestrebungen in die österreichische Monarchie eingriffen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick eingeschränkt waren, stützte sich auf das Gesetz, das diese Drohung nicht enthielt, aber mehr Furcht war es, was seine verletzte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gereizte trübe Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, worauf er stammte, und die Wichtigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu annehmen, übergewog ihn, daß er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt also gab er sich der Verachtsamkeit Tagesbefehl überwunden, und verlieh ihm, was seine Forderungen aufzuheben.

Kaum eine Begünstigt sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der Gesetzte der Diener von Gesetzen der Ahnen Größe zu geben sich erbreistete. Aber wie klein auch das Verbrechen war, das er in die Gnadenkette seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei Weitem seine bängsten Erwartungen. Eine anmaßende Zuversichtlichkeit verlangte Wallenstein über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unverantwortliche Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiser selbst solle es erlaubt seyn, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle sey der Kaiser bei der Armee zu ertheilen, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Quartiermeister solle ohne Wallenstein's Bestätigung gültig seyn. Unter Acht, was im Reiche troßbietet und existirt wurde, sey der Herzog von Friedland allein, mit Aufhebung aller kaiserlichen und Reichsgesetze, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Besoldung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes bei im Reiche existirten Länder zum ausserordentlichen Gehalte überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zu Zuflucht gestattet seyn. Andern verlangte er die Verschreibung des Herzogthums Mecklenburg bei einem günstigen Frieden, und eine förmliche feierliche Ausfertigung, worin man ihn allzeit treuen Vetter, ihn zum Zweitenmal des Reichs retten zu entlassen.

Umsonst bestrebte sich der Minister, diese Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser allen seinen Souveränitätsrechten über die Truppen verzichtet und zu einer Creatur seines Helfershelfers erniedrigt wäre. In sehr hatte man ihm die Unumschränktheit seiner Macht vorgehalten, um jetzt noch bei Persiflirungen zu seyn, womit sie erkauft werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht dieser Fürsten der Nachkommenschaft und des Erzhauses, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur thätlichen Empörung war entworfen, und dabei kannte seiner der Vortheile genauer werden, deren sich Wallenstein in seinem Vorgehen mit dem Hofe zu versichtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrissen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dieß war erreicht, sobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gewinn, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm anvertrauet ward, erlangte seine gehoffte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die einzige war. Um der alleinige Herr dieses Willens zu seyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinen Oberbefehl unentwendt sich stets unterzuschieben, und auf seine eigene Person die Scheu erwünschtärgste überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur gestiehen waren, mußte er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, seinen Prinzen des Hauses Oesterreich bei dem Heere zu halten. Die Freiheit, über alle im Reiche eingesprungene und erworbene Güter nach Gutdünken zu verfügen, erlaubte ihm unendliche Mittel dar, sich Anhänger und brauchbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnehmen darf. Die Debatte in Braunschweig zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu versichern, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, daß Mark dieser Länder aufzuheben, und die österreichische Macht in ihren Grundvesten zu unterwühlen. Wer das Loos nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bestimmungen, die er von dem Kaiser erpreßt, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zogen sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser eine Aufkündung leichter; wiederstreiten die Zeitläufte die Ausführung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn auch schlechterdings entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinen Verderben angetragen und auf ein Verbrechen gegründet war? Was konnte er besser, den Kaiser durch eine Verbindlichkeit zu binden, welche derselben, der sie verwirken war, für zu gering, zum Tode verdammte? Doch dieser scheußlichste Vertrauen war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Vertrauen gütig, bestätigte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Freigebigkeit ein Uebermaß, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da Wallenstein den Kommandostab in die Hand nahm, und unendlich war Alles, was von ihm nicht anerkannt. Von den Ufern der Donau bis an die Meere und den Oberstrom empfand man den belebenden Anhauch des neuen Oberhaupts. Ein neuer Geist ging an, die Gesinnungen des Kaisers zu beherrschen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schwellen die Parteien,

und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müſſen, zu ſo größern Erwartungen glaubte man ſich am Hofe des Kaiſers berechtigt; aber der Herzog ſchreitet ſich nicht, dieſe Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er ſich nur zeigen, um die geſunkene Macht der Sachſen zu überwältigen, und mit der Wiedervereinigung dieſes Königreichs ſeine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entſcheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den beſten Theil dieſes Reichs zum Raube, und ging mit abgemeſſenem ſtillen Schritte ſeinem erſchlichenen Ziel entgegen. Nicht die Sachſen zu bezwingen — ſich mit ihnen zu vereinigen, war ſein Plan. Einzig mit dieſem wichtigen Werke beſchäftigt, ließ er vor der Hand ſeine Waffen ruhen, um deſto ſchärfer auf dem Wege der Unterhandlung zu ſiegen. Nichts ließ er unverſucht, den Churfürſten von der ſchwediſchen Allianz loszureißen, und Ferdinand ſtellt, noch immer zum Frieden mit dieſem Prinzen geneigt, billige dies Verfahren. Aber die große Verſuchung war, die man den Sächſiſchen ſchuldig war, lenkt noch in ihr milderes Anſehen bei den Gemüthern, um eine ſo ſchändliche Untreue zu erleichtern; und hätte man ſich auch wirklich dazu verſtehen können, ſo ſtritt, ſo ſtieß der zweideutige Charakter Wallenſteins, und der ſchlimme Ruf der öſterreichiſchen Politik in der Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherungen kein Vertrauen faſſen. Zu ſehr als verſtellerischer Staatsmann bekannt, ſond er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrſcheinlich redlich meynte; und noch erkannten ihn die Zeitumſtände nicht, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung durch Aufopferung ſeiner wahren Bewegungsgründe außer Zweifel zu ſetzen. Ungern alſo entſchloß er ſich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er ſeine Truppen zuſammen, und ſtand vor Prag, ehe die Sachſen ſich Hauptſtadt entſinnen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, ſchnitte die Vereinigung der Kayſerlichen einen von ſeinen Gegnern den Eingang, und die ſind Sachſen geſtattete Beſatzung ſtreckte unter ſchimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meiſter von der Hauptſtadt, verſprach er ſeinen Unterhandlungen am ſächſiſchen Hofe einen günſtigern Eingang, verſäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er ſie bei dem Generale von Arnheim eingeleitet, den Rückzug derſelben durch einen entſcheidenden Streich zu verhindern. Er ließ in aller Eile die ſchöne Stadt zur Aſche und Pirna belegen, um der ſächſiſchen Armee den Abzug in ihr Land zu verſchneiden, aber Arnheims Geſchwindigkeit entrieb ihr noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieſes Generals eroberte ſich die letzten Zufluchtsörter der Sachſen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und ſämmtlicher, als es verlorene gegen war, war das Königreich wieder ſeinem rechtmäßigen Herren unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile ſeines Herrn, als mit Aufopferung ſeiner eigenen Entwürfe beſchäftigt, gedachte jetzt Wallenſtein den Krieg nach Sachſen zu ſpielen, um den Churfürſten durch Verheerung ſeines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch ſonſt gewohnt war, ſeinen Willen dem Zwang der Umſtände zu unterwerfen, ſo begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, ſeinen Lieblingsentwurf einmal hintangehen, den Feind ſich nachzuziehen. Während daß er die Sachſen aus Böhmen ſchlug, hatte Guſtav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg ſchon an Baierns Grenzen getragen. Am Lechſtrom geſchlagen, und durch den Tod des Grafen Tilly ſeiner beſten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiſer dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schleunigſte von Böhmen auf zu Hülfe zu ſenden, und durch Baierns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen. Er wandte ſich mit dieſer Bitte an Wallenſtein ſelbſt, und forderte ihn auf ſein Angeſtrengteſtes auf, ihm, bis er ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme, einſtweilen nur einige Regimenter zum Beiſtand zu ſenden. Ferdinand unterſtützte mit ſeinem ganzen Anſehen dieſe Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenſtein ab, ihn zum Marſch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es ſich, wie viel der Kaiſer von ſeiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über ſeine Truppen und die Macht zu belohnen und ſtrafen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, muß gegen die wiederholten Befehle des Kaiſers, hielt Wallenſtein mäßig in Böhmen ſtehen, und überließ den Churfürſten ſeinem Schickſale. Das Andenken der ſchlimmen Dienſte, welche ihm Maximilian einſtens auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiſer geleiſtet, hatte ſich tief in das unverſöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Demüthungen des Churfürſten, ſeine Wiedereinſetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, dieſe Erkenntung zu rächen, und ſchwer empfand es der Churfürſt, daß er den rachgierigſten der Menſchen ſich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erſchöpft dieſer, durch neue unverſtändige bleiben, und Oeſterreich ſtunde nicht beſſer geſchützt werden, als wenn ſich die ſchwediſche Armee vor den baieriſchen Feſtungen ſammelte. So thätigte er durch den Arm der Schweden ſeinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ſtieß er den Churfürſten zu Regensburg vergebens nach ſeiner Ankunft ſchmachten. Mittelzeit, als bei der völligen Unterwerfung Böhmens ihm ſeine Entſchuldigungsgründe unter täglig fielen, und die Eroberungen Guſtav Adolphs in Baiern Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Vorſtellungen des Churfürſten und des Kaiſers nach, und entſchloß ſich zu der lange gewünſchten Vereinigung mit dem Erſtern, welche nach der allgemeinen Erwartung der Kataſtrophe des Schickſal bei ganzen Feldzugs entſcheiden ſollte.

Guſtav Adolph ſtand, zu ſchwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenſtein'ſchen Armee allein aufzunehmen, ſchaffete die Vereinigung zweier ſo mächtigen Heere, und mit Recht erkannt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewieſen hat, ſie zu hindern. Zu ſehr, ſcheint es, vertraute er auf den Muth, der beide Anführer unter ſich entzweite, und keine Vereinigung ihrer Waffen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu ſpät, dieſen Irrthum zu verbeſſern, als der Erfolg ſeine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erſte ſichere Nachricht, wie er von ihren Abſichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürſten den Weg zu verſperren; aber ſchon war ihm dieſer zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geſchehen.

Dieſen Grenzort hatte Wallenſtein zum Schauplatz des Triumphes beſtimmt, den er im Vorgriff war über ſeinen ſiegen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden,

ihn, einem Fliehenden gleich, zu seinen Füßen zu setzen, sogar er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder bloßfuß hinter sich zu lassen, auf weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen, und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniß seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Nach dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen tapfern Kampf hatte er ihn gekostet, denjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschlusse unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer wurde es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie Statt finden und Bestand haben sollte. Einen Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Ehrerbietungsbriefe, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche flügte, so gründete Wallenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die unumschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz beh Ersterm empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Herzog der durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gefürchteten Gegner Gesetze vorgeschrieben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu Wallensteins Vortheil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung aber auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Macht besitzt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach diesen Verberedungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten. Noch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen angestagt, und die äußern Formalitäten des Verkehrs mangelhaft und Genauste bestimmt worden. Den Vereinigung gemäß umarmten sich beide Prinzen im Angesicht ihrer Truppen, und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indeß die Herren von Hof überstehen. Maximilian war, in der Verstellung Kunst aufgeführt, deßen Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gesinnte auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wahrheit ging Maximilian eine schmerzliche Eingehung ein, und der junge, der in allen seinen Thaten unsern steht, war, entdeckte sie Macht des Aeltern, der sein stolzes Herz überwältigte.

Die vereinigten kaiserlich-baierischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Gilfertig nahm er also, nachdem der Verein, ihrer Vereinigung zu hindern, mißlungen war, seinen Rückzug nach Franken, und erwartete unmerkt eine entscheidende Bewegung des Feindes, von seine Entschließung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und baierischen Grenze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem ersteren der beiden Länder verpflanzen, oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Baiern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlesien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von Wallenstein Schuld gegeben wird, den Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürstenthum zu erleichtern, und dem unentschlossenen Geiste Johann Georgs einen beingendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav Adolph stand, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seyen, fortdte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht bloßlos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, faß entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländischen Armee, daß sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sey, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte sie außer Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigene Sicherheit zu denken, worüber nun die Oberbefehlshaber als um seine Existenz in Deutschland zu kämpfen, und von der Tapferkeit seines Heeres Mittel zur Rettung zu entdecken. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen und die alliirten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An Mannschaft viel zu schwach, um den ausbrechenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallensteinschen Macht in dieser Stadt eingeschlossen und durch Hunger besiegt zu werden, oder diese Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, ermüdete er seine Bedenken bei Erste, faß entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorräthen in eine Verschanzung einzuschließen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläuftigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beförderten die verrichten Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bollwerke, die Eingänge durch halbe Monde befestigt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Hauptquartiere ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen hundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk auf den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg traten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß binnen am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze umgebene Arbeit vollendet war.

Indem dieß außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammendrängung so

vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch Hunger Aufrichtigkeit: Anstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde auf den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft aufgeboten und zu den Waffen gebot. Die schon vorhandene Stadtmiliz verdächtig verstärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Rotten nach den Buchstaben des alten Aufgebots aufgerichtet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Kassel, zum Beistand aufgeboten, und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen vermehrt, so sonderwig in Marsch zu setzen, und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über zwanzigtausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamen Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Dem Ansehen dieser furchtbaren Macht hinzuzufügen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen soll sie aufmarschiren,“ rief er, „wer von uns Beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt sein wird.“ Dennoch that er, seiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser vermuthen genug war, sich anderweitig seinen Linien ihm entgegenzustellen. „Schlachten hat man genug geliefert,“ antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen.“ Hier sehen entdeckte sich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen werden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht bedürftig war, wodurch andere einen mächtigen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der zweifelnde Muth bei Feindes den Sieg auf das Theuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verpeinen, und, indem er denselben alle Gelegenheit abschnitt, sich dem Ungestüm seines Muths zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das Geringste zu unternehmen, lagerte er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager, und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So bloß er den König zugleich mit der Stadt belagert, und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht stürmen war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sichrer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam das für gesorgt, sich selbst vor dem Schicksal zu bewahren, das er seinem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Unterricht mußten sich die Friedländischen Feuragierer mit den schwedischen schlagen. Der König sonnte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Truppen und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Wie dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreichen Gefolgt durften sich die Parteien nicht mehr auf Feuragieren wagen. Dem König zwar bekam, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber Wallenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein großer, in Baiern aufgetanter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. Gustav Adolph, der von benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerie-Regiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Besatzung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh theils erbeutet, und tausend mit Brod beputte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, den schnelle erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem König, der ein Gleiches gethan hatte, den Abzug der Seinigen zu decken, und einem harnäckigen Gefechte entstand aber gesperrt, und mit Hinterlassung von zwei hundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs trieben den Herzog von Friedland herum, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend hinter dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegesschule, worauf er seinen Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, mochte es zum Nächsten sehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Funfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unerschütterliche Vorsatzungen gehetzt, einander bei im Gesicht gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, nachtheilige Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Bettlosigkeit, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Verstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Effekt zu gebrauchen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Ankunft gewiß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar auf den Befehlungen in Wirtemberg und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken über sächsische Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe schicken. Der Reichskanzler Oxenstierna hatte nahm es, diese verschiedne Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Banner ver-

einigt hatte, rückte er in beſchleunigten Märſchen bis Prag und Eiterhof, wo er die Redniz paſſirte, und glücklich in das ſchwediſche Lager kam. Dieſer Succurs zählte beinahe funfzigtauſend Mann, und führte ſechzig Stücke Geſchütz und viertauſend Bagagewagen bei ſich. So hat ſich denn Guſtav Adolph an der Spitze von beinahe ſiebenzigtauſend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtauſend rüſtige Bürger ins Feld ſtellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberſtand! Der ganze Krieg ſchien jetzt zuſammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich ſeine letzte Entſcheidung zu erhalten. Angſtvoll blickte das zweite Europa auf dieſen Kampfplatz hin, wo ſich die Kraft beider ſtreitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, ſchrecklich ſammelte.

Aber hatte man ſchon vor der Ankunft des Succurſes mit Bedenklichkeit klauſeln müſſen, ſo wuchs dieſes Uebel nunmehr in beiden Lagern. Denn auch Wallenſtein hatte neue Verſtärkungen aus Baiern an ſich gezogen) zu einem ſchrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtauſend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber ſtanden, außer einer Menge von mehr als funfzigtauſend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das ſchwediſche Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenſteiniſchen Lager funfzehntauſend Weiber und eben ſo viel Hurkinder und Knechte, nicht viel weniger in dem ſchwediſchen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, ſeine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiſerlichen ſchloß ſich eine unzählige Menge entweder liger Frauensperſonen an den Heerestroß an, und die ſtrenge Wachſamkeit über die Sitten im ſchwediſchen Lager, welche keine Ausſchweifung duldete, beförderte eben darum die verabſcheuten Ehen. Für die junge Generation, welche dieß Lager zum Vaterland hatte, waren erbenthiche Feldſchulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen. Da die Armeen bei einem langwierigen Kriege ſich durch ſich ſelbſt recrutiren konnten. Kein Wunder, wenn dieſe wandelnden Nationen jeden Landſtrich auskundſchafteten, auf dem ſie verweilten, und die Bedürfniſſe des Lebens durch dieſen entdeckten Trieb übermäßig im Preiſe gehalten wurden. Alle Mühen am Morgen trieben nicht zu, das Korn zu mahlen, das in der Nacht verſtaub, und funfzigtauſend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger blos, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswürdige Sorgfalt des Nürnberger Magiſtrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menſchen ins Grab ſtreckte.

Dieſer Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Guſtav Adolph, voll Zuverſicht auf ſeine überlegene Macht, am 5ſten und funfzigſten Tage ſeine Linien, zeigte ſich in voller Bataille dem Feind, und ließ von ihrer Batterien, welche am Ufer der Redniz errichtet waren, das Feindſeliche Lager beſchießen. Aber unbeweglich ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen, und begnügte ſich, dieſe Aufforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von Ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegener Entſchluß, und ſeine Verſtellung Maximilians, ſeine Unachtſamkeit der Armee, ſein Spott des Feindes, konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung getäuſcht, und von der wachſenden Noth getrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmöglichſte, und der Entſchluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunſt gleich undurchdringliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das ſeinige dem Schutz der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, den acht und funfzigſten, friſtbem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und paſſirte die Redniz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Redniz, die Alte Veſte und Altenberg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſtützt, von dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſchwingliche Schanzen, dichte Verhaue und ſtachelige Palladen verrammelten die Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge. Vor deſſen Gipfel Wallenſtein, ruhig und ſtarr wie ein Gott, durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Musketen tödliches Feuer, und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offenen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und funfhundert Musketiere, durch wenige Zaſſoli unterſtützt, umdrenge zugleich konnten auf den engen Kampfplatz nicht zum Fechten kommen) hatten den unbeneidten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Während war der Anbrang, der Widerſtand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Kubikel des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in Einem Momente in den flammenden Hoffa verwandelte, und einen eiſernen Hagel donnerud auf ſie herunter ſpeie. Zugleich bringt die ſchwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Balken in die gedrängte Schlachtordnung rieben, die feſtgeſchloſſenen Gliedern trennten ſich, und die ſtandhafte Heldenſchaar, von der gebogenen Macht der Natur und der Menſchen bezwungen, wendet ſich nach hundert zurückgelaſſenen Todten zur Flucht. Deutſche waren es, denen Guſtav Partheilichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, ſtürzte er ſelbſt ſeine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordiſchen Muth die deutſche Zeigheit zu beſchämen. Auch ſeine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich fruchtlosem Erfolg den Anzug zu erneuern. Dieſes tritt von einem vierten und fünften und ſechſten abgelöſet, das während des gewaltthätigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle einmal und zerrieſen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verſtümmelte Körper bedecken das Feld, und unbeſiegt ſteht Guſtav den Angriff fort, und unerſchütterlich behauptet Wallenſtein ſeine Veſte.

Indeſſen hat ſich zwiſchen der kaiſerlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Buſch an der Redniz poſtirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechſelndem Glück der Feind bald Beſiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt. gleich tapfere Thaten geſchehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; dem Rhein ſelbſt

reißt eine Stückkugel die Todte von dem Grabe. Mit ungemeinverdrossener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Ausgang zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Weg zum Rückzug zu eröffnen, stellt sich ihm der Oberste Hepdorn, ein tapferer Schottländer, dar, den dies sein natürlicher Muth auf dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen. Ueber den König erfreut, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Action einen jüngern Obristen vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt Gustav Adolph, und, seinen Heldenmuth lobend, entdeckt er ihm, die Regimenter zum Rückzug zu kommandiren. „Sire,“ erwidert der tapfre Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen;“ und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hoge bei Gelegenheit einer Anhöhe über der Alten Veste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Plazregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Anhang so zuschanden, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von seinen Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihm an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tag den Sturm fortzusetzen, und zum Erstenmal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Reznitz zurück. Zweitausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, begrenzten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die folgende Noth tödte alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeigneten sich die deutschen Regimenter durch die Verwüstungslust aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine schändare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Unmuth, womit er den deutschen Offizieren ihre Nachlässigkeit verweist, begegnet ihre Heftigkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutschen,“ rief er aus, „ihr, ihr selbst seyd es, die ihr eures eigenen Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wütet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch. Ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gehet mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr Aberwitzige meine Verordnungen. Ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich lügen muß: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Eurentwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entwöhnt, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von euren deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Aecht, was Gott mir zutheilte, und bisher sie meine Gesetze geachtet. Aber, was er mir künftig noch geben mag, wisse ich mit Freuden unter euch auszutheilen haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihrs ohne meynt, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben.“

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt. Die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiet zusammengedrängt war, elf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verstegen die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte sich einen darum zurüst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolph gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zerrissen lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das verwüstete Landvolk verschmachtete auf den Straßen. Mordergreuche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen. Durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Gluth der Hundstage aufgeheizet, wüteten unter Menschen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Verhartnäckigkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Abtragung mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage Rast hielt, um seine Truppen zu ermuntern, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Gelegenheit nicht weniger beharrlich, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen anzutreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bei Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abzug, und zeigten der getroffenen Stadt, welchen Schicksale sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Franken gerichtet war, verschonte die scheußliche Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-baierische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung daselbst anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzig tausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus baierischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entrichtet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die

gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Verlust vereitelt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Baiern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesetzt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Anzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Baiern aufs Neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanzigers müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen, und seine Lieblings-Entwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Marime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winter-Aufenthalt seiner Truppen, und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den spanischen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Churfürsten von Baiern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden den das reiche Baiern zum Raube ließ, bestie man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesen Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aufs Neue also von seinem ärgsten Besorger im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein bisheriges Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee trabirte unter Friedlands Anführung ihrem Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holk war bereits mit sechs tausend Mann in das Vogtland vorausgeschickt worden, diese verhaßte Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgesendet, ein zweiter Zerstörer des Herzogs und ein gleich treuer Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Fluren, beraubte Familien, erwartete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieser verderblichen Geißel. Aber je waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schandbarsten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes den Churfürsten zu Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit seiner überlegenen Macht auf dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, welch er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolph den Kunstgriff zugestehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit hielt, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten höchstunbillig und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wankende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Maschinerie der Reichsstände aufzuregen, machten bei dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile spielten so, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Anziehung vor dem Krieg, und seine noch immer nicht unterdrückte Erfahrenheit gegen Oesterreich, der günstigste Umstand Demüthungen, der, in dessen bisher Unverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so leitete doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung gewesen waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei ihr seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bei der hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Churfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürstentliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu bänsen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihm seinen Feinden blößes dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen

das Vertrauen aller übrigen Fürsten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer befestiget schien. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrängte Churfürst an ihn ergehen ließ, zum zweitenmale nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt verschoben, und die Schwäche des Churfürsten von Baiern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem feindlichen Fürsten doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich hatte ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen seyn, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl einer Provinz nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gewissens, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm befürchtete, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolph jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet!

Sobald sich er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem Wallenstein'schen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange geprefste Abschied beutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, wo die dahin detachirten Korps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk auf der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umdrangen ihn, wo er sich sehen ließ; andächtig fügte sich Alles vor ihm auf die Knie; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den beschrienen Helden empörte dieser unsinnige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott machen!“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sünden strafen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels trifft mich für dieses verwerfene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine sündliche sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie sterbenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die rächende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die uns den Unsterblichen geraubt, und sein Auge auf unsere Thränen verdoppelt sich, eben da er keine Augenblick nahe ist, sie zu ertragen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit von Nürnberg hatte ihn dem Verdacht aufgelegt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum Zweitenmal entwischen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinliche Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des verhängnißvollen Monaten im November untergehen würde. Ueberdies waren zwischen Camburg und Weißenfels enge Päße, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwerlichen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch die Defilcen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Gewißheit, daß mit der Gustav Adolph von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht. Als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich an Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Päße zwischen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meynung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, den König in seiner vertheidigten Stellung anzugreifen, und die Vorstellungen, welche dieser zu Bestätigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampfung zu erschöpfen. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortsetzte des Feindes im Westphälen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und deinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, verwilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie auf Schwedische versammelt wären, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Merseburg, die Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den sämmtlichen Städten unsrer ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Merseburg zwischen den Flößgräben und der Saale stehen, von wo er gekommen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Anzug vernommen, so verließ er plötzlich

sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheim Klettern zu bemühen, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle entfernt haben konnte. Schnell sogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene, zwischen dem Flößgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den Anfang erwarten, und ihm durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf diesen verabredeten Signal zogen sich die Friedländischen Vorrupppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser diesen Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Flößgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hindurch ging, und eine Schlachtordnung von der andern abtrennte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben rastete eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer auf den Orden zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vier gleiche kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbeholfene Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke war nach Leipzig geflüchtet, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und blos die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Sämpfe der Armee zu verbergen, mußten alle Trossjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den hinten Flügel anstellen; doch nur so lange, bis die Pappenheim'schen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Flößgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter den Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügel, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schwedischen an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Henderson, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Nachwahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gesammten Streitkräfte Europens, die man im Lager von Nürnberg hintereinander, sollten nun in den Ebenen Lützens bestritten werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Fähigkeit gehabt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Da am Leipziger und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, aber nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tagesstern Zweifel legen. Morgen mußte Friedlands Vertrauen die Blöße des Kaisers verschleiern, und die Größe des Namens die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchstammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, daß er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte allerwärts für seine Stärke.

Endlich erschient der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet lieat, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend, bittet der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingesunken, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und blos mit einem lebernen Koller und einem Tuchrock bekleidet, (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer freien Aussprache zu entflammen. Die sein eigner ahnungsvoller Busen verdammet. „Gott mit uns“, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria.“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser

Schranken und auch ihr Gegenſatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade ſie poetiſch werden; denn die poetiſche Stimmung iſt ein ſelbſtſtändiges Ganze, in welchem alle Unterſchiede und alle Mängel verſchwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des poetiſchen iſt, in welchem beyde Empfindungsarten zuſammentreffen können, ſo wird ihre gegenſeitige Verſchiedenheit und Bedürftigkeit in demſelben Grade merklicher, als ſie den poetiſchen Charakter ablegen; und dieſs iſt der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer ſie zu dieſem herabſteigen, deſto mehr verlieren ſie von ihrem generiſchen Charakter, der ſie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der ſie einander entgegenſetzt.

Dieſes führt mich auf einen ſehr merkwürdigen pſychologiſchen Antagonism unter den Menſchen in einem ſich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern

Gemüthsform gegründet iſt, eine ſchlimmere Trennung unter den Menſchen anrichtet, als der zufällige Streit der Intereſſen je hervorbringen könnte, der dem Künſtler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch ſeine Aufgabe iſt, der es dem Philoſophen, auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philoſophie mit ſich bringt, der es endlich dem Menſchen im praktiſchen Leben niemals vergönnen wird, ſeine Handlungsweiſe allgemein gebilliget zu ſehen: kurz einen Gegenſatz, welcher Schuld iſt, daſs kein Werk des Geiſtes und keine Handlung des Herzens bey Einer Klaſſe ein entſcheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern ſich einen Verdammungsſpruch zuzuziehen. Dieſer Gegenſatz iſt ohne Zweifel ſo alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende derſelben ſchwerlich anders als in einzelnen ſeltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab

und immer geben wird, beygelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daſs er jeden Verſuch zu ſeiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beſten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beyde poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das Theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniſs der Sinne; in Rückſicht auf das Praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die

Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muſs. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im theoretiſchen) ein unruhiger Speculationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſtehet. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden; bey welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf *).

*) Ich bemerke, um jeder Misdeutung vorzubeugen, daſs es bey dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beyden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchlieſsung des andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchlieſsung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daſs nur durch die vollkommen gleiche Einſchlieſsung beyder dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Ge-

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läſst, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muſs zwiſchen beyden daſſelbe Verhältniſs Statt finden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wiſſen wir, obgleich eine unendliche Gröſse im Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt ſie einen ſelbſtſtändigen groſsen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr iſt nur deſswegen, weil etwas anderes iſt; nichts ſpringt aus ſich

nüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit deſſelben, und mit Beybehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daſs ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit beyden verträgt und daſs ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

ſich ſelbſt, alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stätigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frey in der Natur, aber auch nichts iſt willkurlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf alles, was bedingungsweiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal, erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem

Wiſſen zu etwas unbedingtem gelangen, ſo muſs er es auf dem nehmlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemeinheit das höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in allem, was in der Ordnung iſt; in allem hingegen, was zum erſtenmal ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äuſsere Urſachen und durch äuſsere Zwecke beſtimmt werden; nur daſs jene Urſachen

nicht zufällig; jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv fliefsen, und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frey genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas anders als den bloſſen Willen zu ihrer Urſache und etwas anders als das bloſse Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes andre das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas ſelbſtſtändiges und nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns; aber mit glücklichem Inſtinkt weiſs er von beyden alles Momentane und Zufällige zu ſcheiden. Bey dieſer Methode fährt er im Ganzen vortreflich und wird ſchwerlich einen bedeutenden Fehler ſich vorzuwer-

ſen haben; nur auf Gröſse und Würde möchte er in keinem beſondern Fall Anſpruch machen können. Dieſe iſt nur der Preis der Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und davon ſehen wir in ſeinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Idealiſten, der aus ſich ſelbſt und aus der bloſsen Vernunft ſeine Erkenntniſſe und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beſchränkt erſcheint, ſo legt die Vernunft den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus ſich ſelbſt ſchöpft ſie alles, und auf ſich ſelbſt bezieht ſie alles. Was durch ſie geſchieht, geſchieht nur um ihrentwillen; eine abſolute Gröſse iſt jeder Begriff, den ſie aufſtellt, und jeder Entſchluſs, den ſie beſtimmt. Und eben ſo zeigt ſich auch der Idealiſt, ſoweit er dieſen Nahmen mit Recht führt, in ſeinem Wiſſen, wie in ſeinem Thun. Nicht mit Erkenntniſſen zufrieden, die bloſs unter beſtimmten

Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muss er Sich, seinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniss, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stünde, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. Denn alles freylich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes einzelne re-

Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsche gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gestanzten groben Geschützes empfangen, fegen diese tapferen Bataillone mit unerschrockenem Muthe ihrem Angriff fort. Die feindlichen Musketier verlassen ihren Posten, die Gräben sind überspringen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie bringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweyte, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der tapferste wahrige Geist des Herzogs ihrem Anlauf entgegen. Mit Klugheitsmittigkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Muthwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Front gegen den Feind, und bringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind sieht dem Schießgewehr seinen Raum, die Wuth des Angriffs seine Zeit mehr zur Ladung. Mann steht gegen Mann, das unaufhörte Feuerrohr macht den Schwert und der Piste Platz, und die Kunst der Erbitterung, Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Anbrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesen Augenblick hinterbringt man den König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen auf furchtbar anhängligt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments daheren, der Unordnung seines ziernen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren bekannt genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er forengt getroden Muths demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk ab geführlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umherschweift, ergreift eine Blöße des feindlichen Heeres aufzuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, fährt ihm sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberspringenden allen überkurzdoch Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzulegen. „Auf den dort spitzbe," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn." Der Schuß bricht ab, und den König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet! — Der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Getümmel zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferde, und von neuen wiederten Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verbaudte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein todig Kiebentod, in Blute gebadet, Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und während dringt sie herbei, dem getrauen Feind diese theilige Beute zu entreißen. Um seinen und Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entseelte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Secretesdepesche durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapferen Schaaren zu erbeben, entzündet sie ihn nur mehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedergang seine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum Zweytenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolph's führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht bringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Gefechte an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks steht unter Bernhard's und Knyphausen's Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum Zweytenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schwachen Bataillone des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gehopperter Macht der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Fall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichen Donnerknall steht man die aufgethürmten Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entflieht ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schlachtfeld des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

giert; und in der Natur iſt alles einzeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſſen das Ganze beherrſchen, und für das Beſondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überall auf die oberſten Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die nächſten Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht verſäumen; indem er überall auf das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Beſondre vernachläſſigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können, und vielleicht eben deſswegen wenig faſſen, und oft an Einſicht verlieren; was er an Überſicht gewinnt. Daher kommt es, daſs, wenn der ſpeculative Verſtand den gemeinen um ſeiner Beſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpeculativen ſeiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmtem Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bey dem Idealiſten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in ſo fern Idealiſt heiſst, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Äuſserungen ſich abſolut beweiſt, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie überhaupt nur moraliſch ſind, den ganzen Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht; ſondern weil die menſchliche Natur eines conſequenten

Idealism gar nicht fähig iſt. Wenn ſich der Realiſt, auch in ſeinem moraliſchen Handeln, einer phyſiſchen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, ſo muſs der Idealiſt einen Schwung nehmen, er muſs augenblicklich ſeine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als in ſofern er begeiſtert iſt. Alsdann freylich vermag er auch deſto mehr, und ſein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Gröſse zeigen, den man in den Handlungen des Realiſten vergeblich ſucht. Aber das wirkliche Leben iſt keineswegs geſchickt, jene Begeiſterung in ihm zu wekken und noch viel weniger ſie gleichförmig zu nähren. Gegen das Abſolutgroſse, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Abſolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu ſtarken Abſatz. Weil ſein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet iſt, ſo will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchſtücke richten, und doch ſind es mehrentheils nur geringfügige Leiſtungen, wodurch er ſeine moraliſche Geſinnung be-

weiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daſs er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung überſiehet, und von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächſt.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo muſs man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſiedem Idealiſten erweiſen, ſo muſs man ſich an einzelne Äuſserungen deſſelben halten, aber man muſs dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem Einzelnen entſcheidet, wird daher über den Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es iſt nicht zu vermeiden, daſs bey einer ſo groſsen Abweichung in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, wozu eine Sache gut ſey? und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu taxiren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, ob ſie gut ſey? und die Dinge nach dem taxiren, was ſie würdig ſind. Von dem, was ſeinen Werth und Zweck in ſich ſelbſt hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiſs und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergiſst er ſeinen Vortheil nicht gern, nur daſs er denſelben in dem Ideale des höchſten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt, wird

er zu beglücken, der Idealiſt wird es zu veredeln ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen politiſchen Tendenzen den Wohlſtand bezweckt, geſetzt daſs er auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volks etwas koſten ſollte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes, die Freyheit zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zuſtandes iſt jenem, Unabhängigkeit von dem Zuſtande iſt dieſem das höchſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied laſst ſich durch ihr beyderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daſs er giebt, der Idealiſt dadurch, daſs er empfängt; durch das, was er in ſeiner Groſsmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchſten ſchätzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büſst die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er er-

fährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an allem, wovon er Kundſchaft hat, und wornach er ein Bedürfniſs empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daſs er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt; weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fordert, iſt ein Unendliches; aber beſchränkt iſt alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweiſt, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen andre. Er iſt zwar groſsmüthig, weil er ſich Andern gegenüber ſeines Individuums weniger erinnert, aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in andern überſieht. Der Realiſt hingegen

ist weniger grosmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Excentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuern versöhnen, wenn es nur von einem grosen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so gros, dass er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Grösse und Freyheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Schi-

märe und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerey, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte cultivirt und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung, und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen; und vergiſst darüber, daſs das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daſs die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt, wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte, und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worin alles nützt, alles ſeine Stelle verdient, und was nicht Früchte trägt verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger be-

nutzte, aber in einem gröſseren Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daſs der Menſch noch zu etwas anderm da ſeyn könne, als wohl und zufrieden zu leben; und daſs er nur deſswegen Wurzeln ſchlagen ſoll, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daſs er vor allen Dingen wohl leben muſs, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daſs es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniſs in der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inconſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſolchen Inconſequenz machen auch hier beyde Theile ſich ſchuldig, und ſie beweiſt, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben ſeyn könnte, zugleich die Einſeitigkeit beyder Syſteme und den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Von dem Idea-

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, daß preßerner Eifer mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben sporns Greichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu hemmen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, den König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu sehen, reicht er Piccolomini, der die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem nämlichsten Widerstand unterlegen. Nach den erhitzenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum Zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser tapfere General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und zwölf Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heers mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter den tumultuarischen Kriegsvölkern, mit fühler Seele seine Truppen hinordnen, dem Retirirenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Mantelröhre verschützen heute seine Brust, für die einen an anderen Seiten geschossen ist; auf dem Beute, wo Gustav erstarrte, sollte Wallensteins den schuldbefleckten Geist nicht verwahren.

Nicht so gleichmüthig war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, bis den Wüthenden unsinnig in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb unerfüllt, und erst der Tod führte die verfehlenden Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims nervenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man den Sterbenden trug, und hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, seiner suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liegt. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchts bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber freudig dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist.“

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihres sieghaften Führers, als sie Alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Gbp. Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ersetzen, welche der Tod in ihr Verderttreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die dem letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal setzt sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem diese Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten ihnen Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erbeut jede Ehre sich selbst, keine verseht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzten Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man einen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erstorbenen Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roße sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — ungleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Gültigkeit, mit der er von Leipzig aus Sachsen Besitzes nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheim'sche Fußvolk, das seinem voraus einen neuen General mit schnell genug hatte erlaufen können. Sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war getban. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels, sammt es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, indem gerung an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend

liſten brauch ich es nicht erſt insbeſondere darzuthun, daſs er nothwendig aus ſeinem Syſtem treten muſs, ſobald er eine beſtimmte Wirkung bezwecht; denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. In Rückſicht auf den Realiſten hingegen könnte es zweifelhafter ſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb ſeines Syſtems allen nothwendigen Forderungen der Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man den Realiſten fragt: warum thuſt du was recht iſt und leideſt was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt ſeines Syſtems darauf antworten: weil es die Natur ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muſs. Aber damit iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es iſt nicht davon die Rede, was die Natur mit ſich bringt, ſondern was der Menſch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was ſeyn muſs. Man kann ihn alſo wieder fragen: Warum willſt du denn, was ſeyn muſs? Warum unterwirft ſich dein freyer Wille dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr eben

eben ſo gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte, und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle andern Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja du fühlſt, daſs deine Unterwerfung eine freywillige ſeyn ſoll. Du unterwirfſt dich alſo, wenn es freywillig geſchieht, nicht der Naturnothwendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn jene zwingt dich bloſs blind, wie ſie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und beſtimmſt dich idealiſtiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur

nicht blind leiden willſt. Es iſt alſo offenbar, daſs der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugiebt, ſo wie der Idealiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweiſt jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und parteyloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daſs das Ideal menſchlicher Natur unter beyde vertheilt, von keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beyde ihre eigenen Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äuſsern Zuſtand des Menſchen ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt,

was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muſs. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig ſeyn muſs. Maſsen wir uns nun an, mit unſerer bloſsen Vernunft über das äuſsere Daſeyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, ſo treiben wir bloſs ein leeres Spiel und das Reſultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daſeyn ſteht unter Bedingungen und die Vernunft beſtimmt unbedingt. Laſſen wir aber ein zufälliges Ereigniſs über dasjenige entſcheiden, was ſchon der bloſse Begriff unſers eigenen Seyns mit ſich bringt, ſo machen wir uns ſelber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unſre Perſönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem erſten Fall iſt es alſo um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unſers Lebens, in dem zweyten um die Würde (den moraliſchen Gehalt) unſers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realiſten einen morali-

ſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber bloſs in ſofern beyde nicht ganz conſequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das Syſtem. Obgleich aber beyde dem Ideal vollkommener Menſchheit nicht ganz entſprechen, ſo iſt zwiſchen beyden doch der wichtige Unterſchied, daſs der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibet. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daſs das Ganze gleichförmig menſchlich gut als daſs das Einzelne zufällig göttlich ſey — und wenn alſo der Idealiſt ein geſchickteres Subjekt iſt, und von dem, was der Menſchheit möglich iſt, einen groſsen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtim-

mung einzuflöſsen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt dagegen deſto vollkommener; denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines groſsen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beyden Charakteren in ihrer beſten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderſeitigen Karikaturen. Der wahre Realism iſt wohlthätig in ſeinen Wirkungen und nur weniger edel in ſeiner Quelle; der falſche iſt in ſeiner Quelle verächtlich und in ſeinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realiſt nehmlich unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten

Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfaſst und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daſs er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen beyde dazu einſchlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft ſich der Natur als einer Macht, und mit wahlloſer blinder Ergebung. Auf das Einzelne ſind ſeine Urtheile, ſeine Beſtrebungen beſchränkt; er glaubt und begreift nur, was er betaſtet, er ſchätzt nur, was ihn ſinnlich verbeſſert. Er iſt daher auch weiter nichts, als was die äuſsern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, ſeine Selbſtheit iſt unterdrückt, und als Menſch hat er abſolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache iſt er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut ſeyn. Eben die Natur, der er ſich blindlings überliefert, läſst ihn nicht ganz ſinken; ihre ewi-

gen Grenzen ſchützen ihn, ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen weiſs, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es giebt Menſchen genug, ja wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die bloſs durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit beſtehen, und daher auch nur zu etwas gut ſind, aber daſs ſie auch nur leben und beſtehen beweiſt, daſs dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealism in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläſst nur deſswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare

und unbedingt nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch ſtreben heiſst; der Phantaſt verläſst die Natur aus bloſser Willkühr, um dem Eigenſinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von phyſiſchen Nöthigungen, in die Losſprechung von moraliſchen ſetzt er ſeine Freyheit. Der Phantaſt verläugnet alſo nicht bloſs den menſchlichen — er verläugnet allen Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er iſt alſo gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantaſterey keine Ausſchweifung der Natur, ſondern der Freyheit iſt, alſo aus einer an ſich achtungswürdigen Anlage entſpringt, die ins unendliche perfektibel iſt, ſo führt ſie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenloſe Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerſtörung ſich endigen.

II.

Über

Anmuth und Würde.

Die griechiſche Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen, und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt

Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders sind sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurück gekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Flößgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten geblieben; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen ungeübten Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beiwohnte, bildete seine Heldenbahn. Verführerisch verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt. Bis ihn die Scharen des Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigen Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Vorderlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entscheidende Gefahr nicht schreckte, und dann das Unmöglichste bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber unfähig zum Oberbefehl des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tilly's glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch fruchtbaren Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dauerhaftigkeit seiner österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Weg, der ihm das gefloßene Blieb von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Da man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in seinen Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestritten Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theuerer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgefordert hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den Heldischen Leichnam, nackt, unter dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen den Flößgraben und Lützen gesetzen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tags den Namen des Schwedensteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wurde er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und drei dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheiligt, und Blut mußte dem Monarchen zum Ehrenopfer fließen; jetzt trat die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen flossen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wohler schien als noch Herzen ging. „Gern," rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre!" Aber wenn ein neuerer katholischer Geschichtschreiber von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die blose Eitelkeit dem südlichsten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobsprüchung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er und ein solches Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solcher Tod ist bei demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königmordes zu reinigen sich genöthigt findet.

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Lauf der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav Adolphs gemeldigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Arms, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Albrechts, Herzogs von Sachsen Lauenburg, gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu den Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Aeußerlichkeit

Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muſs jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, (den man der Göttin Jupiters keineswegs abſpricht) iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäuſſern und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchlieſsendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Nichtſchöne, übergehen.

Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefällige, fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchlieſsend, verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen deſſelben auch an dem Nichtſchönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein Neigung einflöſsen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch

keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muss, zu den Anschauungen, in welchen der reine Naturſinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Enthleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschliessen.

Anmuth ist eine beweg|liche Schönheit; eine Schönheit nehmlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber eine ganz beſondere, daſs er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleiht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloſs den Eindruck derſelben ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daſs ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daſs die Trägerin des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloſs ſo ſcheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äuſserlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die

ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freylich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was auſserhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beyden Forderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt erſtlich objektiv und kommt dem Gegenſtande ſelbſt zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt zweytens etwas zufälliges an demſelben, und der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minderſchönen, und ſelbſt bey dem Nichtſchönen ſeine magiſche Kraft nicht; das heißt, auch das Minderſchöne, auch das Nichtſchöne kann ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit müſſen alle nothwendigen Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; die Schönheit dieſer Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der

Venus gegeben, die Schönheit der zufälligen iſt hingegen eine Erweiterung dieſes Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daſs der griechiſche Mythus Anmuth und Grazien nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchlieſst ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Grenzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was bloſs Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Äſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfeldes, die Gliedmaaſsen der

der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttin von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bey aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äuſsern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchlieſst. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle

iſt es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtigſte zu verkörpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des Inſtinkts an dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie blofs Natur, darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals blofs Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maafsſtab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel flieſsen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daſs er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiſs

von keiner willkürlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts anders als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth Statt findet, da iſt die Seele das bewegende Princip, und in ihr iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löſt ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird."

Ich habe mich bis jetzt daranf eingeſchränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt zu verſuchen, was ſich auf dem Wege der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läſst, und ob es auch hier, wie

fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu ersehen.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen, Franz des Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem Wasa'schen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königin Mutter gegen Gustav Adolph erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige gerochen, die, obgleich im Augenblick verrent und durch die vollständigste Genugthuung gesühnt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserlichen Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache dazu von außen zu thun, verläßt er unvermuthet die österreichischen Fahnen, unterschreibt zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontär anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling zu verschwenden. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und, bei der Ernennung Wallensteins, als ein Mißvergnügter dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er auf Neue als Bevollmächtigter einer kaiserlichen Armee in Italien, und stirbt vor Schwedisch an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen widerlegt, so geht sowen der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen vernünftigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph, wie der gemeinste Soldat in seinem Heer, sich der Gefahr bloßstellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muß und dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenleere Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen betroht, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav Adolphs sinnelle Verschwindung von Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerwartet dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmer fällt der große Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwohnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Beschützer Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hülfe seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph vollendet, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbstständigkeit der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge in Seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Mittel suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die beschriebenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unentbehrlich wurde der Tod des schwedischen Monarchen noch einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaisertron; und diese Würde, durch Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Gebieten im Ausland, in den Marinen der Aleinherrschaft unterworfen, und aus fremder Schwärmerei ein abgesagter Feind des Papsthums, war er nicht weit geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die unbildsame Fügung, welche außer mehrern andern Städten die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Besitzer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, seitzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verbreiteten Ansichten auf das Erzstift Mainz, welches er Anfangs den Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verlieg

in ſoviel andern Fällen wahr iſt, daſs ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahndet, und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentirt uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der bloſsen Natur kommen kann, und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigne Göttergeſtalt zur Repräſentantin auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das ſtrengſte von derjenigen, die dem Einfluſs eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt dieſe von der bloſſen Natur, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freyheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektoniſche Schön-

heit) zu benennen. Mit dieſem Nahmen will ich alſo denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloſs durch Naturkräfte ausgeführt worden (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der auch nur allein durch Naturkräfte beſtimmt iſt.

Ein glückliches Verhältniſs der Glieder, flieſsende Umriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freyer Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man bloſs der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab, und ſelbſt entwickelte; dem Glück, — welches das Bildungsgeſchäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schaume der Meers empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches, keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da ſie nehmlich nichts anders iſt, als ein ſchö-

ner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwickelung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muſs von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der letztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter der erſtern hingegen blofs eine Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke noch die formale Kunſtmäſsigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das

anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objekts die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff, der demſelben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als was der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daſs die Würde der Menſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil über die letztern kann die Vorſtellung der erſtern zwar einflieſsen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinäſthetiſches Urtheil zu ſeyn. Die Technik der menſchlichen Geſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns mit

Achtung erfüllen. Aber dieſe Technik wird nicht dem Sinn, ſondern dem Verſtande vorgeſtellt; ſie kann nur gedacht werden, nicht erſcheinen. Die architektoniſche Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie ſich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige iſt, welches über jene Beſtimmung zu entſcheiden hat.

Wenn daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor allen übrigen techniſchen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, ſo iſt dieſs nur in ſofern wahr, als er ſchon in der bloſsen Erſcheinung dieſen Vorzug behauptet, ohne daſs man ſich dabey ſeiner Menſchheit zu erinnern brauche. Denn da dieſes letzte nicht anders als vermittelſt eines Begriffs geſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn, ſondern der Verſtand über die Schönheit Richter ſeyn, welches einen Widerſpruch einſchlieſst. Die Würde ſeiner ſittlichen Beſtimmung kann alſo der Menſch nicht

in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Kreis der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann er ſie nur dem, was in ihm Natur iſt, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn mittelbar auch ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er dafür unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer hö-

heren Beſtimmung iſt, denn wäre dieſes, ſo würde die nehmliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das Gegentheil dieſer Bildung ſchön ſeyn, ſobald man nur annehmen könnte, daſs es jene höhere Beſtimmung ausdrückte. Geſetzt aber, man könnte bey einer ſchönen Menſchengeſtalt ganz und gar vergeſſen, was ſie ausdrückt, man könnte ihr, ohne ſie in der Erſcheinung zu verändern, den rohen Inſtinkt eines Tigers unterſchieben, ſo würde das Urtheil der Augen vollkommen daſſelbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als einer Intelligenz, hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur in ſofern einen Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erſcheinung zugleich mit den Bedingungen zuſammentrifft, unter welchen das Schöne ſich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit ſelbſt

nehmlich muſs jederzeit ein freyer Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, ſondern bloſs geſtatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daſs überhaupt alles, was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daſs dieſes alſo kein ausſchlieſsendes Merkmal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr, alle techniſche Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur ſind ſie nicht techniſch; wenigſtens werden ſie nicht ſo beurtheilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſtand, und ihre techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſtenz im Verſtande, ehe ſie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erſcheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz eigenthümliche, daſs ſie in der Sinnenwelt nicht bloſs dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daſs die Natur ſie nicht bloſs ausdrückt, ſondern auch

erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daſs die Natur ſie gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muſs man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäſs iſt, zu Hülfe nehmen; dieſs hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig kompetenter Richter, und dieſs könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freylich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiſs man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſoviel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie blofs in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntnifsvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben als fremdartig abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daſs das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daſs es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muſs man ſich erinnern, daſs es zweyerley Arten giebt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft wer-

nete er ganz die Großmuth des Helden, und den hellen Charakter eines Beſchützers. Die Pfalz war in ſeinen Händen, und die Pflichten ſowohl der Gerechtigkeit, als der Ehre forderten ihn auf, dieſe den Spaniern entriſſene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch dieſe Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig iſt, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten ſchändet, wußte er dieſer Verbindlichkeit zu entſchlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen ſey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkühr darüber zu verfügen. Aus Gnade alſo, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er ſie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der ſchwediſchen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derſelben um die Hälfte verringerten, und dieſen Fürſten zu einem verächtlichen Vaſallen Schwedens herabſetzten. Eine dieſer Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorſchreibt: „nach getendigtem Kriege einen Theil der ſchwediſchen Kriegsmacht, dem Beiſpiel der übrigen Fürſten gemäß, unterhalten zu helfen.“ läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Syſtem thun, welches Deutſchland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſo werte dem deutſchen Reiche die Freiheit, und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Krönung erſparte, ſeine eignen Bundesgenoſſen gegen ihn gewaffnet zu ſehen, und alle Früchte ſeiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte ſich Sachſen zum Abfall von ſeiner Parthei; Dänemark betrachtete ſeine Größe mit Unruhe und Neid; und ſelbſt Frankreich, ſein wichtiger Alliirter, aufgeſchreckt durch das furchtbare Wachsthum ſeiner Macht und durch den ſtolzen Ton, den er führte, ſah ſich ſchon damals, als er den Lodiſtrom paſſirte, nach fremden Bundesſtützen um, den ſieghaften Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzuſtellen.

Viertes Buch.

Das ſchwache Band der Eintracht, wodurch Guſtav Adolph die proteſtantiſchen Glieder des Reichs mühſam zuſammenhielt, zerriß mit ſeinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder ſie mußten ſich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erſte verloren ſie alle Vortheile, welche ſie mit ſo vielem Blut errungen hatten, und ſetzten ſich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Rache eines Feindes zu werden, dem ſie durch ihre Vereinigung allein gewachſen und überlegen geweſen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsſtand mit der Ligue und dem Kaiſer aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter ſolchen Umſtänden ſuchte, würde man gezwungen geweſen ſeyn, von dem Feinde Geſetze zu empfangen. Vereinigung war alſo die gleich nothwendige Bedingung, ſowohl um einen Frieden zu ſchließen, als um den Krieg fortzuſetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage geſucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geſchloſſen werden. Mit dem Tode Guſtav Adolphs ſchöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch ſeine Lage nach dem Treffen bei Lützen ſeyn mochte, ſo war dieſer Tod ſeines gefährlichſten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbündeten, und eine zu glückliche für den Kaiſer, um ihm nicht zu den glänzendſten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortſetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigſtens, die unvermeidliche Folge deſſelben ſeyn; und wie viel gewann der Kaiſer, gewann die Ligue bei einer ſolchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge verſprach, konnte er alſo nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem Er nicht das Meiſte gewann; und einen ſolchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu ſchließen wünſchen. Der natürliche Schluß fiel alſo auf Fortſetzung des Kriegs, ſo wie Vereinigung für das unentbehrlichſte Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie dieſe Vereinigung erneuern, und wo zu Fortſetzung des Kriegs die Kräfte benehmen? Mit der Macht des ſchwediſchen Reichs, nur der Geiſt und das perſönliche Anſehen ſeines verſtorbenen Beherrſchers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutſchland und eine ſo große Herrſchaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erſt nach manchfaltigen Schwierigkeiten gelungen, ein ſchwaches und unſicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verſtummt Alles, was nur durch ihn, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften möglich geworden, und die Vereinbarkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die ſie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das ſie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, ſich ſelbſt des Anderen zu bemächtigen, bis ſie ungern genug in Guſtavs Händen geſtehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei ſeinen Lebzeiten Streitig zu machen. Andere werden von dem Kaiſer durch verführeriſche Verſprechungen in Verſuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlaſſen; andere, von den Drangſalen des vierzehnjährigen Kriegs zu Boden gedrückt, ſehnen ſich ſeinem thätig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Aufführer der Armeen, zum Theil deutſche Fürſten, erkennen kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und keiner will ſich entſchließen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verſchwindet aus dem Cabinet und aus dem Felde, und das gemeine Weſen iſt in Gefahr, durch dieſen Geiſt der Trennung ins Verderben zu ſtürzen.

Guſtav hatte dem ſchwediſchen Reich keinen nämlichen Nachfolger hinterlaſſen; ſeine ſechsjährige Tochter Chriſtina war die natürliche Erbin ſeines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundſchaftlichen Regierung verringen ſich mit dem Nachdruck und der Entſchloſſenheit nicht gut, welche Schweden in dieſem mißlichen Zeitlauf zeigen ſollte. Guſtav Adolphs hochfliegender Geiſt hatte dieſem ſchwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewieſen, den er ohne das Glück und den Geiſt ſeines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das ſchimpflichſte Geſtändniß der Ohnmacht nicht mehr herabſteigen konnte. Wenn gleich der deutſche Krieg größtentheils mit Deutſchlands Kräften beſtritten wurde, ſo drückte doch ſchon der kleine Zuſchuß, welchen Schweden aus ſeinen eigenen Mitteln an Geld und Mannſchaft darzu gab, dieſes dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Laſten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutſchland gemachte Kriegsbeute bereicherte blos Einzelne vom Adel und vom Soldatenſtand, und Schweden ſelbſt blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar ſchonte der Nationalſtolz den geſchmeichelten Unterthan mit dieſen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehen betrachten, das in

den, und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nöthig, daſs die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht, ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beyden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſeyn, nur mit dem Unterſchied: daſs in dem erſten Fall die Vernunft ihn ſchon objektiv darin findet, und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muſs, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daſs ſie hingegen in dem zweyten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſtthätig zu einem Ausdruck deſſelben macht, und alſo etwas bloſs ſinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv nothwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſagen, daſs ich jenes von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönheit verſtehe.

Da es alſo in dem zweyten Fall, in Anſehung des ſinnlichen Objektes ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft giebt, die mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muſs betrachtet werden, ſo thut man ganz Recht, das Schöne, objektiv, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken, und es für einen bloſsen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloſsen Sinnenwelt einen tranſcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daſs ſie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls Recht, das Schöne subjektiv in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerin zweyer Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und erlangt in der Ver-

nunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daſs der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beyden, einander verſchmähenden Naturen, zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anſchauungen zu Ideen adelt, und ſelbſt die Sinnenwelt gewiſſermaaſsen in ein Reich der Freyheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Anſehung des Gegenſtandes ſelbſt — zufällig iſt, ob die Vernunft mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, ſo iſt es doch — für das vorſtellende Subjekt — nothwendig, mit einer ſolchen Vorſtellung eine ſolche Idee zu verknüpfen. Dieſe Idee und das ihr korreſpondirende ſinnliche Merkmal an dem Objekte müſſen mit einander in einem ſolchen Verhältniſs ſtehen

hen, daſs die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Geſetze an dieſer Handlung genöthigt wird. In der Vernunft ſelbſt muſs alſo der Grund liegen, warum ſie ausſchlieſsend nur mit einer gewiſſen Erſcheinungsart der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muſs wieder der Grund liegen, warum es ausſchlieſsend nur dieſe Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun ſey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig ſey, dieſer Idee zum Symbol zu dienen — dieſs iſt eine viel zu wichtige Frage, um hier bloſs im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem andern Sinne und

mit keinem gröſsern Rechte, als überhaupt jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft ſie zwar alle andre Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nehmlichen Reihe mit denſelben, da auch ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt *). Daſs die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausgefallen iſt, als bey andern organiſchen Bildungen, iſt als eine Gunſt anzuſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberin des menſchlichen Baues, der Natur als Ausrichterin ihrer Geſetze er-

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloſsen Anſchauung wird alles, was an der Schönheit objektiv iſt, gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen giebt, in der bloſsen Anſchauung nicht vorkommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon in der bloſsen Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar machen. Seine höhere Beſtimmung, die allein dieſen Vorzug begründet, wird alſo durch ſeine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorſtellung von jener kann daher nie ein Ingrediens

zeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bey der Technik des Menſchen ihre Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweiſe treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zuſammen, ſo daſs die letztere den Auftrag der erſtern vollzieht, indem ſie bloſs nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieſes kann aber nur von der architektoniſchen Schönheit des Menſchen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen

von dieſer abgeben, nie in das äſthetiſche Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke ſelbſt, deſſen Ausdruck die menſchliche Bildung iſt, bloſs die Wirkungen deſſelben in der Erſcheinung offenbaren ſich dem Sinn. Zu dem überſinnlichen Grund dieſer Wirkungen erhebt der bloſse Sinn ſich eben ſo wenig, als (wenn man mir dieſs Beyſpiel verſtatten will) der bloſs ſinnliche Menſch zu der Idee der oberſten Weltурſache hinausfliegt, wenn er ſeine Triebe befriedigt.

die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr Statt findet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt und die überſinnliche Urſache, welche die Erſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zu Erfüllung ſeiner Zwekke bedarf, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand übergeben wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem organiſchen Geſchäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine Perſon, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freyheit, und

nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloſs ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freyheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo weit, als die Natur lebendig iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert, und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daſs alle bewegenden Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läſst ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloſs die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfah-

ren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluſs. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloſs abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem Obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt, uneingeſchränkt, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkür tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freyheit erleidet, nach keinen andern als ihren eigenen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich

durch den Gebrauch ſeiner Freyheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhl der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau bloſs angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daſs ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Übereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Miſsklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freye Principium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es

der glücklichen Hand Gustav Adolphs herrliche Zinsen trug, und von diesen hartnäckigen Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das genügsame Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch der Fall von seinem Tode sie überraschte, so bewies sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal beseelt diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst soll man einen König eingebüßt haben. Der schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften ersehnten Kriegsund einem nützlichen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Kühnheit eines Jünglings erheben. Von Innen und Außen mit neunfachen Feinden umgeben, an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen Alle mit so viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte aufs Neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherin anzuerkennen, und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt, und die Plakate der verbergenden Königs gegen die Stockmündigen Erklärungen durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindliche Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolphs getrostet, und die Besorgnisse wegen räumt weiche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, sanken jetzt seinem Umgang mehr, und der redlichste Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer besseren Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich nahmen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrath mit den erkenntlichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterthänigkeit entgegen, und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu kräftiger Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Verwüstungen verloren, die man angerichtet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Nord und Verwirrung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen, und den deutschen Protestanten seinen Beistand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von Innen, von außen durch gute Grenzbesatzungen und Festen vertheidigt, setzten die Regenten ihren Angreifer unschädlich, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu vertieren, und, wenn das Glück seine Waffen erhöhte, irgend eine benutzliche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sieger in seinen Waffen, wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Stärke war sich auch zu schwach, die weit ausgreifenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster sämtlich, das Aeußerste zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihm ohne Einschränkung bewundernd zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, da sich vielmehr dabei bereichern, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der gesammten deutschen Armeen stellte, noch mit der erreichten Aussicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aussicht verrieth nicht mit der Entzegenheit der schwedischen Regierschaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langsamkeit, welche die collegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen einsichtsvollen Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen, und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Blöße derselben zu bedecken, um die gewagten schnellen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anerkennungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er steht, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minis

Selbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt, (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt, und von ſeinen Zuſtänden abhängen läſst, macht er ſich gewiſſermaafsen ſelbſt zur Erſcheinung, und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergehet. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniſs im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Die Freyheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des

Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluſs der Freyheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dieſs hindert aber nicht, daſs nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bey oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten *).

*) Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundſätze d. Kritik II. 39. Neueſte Ausgabe) ſagt: „daſs, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey, und ſich we-

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt

der bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren." Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſo lange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nehmlich, der ſich aus Geberden zu Zügen verfeſtete, und alſo die Fertigkeit des Gemüths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger des Homiſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte, (ſiehe in demſelben Band S. 459) „daſs ſich die Anmuth nicht bloſs auf willkürliche Bewegungen einſchranke, daſs eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn" — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkürlichen, ſanften und eben deſswegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden," ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Homo bloſs zu ſehr einſchränkte. Unwillkürliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkürlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt, daſs ſie es vorzugsweiſe ſeyn könnten, und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

immer nur die Schönheit der durch Freyheit bewegten Geſtalt, und Bewegungen, die blofs der Natur angehören, können nie dieſen Nahmen verdienen. Es iſt zwar an dem, dafs ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beinahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner Zug an moraliſche Empfindungen anſchlieſst, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läſst ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt mufs dem Spiele folgen, ſo dafs ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, dafs man unter den unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre

und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit ſetzen, und die noch eingewickelte, gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniſs herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbeſſern, ſo bald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfeſteten Bewegungen (in Züge übergegangene Geberden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammigten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müſsten, wie Mendelſohn auch wirklich behauptet *). Aber

*) Philoſ. Schriften. I. 90.

dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit iſt zuletzt bloſs eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objektiven oder ſubjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe. Anmuth aber können nur ſolche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entſprechen.

Die Perſon — man weiſs, was ich damit andeuten will — ſchreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn ſie eine vorgeſtellte Wirkung in der Sinnenwelt realiſiren will, und in dieſem Fall heiſsen die Bewegungen willkürlich oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne den Willen der Perſon, nach einem Geſetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlaſſung einer Empfindung; dieſe nenne ich ſympathetiſche Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet ſind, ſo darf man

ſie doch mit demjenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlsvermögen, und der Naturtrieb, beſtimmt; denn der Naturtrieb iſt kein freyes Princip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung, oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beyden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmuth fähig?

Was man beym Philoſophiren nothwendig von einander trennen muſs, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von jenen ſich nach moraliſchem Empfindunged beſtimmt, aus welchen dieſe entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Ge-

ſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitſprechen, und der mimiſche Theil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredtſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche anzuſehen ſeyn, und dieſs geſchieht alsdann, wenn ſich etwas unwillkürliches in das willkürliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nehmlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daſs es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon ſympathetiſch beſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung,

die ich mache, wird durch die Abſicht, die ich damit erreichen will, vorgeſchrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenſtand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen laſſen — wie geſchwind oder langſam; und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird alſo hier etwas anheim geſtellt. Auf irgend eine Art und Weiſe muſs aber doch dieſes durch den bloſsen Zweck nicht beſtimmte, entſchieden werden, und hier alſo kann meine Art zu empfinden den Ausſchlag geben, und durch den Ton, den ſie angiebt, die Art und Weiſe der Bewegung beſtimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszuſtand der Perſon an einer willkürlichen Bewegung hat, iſt das Unwillkürliche an derſelben, und er iſt auch das, worin man die Grazie zu ſuchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn ſie ſich nicht zugleich mit einer ſym-

ſympathetiſchen verbindet, oder was eben ſo viel ſagt, nicht mit etwas unwillkürlichem, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſchet, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüth als Urſache erfordert wird. Die willkürliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszuſtand deſſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muſs daher mit beyden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daſs die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausflieſst, auch keine Darſtellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluſs, der für ſich betrachtet etwas ganz gleichgültiges iſt;

ster, und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften, und alter europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolphs in seinem ganzen Umfange zu vollziehen.

Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Ober-Deutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; Alles war ihm genommen, worau seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, Oxenstierna den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Gehülfen seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am bittersten getroffen, war Er auch der Erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten. die Mattherzigkeit der Stände, die Intrigen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels andeutete, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Muth der schwäbern Reichsstände aufzurichten, den getrennten Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtigern Alliirten zu zwingen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfsleistung zu ermuntern, vor Allem aber die Träumer des deutschen Bundes zu sammeln, und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Besitzung, in welche der Vertrag ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie eben so gut zu einem festen Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur von dem Betrogen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war Alles, sobald man Mattherzigkeit blicken ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen einflammen. Alle Versuche des österreichischen Hofs, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil erhellete, und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freilich ging, die diese Maßregeln genommen und die übrigen Puncte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Feinden aufs Beste benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weisen Rathschläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenstein rieth ihm an, eine unzugestehende Amnestie zu verkündigen, und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav Adolphs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan, und die gesammten Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von spanischen Eingebungen verleitet, erwartete er von den Waffen einen alänzendern Ausschlag, und anstatt den Mediations-Vorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehenten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe, und stieß in Italien eilig fertig Truppen werben, die in Deutschland zerrauft werden sollten. Auch der Churfürst von Baiern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, versäumte Oxenstierna nichts, die sichtbaren Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange vor den öffentlichen Feind, als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verlieh er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Anlagen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatvereinigung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Annäglichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Seelmann Vorschriften anzunehmen, ar beutete der Churfürst von Sachsen aufs Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war blos, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen, oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Aehnliche Gesinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte, und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch den Churfachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Schnes zu erblicken glaubte. Oxenstierna fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren Alles, was er, der persönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Gleichwer war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine rührere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besitz, dessen Bischof die Besitzung hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal diese ordentliche Versammlung. Vor die allgemeine Protestanten-Verbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte sich mit einzelnen unsicheren Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwäbern Hülfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Baiern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier obern Kreise, die zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsstädte, und eine ansehnliche Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die anwärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beschickten diesen Kon-

die Bewegung iſt Wirkung des Entſchluſſes und des Zweckes, nicht aber der Perſon und der Geſinnung.

Die willkürliche Bewegung iſt mit der ihr vorangehenden Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält ſich zum Gemüth wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die ſympathetiſche oder begleitende hingegen wie der leidenſchaftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt daher nicht ihrer Natur, ſondern blos ihrem Gebrauch nach, Darſtellung des Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſagen, daſs der Geiſt in einer willkürlichen Bewegung ſich offenbare, da ſie nur die Materie des Willens (den Zweck) nicht aber die Form des Willens (die Geſinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren *).

*) Wenn ſich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Geſellſchaft ereignet, ſo kann es ſich tref-

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muſs man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Geberden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daſs ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läſst jene auch nicht

ſen, daſs jeder Anweſende von der Geſinnung der handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkürliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaſster Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweydeutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn: denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daſs er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muſs jederzeit Natur, d. i. unwillkurlich ſeyn (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen, als wenn es um ſeine Anmuth wüſste.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleyweiſs, falſchen Locken, Faulſes Gor-

ges, und Wallfiſchrippen hervorgeht, und verhält ſich ohngefähr eben ſo zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der architektoniſchen verhält *). Auf einen ungeübten Sinn können beyde völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nachahmen, und iſt die Kunſt groſs, ſo

*) Ich bin eben ſo weit entfernt, bey dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchaft, und die Hinderniſſe hinwegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dieſs nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläſst er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muſs die Regel bey dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daſs ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten brauchte: kurz das Werk der Regel muſs in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der nachge-

kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daſs die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir ge-

ahmten, und dieſe nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daſs mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt daſs ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung und 2) Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daſs der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrift, alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daſs er, der einen wüthenden Guello meiſterhaft ſpielte, ein Menſch von ſanftem Charakter iſt; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daſs er, was die Anmuth der Darſtellung betrift, der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und daſs hier alles an ihm freiwilliges Werk der Natur ſeyn müſſe. Wenn

rade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobey ein Theil

es mir bey der Wahrheit ſeines Spiels beyfällt, daſs ihm dieſer Charakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bey der Schönheit ſeines Spiels beyfällt, daſs ihm dieſe anmuthigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hülfe nehmen muſste. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung iſt, die wir uns an den bloßen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daſs die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

der Menſchheit für gemeine Natur iſt hin gegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daſs die Anmuth erkünſtelt iſt, ſo ſchlieſst ſich plötzlich unſer Herz, und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas unwillkürliches ſeyn oder ſcheinen muſs, ſo ſuchen wir ſie doch nur bey Bewegungen; die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Geberdenſprache Grazie bey, und ſpricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beydes ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daſs jenes doch in unſerer Gewalt iſt, und daſs noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigent-

lich zur Anmuth gehöre, ſo ſind doch bey weitem die mehrern Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Geſang, von dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Gebrauch derſelben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Benehmen eines Menſchen, ſo fern es in ſeiner Gewalt iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſchen, die der Naturtrieb oder ein herrſchgewordener Affekt auf ſeine eigene Hand ausführet, und die alſo auch ihrem Urſprung nach ſinnlich ſind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmuth, wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Perſon an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn alſo die Anmuth eine Eigenſchaft iſt, die wir von willkürlichen Bewegungen

fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles willkürliche verbannt ſeyn muſs, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bey abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüth entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens bloſs die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deswegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch bloſs ſprechend, (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet, und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloſsen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr äuſseres das innere offenbart. Hier aber ſpricht bloſs die Natur, nie die

Freyheit. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte Bedürfniſs an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Perſon unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondre Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes bloſs Beyſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn iſt nur die menſchliche Bildung und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſchen Empfindungszuſtand begleiten, und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in dieſen Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſei-

vent, und Oxenſtierna erſchien auf denſelben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majeſtät er behaupten ſollte. Er ſelbſt führte das Wort, und der Gang der Berathſchlagungen wurde durch ſeine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen verſammelten Ständen die Verſicherung einer unerſchütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß ſie den Kaiſer und die Liga ſtrenge und feierlich als Feinde erklären ſollten. Aber ſo viel den Schweden daran gelegen war, das Aeußerſte zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, ſo wenig Luſt bezeigten die Stände, ſich durch dieſen entſcheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausſöhnung abzuſchneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schickſal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That ſelbſt ſpreche, unnütz und überflüſſig ſey, und ihr ſtandhafter Widerſtand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmſte Punkt der Berathſchlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortſetzung des Kriegs, und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen beſtimmt werden ſollten. Oxenſtierna's Maxime, von den allgemeinen Laſten ſo viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, verrieth ſich nicht mit dem Grundſatz der Stände, ſo wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der ſchwediſche Kanzler, was dreißig Kaiſer vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichſte ſey, von den Deutſchen Geld zu erheben. Anſtatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit bereiter Zunge alles Unheil auf, welches die ſchon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Laſten, wo man ſich neuen unterziehen ſollte. Die üble Laune, in welche die Geiſtesverbannung des Kanzlers die Stände verſetzt hatte, verkehrte tauſend Beſchwerden auf, und die Ausſchweifungen der Truppen bei Durchmärſchen und Quartieren wurden mit ſchaudervoller Wahrheit geſchildert.

Oxenſtierna hatte im Dienſt von zwei unumſchränkten Fürſten wenig Gelegenheit gehabt ſich an die Förmlichkeiten und den bedächtigen Gang republikaniſcher Verhandlungen zu gewöhnen, und ſeine Geduld am Widerſpruch zu üben. Fertig zum Handeln, ſobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und entfernt in ſeinem Entſchluß, ſobald er ihn einmal gefaßt hatte, bezeigt er die Unentſchloſſenheit der mehreſten Menſchen nicht, den Zweck zu beachten und die Mittel zu haſſen. Durchführend und heftig von Natur, war er es bei dieſer Gelegenheit noch aus Grundſatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feſte zuverſichtliche Sprache die Ohnmacht des ſchwediſchen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bei ſolchen Geſinnungen unter deutſchen Dolmetſchen und Staaten ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war, und durch die Umſtändlichkeit, welche den Charakter der Deutſchen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gereizt wurde. Ohne Schonung gegen eine Stirn, nach der ſich auch die mächtigſten Kaiſer hatten bequemen müſſen, verwarf er alle ſchriftlichen Deliberationen, welche der deutſchen Langſamkeit ſo zuträglich waren; er begriff nicht, wie man jeden Tag über einen Punkt ſich beſprechen konnte, der ihm ſchon durch den bloßen Vortrag ſo gut als abgethan war. So bar er aber auch die Stände bedauerte, ſo gefällig und bereitwillig fand er ſie, ihm ſeine vierte Motion, die ihm ſelbſt betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorſteher und Director zu geben, ſprach man Schweden einſtimmig die Ehre zu, und erſuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit ſeinem erleuchteten Verſtande zu dienen, und die Laſt der Oberaufſicht auf ſeine Schultern zu nehmen. Um ſich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch dieſe Beſtallung in ſeine Hände gab, zu verwahren, ſetzte man ihm, nicht ohne fremden Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen eine beſtimmte Anzahl von Aufſehern an die Seite, die die Kaſſe des Bundes verwalten, und über die Verbungen, Durchzüge und Einquartirungen der Truppen mitzuſprechen haben ſollten. Oxenſtierna wehrte ſich lebhaft gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jeder Schnelligkeit oder Geheimniß forderinden, Unternehmens erſchwerte, und ertrug ſie endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegsſachen ſeiner eigenen Einſicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entſchädigung, welche ſich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit ſeiner Alliirten zu verſprechen hätte, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, auf Pommern angewieſen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Verſicherung ihres kräftigſten Beiſtands zu Erwerbung dieſer Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und ſchwankenden Verſicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich laſſen würde. Das es nicht der Ernſt für die Verfaſſung des Reichs war, was die Stände über dieſen Punkt ſo beſorgſam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Koſten der bedürftigſten Reichsſtände gegen den Kanzler beweiſen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnedem als Eroberung inne hatte, zur Belehnung anbot, und nur mit Mühe unterrieten der franzöſiſche Abgeſandte dieſen eben ſo unpolitiſchen als entehrenden Schritt. Wie weit man auch die Erfüllung hinter den Wünſchen Oxenſtierna's zurückſetzte, ſo hatte er doch ſeinen vornehmſten Zweck, die Direction des Ganzen, für ſeine Krone und für ſich ſelbſt erreicht, das Band zwiſchen den Ständen der vier obern Kreiſe enger und feſter zuſammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von dreizehnhalb Millionen Thalern ertragen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Guſtav Adolphs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben der Pfalzgrafen Friedrich beendigt, nachdem dieſer beklagenswerthe Fürſt acht Monate lang den Hofſtaat ſeines Beſiegers vermehrt und im Gefolge deſſelben den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens verſchwendet hatte. Endlich näherte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche, und eine freudigere Zukunft that ſich vor ihm auf, als der Tod ſeinen Beſieger dahinraffte. Was er als das höchſte Unglück betrachtete, hatte die günſtigſten Folgen für ſeinen Erben. Guſtav Adolph durfte ſich herausnehmen, mit der Zuverſicht ſeiner Länder zu zögern, und dieſes Geſchenk mit drückenden Bedingungen zu erſchweren; Oxenſtierna, dem die Freundſchaft Engelands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der Reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieſer Verſammlung zu Heilbronn ſowohl die ſchon ertheilten als die noch zu ertheilenden Pfälziſchen Lande den Nach-

nen architektoniſchen Zügen legt bloſs die Natur, wie beym Thier und allen organiſchen Weſen, ihre Abſicht vor. Die Abſicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bey dieſen, und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derſelben kunſtreicher und verwickelter ſeyn; dieſs alles kommt bloſs auf Rechnung der Natur, und kann ihm ſelbſt zu keinem Vorzug gereichen.

Bey dem Thiere und der Pflanze giebt die Natur nicht bloſs die Beſtimmung an, ſondern führt ſie auch allein aus. Dem Menſchen aber giebt ſie bloſs die Beſtimmung, und überläſst ihm ſelbſt die Erfüllung derſelben. Dieſs allein macht ihn zum Menſchen.

Der Menſch allein hat als Perſon unter allen bekannten Weſen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloſse Naturweſen unzerreiſsbar iſt, durch ſeinen Willen zu greifen, und eine ganz friſche Reihe von Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen. Der Akt, durch den er dieſes wirkt, heiſst vorzugsweiſe eine

Handlung, und diejenigen ſeiner Verrichtungen, die aus einer ſolchen Handlung herflieſsen, ausſchlieſsungsweiſe, ſeine Thaten. Er kann alſo, daſs er eine Perſon iſt, bloſs durch ſeine Thaten beweiſen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff ſeiner Beſtimmung, ſondern auch das Verhältniſs ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dieſer Beſtimmung aus. Da nun bey dem Thiere die Natur die Beſtimmung zugleich giebt, und erfüllt, ſo kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung giebt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältniſs ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muſs ſein eigenes Werk ſeyn. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehöret alſo nicht der Natur, ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen

Theil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Theil derſelben, was er ſelbſt zu Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bey der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daſs ſie uns bloſs den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung deſſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daſs ſie uns zugleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freyheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daſs ſie Charakter zeige. In dem erſtern Fall ſieht man wohl, daſs die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte, aber nur aus dem zweyten ergiebt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch ſo weit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenn

gleich der gröſsere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja wenn gleich alle bloſser Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloſsem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freyheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweiſt alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung; iſt alſo eben ſo gewiſs moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muſs man die ſtummen Züge unterſcheiden, die bloſs die plaſtiſche Natur, in ſofern ſie von jedem Einfluſs der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Ich nenne dieſe Züge ſtumm, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Charakter ſchweigen. Sie zeigen bloſs die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das Indi-

vidnum zu unterſcheiden, aber von der Perſon können ſie nie etwas offenbaren. Für den Phyſiognomen ſind dieſe ſtummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Phyſiognome nicht bloſs wiſſen will, was der Menſch ſelbſt aus ſich gemacht, ſondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es iſt nicht ſo leicht, die Grenzen anzugeben, wo die ſtummen Züge aufhören, und die ſprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der geſetzloſe Affekt ſtreiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der Freyheit, die gleich einem anſchwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geiſt verſchaft ſich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluſs, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich alles

es Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, aufserordentliche Schickfale und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, dafs an einer solchen Gestalt alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der Regel, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit

beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Konſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Ökonomie immer Überſchuſs haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und floriren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändniſs zwiſchen der Naturnothwendigkeit und der Freyheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſeyn, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiſs, einen ewigen Krieg mit den beſondern, oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der Kohäſion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat

auch die Schönheit des Baues, als bloſſes Naturprodukt, ihre beſtimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daſs die Maſſe allmählig über die Form Meiſter wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgeſpeicherten Stoff ſich ſein eigenes Grab bereitet *).

S 2

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daſs ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergröbern, daſs, anſtatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daſs das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluſs bekömmt, und das reizende mannichfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daſs etwas ähnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen mit der architektoniſchen Schönheit vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloſses Naturerzeugniſs, und nach der ver-

Ob indeſſen gleich kein einzelner ſtummer Zug Ausdruck des Geiſtes iſt, ſo iſt eine ſolche ſtumme Bildung doch im-

kehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen, und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Fleiß, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beyde Günſtlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andre als ſinnliche Vorzüge ertheilen) ſo mag es bey Zeiten darauf denken, ſich dieſes zweydeutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meine ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen.

Ganzen charakteriſtiſch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nehmlich

Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wildaufgeſchoſſene üppige Naturkraft über die Freyheit des Verſtandes hinauswachſen, und ſie eben ſo erſticken, wie bey der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, beſonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als ſie mündig ſind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, ſo ſind es ſchwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielverſprechenden Meteore, erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bey einem andern ſolidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

kommen Friedrichs. Mannheim allein ausgenommen, wurden bis zu geschehener Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler sprach in seine Gesinnungen nicht blos auf das Pfälzische Haus hin; auch die andern alliirten Reichsfürsten erhielten, wiewohl einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone eben so wenig von ihrem Eigenen kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die bestigte des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniß, daß den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die preußischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils ihre eigennützige Unternehmungen, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich berauben zu lassen. Bald entdeckte Gustav Adolph, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entrissenen oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinen Nachfolger; und wenn dieser daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Würtemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu. Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst determinirte dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unsern Acten nieder,“ sagte er einmahls, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und daß der schwedische Edelmann den deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zutheilte.“

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen, und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigten sich die sächsischen und säuerbergischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit auf ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der schwedischen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunschweig nach Westphalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolph den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem schwedischen General Banner gegen die Baiern vertheidigt. Aber zu schwach, den Siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals von Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu thun, mußten sie den schwedischen General von Horn aus dem Elsaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrene Held vor die Städte Benfeld, Schlettstadt, Kolmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das Banner'sche Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechszehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwedischen Grenze festen Fuß gewann, Kempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entschloß man das Elsaß, wo Reingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugedacht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein baierisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde, und vereinigte sich bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Baiern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. Altringers Thätigkeit wird durch die unerschütterliche Vorsicht des Herzogs von Friedland gefesselt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Ruh, Sieg, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muthes in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Cabinet seine Plane anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle großen Unternehmungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihn mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Thätigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber meistentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er überstand, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Besoldung; und in beiden mußte er sich nur auf Versicherung, und in beiden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange Gustav Adolph lebte;

ſoll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden; und alſo zeugt es von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beyde Empfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloſse Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloſs organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als Geſchöpfe, der Menſch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht bloſs, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die Göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefordert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewuſst wird; aber es muſs zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheile ſpricht, d. i. die eine, ſeiner Beſtimmung gemäſse Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit, ausdrückt. Dieſe Anforderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das moraliſche Gefühl Befriedigung findet, da will das äſthetiſche nicht verkürzt ſeyn, und die Übereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, ſo unnachläſslich fordert das Auge Schönheit. Da dieſe beyden Forderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen, ſo muſs auch durch eine und dieſelbe Urſache für beider Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige

Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muſs ſeinen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloſser Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muſs ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die groſse Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſchſprechender Bewegungen ergiebt ſich, daſs ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergiebt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daſs ſie keine andre als ſinnliche Urſache habe, und ein völlig freyer Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſchſprechender Bewegungen nothwendig auſserhalb, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die Grazie, welche beydes verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daſs die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nehmlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, in ſofern es das Schöne iſt, auch bloſs ſinnliche Bedingungen voraus. Daſs nun der Geiſt, (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daſs der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daſs aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freye Naturwirkung. Weil aber

die Natur bey willkürlichen Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frey heiſsen kann, und weil ſie bey den unwillkürlichen Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frey heiſsen kann, ſo iſt die Freyheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen deſſen ungeachtet äuſsert, eine Zulaſſung von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daſs die Grazie eine Gunſt ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieſs durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daſs, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daſs er nach ſeinem eigenen Sinne lebe, und bloſs ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt

man dieſs eine liberale Regierung. Man würde aber groſses Bedenken tragen, ihr dieſen Nahmen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweyten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äuſsert, daſs ſie ſeinen Willen aufs treueſte ausrichtet und ſeine Empfindungen auf das ſprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verſtoſſen, welche der Sinn an ſie, als an Erſcheinungen, macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der

Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freyen Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweyten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloſs ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läſst ſich eben ſo wenig ſagen, daſs der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man im angeführten Fall von dem Herrſcher ſagen kann, daſs er Freyheit hervorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frey fühlt, gröſstentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde, eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der

ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage: was dieſs wohl für eine perſönliche Beſchaffenheit ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die gröſsere Freyheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daſs ſich weder der Wille, bey der abſichtlichen, noch der Affekt bey der ſympathetiſchen Bewegung, gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daſs auf der andern Seite die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck Statt haben ſoll; denn wo die bloſse

Natur herrſcht, da muſs die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in allem dreyerley Verhältniſſe denken, in welchen der Menſch zu ſich ſelbſt, d. i. ſein ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet, und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Forderungen ſeiner vernünftigen gemäſs zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo blos dem Stoſse, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn ſich der Menſch ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit bewuſst wird, ſo ſtöſst er alles von ſich, was ſinnlich iſt, und nur

durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Gewalt und groſse Anſtrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu halten, und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinkt zum Schweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läſst die von ihm abhängende Natur, ſowohl da, wo ſie im Dienſt ſeines Willens handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgreifen will, erfahren, daſs er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und der innere Widerſtand wird ſich von aufsen durch Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schönheit nicht günſtig ſeyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moraliſche Freyheit ſich kenntlich macht.

aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Officiere, Pfuhl und Mitschefal, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhestiftende Köpfe berüchtigt, gaben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Officieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung fand. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. „Ungeheure Summen,“ rief man sie sagen, wurden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld gerinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und niemand ein Dank für diese unendliche Arbeit. In Heilbronn schreie man über den Mutzwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienst. Die Geschichten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Actionen habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten.“ Das Heer der Mißvergnügten mehrt sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Bernhards von Weimar, noch die harten Verweise seines strengern Gebieters waren vermögend, diese Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Letztern verwickelte vielmehr den Krieg der Empörer. Sie befanden darauf, daß jedem Regiment gewisse Städte zu Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Kanzler verglimmt, zu Erfüllung dieser Forderungen Rath zu schaffen; im Weigerungsfall, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen, und nie einem Degen mehr für Schweden entblößen.

Die unsanfte Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchste Verlegenheit stürzen; und schnell mußte die Hülfe seyn, ehe der selbe Schwindel auch die übrigen Truppen anstecke, und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug besaß, diesem Heere den gutlichen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegsbegierde ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwierige Armee zu beschäftigen; aber, seiner Wichtigkeit sich bewußt, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen, und der Verleugnung des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzugewinnen.

Schon Gustav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geliebäugelt, daß auf den beim Hochstifte Würzburg und Bamberg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Widerstand, den der Herzog von seiner Armee vorherzusehen wußte, entwöhnte Oxenstierna so sehr, daß er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber besann er sich eines Bessern, und ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufsperre, entschloß er sich lieber, ihm, um welchen Preis es auch sey, an das schwedische Interesse zu fesseln. Er übergab ihm alle die herrlichsten Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesammte Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde nun der einem ausländischen Verwande verweigert. Nicht lange säumte Herzog Bernhard, sich für diesen wichtige Opfer dankbar zu ergetzen; durch sein Ansehen und seine Thätigkeit stillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit größere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man sein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verrichtet, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen ganzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumarkt erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwedischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen verschanzt hatten, und Würtemberg mit einem verwüstenden Einfall betrohten. Durch seine Annäherung verscheuchte, zieht er sich an den Lech hinter — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besatzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschickt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entschloß von Gefolg, das er erst von Würtenberg mußte bezwungen haben, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatz dieser Stadt zu verschaffen, die obnedin von den See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und die Gegend, um an Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Bewegungen an dem Rhein zu agiren, und das Glück zu versuchen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Baiern; und nun sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Ankunft hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinstrom in seiner Verstärkung herbeigerufen, und nachdem er sich zu Straßburg mit denselben vereinigt hatte, rückte er schon dem dreißigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander abgetheilt waren. Aber anstatt das Anrücken der Schweden anzunehmen, gegen sie die Kaiserlichen über die Wasserfälle nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breysach zu entsetzen, und den siegreichen Feldherrn des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen

Wenn hingegen der Menſch, unterjocht vom Bedürfniſs, den Naturtrieb ungebunden über ſich herrſchen läſst, ſo verſchwindet mit ſeiner innern Selbſtſtändigkeit auch jede Spur derſelben in ſeiner Geſtalt. Nur die Thierheit redet aus dem ſchwimmenden erſterbenden Auge, aus dem lüſtern geöfneten Munde, aus der erſtickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geſchwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erſchlaffenden Bau. Nachgelaſſen hat aller Widerſtand der moraliſchen Kraft, und die Natur in ihm iſt in volle Freyheit geſetzt. Aber eben dieſer gänzliche Nachlaſs der Selbſtthätigkeit, der im Moment des ſinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuſs zu erfolgen pflegt, ſetzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organiſation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Maſſe; die Menſchheit von

gemei-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10430/037

gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das ſeeleſtrahlende Auge wird matt; oder quillt auch gläſern und ſtier aus ſeiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt ſich zu einer groben und gleichförmigen Tuncherfarbe, der Mund wird zur bloſsen Oſnung, denn ſeine Form iſt nicht mehr Folge der wirkenden, ſondern der nachlaſſenden Kraft, die Stimme und der ſeufzende Athem ſind nichts als Hauche, wodurch die beſchwerte Bruſt ſich erleichtern will, und die nun bloſs ein mechaniſches Bedürfniſs, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey der Freyheit, welche die Sinnlichkeit ſich ſelbſt nimmt, iſt an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der ſittliche Wille bloſs eingeſchränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher ſtets ſoviel Feld gewinnt, als dem Willen entriſſen wird.

Ein Menſch in dieſem Zuſtand empört nicht bloſs den moraliſchen Sinn, der

den Ausdruck der Menſchheit unnachläſslich fordert; auch der äſthetiſche Sinn, der ſich nicht mit dem bloſsen Stoffe befriedigt, ſondern in der Form ein freyes Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bey welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beyden Naturen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freye Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäſsigen Oberherrn, ſo wenig frey, als die menſchliche Bildung, durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit, ſchön wird; vielmehr nur dem brutaleren Deſpotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die Freyheit zwiſchen dem geſetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir

jetzt auch die Schönheit zwiſchen der Würde, als dem Ausdrucke des herrſchenden Geiſtes, und der Wolluſt, als dem Ausdrucke des herrſchenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nehmlich weder die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft, noch die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird (denn es giebt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zuſammenſtimmen, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muſs der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund, warum man vernünftig handelt. Daſs die Moral ſelbſt end-

lich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben.

Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, und auch von andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bey dem sittlichen Wahlgeschäfte gerne mitsprechen wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem Gesetze und nie dem Triebe folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, dass die Neigung nicht mit bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg, als im Einverständnifs mit dem Vernunftgesetze, weil es gar zu leicht seyn kann, dass ihre Fürsprache allein

ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beym Sittlichhandeln nicht auf die Geſetzmäſsigkeit der Thaten, ſondern einzig nur auf die Pflichtmäſsigkeit der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daſs es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel ſcheint alſo wohl gewiſs zu ſeyn, daſs der Beyfall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäſsigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu verbürgen. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beyfalls in der Grazie, wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bey der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniſs ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich, mit dem Rigoriſten der Moral vollkommen einſtimmig

zu ſeyn, aber ich hoffe dadurch noch nicht zum Latitudinarier zu werden, daſs ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bey der moraliſchen Geſetzgebung, völlig zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung, und bey der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht, noch zu behaupten verſuche.

So gewiſs ich nehmlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daſs der Antheil der Neigung an einer freyen Handlung für die reine Pflichtmäſsigkeit dieſer Handlung nichts beweiſt, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daſs die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nehmlich iſt nicht dazu geſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. Nicht Tugenden ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend

iſt nichts anders „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenſtehen; ſo iſt dieſs doch in ſubjektivem Sinn nicht alſo, und der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen, nein, um ſie aufs innigſte mit ſeinem höhern Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beygeſellt. Dadurch ſchon, daſs ſie ihm zum vernünftig ſinnlichen Weſen, d. i. zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Äuſserungen ſeines göttlichen Theiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen, und der Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie aus ſeiner geſammten Menſchheit als die ver-

einigte Wirkung beyder Principien, hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muss der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. Der blos niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der grosse Weltweise gegen diese Missdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freyen Geist unter allen gerade die empörendste seyn muss, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beyder auf den Willen

Gegenden aufs Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar wußte er der Uebergangszeit des Zeitalters zu weichen; aber bald rächten Horn und Birkenfeld zu seinem Beistande herbei, und die Kaiserlichen zogen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß zurück. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem ungastlichen Rückzuge überfällt, rafft den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren M. Anton selbst, den Herzog von Feria, führt der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um jenseit Straßen zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-bairischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte Altringer diese Gegenden entruthet, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Anstrengung benutzte, über die Donau eilte und mit Bürgerschaft vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Baiern und Oesterreich entscheidend; er versuchte seinen festen Fuß an dem Donaustrom, und eine stärkere Anzahl bei jedem Angriffsglück, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu wagen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rath, den der sterbende Tilly dem Churfürsten von Baiern ertheilte, und Gustav Adolph verlagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Baiern in Besitzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbegreiflich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte, und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Kompagnien größtentheils neugeworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den übergegangenen Feind zu zwingen, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bairische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bairische Joch gebeugt, und blickten längst schon mit Ungeduld der Erlösung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war hier zu fürchten, daß sie die Anstrengungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Churfürst die bewegtesten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit zehntausend Mann anzuhelfen. Sieben Eilboten nach einander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die scheinmäßige Hülfe zusagt, und auch wirklich sieben Churfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann verheißt. Allein Maximilian, der seinen Feldherrn des Verraths fürchtet, verdächtigt auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der bairische Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Die katholischen Bauern wurden bewaffnet, die protestantischen Bürger dagegen entwaffnet und auch Vorsichtigkeit bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die baierischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweiterten sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinen kühnen Muth ist Baiern selbst eine zu enge Schranke gewesen. Bis an die Grenzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schaaren dem Grimm der Winterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Ziarstroms, und setzt im Angesichte des baierischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der verblüffte Kaiser verdoppelt an Wallensteim seine Mahnungen und Befehle, dem verrätherischen Baiern aufs Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der feurige Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Von sich den Inn, der durch viele feste Schlösser vertheidigt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein überschwemmtes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden seine Verschanzung gestattet, wo der ganzen Macht Wallensteins getrotzt, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen geringen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht aufzuschlagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Baiern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug, und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Ruh in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und Landgraf Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Muth der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog von Lüneburg und den Landgrafen von Hessen-Kassel nicht weniger glorreich benutzet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg noch der tapferen Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Wasaburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolphs, zeigte sich in der Schlacht seines Ursprungs würdig. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiserlichen und vier und siebzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück, damals von schwedischer Obersie Knyphausen, und Paderborn der Landgraf von Hessen-Kassel zur Uebergabe; das für aber ging Bückeburg, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Bald

des Menſchen wirkenden Principien, einen ſtarken (obgleich bey ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaſs dazu gegeben. Uber die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſeyn wollen, kein Streit mehr ſeyn, und ich wuſste kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bey Unterſuchung der Wahrheit zu Werke gieng, und ſo ſehr ſich hier alles aus bloſs objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nehmlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſteme und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo muſste ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den mo-

ralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundsatz, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt, und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung forderte die Kur, nicht Einschmeichelung und Überredung; und je

härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daſs er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Namen der Tugend uſurpiren, muſste darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk ſeiner Konvenienz

macht, mufste ihm darum eine Rigidität beygelegt werden, die die kraftvollefte Äufserung moralifcher Freyheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtfchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft fittliche Menfch eine freyere Wahl zwifchen Selbftachtung und Selbftverwerfung, als der Sinnenfklave zwifchen Vergnügen und Schmerz? Ift dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Mufste fchon durch die imperatife Form des Moralgefetzes die Menfchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenfte Dokument ihrer Gröfse zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit feyn? War es wohl bey diefer imperatifen Form zu vermeiden, dafs eine Vorfchrift, die fich der Menfch als Vernunftwefen felbft giebt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit feinem Freyheitsgefühle verträglich ift, nicht den Schein eines fremden und pofitiven Gefetzes annahm — einen Schein, der durch feinen radikalen Hang, demfelben entgegen zu han-

deln (wie man ihm Schuld giebt) ſchwerlich vermindert werden dürfte *).

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiſs nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daſs es ihm Mistrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nim-

*) Siehe das Glaubensbekenntniſs des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

mermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Parthey, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeyert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerin an dem Selbſtbewuſstſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchlieſsen könnte, daſs ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntniſs, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bey der reinen Vernunft erſt orientiren müſste. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für ei-

nen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daſs er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr, durch ihn miſsgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweiſt, daſs beyde Principien in ihm ſich ſchon in derjenigen Übereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit, und dasjenige iſt, was man unter einer ſchönen Seele verſtehet.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daſs es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben im Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bey einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Man kann ihr auch

keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienſtlich heiſsen kann. Die ſchöne Seele hat kein andres Verdienſt, als daſs ſie iſt. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloſs der Inſtinkt aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freywillige Wirkung eben dieſes Triebes, in die Augen. Daher weiſs ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daſs man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fordert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniſs ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem

ſchönen

ſchönen Leben ſind, wie in einem Titianiſchen Gemählde, alle jene ſchneidenden Grenzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit beſitzen, und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüſst. Eine ſchöne Seele gieſst auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frey wird das Auge ſtrahlen, und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des

Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiſs von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreiſsen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menſchen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muſs ſowohl der körperliche Bau, als der Charakter beytragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werden, dieſer

sicht an allen Enden Deutschlands sah man die schrecklichsten Auftritte, und das schöne Jahr nach Gustav Adolphs Tode prägte noch tiefer Spuren des Verderbens, denn man an diesen großen Führer erinnern hatte.

Bei Erwähnung der wichtigsten Vorfälle, welche den Zeitraum des letzten Jahres aufgehalten, muß die Unthätigkeit einer Menschen, der bei Weitem die thätigsten Erwartungen regt machte, sich gewissen Erstaunen erwecken. Wenn alles Generalen, deren Thaten und in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war feiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenstein messen konnte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen auf unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Kriegs frei; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf ihn gespannt, die des Kaiserhofes seinen Namen verherrlicht anbethen und seine Unternehmungen in der Kriegskunst der Welt verständigen sollen. Und doch sieht er still in Böhmen, indeß der Verlust des Kaisers in Baiern, in Niederösterreich, am Rhein, seine Gegenwart belangend fordern; ein gleich unthätig-beunruhigtes Gefährnis für Freund und Feind, der Schweden und doch geachtet der letzte Hoffnung des Kaisers. Was unentschlossene Entschlossen hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über drei Monaten seinen Offiziere in dieser Schlacht die Belohnungen austheilte. Die bei Kriegsgeschrei die Kläubig entsandte, wurden mit unentschlossener Gnade zum Theil verwendet; die sich durch schnelle Ein heilen, und Königlichen Großmuth ersetzen, und das Andenken der Geschehenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Armen ihre beschützt er die kaiserlichen Provinzen durch übermächtige Kontributionen und durch die Winterquartiere, die er abschätzlich über in fränkischen Ländern nahm, um das Mark der böhmischen Länder aufzuzehren. Anstatt aber mit seiner wohl geschlossen und unbesiegbaren Armee seinen Feind zu verfolgen, und sich in seiner ganzen Feldherrnwürde zu erheben, war er der Letzte, der sie sahen, und auch jetzt war er ein tiefgesenkter Gegner, daß er zum Schauplatz des Kriegs machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war Schlesien der größten Gefahr ausgesetzt. Drei wichtige Feste Neisse, eine bevölkerte unter Brieg, die Feste von Thorn, eine ansehnliche unter Breslau, dem Herzog von Lauenburg, und eine beträchtliche unter Burgsdorf, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg bezogen. Thorn hatten sie die wichtigsten Plätze im Reiche, und jetzt Breslau hatte die Pforte der Alliirten eingelassen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen setzte den Kaiser in viel Noth; denn die Einheit der Befehlshaber und der gegenseitige Neid der Schweden und Sachsen sich für sie nur Einschränkungen verursachen. Arnheim und Thurn pochten sich auf die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten schon gegen die Schweden zusammen, die sie als feindliche Freundinnen ansahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu meiden suchten. Hingegen hatten die Sachsen mit den Kaiserlichen und Baiern viel gemeinschaftlichen Hass, und oft gethan es, daß die Oesterreicher feindlichen Armeen einander Beistand anstatten und Gefechte gaben. Man sah die Kaiserlichen angestrengt ihre Plätze verstärken, und Viele verstehten es gar nicht, daß sie von Wien gegen Sommern gingen. Unter so gestaltig gesinnten Alliirten führen sich die Schweden verschmitzt und verwegen, und an große Unternehmungen war bei einem so falschen Verständnis nicht zu denken. Man war bei General von Arnheim von gehörn Ehre der Zeit überzeugt, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, schrieb sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Durchgesetzt Mann sich rächte er sich, und nicht weder als man gewaltsamen Feinde dem die Alliirten entgegen zu sehen. Obgleich beide weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und versuchten bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, ohne aus der geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen, und zog mit vollkommen festem Entritt an ihrem Lager vorüber. Noch machten sie entgegenwehr war, und die mächtigste gewaltsamen Feinde ihm beständig zur Seite hielten, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Schweden, mit der er die Schlacht erwartet, wurde als Furcht aufgelegt; aber einen, seinen Verdacht durch Wallenstein auf seinen verschlagen Herbeiwenden wagen. Die Einheit der Alliirten sich sie nicht bemerken, daß es ihm Ernst war einen Streit, und daß er seinen Marsch vorgeschlossen schnell, weil ihm — mit seinem Gang klang sie sich jetzt nicht gerüstet war. Ihn thaten jedoch zu gelegen, daß Er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Kommandanten einen Schreiben, daß in seine Hände fiel, niederschreiben, er einen unbedeutenden Platz nicht gleich überwinden hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuß weit in Schlacht, als der Graf Terzky und von Wallenstein selbst Herr mit einem Trompeter von dem Lager der Alliirten erschien, den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von jetzt Wochen in Vorschlag brachte. „Er sey getrennen,“ sagte er, „mit Schweden und mit den Kaiserlichen einen ewigen Frieden zu schließen, die Gedanken zu bezahlen, und Jedem Genugthuung zu verschaffen. Aber doch sehe in seiner Hand: mit wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle Er sich von den Alliirten trennen, und einen Arnheimen gehen und Ihr Gebieter, den Kaiser zum Frieden zwingen.“ Wie man gewisse Zeichen anbauch sich es sich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher betrand. „Wie Brandenburg,“ erklärte er, „sollten auch diese verfahren, als diejenige Thurnen gerächtesuchen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und es selbst wolle der Orte sein, seinen Antheil an denselben herausgeben. Die Feinden, als die Letzteren aber dafür zum Frieden bringen, sollten erklärt, daß diese Convention noch Jahresgen und bestimmten Termine abschlossen, und hierüber Königlich von beiden Theilen eigen die Thaten gestellt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Anschlags. „Wenn Er die Alliirten Krone haben sollte, so sollten die Bemühungen sich seiner Gerechtigkeit zu rächen haben, eine wohlverwahrte Freiheit der Religionen selbst heraus sie dem Königreich herrühren, bei völliger Hand in alle seine vorigen Rechte zurückerstatten, und die Markgrafschaft Mähren von den Markgrafen zur Genugthuung dienen. Die andern Armeen sahen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kai-

durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beyden war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller und läſst ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beytrag, den die Seele zu der Grazie geben muſs, kann bey dem Weibe leichter als bey dem Manne erfüllt

werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Übereinſtimmung zwiſchen ſeinen beyden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloſs eine Idee, welcher gemäſs zu werden, er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bey aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nehmlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, muſste der Menſch, da er, als ein Weſen, das ſich

nach Willkür verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben mußte, ſo durfte doch die Befriedigung eines ſo dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſeyn gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in daſſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Wikür Nothwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anders iſt, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte

Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muss auch der Mensch, seiner Freyheit ungeachtet, empfinden was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muss bey ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füssen.

Jetzt aber fängt der grosse Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bey dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äussern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bey dem Menschen ist noch eine Instanz mehr,

nehmlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daſs ihm nicht vollkommen freye Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muſs ſtreben den Schmerz los zu ſeyn, der Menſch kann ſich entſchlieſsen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloſse Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muſs aber jene zuvor verlaſſen haben, eh' er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freyheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in Sch., auch in gleichgültigen Dingen, den bloſsen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille

ſteht hier zwiſchen beyden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniſs gegen beyde. Als Naturkraft iſt er gegen die eine, wie gegen die andere, frey; das heiſst, er muſs ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frey; als moraliſche Kraft, das heiſst, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freyheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt, aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freyheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt, und zu der Operation des bloſsen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen heiſst nur umſtändlicher begehren *).

*) Man leſe über dieſe Materie die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweyten Theil der Reinholdiſchen Briefe.

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da sie niemals willkürlich fordert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung aufhört, alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie rückwärts nicht nachgeben, sondern muß vorwärts gegen den Willen drängen, bey dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint es

zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht bloſs freyen Lauf *lieſse*, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt *nähme*, würde der Menſch auch *nur* Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

Das Begehrungsvermögen dringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der Wille ſoll ſeine Beſtimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchlieſsung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich;

entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich *).

So oft alſo die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deswegen aber muſs er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur, in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daſs er die Gewalt der Begierde bricht, die mit

*) Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bey der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten ſt. Nur das letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das erſte gehört zur Klugheit.

ſer die Errichtung dieſes Tractats mit gewaffneter Hand abzuhelfen."

Jetzt alſo war die Zeit, von dem Plan wegzugehen, worüber er ſchon ſeit Jahren lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch konnten alle Umſtände, daß ſo Verſtärkung beſtellen ſeine Zeit zu verlieren ſey. Nur das offene Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte den Kaiſer die Zeitigkeit eingeſehn, allen Vorſtellungen Baierns und Spaniens ungeachtet und auf Koſten ſeines eigenen Antheils, denſelben gewaltigen Mann ein ſo unabhängiges Commando zu übergeben. Aber dieſer Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallenſteins war durch ſeine lange Unthätigkeit längſt erſchüttert worden, und noch bey verunglückten Treffen bey Lützen beinahe gänzlich geſallen. Auch Neue erwachten jetzt ſeine Gegner an Ferdinands Hof, und die Unzufriedenheit des Kaiſers über den Fehlſchlag ſeiner Hoffnungen verſtärkte ihren Vortrag und gewann ihnen Eingang bey ſeinem Mißmuthen. Daß ganz Deutſchland des Herzogs wurde mit beſtändiger Kriegs von ihnen gemacht, ſein treuloſeſter Trug und ſeine Widerſpänſtigkeit gegen des Kaiſers Befehle waren ein fortdauern Thema in Erinnerung gebracht, die Klagen der öſterreichiſchen Unterthanen über ſeine grauſamen Verheerungen zu Hülfe getrieben, ſeine Treue verdächtig gemacht, und über ſeine geheimen Anſchläge ein ſpannender Schauer hingeworfen. Dieſe Anklagen, durch das ganze lange Betragen des Herzogs nur zu ſehr gerechtfertigt, unterließen nicht in Ferdinands Gemüth jene Wehrzeln zu ſchlagen, aber der Schritt war einmal geſchehen, und die große Welt, womit man den Herzog beſeligt hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrissen werden. Sie unterſtützt zu verwickeln, war Rath, was den Kaiſer kurz hörte; und um dieß mit einigem Schein zu thun, wußte man ſie zu theilen, vor allen Dingen aber ſich ſeiner Großmuthigkeit von ſeinem guten Willen zu ſtehen ſtützen. Aber ſelbſt dieſes Mittel hatte man ſich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Verſuch, ihm einen andern General an die Seite zu ſetzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf ſeine Truppen zu haben, ſchützte ihn die eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers. Da man dieſen nachtheiligen Vertrag wieder heben noch vernichten konnte, ſo mußte man ſich durch einen Kunſtgriff herausdrehen. Wallenſtein war hauptſächlich Generaliſſimus in Deutſchland; aber neben ſeiner ſtehende ſich ſein Gewalt nicht, und über eine ausländiſche Armee konnte er ſich ſeine Herrſchaft anmaßen. Man ließ alſo in Mailand eine ſpaniſche Armee errichten, und unter einem ſpaniſchen General in Deutſchland ſtehen. Wallenſtein iſt alſo der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu ſeyn, und im Nothfall hat man ſogar ihn ſelbſt eine Stütze.

Der Herzog ſtürzte ſich ſchnell und tief, wohin ihn ſein Sturz nun, und wohin er ſtürzte. Umſonſt zwo preßte er bey dem Cardinal-Infanten gegen dieſe vertragswidrige Neuerung; die italieniſche Armee rückte ein, und man zwang ihn, die den General Altringer mit Verhärtung zugefügten. Zwar wußte er ſolchem durch ſtrenge Verhaftungsbefehle die Hände zu ſehr zu binden, daß die italieniſche Armee in dem Elſaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieſer eigenmächtige Schritt bey Hofe hatte ihn und ſeine Abſichten aufgedeckt, und ihm über die nächſte traurende Geſahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum Zweiten Male Kommando und mit demſelben die Frucht aller ſeiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit Aufopferung ſeines Anſehens eilen. Durch Unterwerfung der verübten Excesse, und durch neue Freigebigkeit gegen die andern, hielt er ſich der Treue ſeiner Truppen verſichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, alle ordnete er auf die Erkenntlichkeit derſelben. Im Begriff, ein die exiſtirend Beiſpiel des Unbank gegen den Dahingeſtirbenen Schutz aufzuſtellen, bante er ſeine ganze Wahrſcheinlichkeit auf die Dankbarkeit, die man ihm erweiſen ſollte.

Die Aufkünfte der feindlichen Armee hatten von ihren Principalen einen Befehlshaber, in einer Großfürſt, als Wallenſtein in Verſuchung brachte, ſie ſich allein anzumaßen, und ſelbſt den verlangten Waffenſtillſtand getrauten ſie ſich nicht länger als auf vierzehn Tage zu verſtehen. Der ſich der Herzog gegen die Schweden und Sachſen bewerkſtelligt hatte, ſo weit ſich rechnen gefunden, ſich ein kleines Unternehmung des franzöſiſchen Generals zu verſchaffen. Zu dem Ende warten durch den Grafen von Kinsky bey dem franzöſiſchen Botſchafterhofe Feuquieres zu Dresden erſteine Unterhandlungen, worauf mit dem mehrerwähnten Vertrag abgeſchloſſen wurde ganz ſeinem Wunſche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von ſeinem Hofe, alles Vertrauen von Seiten Frankreichs zu verſichern, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhilfe anzuweiſen.

Aber gerade dieſe übertriebene Sorgfalt, ſich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der franzöſiſche Botſchafterhof entdeckte mit großem Erſtaunen, daß ein Vertrag, der mehr als jeder andere bey Gelegenheit betrachtet, den Schweden und den Sachſen abgeſchloſſen werden ſey. Der ſämmtliche Miniſterium war, wie man allgemein wußte, im Intereſſe des Kaiſers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allgemein hinter den Erwartungen derſelben zurück, um ja ihren Beifall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in ſolchen Umſtänden auf die Unterſtützung der Franzoſen, und auf die Sicherheit gedacht der Letzten hätte Rechnung machen können. Er entdeckte ſeine Zweifel und Befremden dem ſchwediſchen Kanzler, der in der Anſichten Wallenſteins ein gleich großes Mißtrauen ſetzte, und noch weit weniger Geſchmack an ſeinen Vorſchlägen fand. Wiewohl es ihm ſein Geſchmack war, daß der Herzog ſchon ſtehen mit Guſtav Adolph in ähnlichen Verdacht gekommen, ſo begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Anfall bewegen, und ſeine übermächtigen Verſprechungen würde wahr machen können. Ein ſo ausſchweifender Plan und ein ſo unbeſonnenes Verfahren ſchien ſich mit der verſtellendſten und mißtrauiſchſten Großmuth bey Herzogs nicht weiß zu vertragen, und lieber entſchloß man Alles für Maske und Betrug, weil es eher erkannt war, als ſeiner Abſichten; und ſo fiel Klugheit zu gewiſſen. Oxenſtierna's Beſtrebungen ſtanden endlich ſelbſt Annahmen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenſteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhauſen gereiſt war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog ſeine beſten Regimenter zum Gebrauch überlaſſen möchte. Man ſagt, es ſey abgerathen, daß der ganze Antrag nur eine ſchlaue gelegte Schlinge ſey, die Armeen des Kaiſers in die Hände zu ſpielen. Wallenſtein be-

Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbeygehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweiſt ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie bloſs begehren oder bloſs verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muſs.

Aber ſchon die bloſse Anfrage bey der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterin iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche Forum bringt, iſt alſo im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Geſetzen der Vernunft die Entſcheidung in einer Sache anheimſtellt, wo nur Geſetze der Natur ſprechen können, und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetz-

gebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beyden gilt eine andre Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bey allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr blos den Einfluss auf seine Willensbestimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, dass Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen

entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders, als durch Widerſtand offenbaren, und daſs der Trieb die Freyheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern." Übereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerſpruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus ſittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden Natur, ſondern ausſchlieſsungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht moraliſch ſchön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwen-

dig Theil nehmen muſs, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber **moraliſch groſs**, weil alles das, und das allein groſs iſt, was von einer Überlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniſs giebt.

Die **ſchöne Seele** muſs ſich alſo im Affekt in eine **erhabene** verwandeln, und das iſt der untrügliche Probirſtein, wodurch man ſie von dem **guten Herzen** oder der **Temperamentstugend** unterſcheiden kann. Iſt bey einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bey einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen **in Pflicht nahm**, und der Sinnlichkeit das

Steuer

Steuer **nur anvertraute**, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht ins Heroiſche über, und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt **Geiſtesfreiheit**, und **Würde** heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Überſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bey der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloſs ſympathetiſche, ſei-

ner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabſcheuung, in der Willkür des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bey der bloſsen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaſs nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen, wie über das Thier, zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweyerley Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche un-

mittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freyheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweyten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beyde, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beyde dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen *).

*) Findet man nur die Bewegungen der zweyten Art, ohne die der erstern, so zeigt sich dieses an, dass die Person den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erstern Art, ohne die der zweyten, so beweist dies, dass die Natur in den Affekt

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reiſsen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des quaalvolleſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem

wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bey affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweyten Fall deſto ſeltener und nur bey ſtarken Gemüthern.

ſeine Adern auflaufen, ſeine Muskel krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtickt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreſst iſt, ſind ſeine willkürlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frey, und es iſt heiter um Aug und Stirne. Wäre der Menſch blos ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, mit einander übereinſtimmend ſeyn, und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerley Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweiſt dieſer Widerſpruch der Züge das Daſeyn und den Einfluſs einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluſs, Darſtellung der

Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freyheit *).

Aber nicht bloſs beym Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bey jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muſs der Geiſt ſeine Freyheit beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der angenehme Affekt erfordert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beyden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts, daher es geſchehen kann, daſs oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläſst, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; daſs hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabe-

*) In einer Unterſuchung über Pathetiſche Darſtellungen iſt im 3ten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt worden.

tzauer Thorthor widerſetzte. Hierbey ſollen mehrere Personen getödtet worden ſeyn. Als die Widerſetzlichen, in die er ſich nachher verſchanzte, wankten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte, und ihnen ſogar ihre beſten Truppen anwarb, ſo ließ er ſich gegen Neuhaus, daß man damit anfangen müſte, die Sachſen aus dem Reiche zu vertreiben; und während daß ſich die Sächſiſchen Officirer, im Vertrauen auf die Gutherzigkeit des Blaſenſteinſchen Hauſes, in großer Menge bey ihm einfanden, machte er einen verrätheriſchen Anſchlag, ſie ihrer Perſonen zu bemächtigen. Er brach darüber in Unwillen, den er doch einige Monate darauf mit einer großen Miene erneuerte. Aber Glaube an ſeine Wahrhaftigkeit verſchwand, und endlich glaubte man in ſeinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und verſteckten Ränken zu ſehen, um die Alliirten zu ſchwächen, und ſich ſelbſt in Vertheidigungs zu ſetzen. Durch erreichte er zwar wirklich, daß ſeine Macht ſich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Deſertion und ſchlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von ſeiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einen entſcheidenden Vortheil entgegenſah, ſo wußte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenſtillſtand die Alliirten in Thätigkeit ſetzte, ſo ſahen ſie ſich plötzlich, um die Feindſeligkeiten zu erneuern. Wie dieſe Widerſprüche paßen und den beyperten und ganz unverſtändigen Entwurf, den Kaiſer und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachſen einen befeindeten Frieden zu ſtiften.

Ueber den ſächſiſchen Irrtzang ſeiner Unterhandlungen ungeduldig, beſchloß er endlich ſeine Macht zu pflegen, da ohnehin die bringende Noth in den Rath, und die ſtrengſte Unpäßlichkeitsſtrafe an kaiſerlichen Hofe keinen ſonderen Anſtand geſtatteten. Schon vor dem letzten Entſtand war der General von Holk von Pilsnen aus in das Mecklenburgiſche eingefallen, hatte Alles, was auf ſeinen Weg lag, mit Feuer und Schwert verwüſtet, den Churfürſten in ſeine Erbländer gejagt, und ſogar die Stadt Leipzig erobert. Vor der Entſtand in Sachſen ſeine feinere Verabredungen ein Ziel, und die Feinde ſeiner Unterſtützungen ſuchten ihn zu Abzug aus der Mahrey. Nach entſtandenem Entſtand machte Wallenſtein auch Miene eine Bewegung, als er in Hinſicht der Lauſitz in Sachſen fallen wollte, und ließ auskundſchaften, daß Pirna somit eben dahin aufzubrechen ſey. Sogleich verließ Arnheim ſein Lager in Sachſen, um ihm nachzueilen, und den Churfürſten zu Hülfe zu kommen. Dieſer aber warteten die Schweden vergeblich, die unter dem Vorwande des Grafen von Thurn in ſehr kleiner Anzahl der Elbe zu gelegt ſandten; und gerade dieß war es, was der Herzog gewollt hatte. Er lieh den ſächſiſchen General inzwiſchen Mühe genug in das Meckenburgiſche ziehen, und wußte ſich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die ſämmtliche Armee an der beſten Gelegenheit überraſchte. Diese Bewegung wurde durch den vorausgeſchickten General Schaffgotſch gedeckt, und das Vorwerk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Crossen völlig eingeäſchert. Wallenſtein sah den Grafen von Thurn eine halbe Stunde Entfernung, ſah mit brüderlichem Neid Mann gegen Mann alle Vortheile zu wägen, aber ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Bei ſeinem Unglauben konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gab ſich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut zu ſehen, verabredete Ding entſtand. Indem Bevollmächtigte auch Geſchäft ſollen in bei Siegers Haus, die Officiere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen auseinandergetrieben. Und jetzt endlich war nach einer vierjährigen Irre, nach unglücklichen Gefechtswechſeln, der Kaiſerliche des böhmiſchen Aufruhrs, der entſetzen Urheber hielt ganzen verderblichen Krieges, der verrätheriſche Graf von Thurn, in der Gewalt ſeiner Feinde. Wie einbrächtiger Ungeduld erwartet man in Wien die Nachricht dieſes großen Verbrechens, und genießt ſchon im Voraus des ſchrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr verdientes Opfer zu ſchlachten. Aber den Jeſuiten dieſe Luſt zu verderben, war ein viel höherer Triumph, und Thurn erhielt ſeine Freiheit. Ein Gefühl für ihn, daß er weiter wagte, als man in Wien erwarten durfte, und daß Wallenſteins Feinde auch die ſeinigen waren. Eine Verbindung hätte man den Herzog in Wien vorgeſehen; dieſe gefährliche Hoffnung vergab man nun nie. „Was aber hätte ich denn ſonſt mit deſſen Rathen machen ſollen?“ ſchreibt er mit bedächtſam Spotte an die Miniſter, der ihn über viele wichtige Geſchwulſt zu Rede ſtellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten unſere Generale, wie dieſer ich! Da der Feind der ſchrecklichen Heere wird er und weiß beſſen Dinge thun, als in Verſtand.“

Auf den Sieg bei Crossen folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Brieg, Glogau und ſelbſt von Frankfurt an der Oder. Schaffgotſch, der in Schleſien verblieben, um die Unterwerfung dieſer Provinz zu vollenden, belagerte Brieg und bekämpfte Breslau vergebens, weil doch dieſe Stadt über zwei Feſtungen wußte, und den Schweden ergeben blieb. Die Oberſten Illo und Otz ſandten Wallenſtein nach der Mark, um ihn in Pommern und an die Küſte der Oſtſee zu bringen, und Landsberg, der Sachſen in Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürſt von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, drang Wallenſtein ſiegend mit dem Reſt der Armee in die Lauſitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war den ſächſiſchen Staaten gewonnen, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgeſetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umſtände ein gebieteriſch Wort, dieß Gegenteil zu verlaſſen. Die Sorge Herzog Bernhards um Deutſchland, welche Oeſterreich ſchon mit vollem Gefolge beherrſchen, forderte ihn dringend nach Baiern, und die Vereinigung der Sachſen und Schweden mit Gallenſtein rauhte ihm jeden Vorwand, ſich den kaiſerlichen Befehlen noch länger zu widerſetzen, und den Churfürſten von Baiern beſtand zu laſſen. Er ging ſich alſo mit der Hauptmacht gegen die Donauſeite, und ſein Abzug beförderte Oberſtaufen auf immer von dieſem ſorgloſen Lande.

So lange es nur möglich war, hatte er Baierns Gefahren verſchoben, und durch die geſchickſten Ausflüchte die Drohungen des Kaiſers verlohnt. Auf wiederholtes Bitten ſchickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten ſtand, die einige Regimenter und Bittmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieß vorübergehende

nen nähern, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Empfindungen zeigen.

Bey der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem Körper als Herrſcher auf, denn hier hat er ſeine Selbſtſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet, und ſich ſeinem Joch gern entziehen möchte. Bey der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt, und keinen Widerſtand zu beſiegen findet. Nachſicht verdient aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die Widerſetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt alſo in der Freyheit der willkürlichen Bewegungen; Würde in der Beherrſchung der unwillkürlichen. Die Anmuth läſst der Natur da, wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freywilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Überall, wo der Trieb an-

iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weſs Standes und Würden er auch ſey,) der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Überhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde giebt ſich bey der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bey Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt, Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, ſo verträgt

es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beyden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das erſte, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, daſs bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſoviel an ſittlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maaſsſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andre als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das zweyte, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtand der Neigung nothwendig, und es iſt blos der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen

kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das ſinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Überhaupt gilt hier das Geſetz, daſs der Menſch alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinaus gehen muſs.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, ſo fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſinnlich, der Naturfreyheit günſtig, und aller An-

ſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bey Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daſs die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeyführe. Um ſich alſo bey einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein ſittlicher Urſprung verſchaffen kann, muſs die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daſs nicht das Bedürfniſs zu ihm nöthigte, ſondern daſs die Freyheit ihn wählte — daſs man ihn nicht als Sache begehrt, ſondern als Perſon hochſchätzt.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der

verpflichtet wird. Der erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läſst, zu einer affektionirten Handlung herunterſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andre ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freyheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloſse Zufahren des Triebes zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muſs einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andre ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Uberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn,

so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, dass auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien,) und auch der kriechende Höfling begiebt sich unter seine heilige Freyheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterm zu rathen seyn, mit dem Überfluss des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm soviel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äussern, so schliessen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur

die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweiſt zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Übergewicht eines andern Affektes, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nehmlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben ſo beweiſt auch die Anmuth ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Übereinſtimmung der Empfindungen. Daſs es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſey, was dem Sinn ſo viel Freyheit läſst, und das Herz jedem

Eindruck öffnet, und dafs es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Übereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundne Würde verbürgen. In der Würde nehmlich legitimirt ſich das Subjekt als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, giebt er zu erkennen, dafs er die Freyheit der willkürlichen bloſs zuläſst.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freygeſprochen in der Erſcheinung. Beyde Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, dafs ihre Grenzen zuſammenflieſsen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabenem

weiß zu verhalten. Den Kaiser und den Churfürsten wird er, so oft sie ihn um Hülfe anflehen, an Mittungen, der, wie er öffentlich vorgab, eine wichtige schwedische Botschaft von ihm erhalten habe, in Ohren aber doch so dunkelvoll durch die sorgsamen Zuflüsterungen die Höfe, und bekreiste ihn mit dem Lohe, wenn er seine Besorge überwinden würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Churfürst ihre Aufforderung um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken würde; aber auch dort unterließ, und so einzog. Wie vorher das Bistum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straßburg, Thorn an die Schweden verloren. Als er endlich sich entschlossen nicht mehr verweilen konnte, den östlichen Provinzen des Hofs zu erscheinen, rückte er so langsam, als es konnte, an die bairische Grenze, wo er bei von den Schweden eroberten Thoren verweilte. Er verwaltete aber nicht so bald, daß man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm das die Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er vielen Verlust von aufs Sakramentste, und ohne bei Gemahl verwundet zu haben, nach Böhmen zurückzuführen. Wird Andere, sah er vor, müsse der Verwüstung und Erbitterung der kaiserlichen Provinzen nachstehen; und so hier es in Böhmen wie anderstens stehen, und hätten viele Königreich, als es sich jetzt schon sein Eigenthum wähnt. Der Kaiser verbreitete in noch beträchtlichem Land seiner Mutterung, daß er sich gegen den Donauthoren wenden solle, der gänzlichen Auserlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Grenzen zu bedenken — Er aber entlegte den Feldzug für dieses Jahr, und den seine Truppen aufs Neue über Winterquartiere in den erschöpften Kinderich nehmen.

Ein so fortgesetzter Trotz, eine so beharrliche Verweigerung aller kaiserlichen Befehle, sind so vorsätzliche Vernachlässigung der allgemeinen Ruhe, verbanden mit einem so kühnen gewinnungen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Verdacht, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Gläubern bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen Treubruch Unverbindlichkeiten mit dem Feinde des Thrones der Regentschaft zu geben, und den noch immer für den gemeinsamen Mangelhaft zu überreden, daß der Inhalt jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie unverbrüchlich er sich auch glaubte, so erhielt fortgesetzte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Bestätigungen, womit seine Gegner anfänglich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um so an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Malen Kundschafter in das Wallensteinische Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hüte, etwas Schriftliches von sich zu geben, nichts Merkwürdiges durch brachten. Da aber endlich die Minister sprach, seine widerigen Verdächte an Hof, deren Stärke Wallenstein mit gleichen Listen gebraucht hatte, sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Churfürst von Bayern sein Drohung selten sich, sich, bei längerer Beibehaltung dieses Benehmens, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Meinung beharrte, und im Weigerungsfall die Entschädigung seiner Krone zurückzuhalten drohte; so sah sich der Kaiser zum Instrument in der Mordverschwörung gegen, ihn zum Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unautorisirten Verhandlungen des Kaisers bei der Armee veranlaßten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als getrost zu betrachten, und seine Absendung unverzüglich sey. Einer seiner Unterschriften in Oesterreich, dem Wallenstein an Straße des Bruk unterlegt hatte, dem Holk zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu den Churfürsten von Baiern zu stehen; und an Wallenstein selbst erging die geheimste Weisung, dem Cardinal-Infanten, der mit einer Armee und Juden unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Maßregeln sagten C. M. daß der Plan unwiderruflich gemacht sey. Sie mußt und nach zu entwaffnen, um ihn allsam schwach und wehrlos auf einmal zu Grunde zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung mußte er nun einen Plan ausführen, der Anfangs nur zu seiner Verantwortung bestimmt war. Länger, als die Klugheit riet, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die allerstärksten Versicherungen seinen, daß er gewonnen sey. Ungeduld seiner Freunde ertrotzte, weil die Zeit noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verlangte noch mehr, die Gunst der Stunde zu ergreifen. Das Erste war, sich der Gesinnung der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu ergründen, die er so tüchtig vorbereitet hatte. Den bestehen, die Obersten Kinsky, Terzky und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an ihn innerste gebunden. Zwei gleiche Ursache, ein gleicher Hab gegen die Regierung, und die Hoffnung, durch Verrätherei die Belohnungen derjenigen für sich Treue mit Wallenstein, der auch die mehrsten Mittel nicht vorenthalten hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obersten Illo hatte er eindringlich überredet, in Mora den Grafenstuhl zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm den Grund abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden würden, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Ansprüche machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein Glück, das nach dem Ersten seiner Verordnungen zu fragen; und da ihm weder von den spanischen Anhängen bestimmte Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen. „Daß alle Belohnung nur auf unsern Verderben verdient," rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet, und meine Verdienste fast so unbekannte Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch Lust haben einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Mein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich." Illo stimmte bei, und so wurde gleiches Boden ein engen Bündniß getroffen.

Aber was hier drei Verräthern des Herzogs wohlan, war Lange Zeit ein unbegreiflicher Geheimniß für die Uebrigen, und der Zuversicht, mit der Wallenstein von der Ergebenheit seiner Obersten sprach, gelaubte sich einige nur auf die Mehrheit, die er ihnen zugesagt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese ungewisse Verbindung mußte sich in Gewißheit verwandeln, ehe er seine Macht abwarf, und sich einen persönlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf Piccolomini, berühmt, der sich in den Treffen bei Lützen und durch einen heldenmüthigen Mord aufgezeichnet hatte,

nem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im belvederiſchen Apoll, in dem borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Pallaſtes *).

*) Mit dem feinen und groſsen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winkelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaſst und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eines, und er blieb bey dem ſtehen, was der bloſse Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut unrecht, das zu einer Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einſchränkung derſelben iſt. Was Winkelmann die hohe, himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche „Grazie, ſagt er, ſcheint ſich allgenüglam, und die-

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestossen; angezogen als Geister, zurückgestossen als sinnliche Naturen.

In der Würde nehmlich wird uns ein Beyspiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich

„tet sich nicht an, sondern will gesucht werden; „sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen. „Sie verschliesst in sich die Bewegungen der „Seele, und nähert sich der seligen Stille der „göttlichen Natur. — Durch sie, sagt er an ei„nem andern Ort, wagte sich der Künstler der „Noth in das Reich unkörperlicher Ideen, und „errichte das Geheimniss, **die Todesangst „mit der höchsten Schönheit zu ver„binden.**" (es würde schwer seyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, dass hier nur die Würde gemeynt ist) „er wurde ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn sie „scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu „seyn, sondern dieselbe nur angenommen zu „haben." — Anderswo heisst es „die Seele äusserte sich nur unter einer stillen Fläche des „Wassers, und trat niemals mit Ungestüm her„vor. In Vorstellung des Leidens bleibt die „grösste Pein verschlossen, und die Freude

aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniſs der Natur und der Forderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich iſt.

„ſchwebet wie eine ſanfte Luft, die kaum die „Blätter rühret, auf dem Geſicht einer Leu„kothea.“

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchlieſst ſich nicht, ſondern kommt entgegen, die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeuſserungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bey dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze d. Krit. II. Theil. Anmuth und Würde.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, (Wohlgefallen) welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts mufs erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, stimulus,) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfnifs, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung, kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur *). Bey der Liebe iſt das Objekt ſinnlich, und das Subjekt die moraliſche Natur. Bey der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich.

Die Liebe allein iſt alſo eine freye Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt

*) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniſs der ſinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heiſst Achtung“ (Kants Kr. d. Urtheilskraft). Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daſs ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht; denn

hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Grossen und Hohen misst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Grosse selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in

die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäss handelt, empfunden. Daher hat sie etwas ergötzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muss. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freyeres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung ausmacht. Achten muss auch der Nichtswürdige das Gute, aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müsste er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

der Achtung; denn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das abſolut groſse nichts uber ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe iſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muſs; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfienge. Der reine Geiſt kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der ſchuldbewuſste Menſch in ewiger Furcht ſchwebt, dem Geſetzgeber in ihm ſelbſt, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in allem, was groſs und ſchön und treflich iſt, ſeinen Feind erblickt, ſo kennt die ſchöne Seele kein ſüſseres Glück, als das Heilige in ſich auſser ſich nachgeahmt oder verwirklicht zu ſehen, und in der Sinnenwelt ihren

unſterblichen Freund zu umarmen. Liebe iſt zugleich das Grofsmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern giebt ihm alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das zweyte: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzet.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, dafs er ihm giebt, was er nicht von ihm empfieng. Der äufsre Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut, der feurige Wunſch wird zum Glauben und der eigne Überflufs des Liebenden verbirgt die Anmuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde ſelten begegnet. So lange der innre Sinn den äufsern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichen,

nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äufsern seine Anschauungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äufsere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Übermuth gegen seinen edleren Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, dafs er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, dafs die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, dafs die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da mufs es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Gröfse soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewifs seyn, dafs es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugnifs seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es giebt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innre Kraft in Bewegung setzen, sondern mufs Stoff von aussen empfangen, und durch leichte Übungen der Phantasie, und schnelle Übergänge vom Empfinden zum Handeln

war der Erste, dessen Name er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch große Geschenke verpflichtet, wußte gar wohl den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerlei Konfession mit ihm gehoren war. Diesem erklärte er, daß er, durch den Antrag des Kaisers und seine nahe Gefahr angetrungen, unwiderruflich entschlossen sey, die bisherige feindliche Partei zu verlassen, sich mit dem ersten Theile der Armee auf schlesische Gebiet zu begeben, und das Haus Oesterreich in allen Ehren seiner Herrschaft zu berauben, bis es von der Wurde vollig sey. Auf Piccolomini habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm sogar im Voraus die glänzendsten Belohnungen geschenkt. — Als dieser, von seiner Bestürzung über diesen übereilenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegen setzen würden, spottete Wallenstein seiner Furcht. „Bei solchen Wagestücken," rief er aus, „sey nur der Anfang schwer; die Ehre zwinge ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß stehe fest, und er möchte, wenn es nicht anders gehen sollte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen." Piccolomini schwieg sehr lange, durch einen langen Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So wenig ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, alle Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der seinen Vorgesetzten verrieth, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu bringen.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Januar 1634 alle Kommandeurs der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich selbst nach seinem Abzug aus Prag gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Christoph mit Mißvergnügen zu vernehmen, Aufgebung nach in der vorigen Unbeständigkeit wieder zu ergehen, und die Armee zur Verstärkung des Kardinal-Infanten um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erbittert genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Umgebungen den wahren Zweck der Zusammenkunft vollig. Nach Schweden und Sachsen wurden heimlich Boten geschickt, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktiren; mit den Vertrauendsten entlegener Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den vornehmen Kommandeurs erklärten, aber gerade die wichtigsten, Gallas, Kolloredo und Altringer, blieben auf der Seite des Kaisers. Diese und der Herzog hielt seine Einladung an sie heimlich wieder ein, dissimulirten aber, in Erwartung einer nahen Antwort, ja der Hauptsache absterben.

Es war nicht Geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen Besitzen, tapferen, auf eine Ehre wachsam haltenden Adel der sämmtlichen Unterne hatte er entfernen, und in den Augen derjenigen, die es jetzt war gewohnt waren, in dem Besitzen der Majestät, den Rächer ihrer Beschimpfung, den Bewahrer der Gesetze zu verwirren, auf Einmal als ein Widerstrebiger, als Verräther, als Rebell zu erscheinen. Nicht Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung bestätigte, durch Artikeln und Gesetze gehörigter Gewalt in einen Morgen zu erschüttern; alle jene Prärogativen der Einstimmigkeit und der Treue, die sprachlosen Wachen eines ehrwürdigen Thrones, zu zerstören; alle jene unverletzlichen Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den geheiligten Schutze so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu zerreißen. Aber gerade von dem Glanz einer Krone, deren Wiederherstellung den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und den vielen bewährten Gefühl seiner Kraft, verschwand er — bei gewöhnliche Laut Hoffe und Schwer Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nicht, daß einer gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinen Winken mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter zu beben, vor Versuche, gleich den Anfeindungen des Schicksals, mit ehrerbietiger Ergebung zu schweigen. In den öffentlichen Schmeichelreien, womit man seinen Abgewandt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die einer gläubigen Soldateska sich erlaubte, und die wilde Lust des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu verspüren, und die Absurdität, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, ihn so sehr entgegenen Thaten zu Pflicht aufzuschwärzen. Aber, was er sich als einen Triumph gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an den Pflichtgefühl seiner Freigesinnten alle seine Berechnungen. Betrunken von dem Anschein, daß er über so mächtige Gegner zu gebieten, schrieb er Alles auf Rechnung seines persönlichen Gelds, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der Würde seines, die er verkörperte. Mehr gesorgt war ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt antöbte, weil der Gehorsam gegen den Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Selbst für sich allein kann weit Verwahrung und Schrecken, aber nun die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung zu gewinnen. Und darin entscheidenden Vortheil der Kaiser sich spürbar in dem Augenblicke, da er sich mit einem Verbrecher entlarvte.

Der Hofmarschall von Illo übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen; und durch die geheime Meldung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgerichteten Eingang entwickelte er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflegt. „Ehemaliger Einfluß," behauptete er, „trete alle Tage in den Hof; das Ministerium setze in seinem Sold; nur der Herzog von Friedland habe sich jener Tyrannei widersetzen, und deswegen den thränenden Haß der Spanier auf sich geladen. Nun vom Kommando zu entfernen, eine ganz neue Sache wagen sie. Habe er fort, was könne einen das schlaffe Ziel ihrer Bestrebungen, und es sie ihnen mit einem von beiden gelingt, sucht man seine Macht im Heime zu untergraben. Auch keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando in die Hände zu spielen, dessen damit man diesen Prinzen, als ein wildes Thier, zu ihrer Vernichtung entlassen, nach Gefallen im Felde der

ſeine verlorne Schnellkraft wieder herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im Umgang mit einer reizenden Perſon, die das ſtagnirende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Geſpräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da ſie ſich durch Mäſsigung unruhiger Bewegungen äufsert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte Menſch, und der wilde Sturm des Gemüths löſt ſich auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet ſich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn ſich der brauſende Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verſchiedenen Abſtufungen, und wird da, wo ſie ſich

der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare gränzt, zur Hoheit.

Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde; der höchste Grad der Würde die Majestät. Bey dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fliessen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuss der Freyheit gränzt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen alles ausser uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unsers eigenen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät; und wenn auch unsre Knice nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld

an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groſs iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die bloſse Macht, ſey ſie auch noch ſo furchbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muſs dem Geiſt ſeine Freyheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde ſtehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es giebt dazu nur Einen Weg, nehmlich Nachahmung der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles andre iſt Nachäffung, und wird ſich als ſolche durch Übertreibung bald kenntlich machen

So wie aus der Affektation des Erhabenen Schwulſt, aus der Affektation des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affektirten Anmuth Ziererey und aus der affektirten Würde ſteife Feyerlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth giebt bloſs nach und kommt entgegen, die falſche hingegen zerflieſst. Die wahre Anmuth ſchont bloſs die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freyheit der Natur nicht unnöthigerweiſe zu nahe treten; die falſche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder ſucht ihn durch Umſchweiſe zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bey einer Menuet ſoviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füſsen ſo ſcharfe Ecken ſchneidet, als wenn es hier um eine geo-

metriſche Genauigkeit zu thun wäre, ſo wird der affektirte Tänzer ſo ſchwach auftreten, als ob er den Fuſsboden fürchtete, und mit Händen und Füſsen nichts als Schlangenlinien beſchreiben, wenn er auch daruber nicht von der Stelle kommen ſollte. Das andre Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitze der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe, das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung, die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten tremulirenden Klang, und die ganze Muſik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunſt.

Wenn man auf Theatern und Ballſälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, ſo kann man oft in den

Kabinetten der Miniſter, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen beſonders) die falſche Würde ſtudiren. Wenn die wahre Würde zufrieden iſt, den Affekt an ſeiner Herrſchaft zu hindern, und dem Naturtriebe bloſs da, wo er den Meiſter ſpielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen, Schranken ſetzt, ſo regiert die falſche Würde auch die willkürlichen mit einem eiſernen Zepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut als die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche Spiel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt nicht bloſs ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern hart gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre lächerliche Gröſse in Unterjochung, und wo dieſs nicht angehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders, als wenn ſie allem, was Natur heiſst, einen unverſöhnlichen Haſs gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in lange faltigte Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt

ſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frey und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirne ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen könnte, als man laut machen will; eine Vorſicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bey der falſchen hingegen

herrſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem ſie aufſen bezwungen iſt *).

*) Indeſſen giebt es auch eine Feyerlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaſſung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas wichtiges vorzubereiten. Da wo ein grofser und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daſs nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen und ſetzt die Einbildungskraft in eine Erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feyerliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da, wo die Ungeduld Eile fordert. In der Muſik wird das Feyerliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läſst die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das Feyerliche unterſtützt den Eindruck des grofsen und erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Myſterien mit grofsem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge giebt es ein Feyerliches, nehmlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bey Leichenceremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine grofse Stille, und einen langſamen Takt beobachten.

III.

Über
die nothwendigen Grenzen
beim
Gebrauch ſchöner Formen.

Der Miſsbrauch des Schönen und die Anmaſsungen der Einbildungskraft, da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reiſſen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daſs es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloſs erinnern, wie der Geſchmack

ſeinen Einfluſs äuſsert, um beſtimmen zu können, wie weit er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genommen ſind, die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniſs zu vereinigen. Wo alſo ein ſolches inniges Bündniſs zwiſchen der Vernunft und den Sinnen zweckmäſsig und rechtmäſsig iſt, da iſt dem Geſchmack ein Einfluſs zu geſtatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, ſey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder ſey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem ſinnlichen Einfluſs frey und als reine Vernunftweſen handeln müſſen, wo alſo das Band zwiſchen dem Geiſt und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muſs, da hat der Geſchmack ſeine Grenzen, die er nicht überſchreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unſerer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und

umführen, die spanische Macht aber desto fester in Deutschland befestigen. Blos um die Armee zu vermindern, begehrt man siebentausend Mann für den Kardinal-Infanten; blos um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, bringt man auf die Winterquartierung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt ersinnt man der Armee, während daß sich die Jesuiten und Minister mit dem Schmalz der Provinzen versehen, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General befreyet sein Vaterland, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihm vom Einige hält. Aber alle Dienste, die er hundert Jahre und zwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Beschwerden, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet nun eine zweite schimpfliche Entlassung. — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von freyen Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Doch ist es, sagte der Armee fort, weit er den Dienern durch nicht entwichen. Jeder sorge sich nun selbst, es ist rathsam ist, einen treuen General zu verlieren. Jener sey nun, wer eben die Gunnen erfand, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und wo er den verlorenen Lohn seiner Tapferkeit erhält — wenn der davon ist, unsere fragen Augen es sie beweisen hat."

Ein allgemeines Geschrey, daß man den General nicht gehen lassen könne, unterbricht den Armee. Hier den Vorstellungen werden abgetrieben, ihm den Mantel der Versammlung vorzuhängen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein, und endlich sich erst nach einer gewissen Gemüthsqual. Diese Neugierigkeit von seiner Seite schien einer Gegenerklärung von der übrigen werth. Da er sich entschieden machte, ohne Waffen und Gelder der Kommandirende nicht sind dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, von nun an sich ihm zu halten, sich niemand von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, und für ihn den letzten Blutstropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräther gelten, und von den Herzigen als ein gemeinschaftlicher Feind betrachtet werden. Die ausdrückliche angehängte Bedingung: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde," entfernte jede Mißdeutung, und stimmt der versammelten Kommandirenden trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beyfall zu schenken.

Der Verfassung dieser Schrift gelobt unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall Illo anzustellen in dieser Absicht veranstaltet hatte, nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Beschwerlichkeit seiner Gäste durch starke Getränke abzukämpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weinkrämpfen taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehrsten machten unbedenklich ihren Namen hin, ehrt zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige Wenige, welche wenigstens oder mißtrauischer waren, verschieben das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erstaunen, daß die Klausel: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde," hinweggelassen sey. Illo schmeichelte sich mit einem erfreulichen Tarschenspielerstreich das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute, und blos in der Absicht, den Hof davon Nachricht zu geben, an diesem Gastmahle Theil nahm, entzog sich in der Trunkenheit so, daß er die Gefahrden des Kaisers aufreizen. Aber jetzt stand Graf Terzky auf, und erklärte alle für unredliche Edelleute, die zurückstehen würden. Seine Drohungen, die Verstärkung der unverrichteten Sache, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und Illo's Versicherungen bewogen endlich ihrer Behutsamkeit zu, und das Blatt wurde von Jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht, aber der ganz unerwartete Widerstand der Kommandirenden rief ihn auf Einmal auf dem tiefsten Wahne, in dem er bisher gewesen hatte. Indem war ihn die mehrsten Namen so unbedenklich getroffen, daß man eine unrechtliche Absicht dahinter vermuthen mußte. Vielleicht aber durch diesen unerwarteten Vorfall des Schicksals zum Nachdenken getrieben zu werden, sich er einer geringe Empfindlichkeit in unwichtigen Fragen und Verwahrungen dorschreiben. Er verief die Kommandirenden auf folgenden Morgen zu sich, und überredete sie in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vertrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an sie gebracht hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in den bittersten Vorwürfen und Beschuldigungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre geleistete Widerspenstigkeit, und erklärte, daß er durch die Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obersten, erschienen aber, nach einer kurzen Berathschlagung im Vorzimmer, durch Piccolomini, den Vorsatz von gestern zu entschuldigen, und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt schien nichts mehr, als noch von den anfangs blutigen Grenzen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten, aber sah im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erwartete daher seine Entlassung, und trieb sie hiezu auch an. Ihre Antwort zu verschieben. Aber noch ehe sie einerlassen, hatte sie der Lauf verrieth von dem Vorgange zu Prag unterrichtet, und ihre Eidespflicht pflichtig gemacht. Wittinger stieß unter dem Vorwand einer Krankheit in den festen Schloß Frauenberg flogen. Gallas sank sich zwar ein, aber blos um als Augengrage den Kaiser von der bevorstehenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufsätzchen, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf einmal in die sorgfältigste Gewißheit. Mehrere Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, liefen seinen gänzlich weite Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandanten-Stellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe mußte schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Beschleunigung bei Wirklich beginnen, sondern Frens nach Gewohnheit verfahren. Man erließ also an die verrätherischen Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, an seine Befehle, den Herzog von Friedland nicht seinen bösen Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Selbst dies aber auf so zudringen Mittel und zu bewirken seyn, so sind dort die schwarzen Gefahr. Er hält aber lebendig zu

ſie werden uns ſchon durch unſere Beſtimmung vorgeſchrieben.

Unſere Beſtimmung iſt, uns Erkenntniſſe zu erwerben, und aus Erkenntniſſen zu handeln. Zu beyden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geiſt thut, die Sinne auszuſchlieſsen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moraliſchen Wollen von der Begierde abſtrahirt werden muſs.

Wenn wir erkennen, ſo verhalten wir uns thätig und unſre Aufmerkſamkeit iſt auf einen Gegenſtand, auf ein Verhältniſs zwiſchen Vorſtellungen und Vorſtellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, ſo verhalten wir uns leidend und unſre Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was keine bewuſste Handlung des Geiſtes iſt) iſt bloſs auf unſern Zuſtand gerichtet, in ſofern derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloſs empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabey auf kein Verhältniſs deſſelben zu andern Objekten,

so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andre Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntnifs, selbst nicht einmal von der Schönheit wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntnifs der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntnifs gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntnifs hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Überzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beytragen, als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äuſsere Eleganz eines Menſchen zu Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eſsluſt gereizt und hier durch das Empfehlende im Äuſsern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öfnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muſs ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form

zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich bloſs in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt groſsen Einſchränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig ſeyn, je nachdem die Art der Erkenntniſs, und der Grad der Überzeugung iſt, die man bey Mittheilung ſeiner Gedanken beabſichtet.

Es giebt eine wiſſenſchaftliche Erkenntniſs, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniſs, welche bloſs auf mehr oder weniger entwikkelte Gefühle ſich gründet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, kann der erſtern gerade zu widerſtreiten.

Da, wo man eine ſtrenge Überzeugung aus Principien zu bewirken ſucht, da iſt es nicht damit gethan, die Wahrheit bloſs dem Inhalt nach vorzutragen, ſon-

dern auch die Probe der Wahrheit muſs in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten ſeyn. Dieſs kann aber nichts anders heiſsen, als, nicht bloſs der Inhalt, ſondern auch die Darlegung deſſelben muſs den Denkgeſetzen gemäſs ſeyn. Mit derſelben ſtrengen Nothwendigkeit, mit welcher ſich die Begriffe im Verſtand an einander ſchlieſsen, müſſen ſie ſich auch im Vortrag zuſammenfügen, und die Stätigkeit in der Darſtellung muſs der Stätigkeit in der Idee entſprechen. Nun ſtreitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntniſſen eingeräumt wird, mit der ſtrengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verſtand Urtheile mit Urtheilen und Schlüſſe mit Schlüſſen zuſammenkettet. Die Einbildungskraft ſtrebt, ihrer Natur gemäſs, immer nach Anſchauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig beſtimmten Vorſtellungen, und iſt ohne Unterlaſs bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzuſtellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem

Abſtrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen **Freyheit** und erkennt dabey kein andres Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit **Theilvorſtellungen** oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge **nach ihren innern Verhältniſſen** verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur in ſofern, als er vorher **trennte**, d. h. nur durch Theilvorſtellungen, **verbinden**. Der Verſtand beobachtet in ſeinen Kombinationen ſtrenge Nothwendigkeit und Geſetzmäſsigkeit, und es iſt bloſs der ſtätige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal

geſtört, ſo oft die Einbildungskraft ganze Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtraktionen einſchaltet, und in die ſtrenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht *). Es iſt daher unumgänglich nöthig, daſs da, wo es um ſtrenge Conſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freyheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfniſs des Verſtandes

*) Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu thun iſt, wird ſich deswegen der Beyſpiele ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen; und da in jedem beſondern Fall ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daſs dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muſs ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchlieſsung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Geſetzmäſsigkeit im Fortſchritt ihrer Willkür in Kombinationen Schranken zu ſetzen. Freylich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung, und auf einen ernſtlichen Entſchluſs des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluſs nicht vorausſehen läſst, und wo man ſich keine Hoffnung machen kann, daſs das Intereſſe an dem Inhalt ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man freylich

auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs Verzicht thun müſſen, dafür aber, in Anſehung des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläſst in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muſs die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freyheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich jeden befaſſe, der nicht ausſchlieſsend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muſs, wie er ſie findet, ſo kann er auch bloſs die allgemeinen Bedingungen des

Denkens, und blofs die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bey denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläſst es dem Verſtand ſeiner Leſer, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bey dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber doch immer nur reproduktif, (empfangene Vorſtellungen erneuernd) nicht aber produktif (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene ein-

greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Officiers und Officieren dieſe kaiſerliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlaſſen, und, bis ein neuer Generalliſſimus aufgeſtellt ſeyn würde, an den Generallieutenant von Gallas verwieſen wurde. Um den Verführten den Rückzug zu eröffnen, die Klöſter zu ihrer Pflicht zu erleuchten, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu ſtürzen, bewilligte man eine gänzliche Amneſtie über Alles, was zu Pilſen gegen die Majeſtät des Kaiſers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er beſann ſich zu Pilſen, unter den Augen beſtrickter, deſſen Schickſal er bei ſich trug, in der Gewalt ſeines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu bewachen. Entdeckte aber Wallenſtein das Geheimniß ſeines Auftrags, ſo konnte ihn nichts vor den Wirkungen ſeiner Rache und Verzweiflung ſchützen. War es ſchon verdrießlich, einen ſolchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, ſo war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Geſinnungen der Kommandirenden waren ungewiß, und es ließ ſich wenigſtens zweifeln, ob ſie ſich bereitwillig würden finden laſſen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiſerlichen Verſicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die ſie auf Wallenſtein gehabt hatten, auf einmal zu entſagen. Und dann, welch ein geſtiefelter Magiſtrat, Hand an die Perſon eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchſten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorſam zum Gegenſtand der tiefſten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußere Majeſtät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — deſſen Anblick ſchon ein unerklärliches Zittern einflößte, der mit einem Winke über Leben und Tod entſcheidet! Einen ſolchen Mann, mitten unter den Seinen, die ihn umgeben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben ſeinen, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenſtand eines ſo langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenſtand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigſten zagen machte. Es lief hatten ſich Furcht und Achtung vor ihm in die Bruſt ſeiner Soldaten gegraben, daß ſelbſt das unerhörte Verbrechen des Hochverraths dieſe Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas bezeigte die Unbeſtändigkeit, unter den Augen des Herzogs ſeinen Auftrag zu vollziehen, und ſein ſchwächlicher Muth war, ſo oft er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Alternacen zu beſprechen. Da daß lange Anſinnen des Letztern ſeinen anfang Verlangt bei dem Herzog zu erregen, ſo erbot ſich Gallas, ſich in eigner Perſon nach Frauenberg zu verfügen, und Altringern, als ſeinen Verwandten, zur Herreiſe zu bewegen. Wall uſtein nahm dieſen Beweis ſeines Eifers mit ſo großem Wohlgefallen auf, daß er ihm ſeine eigene Equipage zur Reiſe bergab. Trotz über die gelungene Liſt, verließ Gallas ungeſäumt Pilſen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenſteins Gefangene zu bewachen; er ſelbſt aber ſparte nichts von dem kaiſerlichen Patente, wo es nur irgend angieng, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel gänzlich aus, als er ſie hatte erwarten können. Anſtatt ſeinen Herrn nach Pilſen mit zurückzubringen, ſchickte er ihn eiligſt nach Wien, um den Kaiſer gegen einen getroffenen Angriff zu ſichern, und er ſelbſt ging nach Ober-Oeſterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr beſorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweis und Tabor auf Neue für den Kaiſer beſetzt, und alle Anſtalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers ſtuerd und mit Nachdruck zu begegnen.

Da nun Gallas an ſeine Klöſter zu denken ſchien, ſo wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu ſtellen. Er bat ſich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenſtein ließ ſich zum Zweitenmal überlisten. Dieſe unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Strafe ſeines Geſchickes erklärlich, der ſein Urtheil über eine Perſon nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in ſeinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieſer ſogleich dem Befehl des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenſtein verſprochen zurückzukehren; dieß that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilſen zu überfallen. Ein anderer Herr eilte unter den Schutz von Linz nach Prag, um dieſe Hauptſtadt in kaiſerlicher Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt ſich Gallas allen zerſtreuten Armeen Oeſterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nun mehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiſerlichen Lagern werden Platate aufgeſtreut, die den Herzog nebſt ſeiner Vertrauten für vogelfrei erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beiſpiel findet allgemeine Nachahmung; man verſtreut das Gerücht des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini ſich nicht wieder ſehen läßt, fällt die Thüre von Wallenſteins Augen, und ſchrecklich erwacht er aus ſeinem Traume. Dem noch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ihn künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm ſelbſt oder von Terzky und Illo herrühre. Er räſtet ſich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Mittel iſt, endlich ſeine Macht abzuwarten, und ſich beſtimmt zu erklären. Der Frau ſollten alle Truppen ſich verſammeln, und von da auf mit Ruhe Schweden und Oeſterreich beſiegen. Herzog Bernhard, der in die Verſtändigung gezogen worden, ſollte die Operationen des Herzogs mit ſeinen Truppen unterſtützen, und eine Diverſion an der Donau machen. Eben eine Terzky nach Prag reiſend, und nur Mannel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Reſt der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der offenſten Zuverſicht den Nachrichten von Prag entgegenſieht, erfährt er den Verluſt dieſer Stadt, erfährt er den Abfall ſeiner Generale, die Deſertion ſeiner Truppen, die Entblößung ſeines ganzen Lagerlandes, den öffentlichen Ausmarſch der Piccolomini, der ihm den Untergang geſchworen. Schnell und ſchrecklich ſtürzen alle ſeine Entwürfe zuſammen, ſämtlichen ihn alle ſeine Hoffnungen. Einſam ſteht er da, verlaſſen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber ſeine Lagen ſind es, die den großen Charakter erproben. In allen ſeinen Unternehmungen hintergangen, entlagt er ſeinem einſigen ſicheren Entwurfe, meiſt oder er verlieren, weil er ſich ſelbſt noch übrig wieder. Jetzt war die Zeit gekommen,

zelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daſs die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daſs ſie bloſs im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer bloſs didaktiſch, denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäſsigkeit, daſs die Einbildungskraft dabey völlig willkürlich zu verfahren, und bloſs dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allge-

meine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingiebt, wo es bloſs um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der Einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum giebt, ſie iſt aber von einer andern Seite betrachtet wieder eingeſchränkt und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Überfluſs darbietet, denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegenſtände nach Willkür zu wechſeln; das Intereſſe des Verſtandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So ſehr dieſe beyden Intereſſen

eſſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, ſo giebt es doch zwiſchen beyden einen Punkt der Vereinigung, und dieſen auszufinden, iſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muſs die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert; denn ſo abſtrakt wir auch denken mögen, ſo iſt es doch immer zuletzt etwas ſinnliches, was unſerm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern Zuſammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung unter einander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen, verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpielenden

und bloſs ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungskraft, ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freyheit, und das Bedürfniſs der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein organiſches Produkt, wo nicht bloſs das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloſs wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein mechaniſches Werk, wo die Theile, leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniſs hervorzubringen, muſs die Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theil der Rede der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daſs ſich die ihnen korre-

ſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, bloſs durch ein willkürliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelöſt, und der Verſtand wird durch Geſetzmäſsigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daſs ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniſs zwiſchen äuſserer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiſte bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand

ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzuſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkürliche Selbſtherrſcherinn betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daſs ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freyheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenſte Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln

ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freyheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortflieſst, ein feſtes Gebäude.

Stellt nun zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung an, ſo zeigt ſich, daſs alle drey zwar den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns alſo alle drey zu einer Erkenntniſs verhelfen, daſs aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniſs bey einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünſchenswürdig vor, als daſs er uns

von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich bloſs als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nie im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daſs es ſich wirklich ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht abſolut gewiſs. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was iſt, aber niemals, was ſeyn muſs. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Überzeugung, denn er erweiſt aus unbezweifelten Gründen, daſs es ſich nothwendig ſo verhalte.

§ Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgehet, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drey verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daſs da, wo es nicht bloſs an dem

Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu thun iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der gröſsere oder geringere Grad des Intereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniſs; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe bloſs zu augenblicklichem Genuſs und Gebrauche. Der erſte giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſammt der Wurzel, aber freylich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns bloſs die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn je-

ne verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt ſich von ſelbſt, und ich bemerke blos, daſs der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntniſſe zu machen, die er ihm beybringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch, und hat ein gegen-

wo er bei ſo oft verlangtem Beiſtande der Schweden und der Sachſen erbarmte, und wo aller Zuruf in die Ausführung ſeiner Beſtimmungen verſchwand. Und jetzt, nachdem Oxenſtierna und Arnheim ſeinen ernſtlichen Vorſatz und ſeine Mittel erkannten, bedachten ſie ſich auch nicht länger, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, und ihm ihren Schutz zuzuſagen. Von ſächſiſcher Seite ſollte ihm Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg vertrauen, von ſchwediſcher Herzog Bernhard und Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld (ſchwediſcher Mann gewachſen Temperament), Wallenſtein verſtand Pilſen mit dem Terzky'ſchen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, aber ſich doch ſtellen, es zu nehmen, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Ueberzahl näher zu ſein, und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erſt zu Eger ſollte ihn dieſer Donnerſtrahl treffen. Nochtrunkete er auf eine Armee, die General Conſtantin in Schleſien für ihn bereit hielt, und ſchmeichelte ſich noch immer mit der Hoffnung, das Beſte, ſelbſt von denen, die längſt von ihm abgefallen waren, beim erſten Schimmer ſeines wiederaufdämmernden Glückes, zu ihm zurückkehren würden. Selbſt auf der Jagd nach Eger — ſo wenig hatte die unterſtützende Erfahrung ſeinen verwegenen Muth gebändigt — beſchäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiſer zu entthronen. Unter dieſen Umſtänden geſchah es, daß einer aus ſeinem Gefolge ſich die Freiheit nahm, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beim Kaiſer,“ fing er an, „ſind Ihre fürſtliche Gnaden ein gewiſſer, ein großer und doch ſtimmter Herr; beim Feinde ſind Sie noch ein ungewiſſer König. Es iſt aber nicht weiſe gehandelt, das Gewiſſe zu wagen für das Ungewiſſe. Der Feind wird ſich Ihrer Gnaden Perſon bemächtigen, weil die Gelegenheit günſtig iſt; Ihre Perſon aber wird ihm immer verſchloſſen ſein, und Gott weiß es ſchon, daß Sie auch ihm einmal ihnen möchten, wie jetzt dem Kaiſer. Deswegen kehren Sie um, bewerft es noch Zeit iſt.“ — „Und wie iſt da noch zu helfen?“ fiel der Herzog ihm ins Wort. — „Sie haben,“ erwiederte Jener, „vierzigtauſend Armirte (Dukaten mit gharniſchten Mäntern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reiſen geraden Weges nach an den kaiſerlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Excrtie blos gethan, die Treue der kaiſerlichen Diener auf die Probe zu ſtellen, und die Rechtsgeſinnten von den Verdächtigen zu unterſcheiden. Und da nun die Meiſten ſich zum Abfall geneigt bewieſen, ſo ſtrafen Sie jetzt getrommen. Seine kaiſerliche Majeſtät vor dieſen gefährlichen Menſchen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schein machen will. Am kaiſerlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtauſend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erſte Friedländer werden.“ — „Der Vorſchlag iſt gut,“ antwortete Wallenſtein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!“

Indem der Herzog, vor Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und friſchen Hoffnungen Raum gab, wurde heimlich unter ſeinen Augen der Dolch geſchärfet, der ſeinem Leben ein Ende machte. Der kaiſerliche Urtheilsſpruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemeſis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen ſollte. Unter ſeinen Offizieren hatte Walleuſtein einen Irländer, Namens Lesſie, mit vorzüglicher Gunſt beehrt, und dieſe ganze Gnade dieſes Mannes gegründet. Dem dieſer war es beſtimmt und berufen ſchien, das Todesurtheil an ihm zu vollſtrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht ſobald war dieſer Lesſie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieſer Stadt, Obriſten Buttler, und dem Obriſtlieutenant Gordon, zweien proteſtantiſchen Schottländern, alle ſattſamen Anſchläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieſer Undankbare auf der Treue vertraut hatte. Lesſie fand hier zwei Männer, die eines Entſchluſſes fähig waren. Man hatte die Wahl zwiſchen Verrätherei und Pflicht, zwiſchen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verfluchten Rebellen; wozwiſchen der letztere der gemeinſchaftliche Bluthändler war, ſo konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet ſich feſt und feierlich zur Treue gegen den Kaiſer, und dieſe ſordert die ſchnellſten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit iſt günſtig, und ſein böſer Genius hat ihn von ſelbſt in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit mehr in ihr Amt zu greifen, beſchließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man ſchreibt von einander mit dem gewagten Entſchluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefſtes Geheimniß umhüllt der ſechs ſchwarze Komplott, und Wallenſtein, ohne Ahnung des ihm ſo nahe ſchwebenden Verderbens, ſchmeichelt ſich vielmehr, in der Beſatzung von Eger ſeine tapferſten und treuſten Verfechter zu finden.

Um eben dieſe Zeit werden ihm die kaiſerlichen Patente überbracht, die ſein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht ſind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, ſeine fürchterlich verlaſſene Lage, die Nothwendigkeit, ſich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Lesſie ergießt ſich der ganze Unmuth ſeiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckte dieſem Offizier ſeinen Entſchluß, Eger und Oſtrowen, als die Päſſe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, worein er noch in eben dieſer Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Dieſe Entdeckung, welche Lesſie ſeinen Mitverſchwornen aufs Schleunigſte mittheilt, ändert ihren erſten Entſchluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine ſchnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit ſetzen. Dieſem Unglück zuvorzukommen, beſchließen ſie, ihn ſammt ſeinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dieß mit um ſo weniger Geräuſch geſchehen möge, ſollte die That bei einem Gaſtmahle vollzogen werden, welches der Obriſte Buttler auf dem Schloſſe zu Eger veranſtaltete. Die Andern alle erſchienen; nur Wallenſtein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Geſellſchaft zu taugen, ließ ſich entſchuldigen. Man machte alſo, in Anſehung ſeiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beſchloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In ſorgloſer Sicherheit erſchienen die drei Obriſten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeiſter Neumann, ein Offizier von Fähigkeit, deſſen ſich Terzky bei ſeinen verwickelten Geſchäften, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverläſſigſten Soldatenand der Beſatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in

wärtiges Bedürfniſs ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell als er immer kann, praktiſch zu machen, und dies erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergiebt, und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum blos auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, ſchon bey demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich blos nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muſs, ſich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war, und wiederkommt, braucht blos Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie

zurückkehrt, muſs ſein Geſchäft bey jedem Vortrag vollenden, jede ſeiner Aufführungen muſs ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluſs enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſazion und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt — wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läſst, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beyde vollkommen gleich ſeyn, aber es hieſse etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloſsen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigeren Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bey dieſer Lectüre, immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloſse Übung des Verſtandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will,

dafs ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr mufs der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtofsen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäſsigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen, und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edlern Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bey dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bey dem ſchönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr

natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele; und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich, während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er that.

Dieſs gilt übrigens bloſs von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muſs dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen, als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäſsigkeit muſs da ſeyn, aber ſie muſs als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäſsigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen,

als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht, und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bey philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriediget werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn daraus hervorgehen; dieſs iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daſs der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muſs, ſobald er ſich nur darauf einläſst, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte

Aufforderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daſs er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein ſolcher muſs ihn freylich erſt überſetzen, wenn er ihm verſtehen will, ſo wie der bloſse nackte Verſtand, entblöſst von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabiren muſs. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er

entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben; denn so [illegible] schon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich iſt, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur ſehr unvollkommene Repräſentanten gemeiner und ächter Menſchheit ſind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geſchäfte fordert, ſo bedeutet ihr Widerſpruch nichts; vielmehr beſtätigen ihm ihre Urtheile, daſs er erreichte, was er ſuchte. Der abſtrakte Denker findet ſeinen Inhalt gedacht, und der anſchauende Leſer ſeine Schreibart lebendig; beyde billigen alſo, was ſie faſſen und

ver-

vermiſſen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde, ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicherweiſe auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung, muſs ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fordert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, blofs todte Begriffe mitzutheilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniſs nachtheilig befunden wurde, bey

dem eigentlichen Lernen, den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, dass die Bildung dieses Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das erstere nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiss muss man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muss einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freyen Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, dass er sie richtig fasste, und zu behaupten weiss; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, dass er dann gemacht

das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal stehs Buttler'sche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallenstein, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souverainen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vieler Weitschweifigkeit, daß in drei Tagen eine Armee daselbst eintreffen werde, bergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. — „Ja," fiel Neumann ein, „und dann dasse er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen." Unter diesen Reden wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leßle das verabredete Zeichen. die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf Einmal stürzt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unter wartenden Geschrei: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer dunkeln Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gegenwehr, während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verräthere unter den bittersten Schmähungen vorwarf, und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahin gestreckt, fand er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Mirich nach vollbrachter That eilte Leßle nach der Stadt, um einem Aufstand zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßle's schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung, und die Wahrheit, die dagegen bereits getroffen worden, daß Octavio bei vier Rebellen, so wie dasselbige, welches den Ausführer selbst erwartete. Als er sie beruhigt fand, seinem Verhalten beipflichten, nahm er ihnen aufs Neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttler'sche Dragoner von der Burg auf in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Andänger des Herzogs im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich belegte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, daß an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen noch Hülfe von Außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschworenen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Besprizt mit Blut, und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn den Führer in der Schlacht, in seinen glänzendsten Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, in vollem Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erpreßt die Verstellung der beteuerten Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei dem Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und seine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Devereux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber," sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste, „Sie ist ch," sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. „Aber daß Du mit nächsten wirst in den Kerker geworfen werden," fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben!" Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Devereux mit sechs Hellebardieren vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der er nichts Auffenerksamliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stehen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt, und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockne Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. „Freund," ruft Devereux ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lärmen." Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von Innen verriegelt ist, und strengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgebrannte Flinte erregte, auf dem ersten Schlaf aufgeweckt worden, und aus Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem sonderbaren Vorfalle nachzudenken, stand Devereux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch in diesen Kleidern, in er auf dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist Du der Schelm," fährt Devereux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überläufen, und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt muß Du sterben." Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwarte; aber Verwirrung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoß der Partisane, und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen.

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man verstärkt sich seiner Person, und ein anderer Brief wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu

iſt, ſie zu erweitern, er beweiſt auch, daſs er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es giebt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es auſser uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen Bildungen; nur aus der Bluthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anſchauungen längſt ſchon lebendig wirkten, ehe die Philoſophie ſie demonſtrirte, und wie kraftlos öfters die demonſtrirteſten Wahrheiten für das Gefuhl und den Willen bleiben, ſo erkennt man, wie wichtig es für das praktiſche Leben iſt, dieſen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man im Stande, an den Schätzen der

Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Erkenntniſs eben das, was ſie im moraliſchen, in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läſst es ſich noch wohl gefallen, daſs ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib

vergiebt dem reichſten Inhalt die vernachläſſigte Form nicht, und der ganze innre Bau ſeines Weſens giebt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Forderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen das ſchöne Geſchlecht heiſsen müſste, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freylich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicherweiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daſs ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht bloſs nachlieſs, ſondern verbot, muſs der Mann

doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterin iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Bluthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Feld zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Ärnte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beyder Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läſst das reizende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genieſsen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geſchmack iſt alſo, unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniſs zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daſs er ſich nicht an dem Inhalt vergreife. Er ſoll nie vergeſſen, daſs er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eignen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniſs günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in allem dem, was die Sache betrifft, ſoll er ſich durchaus keiner Autorität anmaſsen.

Wenn er das letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anders iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht bloſs auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maſsgabe deſſelben die Materialien nicht bloſs ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern ver-

untreut ſeinen Auftrag, und verfälſcht das Objekt, das er uns treu überliefern ſollte. Nach dem, was die Dinge ſind, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern wie ſie ſich am beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Conſequenz der Gedanken, welche blos hatte verborgen werden ſollen, wird als eine läſtige Feſſel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schonheit des Ganzen, das innere Weſen dem äuſsern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muſs, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftſteller, welche mehr Witz als Verſtand und mehr Geſchmack als Wiſſenſchaft beſitzen, machen ſich dieſer Betrügerey nur allzu oft ſchuldig, und Leſer, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt ſind, zeigen ſich nur zu bereitwillig, ſie zu verzeihen. Uberhaupt iſt es

bedenklich, dem Geſchmack ſeine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verſtand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geſchmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache ſieht, ſo verliert ſich da, wo er der alleinige Richter iſt, aller Sachunterſchied der Dinge. Man wird gleichgultig gegen die Realität, und ſetzt endlich allen Werth in die Form und in die Erſcheinung.

Daher der Geiſt der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man ſehr oft bey ſolchen Ständen und in ſolchen Zirkeln herrſchen ſieht, die ſich ſonſt nicht mit Unrecht der höchſten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menſchen in dieſe Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Muſen ihn als mündig entlaſſen haben, muſs ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daſs eben das, was dem reifen Jüngling die äuſsere Vollendung giebt, den unrei-

ſen zum Gecken macht *). Stoff ohne Form iſt freylich nur ein halber Beſitz, denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopf, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiſs, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen iſt gar nur der Schatte eines Beſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn alſo die ſchöne Kultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muſs der

*) Herr Garve hat in ſeiner einſichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelicher Sitten im I. Theil ſeiner Verſuche etc, (einer Schrift, von der ich vorausſetzen darf, daſs ſie in Jedermanns Händen ſeyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz deſſelben zu dem Umgange mit der groſsen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche ſchon durch ſeine Geburt ausgeſchloſſen iſt. Ob aber dieſes Vorrecht, welches in Abſicht auf die äuſsere und äſthetiſche Bildung unſtreitig als ein Vortheil zu betrachten iſt, auch in Abſicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und alſo auf das Ganze ſeiner Erziehung, noch ein Gewinn heiſsen könne, darüber hat uns Herr

Geſchmack nur die äuſsere Geſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge bloſs auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſt, kurz ſo verliert er eben ſo viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verſtattet.

Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſoviel muſs dadurch an Materie verſäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben ſoll, daſs der Bürgerliche arbeitet, und der Adeliche repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bey der bloſsen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo bloſs ſeinen Schönheitsſinn übte, der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperficiellen Betrachtung, und will auch da bloſs verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloſse Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas groſses leiſten will, muſs tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden, und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daſs ihre Werke uns ſpielend ergötzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probierſtein zu ſeyn, woran man den bloſsen Dilettanten von dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reiz des Groſsen und Schönen;

toten. Die List gelingt, und Franz Albert überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Scheusale seinem Generals eine Ehrsäule, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüssen, Dignitäten und Ritterkreuzen zu belohnen.

So endigte Wallenstein, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Muth, zogen in seinem Charakter bloß falsch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren, mit dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; aufschwebend im Straßen wie im Beichen wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gebrauchte zu seyn wie er, konnte sein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam über alle den Gegenstand schätzte. Einmahl ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keiner anderer als todter Feldwieden getragen werden sollten. Ein Reitmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbracht, machte ihn auf der Stelle zum Obristen. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkühr verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit und den Augen. Die Räuberein der Soldaten in Freunden Land hatten gefährliche Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da gefiehl es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er unmittelbar als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung Statt fand: „Laß die Bestie hängen.“ zum Galgen verdammte. Der Soldat bethauert und verweint seine Unschuld – aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig,“ sagte der Unmenschliche; „desto gewisser wird der Schuldige zittern.“ Schon machte man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Während fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der übereilenen Angahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ sagte der Herzog. „Es wird Schrecken genug erregen.“ – Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die angebrachten Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit Samuels des Propheten Tagen feiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallensteins die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintrigen verlor er zu Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als Beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man, zur Ehrener der Gerechtigkeit, gestehen, daß es nicht ganz treue Zeugen sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verräthereien des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng beweisende Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die gehaimen Triebfedern seines Handelns mit hinlänglicher Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein bekannigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadelnden Schritte beweisen dies seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Churfürsten von Baiern von einer unedeln Rachsucht und einem unverschnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Denn endlich Noth und Verzweiflung ihn antrieben, daß Urtheil wirklich zu verdienen, daß gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so viel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte – ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Fünftes Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübte, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückte. Bald sammelte sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Kardinal-Infant mit jenem Heere, welches Wallenstein zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst bietet Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Baiern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und

das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugieſſen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daſs er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Überſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniſs der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar anfangs ſeine Beſchei-

denkeit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudirt, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er beborcht, wenn er zum Dichter geboren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Diſciplin des Geſchmackes, und läſst den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daſs nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Groſse erwächſt, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faſst. Hat ihn hingegen die Natur bloſs zum Dilettanten geſtempelt,

ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläſst entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwies, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das groſse Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande iſt, ſeine Fähigkeit nach dem groſsen Maaſsſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daſs es bey dem glühendſten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuſs der Vollendung aufopfert. Dem bloſsen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beym Hervorbringen ſo bequem haben, als bey der Betrachtung.

Bisher iſt von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten äſthetiſchen Forderungen für das Denken und für die Einſicht erwachſen. Von weit gröſserer

Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freylich etwas sehr Übles, und muss den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkürlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muss unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung dem Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle ausschliessend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluss sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlass daran, das

Band

Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daſs die Begierden ſich veredeln, und mit den Forderungen der Vernunft übereinſtimmender werden, aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt groſse Gefahr entſtehen.

Dafür nehmlich, daſs bey dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft auch in ihrem freyen Spiele ſich nach Geſetzen richtet, und daſs der Sinn ſich gefallen läſst, nicht ohne Beyſtimmung der Vernunft zu geniefsen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienſt verlangt, in dem Ernſt ihrer Geſetzgebung ſich nach dem Intereſſe der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beyſtimmung der ſinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angeſehen, der den Einen Theil nur ſo lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige

Zuſammenſtimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung feſtgeſetzt, und ſo die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in dieſe Verderbniſs gerathe, läſst ſich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, ſeine Triebe bloſs auf materielle Gegenſtände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art ſeine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich ſeyn, und ſich den Vorſchriften der Vernunft bloſs als eine Macht widerſetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäſsigung, der Menſchlichkeit wird von der lauter ſprechenden Begierde überſchrien. Er iſt fürchterlich in ſeiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil ſeine Gelüſte dem ſchwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig ſind. Er iſt ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn ſelbſt der Naturtrieb noch thieriſch beherrſcht.

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weiſt er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäſsigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, dafs eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaſste Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden, und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freywillig dem groben Joch des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſt beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, dafs das moraliſche und das äſthe-

tiſche Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demſelben Objekte zuſammentreffen und in demſelben Ausſpruche ſich begegnen, deſto mehr wird die Vernunft geneigt, einen ſo ſehr vergeiſtigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeſchränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden iſt, daſs Neigung und Pflicht in demſelben Objekt des Begehrens zuſammentreffen, ſo kann dieſe Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen poſitiven Schaden anrichten, obgleich, ſtreng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen, dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört, oder wenn ſich dieſer zu einem Objekt hingezogen ſieht, das die Ver-

nunft, als moraliſche Richterin, zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nehmlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändniſs beynahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu ſezzen, ihre gegenſeitigen Befugniſſe zu beſtimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen, und ſich dabey wohl zu befinden, muſste dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bey der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daſs man ſeinen Ausſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewiſſenspflicht geltend macht.

Achtung iſt ein Gefühl, welches nur für das Geſetz und was demſelben entſpricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anſpruch. Die veredelte Neigung, welche ſich Achtung zu erſchleichen gewuſst hat, will alſo der Vernunft nicht mehr untergeordnet, ſie will ihr beygeordnet ſeyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der ſich gegen ſeinen Oberherrn auflehnt; ſie will als eine Majeſtät angeſehen ſeyn, und mit der Vernunft, als ſittliche Geſetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Waagſchalen ſtehen alſo, wie ſie vorgiebt, dem Rechte nach gleich. und wie ſehr iſt da nicht zu fürchten, daſs das Intereſſe den Ausſchlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen, und das Eigenthum ſeiner Seelen ſind, empfiehlt keine ſich dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine iſt fruchtbarer an Geſinnungen, die

die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth verliert bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte mußte der schwedischen Partei um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, als Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundesgenossen in der Noth zu verlassen, und der Nachsicht eines unverschämten Siegers Preis zu geben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die schwedische Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, wenn es eine Schlacht kosten sollte, die Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der schwedischen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen mußte, und die Bestimmung der italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine solche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem blöden Ansehen Herzog Bernhards überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwere Ahnung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war mißlungen, weil der mühsame Transport des Geschützes durch Hohlwege und Gebüsche den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde davor ersichen, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt, und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tages, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die menschenleeren Schanzen werden von jener drei Tage fortwährenden Brigaden glücklich erstiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so ersehen sie gegen einander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblicke geschieht es, daß ein Pulverwagen in die Luft fliegt, und unter den schwedischen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihrer Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeschickter Reitergeneral setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtet auf dem engrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich zum Rückzug entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seinem Gehölzen bedecken, und den nachfolgenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard selbst von der übrigen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die Horn'schen Völker mit in Verwirrung bringt, und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und beinahe der Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst geräth nebst drei andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweite schlachtlose Macht in Deutschland. Unbeschreiber groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man obnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriff den ganzen Partei, und die katholische schon sah mit übermüthigem Triumph aus ihren diesem Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'schen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg, und die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwankenden Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Hitze, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bei Oxenstierna; Oxenstierna sonnte sich bei den deutschen Ständen. Es setzte an Armeen, es setzte an Geld, man aufzurichten, und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. Oxenstierna wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verließ, um mit dem Kaiser zu Prag über den Frieden zu traktiren. Er spricht die niedersächsischen Stände zum Beistand an; bietet ihnen länger der schwedischen Gebieterinnen und Aufgeriebe müde, sprechen jetzt blos für sich selbst, und Herzog Georg von Lüneburg, anstatt dem obern Deutschland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Alliirten bälfest gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äußersten Noth getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauren Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchen Richelieu längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen dichte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Anstalt der Frankreich auf das Eifrigste unterstützen. Dieser äußerste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich

der wahren Würde des Menſchen entſprechen. Zu welchen Höhen trägt ſie nicht die menſchliche Natur, und was für göttliche Funken weiſs ſie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu ſchlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundſätze ſelbſt die Keuſchheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpfen, hat die Liebe ſchon für ſie geſiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entſchlüſſe beſchleunigt, welche die bloſse Pflicht der ſchwachen Menſchheit umſonſt würde abgefordert haben. Wer ſollte wohl einem Affekte mistrauen, der das Vortrefliche in der menſchlichen Natur ſo kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, ſo ſiegreich beſtreitet?

Aber man wage es ja nicht mit dieſem Führer, wenn man nicht ſchon durch einen beſſern geſichert iſt.' Der Fall ſoll eintreten, daſs der geliebte Gegenſtand

unglücklich ist, dafs er um unsertwillen unglücklich ist, dafs es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt diese der uneigennützige, grofsmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heifst das lieben, wenn man bey dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn wollen?“ So sophistisch weifs dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen, und unsre sittliche Würde als ein Be-

ſtandſtück unſrer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräuſsern in unſrer Willkür ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bey allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unſre Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman: Liaiſons dangereuſes, findet man ein ſehr treffendes Beyſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentin von Tourvel iſt aus Überraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr *gequältes Herz* durch den Gedanken zu beruhigen, daſs ſie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht ſelten gegen die vollkommenen behauptet. Da ſie der Willkür des Subjektes

weit mehr anheim ſtellen, und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr, als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſeyn, um großmüthig ſeyn zu können! Wie viele giebt es nicht, die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verſtand auszuſchmükken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen. Geſetze in den Staub treten, um

für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, dass er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniss fähig, vor welcher der rohe Naturlohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bey dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig geistiges, dass sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch

beherrſchen, doch nie bei bey ihm in Anſehen ſetzen können. Reizt ihn alſo die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, ſo kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er wird ſich nicht verbergen, daſs er fehlt, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorſchrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daſs er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniſs des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daſs ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie bloſs ihrer Übereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt

ſie

ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bey ihrem Widerſtreit mit der Vernunft ſich dieſer Würde anzumaſsen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und den ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bey dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müſste, ſobald die Pflicht ſpricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberin, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läſst, was ſie ihr abfordern könnte; denn unter dem Schein von Freywilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läſst ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit

einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daſs die ächte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der um zu genieſsen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäſsigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bey ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der

Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genieſst den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freyheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

Kleinere
prosaische Schriften

von

Schiller.

Aus mehrern Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

Dritter Theil.

Leipzig 1802.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

war unerbittlich, und es ließ ſich den letzteſten Antheil, den es von jetzt an an dem deutſchen Kriege nahm, mit einem theuern Preiſe bezahlen. Weil Glanz und Ehre betrat er jetzt den politiſchen Schauplatz. Schon hatte Oxenſtierna, den es wenig koſtete, Deutſchlands Rechte und Beſitzungen zu verſchenken, die Reichsfeſtung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an Aſchelien abgetreten; jetzt ſchickten die oberdeutſchen Proteſtanten auch in ihrem Namen eine eigene Geſandtſchaft ab, daß Gluſ. die Feſtung Breiſach (die erſt erobert werden ſollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Sachſigkeit zu Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz zu geben. Was der franzöſiſche Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern Metz, Toul und Verdun geſehen, welche Frankreich ſchon ſeit Jahrhunderten, ſelbſt gegen ihre recht mäßigen Eigenthümer beſeſſen. Das Iririſche Gebiet hatte ſchon franzöſiſche Beſitzungen; Lothringen war ſo gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überſchwemmt werden und ſeinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerſtehen konnte. Jetzt war die wahrſcheinlichſte Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elſaß zu ſeinen weitläufigen Beſitzungen zu ſchlagen, und, da man ſich bald darauf mit den Holländern in die ſpaniſchen Niederlande theilte, den Rhein zu ſeiner natürlichen Grenze gegen Deutſchland zu machen. Ehe ſchimpflich wurden Deutſchlands Rechte von deutſchen Ständen an dieſe treuloſe herrſchſüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundſchaft, nur nach Vergrößerung ſtrebte, und, indem ſie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beſchützerin annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuſpannen, und in der allgemeinen Verwirrung ſich ſelbſt zu verſtecken.

Für dieſe wichtigen Beſitzungen machte Frankreich ſich anheiſchig, den ſchwediſchen Waffen durch Verbreitung der Spanier eine Diverſion zu machen, und wenn es mit dem Kaiſer ſelbſt zu einem öffentlichen Bruch kommen ſollte, dieſſeits des Rheins eine Armee von zwölftauſend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutſchen gegen Oeſterreich agiren würde. In dem Kriege von den Spaniern wurden von dieſen ſelbſt die erſtaunlichſte Verabredungen gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die franzöſiſche Beſatzung, die in derſelben befindlich war, nieder, bemächtigten ſich, gegen alle Rechte der Völker, der Perſon des Churfürſten, der ſich unter franzöſiſchen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abſchlug, und ſich weigerte, den gefangenen Fürſten in Freiheit zu ſetzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüſſel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verſchiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Wenige Ernſt ſchien es dem franzöſiſchen Miniſter mit dem Kriege gegen den Kaiſer zu ſeyn, wobei wenigere Vortheile zu erndten und gefährere Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Kardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutſchland geſendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorher gegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiſer zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als ſelbſt die Rheiniſche Niederlage, war für die Schweden die Auflöſung des Churfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer, welche, nach wiederholten wechſelſeitigen Verſuchen, ſie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahre 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden beſtätigt wurde. Nie hatte der Churfürſt von Sachſen die Anmaßungen der Schweden in Deutſchland verſtehen können, und ſeine Annäherung gegen dieſe anſtändigſte Macht, die in dem deutſchen Reiche Geſetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenſtierna an die deutſchen Reichsſtände machte, geſtiegen. Dieſe üble Stimmung gegen Schweden unterſtützte aufs Kräftigſte die Bemühungen des ſpaniſchen Hofs, einen Frieden zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer zu ſtiften. Ermüdet von den Unfällen eines ſo langen und verwüſtenden Krieges, der die klaſſiſchen Länder vor allen andern zu ſeinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und ſchrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterſcheid über ſeine Unterthanen blieſen, und durch die verführeriſchen Anträge des Hauſes Oeſterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürſt die gemeine Sache im Stich, und weniger beſorgt um das Loos ſeiner Mitſtände und um deutſche Freiheit, dachte er nur darauf, ſeine eigenen Vortheile, wie's auch auf Unkoſten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutſchland zu einem ſo anſchauerlichen Grade geſtiegen, daß das Gebet um Frieden von tauſendmal tauſend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligſte noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüſten lagen da, wo ſonſt tauſend frohe und fleißige Menſchen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichſten Segen ergoſſen und Wohlleben und Ueberfluß geherrſcht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlaſſen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufſproß, oder eine ſchöne Ernte winkte, da zerſtörte ein einziger Durchmarſch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verſchmachtenden Volks. Verbrannte Schlöſſer, verwüſtete Felder, eingeäſcherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerſtörung, während daß ihre verarmten Bewohner umgingen, die Zahl ihrer Mordbrennerherre zu vermehren, und, was ſie ſelbſt erlitten hatten, ihren verſchonten Mitbürgern ſchrecklich zu erſtatten. Kein Stand genoß Unterbrückung, als ſelbſt unterdrücken zu helfen. Die Städte ſeufzten unter der Geiſel zügelloſer und räuberiſcher Beſatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verſchlangen, und die Freiheiten des Krieges, die Ehre ihres Standes, und die Verrechte der Noth mit dem grauſamſten Muthwillen geltend machten. Wenn ſchon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landſtreken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandſchatzungen aufgefogen wurden, ſo litten ſie doch nur vorübergehende Plagen, und ihr Fleiß eines Jahres konnte die Drangſale einiger Monate vergeſſen machen. Aber ſeine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Beſatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarſchaft hatten, und ihr unglückliches Schickſal konnte ſelbſt der Wechſel des Glücks nicht verbeſſern, da der Sieger an den Platz und in die Fußſtapfen des Beſiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewieſen. Die Verwachſlichſigung der Völker, die Zerſtörung der Saaten und die Verwüſtlichung der Aemern, die über die aufgefogenen Länder daher ſtürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

I. Ueber das Erhabene. (ungedruckt) 3

II. Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in einer Reihe von Briefen. (aus den Horen) 44

III. Ueber das Pathetiſche. (aus der Thalia) 310

Vermiſchte

proſaiſche Schriften.

Dritter Theil.

I.

Über

das Erhabene.

„Kein Menſch muſs müſſen" ſagt der Jude Nathan zum Derwiſch, und dieſes Wort iſt in einem weiteren Umfange wahr, als man demſelben vielleicht einräumen möchte. Der Wille iſt der Geſchlechtscharakter des Menſchen, und die Vernunft ſelbſt iſt nur die ewige Regel deſſelben. Vernünftig handelt die ganze Natur; ſein Prärogativ iſt bloſs, daſs er mit Bewuſstſeyn und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müſſen; der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Eben deswegen iſt des Menſchen nichts ſo unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer ſie uns anthut, macht uns nichts geringeres als die Menſchheit ſtreitig; wer ſie feigerweiſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit hinweg. Aber dieſer Anſpruch auf abſolute Befreyung von allem, was Gewalt iſt, ſcheint ein Weſen vorauszuſetzen, welches Macht genug beſitzt, jede andere Macht von ſich abzutreiben. Findet er ſich in einem Weſen, welches im Reich der Kräfte nicht den oberſten Rang behauptet, ſo entſteht daraus ein unglücklicher Widerſpruch zwiſchen dem Trieb und dem Vermögen.

In dieſem Falle befindet ſich der Menſch. Umgeben von zahlloſen Kräften, die alle ihm überlegen ſind, und den Meiſter über ihn ſpielen, macht er durch ſeine Natur Anſpruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch ſeinen Verſtand zwar ſteigert er künſtlicherweiſe ſeine natürlichen Kräfte, und bis auf ei-

nen gewiſſen Punkt gelingt es ihm wirklich, phyſiſch über alles Phyſiſche Herr zu werden. Gegen alles, ſagt das Sprichwort, giebt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber dieſe einzige Ausnahme, wenn ſie das wirklich im ſtrengſten Sinne iſt, würde den ganzen Begriff des Menſchen aufheben. Nimmermehr kann er das Weſen ſeyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall giebt, wo er ſchlechterdings muſs, was er nicht will. Dieſes einzige ſchreckliche, was er nur muſs und nicht will, wird wie ein Geſpenſt ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bey den mehreſten Menſchen der Fall iſt, den blinden Schreckniſſen der Phantaſie zur Beute überliefern; ſeine gerühmte Freyheit iſt abſolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden iſt. Die Kultur ſoll den Menſchen in Freyheit ſetzen und ihm dazu behülflich ſeyn, ſeinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie ſoll ihn alſo fähig machen, ſeinen Willen zu behaupten, denn der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Dieſs iſt auf zweyerley Weiſe möglich. Entweder realiſtiſch, wenn der Menſch der Gewalt Gewalt entgegenſetzt, wenn er als Natur die Natur beherrſchet: oder idealiſtiſch, wenn er aus der Natur heraustritt und ſo, in Rückſicht auf ſich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem erſten verhilft, heiſst phyſiſche Cultur. Der Menſch bildet ſeinen Verſtand und ſeine ſinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Geſetzen, entweder zu Werkzeugen ſeines Willens zu machen, oder ſich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu ſetzen. Aber die Kräfte der Natur laſſen ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſchen oder abwehren; über dieſen Punkt hinaus entziehen ſie ſich der Macht des Menſchen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt alſo wäre es um ſeine Freyheit gethan, wenn er keiner andern als phyſiſchen Kultur fähig wäre. Er ſoll aber

ohne Ausnahme Menſch ſeyn, alſo in keinem Fall etwas gegen ſeinen Willen erleiden. Kann er alſo den phyſiſchen Kräften keine verhältnifsmäfsige phyſiſche Kraft mehr entgegen ſetzen, ſo bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig, als: ein Verhältnifs, welches ihm ſo nachtheilig iſt, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden mufs, dem Begriff nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heifst aber nichts anders, als ſich derſelben freywillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geſchickt macht, heifst die moraliſche.

Der moraliſch gebildete Menſch, und nur dieſer, iſt ganz frey. Entweder er iſt der Natur als Macht überlegen, oder er iſt einſtimmig mit derſelben. Nichts was ſie an ihm ausübt, iſt Gewalt, denn ehe es bis zu ihm kommt, iſt es ſchon ſeine eigene Handlung geworden, und die dynamiſche Natur erreicht ihn

Menschen in Lagern und Quartieren. Mangel auf der einen Seite, und Völkerei auf der andern, brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verheerten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; Hyrig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Verschlagene einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Hoheit aufopferten, und die Dauer des Krieges verfänglich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden, als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dieß nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn Alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man Alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerther, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich dagegen Ersatz einzunehmen? Und an einem vorläufigen Frieden war nicht zu gedenken, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde, wie im Kabinet, standhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigten Eifer besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein begläckenden Friedens. Und dieses größte aller Uebel schien der Eintracht unter Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatten die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der ersteren beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee, und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine große Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmuth des Kaisers zu Nutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderte; der Kaiser hingegen gab; und so bedurfte es seiner langen Ueberlegung, welchem von beiden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetze, und dies auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle benachbarten Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churfachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen, und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden vor diesem weltlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religionen ohne Zuziehung der dabei so sehr interessirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede ein Reichsgesetz seyn, als ein solches bekannt gemacht, und durch ein Reichsgrundgesetz, wie ein feierlicher Reichsschluß, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und so mußte er, allen fürstlichen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Prager Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkühr; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedikt hatte den Bruch zwischen Churfachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlaßt; also mußte man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Prager Frieden fest, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gewissenhaft darüber berathen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Besitz aller Rechte zurückkehren, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Ansstand also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu entlasten, suspendirte nur auf eine Zeit lang seine verderblichen Wirkungen, und der Inhalt des neuen Friedens lag schon in diesem Artikel des Prager Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Den dem Magdeburgischen Gebiet werden vier Aemter abgerissen und an Churfachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicher Weise länst schon durch Gustav Adolphs Großmuth besitzen; Pommerdrei erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichtheile war, diese Churstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten seine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die

ſelbſt nie, weil er ſich von allem, was ſie erreichen kann, freywillig ſcheidet. Dieſe Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Reſignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathſchluſs lehret, erfordert, wenn ſie ein Werk der freyen Wahl und Ueberlegung ſeyn ſoll, ſchon eine gröſsere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menſchen im handelnden Leben eigen zu ſeyn pflegt. Glücklicherweiſe aber iſt nicht blos in ſeiner rationalen Natur eine moraliſche Anlage, welche durch den Verſtand entwickelt werden kann, ſondern ſelbſt in ſeiner ſinnlich vernünftigen, d. h. menſchlichen Natur eine aeſthetiſche Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewiſſe ſinnliche Gegenſtände geweckt, und durch Läuterung ſeiner Gefühle zu dieſem idealiſchen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann.* Von dieſer, ihrem Begriff und Weſen nach, zwar idealiſtiſchen Anlage, die aber auch ſelbſt der

Realiſt in ſeinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er ſie in ſeinem Syſtem nicht zugiebt *), werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen ſchon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewiſſen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches ſich ſo weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und ohne alle Rückſicht auf Beſitz, aus der bloſsen Reflexion über die Erſcheinungsweiſe ein freyes Wohlgefallen zu ſchöpfen, ein ſolches Gemüth trägt in ſich ſelbſt eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, ſich die Gegenſtände zuzueignen, in denen es lebt, ſo iſt es auch nicht in Gefahr, derſelben beraubt zu

*) Wie überhaupt nichts wahrhaft idealiſtiſch heiſsen kann, als was der vollkommene Realiſt wirklich unbewuſst ausübt, und nur durch eine Inconſequenz läugnet.

werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er ſich zeigt, und ſolange alſo ein Bedürfniſs auch nur nach ſchönem Schein vorhanden iſt, bleibt ein Bedürfniſs nach dem Daſeyn von Gegenſtänden übrig, und unſre Zufriedenheit iſt folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daſeyn gebietet. Es iſt nehmlich etwas ganz anders, ob wir ein Verlangen nach ſchönen und guten Gegenſtänden fühlen, oder ob wir bloſs verlangen, daſs die vorhandenen Gegenſtände ſchön und gut ſeyen. Das letzte kann mit der höchſten Freyheit des Gemüths beſtehen, aber das erſte nicht; daſs das Vorhandene ſchön und gut ſey, können wir fordern; daſs das Schöne und Gute vorhanden ſey, bloſs wünſchen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welcher gleichgültig iſt, ob das Schöne und Gute und Vollkommene exiſtire, aber mit rigoriſtiſcher Strenge verlangt, daſs das Exiſtirende gut und ſchön und vollkommen ſey, heiſst vorzugsweiſe groſs

und erhaben, weil ſie alle Realitäten des ſchönen Charakters enthält, ohne ſeine Schranken zu theilen.

Es iſt ein Kennzeichen guter und ſchöner aber jederzeit ſchwacher Seelen, immer ungeduldig auf Exiſtenz ihrer moraliſchen Ideale zu dringen, und von den Hinderniſſen derſelben ſchmerzlich gerührt zu werden. Solche Menſchen ſetzen ſich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es iſt immer mit Sicherheit vorher zu ſagen, daſs ſie der Materie in moraliſchen und aeſthetiſchen Dingen zuviel einräumen und die höchſte Charakter- und Geſchmacks-Probe nicht beſtehen werden. Das moraliſch Fehlerhafte ſoll uns nicht leiden und Schmerz einflöſsen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniſs als von einer unerfüllten Foderung zeugt. Dieſe muſs einen rüſtigern Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher ſtärken und in ſeiner Kraft befeſtigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwey Genien ſind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der Eine, geſellig und hold, verkürzt uns durch ſein munteres Spiel die mühvolle Reiſe, macht uns die Feſſeln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geiſter handeln und alles körperliche ablegen müſſen, bis zur Erkenntniſs der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläſst er uns, denn nur die Sinnenwelt iſt ſein Gebiet, über dieſe hinaus kann ihn ſein irdiſcher Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernſt und ſchweigend, und mit ſtarkem Arm trägt er uns über die ſchwindlichte Tiefe.

In dem erſten dieſer Genien erkennet man das Gefühl des Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar iſt ſchon das Schöne ein Ausdruck der Freyheit; aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt

und von allem körperlichen Einfluſs entbindet, ſondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menſchen genieſsen. Wir fühlen uns frey bey der Schönheit, weil die ſinnlichen Triebe mit dem Geſetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frey beym Erhabenen, weil die ſinnlichen Triebe auf die Geſetzgebung der Vernunft keinen Einfluſs haben, weil der Geiſt hier handelt, als ob er unter keinen andern als ſeinen eigenen Geſetzen ſtünde.

Das Gefühl des Erhabenen iſt ein gemiſchtes Gefühl. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Wehſeyn, das ſich in ſeinem höchſten Grad als ein Schauer äuſsert, und von Frohſeyn, das bis zum Entzücken ſteigen kann und ob es gleich nicht eigentlich Luſt iſt, von ſeinen Seelen aller Luſt doch weit vorgezogen wird. Dieſe Verbindung zweyer widerſprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweiſt unſere moraliſche Selbſtſtändigkeit auf eine unwiderlegliche Wei-

ſe. Denn da es abſolut unmöglich iſt, daſs der nehmliche Gegenſtand in zwey entgegengeſetzten Verhältniſſen zu uns ſtehe, ſo folgt daraus, daſs wir ſelbſt in zwey verſchiedenen Verhältniſſen zu dem Gegenſtand ſtehen, daſs folglich zwey entgegengeſetzte Naturen in uns vereiniget ſeyn müſſen, welche bey Vorſtellung deſſelben auf ganz entgegengeſetzte Art intereſſiret ſind. Wir erfahren alſo durch das Gefühl des Erhabenen, daſs ſich der Zuſtand unſers Geiſtes nicht nothwendig nach dem Zuſtand des Sinnes richtet, daſs die Geſetze der Natur nicht nothwendig auch die unſrigen ſind, und daſs wir ein ſelbſtſtändiges Prinzipium in uns haben, welches von allen ſinnlichen Rührungen unabhängig iſt.

Der erhabene Gegenſtand iſt von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſere Faſſungskraft und erliegen bey dem Verſuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unſere Lebens-

Kraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in Nichts verſchwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſerer Grenzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſeyn, wenn die Grenzen unſrer Phantaſie zugleich die Grenzen unſrer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſeyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen, und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabſcheuen, und verwerfen, was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reich der Erſcheinungen ihren Mei-

ſier finden, denn endlich iſt es doch nur eine ſinnliche Kraft, die über eine andere ſinnliche triumphirt, aber an das abſolut Große in uns ſelbſt kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenloſigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der phyſiſchen Nothwendigkeit unſer Wohlſeyn und unſer Daſeyn, denn das erinnert uns eben, daſs ſie über unſre Grundſätze nicht zu gebieten hat. Der Menſch iſt in ihrer Hand, aber des Menſchen Wille iſt in der ſeinigen.

Und ſo hat die Natur ſogar ein ſinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daſs wir mehr als bloſs ſinnlich ſind; ſo wuſste ſie ſelbſt Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daſs wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als ſklaviſch unterworfen ſind. Und dieſs iſt eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleiſtet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nehmlich, denn im Idealſchönen muſs ſich auch das Erhabene

habene verlieren. Bey dem Schönen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit zuſammen, und nur um dieſer Zuſammenſtimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir alſo ewig nie erfahren, daſs wir beſtimmt und fähig ſind, uns als reine Intelligenzen zu beweiſen. Beym Erhabenen hingegen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zuſammen, und eben in dieſem Widerſpruch zwiſchen beyden liegt der Zauber, womit es unſer Gemüth ergreift. Der phyſiſche und der moraliſche Menſch werden hier aufs ſchärfſte von einander geſchieden, denn gerade bey ſolchen Gegenſtänden, wo der erſte nur ſeine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung ſeiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Menſch, will ich annehmen, ſoll alle die Tugenden beſitzen, deren Vereinigung den ſchönen Karakter ausmacht. Er ſoll in der Ausübung der Ge-

protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in den Krieg von einander erobert haben, wird zurückgegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsobersten aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Prager Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Churfürsten von Sachsen die Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesien noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Prager Friedens eingeladen, und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; blos die Fürsten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht ernstlich war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Oxenstierna's Direktion den Rath der obersächsischen Kreise ausmachten, sahen sich aus, nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man bedrohte ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Hauptund Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Unterzeichnern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Behandlung die bisher gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widersetzungsgeist, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber den Bestehern, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Protestanten den sechzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherei an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangelischen Stände seinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Landgrafen von Hessen-Cassel und die wetterauischen Reichsgrafen traten beinahe zu gleicher Zeit lang unschlüssig, aber stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westphalen errungen, und denen er seine besten Kräfte zu Führung des Kriegs zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben sollte. Herzog Bernhard von Weimar, dessen Staaten noch blos auf dem Papier existirten, kam nicht als kriegführende Macht, blos mehr aber als kriegführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Ein ganzer Reichsthum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend, nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Prager Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland verabscheuet, Aeltere der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die sie mit so vielem Blute, mit den heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Planen gehindert, ohne Lehn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie stritten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewendeten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Silbe gedacht worden. Nachter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie vereinigt rufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld bestehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Ehrgeiz kränken und ihren Stolz empören. „Die Churfürsten von Baiern und Sachsen," antwortete Oxenstierna, „stehen sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten, und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hause weisen?" Die gehässige Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwärtiger Besitz alt und ohne Successionen war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen hat Reich empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Prager Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsfürsten besonders, verließen ihre Partei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Coburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heil-

rechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäſsigkeit, Standhaftigkeit und Treue ſeine Wolluſt finden, alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umſtände nahe legen, ſollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück ſoll ihm keine Handlung ſchwer machen, wozu nur immer ſein menſchenfreundliches Herz ihn auffodern mag. Wem wird dieſer ſchöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorſchriften der Vernunft nicht entzückend ſeyn, und wer ſich enthalten können, einen ſolchen Menſchen zu lieben? Aber können Wir uns wohl bey aller Zuneigung zu demſelben verſichert halten, daſs er wirklich ein Tugendhafter iſt, und daſs es überhaupt eine Tugend giebt? Wenn es dieſer Menſch auch bloſs auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, ſo könnte er, ohne ein Thor zu ſeyn, ſchlechterdings nicht anders handeln, und er müſste ſeinen eignen Vortheil haſſen, wenn er laſterhaft ſeyn wollte. Es kann ſeyn, daſs die Quelle ſeiner Handlungen rein iſt, aber das muſs er

mit ſeinem eignen Herzen ausmachen, wir ſehen nichts davon. Wir ſehen ihn nicht mehr thun als auch der blofs kluge Mann thun müſste, der das Vergnügen zu ſeinem Gott macht. Die Sinnenwelt alſo erklärt das ganze Phänomen ſeiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenſeit derſelben nach einem Grund davon umzuſehen.

Dieſer nehmliche Menſch ſoll aber plötzlich in ein groſses Unglück gerathen. Man ſoll ihn ſeiner Güter berauben, man ſoll ſeinen guten Nahmen zu Grund richten. Krankheiten ſollen ihn auf ein ſchmerzhaftes Lager werfen, alle, die er liebt, ſoll der Tod ihm entreiſsen, alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlaſſen. In dieſem Zuſtande ſuche man ihn wieder auf, und fodre von dem Unglücklichen die Ausübung der nehmlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einſt ſo bereit geweſen war. Findet man ihn in dieſem Stück noch ganz als den nehmlichen, hat die Ar-

muth ſeine Wohlthätigkeit, der Undank ſeine Dienſtfertigkeit, der Schmerz ſeine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück ſeine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung ſeiner Umſtände in ſeiner Geſtalt, aber nicht in ſeinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form ſeines Handelns — dann freylich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es ſchlechterdings nothwendig iſt, daſs das Gegenwärtige als Wirkung ſich auf etwas Vergangenes als ſeine Urſache gründet), weil nichts widerſprechender ſeyn kann, als daſs die Wirkung dieſelbe bleibe, wenn die Urſache ſich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muſs alſo jeder natürlichen Erklärung entſagen, muſs es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zuſtande abzuleiten, und den Grund des erſtern aus der phyſiſchen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verſtand aber

mit ſeinen Begriffen nicht erfaſſen kann. Dieſe Entdeckung des abſoluten moraliſchen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden iſt, giebt dem webmüthigen Gefühl, wovon wir beym Anblick eines ſolchen Menſchen ergriffen werden, den ganz eignen unausſprechlichen Reiz, den keine Luſt der Sinne, ſo veredelt ſie auch ſeyen, dem Erhabenen ſtreitig machen kann.

Das Erhabene verſchafft uns alſo einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es giebt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freyheit), ſondern plötzlich und durch eine Erſchütterung, reiſst es den ſelbſtſtändigen Geiſt aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umſtrickte, und das um ſo feſter bindet, je durchſichtiger es geſponnen iſt. Wenn ſie durch den unmerklichen Einfluſs eines weichlichen Geſchmacks auch noch ſo viel über die Menſchen gewonnen hat — wenn es ihr

gelungen iſt, ſich in der verführeriſchen Hülle des geiſtigen Schönen, in den innerſten Sitz der moraliſchen Geſetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, ſo iſt oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieſes Gewebe des Betrugs zu zerreiſſen, dem gefeſſelten Geiſt ſeine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über ſeine wahre Beſtimmung zu ertheilen, und ein Gefühl ſeiner Würde, wenigſtens für den Moment aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttinn Calypſo hat den tapfern Sohn des Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Geſtalt, er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen und iſt frey.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muss ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, dass wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehn; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, dass sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Entwickelung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig

die Grenze unſrer Beſtrebungen bleiben. Wir würden weder in unſern Begriffen, noch in unſern Geſinnungen über ſie hinaus gehn, und was die Einbildungskraft nicht darſtellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweiſe liegt es ſchon in der Einrichtung der Natur, daſs der Geſchmack, obgleich er zuerſt blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundſätzen in der Bruſt anzupflanzen, und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Groſse und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Menſch bloſs Sklave der phyſiſchen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfniſſe noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämoniſche Freyheit in ſeiner Bruſt noch nicht ahndete, ſo konnte ihn

die unfaſsbare Natur nur an die Schranken ſeiner Vorſtellungskraft und die verderbende Natur nur an ſeine phyſiſche Ohnmacht erinnern. Er muſste alſo die erſte mit Kleinmuth vorübergehen, und ſich von der andern mit Entſetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieſer Fluth von Erſcheinungen etwas Bleibendes in ſeinem eigenen Weſen, ſo fangen die wilden Naturmaſſen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu ſeinem Herzen zu reden: und das relativ Groſse auſser ihm iſt der Spiegel, worin er das abſolut Groſse in ihm ſelbſt erblickt. Furchtlos und mit ſchauerlicher Luſt nähert er ſich jetzt dieſen Schreckbildern ſeiner Einbildungskraft, und bietet abſichtlich die ganze Kraft dieſes Vermögens auf, das Sinnlichunendliche darzuſtellen, um, wenn es bey dieſem Verſuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit ſeiner Ideen über das Höchſte, was die

Sinnlichkeit leiſten kann, deſto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabſehbarer Höhen, der weite Ocean zu ſeinen Füſsen, und der gröſsere Ocean über ihm, entreiſſen ſeinen Geiſt der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenſchaft des phyſiſchen Lebens. Ein gröſserer Maſsſtab der Schätzung wird ihm von der ſimpeln Majeſtät der Natur vorgehalten, und, von ihren groſsen Geſtalten umgeben, erträgt er das Kleine in ſeiner Denkart nicht mehr. Wer weiſs, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentſchluſs, den kein Studierkerker, und kein Geſellſchaftſaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht ſchon dieſer muthige Streit des Gemüths mit dem groſsen Naturgeiſt auf einem Spatziergang gebahr — wer weiſs, ob es nicht dem ſeltenern Verkehr mit dieſem groſsen Genius zum Theil zuzuſchreiben iſt, daſs der Karakter der Städter ſich ſo gerne zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Noma-

den offen und frey bleibt, wie das Firmament, unter dem er ſich lagert.

Aber nicht blofs das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfafsbare für den Verſtand, die Verwirrung, kann, ſobald ſie ins Grofse geht, und ſich als Werk der Natur ankündigt (denn ſonſt iſt ſie verächtlich,) zu einer Darſtellung des Ueberſinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilet nicht lieber bey der geiſtreichen Unordnung einer natürlichen Landſchaft als bey der geiſtloſen Regelmäſsigkeit eines franzöſiſchen Gartens? Wer beſtaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwiſchen Fruchtbarkeit und Zerſtörung in Siciliens Fluren, weidet ſein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Oſſians groſſer Natur, als dafs er in dem ſchnurgerechten Holland den ſauren Sieg der Geduld über das trotzigſte der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, dafs

brennſche Band wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutſchland, der Hauptſitz der ſchwediſchen Macht, erkannte die Herrſchaft des Kaiſers. Sachſen, auf den Prager Frieden ſich ſtützend, verſtand die Räumung Thüringens, Halberſtadts, Magdeburgs, Philippsburg, der Waffenplatz der Franzoſen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oeſterreichern überrumpelt worden, und dieſer große Verluſt hatte die Thätigkeit Frankreichs geſchwächt. Um die Bedrängniſſe der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillſtand mit Polen ſich ſeinem Ende nähern. Mit Polen und mit den deutſchen Reiche zugleich Krieg zu führen, überſtieg die Kräfte des ſchwediſchen Staats, und man hatte die Macht, welches von dieſen beiden Feinden man ſich entledigen ſollte. Stolz und Ehrgeiz entſcheiden für die Fortſetzung des deutſchen Kriegs, welch ein baares Opfer es auch gegen Polen koſten möchte; doch eine Armee feſtete es immer, um ſich bei den Polen in Achtung zu ſetzen, und bei den Unterhandlungen um einen Stillſtand oder Frieden ſeine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen dieſen Anſällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinſtürmten, ſetzte ſich der ſtandhafte, an Hülfsmitteln unerſchöpfliche Geiſt Oxenſtierna's entgegen, und ſein durchdringender Verſtand lehrte ihn, ſelbſt die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu ſeinem Vortheile kehren. Der Abfall ſo vieler deutſchen Reichsſtände von der ſchwediſchen Partei drauchte ihm zwar einen großen Theil ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen, aber er verhieß ihn auch zugleich aller Schonung gegen ſie; und je größer die Zahl ſeiner Feinde wurde, über deſto mehr Länder konnten ſich ſeine Armeen verbreiten, deſto mehr Magazine öffneten ſich ihm. Die ſchreiende Undankbarkeit der Stände und die ſtolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiſer begegnet wurde, (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren,) entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis aufs Aeuſſerſte zu treiben. Ein noch ſo unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht ſchlimmer machen, als ſie war; und wenn man das deutſche Reich räumen ſollte, ſo war es wenigſtens anſtändiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden ſich durch die Defection ihrer Alliirten befanden, warfen ſie ihre Blicke zuerſt auf Frankreich, welches ihnen mit den remunerativſten Anträgen entgegen eilte. Das Intereſſe beider Kronen war aufs Engſte an einander geknüpft, und Frankreich handelte gegen ſich ſelbſt, wenn es die Macht der Schweden in Deutſchland gänzlich verfallen ließ. Die hinlängliche Lage der Letztern war vielmehr eine Aufforderung für daſſelbe, ſich ſtärker mit Gewalt zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutſchland zu nehmen. Denn ſeit Abſchlieſſung des Allianztraktats mit den Schweden zu Werrwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiſer durch die Waffen Guſtav Adolphs beſiegt, ohne einen öffentlichen oder förmlichen Bruch, bloß durch die Geſchäfte, die es den Gegnern deſſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der Letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und auſſerordentlichen Glück der ſchwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Uebergewalt der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den ſchwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriff, da dieſe Pacifikte mißlangen, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſo bald aber hatte Guſtav Adolphs Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem Eifer zu ſeinen alten Entwürfen zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Gluͤcklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, ſich die Herrſchaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes bedürftig ſind, Geſetze vorzuſchreiben. Der Zeitpunkt beginnhaftig ſeine ſchönſten Entwürfe, und was vorher nur eine ſcheue Chimäre war, läßt ſich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umſtände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt alſo wühnet es dem deutſchen Kriege ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und ſobald es durch ſeinen Traktat mit den Deutſchen ſeine Privatzwecke ſicher geſtellt ſieht, erſcheint es als handelnde und herrſchende Macht auf der politiſchen Bühne. Während daß ſie die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erſchöpfen, hatte es ſeine Kräfte geſchont, und zehn Jahre lang den Krieg blos mit ſeinem Gelde geführt; jetzt, da die Finanzſtände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und ſprengt ſich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung ſetzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und ſchickt ſechs verſchiedene Heere aus, während daß es mit ſeinen Gelde noch eine Armee und mehrere deutſche Fürſten beſoldet. Belebt durch die Hoffnung ſeines mächtigen Schutzes, raffen ſich die Schweden und Deutſchen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen ſich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Prager zu erfechten. Von ihren Mitſtänden verlaſſen, die ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, ſchließen ſie ſich nur deſto enger an Frankreich an, das mit der wachſenden Noth ſeiner Verbündeten verbeyert, an dem deutſchen Krieg immer größern, wiewohl noch immer verſteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz ſeine Maske abwirft, und den Kaiſer unmittelbar unter ſeinen eigenen Namen beſiegt.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oeſterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polniſchen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Avaux, ſeinen Geſandten, brachte es beide Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preuſſen der Waffenſtillſtand auf ſechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verluſt für die Schweden, welche beinahe das ganze polniſche Preuſſen, Guſtav Adolphs theuer erkaufte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Verrwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umſtände nöthig machten, Anfangs zu Compiegne, dann zu Wiesmar erneuert, und auf entfernetere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man ſchon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieſer Macht dem Kaiſer ſeinen wichtigſten Beiſtand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verfaßte man durch Unterſtützung des Landgrafen Wilhelm von Kaſſel und Herzogs Bernhard von Weimar, den ſchwediſchen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit, und nöthigte den Kaiſer, durch eine ſtarke Diverſion am Rhein, ſeine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete ſich alſo der Krieg, und der Kaiſer hatte durch den Prager Frieden zwar ſeine Gegner im deutſchen Reiche vermindert, aber zugleich

in Batavien Triften für den phyſiſchen Menſchen beſſer geſorgt iſt, als unter dem tückiſchen Krater des Veſuv, und daſs der Verſtand, der begreifen und ordnen will, bey einem regulären Wirthſchaftsgarten weit mehr als bey einer wilden Naturlandſchaft ſeine Rechnung findet. Aber der Menſch hat noch ein Bedürfniſs mehr, als zu leben und ſich wohl ſeyn zu laſſen und auch noch eine andere Beſtimmung, als die Erſcheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reiſenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der phyſiſchen Schöpfung ſo anziehend macht, eben das eröffnet einem begeiſterungsfähigen Gemüth, ſelbſt in der bedenklichen Anarchie der moraliſchen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer freylich die groſse Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verſtandes beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulöſen, der kann ſich in ei-

ner Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bey weitem in den mehresten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er will haben, dass in dem grossen Weltlaufe alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermisst er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmäfsigkeit, so bleibt ihm nichts anders übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntnifs bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten mufs, übersteigend und unbrauchbar wer-

den, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reinere Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freyheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freyheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, fasst also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniss verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muss, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewusst zu werden, so begreift man, wie es zugeht, dass Menschen von erhabener Gemüthsstim-

mung durch dieſe ihnen dargebotene Idee der Freyheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniſs für entſchädigt halten können. Die Freyheit in allen ihren moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln iſt für edle Gemüther ein unendlich intereſſanteres Schauſpiel als Wohlſtand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der ſelbſtherrſchende Wille ſich zum dienſtbaren Glied eines Uhrwerks herabſetzt. Das letzte macht den Menſchen bloſs zu einem geiſtreichen Produkt und glücklichern Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrſcher eines höhern Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten Platz einzunehmen, als in der phyſiſchen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, und *nur* aus dieſem, iſt mir die Weltgeſchichte ein erhabenes Object. Die Welt, als hiſtoriſcher Gegenſtand, iſt im Grun-

de nichts, anders als der Konflikt der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der Freyheit des Menſchen, und den Erfolg dieſes Kampfs berichtet uns die Geſchichte. So weit die Geſchichte bis jetzt gekommen iſt, hat ſie von der Natur (zu der alle Affekte im Menſchen gezählt werden müſſen) weit gröſsere Thaten zu erzählen, als von der ſelbſtſtändigen Vernunft, und dieſe hat bloſs durch einzelne Ausnahmen vom Naturgeſetz in einem Kato, Ariſtides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man ſich nur der Geſchichte mit groſsen Erwartungen von Licht und Erkenntniſs — wie ſehr findet man ſich da getäuſcht! Alle wohlgemeynte Verſuche der Philoſophie, das, was die moraliſche Welt fodert, mit dem, was die wirkliche leiſtet, in Uebereinſtimmung zu bringen, werden durch die Ausſagen der Erfahrungen widerlegt, und ſo gefällig die Natur in ihrem Organiſchen Reich ſich nach den regulativen Grundſätzen der Beurtheilung

richtet

richtet oder zu richten ſcheint, ſo unbändig reiſst ſie im Reich der Freyheit den Zügel ab, woran der Spekulations-Geiſt ſie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf reſignirt, ſie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunct der Beurtheilung macht. Eben der Umſtand, dafs die Natur im Grofsen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet, dafs ſie auf ihren eigenwilligen freyen Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtloſigkeit in den Staub tritt, dafs ſie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit ſich fortreiſst, dafs ſie hier eine Ameiſenwelt erhält, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf den Menſchen in ihre Rieſenarme faſst und zerſchmettert, dafs ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang

baut — mit einem Wort — dieſer Abfall der Natur im Groſsen von den Erkenntniſsregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmöglichkeit ſichtbar, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die ſinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerſtörende Natur, ſo lange wir nehmlich blofs freye Betrachter derſelben bleiben. Der ſinnliche Menſch freylich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts ſo ſehr als mit dieſer Macht zu zerfallen, die über Wohlſeyn und Exiſtenz zu gebieten hat.

Das höchſte Ideal, wornach wir ringen, iſt, mit der phyſiſchen Welt, als

der Bewahrerin unſerer Glückſeligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu ſeyn, mit der moraliſchen zu brechen, die unſre Würde beſtimmt. Nun geht es aber bekanntermaſsen nicht immer an, beyden Herren zu dienen, und wenn auch (ein faſt unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfniſſe nie in Streit gerathen ſollte; ſo geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menſchen ein, und weder ſeine Kraft noch ſeine Geſchicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängniſſe ſicher ſtellen. Wohl ihm alſo, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann und Preis zu geben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schickſal alle Außenwerke erſteigt, auf die er ſeine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als ſich in die heilige Freyheit der Geiſter zu flüchten — wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen — und kein andres Mittel, der Macht

der Natur zu widerſtehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freye Aufhebung alles ſinnlichen Intereſſe, ehe noch eine phyſiſche Macht es thut, ſich moraliſch zu entleiben.

Dazu nun ſtärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerſtörenden Natur, ſowohl da wo ſie ihm ihre verderbliche Macht blos von Ferne zeigt, als wo ſie ſie wirklich gegen ſeine Mitmenſchen äuſsert. Das Pathetiſche iſt ein künſtliches Unglück, und wie das wahre Unglück, ſetzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geiſtergeſetze, das in unſerm Buſen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt ſeinen Mann und ſeine Zeit nicht immer gut; es überraſcht uns oft wehrlos, und was noch ſchlimmer iſt, es macht uns oft wehrlos. Das künſtliche Unglück des Pathetiſchen hingegen findet uns in voller Rüſtung, und weil es blos eingebildet iſt, ſo gewinnt das ſelbſtſtändige Prinzipium in unſerm Gemüthe Raum,

ſeine abſolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geiſt dieſen Akt von Selbſtthätigkeit erneuert, deſto mehr wird ihm derſelbe zur Fertigkeit, einen deſto größern Vorſprung gewinnt er vor dem ſinnlichen Trieb, daſs er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künſtlichen Unglück ein ernſthaftes wird, im Stande iſt, es als ein künſtliches zu behandeln, und, der höchſte Schwung der Menſchennatur! das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulöſen. Das Pathetiſche, kann man daher ſagen, iſt eine Inokulation des unvermeidlichen Schickſals, wodurch es ſeiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff deſſelben auf die ſtarke Seite des Menſchen hingeleitet wird.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem ſchlaffen verzärtelten Geſchmack, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleyer wirft, und um ſich bey den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmo-

auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Freunde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinand des Dritten zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Trier's und der pfälzischen Erben, durch eine entschiedene Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet, und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bildeten von jetzt an mit ihren deutschen Alliirten eine eigene fest geschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden bewiesen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Daseyn fochten. Sie handelten rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überwogen sind, bei ihren deutschen Alliirten herum zu fragen, und Rechenschaft von ihren Zumuthen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiste benutzt, für die ganze Partei schwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Prager Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwei Bundesgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Ereigniß Magdeburg, welches der Prager Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen an, und der Churfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Avokatorien alle sächsischen Unterthanen von der Banner'schen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Officire, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwierig, geben dieser Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Wismar wegzunehmen, und den Feind von Pommern und von der Ostsee abzuschneiden, so zog sich Banner eilfertig dahin, entsetzte Wismar und stellte den sächsischen General Baudissin mit siebentausend Mann ans Haupt, daß gegen tausend blieben und eben so viel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polnisch Preußen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger im folgenden 1636sten Jahre in das Churfürstenthum Sachsen ein, wo er seinem alten Hasse gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vielfältige Beleidigungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Churfürsten aufs Aeußerste gereizt, ließen sie die unglücklichen Unterthanen desselben ihre Rachsucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oesterreich und Baiern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachsen kämpfte er aus Privathaß und mit persönlicher Wuth, weil er sie als Abtrünnige und Verräther verabscheute, weil der Haß zwischen verfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unversöhnlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche den Kaiser unterstützen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so mußte das ganze Churfürstenthum von Banners streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld an sich, und rückte vor Magdeburg, welches der verheerende Banner umsonst zu entsetzen strebte. Nun vervierfachte sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden diese Provinz, und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verloren gegebene Banner die alliirte Armee am 24. September 1636 bei Wittstock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war flügelartig, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner selbst anführte. Lange Zeit kämpften man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zum mal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hinterreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gerrauchi werden konnte. Gegen griff also mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derselben Nacht die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliirten waren auf der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden, oder den ergriffenen Landmann in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, drei und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Churfürsten mit gerechnet, wurden erbeutet, und noch außerdem gegen zweitausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf Einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen Muth zu schöpfen. Banner benutzte das Glück, daß sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt, aber verlassen von den Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, daher sich außer Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten, und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schwe-

nie zwiſchen dem Wohlſeyn und Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniſs. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muſs doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit derſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden, und wieder zerſtörenden Veränderung — des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maſs aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bey einer nicht ganz verwahrloſten moraliſchen

Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bey ſolchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernſten Geſetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, ſeinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten, und ergriffen von dieſer ewigen Untreue alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in ſeinem Buſen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, iſt alſo eine der herrlichſten Anlagen in der Menſchennatur, die ſowohl wegen ihres Urſprungs aus dem ſelbſtſtändigen Denk- und Willens-Vermögen unſre Achtung, als wegen ihres Einfluſſes auf den moraliſchen Menſchen die vollkommenſte Entwickelung verdient. Das Schöne macht ſich bloſs verdient um den Menſchen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unſre Beſtimmung iſt, auch bey allen ſinnlichen Schranken uns nach dem Geſetzbuch reiner Geiſter zu richten, ſo muſs das Erhabene zu dem

Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsre Menschheit versäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des Karakters einbüßen, und an diese zufällige Form des Daseyns unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche

Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſre Empfänglichkeit für beydes in gleichem Maſs ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu ſeyn, und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verſcherzen.

Nun ſtellt zwar ſchon die Natur für ſich allein Objekte in Menge auf, an denen ſich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Menſch iſt, wie in andern Fällen, ſo auch hier, von der zweyten Hand beſſer bedient, als von der Erſten, und will lieber einen zubereiteten und auserleſenen Stoff von der Kunſt empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühſam und dürftig ſchöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne ſogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu ſtreben, und in jeder ſchönen oder groſ-

ſen Form der Natur eine Ausfoderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derſelben den groſsen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn ſie es nicht gar abſichtlos hinwirft — bey Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloſs im Vorbeygehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren ſchönen organiſchen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn ſie, in ihren groſsen und pathetiſchen Scenen, Gewalt ausübt und als eine Macht auf den Menſchen wirkt, da ſie doch bloſs als Objekt der freyen Betrachtung aeſthetiſch werden kann, ſo iſt ihre Nachahmerin, die bildende Kunſt, völlig frey, weil ſie von ihrem Gegenſtand alle zufällige Schranken abſondert, und läſst auch das Gemüth des Betrachters frey, weil ſie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zau-

her des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, ſo hat die Kunſt alle Vortheile der Natur, ohne ihre Feſſeln mit ihr zu theilen.

II.

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen,

in einer Reihe von Briefen.

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beſten Theil unſrer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moraliſchen

Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bey einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie grossmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloss meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniss für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Missbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus einer rei-

chen Welterfahrung geſchöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verläugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerey ſchuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daſs es gröſstentheils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondre philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freyheit ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſeyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatſachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freye Denkkraft wird die Geſetze diktiren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen Theil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind, ſind nur

die Philoſophen entzweyt, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreye ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Ausſprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbarr, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muſs der Verſtand das Objekt des innern Sinns erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muſs er ſie in die Feſſeln der Regeln ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt

den raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich aus des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, den Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und sich dereinstig dazu finden ließ. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern, und sich selbst unter fremdem Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapferesten Feldherrn abspänstig machte, ihn aufs Genauste in Frankreichs Interesse zog, und sich, zu Ausführung seiner Entwürfe, seines Armees versicherte. Von einem Fürsten, wie Bernhard, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihm außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich, und schloß im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichem Befehlen kommandiren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung vom Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belehnung anzubieten; eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme, und setzte der Kgnigin Verstellung entgegen. Wäre einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, kommandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Kardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet, und sie auch glücklich bis Metz zurück gedrängt, den Rheinstrom befreit, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal erobert. Aber die Europäische Politik dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, under sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurück zu führen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bei Breysach den Rhein, und rückte sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein geschickter General der Ligue und berühmter Partizänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbezwinglichen Festung in Frankreich, und zum Zweitenmal mußten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsaß-Zabern erobert, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt, und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon am Anfang des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und ersahen gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen, und Rheinfelden belagert. Der dort kommandirende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hülfe, entsetzt ihn auch wirklich, und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne große Verlust zurück. Aber gegen alle Menschen vermuthen erfocht dieser am dritten Tage (den 21. Februar 1638) selber im Gefecht der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden auseuhten, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, Savelli, Johann von Werth, Enkefort und Sperreuter, nebst zweitausend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, von Werth und von Enkefort, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Prozession in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor den Altar geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Rheinau und Freiburg war die nächste Folge des durch Bernhards erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breysach am Oberrhein wurde als die Vetterscheerin dieses Stroms und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breysach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter Piccolomini gewesen; die Feldherrn seiner Heere und der Vortheil seiner Lage boten jedem gewaltsamen Anfalle Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwinglich durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Vorgeschützte Lage der Kommandanten, Oberst Reinachs Angriffe gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht verndgend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General von Götz näherte sich daher mit Eilfertigkeit an der Spitze von zwölftausend Mann, von breitausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Ber-

aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muſs in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniſs, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweyter Brief.

Aber ſollte ich von der Freyheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens auſſer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefordert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freyheit zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt

gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuſchlieſsen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfniſs und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muſs die Wirklichkeit verlaſſen, und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniſs erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freyheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniſs, und beugt die geſunkene Menſch-

heit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das groſse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Waage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt entreiſst der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, jemehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das groſse Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer groſse Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr

muſs er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſiren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen, und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beyſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich Parthey iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht bloſs ſeine eigene Sache, die in dieſem groſsen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu diktiren fähig und berechtiget iſt.

Wie anziehend müſste es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als li-

beralen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weiht, die Entſcheidung heimzuſtellen! Wie angenehm überraſchend, bey einer noch ſo groſsen Verſchiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abſtand, den die Verhältniſſe in der wirklichen Welt nöthig machen, ihrem vorurtheilfreyen Geiſt auf dem Felde der Ideen in dem nehmlichen Reſultat zu begegnen! Daſs ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen laſſe, glaube ich nicht bloſs mit meiner Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grundſätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daſs dieſe Materie weit weniger dem Bedürfniſs als dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt, ja daſs man, um jenes politiſche Problem in der Erfahrung zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muſs, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieſer

Beweis kann nicht geführt werden, ohne daſs ich Ihnen die Grundſätze in Erinnerung bringe, durch welche ſich die Vernunft überhaupt bey einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an, als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freye Intelligenz noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daſs er bey dem nicht ſtille ſteht, was die bloſse Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk ſeiner freyen Wahl umzuſchaffen, und die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus ſeinem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freyheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach

bloſsen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläſst alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, die er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freyheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beiſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniſs der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Na-

turſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freyem Entſchluſs mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaſsend ſie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit ſich zu beugen brauchte, und alles muſs ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper heiſſen kann, der ſeine Ein-

hard bei Wittenweyer angegriffen, verlor er sein ganzes Korps und sah zweitausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Och senfeld bei Tann dem Herzog von Lothringen, der mit fünfundzwanzigtausend Mann zum Entsatz der Festung herannahte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Götz zu Breysachs Rettung mißlungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungersnoth gezwungen, nach einer vierzehnmonatlichen Belagerung, am 7. December 1638 in eben so menschlichen als ehrbaren Sieger.

Breysachs Eroberung eröffnete dem Herzog den Eingang in das Herz von Deutschland, und jetzt fängt der Roman seiner Hoffnungen an, sich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, sich der Früchte seines Schwerdts zu Frankreichs Vortheil zu begnügen, bestimmt er Breysach für sich selbst, und kündigt diesen Entschluß schon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Unterworfenen fordert. Durch die bittersten glänzenden Erfolge berauscht und zu den kühnsten Hoffnungen hingerissen, glaubt er von jetzt an, sich selbst genug zu seyn, und die errungenen Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. In einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Herrführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard, erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an seiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfin Amalia von Hessen, die Mittwe des tapfern verstorbenen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein verschlechtertes Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beiderseitigen Armeen in Eine mächtige Macht vereinbaren, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausgang des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herzog Bernhard ist unser!“ sagte Josephs Bruder, da sie die Nachricht von dem Kapuziner in den Ohren. der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breisgau und alle öfterreichische Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernsthafte Ernst und das Leztere. Breysach ist ein solcher Riegel vor der Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breisgau und alle öster

richtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet) widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloſse Geſetzmäſsigkeit zum Geſetz dienen ſoll, aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze giebt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch **wirklich**, und der ſittliche nur **problematiſch**. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muſs, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein bloſs mögliches (wenn gleich moraliſch nothwendiges) Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weiſt ihn dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine Menſchheit, die ihm noch mangelt, und

unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetz feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füſsen die Leiter der Natur weggezogen.

Das groſse Bedenken alſo iſt, daſs die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daſs, um der Würde des Menſchen willen ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läſst er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muſs gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muſs alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft eine Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frey iſt und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkühr und von dem moraliſchen die Freyheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrſchaft bloſser Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte, und ohne den mora-

liſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiſs: nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Principien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wiſſen aber, daſs die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daſs nur bey dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden ſoll, ſo muſs es Natur ſeyn, und er muſs ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt wer-

den, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber vollkommen frey zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts deſtoweniger ein zuverläſſiges Glied in der Kauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann dieß nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Wollens dieſelbe bleibt; daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtimmend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach, einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechſelungen über-

einzustimmen, die grosse Aufgabe seines Daseyns ist *). Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwey verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, dass der reine Mensch den empirischen unterdrückt, dass der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, dass das Individuum Staat wird, dass der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Zwar

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg; denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen Anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewuſstſeyn, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand iſt. Der Staat ſoll nicht blos

den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nehmliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Der Stoff, den er bearbeitet, reſpektirt er nicht im geringſten mehr, als der mechaniſche Künſtler, aber das Auge, welches die Freyheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare

Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgibt, muſs der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen und nicht bloſs ſubjektiv, und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen, ſondern objektiv und für das innere Weſen muſs er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur in ſo ferne wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf geſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſch-

der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meistbietenden feil war. Aber Frankreich verabscheute und entfremdete, überbot alle Mitbewerber. Es ernannte den General von Erlach, den Befehlshaber Breysachs, und die übrigen Oberbefehlshaber, die ihm Breysach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Der Angriff Frankreichs einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unter sonderer Weise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Mouzin gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimarischen Truppen berichtigt war. So sah sich Frankreich nun in Besitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweite, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind auftrat; dieser hatte schon im Februar 1637 im neun und funfzigsten Jahre seines Alters der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschaft entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, so lang er das Reichsscepter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Tugenden des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, eben wie ihn, aus einem überlieferten Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel seiner Völker ausarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik fast immer berechnet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Hochachtung protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Defecten auf, als Ferdinand der Zweite gewesen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen mußte unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einem friedlicheren Zeitpuncte hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange gesammeltes Brennmaterial, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hinritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Länder, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem siebzehnjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz diktirte.

Das Glück begünstigte den Anfang seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Zeitpunct des 1637sten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der churfürstlich-kaiserlichen Völker vereitelten diese Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verfolgende ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Verödung und gänzlicher Erfolg aus Romanhatte grenzt. Die ganze Armee unternahme an einer steilen Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Feldzeugmeister Wrangel zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feindesstamm die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg gelagert, den südlichen Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgetrocknetes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Buchheim bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg. Küstrin, die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man des Einfalls ungeachtet nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unfalls an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Stehen wir einst,“ brach der aufgebrachte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rhein frei passiren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet. Entschluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind plötzlich durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich Banner, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf diesem Wege voran, und ließ seine Gemahlin sammt den übrigen Offizierfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die polnische Grenze auf, um diesen Paß zu versperren, und Banner verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Rasch wendet sich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte er Pommern, in dessen Vertheidigung er und Herrmann Wrangel sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, dringen bei Küstrin in beide Herzogthümer, und überschwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Ue-

heit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniſs zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in dem Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bey der höchſten Univerſaliſirung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloſs der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner innern Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo kontradiktoriſch entgegen, daſs nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darnieder treten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine

doppelte Weiſe entgegen geſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde führt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er blos ihre Willkühr zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. To-

talität des Charakters muſs alſo bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläuftigen Gemälde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkühr iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fodert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert ſie nicht bloſs, jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und

eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Thaten mahlt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwey Aeuſſerſten des menſchlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichern Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelöſtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeſſeln, und mit unlenkſamer Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſeyn, daſs die objektive Menſch-

heit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muſs ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, dafs er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſo lange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? Dafs er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden, und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt, aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſirten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte und neue Philoſoph die Bemerkung machte, dafs das edlere in ſeiner Zerſtörung das abſcheulichere ſey,

aber man wird ſie auch im moraliſchen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluſs auf die Geſinnungen, daſs ſie vielmehr die Verderbniſs durch Maximen befeſtigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäſsigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſre Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſrer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erſte Stimme, um ihr, in unſrer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoſse der raffinirteſten Geſelligkeit hat der Egoism ſein Syſtem gegründet; und ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der

Geſellſchaft. Unſer freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen, nur unſre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniſs, die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daſs die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime

des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloſser Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt blois das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechſter Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daſs ich zuviel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemälde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurükkehren können.

Aber bey einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muſs uns der Kontraſt in Verwundrung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit, und zwiſchen der ehemaligen, beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andre bloſse Natur geltend machen,

dom und Wolgast werden mit Sturm. Demmin mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrängt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, daß in diesem Lande zu der hauptsa. da Herzog Bogislav Vierzehnte in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verbinden, seine auf Eine Erbverbrüderung und auf den Prager Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen. Strenge es jetzt alle seine Kräfte an, und unterstützte seine Generale auf Nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewannen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fingen an, sich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Bundesverwandten verfunken waren. Denn nach ihrem elsässischen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Oberſachsen verloren; die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich sichtlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger bezwungen, öffnete dem baierischen General von Werth seine Thore, und die Oesterreicher demüthigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingeschlagen, und der Krieg entsprach den protestirenden Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Zeitpunkt reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt, und der alte Traktat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die Landgräfin Amalia mit Bevollmächtigung der Stände, nach dem Absterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protestantischen Partei schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie blos die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch einen Zug Zurückhaltung und sittig angesponnene Traktaten den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geschlossen war, und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Geldes war er so Mangel, und Völker in Holland, erwünschte zu Meppen ein Magazin, und vereinigte sich in Westphalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bei Flotha geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde leisten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vortheile erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Den diesen wichtigen Vortheilen begünstigt, und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, eröffnete Banner voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Posten oder liefen schaarenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in den ausgeplünderten und verwüsteten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachsen und Böhmen eindringen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das Halberstädtische Gebiet in Oberſachsen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit den nöthigen Proviant, daß er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Aeschen an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit einer verwüsteten Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bei Elsterberg geschlagen, die sächsische Armee bei Schneuitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein. Jetzt über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Holkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was sich fortschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und genutzt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht aufgehen. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dieß zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhielt den Kommandostab, und die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers Gallas wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfall zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das Meißnische Gebirge. Aber auch durch diesen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bei Planen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs Neue zu erheben, und so mit beständigem raschen Wechsel von einem Aeußersten zum andern zu eilen. Banners geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt sich auf ein-

kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu ſtatten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht bloſs durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſre Nebenbuhler, ja oft unſre Muſter in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſrer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophirend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals bey jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtrenge geſchiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen, und ihre Markung zu

beſtimmen. Die Poeſie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergröſsert auseinander, aber nicht dadurch, daſs ſie ſie in Stücken riſs, ſondern dadurch, daſs ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergröſsert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daſs man von Individuum zu Individuum herumfragen muſs, um die Totalität der Gattung zuſammen zu leſen.

Bey uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äuſsern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloſs einzelne Subjekte ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daſs die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet, und auf der Wage des Verſtandes, vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muſs es den Weltkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachtheilige Verhältniſs der Individuen bey allem Vortheil

theil der Gattung? Warum qualifizirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dieſs der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles verneinende Natur, dieſem der alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte nothwendig machte, ſo zerriſs auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfingen, mit Mistrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der

Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühſamen Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort der Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen, und die Phantaſie ſich entzünden ſollen.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfingen, machte der neue Geiſt der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daſs die einfache Organiſation der erſten Republiken die Einfalt der erſten Sitten und Verhältniſſe überlebte, aber anſtatt zu einem höhern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens

genoſs, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer, Theile ein mechaniſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinandergeriſſen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuſs wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus, ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das es umtreibt, im Ohre, entwikkelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er bloſs zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben, (denn wie dürfte man

ihrer Freyheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen)? ſondern wird ihnen mit ſkrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freye Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniſs leitet ſicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maaſsſtab des Mannes macht, wenn es an dem Einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellariſchen Verſtand, an einem Dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die gröſste Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo groſsen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläſst — darf es

uns da wundern, daſs die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläſsigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daſs das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäſsige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muſs ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniſs des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daſs er ſich leichter dazu entſchlieſsen wird, (und wer kann ihm unrecht geben)? ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und so wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizirung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem blossen Machwerk des Verstandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der

ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menſchheit bey dieſer doppelten Gewalt, die von innen und auſſen auf ſie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als ſie wirklich nahm? Indem der ſpekulative Geiſt im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebte, muſste er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geſchäftsgeiſt, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeſchloſſen und in dieſem noch mehr durch Formeln eingeengt, muſste das freye Ganze ſich aus den Augen gerückt ſehen, und zugleich mit ſeiner Sphäre verarmen. So wie erſterer verſucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die ſubjektiven Bedingungen ſeiner Vorſtellungskraft zu konſtitutiven Geſetzen für das Daſeyn der Dinge zu erheben, ſo ſtürzte letzterer in das entgegenſtehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach ei-

mal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verließen den Prager Frieden, und führten ihm seit die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn führten. Hessen suchte Hülfe und der Herzog von Longueville gebot mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhards zu seinen Fahnen. Den Kaiserlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihr neuer Banner bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Baiern sich von den Kaiserlichen trennen, und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht Banner auf diesen getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des baierischen Anführers, von Mercy, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich nicht weit von einander in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesen verzweifelten Lastschritte verscheuchen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von Bannern muß er sie den Schweden einräumen, und die feindlichen Bisthümer mit seinem Besuche beehren.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gegen, an der Verwüstung des Reichs gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Churfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehreren evangelischen Stimmen leiteten die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Recht scheinen, diesen Reichstag zu stören oder aus einander zu sprengen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Anfang seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahr 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Strome aufgefroren waren. Begleitet von dem Marschall von Guebriant, der die französische und weimarische Armee kommandirte, richtete er durch Thüringen und das Voigtland seinen Marsch nach der Donau, und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandte zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die Andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trocknes Futter, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des deutschen Kaisers zu kränken, belagn Banner die Landschaft, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung gestärkt, beschloß er nunmehr, tiefer in Baiern und in das unverheerte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequeme Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sey, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich aufstine Seite gebracht oder doch außer Stand gesetzt habe, etwas Großes zu unternehmen. Er trennte sich also von Bannern, um nach dem Mainstrom zurückzukehren, und dieser sahe sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht hingestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in einer Elite versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einem schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anderst, als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Tyer nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam blos auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht den Posse zu Prüssingwer nahm und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit dem Banner'schen Heer, und beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie unterwegs versucht hatten, die Saale zu verthedigen, und den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich Banner (im Mai 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses gedämpft. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland, und zeigte sich durch eine Reihe von Siegesthaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegsheldes waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so geneigt sich im Umgang als vor der Front seines Heers, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, bräche er die heiligsten Pflichten nicht weniger durch seinen Uebermuth als durch seine Eroberungen ihrer Länder. Für die Beschwerden des Kriegs empfindlicher er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber übrigens wie ein Alexander und Mahomet der Zweite, stürzte er sich mit gleicher Leidenschaft in den Armen der Wollust in die blutigste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, als die Armee über den Weigang murrte. Gegen achtzigtausend Mann stellen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald aufs Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch des überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sei

nem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln *seines* Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach, von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein *kaltes* Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die

Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeit-Charakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingeſtehen, daſs ſo wenig es auch den Individuen bey dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hatte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren; weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden muſste, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach

Deutlichkeit der Erkenntniſs zu ſtreben: auch nicht höher ſteigen; weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo muſsten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagoniſm der Kräfte iſt das groſse Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſo lange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daſs in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſoliren, und einer ausſchlieſsenden Geſetzgebung anmaſsen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt

mit träger Genügſamkeit auf der äuſſern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt, und der empyriſche beſchäftigt iſt, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen ſich zu möglichſter Reiſe aus, und erſchöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulöſen wagt, nöthiget ſie dort die Vernunft zu den oberſten Quellen der Erkenntniſs zu ſteigen, und das Geſetz der Nothwendigkeit gegen ſie zu Hülfe zu rufen.

Einſeitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daſs wir die ganze Energie unſers Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln, und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenmachen, ſetzen wir dieſer einzelnen

Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicherweiſe weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint. So gewiſs es iſt, daſs alle menſchliche Individuen zuſammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen ſeyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuſpähn, den der Teleſkop dem Aſtronomen entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daſs die menſchliche Denkkraft niemals eine Analyſis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden, und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöſter Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feſſeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen, und die Individualität der

Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſolange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muſs, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daſs die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar auſſerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniſs ſtünden wir alſo zu dem vergangenen und

kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſrer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht in einem ſeligen Müſſiggange ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und den freyen Wuchs ſeiner Menſchheit entwikkeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn, über irgend einem Zwekke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muſs alſo falſch ſeyn, daſs die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahin ſtrebte, ſo muſs es

bey uns ſtehen, dieſe Totalität in unſrer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaſst, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgiebt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müſste ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, ſo muſs man jeden Verſuch einer ſolchen Staatsverände-

Änderung ſolange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung ſolange für ſchimäriſch erklären, bis die Trennung in dem innern Menſchen wieder aufgehoben, und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt, um ſelbſt die Künſtlerin zu ſeyn, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer phyſiſchen Schöpfung den Weg vor, den man in der moraliſchen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementariſcher Kräfte in den niedrigern Organiſationen beſänftiget iſt, erhebt ſie ſich zu der edeln Bildung des phyſiſchen Menſchen. Eben ſo muſs der Elementarſtreit in dem ethiſchen Menſchen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erſte beruhigt ſeyn, und die grobe Entgegenſetzung muſs in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muſs die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters ge-

bald er dahin war. Die Offiziere forderten mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Banners in das Kommando theilten, besaß Ansehn genug, diesen ungestümen Mahnern Genügt zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegskasse erschöpfte, der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben verminderten mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker bewiesen wenig Eifer; die Länneburger verließen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzogs Georg sich mit dem Kaiser verglichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt diese verderbliche Zwischenzeit, und, obgleich ihm Erzherzog Leopold verbrüderte Zwietracht, und, obgleich im zwei Armeen aufs Haupt gefolgen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Nieder-Sachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Bernhard Torstensohn war es, ein Zögling Gustav Adolphs, und der glückwürdige Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Vorgang erklärt und an die Sänfte gewöhnt, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichsten alter Zeiten trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Kriegs, und neue Marimen herrschen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Ersichtet sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und, in seinen hintersten Landen unangefochten, füllt das Haus Oesterreich den Jammer des Kriegs nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstensohn verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, züchtigt seine Schweden an dem fetten Tisch Oesterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer Stahlhantsch erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Torstensohn, der sich im Länneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihm ein, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, daß uns der den großen Churfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Anprache, ohne Bresche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, belagerte sich der Stadt Olmütz, und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatte Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch Wrangel verstärkt, wagte er sich zwar aufs Neue dem überlegenen Feind entgegen, und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatz herbei, und Torstensohn, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, räth ihnen bedeutend und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph mit Ruhm gewann, den Tilly mit Schande verlor. Aber auch der Linien der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende Muth zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile stand einer Mauer gleich, und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem kreisförmigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeußerstes gethan, ihre siegenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, Schlangen und Lilienbeck, deckten den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünftausend auf dem Platze, und beinahe eben so viele wurden in Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von zwölf und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torstensohn, zu sehr gewöhnt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die übrigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorene Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Merkmalen seines Grimms. In Kaaden in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, verbannte es aller seiner Pferde, Wagen und Junionen. Dies seine Standarten zerrissen, mehrere seiner Officirer und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilten.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schwere Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden, und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Zaren beisteuern mußten, von der Plünderung loskaufen. Torstensohn rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und konnte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Herr er eppere nur seine Truppen auf, und die Aussicht, daß die kaiserlichen Generals Piccolomini wichtige Ursachen hatten, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen, daß der Feind die Ruhe der Winterquartiere, denen er sich freiwillig verpflichtet, zu entreißen gedrängt war und

ſichert ſeyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde deſpotiſche Formen einer anſtändigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkühr noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freyheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freyheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkühr nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gährenden Kraft geſellt, und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Uebereinſtimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſtthätigkeit und Eigenthum auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Entwürdigung erſt

aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen, gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Nahmen leihen. Von der Freyheit erſchr ckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und hier von einer pedantiſchen Curatel, zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Natur-

ſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die groſse Beherrſcherin aller menſchlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwiſchen tritt, und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet.

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daſs ſich die Herrſchaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll dieſes wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall Preis gegeben ſeyn? Der Konflikt blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichts weniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen, und ſo wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias, ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunter ſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn wie Zeus ſeinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch

ſeine ſiegende Kraft die groſse Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muſs es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muſs ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen Trieb aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dieſs nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleyern wuſste, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloſs, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bey allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung

aufſteckten? Das Zeita er iſt aufgeklärt, das heiſst, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſre praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freyen Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooſs der Natur zurück — woran liegt es, daſs wir noch immer Barbaren ſind?

Es muſs alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch

ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: *ſapere aude.*

Erkühne dich, weiſe zu ſeyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen ſetzen. Nicht ohne Bedeutung läſst der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüſsen Ruhe nicht geriſſen ſeyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daſs er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läſst er Andere gern über ſeine

Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daſs ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglücklichen Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trifft unſre gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Loos von dem Joch der Bedürfniſſe frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniſs zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müſsten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahr-

heit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, dass alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfliesst; sie geht auch gewissermassen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muss geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniss der Zeit, nicht bloss weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretiſche Kultur ſoll die praktiſche herbeyführen und die praktiſche doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Alle Verbeſſerung im politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müſste alſo zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bey aller politiſchen Verderbniſs rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

in diesem ungünstigen Winterfeldzug ihre brittaue sind Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durchzog dieses Königreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart gedrängt wurde. Aus seinem Lager bei Dobitschau, zwei Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen, und rief die an die Preußen von Wien seine Schaaren Freiern. Umsonst demüthigte sich der Kaiser, zu Vertheidigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während das Bernhard Torstenson durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliirten in anderen Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem Grafen von Oberstein und dem Marschall von Guebriant waren in das Erzstift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu entledigen, rief der Churfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld herbei, und versammelte seine eigenen Truppen unter dem General Lamboy. Diesen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei Rempen an, und schlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitausend blieben und noch einmal so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürstenthum und die angrenzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Winterquartiere darin bekamen, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den hessischen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstensons Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich einen weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Baiern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung Preis gegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewöhnlich auf dem Sattel kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Frühling wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das baierische Heer, das es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elsaß zurück gedrängt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals Richelieu, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutschen Krieg abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieu's Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Denn Richelieu die Hauptkräfte der Armeen gegen Spanien gerichtet, so suchte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausführung wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsaß; und dadurch diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto weniger unterziehen möchten, mußte der der rühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enghien, nachdem er Prinz von Condé, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt hatte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rottweil, wo ihm ein baierisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expeditionen in eines so rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Canalbrücke von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Absicht eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedeutende Festungen der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so großen Nähe von Baiern, zu hindern, und diese Gegend von ihren Verpflegungen zu entfernen. Der Kaiserliche, von Hatzfeld angeführt, vereinigte sich mit der baierischen Macht, welche Mercy befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum, findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Armeen. Der Anschlag wird gefaßt. Die Quartiere der Franzosen in Tuttlingen und den angrenzenden Dörfern aufzuschlagen, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer mit wenig Gefahr, mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie so mehr an ihrem Platze, da der französische Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andere Begriffe hatte, und durch die Strenge der Jahrszeit sich gegen jede Ueberraschung für hinlänglich gesichert hielt. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen Gustav Horn war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an, und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man theilt den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Pässe und Klaftungen wegen am wenigsten erwartet werden konnte, und ein flacher Graben, der an einen dieser Päße (den 24. des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Verrathes, bis er im Angesicht von Tuttlingen hielt machte. Der ganze aufgeraubte des Orts verlassen stehende Artillerie ward, so wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerstand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern zerstreuten feindlichen Quartiere still und gänzlich getrennt. Die Franzosen waren alle schon besiegt, ehe

Von allem, was positiv ist und was menschliche Conventionen einführten, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beyde erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkühr der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als dass beyde, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen

ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiſſe den Säugling bey Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Ein-

heit seinen Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur über-

lebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung; bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniſs. Gleich frey von der eitlen Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaſsſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen

mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft, und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der groſse geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugieſsen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung, der

der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiſs er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muſs. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gieb alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt, bey allem Widerſtande des Jahrhunderts,

Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muſs es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiſs biſt, daſs es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloſs in dem äuſsern Menſchen muſs es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daſs nicht bloſs der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis

du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmähſt, wirſt du ihnen beweiſen, daſs nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beyfall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Ge-

ſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier muſst du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müſsiggange kannſt du deine biklende Hand verſuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edeln, mit groſsen, mit geiſtreichen Formen, ſchlieſse ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daſs ſich der Menſch auf zwey entgegen geſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daſs unſer Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden ſey. Von dieſer düppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beyden entgegen geſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen und in dem Barbaren dieſelbe in Freyheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und auflöſen — und wenn ſie nicht wirklich beydes leiſtet, wie kann ein ſo groſser Effekt, als die Ausbildung der Menſch-

man eine Kanone abtrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde, und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk war zusammen gehauen, oder streckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitausend blieben, siebentausend gaben sich mit fünf und zwanzig Stabsoffizieren und neunzig Kapitäns gefangen. Doch war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verschiedene und die gewinnende Partei angeführt den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bei Rosbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Turenne und Conde wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie brachte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit dreyhaft machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in diesen Jen noch um einen vermehrt werden war. Torstenson hatte Mähren im September 1645 ruhig verlassen und sich nach Sachsen gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien und nähmte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte auf, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Baiern dringen würde. Auch bei Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Länst schon hatte der Parteilichkeit, welche König Christian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eifersucht, womit er den Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schiffahrt im Sund entgegenstellte, und die Lasten, mit denen er ihren aufständischen Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Aber gewagt ist auch schon, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während das man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Rachbegierde und ein verführter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war zudem die weit gekommen, daß man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verschaffen, daß man fast blos um den Vortheil der Winterquartiere stritt, und, die Armee gut unterzubringen zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verheert und ausgesogen; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an Allem diesem hatte Holstein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieser Provinz verpflegte, Pferde und Soldaten sättigte, und die Reiterei besser berittten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuchs werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedenscongresses Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu dämmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen unthätig zu verzögern, und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um sie einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die spärliche Versorgung des holsteinischen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß so gut, daß die hänischen Minister nicht das Geringste davon erzwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegsführung, und Torstenson stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch seinen Ueberfluß aufgestachelt, ergossen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigten sich aller festen Plätze desselben. Rendsburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee drang in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die südrussische Landschaft verrichtet die Anführer, den kleinen Belt zu passiren, und den Krieg selbst nach Fünnen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückte bei Femern, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, sieht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es sich sich in allem Ernst zur Ergebung der Waffen anzuschicken, als man sich von dem verdienten Tode Brahe erzählte, daß Christian der Vierte im Jahr 1645 mit einem bloßen Stocken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Rand dieses Königreichs ihrer Macht verwehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgeraunte Länder entgegensetzten, so stumme er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Oberkommando über die Truppen aufs Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. Gallas erschien auch wirklich in diesem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschließen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General von Königsmark durch Hasseld und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn Christians des Vierten, beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachsen gezogen. Aber Torstenson drang durch den ausgesogenen Distrikt zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neugestärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Eidstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstenson passirte die Saale, und nahm eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verheerte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, ward von Torstenson

heit ist, vernünftigerweise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruss die Behauptung hören müssen, dass das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so dass es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beyspiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegen gesetzte Beyspiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch ausseren Charakter büssen. Nichts destoweniger fällt es zuweilen

denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmäſsigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preiſt. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloſs darum die Grazien ſchmähn, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maſsſtab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äuſsern und innern Menſchen zu würdigen, und über den

zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgang als Verſtellung, alle Delikateſſe und Groſsheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daſs er als Geſellſchafter alle Zirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt, während daſs Er, das Schlachtopfer des Fleiſses, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialiſche Geheimniſs, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der

Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu läugnen", ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln!

Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloſs deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabey gewonnen, daſs jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze giebt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daſs der äuſsere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehn, die ſich mit

einer ſchönen Hülle vertragen". In der That muſs es Nachdenken erregen, daſs man beynahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beyſpiel aufweiſen kann, daſs ein hoher Grad und eine groſse Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bey einem Volke mit politiſcher Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daſs ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daſs die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir

wiſſen, daſs es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniſs ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künſte herbeykam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, muſsten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen, und durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität ihres Charakters triumphiren ſehen. Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaſiden erſchlafft war. In dem

neuern Italien zeigte ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Mediciern unterworfen, und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beynahe überflüſſig, noch an das Beyſpiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniſſe zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſre Augen richten, da finden wir, daſs Geſchmack und Freyheit einander fliehen, und daſs die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Groſsen und Trefflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch ſo groſser Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo

einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluſs der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohheit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läſst, und ehe man ihrem Zeugniſs Gewicht einräumte, müſste erſt aufser Zweifel geſetzt ſeyn, daſs es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beyſpiele zeugen. Dieſs ſcheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu ſetzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heiſst, mit Recht dieſen Nahmen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müſste alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht, und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müſste ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir uns alſo nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigt, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer tranſcendentale Weg eine Zeitlang

bey Zürich eingeholt und geschlagen, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuche, sich mit dem Herzoge zu vereinigen, zerstreuet. Ein Theil von ihnen ward von den Bauern niedergemacht, bey Magdeburg fiel noch ansehnliches. Von einer großen Menge Gefangener wurden 3000 Mann und von Offizieren 200 eingebracht. Die übrigen verunglückten Versuch zu seiner Befreyung suchte der Abzug von Dänemark des Feindes, und erhielt von zu Hamburg und Zürich [illegible] seine Entlassung.

Inzwischen spielte jenen Tag, während daß einer seiner Unterbefehlshaber, Arnt Tiffenstern, Churtrier in Flucht, und Königsmark gang Bremen sich unterwürfig machte, Wrangel sich an der Spitze von 5000 Schwedischen Mann und mit eben so vielen Hessen in Pommern ein, und suchte von dem Krieg noch Ehre zu den Kaiserlichen Oesterreich zu verpflanzen. Torstenson aber auf seine Nachricht schob noch Posen, und durch seine Gegenwart den Muth seiner Völker zu vermehren, und, da es ihm an einem tüchtigen General und den ersten Verstärkungen an Reiterey mangelte, in der Nähe der Hauptschanz sich desto sicherer und nachdrücklicher wehren zu können. Auf seinem Wege verbrannte Saalfeld die ganze schwedische und baierische Mark, und suchte sie — bald wegen Hunger und Kälte und der langen Weil seiner Truppen — wieder seinen Muth und Willen, dem umherirrenden Feinde zu Jagen. Der Zuzug an frischen Armeen hatte aufgehört. Ferdinand verlieh sich auf seine Reuterey, welche vermehrende Pferde unter sich die feindlichen spielte, und auf die Zufuhr der Hungarn Mann, die ihm an Thaten erschienen, und einen gewissen Sieg versicherten hatte.

Der Unterbefehlshaber der Kaiserlichen schwedte Torstenson nicht ab, der nur gewohnt war, seine Feinde zu jagen. Gleich seinem ersten Angriff machte der tapfre Hatzfeld, den der kaiserliche General von Ehb in eine sehr vortheilhafte Gegend gestellet Truppen und Waffen verwandte hatte, völlig in Verwirrung gebracht. Die Kaiserlichen sind nur von geübten Truppen Völker, erfahrnen, und besonders in ausgesuchten Kriegsmannen der Armee erkennet. Darin machte seine Anfang entlassen hat Hatzfeld sich ganzen Theil. Die Sachsen verabscheuten sich, unsere vermehrt zu werden, bey mehrfachen Anfällen, und nach einem abschlägigen einzigen Gefechte, nach einem widrigsten Anlauf der sächsischen Reuterey, und dem tapferen Widerstand des Fußvolk, waren sie Meister von Feldzeichen, Kanonen und Oesterreicher nach dem Plane, und Hatzfeld sich selbst sah sich genöthiget gesehen, sich in vor dem so Sturm Lust der volle General und das ganze Heer bey Kaiserl retteten.

Diese entschiedene Sieg des Feindes schwebte auf einmal dem Armee alle Übereinigkeit Lande. Torstenson entkam eilig nach Wien, um sich der Verstärkung daselbst Stadt zu sichern, und sich selbst seine Stadt und seine Armee in Sicherheit zu bringen. Und während sich mehr Land, so wachen sie die großen Sümpfen in Mähren und Oesterreich zur eine Wasserstadt bringen. Nachdem sie nehmen bey ganz Mähren entrissen, Brünn eingenommen, von allen festen Städten und Städten voll an der Donau Brücken abgebrannt, und endlich sogar die Schanze an der Wienerbrücke, welchen von Wien, verlassen. Stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Hauptstadt, und der sie die erschrocken Prinz verlassen, ihnen seinen ganzen Reich eingeräumt. Nachdem sie wegen verschiedenen Mannig durch alle Provinzen bey heutigen Reichs bekannt sich endlich der Friedensthron abschneidet zu seinem Anfang, und der Kraft des schwedischen Gesichtes erinnert die Gewaltsame Mann an jene Tugend, welche die schwedischen Rebellen vor sieben und zwanzig Jahren in der Kaiserkrone warfen. Diese Friedensthron führt auch darüber Wachsamkeit bey Augsburg parkt. Wie Bertelen Gabor von den erzürnten Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger, Rakoczy, von Torstenson zum Beschluß treiben getrieben; schon ist Thorn unserm von seinen Truppen überschwemmt, und übrigens sich stärket man seine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Diensterweisungen in seinem Lande und Residenz gebracht, schließt gelassen von dem Kaiser, bey sich nach dem Jentanischen Treffen sich nicht bey seinem Heer, erzwingt endlich bey seiner mit einiger Nothwendigkeit, einen Stillstand mit den Schweden zu schließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thoren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere stumpfen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch der französische Marschall Guebriant bey Tuttlingen Waffenlage durch einen gänzlichen Sieg wieder aufgerichtet, und die ganze Macht Baierns an Rhein und in Schwaben verschlägt. Mit seinen Truppen und Feindschaft verfolgte, die bey große und zog sich durch seine Siege in Italien verbreitete Thorne den Herzog von Enghien gefangte, erobernen sie an dem Neckar und am Bodensee, verjagt Mercy durch einen gänzlichen Sieg wieder aus Schwaben, auch Brie verlassungen Armee belagerte. Das Unglück der französischen Waffen schwebte gegen an der Staatsgefangene des Baiern, und der Herzog von Enghien machte sich zum Abzug entschlossen, nachdem er den schlimmsten seiner Truppe entlassen hatte. Mercy [illegible] Tuttlinger Sieg durch einen großen Verlust, den sein Heer [illegible] Mann Kriegsvolk hatte. Man gerin verjagt Thionville über starken großen Verlust, den sein Heer [illegible] Mann Kriegsvolk hatte. Man [illegible] Canale nicht schützen. „Eine einzige Nacht in Paris,“ pflegt man zu sagen, „macht mehr Menschen todt, als viele Armeen erlitten hat.“ Indessen hatte doch sein mächtiger Gegner die Baiern so herumgetrieben, daß sie, weit entfernt, bey schlimmen Oesterreich zu entsenden, nicht einmal die Rheinlande vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergaben sich, bey solche Privilegien auch durch Mangel an Lebensmittel, und Mainz selbst sah, unerachtet sie tiefe Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Weil Oesterreich mit Baiern am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gestritten hatte, wurde es auch jetzt gegen Torstenson. Mehrere war jener mit seinen Völkern, fünf und zwanzig Tausend an der Zahl, bis an der Donau in die Nähe von Wien, seinen Lauf gekommen, ohne daß ihm irgend ein Widerstand war entgegen gesetzt worden war das Land, und verwüsteten den Marsch an Lager von Schweden, entlang daß sie die Unterschreibung Torstenson durch eine gewaltsame Waffenruhe hätten erzwingen sollen. Dem Kaiser Trotz, dem Ungestüm Gott und Gut abgedrungen, war der Zweck, den man gehabt, war Bestehen Gebiet, und Ruhe und Ruhe erreicht hatten. Ferdinand, am seinen Lob zu vermehren, bewilligte dem Bauern, weil er nur unmittelbar [illegible] und befreite dann ein erneuert Opfer seiner Staaten von seinem Gegenwart Feinde.

Unterdessen rückte [illegible] Hauptmann der Schwe-

aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniſs, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abſtraktion ſo hoch als ſie immer kann hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwey letzten Begriffen, bey denen ſie ſtille ſtehen und ihre Grenzen bekennen muſs. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und etwas, das ſich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt ſie ſeine Perſon, das wechſelnde ſeinen Zuſtand.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und daſſelbe denken, ſind ewig Zwey in dem endlichen. Bey aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bey allem Wechſel des Zuſtands beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber wir ſind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt,

In dem abſoluten Subjekt allein beharren mit der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie aus der Perſönlichkeit flieſsen. Alles was die Gottheit iſt, iſt ſie deswegen, weil ſie iſt; ſie iſt folglich alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das letztere, ſo müſste die Perſon ſich verändern; wäre das erſtere, ſo müſste der Zuſtand beharren; alſo in jedem Fall entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil auſſer uns noch etwas anderes iſt.

Die Perſon alſo muſs ihr eigener Grund ſeyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung flieſsen; und

ſo hätten wir denn fürs erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freyheit. Der Zuſtand muſs einen Grund haben; er muſs, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir furs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens: iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nichts anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daſs etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden ICH und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muſs. Etwas muſs ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Ver-

wandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beyden Zustände offenbaren. Dals der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muss also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heisst, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muss der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm befindliches im Raume, und als etwas

in ihm wechſelndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden Stoff begleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und in allem Wechſel beſtändig Er ſelbſt zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniſs, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der Zeit zum Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die Vorſchrift, die durch ſeine vernünftige Natur ihm gegeben iſt. Nur indem er ſich verändert, exiſtirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, exiſtirt er. Der Menſch, vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieſelbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gottheit, nicht werden kann, ſo muſs man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichſte Merkmal der Gottheit abſolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit des Erſchei-

nens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) an ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloss die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeusserung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als dass sie ihn, der ohne sie bloss Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, dass sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloss empfindet, bloss begehrt und aus blosser Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter die-

ſem Namen bloſs den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht bloſs Welt zu ſeyn, muſs er der Materie Form ertheilen; um nicht bloſs Form zu ſeyn, muſs er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüber ſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet, und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus flieſsen nun zwey entgegengeſetzte Anforderungen an den Menſchen, die zwey Fundamentalgeſetze der ſinnlich vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll alles zur Welt

machen, was bloſs Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen: das zweyte dringt auf abſolute Formalität: er ſoll alles in ſich vertilgen, was bloſs Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles innere veräuſſern und alles äuſsere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche auſſer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, wenden wir durch zwey entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben ihr Object zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. Der erſte dieſer Triebe, den ich den ſinnlichen nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freye Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heiſst hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt;

ben in einem langwierigen Lager vor Prag aufs Aeußerſte gebracht. Torſtenſohn, der ſelbſt dabei kommandirte, erſchöpfte vier Monate lang umſonſt ſeine ganze Kriegsgeſchicklichkeit; der Winter ſtand vor dem Angriff gleich, und die Verzweiflung erbitterte den Muth des Kommandanten de Coudres, eines ſächſiſchen Ueberläufers, der treu zu Oeſterreich hielt. Die Noth der Belagerten, wenige Mundvorräthe und der Genuß unreifer Früchte in einem langwierigen verpeſteten Lager ergriffe, und der ſchwache Abzug des Garnisonsgeräthes nöthigten endlich den ſächſiſchen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päſſe an der Donau beſetzt, ſeine Armee aber durch Krankheit und Hunger ſchon ſehr geſchmolzen war, ſo entſchloß er ſich zur Unterwerfung auf Oeſterreich und Mähren, wegzog ſich durch Zurückſendung ſchwerbeſetzter Besatzungen in den eroberten Städten ein neues Zutrauen zu denſelben zu erhalten, und nahm ſeinen Weg nach Mähren, wohin ihm die Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem Letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach ſeinem Abzuge von dem bairiſchen General Gronsfeld bezwungen, ſo daß die öſterreichiſche Grenze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das jämmerliche Ende mit dem tiefen Schrecken kommen kann. Auch in Böhmen und Schleſien behaupteten ſich die Schweden nur mit ſehr abwechſelndem Glück, und durchgerieben beide Länder, ohne ſich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung ihren unternehmenden Anfang nicht ganz erfüllt war, ſo hatte ſie doch für die ſchwediſche Partei die entſchiedenſten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachſen zum Stillſtand genöthigt, der Kaiſer bei dem Friedenscongreß nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden ſelbſt in ſeinen Forderungen gegen die Kronen unverſchämter und übriger gemacht. Seiner großen Pflicht ſo glänzend entledigt, trat der Urheber dieſer Vortheile, mit Lorbeern geſchmückt, in die Stille des Privatlebens zurück, um gegen die Launen ſeines Kranzherrn Entſagung zu üben.

Von der böhmiſchen Seite zwar ſahe ſich der Kaiſer nach Torſtenſohns Abzug der ganzen feindlichen Macht gegenüber; aber auch außerdem ſah man Schweden und Baiern bei einer neuen Gefahr den öſterreichiſchen Grenzen. Turenne, der ſich von Cöln gewendet und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 zuerſt Wrangeln von Mergy nach Hanau gefolgt worden, und da der geeinten Baiern bewegen unſere Armee trennten Truppen zu ſpalten ein. Aber der Herzog von B. nahm einer ſolchen mit einem beträchtlichen Corps und dem Feld Königsmark auf Mähren, der Heſſen von dem Rheinſtrom herbei. Bei gefährlicher Nähe der Baiern wurden ſie an das Donaufeld gedrängt. Bei dem Dorf Alterſheim zwiſchen Rhedlingen hielten ſie endlich Stand, die Baiern zu vertheidigen. Aber der ungeſtüme Muth des Herzogs von Enghien ließ ſich durch kein Hinderniß ſtrecken. Er ſtürzte ſeine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geſchah, die der beſtimmtſte Widerſtand der Baiern zu einer der hartnäckigſten und blutigſten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Turenne's Beſonderſten und die feindliche Standhaftigkeit der Heſſen zum Vortheil der Baiern entſchied. Aber auch dieſe zweite bartnäckige Hinderung von Menſchen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das franzöſiſche Heer, durch dieſen blutigen Sieg entkräftet, vermochte ſich noch weiter durch den Abzug der Heſſen, und den Baiern führte Leopold kaiſerlicher Hülfsvölker zu, daß Turenne auf Eilfertigſt nach den Rhein zurückgehen mußte.

Der Abzug der Franzoſen erlöſete den Feind ſeiner ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu treiben. Guſtav Wrangel, dem unmittelbar Feldmarſchall Banner und Torſtenſohn, bauer im Jahr 1646 das Vorkommando über die ſiegreichſte Macht erhalten, die, außer Königsmarck's Flegionen Corps und den vielen im Reiche zerſtreuten Beſatzungen, ungefähr noch achttauſend Pferde und funfzehntauſend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog ſeine vier und zwanzigtauſend Mann ſtarke Macht durch zwölf bairiſche Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verſtärkt hatte, ging er auf Wrangel los, und beſtürmte ihn, die Königsmark an ihn ſtieß, über die Trumpfe eine Diverſion machten, und ihnen durch langeren Marſch zu entziehen. Aber dieſe erwarteten ihn nicht, ſondern eilte ihrer Vereinigung an der Mulde, wo er Hörter und Pottenſtein angriffen. Von da wendete er ſich nach Heſſen, um ſich mit Turenne zu vereinigen, und zog in ſeinem Lager zu Meyſter die Biegende Armee des Königsmark an ſich. Von Turenne gedrückt durch Mazarini Beſtreit, der dem Kriegsfeld und dem immer wachſenden Verderben Cardinal gern eine Grenze geſetzt ſah, entſchloſſener ſich mit dem bisherigen Verbündeten, die niederländiſchen Grenzen des franzöſiſchen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre verſprochene Diverſion in dieſem Jahr unterlaſſen hatten. Da aber Wrangel ſtarkſahe, auf ſeinem gerechten Forderung mit Nachdruck zu beſtehen, da eine längere Widerſetzigkeit bei den Schweden den Verdacht erweckte, ſo ſie vielleicht gar zu einem Friedensbruch mit Oeſterreich geneigt machen konnte, ſo erhielt endlich Turenne die erwünſchte Erlaubniß, das ſämmtliche Heer zu vereinigen.

Die Vereinigung geſchah bei Giſſen, und jetzt ſtürzte man ſich mächtig vorwärts, dem Feinde die Ernte zu wehren. Er war den Schweden bis Herſpa nachgewichen, wo er ihnen die Lebensmittel abſchneiden, und die Vereinigung mit Turenne verhindern wollte. Dieſes mißlang, und die Kaiſerlichen hatten ſich zum Zeichen von dem Main abgeſchnitten, und von dem Verluſt ihrer Magazine den größten Mangel ausgeſtanden. Wrangel brannte den Schwalm, um eine Unternehmung aufzugeben, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben ſollte. Und er hatte die Meinung ſeiner Vorgänger abgethan, den Krieg in die öſterreichiſchen Staaten zu ſpielen; aber von dem ſchönen Vorſatze der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung überſtürzt, hoffte er vielleicht durch auf einem andern Wege ſicherer und gründlicher zu ernten. Er entſchloß ſich, dem Rath der Dänen zu folgen, und mittern durch Baiern gegen die böhmiſchen Grenzen vorzudringen. Diſem ähnlichen Plan hatte Guſtav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil die Waffenſtillſtände Macht und Gedanken Heinz von ſeiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In ſeine Fußſtapfen war Herzog Bernhard getreten, und glücklicher als Guſtav Adolph, hatte er ſeinen gefaßten Zweck ausgeführt; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen in ſeinen Hoffnungen ſich zu beſchränken, und ſeine Völker zuſammenzuhalten.

mit) in fodert dieſer Trieb, daſs Veränderung ſey, daſs die Zeit einen Inhalt habe. Dieſer Zuſtand der bloſs erfüllten Zeit heiſst Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da alles, was in der Zeit iſt, nach einander iſt, ſo wird dadurch, daſs etwas iſt, alles andere ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicherweiſe angeben kann, nur dieſer einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo dieſer Trieb ausſchlieſsend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Gröſsen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr Er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſolange aufgehoben, als ihn die Empfin-

dung beherrſcht, und die Zeit mit ſich fortreiſst *).

Soweit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freylich der ſinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtiget iſt. Aber, obgleich er allein die Anlagen

*) Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: auſſer ſich ſeyn, das heiſst, auſſer ſeinem Ich ſeyn. Obgleich dieſe Redensart nur da Statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer mehr bemerkbar wird, ſo iſt doch jeder auſſer ſich, ſo lange er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man oben ſo richtig: in ſich gehen, das heiſst, in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man nicht: er iſt auſſer ſich, ſondern: er iſt von ſich, d. h. er iſt ſeinem Ich genommen, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloſs bey ſich, welches ſehr gut mit dem Auſſer ſich ſeyn beſtehen kann.

der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreiſsbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freyeſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Foderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſrer Erkenntniſſe, und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freyheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bey allem Wechſel des Zuſtands ſeine Perſon zu

behaupten. Da nun die letztere, als abſolute und untheilbare Einheit, mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, da wir an alle Ewigkeit wir ſind, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muſs; er entſcheidet alſo für immer wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaſst mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſoviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will, daſs das Wirkliche nothwendig und ewig, und daſs das Ewige und Nothwendige wirklich ſey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erſte nur Fälle macht, ſo giebt der andre Geſetze; Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daſs wir einen Gegenſtand erkennen, daſs wir einem

Zuſtande unſers Subjekts objektive Gültigkeit beylegen, oder daſs wir aus Erkenntniſſen handeln, daſs wir das Objektive zum Beſtimmungsgrund unſers Zuſtandes machen — in beyden Fällen reiſſen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloſs ſagen: das iſt wahr für dieſes Subjekt und in dieſem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Ausſage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausſpricht: das iſt, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Ausſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann bloſs ſagen: das iſt für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniſs gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniſs wird die Veränderung mit ſich fortreiſ-

ſen, und was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtand deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Gröſſen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faſst. Wir ſind bey dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern

Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsre That.

Drey-

Dreyzehnter Brief.

Beym erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegengeſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beyden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre Tendenzen widerſprechen ſich, aber was wohl zu bemerken iſt, nicht in denſelben Objekten, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander ſtoſsen. Der ſinnliche Trieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daſs ſie auch auf

die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daſs ein Wechſel der Grundſätze ſey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daſs mit der Perſon ſich auch der Zuſtand fixire, daſs Identität der Empfindung ſey. Sie ſind einander alſo von Natur nicht entgegengeſetzt, und wenn ſie deſſen ungeachtet ſo erſcheinen, ſo ſind ſie es erſt geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem ſie ſich ſelbſt misverſtehn, und ihre Sphären verwirren *).

*) Sobald man einen urſprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder Triebe behauptet, ſo iſt freylich kein anderes Mittel die Einheit im Menſchen zu erhalten, als daſs man den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloſs Einförmigkeit, aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muſs allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn wenn gleich die Schranken nie das abſolute begründen können, alſo die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiſs, daſs das abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daſs der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien ſind einan-

Ueber dieſe zu wachen, und einem jeden dieſer beyden Triebe ſeine Grenzen zu

der alſo zugleich ſubordinirt und coordinirt, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinander geſetzt in Fichte's Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre, Leipzig, 1794). Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freylich nicht; aber daſs ſie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiſs; in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht bloſs unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daſs das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es, daſs die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaſse. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuſpricht, ſchlieſst man das andere davon aus, und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überſchritten werden kann

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreyen, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt

Was dieſen Weiben mißlungen war, hoffte Mercy jetzt um ſo mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiſerlich-bairiſchen Völker weit hinter ihm an der Lahne ſtanden, und erſt nach einem ſehr weiten Marſch durch Franken und die Oberpfalz in Baiern eintreffen konnten. Ungeſtört mag er ſich an die Donau, ſodann ein Korps Baiern bei Donauwerth, und paſſirte dieſen Strom, ſo wie den Lechfluß ohne Widerſtand. Aber durch die ſorgfältige Belagerung von Augsburg verſäumte er den Kaiſerlichen ſehr koſtbare Zeit, indem dieſe Stadt zu entſetzen, als ihn ſelbſt die Ankunft ſeiner Feinde zurücktrieben. Nachdem ſie ſich aber aufs Neue, um den Krieg von den bairiſchen Grenzen zu entfernen, gegen Schweden gewendet hatten, erhob er die Belagerung, den anderen gelaſſenen Korps zu paſſiren, den er zuvorkam den Kaiſerlichen ſelbſt vorſtreute. Und jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt vor ihm bei ſeinen Feinden und Schweden überſchwemmen es wie eine reißende Fluth, und der Einfall belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Plünderungen und Erpreſſungen für die überſtandenen Beſchwerden. Die Ankunft der kaiſerlich-bairiſchen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollzogen, erzeugte blos das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterſcheid pluderten.

Jetzt endlich — jetzt, in dieſem ganzen Kriege zum Erſtenmal, wandte der ſtandhafte Muth Maximilians, der acht und zwanzig Jahre lang bei den bitterſten Proben unerſchüttert geſtanden, Ferdinand der Zweite, ſein Geſchirr zu Jagdſtabe und der Freund ſeiner Jugend, von nicht mehr, mit dem Tode dieſes Freundes und Beſchützers war einer der ärgſten Stöße gegriffen. Die den Churhauſe Oeſterreich Feindſeligſte getroffen hatten. An dem Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gebunden: der Sohn war ſeinem Herzen fremd, und nur das Staatsintereſſe konnte ihn in der Liebe gegen dieſen Fürſten erwärmen.

Und dieſes Intereſſe war es, was die franzöſiſche Parthei jetzt wieder hob, um ihn von der öſterreichiſchen Allianz abzuziehen und zu Verletzung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Wirkung hatte Mazarin ſeiner Gebieterin gegen die wachſende Macht Schwedens Eiferſüchtigkeit eingeflößt, und den franzöſiſchen Völkern geſteuert, die Schweden nach Baiern zu begleiten. Baiern ſollte alle Sorgloſigkeit des Kriegs erleiden, keine eigene Noth und Verpflegung die Staatsherrſucht Maximilians beſchränken, und der Kaiſer den erſten und letzten ſeiner Alliirten werden. Dieſe Entfernung hatte unter ſeinem großen Gegenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ſie ergreifen müſſen. Den Spaniern unterſagte der franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem deutſchen. Dänemark hatte der Furcht mit Schweden von der Kriegsbühne abgetreten. Polen ein langer Einfall entwaffnet. Belang es auch noch den Churfürſten von Baiern von dem öſterreichiſchen Intereſſe loszureißen, ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verbündeten mehr, und ſtünde ſtand er da, der Willkühr der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und lieh ſein Ohr den Vorſchlägen, die abgingen. Aber man hatte den Churfürſten von Baiern die nachtheilige Meynung beigebracht, daß nur der Spanier dem Frieden entgegen ſtünden, und daß dieß ſpaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Einfall der Maſſen zu erklären; Maximilian aber haßte die Spanier, und hatte es ihnen nie vergeben, daß ſie ihm bei ſeiner Bewerbung um die pfälziſche Chur entgegen geweſen waren. Und dieſer feindſeligen Meynung zu gefallen ſollte er jetzt ſein Volk aufgeopfert, ſeine Lande verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet ſehen, da er ſich durch einen Einfall und alles Ungemach ſo reichen, ſo ſichern Theil für ſo geringe Erhebung entſchädigen, und durch dieſes Mittel gewiß den allgemeinen Frieden bei weitem beſchleunigen konnte? Jede Beſonnenheit verſchwand, und, von der Rachbegierigkeit blind geriſſen überſprang, glaubte er ſeinen Pflichten gegen den Kaiſer genug zu thun, wenn er auch über der Wichtigkeit des Waffenſtillſtandes ſtreitbar machte.

In dem verſammelten Haß der Deputirten bei den Kreiſen und Bairns, von der Donauwerther bei Schleſtand in Regensburg zu bringen. Und der Inſtruktionen der öſterreichiſchen Abgeordneten ergab ſich aber bald, daß der Kaiſer den Kongreß nicht beſchickt hatte, um die Anſtalten zu betreiben, ſondern vielmehr, um ſie vorzubringen zu machen. Eifrig darauf an, die Schweden, die im Vortheil waren, und von der Fortſetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillſtand zu gewinnen, nicht ihnen Anſtalten durch harte Bedingungen zu erſchweren. Alle waren zu der Sieger, und doch mußte der Kaiſer ſich an, ihnen Gehör verſchaffen. Auch ſetzte wenig, daß ihre Geſandten nicht im erſten Jahr den Kongreß verließen, und um ſo geringſchätzlicher, nachdem die Franzoſen zu Dorſtenzen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem ob dem guten Willen des Churfürſten von Baiern auf dieſe Weiſe aufgeklärt war, den Kaiſer mit den Einfällen einzuſchläfern, ſo hielt er ſich nunmehr für berechtigt, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Er theuert auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillſtand erkaufen ließ, ſo behielte er ſich doch nicht lange, denſelben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben aufzuſuchen, und war gewillet, die Franzoſen auf Baiern und auf die pfälziſchen Lande einzuladen. Wohl er an Schweden erklärt hatte, mußte den Alliirten gefallen werden, die ihm überflüſſig, was ſie von Baiern ihm hatten, wieder entlaſſen. In den Einfällen war auch Köln und Heſſenkaſſel eingeſchloſſen. Nach Verſicherung dieſer Vorſtadt, am 14ten May 1647, verließen die Franzoſen und Schweden Baiern, und wälzten ſich, um ihn ſicher nach im Wege zu ſtehen, ob Schweden Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, dieſe in Franken, in der Nähe des Bodenſees. In dem äußerſten öſterreichiſchen Ende hatte Lech und Schwaben ſchreckliche Spitze, trugte die öſterreichiſche Stadt Bregenz durch ihren engen und feſten Paß jedem feindlichen Anfall, und auf der ganzen umliegenden Gegend hatte man ſeine Augen und Perſonen in dieſe natürliche Feſtung geflüchtet. Die reiche Braut, die der ausſchließende Beſitzer hatte Churfürſt ſich, und der Bertrud, einem Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu verſperren, trotz den ſtarken bairiſchen Garnison, einen Angriff auf dieſe für unüberwindlich gehaltene Klauſe und die Stadt ſelbſt zu verſuchen. Beides gelang ihm. Bei Bildertanz der Lauteraue angedeutet, die, ſechshundert an der Zahl, den Paß zu vertheidigen ſtehen. Vorerſt hatte ſich Lauterau, der gewaltſamen Naturereignisſt gewichen, nach dem Württembergiſchen gewendet, wo er auf den Landgrafen von Darmſtadt und den Churfürſten von Mainz durch die Gewalt ſeiner Waffen drang, nach dem Beiſpiel Baierns die Neutralität zu ergreifen.

ſichern, iſt die Aufgabe der Kultur, die alſo beyden eine gleiche Gerechtigkeit ſchuldig iſt, und nicht blofs den vernünftigen Trieb gegen den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt: erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweytens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Ver-

man ſich gar leicht, das Materielle ſich blofs als Hinderniſs zu denken, und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bey dieſem Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie gar wohl liegen.

bindung ſetzt, gröſtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll, gröſtmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er auſser ſich. Seine Kultur wird alſo darin beſtehen: erſtlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität aufs höchſte zu treiben: zweytens dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben,

und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchſte zu treiben. Wo beyde Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freyheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniſs nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem erſten Fall wird er

nie Er ſelbſt, in dem zweyten wird er nie etwas Anders ſeyn; mithin eben darum in beyden Fällen keines von beyden, folglich — Null ſeyn *).

*) Der ſchlimme Einfluſs einer überwiegenden Senſualität auf unſer Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht ſo leicht, ob er gleich eben ſo häufig vorkommt und eben ſo wichtig iſt, der nachtheilige Einfluſs einer überwiegenden Rationalität auf unſre Erkenntniſs und auf unſer Betragen. Man erlaube mir daher aus der groſsen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anſchauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht ſetzen können.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum unſre Natur-Wiſſenſchaften ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologiſchen Urtheilen, bey denen ſich, ſobald ſie conſtitutiv gebraucht werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſchiebt. Die Natur mag unſre Organe noch ſo nachdrücklich und noch ſo vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr ſuchen, als was wir in ſie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, ſich gegen uns herein zu bewegen, ſondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen ſie heraus ſtreben. Kommt

Wird nehmlich der sinnliche Trieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetz-

5

alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, heel hen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bey so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beysammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unsrer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsre praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden, oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne, oder durch den Egoism unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter mit einander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zu-

geber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Ver-

ſammentreffen muſs. Wie können wir bey noch ſo lobenswürdigen Maximen billig, gütig und menſchlich gegen andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maſse unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bey aller Reglamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freylich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht dann auch gröſstentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blofs des äuſsern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freylich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze gewaffnet ſeyn, und die Menſchheit von auſſen wird ihm eben ſo wenig als

hältniſſe auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beydes Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine

die Menſchen von innen beykommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Miſsbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freylich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſre Hülfe auffodert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen andere ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen andre iſt der verächtlichſte Charakter.

unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heifst, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältnifs auf, ſelbſtſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Menſch nur Form iſt, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit einem Wort: nur inſofern er ſelbſtſtändig iſt, iſt Realität aufser ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beyde Triebe haben alſo Einſchränkung, und inſofern ſie als Energieen gedacht werden, Abſpannung nöthig; jener, dafs er ſich nicht ins Gebiet der Geſetzgebung, dieſer, dafs er ſich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene

Abſpannung des ſinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phyſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muſs eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäſsigt, und durch Beherrſchung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muſs dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Abſpannung des Formtriebs darf eben ſo wenig die Wirkung eines geiſtigen Unvermögens und einer Schlafſheit der Denk- oder Willenskräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muſs ihre rühmliche Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muſs mit ſiegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit

einem Wort: den Stofftrieb mufs die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit, oder die Natur, in ſeinen gehörigen Schranken halten.

Und jetzt endlich ſchien das große Ziel der franzöſiſchen Staatskunſt erreicht zu ſeyn; den Kaiſer, allen Beiſtands der Liga und ſeiner proteſtantiſchen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu ſtellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu bitten. Eine Armee von ſiegreich zuſammengeſchmolzenen war Alles, was ihm von ſeiner Furchtbarkeit übrig war, und über dieſe mußte er, weil der Krieg alle ſeine tüchtigen Generale dahin gerafft hatte, einem Kalviniſten, den heſſiſchen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber ſetzen. Aber wie dieſer Krieg unternommen die Herrſchenſten Gleichgewicht aufſtellte, und oft durch einen plötzlichen Zuſtandsfall alle Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden machte, ſo ſtrafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die faſt gefangene Macht Oeſterreichs erholte ſich noch einer kurzen Friſt aufs Neue zu einer furchtbaren Ueberlegenheit empor. Frankreich Eiferſucht gegen die Schweden erlaubte dieſer Krone nicht, den Kaiſer zu Grunde zu richten und die ſchwediſche Macht in Deutſchland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich ſelbſt gefahr verurſachen werden konnte. Oeſterreichs bedrängte Lage wurde daher von dem franzöſiſchen Miniſter mit Bedacht, die Armee des Törſtenſon von Wrangeln getrennt und an die niederländiſchen Grenzen gezogen. Zwar verfolgte Wrangel, nachdem er ſich von Schweden nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die bereits kaiſerliche Beſatzung unter ſeine Armee gedrückt hatte, ſie ſich ſelbſt in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüſſel zu dieſem Königreich. Von dieſer Feſtung ließ er ſich entreißen, und der Kaiſer ſtand ſchon in eigener Perſon bei derſelben ein. Aber ein weiter Umweg, den ſie nehmen mußte, um die Päſſe des Kriegsrathsobriſtlieutenant von Schlick nicht zu betreten, verſpätete ihren Marſch, und ehe ſie anlangte, war Eger ſchon verloren. Beide Armeen näherten ſich jetzt einander, und man erwartete mehr als Einmal eine entſcheidende Schlacht, da beide bei Mangel erhielt, die Kaiſerlichen die gehoffte Zufuhr ſich hatten, und beide Lager faſt Schlachtordnungen ob nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geſchieden waren. Aber die Kaiſerlichen begnügten ſich, den Feind zur Seite zu beiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und ſchlimme Märſche zu ermüden, bis die mit Baiern erhaltenen Waffenſtillſtand das gewünſchte Ziel erreicht haben würden.

Baierns Neutralität war eine Wunde, die der kaiſerliche Hof nicht verſchmerzen konnte, und nachdem man umſonſt verſucht hatte, ſie zu hindern, durch beſtätigen, den einzig möglichen Vortheil daraus zu ziehen. Mehrere Offiziere der bairiſchen Armee waren über dieſen Schritt ihres Herrn entrüſtet, der ſie auf einmal in Unthätigkeit verſetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Feſſel anlegte. Selbſt der tapfere Johann von Werth ſtand an der Spitze der Mißvergnügten, und, entfernte ſich von dem Kaiſer, entweder in das Komplott, die ganze Armee von dem Oberbefehl abwendig zu machen, und dem Kaiſer zuzuführen. Ferdinand ermahnte ihn, ſeine Verbitterung gegen den treuloſen Alliirten ſeines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er rief an die ehemaligen Bande ſeiner perſönlichen Anhänglichkeit erinnern, wenn er ſie erwarte, daß ſie Reichsarmeen ſtehen, die der Oberſtlieutenant von Fairſtenberg führen ſollte. Zum Glück entdeckte Maximilian das angeſponnene Komplott noch zeitig genug, um durch ſchnelle und gewaltſame Maßregeln der Ausbildung deſſelben zuvor zu kommen.

Der unwahrſcheinliche Gerücht des Kaiſers hatte ihn zu Repreſſalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu großer Staatsmann, um, wo der Vortheil allein ſprechen durfte, die Leidenſchaft zu hören. Er hatte von dem Waffenſtillſtand die Vortheile nicht getrennt, die er ſich davon verſprochen hatte. Weit entfernt, ja der Beſitznahme des allgemeinen Friedens bei zutragen, hatte dieſer einzelne Stillſtand vielmehr den Negociationen zu Münſter und Osnabrück eine ſchädliche Wendung gegeben, und die Alliirten in ihren Forderungen dreiſter gemacht. Die Franzoſen und Schweden waren mit Baiern entzweit worden; aber durch den Verluſt der Quartiere im ſchwäbiſchen Kreiſe ſah er ſich nun ſelbſt dahin getrieben, mit ſeinen Truppen ſein eigenes Land aufzuſuchen. Wenn er ſich nicht entſchließen wollte, ſie ganz und gar abzudanken, und in dieſer Zeit des Zaudernds unbeſonnen Schwert und Schild wegzuwerfen. Er er ſind darüber beſchwert geworden. Die Franzoſen und Schweden waren und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10431/038

Vierzehnter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechsel-Wirkung zwischen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, dass der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniss beyder Triebe ist zwar bloss eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stande ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner „Realität nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben;

„vielmehr ſoll er das abſolute Seyn durch „ein beſtimmtes, und das beſtimmte Seyn „durch ein unendliches ſuchen. Er ſoll „ſich eine Welt gegenüber ſtellen, weil „er Perſon iſt, und ſoll Perſon ſeyn, „weil ihm eine Welt gegenüber ſteht. „Er ſoll empfinden, weil er ſich bewuſst „iſt, und ſoll ſich bewuſst ſeyn, weil „er empfindet". — Daſs er dieſer Idee wirklich gemäſs, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſo lange er nur Einen dieſer beyden Triebe ausſchlieſsend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn ſo lange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſo lange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimniſs. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er ſich zugleich ſeiner Freyheit bewuſst würde, und ſein Daſeyn empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte, und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen,

und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daſs Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſeyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der ſinnliche Trieb will, daſs Veränderung ſey, daſs die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daſs die Zeit aufgehoben, daſs keine Veränderung ſey. Derjenige Trieb alſo, in welchem beyde verbunden wirken, (es ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung gerechtfer-

fertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der ſinnliche Trieb will beſtimmt werden, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der ſinnliche Trieb ſchlieſst aus ſeinem Subjekt alle Selbſtthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb ſchlieſst aus dem ſeinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchlieſsung der Freyheit iſt aber phyſiſche, Ausſchlieſsung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze

der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſchen, ſowohl phyſiſch als moraliſch, in Freyheit ſetzen. Wenn wir jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſrer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unſre Neigung intereſſirt und unſre Achtung ſich erworben, ſo verſchwindet ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unſrer Neigung und mit unſrer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der ſinnliche Trieb phyſiſch, und der Formtrieb moraliſch

nöthigt, ſo läſst jener unſre formale, dieſer unſre materiale Beſchaffenheit zufällig; das heiſst, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſrer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unſre formale und unſre materiale Beſchaffenheit, zugleich unſre Vollkommenheit und unſre Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maſse als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluſs nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maſse, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.

Funfzehnter Brief.

Immer näher komme ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Laſſen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freyerer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntere Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heiſst Leben, in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heiſst Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faſst. Der Gegenſtand

des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo **lebende Geſtalt** heiſsen können; ein Begriff, der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung **Schönheit** nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloſs in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daſs ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. Solange wir über ſeine Geſtalt bloſs denken, iſt ſie leblos, bloſse Abſtraktion; ſolange wir ſein Leben bloſs fühlen, iſt es geſtaltlos, bloſse Impreſ-

ſion. Nur indem ſeine Form in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dieſs wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daſs wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daſs man jene Vereinigung ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem endlichen und unendlichen, unerforſchlich bleibt. Die Vernunft ſtellt aus tranſcendentalen Gründen die Foderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Stofftrieb, das heiſst, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muſs dieſe Foderung aufſtellen, weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung

ihn antrieb, Heſſen zum Schauplatz ſeiner Verwüſtung zu erwählen, ſo verſtehet es dieß Land auf das Schrecklichſte. Heſſen allein unter ſeiner Geſellſchaft, und das Elend dieſes ſo hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeußerſte getrieben. Aber daß dieß ſeine Abſicht geweſen, daß ihm bei der Wahl der Quartiere die Rachgier ſtatt der Klugheit gerathen hatte. In dem verarmten Heſſen brachte der äußerſte Mangel die Armee, während daß Wrangel in Ehrenbreitſtein friſche Kräfte ſammelte, und ſeine Regimenter bereiten machte. Mit zu ſammen, ſeine ſämtlichen Quartiere zu behaupten, als der ſchwediſche General im Winter des 1638ſten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Heſſen anrückte, mußte er mit Schanzen entweichen, und an den Ufern der Donau ſeine Rettung ſuchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs Neue getäuſcht, und die Armee des Herzogs, eher Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinſtrom gerade gehalten. Der ſchwediſche Herr führete daher ſich beinahe gerade, daß er die weimariſche Armee an ſich zog, die dem franzöſiſchen Dienſt entſagte, durch eben dieſen Schritt aber der Gunſt Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Herzog die Erlaubniß, zu den Schweden zu ſtoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in dieſem Kriege eröffnet. Die tiefen Melanchoen ob an die Donau vor ſich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiſerlichen belagert war, und ſchlugen jenſeits der Donau das kaiſerlich-baieriſche Heer, das bei Jakobsthanſen ſich ihnen entgegen ſtellte. Melander erhielt in dieſer Aktion eine tödtliche Wunde, und der baieriſche General von Gronsfeld perſonte ſich mit den übrigen Armee jenſeits des Lechſtroms, um Baiern vor einem feindlichen Einbruche zu ſichern.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben dieſem Orten für Baierns Rettung ſein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Turenne wußten dieſelbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Guſtav Adolphs berühmt war, und verſchanzten ſich mit Hülfe beſſerer Vortheils, welcher jenen begünſtigt hatte. Jetzt wurde Baiern aufs Neue überſchwemmt, und der Bund des Entſetzens durch die grauſamſte Behandlung des baieriſchen Unterthans gerächet. Maximilian retirete ſich in Salzburg, indem die Schweden über die Iſer gingen, und ließ an den Inn verſtärken. Ein unbeſtimmter ſtarker Regen, der dieſen mit ſehr beträchtlichem Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, ertrete Oeſterreich zum zweitenmal aus der bedrängten Gefahr. Zeitmaß verließen der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu ſchlagen, und jenſeits vermochte ſie der Strom. Aber im ganzen Reiche war bei Schweden der Katholiſchen je gut geweſen als jetzt, da die Feinde mitten in Baiern ſtanden, und ſein General mehr vermochten war, den man einem Turenne, Wrangel und Königsmark gegenüber ſtellen durfte.

Endlich erſchien der tapfere Herr Piccolomini aus den Niederlanden, den ſchwachen Reſt der kaiſerlichen Armee anzuführen. Die Kaiſerlichen hatten durch ihre Verwüſtungen in Baiern ſich ſelbſt den längern Aufenthalt in dieſem Lande erſchwert, und der Mangel nöthigte ſie, ihren Abzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspoſt einer Thätigkeit zwang.

Mit ſeinem fliegenden Korps hatte ſich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernſt Odowalsky, ein abgedankter Rittmeiſter, der im tiefſten Dürftig zum Krüppel geſchoſſen, und dann ohne Genugthuung verabſchiedet ward, ihm einen Plan machte, die reiche Stadt von Prag zu überrumpeln. Königsmark verſtärkte ihn geſchwind, und erwarb ſich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beſchließen zu helfen. Nicht mehr als einen Tagen trennte den Schweden dieſer entſcheidende Streich, der endlich die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegte. Die Hauptſtadt aber, Prags goldene Hälfte, die durch die Moldau getrennt war, ermüdete durch ihren tapfern Widerſtand auch den Philipptreu, Karl Gustav, den Thronfolger der Chriſtina, der mit friſchen Völkern auf Schweden angelangt war, und die ganze ſämmtliche Macht auf Böhmen und Bayern vor ihren Mauern verſammelte. Der einbrechende Winter nöthigte endlich die Belagerer zu den Winterquartieren, und in dieſen erwuchſe für die Botſchaft des zu Osnabrück und Münſter am vier und zwanzigſten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Dorfwerk es war, dieſen unter dem Namen des weſtphäliſchen berühmten, worin beſtanden und dringend Frieden zu ſtoßen, welche mannichfach ſcheinende Hinderniſſe zu beſeitigen, welche ſeltſame Intereſſen zu vereinigen waren, welche Reihe von Jahren zuſammen wirken mußte, dieſes mühſame, theurer und denkwürdige Werk der Staatskunſt zu Stande zu bringen, was es koſtete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es koſtete, die ſelben erhalten waren den wechſelnden Spielen des immer fortgeſetzten Kriegs im Gange zu erhalten, was es koſtete, dem wirklich verſchieden das Siegel aufzudrücken, und den feierlich verſtändigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen, und endlich der Inhalt dieſes Friedens war, was durch beſtändige Anſtrengungen und Leiden von jenem einzelnen Klugheit gewonnen oder verloren worden iſt, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäiſche Geſellſchaft im Großen und im Ganzen daraus mag gezogen haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. Es ein großes Ganze der Kriegsgeſchichte war, ſo ein großes und eigenes Ganze iſt auch die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Ein Werk davon wäre das intereſſanteſte und ſonderbarſte Werk der menſchlichen Weisheit und Leidenſchaft zum Streit entſtehen, und die große dankbare Nachwelt, welche für die Kulturentſtehung dieſes ſo Publikums ſchuldig ſtehen, (ihr daß ich ſchriebe, und vor dem ich hier Abſchied nehme.

und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchlieſsende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läſst, und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtiren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber eine Schönheit ſeyn kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchlieſsend Materie, noch iſt er ausſchlieſsend Geiſt. Die Schönheit, als Conſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchlieſsend bloſses Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden

iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchlieſsend bloſse Geſtalt ſeyn, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophirenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfniſs der Kunſt leiten lieſsen, geurtheilt worden iſt *): ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beyder Triebe, das heiſst, des Spieltriebs. Dieſe Nahmen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder ſubjektiv noch objektiv zufällig iſt, und

*) Zum bloſsen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen Phil. Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloſsen Geſtalt macht ſie, ſoweit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntniſs ablegte: unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Mahlerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in dieſem Stück die Kritiſche Philoſophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

doch weder äuſserlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth bey Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfniſs befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beyden theilt, dem Zwange ſowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofstrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren Foderungen ernſt, weil der eine ſich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſo wie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht: eben ſo nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, ſobald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendigkeit, begegnet, und

Aber was heiſst denn ein blofses Spiel, nachdem wir wiſſen, dafs unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt, aber mit der Schönheit ſpielt er. Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches

die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nehmlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edlern Wechſelſtreit der Talente ergötzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines libyſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen *). Nun

*) Wenn man (um bey der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem che-

ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll nicht bloſses Leben und nicht bloſse Geſtalt, ſondern lebende Geſtalt, das iſt, Schönheit ſeyn; indem ſie ja dem Menſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität und der abſoluten Realität diktirt. Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt. Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht pa-

maligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Theatazen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Corſo in Rom gegen einander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegeneinander zu nüanciren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feinern Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

radox erſcheint, wird eine groſse und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der äſthetiſchen Kunſt und der noch ſchwierigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daſs ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet lieſsen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirne der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die ewig zufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müſsiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Looſe des Götterſtandes: ein bloſs menſchlicherer

Nahme für das freyeſte und erhabenſte Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze, als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaſste, und aus der Einheit jener beyden Nothwendigkeiten ging ihnen erſt die wahre Freyheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beyde unkenntlich, weil ſie beyde in dem innigſten Bund zu verknüpfen wuſsten. Es iſt weder Anmuth noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beyden, weil es beydes zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſre Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſre Liebe; aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelöſt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnt

die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeit des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöſse, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Nahmen hat.

Kleinere Schriften vermischten Inhalts.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Eine akademische Antrittsrede. *)

Erfreund und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine d. H. H., an dieser Stelle künftig ein Feld zu durchwandern, das den denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Menschen so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem edlen Unterhaltung so reiche Quellen des edelsten Vergnügens darbietet — daß gerade weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Antritt so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter entsteht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen. Laß mich aber auch die Grenze und Wichtigkeit derselben in einem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht vermindere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser gastfreundlichen Epoche seiner Wirksamkeit empfängt, und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit erregen soll, nicht hat zu erwecken, zu Irrung und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meynung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Verbesserung, begleitet sie ihn; von Ahrn, sagt er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft fordern. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verbindet sie irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt anwendet — sich als Menschen anzubilden — und zu dem Menschen eben selbst die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig seyn, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen auszuverstehen. Eine vorläufige Verständigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, mußte eine akademische Verbindung zu erkennen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die wichtigste Seite der Wissenschaft hinzuweisen.

Anderer ist der Studierplan, den sich der Brodgelehrte, anderer derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine reinliche Nahrung sich zu verschaffen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn seine wichtigste Angelegenheit darin finden, all die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist veredlen, auf das Sorgfältigste auszuscheiden. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie verzeihen. Seinen ganzen Fleiß wird er noch den Forderungen zuwenden, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich Alles gemacht hat, diese Anstalt mit zu stützen. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Lehrstühle — denn wozu noch weitere sie benützen? Seine größere Angelegenheit ist jetzt, die zusammengeschlagene Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zumindet, über die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie verbreitet die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben dieser Theil seiner Diener, der durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angeschnbet wird, macht ihre Dürftigkeit schaudern; sie suchen mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn stehen. Darum sind unversöhnlicher Feind, kein ordentlicher Amtsgehülfe, kein verketzertwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn befriedigen, desto größere Vergeltung heischt er von Außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur Einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Unbank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei seinem Gebanntenschleifen sagt er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Sagt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungsluft, in Pfründengunst verwandelt.

*) Anmerkung des Herausgebers. Mit dieser Rede eröffnete der Verfasser seine akademischen Vorlesungen in Jena. Er erschien damit im deutschen Merkur 1789, im November.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwey entgegengeſetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengeſetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſt vollkommenſten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu ſuchen ſeyn. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchſte, was die Erfahrung leiſtet, wird in einer Schwankung zwiſchen beyden Principien beſtehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend iſt. Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine dop-

pelte ſeyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art nehmlich dieſſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läſst es ſich aus dem Zuſammenhange des bisherigen mit ſtrenger Nothwendigkeit folgern, daſs von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſey: eine auflöſende, um ſowohl den ſinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anſpannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beyden Wirkungsarten der Schönheit ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch daſs ſie beyde Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch daſs ſie beyde Naturen gleichförmig auflöſt. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beyde Theile einander zugleich nothwendig be-

dingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden *wird*, das *iſt* in dem Schönen der Erfahrung der Exiſtenz nach verſchieden. Das Idealſchöne, obgleich untheilbar und einfach zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung *giebt es* eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſirt werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird bloſs *Tugenden* üben, bloſs

Wahrheiten faſſen, bloſs glückſelige Tage genieſsen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniſs, an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im phyſiſchen als moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daſs der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daſs auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt,

die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daſs die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Groſse der Vorſtellung mit dem Giganteſken und Abentheuerlichen, und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daſs mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daſs auch der Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit,

Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit grenzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniſs, denn von Gröſse und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniſs, denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortet ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluſs des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Kultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erin-

nert, daſs es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit giebt, und daſs beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniſs der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beyde Theile werden alſo wahrſcheinlich Recht behalten, wenn ſie nur erſt mit einander verſtändigt ſind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Unterſuchungen den Weg, den die Natur in äſthetiſcher Hinſicht mit dem Menſchen einſchlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derſelben erheben. Ich werde die Wirkungen der ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen, und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten

prüfen, um zuletzt beyde entgegen gesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwey entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehn.

Siebenzehnter Brief.

So lange es bloſs darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menſchlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Weſen derſelben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich ſind. Unbekümmert um die zufälligen Einſchränkungen, die ſie in der wirklichen Erſcheinung erleiden möchte, ſchöpften wir den Begriff derſelben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menſchheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber ſteigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menſchen in einem beſtimmten Zuſtand, mithin unter Einſchränkungen anzutreffen,

die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freyheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehret uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwey entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nehmlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines

Verlangendwerther Mensch, der mit dem ächtern aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und anbietet, als der Tagelöhner mit dem Sackschleppen! der im Reiche der vollkommnern Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch verlangendwerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich sicherer Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verleitet wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dürftiger Schmetterlings-Genauigkeit zu sammeln. Bald weich seine Berufswissenschaft als ein Erdwurm ihm auseinander; Bücherwürmer werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag. Sein Geist wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Brustbild erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er steht seinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zweckmäßigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den freien Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die beste Einsicht, nur der gradeste Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Den Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm deutlicher, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Gesetzgeber herstellen zu seyn, und den entdeckten Mangel auf heuerer Stelle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Heilsschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, der streift sie seiner, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wichtig herzustellen — hervorstellen, sage ich, denn nur der absonderliche Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greift, und sein regte Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Befriedigten nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauen. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht stürzen sie eine Thür, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder sperrt den letzten noch fehlenden Stein an sein Thorgebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gebäudeerscheinung, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn sein Ehrgeiz von Außen sein Thorgebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Vervollkommnung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbarmherzig auseinander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen scheitet der philosophische Geist zu höhern Vorstellungsarten fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das aufgethürmte Einerlei seiner Schultergröße bötet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Viel, weil um ihn geschrieben und gedacht wird, im Sinn Organismus zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gibt eine innige Gemeinschaft aller Glieder des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzehret sich gegen alle seine Nachbarn, denen er nothdürftig Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die kümmerliche Schranke, die ihn nur sammt gegen die hereinbrechende Dunkelheit vertheidigt. — Im Alten, was der Brodgelehrte unterwühlt, muß er Arg und Aufmunterung von Außen her bergen; der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Triebe selbst, Arg und Belebung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel treuer, belohnter wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Freude sich durch die Arbeit verjüngt! Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner sorgfältigen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in den Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Object seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonischen wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle beiden Kräfte einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sey, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie gewissen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Wollen Sie letzteres allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bessern, sich dem Ersten möglich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihre Verschiedenheit ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er entgangen ist. Eine weite Hand scheint uns diese reichen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von hier Entdeckung einer ähnlichen Anwendung auf uns

Weſens ſtört, oder die Einheit ſeiner Natur ſich auf die gleichförmige Erſchlaffung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte gründet. Beyde entgegengeſetzte Schranken werden, wie nun bewieſen werden ſoll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt, und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäſs, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faſten; nur daſs ſie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er

von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen, ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannigfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem groſsen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, daſs es der Menſch iſt, der die Unvollkommenheiten ſeines Individuums auf ſie überträgt, der durch ſeine ſubjective Begränzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht, und ihr abſolutes Ideal auf zwey eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey für ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausſchlieſſende Herrſchaft eines ſeiner beyden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beyden Naturen. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöſt und in Freyheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöſt und in Freyheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwey verſchiednen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich, als ruhige Form, das wilde Leben beſänftigen, und von Empfindungen zu Gedan-

ken den Uebergang bahnen; ſie wird zweytens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten, den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweyten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beyden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beyden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloſse abgezogene Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Urſprung derſelben in dem menſchlichen Gemüth zu erforſchen ſuchen. Entſchlieſsen Sie Sich alſo noch zu ei-

nem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen, und mit deſto ſichererm Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, dafs es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und dafs uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der gröfste Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und

und ſchlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun dieſen Widerſpruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengeſetzten Zuſtände des Empfindens und des Denkens, und doch giebt es ſchlechterdings kein Mittleres zwiſchen beyden. Jenes iſt durch Erfahrung, dieſes iſt unmittelbar durch Vernunft gewiſs.

Dieſs iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen, ſo haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

Es kommt aber hiebey auf zwey höchſt verſchiedene Operationen an, welche bey dieſer Unterſuchung einander nothwendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit, heiſst es, verknüpft zwey Zuſtände mit einander, die einander entgegengeſetzt ſind, und niemals

Eins werden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſſen wir ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen, ſo daſs beyde Zuſtände ſich auf das beſtimmteſte ſcheiden; ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heiſst es: jene zwey entgegengeſetzten Zuſtände verbindet die Schönheit, und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beyde Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweytes Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daſs beyde Zuſtände in einem Dritten gänzlich verſchwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrſchen, haben keinen andern Urſprung,

als daſs man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfieng, oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bey der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil ſie in dem Total des ſinnlichen Eindrucks nichts einzelnes unterſcheiden. Die andern, welche den Verſtand ausſchlieſsend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas anders als die Theile ſehen, und Geiſt und Materie auch in ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden bleiben. Die erſten fürchten, die Schönheit dynamiſch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, was im Gefühl doch verbunden iſt; die andern fürchten, die Schönheit logiſch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn ſie zuſammenfaſſen ſol-

len, was im Verſtand doch geſchieden iſt. Jene wollen die Schönheit auch eben ſo denken, wie ſie wirkt; dieſe wollen ſie eben ſo wirken laſſen, wie ſie gedacht wird. Beyde müſſen alſo die Wahrheit verfehlen, jene, weil ſie es mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach ihren Denkgeſetzen einſchränken wollen. Die erſten fürchten, durch eine zu ſtrenge Zergliederung, der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Beſtimmtheit ihres Begriffs zu zerſtören. Jene bedenken aber nicht, daſs die Freyheit, in welche ſie mit allem Recht das Weſen der Schönheit ſetzen, nicht Geſetzloſigkeit, ſondern Harmonie von Geſetzen, nicht Willkührlichkeit, ſondern höchſte innere Nothwendigkeit iſt; dieſe bedenken nicht, daſs die Beſtimmtheit, welche ſie mit gleichem Recht von der Schönheit fodern, nicht in der Ausſchlieſſung gewiſſer Realitäten, ſondern

ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Wilden von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verhältnißmäßiger an. Wie finden jene hoch ſchon alle Völker, als gebildete Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche tangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; dort konnte die ſchlafloſe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſt halten, die ſie durch täglich wiederholte; forgloß ſah man den Wilden das Leben hingehen, wenigſtens ſo lange faſtet, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder eſſen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Andere, die mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten von Knechtſchaft und Despotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Despoten Aſiens ſeine Unterthanen für einen Tagtaut Branntwein verhandeln; hier wurden ſie auf ſeinen Befehl abgeſchlachtet, ihm zu der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem tückiſchen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dumuheit und Aberglauben niederdrangen, ſo elend iſt er hier durch das andere Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſche aufgeſchreckt, trotz der Wuthe ſein ſchweres Ohr in die Wälder; Feind heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungewiß geht er ſich ſelbſt Rechenſchaft! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer ſanden und Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Laube Früchte gegeben. Jahre und Jahrzeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients ſo ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und den Schmerer trug, hat er Aſien in Europa anerſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl anſtrahl, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Athens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier ſind wir den Menſchen in ſeinen Erwerbes fleißigem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, den ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Contrat in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getheilt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt bedarf ihm das geometriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt forbert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns ſtählt er ſeine Sehnen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das ungeſtörte Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht aufzulegen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkühr geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vermögen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die verviefältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume anthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligen Egoismus abſonderten. Die denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltumgreifendes Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galiläi und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſteigen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmälig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Vertilgung iſt geſchehen, daß die Geſetze ungrauſam ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen plagt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Mahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingeſchlungen. Getrieben des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht vertilgen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit bot der Verſtand des Menſchen auch dieſen barbariſchen Reſtlaß der Altern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſcheblich, ja wie nützlich hat er oft gewacht, was er nun zuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf den rohen Grunde der Lehns-Anarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und ſittlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperiums, das ſich beſtritt der Ypenmien erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſprechendſtes Urbild im alten Rom — denn es hält ein mächtiges Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen; jenes

in der absoluten Einſchlieſsung aller beſteht, daſs ſie alſo nicht Begränzung, ſondern Unendlichkeit iſt. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde geſcheitert ſind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit ſich vor dem Verſtande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen äſthetiſchen Einheit erheben, durch die ſie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beyden Zuſtände gänzlich verſchwinden *).

*) Einem aufmerkſamen Leſer wird ſich bey der hier angeſtellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daſs die ſenſualen Aeſthetiker, welche das Zeugniſs der Empfindung mehr als das Raiſonnement gelten laſſen, ſich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen, als ihre Gegner, obgleich ſie der Einſicht nach es nicht mit dieſen aufnehmen können; und dieſes Verhältniſs findet man überall zwiſchen der Natur und der Wiſſenſchaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verſtand ſcheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher iſt der Menſch, ehe er anfängt zu philoſophiren, der Wahrheit näher als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem

für irrig erklären, ſobald daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduction nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erſtern mag man jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will.

Neunzehnter Brief.

Es laſſen ſich in dem Menſchen überhaupt zwey verſchiedene Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmbarkeit, und eben ſo viele Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vor aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Gränzen. Das Endloſe des Raumes und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegeben, und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausgeſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.

Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehen. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloſsen Beſtimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Gränze, da es, als bloſses Vermögen, unbegränzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum **begränzen**; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze **theilen**. Wir gelangen alſo nur durch Schranken zur Realität, nur durch **Negation** oder Ausſchlieſsung zur **Poſition** oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unſrer freyen Beſtimmbarkeit zur Beſtimmung.

Aber aus einer bloſsen Ausſchlieſ-

ſung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloſsen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorſtellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeſchloſſen wird, wenn nicht durch eine abſolute Thathandlung des Geiſtes die Negation auf etwas poſitives bezogen, und aus Nichtſetzung Entgegenſetzung würde; dieſe Handlung des Gemüths heiſst urtheilen oder denken, und das Reſultat derſelben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort beſtimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den abſoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort beſtimmen. Eben ſo mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorſtellung des Augenblicks haben. Wir gelangen alſo freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Gränze zum Unbegränzten; aber wir gelangen

auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegränzte zur Gränze.

Wenn nun alſo von dem Schönen behauptet wird, daſs es dem Menſchen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, ſo iſt dieſs keineswegs ſo zu verſtehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; dieſe Kluft iſt unendlich, und ohne Dazwiſchenkunft eines neuen und ſelbſtſtändigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke iſt die unmittelbare Handlung dieſes abſoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaſst werden muſs, ſich zu äuſsern, in ſeiner Aeuſserung ſelbſt aber ſo wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daſs es ſich vielmehr nur durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe verkündiget. Die Selbſtſtändigkeit, mit der es handelt, ſchlieſst je-

de fremde Einwirkung aus, und nicht in ſo fern ſie beym Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerſpruch enthält) blofs in ſo fern ſie den Denkkräften Freyheit verſchafft, ihren eigenen Geſetzen gemäſs ſich zu äufsern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menſchen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Geſetzen, von einem beſchränkten zu einem abſoluten Daſeyn zu führen.

Dieſs aber ſetzt voraus, dafs die Freyheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines ſelbſtſtändigen Vermögens zu ſtreiten ſcheint. Ein Vermögen nehmlich, welches von aufsen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heifst die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths poſitiv unterdrücken zu können.

Zwar ſtellt die Erfahrung Beyſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maſs unterdrückt erſcheinen, als die ſinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muſs man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geiſtes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als in ſofern der Geiſt frey unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt, und die Selbſtſtändigkeit des Gemüths nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus ſich ſelbſt zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt getheilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daſs wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, nur inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder nach dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne welche er den erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In wiefern in demſelben Weſen zwey ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammen beſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den Metaphyſiker, aber nicht den Tranſcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer giebt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben ſo wenig ohne jene Ent-

gegenſetzung im Gemüthe als ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre, ſo ſtellt er beyde Begriffe mit vollkommner Befugniſs als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Dieſe Inwohnung zweyer Grundtriebe widerſpricht übrigens auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Geiſtes, ſobald man nur von beyden Trieben ihn ſelbſt unterſcheidet. Beyde Triebe exiſtiren und wirken zwar in ihm, aber Er ſelbſt iſt weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſſen, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſes der Vernunft widerſpricht, ihn blos für paſſiv erklären, nicht immer bedacht zu haben ſcheinen.

Jeder dieſer beyden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er zur Entwicklung gekommen, ſeiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil bey-

brückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer Barbarischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die unreinen Hände, durch welche sie auf Nachkommen übertragen worden — war kaum in den verderblichen Einfluß der besseren Philosophie zu retten. Unsere Leitsterne und Loose mußten sich an das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Raphael und Correggio um die heilige Schrift.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verflochten! Wie viel bauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vermeint durch die scharfsinnigsten Verträge verschränt! Den Frieden bietet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstsucht eines Staats zeigt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerstreuen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen! Alle diese Fertigkeiten, Kunstwerke, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm hervorgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese hervor? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom angesiedelten Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinanstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

Es unermeßlich ungleich zeigt sich und das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannichfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsternis und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Gesittigkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei in der Theorie, und der strengsten Freiheit sein eigener Sclave; hier unbezwinglich zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstklüften und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel trostlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe trostlos und elend. Wohlthätend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an den Ufern unbenutzten Paradieses. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfnis, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unversöhnlich gestritten! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von America, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erbeizt in Italien und Deutschland so viele Throne, und sieht in Frankreich alle, bis auf einen verschwunden? — Die Universalgeschichte löst diese Fragen.

Selbst hat wir uns in diesem Augenblicke hier zusammen funden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen übergerischen Vortheilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammen funden, ist das Resultat vielleicht alter vorhergegangenen Weltgebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nöthig seyn, dieses einzige Moment zu erklären; da wir uns als Christen zusammenfanden, mußte diese Religion, durch mehrfache Revolutionen vorbereitet, auf den Jahrsthron hervorgehen, mußte sie den römischen Staat gewaltig sinken, als sie ihn fand, um sich mit schnellem Siegeslauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besiegen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine waffenlosen Religionsträumer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus vorbereitet und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen, und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Grenel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das übertaubte Menschengefühl sich erwachte, und der geistlichen Despotismus schreiendes Standbat einen unerschrockenen Gegenklammerdruck auffordern konnte, bis Zeiten zum Ausfall zu geben, und dem Despotismus Verwerfen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dieß geschehen sollte, so mußten die Waffen unserer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Gustav Adolph mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, ihre Fleiß über Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Rechtsstab aus den Händen ringen, und durch eine tritgerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Kaufmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schutzer unserer ganzen Kultur, einen dauerhaften Sitz für die Menschheit herumrissen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entreißen — Europa sich seines gefährlichen Uebergewichts in Asien Grenzen entladen, und der tropfe Erdenadel in einem mörderischen Faustrecht, Abmergungen und heiligen Fahrten seinen Ernstrungsgeist ausbluten — wenn das verwerene Chaos sich sondern, und die Elemente Material eines Staats in dem gegenseiten Gleichgewicht ruhen sollten, worein uns're jetzige Mode der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, wenn geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihrem wohlthätigen Verschlagen aufs Neue hervorsprossen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unter Verfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müssiggang der Mönche mußte sie das Böse, das ihre Verderblichkeit schuf, von Ferne ein Orkan zuberreten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerstörten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. Angriechischen und römischen Mustern mußte der niedergebeugte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Neu-

de nothwendig und beyde doch nach entgegengeſetzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthigung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwiſchen beyden. Der Wille iſt es alſo, der ſich gegen beyde Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann ſich für ſich ſelbſt, als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den poſitivſten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteſte Verſuchung zum Genuſs der Starkmüthige nicht zum Bruch ſeiner Grundſätze gebracht. Es giebt in dem Menſchen keine andere Macht, als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewuſstſeyns, kann die innere Freyheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit aufser uns beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſeyn

in der Zeit vermittelſt der Sinnenempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkührlich und ſo wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Eben ſo eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unſre Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewuſtſeyn kann von dem Willen, der es vorausſetzt, nicht abhängen. Dieſe urſprüngliche Verkündigung der Perſönlichkeit iſt nicht unſer Verdienſt, und der Mangel derſelben nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewuſt iſt, wird Vernunft, das heiſst, abſolute Conſequenz und Univerſalität des Bewuſtſeyns gefodert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphyſiker ſich die Schranken erklären kann, die der freye und ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der Phyſiker die Unendlichkeit, die ſich auf Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder

der Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis an der Quelle zurück, aus der unſre Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fliefsen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter, und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, das Selbſtbewufstſeyn iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit deſſelben iſt das Geſetz der Einheit für alles, was für den Menſchen iſt, und für alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne dafs man zu ſagen wüſste, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewufstſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beyder Urſprung liegt eben ſowohl jenſeit unſeres Willens, als er jenſeit unſeres Erkenntnifskreiſes liegt.

Sind aber beyde wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten Existenz, hat er durch das Selbstbewusstseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beyden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nehmlich zwey entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freyheit den Ursprung *).

*) Um aller Misdeutung vorzubeugen, bemerke ich, dafs, ſo oft hier von Freyheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch dafs der Menſch überhaupt vernünftig handelt, beweiſt er eine Freyheit der erſten Art, dadurch, dafs er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweiſt er eine Freyheit der zweyten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſtern erklären.

Zwanzigſter Brief.

Daſs auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergiebt ſich ſchon aus ihrem bloſsen Begriff; daſs aber die Freyheit ſelbſt eine Wirkung der Natur (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen) kein Werk des Menſchen ſey, daſs ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt, und ſeine beyden Grundtriebe ſich entwikkelt haben; ſie muſs alſo fehlen, ſo lang er unvollſtändig und einer von beyden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muſs durch alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgiebt, wieder hergeſtellt werden können.

Nun läſst ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen,

in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beyden Trieben ausſchlieſsend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daſs er anfängt mit bloſsem Leben, um zu endigen mit Form; daſs er früher Individuum als Perſon iſt, daſs er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewuſstſeyn vorhergeht, und in dieſer Priorität des ſinnlichen Triebes finden wir den Aufſchluſs zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freyheit.

Denn es giebt nur einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtand des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergehen ſoll, ſoll ge-

rade umgekehrt die Vernunft eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muſs alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daſs etwas anfange, was noch nicht war; es muſs zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muſs einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengeſetzte eintreten kann. Er muſs alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer aktiven zu vertauſchen, augenblicklich von aller Beſtimmung frey ſeyn, und einen Zuſtand der bloſsen Beſtimmbarkeit durchlaufen. Mithin muſs er, auf gewiſſe Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloſsen Beſtimmungloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Ein-

druck machte. Jener Zuſtand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungsloſigkeit, und eine gleich unbegrenzte Beſtimmbarkeit mit dem gröſstmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtand etwas poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muſs alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muſs ſie, inſofern ſie Begränzung iſt, aufgehoben werden, weil eine unbegränzte Beſtimmbarkeit ſtatt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des Zuſtandes zugleich zu vernichten und beyzubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich iſt, daſs man ihr eine andere entgegenſetzt. Die Schalen einer Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen aber auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum Gedanken durch eine

mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, eben deswegen aber ihre beſtimmende Gewalt gegenſeitig aufheben, und durch eine Entgegenſetzung eine Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freye Stimmung zu heiſsen, und wenn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den phyſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber den logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muſs man dieſen Zuſtand der realen und aktiven Beſtimmbarkeit den äſthetiſchen heiſsen *).

*) Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemiſsbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen; das iſt ihre phyſiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Ver-

stenthümern sich verbinden sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zusammentreffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichen Verrichtungen des bürgerlichen Lebens thunen wir es nicht vermeiden, die Schalheit vergangener Jahrhunderte zu werden; die unglückseligen Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Weltbreite zu unserem Tuxus. Die Kleider, die wir tragen, die Währe an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigen Heilmittel, und eben so viele neue Verlegne unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Africa umschiffte?

Es giebt sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wir Ursache und Wirkung in einander greifen, Ganz und vollzählig übersehen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch sein Zeichen fest gehalten worden. Dahin gehören alle, bei dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschiedene Dinge aufzubewahren und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Medium ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition aber ist allzeitige Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Der Weltton der größere Theil ist mit den Aufstellern, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand, und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkenntlich gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträtheln; welchen Glauben thunen wir zu Nationen und Zeiten mitreingen. Die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen diesen Verlusten zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. Was und wie viel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetztlebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Der Weltgeschichte geht also von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenstrebt. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und immer den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortsetzt bis an den Anfang — nicht der Welt, denn davon dürfen ihm kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Wege umzukehren, und an den Leitfaden dieser beobachteten Fakten, nachgehends niederzusteigen, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dieß ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Jenen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Stellen in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen auf einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt seyn. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merklicher Mißverhältniß sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle benachrichtigt wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Vielbegebenheit mit dem Zustand des gegenwärtigen Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter auf Genauste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten isolirt erscheinen. Ein Faktum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Faktum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit,

ſtand beziehen, und uns eine Erkenntnis verſchaffen; das iſt ihre logiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen, und als ein Gegenſtand der Wahl für ein vernünftiges Weſen betrachtet werden; das iſt ihre moraliſche Beſchaffenheit. Oder endlich ſie kann ſich auf das Ganze unſrer verſchiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derſelben ein beſtimmtes Objekt zu ſeyn, das iſt ihre äſthetiſche Beſchaffenheit. Ein Menſch kann uns durch ſeine Dienſtfertigkeit angenehm ſeyn; er kann uns durch ſeine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch ſeinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von dieſem allen und ohne daß wir bey ſeiner Beurtheilung weder auf irgend ein Geſetz, noch auf irgend einen Zweck Rückſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch ſeine bloße Erſcheinungsart gefallen. In dieſer letztern Qualität beurtheilen wir ihn äſthetiſch. So giebt es eine Erziehung zur Geſundheit, eine Erziehung zur Einſicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geſchmack und zur Schönheit. Dieſe letztere hat zur Abſicht, das Ganze unſrer ſinnlichen und geiſtigen Kräfte in möglichſter Harmonie auszubilden. Weil man indeſſen von einem falſchen Geſchmack verführt, und durch ein falſches Raiſonnement noch mehr in dieſem Irrthum befeſtigt, den Begriff des Willkührlichen in den Begriff des äſthetiſchen gerne mit aufnimmt, ſo merke ich hier zum Ueberfluſs noch an, (obgleich dieſe Briefe über äſthetiſche

Erziehung faſt mit nichts andern umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daſs das Gemüth im äſthetiſchen Zuſtande zwar frey und im höchſten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Geſetzen handelt, und daſs dieſe äſthetiſche Freyheit ſich von der logiſchen Nothwendigkeit beym Denken und von der moraliſchen Nothwendigkeit beym Wollen nur dadurch unterſcheidet, daſs die Geſetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorgeſtellt werden, und weil ſie keinen Widerſtand finden, nicht als Nöthigung erſcheinen.

Ein und zwanzigſter Brief.

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zuſtand der Beſtimmbarkeit und einen doppelten Zuſtand der Beſtimmung. Jetzt kann ich dieſen Satz deutlich machen.

Das Gemüth iſt beſtimmbar, bloſs inſofern es überhaupt nicht beſtimmt iſt; es iſt aber auch beſtimmbar, inſofern es nicht ausſchlieſsend beſtimmt, d h. bey ſeiner Beſtimmung nicht beſchränkt iſt. Jenes iſt bloſse Beſtimmungsloſigkeit (es iſt ohne Schranken, weil es ohne Realität iſt); dieſes iſt die äſthetiſche Beſtimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth iſt beſtimmt, inſofern es überhaupt nur beſchränkt iſt; es iſt aber auch beſtimmt, inſofern es ſich ſelbſt aus eigenem abſoluten Vermögen beſchränkt. In dem erſten Falle beſin-

det es ſich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was alſo das Denken in Rückſicht auf Beſtimmung iſt, das iſt die äſthetiſche Verfaſſung in Rückſicht auf Beſtimmbarkeit; jenes iſt Beſchränkung aus innrer unendlicher Kraft, dieſe iſt eine Negation aus innrer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daſs in beyden Zuſtänden das Gemüth determinirt, daſs der Menſch ausſchlieſsungsweiſe Etwas — entweder Individuum oder Perſon — iſt, ſonſt aber ſich ins Unendliche von einander entfernen; gerade ſo trifft die äſthetiſche Beſtimmbarkeit mit der bloſsen Beſtimmungsloſigkeit in dem einzigen Punkt überein, daſs beyde jedes beſtimmte Daſeyn ausſchlieſsen, indem ſie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verſchieden ſind. Wenn alſo die letztere, die Beſtimmungsloſigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgeſtellt wurde, ſo muſs die äſthetiſche Beſtimmungsfreyheit,

welche das reale Gegenſtück derſelben iſt, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorſtellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Unterſuchungen lehren, aufs genaueſte zuſammentrifft.

In dem äſthetiſchen Zuſtande iſt der Menſch alſo Null, inſofern man auf ein einzelnes Reſultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder beſondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muſs man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unſer Gemüth verſetzt, in Rückſicht auf Erkenntniſs und Geſinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt ſchlechterdings kein einzelnes Reſultat weder für den Verſtand noch für den Willen, ſie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moraliſchen Zweck aus, ſie findet keine einzig

Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und iſt, mit einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die äſthetiſche Kultur bleibt alſo der perſönliche Werth eines Menſchen, oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daſs es ihm nunmehr, von Natur wegen, möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daſs ihm die Freyheit, zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daſs ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beym Empfinden, und durch die ausſchlieſsende Geſetzgebung der Vernunft beym Denken gerade dieſe Freyheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen Stimmung zurückgegeben

wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit betrachten. Freylich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muſs ihm, wenn er zu einem Entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden *).

*) Zwar läſst die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entſchlieſsungen übergehen, die äſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit nothwendig durchlaufen müſſen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Reſultat, welches ſie in dem Zuſtand äſthetiſcher Unbegränztheit nicht finden. Dahingegen breite ſich bey andern, welche ihren Genuſs mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung deſſelben ſetzen, der äſthetiſche Zuſtand in eine weit gröſsere Fläche aus. So ſehr die erſten ſich vor der Leerheit fürchten, ſo wenig können die letzten Beſchränkung ertragen. Ich

Es iſt alſo nicht bloſs poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſre zweyte Schöpferin nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit bloſs möglich macht, und es im übrigen unſerm freyen Willen anheimſtellt, in wie weit wir ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes ja mit unſrer urſprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menſchheit ertheilte, den Gebrauch deſſelben aber auf unſere eigene Willensbeſtimmung ankommen läſst.

brauche kaum zu erinnern, daſs die erſten fürs Detail und für ſubalterne Geſchäfte, die letzten, vorausgeſetzt daſs ſie mit dieſem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu groſsen Rollen geboren ſind.

Zwey-

Zwey und zwanzigſter Brief.

Wenn alſo die äſthetiſche Stimmung des Gemüths in Einer Rückſicht als Null betrachtet werden muſs, ſobald man nehmlich ſein Augenmerk auf einzelne und beſtimmte Wirkungen richtet, ſo iſt ſie in anderer Rückſicht wieder als ein Zuſtand der höchſten Realität anzuſehen, inſofern man dabey auf die Abweſenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derſelben gemeinſchaftlich thätig ſind. Man kann alſo denjenigen eben ſo wenig Unrecht geben, die den äſthetiſchen Zuſtand für den fruchtbaſten in Rückſicht auf Erkenntniſs und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsſtimmung, welche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muſs nothwendig auch jede einzelne Aeuſserung derſelben, dem Vermögen nach, in ſich ſchlieſsen; eine Gemüthsſtimmung, welche von dem

Ganzen der menſchlichen Natur alle Schranken entfernt, muſs dieſe nothwendig auch von jeder einzelnen Aeuſserung derſelben entfernen. Eben deswegen, weil ſie keine einzelne Funktion der Menſchheit ausſchlieſsend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der Möglichkeit von allen iſt. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein beſondres Geſchick, aber ſetzen ihm dafür auch eine beſondere Gränze; die äſthetiſche allein führt zum Unbegränzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weiſt uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen; und unſre Menſchheit äuſsert ſich mit einer Reinheit und **Integrität**, als hätte

wo ſie ſich zeigte, nach in dem Volke, bei dem ſie auftam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

Es würde denn unſere Weltgeſchichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verflicht, erhebt er das Aggregat zum Syſtem zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von Außen, in den neueſten Zeitläuften wiedertreten; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreiſe unſrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie bisexuell, ſo auch in der Geſchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit ihm ſo viel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bei dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Vereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich treibt, Alles um ſich herum ſeinen eigenen verwandtigen Naturen aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je höher alſo und mit je glücklicherm Erfolg er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ungefähr, der geiſtloſen Freiheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Gegenſtücken in der Wirklichkeit verläugnet; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliebten Lichte der Verſtandes angefangen hatte, eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie auch ſich ſelbſt voraus, und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Princip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwanderter ſeinen Kreis einmal, und hält es gehörig gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beſtimmende Facta beſtätigt, und durch eben ſo viele andere widerlegt; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Syſtem über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und dieſjenige Meynung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Gemüthsfertigkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterem Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſtehe. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes mußte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu früh kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich zu den höchſten Gegenſtänden aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hindruf auf dieſes, wenn auch nur mögliche Ziel, muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erbolung geben. Mächtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Fortſchreiten der Weltordnung aufzuſehen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo angiehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Nicht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammenzufaſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verdrängt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo beklemmt umſchließen, ſo breitet ſie epiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und ſieht von der Bühne; ſeine Meynungen ſtürzen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homeriſche Zeus ſieht ſie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Mannigfaltigen zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von Ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Sremwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſittlichſtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vorwärtsdie befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie bleuden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles, was entſteht, hat ſeine beſtimmte Dauerkraft friſch, und zerbricht den Thon töpfern, den die Elterlein zerbrennt. Jedem ſie das ſeine Gerichte auf einander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genugthuung andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie dem wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchet. Ehe heilt und von der überſtrebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen

ſie von der Einwirkung äuſsrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung ſchmeichelt, das öffnet unſer weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſre Denkkräfte anſpannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in demſelben Verhältniſs, und raubt uns eben ſo viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer gröſsern Selbſtthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt nothwendig zur Erſchöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildſamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuſs ächter Schönheit dahin gegeben, ſo ſind wir in einem ſolchen Augenblick unſrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meiſter.

und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernſt und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerſtand, zum abſtrakten Denken und zur Anſchauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es giebt keinen ſicherern Probierſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuſs dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeſchickt und verdroſſen, ſo dient dieſs zu einem untrüglichen Beweiſe, daſs wir keine rein äſthetiſche Wirkung erfahren haben; es ſey nun, daſs es an dem Gegenſtand, oder an unſerer Empfindungsweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt) an beyden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein äſthetiſche Wirkung anzutreffen iſt, (denn der Menſch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten) ſo kann die Vortrefflichkeit eines Kunſtwerks blos in ſeiner gröſsern Annäherung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit beſtehen, und bey aller Freyheit, zu der man es ſteigern mag, werden wir es doch immer in einer beſondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlaſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche unſerm Gemüth durch eine beſtimmte Gattung der Künſte und durch ein beſtimmtes Produkt aus derſelben gegeben wird, deſto edler iſt jene Gattung und deſto vortrefflicher ein ſolches Produkt. Man kann dieſs mit Werken aus verſchiedenen Künſten und mit verſchiedenen Werken der nehmlichen Kunſt verſuchen. Wir verlaſſen eine ſchöne Muſik mit reger Empfindung, ein ſchönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein ſchönes Bildwerk und Gebäu-

de mit aufgewecktem Verſtand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen muſikaliſchen Genuſs zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetiſchen Genuſs in einem abgemeſſenen Geſchäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung ſchöner Mahlereyen und Bildhauerwerke unſre Einbildungskraft erhitzen, und unſer Gefühl überraſchen wollte, der würde ſeine Zeit nicht gut wählen. Die Urſache iſt, weil auch die geiſtreichſte Muſik durch ihre Materie noch immer in einer gröſsern Affinität zu den Sinnen ſteht, als die wahre äſthetiſche Freyheit duldet, weil auch das glücklichſte Gedicht von dem willkührlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als ſeines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verſtattet, weil auch das trefflichſte Bildwerk, und dieſes vielleicht am meiſten, durch die Beſtimmtheit ſeines Begriffs an die ernſte Wiſſenſchaft gränzt. Indeſſen

verlieren ſich dieſe beſondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus dieſen drey Kunſtgattungen erreicht, und es iſt eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daſs, ohne Verrückung ihrer objektiven Gränzen, die verſchiedenen Künſte in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Muſik in ihrer höchſten Veredlung muſs Geſtalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunſt in ihrer höchſten Vollendung muſs Muſik werden und uns durch unmittelbare ſinnliche Gegenwart rühren; die Poeſie, in ihrer vollkommenſten Ausbildung muſs uns, wie die Tonkunſt, mächtig faſſen, zugleich aber, wie die Plaſtik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt ſich der vollkommene Styl in jeglicher Kunſt, daſs er die ſpecifiſchen Schranken derſelben zu entfernen weiſs, ohne doch ihre ſpecifiſchen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weiſe Benutzung ihrer Eigenthümlich-

keit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloſs die Schranken, welche der ſpecifiſche Charakter ſeiner Kunſtgattung mit ſich bringt, auch diejenigen, welche dem beſondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig ſind, muſs der Künſtler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft ſchönen Kunſtwerk ſoll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menſchen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfaſſend er auch ſey, wirkt alſo jederzeit einſchränkend auf den Geiſt, und nur von der Form iſt wahre äſthetiſche Freyheit zu erwarten. Darin alſo beſteht das eigentliche Kunſtgeheimniſs des Meiſters, daſs er den Stoff durch die Form vertilgt; und je impoſanter, anmaſsender, verführeriſcher der Stoff an ſich ſelbſt iſt, je eigenmächtiger derſelbe mit ſeiner Wirkung ſich

vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt iſt, ſich unmittelbar mit dem Stoff einzulaſſen, deſto triumphirender iſt die Kunſt, welche jenen zurückzwingt und über dieſen die Herrſchaft behauptet. Das Gemüth des Zuſchauers und Zuhörers muſs völlig frey und unverletzt bleiben, es muſs aus dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolſte Gegenſtand muſs ſo behandelt werden, daſs wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben zu dem ſtrengen Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muſs ſo behandelt werden, daſs wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affekts, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf; denn erſtlich ſind es keine ganz freyen Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunſtkenner läugnen, daſs Werke, auch ſelbſt

aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freyheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweiset es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es blos durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder blos mit dem Verstand oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bey dem glücklichsten Ganzen nur an die

Theile, und bey der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muſs er die äſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuſs daran findet, und das Einzelne ſorgfältig ausſcharren, das der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch, nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genieſsen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder ſcherzhaftes, wie ein beranſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem anacreontiſchen oder catulliſchen Liede unfehlbar ein Aergerniſs nehmen.

Drey und zwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freyheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort; es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen

Zeiten; und indem ſie uns auf unſere eigenen Beſpinnen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die gepriesſenern goldenen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbei zu führen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzwecken — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich hervorgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein beſſer Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in und entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkommen und reich vermehrt an die Folgewelt weiter abgeben müſſen, auch unſre Mittein zu einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer ſiedendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit, wenn ſie, wo die That ſteht und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde. *)

Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, worin ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, machte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung deſſelben brauchte, hatte ſie in reichlichem Vorrath um ihn herum geſetzt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von Fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte beſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glückſelgen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein feines Gemüth faßte alle Erſcheinungen unmittelbaren und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einen regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dieß mußte ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Sehen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glückſeligſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden, — aber aus der Vernunftlehre des Inſtincts wäre er niemals getreten, frei und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden. Aber die Grenze der Thierheit wär' er niemals geſtiegen. In einer wohlthätigen Ruhe hätte er eine enge Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuß, von Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas Anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, tiefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, hinter der anſinnen lernen durch ſeine Vernunft, und als ein freier vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Unſchuldſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach vielen Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Inſtinkte gehorcht hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprobt hatte, verließ ihn die Natur, und ihren pflegenden Armen, eher, tödtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe getrieben, den er ſelbſt noch nicht kannte, und nur wiſſend, was er in dieſem Augenblicke Größes that, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freiheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Ihm, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinkts verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückhielt, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anders als — ein Abfall von ſeinem Inſtinkte — alſo erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wagſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glückſeligſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte; von dieſem Augenblick der ſchreibt ſich ſeine Freiheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entſcheide

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz gehört, ſo wie die beiden folgenden, zu den unveröffentlichten Vorleſungen des Verfaſſers auf der Univerſität Jena. Im 4ten Heft der Thalia erſcheint er zuerſt.

vernünftig zu machen, als dafs man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, ſollte dieſe Vermittlung durchaus unentbehrlich ſeyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch ſchon für ſich allein und durch ſich ſelbſt bey dem ſinnlichen Menſchen Eingang finden können? Hierauf muſs ich antworten: ſie können nicht nur, ſie ſollen ſchlechterdings ihre beſtimmende Kraft bloſs ſich ſelbſt zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widerſprechender ſeyn, als wenn ſie das Anſehen hätten, die entgegengeſetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es iſt ausdrücklich bewieſen worden, dafs die Schönheit kein Reſultat weder für den Verſtand noch den Willen gebe, dafs ſie ſich in kein Geſchäft weder des Denkens noch des Entſchlieſsens miſche, dafs ſie zu beyden bloſs das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieſes Vermögens durchaus nichts beſtimme. Bey

dieſem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logiſche Form, der Begriff, muſs unmittelbar zu dem Verſtand, die reine moraliſche Form, das Geſetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daſs ſie dieſes überhaupt nur könne — daſs es überhaupt nur eine reine Form für den ſinnlichen Menſchen gebe, dieſs, behaupte ich, muſs durch die äſthetiſche Stimmung des Gemüths erſt möglich gemacht werden. Die Wahrheit iſt nichts, was ſo wie die Wirklichkeit oder das ſinnliche Daſeyn der Dinge von aufsen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die Denkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und dieſe Selbſtthätigkeit, dieſe Freyheit iſt es ja eben, was wir bey dem ſinnlichen Menſchen vermiſſen. Der ſinnliche Menſch iſt ſchon (phyſiſch) beſtimmt, und hat folglich keine freye Beſtimmbarkeit mehr: dieſe verlorne Beſtimmbarkeit muſs er nothwendig erſt zurück erhalten, eh' er die leidende Beſtimmung mit einer thäti-

gen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurück erhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er blos die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heisst, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihren eigenen Gränzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, dass nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben blos zu entwickeln

braucht. Der Schritt von dem äſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter, als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bloſsen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Menſch durch ſeine bloſse Freyheit vollbringen, da er ſich bloſs zu nehmen, und nicht zu geben, bloſs ſeine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, ſobald er es wollen wird. Den Schritt von der ruhen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden ſoll, muſs die Natur ihm erleichtern, und ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen ſelbſt erſt das Daſeyn giebt. Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und groſsen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anläſſe

liſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muſs man erſt ſeine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weiſen zu machen; dieſen muſs man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem bloſs phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, ſo weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtande der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden,

aus jedem abhängigen Zustande zur Selbstständigkeit und Freyheit den Aufschwung nehmen können, so muss dafür gesorgt werden, dass er in keinem Momente bloss Individuum sey, und bloss dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muss er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung, mit einer gewissen Freyheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anfoderungen der Natur an ihn gehen bloss auf das, was er wirkt, auf den Inhalt seines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anfoderungen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine mo-

ralische Bestimmung ist, dass er rein moralisch sey, dass er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie blos als Sinnenwesen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beyden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäfsigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt *) Mit einem Wort: im Gebiete

*) Diese geistreiche und ästhetisch freye Behand-

der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu beſtimmen haben;

lung gemeiner Wirklichkeit iſt, wo man ſie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel iſt überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe beſitzt, auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand durch die Behandlungsweiſe in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was ſeiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel iſt), das Gepräge der Selbſtſtändigkeit aufdrückt. Ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frey zu ſeyn, er muß alles andere um ſich her, auch das Lebloſe, in Freyheit ſetzen. Schönheit aber iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freyheit in der Erſcheinung. Der vorherrſchende Ausdruck des Verſtandes in einem Geſicht, einem Kunſtwerk u. dergl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn niemals auch ſchön iſt, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäſsigkeit nicht zu trennen iſt) heraushebt, anſtatt ſie zu verbergen.

Der Moralphiloſoph lehrt uns zwar, daſs man nie mehr thun könne als ſeine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloſs die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgeſetz haben. Aber bey Handlungen, welche ſich bloſs auf einen Zweck beziehen, über dieſen Zweck noch hinaus ins Ueberſinnliche gehen (welches hier nichts anders

aber im Bezirke der Glückſeligkeit darf Form ſeyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

heiſsen kann als das phyſiſche äſthetiſch ausführen) heiſst zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem dieſe nur vorſchreiben kann, daſs der Wille heilig ſey, nicht daſs auch ſchon die Natur ſich geheiligt habe. Es giebt alſo zwar kein moraliſches, aber es giebt ein äſthetiſches Uebertreffen der Pflicht, und ein ſolches Betragen heiſst edel. Eben deswegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluſs wahrgenommen wird, indem dasjenige, auch einen freyen formalen Werth beſitzt, was bloſs einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben ſoll, noch einen äuſsern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, ſo haben manche äſthetiſchen Ueberfluſs mit einem moraliſchen verwechſelt, und von der Erſcheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zufälligkeit in die Moralität ſelbſt hinein getragen, wodurch ſie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen iſt ein erhabenes zu unterſcheiden. Das erſte geht über die ſittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht ſo das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es der Vernunftbegriff ſeines Objekts (des Moralgeſetzes), ſondern weil es den Erfahrungsbegriff ſeines Subjekts (unſre Kenntniſſe menſchlicher Willensgüte und Willens-

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muss der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muss er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreyheit beginnen. Schon seinen Neigungen muss er das Gesetz seines Willens auflegen; er muss, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Gränze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muss lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wol-

stärke) übertrifft, so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfliessen muss, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schweifet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande giebt.

Grundstein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt, und, wo es sich thun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein sündiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.

Der Philosoph hat Recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber mußte er schon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Thieren. Die Noth trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft mußte er sich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen; er mußte Waffen erfinden, und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicher stellen. Aber hier sahen ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte. Daß selbst gepflanzte Frucht überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf belebte ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebauten Dache süßer, als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, kannte er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er konnte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innerer unaufhaltbarer Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthätigkeit, hatte ihn bald in seiner mühsigen Glückseligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt, und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es seinen schlummern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als ihr Urheber des Aderes, den Grimm wilder Thiere und eine stürmische Natur! — Die Noth drängte ihn. Leidenschaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen Seinesgleichen. Mit dem Menschen mußte er nun sein Dasein kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vortheil voraus; Sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, thun mußten, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden diesen schon in ihrem zärtesten Alter, spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der von Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat, und fortwährend wird zu erhalten — nämlich die Tradition, oder die Ueberlieferung des Begriffe.

Die Mosaische Urkunde verläßt uns hier und überspringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehreren Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde und verläßt, so muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Erziehung, Wartung und Erziehung verwehrten die Kenntniße. Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Thieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Beobachtungen aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Anzahl der Dinge, von denen sie Gebrauch machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde finnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur ein gesellschaftliches Verhältniß, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil Jeder in dem Andern nur Einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältniß kennen — elterliche Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erste, es war ganz uneigennützig, da jenes erste blos auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betrachteten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden verekelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die gärtliche Theilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und innigere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das blos sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, und der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der edlichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmälig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in Seinesgleichen nur liebet. An jenen unmerklichen Zügen erwuchs die Gesellschaftsliebe. Eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Gesellschaft, des Wohlwollens, zum Erstenmal außer ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle nur in einem jugendlichern Spiegel wieder.

Bis jetzt hatten Beide, so lange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit ge-

len. Dieſes wird geleiſtet durch äſthetiſche Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgeſetze die menſchliche Willkühr binden, noch Vernunftgeſetze, Geſetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die ſie dem äuſſern Leben giebt, ſchon das innere eröffnet.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es laſſen ſich alſo drey verſchiedene Momente oder Stuffen der Entwicklung unterſcheiden, die ſowohl der einzelne Menſch als die ganze Gattung nothwendig und in einer beſtimmten Ordnung durchlaufen müſſen, wenn ſie den ganzen Kreis ihrer Beſtimmung erfüllen ſollen. Durch zufällige Urſachen, die entweder in dem Einfluſs der äuſsern Dinge oder in der freyen Willkühr des Menſchen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz überſprungen, und auch die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Menſch in ſeinem phyſiſchen Zuſtand erleidet blofs die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht in dem äſthetiſchen Zuſtand, und er beherrſcht ſie in dem moraliſchen.

Was iſt der Menſch, ehe die Schönheit die freye Luſt ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben beſänftigt? Ewig einförmig in ſeinen Zwecken, ewig wechſelnd in ſeinen Urtheilen, ſelbſtſüchtig ohne Er Selbſt zu ſeyn, ungebunden ohne frey zu ſeyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieſer Epoche iſt ihm die Welt bloſs Schickſal, noch nicht Gegenſtand; alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchafft, was ihm weder giebt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reihe der Weſen findet, ſteht jede Erſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks, jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſt hält. Umſonſt läſst die Natur ihre

reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Gröſse nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reiſsen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stöſst sie von sich, in der Verabscheuung. In beyden Fällen ist sein Verhältniſs zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniſs gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Gränzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein .....
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäſsigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und gränzenlos dringt seine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit ſeiner Menſchenwürde unbekannt iſt er weit entfernt ſie in andern zu ehren, und der eignen wilden Gier ſich bewuſst, fürchtet er ſie in jedem Geſchöpf, das ihm ähnlich ſieht. Nie erblickt er andre in ſich, nur ſich in andern, und die Geſellſchaft, anſtatt ihn zur Gattung auszudehnen, ſchlieſst ihn nur enger und enger in ſein Individuum ein. In dieſer dumpfen Beſchränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günſtige Natur die Laſt des Stoffes von ſeinen verfinſterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn ſelbſt von den Dingen ſcheidet, und im Wiederſcheine des Bewuſstſeyns ſich endlich die Gegenſtände zeigen.

Dieſer Zuſtand roher Natur läſst ſich freylich, ſo wie er hier geſchildert wird, bey keinem beſtimmten Volk und Zeitalter nachweiſen; er iſt blos Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueſte zuſammen ſtimmt. Der Menſch, kann man ſagen, war nie ganz in dieſem thieriſchen Zu-

ſtand, aber er iſt ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den roheſten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, ſo wie es in den gebildetſten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düſtern Naturſtand erinnern. Es iſt dem Menſchen einmal eigen, das Höchſte und das Niedrigſte in ſeiner Natur zu vereinigen, und wenn ſeine Würde auf einer ſtrengen Unterſcheidung des einen von dem andern beruht, ſo beruht auf einer geſchickten Aufhebung dieſes Unterſchieds ſeine Glückſeligkeit. Die Kultur, welche ſeine Würde mit ſeiner Glückſeligkeit in Uebereinſtimmung bringen ſoll, wird alſo für die höchſte Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigſten Vermiſchung zu ſorgen haben.

Die erſte Erſcheinung der Vernunft in dem Menſchen iſt darum noch nicht auch der Anfang ſeiner Menſchheit. Dieſe wird erſt durch ſeine Freyheit entſchieden, und die Vernunft fängt erſtlich

damit an, ſeine ſinnliche Abhängigkeit gränzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für ſeine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt ſcheint. Die Vernunft, wiſſen wir, giebt ſich in dem Menſchen durch die Foderung des Abſoluten (auf ſich ſelbſt gegründeten und nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zuſtand ſeines phyſiſchen Lebens Genüge geleiſtet werden kann, ihn das phyſiſche ganz und gar zu verlaſſen, und von einer beſchränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzuſteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Foderung iſt, ihn den Schranken der Zeit zu entreiſſen und von der ſinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, ſo kann ſie doch, durch eine (in dieſer Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Miſsdeutung auf das phyſiſche Leben ſich richten, und den Menſchen, anſtatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarſte Knechtſchaft ſtürzen.

Und ſo verhält es ſich auch in der

That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begränzen, so wird er durch jene Foderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn

auf ſein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegränztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniſs hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingte Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtand haben. Eine gränzenloſe Dauer des Daſeyns und Wohlſeyns, bloſs um des Daſeyns und Wohlſeyns willen, iſt bloſs ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftläuterung dieſer Art etwas für

ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloſs die glückliche Beſchränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloſs den unbeneidenswerthen Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen gränzenloſen Ferne je etwas anders als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. Sobald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu verknüpfen, ſo dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäſs, auf eine abſolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um ſich eine ſolche Foderung auch nur aufwerfen zu können, muſs der Menſch über die Sinnlichkeit ſchon hinausgeſchritten ſeyn; aber eben dieſer Foderung bedient ſie ſich,

um

lebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in ihnen entwickelte, thaten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendlicher Genuß aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahllosen Wiederholungen voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgetheilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet, und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das mentalische Gefühl in Uebung gesetzt, und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde schon reicher, wahlte schon bestimmter, und wagte sich schon an feinere Gegenstände; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendung der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war eine Gefahr mehr verbunden, daß sie zur Nachahmung der Thiere herabsinken würden!

Verschiedenheit der Lebensweise.

Der Fortschritt der Kultur äußerte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne setzen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht theilet sich also hier schon in zwei verschiedene Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen, und ihre freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst zu vermehren.

Man muß aber nicht glauben, daß der erste Anbau gleich Getreidebau gewesen, wenn schon sehr große Zurüstungen nöthig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäß, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis einer der ersten Gewächse, die der Mensch bauete; die Natur hat ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen erwarten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein überschwemmender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit größer wäre. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen, und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte begießen und düngen.

Schwerer scheint der Schritt zu seyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Mutterwilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Thiermilch zu bedienen. Nicht sobald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um diese Speise jederzeit bereit und ihm im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Thier entgegen führen wollte. Er versiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Thiere immer um sich zu versammeln, er versicherte sich eine Heerde; diese mußte er aber unter denjenigen Thieren suchen, die gesellig leben, und er mußte sie aus den Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er mußte sie zähmen. Ehe er sich aber an diesenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besaßen. Er bändigte also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde bändigte.

Sobald er seinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren, und für sie zu sorgen. So wurde er alles zum Hirten, und so lange die Gesellschaft noch klein war, kannte die Natur seiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als der Weide aufzuwarten, und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Ueberfluß lohnte ihn für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war seinem Wechsel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenstandes. Freiheit und ein lebhafter Müßiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Schweiß war dieser an den Boden, den er besitzend hatte, gebunden, und mit der Leibeigenschaft, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachsthum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere seine Heerde selbst für sich sorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit schwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Viele nächsten mußte seine Lebensart seyn, ehe die Pflugschaar sie ihm erleichterte, ehe er den gedankigen Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Austreiben des Erdreichs, Ausfaat und Wässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erforderte dieses Alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Früchte seines Fleißes in sein Gefäß gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft mußte sie für gegen wilde Thiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein überzeitender Strom, ein fallender Hagel war genug, sie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und seine Seele mußte in einem durch so viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieses harte Schicksal mit dem glücklichern Leben des Hirten zu vergleichen, so mußte ihm diese Ungleichheit auffallen. Er mußte — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günstling des Himmels halten.

um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nehmlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlaſſen, und zum reinen Ideenreich ſich aufſchwingen muſste; denn der Verſtand bleibt ewig innerhalb des Bedingten ſtehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Menſch, von dem hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch nicht fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnlichen Erkenntniſskreiſe nicht findet, und über denſelben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, unter demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre, und ſich ſelbſt das Geſetz gäbe; aber ſie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiſs, und kein Geſetz achtet. Da er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo bringt er ihn durch den Begriff des Grundloſen wenigſtens zum Schweigen, und bleibt

innerhalb der blinden Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt, als ihren Vortheil, und sich durch keine andre Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen, und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bey seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es blos verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muss es ihm solange als etwas auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also blos die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die sie ihm verschafft. Ohne die

Würde des Geſetzgebers in ſich zu ahnen, empfindet er bloſs den Zwang und das ohnmächtige Widerſtreben des Unterthans. Weil der ſinnliche Trieb dem moraliſchen in ſeiner Erfahrung **vorhergeht**, ſo giebt er dem Geſetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen **poſitiven Urſprung**, und durch den unglückſeligſten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet ſich die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzuſehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an ſich ſelbſt und in alle Ewigkeit gültig ſind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die **Natur** hinaus ſchreitet, und auſserhalb derſelben ſucht, was nur in ihrer innern Geſetzmäſsigkeit kann gefunden werden, eben ſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen **über die Vernunft** hinaus, und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit ſucht. Kein Wunder,

wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, blos mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche Statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniss mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, dass die Vernunft in

dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche; oder daſs ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene, ſo iſt in beyden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Menſch, wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach, ein ſinnliches Weſen; mit dem einzigen Unterſchied, daſs er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweyten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beyden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchlieſsend und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beyde Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen, und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigster Brief.

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloss leidend in sich aufnimmt, bloss empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloss Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande, sie ausser sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen *).

*) Ich erinnere noch einmal, dass diese beyden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muss man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloss physischen Zustand, und solang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte liberale Verhältniſs des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daſs ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloſsen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läſst bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig wandelnde, ſteht ſtill, indem

er auch jenem phyſiſchen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur ſehen kann, inſofern er empfindet. Jene drey Momente, welche ich am Anfang des 24ſten Briefs nahmhaft machte, ſind alſo zwar, im Ganzen betrachtet, drey verſchiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menſchheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menſchen, aber ſie laſſen ſich auch bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterſcheiden, und ſind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniſs, die wir durch die Sinne erhalten.

des Bewufstseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektirt sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch aufser ihm keine Nacht mehr, sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Gränzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser grofsen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Aufsenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solang er sie blofs empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt

zu ſeyn, muſs es die ſeinige erfahren. So weit er der Materie Form giebt und ſolange er ſie giebt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geiſt kann nichts verletzen, als was ihm die Freyheit raubt, und er beweiſt ja die ſeinige, indem er das Formloſe bildet. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht, und zwiſchen unſichern Gränzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniſs der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben und es in ſein Objekt zu verwandeln weiſs. So wie er anfängt, ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freyheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eigenen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das göttliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raub-

thiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich blos einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geiſterwelt ſuchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft ſchon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir ſuchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloſsen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt, und zu dem reinen Objekt übergiengen. Ein ſolcher Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten

Der Reid erwachte in ſeinem Buſen; dieſe nur glückliche Leidenſchaft mußte, bei der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirn preßte. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müßigganges wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bei dem nächſten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines Jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Grenzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte erſt durch eintretende Kollisionen derſelben geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und führte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf mußte er natürlicherweiſe verfallen? Er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Aelermannes, oder ließ es wenigſtens geſchehen, daß ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die einfache Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſtenmal kam der Menſch in Kolliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Aelermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haß, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf eine mal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Kolliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen und ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken, und mit Einer Gattin zu beſtehen. Orbentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Menſch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweiten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur Eine Gattin, weil nur Eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen ſtatt fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und Niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehen hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung mußte der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er auch nun ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſittlichzweigend mußte er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehen zugeſtehen. Dieſes Anſehen des Stammherrn mußte ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens, mußte ihm obnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſittlichen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Verbindung dieſer Ordnungen gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher geboren als die andern, es gab alſo Stärke und Schwäche, Herrſche und Bergagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Leben für den grauen Vater die Geſchäfte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Mancher mußte der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüſſen des Jünglings zu verbinden, und ſich künftig Jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz anflehte, oder ſeiner Ueberkunſt in Anſpruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte ſeines Beiſtandes, er dingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das Eine alſo wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; Viele alſo ſah er um ſich, die immer gänzlich als er waren. Viele dingen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fing an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; alſo ſchien er, dieſe Vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, ſich beſſer zu bämen, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks Söhne des

mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bey Erkenntniſs der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der Abſonderung von allem, was materiell und zufällig iſt, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit ohne Beymiſchung eines Leidens. Zwar giebt es auch von der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innre Empfindung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher Einheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Uebereinſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergötzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung von unſerer Empfindung, und ſehen dieſe letztere als etwas zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daſs deswegen die Erkenntniſs aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Beziehung auf das Em-

pfindungsvermögen von der Vorſtellung der Schönheit abſondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, ſondern beyde zugleich und wechſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daſs das erſte vorüber iſt, wenn das letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läſst ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daſs wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie

iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten, zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſre That.

Und eben weil ſie dieſes beydes zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweis, daſs das Leiden die Thätigkeit, daſs die Materie die Form, daſs die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchlieſse — daſs mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweiſt dieſes, und, ich muſs hinzuſetzen, ſie allein kann es uns beweiſen. Denn da beym Genuſs der Wahrheit oder der logiſchen Einheit, die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe bloſs beweiſen, daſs auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daſs beyde zuſammen beſtehen, nicht daſs ſie wechſelſeitig auf

einander wirken, nicht daſs ſie abſolut und nothwendig zu vereinigen ſind. Vielmehr müſste ſich gerade umgekehrt aus dieſer Ausſchlieſsung des Gefühls, ſolange gedacht wird, und des Gedankens, ſolange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beyder Naturen ſchlieſsen laſſen, wie denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menſchheit anzuführen wiſſen, als den, daſs ſie geboten iſt. Da nun aber bey dem Genuſs der Schönheit oder der äſthetiſchen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor ſich geht, ſo iſt eben dadurch die Vereinbarkeit beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen.

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Uebergang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen

Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben iſt, daſs die letztere mit der erſtern vollkommen zuſammen beſtehen könne, und daſs der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Iſt er aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und iſt Freyheit etwas abſolutes und überſinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſeyn, wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegen zu ſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloſsen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freyheit erſt die Entſtehung giebt, ſo iſt leicht einzuſehen, daſs ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muſs ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniſs fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt, und

und die Menſchheit nie aufser ſich findet, auch nicht da, wo er nomadiſch in groſsen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt, und die Menſchheit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſtill mit ſich ſelbſt, und ſobald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre liebliche Knoſpe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrigſten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältniſſen, und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuſs zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung quillt, und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier al-

lein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaſs entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menſchheit iſt.

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ſich bey dem Wilden der Eintritt in die Menſchheit verkündigt? Soweit wir auch die Geſchichte befragen, es iſt daſſelbe bey allen Völkerſtämmen, welche der Sklaverey des thieriſchen Standes entſprungen ſind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchſte Stupidität und der höchſte Verſtand haben darin eine gewiſſe Affinität mit einander, daſs beyde nur das Reelle ſuchen, und für den bloſsen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe geriſſen, und nur durch Zurückführung ſeiner Begriffe auf Thatſa-

chen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. Inſofern alſo das Bedürfniſs der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloſse Folgen des Mangels ſind, iſt die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein entſchiedener Schritt zur Kultur. Fürs erſte zeugt es von einer äuſsern Freyheit, denn ſolange die Noth gebietet, und das Bedürfniſs drängt, iſt die Einbildungskraft mit ſtrengen Feſſeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniſs geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft ſehen läſst, die unabhängig von einem äuſsern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, und die Energie genug beſitzt, die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge)

Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergötzt ſich ſchon nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern an dem, was es thut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs hier nur von dem äſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von dem logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas beſſeres hält. Nur der erſte iſt Spiel, da der letzte bloſs Betrug iſt. Den Schein der erſten Art für etwas gelten laſſen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heiſst alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Rea-

Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genuß der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüsternheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl seiner Genüsse vermehren; schon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Erregungen sann.

Er mußte Alles besser und Alles in reicherem Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit Einer Gattin. Er erkaufte sich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß stumpft aber ab, und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erneuen. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erkaufte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn faul gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, daß Alles sein sey, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles dienstbar, so erlaubte er sich Alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung seiner Lüste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Einmal aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so mußte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stand der Unschuld war, desto reißender mußte sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf. Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum ersten Male gelten den Tyrannen.

Die Urkunde gibt Je als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine große Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht anerkannter gesetzt hat. Diese Bastard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater, und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmäßigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, so bald er todt war. Hinausgestoßen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweise in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herrn Knecht seyn.

Ohne das Erste zu seyn, dünkten sie sich zu dem Letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feste Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlstand, und ein Herz, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie ins Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern, und Räubergläck zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrlosen Hirten fürchterlich, und erpreßten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten sie weit umher berüchtigt, und der benannte Ueberfluß dieser neuen Lebensweise mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut, und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu früh, und eine fürchterliche Naturbegebenheit benutzte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Versteinerung zu thun im Begriffe war.

Der erste König.

Asien, durch die Ueberschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, mußte bald wild den Thieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberschwemmung folgte, schnell und in großer Anzahl vermehrten, und ihre Herrschaft da ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erst abgerungen, und mit List und Gewalt ferner gegen sie vertheidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen seyn müsse, lassen uns, außer mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verderbende Sphinx aufgerottet; so erwarben sich Perseus, Herkules, Theseus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menschen, und um glücklich darin zu seyn, mußte er auch wirklich seinen Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Thiere war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in großen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Muth und sein Verstand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegsthaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmäßigen Dispositionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen anzuweisen, und seinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten, und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vortheil, daß man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistig-

lität bis zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben, und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie blos Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; dieſs begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Gränzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung nehmen.

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit zwey Sinnen ausrüſtete, die ihn blos durch den Schein zur Erkenntniſs des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt ſich von uns, das wir in den thieriſchen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge **ſehen**, iſt von dem verſchieden, was wir **empfinden**; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Ge-

genſtand des Takts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und des Ohrs iſt eine Form, die wir erzeugen. Solange der Menſch noch ein Wilder iſt, genieſst er bloſs mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieſer Periode bloſs dienen. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen oder er befriedigt ſich doch nicht mit demſelben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genieſsen und das Sehen für ihn einen ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon äſthetiſch frey und der Spieltrieb hat ſich entfaltet.

Gleich ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbſtſtändiges behandelt. Sobald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden, ſo iſt er auch im Stande, ſie von

ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt, iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie ſpät ſich der äſthetiſche Kunſttrieb entwickeln ſoll, das wird blos von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Menſch fähig iſt, ſich bey dem bloſsen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daſeyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber urſprünglich von dem Menſchen als vorſtellendem Subjekte, ſich herſchreibt, ſo bedient er ſich blos ſeines abſoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Weſen zurück nimmt, und mit demſelben nach eignen Geſetzen ſchaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zuſammenfügen, ſobald er es nur irgend zuſammen denken kann, und trennen,

was die Natur verknüpfte, ſobald er es nur in ſeinem Verſtande abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig ſeyn, als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche ſein Gebiet von dem Daſeyn der Dinge oder dem Naturgebiete ſcheidet.

Dieſes menſchliche Herſcherrecht übt er aus in der Kunſt des Scheins, und je ſtrenger er hier das Mein und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger er die Geſtalt von dem Weſen trennt, und je mehr Selbſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiſs, deſto mehr wird er nicht bloſs das Reich der Schönheit erweitern, ſondern ſelbſt die Gränzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

Aber er beſitzt dieſes ſouveraine Recht ſchlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem weſenlo-

ſen Reich der Einbildungskraft, und nur, ſolange er ſich im theoretiſchen gewiſſenhaft enthält, Exiſtenz davon auszuſagen, und ſolange er im praktiſchen darauf Verzicht thut, Exiſtenz dadurch zu ertheilen. Sie ſehen hieraus, daſs der Dichter auf gleiche Weiſe aus ſeinen Gränzen tritt, wenn er ſeinem Ideal Exiſtenz beylegt, und wenn er eine beſtimmte Exiſtenz damit bezweckt. Denn beydes kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder ſein Dichterrecht überſchreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloſse Möglichkeit wirkliches Daſeyn zu beſtimmen ſich anmaſst, oder indem er ſein Dichterrecht aufgiebt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läſst, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einſchränkt.

Nur ſo weit er **aufrichtig** iſt, (ſich von allem Anſpruch auf Realität ausdrücklich losſagt) und nur ſoweit er **ſelbſtſtändig** iſt, (allen Beyſtand der

Realität entbehrt) iſt der Schein äſthetiſch. Sobald er falſch iſt und Realität heuchelt, und ſobald er unrein und der Realität zu ſeiner Wirkung bedürftig iſt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freyheit des Geiſtes beweiſen. Uebrigens iſt es gar nicht nöthig, daſs der Gegenſtand, an dem wir den ſchönen Schein finden, ohne Realität ſey, wenn nur unſer Urtheil darüber auf dieſe Realität keine Rückſicht nimmt; denn ſoweit es dieſe Rückſicht nimmt, iſt es kein äſthetiſches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben ſo gut und noch ein wenig beſſer als eine eben ſo ſchöne, bloſs gemahlte, gefallen; aber inſoweit ſie uns beſſer gefällt als die letztere, gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen äſthetiſchen Gefühl, dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freylich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad

der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bey welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Trefflichkeit ſchlieſſen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuſs, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (äſthetiſchen) Schein durch Realität nachhelfen" — beydes iſt gerne verbunden —

beweiſen zugleich ihren moraliſchen Unwerth und ihr äſthetiſches Unvermögen.

Auf die Frage „In wie weit darf Schein in der moraliſchen Welt ſeyn?" iſt alſo die Antwort ſo kurz als bündig dieſe: in ſo weit es äſthetiſcher Schein iſt, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derſelben vertreten zu werden braucht. Der äſthetiſche Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird ſich ohne Schwierigkeit zeigen laſſen, daſs der Schein nicht äſthetiſch war. Nur ein Fremdling im ſchönen Umgang z. B. wird Verſicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form iſt, als Merkmale perſönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuſcht wird, über Verſtellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im ſchönen Umgang wird, um höflich zu ſeyn, die Falſchheit zu Hülfe rufen, und ſchmeicheln, um gefällig zu ſeyn. Dem erſten fehlt noch der Sinn

für den ſelbſtſtändigen Schein, daher kann er demſelben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweyten fehlt es an Realität, und er möchte ſie gern durch den Schein erſetzen.

Nichts iſt gewöhnlicher als von gewiſſen trivialen Critikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daſs alle Solidität aus der Welt verſchwunden ſey, und das Weſen über dem Schein vernachläſsigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen dieſen Vorwurf zu rechtfertigen, ſo geht doch ſchon aus der weiten Ausdehnung, welche dieſe ſtrengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, ſattſam hervor, daſs ſie dem Zeitalter nicht blofs den falſchen, ſondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und ſogar die Ausnahmen, welche ſie noch etwa zu Gunſten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den ſelbſtſtändigen Schein. Sie greifen nicht blofs die betrügeriſche Schminke an, welche die

Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten ſich anmaſst; ſie ereifern ſich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armſeligkeit zudeckt, auch gegen den idealiſchen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falſchheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr ſtrenges Wahrheitsgefühl; nur ſchade, daſs ſie zu dieſer Falſchheit auch ſchon die Höflichkeit rechnen. Es miſsfällt ihnen, daſs äuſserer Flitterglanz ſo oft das wahre Verdienſt verdunkelt, aber es verdrüſst ſie nicht weniger, daſs man auch Schein vom Verdienſte fodert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläſst. Sie vermiſſen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber ſie möchten auch das Eckigte und Derbe der erſten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothiſchen Ueberflufs wieder eingeführt ſehen. Sie beweiſen durch Urtheile dieſer Art dem Stoff an ſich ſelbſt eine Achtung, die der Menſchheit nicht

teiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rohen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Beförderbarer und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, so mußte billigerweise die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich Andere verbinden, und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Vortheilhaften zu erwerben suchte, um seine Personen, und unvermerkt hatte er sich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mameluken, daraus gebildet, die seine Anmaßungen mit wildem Eifer unterstützte, und Jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirtenherrn Grenzen er boburch von verwüsteten Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Heerde für diese nützliche Mühe gereicht worden seyn, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut festsetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch diese Erwerbungen verdoppelte er unter die Thätigsten seines Hausstands, und vergrößerte dadurch immerwährend die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihm seine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei diesen Durchjägern Schaden litten, so fanden es viele Grundbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hätte schaden können, eine forderte. Durch solche und ähnliche Mittel verwebte er seinen Reichthum, und durch diesen — seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie sich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so erpreßte der Jäger aus räuberischer Weise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts anginnen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und geübtesten Schaaren verfagen? Er war der Thätigste zu berrichten, weil er der Mächtigste war. Seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Verfassers des Mosaism, des Minos, des Mercoeus, Könige ihrer Völker. Eben so ist's mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegerischen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegerischen Anführern wurden sie allmälig Schiedsmänner und Richter; mit dem gewachsten Manne erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, den das Volk die Königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich genug hatte. Aber man that Unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des ersten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren sie schon ein Volk, schon eine formirte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigeborner Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehen hatten. Eine schon ehemals gedultete Gewalt läßt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder herstellen, aber auf diesem ruhigen Weg läßt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erste König ein Usurpator war, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück, und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten.

Die Sendung Moses. *)

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, würdig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrschen, das Christenthum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der Mosaischen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns jetzo des Tags erfreuen. Denn durch sie wurde eine festbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, verkündigt unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den hellern Kopfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei jederzeit führen muß, und die verhältnißmäßige Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in directem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches nun diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Verunehrungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu seyn. Die Unwahr-

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 10ten Heft der Thalia wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

würdig iſt, welche vielmehr das Materielle nur inſoferne ſchätzen ſoll, als es Geſtalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande iſt. Auf ſolche Stimmen braucht alſo der Geſchmack des Jahrhunderts nicht ſehr zu hören, wenn er nur ſonſt vor einer beſſern Inſtanz beſteht. Nicht daſs wir einen Werth auf den äſthetiſchen Schein legen (wir thun dieſs noch lange nicht genug) ſondern daſs wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daſs wir das Daſeyn noch nicht genug von der Erſcheinung geſchieden, und dadurch beyder Gränzen auf ewig geſichert haben, dieſs iſt es, was uns ein rigoriſtiſcher Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Dieſen Vorwurf werden wir ſolang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genieſsen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine

eigene abſolute Geſetzgebung zugeſtehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.

Sieben-

Sieben und zwanzigſter Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem äſthetiſchen Schein aufſtellte, allgemein werden ſollte. Er wird nicht allgemein werden, ſo lange der Menſch noch ungebildet genug iſt, um einen Miſsbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, ſo könnte dieſs nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Miſsbrauch unmöglich machte. Dem ſelbſtſtändigen Schein nachzuſtreben erfodert mehr Abſtraktionsvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Menſch nöthig hat, um ſich auf die Realität einzuſchränken, und er muſs dieſe ſchon hinter ſich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er ſich alſo rathen, wenn er den Weg zum Ideale einſchlagen wollte, um ſich den Weg zur Wirklichkeit zu erſparen! Von dem

Schein, ſo wie er hier genommen wird, möchten wir alſo für die Wirklichkeit nicht viel zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſeyn. An das Materielle gefeſſelt, läſst der Menſch dieſen lange Zeit bloſs ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zugeſteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideal ſich befinden würde. Wo wir alſo Spuren einer unintereſſirten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in ihm ſchlieſsen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirklich ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur Verſchönerung ſeines Daſeyns macht, ſelbſt auf die Gefahr macht, daſs er es dem ſinnlichen Gehalt nach dadurch verſchlechtern ſollte. Sobald er überhaupt

nur anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muſs) Realität zu wagen, ſo iſt ſein thieriſcher Kreis aufgethan, und er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniſs fodert, verlangt er Ueberfluſs; anfangs zwar bloſs einen Ueberfluſs des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuſs über das gegenwärtige Bedürfniſs hinaus zu verlichern; bald aber einen Ueberfluſs an dem Stoffe, eine äſthetiſche Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuſs über jedes Bedürfniſs hinaus zu erweitern. Indem er bloſs für einen künftigen Gebrauch Vorräthe ſammelt und in der Einbildung dieſelbe vorausgenieſst, ſo überſchreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überſchreiten; er genieſst mehr, aber er genieſst nicht anders.

Indem er aber zugleich die Geſtalt in ſeinen Genuſs zieht und auf die Formen der Gegenſtände merkt, die ſeine Begierden befriedigen, hat er ſeinen Genuſs nicht bloſs dem Umfang und dem Grad nach erhöht, ſondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch ſchon dem Vernunftloſen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thieriſche Leben einen Schimmer von Freyheit geſtreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfodert, ſo erſchafft ſich die müſsige Stärke ſelbſt einen Gegenſtand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüſte, und in zweckloſem Aufwand genieſst ſich die üppige Kraft. Mit frohem Leben ſchwärmt das Inſekt in dem Sonnenſtrahl; auch iſt es ſicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodiſchen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar iſt in dieſen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Be-

dürfniſs überhaupt, bloſs von einem beſtimmten, von einem äuſsern Bedürfniſs. Das Thier **arbeitet**, wenn ein Mangel die Triebfeder ſeiner Thätigkeit iſt, und es **ſpielt**, wenn der Reichthum der Kraft dieſe Triebfeder iſt, wenn das überflüſſige Leben ſich ſelbſt zur Thätigkeit ſtachelt. Selbſt in der unbeſeelten Natur zeigt ſich ein ſolcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Beſtimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und ſtreckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung ſeines Individuums und ſeiner Gattung verwendet werden. Was er von ſeiner verſchwenderiſchen Fülle ungebraucht und ungenoſſen dem Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verſchwelgen. So giebt uns die Natur ſchon in ihrem materiellen Reich ein Vorſpiel des Unbegränzten, und hebt hier ſchon **zum Theil** die Feſſeln auf, deren ſie

ſich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfniſſes oder dem phyſiſchen Ernſte nimmt ſie durch den Zwang des Ueberfluſſes oder das phyſiſche Spiel den Uebergang zum äſthetiſchen Spiele und ehe ſie ſich in der hohen Freyheit des Schönen über die Feſſel jedes Zweckes erhebt, nähert ſie ſich dieſer Unabhängigkeit wenigſtens von ferne ſchon in der freyen Bewegung, die ſich ſelbſt Zweck und Mittel iſt.

Wie die körperlichen Werkzeuge, ſo hat in dem Menſchen auch die Einbildungskraft ihre freye Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem ſie, ohne alle Beziehung auf Geſtalt, bloſs ihrer Eigenmacht und Feſſelloſigkeit ſich freut. Inſofern ſich noch gar nichts von Form in dieſe Phantaſieſpiele miſcht, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derſelben ausmacht, gehören ſie, obgleich ſie dem Menſchen allein zukommen können, bloſs zu ſeinem

animaliſchen Leben und beweiſen bloſs ſeine Befreyung von jedem äuſsern ſinnlichen Zwang ohne noch auf eine ſelbſtſtändige bildende Kraft in ihm ſchlieſsen zu laſſen *). Von dieſem Spiel der

*) Die mehreſten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange ſind, beruhen entweder ganz und gar auf dieſem Gefühle der freyen Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren gröſsten Reiz von demſelben. So wenig es aber auch an ſich ſelbſt für eine höhere Natur beweiſt, und ſo gerne ſich gerade die ſchlaffeſten Seelen dieſem freyen Bilderſtrome zu überlaſſen pflegen, ſo iſt doch eben dieſe Unabhängigkeit der Phantaſie von äuſsern Eindrücken wenigſtens die negative Bedingung ihres ſchöpferiſchen Vermögens. Nur indem ſie ſich von der Wirklichkeit losreiſst, erhebt ſich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Geſetzen handeln kann, muſs ſie ſich ſchon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Geſetzen frey gemacht haben. Freylich iſt von der bloſsen Geſetzloſigkeit zu einer ſelbſtſtändigen innern Geſetzgebung noch ein ſehr groſser Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muſs hier ins Spiel gemiſcht werden — aber dieſe Kraft kann ſich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbeſtimmte wenigſtens negativ an das Unendliche gränzt.

freyen Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art iſt, und aus bloſsen Naturgeſetzen ſich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Verſuch einer freyen Form den Sprung zum äſthetiſchen Spiele. Einen Sprung muſs man es nennen, weil ſich eine ganz neue Kraft hier in Handlung ſetzt; denn hier zum erſtenmal miſcht ſich der geſetzgebende Geiſt in die Handlungen eines blinden Inſtinktes, unterwirft das willkührliche Verfahren der Einbildungskraft ſeiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt ſeine Selbſtſtändigkeit in das Wandelbare und ſeine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber ſolange die rohe Natur noch zu mächtig iſt, die kein anderes Geſetz kennt, als raſtlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird ſie durch ihre unſtäte Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbſtſtändigkeit, durch ihre Ungenügſamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen ſtreben. Der äſthetiſche Spieltrieb wird

digteit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihrer Geſetzgeber nicht verringen, und eben ſo wenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte bekommt. Als ein unrichtes und gemeines Geſchäft, worin aber etwas ſeine Koſtbares aufbewahrt worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir wägen in ihr den Kanal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das theiſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem verächtlichen Volk einen Werth anzubringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über ſiebenzig Seelen begrif, nach Aegypten, und wurden erſt in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ungefähr vierhundert Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich bemahe bis zu zwei Millionen, unter welchen ſechshunderttauſend ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie auf dieſem Königreiche zogen. Während ihres langen Aufenthalts trennten ſie abgeſondert von den Aegyptern, abgeſondert ſowohl durch den eignen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingeborenen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgnis der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs durch ihre nomadiſche Lebensart müſſig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man bekäme ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſen Weg geleitet hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu unbilligen Frohndienſt, und ſtellte beſondere Vögte an, ſie anzutreiben und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geſtöhrt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieß erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Aegypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderem Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabei Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo mußten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammen gedrängten. Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten gröſſtentheils iſt; aber damals mußte es in einem ſtärkeren Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelſtrichs, der Ausſatz, trib unter ihnen ein, und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Uebels und der Zwang, wurden langſam durch ihn vergiftet, und auf einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammkonſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugnis der Profanſchriftſteller, des Aegyptiers Manetho, des Dioscr von Sicilien, des Tacitus, des Quintmanus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes, kennen, beweiſt, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung, und der Mißhandlungen, die man gegen ſie anbäte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man Anfangs als Hirten verachtet, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geſtoßen und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Aegypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tief zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heftigſten Menſchenrancune zu entgelten.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſeltſame Politik der Aegypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verſiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Despoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wußten dieſen unmenſchlichen Befehl zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich mußte die Aegyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen, und wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſeyn.

Woher ſollte aber nun den Hebräern dieſer Retter kommen? ſchwerlich aus der Mitte der Aegypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſem ſtr eine Nation verwenden, die ihm feind war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiß nicht

alſo in ſeinen erſten Verſuchen noch kaum zu erkennen ſeyn, da der ſinnliche mit ſeiner eigenſinnigen Laune und ſeiner wilden Begierde unaufhörlich dazwiſchen tritt. Daher ſehen wir den rohen Geſchmack das Neue und Ueberraſchende, das Bunte, Abentheuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerſt ergreifen, und vor nichts ſo ſehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Geſtalten, liebt raſche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraſte, ſchreyende Lichter, einen pathetiſchen Geſang. Schön heißt ihm in dieſer Epoche bloſs, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem ſelbſtthätigen Widerſtand, aber Stoff giebt für ein mögliches Bilden, denn ſonſt würde es ſelbſt ihm nicht das Schöne ſeyn. Mit der Form ſeiner Urtheile iſt alſo eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er ſucht dieſe Gegenſtände nicht, weil ſie ihm etwas zu erleiden, ſondern weil ſie ihm zu handeln geben; ſie gefallen ihm nicht, weil ſie einem

Bedürfniſs begegnen, ſondern weil ſie einem Geſetze Genüge leiden, welches, obgleich noch leiſe, in ſeinem Buſen ſpricht.

Bald iſt er nicht mehr damit zufrieden, daſs ihm die Dinge gefallen; er will ſelbſt gefallen, anfangs zwar nur durch das, was *ſein* iſt, endlich durch das, was *er* iſt. Was er beſitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloſs die Spuren der Dienſtbarkeit, die ängſtliche Form ſeines Zwecks an ſich tragen; neben dem Dienſt, zu dem es da iſt, muſs es zugleich den geiſtreichen Verſtand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geiſt, der es wählte und aufſtellte, wiederſcheinen. Jetzt ſucht ſich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkkörner aus, und der Kaledonier wählt die netteſten Muſcheln für ſeine Feſte. Selbſt die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloſs Gegenſtände des Schreckens, ſondern auch des

Wohlgefallens ſeyns, und das kunſtreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt ſeyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen äſthetiſchen Ueberfluſs in das Nothwendige zu bringen, reiſst ſich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Nothdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmückt ſich. Die freye Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnöthige iſt bald der beſte Theil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von auſsen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräthe, ſeiner Bekleidung allmählig die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen, und anfangs blos den äuſsern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der geſetzloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeſtalte Geſte zu einer anmuthigen harmoniſchen Gebärdenſprache, die verworrenen Laute der Empfindung

entfalten ſich, fangen an dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das trojaniſche Heer mit gellendem Geſchrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nähert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Dort ſehen wir blos den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form, und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniſs bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen, ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tauſche der Luſt wird ein groſsmüthiger Wechſel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verſchmäht, um über

den Willen einen edelern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniſs zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geſchmakkes zartem Gericht; die Luſt kann er rauben, aber die Liebe muſs eine Gabe ſeyn. Um dieſen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muſs aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erſcheinung dem Verſtand gegenüber ſtehn; er muſs Freyheit laſſen, weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in ſeinem einfachſten und reinſten Exempel, in dem ewigen Gegenſatz der Geſchlechter löſt, ſo löſt ſie ihn — oder zielt wenigſtens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Geſellſchaft zu löſen, und nach dem Muſter des freyen Bundes, den ſie dort zwiſchen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moraliſchen Welt zu verſöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird

durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrekken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefurchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Men-

ſchen als Kraft begegnet und ſein Wirken beſchränkt — wenn er ſich ihm in dem ethiſchen Staat der Pflichten mit der Majeſtät des Geſetzes entgegenſtellt, und ſein Wollen feſſelt, ſo darf er ihm im Kreiſe des ſchönen Umgangs, in dem äſthetiſchen Staat, nur als Geſtalt erſcheinen, nur als Objekt des freyen Spiels gegenüber ſtehen. Freyheit zu geben durch Freyheit iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft bloſs möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie bloſs (moraliſch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniſs den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schön-

heit allein ihm einen **geſelligen Charakter** ertheilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle andre Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchliefsend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beyden Naturen dazu zuſammen ſtimmen müſſen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchliefsend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen beziehen; nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genieſsen wir blofs als Individuen, ohne dafs die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können alſo unſre ſinnlichen Freuden nicht zu allgemei-

meinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniſs genieſsen wir bloſs als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen; wir können alſo unſre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht ſo wie aus dem unſrigen ausſchlieſſen können. Das Schöne allein genieſsen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräſentanten der Gattung. Das ſinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchlieſsung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein

reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergiſst ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit der Geſchmack regiert, und das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Dieſes Reich erſtreckt ſich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrſcht, und alle Materie aufhört; es erſtreckt ſich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja ſelbſt auf dieſen äuſserſten Gränzen, wo die geſetzgebende Macht ihm genommen iſt, läſst ſich der Geſchmack doch die vollziehende nicht entreiſsen. Die ungeſellige Begierde muſs ihrer Selbſtſucht entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, muſs ihre vorwerfende

die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſchienen mußte. Aus ihrer eigenen Mitte noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheſte, das verachtetſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine beſtändig beſtialiſche Vernachläſſigung verblödet, durch einen ſo langen barbariſchen Druck verzagt gemacht und ergrimmt, durch eine ewig auf ihm laſtende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und geſtählt zu allen teufliſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lang andauernde Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſunken. Wie ſollte aus einer ſo verwahrloſten Menſchenrauſe ein freier Mann, ein erfindungsreicher Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihr finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenvolke Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Geiſt ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verſtümmelten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte eben ſo wenig, als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworfenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löſt, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derſelben Vorſicht, welche ſich auf dem gewöhnlichen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem einfachſten Wege zu bewirken. Einem geborenen Aegypter ſchien es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Hebräer, nun ſich zu ihren Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Anlaß erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Hebräer, entriß ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk, und verpflanzte ihn den Genuß ägyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Hebräer, ägyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine verdrüßne Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten: endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freiſtatt bei ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie ließ ihren Sohn in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Waſſer tragen, an welchem die Königstochter vorbeikam, und wo es bleiben alſo in die Augen fallen mußte. Die ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine hebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweitenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihm den allgemeinen Geſichtspunkt ſeines Volks zu eröffnen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn auf einem Sklavenkinde und einem Sklavengrabe des Todes der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in dem Angenblicke gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm ſelbſt ihrer Geheimniſſe verſtatten mußten, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entſtohenen Prieſter macht, und vermuthen läßt, daß er zum prieſterlichen Stand beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß aller Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den ägyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugniß beſtätigen Clemens, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man ägyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und ſelbſt bei denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreiung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch beſſere Ideen in die phyſiſche Oekonomie der Natur gebracht worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Verehrung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkommen ſollen als in dem Kopf eines Prieſters? Da Aegypten der erſte kultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Aegypten herſchreiben, ſo war es

Formel verändern, die nur der Widerſtand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Myſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniſs unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. In ſeinem Gebiete muſs auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderſinn vertraulich herniederſteigen. Die Kraft muſs ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniſs, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freyer Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleyer aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staube, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe

berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewaltthätig beugt, muſs ſie hier um ihre Beyſtimmung fragen. Hier alſo in dem Reiche des äſthetiſchen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſirt ſehen möchte; und wenn es wahr iſt, daſs der ſchöne Ton in der Nähe des Thrones am früheſten und am vollkommenſten reift, ſo müſste man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menſchen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuſchränken ſcheint, um ihn in eine idealiſche Welt zu treiben.

Exiſtirt aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfniſs nach exiſtirt er in jeder feingeſtimmten Seele, der That

nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

III.

Über das Pathetiſche.

Darſtellung des Leidens — als bloſsen Leidens — iſt niemals Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem Zweck iſt ſie derſelben äuſserſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen und die tragiſche Kunſt insbeſondere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daſs ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äuſsert, macht das freye Princip in uns

kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, ſo muſs die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muſs tief und heftig leiden; Pathos muſs da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden iſt, daſs ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit iſt. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig beſtreichen, aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreyheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſtandes, das über

alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freyheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur; und der tragiſche Held muſs ſich erſt als empfindendes Weſen bey uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, und an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachlaſsliche Foderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freyheit, geſchehen kann. Er muſs gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthshandlung, etwas poſitives, und nicht vielmehr bloſs etwas negatives und ein Mangel iſt.

Dieſs letztere iſt der Fall bey dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Dezenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer rechten Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fodert dieſen die Kunſt unnachlaſslich. Kaum können wir es einem franzöſiſchen Trauerſpielhelden glauben, daſs er leidet, denn er läſst ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freyheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines

Corneille und Voltaire vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich mit ſamt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiſte gedichtet haben. Nie ſchämt ſich der Grieche der Natur, er läſst der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und iſt dennoch ſicher, daſs er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verſtand läſst ihn das Zufällige, das der ſchlechte Geſchmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterſcheiden; alles aber, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen. Der griechiſche Künſtler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzuſtellen hat, weiſs von keiner Prinzeſſin, keinem König und keinem Königſohn; er hält ſich nur an

den Menſchen. Deſswegen wirft der weiſe Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns bloſs nackende Figuren; ob er gleich ſehr gut weiſs, daſs dieſs im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider ſind ihm etwas zufälliges, dem das nothwendige niemals nachgeſetzt werden darf, und die Geſetze des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nicht die Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und will uns den Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die unnütze und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Plaz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur

ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der homeriſchen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenſchaften haben ein freyes Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als andere, und eben das macht ſie zu Helden, daſs ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daſs ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fodern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen, ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daſs ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern

auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgeblitzt wurde. Der gläubliche Finder dieser freierschehenden Idee fühlte sich nun unter denen, die um ihn waren, sodige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern durch wer weiß wie viele Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigenthum einer ganz kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter anzubauen.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welche doch die herrschende Religion war, nothwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unverschämt, ja gefährlich seyn würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu stürzen, und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig seyn würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Überdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißtrauen hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet, und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue göttliche Wahrheit zum ausschließenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Band aufzunehmen, und die Wahrheit selbst, die man den unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umschreiben, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig genug hielte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Gottesdienst der noch bekannt war, wie Karl auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf zugänglichste Herzen zu wirken sey, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angeworfen waren, setzten sie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Gesang, ein betäubendes Stillschweigen, Anrechtung zwischen Finsterniß und Licht und dergleichen.

Diese Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche verewiget wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis, und waren das Vorbild, wornach in Folge die Mysterien in Eleusis und Samothrakien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustands, Einheit Gottes und Widersetzung des Polytheismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse theilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Übergang aus der Finsterniß zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die unerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anschauten.

In dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrthümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen seyn mußte, ehe er das reine Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligthum sei die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entsprechende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist bloß ein Bedürfniß der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nöthig, denn es ist Keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist,“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin Alles, was ist, was war, und was seyn wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder Jehovh — ein Name, der mit dem verdächten Jehovah fast gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Ägypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligthums dem Eingeweihenden vorsang, war dieß der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er ist einzig und von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.“

Eine vorläufige, nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von Andern, die nicht besonders waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moses sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In den Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Osiris nannte, und die ihren Ursprung nach vielleicht

in Ertragung deſſelben bey allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreyt vor Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus ſteigt weinend zum Olymp, und verſchwört alle Gefechte.

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz, das der Griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte Foderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch iſt — ehe er etwas anders iſt — ein empfindendes Weſen. Die zweyte Foderung an ihn macht die Vernunft, denn

er iſt ein vernünftig empfindendes Weſen, eine moraliſche Perſon, und für dieſe iſt es Pflicht, die Natur nicht über ſich herrſchen zu laſſen, ſondern ſie zu beherrſchen. Erſt alsdann, wenn erſtlich der NATUR ihr Recht iſt angethan worden, und wenn zweytens die VERNUNFT das ihrige behauptet hat, iſt es dem ANSTAND erlaubt, die dritte Foderung an den Menſchen zu machen, und ihm, im Ausdruck, ſowohl ſeiner Empfindungen als ſeiner Geſinnungen, Rückſicht gegen die Geſellſchaft aufzulegen, und ſich — als ein civiliſirtes Weſen zu zeigen.

Das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt war Darſtellung der leidenden Natur. Das zweyte iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, iſt etwas gleichgültiges, und die Darſtellung deſſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn,

um es noch einmal zu wiederholen, nichts was bloſs die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle bloſs erſchlaffende (ſchmelzende) Affekte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade, von was für Affekten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affekte, die bloſs zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloſs den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich bloſs auf den äuſsern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſrer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemählde gehören in dieſe Klaſſe. Sie bewirken bloſs Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäſse; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere

Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt Kant, fühlt ſich mancher durch eine Predigt erbaut, wobey doch gar nichts in ihm aufgebaut worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles ſchmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo groſser Lärm in einem Concertſaal iſt, ſo wird plötzlich alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis ins Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daſs die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das

Prin-

cip der Freyheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle dieſe Rührungen, ſage ich, ſind durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie blos allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeſchloſſen, die den Sinn blos quälen, ohne zugleich den Geiſt dafür zu entſchädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreyheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wolluſt und können deswegen blos Verabſcheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunſt würdig wäre. Die Kunſt muſs den Geiſt ergötzen und der Freyheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, iſt blos ein gequältes Thier, kein leidender Menſch mehr; denn von dem Menſchen wird ſchlechterdings ein moraliſcher Widerſtand gegen das Leiden gefo-

dert, durch den allein ſich das Princip der Freyheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenigen Künſtler und Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche das Pathos, durch die bloſse ſinnliche Kraft des Affekts und die höchſtlebendigſte Schilderung des Leidens, zu erreichen glauben. Sie vergeſſen, daſs das Leiden ſelbſt nie der letzte Zweck der Darſtellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens ſeyn kann, das wir am Tragiſchen empfinden. Das Pathetiſche iſt nur äſthetiſch, in ſo fern es erhaben iſt. Wirkungen aber, welche bloſs auf eine ſinnliche Quelle ſchlieſsen laſſen, und bloſs in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet ſind, ſind niemals erhaben, wieviel Kraft ſie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene ſtammt nur aus der Vernunft.

Eine Darſtellung der bloſsen Paſſion (ſowohl der wolluſtigen als der peinli-

chen) ohne Darſtellung der überſinnlichen Widerſtehungskraft heiſst gemein, das Gegentheil heiſst edel. Gemein und edel ſind Begriffe, die überall, wo ſie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der überſinnlichen Natur des Menſchen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts iſt edel als was aus der Vernunft quillt; alles was die Sinnlichkeit für ſich hervorbringt, iſt gemein. Wir ſagen von einem Menſchen, er handle gemein, wenn er bloſs den Eingebungen ſeines ſinnlichen Triebes folgt, er handle anſtändig, wenn er ſeinem Trieb nur mit Rückſicht auf Geſetze folgt, er handle edel, wenn er bloſs der Vernunft, ohne Rückſicht auf ſeine Triebe folgt. Wir nennen eine Geſichtsbildung gemein, wenn ſie die Intelligenz im Menſchen durch gar nichts kenntlich macht, wir nennen ſie ſprechend, wenn der Geiſt die Züge beſtimmte, und edel, wenn ein reiner Geiſt die Züge beſtimmte. Wir nennen ein Werk der

Architektur gemein, wenn es uns keine andre als phyſiſche Zwecke zeigt, wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen phyſiſchen Zwecken, zugleich Darſtellung von Ideen iſt.

Ein guter Geſchmack alſo, ſage ich, geſtattet keine, wenn gleich noch ſo kraftvolle Darſtellung des Affekts, die bloſs phyſiſches Leiden und phyſiſchen Widerſtand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menſchheit, die Gegenwart eines überſinnlichen Vermögens, ſichtbar zu machen — und zwar aus dem ſchon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an ſich, nur der Widerſtand gegen das Leiden pathetiſch und der Darſtellung würdig iſt. Daher ſind alle abſolut höchſten Grade des Affekts dem Künſtler ſowohl als dem Dichter unterſagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerſtehende Kraft, oder ſetzen vielmehr die Unterdrückung derſelben ſchon voraus, weil kein Affekt ſeinen abſolut höchſten Grad erreichen kann, ſolange die Intel-

ligenz im Menſchen noch einigen Widerſtand leiſtet.

Jetzt entſteht die Frage: wodurch macht ſich dieſe überſinnliche Widerſtehungskraft in einem Affekte kenntlich? Durch nichts anders, als durch Beherrſchung oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich ſage des Affekte, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen, aber das iſt kein Kampf mit dem Affekt, ſondern mit der Urſache, die ihn hervorbringt — kein moraliſcher, ſondern ein phyſiſcher Widerſtand, den auch der Wurm äuſsert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deſswegen Pathos zu erregen. Daſs der leidende Menſch ſeinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daſs er ſeinen Feind zu entfernen, daſs er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen ſucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und ſchon der Inſtinkt übernimmt dieſes, ohne erſt bey ſeinem Willen anzufragen. Das iſt alſo noch kein Aktus

ſeiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals ſich ſelbſt bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen iſt ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und ſetzt alſo etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterſchieden iſt. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden ſelbſt hat er keine andre Waffen als Ideen der Vernunft.

Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos Statt finden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirekt ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur

ein Staatsmann verbreiteter Irrthum ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut entartete, der Geheimnißkrämerei und eitelen Prieſterkünſten zum Spiele diente; Dieſe Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Prieſter, oder einer eigenen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man auch deßhalb Kiſtophoren nannte. Keinem als den Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzubrechen, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den ägyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Bilderbilder, die aus mehrern Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das berühmte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigten, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen Niemand als die Egypten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Gottesdienſt etwas gemein hatte. Der Ueberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Gottesdienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von Innen ſtürzte, befeſtigte er ihn von Außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwei Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verderbten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was Anfangs nur bloße Nothdurft geweſen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmälig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſtopfte man ſeinen Vorurtheilen, es immer mehr ihrer zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſcheinbaren lauteren Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einzigen Gottes erhalten, auch verbreiten und mit Redlichkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Gottesdienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf einmal aufheben mußte, zurückzuhalten, und die Einſicht in dem Heiligthum durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Flammen ganz, und man wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die tobenden Zeiten des Inſtituts oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie auch einige Epiſterien ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber entborgt, und einige weniger erhabene Kunſtgriffe, die er in Umbildung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belebte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbanden mit der Unterſcheidslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reine Sabaismus, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beiſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweiſt, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen, und zu den letzten höhern Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdrungen, ſeine Geheimniß- und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vierzig, zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bei den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen mußte.

Die ägyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein geweckter Unwille ergab ſich, ſo oft er es leiden ſah, rief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr mußte ihm die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er erwiederte den Kompfer. Bald nach die That rächbar, ſein Eifern iſt in Gefahr, er muß Aegypten meiden, und flieht in die arabiſchen Wüſte. Hier ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die

vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, iſt eine indirekte Darſtellung des Ueberſinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunſt dazu, etwas vorzuſtellen, was über der Natur iſt, ohne ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erſcheinung muſs das ſeyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn ſonſt wäre ſie keine Erſcheinung) und dennoch ohne Widerſpruch aus phyſiſchen Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dieſs iſt die Aufgabe; und wie löſt ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daſs die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affekts an einem Menſchen können wahrgenommen werden, von zweyerley Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm bloſs als Thier angehören und als ſolche bloſs dem Naturgeſetz folgen, ohne daſs ſein Wille ſie beherrſchen oder

überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluſs darauf haben könnte. Der Inſtinkt erzeugt ſie unmittelbar und blind gehorchen ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut. Aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab; ſondern der Inſtinkt ſetzt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas heiſses angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiſs keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinkt allein vollbringt ſie. Ja noch mehr. Die Sprache iſt gewiſs etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinkt ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes nach ſeinem Gutdünken disponiren, ohne erſt bey dem Willen

anzufragen, ſobald ein groſser Schmerz oder nur ein ſtarker Affekt uns überraſcht. Man laſſe den gefaſsteſten Stoiker auf einmal etwas höchſt wunderbares oder unerwartet ſchreckliches erblikken, man laſſe ihn dabey ſtehen, wenn jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloſs unartikulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkührlich entwiſchen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dieſs dient alſo zum Beweis, daſs es Erſcheinungen an dem Menſchen giebt, die nicht ſeiner Perſon als Intelligenz, ſondern bloſs ſeinem Inſtinkt als einer Naturkraft können zugeſchrieben werden.

Nun giebt es aber auch zweytens Erſcheinungen an ihm, die unter dem Einfluſs und unter der Herrſchaft des Willens ſtehen, oder die man wenigſtens als ſolche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; wel-

che alſo die Perſon und nicht der Inſtinkt zu verantworten hat. Dem Inſtinkt kommt es zu, das Intereſſe der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu beſorgen, aber der Perſon kommt es zu, den Inſtinkt durch Rückſicht auf Geſetze zu beſchränken. Der Inſtinkt achtet an ſich ſelbſt auf kein Geſetz, aber die Perſon hat dafür zu ſorgen, daſs den Vorſchriften der Vernunft durch keine Handlung des Inſtinkts Eintrag geſchehe. Soviel iſt alſo gewiſs, daſs der Inſtinkt allein nicht alle Erſcheinungen am Menſchen im Affekt unbedingterweiſe zu beſtimmen hat, ſondern daſs ihm durch den Willen des Menſchen eine Gränze geſetzt werden kann. Beſtimmt der Inſtinkt allein alle Erſcheinungen am Menſchen, ſo iſt nichts mehr vorhanden, was an die Perſon erinnern könnte, und es iſt bloſs ein Naturweſen, alſo ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heiſst jedes Naturweſen unter der Herrſchaft des Inſtinkts. Soll alſo die Perſon dargeſtellt werden, ſo müſſen einige Er-

ſcheinungen am Menſchen vorkommen, die entweder gegen den Inſtinkt oder doch nicht durch den Inſtinkt beſtimmt worden ſind. Schon daſs ſie nicht durch den Inſtinkt beſtimmt wurden, iſt hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, ſobald wir nur einſehen, daſs der Inſtinkt ſie ſchlechterdings hätte anders beſtimmen müſſen, wenn ſeine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt ſind wir im Stande, die Art und Weiſe anzugeben, wie die überſinnliche ſelbſtſtändige Kraft im Menſchen, ſein moraliſches Selbſt, im Affekt zur Darſtellung gebracht werden kann. — Dadurch nehmlich, daſs alle bloſs der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Inſtinkts entzogen ſind, und dem Naturgeſetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder

nur eine geringe Spur dieſes Leidens zeigen, alſo in einem gewiſſen Grad frey erſcheinen. An dieſer Disharmonie nun zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkennt man die Gegenwart eines überſinnlichen Princips im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Gränze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch als von derſelben unterſchieden kenntlich macht. Der bloſs thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theil alſo offenbart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maſs, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affekt in dem Ge-

biet der Thierheit ſich äuſsert, ohne doch im Gebiet der Menſchheit dieſelbe Macht behaupten zu können; deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos *).

*) Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen und ohne Vorausſetzung einer Freyheit des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter dem Gebiet der Menſchheit aber diejenigen, welche ihre Geſetze von der Freyheit empfangen. Mangelt nun bey einer Darſtellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, ſo läſst uns dieſelbe kalt; herrſcht er hingegen im Gebiet der Menſchheit, ſo ekelt ſie uns an und empört. Im Gebiet der Thierheit muſs der Affekt jederzeit unaufgelöſt bleiben, ſonſt fehlt das Pathetiſche; erſt im Gebiet der Menſchheit darf ſich die Auflöſung finden. Eine leidende Perſon, klagend und weinend vorgeſtellt, wird daher nur ſchwach rühren, denn Klagen und Thränen löſen den Schmerz ſchon im Gebiet der Thierheit auf. Weit ſtärker ergreift uns der verbiſſene ſtumme Schmerz, wo wir bey der Natur keine Hülfe finden, ſondern zu etwas, das über alle

In den Bildſäulen der Alten findet man dieſen äſthetiſchen Grundſatz anſchaulich gemacht, aber es iſt ſchwer, den Eindruck, den der ſinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und ſeiner Kinder iſt ohngefähr ein Maſs für das, was die bildende Kunſt der Alten im Pathetiſchen zu leiſten vermochte. „Laokoon, ſagt uns Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt (Seite 699 der Wiener Quartausgabe), iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewuſste Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht; und indem ſein Leiden die Muſkeln aufſchwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Bruſt erhebt ſich durch den be-

Natur hinausliegt, unſre Zuflucht nehmen müſſen; und eben in dieſer Hinweiſung auf das Ueberſinnliche liegt das Pathos und die tragiſche Kraft.

klemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchlieſsen. Das bange Seufzen, welches er in ſich und den Odem an ſich ziehet, erſchöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läſst. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen, als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zum Vater wenden und um Hülfe ſchreyen; denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Duft auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend aber nicht ſchreyend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben: in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſchet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe

hinauftritt, dieſelbe ſchwellen macht, und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſsen offenbaret. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, „wie in einem Punkte vereinigt, mit groſser Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, ſo drücket das Sträuben gegen denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo dafs daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da, wohin der gröſste Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die gröſste Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihr Gift ausgieſset, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint. Seine Beine wollen ſich erheben um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meiſſelſtriche

arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ahnen und Entwürfen, ſein Herz von Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabiſchen Beduinen Jethro hüten. Dieſer tiefe Zug von allen ſeinen Anſichten und Hoffnungen in Aegypten zum Beduinten in Arabien! vom thätigen Araberverbeſſer zum Lebensfaden eines Nomaden! wie ſchwer mußte er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regierungsgeiſt, einen ruheloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihn die Gegenwart nichts barbierte, ſucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, geben jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eigenes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun, geſellt ſich zu dieſem beleidigten Gefühle.

Alles, was er in langen Jahren geſammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht ausdulten. Er erbebt ſich über ſein Schickſal; dieſe Wüſte ſoll nicht die Grenze ſeiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das höhere Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächſten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am leichſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wieder zum Hebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich will dieſes Volk erlöſen.“

Aber welche Möglichkeit, dieſen Vorſatz auszuführen? Hinderniſſe ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bei weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Thatenweckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverei, ein übertauderjährigeß Elend hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtückes eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volke ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne die es Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Eine er die Befreiung deſſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entzündet hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Aegypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt doch es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bei der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht, mutloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Muſterien, aus ſeiner Prieſterkunſt zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein anderes, als das Vertrauen auf überirdiſchen Beiſtand. Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdiſches anknüpfen kann, ſo ruft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andern Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ihm ſeinen Mitvrädern als das Organ und den Gefandten dieſes Gottes legitimieren, ſo ſind ſie ein Volk in ſeinen Händen; er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſich; welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenvolke, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Moralheit zutrauen, die das Eigenthum weniger ägyptiſchen Meiſter iſt, und ſogar einen wahren Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß der Anblick Ungeheuren Etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die Wenigſten faßten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß deſſelben würde ihrem Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Hebräer ja nicht mehr als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihrer Sache mit den Aegyptern anſtehen, und mengte ſich durch keine Wunder in ihren Streit; wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ihre Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhöhnt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm die wohlthätigſte ferner zu einem Betrug nicht bringen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinem innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Ernſte, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt, ſeinem Volke zu erweiſen; er will ſie nicht blos unabhängig und frei, auch glücklich will er ſie machen und erlöſen. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie verringt er aber dieſe Wahrheit verſchaffen? Dem wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind, ihn zu faſ-

ſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut".

Wie wahr und fein iſt in dieſer Beſchreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der ſinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erſcheinungen angegeben, in denen ſich Thierheit und Menſchheit, Naturzwang und Vernunftfreyheit offenbaren! Virgil ſchilderte bekanntlich denſelben Auftritt in ſeiner Aeneis, aber es lag nicht in dem Plan des epiſchen Dichters, ſich bey dem Gemüthszuſtand des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bey dem Virgil iſt die ganze Erzählung bloſs Nebenwerk, und die Abſicht, wozu ſie ihm dienen ſoll, wird hinlänglich durch die bloſse Darſtellung des Phyſiſchen erreicht, ohne daſs er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu laſſen; da er uns nicht ſowohl zum Mitleid bewegen als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war alſo in dieſer Hinſicht bloſs ne-

gativ, nehmlich die Darſtellung der leidenden Natur nicht ſoweit zu treiben, daſs aller Ausdruck der Menſchheit oder des moraliſchen Widerſtandes dabey verloren gieng, weil ſonſt Unwille und Abſcheu unausbleiblich erfolgen müſsten. Er hielt ſich daher lieber an Darſtellung der Urſache des Leidens, und fand für gut, ſich umſtändlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der ſie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen deſſelben zu verbreiten. An dieſen eilt er nur ſchnell vorüber, weil ihm daran liegen muſste, die Vorſtellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeſchwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Perſon ſoviel wiſſen laſſen, als der Bildhauer, ſo würde nicht mehr die ſtrafende Gottheit, ſondern der leidende Menſch der Held in der Handlung geweſen ſeyn, und die Epiſode ihre Zweckmäſsigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgiliſche Erzählung

ſchon aus Leſſings vortrefflichem Kommentar. Aber die Abſicht, wozu Leſſing ſie gebrauchte, war bloſs, die Gränzen der poetiſchen und mahleriſchen Darſtellung an dieſem Beyſpiel anſchaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetiſchen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck ſcheint ſie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, ſie in dieſer Hinſicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars cætera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant.
ardentesis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erſte von den drey oben angeführten Bedingungen des Erhabenen der

Macht iſt hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nehmlich, die zur Zerſtörung bewaffnet iſt, und jedes Widerſtandes ſpottet. Daſs aber dieſes Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwey verſchiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwey Vorſtellungen, die wir ſelbſtthätig in uns erzeugen. Indem wir erſtlich dieſe unwiderſtehliche Naturmacht mit dem ſchwachen Widerſtehungsvermögen des phyſiſchen Menſchen zuſammenhalten, erkennen wir ſie als furchtbar, und indem wir ſie zweytens auf unſern Willen beziehen und uns die abſolute Unabhängigkeit deſſelben von jedem Natureinfluſs ins Bewuſstſeyn rufen, wird ſie uns zu einem erhabenen Objekt. Dieſe beiden Beziehungen aber ſtellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit ſtarker Macht bewaffneten und nach Aeuſserung derſelben ſtrebenden Gegenſtand. Wenn wir davor zittern, ſo geſchieht es bloſs, weil wir uns ſelbſt oder ein uns ähnliches Ge-

ſchöpf im Kampf mit demſelben denken. Wenn wir uns bey dieſem Zittern erhaben fühlen, ſo iſt es, weil wir uns bewuſst werden, daſs wir, auch ſelbſt als ein Opfer dieſer Macht, für unſer freyes Selbſt, für die Avtonomie unſerer Willensbeſtimmungen nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darſtellung iſt bis hieher bloſs kontemplativerhaben.

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetiſche über. Wir ſehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menſchen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloſs dem Grad nach verſchieden. Der ſympathetiſche Trieb ſchreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer ſchieſsen los auf — uns, und alles Entrinnen iſt vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir dieſe Macht mit der unſrigen meſſen und auf unſre Exiſtenz beziehen wollen. Dieſs geſchieht ohne unſer Zuthun in dem Objekte ſelbſt. Unſre Furcht hat alſo nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloſs ſubjektiven Grund in unſerm Gemüthe, ſondern einen objektiven Grund in dem Gegenſtand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloſse Fiction der Einbildungskraft, ſo unterſcheiden wir doch auch in dieſer Fiction eine Vorſtellung, die uns von aufsen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir ſelbſtthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert alſo einen Theil ſeiner Freyheit, weil es von aufsen empfängt, was es vorher durch ſeine Selbſtthätigkeit erzeugte. Die Vorſtellung der Gefahr erhält einen Anſchein objektiver Realität und es wird Ernſt mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenweſen, die keinem andern als dem Er-

haltungstriebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen, und im Zuſtand des bloſsen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, was an den Affektionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Princip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freyheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth erweitert ſich nur deſto mehr nach innen, indem es nach auſsen Gränzen findet. Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir

uns in die unbezwingliche Burg unſrer moraliſchen Freyheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloſs komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniſs gekommen ſeyn muſs, ehe wir bey unſrer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, ſo können wir dieſes hohe Freyheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloſs bei dieſem Leiden ſtehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein ſelbſtſtändiges Gemüth hingegen nimmt gerade von dieſem Leiden den Uebergang zum Gefühl ſeiner herrlichſten Kraftwirkung und weiſs aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine groſse Wirkung, daſs der moraliſche Menſch (der Vater) eher, als der phyſiſche angefallen wird. Alle Affekte ſind äſthetiſcher aus der zweyten Hand und keine Sympathie iſt ſtärker als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moraliſche Perſon bey uns in Achtung zu ſetzen, und der Dichter ergriff dieſen Augenblick. Wir kennen aus ſeiner Beſchreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wiſſen, wie vergeblich aller Widerſtand iſt. Wäre nun Laokoon bloſs ein gemeiner Menſch, ſo würde er ſeines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer ſchnellen Flucht ſeine Rettung ſuchen. Aber er hat ein Herz in ſeinem Buſen, und die Gefahr ſeiner Kinder hält ihn zu ſeinem eigenen Verderben zurück. Schon dieſer ein-

zige Zug macht ihn unſers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erſchüttert haben. Daſs es aber gerade in dem Momente geſchieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daſs ſein Untergang gleichſam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniſs für ſeine Kinder vorgeſtellt wird — dieſs entflammt unſre Theilnahme aufs höchſte. Er iſt es jetzt gleichſam ſelbſt, der ſich aus freyer Wahl dem Verderben hingibt, und ſein Tod wird eine Willenshandlung.

Bey allem Pathos muſs alſo der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freyheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bey aller ſinnlichen Kraft nie pathetiſch

sen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese wilrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alle seine Vernunftreligion, und untersucht, was er die geben und nehmen muß, um ihr eine glaubige Aufnahme bei seinen Hebräern zu verschaffen. Er steigt in ihre Lage, in ihre Bestrebung, in ihre Sorte hinunter, und späht da die verborgenen Zäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen konnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Auffassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt wollen forderte. Er paßt ihm den Umständen an, unter welchen er ihn verkündiget, und so entsteht sein Jehovah.

In den Gemüthern seines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er austreiben, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn hier von seinem falschen unwürdigen Gegenstand ablösen, und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jedes Volk unter dem Schutz einer besondern Nationalgottheit, und es sämmtliche dem Nationalbegriff, diese Gottheit über die Götter aller andern Völker zu setzen. Diesen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott wurden sie sich nicht erheben. An diesen Irrthum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgen in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht blos, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum Einzigen, und stürzte alle Götter neben ihn der in die Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um sich ihrer Verstellungskunst zu bedienen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. Er reinigte ihn in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ihr wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der rohe sinnliche Sinn, die Gottheit anschaulich sind benöthigen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geschätzt seyn, und seiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrthum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorher getroffenen Mißverständniß seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gott machen können? Mit diesem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, ausser sie die Stärke der Götter nach den Siegen der Völker ab, die in ihrem Solde stehen. Verlassen und unterstützt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältniß, das sie selbst gegen die Aegypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie gestehen gar, es sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß sie auch einen Beschützer in Gemeinschaft haben, und daß dieser Beschützer erwacht sey und seiner Rache, bei er sich mächtig und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr den Lauf eines Jahrhunderts gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gott nun dieser Feldherr zugleich auch Propheten seiner Sekte, oder seinem sie ihn gar noch aus allen Zeiten her, so reißt der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses brachte Moses in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gebräche, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, trägt und die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auf die Art und Weise, wie er sich solche benutzerlost hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf Einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte — der schon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuschauer der Mißhandlung war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigern halten? Dieß war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufstehen mußte. Wie sehr er aber um diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alte Volksfagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meyne, um aller Verwechslung mit irgend einem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverständniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt. Ich werde seyn, der ich seyn werde. Sage zu den Volke Israel, daß er ihm in den Mund. Ich werde seyn, der hat mich zu euch gesendet.

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name mußte aber dem unwissenden Volk der Hebräer durchaus unverständlich seyn. Sie konnten sich unmöglich dabei etwas denken, und Moses hätte also mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesen Uebelstand aufsetzen, als einen Gebrauch aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die Aegyptischen Mysterien schon lange verfallen haben, die Jehovah den Moses in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dieß war um so nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Aegypten eben keine große Meynung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einschleiche, so mußte er seine Kraft auf diesen leiten, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst, als die Macht und Größe dessen, der ihn sendete, darzuthun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wunderthaten unterstützen. Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man den Nachdenken eines Jeden.

ſeyn, und wird unausbleiblich unſre Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüths muſs immer der leidende Menſch, aus allem Leiden der Menſchheit muſs immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweyerley Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, und dem Zuſtand keine Kauſalität für die Geſinnung geſtattet wird; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, und die Geſinnung für den Zuſtand Kauſalität erhält. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer Geiſt, im Kampf mit der

„Widerwärtigkeit, ſagt Seneka, iſt ein „anziehendes Schauſpiel ſelbſt für die „Götter". Einen ſolchen Anblick gibt uns der römiſche Senat nach dem Unglück bey Kannä. Selbſt Miltons Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künftigen Wohnort, zum erſtenmal umſieht, durchdringt uns, dieſer Seelenſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüſse „euch, ruft er aus, und dich unterir„diſche Welt und dich tiefſte Hölle. „Nimm auf deinen neuen Gaſt. Er „kommt zu dir mit einem Gemüthe, das „weder Zeit noch Ort umgeſtalten ſoll. „In ſeinem Gemüthe wohnt er. Das „wird ihm in der Hölle ſelbſt einen „Himmel erſchaffen. Hier endlich ſind „wir frey u. ſ. f." Die Antwort der Medea im Trauerſpiel gehört in die nämliche Klaſſe.

Das Erhabene der Faſſung läſst ſich anſchauen, denn es beruht auf der Coexiſtenz; das Erhabene der Handlung

hingegen läſst ſich bloſs denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freyen Entſchluſs abzuleiten. Daher iſt nur das erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Coexiſtente glücklich darſtellen kann, der Dichter aber kann ſich über beides verbreiten. Selbſt, wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muſs er ſie in eine erhabene Faſſung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfodert, daſs das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluſs habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dieſes kann auf zweyerley Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Motiv, und ſein Leiden

iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büſst. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leiden iſt bloſs eine Wirkung. Ein Beyſpiel des erſten gibt uns Regulus, wenn er um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginienſer ausliefert; zu einem Beyſpiel des zweyten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewuſstſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beyden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur mit dem Unterſchied, daſs er uns in dem erſten Fall ſeinen moraliſchen Charakter, in dem andern bloſs ſeine Beſtimmung dazu zeigt. In dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch groſse Perſon, in dem zweyten bloſs als ein äſthetiſch groſſer Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloſs in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen Zuſtand vorſtellig macht, geſetzt auch, daſs wir dieſe Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſirt finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäſs verhält, wenn unſre Achtung nicht bloſs ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht bloſs ſeiner Anlage, ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt ganz etwas anders, ob wir bey unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer abſoluten Freyheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freyheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz anders, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht et-

wa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung missfallen, und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber wenn er uns auch in beyden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese Wirkung bey beyden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird dadurch, dass er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, dass er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B, die Selbstaufopferung des Leonidas bey Thermopyla. Moralisch beurtheilt ist mir diese Handlung Darstellung des, bey allem Widerspruch der Instinkte erfüllten, Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt ist sie mir Darstellung des, von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) befriedigt diese Handlung mei-

meinen äſthetiſchen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt ſie.

Von dieſer Verſchiedenheit meiner Empfindungen bey dem nämlichen Gegenſtande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie ſich unſer Weſen in zwey Principien oder Naturen theilt, ſo theilen ſich, dieſen gemäſs, auch unſre Gefühle in zweyerley ganz verſchiedene Geſchlechter. Als Vernunftweſen empfinden wir Beyfall oder Mifsbilligung; als Sinnenweſen empfinden wir Luſt oder Unluſt. Beyde Gefühle, des Beyfalls und der Luſt, gründen ſich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anſpruchs: denn die Vernunft fodert blofs, aber bedarf nicht; dieſes auf Befriedigung eines Anliegens: denn der Sinn bedarf blofs, und kann nicht fodern. Beyde, die Foderungen der Vernunft und die Bedürfniſſe des Sinnes, verhalten ſich zu einander wie Nothwendigkeit zu Nothdurft, ſie ſind alſo bey-

de unter dem Begriff von Neceſſität enthalten; blofs mit dem Unterſchied, dafs die Neceſſität der Vernunft ohne Bedingung, die Neceſſität der Sinne blofs unter Bedingungen Statt hat. Bey beyden aber iſt die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Luſt ſowohl als des Beyfalls, gründet ſich alſo zuletzt auf Uebereinſtimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Iſt das Nothwendige ein Imperativ, ſo wird Beyfall, iſt es eine Nothdurft, ſo wird Luſt die Empfindung ſeyn; beyde in deſto ſtärkerem Grade, je zufälliger die Befriedigung iſt.

Nun liegt bey aller moraliſchen Beurtheilung eine Foderung der Vernunft zum Grunde, dafs moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhanden, dafs wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frey iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freyheit

mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beyfall, und zwar in deſto höherem Grade, als der Widerſtreit der Neigungen dieſen Gebrauch der Freyheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bey der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das Bedürfniſs der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloſs verlangen kann, daſs das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich frey von Geſetzen im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm ſein Objekt auf das ſtrengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daſs bey dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des

Willens läſst ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Independenz deſſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen poſtulirt alſo Freyheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierin auf das vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniſs nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freyheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas zufälliges, und muſs daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen wir alſo jene That des Leonidas moraliſch, ſo betrachten wir ſie aus einem Geſichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir ſie hingegen äſthetiſch, ſo betrachten wir ſie aus einem Standpunkt, wo ſich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darſtellt. Es iſt Pflicht für jeden Willen, ſo zu

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, daß alle Aegyptier, die sie hören müßten, an den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dieß war Alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in seiner ganzen Würde zu erscheinen, gleichgültig seyn könnte, ob man darüber oder nicht darüber vor ihm erschrecke. — Moses aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen sollte; denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er auch den Einweihungsceremonien noch beibalten.

Er behielte es eine Zuflucht auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich seyn könnte — er kam also diesem Uebelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehovah selbst mußte sie heben. Er unterjochte sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht mußte alle in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm die Sendung endlich ertheilte. Verwundert mußte er bei am anhaltlichsten und am unbeantwortlichsten auf in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerunverstehlichsten einzutreten mußte zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Denn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste anschuchte?

Er wollte das Israelitische Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande verhelfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sey, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraus sah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Staatsreinlum der Hebräer gar nicht wirken würde; so begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen übersinnlichen Sitz anhängen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Aelteren versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie für's Erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil sie dieses andere recht mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muß also den Gott, den er ihnen anfündigt nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Zeitverein gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet.

Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also den wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfindungswürdig machen; er muß ihm ein leidenschaftliches Gewand umhängen, und muß parteiisch seyn, wenn sie an seinen wahren Gott gerade nur dieses Heroenideal knüpfen, und auch das Wahre blos auf eine bedeutende Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen brauche, wenn er die Begriffe verdeutlicht, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle andere Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrthum, auf Partheiwuth gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Aegypten ein kleiner Funke, der wirklich Begriffe von dem höchsten Wesen hat. Moses, der selbst aus diesem Funke ist, und nur diesem Funke seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat. Moses ist der erste, der es wagt, der seit geraumer Zeit herrschenden Mythologie nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Egyptien einen großen Vorzug vor ihren voraus. Die Egyptien erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben. *)

*) Ich muß die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von deutschem Inhalt: Ueber die Mysterien hebräischen Mysterien von Dr. Dessin verweisen, welche einen bedeutenden und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und worauf ich verschiedene der hier zum Grunde gelegten Ideen und Daten genommen habe.

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. *)

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politische Lage von Sparta zurückgehen, und die Verfassung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt seines Mitregenten zu vermindern. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Prokles und Eurypsten auf ihre beiderseitigen Linien bis auf Lykurg hergestalt fortgesetzt, daß Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen benunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung großer Freiheiten das

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Bruchstücke wurden in das vorr Heft der Thalia eingerückt.

handeln, ſobald er ein freyer Wille iſt; daſs es aber überhaupt eine Freyheit des Willens gibt, welche es möglich macht, ſo zu handeln, dieſs iſt eine Gunſt der Natur in Rückſicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freyheit Bedürfniſs iſt. Beurtheilt alſo der moraliſche Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, ſo iſt Billigung das höchſte, was erfolgen kann; weil die Vernunft nie mehr und ſelten nur ſoviel finden kann, als ſie fodert. Beurtheilt hingegen der äſthetiſche Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, ſo erfolgt eine poſitive Luſt, weil die Einbildungskraft niemals Einſtimmigkeit mit ihrem Bedürfniſſe fodern kann, und ſich alſo von der wirklichen Befriedigung deſſelben, als von einem glücklichen Zufall, überraſcht finden muſs. Daſs Leonidas die heldenmüthige Entſchlieſsung wirklich faſste, billigen wir; daſs er ſie faſſen konnte, darüber frohlocken wir, und ſind entzückt.

Der Unterſchied zwiſchen beyden

Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moraliſche und das äſthetiſche Urtheil verſchieden ausfallen. Man nehme die Selbſtverbrennung des Peregrinus Protheus zu Olympia. Moraliſch beurtheilt kann ich dieſer Handlung nicht Beyfall geben, inſofern ich unreine Triebfedern dabey wirkſam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbſterhaltung hintan geſetzt wird. Aeſthetiſch beurtheilt gefällt mir aber dieſe Handlung, und zwar deſswegen gefällt ſie mir, weil ſie von einem Vermögen des Willens zeugt, ſelbſt dem mächtigſten aller Inſtinkte, dem Triebe der Selbſterhaltung zu widerſtehen. Ob es eine rein moraliſche Geſinnung oder ob es bloſs eine mächtigere ſinnliche Reizung war, was den Selbſterhaltungstrieb bey dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bey der äſthetiſchen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlaſſe, von dem Verhältniſs ſeines Willens zu dem

Willensgesetz abstrahire, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniss zu der ganzen Naturgewalt denke. Bey der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bey der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bey der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bey der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-afficirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen und die unendliche Geistergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher lässt uns das ästhetische Urtheil frey, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das blosse Vermögen, absolut zu

wollen, ſchon durch die bloſse Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenſcheinlichem Vortheil befinden, weil ſchon durch die bloſse Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszuſagen, unſerm Freyheitsbedürfniſs geſchmeichelt wird. Daher beſchränkt uns das moraliſche Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bey jedem beſondern Willensakt gegen das abſolute Willensgeſetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einſchränkung des Willens auf eine einzige Beſtimmungsweiſe, welche die Pflicht ſchlechterdings fodert, dem Freyheitstriebe der Phantaſie widerſprochen wird. Dort ſchwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen ſteigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und ſchlieſsen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder alſo, wenn wir uns bey äſthetiſchen Urtheilen erweitert, bey moraliſchen hingegen eingeengt und gebunden fühlen *).

*) Dieſe Auflöſung, erinnre ich beyläufig, erklärt

Aus dieſem allen ergibt ſich denn, daſs die moraliſche und die äſthetiſche

uns auch die Verſchiedenheit des äſthetiſchen Eindrucks, den die Kantiſche Vorſtellung der Pflicht auf ſeine verſchiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet dieſe Vorſtellung der Pflicht ſehr demüthigend; ein andrer findet ſie unendlich erhebend für das Herz. Beyde haben Recht, und der Grund dieſes Widerſpruchs liegt bloſs in der Verſchiedenheit des Standpunkts, aus welchem beyde dieſen Gegenſtand betrachten. Seine bloſse Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts groſses, und inſofern das beſte, was wir zu leiſten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung, unſerer Pflicht iſt, liegt in der höchſten Tugend nichts begeiſterndes. Aber bey allen Schranken der ſinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich ſeine Schuldigkeit thun, und in den Feſſeln der Materie dem heiligen Geiſtergeſetz unwandelbar folgen, dieſs iſt allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geiſterwelt gehalten iſt an unſrer Tugend freylich nichts verdienſtliches, und wieviel wir es uns auch koſten laſſen mögen, wir werden immer unnütze Knechte ſeyn; gegen die Sinnenwelt gehalten iſt ſie hingegen ein deſto erhabeneres Objekt. Inſofern wir alſo Handlungen moraliſch beurtheilen, und ſie auf das Sittengeſetz beziehen, werden wir wenig Urſache haben, auf unſere Sittlichkeit ſtolz zu ſeyn; inſofern wir aber auf die

Beurtheilung, weit entfernt einander zu unterſtützen, einander vielmehr im Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwey ganz entgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetzmäſsigkeit, welche die Vernunft als moraliſche Richterin fodert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft, als äſthetiſche Richterin verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem äſthetiſchen Gebrauch gerade um ſoviel weniger tauger, als es ſich zu einem moraliſchen qualifizirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müſste, ſo wird er wohl thun, es ſo zu behandeln, dafs nicht ſowohl unſre Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſre Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen mufs

Möglichkeit dieſer Handlungen ſehen, und das Vermögen unſers Gemüths, das denſelben zum Grund liegt, auf die Welt der Erſcheinungen beziehen, d. h. inſofern wir ſie äſthetiſch beurtheilen, iſt uns ein gewiſſes Selbſtgefühl erlaubt, ja es iſt ſogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung grofs und unendlich iſt.

der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freyheit iſt ſein Reich zu Ende. Nur ſolange wir auſser uns anſchauen, ſind wir *frey*; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dieſs erfolgt aber unausbleiblich, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr *als Erſcheinung von uns betrachtet wird*, ſondern als *Geſetz über uns richtet*.

Selbſt von den Aeuſserungen der erhabenſten Tugend kann der Dichter nichts für *ſeine* Abſichten brauchen, als was an denſelben der *Kraft* gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er ſich nichts. Der Dichter, auch wenn er die vollkommenſten ſittlichen Muſter vor unſre Augen ſtellt, hat keinen andern Zweck, und darf *keinen andern haben*, als uns durch Betrachtung derſelben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unſer Subjekt verbeſſert, und nichts kann uns geiſtig ergötzen, als was unſer geiſtiges Vermö

gen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäſsigkeit eines Andern unſer Subjekt verbeſſern und unſere geiſtige Kraft vermehren? Daſs er ſeine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von ſeiner Freyheit macht, und der eben darum für uns nichts beweiſen kann. Es iſt blofs das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäſsigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in ſeinem Vermögen auch das unſrige wahrnehmen, fühlen wir unſere geiſtige Kraft erhöht. Es iſt alſo blofs die vorgeſtellte Möglichkeit eines abſolut freyen Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung deſſelben unſerm äſthetiſchen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man ſich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetiſche Kraft des Eindrucks, den ſittliche Karaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer hiſtoriſchen Realität abhängt. Unſer Wohlgefallen an idealiſchen Karakteren verliert

liert nichts durch die Erinnerung, daſs ſie poetiſche Fictionen ſind, denn es iſt die poetiſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle äſthetiſche Wirkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit beſteht aber nicht darin, daſs etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darin, daſs es geſchehen konnte, alſo in der innern Möglichkeit der Sache. Die äſthetiſche Kraft muſs alſo ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit liegen.

Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher Perſonen iſt nicht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz kund gewordene Vermögen das poetiſche. Der Umſtand, daſs dieſe Perſonen wirklich lebten, und daſs dieſe Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar ſehr oft unſer Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zuſatz, der dem poetiſchen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich iſt. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunſt unſers Vaterlands einen Dienſt zu erweiſen, wenn man den Dich-

fern Nationalgegenſtände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieſs es, wurde die griechiſche Poeſie ſo bemächtigend für das Herz, weil ſie einheimiſche Scenen mahlte, und einheimiſche Thaten verewigte. Es iſt nicht zu läugnen, daſs die Poeſie der Alten, dieſes Umſtandes halber, Wirkungen leiſtete, deren die neuere Poeſie ſich nicht rühmen kann — aber gehörten dieſe Wirkungen der Kunſt und dem Dichter? Wehe dem griechiſchen Kunſtgenie, wenn es vor dem Genius der neuern nichts weiter als dieſen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechiſchen Kunſtgeſchmack, wenn er durch dieſe hiſtoriſchen Beziehungen in den Werken ſeiner Dichter erſt hätte gewonnen werden müſſen! Nur ein barbariſcher Geſchmack braucht den Stachel des Privatintereſſe, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poeſie ſoll ihren Weg nicht durch die kalte Region

Volk zu befreien, und diese Verfassungen stürzten das Volk von Freiheit und endlich zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und wieder, und ging mit schnellem Wechsel von einem Extreme auf das andere über. Zwischen den Reichen des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Gesetze gestiftet, der Reichthum hob in manchen Familien gewaltig. Die ersten Bürger monopolisirten die Aemter, und die Vergrößerung der Ungleichheiten lag in Empörung.

Von innerer Zwietracht gerissen, mußte der tapfere Staat die Beute seiner triumphirenden Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So sind Lykurgus Sparta; unsterblich Gesetze der Gleichheit und Brüderlichkeit, ungleiche Austheilung der Glückesgüter unter den Bürgern. Mangel an Gastfreyheit und Eintracht und eine gänzliche Entblößung von Silber, Gold und allen übrigen gesuchten Bedürfnissen, waren die Triebfedern, die sie alle zu ihren Gesetzgebern hinreißend bestimmten, und die es allein bey ihren Gesetzgebungsversuchen blieben mußten.

Als der Tag erschien, wo Lykurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, ließ er vorher der versammelten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, benachrichtigen, daß er vorher die Gesetze, von denen sie sich einen schwören sollten, durch Orakel einsprechen. Der König Charitaon, von seinen Anhängern in Schranken gehalten, stand in dem Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet sey. Aber man brachte ihm viele Jahre, und bewies ihm so gut, daß er selbst den Plan des Lykurgus billig unterschrieb.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um ehestig auf immer zu verhindern, daß die Regierte zwischen gleichgültigen Tyrannei und anarchischer Demokratie hin und hergeworfen würde, legte Lykurgus eine weise Mauer, als Gegenwehr, in die Mitte, er gründete einen Senat. Die Senatoren, auszuhaltenzahl an der Zahl mit allo berufen mit den Königen, führen auf der Seite des Volks neuen, wenn sie Monarchie und Demokratie widerstanden, und wenn im Gegentheil der Senat bey Volk zu groß werden wollte, der König gegen Volk sich in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer alles den gewaltsamen innern Revolutionen entzog, die es sonst erschüttern konnten. Dadurch wurde es erst jenem Punkte unerschütterlich gegründet, den andern waren sie Ehre zu setzen; gleiche Strafe und Lob trafen sie Könige gleich sorgfältig, und auch in wenig Fällen hob Volk das Urtheil des Senats auf. Einen Senat aus den Königen gemischt Volks machte.

Nun war es nöthig, daß diese Lykurgus nicht beständig — wenn schnelle der Staat selbst seiner Macht mißbrauchte. Der Senat konnte sich oft von Mensch sind, eine Gesetze der schnellsten Rede, gleich nicht wie von Königen, die mit dem Volk, entschieden, aber eine große Gefahr sich Senats bestehen sich die Könige sind mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser sagte dann dieser Rede an, daß verschiedene Fragen zu bewegen, und einen entscheidenden Beweis von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da sie gewisse Angriff der Senatoren an die Könige hatte machte. Sie mit einander einigen verbanden. Der Gesetzgeber hat Lykurgus endlich bedenklich Volk, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gesetzlichen und führen war der gleiche Beschränkung, welche Lykurgus machte. Doch war sie gegen Land in einigen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Armen und Reichen auf immerdar aufzuheben. Diese Lykurgus wurde in verschiedenen Arten, der Adel von der Stadt Sparta selbst in unveränderlich Arten getheilt, jenes groß genug, daß eine Familie niemals kann ausstommen konnte. Sparta gab jene einem Lakonier, reichsten Adelich, und Lykurgus selbst schien sich an diesen Gleichheit, als er sie der Zeit und Land hervorrufen. Denn Lykurgus, sich es sah, gleich einem Vater, den Brüder beherrschen unter sich theilen.

Eben so gros, wie die Armen, hatte Lykurgus auch die bewegsamen Güter vertheilt, aber darüber Verbieten sich unbeschränkter Sparsamkeit entgegen. Er verbannte alle durch Luxus je so beim Zeit zu gelangen, und bot, daß es nicht durch die Mannigfaltigkeit aufhören konnte, von sich jemal satten zu machen.

Er sog damit an, alle goldenen und silbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und schweren Eisen einen sehr geringen Werth. Ich muß einem großen Raum brauchen, um einer kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Ja, damit man nicht einmal versuchen werden möchte, dieses Geld bey Diebe wegen zu stehlen und gebrauchen zu können, so ließ er das Eisen, welches sonst gewonnen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer sollte nun Reichen über sich besitzen sehen, ohne Reichthümer anzuhäufen trachten, da der kleine Genuss weder verschönt noch genugt werden konnte?

Kaum genug, daß Lykurgus diesen Mißbrauch verbaren die Mittel zum Vergnügen entzog — er schloß ihnen auch die Gegenstände zu verführen und den Neigen. Sie sie durch blühen reizen Künsten. Sparta's eisernes Mittel tennte sein strenger Kraftmann brauchen, und eine andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die sich den Luxus anbietten, verschwanden von aus Lakonien, sein unbeschränkt Schuß reizten nicht in seinen Hafen, kein Kunstwerk gelangte sich weiter, kein Geist in seinen Tempel zu suchen, kein Redekunst kam, die Dichter und Virtuos zu beunruhigen, kam sie konnte nicht aus der Gewohnheit, alle eisernes Münzen, sie in allen andern Ländern verachtet worden. Der Luxus blieb auf, weil Niemand sie trat, der ihn anwenden könne.

Lykurg schränkte noch auf eine andere Art der Neigungen einzugen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Tische in Gemeinschaft speisten, und alle weniger empfindsamere Art mit einer mäßig leben könnten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Mannigfaltigkeit zu fragen, und die durch diese Mittel tödtete Speisen genießen zu lassen. Jeder mußte monatlich eine gewisse Summe an Lebensmittel zu den öffentlichen Mahlzeit geben, und hatte schon in die Kost von dem Seinen. Knaben speisten unentgeldlich an einem Tische gemeinschaftlich und jeder Lakonier mußte alle Knaben Schmarotz für sie halten, um an der Tafel aufgenommen zu werden. Diejenigen hatte keiner ohne eine gültige Entschuldigung: diese Gesetz wurde in vielen gehalten: das heißt Kalb, einer der folgenden Könige, all es sich einem öffentlich geführen. Ich ist noch Sparta geblieben und mit einer Genauigkeit allein Spitze wurde, eine unbedeutende Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Ephoren der Ephoreneid ist der fürchtige Knaben verdient, ein Gericht, zu dessen Ende gebaut wurde, die Ephoren waren dürfen zu wachen dann, weil es sich in gerichtet Thron wäre, zu sterben, als über schwarze Knaben zu essen. Diese Mahlzeit erhielten die mit Lykurgus und

des Gedächtniſſes nehmen, ſoll nie die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floſs, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daſs das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniſs, zu ertheilen ſich ſauer werden läſst; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweydeutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittel-

bar, nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bey dem Menſchen nie ein beſondres Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis iſt das Total der menſchlichen Natur, und bloſs, inſofern ſie auf den Karakter einfliesst, kann ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluſs haben. Die Poeſie kann dem Menſchen werden, was dem Helden die Liebe iſt. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm ſchlagen, noch ſonſt eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann ſie ihn erziehn, zu Thaten kann ſie ihn rufen, und zu allem, was er ſeyn ſoll, ihn mit Stärke ausrüſten.

Die äſthetiſche Kraft, womit uns das Erhabene der Geſinnung und Handlung ergreift, beruht alſo keineswegs auf dem Intereſſe der Vernunft, daſs recht gehandelt werde, ſondern auf dem Intereſſe der Einbildungskraft, daſs recht

Handeln möglich ſey, d. h. daſs keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freyheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeuſſerung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrifft, da hat er einen zweckmäſsigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Klaſſe von Karakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nämliche Maſs von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfodert werden kann. Wie viel mehr wir in äſthetiſchen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freyheit als auf Geſetzmäſsigkeit ſehen, wird ſchon daraus hinlänglich offenbar, daſs wir Kraft und Freyheit lieber auf Koſten der Geſetzmäſsigkeit geäuſsert, als die Geſetzmäſsigkeit auf Koſten der Kraft und Freyheit beobachtet ſehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moraliſche Geſetz

ſich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureiſsen drohen, ſo gewinnt der Karakter äſthetiſch, wenn er dieſen Antrieben widerſtehen kann. Ein Laſterhafter fängt an, uns zu intereſſiren, ſobald er Glück und Leben wagen muſs, um ſeinen ſchlimmen Willen durchzuſetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demſelben Verhältniſs unſre Aufmerkſamkeit, als ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beyſpiel, iſt unſtreitig ein unedler und ſelbſt niedriger Affekt. Nichts deſto weniger wird ſie äſthetiſch, ſobald ſie dem, der ſie ausübt, ein ſchmerzhaftes Opfer koſtet. Medea, indem ſie ihre Kinder ermordet, zielt bey dieſer Handlung auf Jaſons Herz, aber zugleich führt ſie einen ſchmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird äſthetiſch erhaben, ſobald wir die zärtliche Mutter ſehen.

Das äſthetiſche Urtheil enthält hierin mehr wahres, als man gewöhnlich

glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine gröſſere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freyheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem conſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Conſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher ſonſt kann es kommen, daſs wir den halbguten Karakter mit Widerwillen von uns ſtoſsen, und dem ganz ſchlimmen oft mit ſchauernder Bewunderung folgen? Daher unſtreitig, weil wir bey jenem auch die Möglichkeit des abſolut freyen Wollens aufgeben, dieſem hingegen es in jeder Aeuſserung anmerken, daſs er durch einen einzigen Willensakt ſich zur ganzen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nicht für die Sittlichkeit an ſich

ſelbſt, ſondern blos für die Freyheit intereſſirt, und jene kann nur inſofern unſrer Einbildungskraft gefallen, als ſie die letztere ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Verwirrung der Gränzen, wenn man moraliſche Zweckmäſsigkeit in äſthetiſchen Dingen fodert, und um das Reich der Vernunft zu erweitern die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäſsigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man ſie ganz unterjochen müſſen, und dann iſt es um alle äſthetiſche Wirkung geſchehen, oder ſie wird mit der Vernunft ihre Herrſchaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen ſeyn. Indem man zwey verſchiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beyde zu verfehlen. Man wird die Freyheit der Phantaſie durch moraliſche Geſetzmäſsigkeit feſſeln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerſtören.

Kleinere
prosaische Schriften

von

Schiller.

Aus mehrern Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

Vierter Theil.

Leipzig 1802.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Inhalt.

des Vierten Bandes.

Seite

1. Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet. Auszug aus einer Vorlesung, in der deutschen Gesellschaft zu Mannheim gehalten im Jahr 1784. Aus der rheinischen Thalia. 3

2. Zerstreute Betrachtungen über verschiedne ästhetische Gegenstände. Aus der neuen Thalia. 23

3. Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Aus der neuen Thalia. 80

4. Ueber die tragische Kunst. Aus der neuen Thalia. 103

5. An den Herausgeber der Propyläen. Aus den Propyläen. 169

Inhalt.

6. Ueber Bürgers Gedichte. Aus der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Seite 193

7. Ueber den Garten-Calender des Jahrs 1795. Aus der A. L. Z. 205

8. Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe. Aus der A. L. Z. 243

9. Ueber Matthisons Gedichte. Aus der A. L. Z. 265

10. Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. Ungedruckt. 310

11. Der Menschenfeind. Ein dramatisches Fragment. Aus der Thalia. 326

Ver-

Sagen, denn Lykurg schien war so sehr ein Freund der geselligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in seinem Tempel einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurg größe seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbaren Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tisch seinen Ehrgeiz kaum machen konnte. Die Schwelgerei wurde auf immer verhütet gethan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mäßigung und Ordnung, und gesunde Söhne konnten dem Staate starke Kinder gezeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewährte die Vortheil, daß niemand zu Hause, und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten — mehr kennen zu gewinnen, daß eine so geringe Lebensweise auch auf die geringe Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein anderes Gesetz verordnete, daß kein Land ein anderes Land bauen dürfte, als welches man der Art bezwungen werden und keine andere Thätigkeit, als die eines Helots einer Sage gemacht werden sey. Zu nun so zahlreich Hand konnte sich Niemand einfinden lassen, teilweise Mittel zu schaffen; Alles mußte sich [illegible] zu dem Zwecke stimmen.

Lykurgus wußte wohl, daß es nicht genug sey, daß ein Gesetze die seine Mitbürger zu ehren; es mußte auch Bürger für dasselbe Gesetze erschaffen. In den Gesetzen des Zyaniaus mußte er einen Beweis gefunden haben; in diesen mußte er die Empfindsamkeit für die schöne Sittlichkeit entfernen.

Der wichtigste Punkt seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese suchte er gesunden den Kind, in welchem der spartanische Staat sich am sicherst verlassen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat sie sorgfältigsten Werk dieser Erziehung.

Schon der Vorsicht für die Kinder erstreckte sich bis auf die Umstände der Zeugung. Die Ehepaare der Jungfrauen wurden durch Verordnungen gebildet, und starke gesunde Kinder suchte zu gewinnen. Die jungen Leute unterstanden, um alle Unsitte der Werbung aufzuheben. Der Verbrechen machte sie wenden, und bestie sie auch nur bei Nacht und verhohlen beisammen. Dennoch wurden beide in den ersten Jahren bei Ehe eingehen immer noch scheu, und Liebe wurde alt und reizend.

Auch bei der Geburt wurde alle Sorgfalt verbannt. Nicht, auch die Schamhaftigkeit erhielte der Gebärenden seinem Hausgesinde unter. Er ersparte die weichliche Pflege auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aeltesten besichtigt, wenn es stark und wohlgebildet war, überzeugt man es einer Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so ward man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der besten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland der Vorzug und in ausserne Länder berufen. Gebohl die Mutter das kriegerische Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Knaben seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Hierbei lehrte man ihm Geschwindigkeit im Lauf, Stärke, und durch Leibesübungen eine Fertigkeit über seine Glieder erlangen. Vorzüglich sie die Jünglingsjahre, so hatten die Knaben unter ihnen Hoffnung, Versuche waren den Gymnasium zu erhalten, die durch eine ungewöhnliche Tapferkeit sich gezeichnet waren. Die Alten waren den jungen Spartan gegeben, beobachteten sein aufstammende Genie, und [illegible] ten die Nachahmgierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Leckereien bei sich stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus ließ wohlfeile Kleider, wie sie Hitze und Kälte zu gewähren — Eigenschaften, die er für den temperirten Zonen, zu denen er sie schuf, eben so wohlthätig hielt, als Leichtigkeit und Muth. Wie hoch [illegible] von gestiegen, wie wenig gewissenhaft Lykurgus in Betreff der Sittlichkeit war, wissen wir bereits anderm, seinen politischen Hauß zu verfolgen. Gerade genug man in Betrachtung setzen. Daß weder die Entwicklung der Ehen, noch dieser scheinbare Diebstahl in Sparta den politischen Absichten entgegen konnten, das sie in jenen andern Staat wirken zu Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war die unmittelbare von dem Child und der Neigheit der Eltern; da in Sparta wenig Werth auf den Eigenthume gelegt, und sich alle Glieder gemeinschaftlich nannten, so war die Zucht und der Eigenthumsneid kein so wichtiger Punkt, und die Neigheit [illegible] — heimlich wenn der Staat die treulose und Verletzen belohnte] entstehe — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es erlaubt, sich zu schmücken, aufzuputzen, wenn sie in das Treffen eher in Sand eine große Schlacht gingen. Denn erwartet man einen, ihre Haare schön aufzupuzen, eine Kleider zu schmücken, und Zierrathen an die Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurgus, macht schon Einen schöner und höflicher übergeordnet. Es war gar nie ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, einen Gegenstand mit Leichtigkeit mit Leidenschaften der Gesetze zu verbinden, und ihnen dadurch den Gehorsam zu verschaffen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege nur wo farbigen Oberkleid etwas nach, der Leichtsinn war dann freier, und Vergehungen wurden weniger [illegible] Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern selbst eine Art von Erholung war, und daß sie sich darauf, wie auf eine festliche Gelegenheit, freuten. Kaum der Feind an, so ließ der spartanische König das Opferfeste Lied anstimmen, die Soldaten ordneten in festgeschlossenen Reihen unter Flötenspiel fort, und gingen heraus und marschirten, nach dem Takte der Musik, der Gefahr entgegen.

Der Tod des Lykurgus [illegible] sich, daß die Verbindlichkeit an das Gesetzthum der Gesinnung an das Vaterland [illegible] anstrebt, und die die Gemüther, durch seine Privatliebe zu gewinnen, nur dem Staate lebten. Darum sah er für gut und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Gelegenheit des gewöhnlichen Lebens zu entziehen, und sie durch Verordnungen verlassen zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Natur ihre die Herzen an häuslichen Gesichten ihren Geist von dem Interesse des Vaterlandes abzöge. Die Reden und das Land wurden deswegen von Gesetzen bestimmt, die in Sparta dem Weib gleich gemacht wurden. Man nennt sie Heloten, weil sie ersten Sklaven der Spartaner Einwohner des Staat Helos in Lakonien gewesen, welche sie bezwang und zu Sklaven machte. Von ihnen Lykurgus führten mußten alle harte tierischen Arbeiten, die sie in ihren Kriegen verrichten, ihn Mauern.

Ungerecht war der Gesetzgeber, den man in Sparta vor vielen unglücklichen Menschen machte. Man verbannte sie all ein Gerüchte, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte. Schmach machen konnte, und bei Menschen wurde auf eine wirksame

Vermiſchte
proſaiſche Schriften.

Vierter Theil.

I.

Die Schaubühne

als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.

(vorgeleſen bei einer öffentlichen Sitzung der Churfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim im Jahr 1784.

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem Neuen und auſserordentlichen, ein Verlangen, ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entſtehung gegeben. Erſchöpft von den höhern Anſtrengungen des Geiſtes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von

Sinnlichkeit gesättigt, mufste der Menfch eine Leerheit in feinem Wefen fuhlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unfre Natur, gleich unfähig, länger im Zuftande des Thiers fortzudauren, als die feinern Arbeiten des Verftandes fortzufetzen, verlangte einen mittleren Zuftand, der beide widerfprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu fanfter Harmonie herabftimmte, und den wechfelsweifen Uebergang eines Zuftandes in den andern erleichterte. Diefen Nutzen leiftet überhaupt nun der äfthetifche Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weifen Gefetzgebers erftes Augenmerk feyn mufs, unter zwo Wirkungen die höchfte heraus zu lefen, fo wird er fich nicht begnügen, die Neigungen feines Volks nur entwaffnet zu haben; er wird fie auch, wenn es irgend nur möglich ift, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückfeligkeit zu verwandeln bemüht feyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit durftenden

Geift

Geiſt einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt, ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtandes und des Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte, daſs eines Staats feſteſte Säule Religion ſey — daſs ohne ſie die Geſetze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite vertheidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ſittlichen Einfluſs der Bühne. Geſetze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Foderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſetze hemmen nur Wirkungen, die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen — Religion befiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herrſchen nur über die offenbaren Aeuſserun-

tungen des Willens, nur Thaten ſind ihnen unterthan — dieſe ſetzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſetze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenſchaft — Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſetzen wollten, was nimmermehr iſt — wenn wir der Religion dieſe groſse Gewalt über jedes Menſchenherz einräumen, wird ſie, oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? — Religion, (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen) Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks — ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion iſt dem gröſsern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemählde von Himmel und Hölle zernichten — und doch ſind es nur Gemählde der Phan-

Phantasie, Räzel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemählden fasslich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räzel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt

nimmt die Schaubühne Schwerdt und Wage, und reifst die Laster vor einen fchrecklichen Richterftuhl. Das ganze Reich der Phantafie und Gefchichte, Vergangenheit und Zukunft ftehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längft fchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunft jetzt vorgeladen, und wiederholen zum fchauervollen Unterricht der Nachwelt ein fchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlfpiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unfern Augen vorbei, und mit wollüftigem Entfetzen verfluchen wir ihr Gedächtnifs. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gefetz mehr vorhanden ift, wird uns Medea noch anfchauern, wenn fie die Treppen des Palaftes herunter wankt, und der Kindermord jetzt gefchehen ift. Heilfame Schauer werden die Menfchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder fein gutes Gewiffen preifen, wenn Lady Makbeth, eine fchreckliche Nachtwandlerin, ihre

ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häſslichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiſs ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtab und kalte Erzählung, ſo gewiſs wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Geſetze.

Aber hier unterſtützt ſie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr iſt noch ein weiteres Feld geöffnet. Tauſend Laſter, die jene ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige Auguſt dem Verräther Cinna, der ſchon den tödtlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groſs

wie

wie seine Götter, die Hand reicht: „Lafs „uns Freunde seyn Cinna!" — Wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Veste, wo Weib und Kind hulflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie grofs wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefurchtete unüberwindliche Schicksal!

Eben so häfslich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hulflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht, wenn er sein weifses Haar in die Lüfte streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wütender Schmerz zu-

empfehlende Art in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abscheuliches Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man die Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustande öffentlich zur Schau aus. Man hieß sie schlechte Lieder singen, und überließ den Tanz ihnen; die Tänze der Freigeborenen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlichern Absicht. Es war den Staat daran zu thun, den Muth seiner tüchtigen Jünglinge auf jenem Proben zu setzen, und sie durch blutige Versuche zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine gewisse Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nämlich alle ein Dolch und einen Spieß wurden ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tag war ihnen aufgelegt, sich verborgen zu halten; des Nachts aber gingen sie auf die Straßen und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man Krypteia oder den Hinterhalt; eben die Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch zu Zweifeln. Wenigstens folgt sie ganz nach seinem Prinzip. Als die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so entstunde sich aus der Anzahl dieser Heloten, daß sie anfingen den Republik gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung getrieben, Empörungen anfingen. Der Senat hatte einen unmenschlichen Entschluß, den er durch die Nothwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des peloponnesischen Krieges zweitausend der tapfersten Heloten von Sparta ausgesucht, mit Kränzen geschmückt, in einem feierlichen Prozessionen in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und Niemand wußte, was mit ihnen geworden war. Soviel ist übrigens gewiß, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die spartanischen Sklaven die unglücklichsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freyesten aller Bürger gewesen.

Weil den Lycurg alle Veteranen durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Uebungen. Einem spartanischen Greis geziemte es gar Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend exerzirt wurde. Auf jede Art kam es daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte, die Familienen wurden beinahe gemeinliche Familienen. Unter den Augen der Nation erzieht die Jugend heran, und versichtet das Alter. Unendlich hatte ein Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge seines Lebens. Die Nationsjugend erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Liebe von Vaterland und vaterländischem Interesse verwandelt sich dem ganzen Leben aller seiner Bürger. Nach andern Gesetzgebungen, diese Triebe zu conflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in den schönen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Uebungen der Nerven dabei gefeiert, welche den Ruhm des theil Vaterland gefährten Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum großmüthigen Anheil hatten. Sie erklärten es heute Leben in den Gräbern noch den Alten eingeschrieb. Das Ehre der Alten fing an zu singen: In der Vorzeit waren wir Helden. Das Ehre der Männer antwortete: Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben! Das dritte Ehre der Knaben fiel ein: Helden werden wir einst, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so bestätigt und wichtig ein angenehmes Erstaunen. Unser alles ähnlichen Institutes des Alterthums ist so wunderig, so ordnungsvoll, so Mittel und Zweck gegründet, so vorzüglich in den Polizeigesetzen gelegt, daß wir zum Grund sagt. Sie ist wirklich in sich selbst verbunden. Alles schließt sich kann in einander an. Einer wird durch Alles, und Alles durch Einen gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurgus nicht nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat schaffen, der von allen übrigen klebt, sich selbst genug und stets wäre, durch innern Kredit und eigene lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, diesen Nationalcharakter, den sein Gesetzgeber gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieses bewirkt? — Dadurch, daß er die Lüdigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu setzen wußte, und einen alle andere Wege gesperrt, die sie hätten davon abgeleitet haben können.

Alles, was Menschenleben schützt und Leidenschaften entzündet, Adel, außer dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Armuth, Wohlstand und Noth, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel der Begierde zum Besitzthum jede weg, die in den meisten Menschen die Gewissenlosigkeit entzündet; der Wunsch nach Bedürfnissen fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu pflegen und zu nutzen. Durch die steife Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art erschlaffte, verwehrte er es von Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung setzen haben würde; eben diese Unwissenheit, und dem rauhen Nationalcharakter verbunden, der je den Spartaner eigenthümlich war. Fand einer Verbindung mit andern griechischen Völkern unmöglich im Wege. In den Wege schon waren es je Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegen liefen, desto fester wußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Gegenstand, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwacht. Er erwachte im Schoos des Staats; Staat, was das Ei, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gemüth, und sein ganzes Leben war eine einzige Erinnerung dieses Eindrucks.

In Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Weise hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoose des Staats fand er Beschäftigung, Erholung, Lust, Belustigung, alle seine Triebe und Leidenschaften wurden nach der Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner sämtlichen Bürger, und an dem Gemeingeist, der ein gemeinen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Dieses ist es, was Wunder, daß die spartanische Gemeinschaftsgeist einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei den Bürgern dieser Republik gar kein Zwiespalt zum finden konnte, wenn es darauf ankam, gegen Gesetzbestimmung und Neigung das Vaterland eine Wohl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Heloten die Thermopylen verteidigen konnte, die schwache Zahl der

zuletzt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrömt: „Ich gab euch Alles!“ — Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtört. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die gröſsten Gewichte an den kleinſten und zärteſten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehenmal lächeln müſſen, ehe wir uns einmal entſetzen. Mein Verzeichniſs von Böſewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchul-

ſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben der Quelle hervorſpringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Laſter, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind, die wir zuletzt alle einſtimmig belächeln und lieben, warum ſollte die Natur bei dem andern Geſchlechte nicht die nämliche Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur ein Geheimniſs, den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt — ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen.

Einen groſsen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der groſsen Klaſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier, (ſchneller vielleicht, und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maas der erreichten

Wir-

Wirkung zu ſchätzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſre Feigheit, aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Geſetz und Gewiſſen ſchützen uns oft für Verbrechen und Laſtern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatze üben. Vielleicht, daſs wir einen Freund bevollmächtigen, unſre Sitten und unſer Herz anzugreifen, aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſre Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſre Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unſre Schwächen belachen, weil ſie unſrer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will — Ohne roth zu werden, ſehen wir unſre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber

Aber ihr grofser Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, dafs Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, dafs sie noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, dafs vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer besserte, dafs der Selbstmörder Beverlei noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, dafs Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstrafsen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese grofse Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht seyn wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem

Ein-

Einfluſs zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? — Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müſſen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müſſen ſie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniſs verrathen, ſie ausfindig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns Liſt und Kabale umſtrickten. Betrug und Falſchheit riſs ſie aus krummen Labirinthen hervor, und zeigte ihr ſchreckliches Angeſicht dem Tag. Vielleicht, daſs die ſterbende Sara nicht einen Wollüſtling ſchreckt, daſs alle Gemählde geſtrafter Verführung ſeine Glut nicht erkälten, und daſs ſelbſt die verſchlagene Spielerin dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt glücklich genug, daſs die argloſe Unſchuld jetzt ſeine Schlingen kennt, daſs die

die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren mistrauen, und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menschen und Menschenkarakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam, und lehrt uns die grosse Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich grosse Rolle; den letztern lenken wir, dem ersiern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn unser Muth, unsre Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Szene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen Ariadne durch das wiederhallende Naxos, steigen mit

mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entſetzliche Blutgerüſte, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſre Seele in leiſen Ahndungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towrs verläſst den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königin. — Jetzt da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weisheit. Die Ewigkeit entläſst einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen letzten gräfslichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daſs uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn aus-

ſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wütenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauren, Mariane den Gift trinkt, wer von uns will der erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an der herrſchende Geiſt unſrer Zeit zu werden; ihre Stralen ſind bis in die Gerichtsſäle, und noch weiter — in das Herz unſrer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine

Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Groſsen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groſs und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiſs der groſse Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die gröſsere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten — daſs die reinern Stralen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche

che den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſetzgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterſtrömt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, reinere Gefühle flieſſen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwo auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude, und Saladin der Sarazene beſchämten, und die göttliche Lehre uns predigten, daſs Ergebenheit in Gott von unſerm Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey — ehe noch

Jo-

und des erhabenste Drama politischer Tugend, aufgeführt. Wunderst, woran Du nach Sparta trauest, daß wir, seine Bürger, gehorsam, über anfallen sind."

Man muß also eingestehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts beobachtet seyn kann, als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt, und, in ihrer ganzen Strenge betrachtet, vollkommig auf sich selbst hätte ruhen mögen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich einer sehr großen Irrthums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres konnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird und nicht schwer fallen, und von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eigenen Zweck gehalten ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die und der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes: so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Jene Dauerhaftigkeit selbst, gerichtet die allenfalls viele mehr zum Verderben, als zum Nutzen — sie ist denen nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Nach diesen Grundsätzen wir bei Beurtheilung politischer Institutionen als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und vorzüglich sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern, aber verwerflich nicht denken. Darüber gilt von Religions-, wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend einem Punkt einen Stillstand aufzwingen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensbekenntniß beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und trüge noch so glänzende Absicht würde es verabscheuungswürdig bleiben. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Wie sich's allgemeinen Maßstab verstehen, stehen wir nicht lange zweifelhaft vor, wie wir den Lykurgischen Staat beurtheilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Enthusiasmus, alles andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten, die schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht.

Auf Unterdrückung aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu angebildet. In Sparta gab es keine elterliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stößt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gesiegten zu danken. In einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine plötzliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein barbarisch Zwitterungeheuer, das die natürliche Empfindung verleugnet, um thätliche Pflicht zu beobachten.

Wirklich schauerte Schauspiel gibt der rauhe Krieger Carolaund in seinem Lager vor Rom, der Rache und Krieg aufsetzet, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind kannte nie seine Mutter, konnte sie nie lieben, weil es schon in dem zartesten Alter von ihnen getrieben, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Herzungen erhielt.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta erdrückt, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging notwendigerweise verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Schwestern zur Pflicht; in diesen unglücklichen Sklavenprovinzen wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzgeber selbst wurde der gesellschaftliche Grundsatz gepredigt. Menschen als Mittel, nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundsätze des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig umgestürzt. Der ganze Moralität wurde verschworen, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widersprechender seyn, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als dieser? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf beizeitigen Stufe fest hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschritte hemmte.

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Ausländische mit Abscheu angesehen. Dadurch wurden alle Künste gefesselt, wodurch seiner Nation durch Begriffe gefesselt wurden; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besitzen, und zu wissen, was sie waren, nicht Neues zu erwerben, noch auf eine höhere Stufe zu steigen. Unveränderliche Gesetze wachten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese totale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, machte man den Geist des Volks auf beizeiten Stufe fest halten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wer haben aber gesehen, daß Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats sein soll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der

Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haſſes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemählde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaſs vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Anlegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo Preiſs gegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinne des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläſſigter Erziehung in rührenden erſchütternden Gemählden an ihm vorüber führen; hier könnten unſre Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers

irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schöſsling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten.

Nicht weniger lieſsen ſich — verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut werden, und beſtache ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. So gar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herablaſſen wollte, ſie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den groſsen Einfluſs übergehen, den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben wür-

würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden, worüber eine andre Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Uebereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich vereinigt, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſre Dichter unter ſich einig werden, und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt aneinander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach

ſeiner

ſeiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das groſse überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne — ein Verdienſt, das ich jetzt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe, daſs ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daſs ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft — daſs ſie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet, iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen, die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der

Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuſs, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürſtet nach beſſern auserleſenern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen, und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereien, die der Müſſiggang ausheckt, ſind unvermeidlich, wenn der Geſetzgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiſs. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat ſo groſsmüthig hinopferte, mit dem unſeligen Spleen abzubüſsen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſre einſamen Stun-

Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſre Seele drücken, und unſre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht, ſo empfängt uns die Bühne — in dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wieder gegeben, unſre Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere beſorgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur! — wenn Menſchen aus allen Kreiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſtelei und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſals, durch eine allwehende Sym-

Sympathie verbrüdert, in Ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder Einzelne genieſst die Entzuckungen aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und ſeine Bruſt giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein Menſch zu ſeyn.

Zer-

Zerſtreute Betrachtungen

über

verſchiedene

äſthetiſche Gegenſtände.

Alle Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, laſſen ſich unter vielerley Klaſſen bringen, die ſowohl nach ihrer objectiven Verſchiedenheit, als nach ihrer verſchiednen ſubjectiven Beziehung auf unſer leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloſs der Stärke ſondern auch dem Werth nach verſchiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der ſchönen Künſte auch von ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erha-

Erhabene und das Schöne. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder practisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt blos die Sinne, und unterscheidet sich darinn von dem Guten, welches der blosen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficieren, und alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die blose vernunftgemäse Form, das

das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme blofs gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anſchauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abſtand zwiſchen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meiſten in die Augen. Das Gute erweitert unſre Erkenntniſs, weil es einen Begriff von ſeinem Object verſchafft, und vorausſetzt: der Grund unſers Wohlgefallens liegt in dem Gegenſtand, wenn gleich das Wohlgefallen ſelbſt ein Zuſtand iſt, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniſs ſeines Objectes hervor und gründet ſich auch auf keines. Es iſt blofs dadurch angenehm, daſs es empfunden wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, ſobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken, oder ſie auch nur verändern. Einem Menſchen, der Froſt empfindet, iſt eine warme Luft ange-

einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Zeit bei Bettes Fälle stünden; er wandte sich also an Lakedämonien, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehle. Was man also zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seiner Gesetze folgte, ist das Schlimmste, was man ihm zuschreiben konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne sich dem nämlichen Untergang auszusetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es stehen mußte, wie ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und sein traurigstes Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, daß diese geschlossene enge Dauer einer Verfassung, die seiner weitern Größe und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir doch zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, welcher die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrnes Auge bleudet — wir sehen nichts mehr, als einen faulen, hohen unvollkommenen Versuch — daß erste Extremum des ungeheuren Mittelwegs, den es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So feierlich dieser erste Versuch aufgestellt ist, so wird doch noch er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Meisterstreich des menschlichen Geistes, kühn wage als ein Kunstwerk zu behandeln, was sie jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erste Versuch in der sonderbaren alter Künste sein, den solche nur bleiben können, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermenbildern an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form einer Antinous, eines Vatikanischen Apolls erhoben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sie einen endlich des glücklichen Gleichgewichts der gesellschaftlichen Kräfte vollkommen bemächtigt.

Der Stein wird gehauen den rohesten Meißel, und die Soldaten, die den Tyrannischer aufschärfen, anspornen, ohne seinem Finger zu widerstehen.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen lebendigbildenden widerstehenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen. Daß er in seinem Gemüthe auch so rein empfunden hat, wird nur ist der Freiheit allein ihren allen Preis werth, wenn er mit unvollkommenen Werkzeugen unternommen, und mit unvollkommenen vollendet wird.

Solon.

Von der Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Gesetzgebung Solons in Athen sich ähnlich und doch verschieden — und in die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptverfassungen in der griechischen Geschichte stehen, so ist es ein angenehmes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen neben einander zu stellen, und ihre Gebräuche und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchste Gewalt auf Lebenszeit übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren bekleideten diejenigen solche Archonten zu Athen, und auch diesen Zeitraum hat uns die Geschichte nicht Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geist der Demokratie, der den Athenienser schon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte sich am Ende dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzuähnliches Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorherregegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf jedes Jahr. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß ein alle jedes Jahr einen neuen Beherrscher wählte, gewannte das Volk den Ort seiner Souveränität, es nahm alle jedes Jahr seine weggegebene Gewalt gerührt, um sie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in seinem Gebächtnis, was die Unterthanen endlicher Menschen zeigen ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

Dreihundert Jahre hatte das athenienische Volk einen lebenslänglichen Archonten über sich gehabt, aber der jedesjährigen Archonten wurde es schon in siebenzigsten Jahre müde. Drei war ganz natürlich, denn während dieser Zeit hatte es schwerlich die Archontenwahl erwartet, es war also schwerlich an seine Souveränität erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit tiefer zu regen müssen, weit schneller entwickeln müssen, als in der ersten.

Der siebente der jedesjährigen Archonten war auch der letzte von dieser Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf jedes Jahre verjüngte Gewalt nicht lange genug dauere, um zum Widerstand zu verführen. Künftig also war die Archontenwahle auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach dessen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Ob thut noch einen Schritt weiter. Viel mag eine noch so kurz bemessene Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie eben sehr nahe kommt, so schwächte es diese Gewalt, indem es die selbe unter neuen Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieser neun Archonten hatten Vorzüge vor den sieben übrigen. Der erste hieß Eponymus genannt, führte den Namen des Jahres, ein Name stand unter den öffentlichen Akten; noch ein nannte man das Jahr. Der zweite, Basileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienst zu besorgen; sich mit zum höhern Priesterstande, wo der Ausdruck über den Gottesdienst ein weitläufiges Feld der Einmischung gewesen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die sieben letzten führten den Namen Thesmotheten, weil sie die Konstitution zu bewahren, und die Gesetze zu erhalten und aufzuzeichnen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien erwählt, und in jedem Jahre sich traumen sich aus Personen aus dem Volk zu dieser Würde. Die Verfassung war also einer Aristokratie weit näher als einer Wetterregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten erwählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war, daß die Kollegien im Staat verwechselten. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Unterlassung ihrer Würde kommen sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht

angenehm: eben dieſer Menſch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In beiden Fällen aber wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objective iſt von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäſsig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgeſetzt, daſs wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben ſo erſcheinen. Unſer Urtheil über das Angenehme ändert ſich ab, ſo wie ſich unſere Lage gegen ſein Object verändert. Es iſt alſo keine Eigenſchaft des Objects, ſondern entſteht erſt aus dem Verhältniſs eines Objects zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinnes iſt eine nothwendige Bedingung deſſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon gut, ehe es vorgeſtellt und empfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subject nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das

Ange-

Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen fällt, ſo groſs er auch übrigens iſt, weniger in die Augen. Es iſt darinn dem Angenehmen gleich, daſs es immer den Sinnen muſs vorgehalten werden, daſs es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm ferner darinnen gleich, daſs es keine Erkenntniſs von ſeinem Object verſchafft, noch voraus ſetzt. Es unterſcheidet ſich aber wieder ſehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form ſeiner Erſcheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloſs, inſofern daſſelbe zugleich ſinnlich iſt, aber es gefällt auch dem ſinnlichen nur, inſofern daſſelbe zugleich vernünftig iſt. Es gefällt nicht bloſs dem Individuum, ſondern der Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Beziehung auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erhält,

erhält, ſo iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt daſſelbe, auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne hat alſo eben das mit dem Guten gemein, worinn es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehen, worinn die Vernunft eine Angemeſſenheit zu ihren, theoretiſchen oder practiſchen Geſetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenſtand mit der theoretiſchen Vernunft vollkommen zuſammenſtimmen, und doch der practiſchen im höchſten Grad widerſprechend ſeyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen, und doch die Zweckmäſsigkeit in derſelben bewundern. Wir können die Genüſſe verachten, die der Wollüſtling zum Ziel ſeines Lebens macht, und doch ſeine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konſequenz ſeiner Grund-

ſätze loben. Was uns blofs durch ſeine Form gefallt, iſt gut, und es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn ſeine Form zugleich auch ſein Innhalt iſt. Aber das Gute iſt ein Object der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemiſchten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erſte, und nicht Neigung, wie das zweyte. Die reine Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einflöſen.

Nach Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, dafs ein Gegenſtand häſslich, unvollkommen, ja ſogar moraliſch verwerflich und doch angenehm ſeyn, doch den Sinnen gefallen könne; dafs ein Gegenſtand die Sinne empören und doch gut ſeyn, doch der Vernunft gefallen könne; dafs ein Gegenſtand ſeinem innern Weſen nach das moraliſche Gefuhl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, weil bey allen dieſen verſchie-

ſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art intereſſirt iſt.

Aber hiermit iſt die Klaſſifikation der äſthetiſchen Prädikate noch nicht erſchöpft; denn es giebt Gegenſtände, die zugleich häſslich, den Sinnen widrig und ſchrecklich, unbefriedigend für den Verſtand und in der moraliſchen Schätzung gleichgültig ſind, und die doch gefallen, ja die in ſo hohem Grad gefallen, daſs wir gerne das Vergnügen der Sinne, und des Verſtandes aufopfern, um uns den Genuſs derſelben zu verſchaffen.

Nichts iſt reizender in der Natur als eine ſchöne Landſchaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriſs der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objecte umkleidet, alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergötzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine

angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöſt in ſüſse Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das angenehmſte gerührt werden, ergötzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verfinſtert, der alle andere Töne überſtimmt oder ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechſchwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird auf das widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das ſchreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen, wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daſs er auch uns treffen möchte. Nichts deſtoweniger werden wir glauben, bey dem

Tauſch

Tauſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freyheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſere Sinne zurückſtöſst, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bey demſelben mit einem Gefuhl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber dieſes Schauſpiel der Natur eher verderblich als gut (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden) es iſt eher häſslich als ſchön, denn Finſterniſs kann als Beraubung aller Vorſtellungen, die das Licht verſchafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterſchütterung durch den Donner, ſo wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz widerſprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts abruptes, nichts gewaltſames verträgt. Ferner iſt dieſe Naturerſcheinung den bloſsen Sinnen eher ſchmerzhaft

als

als annehmlich, weil die Nerven des Geſichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechſelung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angeſpannt und dann eben ſo gewaltſam wieder erſchlafft werden. Und trotz allen dieſen Urſachen des Mifsfallens iſt ein Gewitter, für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erſcheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene ſoll ein unbewachſener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Ausſicht entzieht. Jeder wird dieſen Erdhaufen hinweg wünſchen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landſchaft verunſtaltet. Nun laſſe man in Gedanken dieſen Hügel immer höher und höher werden, ohne das geringſte an ſeiner übrigen Form zu verändern, ſo dafs daſſelbe Verhältnifs zwiſchen ſeiner Breite und Höhe auch noch im Grofsen beybehalten wird. Anfangs wird das Mifsvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn ſeine zunehmende Gröfse nur bemerkbarer, nur

nur ſtörender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergröſsern, ſo wird das Mifsvergnügen über ihn ſich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Iſt er endlich ſo hoch hinaufgeſtiegen, daſs es dem Auge beynahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zuſammen zu faſsen, ſo iſt er uns mehr werth, als die ganze ſchöne Ebene um in her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch ſo ſchönen vertauſchen. Nun gebe man in Gedanken dieſem Berg eine ſolche Neigung, daſs es ausſieht, als wenn er alle Augenblicke herabſtürzen wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden, aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber, man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein groſser Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen

dieſen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Gröſse einflöſste, merklich geſchwächt werden — etwas ähnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze theilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen verzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daſs wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu verändern, gröſser machten, und durch dieſen einzigen Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ja ſogar widerwärtigen Gegenſtand in einen Gegenſtand des Wohlgefallens verwandelt. Bey der zweyten Operation haben wir dieſen groſsen Gegenſtand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick vermehrt. Bey den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende ſeines Anblicks vermindert, und

da-

bas Vergnügen an Herrschen abzugewinnen, bas sie zu strengen angehalten hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren. Sie machten sich alle einen Anhang, sie erregten innere Unruhen in der Republik. Die schnellere Aufeinanderfolge und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer jedes Jahr gewählt wurde, wenig oder nie gehegt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei vielen zur Ungeduld, und diese Unruhen führten sie zu gefährlichen Anschlägen. Eine solche, sowohl die, welche sich schulden ess zu machen, wurden der bürgerlichen Rache auf gleiche Art erfahrlich.

Das Schlimmste dabei war, daß die übrigbleibende Masse, durch Verarmung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gedrückt war. Es schien daher an einer starken Hand, die Factionen zu dämpfen und die aufrührerischen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger schienen den Staat in Verwirrung und Streiten noch Unerfahrigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein geschätzten Bürger, den die Verzweiflung der Gegner, die bis jetzt nur in mangelhaften Traktaten bestanden, übertragen ward. Drako hatte dieser gesuchten Bürger — ein Mann ohne Menschenansehen, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen blos in dem finstern Spiegel seiner eigenen trüben Seele sah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit, ein spitzfindiger Philosoph und ein noch spitzfindiger Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf, und unbeugsam in seinen Verurtheilen. Gesetz ein Mann war vortrefflich. Gesetze zu verbessern, aber sie zu geben, traute man seiner philosophischen Weisheit nicht.

Es ist und wenig von den Gesetzen des Drako übrig geblieben, aber dieses Wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle Verbrechen strafte er ohne Unterschied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebstahl eines Aepfels eher einer Schuld wie den Hochverrath und die Meuterenen. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben so streng bestrafe, als die schwersten Verbrechen, so war seine Antwort: „Die kleinsten Verbrechen sind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andere Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln."

Drako's Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. Schrecken ist das einzige Instrument, verbraucht er's bald. Er straft nur verzweifelt Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen auf den Uebeltäter verleiten, weil er etwas Obst vegangen hat, heißt einen so viel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind berüchtigt zu zahlreich, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Pflichten der Menschheit weiter sich haben, sondern auch, weil sie auf das Beste, was er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der That ungesittet, durch seine Gesetze zu gebessern, so war es bei seinem unsittlichen. Die Gesetze der Despoten, oder bei Königs der Könige, würden sich endlich vielleicht bereits gefunden haben — aber wie trennten Athenienser unter ein solches Joch sich bringen!

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, so er thaten gleich den nachgeschaffenen Theil unverändert der Gesetze gab.

Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu bessern, schlechter seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht vollzogen werden konnten, und doch diese anderen sogleich zu warm, über Strafe zu ersetzen, so war es eben so viel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie trat ein.

Damals war der Zustand des athenäischen Volks dadurch zu verlagen. Eine Klasse des Volks besaß Alles, die andere hungerte gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs Unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unerwünschte Scheidewand zwischen beiden. Die Reich prang die ärmeren Bürger, ja den Reichen ihre Freiheit zu verkaufen, zu eben den Bedingen, die sie aufgelegen hatten; aber sie konnten nur eine gewisse Hülfe bei diesen. Für die Gemeinen, die sie antrafen, mußten sie unerhörte Zinsen bezahlen, und, wenn sie nicht Termin hielten, ihre Leibeserben stiegt an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren sie daran gebracht, ihre eigenen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch diese Zuflucht erschöpft war, bezogen sie auf ihren eigenen Leib, und mußten sich gefallen lassen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen diesen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grausame Habsucht der reichen Bürger in Schranken. So schrecklich war der Zustand Athens, wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, so mußte man diesen gewaltsam Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltsame Art wieder herstellen.

In diesem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entstanden. Die eine, welcher die armen Bürger besonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aemter, wie sie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen anhingchen, strebt für die Aristokratie; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wissen, und zog sich den beiden andern entgegen, doch keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, diesen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, so lange man nicht einen Mann fand, dem sich alle drei Parteien auf gleiche Weise unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über sich anerkannten.

Glücklicherweise fand sich ein solcher Mann, und seine Verdienste um die Republik, sein sanfter billiger Charakter, und der Ruf seiner Weisheit hatten längst schon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieser Mann war Solon, von Königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er pflegte den Kodrus unter seinen Ahnherrn. Solons Vater war ein sehr reicher Mann gewesen, aber durch Verschwendung hatte er sein Vermögen geschmälert, und der junge Solon mußte in seinen ersten Jahren die Kaufmannschaft ergreifen. Durch Reisen, welche ihn diese Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit aufgeklärten Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Früher schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zu Statten, sowohlen Mißvergnügen und politische Absichten in versch gefälligen Gewand zu

durch das Vergnügen geſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner Gröſse ſubjectiv verringert, theils dadurch, dafs wir die Aufmerkſamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, dafs wir demſelben in den daneben geſtellten kleineren Bergen ein Maafs verſchafften, womit es die Gröſse des Berges deſto leichter beherrſchen konnte. Gröſse und Schreckbarkeit können alſo in gewiſſen Fällen für ſich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es giebt in der griechiſchen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häſslicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn ſie aus dem Orcus hervorſteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein ſcheuſslich verzerrtes Geſicht, hagre Figuren, ein Kopf, der ſtatt der Haare mit Schlangen bedeckt iſt, empören unſre Sinne eben ſo ſehr, als ſie unſern Geſchmack beleidigen. Wenn aber dieſe Ungeheuer vorgeſtellt werden, wie ſie den Muttermörder Oreſtes verfolgen, wie ſie die Fackel in ihren Hän-

Händen ſchwingen, und ihn raſtlos von einem Orte zum andern jagen, bis ſie endlich, wenn die zurnende Gerechtigkeit verſöhnt iſt, in den Abgrund der Hölle verſchwinden, ſo verweilen wir mit einem angenehmen Grauſen bey dieſer Vorſtellung. Aber nicht blofs die Gewiſſensangſt eines Verbrechers, welche durch die Furien verſinnlicht wird, ſelbſt ſeine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkliche Akt eines Verbrechens, kann uns in der Darſtellung gefallen. Die Medea des griechiſchen Trauerſpiels, Clytemneſtra, die ihren Gemahl ermordet, Oreſt der ſeine Mutter tödtet, erfullen unſer Gemuth mit einer ſchauerlichen Luſt. Selbſt im gemeinen Leben entdecken wir, dafs uns gleichgultige, ja ſelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände zu intereſſiren anfangen, ſobald ſie ſich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Menſch fängt an, uns zu gefallen, ſobald eine heftige Leidenſchaft, die ſeinen Werth nicht im geringſten erhöht, ihn zu einem

Ge-

Gegenſtand der Furcht und des Schreckens macht; ſo wie ein gemeiner, nichts ſagender Gegenſtand für uns eine Quelle der Luſt wird, ſobald wir ihn ſo vergröſſern, daſs er unſer Faſſungsvermögen zu überſchreiten droht. Ein häſslicher Menſch wird noch häſslicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieſer Leidenſchaft, ſobald ſie nicht ins Lächerliche, ſondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meiſten Reiz für uns haben. Selbſt bis zu den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund, ſind gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund, ſo erheben ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegenſtänden, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens,

dens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in der Kunſt ſoviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus lockt, die uns an den Schilderungen groſſer Unglücksfälle ſoviel Geſchmack finden läſst, alles dieſs beweiſt für eine vierte Quelle von Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande ſind.

Alle bisher angeführten Beyſpiele haben etwas objectives in der Empfindung, die ſie bey uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorſtellung von Etwas, „das entweder unſere „ſinnliche Faſſungskraft oder unſere ſinn„liche Widerſtehungskraft überſchrei„tet, oder zu überſchreiten droht," jedoch ohne dieſe Überlegenheit, bis zur Unterdrückung jener beyden Kräfte zu treiben, und ohne die Beſtrebung zum Erkenntniſs oder zum Widerſtand in uns niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen

bis

bis an ſeine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gegen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder iſt es ein Gegenſtand, der ſich unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das Beſtreben zur Vorſtellung weckt, ohne es befriedigung hoffen zu laſſen; oder es iſt ein Gegenſtand, der gegen unſer Daſeyn ſelbſt feindlich aufzutreten ſcheint, uns gleichſam zum Kampf herausfodert, und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen ſichtbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und ſpannen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feyerlichkeit ſteigen kann, bemächtigt ſich unſerer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes Bewuſstſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes Bewuſstſeyn

ſeyn muſs ſchlechterdings überwiegend ſeyn, wenn das Groſse oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Werth für uns haben ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bey ſolchen Vorſtellungen begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt, ſo bezeichnet man ſie mit dem Namen des Erhabenen, ob gleich den Gegenſtänden ſelbſt objectiv nichts Erhabenes zukommt, und es alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu nennen.

Wenn ein Object erhaben heiſsen ſoll, ſo muſs es ſich unſeren ſinnlichen Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich aber überhaupt zwey verſchiedene Verhältniſſe denken, in welchen die Dinge zu unſrer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen gemäſs muſs es auch zwey verſchiedene Arten des Widerſtandes geben. Entweder werden ſie als Objecte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniſs verſchaffen wollen, oder ſie werden als eine Macht angeſehen, mit der wir die unſrige vergleichen. Nach dieſer Eintheilung giebt

es auch zwey Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniſs und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die ſinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniſs bey, als daſs ſie den gegebenen Stoff auffaſſen und das Mannichfaltige deſſelben im Raum und in der Zeit aneinander ſetzen. Dieſes Mannichfaltige zu unterſcheiden, und zu ſortiren, iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein giebt es ein Verſchiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloſs ein Gleichartiges, und es iſt alſo bloſs die Menge des Gleichartigen (die Quantität nicht die Qualität), was bey der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungsvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muſs dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniſs beruht demnach auf der Zahl oder der Gröſse, und

und kann darum auch das mathematiſche heiſsen *).

Von der
äſthetiſchen Gröſsenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir ſehe, iſt eine Gröſse.

Er iſt zweyhundert Ellen hoch.

Er iſt hoch.

Er iſt ein hoher (erhabener) Gegenſtand.

Es leuchtet in die Augen, daſs durch jedes dieſer viererley Urtheile, welche ſich doch ſammtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz verſchiedenes ausgeſagt wird. In den beyden erſten

*) Siehe Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

sten Urtheilen wird der Thurm blofs als ein Quantum (als eine Gröfse) in den zwey übrigen wird er als ein *magnum* (als etwas Grofses) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Gröfse, so gewifs dieser eine Sphäre und jene einen Innhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Gröfsenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht blofs ein *quantum*, sondern zugleich ein *magnum* ist.

Bey jeder Gröfse denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Gröfse und Gröfse statt finden, so kann er nur darinn liegen, dafs in der Einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder, dafs die Eine nur einen Theil in der an-

dern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in ſich enthält, iſt gegen dieſes Quantum ein *magnum*.

Unterſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in einem andern enthalten iſt, heiſst dieſes Quantum meſſen (wenn es ſtetig) oder es zählen (wenn es nicht ſtetig iſt). Auf die zum Maafs genommene Einheit kommt es alſo jederzeit an, ob wir einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten ſollen, d. h. alle Gröſse iſt ein Verhältnifsbegriff.

Gegen ihr Maafs gehalten iſt jede Gröſse ein Magnum, und noch mehr iſt ſie es gegen das Maafs ihres Maafses, mit welchem verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt. Aber ſo wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum iſt wieder klein, ſobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch ſo groſse Zahlreihe mit ſich ſelbſt wieder multiplizieren können?

Auf

tleiben. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit, und gaben seinen Gesetzen den Geprage von Sanftmuth und Milde, das sie von den Sagungen des Drako und Lykurgus so sehr unterscheiden. Er war sehr per noch ein tapferer Heerführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben, und noch andere wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Eigenthum der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegerischer Tüchtigkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat; seine Mitbürger hob in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen sehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtschaffener Mann war. Der verständigst Theil der Athenienser wünschte sich ihn zum Herrscher, weil die Monarchie das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten dieß gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu theilen. Er selbst verwarf diesen Rath: „die Monarchie," sagte er, „sey ein schöner Wetzplatz, aber er habe keinen Ausgang."

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses große Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, Seisachtheia, oder Erleichterung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben, und gesetzlich verboten wurde, daß künftig keiner dem Andern auf seinen Leib etwas leihen durfte. Dieses Edikt war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchste Noth des Staats machte einen gewaltsamen Schritt nothwendig. Er war um so weniger Unrecht bei seinem, denn die Klasse des Volks, welche dadurch gewann, war weit geringer, als die, welche dadurch gewaltsam wurde.

Durch dieses wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerklasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was sie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu seyn. Nichts desto weniger erntete er von den Armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Länderertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Gesetzgeber den Reichen eben so gut als den Armen Gerechtigkeit schuldig sey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig sey, weil sie sich auf eine Ungerechtigkeit gründete, die zu vermeiden gewesen wäre.

Der Unbank des Volks preßte dem Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. „Undankbar," sagte er, „undankbar wer von allen Seiten mein Tod entgegen; jetzt schielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich." Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen seiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienste that, war frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für seinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele aus Noth ins Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlernen, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man überzeugte sich, daß die Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drako abschaffte, diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Diebstahl gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle athenienssischen Bürger mußten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Klassen oder Zünfte getheilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich fünfhundert Maß von trockenen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welch dreihundert Maß Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte hatten, und wo also immer zwei zusammentreten mußten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie bedwegen die zweigespannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe besaßen, und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Hauswerker, Taglöhner und Künstler.

Die drei ersten Klassen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeschlossen; doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme, wie die übrigen, dadurch allein genossen sie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, Ekklesia genannt, wurden alle großen Angelegenheiten gebracht, und durch dieselbe entschieden: die Wahl der Vorgesetzten, die Besorgung der Aemter, wichtige Neuigkeitshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solonischen Gesetze mit einer gewissen Dunkelheit behaftet waren, so mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, daß er anzuwenden hatte, zweifelhaft war, an die Ekklesia appellirt werden, welche dann in letzter Instanz entschied. Wie das Gesetz zu verstehen sey. Von allen Traktaten konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreißigsten Jahre hatte Niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber sobald einer das erforderliche Alter hatte, so stand er ungestraft nach mehr wegbleiben. Denn Solon hörte und bestimmte nichts so sehr, als Langeweile gegen das gemeine Wesen.

Ueberdieß Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk souverain, und nicht blos durch Repräsentanten beherrscht es, sondern in eigener Person und durch sich selbst.

Bald aber zeigten sich nachtheilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu sanftmüthig gewesen, um sich dieses Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenschaft machte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so große Volksmenge erregte, erstickte nicht immer, was zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Uebel zu begegnen, sann Solon einen Senat, zu welchem, aus jedem der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieser Senat mußte sich vorher über die Punkte berathschlagen, welche der Ekklesia vorgelegt werden sollten. Bloß, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die komparative, aber nie auf die absolute Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern alle andern Größen unter sich befasset. Nichts würde uns ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das Duplum derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfahrt, und von Zahlbegriffen geleitet seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt, wie groß ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdiget werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe *per excellentiam* geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so

müſste es der Verſtand ſeyn, der ſeine Syntheſis endigt. Er ſelbſt müſste irgend eine Einheit als höchſtes und äuſserſtes Maafs aufſtellen, und was darüber hinausragt, ſchlechthin für groſs erklären.

Dieſs geſchieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir ſteht, ſage, er ſey hoch, ohne ſeine Höhe zu beſtimmen. Ich gebe hier kein Maafs der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die abſolute Gröſse nicht zuſchreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch gröſser anzunehmen. Mir muſs alſo ſchon durch den bloſsen Anblick des Thurmes ein äuſserſtes Maafs gegeben ſeyn, und ich muſs mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieſer Thurm iſt hoch, auch jedem andern dieſes äuſserſte Maafs vorgeſchrieben zu haben. Dieſes Maafs liegt alſo ſchon in dem Begriffe eines Thurmes, und es iſt kein anderes, als der Begriff ſeiner Gattungsgröſse.

Jedem

Jedem Dinge iſt ein gewiſſes Maximum der Gröſse entweder durch ſeine Gattung (wenn es ein Werk der Natur iſt) oder (wenn es ein Werk der Freyheit iſt) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Urſache und durch ſeinen Zweck vorgeſchrieben. Bey jeder Wahrnehmung von Gegenſtänden wenden wir, mit mehr oder weniger Bewuſstſeyn, dieſes Gröſſenmaaſs an; aber unſere Empfindungen ſind ſehr verſchieden, je nachdem das Maaſs, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger iſt. Überſchreitet ein Object den Begriff ſeiner Gattungsgröſse, ſo wird es uns gewiſſermaaſsen in Verwunderung ſetzen. Wir werden überraſcht, und unſre Erfahrung erweitert ſich, aber in ſofern wir an dem Gegenſtand ſelbſt kein Intereſſe nehmen, bleibt es bloſs bey dieſem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maaſs nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es iſt gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daſs es immer zutreffen muſs. Überſchreitet hingegen ein Erzeugniſs der Frey-

Freyheit den Begriff, den wir uns von den Schranken ſeiner Urſache machten, ſo werden wir ſchon eine gewiſſe Bewunderung empfinden. Es iſt hier nicht blofs die übertroffene Erwartung, es iſt zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bey einer ſolchen Erfahrung überraſcht. Dort blieb unſre Aufmerkſamkeit blofs bey dem Produkte ſtehen, das an ſich ſelbſt gleichgültig war; hier wird ſie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moraliſch oder doch einem moraliſchen Weſen angehörig iſt, und uns alſo nothwendig intereſſieren mufs. Dieſes Intereſſe wird in eben dem Grade ſteigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überſchritten finden, ſchwerer zu überwinden iſt. Ein Pferd von ungewöhnlicher Gröfse wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geſchickte und ſtarke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit dieſem Pferd über einen breiten und tiefen Graben ſetzen, ſo erſtaunen wir, und iſt

es

es mir nothwendig miſsfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmeshöhen überſteigend, ſo wird er mich nur deſto mehr ergötzen. Warum? Jenes iſt ein Widerſpruch, dieſes nur eine unerwartete Übereinſtimmung mit dem was ich ſuche. Ich kann es mir ſehr wohl gefallen laſſen, das eine Schranke erweitert, aber nicht, daſs eine Abſicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenſtand ſchlechtweg ſage, er ſey groſs, ohne hinzuzuſetzen, wie groſs er ſey, ſo erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas abſolut groſses, dem kein Maasſtab gewachſen iſt; ich verſchweige blos das Maaſs, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausſetzung, daſs es in ſeinem bloſsen Begriff ſchon enthalten ſey. Ich beſtimme ſeine Gröſse zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewiſſe Klaſſe von Dingen, alſo doch immer objektiv und logiſch, weil ich ein Verhältniſs ausſage, und nach einem Begriffe verfahre.

Die-

Dieſer Begriff kann aber empiriſch, alſo zufällig ſeyn, und mein Urtheil wird in dieſem Fall nur ſubjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröſse, was nur die Gröſse gewiſſer Arten iſt, ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjektes iſt, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann alſo meine Gröſsenſchätzung ganz ſubjektiv ſeyn, ob ſie gleich der Form nach objektiv, d. i. wirkliche Verhältniſsbeſtimmung iſt. Der Europäer hält den Patagonen für einen Rieſen, und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bey demjenigen Völkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſchlicher Gröſse entlehnte; in Patagonien hingegen wird er Widerſpruch finden. Nirgends wird man den Einfluſs ſubjektiver Gründe auf die Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bey ihrer Gröſsenſchätzung, ſowohl bey körperlichen als bey unkörperlichen Dingen. Jeder Menſch,

kann

kann man annehmen, hat ein gewiſſes Kraft- und Tugendmaaſs in ſich, wornach er ſich bey der Gröſsenſchätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geſchenk eines Guldens für eine ſehr groſse Anſtrengung ſeiner Freygebigkeit halten, wenn der Groſsmüthige mit der dreyfachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Menſch von gemeinem Schlag hält ſchon das Nichtbetrügen für einen groſsen Beweis ſeiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen dieſen Fällen das Maaſs ſubjektiv iſt, ſo iſt die Meſſung ſelbſt immer objektiv; denn man darf nur das Maaſs allgemein machen, ſo wird die Gröſsenbeſtimmung allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objektiven Maaſsen, die im allgemeinen Gebrauche ſind, ob ſie gleich alle einen ſubjektiven Urſprung haben, und von dem menſchlichen Körper hergenommen ſind.

Alle

Alle vergleichende Gröſsenſchätzung aber, ſie mag nun idealiſch oder körperlich, ſie mag ganz oder nur zum Theil beſtimmend ſeyn, führt nur zur relativen und niemals zur abſoluten Gröſse; denn wenn ein Gegenſtand auch wirklich das Maafs überſteigt, welches wir als ein höchſtes und äuſserſtes annehmen, ſo kann ja immer noch gefragt werden, um wieviel mal er es überſteige. Er iſt zwar ein Groſses gegen ſeine Gattung, aber noch nicht das Gröſstmögliche, und wenn die Schranke einmal überſchritten iſt, ſo kann ſie ins Unendliche fort überſchritten werden. Nun ſuchen wir aber die abſolute Gröſse, weil dieſe allein den Grund eines Vorzugs in ſich enthalten kann; da alle komparativen Gröſsen, als ſolche betrachtet, einander gleich ſind. Weil nichts den Verſtand nöthigen kann, in ſeinem Geſchäft ſtill zu ſtehen, ſo muſs es die Einbildungskraft ſeyn, welche demſelben eine Grenze ſetzt. Mit andern Worten: Die Gröſsenſchätzung muſs aufhören logiſch zu ſeyn, ſie muſs äſthetiſch verrichtet werden. Wenn

Wenn ich eine Gröſse logiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie immer auf mein Erkenntniſsvermögen; wenn ich ſie äſthetiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenſtand, hier hingegen erfahre ich blos an mir ſelbſt etwas, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Gröſse des Gegenſtandes. Dort erblicke ich etwas auſser mir, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch eigentlich nicht mehr, ich ſchätze keine Gröſse mehr, ſondern ich ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer Gröſse, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenſtand, der mich mir ſelbſt zu einer unendlichen Gröſse macht, heiſst erhaben.

Das Erhabene der Gröſse iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beygelegt wird; es iſt blos die Wirkung unſers eigenen Subjekts auf Veranlaſſung jenes Gegenſtandes. Es entſpringt eines Theils aus dem vorgeſtellten Unvermögen der Einbildungskraft,

die,

dem Senat dem Volk vorgetragen, so traten die Redner auf, die Macht beflissen zu lenken. Diese Mittelsmänner hatte sich in Athen sehr viel Mächtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leichtbeweglichen Sinn der Athenienser machte, der Republik eben so viel geschadet, als sie ihre wenden können, wenn sie von Privatabsichten rein, das wahre Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunstgriffe der Beredsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache anschmeichelnd zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und, verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Zeit seit angelegt. Sie herrschten durch Überredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger groß, weil sie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzutragen wußte, konnte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Junktion der Redner immer in reinen und treuen Händen gebliebem wäre. Bald aber wurden auch diesen Rednern Sophisten, die ihren Künsten Barren setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben. Das Prytaneum genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten daher den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein unbescholtenes Leben verlangt. Keinen Verschwender, keinen, der seinem Vater unehrerbietig begegnete, keinen, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anstatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von vierhundert bis tausend gesetzt. Aber von diesen tausend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Junktion, und auch diese fünfhundert nie auf einmal. Zunftzu bestellen regierten immer fünf Wochen lang, und zwar so, daß in jeder Woche nur zehn im Amte standen. So war es ganz unmöglich, wahrscheinlich zu verfassen, denn jeder hatte eben so viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentschieden blieb, und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er nun erschuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Ansehen, den Drako erneuert hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze, und bestätigte, wie Plutarch sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Pyreerrä und Heliä. Die zwei ersteren bestätigte Solon nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium stellten sich die, welche sich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtschlag bekannten. Das Gericht Pyreerrä wurde eingesetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche einen vorsetzlichen Todtschlag wegen angelegt wurden, nachdem sie verriet eines unvorsetzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der schönsten Hoffnung, einst wieder heimkehren zu können. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er gar nicht unversehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliä, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte. Die Heliä war eine außerordentliche Kommission der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrate. Sie hatten nicht bloß Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Enthall ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den elf Männern; diesen Namen führte die Kommission, wenn jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter elf ausmachten. Diese elf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesbaren, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder, man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist, verwiesen zu werden. Da es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe, und, wenn sie ewig war, dieser legtern gleich setzte, ist ein sonderes Scheinspiel bei einer nüchternen Volke. Der Athenienser, der sein Vaterland verlorem, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation aller Güter verbunden, den Ostracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienste oder Glück zu einem großen Einfluß und Ansehen gelangt waren, als sich mit der republikanischen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man bisweilen, — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, grenzt von einer kindischen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Ostracismus, weil die Vota auf Scherben geschrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Ostracismus mußte seiner Natur nach meistens den verdientesten Bürger treffen; er ehrte also mehr, als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigsten, was ihm das Theuerste war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers

die, von der Vernunft als Foderung aufgeſtellte Totalität in Darſtellung der Gröſse zu erreichen, andern Theils aus dem vorgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine ſolche Foderung aufſtellen zu können. Auf das erſte gründet ſich die zurückſtoſsende, auf das zweyte die anziehende Kraft des Groſsen und des Sinnlich-unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erſcheinung iſt, welche erſt in unſerm Subjekt erzeugt wird, ſo muſs doch in den Objekten ſelbſt der Grund enthalten ſeyn, warum gerade nur dieſe und keine andern Objekte uns zu dieſem Gebrauch Anlaſs geben. Und weil wir ferner bey unſerm Urtheil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenſtand legen, (wodurch wir andeuten, daſs wir dieſe Verbindung nicht bloſs willkührlich vornehmen, ſondern dadurch ein Geſetz für Jedermann aufzuſtellen meynen) ſo muſs in unſerm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten ſeyn, warum wir von einer gewiſſen

ſen Klaſſe von Gegenſtänden gerade dieſen und keinen andern Gebrauch machen.

Es giebt demnach innere und giebt äuſsere nothwendige Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniſs zwiſchen Vernunft und Einbildungskraft, zu dieſen ein beſtimmtes Verhältniſs des angeſchauten Gegenſtandes zu unſerm äſthetiſchen Gröſsenmaaſs.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müſſen ſich mit einem gewiſſen Grad von Stärke äuſsern, wenn das Groſse uns rühren ſoll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daſs ſie ihr ganzes Comprehenſionsvermögen zu Darſtellung der Idee des Abſoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläſslich dringt. Iſt die Phantaſie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anſchauungen, ſo bleibt auch der erhabenſte Gegenſtand bloſs ein logiſches Objekt, und wird gar nicht vor das äſthetiſche

tiſche Forum gezogen. Dieſs iſt der Grund, warum Menſchen von überwiegender Stärke des analytiſchen Verſtandes für das äſthetiſch groſse ſelten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft iſt entweder nicht lebhaft genug, ſich auf Darſtellung des Abſoluten der Vernunft auch nur einzulaſſen, oder ihr Verſtand zu geſchäftig, den Gegenſtand ſich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in ſein diſkurſives Gebiet hinüber zu ſpielen.

Ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der groſse Gegenſtand gar nicht äſthetiſch, ohne eine gewiſſe Stärke der Vernunft hingegen wird der äſthetiſche nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten erfodert ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewiſſen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntſchaft des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt. Weſſen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Groſsen der Sinne nie einen überſinnlichen Gebrauch zu machen

chen wiſſen. Die Vernunft wird ſich in das Geſchäft gar nicht miſchen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die Einbildungskraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt, ſich auf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloſsen Auffaſſung und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darſtellungen Allheit geben zu wollen. Daher die ſtupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schoofs der erhabenſten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus ſeinem thieriſchen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den groſsen Naturgeiſt zu ahnden, der aus dem Sinnlich-Unermeſslichen zu einer fühlenden Seele ſpricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühlloſigkeit anſtarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenſtand des Grauens, der ihm nicht ſeine Kraft, nur ſeine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz

fühlt

fühlt sich von grofsen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolge zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewufst entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bey der Trösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Grofsen der Natur, so mufs die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen mufs sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfnifs sind. Ihren Willen mufs sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäfsigkeit sich schmiegen. So entflieht der ehemalige französische Ge-

ſchmack in Gärten, der endlich faſt allgemein dem engliſchen gewichen iſt, aber ohne dadurch dem wahren Geſchmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur iſt eben ſo wenig bloſſe Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr geſetzter ruhiger Ernſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Übergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läſst. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab, in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freyheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stetigkeit ehren *).

Zu

*) Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten ziemlich daſſelbe Schickſal, und zwar bey denſelben Nationen, gehabt. Dieſelbe Tyranney der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakeſpear; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Aus-

Zu den objectiven Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen gehört fürs erſte, daſs der Gegenſtand, den wir dafür erkennen ſollen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; fürs zweyte, daſs er uns das höchſte ſinnliche Maaſs, womit wir alle Gröſsen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das erſte würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefodert werden, eine Darſtellung ſeiner Totalität zu verſuchen, ohne das zweyte würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Gröſse, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgröſsen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſtoweniger bemerken wir, daſs oft ein einziger Berg, der ſich darinn erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand iſt, als der ganze Geſichtskreis,

Ausländern empfangen, ſo muſste er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beiden Extremen hin und herſchwanken.

der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andere Gröſsen in ſich befaſst. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was dem Aug je erſcheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bey, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungskraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Der äſthetiſche Eindruck der Gröſse beruht aber darauf, daſs die Einbildungskraft die Totalität der Darſtellung an dem gegebenen Gegenſtande fruchtlos verſucht,

ſucht, und dieſs kann nur dadurch geſchehen, daſs das höchſte Gröſsenmaaſs, welches ſie auf einmal deutlich faſſen kann, ſo vielmal zu ſich ſelbſt addiert, als der Verſtand deutlich zuſammen denken kann, für den Gegenſtand zu klein iſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daſs Gegenſtände von gleicher Gröſse auch einen gleich erhabenen Eindruck machen muſsten, und daſs der mindergroſse dieſen Eindruck weniger werde hervor bringen können, wogegen doch die Erfahrung ſpricht. Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, deſſen Wellen ihn umſpühlen. Man muſs ſich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der äſthetiſche Eindruck nur dann erfolgt, wenn ſich die Imagination auf Allheit des Gegenſtandes einläſst. Unterläſst ſie dieſes bey dem weit gröſseren Gegenſtand, und beobachtet es hingegen bey dem Mindergroſsen, ſo kann ſie

von

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10432/039

wurde auf eine Säule geschrieben, und dieß machte ihn ehrlos wie seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entscheiden, waren sechs Thesmotheten gesetzgut, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Ecclesia offen stand. Jener führte seine Sache selbst, Vieleher, Kinder und Sklaven angenommen. Eine Wasseruhr bestimmte die Dauer von seiner und seines Anklägers Rede. Die wichtigsten bürgerlichen Händel wußten in vier und zwanzig Stunden entschieden seyn.

So viel von den bürgerlichen und politischen Anordnungen Solons; aber darauf allein beschränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug, den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, daß sie ihre Menschen den Gesetzen unterthan, die sie ihnen ertheilten, daß sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geselligschaftlichen Umgang mitumfaßten, und den Bürger nie von dem Menschen trennten. wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht selten in direktem Widerspruche mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetz und Sitte in einer viel schönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unsrigen ganz fehlt; wie ungeschlachteren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indessen muß man auch hier in Anpreisung des Alterthums sehr behutsam seyn. Fast durchgängig kann man behaupten, daß die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, daß sie aber in den Mitteln fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Verstellungsart. Wo wir zu weit zurück bleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsere Gesetzgeber Unrecht gethan haben, daß sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten; so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß sie moralische Pflichten mit dem Zwang der Gesetze einschärften. Zur wahren sittlichen Tugendheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das erhellt Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter gewaltsamlich gebieten; denn sobald es dieß thut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Wort der Furcht, eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern Solon zurückzukommen.

Ein Solon'sches Gesetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerfahren, als sich selbst angethan betrachten, und nicht ruhen solle, bis sie an den Beleidiger gerochen sey. Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen übrigen einzuflößen, und alle mit einander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Die anordnen würden wir übertreiben werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Verbrecherbande zugerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie sehr würde unser Begriffen verkehrt, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, daß er so sehr handeln müßten!

Ein anderes Gesetz, welches Solon gab, ertheilt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufstand neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu thun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte seyn; aber er versah, daß oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität gebieten — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleich viel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Gesetz des Solon verdient, von den Todten über zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Erzürnten Böses nachzusagen. Einem Todten darf spricht er von sinnlichen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnliche Lust bezahlt gemacht; eben so spricht er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn seine Kunst nicht hätte lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen, und sein Verwandten nach Willkühr zu verstoßen, denn Freunde, die man sich wählt, sagte er, sind mehr werth als blose Verwandte. Die Ausführer straft er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehren stiftete. Noch ein schöner Zug von Sanftmuth in seinem Charakter ist, daß er verbaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge, Besatzungen Wächter der Stadt, Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvermehrung nannte er Erleichterung. Den Aufstand, zu dem der athenäische Geist sich so sehr neigte, mäßigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Diese Gesetze, verordnete er, sollten nur auf hundert Jahre gültig seyn — wie viel weiter sah er als Lykurgus. Er begriff, daß Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Zähmung nöthig haben als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Gesetzkindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. Solon versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages sind viele derselben im römischen Gesetzrecht in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterin aller Verdienste.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Rath der Privilegien und das Gericht des Areopags waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, entstehen reine und leidenschaftlose Entscheidungen und der Geist der Faktion kennten freilich in Athen nur zu wüten werden — aber diese Uebel sind doch weit mehr der Form, der es mangelte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Es fehlte daran sehr. Daß es das Volk nicht durch Revolutionen, sondern in seinen gesetzlichen Lauf, wechselt wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wer gegen den überlegenen Anzahl der unentwickelten Bürger nicht immer ohne Verletzung abgehen konnte. Der Ostracismus, wobei sechstausend Stimmen zum Verbannen erfordert wurden, hält mit abnehmen, wie stürmisch es bei derjenigen Volksversammlungen mag zugegangen seyn, wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der

von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Gröfse, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann mufs er nothwendig einen verhältnifsmäfsig stärkeren Eindruck machen, als er jenen an Gröfse übertrifft.

Alle sinnliche Gröfsen sind entweder im Raum (ausgedehnte Gröfsen) oder in der Zeit (Zahlgröfsen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Gröfse zugleich eine Zahlgröfse ist, (weil wir auch das im Raum gegebene in der Zeit auffassen müssen) so ist dennoch die Zahlgröfse selbst nur in sofern, als ich sie in eine Raumgröfse verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich sie in Alleit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröfse anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, dafs die höchste Raumgröfse, die

ich

ich in Einheit zuſammen faſſen kann, z. B. ein Gebirge dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maaſs für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maaſs für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Gröſsen, und auf das Maaſs kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groſs erſcheinen ſoll.

Das Groſse im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen, (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die Lateiniſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck *profundus* auch von Höhen zu gebrauchen:

ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
quippe ferant rapidi ſecum. —

Höhen erſcheinen durchaus erhabener, als gleich

gleich groſse Längen, wovon der Grund zum Theil darinn liegt, daſs ſich das dynamiſcherhabene mit dem Anblick der erſtern verbindet. Eine bloſse Länge, wie unabſehlich ſie auch ſey, hat gar nichts furchtbares an ſich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieſer herab ſtürzen können. Aus demſelben Grund iſt eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren ſie unmittelbar begleitet. Soll eine groſse Höhe ſchreckhaft für uns ſeyn, ſo müſſen wir uns erſt hinaufdenken, und ſie alſo in eine Tiefe verwandeln. Man kann dieſe Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit blau untermiſchten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder ſonſt in einem dunkeln Waſſer betrachtet, wo ſeine unendliche Tiefe einen ungleich ſchauerlicheren Anblick als ſeine Höhe giebt. Daſſelbe geſchieht in noch höherem Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt iſt, das in das Auge fällt, unſre Einbildungskraft zu Darſtellung ſeiner Totali-

tät

tät unwiderſtehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch ſchon deſswegen ſtärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Gröſse durch keine Vergleichung geſchwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maafsſtab, unter welchem ſie verliert, denn ſoweit ſich eine Länge erſtreckt, ſoweit erſtreckt ſich auch der Himmel. Zwar iſt auch das höchſte Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt blofs der Verſtand, nicht das Auge, und es iſt nicht der Himmel, der durch ſeine Höhe die Berge niedrig macht, ſondern die Berge ſind es, die durch ihre Gröſse die Höhe des Himmels zeigen.

Es iſt daher nicht blofs eine optiſch richtige, ſondern auch eine ſymboliſch wahre Vorſtellung, wenn es heifst, dafs der Atlas den Himmel ſtütze. So wie nämlich der Himmel ſelbſt auf dem Atlas zu ruhen ſcheint, ſo ruht unſere Vorſtellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der

Berg

Berg trägt alſo, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denſelben für unſre ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er wurde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedriget werden.

III.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſichs zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daſs ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen ver-

vertauſchen, zu welchem man ſie groſsmuthig erhöhen will. Unbeſorgt, daſs ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daſs der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Mit anſpannendem Fleiſse müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften

ten Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaaſs derſelben durch eine Kette von Leiden büſsen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die kein Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergötzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in eine Klaſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt bloſs deswegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäſsige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künſten einen recht hohen Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt des Staats, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vertreibt man ſie aus ihrem eigenthüm-

thümlichen Gebieth, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt ihnen einen groſsen Dienſt zu erweiſen, indem man ihnen, anſtatt des frivolen Zwecks zu ergötzen, einen moraliſchen unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die Augen fallender Einfluſs auf die Sittlichkeit muſs dieſe Behauptung unterſtützen. Man findet es widerſprechend, daſs dieſelbe Kunſt, die den höchſten Zweck der Menſchheit in ſo groſsem Maaſse befördert, nur beiläufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo gemeinen Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich ergeben, daſs ein freyes Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daſs die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabey thätig ſey.

ſey. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daſs die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daſs alſo die Kunſt, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muſs mit dem ſittlichen Gefühl im engſten Einverſtändniſs handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freiheit, und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft; und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie

Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, daß den Bürger das Vaterland über Alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstande des atheniensischen Pöbels bekommen, und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns vorteilig auf jenes zu schließen. Alle großen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge – alle kleinern aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die vornehmsten Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und ächten Staatskunst, die das Grunde principium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sie selbst die Gesetze zu ehren, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und sklavischer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Sehr und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur, und nie den Menschen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Seine Gesetze waren kein Band, an denen sich der Geist der Bürger fest und leidet nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, daß sie ihn leiteten; die Gesetze des Lykurgus waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Muth sich wund rieb, bis durch ihr drückendes Gewicht sein Geist niederzog. Alle möglichen Bahnen schlug der athenienisische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiß seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte dem seinigen alle bis auf eine einzige – das politische Verdienst. Lykurg befahl den Mäßigung durch Gesetze, Solon strafte ihn streng. Darum trieben in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wissens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, – keine Künstler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, nahmen gewisse Männer, beide waren rechtschaffene Männer, aber wie verschieden haben sie gewirkt, weil sie von entgegengesetzten Principien ausgingen. Um den athenienssischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß – stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, setzen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus sieht man nichts als Tyrannei und ihr sklavisches Gegentheil, die Knechtschaft, die ihre Ketten schmückt und den Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks ist der treueste Abdruck seiner Gesetze, und also auch der sicherste Richter ihres Werths oder Unwerths. Beschränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich sein Herz. Er war stolz und hochfahrend gegen seine Bundesgenossen, grausam gegen seine Unterworfenen, mißtrauisch gegen seine Sklaven und furchtsam gegen seine Obern; in seinen Unterhandlungen war er ungeschmeidsam und treulos, in seinen Entscheidungen despotisch, und seiner Größe, seiner Tugend selbst fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienser hingegen war weichmüthig und sanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Pracht, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gesalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völkern und schamlosen Betrügen machten ehrlos in Athen; Diebstahle und Wohlstandslosigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums so gerneeen als bei diesem; in einem Kriege mit dem macedonischen Philipp hatten die Athenienser einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlin war; die übrigen alle wurden gedruckt, diesen einzigen schickten sie unerbrochen zurück. Der Athenienser war geschäftig und großmüthig im Glücke, und im Unglücke standhaft – kannte sogar es ihn nicht, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der mißhandelte Knecht durfte seinen Tyrannen vor Gericht fordern. Scheu die Thiere erhoben die Großmuth dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatompeden wurde verordnet, alle Lastthiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen, und auf ihre ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eins dieser Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechanisch vor den vorigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienser so sehr, daß sie verordneten, dieses Thier auf Unkosten des Staats ins Künftige besonders zu unterhalten.

Indessen din ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienser nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerin seyn. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmuth, seiner Mäßigkeit wegen bewundert haben, bestrafte sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine größten Männer, mit Grausamkeit gegen seine ärgsten Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verdorben, trotzig auf seine Freiheit, und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, brückte es seine Bundesgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ sich bei öffentlichen Berathschlagungen von einem leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weisesten Staatsmänner zu nichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens trib. Jeder einzelne Athenienser war leutsam und weichmüthig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns Aristophanes seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause, und als Narren in Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienser oft seine Glückseligkeit, sein Leben und nicht selten – seine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inschrift auf einer Säule, die sein Verdienst ankündigte, war ihm mehr, als ein großer Sporn zu großen Thaten als den Perser alle Schätze des großen Königs. So sehr hat athenienssische Volk seinen Unhang übertrieben, so ausschweifend war es wieder in seiner Dankbarkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beschäftigen, war ein höherer Grund für die Ruhmsucht des Athenienser, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch seinen getiebesten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas Anderes, ein ganzes stolzes parteneyfindendes Volk zu rühren, als einen einzigen Menschen zu gefallen. Der Athenienser mußte in immerwährender Bewegung seyn; nur

ſie das Geſchäft am beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre *höchſte* äſthetiſche Wirkung erfüllt, wird ſie einen wohlthätigen Einfluſs auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem ſie ihre völlige Freiheit ausübt, kann ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiſs, daſs jedes Vergnügen, in ſofern es aus ſittlichen Quellen flieſst, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und daſs hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muſs. Die Luſt am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen ſtärkt unſre moraliſchen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. ſ. f. alle dieſe Neigungen ſtärkt. Eben ſo, wie ein vergnügter Geiſt das gewiſſe Loos eines ſittlich vortrefflichen Menſchen iſt, ſo iſt ſittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths. Die Kunſt wirkt alſo nicht deswegen allein ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergötzt, ſondern auch deswegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als es überhaupt Quellen eines freyen Vergnügens giebt. Frey aber nenne ich dasjenige Vergnugen, wobey die geiſtigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft thätig ſind und wo die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird; im Gegenſatz von dem phyſiſchen oder ſinnlichen Vergnügen, wobey die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre phyſiſche Urſache erfolget. Die ſinnliche Luſt iſt die einzige, die vom Gebiet der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen wird, und eine Geſchicklichkeit, die ſinnliche Luſt zu erwecken, kann ſich nie oder alsdann nur zur Kunſt erheben, wenn die ſinnlichen Eindrücke nach einem Kunſtplan geordnet, verſtärkt oder gemäſsigt werden, und dieſe Planmäſsigkeit durch die Vorſtellung erkannt wird. Aber auch in dieſem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunſt, was der Gegenſtand eines freyen Vergnügens iſt, nehmlich der Geſchmack in der

Anordnung, der unſern Verſtand ergötzt, nicht die phyſiſchen Reize ſelbſt, die nur unſre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des ſinnlichen, Vergnügens iſt Zweckmäſsigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäſsigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern bloſs durch das Geſetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäſsige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen dieſe Zweckmäſsigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frey, wenn wir uns die Zweckmäſsigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch

wir

wir Übereinſtimmung und Zweckmäſsigkeit erfahren, ſind Quellen eines freyen Vergnügens, und in ſofern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand; das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch ſchon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgefoderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäſsigkeit zu begleiten; allein betrachtet verliert er ſich unter die Lebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn, wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehre-

re, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammen flieſsen können. Aber in ſo fern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenn gleich nicht eine eigene Klaſſe, doch eine eigne Anſicht der Kunſtwerke gründen. So, z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den Verſtand und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Nahmen der ſchönen Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Erhabene und Rührende zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Nahmen der Rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen. Wenn alſo gleich dieſe verſchiedene Anſicht zu

kei-

keiner vollkommenen Eintheilung der freyen Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Principien zu Beurtheilung derſelben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreiſsen muſs, wenn man bey einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt.

Das Rührende und Erhabene kommen darinn überein, daſs ſie Luſt durch Unluſt hervorbringen, daſs ſie uns alſo (da die Luſt aus Zweckmäſsigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entſpringt) eine Zweckmäſsigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits aus dem Gefühl unſrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenſtand zu umfaſſen, anderſeits aber aus dem Gefühl unſrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erſchrickt, und dasjenige ſich geiſtig unterwirft, dem unſre ſinn-

ſinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenſtand des Erhabenen widerſtreitet alſo unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäſsigkeit muſs uns nothwendig Unluſt erwecken. Aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewuſstſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daſs er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäſsig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzt.

Rührung, in ſeiner ſtrengen Bedeutung, bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Rührung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über daſſelbe gemäſsigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabey empfindet. Der Verluſt eines groſsen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und un-

unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahr erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo, wie das Gefühl des Erhabenen, zwey Beſtandtheile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäſsigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daſs der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäſsig für unſere vernünftige Natur überhaupt und in ſo fern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäſsig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäſsig iſt. Um zu beſtimmen, ob bey einer Rührung die

die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäſsigkeit die Oberhand behält. Dieſs kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniſs zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter, als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſeyn, ſondern auch dem beſondern, daſs die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſtern widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt und zweytens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Auſserdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſelbſt zu belohnen, als das glückliche Laſter ſich zu beſtrafen; eben des-

deswegen wird der Rechtſchaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bey Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäſsigkeit geht uns ſo nah an, als die moraliſche und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe empfinden. Die Naturzweckmäſsigkeit könnte noch immer problematiſch ſeyn, die moraliſche iſt uns erwieſen. Sie allein gründet ſich auf unſre vernünftige Natur und auf innre Nothwendigkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wichtigſte, und zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch nichts von aufsen, ſondern durch ein innres Princip unſrer Vernunft beſtimmt wird. Sie iſt das Palladium unſrer Freiheit.

Dieſe

aufdrückt, dasselbe sein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüssen. Diese Stadt nach Neuheit musste man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum verkehrte ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die bedrückte Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Usurpator gewonnenes Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienstlichen Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich neu zu seyn, und sein Verdienst zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Aegypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Crösus in Lydien, und den zu Sais in Aegypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit Thales von Milet und mit Crösus erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Pisistratus, zu Anführern hatten. Megakles machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichthum. Pisistratus durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser Pisistratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäsar von Athen, erschien einstmals bleich, auf seinem Wagen ausgestreckt, vor der Volksversammlung, und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm gerigt hatte. Er sagte er, haben mich meine Feinde um currirmillen misshandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu sichern. Aristaid trugen seine Freunde, weiter sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, dass ihm eine Leibwache gebalten werde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags, und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch. Pisistratus erhielt eine Leibwache, und nicht sobald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und seine Anhänger entwichen aus der Stadt, und überliessen sie dem Usurpator. Solon, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; so viel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Ueberredung zurück zu halten, als es noch Zeit war; so viel wandte er jetzt an, ihnen sinkenden Muth zu beleben. Als er wiederum Eingang fand, ging er nach Hause, legte seine Waffen vor seine Hausthüre und rief: „Nun das ich gethan, was ich konnte, zum Besten des Vaterlandes.“ Er dachte auf keine Flucht, sondern sah fest, die Thorheit der Athenienser und die Gewaltsamkeiten des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fragten, was ihn so muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: „Mein Alter gibt mir diesen Muth.“ Er starb, und seine letzten Blicke haben sein Vaterland nicht frei.

Hier Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Pisistratus war ein edler Mensch, und ehrte die Solon'schen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Usurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bewerkte unter ihm, dass Athen nicht mehr frei war, so gelind und still floss seine Regierung, und nicht er, sondern Solons Gesetze herrschten. Pisistratus eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater betrauert.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeführt. Beide Brüder regierten mit Einsicht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelte beide. Unter ihnen blühten schon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. *)

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und grössern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Varietäten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgunder u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Anfang des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem stürmischen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Strome Blut es den Barbaren gekostet hatte, einige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, kennen ein Alter, das die Gegenwart begreift, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher gingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in der vor Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mitleiden nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniss ihres Jahrhunderts, dass ein ganz Unun-

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem 15ten Bande der 15ten Abtheilung der von dem Verfasser herausgegebenen historischen Memoiren vorgedruckt wurde.

Dieſe moraliſche Zweckmäſsigkeit wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit andern die Oberhand behält; nur dann erweiſt ſich die ganze Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre Gewalt uber ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, alles was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſtehet; alſo Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenſchaften ſo gut, als phyſiſche Nothwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer die Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daſs „das höchſte Bewuſstſeyn unſrer moraliſchen Natur nur in einem gewaltſamen „Zuſtande, im Kampfe, erhalten werden „kann, und daſs das höchſte moraliſche „Vergnugen jederzeit von Schmerz begleitet ſeyn wird."

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade

Grade gewährt, muſs ſich eben deswegen der gemiſchten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dieſs thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaſst alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäſsigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäſsigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniſs, in welchem die moraliſche Zweckmäſsigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stuffenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinaufzuführen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäſsigkeit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht lieſsen ſich aus eben dieſem Princip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klaſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo, daſs man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen und den

Grad

Grad ſowohl als die Art der Rührung im voraus zu berechnen, über den ſie ſich, vermöge ihrer Species nicht erheben kann. Aber dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen Zweckmäſsigkeit der Naturzweckmäſsigkeit in unſerm Gemüth vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beiſpielen einleuchtend zu erkennen ſeyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Martenpfahl gebunden ſehen, beyde aus freyer Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben, als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtands mit dem lachenden Schickſale, daſs ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläug-

nung

nung der Selbſtliebe u. ſ. f. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſre Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäſſigkeit in uns in ihrem volleſten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bey dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes, ſo weſentliches Gut, daſs wir ſogar verſucht werden, uns mit dem Uebel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinſtimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Koriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläſst, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt, und ſich dem Haſs eines eiferſüch-

süchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingiebt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich grofs ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstofsen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäfsig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so mufs das Leben der Sittlichkeit nach-

nachſtehen. „Es iſt nicht nöthig, daſs ich lebe, aber es iſt nöthig, daſs ich Rom vor dem Hunger ſchütze," ſagt der groſse Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll, und ſeine Freunde ihm anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, bis der Seeſturm vorüber ſey.

Aber das Leben eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt beydes ein ſehr dankbarer Gegenſtand

ſtand für die Kunſt, bey dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe Erſcheinung mit dem bisher geſagten in Übereinſtimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz giebt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäſsigkeit, auch der Schmerz über Verletzung deſſelben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewuſstſeyn moraliſcher Unvollkommenheit erzeugt, iſt zweckmäſsig, weil ſie der Zufriedenheit gegenüber ſteht, die das moraliſche Rechtthun begleitet. Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche ſelbſt gegen die feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. Reue über eine That entſpringt aus der Vergleichung derſelben mit dem Sittengeſetz, und iſt Miſs-

Misbilligung dieſer That, weil ſie dem Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muſs im Augenblick der Reue das Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüth eines ſolchen Menſchen ſeyn; es muſs ihm wichtiger ſeyn, als ſelbſt der Preis des Verbrechens, weil das Bewuſstſeyn des beleidigten Sittengeſetzes ihm den Genuſs dieſes Preiſes vergällt. Der Zuſtand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengeſetz für die höchſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäſsig, alſo eine Quelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erhabener ſeyn, als jene heroiſche Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die misbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte ſein Leben freiwillig dahin giebt, um dem Sittengeſetz gemäſs zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die Übertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen, ſo ſteigt unſre Achtung für das Sittengeſetz zu einem

gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied ſtatt fände, ſo würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewuſstſeyn des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchlieſsung doch einigermaſſen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſoviel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äuſsert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es giebt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft wird, und dieſs geſchieht, wenn

wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muſs, um einer höhern und allgemeinern, deſto gemäſser zu handeln. Wäre Koriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Korioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierin geweſen, und ihre Bitten hätten die nehmliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Colliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick unſer Herz, daſs ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo widerſprechend handelt,

terrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit aufdrängte vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Abendlande selbst die Uebel anfing zu verleiden, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reifer aufgelöst hätte, als dieses, seines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, verbrüdern gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unmenschlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufgetan, versenkte, aus der weichlichen Staatsruhe, worin es die tüchtigsten Kräfte einer jahrreichen Menschenwelt erstickte, seben wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Aeußersten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Glückszustand, dessen wir uns erfreuen, dessen Anwälderung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den bloßen Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die siebenten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten jährlich vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, außer ihrer schönen Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt außer Griechenland; und man weiß, daß er dieses bei seiner Gelehrigkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm befreyt, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als römische Bürger und römische Sklaven. Keiner von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht aufzubieten; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt, wie das den Menschenfreiheit; ein Gut, das — bei seiner Verschiedenheit von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar, und die Frage ist bloß diese: War sein nächster Weg zu diesem Ziele? Konnte sich hier bessere Veränderung nicht weniger gewaltsam und dem römischen Staat entwickelt, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke von vierten bis zum sechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Erst nach Uebereinstimmung strebend, läßt sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu verbreiten, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das daraus folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Alten kann und einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten unter dem Herzoge Alexanders keine griechischen Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Saaat seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in den ungeheuern Sina unmerklar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Gegner geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Sogenannte Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den fremden Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausarten, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Raubmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der Barbarey Theil bleiben.

Die fortdauernde Wüste dehnt sich, und gießt ein trauriges Gesichicht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet. Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt er die Aerte der Menschenhand und die Früchte des Acker. Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer, verjagten; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es anhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Städten werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Wüthkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geschützet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner darf für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn. Sogen seit Jahrsinnderten still, und ihm selbst unbewußt, in den wenigen Winkeln zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verschwerten Staaten nicht ehrt. Unverrückt, als wär' er noch auf satischer Erde, und unverändert von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke, den Gesetzen treu, die ihm zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, blumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Nachverschütten auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hülfe von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Bruten zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der sechzehnte Laufmann eilt heim,

aber es reifst uns bald zu einer süfsen Bewunderung hin, dafs sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes ermorden läfst, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem moralischen Gefühl so sehr widerstreitende Handlung begehen, aber unser Abscheu löst sich bald in die höchste Achtung der heroischen Tugend auf, die ihre Ausspräche gegen jeden fremden Einflufs der Neigung behauptet, und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so frey und eben so richtig, als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir können über republikanische Pflicht mit Timoleon ganz verschieden denken; das ändert an unserm Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade

solche

ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäſsigkeit über Zweckmäſsigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bey allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bey Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muſs. Für die Meiſten iſt es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz leicht gefaſst wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moraliſchen Trieben (in ſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird

wird erfodert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Princip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nehmliche Handlung, in welcher einige wenige die höchſte Zweckmäſsigkeit erkennen, dem groſsen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, ob gleich beide ein moraliſches Urtheil fällen; daher rührt es, daſs die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Nothwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läſst. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiſs, vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maaſs der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in allen daſſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo groſser Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häſslichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert? So

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäſsigkeit, in ſo fern es der tragiſchen Rührung und unſrer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind demohngeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäſsigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergötzen ſcheint. Die höchſte Conſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daſs wir alles auf die moraliſche Zweckmäſsigkeit beziehen, aufs feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäſsigkeit, und ſeinen Einfluſs auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweck-

Zweckmäfsigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genieſsen dieſes Vergnügen rein, ſo lange wir uns keines ſittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widerſprochen wird. Eben ſo wie wir uns an dem verſtandähnlichen Inſtinkt die Thiere, an dem Kunſtfleifs der Bienen u. d. gl. ergötzen, ohne dieſe Naturzweckmäfsigkeit auf einen verſtändigen Willen noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäfsigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabey denken als das Verhältnifs der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, dafs es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und

keine

keine noch ſo groſse Verſtandeszweckmäſsigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daſs dieſer Richard III, dieſer Jago, dieſer Lovelace Menſchen ſind, ſonſt wird ſich unſre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daſs wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daſs das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabey feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Boſsheit vorzüglich deswegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuſs der moraliſchen Zweckmäſsigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche Lovelace Klariſſens Tugend legt, je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Deſpo-

ten

ten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt, in deſto höherem Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäſsigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem conſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem wir wiſſen, daſs es ſich nothwendig in ihm regen muſste, zu einer Art von Verdienſt an, weil es von einer gewiſſen Stärke der Seele und einer groſsen Zweckmäſsigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Übrigens iſt es unwiderſprechlich, daſs eine zweckmäſsige Boſsheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäſsigkeit zu Schanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Übermacht des

mora-

moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es giebt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Klariſſa entläſst. Die höchſte Verſtandeszweckmäſsigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern muſsten, wird durch die Vernunftzweckmäſsigkeit, welche Klariſſa dieſem furchtbaren Feind ihrer Unſchuld entgegen ſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuſs beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

In ſo ferne ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl der moraliſchen Zweckmäſsigkeit zu einem lebendigen Bewuſstſeyn zu bringen, in ſo fern er alſo die Mittel zu dieſem Zwecke verſtändig wählt und anwendet, muſs er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moraliſche und durch die Naturzweckmäſsigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch dieſe den Verſtand befriedigen. Der groſse Hauſe erleidet gleichſam

ſam blind die von dem Künſtler auf das Herz beabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über ihn ausubte. Aber es giebt eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, bey denen der Künſtler gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geſchmack er aber durch die Zweckmäſsigkeit der dazu angewandten Mittel für ſich gewinnen kann. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch artet öfters die feinſte Kultur des Geſchmacks aus, beſonders wo die moraliſche Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Dieſe Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verſtändige; dieſes empfinden und prüfen ſie mit dem richtigſten Geſchmack, aber man hüte ſich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieſer Klippe entgegen, und dieſen nachtheiligen Einfluſs von beiden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Karakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen ſind unſre Nachbarn

darn die Franzoſen dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und wir ringen, wie in allem ſo auch hier, dieſem Muſter nach.

Ueber

und das Ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Weltkreis wird gesäuselos.

Ein langwieriger, schwerer und unterbrochener Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidensformen, mit des Despotis stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Resten ihm nachstrebt, und wehe dem Nachfolger eines Kodrus, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildnis ins Gedächtnis zu rufen. Herr stößt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Krieg mit der Festigkeit, die List streift, die Kühnheit zu umstricken, das sacrestliche Recht der Stärke kommt zurücke, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto sacrestlicher zu zeigen. Die ewige Ordnung schreint von dem Sterner der Welt gestossen, aber, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten verirrant sie dem Schutz eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wandernde Kriche zu lehnen, die sie dem stärkern Engel ferkreben wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herumstreifenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlerhalten langt das spätere Geschlecht bei dem sechsten Jahrhundert an. Wo sich endlich, beredgestärt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, schienen ihm die Musen, die ihrer Tugend das Ziel gesetzt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Mobilität ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die besten Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Gluthitze des Wesens erkaltet. Ein dessrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzeugten.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Gluth gesetzt, und die Wahrheit*) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst als hier, erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des rustigen Forschers das Heldgesparei wurden in unbreissen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkern Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Ideenreiche an das Ebelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie aber war in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nationen in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Verlauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftideal auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein neuer männlicher Geschlecht in die Arme der Weisheit getrieben wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulnis hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhilfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze pflegen und weiten, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erfahrung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Verfassung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa fest, bis der Steg endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen. *)

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den Wert der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Ergebnis. Was es auch sein mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erhalten, und für dieses Recht wurde eigentlich so mit gestritten.

*) Freiheit und Kultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so scheint doch die in einem Worten zu stehen. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts als Ruhe. Dies gestehen alle Völker. Alle verschiedenen Nationen des Altertums haben die Bürde ihrer Kultur mit der Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gingen zugleich ihre Kultur ihrem Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Dollte dem neuen Menschengeschlechte dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur sich bei ihm vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder eines Rathgebers, oder der schlimmern Folgen seines Gegentheils entschließen. Jenes setzt schon voraus, was erst geschehen und

Ueber die tragiſche Kunſt.

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſre Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas ergötzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte! Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er, ſeiner Natur nach, angenehm oder peinlich ſey, kommt dabey wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daſs der unangenehme

me Affekt den gröſsern Reiz für uns habe, und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſrer Natur, daſs uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daſs wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens mit gleichen Kräften weggeſtoſsen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abentheuerlichſte Geſpenſtermährchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto gröſsrer, jemehr uns dabey die Haare zu Berge ſteigen.

Lebhafter äuſsert ſich dieſe Regung bey Gegenſtänden der wirklichen Anſchauung. Ein Meerſturm, der eine ganze Flotte verſenkt, vom Ufer aus geſehen, würde unſere Phantaſie eben ſo ſtark ergötzen, als er unſer fühlendes Herz empört; es dürfte ſchwer ſeyn, mit dem Lucrez zu glauben, daſs dieſe natürliche Luſt aus einer Vergleichung

gleichung unſrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entſpringe. Wie zahlreich iſt nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz ſeiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegierde kann dieſe Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann in dem Herzen der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtigſte Mitleid für ſeine Erhaltung geſchäftig ſeyn; dennoch regt ſich, ſtärker oder ſchwächer, ein neugieriges Verlangen, bey dem Zuſchauer, Aug und Ohr auf den Ausdruck ſeines Leidens zu richten. Wenn der Menſch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierinn eine Ausnahme macht, ſo rührt dieſs nicht daher, daſs dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, ſondern daher, daſs er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläſst ſich ohne Scheu dieſem mäch-

mächtigen Zuge. Er muſs alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo giebt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen auſſer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinab zieht. Das nehmliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck

eines moraliſchen zurückſchreckt, läſst uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine um deſto ſüſsere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bey Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicherweiſe gilt dieſs nur von dem mitgetheilten oder nachempfundnen Affekt, denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſrem Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäftigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frey von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich gewährt. So iſt bey demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemüthslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Dem ungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens

nach

nach der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ein Genuſs, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergötzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daſs die unangenehmen Affekte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu behaupten wohl niemand ſich einfallen laſſen wird; es iſt genug, wenn dieſe Zuſtände des Gemüths bloſs die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewiſſe Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen, und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen, rührt die Unluſt her, welche wir bey widrigen Affekten empfinden, ſo wie die Luſt bey den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältniſs nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns ſtatt findet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſrer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo leuchtet ein, daſs es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſeyn, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maaſse ſchwächer ſeyn, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bey einem Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eigennutzige Anhänglichkeit an ſein indivi-

viduelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Glückſeligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer Beziehung entſpringt; hingegen wird er deſtomehr auf das Verhältniſs merken, in welchem eben dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genieſsen, und ſelbſt den urſprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphiloſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefuhl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhange des groſsen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren

lehrt,

lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genieſsen allein das Vorrecht an ſich ſelbſt Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Wiederſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt gröſser, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freyer, jemehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und

ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen: alſo wächſt es, wo der eigennützige Trieb beleidigt und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweyerley Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückſeligkeits-Triebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daſs ſie nicht aus der erſtern Quelle entſprang, muſs nothwendig aus der zweyten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Ob ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsere Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich fest gebornen Brüder, die Turkomannen und Mamluken, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Germanier und Lusitanier das Joch der Römer getragen. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident wütete, und das traurvolle Völkergeschlecht, das den geeinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam – diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Aufhellung eines Räthsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der sonderbar in der Finsternis gespannen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umgezogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel steht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Oberherrschaft und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehnverfassung, vollständig und erschöpft beim Ablauf des dreizehnten Jahrhunderts, muß sich in seiner angeborenen Geburt, in dem Tumult der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossenen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosphorus seiner Freiheit und seines Wuchs, verbreitet in Byzanz über seinen neuen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit, und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heidengeist in das finsterkernte Byzanz noch ein schaffendes Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Kommenen sich auf, und, durch den kurzen Besuch der Deutschen aufgeweckt, geht es von jetzt an einen ebern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und bald wieder gefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel glücklich gebunden, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das tödtende Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Gelcit des Arturs entbehren, und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf die bekannte Meere sich wagen.

Neues Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Väter nicht mehr, und andere Zutaten weben auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Riegelbändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Stlaverei der Vasallen zu Menschen gedeihen; und dem Meer der Verwüstung entsteht, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch, setzt seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Weltenbild im Orient besonnen, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus – jetzt aber tritt ihm die besessene Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lockspeisung von geheiligten Pflichten löst die heiligen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die Frei streitet, die ihm seinen Thron erbaute, und ihn jetzt daron herunter stürzt! Und dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Waffen sein waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im elften Jahrhundert – seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, daß er Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erbitte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem dritten Stande ein besserer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzuhelfen. Ernährt von der Verwirrung, gehorte er jetzt ab in der Ordnung; die Gewalt der Nacht schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Pisistratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über – das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah – weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders lässt der Mensch, und wie anders lässt das Schicksal ihn ernten? Asien an den Schemel sei-

---

erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Die die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, wäre die Anarchie sich klugli in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

den Umſtänden, als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts anders, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindſamkeit; andern die Luſt an ſtarkbeſchäftigten Kräften, lebhafter Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; andre laſſen ſie aus der Entdeckung ſittlich ſchöner Karakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenſchaft ſichtbar mache, entſpringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöſt, warum gerade die Pein ſelbſt, das eigentliche Leiden, bey Gegenſtänden des Mitleids uns am mächtigſten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein ſchwächerer Grad des Leidens den angeführten Urſachen unſrer Luſt an der Rührung offenbar günſtiger ſeyn müſste. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unſrer Phantaſie erweckten Vorſtellungen, die ſittliche Vortrefflichkeit der leidenden Perſonen, der Rückblick des mitleidenden Subjects auf ſich ſelbſt können die Luſt an Rührungen wohl erhöhen, aber ſie

ſind die Urſache nicht, die ſie hervorbringt. Das Leiden einer ſchwachen Seele, der Schmerz eines Böſewichts gewähren uns dieſen Genuſs freylich nicht; aber deswegen nicht, weil ſie unſer Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daſs gerade der Angriff auf unſre Sinnlichkeit die Bedingung ſey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchem Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andre, als die Vernunft, und in ſo fern die freye Wirkſamkeit derſelben als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Nahmen der Thätigkeit verdient, in ſo fern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frey fühlt, in ſo

ſo fern iſt es freylich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grund liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat alſo etwas ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jene Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewuſtſeyn ſeiner vernünftigen Natur äuſsert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkün-

kündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäſsigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendſte; er muſs alſo mit einem vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſeyn *). In einen ſolchen Zuſtand verletzt uns der traurige Affekt, und die Luſt an demſelben muſs die Luſt an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnliche erhaben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammenhang abſondern, und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſeyn, für die Kunſt iſt es der höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläſſigen, das in der traurigen Rührung enthalten iſt. Diejenige Kunſt aber, welche ſich das Ver-

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

zuügen des Mitleids insbeſondre zum Zweck ſetzt, heiſst die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtande.

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem ſie die Bedingungen erfullt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerſtreuten Anſtalten der Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Plan vereinigt, um das, was dieſe blofs zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um alſo der tragiſchen Kunſt ihr Verfahren im allgemeinen vorzuſchreiben, iſt es vor allem nöthig, die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewiſſeſten und am ſtärkſten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch

auch auf diejenigen Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwey entgegengeſetzte Urſachen giebt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder, wenn es ſo ſtark erregt wird, daſs der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daſs unſer Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Übergewicht im Gewicht das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde,

de, iſt bey jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend ſeyn ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäſsigkeit leitet. Auf das Verhältnifs dieſer beyden entgegengeſetzten Vorſtellungen unter einander kommt es nun an, ob bey einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervor ſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder iſt der verletzte Zweck von gröfsrer Wichtigkeit, als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objektiv von der menſchlichen Gattung überhaupt, oder blofs ſubjektiv von beſondern Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwey ganz verſchiedne Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden ſeyn. Der Unwille über den Urheber

heber des Leidens wird zum herrſchenden Affekt, und jedes andere Gefühl muſs ihm weichen. So ſchwächt es jederzeit unſeren Antheil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat, oder ſich auch aus Schwäche des Verſtandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiſs. Unſerm Antheil an dem Unglücklichen, von ſeinen undankbaren Töchtern mifshandelten, Lear ſchadet es nicht wenig, daſs dieſer kindiſche Alte ſeine Krone ſo leichtſinnig hingab, und ſeine Liebe ſo unverſtändig unter ſeinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegkiſchen Trauerſpiel, Olynt und Sophronia, kann ſelbſt das fürchterlichſte Leiden, dem wir dieſe beyden Märtyrer ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unſre Bewundrung nur ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige iſt, wodurch Olynt ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Un-

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſre Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch thun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Gröſse des Leidens von der Gröſse der Boſsheit herzuleiten. Shakeſpears Jago und Lady Makbeth, Kleopatra in der Roxelane, Franz Moor in den Räubern, zeugen für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbey führen. Entſpringt daſſelbe nicht aus moraliſchen Quellen, ſondern von äuſserlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung

lung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäſsigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände deſſelben werden. Dieſs kann nur dann geſchehen, wenn der letztere weder unſern Haſs noch unſre Verachtung erregte, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daſs der Tauriſche König, der einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſo-

nes Thrones zu retten, tiefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Mission seiner Heldenthume aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein geborstneres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Weltheile mit, eine unendlich wichtigere Eroberung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs.

Ein Fragment. *)

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zerstückt ist, gibt im elften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchdringig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammescharakter trugen, und bei Besitznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte es seinen neuen Bewohnern nie merklich verschiedenes Lokal anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit mögliche Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnte, noch so verschiedene bebaute Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem sie Alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niederrirat und verttigte, und ihrem neuen Zustand mit demselben, worin sie sich erroberr befanden, fast unser aller Verbindung setzte. Wenn auch selben Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterbieten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der adeligern Araber in den südwestlichen Länder 1, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in einen dieser Lande mehr ohne Zeigen für die Bewohner derselben sein konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammen findet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens, im Innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen, und auch wirklich bewirkt worden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Vorältern hatten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem spätlichen Vaterland, in voller Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Distrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster, und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind selbstständige Aristokratien getreten. Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Tugend und selbst ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von Innen, von Außen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst, und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Herrschern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall diesselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gegürtete Prälaten; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat, und nicht besoldet; endlich Landvolk, das den Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipalstädte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entfernten Zeiten zurückgehen, und ihren Ursprung nachspüren.

Bis die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschluß zum Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Zeitzugs waren. Einzelne Haufen gebrauchten den Besitzen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Heerbannrmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bei gleicher Freiheit drei verschiedene Ordnungen oder Stände; und nach diesem Ständeunterschied, vielleicht auch nach der verschiedenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menschentheile und Ländervertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Personen ihrer Besitzer, waren auch die Güter, und was einem zugefallen wurde, blieb sein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen, war der einzelne Mann eben so wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Heerbenvereinigung wurde nunmehr zur ansässigen Nation, die bei eintretendem Nothfalle

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Abhandlung erschien in dem 1801 Bande der teutschen Merkurs, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfassers nicht fortgesetzt.

gar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden bloſs von der Vorſtellung herrührt, daſs man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; ohnſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Überwinder deſſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbey zu rufen. Beide alſo gewinnen unſre höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beyde entflammen unſer Mitleid aufs höchſte, weil ſie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der ſie in hohem Grade

ach-

achtungswürdig macht.' Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daſs es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloſs die Unmöglichkeit mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſre ſympathiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daſs unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen betrifft, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freye ſich ſelbſt beſtimmte Weſen. Dieſs iſt es, was uns auch in den vortrefflichſten Stücken der Griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läſst, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſre Vernunftfodernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurück bleibt. Aber auf der höchſten und letzten Stufe, welche der moraliſchge-

bildete Menſch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunſt ſich erheben kann, löſt ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dieſs geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſal hinweg fällt, und ſich in die Ahndung oder lieber in deutliches Bewuſstſeyn einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann geſellt ſich zu unſerm Vergnügen an moraliſcher Uebereinſtimmung die erquickende Vorſtellung der vollkommenſten Zweckmäſsigkeit im groſsen Ganzen der Natur, und die ſcheinbare Verletzung derſelben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloſs ein Stachel für unſre Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falles aufzuſuchen und den einzelnen Miſslaut in der groſsen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch ſelbſt die Philoſophie

der

der Griechen ihnen ſo weit voran leuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genieſst, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Foderung zu erfüllen, und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten. Müſsen wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, denn der philoſophiſche Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poeſie nicht günſtig ſind, ſo wirken ſie weniger nachtheilig auf die tragiſche Kunſt, welche mehr auf dem Sittlichen ruhet. Ihr allein erſetzt vielleicht unſre Kultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübte.

So, wie die tragiſche Rührung durch Einmiſchung widriger Vorſtellungen und Gefühle geſchwächt, und dadurch die Luſt an derſelben vermindert wird, ſo kann ſie im Gegentheil durch zu groſse Annäherung an den urſprünglichen Affekt zu einem Grade ausſchweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es iſt bemerkt

merkt worden, daſs die Unluſt in Affekten von der Beziehung ihres Gegenſtandes auf unſere Sinnlichkeit, ſo wie die Luſt an denſelben von der Beziehung des Affekts ſelbſt auf unſre Sittlichkeit ſeinen Urſprung nehme. Es wird alſo zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein beſtimmtes Verhältniſs vorausgeſetzt, welches das Verhältniſs der Unluſt zu der Luſt in traurigen Rührungen entſcheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Luſt und Unluſt bey Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe erwacht, deſto ſchwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, jemehr jene von ihrer Macht verliert, deſto mehr wird dieſe an Stärke gewinnen. Was alſo der Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe ein Uebergewicht giebt, muſs nothwendiger Weiſe, weil es die Sittlichkeit einſchränkt, unſer Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieſer Sittlichkeit flieſst; ſo wie alles,

was dieſer letztern in unſerm Gemüth einen Schwung giebt, ſogar in urſprünglichen Affekten dem Schmerz ſeinen Stachel nimmt. Unſre Sinnlichkeit erlangt aber dieſes Uebergewicht wirklich, wenn ſich die Vorſtellungen des Leidens zu einem ſolchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läſst, den mitgetheilten Affekt von einem urſprünglichen, unſer eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden. Sie erlangt gleichfalls das Übergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenſtände, und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen iſt geſchickter, ſie in ihre Schranken zurück zu weiſen, als der Beyſtand überſinnlicher, ſittlicher Ideen, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen, aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der groſſe Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten

oder

oder Sittenſprüche, an der rechten Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der faſt übertriebene Gebrauch, den ſchon die Griechen davon machten. Nichts iſt einem ſittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zuſtand des bloſsen Leidens aus der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſtthätigkeit geweckt, und in ſeine Freiheit wieder eingeſetzt zu werden.

So viel von den Urſachen, welche unſer Mitleid einſchränken und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Luſt der Rührung am unfehlbarſten und am ſtärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

I. Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefodert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwey verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker affizieren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unſrer Einbildungskraft auf, und dringen, da ſie unſre Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bey der Erzählung hingegen wird das Beſondre erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondre erkannt, alſo ſchon durch dieſe nothwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtel-

ſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid ſo nothwendige Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unſerm theilnehmenden Affekt; dieſs ereignet ſich ſelbſt dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im Dialog vergiſst, und der ſprechenden Perſon Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen konnte. Von dieſem Fehler dürfte ſchwerlich eine unſrer neuern Tragödien frey ſeyn, doch haben ihn die franzöſiſchen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind alſo nöthig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfodert wird.

II. Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen ſollen; dazu gehört eine Uebereinſtimmung deſſelben mit Etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nehmlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Ähnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo dieſe Ähnlichkeit ſich erkennen läſst, iſt das Mitleid nothwendig, wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und gröſser die Ähnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid, je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines andern ihm nachempfinden ſollen, alle innern Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äuſsre Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung

ſogleich, wie zur Zeit ihrer kriegeriſchen Einfalle, kampffertig wieder da ſtand.

Von jenem Ländervertrag war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Ausrüſtung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil ſie zu den kriegeriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte, und von wichtigen Vortheilen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die verhältnißmäßige Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Tapferm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit ſich fortführte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verbindungen keine Stimme. Das Schwert gab Ehre, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländervertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſcheiden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle Uebrige. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art äußern. Sich von anderſeinen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Raubzug geſchmückt zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prächtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte Mittel, Beides zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundſtücken konnte das der auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man ſich kriegeriſche Geſellſchaften damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke Landes, und traten den Genuß derſelben an andere minder vermögende Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafür zu gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und deſſen Perſon des Verleihers am gingen, verpflichten mußten. Bewerbe Letzterer dieſer Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſo hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren weſentliche Bedingungen ſie waren. Dieſe Ländervertheilung war alſo bedingt und veränderlich, ein wechſelſeitiger Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium), zum Unterſchied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeit lang, ſondern von Rechts wegen, ohne alle andere Beſchwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leiſten mußte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum beſaß; das Verhältniß von Lehensherrn und Vaſallen wurde durch ſie ein anderes Verhältniß aufgeboden. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vaſall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von Vaſallen. So konnte z. B. ein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freigelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Einſiedlerthum auch die chriſtliche Kirchenverfaſſung unter den neuen europäiſchen Völkern eingeführt worden, fanden die Biſchöfe, die Domſtifter und Klöſter für bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anſpruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geſchahen an die Kirchen, und die anſehnlichſten Güter wurden oft zerriſſen, um den Heiligen eines Kloſters unter ſeinen Thron zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beſchenkte, indem man ſeine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlaſſen, welche an jedem Ländervertrag haftete; eben ſo gut, wie jeder Andere, mußte er die gebörige Mannſchaft ſtellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Erſten im Range auch die Erſten auf dem Platze ſeyn ſollten. Weil Alles, was an die Kirche geſchenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an ſie abgetreten war, ſo unterſchieden ſich Kirchengüter dadurch von den Leben, die geiſtlich waren, und nach verſtrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Die nähmen ſich aber von einer andern Seite dem Leben wieder, weil ſie ſich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Beſitzers dazwiſchen trat, und durch Belehnung des Biſchofs ſeine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Beſitzungen der Kirche, konnte man alſo ſagen, waren Allodien in Rückſicht auf die Güter ſelbſt, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rückſicht auf den jedesmaligen Beſitzer, den nicht die Geburt, ſondern die Wahl dazu beſtimmte. Er erlangte ſie auf dem Wege der Belehnung, und genoß ſie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Beſitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen haften. Dem Herrſcher, den man auf ſeinem bleibenden Boden zum wahrer König nennen kann, ſtand das Recht zu, dem tapfern Häuptter vorzuſitzen, Streitigkeiten zu ſchlichten oder Richter zu beſtellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieſes Recht und dieſe Pflicht erlieh ihm auch nach geſchehener Niederlaſſung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegeriſche Einrichtung beibehielt. Er beſtellte alſo Vorſteher über die Länder, deren Geſchäft es zugleich war, im Kriege die Mannſchaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld ſtellte; und da er, im Recht zu ſprechen und Streitigkeiten zu entſcheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig ſeyn konnte, ſo mußte er ſich vertrieflich

hung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht Uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Ähnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in so fern diese nothwendig und allgemein ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsre sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt werden; selbst unsre Erkenntnisvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst, und ist eben darum am tauglichsten, einen allgemeinen und sichern Maasstab dieser Ähnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir mit unsrer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, wel-

welche mit unſrer eigenen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaſst wird, nennen wir wahr. Betrifft die Ähnlichkeit das Eigenthümliche unſers Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchenkarakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Karakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung blos Wahrheit für uns; betrifft ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bey der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beyden Männer fliesſen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muſs man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig

hig seyn. Hingegen braucht man blos Mensch überhaupt zu seyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Aristid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung versetzt, um durch den schrecklichen Glückswechsel eines Darius zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir, im Gegensatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjekte übereinstimmen, und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjektiven Bedingung unabhängig wären.

Übrigens ist die subjektiv wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen geht, darum nicht mit willkührlichen zu verwechseln. Zuletzt fliesst auch das subjektiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche blos durch besondre Umstände besonders bestimmt ward, und beide sind noth-

wen-

wendige Bedingungen deſſelben. Die Entſchlieſsung des Cato könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſubjektiv wahr ſeyn. Nur haben Darſtellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil ſie noch andre Beſtimmungen als jene allgemeinen vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ihrer mit groſser intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloſs Menſchliche in menſchlichen Verhältniſſen ſtets ihr ergiebigſter Stoff ſeyn, weil ſie bey dieſem allein, ohne darauf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müſſen, der Allgemeinheit deſſelben verſichert iſt.

III. Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher Schilderungen wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. Alles, was von auſsen gegeben werden muſs, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu ſetzen, muſs in der Vorſtellung erſchöpft ſeyn. Wenn ſich der noch ſo römiſchgeſinnte

ſinnte Zuſchauer den Seelenzuſtand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entſchlieſsung dieſes Republikaners zu der ſeinigen machen ſoll, ſo muſs er dieſe Entſchlieſsung nicht bloſs in der Seele des Römers, auch in den Umſtänden gegründet finden, ſo muſs ihm die äuſsere ſowohl als innre Lage deſſelben in ihrem ganzen Zuſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchluſs des Römers als nothwendig anſchlieſst. Überhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht erkennbar, denn nur die Ähnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Ähnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äuſsern und innern Bedingungen der Affekt entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Cato's ganze äuſse-

re

re Lage hinein denken, und dann erſt ſind wir befugt, unſre Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluſs auf die Ähnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegen einander als Urſache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſre Erkenntniſs ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaſst werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

IV. Fortdauernd endlich müſſen die Vorſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie erweckt werden ſoll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus welchem wir eilen, uns zu befreyen, und allzuleicht verſchwindet die zum Mitleid ſo unentbehrliche Täuſchung. Das Gemüth muſs alſo an dieſe Vorſtellungen gewaltſam gefeſſelt, und der Freyheit beraubt werden, ſich der Täuſchung zu frühzeitig zu entreiſsen. Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unſre Sinnlichkeit überfallen, iſt dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, deſto ſtärker äuſsert ſich die rückwirkende Kraft der Seele, um dieſen Eindruck zu beſiegen. Dieſe ſelbſtthätige Kraft aber darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuſs, den uns die traurigen Rührungen gewähren.

ren. Wenn alſo das Gemüth, ſeiner widerſtrebenden Selbſtthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöſt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurück zu kehren, und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſtthätige Vermögen zum verhältniſsmäſsigen Widerſtand. Unaufhörlich muſs dieſes geſchäftig ſeyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt iſt es im erſten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rüh-

rung. In der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht eben das groſſe Geheimniſs der tragiſchen Kunſt; da zeigt ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäſsige Verknüpfung mehrerer, dieſen Vorſtellungen entſprechender Handlungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreiſsbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener

Schritt

Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daſs er ſie nur allmählig und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grund liegen. Erſtlich muſs der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Worts, gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muſs uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die

gen, d. i. er mußte in den verschiedenen Districten durch Bevollmächtigte sich repräsentiren lassen, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Districte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken veräußerungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Die man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergl. mehr, auf Lebenszeit vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andere abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Kopfercanals und andere Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advocaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bisthümer und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich manchen einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu sein, um gegen den unruhigen Geist der Barone ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtssprüchen den Nachdruck zu geben, und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen. Diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Verrichtungen allen minder vermögenden Freien verächtlich, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich jährlich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie verderblicher, Privatkriege einriffen, und Straflosigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aufsuchte.

Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Armen sie zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Untertassen; das Erste gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geist der Mündige bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese nahmen nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein so widersprechendes Verhältniß konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumschränkt zu sein, und jenes, wie dieses, seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gesetzmäßige Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen Allodien schöpfte, eben dieses treffliche Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesen Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schauen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebensoviele oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erleichtern. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Uebertragung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen den Vasallenadel unter welchen Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen mag) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch anzuwärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand schmieden, aus welcher ihnen sowohl die Bedrückungen fassen, als Mobilbauern zuströmen; und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte letzterer weit weiter als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und hier sah jener ihn in dem Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Leben das Leben zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehensherrschaft glimmen und sich betaufen, für ein Gut, das er eigenmächtig und sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen in so fern in Einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehensweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Leben übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch Statt fand. Beispiele z. B. der deutsche König einen sächsischen Grafen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesen

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche bloſs erzählen oder beſchreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den theilnehmenden

Affekt.

Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloſs die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus denen ſie entſprangen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äuſsern, ſtellt ſie nachahmend dar; dieſs unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondre Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit des Dichters (ſey es in ſeiner eignen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und in ſo ferne ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie

ſie ſich blos auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniſs, wie tragiſch es auch ſeyn mag, giebt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäſsig zu einem ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Übereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Karakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daſs wir ſelbſt bey gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daſs wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daſs wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natür-

türliche Gradation unter Mitwirkung äuſſerer Umſtände hervor flieſsen ſehen. So entſteht und wächſt und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Oedipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der groſse Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemüthsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfodert, einen Wechſel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſtes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das

das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hulfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufodern, muſs der tragiſche Künſtler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieſer muſs er Befriedigung zeigen, um jener den Sieg deſto ſchwerer und rühmlicher zu machen. Beides iſt nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiſer Wahl zu dieſer Abſicht verbunden ſind.

Die Tragödie iſt viertens poetiſche Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird ſie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das letztere würde ſie ſeyn, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausgienge, von geſchehenen Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müſste ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rüh-

rühren, und durch Rührung zu ergötzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frey; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedurfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Übereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen im Stande iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freiheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läſst ſich begreifen, wie bey ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden, und umgekehrt bey grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſo wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beob-

ach-

achtung der hiſtoriſchen ihn nie von ſeiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Übertretung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verräth daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fodern, der ſich ſchon vermöge ſeines Nahmens blos zu Rührungen und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben, und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fodert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Hermans, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, bey noch ſo pünktlicher Befolgung des Koſtume, des Volks- und des Zeitkarakters mittelmäſsige Tragödien heiſsen.

Die

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck, Menſchen, iſt hier nichts weniger als müſsig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinnlich-moraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die böſen Dämonen mahlt, und Menſchen, welche ihnen gleichen — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Überhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens, und eines Leidens an dem wir Theil nehmen ſollen, daſs nur Menſchen im vollen Sinne dieſes

Worts

Worts der Gegenſtand deſſelben ſeyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menſchliches Subjekt, das ſich dieſer reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in ſeiner ſittlichen Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die Leiden einer ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen groſsen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die ſich ihm nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem ſittlichen Gefühl aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hülfloſen Leiden, von einer abſoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche Dichter giebt alſo mit Recht den gemiſchten Karakteren den Vorzug, und das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entfernung zwiſchen dem ganz verwerflichen und dem vollkommenen.

Die

Die Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anſtalten, welche der tragiſche Dichter macht, lieſsen ſich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moraliſchen, einem hiſtoriſchen u. a. benutzen; daſs er aber gerade dieſen und keinen andern ſich vorſetzt, befreit ihn von allen Foderungen, die mit dieſem Zweck nicht zuſammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bey jeder beſondern Anwendung der bisher aufgeſtellten Regeln ſich nach dieſem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heiſst der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heiſst ihre Form. Zweck und Form ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Verhältniſs. Dieſe wird durch jenen beſtimmt, und als nothwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Re-

Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu verschönen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine ausdrückliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältniß des Souverains gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkühr zu vergeben, so wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkühr des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zerrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Leben folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Unterfassen fester zusammengezogen. Die ärmsten Leben dingten endlich nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. *)

Der heftige Streit des Kaiserthums mit der Kirche, bey die Regierungen Heinrichs IV. und V. so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papst Kalixtus II. einging, schien der Zunder entfernt zu seyn, der ihn wieder herstellen konnte. Das Geistliche hatte sich Dank sey der zusammenhängenden Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgesondertes, wo nicht ganz feindseliges System. Das festbare Recht des Thrones, durch Ernennung der Bischöfe versiegelte Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesen unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof, vor seiner Einweihung vermittelst des Scepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit den weltlichen Theil seiner Würde zu belehnen. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die untensche bluthesculbete Laienhand nicht mehr berühren. Blos für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ oft ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen stellte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verworrenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens mußte ihm schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitbürde auf den Stuhl der Ottonen setzte, brauchte dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode sämmelte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papst seinen Herrn ertragen, da Italien nur verschwistern auf gleicher Art daß Joch des Kaiserlandes und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung werth, warum selbst die Kaiserkundigsten Kaiser so hartnäckig darauf der standen, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die mächtigen Kronen der Lombardei und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer erkauft werden mußten. Vorzeit allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Verlangens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluß hatte, und daß sie alsdann vorzüglich dieser Hülfe bedurften, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron gelangt waren. Was auch ihr Fleiß dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehn Wahlfürsten, welche jetzt zum ersten Mal einen engern Ausschuß unter den Reichsständen bilden, und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Oesterreich, und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaiser-

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 3ten Bande der biblerischen Memoiren (2te Abtheilung) findet sich diese Abhandlung, aber unbeendigt. Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfassers.

Reſultat der glücklich beobachteten Form ſeyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchlieſsend von den übrigen leiſtet, muſs ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchlieſsend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerley Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der Letztern beſteht alſo im Verhältniſs der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck be-

behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muſs Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nehmlich die Nachahmung einer rührenden Handlung am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte ſeyn, in welcher das erregte

Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am beſten benutzten tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poetiſcher Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſie den Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; andre ſind es, weil ſie durch die tragiſche Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir ſind grofsmüthig oder unaufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anzurechnen. Bey andern ſcheinen wir uns der Abſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauſpielhauſe verſammelt hat, und, zufrieden durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu ſeyn, bemerken wir nicht einmal, dafs wir ihn mit kaltem Herzen verlaſ-

verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt, (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen Theil unſers Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfer vor ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genügſamkeit des Publikums iſt nur ermunternd für die Mittelmäſsigkeit, aber beſchimpfend und abſchreckend für das Genie.

An den Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwey letzten Preisaufgaben veranlafst wurden und noch lebhaft mit diefen Eindrücken beſchäftigt, verſuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszuſprechen, welche dieſe intereſſanten Kunſterſcheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, dafs ſie keinen müſsigen Genufs zulaſſen, ſondern den Geiſt des Beſchauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunſtwerk führt auf die

Kunſt

Kunſt zurück, ja es bringt erſt die Kunſt in uns hervor.

Sie hatten es zwar bey dieſen Preisaufgaben nur auf den Künſtler abgeſehen; aber auch dem bloſsen Beſchauer haben Sie durch dieſes Inſtitut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Dieſe neunzehn und wieder dieſe neun Ausführungen des nehmlichen Gegenſtandes gewähren ein ganz eignes Intereſſe des Verſtandes, wovon freylich derjenige keinen Begriff hat, der ſich den Eindrücken künſtleriſcher Werke nur gedankenlos hingiebt. Eine gleich groſse Anzahl wirklicher Meiſterſtücke, aber von verſchiedenem Inhalt, würde uns unſtreitig einen höhern Kunſtgenuſs, aber vielleicht keinen ſo reichen Begriff von der Kunſt verſchafft haben, als dieſe vielſeitige Behandlung deſſelben Thema mir wenigſtens gegeben hat.

Zuerſt ein Wort von den Preisaufgaben ſelbſt. In Sachen der ſchönen Kunſt wird

wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, dass ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beyden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beyde, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so giebt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beyden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muss jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bey diesen zwey Preisaufgaben dafür gesorgt, dass jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beyden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hectors

Hectors Abſchied qualifizirte ſich zu einem naiven und ſeelenvollen Empfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rheſus, ein Nachtſtück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantaſiebilde geeignet. Beyde Aufgaben konnten, in Abſicht auf den innern Kunſtgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künſtlers muſste alſo die Wahl entſcheiden, und es liefs ſich vorausſehen, wohin ſich das Übergewicht neigen würde. Der erſte Gegenſtand ſpricht an das Herz und der Deutſche hat ſeinen ſchätzbaren Charakter auch bey dieſer Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenſtände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentſchieden gelaſſen; hier alſo war das Feld der Erfindung. Zwey Helden, dem Begriffe gemäſs den wir uns von Diomed und Ulyſſes bilden, zeigen

zeigen sich in der Finsternis der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtiget sich Ulyss der schönen weissen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bey dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte.

Wahl-

Wählte hingegen der Künſtler den Augenblick nach der That, wo beyde Helden auf ihre Entfernung denken, ſo kam ein ganz anderer Geiſt in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Maſſe noch übrig, ohne daſs ein Einzelner aus denſelben einen Anſpruch an unſre Theilnahme machte; wir ſchauen nicht unmittelbar an, ſondern erfahren nur durch einen Schluſs, daſs ſie im Schlaf ermordet worden, und was die Hauptſache iſt, Ulyſs und Diomed ſind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es iſt ihre Kühnheit die uns intereſſirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beſchäftiget.

Aber auch ſo wird dem Bilde noch immer ein weſentlicher Theil der ſinnlichen Bedeutſamkeit und der Würde abgehen. Ulyſs und Diomed werden immer nur als zwey nächtliche Mörder und Räuber erſcheinen, die Handlung wird alſo, auch wenn ſie ihr Empörendes verliert, wenigſtens gemein und gleichgültig für uns ſeyn.

Etwas

nannten mit ſo vielen Ehrenzeichen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar zuſtändig und mit weinenden Augen baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtſame Aeußerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit den Verſtorbenen ein Recht auf den Kaiſerthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn getommen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einen verjährten Erbrecht endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutſchen Fürſten gethan; ein befeſtigter Erbthron würde ſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Ehrgeizi ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige Politik der Päpſte hatte erſt kürzlich die Unbeſtändigkeit der Fürſten auf dieſen Theil des Staatsrechts gezogen, und ſie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutſchland verwigte, aber dem apoſtoliſchen Stuhl deſto nützlicher wurde. Die geringſte Rückſicht, welche bei dem neuanzuſtellenden Kaiſer auf Verwandtſchaft genommen wurde, konnte die deutſche Wahlfreiheit auf Neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aufdem man ſich kaum losgewunden hatte. Von dieſen Betrachtungen waren die Köpfe erfüllt, als Herzog Friedrich Anſprüche der Geburt auf den Kaiſerthron geltend machte. Man beſaßeß daher, durch einen recht entſcheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, beſonders da der Erzbiſchof von Mainz, der das Wahlgeſchäft leitete, hinter dem Beſten des Reichs eine perſönliche Rache verſteckte. Lothar von Sachſen wurde einſtimmig zum Kaiſer erklärt, mit Gewalt hierauf geſchleppt, und auf den Schultern der Fürſten unter ſtürmiſchem Beifallgeſchrei, in die Verſammlung getragen. Die mehreſten Reichsſtände billigten dieſe Wahl auf der Stelle, nach einigen Widerſtand wurde ſie auch von dem Herzog Heinrich von Baiern, dem Schwager Friedrichs, und von ſeinen Beiſaßen gut geheißen. Herzog Friedrich erſchien endlich ſelbſt, ſich dem neuen Kaiſer zu unterwerfen.

Lothar von Sachſen war ein eben ſo wohldenkender als tapferer und ſtaatsverſtändiger Fürſt. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutſchlands erworben. Da er die vaterländiſche Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. verſechten, ſo beſürchtete man um ſo weniger, daß er als Kaiſer verſucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. In mehrerer Sicherheit ließ man ihm eine Wahlkapitulation beſchwören, die ſeiner Macht im Geiſtlichen ſowohl als im Weltlichen ſehr enge Grenzen ſetzte. Lothar hatte ſich das Kaiſerthum anſtrengen laſſen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu befeſtigen.

Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiſerlichen Anſehens gearbeitet hatte, ſo änderte doch der Purpur ſeine Geſinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin ſeiner beträchtlichen Güter in Sachſen; durch ihre Hand konnte er ſeinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürſten machen. Da er als Kaiſer nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachſen zu vermehren, ſo konnte er den Brautſchatz ſeiner Tochter noch mit dieſen wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er ſich den Herzog Heinrich von Baiern, einen an ſich ſchon ſehr mächtigen Fürſten, zum Eidam, der alſo die beiden Herzogthümer Baiern und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch übrig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten, und ihm die Nachfolge freilig zu machen, noch einen ſolchen Plan zu unterbrechen ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der fränkiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Baiern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der ſich zu Grunde zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV. und die natürlichen Erben ſeines Sohns, hatten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Erhebung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zuſprach. Da die Hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie für Störer des öffentlichen Friedens, und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von dem Druangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſolche mit Zufall bekleidet hatten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Beſatzung, den gebeiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine rühmere That. Er ließ ſich bereden, den deutſchen Adel nächſtens anzuwerben, und eilte mit einer Armee nach Italien, um ſeinen Verbündeter, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anſelmo, Erzbiſchof dieſer Kirche, ſetzte ihm in der Stadt Monza die lombardiſche Krone auf; in Toscana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günſtige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papſt Honorius II. auf die Seite ſeines Gegners trat, und den Bannſtrahl gegen ihn ſchleuderte, ſo entging ihm ſein Hauptzweck, die Kaiſerkrone, und Italien wurde eben ſo ſchnell von ihm verlaſſen, als er darin erſchienen war. Unterdeſſen hatte Lothar die Stadt Speyer belagert, und ſie tapfer auch, entſtammet durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihrer Bürger ſich wehrten, nach einem fehlgeſchlagenen Verſuch Friedrichs, ſie zu entſetzen, in ſeine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaiſers und ſeines Eidams war den Hohenſtaufen zu ſchwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Baiern erobert und in die Aſche gelegt war, der Kaiſer ſelbſt aber mit einer Armee gegen ſie anrückte, ſo entſchloſſen ſie ſich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf ſich Friedrich dem Kaiſer zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weiſe erhielt ſie auch Konrad zu Mühlhauſen; beide unter der Bedingung, den Kaiſer nach Italien zu begleiten.

Etwas mufs geſchehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dieſs geſchieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künſtler durfte dieſe nicht weit ſuchen; auch im Homer erſcheint die Pallas und treibt beyde Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird, für den Gedanken, noch dieſes gewonnen, dafs die nächtliche That einen Zeugen hat, dafs durch ihre Geſte die Nothwendigkeit der Flucht ſinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entſteht der groſse Gewinn, dafs die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künſtler, der keinen tiefen Gedankengehalt in ſein Bild zu legen wuſste, konnte, bei der zweiten Aufgabe, ſchon der Effekt der Maſſen und Kontraſte anlocken und bey der Ausführung befriedigen. Der geſchickte Verfertiger des Bildes No. 5., wo in der Mitte des Ganzen zwey milchweiſse Pferde ſich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Mor-

Morden begriffen ist, und beyde Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich blos mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste prosaische ergriffen. Denn warum zwey Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, dafs eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und läfst sich völlig gedankenlos geniefsen.

Zwey andere gröfsere Bilder (No. 3 und 4.) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das

Schwerdt

Schwerdt ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht blos zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte fleissige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwey andere Bilder (No. 6 und 7.) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren blos im Umriss gezeichnet sind, hat sich Ulyss auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In

In einem höheren Geiſt ſind zwey andere Bilder deſſelben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erſcheint (No. 2.) über den erſchlagenen Leichen und das Licht das ſie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuſs auf einem Leichnam und bedenkt ſich das Schwerdt in die Scheide zu ſtecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgeſtreckten Linken zeigt ſie ihm den Weg. Ulyſſes den Bogen in der Hand hält die ſich bäumenden Pferde am Zügel und ſtrebt ſchon in einer raſchen Bewegung fort, nach dem ſäumenden Gefährten zurückſchauend. Beyde Helden ſind nakt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyſs und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, deſſen kräftig gezeichnete Figur am meiſten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche

che gegen die ſinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu ſtarken Abſtich macht.

Mit dieſen Bilde ſind wir in die geiſtige Welt der Kunſt eingetreten. Das gemeine Wirkliche iſt uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende iſt aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1.), mit dem ſich dieſe Gallerie der Rheſusbilder würdig abſchlieſst.

Der vorige Künſtler hatte uns das trojaniſche Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umſchränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechiſchen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu ſetzen, aus dem wir dadurch gleichſam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff ſeinen Schauplatz und wir überſehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei

Drei Punkte des Bildes ziehen uns ſogleich durch verſchiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerſt dem lebhafteſten Lichte folgt, fällt auf eine mahleriſche, ſchön pyramidenförmig geordnete Maſſe von vier milchweiſsen Pferden, welche Ulyſſes eben forttreiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken, nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſch bewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige dunkle Maſſe leblos liegender Körper im Vordergrund und die ſtillliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

Sobald der erſte gewaltſame Sinnenreiz nachläſst, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen: dieſs findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, ſteht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaſst, als ob er

ſich

ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyſs und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſteht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier ſchwebt in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke in der ſie erſcheint, wälzt ſich mahleriſch wie ein daherſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum und faſst auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnifsvollen Vorhange ein, der ſich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schifflager zu erweitern. Alle Parthien des Bildes ſchmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man

Man erfährt bey dieſem Bilde den heitern Einfluſs einer phantaſiereichen Kunſt, nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes iſt der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt, alles repräſentirt nur und hat nur Daſeyn für den Gedanken und durch denſelben.

Es lieſs ſich für dieſe beyden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloſses Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier muſste alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Wurde dieſes Bild bloſs mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo muſste es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe natürliche Wahrheit iſt das Geſpenſt der Zeit und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freyer Dichtungskraft über das

gemein Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoffe alſo, der ſein Gefühl nicht anſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieſs ſcheint die meiſten von dieſem Süjet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hectors iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand, und konnte mit einem mäſsigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt durch naive Wahrheit ein ſprechendes Bild abgeben. Aber hier war der ſentimentaliſche Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunſt auch auf dieſem Felde wie auf dem poetiſchen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hector und eine zerflieſsende Andromache waren zu fürchten und ſie ſind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da ſie ſich leicht von ſelbſt heraus finden.

Es war in dieſem einfach ſcheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniſs auszudrücken;

cken; Hector sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstossen. Eines mufste nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der concurrirenden Künstler haben sich begnügt, blofs den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hector selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, dafs man blofs den Abschied zweyer Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dieſs ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Held, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar

Den erſten Kriegszug hatte Lothar ſchon einige Jahre vorher in dieſes Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römiſchen Kirche ſeine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verſtorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zuſtand der Gemüther befürchten ließ, bei Uebereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Tagesmärſchen zu überlaſſen. Fünfe von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erboben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beide Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf Seite des Letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Ritterglänbigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geſchrt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bei der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig. Volk und Adel gefaßt, ſich aufs Hartnäckigſte zu vertheidigen. Jeder Palaſt, jede Kirche war Feſtung, jede Straße ein Schlachtfeld. Alles Blaſſe, was das Ungefähr der blinden Freiterung barbot. Mit dem Schwert in der Fauſt mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothar's ſchwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu ſtürmen, worin es ſich wie in einem unermeßlichen Ocean verlor, wo die Häuſer ſelbſt gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiſerkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Beſitz, woraus keine ſo geringe Macht, als Lothar beiſammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert ſich, daß es die Sache des Papſtes war, welche den Kaiſer nach Italien führte; alſo der Beſchützer, nicht als ein Fremder, forderte er eine Ceremonie, welche dieſer Papſt ohne ſeinen ſtarken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts deſto weniger behauptete Innocentius den ganzen Pomp ſeiner Vorfahren, und mitten in dem rebelliſchen Rom, gleichſam hinter dem Schilde des Kaiſers, der ihn gegen die widerſetzige Partei ſeiner Gegner vertheidigte, gab er dieſem Kaiſer Geſetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die anſtößige Erbſchaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuſcien, dem römiſchen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Kaiſer Lothar II., nun nicht auf Reue die Ausſöhnung mit dieſem Kaiſer zu erſchweren, hatte in dem Vergleich, der den Inveſtiturſtreit endigte, ganz von dieſer geheimen Klauſel geſchwiegen. Dieſe Anſprüche des römiſchen Stuhls auf die Mathildiniſche Erbſchaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte ſich wenigſtens, da er den Kaiſer unentbehrlich fand, dieſe anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu ſetzen. Er beſtätigte ihm den Genuß der Mathildiſchen Güter auf dem Wege der Belehnung, ließ ihn dem römiſchen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber ſchwören, und ſorgte dafür, daß dieſe Vaſallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches den kaiſerlichen Namen in Italien nicht ſehr rühmlich war.

Es war nicht mit der römiſche Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrſchergröße Roms ins Gedächtnis brachten, wo etwa die Geiſter ſeiner Vorfahren zu ſeiner Erinnerung ſprechen konnten, nicht die Zwang anſtrengende Gegenwart einer römiſchen Prälatenverſammlung, welche Zunge und Richter ſeines Betragens war, was den Papſt dieſen ſtandhaften Muth einflößte; auch als ein Fürſtling, auch auf deutſcher Erde, hatte er dieſen römiſchen Geiſt nicht ertränget. Schon zu Lüttich, wo er in der Geſtalt eines Fremden vor dem Kaiſer ſtand, wo er ſich dieſem Kaiſer für eine noch friſche Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweite noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn gedrängt, eine beſchriebene Bitte um Wiederherſtellung des Inveſtiturrechts zurückzugeben, zu welcher der bloſſe Zuſtand des Papſtes den Kaiſer Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbiſchof zu Trier, ehe dieſer noch von dem Kaiſer mit dem zeitlichen Theil ſeines Amtes beſtleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutſchen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutſchland, wo er ohne Lothar's Begünſtigung keinen Schatten von Hoheit beſaß, unterſtand er ſich eines der wichtigſten Vorrechte dieſes Kaiſers zu kränken.

Aus ſolchen Zügen erkennt man den Geiſt, der den römiſchen Hof beſeelte, und die unerſchütterliche Feſtigkeit der Grundſätze, die jeder Papſt, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Verhältniſſe, befolgen zu müſſen ſich gedrungen ſah. Man ſah Kaiſer und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugſame Krieger im Drang der Umſtände Rechte aufopfern, ihren Grundſätzen ungetreu werden und der Notwendigkeit weichen; ſo etwas begegnete ſelten oder nie einem Papſte. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele beſaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er ſtandhaft über den Vorrechten ſeines Stuhls und der Kirche. Wenn jene andere politiſche Gewinnſucht durch die perſönlichen Eigenſchaften bezirkt, welchen ihre Verwaltung unterworfen iſt, zu gewiſſen Zeiten etwas geſitten hat und leidet, ſo war dieſelbe kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich ſich auch die Päpſte in Temperament, Denkart und Thätigkeit ſeyn mochten, ſo ſtandhaft, ſo gleichſtrebig, ſo unverbrüchlich war ihre Politik. Ihre Thätigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart ſchien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Perſönlichkeit mochte man ſagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenſchaft erſtarb unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinſcheidenden

nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andre schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschliessend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Characters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (No. 24.), einem Oehlgemählde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hector breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während dass sich Andromache

mache zwiſchen dieſen, nach dem Kinde ausgeſtreckten Armen, an ſeinen Leib ſchmiegt; aber er ſelbſt zeigt ſich keineswegs mit ihr beſchäftigt, ſeine ganze Bewegung bezieht ſich auf das Kind, ſie ſcheint überflüſſig und eher ein Hinderniſs zu ſeyn.

Nun war die zweyte Frage, für das Pathetiſche der Situation den wahrſten und zugleich würdigſten Ausdruck zu finden — denn es ſollte der Abſchied eines Helden ſeyn, der Gattin und Kind zurückläſst, um in eine Todesgefahr zu gehen; man ſollte einen letzten ewigen Abſchied ahnden. Auf der andern Seite ſollte ſich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache ſollte ſich auch in dieſer ſchmerzlichen Situation ſeiner werth beweiſen, unſer Herz ſollte nicht zerriſſen, ſondern durch die Rührung ſelbſt geſtärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künſtler (No. 13.), dem die Natur einen heitern Sinn

Sinn und ein ſchönes naives Gefühl verliehen; aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen ſcheint verſagt zu haben, hat ſich auf die einfachſte Weiſe aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienſcene verwandelt, worin von dem tragiſchen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu ſpüren iſt. Hector unterhält ſich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin iſt und ſich vor dem Vater zu ſcheuen ſcheint. Die Amme deutet mit einer ſprechenden Bewegung auf den Vater, als ob ſie das Kind mit demſelben bekannt machen wollte. An Hectors rechte Seite ſchmiegt ſich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde ſchmeichelnd entgegenſtreckt. Jede der drey Figuren belebt ein naiver, äuſserſt glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln ſpielt um den Mund des Vaters, und Andromache's ſeelenvoller Blick ſchwimmt zwiſchen Heiterkeit und Thränen. Alles accordirt zu einer ſchönen lieb-

lieblichen Gruppe und ſpricht das Gemüth ſchnell und entſcheidend an. Man läſst augenblicklich von der Strenge der Kunſtfoderungen nach, weil man einer ſchönen Natur begegnet und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze mahleriſche Anlage fehlerhaft und aufserdem das Bild mit Unſchicklichkeiten überladen findet. Denn der Künſtler ſchien das Heroiſche, das er in die Handlung ſelbſt nicht zu legen wuſste, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllt deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million Spieſstragender Trojaner, welche auf dieſe Familiengruppe herabſchauen.

So wie man auf dieſem Bilde das Pathetiſche ganz vermiſst, ſo iſt demſelben auf zwey andern, ſonſt ſehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben und von dem heroiſchen Character des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewiſſes peinliches Gefühl und man

man mag nicht gern dabey verweilen. Auf dem einen misfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hectors und der Ausdruck hilflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern (No. 19.) scheint eine gewisse kranke Bläße zu schaden, welche dadurch entsteht, dafs die Zeichnung zum Theil colorirt ist und auf einen Farbeneffekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck und die Handlung erhält dadurch einen feyerlichen Character. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwey vorzüglichsten (No. 25 und

und 26.) Bildern in dieſer Reihe der Fall iſt, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülfloſen Stadt, beyde ſcheint Hector in die Hand der Götter zu geben.

Es finden ſich zwey, nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21.), wo der Künſtler im Geiſt der alten Bildhauerwerke des Pathetiſchen nicht bedurfte, um bedeutend zu ſeyn. Ernſt und ruhig ſteigt der gewaffnete Hector die Stufen ſeines Hauſes herab, ſein Körper iſt ſchon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroſs auf ihn warten. Nur das Geſicht kehrt ſich nach der Andromache, die ſich mit leidender Miene an ihn anſchmiegt und ihn nicht laſſen will. Ihr zur Seite ſteht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weiſen Bedeutſamkeit der Alten hat uns hier der Künſtler die Situation mehr durch ſymboliſche Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen

chen vorgebildet. Alles ſtellt mehr vor als es iſt; es gilt zwar für ſich ſelbſt und weiſ't doch auf etwas andres hin, es iſt nur der ſinnvolle Buchſtabe, in welchem der Geiſt verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauſes, welches von dem Hausvater jetzt verlaſſen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroſs rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernſte doch nicht traurige Herabſteigen des Helden ſteht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf ſich ſelbſt; die zärtliche Bekümmernifs der Gattin iſt dem Ganzen gemäfs. Nur ſie ſelbſt iſt zu klein und zu dürftig gegen die coloſſaliſche Figur des Helden und ſtört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne ſchwächliche Erſcheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat ſich das Genie der verſchiedenen Künſtler characteriſirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenſtandes nicht

nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier *in corpore vili* konnte der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt, worden. Diesen letztern Character trägt sie auf einer bunt getuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwey unschicklich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hector wußte der Künstler sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dage-

Dagegen ist auf den zwey vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Anime ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 25.) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26.), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch gröfsere, wenn nicht zu grofse Bedeutung gegeben.

Bey dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freyheit der Symbole bediente, so mufste er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die

die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, dafs auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäfs ist; obgleich das andre Extrem, wo der Künstler einen opernmäfsigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleifs, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bey diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frey und selbstständig erklärt und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere die-

Papste die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich dem Thron in der Welt so oft seinen Herrn verschwerte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieser doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs Neue seinen Gegners das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sicilien, der Anaclets Sache mächtig unterstützte und durch seine weitgehenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs Genauste verbinden, da uns Anna Komnena und Otto von Freisingen auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zurückzugehen, und die Fortschritte derselben flüchtig zu verfolgen.

Die mittägigsten und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen von den gewaltsamen Erschütterungen aufzuruhen, welchen sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden ihnen neuen Jahrhundert aufs Neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heut zu Tage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. So lange zwar der Herrschergeist Karls des Großen das fränkische Reich beseelte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Korsaren im Süden, und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beseligende Band, welches rings um alle Küsten des fränkischen Reichs umschlich, löste sich unter seinen kraftlosen Erben, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wasserne Feind in das bloßgegebene Land. Alle Bewohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gestiegen, standen sie da, und eben so schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Seine und erschienen die ohnmächtigsten innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Waggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der zugjochende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine leibeigenschaftliche Knechtschaft gestaltet. Der Reichthum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Sättigende, welche sie den Einwohnern abnahmen, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuenden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Staatenlenker, die unwürdige Nachkommenschaft Karls des Großen entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold, und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt, und entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Dennoch und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchen Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum Brautschatz das ganze Küstenland anweisen, welches den normännischen Verheerungen am meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und Alles, was man von dem Normann lasse verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Korsaren zusammen, und überließ dem Gewissensrath ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Gabe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und ihre seiner Gefährten wurde abgekürzt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu seyn; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Tatte des Landlebens verlor sich allmählig der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es seyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vasallen wie derstehen, und ihre Völker deßhalben lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von dieser Seite nichts mehr zu befürchten, und die schimpfliche Ruhmredigkeit der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapferen Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen rüstwärts, unternahmen das untere Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Groß-Griechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die benachbarten Pflanzungen mit freiwilliger Mitte pflegte, hört auf der gesegneten Insel, wo die ingendlichen Staaten Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera

dieſer Bilder ſind wahrhaft ſchön gedachte Ganze, andre empfehlen ſich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Abſicht auf gewiſſe Theile der mahleriſchen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, ſo wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26.) der braunen Zeichnung, wie das Publikum ſie nannte, ehe man den Namen des Künſtlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerſt angezogen hat.

Hector hebt den Aſtyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine ſchöne Geſtalt im Geiſt der Antiken gezeichnet, lehnt ſich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte ſcheint ſie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entſtellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hectors in weiterem Abſtand von ihm und durch den Helm, der auf dem Bo-

den

den liegt von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitre Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schaale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freyen Bogen; man sieht den Wagen Hectors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dieß ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt wer-

werden. Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden; die ſchönſte Wirkung die die plaſtiſche Kunſt bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantaſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verſtand beſchäftigt und befriedigt.

Ueber

Ueber

Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unſer philoſophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muſen herabzuſehen anfängt, ſcheint keine Gattung der Poeſie empfindlicher zu treffen, als die lyriſche. Der dramatiſchen Dichtkunſt dient doch wenigſtens die Einrichtung des geſellſchaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freyere Form, ſich dem Weltton mehr anzuſchmiegen und den Geiſt der Zeit in ſich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Ge-

fellſchaftsgeſänge, die Muſikliebhaberey unſrer Damen, ſind nur ein ſchwacher Damm gegen den Verfall der lyriſchen Dichtkunſt. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein ſehr niederſchlagender Gedanke, wenn dieſe jugendlichen Blüthen des Geiſtes in der Fruchtzeit abſterben, wenn die reifere Cultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuſs erkauft werden ſollte. Vielmehr lieſse ſich auch in unſern ſo unpoetiſchen Tagen, wie für die Dichtkunſt überhaupt, alſo auch für die lyriſche, eine ſehr würdige Beſtimmung entdecken; es lieſse ſich vielleicht darthun, daſs, wenn ſie von einer Seite höhern Geiſtesbeſchäftigungen nachſtehen muſs, ſie von einer andern nur deſto nothwendiger geworden iſt. Bey der Vereinzelung und getrennten Wirkſamkeit unſrer Geiſteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wiſſens und die Abſonderung der Berufsgeſchäfte nothwendig macht, iſt es die Dichtkunſt beynahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz,

Scharf-

Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiss des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezognen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bey der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlichblühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfodert, dass sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; dass sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die

Menschheit aufhäuften, müfste Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müfste sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, dafs sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, solange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilfreyen Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied statt findet, als dafs letzterer zu den Vorzügen des Ersten das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluss auf das Jahrhundert verfehlen und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bey einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemei-

meinen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer ſein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben ſeyn ſoll, daſs er im intellectuellen und ſittlichen auf einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muſs auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fodert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muſs es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein andrer ſeyn, als daſs es der reine vollendete

dete Abdruck einer intereſſanten Gemüthslage eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen; er wird uns in ſeiner kleinſten Aeuſſerung kenntlich ſeyn, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom äſthetiſchen gilt eben das, was vom ſittlichen; wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das reife, das vollkommene ausflieſst. Kein noch ſo groſses Talent kann dem einzelnen Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen ſeyn, wenn uns aufgelegt würde, dieſen Maaſsſtab in der Hand, den gegenwärtigen Muſenberg zu durchwandern. Aber die Erfah-

fahrung, däucht uns, müfste es ja lehren, wieviel der gröfsere Theil unfrer, nicht ungeprieſenen, lyriſchen Dichter auf den beſſern des Publikums wirkt; auch trifft es ſich zuweilen, dafs uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Bekenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jezt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher geſagten die Anwendung auf Hn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maafsſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger" ankündigt und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15. u. f.) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Hn. B. mit dem ſchwankenden Worte „Volk" ſchikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen

in muthwilliger Freiheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren fürchterlichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, stets eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und so wie die barbarischen Völker dieses Diamants die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Gestalten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkte des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Nameriner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die Griechen aus Ober- und Mittel-Italien durch Longobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Longobarden verbreitet, und arabische Korsaren mit dem Schwerte in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem longobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein Dritter nach dem Koran gerichtet. Dreifache Pilger, der bei Morgens gefälligt aus den Ninemonern eines Klosters zing, mußte des Abends die Mittheilsigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren Hirtenstab mit dem Schwerte gewaffnet, ihren Hirtenarm nach diesem gelobten Land auszustrecken, und einige teutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Theile Italiens geltend gemacht, und einen großen Distrikt desselben als Gränze durchzogen. Gegen Otto den Zweiten schlossen die Griechen mit den verachteten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs Neue unter griechische Hoheit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Sarracenen in diesem Landstrich noch inne hatten, führten zu Zeiten verwegene Schaaren hervor, andere arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien herüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied verheerten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß Jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit Mohamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere longobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich eine wahre Souveränität in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherren, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs dienten dem strafosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit. Nationalunabhängigkeit, Religionshaß, Raubsucht, Vergrößerungsbegierde durch kein Gesetz gezügelt, vereinigten die Anarchie auf diesem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sclavann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens zu mehreren, zu Anfang des eilften Jahrhunderts, während das Sicilien unter arabischen Scepter einer ruhigern Knechtschaft genoß. Der Geist der Waffenthat, welcher beim Anlauf des zehnten Jahrhunderts, der gebrochen Anwälterung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normännische Pilger, funfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabischer Heer diese Stadt belagerte, und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Waffenbrüder den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegsgeist ward bei dem friedlichen Anblick lebendig. Tapferer Hode, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schwerere Vorbereitung auf das Weltgericht zu thun, als ein Pilgern zum noch dem heiligen Grabe. Die beten den belagerten Christen ihre mühsige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverdrossste Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet, und verschonte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der aufgezeichnetsten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Erkenntlichkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verschwiegen. Neapels sahner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung versprach. Wie begierig dem Ohr horchte eine kriegerische Jugend. Daß unsere Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute, waren unwiderstehliche Neigungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen auch bei seiner neuen Lebensart das kriegerische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fechten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Normänner stellten die Griechen selbst den Sarracenen entgegen. Lateiner und Griechen bothen ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

Zu Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua große Dienste leistete. Diese ungläubigen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigenthum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt Aversa bauten – ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ansiedelungen mehrten sich; sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gast-

gen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meynen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jezt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr grosser Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darinn liegt, dass Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Ausser diesem Culturunterschied ist es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äusserst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkührlich in Einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen dem allerleichtesten und dem allerschwersten

ſten die Wahl; entweder ſich ausſchlieſſend der Faſſungskraft des groſsen Haufens zu bequemen und auf den Beyfall der gebildeten Klaſſe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die Gröſse ſeiner Kunſt aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der erſten Gattung glücklich geweſen ſind, und ſich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hn. Bürgers Genie die Kunſt und ſein Talent ſo tief herab geſetzt haben, um nach einem ſo gemeinen Ziele zu ſtreben. Popularität iſt ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäſsige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daſs ihre glückliche Auflöſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem edeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem groſsen Haufen ungenieſsbar zu ſeyn — ohne

ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volks anzuſchmiegen. Groſs, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit, das ganze Geheimniſs ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müſste der Dichter ausſchlieſſend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müſste er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen bloſs menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniſs mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenſchaftsbedürfniſs, daſs der All-

Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem Er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entzifferender Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnifs brächte die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber

sich

ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfodern.

In dieſem Sinne genommen ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bey ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem groſsen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommen-

menheit" erklärt. Aber, indem er dieſs behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was mancher, der ihn lieſs, bey dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daſs zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerlaſsliche Bedingung iſt, einen von der verſchiednen Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht, ſcheint er ſagen zu wollen, die Prüfung des ächten Geſchmacks aushält, und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faſslichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt. Dieſer Satz iſt durchaus Eins mit dieſem: Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daſs bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Foderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte; ſo iſt vielmehr

mehr zu Beſtimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung ſo verſchiedner Eigenſchaften beſteht), weſentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müſſen wir geſtehen, daſs uns die Bürgeriſchen Gedichte noch ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, daſs wir in dem gröſsten Theil derſelben den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſen, der, eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder ſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet. Hr. B. vermiſcht ſich nicht ſelten mit dem Volk, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm

ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, iſt leider nicht immer dasjenige, welches er unter dieſem Nahmen gedacht wiſſen will. Nimmermehr ſind es dieſelben Leſer, für welche er ſeine Nachtfeyer der Venus, ſeine Leonore, ſein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingiſche Jubelfeyer, Männerkeuſchheit, Vorgefühl der Geſundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menſchengeſichter und ähnliche niederſchrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig ſchätzen, ſo beſteht ſein Verdienſt nicht darinn, jede Volksklaſſe mit irgend einem, ihr beſonders genieſsbaren, Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bey Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entſchuldigen, und denen durch eine ſtrengere Auswahl unter ſeinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daſs ſich

dieſe

dieſe Ungleichheit des Geſchmacks ſehr oft in demſelben Gedichte findet, dürfte eben ſo ſchwer zu verbeſſern, als zu entſchuldigen ſeyn. Rec. muſs geſtehen, daſs er unter allen Bürgeriſchen Gedichten (die Rede iſt von denen, welche er am reichlichſten ausſteuerte) beynahe keines zu nennen weiſs, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Miſsfallen, erkauften, Genuſs gewährt hätte. War es entweder die vermiſste Übereinſtimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geiſtloſe Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedanken entſtellendes, Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am ſeltenſten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmoniſche Wirkung des Ganzen ſtörte; ſo war uns dieſe Störung bey ſo vollem Genuſs um ſo widriger, weil ſie uns das Urtheil abnöthigte, daſs der Geiſt, der ſich in dieſen Gedichten darſtellte, kein gereifter, kein vollendeter Geiſt

Geiſt ſey; daſs ſeinen Producten nur deſswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil ſie — ihm ſelbſt fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes, (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſeyn, in ihm oder auſser ihm wohnen), von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beymiſchungen, zu befreyen, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammlen, einzelne, das Ebenmaaſs ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art, im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je gröſserer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; deſto mehr werden auch jene einzelnen

freien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der eiserne Arm, Humfred und Drogon beanspruchen sich von allen andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Kolonie das Gebiet der Waffen zu verstehen. Der griechische Statthalter von Apulien bespöttelt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert. Die Gastherrn bieten Feldzugs zu theilen. Ein sarazenischer Herr wird geschlagen, und sein Ausführer fällt unter dem eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner versichert den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Besitzer macht sie auch noch bei Wenigen verhaßt. Was auf dem festen Lande Italiens noch übrig verblieben, muß auf den Fall seiner Ausführer, ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Raublichkeit theilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhle, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der aufgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der jüngste von diesen, Robert Guiscard (der Verschlagene) war herangewachsen, und die thätige Größe verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zwei andern Brüdern mochte er sich auf in das gelobene Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Gern erkundten die deutschen Kaiser, Heinrich II. und III., diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihrer verhaßtesten Feinde und zu Italiens Befreiung ihre Macht zu verspritzen. Gewonnen könnte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit gänstigem Auge sehen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Mißtrauen, bezwingen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn demüthigen den römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, den Papst Leo IX. erst kürzlich von Kaiser Heinrich III. zum Geschenke geerben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegerischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihrer Tapferkeit zur Bewahrung gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo IX. bewirbt sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Bann wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigener Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an. die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend haben sie sich ihm, oder der Reliquie seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehreren mißlungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, versöhnt endlich auf den weiteren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die römische Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guiscard zu Stande kam, bestätigte Papst Nicolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als päpstliches Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberster Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Gescheint dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Großmuth zu beweisen. Robert hatte sein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen, aber, wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jener hatten die Nachfolger Petri in der Verwirrung gerettet. Die Lehensherrkündung der Normänner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereignis. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeute jetzt der Mantel der Kirche; die schwache kaum schützbare Anhänglichkeit von dem apostolischen Stuhl erlag für dem ungeheuren drohenden Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Sarazenen und Griechen, aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegierde der normännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Klienten, denn es bekanntlich nichts so flate, die Ertlugel mit neuen Meridionen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, fuhren die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guiscard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Gerichte, Basallen und Raubern seines Stuhls, weder in Sicilien noch wo bezwingen. Er trotzen seinem Bannstrahl, dessen fürchterliche Wirkungen einen beldenmüthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlugen, und eben der verausforderude Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto mächtiger. Um Kaiser und Königen zu trotzen, muß er einem gläubigen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg, von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gebrückt von dem Joche seines ganzen Jahrhunderts, dessen Freuden seine Herrschsucht zerstörte.

ſich der höchſten Vollkommenheit nähern. Dieſe Idealiſirkunſt vermiſſen wir zu ſehr bey Hn. Bürger. Auſserdem, daſs uns ſeine Muſe überhaupt einen zu ſinnlichen, oft gemeinſinnlichen Charakter zu tragen ſcheint, daſs ihm Liebe ſelten etwas anders, als Genuſs oder ſinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit nur Wohlleben iſt, möchten wir die Gemählde, die er uns aufſtellt, mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Moſaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit mahlen, ſo ſucht er zu jedem einzelnen Reiz ſeiner Geliebten ein demſelben correſpondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erſchafft er ſich ſeine Göttinn. Man ſehe 1. Th. S. 124. Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er ſie überhaupt als Muſter von Vollkommenheit uns darſtellen, ſo werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zuſammengeborgt. S. 86. die beiden Liebenden:

Wir

Im Denken iſt ſie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beym Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wann ſie lacht,
Melpomene bey ſanfter Klage,
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bey Tage.

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als glaubten wir, daſs ſie das Gedicht, worinn ſie vorkömmt, eben verunſtalte, ſondern weil ſie uns das paſſendſte Beyſpiel zu ſeyn ſcheint, wie ungefähr Hr. B. idealiſirt. Es kann nicht fehlen, daſs dieſer üppige Farbenwechſel auf den erſten Anblick hinreiſst und blendet; Leſer beſonders, die nur für das Sinnliche empfänglich ſind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig ſagen Gemählde dieſer Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie der Reichthum, ſondern die weiſe Oekonomie; nie die Materie, nur die Schönheit der

Form; nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung befriedigt! Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel oder wenig Kunſt erfodert wird, in dieſer Manier zu erfinden; aber wir entdecken bey dieſer Gelegenheit an uns ſelbſt, wie wenig dergleichen Kraftſtücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geſchmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht ſehr angenehm überraſchen, als wir in dieſer Gedichtſammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, ſowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden, (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Safa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht zu vergeſſen), welche nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen, und der zweydeutige Beyfall des groſſen Haufens ſo lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B. dergleichen Spielereyen durch die Zauberkraft ſeines Pinſels, durch das Gewicht ſeines Beiſpiels in Schutz nimmt, wie ſoll ſich der unmännliche, kindiſche

Ton

Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unſere lyriſche Dichtkunſt einführte? Aus eben dieſem Grunde kann Rec. das ſonſt ſo lieblich geſungene Gedicht: Blümchen Wunderhold: nur mit Einſchränkung loben. Wie ſehr ſich auch Hr. B. in dieſer Erfindung gefallen haben mag, ſo iſt ein Zauberblümchen an der Bruſt kein ganz würdiges, und eben auch nicht ſehr geiſtreiches Symbol der Beſcheidenheit; es iſt, frey herausgeſagt, Tändeley. Wenn es von dieſem Blümchen heiſst:

Du theilſt der Flöte weichen Klang
Des Schreyers Kehle mit,
und wandelſt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

ſo geſchieht der Beſcheidenheit zuviel Ehre. Der unſchickliche Ausdruck: die Naſe ſchnaubt nach Aether, und ein unächter Reim; blähn und ſchön, verunſtalten den leichten und ſchönen Gang dieſes Liedes.

Am

Am meiſten vermiſst man die Idealiſirkunſt bey Hn. B., wenn er Empfindungen ſchildert; dieſer Vorwurf trifft beſonders die neuern Gedichte, groſsentheils an Molly gerichtet, womit er dieſe Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich ſchön in den meiſten Diction und Versbau iſt, ſo poetiſch ſie geſungen ſind, ſo unpoetiſch ſcheinen ſie uns empfunden. Was Leſſing irgendwo dem Tragödiendichter zum Geſetz macht, keine Seltenheiten, keine ſtreng individuellen Charaktere und Situationen darzuſtellen, gilt noch weit mehr von dem Lyriſchen. Dieſer darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, um ſo weniger verlaſſen, je weniger Raum ihm gegeben iſt, ſich über das Eigenthümliche der Umſtände, wodurch ſie veranlaſst ſind, zu verbreiten. Die neuen Bürgerſchen Gedichte ſind groſsentheils Produkte einer ſolchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder ſo ſtreng individuell, noch ſo ſehr Ausnahme iſt, als ein Heavtontimorumenos des Terenz, aber gera-

gerade individuell genug, um von dem Leſer weder vollſtändig, noch rein genug, aufgefaſst zu werden, dafs das Unideale, welches davon unzertrennlich iſt, den Genufs nicht ſtörte. Indeſſen würde dieſer Umſtand den Gedichten, bey denen er angetroffen wird, blofs eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen weſentlich ſchadet. Sie ſind nämlich nicht blofs Gemählde dieſer eigenthümlichen (und ſehr unlichtetiſchen) Seelenlage, ſondern ſie ſind offenbar auch Geburten derſelben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters, ſind nicht blofs der Gegenſtand, den er beſingt; ſie ſind leider oft auch der Apoll, der ihn begeiſtert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit ſind ſehr eigenſinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt einflöſsten; ſie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeiſterung. Ein erzürnter Schauſpieler wird uns ſchwerlich ein edler Repräſentant

tant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloss leidender Theil ist, muss seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, dass die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabey geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hn. B. charakteriſirt eine gewiſſe Bitterkeit, eine faſt kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendſte Stück in dieſer Sammlung: Das hohe Lied von der Einzigen, verliert dadurch beſonders viel von ſeinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſich bereits ausführlicher über dieſes ſchöne Product der Bürgeriſchen Muſe herausgelaſſen, und mit Vergnügen ſtimmen wir in einen groſsen Theil des Lobes mit ein, dafs ſie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer ſeiner Empfindung, ſeinem Reichthum an Bildern, der Kraft ſeiner Sprache, der Harmonie ſeines Verſes, ſo viele Verſündigungen gegen den guten Geſchmack zu vergeben; wie es möglich war, zu überſehen, dafs ſich die Begeiſterung des Dichters nicht ſelten in die Grenzen des Wahnſinns verliert, dafs ſein Feuer oft Furie wird, dafs eben deswegen die Gemüthsſtimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige har-

harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affekt, der dieses Lied ihm dictirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, dafs es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nemlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser grosse und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beyläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben

ben oft an ihn ſelbſt, den Verfaſſer, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das *sublimi feriam ſidera vertice* des Horaz mit ſolchem Miſsbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daſs ihm bey ſolchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſey; es leuchtet ein, daſs man nur im Scherz ſo viel Selbſtlob an ſich verſchwenden kann. Aber angenommen, daſs an ſolchen ſcherzhaften Äuſserungen nur der zehnte Theil ſein Ernſt ſey, ſo macht ja ein zehnter Theil, der zehenmal wieder könmt, einen ganzen und bittern Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſsne Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns alles zu ſeyn, was über eine Sammlung von mehr als 100 Gedichten, worunter viele

einer

folgt eben dieser Papst seinen Verwandten nach Neapel, und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sicilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die verschmähten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Corphalonia fuhr endlich, früher als sein Gegner, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Eroberungen seines Degens, erbte sein Sohn Bohemund. Fürst von Tarent, der ihn an Tapferkeit nicht nachstand, und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Eurowäern einer kalten Berechnung nachdrücklich dienen lieh, in Nutzbarkeit sich ein ansehnliches Fürstenthum erwarb, und allein von den frommen Wahnsinne frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessin Anna Komnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugniß trifft also nicht ihn, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Verwegenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verbundenschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Konstantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimath auswandern, und durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenraufen, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihren Arme und ihrem Verstande widerstehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in seinen calabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Roberts Tode verlosch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben so gutthätig und mild, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. In einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investitur entrissen, und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännische Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang den römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den Staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Rachter zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandene Recht zu nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß desselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, ernannte der Papst den sicilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewaltsbaber auf der Insel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen gebohrner Legaten bei römischen Stuhle aufzudrehen, welches unter dem Namen der sicilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, seiner Grafschaft Sicilien eine verleibte, und sich dadurch im Besitz einer Macht entblickt, die ihm Kühnheit genug einflößte, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen; dann war weiter nichts nöthig, als sein eigener Entschluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe Staatsklüge Abenteurer, der seinen Vater und Oheim genealt genannt hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Stiftung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemaßten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche aufgebrochen war, begünstigte Rogers Absichten. Er verpflichtete sich dem Papst Anaklet, in dem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte, und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die Königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte zu seinem Reich zu schlagen. Aber er kannte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — derjenige wahrscheinlich auf der Gäte seines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geschickt, und gebolfen hatte, die griechischen Staaten gegen diese Eroberer zu vertheidigen, waffnete sich aufs Neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Busen streitig zu machen drohte. Roger hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine große Gefälligkeit an Waaren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Kalojohannes hatte den Verkauf so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konstantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verbannten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutschen Reichs zu erwecken. Papst Innocentius, an freigebigster Macht zwar der Schwächste unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarsten durch die Geschicklichkeit seines Hofes und durch die Waffen der Kirche. die ihm zu Gebote standen. Man überredete den Kaiser Lothar, daß das

einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedne einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hn. B. zuvorthun wird. Bey seinen Sonneten, Musiern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, dass sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gerne hätten wir alle blos witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehn, die seiner starken nervigten Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied 1. Th. S. 142 mit einem anakreontischen oder horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen

von

von Hn. B. Gedichten, den ernſthaften oder den ſatyriſchen, den ganz lyriſchen oder lyriſcherzählenden, der Vorrang gebühre, ſo würde unſer Ausſpruch für die ernſthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es iſt nicht zu verkennen, daſs Hr. B. an poetiſcher Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verſes, gewonnen hat; aber ſeine Manier hat ſich weder veredelt, noch ſein Geſchmack gereinigt.

Wenn wir bey Gedichten, von denen ſich unendlich viel Schönes ſagen läſst, nur auf die fehlerhafte Seite hingewieſen haben; ſo iſt dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B. Talent und Ruhm ſchuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den ſo viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es ſich der Mühe, die Parthey der Kunſt zu ergreifen; und auch nur das groſse Dichtergenie iſt im Stande, den Freund des Schönen an die höchſten Foderungen der

Kunſt

Kunſt zu errinnern, die er bey dem mittelmäſsigen Talent entweder freywillig unterdrückt, oder ganz zu vergeſſen in Gefahr iſt. Gerne geſtehen wir, daſs wir das ganze Heer von unſern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyriſchen Lorbeerkranz ringen, gerade ſo tief unter ihm erblicken, als er unſrer Meinung nach, ſelbſt unter dem höchſten Schönen geblieben iſt. Auch empfinden wir ſehr gut, daſs vieles von dem, was wir an ſeinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äuſsrer Umſtände kommt, die ſeine genialiſche Kraft in ihrer ſchönſten Wirkung beſchränkten und von denen ſeine Gedichte ſelbſt ſo rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige, Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äuſsern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geiſteskraft lähmen, dürfen am allerwenigſten das Gemüth des Dichters belaſten, der ſich von der Gegenwart loswickeln, und frey und kühn in die Welt der Ideale emporſchweben ſoll. Wenn es auch noch ſo ſehr in ſeinem Buſen

ſen ſtürmt, ſo müſſe Sonnenklarheit ſeine Stirne umfließen.

Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Hr. Bürger. Dieſe Fülle poëtiſcher Mahlerey, dieſe glühende energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende, Poeſieſtrom, der ſeine Produkte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedre Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Gröſse zu gatten, und ſo die höchſte Krone der Claſſizität zu erringen.

Das Publikum hat eine ſchöne Gelegenheit, um die vaterländiſche Kunſt ſich dieſes Verdienſt zu erwerben. Hr. B. beſorgt, wie wir hören, eine neue verſchönerte Ausgabe ſeiner Gedichte, und von dem

dem Maafse der Unterſtützung, die ihm von den Freunden ſeiner Muſe widerfahren wird, hängt es ab, ob ſie zugleich eine verbeſſerte, ob ſie eine vollendete ſeyn ſoll.

So urtheilte der Verfaſſer vor eilf Jahren über Bürgers Dichter Verdienſt; er kann auch noch jetzt ſeine Meinung nicht ändern, aber er würde ſie mit bündigern Beweiſen unterſtützen, denn ſein Gefühl war richtiger als ſein Raiſonnement. Die Leidenſchaft der Partheien hat ſich in dieſen Streit gemiſcht, aber wenn alles perſönliche Intereſſe ſchweigt, wird man der Intention des Recenſenten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Ueber den

Gartenkalender

auf das Jahr 1795.

Tübingen bey Cotta.

Seit den Hirſchfeldiſchen Schriften über die Gartenkunſt iſt die Liebhaberey für ſchöne Kunſtgärten in Deutſchland immer allgemeiner geworden, aber nicht ſehr zum Vortheil des guten Geſchmacks, weil es an feſten Principien fehlte und alles der Willkühr überlaſſen blieb. Den irregeleiteten Geſchmack in dieſer Kunſt zu berichtigen, werden in dieſem Kalender

vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunſtfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es iſt gar nichts ungewöhnliches, daſs man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob ſie denn auch wohl möglich ſey? endigt. Dieſs ſcheint beſonders auch mit den ſo allgemein beliebten äſthetiſchen Gärten der Fall zu ſeyn. Dieſe Geburten des nördlichen Geſchmacks ſind von einer ſo zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen ſo unſichern Charakter gezeigt, daſs es dem ächten Kunſtfreunde zu verzeihen iſt, wenn er ſie kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiſs, zu welcher Claſſe der ſchönen Künſte ſie ſich eigentlich ſchlagen ſolle, ſchloſs ſich die Gartenkunſt lange Zeit an die Baukunſt an, und beugte die lebendige Vegetation unter das ſteife Joch mathematiſcher Formen, wodurch der Architect die leb-

loſe

lose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architects flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkührlich, abentheuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüber springen, und die Natur, in einem größern oder kleinern

Bezirk, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen, wie auf einer Muſterkarte, vorlegen. So wie ſie in den franzöſiſchen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewiſſe architectoriſche Übereinſtimmung und Gröſſe entſchädiget wurde; ſo ſinkt ſie nun, in unſern ſogenannten engliſchen Gärten, zu einer kindiſchen Kleinheit herab, und hat ſich durch ein übertriebenes Beſtreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller ſchönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In dieſem Zuſtande iſt ſie gröſtentheils noch, nicht wenig begünſtigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Beſtimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenſtände nach ſeinen Einfällen zu modeln, als ſich nach ihnen zu richten.

Da es ſo ſchwer hält, der äſthetiſchen Gartenkunſt ihren Platz unter den ſchönen Künſten anzuweiſen, ſo könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daſs ſie hier

hier gar nicht unterzubringen ſey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Verſuche in derſelben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu laſſen. Jene beiden entgegengeſetzten Formen, unter denen ſie bis jetzt bey uns aufgetreten iſt, enthalten etwas wahres, und entſprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniſs. Was erſtlich den architectoniſchen Geſchmack betrift, ſo iſt nicht zu läugnen, daſs die Gartenkunſt unter Einer Kategorie mit der Baukunſt ſtehet, obgleich man ſehr übel gethan hat, die Verhältniſſe der letztern auf ſie anwenden zu wollen. Beide Künſte entſprechen in ihrem erſten Urſprunge einem phyſiſchen Bedürfniſs, welches zunächſt ihre Formen beſtimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieſer Formen drang, und zugleich mit dem Verſtande der Geſchmack ſeine Foderungen machte. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, ſind beide Künſte nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläſslichen phyſiſchen Zweck

jeder-

verabſcheuliche Reich in unſern Tagen und die Verwüſtung der Kirchenſtaaten Königsberge durch Waffen und der oberſten Gerichtsbarkeit der Kaiſer über dieſe Länder unvermeidlich machen. und daß es den Nachfolger der Octaven gröſſer, als Vermehrung des Reichs zu vergrößern ſey.

Da wurde Lothar veranlaßt, einen gewiſſen Mönch hinter die Ohren zu ſchmeißen, und gegen König Roger von Sicilien einen Zeitzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt gelitten, die Völker des deutſchen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenſtaufen kämpfte für ſeine Sache. Die innerlichen Gründe, von jener geworben, ihre Unterwürfigkeits nach der Schlacht von Königsberge abgelegen, und verſtatten ſich die Kaiſer in Italien gegen, heftigen ſeiner unverſöhnlichſten Mode, und ſeiner Widerſtand hätten ihm die Stadt Mailand über Thron. Er hielt einen Triumph in den römiſchen Zeiten, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf ſtellte er ſein Heer, deſſen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Baiern in das Lothringiſche drang, die andere unter dem preußiſchen Kommando des Kaiſers. Lange der chriſtlichen Gottheit, gegen Mayd gegen Apulien machte. Der griechiſche Hof und der Papſt ſah Deutſchland in Trauern und Gefahr zu ſeiner Königsſchlacht herausſtellen. Zugleich hob die Stadt Pola, damals eine ſehr bekannte Gemeinde, eine ſeiner Thore nieder Landmauer ſchlagen, die feindlichen Gewalten entgegenrückte.

Jetzt ſahen es von der normänniſchen Macht in Italien gelten, und nicht ohne Überbetrachtung hielt man bey Gedanken, an welchen die Tapferkeit in ſeinen Heeren gearbeitet, welches bey Stadt gröſſer in Ehren gekommen hatte, ſich zu ſeinem Unterjoch anlegen. Glorreiche Schritte thaten den erſten Anfang Lothars. Capua und Benevent mußten ſich ergeben. Die apuliſchen Städte Trani und Bari wurden erobert, die Piraten bezwungen Amalfi, Lothar ſtellt die Stadt Salerno zur Übergabe. Eine Stadt der normänniſchen Macht ſiegt nach der andern, und von dem ſichern Conte Rainulf unterworfen, eilende dem neuen Monarch entgegen, alle in ſeinem Gehorſam Gnaden eine ſogar Lehnsleute zu ſeyn.

Aber es war bey Gottheit von Innocent's Gedanken, daß die Kirche mit aller ihren Mitteln die Sie ausreuten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nannte Innocentius dieſe Stadt als ein gläubiges Leben in Anſpruch. und ein ordentlicher Zeuf entſtanden für die Herr zwiſchen beiden Papſt und den Kaiſer. Ein ähnlicher Streit erhob ſich über Apulien et. Aber welche Provinz man Lothar gefangenen war einem Herzog zu ſeyen. deſſen Belehnung, als das Zeichen der oberſten Herrn. Innocentius glaubte, daß dem Kaiſer Lothar Sicilia machte. Die einen Streitigkeiten entſtanden Zwiſt zu verdienen, entſtand man ſich endlich in der Innocentius Aufſtand, daß weder Kaiſer und Papſt, ob dem Bekenntnisſtand darauf Herzogtum beſtehen ſeyen, zu glauben. Zwi die Hand an die Lothar zu legen, die den Pabſtlichen bey der Heiligen Apoſtelgeſtalt von den Lothar'ſchen Gewalten wurde.

Während dieſer Zwiſtigkeit ruhte der Krieg gegen Roger, aber man vorſichtig ſein Stille ab, und hielte mannigfache thätige Zuſt gegenem Zeit. ſich zu erholen. Die Prinzen, angeſtrengt mit dem Papſt und den Deutſchen, Gewalt über Rom gerieth, die Dankbarkeit der Deutſchen war zu Ende, die Gift entſtanden, und der ſicilianiſche Einfluß bey neapolitaniſchen Hofmarſch ſing an, die gemeinſame Verbindung in ihrem Lager anzuſtechen. Ihre innere Lauer verſtärkte Ansehen rief den Kaiſer und den Armen bey Stadt. Schnelle nach, als ſie gewonnen worden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Benevent wußte Lothar die unterſtützende Gewalt zu haben. Und Salerno fiel an den Feind ein gehen, bey Capua erobert, und der Herzog von Neapel ſtieß zu den Normännern Lanzenreiter. Nur Apulien wurde durch ſeinen neuen Herzog mit Hülfe einer geſchloſſenheiten deutſchen Kriegs Handbuch behauptet, und der Verluſt dieſer Provinz war der Furcht, von welchen Roger ſeine ſiegen Lauer getrieben hab.

Endlich der normänniſche Fürſt, Roaſſiet, gefangen, und Innocentius ſtrenger Fürſt der Kirche gerechten war, hielt es im Lateran eine Kirchenverſammlung, welche alle Decrete des Gegenpapſtes für nichtig erklärte, und ſeinen Beſchützer Roger ebenmäßig mit dem Bannſtab belegte. Innocentius ſah auch, nach dem Beiſpiel bey Leo, in Preiſe gegen den ſicilianiſchen Fürſten zu Felde, eben auch es machte, wie ſein Vorgänger, daß Dete vorgeſtellt mit einer gläubigen Gnadenſage und dem Verluſt ſeiner Provinz begnügte. Roger aber hielte es als Gegner des Papſtes und der Kirche, den Sie um ſo ehrbarer war, da ihn Beredtſamkeit und Kunſtwerk mit einem neuen Anſpruch ſelbſtehen. Er erhielt von dem gebannten Papſte die Belehnung über ſein Königreich Sicilien; ſeine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er ſelbſt trennte ſich nicht weniger von Papſt den Kaiſer. Er ſah zu einem Herzog Lothar, ſo ehrwürdigen auch Innocentius ſtand, Kaiſer die Ansprüche der deutſchen Krone an ihre Provinzen, am beſtreitigſten nach Innocentius ſtand den Kaiſer wider Rogern herausfinden hatte, wurde bei ſeinen Vorgänge ein neues Gleichgewicht beobachtet. Es wurde Gewalt die ſicilianiſchen Kaiſer auf die gläubige Verbindung gelten, wenn man durch Rom und nicht bedürfte war. Roger übte den Pontificat ſeiner Gefangenen. Lothar ließ nach Rom zurück. und Innocentius war gewidert den Triumphator und den apoſtoliſchen Stuhl. Kaiſer Lothar ſtieß hatte auf der Rückkehr nach Deutſchland im Jahr 1137. in einer entlegenen Bauernhütte geſtorben den Tod und dem Zon ſein ſolcher war verherrlichet Leben geendigt.

Unmittelbar war der Plan durch Kaiſer geworden, daß eben zum Innocentius, Herzog Heinrich von Baiern und Sachſen, auf den Kaiſerthron ſteigen ſollte, wenn er wahrſcheinlich und ſeinen Feinden den Todesfall zu verbergen gewußt war. Aber ehe er einen Bote heimgen ſtan konnte, überraſchte ihn der Tod.

Heinrich von Baiern hatte die Macht Deutſchlands mit meiſten Stolz behandelt, und war einen auf dem ſtammlichen Lehnen ſehr anſehnlich ausgeſtattet. Und Papſt, nach Lothar's Tode, bemühte er ſich mehr als einer Kaiſerſtadt, auf welcher ſie ſich mehr ſtarken gründet, einer Wahl auf den zu richten. Gewalt, endlich bewog ihn Freund von Hohenſtaufen, der den Zug nach Italien entgegnete, und auf freudigen die Kirchen, gelobten den Erzbiſchof von Trier, ſie die entgegenkam gewogen hatte. Auf jenem Convent die päpſtlich ſchismatiſche Mehrheit des deutſchen Reichs den Kirchen auch zu ſeinem von Rainer, und Kaiſer dem jetzt herauf an, den gewiſſen Stein einen Mitſtifter auf den Schwerte bei der Kaiſerwahl zu verwirken. Heinrichs Bermeſſenheit Stolz und Lothar war alſo ein Verwegenheit mehr.

jederzeit bedingt und eingeſchränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daſs ſie die Natur durch Natur, nicht durch ein künſtliches Medium nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, ſondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daſs man ſich nicht ſehr ſtreng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja ſich wenig daraus machte, wenn nur der Verſtand durch Ordnung und Übereinſtimmung und das Auge durch Majeſtät oder Anmuth befriediget wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte ſich um ſo eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunſt wie in der Baukunſt durch eben dieſe Aufopferung der Naturfreiheit ſehr oft der phyſiſche Zweck befördert wird. Es iſt alſo den Urhebern des architectoniſchen Geſchmacks in der Gartenkunſt einigermaaſsen zu verzeihen, wenn ſie ſich von der Verwandtſchaft, die in mehrern Stücken zwiſchen dieſen beiden Künſten herrſcht,

herrſcht, verführen lieſsen, ihre ganz verſchiedenen Charaktere zu verwechſeln, und in der Wahl zwiſchen Ordnung und Freiheit die erſtere auf Koſten der andern zu begünſtigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetiſche Gartengeſchmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerkſamen Beobachter ſeiner ſelbſt konnte es nicht entgehen, daſs das Vergnügen, womit uns der Anblick landſchaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorſtellung unzertrennlich iſt, daſs es Werke der freyen Natur, nicht des Künſtlers, ſind. Sobald alſo der Gartengeſchmack dieſe Art des Genuſſes bezweckte, ſo muſste er darauf bedacht ſeyn, ans ſeinen Anlagen alle Spuren eines künſtlichen Urſprungs zu entfernen. Er machte ſich alſo die Freiheit, ſo wie ſein architectoniſcher Vorgänger die Regelmäſsigkeit zum oberſten Geſetz; bey ihm muſste die Natur, bey dieſem die Menſchenhand ſiegen. Aber der Zweck, nach dem er ſtrebte,

war

war für die Mittel viel zu grofs, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Mahlerey hinüber führte. Er vergafs, dafs der verjüngte Maafsstab, der der letztern zu statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und

und wie ihre andern Schweſtern zwiſchen beſtimmten und bleibenden Grenzen ruhn, ſo muſs man ſich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran man, in Deutſchland wenigſtens, noch nicht genug gedacht zu haben ſcheint. Es wird ſich alsdann wahrſcheinlicherweiſe ein ganz guter Mittelweg zwiſchen der Steifigkeit des franzöſiſchen Gartengeſchmacks und der geſetzloſen Freiheit des ſogenannten engliſchen finden; es wird ſich zeigen, daſs ſich dieſe Kunſt zwar nicht zu ſo hohen Sphären verſteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bey ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergeſſen, und daſs es zwar abgeſchmackt und widerſinnig iſt, in eine Gartenmauer die Welt einſchlieſsen zu wollen, aber ſehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirths entſpricht, ſowohl für das Auge, als für das Herz und den Verſtand zu einem charakteriſtiſchen Ganzen zu machen.

Dieſs

Dieſs iſt es, worauf der geiſtreiche Vf. der fragmentariſchen Beyträge zur Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks, in dieſem Kalender, vorzüglich hinweiſt, und unter allen was über dieſen Gegenſtand je mag geſchrieben worden ſeyn, iſt uns nichts bekannt, was für einen geſunden Geſchmack ſo befriedigend wäre. Zwar ſind ſeine Ideen nur als Bruchſtücke hingeworfen, aber dieſe Nachläſſigkeit in der Form erſtreckt ſich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verſtande und einem zarten Kunſtgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunſt bisher eingeſchlagen, und die verſchiedenen Zwecke, welche bey Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er ſich, dieſe Kunſt in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine „Erhöhung desjenigen Lebensgenuſſes „ſetzt, den der Umgang mit der ſchönen „landſchaftlichen Natur uns verſchaffen „kann."

„kann." Er unterſcheidet ſehr richtig die Gartenlandſchaft (den eigentlichen engliſchen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Gröſse und Freiheit erſcheinen, und alle Kunſt ſcheinbar verſchlungen haben muſs, von dem Garten, wo die Kunſt, als ſolche, ſichtbar werden darf. Ohne der erſtern ihren äſthetiſchen Vorzug ſtreitig zu machen, begnügt er ſich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch auſserordentliche Kräfte zu beſiegen ſind. Den eigentlichen Garten theilt er in den groſsen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren ſich bey einer jeden dieſer drey Arten die Erfindung halten muſs. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie ſo vieler deutſchen Gartenbeſitzer, gegen die Brücken ohne Waſſer, gegen die Einſiedeleyen an der Landſtraſse u. ſ. f. und zeigt, zu welchen Armſeligkeiten Nachahmungsſucht und miſsverſtandene Grundſätze von Varietät und Zwangsfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Garten-

tenkunſt verengt, lehrt er ſie innerhalb derſelben deſto wirkſamer ſeyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem beſtimmten und intereſſanten Charakter ſtreben. So hält er es keineswegs für unmöglich, ſymboliſche und gleichſam pathetiſche Gärten anzulegen, die eben ſo gut, als muſikaliſche oder poetiſche Compoſitionen, fähig ſeyn müſsten, einen beſtimmten Empfindungszuſtand auszudrücken und zu erzeugen.

Auſser dieſen äſthetiſchen Bemerkungen iſt von demſelben V. in dieſem Kalender eine Beſchreibung der groſsen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derſelbe im nächſten Jahre die Fortſetzung verſpricht. Jedem, der dieſe mit Recht berühmte Anlage entweder ſelbſt geſehen, oder auch nur von Hörenſagen kennt, muſs es angenehm ſeyn, dieſelbe in Geſellſchaft eines ſo feinen Kunſtkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrſcheinlich nicht weniger, als den Re-

Recenſenten, überraſchen, in einer Compoſition, die man ſo ſehr geneigt war, für das Werk der Willkühr zu halten, eine Idee herrſchen zu ſehen, die, es ſey nun dem Urheber oder dem Beſchreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehreſten Reiſenden, denen die Gunſt widerfahren iſt, die Anlage zu Hohenheim zu beſichtigen, haben darin, nicht ohne groſse Befremdung, römiſche Grabmäler, Tempel, verfallene Mauren u. d. g. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit ſchwarzen Gefängniſsmauren abwechſeln geſehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die ſich erlauben durfte, ſo diſparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorſtellung, daſs wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die ſich unter den Ruinen einer römiſchen Stadt niederlieſs, hebt auf einmal dieſen Widerſpruch, und bringt eine geiſtvolle Einheit in dieſe barocke Compoſition. Ländliche Simplicität und verſunkene ſtädtiſche Herrlichkeit, die zwey äuſserſten Zuſtände der Geſellſchaft,

ſchaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernſte Gefühl der Vergänglichkeit verliert ſich wunderbar ſchön in dem Gefühl des ſiegenden Lebens. Dieſe glückliche Miſchung gießt durch die ganze Landſchaft einen tiefen elegiſchen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwiſchen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuſs ſchwankend erhält, und noch lange nachhallet, wenn ſchon alles verſchwunden iſt.

Der Vf. nimmt an, daſs nur derjenige über den ganzen Werth dieſer Anlage richten könne, der ſie im vollen Sommer geſehen; wir möchten noch hinzuſetzen, daſs nur derjenige ihre Schönheit vollſtändig fühlen könne, der ſich auf einem beſtimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuſs davon zu haben, muſs man durch das neu erbaute fürſtliche Schloſs zu ihr geführt worden ſeyn. Der Weg von Stuttgardt nach Hohenheim iſt gewiſſermaaſsen eine verſinnlichte Geſchichte der Gartenkunſt, die dem aufmerkſamen Be-

Betrachter intereſſante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthſchaftlichen Gärten, an denen ſich die Landſtraſse hinzieht, zeigt ſich demſelben der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt, entblöſst von aller äſthetiſchen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität, unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freye Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen, und durch ihre kunſtmäſsige Geſtalt ſchon Erwartung erregen. Dieſer feyerliche Eindruck ſteigt bis zu einer faſt peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schloſſes durchwandert, das an Pracht und Elegans wenig ſeines Gleichen hat, und auf eine gewiſs ſeltene Art Geſchmack mit Verſchwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunſtreiche Architectur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfniſs nach — Simplicität bis zu dem höchſten Grade getrieben, und der

ihn bei der Wahl zu übergehen. In diesen Akten kam noch die Furcht vor seiner steuermäßigen Macht, welche mit der Königswürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grunde richten könnte.

Jetzt alle sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Höfen umgestaltet. Der Welfische Name, welcher Heinrich von Baiern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, wollte jetzt wieder herabgesetzt werden; und das Hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung gedrückt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war einen gebornen, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu rechten war, daß das große Gesetze von Gleichheit und bairischen Rechten und weltlichen Rechten, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Verwirrungsbrut auf seine Seite zeugen würde, so sollte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit sein sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu vorrichten. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der vom Hohenstaufischen Hause vorgeschlagen war, kam man in Koblenz zu Stande. (1152.) Herzog Konrad ward erwählt, und empfing auch sogleich in Aachen die Krone. Es scheint hatte bei Friedrich gewirkt, daß Konrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, da dem Todesurteil eben bei Lodi vorgegangen sah, der sie den ebenlosen Stadt noch so viel getrauen hatte. Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Welfen, weiße bei der Wahl Konrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor den Unternehmungen des Welfischen Hauses, und der Umstand, daß sich der Papst für Konrad erklärt hatte, brachte die Mehrzahl der Stimmen zum Schweigen. Heinrich von Baiern, der die Reichsfahnen in Händen hatte, leistete sie nach einem kurzen Widerstande aus.

Konrad saß ein, daß er dazu noch nicht stille stehen könne. Die Macht des Welfischen Hauses war zu hoch gestiegen, daß es eben so gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben mußte, wieder mächtige Hand zum Stande zu bringen, als der Erwerbung desselben zur Kaiserwürde für die Absichten Heinrichs gefährlich schien. Weiter einem Welfen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und daß Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder brechen, und diese Plan wurde von Konrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Es hat den Herzog Heinrich nur Ansdauer vor, um sich über die Klagen zu erschweigen, die das Reich gegen ihn führte. Heinrich hatte es beschlossen, zu erscheinen, und nach friedlichen Unterhandlungen entweder von der Kaiser auf einem Hofstag zu Würzburg in der Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogthümer, Sachsen und Baiern, abgesprochen.

Diese raschen Urtheile wurden von einer so festen That begleitet. Baiern verlieh man dem Markgrafen von Oesterreich, Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg. Albert der Bär genannt, übergeben. Baiern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein hergebrachter Eid ein gebornes Kind hier bereit, sie seine Sache zu fechten, und vielen Adressen von Brandenburg, noch der Kaiser stand, der gegen ihn die Waffen ergriff. konnten ihm diese Herzogthum entreißen. Schon war es im Begriff, auch Baiern wieder zu erobern, als ihm der Tod von seinen Unternehmungen abrief, und die Zwietracht der Hohenstaufen in Deutschland vollendete. Baiern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oesterreich. Heinrich, der sich im Besitz seiner Herzogthümer durch eine Heirathsverbindung mit der Witwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befestigen glaubte, Drei Söhne des Verstorbenen, der nach der unter dem Kaiser Heinrich bei Chören war erhöhet ward, wurde das Herzogthum Sachsen zugesichert. So bewährte Konrad auf eine Zeit lang die Scheine, welche Deutschland Ruhe gaben versprachen, und noch gefährlicher zu Ehren bestand — als in einem ebenlosen Zug nach Jerusalem der berühmten Schwabenkrieg fünf Jahrhunderte einen verderblichen Frieden zu verpflanzen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Vergleichung dieser Abhandlung hat im ersten Bande der teutschen Nationalgeschichte Anstoßung) den Verfasser veranlaßt, zum Vergleichen gelesen, welches im Jahr 1752, als Hannoverischer Professor in Jena, sich mit Erlaubnis zur Herausgabe der ersten Abtheilung seines Manuscripts entfernt,

Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung historischer Memoires II. Sammlung, 5. B. 2. u. 3. und 8. Band.)

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. hatten sie Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Zeitgenossen dieser Fürsten nach Italien hatten den Geschmack des französischen Volks wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe erstickt hatte. Ein samtenartiger Nationalgeist kommte wieder auf, den eine bessere Politik unterstützte.

Im Innern mit ihren ungeübten Nachbarn bewerte die Fürsten ihre Unterthanen kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der Hof so sinnreichen Trug hervorbringen Quellen, aber sich jetzt wurden in die Schranken einer gewissen schicklichen Gebundenheit. Uebermüthige Barone und listenreiche Herren beschränkten mit ihnen den Thron, und der König war einmal weiter als ein begünstigter Parteimann in seinem Rathe.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum Erstenmale offenbarte. Nachdem zwar sich bort bei Biat seiner Heldenthaten, einer Europa sowohl seiner Bewunderung einen Weile nicht verschaffen, daß sich zu gleicher Zeit gegen fünf verbündete Fürsten glorreich behauptete. Das Land schien Karlen war nicht lange werden in Italien aufgetragen, und einmal andere Plan verwickelten seinen verbündeten Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den tragen Gegnern, und Italien schien entschlossen Kraft seine thatlosen Beherrscher sich anzuvertrauen machen. Bald fanden sie den Weg über die favoritlosen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verschlagenen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, entwickelten sie

ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feyerlichste Triumpf bereitet. Indeſs machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude neben an ihre Gewalt über uns bis zum Misgebrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloſs den einfachen, sondern selbſt den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen viel-

vielleicht einwenden mag, ſo gebührt dem Stifter dieſer Anlagen immer Dank genug, daſs er nichts gethan hat, um ſie Lügen zu ſtrafen; und man müſste ſehr ungenügſam ſeyn, wenn man in äſthetiſchen Dingen nicht eben ſo geneigt wäre, die That für den Willen, als in moraliſchen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieſer Hohenheimer Anlage einmal vollendet ſeyn wird, ſo dürfte es den unterrichteten Leſer nicht wenig intereſſiren, in demſelben zugleich ein ſymboliſches Charaktergemälde ihres ſo merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in ſeinen Gärten allein Waſſerwerke von der Natur zu erzwingen wuſste, wo ſich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Vf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bey Dresden, wird jeder Leſer von Geſchmack, der dieſe Anlagen in Augenſchein genommen, unterſchreiben, und ſich mit demſelben nicht enthalten können, eine Empfindſamkeit, welche

Sittenſprüche, auf eigne Täfelchen geſchrieben, an die Bäume hängt, für affectirt, und einen Geſchmack, der Moſcheen und griechiſche Tempel in buntem Gemiſche durch einander wirft, für barbariſch zu erklären.

Ueber

Ueber

Egmont,

Trauerſpiel von Goethe.

Entweder es ſind auſſerordentliche Handlungen und Situationen, oder es ſind Leidenſchaften, oder es ſind Charaktere, die dem tragiſchen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle dieſe drey, als Urſach und Wirkung, in Einem Stucke ſich beyſammen finden, ſo iſt doch immer das eine oder das andere vorzugsweiſe der letzte Zweck der Schilderung geweſen.

Iſt die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, ſo braucht er ſich nur in ſo fern in die Leidenſchaft- und Charakterſchilderung einzulaſſen, als er jene durch dieſe herbey führt. Iſt hingegen die Leidenſchaft ſein Hauptzweck, ſo iſt ihm oft die ſcheinbarſte Handlung ſchon genug, wenn ſie jene nur ins Spiel ſetzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaſst eine Meiſterſcene im Mohren von Venedig. Iſt endlich der Charakter ſein vorzüglicheres Augenmerk, ſo iſt er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darſtellung des ganzen Menſchen verbietet ihm ſogar, Einer Leidenſchaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben ſich beynahe einzig auf Situationen und Leidenſchaften eingeſchränkt. Darum findet man bey ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteriſtik. Erſt in neuern Zeiten, und in dieſen erſt ſeit Shakeſpear, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert.

reichert; er war der erſte, der in ſeinem Macbeth, Richard III. u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es iſt leicht einzuſehen, in wie fern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwickelung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem allen; — eine bloſse Aneinanderſtellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beynahe durch nichts als durch den Charakter, zuſammengehalten werden, der

an,

an allen Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts aufserordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, dafs sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwo Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst

ſelbſt, von dem er hingeriſſen war, zu ſeinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieſes letztere, das ſchwerere unſtreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu groſser Achtung für die hiſtoriſche Wahrheit, als weil er die Armuth ſeines Stoffs durch den Reichthum ſeines Genies erſetzen zu können fühlte.

In dieſem Trauerſpiel alſo — oder Rec. müſste ſich ganz in dem Geſichtspunkte geirret haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachſpitze, wandelt. Dieſe übergroſse Zuverſicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflöſsen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In

In der Geſchichte iſt Egmont kein groſſer Charakter, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu andern, frey und kuhn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt, dabey groſsmüthig, liebenswürdig und ſanft, ein Charakter der ſchöneren Ritterzeit, prächtig und etwas Praler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts, zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeitz, er ſtrebt nach einem groſsen Ziele, aber das hält ihn nicht

nicht ab, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihm keine ſchlafloſen Nächte. Tolldreiſt wagt er bey St. Quentin und Gravelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen ſüſsen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb „ich nur", ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um „aufs Leben zu denken? Soll ich den ge„genwärtigen Augenblick nicht genieſsen, „damit ich des folgenden gewiſs ſey? „Und dieſen wieder mit Sorgen und Gril„len verzehren? — Wir haben die und „jene Thorheit in einem luſtigen Augen„blick empfangen und geboren, ſind „ſchuld, daſs eine ganz edle Schaar mit „Bettelſäcken und mit einem ſelbſt ge„wählten Unnamen dem König ſeine „Pflicht mit ſpottender Demuth ins Ge„dächtniſs rief; ſind ſchuld — was iſts „nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich „Hochverrath? Sind uns die kurzen bun„ten Lumpen zu misgönnen, die ein

„ju-

sich bald auf diesen heimlichen Beten. Die Morgenröthe der Kultur aufgieng; einen alten Frankreich mit starken Schritten seiner Einäscherung entgegen. Die neuen Meinungen erschienen, und gewannen diesem stillen Anfang einen traurigen Ausbruch. Der Geist der Zwietracht und des Aufruhrs stieg den noch schwachen Gemeinen der Verbesserung wieder auf, und die abwechselnde Furcht bei Zanzig und Ironie. Zweier alt je übrig treue englische Einst in eine verderbliche Wirkung zurück, bei Opfer eines tangenichtsen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entkannte, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So traurig auch das Interesse war, mit welchem die neue Lehre Europa und die neuen Meinungen aufgaben und die ersten bangen Kämpfe, so sind wider Hoffnungen der Reformationsschauspiel und die Kämpfe, so weniger es noch gefährlichkeit sein mittlere Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit erschüttert waren, und selbstsüchtige politische Absichten, welche den neuen einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, wo man, begeisterte Luthern und seine Meinungen mit Widerwillen der Päpste gegen sie wurde finde Mache Deklamation; der Hof gegen Opinion und die Fürsten vor dem Zusammenbrechen verwahrte in den Niederlanden den Anfang der Protestanten. Gustav Wasa verfolgte in Schweden gleichsam mit der alten Religion eine furchtbare Rebelle, und auf den Raub einer dieser Kirche beförderte die reformirte Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwankhafter, zum Theil mächtiger Könige, eine leidenschaftliche Geistlichkeit, die Eifersucht und der Ehrgeiz und der Ehrgeiz am tief Adler hatten die Irrthümer der neuen Religion in Frankreich befestigen.

Wenn es in diesem Königreich jetzt barbarischer heiß, und in einer halbe Protestantei, in England, im Norden, in den Niederlanden tönnet, je lag es daselbst nicht an der Mattherzigkeit oder Klugheit ihrer Vorsteher, nicht an unterdrückten Beschwerden, nicht an der Gewaltsamkeit der Reform. Eine heftige lang wierige Gährung erfüllt das Gemüthe dieser Königreiche in Zwietracht, fremder Einfluß und der zu tätige Verkauf einer neuen innerlichen Thronfolge, die gewiß damals entstand, machte den Untergang der reformirten Kirche in diesem Staat entstehen.

Genau in diesen Zeitpunkt der vergangenen Jahrhunderts fanden die Verwirrungen, welche Luthern in Deutschland gestiftet, den Weg in die Königreiche in Norwegen. Wenn die Gemüther der Gemeine in Jahr 1521, und die Beschlüsse der Fürsten Parlaments, und selbst die Reaktionen der Bischöfe entwarfen das sinnliche Gift aufgehalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei Obrigkeit von der Geistlichkeit machten. Da Lutherthum soll, um welchen das Gemeine ordentlich Volk der Evangelien jetzt Gewalten zu verbreiten pflegt, verursachte sich weder in den Bedingungen der Vorbereitung, noch bei einem Verfahren. Franz der Erste hingegeben Neuerung und die Freiheitsliebe durch Menschen und den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen Hauptländern Unterthanen in Umlauf zu bringen. Umlauf, daß man in Paris endlich zu den Verwandten Mittel der Zwang und der Zwangvoll griff. es that seine besser Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der französische Verfolgungseifer anstreute, konnten zu nichts, als zum Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu befestigen.

Die Religionsverordnungen dieses, bei ihrer Verabfassung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche, Wachen, welche trotz gewaltigen wurden, als alle, die bei dieser Lehre der Gelehrten Zeit ihnen entgegen setzen konnte. Gefangnuß und Aufhebung drohten auf ihren Sitze; Unvorsichtigkeit, Verwegenheit waren der Vorheit ihrer Verfolger. Die Scheinheiligkeit, die tiefe Ignoranz, der tyrannischen Klerus gaben dem Weg ihrer schnellen Natur und Schnelligkeit die gewünschten Bürger, und unmöglich konnte man die Ordinanzen lesen, welche den Geist der Gerger stets gegen den allgemeinen Verderben Gemeinen ein hob, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die tiefste Welt wurde schnell mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster der Zeit und der katholischen Geistlichen dem Abscheu, dem Richter, dem Gelächter preisgestellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in gute Kunde des Geist gestellt, und allen Klagen des Lasters, mit aller literarischen Kraft des Gelächters, mit dem unverschämtesten Zauber einer ehrlich empfundenen gepriesen wurden. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und der Witze mit Ungeduld verschlang, so waren die ungeschmackten einer geistlichen Gegenschrift bei andern Zweck nicht dazu gemacht, einmal Antwort auf Langeweile zu erregen. Daß heute die verworfene Meinungen den gesetzlichen Zweig des Parlaments gewannen, eine unterdrückte gleichgültige Mehrheit als bei einer wilde blinde Vorsicht der gröbern Menge, der über Gegner regierlichte.

Die emsigsten Wuth der Verfolgung allerdings entlud den unverhältnismäßigen Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franzl. sich eine Beschützerin zu finden. Gelassenheit und Unschuld waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser gütigen Fürstin, welche, selbst große Kenntnisse des Lebens und Wissens, für die Religion ihrer Landsmuth, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, mehr sowohl gewonnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit bei Geistes, welche in diesem gelehrtesten Cirkel herrschte, konnte einst anderst als eine Lehre verbreiten, welche mit der Befreiung von Joche der Hierarchie und bei Wiederkommt empfohlen hatte. In den Hof dieser Königin fand die gelehrteste Religion eine Zufluchte; niemand Dieser wurde damit sie von gesetzlichen Verfolgungsfurcht entgegen, und die noch freiere Freien hatte sich an diesem schönen Ort gefunden, das erste Ungewitter fest, das sie sonst in einem noch festen Anfang in einen bösen Sturm drohen. Die Verordnungen, in welche Franzl mit den heutigen Protestanten getreten war, hatten auf die Wiedergeburt seinen Einfluß, deren er sich gegen seine erzürnte gesetzgebenden Unterdrückungen nahmen. Das Zeugniß der Zeitgenossen war in jener Periode einem Gesetzes, und zu einer Zeit, wo unter gleichmäßige Mangel die Zeugen bei einmaligen Dinge bei gegen Karl V., seinen Unterdrücker, entschritte, erlaubt er dem Blutbad seiner Zeitgenossen, gegen das schuldige Volk der Wahrheit, der Gleichgültigkeit, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Man bereute und bestrafte, lag der Gesetzgeber bei Ideen, war der Tyrann, der gegen die gesetzt wurde, barbarischer noch und schrecklicher seine Verfolgung. Zweiundzwanzig Dieser legte man in die Asche, mit einer Barmherzigkeit, wovon sich bei den ersten Blutzeugen kein Beispiel findet. Die unglaublichsten Beweis

„jugendlicher Muth um unſers Lebens „arme Blöſse hängen mag? Wenn ihr das „Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt „denn dran? Scheint mir die Sonne „heut, um das zu überlegen, was ge„ſtern war?" — Durch ſeine ſchöne Humanität, nicht durch Auſserordentlichkeit, ſoll dieſer Charakter uns rühren; wir ſollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erſtaunen. Dieſem letztern ſcheint der Dichter ſo ſorgfältig aus dem Wege gegangen zu ſeyn, daſs er ihm eine Menſchlichkeit über die andere beylegt, um ja ſeinen Helden zu uns herab zu ziehen; — daſs er ihm endlich nicht einmal ſo viel Gröſse und Ernſt mehr übrig läſst, als unſrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, dieſen Menſchlichkeiten ſelbſt das höchſte Intereſſe zu verſchaffen. Wahr iſt es, ſolche Züge menſchlicher Schwachheit ziehen oft unwiderſtehlich an — in einem Heldengemälde, wo ſie mit groſsen Handlungen in ſchöner Miſchung zerflieſsen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzend-

ſten

ſten Siege nicht intereſſanter ſeyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu ſeiner Gabriele; aber durch welche ſtrahlende That, durch was für gründliche Verdienſte hat ſich Egmont bey uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachſicht erworben? Zwar heiſst es, dieſe Verdienſte werden als ſchon geſchehen vorausgeſetzt, ſie leben im Gedächtniſs der ganzen Nation, und alles, was er ſpricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, ſie zu erwerben. Richtig! Aber das iſt eben das Unglück, daſs wir ſeine Verdienſte von Hörenſagen wiſſen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — ſeine Schwachheiten hingegen mit unſern Augen ſehen. Alles weiſet auf dieſen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich groſses, um dieſes ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute, ſagt, Egmont, erhalten ſie (die Liebe) auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Klär-

Klärchen. Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht, du, den alles Volk liebt? *Egmont.* Hätte ich nur etwas für ſie gethan! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.") Ein groſser Mann ſoll er nicht ſeyn, aber auch erſchlaffen ſoll er nicht; eine relative Gröſse, einen gewiſſen Ernſt verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daſs er über dem Kleinen nicht das Groſse hintanſetze, daſs er die Zeiten nicht verwechſele. Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien iſt eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf ſein nahes Verderben hingewieſen, der ihn, wie uns Egmont ſelbſt geſteht, durch dieſe Gründe erſchüttert hat. „Dieſer Mann, ſagt er, „trägt ſeine Sorglichkeit in mich her„über: — Weg — das iſt ein fremder „Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, „wirf ihn wieder heraus. Und von mei„ner Stirne die ſinnenden Runzeln weg„zubaden, giebt es ja wohl noch ein „freundlich Mittel." Dieſes freundliche

Mit-

Mittel nun, — wer es noch nicht weiſs — iſt kein andres, als ein Beſuch beym Liebchen! Wie? Nach einer ſo ernſten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerſtreuung? Nein guter Graf Egmont! Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es euch zu beſchwerlich iſt, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt ihrs haben, wenn ſich die Schlinge über euch zuſammen zieht. Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken.

Hätte alſo die Einmiſchung dieſer Liebesangelegenheit dem Intereſſe wirklich Schaden gethan, ſo wäre dieſes doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der hiſtoriſchen Wahrheit Gewalt anthun muſste, um ſie hervorzubringen. In der Geſchichte nemlich war Egmont verheyrathet, und hinterliefs neun (andre ſagen eilf) Kinder, als er ſtarb. Dieſen Umſtand konnte der Dichter wiſſen und nicht wiſſen, wie es ſein Intereſſe mit

ſich

ſich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachläſſigen ſollen, ſobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in ſein Trauerſpiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart ſein Vermögen äuſserſt in Unordnung gebracht, und brauchte alſo den König, wodurch ſeine Schritte in der Republick ſehr gebunden wurden. Beſonders aber war es ſeine Familie, was ihn auf eine ſo unglückliche Art in Brüſſel zurückhielt, da faſt alle ſeine übrigen Freunde ſich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloſs die reichen Einkünfte von zwo Statthalterſchaften gekoſtet; ſie hätte ihn auch zugleich um den Beſitz aller ſeiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und ſogleich dem Fiſcus anheim gefallen ſeyn würden. Aber weder Er ſelbſt, noch ſeine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch ſeine Kinder waren nicht dazu erzogen. Dieſe Gründe ſetzte er ſelbſt bey mehreren Gelegenheiten dem

Pr.

Pr. v. O., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; dieſe Gründe waren es, die ihn ſo geneigt machten, ſich an dem ſchwächſten Aſte von Hoffnung zu halten, und ſein Verhältniſs zum König von der beſten Seite zu nehmen. Wie zuſammenhängend, wie menſchlich wird nunmehr ſein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuverſicht, ſondern der übertrieben ängſtlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, ſtürzt er ſich ſelbſt ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerſpiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerſtört er den ganzen Zuſammenhang ſeines Verhaltens. Er iſt ganz gezwungen, dieſes unglückliche Bleiben aus einem leichtſinnigen Selbſtvertrauen entſpringen zu laſſen, und verringert dadurch gar ſehr unſre Achtung für den Verſtand ſeines Helden, ohne ihm dieſen Verluſt von Seiten des Herzens

zu

zu erſetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie beſitzen, und noch weniger ſeinen Verluſt überleben wird, zu Grunde richtet, deſſen Herz er nicht einmal beſitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerſtören, der alſo, mit dem beſten Herzen zwar, zwey Geſchöpfe unglücklich macht, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirne wegzubaden. Und alles dieſes kann er noch auſserdem erſt, nur auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit, möglich machen, die der dramatiſche Dichter allerdings hintanſetzen darf, um das Intereſſe ſeines Gegenſtandes zu erheben, aber nicht um es zu ſchwächen. Wie theuer läſst er uns alſo dieſe Epiſode bezahlen, die, an ſich betrachtet, gewiſs eines der ſchönſten Gemälde iſt, die in einer gröſsern Compoſition, wo ſie von verhältniſs-

niſsmäſsig groſsen Handlungen aufgewogen würde, von der höchſten Wirkung würde geweſen ſeyn.

Egmonts tragiſche Kataſtrophe flieſst aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniſs zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſchbürgerlichen Zuſtandes der Niederlande muſste daher ſeiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsactionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faſsliches, lebendiges Bild zuſammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakeſpear in ſeinem J. Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht Eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich aufs ſchärfſte contraſtiren, ſo daſs es un-

endlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zuſammen wirkten, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen; ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwey andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daſs wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Groſsthuerey dieſes Volks, der republikaniſche Geiſt, der bey der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die leichteſten Gründe wieder giebt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt

ſeufzt,

ſeufzt, von den neuen Biſchoffsmützen an, bis auf die franzöſiſchen Pfalmen, die es nicht ſingen ſoll; — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeygeführt. Wir ſehen hier nicht blofs den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darinn den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſsler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läſst ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm, wie ſie demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne dafs er es will oder gewahr wird; ein Beywort, ein Komma zeichnet einen Charakter. *Buyk*, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beym Armbruſtſchieſsen das beſte gewonnen, und will, als König, die Herren

ner, bei Nacht in Haufen zu 40 bis 50 Mann, mit Fackeln und Waffen, durch die Straßen, und riefen: Tod den Hugenotten! Tod den Ketzern! Sie drangen in die Häuser, wo sie Hugenotten vermuthen konnten, und ermordeten sie. Sie schleppten sie auf die Straßen, und mißhandelten sie. Sie warfen sie in die Seine. Sie hingen sie an Galgen auf. Sie schleiften sie durch die Straßen. Sie verstümmelten ihre Leichname. Sie rissen ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, und trugen sie, wie Siegeszeichen, auf Stangen herum. Sie schnitten ihnen die Geschlechtstheile ab, und trugen sie, wie Ehrenzeichen, an ihren Hüten. Sie aßen ihr Fleisch, und tranken ihr Blut. Sie rissen ihnen das Herz aus dem Leibe, und aßen es, wie Wolfe. Sie zerhackten ihre Körper in Stücke, und warfen sie den Hunden vor. Sie zerrissen ihre Kinder, und ihre Weiber, vor ihren Augen, in Stücke. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und spielten damit, wie mit Kugeln. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Schaustücke, auf Stangen. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Wappen, an ihre Häuser. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Wetterfahnen, auf ihre Dächer. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Lichter, auf ihre Fenster. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Laternen, auf ihre Thürme. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Kronleuchter, auf ihre Altäre. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Opferschalen, auf ihre Tische. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Trinkgefäße, auf ihre Betten. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Kronen, auf ihre Häupter. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Mützen, auf ihre Köpfe. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Hüte, auf ihre Köpfe. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Helme, auf ihre Köpfe. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Masken, auf ihre Köpfe. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Perücken, auf ihre Köpfe. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Kappen, auf ihre Köpfe. Sie schlugen ihnen die Köpfe ab, und setzten sie, wie Kapuz

gaſtieren. Das iſt aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüſſel). Du biſt ja ärger als der Spanier, der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſom (ein Frieſsländer). Laſst ihn! Doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herren Art, ſplendid zu ſeyn und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in dieſem *doch ohne Präjudiz* den zähen, auf ſeine Vorrechte wachſamen Frieſen zu erkennen, der ſich bey der kleinſten Bewilligung noch durch eine Klauſel verwahrt. Wie wahr, wenn ſich die Bürger von ihren Regententen unterreden. —

Das war ein Herr! (von Carl V ſpricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war euch alles in allem — und wenn

wenn er euch begegnete, ſo grüſste er euch, wie ein Nachbar den andern u. ſ. f. — Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Er iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſere Fürſten müſſen froh und frey ſeyn wie wir, leben und leben laſſen u. ſ. w.

Wie treffend ſchildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straſse und die Bürger ſehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten

Zeiten und jenes Volks zu ſeyn, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des Niederländiſchen Volks unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier alles und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzoginn von Parma. „Ich weiſs, daſs einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat;" konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervor ſcheinen läſst, das kalte Staatsintereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen muſste, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und ihm eine

eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren; es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter; „ein ehrner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muſs.“ Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſrer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern deſſelben, wir intereſſiren uns dafür, als gält es etwas, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniſs, und ſie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn ſeines Mörders die Achtung bekennt, die er längſt im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name

„wars,

„wars, der mir in meiner erſten Jugend „gleich einem Stern des Himmels entge„gegen leuchtete. Wie oft hab' ich nach „dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoff„nung iſt der Jüngling, des Jünglings der „Mann. So biſt du vor mir hergeſchrit„ten, immer vor und ohne Neid ſah ich „dich vor und ſchritt dir nach und fort „und fort. Nun hofft' ich endlich dich „zu ſehen und ſah dich, und mein Herz „flog dir entgegen. Nun hofft' ich erſt „mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu „faſſen, dich — das iſt nun alles wegge„ſchnitten, und ich ſehe dich hier!" — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in „welchem du dich gern betrachteteſt, ſo „ſey es auch mein Tod. Die Menſchen „ſind nicht bloſs zuſammen, wenn ſie „beyſammen ſind, auch der Entfernte, „der Abgeſchiedene lebt uns. Ich lebe „dir und habe mir genug gelebt. Eines „jeden Tages hab' ich mich gefreuet" u. ſ. w. — Die übrigen Charaktere im Stuck ſind mit wenigem treffend gezeichnet;

net; eine einzige Scene ſchildert uns den ſtolzen, wortkargen, alles verknüpfenden und alles fürchtenden Oranien. Alba ſowohl als Egmont malen ſich in den Menſchen, die ihnen nahe ſind; dieſe Schilderungsart iſt vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu verſammeln, hat der Dichter ihn ganz iſolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schickſal mit ihm hatte, weggeblieben iſt. Ein ganz neuer Charakter iſt Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieſes Gemälde des melancholiſchen Temperaments mit leidenſchaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinanderſetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem ſie ihm den Reſt zurückgelaſſen. Er ſieht ſich allein. Wie ſchrecklich ſchön iſt dieſe Schilderung.

„Sie läßt mich flehn, mir ſelber überlaſſen,
„Sie theilt mit mir den Todestropfen
„und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie ſieht mich an, und ſtößt ins Leben mich
zurück;

„O

„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran;
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſehn?
„den unauslöſchlichen Neid
„in jene Wohnungen hinübertragen?
„Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich
„und Höll und Himmel bieten gleiche Qual."

Klärchen ſelbſt iſt unnachahmlich ſchön gezeichnet. Auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein Niederländiſches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtand der Ruhe, hinreiſsend und herrlich im Zuſtand des Affekts. Aber wer zweifelt, daſs der Verf. in einer Manier unübertrefflich ſey, worin er ſein eigenes Muſter iſt!

Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daſs der Verf. ſelbſt ſie muthwillig zerſtört. Egmont hat alle ſeine Angelegenheiten berichtigt, und ſchlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Muſik läſst ſich hören

und

und hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer aufzuthun, eine glänzende Erſcheinung, die Freyheit, in Klärchens Geſtalt, zeigt ſich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrſten und rührendſten Situation werden wir durch einen Saltomortale in eine Opernwelt verſetzt, um einen Traum — zu ſehen. Lächerlich würde es ſeyn, dem Vf. darthun zu wollen, wie ſehr dadurch unſerm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er ſo gut und beſſer gewuſst, als wir; aber ihm ſchien die Idee, Klärchen und die Freyheit, Egmonts beide herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, gehaltreich genug, um dieſe Freyheit allenfalls zu entſchuldigen. Gefalle dieſer Gedanke, wem er will — Rec. geſteht, dafs er gern einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genieſsen.

Ueber

Ueber

Matthiſons Gedichte.

Daſs die Griechen, in den guten Zeiten der Kunſt, der Landſchaftsmalerey eben nicht viel nachgefragt haben, iſt etwas bekanntes, und die Rigoriſten in der Kunſt ſtehen ja noch heutiges Tages an, ob ſie den Landſchaftsmaler überhaupt nur als ächten Künſtler gelten laſſen ſollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landſchaft Dichtung, als einer eigenen Art von Poeſie, die der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen ohngefähr eben ſo, wie die Landſchaftsmalerey der Thier-

Thier- und Menſchenmalerey gegenüber ſteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beyſpiele aufzuweiſen.

Es iſt nämlich etwas ganz anders, ob man die unbeſeelte Natur blos als Local einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig iſt, von ihr die Farben der Darſtellung der beſeelten entlehnt, wie der Hiſtorienmaler und der epiſche Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landſchaftsmaler, die unbeſeelte Natur für ſich ſelbſt zur Heldin der Schilderung, und den Menſchen blos zum Figuranten in derſelben macht. Von dem erſtern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den groſsen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local ſeiner dramatiſchen Gemälde verſinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil ſchon die Zeitgenoſſen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landſchaftsgemälden und Land-

wöhnt, unerklungen Gehorsam zu erzwingen, stellte ihm die Gesetzmäßigkeit des Staatsinteresse und Absichtigkeit, verlor durch Nachgeben Ansehen und durch Unterwerfung gewann. Groß auf der Weltschaubühne, verschwand er seinen Thron auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm zog anwies, welche ihm Ehrgeiz und Pflichtbewußtsein zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und war gewiß, sich auf der ersten Stufe zu behaupten, aber nicht weiter stieg, wie fortschreitender Zwang herauf zu steigen.

Lange Erfahrung, Vertrautheit mit dem Staat, die Kraft der Zeit nicht zu vermindern wagte, eine Mehrheit, der man seine Ansicht aufdringen, die Gunst des verschiedenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, seinem der Connetable zu dem ersten Posten im Staat zu verhelfen, und setzen denselben Umstand der Person zu entfernen. Aber ein Mann erhebt sich hoch, der Vertrauen einst besitzen Dienst zu erhalten, und eine ausgebildete Liebe zum allgemeinen Wohl, um diesem gründlichen innern Werth die rechte Anerkennung zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Tod zu nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem die strengen Pflichten seiner Hochheit nicht willkommen seyn konnte. Montmorency's hoher Ansehen, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunst setzte hatte, gewährte ihm bei dem leidenschaftlichen und schwachen Sohn zum Verderben, und mußte bei der entgegengesetzten Natur leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des Lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser feindseligen Partei. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Pfeiler der regierenden Königin, verstärkte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Anhaengerschaft der Menschen leichte, und eine Herrschaft über sie erwarben. Ehrsüchtig strebte in ihm seinen Neffen, den Mutterbruder seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An innerer Geistesstärke und an seinem Muth war bei Gleichheit Karls V. gewiesen; seine Entschlossenheit hatte ihr Gewicht der Verfassung aufgedrückt, und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in aller Munde, seine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem verwandten Hauptbesitze des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Klugheit des Helden, und die Gewandtheit des Höflings. Wie hat Gleichheit, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen bestimmt. Groß erschien, von erwachsener Statur, stattlichem Anstand und edlerer geistiger Mimik, hatte er schon die Stirne bestiegen, ehe er die Gebärden sich unterjochte. Den Glanz seines Namens mit seiner Mutter erhob eine natürliche ungekünstelte Würde, die, um zu verstehen, keiner äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Gewinnden gefällig, hat und ernst freundlich, ohne die Ehrfurcht seiner Person zu verletzen, gegeben, verschwenderisch ohne seine Freunde und gerechtig gegen den entzweiten Feind, suchen er es wohl zu sein, den Muth mit seiner Größe, den Ernst einer ehrerbietigen Nähe mit seiner Macht anzufeinden. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen Herrschsucht. Ehrgeizig, tief, von seinem Hinterwitz geschreckt, von seiner Verbindung unterhalten, wenn doch seinem Ziel fortschritt entgegenging, und ehrbietig gegen das Comitat von Tenfelden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Erklärungen der Kabale und mit allen Schreckissen der Gewalt über vorwegnehm Unruhe verfügte. Dieselbe Ehrsucht, von noch geringerm Gewissen unterstützt, bewirkte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben so mächtig durch Weltklugheit und Verschlagenheit, als jener durch seinen Degen, fortschritt im Ehrgeiz als der Herzog im Jungendrang, seine Privatleidenschaften mit dem Eifer des Bewußtseins, und die sanftern Tugenden seiner Ehrfurcht mit seinen heiligen Schleier bekleidet. Beide den gemeinschaftlichen Zweck unterstanden, theilt sich hier die unterschiedlichen Rollen an in die Karten, die, ehe sie ist wurde, in seinen Besitz sich befanden.

Leider war es selten Bedürfniß, sich der Leitung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, der Prinz, unausgesetzt leitete, gewesen, die Königin Mutter Katharine ihr über Besitzen zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs wurde sie an einem gewissen Hofe mächtig, mächtig war sie die natürliche Beherrscherin eines Verstandes, der bei der Gewalt ihres sinnlichen Gefühls, sie verringerte, in Künsten schwächerer Weib, und sie an geringstem Begriffe zum Herrschen verzagt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde bewogen sein Opfer gebracht, seine Erniedrigung gesichert. Keine Person war so heilig, sie war nicht verletzt, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft zu fest gestaltet, die nicht gerissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer darzubringen; keine Feindschaft so tief gewurzelt, sie war nicht gegen ihre Gunstlinge abzogte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es endlich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable Mittel in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwältigen konnte. Kaum war Heinrich todt, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm vorzüglich verlockt, bei dem Menschen den Posten einzunehmen, so dem ihr Name und ihre Geburt sie berechtigten. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erschauen, waren sie von den Guisen schon bei dem Königs gewaltsamen. Dieser erhielt den Oberbefehl der Parlamente, die ihn zu seinen Regierungsentwürfen begehrten, daß man sich standig in jeden Angelegenheiten des Staats an die stimmenden Prinzen zu wenden hatte. Auch nahm der Herzog freiwillig Besitz von dem Kommando der Truppen, der Kardinal von Lothringen erhielten sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. Montmorency erhielt nur fruchtlose Weisung, daß sein Haus Gäste zur Ruhe zu begeben. Die mächtigen Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Connetable anwesend leitete, um sich über die Maßregeln einen gemeinschaftlichen Schluß zu berathen. Den Beschlüssen trachteten zu Folge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dies ist Bourbon war einer allgemeinen Hoheit anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Klugheit der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister von Schauplatz.

Dieser kriegte Sieg machte sie trot, und jetzt singen

Landſchaftspoeſien dieſen Theil der Natur für ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer eigenen Darſtellung zu machen, und ſo das Gebiet der Kunſt, welches die Alten bloſs auf Menſchheit und Menſchenähnlichkeit ſcheinen eingeſchränkt zu haben, mit dieſer neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl dieſe Gleichgültigkeit der griechiſchen Künſtler für eine Gattung, die wir Neuern ſo allgemein ſchätzen? Läſst ſich wohl annehmen, daſs es dem Griechen, dieſem Kenner und leidenſchaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der lebloſen Natur gefehlt habe, oder muſs man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daſs er dieſen Stoff wohlbedächtlich verſchmähet habe, weil er denſelben mit ſeinen Begriffen von ſchöner Kunſt unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, dieſe Frage bey Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darſtellung der landſchaft-

ſchaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke beſitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräſentanten dieſer Gattung, und zu einem Beyſpiel dienen kann, was überhaupt die Poeſie in dieſem Fache zu leiſten im Stand iſt. Ehe wir es alſo mit ihm ſelbſt zu thun haben, müſſen wir einen kritiſchen Blick auf die Gattung werfen, worin er ſeine Kräfte verſuchte.

Wer freilich noch ganz friſch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrain's Zauberpinſel in ſich fühlt, wird ſich ſchwer überreden laſſen, daſs es kein Werk der ſchönen, bloſs der angenehmen Kunſt ſey, was ihn in dieſe Entzückung verſetzte, und wer ſo eben eine Matthiſoniſche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter geleſen habe, ſehr befremdend finden.

Wir überlaſſen es andern, dem Landſchaftsmaler ſeinen Rang unter den Künſtlern zu verfechten, und werden von dieſer

ser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiss, niemals der Stoff, sondern blos die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Sieht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche blos unbefreite Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt.

Was

Was ist dieſs nun für ein Charakter, mit dem ſich die bloſs landſchaftliche Natur nicht ganz ſoll vertragen können? Es muſs derſelbe ſeyn, der die ſchöne Kunſt von der bloſs angenehmen unterſcheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muſs das angenehme Kunſtwerk, wenn es zugleich ein ſchönes ſeyn ſoll, den Charakter der Nothwendigkeit an ſich tragen.

Wenn man unter Poeſie überhaupt die Kunſt verſteht, „uns durch einen freyen „Effect unſrer productiven Einbildungskraft „in beſtimmte Empfindungen zu verſet„zen" (eine Erklärung, die ſich neben den vielen, die über dieſen Gegenſtand im Curs ſind, auch noch wohl wird erhalten können) ſo ergeben ſich daraus zweyerley Foderungen, denen kein Dichter, der dieſen Namen verdienen will, ſich entziehen kann. Er muſs fürs erſte unſre Einbildungskraft frey ſpielen und ſelbſt handeln laſſen, und zweytens muſs er nichts deſto weniger ſeiner Wirkung ge-

wifs seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn, denn nach der ersten müfste unsere Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müfste sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen: Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, dafs er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müfste, dafs er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äufsere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann; dafs beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und dafs die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey grofse Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie

wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufalligen Zusammenhang der Warnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts desto weniger mus der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu berechnen wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, mus er aber eine Gesetzmäsigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjectives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus sub-

jectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen iſt, nur wenn er gewiſs iſt, daſs er ſich an das reine Object gehalten, und ſich ſelbſt zuvor dem Geſetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten ſich richtet, nur dann kann er verſichert ſeyn, daſs die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorſchreibt, zuſammenſtimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein beſtimmtes Spiel verſetzen, um beſtimmt auf das Herz zu wirken. So ſchwer ſchon die erſte Aufgabe ſeyn mochte, das Spiel der Imagination unbeſchadet ihrer Freyheit zu beſtimmen, ſo ſchwer iſt die zweyte, durch dieſes Spiel der Imagination den Empfindungszuſtand des Subjects zu beſtimmen. Es iſt bekannt, daſs verſchiedene Menſchen bey der nämlichen Veranlaſſung, ja daſs derſelbe Menſch in verſchiedenen Zeiten von derſelben Sache ganz verſchieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieſer Abhängigkeit unſerer Empfindungen von zufäl-

zufälligen Einflüssen, die ausser seiner Gewalt sind, muss der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muss also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muss. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfodert. Um aber versichert zu seyn, dass er sie auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muss er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiss, dass die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nemlichen Rechte dringen, als er

von

von jedem menſchlichen Individuum Menſchheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden alſo folgende zwey Eigenſchaften unnachlaſslich gefodert: erſtlich: nothwendige Beziehung auf ſeinen Gegenſtand (objective Wahrheit); zweytens: nothwendige Beziehung dieſes Gegenſtandes, oder doch der Schilderung deſſelben, auf das Empfindungsvermögen (ſubjective Allgemeinheit). In einem Gedicht muſs alles wahre Natur ſeyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Geſetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorſchreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (hiſtoriſche) Natur ſeyn, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Menſch iſt gerade um ſoviel weniger Menſch, als er individuell iſt, jede Empfindungsweiſe iſt gerade um ſoviel weniger nothwendig und rein menſchlich, als ſie einem beſtimmten Subject

ject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der grofse Styl.

Aus dem gesagten erhellet, dafs das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läfst. Aufserhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so mufs er es entweder durch eine äufsere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder es wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch mufs schlechterdings beides beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heifsen soll.

Daher mag es kommen, dafs sich bey den weisen Alten die Poesie sowohl als die

sie an, neue Streitigkeiten unter sie zu säen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, besaß sie vereint mehr als Summen verschwenden, um ihre Kreaturen zu belohnen. Eigenschaften, Pflichten, Verbrechen wurden mit fortgehender Hand gestreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bei dem nächsten Theil bekamen erwarteten sie bei einem weit größern, welcher nun aufging. Die Hofdamen, mit der sie sich theilte, den besten Theil an dem Raube theilend, ergriffen, der verdoppelte Trieb, mit dem sie sich auf Intrigen und verwirrenden Händler in die wichtigsten Beziehungen einbringen, machte allgemein die Gemüther ungewiß; nicht aber war sie für die Franzosen empfindlicher, als weil sich der beschränkende Eifer des Kardinals von Lothringen zu Fortsetzungen erhitzte. In diesen Umkreis, wo der Hof sich bewegte, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um thätsächlichen Dienst und Gnadenerweise zu suchen, oder sie vom gefürchteten Dienste die verschiedenen Belohnungen einzuernten gekommen waren. Das Unerthun dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verbannten Diener der Prinzen befanden, beschäftigte den Kardinal. Um sich ihrer auf Einmal zu entledigen, hielt er nahe am Gemächern Schein einen Galaen anstellen, und plötzlich durch den Hauptmann Aubespine verhaften, bis Jeder, nach Standort er war, in ein Gefängniß nach Festungsrecht geführt, bei Strafe dieses Galgens, innerhalb vier und zwanzig Stunden Frankreichem zu räumen habe, Behauptungen dieser Art erregte der Hexenzug nicht, und doch sie unter allen Völkern von seinem Königs am wenigsten ertragen. Jener wurde es an einem einzigen Tage bekannt, daß in Languedoc, Provence, Dauphiné und spanische Höfen zu folgen, gesetzlich von der Rechtmäßigkeit überzeugt, die geheimsten und schändlichsten Hülfen der Nation durch einen wahren oder vermeintlichen Standesvortheil zu gewinnen, sammeln sie für seinen Augenblick über die Partei bekannten, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Unwillen der Reformirten befestigen, und man vermutet noch der alten ungerechtesten Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dem Königs den Protestanten verschonte. In seiner ganzen Macht erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die leidenschaftlichen Prinzen behaupten sich um so weniger, gegen eine Reaktionsgewalt zu widerstehen, die ein großer Theil ihrer Freunde selbst im Gefängniß.

Der Prozeß des verstorbenen Parlamentsrathes, Anna du Bourg, verschlimmerte die blutigen Absichten der neuen Regierung. Er hatte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erduldeten eine schwärzere Behandlung. Diese empfindsame hochmüthige Sorgfalt der leidenschaftlichen Prinzen gegen den Kardinalhof verursachte den außerordentlichen Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglückselige Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubens-Interesse, und wie bei der peinlichen Untersuchung wurde der Religionsenthusiasmus zu Hülfe gerufen. Wie etwas mehr Mäßigung gegen die widersinnischen Kalvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Hinrichtung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entgegnen, und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl vereint furchtbaren Kalvinisten, auf Neuherste brachten, gewannen sie beide, einander zu fürchten, ihre Rachsucht und ihre Furcht sich wechselseitig mitzutheilen, ihre verschiedenen Bestrebungen zu verwirren, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen brudenden Partei zu vereinigen. Von jetzt an sah der Kalvinist in den Katholiken nur die Unterdrücker seines Glaubens, und in Jedem, den ihr Hof verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erschallte der Katholik in einen dieser Leidenschaften nur in Beziehung seiner Kirche, und in Jedem, der gegen sie excellent, nur den Hauptverräther, der die wahrhaftige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder übergrosse Große eine andre aber minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintereinander Nation in den Privathaß einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalvinisten stellten sich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, auch der verbannten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Gesellschaft verbrüdert. Ungern genug mag sich der weibliche Prinz von Condé auch dem Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Mitgefühl ihres Elendes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten seinen schamvergessenen Ehrgeiz endlich auf einer tiefern Empfindlichkeit erweckt, die beinahe Aufforderungen der Deutschen gewagen war, das Lager der Wollust mit den gefährlichen und kriegerischen Schauplatz zu vertauschen. Das Haus Chatillon stritt in diesen Zeitraum drei verschiedene Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Coligny, der hitzigsten Sache durch seinen Heldengeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth; der zweite, Franz von Andelot, durch seinen Degen; der dritte, Kardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit tierte. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich fast so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Mörder, welche sie bekleiden, die Verbindungen, in denen sie standen, die Absicht, welche ihr Name zu erwerben gewohnt war, gaben der Unterstützung ein Gewicht, an deren Sache sie traten.

Auf einem von den Gebirgen der Provence zu Condé, an der Grenze von der Picardie, hatten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher aufgemacht wurde, den König und den Rath seiner Minister zu entführen, und sich zugleich seiner letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. Es war es gekommen, daß man die Person des Monarchen über alle Sache betrachtete, der an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich durch Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der

die bildende Kunſt nur im Kreiſe der Menſchheit aufhielten, weil ihnen nur die Erſcheinungen an dem (äuſsern und innern) Menſchen dieſe Geſetzmäſsigkeit zu enthalten ſchienen. Einem unterrichteteren Verſtand, als der unſerige iſt, mögen die übrigen Naturweſen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unſere Erfahrung aber zeigen ſie ſie nicht, und der Willkühr iſt hier ſchon ein ſehr weites Feld geöffnet. Das Reich beſtimmter Formen geht über den thieriſchen Körper und das menſchliche Herz nicht hinaus, daher nur in dieſen beiden ein Ideal kann aufgeſtellt werden. Ueber dem Menſchen (als Erſcheinung) gibt es kein Object für die Kunſt mehr, obgleich für die Wiſſenſchaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft iſt hier zu Ende. Unter dem Menſchen gibt es kein Object für die ſchöne Kunſt mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit iſt hier geſchloſſen.

Wenn die bisher aufgeſtellten Grundſätze die richtigen ſind (welches wir dem Ur-

Urtheil der Kunſtverſtändigen anheim ſtellen), ſo läſst ſich, wie es bey dem erſten Anblicke ſcheint, für landſchaftliche Darſtellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieſer weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der ſchönen Kunſt betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landſchaftmaler und Landſchaftdichter ſich aufhalten, verliert ſich ſchon auf eine ſehr merkliche Weiſe die Beſtimmtheit der Miſchungen und Formen; nicht nur die Geſtalten ſind hier willkührlicher, und erſcheinen es noch mehr; auch in der Zuſammenſetzung derſelben ſpielt der Zufall eine, dem Künſtler ſehr läſtige Rolle. Stellt er uns alſo beſtimmte Geſtalten, und in einer beſtimmten Ordnung vor; ſo beſtimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden iſt, in welcher die freye Phantaſie des Zuſchauers mit der Idee des Künſtlers übereinſtimmen könnte. Wir empfangen alſo das Geſetz von ihm, das wir uns doch

ſelbſt

ſelbſt geben ſollten, und die Wirkung iſt wenigſtens nicht rein poetiſch, weil ſie keine vollkommen freye Selbſthandlung der Einbildungskraft iſt. Will aber der Künſtler die Freyheit retten, ſo kann er es nur dadurch bewerkſtelligen, daſs er auf Beſtimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts deſtoweniger iſt dieſes Naturgebiet für die ſchöne Kunſt ganz und gar nicht verloren, und ſelbſt die von uns ſo eben aufgeſtellten Principien berechtigen den Künſtler und Dichter, der ſeine Gegenſtände daraus wählt, zu einem ſehr ehrenvollen Range. Fürs erſte iſt nicht zu läugnen, daſs bey aller anſcheinenden Willkühr der Formen auch in dieſer Region von Erſcheinungen noch immer eine groſse Einheit und Geſetzmäſsigkeit herrſchet, die den weiſen Künſtler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muſs bemerkt werden, daſs, wenn gleich in dieſem Kunſtgebiet von der Beſtimmtheit der Formen ſehr viel nachgelaſſen wer-

werden muſs (weil die Theile in dem Ganzen verſchwinden, und der Effect nur durch Maſſen bewirkt wird) doch in der Compoſition noch eine groſse Nothwendigkeit herrſchen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der maleriſchen Darſtellung zeigt.

Aber die landſchaftliche Natur zeigt uns dieſe ſtrenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefſten Studium derſelben wird noch immer ſehr viel willkührliches übrig bleiben, was den Künſtler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit die der ächte Künſtler an ihr vermiſst, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menſchlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er ſeinen Gegenſtand in dieſes Reich der höchſten Schönheit hinübergeſpielt hat. Zwar wird er die landſchaftliche Natur für ſich ſelbſt ſo hoch ſteigern als es möglich iſt, und ſoweit es angeht, den Charakter der Noth-

wen-

wendigkeit in ihr aufzufinden und darzuſtellen ſuchen; aber weil er, aller ſeiner Beſtrebungen ungeachtet, auf dieſem Wege nie dahin kommen kann, ſie der menſchlichen gleich zu ſtellen, ſo verſucht er es endlich, ſie durch eine ſymboliſche Operation in die menſchliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunſtvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern ſind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkſtelligt er nun dieſes, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derſelben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künſtler und Dichter, der in dieſer Gattung arbeitet, verrichtet dieſe Operation, und gewiſs in den mehreſten Fällen, ohne ſich eine deutliche Rechenſchaft davon zu geben. Es giebt zweyerley Wege, auf denen die unbeſeelte Natur ein Symbol der menſchlichen werden kann: entweder als Darſtellung von Empfindungen, oder als Darſtellung von Ideen.

Zwar

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in sofern also die Landschaftsmalerey oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composition als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermafsen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, dafs jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und

Aus-

Ausdruck von Empfindungen ſey, und als Muſik auf uns wirke. Von dem Landſchaftsmaler und Landſchaftsdichter verlangen wir dieſs in noch höherem Grade und mit deutlicherm Bewuſstſeyn, weil wir von unſern übrigen Anfoderungen an Producte der ſchönen Kunſt bey beiden etwas herunter laſſen müſſen.

Nun beſteht aber der ganze Effect der Muſik (als ſchöner und nicht blos angenehmer Kunſt) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogiſche äuſsere zu begleiten und zu verſinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menſchliche Natur) nach ſtrengen Geſetzen der Nothwendigkeit vor ſich gehen; ſo geht dieſe Nothwendigkeit und Beſtimmtheit auch auf die äuſsern Bewegungen, wodurch ſie ausgedrückt werden, über; und auf dieſe Art wird es begreiflich, wie, vermittelſt jenes ſymboliſchen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der äſthetiſchen Würde der Menſchennatur

par-

participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimniss jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äussern Erscheinungen statt findet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äussern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweytens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, dass man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meynen hier aber keinesweges diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkührlich und

der

der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müssig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geisterspräche, und das äussere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches

liches Symbol der innern Übereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zuſammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der ſchönen Haltung eines pittoreſken oder muſikaliſchen Stücks malt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten Seele.

Der Tonſetzer und der Landſchaftsmaler bewirken dieſes bloſs durch die Form ihrer Darſtellung, und ſtimmen bloſs das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterſtützen und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Aber er vergeſſe nicht, daſs ſeine Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen;

Macht werden könnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf einer dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um seinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Reformirung als eine Religionsfehde abzuschildern hieß, so hielt man sich der thätigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken sog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber sehr vorsichtig blieb, vorjetzt noch unsichtbar zu halten, beste besser zu verbergen, gab man ihr einen unintriguirenden sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegener, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen in Etsas, und der Zusammenhang mit den angeworbenen Reformirten zu diesem Posten besonders geeignet machten. Verwechsen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen, und die Kunst der Verbergenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eigenen Erhaltung zu Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem blutigen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihm selbst über jedes Hinderniß erhob, konnte sich von ihm auf alle Mitglieder der Verschwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs Beste getroffen, und alle möglichen Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um den Ungefähr so wenig als möglich zu vertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausgang zusichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer bestand, daß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sessionen hielt, und eine Reihe von Lustorten treten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die verheißungsvolle Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im Jahr 1560 seine Obersten. Erbetene Umstände unsers, meines Jahrs wurden die Guisen in Blois, um ihre Komplott ausführen, den spanischen Minister Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche aus der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenkunft, und suchte die Lieblichen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde dabei gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit ausgesuchter Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung gebracht. Die schwerste Anklage sollte seyn, durch Entfernung der Prinzen vom Gebiete, der Verdientesten und Ehrlichen von des Königs Person und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, dessen sämmtliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihrer Willkür zu machen, und, wenn es auch durch Aufopferung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihren eigenen Geschlecht den Weg zu dem ganz-thätigen Throne zu bahnen. Dieß einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung zu kühn, kein Schritt gegen sie zu strafbar, den nicht die Ehre selbst und die treinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte. So gehet „Gott mich bewahr!“ sagte der Redner mit dem heftigsten Ueberzeugung, „so schwöre ich, so verdamme ich und verfluche den Himmel zum Zeugen, daß ich weder entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich verdamme und schwöre, daß ich bis an meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes.“

Eine Entdeckung dieser Art konnte ihrem Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der bestigsten Entschließungen fähig waren. Alle wier beholten einstimmig diesen Schwur, den sie sogleich aufsetzten und laut Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Behutsamkeit, welche sich äußerten den Betrogen dieser Verschwörung zu Nantes und den Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der reaktionäre Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man ihn Bekenntn trägt, einen seiner heftigsten Mache, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung und Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der reaktionäre Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man ihn Bekenntn trägt, einen seiner heftigsten Mache, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung und Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der reaktionäre Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man ihn Bekenntn trägt, einen seiner heftigsten Mache, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung und Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt.

Die Verschwörung wurde auf den 15. März 1560 gegen den Hof zu Blois ausgeführt. Die Guisen, welche sich in einzelnen kleinen Haufen, um seinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Reformirung als eine Religionsfehde abzuschildern hieß, so hielt man sich der thätigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken sog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber sehr vorsichtig blieb, vorjetzt noch unsichtbar zu halten, beste besser zu verbergen, gab man ihr einen unintriguirenden sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegener, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen in Etsas, und der Zusammenhang mit den angeworbenen Reformirten zu diesem Posten besonders geeignet machten. Verwechsen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen, und die Kunst der Verbergenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eigenen Erhaltung zu Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem blutigen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihm selbst über jedes Hinderniß erhob, konnte sich von ihm auf alle Mitglieder der Verschwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs Beste getroffen, und alle möglichen Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um den Ungefähr so wenig als möglich zu vertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausgang zusichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer bestand, daß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sessionen hielt, und eine Reihe von Lustorten treten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die verheißungsvolle Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im Jahr 1560 seine Obersten. Erbetene Umstände unsers, meines Jahrs wurden die Guisen in Blois, um ihre Komplott ausführen, den spanischen Minister Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche aus der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenkunft, und suchte die Lieblichen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde dabei gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit ausgesuchter Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung gebracht. Die schwerste Anklage sollte seyn, durch Entfernung der Prinzen vom Gebiete, der Verdientesten und Ehrlichen von des Königs Person und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, dessen sämmtliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihrer Willkür zu machen, und, wenn es auch durch Aufopferung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihren eigenen Geschlecht den Weg zu dem ganz-thätigen Throne zu bahnen. Dieß einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung zu kühn, kein Schritt gegen sie zu strafbar, den nicht die Ehre selbst und die treinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte. So gehet „Gott mich bewahr!“ sagte der Redner mit dem heftigsten Ueberzeugung, „so schwöre ich, so verdamme ich und verfluche den Himmel zum Zeugen, daß ich weder entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich verdamme und schwöre, daß ich bis an meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes.“

Eine Entdeckung dieser Art konnte ihrem Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der bestigsten Entschließungen fähig waren. Alle wier beholten einstimmig diesen Schwur, den sie sogleich aufsetzten und laut Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Behutsamkeit, welche sich äußerten den Betrogen dieser Verschwörung zu Nantes und den Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der reaktionäre Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man ihn Bekenntn trägt, einen seiner heftigsten Mache, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung und Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der reaktionäre Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man ihn Bekenntn trägt, einen seiner heftigsten Mache, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung und Verfolgen der Kronsklaven in Picardie sei entdecken läßt.

doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung, wird hier als eine lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, dass wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überlässt, ist eine unendliche Gröfse.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufodern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiss. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen, nichts ist willkührlicher herbeigeführt und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überliefsen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nemlich befindet sich bey Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen

den Mahler, weil ein groſser Theil des Effects auf dem ſimultanen Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als ſucceſſiv in der Einbildungskraft des Leſers zuſammenſetzen kann. Seine Sache iſt nicht ſowohl, uns zu repräſentiren, was iſt, als was geſchieht; und verſteht er ſeinen Vortheil, ſo wird er ſich immer nur an denjenigen Theil ſeines Gegenſtandes halten, der einer genetiſchen Darſtellung fähig iſt. Die landſchaftliche Natur iſt ein auf einmal gegebenes Ganze von Erſcheinungen, und in dieſer Hinſicht dem Mahler günſtiger; ſie iſt aber dabey auch ein ſucceſſiv gegebenes Ganze, weil ſie in einem beſtändigen Wechſel iſt, und begünſtiget in ſofern den Dichter. Hr. M. hat ſich mit vieler Beurtheilung nach dieſem Unterſchied gerichtet. Sein Object iſt immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte, als die feſte und ruhende Natur. Vor unſern Augen entwickelt ſich ihr immer wechſelndes Drama, und mit der reizendſten Stetigkeit laufen ihre Erſchei-

ſcheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung, findet ſich z. B. in dem lieblichen Mondſcheingemählde S. 85.

Der Vollmond ſchwebt im Oſten,
Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemooſten
Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Spitze
Streift ſcheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferſchilfe
Webt leichter Irrwiſchtanz.

Die Kirchenfenſter ſchimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wieſenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felſenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umſchleyert weiſſer Duft.

Wie ſchön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs beſäumt,

Der

Der hier durch Binsenſtellen,
Dort unter Blumen ſchäumt,
Als lodernde Kaſkade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken ſtäubt. u. ſ. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun iſt, eine ganze Decoration auf einmal vor unſre Augen zu ſtellen, weiſs er uns durch die Stetigkeit des Zuſammenhanges die Comprehenſion leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne ſinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva mahlt ſich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich dieſe Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, ſo verknüpfen ſie ſich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorſtellung, weil eines das andere unterſtützt und gleich-

gleichſam nothwendig macht. Etwas ſchwerer ſchon wird uns die Zuſammenfaſſung in der nächſolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet iſt.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wieſenflur, beſchneyt von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura ſchallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wieſe verſetzen; und dieſer Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daſs wir auch einen andern Sinn ins Spiel ſetzen müſſen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fiſcher fingt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederſchein zum Ufer gleitet,
Wo der bemooſten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur ſelbſt keine Bewegung, ſo entlehnt der Dichter dieſe auch wohl

wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die ſtille Welt mit geiſtigen Weſen, die im Nebelduft ſtreifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es ſind auch die Geſtalten der Vorzeit, die in ſeiner Erinnnerung aufwachen, und in die verödete Landſchaft ein künſtliches Leben bringen. Dergleichen Aſſociationen bieten ſich ihm aber keineswegs willkührlich an; ſie entſtehen gleichſam nothwendig entweder aus dem Locale der Landſchaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landſchaft in ihm erweckt wird. Sie ſind zwar nur eine ſubjective Begleitung derſelben, aber eine ſo allgemeine, daſs der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine obiective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger verſteht ſich H. M. auf jene muſikaliſchen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunſtreiche Eurythmie in Anordnung derſelben zu bewirken ſind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Liede nicht etwas

etwas dem Eindruck analoges, den etwa eine ſchöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandſchaft.

Goldner Schein
Deckt den Hayn
Mild beleuchtet Zauberſchimmer
Der umbüſchten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strakt das Meer;
Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fiſcherkähne.

Silberſand
Blinkt am Strand;
Röther ſchweben hier, dort bläſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauſchend kränzt
Gold beglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umſchwärmt vom Seegeflügel.

Maleriſch
Im Gebüſch
Winkt mit Gärtchen Laub und Quelle
Die bemooſte Klauſnerzelle.

Auf

Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon erbliſst der Abendſchimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondſchein
Deckt den Hayn,
Geiſterliſpel wehn im Thale
Um verſunkne Heldenmahle.

Man verſtehe uns nicht ſo, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was dieſem Lied eine ſo muſikaliſche Wirkung giebt. Der metriſche Wohllaut unterſtützt und erhöht zwar allerdings dieſe Wirkung, aber er macht ſie nicht allein aus. Es iſt die glückliche Zuſammenſtellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succeſſion; es iſt die Modulation und die ſchöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer beſtimmten Empfindungsweiſe, alſo Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verſchiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61., und die Alpenreiſe S. 66.; zwey Compoſitionen, wel-

welche mit der gelungenſten Darſtellung der Natur noch den mannichfaltigſten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünſtler zu hören, der verſuchen will, wie weit ſeine Macht über unſere Gefühle reicht; und dazu iſt eine Wanderung durch die Alpen, wo das Groſse mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden ſo überraſchend abwechſelt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden ſich unter dieſen Landſchafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewiſſen Geiſt oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erſte der ganzen Sammlung, den Genferſee, in deſſen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die geſtaltloſe Maſſe ſehr glücklich verſinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieſes ſchöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradieſiſche Gegend noch eine Wüſte war:

groß von Gnise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Anklage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorgfaltigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was sie wagen, war ihnen verdächtig. Bis in die Thür der Gefängnisse spähte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Aber man nicht mit Unrecht veranlaßte, daß die Ehrenleute und den Anschlag wählten, so verlief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie vor besser bewachten zu können. Als man ihnen in Ansehen der gefährlichen Umstände ihre Gutachten abforderte, widerte Coligny sich nicht, auf Hestigste gegen die Minister zu reden, und die Sache der Reformirten aufs Lebhafteste zu vertheidigen. Seine Vorstellungen, mit der gewöhnlichen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformirten mit Aufnahme ihrer Prediger und Aerzte, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Mittel war zu spät, und die Nachgiebigkeit von Amboise schien sich mit Verzweiflung anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Bedeckung an diesem Ort, um die Anführer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben hatte man aufgemacht, stellte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise wachen, und wurden sie keinen Widerstand fanden, mit Hülfe ihrer übrigen große Menge von den Straßen und Mauern Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verborgenen Fußvolke sich der Thore bemächtigen würden. Indem dieß von Außen her vorging, wähnten sie in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen verkleideten Theilnehmer der Verschwörung zu den Waffen greifen, und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder todt, versichern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff die Zügel der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde den Herzog von Guise vertrauensvoller Weise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bedeutende Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ sämmtliche Soldaten werben, und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboise begriffen sey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst schwörender Anfrage wurden die Vorhabenden entfernt, die Obersten und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt, und von Knabschaften umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore verrammelt. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche starke Korps, die verdächtigen Ankommlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen, sangte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Aufführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Zaudernden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Niederhauenden zum Sterben zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, durchirrte er durch das Holz umher, und wurde in diesen Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem nächsten Wirthshaus ertrieben. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: „Haupt der Rebellen“, an den Galgen aufgehängt wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitverbündeten, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe wagten sich Viele scheu auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, sich zu verbergen. Ein leerer Vorsatz, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die ersten verunglückt wurde, erschreckte die Mißgesinnten durch die Gnaden, und brachte sie so weit, das einzige Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst errichtete man die schrecklichsten Prozessen gegen Jeden, der den Entwürfen verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die es kaum des Verbrechen wußten, um dessen willen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerechtigkeit warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Rachsucht nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorleuchtendem Range betrafe man der Justiz wegen, um durch ihre seltene Vertheilung das vorhergegangene Blutbad zu verschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm, und so viele unwissende Werkzeuge verstorben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von Allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit bewunderswürdiger Verstellungskunst, und wagte es, dem Herzoge Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Unbezwinglichkeit seiner Geheimnisse sich stützend, und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er trat dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der ausländischen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem ehrlichen Anwissen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtseyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte“, schloß er, „selbst Jemand verwegen genug seyn, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiemit dem Verrathe meines Angriffs, und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu vertheidigen, daß es lügt.“ Und wirklich, nahm Franz von Guise das Wort, „ich wette die ein nimmermehr zogeten, daß ein so schwerer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampfe zu defendiren.“ Und mit diesem Pfeilschusse warf eine der listigsten Verschwörungen geendet, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck, und durch das große Schauspiel, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher theilten die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung getheilt; der Privatvortheil beider Partein verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfehlen. Wenn die Reformirten in ihr

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
Geneva, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen trauernd fort
Von ſchauervoller Hayne Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieſes Flur
Du ſtilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur
Orkan und Thiergeheul und Donnerſchläge

Als ſenkte ſich ſein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf dieſe Wüſteneyn
Voll truber Nebeldämmrung ſeine Schimmer.

Und nun enthüllt ſich ihm die herrliche Landſchaft, und er erkennt in ihr das Local jener Dichterſcenen, die ihm den Schöpfer der Heloiſe ins Gedächtniß rufen.

O Clarens! friedlich am Geſtad erhöht,
Dein Nahme wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majeſtät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler ſchwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von ſüßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geiſtreich, wie gefühlvoll und mahleriſch! Aber nun will der Dichter es noch beſſer machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an ſich ſehr ſchönen Strophen, kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überſtrömenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Iſt das Herz des Dichters ganz bey ſeinem Gegenſtande, ſo kann er ſich unmöglich davon reiſsen, um ſich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bey Neapel, u. ſ. w. zu verſetzen, und dieſe Gegenſtände nicht etwa blofs flüchtig anzudeuten, ſondern ſich dabey zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht ſeines Pinſels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darſtellung würde von ungleich gröſserer Wirkung geweſen ſeyn. So viele veränderte Decorationen zerſtreuen endlich das Gemüth ſo ſehr, dafs, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenſtand zurückkehrt, unſer Intereſſe an demſelben verſchwunden iſt. Anſtatt ſolches aufs

neue

neue zu beleben, ſchwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beym Schluſs des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er ſich ſo lang zu erhalten wuſste, gar auffallend abſticht. H. M. hat mit dieſem Gedicht ſchon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur deſto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsſtimmungen, denen er darauf Einfluſs gab, haben dem Geiſt, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausſtattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortrefflichen Dichter landſchaftlicher Scenen characteriſirten, ſo ſind wir darum weit entfernt, ihm mit dieſer Sphäre zugleich ſeine Grenzen anzuweiſen. Auch ſchon in dieſer kleinen Sammlung erſcheint ſein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf ſehr verſchiedenen Feldern. In derjenigen

nigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er ſich mit groſsem Erfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muſs, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſelloſigkeit und dabey doch in der ſchönſten Einſtimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das Feenland überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abentheuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune; alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Charakter dieſer wilden Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der Elfen alles ſo leicht, ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muſs. Sorgenfreye, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Conſorten) Zunftgeheimniſs aus. S. 141.

Des Tagſcheins Blendung drückt,
Nur Finſterniſs beglückt!

Drum

Drum hauſen wir ſo gern
Tief in des Erdballs Kern,
Dort oben wo der Aether flammt,
Ward alles, was von Adam ſtammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt.

Hr. M. iſt nicht bloſs mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läſst ſich ſchon im voraus erwarten, daſs es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiſs, mit der beſeelten, die einen ſo viel reichern Stoff darbietet, nicht fehl ſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchen eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ohngefähr aufhalten muſs. Nicht im Gewühle der groſsen Welt, nicht in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eigenen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindun-

dungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. d. gl. ſind der Inhalt ſeiner Geſänge; lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am nächſten liegen, und mit derſelben in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerey, wozu die Einſamkeit und die ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gerne neigen. Im Tumult der geſchäftigen Welt verdrängt eine Geſtalt unſers Geiſtes unaufhaltſam die andere, und die Mannichfaltigkeit unſers Weſens iſt hier nicht immer unſer Verdienſt; deſto treuer bewahrt die einfache, ſtets ſich ſelbſt gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir ſie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unſrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unſer Dichter ſich um ſich ſelbſt bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derſelben Gefühle. Die Empfindungen, wel-

che von der Natur als ihrer Quelle abflieſſen, ſind einförmig und beynahe dürftig; es ſind die Elemente, aus denen ſich erſt im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künſtliche Miſchungen bilden, die ein unerſchöpflicher Stoff für den Seelenmahler ſind. Jene wird man daher leicht müde, weil ſie zu wenig beſchäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut ſich, aus jenen künſtlichen Arten, die ſo oft nur Ausartungen ſind, die urſprüngliche Menſchheit wieder hergeſtellt zu ſehen. Wenn dieſe Zurückführung zu dem Saturniſchen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menſchen recht wohlthätig werden ſoll, ſo muſs dieſe Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erſcheinen, es muſs diejenige Natur ſeyn, mit der der moraliſche Menſch endigt, nicht diejenige, mit der der phyſiſche beginnt. Will uns alſo der Dichter aus dem Gedränge der Welt in ſeine Einſamkeit nachziehen, ſo muſs es nicht Bedürfniſs der Abſpannung, ſon-

sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muss er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfodert, als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in

seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweyhte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muss. Wer eine Phantasie, wie sein Elisium (S. 54.) componiren kann, der ist als ein Eingeweyhter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durgängig bemerkt man

in

in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, dafs er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mifstrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen grofsen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

ren öffentlichen Schriften anbrieten, daß einzig und allein der Betrug über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen gewesen sey, durch gewaltsame Mittel sie Religionsstreitern durchzuhelfen. So wurde im Gegentheil die Verschwörung in den Königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben würde, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Theil der Nation anderer Meynung getheilt, und nur die Verleumdung der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mittel mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahin vergeltet hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Macht derselben zu verringern, und die Protestanten fühlen genug, ihren Antheil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüther erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es immermehr gethan hätte, daß es Zeit sey, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Kalvinisten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigstens eine gelindere Behandlung.

Nun, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, versiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Berathschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Absichte der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitzuziehen, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Beyweis der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Mühe zusammen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag verschoben, welcher mit Mäßigkeit in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen von Condé sein Ziel gesetzt können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Kalvinisten in Bewegung, und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise ihm verdächtige Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen, und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt, und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Maßnehmungen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Person zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete, und auf den Anschlag zu Orleans Willen und war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Anschlag benutzte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen, oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Acht sich ihre Besitzungen, überliessen sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder sie ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenseitige Nachsichtigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge in die Versammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, verpestete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre sichtbar dahinwelke, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen, und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Geräusch von Gewaffneten erfüllte jeden Auftritt der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße besetzten. Es ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst, und ließen einen finstern Anschlag im Hinterhalt vermuthen.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeitlang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationscorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heftigsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von Weitem verkündigte ihnen die freyliche Miene der Minister, und die Verlegenheit der Hofleute übers Ganze. Finsterer Ernst machte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, warf ihm der Reihe nach vorgewerfen, und der Beweis in seiner Vertheidigung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschenden Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht blos zur Hälfte getban werden. Papiere, die wider den Gefangenen

Gedanken

über den

Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt.

Gemein iſt alles, was nicht zu dem Geiſte ſpricht, und kein anderes als ein ſinnliches Intereſſe erregt. Es gibt zwar tauſend Dinge, die ſchon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind, aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, ſo iſt in der Kunſt nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung ver-

vermehren, ein grofser Kopf und ein edler Geiſt hingegen wird ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen und zwar dadurch, daſs er es an etwas Geiſtiges anknüpft und eine grofse Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geſchichtſchreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendſten Verrichtungen eines Helden eben ſo ſorgfältig als ſeine erhabenſten Thaten berichten und ſich eben ſo lang bey ſeinem Stammbaum, ſeiner Kleidertracht, ſeinem Hausweſen als bey ſeinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine gröfsten Thaten wird er ſo erzählen, daſs kein Menſch es ihnen anſieht, was ſie ſind. Umgekehrt wird ein Geſchichtſchreiber von Geiſt und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigſten Handlungen ſeines Helden ein Intereſſe und einen Gehalt legen, der ſie wichtig macht. Einen gemeinen Geſchmack haben in der bildenden Kunſt die Niederländiſchen Mahler, einen edlen und grofsen Geſchmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewieſen. Dieſe gingen immer auf das Ideal, ver-

verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn grofs behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt als das nothwendige, wenn er das Grofse vernachläfsigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: Grofs, wenn er das Intereffanteste heraus zu finden weifs, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Grofse ausführt. Grofs aber ist nichts als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn grofs, wenn er ihn mit dem grofsen verbindet. Homer wufste den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr gemeines ist.

Noch

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen ſteht das Niedrige, welches von jenem darinn unterſchieden iſt, daſs es nicht bloſs etwas *negatives*, nicht bloſs Mangel des Geiſtreichen und Edeln, ſondern etwas *poſitives*, nämlich Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloſs von einem fehlenden Vorzug, der ſich wünſchen läſst, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenſchaft, die von jedem gefordert werden kann. So iſt z. B. die Rache an ſich wo ſie ſich auch finden und wie ſie ſich auch äuſsern mag, etwas gemeines, weil ſie einen Mangel von Edelmuth beweiſt. Aber man unterſcheidet noch beſonders eine niedrige Rache, wenn der Menſch, der ſie ausübt, ſich verächtlicher Mittel bedient, ſie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Menſch von Geburt und beſſern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäſsige Gaben beſitzt. Ein Menſch handelt gemein, der nur auf ſeinen Nutzen

tzen beilacht iſt, und in ſo fern ſieht er dem Edeln Menſchen entgegen, der ſich ſelbſt vergeſſen kann, um einem andern einen Genuſs zu verſchaffen. Derſelbe Menſch aber würde niedrig handeln, wenn er ſeinem Nutzen auf Koſten ſeiner Ehre nachginge und auch nicht einmal die Geſetze des Anſtandes dabey reſpectiren wollte. Das Gemeine iſt alſo dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anſtändigen zugleich entgegen geſetzt. Jeder Leidenſchaft ohne allen Widerſtand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne ſich auch nur von den Regeln des Wohlſtands, vielweniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu laſſen, iſt niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunſtwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloſs indem man niedrige Gegenſtände wählt, die der Sinn für Anſtand und Schicklichkeit ausſchlieſst, ſondern auch indem man ſie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenſtand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anſtand

ſtand verbergen heiſst, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorſtellungen leitet. In dem Leben des gröſsten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geſchmack wird ſie herausheben und auswählen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geſchichte, wo die Apoſtel, die Jungfrau und Chriſtus ſelbſt einen Ausdruck haben, als wenn ſie aus dem gemeinſten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle ſolche Ausführungen beweiſen einen niedrigen Geſchmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künſtlers ſelbſt zu ſchlieſsen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunſt geſtattet werden kann; da nämlich wo es Lachen erregen ſoll. Auch ein Menſch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geſchmack zu verrathen, an dem rohen aber wahren Ausdruck der Natur und an dem

dem Kontraſt zwiſchen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels ſich beluſtigen. Die Betrunkenheit eines Menſchen von Stande würde, wo ſie auch vorkäme, Miſsfallen erregen; aber ein betrunkener Poſtillion, Matroſe und Karrenſchieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menſchen von Erziehung unerträglich ſeyn würden, beluſtigen uns im Mund des Pöbels. Von dieſer Art ſind viele Scenen des Ariſtophanes, die aber zuweilen auch dieſe Grenze überſchreiten und ſchlechterdings verwerflich ſind. Deſswegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denſelben vornehmen Perſonen untergeſchoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anſtand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloſs auf ein Lachſtück anlegt, und weiter nichts will, als uns beluſtigen, ſo können wir ihm auch das Niedrige hingehen laſsen, nur muſs er nie Unwillen oder Eckel erregen.

Unwillen

Es gibt aber auch im ernſthaften und tragiſchen einige ſeltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muſs es aber ins Fruchtbare übergehn, und die augenblickliche Beleidigung des Geſchmacks muſs durch eine ſtarke Beſchäftigung des Affects ausgelöſcht und alſo von einer höhern tragiſchen Wirkung gleichſam verſchlungen werden. Stehlen z. B. iſt etwas abſolut niedriges, und was auch unſer Herz zur Entſchuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie ſehr er auch durch den Drang der Umſtände mag verleitet worden ſeyn, ſo iſt ihm ein unauslöſchliches Brandmahl aufgedrückt, und aeſthetiſch bleibt er immer ein niedriger Gegenſtand. Der Geſchmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und ſein Richterſtuhl iſt ſtrenger; weil ein äſthetiſcher Gegenſtand auch für alle Nebenideen verantwortlich iſt, die auf ſeine Veranlaſſung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moraliſche Beurtheilung von allem Zufälligen abſtrahirt. Ein Menſch,

der

der ſtiehlt, würde demnach für jede poetiſche Darſtellung von ernſthaftem Inhalt ein höchſt verwerfliches Object ſeyn. Wird aber dieſer Menſch zugleich Mörder ſo iſt er zwar moraliſch noch viel verwerflicher; aber aeſthetiſch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige der ſich (ich rede hier immer nur von der äſthetiſchen Beurtheilungsweiſe) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unſre äſthetiſche Achtung reſtituirt werden. Dieſe Abweichung des moraliſchen Urtheils von dem äſthetiſchen iſt merkwürdig und verdient Aufmerkſamkeit. Man kann mehrere Urſachen davon anführen. Erſtlich habe ich ſchon geſagt, daſs, weil das äſthetiſche Urtheil von der Phantaſie abhängt, auch alle Nebenvorſtellungen, welche durch einen Gegenſtand in uns erregt werden, und mit demſelben in einer natürlichen Verbindung ſtehen, auf dieſes Urtheil einflieſsen. Sind nun dieſe Nebenvorſtellungen von einer niedrigen

Art

prugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Kommiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens verlieh ſich der Angeklagte auf ſein Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Königе ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gewaltſame bei noch die Argliſt, über einen Privatauftrag, der nur für ſeinen Advokaten beſtimmt, aber unglücklicherweiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine ſtrafliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergebens der Zufall ſeiner Gemahlin vor dem Königе, der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergebens erniedrigte ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über ſeinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche der genehmigten Arreſte glaubte, über ihn verfügen ſollten, ſowohl der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beiſeyn vollſtrecken zu laſſen.

Dreifacher Gefahren gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſie mehr, da die dringendſte Gefahr bei des Navarren ſie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn geſprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter ſchon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos bedrohet liegen ſah. Dieſer entſcheidende Umſtand machte die Gegner des Prinzen ſtutzig, und erweckte den Muth ſeiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte ſelbſt die Wirkungen davon in ſeinem Gefängniß. Mit verwunderungswürdigem Gleichmuth und unbeugbarer Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert und von Laurenben, feindlichen Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwarteter Weiſe zu einem Vergleich mit den Guiſen gerathen wurden. „Mein Vergleich,“ erwiederte er, „will mit der Degenſpitze.“ Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopfe zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden, und bei ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten, und ſich auf ſeinen Nachfolger vertreten, der willenloſes Organ der Königin, ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, ſtets er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das künſtliche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihn die Wahrheit verbarg. Nur ein einziges Mal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmüthigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemands Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen,“ fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wüthet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen, und ihm Recht verſchaffen. – Mir bangt,“ fuhr er fort, als ihn am Tage, daß Ihr dabei gewenet ſeyd. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entfernt euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufklärе, wem von uns beiden es eigentlich gilt.“ Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehen Jahren, einen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſcheuslichen Unſterblichkeit weihe. Unter unglücklichen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen, an der Schweiz des Blutgerüſtes, ein anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander in Waffen begriffen, und ein Theil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen; von Jenen ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Krieges; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung; Verräther im Innern des Hofes; im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchreckliche Miſchung von blindem Aberglauben, von tiefherrſchender Myſtik und von Freigeiſterei; von Rohheit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch ſchlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnſinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen ſelbſt mordgewohnte Hände, ruggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laſter, die bald genug alle Klaſſen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavelliſchen Künſten aufgefangt, heranwachſend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet in Betrug, umbetannt mit dem Gehorſam eines gläubigen Volks, umgeben von Verleitern, die durch das ſacrofanke Recht des Streites ſeines Herrſcheramtes ſich bewaffnet durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut ſeiner Unterthanen! Von den Draugſalen eines offenbaren Krieges ſtürzt der unglückvolle Staat in die ſchrecklichſte Schlinge einer verborgen lauernden Verſchwörung; von der Anarchie einer vormundſchaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord ſeine Dolche ſchärft. Frankreichs traurigſter Zeitraum beginnt mit der Thronbeſteigung Karls IX. nun Dem ein Menſchenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erſtgebornen und Karls IX. zartes Alter führten die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politiſchen Schauplatz, eine neue Staatskunſt und neue Scenen des Elends mit ihr.

Art, ſo erniedrigen ſie den Hauptgegenſtand unvermeidlich.

Zweytens ſehen wir in der äſthetiſchen Beurtheilung auf die Kraft, bey einem moraliſchen auf die Geſetzmäſsigkeit. Kraftmangel iſt etwas verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf ſchlieſsen läſst, iſt es gleichfalls. Jede feige und kriechende That iſt uns widrig durch den Kraftmangel, den ſie verräth; umgekehrt kann uns eine teufeliſche That, ſobald ſie nur Kraft verräth, äſthetiſch gefallen. Ein Diebſtahl aber zeigt eine kriechende feige Geſinnung an; eine Mordthat hat wenigſtens den Schein von Kraft, wenigſtens richtet ſich der Grad unſers Intereſſe, das wir äſthetiſch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabey geäuſsert worden iſt.

Drittens werden wir bey einem ſchweren und ſchrecklichen Verbrechen von der Qualität deſſelben abgezogen, und auf ſeine furchtbaren Folgen aufmerk-

merkſam gemacht. Die ſtärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die ſchwächere. Wir ſehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, ſondern vorwärts in ſein Schickſal, auf die Wirkungen ſeiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, ſo ſchweigt jede Zärtlichkeit des Geſchmacks. Der Haupteindruck erfüllt unſre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, auf denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöſchen. Daher iſt der Diebſtahl des jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrſucht auf der Schaubühne nicht widrig, ſondern wahrhaft tragiſch. — Der Dichter hat mit vieler Geſchicklichkeit die Umſtände ſo geleitet, daſs wir fortgeriſſen werden und nicht zu Athem kommen. Das ſchreckliche Elend ſeiner Familie, und beſonders der Jammer ſeines Vaters ſind Gegenſtände, die unſre ganze Aufmerkſamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen ſeiner That leiten. Wir ſind viel zu ſehr im Affekt, um uns auf die Vorſtellungen der Schande einzulaſſen, womit

der Diebſtahl gebrandmarkt wird. Kurz: das Niedrige wird durch das Schreckliche verſteckt. Es iſt ſonderbar, daſs dieſer wirklich begangene Diebſtahl des jungen Ruhberg nicht ſo viel widriges hat, als der bloſse ungegründete Verdacht eines Diebſtahls in einem andern Schauſpiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienterweiſe beſchuldigt, einen ſilbernen Löffel eingeſteckt zu haben, der ſich nachher findet. Das Niedrige iſt alſo hier bloſs eingebildet, bloſser Verdacht, und doch thut es dem unſchuldigen Helden des Stücks, in unſrer äſthetiſchen Vorſtellung unwiederbringlich Schaden. Die Urſache iſt, weil die Vorausſetzung, daſs ein Menſch niedrig handeln könne, keine feſte Meinung von ſeinen Sitten beweiſt, da die Geſetze der Convenienz es mit ſich bringen, daſs man einen ſo lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm alſo etwas verächtliches zu, ſo ſieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines ſolchen Argwohns Anlaſs

laſs gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beſchuldigers iſt. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daſs er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande iſt. Mit dieſen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erſchrecklichen Kontraſt, und es iſt uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bey ſeiner Dame iſt, daſs er den ſilbernen Löffel in der Taſche haben könnte. Das gröſste Unglück dabey iſt, daſs derſelbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahndet; denn wäre dieſes, ſo würde er als Offizier eine blutige Genugthuung fodern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verſchwinden.

Noch muſs man das Niedrige der Geſinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zuſtandes wohl unterſcheiden. Das erſte iſt unter aller äſthetiſchen

ſchen Würde, das letzte kann öfters ſehr gut damit beſtehen. Sklaverey iſt niedrig; aber eine ſklaviſche Geſinnung in der Freyheit iſt verächtlich, eine ſklaviſche Beſchäftigung, hingegen ohne eine ſolche Geſinnung iſt es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zuſtandes, mit Hoheit der Geſinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn ſchlug, handelte niedrig, und der geſchlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe ſchimmert aus einem niedrigen Schickſal nur deſto herrlicher hervor und der Künſtler darf ſich nicht fürchten, ſeinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, ſobald er nur verſichert iſt, daſs ihm der Ausdruck des Innern Werths zu Gebote ſteht.

Aber was dem Dichter erlaubt ſeyn kann, iſt dem Mahler nicht immer geſtattet. Jener bringt ſeine Objekte blos vor die Phantaſie, dieſer hingegen unmittelbar vor die Sinne. Alſo iſt nicht nur der Ein-

Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, ſondern der Mahler kann auch durch ſeine natürlichen Zeichen das Innere nicht ſo ſichtbar machen, als der Dichter durch ſeine willkührlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit den Aeuſsern verſöhnen. Wenn uns Homer ſeinen Ulyſs in Bettlerlumpen aufführt, ſo kömmt es auf uns an, wie weit wir uns dieſes Bild ausmahlen und wie lang wir dabey verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daſs es uns unangenehm oder ekelhaft ſeyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauſpieler den Ulyſs dem Homer getreu nachbilden wollte, ſo würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unſerer Gewalt, wir müſſen ſehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabey in Erinnerung gebracht werden, nicht ſo leicht abweiſen.

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Gegend in einem Park.

Erſte Scene.

Angelika von *Hutten*. *Wilhelmine* von *Hutten*, ihre Tante und Stiftsdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf *Gärtner Biber*.

Angelika.

Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange ins Kabinett und leſen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdeſſen wirds neun Uhr und er kommt. — Sie ſinds doch zufrieden?

Wilhel-

Wilhelmine.

Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(geht nach der Laube.)

Gärtner Biber

(bringt Blumen).

Das beſte, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen ſind alle.

Angelika.

Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber.

Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn Sie mir verſprechen wollen —

Angelika.

Was wünſchen Sie, guter Biber?

Biber.

Biber.

Sehen Sie gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort, und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da hab ich voriges Jahr den groſsen Sumpf laſſen austrocknen gegen Mitternacht, und einige tauſend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchieſst empor — es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hereinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie mein Fräulein, das ſchmerzt mich, ich kanns nicht läugnen.

Angelika.

Es geſchieht noch, gewiſs geſchiehts noch — haben Sie indeſs Geduld, guter Biber.

Biber.

Biber.

Der Park koſtet ihm, Jahr aus Jahr ein, ſeine baaren Zweitauſend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ichs nicht verdiene — wozu nütz ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brod ihres Herrn Vaters eſſen, oder es muſs mich ihm beweiſen laſſen, daſs ich ihn nicht drum beſtehle.

Angelika.

Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wiſſen wir alle, daſs Sie das und noch weit mehr, verdienen.

Biber.

Mit ihrer Erlaubniſs, mein Fräulein. Davon können ſie nicht ſprechen. Daſs ich meine zwölf Stunden des Tags ſeinen Garten beſchicke, daſs ich ihm nichts ver-

untreue

Künſten der Verſtellung, hatte mit Ungeduld die Feſſeln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guiſen ihrer herrſchenden Leidenſchaft anlegte. Unterwürfig und einſchmeichelnd gegen ſie, ſo lange ſie des Beiſtands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon benöthigt, vernachläſſigten ſie dieſelbe, ſobald ſie ſich nur in ihrer uſurpirten Würde befeſtigt ſahen. Durch Freundlinge ſich auch dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigſten Staatsgeſchäfte ohne ſie verhandelt zu ſehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrſchbegierde, um mit Gelaſſenheit ertragen zu werden. Wichtig zu ſeyn, war ihre herrſchende Neigung; ihre Glückſeligkeit, jeder Partei nothwendig ſich zu wiſſen. Mochte ſich es, was ſie nicht hierin Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeſchränkt, wo ſie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menſchen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen, mit der mühſamen Pflicht beladen, die angeſochtene Autorität ihres Hauſes gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte ſie dem Trotz der Großen nur Verſöhnungsmittel, der Gewalt nur Liſt entgegen zu ſetzen. In der Mitte zwiſchen den ſtreitenden Faktionen der Guiſen und der Prinzen von Bourbon beobachtete ſie lange Zeit eine unſichere Staatskunſt, unfähig nach einem feſten und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verluſt über die Guiſen ihr Gemüth beherrſchte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete ſie morgen vielleicht, wenn ihr Vortheil es heiſchte, ſich eben dieſen Guiſen, die ihrer Neigung zu ſchmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu vorgeben. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Wuth und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand ſelbſt anderer Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es forderte, mußte ſchweigen. Ein ſchrankenloſer Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scenſale der Geſchichte, welche ein plumper Dolch und Ungeheuer malt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entwickelte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war Alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel. Alles, was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der ſpaniſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Zerrüttungen des Fanatismus und mitten im Zimmer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienſt, als um die gute Sache. Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die ſie ihrem neuen Vaterlande brachte, verborgen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Klöſtern einen unglückſeligen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Unordnung eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Puge der Damen ſtieg man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falſchheit verdrängten aus dem geſellſchaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das koſtbarſte Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor ſich, wie aus dem Innern der Familien, ſo auch dem öffentlichen Leben. Durch den Geſchmack an aſtrologiſchen Träumereien, welchen ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, ſtörte ſie den Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des Hofes flieg ſchnell zu den unterſten Klaſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, das ſie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die ſie in ihrem Geiſte erzog, und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihren Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um bagwiſchen zu treten, und ihr den Ehrgeiz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenem Mangel erſetzen ſollte, konnte nur das Werk einer beiderſeitigen Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beiden Theilen beſtig angegangen, und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, gerade auf die Schlöſſer der Städte, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beiſtand der ganzen katholiſchen Partei, ſagen ihr bringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourbon'ſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Anſehen ihre eigenen bedrohte. Auf der andern Seite verſtimmte die Armen von Monaris, die die geſetzliche Macht zur Vertheidigung ſeines Bruders anzuwenden, und ſie dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu verſichern. Keinem von beiden Theilen ſet es ein, zu Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzuerkennen. Das nochtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, ihr Glück ſelbſt. wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; beſonders verbieten ſie ſich dieſen Raum, um nicht durch Zwieſpalt, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch offenen Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beide Partheien einander gegenſeitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre eingeſtandenen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Rathſchläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den ſtaats-

untreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daſs ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daſs ich des Nachts davon träume, daſs es mich mit der Morgenſonne heraustreibt — das, mein Fräulein, muſs er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Beſuch in ſeinem Park thut hier mehr als alle ſein Mammon — und ſehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben wars, warum ich ſie jetzt habe. —

Angelika.

Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Biber.

(ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit)

Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten Sie ihn, daſs er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen.

Es

Es iſt nicht möglich, dieſen Dank einzuſammlen von der unvernünftigen Kreatur, und Menſchen verloren geben. Wer darf ſagen, daſs er an der Freude verzweifle, ſo lange noch Arbeiten lohnen, und Hoffnungen einſchlagen? —

Angelika.

Ich verſtehe Sie, redlicher Biber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächſen glücklicher, als mein Vater mit Menſchen.

Biber.

(ſchnell und bewegt)

Und er hat eine ſolche Tochter? (er will mehr ſagen, unterdrückt es aber, und ſchweigt einen Augenblick). Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menſchen — der ſchlecht belohnten Erwartungen viel, der geſcheiterten Plane viel — aber (die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend) eine Hoffnung iſt ihm aufgegangen — alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreiſsen kann —

(er entfernt ſich.)

Zwey-

Zweyte Scene.

Angelika, Wilhelmine.

Wilhelmine.

(ſteht auf und folgt ihm mit den Augen)

Ein ſonderbarer Mann! Immer fällts ihm aufs Herz, wenn dieſe Saite berührt wird. Es iſt etwas unbegreifliches in ſeinem Schickſal.

Angelika.

(ſich unruhig umſehend)

Es wird ſehr ſpät. Er hat ſonſt nie ſo lang auf ſich warten laſſen — Roſenberg.

Wilhelmine.

Er wird nicht ausbleiben. Wie ängſtlich wieder und ungeduldig!

Angelika.

Angelika.

Und dieſsmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlſchlagen ſollte! Ich habe dieſen Tag mit Herzensangſt herannahen ſehen.

Wilhelmine.

Erwarte nicht zuviel von dieſem einzigen Tage.

Angelika.

Wenn er ihm mifsfiele? — Wenn ſich ihre Karaktere zurückſtieſsen? — Wie kann ich hoffen, dafs er mit ihm die erſte Ausnahme machen werde? — wenn ſich ihre Karaktere zurückſtieſsen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Roſenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübſinn und Roſenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht ſpielen — und wer iſt mir Bürge, dafs er ihm einen zweyten Beſuch nicht eben darum verweigert, weil er ſchon bei

bei dem Erſten Gefahr lief, ihn hochzuſchätzen?

Wilhelmine.

Leicht möglich meine Liebe — Doch von allem dem ſagte dir noch geſtern dein Herz nichts.

Angelika.

Geſtern! So lang ich nur ihn ſah, nur ihn fühlte, nichts wuſste als ihn! Da ſprach noch das leichtſinnige liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters und alle meine Hoffnungen verſchwinden. O warum konnte denn dieſer liebliche Traum nicht fortdauern? Warum muſste die ganze Freude meines Lebens einem einzigen ſchrecklichen Wurf überlaſſen werden?

Wilhelmine.

Deine Furcht macht dich alles vergeſſen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Roſenberg ſeine Liebe bekannte, da er

er deinetwegen alle Bande zerriſs, die ihn an ſeinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptſtadt gefeſſelt hielten, da er ſich freywillig in die traurige Einöde ſeiner Güter verbannte, um dir näher zu ſeyn — ſeit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warſt du es nicht ſelbſt, die an der Heimlichkeit dieſes Verſtändniſſes Anſtoſs nahm? Die mit unabläſsigen Bitten und Mahnungen ſo lange in ihn ſtürmte, bis er, ungern genug, ſein Verſprechen gab, ſich um die Gunſt deines Vaters zu bewerben. Mein Vater, ſagteſt du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menſchen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daſs auch ſeine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika.

(mit regem Empfindung)

Nie, nie ſoll er das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich ſtärker, entſchloſsner. Alle Welt hat

hat ihn hintergangen — aber wahr soll seine Tochter seyn. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die sich vor meinem Vater verbergen müssten. Bin ich es seiner Güte nicht schuldig? Er gab mir ja alles. Selbst für die Freuden des Lebens erstorben, was hat er nicht gethan, um mir sie zu schenken? Mir zur Lust schuf er diese Gegend zum Paradiese, und liess alle Künste wetteifern, das Herz seiner Angelika zu entzücken und ihren Geist zu veredeln. Ich bin eine Königinn in diesem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit blutenden Herzen selbst niederlegte. Mir gab er die süsse Vollmacht, das verschämte Elend zu suchen, verhehlte Thränen zu trocknen, und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in diesen stillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieses, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von sich stiess.

Wilhel-

Wilhelmine.

Und haſt du ſie nie übertreten, dieſe leichte Bedingung?

Angelika.

— Ich bin ihm ungehorſam geworden. Meine Wünſche ſind über dieſe Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine.

Ehe Roſenberg in dieſen Wäldern jagte, warſt du noch ſehr glücklich.

Angelika.

Glücklich, wie eine Himmliſche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine.

So auf einmal hat ſich alles verändert? Auch deine ſonſt ſo traute Geſpielin, dieſe ſchöne Natur, iſt dieſelbe nicht mehr?

Angelika.

Die Natur iſt die nehmliche, aber mein Herz iſt es nicht mehr. Ich habe Leben

gekoſtet, kann mich mit der todten Bildſäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt alles verwandelt iſt um mich herum. Er hat alle Erſcheinungen um mich her beſtechen. Die aufſteigende Sonne iſt mir jetzt nur ein Stundenweiſer ſeiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir ſeinen Namen, meine Blumen hauchen nur ſeinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht ſo finſter an, liebe Tante — Iſt es denn meine Schuld, daſs der erſte Mann, der mir auſserhalb unſrer Grenzſteine begegnete; gerade Roſenberg war?

Wilhelmine.

(gerührt ſie anſehend)

Liebes unglückliches Mädchen — alſo auch du — ich bin unſchuldig, ich hab es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einſt deinem Schickſale nicht entfliehen wirſt.

Angelika.

Immer ſagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verſtehe Sie nicht.

Wil-

Wilhelmine.

— Der Park wird geöffnet.

Angelika.

Das Schnauben ſeiner Diana! — Er kommt. Es iſt Roſenberg

(ihm entgegen.)

Schluſs der Dritten Scene.

Angelika.

Ach Roſenberg, was haben Sie gethan? Sie haben ſehr übel gethan.

Roſenberg.

Das fürcht ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daſs wir mit einander bekannt werden ſollten, Sie wünſchten, daſs ich ihn intereſſiren möchte.

Angelika.

Wie? Und das wollen Sie dadurch erreichen, daſs Sie ihn gegen ſich aufbringen?

klagen Antwort, sich seiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beiden den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Condé der angeklagten Rachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen mächtigen Diener bei dem Königreich Navarra geltend, und versicherte die lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beistands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, täglich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemands Widerspruch, und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die muthvolle dieser wichtigen Gegenwehr ziehen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbons das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniß, um auf den Göttern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so feine verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dieß zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronerledigung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlandes, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency fast der Mann, der zwischen die Regenten und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung vermitteln, und die Privatzwiste Beider dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wohnich die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable dahin anlangte, und sogleich die Woche an den Thoren verschiedete. „Mein Herr und König," sagte er, „wird seinen in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin- und herwandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" erhebt er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Thränen fallen ließ. „Lassen Sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er in so fern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte, und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königin Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in seiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und mäßig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepränge einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs aufs Neue zu versammeln. Gereinigter tigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehens erschien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und Alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrschende Partei die Regentin nicht in die Vormundschaft gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil sie sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, so bald sie jene durch die Bourbon'sche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wankelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie vorlieb nehmen mußten, die Eifersucht beseitigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der vorteilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verbannt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadenzeichen, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu empfangen gewußt hatten. Durch diese Forderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André, ein Günstling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrichs auf's Beste zu Nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Hofsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency besleckte, und wohnich er den hinterlistigen Zurüstungen der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu einer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie doppelte Triebfedern des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit ängstlicher Kunst stellten sie ihm den Anarch der Kalvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt an, der zum Untergang des katholischen Glaubens abzielte, und der verdorbte Geist ging nun so leichter in diese Schilderungen, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Kalvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer sonstigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verhältnißloses Einverständniß mit Philipp II. König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit ifersüchtigem Auge verfolgte, indem er seine eigenen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Schismen zugesehen, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Hof der Faktion vom roten Kreuz unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers bespottsirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in die Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf aber bis-

Roſenberg.

Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir ſelbſt erzählt, wie viele Verſuche auf ſeine Gemüthskrankheit ſchon mißlungen ſind. Alle jene unbeſtellten feyerlichen Sachwalter der Menſchheit haben ihn nur ſeine Ueberlegenheit fühlen laſſen und ſind ſchlecht genug gegen die verfängliche Beredtſamkeit ſeines Kummers beſtanden. Ihm mag es einerley ſeyn, ob wir übrigen an die Gerechtigkeit dieſes Haſſes glauben; aber nie wird er's dulden, daß wir geringſchätzig davon denken. Dieſer Demüthigung fügt ſich ſein Stolz nicht. Uns zu widerlegen war ihm freilich nicht der Mühe werth, aber in ſeinem Unwillen kann er ſich wohl entſchließen, uns zu beſchämen — Es kommt zum Geſpräch — das iſt alles, was wir fürs erſte wünſchten.

Angelika.

Sie nehmen es zu leicht, lieber Roſenberg. — Sie gefallen ſich mit meinem Vater zu ſpielen. Wie ſehr fürchte ich —

Roſen-

Roſenberg.

Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache iſt ſo ſchlimm, als die meinige gut iſt.

Wilhelmine.

(welche dieſe ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen geſchienen hat.)

Sind Sie deſſen wirklich ſo gewiſs, Herr von Roſenberg?

Roſenberg.

(der ſich raſch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillſchweigen, ernſthaft)

Ich denke, daſs ichs bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine.

(ſteht auf)

Dann ſchade um meinen armen Bruder. Es iſt ihm ſo ſchwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er iſt, und, wie ich ſehe, iſt es etwas ſo leichtes, ihm das Urtheil zu ſprechen.

Ange-

Angelika.

Laſſen Sie uns nicht zu voreilig rich-
ten, Roſenberg. Wir wiſſen ſo wenig
von den Schickſalen meines Vaters.

Roſenberg.

Mein ganzes Mitleid ſoll ihm dafür
werden, liebe Angelika — aber nie meine
Achtung, wenn ſie ihn wirklich zum
Menſchenhaſſer machten. — Es iſt ihm
ſchwer gefallen, ſagen Sie (zu der Süfisdame),
dieſer unglückliche Mann zu werden —
aber wollten ſie wohl die Rechtfertigung
eines Menſchen übernehmen, der dasje-
nige an ſich vollendet, was ein ſchreck-
liches Schickſal ihm noch erlaſſen hat?
Dem Raſenden wohl das Wort reden, der
auch den einzigen Mantel noch von ſich
wirft, den ihm Räuber gelaſſen haben? —
Oder wiſſen Sie mir einen ärmern Mann
zwiſchen Himmel und Erde, als den Men-
ſchenfeind?

Wilhelmine.

Wenn er in der Verfinſterung ſeines
Jammers nach Giften greift, wo er Lin-
derung

derung ſuchte, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlaſſen, dem ich kein Auge zu ſchenken habe.

Roſenberg.

(mit aufſteigender Röthe, und etwas lebhafter Stimme)

Nein, bey Gott! Nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der ſich die Augen muthwillig zudrückt, und dem Geber des Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Beſitz dieſer Tochter nicht unendlich erſtattet wird? Darf er einem Geſchlechte fluchen, das er täglich, ſtündlich in dieſem Spiegel ſieht? Menſchenhaſs, Menſchenfeind! Er iſt keiner. Ich will es beſchwören, er iſt keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es giebt keinen Menſchenhaſſer in der Natur, als wer ſich allein anbetet, oder ſich ſelbſt verachtet.

Angelika.

Gehen Sie Roſenberg. Ich beſchwöre Sie, gehen Sie. In dieſer Stimmung dürfen Sie ſich meinem Vater nicht zeigen.

Roſen-

Roſenberg.

Recht gut, daſs Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Geſpräch angefangen, wobey ich immer verſucht bin, allzulebhaft Partey zu nehmen — Verzeihen Sie meine Fräulein. — Auch möcht ich nicht gern Gefahr laufen, vorſchnell zu ſeyn, und ſoll doch erſt heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas anderm denn! — Dieſes Geſicht wird ſo ernſthaft und die Wangen der Tochter muſs ich erſt heiter ſehen, wenn ich Muth haben ſoll, bey dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — das ganze Städtchen war ja geſchmuckt, wie an einem Feſttag, als ich vorbey kam. Wozu dieſe Anſtalt?

Angelika.

Meinen Vater zu ſeinem Geburtstage zu begrüſsen.

Vierte Scene.

Julchen in Angelikas Dienſten, zu den Vorigen.

Julchen.

Der Herr hat geſchickt, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch ſprechen. — Sie auch da, Herr von Roſenberg! Sie will er auch ſprechen.

Angelika.

Uns beyde! Beyde zuſammen — Roſenberg — Uns beyde! Was bedeutet das?

Julchen.

Zuſammen? Nein, davon weiſs ich nichts.

Roſenberg.

(im Begriff wegzugehen, zu Angelike)

Ich laſſe Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd ich ihn aus ihren Händen empfangen.

Ange-

Angelika.

(ängſtlich)

Sie verlaſſen mich Roſenberg — Wohin? — Ich muſs Sie noch etwas wichtiges fragen.

Roſenberg.

(führt Es bey Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren ſich im Hintergrunde)

Julchen.

Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den feſtlichen Aufzug zu ſehen.

Angelika.

Das iſt ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Roſenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet — gefaſst auf alles, was geſchehen kann? — Wozu ſind Sie entſchloſſen, wenn Sie meinem Vater miſsfallen?

Roſenberg.

Ich bin entſchloſſen, ihm nicht zu miſsfallen.

Ange-

Angelika.

Jetzt nicht dieſen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Roſenberg — Es ſteht nicht bey ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müſſen das ſchlimmſte erwarten, wie das erfreulichſte — Ich darf Sie nicht mehr ſehen, wenn Sie unfreundlich von einander ſcheiden — was haben Sie beſchloſſen zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Roſenberg.

Gute Liebe! — ſie ihm abzunöthigen.

Angelika.

O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie ſo zuverſichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menſchen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daſs die ſanften Töne Ihres Herzens wiederhallen werden in dem ſeinigen? — Ach es iſt zerriſſen dieſes Saitenſpiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme

auf

auf ſein Herz miſslingen — Roſenberg! noch einmal! Was beſchlieſsen Sie, wenn ſie alle miſslingen?

Roſenberg.

(ruhig ihre Hand faſſend)

Alle werden's nicht, alle gewiſs nicht! Faſſen Sie Herz, liebe Furchtſame. Mein Entſchluſs iſt gefaſst. Ich habe mir dieſen Menſchen zum Ziele gemacht, habe mir vorgeſetzt, ihn nicht aufzugeben, alſo hab ich ihn ja gewiſs.

(ſie gehen ab).

Fünfte Scene.

Ein Saal.

von Hutten, aus ſeinem Kabinet.

Abel, ſein Haushofmeiſter, folgt ihm mit einem Rechnungsbuch.

Abel.

(lieſt)

Herrſchaftlicher Vorſchuſs an die Gemeine nach der groſsen Waſſersnoth vom Jahr 1784.

1784. Zweytauſend, neunhundert Gülden —

von Hatten.

(hat ſich niedergeſetzt und durchſieht einige Papiere, die auf dem Tiſche liegen)

Der Acker hat ſich erholt, der Menſch ſoll nicht länger leiden, als ſeine Felder. Streich' er aus dieſen Posten. Ich will nicht mehr daran erinnert ſeyn.

Abel.

(durchſtreicht mit Kopfſchütteln die Rechnung)

Ich muſs mir's gefallen laſſen — blieben alſo noch zu berechnen die Intereſſen von ſechsthalb Jahren —

von Hatten.

Intereſſen! — Menſch?

Abel.

Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muſs ſeyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(will weiter leſen)

von

ligte ihre Maßregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte bisweilen auch ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs Engste an denselben angeschlossen, und seine wichtige Entschließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. Andre mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhob sich aus dem Zusammenfluß zweier sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien bisher zu bringen Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. In allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen, und die Reformirten an die Bourbons fesselte. Die Uebertragenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt, wie in mehreren Provinzen, waren schon Vorläufer desselben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts desto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs Erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung verbreitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Aufführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete es die Aufsöhnung, welche zwischen den Prinzen Conde und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie in Beisein des Königs aufgeführt. „Erlöset uns,“ sagte dieser zum Herzog von Guise, „wie es im Orient eigentlich zugegangen ist.“ Und nun machte der Herzog von den damaligen Verräthern gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil daran reinigte, und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. — „Wer es auch sey, der mir diese Beschimpfung zufügte,“ antwortete Conde, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen.“ — „Ich auch,“ erwiederte der Herzog, „aber mich trifft das nicht.“

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poissy zu Stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu veranstalten. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen, und auf den Mai dieses Jahrs 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (Don gratuit) entschloß, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben so verworrene Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches sich mit Anstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im Jahr 1542 nach Trient zusammen berufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr gefaßt hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahre 1552 auseinander gesprengt worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaß des Elendes, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Abgeordneten des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen den Lutherthum und dem Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Sinn der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesen Beweggründe schreibt man es vorzüglich zu, daß sich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit scheinen wollte. Nun den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sinnungen desselben vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Beamten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Kardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude D. Espence durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zahlreiche Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der gewandteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst

von Hutten.

Den Reſt ein andermal. Jetzt ruf er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel.

Der Pachter vom Holzhof hätte Luſt zu dem Polaken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man ſöll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweytes Unheil geſchehe.

von Hutten.

Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehen Jahren einmal falſch gegen mich war? So hab ich es mit keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel.

(nimmt das Rechnungsbuch und will gehen)

von Hutten.

Es fehlten ja neulich wichtige Empfangſcheine in der Kaſſe, ſagt er mir, und der Rentmeiſter ſey ausgeblieben?

Abel.

Abel.

Ja, das war vorigen Donnerſtag.

von Hatten.

(ſteht auf)

Das freut mich, freut mich — daſs er doch endlich noch zum Schelm geworden iſt, dieſer Rentmeiſter. Er hat mir eilf Jahre ohne Tadel gedient — Setz er das nieder, Abel. Erzähl er mir mehr davon.

Abel.

Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan, und iſt heute morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden ſich unter andern Papieren.

von Hatten.

(mit Heftigkeit)

Und er war alſo kein Betrüger! — Menſch, warum haſt du mir Lügen berichtet?

Abel.

Abel.

Gnädiger Herr, man muſs immer das ſchlimmſte von ſeinem Nächſten denken.

von Hutten.

(nach einem düſtern Stillſchweigen)

Er ſoll aber ein Betrüger ſeyn, und die Quittungen ſoll man ihm zahlen.

Abel.

Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachſetzen hat mir gewaltiges Geld gekoſtet. Es iſt verdrieſslich, daſs dieſs alles nun ſo weggeworfen iſt.

von Hutten.

(ſieht ihn lang verwundernd an)

Theurer Mann! Ein wahres Kleinod biſt du mir – wir dürfen nie von einander.

Abel.

Das wolle Gott nicht — und wenn mir gewiſſe Leute auch noch ſo groſse Verſprechungen —

von

von Hutten.

Gewiſſe Leute! Was?

Abel.

Ja Ihr Gnaden. Ich weiſs auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

von Hutten.

Regt der ſich auch wieder? Nun?

Abel.

Zweyhundert Piſtolen lieſs er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm ſeine Enkelin, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

von Hutten.

(ſteht ſchnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er ſich wieder geſetzt hat, zum Verwalter)

Und dieſes Gebot hat er ausgeſchlagen?

Abel.

Bey meiner armen Seele, ja! Das hab ich.

von Hutten.

Zweyhundert Piſtolen, Menſch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt er hin? hat er das wohl erwogen?

Abel.

Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeſchlagen. Schelmerey gedeyht nicht, bey Euer Gnaden will ich leben und ſterben.

von Hutten.

(kalt und fremd)

Wir taugen nicht für einander. —

Man hört von ferne eine muntere ländliche Muſik mit vielen Menſchenſtimmen untermiſcht. Sie kommt dem Schloſs immer näher.

Ich höre da Töne, die mir zuwider ſind. Folg er mir in ein andres Zimmer.

Abel.

(ſie auf den Altan getreten, und kommt eine Welle darauf wieder)

Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsſchmuck und mit klingendem Spiel, und hält unten vor dem Schloſs. Der Gnädige Herr, rufen ſie, möchten doch auf den Altan treten, und ſich ihren getreuen Unterthanen zeigen.

von Hutten.

Was wollen ſie von mir? Was haben ſie anzubringen?

Abel.

Euer Gnaden vergeſſen —

von Hutten.

Was?

Abel.

Sie kommen dieſsmal nicht ſo leicht los, wie im vorigen Jahre —

von Hutten.

(ſteht ſchnell auf)

Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel.

Das hab ich ſchon geſagt, Ihr Gnaden — aber ſie kämen aus der Kirche hieſs es, und Gott im Himmel habe ſie gehört.

von Hutten.

Er hört auch das Bellen des Hundes und den falſchen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muſs wiſſen, warum

er

er beides gewollt hat — (indem das Volk hineindringt) O Himmel! Wer hat mir das gethan? (er will in ein Kabinet entweichen, viele halten ihn zurück, und faſſen den Saum ſeines Kleides).

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Die Vaſallen und Beamten Huttens, Bürger und Landleute, welche Geſchenke tragen, junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach aber anſtändig gekleidet.

Vorſteher.

Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte ſich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte thun laſſen. Er wird unſre Kleinen nicht von ſich ſtoſſen.

Einige

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 1043/040

Einige Mädchen.

(welche sich ihm nähern)

Gnädiger Herr, dieses wenige bringen Ihnen ihre dankbaren Unterthanen, weil sie uns alles gaben.

Zwey andere Mädchen.

Diesen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenschaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen.

Und diese Blumen streuen wir Ihnen, weil Sie unsre Wildniss zum Paradies gemacht haben.

Erstes und zweites Mädchen.

Warum wenden Sie das Gesicht weg, lieber gnädiger Herr? Sehen Sie uns an. Reden Sie mit uns. Was thaten wir Ihnen, dass Sie unsern Dank so zurückstossen?

(eine lange Pause)

vortrugen, erhob sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder, und sprach mit ausgebreiteten Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Bestrafung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Murmurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihm einer Antwort würdigen sollte, und als bejahet dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit bestritten wurden. Schon daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöfe auf, murrten den König, und riefen: „Sire, das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! Diese sind wir bereit, mit unserm Blute zu versiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber nichts gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Erwägung getragen, um den Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meynung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeynung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber man wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefecht, wobei man sich mehr der Sophismen und der Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein ungeordneter Aufstand von fünf Dolteren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übertrug, ließ sie eben so unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den anfälligen Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigene Thaten, verschwächte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Unzweifelhaft, ohne Geistesstärke, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn existierte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogener Hoffnung ein tägnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen verschätzlichen Theil dieses Königreichs entrissen, und Philipp II. nicht dazu genug, eine Ungerechtigkeit, die ihm Ruhen brachte, wieder gut zu machen, sahe fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Großmuth seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, bald er von der Furcht bestürmt zu erregen anfand; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder eingesetzt zu werden. Den beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er sein Bekenntniß trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Schon seiner eigenthümlichen entratsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen, wie in seinen Hoffnungen wandelbar, ergeberte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank seiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs Vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwitweten Königin Maria Stuart und der baran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs anzubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Verharren auf protestantischer Seite unaussbleiblich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Ansopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen von Condé unumschränkt leite. Es nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu sein, überließ er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen von Condé seinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an den Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im Vorauf ein paradiesisches Leben träumte, umgautelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben,

von *Hutten.*

(ohne ſie anzuſehen, den Blick auf den Boden geſchlagen.)

Werf er Geld unter ſie Verwalter — Geld, ſo viel ſie mögen — Schon er meine Kaſſe nicht — Er ſieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann.

(der aus der Menge hervortritt.)

Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir ſind keine Lohnknechte.

Einige Andre.

Wir wollen ein ſanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter.

Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir ſind Menſchen.

Mehrere.

Mehrere.

Wir sind Menschen, und das haben wir nicht verdient.

von Hutten.

Werft diesen Nahmen von euch, und seyd mir unter einem schlechtern willkommen — Es beleidigt euch, dafs ich euch Geld anbiete? Ihr seyd gekommen, sagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wufste nicht, dafs ich einem von euch etwas besseres gegeben. Wahr ists, eh ich Besitz von dieser Grafschaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel und ein Unmensch häufte alle Lasten der Leibeigenschaft auf euch. Euer Fleifs war nicht euer, mit ungerührtem Auge sah't ihr die Saaten grünen, und die Halmen sich vergolden und der Vater verbot sich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn gebohren war. Ich zerbrach diese Fesseln, schenkte dem Vater seinen Sohn und dem

Sämann

Sämann ſeine Aernte. Der Seegen ſtieg herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt iſt keiner unter euch ſo arm, der des Jahrs nicht ſeinen Ochſen ſchlachtet, ihr legt euch in geräumigen Häuſern ſchlafen, mit der Nothdurft ſeyd ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude. (indem er ſich aufrichtet und gegen ſie wendet) Ich ſehe die Geſundheit in euren Augen und den Wohlſtand auf euren Kleidern. Es iſt nichts mehr zu wünſchen übrig. Ich hab euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann.

(aus dem Haufen)

Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut iſt ihre geringſte Wohlthat geweſen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unſern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menſchen gemacht.

Ein Zweiter.

Sie haben uns eine Kirche gebaut und unſre Jugend erziehen laſſen.

Ein

Ein Dritter.

Und haben uns gute Gesetze und gewissenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter.

Ihnen danken wir, dafs wir menschlich leben, dafs wir uns unsers Lebens freuen.

Hutten.

(in Nachdenken vertieft)

Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn sich der kriechende Busch nicht zum Baume aufrichtete. — Es ist meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geständnifs spricht euch das Urtheil. Diese Genügsamkeit beweist mir, dafs meine Arbeit an euch verloren ist. Hättet ihr etwas an eurer Glückseligkeit vermifst — es hätte euch zum erstenmal meine Achtung erwor-

worden. (indem er ſich abwendet.) Seyd, was ihr ſeyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge.

Sie gaben uns alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch ihre Liebe.

Huttèn.

(mit finſterm Ernſt.)

Wehe dir, der du mich erinnerſt, wie oft meine Thorheit dieſes Gut verſchleuderte. Es iſt kein Geſicht in dieſer Verſammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preiſe den Zufall, der ſie über deinen Weinſtock dahin führte; aber den ſchwindlichten Wunſch unterſage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und ſie, wenn ſie von dir gewuſst haben müſste, um dir zu leuchten, wenn

ſie

sie, die Eilende, in ihrer himmlischen Bahn deinem Danke still halten müsste! Ihrer ewigen Regel gehorsam giesst sie ihren Strahlenstrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die sich darinn sonnt, und um dich, der ihr himmlisches Licht mit seinen Lastern besudelt - Was sollen mir diese Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der eurigen.

Der Alte.

O das schmerzt uns, mein theurer Herr, dass wir alles besitzen sollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

von Hutten.

Weg damit. Ich verabscheue Dank aus so unheiligen Händen. Waschet erst die Verläumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die scheelsehende Missgunst aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleiss-

gleiſsneriſchen Larven ab, laſſet die Waage des Richters aus euren ſchuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daſs dieſes Gaukelſpiel von Eintracht mir die neidiſche Zwietracht verberge, die auch an den heiligſten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieſer Verſammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig ſeyn will? Ungeſehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Haſſes lebt von euren Laſtern. (zu dem Alten) Du maſseſt dich an, mir Ehrfurcht abzufodern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Laſt eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Deſto gewiſſer weiſs ich nun, daſs du auch meiner Hoffnung verloren biſt! Mit leeren Händen ſteigſt du von dem Zenith des Lebens herunter, was du bey voller Mannkraft verfehlteſt, wirſt du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meynung, daſs der Anblick dieſer ſchuldloſen Würmer (auf die Kinder zeigend) zu meinem Herzen ſprechen ſollte? — O ſie alle werden ihren Vätern

glei

gleichen, alle dieſe Unſchuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verſtümmeln, alle dem Zweck ihres Daſeyns entführen — O warum ſeyd ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht. — Warum muſstet ihr mir dieſes Geſtändniſs abnöthigen? — Ich kann nicht ſanft mit euch reden.

(er geht ab.)

Siebende Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, rings um eingeſchloſſen, von anziehendem etwas ſchwermüthigem Karakter.

von Hutten.

(tritt auf, mit ſich ſelbſt redend)

Daſs ihr dieſes Nahmens ſo werth wäret, als er mir heilig iſt! — Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie

Wie reich, wie vollendet gingſt du aus ſeinen Händen! Welche Wohllaute ſchliefen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maaſs der Vollendung — Du allein ſtehſt unreif und misgeſtaltet in dem untadelichen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige Fleiſs aller Weſen, das Geheimniſs der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Aernte — Du allein ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sey

Sey vollkommen. Zahlloſe Harmonien ſchlummern in dir, auf dein Geheiſs zu erwachen — Rufe ſie heraus durch deine Vortrefflichkeit. Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floſs? Kannſt du es dulden, daſs das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wornach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her gebreitet und Tod nöthigſt du ihr ab. Dein Haſs ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerdte, mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäſſigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen

La-

und die reformirte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einem offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterschrieb oder wollte, wo sie die mächtigere war, die andere, und die beherrschenden Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeist dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so fehlte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzialstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentliche Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem gröbern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler von Hopital ihrem vorwehmsten Ratgeber, nicht schwer, sie zu Aufstellung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte, und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten hielt die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamenten sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte: „was in Absicht der Reformirten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sey?“ — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformirten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wenigstens außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten seyn, den Katholischen alle demselben entgegenen Kirchen und Kirchengeräthe zu ruhiger Besitzung, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, überhaupt aber alle Fest- und Feiertage, und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Januars genannt, registrirt, und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit eben so viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet, und fürs Erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen beilläufige Fesseln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdeckter und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwandelte tief den tigotten Geist und die Oberzucht des alten Montmorency, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müssig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander, und schienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verbaltenen Leidenschaften günstig war. Jeder Theil, seit entschieden, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwidern, vermied sorgfältig, sie zu erklären, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was Beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den geschrochten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformirten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortrückte, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Bassigny an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der bereit geeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seines blutigen Mannes setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzten, ohne Ansehen des Geschlechts noch Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen, und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die gröbsten Verwüstungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Hinterthüren ankäme, um die Parteien zu berubigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Meaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu seyn, und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, ein triumphirenden Einzug hielt. Unfreundschaft Condé, der sich kurz zuvor nach Paris gewendet, das Volk auf seine Seite zu ziehen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den

Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das mifsbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dienet. Sey menſchlich oder ſey Barbar — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Hafs und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth Natur — Treu wie du habe ich an der Schönheit gehangen, von dir lafs mich lernen die verfehlte Luft des Beglückens verſchmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Muth nicht verliere — lafs mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem ſtillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond ſeine ſtrahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder ſähe, deſſen Pfad ſie beleuchten ſoll? — Zu dir flüchte ich dieſes liebende Herz — Tritt zwiſchen meine Menſchlichkeit und den Men-

ſchen. — Hier wo mir ſeine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindſelige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verſcheucht, abgeſchieden von dem Geſchlechte, laſs mich die heilige Pflicht meines Daſeyns in die Hand meiner groſsen Mutter, an die ewige Schönheit entrichten. (ſich umſchauend) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit, deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande, aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mir Wolken in den ſilberklaren Strom — wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.

(er will aufſtehen. Angelika ſteht vor ihm.)

Achte Scene.

von Hutten. Angelika.

Angelika.

(tritt ſchüchtern zurück)

Es war ihr Befehl, mein Vater —
Aber wenn ich ihre Einſamkeit ſtöre. —

von

von Hutten.

(der ſie eine Zeit lang ſtillſchweigend mit den Augen miſst, mit ſanftem Vorwurf)

Du haſt nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika.

(betroffen)

Mein Vater —

von Hutten.

Du wuſsteſt um dieſen Ueberfall — Geſteh es — du ſelbſt haſt ihn veranlaſst.

Angelika.

Ich darf nicht nein ſagen, mein Vater.

von Hutten.

Sie ſind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verſtanden. Sieh, du haſt nicht gut gehandelt.

Angelika.

Meine Abſichten verdienen Verzeihung.

von Hutten.

Du haſt um dieſe Menſchen geweint. Läugne es nur nicht. Dein Herz ſchlägt für ſie. Ich durchſchaue dich. Du miſsbilligſt meinen Kummer.

Angelika.

Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

von Hutten.

Dieſe Thränen ſind verdächtig — Angelika — du wankſt zwiſchen der Welt und deinem Vater — Du muſt Partey nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen iſt — Einem von beiden muſt du ganz entſagen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du mifsbilligſt meinen Kummer?

Angelika.

Ich glaube, dafs er gerecht iſt.

von Hutten.

Glaubſt du? Glaubſt du wirklich? — Höre Angelika — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entſcheidende Probe ſetzen — Du wankſt und ich habe keine Tochter mehr — Setze dich zu mir.

Angelika.

Dieſer feierliche Ernſt —

von Hutten.

Ich habe dich rufen laſſen. Ich wollte eine

eine Bitte an dich thun. Doch ich beſinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika.

Eine Bitte an ihre Tochter, und Sie ſtehen an, ſie zu nennen?

von Hutten.

Der heutige Tag hat mir eine ernſtere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahr alt. Schwere Schickſale haben mein Leben beſchleunigt, es könnte geſchehen, daſs ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — (er ſteht auf) Ja, wenn du weinen muſt, ſo haſt du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika.

O halten Sie ein, mein Vater — Nicht dieſe Sprache. Sie verwundet mein Herz.

von Hutten.

Ich möchte nicht, daſs es mich überraſchte, ehe wir miteinander in Richtigkeit ſind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — Der Bettler ſcheidet eben ſo ſchwer von ſeiner Armuth, als

als der König von ſeiner Herrlichkeit — Du biſt alles, was ich zurück laſſe.

(Stillſchweigen)

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und laſſe dich zwiſchen zwey Abgründen ſtehen. Du wirſt weinen, meine Tochter, oder du wirſt beweinenswürdig ſeyn — — Bis jetzt gelang mirs, dieſe ſchmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke ſiehſt du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika.

O möchte ſich dieſes Auge erheitern, mein Vater — Ja, dieſe Welt iſt ſchön.

von Hutten.

Ein Widerſchein deiner eignen ſchönen Seele, Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Dieſen lieblichen Anblick wird ſie fortfahren, dir zu geben, ſo lange du dich hüteſt, den Schleyer aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, ſo lange du Menſchen entbehren wirſt, und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

An-

Angelika.

Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmoniſch begegnet.

von Hutten.

(ſchnell und ernſt)

Du wirſt es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben (nach einem Stillſchweigen, wobey er in Gedanken verloren ſaſs) Unſre Seele, Angelika, erſchafft ſich zuweilen groſse bezaubernde Bilder, Bilder aus ſchöneren Welten, in edlern Formen gegoſſen. In fern nachahmenden Zügen erreicht ſie zuweilen die ſpielende Natur, und es gelingt ihr, das überraſchte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuſchen. — Das war deines Vaters Schickſal Angelika. Oft ſah ich dieſe Lichtgeſtalt meines Gehirnes von einem Menſchenangeſicht mir entgegenſtrahlen, freudetrunken ſtreckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunſtbild zerfloſs bey meiner Umhalſung.

Angelika.

Doch mein Vater —

von Hutten.

(unterbricht ſie)

Die Welt kann dir nichts darbieten, was ſie von dir nicht empfinge. Freue dich deines Bildes in dem ſpiegelnden Waſſer, aber ſtürze dich nicht hinab, es zu umfaſſen; in ſeinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen ſie dieſen ſchmeichelnden Wahnſinn. Hüte dich, an dieſes Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter ſo lieblich mahlen. Das Geſchöpf, das du anbeteſt, biſt du ſelbſt; was dir antwortet, iſt dein eigenes Echo aus einer Todtengruft, und ſchrecklich allein bleibſt du ſtehen.

Angelika.

Ich hoffe, es gibt noch Menſchen, mein Vater, die — von denen — —

von Hutten.

(aufmerkſam)

Du hoffeſt es? — Hoffeſt! — (er ſteht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen) Ja meine Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen laſſen

(indem

(indem er vor ihr ſtehen bleibt, und ſie forſchend betrachtet) Du biſt ſchneller geweſen als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erſchrecke über meine ſorgloſe Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika.

Mein Vater! Ich verſtehe nicht, was ſie meynen.

von Hutten.

Das Geſpräch kommt nicht zu frühe — Du biſt neunzehn Jahr alt, du kannſt Rechenſchaft von mir fodern. Ich habe dich herausgeriſſen aus der Welt, der du angehörſt, ich habe in dieſes ſtille Thal dich geflüchtet. Dir ſelbſt ein Geheimniſs wuchſeſt du hier auf. Du weifst nicht, welche Beſtimmung dich erwartet. Es iſt Zeit, dafs du dich kennen lerneſt. Du mufst Licht über dich haben.

Angelika.

Sie machen mich unruhig, mein Vater —

von

von Hutten.

Deine Beſtimmung iſt nicht, in dieſem ſtillen Thal zu verblühen — Du wirſt mich hier begraben, und dann gehörſt du der Welt an, für die ich dich ſchmückte.

Angelika.

Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich ſtoſsen, wo Sie ſo unglücklich waren?

von Hutten.

Glücklicher wirſt du ſie betreten. (nach einem Stillſchweigen) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend iſt ihr ſchuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfſt du nicht mehr. Mein Amt iſt geendigt. In verſchloſſener Werkſtätte reifte die Bildſäule ſtill unter dem Meiſsel des Künſtlers heran; die vollendete muſs von einem erhabeneren Geſtelle ſtrahlen.

Angelika.

Nie nie, mein Vater, geben Sie mich aus ihrer bildenden Hand.

von

ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Beſchützer ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehen, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Jndeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog, und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung der Perſon des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in ſeiner ſteigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zerſtört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand ſetzen, es wieder herzuſtellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guiſen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unterſteigt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeiz der proteſtantiſchen Häupter, ſuchte ſie ſich nur vor dem Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihre dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folge aus dieſer Eintritt haben mochte, aufs Dringendſte aufgefordert. Coligni und Andelot zu vertheidigen. Zugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau; welche Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten ſich dieſe des Königs, und der Mutter wich freigeſtellt, ihn zu begleiten, aber ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Eine ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch, und unwiderſtehlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der Katholiken die Loſung gibt, ſich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen, und in Aſche gelegt; der Kronſchrein von Frankreich, der ehrwürdige Gerik Montmorency, war es, der dieſe Leidenſchaft vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren. Dieſer erſte Fehlſtreich ſetzte jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind,“ ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchraten, oder wir ſinken unter.“ Er zog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, den Dünkeln von Aurelot, der hier mit großem Nachdruck gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenzug zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten ſina nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteihaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweiſen, und alle auswärtige Unterthanen zu bewegen, ſich unter die Fahnen ihres Königs zu verſammeln. Er ſprach, der minderjährige Monarch, mußte in ſeinem Staatsrath erklären, daß er frei ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edikt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Jntereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreite des Betrugs verlängnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen, welche ſie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führung des Krieges ermunterte. Wenn die Oberen des Herzogs von Guiſe an die Beſelhaber der Provinzen, Alles, was reformirt ſey, zu erwürgen befahlen, ſo entheilten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bei dieſen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchafften dem Prinzen von Condé nur deſto mehr Zeit, ſich in vertheidigen Stand zu ſetzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchießen, und der Religionseifer dieſer Partei ſtürzte ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs Fleißigſte betrieben, ein tapferer geſitteter Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Akte ward aufgeſetzt, die ganze zerſtreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieſer Konföderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehn und ſelbſt die Perſon des Königs gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslaſterungen, allen Ausſchweifungen

von Hutten.

Einen einzigen Wunſch behielt ich noch zurück. Zugleich mit dir wuchs er groſs in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der ſich auf dieſen Wangen verklärte, mit jeder ſchönern Blüthe dieſes Geiſtes, mit jedem höhern Klange dieſes Buſens ſprach er lauter in meinem Herzen — Dieſer Wunſch meine Tochter — reiche mir deine Hand.

Angelika.

Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

von Hutten.

— Angelika! Du biſt eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erſchöpfen kann — — Du kannſt den Unerſättlichſten überraſchen.

Angelika.

So tief, mein Vater, laſſen Sie mich ſinken!

von Hutten.

— Du biſt ein ſchönes Mädchen Angelika. Laſs deinen Vater dir geſtehen, was du keinem andern Manne zu danken haben ſollſt. Deine Mutter war die ſchönſte ihres Geſchlechts — du biſt ihr geſchontes veredeltes Bild. Männer werden dich ſehen, und die Leidenſchaft wird ſie zu deinen Füſsen führen. Wer dieſe Hand davon trägt —

Angelika.

Iſt das meines Vaters Stimme? — O ich höre es. Sie haben mich aus ihrem Herzen verſtoſsen.

von Hutten.

(mit Wohlgefallen bey ihrem Anblick verweilend)

Dieſe ſchöne Geſtalt belebt eine ſchönere Seele — Ich denke mir die Liebe in dieſe friedliche Bruſt — Welche Aernte blüht hier der Liebe — O dem Edelſten iſt hier der ſchönſte Lohn aufgehoben.

Angelika.

(tief bewegt, ſinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Geſicht in ſeinen Händen)

von

von Hutten.

Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weiſst du, daſs du mir alles dieſs ſchuldig biſt? Ich habe Schätze geſammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab ich gehütet, dein Herz hab ich bewacht, deines Geiſtes Blüthe hab ich entfaltet. Eine Bitte gewähre mir für dieſs alles — in dieſe einzige Bitte faſſe ich alles zuſammen, was du mir ſchuldig biſt — wirſt du ſie mir verweigern?

Angelika.

O mein Vater! Warum dieſen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

von Hutten.

Du beſitzeſt alles, was einen Mann glücklich machen kann (er hält hier inne, und miſst ſie ſcharf mit den Augen) Mache nie einen Mann glücklich.

Angelika.

(Verblaſst, ſchlägt die Augen nieder.)

von Hutten.

Du ſchweigſt? — dieſe Angſt — dieſes Zittern — Angelika!

Angelika.

Ach mein Vater —

von Hutten.

(ernſthaft)

Deine Hand meine Tochter — Verſprich mir — Gelobe mir — Was iſt das? Warum zittert dieſe Hand? Verſprich mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika.

(in ſichtbarer Verwirrung)

Nie mein Vater — als mit Ihrem Beifall.

von Hutten.

Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika.

(kämpfend, mit bebender Stimme)

Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht ſelbſt dieſes Verſprechens mich entlaſſen.

von Hutten.

Alſo niemals (er läßt ihre Hand los, Nach einem langen Stillſchweigen) Sieh dieſe welken Hände! Dieſe Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis ſteht

vor

vor dir, der ſich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! — Das thaten die Menſchen — Das ganze Geſchlecht iſt mein Mörder — Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laſs meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelſpiel enden. Dieſe Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinem Thränen bethaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erſte Thräne, die du der Liebe weinſt, vermiſcht dich wieder mit dieſem niedern Geſchlechte — die Hand, die du einem Mann am Altare reichſt, ſchreibt meinen Nahmen an die Schandſäule der Thoren.

Angelika.

Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönnen Sie, daſs ich —

(Sie will gehen, Hutten hält ſie zurück)

von Hutten.

Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme

führen. Auch trag ich keinen Haſs gegen die Menſchen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menſchenhaſſer nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menſchlichen Natur — nur die Menſchen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten läſst, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, iſt vergeſſen. Mein Herz blutet von den Wunden, die die ihm die Beſten und Edelſten geſchlagen.

Angelika.

Oeffnen Sie es den Beſten und Edelſten — Sie werden heilenden Balſam in dieſe Wunden gieſsen. Brechen Sie dieſes geheimniſsvolle Schweigen.

von Hutten.

(Nach einigem Stillſchweigen)

Könnt' ich dir die Geſchichte meiner Miſshandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das ſüſse Vertrauen auf dich ſelbſt nicht entreiſsen. — Ich will den Haſs nicht in dieſen friedlichen

lichen Buſen führen. Verwahren möcht ich dich gegen die Menſchen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöſchen in deiner Bruſt, und erhalten möchte ich dieſe heilige Flamme. Ehe ſich eine neue und ſchönere Schöpfung von ſelbſt hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reiſsen.

(Pauſe. Angelika neigt ſich über ihn mit thränenden Augen.)

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den ſeligen Glauben an die Menſchen, die dich jetzt noch gleich holden Erſcheinungen umſpielen; er war heilſam, er war nothwendig, den göttlichſten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weiſe Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt ſie um unſern jugendlichen Geiſt, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieſer hinfälligen Stütze ſpinnt ſich der zarte Schöſsling hinauf, und umſchlingt die nachbarliche Welt mit tauſend üppigen Zweigen. Aber ſoll er, ein königlicher Stamm, in ſtol-

zer

zer Schönheit zum Himmel wachſen — o dann müſſen dieſe Nebenzweige erſterben, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in ſich ſelbſt, in gerader Richtung über ſich ſtreben. Still und ſanft fängt die erſtarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen, und dem göttlichen Ideale, das ſich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unſer ſeliger Geiſt jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Glut der Begeiſterung lodert fort an einem innern unſterblichen Zunder.

Angelika.

Ach mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf dieſem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Laſſen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von ſelbſt von mir Abſchied nimmt. Wie ſoll ich — wie kann ich auſser mir halten, was Sie mich in mir ſelbſt lieben lehrten! Was Sie ſelbſt in Ihrer Angelika lieben?

von Hutten.

(mit einiger Empfindlichkeit)

Die Einſamkeit hat dich mir verdorben,

ben, Angelika. — Unter Menſchen muſs ich dich führen, damit du ſie zu achten verlernеſt. Du ſollſt ihm nachjagen deinem lieblichen Phantom — du ſollſt dieſes Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beſchauen — Wohl mir, daſs ich nichts dabey wage — Ich habe dir einen Maaſsſtab in dieſer Bruſt mitgegeben, den ſie nicht aushalten werden. (mit ſtillem Entzücken ſie betrachtend) O noch eine ſchöne Freude blüht mir auf und die lange Sehnſucht naht ſich ihrer Erfüllung. — Wie ſie ſtaunen werden, von nie empfundnen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte ſtelle — Ich habe ſie — Ja ich habe ſie gewiſs — ihre Beſten und Edelſten will ich in dieſer goldenen Schlinge verſtricken — Angelika! (er naht ſich ihr mit feierlichem Ernſte und läſst ſeine Hand auf ihr Haupt niederſinken) Sey ein höheres Weſen unter dieſem geſunknen Geſchlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Helden, die

die die Weisheit des Weiſeſten erſchöpfen. Mit der unwiderſtehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmuth triumphiere meine verurtheilte Tugend. Milder ſtrahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne ſich endlich ihren ſiegenden Strahlen. Bis hieher führe ſie — bis ſie den ganzen Himmel ſehen, der an dieſem Herzen bereitet liegt, bis ſie nach dieſem unausſprechlichen Glück ihre glühenden Wünſche ausbreiten — und jetzt fliehe in deine Glorie hinauf — in ſchwindlichter Ferne ſehen ſie über ſich die himmliſche Erſcheinung! ewig unerreichbar ihrem verlangen, wie der Orion unſerm ſterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern. — Zum Schattenbilde wurden ſie mir, da ich nach Weſen dürſtete, in Schatten zerflieſse du ihnen wieder. — So ſtelle ich dich hinaus in die Menſchheit — Du weiſst, wer du biſt — Ich habe dich meiner Rache erzogen.

Jena, gedruckt bey J. C. G. Göpferdt.

der Religion, allen abergläubischen Meynungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. noch Vermögen sich zu widersetzen, welches eben so viel war, als der katholischen Kirche den Krieg ankündigen. Endlich und gutherzlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung, und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partei zu einem organisirten Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformirte schon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen. Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, bald platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders exclärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft aufhebt, durchtiefe die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern. Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden. nun sich zu verschiedenen Führern zu schlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wieder zu finden. Unteressen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guisen, zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlandes zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden nähern Ausschlag des Kriegsherr ihr, welchen von beiden Theilen er auch beginnstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg zur Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Tours in Persien, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsi zwischen Chateaudun und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint-André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich so viel von diesen erhalten, daß sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, für der Tyrannei sowohl des einen als des andern Theils zu entkommen, den Prinzen von Condé, durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, und alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege grausam sie erbittert und so unversöhnlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Erbitterung Alles bessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur durchzuschneiden, finden an den Gemütern der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeußersten fort. Die Gesetze für Gerechtigkeit, Aufständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in den andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb zur Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Krieges etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beförderer, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimath, Familie, Eigenthum verliert, wirft man mit sonderbarem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen sich selbst trüben, und denen dem gemeinen Geist alle Gutthätigkeit fließt, wo das Ehrwürdige schändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Angen gerückt ist, wo die Lebensorgane Todtgewirren Gebirne tobt der Sturm, der Grundlagen des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicher Loos, wo sich reißende Schwärmerei mit Parteihaß gattet, und die Fackel des Bürgerkriegs sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet!

Und dieß war der Charakter dieses Krieges, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist

Wallenſtein

ein dramatiſches Gedicht

von

Schiller.

Erſter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wallensteins Lager.

Prolog.

Gesprochen bey Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im October 1798.

Der scherzenden, der ernsten Maske Spiel,
Dem ihr so oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns aufs neu in diesem Saal —
Und sieh! er hat sich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunst zum heitern Tempel ausgeschmückt,
Und ein harmonisch hoher Geist spricht uns
Aus dieser edeln Säulenordnung an,
Und regt den Sinn zu festlichen Gefühlen.

Und doch ist dies der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachsenden Talents.

Wir ſind die Alten noch, die ſich vor euch
Mit warmem Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,
Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
Durch ſeinen Schöpfergenius entzückend.
O! möge dieſes Raumes neue Würde
Die Würdigſten in unſre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Geſetze.
So ſtehe dieſer Kreis die neue Bühne
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfriſchen und verjüngen,
Als hier vor einem auserleſnen Kreis,
Der rührbar jedem Zauberſchlag der Kunſt
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt
In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht?

Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meiſels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,

Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein daurend Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis,
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muß ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern,
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbaun — So nimmt er
Sich ſeines Namens Ewigkeit voraus,
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Die neue Aera, die der Kunſt Thaliens
Auf dieſer Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlaſſend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis,
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir ſtrebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände
Um Herrschaft und um Freyheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und funfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreyßig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie
Die düstre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

In jenes Krieges Mitte stellt euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Elends sind dahingeflohn,
In trüben Massen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.

Ein Tummelplatz von Waffen iſt das Reich,
Verödet ſind die Städte, Magdeburg
Iſt Schutt, Gewerb und Kunſtfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
Strafloſe Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf dieſem finſtern Zeitgrund malet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffeln raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Partheyen Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte,
Doch euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch eurem Herzen, menſchlich näher bringen.
Denn jedes Aeußerſte führt ſie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück,

Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

Nicht Er iſts, der auf dieſer Bühne heut
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird euch ſein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt,
Denn ſeine Macht iſts, die ſein Herz verführt,
Sein Lager nur erkläret ſein Verbrechen.

Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raſchen Schritts mit Einem mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenſtand
In einer Reihe von Gemälden nur
Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das heut'ge Spiel gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen,
In jenen Zeitraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegeriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.

Und wenn die Muſe heut,
Des Tanzes freye Göttin und Geſangs,

hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten ergenzte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstere Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Seite, und die Predigt waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen, und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auferegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Character der ganzen Partei mußte mit diesen blutigen und furchtbaren Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Calvinismus erzürnt der Kalvinisten in Wurtemberg; Kinder und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wovon ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Krieges bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er damals werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und bestissen sich mit abscheulicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergrimmte Hugenotte bei den Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit gesühnet wurden!

Von den Ausführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfindrischer Grausamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stachetn eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein besonderer Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die Wuthe thierischer Wurth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Spötzl des Pariser Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach, und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein anderer nachahmlicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, denn nun steurte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Umsonst hatte Katharina von Medicis alle Künste ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluß des Conseils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Kalvinisten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zuräthung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrath verzehrt, und außer Stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah, und der Krieg in die Länge gespielt wurde, fortdin selbst zu verstärken, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn beim rief, seinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese, so große Thaten versprechende, Armee, und dem Prinzen, sagt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige antwerlige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegsführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand den Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miethtruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen, und diesen neu aufstrebenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, den Untergang ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite, und erösnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigenen Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon länast die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, gelgte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechs-

Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder fodert — tadelts nicht!
Ja danket ihr's, daß ſie das düſtre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt,
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

Personen.

Wachtmeister, Trompeter } von einem Terzkischen Karabinierregiment.

Konstabler.

Scharfschützen.

Zwey Holkische reitende Jäger.

Buttlerische Dragoner.

Arkebusiere vom Regiment Tiefenbach.

Kürassier von einem wallonischen, Kürassier von einem lombardischen } Regiment.

Kroaten.

Ulanen.

Rekrut.

Bürger.

Bauer.

Bauerknabe.

Kapuziner.

Soldatenschulmeister.

Marketenderin.

Eine Aufwärterin.

Soldatenjungen.

Hoboisten.

Vor der Stadt Pilsen in Böhmen.

Erſter Auftritt.

Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödelbude. Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen ſich durch einander, alle Tiſche ſind beſetzt. Kroaten und Ulanen an einem Kohlfeuer kochen, Marketenderin ſchenkt Wein, Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird geſungen.

Ein Bauer und ſein Sohn.

Bauerknabe.

Vater, es wird nicht gut ablaufen,
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen.
Sind euch gar trotzige Kameraden;
Wenn ſie uns nur nichts am Leibe ſchaden.

Bauer.

Ey was! Sie werden uns ja nicht freſſen,
Treiben ſie's auch ein wenig vermeſſen.
Siehſt du? ſind neue Völker herein,
Kommen friſch von der Saal und dem Main,
Bringen Beut mit, die rarſten Sachen!
Unſer iſt's, wenn wir's nur liſtig machen.
Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach

Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.
Die will ich heut einmal probiren,
Ob sie die alte Kraft noch führen.
Mußt dich nur recht erbärmlich stellen,
Sind dir gar lockere, leichte Gesellen.
Lassen sich gerne schön thun und loben,
So wie gewonnen, so ist's zerstoben.
Nehmen sie uns das Unsre in Scheffeln,
Müssen wir's wieder bekommen in Löffeln;
Schlagen sie grob mit dem Schwerte drein,
So sind wir pfiffig und treiben's fein.

(Im Zelt wird gesungen und gejubelt.)

Wie sie juchzen — daß Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt sich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe,
Weit herum ist in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir für Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eignen Knochen.
War's doch nicht ärger und krauser hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen,
Und die nennen sich Kaiserliche!

Bauerknabe.

Vater, da kommen ein paar aus der Küche.
Sehen nicht aus als wär viel zu nehmen.

Bauer.

Sind einheimische, gebohrne Böhmen,
Von des Terschkas Karabinieren,
Liegen schon lang in diesen Quartieren.
Unter allen die schlimmsten just,
Spreitzen sich, werfen sich in die Brust,
Thun als wenn sie zu fürnehm wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort seh ich die drey scharfe Schützen
Linker Hand um ein Feuer sitzen.
Sehen mir aus wie Tiroler schier.
Emmerich komm! An die wollen wir,
Lustige Vögel, die gerne schwatzen,
Tragen sich sauber und führen Batzen.

(Gehen nach den Zelten.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Wachtmeister. Trompeter. Uhlan.

Trompeter.

Was will der Bauer da? Fort Halunk!

Bauer.

Gnädige Herren, einen Bissen und Trunk,
Haben heut noch nichts Warmes gegessen.

Trompeter.

Ey das muß immer saufen und fressen.

Illo (mit einem Glase).

Nichts gefrühstückt? Da trink, du Hund!

(Führt den Bauer nach dem Zelte; jene kommen vorwärts.)

Wachtmeister (zum Trompeter).

Meinst du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben,
Nur daß wir flott und lustig leben?

Trompeter.

Die Herzogin kommt ja heute herein
Mit dem fürstlichen Fräulein —

Wachtmeister.

Das ist nur der Schein.
Die Truppen, die aus fremden Landen
Sich hier vor Pilsen zusammen fanden,
Die sollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schluck und guten Brocken,
Damit sie sich gleich zufrieden finden,
Und fester sich mit uns verbinden.

Trompeter.

Ja es ist wieder was im Werke!

Wachtmeister.

Die Herrn Generäle und Kommendanten —

Trompeter.

Es ist gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dick hier zuſammen fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil herbemüht.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel, und das Geſchlüe —

Trompeter.

Ja! ja!

Wachtmeiſter.

Und von Wien die alte Perücke,
Die man ſeit geſtern herum gehn ſieht,
Mit der guldenen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Trompeter.

Wieder ſo ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

Wachtmeiſter.

Merkſt du wohl? ſie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Geſicht.
Er iſt ihnen zu hoch geſtiegen,
Möchten ihn gern herunter kriegen.

Trompeter.

Aber wir halten ihn aufrecht, wir.
Dächten doch alle wie ich und ihr!

Wachtmeister.

Unser Regiment und die andern vier,
Die der Terschka anführt, des Herzogs Schwager,
Das resoluteste Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen,
Hat er uns selbst doch herangezogen.
Alle Hauptleute setzt' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben sein.

Dritter Auftritt.

Kroat (mit einem Halsschmuck). Scharfschütze (setzt). Vorige.

Scharfschütz.

Kroat, wo hast du das Halsband gestohlen?
Handle dir's ab! dir ist's doch nichts nütz.
Geb dir dafür das Paar Terzerolen.

Kroat.

Nix, nix! du willst mich betrügen, Schütz.

Scharfschütz.

Nun! geb dir auch noch die blaue Müz,
Hab sie so eben im Glücksrad gewonnen.
Siehst du? Sie ist zum höchsten Staat.

Kroat.

(läßt das Halsband in der Sonne spielen)

'S ist aber von Perlen und edelm Granat.
Schau, wie das flinkert in der Sonnen!

Scharfschütz (nimmt das Halsband).

Die Feldflasche noch geb ich drein,

(besieht es)

Es ist mir nur um den schönen Schein.

Trompeter.

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!

Halbpart Schütze, so will ich schweigen.

Kroat (hat die Mütze aufgesetzt).

Deine Mütze mir wohlgefällt.

Scharfschütz (winkt dem Trompeter).

Wir tauschen hier! Die Herrn sind Zeugen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Konstabler.

Konstabler (tritt zum Wachtmeister).

Wie ist's, Bruder Karabinier?

Werden wir uns lang noch die Hände wärmen,

Da die Feinde schon frisch im Feld herum schwärmen?

Wachtmeister.

Thut's ihm so eilig, Herr Konstabel?

Die Wege sind noch nicht practikabel.

Konstabler.

Mir nicht. Ich sitze gemächlich hier;

Aber ein Eilbot ist angekommen,

Meldet, Regenspurg sey genommen.

Trompeter.

Ei, da werden wir bald aufsitzen.

Wachtmeister.

Wohl gar! Um dem Vater sein Land zu schützen?
Der dem Fürsten so unfreund ist?
Werden uns eben nicht sehr erhitzen.

Konstabler.

Meynt ihr? — Was ihr nicht alles wißt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Zwey Jäger. Dann Marketenderin. Soldatenjungen. Schulmeister. Aufwärterin.

Erster Jäger.

Sieh! sieh!
Da treffen wir lustige Compagnie.

Trompeter.

Was für Grünröck mögen das seyn?
Treten ganz schmuck und stattlich ein.

Wachtmeister.

Sind Hollische Jäger, die silbernen Tressen
Holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen.

Marketenderin.

(kommt und bringt Wein)

Glück zur Ankunft, ihr Herrn!

tausend Mann englischer Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre-de-Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zugabe der versprochenen Religionsversicherungen, besetzt halten sollte. Es lächte ein wahrhafter Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den französischen Protestanten aus, und der verführte Nationshaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Settenhaß und dem Verfolgungsgeist erhitzterter Fractionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die Königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die, von schwärmerischen Predigern erhitzt, blos ihrem blinden Religionseifer und dem Geiz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten der Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen, und die Hülfstruppen ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlung gerächt, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Eintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie brohten den dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter seiner Botmäßigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hülfs-Truppen, mit denen sich sein Dorfer Andelot, nach Uebereinkunft mit jenglichen Schweizigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs Neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen, und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens wäre dieses Anerbieten entweder Paris erobert, oder wenigstens ein vortheilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln, und durch Verspielung günstiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach das Edikt des Jänners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, blos mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souverainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese Letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die erwünschte Frist, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Konfederirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfstruppen verstärkten, schwelg die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er im Kurzem in einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber unweit der Stadt Dreux von der nachteilenden Armee der Königin eingeholt, und zu einem entscheidenden Treffen genöthigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, stunnten beide Herre einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verspritzt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertönte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wüthenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich blutigem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé und unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marschall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Absonderlichkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so mußte ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Sinn keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen, und die zuversichtlich spröde Sprache des Beherrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen, und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die gesammte Partei der Protestanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den übergroßen Einfluß des Letztern zu entgegengesetzten Maßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg, und tödtete vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihrer Anführer hatte den Muth derselben zwar erschüttert, aber nicht ganz niederdrangen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in Kurzem unter seinen Fahnen versammelt, und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch ungesetzliche Truppen verstärkt und mit englischem Gelde der friedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, und durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen.

Erſter Jäger.

Was? der Blitz!
Das iſt ja die Guſtel aus Blaſewitz,

Marketenderin.

I freylich! Und er iſt wohl gar Muſikus
Der lange Peter aus Itzehö?
Der ſeines Vaters goldene Füchſe
Mit unſerm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückſtadt, in einer luſtigen Nacht. —

Erſter Jäger.

Und die Feder vertauſcht mit der Kugelbüchſe.

Marketenderin.

Ei! da ſind wir alte Bekannte!

Erſter Jäger.

Und treffen uns hier im böhmiſchen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegesbeſen
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort,
Bin indeß weit herum geweſen.

Erſter Jäger.

Will's ihr glauben! Das ſtellt ſich dar.

Marketenderin.

Bin hinauf bis nach Temesmar
Gekommen, mit den Bagagewagen,

Als wir den Mansfelder thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralsund,
Ging mir dorten die Wirthschaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Und mit einem spanischen Regiment
Hab ich einen Abstecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmischen Land probiren,
Alte Schulden einkassiren —
Ob mir der Fürst hilft zu meinem Geld.
Und das dort ist mein Marketenderzelt.

Erster Jäger.

Nun, da trifft sie alles beysammen an!
Doch wo hat sie den Schottländer hingethan,
Mit dem sie damals herumgezogen?

Marketenderin.

Der Spitzbub! der hat mich schön betrogen.
Fort ist er! Mit allem davon gefahren,
Was ich mir that am Leibe ersparen.
Ließ mir nichts, als den Schlingel da!

Soldatenjunge (kömmt gesprungen).

Mutter! sprichst du von meinem Papa?

Erster Jäger.

Nun, nun! das muß der Kaiser ernähren,
Die Armee sich immer muß neu gebähren.

Soldatenſchulmeiſter (kommt).

Fort in die Feldſchule! Marſch, ihr Buben!

Erſter Jäger.

Das fürcht ſich auch vor der engen-Stuben!

Aufwärterin (kommt).

Baſe, ſie wollen fort.

Marketenderin.

Gleich! gleich!

Erſter Jäger.

Ei, wer iſt denn das kleine Schelmengeſichte?

Marketenderin.

'S iſt meiner Schweſter Kind — aus dem Reich.

Erſter Jäger.

Ei, alſo eine liebe Nichte?

(Marketenderin geht.)

Zweyter Jäger (das Mädchen haltend).

Bleib ſie bey uns doch, artiges Kind.

Aufwärterin.

Gäſte dort zu bedienen ſind. (macht ſich los und geht.)

Erſter Jäger.

Das Mädchen iſt kein übler Biſſen! —

Und die Manme! beym Element!

Was haben die Herrn vom Regiment

Sich um das niedliche Närrchen geriſſen! —

Was man nicht alles für Leute kennt!
Und wie die Zeit von dannen rennt. —
Was werd' ich noch alles erleben müssen!
(zum Wachtmeister und Trompeter)
Euch zur Gesundheit, meine Herrn! —
Laßt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

Sechster Auftritt.

Jäger. Wachtmeister. Trompeter.

Wachtmeister.

Wir danken schön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

Erster Jäger.

Ihr sitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns schlecht bequemen.

Trompeter.

Man sollt's euch nicht ansehn, ihr seyd galant.

Wachtmeister.

Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meißen
Hört man euch Herrn nicht besonders preisen.

Zweyter Jäger.

Seyd mir doch still. Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb,
Uns nur die Nachlese übrig blieb.

Trompeter.

Ihr habt da einen saubern Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hosen sitzen!
Die feine Wäsche, der Federhut!
Was das alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burschen das Glück soll scheinen,
Und so was kommt nie an unser einen!

Wachtmeister.

Dafür sind wir des Friedländers Regiment,
Man muß uns ehren und respectiren.

Erster Jäger.

Das ist für uns andre kein Compliment,
Wir eben so gut seinen Namen führen.

Wachtmeister.

Ja, ihr gehört auch so zur ganzen Masse.

Erster Jäger.

Ihr seyd wohl von einer besondern Rasse?
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

Wachtmeister.

Herr Jäger, ich muß euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bey den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.

Erster Jäger.

Sie bekam euch übel, die Lection.
Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das hatt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Schenie, ich meyne sein Geist,
Sich nicht auf der Wachparade weist.

Zweyter Jäger.

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Queerfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Hollkische Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, so sind wir da —
Wie die Feuerflamme bey dunkler Nacht
In die Häuser fähret, wenn niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es sträubt sich — der Krieg hat kein Erbarmen —
Das Mägdlein in unsern sonnigten Armen —
Fragt nach, ich sag's nicht um zu pralen;
In Baireuth, im Voigtland, in Westphalen,
Wo wir nur durchgekommen sind —
Erzählen Kinder und Kindeskind

Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Volk noch und seinen Schaaren.

Wachtmeister.

Nun da sieht man's! Der Saus und Braus
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Erster Jäger.

Die Freyheit macht ihn! Mit euren Fratzen!
Daß ich mit euch soll darüber schwatzen. —
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn und die Galeere,
Die Schreibstub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände? —
Flott will ich leben und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt,
Führt mich in's Feuer frisch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verlohren seyn;
Werde mich nicht lang sperren und zieren. —
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter incommodiren.

Wachtmeister.

Nu, nu, verlangt ihr sonst nichts mehr?
Das ließ sich unter dem Wams da finden.

Erster Jäger.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bey Gustav-dem-Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Ließ Betstunde halten, des Morgens, gleich
Bey der Reveille und beym Zapfenstreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeister.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erster Jäger.

Dirnen, die ließ er gar nicht passiren,
Mußten sie gleich zur Kirche führen.
Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtmeister.

Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

Erster Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Liguisten,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser ging,

Soff und Spiel und Mädels die Menge!
Wahrhaftig, der Spaß war nicht gering.
Denn der Tilly verstand sich auf's kommandiren.
Dem eigenen Körper war er strenge;
Dem Soldaten ließ er vieles passiren,
Und ging's nur nicht aus seiner Kassen,
Sein Spruch war: leben und leben lassen.
Aber das Glück blieb ihm nicht stät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bey uns gerieth in's Stecken;
Wo wir erschienen und pochten an
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respect war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,
Meynte, da müßte mein Glück recht wachsen.

Wachtmeister.

Nun! da kamt ihr ja eben recht
Zur böhmischen Beute.

Erster Jäger.

Es ging mir schlecht.
Sollten da strenge Manneszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,

Viel Umständ' und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr zu erwerben,
Und ich wär' bald für Ungeduld
Wieder heim gelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen.

Wachtmeister.

Und wie lang denkt ihr's hier auszuhalten?

Erster Jäger.

Spaßt nur! so lange der thut walten
Denk ich euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo besser kaufen? —
Da geht alles nach Kriegessitt',
Hat alles 'nen großen Schnitt.
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit.
Da tret ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch alles thät bedeuten,

Andelot hatte sich mit dem Kern der Armee und den vertrautesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdieß der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der geoffneten Thoren fand er an ihren Mauern das Heer seiner Gegner. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Merè, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greueltaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die katholische Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie doch sich auch die Anmaßungen dieses Fürsten verstiegen, so war er doch gewiß auch der Mann für seine Plane; wie viel Stärke auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte derselben doch, selbst nach dem Geständniß seiner Feinde, der Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenschaft adelt. Die beiden ihm am meisten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gesetze der Menschlichkeit fast so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, bewieß die Behandlung, welche er den Prinzen von Condé, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man die zwei erbittertsten Gegner, so viel Jahre lang beschäftigt, sich zu vertilgen, durch so viele erlittene Beleidigungen zur Rache, so viele aufgehäufte Feindseligkeiten zum Mißtrauen gereizt, an einer Tafel vertraulich zusammen speisen, und, nach der Sitte jener Zeit, in benachbarten Betten schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte sowohl die Thätigkeit der katholischen Partei, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, worin das Edikt des Januars mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen, auf den Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile scheinen, welche der Vergleich von Amboise den Reformirten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, von Seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem ungeeilten Frieden alle glänzenden Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog von Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutschland, und in den Religionseifer der französischen Protestanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutschen nach Hause gehen. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts in der bürgerlichen Gleichheit der Religion zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Andreasfeiertagen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre-de-Grace, welche Montmorency durch die Uebereinkunft des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Widerwille beider Parteien, diese Unternehmung zu begünstigen, bewies nicht sowohl den wiederaufkeimenden Gemeingeist der Franzosen als die unverlierbare Gewalt des Nationalhasses, den wohl die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Seelenzwist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigsten Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Kalvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man sich an, ihnen durch eine willkührliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. Montmorency's herrschsüchtigerer Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unbußfaune Glaubenseifer, welcher ihn selbst beherrschte, theilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Unsensit reklamirten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrags ihnen zugesichert; der Prinz von Condé, ihr Beschützer, von dem Rege der Königin unstrikt, und der unbändigen Rolle eines Parteisührers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von keiner Armee unterstützt, natürlicher Weise ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andere erfolgte, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahre 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen, und ihrem Sohne die Liebe der Völker zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wuth des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesen jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es ist wahrscheinlich genug, daß sich bei dieser Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Kalvins in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte

Da giebt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen!
Was nicht verboten iſt, iſt erlaubt;
Da fragt niemand, was einer glaubt.
Es giebt nur zwey Ding überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Wachtmeiſter.

Jetzt gefallt ihr mir, Jäger! Ihr ſprecht
Wie ein Friedländiſcher Reitersknecht.

Erſter Jäger.

Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiſer ſtammt!
Es iſt ihm nicht um des Kaiſers Dienſt,
Was bracht' er dem Kaiſer für Gewinnſt?
Was hat er mit ſeiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anſtecken und entzünden,
Sich alles vermeſſen und unterwinden —

Trompeter.

Still! Wer wird ſolche Worte wagen!

Erſter Jäger.

Was ich denke, das darf ich ſagen.
Das Wort iſt frey, ſagt der General.

Wachtmeister.

So sagt er, ich hört's wohl einigemal,
Ich stand dabey. „Das Wort ist frey,
„Die That ist stumm, der Gehorsam blind,"
Dies urkundlich seine Worte sind.

Erster Jäger.

Ob's just seine Wort' sind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' ist so wie er spricht.

Zweyter Jäger.

Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bey andern pflegt zu geschehen.
Der Tilly überlebte seinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren
Da bin ich gewiß zu victorisiren.
Er bannet das Glück, es muß ihm stehen.
Wer unter seinem Zeichen thut fechten,
Der steht unter besondern Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeister.

Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair bey Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.

Durchlöchert von Kugeln war sein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren,
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen.

Erster Jäger.

Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeister.

Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeister.

Sie sagen, er les' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiß aber besser, wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bey nächtlicher Frist
Durch verschlossene Thüren zu ihm einzugehen,
Die Schildwachen haben's oft angeschrien,
Und immer was Großes ist drauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien.

Zweyter Jäger.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Rekrut. Ein Bürger. Dragoner.

Rekrut.

(tritt aus dem Zelt, eine Blechhaube auf dem Kopfe, eine Weinflasche in der Hand.)

Grüß den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.

Erster Jäger.

Sieh, da bringen sie einen Neuen!

Bürger.

O! gieb acht, Franz! Es wird dich reuen.

Rekrut (singt).

Trommeln und Pfeifen,
Kriegrischer Klang!
Wandern und streifen
Die Welt entlang,
Rosse gelenkt,
Muthig geschwenkt,
Schwerdt an der Seite,
Frisch in die Weite,
Flüchtig und flink,
Frey, wie der Fink
Auf Sträuchern und Bäumen,
In Himmels Räumen,
Heysa! ich folge des Friedländers Fahn'!

Zweyter Jäger.

Seht mir! das ist ein wackrer Kumpan! (Sie begrüßen ihn).

Bürger.

O! laßt ihn! Er ist guter Leute Kind.

Erster Jäger.

Wir auch nicht auf der Straße gefunden sind.

Bürger.

Ich sag' euch, er hat Vermögen und Mittel.
Fühlt her, das feine Tüchlein am Kittel!

Trompeter.

Des Kaisers Rock ist der höchste Titel.

Bürger.

Er erbt eine kleine Mützenfabrik.

Zweyter Jäger.

Des Menschen Wille, das ist sein Glück.

Bürger.

Von der Großmutter einen Kram und Laden.

Erster Jäger.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!

Bürger.

Einen Weinschank dazu von seiner Pathen;
Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfaß Wein.

Trompeter.

Den theilt er mit seinen Kameraden.

Zweyter Jäger.

Hör du! Wir müssen Zeltbrüder seyn.

Bürger.

Eine Braut läßt er sitzen in Thränen und Schmerz.

Erster Jäger.

Recht so, da zeigt er ein eisernes Herz.

Bürger.

Die Großmutter wird für Kummer sterben.

Zweyter Jäger.

Desto besser, so kann er sie gleich beerben.

Wachtmeister.

(tritt gravitätisch herzu, dem Rekruten die Hand auf d
Blechhaube legend)

Sieht er! das hat er wohl erwogen.
Einen neuen Menschen hat er angezogen,
Mit dem Helm da und Wehrgehäng,
Schließt er sich an eine würdige Meng.
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in ihn fahren —

Erster Jäger.

Muß besonders das Geld nicht sparen.

Wachtmeister.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff,
Die Weltkugel liegt vor ihm offen,
Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.

Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.
Seh' er 'mal mich an! In diesem Rock
Führ' ich, sieht er, des Kaisers Stock.
Alles Weltregiment, muß er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen;
Und das Zepter in Königs Hand
Ist ein Stock nur, das ist bekannt.
Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann er's auch noch treiben.

Erster Jäger.

Wenn er nur lesen kann und schreiben.

Wachtmeister.

Da will ich ihm gleich ein Exempel geben,
Ich thät's vor kurzem selbst erleben.
Da ist der Schef vom Dragonerkorps,
Heißt Buttler, wir standen als Gemeine
Noch vor dreyßig Jahren bey Köln am Rheine,
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er thät sich bas hervor,
Thät die Welt mit seinem Kriegsruhm füllen,
Doch meine Verdienste, die blieben im Stillen.

Ja, und der Friedländer selbst, sieht er,
Unser Hauptmann und hochgebietender Herr,
Der jetzt alles vermag und kann,
War erst nur ein schlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttin sich vertraut,
Hat er sich diese Grösse erbaut,
Ist nach dem Kaiser der nächste Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,
(pfiffig) Denn noch nicht aller Tage Abend ist.

Erster Jäger.

Ja, er fing's klein an und ist jetzt so groß,
Denn zu Altdorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und purschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts, in's Carcer sperren,
'S war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag;
Ein rechter Kerl sich dran spiegeln mag.
Unter des Herrn großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen besonders gefallen. (das Mädchen hat
unterdessen aufgewartet; der zweyte Jäger schäkert mit ihr.)

Dragoner (tritt dazwiſchen).

Kamerad! laß er das unterwegen.

Zweyter Jäger.

Wer Henker! hat ſich da drein zu legen!

Dragoner.

Ich will's ihm nur ſagen, die Dirn' iſt mein.

Erſter Jäger.

Der will ein Schätzchen für ſich allein!
Dragoner, iſt er bey Troſte! Sag er!

Zweyter Jäger.

Will was apartes haben im Lager.
Einer Dirne ſchön Geſicht
Muß allgemein ſeyn, wie's Sonnenlicht! (küßt ſie)

Dragoner (reißt ſie weg).

Ich ſag's noch einmal, das leid ich nicht.

Erſter Jäger.

Luſtig! luſtig! da kommen die Prager!

Zweyter Jäger.

Sucht er Händel? Ich bin dabey.

Wachtmeiſter.

Frieb', ihr Herren! Ein Kuß iſt frey!

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf und ſpielen einen Walzer, erſt langſam und dann immer geſchwinder. Der erſte Jäger tanzt mit der Aufwärterin, die Marketenderin mit dem Rekruten; das Mädchen entſpringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu faſſen, der eben hereintritt.

Kapuziner.

Heyſa, Juchheya! Dudeldumdey!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabey!
Iſt das eine Armee von Chriſten?
Sind wir Türken? ſind wir Antibaptiſten?
Treibt man ſo mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu Saufgelagen?
Zu Banketten und Feyertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in Schooß?
Die Kriegsfurl iſt an der Donau los,
Das Bollwerk des Baierlands iſt gefallen,
Regenſpurg iſt in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Säbel,
Hetzt ſich lieber herum mit der Dirn',

sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Aufführern ein Gaukelspiel versteller Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Christenheit seinen Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Christlose des Admirals diese Verläumdung widerlegt — es gibt Zeitumstände, wo man an seiner Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts bot beide seine Stärke des Gemüths, die sich über ihn hinweg schwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, Heinrich von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Größe pochte, hatte schon den furchtbaren Vorsatz der Rache gefaßt. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte Katharinens geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offenbaren Ausbruch derselben, der sie in die Nothwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Faktionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Eidesverklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte, und zwischen beiden Häusern eine versteckte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und weitbebenden Bürgerkriege. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil däuchte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Ehre ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfte. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte krönte, konnte nach ihrem System Anspruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fundamentalen Religions-Partei diese Vorrechte, gleich einem gestohlenen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese wirrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erbitten, indem die Aufführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicher Weise die Gegen-Partei nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Aufopferung in einen dem Verhältniß, als sie jenen unerträglicher seien, weiter anzudehnen. „Vor Kurzem,“ erklärte sich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten.“

Bei dieser wilderen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Kalvinisten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen blutigen Bruch, und die Frage war blos, wie bis zu dessen nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sey, um einen argwöhnischen und waffenmächtigen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde bei Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefährliche Macht, als der spanische General-Lissimus kommandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüberziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Aufführer begriff die Nothwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten, und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, erboten sie sich voll Angst, ihre eigene Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Strategem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das Römische gegen den Hof zu erretten hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechtzigtausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergehung der Kalvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht hielt, solange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr aus einander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Aufführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit kund, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell seyn. Man hielt Rath bei Coligny, in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen, und den König auf seinem Landsitz zu Meaux anzuhalten, wo er sich bei geringer Bedeckung in diesen Schlupfwinkel glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs Eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und bereits den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umfingen, wandelte diese bewegliche Festung fort, und bisserte mit vorgefetzten Piken eine sachte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Schweizer einhüllte, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris, und

Frißt den Ochsen lieber als den Cremſita.
Die Chriſtenheit trauert in Sack und Aſche,
Der Soldat füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter.
Den Kometen ſteckt er wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenſter aus,
Die ganze Welt iſt ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche ſchwimmt in Blute,
Und das römiſche Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt helfen römiſch Arm,
Der Rheinſtrom iſt worden zu einem Peinſtrom,
Die Klöſter ſind ausgenommene Neſter,
Die Bisthümer ſind verwandelt in Wüſtthümer,
Die Abteyen und die Stifter
Sind nun Raubteyen und Diebesklüften,
Und alle die geſegneten deutſchen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —
Woher kommt das? das will ich euch verkünden,
Das ſchreibt ſich her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich Officier und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd iſt der Magneteinſtein,
Der das Eiſen ziehet ins Land herein.

Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den dürren Zwickel,
Hinter dem U kömmt gleich das Weh,
Das iſt die Ordnung im a, b, c.

Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie ſoll man ſiegen,
Wenn man die Predigt ſchwänzt und die Meß,
Nichts thut als in den Weinhäuſern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlohrnen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſaubern Brüder:
Aber wer bey den Soldaten ſucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüſten,
Wie wir leſen im Evangeliſten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen ſich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schooß?
Et ait illis. Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr niemanden ſchindet und plackt.

Neque calumniam faciatis,
Niemand verläſtert, auf niemand lügt.
Contenti estote, euch begnügt
Stipendiis vestris mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böſe Angewöhnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollt den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen,
Und wo hört man mehr blasphemiren
Als hier in den Friedländiſchen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenſpitz,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr.
Und wenn euch für jedes böſe Gebet,
Das aus eurem ungewaſchnen Munde geht,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick wie Abſalons Zopf.
Der Joſua war doch auch ein Soldat,
König David erſchlug den Goliath,
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Fluchmäuler ſind geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meynen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Heiſ Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!

Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.

Wieder ein Gebot iſt: Du ſollt nicht ſtehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt alles offen fort,
Vor euren Klauen und Geiergriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ey und das Huhn dazu.
Was ſagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommisbrote.
Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben!
Wie die Glieder, ſo auch das Haupt!
Weiß doch niemand an wen der glaubt!

Erſter Jäger.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag er ſchimpfen,
Den Feldherrn ſoll er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem meum!
Das iſt ſo ein Ahab und Jeroboam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Rekrut.

Laß er uns das nicht zweymal hören!

Kapuziner.

So ein Bramarbas und Eisenfresser,
Will einnehmen alle festen Schlösser.
Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Trompeter.

Stopft ihm keiner sein Lästermaul?

Kapuziner.

So ein Teufelsbeschwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verläugnet wie Petrus seinen Meister und Herrn,
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beyde Jäger.

Pfaffe, jetzt ist's um dich geschehn!

Kapuziner.

So ein listiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beyde Jäger

(auf ihn eindringend)

Schweig stille! Du bist des Todes.

Kroaten (legen sich drein).

Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag dein Sprüchel und theil's uns mit.

Kapuziner (schreyt lauter).

So ein hochmüthiger Nebucadnezer,
So ein Sündenvater und muthiger Ketzer,
Läßt sich nennen den Wallenstein,
Ja freylich ist er uns allen ein Stein
Des Anstoßes und Aergernisses,
Und so lang' der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried im Land.

(er hat nach und nach bey den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme spricht, seinen Rückzug genommen, indem die Kroaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne den Kapuziner.

Erster Jäger (zum Wachtmeister).

Sagt mir! Was meint' er mit dem Gökelhahn,
Den der Feldherr nicht krähen hören kann?
Es war wohl nur so gesagt ihm zum Schimpf und Hohne?

Wachtmeister.

Da will ich euch dienen! Es ist nicht ganz ohne!
Der Feldherr ist wundersam gebohren,
Besonders hat er gar kitzlichte Ohren.
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen.

Erster Jäger.

Das hat er mit dem Löwen gemein.

Wachtmeiſter.

Muß alles mauſſtill um ihn ſeyn.
Den Befehl haben alle Wachen,
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

Stimmen (im Zelt. Auflauf).

Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu.

Des Bauern Stimme.

Hilfe! Barmherzigkeit!

Andre Stimmen.

Friede! Ruh!

Erſter Jäger.

Hol mich der Teufel! Da ſetzt's Hiebe.

Zweyter Jäger.

Da muß ich dabey ſeyn! (laufen in's Zelt).

Marketenderin (kommt heraus).

Schelmen und Diebe!

Trompeter.

Frau Wirthin, was ſetzt euch ſo in Eifer?

Marketenderin.

Der Lump! der Spitzbub! der Straßenläufer!
Das muß mir in meinem Zelt paſſiren!
Es beſchimpft mich bey allen Herrn Officieren.

Wachtmeiſter.

Bäschen, was giebt's denn?

Marketenderin.

Was wird's geben?

Da erwiſchten ſie einen Bauer eben,
Der falſche Würfel thät bey ſich haben.

Trompeter.

Sie bringen ihn hier mit ſeinem Knaben.

Zehnter Auftritt.

Soldaten bringen den Bauer geſchleppt.

Erſter Jäger.

Der muß baumeln!

Scharfſchützen und Dragoner.

Zum Proſoß! zum Proſoß!

Wachtmeiſter.

Das Mandat iſt noch kürzlich ausgegangen.

Marketenderin.

In einer Stunde ſeh' ich ihn hangen!

Wachtmeiſter.

Böſes Gewerbe bringt böſen Lohn.

Erſter Arkebuſier (zum andern).

Das kommt von der Deſperation.
Denn ſehn erſt thut man ſie ruiniren,
Das heißt ſie zum Stehlen ſelbſt verführen.

Trompeter.

Was? was? ihr red't ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! thut euch der Teufel plagen?

Erſter Arkebuſier.

Der Bauer iſt auch ein Menſch — ſo zu ſagen.

Erſter Jäger (zum Trompeter).

Laß ſie gehen! ſind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher!
Lagen in Garniſon zu Brieg,
Wiſſen viel, was der Brauch iſt im Krieg.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Küraſſiere.

Erſter Küraſſier.

Friede! Was giebt's mit dem Bauer da?

Erſter Scharfſchütz.

'S iſt ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Erſter Küraſſier.

Hat er dich betrogen etwa?

Erſter Scharfſchütz.

Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Erſter Küraſſier.

Wie? du biſt ein Friedländiſcher Mann,
Kannſt dich ſo wegwerfen und blamiren.

Mit einem Bauer dein Glück probiren?
Der laufe was er laufen kann.

(Bauer entwischt, die Andern treten zusammen.)

Erster Arkebusier.

Der macht kurze Arbeit, ist resolut,
Das ist mit solchem Volke gut.
Was ist's für einer? Es ist kein Böhm.

Marketenderin.

'S ist ein Wallon! Respect vor dem!
Von des Pappenheims Kürassieren.

Erster Dragoner (tritt dazu).

Der Piccolomini, der junge, thut sie jetzt führen,
Den haben sie sich aus eigner Macht
Zum Oberst gesetzt in der Lützner Schlacht,
Als der Pappenheim umgekommen.

Erster Arkebusier.

Haben sie sich so was 'raus genommen?

Erster Dragoner.

Dies Regiment hat was voraus,
Es war immer voran bey jedem Strauß.
Darf auch seine eigne Justiz ausüben,
Und der Friedländer thut's besonders lieben.

Erster Kürassier (zum andern).

Ist's auch gewiß? Wer bracht' es aus?

glaubte, dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der Verhaßteste, und übereugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflegte, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicher Weise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streiche, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Haustrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs überrilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Zuzuge zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtentheils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichts desto weniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor, und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Bedrängung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erstreckte die Gewalt der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind zu fahren zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen, und durch diesen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am zehnten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Kalvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden General den Händen des Feindes, und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lateinischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: Laßt es gut seyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte eine Viertelstunde lang zu sterben.

Die Kalvinisten zogen sich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und die Königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigsten, indem es den Königlichen an feiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerlichen Marsche nicht weiter, als man im Anfange von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann, wie der Adel, murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sey, als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber," fragte man ihn nachher, „wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen. Was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?" — „In die Hände gebatscht und die Finger gerieben, vermuthe ich," erwiederte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der schnlichst erwarteten deutschen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld fähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung aufs Schimpflichste von ihnen verlassen zu werden, und alle auf diesen Succurs gegründeten Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier zu diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Offizieren sein Unvermögen, die Forderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals, und strengten alle ihre Beredtsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei auch Nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Mildthätigkeit befördereten. Der Versuch glückte, der geschmeichelte Soldat verbannte sich freiwillig seines Puzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahres 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verstärkung an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Die belagerten Chartres, und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angebrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte blos die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Die Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen, und wünschte schnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Beförderung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Vertrage gesichert waren, so begaben sie sich doch zum zweiten Mal ihrer Vortheile, und ließen unter fruchtlosen Negociationen die kostbare Zeit zu feindseligen Unternehmungen verstreichen. Daß zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina gesucht zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am zehnten März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König verfprach eine allgemeine Amnestie, und bestätigte das Edikt des Jah-

Zweyter Küraſſier.

Ich hab's aus des Oberſts eigenem Munde.

Erſter Küraſſier.

Was Teufel! Wir ſind nicht ihre Hunde.

Erſter Jäger.

Was haben die da? ſind voller Gift.

Zweyter Jäger.

Iſt's was, ihr Herrn, das uns mit betrifft?

Erſter Küraſſier.

Es hat ſich keiner drüber zu freuen.

(Soldaten treten herzu.)

Sie wollen uns in die Niederland' leihen;
Küraſſiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttauſend Mann aufſitzen.

Marketenderin.

Was? was? da ſollen wir wieder wandern?
Bin erſt ſeit geſtern zurück aus Flandern.

Zweyter Küraſſier (zu den Dragonern).

Ihr Buttleriſchen, ſollt auch mit reiten.

Erſter Küraſſier.

Und abſonderlich wir Wallonen.

Marketenderin.

Ei, das ſind ja die allerbeſten Schwadronen!

Erſter Küraſſier.

Den aus Mailand ſollen wir hinbegleiten.

Erſter Jäger.

Den Infanten! Das iſt ja kurios!

Zweyter Jäger.

Den Pfaffen! Da geht der Teufel los.

Erſter Küraſſier.

Wir ſollen von dem Friedländer laſſen,
Der den Soldaten ſo nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauſer, den wir von Herzen haſſen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Trompeter.

Was zum Henker! ſollen wir dort?
Dem Kaiſer verkaufen wir unſer Blut
Und nicht dem hiſpaniſchen rothen Hut.

Zweyter Jäger.

Auf des Friedländers Wort und Kredit allein
Haben wir Reitersdienſt genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenſtein,
Der Ferdinand hätt' uns nimmer bekommen.

Erſter Dragoner.

Thät uns der Friedländer nicht formiren?
Seine Fortuna ſoll uns führen.

Wachtmeister.

Laßt euch bedeuten, hört mich an.
Mit dem Gered' da ist's nicht gethan.
Ich sehe weiter als ihr alle,
Dahinter steckt eine böse Falle.

Erster Jäger.

Hört das Befehlbuch! Stille doch!

Wachtmeister.

Bäschen Gustel, füllt mir erst noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen,
Alsdann will ich euch meine Gedanken sagen.

Marketenderin (ihm einschenkend).

Hier, Herr Wachtmeister! Er macht mir Schrecken.
Es wird doch nichts Böses dahinter stecken!

Wachtmeister.

Sehr, ihr Herrn, das ist all recht gut,
Daß jeder das Nächste bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu sagen,
Man muß immer das Ganze überschlagen.
Wir nennen uns alle des Friedländers Truppen,
Der Bürger, er nimmt uns in's Quartier,
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen,
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorspannen an unsre Bagagewagen,
Vergebens wird er sich drüber beklagen.

Läßt ſich ein Gefreyter mit ſieben Mann
In einem Dorfe von weitem ſpüren,
Er iſt die Obrigkeit drinn und kann
Nach Luſt drinn walten und kommandiren.
Zum Henker! Sie mögen uns alle nicht,
Und ſähen des Teufels ſein Angeſicht
Weit lieber als unſre gelben Kolletter.
Warum ſchmeißen ſie uns nicht aus dem Land? Potz Wetter!
Sind uns an Anzahl doch überlegen,
Führen den Knittel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen!

Erſter Jäger.

Ja, ja, im Ganzen, da ſitzt die Macht!
Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiſer vor acht — neun Jahren
Die große Armee zuſammenbracht.
Sie wollten erſt nur von zwölftauſend hören:
Die, ſagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will ſechzigtauſend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers ſterben.
Und ſo wurden wir Wallenſteiner.

Wachtmeiſter.

Zum Exempel, da hack mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',

Hier an der rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger bloß genommen?
Nein, beym Kukuk! ich bin um die Hand gekommen!
'S iſt nur ein Stumpf, und nichts mehr werth.
Ja, und dieſe achttauſend Pferd,
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Läßt man ſie ziehn, ihr tröſtet euch,
Wir ſeyen um ein Fünftel nur geringer?
Proſt Mahlzeit! da fällt das Ganze gleich.
Die Furcht iſt weg, der Reſpect, die Scheu,
Da ſchwillt dem Bauer der Kamm auf's neu,
Da ſchreiben ſie uns in der Wiener Canzley
Den Quartier- und den Küchenzettel,
Und es iſt wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's ſtehen an,
So nehmen ſie uns auch noch den Feldhauptmann —
Sie ſind ihm am Hofe ſo nicht grün,
Nun, da fällt eben alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unſerm Geld?
Sorgt, daß man uns die Contracte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verſtand,
Den ſchnellen Witz und die feſte Hand,
Dieſe geſtückelten Heeresmaſſen
Zuſammen zu fügen und zu paſſen?

Zum Exempel — Dragoner — ſprich:
Aus welchem Vaterland ſchreibſt du dich?

Erſter Dragoner.

Weit aus Hibernien her komm' ich.

Wachtmeiſter.

(zu den beyden Küraſſieren)

Ihr, das weiß ich, ſeyd ein Wallon,
Ihr ein Welſcher. Man hört's am Ton.

Erſter Küraſſier.

Wer ich bin? ich hab's nie können erfahren,
Sie ſtahlen mich ſchon in jungen Jahren.

Wachtmeiſter.

Und du biſt auch nicht aus der Näh?

Erſter Arkebuſier.

Ich bin von Buchau am Feder-See.

Wachtmeiſter.

Und ihr, Nachbar?

Zweyter Arkebuſier.

Aus der Schwitz.

Wachtmeiſter.

(zum zweyten Jäger)

Was für ein Landsmann biſt du, Jäger?

Zweyter Jäger.

Hinter Wismar iſt meiner Eltern Sitz.

Wachtmeiſter.

(auf den Trompeter zeigend)

Und der da und ich, wir ſind aus Eger.
Nun! und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zuſammengeſchneyt und geblaſen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Spaßn?
Stehn wir nicht gegen den Feind geſchloſſen,
Recht wie zuſammengeleimt und gegoſſen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander, auf Wort und Wink?
Wer hat uns ſo zuſammengeſchmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterſchiedet?
Kein andrer ſonſt als der Wallenſtein!

Erſter Jäger.

Das fiel mir mein Lebtag nimmer ein,
Daß wir ſo gut zuſammen paſſen;
Hab mich immer nur geben laſſen.

Erſter Küraſſier.

Dem Wachtmeiſter muß ich Beyfall geben.
Dem Kriegsſtand kämen ſie gern an's Leben;
Den Soldaten wollen ſie nieder halten,
Daß ſie alleine können walten.
'S iſt eine Verſchwörung, ein Complott.

Marketenderin.

Eine Verſchwörung? du lieber Gott!
Da können die Herren ja nicht mehr zahlen

Wachtmeiſter.

Freylich! Es wird alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eignen Kaſſen
Die Regimenter, wollten ſich ſehen laſſen,
Thäten ſich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bring ihnen großen Segen.
Und die alle ſind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marketenderin.

Ach! du mein Heiland! das bringt mir Fluch!
Die halbe Armee ſteht in meinem Buch.
Der Graf Iſolani, der böſe Zahler,
Reſtirt mir allein noch zweyhundert Thaler.

Erſter Küraſſier.

Was iſt da zu machen, Kameraden?
Es iſt nur eins, was uns retten kann,
Verbunden können ſie uns nichts ſchaden,
Wir ſtehen alle für Einen Mann.
Laßt ſie ſchicken und ordonanzen,
Wir wollen uns feſt in Böhmen pflanzen,

Wir geben nicht nach und marſchiren nicht,
Der Soldat jetzt um ſeine Ehre ficht.

Zweyter Jäger.

Wir laſſen uns nicht ſo im Land 'rum führen!
Sie ſollen kommen und ſollen's probiren!

Erſter Arkebuſier.

Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß,
'S iſt des Kaiſers Will' und Geheiß.

Trompeter.

Werden uns viel um den Kaiſer ſcheeren.

Erſter Arkebuſier.

Laß er mich das nicht zweymal hören.

Trompeter.

'S iſt aber doch ſo, wie ich geſagt.

Erſter Jäger.

Ja, ja, ich hört's immer ſo erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

Wachtmeiſter.

So iſt's auch, das iſt ſein Beding und Pakt.
Abſolute Gewalt hat er, müßt ihr wiſſen,
Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen,
Geld und Gut kann er konfisciren,
Kann denken laſſen und pardoniren,
Officiere kann er und Oberſten machen,

Kurz, er hat alle die Ehrenſachen.
Das hat er vom Kaiſer eigenhändig.

Erſter Arkebuſier.

Der Herzog iſt gewaltig und hochverſtändig.
Aber er bleibt doch, ſchlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaiſers Knecht.

Wachtmeiſter.

Nicht wie wir alle! das wißt ihr ſchlecht.
Er iſt ein unmittelbarer und freyer
Des Reiches Fürſt, ſo gut wie der Baier.
Sah ich's etwa nicht ſelbſt mit an,
Als ich zu Brandeis die Wach' gethan,
Wie ihm der Kaiſer ſelbſten erlaubt
Zu bedecken ſein fürſtlich Haupt?

Erſter Arkebuſier.

Das war für das Mekleuburger Land,
Das ihm der Kaiſer verſetzt als Pfand.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter).

Wie? In des Kaiſers Gegenwart?
Das iſt doch ſeltſam und ſehr apart!

Wachtmeiſter (fährt in die Taſche).

Wollt ihr mein Wort nicht gelten laſſen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und faſſen.
(eine Münze zeigend)
Weß iſt das Bild und Gepräg?

nerS 1562, daß die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu bekriegen, die noch beträchtliche Rückstände zu fordern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt, und den Ueberrest noch während ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Muth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth aufs Neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Mordbrennerei des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzuge erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und, mit schwerer Beute beladen, räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschlossenem Frieden jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzureiben, hätte man, wie Labourdonnaye sagt, das Mer öfters ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war blos die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines märrischen Montmorency und eines gebieterischen Herzogs von Guise befreit, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsvorständigen, beinahe unumschränkt unter ihrem zwar unmündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Weit Scheu gegen die Reformirten, so lange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um den Ehrgeiz eines Guise und Montmorency ein Gleichgewicht zu geben, überließ sie sich mannigfaltig ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie hat sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instructionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst versetzte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die der Duldung und Frieden geflissen, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den übrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte, und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes blos weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Ketzerei loszustürmen; und jedem rollkühnen Schwärmer aus der katholischen Kirche war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Aufreizungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzuschnell Feuer fing, und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Menschenmord zielte seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalvinisten stellen es ihrerseits nicht an den bittersten Verpassungen fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie den Dolch der Katholiken blos ihre Lehren entgegen zu setzen. Vor Allem sahen sie sich nach festen Zufluchtörtern um, wenn der Kriegssturm aufs Neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ocean sehr gelegen; eine mächtige Seefadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute, und deßwegen, als republikanischen Geistes, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaats zu seyn, und der versolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Mauern dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Condé selbst eine Zuflucht in Rochelle's Mauern suchen. Katharina, nun bemselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiederersattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern vorgeschossen hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Aeußerste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund anzugreifen. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge in den Landen des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zum Unterjochen des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu benachrichtigen und seine Flucht zu befördern. Condé entwischte durch die offen gelassenen Päße glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 15ten September 1568. Auch die vermittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Monluc hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer trefflichen und zahlreichen Mannschaft ansüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu den Waffen zu rufen, und die Deutschen aufs Eiligste zurück zu berufen. Beide Theile griffen zum Schwerdte, und der Krieg tobte in seiner ganzen Furchtbarkeit zu

Marketenderin.

Weiſt her!

Ei, das iſt ja ein Wallenſteiner!

Wachtmeiſter.

Na! da habt ihr's, was wollt ihr mehr?
Iſt er nicht Fürſt ſo gut als einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eigenes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit läßt er ſich nennen!
Drum muß er Soldaten halten können.

Erſter Arkebuſier.

Das diſputirt ihm niemand nicht.
Wir aber ſtehn in des Kaiſers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das iſt der Kaiſer.

Trompeter.

Das läugn' ich ihm, ſieht er, in's Angeſicht.
Wer uns nicht zahlt, das iſt der Kaiſer!
Hat man uns nicht ſeit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umſonſt verſprochen?

Erſter Arkebuſier.

Ei was! das ſteht ja in guten Händen.

Erſter Küraſſier.

Friedʼ, ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Ob der Kaiſer unſer Gebieter iſt?

Eben drum, weil wir gern in Ehren
Seine tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht seine Heerde sein,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen
Herum lassen führen und verpflanzen.
Sagt selber! Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten thut?
Wer anders macht ihn als seine Soldaten
Zu dem großmächtigen Potentaten?
Verschafft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Christenheit?
Mögen sich die sein Joch aufladen,
Die mitessen von seinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

Zweyter Jäger.

Alle großen Tyrannen und Kaiser
Hielten's so und waren viel weiser.
Alles andre thäten sie hudeln und schänden,
Den Soldaten trugen sie auf den Händen.

Erster Kürassier.

Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,

Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr.
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten.

Beyde Jäger.

Ja, über's Leben noch geht die Ehr!

Erster Küraſſier.

Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat,
Ohne Heimath muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Heerd nicht wärmen,
Er muß vorbey an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen,
Die Traubenlese, den Aerntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.

Erster Arkebusier.

Das weiß Gott, 's ist ein elend Leben!

Erſter Küraſſier.

Möcht's doch nicht für ein andres geben.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' alles in Erfahrung genommen.
Hab' der hiſpaniſchen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig
Und dem Königreich Napoli,
Aber das Glück war mir nirgends gnädig.
Hab' den Kaufmann geſehn und den Ritter,
Und den Handwerksmann und den Jeſuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eiſernes Wams gefallen.

Erſter Arkebuſier.

Ne! das kann ich eben nicht ſagen.

Erſter Küraſſier.

Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er ſich rühren und mag ſich plagen,
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück er ſich unter die goldnen Bürden.
Will er genießen den Vaterſegen,
Kinder und Enkelein um ſich pflegen,
Treib er ein ehrlich Gewerb in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frey will ich leben und alſo ſterben,
Niemand berauben und niemand beerben,

Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier.

Erſter Jäger.

Bravo! Juſt ſo ergeht es mir.

Erſter Arkebuſier.

Luſtiger freylich mag ſich's haben,
Ueber anderer Köpf' wegtraben.

Erſter Küraſſier.

Kamerad, die Zeiten ſind ſchwer,
Das Schwert iſt nicht bey der Wage mehr;
Aber ſo mag mir's keiner verdenken,
Daß ich mich lieber zum Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menſchlich faſſen,
Aber nicht auf mir trommeln laſſen.

Erſter Arkebuſier.

Wer iſt dran Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Nährſtand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg, und die Noth und Plag
In die ſechzehn Jahr' ſchon währen mag.

Erſter Küraſſier.

Bruder, den lieben Gott da droben,
Es können ihn Alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den andern beſchwert,
Dieſer will's trocken, was jener feucht begehrt.

Wo du nur die Noth ſiehſt und die Plag,
Da ſcheint mir des Lebens heller Tag.
Gehr's auf Koſten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, ſie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — ſeht,
'S iſt hier juſt, wie's beym Einhau'n geht,
Die Pferde ſchnauben und ſetzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bey Seite tragen.

Erſter Jäger.

Ei, wer wird nach dem andern fragen!

Erſter Küraſſier.

Und weil ſich's nun einmal ſo gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laßt's uns mit beyden Händen faſſen,
Lang' werden ſie's uns nicht ſo treiben laſſen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Weſen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte ſeyn.
Jetzt ſind wir noch beyſammen im Land,
Wir haben's Heft noch in der Hand,

Laſſen wir uns auseinander ſprengen,
Werden ſie uns den Brotkorb höher hängen.

Erſter Jäger.

Nein, das darf nimmermehr geſchehn!
Kommt, laßt uns Alle für Einen ſtehn.

Zweyter Jäger.

Ja, laßt uns Abrede nehmen, hört!

Erſter Arkebuſier.

(ein ledernes Beutelchen ziehend, zur Marketenderin)
Gevatterin, was hab' ich verzehrt?

Marketenderin.

Ach! es iſt nicht der Rede werth!
(Sie rechnen.)

Trompeter.

Ihr thut wohl, daß ihr weiter geht,
Verderbt uns doch nur die Societät.
(Arkebuſiere gehen ab.)

Erſter Küraſſier.

Schad' um die Leut'! Sind ſonſt wackre Brüder.

Erſter Jäger.

Aber das denkt wie ein Seifenſieder.

Zweyter Jäger.

Jetzt ſind wir unter uns, laßt hören,
Wie wir den neuen Anſchlag führen.

Trompeter.

Was? wir gehen eben nicht hin.

Erſter Küraſſier.

Nichts, ihr Herrn, gegen die Diſciplin!
Jeder geht jetzt zu ſeinem Corps,
Trägt's den Kameraden vernünftig vor,
Daß ſie's begreifen und einſehn lernen.
Wir dürfen uns nicht ſo weit entfernen.
Für meine Wallonen ſag' ich gut.
So, wie ich, jeder denken thut.

Wachtmeiſter.

Terzka's Regimenter zu Roß und Fuß
Stimmen alle in dieſen Schluß.

Zweyter Küraſſier.

(ſtellt ſich zum erſten)

Der Lombard ſich nicht vom Wallonen trennt.

Erſter Jäger.

Freyheit iſt Jägers Element.

Zweyter Jäger.

Freyheit iſt bey der Macht allein.
Ich leb' und ſterb' bey dem Wallenſtein.

Erſter Scharfſchütz.

Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn iſt und luſtiger Muth.

Dragoner.

Der Irländer folgt des Glückes Stern.

Zweyter Scharfſchütz.

Der Tiroler dient nur dem Landesherrn.

Erſter Küraſſier.

Alſo laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich ſchreiben:
Daß wir zuſammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt noch Liſt
Von dem Friedländer weg ſoll treiben,
Der ein Soldatenvater iſt.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini — ich meyne den Sohn —
Der verſteht ſich auf ſolche Sachen,
Kann bey dem Friedländer alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Bret
Bey des Kaiſers und Königs Majeſtät.

Zweyter Jäger.

Kommt! Dabey bleibt's! Schlagt alle ein!
Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

Trompeter. Dragoner. Erſter Jäger.
Zweyter Küraſſier. Scharfſchützen.
(zugleich)

Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.
(wollen fort.)

Wachtmeiſter.

Erſt noch ein Gläschen, Kameraden!
(trinkt)
Des Piccolomini hohe Gnaden!

Marketenderin.
(bringt eine Flaſche)

Das kommt nicht aufs Kerbholz. Ich geb' es gern.
Gute Verrichtung, meine Herrn!

Küraſſier.

Der Wehrſtand ſoll leben!

Beyde Jäger.

Der Nährſtand ſoll geben!

Dragoner und Scharfſchützen.

Die Armer ſoll ſtoriren!

rühr. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessend, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer belebt die ganze reformirte Partei, und die Mordanschläge des Hofs, die unerwartete Aufreibung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Eifrakten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; und allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Scharen gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittenen und erwiesenen Kränkungen ist die Wuth der Streitenden gestiegen; so viele perfidische Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geschont, und der Marsch der Truppen bezeugt durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenspleens, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstere Grausamkeit dieser rohen Scharen ersättigen. An Altären und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdigste ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig. Das Heiligste nicht heilig; mit barbarischer Kaltsinnigkeit entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Geräthe, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen, und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier löscht sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erschaudernder Wuth schaudern sie durch den hintersten Holm nach die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Die verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer ließ eine Hydra auf seine Fahne mahlen, deren Köpfe mit Kardinalshüten. Bischofsmützen und Mönchskappen auf das Scheußlichste abgebildet waren. Er selbst war damehen als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herumzerreißt. Kein Wunder, wenn so barbarische Symbole die Leidenschaften eines fanatischen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immer schrecklichere Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schrecklichere Repressalien erwidert, und welche dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Wüten brachen diese Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die protestantische unter Condé und Coligny auf, und stießen bei Loudun so nahe an einander, daß weder Zins noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüberstehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endete sich ohne Entscheidung.

Unterdessen verstummten die Letztern nicht, in der Runde der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten blos einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden auf dem Vertrauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derselben sahe sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken, und in eine dauernde Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten, in England bewohl als in Deutschland, geschäftig, seine dortigen Bundesgenossen zu waffnen, und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm. Truppen, Geld und Gefahr aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu. So daß er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13ten März d. J. unweit Jarnac an der Grenze von Guyenne unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Uebertritt seiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmettert, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, stritt er noch eine Zeitlang auf der Erde tuiend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesen Augenblick nähert sich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten, und tödtet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, daß ein gewaltsamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guise war durch Meuchelmörderhand vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von St. André in der Schlacht bei Dreux, und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guise fand wie sein Vater unter dem Dolche der Verräterei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei, aber bald zeigte sich's, daß die katholische zu früh triumphirt hatte, Condé hatte seiner Partei große Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch

Trompeter und Wachtmeiſter.

Und der Friedländer ſoll ſie regieren.

Zweyter Küraſſier

(ſingt)

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freyheit gezogen.
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

(Die Soldaten aus dem Hintergrunde haben ſich während des Geſangs herbeygezogen und machen den Chor.)

Chor.

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dragoner.

Aus der Welt die Freyheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herrn und Knechte;
Die Falſchheit herrſcht, die Hintertiß
Bey dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein, iſt der freye Mann.

Chor.

Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein, iſt der freye Mann.

Erſter Jäger.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen:
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

(Die Gläſer ſind auf's neue gefüllt worden, ſie ſtoßen an und trinken.)

Wachtmeiſter.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Brauchts nicht mit Müh' zu erſtreben,
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
Da meynt er den Schatz zu erheben,
Er gräbt und ſchaufelt ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Chor.

Er gräbt und ſchaufelt ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Erſter Jäger.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnefold.

Chor.

Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnefold.

Zweyter Küraſſier.

Warum weint die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Chor.

Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Erſter Jäger.

(faßt die zwey nächſten an der Hand, die übrigen ahmen es nach, alle welche geſprochen, bilden einen großen Halbkreis.)

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte geſtählet.

Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verduftet.
Und ſeyet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

Chor.

Und ſeyet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

(Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz ausgeſungen.)

Die Piccolomini

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein, Herzog zu Friedland, kaiſerlicher Generaliſſimus im dreyßigjährigen Kriege.

Octavio Piccolomini, Generallieutenant.

Max Piccolomini, ſein Sohn, Oberſt bey einem Küraſſierregiment.

Graf Terzky, Wallenſtein's Schwager, Chef mehrerer Regimenter.

Illo, Feldmarſchall, Wallenſtein's Vertrauter.

Iſolani, General der Kroaten.

Buttler, Chef eines Dragonerregiments,

Tiefenbach,
Don Maradas,
Gby,
Kolalto,
} Generale unter Wallenſtein.

Rittmeiſter Neumann, Terzky's Adjutant.

Kriegsrath von Queſtenberg, vom Kaiſer geſendet.

Baptiſta Seni, Aſtrolog.

Herzogin von Friedland, Wallenſtein's Gemahlin.

Thekla, Prinzeſſin von Friedland, ihre Tochter.

Gräfin Terzky, der Herzogin Schweſter.

Ein Kornet.

Kellermeiſter des Grafen Terzky.

Friedländiſche Pagen und Bediente.

Terzkyſche Bediente und Hoboiſten.

Mehrere Oberſten und Generale.

Erſter Aufzug.

Ein alter gothiſcher Saal auf dem Rathhauſe zu Pilſen, mit Fahnen und anderm Kriegsgeräthe decorirt.

Erſter Auftritt.

Illo mit Buttler und Iſolani.

Illo.

Spät kommt ihr — Doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Iſolan, entſchuldigt euer Säumen.

Iſolani.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht!
Es ward uns angeſagt bey Donauwerth,
Ein ſchwediſcher Transport ſey unterwegs
Mit Proviant, an die ſechshundert Wagen. —
Den griffen die Kroaten mir noch auf,
Wir bringen ihn.

Illo.

Er kommt uns grad zu paß,
Die ſtattliche Verſammlung hier zu ſpeiſen.

Buttler.

Es iſt ſchon lebhaft hier, ich ſeh's.

Iſolani.

Ja, ja,
Die Kirchen ſelber liegen voll Soldaten,
(ſich umſchauend)
Auch auf dem Rathhaus, ſeh' ich, habt ihr euch
Schon ziemlich eingerichtet — Nun! nun! der Soldat
Behilft und ſchickt ſich wie er kann!

Illo.

Von dreyßig Regimentern haben ſich
Die Oberſten zuſammen ſchon gefunden,
Den Terzky treffſt ihr hier, den Tiefenbach,
Kolalto, Götz, Maradas, Hinnerſam,
Auch Sohn und Vater Piccolomini, —
Ihr werdet manchen alten Freund begrüßen.
Nur Gallas fehlt uns noch und Altringer.

Buttler.

Auf Gallas wartet nicht.

Illo (ſtutzt).

Wie ſo? Wißt ihr —

Iſolani (unterbricht ihn).

Mar Piccolomini hier? O! führt mich zu ihm.
Ich ſeh' ihn noch — es ſind jetzt zehen Jahr —
Als wir bey Deſſau mit dem Mansfeld ſchlugen,

gen bey Lebzeiten Königes der Christlichst, und die Englische, unterschrieben, an Frischmuth ein gnadigstgnädigstes bey Brüssel von Cotigny sich so bald wieder auf seine Ernennung empfer. Es war mehr die Name, als ein Oberhaupt, und sie begunnten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verlieren; aber auch schon die Name war Ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben, und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der noch Unentschlossene Herzog Casimir hatte nun alle Mißvergnügten bey sich einer Heerde, die nur stumpfsinnig war, und schwer, so unförmlich war sie einem Polnischen wurde, durch Hoffnung und Furcht zu lenken zu erhalten. Dazu gesellte sich Elisabeth, die seine Gemahl schon über alle Bestimmung übereingekommen, und der eine ruhige und unabhängige Herrschaft über die Grafschaft anbot. Und noch hatte sich so von in der Person des jungen Heinrichs von Navarra, der Hoffen darauf stellt, den wir jetzt zum ersten Male auf der politischen Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Dieses war den schönsten Jahren eines braven Edelmanns unterworfen, Hätte sie ihm Kleyer zu seinen ritterlichen Vergnügungen. Eine einfache Erziehung und ein gastfreundlicher Unterricht entwickelten in der Prinz seine blühenden Geschick. Sein Leib gut sing bey Jahren mit der Mutterwitz den Hof zu den bald Empfindungen und gegen den spanischen Despotismus an; der Jenny der Knabe wurde von seiner in Jahren zu Lieblosigkeit zum Aufstehen und Arbeiten. Die schöne Gebrauch der Muskeln schien ihn ganz thatlustig hatten, und schien Ungelust zum verfeinerten Genuß. Des Haus des Valois, welt das Jahrhundert lang seine Hauptrolle gespielt hatte, neigte sich unter den französischen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und man hatte den Anblick des Reich seinem Ende gehen. So rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Haus, so sie gleich nur an siebten Grade hat hatte, bald Hand an Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzenden Thronfolgerpreis entschwunden von Heinrich IV. Wenn, wenn sie nun ist nah, die ihn stark in der schönsten Jugend den Kampfschlangen an langen Pfade streichelte, Philipp II., König von Spanien, der unaufhaltsame aller Feinde bei protestantischen Glaubens, wenn nicht mit Gewalt zu gewinnen, doch in mehrere Theile der Provinz von dem verschieden, alle Gesellschaft Treue Pflicht raten, und durch Intriken ein unglückseliges Interregnum der Ruhe in Europa erlangt. Und es war auch so wenigst gelang. Der hauptsächlich Feind von Frankreich war Navarra zu Jahren, so ist sich und sein Haus Hoffnung Erwerbung verschloß. Der Prinz Heinrich fand seinen Gegnern Hoffnungen von Mut, und zum Vergnügen hinzugesagt ist, daß es unbeständig sey, einen Kleyer zu besitzen, um ihn so großen Königreich zu Gewissen gegen den katholischen Theil zu erhalten. Ein schwacher Charakter benutzt man auf Leichtsinn des verblendeten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen, die gefährlicher, sein jungen Heinrich alle Kraft seiner Seele zu entwickeln, und in ihm alle Tugenden zu erwecken, die ihn seine Feinde zu fürchten.

Ein so mächtiges Interesse der Umstände, und ein ganz thätiges Temperament, mußten ihn zu den Jahren der Jugend den Unterschied seiner Lage sehr fühlen machen. Er war Fürst, und doch nur ein Vasall; Prinz von Geblüt, und doch nur ein Edelmann; Sohn einer Königin, und doch nur ein Unterthan. Diese Widersprüche mußten ihn zu einer frühen Reife bringen, und sie brachten sie auch. Er war noch ein Jüngling, als er schon Gelegenheit hatte, sich in Gefahren zu üben, und sich Ruhm zu erwerben. Er war noch ein Jüngling, als er schon Gelegenheit hatte, sich in Gefahren zu üben, und sich Ruhm zu erwerben. Er war noch ein Jüngling, als er schon Gelegenheit hatte, sich in Gefahren zu üben, und sich Ruhm zu erwerben.

Jetzt war der Augenblick von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Protestanten in Bewegung und Verlegenheit setzte. Die ganze Partei sah ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sich, es schien die verhängnißvolle Johanna mit den schwangerschweren Heinrich und den übrigen Gott bei verwaisten Condé, der nun einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo der Armee und der Cassenen versammelt waren. Volle Knaben an den schönen Strand, trat sie vor die Truppen, und machte schnell ihre Barrikadenfestigkeit ein Ende: „Die gute Sache,“ hub sie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen tapferlichen Vertheidiger verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Brüder. Er gab den Prinzen von Condé dessen Kriegsgefährten an die Seite, da er noch Feinde unter und Verbindte; er gibt den beiden tapferen Offiziere zu Anführern, die seinen Verlust und vergessen machen werden. Hier ist der junge Bourbon, mein Sohn. Ich bitte Euch um gute Aufnahme. Hier ist der Sohn des Marschall, dessen Verdienst ihr verehrt. Euch übergab ich Beide. Möchten sie für eure Freiheiten werth sein durch ihre Muthen gen Thaten! Führet den Knaben in die tapferen Pflichten und Tugenden seiner, und begeistern zum Kampf für die Religion!“

Den treuen Gefühlen des Prinzen antwortete der Gesichten Beherzte, worauf der junge Heinrich mit einem Ausdruck des Muth sagte: „Fürwahr,“ rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gerechte Sache zu streiten, bis mich Gott, mein Tod im Bette verschafft haben, nur vor ich mich Mutter zu thun ist.“ Freylich wußte er zum Glück der Partei und zum Führer der Armee aufgerufen, und empfing als seiner die Huldigung. Die Seine sagte den übrigen Anführer entschwand, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der den jungen Heinrich zur Erfahrung sah, und unter dem Namen seiner Pflegers das Kriegs verwaltete.

Der heutigen Parteikunst, immer die entschiedne Folge und die letzte Zustucht einer Minderheit der in Frankreich, starte es auch sind, sie auch den ungeschickten Lage des Hofes, die Schwäche der Mutter gegenüber den Augustinern und Katholiken wurde berühmten hatten. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken trieb mit einem beträchtlichen Heere durch Lothringen und Champagne, und hatte die Armee der Katholiken schon verlassen, als der Tod ihn hinwegnahm. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld 1569. sein Geschwader in Normandie am Januar 1569. in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beschwerlichen Verbindung wieder an Poitou sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Ihre unbesonnene gegen den Feind, dessen Verschlagenheit es so oft erfahren hatte, und seine Unerschrockenheit sah herunter, bei so getrennten Schlachtordnung einen entscheidenden Sieg aufzuführen, verfolgte er noch weiter, auf einem strategischen Wege zu erobern, und es schien wirklich fast, als ob Gott sie in der Hand zu regieren.

Den Rappen sprengen von der Brücke herab,
Und zu dem Vater, der in Nöthen war,
Sich durch der Elbe reißend Wasser schlagen.
Da sproßt' ihm kaum der erste Flaum um's Kinn,
'Jetzt, hör' ich, soll der Kriegsheld fertig seyn.

Illo.

Ihr sollt ihn heut' noch sehn. Er führt aus Kärnthen
Die Fürstin Friedland her und die' Prinzessin,
Sie treffen diesen Vormittag noch ein.

Buttler.

Auch Frau und Tochter ruft der Fürst hieher?
Er ruft hier viel zusammen.

Isolani.

Desto besser.
Erwartet' ich doch schon von nichts als Märschen
Und Batterien zu hören und Attaken;
Und siehe da! der Herzog sorgt dafür,
Daß auch was Holdes uns das Aug' ergötze.

Illo.

(der nachdenkend gestanden, zu Buttlern, den er ein wenig auf die Seite führt)

Wie wißt ihr, daß Graf Gallas außen bleibt?

Buttler (mit Bedeutung).

Weil er auch mich gesucht zurück zu halten.

Illo (warm).

Und Ihr seyd fest geblieben?
(drückt ihm die Hand)
Wackrer Buttler!

Buttler.

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürst
Noch kürzlich aufgelegt —

Illo.

Ja, Generalmajor! Ich gratulire!

Isolani.

Zum Regiment, nicht wahr? das ihm der Fürst
Geschenkt? Und noch dazu dasselbe, hör' ich,
Wo er vom Reiter hat heraufgedient?
Nun, das ist wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beyspiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann seinen Weg.

Buttler.

Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunsch schon empfangen darf,
— Noch fehlt vom Kaiser die Bestätigung.

Isolani.

Greif zu! greif zu! Die Hand, die ihn dahin
Gestellt, ist stark genug ihn zu erhalten,
Trotz Kaiser und Ministern.

Illo.

Wenn wir alle
So gar bedenklich wollten ſeyn!
Der Kaiſer giebt uns nichts — vom Herzog
Kommt alles, was wir hoffen, was wir haben.

Iſolani (zu Illo).

Herr Bruder! Hab' ich's ſchon erzählt? Der Fürſt
Will meine Kreditoren contentiren,
Will ſelber mein Kaſſier ſeyn künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen.
Und das iſt nun das drittemal, bedenk' Er!
Daß mich der Königlichgeſinnte vom
Verderben rettet, und zu Ehren bringt.

Illo.

Könnt' er nur immer wie er gerne wollte!
Er ſchenkte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verkürzen ſie in Wien ihm nicht den Arm.
Beſchneiden wo ſie können ihm die Flügel! —
Da! dieſe neuen, ſaubern Foderungen,
Die dieſer Queſtenberger bringt!

Buttler.

Ich habe mir
Von dieſen kaiſerlichen Foderungen auch
Erzählen laſſen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

Illo.

Von seinem Recht gewißlich nicht, wenn nur nicht
— Vom Platze!

Buttler (betreffen).

Wißt Ihr etwas? Ihr erschreckt mich.

Isolani (zugleich).

Wir wären alle ruinirt!

Illo.

Brecht ab!
Ich sehe unsern Mann dort eben kommen
Mit Generalleutnant Piccolomini.

Buttler (den Kopf bedenklich schüttelnd).

Ich fürchte,
Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Octavio Piccolomini. Questenberg.

Octavio (noch in der Entfernung).

Wie? Noch der Gäste mehr? Gestehn Sie, Freund!
Es brauchte diesen thränenvollen Krieg,
So vieler Helden ruhmgekrönte Häupter
In Eines Lagers Umkreis zu versammeln.

Questenberg.

In kein Friedländisch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böses denken will.

Beinah' vergeſſen hätt' ich ſeine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geiſt erſchienen,
Durch die er, Weltzerſtöhrend, ſelbſt beſteht,
Das Große mir erſchienen, das er bildet.

Octavio.

Und ſiehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen ſchließt. Graf Iſolan
Und Obriſt Buttler. — Nun, da haben wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegeshandwerk.

(Buttlern und Iſolani präſentirend)

Es iſt die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

Queſtenberg (zu Octavio).

Und zwiſchen beyden, der erfahrne Rath.

Octavio.

(Queſtenbergen an jene vorſtellend)

Den Kammerherrn und Kriegsrath Queſtenberg,
Den Ueberbringer kaiſerlicher Befehle,
Der Soldaten großen Gönner und Patron
Verehren wir in dieſem würdigen Gaſte.

(allgemeines Stillſchweigen.)

Illo (nähert ſich Queſtenbergen).

Es iſt das erſtemal nicht, Herr Miniſter,
Daß Sie im Lager uns die Ehr' erweiſen.

Queſtenberg.

Schon einmal ſah ich mich vor dieſen Fahnen.

Illo.

Und wissen Sie, wo das gewesen ist?
Zu Znaim war's, in Mähren, wo Sie Sich
Von Kaisers wegen eingestellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu flehen.

Questenberg.

Zu flehn, Herr General? So weit ging weder
Mein Auftrag, daß ich knüpfte, noch mein Eifer.

Illo.

Nun! Ihn zu zwingen, wenn Sie wollen. Ich
Erinnre mich's recht gut — Graf Tilly war
Am Lech auf's Haupt geschlagen — offen stand
Das Baierland dem Feind — nichts hielt ihn auf,
Bis in das Herz von Oestreich vorzudringen.
Damals erschienen Sie und Werdenberg
Vor unserm Herrn, mit Bitten in ihn stürmend,
Und mit der kaiserlichen Ungnad drohend,
Wenn sich der Fürst des Jammers nicht erbarme.

Isolani (tritt dazu).

Ja, ja! 's ist zu begreifen, Herr Minister,
Warum Sie Sich bey Ihrem heut'gen Auftrag
An jenen alten just nicht gern erinnern.

Questenberg.

Wie sollt' ich nicht! Ist zwischen beyden doch
Kein Widerspruch! Damalen galt es, Böhmen

Aus Feindes Hand zu reißen, heute soll ich's
Befreyn von seinen Freunden und Beschützern.

Illo.

Ein schönes Amt! Nachdem wir dieses Böhmen,
Mit unserm Blut, dem Sachsen abgefochten,
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

Questenberg.

Wenn es nicht bloß ein Elend mit dem andern
Vertauscht soll haben, muß das arme Land
Von Freund und Feindes Geißel gleich befreyt seyn.

Illo.

Ei was! Es war ein gutes Jahr, der Bauer kann
Schon wieder geben.

Questenberg.

Ja, wenn Sie von Heerden
Und Weideplätzen reden, Herr Feldmarschall —

Isolani.

Der Krieg ernährt den Krieg. Geb'n Bauern drauf.
Ei, so gewinnt der Kaiser mehr Soldaten.

Questenberg.

Und wird um so viel Unterthanen ärmer!

Isolani.

Pah! Seine Unterthanen sind wir alle!

Questenberg.

Mit Unterschied, Herr Graf! Die einen füllen
Mit nützlicher Geschäftigkeit den Beutel,
Und andre wissen nur ihn brav zu leeren.
Der Degen hat den Kaiser arm gemacht;
Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß.

Buttler.

Der Kaiser wär' nicht arm, wenn nicht so viel
— Blutigel saugten an dem Mark des Landes.

Isolani.

So arg kann's auch nicht seyn. Ich sehe ja,
(indem er sich vor ihn hinstellt und seinen Anzug mustert)
Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt.

Questenberg.

Gottlob! Noch etwas weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Illo.

Da! der Slawata und der Martinitz,
Auf die der Kaiser, allen guten Böhmen
Zum Aergernisse, Gnadengaben häuft —
Die sich vom Raube der vertriebnen Bürger mästen —
Die von der allgemeinen Fäulniß wachsen,
Allein im öffentlichen Unglück ärnten —
Mit königlichem Prunk dem Schmerz des Landes
Hohn sprechen — die und ihres Gleichen laßt

Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den sie allein doch angezündet haben.

Buttler.

Und diese Landschmarutzer, die die Füße
Beständig unter'm Tisch des Kaisers haben,
Nach allen Benefizien hungrig schnappen,
Die wollen dem Soldaten, der vor'm Feind liegt,
Das Brot verschneiden und die Rechnung streichen.

Octavio.

Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien
Vor sieben Jahren kam, um die Remonte
Für unsre Regimenter zu betreiben,
Wie sie von einer Anto camera
Zur andern mich herumgeschleppt, mich unter
Den Schranzen stehen lassen, stundenlang,
Als wär' ich da, um's Gnadenbrot zu betteln.
Zuletzt — da schickten sie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünden willen!
Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde sollte handeln.
Ich mußt' auch ablehn, unverrichteter Ding.
Der Fürst nachher verschaffte mir in drey Tagen,
Was ich zu Wien in dreyßig nicht erlangte.

Queſtenberg.

Ja, ja! Der Poſten fand ſich in der Rechnung,
Ich weiß, wir haben noch daran zu zahlen.

Illo.

Es iſt der Krieg ein roh, gewaltſam Handwerk.
Man kommt nicht aus mit ſanften Mitteln, alles
Läßt ſich nicht ſchonen. Wollte man's erpaſſen,
Bis ſie zu Wien aus vier und zwanzig Uebeln
Des kleinſte ausgewählt, man paßte lange!
— Friſch mitten durchgegriffen, das iſt beſſer!
Reiß dann, was mag! — Die Menſchen, in der Regel,
Verſtehen ſich auf's Flicken und auf's Stückeln,
Und finden ſich in ein verhaßtes Müſſen
Weit beſſer als in eine bittre Wahl.

Queſtenberg.

Ja, das iſt wahr! Die Wahl ſpart uns der Fürſt.

Illo.

Der Fürſt trägt Vaterſorge für die Truppen,
Wir ſehen, wie's der Kaiſer mit uns meynt.

Queſtenberg.

Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz,
Und kann den einen nicht dem andern opfern.

aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Hinneigung der Anführer der Parteien, die die Macht als das Ziel ihrer Mühe betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile suchen. Als Widerwillen hatte es die Verheerungen aus, die sein Posten, der Noth und der Pflicht der Selbstvertheidigung erheischten, und gern hätte er sich darinnen gehalten, mit dem Degen in der Hand nur Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, und durch Verwandtschaft entstanden zu werden. Er mußte sehr den Hof die beängstenden Vorstellungen, daß bei allgemeinen Elende zu erbarmen, und den Aufruhren, die nicht als die Belästigung der ehemaligen, ihnen günstigen, Gunst verlangten, um so wichtiger Gesuch zu gewähren. Diesen Vorstellungen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu dürfen, da sie mit den Wort der Verlegenheit waren, seitdem durch einer ausländischen Macht unterstützt wurden. Aber das Schutzversprechen der Katholiken war mit ihren Gründen gefallen. Man forderte eine anerkannte Unterwerfung, und so stand es denn bei der Entscheidung des Schwertes.

Um die Stadt Rochelle und die Belagerung der Protestanten länger der dortigen Festung vor einem Angriffe schon zu stehen, schickte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Pruniers, wenige Tage es zwar großen Umfangs wegen damals langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der die heranziehenden Gefahr hatten sich der Herzog von Guise und von Mayenne, Minister Heere bei verschiedenen Thoren von Paris, rasch einen gültigen Theil in diese Stadt geworfen, sich festgesetzt. Es bot auch Vorschläge zu unterhalten. Bonnivet und Montluc sind Unterredung durch Belagerung zu einer der wichtigsten Hantierungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs trennte gegen den beherzten Widerstand der Besatzung ganz nicht nachlassen.

Trotz der Ueberlegenheitsmittel, die der Anführer wurde unter Mauern legten, trotz des französischen Heeres und des tapferen Volk, das von den Wällen heraus auf sie zugriff, trotz der unbezwingbaren Widerstandes, den der tapferste Abgang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erlangen, ohne die Standhaftigkeit der Belagerten wanken zu können. Vielmehr gingen diese durch wiederholte Ausfälle, von wenig ihr Muth zu erschöpfen ist. Ein großer Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwierigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, stete Wachtung und Sorgen im Lager der Belagerten bald große Verwüstungen anrichteten. Der Tode raffte einen großen Theil der tapfersten Kriegsleute hinweg, und wenig schlich selbst den Admiral Coligny zu verwirren, sorgfältig vor seinen unter den Soldaten Verbreitungen, daß Parteigänger gemacht wurden. Da half darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien, und Charlottenburg, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wegen man die Kranken geschafft hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so trostlos der Admiral diesen Vorwand, seinen ungeschickten Unternehmung und mit einigen Schein von Ehre zu entfliehen. Es gelang ihm auch, den Verdacht des Herzogs auf Charlottenburg zu entwenden; aber die immer mehr ausgedehnte Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Abzug zu denken.

Allein verwickelte sich, die Standhaftigkeit seines großen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück der Partei seinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treuesten Theilnehmer seiner Unternehmungen, und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Parlament — dieser Gerichtshof, der parteiisch ein vollständiges Zeugniß gegen die Anschuldigung, als oder auch die verschiedenen Meinungen derselben war — ihn als einen Aufrührer und Verletzer der Majestät des Todesurtheil gesprochen, und einen Preis von fünfzigtausend Goldkronen auf seinen Kopf gesetzt hatte. Ansprechen dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Ueberfragen gen in ganz Europa getroffen, um durch den Schein mer der verschiedenen Gesinnung Mörder und aus den Ländern anzulocken, wenn sich etwas in dem Eingreifen strikt zu Vollziehung dieses Todesurtheils durch entschlossene Hand finden sollte. Aber sie fand sich selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigener Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine gerade Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verrätherei verbreitete von jetzt an seine Nähe auf immer.

Durch Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführeramts, und durch die schrecklichen Nachrichten seiner Partei noch erschüttert gemacht. Drangsal, Verzweifeln, Staudhaftigkeit und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die Belagerte immer mehr anwuchs und immer dringen und verstärkt. Die Verschwörerbrüder der Prinzen war viel zu groß, als daß es sich von bekannten Aufzählung durch Tapferkeit unterwinden lassen, und doch verlangten dieses die Gebieter, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie stehen ihm der Noth, entweder zu siegen, oder ihn den ehrlichen Tod zu begehren; und so sah das Lagers unmöglich war, so mußte es ihnen recht gebrungen in den Ersten vorkommen.

Die Armee des Herzogs von Anjou in Unterschied am 1. October bei Jarnac (1569) bei Montcontour in einer sehr vortheilhaften Stellung, und befolgte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Prinzenfreunde bei protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geschicklichkeit der Admirals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie wurde niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee geschreut, der größte Theil der Geschütz verloren. Seinen unglücklichen Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlitten. Die Prinzen von Bearnen retteten mit noch wenigen der Schlacht nach St. Jean d'Angely, wo sich nach der gänzlichen Entlang mit den kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem Gesammtvermögen tausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend wieder sammeln, besonders hatte der Verlust an Anführer gemacht. Die Furcht des Bürgerkriegs gab mehr als Gefühle der Menschlichkeit schwierigen, und die Rechtlichkeit der Katholischen konnte nun noch das Blut ihrer Gegner gestillt werden. Was selber Grausamkeit sich nun der, bei die Wuthen Krieges und von Anarchie sind, nichts; die Erinnerung an eine schreckliche Niederlage, welche die Hugenotten gegen die Papisten herbeiführen hatten, machte die Letzteren nur vorsichtig.

Die Mutlosigkeit war jetzt allgemein, und man sieht Alles für verloren. Paris strotzen schon von einer günstigen Nacht und dem Königreich, und wollte

Octavio.

Drum ſtößt er uns zum Raubthier in die Wüſte,
Um ſeine theuren Schaafe zu behüten.

Questenberg (mit Hohn).

Herr Graf! Dies Gleichniß machen Sie — nicht ich.

Illo.

Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich wär's, die Freyheit uns zu geben.

Questenberg (mit Ernſt).

Genommen iſt die Freyheit, nicht gegeben,
Drum thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen.

Illo.

Ein wildes Pferd erwarte man zu finden.

Questenberg.

Ein beſſrer Reiter wird's beſänftigen.

Illo.

Es trägt den Einen nur, der es gezähmt.

Questenberg.

Iſt es gezähmt, ſo folgt es einem Kinde.

Illo.

Das Kind, ich weiß, hat man ihm ſchon gefunden.

Questenberg.

Sie kümmre nur die Pflicht und nicht der Name.

Buttler.

(der ſich bisher mit Piccolomini ſeitwärts gehalten, doch mit ſichtbarem Antheil an dem Geſpräch, tritt näher)

Herr Präſident! Dem Kaiſer ſteht in Deutſchland
Ein ſtattlich Kriegsvolk da, es kantonirt
In dieſem Königreich wohl dreyßigtauſend,
Wohl ſechzehntauſend Mann in Schleſien;
Zehn Regimenter ſtehn am Weſerſtrom,
Am Rhein und Main; in Schwaben bieten ſechs,
In Baiern zwölf den Schwediſchen die Spitze.
Nicht zu gedenken der Beſatzungen,
Die an der Grenz' die feſten Plätze ſchirmen.
All dieſes Volk gehorcht Friedländiſchen
Hauptleuten. Die 's befehligen ſind alle
In Eine Schul' gegangen; Eine Milch
Hat ſie ernähret, Ein Herz belebt ſie alle.
Fremdlinge ſtehn ſie da auf dieſem Boden,
Der Dienſt allein iſt ihnen Haus und Heimat.
Sie treibt der Eifer nicht fürs Vaterland,
Denn Tauſende, wie mich, gebahr die Fremde.
Nicht für den Kaiſer, wohl die Hilfte kam
Aus fremdem Dienſt feldflüchtig uns herüber,
Gleichgültig, unter'm Doppeladler fechtend,
Wie unter'm Löwen und den Lilien.
Doch Alle führt an gleich gewalt'gem Zügel
Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht

Zu Einem Volke ſie zuſammen bindend.
Und wie des Blitzes Funke ſicher, ſchnell,
Geleitet an der Wetterſtange, läuft,
Herrſcht ſein Befehl vom letzten fernen Poſten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,
Der in der Etſch fruchtbare Thäler ſieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiſerburg.

Queſtenberg.

Was iſt der langen Rede kurzer Sinn?

Buttler.

Daß der Reſpect, die Neigung, das Vertrauen,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den erſten beſten ſich verpflanzt,
Den uns der Hof aus Wien herüberſendet.
Uns iſt in treuem Angedenken noch,
Wie das Kommando kam in Friedland's Hände.
War's etwa kaiſerliche Majeſtät,
Die ein gemachtes Heer ihm übergab,
Den Führer nur geſucht zu ihren Truppen?
— Noch gar nicht war das Heer, Erſchaffen erſt
Mußt' es der Friedland, er empfing es nicht,
Er gab's dem Kaiſer! Von dem Kaiſer nicht
Erhielten wir den Wallenſtein zum Feldherrn.
So iſt es nicht, ſo nicht! Vom Wallenſtein

Erhielten wir den Kaiſer erſt zum Herrn,
Er knüpft uns, er allein, an dieſe Fahnen.

Octavio (tritt dazwiſchen).

Es iſt nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath,
Daß Sie im Lager ſind und unter Kriegern. —
Die Kühnheit macht, die Freyheit den Soldaten. —
Vermöcht' er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch? — Eins geht in's andre drein. —
Die Kühnheit dieſes würd'gen Officiers,
(auf Buttlern zeigend)
Die jetzt in ihrem Ziel ſich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bey einem furchtbarn Aufſtand der Beſatzung,
Dem Kaiſer ſeine Hauptſtadt Prag.
(man hört von fern viele Kriegsmuſik.)

Illo.

Das ſind ſie!
Die Wachen ſalutiren — Dies Signal
Bedeutet uns, die Fürſtin ſey herein.

Octavio (zu Questenberg).

So iſt auch mein Sohn Max zurück. Er hat ſie
Aus Kärnthen abgeholt und hergeleitet.

Isolani (zu Illo).

Gehn wir zuſammen hin, ſie zu begrüßen?

Illo.

Wohl! Laßt uns gehen. Oberſt Buttler, kommt!

(zum Octavio)

Erinnert euch, daß wir vor Mittag noch
Mit dieſem Herrn beym Fürſten uns begegnen.

Dritter Auftritt.

Octavio und Queſtenberg die zurückbleiben.

Queſtenberg.

(mit Zeichen des Erſtaunens)

Was hab' ich hören müſſen, Generallieutnant!
Welch zügelloſer Trotz! Was für Begriffe!
— Wenn dieſer Geiſt der allgemeine iſt —

Octavio.

Drey Viertel der Armee vernahmen Sie.

Queſtenberg.

Weh uns! Wo dann ein zweytes Heer gleich finden,
Um dieſes zu bewachen! — Dieſer Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel ſchlimmer als er ſpricht. Auch dieſer Buttler
Kann ſeine böſe Meynung nicht verbergen.

Octavio.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Dieſen Buttler geb' ich noch nicht auf, ich weiß
Wie dieſer böſe Geiſt zu bannen iſt.

Questenberg.

(voll Unruh auf und abgehend)

Nein! das ist schlimmer, o! viel schlimmer, Freund!
Als wir's in Wien uns hatten träumen lassen.
Wir sahen's nur mit Höflingsaugen an,
Die von dem Glanz des Throns geblendet waren;
Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn,
Den allvermögenden, in seinem Lager.
Hier ist's ganz anders!
Hier ist kein Kaiser mehr. Der Fürst ist Kaiser!
Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durch's Lager that, schlägt meine Hoffnung nieder.

Octavio.

Sie seh'n nun selbst, welch ein gefährlich Amt
Es ist, das Sie vom Hof mir überbrachten —
Wie mißlich die Person, die ich hier spiele.
Der leiseste Verdacht des Generals,
Er würde Freyheit mir und Leben kosten,
Und sein verwegenes Beginnen nur
Beschleunigen.

Questenberg.

Wo war die Ueberlegung,
Als wir dem Rasenden das Schwert verlraut,
Und solche Macht gelegt in solche Hand!
Zu stark für dieses schlimmverwahrte Herz

War die Verſuchung! Hätte ſie doch ſelbſt
Dem beſſern Mann gefährlich werden müſſen!
Er wird ſich weigern, ſag' ich Ihnen,
Der kaiſerlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbeſtrafter Trotz
Wird unſre Ohnmacht ſchimpflich offenbaren.

Octavio.

Und glauben Sie, daß er Gemahlin, Tochter,
Umſonſt hieher ins Lager kommen ließ,
Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüſten?
Daß er die letzten Pfänder ſeiner Treu
Aus Kaiſers Landen führt, das deutet uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

Queſtenberg.

Weh uns! und wie dem Ungewitter ſtehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Grenzen, Meiſter ſchon
Vom Donauſtrom, ſtets weiter um ſich greifend —
Im innern Land des Aufruhrs Feuerglocke —
Der Bauer in Waffen — alle Stände ſchwürig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwohnt —
Vom Staat, von ihrem Kaiſer losgeriſſen,
Vom Schwindelnden die ſchwindelnde geführt,

Ein furchtbar Werkzeug, dem verwegensten
Der Menschen blind gehorchend hingegeben —

Octavio.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!
Stets ist die Sache lecker als die That,
Und mancher, der in blindem Eifer jetzt
Zu jedem Aeußersten entschlossen scheint,
Findet unerwartet in der Brust ein Herz,
Spricht man des Frevels wahren Namen aus.
Zudem — ganz unvertheidigt sind wir nicht.
Graf Altringer und Gallas, wissen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer —
Verstärken es noch täglich. — Ueberraschen
Kann er uns nicht, Sie wissen, daß ich ihn
Mit meinen Horchern rings umgeben habe;
Vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's sein eigner Mund.

Questenberg.

Ganz unbegreiflich ist's, daß er den Feind nicht merkt
An seiner Seite.

Octavio.

Denken Sie nicht etwa,
Daß ich durch Lügenkünste, gleißnerische
Gefälligkeit in seine Gunst mich stahl,
Durch Heuchelworte sein Vertrauen nährte.

Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falsches hab' ich niemals ihm geheuchelt!

Questenberg.

Es ist des Himmels sichtbarliche Fügung.

Octavio.

Ich weiß nicht, was es ist — was ihn an mich
Und meinen Sohn so mächtig zieht und kettet.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abentheuer
Verbanden uns schon frühe — doch ich weiß
Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufging, sein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böser Traum, ihn aufzusuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten.
Fern von den Zelten, unter einem Baum
Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange staunend an; drauf fiel er
Mir um den Hals, und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienst sie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen
In gleichem Maaß, als ihn das meine flieht.

Queſtenberg.

Sie ziehen Ihren Sohn doch in's Geheimniß?

Octavio.

Nein!

Queſtenberg.

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher ſchlimmen Hand er ſich befinde?

Octavio.

Ich muß ihn ſeiner Unſchuld anvertrauen.
Verſtellung iſt der offnen Seele fremd,
Unwiſſenheit allein kann ihm die Geiſtesfreyheit
Bewahren, die den Herzog ſicher macht.

Queſtenberg (beſorglich).

Mein würd'ger Freund! Ich hab' die beſte Meynung
Vom Oberſt Piccolomini — doch — wenn —
Bedenken Sie —

Octavio.

Ich muß es darauf wagen — Still! Da kommt er.

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Max.

Da iſt er ja gleich ſelbſt. Willkommen, Vater!
(er umarmt ihn. Wie er ſich umwendet, bemerkt er Queſtenbergen und tritt kalt zurück.)
Beſchäftigt, wie ich ſeh? Ich will nicht ſtören.

ren sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Hof, dem es an Geld, an Unterhalt, an Ansehen, an Ruhm, nur nicht an Hoffnungen fehlte. Sein früherer Gefährte und die anfangende Ruhe Condillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Höflichkeiten überhäuft, und mit Ehren, und deren überzeugt war, ein Raub des Todes geworden. Dennoch war es der Einzige von allen, der in dieser traurigen Lage die Hoffnung nicht fahren ließ. Seinem unerschütterlichen Muthe entgegen die Verfolgungswuth nicht, die der erbrochenen Pforten noch immer geöffnet waren, und es wurde für gut gefunden Ernst, den seinen Anklagern gefährlich zu machen. Ein Hugenottischer Kaufherr, Montgomery, hatte in der Provinz Beern glücklich gehandelt, und war bereit, ihm sein Vermögen Herr zu gestatten. Deutschland war noch immer ein reicher Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, daß die Klugen hofften, endlich ihren Zweck mit weniger Todtschlägen zu erlangen, und den gefährlichsten Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit sanftern Verlagerungen eine sichrere Zeit erwarten, und den Minister die gewünschte Zeit zur Erholung verschaffen.

Das schreckte Einverständniß unter den Katholischen griff um nicht wenig zu seiner Rettung bei. Unter alle Provinzialstatthalter theilte ihre Schaaren ein; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, an Seite des verdächtigen Commissär von Montmorency, beschäftigt, die Stadt bei Montauriol durch seine Gouvernements begünstigt zu belagern. Dieser hatte Vasel am Rhone, somit ein entfernter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe verabschiedet, und sein Eifer war empfindlich gezeigt. Das Unterer in diesem Krieg sich Lorbeern sammelten und Unterer den Kranzmeister flochten, den er doch all ein Geschlecht seines Hauses betrachtete. Gleich in der Bresche bei jungen Rhodi und der ihn zunächst umgebenden Reihen hatten die gefangenen Soldaten bei Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung bei Prinzen gesetzt werden konnten. Rach und Schrecken ergriffen. Der unbesorgteste Mensch erinnerte sich mit Verdruß, daß er heute noch nicht für seinen Rahm gethan habe; die Verluste der Thränen Mutter für den Herzog von Anjou, und bald der Tod dieses geschickteren Verlangs auf den Thron der Hoffnung verringte seinen Glanz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so setzte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gewissermaßen mit denselben den Rahm der Stadt zuzueignen, an welche Beute gleich wenig Anspruch hatten. Die einzelnen Mißverstände, welche beider Heere der Eintracht und Fortgang der katholischen Waffen eigentlich hielt, verursachten die Belagerung der reformirten Stadt. Belagerung bestand der Marschall von Tavannes, deren Kriegserfahrung man das dringende Gebot allein zu verdanken hatte, auf Verlängerung des Friedens. Sein Rath war, dem glänzigen Gemüth mit dem größten Theil der Armee so lange nachzuziehen, bis man ihn entweder nach Frankreich herausbrächte, oder gänzlich hätte, irgend in einem fernen Land zu werben, der allhier unvermeidlich bei Sieg der ganzen Partei werden müßte. Da diese Vorstellungen seinen Eingang fanden, so trat Tavannes sein Kommando nieder, und ging als in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt glaubte man nicht, die Belagerung anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glänzig, und schon schmeichelte man sich, alle Vermessen von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zerschmettern, und allhann diesen Mittelpunkt der ganzen Bewegung ihre Macht desto leichter zu hintertreiben. Aber der tapfere Widerstand, den St. Jean d'Angely leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von einem unerschrockenen Kommandanten die Pflicht getrieben, und als endlich die Hilfe für Noth so groß, daß sie ergeben, war der Winter bereits gerückt, und der Hofzug gerüstet. Der Beifall einiger Soldaten war also das ganze Produkt eines Sieges, dessen weite Bewegung den Bürgerkrieg viele Jahre auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts verfäumt, die günstige Periode bei Friedens zu seinem Vortheil zu kehren. Sein Zutrauen war im Treffen bei Moncontour und beinahe gänzlich aufgerieben worden, und kein tauend Pferde mochten seine ganze Verlegenheit sah, die ich kaum mit dem nachgelegten Landvolk ersetzen konnte. Aber diese kleine Hand verbreitete sich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern, und mit dem ungeheuren Heer bei Montgomery, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesen Theil Frankreichs gebracht hatte, verhältnißen sämmtlich die Reformirung mit den Unterhalt der Truppen, und die Unterhaltung des Bourbon'schen Prinzen, die alle Besitzerben hielt Zeitzeug theilten. und übtigtige Personen bei Hellenmuth übtigten. Viele wachten Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie spärlich auch die Geldern tolge einflossen, so wurde doch Mangel einigermaßen von durch die Stadt Rochelle ersetzt. Auch dem Hofen verstellen sieben politische Kapercinfahr aus, die viele glückliche Prisen machten, und dem Admiral den Zeitun von zehn Tonne einbringen mußten. Wie hätte aber dieser Bundesvorgang erhalten sich die Hugenotten bei während der Waffen so verschiedene von ihrer Partei trugen, und sonderbare all jemand im Zelle erfahren zu können.

Sie hatten seine Schonung erfahren, und hatten auch keine auf. Gezeigt durch so viele erlittene Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwöhnt, hielten sie das Mas dem Zunde in Eisbrem Fuchs, verhalten und gewissen Verabredungsmitgeln alle Dubiosität, durch die sie genau, aber verwöhnten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen nahen an Zeitten zu erbeuten hofften. Eine Gesellschaft war, die sich einen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall von Cossé, beträchtlichen Mann hatt, entgegen hielte, wenige ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten ihre einen weit überlegenen Feind verloren hier Vortheile davon trugen. Durch die Enge verbrannt, betrieben die Protestanten und Zitzen in Frankreich mit einer neuen Erscheinung, und die Schwierigkeit durch Zeit beschäftigte ihren Feind.

Diese Geschäftigkeit war Warnung, und der Hof fing endlich an, zum Frieden zu sprechen. Man fürchtet den Kampf mit einer wenig gänzig mehr zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, die Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der Gefangene Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hilfsvölker sehr verminderet, und in den Provinzen hatte sich das Gerücht von Abneigung zum Vortheil der Reformirten verbreitet.

Octavio.

Wie, Max? Sich diesen Gast doch näher an.
Aufmerksamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaisers.

Max (trocken).

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
In's Hauptquartier Sie herführt.

Questenberg (hat seine Hand gefaßt).

Ziehen Sie
Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini,
Ich fasse sie nicht bloß von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.
(Beyder Hände fassend)
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
So lang zwey solche Sterne, segenreich
Und schützend, leuchten über seinen Heeren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobenswegen sind Sie hier, ich weiß,
Sie sind geschickt, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den andern.

Octavio (zu Max).

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz ſo wohl zufrieden iſt, als hier.

Max.

Was giebt's auf's neu denn an ihm auszuſtellen?
Daß er für ſich allein beſchließt, was er
Allein verſteht? Wohl! daran thut er recht,
Und wird's dabey auch ſein Verbleiben haben. —
Er iſt nun einmal nicht gemacht, nach andern
Geſchmeidig ſich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Und iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.
Wohl uns, daß es ſo iſt! Es können ſich
Nur wenige regieren, den Verſtand
Verſtändig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele tauſend wird, ein Halt; — ſich hinſtellt
Wie eine feſte Säul', an die man ſich
Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht.
So einer iſt der Wallenſtein, und taugte
Dem Hof ein Andrer beſſer — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

Queſtenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Luft iſt's, wie er alles weckt
Und ſtärkt und neu belebt um ſich herum,
Wie jede Kraft ſich ausſpricht, jede Gabe
Gleich deutlicher ſich wird in ſeiner Nähe!
Jedwedem zieht er ſeine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht ſie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er iſt,
Er wacht nur drüber, daß er's immer ſey
Am rechten Ort; ſo weiß er aller Menſchen
Vermögen zu dem ſeinigen zu machen.

Queſtenberg.

Wer ſpricht ihm ab, daß er die Menſchen kenne,
Sie zu gebrauchen wiſſe! Ueber'm Herrſcher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit ſeiner Würd' er ſchon gebohren.

Max.

Iſt er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Iſt er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchſtäblich zu vollſtrecken die Natur,
Dem Herrſchtalent den Herrſchplatz zu erobern.

Queſtenberg.

So kommt's zuletzt auf ſeine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten ſollen!

Max.

Der feltne Mann will feltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er ſich ſetzen.

Queſtenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja! ſo ſind ſie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt.

Octavio (zu Queſtenberg).

Ergeben Sie Sich nur in gutem, Freund!
Mit dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er ſich zeigt.
Das Ungemeine ſoll, das Höchſte ſelbſt
Geſchehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da bringt die Gegenwart — Perſönliches
Muß herrſchen, eignes Auge ſehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur,
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel
In ſeinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrigte Papiere ſoll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege, langt er an,
Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freyen Krümmen,
Umgeht das Waizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeßne Grenzen ehrend —
So führt ſie ſpäter, ſicher doch zum Ziel.

Queſtenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held iſt und ein Menſch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers ſpricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du haſt den Frieden nie geſehn! Es giebt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegeriſchen,

Im Kriege ſelber iſt das letzte nicht der Krieg.
Die großen, ſchnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Haſt und Eile bauet der Soldat,
Von Leinwand ſeine leichte Stadt, da wird
Ein augenblicklich Brauſen und Bewegen,
Der Markt belebt ſich, Straßen, Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht, es rührt ſich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich ſiehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgeſtorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerſtampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Aernte iſt's gethan.

Max.

O! laß den Kaiſer Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erſte Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich ſo auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie geſehn? — Ich hab' ihn
Geſehen, alter Vater, eben komm' ich —

Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen — o! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in sein dumpfig-enges Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten hauſt,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon iſt
Auf unſrer wilden Fahrt uns nichts erſchienen.

Octavio (wird aufmerkſam).

Und hätt' es dieſe Reiſe dir gezeigt?

Max.

Es war die erſte Muße meines Lebens.
Sag' mir, was iſt der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend ſtahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geiſt, den keine Bildung noch geſchmücket?
Denn dieſes Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —

Dem Herzen giebt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geſchäft —
Es giebt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lernteſt du auf dieſem kurzen Weg, mein Sohn!

Max.

O ſchöner Tag! wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten,
Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch.
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünen Mayen, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen,
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Veſper ſchlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd ſtrömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emſiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum,
Das längſtverlaßne, ein, mit breiten Aeſten

Denkt ihn der Baum bey seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schaamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Thür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —

Questenberg (gerührt).

O! daß Sie von so ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

Max.

(mit Heftigkeit sich zu ihm wendend)

Wer sonst ist schuld daran, als ihr in Wien? —
Ich will's nur frey gestehen, Questenberg!
Als ich vorhin Sie stehen sah, es preßte
Der Unmuth mir das Innerste zusammen —
Ihr seyd es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Krieger ist's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürsten macht ihr's Leben sauer, macht
Ihm alle Schritte schwer, ihr schwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europa's großem Besten
Ihm mehr liegt als an ein paar Hufen Landes,
Die Oestreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,
Beym Feind Vertrauen zu erwecken sucht,

Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist:
Denn hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Woher soll Friede kommen? — Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, haß' ich euch —
Und hier gelob' ich's an, versprützen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß
Ihr über seinen Fall frohlocken sollt!

(er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Questenberg. Octavio Piccolomini.

Questenberg.

O weh uns! Steht es so?

(dringend und ungeduldig)

Freund, und wir lassen ihn in diesem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, daß wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

Octavio.

(aus einem tiefen Nachdenken zu sich kommend)

Mir hat Er sie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich freut.

Questenberg.

Was ist es, Freund?

Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Ketzer nachgeben zu müssen, wo ungern sie sogar viele der Legaten dazu verstanden, die Waffen auf den Händen zu tragen, und ihren Hoffnungen auf Rom, ihrer gerechten Rechtfertigung zu entsagen; so mußte doch die Vorsehung unwiderstehlicher Noth jedem Widerstand schweigen, und die Neigung der Katholiken entschied so endlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahres unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten der Hafen eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in allen Theilen des Reichs, vor den Hof ausgenommen, die Hochgerichte allein, der Religion wegen, eingegangene Bünde, und ein gerichtl. Recht zu allen feindlichen Behandlungen zugestanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwey Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen, und Vertheidigern ihres Glaubens zu unterstehen berechtigt seyn sollten. Der Prinzen von Bourbon artig gesinnung und dem verwandten Adel suchten sich durch einen Eid verbindlich machen. Diese vier Plätze waren Bette, Neuhesle, Montauban, Cognac, und la Charité gewählt; nach Roland der gefreyte Ort worher zu Lehen war. Es war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die man noch von Herzen gehen trennen, bey den Reformirten ihrem Hang zu verdienen, blos ein erzwungenes Geständniß seiner Ohnmacht ablegte.

Aber was war jetzt wieder in seiner Ordnung geblieben, und die Reformirten thätlichen sich mit der vorigen Sorgfaltigkeit ihren Gesetzen, ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je weiter sie hervorgingen von ausgestanden, daß sie ihre erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Tapferkeit verdankten, desto nothwendiger war es, daß in diesen Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des Legaten war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Ernste zu argumentiren, dann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Ernsthaft, welche zwey Jahre darauf in Anordnung getragt wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Feindschaft, so viele unversöhnte Hoffnungen des Kriegsglücks, so viele unentschiedene Absichten der Hugenotten, hatten endlich den Hof dieses gezwungen machen, daß es ein vergebliches Unternehmen sey, diese immer frisch aufgeweckte und immer wieder sich verjüngende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vortheil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und der Ersatz, den sie hatte, betrug, daß alle Wunden, die man ihr theils heilen, theils Leben setzte nie gefährlich werden konnten. Da einer Gruppe des Königreichs unterdrückt, schien sie sich nur desto furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verlust schien blos ihrem Muth angefeuert und ihren Anhang zu vermehren. Was sie an innern Kräften gewann, daß erlangte die Staatsklugheit, Ränke und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch seine Politik zu erwähnen, durch seine List eingewiegen, durch seine Gefahr zu erschüttern wußte. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute fiele, sagte," erklärte die Hugenotten des Hofs, als sie das Friedrad wegen und den Hugenotten in Verbindungen traten, „so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Stumpf sagt, daß ein einziger Mann euch mehr Besorgniß gibt, als euer ganzer Rumor, begreift genommen." Die lange die Ruhe der Reformirten in seinen Händen war, unabhängig oder Versuche zu ihrer Unterdrückung stattfanden. Er allein hielt die gesammte Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Rathen und Unterstützung von Außen, rächte sie von jedem Fall wieder auf, und hielt sie mit seinem Arm am Rand des Verderbens.

Unterzeugt, daß auf den Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon in verbergehenden Jahre das Partei Parlamente jene schimpfliche Ketzerklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Streit nicht entschieden wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder verwarfen, so mußte man bedachter sich auf einen andern Weg verfolgen. Ermuntert von den Hindernissen, die der Ausbreitung der Hugenotten der Verschiedenheit der rheinischen Anführer boten so lange entgegenwirkte hatte, zugleich aufgefordert von dem ehrgeizigen Hof, der seine Rettung für die Fruchtbarkeit des ganzlichen Untergangs dieser Seite, von einem sichern und grausamen Zunichtmachen erhielt, der alle Gefühle der Menschlichkeit zerstören mußte, welches man endlich die dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu vertilgen. Meinung es mißlang, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Kraft schwach und verscheitelt zu vermindern. Je besser man sie — wie man sich schmeichelte — auf einmal in die Mauer zusammentrieb, von einem gewissen Körper ein ringsherum bestes Opfer gemacht. Durch seiner beträchtliche Gestalt fanden sich Religionskrieg. Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab, und tiefen die Religion einen Akt vermeintlicher, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber von diesen entschiedenen Entreich zu führen, mußte man sich der Ohren, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und diese gingen sich einer Sache zu übereinkommender Sympathie. Diese lange Kette von Treulosigkeit hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu ungewöhnliche Proben der Meinung gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey." Die Anführer der Hugenotten erwarteten von keiner andern Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Feindschaft ihrer Gegner verschaffen. Selbst nach geschlossenem Frieden verwarfen sie die Besatzungen in ihren Städten, und gründeten durch schlennige Befestigung ihre Zufluchtsorte wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie auf diesen Versammlungen hervorzuziehen, und den Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sie hier zweifelnd zu benachrichtigen, getrost, daß auch Einzelne sich dieselben liehen? Einzig seyen getrauerte sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen sich der Nachgiebigkeit des Hofs anvertraute, so blieb der Andere desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts getan, wenn man nicht Alles thun konnte; der Streich mußte sogleich tödtlich sein,

Octavio.

Fluch über diese Reise!

Questenberg.

Wie so? Was ist es?

Octavio.

Kommen Sie! Ich muß
Sogleich die unglückselige Spur verfolgen,
Mit meinen Augen sehen — Kommen Sie —
(will ihn fortführen.)

Questenberg.

Was denn? Wohin?

Octavio (preſſirt).

Zu ihr!

Questenberg.

Zu —

Octavio (corrigirt ſich).

Zum Herzog! Sehn wir. O! ich fürchte alles.
Ich ſeh das Netz geworfen über ihn,
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

Questenberg.

Erklären Sie mir nur —

Octavio.

Und konnt' ich's nicht
Vorherſehn? Nicht die Reise hintertreiben?

Warum verſchwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht,
Ich mußt' ihn warnen — Jetzo iſt's zu ſpät.

Queſtenberg.

Was iſt zu ſpät? Beſinnen Sie Sich, Freund,
Daß Sie in lauter Räthſeln zu mir reden.

Octavio (gefaßter).

Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie. Die Stunde
Rückt auch heran, die er zur Audienz
Beſtimmt hat. Kommen Sie! —
Verwünſcht! dreymal verwünſcht ſey dieſe Reiſe!

(er führt ihn weg. Der Vorhang fällt.)

Zweyter Aufzug.

Saal beym Herzog von Friedland.

Erſter Auftritt.

Bediente ſetzen Stühle und breiten Fußteppiche aus. Gleich darauf Seni, der Aſtrolog, wie ein Italieniſcher Doctor ſchwarz und etwas phantaſtiſch gekleidet. Er tritt in die Mitte des Saals, ein weißes Stäbchen in der Hand, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet.

Bedienter.

(mit einem Rauchfaß herumgehend)

Greift an! Macht, daß ein Ende wird! Die Wache
Muß in's Gewehr. Sie werden gleich erſcheinen.

Zweyter Bedienter.

Warum denn aber ward die Eckerſtube,
Die rothe, abgeſtellt, die doch ſo leuchtet?

Erſter Bedienter.

Das frag' den Mathematikus. Der ſagt,
Es ſey ein Unglückszimmer.

Zweyter Bedienter.

Narrenspoſſen!
Das heißt die Leute ſcheeren. Saal iſt Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben?

Seni (mit Gravität).

Mein Sohn! Nichts in der Welt iſt unbedeutend.
Das erſte aber und hauptſächlichſte
Bey allem irdiſchen Ding iſt Ort und Stunde.

Dritter Bedienter.

Laß dich mit dem nicht ein, Nathanael.
Muß ihm der Herr doch ſelbſt den Willen thun.

Seni (ſtellt die Stühle).

Eilf! Eine böſe Zahl. Zwölf Stühle ſetzt,
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, fünf und ſieben,
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweyter Bedienter.

Was habt ihr gegen Eilf? Das laßt mich wiſſen.

Seni.

Eilf iſt die Sünde.. Eilfe überſchreitet
Die zehn Gebote.

Zweyter Bedienter.

So! Und warum nennt ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

Seni.

Fünf iſt
Des Menſchen Seele. Wie der Menſch aus Gutem
Und Böſem iſt gemiſcht, ſo iſt die Fünfe
Die erſte Zahl aus Grad und Ungerade.

Erſter Bedienter.

Der Narr!

Dritter Bedienter.

Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu.
Denn mancherley doch denkt ſich bey den Worten.

Zweyter Bedienter.

Hinweg! Sie kommen! Da! zur Seitenthür hinaus.

(Sie eilen fort. Seni folgt langſam.)

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Die Herzogin.

Wallenſtein.

Nun, Herzogin? Sie haben Wien berührt,
Sich vorgeſtellt der Königin von Ungarn?

Herzogin.

Der Kaiſerin auch. Bey beyden Majeſtäten
Sind wir zum Handkuß zugelaſſen worden.

Wallenſtein.

Wie nahm man's auf, daß ich Gemahlin, Tochter
Zu dieſer Winterszeit in's Feld beſchieden?

Herzogin.

Ich that nach Ihrer Vorſchrift, führte an,
Sie hätten über unſer Kind beſtimmt,
Und möchten gern dem künftigen Gemahl
Noch vor dem Feldzug die Verlobte zeigen.

Wallenſtein.

Muthmaßte man die Wahl, die ich getroffen?

Herzogin.

Man wünſchte wohl, ſie möcht' auf keinen fremden
Noch lutheriſchen Herrn gefallen ſeyn.

Wallenſtein.

Was wünſchen Sie, Eliſabeth?

Herzogin.

Ihr Wille, wiſſen Sie, war ſtets der meine.

Wallenſtein (nach einer Pauſe).

Nun — Und wie war die Aufnahm' ſonſt am Hofe?

(Herzogin ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt

Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?

Herzogin.

O! mein Gemahl — Es iſt nicht alles mehr
Wie ſonſt — Es iſt ein Wandel vorgegangen.

Wallenſtein.

Wie? Ließ man's an der alten Achtung fehlen?

Herzogin.

Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anſtand
War das Benehmen — aber an die Stelle
Huldreich vertraulicher Herablaſſung
War feyerliche Förmlichkeit getreten.
Ach! und die zarte Schonung, die man zeigte,

Sie hatte mehr vom Mitleid als der Gunſt.
Nein! Herzog Albrechts fürſtliche Gemahlin,
Graf Harrachs edle Tochter hätte ſo —
Nicht eben ſo empfangen werden ſollen!

Wallenſtein.

Man ſchalt gewiß mein neueſtes Betragen?

Herzogin.

O hätte man's gethan! — Ich bin's von lang her
Gewohnt, Sie zu entſchuldigen, zufrieden
Zu ſprechen die entrüſteten Gemüther —
Nein, niemand ſchalt Sie — Man verhüllte ſich
In ein ſo laſtend feyerliches Schweigen.
Ach! hier iſt kein gewöhnlich Mißverſtändniß, keine
Vorübergehende Empfindlichkeit —
Etwas unglücklich, unerſetzliches iſt
Geſchehn — Sonſt pflegte mich die Königin
Von Ungarn immer ihre liebe Muhme
Zu nennen, mich bey'm Abſchied zu umarmen.

Wallenſtein.

Jetzt unterließ ſie's?

Herzogin.

(ihre Thränen trocknend, nach einer Pauſe)
Sie umarmte mich,
Doch erſt als ich den Urlaub ſchon genommen, ſchon
Der Thüre zuging, kam ſie auf mich zu.

Schnell, als beſinne ſie ſich erſt, und drückte
Mich an den Buſen, mehr mit ſchmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.

Wallenſtein (ergreift ihre Hand).

Faſſen Sie Sich! —
Wie war's mit Eggenberg, mit Lichtenſtein
Und mit den andern Freunden?

Herzogin (den Kopf ſchüttelnd).

Keinen ſah ich.

Wallenſtein.

Und der hiſpaniſche Conte Ambaſſador,
Der ſonſt ſo warm für mich zu ſprechen pflegte?

Herzogin.

Er hatte keine Zunge mehr für Sie.

Wallenſtein.

Die Sonnen alſo ſcheinen uns nicht mehr,
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Herzogin.

Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an dem,
Was man am Hofe leiſe flüſtert, ſich
Im Lande laut erzählt — Was Pater Lamormain
Durch einige Winke —

Wallenſtein (ſchnell).

Lamormain! Was ſagt der?

Herzogin.

Man zeihe Sie verwegner Ueberſchreitung
Der anvertrauten Vollmacht, freventlicher
Verhöhnung höchſter, kaiſerlicher Befehle.
Die Spanier, der Baiern ſtolzer Herzog,
Stehen auf als Kläger wider Sie —
Ein Ungewitter zieh' ſich über Ihnen
Zuſammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regenſpurg geſtürzt.
Man ſpreche, ſagt er — ach! ich kann's nicht ſagen.

Wallenſtein (geſpannt).

Nun?

Herzogin.

Von einer zweyten (ſie ſtockt.)

Wallenſtein.

Zweyten —

Herzogin.

Schimpflichern
— Abſetzung.

Wallenſtein.

Spricht man?

(heftig bewegt durch das Zimmer gehend)

O! ſie zwingen mich, ſie ſtoßen
Gewaltſam, wider meinen Willen, mich hinein.

Herzogin.

(ſich bittend an ihn ſchmiegend)

O! wenn's noch Zeit iſt, mein Gemahl — Wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Geben Sie nach —
Gewinnen Sie's dem ſtolzen Herzen ab,
Es iſt Ihr Herr und Kaiſer, dem Sie weichen.
O! laſſen Sie es länger nicht geſchehn,
Daß hämiſche Bosheit Ihre gute Abſicht
Durch giftige, verhaßte Deutung ſchwärze.
Mit Siegeskraft der Wahrheit ſtehen Sie auf,
Die Lügner, die Verleumder zu beſchämen.
Wir haben ſo der guten Freunde wenig.
Sie wiſſen's! Unſer ſchnelles Glück hat uns
Dem Haß der Menſchen bloßgeſtellt — Was ſind wir,
Wenn kaiſerliche Huld ſich von uns wendet!

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky, welche die Prinzeſſin Thekla an der Hand führt, zu den Vorigen.

Gräfin.

Wie, Schweſter? Von Geſchäften ſchon die Rede,
Und, wie ich ſeh', nicht von erfreulichen,
Eh' er noch ſeines Kindes froh geworden?

ſich, allgemein und aufſtehend ſeyn, aber ganz und gar unterlaſſen werden.

Es kam alſo darauf an, den Eindruck der vorigen Unruheſtifter gänzlich auszulöſchen, und das verlorne Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch koſten mochte, wieder zu gewinnen. Dieſes that Ludwig, indem er Hof ſein ganzes bisheriges Syſtem. Anſtatt der Parteilichkeit an den Seinigen, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden ſo viele Urſache gehabt hatten ſich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigſte Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man ſich von katholiſcher Seite bisher angeſtraft gegen ſie erlaubt, eingeſtellt, alle Friedensübungen auf das Genauſte gehalten, alle billigen Forderungen derſelben ohne Anſtand erfüllt. Im Kurzen ſchien alles Unterſuch des Glaubens vergeſſen, und die ganze Monarchie glich einer ruhigen Familie, deren ſämmtliche Glieder Karl IX. Neuntes als gemeinſchaftlichen Vater mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erſchüttern, welche Uneinigkeit bekämpfen, die ſonſt ſo Mächtige in den Niederlanden umzuſtürzen drohten, Spanien verderben, und in England den Thron der Königin Elisabeth wankend machen, genoß Frankreich einer ungewöhnlich tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gemüthern, und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen ſchien, da keine Entſcheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die ſie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngſte Tochter Heinrichs II. war noch unverheirathet, und der Prinz des jungen Herzogs von Guiſe wurde ſich ſeine Hoffnungen zu dieſer Schweſter ſeines Monarchen zu erfüllen. Um die Hand dieſer Prinzeſſin hatte ſchon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen ſie ſeinem Andern als ſeinem Neffen ghonte. „Der älteſte Prinz meines Hauſes,“ erklärte ſich der ſtolze Prälat gegen den Geſandten Elisabeths, „hat die älteſte Prinzeſſin heyrathen gehen; dem jüngern gebühret die jüngere.“ Da aber Karl IX. dieſer auf ſeine Hoheit eiferſüchtige Monarch, die bereits Annahme ſeiner Beſoldung mit Unwillen aufnahm, ſo eilte der Herzog von Guiſe, durch eine anſehnliche Heirath mit der Prinzeſſin von Cleves ſeinen Zorn zu beſchäftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Weg beyſeyen zu ſehen, in der Idee nicht erlaubt werden war, die Augen zu ertragen, machte den Geiſt des Herzogs leicht empfindlicher zu kränken, da er ſich ſchmeicheln konnte, daß Herz der Prinzeſſin zu beſitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel, wo es. daß Letzterer wünſchte die Anſicht hatte, durch dieſe Heirath eine enge Verbindung zwiſchen dem Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den Zorn der Jeſuiten und ſeiner Feinde zu erſticken, oder daß er dem Ungeſtüm der Hugenotten nur vielen Widerſtand entmachte, um ſie deſto gewiſſer in die Schlinge zu locken. Genug man erwähnte dieſer Heirath eben bei den Friedensunterhandlungen, und ſo groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweiſen können. Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mit der Leichtigkeit erwiedert ward, die man wünſchte, und die ſeiner Absichten angemeſſen ſchien, ſo ſparte man nichts lange, um zu erwerben, und die ſcheinbarſten Beweislichkeiten der Königin Johanna durch wie derholte Beweiſe der aufrichtigſten Verſöhnung zu verſtärken.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beyſtand ihrer niederländiſchen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu ſetzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günſtigſten Stimmung, ſeine Aufforderung angenommen. Man ging ſogleich als Staatsgründe veranlaßten dieſen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in ſeinem Vaterland und in ſich Hebermacht verfechten, auch im Ausland mit Eifer zu unterſtützen. Entſchloſſen dieß zu ſeinem Grundſatz und an ſie von Allen, und ſein großer Geiſt hatte den Umfang derſelben, wo und wann ſie auch ſtattfinden mochte, einen einzigen Preis geſchworen. Dieſer Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, ſo bald ſie Gute des Glaubens und der Freiheit war, als die ſeinige, und jeder Schlachtopfer des geiſtlichen oder weltlichen Despotismus wurde auf ſeinen Beiſtand ſeinen thätigen Eifer zählen. Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der verabſcheuten Perfidie, daß ſie Muth und Herz weiter macht, und im Dunkeln wie im Hunkeln ihre Opfer umſtrickt. Der Gelehrt auf ein trügliches Gefühl hat man anderen Mittel, kann ſie Retter, die ſie an ſich ſelbſt verſpricht, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.

Aber dieſes wiſſenſchaftliche Intereſſe bei Admiral war die die Freiheit der Niederländer, und der Entſchluß, ſich an den Spitze der Unternehmen zum Beſtand dieſer Republiken zu verſuchen, wurde zu gleich durch die militäriſchen Talente, welche er beſaß, ſehr begünſtigt. Er kannte und übertrete den Feind an entſcheidenden und gefährlichen Grad ſeiner Partei, der, wund durch ſo viele erlittene Beleidigungen, ſchnell aufgebracht von jedem verwirklichen Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut, der Ordnung ſchon zu lange entwöhnt war, um ohne Nachſicht denen verderben zu können. Dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen Adel konnte die Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern und der Zwang nicht mißfallen von den der Friede ihn auferlegt. Auch war nicht zu erwarten, daß der Zeitpunkt der bekanntlichen Preiſe gie ſich in den engen Grenzen der Mäßigung halten würde, welche die Freundſchaft erforderten. Man alſo den Verein unterſuchen, die ein mächtiger Religionsfeind, und doch immer noch unter der Maske glimmender Mißtrauen der Parteien, ſo oder ſolcher verbergen konnte, mußte man darauf denken, dieſe nicht zu Tagesfeind zu verbleiben, und einen Mann, welchen ganz zu unterdrücken man wegen ſeiner Macht nicht wünſchen durfte, ſo lange in ein unbereit Recht abzuleiten, bis man in dem Vaterland ſeiner verleiten würde. Dazu kam noch der wichtigere Krieg wo gegen, und ſelbſt bei Intereſſe mit der Ehre des Königreichs ſeyne einen andern Antheil an benſelben verbrennlich zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der ſpaniſchen Inquiſitionsgerichte auf das Empfindlichſte gefühlt, und es hatte noch viele mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man dieſen ſo verderblichen Machthaber nicht innerhalb ſeiner eigenen Grenzen beſchäftigte. Die Aufmunterung und Unterſtützung, die er den aufgeregten Unterthanen des Königs von Frankreich ſeiner angedeihen laſſen, ſeinen zu Regierungsform zu verſchaffen, wenn ſie ſich ſeiner Verantwortung barbet. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne ſie in eine Abhängigkeit von England zu ſtürzen, die ſie das

Der Freude gehört der erste Augenblick.
Hier, Vater Friedland! das ist deine Tochter!

(Thekla nähert sich ihm schüchtern und will sich auf seine Hand beugen; er empfängt sie in seinen Armen, und bleibt einige Zeit in ihrem Anschauen verlohren stehen.)

Wallenstein.

Ja! Schön ist mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme sie zum Pfande größern Glücks.

Herzogin.

Ein zartes Kind noch war sie, als Sie gingen,
Das große Heer dem Kaiser aufzurichten.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgekehrt
Aus Pommern, war die Tochter schon im Stifte,
Wo sie geblieben ist bis jetzt.

Wallenstein.

Indeß
Wir hier im Feld' gesorgt, sie groß zu machen,
Das höchste Irdische ihr zu erfechten,
Hat Mutter Natur in stillen Klostermauren
Das Ihrige gethan, dem lieben Kind
Aus freyer Gunst das Göttliche gegeben,
Und führt sie ihrem glänzenden Geschick
Und meiner Hoffnung schön geschmückt entgegen.

Herzogin (zur Prinzessin).

Du hättest deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zähltest du acht Jahre,
Als du sein Angesicht zuletzt gesehn.

Thekla.

Doch, Mutter, auf den ersten Blick — Mein Vater
Hat nicht gealtert — Wie sein Bild in mir gelebt,
So steht er blühend jetzt vor meinen Augen.

Wallenstein (zur Herzogin).

Das holde Kind! Wie fein bemerkt und wie
Verständig! Sieh', ich zürnte mit dem Schicksal,
Daß mir's den Sohn versagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte seyn,
In einer stolzen Linie von Fürsten
Mein schnell verlöschtes Daseyn weiter leiten.
Ich that dem Schicksal Unrecht. Hier auf dieses
Jungfräulich blühende Haupt will ich den Kranz
Des kriegerischen Lebens niederlegen,
Nicht für verlohren acht' ich's, wenn ich's einst,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um diese schöne Stirne flechten kann.

(er hält sie in seinen Armen, wie Piccolomini hereintritt.)

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini, und bald darauf Graf Terzky zu den Vorigen.

Gräfin.

Da kommt der Paladin, der uns beschützte.

Wallenstein.

Sey mir willkommen, Max. Stets warst du mir
Der Bringer irgend einer schönen Freude,
Und, wie das glückliche Gestirn des Morgens,
Führst du die Lebenssonne mir herauf.

Max.

Mein General —

Wallenstein.

Bis jetzt war es der Kaiser,
Der dich durch meine Hand belohnt. Heut' hast du
Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und diese Schuld muß Friedland selbst bezahlen.

Max.

Mein Fürst! Du eiltest sehr, sie abzutragen.
Ich komme mit Beschämung, ja, mit Schmerz;
Denn kaum bin ich hier angelangt, hab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Marstall, reich geschirrt,

Ein prächt'ger Jagdzug mir von dir gebracht,
Für die gehabte Müh' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Müh',
Ein Amt bloß war's! Nicht eine Gunst, für die
Ich's vorschnell nahm, und dir schon volles Herzens
Zu danken kam — Nein, so war's nicht gemeynt,
Daß mein Geschäft mein schönstes Glück seyn sollte!

(Terzky tritt herein und übergiebt dem Herzog Briefe, welche dieser schnell eröffnet.)

Gräfin (zu Max).

Belohnt er Ihre Mühe? Seine Freude
Vergilt er Ihnen. Ihnen steht es an,
So zart zu denken, meinem Schwager ziemt's,
Sich immer groß und fürstlich zu beweisen.

Thekla.

So müßt' auch ich an seiner Liebe zweifeln,
Denn seine gütigen Hände schmückten mich,
Noch eh' das Herz des Vaters mir gesprochen.

Max.

Ja, er muß immer geben und beglücken!

(er ergreift der Herzogin Hand, mit steigender Wärme)

Was dank' ich ihm nicht alles — o! was sprech' ich
Nicht alles aus in diesem theuren Namen, Friedland!
Zeitlebens soll ich ein Gefangner seyn
Von diesem Namen — darin blühen soll

Mir jedes Glück und jede schöne Hoffnung —
Fest, wie in einem Zauberringe, hält
Das Schicksal mich gebannt in diesem Namen.

Gräfin.
(welche unterdessen den Herzog sorgfältig beobachtet, bemerkt, daß er bey den Briefen nachdenkend geworden)

Der Bruder will allein seyn. Laßt uns gehen.

Wallenstein.
(wendet sich schnell um, faßt sich und spricht heiter zur Herzogin)

Noch einmal, Fürstin, heiß' ich Sie im Feld' willkommen.
Sie sind die Wirthin dieses Hofs — Du, Max,
Wirst diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indeß wir hier des Herrn Geschäfte treiben.
(Max Piccolomini bietet der Herzogin den Arm, Gräfin führt die Prinzessin ab.)

Terzky (ihm nachrufend).
Versäumt nicht, der Versammlung beyzuwohnen.

Fünfter Auftritt.

Wallenstein. Terzky.

Wallenstein.
(in tiefem Nachdenken, zu sich selbst)

Sie hat ganz recht gesehn — So ist's, und stimmt
Vollkommen zu den übrigen Berichten —
Sie haben ihren letzten Schluß gefaßt

In Wien, mir den Nachfolger schon gegeben.
Der Ungarn König ist's, der Ferdinand,
Des Kaisers Söhnlein, der ist jetzt ihr Heiland,
Das neu aufgehende Gestirn! Mit uns
Gedenkt man fertig schon zu seyn, und wie
Ein Abgeschiedner sind wir schon beerbet.
Drum keine Zeit verlohren!

(indem er sich umwendet bemerkt er den Terzky und giebt ihm einen Brief)

Graf Altringer läßt sich entschuldigen,
Auch Gallas — Das gefällt mir nicht.

Terzky.

Und wenn du
Noch länger säumst, bricht einer nach dem andern.

Wallenstein.

Der Altringer hat die Tiroler Päße,
Ich muß ihm einen schicken, daß er mir
Die Spanier aus Mailand nicht hereinläßt.
— Nun! der Sesin, der alte Unterhändler,
Hat sich ja kürzlich wieder blicken lassen.
Was bringt er uns vom Grafen Thurn?

Terzky.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den schwed'schen Kanzler aufgesucht
Zu Halberstadt, wo jetzo der Convent ist.

Der aber sagt, er sey es müd', und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu schaffen haben.

Wallenstein.

Wie so?

Terzky.

Es sey dir nimmer Ernst mit deinen Reden,
Du wollst die Schweden nur zum Narren haben,
Dich mit den Sachsen gegen sie verbinden,
Am Ende sie mit einem elenden Stück Geldes
Abfertigen.

Wallenstein.

So! Meynt er wohl, ich soll ihm
Ein schönes deutsches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eignem Grund und Boden
Selbst nicht mehr Herren sind? Sie müssen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine solche Nachbarn.

Terzky.

Gönn' ihnen doch das Fleckchen Land, geht's ja
Nicht von dem Deinen! Was bekümmert's dich,
Wenn du das Spiel gewinnest, wer es zahlt.

Wallenstein.

Fort, fort mit ihnen — das verstehst du nicht.
Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland
Zerstücket hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erschleichen.

Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren,
Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig
Mich bey des Reiches Fürsten niedersetzen.
Es soll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel fassen, und am wenigsten
Die Gothen sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsers deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen.
Beystehen sollen sie mir in meinen Planen,
Und dennoch nichts dabey zu fischen haben.

Terzky.

Doch mit den Sachsen willst du ehrlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil du so krumme Wege machst —
Was sollen alle diese Masken? sprich!
Die Freunde zweifeln, werden irr' an dir —
Der Oxenstirn, der Arnheim, keiner weiß,
Was er von deinem Zögern halten soll.
Am End' bin ich der Lügner, alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handschrift.

Wallenstein.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.

Terzky.

Woran erkennt man aber deinen Ernst,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' selbst.

Was du bisher verhandelt mit dem Feinde,
Hätt' alles auch recht gut geschehn seyn können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Besten haben.

Wallenstein.
(nach einer Pause, indem er ihn scharf ansieht)

Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Besten habe? Daß ich nicht euch alle
Zum Besten habe? Kennst du mich so gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerstes
Dir aufgethan — Der Kaiser, es ist wahr,
Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu sagen, als ein andrer.

Terzky.

So hast du stets dein Spiel mit uns getrieben!

Sechster Auftritt.

Illo zu den Vorigen.

Wallenstein.

Wie steht es draußen? Sind sie vorbereitet?

Illo.

Du findest sie in der Stimmung, wie du wünschest.

Sie wiſſen um des Kaiſers Foderungen
Und toben.

Wallenſtein.

Wie erklärt ſich Iſolan?

Illo.

Der iſt mit Leib und Seele dein, ſeitdem du
Die Jarobank ihm wieder aufgerichtet.

Wallenſtein.

Wie nimmt ſich der Kolalto? Haſt du dich
Des Deodat und Tiefenbach verſichert?

Illo.

Was Piccolomini thut, das thun ſie auch.

Wallenſtein.

So, mepuſt du, kann ich was mit ihnen wagen?

Illo.

— Wenn du der Piccolomini gewiß biſt.

Wallenſtein.

Wie meiner ſelbſt. Die laſſen nie von mir.

Terzky.

Doch wollt' ich, daß du dem Octavio,
Dem Fuchs, nicht ſo viel trauteſt.

Wallenſtein.

Lehre du
Mich meine Leute kennen. Sechzehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,

Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachtheilig auszulegen konnte. Warum sollte man einem geschickten Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährlichen Kräfte in einen auswärtigen Krieg zu verpflanzen.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden, und bezeigte großes Verlangen, sich mit dem Admiral auszusöhnen und ansehnlich darüber zu berathschlagen. Dieser Prinz hatte bei seinem Eintritt in den Staatsrath seinem Collegium nur so wenig widersprochen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Gewandtheit ansbefehlshaber, an der er zu sischen war; der Admiral, seine Lieblingsangelegenheiten bald besorgen zu sehen, hielt ihm jede Beherrschung hintervunden. Seine eigene, über jenen Verhaft erbeutene Drohung, so seine Klugheit sonst sonst ihn in die Endlinge, Mirau Andere seiner Partei bei verschiedenen Vorfällen bei Hofe einem verrathen Anschlage gelaufen, so sand er in den Vorstellungen einer weisen Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Vorhaben, die vor Ausführung kaum eher für möglich halten darf, als bis sie Erfahrung bewiesen genug hat; und einem Mann wie Coligny's Character war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieser Prinz weiter noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschheit überhaupt, und noch mehr seine Würde bei Fürsten schändet. Es mußte gewaltsame Scheine von Seiten des Hofes erfordern überhaupt auch von dem portugiesischen That eine Probe bei Jarnac; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die schlechte Meynung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihn unmöglich machte.

Der Admiral besaß sich demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstreitenden Herzen that Johanna diesen Schritt, den sie nicht länger aufschieben konnte, und überliefserte den König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Conde. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich hab' ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," setzte er mit triumphirendem Blick hinzu, „heut ist der glücklichste Tag in meinem Leben." Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr seinem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Anblick der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Verbindung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Ungezwungenheit Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem Letztern und Coligny, und mit größer Sorgfalt sah der ganze Hof den Königs von seinem aufgeschwollenen Diener zu sichtbar. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen; und als sich der Admiral auf den Rappel ziglich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen wieder, und Coligny sing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die ausserordentlichen Gnadenbezeugungen, die er an den Admiral und seine Verbündete verschwendete, erregten nicht wenig Unzufriedenheit bei den Katholiken als Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen sey, um die Thorheit den Verfassern der Memoiren glauben, daß Er sie seine Person so damals anfrichtig gewesen, so wäre seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholiken in jenen Zeiten gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, heute so gut wie jetzt verbergen mußte. Und wer würde selbst bezweifeln, daß um bei Gelegenheit wachen, heute, daß sie verschiedenen Vorhaben des Monarchen nicht gänzige Einstimmung auf einen Fürsten machen, den er gar nicht an Zuverlässigkeit gewohnt, bei Verbrechen zu benutzen? Daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht ganz entbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Rattschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei dem Eingang seines Hofes Mauer, wenn die katholischen Eiferer deren Vergerech nahmen, wenn sich der Papst in diesen neue Verragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königin Katharina ernstlich wurde, um die Gunst zu wiedergewinnen, die verlor? Diese und andere Staatsmänner sind ganz entbehrlich, sind ganz entbehrlich, sind ganz entbehrlich,

— Zudem — ich hab' sein Horoscop gestellt,
Wir sind gebohren unter gleichen Sternen —
Und kurz —

(geheimnißvoll)

Es hat damit sein eigenes Bewenden.
Wenn du mir also gut sagst für die andern —

Illo.

Es ist nur Eine Stimme unter allen:
Du dürfst das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

Wallenstein.

Wenn ich mich gegen sie verpflichten soll,
So müssen sie's auch gegen mich.

Illo.

Versteht sich.

Wallenstein.

Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich,
Sich meinem Dienst zu weihen, unbedingt.

Illo.

Warum nicht?

Terzky.

Unbedingt? Des Kaisers Dienst,
Die Pflichten gegen Oestreich werden sie
Sich immer vorbehalten.

Wallenstein (den Kopf schüttelnd).

Unbedingt

Muß ich sie haben. Nichts von Vorbehalt!

Illo.

Ich habe einen Einfall — Giebt uns nicht
Graf Terzky ein Bankett heut' Abend?

Terzky.

Ja,

Und alle Generale sind geladen.

Illo (zum Wallenstein).

Sag! Willst du völlig freye Hand mir lassen?
Ich schaffe dir das Wort der Generale,
So wie du's wünschest.

Wallenstein.

Schaff mir ihre Handschrift.
Wie du dazu gelangen magst, ist deine Sache.

Illo.

Und wenn ich dir's nun bringe, schwarz auf weiß,
Daß alle Chefs, die hier zugegen sind,
Dir blind sich überliefern — Willst du dann
Ernst machen endlich, mit beherzter That
Das Glück versuchen?

Wallenstein.

Schaff mir die Verschreibung!

Illo.

Bedenke, was du thust! Du kannst des Kaisers
Begehren nicht erfüllen — kannst das Heer
Nicht schwächen lassen — nicht die Regimenter
Zum Spanier stoßen lassen, willst du nicht
Die Macht auf ewig aus den Händen geben,
Bedenk' das andre auch! Du kannst des Kaisers
Befehl und ernste Ordre nicht verhöhnen,
Nicht länger Ausflucht suchen, temporisiren,
Willst du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entschließ' dich! Willst du mit entschloßner That
Zuvor ihm kommen? Willst du, ferner zögernd,
Das Aeußerste erwarten?

Wallenstein.

Das geziemt sich,
Eh' man das Aeußerste beschließt!

Illo.

O! nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft.
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß. Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zusammenfinden, —
Und einzeln nur, zerstreuet zeigen sich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,

Die nur in Einen Lebenspunkt zuſammen
Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden.
Sieh! Wie entſcheidend, wie verhängnißvoll
Sich's jetzt um dich zuſammen zieht! — Die Häupter
Des Heers, die beſten, trefflichſten, um dich,
Den königlichen Führer, her verſammelt,
Nur deinen Wink erwarten ſie — O! laß
Sie ſo nicht wieder aus einander gehen!
So einig führſt du ſie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum zweytenmal zuſammen.
Die hohe Fluth iſt's, die das ſchwere Schiff
Vom Strande hebt — Und jedem Einzelnen
Wächſt das Gemüth im großen Strom der Menge.
Jetzt haſt du ſie, jetzt noch! Bald ſprengt der Krieg
Sie wieder aus einander, dahin, dorthin —
In eignen kleinen Sorgen und Intreſſen
Zerſtreut ſich der gemeine Geiſt. Wer heute,
Vom Strome fortgeriſſen, ſich vergißt,
Wird nüchtern werden, ſieht er ſich allein,
Nur ſeine Ohnmacht fühlen und geſchwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrſtraße der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen ſuchen.

Wallenſtein.

Die Zeit iſt noch nicht da.

Terzky.

So ſagſt du immer.

Wann aber wird es Zeit ſeyn?

Wallenſtein.

Wenn ich's ſage.

Illo.

O! du wirſt auf die Sternenſtunde warten,
Bis dir die Irdiſche entflieht! Glaub' mir,
In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.
Vertrauen zu dir ſelbſt, Entſchloſſenheit
Iſt deine Venus! Der Maleficus,
Der einzge, der dir ſchadet, iſt der Zweifel.

Wallenſtein.

Du red'ſt, wie du's verſteh'ſt. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir ſtieg der Jupiter
Hinab, bey der Geburt, der helle Gott:
Du kannſt in die Geheimniſſe nicht ſchauen.
Nur in der Erde magſt du finſter wühlen,
Blind, wie der Unterirdiſche, der mit dem bleichen
Bleyfarb'nen Schein in's Leben dir geleuchtet.
Das Irdiſche, Gemeine magſt du ſeh'n,
Das Nächſte mit dem Nächſten klug verknüpfen:
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes

Bis in die Sternenwelt, mit tausend Sprossen,
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
und enger zieh'n um die centralische Sonne —
Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgebohrnen, heitern Jovskinder.

(nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht, bleibt er stehen und fährt fort)

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sä'mann bloß bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Aernte. Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenstunde auszulesen,
Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren,
Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen Ecken schadend sich verberge.

Drum laßt mir Zeit. Thut ihr indeß das Eure.
Ich kann jetzt noch nicht sagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Absetzen sollen sie mich auch nicht — Darauf,
Verlaßt euch.

Kammerdiener (kommt).

Die Herrn Generale.

Wallenſtein.

Laß ſie kommen.

Terzky.

Willſt du, daß alle Eheſs zugegen ſeyen?

Wallenſtein.

Das braucht's nicht. Beyde Piccolomini,
Maradas, Buttler, Forgatſch, Deodat,
Karaffa, Iſolani mögen kommen.

(Terzky geht hinaus mit dem Kammerdiener)

Wallenſtein (zu Illo).

Hat du den Queſtenberg bewachen laſſen?
Sprach er nicht ein'ge in geheim?

Illo.

Ich hab' ihn ſcharf bewacht. Er war mit niemand
Als dem Octavio.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Queſtenberg, beyde Piccolomini, Buttler, Iſolani, Maradas und noch drey andere Generale treten herein. Auf den Wink des Generals nimmt Queſtenberg ihm gerad gegenüber Platz, die andern folgen nach ihrem Range. Es herrſcht eine augenblickliche Stille.

Wallenſtein.

Ich hab' den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Queſtenberg, und wohl erwogen,

Auch meinen Schluß gefaßt, den nichts mehr ändert.
Doch, es gebührt sich, daß die Kommandeurs
Aus Ihrem Mund' des Kaisers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, sich Ihres Auftrags
Vor diesen edeln Häuptern zu entledigen.

Questenberg.

Ich bin bereit, doch bitt' ich zu bedenken,
Daß kaiserliche Herrschgewalt und Würde
Aus meinem Munde spricht, nicht eigne Kühnheit.

Wallenstein.

Den Eingang frei.

Questenberg.

Als Seine Majestät,
Der Kaiser, Ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgekröntes, kriegserfahrnes Haupt
Geschenkt in der Person des Herzogs Friedland,
Geschah's in froher Zuversicht, das Glück
Des Krieges schnell und günstig umzuwenden.
Auch war der Anfang ihren Wünschen hold,
Gereiniget ward Böheim von den Sachsen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es schöpften
Auf's neue leichten Athem diese Länder,
Als Herzog Friedland die zerstreuten Feindesheere
Herbey von allen Strömen Deutschlands zog,
Herbey auf Einen Sammelplatz beschwor

Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Oxenstirn,
Und jenen nie besiegten König selbst,
Um endlich hier im Angesichte Nürnbergs
Das blutig große Kampfspiel zu entscheiden.

Wallenstein.

Zur Sache, wenn's beliebt.

Questenberg.

Ein neuer Geist
Verkündigte sogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth,
In besonnenem Kampfe sah man jetzt
Die Festigkeit der Kühnheit widerstehn,
Und weise Kunst die Tapferkeit ermüden.
Vergebens lockt man ihn zur Schlacht, er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein,
Als gält es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Verzweifelnd endlich will der König stürmen,
Zur Schlachtbank reißt er seine Völker hin,
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Im leichenvollen Lager langsam tödtet.
Durch den Verhau des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tausend Röhren lauert, will
Der Niegehemmte stürmend Bahn sich brechen.
Da ward ein Angriff und ein Widerstand,
Wie ihn kein glücklich Auge noch gesehn.

Zerriſſen endlich führt ſein Volk der König
Vom Kampfplatz heim, und nicht ein Fußbreit Erde
Gewann es ihm, das grauſe Menſchenopfer.

Wallenſtein.

Erſparen Sie's, und aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt.

Queſtenberg.

Anklagen iſt mein Amt und meine Sendung,
Es iſt mein Herz, was gern bey'm Lob verweilt.
In Nürnbergs Lager ließ der Schwediſche König
Den Ruhm — in Lützens Ebenen das Leben.
Doch wer erſtaunte nicht, als Herzog Friedland
Nach dieſem großen Tag, wie ein Beſiegter,
Nach Böheim floh, vom Kriegesſchauplatz ſchwand,
Indeß der junge Weimariſche Held
In's Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reißend Bahn ſich machte,
Und ſtand mit einem Mal vor Regenſpurg,
Zum Schrecken aller gut katholiſchen Chriſten.
Da rief der Baiern wohlverdienter Fürſt
Um ſchnelle Hilf' in ſeiner höchſten Noth, —
Es ſchickt der Kaiſer ſieben Reitende
An Herzog Friedland ab mit dieſer Bitte,
Und flieht, wo er als Herr befehlen kann.
Umſonſt! Es hört in dieſem Augenblick

ſuchteſte Mittel ſey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten, und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber Coſſe er in groſſer Bewegung fort, indem er den Kardinal die Hand drückte, und zugleich einen Dement an ſeinem Finger befeſtigte) verſtrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater ſelbſt ſoll meine Anſtalten und meinen Glaubenseifer rühmen.“ — Der Kardinal verſicherte den Dement, und verſicherte, daß er ſich mit der Anlage des Königs begnüge.“ — Aber, geſetzt auch, daß dein blinder Schwärmereifer dieſem Geſchichtſchreiber die Feder geführt hätte, ſo kann er ſeine Wahrheit auf ſehr mehrere Quellen gegründet haben. Die Verwandtung iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der ſich eben damahls zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht ſelbſt ausgeſtreut, doch begünſtiget haben könnte, um den Fluch des Pariſer Parlaments, der es nicht von ſich abwälzen konnte, mit dem Könige gemeinſchaft zu theilen. *)

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bei dem Anſchlage des Admirals ſelbſt, zeugt unſtreitig ſtärker gegen ihn als dieſe unerwieſenen Gerüchte; aber wenn er ſich auch von der Heftigkeit ſeines Temperaments hinreiſſen ließ, dem völlig freien Komplott ſeinen Beifall zu geben, und die Ausführung deſſelben zu begünſtigen, ſo kann dieſes ſie ſeine frühere Meinungsſtärke nicht beweiſen. Das Angenehme und Gefällige des Verbrechens vermindert ſeine Maſſe nicht; und die Achtung für die weibliche Natur muß ihm zur Verbrechigung dienen. Er ſey zuſammengezogen und lange Zeit von Betrug, eine ſo unbaudringliche, ſo gebaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den heiligſten Pflichten des Vertrauens ſcheint einen vollendeten Böſewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament überwältigte, und deſſen Leidenſchaften ein fehler Beſitz der höchſten Gewalt von ſeinen Zügeln der Mäßigung befreite. Ein ſolcher Charakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und um ſo weiter Grad der Verderbnis mit reiner Jünglingsfreie — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König, und Katharinens Sohn iſt.

Wie anfrichtig aber man auch den Betrugen des Königs auch anſehen mag, ſo konnten die Anführer der katholiſchen Partei ihre gleichgültigen Geſinnungen wenig bleiben. Sie verſuchten wirklich mit Gewalte den Hof, ſobald die Hugenotten ihren Zug an demſelben zu faſſen ſchienen, und Karl der Neunte ſich ſo unbeſtimmt zeigen. Die Letztern hätten ſich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptſtadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Dieſe erſten indeſſen einen unerwarteten Aufſchub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris ſanft dahinſtarb. Das ganze vereinigte Mißtrauen der Kalviniſten erwachte aufs Neue bei dieſem Todesfall, und es ſchien nicht an Vermuthungen, daß ſie vergiftet worden ſey. Aber da auch die ſcharfſichtigſten Nachforſchungen dieſen Verdacht nicht beſtätigen, und der König ſich in ſeinem Betragen völlig gleich blieb, ſo legte ſich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand ſich eben damahls auf ſeinem Gute Chatillon, ganz mit ſeinen Lieblingsentwürfen für wegen des wiederausbrechen Krieges beſchäftigt. Man ſparte keine Mittel, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und drei Tag verging, wo er ſich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt ſah, die ihn abhalten ſollten, am Hofe zu erſcheinen. Aber dieſer gutgemeinte Eifer ſeiner Freunde erweckte nur ſeine Gefahr, ohne ſeine Ueberzeugung wankend zu machen. Umſonſt ſprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou verſammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle beſtimmt ſeyn ſollten; er wußte beſſer, wegen ſie beſtimmt waren, und wer ſeinen Freunden. Daß dieſe Rüſtung auf ſeinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umſonſt ſuchte man ihn auf die Gefälligkeiten des Königs aufmerkſam zu machen, die auf eine große Unterneh-mung zu deuten ſchienen; er verſicherte, daß dieſe Unternehmung keine andere ſey als der Krieg in den Niederlanden, deſſen Anbruch heran nahe, und wen über er bereits alle Maßregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorſtellungen des Admirals nachgegeben, und — war es einweder Wahrheit oder Maske — ſich mit England und den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in eine ſörmliche Verbindung gegen Spanien eingelaſſen hatte. Alle dergleichen Warnungen verſtellten daher ihren Zweck, und ſo feſt verſtrente der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er ſeine Anhänger ermüthigt hat, ihn ferner mit ſolchen Hinterbringungen zu verſchonen.

Er reiſete alſo zurück an den Hof, wo bald darauf im Auguſt 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margaretha von Valois, unter einem großen Zufluß von Hugenotten, und mit königlichem Prunge gefeiert ward. Sein Eidam, Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Kalviniſten waren dabey zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahnung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige war erwieſen den ſonſtenden Sturm, und ſochten in ei-ner geringen Pflicht ihrer Meinung. Ein Perſianer, Monſieur Langeiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber ſogl?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Juden zu ſchon thut,“ verſetzte Langeiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Anfang dieſe Vorbereitungen auf das Schreckliche gerechtfertigt hat, ſo wieder ei-brauch unentſchloſſen, in wen ſie bemahl ſo bemahl gegrün-det waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeu-gen war die Gefahr damahls größer für die Guiſen und für die Königin als für die Reformirten. Coligny, erzählten uns jene, hatte unverwerft eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wa-gen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter ein-zuflößen, und den ihrer noch immer verſtarkenden Vermuthſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem ſtandrichen Krieg in Perſien beizuwohnen, und ſelbſt die Victorien zu erklimmen, welche Katha-rina nur allzugern ihrem Liebling, den Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgei-zigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina übergenigte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken begann.

Die Gefahr war dringend, und war die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwen-den. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſammeln an den Hof zuſammenziehen, um im Noth-fall von ihrem Schutz zu haben. Sie ſelbſt eraſſt den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd al-lein war, und ſuchte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich

*) Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 15.

Der Herzog nur den alten Haß und Groll,
Giebt das gemeine Beſte preis, die Rachgier
An einem alten Feinde zu vergnügen.
Und ſo fällt Regenſpurg!

Wallenſtein.

Von welcher Zeit iſt denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

Er meynt,
Wie wir in Schleſien waren.

Wallenſtein.

So! So! So!
Was aber hatten wir denn dort zu thun?

Max.

Die Schweden draus zu ſchlagen und die Sachſen.

Wallenſtein.

Recht! Ueber der Beſchreibung da vergeß ich
Den ganzen Krieg — (zu Queſtenberg)
Nur weiter fortgefahren!

Queſtenberg.

Am Oderſtrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau ſchimpflich ward verlohren.
Erſtaunenswerthe Dinge hoffte man
Auf dieſer Kriegesbühne zu erleben,

Wo Friedland in Person zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Gustavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor sich fand. Und wirklich
Gerieth man nahe genug hier an einander,
Doch um als Freund, als Gast sich zu bewirthen.
Ganz Deutschland seufzte unter Kriegeslast,
Doch Friede war's im Wallensteinischen Lager.

Wallenstein.

Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
Ein Vortheil des bewährten Feldherrn ist's,
Daß er nicht nöthig hat zu schlagen, um
Der Welt zu zeigen, er versteh' zu siegen.
Mir konnt' es wenig helfen, meines Glücks
Mich über einen Arnheim zu bedienen,
Viel nützte Deutschland meine Mäßigung,
Wär' mir's geglückt, das Bündniß zwischen Sachsen
Und Schweden, das verderbliche, zu lösen.

Questenberg.

Es glückte aber nicht, und so begann
Auf's neu das blut'ge Kriegesspiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Fürst den alten Ruhm.
Auf Steinau's Feldern streckt das schwedische Heer
Die Waffen, ohne Schwertstreich überwunden —
Und hier, mit andern, lieferte des Himmels

Gerechtigkeit den alten Aufruhrſtifter,
Die fluchbeladne Fackel dieſes Kriegs,
Matthias Thurn, des Rächers Händen aus.
— Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen,
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beſchenkt
Entließ der Fürſt den Erzfeind ſeines Kaiſers.

Wallenſtein (lacht).

Ich weiß, ich weiß — Sie hatten ſchon in Wien
Die Fenſter, die Balcons voraus gemiethet,
Ihn auf dem Armenſünderkarrn zu ſehn —
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spectakel ſie betrog.

Queſtenberg.

Befreyt war Schleſien, und alles rief
Den Herzog nun in's hart bedrängte Baiern.
Er ſetzt auch wirklich ſich in Marſch — gemächlich
Durchzieht er Böheim auf dem längſten Wege;
Doch eh' er noch den Feind geſehen, wendet
Er ſchleunig um, bezieht ſein Winterlager, drückt
Des Kaiſers Länder mit des Kaiſers Heer.

Wallenſtein.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Nothdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majeſtät von ihren Truppen?

Sind wir nicht Menſchen? Nicht der Kält' und Näſſe,
Nicht jeder Nothdurft ſterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schickſal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm — wo er weggeht,
Verwünſcht man ihn! Er muß ſich alles nehmen;
Man giebt ihm nichts, und jedlichem gezwungen
Zu nehmen, iſt er jeglichem ein Greuel.
Hier ſtehen meine Generals. Karaffa!
Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

Buttler.

Ein Jahr ſchon fehlt die Löhnung.

Wallenſtein.

Und ſein Sold
Muß dem Soldaten werden, darnach heißt er!

Queſtenberg.

Das klingt ganz anders, als der Fürſt von Friedland
Vor acht, neun Jahren ſich vernehmen ließ.

Wallenſtein.

Ja, meine Schuld iſt es, weiß wohl, ich ſelbſt
Hab' mir den Kaiſer ſo verwöhnt. Da! Vor neun Jahren,
Beym Dänenkriege, ſtellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtauſend Köpfen oder fünfzig,
Die aus dem eignen Seckel keinen Deut
Ihm koſtete — Durch Sachſens Kreiſe zog

Die Kriegesfurie, bis an die Scheeren
Des Belts den Schrecken seines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiserstaate
Kein Nam' geehrt, gefeyert wie der meine,
Und Albrecht Wallenstein, so hieß
Der dritte Edelstein in seiner Krone!
Doch auf dem Regenspurger Fürstentag
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthschaft't hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Fürstenknecht, der Völker Fluch
Auf mich gebürdet — diesen Krieg, der nur
Ihn groß gemacht, die Fürsten zahlen lassen?
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgesetzt wurd' ich.

Questenberg.

Eure Gnaden weiß,
Wie sehr auf jenem unglücksvollen Reichstag
Die Freyheit ihm gemangelt.

Wallenstein.

Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freyheit schaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir so schlecht bekam,
Dem Thron zu dienen, auf des Reiches Kosten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.

Vom Kaiſer freylich hab' ich dieſen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt aller, zu des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!
— Zur Sache doch. Was iſt's, das man von mir begehrt?

Queſtenberg.

Für's erſte wollen Seine Majeſtät,
Daß die Armee ohn' Aufſchub Böhmen räume.

Wallenſtein.

In dieſer Jahrszeit? Und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Queſtenberg.

Dahin, wo der Feind iſt.
Denn Seine Majeſtät will Regenſpurg
Vor Oſtern noch vom Feind geſäubert ſehn,
Daß länger nicht im Dome Lutheriſch
Gepredigt werde — ketzeriſcher Greul
Des Feſtes reine Feyer nicht beſudle.

Wallenſtein.

Kann das geſchehen, meine Generals?

Illo.

Es iſt nicht möglich.

Buttler.

Es kann nicht geſchehn.

Questenberg.

Der Kaiser hat auch schon dem Oberst Suys
Befehl geschickt, nach Baiern vorzurücken.

Wallenstein.

Was that der Suys?

Questenberg.

Was er schuldig war.
Er rückte vor.

Wallenstein.

Er rückte vor! Und ich,
Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es so
Um mein Kommando? Das ist der Gehorsam,
Den man mir schuldig, ohne den kein Kriegsstand
Zu denken ist? Sie, meine Generale,
Seyen Richter! Was verdient der Officier,
Der eidvergessen seine Ordre bricht?

Illo.

Den Tod!

Wallenstein.

(da die übrigen bedenklich schweigen, mit erhöhter Stimme)
Graf Piccolomini, was hat er
Verdient?

Max (nach einer langen Pause).
Nach des Gesetzes Wort — den Tod!

Isolani.

Den Tod!

Buttler.

Den Tod nach Kriegesrecht!

(Queſtenberg ſteht auf. Wallenſtein folgt, es erheben ſich alle.)

Wallenſtein.

Dazu verdammt ihn das Geſetz, nicht ich!
Und wenn ich ihn begnadige, geſchieht's
Aus ſchuld'ger Achtung gegen meinen Kaiſer.

Queſtenberg.

Wenn's ſo ſteht, hab' ich hier nichts mehr zu ſagen.

Wallenſtein.

Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando;
Und gleich die erſte war, daß mir zum Nachtheil
Kein Menſchenkind, auch ſelbſt der Kaiſer nicht,
Bey der Armee zu ſagen haben ſollte.
Wenn für den Ausgang Ich mit meiner Ehre
Und meinem Kopf ſoll haften, muß ich Herr
Darüber ſeyn. Was machte dieſen Guſtav
Unwiderſtehlich, unbeſiegt auf Erden?
Dies: daß er König war in ſeinem Heer!
Ein König aber, einer der es iſt,
Ward nie beſiegt noch, als durch ſeines gleichen —
Jedoch zur Sach'. Das Beſte ſoll noch kommen.

Queſtenberg.

Der Kardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken, und ein ſpaniſch Heer

Durch Deutschland nach den Niederlanden führen.
Damit er sicher seinen Weg verfolge,
Will der Monarch, daß hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

Wallenstein.

Ich merk', ich merk' — Acht Regimenter — Wohl!
Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!
Wär' der Gedank' nicht so vernünscht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Achttausend Pferde! Ja! Ja! Es ist richtig,
Ich seh' es kommen.

Questenberg.

Es ist nichts dahinter
Zu sehn. Die Klugheit räth's, die Noth gebeut's.

Wallenstein.

Wie, mein Herr Abgesandter? Ich soll's wohl
Nicht merken, daß man's müde ist, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu sehn?
Daß man begierig diesen Vorwand hascht,
Den span'schen Namen braucht, mein Volk zu mindern,
In's Reich zu führen eine neue Macht,
Die Mir nicht untergeben sey. Mich so
Gerad' bey Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erheischt's,
Daß alle Kaiserheere mir gehorchen,

So weit die deutsche Sprach' geredet wird.
Von fran'schen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäste wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erst schwächer, dann entbehrlich, bis
Man kürzeren Prozeß kann mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Minister?
Gerad heraus! Den Kaiser drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun, das war
Beschloßne Sach', Herr, noch eh' sie kamen.

(es entsteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt)

Es thut mir leid um meine Obersten,
Noch seh' ich nicht, wie sie zu ihren vorgeschoßnen Geldern,
Zum wohlverdienten Lohne kommen werden.
Neu Regiment bringt neue Menschen auf,
Und früheres Verdienst veraltet schnell.
Es dienen viel Ausländische im Heer,
Und war der Mann nur sonsten brav und tüchtig,
Ich pflegte eben nicht nach seinem Stammbaum,
Noch seinem Katechismus viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geht's nichts mehr an.

(er setzt sich)

in ein Kabinet mit ihm einschloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel, und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige bedeutende Winke, die sie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniß seiner Ueberredung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unerschütterliche, nahm eine abgesonderte Wohnung, und ließ einen offenen Bruch bekürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie seinen Plan zu nehmen, und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er konnte den großen Anhang der Königin, und seine Furcht mußte ihm denselben noch größer ab, als er wirklich sein mochte. Er schwankte – vielleicht nicht ganz mit Unrecht – ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und ihrer Tochter Leben und Thron. Von Anfang dem verlassen, und für sich selbst zu schwach, einen rühmen Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, trug in ihre Zimmer, und sank so von seinem Bruder, von ihren Lehlingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sey, dessen man die Hugenotten beschuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, so bald man ihm nur überführt haben werde. Bald waren Gesinnungen zu mißtrauen sey. Man entwarf ihm das schwärzeste Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, eingeredet, zum Stillschweigen gebracht, und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, unbedingte demnächst zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Gefahr, welche sie jetzt von so wichtig Spiel bei dem Königе wagte, konnte einen so schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Zwecken zu entfernen. Sie sah ein, daß sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unbedingte Weise zerrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geschah auf einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Hause zurückkehrte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geschehen war; man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.

Coligny's Schicksal, welches man sagen, hatte nun das Signal gegeben, um diesen großen Mann, durch seinen menschenfeindlichen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreißen. Allein, wer entdeckte diesen? Oder vielmehr: unterließ nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeit, erlaubt, welche sich zu denen Er unfähig ist, mit größerem Ruhm, als wenn Er solchen Gefahren sich entgegen wärf?

Coligny schöpfte, und seine ganze Partei, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm. Das müssen in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schwester Karls IX. die Parteien der Häuser Valois und Bourbon, den Gnaden zum Trotz, vor dem Brautaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine gichtschwangere Schlange auf ihn und die Seinigen kamt. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihn das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte sie nun selbst ihren teuflischen Kopf verstecken halten? und welchen Winkel zu neuen Anschlägen hervorspähen? Daß bei Zeiten aufzustehen, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leierten die Stangengänge hin, aber blos, um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniß der Bosheit selbst abzuleiten.

König, beschossen, umschanzt noch allen Seiten war Coligny. Aber weil die Furchtsamkeit hier zu beherrschen, stürzte ihm ganz. Das schwache Ansehen streckt seine ergen Fühlhörner immer noch allen Orten, und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. Es ward Königlich durch Furchtsamkeit zur Schlangenbrut, die seinen verbeißt worden zu seyn sich rühmen kann, aber auch nie mit Gebiß gehandelt zu haben bekennen muß, weil sie Alles für eine Schlinge anspeien pflegt. Coligny hatte seinen Bund mit dem Gift. Als Feldherr verlor er merklich durch Sparsame seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es scheint, er stellte der Mann sein, welcher sich selbst Nicht schaffen will. Nach einem Mißgeschick, wenn Muthlosige sein bei Sinn der Besonnenheit behaupte, wenn sein zusammengepreßtes Herz beklemmt, ohne Stoß, ohne Brod, so schnell zu zerfließen drohte, als es beredgen tausend war, wenn Verzärtelnerei und Hoffnung unter seinen nächsten Anhängern wie unwiderstehliche Gifte ihrenher sprachen – immer war sein Muth ungebeugt. Seine heitere Stirn wußte die Seinigen bald Unbesorgtheit glauben, daß er unter den Mitteln zur Rache gleichsam noch zu wählen habe. Und sprach er davon, so theilte sich die Ruhe seines Geistes mit der dem Worte den Uebrigen mit. Er sprach rein, abel, klar, oft originell. Und für die Aufführung hatte er im großen Umfang seiner Geschäfte eine rastlose Arbeitsamkeit. Festigkeit gegen Unterdrückung war die Seele seiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfische Villeroy darüber tadeln, daß er den Protestanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu sichern strebte, wie sein Rath zur Besserung der Niederlande von Deutsche Spanien Vieles beigetragen hatte. Umfang einer parteilosseren, gerechten Staatsverfassung wäre nie Coligny's Plan gewesen. Unbetadelbafte Sitten, auch in seiner Ehe und gegen seine Kinder. Aberhaupt die strengste Religiosität entlehnten seinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politischen Partei, deren ganze Existenz auf der feindseligen Unterdrückung so vieler tapfern, trichen, ehrsachigen Verwandten unter dem Wut und dem Bürgerhaß beruhte. Mehrer war Uebertragenheit bei Charakters in ihrem Anführer die unentbehrliche Folge sämmtlet und Einheit abzubringen konnte.

Alles dieß machte der Gegenpartheit in ihm den Einsiqen gegen, an dessen Untergang seine ganze Partei gerettet sein würde; um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Versöhnung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Bieder tele, als er zu verbinden sich bewußt war, auch die Ansichten, seinem Vaterland und seiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des französischen Staats, zu nützen, gegen ihn nach Hof.

Max.

Da sey Gott für,

Daß es bis dahin kommen soll! — Die ganze
Armee wird furchtbar gährend sich erheben —
Der Kaiser wird mißbraucht, es kann nicht seyn.

Isolani.

Es kann nicht seyn, denn alles ging zu Trümmern.

Wallenstein.

Das wird es, treuer Isolan. Zu Trümmern
Wird alles gehn, was wir bedächtig bauten.
Deßwegen aber find't sich doch ein Feldherr,
Und auch ein Kriegsheer läuft noch wohl dem Kaiser
Zusammen, wenn die Trommel wird geschlagen.

Max.

(geschäftig, leidenschaftlich von einem zum andern gehend, und sie beschäftigend)

Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Obersten!
Laß dich beschwören, Fürst! Beschließe nichts,
Bis wir zusammen Rath gehalten, dir
Vorstellungen gethan — Kommt, meine Freunde!
Ich hoff', es ist noch alles herzustellen.

Terzky.

Kommt, kommt! im Vorsaal treffen wir die andern.

(gehen.)

Buttler (zu Questenberg).

Wenn guter Rath Gehör bey Ihnen findet,

Vermeiden Sie's, in diesen ersten Stunden
Sich öffentlich zu zeigen, schwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüssel vor Mißhandlung schützen.

(laute Bewegungen draußen.)

Wallenstein.

Der Rath ist gut — Octavio, du wirst
Für unsers Gastes Sicherheit mir haften.
Gehaben Sie Sich wohl, von Questenberg!

(als dieser reden will)

Nichts, nichts von dem verhaßten Gegenstand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiß
Den Mann von seinem Amt zu unterscheiden.

(Indem Questenberg mit dem Octavio abgehen will, dringen Götz, Tiefenbach, Kolalto herein, denen noch mehrere Kommandeurs folgen.)

Götz.

Wo ist er, der uns unsern General —

Tiefenbach (zugleich).

Was müssen wir erfahren, du willst uns —

Kolalto (zugleich).

Wir wollen mit dir leben, mit dir sterben.

Wallenstein.

(mit Ansehen, indem er auf Illo zeigt)

Hier der Feldmarschall weiß um meinen Willen.

(geht ab)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Illo und Terzky.

Terzky.

Nun sagt mir! Wie gedenkt Ihr's diesen Abend
Bey'm Gastmahl mit den Obristen zu machen?

Illo.

Gebt Acht! Wir setzen eine Formel auf,
Worin wir uns dem Herzog insgesammt
Verschreiben, sein zu seyn mit Leib und Leben
Nicht unser letztes Blut für ihn zu sparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeschadet,
Die wir dem Kaiser schuldig sind. Merkt wohl!
Die nehmen wir in einer eignen Klausel
Ausdrücklich aus, und retten das Gewissen.
Nun hört! Die also abgefaßte Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tische, keiner
Wird daran Anstoß nehmen — Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geist des Weins

Das Herz nun öffnet, und die Augen schließt,
Läßt man ein unterschobnes Blatt, worin
Die Klausel fehlt, zur Unterschrift herumgehn.

Terzky.

Wie? Denkt Ihr, daß sie sich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunst betrüglich abgelistet?

Illo.

Gefangen haben wir sie immer — Laßt sie
Dann über Arglist schreyn, so viel sie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterschrift
Doch mehr, als ihrem heiligsten Betheuern.
Verräther sind sie einmal, müssen's seyn,
So machen sie aus der Noth wohl eine Tugend.

Terzky.

Nun, mir ist alles lieb, geschieht nur was,
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

Illo.

Und dann — liegt auch so viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bey den Generalen,
Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden,
Sie seyen sein — denn handelt er nur erst
Mit seinem Ernst, als ob er sie schon hätte,
So hat er sie, und reißt sie mit sich fort.

Terzky.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.
Er leiht dem Feind sein Ohr, läßt mich dem Thurn,
Dem Arnheim schreiben, gegen den Sesina
Geht er mit kühnen Worten frey heraus,
Spricht stundenlang mit uns von seinen Planen,
Und meyn' ich nun, ich hab' ihn — weg, auf einmal
Entschlüpft er, und es scheint als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur am Platz zu bleiben.

Illo.

Er seine alten Plane aufgegeben!
Ich sag' Euch, daß er wachend, schlafend mit
Nichts anderm umgeht, daß er Tag für Tag
Deßwegen die Planeten fragt —

Terzky.

Ja, wißt Ihr,
Daß er sich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im astrologischen Thurme mit dem Doctor
Einschließen wird und mit ihm observiren?
Denn es soll eine wicht'ge Nacht seyn, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Illo.

Wenn's hier unten nur geschieht.
Die Generale sind voll Eifer jetzt,

Und werden sich zu allem bringen lassen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlaß vor der Hand,
Zu einem engen Bündniß wider'n Hof,
Unschuldig ist der Name zwar, es heißt,
Man will ihn bey'm Kommando bloß erhalten.
Doch wißt Ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es schon zu karten, daß der Fürst
Sie willig finden — willig glauben soll
Zu jedem Wag'stück. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. Ist der große Schritt
Nur erst gethan, den sie zu Wien ihm nicht verzeihn,
So wird der Nothzwang der Begebenheiten
Ihn weiter schon und weiter führen, nur
Die Wahl ist's, was ihm schwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm seine Stärke, seine Klarheit.

Terzky.

Das ist es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer uns zuzuführen.

Illo.

Kommt! Wir müssen
Das Werk in diesen nächsten Tagen weiter fördern,
Als es in Jahren nicht gedieh — Und steht's
Nur erst hier unten glücklich, gebet Acht,

So werden auch die rechten Sterne ſcheinen!
Kommt zu den Oberſten. Das Eiſen muß
Geſchmiedet werden, weil es glüht.

Terzky.

Geht Ihr hin, Illo.
Ich muß die Gräfin Terzky hier erwarten.
Wißt, daß wir auch nicht müßig ſind — wenn Ein
Strick reißt, iſt ſchon ein andrer in Bereitſchaft.

Illo.

Ja, Eure Hausfrau lächelte ſo liſtig.
Was habt Ihr?

Terzky.

Ein Geheimniß! Still! Sie kommt!

(Illo geht ab)

Zweyter Auftritt.

Graf und Gräfin Terzky, die aus einem Kabinet heraustritt. Hernach ein Bedienter, darauf Illo.

Terzky.

Kommt ſie? Ich halt' ihn länger nicht zurück.

Gräfin.

Gleich wird ſie da ſeyn. Schick' ihn nur.

Terzky.

Zwar weiß ich nicht, ob wir uns Dank damit
Bey'm Herrn verdienen werden. Ueber dieſen Punkt,

Du weißt's, hat er sich nie herausgelassen.
Du hast mich überredet, und mußt wissen,
Wie weit du gehen kannst.

Gräfin.

Ich nehm's auf mich.

(für sich)

Es braucht hier keiner Vollmacht — Ohne Worte, Schwager,
Verstehn wir uns — Errath' ich etwa nicht,
Warum die Tochter hergefodert worden,
Warum just er gewählt, sie abzuholen?
Denn dieses vorgespiegelte Verlöbniß
Mit einem Bräutigam, den niemand kennt,
Mag andre blenden! Ich durchschaue dich —
Doch dir geziemt es nicht, in solchem Spiel
Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Feinheit
Bleibt alles überlassen. Wohl! — Du sollst
Dich in der Schwester nicht betrogen haben.

Bedienter (kommt).

Die Generale! (ab)

Terzky (zur Gräfin).

Sorg' nur, daß du ihm
Den Kopf recht warm machst, was zu denken giebst —
Wenn er zu Tisch' kommt, daß er sich nicht lange
Bedenke, bey der Unterschrift.

Gräfin.

Sorg' du für deine Gäste! Geh' und schick' ihn.

Terzky.

Denn alles liegt dran, daß er unterschreibt.

Gräfin.

Zu deinen Gästen. Geh!

Illo (kommt zurück).

Wo bleibt Ihr, Terzky?
Das Haus ist voll, und alles wartet Euer.

Terzky.

Gleich! Gleich!

(zur Gräfin)

Und daß er nicht zu lang verweilt —
Es möchte bey dem Alten sonst Verdacht —

Gräfin.

Unnöth'ge Sorgfalt!

(Terzky und Illo gehen.)

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky. Max Piccolomini.

Max (blickt schüchtern herein).

Base Terzky! Darf ich?

(tritt bis in die Mitte des Zimmers, wo er sich unruhig umsieht)

Sie ist nicht da! Wo ist sie?

Gräfin.

Sehen Sie nur recht
In jene Ecke, ob sie hinter'm Schirm
Vielleicht versteckt —

Max.

Da liegen ihre Handschuh!
(will hastig darnach greifen, Gräfin nimmt sie zu sich)
Ungüt'ge Tante! Sie verleugnen mir —
Sie haben Ihre Lust dran, mich zu quälen.

Gräfin.

Der Dank für meine Müh'!

Max.

O! fühlten Sie,
Wie mir zu Muthe ist! — Seitdem wir hier sind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

Gräfin.

Sie werden Sich
An manches noch gewöhnen, schöner Freund!
Auf dieser Probe Ihrer Folgsamkeit
Muß ich durchaus bestehn, nur unter der Bedingung
Kann ich mich überall damit befassen.

Max.

Wo aber ist sie? Warum kommt sie nicht?

Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte seyn müssen. Vor und nach dem meuchelmörderischen Attentat drangen viele Gutgesinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dieß thue,“ antwortete er ihnen, „so zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dieß den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unabsehbare Elend wieder entblößen, das in seinem Gefolge auftritt.“ — Muth und Entsetzung waren der Lohn dieser Bürgerstimme!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit seinem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu besuchen. Karl bethenerte dem Admiral sein Beileid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr seyd verwundet, mein Vater,“ rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle Ich. — Bei Gott schwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind.“ Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und suchte bald das unendliche Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Festungskrieg in den Niederlanden hinzuleiten. Dieses neue Unternehmen sollte die Laune des ungestümen jungen Fürsten beste fester an den Krieg anknüpfen, entzweiten Ehrgeiz und an dessen Partei binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu schonen, ihrem Sohn dem geheimen Gespräche nicht lange. Mochte dieser immer wieder zu seinem Beichtvater zurückgehen. Denn in dieser seiner leidenschaftlichen Spitzfindigkeit durch die Nachricht von dem Mordanschlag geübt, worüber zu sprechen, hieß wor doch die größte Ursache seines während den ersten Unwillens gewesen.

Jeden Augenblick aber stand nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar sah Coligny's Verdacht von selbst auf die Guisen. Der Schuß war aus einem Guisischen Hause gefallen. Der Guisische Partei schien während der öffentlichen Erbauung der protestantischen so weit zurückzusetzt werden zu seyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigsten Anbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen mußte. Und auf einen diese Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der ersten Verwirrung der Umstände fürs Beste. Selbst ihrem Sohn gab sie auf diese Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guise noch immer in dem Admiral den Mörder seines Vaters zu sehen glaube. Mit der unendlichen Einfalt, deine Parteien zuweilen aufzureizen — wäre dieß ihr auch noch so erwünscht gewesen — kannte ihr wie Manche glauben, diese Verstellung rathen. Sie setzte dem Verdächtig, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um auf den nächsten Zuckungen des wüthungenen Streichs auf die Mittungen eines gräßlicher vollführten grausamern zu schließen. Sie hatte wohl, bei sich selbst für die Verleitung besorgt, welche neben der beispiellos Rache suche die Menschheit in ihr schaudern mußte, neue Entschlossenheit zu sammeln.

Der König ließ indessen den Herzog von Guise wirklich aufsuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und selbst seine Schwester, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoiren dieß noch für einen rechtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch scharf den Anmaßungen des Herzogs von Guise, der eben diese Prinzessin als Gemahlin suchte, gram gewesen. Aber wie sonderbar! Er schaffte hier seiner Mutter gerade den Mann, dessen Arm ihr für das Bevorstehende unentbehrlich war, auf die unverhältnißige Weise selbst zur Seite. Das Zusammentreffen aller Umstände führen den Moment zu bezeichnen, welcher durch die schwärzesten Thaten gebrandmarkt werden sollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrschers; und wem konnte dieß entgehen, der die unselige Kunst verstand, das unsichte Gemüth desselben von einem Extrem auf das andere zu schrauben. Ein gewandter Höfling, sein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um seinen Sohn mit einem Mal zum Mitschuldigen zu machen. Unter der heimlichen Vorbereitungen verwischt dieser die neuesten vortheilhaften Eindrücke, welche der Besuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelassen hatte. Er streut Samen des Argwohns ein, weckt den alten schlafenden Groll, und bringt zuletzt den Königen den Gedanken der Furcht für sein eigenes Leben bei. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'schen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zusammengedrängt. Von ihr sey Alles zu fürchten, aber auch gegen sie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem König mit der unverschämtesten Dreistigkeit das Geschoß zu sagen gewagt: daß man sich seiner Macht zu schaffen wissen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln sollte. „Und mit einem Wort,“ rief endlich der listige Unterhändler, seinen Zweck gewiß: „wer es thun will dem König meynt, darf es nicht länger anstehen lassen, ihm über die dringendste Gefahr seiner Person und des ganzen Staats die Augen zu öffnen.“ Katharina selbst trat in diesem Augenblick, auf ihren Lieblingssohn, Heinrich von Anjou, gestützt, mit ihren Vertrautesten ins Zimmer. Ueberrascht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beschämt über seine bisherige Sorglosigkeit bei einem so nahe drohenden Umsturz, von allen Seiten durch die scharfdenkendsten Vorstellungen bestürmt, warf sich Karl seiner Mutter in die Arme. „Schon,“ sagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutsche und Schweizer, auf französischen Boden. Die Mörders anlagen im Lande werden heimlicher beim neuen Vereinigungspunkt zweien. Die Wuth der Bürgerkriege droht schon das Reich aus Neue zu zerfleischen. Der König selbst, von Geld und eigenthümlichem Anliehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guisischen Partei als Freund der Feger verdächtig, wird die Ehre haben, zuzusehen, wie die Katholischen einen Generalcapitain wählen, und sich gegen ihre Gegner selbst zu helfen wissen werden; während er vom Verdienst des alten Admirals zurückgeschreckt und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwischen beiden Parteien ohnmächtig sich hin und wieder werfen lassen muß.“

Mächtigen sahe Karl unter diesen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei ist allen Grenzen von Frankreich war sein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleiber, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eitrend schnell vorbeigehe, damit ihm seine Sicherheit sogleinmäßig wieder geschafft würde!

Die erwünschteste Stimmung für die Gegner der Protestanten. Mord war jetzt die Losung, aber die tiefste Verstellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erfüllung seiner Mutter von diesem Augenblick an völlig entsprach.

Gräfin.

Sie müſſen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es beſſer auch mit Ihnen meynen!
Kein Menſch darf wiſſen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

Max.

Damit hat's nicht Noth. Es iſt
Hier kein Geſicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
— O Tante Terzky! Iſt denn alles hier
Verändert, oder bin nur ich's? Ich ſehe mich
Wie unter fremden Menſchen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünſchen mehr und Freuden.
Wo iſt das alles hin? Ich war doch ſonſt
In eben dieſer Welt nicht unzufrieden.
Wie ſchaal iſt alles nun und wie gemein!
Die Kameraden ſind mir unerträglich,
Der Vater ſelbſt, ich weiß ihm nichts zu ſagen,
Der Dienſt, die Waffen ſind mir eitler Tand.
Es müßt' es einem ſel'gen Geiſte ſeyn,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude,
Zu ſeinen Kinderſpielen und Geſchäften,
Zu ſeinen Neigungen und Brüderſchaften,
Zur ganzen armen Menſchheit wiederkehrte.

Gräfin.

Doch muß ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf dieſe ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geſchieht.

Max.

Es geht hier etwas vor um mich, ich ſeh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung,
Wenn's fertig iſt, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängſtigte des Lagers
Gemühl, die Fluth zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch,
Es wurde mir zu eng, ich mußte fort,
Stillſchweigen ſuchen dieſem vollen Herzen,
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es iſt ein Kloſter hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein ſchlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in dieſem Augenblicke ſuchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geſehn
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe.

Gräfin.

Genießen Sie Ihr Glück. Vergeſſen Sie
Die Welt um ſich herum. Es ſoll die Freundſchaft
Indeſſen wachſam für Sie ſorgen, handeln.
Nur ſey'n Sie dann auch lenkſam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glücke zeigen wird.

Max.

Wo aber bleibt ſie denn! — O! goldne Zeit
Der Reiſe, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die ſpäte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand und keine Glocke ſchlug.
Es ſchien die Zeit dem Ueberſeligen
In ihrem ew'gen Laufe ſtill zu ſtehen.
O! der iſt aus dem Himmel ſchon gefallen,
Der an der Stunden Wechſel denken muß!
Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.

Gräfin.

Wie lang iſt es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut früh wagt' ich das erſte Wort.

Gräfin.

Wie? Heute erſt in dieſen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdſchloß war es, zwiſchen hier
Und Neyomk, wo Sie uns eingeholt,

Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Erker ſtanden wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit geſendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieſes Wort:
Dies alles mahnt mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden Sich umgeben ſehn,
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſeyn,
Verlohren in der Menge — „Sprechen Sie
„Mit meiner Baſe Terzky!" fiel ſie ſchnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich ſah
Ein glühend Roth die ſchönen Wangen färben,
Und von der Erde langſam ſich erhebend
Trift mich ihr Auge — ich beherrſchte mich
Nicht länger —

(die Prinzeſſin erſcheint an der Thüre und bleibt ſtehen, von der Gräfin, aber nicht von Piccolomini bemerkt)

faſſe kühn ſie in die Arme,
Mein Mund berühret den ihrigen — da rauſcht' es
Im nahen Saal und trennte uns — Sie waren's.
Was nun geſchehen, wiſſen Sie.

Gräfin.

(nach einer Pauſe, mit einem verſtohlnen Blick auf Thekla)

Und ſind Sie ſo beſcheiden, oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um mein Geheimniß fragen?

Max.

Ihr Geheimniß?

Gräfin.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
In's Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was ſie in dieſem erſten Augenblick
Des überraſchten Herzens —

Max (lebhaft).

Nun?

Vierter Auftritt.

Vorige. Thekla, welche ſchnell hervortritt.

Thekla.

Spart Euch die Mühe, Tante!
Das hört er beſſer von mir ſelbſt.

Max (tritt zurück).

Mein Fräulein! —
Was ließen Sie mich ſagen, Tante Terzky?

Thekla (zur Gräfin).

Iſt er ſchon lange hier?

Gräfin.

Ja wohl, und ſeine Zeit iſt bald vorüber.
Wo bleibt Ihr auch ſo lang?

Thekla.

Die Mutter weinte wieder ſo. Ich ſeh ſie leiden,
— Und kann's nicht ändern, daß ich glücklich bin.

Max (in ihren Anblick verlohren).

Jetzt hab' ich wieder Muth, Sie anzuſehn.
Heut konnt' ich's nicht. Der Glanz der Edelſteine,
Der Sie umgab, verbarg mir die Geliebte.

Thekla.

So ſah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

Max.

O! dieſen Morgen, als ich Sie im Kreiſe
Der Ihrigen, in Vaters Armen fand,
Mich einen Fremdling ſah in dieſem Kreiſe:
Wie drängte mich's in dieſem Augenblick,
Ihm um den Hals zu fallen, Vater ihn
Zu nennen! Doch ſein ſtrenges Auge hieß
Die heftig wallende Empfindung ſchweigen,
Und jene Diamanten ſchreckten mich,
Die wie ein Kranz von Sternen Sie umgaben.
Warum auch mußt' er bey'm Empfange gleich
Den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel ſchmücken, auf das heitre Herz

Die traur'ge Bürde ſeines Standes werfen!
Wohl darf die Liebe werben um die Liebe,
Doch ſolchem Glanz darf nur ein König nahn.

Thekla.

O! ſtill von dieſer Mummerey. Sie ſehn,
Wie ſchnell die Bürde abgeworfen ward.

(zur Gräfin)

Er iſt nicht heiter. Warum iſt er's nicht?
Ihr, Tante, habt ihn mir ſo ſchwer gemacht!
War er doch ein ganz andrer auf der Reiſe!
So ruhig hell! So froh beredt! Ich wünſchte,
Sie immer ſo zu ſehn, und niemals anders.

Max.

Sie fanden Sich, in Ihres Vaters Armen,
In einer neuen Welt, die Ihnen huldigt,
Wär's auch durch Neuheit nur, Ihr Auge reizt.

Thekla.

Ja! Vieles reizt mich hier, ich will's nicht läugnen,
Mich reizt die bunte, kriegeriſche Bühne,
Die vielfach mir ein liebes Bild erneuert,
Mir an das Leben, an die Wahrheit knüpft,
Was mir ein ſchöner Traum nur hat geſchienen.

Max.

Mir machte ſie mein wirklich Glück zum Traum.
Auf einer Inſel in des Aethers Höh'n

Hab' ich gelebt in dieſen letzten Tagen,
Sie hat ſich auf die Erd' herabgelaſſen,
Und dieſe Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Thekla.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert,
Zu meinem ſchönern Eigenthum zurück —
(abbrechend und in einem ſcherzhaften Ton)
Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieſer kurzen Gegenwart geſehn!
Und doch muß alles dies dem Wunder weichen,
Das dieſes Schloß geheimnißvoll verwahrt.

Gräfin (nachſinnend).

Was wäre das? Ich bin doch auch bekannt
In allen dunkeln Ecken dieſes Hauſes.

Thekla (lächelnd).

Von Geiſtern wird der Weg dazu beſchützt,
Zwey Greiſe halten Wache an der Pforte.

Gräfin (lacht).

Ah ſo! der aſtrologiſche Thurm! Wie hat ſich
Dies Heiligthum, das ſonſt ſo ſtreng verwahrt wird,
Gleich in den erſten Stunden Euch geöffnet?

Thekla.

Ein kleiner, alter Mann mit weißen Haaren
Und freundlichem Geſicht, der ſeine Gunſt
Mir gleich geſchenkt, ſchloß mir die Pforten auf.

Max.

Das iſt des Herzogs Aſtrolog, der Seni.

Thekla.

Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich
Gebohren ſey, in welchem Tag und Monat,
Ob eine Tages — oder Nachtgeburt —

Gräfin.

Weil er das Horoſcop Euch ſtellen wollte.

Thekla.

Auch meine Hand beſah er, ſchüttelte
Das Haupt bedenklich, und es ſchienen ihm
Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfin.

Wie findet Ihr es denn in dieſem Saal?
Ich hab' mich ſtets nur flüchtig umgeſehn.

Thekla.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich
Aus vollem Tageslichte ſchnell hinein trat.
Denn eine düſtre Nacht umgab mich plötzlich,
Von ſeltſamer Beleuchtung ſchwach erhellt.

In einem Halbkreis ſtanden um mich her
Sechs oder ſieben groſe Königsbilder,
Den Scepter in der Hand, und auf dem Haupt
Trug jedes einen Stern, und alles Licht
Im Thurm ſchien von den Sternen nur zu kommen.
Das wären die Planeten, ſagte mir
Mein Führer, ſie regierten das Geſchick,
Drum ſeyen ſie als Könige gebildet.
Der äuſerſte, ein grämlich finſtrer Greis,
Mit dem trübgelben Stern, ſey der Saturnus,
Der mit dem rothen Schein, grad von ihm über,
In kriegeriſcher Rüſtung, ſey der Mars,
Und beyde bringen wenig Glück den Menſchen.
Doch eine ſchöne Frau ſtand ihm zur Seite,
Sanft ſchimmerte der Stern auf ihrem Haupt,
Das ſey die Venus, das Geſtirn der Freude.
Zur linken Hand erſchien Merkur geflügelt,
Ganz in der Mitte glänzte ſilberhell
Ein heitrer Mann, mit einer Königsſtirn,
Das ſey der Jupiter, des Vaters Stern,
Und Mond und Sonne ſtanden ihm zur Seite.

Mar.

O! nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten
An der Geſtirne, an der Geiſter Macht.
Nicht bloſ der Stolz des Menſchen füllt den Raum

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guise bestimmt. Seit der tapfersten Vertheidigung von Poitiers, das ist seit seinem neunzehnten Jahr hatte dieser seinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben diesen Tagen des Hugenotten, Heinrichs von Navarra, Vermählte ward, war auch sein Blick gerichtet gewesen. Sie hätte ihm, den Thron selbst zu besteigen, einst die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten schien also nicht bloß seine ererbte Bestimmung zu seyn. Er wünschte sie selbst, und bot sie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geist seines Vaters zur Rüstung wieder auf, so rief ihn noch lauter seine eigene Ehrsucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, seine Partei durch Austilgung der protestantischen zu einigen herrschenden zu machen, und sich dadurch dreifs der Königin Mutter an die Seite zu stellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hölle des menschgewordenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, dessen Verlangen man ihm anführte, sey er selbst — erklärte der Herzog von Guise — mit seinen Verwandten genöthigt, aus der Königsstadt zu flüchten. „Gehe," sagte ihm der König mit grimmiger Miene, „sorge Ihr schuldig, so werde ich Euch weiter finden!" Und nun waren Zurüstungen zur Flucht vor den Hugenotten die schnellen verdachtlosesten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends selbst seinen Feinden die Schlingen über sich und die Seinigen zusammenziehen helfen. Man warnte ihn vor allen Seiten, daß die Guisen noch vor ihrem Abzug etwas versuchen möchten. Einige riethen, ihn selbst aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Besten seiner Angehörigen, auf das Wort seines Königs, übergab sich in den Schutz desselben, und erhielt eine starke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe seines Quartiers allen protestantischen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn sie zur Sicherheit ihres Hauptes ihn nahe zu seyn wünschten; und hiezu wurden diese selbst aufgefordert. Die Polizei ernannte sie zur Besorgung Coligny's und führte über die Personen weiters ein Register — die sicherer Todesliste für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, seine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guisen ins Louvre zusammenzubringen, und zugleich seine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuschicken. Ihn Waffen im Louvre zusammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und Coligny selbst vom König davon benachrichtigt. Einzelne Juden von Avignon verloren bei dieser ängstlichen Unbänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft, und konnten kaum noch die Furchtsamsten benunruhigen zu können. Indeß erfüllt die Kabale mit gierigem Auge ihr rosiges Beute. Diese war wie in eine Heerde zusammengetrieben. In der Mitternachtsstunde des 24. Augusts ihre Rache zu sättigen, ward in den Tuilerien von dem Blutrath festgesetzt, in welchem zwei Brüder des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Guisen von Angoulême, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marschällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präsidirt hatte, und wo kaum für neure Todesmann nebst wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die kalvinistische Partei in die Ausnahme gesetzt worden war.

Wäre wirklich bei diesen Eistern des Blutbads, wie von Tavannes dies zu erweisen ist, der Glaube, Gott einen Dienst zu thun, die wahre Begeisterung zu Unmenschlichkeit gewesen, man würde die Schwachheit des menschlichen Verstandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabscheuen. Wir würden, wenn sie aus Pflicht die Menschlichkeit in sich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Absicht schuldig seyn, unsern Tadel nur vor der Handlung uns durchschauerte. Aber von den meisten der Handelnden mußte es die sonstiger Charakter gewiß, daß sie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern sahen, wider welche man sich Alles erlauben zu dürfen glaubte, weil sie glaubenverwirrte zugleich Ketzer seyen. Auch Katharina selbst mag Aberglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Meineidigen von gemeinem Herzen zu hassen, und diesen Haß sogar für verdienstlich zu halten. Aber eben so gewiß würde es ihr sehr leid gewesen seyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrschsucht Beschränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Messe sich weniger haßenswerth gemacht hätte.

Eben hatte Tavannes aufgeschnte Bürgermeister, deren Anführer in des Königs Gegenwart hier zu befehligt werden waren, in der tiefsten Stille der unglaubwürdigsten Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus versammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guise mit breihundert Mordsklingen auf das verabredete Zeichen. Karl selbst ertheilte in diesem Augenblick auch die Stimme der Freundschaft, in deren Gesellschaft das Meteoden ihm zum Lagerwal sich zu nähern verstand hatte. Er lieh noch der Abendtafel und noch einigen Vierertreten seinen sonst geliebten Gesellschafter, den Grafen Franz von la Rochefoucault, auf dem Schlosse umwissend dem Lanzenden Tode entgegen gehen, welchem er nun sogleich selbst das Signal zum Würgen geben lassen wollte. Noch geschäftiger drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so leicht Rache der Kalvinisten über sie im Dunkel der Nacht unbetrieben wissen oder bei im Dunkel der Nacht unbetrieben könnte. Alles wechte Mordgier sie selbst überstehen konnte. Alles wechte Mordgier sie selbst überstehen konnte. Alles wechte Mordgier sie selbst überstehen kon

Mit Geistern, mit geheimnißvollen Kräften,
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder ist's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tausend Zweige reich entgegen streckt,
Worauf der trunkne Geist sich selig wiegt.
Die Fabel ist der Liebe Heimathwelt,
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist.
Die alten Fabelwesen sind nicht mehr,
Das reizende Geschlecht ist ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mit gewandelt,
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Thekla.

Wenn das die Sternenkunst ist, will ich froh
In diesem heitern Glauben mich bekennen.

Es iſt ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Geſtirnen,
Da wir erſt wurden, ſchon geflochten ward.

Gräfin.

Nicht Roſen bloß, auch Dornen hat der Himmel,
Wohl dir! wenn ſie den Kranz dir nicht verletzen.
Was Venus band, die Bringerin des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, ſchnell zerreißen.

Max.

Bald wird ſein düſtres Reich zu Ende ſeyn!
Geſegnet ſey des Fürſten ernſter Eifer,
Er wird den Oelzweig in den Lorbeer flechten,
Und der erfreuten Welt den Frieden ſchenken.
Dann hat ſein großes Herz nichts mehr zu wünſchen,
Er hat genug für ſeinen Ruhm gethan,
Kann jetzt ſich ſelber leben und den Seinen.
Auf ſeine Güter wird er ſich zurückziehn,
Er hat zu Gitſchin einen ſchönen Sitz,
Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter —
Bis an den Fuß der Rieſenberge hin
Streckt ſich das Jagdgehege ſeiner Wälder.
Dem großen Trieb, dem prächtig ſchaffenden,
Kann er dann ungebunden frey willfahren.
Da kann er fürſtlich jede Kunſt ermuntern,

Und alles würdig Herrliche beſchützen —
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen ſehn —
Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Element,
Den Fluß ableiten und den Felſen ſprengen,
Und dem Gewerb die leichte Straße bahnen,
Aus unſern Kriegsgeſchichten werden dann
Erzählungen in langen Winternächten —

Gräfin.

Ich will denn doch gerathen haben, Vetter,
Den Degen nicht zu frühe weg zu legen.
Denn eine Braut, wie die, iſt es wohl werth,
Daß mit dem Schwert um ſie geworben werde.

Max.

O! wäre ſie mit Waffen zu gewinnen!

Gräfin.

Was war das? Hört ihr nichts? — Mir war's, als hört' ich
Im Tafelzimmer heft'gen Streit und Lärmen.

(ſie geht hinaus)

Fünfter Auftritt.

Thekla und Max Piccolomini.

Thekla.

(ſobald die Gräfin ſich entfernt hat, ſchnell und heimlich zu Piccolomini)

Trau ihnen nicht. Sie meynen's falſch.

Max.

Sie konnten —

Thekla.

Trau niemand hier als mir. Ich sah es gleich,
Sie haben einen Zweck.

Max.

Zweck! Aber welchen?
Was hätten sie davon, uns Hoffnungen —

Thekla.

Das weiß ich nicht. Doch glaub' mir, es ist nicht
Ihr Ernst, uns zu beglücken, zu verbinden.

Max.

Wozu auch diese Terzky's? Haben wir
Nicht deine Mutter? Ja, die gütige
Verdient's, daß wir uns kindlich ihr vertrauen.

Thekla.

Sie liebt dich, schätzt dich hoch vor allen andern,
Doch nimmer hätte sie den Muth, ein solch
Geheimniß vor dem Vater zu bewahren.
Um ihrer Ruhe willen muß es ihr
Verschwiegen bleiben.

Max.

Warum überall
Auch das Geheimniß? Weißt du, was ich thun will?

Ich werfe mich zu deines Vaters Füßen,
Er soll mein Glück entscheiden, er ist wahrhaft,
Ist unverstellt und haßt die krummen Wege,
Er ist so gut, so edel —

Thekla.

Das bist du!

Max.

Du kennst ihn erst seit heut. Ich aber lebe
Schon zehen Jahre unter seinen Augen.
Ist's denn das erstemal, daß er das Seltne,
Das Ungehoffte thut? Es sieht ihm gleich,
Zu überraschen wie ein Gott, er muß
Entzücken stets und in Erstaunen setzen.
Wer weiß, ob er in diesem Augenblick
Nicht mein Geständniß, deines bloß erwartet,
Uns zu vereinigen — Du schweigst? Du siehst
Mich zweifelnd an? Was hast du gegen deinen Vater?

Thekla.

Ich? Nichts — Nur zu beschäftigt sind' ich ihn,
Als daß er Zeit und Muße könnte haben,
An unser Glück zu denken.

(ihn zärtlich bey der Hand fassend)

Folge mir!

Laß nicht zu viel uns an die Menſchen glauben,
Wir wollen dieſen Terzky's dankbar ſeyn
Für jede Gunſt, doch ihnen auch nicht mehr
Vertrauen, als ſie würdig ſind, und uns
Im übrigen — auf unſer Herz verlaſſen.

Max.

O! werden wir auch jemals glücklich werden!

Thekla.

Sind wir's denn nicht? Biſt du nicht mein? Bin ich
Nicht dein? — In meiner Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe giebt ihn mir —
Ich ſollte minder offen ſeyn, mein Herz
Dir mehr verbergen, alſo will's die Sitte.
Wo aber wäre Wahrheit hier für dich,
Wenn du ſie nicht auf meinem Munde findeſt?
Wir haben uns gefunden, halten uns
Umſchlungen, feſt und ewig. Glaube mir!
Das iſt um vieles mehr, als ſie gewollt.
Drum laß es uns wie einen heil'gen Raub
In unſers Herzens Innerſtem bewahren.
Aus Himmels Höhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.

Sechster Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Gräfin (preſſirt).

Mein Mann ſchickt her. Es ſey die höchſte Zeit.
Er ſoll zur Tafel —

(da jene nicht darauf achten, tritt ſie zwiſchen ſie)

Trennt euch!

Thekla.

O! nicht doch!
Es iſt ja kaum ein Augenblick.

Gräfin.

Die Zeit vergeht Euch ſchnell, Prinzeſſin Nichte.

Max.

Es eilt nicht, Baſe.

Gräfin.

Fort! Fort! Man vermißt Sie.
Der Vater hat ſich zweymal ſchon erkundigt.

Thekla.

Ei nun! der Vater!

Gräfin.

Das verſteht Ihr, Nichte.

Thekla.

Was ſoll er überall bey der Geſellſchaft?
Es iſt ſein Umgang nicht, es mögen würd'ge,

Verdiente Männer seyn, er aber ist
Für sie zu jung, taugt nicht in die Gesellschaft.

Gräfin.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

Thekla (lebhaft).

Ihr habt's getroffen. Das ist meine Meynung.
Ja, laßt ihn ganz hier, laßt den Herren sagen —

Gräfin.

Habt Ihr den Kopf verlohren, Nichte? — Graf!
Sie wissen die Bedingungen.

Max.

Ich muß gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl.
(da Thekla sich schnell von ihm wendet)
Was sagen Sie?

Thekla (ohne ihn anzusehen).

Nichts. Gehen Sie.

Max.

Kann ich's,
Wenn Sie mir zürnen —

(er nähert sich ihr, ihre Augen begegnen sich, sie sieht einen Augenblick schweigend, dann wirft sie sich ihm an die Brust, er drückt sie fest an sich)

Gräfin.

Weg! Wenn jemand käme!
Ich höre Lärmen — Fremde Stimmen nahen.

(Max reißt ſich aus ihren Armen und geht, die Gräfin begleitet ihn. Thekla folgt ihm anfangs mit den Augen, geht unruhig durch das Zimmer und bleibt dann in Gedanken verſenkt ſtehen. Eine Guitarre liegt auf dem Tiſche, ſie ergreift ſie, und nachdem ſie eine Weile ſchwermüthig präludirt hat, fällt ſie in den Geſang.)

Siebenter Auftritt.

Thekla (ſpielt und ſingt).

Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſingt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

Achter Auftritt.

Gräfin kommt zurück. Thekla.

Gräfin.

Was war das, Fräulein Nichte? Fy! Ihr werft Euch
Ihm an den Kopf. Ihr ſolltet Euch doch, dächt' ich,
Mit Eurer Perſon ein wenig theurer machen.

Thekla (indem ſie aufſteht).

Was meynt Ihr, Tante?

Gräfin.

Ihr ſollt nicht vergeſſen,
Wer Ihr ſeyd und wer Er iſt. Ja, das iſt Euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

Thekla.

Was denn?

Gräfin.

Daß Ihr des Fürſten Friedland Tochter ſeyd.

Thekla.

Nun? und was mehr?

Gräfin.

Was? Eine ſchöne Frage!

Thekla.

Was wir geworden ſind, iſt Er gebohren.
Er iſt von alt lombardiſchem Geſchlecht,
Iſt einer Fürſtin Sohn!

Gräfin.

Sprecht Ihr im Traum?
Fürwahr! Man wird ihn höflich noch drum bitten,
Die reichſte Erbin in Europa zu beglücken
Mit ſeiner Hand.

Thekla.

Das wird nicht nöthig ſeyn.

der Leidenschaft in den Urhebern der jetzt schon ausgetrockneten Zimmerszenen gewesen seyn muß, daß sie nun in Augenblick der Vollendung in die erwartsame Anspannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich sich ausstrebte.

Schon hatte Coligny's Schatten seine Genugthuung in diesem Augenblick bei sich selbst peinigenden Lasters mit sich binabverschwinden sehen. Der Herzog von Guise war noch dem ersten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit seiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!“ wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verbrachen sich vor der hereinstürzenden wüthenden Menge, der alte ehrwürdige Coligny raffte sich aus dem ersten Schlaf auf. Schon sausten seine Mörder von wilden Stimmen der Mordwuth und dem Rächeln der Ermordeten vernommen. Drei französische Obersten brachen in sein Zimmer, und schrieen seinen Tod ihm entgegen. Betend hatte sich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutscher von Riet (Besme) drängten sich vor. „Bist du Coligny?“ rief dieser. „Ja bin's,“ antwortete mit fester Stimme der Greis — „und du, junger Mensch, achte du meinen grauen Kopf!“ Besme durchstach ihn in diesem Augenblick, gefühllos, als Marino's Mörder. Rauchend zog er sein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Gesicht. Die Todten der Nachstehenden zerfetzte den Körper mit tausend Wunden. „Dieß wäre vollbracht!“ gringte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Karls Bastardbruder, damit noch nicht zufrieden seyn wollte, warf man ihm zum Fenster hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig untersuchte er das blutriefende Gesicht, und da er der That gewiß war, stieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von sich.

Ueberall leuchteten indeß dem sich fortwälzenden Mord Brandfackeln vor den Häusern; die Straßen waren durch Ketten geschlossen; Wachen standen im Hinterhalt gegen die Flüchtenden; Andere drangen in die Straßen selbst ein, wo, wenn Schlummer aufgeschreckt, die schimpflich getäuschten Protestanten, wie sie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für sie fand sich in dieser unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten sich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieser Farbe. Das Zeichen des großen Duldens und die Farbe der Unschuld entwickelten sie zum Menschenmord ihrer Brüder. Hätten sich die Verfolgten von ihrer Bestürzung sammeln können, hätten sich mehrere vereint und so tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne diesen Auftritt behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in seinem Triumph seine Strafe gefunden.

Schon lag an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen selbst ein. Kein Alter, kein perfönlicher Werth schützte hier. Des Admirals Schwiegersohn, Coligny, war so liebenswürdig, daß die ersten, welche ihn zu morden aufsuchten, sich betreffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Geschlossene. Die Pariser Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgerufen waren, überraschen nun, in Wuth gesetzt, alle Erwartung der unmenschlichsten Anführer. Die verstümmelten Leichname wurden aus den Fenstern herabgestürzt, und nicht nur nackt in die Seine, sondern oft noch zum Possenspiele des Grimms oder der Muthwillen sonst umhergeschleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und sich für gerettet hielt, fiel doch meist noch durch die herumstreifenden Bürger oder durch die Guisischen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieser Aberläße,“ spottete er. „Sie ist im August so gesund als im Mai.“ — Bei diesem Tavannes war jene wilde Lustigkeit so sehr Folge der fiebrischen Ueberreizung, daß er auch dem König den größten Dank dafür zu haben, daß er selbst noch in seiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung seines Lebens erklärte, wegen welcher er seiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich seine Rache, da unter dem heiligsten Vorwand Religionsfanatismus sie ihm in die Hände lieferte. Andere, selbst Edelleute, wurden unter dem Schein dieß stimmten Diensts. Selbst der König und seine Mutter sollen von den gepflünderten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Heraldlassung. Einem sterbenden Hugenotten entrissene Brillanten schienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als heißer irdischer Lohn gebührt. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo selbst unter den Augen des Königs, selbst in dem Palaste, in welchen der Berlassenste, um seinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, sicher seyn sollte, kaum Laune und Willkühr einigen Wenigen ihr Leben als räumerisches Gnadengeschenk erhalten hatten. Wer somit im Louvre Rettung suchte, fand durch die Wachen seines Königs schon an den Pforten seinen Tod. Die Geschichte nennt Zeugen, daß der König selbst aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten schoß. Und eine Stunde nach dem Anstrunch des allgemeinen Mordfestes war auch in den verborgensten Zimmern des Palastes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeister des Prinzen von Conti rettete nicht das Fieber seines Zöglings von den Dolchen, welche dieser mit sarkastischen Hinweisen aufbieten wollte. Mitleid und verzweiflungsvoll warf sich Gaston von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte sie selbst zu seinem Schild gegen vier Stößer, die ihm nachsetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen, ihrer Schwester; an der Thür stieß man einen Ertelmann nieder, der wieder; sie fand ohnmächtig im Zimmer ihn, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schicksal, in welches diese „Mittheilsheit“ ihren eigenen Gemahl gestürzt haben werde.

Dieser war mit den Brüderfohn seines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den niederigen Mordscenen antrad, zum Könige gerufen worden, der es ihnen heilen als Uebermaß seiner Gnade anrechnete, daß sie, von der ganzen protestantischen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geschenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die schleunigste Abschwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß sie selbst bis die Verführten gewesen seyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiteten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten sie in einiger Entfernung noch das Winseln der Ihrigen hören, weise, auch dem Palaß unter die in doppelte Reihen gestellten Cyklopenwachen zusammengetrieben, von diesen niedergeschossen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelsfaft antworteten, rief er ihnen mit einem seiner Flüche zu: daß sie innerhalb drei Tagen zwischen der Messe und der Bastille zu wählen hätten! Dieß war denn auch wirklich sie ihn von den jetzigen

Gräfin.

Ja, man wird wohl thun, ſich nicht auszuſetzen.

Thekla.

Sein Vater liebt ihn, Graf Octavio
Wird nichts dagegen haben —

Gräfin.

Sein Vater! Seiner! Und der Eure, Nichte?

Thekla.

Nun ja! Ich denk', Ihr fürchtet ſeinen Vater,
Weil Ihr's vor dem, vor ſeinem Vater, mein' ich,
So ſehr verheimlicht.

Gräfin (ſieht ſie forſchend an).

Nichte, Ihr ſeyd falſch.

Thekla.

Seyd Ihr empfindlich, Tante? O! ſeyd gut!

Gräfin.

Ihr haltet Euer Spiel ſchon für gewonnen —
Jauchzt nicht zu frühe!

Thekla.

Seyd nur gut!

Gräfin.

Es iſt noch nicht ſo weit.

Thekla.

Ich glaub' es wohl.

Gräfin.

Denkt Ihr, er habe sein bedeutend Leben
In kriegerischer Arbeit aufgewendet,
Jedwedem stillen Erdenglück entsagt,
Den Schlaf von seinem Lager weggebannt,
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben,
Nur um ein glücklich Paar aus Euch zu machen?
Um dich zuletzt aus deinem Stift zu ziehn,
Den Mann dir im Triumphe zuzuführen,
Der deinen Augen wohlgefällt? — Das hätt' er
Wohlfeiler haben können! Diese Saat
Ward nicht gepflanzt, daß du mit kind'scher Hand
Die Blume brächest, und zur leichten Zier
An deinen Busen flechtest!

Thekla.

Was er mir nicht gepflanzt, das könnte doch
Freywillig mir die schönen Früchte tragen.
Und wenn mein gütig freundliches Geschick
Aus seinem furchtbar ungeheuren Daseyn
Des Lebens Freude mir bereiten will —

Gräfin.

Du siehst's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blick' um dich her. Besinn' dich, wo du bist —
Nicht in ein Freudenhaus bist du getreten,
In keiner Hochzeit findest du die Wände

Geſchmückt, der Gäſte Haupt bekränzt. Hier iſt
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkſt du,
Man führte dieſe Tauſende zuſammen,
Bey'm Brautfeſt dir den Reihen aufzuführen?
Du ſiehſt des Vaters Stirn gedankenvoll,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Waage liegt
Das große Schickſal unſers Hauſes!
Laß jetzt des Mädchens kindiſche Gefühle,
Die kleinen Wünſche hinter dir! Beweiſe,
Daß du des Außerordentlichen Tochter biſt!
Das Weib ſoll ſich nicht ſelber angehören,
An fremdes Schickſal iſt ſie feſt gebunden,
Die aber iſt die beſte, die ſich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Thekla.

So wurde mir's im Kloſter vorgeſagt.
Ich hatte keine Wünſche, kannte mich
Als ſeine Tochter nur, des Mächtigen,
Und ſeines Lebens Schall, der auch zu mir drang,
Gab mir kein anderes Gefühl, als dies:
Ich ſey beſtimmt, mich leidend ihm zu opfern.

Gräfin.

Das iſt dein Schickſal. Füge dich ihm willig.
Ich und die Mutter geben dir das Beyſpiel.

Thekla.

Das Schickſal hat mir den gezeigt, dem ich
Mich opfern ſoll, ich will ihm freudig folgen.

Gräfin.

Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schickſal.

Thekla.

Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Geſchenk allein
Iſt dieſes neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an ſein Geſchöpf. Was war ich,
Eh' ſeine ſchöne Liebe mich beſeelte?
Ich will auch von mir ſelbſt nicht kleiner denken,
Als der Geliebte. Der kann nicht gering ſeyn,
Der das Unſchätzbare beſitzt. Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehn.
Ernſt liegt das Leben vor der ernſten Seele.
Daß ich mir ſelbſt gehöre, weiß ich nun.
Den feſten Willen hab' ich kennen lernen,
Den unbezwinglichen, in meiner Bruſt,
Und an das Höchſte kann ich alles ſetzen.

Gräfin.

Du wollteſt dich dem Vater widerſetzen,
Wenn er es anders nun mit dir beſchloſſen?
— Ihm denkſt du's abzuzwingen? Wiſſe, Kind!
Sein Nam' iſt Friedland.

Thekla.

Auch der meinige.
Er soll in mir die ächte Tochter finden.

Gräfin.

Wie? Sein Monarch, sein Kaiser zwingt ihn nicht,
Und du, sein Mädchen, wolltest mit ihm kämpfen?

Thekla.

Was niemand wagt, kann seine Tochter wagen.

Gräfin.

Nun wahrlich! Darauf ist er nicht bereitet.
Er hätte jedes Hinderniß besiegt,
Und in dem eignen Willen seiner Tochter
Sollt' ihm der neue Streit entstehn? Kind! Kind!
Noch hast du nur das Lächeln deines Vaters,
Hast seines Zornes Auge nicht gesehen.
Wird sich die Stimme deines Widerspruchs,
Die zitternde, in seine Nähe wagen?
Wohl magst du dir, wenn du allein bist, große Dinge
Vorsetzen, schöne Rednerblumen flechten,
Mit Löwenmuth den Taubensinn bewaffnen.
Jedoch versuch's! Tritt vor sein Auge hin,
Das fest auf dich gespannt ist, und sag' Nein!
Vergehen wirst du vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.
— Ich will dich nicht erschrecken, liebes Kind!

Zum Aeußerſten ſoll's ja nicht kommen, daß ich —
Auch weiß ich ſeinen Willen nicht. Kann ſeyn,
Daß ſeine Zwecke deinem Wunſch begegnen.
Doch das kann nimmermehr ſein Wille ſeyn,
Daß du, die ſtolze Tochter ſeines Glücks,
Wie ein verliebtes Mädchen dich gebärdeſt,
Wegwerfeſt an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn beſtimmt iſt, mit dem höchſten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen ſoll!

(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Thekla allein.

Dank dir für deinen Wink! Er macht
Mir meine böſe Ahnung zur Gewißheit.
So iſt's denn wahr! Wir haben keinen Freund
Und keine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns ſelbſt. Uns drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gieb uns Kraft, du göttliche!
O! ſie ſagt wahr! Nicht frohe Zeichen ſind's,
Die dieſem Bündniß unſrer Herzen leuchten.
Das iſt kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt,
Nur dumpfes Kriegsgethöse raſſelt hier,
Und ſelbſt die Liebe, wie in Stahl gerüſtet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt ſie auf.

Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden.
Aus ſtiller Freyſtatt treibt es mich heraus,
Ein holder Zauber muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
Ich ſeh ſie nah und ſeh ſie näher ſchweben,
Es zieht mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerſtreben.

(man hört von ferne die Tafelmuſik)

O! wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehn,
Dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen,
Es ſchießt der Blitz herab aus heitern Höh'n,
Aus unterird'ſchen Schlünden fahren Flammen,
Blindwüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

(ſie geht ab)

Vierter Aufzug.

Scene: Ein groſser, feſtlich erleuchteter Saal, in der Mitte deſſelben und nach der Tiefe des Theaters eine reich aufgeputzte Tafel, an welcher acht Generale, worunter Octavio Piccolomini, Terzky und Maradas ſitzen. Rechts und links davon, mehr nach hinten zu, noch zwey andere Tafeln, welche jede mit ſechs Gäſten beſetzt ſind. Vorwärts ſteht der Credenztiſch, die ganze vordere Bühne bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frey. Alles iſt in Bewegung. Spielleute von Terzky's Regiment ziehen über den Schauplatz um die Tafel herum. Noch ehe ſie ſich ganz entfernt haben, erſcheint Max Piccolomini. ihm kommt Terzky mit einer Schrift, Iſolani mit einem Pokal entgegen.

Erſter Auftritt.

Terzky. Iſolani. Max Piccolomini.

Iſolani.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun, wo ſteckt Er?
Geſchwind an Seinen Platz! Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine preis gegeben,
Es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloß.
Das Beſte hat Er ſchon verſäumt. Sie theilen
Dort an der Tafel Fürſtenhüte aus,
Des Eggenberg, Slawata, Lichtenſtein,

Des Sternbergs Güter werden ausgeboten,
Sammt allen großen Böhm'schen Lehen, wenn
Er hurtig macht, fällt auch für Ihn was ab.
Marsch! Setz' Er sich!

Kolalto und Göz.
(rufen an der zweyten Tafel)
Graf Piccolomini!

Terzky.
Ihr sollt ihn haben! Gleich! — Lies diese Eidesformel,
Ob dir's gefällt, so wie wir's aufgesetzt.
Es haben's alle nach der Reih' gelesen,
Und jeder wird den Namen drunter setzen.

Max (liest).
„Ingratis servire nefas."

Isolani.
Das klingt wie ein lateinscher Spruch — Herr Bruder,
Wie heißt's auf deutsch?

Terzky.
Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!

Max.
„Nachdem unser hochgebietender Feldherr, der Durchlauchtige
„Fürst von Friedland, wegen vielfältig empfangener Krän-
„kungen, des Kaisers Dienst zu verlassen gemeint gewesen,
„auf unser einstimmiges Bitten aber sich bewegen lassen,

„noch länger bey der Armee zu verbleiben, und ohne unſer
„Genehmhalten ſich nicht von uns zu trennen; als verpflich-
„ten wir uns wieder insgeſammt, und jeder für ſich ins-
„beſondere, anſtatt eines körperlichen Eides — auch bey
„ihm ehrlich und getreu zu halten, uns auf keinerley Weiſe
„von ihm zu trennen, und für denſelben alles das Unſrige,
„bis auf den letzten Blutstropfen, aufzuſetzen, ſo weit nun
„ſich unſer dem Kaiſer geleiſteter Eid es erlau-
„ben wird. (die letzten Worte werden von Iſolani nachgeſprochen)
„Wie wir denn auch, wenn einer oder der andre von uns,
„dieſem Verbündniß zuwider, ſich von der gemeinen Sache
„abſondern ſollte, denſelben als einen bundesflüchtigen Ver-
„räther erklären, und an ſeinem Hab und Gut, Leib und
„Leben Rache dafür zu nehmen verbunden ſeyn wollen. Sol-
„ches bezeugen wir mit Unterſchrift unſers Namens."

Terzky.

Biſt du gewillt, dies Blatt zu unterſchreiben?

Iſolani.

Was ſollt' er nicht! Jedweder Officier
Von Ehre kann das — muß das — Dinte und Feder!

Terzky.

Laß gut ſeyn, bis nach Tafel.

Iſolani (Max fortziehend).

Komm' Er, komm' Er!

(beyde gehen an die Tafel)

Zweyter Auftritt.

Terzky. Neumann.

Terzky.

(winkt dem Neumann, der am Credenztiſch gewartet, und tritt mit ihm vorwärts)

Bringſt du die Abſchrift, Neumann? Gieb! Sie iſt
Doch ſo verfaßt, daß man ſie leicht verwechſelt?

Neumann.

Ich hab' ſie Zeil' um Zeile nachgemalt,
Nichts als die Stelle von dem Eid blieb weg,
Wie deine Excellenz es mir geheißen.

Terzky.

Gut! Leg' ſie dorthin, und mit dieſer gleich
In's Feuer! Was ſie ſoll, hat ſie geleiſtet.

(Neumann legt die Copie auf den Tiſch, und tritt wieder zum Schenktiſch)

Dritter Auftritt.

Illo kommt aus dem zweyten Zimmer. Terzky.

Illo.

Wie iſt es mit dem Piccolomini?

Terzky.

Ich denke, gut. Er hat nichts eingewendet.

Illo.

Er iſt der einz'ge, dem ich nicht recht traue,
Er und der Vater — Habt ein Aug' auf beyde!

Terzky.

Wie ſieht's an Eurer Tafel aus? Ich hoffe,
Ihr haltet Eure Gäſte warm?

Illo.

Sie ſind
Ganz kordial. Ich denk', wir haben ſie.
Und wie ich's Euch vorausgeſagt — Schon iſt
Die Red' nicht mehr davon, den Herzog bloß
Bey Ehren zu erhalten. Da man einmal
Beyſammen ſey, meynt Montecuculi,
So müſſe man in ſeinem eignen Wien
Dem Kaiſer die Bedingung machen. Glaubt mir,
Wär's nicht um dieſe Piccolomini,
Wir hätten den Betrug uns können ſparen.

Terzky.

Was will der Buttler? Still!

Vierter Auftritt.

Buttler zu den Vorigen.

Buttler (von der zweyten Tafel kommend).

Laßt Euch nicht ſtören.
Ich hab' Euch wohl verſtanden, Feldmarſchall.

Glück zum Geſchäfte — und was mich betrifft,
(geheimnißvoll)
So könnt Ihr auf mich rechnen.

Illo (lebhaft).

Können wir's?

Buttler.

Mit oder ohne Klauſel! gilt mir gleich!
Verſteht Ihr mich? Der Fürſt kann meine Treu
Auf jede Probe ſetzen, ſagt ihm das.
Ich bin des Kaiſers Officier, ſo lang ihm
Beliebt, des Kaiſers General zu bleiben,
Und bin des Friedlands Knecht, ſo bald es ihm
Gefallen wird, ſein eigner Herr zu ſeyn.

Terzky.

Ihr treffet einen guten Tauſch. Kein Karger,
Kein Ferdinand iſt's, dem Ihr Euch verpflichtet.

Buttler (ernſt).

Ich biete meine Treu nicht feil, Graf Terzky,
Und wollt' Euch nicht gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzudingen,
Wozu ich jetzt freywillig mich erbiete.
Ja, mich ſammt meinem Regiment bring' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Folgen ſoll
Das Beyſpiel bleiben, denk' ich, das ich gebe.

Illo.

Wem iſt es nicht bekannt, daß Oberſt Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muſter leuchtet!

Buttler.

Meynt Ihr, Feldmarſchall? Nun, ſo rent mich nicht
Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
Wenn mir der wohlgeſparte gute Name
So volle Rache kauft im ſechzigſten! —
Stoßt Euch an meine Rede nicht, Ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel ſeyn, wie Ihr mich habt,
Und werdet, hoff' ich, ſelber nicht erwarten,
Daß Euer Spiel mein grades Urtheil krümmt —
Daß Wankelſinn und ſchnell bewegtes Blut,
Noch leichte Urſach ſonſt den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenpfade treibt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entſchloſſen,
Weil ich es deutlich weiß, wovon ich ſcheide.

Illo.

Sagt's rund heraus, wofür wir Euch zu halten —

Buttler.

Für einen Freund! Nehmt meine Hand darauf,
Mit allem, was ich hab', bin ich der Eure.
Nicht Männer bloß, auch Geld bedarf der Fürſt.
Ich hab' in ſeinem Dienſt mir was erworben,
Ich leih es ihm, und überlebt er mich,

Iſt's ihm vermacht ſchon längſt, er iſt mein Erbe.
Ich ſteh allein da in der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name ſtirbt mit mir, mein Daſeyn endet.

Illo.

Nicht Eures Geld's bedarf's — ein Herz, wie Euers,
Wiegt Tonnen Goldes auf und Millionen.

Buttler.

Ich kam, ein ſchlechter Reitersburſch, aus Irland
Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub.
Vom niedern Dienſt im Stalle ſtieg ich auf,
Durch Kriegsgeſchick, zu dieſer Würd' und Höhe,
Das Spielzeug eines grillenhaften Glücks.
Auch Wallenſtein iſt der Fortuna Kind,
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.

Illo.

Verwandte ſind ſich alle ſtarken Seelen.

Buttler.

Es iſt ein groſſer Augenblick der Zeit,
Dem Tapfern, dem Entſchloſſnen iſt ſie günſtig.
Wie Scheidemünze geht von Hand zu Hand,
Tauſcht Stadt und Schloß den eilenden Beſitzer.

Uralter Hüter Enkel wandern aus,
Ganz neue Namen kommen auf und Namen,
Auf deutscher Erde unwillkommen wagt's
Ein nördlich Volk, sich bleibend einzubürgern.
Der Prinz von Weimar rüstet sich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Fürstenthum zu gründen,
Dem Mansfeld fehlte nur, dem Halberstädter
Ein längres Leben, mit dem Ritterschwert
Landeigenthum sich tapfer zu erfechten.
Wer unter diesen reicht an unsern Friedland?
Nichts ist so hoch, wornach der starke nicht
Befugniß hat, die Leiter anzusetzen.

Terzky.

Das ist gesprochen wie ein Mann!

Buttler.

Versichert Euch der Spanier und Welschen,
Den Schotten Lesly will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Gesellschaft! Kommt!

Terzky.

Wo ist der Kellermeister?
Laß aufgehn, was du hast! die besten Weine!
Heut' gilt es. Unsre Sachen stehen gut.

(gehen, jeder an seine Tafel)

Fünfter Auftritt.

Kellermeiſter mit Neumann vorwärts kommend. Bediente gehen ab und zu.

Kellermeiſter.

Der edle Wein! Wenn meine alte Herrſchaft,
Die Frau Mama, das wilde Leben ſäh,
In ihrem Grabe kehrte ſie ſich um! —
Ja! Ja! Herr Officier! Es geht zurück
Mit dieſem edeln Haus — kein Maaß noch Ziel!
Und die durchlauchtige Verſchwägerung
Mit dieſem Herzog bringt uns wenig Segen.

Neumann.

Behüte Gott! Jetzt wird der Flor erſt angehn.

Kellermeiſter.

Meynt Er? Es ließ ſich vieles davon ſagen.

Bedienter (kommt).

Burgunder für den vierten Tiſch!

Kellermeiſter.

Das iſt
Die ſiebenzigſte Flaſche nun, Herr Leutnant.

Bedienter.

Das macht, der deutſche Herr, der Tiefenbach
Sitzt dran. (geht ab)

Kellermeiſter (zu Neumann fortfahrend).

Sie wollen gar zu hoch hinaus. Kurfürſten
Und Königen wollen ſie's im Prunke gleich thun,
Und wo der Fürſt ſich hingetraut, da will der Graf,
Mein gnäd'ger Herre, nicht dahinten bleiben.

(zu den Bedienten)

Was ſteht ihr horchen? Will euch Beine machen.
Seht nach den Tiſchen, nach den Flaſchen! Da!
Graf Palfy hat ein leeres Glas vor ſich!

Zweyter Bedienter (kommt).

Den großen Kelch verlangt man, Kellermeiſter,
Den reichen, güldnen, mit dem böhm'ſchen Wappen,
Ihr wißt ſchon welchen, hat der Herr geſagt.

Kellermeiſter.

Der auf des Friedrichs ſeine Königskrönung
Vom Meiſter Wilhelm iſt verfertigt worden,
Das ſchöne Prachtſtück aus der Prager Beute?

Zweyter Bedienter.

Ja, den! Den Umtrunk wollen ſie mit halten.

Kellermeiſter.

(mit Kopfſchütteln, indem er den Pokal hervorholt und ausſpühlt)

Das giebt nach Wien was zu berichten wieder!

Neumann.

Zeigt! Das iſt eine Pracht von einem Becher!

Von Golde ſchwer, und in erhabner Arbeit,
Sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet.
Gleich auf dem erſten Schildlein, laßt 'mal ſehn:
Die ſtolze Amazone da zu Pferd,
Die über'n Krummſtab ſezt und Biſchoffsmützen,
Auf einer Stange trägt ſie einen Hut,
Nebſt einer Fahn', worauf ein Kelch zu ſehn.
Könnt Ihr mir ſagen, was das all bedeutet?

Kellermeiſter.

Die Weibsperſon, die Ihr da ſeht zu Roß,
Das iſt die Wahlfreyheit der böhm'ſchen Kron.
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Roß, auf dem ſie reitet.
Des Menſchen Zierrath iſt der Hut, denn wer
Den Hut nicht ſitzen laſſen darf vor Kaiſern
Und Königen, der iſt kein Mann der Freyheit.

Neumann.

Was aber ſoll der Kelch da auf der Fahn?

Kellermeiſter.

Der Kelch bezeugt die böhm'ſche Kirchenfreyheit,
Wie ſie geweſen zu der Väter Zeit.
Die Väter im Huſſitenkrieg erſtritten
Sich dieſes ſchöne Vorrecht über'n Pabſt,
Der keinem Laven gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Utraquiſten über'n Kelch.

Es iſt ſein köſtlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekoſtet.

Neumann.

Was ſagt die Rolle, die da drüber ſchwebt?

Kellermeiſter.

Den böhm'ſchen Majeſtätsbrief zeigt ſie an,
Den wir dem Kaiſer Rudolph abgezwungen,
Ein köſtlich unſchätzbares Pergament,
Das frey Geläut' und offenen Geſang
Dem neuen Glauben ſichert, wie dem alten.
Doch ſeit der Grätzer über uns regiert,
Hat das ein End, und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verlohren,
Iſt unſer Glaub' um Kanzel und Altar,
Und unſre Brüder ſehen mit dem Rücken
Die Heimath an, den Majeſtätsbrief aber
Zerſchnitt der Kaiſer ſelbſt mit ſeiner Scheere.

Neumann.

Daß alles wißt Ihr! Wohl bewandert ſeyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeiſter.

Kellermeiſter.

Drum waren meine Ahnherrn Taboriten,
Und dienten unter dem Prokop und Ziska.
Fried' ſey mit ihrem Staube! Kämpften ſie
Für eine gute Sache doch — Tragt fort!

derben nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält sich bald für unüberwindlicher, als er ist! Bald Furcht, bald neue List bittirte dem König schon am 25sten October einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Argliſt und Klugheit, welch ein ungleiches Schwesternpaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Pfaden sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, träumt sich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grausamkeit zur Nachsicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hostilitäten den Blick des Argwohns schärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch sichtbarer bloßstellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erbabenheit des Throns gibt, ist verloren, wenn der Fürst, vom Ungeſtüm des Parteigeistes verführt, selbst in eine Faktion wirbt, die andere sich herabsetzen läßt. So lang er auf dem Throne steht, gebietet sein Ansehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Ist er selbst auf eine Seite getreten, so sieht die gedrückte Partei den Sieg der gemeinschaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen sie geschieht, ist nur Verfolgung, und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher sonst bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollstrecker der Gesetze auferlegt, nicht trügen, sondern bändigen.

Indem sich die Protestanten unter den Begünstigungen der Intervenzung, welche den Despotismus in seinem Zeitalter verlässt, in ihre festern Schutzpläze wieder sammelten, sahen sie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterstützt, welche dem Hof weit furchtbarer seyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe selbst. Mitgefühl des Unrechts schafft den Unterdrückten unverbrüchliche Freunde. Nicht wenige von den vornehmsten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unverhohlener sicher die hinterlistige Verhandlung das Gesicht der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbst bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geistesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unaustilgbar.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterschied höchst gleichgültig zu seyn, durch Stand und Geburt sich gleichsam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karls Umgebung gepaart, unsichtbar gegen Jeden, der ihr im Wege stehe, sich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schicksal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil sie wenigstens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniß hätten? Sie sahen zu deutlich, daß sie die Eifersucht der Königin Mutter auf jede Art sich nähernde Gegenmacht gemeinschaftlich mit den Ermordeten gegen sich hatten.

Alles überdieß, was auf irgend einer Ursache mit der herrschenden Hofpartei mißvergnügt war, vor ihr sich zu flüchten, oder von ihr etwas zu erretten hatte, war wenigstens, so lange es Jedem zweckmäßig schien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu lassen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partei, sobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Protestanten in einem beschämenden Kontrast erschien. Die feste Seestadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Protestanten. Das Beste war, daß diese von dem Ort eben so dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingssohn mit einem furchtbaren Heere unter Biron's Anführung abschickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des französischen Protestantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hülfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte. Aber sie fanden genug in sich selbst. Fünf Monate fochten sie, und nicht bloß für sich; denn ihnen allein schmeichelte man, Gewissensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu erwerben. Sie hörten aber von nichts, so lange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen seyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunternehmung war die sonderbarste der Aufführer der Rochelleer. Er war ihnen vom König selbst gegeben. De la Nove, ein Kalvinist, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu spielen der erste, aber unglückliche Versuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dieß, und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerischen Pflichten gegen seine Partei so genau, als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Frieden zu rathen, so oft er die Rochelleer von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Treue bleibt es für die Protestanten, einen Mann beseſſen zu haben, welcher zwischen einem schmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei so fest in der Mitte stand, daß Beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Beſeſtigung seiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Sawchlingen irgend in Bewegung seyen konnte, hatte man nur so langsam herbei rüsten können, daß sie indeß den möglichsten Vortheil aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unruhen im Lager gegen die Belagerer selbst der größte Feind, und ihre scheinbares Oberhaupt, der gebaßte Herzog von Anjou, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in seinem ganzen Leben, so hatte ihn auch der die blinde Eifersucht, nichts, was er angefangen hätte, ausgeben zu wollen. Dennoch besserte ihn eben dieſe Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit möglichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Waaffiche ohne Plan, und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem so langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeigehe, ohne den Sinnen eines neuen in sich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in diesem Herzog gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter seines Gleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzog von Anjou, den Herzog von Alen-

Neumann.

Erſt laßt mich noch das zweyte Schildlein ſehn.
Sieh doch! das iſt, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaiſers Räthe, Martinitz, Slawata,
Kopf unter ſich herabgeſtürzet werden.
Ganz recht! Da ſteht Graf Thurn, der es befiehlt.

(Bedienter geht mit dem Kelch)

Kellermeiſter.

Schweigt mir von dieſem Tag, es war der drey
Und zwanzigſte des Mays, da man Ein tauſend
Sechs hundert ſchrieb und achtzehn. Iſt mir's doch
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit dieſem Tag, es ſind jetzt ſechzehn Jahr,
Iſt nimmer Fried' geweſen auf der Erden —

An der zweyten Tafel (wird gerufen).

Der Fürſt von Weimar!

An der dritten und vierten Tafel.

Herzog Bernhard lebe!

(Muſik fällt ein)

Erſter Bedienter.

Hört den Tumult!

Zweyter Bedienter (kommt gelaufen).

Habt ihr gehört? Sie laſſen
Den Weimar leben!

Dritter Bedienter.

Oeſtreichs Feind!

Erſter Bedienter.

Den Lutheraner!

Zweyter Bedienter.

Vorhin da brachte der Deodat des Kaiſers
Geſundheit aus, da blieb's ganz mäuschenſtille.

Kellermeiſter.

Bey'm Trunk geht vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muß kein Ohr für ſo was haben.

Dritter Bedienter (bey Seite zum vierten).

Paſſ' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater
Quiroga recht viel zu erzählen haben,
Er will dafür uns auch viel Ablaß geben.

Vierter Bedienter.

Ich mach' mir an des Illo ſeinem Stuhl
Deßwegen auch zu thun, ſo viel ich kann,
Der führt dir gar verwunderſame Reden.

(gehen zu den Tafeln).

Kellermeiſter (zu Neumann).

Wer mag der ſchwarze Herr ſeyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palfy ſo vertraulich ſchwatzt?

Neumann.

Das iſt auch einer, dem ſie zu viel trauen,
Maradas nennt er ſich, ein Spanier.

Kellermeiſter.

'S iſt nichts mit den Hiſpaniern, ſag' ich Euch,
Die Welſchen alle taugen nichts.

Neumann.

Ey! Ey!
So ſolltet Ihr nicht ſprechen, Kellermeiſter.
Es ſind die erſten Generale drunter,
Auf die der Herzog juſt am meiſten hält.

(Terzky kommt und holt das Papier ab, an den Tafeln entſteht eine Bewegung)

Kellermeiſter (zu den Bedienten).

Der Generallieutenant ſteht auf! Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rückt die Seſſel.

(Die Bedienten eilen nach hinten, ein Theil der Gäſte kommt vorwärts)

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini kommt im Geſpräch mit Maradas, und beyde ſtellen ſich ganz vorne hin, auf eine Seite des Proſceniums. Auf die entgegengeſetzte Seite tritt Max Piccolomini, allein, in ſich gekehrt, und ohne Antheil an der übrigen Handlung. Den mittlern Raum zwiſchen beyden, doch einige Schritte mehr zurück, erfüllen Buttler, Iſolani, Götz, Tiefenbach, Kolalto und bald darauf Graf Terzky.

Iſolani.

(während daß die Geſellſchaft vorwärts kommt)

Gut' Nacht! — Gut' Nacht, Kolalto — Generallieutnant,
Gut' Nacht! Ich ſagte beſſer, guten Morgen

Götz (zu Tiefenbach).

Herr Bruder! Proſit Mahlzeit!

Tiefenbach.

Das war ein königliches Mahl!

Götz.

Ja, die Frau Gräfin
Verſteht's. Sie lernt' es ihrer Schweger ab,
Gott hab' ſie ſelig! Das war eine Hausfrau!

Iſolani (will weggehen).

Lichter! Lichter!

Terzky (kommt mit der Schrift zu Iſolani).

Herr Bruder! Zwey Minuten noch. Hier iſt
Noch was zu unterſchreiben.

Iſolani.

Unterſchreiben
So viel Ihr wollt' Verſchont mich nur mit Leſen.

Terzky.

Ich will Euch nicht bemühn. Es iſt der Eid,
Den Ihr ſchon kennt. Nur einige Federſtriche.

(wie Iſolani die Schrift dem Octavio hinreicht)

Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es iſt kein Rang hier.

(Octavio durchläuft die Schrift mit anſcheinender Gleichgültigkeit. Terzky beobachtet ihn von weitem)

Götz (zu Terzky).

Herr Graf! Erlaubt mir, daß ich mich empfehle.

Terzky.

Eilt doch nicht ſo — Noch einen Schlaftrunk — He!

(zu den Bedienten)

Götz.

Bin's nicht im Stand.

Terzky.

Ein Spielchen.

Götz.

Excuſirt mich.

Tiefenbach (ſetzt ſich).

Vergebt, Ihr Herrn. Das Stehen wird mir ſauer.

Terzky.

Macht's Euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeiſter.

Tiefenbach.

Das Haupt iſt friſch, der Magen iſt geſund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

Iſolani (auf ſeine Corpulenz zeigend).

Ihr habt die Laſt auch gar zu groß gemacht.

(Octavio hat unterſchrieben und reicht Terzky die Schrift, der ſie dem Iſolani giebt. Dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben.)

Tiefenbach.

Der Krieg in Pommern hat mir's zugezogen,
Da mußten wir heraus in Schnee und Eis,
Das werd' ich wohl mein Lebtag nicht verwinden.

Götz.

Ja wohl! Der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts.

(Terzky reicht das Papier an Don Maradas; dieser geht an den Tisch zu unterschreiben.)

Octavio (nähert sich Buttlern).

Ihr liebt die Bacchusfeste auch nicht sehr,
Herr Oberster! Ich hab' es wohl bemerkt.
Und würdet, däucht mir, besser Euch gefallen
Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauses.

Buttler.

Ich muß gestehen, es ist nicht in meiner Art.

Octavio (zutraulich näher tretend).

Auch nicht in meiner, kann ich Euch versichern,
Und mich erfreut's, sehr würd'ger Oberst Buttler,
Daß wir uns in der Denkart so begegnen.
Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabey
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's!

Buttler.

Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Buttlern, der an den Tisch geht, zu unterschreiben. Das Presceninm wird leer, so daß beyde Piccolomini, jeder auf seiner Seite, allein stehen bleiben.)

Octavio.

(nachdem er seinen Sohn eine Zeitlang aus der Ferne still schweigend betrachtet, nähert sich ihm ein wenig)

Du bist sehr lange ausgeblieben, Freund.

Max.

(wendet sich schnell um, verlegen)

Ich — dringende Geschäfte hielten mich.

Octavio.

Doch, wie ich sehe, bist du noch nicht hier?

Max.

Du weißt, daß groß Gewühl mich immer still macht.

Octavio (rückt ihm noch näher).

Ich darf nicht wissen, was so lang dich aufhielt?

(listig)

— Und Terzky weiß es doch.

Max.

Was weiß der Terzky?

Octavio (bedeutend).

Er war der einz'ge, der dich nicht vermißte.

Isolani.

(der von weitem Acht gegeben, tritt dazu)

Recht, alter Vater! Fall' ihm in's Gepäck!

Schlag' die Quartier ihm auf! Es ist nicht richtig.

Terzky (kommt mit der Schrift).

Fehlt keiner mehr? Hat alles unterschrieben?

Octavio.

Es haben's alle.

Terzky (rufend).

Nun! Wer unterſchreibt noch?

Buttler (zu Terzky).

Zähl' nach! Juſt dreyßig Namen müſſen's ſeyn.

Terzky.

Ein Kreuz ſteht hier.

Tiefenbach.

Das Kreuz bin ich.

Iſolani (zu Terzky).

Er kann nicht ſchreiben, doch ſein Kreuz iſt gut,
Und wird ihm honorirt von Jud und Chriſt.

Octavio (preſſirt, zu Max).

Gehn wir zuſammen, Oberſt. Es wird ſpät.

Terzky.

Ein Piccolomini nur iſt aufgeſchrieben.

Iſolani (auf Max zeigend).

Gebt Acht! Es fehlt an dieſem ſteinernen Gaſt,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

(Max empfängt aus Terzky's Händen das Blatt, in welches er gedankenlos hineinſieht.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Illo kommt aus dem hintern Zimmer, er hat den geleerten Pokal in der Hand und iſt ſehr erhitzt, dem ſetzen Götz und Buttler, die ihn zurückhalten wollen.

Illo.

Was wollt Ihr? Laßt mich.

Götz und Buttler.

Illo! Trinkt nicht mehr.

Illo.

(ſetzt auf den Octavio zu und umarmt ihn, trinkend)

Octavio! Das bring' ich dir! Erlaubt
Sey aller Groll in dieſem Bundestrunk!
Weiß wohl, du haßt mich nie geliebt — Gott ſtraf' mich,
Und ich dich auch nicht! Laß Vergangenes
Vergeſſen ſeyn! Ich ſchätze dich unendlich.
(ihn zu mehrerlenmalen küſſend)
Ich bin dein beſter Freund, und, daß ihr's wißt!
Wer mir ihn eine falſche Katze ſchilt,
Der hat's mit mir zu thun.

Terzky (bey Seite).

Biſt du bey Sinnen!
Bedenk' doch, Illo, wo du biſt!

Illo (trunkherzig).

Was wollt Ihr? Es ſind lauter gute Freunde.
(ſich mit vergnügtem Geſicht im ganzen Kreiſe umſehend)
Es iſt kein Schelm hier unter uns, das freut mich.

Terzky (zu Buttler, dringend).

Nehmt ihn doch mit Euch fort! Ich bitt' Euch, Buttler.

(Buttler führt ihn an den Schreibtisch.)

Isolani

(zu Max, der bisher unverwandt aber gedankenlos in das Papier gesehen)

Wird's bald, Herr Bruder? Hat Er's durchstudirt?

Max (wie aus einem Traum erwachend).

Was soll ich?

Terzky und Isolani (zugleich).

Seinen Namen drunter setzen.

(Man sieht den Octavio ängstlich gespannt den Blick auf ihn richten.)

Max (gibt es zurück).

Laßt's ruhn bis morgen. Es ist ein Geschäft,
Hab' heute keine Fassung. Schickt mir's morgen.

Terzky.

Bedenk' Er doch —

Isolani

(fällt ihm unterschreiben: Was!

Er ist der jüngste von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen sein,
Als wir zusammen? Seh Er her! Der Vater
Hat auch, wir haben alle unterschrieben.

Terzky (zum Octavio).

Braucht Euer Ansehn doch. Bedeutet ihn.

von selbst, zu raschen, aber folgelosen Planen gegeben, von den Neugierern durch einen Vertrag (vom 6ten Juli 1575) sich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den schon hinweltenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreisen lassen, welches seit Jahrhunderten durch sich selbst zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum schien durch die schauervolle Eroberung der kleinen protestantischen Feste Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünstigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der streitenden Parteien vernichtet zu seyn, so trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Gestalt nicht blos in den Provinzen, sondern auch am Hofe, und sogar in der Familie des Königs selbst auf.

Mit Karln sollte es furchtbar enden. Sein er sich unter den Meuchelmessern der Bartholomäusnacht außer sich selbst verloren hatte, war er nie wieder, was er seyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jener Herabwürdigung des Menschen und des Fürsten in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt noch verbrechter That weder leichtsinnig noch gewissenlos genug, der innern Rüge derselben unter irgend einem sachlichgen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eisernen Stirn der Schamlosigkeit zu trotzen. Der Aberglaube seiner Zeit, welchem er so viele Opfer gebracht hatte, war selbst seine Strafe. Wo er einsam war, glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt. Blutende Gestalten machten seine Nächte schlaflos, seine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm in wilde Zerstreuungen, aber die Erinnerung überfiel ihn wieder den Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er verschrie es, durch neue Grausamkeiten sich selbst abzustumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er seinen abscheulichen Trost abgehärteter Frevler zu ertragen vermocht hätte. Katharina wußte sich dagegen zu betreten, daß sie nur etwa vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie selbst namentlich geworben. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé*) für den ganzen Frevel den seinen höchsten Namen eines „Staatsstreichs“ erfinden oder ahnen konnte.

In Karln dingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innern Qualen verhumen; sie wurden dann zurückgescheucht durch Besorgnisse der gegenwärtigsten Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte nennt ihn als Heinrich III., und genug mag es hier zur Schilderung von ihm seyn, wenn sie erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben diese seine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schauderte. Von ihr mußte er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Oder wußte er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Gastmahlen eine Italienerin zu seyn, selbst bei dem Tode von Personen aus der Königlichen Familie auf sie gefallen war? Er selbst war so oft das Werkzeug ihrer Mittel nie verlegenen Herrschsinnes gewesen, daß er vor seiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken sich zu widersetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog von Anjou in ihren Armen sah.

Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen, da der Herzog (1575) als König nach Polen abging. Hoch wahrscheinlich würdet man selbst der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß sie ihrem zweiten Sohn nicht von sich gelassen hätte, ehe sie sich von dem baldigen Tode des ersten gewiß gemacht hatte. Es ist wahr, Karl kränkelte schon sichtbar. Aber der unablässige Jüngling auf dem Throne hatte gegen sich selbst so viel gethan, um durch die geheimsten Gifte der Natur sich zu zerstören, daß es kaum noch abzuwarten ist, den verzehrenden Krankheiten der letzten Jahre zur Ertilgung seines Verwüstens vor dem 25sten Lebensjahre hinzuhelfen. Sein Ansehn nannte der Mutter Bürge dafür seyn, daß sie ihren Heinrich nach Polen sicher mit den bedeutsamen Worten entließen: „Geh, mein Sohn; lange wirst du nicht weg seyn.“

Nur Karls Zustand war auch durch diese Erleichterung um Nichts gebessert. Je früher jeden Tag seine Krankheit ihm ohnehin die Aussicht in die Zukunft malte, je verschlossener er selbst gegen alle Theilnahme ward, desto mehr häuften sich in der Wirksamkeit die Ursachen zum schnellsten Wechsel zwischen Ungestüm und Niedergeschlagenheit.

Für die Anwesenheit ihres zweiten Sohns schien sich Katharina um so aufopferlicher durch Erfüllung ihrer Herrschsucht entschädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen sie ungeberdig und wild, so häufte sie dafür alle Belagerungen für ihn auf, bei der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die fortgesetzte Entwickelung der schlimmsten Möglichkeiten, damit er ihr als Retterin, nach seinem Scepter zu greifen, desto gedultiger gestattete. Er hatte nur noch Kraft genug, sich überall mit ihren Ränken umgeben zu sehen und den Hof zu fühlen, welchen sie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zusage, durch Verwirrung Aller mit Allen, seinen Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle leiten mußte.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle schon gezogte Gnade, sich auf irgend eine Weise geltend zu machen, immer aufs Neue. Er vertrieb sich eine gute Zeit über blos die Langeweile mit Abweichelung im Anlegen und im Verrathen seiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er sahen entlassen zu wollen, damit Andre seine Mißtigkeit nach dem Bedürfen schätzen lernen möchten, ihn wieder anzufinden und zurückzubringen. Aber dieser viele leidenschaftlichen Unbesonnenheiten der Jugend verflechten anderer erfahrnere Unruhestifter ihre Entwürfe. Unter dem schützenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partei der Mißvergnügten, die sich zum Unterschiede von der rechtgläubigen Partei der Protestanten die Politiker nannten. In einem weitsehenden Sinn verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik mußte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Protestanten sich an sie anschlossen, hatte Katharina gegen Beide weit leichteres Spiel, wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs von

*) Gabr. Naudé in seinen Considérations politiques sur les Coups d'Etat Ch. III. behauptet nur, daß hinter Bartholomäi blos halb aufgerissen worden sey. Sehr konsequent!

Octavio.

Mein Sohn iſt mündig.

Illo.

(hat den Pokal auf den Schenktiſch geleert)

Wovon iſt die Rede?

Terzky.

Er weigert ſich, das Blatt zu unterſchreiben.

Max.

Es wird bis morgen ruhen können, ſag' ich.

Illo.

Es kann nicht ruhn. Wir unterſchrieben alle,
Und du mußt auch, du mußt dich unterſchreiben

Max.

Illo, ſchlaf wohl.

Illo.

Nein! So entkömmſt du nicht:
Der Fürſt ſoll ſeine Freunde kennen lernen.

(es ſammeln ſich alle Gäſte um die beyden)

Max.

Wie ich für ihn geſinnt bin, weiß der Fürſt,
Es wiſſen's alle, und der Fragen braucht's nicht.

Illo.

Das iſt der Dank, das hat der Fürſt davon.
Daß er die Welſchen immer vorgezogen!

Terzky.

(in höchster Verlegenheit zu den Kommandeurs, die einen Auflauf machen)

Der Wein spricht aus ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' Euch.

Isolani (lacht).

Der Wein erfindet nichts, er schwatzt's nur aus.

Illo.

Wer nicht ist mit mir, der ist wider mich.
Die zärtlichen Gewissen! Wenn sie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Klausel —

Terzky (fällt schnell ein).

Er ist ganz rasend, gebt nicht Acht auf ihn.

Illo (lauter fortfahrend).

Durch eine Klausel sich salviren können.
Was Klausel? Hol der Teufel diese Klausel —

Max.

(wird aufmerksam und sieht wieder in die Schrift)

Was ist denn hier so hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Neugier, näher hinzuschaun.

Terzky (bei Seite zu Illo).

Was machst du, Illo? Du verderbest uns!

Tiefenbach (zu Kinsky).

Ich merkt' es wohl, vor Tische las man's anders.

Goz.

Es kam mir auch so vor.

Isolani.

Was ficht das mich an?

Wo andre Namen, kann auch meiner stehn.

Tiefenbach.

Vor Tisch war ein gewisser Vorbehalt

Und eine Klausel drinn, von Kaisers Dienst

Buttler (zu einem der Kommandeurs).

Schämt Euch, Ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.

Die Frag' ist jetzt, ob wir den General

Behalten sollen oder ziehen lassen?

Man kann's so scharf nicht nehmen und genau.

Isolani (zu einem der Generale).

Hat sich der Fürst auch so verklausulirt,

Als er dein Regiment dir zugetheilt?

Terzky (zu Gien).

Und Euch die Lieferungen, die an tausend

Pistolen Euch in Einem Jahre tragen?

Illo.

Spitzbuben selbst, die uns zu Schelmen machen!

Wer nicht zufrieden ist, der sag's! Da bin ich!

Tiefenbach.

Nun! Nun! Man spricht ja nur.

Max.

(hat gelesen und giebt das Papier zurück)

Bis morgen also!

Illo.

(vor Wuth flammend und ſeiner nicht mehr mächtig, hält ihm mit der einen Hand die Schrift, mit der andern den Degen vor)

Schreib — Judas!

Iſolani.

Pfuy, Illo!

Octavio. Terzky. Buttler (zugleich).

Degen weg!

Max.

(ſo ihm raſch in den Arm gefallen und hat ihn entwaffnet zu Graf Terzky)

Bring' ihn zu Bette!

(er geht ab. Illo, ſtaunend und ſcheltend, wird von einigen Kommandeurs gehalten, unter allgemeinem Auflauf fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Scene. Ein Zimmer in Piccolomini's Wohnung. Es iſt Nacht.

Erſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Kammerdiener leuchtet. Gleich darauf Max Piccolomini.

Octavio.

So bald mein Sohn herein iſt, weiſet ihn
Zu mir — Was iſt die Glocke?

Kammerdiener.

Gleich iſt's Morgen.

Octavio.

Setzt euer Licht hieher — Wir legen uns
Nicht mehr zu Bette, ihr könnt ſchlafen gehn.

(Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenkend durchs Zimmer. Max Piccolomini tritt auf, nicht gleich von ihm bemerkt, und ſieht ihm einige Augenblicke ſchweigend zu.)

Max.

Biſt du mir hold, Octavio? Weiß Gott,
Ich bin nicht ſchuld an dem verhaßten Streit.

— Ich ſahe wohl, du hatteſt unterſchrieben;
Was Du gebilliget, das konnte mir
Auch recht ſeyn — doch es war — du weißt — ich kann
In ſolchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen.

Octavio.

(geht auf ihn zu und umarmt ihn)

Folg' ihm ferner auch,
Mein beſter Sohn! Es hat dich treuer jetzt
Geleitet, als das Beyſpiel deines Vaters.

Max.

Erklär' dich deutlicher.

Octavio.

Ich werd' es thun.
Nach dem, was dieſe Nacht geſchehen iſt,
Darf kein Geheimniß bleiben zwiſchen uns.

(nachdem beyde ſich niedergeſetzt)

Max! Sage mir, was denkſt du von dem Eid,
Den man zur Unterſchrift uns vorgelegt?

Max.

Für etwas Unverfänglich's halt' ich ihn,
Obgleich ich dieſes Förmliche nicht liebe.

Octavio.

Du hätteſt dich aus keinem andern Grunde
Der abgedrungnen Unterſchrift geweigert?

Max.

Es war ein ernſt Geſchäft — ich war zerſtreut —
Die Sache ſelbſt erſchien mir nicht ſo dringend —

Octavio.

Sey offen, Max. Du hatteſt keinen Argwohn —

Max.

Worüber Argwohn? Nicht den mindeſten.

Octavio.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwiſſend zog er dich zurück vom Abgrund.

Max.

Ich weiß nicht, was du meynſt.

Octavio.

Ich will dir's ſagen
Zu einem Schelmſtück ſollteſt du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem einz'gen Federſtrich entſagen.

Max (ſteht auf).

Octavio!

Octavio.

Bleib ſitzen. Viel noch haſt du
Von mir zu hören, Freund, haſt Jahre lang
Belebt in unbegreiflicher Verblendung.

Das ſchwärzeſte Komplott entſpinnet ſich
Vor deinen Augen, eine Macht der Hölle
Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —
Ich darf nicht länger ſchweigen, muß die Binde
Von deinen Augen nehmen.

Max.

Eh' du ſprichſt,
Bedenk es wohl! Wenn von Vermuthungen
Die Rede ſeyn ſoll — und ich fürchte faſt,
Es iſt nichts weiter — Spare ſie! Ich bin
Jetzt nicht gefaßt, ſie ruhig zu vernehmen.

Octavie.

So ernſten Grund du haſt, dies Licht zu fliehn,
So dringendern hab' ich, daß ich dir's gebe.
Ich konnte dich der Unſchuld deines Herzens,
Dem eignen Urtheil ruhig anvertraun,
Doch deinem Herzen ſelbſt ſeh' ich das Netz
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniß,
(ihn ſcharf mit den Augen fixirend)
Das Du vor mir verbirgſt, entreißt mir meines.

Max.

(verſucht zu antworten, ſtockt aber und ſchlägt den Blick
verlegen zu Boden.)

Octavio (nach einer Pauſe).

So wiſſe denn! Man hintergeht dich — ſpielt
Auf's ſchändlichſte mit dir und mit uns allen.
Der Herzog ſtellt ſich an, als wollt' er die
Armee verlaſſen; und in dieſer Stunde
Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiſer
— Zu ſtehlen und dem Feinde zuzuführen!

Max.

Das Pfaffenmährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund' erwartet' ich's zu hören.

Octavio.

Der Mund, aus dem du's gegenwärtig hörſt,
Verbürget dir, es ſey kein Pfaffenmährchen.

Max.

Zu welchem Raſenden macht man den Herzog!
Er könnte daran denken, dreyßig tauſend
Gerrüſter Truppen, ehrlicher Soldaten,
Worunter mehr denn tauſend Edelleute,
Von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken,
Zu einer Schurkenthat ſie zu vereinen?

Octavio.

So was nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keinesweges — Was er von uns will,

Führt einen weit unſchuldigeren Namen.
Nichts will er, als dem Reich den Frieden ſchenken;
Und weil der Kaiſer dieſen Frieden haßt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufriedenſtellen will er alle Theile,
Und zum Erſatz für ſeine Mühe Böhmen,
Das er ſchon inne hat, für ſich behalten.

Max.

Hat er's um uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir ſo unwürdig von ihm denken?

Octavio.

Von unſerm Denken iſt hier nicht die Rede.
Die Sache ſpricht, die klärſten Beweiſe.
Mein Sohn! Dir iſt nicht unbekannt, wie ſchlimm
Wir mit dem Hofe ſtehn — doch von den Ränken,
Den Lügenkünſten haſt du keine Ahnung,
Die man in Uebung ſetzte, Meuterey
Im Lager auszuſäen. Aufgelöſt
Sind alle Bande, die den Officier
An ſeinen Kaiſer feſſeln, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht- und geſetzlos ſteht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er ſchützen ſoll,
Und drohet, gegen ihn das Schwert zu kehren.

Absichten seines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königin Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriedenen, als sonst ihr Gegner gewesen sey; so unbegreiflich leichtsinnig überliefert er Alle, welche mit ihm komplottirt hatten, durch die willkührlichsten Entdeckungen, der Rache dieser Frau, welche jetzt aufs Neue die Regentschaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte sie diesen ihren eben so unfolgsamen als unglücklichen Mündel zittern machen, so wußte sie ihm die Verschwörungen des Herzogs so furchtbar vorzustellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen, und der krankte Karl am Mitternacht vor seinem dritten Bruder sollten zu wachen glaubte. „Hätten sie doch wenigstens warten können, daß ich todt bin!“ seufzte der von Innen und Außen ungetrieben lebensmüde Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß sein Heer gegen seinen geliebten Bruder zu fechten aufzog, nachdem dieser endlich doch mit dem in der Hofflauerei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entfohlen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, sein Scepter andern Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und Lust ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten im offenen Felde, und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten den Beweis den, daß die Zwietracht künftig auch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit, wie auch bezahlten Nachen, Flammen über Frankreich anfachen werde, und daß Alles, womit ihm sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, eben so fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz, er erlebte so viel, daß es ihm noch Trost war, nicht Vater eines Sohns zu seyn, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte. *)

*) Anmerkung des Herausgebers. Eine Institution dieser Geschichte, die Schiller selbst wegen seiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Hr. Professor Paulus im vten Band der 41ten Abtheilung der historischen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieser Sammlung zum Theil übernommen hatte.

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahr 1547. *)

Indem ich eine alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500. ad an. 1600. Aut. J. Sorffio, Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die auf mehr als Einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea nonnibus Mecklii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1558 finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenbergs Adelspiegel Th. I. B. 15. S. 445. nachschlagen.

Eine deutsche Dame auf einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth gepränzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen dreimal zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Hennenberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchgehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Dorfschaften, durch welche der Zug ging, verbunden, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und hat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man wußte gehen, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und den spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben auf Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks: weg dem Armen ihrer Unterthanen widerfahre, war ihr selbst zuzustehen. Aufs Aeußerste über diese Wortverletzigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den bewegtesten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schiecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dieß nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen,“ antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte. „Fürstenblut für Dorfendiut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim

*) Anmerkung des Herausgebers. Im deutschen Merkur vom Jahr 1788 findet sich dieser Aufsatz.

Es iſt ſo weit gekommen, daß der Kaiſer
In dieſem Augenblick vor ſeinen eignen
Armeen zittert — der Verräther Dolche
In ſeiner Hauptſtadt fürchtet — ſeiner Burg;
Ja, im Begriffe ſteht, die zarten Enkel
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern,
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuflüchten.

Max.

Hör' auf! Du ängſtigeſt, erſchütterſt mich.
Ich weiß, daß man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falſche Wahn.

Octavio.

Es iſt kein Wahn. Der bürgerliche Krieg
Entbrennt, der unnatürlichſte von allen,
Wenn wir nicht, ſchleunig rettend, ihm begegnen.
Der Oberſten ſind viele längſt erkauft,
Der Subalternen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garniſonen.
Ausländern ſind die Veſtungen vertraut,
Dem Schafgotſch, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannſchaft Schleſiens, dem Terzky
Fünf Regimenter, Reiterey und Fußvolk,
Dem Illo, Kinsky, Buttler, Iſolan
Die beſtmontirten Truppen übergeben.

Max.

Uns beyden auch.

Octavio.

Weil man uns glaubt zu haben,
Zu locken meynt durch glänzende Versprechen.
So theilt er mir die Fürstenthümer Glatz
Und Sagan zu, und wohl seh' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

Max.

Nein! Nein!
Nein, sag' ich dir!

Octavio.

O! öffne doch die Augen!
Weßwegen glaubst du, daß man uns nach Pilsen
Beorderte? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätte Friedland unsers Raths bedurft?
Wir sind berufen, uns ihm zu verkaufen,
Und weigern wir uns — Geißel ihm zu bleiben.
Deßwegen ist Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater sähest du nicht hier,
Wenn blind're Pflicht ihn nicht gefesselt hielt.

Max.

Er hat es keinen Hehl, daß wir um seinetwillen
Hieher berufen sind — gestehet ein,

Er brauche unſers Arms, ſich zu erhalten.
Er that ſo viel für uns, und ſo iſt's Pflicht,
Daß wir jetzt auch für ihn was thun!

Octavio.

Und weißt du,
Was dieſes iſt, das wir für ihn thun ſollen?
Des Illo trunkner Muth hat dir's verrathen.
Beſinn' dich doch, was du gehört, geſehn.
Zeugt das verfälſchte Blatt, die weggelaßne,
So ganz entſcheidungsvolle Klauſel nicht,
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

Max.

Was mit dem Blatte dieſe Nacht geſchehn,
Iſt mir nichts weiter, als ein ſchlechter Streich
Von dieſem Illo. Dies Geſchlecht von Mäklern
Pflegt alles auf die Spitze gleich zu ſtellen.
Sie ſehen, daß der Herzog mit dem Hof
Zerfallen iſt, vermeynen ihm zu dienen,
Wenn ſie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiß von all dem nichts.

Octavio.

Es ſchmerzt mich, deinen Glauben an den Mann,
Der dir ſo wohlgegründet ſcheint, zu ſtürzen.

Doch hier darf keine Schonung ſeyn — Du mußt
Maßregeln nehmen, ſchleunige, mußt handeln.
— Ich will dir alſo nur geſtehn — daß alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was ſo unglaublich
Dir ſcheint, daß — daß ich es aus ſeinem eignen
— Des Fürſten Munde habe.

Max (in heftiger Bewegung).

Nimmermehr!

Octavio.

Er ſelbſt vertraute mir — was ich zwar längſt
Auf anderm Weg ſchon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiſer zwingen wolle —

Max.

Er iſt heftig,
Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt,
In einem Augenblick des Unmuths, ſey's:
Mag er ſich leicht einmal vergeſſen haben.

Octavio.

Bey kaltem Blute war er, als er mir
Dies eingeſtand; und weil er mein Erſtaunen

Als Furcht anlegte, wies er im Vertrau'n
Mir Briefe vor, der Schweden und der Sachsen,
Die zu beſtimmter Hülfe Hoffnung geben.

Max.

Es kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn!
Siehſt du, daß es nicht kann! Du hätteſt ihm
Nothwendig deinen Abſcheu ja gezeigt,
Er hätt' ſich weiſen laſſen, oder du
— Du ſtündeſt nicht mehr lebend mir zur Seite!

Octavio.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäußert,
Hab' dringend, hab' mit Ernſt ihn abgemahnt,
— Doch meinen Abſcheu, meine innerſte
Geſinnung hab' ich tief verſteckt.

Max.

Du wärſt
So falſch geweſen? Das ſieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da du von ihm mir Böſes ſagteſt: kann's
Noch weniger jetzt, da du dich ſelbſt verläumdeſt.

Octavio.

Ich drängte mich nicht ſelbſt in ſein Geheimniß.

Max.

Aufrichtigkeit verdiente sein Vertrau'n.

Octavio.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

Max.

Noch minder würdig deiner war Betrug.

Octavio.

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so Kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Nothwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebähren.
Ich flügle nicht, ich thue meine Pflicht,
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu sprechen, was es will.

Max.

Ich soll dich heut' nicht fassen, nicht verstehn.

Der Fürſt, ſagſt du, entdeckte redlich dir ſein Herz
Zu einem böſen Zweck, und Du willſt ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben!
Hör' auf! ich bitte dich — du raubſt den Freund
Mir nicht — Laß mich den Vater nicht verlieren!

Octavio.

(unterdrückt ſeine Empfindlichkeit)

Noch weißt du alles nicht, mein Sohn. Ich habe
Dir noch was zu eröffnen.

(nach einer Pauſe)

Herzog Friedland
Hat ſeine Zurüſtung gemacht. Er traut
Auf ſeine Sterne. Unbereitet denkt er uns
Zu überfallen — mit der ſichern Hand
Meynt er, den goldnen Zirkel ſchon zu faſſen.
Er irret ſich — Wir haben auch gehandelt.
Er faßt ſein bös geheimnißvolles Schickſal.

Max.

Nichts Raſches, Vater! O! bey allem Guten
Laß dich beſchwören. Keine Uebereilung!

Octavio.

Mit leiſen Tritten ſchlich er ſeinen böſen Weg,
So leiſ' und ſchlau iſt ihm die Rache nachgeſchlichen

Schon ſteht ſie ungeſehen, finſter hinter ihm,
Ein Schritt nur noch, und ſchaudernd rühret er ſie an.
— Du haſt den Queſtenberg bey mir geſehn,
Noch kennſt du nur ſein öffentlich Geſchäft,
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das bloß für mich war.

Max.

Darf ich's wiſſen?

Octavio.

Max!
— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben, dir in deine Hand.
Der Wallenſtein iſt deinem Herzen theuer,
Ein ſtarkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft ſeit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährſt den Wunſch — O! laß mich immerhin
Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen —
Die Hoffnung nährſt du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

Max.

Vater —

Octavio.

Deinem Herzen trau ich,
Doch, bin ich deiner Faſſung auch gewiß?

Wirſt du's vermögen, ruhigen Geſichts,
Vor dieſen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geſchick nun anvertrauet habe?

Max.

Nachdem du ſeine Schuld mir anvertraut!

Octavio.

(nimmt ein Papier aus der Schatulle und reicht es ihm hin)

Max.

Was? Wie? Ein offner kaiſerlicher Brief.

Octavio.

Lies ihn.

Max.

(nachdem er einen Blick hinein geworfen)

Der Fürſt verurtheilt und geächtet!

Octavio.

So iſt's.

Max.

O! das geht weit! O unglückvoller Irrthum!

Octavio.

Lies weiter! Faſſ' dich!

Max.

(nachdem er weiter gelesen, mit einem Blick des Erstaunens auf seinen Vater)

Wie? Was? Du? Du bist —

Octavio.

Bloß für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bey dem Heer erscheinen kann,
Ist das Kommando mir gegeben —

Max.

Und glaubst du, daß du's ihm entreißen werdest?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!
Ein unglückselig Amt ist dir geworden.
Dies Blatt hier — dieses! willst du geltend machen?
Den Mächtigen in seines Heeres Mitte,
Umringt von seinen Tausenden, entwaffnen?
Du bist verlohren — Du, wir alle sind's!

Octavio.

Was ich dabey zu wagen habe, weiß ich.
Ich stehe in der Allmacht Hand; sie wird
Das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde
Bedecken, und das Werk der Nacht zertrümmern.
Der Kaiser hat noch treue Diener, auch im Lager
Giebt es der braven Männer gnug, die sich

Eintritt dieſer kampfmuthigen Schaar verändert. Herzog Alba die Zorne; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, und, auf welche Bedingung es auch ſey, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Luſtige zu kehren, und bielt der Greſſin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh wieder den Eigenthümern ohne Verzug auszuliefern. So bald die Gräfin von Schwarzburg der Zuſicherung gewiß war, bedankte ſie ſich aufs Schönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erwarben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befeſtigen, die ſchon durch ihren Gemahl Graf Heinrich XXXII. darin eingeführt worden, das Münzweſen abzuſtellen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen anzuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er ſich dort geweigert hatte, einer Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweitenmale in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt, und mit der edelſten Menſchenliebe ſeiner pflegte, bis er ſich ohne Gefahr wieder ſehen laſſen durfte. Sie ſtarb allgemein verehrt und betrauert im achtundfunfzigſten Jahr ihres Lebens und im neunundzwanzigſten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolſtadt bewahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Bieilleville.

In den Geſchichtſchreibern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrich II. und ſeiner drei Söhne beſchrieben, lieſt man nur ſelten den Namen des Marſchalls von Bieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und ſich zu verſchiedenen Partien bekannten.

Bieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genie's oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das ſene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Bieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreimal auf beunruhigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Bedarrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu verwingen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Inhaber alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand, zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Verſchwenden ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrfurcht, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, eben ſo gegen ſeine Feinde, beſcheidenmüthig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit den entgegengeſetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei ſeinen eigenen Charakter aufzuopfern. Dem Ehrſüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Tirein angenehm zu ſeyn, ohne ihm zu ſchmeicheln, Nie brauchte er, wie der beru- und willenloſe Höfling, ſeine perſönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund ſeines Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seele und rühmlicher Selbſtverläugnung konnte er ſeine Wünſche den Verhältniſſen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der Alle Partei war, parteilos zu ſtehen, ohne ſeinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zuſammenſtoß ſo vieler Intereſſen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen brüſchen Thronwechſel ohne Erſchütterung ſeines eigenen Glücks auszubalten, und die Fürſtengunſt, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Duretal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechzig Jahre dem Dienſte des Souverains gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen deſſelben beſchließen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Partei genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anſichten leitete die Feder. Eine Perſon wie der Marſchall von Bieilleville, deſſen Kopf für den Zanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verdächtig machen ließ. Er bekannte ſich zu der Klaſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte;

Zur guten Sache munter ſchlagen werden.
Die Treuen ſind gewarnt, bewacht die andern,
Den erſten Schritt erwart' ich nur, ſogleich —

Max.

Auf den Verdacht hin willſt du raſch gleich handeln?

Octavio.

Fern ſey vom Kaiſer die Tyrannenweiſe!
Den Willen nicht, die That nur will er ſtrafen.
Noch hat der Fürſt ſein Schickſal in der Hand —
Er laſſe das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn ſtill vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne ſeines Kaiſers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf ſeine Schlöſſer
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn ſeyn.
Jedoch der erſte offenbare Schritt —

Max.

Was nennſt du einen ſolchen Schritt? Er wird
Nie einen böſen thun — Du aber könnteſt
(Du haſt's gethan) den frömmſten auch mißdeuten.

Octavio.

Wie ſtrafbar auch des Fürſten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,

Verſtatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk ich dieſes Blatt zu brauchen,
Bis eine That gethan iſt, die unwiderſprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Max.

Und wer ſoll Richter drüber ſeyn?

Octavio.

— Du ſelbſt.

Max.

O! dann bedarf es dieſes Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, du wirſt nicht eher handeln,
Bevor du mich — mich ſelber überzeugt.

Octavio.

Iſt's möglich? Noch — nach allem, was du weißt,
Kannſt du an ſeine Unſchuld glauben?

Max (lebhaft).

Dein Urtheil kann ſich irren, nicht mein Herz.
(gemäßigter fortfahrend)
Der Geiſt iſt nicht zu faſſen, wie ein andrer.
Wie er ſein Schickſal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird
Sich löſen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus dieſem ſchwarzen Argwohn treten ſehn.

Octavio.

Ich will's erwarten.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener. Gleich darauf ein Kourier.

Octavio.

Was giebt's?

Kammerdiener.

Ein Eilbot' wartet vor der Thür.

Octavio.

So früh am Tag'! Wer iſt's? Wo kommt er her?

Kammerdiener.

Das wollt' er mir nicht ſagen.

Octavio.

Führ' ihn herein. Laß nichts davon verlauten.

(Kammerdiener ab. Kourier tritt ein.)

Seyd Ihr's, Kornet? Ihr kommt vom Grafen Gallas?
Gebt her den Brief.

Kornet.

Bloß mündlich iſt mein Auftrag.

Der Generallieutnant traute nicht.

Octavio.

Was iſt's?

Kornet.

Er läßt Euch ſagen — Darf ich frey hier ſprechen?

Octavio.

Mein Sohn weiß alles.

Kornet.

Wir haben ihn.

Octavio.

Wen meint Ihr?

Kornet

Den Unterhändler? Den Seſin.

Octavio (ſchnell).

Habt Ihr?

Kornet.

Im Böhmerwald erwiſcht' ihn Hauptmann Mohrbrand,
Vorgeſtern früh, als er nach Regensburg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeſchen.

Octavio.

Und die Depeſchen —

Kornet.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geſchickt mit dem Gefangnen.

Octavio.

Nun endlich! endlich! Das iſt eine große Zeitung.
Der Mann iſt uns ein koſtbares Geſchäft,
Das wichtige Dinge einſchlieſst — Fand man viel?

Kornet.

An ſechs Paketen mit Graf Terzky's Wappen.

Octavio.

Kein's von des Fürſten Hand?

Kornet.

Nicht, daß ich wüſte.

Octavio.

Und der Seſina?

Kornet.

Der that ſehr erſchrocken,
Als man ihm ſagt', es ginge nach Wien.
Graf Altring aber ſprach ihm guten Muth ein,
Wenn er nur alles wollte frey bekennen.

Octavio.

Iſt Altringer bey Eurem Herrn? Ja wirklich.
Er läge krank zu Eger.

Kornet.

Schon ſeit drey Tagen
Iſt er zu Frauenberg bey'm Generalleutnant.
Sie haben ſechzig Fähnlein ſchon beyſammen,
Erleſnes Volk, und laſſen Euch entbieten,
Daß ſie von Euch Befehle nur erwarten.

Octavio.

In wenig Tagen kann ſich viel ereignen.
Wann müßt Ihr fort?

Kornet.

Ich wart' auf Eure Ordre.

Octavio,

Bleibt bis zum Abend.

Kornet.

Wohl. (will gehen)

Octavio.

Sah Euch doch niemand?

Kornet.

Kein Menſch. Die Kapuziner ließen mich
Durch's Kloſterpförtchen ein, ſo wie gewöhnlich.

Octavio.

Geht, ruht Euch aus und haltet Euch verborgen.
Ich denk' Euch noch vor Abend abzufert'gen.

Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Verhängnißvoll heraufdrückt, untergeht,
Muß ein entscheidend Loos gefallen seyn.

(Kornet geht ab

Dritter Auftritt.

Beyde Piccolomini.

Octavio.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar seyn.
— Denn alles, weiß ich, ging durch den Sesina.

Max.

(Der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen, innern Kampf gestanden, entschließen)

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verschaffen.
Leb' wohl!

Octavio.

Wohin? Bleib da!

Max.

Zum Fürsten.

Octavio (erschrickt).

Was?

Max (zurückkommend).

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele spielen, daß du dich

In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad seyn.
Ich kann nicht wahr seyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht zusehn, daß mir einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich einer kauft, das muß ich seyn.
— Ich geh' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, seinen Leumund vor der Welt
Zu retten, Eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.

Octavio.

Das wolltest du?

Max.

Das will ich. Zweifle nicht.

Octavio.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weisen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde segnen,
Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwey Augen
Zum Thoren machten, Leidenschaft umnebelt,
Den selbst des Tages volles Licht nicht heilt.
Betrog' ihn! Geh! Sey unbesonnen genug,

Ihm deines Vaters, deines Kaisers
Geheimniß preis zu geben. Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniß hat beschützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeschläfert,
Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtsam rasendem Beginnen
Der Staatskunst mühevolles Werk vernichtet.

Max.

O! diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!
Ihr werdet ihn durch Eure Staatskunst noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, Ihr könntet ihn,
Weil Ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen.
O! das kann nicht gut endigen — und, mag sich's
Entscheiden wie es will, ich sehe ahnend
Die unglückselige Entwicklung nahen. —
Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit einem Mal, und berstend
Aufstiegt, und alle Mannschaft die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel:
Wird er uns alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.

Halte du es wie du willſt! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weiſe mich betrage.
Rein muß es bleiben zwiſchen mir und ihm,
Und eh' der Tag ſich neigt, muß ſich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater ſoll entbehren.

(indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unzugänglich an den König angeschlossen, und weder die Partei des Montmorency und der Guisen, noch die der Condé und Coligny konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muß, als daß sie die schöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfassen könnte. Desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den Ulysses als den Achilles zu seinem Helden wählen wird.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. Zu den Aechten seines Jahrhunderts gehörte Durefal fanden sich Memoires über sein Leben in zehn Büchern, welche Carloix, sein Geheimschreiber, zum Verfasser haben. Sie sind zwar in dem lobrednerischen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geschichtschreibern jener Periode eigen ist; aber es ist nicht der rhetorische Ton des Schmeichlers, der sich einen Gönner gewinnen will, sondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das sich gegen einen Wohlthäter unwillkührlich ergießt. Auch wird dieser Antheil keinesweges verstellt, und die historische Wahrheit scheidet sich sehr leicht von demjenigen, was blos eine dankbare Vorliebe für seinen Wohlthäter den Geschichtschreiber sagen läßt. Diese Memoires sind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erste Mal in Druck erschienen, obgleich sie schon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden sind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville, war der Sohn des Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieilleville, und Margaretha von La Jaille, aus dem Hause von Etoutteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beispiel; auch war ihr Haus eins der angesehensten und immer voll der besten Gesellschaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edelknabe zu der Mutter Franz des Ersten, Regentin von Frankreich, einer Prinzessin von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn schon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel suchte sich der Edelknabe von seinem Hofmeister weg, gieng zu seinem Vetermann, der ein sehr Haushaltungsmeister der Regentin war, und bath ihn, nachdem er ihn aufgefordert hatte, seine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieses Unglück begegnete, achtzehn Jahr alt. Als der König diese Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm selbst nicht so ganz mißbilligt wurde, weil die Hausbedienten nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn seiner Mutter der Regentin vorzustellen und ihm Verzeihung zu verschaffen. Aber dieser hatte sich schon vom Hof weg, und zu seinem Vater nach Durefal begeben, um von diesem die nöthige Unterstützung zu einer Reise nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine andere Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu seiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anstand und seiner Geburt gemäß erscheinen, stellte er sich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als seinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu seiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich Vieilleville aus, und wagte im Angesicht der ganzen Armee sein Leben, besonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzosen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausschweifungen hingerissen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, so viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem seiner Edelleute, Cornillon, der geschworen hatte, ihn niemals zu verlassen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man setzte seine Auslösesumme auf dreitausend, und bei Cornillon seine auf tausend Thaler, und ließ ihm die Freiheit, diese Gelder zu holen; jedoch würde sein Gesellschafter auf Lebenslang in Ketten geschlagen werden, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der beförderte, daß er wegen des langen Wegs und der Beireitung des Gelds in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm diesen Vorschlag nicht an, und bat nur, daß man Lautrec von seiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieser schickte zwar das Geld zu seiner Auslösserung, allein, da die Ranzion für seinen Gesellschafter nicht dabei war, so schickte Vieilleville sie wieder zurück, und bat nur, daß man den Ueberrest wegen an seinem Vater schreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenschaft verschmachten, als den verlassen, mit dem er sein Schicksal zu theilen versprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte diese edle Weigerung, begnügte sich mit dem, was geschickt worden war, und gab beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieses Herrn von Monaco gefangen und schickte ihn unentgeltlich zurück.

In der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntschaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bei dem König gewesen, als er selbst bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville besuchte ihn eines Tages auf seinen Galeeren, deren er acht zum Dienste des Königs kommandirte. Doria bot ihm eine seiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hielt, wo er sogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, daß ungefähr zwei Meilen davon war; so ging es sechs bis sieben Tage fort und alle vornehmen Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Mencade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Offiziere und Soldaten dieser Galeeren des Nachts meist ins französische Lager gingen, ließ seine Galeeren bemannen, um den Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang so wenig, daß bei dieser Expedition der Vicekönig selbst, der sich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derselben nahm den in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, so daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebst einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und stürzte sich mit seinen

Wallenstein

ein dramatisches Gedicht

von

Schiller.

Zweyter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1800.

Wallenſtein's Tod,

ein

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein.

Octavio Piccolomini.

Max Piccolomini.

Terzky.

Illo.

Iſolani.

Buttler.

Rittmeiſter Neumann.

Ein Adjutant.

Oberſt Wrangel, von den Schweden geſendet.

Gordon, Kommendant von Eger.

Major Geraldin.

Devereux, Macdonald, } Hauptleute in der Wallenſteiniſchen Armee.

Schwediſcher Hauptmann.

Eine Geſandtſchaft von Kuraſſieren.

Bürgermeiſter von Eger.

Sent.

Herzogin von Friedland.

Gräfin Terzky.

Thekla.

Fräulein Neubrunn, Hofdame } der Prinzeſſin.
von Roſenberg, Stallmeiſter }

Dragoner.

Bediente. Pagen. Volk.

Die Scene iſt in den drey erſten Aufzügen zu Pilſen, in den zwey letzten zu Eger.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer zu aſtrologiſchen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Charten, Quadranten und anderm aſtronomiſchen Geräthe verſehen. Der Vorhang von einer Rotunde iſt aufgezogen, in welcher die ſieben Planetenbilder, jedes in einer Nische, ſeltſam beleuchtet, zu ſehen ſind. Seni beobachtet die Sterne, Wallenſtein ſteht vor einer großen, ſchwarzen Tafel, auf welcher der Planeten Aſpect gezeichnet iſt.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Seni.

Wallenſtein.

Laß es jetzt gut ſeyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es iſt nicht gut mehr operiren. Komm!
Wir wiſſen gnug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht ſie auf.
Wie eine Sonne glänzt ſie in dem Oſten.

Wallenſtein.

Ja, ſie iſt jetzt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.

(die Figur auf der Tafel betrachtend)

Glückſeliger Aſpect! So ſtellt ſich endlich
Die große Drey verhängnißvoll zuſammen,
Und beyde Segensſterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tückiſchen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenſtifter mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir geſinnt,
Und ſchoß mit ſenkrecht — oder ſchräger Strahlung
Bald im Gevierten bald im Doppelſchein
Die rothen Blize meinen Sternen zu,
Und ſtörte ihre ſegenvollen Kräfte.
Jetzt haben ſie den alten Feind beſiegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Sent.

Und beyde große Lumina von keinem
Malefico beleidigt! der Saturn
Unſchädlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenſtein.

Saturnus Reich iſt aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenſchooß
Und in den Tiefen des Gemüths beherrſcht,
Und über allem, was das Licht ſcheut, waltet.
Nicht Zeit iſt's mehr zu brüten und zu ſinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert

Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt,
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.
(es geschehen Schläge an die Thür)
Man pocht. Sieh', wer es ist.

Terzky (draußen).

Laß öffnen!

Wallenstein.

Es ist Terzky.
Was giebt's so dringendes? Wir sind beschäftigt.

Terzky (draußen).

Leg' alles jetzt bey Seit'. Ich bitte dich.
Es leidet keinen Aufschub.

Wallenstein.

Oeffne, Senf.

(indem jener dem Terzky aufmacht, zieht Wallenstein den Vorhang vor die Bilder.)

Zweyter Auftritt.

Wallenstein. Graf Terzky.

Terzky (tritt ein).

Vernahmst du's schon? Er ist gefangen, ist
Vom Gallas schon dem Kaiser ausgeliefert?

Wallenſtein (zu Terzky).

Wer iſt gefangen? Wer iſt ausgeliefert?

Terzky.

Wer unſer ganz Geheimniß weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachſen,
Durch deſſen Hände alles iſt gegangen —

Wallenſtein (zurückfahrend).

Seſin' doch nicht? Sag' nein, ich bitte dich.

Terzky.

Grad' auf dem Weg' nach Regenſpurg zum Schweden
Ergriffen ihn des Gallas Abgeſchickte,
Der ihm ſchon lang' die Fährte abgelauert.
Mein ganz Paket an Kinsky, Matthes Thurn,
An Oxenſtirn, an Arnheim führt er bey ſich,
Das alles iſt in ihrer Hand, ſie haben
Die Einſicht nun in alles was geſchehn.

Dritter Auftritt.

Vorige. Illo kommt.

Illo (zu Terzky).

Weiß er's?

Terzky.

Er weiß es.

Illo (zu Wallenſtein).

Denkſt du deinen Frieden
Nun noch zu machen mit dem Kaiſer, ſein

Soldaten hinein. Während er aber auf diesem Schiffe fuhr, machten sich die Matrosen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen gerade zu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere schon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der seine meisten Soldaten verloren, mußte sich nun ergeben.

Als die erste spanische Galeere im Hafen ankam, lief der Prinz von Oranien den Kapitän und mehrere der Mannschaft hängen. Dieses erfuhr der Kapitän der Galeere, auf der sich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete sich in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte diese Unruhe schlossenheit und verredete den Kapitän, in des Königs Dienste zu treten, der es auch annahm, und ihm nebst der ganzen Mannschaft den Eid der Treue abnahm.

Unterdessen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht seinen Freund Vieilleville unter den auf dem Wasser schwimmenden Körpern suchen lassen, und war ganz trostlos über diesen Verlust. Im Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Kapitän Napoleon, einen Korsen, mit der Regentin auslaufen, und in dieser Absicht nach Neapel segeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten sie eine Galeere, die ihnen kaiserlich schien. doch fuhren sie auf dem Mastbaum einen Matrosen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten sie auch Musik, und Franzosen rufen. Vieilleville erkannte sogleich die Regentin, und die Freude des Wiedersehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeschickt hatte, nahm er durch eine Kriegslist weg, und kam, anstatt gefangen zu sein, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber seinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geschickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, sehr langsam von Statten ging, so nahm Vieilleville seinen Abschied, und dieses zu seinem Glücke; denn drei Monate darauf riß die Pest ein, welche die meisten Offiziere der Armee dahinraffte.

Als er sich dem König bei seiner Zurückkunft vorstellte und ihm seiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, sagte ihm derselbe, daß schon Alles vergessen sey, da besonders die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, sich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, seinem zweiten Sohn (der ihm unter dem Namen Heinrich II. auf dem Throne folgte) mit den Worten: „Er ist nicht älter als du, mein Sohn; aber sieh he, was er schon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht anfreißt, so wird du ihn einst zum Marschall von Frankreich erheben.“

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anstalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deßhalb seine Armee bei Lyon zusammen. Das erste Geschäft war, sich Meister von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiserlichen diesen Schlüssel der Provence besetzten. Nach langen Berathschlagungen wählte der König selbst den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen seiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit sechstausend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeschickt, um dem Kaiser zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam, und es verschlossen fand, verlangte er mit dem Vicelegaten sich zu unterreden, der sich auf der Mauer zeigte. Vieilleville that ihm seine Meinung, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu sagen und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er selbst wollte bei dieser Unterredung nur die sechs Personen bei sich haben, die er um ihn sähe, der Legat hingegen nahm so viele Begleiter mit sich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit funfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmsten aus der Stadt. Vieilleville versicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre; daß ihn aber der König ersuche, einen Eid abzulegen, auch seine Kaiserlichen hineinzulassen, und deßwegen Geiseln zu stellen. Der Vicelegat willigte in den ersten Punkt; Geiseln aber wollte er in keinem Fall stellen.

Von den sechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Kapitänsrang, sie waren aber schlecht gekleidet, er hat daher sie in die Stadt zu lassen, um sich zu montiren. Pulver zu kaufen und die Gewehr herzustellen, daß denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, sich unter die Thore zu stellen und zu verhindern, daß man die Fallgatter nicht herunterließe. Unterdessen kamen immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß der Vicelegat, noch seine Leute es gewahr wurden. denn man zankte sich mit Fleiß wegen der Geiseln mit ihm herum. Es wurde gebrodt, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüsten, wenn sie nicht gestellt würden. Da endlich Vieilleville sahe, daß es stark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er zur Erde stürzte, zog den Degen, und drängte sich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüsse auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; seroen sih aber von den andern wurden erstochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallgatten zulaufen; hier aber standen die vier Soldaten, die sich sehr tapfer hielten und sie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenschüsse kamen bann tausend bis zweitausend Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn versteckt hatte, als Hinterhalt hervor, und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil seines Corps hatte Vieilleville auch herbeigerufen, und nun kamen sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüssel der Thore, die zwischen, unter das Thore: Thor gegen Villeneuve, welches schon französisch ist. Da sich Vieilleville nun durch diese Kriegslist Meister von der Stadt gemacht hatte, so fing er an, die Ordnung darin herzustellen, und die Soldaten im Zaum zu halten, so, daß keinem Einwohner, der sich ruhig verhielt, etwas zu Leide geschah und seine Frauenspersonen mißhandelt wurden. Doch sollte ihm dieses nicht wenig Mühe; er mußte sogar fünf bis sechs Soldaten und einen Kapitain niederstehen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Cousinhabt lagerte sich nun bei Avignon und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieser ihn also an: „Robert Euch, „schönes Licht unter den Rittern!“ Cousine würde ich „Euch nennen, wenn Ihr älter wäret, denn wenn „Ihr so fortfahret, werdet Ihr über alle Anderen „leuchten. Parirt unterdessen den Streich von Cu„rem König, der Euch liebt und ehrt.“ und schlug ihn so, indem er die Hand an den Degen legte,' zum Ritter.

Nach dieser Zeit hat ihn Herr von Chatrandrland, sein Verwandter, der Gouverneur und Generalstatthalter des Königs in Bretagne war, seine Kompagnie von funfzig Mann (Gensd'armes) zu übernehmen, da sie sonst in Bretagne bleiben müßte

Vertrau'n zurückzurufen? wär' es auch,
Du wolltest allen Planen jetzt entsagen.
Man weiß, was du gewollt hast. Vorwärts mußt du,
Denn rückwärts kannst du nun nicht mehr.

Terzky.

Sie haben Documente gegen uns
In Händen, die unwiderſprechlich zeugen —

Wallenſtein.

Von meiner Handſchrift nichts. Dich ſtraf' ich Lügen.

Illo.

So? Glaubſt du wohl, was dieſer da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat,
Das werde man nicht dir auf Rechnung ſetzen?
Dem Schweden ſoll ſein Wort für deines gelten,
Und deinen Wiener Feinden nicht!

Terzky.

Du gabſt nichts Schriftliches — Beſinn' dich aber,
Wie weit du mündlich gingſt mit dem Geſin'.
Und wird er ſchweigen? Wenn er ſich mit deinem
Geheimniß retten kann, wird er's bewahren?

Illo.

Das fällt dir ſelbſt nicht ein! Und da ſie nun
Berichter ſind, wie weit du ſchon gegangen,
Sprich! was erwarteſt du? Bewahren kannſt du

Nicht länger dein Kommando, ohne Rettung
Bist du verloren, wenn du's niederlegst.

Wallenstein.

Das Heer ist meine Sicherheit. Das Heer
Verläßt mich nicht. Was sie auch wissen mögen,
Die Macht ist mein, sie müssen's niederschlucken,
— Und stell' ich Kaution für meine Treu,
So müssen sie sich ganz zufrieden geben.

Illo.

Das Heer ist dein, jetzt für den Augenblick
Ist's dein; doch zittre vor der langsamen,
Der stillen Macht der Zeit. Vor offenbarer
Gewalt beschützt dich heute noch und morgen
Der Truppen Gunst; doch gönnst du ihnen Frist,
Sie werden unvermerkt die gute Meynung,
Worauf du jetzo fußest, untergraben,
Dir einen um den andern listig stehlen —
Bis, wenn der große Erdstoß nun geschieht,
Der treulos mürbe Bau zusammenbricht.

Wallenstein.

Es ist ein böser Zufall!

Illo.

O! einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er soll,
Treibt dich zu schneller That — Der schwed'sche Oberst —

Wallenstein.

Er ist gekommen? Weißt du, was er bringt?

Illo.

Er will nur dir allein sich anvertrau'n.

Wallenstein.

Ein böser, böser Zufall — Freylich! Freylich!
Sesina weiß zu viel und wird nicht schweigen.

Terzky.

Er ist ein böhmischer Rebell und Flüchtling,
Sein Hals ist ihm verwirkt; kann er sich retten
Auf deine Kosten, wird er Anstand nehmen?
Und wenn sie auf der Folter ihn befragen,
Wird er, der Weichling, Stärke gnug besitzen? —

Wallenstein (in Nachsinnen verlohren).

Nicht herzustellen mehr ist das Vertrau'n.
Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Land'sverräther ihnen seyn und bleiben.
Und kehr' ich noch so ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

Illo.

Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu,
Der Ohnmacht nur wird's zugeschrieben werden.

Wallenstein.

(in heftiger Bewegung auf und abgehend)

Wie? Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen,
Weil ich zu frey gescherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel spielt! —

Illo.

Wenn's nur dein Spiel gewesen, glaube mir,
Du wirst's in schwerem Ernste büßen müssen.

Wallenstein.

Und müßt' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein ist, müßt's geschehn —

Illo.

Wo möglich, eh' sie von dem Schlage sich
In Wien besinnen und zuvor dir kommen —

Wallenstein (die Unterschriften betrachtend)

Das Wort der Generale hab' ich schriftlich —
Max Piccolomini steht nicht hier. Warum nicht?

Terzky.

Es war — er meynte —

Illo.

Bloßer Eigendünkel!
Es brauche das nicht zwischen dir und ihm.

Wallenstein.

Es braucht das nicht, er hat ganz recht —
Die Regimenter wollen nicht nach Flandern,

Sie haben eine Schrift mir überſandt,
Und widerſetzen laut ſich dem Befehl.
Der erſte Schritt zum Aufruhr iſt geſchehn.

Illo.

Glaub' mir, du wirſt ſie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

Wallenſtein.

Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu ſagen hat.

Illo (preſſirt).

Wollt ihr ihn rufen, Terzky?
Er ſteht ſchon draußen.

Wallenſtein.

Warte noch ein wenig.
Es hat mich überraſcht — Es kam zu ſchnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finſter herrſchend mit ſich führe.

Illo.

Hör' ihn für's erſte nur. Erwäg's nachher.

(ſie gehen)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein (mit ſich ſelbſt redend).

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte

Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Gaukelte mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Beym großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschloßne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freyheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frey,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt! —

(er bleibt tiefsinnig stehen)

Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag! nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,
Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein gespart,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10434/041

Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unschuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich umstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend lösen.

(wiederum still stehend)

Wie anders! da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt.
Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein:
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,

Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

(er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder sinnend stehen)

Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft seyn mit der Kraft,
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner mag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!

Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau für Alter iſt, das iſt ihm göttlich.
Sey im Beſitze und du wohnſt im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

(zu dem Pagen, der hereintritt)

Der ſchwed'ſche Oberſt? Iſt er's? Nun, er komme.

(Page geht. Wallenſtein hat den Blick nachdenkend auf die Thüre geheftet)

Noch iſt ſie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über dieſe Schwelle noch — So ſchmal iſt
Die Grenze, die zwey Lebenspfade ſcheidet!

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein und Wrangel.

Wallenſtein.

(nachdem er einen forſchenden Blick auf ihn geheftet)

Ihr nennt euch Wrangel?

Wrangel.

Guſtav Wrangel, Oberſt
Vom blauen Regimente Südermannland.

Wallenſtein.

Ein Wrangel war's, der vor Stralſund viel Böſes
Mir zugefügt, durch tapfre Gegenwehr
Schuld war, daß mir die Seeſtadt widerſtanden

und keine Gelegenheit hätte, sich zu zeigen. Er wollte zugleich zweyerley bringen, daß er des Königs Lieutenant während seiner Anwesenheit in Bretagne seyn sollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie, allein die Lieutenantsstelle über die Provinz verbat er sich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es scheint sonderbar, daß Vieilleville nicht eine Kompagnie Gendarmes für sich selbst haben konnte; allein es war damals nicht so leicht, sie zu erhalten, und überdem verschmähte seine Delikatesse, dasjenige der Gunst zu verdanken, was er durch Verdienst zu erwerben hoffte. Zum Beweise dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieser nach dem Tode des Herrn von Chateaubriand die Kompagnie anbot: er habe, sagte er, noch nichts gethan, was einer solchen Ehre werth wäre; worauf der König sehr verwundert und fast erzürnt sagte: „Vieilleville, Ihr habt mich gekränkt, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg gewesen wäret, Tag und Nacht herreuet seyn, um sie zu begehren, und nun ist sie Euch von selbst gebe, so weiß ich doch nicht, was für eine künftigere Gelegenheit Ihr abwarten wollt." „Den Tag einer Schlacht, Sire," antwortete Vieilleville, „wenn Ew. Majestät selben werden, daß ich sie verdiene. Nähme ich sie jetzt an, so könnten meine Kameraden diese Ehre lächerlich machen, und sagen: ich habe sie nur als Verwandter des Herrn von Chateaubriand erhalten; lieber wollte ich mein Leben lassen, als durch etwas Anderes als mein Verdienst auch nur einen Grad höher steigen."

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Ersten sieht dieser Monarch, der sich noch der Verdienste Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denselben zu empfehlen. „Ich weiß wohl, mein Sohn, du wirst St. André eher beföedern, als Vieilleville; seine Neigung bestimmt dich dazu. Allein du aber eine vernünftige Vergeltung zwischen Beiden anstellen würdest, so bezweifle ich dich nicht. Wenigstens bitte ich dich, wenn du sie auch nicht mit einander ersetzen willst, daß doch Letzterer dem Ersteren bald folge." Der Dauphin versprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. André den Vorzug zu geben. Der König rief sogleich Vieilleville rufen, reichte ihm die Hand und sagte ihm die Worte: „Ich kann bei der Schwäche, in der ich mich befinde, Euch nichts Anderes sagen, Vieilleville, als daß ich zu früh für Euch sterbe; aber hier ist mein Sohn, der mir versprochen, Euch nie zu vergessen. Sein Vater war nie undankbar, und noch jetzt will er, daß er Euch den zweiten Marschallsstab von Frankreich, der aufsteht, gebe, denn ich weiß wohl, wenn der erste bestimmt ist. Aber ich bitte Gott, daß er ihn niemals Jemand gebe, als wer dessen so würdig ist, wie Ihr. Ich hoffe nicht auch seine Meynung, mein Sohn!" Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König seinen Arm um Vieilleville; allen Dreien standen die Thränen im Auge. Kurz darauf riefen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinaus, und bald darnach gab der König den Geist auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod seines ältern Bruders, Dauphin von Frankreich, König, und schon nach sieben Tagen betrat Vieilleville den Auftrag als Gesandter nach England zu geben, um dem unmündigen Eduard und seinem Council wegen des Friedens zuzusprechen, welche Gesandtschaft er auch mit vieler Würde unternahm, und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Verbringung des alten Königs wurde der Prozeß des Marschalls von Vieg und seines Schwiegersohns Montmorency, welche Beyde von der Engländer aufgefangen hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Ersterer aber zu Gefängnißstrafe und Verlust seiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieilleville an eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marschall von Vieg commandirt hatte, sunfzig geben; Vieilleville dankte aber sehr für diese Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Mannes seyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire," antwortete Vieilleville, „es würde mir seyn, als wenn ich die Mutter eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — Auch hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn ich weiß, daß Ew. Majestät gleich nach Ihrem feierlichen Einzug in Paris beschäftigen haben. Bontagne den Engländern wieder wegnehmen werden. Vieilleville bleibt dabei ein Kapitän, ein Mann von Ehre, dessen Platz Sie mir geben werden, oder nehmen ihn selbst; denn nur meinen König zu dienen, werde ich mich nicht schämen, und dann bedarf ich keiner Kompagnie mehr." Dieses geschah in Gegenwart des Herrn von Birag und St. André. Der König redete ihm noch sehr zu, allein Vieilleville blieb bei seiner Antwort: Lieber will ich bei Marschalls, der hier ist, Lieutenant seyn, als die Kompagnie des Herrn von Vieg, eines Verräthers, haben.

Der Marschall von St. André, der vorher schon gegen den König denselben Wunsch geäußert hatte, war äußerst froh über diese Erklärung. „Ihr könnet Euch, mein bester Freund, dieser Rede, wo nen Ihr den König zum Zeugen habt," Vieilleville sah sich jetzt gezwungen, die Lieutenantsstelle anzunehmen; weigerte er den Beistand in seiner andern Absicht getheilt hatte, als nun jenes erste Anerbieten abzulehnen.

Diese Kompanie Gendarmes war von dem Vater des Marschalls sehr nachlässig zusammengesetzt worden. Sie bestand arbeitsscheuen aus den Söhnen der Gastgeber und Schenkwirthe, und da die Soldbe an diesen Wirthshäusern gezehrten, so hatte sie vor stellen, sie benannte sich dieses Volk nach diesen Heiligen. Daher war die Kompagnie in ganz Europa zum Gelächter. Einige dachten Gott, daß er eine Kompagnie Heilige und dem Paradies geschickt habe, sie zu bewachen; Andere nannten sie die Gendarmes der Litaney. So sank man auch in der ganzen Kompagnie nicht sunfzig Dienstpferde. Daher kam es auch, und besonders aus der Gunst, in der ihr Chef stand, daß sie nie zur Armee stießen; es hieß immer, sie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine so große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Musterung zeichneten diese Leute sie ihnen nöthigen Pferde und Armaturstücke, und es dauerte diese Unordnung wenn bis zehn Jahre, bis der alte St. André starb und nun sein Sohn sie bekam, der sie denn auch so lieb, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, Vieilleville zu seinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen strengen und unerbittlichen Mann im Punkt der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte diese Kompagnie nach Clermont in Auvergne beordert, somit sie nicht so leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erschien er nun mit sechszig bis achtzig braven Edelleuten aus den besten Häusern von Bretagne, Anjou und Maine, die meistens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten,

Wrangel.

Das Werk des Elements, mit dem sie kämpften,
Nicht mein Verdienst, Herr Herzog! Seine Freyheit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Belt,
Es sollte Meer und Land nicht Einem dienen.

Wallenstein.

Den Admiralshut riß't ihr mir vom Haupt.

Wrangel.

Ich komme, eine Krone drauf zu setzen.

Wallenstein.

(winkt ihm, Platz zu nehmen, setzt sich)
Euer Kreditiv. Kommt ihr mit ganzer Vollmacht?

Wrangel (bedenklich).

Es sind so manche Zweifel noch zu lösen —

Wallenstein (nachdem er gelesen).

Der Brief hat Händ' und Füß'. Es ist ein klug,
Verständig Haupt, Herr Wrangel, dem ihr dienet.
Es schreibt der Kanzler: Er vollziehe nur
Den eignen Einfall des verstorbnen Königs,
Indem er mir zur böhm'schen Kron' verhelfe.

Wrangel.

Er sagt, was wahr ist. Der Hochselige
Hat immer groß gedacht von euer Gnaden
Fürtrefflichem Verstand und Feldherrngaben,

Und ſtets der Herrſcherverſtändigſte, beliebt' ihm
Zu ſagen, ſollte Herrſcher ſeyn und König.

Wallenſtein.

Er durft' es ſagen.

(ſeine Hand vertraulich faſſend)

Aufrichtig, Oberſt Wrangel — Ich war ſtets
Im Herzen auch gut Schwediſch — Ei, das habt ihr
In Schleſien erfahren und bey Nürnberg.
Ich hatt' euch oft in meiner Macht und ließ
Durch eine Hinterthür euch ſtets entwiſchen.
Das iſt's, was ſie in Wien mir nicht verzeihn,
Was jetzt zu dieſem Schritt mich treibt — Und weil
Nun unſer Vortheil ſo zuſammengeht,
So laßt uns zu einander auch ein recht
Vertrauen faſſen.

Wrangel.

Das Vertrau'n wird kommen,
Hat jeder nur erſt ſeine Sicherheit.

Wallenſtein.

Der Kayſer, merk' ich, traut mir noch nicht recht.
Ja, ich geſteh's — Es liegt das Spiel nicht ganz
Zu meinem Vortheil — Seine Würden meynt,
Wenn ich dem Kaiſer, der mein Herr iſt, ſo
Mitſpielen kann, ich könn' das Gleiche thun
Am Feinde, und das *eine* wäre mir

Noch eher zu verzeihen, als das andre.
Ist das nicht eure Meynung auch, Herr Wrangel?

Wrangel.

Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meynung.

Wallenstein.

Der Kaiser hat mich bis zum äußersten
Gebracht. Ich kann ihm nicht mehr ehrlich dienen.
Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu ich
Den harten Schritt, den mein Bewußtseyn tadelt.

Wrangel.

Ich glaub's. So weit geht niemand, der nicht muß.

(nach einer Pause)

Was eure Fürstlichkeit bewegen mag,
Also zu thun an ihrem Herrn und Kaiser,
Gebührt nicht uns, zu richten und zu deuten.
Der Schwede ficht für seine gute Sach'
Mit seinem guten Degen und Gewissen.
Die Concurrenz ist, die Gelegenheit
Zu unsrer Gunst, im Krieg gilt jeder Vortheil,
Wir nehmen unbedenklich, was sich bietet;
Und wenn sich alles richtig so verhält —

Wallenstein.

Woran denn zweifelt man? An meinem Willen?
An meinen Kräften? Ich versprach dem Kanzler,
Wenn er mir sechzehn tausend Mann vertraut,

Mit achtzehn tauſend von des Kaiſers Heer
Dazu zu ſtoßen —

Wrangel.

Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen hohen Kriegesfürſten,
Für einen zweyten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erſtaunen redet man davon,
Wie ſie vor Jahren, gegen Menſchendenken,
Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
Jedennoch —

Wallenſtein.

Dennoch?

Wrangel.

Seine Würden meynt,
Ein leichter Ding doch möcht' es ſeyn, mit Nichts
In's Feld zu ſtellen ſechzig tauſend Krieger,
Als nur ein Sechzigtheil davon —
(er hält inne)

Wallenſtein.

Nun, was?
Nur frey heraus!

Wrangel.

Zum Treubruch zu verleiten

Wallenstein.

Meynt er? Er urtheilt wie ein Schwed' und wie
Ein Protestant. Ihr Lutherischen fechtet
Für eure Bibel, euch ist's um die Sach';
Mit eurem Herzen folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von euch, der hat
Mit zweyen Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all dem ist die Rede nicht bey uns —

Wrangel.

Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimath, keinen Heerd und Kirche?

Wallenstein.

Ich will euch sagen, wie das zugeht — Ja,
Der Oesterreicher hat ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Ursach, es zu lieben.
Doch dieses Heer, das kaiserlich sich nennt,
Das hier in Böheim hauset, das hat keins;
Das ist der Auswurf fremder Länder, ist
Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts
Gehöret, als die allgemeine Sonne.
Und dieses böhm'sche Land, um das wir fechten,
Das hat kein Herz für seinen Herrn, den ihm
Der Waffen Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
Mit Murren trägt's des Glaubens Tyranney,
Die Macht hat's eingeschreckt, beruhigt nicht.

Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt
Der Greuel, die geschahn auf diesem Boden.
Und kann's der Sohn vergessen, daß der Vater
Mit Hunden in die Messe ward gehetzt?
Ein Volk, dem das geboten wird, ist schrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung.

Wrangel.

Der Adel aber und die Officiere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beyspiel in der Welt Geschichten.

Wallenstein.

Sie sind auf jegliche Bedingung mein.
Nicht mir, den eignen Augen mögt ihr glauben.
(er giebt ihm die Eidesformel. Wrangel durchliest sie, und legt sie, nachdem er gelesen, schweigend auf den Tisch)
Wie ist's? Begreift ihr nun?

Wrangel.

Begreif's wer's kann!
Herr Fürst! Ich laß' die Maske fallen — Ja!
Ich habe Vollmacht, alles abzuschließen.
Es steht der Rheingraf nur vier Tagemärsche
Von hier, mit funfzehn tausend Mann, er wartet
Auf Ordre nur, zu ihrem Heer zu stoßen.
Die Ordre stell' ich aus, so bald wir einig.

Wallenstein.

Was ist des Kanzlers Foderung?

Wrangel (bedenklich).

Zwölf Regimenter gilt es, schwedisch Volk.
Mein Kopf muß dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falsches Spiel —

Wallenstein (fährt auf).

Herr Schwede!

Wrangel (ruhig fortfahrend).

Muß demnach
Darauf bestehn, daß Herzog Friedland förmlich,
Unwiederruflich breche mit dem Kaiser,
Sonst ihm kein schwedisch Volk vertrauet wird.

Wallenstein.

Was ist die Foderung? Sagt's kurz und gut.

Wrangel.

Die spanschen Regimenter, die dem Kaiser
Ergeben, zu entwaffnen, Prag zu nehmen,
Und diese Stadt, wie auch das Grenzschloß Eger,
Den Schweden einzuräumen.

Wallenstein.

Viel gefodert!
Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Geht nicht.
Ich leist' euch jede Sicherheit, die ihr

Vernünft'gerweise von mir fodern möget.
Prag aber — Böhmen — kann ich selbst beschützen.

Wrangel.

Man zweifelt nicht daran. Es ist uns auch
Nicht um's Beschützen bloß. Wir wollen Menschen
Und Geld umsonst nicht aufgewendet haben.

Wallenstein.

Wie billig.

Wrangel.

Und so lang, bis wir entschädigt,
Bleibt Prag verpfändet.

Wallenstein.

Traut ihr uns so wenig?

Wrangel (steht auf).

Der Schwede muß sich vorsehn mit dem Deutschen.
Man hat uns über's Ostmeer hergerufen;
Gereitet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unserm Blut des Glaubens Freyheit,
Die heil'ge Lehr' des Evangeliums
Versiegelt — Aber jetzt schon fühlet man
Nicht mehr die Wohlthat, nur die Last, erblickt
Mit scheelem Aug' die Fremdlinge im Reiche,
Und schickte gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unsre Wälder. Nein! wir haben
Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber,

Den König auf der Wahlstatt nicht gelassen,
So vieler Schweden adeliches Blut
Es ist um Gold und Silber nicht geflossen!
Und nicht mit magerm Lorbeer wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel nieder lüften,
Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden,
Den unser König fallend sich erobert.

Wallenstein.

Helft den gemeinen Feind mir niederhalten,
Das schöne Grenzland kann euch nicht entgehn.

Wrangel.

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer knüpft die neue Freundschaft dann zusammen?
Uns ist bekannt, Herr Fürst — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken soll — daß ihr mit Sachsen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß wir nicht Opfer der Beschlüsse sind,
Die man vor uns zu hehlen nöthig achtet?

Wallenstein.

Wohl wählte sich der Kanzler seinen Mann,
Er hätt' mir keinen zähern schicken können.
(aufstehend)
Besinnt euch eines bessern, Gustav Wrangel.
Von Prag nichts mehr.

Wrangel.

Hier endigt meine Vollmacht.

Wallenstein.

Euch meine Hauptstadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiser.

Wrangel.

Wenn's noch Zeit ist.

Wallenstein.

Das steht bey mir, noch jetzt, zu jeder Stunde.

Wrangel.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut' nicht mehr.
— Seit der Sesin gefangen sitzt, nicht mehr.
(wie Wallenstein betroffen schweigt)
Herr Fürst! Wir glauben, daß sie's ehrlich meynen;
Seit gestern — sind wir deß gewiß — Und nun
Dies Blatt uns für die Truppen bürgt, ist nichts,
Was dem Vertrauen noch im Wege stünde.
Prag soll uns nicht entzweyen. Mein Herr Kanzler
Begnügt sich mit der Altstadt, euer Gnaden
Läßt er den Ratschin und die kleine Seite.
Doch Eger muß vor allem sich uns öffnen,
Eh' an Conjunction zu denken ist.

Wallenstein.

Euch also soll ich trauen, ihr nicht mir?
Ich will den Vorschlag in Erwägung ziehn.

Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Doktor zurückgeblieben waren, welche er denn ſogleich aus der Kompagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Kompagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferd manövriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſpielte ſie daher auch ausſtrich. Einen Theil ſchickte in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gaſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gendarmes nur Exellente gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber, und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Exellente mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Exellenten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand aufführen konnten. Jetzt ließen ſich auch noch viele andere Exellente aus Gaskogne, Perigord und Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Vorwand nicht hatten dienen wollen; ſo daß dieſe Kompagnie bei der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſtark befief und eine der beſten der ganzen Gendarmerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Biſchof reſidirt, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabei, ihm ein Feſt zu geben, wie es noch nie geweſen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Kompagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen ſchnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und ſo bis ins zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben ſo führten ſie den König bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie viele tauſend Bärenſprünge und Poſſen machten; ſie kletterten wie Bären an den Häuſern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erbeuten ein Geſchrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da ſie ſahen, daß dem König dieſes gefiel, verſammelten ſie ſich alle Hundert und ſangen ein ſonderlich zuſammengeſetztes Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten, ſcheu wurden, und über Alles hinrannten, welches den Spaß ſehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Dergleichen machten ſie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer ſich auch darein miſchten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo ſein Vater Franz I. ſchon den Prinzen von Melphi zum Vicekönig eingeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, ergriff Vieilleville beſondere Ehre, ſo daß er ihn ſelbſt Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables von Montmorency aus mehrern Wohnungen, die ſie beſetzt hatten, herauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzubewahren; welches der Connetable ſehr übel aufnahm, ſo daß er den Prinzen merken ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände, Jeden nach ſeinem Rang zu logiren. Hierauf ſagte ihm der Prinz: „Herr, wir ſind über den Bergen haben — wenn Sie drüben ſind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie wollen, und ſelbſt hindurch den Stock; hier aber iſt es anders, und ich bitte mir aus, keine Anordnung zu machen, die nicht befolgt werden würde.“ Der Prinz ging in ſeiner Antwort gegen Vieilleville ſo weit, daß er oft die Parole bei ihm anbringen ließ, und das war ſo viel, daß die, welche der Connetable für die Hauptwachen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als ſeiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich Alles nur an ihn, um Beiſtand im Dienſt des Königs zu erhalten. Bei ſeinen Aufſtehen und Niederlegen waren alle Kapitäne zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und dieſe war ſo reichlich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere dem Salzweſen angeſtellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Gouverneure dieſer Gegend gänzlich austreten müſſe. Er bot ſich auch ſelbſt an, dieſes mit Ruhe und Wort zu thun. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, mit der Schnelligkeit nach der Strenge zu verfahren und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bei Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Besonders wurden die drei Rebellen, welche die vornehmſten Offiziere ins Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Gehe, ihr Herrn, und ſaget der Auſche in der Charante!“ auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Kanaille, und bringe die Fiſche der Charente, die du mit den Ehrenern von beinem „Königl Dienern geſalzen haſt.“

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Kompagnie des Marſchalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt, und das bei ſo guter Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar nicht eher zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſtanden hatten, daß ſie Alles richtig erhalten. Als er mit dieſer Kompagnie in ein großes Dorf bei Stunden von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl ſauber Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuiraſſe, Helme, Schiller und Hellebarden verſteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede ſetzte, antwortete mit Angſt und Zittern, daß ſeine Nachbarn viele Waffen hierher verſteckt hätten, weil ſie wohl wüßten, daß er ein unſchuldiger Mann ſey. Und weil es, ſetzte er hinzu, in den zwei Tagen, ſo Ihr bei mir ſeyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, ſo will ich Euch noch mehr ſagen, daß fünf und dreißig Koffer und Kiſten von verſchiedenen Exellenten, die ſich in ihrem Haus nicht ſicher glaubten, hierher geraubt worden, die ich aber einmarſiren laſſen, weil es bekannt iſt, daß ich nie mit dieſem Unweſen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr,

Wrangel.

In keine gar zu lange, muß ich bitten.
In's zweyte Jahr schon schleicht die Unterhandlung,
Erfolgt auch diesmal nichts, so will der Kanzler
Auf immer sie für abgebrochen halten.

Wallenstein.

Ihr drängt mich sehr. Ein solcher Schritt will wohl
Bedacht seyn.

Wrangel.

Eh' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürst! Durch rasche That nur kann er glücken.
(er geht ab)

Sechster Auftritt.

Wallenstein. Terzky und Illo kommen zurück.

Illo.

Ist's richtig?

Terzky.

Seyd ihr einig?

Illo.

Dieser Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr seyd einig.

Wallenstein.

Hört! Noch ist nichts geschehn, und — wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun.

Terzky.

Wie? Was ist das?

Wallenstein.

Von dieser Schweden Gnade leben!
Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.

Illo.

Kommst du als Flüchtling, ihre Hülf' erbettelnd?
Du bringest ihnen mehr, als du empfängst.

Wallenstein.

Wie war's mit jenem königlichen Bourbon,
Der seines Volkes Feinde sich verkaufte,
Und Wunden schlug dem eignen Vaterland?
Fluch war sein Lohn, der Menschen Abscheu rächte
Die unnatürlich frevelhafte That.

Illo.

Ist das dein Fall?

Wallenstein.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund,
Als ihren Rächer fühlt er sich gebohren.
Der Secten Feindschaft, der Partheyen Wuth,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede,
Was noch so wüthend ringt, sich zu zerstören,
Vertragt, vergleicht sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Thier zu jagen.

Das mordend einbricht in die sichre Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Stirne setzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beschützen.

Terzky.

Denk' von dir selbst nicht schlimmer, als der Feind,
Der zu der That die Hände freudig bietet.
So zärtlich dachte jener Karl auch nicht,
Der Oehm und Ahnherr dieses Kaiserhauses,
Der nahm den Bourbon auf mit offnen Armen,
Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

Siebenter Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Wallenstein.

Wer ruft euch? Hier ist kein Geschäft für Weiber.

Gräfin.

Ich komme, meinen Glückwunsch abzulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

Wallenstein.

Gebrauch' dein Ansehn, Terzky. Heiß' sie gehn.

Gräfin.

Ich gab den Böhmen einen König schon.

Wallenſtein.

Er war darnach.

Gräfin (zu den andern).

Nun, woran liegt es? Sprecht!

Terzky.

Der Herzog will nicht.

Gräfin.

Will nicht, was er muß?

Illo.

An euch iſt's jetzt. Verſucht's, denn ich bin fertig,
Spricht man von Treue mir und von Gewiſſen.

Gräfin.

Wie? da noch alles lag in weiter Ferne,
Der Weg ſich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hatteſt du Entſchluß und Muth — und jetzt,
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,
Da die Vollbringung nahe, der Erfolg
Verſichert iſt, da fängſt du an zu zagen?
Nur in Entwürfen biſt du tapfer, feig
In Thaten? Gut! Gieb deinen Feinden Recht,
Da eben iſt es, wo ſie dich erwarten.
Den Vorſatz glauben ſie dir gern, ſey ſicher,
Daß ſie's mit Brief und Siegel dir belegen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt keiner.
Da müßten ſie dich fürchten und dich achten.

Ist's möglich? Da du so weit bist gegangen,
Da man das Schlimmste weiß, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willst du zurückziehn und die Frucht verlieren?
Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen;
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
Denn aller Ausgang ist ein Gottes Urthel.

Kammerdiener (tritt herein).

Der Oberst Piccolomini.

Gräfin (schnell).

Soll warten.

Wallenstein.

Ich kann ihn jetzt nicht sehn. Ein andermal.

Kammerdiener.

Nur um zwey Augenblicke bittet er,
Er hab' ein dringendes Geschäft —

Wallenstein.

Wer weiß, was er uns bringt. Ich will doch hören.

Gräfin (lacht).

Wohl mag's ihm dringend seyn. Du kannst's erwarten.

Wallenstein.

Was ist's?

Gräfin.

Du ſollſt es nachher wiſſen.
Jetzt denke dran, den Wrangel abzufert'gen.

(Kammerdiener geht)

Wallenſtein.

Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein milderer
Ausweg ſich fände — jetzt noch will ich ihn
Erwählen, und das Aeußerſte vermeiden.

Gräfin.

Verlangſt du weiter nichts, ein ſolcher Weg
Liegt nah' vor dir. Schick' dieſen Wrangel fort.
Vergiß die alten Hoffnungen, wirf dein
Vergangnes Leben weg, entſchließe dich
Ein neues anzufangen. Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.
Reiſ' hin nach Wien zum Kaiſer flehndes Fußes,
Nimm eine volle Kaſſe mit, erklär',
Du habſt der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden bloß zum beſten haben wollen.

Illo.

Auch damit iſt's zu ſpät. Man weiß zu viel.
Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.

Gräfin.

Das fürcht' ich nicht. Geſetzlich ihn zu richten,
Fehlt's an Beweiſen, Willkühr werden ſie.

Man wird den Herzog ruhig lassen ziehn.
Ich seh, wie alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erscheinen, und es wird sich
Von selbst verstehen, daß der Herzog geht,
Nicht der Erklärung wird das erst bedürfen.
Der König wird die Truppen lassen schwören,
Und alles wird in seiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen ist der Herzog fort.
Auf seinen Schlössern wird es nun lebendig,
Dort wird er jagen, bauen, Gestütte halten,
Sich eine Hofstatt gründen, goldne Schlüssel
Austheilen, gastfrey große Tafel geben,
Und kurz ein großer König seyn — im Kleinen!
Und weil er klug sich zu bescheiden weiß,
Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Läßt man ihn scheinen, was er mag, er wird
Ein großer Prinz bis an sein Ende scheinen.
Ei nun! der Herzog ist dann eben auch
Der neuen Menschen einer, die der Krieg
Emporgebracht; ein übernächtiges
Geschöpf der Hofgunst, die mit gleichem Aufwand
Freyherrn und Fürsten macht.

Wallenstein (steht auf, heftig bewegt).

Zeigt einen Weg mir an, aus diesem Drang,
Hilfreiche Mächte! einen solchen zeigt mir,

Den ich vermag zu gehn — Ich kann mich nicht,
Wie so ein Wortheld, so ein Tugendschwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken —
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großtönend sagen: Geh! Ich brauch' dich nicht.
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet;
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich scheu'n,
Den letzten Schritt, den äußersten, zu meiden;
Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sey die Losung
Für jede fluchenswerthe That.

Gräfin.

Was ist denn hier so wider die Natur?
Ich kann's nicht finden, sage mir's — o! laß
Des Aberglaubens nächtliche Gespenster
Nicht deines hellen Geistes Meister werden!
Du bist des Hochverraths verklagt; ob mit
— Ob ohne Recht, ist jetzo nicht die Frage —
Du bist verlohren, wenn du dich nicht schnell der Macht
Bedienst, die du besitzest — Ei! wo lebt denn
Das friedsame Geschöpf, das seines Lebens

Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was ist so kühn, das Nothwehr nicht entschuldigt?

Wallenstein.

Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand
Der nächste seinem Herzen. Welchen Fürsten
Hat er geehrt wie mich? — Und so zu enden!

Gräfin.

So treu bewahrst du jede kleine Gunst,
Und für die Kränkung hast du kein Gedächtniß?
Muß ich dich dran erinnern, wie man dir
Zu Regenspurg die treuen Dienste lohnte?
Du hattest jeden Stand im Reich beleidigt;
Ihn groß zu machen, hattest du den Haß,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen,
Im ganzen Deutschland lebte dir kein Freund,
Weil du allein gelebt für deinen Kaiser.
An ihn bloß hieltest du bey jenem Sturme
Dich fest, der auf dem Regenspurger Tag
Sich gegen dich zusammenzog — da ließ er
Dich fallen! Ließ dich fallen! Dich dem Baiern,
Dem Uebermüthigen, zum Opfer, fallen!
Sag' nicht, daß die zurückgegebne Würde,
Das erste, schwere Unrecht ausgesöhnt.
Nicht wahrlich guter Wille stellte dich,

Dich stellte das Gesetz der herben Noth
An diesen Platz, den man dir gern verweigert.

Wallenstein.

Nicht ihrem guten Willen, das ist wahr!
Noch seiner Neigung dank' ich dieses Amt.
Mißbrauch' ich's, so mißbrauch' ich kein Vertrauen.

Gräfin.

Vertrauen? Neigung? — Man bedurfte deiner!
Die ungestüme Presserin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient ist, die die That will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufsucht und den Besten,
Ihn an das Ruder stellt, und müßte sie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel selbst — die setzte dich
In dieses Amt, und schrieb dir die Bestallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geschlecht mit feilen Sklavenseelen,
Und mit den Drathmaschinen seiner Kunst —
Doch wenn das Aeußerste ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die starken Hände der Natur,
Des Riesengeistes, der nur sich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf seine, mit ihm handelt.

hatte darüber, daß weder sie noch ich Schaden leiden. Bieillerille, der wohl sah, daß er unschuldig, aber ein armer Tropf sey, befahl ihm, Niemand ein Wort davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verschließen, und stellte ihm ein Zeugniß aus, daß er selbst sie entwaffnet und bezahlt habe und abholen lassen würde. Es sollte sich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieser menschlichen Behandlung, wollte dieser Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn fußfällig anbeten und bat auf den Knien, wenigstens die Waffen anzunehmen, besonders die Piken, die ganz neu und sehr schön wären. Allein Bieillerille wurde aufgebracht, und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Kompagnie in Garnison; er selbst aber nahm seine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath Valroy. Dieser kam ihm gleich entgegen, und schätzte sich glücklich, einen Mann von solcher Denkungsart und Ansehen in seinem Hause zu haben, und desto mehr, da er auf falsche Anklagen von dem Connetable sehr gedrückt, ja sogar Hausgefangener sey. Bieillerille sicherte ihm allen Beistand zu und versprach, seine Sache zu verdächtigen. Kaum war er in den Saal getreten, so erschien auch die Frau von Valroy mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den sie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hause ihrer Schwester, der Wittwe, eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; sie hatte deswegen auch ihre zwei Töchter hier geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieser zwei Mädchen auf das Dringendste. Sie warf sich vor ihm auf die Knie, allein Bieillerille bob sie auf und sagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geschehen lassen. Da sich die Mutter so gerührt sah, fing sie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schwester wohne, und Graf Sancerre hieß, und besonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe einstoßen wollen, daß die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das Netzig gesprungen seyen und sich dieser erschrocken hätten. Bieillerille fragte sie, ob es nicht der Bastard von Bentl sey? — So heißt er, sagten sie. — „Nun „da muß man sich nicht wundern; verzeihe Bieillerille; bei dem Sohn einer H.... ist ein Mädchen „von Ehre in dergleichen Dingen nie sicher, wenn „Sicherheit; denn es verdreußt ihn, daß nicht alle „Männer seiner Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Wirthin an, und klagte, daß der Bastard sie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Essen ging Bieillerille zum Connetable, wo er Sancerre das üble Benehmen seines angenommenen Sohnes vorhielte. Der Graf von Sancerre, mit der Bieillerille Hauswirth zu verfeindigen, ging mit ihm zum Abendessen nach Hause, wo er selbst seine Entschuldigung machte, und sie für die Zukunft sicher zu stellen suchte; allein sie trauten auch ihm nicht, und konnten, so lang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Festung. Sie erparten sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern wegen derselben, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geschlechts mußten auf den Knien Abbitte thun; allein die Familie Valroy blieb davon, endlich der Connetable Bieillerillen einmal ließ, sie nicht zurückzuhalten, worauf dieser aber ganz erzürnt sich erklärte: wenn man seine Hausleute zu dieser schimpflichen Abbitte zwingen wollte, so werde er selbst mit ihnen kommen; er wäre sicherer aber, daß kein geringer Lärm darüber entstehen sollte.

Es geschah öfters, daß von den Kompagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um sich Bedürfnisse einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzusehen. Einer von den Grobschmeden und zwei Bogenschützen machten sich bisweilen zu Ruhe und mußten dem Pförrer ihres Dorfes, zwei von denen, die sie hätten hängen sehen, bitten aufgesagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in seiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwischen lassen, wenn er ihnen eine schöne Summe gäbe. Der arme Pförrer, der sich nicht ganz schuldig fühlte, versprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten sie von ihm, den Deich an der Krebe, das Gastbündniß, wo er die reichen Geräthschaften der Kirche hinversteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles gestehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube fest, und beschlossen, wenn sie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Rest des Pförrers lief nach Bourdeaux, Bieillerillen davon zu benachrichtigen, der sich sogleich zu Pferde setzte und, ohne daß die Bösewichter etwas davon merkten, in der Pförrwohnung abstieg, eben da sie mit drei reich beladenen Pferden davon abziehen wollten. Den ersten, der ihm vorkam, stieß er sogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Keger, daß wir auf die Priester losgehen und Kirchen bestehlen?“ Die andern Zwei wurden von ihren Kameraden selbst getödtet, damit die Kompagnie nicht beschimpft würde, wenn sie am Galgen stürben. Den Pförrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Messer an der Krebe hielten, daß er nicht schreien sollte. Er warf sich vor Bieillerille nieder und dankte für sein Leben und Wiederherstellung seines Vermögens; dieser befahl ihm, die drei Todten zu begraben, und eine Messe für ihre Seele zu lesen.

Nachdem nun der Connetable in dieser Stadt ein sonveränes Beispiel einer Strenge in der Bestrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen; die sieben bleibende Kompagnie aber wurde von ihm gemustert. Im Scherze sagte er zu Bieillerille, daß er selbst der Kommissär bei seiner Kompagnie seyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Kompagnie des Marschalls von St. Andre nicht vollzählig, noch complett sey, hinreichende Dienste zu thun, und daß er wohl wüßte, wieviel gewonnene Dienstpferde darin wären. Bieillerille hat ihn darauf ganz beschieden, bei der Verabschiedung seine Kompagnie nicht zu schonen, wenn er sie so befinde. Aber er selbst wohl Acht haben, daß, wenn er ihm selbst die Ehre anthun wollte, seine Kompagnie zu mustern, es ihm nicht gehe, wie den andern Kommissären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der sich vors stellte, es geschehe ihnen etwas Unangenehmes: ich behalte Sie zum Mittagessen; antwortete Bieillerille. Auch fand der Connetable bei der Musterung zu großer Verwunderung aller Anwesenden diese Kompagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und zwölen über sechshundert Pferde stark, denn er hatte die Reitknechte, so die Handpferde ihrer Herren ritten, in einiger Entfernung neben der Kompagnie stellen lassen und nicht hinter ihnen, wie es sonst gewöhnlich. Er selbst kam dem Connetable und

Wallenstein.

Wahr iſt's! Sie ſahn mich immer wie ich bin,
Ich hab' ſie in dem Kaufe nicht betrogen,
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen.

Gräfin.

Vielmehr — du haſt dich furchtbar ſtets gezeigt.
Nicht Du, der ſtets ſich ſelber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten,
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt, es giebt
Kein andres Unrecht, als den Widerſpruch.
Warſt du ein andrer, als du vor acht Jahren
Mit Feuer und Schwert durch Deutſchlands Kreiſe zogſt,
Die Geißel ſchwangeſt über alle Länder,
Hohn ſpracheſt allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übteſt,
Und jede Landeshoheit niedertratſt,
Um deines Sultans Herrſchaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den ſtolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweiſen!
Doch wohl gefiel dem Kaiſer, was ihm nützte,
Und ſchweigend drückt' er dieſen Frevelthaten
Sein kaiſerliches Siegel auf. Was damals

Gerecht war, weil du's für ihn thatst, ist's heute
Auf einmal schändlich, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

Wallenstein (aufstehend).

Von dieser Seite sah ich's nie — Ja! dem
Ist wirklich so. Es übte dieser Kaiser
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geschehen sollten.
Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind.

Gräfin.

Gestehe denn, daß zwischen dir und ihm
Die Rede nicht kann seyn von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick ist da, wo du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen sollst.
Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: es ist an der Zeit! Hast du
Dein Lebenlang umsonst der Sterne Lauf
Gemessen? — den Quadranten und den Zirkel
Geführt? — den Zodiak, die Himmelskugel
Auf diesen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Gestellt in stummen, ahnungsvollen Zeichen
Die sieben Herrscher des Geschicks,

Nur um ein eit'es Spiel damit zu treiben?
Jndem alle diese Zurüstung zu nichts,
Und ist kein Mark in dieser hohlen Kunst,
Daß sie dir selbst nichts gilt, nichts über dich
Vermag im Augenblicke der Entscheidung?

Wallenstein.

(Jst während dieser letzten Rede mit heftig arbeitendem Gemüth auf und abgegangen, und steht jetzt plötzlich still, die Gräfin unterbrechend)

Ruft mir den Wrangel, und es sollen gleich
Drey Boten satteln.

Jlla.

Nun gelobt sey Gott!

(eilt hinaus)

Wallenstein.

Es ist sein böser Geist und meiner. Jhn
Strost er durch mich, das Werkzeug seiner Herrschsucht,
Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch schon für meine Brust geschliffen ist.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sät,
Erfreuliches zu ärnten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Er kann mir nicht mehr trau'n, — so kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muß.

Recht ſtets behält das Schickſal, denn das Herz
In uns iſt ſein gebietriſcher Vollzieher.

(zu Terzky)

Bring mir den Mranael in mein Kabinet,
Die Boten will ich ſelber ſprechen, ſchickt
Nach dem Octavio!

(zur Gräfin, welche eine triumphirende Miene macht)

Frohlocke nicht!
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Saamen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

(indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweyter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Wallenstein. Octavio Piccolomini. Bald darauf Max Piccolomini.

Wallenstein.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank,
Doch hab' ich sichre Nachricht, daß er sich
Zu Frauenberg versteckt bey'm Grafen Gallas.
Nimm beyde fest, und schick' sie mir hieher.
Du übernimmst die spanischen Regimenter,
Machst immer Anstalt, und bist niemals fertig,
Und treiben sie dich, gegen mich zu ziehn,
So sagst du Ja, und bleibst gefesselt stehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienst damit geschieht,
In diesem Spiel dich müßig zu verhalten.
Du rettest gern, so lang du kannst, den Schein;
Extreme Schritte sind nicht deine Sache,
Drum hab' ich diese Rolle für dich ausgesucht,

Du wirſt mir durch dein Nichtsthun dieſesmal
Am nützlichſten — Erklärt ſich unterdeſſen
Das Glück für mich, ſo weißt du, was zu thun.

(Max Piccolomini tritt ein)

Jetzt, Alter, geh. Du mußt heut Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. — Dieſen da
Behalt ich hier — Machr's mit dem Abſchied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle froh
Und glücklich wiederſehn.

Octavio (zu ſeinem Sohn).

Wir ſprechen uns noch.

(geht ab)

Zweyter Auftritt.

Wallenſtein. Max Piccolomini.

Max (nähert ſich ihm)

Mein General —

Wallenſtein.

Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaiſers Officier dich nennſt.

Max.

So bleibt's dabey, du willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Ich hab' des Kaiſers Dienſt entſagt.

Max.

Und willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Vielmehr hoff' ich,
Mir's enger noch und feſter zu verbinden.
(er ſetzt ſich)
Ja, Max. Nicht eher wollt' ich dir's eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde ſchlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude iſt's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Exempel rein zu löſen iſt.
Doch, wo von zwey gegriffen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo ſich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da iſt es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunſt iſt die Nothwendigkeit.
— Die iſt vorhanden. Blicke nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.
— Der Hof hat meinen Untergang beſchloſſen,
Drum bin ich willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute ſind's und gute Freunde.
(hält an, Piccolomini's Antwort erwartend)

— Ich hab' dich überrascht. Antwort' mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu fassen.

(er steht auf, und geht nach hinten. Max steht lange unbeweglich, in den heftigsten Schmerz versetzt, wie er eine Bewegung macht, kömmt Wallenstein zurück und stellt sich vor ihn.)

Max.

Mein General! — Du machst mich heute mündig.
Denn bis auf diesen Tag war mir's erspart,
Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu sehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum ersten Male heut' verweisest du
Mich an mich selbst und zwingst mich, eine Wahl
Zu treffen zwischen dir und meinem Herzen.

Wallenstein.

Sanft wiegte dich bis heute dein Geschick,
Du konntest spielend deine Pflichten üben,
Jedwedem schönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht ferner bleiben. Feindlich scheiden
Die Wege sich. Mit Pflichten streiten Pflichten.
Du mußt Parthey ergreifen in dem Krieg,
Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser
Sich jetzt entzündet.

Max.

Krieg! Ist das der Name?
Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen,
Doch er ist gut, ist ein Geschick, wie sie.
Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Bereitest mit des Kaisers eignem Heer?
O Gott des Himmels! was ist das für eine
Veränderung! Ziemt solche Sprache mir
Mit dir, der wie der feste Stern des Pols
Mir als die Lebensregel vorgeschienen!
O! welchen Riß erregst du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachsnen Trieb
Und des Gehorsams heilige Gewohnheit
Soll ich versagen lernen deinem Namen?
Nein! wende nicht dein Angesicht zu mir,
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne sind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend sich befreyt!

Wallenstein.

Max, hör' mich an.

Max.

O! thu es nicht! Thu's nicht!
Sieh! deine reinen, edeln Züge wissen
Noch nichts von dieser unglückseel'gen That.

Bloß deine Einbildung befleckte sie,
Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner Hoheitblickenden Gestalt.
Wirf ihn heraus, den schwarzen Fleck, den Feind.
Ein böser Traum bloß ist es dann gewesen,
Der jede sichre Tugend warnt. Es mag
Die Menschheit solche Augenblicke haben,
Doch siegen muß das glückliche Gefühl.
Nein, du wirst so nicht endigen. Das würde
Verrufen bey den Menschen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen,
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freyheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht sich vertrauen mag.

Wallenstein.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es.
Mir selbst schon sagt' ich, was du sagen kannst.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,
Das Aeußerste! Doch hier ist keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —
So steht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig.

Max.

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Posten
Gewaltsam, widersetze dich dem Kaiser,
Wenn's seyn muß, treib's zur offenen Empörung,

allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelschimmel, der auf zweitausend Thaler geschätzt wurde, vor der Kompagnie entgegen, und zeigte da, wie er ein Pferd wohl zu reiten verstände. Er gab darauf dem Connetable und allen diesen Herren in einem Zelt neben dem Dorf ein vortreffliches Gastmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte sehr artig aufrichten lassen.

Von Bourbeaux aus führte er seine Kompagnie in ihre gewöhnliche Garnison nach Taintonge und ging sodann nach Hause, wo die Heirath des jungen Marquis von Estpinay mit seiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder sich einfand, die alle auf das Beste und Reichhaltigste bewirthet wurden. Auch sämmtliche er mehr als zehn Ehrenbluhet, die zwischen braven und tapfern Edelleuten und Offizieren in der Nachbarschaft entstanden waren, und so er sie gleich sehr verwirrt fand, so wußte er sie doch vermöge der großen Fertigkeit, die er im Umgang mit so vielen Nationen und seit so langen Jahren erhalten, sehr wohl auszumachen zu setzen und auszugleichen, so daß man in dieser Art Händel sich von allen Seiten an ihn wendete, sogar die Marschälle von Frankreich, die das oberste Gericht über die Ehre des fränkischen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hof beordert, wohin er auch gleich den jungen Estpinay mit sich nahm, denn er sollte seine Gelegenheit verfäumen, sich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder wegnehmen würde. Einen Tages kam der Schwager des Marschalls von St. Andrè, d'Apchon, nebst dem Herrn von Semoctere, Byron, Forgnel und La Roue zu ihm und überbrachte ihm ein Barret, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieses das sonstäterte Verbrechen aller Unterthanen in Guyenne, Limosin, Quercy, Perigord, Taintonge und Angoumois gehenkt werde. Sie hatten ihn vorgeschoben, um desto gewisser dieses verdächtliche Geschenk, das nach Abrechnung aller Kosten der Erhebung jedem zwanzigtausend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß sie bei dieser Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er sich durch ein so gehässiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgesehen, daß arme Volk zu plagen und durch falsche Anklagen so wenige gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus diesem Land mit seiner großen Armee, die schon so viel Schaden angerichtet; auch hätte er es unter seiner Würde und gegen alle christliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er sein Verdienen dazu verlieren, als daß sein Name bei diesen Konfiskationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Drum," sagte er hinzu, „wir wärden in „allen Provinzen einregistrirt werden und den Ruf „als Volksfresser verdienen; für zwanzigtausend Thaler den Hals so vieler Weiber, Mädchen und Kinder, die im Spital sterben müssen, auf sich zu laden, „deßh sich zu wohlweil in die Hölle stürzen. Ueberdem „werden wir alle Gerichtspersonen, in deren Profit „wir greifen, zu Gegnern und Todfeinden haben." Er zog darauf seinen Dolch und durchstach sogar das Barret, worauf sein Name stand; eben dieses that nun auch d'Apchon, der ganz schamroth worden war, und Byron; sie gingen alle Drei davon und ließen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche schon gar zu sehr auf diesen Profit gezählt hatten, waren sehr unwillig über die Gewissenhaftigkeit Vieilleville's, daß das Barret auf, und zerrissen es unter großen Flüchen in tausend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und sein Schwiegersohn Estpinay zugegen waren. Eines Tages sist ihm ein, daß, wie er in England Gesandter gewesen, der Herzog von Somerset ihm einige Schießreden über die Bravour der Franzosen gegeben hatte. Vieilleville hat daher den Herrn von Estpinay, sich in seine beste Rüstung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben so zog er selbst sich an, nahm noch drei Edelknabe mit, und ritt mit diesem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wissen, was er wolle? Er fragte, ob der Herzog von Sommerset in dem Platz sey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieße, daß er in Boulogne sey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte? allein es zeigte sich Niemand. „Wenigstens," sagte er, „wird „doch vielleicht ein Sohn eines Metzers sich finden, „der mit einem jungen Herrn aus Bretagne, Estpinay, der noch nicht zwanzig Jahre alt, sich messen will. Er komme, damit wir nicht mit Lager wieder „zurück kommen, ohne uns gemessen zu haben; denn „es geht um die Ehre Eurer Nation, wenn sich Niemand zeigt." Endlich zeigte sich der Sohn des Marschalls Dudley auf einem schönen spanischen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge erblickt hatte, sagte dieser zu Estpinay: „Dieser Mylord ist Euer; setzt Euch „nicht, wie er auf englische Art reitet, er verbirgt „sich fast den Sattelknopf mit seinen Knien. Setzt nur „fest und streckt Eure Lanze nicht eher, als drei oder „vier Schritte vor ihm; denn wenn Ihr sie schon von „Weitem herumtreibt, sinkt die Spitze. Ihr verliert „den Augenpunkt, denn das Auge wird von dem Bügel geblendet." Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer seinen Feind zur Erde würfe, ihn nebst Pferd und Rüstung gefangen wegführen sollte.

Jetzt ritten sie Jeder an seinen Platz, legten die Lanze ein und stießen auf einander; der Engländer stürzte und ließ seine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Estpinay hatte ihm einen so starken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich springt Taillade, einer aus Estpinay's Gefolge, vom Pferd herunter und schwingt sich auf Dudley's spanisches Roß; die Andern beiden bissen von der Erde, der Trompeter blies Victoria, und nun eilen sie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu, und verfassen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indessen schon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten sie ihn erblickt, so stiegen sie vom Pferd, und Estpinay stellte seinen Gefangenen vor, und übergab ihn dem König; dieser, indem er ihn wieder zurückgab, zog seinen Degen und schlug ihn zum Ritter.

Bald darauf übrigte ein schrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzubrechen und seine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley hat jetzt, da sie weiter ins Land kamen, den Herrn von Estpinay, seine Manjon zu bestimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geschäfte in England. Einer von seinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und sagte ihm, daß Dudley

Nicht leben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das Wort
Ist ausgesprochen. Zum Verräther nicht!
Das ist kein überschrittnes Maaß! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in seiner Kraft.
O! das ist ganz was anders — das ist schwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wallenstein.

(mit finsterm Stirnfalten, doch gemäßigt)

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide,
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maaß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
Bös oder gut — und was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.
Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit,
Leicht bey einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken,
Wer nicht vertrieben seyn will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.
— Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch,

Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter,
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max (mit Bedeutung).

O! fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.
Trau ihnen nicht! Ich warne dich — O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht. Gewiß! du kannst's!
Schick mich nach Wien. Ja, thue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiser.
Er kennt dich nicht, ich aber kenne dich,

Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge,
Und sein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wallenstein.

Es ist zu spät. Du weißt nicht, was geschehn

Max.

Und wär's zu spät — und wär' es auch so weit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du standst.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.
Du kannst's mit Glanze, thu's mit Unschuld auch.
— Du hast für andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal dir selber, ich begleite dich,
Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem deinen —

Wallenstein.

Es ist zu spät. Indem du deine Worte
Verlierst, ist schon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen.
— Ergieb dich drein. Wir handeln, wie wir müssen,
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit festem Schritte thun — Was thu ich Schlimmres,
Als jener Cäsar that, deß Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.

Warf er das Schwert von ſich, er war verlohren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich ſpüre was in mir von ſeinem Geiſt,
Gieb mir ſein Glück, das andre will ich tragen.

(Max, der bisher in einem ſchmerzvollen Kampfe geſtanden, geht ſchnell ab. Wallenſtein ſieht ihm verwundert und betroffen nach, und ſteht in tiefe Gedanken verlohren)

Dritter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Gleich darauf Illo.

Terzky.

Max Piccolomini verließ dich eben?

Wallenſtein.

Wo iſt der Wrangel?

Terzky.

Fort iſt er.

Wallenſtein.

So eilig?

Terzky.

Es war, als ob die Erd' ihn eingeſchluckt.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging,
Ich hatt' ihn noch zu ſprechen, doch — weg war er,
Und niemand wußte mir von ihm zu ſagen.
Ich glaub', es iſt der Schwarze ſelbſt geweſen,
Ein Menſch kann nicht auf einmal ſo verſchwinden.

Illo (kommt).

Iſt's wahr, daß du den Alten willſt verſchicken?

Terzky.

Wie? Den Octavio! Wo denkſt du hin?

Wallenſtein.

Er geht nach Frauenberg, die ſpaniſchen
Und welſchen Regimenter anzuführen.

Terzky.

Das wolle Gott nicht, daß du das vollbringſt!

Illo.

Dem Falſchen willſt du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen laſſen, grade jetzt,
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung?

Terzky.

Das wirſt du nicht thun. Nein, um Alles nicht!

Wallenſtein.

Seltſame Menſchen ſeyd ihr.

Illo.

O! nur dießmal
Gieb unſrer Warnung nach. Laß ihn nicht fort.

Wallenſtein.

Und warum ſoll ich ihm dies Eine Mal
Nicht trauen, da ich's ſtets gethan? Was iſt geſchehn,
Das ihn um meine gute Meynung brächte?

Aus Eurer Grille, nicht der meinen, soll ich
Mein alt erprobtes Urtheil von ihm ändern?
Denkt nicht, daß ich ein Weib sey. Weil ich ihm
Getraut bis heut', will ich auch heut' ihm trauen.

Terzky.

Muß es denn der just seyn? Schick einen andern.

Wallenstein.

Der muß es seyn, den hab' ich mir erlesen.
Er taugt zu dem Geschäft. Drum gab ich's ihm.

Illo.

Weil er ein Welscher ist, drum taugt er dir.

Wallenstein.

Weiß wohl, ihr war't den beyden nie gewogen,
Weil ich sie achte, liebe, euch und andern
Vorziehe, sichtbarlich, wie sie's verdienen,
Drum sind sie euch ein Dorn im Auge! Was
Geht euer Neid mich an und mein Geschäft?
Daß ihr sie haßt, das macht sie mir nicht schlechter.
Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt,
Ich lasse jedem seinen Sinn und Neigung,
Weiß doch, was mir ein jeder von euch gilt.

Illo.

Er geht nicht ab — müßt' ich die Räder ihm am Wagen
Zerschmettern lassen.

Wallenstein.

Mäßige dich, Illo!

Terzky.

Der Questenberger, als er hier gewesen,
Hat stets zusammen auch gesteckt mit ihm.

Wallenstein.

Geschah mit meinem Wissen und Erlaubniß.

Terzky.

Und daß geheime Boten an ihn kommen
Vom Gallas, weiß ich auch.

Wallenstein.

Das ist nicht wahr.

Illo.

O! du bist blind mit deinen sehenden Augen!

Wallenstein.

Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
Der auf die tiefste Wissenschaft sich baut.
Lügt Er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge.
Denn wißt, ich hab' ein Pfand vom Schicksal selbst,
Daß er der treuste ist von meinen Freunden.

Illo.

Hast du auch eins, daß jenes Pfand nicht lüge?

Wallenstein.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst,

Und eine Frage frey hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorher ging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus sah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch den Nebel,
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runden Ruf einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.

Da sagt' ich also zu mir selbst. „So vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen,
Und setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese alle
Das Schicksal wieder auseinander streut,
Nur wen'ge werden treu bey dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gieb mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's seyn,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst

Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen."
Und dieſes bey mir denkend, ſchlief ich ein.

Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geiſt. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich ſank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, ſetzten Roß und Reiter,
Und leuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und ſchnell erwach ich,
Tag war es, und — Octavio ſtand vor mir.
„Mein Bruder," ſprach er. „Reite heute nicht
„Den Schecken, wie du pflegſt. Beſteige lieber
„Das ſichre Thier, das ich dir ausgeſucht.
„Thu's mir zu lieb. Es warnte mich ein Traum."
Und dieſes Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder.

Illo.

Das war ein Zufall.

Wallenſtein (bedeutend).

Es giebt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.

Versiegelt hab' ich's und verbrieft, daß Er
Mein guter Engel ist, und nun kein Wort mehr!
(er geht)

Terzky.

Das ist mein Trost, der Max bleibt uns als Geißel.

Illo.

Und der soll mir nicht lebend hier vom Platze.

Wallenstein.

(bleibt stehen und kehrt sich um)

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stundenlang!
— Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Microcosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.
(gehen ab)

Vierter Auftritt.

(Zimmer in Piccolomini's Wohnung)

Octavio Piccolomini reisefertig. Ein Adjutant.

Octavio.

Ist das Kommando da?

in die Tochter des Grafen von Bethfort verliebt, und auch Alles in Thätigkeit ſetz, ſie zu heirathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er alles thun könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, daß Hannes Eſpinay eingeladen zu ſeyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werden, denn ſie hätten ihnen genug, ſondern um Ehre zu erwerben, und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gern von ihm vier der tapferſten engliſchen Ritter annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Karl V.) beizuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſämmtlich bedrängte. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art; denn ſie reiſeten nur fünf, ſechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſitzen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Krieg dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau komme man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich anbanden, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommnen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr dagegen, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittageſſen hatte, unter Andern auch zwei Secretäre des kaiſerlichen Kammergerichts zu Speyer, und die Bürgermeiſter von Straßburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieilleville bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Ritter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem ſehr lauten Ton anfingen deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihnen Zorn auf eine ſehr artige Art Luft, indem er ganz laut auf Franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, daß dieſe Deutſchen ſo aufgebracht ſind, denn wir ſind nicht gewohnt, ſo bald von Tiſch aufzuſtehen, wenn wir ſo vortrefflich geſpeiſet und ſo höflich bewirthet worden ſind.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es erfunden und erfahren hatte. Dieſer war ſo wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsrathes ernannte. Die Geſandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II. vortrug, wie wenig zufrieden es ſey. Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſodann der Cronner Kanzler von Mainz das Wort, und ſtimmte gegen den Krieg; ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieilleville kam, der der ganzen Verſammlung auf eine ſehr höfliche Art vorſtellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutſchen Fürſten beizuſtehen. Er erörterte ſodann dem König in Gegenwart, was ihm der Graf Naſſau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiſer ſich in Beſitz von Metz, Toul, Verdun und Straßburg ſetzen wollte, welches dem König ſehr nachtheilig ſeyn würde. Der König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſer Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie wären, bemächtigen. „Und wo „Sie dem Verwurf betrifft, Herr Cronnerkanzler,“ indem er ſich zu ihm wendete, „dem Sie ſo eben der Ablegung „ihrer Stimme gedächten, daß die Deutſchen eben ſo „oft ihren Sinn ändern, als ihren Mayen leeren, „und leicht eine Verrätherei hinter ihrem Aufrichten ſtecken könne, ſo wünſchte ich lieber einen ganzen „Verräthern zu verlieren, als daß einem dieſer zu „Ohren käme, denn wenn ſolche ſouveraine Fürſten, „wie dieſe ſind, davon einer den Kaiſer den ſeinen „Adel den Reichstagen, der die Monarchie anzeigt, „in die linke Hand, der andere den Degen, um ſie zu „ſchützen, in die rechte gut, und der dritte ihm der „kaiſerliche Krone aufſetzt, wobei Treu noch Glauben bolaru; unter was für einer Raſſe Menſchen „ſoll man dieſe denn finden?“

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und zu Ende des März 1552 ſollte der Armee auf der Grenze von Champagne beiſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchah. Der Cronnerkanzler nahm durch Kriegeliſt Metz weg, und kurz darauf hielt der König ſeinen Einzug. Bei dieſer Gelegenheit muſterte er ſeine Armee, und fand unter andern ſiebzehntauſend Edelleute, die er nie hatte wenden können, ſehr gut equipirt. Der König übergab dieſes ſchöne Korps dem jungen Prinzen v. Vieilleville's Todtenmann, welcher auch an der Spitze deſſelben tapferer Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Anſtrengung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden, und man fand ſie gerüſtet. Auch ließen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer Expreß hatte ſich kaum der franzöſiſchen Armee bemächtigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzoſen die eroberten Grenzſtädte wieder wegnehmen. Auf das erſte Gerücht dieſer Einfall war ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapferen Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Vordäm bekam der Marſchall von St. Andre zu verrichten, und in Toul, worin der König den Herr von Vieilleville bekannt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, eine einem Fürſten ſehr gemäße Beſetzung abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, ſo gern er Vieilleville beſchäftigt hätte, und ſandte dieſen nach Verdün, um dem Marſchall von St. Andre, deſſen Lieutenant er war immer war, bei Vertheidigung dieſer Stadt zur Hand ſeyn zu können.

Vieilleville lieb Verdün ſehr beveſtigen, allein in ſeinen gehörigen Verband erfindet man, daß der Herzog von Alba nicht auf dieſen Platz losgehen würde, ſondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm alſo dahin vor, die kaiſerliche Armee, die ſich wegen ihrer Größe ſehr ausdehnen mußte, ſo viel möglich im Freien zu beunruhigen und nie in enge Grenzen einzuſchließen. Auch that er den Feind durch einige unternommene Ueberfälle viel Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Calais in Lothringen, welches Land vom Kaiſer und den Franzoſen für neutral erklärt war, den Kaiſerlichen viele Lebensmittel zuführte, und beſchloß daher, ſich von

Adjutant.

Es wartet unten.

Octavio.

Es sind doch sichre Leute, Adjutant?
Aus welchem Regimente nahmt ihr sie?

Adjutant.

Von Tiefenbach.

Octavio.

Dies Regiment ist treu.
Laßt sie im Hinterhof sich ruhig halten,
Sich niemand zeigen, bis ihr klingeln hört,
Dann wird das Haus geschlossen, scharf bewacht,
Und jeder, den ihr antreffst, bleibt verhaftet.

(Adjutant ab)

Zwar hoff' ich, es bedarf nicht ihres Dienstes,
Denn meines Kalkuls halt' ich mich gewiß.
Doch es gilt Kaisers Dienst, das Spiel ist groß,
Und besser, zu viel Vorsicht, als zu wenig.

Fünfter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Isolani tritt herein.

Isolani.

Hier bin ich — Nun! wer kommt noch von den andern?

Octavio (geheimnißvoll).

Vorerst ein Wort mit euch, Graf Isolani.

Isolani (geheimnißvoll).

Soll's losgehn? Will der Fürst was unternehmen?
Mir dürft ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geschehn.

Isolani.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer sind,
Und kommt's zur That, das Weite schimpflich suchen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan,
Weiß Gott, so ist's! Ich bin ihm alles schuldig.
Auf meine Treue kann er bau'n.

Octavio.

Es wird sich zeigen.

Isolani.

Nehmt euch in Acht. Nicht Alle denken so.
Es halten's hier noch viele mit dem Hof,
Und meynen, daß die Unterschrift von neulich,
Die abgestohlne, sie zu nichts verbinde.

Octavio.

So? Nennt mir doch die Herren, die das meynen.

Isolani.

Zum Henker! Alle Deutschen sprechen so.
Auch Esterhazy, Kaunitz, Deodat
Erklären jetzt, man müss' dem Hof gehorchen.

Octavio.

Das freut mich.

Isolani.

Freut euch?

Octavio.

Daß der Kaiser noch
So gute Freunde hat und wackre Diener.

Isolani.

Spaßt nicht. Es sind nicht eben schlechte Männer.

Octavio.

Gewiß nicht. Gott verhüte, daß ich spaße!
Sehr ernstlich freut es mich, die gute Sache
So stark zu sehn.

Isolani.

Was Teufel? Wie ist das?
Seyd ihr denn nicht? — Warum bin ich denn hier?

Octavio (mit Ansehen).

Euch zu erklären rund und nett, ob ihr
Ein Freund wollt heißen, oder Feind des Kaisers?

Isolani (trotzig).

Darüber werd' ich dem Erklärung geben,
Dem's zukommt, diese Frag' an mich zu thun.

Octavio.

Ob mir das zukommt, mag dies Blatt euch lehren.

Isolani.

Wa — was? Das ist des Kaisers Hand und Siegel. (liest)
„Als werden sämmtliche Hauptleute unsrer
„Armee der Ordre unsers lieben, treuen,
„Des Generalleutnant Piccolomini,
„Wie unsrer eignen" — Hum — Ja — So — Ja, ja!
Ich — mach' euch meinen Glückwunsch, Generalleutnant.

Octavio.

Ihr unterwerft euch dem Befehl?

Isolani.

Ich — aber
Ihr überrascht mich auch so schnell — Man wird
Mir doch Bedenkzeit, hoff' ich —

Octavio.

Zwey Minuten.

Isolani.

Mein Gott, der Fall ist aber —

Octavio.

Klar und einfach.
Ihr sollt erklären, ob ihr euren Herrn
Verrathen wollet, oder treu ihm dienen

Isolani.

Verrath — Mein Gott — Wer spricht denn von Verrath?

Octavio.

Das ist der Fall. Der Fürst ist ein Verräther.
Will die Armee zum Feind hinüberführen.

Erklärt euch kurz und gut. Wollt ihr dem Kaiser
Abschwören? Euch dem Feind verkaufen? Wollt ihr?

Isolani.

Was denkt ihr? Ich des Kaisers Majestät
Abschwören? Sagt' ich so? Wann hätt' ich das
Gesagt?

Octavio.

Noch habt ihr's nicht gesagt. Noch nicht.
Ich warte drauf, ob ihr es werdet sagen.

Isolani.

Nun seht, das ist mir lieb, daß ihr mir selbst
Bezeugt, ich habe so was nicht gesagt.

Octavio.

Ihr sagt euch also von dem Fürsten los?

Isolani.

Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Und seyd entschlossen, gegen ihn zu fechten?

Isolani.

Er that mir Gutes — doch wenn er ein Schelm ist,
Verdamm' ihn Gott! die Rechnung ist zerrissen.

Octavio.

Mich freut's, daß ihr in Gutem euch gefügt.
Heut' Nacht in aller Stille brecht ihr auf

Mit allen leichten Truppen: es muß scheinen,
Als käm' die Ordre von dem Herzog selbst.
Zu Frauenberg ist der Versammlungsplatz,
Dort giebt euch Gallas weitere Befehle.

Isolani.

Es soll geschehn. Gedenkt mir's aber auch
Bey'm Kaiser, wie bereit ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen.

(Isolani geht. Es kommt ein Bedienter)

Oberst Buttler? Gut.

Isolani (zurückkommend).

Vergebt mir auch mein barsches Wesen, Alter.
Herr Gott! Wie konnt' ich wissen, welche große
Person ich vor mir hatte!

Octavio.

Laßt das gut seyn.

Isolani.

Ich bin ein lust'ger alter Knab', und wär'
Mir auch ein rasches Wörtl'n über'n Hof
Entschlüpft zuweilen, in der Lust des Weins,
Ihr wißt ja, dis war's nicht gemeynt.

(geht ab)

Octavio.

Macht euch

Darüber keine Sorge! — Das gelang!

Glück, ſey uns auch ſo günſtig bey den andern!

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini. Buttler.

Buttler.

Ich bin zu eurer Ordre, Generalleutnant.

Octavio.

Seyd mir als werther Gaſt und Freund willkommen.

Buttler.

Zu große Ehr' für mich.

Octavio.

(nachdem beyde Platz genommen)

Ihr habt die Neigung nicht erwiedert,

Womit ich geſtern euch entgegen kam.

Wohl gar als leere Formel ſie verkannt.

Von Herzen ging mir jener Wunſch, es war

Mir Ernſt um euch, denn eine Zeit iſt jetzt,

Wo ſich die Guten eng verbinden ſollten.

Buttler.

Die Gleichgeſinnten können es allein.

Octavio.

Und alle Guten nenn' ich gleichgesinnt.
Dem Menschen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Mißverständniße Gewalt
Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise.
Ihr kam't durch Frauenberg. Hat euch Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er ist mein Freund.

Buttler.

Er hat verlohrne Worte nur gesprochen.

Octavio.

Das hör' ich ungern, denn sein Rath war gut.
Und einen gleichen hätt' ich euch zu geben.

Buttler.

Spart euch die Müh' — mit die Verlegenheit,
So schlecht die gute Meynung zu verdienen.

Octavio.

Die Zeit ist theuer, laßt uns offen reden.
Ihr wißt, wie hier die Sachen stehn. Der Herzog
Sinnt auf Verrath, ich kann euch mehr noch sagen,
Er hat ihn schon vollführt; geschlossen ist
Das Bündniß mit dem Feind vor wen'gen Stunden.
Nach Prag und Eger reiten schon die Boten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er betrügt sich, denn die Klugheit wacht,

Noch treue Freunde leben hier dem Kaiser,
Und mächtig steht ihr unsichtbarer Bund.
Dies Manifest erklärt ihn in die Acht,
Spricht los das Heer von des Gehorsams Pflichten,
Und alle Gutgesinnten ruft es auf,
Sich unter meiner Führung zu versammeln.
Nun wählt, ob ihr mit uns die gute Sache,
Mit ihm der Bösen böses Loos wollt theilen.

Buttler (steht auf).

Sein Loos ist meines.

Octavio.

Ist das euer letzter
Entschluß?

Buttler.

Er ist's.

Octavio.

Bedenkt euch, Oberst Buttler.
Noch habt ihr Zeit. In meiner treuen Brust
Begraben bleibt das raschgesprochne Wort.
Nehmt es zurück. Wählt eine bessere
Parthey. Ihr habt die gute nicht ergriffen.

Buttler.

Befehlt ihr sonst noch etwas, Generallieutnant?

Octavio.

Seht eure weißen Haare! Nehmt's zurück.

Buttler.

Lebt wohl!

Octavio.

Was? Dieſen guten, tapfern Degen
Wollt ihr in ſolchem Streite ziehn? Wollt
Ihr Fluch den Dank verwandeln, den ihr euch
Durch vierzigjähr'ge Treu verdient um Oeſtreich?

Buttler (bitter lachend).

Dank vom Haus Oeſtreich!

(er will gehen)

Octavio.

(läßt ihn bis an die Thüre gehen, dann ruft er)

Buttler!

Buttler.

Was beliebt?

Octavio.

Wie war es mit dem Grafen?

Buttler.

Grafen! Was?

Octavio.

Dem Grafentitel, meyn' ich.

Buttler (heftig auffahrend).

Tod und Teufel!

Octavio (kalt).

Ihr ſuchtet darum nach. Man wies euch ab.

Sthain Meister zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Gefreiten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bei sich hatte; er selbst hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei sich. Ein kleines Korps hielt er in einiger Entfernung von nachkommen, bald auf den Ruf der Trompete herzureiten sollte. Vor dem Thore rief er den Maire und den Antmann rufen, und machte ihnen Vorwürfe, daß sie die Feinde der Krone unterstützten. Sie entschuldigten sich damit, daß sie thun müssen, was ihre Herrschaft ihnen befehle und daß Beste ihrer Unterthanen mit sich bedacht, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie," sagte Bieilleville, „thunen wir nicht auch etwas „für unser Geld haben?" — O! warum nicht, antworteten sie. — „Nun so gebt," befahl er den Bedienten, „und holt für uns und unsere Pferde für „baares Thaler. Diese Trompeter, unterdessen ein „lustiges Stückchen, denn bald werdet ihr euch was „zu Gute thun." Die wenigen Tanzstückchen, so der Antmann bei sich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang streitig machen, aber sie wurden über zusammengeschossen. Die vier Soldaten stiegen sogleich auf das Zaillatter, daß es nicht herunterfallen werden konnte. Jetzt waren schon die zwölf Pferde in dem Thore, und nun kam auch das Korps an, drang mit in die Stadt, und so waren sie Meister derselben. Jetzen die zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bei dem Antmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer sich geretiet. Bieilleville war so aufgebracht darüber, daß er den Pferden des Antmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, anfangen ließ.

Zehn Tage nach dieser Expedition überfiel er das Dorf Rongerinules, worin fünf Kompagnien Lanzenknechte und eben so viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutschen in dem Dorfe wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um sieben Uhr war Alles vorbei, und Bieilleville schon wieder auf dem Weg, so daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Albert von Brandenburg gegen ihn anbrückte, sie nur das leere Nest fanden.

Bieilleville ging nach Verdün zurück, um seinen Leuten und sich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei strenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es konnte ihm sehr, als er in die Hauptkirche von Verdün kam, die Fahnen, welche er den Feinde abgenommen und dem Marschall von St. André geschickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu sehen. Er flügte diesen noch die drei eroberten elf Fahnen und Standarten bei, und so überschickten sie dem König zweiundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verflossen, so kam ein Kourier vom König an Bieilleville, durch den er Befehl erhielt, sich nach Toul zum Herzog von Neuers zu begeben und diesen beizustehen, indem zu befürchten sey, daß der Kaiser, der mit Macht nicht fertig werden konnte, Toul belagern würde. Er mußte so viel Volk als möglich aus Verdün mit sich nehmen, um den Herzog zu verstärken, ohne jedoch den Marschall von St. André zu sehr zu schwächen; denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Bieilleville nahm nur wenig Mannschaft mit sich, und ließ die erfahrensten Kapitäns bei dem Marschall.

Gleich den andern Tag war Conseil bei dem Herzog von Neuers, worin beschlossen wurde, den Albanesern und Italienern, die in Pont à Mousson in sehr starker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Bieilleville erbot sich, mit seinen aus Verdün mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und versprach, die Räuberein, welche jene Garnison verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er schickte, gleich nach obiger Berathschlagung, einen seiner Vertrauten als Spione, deren er zwei bei sich hatte, heimlich nach Pont à Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten sollte, und auf was er sorgfältig zu merken habe. Er sollte vorgeben, als gehörte er zum Gefolge der verwittweten Herzogin von Lothringen, Christine, einer Nichte des Kaisers, und habe von ihr Aufträge ins kaiserliche Lager. Er ging spät aus, um eine gültige Entschuldigung zu haben, daß er diesen Tag nicht weiter reitete, damit er die Stärke der Feinde, und was sie im Werk haben konnten, desto eher entdecken möchte. Dieser gewandte und zuverlässige Mensch machte sich also, ohne daß Jemand etwas davon wußte, mit seiner achten Schärfe, die das letztmalige Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in wenniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont à Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hinwolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Vorsichtsbader geführt zu werden, so gewiß war er seiner Antworten. Da er vor sie kam, trat warm diese Don Alphonso d'Arbolanqua, ein Spanier, und Fabricio Colonna, ein Römer,) wußte er ihnen auch auf Alles so schicklich zu antworten, daß sie ihn nicht fangen, noch seine eigentliche Bestimmung entdecken konnten. Er bat sich nun die Erlaubniß aus, in sein Logis zu gehen, und fragte, ob sie nichts bei St. kaiserlichen Majestät zu bestellen hätten? Er dächte morgen dort zu sein, und würde ihnen treue Dienste leisten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist sey, ob er nicht wisse, daß Truppen von Verdün angekommen, die ein gewisser Bieilleville anführt. Herre auf sing er an: „O diese verdammte französische „Ketze! Neulich ließ er zu Thain, daß er überfiel, einen meiner Brüder hängen, der bei meinem Onkel, „dem Antmann, war, weil er Spanieren über die „Stadtmauer geholfen hatte. Daß ihn die Pest freße! „Mich kostet es mein Leben, aber ich räche mich an „ihm; denn die Ungerechtigkeit war zu groß, da wir „doch Alle verbunden sind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles zu thun, wie dieß der Fall bei dem Kal er „und meiner Gebieterin ist. Denn wenn zwei tiefer „Herren wären gefangen worden, so hätte man viele „schmliche Geschäfte von Sr. kaiserlichen Majestät „erfahren. Und dieser Mütterich hat meinen Bruder „den Tod leiden lassen, und er hatte keine weitere Farbe, „seine Uebelthat zu beschönigen, als daß sie die Neutralität gebrochen hätten. Verdammt sey er auf „Ewig!"

Fabricio Colonna und Don Alphonso. bie um Bieilleville's Expeditionen recht gut wußten, und besonders diesen letztern Umstand kannten, merkten doch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und versprachen ihm, den Tod seines Bruders zu rächen, wenn er ihnen würde, was sie ihm sagten. Er antwortete darauf: daß er auch sein Leben dabei nicht schonen würde; aber er bitte sie, vorher zum Kaiser gehen zu dürfen, um die Vorsicht seiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil," sagte er, „meine Vorsicht sei „wisse Staatsgeheimnisse des Königs von Frankreich

Buttler.

Nicht ungeſtraft ſollt ihr mich höhnen. Zieht!

Octavio.

Ertönt ein. Sagt ruhig, wie es damit ging. Ich will Genugthuung nachher euch nicht verweigern.

Buttler.

Mag alle Welt doch um die Schwachheit wiſſen,
Die ich mir ſelber nie verzeihen kann!
— Ja! Generallieutnant, ich beſitze Ehrgeiz,
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
Es that mir wehe, daß Geburt und Titel
Bey der Armee mehr gelten, als Verdienſt.
Nicht ſchlechter wollt' ich ſeyn, als meines Gleichen,
So ließ ich mich in unglückſel'ger Stunde
Zu jenem Schritt verleiten — Es war Thorheit!
Doch nicht verdient' ich, ſie ſo hart zu büßen!
— Verſagen konnte man's — Warum die Weigerung
Mit dieſer kränkenden Verachtung ſchärfen,
Den alten Mann, den treu bewährten Diener
Mit ſchwerem Hohn zermalmend niederſchlagen,
An ſeiner Herkunft Schmach ſo rauh ihn mahnen,
Weil er in ſchwacher Stunde ſich vergaß!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkühr übermüthig ſpielend tritt —

Octavio.

Ihr müßt verläumdet seyn. Vermuthet ihr
Den Feind, der euch den schlimmen Dienst geleistet?

Buttler.

Sey's, wer es will! Ein niederträchtiger Bube,
Ein Höfling muß es seyn, ein Spanier,
Der Junker irgend eines alten Hauses,
Dem ich im Licht mag stehn, ein neid'scher Schurke,
Den meine selbstverdiente Würde kränkt.

Octavio.

Sagt. Billigte der Herzog jenen Schritt?

Buttler.

Er trieb mich dazu an, verwendete
Sich selbst für mich, mit edler Freundeswärme.

Octavio.

So? Wißt ihr das gewiß?

Buttler.

Ich las den Brief.

Octavio (bedeutend).

Ich auch — doch anders lautete sein Inhalt.

(Buttler wird betroffen)

Durch Zufall bin ich im Besitz des Briefs,
Kann euch durch eignen Anblick überführen.

(er giebt ihm den Brief)

Buttler.

Ha! was iſt das?

Octavio.

Ich fürchte, Oberſt Buttler,
Man hat mit euch ein ſchändlich Spiel getrieben.
Der Herzog, ſagt ihr, trieb euch zu dem Schritt? —
In dieſem Briefe ſpricht er mit Verachtung
Von euch, räth dem Miniſter, euren Dünkel,
Wie er ihn nennt, zu züchtigen.

(Buttler hat den Brief geleſen, ſeine Knie zittern, er greift nach einem Stuhl, ſetzt ſich nieder)

Kein Feind verfolgt euch. Niemand will euch übel.
Dem Herzog ſchreibt allein die Kränkung zu,
Die ihr empfangen; deutlich iſt die Abſicht.
Losreißen wollt' er euch von eurem Kaiſer —
Von eurer Rache hofft' er zu erlangen,
Was eure wohlbewährte Treu ihm nimmer
Erwerben ließ, bey ruhiger Beſinnung.
Zum blinden Werkzeug wollt' er euch, zum Mittel
Verworfner Zwecke euch verächtlich brauchen.
Er hat's erreicht. Zu gut nur glückt' es ihm,
Euch wegzulocken von dem guten Pfade,
Auf dem ihr vierzig Jahre ſeyd gewandelt.

Buttler (mit der Stimme bebend).

Kann mir des Kaiſers Majeſtät vergeben?

Octavio.

Sie thut noch mehr. Sie macht die Kränkung gut,
Die unverdient dem Würdigen geſchehn.
Aus freyem Trieb beſtätigt ſie die Schenkung,
Die euch der Fürſt zu böſem Zweck gemacht.
Das Regiment iſt euer, das ihr führt.

Buttler.

(will aufſtehen, ſinkt zurück. Sein Gemüth arbeitet heftig, er verſucht zu reden und vermag es nicht. Endlich nimmt er den Degen vom Gehänge und reicht ihn dem Piccolomini)

Octavio.

Was wollt ihr? Faßt euch.

Buttler.

Nehmt!

Octavio.

Wozu? Beſinnt euch.

Buttler.

Nehmt hin! Nicht werth mehr bin ich dieſes Degens.

Octavio.

Empfangt ihn neu zurück aus meiner Hand,
Und führt ihn ſtets mit Ehre für das Recht.

Buttler.

Die Treue brach ich ſolchem gnäd'gen Kaiſer!

Octavio.

Macht's wieder gut. Schnell trennt euch von dem Herzog.

Buttler.

Mich von ihm trennen!

Octavio.

Wie? Bedenkt ihr euch?

Buttler (furchtbar ausbrechend).

Nur von ihm trennen? O! er soll nicht leben!

Octavio.

Folgt mir nach Frauenberg, wo alle Treuen
Von Gallas sich und Altringer versammeln.
Viel andre bracht' ich noch zu ihrer Pflicht
Zurück, heut' Nacht entflieben sie aus Pilsen —

Buttler.

(ist heftig bewegt auf und ab gegangen, und tritt zu Octavio mit entschlossenem Blick)

Graf Piccolomini! Darf euch der Mann
Von Ehre sprechen, der die Treue brach?

Octavio.

Der darf es, der so ernstlich es bereut.

Buttler.

So laßt mich hier, auf Ehrenwort.

Octavio.

Was sinnt ihr?

Buttler.

Mit meinem Regimente laßt mich bleiben.

Octavio.

Ich darf euch trau'n. Doch sagt mir, was ihr brütet?

Buttler.

Die That wird's lehren. Fragt mich jetzt nicht weiter.
Traut mir! Ihr könnt's! Bey Gott! Ihr überlasset
Ihn seinem guten Engel nicht! — Lebt wohl!

(geht ab)

Bedienter (bringt ein Billet).

Ein Unbekannter bracht's und ging gleich wieder.
Des Fürsten Pferde stehen auch schon unten. (ab)

Octavio (liest).

„Macht, daß ihr fortkommt. Euer treuer Isolan."
— O! läge diese Stadt erst hinter mir!
So nah dem Hafen sollten wir noch scheitern?
Fort! Fort! Hier ist nicht länger Sicherheit
Für mich. Wo aber bleibt mein Sohn?

Siebenter Auftritt.

Beyde Piccolomini.

Max.

(kömmt in der heftigsten Gemüthsbewegung, seine Blicke rollen wild, sein Gang ist unstät, er scheint den Vater nicht zu bemerken, der von ferne steht und ihn mitleidig anflieht. Mit großen Schritten geht er durch das Zimmer, bleibt wieder stehen, und wirft sich zuletzt in einen Stuhl, gerad vor sich hin starrend.)

Octavio (nähert ſich ihm).

Ich reiſe ab, mein Sohn.

(da er keine Antwort erhält, faßt er ihn bey der Hand)

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Du folgſt mir doch bald nach?

Max (ohne ihn anzuſehen).

Ich dir?

Dein Weg iſt krumm, er iſt der meine nicht.

(Octavio läßt ſeine Hand los, fährt zurück)

O! wärſt du wahr geweſen und gerade,
Nie kam es dahin, alles ſtünde anders!
Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bey ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Garn wär' er gefallen.
Warum ſo heimlich, hinterliſtig laurend,
Gleich einem Dieb und Diebeshelfer ſchleichen?
Unſel'ge Falſchheit! Mutter alles Böſen!
Du jammerbringende, verderbeſt uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die welterhaltende, gerettet. Vater!
Ich kann dich nicht entſchuldigen, ich kann's nicht.
Der Herzog hat mich hintergangen, ſchrecklich,
Du aber haſt viel beſſer nicht gehandelt.

Octavio.

Mein Sohn, ach! ich verzeihe deinem Schmerz.

Max.

(ſteht auf, betrachtet ihn mit zweifelhaften Blicken)

Wär's möglich? Vater? Vater? Hätteſt du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?
Du ſteigſt durch ſeinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.

Octavio.

Gott im Himmel!

Max.

Weh mir! Ich habe die Natur verändert,
Wie kommt der Argwohn in die freye Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin,
Denn alles log mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht alles! Sie ja lebt mir noch,
Und ſie iſt wahr und lauter wie der Himmel.
Betrug iſt überall und Heuchelſchein,
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath,
Der einzig reine Ort iſt unſre Liebe,
Der unentweihte in der Menſchlichkeit.

Octavio.

Max! Folg' mir lieber gleich, das iſt doch beſſer.

Max.

Was? Eh' ich Abſchied noch von ihr genommen,
Den letzten — Nimmermehr!

Octavio.

Erſpare dir
Die Qual der Trennung, der nothwendigen.
Komm' mit mir! Komm, mein Sohn!
(will ihn fortziehn)

Max.

Nein! So wahr Gott lebt!

Octavio (dringender).

Komm' mit mir, ich gebiete dir's, dein Vater.

Max.

Gebiete mir, was menſchlich iſt. Ich bleibe.

Octavio.

Max! In des Kaiſers Namen, folge mir!

Max.

Kein Kaiſer hat dem Herzen vorzuſchreiben.
Und willſt du mir das Einzige noch rauben,
Was mir mein Unglück übrig ließ, ihr Mitleid?
Muß grauſam auch das Grauſame geſchehn?
Das Unabänderliche ſoll ich noch
Unedel thun, mit heimlich feiger Flucht,
Wie ein Unwürdiger mich von ihr ſtehlen?

Sie soll mein Leiden sehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerrißnen Seele,
Und Thränen um mich weinen — O! die Menschen
Sind grausam, aber sie ist wie ein Engel.
Sie wird von gräßlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, diesen Schmerz des Todes
Mit sanften Trostesworten klagend lösen.

Octavio.

Du reißest dich nicht los, vermagst es nicht.
O! komm mein Sohn, und rette deine Tugend.

Max.

Verschwende deine Worte nicht vergebens,
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.

Octavio (außer Fassung, zitternd).

Max! Max! Wenn das Entsetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eignes Blut — ich darf's
Nicht denken! dich dem Schändlichen verkaufst,
Dies Brandmal aufdrückst unsers Hauses Adel,
Dann soll die Welt das Schauderhafte sehn,
Und von des Vaters Blute triefen soll
Des Sohnes Stahl, im gräßlichen Gefechte.

Max.

O! hättest du vom Menschen besser stets
Gedacht, du hättest besser auch gehandelt.
Fluchwürd'ger Argwohn! Unglückse'ger Zweifel!

„ſtadt. Wiche ich aber aus Briefen erſahe, daß „Frankreich ich der ganze Provinz, und Vaucluſe übrigen, „denen durch Verluſt ob die Verwüſtung vorlage, und „ich wäre in Gefahr, gefangen oder verwundet zu „werden, ſo würde.“ Der Herzog ſah aus dieſen und ſeinen Briefen, daß das Thor von Metz mit dem feindlichen Heere zu ſchwer, daß ich aus ſeiner Gefahrlichkeit zu verſchaffen.

Als Antonio bei Tage ſah, daß er ſich am Thor, bei dem auch ſeine meiſten Kanonen geblieben war, ſo gab er Tage. Seine Soldaten bei ganzen Tage war mich den Herzog von Alba in ſtandhaften Ort, und ſchickte Antonio, ſeinen Sohn, mit dem Herzog von Alba in Lothringen und Alphonſo, ihre Gefangene beſtrafen, erhielt, wurde ſeinen Leibarzt aufgetragen wird, auf einem gewiſſen franzöſiſchen Beſitzthümer. Marſchall Vieilleville, bei dem Tage bei Marſchallen Albert ſehr vielen Dingen gegeſſen, und jetzt Lothringen Kanonen zu Metz im ganzen Tage mit Truppen in Lager angeführt wurde, antworten zu ſein. Vergeſſen befand mich einen bei Kriegsrath bei Vieilleville, deſſen Rath ihr den Dienſt Sr. Majeſtät betrauet ihr. Der ſollen Lager ſeinen Anfang nehmen ihr zu gehandelt.

Gleich nach Empfang bei Briefe ſchien Ihr Herr ſpeculiren Herzen ſein, und ſagten ihm, daß er gar nicht nöthig erſcheine hätte, daß Gemüthen ſeinen Herzog von Alba mitgenommen, denen ihr ſo Generalgeneralen hätten ſie ſich durch ſeine Reiſen hervorgethan, daß er tüchtigen gelegen ihr. Wenn es recht werden wollte, ſollte er nur allein Mißlage anvertrauen, dem Vieilleville, der dem Lager bei Marſchallen ſo gefallen hatte, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er einen Anderen verlange, wenn er ihr dahin reiſete, als daß er ihn anvertrauen könnte, damit er ihm daß Herz nach ſeine Lage, und die wenigen Truppen, ſeinen Befehl zu ertheilen. Er ſchickte ihr auch Lage auf. Um alle ſeinen Dienſt bei Kaiſerl mit Muth bei ſeiner Unterordnung beſtätigen, denn ſein Bruder ihr um Dienſt Sr. Majeſtät haben Marſchall erhalten werden.

Sie, die vielen Thor und Thalern begleitet haben, denn darin kann es an ſeiner Gewalt, gewiſſen und gar nicht mehr, antworten ihm, daß Herr Vieilleville will ihm eine gutherzige Antwort, Dienſte wurde, antworten; aber es verdroß darin Gefangene mit Vieilleville und ſagt: daß es die Gefahr ihm ihrem antworten wäre, wenn er nicht ihm Kanon einen anſehnlichen Dienſt erſtatten, und bei einen andern Gefangenen mit dem, wo ihm gegenſeit Intereſſe am wenigſten an Zeit ihr. denn es hatte ihrer ihm ſeine Mut zu ſchaden. Inglicht hat er ihr, wider meiner es ihm zu bringen, und ihm nur ſeine Dienſt zu laſſen. Nun befahm ihr ihm ſeine Gefangenen, ihr ſeinen Gefangenen Befehle zu geben; er verſprache auf ſeiner Wahrheit ihnen gute Behandlung zu bringen.

Dies in ſtattlichſter Weiſe, bei Gefangene empfahlen, und alle die Leuten Worte trauten Dem Alphonſo und Antonio ganz in der Stimme. Da ſah ihr ihnen Tränen und nicht mehr in Zweifel ſagte, daß ihnen ihr jetzt ſterben, was ihm nach ſterben ſo traten.

Er machte ſich nun Inglicht auf den Weg und kam zu Vieilleville gaſtet, bei den ihnen ſie erſtaunt hatte, denn er war ihnen bei Tage entgegenkommen. Die Kanonen, welche er mitbrachte, waren ihnen eine ſtarke und willkommene Kriegsluſt ein. Sie ſie er auch ſogleich auf Meaux ſorgte, ohne einen Mörſer haben zum Beſtreiten zu machen. Er befahm auf den Pont à Mouſſon geſchützgarten und den Eingang zu verſtärkungen, daß Vieilleville mit Kanonen bei Lager auf Meaux ſein möchte, wenn er mit ſeiner Gegenwehr, der bedrohlich ſich entfernte. Die verſtandlungen zu pflegen; denn der Herzog von Guiſe, wenn der König gefangen Frankreich auf den Kaiſer auch ſeine Intereſſe hatte, mehr mißlich dieſer Gefangenen bei Franzoſen; Soldaten lange haben ihm, wie der Herzog von Guiſe, von dem Gott verdammt, er ſolle eher zu ſich den allgemeinen Schein verlieren. Er ſolle auch einige ſagen, daß Vieilleville, der vor Kanonen von Pont à Mouſſon ſtünde, bedrohlich und gewaltige Pferde, und beſonders einige gefangene gut Begleitung auf ſich actionen arbeite. Er erwiderte darauf gar nicht ihm zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, ihre Truppen zu machen, und damit er auch den gewünſchten Schein ihnen Pferden ſetzen.

Der Lager aus war der Herzog von Guiſe ſehr froh, daß kam ein gutes Thor von Kanonen bei Pont à Mouſſon an, welche durch ihn von Beſitzer in ein freier Schutzwehr gelegt wurden. Alle abgeſchickte Schwierigkeiten machten ihr ihre Gedanken, ſeinen glücklichen Zweg zu thun, an dem ihr gar nicht mehr gezweifelte. Die ganze Gefahrlichkeit, die noch einmal in Lauf war, ſtil bei Herzog, dem man ihr ſein gegenwärtigen, wieder anderen, ja daß man einen ſonſtig Gedanken in der Stadt gefangenhielten, und man hatte ſich bei Lager ihnen ihr gemacht.

Vieilleville hatte indeſſen, ſobald der Kanonen auf den Thoren von Zeal war, alle ſeine Truppenmacht bei dem Herzog von Aumale zuſammengezogen und einen entſtellt, daß er ein unverſehrt ihm verwahren verhalte, wenn ſie ſich eher nicht verſtehen ſie ſollen aufhalten, gute Stunden zu Pferde gegeben ſein. Er verſicherte ihnen, es wäre keine Gefahr bei Gefangenen, auch ſie auf Ehre und Treuloſt haben ſtehen. Die waren es gefangen, und machten ſich ſogleich bereit. Sie gingen auf den Straße hinaus, und ihr beſtellte Stunden lang auf an der Thaler. Vieilleville ihr Herzog, und ſagte ihr an verſchiedene Pläge in Hauptſtadt. Er ſtand nicht aus Hunderd auf gewaltig Pferden ihr Thore, auf Pferd, und ſah in den Weg hin. ſchickte Cavaliere aber Wachtpoſt, machen ſchlagenden, damit bei Feind nicht ſtärker ſtärkere ihnen. Er ſah man bei Feind Gut, ſollte man mit dem, und er machte; bei Truppenzeit ſchien auf Gefahr ihrer Feind Kapitel nicht ſtellen. Und er ſah Feind, daß auch man vorrückte, daß er in ihr Vorderreihe ihrem Kundſchaftet ſah in ihre ganzen Gewalt ausſah ihrem Heere, und die Lage ſtand ſtand ja bereit. Er ſah auf ſein ſorgfältiger Zeichen ihrem Hauptvolk aus ſeinen ſorgen Pferde.

Vieilleville ſah auf ſeine Weiſe ausgeſchickt war, verſchickten ihnen drei Stunden, ehe bei Feind ihr ſein ſt. „Wollen wir auch ein wenig Zeit ſpielen?“ ſagte Vieilleville, „ich meine, wir ſollen warten, bis ſich in langſamen Zeichen, und ſchauen ſie an, und ihr Gallop zu verſtehen, ſo gefangen wir ein, und ſie an unſeren Hauptvolk ſorgen Gott, Gefangene Pferde ſie ſind ihr unſer, ihnen ſich nur einer Meaux verſtehen.“

Der Feind, der ſie ſtehen ſah, hatte einen ſo ſtarken Schein, daß ſie einen ſtarken Haufen ſtehen gelegenheit. Er war ihr ihm Hauptvolk hinter ſich haben, ihnen unſer Vieilleville: Hals! wir ſind ihr Trompeter machen. Inglicht machen ihr Trompeter gegen den Feind, und ſchien ihr gern Haufen. Vieilleville ſtand nun auch ihr Trompeter ihnen Pferden ſtehen, daß ſie ihr Trompeter ihr ſtehen, daß ſie ihr Trompeter ihr ſtehen, daß ſie ihr Trompeter ihr

Es ist ihm Festes nichts und Unverrücktes,
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Octavio.

Und trau ich deinem Herzen auch, wird's immer
In deiner Macht auch stehen, ihm zu folgen?

Max.

Du hast des Herzens Stimme nicht bezwungen,
So wenig wird der Herzog es vermögen.

Octavio.

O! Max, ich seh' dich niemals wiederkehren!

Max.

Unwürdig deiner wirst du nie mich sehn.

Octavio.

Ich geh' nach Frauenberg, die Pappenheimer
Laß ich dir hier, auch Lothringen, Toskana
Und Tiefenbach bleibt da, dich zu bedecken.
Sie lieben dich, und sind dem Eide treu,
Und werden lieber tapfer streitend fallen,
Als von dem Führer weichen und der Ehre.

Max.

Verlaß dich drauf, ich lasse fechtend hier
Das Leben, oder führe sie aus Pilsen.

Octavio (aufrechend).

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Wie? Keinen Blick
Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abschied?
Es ist ein blut'ger Krieg, in den wir gehn,
Und ungewiß, verhüllt ist der Erfolg.
So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen.
Ist es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?

(Max fällt in seine Arme, sie halten einander lange schweigend umfaßt, dann entfernen sie sich nach verschiedenen Seiten.)

Dritter Aufzug.

Saal bey der Herzogin von Friedland.

Erster Auftritt.

Gräfin Terzky. Thekla. Fräulein von Neubrunn.
(beide letztern mit weiblichen Arbeiten beschäftigt)

Gräfin.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Thekla? Gar nichts?
Schon lange wart' ich auf ein Wort von euch.
Könnt ihr's ertragen, in so langer Zeit
Nicht einmal seinen Namen auszusprechen?
Wie? Oder wär' ich jetzt schon überflüssig,
Und gäb' es andre Wege, als durch mich? —
Gesteht mir, Nichte. Habt ihr ihn gesehn?

Thekla.

Ich hab' ihn heut' und gestern nicht gesehn.

Gräfin.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts.

Thekla.

Kein Wort.

Gräfin.

Und könnt so ruhig seyn!

Thekla.

Ich bin's.

Gräfin.

Verlaßt uns, Neubrunn.

(Fräulein von Neubrunn entfernt sich)

Zweyter Auftritt.

Gräfin. Thekla.

Gräfin.

Es gefällt mir nicht,
Daß er sich grade jetzt so still verhält.

Thekla.

Gerade jetzt!

Gräfin.

Nachdem er alles weiß!
Denn jetzo war's die Zeit, sich zu erklären.

Thekla.

Sprecht deutlicher, wenn ichs verstehen soll.

Gräfin.

In dieser Absicht schickt' ich sie hinweg.
Ihr seyd kein Kind mehr, Thekla. Euer Herz
Ist mündig, denn ihr liebt, und kühner Muth
Ist bey der Liebe. Den habt ihr bewiesen.

Ihr artet mehr nach eures Vaters Geist,
Als nach der Mutter ihrem. Darum könnt ihr hören,
Was sie nicht fähig ist, zu tragen.

Thekla.

Ich bitt' euch, endet diese Vorbereitung.
Sey's, was es sey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängstigen, als dieser Eingang.
Was habt ihr mir zu sagen? Faßt es kurz.

Gräfin.

Ihr müßt nur nicht erschrecken —

Thekla.

Nennts! Ich bitt' Euch.

Gräfin.

Es steht bey euch, dem Vater einen großen Dienst
Zu leisten —

Thekla.

Bey mir stünde das! Was kann —

Gräfin.

Max Piccolomini liebt euch. Ihr könnt
Ihn unauflöslich an den Vater binden.

Thekla.

Brauchts dazu meiner? Ist er es nicht schon?

Gräfin.

Er wars.

Thekla.

Und warum sollt' ers nicht mehr seyn,
Nicht immer bleiben?

Gräfin.

Auch am Kaiser hängt er.

Thekla.

Nicht mehr als Pflicht und Ehre von ihm fodern.

Gräfin.

Von seiner Liebe fodert man Beweise,
Und nicht von seiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das sind vieldeutig doppelsinn'ge Nahmen,
Ihr sollt sie ihm auslegen, seine Liebe
Soll seine Ehre ihm erklären.

Thekla.

Wie?

Gräfin.

Er soll dem Kaise roder euch entsagen.

Thekla.

Er wird den Vater gern in den Privatstand
Begleiten. Ihr vernahmt es von ihm selbst,
Wie sehr er wünscht, die Waffen wegzulegen.

Gräfin.

Er soll sie nicht wegiegen, ist die Meynung,
Er soll sie für den Vater ziehn.

Thekla.

Sein Blut,
Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerführe.

Gräfin.

Ihr wollt mich nicht errathen — Nun so hört.
Der Vater iſt vom Kaiſer abgefallen,
Steht im Begriff, ſich zu dem Feind zu ſchlagen,
Mit ſamt dem ganzen Heer —

Thekla.

O meine Mutter!

Gräfin.

Es braucht ein großes Beyſpiel, die Armee
Ihm nachzuziehn. Die Piccolomini
Stehn bey dem Heer in Anſehn, ſie beherrſchen
Die Meynung und entſcheidend iſt ihr Vergang.
Des Vaters ſind wir ſicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in eurer Hand.

Thekla.

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wirds nicht überleben.

Gräfin.

Sie wird in das Nothwendige ſich fügen.
Ich kenne ſie — Das Ferne, Künftige beängſtigt

Ihr fürchtend Herz, was unabänderlich
Und wirklich da iſt, trägt ſie mit Ergebung.

Thekla.

O meine ahnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt iſt ſie da, die kalte Schreckenshand,
Die in mein fröhlich Hoffen ſchaudernd greift.
Ich wußt es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weiſſagte mirs das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglücksſterne ſtünden —
Doch warum denk ich jetzt zuerſt an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

Gräfin.

Faßt euch.
Brecht nicht in eitle Klagen aus. Erhaltet
Dem Vater einen Freund, Euch den Geliebten,
So kann noch alles gut und glücklich werden.

Thekla.

Gut werden! Was? Wir ſind getrennt auf immer! —
Ach, davon iſt nun gar nicht mehr die Rede.

Gräfin.

Er läßt euch nicht! Er kann nicht von euch laſſen.

Thekla.

O der Unglückliche!

Gräfin.

Wenn er euch wirklich liebt, wird sein Entschluß
Gesetzwind gefaßt seyn.

Thekla.

Sein Entschluß wird bald
Gefaßt seyn, daran zweifelt nicht. Entschluß!
Ist hier noch ein Entschluß?

Gräfin.

Faßt euch. Ich höre
Die Mutter nahn.

Thekla.

Wie werd ich ihren Anblick
Ertragen!

Gräfin.

Faßt euch.

Dritter Auftritt.

Die Herzogin. Vorige.

Herzogin (zur Gräfin).

Schwester! Wer war hier?
Ich hörte lebhaft reden.

Gräfin.

Es war niemand.

Herzogin.

Ich bin so schreckhaft. Jedes Rauschen kündigt mir
Den Fußtritt eines Unglücksboten an.

Kannt ihr mir sagen Schwester, wie es steht?
Wird er dem Kaiser seinen Willen thun,
Dem Kardinal die Reiter senden? Sprecht,
Hat er den Questenberg mit einer guten
Antwort entlassen?

Gräfin.

— Nein, das hat er nicht.

Herzogin.

O dann ists aus! Ich seh das Aergste kommen.
Sie werden ihn absetzen, es wird alles wieder
So werden, wie zu Regenspurg.

Gräfin.

So wirds
Nicht werden. Diesmal nicht. Dafür seyd ruhig.

(Thekla, heftig bewegt, stürzt auf die Mutter zu und schließt sie weinend in die Arme)

Herzogin.

O der unbeugsam unbezähmte Mann!
Was hab ich nicht getragen und gelitten
In dieser Ehe unglückvollem Bund;
Denn gleich wie an ein feurig Rad gefesselt,
Das rastlos eilend, ewig, heftig, treibt,
Brachte ich ein angstvoll Leben mit ihm zu,
Und stets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, schwindelnd riß er mich dahin.
— Nein, weine nicht mein Kind. Laß dir mein Leiden

[illegible] Seine, [illegible] seiner von der andern, wo einer seinen gewissesten Gedanken zu folgen, wo meine eigene unglückliche Schwester und Tochter [illegible] in seinen Armen hinterlassen, verlangt [illegible] Feinde zu [illegible], daß sie ganz verlöre; Verdammte! wollen sie [illegible] sterben, Unterdessen war Vieilleville Tod nicht nieder, und [illegible] entgegnen. Endlich sahen wir einen Trupp, [illegible] Monsieur, Bruder Vieilleville ... Bonne Corvee, Signori Francesi. Der Anführer ward in ganzen Landen Mensch und Pferde haben. In das Vieilleville und Chevrot und Montmorel entfernen sich, und der übrig gebliebene Theil ergab sich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zweihundert und dreissig Reiter auf dem Platz und Gefangenschaft wurden verwundet, unter denen auch der Bailliwi Lorraine Coligny sich befand. Die Verlegen blieben aufgesetzt, und kam auch nicht ein Gefangner davon, der nicht Ursache gehabt Kontribution nach Paul à Mouson hätte verfügen können.

Nach diesen tapfern und klugleiden Unternehmungen theilte Vieilleville einen Theil seiner Truppen, welche beim gefangenen Hauptmann Lafferet, genannt Lorgne von Verdun geblieben, die andern Verwundeten oder Gefangenen wurden an einen andern Ort geführt. Der Rest marschirte Dannemarie. Als es dem Lorgne sagte, wenn er noch nicht aufstehen, so er sie zu einer Unterredung bitten lasse, sie sind in dem Augenblick in der Nähe seine. Als man in das Haus, zu sagte, war noch sie ein Unterredner sey, antworten Vieilleville: es sey keiner von den Ihrigen, sie hat Niemand verlassen, ehe sie ihn gefangen hatten. Auch wollte er es nicht machen, wie Lavalette Colonne, der ihn an seinen Kniehöhen zu [illegible] hatte, und zog selbst von seiner Seite abdrang.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville seinen Hauptleuten und sagte ihnen: „Meine andere tapfere Gesellen, meinen Lorgnillon und meine Reiterlein, und gehe nach Paul à Mouson. Bis in meine Unterkunft von der Stadt, so lange an zu verfolgen und rufe Victoria. Sag, daß Colonne den Vieilleville mit sein ganzes Korps gefangen, und daß es ihm nie lebendig eher lebendig andern Hauptleuten Gefangene gelassen hätte. Zeige ihnen den Mangelhaften meine Waffen. Ihre daß sie nicht unbekannte Dinge, die sie so tragen sollen. Nimm noch einen Pikolet gefangener Lanzen mit den tapfern Hauptleuten Lamothe, von denen Briefe zu überbringen. Zeige ihnen die neue schwarze Seide und schwarze auf mich. Und so war sagen sollt. Daß sie in zwei Stunden mein Herz mit dem Leide [illegible] wollen, wenn sie es nicht mit gefangenen [illegible] ausfüllen. Darauf eben nicht, schnell an sie [illegible] sie, auf daß sie [illegible] zu folgen. Als wollen sie meine Hellgarden baldig aufsuchen, und dabei auch bei den Hellebarden und Zellerdien sei, daß sie sich [illegible]. Gott wird bei Weitem [illegible].“

Solang, so sind die Kundschafter, meine sich [illegible] sie, [illegible] zu verfolgen, bis es auch [illegible] sagten. Unterdessen bestellt Vieilleville seine Langenknechten und Schützen und wirft [illegible] zu ordnungen und die ersten Schützen bei Letzten und sonst Pikol. und so von [illegible] eben vorgenommen Zeichen an sich ziehen, empfingen. Von den [illegible] Hauptleuten gab es eine [illegible] von Montbourgier, die andere von [illegible] Barré, mit dem Beifall, als sie, so weit sie [illegible] verantworten, um die [illegible] Schlachten zu [illegible], vorgenommen, wenn es nicht Unordnung [illegible] Vieilleville so [illegible] Ordnung [illegible] Schlachten [illegible] Pikol [illegible] Pferd [illegible] Vieilleville [illegible] Pferd [illegible] Vieilleville [illegible] Pferd [illegible] Vieilleville

Zu keiner böſen Vorbedeutung werden,
Den Stand, der dich erwartet, nicht verleiden.
Es lebt kein zweiter Friedland, du, mein Kind,
Haſt deiner Mutter Schickſal nicht zu fürchten.

Thekla.

O laſſen Sie uns fliehen, liebe Mutter!
Schnell! Schnell! Hier iſt kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächſte Stunde brütet irgend
Ein neues, ungeheures Schreckbild aus!

Herzogin.

Dir wird ein ruhigeres Loos! — Auch wir,
Ich und dein Vater, ſahen ſchöne Tage,
Der erſten Jahre denk ich noch mit Luſt.
Da war er noch der fröhlich ſtrebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend raſ't.
Der Kaiſer liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das mußt ihm gerathen.
Doch ſeit dem Unglückstag zu Regenſpurg,
Der ihn von ſeiner Höh herunter ſtürzte,
Iſt ein unſteter, ungeſell'ger Geiſt
Arawöhniſch, finſter, über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend
Wandt' er ſein Herz den dunkeln Künſten zu,
Die keinen, der ſie pflegte, noch beglückt.

Gräfin.

Ihr ſehtʼs mit euren Augen — Aber iſt
Das ein Geſpräch, womit wir ihn erwarten?
Er wird bald hier ſeyn, wißt ihr. Soll er ſie
In dieſem Zuſtand finden?

Herzogin.

Komm mein Kind.
Wiſch deine Thränen ab. Zeig deinem Vater
Ein heitres Antlitz — Sieh, die Schleife hier
Iſt los — Dieß Haar muß aufgebunden werden.
Komm trockne deine Thränen. Sie entſtellen
Dein holdes Auge — Was ich ſagen wollte?
Ja, dieſer Piccolomini iſt doch
Ein würdʼger Edelmann und voll Verdienſt.

Gräfin.

Das iſt er Schweſter.

Thekla (zur Gräfin beängſtigt).

Tante wollt ihr mich
Entſchuldigen? (will gehen)

Gräfin.

Wohin? Der Vater kommt.

Thekla.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehn.

Gräfin.

Er wird euch aber
Vermiſſen, nach euch fragen.

Herzogin.

Warum geht ſie?

Thekla.

Es iſt mir unerträglich, ihn zu ſehn.

Gräfin (zur Herzogin).

Ihr iſt nicht wohl.

Herzogin (beſorgt).

Was fehlt dem lieben Kinde?

(Beyde folgen dem Fräulein und ſind beſchäftigt, ſie zurück zu halten. Wallenſtein erſcheint, im Geſpräch mit Illo.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Illo. Vorige.

Wallenſtein.

Es iſt noch ſtill im Lager?

Illo.

Alles ſtill.

Wallenſtein.

In wenig Stunden kann die Nachricht da ſeyn
Aus Prag, daß dieſe Hauptſtadt unſer iſt.
Dann können wir die Maske von uns werfen,
Den hieſigen Truppen den gethanen Schritt
Zugleich mit dem Erfolg zu wiſſen thun.
In ſolchen Fällen thut das Beyſpiel alles.
Der Menſch iſt ein nachahmendes Geſchöpf,

Und wer der Vorderſte iſt führt die Heerde.
Die Pragerr Truppen wiſſen es nicht anders,
Als daß die Pilsner Völker uns gehuldigt,
Und hier in Pilſen ſollen ſie uns ſchwören,
Weil man zu Prag das Beyſpiel hat gegeben.
— Der Buttler ſagſt du hat ſich nun erklärt?

Illo.

Aus freyem Trieb, unaufgefodert kam er,
Sich ſelbſt, ſein Regiment dir anzubieten.

Wallenſtein.

Nicht jeder Stimme ſind ich, iſt zu glauben,
Die warnend ſich im Herzen läßt vernehmen.
Uns zu berücken borgt der Lügengeiſt
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und ſtreut betrügliche Orakel aus.
So hab ich dieſem würdig braven Mann,
Dem Buttler, ſtilles Unrecht abzubitten,
Denn ein Gefühl, deß ich nicht Meiſter bin,
Furcht möcht' ichs nicht gern nennen, überſchleicht
In ſeiner Nähe ſchaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung,
Und dieſer Redliche, vor dem der Geiſt
Mich warnt, reicht mir das erſte Pfand des Glücks.

Illo.

Und ſein geachtet Beyſpiel, zweifle nicht,
Wird dir die Beſten in dem Heer gewinnen.

Wallenstein.

Jetzt geh und schick mir gleich den Isolan
Hieher, ich hab ihn mir noch jüngst verpflichtet.
Mit ihm will ich den Anfang machen. Geht!

(Alle gehen hinaus, unterdessen sind die übrigen wieder vorwärts gekommen)

Wallenstein.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geschäften ruhn —
Kommt! Mich verlanget, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Gräfin.

Wir waren lang nicht so beysammen Bruder.

Wallenstein (bey Seite zur Gräfin).

Kann sie's vernehmen? Ist sie vorbereitet?

Gräfin.

Noch nicht.

Wallenstein.

Komm her mein Mädchen. Setz dich zu mir.
Es ist ein guter Geist auf deinen Lippen,
Die Mutter hat mir deine Fertigkeit
Gepriesen, es soll eine zarte Stimme
Des Wohllauts in dir wohnen, die die Seele
Bezaubert. Eine solche Stimme brauch'

Ich jetzt, den bösen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die schwarzen Flügel schlägt.

Herzogin.

Wo hast du deine Zither, Thekla? Komm.
Laß deinem Vater eine Probe hören
Von deiner Kunst.

Thekla.

O meine Mutter! Gott!

Herzogin.

Komm Thekla und erfreue deinen Vater.

Thekla.

Ich kann nicht Mutter —

Gräfin.

Wie? Was ist das Nichte!

Thekla (zur Gräfin).

Verschont mich — Singen — jetzt — in dieser Angst
Der schwer beladnen Seele — vor ihm singen —
Der meine Mutter stürzt ins Grab!

Herzogin.

Wie Thekla, Launen? Soll dein güt'ger Vater
Vergeblich einen Wunsch geäußert haben?

Gräfin.

Hier ist die Zither.

Thekla.

O mein Gott — wie kann ich —

(hält das Instrument mit zitternder Hand, ihre Seele arbeitet im heftigsten Kampf, und im Augenblick, da sie anfangen soll zu singen, schaudert sie zusammen, wirft das Instrument weg und geht schnell ab).

Herzogin.

Mein Kind — o sie ist krank!

Wallenstein.

Was ist dem Mädchen? Pflegt sie so zu seyn?

Gräfin.

Nun weil sie es denn selbst verräth, so will
Auch ich nicht länger schweigen.

Wallenstein.

Wie?

Gräfin.

Sie liebt ihn

Wallenstein.

Liebt! Wen?

Gräfin.

Den Piccolomini liebt sie.
Hast du es nicht bemerkt? Die Schwester auch nicht?

Herzogin.

O war es dieß, was ihr das Herz beklemmte?
Gott seane dich mein Kind! Du darfst
Dich deiner Wahl nicht schämen.

Gräfin.

Diese Reise —
Wenns deine Absicht nicht gewesen, schreibs
Dir selber zu. Du hättest einen andern
Begleiter wählen sollen!

Wallenstein.

Weiß ers?

Gräfin.

Er hofft sie zu besitzen.

Wallenstein.

Hofft
Sie zu besitzen — Ist der Junge toll?

Gräfin.

Nun mag sie's selber hören!

Wallenstein.

Die Friedländerin
Denkt er davon zu tragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken stehen ihm nicht niedrig.

Gräfin.

Weil du so viele Gunst ihm stets bezeugt,
So —

Wallenstein.

— Will er mich auch endlich noch beerben.
Nun ja! Ich lieb ihn, halt ihn werth, was aber

Hat das mit meiner Tochter Hand zu schaffen?
Sind es die Töchter, sind's die einz'gen Kinder,
Womit man seine Gunst bezeugt?

Herzogin.

Sein adelicher Sinn und seine Sitten —

Wallenstein.

Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

Herzogin.

Sein Stand und seine Ahnen —

Wallenstein.

Ahnen! Was!
Er ist ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen suchen.

Herzogin.

O lieber Herzog! Streben wir nicht allzuhoch
Hinauf, daß wir zu tief nicht fallen mögen.

Wallenstein.

Ließ ich mirs so viel kosten, in die Höh
Zu kommen, über die gemeinen Häupter
Der Menschen weg zu ragen, um zuletzt
Die große Lebensrolle mit gemeiner
Verwandtschaft zu beschließen? — Hab ich darum —
(plötzlich hält er inne, sich fassend)

Sie ist das einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden, eine Krone will ich sehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben.
Was? Alles — Alles! setz ich dran, um sie
Recht groß zu machen — ja in der Minute
Worinn wir sprechen —

(er besinnt sich)

Und ich sollte nun
Wie ein weichherz'ger Vater, was sich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zusammengeben?
Und jetzt soll ich das thun, jetzt eben, da ich
Auf mein vollendet Werk den Kranz will setzen —
Nein, sie ist mir ein langgespartes Kleinod,
Die höchste, letzte Münze meines Schatzes,
Nicht niedriger fürwahr gedenk ich sie
Als um ein Königsscepter loszuschlagen —

Herzogin.

O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen
Bis in die Wolken, bauen fort und fort
Und denken nicht dran, daß der schmale Grund
Das schwindelnd schwanke Werk nicht tragen kann.

Wallenstein (zur Gräfin).

Hast du ihr angekündigt, welchen Wohnsitz
Ich ihr bestimmt?

Neapolitanischen Gefangenen, den er von Vieilleville war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, sich auszukleiden, ob er gleich sehr in Noth war. Die Ritter kannte nicht Scheu an den Leib, denn sie hatten Ehrenkleider und hohe Aemter, mit denen es die Minder hielt, auszukleiden im Zimmer vor so großer Kälte, daß man oft kaum seine Hände entbinden konnte. Es war Vorsehung und Herzog Leb, daß je leuchtender in die Welt gestellt zu seyen, weil sie das Leben gewöhnlich Weise nahm. Dazu kam noch der Schmerz und die Furcht, vor seinem Herrn Leonhard zu erscheinen, der ehemals seinen großen Wohlthaten und verwandten Diensten seinen Undank vorgeworfen war, wie über der Herzog von Alba den Tag vor seiner Gefangennehmung geschrieben hatte; denn sicher war der Inhalt des Briefs, den er Herr mit Verdrießlichkeit überlegte, wie einige Stunden vor Tage vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Complimenten also an:

„Der Kaiser, der wohl wußte, daß die Pferde eure Weg genommen hatten, eben damit seiner Diligence sich wegen, hinterlegenheiten, daß sie von den Gefangen haben wagen, und sagte, da er sie so sehen, sehr gerne: „Wer um den Wagen Gesell wissen! warum Herrn man denn so nicht bleiben? wollte ich auch gerne mit dem Gnaden gleich, warum wirst es denn so Gott?“ Da antworten ihm, wie wissen sie ganz gewiß, daß der Herzog von Guise immer der Pferde eine sehr weite und große Reise Gnaden angetrieb habe, die man englischen Pferden sonderlich beiget, so sie sehr schnell laufen, als Gewalt gehen müßte. „Nun, sagte Leonhard“ sehr der Kaiser weiter fort, „warum habt Ihr's nicht verthalten sehr-ten?“ Ja wir gedenken, sie zu antworten, daß wir nicht von Pferden, Jagdhund, Pferden, noch von dem deutschen Gelüsten wären, sie sich einen großen, wenn sie nur bessere hat, denn in dieser Kunst jenen gleichwohl unser Meister, jedoch sie obliegen nun den verwandten französischen Pferden auch gern bei gelegenheit. Herzog von Guise gleichen Gestalt, wie Sr. Majestät auch den klaglich und sogenannten Kaiserlichen, bei denen wir immer verbleiben, erlitten Gnaden. Auf diese Beschuldigungen wurde er nur noch gezogen und sagte: „Bei Gott, ich bin weit, daß ich seine Meinung hier; ich auch Ursache von dem Kaiser, von eben meinen Pferden, von der Zeit verwerfe, und auch in die Kleider geschlagen, denn ich sie verwerfen, verhaut, eher verschwind ich versuch so schnell als den Wagen es sein kann; aber an Gott, wenn ein von Leben sei sei, wenn ich auch jene Wege.“ –

„Ja verfluchter Tod. Der Kaiserle, ich hätte denken einen Dank verloren, wenn ich seine Gnaden wäre. Denn ich es an seiner Verfassung Theil zu seinen wissen, so muß es sich an Pferden. Ja- seinen der Königin von Ungarn, seinen, der auch Dingsung beschäftigen kommandirt, und christlichen auf ein Turnier angeführt ist, so wie auch die Stadt Metz um Hauptleute Klima liegt; und es ehrenvoll zu haben, wenn sie Verbindlichkeit und warme Gunstbezeugen zu haben, wenn sie sie Zuflucht, die Gnaden sind, die Gnaden, sondern alle Christen der Stadt Metz, sagte. Nach haben wir die Stadt von einer christlichen Seite angegriffen, weitere Mauer sich entschlossen, und haben einer gewußt. Es ist auch Blut sind gekommen, und gegen alle Hoffnung stürmt von Christen gegangen. Wir haben Mordlust und Mauer bewegen müssen. Er herrn ist nicht und Kraft haben, und von seiner Hochbefestigten zu sehen, gleich er und an. und auch auf auf eine Ungluck und seine Leben. Alle Tage sieht er ein Bataillon zu Haar- ein halben Klingen, und besonders andere Dauerpferde, die im Koth tief an die Lenden stehen, Gepäck und Troß zu die eine Schuhe und Entschlossenheit, die auch Herr Dem Glauben von Lothringen bestimmt haben, denn ein jener Mauer leidet unerträglich. Vor allem Nachen sieht sich auf Gnaden Art gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiser schon eine Gelegenheit, da er schon lange den seine Tapferkeit und Verschlagenheit kannt, so daß er sagen sagt, ohne ihn wäre es jetzt Metz nun Gnadenlos, denn alle es in die Provence, und Königreich eingefallen gewesen. Da Vieilleville dem gouvernement, und habe ich durch eine seine Kriegslist von Belagern Mittel sie gemacht, daß der Lowenmuth seiner Mauer gelassen entgegen konnte, die ihm hinderte, weiter vorzudringen. Da gibt Euch seinen Kameraden, als nehmen Verwandten, denn es jetzo alle Lust thun, denen mit seiner Kaiser, die es jetzo wenigen beschäftigt sind in Thron bald alle ordnet, denn Herrn mehr Urlaube zur Vergnügenheit gabe n. s. f.“ Nach Erlang dieses Briefs war es klar, weshalb die wahre Ursache seiner Ankunft gewesen, denn Alphonse hatte gegen alle seine verbündeten Pflicht gehandelt.

Der Herzog von Aerschot kam auf sein Gesuchen selbst vor den Thoren von Pont à Mousson an, eben so man sich zum Widerstehen sogen wollte. Vieilleville ging ihm freundlich entgegen; er wurde wohlgesinnt. einem Kanonier an den Kopf abgeschossen, denn man auch den Brief bei Herzogs von Alba an Don Alphonse mitgegeben nicht vergaß. Einen andern Kundschafter, mit Namen Habaut, schickte man mit heimlicher Lage, um auszuspionen zu sehen, wenn der Herzog von Alba einmal gegen Pont à Mousson unternehmen würde, denn sie Stadt war sehr schlecht befestigt, und Vieilleville war der Meinung, sie lieber sogleich zu verlassen, als zu dem Kaiser seine Armee zu stoßen. Da kamen sie bei Toucy, den halben Weg von Pont à Mousson nach Metz und war einer seiner Standen von feindlichen Truppen, die sie vor sich hielt. von nach Pont à Mousson zurückgekommen, denn sie waren auf vier Standen gefangenommen, denn sie waren auf vier Standen entfernt, und es schwitzt andererseits Pferd. Es wurde beim Verbindlichen, in Herzog zu übernehmen, obgleich ein sehr unbequemer Nachtmarsch bevorstand war. Gleich den andern Morgen wurde weiter aufgebrochen, bedeutend drei man auf drei Wagen mit Mann und andern verschiedenen Lebensbedürfnissen, welche sie Herzogin von Lothringen dem Kaiser, ihrem Onkel, Herzoge von Lothringen dem Kaiser, ihrem Onkel, für seine Leute sandte. Nach Chevreux war gemeldet Mann angekommen sein Lothringen, wenigstens unter einem guten Kundschafter und die Spitze in Postirung

Gräfin.

Noch nicht. Entdeckt's ihr ſelbſt.

Herzogin.

Wie? Gehen wir nach Kärnthen nicht zurück?

Wallenſtein.

Nein.

Herzogin.

Oder ſonſt auf keines Ihrer Güter?

Wallenſtein.

Sie würden dort nicht ſicher ſeyn.

Herzogin.

Nicht ſicher

In Kaiſers Landen, unter Kaiſers Schutz?

Wallenſtein.

Den hat des Friedlands Gattin nicht zu hoffen.

Herzogin.

O Gott bis dahin haben Sie's gebracht!

Wallenſtein.

In Holland werden Sie Schutz finden.

Herzogin.

Was?

Sie ſenden uns in lutheriſche Länder?

Wallenstein.

Der Herzog Franz von Lauenburg wird ihr
Geleitsmann dahin seyn.

Herzogin.

Der Lauenburger?
Der's mit dem Schweden hält, des Kaisers Feind?

Wallenstein.

Des Kaisers Feinde sind die meinen nicht mehr.

Herzogin.

(sieht den Herzog und die Gräfin schreckensvoll an)
Ists also wahr? Es ist? Sie sind gestürzt?
Sind vom Kommando abgesetzt? O Gott
Im Himmel!

Gräfin (seitwärts zum Herzog).

Lassen wir sie bey dem Glauben.
Du siehst, daß sie die Wahrheit nicht ertrüge.

Fünfter Auftritt.

Graf Terzky. Vorige.

Gräfin.

Terzky! Was ist ihm? Welches Bild des Schreckens!
Als hätt' er ein Gespenst gesehn!

Terzky.

(Wallenstein bey Seite führend, heimlich)
Ist's dein Befehl, daß die Kroaten reiten?

Wallenstein.

Ich weiß von nichts.

Terzky.

Wir sind verrathen!

Wallenstein.

Was?

Terzky.

Sie sind davon, heut Nacht, die Jäger auch,
Leer stehen alle Dörfer in der Runde.

Wallenstein.

Und Isolan?

Terzky.

Den hast du ja verschickt.

Wallenstein.

Ich?

Terzky.

Nicht? Du hast ihn nicht verschickt? Auch nicht
Den Deodat? Sie sind verschwunden beyde.

Sechster Auftritt.

Illo. Vorige.

Illo.

Hat dir der Terzky —

Terzky.

Er weiß alles.

Illo.

Auch daß Maradas, Esterhazy, Götz,
Kolalto, Kaunitz, dich verlassen? —

Terzky.

Teufel!

Wallenstein (winkt).

Still!

Gräfin.

(hat sie von weitem ängstlich beobachtet, tritt hinzu)

Terzky! Gott! Was giebt's? Was ist geschehen?

Wallenstein (im Begriff aufzubrechen).

Nichts! Laßt uns gehen.

Terzky (will ihm folgen).

Es ist nichts, Therese.

Gräfin (hält ihn).

Nichts? Seh ich nicht, daß alles Lebensblut
Aus euren geisterbleichen Wangen wich,
Daß selbst der Bruder Fassung nur erkünstelt?

Page (kommt).

Ein Adjutant fragt nach dem Grafen Terzky. (ab)

(Terzky folgt dem Pagen)

Wallenstein.

Hör, was er bringt — (zu Illo) Das konnte nicht so heimlich

Geſchehen ohne Meuterey — Wer hat
Die Wache an den Thoren?

Illo.

Tiefenbach

Wallenſtein.

Laß Tiefenbach ablöſen unverzüglich,
Und Terzky's Grenadiere aufziehn — Höre!
Haſt du von Buttlern Kundſchaft?

Illo.

Buttlern traf ich
Gleich iſt er ſelber hier. Der hält dir feſt.
(Illo geht. Wallenſtein will ihm folgen)

Gräfin.

Laß ihn nicht von dir, Schweſter! Halt ihn auf —
Es iſt ein Unglück —

Herzogin.

Großer Gott! Was iſt's?
(hängt ſich an ihn)

Wallenſtein (erwehrt ſich ihrer).

Seyd ruhig! Laßt mich! Schweſter! liebes Weib,
Wir ſind im Lager! Da iſt's nun nicht anders,
Da wechſeln Sturm und Sonnenſchein geſchwind,
Schwer lenken ſich die heftigen Gemüther,
Und Ruhe nie beglückt des Führers Haupt —

Wenn ich soll bleiben, geht! Denn übel stimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.

(Er will gehn, Terzky kömmt zurück)

Terzky.

Bleib hier. Von diesem Fenster muß man's sehn.

Wallenstein (zur Gräfin).

Geht Schwester!

Gräfin.

Nimmermehr!

Wallenstein.

Ich will's.

Terzky.

(führt sie bey Seite, mit einem bedeutenden Wink auf die Herzogin) Thereſe!

Herzogin.

Komm Schwester, weil er es befiehlt.

(gehen ab)

Siebenter Auftritt.

Wallenstein. Graf Terzky.

Wallenstein (ans Fenster tretend).

Was giebts denn?

Terzky.

Es ist ein Rennen und Zusammenlaufen
Bey allen Truppen. Niemand weiß die Ursach.

Geheimnißvoll, mit einer finstern Stille,
Stellt jedes Corps sich unter seine Fahnen,
Die Tiefenbacher machen böse Mienen,
Nur die Wallonen stehen abgesondert
In ihrem Lager, lassen niemand zu,
Und halten sich gesetzt, so wie sie pflegen.

Wallenstein.

Zeigt Piccolomini sich unter ihnen?

Terzky.

Man sucht ihn, er ist nirgends anzutreffen.

Wallenstein.

Was überbrachte denn der Adjutant?

Terzky.

Ihn schickten meine Regimenter ab,
Sie schwören nochmals Treue dir, erwarten
Voll Kriegesinst den Aufruf zum Gefechte.

Wallenstein.

Wie aber kam der Lärmen in das Lager?
Es sollte ja dem Heer verschwiegen bleiben,
bis sich zu Prag das Glück für uns entschieden.

Terzky.

O daß du mir geglaubt! Noch gestern Abends
Beschwuren wir dich, den Octavio,
Den Schleicher, aus den Thoren nicht zu lassen,
Du gabst die Pferde selber ihm zur Flucht —

Wallenstein.

Das alte Lied! Einmal für allemal,
Nichts mehr von diesem thörigten Verdacht.

Terzky.

Dem Isolani hast du auch getraut,
Und war der erste doch, der dich verließ.

Wallenstein.

Ich zog ihn gestern erst aus seinem Elend.
Fahr hin! Ich hab auf Dank ja nie gerechnet.

Terzky.

Und so sind alle, einer wie der andre.

Wallenstein.

Und thut er unrecht, daß er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er sein Leben lang
Am Spieltisch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloß er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.
War ich ihm was, er mir? Das Schiff nur bin ich,
Auf das er seine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freye Meer
Durchsegelte, er sieht es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet schnell die Waare.
Leicht wie der Vogel von dem wirthbarn Zweige,
Wo er genistet, fliegt er von mir auf,
Kein menschlich Band ist unter uns zerrissen.
Ja der verdient, betrogen sich zu sehn,

Der Herz gesucht bey dem Gedankenlosen!
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Terzky.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber
Als jenen tiefgefurchten anvertrauen.

Achter Auftritt.

Wallenstein. Terzky. Illo (kömmt wüthend).

Illo.

Verrath und Meuterey!

Terzky.

Ha! was nun wieder?

Illo.

Die Tiefenbacher, als ich die Ordre gab
Sie abzulösen — Pflichtvergessne Schelmen!

Terzky.

Nun?

Wallenstein.

Was denn?

Illo.

Sie verweigern den Gehorsam.

Terzky.

So laß sie niederschießen. O gieb Ordre!

Wallenstein.

Gelassen! Welche Ursach geben sie?

Illo.

Kein andrer sonst hab' ihnen zu befehlen,
Als Generalleutnant Piccolomini.

Wallenstein.

Was — Wie ist das?

Illo.

So hab' er's hinterlassen,
Und eigenhändig vorgezeigt vom Kaiser.

Terzky.

Vom Kaiser — Hörst du's Fürst!

Illo.

Auf seinen Antrieb
Sind gestern auch die Obersten entwichen.

Terzky.

Hörst du's!

Illo.

Auch Montecuculi, Caraffa,
Und noch sechs andre Generale werden
Vermißt, die er beredt hat, ihm zu folgen.

waren. Wie ſie die rothen Jeſuitenhüte ſahen, riefen ſie: da kommt die Geſellſchaft, in und der Kaiſer entgegenlaufen! Wir gaben zwar aber nicht die Erſtaunen, als ſie auf einmal andre hörten? Franzoſen! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Obriſten, Monſieur Bignancourt, fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem „Herrn von Bievillesse zugehöre.“ Marquis Fragte Bievillesse ſelbſt. „Weil er es iſt, der Pont à Mousson mit den kaiſerlichen Jeſuitenhüten eingenommen hat, worüber der Kaiſer außerordentlich aufgebracht iſt. Ja wer geſtern bei unſerm Treffen „und ich hörte ihn ſchwören, daß, wenn er ihn erſchlappe, er ihm ſtatt mitleiden werde. Dieſer Herr „dieſer Bievillesse, ſagte er, hat mir meinem „Jeſuitenhut Pont à Mousson weggenommen, und mit „deſſen Mut meinen armen Don Alphonſe ausgeſtoßen, auch alle harte beſchuldigen Reuter zuſammen laſſen, und die Leibmutzet, die ſie mir nicht bekommen waren, weggenommen. Aber ich ſchwöre „bei Gott dem Lebendigen, daß, wenn er jemals in „meine Hände fällt, ich ihn lebend will. ſpitzen Teufelsfratzen zu tragen, und ich meinen Mantel, meinen Hüten und Federn zu meinem Schmuck zu brauchen. Auch der adelmäßige und tapferſte Ritter „möchte auf dieſe Art hintergangen werden. Er ſoll „erfahren ſeyn, daß ihm mehrk Pabſt verbrieſet, „als gefangen zu werden, und verdamm' ich ihn von „meiner Augenblick an zu ewiger Strafe, wenn ich „ihn bekomme. Und ihr Reiter, auch meine Leute, die ihr mein Hort beſchützet, was für Leute ſeyd „ihr, daß ihr nicht gegen dieſen Menſchen unſere „Arbeit? kennt ihr Mut noch gehören von Jemand, der mir nur ein, daß er auch einmal alle Tage mit „ſeinen Gefangenen herumſtreift in rothen Jeſuitenhüten mit den Hunitzhen und hergenbleichen Federn, „nun wiſſen er viele Tauſend meiner Leute erwarten, den Mermonk ſagt ein Wahrſagen daraus. „Dem Teufel auch, ſagt die Leute, ſo etwas zu ertragen, und liegt noch meiner Ehre und mein Dienſt „mit beſſer an Herzen?“ Auf dieſe gerechte Vorſtellung entſtand unter den Prinzen und Großen, die in ſeinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und ſie entſtanden ſich ſehr Zorn. Bievillesse war ſich in Act nehmen; denn ſie ſind ſehr eifrig auf ihn, beſonders die Spanier, wegen des Don Alphonſe d'Arvolanga, den er auf eine ſo grauſame Art hat umbringen laſſen.

Bievillesse entwendete darauf, daß Don Alphonſe auf ſeinem Poſte nicht geſtanden worden, und Mermonk ſeinen Tod beſtätigt hätte. Bievillesse wünſchte hierüber wünſchen, nimmehr gelebt zu haben, als ſich einen ſolchen That ſchuldig zu wiſſen. Er ſtrafte ſich jedoch nicht vor des Kaiſers Drohungen. Seine Ehre erforderte, zu beweiſen, daß er ſeine Unwahrheit ſey, ihn einen ſolchen Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Bignancourt merkte an dieſen Reden, daß Bievillesse mit ihm ſpreche; auch wünſchen ihm die Andern zu, daher es nicht weiter fortſetzte.

Auf dieſes beſtürzte Bievillesse mit dem Herzog von Mercy ſich zu unterhalten. Dann waren ſie eine halbe Stunde von Cerny, als Hubert eine Vorgefreiung that, daß ſie warnte, ja nicht in Cerny zu übernachten; denn der Prinz von Holzſtadtlaut mit berühmten Truppen und tauſend Pferden gegen Mittwochabt an, indem er den Kaiſer gefangen. Bievillesse befahl, über nicht zu beſtrafen. „Herr! willkommen, Hubert, Ihr bringt mir gute Botſchaft.“ ſagte er darauf, und drang von in den Herzog von Mercy, ſich nach Pont à Mousson zu retirieren, indem er einen ſolchen Prinzen nicht der Geſahr anſetzen könne; er ſelbſt aber wolle bleiben, und dieſen Spanier mit ſeinen großen Worten erwarten. „Weiſet ihr Alle, die ihr hier ſeyd,“ ſprach er dann mit erhöhter Stimme, „meinen Entſchluß unerſchüttert! Nach dieſe ich noch mit dem Feind anders geſtiftet als durch Luſt und Ueberluſt.“ Er nimmt darauf auf die rothen Strumbarten, und reitet ſie in Stücken, befiehlt die ſpaniſchen Cokarden zu zerreißen, und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworten ein einmütig, ſie wollten zu ihren Fahnen ſterben, und gerüſten Mut, daß ſie Mordes an ſich hatten. Der Herzog von Mercy ſtellte ihm vor, daß es eine Verzweifelt ſey, in einem Dorfe, daß keine Vertheidigung hätte, wo man von allen Seiten ſtürmen könne, ſich zu halten. „Daß ich Mut Sind,“ antwortete Bievillesse, „ich weiß, warum ich ſo ſtehlage, aber ſie wenigſtens ſterbtage. Geben Sie dort jenes Buchenholz, und laſſt tiefen Graben, daß ich meine Leute in dem Loch ſetzen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf beſchoſſen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Holzſtadtland da wären, ſo werden ſie darin müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hilfe Gottes werde ich Mich gut aufzuführen, und in wenigen als zwei Stunden will ich gerichtet ſeyn.“

Da der Herzog von Mercy ſahe, daß er nicht abzuhalten ſey, beſtand er darauf, bei dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Bievillesse hat gu machen. Jetzt wurde beſchloſſen, daß Cerny zu gehen, um Mut zu verſuchen, daß ſie waren zwar noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das gelbe Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Bitterſtroon, den ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retirieren ſollten, denn auch der Marſchall Albert von Brandenburg ſchon mit viertauſend Mann Infanterie, zweitauſend Pferden, und ſechs Kanonen auf das Dorf zu. Auf dieſes waren ſie, zu großem Vergnügen von Bievillesse, großmütig, das Dorf zu verlaſſen. Die acht leichtgeſinnten Eheleute wurden freigelaſſen. Auch dem Wagenknecht ſagte Bignancourt, er wundere ſich gar nicht, wenn Bievillesse ſich die Dinge aufführte, da er ſo verrückſich behext ſey, denn er wolle verbrannt ſeyn, wenn er nicht Jesus, Mermonk Hubert, im Zimmer des Kaiſers aufſtehen habe, wo er vorgegeben, daß er vom Theodi Schreiber gefangen ſey, und dieſen trank in Straßburg verlaſſen habe. Und dieſen Letztre, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Marſchalls Lager verkaufen ſehen.

Den Sonntag darauf, den 18ten Januar 1655, erfuhr Bievillesse durch Briefſtraal, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben.

Bievillesse hatte jetzt drei Monate ruhig auf ſeinem Gut Durchel, und erholte ſich von den Widerwärtigkeiten des Krieges. Unterdeſſen hatte man bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig commandiert, geordnet; beſonders verbreiteten ſich hier von der Herzog von Guiſe und von Mercy als Belagerern ſeiner Thoren von Metz. Allein der Commandant wußt ſich auch hier hervorzuthun, und ſchrieb vor, daß man Herrn von Gonnor, bei der Belagerung ausgeſtanden habe, nicht weiſen ſollen. und es Bievillesse hier ſehr wohl, wenn die der König zu ſeinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Familie und Güter hatte. Denn der Herzog von Chaumel,

Das hab' er alles schon seit lange schriftlich
Bey sich gehabt vom Kaiser, und noch jüngst
Erst abgeredet mit dem Questenberger.

(Wallenstein sinkt auf einen Stuhl und verhüllt sich das Gesicht.)

Terzky.

O hättest du mir doch geglaubt!

Neunter Auftritt.

Gräfin. Vorige.

Gräfin.

Ich kann die Angst — ich kanns nicht länger tragen,
Um Gotteswillen, sagt mir, was es ist.

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini ist ein Verräther.

Gräfin.

O meine Ahnung!

(stürzt aus dem Zimmer)

Terzky.

Hätt' man mir geglaubt!
Da siehst du's, wie die Sterne dir gelogen!

Wallenstein (richtet sich auf).

Die Sterne lügen nicht, das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.

Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung,
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft. War es
Ein Aberglaube, menschliche Gestalt
Durch keinen solchen Argwohn zu entehren,
O nimmer schäm' ich dieser Schwachheit mich!
Religion ist in der Thiere Trieb,
Es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwert will in den Busen stoßen.
Das war kein Heldenstück, Octavio!
Nicht deine Klugheit siegte über meine,
Dein schlechtes Herz hat über mein gerades
Den schändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild fing deinen Mordstreich auf, du führtest
Ihn ruchlos auf die unbeschützte Brust,
Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Buttler.

Terzky.

O sieh da! Buttler! Das ist noch ein Freund!

Wallenstein.

(Geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und umfaßt ihn mit Herzlichkeit.)

Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährt!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.

Buttler.

Mein General — Ich komme —

Wallenstein.

(sich auf seine Schultern lehnend)

Weißt du's schon?
Der Alte hat dem Kaiser mich verrathen.
Was sagst du? Dreißig Jahre haben wir
Zusammen ausgelebt und ausgehalten.
In Einem Feldbett haben wir geschlafen,
Aus Einem Glas getrunken, Einen Bissen
Getheilt, ich stützte mich auf ihn, wie ich
Auf deine treue Schulter jetzt mich stütze,
Und in dem Augenblick, da liebevoll
Vertrauend meine Brust an seiner schlägt,
Ersiehst er sich den Vortheil, sticht das Messer
Mir listig lauernd, langsam, in das Herz!

(Er verbirgt das Gesicht an Buttlers Brust)

Buttler.

Vergeßt den Falschen. Sagt, was wollt ihr thun?

Wallenstein.

Wohl, wohlgesprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden, bin ich nicht?

Das Schickſal liebt mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Heuchlers Tücke mir entlarvt,
Hat es ein treues Herz mir zugeſendet.
Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, daß ſein Verluſt
Mich ſchmerze, o! mich ſchmerzt nur der Betrug.
Denn werth und theuer waren mir die beiden,
Und jener Max, er liebte mich wahrhaftig,
Er hat mich nicht getäuſcht, er nicht — Genug,
Genug davon! Jetzt gilt es ſchnellen Rath —
Der Reitende, den mir Graf Kinsky ſchickt
Aus Prag, kann jeden Augenblick erſcheinen.
Was er auch bringen mag, er darf den Meutern
Nicht in die Hände fallen. Drum geſchwind,
Schickt einen ſichern Boten ihm entgegen,
Der auf geheimem Weg ihn zu mir führe.

(Illo will gehen)

Buttler (hält ihn zurück).

Mein Feldherr, wen erwartet ihr?

Wallenſtein.

Den Elenden, der mir die Nachricht bringt,
Wie es mit Prag gelungen.

Buttler.

Hum!

Wallenſtein.

Was iſt euch?

Buttler.

So wißt ihr's nicht?

Wallenstein.

Was denn?

Buttler.

Wie dieser Lärmen

Ins Lager kam? —

Wallenstein.

Wie?

Buttler.

Jener Bote —

Wallenstein (erwartungsvoll).

Nun?

Buttler.

Er ist herein.

Terzky und Illo.

Er ist herein?

Wallenstein.

Mein Bote?

Buttler.

Seit mehrern Stunden.

Wallenstein.

Und ich weiß es nicht?

Buttler.

Die Wache fing ihn auf.

Illo (dampft mit dem Fuß).

Verdammt!

Buttler.

Sein Brief
Ist aufgebrochen, läuft durchs ganze Lager —

Wallenstein (gespannt).

Ihr wißt was er enthält?

Buttler (verdrießlich).

Befragt mich nicht!

Terzky.

O — Weh uns Illo! Alles stürzt zusammen!

Wallenstein.

Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmste hören.
Prag ist verloren? Ist's? Gesteht mir's frey.

Buttler.

Es ist verloren. Alle Regimenter
Zu Budweis, Tabor, Braunau, Königingrätz,
Zu Brünn und Znaym haben euch verlassen,
Dem Kaiser neu gehuldiget, ihr selbst
Mit Kinsky, Terzky, Illo seyd geächtet.

(Terzky und Illo zeigen Schrecken und Wuth. Wallenstein bleibt fest und gefaßt stehen)

Wallenstein (nach einer Pause).

Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen,

Die Bruſt iſt wieder frey, der Geiſt iſt hell,
Nacht muß es ſeyn, wo Friedlands Sterne ſtrahlen.
Mit zögerndem Entſchluß, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert, ich that's mit Widerſtreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Nothwendigkeit iſt da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

(Er geht ab. Die andern folgen.)

Eilfter Auftritt.

Gräfin Terzky (kommt aus dem Seitenzimmer).

Nein! ich kanns länger nicht — Wo ſind ſie? Alles
Iſt leer. Sie laſſen mich allein — allein,
In dieſer fürchterlichen Angſt — Ich muß
Mich zwingen vor der Schweſter, ruhig ſcheinen,
Und alle Qualen der bedrängten Bruſt
In mir verſchließen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehl ſchlägt, wenn er zu dem Schweden
Mit leerer Hand, als Flüchtling, müßte kommen,
Nicht als geehrter Bundsgenoſſe, ſtattlich,
Gefolgt von eines Heeres Macht — Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müßten wandern,
Ein ſchmählich Denkmal der gefallnen Größe —
Nein, dieſen Tag will ich nicht ſchau'n! und könnt'

Er selbst es auch ertragen, so zu sinken,
Ich trag's nicht, so gesunken ihn zu sehn.

Zwölfter Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Thekla.

Thekla.

(will die Herzogin zurück halten)

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

Herzogin.

Mein, hier ist noch ein schreckliches Geheimniß,
Das mir verhehlt wird — Warum meidet mich
Die Schwester? Warum seh' ich sie voll Angst
Umhergetrieben, warum dich voll Schrecken?
Und was bedeuten diese stummen Winke,
Die du verstohlen heimlich mit ihr wechselst?

Thekla.

Nichts, liebe Mutter!

Herzogin.

Schwester, ich will's wissen.

Gräfin.

Was hilfts auch, ein Geheimniß draus zu machen!
Läßt sich's verbergen? Früher, später muß
Sie's doch vernehmen lernen und ertragen!
Nicht Zeit ist's jetzt, der Schwäche nachzugeben,
Muth ist uns Noth und ein gefaßter Geist,

Und in der Stärke müssen wir uns üben.
Drum besser, es entscheidet sich ihr Schicksal
Mit einem Wort — Man hintergeht euch, Schwester.
Ihr glaubt, der Herzog sey entsetzt — der Herzog
Ist nicht entsetzt — er ist —

Thekla (zur Gräfin gehend).

Wollt ihr sie tödten?

Gräfin.

Der Herzog ist —

Thekla.

(die Arme um die Mutter schlagend)

O standhaft meine Mutter!

Gräfin.

Empört hat sich der Herzog, zu dem Feind
Hat er sich schlagen wollen, die Armee
Hat ihn verlassen, und es ist mißlungen.

(Während dieser Worte wankt die Herzogin und fällt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter.)

(Ein großer Saal beym Herzog von Friedland.)

Dreyzehnter Auftritt.

Wallenstein (im Harnisch).

Du hast's erreicht, Octavio — Fast bin ich
Jetzt so verlassen wieder, als ich einst
Vom Regensparger Fürstentage ging.

Da hatt' ich nichts mehr als mich selbst — doch was
Ein Mann kann werth seyn, habt ihr schon erfahren.
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich gebohren.
Schon einmal galt ich euch statt eines Heers,
Ich einzelner. Dahin geschmolzen vor
Der Schwed'schen Stärke waren eure Heere,
Am Lech sank Tilly, euer letzter Hort,
Ins Bayerland, wie ein geschwollner Strom,
Ergoß sich dieser Gustav, und zu Wien
In seiner Hofburg zitterte der Kaiser.
Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth, es beugte sich
Der Stolz des Kaisers vor dem Schwergekränkten,
Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Läger Menschen sammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Nahme
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkstatt wird verlassen, alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut,
Und Friedland wird sein Lager um sich füllen.

jetziger Gouverneur von Dieppe, sey sehr krank, es würde gethan der Herr von Guise, sein Lieutenant, thun seigen, und Vieilleville dessen Stelle erhalten könne.

Vieilleville wurde deren folgenden Tags nach Ostern 1553 durch den Cardinal Malcalzati benachrichtiget, wie sich auf eine Kundschaftung gerichtet zu halten. Daß Chemnitz vom König vom siebenten April 1553 dem auch wirklich so, und war so abgefaßt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König sehr ehrerbietig, wie ihn hauptsächlich vor Ursachen hinderten, daß Gnade anzunehmen. Erstlich sey Chemnitz nicht weniger als geschickte Kunst, es würde darzu Leute von einander entlernen, da sie jetzt in guten Vernehmen stünden; überdem sey er je schon zwey Jahre in die als der Herzog von Champonk. Zweitens habe er sehr viele Verwandte und Freunde, der sich vielleicht auf diese Verwandtschaft pfagen, und sich gegen sie Seiner vergehen könnten, wo er denn, ein Feind aller Partheiligkeiten, streng verfahren müßte, und doch würde es ihm viel Feind, seine Bekannten als Verbrecher behandelt zu sehen. Drittens sey er gar noch nicht in den Jahren, um sich in eine Provinz versetzt zu sehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als um Ehre gegeben zu gehen, und die Ende und Zweck zu betrachten. Er habe erst zwey und vierzig Jahre, und hoffe noch im Stande zu seyn, Sr. Majestät vor dem Feind zu dienen. Es wäre ihm viel zu hart vorkommen, wenn ihm Seine Majestät zu dienen, bey den Unserthan von ihm sey, und mit dem er nicht gang gut stehe. Er wisse, daß Se. Majestät ihm das Gouvernement von Metz anvertraut, und er sey verwundet, wie man sich in gefahren den König und ihn werden, und Alles verwenden könne, was ihm darin bekommen habe.

Als der König diesen Brief gelesen, wurde er unzufrieden, daß man ihm so entgegenhielte, sich den Connetable redete, und sagte ihm sehr heftigmal, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben solle. Gonnor sehr freylich aus Metz herauß, und Vieilleville hatte abgehen, welches denn auch geschah. Er wendete sich sehr aufgebrachte Vollmacht mit, worinn er über Leben und Tod zu sprechen hatte, und die Kommandanten von Toul und Verdun so eingerichtet wurden, daß sie einig von Frankreich von ihm waren. Er hatte beyläufig der Garnison auf zwey Monate mitgebracht, und daß ein auffmerken, jeder so, daß Mann vor Mann von den Kaiserlichen verloren wurde, wie sie in den Feldern standen. Denn hatten die Kaiserl die Lüneburg für ihre Kompagnien erhalten, und wurden Ihnen Stücke damit gewonnen. Die Einwohner von Metz gewannen darüber viel, da sie sonst genug von der Stadt des Kaysers gewannen, wenn ein Fremder in ein Wirthshaus war, Gastherin von Gemeiner Rath, und in den Wirthshäusen, Gastereien hatte, verlieh es Metz, und empfahl Vieilleville besonders den Fremdenmeister von der Stadt, den Kapitän Vocolet, und den Provst. Kommod Pantoffl, es hatte die außerordentliche in einer Frauenzimmer, worauf Vieille viele sogleich ein Wirthszeichen schrieb, daß es einer Frauenzimmer wurden sich.

Er fand die Gemüther in großer Unordnung; sie war sehr schwach geworden, daß sie gegen einen so mächtigen Kaiser eine Belagerung aufgestehen, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis sechs Stücke gegossen worden sind den Stadt, man sah am tapfern den gehalten haben. Die Leute die unter den Offizier von der, die den Kaiser ihrer Gefahren verständigten; oft brachen sich die Soldaten für ihre Offiziere die Hälfte. Vieilleville war beliebt in großer Ehrerbietig; er machte schonen, darum schrieb Vieilleville einen Aufsatz zu verfassen, der um so gefährlicher war, als der Graf von Mannsfeld im Luxemburg stünde, wo er kommandirte, und besonders an Thionville, vier Stunden von Metz, seine Truppen hatte. Nebstdem waren die Kaiserlichen stolz und Vergnügung, denn nachdem der Kaiser seine abgelehnte abgekommen, sahen sie wohl, daß sie das französische Joch nicht wieder abschütteln könnten. Wordurch waren sie auf eine unleidliche Art durch harte Commandanten gegangen, denen es war kein Gottlieben, noch Tüchtigkeit, noch eine Gerichtigkeiten, die hatten bestellt waren. Was bey anderen Völker viel es Vieilleville gegen seine Ehre und Tüchtigkeit, seine Unzufriedenheit zu stillen, und es beständig bauet, was es auch sollen sehen, seinen Muth zu gegen, und sich Anstehen und Gebrechen zu verschaffen.

Er sich sehen schnell alle Hauptleute verkommen, und that einen seinen Vorzug kund, wie er noch drauf zu der Gewehr und die Pferden für den Verwundungsfall zu sehr verlieren sollen, von denen Niemand, weß Standes es auch sey, solle aufgenommen seyn. Sie, die sich wohl konnten, wie sich es bey einer Sache thun sie, wenn es sie reglich überlegt hatte, setzen sich auf alle Art die Hand hierzu; doch siegen sie bei einer Gelegenheit den Mensch merken, daß es weniger Ernst zu Vertheidung der ihnen Übung wichtig gewesen seyn. Er stellte einen ober vor, daß es schändlich wäre, sich vom Glück bekriegen zu lassen, und dieses Laster sich mit der Ehrliebe der Seinen nicht vertrüge. Ich bin sehr entschieden, sagte er, auch nicht im Gefechten haben angehalten, und ich eine riechen und schützen wurde, und lieber den Tod! Mehr mittaggl wurden die Hospitäle mit großer Sorgfältigkeit versehen, besonders auf den großen Mauth, wo alle Kanalliere mit ihren Offizieren zusammenkommt war; es setzte sich stets bey auf seinem sechsen Pferd neben an seiner Leibwache von Dreißigen — seine stolze Leute, die ihm der Graf von Nassau geschenkt hatte, mit ihren großen Helmbarden und Streitäxten, in Gold und Sammet gekleidet, denn dieses war seine Leute, die ihm Leben von Vieilleville, als sie noch Leben war, gegeben hatte, und die er immer beschenkt. Es machte dieses einen solchen Eindruck, daß in kurz Monaten seine Stückgeben entkamen, als gestalten zwey Seiten über das Spiel, wovon der eine den andern stürzte. Vieilleville schrieben den Hauptmann, um sie besser Kompagnie bei noch unreife Stücke stand, treten, bey sich vorzugen hatte, wo Gewehr zu brauchen, wo sie stehen der Kopf auf dem Gewehren, und schauen den andern Soldaten abgeschlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten von seinen Truppen, Wirthsgut zu stehlen, denen die Lebensmittel in die Stadt trügen, auf der Straße anhielten, und einen das Gelb abnahmen. Gegen diese vermahnt sing man drei bestehen, die sogleich vor Gericht zu Tod verurtheilt, die sie sollen einen Hinterthüren ihr empfehlen. Er bat viele Hospitäle und einen Beichtvater, und war schon bei dem Galgen angekommen, als Vieilleville einen Reiter sah, der mit einem Brief in der Hand sich sehr eilte. Er sah, daß es ein Courier von Seiner Majestät wäre, und ließ ihn vorbeikommen. Er gab ihm Befehl, daß er sich nicht weiter bemühen sollte, weil er ihm Gnade gebracht hätte. Er sah, daß es ein Courier von Seiner Majestät wäre, und ließ ihn vorbeikommen. Er gab ihm Befehl, daß er sich nicht weiter bemühen sollte, weil er ihm Gnade gebracht hätte.

Es war dieses ein großes Schrecken in der Gemüth

Führt eure Tausende mir kühn entgegen,
Gewohnt wohl sind sie, unter mir zu siegen,
Nicht gegen mich — Wenn Haupt und Glieder sich trennen,
Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnte.

(Illo und Terzky treten ein).

Muth, Freunde, Muth! Wir sind noch nicht zu Boden.
Fünf Regimenter Terzky sind noch unser,
Und Buttlers wack're Schaaren — Morgen stößt
Ein Heer zu uns von sechzehntausend Schweden.
Nicht mächt'ger war ich, als ich vor neun Jahren
Auszog, dem Kaiser Deutschland zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

(der den Grafen Terzky bey Seite führt und mit ihm spricht)

Terzky (zu Neumann).

Was suchen sie?

Wallenstein.

Was giebt's?

Terzky.

Zehn Kürassiere
Von Pappenheim verlangen dich im Nahmen
Des Regiments zu sprechen.

Wallenstein (schnell zu Neumann).

Laß sie kommen.

(Neumann geht hinaus.)

Davon erwart' ich etwas. Gebet acht,
Sie zweifeln noch und ſind noch zu gewinnen.

Funfzehnter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo. Zehn Küraſſiere.
(von einem Gefreiten geführt, marſchieren auf und ſtellen ſich nach dem Kommando in einem Glied vor dem Herzog, die Honneurs machend)

Wallenſtein.
(nachdem er ſie eine Zeitlang mit den Augen gemeſſen, zum Gefreiten)

Ich kenne dich wohl. Du biſt aus Brügg in Flandern,
Dein Nahm' iſt Mercy.

Gefreiter.

Heinrich Mercy heiß ich.

Wallenſtein.

Du wurdeſt abgeſchnitten auf dem Marſch,
Von Heſſiſchen umringt und ſchlugſt dich durch,
Mit hundertachtzig Mann durch ihrer Tauſend.

Gefreiter.

So iſt's, mein General.

Wallenſtein.

Was wurde dir
Für dieſe wack're That?

Gefreiter.

Die Ehr, mein Feldherr,
Um die ich bat, bey dieſem Corps zu dienen.

Wallenſtein (wendet ſich zu einem andern).

Du warſt darunter, als ich die Freywilligen
Heraus ließ treten auf dem Altenberg,
Die ſchwed'ſche Batterie hinweg zu nehmen.

Zweyter Küraſſier.

So iſt's, mein Feldherr.

Wallenſtein.

Ich vergeſſe keinen,
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechſelt.
Bringt eure Sache vor.

Gefreiter (kommandirt).

Gewehr in Arm!

Wallenſtein (zu einem dritten gewendet).

Du nennſt dich Risbeck, Köln iſt dein Geburtsort.

Dritter Küraſſier.

Risbeck aus Köln.

Wallenſtein.

Den ſchwed'ſchen Oberſt Dübald brachteſt du
Gefangen ein im Nürenberger Lager.

Dritter Küraſſier.

Ich nicht, mein General.

Wallenstein.

Ganz recht! Es war
Dein ältrer Bruder, der es that — du hattest
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

Dritter Küraſſier.

Er steht zu Olmütz bey des Kaisers Heer.

Wallenstein (zum Gefreiten).

Nun so laß hören.

Gefreiter.

Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns —

Wallenstein (unterbricht ihn).

Wer wählte euch?

Gefreiter.

Jedwede Fahn'
Zog ihren Mann durchs Loos.

Wallenstein.

Nun denn zur Sache!

Gefreiter.

Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns befiehlt, die Pflicht dir aufzukünden,
Weil du ein Feind und Landsverräther seyst.

Wallenstein.

Was habt ihr drauf beschlossen?

Gefreiter.

Unſre Kameraden
Zu Braunau, Budweiß, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht und ihrem Beyſpiel folgten
Die Regimenter Tiefenbach, Toscana.
— Wir aber glaubens nicht, daß du ein Feind
Und Landsverräther biſt, wir halten's bloß
Für Lug und Trug und ſpaniſche Erfindung.
(treuherzig)
Du ſelber ſollſt uns ſagen, was du vor haſt,
Denn du biſt immer wahr mit uns geweſen,
Das höchſte Zutraun haben wir zu dir,
Kein fremder Mund ſoll zwiſchen uns ſich ſchieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

Wallenſtein

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

Gefreiter.

Und dies entbietet dir dein Regiment.
Iſt's deine Abſicht blos, dies Kriegesſcepter,
Das dir gebührt, das dir der Kaiſer hat
Vertraut, in deinen Händen zu bewahren,
Oeſtreichs rechtſchaffner Feldhauptmann zu ſeyn,
So wollen wir dir beyſtehn und dich ſchützen
Bey deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und wenn die andern Regimenter alle

Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu seyn, unser Leben für dich lassen.
Denn das ist unsre Reitérpflicht, daß wir
Umkommen lieber, als dich sinken lassen.
Wenn's aber so ist, wie des Kaisers Brief
Besagt, wenn's wahr ist, daß du uns zum Feind
Treuloser Weise willst hinüber führen,
Was Gott verhüte! ja so wollen wir
Dich auch verlassen und dem Brief gehorchen.

Wallenstein.

Hört Kinder —

Gefreiter.

Braucht nicht viel Worte. Sprich
Ja oder Nein, so sind wir schon zufrieden.

Wallenstein.

Hört an. Ich weiß, daß ihr verständig seyd,
Selbst prüft und denkt und nicht der Heerde folgt,
Drum hab' ich euch, ihr wißt's, auch ehrenvoll
Stets unterschieden in der Heereswoge,
Denn nur die Fahnen zählt der schnelle Blick
Des Feldherrn, er bemerkt kein einzeln Haupt,
Streng herrscht und blind der eiserne Befehl,
Es kann der Mensch dem Menschen hier nichts gelten —
So, wißt ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten,
Wie ihr euch selbst zu fassen angefangen

Im rohen Handwerk, wie von euren Stirnen
Der menſchliche Gedanke mir geleuchtet,
Hab' ich als freye Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugeſtanden —

Gefreiter.

Ja, würdig haſt du ſtets mit uns verfahren,
Mein Feldherr, uns geehrt durch dein Vertraun,
Uns Gunſt erzeigt vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem großen Haufen nicht,
Du ſiehſt's! Wir wollen treulich bey dir halten.
Sprich nur ein Wort, dein Wort ſoll uns genügen,
Daß es Verrath nicht ſey, worauf du ſinnſt,
Daß du das Heer zum Feind nicht wolleſt führen.

Wallenſtein.

Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiſer meinen Feinden, fallen muß ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.
Euch will ich mich vertrauen — Euer Herz
Sey meine Veſtung! Sebt, auf dieſe Bruſt
Zielt man! Nach dieſem greiſen Haupte! — Das
Iſt ſpan'ſche Dankbarkeit, das haben wir
Für jene Mordſchlacht auf der alten Veſte,
Auf Lützens Ebnen! Darum warfen wir
Die nackte Bruſt der Partiſan' entgegen,
Drum machten wir die eisbedeckte Erde,

Den harten Stein zu unserm Pfühl, kein Strom
War uns zu schnell, kein Wald zu undurchdringlich,
Wir folgten jenem Mansfeld unverdrossen
Durch alle Schlangen-Krümmen seiner Flucht,
Ein ruheloser Marsch war unser Leben,
Und wie des Windes Sausen, heimatlos,
Durchstürmten wir die kriegbewegte Erde.
Und jetzt, da wir die schwere Waffenarbeit
Die undankbare, fluchbeladene gethan,
Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Last
Gewälzt, soll dieser kaiserliche Jüngling
Den Frieden leicht wegtragen, soll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde unsers Haupts,
Sich in die blonden Knabenhaare flechten —

Gefreiter.

Das soll er nicht, so lang wir's hindern können.
Niemand als du, der ihn mit Ruhm geführt,
Soll diesen Krieg, den fürchterlichen, enden.
Du führtest uns heraus ins blut'ge Feld
Des Todes, du, kein andrer, sollst uns fröhlich
Heimführen in des Friedens schöne Fluren,
Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen —

Wallenstein.

Wie? denkt ihr euch im späten Alter endlich
Der Früchte zu erfreuen? Glaubt das nicht.

Ihr werdet dieses Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieser Krieg verschlingt uns alle.
Oestreich will keinen Frieden, darum eben
Weil ich den Frieden suche, muß ich fallen.
Was kümmerts Oestreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreibt und die Welt verwüstet,
Es will nur wachsen stets und Land gewinnen.
Ihr seyd gerührt — ich seh den edeln Zorn
Aus euren kriegerischen Augen blitzen.
O daß mein Geist euch jetzt beseelen möchte,
Kühn wie er einst in Schlachten euch geführt!
Ihr wollt mir beystehn, wollt mich mit den Waffen
Bey meinem Rechte schützen — das ist edelmüthig!
Doch denket nicht, daß ihr's vollenden werdet,
Das kleine Heer! Vergebens werdet ihr
Für euren Feldherrn euch geopfert haben.

(Zutraulich)

Nein! Laßt uns sicher geben, Freunde suchen,
Der Schwede sagt uns Hilfe zu, laßt uns
Zum Schein sie nutzen, bis wir, beiden furchtbar,
Europens Schicksal in den Händen tragen,
Und der erfreuten Welt aus unserm Lager
Den Frieden schön bekränzt entgegen führen.

Gefreiter.

So treibst du's mit dem Schweden nur zum Schein,
Du willst den Kaiser nicht verrathen, willst uns

Nicht schwedisch machen? — sieh, das ist's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren.

Wallenstein.

Was geht der Schwed' mich an? Ich haß ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.
Mir ist's allein ums Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich.
Ihr seyd gemeine Männer nur, doch denkt
Ihr nicht gemein, ihr scheint mir's werth vor andern,
Daß ich ein traulich Wörtlein zu euch rede —
Seht! Fünfzehn Jahr schon brennt die Kriegesfackel,
Und noch ist nirgends Stillstand. Schwed und Deutscher!
Papist und Lutheraner! Keiner will
Dem andern weichen! Jede Hand ist wider
Die andre! Alles ist Parthey und nirgends
Kein Richter! Sagt wo soll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der sich endlos selbst
Vermehrend wächst — Er muß zerhauen werden.
Ich fühls, daß ich der Mann des Schicksals bin,
Und hoffs mit eurer Hilfe zu vollführen.

Sechszehnter Auftritt.

Buttler. Vorige.

Buttler (in Eifer).

Das ist nicht wohl gethan, mein Feldherr.

ſten, daß ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausbedienſtenſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſchon ſeit 7 Jahren getreut hatte, wurde gleich den andern Morgen gebunden, weil er in der Nacht bey Hauß einen Mißbrauch, daß er tiefer, beſtohlen hatte, und einen ſeiner Knabe, der ein Geſtändniß in Mey angetragt, wurde durch beſtändiges Fluchen mit Schwören ſo gequiget, daß er Zeitlebens den Gebrauch ſeiner Gliedern verlor, auch nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Boaern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzunehmen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Platz kommen zu laſſen.

Mittlerweil der Belagerung dauern verherrt Offiziere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchicken, und ſelbſten zu arbeiten, mit den Weibern und Kindern gar übel gehauſet, manche gemacht, den Bauer einer Mauer aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jetzt noch faſt 100 ſonſtige Bürger und Bürgern fehlen, welche die Offiziers auch Gefangen verſchickt haben. Der vorige Kommandant hörte auf die Klagen, welche deßhalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es ahndete, theils auch, weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bey ſich hatte, die er Frau von Gouvor nennen ließ. Item, da man ſah, wie gerade und unparteyiſch Bieillville in Allem verfahre, ſo ſchickten die Bauerngemeinden einige Bürgermeiſter, und bieß gefchah einen Morgend ganz frühe, ehe noch ein Offizier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein ſolches Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß ſie geſtürchtet hätten, eben ſo, wie denn Herrn von Gouvor, abgewieſen zu werden. „In der That,“ verſetzte er, „ich hatte euch mehr „vertrauet als jemand, daß ihr meine Gewiſſen nach dem „meinigen Vorſehren gemeſſen habt; jedoch ſollt ihr, „noch ehe ich ſcheiden gehe, Genugthuung erhalten, „wenn ihr nur wißt, wo man die Eurigen verſteckt „hält.“ Hierauf verſicherte einer, Namens Boiſoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwäger ein gerauht waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut,“ ſagte Bieillville, „gehe jetzt nach „Hauß, und Punkt neun Uhr des Abends ſolle ihr „einen Bürger haben; ich wärte mit Fleiß eine ſolche „Stunde, damit die Maaß (es war im Oktober) Zeit „und eurer Verwandtinnen Schande verbarge. Laßt „euch indeſſen nichts bis zur beſtimmten Stunde vorkommen, ſonſt ſtunde man ſie entlaufen.“

Er machte darauf die adrigen Anſtalten, ſtellte zwey Armee in den Hauptſtraßen Wachen auf, ließ einige Truppen ſich paraat halten, und gab wohin er ſelbſt mit einiger Mannſchaft die Handhabung vor, wie er ihm von den Empfindlichſten beſtimmt worden war. Zuerſt ging er auf das Quartier des Hauptmann Noiddot los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bey ſich hielt, hörte die Thoren ein und trieb ins Zimmer, eben als ſich der Kapitän mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich Anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur ſah, ſtellt er ihm zu Füßen und ſprach, was er befehle, und was er begangen? Bieillville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten hätte. Der Kapitän, welcher beſſer handelte, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bey Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Kapaun in ſeinem Hauß habe, und keine lebenden Thiere erzöge. Alles ſing an zu lachen, ſelbſt Bieillville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: Ungeſtalteter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblick, oder verſpreche dabey ihr bey meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat hieß unterdeſſen das Weibchen zu ihrer Hausherrin hinaus in eine enge Straße, dort aber wurde ſie von einem Hellebardierer angehalten, und, da er ſich weigern wollte, dort zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Manne geflüchtet, und Bieillville ließ, als er dieſes hörte, den Kapitän Noiddot, den man ihnen gefangen wegführte, um den bey anbrechenden Tag den Kopf herunterzuſchlagen, werben. Bey dieſer die andern Offiziere pörten, machten ſie ihren Gehorſam die Thoren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Verwandten flohen. Bieillville ſetzte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Mey waren ſieben adrige Familien, die ſich aufgelehnet hatt Mayr ſey unbeſtändigen Zeiten anzuhängen, und ihre Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ihre bekommender Platz iſt. Sie waren von hieſem Vorſatz in unterrichten, daß, wenn ihre Familien ein Kind gebären würde, man bey der Taufe wünſchen, daß es einer Tages Oberbürgermeiſter von Mey oder vermuthend König von Frankreich werden möge. Bieillville nahm ſich von, dieſes Vorſatz abzuhelfen. und als bey einer neuen Wahl die ſieben Familien zu Hauſe kamen und hatten, er möchte bey ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antworteten ſie zur großen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie niemals klagen, ob es eine ſolche Wahl anzuhängen, denn vom Prinzen ſoll dieſer Poſten abhängen, und nicht vom Prinzipen der Bürger, und er wolle die Worte: Von Seiten Sr. kais. Majeſtät bey heil. römiſchen Reich und der kais. Kammer zu Speier verlieren machen, und hatten die braven Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichſten Krone Frankreich, und bey ſonnerainen Parlamentshofe von Paris ſtehen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger Michel Praillon zum Oberbürgermeiſter ernennt, und die Clauſen ſich bey dieſer Einſetzung morgen im Rathhauß einfinden. Der abgetretene Oberbürgermeiſter, als er zur mal hörte, daß Bieillville zu dieſem Schritt ſeine Erlaubniß vom König habe, kam in die Knie, und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch noch zwey Tagen, als ein wahrer Patriot und Eyferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, kam.

Bieillville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein, und beſorgte die deßhalb adrigen Feierlichkeiten. Obwohl durch Veränderung, als auch die Herrſchaft der Weiber und Mädchen, nebſt mehreren andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit gewonnen um die Herzen aller Einwohner und wagten ſie gewiß, Komplotte Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm ſogar heimlich, daß eine Klagſchrift an die kaiſerliche Kammer im Werk ſey, und begehrten ihm den Ort, wo ſie abgefaßt würde. In ihrem Quartier wurden auch bey Nacht wegen aufgefangen, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift arbeiteten. Der Verfaſſer und der, ſo die Depeſche überbringen ſollte, wurden ſogleich fortgeſchafft, und man ſtehe nie etwas von ihnen wieder; ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft. Die Andern aber, ſo Theilnahme waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Warnung auf den Knieen davon.

Wallenstein.

Was?

Buttler.

Das muß uns schaden bey den Gutgesinnten

Wallenstein.

Was denn?

Buttler.

Es heißt den Aufruhr öffentlich erklären:

Wallenstein.

Was ist es denn?

Buttler.

Graf Terzky's Regimenter reissen
Den kaiserlichen Adler von den Fahnen,
Und pflanzen deine Zeichen auf.

Gefreiter (zu den Kürassieren).

Rechts um!

Wallenstein.

Verflucht sey dieser Rath und wer ihn gab!
(zu den Kürassieren, welche abmarschieren)
Halt Kinder, halt — Es ist ein Irrthum — Hört —
Und streng will ich's bestrafen — Hört doch! Bleibt.
Sie hören nicht (zu Illo) Geh nach, bedeute sie,
Bring' sie zurück, es koste was es wolle.
(Illo eilt hinaus)

Das ſtürzt uns ins Verderben — Buttler! Buttler!
Ihr ſeyd mein böſer Dämon, warum mußtet ihr's
In ihrem Beyſeyn melden! — Alles war
Auf gutem Weg — Sie waren halb gewonnen —
Die Raſenden, mit ihrer unbedachten
Dienſtfertigkeit! — O grauſam ſpielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer iſt's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin ſtürzt ins Zimmer. Ihr folgt Thekla und die Gräfin. Dann Illo.

Herzogin.

O Albrecht! Was haſt du gethan!

Wallenſtein.

Nun das noch!

Gräfin.

Verzeih mir, Bruder. Ich vermocht' es nicht,
Sie wiſſen alles.

Herzogin.

Was haſt du gethan!

Gräfin (zu Terzky).

Iſt keine Hoffnung mehr? Iſt alles denn
Verloren?

Terzky.

Alles. Prag ist in des Kaisers Hand,
Die Regimenter haben neu gehuldigt.

Gräfin.

Heimtückischer Octavio! — Und auch
Graf Max ist fort?

Terzky.

Wo sollt' er seyn? Er ist
Mit seinem Vater über zu dem Kaiser.

(Thekla stürzt in die Arme ihrer Mutter, das Gesicht an ihrem Busen verbergend.)

Herzogin (sie in die Arme schließend).

Unglücklich Kind! Unglücklichere Mutter!

Wallenstein.

(bey Seite gehend mit Terzky)

Laß einen Reisewagen schnell bereit seyn
Im Hinterhofe, diese wegzubringen.

(Auf die Frauen zeigend.)

Der Schersenberg kann mit, der ist uns treu,
Nach Eger bringt er sie, wir folgen nach.

(zu Illo, der wieder kommt.)

Du bringst sie nicht zurück?

Illo.

Hörst du den Auflauf?
Das ganze Corps der Pappenheimer ist
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberst,

Den Max zurück, er sey hier auf dem Schloß,
Behaupten sie, du haltest ihn mit Zwang,
Und wenn du ihn nicht losgebst, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreyen wissen.

(Alle stehn erstaunt.)

Terzky.

Was soll man daraus machen?

Wallenstein.

Sagt ich's nicht?
O mein wahrsagend Herz! Er ist noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — Ich habe nie daran gezweifelt.

Gräfin.

Ist er noch hier, o dann ist alles gut,
Dann weiß ich, was ihn ewig halten soll!

(Thekla umarmend.)

Terzky.

Es kann nicht seyn. Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, ist zum Kaiser über,
Wie kann er's wagen hier zu seyn?

Illo (zu Wallenstein).

Den Jagdzug,
Den du ihm kürzlich schenktest, sah ich noch
Vor wenig Stunden übern Markt wegführen.

Gräfin.

O Nichte, dann ist er nicht weit!

Thekla.

(hat den Blick nach der Thüre geheftet und ruft lebhaft)

Da ist er!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max (mitten in den Saal tretend).

Ja! Ja! da ist er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leisem Tritt um dieses Haus zu schleichen,
Den günst'gen Augenblick verstohlen zu
Erlauren — Dieses Harren, diese Angst
Geht über meine Kräfte!

(Auf Thekla zugehend, welche sich ihrer Mutter in die Arme geworfen)

O sieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel.
Bekenn' es frey vor Allen. Fürchte niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Ist für die Glücklichen, das Unglück braucht
Das Hoffnungslose, keinen Schleyer mehr.
Frey, unter tausend Sonnen kann es handeln.

(Er bemerkt die Gräfin, welche mit frohlockendem Gesicht auf Thekla blickt)

Nein, Baase Terzky! Sehr mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.

Abſchied zu nehmen komm' ich — Es iſt aus.
Ich muß, muß dich verlaſſen, Thekla — muß!
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Sag', daß du mich nicht haſſeſt. Sag' mir's, Thekla.

(Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt.)

O Gott! — Gott! Ich kann nicht von dieſer Stelle.
Ich kann es nicht — kann dieſe Hand nicht laſſen.
Sag' Thekla, daß du Mitleid mit mir haſt,
Dich ſelber überzeugſt, ich kann nicht anders.

(Thekla, ſeinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater, er wendet ſich nach dem Herzog um, den er jetzt erſt gewahr wird.)

Du hier? — Nicht du biſt's, den ich hier geſucht.
Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich,
Von dieſem Herzen freygeſprochen ſeyn,
An allem andern iſt nichts mehr gelegen.

Wallenſtein.

Denkſt du, ich ſoll der Thor ſeyn und dich ziehen laſſen,
Und eine Großmuthsſcene mit dir ſpielen?
Dein Vater iſt zum Schelm an mir geworden,
Du biſt mir nichts mehr als ſein Sohn, ſollſt nicht
Umſonſt in meine Macht gegeben ſeyn.
Denk nicht, daß ich die alte Freundſchaft ehren werde,
Die er ſo ruchlos hat verletzt. Die Zeiten

Der Liebe sind vorbey, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.
Ich thun auch Unmensch seyn, wie er.

Max.

Du wirst mit mir verfahren, wie du Macht hast.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weißt du!

(Thekla bey der Hand fassend.)

Sieh! Alles — alles wollt' ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du hast's
Zerstört, doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittst du das Glück der deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienst, ist kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element
Das Furchtbare, mit dem kein Bund zu schließen,
Folgst du des Herzens wildem Trieb allein.
Weh denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die sich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!
Schnell, unverhofft, bey nächtlich stiller Weile
Fährts in dem tück'schen Feuerschlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
Der wilde Strom in grausender Zerstörung.

Wallenſtein.

Du ſchilderſt deines Vaters Herz. Wie du's
Beſchreibſt, ſo iſt's in ſeinem Eingeweide,
In dieſer ſchwarzen Heuchlers Bruſt geſtaltet.
O mich hat Höllenkunſt getäuſcht. Mir ſandte
Der Abgrund den verſteckteſten der Geiſter,
Den Lügenkundigſten herauf, und ſtellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerſtehn! Ich zog
Den Baſilisken auf an meinem Buſen,
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er ſog
Sich ſchwelgend voll an meiner Liebe Brüſten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,
Und warf die Schlüſſel weiſer Vorſicht weg —
Am Sternenhimmel ſuchten meine Augen,
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeſchloſſen.
— Wie' ich dem Ferdinand geweſen, was
Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein ſtrenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu vertraute ſich der Kaiſer.
Krieg war ſchon zwiſchen mir und ihm, als er
Den Feldherrnſtab in meine Hände legte.
Denn Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwohn.

Nur zwischen Glauben und Vertraun iſt Friede.
Wer das Vertraun vergiftet, o der mordet
Das werdende Geſchlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Und eine Frevelhandlung faßt die andre
In ungeſchloßner Kette grauſend an.
Doch wie geriethen wir, die nichts verſchuldet,
In dieſen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelſchuld und Frevelthat
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unverſöhnter Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreißend ſcheiden?

(Er umſchlingt Thekla mit heftigem Schmerz)

Wallenſtein.

(hat den Blick ſchweigend auf ihn gerichtet und mäßert ſich jetzt)

Max. Bleibe bei mir. — Geh nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'ſchen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutſchen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erſtarrt an der gewichtigen Fahne,
Du wollteſt männlich ſie nicht laſſen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,

Ich ſelbſt war deine Wärterin, nicht ſchämt ich
Der kleinen Dienſte mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühlteſt.
Wann hab' ich ſeitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereyen ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen — Dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hab' ich dir gegeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warſt
Das Kind des Hauſes — Max! du kannſt mich nicht verlaſſen!
Es kann nicht ſeyn, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlaſſen kann.

Max.

O Gott!

Wallenſtein.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesnetz hab' ich um dich geſponnen,
Zerreiß es, wenn du kannſt — Du biſt an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur,
Die Menſchen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiſer.

Aber nicht nur den Innen peitſchte er die Stadt Metz, auch von Außen reinigte er die umliegende Gegend von den Heruminſtreifern und Räubern, die ſie unſicher machten. Alle Wochen mußten etliche Hundert Mann von der Garniſon ausreiten und in den Aeſtern herumſtreifen. Er nedte die kaiſerlichen Garniſonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten ſo ſehr, daß ſie frei dem Mai 1552, wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächſten Februar über ſiebenhundert Mann verloren, da ihm nur in Metz hundert und ſiebenzig geblieben wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer die Tapferſten zu dieſen Expeditionen ausgeſucht wurden, wählte ſie aus, nannte ſelbſt Alle beim Namen, und war immer noch unter den Tüchtigſten, dieſe Leute ihren Muthes anzuſpornen.

Um Vieilleville die Spitze zu bieten, hat der Graf Mannsfeld, ſo in Luxemburg kommandirte, ſich von der Königin von Ungarn, Maximilian der Niederlande, Verſtärkung aus, und mit ſelbiger wurde ihm der Graf von Mehgne zugeſchickt. Allein Mannsfeld konnte nichts unternehmen, und legte auf Verdruß ſein Kommando nieder, welches der Graf von Mehgne mit Freuden annahm, ob es ihm gleich Hohn bekam. Vieilleville war beſonders durch ſeine Spione vortrefflich bedient; hauptſächlich hielten ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Marangés, ſehr gut dazu brauchen. Es gab ihme Hochgelt, ihnen Wort oder ſonſt eine Verſammlung auf ſonderes bei zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht gern: bei dreißigen Pferde, und eben ſo viel Mann Fußvolk dahin abſchickte, um ihnen zum Trupp zu dienen. Schickte der Graf von Mehgne dieſen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, ſo erfuhr es es ſogleich, und lich ungeſäumt ein anderes Korps auf Metz anbrechen, um jenes zu unterſtützen, und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten verrichtet, auch immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von Lenoncourt, Biſchof von Metz, Volck gegen ihn ſammle, um ſchaam ſeine Beſchwerden vor des Königs gehörtem Conſeil zu bringen. Nun kannt er, kamt ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, alß er denkt. Er ließ derauf die Münzmeiſter kommen, die bei Kardinals Münze ſtanden (denn der Biſchof von Metz hatte dieſes Recht), und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden ſehen, und ſolcherlei baſſer anbringen. Er befahl ihnen hierwie bei Hänen und Kopfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Gerätſchaften gerichtlich verſchlagen, indem es, wie er ihnen ſagte, nicht billig ſey, daß der König zu ſeinem Recht einen ihm gleichen Unterthanen hätte.

Es war darob eine bei päpſtlichen Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen unglaubliche Verbergerien bei dieſer Münzſtätte vor; auch nahm es der König, alß er es erfuhr, ſehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte ſich ſelbſt umbringen, denn er war ſehr beſtig, alß er dieſe Veränderung erfuhr, und verband ſich mit dem Herzog von Vaudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieilleville in ein ihm Gouvernement zu bringen, in welchem Vorhaben ſie auch der Kardinal von Lothringen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſtützte.

Vieilleville bekam einen Kourier vom Seleſtadt Maleſtroit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf den Tod lage, und der König geſonnen ſey, ihm die Kompagnie Gendarmes zu geben, die jener beſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey, und ſogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Kompagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſatz, daß wenn dieſer Connetable geſtorben ſey, daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieilleville ſah aber, daß der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Kompagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz ſtehen liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu beſinnen, ſeinen Sekretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er ihm ſetzen und den nachdrücklichſten Gründen auseinander, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Kompagnie durchzuſetzen, und daß von Niemand anderwärts machen zu laſſen. Der Sekretär kam in St. Germain an, wo Humieres noch am Leben war, und der König noch den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „Es iſt nicht wahr, daß Vieilleville ſagt, daß Herr von Gonnor ſeine Kompagnie leichter Reiter bei Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay anbitten. „Ja“ ſagte der König, „und daß er ſie gern.“ Auch wurden ſogleich die Patente beſtadt ausgefertigt.

Unterdeſſen hielt Vieilleville mit dem Grafen von Mehgne ſeine Rathe; ſeine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo, daß der Graf ſogar einen Waffenſtillſtand unter ihnen verfügte, wor über Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ, daß ſie Beide verdienten, kaſſirt zu werden, wenn ſie alß Diener in beſonderer Kapitulation ſich einließen; und daß er bei dieſem Vorſatz alß ein Schuſtjunge und nicht alß Soldat ſich ergriff; er ſtande ihm daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſein Lateyen hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieilleville bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßhalb geſchrieben, zurückzuſenden, welches Vieilleville ihm gern zugeſtand mit der Bedingung, ihm eine Lohnung Seckſche von Antwerpen daſſer zu ſenden. Die kann auch anfamen, und unter großem Lachen verzehrt worden.

Gegen das Ende Septembers 1556 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Eskorte von beſten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mehgne erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich über ſie zu werfen, ihnen angetanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, alß ſie ſchon auf Thionville aufmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterei aufſitzen und ſchickte zwei verſchiedene Korps unter den Herrn von Eſpinay und von Devronay Aufklärung ab. Beide waren jedoch nicht ſtärker alß hundert und zwanzig Mann, Dreihundert leichte Truppen machten ſogleich ein rittiges Schloß, Monsens Dompchamp, wo ſchon fünfzehn bis zwanzig Bettuten und ein Kapitän La Planie lagen, beſetzen. Er ſetzte ſich alle Thore der Stadt forlachen, nahm die Stadtſchlüſſel zu ſich, und ſetzte ſich unter das Thor, um

Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein
Mit seinem Widerfall dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligste Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf).

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenstein.

Pflicht, gegen wen? Wer bist du?
Wenn ich am Kaiser unrecht handle, ist's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst
Du dir? Bist du dein eigener Gebieter,
Stehst frey da in der Welt wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könntest seyn?
Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebst und webest,
Aus seinem Gleise tritt, sich brennend wirft
Auf eine nächste Welt und sie entzündet,
Du kannst nicht wählen, ob du folgen willst,
Fort reißt er dich in seines Schwunges Kraft,
Samt seinem Ring und allen seinen Monden.
Mit leichter Schuld gehst du in diesen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, sie wird's loben,
Daß dir der Freund das meiste hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenſtein.

Was giebt's?

Neumann.

Die Pappenheimiſchen ſind abgeſeſſen
Und rücken an zu Fuß, ſie ſind entſchloſſen,
Den Degen in der Hand das Haus zu ſtürmen,
Den Grafen wollen ſie befreyn.

Wallenſtein (zu Terzky).

Man ſoll
Die Ketten vorziehn, das Geſchütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich ſie empfahgen.

(Terzky geht.)

Mir vorzuſchreiben mit dem Schwert! Geh' Neumann,
Sie ſollen ſich zurückziehn, augenblicks,
Iſt mein Befehl, und in der Ordnung ſchweigend warten,
Was mir gefallen wird zu thun.

(Neumann geht ab. Illo iſt ans Fenſter getreten.)

Gräfin.

Entlaß ihn
Ich bitte dich, entlaß ihn,

Illo (am Fenſter).

Tod und Teufel!

Wallenſtein.

Was iſt's?

Illo.

Aufs Rathhaus ſteigen ſie, das Dach
Wird abgedeckt, ſie richten die Kanonen
Aufs Haus —

Max.

Die Raſenden!

Illo.

Sie machen Anſtalt,
Uns zu beſchießen —

Herzogin und Gräfin.

Gott im Himmel!

Max (zu Wallenſtein).

Laß mich
Hinunter, ſie bedeuten —

Wallenſtein.

Keinen Schritt!

Max.

(auf Thekla und die Herzogin zeigend)
Ihr Leben aber! Deins!

Wallenſtein.

Was bringſt du, Terzky?

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück).

Terzky.

Botschaft von unsern treuen Regimentern.
Ihr Muth sey länger nicht zu bändigen,
Sie flehen um Erlaubniß anzugreifen,
Vom Prager — und vom Mühlthor sind sie Herr,
Und wenn du nur die Losung wolltest geben,
So könnten sie den Feind im Rücken fassen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! Laß ihren Eifer nicht erkalten.
Die Buttlerischen halten treu zu uns,
Wir sind die größre Zahl und werfen sie,
Und enden hier in Pilsen die Empörung.

Wallenstein.

Soll diese Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feuerauge,
Durch ihre Straßen losgelassen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Soll die Entscheidung übergeben seyn?
Hier ist nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen,
Die losgebundnen Furien der Wuth
Nimmt keines Herrschers Stimme mehr zurück.

Wohl, es mag seyn! Ich hab' es lang bedacht,
So mag sich's rasch und blutig denn entladen.
(zu Max gewendet)
Wie ist's? Willst du den Gang mit mir versuchen?
Freiheit zu gehen hast du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe sie zum Kampf.
Den Krieg verstehst du, hast bey mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,
Und keinen schönern Tag erlebst du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfin.

Ist es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt ihr's tragen?

Max.

Die Regimenter, die mir anvertraut sind,
Dem Kaiser treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt, dies will ich halten oder sterben.
Mehr fodert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Denn auch dein feindlich Haupt ist mir noch heilig.

(Es geschehn zwey Schüsse. Illo und Terzky eilen ans Fenster)

Wallenstein.

Was ist das?

Terzky.

Er stürzt.

Wallenstein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten

Den Schuß.

Wallenstein.

Auf wen?

Illo.

Auf diesen Neumann, den

Du schicktest —

Wallenstein (auffahrend).

Tod und Teufel! So will ich —

(will gehen)

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen stellen?

Herzogin und Gräfin.

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Jetzt nicht, mein Feldherr.

Gräfin.

O halt ihn! halt ihn!

Wallenstein.

Laßt mich!

Max.

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig rasche That hat sie
In Wuth gesetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenstein.

Hinweg! Zu lange schon hab' ich gezaudert.
Das konnten sie sich freventlich erkühnen,
Weil sie mein Angesicht nicht sahn — Sie sollen
Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht.
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und schnell
Gezähmt, gebt acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorsams wieder.

(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Max und Thekla.

Gräfin (zur Herzogin).

Wenn sie ihn sehn — Es ist noch Hoffnung, Schwester.

Herzogin.

Hoffnung! Ich habe keine.

Max.

(der während des letzten Auftritts in einem sichtbaren Kampf von ferne gestanden, tritt näher)

Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit fest entschiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muß hier stehen, wie ein Hassenswerther,
Ein roh unmenschlicher, vom Fluch belastet,
Vom Abscheu aller, die mir theuer sind,
Unwürdig schwer bedrängt die Lieben sehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört sich, es erheben
Zwey Stimmen streitend sich in meiner Brust,
In mir ist Nacht, ich weiß das rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl hast du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz,
Ich stehe wankend, weiß nicht was ich soll.

Gräfin.

Sie wissens nicht? Ihr Herz sagts ihnen nicht?
So will ichs ihnen sagen!
Ihr Vater hat den schreyenden Verrath
An uns begangen, an des Fürsten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach gestürzt, daraus
Ergiebt sich klar, was Sie, sein Sohn, thun sollen.
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beyspiel aufzustellen frommer Treu,

Daß nicht der Nahme Piccolomini
Ein Schandlied sey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallensteiner.

Max.

Wo ist eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns alle
Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederstiege,
Das Rechte mir, das unverfälschte, schöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!

(Indem seine Augen auf Thekla fallen)

Wie? Such' ich diesen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?

(Er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend)

Hier, auf dieses Herz
Das unfehlbare, heilig reine will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückselig schuldigen sich wendet.
Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bliebe?
Erkläre daß du's kannst und ich bin euer.

Gräfin (mit Bedeutung).

Bedenkt —

Max (unterbricht sie).

Bedenke nichts. Sag wie du's fühlst.

Gräfin.

An euren Vater denkt —

Max (unterbricht sie).

Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage dich, dich, die Geliebte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen,
Das möchtest du mit klugem Geist bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilts, das Glück
Von einem Tausend tapfrer Heldenherzen,
Die seine That zum Muster nehmen werden.
Soll ich dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören?
Soll ich ins Lager des Octavio
Die Vatermörderische Kugel senden?
Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen,
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht sie).

Nein, übereile dich auch nicht.
Ich kenne dich. Dem edeln Herzen könnte
Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht
Das große, nur das menschliche geschehe.

von einer Viertelſtunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er vertheilte die Wachen, und einige Kapitäns muſterte auf den Mauren herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Kapitäns, nebſt dem Herrn von Boiſſe und von Croze, worin dabei mit breihundert Büchſenſchützen und ſeiner Garde. Um neun Uhr ließ er ſich ſein Mittageſſen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden abgeſchickten Korps die Nachricht an, daß ſie die Feinde zurückgetrieben, daß acht Kompagnien zu Fuß, und acht bis neunhundert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man einer ſolchen Macht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten ſie da ſeyn, und erbäten ſich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieſes, daß einem Ritter ziemt, ſchnelle, aber ſonderlichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Pferden von ihren Geſtellen herunternehmen, und befahl, ſie den Stärkſten ſeiner Garde auf. Dem Kapitän Croze befahl er, hundert Büchſenſchützen und zehn bis zwölf Trabanten mit ſich zu nehmen, und ſich in einem verſteckten kleinen Wälzer vor Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er ſelbſt mit ſeinen vorgedachten Mannſchaften ſammelte ſeine Rüſtung feſt, und zog aus der Stadt auf ſeinem Pferd Vorn; die Stadt überließ er dem Herrn von Boiſſe, von dem er wußte, daß er ſie wohl bewachen würde, wenn er bleiben ſollte. So zog er in ſchnellem Marſch von ſeinen Leuten Madame hervor, deren jeder nur ſein Schlöß hatte, dahin, feſt entſchloſſen, zu bleiben oder zu ſiegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, befahl er als ein geſchickter Soldat, die übrigen Mannſchaften. Unter andern ſtellte er daß Zuſammt zwiſchen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf ſechshundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte in Schlachtordnung und befahl, zuerſt eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerke. Beide Korps trafen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetiere verfuhren indeſſen ſehr Schuß. Vieilleville, an ſeiner Seite Espinay und Theodats, bringen ein, und werfen Alles vor ſich nieder. Rückwärts fällt Croze mit ſeinen Trabanten und Schützen auf ſeinen Hinterhalt heraus thuen in die Flanke. Der Chevalier La Rogue kommt von einer andern Seite, und ſetzt ihnen ſchockweiſe zu. Die hatten ihr Zuſammt zurück gelaſſen, weil ſie den Feind für vorbeigeſchlagen hielten. Alle ihre Theiß waren geplündert, und jetzt von allen Seiten getrieben, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurück, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſämmtl ſchwangen und ſo nachhieben. Mehr als ſechshundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; ſelbſt zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer drei vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und worvon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Mäuler bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und ſechs Verwundete. Er zog wieder in Metz ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken wegen dieſer Feierlichkeit nach Thionville, und ſie trauten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Metz freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Offizier, den er ſogleich mit den Zähnen an den König abgeſchickt hatte, traf den Kourier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelben umhängen; Vieilleville ſchrieb es aber in einem ſehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieſen Gebäder getroffen, als Tranſ. ſelbſt ihn zum Ritter gemacht.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, Meſſin, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Connor Vieilleville vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienſt Männer ohne Gleichen, und hatte in Metz ſehr angeſehen. Allein ſie erlaubten ſich mancherlei Verbrechereien; ſie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt waren, heimlich gegen eine ſtarke Geldſumme entweichen, und gaben vor, ſie hätten die Kerl entlaufen laſſen, da ſie doch Hängens nicht werth geweſen. Man fing ſelbſt einen angeblich Entlaufen wieder, und er wurde erkannt zu ſeyn der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit zwei Monaten im Gefängniß herumſtierten. Da es ihnen ernſtlich befohlen ward, dieſen Gefangenen hinrichten zu laſſen, ſo wurde er in einem groſſen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht ſehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihm für einen Lutheraner aus, damit er kein Kruzifix tragen dörfte. Als der Kerl auf der Leiter ſtand, herzog er ſchnell herunter. Beß den Leuten den Mantel in der Hand, und retirte ſich, ohne daß man je etwas von ihm hatte ſehen können. Eilam nun herauf, daß ſie von einem Verwandten des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwichen ließen. Vieilleville war über Alles dieß ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Prozeß machen. Die verkannten die Tortur und geſtanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt, der Sergentmajor im Gefängniß erdroſſelt, und der Prevot und ſein Exekutor auf öffentlichem Platz geköpft.

Es gab zwei Franziskanerklöſter in Metz, wovon in Einem Obſervantinerunruhe waren. Die Mönche waren meiſt alle aus einer Stadt der Mittelmark, Namens Rupelle. Der Pater Guardian beſuchte dort oft ſeine Verwandten, und kam bei jeder Reiſe vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unterredung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und ſechzig tapfere Soldaten, ſtellte ſie als Franziskaner, und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiß nach Metz ins Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mesgue Verſtärkung erhalten, und ſich an dem Thor der Brücke Pfirax zum Einmarſchiren zeigen ſollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den rechten Platzen zeigen, und den Soldaten herausſtellen. Einige Tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz wären ſich ohnedieß ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zu plündern offerirt,

Denk, was der Fürſt von je an mir gethan,
Denk auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten.
O auch die ſchönen, freyen Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen,
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet.
Leg' alles, alles in die Wage, ſprich
Und laß dein Herz entſcheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längſt entſchieden, folge deinem erſten
Gefühl —

Gräfin.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das,
Das rechte ſeyn, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht. Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdeſt edel ſtets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue ſoll
Nicht deiner Seele ſchönen Frieden ſtören.

Max.

So muß ich dich verlaſſen, von dir ſcheiden!

Thekla.

Wie du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir.
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweyt auf ew'ge Tage
Die Häuser Friedland, Piccolomini,
Doch wir gehören nicht zu unserm Hause.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unsrer unglückseligen zu trennen.
Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels,
Es ist dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich, mein Schicksal
Wird bald entschieden seyn. —

(Max faßt sie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geschrey: Vivat Ferdinandus, von kriegrischen Instrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen.)

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfin (ihm entgegen).
Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.
Es ist vorbey und alles ist verloren.

Gräfin.
Wie, und sie gaben nichts auf seinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umsonst.

Herzogin.

Sie riefen Vivat.

Terzky.

Dem Kaiser.

Gräfin.

O die Pflichtvergessenen!

Terzky.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen sie
Mit kriegerischem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

Drey und zwanzigster Auftritt.

Vorige. Wallenstein begleitet von Illo und Buttler. Darauf Küraſſiere.

Wallenstein (im Kommen).

Terzky!

Terzky.

Mein Fürst?

Wallenstein.

Laß unsre Regimenter
Sich fertig halten, heut noch aufzubrechen.
Denn wir verlassen Pilsen noch vor Abend.

(Terzky geht ab)

Buttler —

Buttler.

Mein General? —

Wallenstein.

Der Kommendant zu Eger
Ist euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er soll bereit seyn,
Uns morgen in die Vestung einzunehmen —
Ihr folgt uns selbst mit euerm Regiment.

Buttler.

Es soll geschehn, mein Feldherr.

Wallenstein.

(tritt zwischen Max und Thekla, welche sich während dieser Zeit fest umschlungen gehalten)

Scheidet!

Max.

Gott!

(Kürassiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und sammeln sich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Passagen aus dem Pappenheimer Marsch, welche dem Max zu rufen scheinen.)

Wallenstein (zu den Kürassieren).

Hier ist er. Er ist frey. Ich halt ihn nicht mehr.

(Er steht abgewendet und so, daß Max ihm nicht beykommen, noch sich dem Fräulein nähern kann.)

Max.

Du hassest mich, treibst mich im Zorn von dir.
Zerreissen soll das Band der alten Liebe,

Nicht sanft sich lösen und du willst den Riß,
Den schmerzlichen, mir schmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — in eine Wüste geh' ich
Hinaus, und alles was mir werth ist, alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz.
Verstoß mich nicht —

(Er will seine Hand fassen. Wallenstein zieht sie zurück. Er wendet sich an die Gräfin)

Ist hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Gnade Terzky —

(Sie wendet sich von ihm; er kehrt sich zur Herzogin)

Ehrwürd'ge Mutter —

Herzogin.

Gehn sie Graf, wohin
Die Pflicht sie ruft — So können sie uns einst
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaisers.

Max.

Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen.
O täuschen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk,
Mein Unglück ist gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingiebt, es zu enden.

(Die Kriegsmuſik beginnt wieder. Der Saal füllt ſich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er ſteht Buttlern daſtehn.)

Ihr auch hier, Oberſt Buttler — und ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt eurem neuen Herrn
Getreuer als dem alten. Kommt! Verſprecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß ihr ſein Leben
Beſchützen, unverletzlich wollt bewahren.

(Buttler verweigert ſeine Hand)

Des Kaiſers Acht hängt über ihm, und giebt
Sein fürſtlich Haupt jedwedem Mordknecht preiß,
Der ſich den Lohn der Blutthat will verdienen;
Jetzt thät ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich ſcheidend um ihn ſeh' —

(Zweydeutige Blicke auf Illo und Buttler richtend)

Illo.

Sucht die Verräther
In eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier iſt nur Einer noch. Geht und beſtreyt uns
Von ſeinem haſſenswürd'gen Anblick. Geht.

(Max verſucht es noch einmal ſich der Thekla zu nähern. Wallenſtein verhindert es. Er ſteht unſchlüſſig, ſchmerzvoll; indeß füllt ſich der Saal immer mehr und mehr und die Hörner ertönen unten immer auffordernder und in immer kürzeren Pauſen.)

Max.

Blaſ't! Blaſ't — O wären es die ſchwed'ſchen Hörner,
Und gings von hier gerad' ins Feld des Todes,

Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehn, durchdrängen meinen Busen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen — o treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereun!

(Der Saal ist ganz mit Bewaffneten erfüllt)

Noch mehr — Es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —
Bedenket was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan
Der Rachegottin weih' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der sey bereit zu sterben!

(Indem er sich nach dem Hintergrund wendet, entsteht eine rasche Bewegung unter den Kürassieren, sie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenstein bleibt unbeweglich, Thekla sinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(In des Bürgermeisters Hause zu Eger.)

Erster Auftritt.

Buttler (der eben anlangt).

Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniß.
Der Rechen ist gefallen hinter ihm,
Und wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ und schwebend wieder hob,
Ist jeder Rettungsweg ihm abgeschnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttin. Aus der böhmischen Erde
Erhub sich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Grenze muß es sinken!
— Du hast die alten Fahnen abgeschworen,
Verblendeter, und traust dem alten Glück!
Den Krieg zu tragen in des Kaisers Länder,
Den heil'gen Heerd der Laren umzustürzen,
Bewaffnest du die frevelhafte Hand.
Nimm dich in Acht! dich treibt der böse Geist
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!

Zweyter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon.

Seyd ihr's? O wie verlangt mich, euch zu hören.
Der Herzog ein Verräther! O mein Gott!
Und flüchtig! Und sein fürstlich Haupt geächtet!
Ich bitt' euch, General, sagt mir ausführlich
Wie alles dies zu Pilsen sich begeben?

Buttler.

Ihr habt den Brief erhalten, den ich euch
Durch einen Eilenden vorausgesendet?

Gordon.

Und habe treu gethan, wie ihr mich hießt,
Die Vestung unbedenklich ihm geöffnet,
Denn mir befiehlt ein kaiserlicher Brief,
Nach *eurer* Ordre blindlings mich zu fügen.
Jedoch verzeiht! als ich den Fürsten selbst
Nun sah, da fing ich wieder an zu zweifeln.
Denn wahrlich! nicht als ein Geächteter
Trat Herzog Friedland ein in diese Stadt.
Von seiner Stirne leuchtete wie sonst
Des Herrschers Majestät, Gehorsam fodernd,
Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenschaft mir ab.

Leutſelig macht das Mißgeſchick, die Schuld,
Und ſchmeichelnd zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter ſich zu beugen;
Doch ſparſam und mit Würde wog der Fürſt
Mir jedes Wort des Beyfalls, wie der Herr
Den Diener lobt, der ſeine Pflicht gethan.

Buttler.

Wie ich euch ſchrieb, ſo iſt's genau geſchehn.
Es hat der Fürſt dem Feinde die Armee
Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlaſſen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle, bis auf fünfe,
Die Terzkyſchen, die ihm bisher gefolgt.
Die Acht iſt ausgeſprochen über ihn,
Und ihn zu liefern, lebend oder tod,
Iſt jeder treue Diener aufgefodert.

Gordon.

Verräther an dem Kaiſer — ſolch ein Herr!
So hochbegabt! O was iſt Menſchengröße!
Ich ſagt' es oft: das kann nicht glücklich enden,
Zum Fallſtrick ward ihm ſeine Größ' und Macht
Und dieſe dunkelſchwankende Gewalt.
Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz,

und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Bievillville! schrieen.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloster. Jetzt betam aber Bievillville von einem seiner geschicktesten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zweihundert leichte Reuterknechte, achtzehnhundert Pferde, und eine große Anzahl niederländischer Edelleute den Grafen von Mesgne zugeschickt. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franziskanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Kabinet gehen sehen, habe aber nicht herausbringen können, wo sie der gewesen, es habe nur gedeutet, sie seyen von Brüssel der gekommen.

Bievillville nahm sogleich einige Kapitäln zu sich und ging in das Franziskanerkloster, ließ den Guardian rufen, und fragte, wie viel es Mönche habe, ob sie alle zu Hause seyen, er wolle sie sehen. Hier fuhret er Alles richtig. Er geht darauf zu den Observantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er sey nach Wpvelle zum Leichenbegängniß seines Bruders gegangen. Bievillville will die Anzahl der Mönche wissen und sie sehen. Drei oder vier sagen, sie seyen in die Stadt gegangen. Niemand zu sammeln. Schon an ihrer Gesichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig sey. Er stellt sogleich Haussuchung an, und findet in dem ersten Zimmer zwei falsche Franziskanermönche, welche sich für krank ausgaben, und über auf Gottes Ernarrt verstellten Bösewichter im Bette verstellt hatten. Unter Anführung eines fahrnen Todes gestehen sie sogleich, wo sie der sind, doch wüßten sie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und sie hoffen dieß zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde gefangenommen seyn. Bievillville ließ sogleich das Kloster schließen, und sagte einem vertrauten Kapitän mit starker Wache hin, dem er die Hirbli. Alles herein, aber Niemand hinaus zu lassen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geschlossen, außer den der Brücke Pfrag, welches nach Luxemburg führt, und wo der Kapitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er sich selbst hin, entläßt alle seine Garden und bleibt mit einem Gedemann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Kapitän Salcede ließ er sagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und sollte er die Nacht auf der Wachstube zubringen, so möchte er die Personen hineinlassen sehen. Salcede sollte sein Essen unter das Thor bringen lassen, wie es wäre, und sollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er sollte nur bewirten.

Salcede kam und sogleich und brachte ein ganz artiges Mittagessen mit, das ihnen unter dem Thor am schmeckte. Kaum hatten sie abgegessen, als die Schildwache sagen ließ, sie sähe zwei Franziskaner von Weiten kommen. Bievillville nimmt eine Hellebarde und stellt sich, von zwei Soldaten begleitet, selbst an den Schlagbaum. Die Mönche, die sich sehr wunderten, ihn hier mit einem gemeinen Soldaten Wache stehen zu sehen, kriechen ab. Er beschied ihnen aber, in das Quartier bei Kapitän Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten sie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus diesem Quartier gehen, und er mit Salcede und seinem Lieutenant Ayrolas bleiben allein da. „Nun, Herr Hauptler,“ redet er den Guardian an. „Ihr kommt von einer Konferenz mit dem Grafen von Mesgne. Sogleich bekennet Alles, was Ihr mit einander vorhabet, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, so schenke ich Euch das Leben, stehe, wenn Ihr bei meine Bärtet nehmen wollen. In Euer Kloster kommt die man nicht mehr, es ist voll Soldaten, und Eure Mönche sind gefangen; zwei haben schon bekannt, daß sie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn sind. Der Guardian wirft sich ihm zu Füßen und gibt vor, daß diese zwei seine Verwandten seyen, und ihrem Bruder wegen einer Erbschaft umgebracht; er habe sie unter Franziskanerkleider versteckt, um sie zu retten. Jahrt ließ aber der bei dem Kloster wachthabende Hauptmann melden, daß zwei Franziskaner in das Kloster eingetreten, die unter der Kutte Edelmannskleider getragen hätte. Jetzt besahl er, die Tortur zu bolen, kommt der Guardian gestehe. Der Mönch, der sah, daß Alles verrathen sey, bekennet wie ihm Bievillville den Brief zeigte, so er von seinem Spion in Luxemburg erhalten, sagte dann, daß man wohl sähe, wie Gott ihm beistehe, und die Stadt sie ihm bemahe, denn ohne diese Nachricht wäre Alles noch heute für den König verloren gewesen, und in die Hände des Kaisers gekommen. Alle zu dieser Expedition bestimmten Truppen seyen nur noch sechs Stunden von Metz, in St. Jean, und sie sollten nun wenn Alles hier eintreffen. Kurz, er gestehend das ganze zu Plan. Bievillville übergab ihn jetzt dem Kapitän Ayrolas, ihn zu binden, und mit seiner Seele reden zu lassen.

Wie Bievillville in allen unvorhergesehenen Fällen sich schnell entschloß, so auch hier. Sogleich ruft er seine Kompagnie zu sich, und besteht dem Herrn von Espinay und von Lancave, eben dieß zu thun. Die Kapitäln St. Conlombe und St. Marie mußten sich mit dreihundert Bösewichtern einfinden. Der neue Stellmeister St. Chamand mußt sogleich auf die Thore sechzig Bösewicht beordern, und der Meisung, solche nicht eher noch später als zwischen sechs und sieben Uhr des Abends aufstehen zu lassen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wußte, was werden sollte.

Jetzt, da Alles fertig war, sagte er: „Nun laßt uns still und schnell marschieren, und in Gott will, heute noch in wenigen als vier Stunden seindlichen Boden treten.“ Er hatte einen sehr geschickten Kapitän, die Soldaten zu führen; diesen rief er zu sich, und entdeckte sich ihm und seinem Plan. Er sollte ihm in einen Hinterhalt führen, wo die Feinde vorbeimüßten. Ginge dieß nicht, so wollte er sie so angreifen, ob sie gleich nur Einer gegen Drei seyen. Der Kapitän führte ihn in einen großen Wald, an dessen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Bievillville seine Leute von tausend zu tausend Soldaten, so daß der Feind nicht zu sich kommen und denken sollte, die ganze Garnison, so beiläufig tausend zweitausend Infanterie, und tausend Mann Kavallerie stark war, fey ihm auf den Hals. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu lassen, weil er den Flüchtlingen nicht nachsehen wollte, nach der gethanen Regel: dem Feind muß man seinen Weg frei lassen.

Jetzt kam er Nachricht, daß die Feinde schnell anrückten, in einer Stunde könnten sie da seyn. Man sähe in Metz brennen, die Feinde seyen dafür, als er glaube, es sey Alles voll. In einer Stunde kam schon ihr Vorrad, so aus ungefähr sechzig Mann bestand, durch den Wald, die Heiler barbierer hatten sich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Sachsen standen weiter hinten, daß man

Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich,
Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.
O schad' um solchen Mann! denn keiner möchte
Da feste stehen, meyn' ich, wo er fiel.

Buttler.

Spart eure Klagen, bis er Mitleid braucht,
Denn jetzt noch ist der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden sind im Anmarsch gegen Eger,
Und schnell, wenn wir's nicht rasch entschlossen hindern,
Wird die Vereinigung geschehn. Das darf nicht seyn!
Es darf der Fürst nicht freyen Fußes mehr
Aus diesem Platz, denn Ehr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen,
Und euer Beystand ist's auf den ich rechne.

Gordon.

O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!
Aus seiner Hand empfing ich diese Würde,
Er selber hat dies Schloß mir anvertraut,
Das ich in seinen Kerker soll verwandeln.
Wir Subalternen haben keinen Willen,
Der freye Mann, der mächtige allein
Gehorcht dem schönen menschlichen Gefühl.

Wir aber ſind nur Scherzen des Geſetzes,
Des grauſamen, Gehorſam heißt die Tugend,
Um die der Niedre ſich bewerben darf.

Buttler.

Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum,
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.

Gordon.

So hat ihn alles denn verlaſſen, ſagt ihr?
Er hat das Glück von Tauſenden gegründet,
Denn königlich war ſein Gemüth und ſtets
Zum Geben war die volle Hand geöffnet —
(Mit einem Seitenblick auf Buttlern)
Vom Staube hat er manchen aufgeleſen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat ſich keinen Freund damit, nicht Einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt!

Buttler.

Hier lebt ihm einer, den er kaum gehoft.

Gordon.

Ich hab' mich keiner Gunſt von ihm erfreut.
Faſt zweifl' ich, ob er je in ſeiner Größe
Sich eines Jugendfreunds erinnert hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienſt, ſein Auge
Verlor mich in den Mauren dieſer Burg.

Wo ich, von seiner Gnade nicht erreicht,
Das freye Herz im stillen mir bewahrte.
Denn als er mich in dieses Schloß gerieth,
War's ihm noch Ernst um seine Pflicht, nicht sein
Vertrauen täusch' ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue übergeben ward.

Buttler.

So sagt, wollt ihr die Acht an ihm vollziehn,
Mir eure Hilfe leih'n, ihn zu verhaften?

Gordon.

(Nach einem nachdenklichen Stillschweigen, kummervoll)

Ist es an dem — verhält sich's, wie ihr sprecht —
Hat er den Kaiser seinen Herrn verrathen,
Das Heer verkauft, die Festungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — Ja, dann ist
Nicht Rettung mehr für ihn — Doch es ist hart,
Daß unter allen eben mich das Loos
Zum Werkzeug seines Sturzes muß erwählen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
Zu gleicher Zeit, ich aber war der ältre.

Buttler.

Ich weiß davon.

Gordon.

Wohl dreißig Jahre sind's. Da strebte schon
Der kühne Muth im zwanzigjähr'gen Jüngling.

Ernſt über ſeine Jahre war ſein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet,
Durch unſre Mitte ging er ſtillen Geiſts,
Sich ſelber die Geſellſchaft, nicht die Laſt,
Die kindiſche, der Knaben zog ihn an,
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wunderſam,
Und der geheimnißvollen Bruſt entfuhr,
Sinnvoll und leuchtend, ein Gedankenſtrahl,
Daß wir uns ſtaunend anſahn, nicht recht wiſſend,
Ob Wahnſinn, ob ein Gott aus ihm geſprochen.

Buttler.

Dort war's, wo er zwey Stock hoch niederſtürzte,
Als er im Fenſterbogen eingeſchlummert,
Und unbeſchädigt ſtand er wieder auf.
Von dieſem Tag an, ſagt man, ließen ſich
Anwandlungen des Wahnſinns bey ihm ſpüren.

Gordon.

Tiefſinn'ger wurd' er, das iſt wahr, er wurde
Katholiſch. Wunderbar hatt' ihn das Wunder
Der Rettung umgekehrt. Er hielt ſich nun
Für ein begünſtigt und befreytes Weſen,
Und keck wie einer, der nicht ſtraucheln kann,
Lief er auf ſchwankem Seil des Lebens hin.
Nachher führt' uns das Schickſal auseinander,
Weit, weit, er ging der Größe kühnen Weg.

Mit ſchnellem Schritt, ich ſah ihn ſchwindelnd gehn,
Ward Graf und Fürſt und Herzog und Diktator.
Und jetzt iſt alles ihm zu klein, er ſtreckt
Die Hände nach der Königskrone aus,
Und ſtürzt in unermeßliches Verderben!

Buttler.

Brecht ab. Er kommt.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein im Geſpräch mit dem Bürgermeiſter von Eger. Die Vorigen.

Wallenſtein.

Ihr wart ſonſt eine freye Stadt? Ich ſeh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

Bürgermeiſter.

Wir waren reichsfrey,
Doch ſeit zweyhundert Jahren iſt die Stadt
Der böhm'ſchen Kron' verpfändet. Daher rührt's,
Daß wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil iſt cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöſt.

Wallenſtein.

Ihr verdientet
Die Freiheit. Haltet euch nur brav. Gebt keinem

Aufwiegler volk Gehör. Wie hoch seyd ihr
Besteuert?

Bürgermeister (zuckt die Achseln).

Daß mir's kaum erschwingen können.
Die Garnison lebt auch auf unsre Kosten.

Wallenstein.

Ihr sollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es sind noch Protestanten in der Stadt?

(Bürgermeister stutzt)

Ja, Ja. Ich weiß es. Es verbergen sich noch viele
In diesen Mauren — ja! gesteht's nur frey —
Ihr selbst — Nicht wahr?

(fixirt ihn mit den Augen. Bürgermeister erschrickt)

Seyd ohne Furcht. Ich hasse
Die Jesuiten — Lag's an mir, sie wären längst
Aus Reiches Grenzen — Meßbuch oder Bibel!
Mir ists all eins — Ich hab's der Welt bewiesen —
In Glogau hab' ich selber eine Kirch
Den Evangelischen erbauen lassen.
— Hört, Bürgermeister — Wie ist euer Nahme?

Bürgermeister.

Pachbäbel, mein erlauchter Fürst.

Wallenstein.

Hört — aber sagt's nicht weiter, was ich euch
Jetzt im Vertraun eröffne.

(Ihm die Hand auf die Achsel legend, mit einer gewissen Feyerlichkeit.)

Die Erfüllung

Der Zeiten ist gekommen, Bürgermeister.
Die Hohen werden fallen und die Niedrigen
Erheben sich — Behalten's aber bey Euch!
Die spanische Doppelherrschaft neiget sich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt sich ein — Ihr sahr doch jüngst
Am Himmel die drey Monde?

Bürgermeister.

Mit Entsetzen.

Wallenstein.

Davon sich zwey in blutige Dolchgestalt
Verzogen und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere blieb stehn in seiner Klarheit.

Bürgermeister.

Wir zogens auf den Türken.

Wallenstein.

Türken! Was?
Zwey Reiche werden blutig untergehen,
Im Osten und im Westen, sag' ich euch,
Und nur der lutherische Glaub' wird bleiben.

(Er bemerkt die zwey andern)

Ein starkes Schießen war ja diesen Abend

Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Vernahm man's auch hier in der Veſtung?

Gordon.

Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad von Süden her.

Buttler.

Von Neuſtadt oder Weiden ſchien's zu kommen.

Wallenſtein.

Das iſt der Weg, auf dem die Schweden nahn.
Wie ſtark iſt die Beſatzung?

Gordon.

Hundert achtzig
Dienſtfähige Mann, der Reſt ſind Invaliden.

Wallenſtein.

Und wieviel ſtehn im Jochimsthal?

Gordon.

Zweyhundert
Arkebuſierer hab' ich hingeſchickt,
Den Poſten zu verſtärken gegen die Schweden.

Wallenſtein.

Ich lobe eure Vorſicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich ſah's bey der Hereinfahrt.

Gordon.

Weil uns der Rheingraf jetzt ſo nah bedränge,
Ließ ich noch zwey Paſteyen ſchnell errichten.

Wallenſtein.

Ihr ſeyd genau in eures Kaiſers Dienſt.
Ich bin mit euch zufrieden, Oberſtleutnant.
(zu Buttlern)
Der Poſten in dem Jochimsthal ſoll abziehn,
Sammt allen, die dem Feind entgegen ſtehn.
(zu Gordon)
In euren treuen Händen, Kommendant,
Laß ich mein Weib, mein Kind und meine Schweſter.
Denn hier iſt meines Bleibens nicht, nur Briefe
Erwart' ich, mit dem früheſten die Veſtung
Sammt allen Regimentern zu verlaſſen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Graf Terzky.

Terzky.

Willkommne Botſchaft! Frohe Zeitungen!

Wallenſtein.

Was bringſt du?

Terzky.

Eine Schlacht iſt vorgefallen
Bey Neuſtadt und die Schweden blieben Sieger.

Wallenſtein.

Was ſagſt du? Woher kommt dir dieſe Nachricht?

Terzky.

Ein Landmann bracht' es mit von Tirschenreit,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiserlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das schwed'sche Lager,
Zwey Stunden hab' das Schießen angehalten,
Und tausend Kaiserliche sey'n geblieben,
Ihr Oberst mit, mehr wußt' er nicht zu sagen.

Wallenstein.

Wie käme kaiserliches Volk nach Neustadt?
Der Altringer, er müßte Flügel haben,
Stand gestern vierzehn Meilen noch von da,
Des Gallas Völker sammeln sich zu Frau'nberg
Und sind noch nicht beysammen. Hätte sich
Der Supé etwa so weit vorgewagt?
Es kann nicht seyn.

(Illo erscheint.)

Terzky.

Wir werden's alsbald hören,
Denn hier kommt Illo, fröhlich und voll Eile.

Fünfter Auftritt.

Illo. Die Vorigen.

Illo (zu Wallenstein).

Ein Reitender ist da und will dich sprechen.

die brennenden Lunten nicht riechen sollte; man hörte wie sie sagten: „Treibt sie an, beim Teufel, wir „verweilen zu lang. Zu dem Wald gibt es nichts als „Rauchwurst. Beim Wetter, wir werden wir reich „werden, und weil sie einen Durst werden wir dem „Kaiser thun!“ Ein Anderer sagte: „Wir wollen „ihn recht beschämen, wir mit dreißigtausend Mann „nehmen wir, was er nicht mit hunderttausend „konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgne mit einer aufgeschlossen Kavallerie. Er trieb sie aus allen Kräften zur Eile an, so daß sie keine Ordnung hielten. Den ganzen Tag aber schlug das obrigen Korps auf den Niederländern, welche achthundert Pferde stark war.

Als auch diese in dem Wald waren, stürzte Vieilleville's erster Hinterhalt hervor — Frankreich — Vieilleville — tausend. Die Esellente riefen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rückten aber auch die Büchsenschützen hervor, und Jeder streckt seinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen schrecklichen Lärm. Die Feinde, welche schon warm waren, wollten umkehren, um ihrem Hinterrad zu helfen: aber jetzt stürzt auch der in ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entsteht ein so schreckliches Getöse, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgne schreit: Beim Teufel, wir sind verrathen! Gott, was ist das! und macht zugleich Miene, sich zu wehren. Nun dringt aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie stellt in das Dorf, in der Hoffnung, sich dort zu setzen; aber hier finden sie Vieilleville's viertes Korps, zu dem kam noch das fünfte, daß sie in die Mitte bekam, und so übel zurichtete, daß der Graf von Mesgne durch sein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um sich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hin konnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden ungefähr achthundert und fünfzig Gefangene gemacht, und elftausendvierhundert und sechzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur funfzehn Mann verloren, und sehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieses an einem Donnerstag im October 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf diese Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und vereitelt. Der Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf diese Art zum Dienst ihres Herrn gewagt hätten. Doch besahl er, daß sie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Platz verlesen werden sollte; dieses sind die Mönche der Königin von Ungarn u. s. w.

Vieilleville sandte durch den König einen Courier mit der Nachricht dieses Siegs. Eben diesem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er schon drei Jahre in seinem Gouvernement des Glücks beraubt sey. Seine Majestät zu sehen. Vieilleville hatte mehrere Ursachen, diesen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig seyn, wenn man den Quartier-Wechsel vornähme, da er ihm sein Wort gegeben, ihm am Letzten nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen solchen Mordbrenner am Leben zu lassen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber sehr viele Unkosten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und funfzig Häuser kaufen mußte, um die Einwohner daselbst wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er diesen Plan nicht selbst vorlegte, der Connetable besonders dagegen seyn würde, da obnehem eine Neuerung, welche unter dem Herzog von Guise nach Italien marschiren sollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt, vom Kardinal von Lothringen unterstützt, ihn in allen Gesellschaften herunterspeie.

Der Urlaub wurde bewilligt, und sogleich der Hr. von La Chapelle-Byron nach Metz abgeschickt, das Gouvernement unterdessen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe, und nahm nur den Grafen von Sault, dem er seine zweite Tochter, welche Hedame bei der Königin war, zugedacht hatte, mit sich. Sowald er daselbst angekommen, empfing sich der Kardinal von Lenoncourt in eine seiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn sehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde sogleich dazu bestimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geschah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als ältester Ritter fanden sich nicht dabei ein. Dieser wollte sein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entschuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte sich vorgenommen, Vieilleville in vollen Rath wegen Verunehrbietigung des Bischofs von Metz in seinen Rechten anzugreifen, und er war so fein, den König zu bitten, sich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl sogleich die Räthe zu versammeln, und da Jeder seinen Platz eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche gewesen, brachte allerhand Beispiele aus der Geschichte vor, und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus dessen Holze man Päpste machte, große Klagen über die Eingriffe habe, die man in seine gestiftenden Rechte gethan habe. Vieilleville sah sogleich schnell auf, und bat den König, dem Kardinal Stillschweigen anzubieten, und ihn reden zu lassen, er merke wohl, daß von ihm die Rede sey. Nun fing er an, sich zu wundern, daß der Kardinal so hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl seyen in Gefahr von den Türken, und man wolle St. Majestät bewegen, wie die alten Könige, eine Kreuzarmee abzuschicken. Es aber wäre nur die Rede von dem Kardinal von Lenoncourt; er wehaure, daß die Reise Sr. Majestät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Coffre bleiben; welches ein Gelächter im Rath erweckte. Man ging er die Beschwerden, welche der Kardinal haben konnte, stückt durch, und widerlegte sie Punkt vor Punkt zu seiner Rechtfertigung mit einer großen Beredsamkeit und Bescheidenheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von Lenoncourt, um seine weitern Klagen vorzubringen, selbst erscheinen, und sich nicht hinter die Größe und das Ansehen des Kardinals von Lothringen stecken möge; indem er hoffe, ihn auf diese Art zu verbinden, daß er nicht zum Wort kommen sollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er seinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu sprengen, als

Terzky.

Hat's mit dem Siege sich bestätigt? Sprich!

Wallenstein.

Was bringt er? Woher kommt er?

Illo.

Von dem Rheingraf,
Und was er bringt, will ich voraus dir melden.
Die Schweden stehn fünf Meilen nur von hier,
Vey Neustadt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterey auf sie geworfen,
Ein fürchterliches Morden sey geschehn,
Doch endlich hab' die Menge überwältigt,
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der sie geführt — sey'n auf dem Platz geblieben.

Wallenstein.

Wo ist der Bote? Bringt mich zu ihm.

(Will abgehen. Indem stürzt Fräulein Neubrunn ins Zimmer, ihr folgen einige Bediente, die durch den Saal rennen.)

Neubrunn.

Hilfe! Hilfe!

Illo und Terzky.

Was giebts?

Neubrunn.

Das Fräulein! —

Wallenſtein und Terzky.

Weiß ſie's?

Neubrunn.

Sie will ſterben.

(eilt fort)

(Wallenſtein mit Terzky und Illo ihr nach.)

Sechster Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (erſtaunt).

Erklärt mir. Was bedeutete der Auftritt?

Buttler.

Sie hat den Mann verloren, den ſie liebte,
Der Piccolomini war's, der umgekommen.

Gordon.

Unglücklich Fräulein!

Buttler.

Ihr habt gehört, was dieſer Illo brachte,
Daß ſich die Schweden ſiegend nahn.

Gordon.

Wohl hört ichs.

Buttler.

Zwölf Regimenter ſind ſie ſtark, und fünf
Stehn in der Nah, den Herzog zu beſchützen.

Wir haben nur mein einzig Regiment,
Und nicht zweyhundert stark ist die Besatzung.

Gordon.

So ist's.

Buttler.

Nicht möglich ist's, mit so geringer Mannschaft
Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

Gordon.

Das seh' ich ein.

Buttler.

Die Menge hätte bald das kleine Häuflein
Entwaffnet, ihn befreyt.

Gordon.

Das ist zu fürchten.

Buttler (nach einer Pause).

Wißt! Ich bin Bürge worden für den Ausgang,
Mit meinem Haupte hast ich für das seine.
Wort muß ich halten, führ's wohin es will,
Und ist der Lebende nicht zu bewahren,
So ist — der Todte uns gewiß.

Gordon.

Versteh ich Euch? Gerechter Gott! Ihr könntet —

Buttler.

Er darf nicht leben.

Gordon.

Ihr vermöchtet's?

Buttler.

Ihr oder ich. Er sah den letzten Morgen.

Gordon.

Ermorden wollt ihr ihn?

Buttler.

Das ist mein Vorsatz.

Gordon.

Der euren Treu vertraut!

Buttler.

Sein böses Schicksal!

Gordon.

Des Feldherrn heilige Person!

Buttler.

Das war er:

Gordon.

O was er war, löscht kein Verbrechen aus!
Ohn Urthel?

Buttler.

Die Vollstreckung ist statt Urthels.

Gordon.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit,
Denn hören muß sie auch den Schuldigsten.

Buttler.

Klar iſt die Schuld, der Kaiſer hat gerichtet,
Und ſeinen Willen nur vollſtrecken wir.

Gordon.

Den blut'gen Spruch muß man nicht raſch vollziehn,
Ein Wort nimmt ſich, ein Leben nie zurück.

Buttler.

Der hurt'ge Dienſt gefällt den Königen.

Gordon.

Zu Henkers Dienſt drängt ſich kein edler Mann.

Buttler.

Kein muthiger erbleicht vor kühner That.

Gordon.

Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewiſſen.

Buttler.

Was? Soll er frey ausgehn, des Krieges Flamme,
Die unauslöſchliche, aufs neu entzünden?

Gordon.

Nehmt ihn gefangen, tödtet ihn nur nicht,
Greift blutig nicht dem Gnadenengel vor.

Buttler.

Wär' die Armee des Kaiſers nicht geſchlagen,
Möcht' ich lebendig ihn erhalten haben.

Gordon.

O warum ſchloß ich ihm die Veſtung auf!

Buttler.

Der Ort nicht, ſein Verhängniß tödtet ihn.

Gordon.

Auf dieſen Wällen wär' ich ritterlich,
Des Kaiſers Schloß vertheidigend, geſunken.

Buttler.

Und tauſend brave Männer kamen um!

Gordon.

In ihrer Pflicht — das ſchmückt und ehrt den Mann;
Doch ſchwarzen Mord verfluchte die Natur.

Buttler (eine Schrift hervorlangend).

Hier iſt das Manifeſt, das uns befiehlt,
Uns ſeiner zu bemächtigen. Es iſt an euch
Gerichtet, wie an mich. Wollt ihr die Folgen tragen,
Wenn er zum Feind entrinnt durch unſre Schuld?

Gordon.

Ich, der Ohnmächtige, o Gott!

Buttler.

Nehmt ihr's auf euch. Steht für die Folgen ein!
Mag werden draus was will! Ich leg's auf euch.

Gordon.

O Gott im Himmel!

Buttler.

Wißt ihr andern Rath
Des Kaisers Meynung zu vollziehen? Sprecht!
Denn stürzen, nicht vernichten will ich ihn.

Gordon.

O Gott! Was seyn muß seh' ich klar wie ihr,
Doch anders schlägt das Herz in meiner Brust.

Buttler.

Auch dieser Illo, dieser Terzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

Gordon.

O nicht um diese thut mirs Leid. Sie trieb
Ihr schlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in seine ruh'ge Brust
Den Saamen böser Leidenschaft gestreut,
Die mit fluchwürdiger Geschäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag sie
Des bösen Dienstes böser Lohn ereilen!

Buttler.

Auch sollen sie im Tod ihm gleich voran.
Verabredet ist schon alles. Diesen Abend
Bey eines Gastmahls Freuden wollten wir
Sie lebend greifen, und im Schloß bewahren.
Viel kürzer ist es so. Ich geh' sogleich,
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Illo und Terzky.

Terzky.

Nun soll's bald anders werden! Morgen ziehn
Die Schweden ein, zwölftausend tapfre Krieger.
Dann grad auf Wien. He! Lustig Alter! Kein
So herb Gesicht zu solcher Freudenbotschaft.

Illo.

Jetzt ist's an uns, Gesetze vorzuschreiben,
Und Rach' zu nehmen an den schlechten Menschen,
Den Schändlichen, die uns verlassen. Einer
Hat's schon gebüßt, der Piccolomini.
Gings allen so, die's übel mit uns meynen!
Wie schwer trift dieser Schlag das alte Haupt!
Der hat sein ganzes Lebenlang sich abgequält, sein altes Grafenhaus zu fürsten,
Und jetzt begräbt er seinen einz'gen Sohn!

Buttler.

Schad ist's doch um den heldenmüth'gen Jüngling,
Dem Herzog selbst gings nah, man sah es wohl.

Illo.

Hört alter Freund! Das ist es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank,
Er hat die Welschen immer vorgezogen.
Auch jetzo noch, ich schwör's bey meiner Seele,

Säh' er uns alle lieber zehnmal todt,
Könnt' er den Freund damit ins Leben rufen.

Terzky.

Still! Still! Nicht weiter! Laß die Todten ruh'n:
Heut gilt es, wer den andern niedertrinkt,
Denn euer Regiment will uns bewirthen.
Wir wollen eine luft'ge Faßnacht halten,
Die Nacht sey einmal Tag, bey vollen Gläsern
Erwarten wir die schwed'sche Avantgarde.

Illo.

Ja, laßt uns heut noch guter Dinge seyn,
Denn heiße Tage stehen uns bevor.
Nicht ruh'n soll dieser Degen, bis er sich
In Oesterreich'schem Blute satt gebadet.

Gordon.

Pfui, welche Red' ist das Herr Feldmarschall,
Warum so wüthen gegen euren Kaiser —

Buttler.

Hofft nicht zu viel von diesem ersten Sieg.
Bedenkt, wie schnell des Glückes Rad sich dreht,
Denn immer noch sehr mächtig ist der Kaiser.

Illo.

Der Kaiser hat Soldaten, keinen Feldherrn,
Denn dieser König Ferdinand von Ungarn
Versteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück,

Und war von jeher nur ein Heerverderber.
Und diese Schlange, der Octavio,
Kann in die Ferſen heimlich wohl verwunden,
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland ſtehn.

Terzky.

Nicht fehlen kanns uns, glaubt mir's nur. Das Glück
Verläßt den Herzog nicht, bekannt iſt's ja,
Nur unterm Wallenſtein kann Oeſtreich ſiegen.

Illo.

Der Fürſt wird eheſtens ein großes Heer
Beyſammen haben, alles drängt ſich, ſtrömt
Herbey zum alten Ruhme ſeiner Fahnen.
Die alten Tage ſeh' ich wiederkehren,
Der Große wird er wieder, der er war,
Wie werden ſich die Thoren dann ins Aug'
Geſchlagen haben, die ihn jetzt verließen!
Denn Länder ſchenken wird er ſeinen Freunden
Und treue Dienſte kaiſerlich belohnen.
Wir aber ſind in ſeiner Gunſt die nächſten.
(zu Gordon)
Auch eurer wird er dann gedenken, wird euch
Aus dieſem Neſte ziehen, eure Treu
In einem höhern Poſten glänzen laſſen.

Gordon.

Ich bin vergnügt, verlange höher nicht
Hinauf, wo große Höh, iſt große Tiefe.

bieten? worauf der Kardinal antwortete, daß Se. M. erstlich nur einen Theil geben dürfen. Bievilleville will ja auch nicht, versetzte der König, daß man ihm geradezu glaube, und er verlangt, daß Lenoncourt selbst erscheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath beschieden sollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von sich, daß er Alles billige, was Bievilleville in seinem Gouvernement gethan, und er stand gleichsam gerning von seinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging sogleich aus dem Rath heraus, und ließ den Kardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der denn sogleich auch weiter vom Hof wegreiste, so daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen sollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Bievilleville dem König auch seinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihn die Sache so wichtig vorzustellen, daß der König gleich darauf einging. Ihm aber verdroß, es nicht im Conseil vorgetragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guise dagegen sein würden, die Alles aufbieten, drei Millionen zu ihrem projectirten italienischen Zuge zu schaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er beste, sogleich die zu dieser Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle sich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem nächstens, daß man Instandsetzung, wo er schon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Bievilleville erhielt auch die Summe, und kehrte damit sogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anstalten zur Erbauung dieser Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es wäre nicht lange, so entdeckte er eine neue Verschwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Baudonnet, angestiftet hatten, da sie sahen, daß der Herr von La Chapelle nicht sonderlich wachsam an den Thoren war. Bievilleville hatte ihre Brüder rädern lassen, weil sie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt, und ihr die Nase abgeschnitten hatten. Das Mädchen hatte so geschrieen, daß die ganze Stadt in Alarm gekommen war. Bievilleville sah selbst zu Pferd gesetzt, und die Garnison unter das Gewehr hatte treten lassen. Sie hatten ihn sich an den Grafen von Mesgne gewendet, und bedienten sich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafré. Die Königin von Ungarn, bei der Comba gewesen war, hatte ihnen zwölf hundert Thaler gegeben, weselle sie ein Gasthaus erwürben, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Passeport von La Chapelle, dem sie manchmal Präsente brachten, auf dem Rosse hin und herfuhren. Den Grafen von Mesgne hatten sie selbst zweimal verführet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchsehen hatte. Es war nun sonderbarer Zufall, daß Bievilleville den Kapitän dieser Soldaten, Namens La Motte Gondrin, fragte, wie es stünde, daß diese Soldaten, die einen gewissen ansehnlichen Rang unter den übrigen hätten, sich mit Gastungen abgäben, welches unschicklich sey. Der Kapitän antwortete, daß sie, seit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienst hätten; sie wollten daher ihren Abschied bald nehmen, doch wünschten sie vorher noch etwas zu verdienen.

Wie Bievilleville hörte, daß sie Brüder der Geräderten seyen, so fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter stecken könne, und er schickte unverzüglich nach Comba, dem er sagte, daß, weil er gut Spassen verstehe, er dem König einen Dienst erweisen könne; er solle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde seyen schon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Kapitäns Beaucamp, wo er den Kapitän sogleich besaht, den Comba zu binden, die Eisen anlegen, und dafür zu sorgen, daß Niemand nichts von dieser Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Baudonnet aber ließ er sagen, mache auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verspätet habe.

Wie die Entdeckungen oft sonderbar geschehen, so auch hier. Der Bediente des Kapitäns war ein Bruder des Tambours Balafré, und er hatte ihn oft mit dem Comte reiten. Eben dieser Bediente sah jetzt durch das Schlüsselloch den Comba binden, und lärmte ein, es seinem Bruder zu sagen. Dieser hörte sich bei Bievilleville eine geheime Audienz aus, wirft sich ihm zu Füßen, entdeckt Alles, und gerädert, daß er seinem Gebieter in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgne gewesen. Bievilleville zieht einen Ring von Finger, gibt ihn dem Tambour und verspricht sein Glück zu machen, wenn er ihm treu bleibe. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu schreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm sein Vertrauter anzeigen würde, seine Herrde passieren sollte, wo er seinen Wunder erfahren würde. Bievilleville diktirte selbst den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtiget hatte. Der Tambour besiegelt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da seyn sollten.

Um sein Vorhaben noch besser zu decken, ließ Bievilleville seine Kapitäne rufen, als sagte ihnen, daß der Herr von Vandemont, mit dem er in Feindschaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, sondern im feingrünen Mantel, und als zum Streit gerüstet. Sie sollten daher Alles sogleich in den Stand setzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tausend Mann Swätzen und seiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, daß dieses Zeichen der Aufstimmung dem König wohl gefalle. Heimlich ließ er aber den Landvogt kommen, und acht mit ihm zu Beaucamp, wo Comba dem Grafen schreiben muß, daß sich Alles über Erwartung gut anlasse, indem Bievilleville mit seinen besten Truppen weggehe, und er alle über kommen könne.

Der Graf von Mesgne, sehr erfreut darüber, bedient sich der nämlichen List, und schreibt Bievilleville, wie der Graf Aigremont im Sinn habe, dem Herrn von Vandemont entgegen zu gehen, und er habe, da sie sein Gebiet betraten, ihn davon benachrichtigen wollen, indem sie nicht im Sinn hätten, die geringste Feindseligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenstillstand zwischen ihren Herren sey. Diesen Brief schickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten sollte, indem der Graf von Mansfeld bei der Partie seyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf diesen ließ Bievilleville seinen Kapitäns wissen, daß Herr von Vandemont einen Tag später nach Metz kommen würde, und sie also erst Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Bievilleville hoffte gewiß, sie würden in die Falle zu bekommen, allein das Projekt mißlang, denn der Kapitän Beaucamp ließ sich durch die nägste den Bitten des Comba bewegen, den Mittwoch um die Mittagsessenzeit seine Eisen auf kurze Zeit

Illo.

Ihr habt hier weiter nichts mehr zu bestellen,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Vestung.
Kommt Terzky. Es wird Zeit zum Abendessen.
Was meynt Ihr? Lassen wir die Stadt erleuchten,
Dem Schwedischen zur Ehr', und wer's nicht thut,
Der ist ein Spanischer und ein Verräther.

Terzky.

Laßt das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

Illo.

Was! Wir sind Meister hier, und keiner soll sich
Für kaiserlich bekennen, wo wir herrschen.
— Gut' Nacht, Gordon. Laßt euch zum letztenmal
Den Platz empfohlen seyn, schickt Runden aus,
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.
Schlag Zehn bringt ihr dem Herzog selbst die Schlüssel,
Dann seyd ihr eures Schließeramtes quitt,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Vestung.

Terzky (im Abgehn zu Buttler).

Ihr kommt doch auch aufs Schloß?

Buttler.

Zu rechter Zeit.

(Jene gehen ab.)

Achter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (ihnen nachsehend).

Die Unglückseligen! Wie ahnungslos
Sie in das ausgespannte Mordnetz stürzen,
In ihrer blinden Siegestrunkenheit! —
Ich kann sie nicht beklagen. Dieser Illo,
Der übermüthig freche Bösewicht,
Der sich in seines Kaisers Blut will baden!

Buttler.

Thut wie er euch befohlen. Schickt Patrouillen
Herum, sorgt für die Sicherheit der Vestung;
Sind jene oben, schließ ich gleich die Burg,
Daß in der Stadt nichts von der That verlaute!

Gordon (ängstlich).

O eilt nicht so! Erst sagt mir —

Buttler.

Ihr vernahmt's,
Der nächste Morgen schon gehört den Schweden.
Die Nacht nur ist noch unser, sie sind schnell,
Noch schneller wollen wir seyn — Lebet wohl.

Gordon.

Ach eure Blicke sagen mir nichts Gutes.
Versprechet mir —

Buttler.

Der Sonne Licht iſt unter,
Herabſteigt ein verhängnißvoller Abend —
Sie macht ihr Dünkel ſicher. Wehrlos giebt ſie
Ihr böſer Stern in unſre Hand, und mitten
In ihrem trunknen Glückswahne ſoll
Der ſcharfe Stahl ihr Leben raſch zerſchneiden.
Ein groſſer Rechenkünſtler war der Fürſt
Von jeher, alles wußt' er zu berechnen,
Die Menſchen wußt' er, gleich des Brettſpiels Steinen,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben,
Nicht Anſtand nahm er, andrer Ehr und Würde
Und guten Ruf zu würfeln und zu ſpielen.
Gerechnet hat er fort und fort und endlich
Wird doch der Kalkul irrig ſeyn, er wird
Sein Leben ſelbſt hinein gerechnet haben,
Wie jener dort in ſeinem Zirkel fallen.

Gordon.

O ſeiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An ſeine Gröſſe denkt, an ſeine Milde,
An ſeines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten ſeines Lebens,
Und laßt ſie in das aufgehobne Schwert
Als Engel bittend, gnadeflehend fallen.

Buttler.

Es iſt zu ſpät. Nicht Mitleid darf ich fühlen,
Ich darf nur blutige Gedanken haben.

(Gordons Hand faſſend)

Gordon! Nicht meines Haſſes Trieb — Ich liebe
Den Herzog nicht, und hab dazu nicht Urſach —
Doch nicht mein Haß macht mich zu ſeinem Mörder.
Sein böſes Schickſal iſt's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zuſammenkunft der Dinge.
Es denkt der Menſch die freye That zu thun,
Umſonſt! Er iſt das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm ſchnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erſchafft.
Was hälfs ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was redete — Ich muß ihn dennoch tödten.

Gordon.

O wenn das Herz euch warnt, folgt ſeinem Triebe!
Das Herz iſt Gottes Stimme, Menſchenwerk
Iſt aller Klugheit künſtliche Berechnung.
Was kann aus blut'ger That euch glückliches
Gedeihen? O aus Blut entſpringt nichts Gutes!
Soll ſie die Staffel euch zur Größe bauen?
O glaubt das nicht — Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

Buttler.

Ihr wißt nicht. Fragt nicht. Warum mußten auch
Die Schweden siegen und so eilend nahn!
Gern überließ ich ihn des Kaisers Gnade,
Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
Doch meines Wortes Ehre muß ich lösen,
Und sterben muß er, oder — Hört und wißt!
Ich bin entehrt, wenn uns der Fürst entkommt.

Gordon.

O solchen Mann zu retten —

Buttler (schnell).

Was?

Gordon.

Ist eines Opfers werth — Seyd edelmüthig!
Das Herz und nicht die Meynung ehrt den Mann.

Buttler (kalt und stolz).

Er ist ein großer Herr, der Fürst — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt ihr sagen.
Was liegt der Welt dran, meynt ihr, ob der niedrig
Gebohrene sich ehret oder schändet,
Wenn nur der Fürstliche gerettet wird.
— Ein jeder giebt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bey mir.
So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,

Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.
Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er ſterben.

Gordon.

O einen Felſen ſtreb' ich zu bewegen!
Ihr ſeyd von Menſchen menſchlich nicht gezeugt,
Nicht hindern kann ich euch, ihn aber rette
Ein Gott aus eurer fürchterlichen Hand.

(Sie gehen ab)

Neunter Auftritt.

(Ein Zimmer bey der Herzogin.)

Thekla (in einem Seſſel, bleich, mit geſchloſſenen Augen) Herzogin und Fräulein von Neubrunn (um ſie beſchäftigt) Wallenſtein und die Gräfin (im Geſpräch).

Wallenſtein.

Wie wußte ſie es denn ſo ſchnell?

Gräfin.

Sie ſcheint
Unglück geahnt zu haben. Das Gerücht
Von einer Schlacht erſchreckte ſie, worinn
Der kaiſerliche Oberſt ſey gefallen.
Ich ſah es gleich. Sie flog dem ſchwediſchen
Kourier entgegen und entriß ihm ſchnell

Durch Fragen das unglückliche Geheimniß.
Zu ſpät vermißten wir ſie, eilten nach,
Ohnmächtig lag ſie ſchon in ſeinen Armen.

Wallenſtein.

So unbereitet mußte dieſer Schlag
Sie treffen! Armes Kind! — Wie iſt's? Erholt ſie ſich?
(Indem er ſich zur Herzogin wendet.)

Herzogin.

Sie ſchlägt die Augen auf.

Gräfin.

Sie lebt!

Thekla (ſich umſchauend).

Wo bin ich?

Wallenſtein.

(tritt zu ihr, ſie mit ſeinen Armen aufrichtend)
Komm zu dir, Thekla. Sey mein ſtarkes Mädchen!
Sieh deiner Mutter liebende Geſtalt
Und deines Vaters Arme, die dich halten.

Thekla (richtet ſich auf).
Wo iſt er? Iſt er nicht mehr hier?

Herzogin.

Wer, meine Tochter?

Thekla.

Der dieſes Unglückswort ausſprach —

Herzogin.

O denke nicht daran, mein Kind! Hinweg
Von dieſem Bilde wende die Gedanken.

Wallenſtein.

Laßt ihren Kummer reden! Laßt ſie klagen!
Miſcht eure Thränen mit den ihrigen.
Denn einen großen Schmerz hat ſie erfahren:
Doch wird ſie's überſtehn, denn meine Thekla
Hat ihres Vaters unbezwungnes Herz.

Thekla.

Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu ſtehn.
Was weint die Mutter? Hab' ich ſie erſchreckt?
Es iſt vorüber, ich beſinne mich wieder.
(Sie iſt aufgeſtanden, und ſucht mit den Augen im Zimmer.)
Wo iſt er? Man verberge mir ihn nicht.
Ich habe Stärke gnug, ich will ihn hören.

Herzogin.

Mein Thekla! Dieſer Unglücksbote ſoll
Nie wieder unter deine Augen treten.

Thekla.

Mein Vater —

Wallenſtein.

Liebes Kind!

Thekla.

Ich bin nicht ſchwach,
Ich werde mich auch bald noch mehr erholen.
Gewähren Sie mir eine Bitte.

Wallenſtein.

Sprich!

Thekla.

Erlauben Sie, daß dieſer fremde Mann
Gerufen werde! daß ich ihn allein
Vernehme und befrage.

Herzogin.

Nimmermehr!

Gräfin.

Nein! Das iſt nicht zu rathen! Gieb's nicht zu!

Wallenſtein.

Warum willſt du ihn ſprechen, mein Tochter?

Thekla.

Ich bin gefaßter, wenn ich alles weiß.
Ich will nicht hintergangen ſeyn. Die Mutter
Will mich nur ſchonen. Ich will nicht geſchont ſeyn.
Das Schrecklichſte iſt ja geſagt, ich kann
Nichts ſchrecklicheres mehr hören.

Gräfin und Herzogin (zu Wallenſtein).

Thu es nicht!

Thekla.

Ich wurde überraſcht von meinem Schrecken,
Mein Herz verrieth mich bey dem fremden Mann,
Er war ein Zeuge meiner Schwachheit, ja,
Ich ſank in ſeine Arme — das beſchämt mich.
Herſtellen muß ich mich in ſeiner Achtung,
Und ſprechen muß ich ihn, nothwendig, daß
Der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.

Wallenſtein.

Ich finde, ſie hat recht — und bin geneigt,
Ihr dieſe Bitte zu gewähren. Ruft ihn.

(Fräulein Neubrunn geht hinaus.)

Herzogin.

Ich, deine Mutter, aber will dabey ſeyn.

Thekla.

Am liebſten ſprach ich ihn allein. Ich werde
Alsdann um ſo gefaßter mich betragen.

Wallenſtein (zur Herzogin).

Laß es geſchehn. Laß ſie's mit ihm allein
Ausmachen. Es giebt Schmerzen, wo der Menſch
Sich ſelbſt nur helfen kann, ein ſtarkes Herz
Will ſich auf ſeine Stärke nur verlaſſen.
In ihrer, nicht an fremder Bruſt muß ſie
Kraft ſchöpfen, dieſen Schlag zu überſtehn.

herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute sonst Niemandem, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber sich bückt, um den Wein abzulassen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, springt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen, schließt sie zu, und geht auf die Aire los, wo der er in Beaucamp's Quartier verborgen war; diese schlägt er so lange, bis sie ihm die Geschäfte der Thür gibt, und so retten sie sich. Beaucamp selbst eilt indessen wie rasend, daß man ihm aufmache, wobei er beinahe Hand an sich legte, als er die Thüren erbrochen finden. Er entschließt sich jedoch zu Vieilleville zu gehen, der zwar schon gestanden, aber noch an der Tafel mit seinem Kapitain saß, und von der bevorstehenden Reise sprach. Beaucamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba sich geflüchtet habe, und er am Vergehung thue. Vieilleville wirft sogleich seinen Dolch nach ihm, springt auf ihn zu, und will ihn umringen. Beaucamp aber flieht, und die andern Kapitäins stellen sich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geschlossen. Baudonnet mit dreißig herrngekommenen verkleideten Soldaten sollte gefangen genommen werden; sie hatten aber ihren Wind erhalten, und es retteten sich Meyerer, von wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen sich über die Mauern in den Zing. Vieilleville ließ sogleich nach Comba und Beaucamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachsuchen, und Erstern fand man bei einer Wäscherin verborgen. Er ließ dem Rädelsführer sogleich den Prozeß machen. Comba und Baudonnet wurden von vier Pferden zerrissen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gehängt, theils gebrannt. Der Graf von Mesgue bekam frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimsten Anschläge erfahre.

Dieser verwirrte Anschlag war Vieilleville so zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an seinem Aufkommen zweifelten. Der König schickte einen seiner Kammerjunker nach Metz, um zu sehen, wie es mit Vieilleville stände, schrieb selbst an ihn, und versicherte seinen Schwiegersohn Espinay die Gouvernementsstelle von Metz. Diese außerordentliche Gnade hatte einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie ihn wieder ins Leben rief; auch besserte es sich mit ihm von diesem Tag an; er schickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verschiedenen Prinzen waren zugeschickt worden, und erholte sich ganz, obgleich sehr langsam, wieder. Er ging, sobald er das Reisen vertragen konnte, mit seiner Familie nach Durstal, wo er sich acht Monate aufhielt, und seine Gesundheit wieder herstellte.

Sobald Vieilleville sich auf seinem Gut Durstal befand, (1553 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anstalten verabredete, die in seinem Gouvernement von Metz nöthig waren; besonders sagte er die Garnison beständig zu vermehren, bei man vier Monate Sold schuldig und die deshalb zum Aufruhr sehr geneigt war. Diese außerordentliche Zahlung sagte den unterlassen in Metz commandirenden Herrn von Gonnetterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieser Stadt große Compagnien regulärer Truppen gezogen, um sie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür so viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die unvollständig mit ihren Compagnien ausgerückt waren, einige alte Officiere und ohne die Gemeinen würde Herr von Gonnetterre nicht mit ihnen fertig geworden seyn. Vieilleville schrieb indessen an den Großprofosen von Metz, ausfindbar genaue Untersuchungen über dieses unmuthmaßige Betragen anzustellen, und auch dabei die Kapitäins, die derselben beschuldigt, nicht zu verschonen, denn er wollte das Sprichwort: „Erst muß man den Hund, und dann den Löwen schlagen" anbringen, und er habe es sich gelungen, die Löwen recht zu fricgen, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unversehens einer Menge mit schwarzen Pferden vor den Thoren von Metz an, welche die Schuldigen in großen Schrecken setzten. Der Großprofos fand sich sogleich mit seinem Untersuchungsgeschäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verschiedenen Plätzen starke Detaschements aufgestellt waren, wurden drei Kapitäins, die beschuldigt wurden, daß sie sich an der Person des Herrn von Gonnetterre vergriffen und auf seine Wache geschossen, vor ihn gestellt. Hier mußten sie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen sodann, nachdem sie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abhieb. Diese Köpfe wurden an die drei Hauptthüre zum großen Schrecken der Milizitruppen, die unter dem Namen Legionnaires dienten, aufgesteckt. Sobald diese sich auch nur zeigten oder zusammenrotten, um verbotene Vorstellungen zu thun, wurden sie sogleich zurückgetrieben, ja oft mit Kugeln abgewiesen. Hundert von diesen Soldaten hatten sich doch mit den Waffen auf einem Platz versammelt. Vieilleville erfuhr es, und schickte sogleich den Sergent-Major St. Chamand dahin an mit einer gebrochenen Botschaft, um sie zu fragen, was sie da zu thun hätten. Sie wurden so muthig zu antworten, daß sie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenschaft über ihre Kapitäins zu haben. Kaum hatten sie dieß gesagt, so ließ St. Chamand eine solche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig sogleich auf dem Platze blieben, und die andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Kapitäins schrieben, es möchte auch an sie die Reihe kommen, liefen alle Vieilleville um ihren Abschied bitten, denn sie könnten ohne diesen nicht auch den Thoren kommen, da sie sehr gut bezahlt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, sondern ließ ihnen nur mündlich sagen: sie könnten gehen, wohin sie wollten; dergleichen Aufrührer brauchte weder der König noch er. Sie machten sich sogleich auf und gingen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Kompagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr dieses und schickte sogleich ein Kommando nach, und ließ sie alle niedermachen. Kaum hatte einer von den Legionairen sich rühren, so wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Ersten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch so in Angst getrieben, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten, bis man ihnen endlich rieth, sich an den Schwiegersohn von Vieilleville, Herrn von Espinay, zu wenden, um ihre Vergebung zu erhalten, welches auch geschah, und Vieilleville bei sie alle vor sich kommen, wo er ihnen nach einer große Strafpredigt hielt, und sie sodann aufstehen hieß, denn sie sagen alle vor ihm auf den Knieen. Diese Auszeichnung erregte eine große Freude, und bei mit Recht, denn Vieilleville hatte schon die Ehre, als er erfuhr, daß die Legionairen unter dem Herrn von Gonnetterre gehn Tage lang nicht auf die Wache gegangen, und also die

Es iſt mein ſtarkes Mädchen, nicht als Weib,
Als Heldin will ich ſie behandelt ſehn.

(Er will gehen.)

Gräfin (hält ihn).

Wo gehſt du hin? Ich hörte Terzky ſagen,
Du denkeſt morgen früh von hier zu gehn,
Uns aber hier zu laſſen.

Wallenſtein.

Ja, ihr bleibt
Dem Schutze wackrer Männer übergeben.

Gräfin.

O nimm uns mit dir, Bruder! Laß uns nicht
In dieſer düſtern Einſamkeit dem Ausgang
Mit ſorgendem Gemüth entgegen harren.
Das gegenwärt'ge Unglück trägt ſich leicht,
Doch grauenvoll vergrößert es der Zweifel
Und der Erwartung Qual dem weit Entfernten.

Wallenſtein.

Wer ſpricht von Unglück? Beſſre deine Rede.
Ich hab ganz andre Hoffnungen.

Gräfin.

So nimm uns mit. O laß uns nicht zurück
In dieſem Ort der traurigen Bedeutung,
Denn ſchwer iſt mir das Herz in dieſen Mauren.

Und wie ein Todtenkeller haucht mich's an,
Ich kann nicht sagen, wie der Ort mir widert.
O führ uns weg! Komm Schwester, bitt' ihn auch,
Daß er uns fortnimmt! Hilf mir, liebe Nichte.

Wallenstein.

Des Ortes böse Zeichen will ich ändern,
Er sey's, der mir mein Theuerstes bewahrte.

Neubrunn (kommt zurück).

Der schwed'sche Herr!

Wallenstein.

Laßt sie mit ihm allein. (ab)

Herzogin (zu Thekla).

Sieh, wie du dich entfärbtest! Kind, du kannst ihn
Unmöglich sprechen. Folge deiner Mutter.

Thekla.

Die Neubrunn mag denn in der Nähe bleiben.

(Herzogin und Gräfin gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Thekla. Der schwedische Hauptmann. Fräul. Neubrunn.

Hauptmann (naht sich ehrerbietig).

Prinzessin — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbesonnen rasches Wort — Wie konnt ich —

Thekla (mit edelm Anſtand).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,
Ein unglückvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick haſſen,
Denn meine Zunge ſprach ein traurig Wort.

Thekla.

Die Schuld iſt mein. Ich ſelbſt entriß es Ihnen,
Sie waren nur die Stimme meines Schickſals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich).

Prinzeſſin, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.

Ich bin darauf gefaßt — Ich will gefaßt ſeyn.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.

Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bey Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſer Vortrab fliehend
Ins Lager ſtürzte, rief: der Feind ſey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns ſchnell
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen ſchon,

In vollem Rosselauf daher gesprengt,
Die Pappenheimer den Verhack, schnell war
Der Graben auch, der sich ums Lager zog,
Von diesen stürm'schen Scharen überflogen.
Doch unbesonnen hatte sie der Muth
Vorausgeführt den andern, weit dahinten
War noch das Fußvolk, nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis sie ihm einen Wink giebt fortzufahren.)

Hauptmann.

Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterey,
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Geteilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben,
Doch Oberst Piccolomini —

(Thekla schwindelnd, faßt einen Sessel)

Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —

Zum Graben winkt er, sprengt, der erste, selbst
Sein edles Roß darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan durchstoßen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachsender Angst begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, sie will sinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt sie in ihren Armen.)

Neubrunn.

Mein theures Fräulein —

Hauptmann (gerührt).

Ich entferne mich.

Thekla.

Es ist vorüber — Bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,
Gleich wilden Tigern fechten sie, es reizt
Ihr starrer Widerstand die unsrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Thekla (mit zitternder Stimme).

Und wo — wo iſt — Sie ſagten mir nicht alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe).

Heut früh beſtatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelſten Geſchlechter,
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer ſchmückte ſeinen Sarg, drauf legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten ſeinem Schickſal nicht,
Denn viele ſind bey uns, die ſeine Großmuth
Und ſeiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und alle rührte ſein Geſchick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet, doch er ſelbſt
Vereitelt' es, man ſagt, er wollte ſterben.

Neubrunn.

(gerührt zu Thekla, welche ihr Angeſicht verhüllt hat)

Mein theures Fräulein — Fräulein, ſehn Sie auf!
O warum mußten Sie darauf beſtehn!

Thekla.

— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.

In einer Kloſterkirche
Bey Neuſtadt iſt er beygeſetzt, bis man
Von ſeinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.

Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.

Sankt Kathrinenſtift.

Thekla.

Iſt's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bey Tirſchenreit

Und Falkenberg durch unſre erſten Poſten.

Thekla.

Wer kommandirt ſie?

Hauptmann.

Oberſt Seckendorf.

Thekla.

(tritt an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuckkäſtchen einen Ring)

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,

Und mir ein menſchlich Herz gezeigt — Empfangen Sie

(indem ſie ihm den Ring giebt)

Ein Angedenken dieſer Stunde — Gehn Sie.

Hauptmann (beſtürzt).

Prinzeſſin —

(Thekla winkt ihm ſchweigend zu gehen und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Thekla. Neubrunn.

Thekla.

(fällt der Neubrunn um den Hals)

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir stets gelobt, beweise dich
Als meine treue Freundin und Gefährtin!
— Wir müssen fort, noch diese Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es ist nur Ein Ort in der Welt,
Wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge.

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdest du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Ist alles, was noch übrig ist von ihm,
Der einz'ge Fleck ist mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anstalt.
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! des Tadels arge Zunge!

Thekla.

Ich ſuche einen auf, der nicht mehr iſt,
Will ich denn in die Arme — o mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwey hilflos ſchwache Weiber?

Thekla.

Wir waffnen uns, mein Arm ſoll dich beſchützen.

Neubrunn.

Bey dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward ihm ſanft
Gebettet, unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! — Und dann die vielen Feindespoſten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es sind Menschen,
Frey geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reise —

Thekla.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit aus dieser Stadt zu kommen?

Thekla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, geh'!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden sucht niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Thekla.

Mein Kavalier verschafft sie. Geh' und ruf' ihn.

Neubrunn.

Wagt er das ohne Wissen seines Herrn?

Stadt unbewacht gelaſſen, alle vor die Thore hinauslaufen, ſie zu umzingeln, und zuſammenſchießen zu laſſen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt, und bald oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionaire ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu Leid, denn er ließe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache kömme wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Ehrenwache abzunehmen, und ließ ſich deßhalb in größter Eil und ſehr geheim einen gewiſſen Hanns Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich, und ſandte ihn zu ſeinen Preſenten geſchickt zu machen. Er verſprach ihm noch überdieß eine Kompagnie deutſcher Reiter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn er nach Thionville ginge, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſatzung bis auf das Maß der Gräben erforſche, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengeſetzten, Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt befinden werde, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch einzuholen.

Hanns Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurückgehen, und eine Kompagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus geborenen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Sekretär Carloix ſehr ſtudiren, und gleichſam auswendig lernen, ſchickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzunehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß alle Truppen nach Italien geſchickt ſeyen, ſo wolle er ſechs Regimenter Landsknechte und ſieben Kompagnien Reiter in Deutſchland werben laſſen; auch habe er dazu durch ſeinen Kredit hunderttauſend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles ſogleich, wobei Vieilleville ſehr darüber, daß er immer wachſam und in ſeinem Dienſte geſchäftig ſey, wieß ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieſer Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Metzin und Luxemburg. Die Werbung in Deutſchland ging ſo gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marſchiren konnten.

Sobald Vieilleville dieſes erfuhr, zog er mit ſeiner Beſatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Beſatzung lagen, zu ihm ſtoßen, und eröffnete, zu nicht geringem Erſtaunen des Grafen von Lavedoe, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieſer Stadt. Gegen Luxemburg ſchickte er ſechs Kompagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mansfeld die Kommunikation zu verhindern. Jetzt kam auch ſeine Artillerie an, die er in ſeinem Arſenal zu Metz hatte zurichten laſſen; ſie beſtand aus zwölf Kanonen von ſtarkem Kaliber, aus zehn Feldſchlangen von achtzehn Fuß lang, und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und Alles dieſes zuſammen machte eine gar artige kleine Armee aus; denn es waren nur allein ſechs junge deutſche Prinzen aus den Häuſern Kanenburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die ſich unter einem ſo großen Meiſter in den Waffen verſuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr auf zwölftauſend Mann beſtehen.

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Italien zurückgekommen, und, da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee bei Vieilleville, und ſchickte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte, gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabei ſeyn und die Unternehmung führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zuſtünde.

Vieilleville war dieſe Dazwiſchenkunft höchſt unangenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn, und man ihm wie dem König gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſähe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienſt des Königs bei dieſer Sache nicht weniger als befördern würde. Der Courier verſicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier ſeyn würde: „Wol,“ ſagte Vieilleville, „wenn er „mir die Hände nicht gebunden hätte durch ſeinen Titel als Generallieutenant von ganz Frankreich, ſo „ſtelle ich mit meinem Kopf daſür, daß wäre in zwei „Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg „geweſen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen „nicht ankommen, und der Feind hat in Metz gar hat „gute Zeit, ſich in Luxemburg feſtzuſetzen.“

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt in zwanzig Tagen an. Voraus ſchickte er den Großmeiſter der Artillerie nach Metz, um Alles anzuſehen. Dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende Mannſchaft bei dieſer Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guiſe dürfe wohl wegbleiben können, und es müſſe einen Mann von Ehre ſehr verdrießen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten, und da, wo Ehre einzuernten ſey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut dummerſtellen, rief er endlich ganz entrüſtet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie muſterte, riefen Etliche zum großen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle ſterben wollen; es iſt ſoon lange, daß wir Sie erwarten.“

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß er nicht ſo lange gewartet, um dieß zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte, daß dieß der ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſchall von Strozzi ſo antwortete, daß man vorher die Meynung der andern Befehlshaber hören müſſe. Sie verſammelten ſich daher aufs Neue in der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin gingen, nahm der Herr von La Mark Vieilleville bei Seite, und ſagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meynung beſtehen ſolle, denn der Herzog und Strozzi hätte ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenant über dieſe Armee ange-

Thekla.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! Und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla.

(ſich beſinnend und ſchmerzvoll vor ſich hinſchauend)
O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel ſchon leidet ſie, die gute Mutter,
Soll ſie auch dieſer letzte Schlag noch treffen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! — Geh' nur, geh.

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt jetzt voll Unruh, theures Fräulein,
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur tiefen Ruh, wie Er ſie auch gefunden.
— O eile! geh! Mach keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerſtickende Band des Schmerzens wird
Sich löſen — Meine Thränen werden fließen.
O geh', wir könnten längſt ſchon auf dem Weg ſeyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich dieſen Mauren
Entrunnen bin — ſie ſtürzen auf mich ein —
Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt' mich das entſetzliche Gewimmel
Aus dieſen Wänden fort, die lebende!

Neubrunn.

Sie ſetzen mich in Angſt und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun ſelber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und rufe gleich den Roſenberg.

(geht ab)

Zwölfter Auftritt.

Thekla.

Sein Geist iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schaar
Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen ſie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorbeerkranz,
Der deine Todtenbahre ſchmückt, gewunden.
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich den Liebenden gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwey himmelſchönen Stunden.
Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen,
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erſter Blick!

(Sie ſinkt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf)

— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Dreyzehnter Auftritt.

Thekla. Fräulein Neubrunn mit dem Stallmeiſter.

Neubrunn.

Hier iſt er, Fräulein, und er will es thun.

Thekla.

Willſt du uns Pferde ſchaffen, Roſenberg?

Stallmeiſter.

Ich will ſie ſchaffen.

Thekla.

Willſt du uns begleiten?

Stallmeiſter.

Mein Fräulein bis ans End' der Welt.

Thekla.

Du kannſt
Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

Stallmeiſter.

Ich bleib' bey Ihnen.

Thekla.

Ich will dich belohnen
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannſt du
Uns aus der Veſtung bringen unentdeckt?

Stallmeiſter.

Ich kann's.

Thekla.

Wann kann ich gehn?

Stallmeiſter.

In dieſer Stunde.

— Wo geht die Reiſe hin?

Thekla.

Nach — ſag's ihm, Neubrunn!

Neubrunn.

Nach Neuſtadt.

Stallmeiſter.

Wohl, ich geh' es zu beſorgen. (ab)

Neubrunn.

Ach, da kommt ihre Mutter, Fräulein.

Thekla.

Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Thekla. Neubrunn. Die Herzogin.

Herzogin.

Er iſt hinweg, ich finde dich gefaßter.

Thekla.

Ich bin es, Mutter — Laſſen Sie mich jetzt
Bald ſchlafen gehen und die Neubrunn um mich ſeyn.
Ich brauche Ruh.

Herzogin.

Du sollst sie haben, Thekla.

Ich geh' getröstet weg, da ich den Vater

Beruhigen kann.

Thekla.

Gut' Nacht denn, liebe Mutter.

(sie fällt ihr um den Hals und umarmt sie in großer Bewegung)

Herzogin.

Du bist noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.

Du zitterst ja so heftig und dein Herz

Klopft hörbar an dem meinen.

Thekla.

Schlaf wird es

Besänftigen — Gut' Nacht, geliebte Mutter!

(indem sie aus den Armen der Mutter sich losmacht, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

(Buttlers Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Buttler. Major Geraldin.

Buttler.

Zwölf rüſtige Dragoner ſucht ihr aus,
Bewaffnet ſie mit Piken, denn kein Schuß
Darf fallen — An dem Eßſaal nebenbey
Verſteckt ihr ſie, und wenn der Nachtiſch auf-
Geſetzt, dringt ihr herein und ruft: Wer iſt
Gut kaiſerlich? — Ich will den Tiſch umſtürzen —
Dann werft ihr euch auf Beide, ſtoßt ſie nieder.
Das Schloß wird wohl verriegelt und bewacht,
Daß kein Gerücht davon zum Fürſten dringe.
Geht jetzt — Habt ihr nach Hauptmann Deveroux
Und Macdonald geſchickt?

Geraldin.

Gleich ſind ſie hier

(geht ab)

Buttler.

Kein Aufſchub iſt zu wagen. Auch die Bürger
Erklären ſich für ihn, ich weiß nicht, welch

Ein Schwindelgeist die ganze Stadt ergriffen.
Sie sehn im Herzog einen Friedensfürsten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.
Der Rath hat Waffen ausgetheilt, schon haben
Sich Ihrer hundert angeboten, Wache
Bey ihm zu thun. Drum gilt es, schnell zu seyn,
Denn Feinde drohn von außen und von innen.

Zweyter Auftritt.

Buttler. Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Macdonald.

Da sind wir, General.

Deveroux.

Was ist die Losung?

Buttler.

Es lebe der Kaiser!

Beide (treten zurück).

Wie?

Buttler.

Haus Oestreich lebe!

Deveroux.

Ist's nicht der Friedland, dem wir Treu geschworen?

Macdonald.

Sind wir nicht hergeführt, ihn zu beschützen?

Buttler.

Wir einen Reichsfeind und Verräther schützen?

Deveroux.

Nun ja, du nahmst uns ja für ihn in Pflicht.

Macdonald.

Und bist ihm ja hieher gefolgt nach Eger.

Buttler.

Ich that's, ihn desto sichrer zu verderben.

Deveroux.

Ja so!

Macdonald.

Das ist was anders.

Buttler (zu Deveroux).

Elender!

So leicht entweichst du von der Pflicht und Fahne?

Deveroux.

Zum Teufel, Herr! Ich folgte deinem Beyspiel,
Kann der ein Schelm seyn, dacht' ich, kannst du's auch.

Macdonald.

Wir denken nicht nach. Das ist deine Sache!
Du bist der General und kommandirst,
Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

Buttler (besänftigt).

Nun gut! Wir kennen einander.

Macdonald.

Ja, das denk' ich.

Deveroux.

Wir ſind Soldaten der Fortuna, wer
Das meiſte bietet, hat uns.

Macdonald.

Ja, ſo iſt's.

Buttler.

Jetzt ſollt ihr ehrliche Soldaten bleiben.

Deveroux.

Das ſind wir gerne.

Buttler.

Und Fortüne machen.

Macdonald.

Das iſt noch beſſer.

Buttler.

Hört an.

Beide.

Wir hören.

Buttler.

Es iſt des Kaiſers Will' und Ordonanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu ſehen.

Deveroux.

So ſteht's im Brief.

wirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes, und nicht bei dem kleinen Thurm wohl angegriffen werden, welcher Meynung auch alle Anweſenden beipflichteten, da ſie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn anſahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieilleville darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behaupte, müſſe er das ganze Conſeil widerlegen, und er wolle ſich nur dabei bewähren, damit er in dem Dienſt des Königs ſeinen Anſeenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerſchmettert wurde und eine ansehnliche Breche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Berathung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten muſterten durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald abgewieſen, und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen. Sie bei der Breche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſre Kanonen auf den Mauern ſtanden, und wir doch nicht in die Stadt kommen.

Den folgenden Tag der Belagerung befahl Strozzy auch die Felſchlangen über den Fluß zu bringen, und die Stadt zuſammen zu ſchießen. Er wagte ſich ſelbſt ſo weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er noch einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſem ſagte er: Beim Heuker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener, und Eure Gnaden auch. Der Herzog erinnerte ihn an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus: „Was für einen „Jeſus? fährt Ihr mir hier an? Ich weiß nichts von „Gott — mein Feuer iſt aus“ — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte, und ihm ſagte, daß er bald vor Gottes Angeſicht ſeyn werde, antwortete er: „Nun beim T—! ich werde da ſeyn, wo alle Andern ſind, die ſeit ſechstauſend Jahren geſtorben.“ und mit dieſen Worten verſchied er. So endigte ſich das Leben eines Mannes, der ſeine Religion hatte, wie er ſagen den Abend vorher, da er bei Vieilleville ſprichte, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieilleville ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift ſtehe, und da, wo ſie nichts davon ſagte, man auch nicht weiter forſchen ſolle. Da iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy darauf, dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfunden, wenn ſie nur wahr wäre; worauf Vieilleville ſich ſtellte, als wenn er die Kot ließ blöte, und hinaus ging, und ein Gelübde that, mit einem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König gethan, Thionville in Kurzen Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles ſo anzuführen, wie er es für gut finde; er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun fing Vieilleville auf ſeiner Seite die Trauchern an, daß Artillerie von Metz kommen, und ſchon den dritten Tag wurde das kleine Thürmgen zuſammengeſchoſſen; den ſandten wagte man einen Generalſturm. Vieilleville an der Spitze, allein er wurde abgeſchlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hanns Klauer. Vieilleville wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weggeſchoſſen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen, und ſetzte den Sturm ſo heftig fort, daß er mit kreißig Mann in die Stadt drang; Carvode erſchrack darüber, und kapitulirte ſogleich. Die ganze Garniſon und alle Einwohner mußten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzuſehen, wie Greiſe, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog von Guiſe blieb dort dabei. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſetzt, an welche die Häuſer verkauft wurden; das herauf geſetzte Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es für ſeine Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Karls V., zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und ſchickte Vieilleville deswegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen, als möglich, zuzuſchicken. Beide Heere, jedes von ſechzigtauſend Mann, ſtanden jetzt gegen einander: beide Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchritte thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in den Feine merkte, ſchickte in der größten Stille, und ohne Jemands Wiſſen, einen ſehr klugen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieſer mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieilleville den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hierdurch ſeine Klugheit und der Ferne bewieſen, und ſo vieles Blut verſpannt habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der König Vieilleville zu ſprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen. wo er ſehr gut empfangen wurde; beſonders geſiel es der Königin ſehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutſchen Prinzen und Feldherrn goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Bruſtbild vorgeſtellt war, und dieſes letztere ſo gleichend, daß auch der berühmteſte Künſtler im Portraitiren damaliger Zeit, Maumend Janet, dieſes geſtehen mußte. Der König unterredte ſich oft und viel mit Vieilleville, und kam ſelbſt darauf zu reden, daß der Herzog von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg, und die ſchnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem täglichen Ende des Marſchalls Strozzy, wo aber Vieilleville als ſeiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten laſſen müſſe.

Macdonald.

Ja, lebend oder todt!

Buttler.

Und fürſtliche Belohnung wartet deſſen,
An Geld und Gütern, der die That vollführt.

Deveroux.

Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, Ja! Wir wiſſen ſchon!
So eine goldne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und ſo was.
— Der Fürſt zahlt beſſer.

Macdonald.

Ja, der iſt ſplendid.

Buttler.

Mit dem iſt's aus. Sein Glücksſtern iſt gefallen.

Macdonald.

Iſt das gewiß?

Buttler.

Ich ſag's euch.

Deveroux.

Iſt's vorbey
Mit ſeinem Glück?

Buttler.

Vorbey auf immerdar.
Er iſt ſo arm wie wir.

Macdonald.

So arm wie wir?

Deveroux.

Ja Macdonald, da muß man ihn verlaſſen!

Buttler.

Verlaſſen iſt er ſchon von Zwanzigtauſend.
Wir müſſen mehr thun, Landsmann. Kurz und gut:
— Wir müſſen ihn tödten.

(Beide fahren zurück.)

Beide.

Tödten!

Buttler.

Tödten ſag' ich.
— Und dazu hab' ich euch erleſen.

Beide.

Uns?

Buttler.

Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Deveroux (nach einer Pauſe).

Wählt einen andern.

Macdonald.

Ja, wählt einen andern.

Buttler (zu Deveroux).

Erſchreckt's dich, feige Memme? Wie? Du haſt
Schon deine dreißig Seelen auf dir liegen —

Deveroux (steht bedenklich).

Es geht nicht.

Macdonald.

Nein, es geht nicht?

Buttler.

Nun denn, so geht — und — schickt mir Pestalutzen.

Deveroux (singt).

Den Pestalutz — Hum!

Macdonald.

Was willst du mit diesem?

Buttler.

Wenn ihr's verschmäht, es finden sich genug —

Deveroux.

Nein, wenn er fallen muß, so können wir
Den Preis so gut verdienen, als ein anderer.
— Was denkst du, Bruder Macdonald?

Macdonald.

Ja wenn
Er fallen muß und soll und 's ist nicht anders,
So mag ich's diesem Pestalutz nicht gönnen.

Deveroux (nach einigem Besinnen).

Wann soll er fallen?

Buttler.

Heut, in dieser Nacht,
Denn morgen stehn die Schweden vor den Thoren.

Deveroux.

Stehſt du mir für die Folgen, General?

Buttler.

Ich ſteh' für alles.

Deveroux.

Iſt's des Kaiſers Will'?

Sein netter, runder Will'? Man hat Exempel,
Daß man den Mord liebt und den Mörder ſtraft.

Buttler.

Das Manifeſt ſagt: lebend oder todt.
Und lebend iſt's nicht möglich, ſeht ihr ſelbſt —

Deveroux.

Todt alſo! Todt — Wie aber kommt man an ihn?
Die Stadt iſt angefüllt mit Terzkyſchen.

Macdonald.

Und dann iſt noch der Terzky und der Illo —

Buttler.

Mit dieſen beiden fängt man an, verſteht ſich.

Deveroux.

Was? Sollen die auch fallen?

Buttler.

Die zuerſt.

Macdonald.

Hör Deveroux — das wird ein blut'ger Abend.

Deveroux.

Haſt du ſchon deinen Mann dazu? Trag's mir auf.

Buttler.

Dem Major Geraldin iſt's übergeben.
Es iſt heut Faßnacht und ein Eſſen wird
Gegeben auf dem Schloß, dort wird man ſie
Bey Tafel überfallen, niederſtoßen —
Der Peſtalutz, der Leßley ſind dabey —

Deveroux.

Hör' General! Dir kann es nichts verſchlagen.
Hör' — laß mich tauſchen mit dem Geraldin.

Buttler.

Die kleinere Gefahr iſt bey dem Herzog.

Deveroux.

Gefahr! Was, Teufel! denkſt du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug, nicht ſeinen Degen fürcht' ich.

Buttler.

Was kann ſein Aug dir ſchaden?

Deveroux.

Alle Teufel!
Du kennſt mich, daß ich keine Memme bin.
Doch ſieh, es ſind noch nicht acht Tag, daß mir
Der Herzog zwanzig Goldſtück' reichen laſſen,
Zu dieſem warmen Rock, den ich hier anhab' —

Und wenn er mich nun mit der Pike sieht
Dastehn, mir auf den Rock sieht — sieh — so — so —
Der Teufel hohl mich! ich bin keine Memme.

Buttler.

Der Herzog gab dir diesen warmen Rock,
Und du, ein armer Wicht, bedenkst dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Hing ihm der Kaiser um, den Fürstenmantel.
Wie dankt er's ihm? Mit Aufruhr und Verrath.

Deveroux.

Das ist auch wahr. Den Danker hohl der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

Buttler.

Und willst du dein Gewissen
Beruhigen, darfst du den Rock nur ausziehn.
So kannst du's frisch und wohlgemuth vollbringen.

Macdonald.

Ja! da ist aber noch was zu bedenken —

Buttler.

Was giebt's noch zu bedenken, Macdonald?

Macdonald.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
Er ist nicht zu verwunden, er ist fest.

Buttler (führt auf).

Was wird er —

Macdonald.

Gegen Schuß und Hieb! Er ist
Gefroren, mit der Teufelskunst behaftet,
Sein Leib ist undurchdringlich, sag ich dir.

Deveroux.

Ja, ja! In Ingolstadt war auch so einer,
Dem war die Haut so fest wie Stahl, man mußt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederschlagen.

Macdonald.

Hört, was ich thun will!

Deveroux.

Sprich.

Macdonald.

Ich kenne hier
Im Kloster einen Bruder Dominikaner,
Aus unsrer Landsmannschaft, der soll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Wasser,
Und einen kräft'gen Segen drüber sprechen,
Das ist bewährt, hilft gegen jeden Bann.

Buttler.

Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wählt aus dem Regimente zwanzig, dreißig
Handfeste Kerls, laßt sie dem Kaiser schwören —

Wenn's eilf geschlagen — wenn die ersten Runden
Passirt sind, führt ihr sie in aller Stille
Dem Hause zu — Ich werde selbst nicht weit seyn.

Devereux.

Wie kommen wir durch die Hartschiers und Garden,
Die in dem innern Hofraum Wache stehn?

Buttler.

Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch Einen Mann vertheidigt wird.
Mir giebt mein Rang und Amt zu jeder Stunde
Einlaß beym Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und schnell mit einem Dolchstoß in die Kehle
Durchbohr' ich den Hartschier und mach' euch Bahn.

Devereux.

Und sind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Fürsten, ohne daß
Das Hofgesind' erwacht und Lärmen ruft?
Denn er ist hier mit großem Comitat.

Buttler.

Die Dienerschaft ist auf dem rechten Flügel,
Er haßt Geräusch, wohnt auf dem linken ganz allein.

Devereux.

Wär's nur vorüber, Macdonald — Mir ist
Seltsam dabey zu Muthe, weiß der Teufel.

Macdonald.

Mir auch. Es ist ein gar zu großes Haupt.
Man wird uns für zwey Böswichter halten.

Buttler.

In Glanz und Ehr' und Ueberfluß könnt ihr
Der Menschen Urtheil und Gered' verlachen.

Deveroux.

Wenn's mit der Ehr' nur auch so recht gewiß ist.

Buttler.

Seyd unbesorgt. Ihr rettet Kron und Reich
Dem Ferdinand. Der Lohn kann nicht gering seyn.

Deveroux.

So ist's sein Zweck, den Kaiser zu entthronen?

Buttler.

Das ist er! Kron und Leben ihm zu rauben!

Deveroux.

So müßt' er fallen durch des Henkers Hand,
Wenn wir nach Wien lebendig ihn geliefert?

Buttler.

Dieß Schicksal könnt er nimmermehr vermeiden.

Deveroux.

Komm Macdonald! Er soll als Feldherr enden,
Und ehrlich fallen von Soldatenhänden.

(Sie gehen ab.)

und es nicht schicklich seyn würde dieses weiter zu verbreiten. Strozzy war nämlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieser Gelegenheit bekam Vieilleville das Barret als Marschall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht sogleich um diese Charge geschrieben habe, als Strozzy gestorben, wo er sie dann gewiß ihm, und nicht dem Herrn von Thermes würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er seinem König nicht zugemuthet hätte, so lange der Feldzug dauerte, diese Charge zu besetzen, indem Alle, die darauf Anspruch machten, um sie zu verdienen, sich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geschehen sey; wie dieß auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo jeden des gröbsten Grosse mit beinahe zweitausend Pferden die Armee verließen.

Der König wünschte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Cateau Cambresis beiwohnte, welches er auch that, und er brachte es durch seine weisen Rathschläge in Kurzem so weit, daß sie den 2. April 1559 abgeschlossen waren, mit welcher Nachricht er selbst an den König geschickt wurde. Der König erklärte bei dieser Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, diesen Frieden Niemand als ihm schuldig sey, denn durch ihn Muth habe er den ersten Anstoß geben lassen. Der Staatsminister mußte vierzehen Säcke, jeden mit tausend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehen, und seinem Schwiegersohn und Neffen, Espinay und Thevalle, vier schenkte.

Kurz darauf trafen die spanischen Gesandten in Paris ein; es befanden sich dabei außer dem Herzog von Alba funfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Festen gegeben wurden. Während derselben sannte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlamente zu halten, und ein Merkuriale daselbst anzustellen. Es hat dieses den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an diesem Tage sich alle Präsidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Personen in einem großen Saal versammeln, um über die Sitten und sowohl öffentliche als Privatlebenart dieses Gerichtshofes Untersuchung anzustellen. Der König sollte bei einer solchen Gelegenheit durch seinen Generalprokurator vortragen lassen, daß unter ihrem Corps Manche sich befänden, deren Glauben verdächtig sey, und die der falschen Lehre Luthers anhingen; man könne es schon daraus schließen, daß alle, die der Ketzerei beschuldigt würden, lossagebrochen, und kein Einziger zum Tod verdammt würde. „Und sollte dieses,“ setzte der Kardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, den König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majestät fest am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchristlichster König entgegen ist. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba dieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majestät Tochter zu feiern, ein sehr erbauliches Schauspiel seyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf hölzernen Pfay als lutherische Ketzer verbrennen zu sehen.“ Der König verstand sich zu einer solchen Sitzung, und bestimmte sie gleich auf den andern Tag.

Vieilleville, der, als erster Kammerjunker, in des Königs Kammer schlief, sagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Kardinal und die Geistliche dieses wohl thun könnten; für Se. Majestät schicke es sich aber nicht; man müßte den Priestern überlassen, was nur eine Priesterfrage sey. Da der König dessen ungeachtet bei seinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einst mals zwischen König Ludwig XI. und dem Marschall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI. bei welchem der Bischof von Angiers sehr in Gnaden stand, besahl diesem, nach Lyon zu gehen, und die sechstausend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen geschickt. Der Marschall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, stellte sich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edelleuten gestellt und gesperrt vor, und fragte ganz trocken, ob Se. Majestät nichts nach Angiers zu bestellen habe? Der König fragte: was ihn so schnell nach unternunthet dahin führe? Der Marschall antwortete, daß er dort ein Kapitel zu halten und Priester einzusetzen habe, indem er eben jetzund den Bischof verstellen könne, als der Bischofsthron General verstelle. Der König schämte sich darüber, daß er die Ordnung so umgekehrt, sieß den Bischof, der schon auf der Reise war, wieder zurückrufen, und schickte den Marschall nach Lyon. Eben so, fuhr Vieilleville fort, möchte der Kardinal, wenn Ew. Majestät die Geschäfte eines Theologen oder Inquisitors verstehen, und Sie halten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren führt, wie man zu Pferde sitzen muß, wie man salutirt und trotzig und stolz ausbringt. Ueberlich Ew. Majestät die Ferndse mit der Traurigkeit paaren? Denn Lestres würde der Fall sein, wenn solche übertige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm sich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es sogleich, und da er in der Nacht den König nicht sprechen konnte, verfügte sich er die ganze Gesellschaft den andern Morgen mit dem Frühesten bei dem König, und machte ihm die Hölle so heiß, daß er glaubte, selbst verdammt zu seyn, wenn er nicht hingienge, und der Zug setzte sich sogleich in Marsch. Bei der Sitzung selbst vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg seine Religion mit solchem Eifer und Festigkeit, daß der König sehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückzog, vieles Murren, so daß er nachher gestand, wie es ihm sehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den ersten Juni 1559 erhöhte der König das große Turnier, mit welchem die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten sich bei dieser Gelegenheit besonders ausgesucht. Vieilleville lob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Um ritterwaffen von diesen körperlichen Anstrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Prinzessin der Madame Elisabeth mit dem König von Spanien, in diesen Nanen der Herzog von Alba sie beirathete, vor. Die feierlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach sie ab, weil er leidenschaftlich das Turnieren liebte, und dieses wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem sich die französische Noblesse schon hinreichend gezeigt hätte, es sey auch Zeit sey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margarethe, seiner Schwester, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erst gegen Ende des Junius Alles dazu bereit sein könne, indem er Piemont, Sa-

Dritter Auftritt.

Ein Saal, aus dem man in eine Gallerie gelangt, die sich weit nach hinten verliert.

Wallenstein (sitzt an einem Tisch). Der schwedische Hauptmann (steht vor ihm). Bald darauf Gräfin Terzky.

Wallenstein.

Empfehlt mich eurem Herrn. Ich nehme Theil
An seinem guten Glück, und wenn ihr mich
So viele Freude nicht bezeigen seht,
Als diese Siegespost verdienen mag,
So glaubt, es ist nicht Mangel guten Willens,
Denn unser Glück ist nunmehr eins. Lebt wohl!
Nehmt meinen Dank für eure Mub. Die Vestung
Soll sich euch aufthun morgen, wenn ihr kommt.

(Schwedischer Hauptmann geht ab. Wallenstein sitzt in tiefen Gedanken, starr vor sich hinsehend, den Kopf in die Hand gesenkt. Gräfin Terzky tritt herein, und steht eine Zeitlang vor ihm unbemerkt, endlich macht er eine rasche Bewegung, erblickt sie und faßt sich schnell)

Kommst du von ihr? Erholt sie sich? Was macht sie?

Gräfin.

Sie soll gefaßter seyn nach dem Gespräch,
Sagt mir die Schwester — Jetzt ist sie zu Bette.

Wallenstein.

Ihr Schmerz wird sanfter werden. Sie wird weinen.

Gräfin.

Auch dich, mein Bruder, sind ich nicht wie sonst.
Nach einem Sieg erwartet' ich dich heitrer.
O bleibe stark! Erhalte du uns aufrecht,
Denn du bist unser Licht und unsre Sonne.

Wallenstein.

Sey ruhig. Mir ist nichts — Wo ist dein Mann?

Gräfin.

Zu einem Gastmahl sind sie, er und Illo.

Wallenstein.

(steht auf und macht einige Schritte durch den Saal)

Es ist schon finstre Nacht — Geh' auf dein Zimmer.

Gräfin.

Heiß mich nicht gehn, o laß mich um dich bleiben.

Wallenstein (ist ans Fenster getreten).

Am Himmel ist geschäftige Bewegung,
Des Thurmes Fahne jagt der Wind, schnell geht
Der Wolken Zug, die Mondessichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle.
— Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein dort,
Der einzelne, ist aus der Kassiopeja,
Und dahin steht der Jupiter — Doch jetzt
Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

(Er versinkt in Tiefsinn und sieht starr hinaus)

Gräfin.

(die ihm traurig zusieht, faßt ihn bey der Hand)

Was sinnst du?

Wallenstein.

Mir däucht, wenn ich ihn sähe, wär' mir wohl.
Es ist der Stern der meinem Leben strahlt,
Und wunderbar oft stärkte mich sein Anblick.

(Pause)

Gräfin.

Du wirst ihn wieder sehn.

Wallenstein.

(ist wieder in eine tiefe Zerstreuung gefallen, er ermuntert sich, und wendet sich schnell zur Gräfin)

Ihn wiedersehn? — O niemals wieder!

Gräfin.

Wie?

Wallenstein.

Er ist dahin — ist Staub!

Gräfin.

Wen meynst du denn?

Wallenstein.

Er ist der glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt
Das Schicksal keine Tücke mehr, — sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darinn zurück,

Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg iſt er über Wunſch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm iſt wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt!

Gräfin.

Du ſprichſt von Piccolomini. Wie ſtarb er?
Der Bote ging juſt von dir, als ich kam.

(Wallenſtein bedeutet ſie mit der Hand zu ſchweigen.)

O wende deine Blicke nicht zurück!
Vorwärts in hell're Tage laß uns ſchauen.
Freu' dich des Siegs, vergiß was er dir koſtet.
Nicht heute erſt ward dir der Freund geraubt,
Als er ſich von dir ſchied, da ſtarb er dir.

Wallenſtein.

Verſchmerzen werd' ich dieſen Schlag, das weiß ich,
Denn was verſchmerzte nicht der Menſch! Vom Höchſten
Wie vom Gemeinſten lernt er ſich entwöhnen,
Denn ihn beſiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen.
Denn Er ſtand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge

Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.

Gräfin.

Verzag' nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Ist reich genug, sich selber zu beleben.
Du liebst und preisest Tugenden an ihm,
Die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet.

Wallenstein (an die Thüre gehend).

Wer stört uns noch in später Nacht? — Es ist
Der Kommendant. Er bringt die Vestungsschlüssel.
Verlaß uns, Schwester, Mitternacht ist da.

Gräfin.

O mir wird heut so schwer von dir zu gehn,
Und bange Furcht bewegt mich.

Wallenstein.

Furcht! Wovor?

Gräfin.

Du möchtest schnell wegreisen diese Nacht,
Und beym Erwachen fänden wir dich nimmer.

Wallenstein.

Einbildungen!

Gräfin.

O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen geängstigt,
Und wenn ich wachend sie bekämpft, sie fallen
Mein banges Herz in düstern Träumen an.
— Ich sah dich gestern Nacht mit deiner ersten
Gemahlin, reich gepuzt, zu Tische sitzen —

Wallenstein.

Das ist ein Traum erwünschter Vorbedeutung,
Denn jene Heirath stiftete mein Glück.

Gräfin.

Und heute träumte mir, ich suchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthause
Zu Gitschin war's, die du gestiftet hast,
Und wo du willst, daß man dich hin begrabe.

Wallenstein.

Dein Geist ist nun einmal damit beschäftigt.

Gräfin.

Wie? Glaubst du nicht, daß eine Warnungsstimme
In Träumen vorbedeutend zu uns spricht?

Wallenstein.

Dergleichen Stimmen giebt's — Es ist kein Zweifel!
Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Mahlt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Es machte mir stets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs liest.
Der König fühlte das Gespenst des Messers
Lang vorher in der Brust, eh' sich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh, es jagt ihn auf in seinem Louvre,
Ins Freye trieb es ihn, wie Leichenfeyer
Klang ihm der Gattin Krönungsfest, er hörte
Im ahnungsvollen Ohr der Füße Tritt,
Die durch die Gassen von Paris ihn suchten —

Gräfin.

Sagt dir die inn're Ahnungsstimme nichts?

Wallenstein.

Nichts. Sey ganz ruhig!

Gräfin (in düstres Nachsinnen verloren).

Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, liefst du vor mir

Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thüren ſchlugen
Zuſammen, krachend — keuchend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefaßt mit kalter Hand,
Du warſt's, und küßteſt mich, und über uns
Schien eine rothe Decke ſich zu legen —

Wallenſtein.

Das iſt der rothe Teppich meines Zimmers.

Gräfin (ihn betrachtend).

Wenn's dahin ſollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir ſteht —

(Sie ſinkt ihm weinend an die Bruſt.)

Wallenſtein.

Des Kaiſers Achtsbrief ängſtigt dich. Buchſtaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

Gräfin.

Find' er ſie aber, dann iſt mein Entſchluß
Gefaßt — ich führe bey mir, was mich tröſtet.

(geht ab)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Gordon. Dann der Kammerdiener.

Wallenſtein.

Iſt's ruhig in der Stadt?

Gordon.

Die Stadt ist ruhig.

Wallenstein.

Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist
Von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen?

Gordon.

Dem Grafen Terzky und dem Feldmarschall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.

Wallenstein (vor sich).

Es ist des Sieges wegen — Dies Geschlecht
Kann sich nicht anders freuen, als bey Tisch.

(Klingelt. Kammerdiener tritt ein.)

Entkleide mich, ich will mich schlafen legen.

(Er nimmt die Schlüssel zu sich.)

So sind wir denn vor jedem Feind bewahrt,
Und mit den sichern Freunden eingeschlossen,
Denn alles müßt' mich trügen, oder ein
Gesicht wie dies (auf Gordon schauend)
ist keines Heuchlers Larve.

(Kammerdiener hat ihm den Mantel, Ringkragen und die Feldbinde abgenommen.)

Gieb Acht! was fällt da?

Kammerdiener.

Die goldne Kette ist entzwey gesprungen.

Nun, ſie hat lang genug gehalten. Gieb.

(Indem er die Kette betrachtet)

Das war des Kaiſers erſte Gunſt. Er hing ſie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich ſie bis heut.
— Aus Aberglauben, wenn ihr wollt. Sie ſollte
Ein Talisman mir ſeyn, ſo lang ich ſie
An meinem Halſe glaubig würde tragen,
Das flücht'ge Glück, deß erſte Gunſt ſie war,
Mir auf Zeitlebens binden — Nun es ſey!
Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieſes Bannes Kraft iſt aus.

(Kammerdiener entfernt ſich mit den Kleidern. Wallenſtein ſteht auf, macht einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt nachdenkend vor Gordon ſtehen)

Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.
Ich ſeh' mich wieder an dem Hof zu Burgau,
Wo wir zuſammen Edelknaben waren.
Wir hatten öfters Streit, du meynteſt's gut,
Und pflegteſt gern den Sittenprediger
Zu machen, ſchalteſt mich, daß ich nach hohen Dingen
Unmäßig ſtrebte, kühnen Träumen glaubend,
Und prieſeſt mir den goldnen Mittelweg.
— Ey, deine Weisheit hat ſich ſchlecht bewährt,
Sie hat dich früh zum abgelebten Manne

wenen und mehrere andere Bedingungen bei dieſer Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber, und ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königlichen Prinzeſſin gäbe man wohlgemeſſen hundert und fünfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margarethe ihr Leben in einer Abtei endigen ſollte, ſo würde dieſes nicht der erſte und letzte Fall bei einer königlichen Prinzeſſin ſeyn, die ohnedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes Alles ſtatt ſeiner Antwort vernahm, that ſein Recht wohl aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſpeiſen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieilleville war, von dieſer Sache geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihm zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgefaßten Artikel, worin bemerkt war, daß Frankreich das Marquiſat Saluzzo behielte. Als der König dieſes geleſen hatte, winkte er die Marquiſe ſollten Vieilleville mit, mit der Anweiſung, daß ſein Vater Unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt, und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum ins Spiel brachte, und ſeinen Vater ſogar der Tyrannei beſchuldigte, ſammelte er, und ſo teute ihm, nur ſo viel geſagt zu haben.

Den letzten Juniuß 1559 wurde des Morgens ein großes Tournier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieilleville, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſetzte, konnte er ſich nicht enthalten, zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Urſache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum Dritten der Graf von Montgommery, ein großer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Borges und Kapitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, der unſäge Revanche haben. Indem er ihm verſicherte, auch dem Vater gebrauche habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch gezittert habe, daß Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte Juniuß Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beide ſtießen jetzt aufeinander, und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickterweiſe den geſplitterten Schaft nicht auf der Hand, wie es gewöhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Viſier, ſo daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ſieß die Zügel fallen, und hielt ſich am Hals des Pferdes; dieſes rannte bis ans Ziel, wo die zwei erſten Stallmeiſter, dem Gebrauch gemäß, hielten, und das Pferd aufzingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er ſagte mit ſehr ſchwacher Stimme, er ſey des Todes. Die Wundärzte kamen zuſammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ſtecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern die Köpfe abgeſchlagen wurden. Verſuche daran anzuſtellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich, und ließ die Königin rufen, der er anſtrug, die Hochzeit doch ſobald vollziehen zu laſſen, und Vieilleville, der ſchon das Dorfet als Marſchall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor ſich, der König hatte ſchon die Sprache verloren und den Tag darauf den 10. Juliuß 1559 gab er den Geiſt aus. Vieilleville ordnet an ihm einen Herrn, der ihm über Alles ſchätze, und ihn ſogar zum Connetable einſt würde ernannt haben, wie er ſich ſchon hatte verlauten laſſen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um ſich zu haben, ſein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Cypinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren ſich die Guiſen nach dem Tode Heinrichs II. anmaßten, veranlaßte die bekannte Verſchwörung von Amboiſe. Ein gewiſſer la Regnaudye verſprach ſich heimlich erfahrner Kapitäne, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vierteil Fußvolk herum, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen, und dem König ſeine Freiheit zu geben. Es wurde dieſes auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Corps geſchickt werden, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen von den Ruthen und die Diez bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürſten am treuſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag ſetzte Vieilleville in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt, und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung reden mußte; darzu eine ſeine Wendung überlegt er ſich derſelben, indem er den König anredete: „Da „der Zweck dieſes Corps, an das Ew. Majeſtät mir „die Ehre anthun wollen, mich zu ſchicken, ſo groß iſt, daß es eine wahre Revolution genannt werden „kann, ſo würden ſie mir nicht glauben, wenn ich „ihnen Verzeihung verſtünde. Es muß dieſes ein „Prinz thun, damit ſie verſichert ſind, es ſey dieſes „ein königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um „beſtenwillen, der es übertragt hat, nicht zurück„nehmen werden.“

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit dieſem Auftrag verſchont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geſchickt wurde, hatte den Verdruß, daß die ſiunfzehn Edelleute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren, ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf alle Vorſtellungen, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Re-

Gemacht, und würde dich, wenn ich mit meinen
Großmüth'gern Sternen nicht dazwischen träte,
Im schlechten Winkel still verlöschen lassen.

Gordon.

Mein Fürst! Mit leichtem Muthe knüpft der arme Fischer
Den kleinen Nachen an im sichern Port,
Sieht er im Sturm das große Meerschiff stranden.

Wallenstein.

So bist du schon im Hafen alter Mann?
Ich nicht. Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge,
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttin noch,
Ein Jüngling ist der Geist, und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingegangen.

(Er geht mit großen Schritten durchs Zimmer, und bleibt auf der entgegengesetzten Seite, Gordon gegenüber, stehen.)

Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?
Zwar jetzo schien ich tief herabgestürzt,

Doch werd' ich wieder steigen, hohe Flut
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen —

Gordon.

Und doch erinn're ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück,
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet.
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Wallenstein (lächelnd).

Den alten Gordon hör' ich wieder sprechen.
— Wohl weiß ich, daß die ird'schen Dinge wechseln,
Die bösen Götter fodern ihren Zoll,
Das wußten schon die alten Heydenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freywill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon.

(Nach einer Pause, ernst und stiller)

Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel
Der liebste Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen,
Als dieser Schlag mich hat geschmerzt — Der Neid
Des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet ist
Auf das geliebte reine Haupt der With,
Der mich zerschmetternd sollte niederschlagen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Seni.

Wallenstein.

Kommt da nicht Seni? Und wie außer sich!
Was führt dich noch so spät hieher, Baptist?

Seni.

Furcht deinetwegen, Hoheit.

Wallenstein.

Sag, was giebt's?

Seni.

Flieh, Hoheit, eh' der Tag anbricht. Vertraue dich
Den Schwedischen nicht an.

Wallenstein.

Was fällt dir ein?

Seni (mit steigendem Ton).

Vertrau' dich diesen Schweden nicht.

Wallenstein.

Was ist's denn?

Seni.

Erwarte nicht die Ankunft dieser Schweden!
Von falschen Freunden droht dir nahes Unheil.
Die Zeichen stehen grausenhaft, nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

Wallenstein.

Du träumst, Baptist, die Furcht bethöret dich.

Seni.

O glaube nicht, daß leere Furcht mich täusche.
Komm, sieh es selbst in dem Planetenstand,
Daß Unglück dir von falschen Freunden droht.

Wallenstein.

Von falschen Freunden stammt mein ganzes Unglück,
Die Weisung hätte früher kommen sollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

Seni.

O komm und sieh! Glaub deinen eignen Augen.
Ein greulich Zeichen steht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns — O laß dich warnen!
Nicht diesen Heyden überliefre dich,
Die Krieg mit unsrer heilgen Kirche führen.

Wallenstein (lächelnd).

Schallt das Orakel daher? — Ja! Ja! Nun
Besinn' ich mich — Dieß schwed'sche Bündniß hat
Dir nie gefallen wollen — Leg dich schlafen
Baptista! Solche Zeichen fürcht' ich nicht.

Gordon.

(der durch diese Reden heftig erschüttert worden, wendet sich zu Wallenstein.)

Mein fürstlicher Gebieter! Darf ich reden?
Oft kommt ein nützlich Wort aus schlechtem Munde.

Wallenſtein.

Sprich frey!

Gordon.

Mein Fürſt! Wenn's doch kein leeres Furchtbild wäre,
Wenn Gottes Vorſehung ſich dieſes Mundes
Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

Wallenſtein.

Ihr ſprecht im Fieber, einer wie der andre.
Wie kann mir Unglück kommen von den Schweden?
Sie ſuchten meinen Bund, er iſt ihr Vortheil.

Gordon.

Wenn dennoch eben dieſer Schweden Ankunft —
Gerade die es wär', die das Verderben
Beflügelte auf Ihr ſo theures Haupt —
(vor ihm niederſtürzend)
O noch iſt's Zeit, mein Fürſt —

Seni (kniet nieder).

O hör ihn! hör ihn!

Wallenſtein.

Zeit, und wozu? Stehet auf — Ich will's, ſteht auf.

Gordon (ſteht auf).

Der Rheingraf iſt noch fern. Gebieten Sie,
Und dieſe Veſtung ſoll ſich ihm verſchließen.
Will er uns dann belagern, er verſuch's.
Doch ſag' ich dies: Verderben wird er eher

Mit seinem ganzen Volk vor diesen Wällen,
Als unsres Muthes Tapferkeit ermüden.
Erfahren soll er, was ein Heldenhaufe
Vermag, beseelt von einem Heldenführer,
Dem's ernst ist, seinen Fehler gut zu machen.
Das wird den Kaiser rühren und versöhnen.
Denn gern zur Milde wendet sich sein Herz,
Und Friedland, der verzeihend wiederkehrt,
Wird höher stehn in seines Kaisers Gnade,
Als je der niegefallne hat gestanden.

Wallenstein.

(Betrachtet ihn mit Befremdung und Erstaunen, und schweigt eine Zeitlang, eine starke innre Bewegung zeigend.)

Gordon — des Eifers Wärme führt euch weit.
Es darf der Jugendfreund sich was erlauben.
— Blut ist geflossen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiser mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben lassen.
Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehn,
Daß es den liebsten Freund mir würde kosten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt gesprochen —
Kann seyn, ich hätte mich bedacht — kann seyn
Auch nicht — Doch was nun schonen noch? Zu ernsthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn seinen Lauf!

(Indem er ans Fenster tritt.)

Sieh, es iſt Nacht geworden, auf dem Schloß
Iſt's auch ſchon ſtille — Leuchte Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdeſſen ſtill eingetreten, und mit ſichtbarem Antheil in der Ferne geſtanden, tritt hervor, heftig bewegt, und ſtürzt ſich zu des Herzogs Füßen.)

Du auch noch? Doch ich weiß es ja, warum
Du meinen Frieden wünſchest mit dem Kaiſer.
Der arme Mensch! Er hat im Kärnthnerland
Ein kleines Gut und ſorgt, ſie nehmen's ihm,
Weil er bey mir iſt. Bin ich denn ſo arm,
Daß ich den Dienern nicht erſetzen kann?
Nun! Ich will niemand zwingen. Wenn du meynſt,
Daß mich das Glück geſtoßen, ſo verlaß mich.
Heut magſt du mich zum letztenmal entkleiden,
Und dann zu deinem Kaiſer übergehn —
Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß,
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt. Gordon bleibt in der Dunkelheit ſtehen, dem Herzog mit den Augen folgend, bis er in dem äußerſten Gang verſchwunden iſt; dann drückt er durch Gebärden ſeinen Schmerz aus, und lehnt ſich grauvoll an eine Säule.)

Sechster Auftritt.

Gordon. Buttler (anfangs hinter der Scene).

Buttler.

Hier ſtehet ſtill, bis ich das Zeichen gebe.

Gordon (fährt auf).

Er iſt's, er bringt die Mörder ſchon.

Buttler.

Die Lichter
Sind aus. In tiefem Schlafe liegt ſchon alles.

Gordon.

Was ſoll ich thun? Verſuch' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?

Buttler (erſcheint hinten).

Vom Korridor her ſchimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Fürſten.

Gordon.

Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiſer? Und entkommt er,
Des Feindes Macht verſtärkend, lad' ich nicht
Auf mein Haupt alle fürchterlichen Folgen?

Buttler (etwas näher kommend).

Still! Horch! Wer ſpricht da?

Gordon.

Ach, es iſt doch beſſer,
Ich ſtell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Daß ich zu ſo groſſer That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er umkommt,
Doch ſeine Rettung wäre meine That,
Und jede ſchwere Folge müßt' ich tragen.

Buttler (hervortretend).

Die Stimme kenn' ich.

Gordon.

Buttler!

Buttler.

Es iſt Gordon.
Was ſucht Ihr hier? Entließ der Herzog Euch
So ſpät?

Gordon.

Ihr tragt die Hand in einer Binde?

Buttler.

Sie iſt verwundet. Dieſer Illo focht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden ſtreckten —

Gordon (ſchaudert zuſammen).

Sie ſind todt!

Buttler.

Es iſt geſchehn.
— Iſt er zu Bett?

Gordon.

Ach Buttler!

Buttler (dringend).

Iſt er? Sprecht!
Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

Gordon.

Er ſoll nicht ſterben. Nicht durch euch! Der Himmel
Will euren Arm nicht. Seht, er iſt verwundet.

Buttler.

Nicht meines Armes braucht's.

Gordon.

Die Schuldigen
Sind todt; genug iſt der Gerechtigkeit
Geſchehn! Laßt dieſes Opfer ſie verſöhnen!

(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger auf dem Mund Stillſchweigen gebietend.)

Er ſchläft! O mordet nicht den heil'gen Schlaf!

Buttler.

Nein, er ſoll wachend ſterben.

(will gehen)

Gordon.

Ach, ſein Herz iſt noch
Den ird'ſchen Dingen zugewendet, nicht
Gefaßt iſt er, vor ſeinen Gott zu treten.

stellen zu halten. Diese sanftern Edelleute wurden durch verschiedene Todesarten hingerichtet, und sie beschwerten sich Alle nicht sowohl über ihren Tod, als über die Treulosigkeit des Herzogs von Montmorenci. Einer von ihnen, ein Herr von Castelnau, war ihm sogar diese Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte seine Hände in das rauchende Blut seiner so eben hingerichteten Kameraden, erhob sie gen Himmel, und rief eine Rache, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier selbst, der sie zum Tode verdammt hatte, wurde so sehr darüber betroffen, daß er krank nach Hause kam, und einige Tage darauf starb. Kurz vor seinem Ende schickte ihn der Kardinal von Lothringen selbst, dem er, als er wegging, nachrief: „Herr Abbimmler Kardinal, ich bringst ihn um die Seligkeit, „und mit der!“

Hingegen wollte Vieilleville den Auftrag nicht ausschlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Rest der Verschwornen zu strafen. Er that dieses mit so viel Klugheit und Güte, daß es ihm gelang, siebenhundert Mann zu überfallen und niederzumachen. Die Gefangenen, worunter der Kapitän war, ließ er aber los, weil es ihm unmenschlich schien, Leute von Ehre, die ihrem Dienst als brave Soldaten vorgiengen, eines schmählichen Todes sterben zu lassen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er sie würde eingeliefert haben.

Darauf gütlich ausgestellte Unterhandlungen setzte Vieilleville in große Gunst bei dem König und den Guisen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Neuerungen unruhig gewesen waren. Er hatte strafbare Instruktionen dabei erhalten, denn ihm fand es frei, nicht nur die Anführer zu fassen, die bei diesem Auflaufe die Waffen genommen, sondern auch sogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der sieben Kompagnien Gendarmes bei sich hatte, ließ den größten Theil seiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete sogleich die Bürgerschaft, ließ ohne Aufsehen der Religion beträchtlich Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozeß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion sagen, sondern sie nur als Rebellen gegen den König verdammen sollte. Auf diese Art stellte Vieilleville die Ruhe her, und schonte den Parteigeist, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht seyn, wenn er nur die Reformirten bestraft hätte.

Der Hof hielt sich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé. Binder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieilleville zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu befragen. Vieilleville war aber schlau genug, dieses zu merken, und sagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Aufrührer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Bastille zu schicken, indem es Sr. Majestät zum großen Vortheil gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Lebengestrebt, hinrichten zu lassen. Der König nahm diesen Rath sehr wohl auf, und befahl nachher Vieilleville selbst, daß er ihn auf die Probe setzen habe.

Die Uneinigkeiten zwischen dem König von Navarre auf der einen Seite, und dem König und den Guisen auf der andern, wurden indessen immer größer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringschätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guisen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in diesen Zeiten die Prinzessin, in sein Gouvernement zurückzukehren; allein besonders die Königin drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in diesen kritischen Zeiten am Hofe haben, um seine Ratschläge, die immer sehr weise waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch anderseits, nach Deutschland zu reisen, um den mit dem König verbündeten Churfürsten und Fürsten des Reichs die Verhältnisse mit dem König von Navarra und seinem Bruder vorzustellen, damit der Hof nicht im neuen Licht erscheine.

Allein diesen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz II. ein Ende, der den 16ten December 1560 erfolgte. Jetzt wendete sich Alles an den König von Navarra, und selbst die Königin, die als Vormünderin des jungen fünfzehnjährigen Königs Karl IX. mitregierte, ernannte denselben zum Generalstatthalter des Reichs: eine weise Maßregel, um die verschiedenen Religionsparteien, die sehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu stellen. Vieilleville hatte sie der Königin angerathen. Beide Guisen entfernten sich bei diesen ihnen ungünstigen Umständen; der Kardinal ging auf seine Abtei nach der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier schmiedete er mit seinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marschall von St. André und Andern, seine Plane, die Entbehrer zu vertilgen; und dieses ist die Quelle, aus der alle Unruhen entstanden, die hernach das Königreich verwüsteten. Da sei Vieilleville sah, daß der König von Navarra und die Königin gut mit einander standen, drang er darauf, in sein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verstattete. Er war aber nicht lange in Metz, so wurde er vor seinen Anherrn abgefordert, nach Deutschland als außerordentlicher Gesandter zu gehen, um dem Kaiser und den Fürsten die Thronbesteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm sogleich die Reise in Begleitung von sechzig Pferden. Zuerst begab er sich zum Churfürsten von Baiern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieser Stadt nach Weimar, wo Vieilleville von Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm sehr wohl empfangen wurde. Er überreichte ihnen ihre Pensionen, welche Heinrich II. ihnen als Nachkommungen Karls des Großen zugesichert hatte, jedem zu viertausend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kassel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege so gar schlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag nach einer festlichen Reichsreise nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen, und besonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der ersten Audienz beim Kaiser, Ferdinand I., sagte dieser: „Seyn „Sie mir willkommen, Herr von Vieilleville, „ob Sie mir gleich Ihr Gouvernement von Metz und „die übrige, Reichsstädte, welche Frankreich dem „deutschen Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffe „lange, Sie zu sehen.“ Der Kaiser nahm ihn sogleich mit in sein Zimmer, wo sie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieser Gelegenheit wurde sich Vieilleville, daß sie ganz allein im Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders

Buttler.

Gott iſt barmherzig! (will gehen)

Gordon (hält ihn).

Nur die Nacht noch gönnt ihm.

Buttler.

Der nächſte Augenblick kann uns verrathen. (will fort)

Gordon (hält ihn).

Nur eine Stunde!

Buttler.

Laßt mich los. Was kann

Die kurze Friſt ihm helfen?

Gordon.

O die Zeit iſt

Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tauſend Körner Sandes, ſchnell wie ſie
Bewegen ſich im Menſchen die Gedanken.
Nur eine Stunde! Euer Herz kann ſich,
Das ſeinige ſich wenden — Eine Nachricht
Kann kommen — ein beglückendes Ereigniß
Entſcheidend, rettend, ſchnell vom Himmel fallen —
O was vermag nicht eine Stunde!

Buttler.

Ihr erinnert mich,
Wie koſtbar die Minuten ſind.

(Er ſtampft auf den Boden.)

Siebenter Auftritt.

Macdonald. Deveroux mit Hellebardierern treten hervor. Dann Kammerdiener. Vorige.

Gordon.

(sich zwischen ihn und jene werfend)

Nein Unmensch!

Erst über meinen Leichnam sollst du hingehn,
Denn nicht will ich das Gräßliche erleben.

Buttler (ihn weg drängend).

Schwachsinn'ger Alter!

(Man hört Trompeten in der Ferne.)

Macdonald und Deveroux.

Schwedische Trompeten!

Die Schweden stehn vor Eger! Laßt uns eilen!

Gordon.

Gott! Gott!

Buttler.

An euren Posten, Kommendant.

(Gordon stürzt hinaus.)

Kammerdiener (eilt herein.)

Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog schläft!

Deveroux.

(mit lauter fürchterlicher Stimme)

Freund! Jetzt ist's Zeit zu lärmen!

Kammerdiener (Geſchrey erhebend).

Hilfe! Mörder!

Buttler.

Nieder mit ihm!

Kammerdiener.

(von Deveroux durchbohrt, ſtürzt am Eingang der Gallerie)

Jeſus Maria!

Buttler.

Sprengt die Thüren!

(Sie ſchreiten über den Leichnam weg, den Gang hin. Man hört in der Ferne zwey Thüren nach einander ſtürzen — Dumpfe Stimmen — Waffengetöſe — dann plötzlich tiefe Stille.)

Achter Auftritt.

Gräfin Terzky (mit einem Lichte).

Ihr Schlafgemach iſt leer, und ſie iſt nirgends
Zu finden, auch die Neubrunn wird vermißt,
Die bey ihr wachte — Wäre ſie entflohn?
Wo kann ſie hingeflohen ſeyn! Man muß
Nacheilen, alles in Bewegung ſetzen!
Wie wird der Herzog dieſe Schreckenspoſt
Aufnehmen! — Wäre nur mein Mann zurück
Vom Gaſtmahl! Ob der Herzog wohl noch wach iſt?
Mir war's, als hört' ich Stimmen hier und Tritte.
Ich will doch hingehn, an der Thüre lauſchen.
Horch! wer iſt das? Es eilt die Trepp' herauf.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Gordon. Dann Buttler.

Gordon.

(eilfertig, athemlos hereinstürzend)

Es ist ein Irrthum — es sind nicht die Schweden.
Ihr sollt nicht weiter gehen — Buttler — Gott!
Wo ist er?

(indem er die Gräfin bemerkt)

Gräfin, sagen Sie —

Gräfin.

Sie kommen von der Burg? Wo ist mein Mann?

Gordon (entsetzt).

Ihr Mann! — O fragen Sie nicht! Gehen Sie
Hinein — (will fort.)

Gräfin (hält ihn).

Nicht eher, bis Sie mir entdecken —

Gordon (heftig dringend).

An diesem Augenblicke hängt die Welt!
Um Gotteswillen gehen Sie — Indem
Wir sprechen — Gott im Himmel!

(laut schreyend)

Buttler! Buttler!

Gräfin.

Der ist ja auf dem Schloß mit meinem Mann.

(Buttler kommt aus der Gallerie)

Gordon (der ihn erblickt).

Es war ein Irrthum — Es sind nicht die Schweden —
Die Kaiserlichen sind's, die eingedrungen —
Der Generalleutnant schickt mich her, er wird
Gleich selbst hier seyn — Ihr sollt nicht weiter gehn —

Buttler.

Er kommt zu spät.

Gordon (stürzt an die Mauer).

Gott der Barmherzigkeit!

Gräfin (ahnungsvoll).

Was ist zu spät? Wer wird gleich selbst hier seyn?
Octavio in Eger eingedrungen?
Verrätherey! Verrätherey! Wo ist
Der Herzog?

(eilt dem Gange zu.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Seni. Dann Bürgermeister. Page. Kammerfrau. Bediente (rennen schreckensvoll über die Scene).

Seni.

(der mit allen Zeichen des Schreckens aus der Gallerie kommt)

O blutige, entsetzensvolle That!

Gräfin.

Was ist

Geschehen, Seni?

Page (herauskommend).

O erbarmenswürd'ger Anblick!

(Bediente mit Fackeln)

Gräfin.

Was iſt's? Um Gotteswillen!

Sent.

Fragt ihr noch?

Drinn liegt der Fürſt ermordet, euer Mann iſt

Erſtochen auf der Burg.

(Gräfin bleibt erſtarrt ſtehen)

Kammerfrau (eilt herein).

Hilf! Hilf der Herzogin!

Bürgermeiſter (kommt ſchreckenvoll).

Was für ein Ruf

Des Jammers weckt die Schläfer dieſes Hauſes?

Gordon.

Verflucht iſt euer Haus auf ew'ge Tage!

In eurem Hauſe liegt der Fürſt ermordet.

Bürgermeiſter.

Das wolle Gott nicht!

(ſtürzt hinaus)

Erſter Bedienter.

Flieht! Flieht! Sie ermorden

Uns alle!

Zweiter Bedienter (Silbergeräth tragend).

Da hinaus. Die untern Gänge sind besetzt.

(Hinter der Scene wird gerufen.)

Platz! Platz dem Generalleutnant!

(Bey diesen Worten richtet sich die Gräfin aus ihrer Erstarrung auf, faßt sich und geht schnell ab.)

(Hinter der Scene.)

Besetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!

Eilfter Auftritt.

Vorige, ohne die Gräfin. Octavio Piccolomini tritt herein mit Gefolge. Deveroux und Macdonald kommen zugleich aus dem Hintergrunde mit Hellebardierern. Wallensteins Leichnam wird in einem rothen Teppich hinten über die Scene getragen.

Octavio (rasch eintretend).

Es darf nicht seyn! Es ist nicht möglich! Buttler!
Gordon! Ich will's nicht glauben. Saget nein.

Gordon.

(ohne zu antworten, weist mit der Hand nach hinten. Octavio sieht hin und steht von Entsetzen ergriffen)

Deveroux (zu Buttler).

Hier ist das goldne Vließ, des Fürsten Degen!

Macdonald.

Befehlt ihr, daß man die Kanzley —

Buttler (auf Octavio zeigend).

Hier steht er,

Der jetzt allein Befehle hat zu geben.

(Deveroux und Macdonald treten ehrerbietig zurück; alles verliert sich still, daß nur allein Buttler, Octavio und Gordon auf der Scene bleiben.)

Octavio (zu Buttlern gewendet).

War das die Meinung, Buttler, als wir schieden?
Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieser ungeheuren That
Nicht schuldig.

Buttler.

Eure Hand ist rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

Octavio.

Ruchloser!
So mußtest du des Herrn Befehl misbrauchen,
Und blutig grauenvollen Meuchelmord
Auf deines Kaisers heilgen Nahmen wälzen?

Buttler (gelassen).

Ich hab' des Kaisers Urthel nur vollstreckt.

Octavio.

O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben giebt, dem schnell

Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die fest unwiederruflich, angekettet!
Mußt' es so rasch gehorcht seyn? Konntest du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen?
Des Menschen Engel ist die Zeit — die rasche
Vollstreckung an das Urtheil anzuheften,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

Buttler.

Was scheltet ihr mich? Was ist mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan,
Ich hab' das Reich von einem furchtbarn Feinde
Befreyt, und mache Anspruch auf Belohnung.
Der einz'ge Unterschied ist zwischen eurem
Und meinem Thun: ihr habt den Pfeil geschärft,
Ich hab' ihn abgedrückt. Ihr sä'tet Blut,
Und steht bestürzt, daß Blut ist aufgegangen.
Ich wußte immer, was ich that, und so
Erschreckt und überrascht mich kein Erfolg.
Habt ihr sonst einen Auftrag mir zu geben?
Denn steh'nden Fußes reis' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaisers Thron
Zu legen und den Beyfall mir zu holen,
Den der geschwinde, pünctliche Gehorsam
Von dem gerechten Richter fodern darf.

(geht ab)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Buttler. Gräfin Terzky (tritt auf, bleich und entstellt. Ihre Sprache ist schwach und langsam, ohne Leidenschaft.)

Octavio (ihr entgegen).

O Gräfin Terzky, mußt' es dahin kommen?
Das sind die Folgen unglückselger Thaten.

Gräfin.

Es sind die Früchte Ihres Thuns — Der Herzog
Ist todt, mein Mann ist todt, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Hofgesinde fort.
Ich bin die letzte drinn, ich schloß es ab,
Und liefre hier die Schlüssel aus.

Octavio (mit tiefem Schmerz).

O Gräfin,
Auch mein Haus ist verödet!

Gräfin.

Wer soll noch
Umkommen? Wer soll noch mißhandelt werden?
Der Fürst ist todt, des Kaisers Rache kann
Befriedigt seyn. Verschonen Sie die alten Diener!

war, wo die Franzosen ihrem Herrn fast die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieses sogar gegen den Kaiser, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu seyn mit funfzig bis sechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieses sey, da ein Pascha nur dreißig Stunden von der Stadt läge. Der Kaiser besahl sogleich an jedes Thor starke Wachen zu legen; doch schränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Pascha nicht aufmerksam zu machen, darauf ein, auf dem höchsten Thurm einen Wächter zu setzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen sollte. Der Kaiser wollte, daß dieses Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen sollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiser gab, sah Vieilleville die Prinzessin Elisabeth, des römischen Königs Maximilians Tochter und Niece des Kaisers. Ihm fiel sogleich der Gedanke bei, daß diese sahme Prinzessin der König seim Herr zur Gemahlin wählen sollte, und er nahm es auf seine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiser davon zu sprechen, dem dieser Antrag sehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei seiner Rückkehr nach Frankreich davon sprach, annahm.

Vieilleville war zwei wiebet in Metz angelangt, und gebachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Gesandter würde gehen müssen. Er reiste sogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald seine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Absicht seiner Reise war hauptsächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Elisabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfange sehr gegen seinen Antrag war, so gut einzuleiten, daß, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu seiner Audienz bei der Königin vorgelassen wurde. Inbessen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch diese Belagerung bald aufgeben, und kurz darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guise den schon siegenden Prinzen völlig aufs Haupt schlug. Der Marschall von St. André hatte die Avantgarde des Königs kommandirt, war zu dem Herzog von Guise gestoßen, und verfolgte nur mit wenig oder funfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André stößt auf einen Kapitän der leichten Kavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon flog. Man ruft sich einander an, der Marschall antwortet zuerst und nennt sich. Bobigny flüt über seine Truppen her, macht sie nieder und nimmt den Marschall gefangen. Dieser Kapitän war ehedem in des Marschalls Diensten gewesen, hatte aber einen Stallmeister erschossen. St. André ließ ihm den Prozeß machen, und da er nach Deutschland ausgewichen war, im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marschall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln, und das Vergangene zu vergessen. Inbessen entwaffnete Bobigny den Marschall, und ließ sich sein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten sie fort, als der Prinz von Porcien von der Condé'schen Partie kam, diesen Gefangenen sah und ihm die Hand gab. Der Marschall bot sich ihm sogleich als Gefangener an, und der Prinz faßte ihn an Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieser setzte sich zur Wehr, und da Alles darüber scheie, wie dies ungerecht sey, daß ein Prinz einem Geringern seinen Verdienst rauben wollte, ließ Porcien davon ab. Kaum war Bobigny tausend oder zweihundert Schritte vom Prinzen entfernt, so wendete er sich zu dem Marschall mit den Worten: „Du hast mir durch deine „schlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich „dir nicht trauen kann, du hast dein Wort gebrochen. Du wirst mich rumiren, wenn du wieder los „kommst. Du hast mich im Bett hängen lassen, mein „Vermögen eingezogen und es meinen Bedienten gegeben; du hast mein ganzes Haus ruinirt. Die „Stunde ist gekommen, wo dir Gottes Urtheil trift.“ und hiemit schoß er dem Marschall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marschalls von Frankreich tröstete in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, besonders war Vieilleville untröstlich darüber. Es wurde vom sogleich das Verbot eines Marschalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich selbst begab sich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er schlug es aus. Er wollte nicht einer Person in ihrer Stelle folgen, die er so über Alles geliebt hatte. Der König entwarf über dieses Ausschlagen, ging selbst zu Vieilleville; er fand ihn trostlos auf dem Bette liegen, und besahl ihm den Marschallsstab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über diese Gnade, konnte sich nicht länger weigern; er fiel seinem König zu Füßen und empfing aus seinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geschickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Zuträgereien des dortigen Kommandanten, Herrn von Villebon, setzte, und doch zu besorgen war, daß der Admiral Coligny auf diese Stadt losgehen möchte. Dieser Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte sich sehr unfreundschaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernsten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magistratsperson, reformirter Religion, entdeckt, die sich heimlich in die Stadt zu schleichen und vergrabenes Geld wegzuschaffen gewußt hatte. Dieses wurde entdeckt, und der Gouverneur Villebon ließ diesen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und seinen Körper zum allgemeinen Aergernis mißhandelt da liegen. Niemand traute sich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieses, war sehr darüber aufgebracht und befahl sogleich, ihn zur Erde zu bestatten. Das Geld, welches Beitzgrund bei sich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verschwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, schickte eine seiner Kreaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marschall, um zu erforschen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieser aber von dem Marschall gekommen, als er ihn so hart anließ, daß er vor Beschämung weinte, und als er sich auf seine Parlamentsstelle berief, wollte ihn Vieilleville sogar zum Fenster hinaus werfen lassen. Dieser Rath ging darauf zu Villebon und sagte ihm, daß der Marschall von ihm gesagt habe, wie er unwürdig wäre, Kommandant der Stadt zu seyn. Villebon, aufgebracht über diese falsche Nachricht, ging fünf oder sechs Tage nicht zu Vieilleville. Die setzen sich endlich in der Kirche, gegen einander, und der Marschall nimmt ihn zum Essen mit nach Hause. Nach Tische fängt Villebon von der Sache an;

Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu
Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!
Das Schicksal überraschte meinen Bruder
Zu schnell, er konnte nicht mehr an sie denken.

Octavio.

Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfin!
Die schwere Schuld ist schwer gebüßt, der Kaiser
Versöhnt, nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als sein Ruhm und sein Verdienst.
Die Kaiserin ehrt Ihr Unglück, öffnet Ihnen
Theilnehmend ihre mütterlichen Arme.
Drum keine Furcht mehr! Fassen Sie Vertrauen,
Und übergeben Sie sich hoffnungsvoll
Der kaiserlichen Gnade.

Gräfin.

(mit einem Blick zum Himmel)

Ich vertraue mich
Der Gnade eines größern Herrn — Wo soll
Der fürstliche Leichnam seine Ruhstatt finden?
In der Karthause, die er selbst gestiftet,
Zu Gitschin ruht die Gräfin Wallenstein,
An ihrer Seite, die sein erstes Glück
Gegründet, wünscht' er, dankbar, einst zu schlummern.
O lassen Sie ihn dort begraben seyn!
Auch für die Reste meines Mannes bitt' ich

Um gleiche Gunst. Der Kaiser ist Besitzer
Von unsern Schlössern, gönne man uns nur
Ein Grab noch bey den Gräbern unsrer Ahnen.

Octavio.

Sie zittern, Gräfin — Sie verbleichen — Gott!
Und welche Deutung geb' ich Ihren Reden?

Gräfin.

(sammelt ihre letzte Kraft und spricht mit Lebhaftigkeit und Adel)

Sie denken würdiger von mir, als daß Sie glaubten,
Ich überlebte meines Hauses Fall.
Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben —
Es sollte nicht seyn — Doch wir denken königlich,
Und achten einen freyen, muth'gen Tod
Anständiger als ein entehrtes Leben.
— Ich habe Gift . . . . .

Octavio.

O rettet! helft!

Gräfin.

Es ist zu spät.
In wenig Augenblicken ist mein Schicksal
Erfüllt.

(Sie geht ab.)

Gordon.

O Haus des Mordes und Entsetzens!

(Ein Kourier kommt und bringt einen Brief)

Gordon (tritt ihm entgegen).

Was giebt's? Das iſt das kaiſerliche Siegel.

(Er hat die Aufſchrift geleſen, und übergiebt den Brief dem Octavio mit einem Blick des Vorwurfs)

Dem Fürſten Piccolomini.

(Octavio erſchrickt und blickt ſchmerzvoll zum Himmel. Der Vorhang fällt.)

Weimar,
gedruckt bey den Gebrüdern Gädicke.

Gedichte

von

Friederich Schiller.

Erſter Theil.

Leipzig, 1800.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

BIBLIOTECA
REGIA
HONACENSIS

Innhalt.

	Seite
Das Mädchen aus der Fremde. 1796.	3
Klage der Ceres. 1796.	5
Der Tanz. 1795.	11
Das Geheimniß. 1797.	15
Das Glück. 1795.	17
Der Genius. 1795.	23
Die Worte des Glaubens. 1797.	28
Die Theilung der Erde. 1796.	30
Kolumbus. 1795.	32
Odyssens. 1795.	33
Die Bürgschaft. 1798.	34
Der Abend. 1795.	41
Die Ideale. 1795.	42
Die Blumen. 1782.	47
Der Spaziergang. 1795.	49
Spruch des Confucius. 1795.	66

Seite

Des Mädchens Klage. 1798. 67

Die Geschlechter. 1796. 69

Menschliches Wissen. 1795. 72

Ritter Toggenburg. 1797. 73

Das eleusische Fest. 1798. 78

Die Begegnung. 1797. 89

Das Lied von der Glocke. 1799. 91

Spruch des Confucius. 1799. 112

Der Kampf mit dem Drachen. 1798. 113

Der Taucher. 1797. 129

Der Handschuh. 1797. 139

Der Ring des Polykrates. 1797. 143

Archimedes und der Schüler. 1795. 149

Die Antike an den Wanderer. 1795. 150

Dithyrambe. 1796. 151

Poesie des Lebens. 1795. 153

Die Kraniche des Ibykus. 1797. 155

Die Erwartung. 1796. 165

Die Sänger der Vorwelt. 1796. 169

Der Gang nach dem Eisenhammer. 1797. 171

	Seite
Licht und Wärme. 1797.	184
Der Kaufmann. 1795.	185
Der Sämann. 1795.	186
Pegaſus im Joche. 1795.	187
Der philoſophiſche Egoiſt. 1795.	192
Würden. 1795.	194
Das Geſchenk. 1796.	195
Macht des Weibes. 1796.	196
Die Johanniter. 1795.	197
An die Proſelytenmacher. 1795.	198
Der Metaphyſiker. 1795.	199
Deutſche Treue. 1795.	200
Nadowetiſche Todtenklage. 1797.	202
Hoffnung. 1797.	205
Die zwey Tugendwege. 1795.	206
Die Zerſtörung von Troja. 1792.	207
Das Reich der Formen. 1795.	262
An Göthe. 1800.	270
Schakeſpears Schatten. 1796.	275
Der Kampf. 1786.	279

der Marſchall ſaß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird blaß, ſagt, daß Alle die, welche behaupten, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen. der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick liegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt. Villebon ſitzt zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorſichtig Anſtalten getroffen ſein. Alle, die herein brechen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und zur Hülfe herbei marſchirte, preſſirte ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung auch Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde die Ruhe ruhig. Jedermann ſchmiegte ſich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marſchalls. Er verzieh aber Allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten, und beorderte das her den Marſchall, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie geſiegt, Vieilleville ſey bei den Unruhen von Rouen getödtet worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgegeben worden, als ſie gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey, und in ſein Gouvernement zurückkehren würde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency kommandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in eilliten Wochen übergieng. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, unruhe zu dämpfen, betrug Vieilleville ſich mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte, ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen von Condé geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Kapitän von Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt: eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den ein gen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Espinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war Alles dieſes vor ſich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpenſier mit großem Ungeſtüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König ſchlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungeſtümer und weinte endlich ſogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich ſtand. Der König wird ſich nicht mehr zu helfen und ſchickt an Vieilleville eine vertraute Perſon ab, die Sache vorzutragen, wie ſie war. Vieilleville war ſogleich geneigt, ſeine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es iſt mir nur leid,“ ſagte er blos, „daß ich ſo tapferer Prinz ſich der Waffen eines Weibes bedienet hat, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, und mit mein Glück zu tanzen.“ Zugleich ſchickte ihm der König zehntauſend Thaler als Geſchenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Brief des Königs vorgeleſen wurde, worin ihm nie Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter ſeine beiden Schwiegerſöhne, der auch ſeine Hoffnungen verloren.

Der letzte Dienſt, den Vieilleville ſeinem Könige und dem Staat leiſtete, war bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft an die Schweizer-Kantons, mit welchen er ein Bündniß ſchloß, das vortheilhafter war, als alle vorhergehenden. In ſeinem Schloß Durefital, wo er ſich in den letzten Zeiten ſeines Lebens aufhielt, beſuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen ganzen Monat da blieb und ſich mit der Jagd bei ihm beluſtigte. Dieſer Verbindung mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er betam einen Tages Gift, und dieſes würkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betrübt über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten November 1571 ein Mann, der ſein wahrer Vater bei Volk, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Noch ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtörern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot von M. N. bearbeitet.

(Jene 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebte ſchon ſein siebentes Jahrhundert, und, obgleich von der politiſchen Schaubühne beinahe verſchwunden, ſtehet er für den Philoſophen der Menſchheit ſehr ewige Zeiten als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar bredt der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wie dieſen jetzt mit mittelmäßigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ein Zeitalter ſo heilig, ſo feierlich geweſen. Er ſteht aber ſteht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf ſeinem nie erſtiegenen Felſe, und verleitet in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr iſt, bleiben wie wie vor einem umgeſtürzten Dom

Seite

Die Götter Griechenlandes. 1788. 281

Pompeji und Herkulanum. 1796. 288

Resignation. 1786. 293

Die Worte des Wahns. 1799. 298

An Emma. 1796. 300

Hektors Abschied. 1780. 301

Votivtafeln. 1796. 303

Manie. 1799. 325

Die Hochzeit der Thetis. 1789. 327

Würde der Frauen. 1795. 330

Abschied vom Leser. 1795. 334

Schillers Gedichte.

Das Mädchen

aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal gebohren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder gieng beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Klage der Ceres.

Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hayn erwachen Lieder,
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang iſt's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur,
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur,

Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du Zeus! sie mir entrissen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote seyn?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind,
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal,
Ehret nicht der Göttinn Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, flieg ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherinn.
Ach ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,

Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,

Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein! Nicht ganz ist sie entflohen,
Nein! Wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nakte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Saamens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,

tätten oder einem trojanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir und nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kreuzzug wann, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, eben so überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Barbarey herabzuschlagen zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich stärkenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu seyn. Der Vorzug besserer Begriffe, besserer Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, feinerer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unsern Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers ausdörrte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreiche Energie des Charakters vernichtet. Die Heroinen des Mittelalters setzen an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig geborchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, über verfeinerten Duft, uns wohl rühmen, daß wir an unsre Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte seinen Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerste an das Theilste zu setzen und einem blos idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Positiver an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmacktesten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize liegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunft-Idee, die über jedes noch so mächtige Gesicht ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Geschäfte den Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese nothwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechtern Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein besserer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, stimmt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer geistesschwachen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der blose Enthusiasmus, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, vergeht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, hüten sich einer weitern Nachweis reden unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eignen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenmythe von einem Apostel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Ordensstatut heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Sinnlichkeit einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer, zu bluten befiehlt; wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorber zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Gebuld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einen ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speise reicht, und sich seinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? Die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erstaunen die Geschichte des freiwilligen Untergangs jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzherre, durch die

Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu gebohren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach sie sind mir theure Boten
Süße Stimmen vom Cozyt!

Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüssen
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfliessen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter mahlen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Der Tanz.

Siehe wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen, den Boden berühret kaum der gestügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzo, als wollt es mit Macht durchreissen die Kette des Tanzes
Schwingt sich ein beldes Paar dort in den dichtesten Reihn.

Schnell vor ihm her entſteht ihm die Bahn, die hinter ihm ſchwindet,
Wie durch magiſche Hand öfnet und ſchließt ſich der Weg.
Sieh! Jezt ſchwand es dem Blick, in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieſer beweglichen Welt.
Nein, dort ſchwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt ſich,
Nur mit verändertem Reiz ſtellet die Regel ſich her.
Ewig zerſtört, es erzeugt ſich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich wie geſchieht's, daß raſtlos erneut die Bildungen ſchwanken,
Und die Ruhe beſteht in der bewegten Geſtalt?
Jeder ein Herrſcher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt;
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maaß.

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen ſagen,
Zu viele Lauſcher waren wach,
Den Blick nur durft ich ſchüchtern fragen,
Und wohl verſtand ich, was er ſprach.
Leis komm' ich her in deine Stille,
Du ſchön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt.

Von ferne mit verworrnem Sauſen
Arbeitet der geſchäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brauſen
Erkenn' ich ſchwerer Hämmer Schlag.
So ſauer ringt die kargen Looſe
Der Menſch dem harten Himmel ab,
Doch leicht erwerben, aus dem Schooße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menſchen nie es hören,
Wie treue Lieb' und ſtill beglückt:
Sie können nur die Freude ſtören,
Weil Freude nie ſie ſelbſt entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehaſcht,
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh dich die Mißgunſt überraſcht.

Leis auf den Zähen kommt's geſchlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht,
Mit ſchnellen Füßen iſt's entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O ſchlinge dich, du ſanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dieß Heiligthum.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöfet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, iſt ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm iſt, eh er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh er die Mühe beſtand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der ſein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parce bezwingt,

Aber nicht erzwingt er das Glück und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor unwürdigem kann dich der Wille, der ernste bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut,
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie göttliches ein.

Ungehofft sind sie da, und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freyen herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu seinem Olimp,
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die Herrschaftgebende Binde,
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück,

glorreichen Thaten des Johanniter- und Templerordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Tyrannen, für geistliche Götter, für das der geistreiche Phantom der Weltherrschaft und der Ehre. kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, daß ihm den Lorber für sein Verdienst schon von Ferne grüßte. – Der Muth jener christlichen Helden entstehete diese Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andere Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äussern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch besondere Gesetze unterstützt, durch eigenthümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, erblüht und verblüht, kurz er öffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurtheiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mönchisch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als eben so viele von der Menschheit unternommene gleich nicht absichtlich angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen zu erweisen für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger seyn, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele darzethan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit – wenn gleich nicht in dieser Absicht – durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erbeschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Weltgeschichte gleichsam zu einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Principien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die feuerfangenden geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsenthusiasmus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antrieb, welche sich nie zuvor in dieser Verbindung und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum ersten Mal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein seltsamer Ritterzeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensbegriffen, Kriegszunft mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverläugnung, welche das Christenthum fordert, mit räumen Soldatenruhm, um gegen den äussern Feind der Religion einen unüberdringlichen Phalanx zu beiden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von Innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende, erhabene Einfalt begleitet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen gerathen, in denen ein so schöner Anfang berechtigt; aber dieses Beispiel bestätigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründet, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich seine weitere Rechtfertigung den Gründe anheim zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Werk zu übersetzen. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anordnung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Ueberseger hat sich, so viel immer möglich, bestrebt, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weite schweifig fällt, einen raschern Gang und den lebhaftern Interesse zu geben. und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbergende Hand des deutschen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieses Buch nicht für den Gelehrten und eben so wenig für die studirende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letztern dürfte man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen seyn, da der Orden mit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat, und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval.

(Jena 1792).

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Eintritt zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gesetzet fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu denen Gesetzbildung von Seiten des Staats so wenig zu gelangen pflegt, anstatt den guten Schriftstellern zu ehren Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Waare, wär's auch auf Unkosten aller Volksmoral und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisirte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schutz der Lesegesellschaften ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unser Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet: Quarrschaften, worum es oft den faselendsten Produkten am wenigsten fehlt. Aber dieser feine Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt,

Ihm zu Füßen legt ſich der Leu, das brauſende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm an.
Ein gebohrener Herrſcher iſt alles Schöne und ſieget
Durch ſein ruhiges Nahn wie ein unſterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt,
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem ſie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephäſtos
Selbſt geſchmiedet den Schild und das verderbliche Schwerdt,
Weil um den ſterblichen Mann der große Olimp ſich bewegte?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,

Daß ſie ſein Zürnen gehrt, und Ruhm dem Lieblinq zu geben,
Hellas beſtes Geſchlecht ſtürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß ſie ſchön iſt, daß ſie verdienſtlos
Wie der Lilie Reich prangt durch der Venus Geſchenk,
Laß ſie die glückliche ſeyn, du ſchauſt ſie, du biſt der Beglückte,
Wie ſie ohne Verdienſt glänzt, ſo entzücket ſie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger die ſingt, was ihn die Muſe gelehrt,
Weil der Gott ihn beſeelt, ſo wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der glückliche iſt, kannſt du der ſelige ſeyn.
Auf dem geſchäftigen Markt da führe Themis die Waage,
Und es meſſe der Lohn ſtreng an der Mühe ſich ab,

Aber die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſehn.
Alles menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen,
Und von Geſtalt zu Geſtalt führet es die bildende Zeit,
Aber das Glückliche ſiehſt du nicht, das Schöne nicht werden
Fertig von Ewigkeit her ſteht es vollendet vor dir.
Jede irrdiſche Venus erſcheint wie die erſte des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
Wie die erſte Minerva ſo tritt mit der Aegis gerüſtet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Genius.

„Glaub' ich, ſprichſt du, dem Wort, das der Weisheit Meiſter mich lehren,
„Das der Lehrlinge Schaar ſicher und ſertig beſchwört;
„Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Syſtemes Gebäk' ſtützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mistraun, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
„Das du ſelber, Natur, mir in den Buſen geprägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?
„Sage du mir's, du biſt in dieſe Tiefen geſtiegen,
„Aus dem modrigten Grab kamſt du erhalten zurück,

„Dir iſt bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
„Ob der Lebenden Troſt dort bey den Mumien wohnt?
„Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es,
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —
Freund, du kennſt doch die goldene Zeit, es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch in der Menſchheit gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch der Inſtinkt ſich bewahrt,
Da noch das groſſe Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ey reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit ſtilles Geſetz, das ſättige, gleiche,
Auch der menſchlichen Bruſt freyere Wellen bewegt,

Da ein ſchlecht Gefühl noch treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu ſehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bey Todten geſucht.
Gleich verſtändlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem ſie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit iſt dahin! Vermeſſene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört.
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.
Nur in dem ſtillern Selbſt vernimmt es der horchende Geiſt noch,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.

Hier beſchwört es der Forſcher, der reines Herzens hinabſteigt,
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weisheit zurück.
Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtinkts liebende Warnung verwirkt,
Mahlt in dem keuſchen Auge noch treu und rein ſich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Bruſt,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird ſie, weißt du's gewiß, ſchweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verſtand trüben das tückiſche Herz —
O dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld,
Dich kann die Wiſſenſchaft nichts lehren. Sie lerne von dir!

Jenes Geſetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz,
Und an alle Geſchlechter ergeht, ein göttliches Machtwort,
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beuget,
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

Die Worte des Glaubens.

Drey Worte nenn' ich euch, innhaltſchwer
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von auſſen her,
Das Herz nur giebt davon Kunde,
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.

Der Menſch iſt frey geſchaffen, iſt frey
Und würd' er in Ketten gebohren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrey,
Nicht den Misbrauch raſender Thoren.
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menſchen erzittert nicht.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,

Und ſollt er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drey Worte bewahret euch, innhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Innres giebt davon Kunde,
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang er noch an die drey Worte glaubt.

warum ſollte man ihn nicht für einen räſonnablen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn beſſere Schriftſteller ſich bewahrlaſen möchten, den Schleyern die Kunſtgriffe anzuziehen, wodurch ſie ſich den Leſer erwerben, und zum Vortheil der guten Sache baron Gebrauch zu machen.

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unſer Publikum kultivirt genug ſeyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt lieb zu gewinnen, iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon Verdienſt genug, wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehreſten Schriften dieſer Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erkaufen muß. Es verdränge wenigſtens, ſo lang es geleſen wird, ein ſchlimmeres, und entweder es kann irgend noch einige Realität für den Verſtand, ſtreut es den Samen nützlicher Kenntniſſe auf, dient es dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige Zwecke zu richten, ſo kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgeſtritten werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige Werk, für deſſen Brauchbarkeit ich vorzüglich worben darf, ein Beiſtimmen Zeugniß ablegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe deſſelben zu rechtfertigen. Man findet in demſelben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände bei zum Roman erheben, und haben noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickelſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen, und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtigſten ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Auftritten, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun. Dazu kommt, daß der unſtändlichere Rechtsgang die geheimen Bewegurſachen menſchlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung und über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, ſo enthüllt und oft ein Kriminalprozeß das Innerſte der Gedanken, und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer dauerhaften Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtsfragniſſe erhöht, die darin angeſtreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die Unterhaltung, welche dieſe Rechtsfälle ſchon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es anging, haſtig geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſetzte, auch dem Leſer mitzutheilen, indem ſie für beide entgegengeſetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunſt aufbieten, die letzte Entwickelung zu verſtecken, und dadurch die Erwartung auf Höhepunkt zu treiben.

Eine treue Ueberſetzung der Pitaval'ſchen Rechtsfälle iſt bereits in derſelben Verlagshandlung erſchienen und bis zum vierten Bande fortgeſetzet worden. Aber der erweiterte Zweck dieſes Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieſer neuen Einſtellung auf das größere Publikum vorzüglich Rückſicht nahm; ſo würde es zweckwidrig geweſen ſeyn, bei den juriſtiſchen Detail derſelbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverſtändige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Ueberſetzers erlitt, gewann der Erzählung ſchon an Intereſſe, ohne bedeutend an Beſtändigkeit etwas einzubüßen.

" Eine Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; allbann aber iſt man geſonnen, auch von andern Schriftſtellern und aus andern Nationen (beſonders wo es ſich kann, aus unſerm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählich dieſe Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin für dieſe Gattung zu erheben. Der Grad der Beifallsnahme, den ſie erreichen ſoll, beruht nunmehr auf der Unterſtützung des Publikums und der Aufnahme, welche dieſem erſten Verſuch widerfahren wird.

Ueber Anmuth und Würde. *)

Die griechiſche Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Hulbgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, (den man der Gattin Jupiters keineswegs abſpricht) iſt ohne Anmuth nicht ſicher zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Göttinkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entlehnen und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchließendes Prärogativ der Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur auf der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Häßliche übergehen.

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Schrift erſcheint zuerſt in der neuen Thalia im 4ten Band des Jahrgangs 1793.

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. Nehmt! Sie soll euer seyn.
Euch schenk ich sie zum ew'gen Lehen,
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da lief was Hände hatte zu, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann füllte sein Gewölb'; die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König sagte: Jeglichem das Seine,
Und mir zollt, was geärntet wird.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Erschien auch der Poet, er kam aus weiter Fern.

Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn.

Weh mir! So ſoll ich denn allein von allen
Vergeſſen ſeyn, ich, dein getreuſter Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen,
Und warf ſich hin vor Jovis Thron

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
Antwortet' ihm der Gott, ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt du denn als man die Welt getheilet?
Ich war, ſprach der Poet, bey dir.

Mein Auge hieng an deinem Stralenangeſichte
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiſte, der, von deinem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!

Was thun, ſpricht Zeus! die Welt iſt weggegeben
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſeyn.

Kolumbus.

Steure muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Odyſſeus.

Alle Gewäſſer durchkreuzt' die Heimat zu finden Odyſſeus,
Durch der Scilla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aidäs Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geſchick ihn ſchlafend an Ithakas Küſte,
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

Die Bürgschaft.

Ballade.

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
Das sollst du am Kreuze bereuen.

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drey Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drey Tage will ich dir ſchenken.
Doch wiſſe! Wenn ſie verſtrichen die Friſt,
Eh du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt deiner erblaſſen,
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.

Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drey Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande.“

Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der andere zieht von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und troſtlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch ſpähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da flößet kein Nachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da ſinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibet die Angſt ihn, da faßt er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da ſtürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geſchwungener Keule.

„Was wollt ihr? ruft er für Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächſten gleich:
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!“
Und drey, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne verſendet glühenden Brand
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet ſinken die Kniee:
„O haſt du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!“

Und horch! da ſprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er zu lauſchen,
Und ſieh, aus dem Felſen, geſchwäßig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder,
Und erfriſchet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und mahlt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten,
Und zwey Wanderer ſieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte ſie ſagen:
Jetzt wird er ans Kreuz geſchlagen.

Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß.
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da ſchimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes redlicher Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter:

Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer zweye,
Und glaube an Liebe und Treue."

Die nämlichen Griechen empfahlen denjenigen, den bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, anmuthig beistehen.

Also ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließend verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein Neigung einflößen kann?

Daß ganz Griechenland diesen unterschied fühlen, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck sterbend, eher als es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darreichen konnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich einstehn kann begnügen muß, zu den Anschauungen, in welchen der reine Naturalism seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Entscheidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern als folgenden Sinn einzuschließen.

Anmuth ist eine bewegliche Schönheit: eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und ebenso aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der stren Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus annehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person vergeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Besondere, daß er der Person, die damit geschmückt wird, die objektive Eigenschaft der Anmuth verleiht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern blos den Eindruck derselben, jede jedem, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ansdrückliche Sinn des griechischen Mythus, daß sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daß der Träger des Gürtels wirklich liebenswürdig sey, nicht blos zu scheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz passendes Bild zu seyn, die persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als verrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich ausbehalten der Person von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht natürlich, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt magisch, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Ausdrucksart (die freilich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was ausschließend der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjekte absondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts Anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn anschauen. Sie ist zufällig und bei Zuständen zu denken, und der Gegenstand bleibt derselbe, auch wenn wir diese Eigenschaften von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderjährigen, und selbst bei dem Nichtjährigen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minderjährige, auch das Nichtjährige, kann sich schön bewegen.

Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas Zufälliges an ihrem Subjekt, daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle nothwendige Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechische Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Gränzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschennatur, so kann diese derjenigen Bewegungen daraus Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was blos Natur ist, gemein hat. Können also die Tonen an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere, sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttin von Gnidus repräsentirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Mühelosen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gebieten bei aller Mühelosigkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äußern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch ist es die Menschheit allein, in der der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Unterlegung zu verringeln. Ehe er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistige zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie blos Natur: darum darf er auch nicht verdrehen, sie zu ehren; ihm ist Vernunft niemals blos Vernunft: das

Und die Sonne geht unter, da ſieht er am Thor
Und ſieht das Kreuz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet,
An dem Seile ſchon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich Henker! ruft er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erſtaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen ſich beide,
Und weinen für Schmerzen und Freude.
Da ſieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menſchliches Rühren,
Läßt ſchnell vor den Thron ſie führen.

Und blicket ſie lange verwundert an,
Drauf ſpricht er: Es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genoſſen an,
Ich ſey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

Der Abend,

nach einem Gemählde.

Senke, frahlender Gott, die Fluren dürſten
Nach erquickendem Thau, der Menſch verſchmachtet,
Matter ziehen die Roſſe,
Senke den Wagen hinab.
Siehe, wer aus des Meers kryſtallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz ſie?
Raſcher fliegen die Roſſe,
Thetis, die göttliche, winkt.
Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Kupido,
Stille halten die Roſſe,
Trinken die kühlende Flut.
An dem Himmel herauf mit leiſen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die ſüße
Liebe. Ruhet und liebet,
Phöbus, der liebende, ruht.

Die Ideale.

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt,
Er iſt dahin, der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebahr,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

Wie einſt mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umſchloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß,
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt.

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verſtand;
Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein kreiſend All,
Heraus zu treten in das Leben
In That und Wort, in Bild und Schall.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10435/042

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Kneipe sie noch barg,
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dieß wenige, wie klein und karg.

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch, und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entarten,
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlassner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bey mir aus?
Wer bot mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe suchte und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grosen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gestücket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht,
Holde Frühlingskinder klaget,
Seele hat sie euch versaget
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loos,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Diene

Schwellend zu der Liebe Pfuhl:
Zarte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen
Goß euch dieß Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

trum darf er auch nicht zittern, unter ihrem Maßstab zu treten. Natur und Sinnlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

Dieser gänzliche Sinn der Griechen kann, der bey Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiß von keiner willkührlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts Anders, als ein sicherer sichtbarer Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Wo also Anmuth stattfindet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in ihr ist der Grund von der Sichtbarkeit der Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird."

Ich habe mich bey jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Zucht zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt angethan. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in so vielen andern Fällen, wahr ist, daß sich die philosophirende Vernunft wenige Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel ahndet, und die Poesie nicht gestaltend darbiete.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, verräsonnirt uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen der bloßen Natur kommen kann, und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes, durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellt das Ideal für diese Schönheit eine eigene Mittelsgestalt zur Reproduction hin auf, denn schon daß sie östliche Gestalt unterscheidet sie auf das Sicherste von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt, diese von der bloßen Natur, nach dem Geiste der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterschied von der, welche sich noch Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektonische Schönheit) zu benennen. Mit diesem Namen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Sichtbarkeit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte ausgeführt worden, (was von jeder Erscheinung gilt), sondern der auch nur allein durch Naturkräfte bestimmt ist.

Ein glättendes Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohllautende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man blos der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab, und selbst entwickelte; dem Glück, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus zeigt schon ganz vollendet aus dem Schaume des Meers empor; vollendet, denn sie ist ein beschlossenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches seiner Vortheile, seiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist, als ein sichtbarer Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt, vollkommen entsprechen ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegoren beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muß von der technischen Vollkommenheit derselben wohl unterschieden werden. Unter der letztern hat man das System der Zwecke selbst zu verstehen, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der erstern hingegen bloß eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke, noch die formale Kunstmäßigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objekts die geringste Rücksicht zu nehmen. Da also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Baues durch den Begriff, der denselben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm beabsichtet, so isolirt doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und nichts, als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorstellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues erhöhe. In unserm Urtheil über die letztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfließen, aber alsdann hört es sogleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Tendenz der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Tendenz wird nicht den Sinn, sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz anderes Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, so ist dieß nur in so fern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabey seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses Letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit davontragen will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Intelligenz wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur dem, was in ihm Natur ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihre her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, darum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung

Der Spaziergang.

Sey mir gegrüßt mein Berg mit dem röthlich
stralenden Gipfel,
Sey mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich
bescheint,
Dich auch grüß ich belebte Flur, euch säuselnde
Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten
sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich
ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden
Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers
Gefängniß
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet
zu dir,

Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf,
Frey empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brauft's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras,

Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbey.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
Aber in freyeren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf

Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin,
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang,
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum,
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freyheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.

Deine Wünsche beschränkt der Aernten rubiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem seligten Kern hebt sich die thürmende Stadt.

In die Wildniß hinaus sind des Waldes Zaunen verstoßen,
Aber die Andacht leyht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gefilde,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweyhten Bezirk festliche Wohnungen ein,

Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbey,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerinn ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.

Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freye Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.

Aus dem Felsbruch' wiegt sich der Stein, vom
Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der
Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwunge-
ner Hämmer,
Unter der nervigten Faust sprutzen die Fun-
ken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende
Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das
wehende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten
die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den hei-
mischen Fleiß,
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben
der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der
festliche Kranz.
Siehe da wimmeln die Märkte, der Krahn von
fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gemirr brauft in das
wundernde Ohr.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10398/005

Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Stral Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leyht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Schaam!

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reissen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn fast mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,

Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freyen Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet,
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gesetz sieht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,

Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tygerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen
Und des numidiſchen Wald's plötzlich und ſchrecklich gedenkt,
Aufſteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menſchheit,
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.
O ſo öffnet euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.

Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlornen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.

Reiner

Reiner nehm' ich mein Leben von deinem einen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nehmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Spruch des Confucius.

Dreyfach ist der Schritt der Zeit,
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage sie wecket
Die Todten nicht auf,
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die himmlische, will's nicht versagen.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf,
Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

sahen, weil sie ein Anstoß dieser höhern Bestimmung ist; denn wäre dieß, so würde die sinnliche Bildung aufhören schön zu seyn, sobald sie eine mit derjenen Bestimmung entzweyte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Bestimmung entzweyte. Gesetzt aber, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie anstrebt; man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Thiers unterlegen, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönere Wesen des Schäfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung, zugleich mit den Bedingungen zusammentrift, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst schränkt sich folgerecht ein freier Naturwesen bleiben, und die Vernunft-Ideen, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, sondern blos gestatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt Alles, was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technische Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch, wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Verstand, und ihre technische Vollkommenheit hat alle schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht blos dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht blos ausdrückt, sondern auch erzeugt. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtet, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Stein unterbricht, daß er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäß ist, zu Hülfe nehmen; dieß hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und dieß könnte in nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (hier sein eingiges Objekt ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriffe gegründet ist, aber der Sinn, weiß man, hält sich nur an das Unmittelbare, und für ihn ist es also gerade soviel, als wenn sie ein ganz unabhängiges Naturgefüge wäre.

Nach den Bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie blos in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derselben, als formbarer, abgesondert haben, was die Vorstellung der Vollkommenheit in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kann unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entschieden ist, daß es auf keiner solchen Eigenschaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzuheben, muß man sich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erscheinungen Objekte der Vernunft werden, und Ideen anstreben können. Es ist nicht immer nöthig, daß die Vernunft diese Ideen und den Erscheinungen herausgiebt; sie kann sie auch in dieselben hineinlegen. In beiden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat sey, nur mit dem Unterschied, daß in dem ersten Fall die Vernunft ihm einen objektiven Werth findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff gefunden werden muß, um die Bestimmbarkeit und oft selbst um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß sie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbsthätig zu einem Ausdruck desselben macht, also etwas sich Einmischendes hineinlegt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjektiv nothwendig vernünftig. Im ersten nöthigt sie sagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieses von der Schönheit empfinde.

Da es also in dem zweiten Fall in Ansehung des sinnlichen Objektes ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft sind, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, so hat man ganz Recht, das Schöne, objektiv, auf keinerlei Naturbedingungen einzuschränken, und für einen dieser Eigen der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen fremdartigen Gebrauch macht, und ihm beimischt, daß sie ihm eine höhere Bedeutung leihe, gleichsam ihren Stempel aufdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne subjektiv in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als ihr Bürgerrecht verleihen, dieß

Die Geſchlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwey liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beyde die Knoſpe noch zu.
Leiſe löſ't ſich das Band, es entzweyen ſich zart die Naturen,
Und von der holden Schaam trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben,
Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knoſpe beginnt die doppelte Blume zu ſtreben,
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein ſehnendes Herz.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht ſtreng wie der Gürtel den Reiz.

Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Muth.
Jetzt beschütze dein Werk Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn Du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du mächtige schon, aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lermende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet und leis sinken die Sterne herab.

Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hayn.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Menſchliches Wiſſen.

Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erſcheinungen reihſt,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnſt du, es faſſe dein Geiſt ahnend die groſse Natur.
So beſchreibt mit Figuren der Aſtronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter ſich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geſchieden,
Aneinander im Schwan, und in den Hörnern des Stiers.
Aber verſteht er darum der Sphären myſtiſche Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb ſein Planiglobium zeigt?

Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet euch dieß Herz,
„Fodert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Nahme
Schreckt den Muselmann,
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht ertagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:

„Die ihr suchet, trägt den Schleyer,
„Ist des Himmels Braut,
„Gestern war des Tages Feyer
„Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloſter drüben
Blickte Stundenlang,
Nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh ſich nieder,
Schlief getröſtet ein,
Still ſich freuend, wenn es wieder
Morgen würde ſeyn.
Und ſo ſaß er viele Tage
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenſter klang.

Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenſter noch das bleiche
Stille Antlitz ſah.

Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königinn ziehet ein
Die Bezähmerinn wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebürges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Gegenstand fähig sey, dieser Art zum Symbol zu dienen — dieß ist eine viel zu wichtige Frage, um hier blos im Vorbeygehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analysis des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnt, der simultane Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber sie ist es in einem andern Sinne und mit einem geringern Rechte, als überhaupt jene sodann Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft sie zwar alle andern Schönheiten, aber der Art nach steht sie in der nämlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt. *) Daß die Darstellung der Zwecke am Menschen schwer aufzulösen ist, als bey andern organischen Bildungen, ist als eine Gunst anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberin des menschlichen Baues, der Natur als Aufseherin ihrer Gesetze ertheilte. Die Vernunft verfolgt zwar bey der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treiben ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zusammen, so daß die letztere den Anlaß der ersteren vergißt, indem sie blos nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dreist kann aber nur von der architektonischen Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Vernunftnothwendigkeit bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues vertauscht werden, welches aber nicht ohne Aufopferung, soweit die Naturvollkommenheit hier eingreift, und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung Alles dessen, was der Mensch zur Erfüllung seiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem sinnlichen Verstand übergeben wurde, und sie also in diesem innern organischen Gesichte keine Bemerkung zu berücksichtigen hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine Person, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anschauung und Auffassung eines Objekts, was an der Schönheit objektiv ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Naturwesen gibt, in der bloßen Anschauung nicht vorkommt, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der bloßen Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht kenntbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht aufgedeckt, und die Darstellung von jener kann daher nie eine Angemessenheit von dieser beyssen, nur in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen werden. Hätte der Gesetzgeber befohlen, seinen Ausdruck die moralische Bedeutung ist, weil die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinne. In dem übersinnlichen Grunde seiner Wirkungen erhebt sich der weise Zweck sich eben so wenig, als wenn man mit dem Beispiel verfahren wollte, der dich sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Ursache hinaufbringt, wenn er seine Triebe befriedigt.

Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die Gesetze seyen und die Sphäre der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freiheit, und zugleich ihre Gesetze. Gegenstand, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Gränze entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich so weit, als die Natur reichend ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und der animalischen Kräfte entbehren. Es ist bekannt, daß alle vegetative Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so läßt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkührlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht blos die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren vermittelst mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht blos augenblicklich, wenn er handelt, sondern auch unaufhörlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie auch dem Obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst unmittelbar, und vom Ziele der Notwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der Willkühr tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und ergiebt die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, nach keinen andern als ihren eigenen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr aus diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werkzeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu sinken, und in dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, was er vor dem Richterstuhle der Vernunft gewinnt. Die durch sein Handeln erfüllte Bestimmung würde ihm einen Vorzug bestehen, den sie in seinen Bau blos angeklebte Bestimmung beglaubigte; und wenn gleich dieser Vorzug nur sinnlich ist, so haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Damit so großen Widersprüchen macht sie die Uebereinstimmung zwischen Natur nicht zufällig, und was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch seinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem also die Person oder das freie Principium im Menschen es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen zu bestimmen, und durch seine Dazwischenkunft der Natur ihr Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu behaupten, so tritt es selbst an die Stelle der Natur, und übernimmt einem mir dieser Ausdruck erlaubt ist) mit den Rechten derselben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geist die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in sein Schicksal verwickelt und von seinen Zuständen abhängen läßt, macht er sich gewissermaßen selbst zur Erscheinung und bekennt sich als einen Unterthan des Gesetzes, welches an alle Erscheinungen erstreckt. Um seiner selbst willen macht er sich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in seinem Dienste Natur bleiben zu lassen, und sie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ihr nenne die Schönheit eine Pflicht der Erscheinungen, weil das ihr entsprechende Verhältniß im Subjekte in der Vernunft

Und auf ihrem Pfad begrüßte
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein,
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild gelichn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?

Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschooß,
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz,
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schweigend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die Blutgefüllte Schaale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,

Nimmt von ihres Kranzes Spize
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Rize,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Heerde,
Und es spricht der Göttinn Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn!
Daß dieß Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jezt geschehn!
Und dem unglückselgen Volke,
Das dich Hoher! noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz,
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherinn Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königinn.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab

Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erzt und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug,
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauren will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der Schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttinn Machtgebot,

Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen,
Rasch mit des Tridentes Stoß,
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes dem behenden
Thürmet er der Mauren Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das helde Maaß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein,
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterköniginn,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtinn hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor,

Und das Prieſteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht ſie zu des Volkes Kreis.

Freiheit liebt das Thier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Menſch, in ihrer Mitte,
Soll ſich an den Menſchen reih'n,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſeyn.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königinn ziehet ein,
Die uns die ſüße Heimat gegeben,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt,
Unſer Geſang ſoll ſie feſtlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

wunft selbst gegründet, und daher allgemein und nothwendig ist. Ich nenne sie eine schöne Psyche, weil der Sinn schon gewirkt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Die Freiheit regiert also jetzt die Sichtbarkeit. Die Natur gab die Sichtbarkeit des Baues, die Seele gibt die Sichtbarkeit des Spiels. Und nun wissen wir auch, was unter Anmuth und Grazie zu verstehen haben. Anmuth ist die Sichtbarkeit der Freiheit unter dem Einfluß der Freiheit; die Sichtbarkeit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit muß dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie müssen ihrem Besitzer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein persönliches Verdienst.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann sich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies pflegen aber nicht, daß nicht auch feste und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Diese festen Züge waren ursprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei öfterer Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *)

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. Grazie ist immer nur die Sichtbarkeit der durch Freiheit bewegten Gestalt, und Bewegungen, die blos der Natur angehören, können nie diesen Namen verdienen. Es ist zwar an dem, daß ein lebhafter Geist sich zuletzt beinahe alle Bewegungen seines Körpers bewährlich, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Erfindungen anschließt, so wird er eine Eigenschaft des Baues, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Ausdruck muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So wie ein freudiger, mit sich unreiniger Geist selbst die erhabenste Sichtbarkeit des Baues zu Grunde richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, so stellt man auch zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Tugend zu Schau bewogen. die Natur in Freiheit sieht, und die noch eingeschränkte gebildete Gestalt mit göttlicher Glorie anbrennen der breitet. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Verstimmtes herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie zu ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur beunruhigen will.

Da auch die verfestigten Bewegungen (in Zügen übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Sichtbarkeit der anscheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die sammtlichen oder gesichtigten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelsohn auch wirklich behaupten. *) Aber indem wir diese Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Sichtbarkeit überhaupt erweitert; denn alle Sichtbarkeit ist zuletzt blos eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Bewegungen willkührlich oder absichtlich; oder selbe erfolgen, ohne den Willen der Person, von einem Gefühl der Nothwendigkeit — oder auf Veranlassung einer Empfindung; diese nennen ich sympathetische Bewegungen. Da diese immer gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit demjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlserregenden und der Naturtrieb bestimmt: denn der Naturtrieb ist kein freies Prinzip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich alle nur diejenigen verstanden haben, welche der negativen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beiden Arten der an der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Man muß beim Philosophiren mit nothwendig von einander trennen wollen, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man absichtliche Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von jenen sich nach mechanischen Empfindungen bestimmt, und welchen diese entspringen. Indem eine Person spricht, setzen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtesten gehalten. Aber auch selbst eine absichtliche Bewegung kann zugleich als eine sympathetische angesehen seyn, und dies geschieht allemal, wenn sich etwas Unwillkührliches in das Willkührliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nämlich, wie eine willkührliche Bewegung verrichtet wird, ist durch ihren Zweck nicht

*) Daher nennt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundsätze d. Kritik II. 30. Berliner Ausgabe) sagt: „Ist. wenn die unwillkührlichen Bewegungen in Ruhe sind, und sich weiter bewegt noch spreche, nur die Eigenschaft der Anmuth, wie die Ruhe im Ganzen, auf den Augen verstehen." Nun, wir verlangen da nicht auch den Augen, so lange wir an der sichtbaren Person die Nase wahrnehmen, die ein wohlwollender, sanfter Geist gebildet hat; und gerade der sichtbarste Theil der Grazie wirkt übrig, besonders nämlich, der sich aus Bewegungen zu Zügen verdichtet, und also zu Festigkeit des Gemüths in sichtbaren Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Verfasser des Home'schen Werks seinen Autor durch die Bemerkung gerettet zu wollen glaubte, daß er in dem alten Buch Peter xxxii: „Das ist die Anmuth nachtheiliger auf willkührliche Bewegungen einschränke, daß eine schwierige Person nicht anständig reizend zu seyn" — und warum? „weil während jenes Zustandes die unwillkührlichen, sanften und eben deswegen beste anmuthigen Bewegungen sich nicht sichtbar machen können," so hat er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home hier zu sehr einschränkt. Unwillkührliche Bewegungen an Gestalt, wenn es nicht mechanische Nachwirkungen von willkührlichen sind, können nur anmuthig seyn, wenn existiren, daß sie es vorzüglich seyn können; und wenn eine schwierige Person so regiert ist, so ist sie es hinreichend durch die Bewegungen, die sie macht, sondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

*) Philos. Schriften. I. 10.

Die Begegnung.

Noch seh ich sie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen stand sie da,
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah,
Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah,
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach,
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach,
Die Seele war's, die Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Schaam,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt,
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Werth,
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.
Dem Armen sey das schönste Loos bescheert,
Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann."

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden,
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Daß ihr's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſeyn,
Daß die eingerichte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brey,
Schnell das Zinn herbey,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenſtube
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.

Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiſſe Blaſen ſeh' ich ſpringen,
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſeyn,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feyerklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.

Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt in's Leben wild hinaus.
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe.
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er Ihren Spuren,
Und iſt von ihrem Gruß beglückt,
Das ſchönſte ſucht er auf den Fluren,
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O! zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit,
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchmelzt das Herz in Seligkeit,
O! daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglaſt erſcheinen
Wird's zum Guſſe zeitig ſeyn.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu iſt lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feyer
Endigt auch den Lebens-Wan,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleyer
Reißt der ſchöne Wahn entzwey.

Die Leidenſchaft flieht!
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömet herbey die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Haabe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,

Und reget ohn' Ende
Die fleiſſigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten

Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket iſt der Bruch.
Doch, bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus.
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freye Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen
Wachſend ohne Widerſtand

so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen; wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in dem Augenblick meist ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch derjenige, durch den blossen Zweck nicht bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie angibt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkührlichen Bewegung hat, ist das unwillkührliche an derselben, und er ist auch das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn sie sich nicht jugleich mit einer sympathetischen verbindet, aber was eben so viel sagt, nicht mit etwas Unwillkührlichem, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischt, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth als Ursache erfordert wird. Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht.

Die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszustand derselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt schon daraus, daß die erste, die nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausdrückt, auch keine Darstellung derselben ist, und daß zwischen der Gesinnung und die Bewegung selbst tritt der Entschluß, der, für sich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges ist; die Bewegung ist Mittung des Entschlusses und des Zwecks, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkührliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verräth sich zum Gemüth, wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer Natur, sondern blos ihrem Gebrauch nach Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, daß der Geist in einer willkührlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die Materie des Willens (den Zweck), nicht aber die Form des Willens (die Gesinnung) ausdrückt. Von der letztern kann und nur die begleitende Bewegung belehren. *)

*) Woraus sich eine Regelmäßigkeit zur einer sittlichen Gefälligkeit ergiebt, in dem es sich treffen, daß jeder Antreibende von der Gesinnung der handelnden Personen seine eigene Neigung hat; so gefällig sind natürlicherweise Dinge, die mit einer moralischen Ursache verbunden, Wirkungen eigener und dieser Gemüthsart zu sein. Wenn jemand einem auf seiner Gemüthsart ein sehr gefälliges Prinzip oder sehr verhaftes Irrthum vorwerfen in die Augen setzt, so würde der augenblickige Ausdruck seines Gemüths die Empfindungen seines Herzens schnell und bestimmte an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Gesellschaft über den gegenwärtigen Empfindungszustand dieses Menschen würde wahrscheinlich völlig einstimmig seyn; denn der Ausdruck ist hier mit seiner Ursache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

Daher wird man auch den Reden eines Menschen zwar absehen können, für was er will gehalten seyn, aber daß, was er wirklich ist, muß man aus dem mimischen Betrug seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu erraten suchen. Erräth man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und läßt fast auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Man mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es juletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen seinen Willen unterwirft, und gleich einem gefreiten Taschenspieler, welche Geschlt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich seyn (wenigstens so scheinen), und das Zuviel scheint darf nie so aussehen, als wenn es um seine Anmuth wüßte.

Daraus erhellt man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth die ich die theatralische und die Tanzmeistergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie ist ein wirdiges Gegenstück zu derjenigen Gebärdei, die am Pinsich aus Karwin und Berwick, falschen Lords, Pennes gorges und Wasserspringen bewundert, und verräth sich ungefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die Toilettes-Gebärdei sich zu der architektonischen verhält. *) Auf einen ungeübten Sinn können beide völlig denselben

*) Ich bin eben so weit entfernt, bei dieser Zusammenstellung dem Tanzmeister sein Verdienst um die wahre Grazie, als dem Schauspieler seinen Antheil daran abzusprechen. Der Tanzmeister kommt der wahren Anmuth unstreitig zu Hülfe, indem er dem Künstler die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, und die Hindernisse wegräumt, welche die Materie und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegensetzen. Er kann dies nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer bestimmten Zucht erhalten, und, so lange die Triebfeder widerstrebt, brif. d. i. zwingend sind und auch so auszuüben bleiben. Gewißlich er aber den Lehrling auch seiner Schule, so muß die Regel der diesem innre Trieb über geworden haben, daß sie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht; hat das Kleid der Regel muß in Natur übergehen.

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten, und diese meyne ich ferner Anstand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauspieler nicht gefällt, der diese Grazie, gesetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch so gelungen wy, an der Tagesse findet hat. Die Zuver-

Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild' der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm:
Das iſt Sturm!
Roth wie Blut
Iſt der Himmel,
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,

Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern,
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Sprützen Quellen, Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reiſſen, in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke,

Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe,
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben
Und ſieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt die Form gefüllt,

Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattinn iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die ſie blühend ihm gebahr,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —
Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar,
Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke ſich verkühlet
Laßt die ſtrenge Arbeit ruhn,
Wie im Land der Vogel ſpielet
Mag ſich jeder gütlich thun.

Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Pursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert
Seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen
Heim die Schaafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte,
Glatte Schaaren kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge

Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße
Werden ſtiller,
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor
Schließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frey und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,

Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freyheit heil'gem Schutz.
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis,
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,

Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Den der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hat's erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt,
Wenn die Glock' ſoll auferſtehen
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz ſich ſelbſt befreyt!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speyt es Verderben zündend aus:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befreyn,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreissend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freyheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreissen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,

Effekt machen, wie das Original, das sie nachahmen; und ist die Kunst groß, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge nicht endlich doch der Zweck und die Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verdruß und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sonderbar wie merken, daß die architektonische Schönheit gewonnen ist, so setzen wir gerade so viel von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derselben gefolgen worden ist — und wie setzen wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, in Verzagtheit, so auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tausch betrachten, wobei ein Theil der Menschheit eine gemeine Natur ist hingegeben worden? Wie selten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen können, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünstelt ist, so schlicht sich plötzlich unser Herz, und zurück fliehe die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie gewerden, und ein Wollustbild auf einer himmlischen Jungfrau.

Obgleich gleich die Anmuth etwas Unwillkührliches seyn oder scheinen muß, so suchen wir sie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man sieht zwar auch einer greisen Gebrechenspracht Grazie bei, und spricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches dem leblos sympathetischer Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unsern Gewalt ist, und vielleicht doch zuweilen werden kann, ob dieses auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bei Weitem die mehrern Züge, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Gesang, von dem mimischen Spiele der Augen und des Mundes,

---

nehmen, die wir an den Schauspielern machen, sind: 1) Wahrheit der Darstellung und 2) Wahrheit der Darstellung. Von bejahrter ich, daß der Schauspieler, was die Wahrheit der Darstellung betrifft, Alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil es sonst gar nicht Künstler ist; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder wie, daß er, der einen widrigen Charakter vorstellen soll, im Kreise von sanftem Charakter ist; auf der andern Seite bemerke ich, daß er, was die Anmuth der Darstellung betrifft, der Kunst gar nichts zu danken haben darf, und daß der Rest an dem schwierigen Werk der Natur vollenden müsse. Denn es mir bei der Wahrheit seines Spiels gefällt, daß ihm seine Charakter nicht natürlich ist, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es mir bei der Schönheit seiner Spiele gefällt, daß ihm seine anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den Menschen zu spotten, der bei den Künstler zu Hülfe nehmen mußte. Die Ursache ist, weil das Wollen der Grazie mit einer Nothwendigkeit verschwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung ist, die wir uns an den hohen Menschen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler antworten, der gern wissen möchte, wie er, da er sie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll, ich warne Niemand, gerade darüber sorgen, daß die Menschheit in ihm leide zur Fertigung komme, und dann will er hingehen und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Benehmen eines Menschen, in so fern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrschgewordener Affekt auf seine eigene Hand ausführt, und die also auch ihrem Ursprung nach natürlich sind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie sich nachher zeigen wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Person an, und der hat allein alle Ursache, sie in Gemüth entsprechend zu — aufzusuchen haben.

Dadurch wird übrigens dies die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deswegen anmuthig zu seyn. Sie ist bedeutend bloß sprechend (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetische Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thierische Bildungen sprechen, indem sie Aeußeres das Innere offenbart. Hier aber spricht bloß die Natur, nie die Freiheit. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimischen Zügen das erwarte oder gestillte Bedürfniß an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Person unterbrochen zu werden. Die Individualität seines Daseyns ist nur die besondere Verstellung eines allgemeinen Naturgesetzes; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beispiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn ist nur die menschliche Bildung, und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen menschlichen Empfindungszustand begleiten und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in diesen Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen trägt bloß die Natur, wie beim Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei diesen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dies Alles kommt bloß auf Rechnung der Natur, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht dies die Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen aber gibt sie bloß die Bestimmung, und überläßt ihm selbst die Erfüllung derselben. Dieß allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der alle übrige Naturwesen umgrenzt hält, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz freie Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufan-

Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frey.
Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen,

Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia ſoll ihr Name ſeyn,
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.
Und dies ſey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarinn des Donners ſchweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſeyn von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit,
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge,
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.

Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt,
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſey ihr erſt Geläute.

Spruch des Konfucius.

Dreifach iſt des Raumes Maaß.
Raſtlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge, fort ins weite
Endlos gießet ſich die Breite,
Grundlos ſenkt die Tiefe ſich.
Dir ein Bild ſind ſie gegeben,
Raſtlos vorwärts mußt du ſtreben,
Nie ermüdet ſtille ſtehn,
Willſt du die Vollendung ſehn,
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll ſich dir die Welt geſtalten,
In die Tiefe mußt du ſteigen,
Soll ſich dir das Weſen zeigen,
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Der Kampf mit dem Drachen.

Romanze.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abentheuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilerachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut,
Das ist der Lindwurm, kommt und schaut!
Der Hirt und Heerden uns verschlungen,
Das ist der Held, der ihn bezwungen!

Viel andre zogen vor ihm aus
Zu wagen den gewaltgen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren,
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt,
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen,
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht,
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet,
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an
Und ſpricht: Du haſt als Held gethan,
Der Muth iſt's, der den Ritter ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret.
Doch ſprich! Was iſt die erſte Pflicht
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edelm Anſtand, ſpricht,
Indem er ſich erröthend neiget.
Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und dieſe Pflicht, mein Sohn, verſetzt
Der Meiſter, haſt du frech verletzt,
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Muth gewaget! —
Herr, richte wenn du alles weißt,
Spricht jener mit geſetztem Geiſt,
Denn des Geſetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen,

Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht ich's, in dem Kampf zu ſiegen.

Fünf unſers Ordens waren ſchon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrteſt du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram
Und ich beſchloß, es friſch zu wagen.

Und zu mir ſelber ſprach ich dann:
Was ſchmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leiſteten die tapfern Helden
Von denen uns die Lieder melden?

Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abentheuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwerdt?
Bekriegt der nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm,
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden,
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus, ich hab's gefunden.

Und trat zu dir und sprach dieß Wort:
„Mich zieht es nach der Heimat fort."
Du Herr willfahrtest meinen Bitten
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich ans am heimschen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand
Getreu den wohlbemerkten Zügen
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet,
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang streckt sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,

gen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen seiner Veränderungen, die aus einer solchen Handlung hervorfließen, ausdrücklichermaßen seine Thaten. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniß seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bei dem Thiere die Natur die Bestimmung zugleich gibt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur anerkennen.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung gibt, aber die Erfüllung derselben in seinen Willen stellt, so kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk sein. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also auch dem architektonischen Theil seiner Bildung ersahren, was die Natur mit ihm beabsichtet hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was er selbst zur Erfüllung dieser Absicht gethan hat.

Bei der Gestalt des Menschen beginnen wir uns alle mit damit, daß sie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung derselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle, denn das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, daß sie uns sogleich offenbare, in wie weit er in seiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß sie Charakter zeige. In dem ersten Fall sieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menschen anlegte; aber nur aus dem zweiten ergibt sich, ob er es wirklich geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit seine Bildung, als sie mimisch ist; aber auch so weit sie mimisch ist, ist sie sein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieser mimischen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Einstimmigkeit wären, und ihm also schon als bloßem Thiere zukommen könnten, so wäre er wenigstens Zeug, die Einstimmigkeit durch seine Freiheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweiste also den Mitgebrauch seiner Thätigkeit, und die Nichterfüllung seiner Bestimmung ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht geboten, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische Natur, in sofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständige Objekte der Natur von dem Charakter sowohl, die zeigen was die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das Individuum zu unterscheiden, aber von der Person wissen sie nie etwas offenbaren. Hier den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognom nicht blos wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzliche Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; auch was die Natur mit unerschütterlicher stiller Thätigkeit ertrotzt, wird oft wieder umgerissen von der Freiheit, die gleich einem aufsteigenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein roher Geist verschafft sich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unterworfen sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Thieren finden, die ein langes Leben, anhaltende heerliche Gesellschaft und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gebührt an seinen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt Alles Seele sey.

Dadurch zeigen uns jene angeführten Zöglinge der Akad. (die zwar die Stumpfheit zur Natur retten, aber die Menschheit nicht weder kann) in ihrer flachen und andrucksvollen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die gemüthliche Seele ist ein bedeutender Gast in ihrem Körper und ein feiner, der stiller Baudur der sich selbst überlassenen Bildsamkeit. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; sie wird der Bau durch das Spiel im Gesicht aufgeregt, wie die Vegetation durch die Freiheit genommen hat. Da die tiefe Ruhe des Geistes eine verhältnißlose Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuß haben. Für den sonnalen Gehalt von Thätigkeit, den sie dem auswirft, macht der Geist den pünktlichen Handverwalter der Natur, und sein ganzer Adam ist, die Buch in Ordnung zu halten. Gelassen wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und Forderungen wird das Gesetzbuch der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Gunverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig sein, und hier ist es auch, wo sie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den Gesetzen, aber den organischen, und die künstreichste Technik wird endlich von der Kohäsion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalls, die das Spiel zwar beschleunigen, aber nicht vergrößern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmählig über die Form Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet. *)

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daß solche Gebäuden des Baues sich schon im mittlern Alter durch Oberlicht sehr merklich vergrößern, daß anhaltender Thau angefressene gerne Lineamente der Haut, daß Gruben einbrechen und unverkennige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unmerklich auf die Form Einfluß bekommt, und daß irgends mannigfache Spiellinien in einander laufen und der Oberfläche sich in einem gleichförmig schwellenden Polster von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ja bewerkt deutlich, daß einmal Krankheit gewissen mit dem Grade vorgeht, welches überhaupt in diesem Verhältniß, wie in seinen Wirkungen, mit der architektonischen Schönheit Hand gewann hat. Wie

In einer Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß ſich ſchlänge.

Und alles bild' ich nach, genau,
Und kleid' es in ein ſcheußlich Grau,
Halb Wurm erſchien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache,
Und als das Bild vollendet war,
Erwählt' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Ehr zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Bließ
Den ſcharfen Biſſen Blöße ließ,
Da reiz ich ſie den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.

Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoß
Beſteige mein arabiſch Roß,
Von adelicher Zucht entflammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſprenz ich's los,
Und ſtachl' es mit den ſcharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geſchoß,
Als wollt' ich die Geſtalt durchbohren.

Ob auch das Roß ſich grauend bäumt
Und knirrſcht und in den Zügel ſchäumt,
Und meine Doggen ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emſigkeit,
Bis dreimal ſich der Mond erneut,
Und als ſie jedes recht begriffen,
Führ ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Daß mir's gelungen hier zu landen,
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk beſtanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz,
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm ich Rath.
Flugs unterricht ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drey Könige begaben.

Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet,
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag,
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann,
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde,

Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Roß
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Dogen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde,
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende,
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwerdtes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft,
Schon seh ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,

Als meine Hunde wuthentbrannt
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm ins Gekröse
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl,
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jezt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dieß gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen

Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall,
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen,
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: Den Drachen, der dieß Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand,
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebahr
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluk,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken,
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke

Und spricht: Umarme mich mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz, es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

Da indessen gleich ein einzelner stummer Zug Ausdruck des Geistes ist, so ist eine solche stumme Bildung doch im Ganzen charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine sinnliche Sprache es ist. Der Geist nämlich soll thätig seyn und soll moralisch empfinden, und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine Bildung davon keine Spuren aufweist. Wenn uns also gleich der reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beide Empfindungen nur so lange ungemischt bleiben, als er uns diese Naturerzeugung ist. Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berechtigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und schlägt diese Erwartung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Blos organische Wesen sind und ehrwürdig als Geschöpfe; der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbsturheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht blos, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefordert, sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheile spricht, d. i. die eine seiner Bestimmung gemäße Empfindungsart, eine moralische Fertigkeit ausdrückt. Diese Anforderung macht die Vernunft an die Menschenerscheinung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des Sinnes. Wo das moralische Gesetz Befriedigung findet, da will das sinnliche nicht verstört seyn, und die Uebereinstimmung mit einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unnachsichtig fordert das Auge Schönheit. Da diese beiden Forderungen an dasselbe Objekt, obgleich von verschiedenen Instanzen der Beurtheilung, ergehen, so muß auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt seyn. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am schönsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muß einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch, als bloßer Erscheinung, am vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: seine sittliche Fertigkeit muß sich durch Grazie offenbaren.

Hier ist es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moralischsprechender Bewegungen ergibt sich, daß sie eine moralische Ursache haben müssen, die aber die Sinnenwelt hinausliegt; eben so ergibt sich aus dem Begriffe der Schönheit, daß sie keine andere als sinnliche Ursachen habe, und ein wichtig scheinender Naturverkehr sein oder doch so erscheinen müsse. Wenn aber der letzte Grund moralischsprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben so nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, so scheint die Grazie, welche beides verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man also annehmen müssen, „daß die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand notwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthalte.“ Das Schöne sey nämlich, wie sich von allem Sinnlichen voraussetzen läßt, an gewisse Bedingungen, und, in so fern es das Schöne ist, auch blos sinnliche Bedingungen geknüpft. Daß nun der Geist, (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zustand, worin er sich selbst befindet, der ihm begleitenden Natur den leichten Vorschritt, und daß der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, worin den die sinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein ist seine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freie Naturwirkung. Weil aber die Natur bei willkührlichen Bewegungen, wo sie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei bleiben kann, und weil sie bei den unwillkührlichen Bewegungen, die das Moralische anderstellen, wiederum nicht frei bleiben kann, so ist die Freiheit, und der Sitz der sie in ihrer Abhängigkeit von dem Willen besser ungeachtet äußert.

---

dieß, so ist auch jener ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verfeinerten Denkart der Menschen, die nach seiner Beschaffenheit nachzuahmen und durch ihren Beifall zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Vorarbeiten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verächtlicher Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Bestimmungsgründen abhängig sind, und daher über alle Macht hinaus liegen.

Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht genug dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Freiheitsverleiherin heranzuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Gemächlichkeit, Geschmack und Reinlichkeit zu hüten verabsäumt. Mehr seine ganz Ausstattung eine behaltende und bildende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bei Zeiten daran denken, sich dieser gastfreundlichen Gehilfin durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Belohnungen des Geistes werden können; nämlich, meine ich, das es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als nach Form thun, sein eigen nennen. Durch seine verständmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verbandes hinausmachen, und sie eben in erhalten, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse enthielt die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, bestätigt diesen Versuch, besonders an denjenigen Dichtergenien, die selten verkannt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei manchen Schönheit, das ganze Talent eß die Jugend ist. So aber der kurze Frühling vergeht, und fragt man nach den Früchten, die er haben sollte, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Produkten, die ein mißgeleiteter blinder Naturtrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Geist sich zur Form verkleidet und der bildende Geist in der Einbildung Ideen niederlegt habe, sind sie wie zerfetzt andere Naturverkehr der Materie anheim gefallen, und die verschiedenden Materie erscheinen als ganz gewöhnliche Dichter — so nicht gar alß nach etwas weniger. Denn die persistente Einbildungskraft sinkt gewissen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewunden hatte, und verschmäht es nicht, den Natur bei seinen andern tollen Bildungstrieb zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

Der Taucher.

Ballade.

Wer wagt es, Ritter oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen.

Der König ſpricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinausbängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,

Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunterwaget?

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,

Bis zum Himmel sprützet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos als gieng's in den Höllenraum,
Und reissend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrey des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,

Und hehend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron,
Er soll sie tragen und König seyn,
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller wie Sturmes Sausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,

Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief,
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht.
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,

Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigten Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter Blitzesſchnell,
Da ſtürzt' mir aus felſigtem Schacht,
Wildflutend entgegen ein reiſſender Quell,
Mich packte des Doppelſtrom's wüthende Macht,
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen.
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Noth,

Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär er ins Bodenloſe gefallen.

Denn unter mir lag's noch, Bergetief,
In purpurner Finſterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Das Auge mit Schaudern hinunterſah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regte in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hammers greuliche Ungeſtalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich und war's mir mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hülfe ſo weit,

Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und ſchaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob ſich verwundert ſchier,
Und ſpricht: Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt du's noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meer's tief unterſtem Grunde?

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie flieht:

Laßt Vater genug seyn das grausame Spiel,
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schafft du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,

Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

eine Zulassung von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, daß die Grazie eine Gunst sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir hier durch eine biblische Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe, und blos seiner Neigung gehorcht, so nennt man dieß eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Namen zu geben, wenn entweder der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre sie gar nicht Regierung.

Es ist nicht sauwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art äußert, daß sie seinen Willen aufs Treueste ausdrückt, und seine Empfindungen auf das Sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie als an Erscheinungen macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn in dem ersten Fall wäre es keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es ist also immer nur der übersinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie sprechen, und immer nur ein blos sinnlicher Grund in der Natur, der sie finden macht. Es läßt sich eben so wenig sagen, daß der Geist die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrscher sagen kann, daß er Freiheit hervorbringe; denn Freiheit kann man einem zwar lassen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frei fühlt, größtentheils in der Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jenes Freiheit nicht sehr gänstig seyn würde: eben so müssen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie bildenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dieß wohl für eine persönliche Beschaffenheit seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bei der sittlichen, noch der Affekt bei der sympathetischen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so kennet ein, daß auf der andern Seite die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schön moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die blose Natur herrscht, da muß die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in Allem breierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am Besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er ärret es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also blos dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erscheinungen fortreißt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er Alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit darinnäckig und kraftvoll widerstrebt, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert. ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den moralischen sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt sich die von ihm abhängende Natur, sowohl da wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da wo sie seinem Willen verarbeiten will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von Außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Despotismus, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden, erstorbenen Auge, aus dem üppigen gedunsenen Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, und dem kurzen geschwinden Athem, und dem üppigen Gliedern, aus dem ganzen erschlafften Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben diese gänzliche Nachlaß der Selbstständigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die rohen Naturkräfte fangen an, über die verbindigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das leere strafelnde Auge wird matt, aber quillt auch glühern und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tünchefarbe, der Mund wird zur blosen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachgelassenen Kräfte. Die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die besitzende Brust sich erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfniß, seine Seele verrathen. Mit Einem Worte: bei der Freiheit, welche der Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille blos eingeschränkt

Der Handschuh.

Erzählung.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,

Und ſtreckt die Glieder,
Und legt ſich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet ſich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor,
Wie der den Löwen erſchaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreiſe ſcheu
Umgeht er den Leu
Grimmig ſchnurrend,
Drauf ſtreckt er ſich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da ſpeit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,

Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier,
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ey so hebt mir den Handschuh auf."

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger

Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück,
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Der Ring
des Polykrates.

Ballade.

Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen,
Er ſchaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrſchte Samos hin.
Dieß alles iſt mir unterthänig,
Begann er zu Egyptens König,
Geſtehe, daß ich glücklich bin.

Du haſt der Götter Gunſt erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, ſie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich ſprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh' der König noch geendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,

Ein Bote dem Tyrannen dar:
Laß Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar.

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,
Versetzt er mit besorgtem Blick.
Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,

Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe maſtenreicher Wald.

Der königliche Gaſt erſtaunet:
Dein Glück iſt heute gut gelaunet,
Doch fürchte ſeinen Unbeſtand.
Der Sparter nie beſiegte Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe ſind ſie dieſem Strand.

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da ſieht man's von den Schiffen wallen,
Und tauſend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth ſind wir befreiet,
Die Sparter hat der Sturm zerſtreuet,
Vorbey, geendet iſt der Krieg.

Das hört der Gaſtfreund mit Entſetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich ſchätzen,

Doch, spricht er, zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil."

Auch mir ist alles wohl gerathen,
Bey allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld,
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleyhn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren

Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer."

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet

Und ruft mit hoch erſtauntem Blick:
„Sieh Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fiſches Magen,
O ohne Grenzen iſt dein Glück!“

Hier wendet ſich der Gaſt mit Grauſen:
„So kann ich hier nicht ferner hauſen,
Mein Freund kannſt du nicht weiter ſeyn.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu ſterben.“
Und ſprach's und ſchiffte ſchnell ſich ein.

hatte, überm Alltag der große Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empfindet nicht blos den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachsichtlich fordert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine Monarchie, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Demokratie, wo der Bürger durch Auflehnung des Gesetzes gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig fehlt, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit schon wird, vielmehr nur dem brutalern Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die Freiheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne ist, ... so werden wir zeigt auch die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der Wollust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte stehen.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Tobsucht des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es gibt keinen vierten Fall), so wird derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Object der Neigung werden zu können, und der Gewalt gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, kann nur Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gemeinsinnlichen Erfahrung ist es zwar angetroffen, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man den unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der plumpen verführenden wieder herausstellt zu haben.

Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, und auch von Andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr verdienstliche Gehülfin des Sittengesetzes, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch seine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bei dem sittlichen Wohlgefallen gern mitsprechen wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem Gesetze und nie dem Triebe folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, daß die Neigung nicht mit bestimmte, giebt man sie lieber im Krieg als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetze, weil es ganz leicht seyn kann, daß ihre Zärtlichkeit allein ihm seine Siege über den Willen verschaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die Gesetzmäßigkeit der Thaten, sondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel scheint also wohl gewiß zu seyn, daß der Beifall der Einbildkraft, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu verbürgen. Der sinnliche Ausdruck dieses Beifalls in der Grazie wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß abgeben, auch dann den schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig zu seyn; aber ich hoffe dadurch noch zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bei der unbedingten Gesetzgebung, völlig zurückgewiesen sind, im Feld der Erscheinung, und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten versuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben darum folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur auf diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln beruhen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anderes, als eine Neigung zu der Pflicht." Wie sehr also auch Handlungen und Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegenstehen, so ist doch in subjectivem Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Vereinigung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht nur sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs Innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigestellt. Dadurch soweit, daß sie ihm zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen macht, kündigt ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seines übrigen Antlitz den sinnlichen nicht immer fein zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorruft, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geboren; denn so lange der sittliche Grund Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu thun haben. Der blos niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien daraus zurückscheucht, und einen schwachen Verstand leicht verführen könnte, auf den Wege der nur finstern und mönchischen Askese die moralische Vollkommenheit zu finden. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren sucht, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empfindlichste seyn muß, so hat er, däucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen widerstreitenden Principien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen, unter

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling,
Weihe mich, sprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauren der Stadt vor der Sambuca beschützt.
„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's, versetzte der Weise,
Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die sterbliche zeugen,
Wer um die Göttinn freit, suche in ihr nicht das Weib.

Die Antike an den nordischen Wandrer.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg,
Mich in der Nähe zu schau'n und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt,
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der Herrliche findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdegebohrne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor.

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich ihm die Schale!
Schenke dem Dichter
Hebe nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu seyn.
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Poeſie des Lebens.

An ***.

„Wer möchte ſich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Weſen überkleiden,
Mit trügriſchem Beſitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit ſehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel ſchwinden,
Soll gleich den freien Geiſt, den der erhab'ne Flug
Ins grenzenloſe Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit ſtrengen Feſſeln binden,
Er lernt ſich ſelber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur deſto unterwürfger finden,
Wer ſchon der Wahrheit milde Herrſchaft ſcheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?“ —

So rufſt du aus und blickſt, mein ſtrenger Freund,
Aus der Erfahrung ſicherm Porte,
Verwerfend hin auf alles, was nur ſcheint.

Erſchreckt von deinem ernſten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Muſen Spiel verſtummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schweſter göttinnen vom ſchön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes ſeinen Wunderſtab,
Des Traumes roſenfarbner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt ſcheint was ſie iſt, ein Grab.
Von ſeinen Augen nimmt die zauberiſche Binde
Cytherens Sohn, die Liebe ſieht,
Sie ſieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erſchrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen ſelbſt erkaltet
Der Liebe Kuß und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Verſteinerung.

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll,
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhayn
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Schaaren!
Die wir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte,
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwey Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts lebendes wird hier erblickt.

„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!“

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder,
Da rauſcht der Kraniche Gefieder,
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sey meines Mordes Klag erhoben!“
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nakte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Corinth,
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bey Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fodert seine Wut
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.

denkenden Köpfen, die überzeugt seyn wollen, kein Streit mehr seyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschseyn aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei Unterfuchung der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich hier Alles und blos objektiven Gründen erklärt, so scheint ihm doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Manier geherrscht zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwahrhafte Geschäftigkeit der Philosophen den schlaffen Zeitcharakter zum Kopfputz umgestaltet hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundsatz, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Anstrengsamkeit erregen. Er trichterte alles dahin, wo die Gränze am meisten erweitert und die Regeln am beengendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengesetz Hohn spricht, als in der impotenten Hülle moralischbeliebiger Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Verschätterung forderte die Kur, nicht Einsammlung und Wiedervereinigung; und je härter der Anstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gäbe, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgen? Weil es sehr unreine Neigungen waren, der Tugend usurpiren, mußte darum auch der unreigenartigste Affekt in der ebelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Geist der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Konvenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beigelegt werden, die die kraftvollste Aeußerung moralischer Freiheit nur in eine ruhmlüsterne Art von Knechtschaft verwandelt? Denn bei wem der wahrhaft sittliche Mensch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verderbenen? Müsse schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden, und das ergabenste Document ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bei dieser imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen rabiaten Hang, denselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt), schwerlich vermindert werden dürfte! *)

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Verdrehen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem äußeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuversicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, stets zu vereinzeln strebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert. Die menschliche Natur ist ein verbundenes Ganzes in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch achtungen würde, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie konnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph bringen, der über sie selbst gefeiert wird? Wie konnte sie eine so lebhafte Theilnehmerin an dem Seligkeitbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Bewußtsein der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen sogar, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich bemstehen, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn daß beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dadurch ist, was man unter einer schönen Seele versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens in allen Fällen überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige barunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes sie nothwendig heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit

*) Siehe des Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menschlichen Natur in seiner neuesten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erster Abschnitt.

Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeygeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Nahmen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreissend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.

Beſinnungraubend, Herzbethörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht,
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!" —

Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin,
Sieht man, in ſchwärzlichtrem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibycus!" — Der theure Nahme
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug!
Was iſt's mit dem? Was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend flieg's, mit Blitzesſchlage,
Durch alle Herzen. „Gebet acht!
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war".

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen,
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all ihr Schmeichellüfte werbet nach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel Tag! Hervor,
Du geiß'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen,
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen,
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unterscheidnen Zeugen!
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter seyn.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienkuß,
Der Ertingquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bey des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen,
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts weisses dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süssen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenhauch kann diesen Busen kühlen;

O! führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hehre Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; hat sie gegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihm fordert, jeden Ausgebliebt bereit seyn wird, dem Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Tizianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist der Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen, und ihre Form bewahren, da sie ersterer unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele giebt auch über eine Mißtat, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch heiter seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn. Denn die Seele weiß von keinem Streben ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muß sowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Einbrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gesinnte. In Beidem war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller, und läßt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Konstitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch sanfte Empfindsame rührt, würde in einem männlichen schon Leiden ausdrücken. Die zarte Iber des Weibes neigt sich wie Aehrenfelder unter dem leisesten Hauch des Aethers. In leichten und sichtbaren Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder in einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Iber sittlicher Reinheit erheben, und es selten weiter als zu affektive untren Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerstehen. Weil man die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung eben so ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend seyn, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung.

Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu seyn, und mit seiner vollkommenen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charaktervollendung, die reifste Frucht seiner Humanität, ist also eine Iber, welcher gemäß zu werden er mit unbaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, ist die unveränderliche Einrichtung seiner Natur; es sind die physischen Bedingungen seines Daseyns selbst, die ihn daran verhindern.

Um nämlich seine Existenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, sicher zu stellen, mußte der Mensch, da er als ein Wesen, das sich nach Willkür verändern kann, für seine Erhaltung selbst zu sorgen hat, zu Handlungen verwendet werden, wodurch jene physische Bedingungen seines Daseyns erfüllt, und, wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben mußte, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sich um den Besitz des Gesetzes ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie sog also diese Angelegenheit, die dem Inhalte nach in der Gebiet gehört, auch der Form nach in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkür Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts anderes ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestimmt das Empfindungsvermögen durch die ihr eigenthümliche Macht von Schmerz und Vergnügen: durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muß auch der Mensch, seiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muß bei ihm eben so unausbleiblich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so leidhaft, als der Wurm zu seinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bei dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine klüg fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, nämlich der Wille, der als ein Uebersinnliches Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft, so unterworfen ist, daß ihm

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortreflichen hin, wo sind' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Liedes?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.

An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.
Weh ihm, wenn er von außen sie jezt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf!

Der Gang nach dem Eiſenhammer.

Ballade.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterinn,
Der Gräfinn von Savern.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

Früh von des Tages erſtem Schein
Bis ſpät die Veſper ſchlug,
Lebt er nur ihrem Dienſt allein,
That nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: mach dir's leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, ſeiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er ſich nicht im Dienſte quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfinn ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Saamen:

„Wie seid ihr glücklich, edler Graf,
Hub er voll Argliſt an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.

Denn ihr beſitzt ein edles Weib,
Es gürtet Schaam den keuſchen Leib,
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Verſucher glücken".

Da rollt der Graf die finſtern Brau'n:
Was redſt du mir Geſell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well?
Leicht locket ſie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube ſteht auf feſterm Grund,
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Verſucher ferne.

Der andre ſpricht „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein gebohrner Knecht,
Ein ſolches ſich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünſche Lüſternheit" —
Was? fällt ihm jener ein und bebet,
Redſt du von einem, der da lebet?

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn!
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern" —
Du bist des Todes, Bube, sprich!
Ruft jener streng und fürchterlich.
Wer hebt das Aug zu Kunigonden?
„Nun ja, ich spreche von dem Blenden".

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bey dem Wort.
„Ists möglich Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bey Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?"

„Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Glut gesteht" —
Gesteht! — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.

Die gnäd'ge Gräfinn, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſie's euch,
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn Herr, was habt ihr zu befahren?"

Da ritt in ſeines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpat den Brand
Die Knechte mit geſchäft'ger Hand,
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält es, Felſen zu verglaſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier,
Das Mühlrad von der Flut gerafft,
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildſam von den mächt'gen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?"
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug nicht weiter sehe.

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf Gesell und säume nicht,
Der Herr begehret dein.

Der Herr, der ſpricht zu Fridolin:
Muſt gleich zum Eiſenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob ſie gethan nach meinen Worten?

Und jener ſpricht: es ſoll geſchehn,
Und macht ſich flugs bereit.
Doch ſinnend bleibt er plözlich ſtehn:
„Ob Sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfinn ſtellt er ſich:
„Hinaus zum Hammer ſchickt man mich,
So ſag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Verſezt mit ſanftem Ton:
Die heil'ge Meſſe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn mein Kind und ſprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkſt du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Und froh der vielwillkommnen Pflicht
Macht er im Flug ſich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht in ſchnellem Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenſtrang
Hellſchlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente feſtlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'ſt du ihn auf dem Weg! —"
Er ſpricht's und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut iſt hier noch reg'.
Denn um die Aerndte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Ehergehilfe war erſchienen,
Die Meſſe kundig zu bedienen.

Entſchloſſen iſt er alſobald,
Und macht den Sacriſtan,
Das, ſpricht er, iſt kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.

nicht vollkommen freie Wahl bliebe, sich entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß streben, den Schmerz los zu seyn; der Mensch kann sich entschließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gehalt nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlassen haben, ehe er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo sie sich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille steht hier zwischen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft ist er gegen die eine wie gegen die andere frei; das heißt, er muß sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frei als moralische Kraft, das heißt, er soll sich zu der vernünftigen schlagen. Gebunden ist er an keine, aber verbunden ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freiheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widersprechend handelt; aber er gebraucht sie unwürdig, weil er ungeachtet seiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur stehen bleibt, und in der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn ans Begierde wollen heißt nur unsittlicher begehren. *)

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen. Da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden,

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da sie niemals willkührlich fordert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung aufhört, Alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie rückwärts nicht nachgeben, sondern muß vorwärts gegen den Willen dringen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihren Bedürfnisse abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht blos freien Lauf ließe, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst nähme, würde der Mensch auch nur Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen bringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach denjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschließung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich *).

So oft also die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft für oder gegen das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann; eben deswegen aber muß er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo sie der anfangende Theil ist, die unmittelbare Kausalität verlagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Verschmähung der Mittel ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbstständigkeit, und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie blos begehren oder blos verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Aber schon die bloße Anfrage bei der Vernunft ist eine Verunehrlichung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterin ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo uns Gesetze der Natur sprechen können, und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden alle eine andere Nothwendigkeit, die aber seine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkührliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bei allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr blos den Einfluß auf seine Willensbestimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn bezähmen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, daß Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also, „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch Widerstand offenbaren, und daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern." Uebereinstimmung mit dem Vernunftge-

*) Man sehe über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der Reinholdischen Briefe.

*) Man darf aber diese Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, wo sie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde entscheiden soll. Nur ist nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, sondern ob sie zu gestatten ist. Nur das Letzte gehört ins Gebiet der Moralität, das Erste gehört zur Klugheit.

Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und kniet rechts und kniet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen
Da schellt er dreimal bei dem Nahmen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt,
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?

Und grinzend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben".

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
Unglücklicher! wo kommst du her?
„Vom Eisenhammer" — Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet."

„Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören, gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre.

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? Sprich!
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaß.
Sollt er dir nicht begegnet seyn,
Ich sandt ihn doch die Straß'!
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur —"
Nun, ruft der Graf und sieht vernichtet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet!

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattinn, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.

Dieß Kind, kein Engel iſt ſo rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen ſeyn,
Wie ſchlimm wir auch berathen waren,
Mit dem iſt Gott und ſeine Schaaren.

Licht und Wärme.

Der beßre Menſch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele ſchnellt,
Auch außer ſich zu ſchauen,
Und weiht, von edelm Eifer warm,
Der Wahrheit ſeinen treuen Arm.

Doch alles iſt ſo klein ſo eng,
Hat er es erſt erfahren,
Da ſucht er in dem Weltgedräng
Sich ſelbſt nur zu bewahren,
Das Herz in kalter ſtolzer Ruh
Schließt endlich ſich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut
Der Wahrheit helle Strahlen,
Wohl denen, die des Wiſſens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem ſchönſten Glück
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick.

Der Kaufmann.

Wohin ſegelt das Schiff? Es trägt ſidoniſche Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernſtein, das Zinn.
Trag es gnädig Neptun, und wiegt es ſchonend ihr Winde,
In bewirthender Bucht rauſch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch ihr Götter gehört der Kaufmann. Güter zu ſuchen
Geht er, doch an ſein Schiff, knüpfet das Gute ſich an.

Der Säemann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Saamen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät still für die Ewigkeit blühn?

Pegasus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Brachte einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogroph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn, und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sey rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.

Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen:
Der Käufer, doch vergnügt die Waare loszuſchlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort,“
Und Hans trabt friſch mit ſeiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingeſpannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrund's Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht ſchon klug.
Doch morgen fahr' ich Paſſagiere,
Da ſtell' ich es als Vorſpann in den Zug.
Die muntre Krabbe ſoll zwei Pferde mir erſparen,
Der Koller giebt ſich mit den Jahren.

Der Anfang gieng ganz gut. Das leicht beſchwingt Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilſchnell fliegt der Wagen.

sey ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, sofern der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschließungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht moralisch schön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber moralisch groß, weil Alles das, und das allein groß ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß gibt.

Die schöne Seele muß sich also im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das ist der unterschiedene Probierstein, wodurch man sie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterscheiden kann. Ist bei einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Seinige nur anvertraute, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend sinkt also im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die schöne Seele geht ins Heroische über, und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Uebersinnliche nie erschöpfend werden kann. Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden, wie bei der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Rührungen, vom Bewegungen im Körper begleitet, die theils den Willen zuvorkommen, theils, als bloß sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da wo der Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung in der Brust der Menschen liegen, so kann es denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Ausdruck bleibt nicht bei der bloßen Bedeutung stehen, verständigt und bringend strebt er sein Objekt zu überraschen, und wird, wenn ihm von dem selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen unwillkürlich machen, welche der Wille als sein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen wie über das Thier zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweierlei Art und Ursprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen empfindet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkührlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgenommen. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweiten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für unterhaltende Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollständigen und überein stimmenden Ganzen zu machen. *)

Wenn nun der Wille Seinsvollständigkeit genug besitzt, dem vorgestellten Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die unaufhaltsame Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der ausgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reißen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

Gesetzt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern aufsaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme ersticht, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkührlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge edel, und es ist heiter um Mund und Stirn. Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmen seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich besteht, objektiv nur mittelbar durch einen Vernunftschluß. Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit. **)

Aber nicht blos dem Leiden im eigern Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bei jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens muß der Geist seine Freiheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenommene Affekt erfordert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meister spielen möchte, und von dem Willen gezähmt werden soll. Die Würde beziehe sich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts; daher es gar

*) Andert man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der ersten, so zeigt dieses an, daß der Person den Affekt will, und die Natur ihn vermeidet. Andert man die Bewegungen der ersten Art ohne die der zweiten, so beweist dieß, daß die Natur in den Affekt wirkt, die Person ihn verbittet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bei affektirten Personen und schlechten Komödianten; den zweiten Fall beide seltener und nur bei starken Gemüthern.

**) In einer Unterredung über pathetische Darstellungen ist im 3ten Stück der Thalia unwiderlegbar davon gehandelt worden.

Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken,
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wanderer Schrecken,
Der Wagen wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch maare Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schattenabgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden,
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Schnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

Vernünftiges Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zitter klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.

Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Kauft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an Einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gieb acht, du sollst dein Wunder schau'n!

Der Hippogryph wird aufgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt du den Säugling geſehn, der, unbewuſt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bey der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewuſtſeyns Bliz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernähret die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
Und du läſterſt die große Natur, die bald Kind und bald Mutter
Jezt empfänget, jezt gibt, nur durch Bedürfniß beſteht?

Selbſt

Selbſt genügſam willſt du dem ſchönen Ring dich entziehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reubt in vertraulichem Bund,
Willſt, du Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?

Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn.
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
Nicht Er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Das Geſchenk.

Ring und Stab o ſeyd mir auf Rheinweinflaſchen willkommen,
Ja, wer die Schaafe ſo tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal geſegneter Trank! Dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Schickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf.

Macht des Weibes.

Mächtig seyd ihr, ihr seyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber,
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königinn ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß weil sie sich zeigt.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch die Schürze Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in Einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

An die Proselytenmacher.

Nur ein weniges Erde beding ich mir auſser der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir auſser mir selber
Mich zu begeben und schnell will ich der Eurige seyn.

stehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niederträchtige fallen; daß hingegen nicht selten verwerfliche Affekte sich sogar den Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als Herrscher auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den geistesfremden Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen streitet, und sich seinem Joche gar entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Widerstand zu besiegen findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die Widersetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der Freiheit der willkührlichen Bewegungen; Würde in der Beherrschung der unwillkührlichen. Die Anmuth läßt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde zwingt sie unterwirft sie da, wo sie derselben will. den Geist. Necessair, wo der Trieb anfängt zu handeln und sich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille seine Indulgenz, sondern muß durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille aufängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er seine Strenge, sondern muß Indulgenz beweisen. Dieß ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniß beider Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellt.

Würde wird daher im Leiden (πάθος) Anmuth mehr im Betragen (ήθος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbstständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muß angesehen werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da, wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich, und, wo diese mehr zu bekämpfen seyn sollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (nach Standes und Würden er auch sey) der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Aufübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde giebt sich bei der Tugend von selbst, die schon ihrem Inhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sie bei Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwanges und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beiden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das Erste, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit so viel an sichtlicher Schönheit verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maßstab der Gattung, und dem Menschen werden seine andere als die Schranken der Menschheit verzeihen.

Ist aber das Zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand der Neigung nothwendig, und es ist blos der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier alles einen Ausdruck des Widerstreits in der Erscheinung, und werden uns nie überreden lassen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menschheit sehen. Wo also die sittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann also nicht Anmuth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberdaupt gilt hier das Gesetz, daß der Mensch Alles mit Anmuth thun möge, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches ja verrichten er über seine Menschheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, so fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Inhalt nach sinnlich, der Naturfreiheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, daß die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes ersticke, und eine allgemeine Erschlaffung herbeiführe. Um sich also bei einem edlen Gemüth in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein sittlicher Umformung verschaffen kann, muß die Neigung sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht das Bedürfniß ihn nöthigte, sondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, sondern als Person beschützt.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der Erste soll, um sich eines kränkenden Verdrieß über den andern zu ersparen, die Handlung seines uninteressirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affectionirten Handlung herunterstehen, und sich dadurch den Schein des gewinnenden Vorzugs geben. Der Andere soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (seinen heiligen Palladium Freiheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das bloße Zufahren des Triebes zu einer Handlung seines Willens erheben, und auf diese Art, indem er eine Gunst empfängt, eine ergeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen haben, als ob der eine Theil seinem Vortheil zu sehr, der andere seinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mäßern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meynung, daß

Der Metaphyſiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt,
Kaum ſeh ich noch die Menſchlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunſt, die Höchſte unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
So ruft von ſeines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, ſo der kleine große Mann
Hans Metaphyſikus in ſeinem Schreibgemache.
Sag an, du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick ſo vornehm niederſchauet,
Wovon iſt er — worauf iſt er erbauet?
Wie kamſt du ſelbſt hinauf, — und ſeine kahlen Höh'n,
Wozu ſind ſie dir nütz, als in das Thal zu ſehn?

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Bayer
Fridrich aus Habsburgs Stamm, beyde gerufen zum Thron;
Aber den Auſtrier führt, den Jüngling, das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feind's, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er ſich los, ſein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwerdt gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frey nicht erfüllen,
Siehe, da ſtellt er aufs neu willig den Banden ſich dar.
Tief gerührt umhalſt ihn der Feind, ſie wechſeln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,

Arm in Arme ſchlummern auf Einem Lager die Fürſten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleiſcht.
Gegen Friderichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er beſtreitet, zurück.
„Wahrlich! So iſt's! Es iſt wirklich ſo. Man hat mir's geſchrieben.“
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Nadowessische Todtenklage.

Seht! da sitzt er auf der Matte
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo d's Athems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, Falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur.

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender
Als des Berges Reh.

Dieſe Arme, die den Bogen
Spannten ſtreng und ſtraff!
Seht, das Leben iſt entflogen,
Seht, ſie hängen ſchlaff!

Wohl ihm! Er iſt hingegangen,
Wo kein Schnee mehr iſt,
Wo mit Mays die Felder prangen
Der von ſelber ſprießt.

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fiſchen alle Teiche
Luſtig ſind gefüllt.

Mit den Geiſtern ſpeiſt er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir ſeine Thaten loben,
Und ihn ſcharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenklag'!
Alles ſey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drey geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu mahlen
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen,
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was besserm sind wir gebohren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die zwey Tugendwege.

Zwey sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Die Zerstörung von Troja.

Freie Uebersetzung

des zweiten Buchs der Aeneide.

Still war's, und jedes Ohr hieng an Aeneens Munde,
Der also anhub vom erhab'nen Pfühl:
O Königinn, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!
Von Trojas kläglichem Geschick verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Drangsal alle soll ich offenbaren,
Die ich gesehn und meistens selbst erfahren.

Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grausamen Ulyß erzählte thränenlos!
Und schon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.

Doch treibt dich so gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geschick zu hören,
Sey's denn! Wie sehr auch die Erinnrung mir
Die Seele schaudernd mag empören!

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunst
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
Und Waffen sind sein Eingeweide.

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
Von Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, so lange Troja stand,
Jetzt ein verrätherischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlaßnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

Alsbald

auf den Thron Würde gebore, und bekanntlich stehen die, welche daraus herrschen, in ihren Räthen, Heeren und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In diesem Reich tritt auch der König, sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien) und auch der reichende Höfling, begibt sich unter seine heilige Freiheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterem zu rathen seyn, mit dem Ueberfluß des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm so viel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äußern, so schließen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Begleitung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Beherrschung halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affects, also obsiegliche Anspannung sey, was den Ausbruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel setzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gesichtsvermögens, und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Sinnlichkeit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freiheit läßt, und das Herz jedem Eindrucke öffnet, und daß es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, das kann und wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt sich das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem der Wille die Lizenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkührlichen blos zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch ärztlich-technische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Grenzen zusammenfließen. Mit gemilderten Grazie steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der bestern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Absehen geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im Belvederischen Apoll, in dem Borghesischen gefläglichen Gaukler, und in der Muse des Barberinischen Pallastes. *)

*) Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen ist, hat Winckelmann (Geschichte der Kunst, Erster Theil, S. 450 ff. Meiner Ausgabe) diese beide Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaßt und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem stehen, was der bloße Sinn lehrte, ohne zu unterscheiden, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut Unrecht, daß zu einer Eigenschaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einschränkung derselben ist. Was Winckelmann die hohe himmlische Grazie nennt, ist nichts Anderes als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmlische Grazie," sagt er, „scheint sich allgemeinern, und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich jeder sinnlich zu machen. Sie verschleyet in sich die Bewegungen der Seele, und nähret sich der heiligen Stille der göttlichen Natur. — Durch sie," sagt er an einem andern Ort, „wagte sich der Künstler der Bilder in das Reich unkörperlicher Dinge, und ertheilte das Gemüthvolle, die Leidenschaft mit der höchsten Schönheit zu verbinden;" (Es würde schwer seyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeynt ist), „er wurde ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der Sinne erwecken; denn sie können nicht zur Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen zu haben." — Anderswo heißt es: „Der Geist äußerte sich nur unter einer stillen Würde des Wasserd, und trat niemals mit Ungestüm hervor. In der Vorstellung des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, und die Freude schwebt wie eine sanfte Luft, die kaum die Blätter rührt, auf dem Gesichte einer Leukothea."

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschweift sich nicht, sondern kommt entgegen; die Grazie macht sich sinnlich, und ist auch nicht erhaben, sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden einen Ausdruck gebietet.

Home verfällt in denselben Irrthum, was aber bei diesem Schriftsteller weniger zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die nächsten Regeln, die er sich daraus bildet, wodurch aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze der Kritik, II. Theil, Anmuth und Würde.

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestoßen; angezogen als Geister, zurückgestoßen als sinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Sittliches der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzukommen für uns Gesetz, praktisch aber für unser physisches Vermögen überschwenglich ist. Der Widerstreit zwischen dem Gebührniß der Natur und der Forderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wo in der Sittlichkeit überhaupt, selbst die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und übereinstimmend tritt die eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen), welches aufhören für den Sinn, für den Geist aber beim

Alsbald ſpannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier ſich los,
Heraus ſtürzt alles Volk in frohem Jubelſchwarme,
Das Lager zu beſehn, aus dem ſein Leiden floß.
Dort, heißt es, wütheten der Myrmidonen Arme,
Hier ſchwang Achill das ſchreckliche Geſchoß,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

Mit Staunen weilt der überraſchte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Roſſes,
Thimät, ſey's böſer Wille, ſey's Geſchick,
Wünſcht es im innern Raum des Schloſſes.
Doch bang' vor dem verſteckten Feind
Räth Capys an, und wer es redlich meynt,
Den ſchlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erſt ſein Inn'res zu beſchauen.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm erhizt herunter kam.

Rat't ihr Dardanier? ruft er voll banger Sorgen.
Ungluckliche, ihr glaubt, die Feinde seyn geflohn?
Ein ariechisches Geschenk und kein Betrug verborgen?
So schlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Wenn in dem Rosse nicht versteckte Feinde lauern,
So droht es sonst Verderben unsern Mauern,
So ist es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
So sollen sich die Mauern bücken
Vor seinem stürzenden Gewicht,
So ist's ein anderer von ihren tausend Ränken,
Der hier sich birgt. Trojaner trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn sie schenken.

Dieß sagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit starken Kräften in des Rosses Lende,
Es schüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgestopften Wände,
Und hätte nicht das Schicksal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt seine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug sein Eisen aufgestört,
Noch stünde Ilium, und Pergams feste Zinne.

Indeſſen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
Mit lermendem Geſchrey ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſpielte den Verirrten,
Und bot freywillig ſich den Banden dar,
Durch falſche Bothſchaft Troia zu verderben,
Mit dreiſter Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, ſammelt um und um
Die wilde Jugend ſich aus Ilium,
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte,
Und wehrlos bloß geſtellt ſo vieler Feinde Grimm
Fliegt er mit ängſtlichſcheuem Blicke
Die Reyhen durch. Jetzt Königinn vernimm
Aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

Weh! ruft er aus, wo öffnet ſich ein Port,
Wo thut ein Meer ſich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwerdt der Griechen kaum entgangen,

Sch ich der Troier Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgestimmt von diesem Wort
Legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn fortzufahren.

Wes Stamm's er sey? Was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, selbst in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angst verschwanden.
Was es auch sey, ruft er, dir König sey's gestanden.
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören,
Hat mein Verhängniß gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner soll es nimmer mich entehren.

Trug das Gerücht vielleicht den Nahmen und die Thaten
Des großen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg mißrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den sie im Grabe schmerzlich jetzt beklagen?
Mit diesem hat, er ist mir anverwandt,
Seit dieses Krieges ersten Tagen
Der dürft'ge Vater mich nach Argos gesandt.

So lange Palamed der Herrschaft sich erfreute,
Und in dem Rath der Könige mit saß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das vergieng, als ihn Ulyssens Haß,
Wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben
Da floß in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhalt'nen Rache Schmerz
Zernagte still mein wundes Herz.

Weh mir, daß ich sie nicht verschwieg,
Zu laut zu seinem Rächer mich erklärte,
Wenn einst ein Gott aus diesem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weckt' ich schweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken
Ulyssen nicht, und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu schrecken.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit nidrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche schon in Ilium,

Mit Blut erkaufet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden,
Ein Grieche bringe sich zum Todesopfer dar.
Eiskalte Angst durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager diese Post erklang,
Und jedes Auge fragte bang,
Wen wohl der Zorn der Gottheit meyne?

Jetzt riß Ulyß mit lermendem Geschrey
Den Seher Calchas in des Heeres Mitte,
Und dringt in ihn mit ungestümer Bitte,
Zu sagen, wessen Haupt zum Tod bezeichnet sey.
Schon ließen viele mich, mit ahndungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben schauen.
Zehn Tage schließt der Priester schlau sich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

Zuletzt, als könnt er dem beredten Flehn
Ulyssens nicht mehr widerstehn,
Läßt er geschickt den Nahmen sich entreissen,
Und zeichnet mich dem Mördereisen.

Man ſtimmt ihm bey, und froh ſieht jeder die Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
Der Unglückstag iſt da, die Binde ſchmückt mein Haar,
Man ſtreut das Mehl, das Opfer iſt bereitet.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande,
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn ſie zum Vaterlande
Vielleicht ſich eingeſchifft, vom Ufer ſich verlor.
Nie werd' ich ach! die Heimat mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in dieſe Arme ſchließen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wut
Der Danaer an dieſem theuren Blut.

Und nun bey allen himmliſchen Dämonen,
Die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laß ſo viel Leiden dir zu Herzen gehn.
Hab' du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verſchuldete, erfuhr! —
Wir ſehen jammernd ſeine Thränen rollen,
Es ſiegt in uns die Stimme der Natur.

Sogleich läßt Priamus der Hände Band ihm lösen,
Und spricht ihm Troß mit milden Worten ein.
Du bist, spricht er, ein Danaer gewesen,
Wer du auch seyst, hinfort wirst du der Unsre seyn.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum so riesengroß?
Zu welchem Brauch? Sprich! Welchem Gott zu Ehren?

Er sprach's und jener Böswicht, gewandt
In jeder List, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebundne Hand.
Dich, ruft er, ew'ges Licht, dich Rächer aller Lügen,
Dich Opferheerd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte,
Euch ruf ich jetzt zu Zeugen an.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär ich mich auf ewig losgezählet.
Für Sinon gibt's hinfort kein Vaterland,
Ich mache laut, was ihre List verhehlet.

Gedenke du nur deines Wortes, Fürſt,
Und ſchone, Troia, den, der Rettung dir geſchenket,
Iſt's anders wahr, was du jetzt hören wirſt,
Und werth, daß man es überdenket.

Von jeher darg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche,
Doch ſeit Ulyß der Schalk und Diomed der Freche
Der Göttinn Bild aus ihrem Heiligthum
Zu reiſſen ſich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne ſelbſt mit mordbefleckter Hand
Vermegen zu berühren, ſchwand
Der Griechen Glück dahin, gieng ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Gunſt entwichen,
Bald zeigte ſich in fürchterlichen
Erſcheinungen der Göttinn Strafgericht.
Kaum ſteht das Bild im Lager ſtill, ſo blitzen
Die offnen Augen und die Glieder ſchwitzen,
Und dreimal ſcheint (entſetzliches Geſicht!)
Die Göttinn ſich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze ſchütternd zu erheben.

bend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muß erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen – Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollüstreiz, stimulus) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu verbinden, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen ermüdend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie bezieht sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem übrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den übrigen. Bei der Achtung ist das Object die Vernunft und das Subject die sinnliche Natur. *) Bei der Liebe ist das Object sinnlich, und das Subject die moralische Natur. Bei der Begierde sind Object und Subject sinnlich.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung; denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unserer übersinnlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufstrebt; es ist das absolut Große selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eignen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setze, da das absolut Große nichts über sich hat, und die Einschränkung, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Zwecken des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufstimmen ist. Daher kann der Schlimme nicht lieben, ob er gleich Vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß und schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein fühleres Glück, als das zweite: denn sie empfängt von ihrem Gegenstande nichts, sondern gibt ihm Alles, da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite: denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut; der feurige Wunsch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde selten begegnet. So lange der innere Sinn den äußern erahnet, so lange dauert auch die selige Begauderung der platonischen Liebe, der zu Ideale der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern seine Ansch auungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt – Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie gestillt wird, so macht er diesen Vortheil mit großen Uebermuth gegen seinen edlern Nebenbuhler geltend, und ist nahe genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verschönert, daß die Achtung nicht furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn. In der Begriffbestimmung sähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine **betäubende** und eine **beruhigende** Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Verhältniß, in der derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innere Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von Außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorne Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgange mit einer **reizenden** Person, die das flagrirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Musik in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegung

*) Man darf die Achtung nicht mit der **Hochachtung** verwechseln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der sinnlichen Natur zu den Forderungen seiner praktischen Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gesetz (sagt der Unabgewandelbarkeit zu Erreichung einer Absicht, „die für uns Gesetz ist, heißt Achtung." (Kants Krit. d. Urtheilskraft.) Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des Abstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, daß ich die sinnliche Natur zum Subject der Achtung mache, obgleich diese nur auf reine Vernunft geht; denn die Unangewandelbarkeit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäß handelt, empfunden. Daher hat sie etwas Gegengesetzes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muß. Achtung ist Zwang. Hochachtung schon ein freieres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Angenehmen der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute; aber um demjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf schneller Flucht die Heimat zu gewinnen,
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So spricht das Schicksal, Pergams feste Zinnen,
Sie hätten denn aufs neu der Heimat Strand berührt,
In wiederholter Fahrt die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
Das sie auf krummen Schiffen weggeführt.

Jetzt zwar sind sie nach Argos heimgefahren,
Doch führt sie Kalchas bald mit neuen Kriegerschaaren
Und Göttern furchtbarer zurück. Dieß Roß
Ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu versöhnen,
Und nicht umsonst seht ihr's so riesengroß.
Es sollt' der Koloß das enge Thor verhöhnen,
Nie sollt euch der Besitz des Wunderbild's erfreun,
Nie sollt es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

Denn wagtet ihr's, Minervens Heiligthum
Mit Frevlerhänden zu versehren,
So traf der Göttinn Fluch ganz Ilium,
(Möcht ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)

Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dieß Roß in eure Stadt gezogen,
So wälzte Asien zu uns des Krieges Wogen
Und weh dann über Griechenland!

Von dieser Lügen schlau gewebten Banden
Ward unser redlich Herz umstrickt,
Der Zweifel wird in jeder Brust erstickt,
Die dem Tydiden männlich widerstanden,
Die der thessalische Achill nicht zwang,
Nicht zehenjähr'ge Kriegeslasten,
Nicht das Gewühl von tausend Massen,
Weint ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber stellt sich den entsetzten Blicken
Ein unerwartet schrecklich Schauspiel dar.
Es stand, den Opferfarren zu zerstücken,
Laokoon am festlichen Altar.
Da kam, (mir bebt die Zung' es auszudrücken)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.

Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Wassern steigt der Kämme blut'ge Glut,
Und nachgeschleift in ungeheurem Rade
Netzt sich der lange Rücken in der Flut,
Lautrauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Gewetzt am Rachen zischen ihre Zungen,
So kommen sie ans Land gesprungen.

Der bloße Anblick bleicht schon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentselte Schaar,
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwinden,
Den ersten Hunger stillt der Söhne Blut,
Der Unglückseligen Gebeine schwinden
Dahin von ihres Bisses Wuth.

Zum Beystand schwingt der Vater sein Geschoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen,
Die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen,

Zwey Ringe ſieht man ſie um ſeinen Hals, und noch
Zwey andre ſchnell um Bruſt und Hüfte ſtricken,
Und furchtbar überragen ſie ihn doch
Mit ihren hohen Hälſen und Genicken.

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltſam zu zerreiſſen, ſtrengt
Der Arme Kraft ſich an, des Geifers Schaum beſprengt,
Und ſchwarzes Gift die prieſterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenquaal durchdringt
Der Wolken Schoos mit berſtendem Geheule,
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entſpringt.

Die Drachen bringt ein blizgeſchwinder Schuß
Zum Heiligthum der furchtbar'n Tritonide,
Dort legen ſie ſich zu der Göttinn Fuß,
Beſchirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entſetzen bleibt in jeder Bruſt zurück,
Gerechte Büſung heißt Laokoons Geſchick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttinn Milde!
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt ist aufgethan,
Und auf der Walze künstlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, schwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollt's in Priams Königssitz.

Und hoch beglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gen Liedern die verehrte Last.
O meine Vaterstadt! So reich an Siegeskronen,
O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen!
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast.
Viermal hat es am Eingang still gehalten,
Und viermal klang das Erz in seines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
Verblendet, setzen wir die unglückschwangre Bürde
Beym Tempel ab. Apolls Orakel spricht
Weissagend aus Kassendrens Munde,

Es spricht von Trojas letzter Stunde,
Wir glauben selbst der Gottheit nicht.
Von festlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen ist's um uns geschehen!

Indessen wandelt sich des Himmels Bogen
Und Nacht stürzt auf des Meeres Wogen,
Mit breitem Schatten hüllt sie Land und Hayn
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauern fängt es an zu schweigen,
Der Schlummer spannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum stillen Zeugen,
Der Griechen Flotte sich von Tenedos.

Geleitet von dem Feuerbrande
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt sie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beschützt,
Eröffnet Sinon still den Bauch der Fichte,
Gehorsam gibt das aufgethane Roß
Die Krieger von sich, die sein Leib verschloß,
Und hoch erfreut entspringen sie zum Lichte.

Herab

Herab am Seile gleiten schnell die Fürsten
Thessandrus, Stenelus, Machaon, Acamas,
Ihm folgt mit Blicken, die nach Blute dürsten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epeus, der das Roß gefügt,
Sie stürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf besiegt,
Die Wachen würgt ihr Stahl, indeß schon die Genossen,
Durchs Thor eindringend, zu den Fürsten stoßen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des ersten Schlummers Wohlthat sich hernieder,
Und schloß mit süßem Zauberband
Die kummerschweren Augenlieder.
Da sah ich Hektors Schattenbild
Im Traumgesichte mir erscheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergossen in ein lautes Weinen.

So wie ihn einst durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweygespann gerissen,
Von blutgem Staub geschwärzt und mit durchbohrten Füßen
Ihr Götter, wie von Schmach entstellt!

Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
In des Peliden Rüstung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Heerd
Geschleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befleckt, der Locken schönes Wallen
Gehemmt von blut'gem Leime, stand er da,
Den Leib besät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen sah.
Den hohen Schatten zu besprechen,
Gebietet mir des Herzens feur'ger Drang,
Die Wange brennt von heissen Thränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang.

O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geschmachtet hat!
O sey willkommen, Licht der Vaterstadt!
Warum und wo hast du so lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir bestehn,
Von so viel Noth und Herzensangst ermatten,
So viel geliebte Leichname bestatten,
Eh dich die Freunde wieder sehn!

O sprich, und welcher Frevel durft es wagen,
Der Augen sonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was sollen diese Wundenmähler sagen?
Doch keinen Laut verlor der Geist,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief gehohlten Odemzügen
Ein schweres Ach der Zunge Band durchreißt.

Fort Göttinnsohn! Fort, fort aus diesem Brand,
Die Mauern sind in Feindes Hand,
Die stolze Troja stürzt von ihren Höhen,
Genug, genug ist für das Vaterland
Genug für Priams Thron geschehen!
Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hätt es dieser Arm vollendet.

Die Heiligthümer sind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten sie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für sie wirst du ein neues Ilium erheben,
Nach langer Irrfahrt auf dem Ozean.

Er ſpricht's, und holt in ſchneller Eile
Mir vom Altar mit eig'ner Hand
Der mächt'gen Veſta heil'ge Säule,
Den Prieſterſchmuck, den ew'gen Feuerbrand.

Und draußen hört man ſchon ein tauſendſtimmig Heulen
Mit wachſendem Getön die bangen Lüfte theilen,
Es dringt der Waffen eiſernes Gebrauſe
Bis zu Anchiſens meines Vaters Hauſe,
Das hinter Bäumen einſam ſich verlor,
Es donnert aus dem Schlummer mich empor,
Den höchſten Standort wähl' ich mir im Hauſe,
Und ſtehe da mit offnem Ohr.

So fallen Feuerflammen ins Getraide,
Gejagt vom Wind, ſo ſtürzt der Wetterbach
Sich rauſchend nieder von des Berges Heide,
Zertreten liegt, ſo weit er Bahn ſich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgeriſſne Wälder ſtürzen nach,
Es horcht der Hirt, unwiſſend wo es dröne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

gen äußert. In ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths thut sich auf an ihrem friedathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Starrheit des Sportes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Sultan schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der braunlende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedenen Abstufungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Sodnheit nähert, zum Edeln, und, wo sie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit.

Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde; der höchste Grad der Würde die Majestät. Bei dem Bezauberten verlieren wir uns gleichsam selbst, und fließen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuß der Freiheit grenzt an den höchsten Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät bingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns adelagt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles außer uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unseres eigen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch und dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unser Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth daniederschlagen.

Die bloße Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur ein, was ich seyn soll. Sein Vortheil aber mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem so hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur Einen Weg, nämlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles Andere ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen Schwulst, aus der Affektion des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth Ziererei, und aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt blos nach und kommt entgegen; die falsche dingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont blos die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unmittelbarweise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Widerstrebens gebörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet so viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affektirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andere Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitz der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zu gefallen dient. Aus dem Tänzen der wahren Grazie wird dann die niederträchtige Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze Masse weiblicher Reizungen zu einer berechneten Teufelskunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Minister und in den Studirzimmern der Gelehrten (auf beiden Schulen besonders) die falsche Würde studiren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und den Naturtrieb blos da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkührlichen Bewegungen Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkührlichen mit einem eisernen Scepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen, und thöpft das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht blos streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und sucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und, wo dies nicht angehen will, in Verkennung derselben. Nicht anders als wenn sie Atem, was Natur heißt, einen unversöhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierath und schneidet sogar die Haare ab, um das Gesetzerk der Natur durch ein Machwerk der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich mit der Natur, nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frei und offen bleibt; wenn in den Augen Empfindung strahlt, und der heitre stille Geist auf der bereiten Stirn ruht, so legt die Gravität die Augen in Falten, wird verschlossen und undurchdringlich, und verwahrt sorgfältig wie ein Krankheit ihre Züge. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in strenger Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr anzeigen könnte, als man laut machen will, eine Bosheit, welche die wahre Würde ebenfalls nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur bedecken, sie verbergen; bei der falschen dingegen bewirkt die Natur nur desto gewaltthätiger innen, indem sie außen bezwungen ist. *)

*) Indessen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmaßung, sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da nun ein großer und tiefer Eindruck gefodert wird, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts daran verloren gehe, so stimmt er das Gemüth vorher zum Umfang desselben,

Jetzt lag es kund und aufgethan,
Wie Danaer auf Treu und Glauben halten!
Das Truggeweb' ſieht man jetzt ſchrecklich ſich entfalten,
Schon liegt, beſiegt vom praſſelnden Vulkan,
Deiphobus erhab'ne Burg im Staube,
Schon wird Ucalegon's, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Und des ſigäiſchen Sundes Flut
Scheint wieder von des Feuers Glut.

Von lautem Kriegsgeſchrey erzittern jetzt die Zinnen
Und ſchrecklich ſchmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet was beginnen?
Ein Heer zu ſammeln ſchnell treibt mich der edle Zorn,
Und mit der Freunde Schaar die Veſte zu gewinnen.
Verzweiflung ſelbſt iſt des Entſchluſſes Sporn.
Will, ruf ich aus, das Schickſal mit uns enden,
So ſtirbt ſich's ſchön, die Waffen in den Händen.

Indem ſeh ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Prieſter des Apoll bei mir vorüber eilen,
Die überwund'nen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, ſtieht er beräubt zum Strand.

Halt, rief ich, o halt an, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beſchließt das zürnende Geſchick?
Welch feſtes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?
Da giebt er ſeufzend mir zurück:

Der Tage letzter iſt vorhanden,
Gekommen iſt die unabwendbar böſe Zeit,
Einſt gab es Teukrer, Troia hat geſtanden,
Und ſeines Ruhmes Schimmer ſtrahlte weit.
Der grimme Zeus gab alles dem Argeier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt,
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Sinon ſchürt die Glut, frohlockend ſeiner That.

Und durch die zweifach offnen Thore wogen
Schon tauſende und tauſende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen,
Es ſtehen andre mit geſtrecktem Speer,
Mordluſtig hingepflanzt auf engen Wegen,
Des Eiſens Blitz ſtarrt jeder Bruſt entgegen,
Kaum thun die erſten Wachen Widerſtand
Und wagen das Gefecht mit ungewiſſer Hand.

Von diesen Reden feurig aufgefodert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner stürzender Palläste kracht,
Wo vom Geschrey und vom Geklirr der Eisen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reissen,
Der günst'ge Mond gibt mir den trefflichen Eyut
Und Ripheus Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis beseelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn Choröbus folgt dem Zug,
Den für Kassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnißvoll zu Trojas Ende trug!
Dem Vater seiner Braut bracht er hilfreiche Schaaren,
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der Gottbeseelten Braut.

Wohlan, beginn' ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umsonst voll Heldentugend,
Gewichen sind, ihr sehr's, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troia schützen,

Treibt euch der Muth, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt, der entflammten Troja beyzustehn,
Kommt mit mir, kommt und fechtend endigt euer Leben!
Besiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

Entflammet durch dieß Wort ist ihres Eifers Glut,
Und, Wölfen gleich, die durch den Nebel spürend schleichen,
Herausgestachelt von des Hungers Wut,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,
Gehts zum gewissen Tod durch Schwerter und durch Leichen,
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten streichen
Rings durch die Straßen, unser kühner Muth
Verschmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der Meinen!
Wer macht die Opfer, die du würgtest, kund,
Wo nehm' ich Thränen her, sie zu beweinen!
Sie fällt die hohe Stadt, seit grauem Alterthum,
Gewohnt zu herrschen und zu siegen,
Auf Straßen, Schwellen, selbst im Heiligthum
Der Götter sieht man Todtenkörper liegen.

Doch glaube nicht, daß nur trojanisch Blut
Der Rächte schrecklichste getrunken.
Auch meines Volks erstorb'ner Muth
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,
Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angst, der Qual, des Jammers Stimmen spalten
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes schrecklich wechselnde Gestalten!

Von Feinden warf zuerst mit einer großen Schaar
Androgeos sich uns entgegen.
Sein Irrthum stellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf Brüder, eilt! ruft er. Woher so spät ihr trägen?
Die andern tragen schon das ganze Pergam fort,
Ihr habt erst jetzt den Schiffen euch entrissen?
Kaum endigt er, so sagt ihm ein verdächtig Wort,
Daß Feindeshaufen ihn umschließen.

Sein Fuß erstarrt, und auf den Lippen stirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief versteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fußtritt weckt.
Ihr blauer Hals schwillt an, mit gift'gem Grimme

Knirſcht ſie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bey geſchärftem Blick
Androgeos erſchrocken um. Wir dringen
In ſeine dichte Schaar, es miſchen ſich die Klingen.

In Troia fremd und halb von Furcht entſeelt, erliegen
Sie unſerm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf Freunde, ruft, erhitzt von dieſen erſten Siegen,
Choröbus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geſchick
In dieſem Zufall ſelbſt den Weg zum Leben.
Vertauſcht den Schild! Den griechſchen Helm auf's Haupt!
Liſt oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

Er ſpricht's, und ſchleunig weht auf ſeinem Haupt
Des fremden Helmes Buſch, Androgeos geraubt.
Er eilt des Schildes Zierde zu vertauſchen,
Und läßt ein griechiſch Schwerdt von ſeinen Hüften rauſchen.
Ihm folgt die ganze Jugend, und umhängt
Sich ſchnell die friſch gemachte Beute.
So ſtürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unſern Gott! zum Streite.

Begünstigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heisse Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unsern Streichen.
Schon fliehn sie schaarenweiß, dem drohenden Geschick
Am sichern Bord der Schiffe zu entweichen,
Bis in des Rosses Bauch scheucht sie die Furcht zurück.
Ach niemand schmeichle sich, im Dunkel großer Thaten,
Der Götter Gnade zu entrathen!

Was zeigt sich uns! Selbst an Tritoniens Altar
Erkühnt man sich, Kassandra zu ergreifen,
Wir sehn mit aufgelößtem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen,
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angesicht,
Denn, ach! die Fessel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Choröbus Wahnsinn trägt es nicht,
Er sucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Ihm stürzt in dichtgeschloss'nen Gliedern
Die ganze Schaar der Freunde nach,
Doch ach! von unsern eig'nen Brüdern
Kommt hier vom höchsten Tempeldach

Ein mördrisch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbusches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche mir
Verwechselt, hatte sie betrogen.

Die Priesterinn uns abzuringen
(Verrathen hat uns längst der Sterbenden Geschrey)
Umstürmt uns der Dolopen Schaar. Es dringen
Mit Aias die Atriden selbst herbey.
So wenn im Sturme sich die Winde heulend schlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der muthige Ost, auf Titans raschem Wagen,
Es rauscht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

Jetzt sehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unsrer Waffen glücklicher Betrug
Vor kurzem noch im finstern Dunkel schlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr schneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes Riß, der Schilde falsche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen
Jetzt siegt des Feindes Uebermacht. weichen,

Es fällt zuerſt, von Peneius durchſtochen,
Choröbus an Tritenieus Altar.
Es fällt, der das Geſetz der Tugend nie gebrochen,
Rhipheus, der redlichſte, den Ilium gebahr.
Die Götter richteten nicht ſo! Von Freundesſtreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingeſtreckt;
Und kann der Prieſterſchmuck, der dich o Panthus deckt,
Kann ſelbſt dein ſchuldlos Herz die Himmliſchen erweichen?

Bezeugt mir's Troias heil'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verſchlang,
Daß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
Und war's mein Loos an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Bürgerhänden!
Jetzt mich ich der Gewalt, mir folgt für Alter laß
Iphyt und ſchwer von Wunden Pelias.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautſter Hall.
Als raſ'te nirgends ſonſt der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick' ich hier ein fürchterlich Gemenge,

Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand.
Den Feind seh ich die hohen Dächer stürmen,
Und mit der Schilde dichtgeschloss'nem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

Ich sehe Leitern an die Mauern legen,
Entschlossen klimmt der trotz'ge Sieger nach,
Die linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Fest klammert sich die rechte an das Dach.
Beschäftigt ist mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die letzte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn alles alles fehlgeschlagen!

Herabgestürzt seh' ich die übergoldten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwerdt wird jeder Weg nach innen
Von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.
Ein frischer Muth lebt auf in unsern Seelen,
Der schwerbedrängten Burg des Königs beyzustehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen,
Und der Besiegten Muth mitstreitend zu erhöhn.

entfernt alle Zerstreuungen, und übt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feierliche sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Vergrößerung des Zeitschritts, da uns die Ungeduld Eile fordert. In der Musik wird das Feierliche durch eine langsame gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit vergrößert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende ahnden.

Das Feierliche unterstützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Chormusik, der Orgel sind bekannt; aber auch sie hat Pope gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenceremonien, und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langsamen Takt beobachten.

Ueber das Pathetische.*)

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zwecke ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz vom Naturgesetzten im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die Intelligenz im Menschen als eine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen verweisen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich handelnd darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die Fassung des Gemüths eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit sey. Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen; aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstands, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachläßliche Forderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit geschehen kann. Er muß gleichsam seinen Helden oder seinen Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthshandlung, etwas Positives, und nicht vielmehr bloß Negatives und ein Mangel ist.

Dieses Letztere ist der Fall bei dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die leidende Natur zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der freistige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Decency verflicht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und kann selbst diesen die Kunst unnachläßlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt sich über seinen Gemüthszustand daraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie, und spielen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in denalten Bilderbüchern, die sich mit Hermut der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Wie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; Alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzessin, keinem König und keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen. Deswegen wir hier weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns bloß nackende Figuren, ob er gleich sehr gut weiß, daß dieß im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den Menschen zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der menschlichen Natur mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen sklavischen Anstandsregeln, um an dem Menschen nur künstlich und die Natur an ihm verbergen. Die lebende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der Homerischen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält sein Ge-

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Verfasser hatte in das 3te Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung vom Erhabenen eingerückt, die nach der Ueberschrift zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen dienen sollte. Einige Jahre nachher war über eben diesen Gegenstand die weiter unten folgende Schrift entstanden. Dieser frühern Bearbeitung, die sich mehr durch eigenthümliche Ansichten auszeichnete, gab der Verfasser den Vorzug, als seine kleinen prosaischen Schriften zusammengetragen wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde ein Theil unter dem Titel: Über das Pathetische, in diese Sammlung aufgenommen.

Noch führten zum Pallaſt, der Menge unbekannt,
Geheime abgeleg'ne Thüren,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander ſich verlieren.
Oft hatte, frey von des Gefolges Zwang,
Andromache in Troias ſchönen Tagen
Auf dieſem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

Mich brachte' er jetzt zum höchſten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit ſegenleeren Händen
Verlor'ne Pfeile niederſenden.
Zum gähen Thurm verfolg' ich meinen Lauf,
Der über's Dach empor zum Sternenhimmel ſchreitet,
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze Schiffbedeckte Meer.

Von Tod umringt, zerreißen wir voll Muth
Der Decke ſchon gewich'ne Fugen,
Und ſchleudern ſie auf der Achiver Flut
Mit ſamt den Pfeilern, die ſie trugen.

Herunter ſtürzen ſie mit donnerndem Gekrach,
Und weh' den Stürmenden, die ſich darunter ſtellten!
Doch friſche Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

Als wollt' er jeden Feind zermalmen
Pflanzt Pyrrhus ſich im Glanz der Rüſtung vor das Thor,
Der Schlange gleich, genährt von böſen Halmen,
Die giftgeſchwollen ſchlief im Eibedeckten Moor,
Und neuverjüngt jetzt von ſich ſtreift die Schaale,
Den glatten Leib im Reif zuſammenringt,
Sich mit erhab'ner Bruſt aufbäumt zum Sonnenſtrale,
Und dreier Zungen Blitz im Munde ſchwingt.

Dicht an ihm ſteht der hohe Perizhas,
Nächſt dem Automedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt ſich Skyros Jugend an den Paß,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er ſelbſt das erzbeſchlag'ne Thor,
Und alle Bänder ſtürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das ſeinen Schirm verlor,
Und weitgeöffnet klafft des Thores Wunde.

Des

Des innern Hauses weiter Hof, die Schaar
Der Troier, die den Eingang hüten,
Der alten Könige geheimste Säle bieten
Dem überraschten Blick sich dar,
Und aus den innersten Gemächern dringet
Der Männer Schreyn, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken wiederklinget.

Man sieht der Mütter Heer die weite Burg durchschweifen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen,
Und küssen den empfindungslosen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus schon herein.
Ihn hält kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod ist der erste Gruß, so fluten sie heran,
Von Waffen rauscht's in allen Zimmern.

So wüthet nicht der hochgeschwoll'ne Bach,
Der schäumend seinen Damm durchbrach,
Der Felsen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er stürzt ins Feld mit trüber Wogen Kraft,

Der Heerden Schaar auf den ertränkten Auen,
Wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich selbst sah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang stehn, und bey ihm die Atreiden.

Ich sah auch Hekuba, sah ihre hundert Töchter,
Sah Priam selbst an den Altar gestreckt,
Den Vater blühender Geschlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer frisch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
Der Enkel schöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule stürzt, behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entgieng, das wird des Würgers Raub.

Mitleidig, Fürstinn, wirst du fragen,
Wie König Priam seine Tage schloß?
So wisse denn. Kaum hört er Troiens Stunde schlagen,
Und sah den Feind, der durch die Pforten sich ergoß,
So eilt' er, sich den Panzer anzuschnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längst der Scheide nicht entflog,
Und stürzt zur Schlacht, als Fürst zu fallen.

Es stieg in des Pallastes mittler'm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich scheuen Tauben, die das donnerschwühle Wetter
Zusammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern knieend da,
Und schloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

Jezt sah sie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen sich bewegen.
Unglücklicher wohin? ruft sie ihm bang entgegen,
Was für ein Wahnsinn reichte dir den Speer?
Und wäre selbst mein Hektor noch zugegen,
Jezt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieses Heiligthum schüzt alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

Sie sprach's, und zog ihn zu sich hin, und ließ
Im Priesterstuhl den Greis sich niedersezen,
Da kam, von Porrhus mörderischem Spieß
Durchbohrt, sein Sohn Polit, bluttriefend, voll Entsezen,

Der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang
Dahergerannt. Sein Blick sucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz, den schon gewissen Zang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegier'gem Speere.

Schon hascht ihn sein furchtbarer Arm,
Und über ihm sieht schon den Stahl der Vater schweben,
Noch sieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.
Nicht länger schweigt das Vaterherz,
Obgleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerstimme,
Und heult in diese Worte seinen Schmerz:

Für diese Freveltat, für diesen bittern Hohn,
Für dieß verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie solche Thaten ihn verdienen,
Dich, Ungeheu'r, ein grausenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenstücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

So wahrlich hielt's mit seinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen,
Es ehrte mit erröthendem Gesicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Todten Feyer würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wieder sehen.

Mit diesen Worten schleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der schwachen Hand enteilet,
Und aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zertheilet.
Geh denn, erwidert Pyrrhus ihm voll Hohn,
Sag dem Achill, wie sehr ihn meine Thaten schänden!
Verklage dort den tiefgesunk'nen Sohn,
Jetzt aber stirb von meinen Händen!

Er reißt den Zitternden, dieß sagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die silbergrauen Haare,
Indeß die Rechte tief sich in den Busen taucht.

So endigt' Priamus. Sein Aug' sah Troja brennen,
Die über Asien den Scepter ausgestreckt,
Jetzt ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt und niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum erstenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blassen
Weckt mir des eig'nen theuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlinn, Kind verlassen;
Ich spähe rings um, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit sind alle längst verschwunden,
Hier hatten sie vom Thurm den kühnen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig übrige von allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Vesta's Tempelhallen
Die Tochter Tyndars sprachlos sitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten strenges Strafgericht,
Bang, durch der Teukrier gerechte Wuth zu sterben,
Barg sie im Heiligthum ihr bleiches Angesicht.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, sie zu durchbohren,
Zu rächen mein zerstörtes Vaterland.
Was? Troja setzte sie in Brand,
Und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren,
Die Teukrer hinter sich in sklavischem Gewand?
Sie sähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfest begehen?
Nein! das wird nimmermehr geschehen!

Mag's seyn, daß des gestraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger schändet,
Genug, ich sättige der Rache heiße Glut,
Der Frevel wird gestraft, gerächt der Freunde Blut,
Und eine Schuldige dem Orkus zugesendet.
So sprach aus mir des eiteln Grimmes Wuth,
Als plötzlich, schön, wie sie sich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgestalt sich zu mir neiget.

Ganz Göttinn, ganz umflossen von dem Lichte,
Worinn sie steht vor Jovis Angesichte,
Durchschimmerte ihr Glanz die Dunkelheit:
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde

Entbrennt dein Herz? ertönt's von ihrem Rosenmunde,
Indem ihr Arm zu stehen mir gebeut.
Wohin mit diesen wüthenden Gebärden?
Was soll aus deiner Mutter werden?

Du willst nicht lieber sehn, ob dein Askan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haupt verlassen,
In welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreusa schwebt,
Die der Achaier Schwärme rings umfassen,
Längst, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die spartan'sche Helena laß büßen,
Nicht Paris klage an. Da! zürne himmelwärts!
Die Götter sind's, die Trojas Fall beschließen!

Blick auf! Der Nebel sey zerstreut,
Der noch mit Finsterniß dein sterblich Aug' umhüllet,
Doch werde streng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du siehst, wie Qualm und Rauch in schwarzen Fluten steiget,
Siehst Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft
Das ist Neptun, der Trojas Veste schleift,
Und mit dem Dreyzack ihre Mauren beuget.

fühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als Andere, und eben das macht sie zu Helden, daß sie das Leiden stark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir Andern, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen; selbst der während des Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, daß sie vor dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in Erringung desselben bei allem Gefühl für dasselbe. Getrost die Götter der Griechen mögen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete Mars schreit wie Tausend Mann, und die von einer Lanze getrieben Venus fliegt weinend zum Olymp, und verschwebt alle Gestalte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahre und offene da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rühret, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Forderung an den Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — eine er etwas Anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen; eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich beherrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Menschen erlaubt, die dritte Forderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft anzulegen, um sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was blos die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle blos erschlaffenee schmelzende Affekte, sondern überhaupt auch alle höchsten Grade, von was für Affekten es auch seyn, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die blos sinnlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie erregen blos den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich blos auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unserer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in diese Klasse. Sie bewirken blos Anstrengungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Muse der Neuern schmückt sich vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch so großer Lärm in einem Konzertsaale ist, so wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Princip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst auszuschließen, weil sie blos allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verrichten hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts auszuschließen, die den Sinn blos quälen, ohne zugleich den Geist dasür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz, nicht weniger als jene durch Wollust, und können deswegen blos Verachtung, und keine Rührung bewirken, bis der Kunst würdig wäre.

Die Kunst muß den Geist ergetzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist blos ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird folglich erfordert ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefordert, durch den allein sich das Princip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kundthun kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die blose sinnliche Kraft des Affekts und die höchst lebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und die die unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur Mittel, in so fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche blos auf eine sinnliche Quelle sollen lassen, und blos in der Affektion des Gefühls vermögend gegründet sind, sind niemals erhaben, wie viel Kraft sie auch verrathen mögen; denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Passion (obwohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein. Das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel sind die Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel, als was aus der Vernunft amitt; Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er blos den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle edel, wenn er blos der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte.

Am Skäerthor siehst du Saturnia
Die Unbarmherzige in rauhem Eisen blinken,
Siehst von den Schiffen sie stets neue Feinde winken,
Auf Pergams Thurm siehst du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schreckniß, blitzen,
Du siehst — o fliehe fliehe, theurer Sohn!
Des Himmels König selbst auf Idas düsterm Thron
Den Feinden Kräfte leih'n, die Himmlischen erhitzen.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O säume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
Noch unverletzt wirst du dein Haus gewinnen,
Ich bin mit dir — Sie sprach's, und Nacht war um mich her,
Und mir erschienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Gestalten,
Verwüstung, Einsturz, Grausen um und um,
In Asche sank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pflüger Schaar, auf hoher Bergesheide,
Der Aexte mörderische Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Esche zückt,
Sie murrt erzürnt herab, die schwanke Krone nickt,

Erschüttert rauscht der dichtbelaubte Wipfel;
Bis von der Wunden Macht besiegt,
Sie ächzend sich herunter wiegt,
Und sich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwerdt und Leichen
Führt unbeschädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeschlagen,
Mit dem verehrten Vater fang ich an,
Ihn will ich rettend erst auf das Gebirge tragen,
Umsonst bestürmt ihn seines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn

Ihr andern, ruft er aus, in deren festen Brüsten
Der Jugend üppige Gesundheit glüht,
Spart euch für bessre Tage — flieht!
War's mir von Zevs bestimmt, des Lebens Rest zu fristen,
So war er Gott genug, den Flammen selbst zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleih'n. Genug, daß Einmal schon
Dieß graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt Kinder nehmt
Den letzten Abschied von Anchisen,
Den Weg zum Tode find' ich selbst, es schämt
Der Feind sich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.
Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter hassen mich. Wozu noch länger tragen
Des siechen Lebens lastendes Gewicht,
An Thaten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen!

Er sprach's und unbeweglich blieb er stehn,
Ihn beugt nicht unser heisses Dringen,
Nicht seines Enkels, nicht Kreusens Händeringen,
Nicht unsrer Thränen Bund, die strömend zu ihm flehn,
Durch solchen Trotz doch nicht den Tod herbei zu rufen,
Nicht uns, uns alle, mit in seinen Fall zu ziehn,
Er bleibt auf seinem Rein, und weicht nicht von den Stufen,
Aufs neu muß ich dem Tod entgegen fliehn.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich Vater ließ ich flehend hinter mir?
Solch grausames Begehren kam von dir?
Ist's Jovis Schluß, soll nichts die Heimat überleben,

Beharrest du darauf, daß uns derselbe Tod
Vereinige, wohlan, der Wunsch ist zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes roth,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führtest du durch Schwerdt und Feuer
Erhab'ne Mutter deinen Sohn? Ich soll den Feind
Auch hier noch wüthen sehn, soll alles, was mir theuer
Und theuer ist, in Einem Fall vereint,
An seinem Speere sich verbluten sehen?
O Waffen, Waffen her. Der letzte Tag bricht an,
Laßt uns aufs neu dem Feinde stehen,
Nicht ungerochen stirbt, wer männlich fechten kann!

Sogleich gürt' ich das Schwerdt mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muß sich die Linke fügen.
So geht's zum Thor. Ach, hier seh' ich mein theures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
Zum Tod gehst du, ruft sie, so nimm auch uns mit fort!
Doch hofft du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib, und schütze diesen Ort,
Was wird aus uns? Wer wird der deinen sich erbarmen?

So ruft ſie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraſchten Blick ein Wunder ſich enthüllt. -
Sieh! Von des Knaben Scheitel quillt
Hellleuchtend eine Feuerflocke,
Sie wächſt indem ſie niederfällt, und mild
Durchkräuſelt ſie die unverſehrte Locke.

Schnell ſchütteln wir ſie weg, und eilen, für Aſkan
Beſorgt, die heil'ge Glut mit Waſſer zu erſticken,
Anchiſes aber ſtreckt die Hände himmelan,
Und dankt hinauf mit Freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, großer Zevs! ſind wir erhört!
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und ſind wir's werth,
Verleih uns Schutz, bekräft'ge dieſen Seegen.

Er ſpricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerſchlag. In ſchönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Geſtirn geflogen,

In unserm Zenith stieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog,
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Von dieser Zeichen Macht besiegt,
Rafft sich Anchises auf, und betet zu dem Sterne.
Fort, ruft er, fort, die Zeit ist kostbar, fliegt,
Führt mich von dannen, sey's auch noch so ferne.
Euch Götter, die dieß Zeichen uns gesandt,
Vertrau ich dieses Kind, vertrau ich diese Beyden,
In eurer Obhut sieht das Vaterland,
Jetzt komm mein Sohn, ich folge dir mit Freuden.

Und lauter, immer lauter hört man schon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf Vater, ruf ich, auf! Ich trage dich, den Schwachen,
Leicht drückt des Vaters theure Last den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben,
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In ein'ger Ferne folgt Kreusa still.
Ihr Knechte merkt, was ich verkünden will.

Gleich vor der Stadt ſteht ihr an einem Felſenhange,
Den ein verlaß'ner Ceres Tempel ſchmückt,
Daneben ein Cypreſſenbaum; ſeit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns, in verſchied'nen Schaaren!
Du Vater wirſt die Heiligthümer wahren,
Wie dürfte ſie, noch nicht genetzt von friſcher Flut,
Berühren dieſe Hand voll Blut!

Sogleich wird ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut,
Ich neige mich, die Laſt des Vaters zu empfangen,
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,
Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unſerm Rücken weilet,
Zu hintergehn den laurenden Verdacht,
Kreuſens Schritt — So flieh'n wir durch die Nacht.

Wie oft auch ſonſt im wildeſten Gemenge
Der Schlacht mein Buſen unerſchüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarſtes Gedränge
Die Röthe von den Wangen trieb,

Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir ſchauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Beſorgt für des Begleiters Leben,
Bang für die Bürde, die ich trug.

Schon ſehn wir uns mit raſchen Schritten
Unſern dem Thore, frey von feindlicher Gewalt,
Als ein Geräuſch von Menſchentritten
In die erſchrock'nen Ohren ſchallt,
Und nahe hinter uns im dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde funkeln,
Und blank geſchliffne Helme glühn,
Sie ſind's, ruft er, o laß uns eilends fliehn!

Noch heute weiß ich nicht, welch feindliches Geſchick
Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In dieſem unglücksvollen Augenblick?
In unwegſame Gegenden verirrte
Mein Fuß, ach hielt ein Gott Kreuſen mir zurück?
Verlor ſie ſich auf unbekannten Pfaden?
Blieb ſie ermattet ſtehn? Ich hab es nie errathen,
Verſchwunden war ſie ewig meinem Blick!

Und

Und erſt, als am bezeichneten Altar
Verſammelt waren alle Seelen,
Ward ich den ſchrecklichen Verluſt gewahr,
Sah ich von allen ſie allein uns fehlen.
Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Gefährten treuer Hand
Verlaß ich Julus und Anchiſes
Und unſrer Götter heil'ges Pfand,
Im Thal wird ihnen Zuflucht angewieſen.
Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gält's auch, ganz Troja zu durchſpähen,
Mein Schluß ſteht feſt, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von neuem zu beſtehen.

Erſt eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen,
Mir graut bey jedem Schritt, es ſchreckt mich ſelbſt das Schweigen
Vielleicht daß ſie zur Wohnung umgekehrt,

Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrscht bereits der Feind, vom Wind gegeiſſelt wehn,
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höh'n,
Zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt aufs neu von mir beſucht.
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräum'gen Hallen,
Wo Junos Freyheit iſt, des blut'gen Raubes Frucht.
Hier ſeh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel gold'ne Zier.
In langen Reih'n gelagert ſeh' ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

Kühn ließ ich durch die todtenſtille Nacht,
Verlohr'ne Müh! der Stimme Klang erſchallen,
Ließ durch ganz Ilium den theuren Nahmen hallen,
In eitelm Suchen hab' ich Stunden hingebracht,
Als ein Geſicht, der ähnlich, die ich miſſe,
Nur größer von Geſtalt, als ſie im Leben war,
Daher tritt durch die Finſterniſſe,
Mir grauſt's, der Athem ſtockt, zu Berge ſteigt mein Haar.

und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andere als physische Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, mannichfaltig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle, Darstellung des Affekts, die blos physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchste Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, so lange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese übersinnliche Widerstehungskraft in einem Affekt kenntlich? Durch nichts Anderes als durch Beherrschung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich sage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der Ursache, die ihn hervorbringt — rein materialischer, sondern ein physischer Widerstand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er seinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen sucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der Instinkt übernimmt dieses, ohne erst bei seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Akt seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine andern Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos stattfinden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund auf der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Uebersinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muß das seyn, die durch natürliche Kräfte vollzogen wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dieß ist die Aufgabe; und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, daß die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm blos als Thier angehören und als solche blos dem Naturgesetz folgen, ohne daß sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbstständige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Instinkt ergreift sie unmittelbar, und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entschließung des Willens ab, sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, da wo der sonderte, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwillkürlich etwas Heftiges angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja, noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefaßtesten Streiter auf Einmal etwas höchst Wunderbares oder unerwartet Sonderliches erblicken, man lasse ihn dabei stehen, wenn Jemand ausgleitet und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein blos unartikulirter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entweichen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Das dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an den Menschen gibt, die nicht seiner Person als Intelligenz, sondern blos seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweitens Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche also die Person und nicht der Instinkt zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen; aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu bezähmen. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz; aber die Person hat dafür zu sorgen, daß den Vorschriften der Vernunft durch seine Handlung des Instinkts Eintrag geschehe. So wird ist also gewiß, daß der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im Affekt unbedingterweise zu bestimmen hat, sondern daß ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die Person erinnern könnte, und es ist blos Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt, oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon daß sie nicht durch den Instinkt bestimmt worden, ist hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, daß der Instinkt sie schicklicherdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch näm-

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
Des langen Forſchens undankbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden.
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattinn dich begleitet ſehen.
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rath,
Der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling wirſt du lang den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduld'ger Muth Heſperien erringt,
Durch deſſen ſeegenvolle Auen
Der lyd'ſche Tiberſtrom die ſtillen Fluten ſchlingt.
Dir winkt an ſeinen lachenden Geſtaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand,
Drum höre auf, in Thränen dich zu baden
Um das zerriſſ'ne Liebesband.

Ich werde nicht der Griechen Städte ſteigen
Nicht jubeln ſehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenknice beugen,
Ich Dardans Enkelinn, der Venus anverwandt!

Es hält bey Priams umgeſtürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück,
Leb wohl! Dich grüßt mein letzter Blick!
Leb wohl und liebe mich in unſerm theuren Sohne!

Auf meiner Zunge ſchwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen ſaugen,
In dünne Lüfte war ſie fort,
Ihr folgen weinend meine Augen:
Dreymal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreymal entſchlüpft das Bild dem feurigen Berühren,
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde raſch entführen.

Schnell wend' ich jetzt, (der Tag fieng an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elend's Kinder! gleichgeſinnt mit mir,
Auf fremdem Strand ſich anzubauen.
Entſchloſſen ſtrömten ſie mit Haab und Gut herbey,
Bereit, durch welche Fluten es auch ſey,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

Der Stern des Morgens ſtieg empor
Auf Idas hoher Wolkenſpitze,
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Geſperrt hielt der Achaier jedes Thor,
Und nirgends Hoffnung mehr die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Zint.
Ich weiche dem Geſchick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vaters Laſt, mit Muth
Kauf ich mich auf, den Ida zu beſteigen.

Das Reich der Formen.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frey seyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.

Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift ſie und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielinn ſeliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem Styx'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,

Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf beſtäubtem Plan.

Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelöſt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleiſſes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.

Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traur'ger Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht,
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beſchämte That.

Kein Erſchaff'ner hat dies Ziel erflogen,
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht,
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit Namenloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage,
Und zerreiſſe euer fühlend Herz!

Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.

lich, daß alle blos der Natur gehorchende Thätigkeit, über welche der Wille entweder gar nichts oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — dieser nigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instinkts entzogen sind, und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frei scheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines übersinnlichen Princips im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze setzen kann, und sich alles eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der blos thierische Theil des Menschen folgt dem Naturgesetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens, und hier gleichsam zum Maß, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in dem Menschen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit sich äußert, ohne doch im Gebiet der Menschheit diese Macht bedrängen zu können; desto mehr wird diese letztere kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabener das Pathos. *)

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen Grundsatz anschaulich gemacht; aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ungefähr ein Maß für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. „Laokoon," sagt nun Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst (S. 399 der Wiener Quartausgabe), „ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anspannt, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, in den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das lange Seufzen, welches er in sich, und der Odem, den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu bekümmern als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist flagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinaufritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gegrabenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gemischt; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Streben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewählter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz getrieben, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biße ihre Gift angelegt, ist diejenige, welche durch die mächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; sein Theil ist in Ruhe, ja die Muskelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut."

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit den Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil sonderte bekanntlich denselben Ausdruck in seiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemüthszustande des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bei dem Virgil ist die ganze Erzählung blos Nebenwerk, und die Ansicht, wegen der man hinein soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Prosischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, und in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Der Pflicht des Dichters war alles in dieser Hinsicht blos negativ, nämlich die Darstellung der leidenden Natur nicht so treu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit über des materialischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unruhe und Ekelhaften unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ursache des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Zurüstungen der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person so viel wissen lassen, als der Bildhauer,

*) Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze System derjenigen Bedürfnissen am Menschen, die unter den blinden Gesetz der Naturtrieben stehen und eine Voraussetzung einer Irrheit des Willens enthalten, mithin erfahrbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Darstellung der Affekte im Gebiet der Thierheit, so lässt und darstellt, derjenige Theil, der sie hinwegen im Gebiet der Menschheit, so erblickt und an und empfindet. Im Gebiet der Thierheit muß der Affekt herrschen, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich der Ausdruck finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach rühren, denn Klagen und Thränen stehen dem Schmerz schon im Gebiet der Thierheit auf. Weit stärker ergreift und der verbissene stumme Schmerz, wo vor der Natur keine Hülfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unsere Zuflucht nehmen müssen; und eben in dieser Hinweisung auf das Uebersinnliche liegt das Pathos und die tragische Kraft.

Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttinn Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten
Bis ſein Lauf geendigt iſt.

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olimpus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttinn mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

An Göthe

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du ſelbſt, der uns von falſchem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege ſchon ein Held, die Schlange
Erſtickt, die unſern Genius umſchnürt,
Du, den die Kunſt, die göttliche, ſchon lange
Mit ihrer reinen Prieſterbinde ziert,
Du opferſt auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuſe, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'ſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt,
Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Iſt er dem beſſern Ruhme nachgeſchritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät,
Aus eig'ner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit,
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,

Verbannet iſt der Sitten falſche Strenge,
Und menſchlich handelt, menſchlich fühlt der Held,
Die Leidenſchaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur iſt Theſpis Wagen,
Und er iſt gleich dem acheront'ſchen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben ſich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuſchlagen,
Das nur die flücht'gen Geiſter faſſen kann,
Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüſt der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts ſei hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falſche ſtellt ſich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie,
Die Bühne will ſie, wie die Welt, entzünden,
Das niedrigſte und höchſte menget ſie,
Nur bei dem Franken war noch Kunſt zu finden,
Erſchwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er ſie feſt und nimmer darf ſie wanken.

Ein heiliger Bezirk iſt ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem feſtlichen Gebiet
Sind der Natur nachläſſig rohe Töne,
Die Sprache ſelbſt erhebt ſich ihm zum Lied,
Es iſt ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernſten Tempel füget ſich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden;
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Gebärden
Verſchmäht der Sinn, der nur das wahre preißt.

Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchied'ner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Shakespears Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakläs,
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.
Rings um schrie, wie Vögelgeschrey, das Geschrey der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagst du itzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen, ins Grab!" —
Wegen Tiresias mußt ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bey euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?“ —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.“ —
Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

„Also sieht man bey euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von beyden! Uns kann nur das christlich-moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromacha mehr?“ —
Nichts! Man siehet bey uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann großes denn durch sie geschehn?“ —
Was? Sie machen Kabale, sie leyhen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, nagen den Pranger und mehr.

„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —
Nimm's nicht übel mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus,
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

so würde nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende Mensch, der Held, in der Handlung gewesen seyn, und die Episode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgil'sche Erzählung schon aus Lessings vortrefflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu Lessing sie gebraucht, war blos, die Grenzen der poetischen und malerischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. In dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlande mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardentes oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drei vorn angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Daß aber diese Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbsttätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit derselben von jedem Naturreinfluß und Vermögen rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekte. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es blos, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, noch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher blos kontemplativ erhaben.

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laocoon oder wir, das wirkt blos dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer scheinen los auf – uns, und allen Entronnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dieß geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unser Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen blos subjektiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von Außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbsttätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freiheit, weil es von Außen empfängt, was es vorher durch seine Selbsttätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinen andern als dem Erhaltungstriebe folgen, so würden wir hier stille stehen, und im Zustand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns, was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und dessen Thätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieses selbsttätige Princip (die moralische Anlage) in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbsttätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die übrige getrennt; und das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach Innen, indem es nach Außen Grenzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, weisen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine blos komparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Behältniß gekommen seyn muß, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hülfe suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt blos bei diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß auch jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweiten Hand und deine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bei uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon blos ein gemeiner Mensch, so würde er seinen Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder bläßt ihm zu seinen eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unserer ganzen Mitleidend würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erschüttert haben. Daß es aber gerade in dem Moment geschieht, wo er als Vater und achtungswürdig wird, daß sein Unter-

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab' ich's, ja ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sey auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

Zerrissen sey, was wir bedungen haben,
Sie liebt mich — deine Krone sey versehrzt.
Glückselig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht nie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,

Bewundert ſtill mein heldenmüthiges Entſagen
Und großmuthsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mistraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Giebt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete
Giebt's einen andern ſchönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyranniſches Geſchick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick!

Die Götter Griechenlandes.

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hayn.
Jener Bach empfieng Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab,
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen
Nahm der Läto Sohn den Hirtenstab.

Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt,
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne ſeelenvolle Tänze
Kreiſ'ten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Haynen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn,

Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klommten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter fülle Schaar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olimp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Weh'n,
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterzeit vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich Selene find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Selger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.

Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

Ja sie kehrten heim und alles Schöne
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn,
Was unsterblich im Gesang soll leben
Muß im Leben untergehn.

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen
Erde! dich an und was sendet dein Schoos uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohene zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen hoch Jauchzend die Menge herein.

Mimen

gang gleichsam als unmittelbare Folge der ersäuten Vaterpflicht, der zärtlichen Bedürfnisse für seine Kinder vorgestellt wird — dies entstammt unsre Theilnahme auch Höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn, und wird unausbleiblich unsere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Auf zweierlei Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem Zustand seine Kausalität für die Gesinnung gestattet wird; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt, und die Gesinnung für den Zustand Kausalität ertheilt. Auf dem ersten entspringt das Erhabene der Fassung, auf dem zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein tapferer Geist, im „Kampf mit der Widerwärtigkeit,“ sagt Seneca, „ist ein anziehendes Schauspiel, selbst für die Gottheit.“ Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbst Miltiades Unsieger, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum Erstenmal umsieht, bewundringt und, hieher Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich größe euch,“ ruft er aus, „und dich, unterirdische Welt, und dich, tiefste Höhe! Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort umgekalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird nun in der Hölle selbst ertönen. Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frei.“ u. s. w. Die Anwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung läßt sich anschauen, denn es beruht auf der Korrektheit; das Erhabene der Handlung hingegen läßt sich bloß denken, denn es beruht auf der Successsion, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem festen Entschluß abzuleiten. Daher ist nur das Erste für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Korrekteste gültig darstellen kann; der Dichter aber kann sich über Beides verbreiten. Selbst, wenn der bildende Künstler eine erhabene Handlung darzustellen hat, muß er sie in eine erhabene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur seinen Einfluß habe, sondern vielmehr unmittelbar das Werk seines moralischen Charakters sey. Dieß kann auf zweierlei Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht, und sein Leiden ist blos eine Wirkung. Ein Beispiel des Ersten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, sich der Rache der Karthaginenser aussetzt; an einem Beispiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen und das Bewußtseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur mit dem Unterschied, daß er uns in dem ersten Fall seinen moralischen Charakter, in dem andern blos seine Bestimmung bloß gibt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralische große Person, in dem zweiten blos als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, blos in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der uns die Würde der menschlichen Bestimmung durch seinen Zustand vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir diese Bestimmung in seiner Person nicht realisirt finden sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäß verhält, wenn unsere Achtung nicht blos seinen Verdiensten, sondern dem Gebrauch dieses Verdienstes gilt, wenn nicht blos seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas Anderes, ob wir bei unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer absoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freiheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz Anderes, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung mißfallen, und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber wenn er uns auch in beiden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese Wirkung bei beiden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird dadurch, daß er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, daß er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moralisch beurtheilt, ist mir diese Handlung Darstellung des bei allem Wechsel der Umstände erfüllten Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt, ist sie mir Darstellung des von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (der Vernunft) befriedigt diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt sie.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwei Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch unsere Gefühle in zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir beim Uebel Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefühle, des Beifalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung; und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung; beide auf eine Befriedigung eines Anspruchs. Denn auch die Vernunft fordert blos, aber bedarf nicht; dies ist das Verhältniß der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander, wie Noth

Mimen wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor.
Wohin führet der Bogen des Sieg'es? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget Lictoren die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reyh'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schandbrigte Nacht falle der lustige Tag.

Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie vom buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben,
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bachantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.

Knaben! Was säumt ihr? Herbey! Da stehn noch die schönen Geschirre,
Frisch ihr Mädchen und schöpft in den etrurischen Krug.
Steht nicht der Dreyfuß hier auf schön geflügelten Sphinxen,
Schüret das Feuer! Geschwind Sclaven! Bestellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Waage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dieß Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet
Mädchen! Spangen von Geld, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke sind' ich noch hier in dem gehöhlten Crystall.

Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln,
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten ſie ſtellen ſich ein, es finden ſich alle
Götter wieder, warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang ſchon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen,
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterinn.
Auf jenem Stern gieng eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterinn.

Hier — spricht man — warten Schrecken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir,
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir.
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen."—
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,"
Hohnlächelte die Welt,
„Die Lügnerinn, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?"

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unser'er eig'nen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst;"

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?"

„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen
Der Meldung that von der Vergelterinn?" —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterinn, ich fodre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder
Rief unsichtbar ein Genius.
Zwei Blumen, rief er — hört es Menschenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heissen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man bedeutungschwer
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang' er die Schatten zu haschen sucht.

Solang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

Solang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde.
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,

wendigkeit zu Nothdurft; sie sind also beide unter dem Begriff von Nöthigkeit enthalten; blos mit dem Unterschied, daß die Nöthigkeit der Vernunft ohne Bedingung, die Nöthigkeit der Sinne blos unter Bedingungen statt hat. Bei Beiden aber ist die Beistimmung zufällig. Nöthigkeit, der Lust sowohl als des Beifalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beifall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beide in desto stärkern Grade, je zufälliger die Bestriedigung ist.

Nun liegt bei aller moralischen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Nöthigkeit vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frei ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in desto höherm Grade, als der Widerstreit der Neigungen diesen Gebrauch der Freiheit zufälliger und verdienstlicher machte.

Bei der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, blos verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frei von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Hange zur Ungebundenheit ist die sittliche Vereinbarkeit des Willens, durch welche ihm sein Object auf das Strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, daß bei dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwange der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen postulirt also Freiheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierin auf das Vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihre Bedürfnisse nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Verlangen der Freiheit, auf die Phantasie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas **moralisch**, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen **ästhetisch**, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist Pflicht für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freier Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dieß ist eine Gunst der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfniß ist. Beurtheilt also der moralische Sinn – die Vernunft – eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das Höchste, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie mehr und seltern nur soviel finden kann, als sie fordert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fordern kann, und sich also von der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muß. Das Erstaunen des beleuchtenden Entschließens **wirklich** sagte, billigen wir; daß er sie sagen konnte, darüber freuet es uns und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverstümmlung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt, kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, in so fern ich unreine Triebfedern dabei wirksam finde, um verunreinlichen die Pflicht der Selbsterhaltung hintangesetzt wird. Aesthetisch beurtheilt, gefällt mir aber diese Handlung, und zwar lebhaftgen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt, welches dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Da es eine rein moralische Gesinnung, aber ob es dies eine mächtigere sinnliche Neigung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältniß seines Willens zu dem Willensgesetz abstrahire, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bei der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bei der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-affizirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geistesfreiheit, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen und die unendliche Geisteskraft dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das ästhetische Urtheil frei, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in angenscheinlichen Vortheil versetzen, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszuringen, unserm Freiheitsverlangen Genüge geschieht wird. Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fordert, dem Freiheitstriebe der Phantasie wie derspro chen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu den Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir und bei ästhetischen Urtheilen erweitert, bei moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. *)

*) Diese Auflösung, erinnere ich vorläufig, erklärt und auch die Verschiedenheit des ästhetischen Umfangs, den die Kant'sche Darstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil der Publikums findet diese Darstellung der Pflicht sehr demüthigend: ein anderer findet sie unend-

Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Solang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meynen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

An Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergang'ne Glück,
Nur an Einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick,
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, kann's vergänglich seyn?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe seyn?
Ihrer Flamme Himmelsglut
Stirbt sie, wie ein irdisch Gut?

Hektors Abſchied.

Andromache.

Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

Hektor.

Theures Weib gebiete deinen Thränen,
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter
Fall ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem ſtyg'ſchen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams groſer Heldenſtamm verdirbt.
Du wirſt hingeh'n wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe ſtillen Strom verſenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt ſchon an den Mauern,
Gürte mir das Schwerdt um, laß das Trauern,
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Die verschiedne Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit und ich zahle was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen mir aus.

Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An *.

Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen,
Aber du giebst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

An **.

Du willst wahres mich lehren? Bemühe dich nicht, nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur seyn.

An ***.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh ich, was ohne Dich Hundert' und Tausende sind.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet,
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

Pflicht für jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

Aufgabe.

Keiner ſei gleich dem andern, doch gleich ſei jeder dem höchſten!
Wie das zu machen? Es ſei jeder vollendet in ſich.

Das eigne Ideal.

Allen gehört was du denkſt, dein eigen iſt nur was du fühleſt,
Soll er dein Eigenthum ſeyn, fühle den Gott, den du denkſt.

Auf diesem Wege treffen sich beyde, daß sie materialische und die ästhetische Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterstützen, einander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwey ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterin fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterin verlangt. Der wird ein Object zu einem ästhetischen Gemüth gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen analisirt; und wenn der Dichter es dennoch versuchen müßte, so würde er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsere Vernunft auf der Regel des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das Verhalten des Willens hinger wiesen würde. Von keiner Seite würden wohl die Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit wahrer Freyheit ist sein Reich zu Ende. Nur so lange wir unser uns anschauen, sind wir frey; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dieß erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet.

Selbst von den Aeußerungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an derselben der Kraft gebührt. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat seinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als auf unsere Betrachtung hinstehen zu ergetzen. Nun kann und aber nichts ergetzen, als was unser Vermögen verstärkt, und nichts kann uns geistig ergetzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unser Selbstgefühl verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß er seine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freyheit macht, und der eben darum für uns nichts bedeuten kann. Es ist blos das Vermögen zu einer sittlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit dem theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, stellen wir unserer geistigen Kraft erhöhte. Es ist also blos die vorgestellte Möglichkeit einer edlichen freyen Wirkung, nemlich die moralische Anlage derselben unserm sittlichen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Einbrucks, den sittliche Gesinnungen oder Handlungen auf uns machen, von ihrer historischen Realität abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Gemälden verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fictionen sind, denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit verlangt aber nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also sichen in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das Poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar freylich erst unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Anfang, der dem poetischen Eindruck nicht mehr nachtheilig als verderblich ist. Man hat schon gesagt, der Dichtkunst unserer Vaterlandes einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfiehlt. Dadurch hieß es, würde die griechische Poesie so dem Ausländischen für das Herz, weil sie einheimische Scenen malte und einheimische Thaten verewigte. Geist würde sie längsten, da die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann, aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nicht weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgenius, wenn er durch diese historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter oft hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Particularesse, um an der Schönheit hinaufgeleitet zu werden, und nur der Stümper verzagt von dem Stoffe eine Kraft. die er in der Form zu legen verzweifelt. Die Poesie hat einen Weg, nach dem die kalte Region des Gedächtnisses nicht nehmen, sich auf die Gesetzmäßigkeit zu unserer Anschauung, wie den Eigensinn zu ihren Absichten machen. Die soll das Herz treffen, weiß sie auf dem Herzen sich, und nicht auf den Staatscalcular in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Zimmerpflege nicht viel acht, die man ihm auf besserer Meynung als Beyfall zu ertheilen sich einer werden läßt; sonst würden Zeitgeist und Stimme der tonlosen Poesie eine viel schwerere Gewalt angethan haben. Den Menschen moralisch aufzuputzen, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit gemeinschaft machen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, welche ihr, unmittelbar nur sehr selten gelingen. Die Dichtkunst führt bey dem Menschen nie ein bedeutendes Geschäft aus, und man kennt kein unedleres Werkzeug zu erhalten, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und blos, in so fern sie auf den

---

sich ziehend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund dieser Widersprüche liegt blos in der Verschiedenheit des Standpunkts, auf welchem beide diesen Gegenstand betrachten. Seine beste Absicht thun, hat allerdings nichts Großes, und ist in so fern das Beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unserer Pflicht. Liegt in der höchsten Tugend nicht Bewunderns, Aber in allen Tugenden der sittlichen Natur kommt dem uns bekannten keine Handlungen vor, und in den Reihen der Natur dem höchsten Geschöpfe unbemerkbar liegen, daß ist ausdrücklich erwartet und der Bewunderung werth. Gegen die Gesetzmäßigkeit hatten es die unsere Tugend beleidigenden Verhältnisse, und wir sind nur es und auch keines schuldig, was unsere innere unnütze Kraft die Sinnenwelt gestalten, ist in diesem ein sehr erhabenes Object. Da in den uns alle Handlungen moralisch beurtheilen, und sie auf das Existenzgesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu seyn; in so fern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Verhalten unsers Gemüths, das denselben zum Grund liegt, auf die Kraft der Erscheinungen beziehen, d. h. in so fern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisser Patriotismus erlaubt, so, es ist sogar nothwendig, daß wir uns Perioxismus in uns aufbauen, das über alle Vergleichung groß und unendlich ist.

An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem geſehn.

Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh' wie die andern es treiben,
Willſt du die andern verſteh'n, blick in dein eigenes Herz.

Der Aufpaſſer.

Strenge mir mein Gewiſſen bemerkſt du, wo ich gefehlet,
Darum hab' ich dich ſtets wie — mein Gewiſſen geliebt.

Weisheit und Klugheit.

Willſt du Freund die erhabenſten Höh'n der Weisheit erſteigen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein muthiger Zug.

Die Uebereinſtimmung.

Wahrheit ſuchen wir beide, du auſſen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es auſſen dem Schöpfer,
Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.

Politische Lehre.

Alles sei recht was du thust, doch dabei laß es bewenden
Freund, und enthalte dich ja, alles was recht ist zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei, der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl füllet die Treffer nur ein.

An einen Weltverbeſſerer.

„Alles, opfert' ich hin, ſprichſt du, der Menſchheit zu helfen,
Einzig war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn" —
Soll ich dir ſagen, Freund, wie ich mit Menſchen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuſcht.
Von der Menſchheit — du kannſt von ihr nie groß genug denken,
Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus.
Auch dem Menſchen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er ſie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menſchengeſchlechter
Laß du den Himmel, Freund, ſorgen wie geſtern ſo heut.

Meine Antipathie.

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider, doppelt zuwider
Iſt mir's, weil es ſoviel ſchwatzen von Tugend gemacht.
„Wie? Du haſſeſt die Tugend?" — Ich wollte mir üben ſie alle,
Und ſo ſpräche, mills Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

An die Aſtronomen.

Schwatzet mir nicht ſoviel von Nebelflecken und Sonnen,
Iſt die Natur nur groß, weil ſie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im Raume,
Aber Freunde, im Raum wohnt das erhabene nicht.

Aſtronomiſche Schriften.

So unermeßlich iſt, ſo unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt zog auch den Himmel herab.

Der beſte Staat.

„Woran erkenn' ich den beſten Staat?" Woran du die beſte
Frau kennſt! daran mein Freund, daß man von beiden nicht ſpricht.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! — Und warum keine? Aus Religion.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz" — Drum eben, weil
Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas erträgliches
sehn.

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind
kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt
mich der Feind was ich soll.

Licht und Farbe.

Wohne du ewiglich Eines dort bei dem ewiglich
Einen,
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum
Menschen herab.

Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber,
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Die idealiſche Freiheit.

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwey dir geöfnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem erſten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Die Mannichfaltigkeit.

Viele ſind gut und verſtändig, doch zählen für Einen nur alle,
Denn ſie regiert der Begriff, ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfachwechſelnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor,
Aber von Leben rauſcht es und Luſt, wo bildend die Schönheit
Herrſchet, das ewige Eins wandelt ſie tauſendfach neu.

Die drey Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat ſie entſeelet,
Schaffendes Leben aufs neu giebt die Vernunft ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Was die Natur gebaut, bauet er nachlend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur Genius mehrſt in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem das kann jedweder Verſtändige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben,
Selbſt Gebildetes iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt.

Charakter einflößt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann den Menschen werden, was den Helden die Liebe ist. Sie kann ihn weder rauben, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht Handeln möglich sey, d. h. daß seine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es egal, aus welcher Klasse von Charakteren, der sittlichen oder guten, er seine Helden nehmen will. Da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird uns daraus begreiflich erfinden. daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit gerühmt, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter klingt an, und zu interessiren, sobald er Stoff zum Leben mögen muß, um seinen sittlichen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältnis unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Nache, zum Beispiel, ist anstreitig ein niedrer und selbst sehr belger Affekt. Mensch desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Mehre, indem sie ihre Kräfte erweckt, gibt bei dieser Handlung auf Zusand herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhoben, sobald wir die pärtliche Natur sehen.

Das ästhetischer Urtheil enthält hierin mehr Maß, als man gewöhnlich glaubt. Obendar tödigen Affekt, welche von Widerwillen Völker gegen eine erhöhte Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Bithe von der Neigung entlehnen, weil es kein konsequenten Widerspruch nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Unterwerfung der Neigung kostet, um die ganze Konsequenz und Willenfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher kommt denn es denn wird, daß wir den haltgenen Charakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz sittlosmen oft mit schauender Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absoluten, freien Wollens anerkennen, diesem hingegen es in jeder Aeußerung ansehen, daß er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufschwingen könne.

Im ästhetischen Urtheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern blos für die Freiheit interessirt, und jene kann nur in so fern unserer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere stärker macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft auf ihrem eigenmächtigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft über Herrschaft streiten, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwei verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird der Freiheit der Phantasie durch moralische Gesetzmäßigkeit fesseln, und die Gesetzmäßigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerstören.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. *)

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich's zum Geschäft machen, die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Tadel, daß sie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Tadel dennoch, nach wie vor, auf seinen festen Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren altergerechten unabhängigen und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie gewaltsam erhöhen will. Unbestritt, daß ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle übrige Neigungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur mittelbar erstreben. Daß der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber hatte die schönen Künste ihren Zweck gemein. Vergnügen anzuspinnen und Glückliche zu machen. Eigentlich verstehen sie, was ihre eigenen Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der saure erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit aufgewandten Zeitze müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Belohnung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, aber das Heiligthum besteht den durch eine Kette von Leiden nähern; die Kunst als kein gewährt uns Genüsse, die nicht erst absorbiert werden dürfen, die kein Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verbienst, auf diese Art zu ergetzen, mit dem ernsthaften Verdienst, zu belasttigen, in eine Klasse setzen? Wer sich einen solchen Lohn, der schönen Kunst blos bedingungen jenen Zweck abzuverlangen, weil sie hier diesen erreichen ist?

Die wohlgemeynte Absicht, das Moralische überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte und in Schatz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen neuen hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst bei Staats, die Oberaufsicht aller Menschen zu erwerben, vertheilt man sie auf einen eigenthümlichen

*) Anmerkung des Herausgebers. Im ersten Band der neuen Thalia vom Jahr 1793 wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

Genialität.

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Die Forscher.

Alles will jetzt den Menschen von innen von aussen ergrunden,
Wahrheit wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd!
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Die ſchwere Verbindung.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelt
vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieſes verachtet d
Zaum.

Korrektheit.

Frei von Tadel zu ſeyn iſt der niedrigſte Gr
und der höchſte,
Denn nur die Ohnmacht führt oder d
Größe dazu.

Das Naturgeſetz.

So war's immer mein Freund und ſo wird
bleiben, die Ohnmacht
Hat die Regel für ſich, aber die Kraft d
den Erfolg.

Wa

Wahl.

Kannſt du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es wenigen recht, vielen gefallen iſt ſchlimm.

Tonkunſt.

Leben athme die bildende Kunſt, Geiſt fodr' ich vom Dichter,
Aber die Seele ſpricht nur Polyhymnia aus.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen!
Spricht die Seele, ſo ſpricht ach! ſchon die Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laß die Sprache dir ſeyn, was der Körper den Liebenden. Er nur
Iſt's, der die Weſen trennt und der die Weſen vereint.

Der Meiſter.

Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem was er ausſpricht,
Was er weiſe verſchweigt zeigt mir den Meiſter des Stils.

Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Afrodite der Reize Geheimniß,
Was ihr den Zauber verleiht, iſt was ſie bindet, die Schaam.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?

Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Die Philosophieen.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen?
Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie hoff' ich soll ewig bestehn.

Die Gunst der Musen.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm, du himmlische Muse
Trägst die, dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoos.

Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! Dir vertrau' ich das zarte Geheimniß,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Nänie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurük sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber gerißt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.

Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt.
Auch ein Klaglied zu ſeyn im Mund der Geliebten iſt herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Die Hochzeit der Thetis.

Nach dem Euripides.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang
Den zu der Cither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmey und zum libyſchen Rohr
Sang der Kamönen
Verſammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen.

Wo die Becher des Nektars erklangen,
Auf des Pelion wolkigten Kranz
Kamen die zierlich gelockten und ſchwangen
Goldene Solen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
Feierten ſie der Verbundenen Glück,
Der Berg der Centauren hallte ſie wieder,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.

Unter den Freuden des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmliſche Gabe
Jovis Liebling der phrygiſche Knabe
In die Bäuche des gold'nen Pokals.
Fünfzig Schweſtern der göttlichen hüpften
Luſtig darneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Grüne Kronen in dem Haar
Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle.

Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubellede
Der Theſſalierinnen Chor,
Heil dir! ſang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Der aus deinem Schooß erſteht!

Gebiet, um ihnen einen Beruf anzuweisen, der ihnen freund und ganz angemessen ist. Man glaubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks, zu ergötzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Verwandlung vortheilhaft machen. Man findet es widersprechend, daß bloßer Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so großem Maße befördert, nur beiläufig solche Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen aufscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine völlig befriedigende Theorie des Vergnügens und eine vollständige Privatpoetik der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Und bloß dieser würde sich ergeben, daß ein freies Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf gar moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabei thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Herervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der sittlichen Werthes nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durchaus die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne; denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem sittlichen Gesetze im engsten Einverständniß handeln; aber für die Volksmoralität der Kunst ist es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft; und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Gemüth am Besten vorbereiten kann. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre ästhetische Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, in so fern es auf sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier die Wirkung wieder von der Ursache werden muß. Die Lust am Edelmuth, am Abtrocknen, am Erbarmen stärkt unsere moralischen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle edle Neigungen stärkt. Denn so, wie ein wiederholter Grad von gewisse Lose eines sittlichen vertrieblichen Menschen ist, so ist sittliche Vergnügtheit eben die Befriedigung eines vorhandenen Gemüthes. Die Kunst wird also nicht bewirken als sittlich, weil sie durch sittliche Mittel erregt, sondern auch bewegen, weil das Vergnügen selbst, das sie Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Jene aber meine ich bedürftige Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte, Vermunft und Einbildungskraft, thätig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erregt wird, im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar aus ihrer physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet des schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder höchstens nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werden, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an die Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergetzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern blos durch das Gefühl der Nothwendigkeit der Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So ergetzt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorstellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, sind Quellen eines freien Vergnügens, und in so fern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Wahrend, Erhaben. Das Gute befriedigt unsere Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand, das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Nützende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergetzt auch schon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgefoderte Kraft, aber die Kunst scheint sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein verrechnet, verliert er sich unter die Lebenskräfte, und die Kunst verschmäht ihn, wie alle sinnlichen Lichter.

Der Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Vergnügen schöpft, hat sie mit gewahrt. Kann sie sich allein zu seiner Einsetzung der Künste bemächtigen, da in derselben Kunstsache mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zusammenfließen können. Aber in so fern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck verfolgt wird, kann sie, wenn allein nicht eine eigene Kunst, doch eine eigene Kunstart der Kunstwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der schönen Künste (Künste des Geschmacks, Künste des Verstandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweise befriedigen, alle das Gute, das Erhabene und Nützende, zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Namen der schönenden Künste (Künste des Geistes, des Vergnügens) in eine besondere Klasse versammeln. Zwar ist es unmöglich, das Nützende von dem Schönen und Guten zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne das Nützende bestehen. Wenn also gleich beide verschiedene Ansicht zu seiner vollkommenen Einbildung der freien Künste berechtigt, so dürfte sie wenigstens dann, die Principien zu Beurtheilung derselben näher angehen und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich entstehen muß, wenn man bei einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Nützenden und des Schönen verwechselt.

Und Apoll der in die Ferne
Der verbergnen Zukunft ſpäht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,
Chiron der Centaure, nannten
Beide ſchon mit Nahmen ihn,
Der zu Priams Königsſitze
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenſchaaren,
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthen dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland,
Auch die Rüſtung die er würde tragen,
Künſtlich von Hephäſtos Hand
Aus gediegnem Gold geſchlagen,
Ein Geſchenk der Göttlichen
Die den Göttlichen empfangen.
So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unſtät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird ſein Herz geſtillt,
Raſtlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er ſeines Traumes Bild.

Aber mit zauberiſch feſſelndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchaamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich iſt des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt.
Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und ſich erneut.

Aber, zufrieden mit ſtillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wiſſens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10436/043

Streng und ſtolz ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin,
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Aber, wie leiſe vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die aeoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängſtigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Buſen, es ſtrahlen
Perlend die Augen von himmliſchem Thau.

In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweiſt der Scythe
Und der Perſer wird zum Knecht.
Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,

Und der Eris rauhe Stimme
Waltet wo die Charis floh.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen was ewig ſich flieht.

Abſchied vom Leſer.

Die Muſe ſchweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verſchämten Angeſicht,
Tritt ſie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet ſie es nicht.
Des Guten Beifall wünſcht ſie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht beſticht.
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Buſen ſchlägt, iſt werth daß er ſie kröne.

Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit ſchönern Phantaſieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht,
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönten, ſie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Saamen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Jena
gedruckt bey Joh. Christ. Gottfr. Göpferdt.

F. SCHILLER.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie aus also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unserer Ohnmacht und Begrenzung, einem Gegenstand zu umfassen, andererseits aber auch dem Gefühl unserer Uebermacht, welche vor keinem Grenzen erschreckt, und bisweilen sich gefällig unterwirft, denn unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserem sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserem Bewußtsein zu bringen, welches demjenigen, worin die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also einer dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und regent durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Nährung in seiner strengen Bedeutung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Nährung kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz darüber dasselbe gemäßigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa die mitleidende Zuschauer dabei empfindet. Der Verlust eines großen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Nährung. Der Schwache ist jederzeit ein Raub seines Schmerzens, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Nährung enthält eben so wie das Gefühl des Erhabenen zwei Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. Ob soviel es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut und wehe. Aber dieses Widerstreben der Zweckwidrigkeit ist zweckmäßig für unsere vernünftige Natur überhaupt, und, in so fern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menschliche Geistesschaft. Nur müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmäßig ist. Um zu bestimmen, ob bei einer Nährung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu den letzten Zwecken aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem ersteren widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil ersteres das Laster selbst, und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Ueberdem ist die Tugend weit mehr geschätzt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rückschlag von Unglück weit eher der Tugend gerecht werden, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Nährungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Reine Zweckmäßigkeit geht und so nah an als die moralische, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit kennte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf unsere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erhabenste, weil sie durch nichts von Außen, sondern durch ein innerstes Prinzip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit.

Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gegen sich wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist Alles begriffen, was nicht moralisch ist. Alles, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht; alle Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut als physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je mehr derer die Gegner, desto glorreicher der Sieg: der Verstand allein kann die Kraft stärker machen. Aus diesem folgt, „daß das höchste Bewußtseyn unserer „moralischen Natur nur in einem actualisirten Zu„stande im Kampfe, erhalten werden kann, und daß „das höchste moralische Vergnügen jederzeit von „Schmerz begleitet seyn wird."

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen, und und durch den Schmerz erregen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gesetz umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit in Widerspruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Nährung a priori aus dem Prinzip der Zweckmäßigkeit bestimmt anzugeben. Zu vielerlei ließen sich aus eben diesem Prinzip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle möglichen Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen, und den Grad sowohl als die Art der Nährung im Voraus zu berechnen. Aber den sie sich, verwahrt ihrer Spezies, nicht erdenken kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüthe vorzugsen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

Wenn wir Adam und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Anstritt zum Gegenstand eines so pikanten Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem tadelnden Schicksale, das sie verschmähten, die anderweitige Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit

Gedichte

von

Friederich Schiller.

Zweyter Theil.

Leipzig
bey Siegfried Lebrecht Crusius
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind.

Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publicums befinden, konnte der poetische Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stuffe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben

gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publicum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das vergangene vorüber ist, und in sofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.

Möchte diese rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist, und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines

schmutzigen Aeußern zur Schande des guten Geschmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers dennoch Käufer findet.

Weimar in der Ostermesse 1803.

Innhalt.

Innhalt

des Zweiten Bandes.

	Seite
Der Antritt des neuen Jahrhunderts 1801.	3
Hero und Leander 1801.	6
Die Gunst des Augenblicks 1802.	20
Sehnsucht 1801.	23
Die Antiken zu Paris 1800.	25
Die deutsche Muse 1800.	26
Dem Erbprinzen von Weimar 1802.	28
Thekla, eine Geisterstimme 1802.	31
Die vier Weltalter 1802.	33
An die Freunde 1802.	38
Die Künstler 1789.	41
Kassandra 1802.	66
Die Macht des Gesangs 1795.	73
Das Mädchen von Orleans 1801.	76

	Seite
Amalia 1780.	78
Fantaſie an Laura 1782.	80
Laura am Klavier 1782.	85
Die Entzückung an Laura 1782.	88
Die Kindsmörderin 1782.	90
Der Triumph der Liebe 1782.	97
Das verſchleierte Bild 1795.	105
Die Weltweiſen 1795.	113
Der ſpielende Knabe 1795.	117
Einer Freundin ins Stammbuch 1788.	119
An die Freude 1785.	121
Die unüberwindliche Flotte 1786.	128
Einem Freunde der Weltweisheit 1795.	132
Karthago 1795.	134
Graf Eberhard von Wirtemberg 1782.	135
An den Frühling 1782.	140
Die Schlacht 1782.	142
Der Flüchtling 1782.	147
Gruppe aus dem Tartarus 1782.	150
Elisium 1782.	151
An Minna 1782.	154

	Seite
Das Glück und die Weisheit 1782.	157
Die berühmte Frau 1788.	159
Die Größe der Welt 1782.	168
Männerwürde 1782.	171
An einen Moralisten 1782.	177
Griechheit 1796.	179
Die Sonntags Kinder.	180
Die Homeriden.	181
Die Philosophen.	189
G. G.	—
Die Danaiden.	—
Der erhabne Stoff.	—
Der moralische Dichter.	190
Der Kunstgriff.	—
Jeremiade.	191
Wissenschaft.	193
Kant und seine Ausleger.	—
Die Flüsse.	194
Schön und Erhaben.	200
Breite und Tiefe 1797.	202
Kleinigkeiten 1795.	204

Seite

Die Götter Griechenlands 1788. 209

Das Spiel des Lebens 1796. 221

Parabeln und Räthsel 1802. 223

Punschlied 1803. 235

Das Geheimniß der Reminiszenz 1782. 237

Dido 1792. 241

Der Pilgrim 1803. 306

Scenen aus den Phönizierinnen 1789. 309

Elend lohne, die naturwidrige Verlängerung der Gefühlsäußerungen, die sie so viele Verstellungen kosten, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der sregenden Macht des sittlichen Gefühls, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, daß wir sogar versucht werden, und mit dem Uebel aufzuhören, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit erregt uns unendlich mehr, als alle Mißverhältnisse in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kinder- und Vaterpflicht belagt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Haß eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingiebt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern kennt auch vorzüglich seinen Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist es auf der andern Seite, den größten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, wie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger sichre,“ sagt der arme Pompejus, da er noch Sicilia sichern soll, und seine Freunde ihm anliegen, seine Absahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sey.

Aber das Leben eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch gegründ, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln verursacht, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Sittenlosen nicht einmal in Anschlag brächten, das das Opfer daran werden. Hier ist keine Zusammenstimmung mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch ist Beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohen Vollkommenheiten verweilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erfahrung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu bringen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die Versicherung moralischer Zweckmäßigkeit, und der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Unruhe, welche das Bewußtseyn moralischer Unvollkommenheit erregt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Bewußtsein begleitet. Reue, Selbstzwangsamung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie abwechselnde empfunden werden können, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unsittliches Gefühl für Pflicht und Unrecht wachte, und seine Ausbrüche selbst gegen das frevelhafte Interesse der Selbstliebe gekehrt machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz, und ist Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Ausgurteil der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muß ihm wichtiger seyn, als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und weil kein anderes erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißstimmende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigener Hand zerstört, um die Ueberzeugung jenes Gesetzes ab sich zu verlassen, so steigt unsere Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterschied stattfände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das begleitende Bewußtseyn des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung doch eingeschwächt konnte erleichtert haben, und das sittliche Verlangen an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen prägen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äußert, desto mächtiger setzen wir das Sittengesetz ihm geworfen.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird; und dieß geschieht, wenn eine moralische Pflicht dem treten werden muß, um einer höhern und allgemeinern Pflicht gemäßer zu handeln. Lucius Cornelius, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Autium oder Corioli mit einem ehrwürdigen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volksrede, und ihre Thränen hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Ausgang nicht aufgewogen haben. Der Ehrsurcht gegen die Mutter Stärke dann sie wenigstens bürgerliche Verantwortlichkeit entgegen, welche im Kollisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Kommandant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen hinrichten zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil der Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland völlig untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt, aber es preist und bald zu einer stillen Bewunderung hin, daß sogar ein menschliches Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes erwerben läßt, weil seine Meynung von po-

Schillers Gedichte.

Zweiter Band.

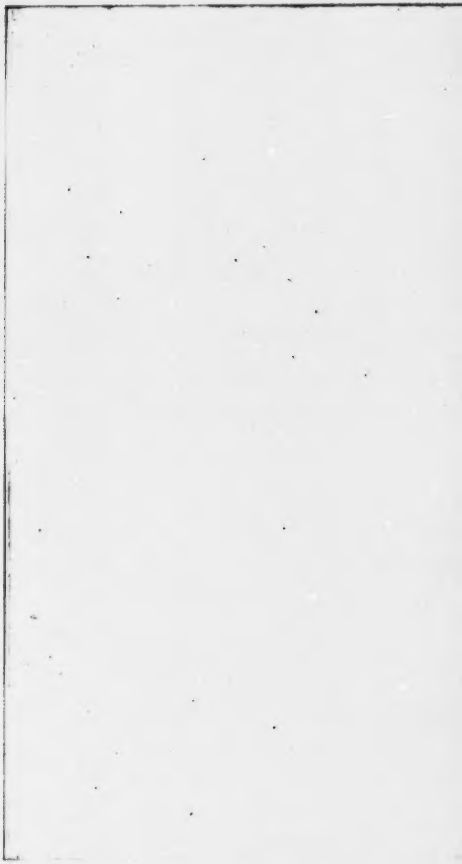

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***.

Edler Freund! Wo öfnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden,
Und das neue öfnet ſich mit Mord.

Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz,
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke ſeinen ehrnen Degen
In die Waage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen wie ſein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt ſein raſtlos ungehemmter Lauf,
Alle Inſeln ſpürt er, alle fernen
Küſten — nur das Paradies nicht auf.

Ach umſonſt auf allen Länderkarten
Späht du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffarth ſelbſt ermißt ſie kaum,
Doch auf ihren unermeßnen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig ſtille Räume
Muß du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

Hero und Leander.

Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlöſſer ſich entgegen ſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Helleſpont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung ſtürmen,
Die ſich an den Felſen bricht?
Aſien riß ſie von Europen,
Doch die Liebe ſchreckt ſie nicht.

Heros und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heilge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süsse Frucht der Liebe
Hieng am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach Abydos Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labirinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die Feuer sprüh'nden Stiere
An den diamant'nen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus,
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finsterm Haus.

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Flut,
Theilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen,
Von der ſchwer beſtand'nen Fahrt,
Und den Gatterlohn empfangen,
Den in ſeligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoos der Liebe ſchreckt.

Und ſo flohen dreyßig Sonnen
Schnell, im Raub verſtohl'ner Wonnen.
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht ſüße Freuden
Die die Götter ſelbſt beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenfluſſes
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen,
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn,
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis,
Für das läng're Glück der Nächte
Dankten sie bethört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Waage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

trischer Pflicht ihm zu Vertilgung Alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Erschaudern diese notwendige, dem moralischen Gefühl so sehr widerstreitende Handlung begehen; aber unser Erschaudern hört sich bald in die höchste Achtung der heroischen Tugend auf, die ihrer Anhänglichkeit gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so fest und eben so richtig als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir ehren hier republikanische Pflicht mit Timoleon ganz verschieden denken; das ändert an unserm Urtheile nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Verstand nicht auf der Seite der handelnden Personen ist, aus welchen man erkennt, wie sehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstande ehreten.

Ueber seine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden auffallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheit darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht allen in derjenigen Stärke und Festheit, wie er bei Beurtheilung dieser Fälle vorauszusetzen worden muß. Für die Meisten ist es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber ein besser Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben ein so stets sie unterstützte wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchste Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerspruch erscheinen, obgleich Beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Billigung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, Vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen hahin, oder stößt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Hier nicht oft genug der gemeine Hause da die plötzliche Verwirrung, wo der heutende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, in so fern es der tragischen Rührung und unserer Lust an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es sind behauptenswerthe Fälle genug vorhanden, wo und die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergetzen scheint. Die höchste Konsequenz eines Böswichts in Anordnung seiner Maschinen ergetzt uns offenbar, edelmüthige Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist flüchtig, unser lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir pflegen vor dem Fehlschlag dessen Plane, deren Vereitelung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, auch Feuerlöhe wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, und seinen Einfluß auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen bemerket worden.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen dieses Vergnügen rein, so lange wir uns keines sittlichen Zwecks erinnern, dem dasselbe widersprechen würde. Denn so, wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinkt der Thiere, an dem Kunstfleiß der Bienen u. dergl. ergetzen, ohne diese Naturzweckmäßigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabei denken, als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine ganz Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch so große Verstandeszweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Verstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III., dieser Jago, dieser Lovelace Menschen sind; sonst wird sich unsere Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vergnügen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsere Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freiwillig abzuwenden und auf eine andere zu richten, das das Vergnügen stiftet, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, und dazu einladet und dabei festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsere Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verpfuschen. In geschäftiger der Schlingen sind, welche Lovelace Clarissens Tugend legt; je härter die Proben sind, auf welche sie erfinderische Grausamkeit einer Despotin der Standhaftigkeit stimmt unglücklichen Opfern stellt, in desto höhern Glanz sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir kennen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. Hingegen reg. en wir dem konsequenten Böswicht die Belagerung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen muß, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln hier machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Denn ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Unbewegtheit des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Clarissa entläßt. Die höchste Verstandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace anfänglich bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clarissa diesem furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegensetzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Gemüthszustand beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

Zu so fern hat der tragische Dichter sein Ziel erreicht, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem

Lustige Delphinenschaaren
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen
Aus dem Meergrund aufgestiegen
Kam der Thetys buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund,
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate den stummen Mund.

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott! du solltest trügen!
Nein, den Frevler straf ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz."

„In den öden Felſenmauern
Müßt' ich freudlos einſam trauern,
Und verblühn in ew'gem Harm,
Doch du trägſt auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll iſt deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth."

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros mächt'ger Bogen,
Als des gold'nen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell von ihrem Reiz beſieget
Griffſt du aus dem finſtern Schlund,
Zogſt ſie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Waſſergrotte,
Lebt ſie jetzt unſterblich fort,
Hilfreich der verfolgten Liebe
Zähmt ſie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh ich an,
Bring auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn."

Und ſchon dunkelten die Fluthen,
Und ſie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn,
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wanderer ſehn.
Und es ſauſt und dröhnt von ferne,
Zinſter kräuſelt ſich das Meer,
Und es löſcht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterſchwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß,
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheu're Schlünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend wie ein Höllenrachen
Oeffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir! ruft die Arme
Jammernd, großer Zeus erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle Meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle Sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sich'rer Bucht."

„Ach gewiß, der unverzagte
Unternahm das oft gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mirs beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden,
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in dieſem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Fluth."

„Falſcher Pontus, deine Stille
War nur des Verrathes Hülle,
Einem Spiegel warſt du gleich,
Tückiſch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falſches Lügenreich.
Jezt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr ſich verſchloß,
Läſſeſt du auf den Verrathnen
Alle deine Schrecken los."

Und es mächst des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen,
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war,
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Afrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit geld'nem Horn,
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh,
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig aus deinen grünen Hallen,
Selige Leucothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen,
Rettend oft erscheinen sah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluthen hebt."

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos Pferde in die Höh.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand.

Ja er iſt's, der auch entſeelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt ſie ihn,
Keine Klage läßt ſie ſchallen,
Keine Thräne ſieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd ſtarrt ſie hin.
Troſtlos in die öde Tiefe
Blikt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angeſicht.

„Ich erkenn' euch ernſte Mächte;
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh ſchon iſt mein Lauf beſchloſſen,
Doch das Glück hab' ich genoſſen,
Und das ſchönſte Loos war mein.
Lebend hab ich deinem Tempel
Mich geweiht als Prieſterin,
Dir ein freudig Opfer ſterb' ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth sich hinab.
Hoch in seinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Die Gunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten seyn.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schaale drückt?

lebendigen Brennpunkt zu bringen; in so fern er also die Mittel zu diesem Zweck verschwenderisch anwendet, muß er den Kenner jedesmal auf eine zu doppelte Art durch die moralischen und durch die Naturgesetzmäßigkeit erregen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtigte Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es gibt einen gewissen Kreis von Kennern, bei denen der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verfehlt, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der bey den angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Verbildung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner finden im Mährenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Gefühle, aber man bitte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich besiegen, ist der höchste Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen sind unsre Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem am nächsten gerückt worden, und wir ringen, wie in Allem, so auch hier, diesem Muster nach.

Ueber die tragische Kunst. *)

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsere Vervollkommnung oder Verschlimmerung, hat etwas Erregendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unserm gerechtesten Vergnügen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Meistentheils lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe, und als die Lust an Affekt mit seinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unserer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens, mit großen Kräften wegreißen und wieder angezogen fühlen. Auch hänget sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abenteuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto größerer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äußert sich diese Neigung bei Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Menschenauflauf, der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, welche unsere Phantasie eben so stark erregen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese natürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eigenen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie jedes reich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Thaten begleitet! Wieder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Lust der gemeinen Rachsucht kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein mehr oder weniger Verlangen bei dem Zuschauer. Mag und Ort auf den Ausbruch seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und versinntem Gefühl bereits eine Ausnahme macht, so rührt dieß nicht daher, daß dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, daß er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Gesetzen des Anstands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gerüst zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zug. Er muß also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unvereinbar finden, und deswegen Anstand nehmen, ein Gesetz für die ganze Gattung daraus zu gründen, so gibt es noch Erfahrungen genug, die der Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an schmerzhaften Rührungen nur engere Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für den jenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends ist, ergetzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Verirrungen einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie ihr unglückliches Opfer hinabstürzt. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines grausamen Leidens, oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückscheuet, lädt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz nur eine desto stärkere Lust empfinden. Das Interesse ist allgemein, mit dem wir bei Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Naturbeschreiber gibt dieß nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zur unsern Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besitzt uns gewaltsam zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für sich gewährt. So oft bei demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dessen ungeachtet ist selbst der ursprünglichste schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Wunde, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, so würden Hypochondrische ungleich weniger Reiz für uns haben, so würde man sich nie auf tollen Thieren Mutze in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten erregen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos der Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens sich uns möglich sind. Gemüther also, welche für diese Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unange-

*) Anmerkung des Herausgebers. Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 findet sich dieser Aufsatz vor.

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Heerd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen,
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell wie es der Geist gebohren
Will das Werk empfunden seyn.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drükt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu,
Gold'ne Früchte seh ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen
O wie labend muß ſie ſeyn!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt,
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſeh ich ſchwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

Die Antiken

zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Musäen
Zeig er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein.

Die deutsche Muse.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Gieng sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eig'ner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Dem Erbprinzen von Weimar
als er
nach Paris reiſ'te
in einem freundſchaftlichen Zirkel geſungen.

So bringet denn die letzte volle Schaale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abſchied nimmt von dieſem ſtillen Thale,
Das ſeine Wiege war.

Er reißt ſich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener ſtolzen Bürgerſtadt zu wallen,
Vom Rand der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben,
Ein gnädiges Geschick,
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring es rein zurück.

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat,
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die gold'ne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, so lang sein Strom wird fließen
Ins Bett' des Oceans.

Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen
Von seinem eig'nen Wein.

Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Bret
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu vergeht.

nehmen Bedingungen verschaun, und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihrer Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder sittliches Verhalten rührt die Lust her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, so wie die Lust bei den angenehmen aus eben diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns stattfindet, der sinnliche Trieb hingegen der Ordnung der Vernunft unterworfen und also in unserer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so leuchtet ein, daß es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigenmächtigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen sollen. Dieser wird in eben dem Maße schwächer seyn, als der moralische Sinn über den Sinnlichkeitstrieb bei einem Menschen die Oberhand behauptet, und die eigenmächtige Anhänglichkeit an sein individuelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze vermindert wird. Ein solcher Mensch wird also im Zustand des Affekts die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust erfahren. die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er desto mehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieser Gegenstand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfänglicher für die Lust seyn, welche die Beziehung auf's Sittliche nicht selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit wandelt. Eine solche Verfassung des Gemüths ist am fähigsten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und schafft den ursprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie, welche durch stäte Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des großen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Gesinnung ist das Ideal starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigenmächtigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt sie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Wiederscheine der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist größer, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freier, je mehr das Gemüth von dem eigenmächtigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstthätigkeit gehemmt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben voraussetzen; also wächst es, wo der eigenmächtige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, daß sie nicht aus der ersten Quelle entspringt, muß nothwendig aus der zweiten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Anstrengungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in zufälligen Umständen, als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Bieten ist das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsamkeit; Andern die Lust an Kartheseligkeiten Kräften, an lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der Anbedeutung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein seiner selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da doch jenen Gefühlungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unserer Lust an der Rührung offenbar günstiger seyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unserer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortrefflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Empfindens auf sich selbst, können die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, der Schmerz eines Bösewichts, gewähren uns diesen Genuß freilich nicht; aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Jugendhafte erregen. Stirb also trieb die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sey, hinlängliche Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an fremden pathetischen Leiden erzeugt.

Diese Kraft ist nun keine andere als die Vernunft, und in so fern die freie Wirksamkeit derselben, als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Namen der Thätigkeit verdient, in so fern sich das Gemüth nur in seinen sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt: in so fern ist es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unser Vergnügen an traurigen Rührungen seinen Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der ersteren, und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des letztern, was diesem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat also etwas Erquickendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt selbst jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft entwickelt, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verklärung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmäßigste für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendste; er muß also wie einem vor

Thekla.

Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatte dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen,
Nur so lang sie liebten, waren ꝛc.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht,
Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah,
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl,
Wage du, zu irren und zu träumen,
Heher Sinn liegt oft in kindschem Spiel.

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte,
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte,
Denn ohne die Leier im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt,
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt,
Er ſaß in der Götter uraltem Rath,
Und beherrſchte der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luſtig und glänzend aus
Das zuſammengefaltete Leben,
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben,
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten,
Er hat ſich, ein fröhlicher Wandrer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.
Vier Menſchenalter hat er geſehn,
Und läßt ſie am Fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus, ſchlicht und gerecht,
Da war es Heute wie Morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen,
Sie liebten, und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrſcher, an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf gieng endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erhuben ſich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen,
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen,
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen,
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe in ſchönem Verein
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

An die Freunde.

Lieben Freunde! Es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde! Es giebt glücklichere Zonen,
Als das Land, worinn wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wanderer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.

Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an, und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgiebt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.

Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Gröss'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unserm kleinen Leben,
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie,
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

gültigen Größe den Lust verknüpft seyn.*) In ein neues solchen Zustand versetzt und der traurige Affekt, und die Lust an demselben muß die Lust an sittlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn; für die Kunst ist es der höchste. Es gebührt also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachlässigen, das in der traurigen Rührung enthalten ist. Dieses obige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck setzt, heißt die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Affekten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese blos zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am stärksten erregt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwei entgegengesetzte Ursachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder wenn es so stark erregt wird, daß der unterleidende Affekt zu der Lostrennigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck verschwächen, und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Aus dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bei jeder tragischen Rührung die Vorstellung unsrer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung zugegen seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beiden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von geringerer Wichtigkeit als der erstickte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv in den der menschlichen Gattung überhaupt, oder blos subjektiv in besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verschiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird dem Herzen störenden Affekt, und scheint andere Geister auch schon welchen. So schwächt es jedermann Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch konnte, aus demselben zu ziehen weiß. Unserm Antheil an dem unglücklichen, von seinen unbarmherzigen Töchtern mißhandelten Lear schadet es nicht wenig, daß dieser sein blöde Alter seiner Krone so leichsinnig begeben kann, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegkschen Trauerspiel Olint und Sophronia kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und die erhabene Heroismus unsere Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch Olint sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unser Mitleid wird nicht weggeschwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schmerzliche Opfer wir bemitleiden sollen, unsrer Seele mit Menschen erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Bosheit menschen seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht aufkommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakespeare's Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Rowiane, Franz Moor in den Räubern zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entstehnt dasselbe nicht aus moralischen Quellen, sondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum Wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrigkeit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmäßigkeit retten kann. In einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dieß kann nur dann geschehen, wenn der Letztere weder unsern Haß noch unsere Verachtung erregt, sondern wider seine Neigung dahin getrieben wird. Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, daß der taurische König, der Einzige, der den Plan des Orests und seiner Schwester im Wege steht, nie unsere Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Quellen des Mitleidens wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden blos von der Vorstellung derrühret, daß man Leiden erwecke. Von dieser Art ist die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; unstreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Chimene und Kindespflicht bewoffnen Roderichs Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erschlagenen, eine furchtbare Anklägerin und

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frey durch Vernunft, stark durch Gesetze
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlass'nen Waisen
Des wilden Zufalls Beute fand,

Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde,
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die beseelende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimniß der erhab'nen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab,
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

Was bei dem Seitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen

Verzehrend über Sternen geht,
Gestoh'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn,
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben
Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt, gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,

Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhab'ne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeß'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,

Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eig'nes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Daseyn aufgefangen.

Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späherauge umstrikt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obelisk stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz
gewunden,

Und

Und eine zweite höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leyer nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwentödtern, die, solang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genießt der Geist:

Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie schöne Seele los,
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoos.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Das königliche Angesicht,
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,

Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, dieses Unglück herbeizurufen. Beide also gewinnen unsere höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen; beide entflammen unser Mitleid aufs Höchste, weil sie freiwillig und aus einem Bewegungsgrunde leiden, der sie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid so wenig durch widrige Gefühle gestört, daß es vielmehr in doppelter Flamme aufgefodert; blos die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, ohnte unsere sympathetische Lust noch durch eine Rolle des Schmerzens trüben. Wie viel und schöne Nahrung gewonnen wird, daß unser Unwille über die Zweckwidrigkeit sein moralisches Wesen betrift, sondern an den unschädlichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie sich selbst bestimmende Wesen. Dieß ist es, was uns auch in den vortrefflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und sie unsere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch gesittete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, läßt sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dieß geschieht, wenn selbst diese Unzweckmäßigkeit mit dem Schicksal unwegsam, und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtsein einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die schmerzhafte Verletzung derjenigen, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erwecke, wird blos ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falles aufzusuchen, und den einzelnen neu Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Nahrung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit vorarbeiteten. Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Mögen wir Neuere wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Geniuß des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so werden sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf den Sittlichen will. Ihr allein erspart vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Nahrung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an denselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade anschwellen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von der Beziehung des Affekts selbst auf unsere Sittlichkeit, seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt, welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Nahrungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Nahrungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß nothwendigerweise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Nahrungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie Alles, was dieser letztern in unserm Gemüth einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Affekten den Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsere Sinnlichkeit erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände und durch das wiederholende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist geschickter, sie in ihre Schranken zurückzuweisen, als der Beistand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an gefügten Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, den schon die Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit erweckt, und in seine Freiheit wieder eingesetzt zu werden.

So viel von den Ursachen, welche unser Mitleid einschränken, und den Vergnügen an der traurigen Nahrung im Wege stehen. Jetzt sind die Bedingungen zu aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Nahrung am Unglücksvollsten und am Stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern richtet sich auch der Grad der ersteren.

1) Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlichkeit gereizt, desto mehr eilt auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefordert. Vorstellungen des Leidens lassen sich nur auf zwei verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günstig sind. Ungleich stärker affiziren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene haben das freie Spiel unserer Einbildungskraft auf, und drängen, da sie unsere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Besondere erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondere erkannt, also schon durch diese nothwendi-

Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe heh'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.

Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten
Dem großen Wesen gleich zu seyn,
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenschaften wilden Drang
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheid nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang, eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen

Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Theſpis Wagen
Die Vorſicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaas zu früh getragen.
Als des Geſchickes dunkle Hand,
Was ſie vor eurem Auge ſchnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe ſchwand,
Eh' es den ſchönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da ſtürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus ſchwarzen Ozean,
Und trafet das entflohʼne Leben
Jenſeits der Urne wieder an:
Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte,
An Kaſtor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angeſichte,
Eh ſich der ſchöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
Schwang ſich der ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erſtehen
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringers Muskel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die ſich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeſchritt'ne Menſch, trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunſt mit ſich empor,

Und neue Schönheitswelten ſpringen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wiſſens Schranken gehen auf,
Der Geiſt, in euren leichten Siegen
Geübt mit ſchnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künſtlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet ſie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er ſie mit menſchlichen Gewichten,
Mißt ſie mit Maaßen, die ſie ihm gelehn;
Verſtändlicher in ſeiner Schönheit Pflichten
Muß ſie an ſeinem Aug' vorüber ziehn,
In ſelbſtgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären ſeine Harmonie,
Und preiſet er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem was ihn jetzt umlebet
Spricht ihn das holde Gleichmaas an.
Der Schönheit gold'ner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn;

Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran,
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach
Sieht er die Huldgöttinnen spielen
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander schwinden
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,

Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen,
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das theuerste, was sie
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entsiegelte Mensch jetzt seine Pf'ichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seyd liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen

Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er ſchreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren ſelbſt ſich ſchmücket,
Dem großen Künſtler ahmt ihr nach.
Wie auf dem ſpiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend ſchweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So ſchimmert auf dem durſt'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Dekt ihr mit holdem Zauberſcheine
Der Sorgen ſchauervollen Chor.
Jahrtauſende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabſehlich Reich:
Wie lacht die Menſchheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt ſie hinter euch!

Die einſt mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden ſtieg,
In eurem Arm fand ſie ſich wieder,
Als durch der Zeiten ſtillen Sieg,
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an ſeinem Stabe ſchlich.
Da reichtet ihr aus friſcher Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle
Zweymal verjüngte ſich die Zeit,
Zweymal von Saamen, die ihr ausgeſtreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
Der junge Tag, im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.

Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttinn ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht,
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit inn'rer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens frey gegeb'nen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift,
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt;
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —

er Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entziehen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft versetzt uns auch die erzählende Darstellung aus dem Gemüthszustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid so nothwendige Täuschung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Person sich vordrängt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum augenscheinlich auch in unserm theilnehmenden Affect; dieß ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergißt, und der sprechenden Personen Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unserer neuern Tragödien frei seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verbindung sind also nöthig, unsern Vorstellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids getrieben zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig; wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines Andern in uns nachempfinden sollen, alle innere Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die äußere Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in so fern diese nothwendig und allgemein ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unser sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt werden; selbst unsre Erkenntnißvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst, und ist eben darum am tauglichsten, einen allgemeinen und sichern Maßstab dieser Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir mit unserer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unserer eignen Gedankenreihe stehen in gewisser Verwandtschaft steht, welche von unserm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrift die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unserer Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung blos Wahrheit für uns; betrift sie die allgemeine und nothwendige Form, welche vor bei der ganzen Gattung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterspruch des ersten Brutus, der Selbstmord des Cato subjektive Wahrheit. Die Vorstellungen und Geschäfte, und denen die Handlungen dieser beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besondern bestimmten menschlichen Natur. Um diese Geschäfte mit ihnen zu theilen, muß man einen römische Genius besitzen, oder sich zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig seyn. Hingegen man blos Mensch überhaupt zu seyn, um braucht die bestimmte Aufopferung eines Leonidas, durch die traurige Ergebung eines Aristid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung versetzt, um durch den schrecklichen Gleichmuth eines Brutus zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir, im Gegensatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjekte übereinstimmen, und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens ist die subjektive wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen geht, darum nicht mit weitläuftigen zu verwechseln. Zuletzt fließt auch das subjektive Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche blos durch besondere Umstände besonders bestimmt ward, und beide sind nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschließung des Cato könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil sie noch andere Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit großer intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingte Wahre, das blos Menschliche in menschlichen Verhältnissen, stets für ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von Außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung ersichtlich seyn. Wenn sich der noch so römische gesinnte Zuschauer den Seelenzustand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entschließung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muß er diese Entschließung nicht blos in der Seele des Römers, auch in den Umständen gegründet finden, so muß ihm die äußere sowohl als innere Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen. So darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluß des Römers als nothwendig anschließt. Ueberdauert ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar, denn nur die Nothwendigkeit der Umstände, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Nothwendigkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern mit innern Bedingungen der Affekt entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in Cato's ganze äußere Lage hineindenken, und dann erst sind wir befugt, unsere Empfindungen gegen die seinigen zu

Verleiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze
Begann die seelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Aerntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermeß'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt seyn —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das mahlerische Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're schön're Ordnungen der Geist

In einem Zauberbund durchflicht,
In einem schmelzenden Genuß umkreis't;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, reine Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer schön're
Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,

Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone
Steht dann vor ihrem mündigen Sohne
Entſchleiert — als Urania;
So ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchöner er von ihr geflohn!
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſens edler Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
Zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor,
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erfriſche ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freißen Mutter freie Söhne
Schwinget euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden
Holt ihr im Schoos der Mutter ein;
Was ſchöne Seelen ſchön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen ſeyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämm're ſchen in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

Auf tauſendfach verſchlung'nen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück!

Kaſſandra.

Freude war in Troias Hallen,
Eh' die hohe Veſte fiel,
Jubelhymnen hört man ſchallen
In der Saiten gold'nes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams ſchöne Tochter freit.

Und geſchmückt mit Lorbeerreiſern,
Feſtlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häuſern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpferbrauſend durch die Gaſſen
Wälzt ſich die bachant'ſche Luſt,
Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur Eine traur'ge Bruſt.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungeſellig und allein,
Wandelte Kaſſandra ſtille
In Apollos Lorbeerhayn.
In des Waldes tiefſte Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und ſie warf die Prieſterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles iſt der Freude offen,
Alle Herzen ſind beglückt,
Und die alten Aeltern hoffen,
Und die Schweſter ſieht geſchmückt.
Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich flieht der ſüße Wahn,
Und geflügelt dieſen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn."

„Eine Fakel ſeh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand,
Nach den Wolken ſeh' ichs ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feſte ſeh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geiſt

Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt."

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz,
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden
Pythischer, du arger Gott!"

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfst du mich hin
In die Stadt der ewig blinden,
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir, zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefurchtete muß nahn."

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?

Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſeyn."

„Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn,
Nimmer ſang' ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft haſt du mir gegeben,
Doch du nahmſt den Augenblick,
Nahmſt der Stunde fröhlich Leben,
Nimm dein falſch Geſchenk zurück."

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Krönt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienſt mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz."

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt,
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!"

„Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunk'nem Wahn,
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfah'n.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum."

„Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt,
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,

halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen.

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihren Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniß ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe eingeleiteter verschiedner Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdaurend endlich müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwangs, aus welchem wir eilen uns zu befreien, und augenblicklich verschwindet die zum Mitleid so unentbehrliche Täuschung. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt, und der Freiheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äußert sich die rückwirkende Kraft der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn also das Gemüth, seinen widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens gefesselt bleiben soll, so müssen diese verlebendigende geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser Wechsel setzt die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke macht das selbstthätige Vermögen ganz verhältnißmäßigen Widerstand. Unaufhörlich muß dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, diesen Vorstellungen entsprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Hauptthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Faden von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem ungerreißbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zwecks macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donner strapt des Schreckens und der Furcht auf Einmal und sinnlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er sie nur allmälig und grabweise rührte.

Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Untersuchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Rührung zum Grunde liegen. Erstlich muß der Gegenstand unsers Mitleids zu unsrer Gattung im ganzen Sinn dieses Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter den Gebiet der Freiheit begriffen seyn. Zweitens muß uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt, und zwar drittens sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der Dichtkunst, welche blos erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; unmittelbar, ohne Einmischung eines Dritten. Die Epopöe, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzähler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählenden Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatischen machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht blos die Empfindungen und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, und denen sie entsprungen und auf deren Veranlassung sie sich äußern, stellt sie nachahmend dar; dies unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch besondere Umstände bedingte Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eigenen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so fern sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich blos auf Darstellungen von Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch seyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre

Doch es tritt ein ſtyg'ſcher Schatten
Nächtlich zwiſchen mich und ihn."

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proſerpina,
Wo ich wand're, wo ich walle
Stehen mir die Geiſter da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen ſie ſich grauſend ein,
Ein entſetzliches Gewühle,
Nimmer kann ich fröhlich ſeyn."

„Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken,
Und des Mörders Auge glühn,
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß flieh'n,
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wiſſend, ſchauend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden
Fallend in dem fremden Land." —

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! Da dringt verworr'ner Ton

Fernher aus des Tempels Pforte,
Todt lag Thetis großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht,
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?

Wie mit dem Stab des Götterboten.
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

Es rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geistermürde,
Und tritt in heilige Gewalt;

Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts irrdiſches ſich nahn,
Und jede and're Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hofnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heiſſen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz,
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen, will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben,
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben.

Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n,
Doch fürchte nicht! Es giebt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n,
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick wie Maienſonne,
Ruckgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küſſe — Paradieſiſch Fühlen!
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, ſchmolzen Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens ach vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin und alle Lust des Lebens,
Wimmert hin in ein verlor'nes Ach!

Fantasie an Laura

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist.

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den gold'nen Stralenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquikung
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnen-

Theilnahme gräulet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir selbst bei gleichen Umständen eben so würden gestritten und eben so gethan heit haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umstände hervorreifen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand aufgestellt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensqualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Gliedlichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der rubigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geistes anstrengt, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die vergrößerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Diese also desto dringender aufzufordern, muß der tragische Künstler die Martern der Sinnlichkeit verdünnen; aber auch dieser muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleidwürdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegengesetzt. Das Letztere würde sie sein, wenn sie einen historischen Zweck verfolgte, wenn sie darauf ausginge, von geschehenen Dingen und von der Art ihres Geschehens zu unterrichten. In diesen Fälle müßte sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetischen Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergetzen. Bekandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung frei; sie erhält Macht, zu Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung den höchsten Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu erreichen im Stande ist, so steht sie, ihrer historischen Freiheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So läßt sich begreifen, wie bei strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflicht losesprechen, nie einer Ueberschreitung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse zur Entschuldigung gereichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens blos zur Rührung und Ergetzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlerrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt hat, den sollte, fordert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein Tod Hermanns, eine Minona, ein Fuß von Stromberg wären ihm, wenn sie hier die Prüfung nicht ausbieten, bei noch so pünktlicher Befolgung des Kostüme, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menschen“ ist hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit losprechen, wie sich der Abergläubische des Teufels, oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen malt, und Menschen, welche ihnen gleichen; Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höhern Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt der stimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen sollen, daß nur Menschen im vollen Sinne dieses Worts der Gegenstand desselben seyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus sinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und solche, die sich ihm nähern, sind zwar des strengsten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von seinem sittlichen Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube; und von einem Leiden, von einem durchaus hülflosen Leiden, von einer absoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abscheu hinweg. Der tragische Dichter adelt also mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Zwischenreich Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Vervollkommneten und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich verringt alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Auftritten, welche der tragische Dichter macht, ließen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die sich mit diesem Zweck nicht zusammenbinden, verschränkt ihn aber auch zugleich, bei jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zweck zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart: die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einan-

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauren nur durch sie.

Tilge sie vom Uberwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttinn aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken ſchwellen alle Sennen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über ſtürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig wie dort in der todten
Schöpfung ewig'em Zebertrieb,
Herrſcht im orachneiſchen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberſchwung,
An der Hoffnung Liebesbruſt erwarmet
Starrende Verzweiflung.

Schweſterliche Wolluſt mildert
Düſtrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den gold'nen Kindern,
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Schaam und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verräth'risch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzusprengen
Offnen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einſt — ſo hör' ich das Orakel ſprechen,
Einſten haſcht Saturn die Braut,
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit ſich traut.

Eine ſchönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unſrer Liebe ſich,
Die ſo lang als jener Brautnacht dauert,
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meißert —
Laura, itzt zur Statue entgeiſtert,
Itzt entkörpert ſteh' ich da.
Du gebieteſt über Tod und Leben,
Mächtig wie von tauſend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia; —

Ehrerbietig leiſer rauſchen
Dann die Lüfte, dir zu lauſchen
Hingeſchmiedet zum Geſang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauſchende Naturen ſtille,
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingſt du ſie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugebohr'ne Seraphim;
Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln, —
Majestätisch prächtig nun
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von binnen itzt wie sich von Felsen
Rauschende schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,

Schwerer nun und melankolisch düster
Wie durch todter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlor'nes Heulen schweift,
Thränenwellen der Lozytus schleift.

Mädchen sprich. Ich frage, gieb mir Kunde
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elysen spricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt,
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leyerklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Raf' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn,
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollußheissen Munde
Silbertöne ungern fliehn —

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunk'nen Fichten springen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle schwebt —

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leih'n,
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten brecht zum Richtplatz auf.
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Thränen nimm o Welt noch hin.
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt du Herzvergifterin.

Fahret wohl ihr Freuden dieser Sonne
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht;
Fahret wohl ihr goldgewebten Träume,
Paradiesekinder Fantasie'n!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

der in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch welches sie ihren Zweck erreicht. Da nun das, was sie unausschließend vor den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschließend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der letztern bestehet also im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mittelbigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen seyn, unter welchen der mittelbige Affekt am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mittelbigen Affekt zu erregen.

Das Probate einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zwecks am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am besten benutzt worden ist, den mittelbigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mittelb wenigter Mitwirkung des Stoffs als der am besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andere sind es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind gesinnungslose oder unaufmerksame, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu seyn, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst denn das ist sie, die zu dem gröblichen Theil unsers Wesens spricht) ihrer Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? — Die Gesinnungslosigkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. *)

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter vierlei Klassen bringen, die sowohl nach ihrer objectiven Beschaffenheit, als nach ihrer verschiedenen subjectiven Beziehung, auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht blos der Stärke, sondern auch dem Werth nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder praktisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt blos die Sinne, und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficieren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftschönliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme blos gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsere Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraussetzt; der Grund unserer Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines Objekts hervor, und gründet sich auch auf keines. Es ist blos dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affektualität der Sinne hinzugedachten oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, ist eine warme Luft angenehm; eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten finden. In beiden Fällen aber wird man gestehen, daß er richtig geurtheilt. Das Objektive ist von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Objekt verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objekts, sondern entsteht erst aus dem Verhältniß eines Objekts zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinnes ist eine nothwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz erschien zuerst im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahr 1795.

Schön geſchmückt mit roſenrothen Schleifen
Dekte mich der Unſchuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loſes Schweifen
Waren junge Roſen eingeſtreut.
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmükt noch itzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Roſenſchleifen Stelle
Nahm ein ſchwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Liljen blühn,
Denen zu dem weichen Buſenwallen
Heldenſtärke die Natur verliehn!
Wehe! — menſchlich hat diß Herz empfunden!
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwerd ſeyn!
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden
Schlief Louiſens Tugend ein.

Ach vielleicht umflattert eine and're
Mein vergeſſen dieſes Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wand're,
An dem Putztiſch in verliebten Scherz?

Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Fuß, den sie entgegenbringt,
Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Louisens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha Verräther! Nicht Louisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann?
Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schooſſe
Lag es da in ſüßer gold'ner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich ſprach aus allen Zügen
Sein geliebtes theures Bild mich an,
Den beklomm'nen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach',
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umſonſt wirſt Waiſe du ihn ſuchen,
Der vielleicht ſchon and're Kinder herzt,
Wirſt der Stunde unſ'res Glückes fluchen,
Wenn dich einſt der Name Baſtard ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle!
Einſam ſitzt ſie in dem All der Welt,
Durſtet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt,

Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergang'nen Glücks,
Und des Todes bitt're Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblikt,
Eumenidenruthen deine Küsse,
Die von *seinen* Lippen mich entzükt,
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrikte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donn're dich aus Wonneträumen wach,
Im Gestimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradieß zurück.

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen, —
Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah' ich seines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin; —
Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage Flamme durch den Holzstoß hin —
Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —

Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angeſicht!
Henker, kannſt du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felſenſtücken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Huben nicht die weichen Muſen
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende ſich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Eliſium.

Ungegrüßet ſtieg Aurora
Aus dem Schoos des Meers,
Ungegrüſſet ſank die Sonne
In den Schooß des Meers.

Wild umirrten ſie die Hayne,
Unter Lunas Nebelſcheine,
Trugen eiſern Joch.

Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

* * *

Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Mayenschwung
Durchwebt wie Morgendämmerung,
Auf das allmächt'ge Werde
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düft'rer Wälder Mitternacht,
Balsamische Narzissen
Blüh'n unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt! es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

* * *

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es ist.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von seinem Objekt voraussetzt noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt blos, in so fern dasselbe zugleich sinnlich ist; aber es gefällt auch dem Sinnlichen nur, in so fern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht blos dem Individuum, sondern der Gattung, und es ist gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder praktischen, Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen, und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüsse verachten, die der Wohlstand zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konstanz in seiner Grundsätze loben. Was uns blos durch seine Form gefällt, ist gut, und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Objekt der Empfindung, aber einer unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch seiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenstand höchst, unmittelbar, ja sogar moralisch verwerflich, und doch angenehm seyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne empören und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die Ursache ist, weil bei allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Verhalten des Gemüths und auf eine andere Art interessirt ist.

Aber hiermit ist die Klassification der ästhetischen Prädikate noch nicht erschöpft; denn es gibt Gegenstände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbedingterlegend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig sind, und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuß derselben zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das zugleich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umfließt – Alles vereinigt sich zusammen, unsere Sinne zu ergetzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelöst in süße Empfindungen von Ruhe, und indem unsern Sinne von der Harmonie der Farben, der Gestalten und Töne auf das Angenehmste gerührt werden, ergetzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle andere Töne übertönt und schweigen macht, und aus alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Dicke schwarze Wolken umgiehen den Horizont, heulwende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das Widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schrecklichere der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen, wie er einschlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts desto weniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewinnen als verlieren zu haben, diejenigen Produkten aufgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesen furchtbaren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Lust nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher verderblich als gut, (vermuthlich hat man gar nicht nöthig an die Ringbartrit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden), es ist eher häßlich als schön, denn finsterniß kann als Bezeichnung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Luftzerschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widersprechen einer notwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abrupttes, nichts Gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den bloßen Sinnen eher schwerzhaft als anmuthig, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angespannt und dann eben so gewaltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unerwachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das der Schönheit der ganzen Landschaft vernichtet. Man lasse nun in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so hat das selbe Verhältniß zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Großen beibehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine unehmende Größe nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die bequeme Höhe eines Thurmes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusam-

Unter gold'nem Nektarſchaum
Ein wollüſt'ger Morgentraum
Ewig Luſtgelage
Flieh'n der Götter Tage.

Thronend auf erhab'nem Sitz
Schwingt Chronion ſeinen Blitz
Der Olympus ſchwankt erſchrocken,
Wallen zürnend ſeine Loken —

Göttern läßt er ſeine Throne,
Niedert ſich zum Erdenſohne,
Seufzt arkadiſch durch den Hayn,
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küſſen,
Schläft der Rieſentödter ein.

Majeſtätſche Sonnenroſſe
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Föbs gold'ner Zaum,
Völker ſtürzt ſein raſſelndes Geſchoſſe,

Seine weiſſen Sonnenroſſe
Seine raſſelnden Geſchoſſe
Unter Lieb' und Harmonie
Ha! nie gern vergaß er ſie!

Vor der Gattinn des Chroniden
Beugen ſich die Uraniden
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüſtet ſich das Pfauenpaar,
Mit der gold'nen Herrſcherkrone
Schmükt ſie ihr ambroſiſch Haar.

Schöne Fürſtin! ach die Liebe
Zittert mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nah'n,
Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen,
Bei der Herzenfeſſlerin.

* * *

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Liebe ſonnt das Reich der Nacht,
Amors ſüßer Zaubermacht
Iſt der Orkus unterthänig,
Freundlich blikt der ſchwarze König
Wenn ihm Ceres Tochter lacht,
Liebe ſonnt das Reich der Nacht.

Himmliſch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Thränen im Geſichte,
Mildete die Qualgerichte,

Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten ſich die wilden Schlangen,
Keine Geiſſel klatſchte mehr,
Aufgejagt von Orfeus Leyer
Flog von Tityon der Geyer
Leiſer hin am Ufer rauſchten
Lethe und Kozytus, lauſchten
Deinen Liedern Thrazier,
Liebe ſangſt du Thrazier.

* * *

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenfeur,
Weht ihr gold'ner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Auge nicht
Nicht vom Sonnenbügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern, und Sonn und Mondenlicht,
Regten mir die Seele nicht,
Liebe Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen,
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblik,
Große Göttin tritt zurük,
Weiche vor der Liebe.
Nie Eroberern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es izt der Liebe.

Wer die steile Sternenbahn
Gieng dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Elisium
Durch des Grabes Ritze?
Lokte *sie* uns nicht hinein,
Möchten wir *unsterblich* seyn?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

Seelig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Das verſchleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wiſſens heiſſer Durſt
Nach Sais in Egypten trieb, der Prieſter
Geheime Weißheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit ſchnellem Geiſt durcheilt,
Stets riß ihn ſeine Forſchbegierde weiter,
Und kaum beſänftigte der Hierophant
Den ungeduldig ſtrebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe, ſprach der Jüngling,
Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Iſt deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Beſitzen kann und immer doch beſitzt?
Iſt ſie nicht eine einzge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles was dir bleibt iſt Nichts, ſolang
Das ſchöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem ſie einſt ſo ſprachen, ſtanden ſie
In einer einſamen Rotonde ſtill,
Wo ein verſchleiert Bild von Rieſengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blikt er den Führer an und ſpricht: Was iſt's,
Das hinter dieſem Schleier ſich verbirgt?
„Die Wahrheit" iſt die Antwort — Wie? ruft jener,
Nach Wahrheit ſtreb' ich ja allein, und dieſe
Gerade iſt es, die man mir verhüllt?
„Das mache mit der Gottheit aus, verſetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, ſagt ſie,
Rükt dieſen Schleier, bis ich ſelbſt ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter ſchuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
Der, ſpricht die Gottheit — Nun? „Der ſieht die Wahrheit"
Ein ſeltſamer Orakelſpruch! Du ſelbſt
Du hätteſt alſo niemals ihn gehoben?
„Ich? Warlich nicht! Und war auch nie dazu
Verſucht" — Das ſah ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur dieſe dünne Scheidewand mich trennte —

„Und ein Gesetz, fällt ihm sein Führer ein.
Gewichtiger mein Sohn als du es meynst
Ist dieser dünne Flor — Für deine Hand
Zwar leicht, doch Zentner schwer für dein Gewissen"

Der Jüngling gieng gedankenvoll nach Hause,
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreywillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oefnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott

men zu fassen, so ist er uns mehr werth als die ganze schöne Scene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es ausbräche, als wenn er alle Lawinenlast herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, merklich geschwächt werden; etwas Aehnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in lein oder wohl gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun Anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, größer machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen, Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Größe subjektiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir demselben in den daneben gestellten kleinern Bergen ein Maß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. Größe und Schrecken arbeit thunen also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orcus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsere Sinne eben so sehr, als sie unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder Orestes verfolgen, wie sie die Fackel in ihren Händen schwingen, und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit einem angenehmen Grausen bei dieser Vorstellung. Aber nicht blos die Gerechtigkeit eines Verbrechers, welche durch die Furien verfolgt wird, selbst seine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkliche Actus eines Verbrechers, kann uns in der Darstellung gefallen. Die Medea des griechischen Trauerspiels Klytemnestra, die ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tödtet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß und gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im Geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner, nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein höflicher Mensch wird noch häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen wüthenden Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Bewunderung und Achtung grenzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hinreißt, die in der Kunst so viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle so viel Geschmack finden läßt — Alles dieß beweist für eine vierte Quelle unsrer Lust, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind.

Alle bisher angeführte Beispiele haben einen Objektiven in der Empfindung, die sie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von etwas, „das entweder unsere „sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Wi„derstehungskraft überschreiten, oder zu über„schreiten droht.“ Jedoch ohne diese Uebereinkunft bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Bestrebung zum Erkenntniß oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannigfaltiges wird und dort gegeben, welches in Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes Vermögen bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Auffassungsvermögen zugleich bietet und entzieht, und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen; oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Daseyn selbst feindlich aufzutreten scheint, und gleichsam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feierlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beklemmung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück, und scheint sich auf ein erhöhtes Bewußtseyn seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses Bewußtseyn muß schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüth bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenständen selbst objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen soll, so muß es

Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In ihrem langen Schleier die Geſtalt.

Er tritt hinan mit ungewiſſem Schritt,
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch ſein Gebein,
Und ſtößt ihn weg mit unſichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willſt du thun? So ruft
In ſeinem Innern eine treue Stimme.
Verſuchen den Allheiligen willſt du?
Kein Sterblicher, ſprach des Orakels Mund,
Rückt dieſen Schleier, bis ich ſelbſt ihn hebe.
Doch ſetzte nicht derſelbe Mund hinzu:
Wer dieſen Schleier hebt, ſoll Wahrheit ſchauen.
Sey hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
[Er ruft's mit lauter Stimme] Ich will ſie ſchauen.

Schauen!

Gellt ihm ein langes Echo ſpottend nach.

Er sprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem, dieß war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn."

Die Weltweisen.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Beſtand und Form empfangen,
Der Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die ſonſt in Scherben gieng,
Vorſichtig aufgehangen,
Den nenn ich einen großen Geiſt,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn Ich ihm nicht drauf helfe —
Er heißt: Zehn iſt nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwey Füßen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Metaphysik studiert,
Der weiß, daß wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und that sie, ich verhehl es nicht,
Eh noch Weltweise waren,
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Des Cartes nie gedacht,
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, iſt Knecht!
Sonſt geht es ganz erträglich ſchlecht
Auf dieſer Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fieng der Plan
Der Welt nur erſt von vornen an,
Iſt in Moralſyſtemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Menſch bedarf des Menſchen ſehr"
Zu ſeinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erſt das Meer,
Viel Waſſer treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band"
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Profeſſor ſpricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und ſorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie ſpringet.
Einſtweilen bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb,
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.

Spiele, bald wird die Arbeit kommen, die hag're,
die ernste,
Und der gebietenden Pflicht, mangeln die Lust
und der Muth.

Einer jungen Freundin

ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, ſo Freundin ſpielt um dich die Welt,
Doch ſo, wie ſie ſich mahlt in deinem Herzen,
In deiner Seele ſchönen Spiegel fällt,
So iſt ſie nicht. Die ſtillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du ſelbſt gethan,
Die Reize, die dein Daſeyn ihm gegeben,
Die rechneſt du für Reize dieſem Leben,
Für ſchöne Menſchlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweyhter Jugend,
Dem Talisman der Unſchuld und der Tugend,
Den will ich ſehn, der dieſem trotzen kann.

Froh taumelst du im süssen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füssen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

sich unsern sinnlichen Vermögen entgegensetzen. Es lassen sich aber überhaupt zwei verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unserer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwei verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verschaffen wollen, oder sie werden als eine Macht angesehen, mit der wir die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bei, als daß sie den gegebenen Stoff auffassen, und das Mannigfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen. Dieses Mannigfaltige zu unterscheiden und zu sortiren ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein gibt es ein Verschiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) blos ein Gleichartiges, und es ist also blos die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erklären, so muß dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft überfließend seyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematische heißen. *)

Von der ästhetischen Größenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe. Er ist zweihundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererlei Urtheile, welche sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verschiedenes aufgesagt wird. In den beiden ersten Urtheilen wird der Thurm blos als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht genommen seyn, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht blos ein Quantum, sondern zugleich ein Magnum ist.

Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, aus welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe stattfinden, so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder daß die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein Magnum.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, heißt dieses Quantum messen (wenn es stätig), oder es zählen (wenn es nicht stätig ist). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es also jedesmal an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. als Größe ist ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, ist jede Größe ein Magnum, und noch mehr ist sie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so große Zahlreihe mit sich selbst wieder multipliciren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die komparative, aber nie auf die absolute Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern alle andere Größen unter sich befaßt. Nichts würde und ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das Duplum derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt, und, von Zahlbegriffen getrieben, seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt, wie groß ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äußerstes Maß aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

Dieß geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir steht, sage, er sey hoch, ohne seine Höhe zu bestimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Wir muß also schon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerstes Maß gegeben seyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieser Thurm ist hoch, auch jedem andern dieses äußerste Maß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maß liegt also schon in dem Begriffe eines Thurmes, und es ist kein anderes als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Größe entweder durch seine Gattung, (wenn es ein Werk der Natur ist), oder (wenn es ein Werk der Freiwei ist) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtseyn, dieses Größenmaß an; aber unsere Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaßen in Verwunderung setzen. Wir werden überrascht, und unsere Erfahrung erweitert sich, ohne in so fern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es blos bei diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberschreitet

*) Siehe Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elisium,
Wir betreten feuertrunken
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet
Huldige der Simpathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte trohnet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur,
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.

Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahndeſt du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lokt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächtgen Plan,
Laufet Brüder eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig Millionen!
Duldet für die beß're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein gr-ßer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's ihnen gleich zu ſeyn.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſey vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſey verziehn.
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —

Brüder fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreißt,
Laßt den Schaum zum Himmel sprützen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preißt,
Dieses Glas dem guten Geist,
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bey diesem gold'nen Wein',
Dem Gelübde treu zu seyn,
Schwört es bey dem Sternenrichter!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — sie kömmt des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern, naht sie dir —
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ocean sah ihres gleichen nie)
Unüberwindlich, nennt man sie,
Zieht sie einher auf den erschrok'nen Wellen;
Den stolzen Namen weiht
Der Schrecken, den sie um sich speit.

Mit

Wem dankſt du ſie — erröthet Völker dieſer Erde —
Wem ſonſt als deinem Geiſt und deinem Schwerdte?
Unglükliche — blik hin auf dieſe feuerwerfenden
Koloſſen,
Blik hin und ahnde deines Ruhmes Fall,
Bang' ſchaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen ſchlagen,
Und alle gute ſchöne Seelen klagen
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott der Allmächt'ge ſah herab,
Sah deines Feindes ſtolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewiſſes Grab —
Soll, ſprach er, ſoll mein Albion vergehen,
Erlöſchen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felſendamm
Zuſammenſtürzen, die Tirannenwehre
Vernichtet ſeyn von dieſer Hemiſphäre?
Nie, rief er, ſoll der Freiheit Paradies,
Der Menſchenwürde ſtarker Schirm verſchwinden!

hingegen ein Erzeugniß der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse Bewunderung empfinden. Es ist hier nicht blos die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entdeckung von Schranken, was uns bei einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsere Aufmerksamkeit blos bei dem Produkte stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist, und uns also nothwendig interessiren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Princip in ausmacht, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir; und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losstürmen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe, und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maßstab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äußerste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt; die Größe eines Thurms kann blos durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergetzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Absicht vereitelt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Großes, dem kein Maßstab gewachsen ist; ich verschweige blos das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, daß es in seinem bloßen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbare Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer objektiv und logisch, weil ich ein Verhältniß aussage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig seyn, und mein Urtheil wird in diesem Fall nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewisser Arten ist; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts ist, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann also meine Größenschätzung ganz subjektiv seyn, so sie gleich der Form nach objektiv, d. i. wirkliche Verhältnißbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerstamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Größe entlehnt; in Patagonien hingegen wird er Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Größenschätzung, sowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaß in sich, wonach er sich bei der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Gescenk eines Gutdenk für eine sehr große Anstrengung seiner Freigebigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das Niederträgen für einen großen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Maß subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, so wird die Größenbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich wirklich mit den objektiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Bei vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das Maß übersteigt, welches wir als ein höchstes und äußerstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wie vielmal er es übersteige. Er ist zwar ein Größtes gegen seine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort übergeschritten werden. Nun sagen wir aber die absolute Größe sey, weil diese allein den Grund eines Vorzugs in sich enthalten kann, da alle komparative Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäfte still zu stehen, so muß es die Einbildungskraft seyn, welche denselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: die Größenschätzung muß aufhören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich blos an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern sie selbst werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Das Erhabene der Größe ist also seine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, den es begleitet wird; es ist blos die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt ein Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen, anderm Theils aus dem vorgestell-

Gott der Allmächt'ge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwey letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: Afflavit Deus et dissipati sunt.

Einem jungen Freund

als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,

Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche giengen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Karthago.

Ausgeartetes Kind der beſſern menſchlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers Liſt!
Aber jener beherrſchte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieſer belehrte die Welt, die er mit Klugheit beſtahl.
Sprich, was rühmt die Geſchichte von dir? Wie der Römer erwarbſt du
Mit dem Eiſen, was du tyriſch mit Golde regierſt.

Graf Eberhard der Greiner

von Wirtemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort aussen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut, und stark im Feld
Gebahr das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard
Mit Friedrich, Ludewig.
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub', der Ulerich,
War gern, wo 's eisern klang;
Des Grafen Bub der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenns drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger auf unſern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft —

Er griff ſie an — und ſiegte nicht,
Und kam gepantſcht nach Haus,
Der Vater ſchnitt ein falſch Geſicht,
Der junge Kriegsmann ſoh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken wart!
Und trug's in ſeinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt er dieſe Schart
Mit manchem Städterſchopf.

Und Fehd entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller gieng's dem Junker auf,
Und hurrah! heiß gieng's an.

Und unſers Heeres Loſungswort
War die verlohr'ne Schlacht:
Das riff' uns wie die Windsbraut fort,
Und ſchmiß' uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
Schwung ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk ſchwer auf ſein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umſonſt! Umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blick.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein and'rer Mann!
Marſch! Kinder! In den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all,
Rasch über Leichen gieng's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeyern unser Glück.

Doch unser Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner ras't in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort auſſen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld,
Gebahr das Schwabenland.

An den Frühling.

Willkommen schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ey! Ey! Da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ey lieber denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

ten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Auf das erste gründet sich die zurückstoßende, auf das zweite die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in unserm Subjekt ergezigt wird, so muß doch in den Objekten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine anderen Objekte uns zu dieser Gemüths-Bewegung geben. Und weil wir ferner bei unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen denen in den Gegenstand legen, (wodurch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht blos willkührlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meinen), so muß in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere nothwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Gebrauch.

Soweit die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äußern, wenn das Gefühl uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Konstruktionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten anstrenge, worauf die Vernunft unnachläßlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand blos ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dieß ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetisch-große selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht geübt genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand ist geschäftig, den Gegenstand sich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegenstand nur nicht ästhetisch; ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen geweihten Ernst dem an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem ehrlichen Selbst, bis diesen Vernunft noch gar keine Anleitung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der bloßen Auffassung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darstellungen Affekt geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Blöde im Schoos der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch auch seinem übersinnlichen Seelenmann geweckt zu werden, ohne auch nur von Weitem den großen Maßstab zu ahnen, der uns dem Sinnlich-Unvermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das sieht der entwickelte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Verstellungen peinlich angeklemmt, gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstthätig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erstümmern, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er stümpft mit dem frischthorn Genius, aber nur mit leblosem, nicht mit musterhaften Waffen. Dieser Stymphe sich bewußt, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sie selbst nicht anschichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Auffassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfniß sind. Ihren Wilden muß sie seinen eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ebenmäßige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig blose Mannigfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr origineller, ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen spielenden und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in den neuen Gartengeschmack von einer Deforation zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab; in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freiheit sehen wir sie das Gesetz der Stätigkeit ehren. *)

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört fürs Erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und alle Einheit zeige; fürs Zweite, daß er uns das bekannte sinnliche Maß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erste würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen; ohne das Zweite würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont überrascht jene Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müssen ja in demselben stehen. Nichts desto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich faßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint, und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber auch den Horizont alle Gegenstände, welche den Blick in der

*) Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen gehabt. Dieselbe Tummel der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und in ihren Shakespeare; und so wie der deutsche Geschmack von jeder das Gesetz von den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen zwei beiden Extremen hin- und herschwanken.

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du giebst es mir?

Willkommen schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde,
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch Weib und Kinder.
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeiffenklang
Schmettert durch die Glieder
Wie brauſt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.

Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zukt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer,

Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon athmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich,
Fertig! heult's von Ploton zu Ploton,
Auf die Knie geworfen
Feur'n die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartetsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du Franz?" — „„Grüsse mein
Lottchen Freund;""
Wilder immer wüthet der Streit,
„Grüssen will ich" — Gott! Kameraden! seht
Hinter uns wie die Kartetsche springt!
„Grüssen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're sanft! wo die Kugelsaat
„Regnet, stürz ich Verlaß'ner hinein.

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finst'rer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder,

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adiutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.

Victoria Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder;
Und seine Fahne sinkt —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blikt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeiffenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl ihr gebliebenen Brüder
In einer andern Welt wieder.

Der Flüchtling.

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpuriſch zukt durch düſt'rer Tannen Ritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch,
In gold'nen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenſpitzen,
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüſſen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlich ſchön in Auroras Umarmungen glüht.

Sey Licht mir geſegnet!
Dein Stralenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen in perlendem Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur,
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen,
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und ſchnauben und knirſchen und ſtrampfen
Die Roſſe, die Farren,
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben
Und Adler, und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?

Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld,
Säuſ'le nieder Abendroth und flöte
Sanft in Schlummer die erſterb'ne Welt
Morgen — ach! du röthest
Eine Todtenflur,
Ach! und du, o Abendroth! umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken meint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfgtief ein schweres, leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Gesicht, Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang' nach des Kozytus Brücke,
Folgen thränend seinem Trauerlauf,

Fragen sich einander ängstlich leise:
Ob noch nicht Vollendung sey? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwey.

sondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterrechnete Ebene oder auf die offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Auge je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bei, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich nun so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande fruchtlos versucht, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Erfordernis, welches sie auf Einmal deutlich fassen kann, so vielmal zu sich selbst addirt, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der minder große diesen Eindruck weniger weite hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Man muß sich aber hier der wortin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sie die Imagination auf Arbeit des Gegenstandes einlädt. Unterläßt sie dieses bei dem weit größern Gegenstand, und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig stärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle sinnliche Größen sind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße ist, (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffassen müssen), so ist doch auch die Zahlgröße selbst nur in so fern, als ich sie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und, wenn ich sie in Achteil begreifen will, für meine Phantasie überschwänklich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröße anzuschauen, sondern bediene mir durch Zahlen; und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchste Raumgröße, die ich in Einheit zusammen fassen kann, z. B. ein Zoll, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erscheinen soll.

Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen, (wozu auch die Tiefen gehören; denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateinischen Dichter auch seinen Ausdruck nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

ni ruerent, maria ac terras coelumque profundum
quippe ferant rapidi secum. —)

Höhen erscheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß sich das dynamische Erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts Furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermischten dendritten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem ruhigen Wasser betrachtet. wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlichern Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in weit höhern Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsere Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon dadurch stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung gemäßigt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßstab, unter welchem sie verliert, denn so weit sich eine Länge erstreckt, so weit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht blos eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in sichtlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsere sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen.*)

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mir dem besten Theil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein einer Verbind-

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Briefe wurden an den regierenden Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben, und zuerst in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

Elisium.

Vorüber die stönende Klage!
Elisiums Freudengelage
Ersäufen jegliches Ach —
Elisiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger May,
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleyer entzwey.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heiſſet hier Schmerz.

Hier ſtrecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im ſäuſelnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingeſungen von Harfengezitter,
Träumt er geſchnittene Halmen zu ſehn.

Deſſen Fahne Donnerſtürme wallte,
Deſſen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter deſſen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieſeln,
Der wie Silber ſpielet über Kieſeln,
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen ſich getreue Gatten,
Küſſen ſich auf grünen ſammt'nen Matten

Liebgekoſt vom Balſam weſt,
Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes ſtrengem Hiebe,
Feyert ſie ein ewig Hochzeitfeſt.

An Minna.

Träum' ich? Iſt mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angeſicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme ſeichter Thoren
Blühend mit dem Fächer ficht,
Eitel in ſich ſelbſt verloren —
Meine Minna iſt es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geſchenk,
Schleifen, die den Buſen ſchmücken,
Kuſen: Minna, ſei gedenk!
Blumen, die ich ſelbſt erzogen,
Zieren Bruſt und Locken noch —
Ach die Bruſt, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! Dir hat ein Herz geschlagen,
Dir ein Herz das edel schlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thörin schlug.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesicht'gen! schäme dich.
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen wenn der Nordwind weht,
Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
Einen Freund hast du verschmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh ich dich verlassen gehn,
Weinend in die Blumenscene
Deines Mays zurück sehn.

Die mit heiſſem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegen flohn,
Ziſchen dem erloſch'nen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſicht'gen! — ſchäme dich,
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſe blättert ſich —
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitt're Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten
Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

Mit meinen reichsten schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben,
Und nennt noch geizig mich.

Komm Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
Du marterst dich an deinem Pflug,
In deinen Schooß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug."

Sophia lächelt dieſen Worten,
Und wiſcht den Schweiß vom Angeſicht:
„Dort eilt dein Freund, ſich zu ermorden,
Verſöhnet euch, ich brauch' dich nicht."

Die berühmte Frau.

Epiſtel
eines Ehmanns an einen andern.

Beklagen ſoll ich dich? Mit Thränen bitt'rer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Ungetreue
In eines andern Armen ſucht,
Was ihr die deinigen verſagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne Deine leichter tragen.

Dich ſchmerzt, daß ſich in deine Rechte
Ein zweiter theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menſchlichen
Geſchlechte.

Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden,
Wird sie in allen Buden feil geboten,
Muß sie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Haasen,
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn,
Und wie's ein schmuz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heissen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte!
Nimmt topographisch sie wie eine Vestung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen!
Weiß deiner Gattinn Titel doch zu schätzen.
Sie weiß warum? und thut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.

stets, wo ich blos meiner Neigung nachgehe. Die Freiheit des Geistes, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig gebt im Gebrauche schulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Mißbrauch derselben an den guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei schuldig machen, und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen, schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatsachen bezeugen, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkkraft wird die Gesetze diktiren, nach welchen zu verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sich von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Ansprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinkts erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die reife Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versteckt hat, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinnes erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Wort der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren fadenen Körper in Begriffe zerspleißen, und in einem dürftigen Wortskelette ihr lebendiges Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gebilde in einem solchen Arbeit nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Besitzte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Masse derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen versichert wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens unter der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem Wollenmenschen alter Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit, zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrtausend leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unsittlich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst aufgerufen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Geiste der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit unbändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und eren der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Noth durft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, versinnlicht sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Fackeln erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz gerichtet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Vereint es nicht eine todeinwerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gefäß nicht zu theilen? So nahe dieser große Gegenstand, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, Jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessiren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und vor nur immer fähig ist, sich an das Centrum des Ganzen zu versetzen, und den Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als den Beurtheiler jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht blos seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktiren fähig und berechtigt ist.

Wie angelegentlich müßte es sich also mir, einem solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liebenden Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit solchem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung beimessen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so gerechten Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Berührungspunkte in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem verwandtesten Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Doch an dieser reizenden Verbindung widerstrebt, und die Schönheit

Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signiert: an die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"
Rasch öfnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt — auf Recensionen.
Das schöne blaue Auge! — Mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier.

(Laut hört man in der Kinderſtube weinen)
Sie legt es endlich weg, und frägt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet ſchon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürriſch ungeduldig Drohn
Gibt der erſchrok'nen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztiſch ſind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karoſſen raſſeln jezt heran,
Und Miethlakeyen ſpringen von den Tritten,
Dem düſtenden Abbé', dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutſches leſen kann,
Großing und Compagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bey der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demuthsvoll ſich in die Ecke drükt,
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblikt.

Hier darf ihr — wird Dein Hausfreund so viel wagen?
Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewund're, sagen;
Und darfs vor meinem Angesicht!
Ich steh' dabey, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bey Tafel, Freund, beginnt erst meine Noth,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brod
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige vermaledeyte
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod.
Den Wurm an alle Finger welche drucken!
Was, meinst du, sey mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Minenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen;
Erräthst du's nicht? O ich versteh's genau!

Daß dieſen Brillant von einer Frau
Ein ſolcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wieſen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden ſich in angenehmes Grün,
Die Lerche ſingt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr iſt der Frühling wonneleer.
Die Sängerinn der ſüſſeſten Gefühle,
Der ſchöne Hayn, der Zeuge unſ'rer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht geleſen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Weſen
Begeiſtert ſie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit iſt ſo ſchön — zum reiſen.
Wie drängend voll mags jetzt in Pyrmont ſeyn!
Auch hört man überall das Karlsbad preiſen.
Huſch iſt ſie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo Griechen untermiſcht mit Weiſen

Celebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,
An Einem Tiſch zuſammen ſpeiſen;
Wo eingeſchift von fernen Meilen
Zerriſſ'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Noch and're — ſie mit Würde zu beſtehn,
Um die Verſuchung lüſtern flehn —
Dort Freund — o lerne dein Verhängniß preiſen!
Dort wandelt meine Frau, und läßt mir ſieben
Wayſen.

O meiner Liebe erſtes Flitterjahr!
Wie ſchnell — ach wie ſo ſchnell biſt du entflogen!
Ein Weib, wie keines iſt, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geiſt, mit aufgethanem Sinn
Und weichen leicht beweglichen Gefühlen,
So ſah ich ſie, die Herzenfeßlerinn,
Gleich einem Maytag, mir zur Seite ſpielen,
Das ſüße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare,

So führt' ich sie zum Traualtare,
O wer war glücklicher als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an.
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die schönste sie,
Die glücklichste von allen sie,
Und mein, durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein großer Mann — ein schöner Geist.
Der große Mann thut eine That! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich nun? — Beweinenswerther
Tausch!
Erwacht' aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,

Gleich ungeſchikt zum Herrſchen und zum Lieben.
Ein Kind mit eines Rieſen Waffen,
Ein Mittelding von Weiſen und von Affen!
Um kümmerlich dem ſtärkern nachzukriechen,
Dem ſchönern Geſchlecht entfloh'n,
Herabgeſtürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Myſterien entwichen,
Aus Enthereas gold'nem Buch*) geſtrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

*) Gold'nes Buch; ſo wird in einigen italiäniſchen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adelichen Familien eingeſchrieben ſtehen.

Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande.
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen,
Irrend suchte mein Blik umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Waller, was suchst
du hier?"
„ „Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade,
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!" "

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlich-
keit!"
„ „Steh! du segelst umsonst — Pilger auch hin-
ter mir! —

Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder,
Kühne Seeglerin, Fantaſie,
Wirf ein muthloſes Anker hie.“ “

der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht blos mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe. Sie zu übergehen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, da ja man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die rohe Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus einem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach bloßen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und sollnun für ihn, wenn er es könnte? Er verläßt also, mit unsichtbarer Hande, worauf er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beispiel zu geben, den gemeinen Character, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit ausilöscht und durch Schönheit verbeßert. So bald er, auf eine künstliche Weise, in seiner Wohlthätigkeit seine Einheit nachbildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leibt sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Macht, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge, und der Stand der Unabhängigkeit aus bester Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Die kunstreiche und fest auf die blinde Wirkkraft ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Oberwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und Alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und realisirt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet), widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Hat also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den übrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein blos möglichen (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weiset ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zu viel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetze fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das grobe Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß, um der Würde des Menschen willen, seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Vordauer der Gesellschaft die Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man aufheben will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Character des Menschen, der selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft geht; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Character, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und den, weil er frei ist, und weil er nie zu erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Character die Willkühr und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Character zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft dieser Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und, ohne den moralischen Character an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Character kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo Alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche

Männerwürde.

Ich bin ein Mann! Wer iſt es mehr?
Wers ſagen kann, der ſpringe
Frey unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und ſinge.

Zu Gottes ſchönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter ſteigen.

Und wohl mir, daß ichs darf und kann!
Geh'ts Mädchen mir vorüber,
Ruf'ts laut in mir, du biſt ein Mann!
Und küſſe ſie ſo lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge.
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Wie wird ſie erſt um Gnade ſchreyn,
Ertapp ich ſie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade!

Ich bin ein Mann, mit dieſem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpicht ich erſcheine.

Und dieſes gold'ne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde.
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr ſchon
An meiner Leier riechen,
Sie brauſt dahin im Siegeston,
Sonſt würde ſie ja kriechen.

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig iſt auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann ers nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Den Perſer hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Roms Wollüſtlinge Mann für Mann
Auf deutſchen Sand gerungen.

Seht ihr den Römer ſtolz und kraus
In Afrika dort ſitzen?
Sein Aug' ſpeyt Feuerflammen aus,
Als ſäht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemuth,
Giebt manches zu verſtehen.
„Sprich, du hätt'ſt auf Karthagos Schutt
Den Marius geſehen.“ —

So ſpricht der ſtolze Römersmann,
Noch groß in ſeinem Falle.
Er iſt nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern alle.

Drauf thäten ſeine Enkel ſich
Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Flegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern es zu sehen —
Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen.

Drum flieh'n ſie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird ſie betrüben,
Wer keinen Menſchen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret' ich frei und ſtolz einher
Und brüſte mich und ſinge:
Ich bin ein Mann, wer iſt es mehr?
Der hüpfe hoch und ſpringe.

An einen Moraliſten.

Was zürnſt du unſ'rer frohen Jugendweiſe,
Und lehr'ſt, daß Lieben Tändeln ſey?
Du ſtarreſt in des Winters Eiſe,
Und ſchmälеſt auf den gold'nen May.

Einſt als du noch das Nymfenvolk bekriegteſt,
Ein Held des Karnevals den deutſchen Wirbel
flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nektarduft von Mädchenlippen ſogſt!

Ha Seladon! Wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär' der Erde ſchwerer Ball,
Im Liebesknäul mit Julien verwachſen
Du hätteſt überhört den Fall!

O denk zurück nach deinen Rosentagen,
Und lerne, die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen,
Zu Göttern schafft du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bischen munt'rer springt,
Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdische Gefährte
Den gottgebohrnen Geist in Kerkermauren ein,
Er wehrt mir daß ich Engel werde,
Ich will ihm folgen Mensch zu seyn.

Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maaß und Klarheit! drum dächt' ich
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns ſprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verſtande
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun,
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſcheert.
Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren,
Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Ersatze gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß seinen durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Mitte des Menschen fehlt aber vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieser Majestätsrechte seiner Person kann und darf seine physische Abhängung gerie ten. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten, und nichts desto weniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dieß nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt, daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jener individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen ideellen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abweichungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.*) Dieser reine Mensch, der sich, mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mit ihm eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich verredelt.

Zwar in der einseitigen moralischen Gesinnung fällt dieser Unterschied hinweg, denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt; aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt gültig, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der ersteren ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtsein, das Gesetz der andern durch ein unverträgbares Gefühl einverleibt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewerken im Stand ist. Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht einengen.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, die Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen nun der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur verwendet er sie zu einem andern Zweck. Den Stoff, den er bearbeitet, respektirt er nicht im Geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zunächst zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier leidet der Zweck in dem Stoff zurück, und nur weil das Ganz den Theilen dient, darf sein Plan sich die Theile den Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht blos subjektive und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innere Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit sich versichernd erkennen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur in so fern wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufstimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven verredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innerern Gesetzgebung seyn. Sagt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so feindseligwidersprechend entgegen, daß nur die Unterdrückung des ersteren dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber erschaudert oft als der Wilde führt er dann ärmer fort, der strengen Vernunft als seyn Sklave zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkühr zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht vertilgen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung entfernt die sittliche Form. Totalität des Charakters muß also bei dem Volk gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.

*) Ich beziehe mich hier auf eine türflich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, von meinem Freunde Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

Fünfter Brief.

Ist es dieser Charakter, den und das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? Ich richte

Die Homeriden.

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weils ihm ſo gut ſchmekt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger Würſte für ihn —
„Mir her! Ich ſang der Könige Zwiſt! — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!
„ „Mir die Würſte! Ich ſang, was auf dem Ida geſchah!“ “ —
Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würſte werden nicht reichen!
Der ſie ſchikte, er hat ſich nur auf Einen verſehn!

Die Philosophen.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in plano beisammen hier finde,
Denn das Eine was Noth treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

Lehrling.

Deſto beſſer! So gebt mir, ich geh euch nicht eher vom Halſe,
Einen allgültigen Satz und der auch allgemein gilt.

Erſter.

Cogito ergo ſum. Ich denke, und mithin ſo bin ich!
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das and're gewiß.

Lehrling.

Denk ich, ſo bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft ſchon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding aller Dinge,
In dem Ding aller Ding schwimmen wir wie wir so sind.

Dritter.

Just das Gegentheil sprech ich. Es giebt kein Ding als mich selber,
Alles and're, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.

Zweierlei Dinge laß ich passieren, die Welt und die Seele,
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele,
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein NichtIch gesetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drey.

Lehrling.

Damit lock ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen!
Einen erklecklichen Satz will ich und der auch was ſetzt!

Achter.

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn du ſollſt!

Lehrling.

Dacht' ichs doch! Wiſſen ſie nichts vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret,
Mich frag, ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

B. B.

Jeder, ſieht man ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Die Danaiden.

Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

Der moraliſche Dichter.

Ja der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß
— doch das wollt ich
Eben vergeſſen und kam, ach wie gereut mich's,
zu dir!

Der Kunſtgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den
Frommen gefallen?
Mahlet die Wolluſt, nur — mahlet den Teu-
fel dazu.

meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemälde.

Wäre ist es, das Ansehen der Meynung ist gefallen, die Wahrheit ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Betäubung und Selbstentäußerung aufgewacht, und will nachdrücklichst Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unveräußerlichen Rechte. Aber er fordert sie nicht blos; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meynung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine untersten Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergeblich! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der feigherzige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abwälzt! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwey Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Klassen stellen sich rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesselt, und mit unentflammter Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag alle seyn, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur auf den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Spitzfeyrey und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Thier in seiner Zerstörung das Musterbild nicht sey; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Und dem Naturgesetze wird, wenn er aufgewiesen, ein Rasender; und dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen verbessernden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem sittlichen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektirte Derey unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit herauf zu bringen, erfahren wir alle Anstrengungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meynung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, daß in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer verwandten Scheu sucht Jeder nur sein eigenes Eigenthum und der Vereinigung zu flüchten. Nur in einer völligen Auflösung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft beißam züchtigt, lähmt mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, mit der Freiheit zu siegen, entzweiet mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Marime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verfeinerung und Rohheit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte dieses Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewiesen habe. Diese Gemälde, werden Sie mir sagen, gleichen zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Verwilderung von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu Statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch stehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bei jenem frohen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie getrieft, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Marken zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze geneckt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch flieg, so sog sie doch immer die Materie liebend noch, und so fein und scharf sie auch trennte, so verschmolzen sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur, und warf sie in ihrem herrlichen Götterreich vergöttert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschieden-

Jeremiade.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!
Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durchs Leben nicht mehr.
Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich ſo ſind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeſchmakt gar.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!
Komm Comödie wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund du süßer Amant, Maskarill spaßhafter Knecht!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuetschritt unsers geborgten Kothurns!
Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.
Alte Prosa komm wieder, die alles so ehrlich heraus sagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.

Alles

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttinn, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Die Flüsse.

Rhein.

Treu wie dem Schweizer gebührt, bewach ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglükt.

Donau in **.

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Heerd ſich der Spieß.

Mayn.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröſtet erblick ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.

Saale.

Kurz iſt mein Lauf, und begrüßt der Fürſten, der Völker ſo viele,
Aber die Fürſten ſind gut, aber die Völker ſind frey.

Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleisse.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durftig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Elbe.

All ihr andern ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur Ich, und auch in Meissen nur, deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cesar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu **.

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüße.

Unser einer hats halter gut in **cher Herren
Ländern, ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischoffs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man siehts, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen gethan.

Schön und Erhaben.

Zweyerley Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der And're,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.

sich mischet, denn die ganze Menschheit fehlte in seinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergliedert auseinander gewiesen — aber in Bruchstücken, nicht in verkürzten Missungen, daß man sagen könnte, zu Individuum gewordene sei. Bei uns möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Genialitätskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir seinen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während das die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses wachsthümliche Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum analysirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, diesem die Alles trennende Verstand seine Formen ertheilten.

Die Fabel spricht wahr es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der speculative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Spähre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückungen der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die intuitivende Einbildungskraft die abstrahirenden Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verjagt dort der Abstraktionseifer das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einseitige Organisation der ersten Royalisten die Einheit der rohen Sitten und Verrichtungen überlebte, aber, anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Provinznamen der griechischen Staaten, wo jedes Individuum einen unabhängigen Lebenskreis genoß, und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem künstlichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenfügung unendlich vieler, aber leerer Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurde jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und, anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er blos zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und sichscheues Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit knechtischer Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der tobte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein gebrest Gedächtniß leitet sicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seinen Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier gleichgültig gegen den Charakter nur auf Kenntniße dringt, dort blind gegen einen Geist der Ordnung und einen gesetzlichen Verhalten die größte Verfeinerung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als ob dem Subjekt an Extensität erlaß — darf es uns da wohl wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüthes vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon ein gemeiner Kopf seyn, um, unbekümmert um das Bedürfniß, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine ganz Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Anlage überstiegen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich selbst dann entschlagen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Kuranja zu theilen?

Und so wird denn allmälig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Uebrige der Gattung sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn dasselbst nirgends findet. Gemeinsinn, sah die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizirung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation und der zweiten Hand zu empfangen, verdient der unheilbringende Theil sie gänzlich aus den Augen zu verlieren, indem er sie mit einem todten Machwerk des Verstandes vertauscht; und der Künstler kann nicht anders als mit Kälte die Gesetze empfinden, die an ihm selbst so wenig geachtet sind. Endlich verdrießlich, ein Band zu unterbinden, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, stürzt die politische Gesetzkunst zwei schon Allmal das Gesetzbuch der modernen europäischen Staaten ist in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie ohnehin macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von Innen und Außen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als die wirklich

Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem
ersern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern
dein Glück.

Breite und Tiefe.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen,
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren,
Wer etwas treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt ſich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können ſie Früchte nicht zeugen,
Der Kern allein im ſchmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Kleinigkeiten.

Der epiſche Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf raſtlos ſtrömenden Wogen,
Hinter dir ſiehſt du, du ſiehſt vor dir nur Himmel und Meer.

Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells ſtäubige Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze dich ſchuf die Liebe, die zärtlich ſchmachtende — dreimal
Fliehſt du ſchaamhaft und kehrſt dreimal verlangend zurück.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Geſtelle der Meiſter,
Stehe ſprach er, und ich ſteh' ihm mit Kraft und mit Luſt.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, ſagte der Meiſter, des Himmels Bogen, ich ſtelle
Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

Das Thor.

Schmeichelnd lockt das Thor den Wilden herein zum Gesetze,
Frey in die freie Natur führt es den Bürger heraus.

Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret,
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir,
An den Himmel dich an, dich an die Axe der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That.

Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwey dir geöfnet,
Zum Ideale führt einer, der and're zum Tod.
Siehe, wie du bey Zeit noch frey auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir iſt ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltſam enteilet die Zeit.“ — Sie ſucht das Beſtänd'ge.
Sei getreu, und du legſt ewige Feſſeln ihr an.

Theophanie.

Zeigt ſich der Glückliche mir, ich vergeſſe die Götter des Himmels,
Aber ſie ſtehn vor mir, wenn ich den Leidenden ſeh.

Die Götter Griechenlandes.

Für die Freunde der ersten Ausgabe abgedruckt.

Da ihr noch die schöne Welt regierter,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand!
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,

Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hülfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in diesem Hayn.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach vergebens! ihrem schönen Freund.

natur? Jndem der spekulative Geist im Raumreich nach unverletzbaren Bedingungen fragte, mußte er ein Vermögen in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und an diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versteht wird, daß Wirklichkeit noch den Denkkraft zu wecken, und die sinnlichen Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstituiren von Gesetzen für das Dasein der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegengesetzte Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Frage weise von Erfahrung zu schöpfen, und die Regeln für sein Geschäft jedem Gesetzt ohne Unterschied anzupassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andere einer gedankenlosen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht blos auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths einem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Fundsilben ihrer Kraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Verstandes die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke pregliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gern will ich Ihnen eingestehen, daß, so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art seine Fortschritte machen könnte. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war auffreilig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verbessert noch höher getrieben werden konnte. Nicht verbessert, weil der Verstand durch den Verstand, den er schon hatte, unausbleiblich gedrängt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben; auch nicht höher getrieben, weil nur ein bestimmter Grad von Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn so lange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu bilden. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich steigern, und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit ruhiger Genugsamkeit auf der äußern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Jndem der reine Verstand eine Materiale in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, die den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Jndem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Wesentheit auf's Spiel setzt, übrigt es dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Jrrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammensetzen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Fesseln an, und führen sie einer Sphäre weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben schien. So gewiß es ist, daß alle menschlichen Jndividuen zusammen genommen nur der Sehdraht, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiters aufzuspähen, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Exemplaren die Vernunft sich verengert, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in seinen Verstand und seine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Jndividualität der Dinge mit treuem und treffen Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überspringen kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vernunftloses Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Jrrthum zu treffen.

Wie viel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu läugnen, daß die Jndividuen, welche sie trägt, unter dem Fluch dieses Zweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß stehen wir also zu dem vergangenen und demnächstigen Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte des Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Staatssklaverei für sie getragen, und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht, in einem seligen Müßiggange, seiner moralischen Gesundheit warten, und den freien Wuchs seiner Menschheit ends lich pflegen könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zweck sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Unform aufdringen dürfen, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrha's schöne Tochter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donner selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,

Niederſtrömte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias ſich goß.
Beßre Weſen, edlere Geſtalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erſchien die Morgenröthe
In Himerens roſigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther mahlte ſich die Jugend,
Blühender in Ganymeds Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Meduſenſchild.

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band,
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe munt'rer Thorsusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Lustig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?

Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmükten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret ich? Diese traur'ge Stille
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blikte milder
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebahr.
Selbst des Orkus strenge Richtermaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Haynen wieder an;

Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Armen sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verlohren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig prieß.
Fremde, nie verstandene Entzücken,
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue die ich missen kann.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvollen Bahn:
Groser Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;

Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar.
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine geld ne Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern, unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an den Sternenbogen,
Dich, Selene, ſind ich dort nicht mehr;

Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzükt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Irdſchen Sohn,
Herrſcht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgeſtürztem Thron.
Selig, eh ſich Weſen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — ſein eig'nes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den ſein Marmor preißt,
Konnte einſt der hohe Bildner gleichen;
Was iſt neben Dir der höchſte Geiſt
Derer, welche Sterbliche gebahren?
Nur der Würmer Erſter, Edelſter.
Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher.

Deſſen Stralen mich darnieder ſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes! dir

Nachzuringen, gib mir Flügel, Waagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

das Gesetz der Natur noch so sehr bahnbrechen, so muß es bei uns stehen, diese Tendenz in unserer Natur, welche die Kunst gestiftet hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das ganze Zeitalter weit entfernt, und diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt werden ist, zeigt und mehrere dem nächste Gegentheil davon. Sind alle die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung meine Gemälde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für ungeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen welche aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um stets die Künstlerin zu seyn, und der positiven Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen beschlichtet ist, ordnet sie sich zu der edlen Bildung der physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem sittlichen Menschen, der Kunstlust stiller Friede, stete Ordnung herrschend seyn, und die große Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Stimmhaftigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer entschlossen Freiheit den Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Würde noch so gerettet wahrnimmt, da darf man ihm seine Freiheit kaum zugeben; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gerettet, da darf man ihm seine Würde nicht nehmen. Das Gesetzbuch liberaler Grundsätze wird Verräthern an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch schwierigen Kraft gesetzt, und einer schon überwältigten Natur Verführung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verbindet, und in den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigensinn auslischt.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, bevor der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einheit, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdessen gebe ich gerne zu, daß mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber im Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Unterdrang des Bessergesinnten muß stets gegen die Gewalt der Massen verlieren. Man wird in einem Welttheile in dem Wege die Menschheit retten, wo in Europa sie in dem Denken schwanken. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Feld des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterredung, welche sonst die Kirche entzweiset, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Wo der Probier erforscht, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feinde ankündigt, wird man vor einer bewaffneten Kunstschaft sich in die Arme werfen, und statt, von einer pedantischen Theorie zur Verzweiflung getrieben, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, als endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke tapferen wird, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll derselb wohlthätige Adler ihrem gestaltlosen Fluge Preis gegeben seyn? Den Kompaß blinder Kräfte soll in der politischen Welt einzig dauern, und das gesetzige Gesetz nie über die feindseligen Leidenschaft siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft setzt wird zwar mit einer andern rauhen Macht, die ihren Waffen widerstehet, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig, als der Sohn des Saturns in der Ilias, sich hundertmal auf den finstern Schauplatz herunterstürzen. Aber auch der Mitte der Streiter wählt sie sich den wichtigsten und, indem ihn, wie Zeus seinen Gnäd, mit gewaltigen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die große Entscheidung.

Die Vernunft hat gesiegt, weil sie [illegible] kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der wirkliche Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entscheiden wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr versagte, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher dieser noch so allgemeine Herrschaft der Vernunftsätze und dieser Verfinsterung der Köpfe, bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens meinen praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahrheitsgefilde durchstreift, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund untergraben, auf welchem Täuschung und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Umfassungen der Sinne und von einer beträchtlichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns gerne von der Anschauung machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — warum liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig übergienge, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen,
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen,
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen,
Der Wagen rollt, die Axen brennen,

Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Parabeln und Räthsel.

I.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug,
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer groſſen Weide gehen
Viel tauſend Schaafe flockenweiß,
Wie wir ſie heute wandeln ſehen
Sah' ſie der allerält'ſte Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerſchöpften Born,
Ein Hirt iſt ihnen zugegeben
Mit ſchön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt ſie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt ſie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft ſie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannſt du ſie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an.

4.

Es ſteht ein groß geräumig Haus
Auf unſichtbaren Säulen,
Es miſts und gehts kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drinn weilen.
Nach einem unbegriff'nen Plan
Iſt es mit Kunſt gezimmert,
Es ſteckt ſich ſelbſt die Lampe an,
Die es mit Pracht durchſchimmert.
Es hat ein Dach, kryſtallenrein,
Von einem einz'gen Edelſtein,
Doch noch kein Auge ſchaute
Den Meiſter, der es baute.

5.

Zwei Eimer ſieht man ab und auf
In einem Brunnen ſteigen,
Und ſchwebt der Eine voll herauf,
Muß ſich der and're neigen.
Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſelnd voll und wieder leer,
Und bringſt du dieſen an den Mund
Hängt jener in dem tiefſten Grund,
Nie können ſie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblik dich laben.

6.

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz.
Ein and'res iſts zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſts ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Cryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein,
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall fangt er ein,
Der Himmel ſelbſt iſt abgemahlet
In ſeinem wundervollen Ring,
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Noch ſchöner als was er empfieng.

7.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lokt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwey,
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sey,

Und dieſes Ungeheuer
Hat zweymal nur gedroht —
Es ſtirbt im eig'nen Feuer,
Wie's tödtet, iſt es todt!

Erhöhne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Trägheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer rohen Natur nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und höhern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte, Zufrieden, wenn er selbst der sauern Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit dürftigen Händen die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die Andern, die ein besseres Loos vom Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl dazu bringt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man sicherer fühlt, und die Phantasie sich nach eigenen Bedürfen wegen Gestalten bildet, den Ernsthaften der Wahrheit vor, die das angestrengte Bemühen ihrer Träume verjagen. Auf einen solchen Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, horen sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die verzweifelt schon glänzt, der der Philosophie ihren Namen geb.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur in so fern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückwirkt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht blos weil sie ein Mittel wird, die verderbte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeführt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von Allem, was positiv ist, und was menschliche Konventionen einführen, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkühr der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann sie weder ehren, noch darin herrschen wollen es nicht. Er kann den Wahrheitsforschern hindern, aber die Wahrheit bestehet; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der vereinigungsvolle Gesammelt von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter stark wird und sich verbildet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in den schwersten Fesseln der Regel gehen; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang pflegen sich die Philosophen wie Künstler gefallsüchtig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener ungerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling des Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters, und lasse ihn unter fernen griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Männigkeit erworben ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Kataklysmus Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier auch dem reinen Aether seiner Künstlichen Natur rinnt die Quelle der Schönheit heraus, unangefleckt von dem Verderbniß der Gesellschaft und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die strafbar Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Künstler des ersten Jahrhunderts hatte ebenso schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Trompete thürmen dem Augenblicke, als die Götter längst zum Gelächter wurden, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle baun gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und auf dem Nachtbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, sängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch finstre Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der steten Gesetzlosigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Form drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Gegenwart der Zeit den Maßstab des Unendlichen anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu ergreifen. Dieses prägt er aus in Täuschung und Wahrheit, prägt es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, prägt es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werft es fortwährend in die unendliche Zeit.

8.

Wie heißt das Ding, das man'ge schätzen,
Doch zierts des größten Kaisers Hand,
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk das ihm vertraut!

9.

Ich wohne in einem ſteinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und ſchlafe,
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefodert mit eiſerner Waffe.
Erſt bin ich unſcheinbar und ſchwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfe ſchon ſaugt mich ein,
Doch mir wachſen im Siege die Schwingen,
Wenn die mächtige Schweſter ſich zu mir geſellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

10.

Ein Vogel iſt es und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug,
Ein Fiſch iſt's und zertheilt die Welle,
Die noch kein gröſ'res Unthier trug,
Ein Elephant iſt's welcher Thürme
Auf ſeinem ſchweren Rücken trägt,
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt,
Und hat es feſt ſich eingebiſſen
Mit ſeinem ſpitzen Eiſenzahn,
So ſteht's gleichwie auf feſten Füßen
Und trotzt dem wüthenden Orkan.

Rouſſeau.

Monument von unſ'rer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeaus Grab! Gegrüßet ſeyſt du mir.
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens,
Fried und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried und Ruhe fandſt du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter und die Weiſen ſtarben,
Nun iſt's lichter und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates gieng unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Punſchlied.

Vier Elemente
Innig geſellt
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citrone
Saftigen Stern,
Herb iſt des Lebens
Innerſter Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft.

Gießet des Waſſers
Sprudelnden Schwall,
Waſſer umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geiſtes
Gießet hinein,
Leben dem Leben
Giebt er allein.

Eh es verdüftet
Schöpfet es ſchnell,
Nur wenn er glühet
Labet der Quell.

Das Geheimniß der Reminiszenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieſes Blutverlangen?
Wer die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerſtreben
Sclaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! Warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimat meine Geiſter,
Oder finden ſich getrennte Brüder
Losgeriſſen von dem Band der Glieder
Dort bei dir ſich wieder?

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloſchner Sonnen
In den Tagen lang verrauſchter Wonnen
Schon in Eins zerronnen?

Ja wir warens! — Innig mir verbunden
Warſt du in Aeonen, die verſchwunden,
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in innig feſtverbundnem Weſen,
Alſo hab' ichs ſtaunend dort geleſen,
Waren wir ein Gott, ein ſchaffend Leben,
Und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Ewig ſtrömend ihre Wolluſtwellen,
Mächtig löſten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Weine Laura! Dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlor'ne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Glutverlangen
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken.

Darum flehn, wie ohne Widerstreben
Sclaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlausen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister,
Losgerafft von Kettenband der Glieder
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
Flohn wir nicht als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend an einander?

Aber nicht Jeden, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Kraft und der große gottähnliche Wurf verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, aber in das nachbarte Wort umzugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeduldig, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Ungluck seine Gattung zu dem stärkenden Menschen, bringender ihre Erniedrigung; der Entmuthsamd zusammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Umordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft befriedigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmeicheln? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Ueberschwange, womit er auf bestimmte und beschränkte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist auch Unendlichkeit gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich mit der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allen Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Fortschritt der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, ueberwunden vom Gesetzen zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, beschränkt oder blühend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude der Wahnes und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewollt hast, daß es fallen solle; aber in dem innern, nicht blos in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths ergreife die liegende Wahrheit, stelle sie aus der Verwirrung siegend erhaben auch der Sinn ihrer Erscheinung sichtbar ergreife. Und damit es dir nicht begegne, was der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, daß du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre dramatische Gesellschaft, bis du einen idealischen Gesetzgeb in deinem Herzen verstehst hast. Lese mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und benge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht empfinden und tragen.

Durch den standhaften Muth, mit dem du die Gunst verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Zeitgenossen sind, denen du dich unterwirfst. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du mit ihnen zu handeln versuchst wirst. Ihrem Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihrem Unwerth verachte ihre Gabe, so wirst du ihren eigner Wurf den ihnen aufwecken, und einer Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist feuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine schwache Hand versuchen. Verjage die Mißgeburten, die Fratzenbilder, die Unthiere aus ihrer Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen vertreiben. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit gestaltenden Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen der Vollendung ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie sind also mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwei entgegengesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, indem er seine Talente weder sich auf beiden Wegen wandle, und hier der Roheit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden sey. Von dieser doppelten Verwirrung soll ed durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beiden entgegengesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Freiheit setzen, und in dem Barbaren bändigen in Freiheit setzen, und in dem Barbaren bändigen in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und entspannen — und wenn sie nicht zweifaches Bedürfniß leistet, wie kann ein so großer Effekt, als die Vollendung der Menschheit ist, vernünftigerweise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung ihören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es wenigstens einen neuen Verdienst mehr zu erdichten scheint. Man pflegt sich auf die allgemeine Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Geistes, Liberalität und pflegt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich zuversichtlich genug auf das Beispiel der attischen Athenienser, auf das Zeitalter des Augustus, bei welchem das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Energie und erreichte, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener rauhen Völker, welche barbarischen Völker, die über Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder hoch ungeformten Charakter blühen. Mehrere wenigere fällt es zuweilen bedenken Klopfen ein, und werden das Factum zu läugnen, oder doch die Natur mäßigsten der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht so ganz vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Sonnim Athenienser gab es Männer, welche die schöne Kultur sie nicht weniger als eine Wohlthat hielten, und bedwegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verweigern.

Recht von denjenigen rede ich, die blos darum der Grazien schulden, weil sie nie ihre Gunst entbehren. Sie, die keinen andern Maßstab des Vorzugs kennen als die Mühe der Erwerbung und den beschränkenden Fesseln — wie sollten sie übrig sein, die stille Arbeit des Geschmacks an den äußern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile auf den Augen sehen? Der Mensch ohne Form verachtet als Mensch im Vorzuge als Bestimmung, alle Feinheit im Umgang als Verstellung, alle Delikatesse und Großheit im Betragen als Ueberspannung und Affektation. Er kann es den Günstling der Grazien nicht verzeihen, daß er als Gesellschafter alle Zirkel anheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinem Ziele

Dido.

Freie Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide.

1.

Doch lange ſchon im ſtillen Buſen nährt
Die Königin die ſchwere Liebeswunde,
Ergriffen tief hat ſie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und ſeines Ruhmes Kunde,
An ſeinen Blicken hängt ſie, ſeinem Munde,
Und leiſe ſchleichend an dem Herzen zehrt
Ein ſtilles Feuer, es entfloh der Friede,
Der goldne Schlaf von ihrem Augenliede.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle

Ins gleichgestimmte Herz der Schwester überwallt.
Ach, welche Zweifel sinds, die schlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gast zog ein zu unsern Thoren,
Wie edel! Welche männliche Gestalt!
Wie groß sein Muth! Sein Arm wie tapfer im Gefechte!
Gewiß er stammt von göttlichem Geschlechte.

3.

Durch welche Prüfung ließ das Schicksal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen,
Du hörtest, welche Schlachten er geschlagen!
Ja könnte Liebe je in dieser Brust erstehn,
Seit mein Sichäus in das Grab gestiegen,
Und wäre mein Entschluß, mein Abscheu zu besiegen
An Hymens Banden — Soll ich dirs gestehn?
Der einz'ge könnte schwach mich sehn.

4.

Ja Anna, ohne Rückhalt soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschließen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine erste Liebe war, entrissen,
Seit meiner Flucht war dieß der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erste, sag ich dir, der mich zum Wanken brachte,
Neu ist die Glut erwacht, die einst mich selig machte.

5.

Doch eher schlinge Tellus mich hinab,
Mich schleud're Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten,
Hinunter in das ewig finstre Grab,
Eh daß ich deine heiligen Gesetze,
Schaamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm wars zuerst geweiht,
Sein bleibts in alle Ewigkeit.

6.

Sie ſprichts, und ihren Schooß bethauen milde
Zähren.
O! über alles mir geliebte, gibt
Die Schweſter ihr zurück. Allein und ungeliebt
Willſt du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus ſüße Freuden dir verſagen?
Nach ſolchen Opfern, meinſt du, fragen
Die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und ſeys! hat denn der vielen Freyer einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegeriſchen Fürſten keiner,
Die Afrika in ſeinem Schooß gezeugt.
Selbſt der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längſt gehaßt, ſelbſt Jarbas konnt es nicht;
Und einer Neigung willſt du widerſtreben,
Für die dein Herz ſo mächtig ſpricht?

8.

Vergaßest du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwung'ne Getuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir versagt,
Hier unwirthbare Wüsten dich umgrausen,
Dort der Barzäer wilde Völker hausen,
Der Bruder selbst, deß Habsucht du entflohn,
Und Tyrus Waffen dich von Osten her bedrohn?

9.

Glaub mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina selber wars, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieser Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt seh ich durch dieses Eheband,
Welch einen Thron, o Schwester, sich erheben!
Zu welchen strahlenvollen Höhn
Wird der Karthager Nahme schweben,
Wenn solche Helden uns zur Seite stehn!

10.

Verſöhne du nur erſt der Götter Zorngericht
Durch friſcher Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gaſtrechts Fülle walten,
An Gründen, ſie zu feſſeln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiff! Seht wie die Nebel rauchen,
Die See noch ſtürmt, Orion Regen zieht!
So wußte die zur Glut den Funken aufzuhauchen,
Die Hoffnung naht und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt ſie das Geſchick an blutigen Altären.
Dir Phöbus, der das künftige enthüllt,
Dir, Städtegründende Demeter, quillt
Zweyjährger Rinder Blut, dir Bromius zu Ehren,
Vor allen Juno dir, der Ehen Schützerinn.
Vor dem Altar ſieht man die ſchönſte aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthagos Königinn,
Des weißen Rindes Haupt mit heilger Flut bethauen.

12.

Bald geht ſie vor der Götter Angeſicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beſchenkt die ſchon Beſchenkten wieder,
Und forſcht, was rauchend noch das Eingeweide ſpricht.
Bethörtes Sehervolk! Befreyen'
Gebet und Opfer wohl das ſchwerbeſang'ne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und ſpottet eurer Träumereyen.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt ſie, Karthagos Stadt im Wahnſinn zu durcheilen.
So flieht die Hindinn, die in Kretas Hayn
Mit zwecklos abgeſchoßnen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleiſch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Bethaut ſie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finſtre Wälder.

14.

Jezt führt sie durch Karthago ihren Gaß,
Zeigt pralend ihm der Mauren stolze Laß
Und läßt vor seinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein flüchtiges Gespräch wird schüchtern angefangen,
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, so winkt das Mahl; sie fodert
Von Trojens Fall aufs neu von ihm Bericht,
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich sie der strenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne sinkend Licht zum Schlummer,
So nährt sie einsam ihren Kummer,
Und sein verlaßnes Polster wird bewacht.
Abwesend hört sie ihn, verschlingt sie seine Züge,
Herzt in Askan des theuren Vaters Bild,
Ob sie vielleicht die Leidenschaft betrüge,
Die glühend ihren Busen füllt.

16.

Der Thürme hochgeführte Laſten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf,
Kein Wall, kein Giebel ſteigt mehr auf,
Und tauſend fleiß'ge Hände raſten.
Der Jugend müß'ger Arm entwöhnt ſich von dem
Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollender trauert das Gerüſte,
Das pralend ſchon die Wolken küßte.

17.

Als Jovs Gemahlin ſie von Liebesflammen brennen,
Und ſelbſt des Aufes Stimme trotzen ſah,
Begann ſie ſo zur ſchönen Cypria:
Glorwürdiges — man muß bekennen!
Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überliſten!
Werth, daß zwey Götter ſich mit ihrer Allmacht rüſten!

18.

So ſcheint es doch, man hale meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu nicht ſonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Laß Friede ſeyn, und Dido werde Braut.
Du haſts erreicht, ſie liebt, ſie raſt von Liebesflammen.
Seys denn. Sie werde dieſes Phrygers Magd,
Dir ſey der Tyrer Volk zum Mitgift zugeſagt,
Wir beyde ſchützen es zuſammen.

19.

Idalia durchdrang der Rede liſtgen Sinn,
Das Reich Heſperiens, den Teukriern entriſſen,
In Libyens Grenzen einzuſchlieſſen,
Und ſchlau erwidert ihr der Schönheit Königinn:
Wer wäre Thor genug mit deiner Macht zu ſtreiten,
Und dein Erbieten feindlich zu verſchmähn?
Nur müßte, was durch uns geſchehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

ren lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhun dert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während das Er, das Schlachtopfer der Kritiker, mit all seinem Wissen seine Nutzwerthsamkeit erweisen, seinen Stein von der Erde reichen kann. Dort jenen Kategorien gehorchen, nie, angreifen zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verantwortheit der menschlichen Natur zu besammeln, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Verunglimpfung der Schönheit erklären, und auf der Erfahrung mit scheinbaren Gründen dagegen getragen sind. „Ich ist nicht zu läugnen,“ sagen sie, „daß Neigung und Schönen schwach in ganz Händen zu schönen Zwecken werden, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in sittlichen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so gibt er dem Gemüth gerade die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sinn fälschlich aufzuopfern. Aber Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist blos die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit,“ fahren sie fort, „werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und auftrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens verleitet, sie oberflächlich zu behandeln? Die mancher schwache Verstand wird blos bewogen mit der bisherigen Einrichtung unzufrieden, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Neigungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erfunden, sobald sie in den Gemüthern der Dichter mit den gläubigsten Herzen prangen, und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten grundmäßig das Recht behaupten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit den Umgang Gelehrte gibt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst geknüpft seyn sollte. Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Gewande gehen, die sich mit einer schönen Hülle verkleiden können. In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühten und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufstellen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur der Vergnügt mit Wahrheit dergestalt Hand in Hand gegangen wäre.

So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gewagt, aber mit mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es an nüchtern an die Wirklichkeit gebracht, und ein Licht ist, das gern auf der Finsterniß scheinen wird; welches also vielmehr gegen den Geschmack seiner Zeitgenossen, als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künste verblühten, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, sinket mit Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft verschwenden, durch morgenländische Ueppigkeit entnervt, unter das Joch eines glücklichen Tyrannen sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Majestät des Charakters triumphiren sehen. Aber den Untergang ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Ergetzer der Aboslinen erschlafft war. In den neuern Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Aleroxy sich den Medicern unterwerfen und der Geist der Unabhängigkeit in allen seinen muthvollen Stolzen einer unrühmlichen Erholung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neuern Nationen zu erinnern. Jenen Verfeinerung in sinnlichen Verhältnissen zusetzen, als ihre Selbstständigkeit entwich. Worin wir immer in der vergangenen Welt unsere Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die höhere Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch so großer, Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle anzubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gesetze der Nothdurft und Hörte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese entscheiden läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst außer Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit voranzusetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung; weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Namen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufstellen ließe, müßte also — weil er auf keinem wirklichen Falle gegründet werden kann, vielmehr seiner Urbild über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon auf der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir also uns unmöchte erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir auf diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Abgewerfung aller zufälligen Schranken und der nothwendigen Bedingungen ihrer Daseyns zu benachbaren suchen. Zwar wird uns hiebei transcendentale Weg eine Zeitlang auf dem trauligen

20.

Zu wenig bin ich selbst mit dem Geschick vertraut,
Doch wird es Jupiter gestatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beyde Stämme sich in Eins zusammen gatten,
In Einem Volk vereint durch ewgen Bund?
Du, seine Gattinn, magst dich bittend an ihn wenden,
Neig ihn durch deinen hochberedten Mund,
Ich will das übrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren,
Siehe ihr des Himmels Königinn zurück.
Doch, wie dieß dringende Geschäft mit Glück
Zu enden sey, laß mich vor allem dich belehren.
Sobald der erste Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt beschienen,
Führt in den nächstgeleg'nen Haynen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geſchwader nun auf flügelſchnellen Roſſen
Dahinſchwebt, mit dem Garn das Wildgeheg umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit ſchwarzen Schloſſen,
Ein Ungewitter ab: der ganze Himmel ſcheint
Im Wolkenbruch herabgefloſſen,
Durch die zerrißnen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

23.

In Einer Grotte wird alsdann die Königinn
Mit dem Trojaner ſich zuſammen finden,
Dort werd ich gegenwärtig ſeyn, und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig ſie verbinden.
Dort krön Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt die Andre zu mit hochzufriednen Blicken,
Ein Lächeln ſchimmert um der Göttin Mund,
Daß ihrs geglückt, die Feindinn zu berücken.

24.

Indeß war Eos leuchtendes Geſpann
Aus blauer Wogen Schooß geſtiegen.
Beym erſten Gruß der Göttinn fliegen
Karthagos Pferden auf, es fluthen Roß und Mann
In munterm Schwarm laut lermend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdſpieß in der Hand,
Kommt der Maſſylier im Flug daher gerannt,
Es ſchnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Pallaſtes harrt
Der Königinn, die noch am Puztiſch ſäumet,
Der Puner Fürſtenſchaar, und an den Stufen ſcharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das ſtolze Roß der edeln Jägerinn,
Und knirſcht voll Ungeduld in die beſchäumten Zügel.
Auf thun ſich endlich des Pallaſtes Flügel,
Umringt von Volk, erſcheint Karthagos Königinn.

26.

Ein tyrisch Oberkleid, geschmückt
Mit buntem Saum, umfließt die schönen Glieder,
Durch ihre Locken ist ein goldnes Netz gestrickt,
Vom Rücken schwankt der volle Köcher nieder,
Von goldnem Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schaar, mit kindschem Jubel hüpft
Achan voraus, und alle zu verdunkeln
Sieht man Arneen selbst im mittlern Reyhen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heimschen Heerd
Von seinem Winterſitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Gesang und Tanz! die festlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrsen bunte Schaar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er selbst, den zarten Zweig des Lorbeers in dem Haar,
Durch dessen Wellen sich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höh'n, und ihn umrauscht der Bogen.

28.

So majeſtätiſch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höhn erſtiegen,
Kaum aufgeſcheucht das Wild auf unwegſamer Bahn,
So werfen Gemſen ſich und wilde Ziegen
Im Sprung vom ſteilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirſche ſcheue Heerden, von den Wogen
Des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raſchen Renner tummelt ab und auf
Aſkan im tiefen Thal, mit kindiſchem Vergnügen,
Bemüht, in vogelſchnellem Lauf
Jetzt dieſen, jenen dann wetteifernd zu beſiegen.
Wie feurig lechzt ſein junger Muth
Zu treffen auf des Ebers Wuth,
Und einmal doch in dieſem ſcheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Indeſſen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerſchlägen,
Auf ſchwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborſtner Wolken Flut, des Hagels finſtern Regen.
Erſchrocken fliehen auf zerſtreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Aſkan,
In Klüften ſich, in Höhlen einzuſchließen,
Indem von Bergen ſchon ſich Wetterbäche gießen.

31.

In Einer Felſenkluft, Eliſa, findeſt du
Mit dem Trojaner Fürſten dich zuſammen,
Dem Bräutigam führt Juno ſelbſt dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglückſel'gen Liebesbund,
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blize,
Und heulend ſtimmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felſenſpize.

32.

Der Fürſtinn Glück entfloh mit dieſem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel ſie erwecken,
Nicht das verklagende Gerücht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Raſende zu ſchrecken.
Jezt kein Gedanke mehr, in ſcheuer Heimlichkeit
Des Herzens Glut der Neugier zu entrücken,
Der Ehe heil'ger Nahme wird entweiht,
Die Schuld der Leidenſchaft zu ſchmücken.

33.

Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
Die große Poſt durch Libyen zu tragen.
Wer kennt ſie nicht? Die Kräfte ſchöpft im Lauf,
Der Weſen flüchtigſtes, die ſchnellſte aller Plagen.
Klein zwar für Furcht kriecht ſie aus des Erfinders
Schooß,
Ein Wink — und ſie iſt rieſengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sole,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebahr einſt Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, ſcheußlich, fürchterlich! Soviel es Federn trägt,
Mit ſoviel Ohren kann es um ſich lauſchen,
Durch ſoviel Augen ſiehts, ſo viele Rachen reckt
Es auf, mit ſoviel Zungen kann es rauſchen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brauſend zwiſchen Erd und Himmel,
Kein Schlummer ſchließt ſein Auge zu.
Am Tage ſuchts der Städte rauſchendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend ſich auf hoher Thürme Thron,
Und ſchreckt die Welt mit ſeinem Donnerton,
So eifrig, Läſterung und Lügen feſt zu halten,
Als fertig, Wahrheit zu entfalten.

36.

Jetzt brannt' es schadenfroh, die mannichfachsten Sagen,
Wahr oder falsch, gleichviel! durch Libyen zu streun.
Ein trojischer Aeneas soll gekommen seyn,
Der schönen Dido Hand im Raub davon zu tragen,
Zerfließen soll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem schwelgerischen Paar,
Vergessen sie, sein Reich zu schirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier seinen Lauf,
Weckt in des Königs Brust die alten Liebesflammen,
Und thürmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt sich dieser Fürst von Ammon abzustammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebahr:
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeugen,
Sieht man in seinem Reich unzählge Tempel steigen,
Und hundertfach erhebt sich Zevs Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feur, von Prieſtern angefacht,
Stets iſt des Gottes Heerd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligthum von bunten Kränzen lacht.
Hier war's, wo jetzt durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Laſt,
Der Fürſt ſich niederwarf vor Ammons Angeſichte,
Und flehend ſo zum Himmel raſ't:

39.

Das duldeſt du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
Allmächt'ger Zeus, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächt'gen Polſterſitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verſprützen?
So iſts ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umſonſt vor deinem Donnerkeile?
So iſts ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unſer bebend Ohr dort oben rauſchen hört?

Kreis der Erscheinungen und aus der sterblichen Gewimmel der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefäß abgezogener Begriffe verweilen, aber wir stehen ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Elfter Brief.

Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stillestehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und dasselbe denken, sind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustandes beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. Zu dem absoluten Subjekt allein beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Aber, was die Gottheit ist, ist sie nothwendig, weil sie ist; sie ist folglich Alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das Letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das Erstere, so müßte der Zustand beharren; also in jedem Falle entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufgehoben. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn jenes Erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zustand muß einen Grund haben: er muß, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, erfolgen; und so hätten wir hier Zweierlei die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens, ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil sie sonst unaufhört die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung statt soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Bestimmungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpfen muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas außer ihm Bestehendes im Raume, und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig. Er selbst zu bleiben, alle Diskontinuirungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgetrieben in seiner Bestimmung, woher kommend die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Da nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit nicht werden kann, so muß man doch eine Annäherung gottlich nennen, die das eigentümliche Merkmal der Gottheit, absolute Verbindung des Verwandten (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, die sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoff verhaltet, ist blos die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeußerung; und so lange er nicht auskommt und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie blos Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er blos empfindet, blos begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen blos den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um alles nicht blos Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht blos Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erschafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ich die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ich unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengesetzte Antoderungen an den Menschen, die zwei fundamentalen Gesetze der sinnlich vernünftigen Natur. Das erste bringt auf absolute Realität; er soll Alles zur Welt machen, was blos Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen; das zweite bringt auf absolute Formalität; er soll Alles in sich vernichten, was blos Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten:

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erſcheint in meinem Reich. Auf halb geſchenktem Strand
Gelingts ihr endlich eine Stadt zu gründen,
Die Ufer geb ich ihr zum Ackerland,
Schenk ihr großmüthig alle Fürſtenrechte,
Erröthe nicht, um ihre Hand zu freyn —
Umſonſt! Ein Flüchtling kommt aus trojiſchem Geſchlechte,
Den nimmt ſie auf, deß Sklavinn will ſie ſeyn.

41.

Und dieſer Weiberheld mit ſeiner Knabenſchaar,
Herausgeſchmückt mit ſeiner lydſchen Mütze,
Unwiderſtehlich durch ſein ſalbentriefend Haar,
Genießt nun ſeines Raubs in ihrem Fürſtenſitze.
Und wir, die mit verſchwenderiſcher Hand
Das Fleiſch der Rinder dir geſchlachtet,
Gefurchtet über Meer und Land,
Wir werden ungeſtraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angeſicht.
Der blikt nach Tyrus Stadt, wo reich durch ihre Herzen
Der Schmähſucht Pfeil die Liebenden verſchmerzen,
Winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Wohlan mein Sohn! Laß dich die Winde niederſchwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago ſäumt,
Und den verheißnen Thron im Arm der Luſt verträumt,
Und eile, mein Gebot zu ſeinem Ohr zu bringen.

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überraſcht, verhieß
Ihn ſeine Mutter mir, die Göttinn von Cythere,
Nicht daß er ſchwelgen ſollt' in Tyrus Stadt, entriß
Sie zweymal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegeriſche Land, der Reiche künft'ges Grab,
Italien ſollt er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Urſprung gab,
Und die bezwung'ne Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann solcher Größe Glanz sein Herz nicht mehr beleben,
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr
erheben,
Warum mißgönnt er seinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was ist sein Zweck? was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er segle fort. Er segle, will ich haben,
Das ist mein ernstliches Gebot.

45.

Er sprichts, und was der große Vater ihm befohlen,
Läßt jener schleunig in Erfüllung gehn.
Erst knüpft er an den Fuß die gold'nen Flügelsohlen,
Die reissend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch weg führen über Meer und Land,
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verstorb'nen führt zu Lethes stillem Strand,
Zurückbringt, und das Aug mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jetzt langt er bey der Stirn des rauhen Atlas an,
Und ſieht im Fluge ſchon die ſchweren Schultern ragen,
Die hoch und ſteil den Himmel tragen.
In der Gewölke ſchwarzem Küſſen ruht
Sein fichtenſtarres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

47.

Die Achſeln dekt ein ew'ger Schnee. Es ſtarrt
Von tauſendjährgem Eis umfangen,
Des Greiſen ſchauervoller Bart,
Und Wetterbäche waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an,
Und ruht in ſanftem Fall auf dem beeiſten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib ſich in den Ocean.

48.

So ſchwebt in tief geſenktem Bogen
Um fiſchbewohnter Klippen Rand
Die Möwe längs dem Meeresſtrand,
Und netzt den niedern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwiſchen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen,
Und brach mit ſchnellem Flug der Winde Widerſtand.

49.

Kaum weilt ſein Flügelfuß in Tyrus nächſten Gauen,
So ſtellt Aeneas ſich ihm dar, bemüht,
Die Mauren zu erneun und Thürme zu erbauen.
Ein Schwerdt, mit Jaſpis reich bezogen, glüht
An ſeinem Gurt, hell flammt um ſeine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geſchenkt,
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen
Händen.

60.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überrascht man dich! Du baust Karthagos Veste,
Du gründest zierliche Paläste,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geschlecht,
Weg sind sie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achse kracht.

61.

Von welcher Hoffnung Zauberseilen
Läßt sich dein müß'ger Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
Nicht mehr, willst du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum soll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Scepter sich entrissen sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Janikuls Höhn?

52.

Kaum schweigt der Gott, so ist er schon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrükt.
Mit schweigendem Entsetzen blikt
Aeneas nach, ihm schauerts durch den Rücken,
Die Locken stehn bergan, im Munde stirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle
Beschließt er schnelle Flucht, und mit entschlosner
Seele
Entsagt er seiner theuren Braut.

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredsamkeit, ein liebeflammend Herz,
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieser Botschaft finden?
Nach allen Mitteln wird gespäht,
Und von Entwurfe zu Entwurfe schwanken
Die stürmischwogenden Gedanken,
Bis endlich der Entschluß bey diesem stille steht.

54.

Still soll Kloanth versammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüstung offenbaren.
Indessen sie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß solche Bande können reissen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu gestehn,
Der Augenblicke günstigsten erspähn! —
Mit Luß vollstrecken die, was sie der Fürst geheissen.

55.

Doch bald errieth — Wer täuscht der Liebe Scherblick?
Ihr ahndungsvoller Geist das drohende Geschick.
Den Schlag, der später erst sie treffen soll, beschleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schooß der Ruhe selbst gereinigt.
Derselbe Mund, der so geschäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdekt ihr, daß der Troier Schaar
Sich fertig macht, die Anker schnell zu lichten.

56.

So fährt, wenn der Orgnen Ruf erſchallt,
Die Maenas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit braußt, und von Cythärons
Stirne
Das nächtliche Geheul der Schweſtern wiederhallt.
So ſchweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnſinn ihrer Qual, bis ſie erſchöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenſchaft
Mit dieſen Worten den Trojaner ſtraft:

57.

Verräther! ruft ſie aus, du hofft noch zu verhehlen,
Was deine Bruſt doch zu beſchließen fähig war?
Du willſt dich heimlich aus Carthago ſtehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einſt geſchworen?
Die Unſchuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgteſt, nicht zurück!

58.

Im Winter ſelbſt willſt du die Segel ſpannen,
Willſt dem Orkan zum Troz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, die noch unbekannt!
Ja! Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wärs noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegen zieheſt!
Unmenſch! Und ich bins, die du flieheſt!

59.

Bey dieſer Thränenfluth! Bey deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch alles ſchon verloren,
Bey unſrer Liebe friſch geflochtnem Band,
Bey Hymens jungen Freuden ſey beſchworen!
Empfiengſt du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblühet in meinen Armen,
Laß dich erbitten, bleib! O, hab Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlornen Land!

er soll alles Innere veräußern und alles Aeußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen, und das Wirkliche außer uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte getrieben, die man, weil sie uns antreiben, ihre Objekte zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. Der erste dieser Triebe, den ich den sinnlichen nennen will, geht aus von dem physischen Dasein des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie sich entgegensetzt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieser Trieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Dasein verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit ist, nacheinander ist, so wird dadurch, daß Etwas ist, alles Andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicherweise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also dieser Trieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in seinem Zustande nichts als eine Größenzahl, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt. *)

So weit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs, und da alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freilich der sinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abstraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unserer Erkenntnisse und auf einen Zweck unseres Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist beschäftigt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seiner Erscheinung zu bringen, und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Da nun die letztere absolute und unveränderliche Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich sey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur Fülle macht, so gibt er andere Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniß, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsres Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unsrer Zustandes machen — in beiden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gleichheitsreihe der Zeit, und gehorchen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit, zu. Das Gefühl kann blos sagen: das ist wahr für dieses Subjekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann blos sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit sich fortreißen, und, was du jetzt feurig begehrst, bereinst zum Gegenstande deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und daß reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Grenzen, da hat sich der Mensch aus einer Größen-Einheit, auf welche der bürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt. Wie sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen unendlichen Reihe. Wir sind nicht mehr Individuum, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Stimme der ganzen Menschheit in uns zu Gehör gekommen.

*) Die Sprache hat für diesen Zustand der Entschiedenheit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: außer sich seyn, der beide andere seinem Ich thun. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Jeder außer sich, so lange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, heißt nun eben so richtig: in sich gehen, das heißt in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist außer sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich genommen, da jener nur nicht in denselben ist. Daher ist begreiflich, daß auf einer Ohnmacht zurückkehren, bloß bei sich, welches hier gar viel heißen will, Außer sich seyn bedeuten kann.

60.

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram,
Um deinetwillen floh der Unſchuld ſtolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Schaam.
Mein Ruf iſt mir geraubt, die ſchönſte meiner Kronen,
Der meinen Nahmen ſchon an die Geſtirne ſchrieb.
Mein Gaſt reiſ't ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gaſt! das iſts alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch friſten?
Bis Jarbas mich in ſeine Ketten zwingt?
Bis ſich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüſten?
Ja! läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüſten!
Säh ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem theuren Julus mich umſpielen,
Getröſtet würd ich ſein, nicht ganz getäuſcht mich fühlen!

62.

Sie ſchweigt und Zevs Gebot getreu, bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Quaalen,
Mit denen ſtill die Heldenſeele ringt.
Nie, rief er jetzt, werd ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt.
Nie wird Eliſens Bild aus meiner Seele ſchwinden,
So lange Lebensglut durch meine Adern dringt,
Der Geiſt noch nicht verlernt hat, zu empfinden.

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
O glaub das nicht, wollt ich aus deinem Reich
mich ſtehlen.
Wann maßt ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
Wars Hymen der an deinen Strand mich trieb?
Wär mirs vergönnt, mein Schickſal mir zu wählen,
Was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja ſucht ich auf, die Reſte meiner Theuern,
Mit friſcher Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10437/044

64.

Jetzt heißt Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen,
Dort ist mein Hymen, dort mein Vaterland:
Kann dich, die Tyrerinn, Karthagos Strand verweilen,
Den du erst kurz zum Eigenthum gemacht —
Warum in aller Welt wirds Teukriern verdacht,
Sich in Ausonien nach Hütten umzuschauen?
Auch uns stehts frey, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die stille Welt
Die Nacht ihr thauigtes Gewand, nie sticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Daß nicht Anchisens Geist, Entrüstung in den Blicken
Im Traumgesicht sich mahnend vor mich stellt.
Mich straft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der sein ist durch die Gunst der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das nehmliche, vom Herrn des Himmels selbst gesendet.
Bey meinem Leben, Fürstinn, schwör ichs dir,
Bey meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblendet.
Ich selbst sah ihn — bey hellem Sonnenlicht —
In diese Mauren ziehn. Ich hörte seine Stimme.
Drum quäl uns beyde nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freye Wahl entfernt mich, sondern Pflicht.

67.

Längst hatte sie, indem er sprach, den Rücken
Ihm zugekehrt, und schaute wild um sich,
Dann mißt sie schweigend ihn mit großen Blicken,
Jetzt reißt der Zorn sie fort. „Verräther! ruft sie, dich,
Dich hätte Cypria, die Göttinn sanfter Lüfte,
Dich Dardanus gezeugt? — In grausenvoller Wüste
Schuf Kaukasus aus rauhen Felsen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüste.

68.

Denn was verberg ich mirs? Brauchts mehr Beweis?
Hat Einen Seufzer nur mein Jammer ihm entrissen?
Mein Schmerz nur Einmal aufgethaut das Eis
In seinem Blick? Erschüttert sein Gewissen?
Floß Eine Thräne nur, sein Leid mir zu gestehn?
O, was empört mich mehr? Sein Undank? Diese Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dieß nicht gelassen sehn!

69.

Traun Einer Menschen! Nakt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er scheiterte,
Zu wohnen gönnt ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Geführten, rettete
Der Flotte Trümmer — O, mich brinzts von Sinnen!
Nun kommt ein Götterspruch! Nun spricht Apoll!
Nun schikt Chronion selbst von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, gräßlich, schauervoll!

70.

O freilich! das bekümmert die dort oben!
Das stört sie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch seys wies sey! Ich schenke dir die Proben,
Geh immer, steure frisch dem Tiberstrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf sie vertraut mein Herz. Geh, überlasse dich
Den Wellen nur. Ich weiß, du denkst an mich,
Wenn zwischen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abwesend eil ich dir in schwarzen Flammen nach,
Und schrecklich soll, wenn dieses Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geist dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen sollst du mir, entsetzlich, fürchterlich!
Ich hör es noch, wenn man mich längst begraben,
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieser Freudenbotschaft laben.

72.

Hier bricht sie ab, entreißt in schneller Flucht,
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen säumt, und fruchtlos Worte sucht,
Des Kummers Größe auszudrücken.
Besiegt von ihrem schweren Harm
Sinkt sie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett sie niederlegen,
Und den erschöpften Leib auf weichen Küssen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menschliche sich sehnt,
Durch sanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbusen dehnt,
Der Wink des Himmels heißt ihn eilen,
Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geschäftge Fleiß
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen,
Schon tanzen auf der Fluth die wohlverpichten

Nachen

74.

Noch ungezimmert bringen sie den Baum,
(So ernstlich gilts) noch grün die Ruder hergetragen,
Es lebt von Menschen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwischenraum.
So wenn geschäftiger Ameisen Schaaren,
Dem kargen Winter Nahrung aufzusparen,
Den Waizenberg zu plündern glühn,
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der schwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf schmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die schweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen,
Dem dritten ist die Aufsicht anvertraut,
Der spornt das Heer und straft die Trägen,
Lebendig ists auf allen Wegen.

76.

Wie war bey diesem Anblick dir zu Muth,
Elisa? welche Seufzer schicktest
Du zum Olymp, als du des Eifers Glut
Von deiner hohen Burg am Meeresstrand erblicktest?
Vor deinem Angesicht die ganze Wasserwelt
Erzittern fasst von rauhen Schifferkehlen?
Grausame Leidenschaft! Auf welche Proben stellt
Dein Eigensinn der Menschen Seelen!

77.

Aufs neue wird der Thränen Macht
Erprobt, aufs neu das stolze Herz den Siegen
Der Leidenschaft zum Opfer dargebracht.
Wie sollte sie, eh alle Mittel trügen,
Hinunterteilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft sie aus, wie sie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an dem Strand! Sieh! Sieh! die
Schiffe sind
Bekränzt, die Segel rufen schon dem Wind!

sprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsere That.

Dreyzehnter Brief.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegengesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein höhrer Grundbegriff, der beide vereinigen könnte, ist schlechterdings ein unbrauchbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objekten, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander stehen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixire, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie dessungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst widerstehen, und ihre Sphären verwirren. *) Ueber diese zu wachen,

*) Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Vorzug eines dieser Triebe behauptet, so ist freilich kein anderer Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Darauf aber kann dieß Einstimmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: denn, wenn gleich die Schranken nur das Thätige begrenzen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien sind einander also zugleich subordinirt und coordinirt, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Richtigkeit des hierüber findet man vortrefflich auseinander gesetzt in Reinhold's Grundlage der gesammten Philosophie. Leipzig 1790). Wie es mit der Person im Reich der Ideen sey, wollen wir freilich nicht; aber das ist, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wollen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht blos unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben, einmal zu bestimmen haben. So wenig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nicht entscheide, eben so nothwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiete des Gefühls sich nicht zu stimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet gesichert, schließt man das andere davon aus, und setzt seinem eine Grenze, die nicht anders als zu beider Vortheile soll überschritten werden können.

In einer Transscendental-Philosophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich blos als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei diesem Geschäfte im Wege steht, in einem schon dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die alles beiden eine gleiche Gerechtigkeit sprechlig ist, und nicht blos den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt, erstlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; zweitens: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Inbegriffe seyn in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, größtmöglichste Extensität ständigkeit und Intensität seyn müssen. Je virtuoser gie sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Seine Bestimmung also darin bestehen; erstlich: dem empfangenden sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch nun so betrachten, und dadurch auf eine zweifache Weise seine Bestimmung erfüllen. Er kann die Innenwelt, welche die thätige Kraft erfordert, auf die leidende tragen, durch den Einsicht dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterjochen. In dem ersten Fall wird er nie Ein Anderes seyn; dem zweiten wird er nie etwas Anderes seyn; mithin eben darum in beiden Fällen seinen von beiden, folglich — Null seyn. *)

*) Ich will nicht leugnen, daß ich mich bei dem Gedanken einer solchen Vereinigung beider Triebe, wodurch sie sich wechselseitig ihre Grenzen bestimmen, und dadurch ihre Thätigkeit aufheben, gerne aufhalte, weil mir dieß der einzige Weg zu seyn scheint, wo Unendlichkeit aus Endlichkeit, Freiheit aus Zwang, Geist aus Materie, mithin wahre Humanität entspringen kann. Wir finden in der Erfahrung Beispiele genug, daß der Mensch, wenn er sich einem dieser beiden Triebe ausschließend überläßt, sich dem Wahnsinn in die Arme wirft, und daß er, wenn er sich einem dieser beiden Triebe ausschließend widersetz

78.

Hätt' ich zu diesem Schlage mich versehen,
So hätte, ihn zu überstehen,
Mir auch gewiß die Fassung nicht gefehlt.
Drum noch dieß Einzige. Dir schenkt er sein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfst in seine Seele schauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens weiche Seiten auszuspähen,
Drum geh, den stolzen Feind noch einmal anzustehen.

79.

Sag ihm, nie hab ich mich an Aulis Strand
Verschworen mit dem Feind, sein Ilium zu schleifen,
Nie Schiffe mitgesandt, die Veste anzugreifen,
Des Vaters Asche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum schließt er sein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein genegter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte.
Dieß sey der letzte Dienst, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, nicht hinderlich ihm seyn,
Nach seinem theuren Latium zu steuern,
Um Aufschub bitt ich ihn allein,
Um etwas Frist, den Sturm des Busens zu bezähmen,
Gelaßner zu verschmerzen diesen Schlag!
Noch d i e s e n Dienst laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maaß an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schwester heiße Zähren
Bringt Anna vor sein Ohr. Umsonst, die Götter wehren,
Sein fühlend Herz verschließt des Schicksals Macht.
So wenn, den hundertjährgen Eichstamm umzureissen,
Die Alpenstürme wüthend sich befleissen,
Und brausend ihn umwehn. Bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, sie fassen heulend seine Glieder,
Und von den Zweigen rauscht ein grüner Regen nieder.

82.

Er selbst hängt zwischen Klippen fest, so weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt seine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz
Zerrissen jetzt des Helden Herz,
Doch der Entschluß behauptet seine Stelle.
Wie auch sein Herz in allen Tiefen leidet,
Geschehen muß wie das Geschick entscheidet.

83.

Verhaßt ist ihr fortan des Himmels Bogen,
Von gräßlichen Erscheinungen bedroht,
Vom Schicksal selbst zum Abgrund hingezogen,
Beschließt die Unglückselige den Tod.
Einst, als sie den Altar beschenkt mit frommen Gaben,
Verwandelt jählings sich des heilgen Weines Flut
Entsetzliches Gesicht! in Blut,
Und dies Geheimniß ward mit ihr begraben.

84.

Auch stand, den Manen des Gemahls geweiht.
Im Hause eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
Geschmükt mit manchem Laub und glänzendweissem
Felle.
Von hier aus hörte sie, wenn alles ringsum schlief,
Des Gatten Ton, der sie mit Namen rief,
Und einsam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweissagendes Geheule.

85.

Auch manch Orakel wird in ihrem Busen wach,
Aeneens Schatten selbst scheucht sie mit wildem Blicke,
Eilt der Geängstigten in Träumen drohend nach,
Und einsam stets bleibt sie zurücke.
Ihr däucht, sie wandle hin auf menschenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und suche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlassenen Gestade.

86.

So siehet Pentheus Fieberwahn
Die Schaar der Furien ihm nahn,
Zwey Theben um sich her, zwey Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunst Orestens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Rachesschwestern Chor,
Gespieen aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angraußt an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt ein Raub der schwarzen Eumeniden
Elisa sich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weise sich entschieden,
Tritt sie die Schwester an mit falscher Heiterkeit,
Läßt im verstellten Aug der Hoffnung Strahlen
blitzen,
Tief scheint der lange Sturm des Busens jetzt zu ruhn:
Geliebte freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergessen oder zu besitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluthen neigt,
Wo unterm Himmel sich der Atlas beugt,
Wohnt eine Priesterinn aus der Massyler Stamme.
Ihr ist der Hesperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heilgen Zweige,
Besänftigte mit süßem Honigteige
Des Drachen Wuth und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt sich, jedes Herz verletzt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen,
Auf andre drükt sie selbst den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme still zu stehen,
Die Sterne kann sie rückwärts drehen,
Und Nachtgespenster ruft sie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde brüllend Eingeweide,
Und zieht den Eichbaum von des Berges Haide.

90.

Daß es bis dahin mit mir kommen muß!
Bei deinem theuren Haupt! Bei Zevs Olympius!
Es fällt mir schwer! Doch jezt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte still mir einen Holzstoß auf
Im innern Hof des Hauses. Lege drauf
Das Schwerdt, jedweden Rest des Schändlichen, die Betten,
Wo meine Unschuld starb. Die Priesterinn gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir sein Bild erneut.

91.

Sie sprichts und Todesblässe deckt
Ihr Angesicht. Doch daß in diesem Schleyer
Der Schwester eigne Leichenfeyer
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn versteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Besorgt sie schlimmres nichts, als was Elisens Gram
Beim Tod des ersten Gatten unternahm,
Drum säumt sie nicht, der Schwester zu willfahren.

92.

Bald ſieht durch ihrer Hände Fleiß
Ein großer Holzſtoß aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeſchichtet.
Ihn ſchmückt die Königinn, wohl wiſſend was ſie thut,
Mit einem Kranz und der Cypreſſe traurgen Aeſten,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwerdt mit allen Ueberreſten.

93.

Auf jeder Seite zeigt ſich ein Altar,
Und in der Mitte ſteht mit aufgelößtem Haar
Die Prieſterinn in heilge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert ſelbſt die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beſchworen,
Perſephoneens dreyfache Gewalt,
Dianens dreymal wechſelnde Geſtalt.

94.

Die Fluthen des Avernus vorzustellen,
Besprengt sie den Altar mit heilgen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird gespäht,
Die von des Giftes schwarzen Tropfen schwellen,
Beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forscht man nach dem Liebesbissen,
Der auf der Fole jungem Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entrissen.

95.

Sie selbst, das Opferbrod in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entschloßen steht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuschwören,
Und schützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Versprechen,
Ihn ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschöpft im süssen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verstummt, die Flur, die Heerden,
Was sich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beschwerden,
Gefesselt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Busens immer wachen Kummer,
Unglückliche Elisa! schmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Aufs neu entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entschied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Streite.

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht der Sinn den Geiſtgeber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. So

---

verwüſtlichkeiten ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu phyſiologiſchen Urtheilen, bei denen ſich, ſobald die Empfindung getroffen werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſcheidet. Die Natur mag unſere Organe noch ſo mannichfaltig und noch ſo vielfach beſchäftigen — alle ihre Mannigfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr finden, als was wir in ſie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, ſich gegen uns herein zu bewegen, ſondern vielmehr mit unfreiwillig vorgreifender Vernunft gegen ſie heraus treten. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der ſich ihr mit ruhigem, treuen und offenen Sinnen naht, und bewegen auf eine Weile von Erſcheinungen ſich, die wir bei unſerer Präparation überſehen haben, in ernſten Räumen wie höchſich berühmt, das ſo viele Augen bei hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Durch voreilige Ertrebung nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beiſammen hat, die ſie anſtimmen ſollen, beim gewaltſamen Ueberpaaren der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie nicht anbringen zu gebieten hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit in vielen denkenden Köpfen für das Leben der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Einſeitigkeit, welche ſeine Form annimmt, oder die Verwirrt, welche ſeinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſere praktiſche Vollkommenheit mehr durch die Heftigkeit unſerer Begierden, oder durch die Kälte und Leichtigkeit unſerer Sittlichkeit, mehr durch den Egoismus unſerer Sinne, oder durch den Egoismus unſerer Vernunft gehindert und erſchwert werde. Nun und zu Weltumſeglern, Schlittſchuhläufern, nützigen Menſchen zu machen, wäßten ſich Geiſt und Charakter mit einander vereinigen, ſo wir, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Ueberwelt des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammenreſſen muß. Wie können wir, bei noch ſo lebendigſtändigen Maximen, thätig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn und das Vermögen fehlt, fremder Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Eigenthümlichkeit anzueignen, fremde Weſſaſe zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir leiſten und geben, in derjenigen Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu beherrſchen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es ſchwierigerweiſen hoher, bei aller Regelmäßigkeit des Geiſtes ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das begemeine Mittel, durch Abkämpfung der Weſſaſe den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entſchloſſenen Gegner Muth zu haben, als einen muthlos und thätlosen Feind zu überwinden. In dieſer Operation beſteht denn auch größtentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und paar im den Sinne des Worts, wo es Bearbeitung heißt bemerkt, nicht bei den äußern Menſchen betreutet. Ein ſo formirter Menſch wird freilich davor geſchützt ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolcher zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze gehärtet ſeyn, und die Menſchheit von Außen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von Innen vollkommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Mund der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den

---

bald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beides Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterſchiedt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſchöpferiſchkräftige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Plan des Objekts drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die poſitive Realität in ihrer Verſtümmlung Schranken fordert. Sobald der Menſch nur Vernunft, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit Einem Wort, nur inſofern er ſelbſtſtändig iſt, iſt Realität außer ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben alſo Einſchränkung, und inſofern ſie als Energien gedacht werden, Anſpannung nöthig; jener, daß er ſich nicht ins Gebiet der Empfindung eindrängt, dieſer, daß er ſich nicht ins Gebiet der Empfindung eindrängt. Jene Anſpannung des ſinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phyſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muß eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäßigt, und durch Beherrſchung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Stärke zu geben. Der Charakter muß dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Anſpannung des Formtriebes darf eben ſo wenig die Wirkung eines gehäftigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre reinſte Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muß mit ſtegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit Einem Wort, den Greifrieb muß die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfindungsfähigkeit, oder die Natur, im ſeinem gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir ſind nunmehr zu dem Begriff einer ſolchen Wechſelwirkung gelangt, wodurch beiden Trieben geſichert werden, wo die Wirkſamkeit des einen die Wirkſamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder eingelne für ſich gerade dadurch zu ſeiner höchſten Vervollſtändigung gelangt, daß der andere thätig iſt.

Zitten, wo man ſie zu wiſſen heißt, in Dinge gegen Strenge zum Grundſatz legt, Jemen wird zur Tugendwuth, dieſer zur Härte und zur Lieblosigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten unter mein leicht, wenn man den wirklichen Menſchen, der unſere Hülfe anflehet, in Gedanken den Ideals-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Milchheit gegen Andere verbunden, macht den wortbaft vortrefflichen Charakter aus. Aber verlieren wird der gute Mann ſeine weiche Menſchheit auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge ist auch gegen Andere hart; weich gegen ſich und ſtreng gegen Andere iſt der verächtlichſte Charakter.

98.

Unglückliche, ruft sie, was soll nunmehr geschehn?
Gehst du, von neuem dich den Freyern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeschlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?
Gehst du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennst ja ihre Dankbarkeit,
Du solltest wissen, wie bereit
Sie sind, empfangne Opfer zu vergüten.

99.

Und öffnen sie dir wohl der Schiffe stolzen Schooß,
Seis auch, du könntest diese Schmach verschmerzen?
So wenig weißt du, wie gewissenlos
Laomedontier mit Treu und Glauben scherzen!
Folgst du den stolzen Ruderern allein?
Hohlst du mit deinen Tyriern sie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltsam fortgezogen,
Vertraust du sie aufs neu dem Spiel von Wind
und Wogen?

100.

Mein stirb, wie du verdient! Das Schwerdt befreie dich.
Dir Schwester dank ich meinen Fall. Du gabest mich
Dem Feinde Preiß, von meinem Flehn bestochen!
Konnt ich nicht schuldlos, von Begierden rein,
Nicht frey von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab ich Sichäus dir gebrochen,
Geschworen deinem heiligen Gebein,
Erzürnter Geist, du wirst gerochen!

101.

So quälte jene sich, indeß auf hohem Schiff,
Entschlossen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas schlief. Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff.
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Ists möglich, ruft er, Göttinnsohn,
An des Verderbens Rand kannst du des Schlummers pflegen?
Siehst die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörst die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wuth empört sinnt jene, dich mit List
Mit unentrinnbarem Verderben zu umschlingen,
Du eilst nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verstattet ist?

103.

Grüßt dich Aurora noch in diesem Land,
So siehst du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresstrand
Von mordbegiergen Fackeln sich erhellen.
Flieh ohne Aufschub! Flieh! Veränderlich
Ist Frauensinn und nimmer gleicht er sich —
Er sprichts und fließt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt jener aus dem Schlaf, und eilt sein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf! Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel her geſandt,
Treibt mich aufs neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch ſeyſt, erhabne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben,
Verleih uns Schutz! O ſey uns hold und nah!
Laß über unſerm Haupt geneigte Sterne ſchweben!

105.

Er ſprichts und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwerdt und trennt des Ankers Seile,
Ihm folgt die ganze Schaar, von gleicher Glut erhitzt,
Rafft alles fort, und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell iſt die ganze Küſte leer,
Verſchwunden unter Schiffen das Meer,
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
Zahlloſe Furchen ſind durchs blaue Feld gezogen.

106.

Und jetzo windet sich aus Tithons goldnem Schoos
Des Morgens junge Göttinn los,
Und überströmt die Welt mit neugebohrnen Strahlen.
Aus ihren Fenstern sieht mit silberfarbem Grau
Die Königinn den Horizont sich mahlen,
Sieht durch der Wasser fernes Blau
Die Flotte schon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küste leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da schlägt sie mit ergrimmter Hand
Die schöne Brust, zerrauft die gelben Locken:
Allmächtger Zevs, ruft sie erschrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling gieng es hin, mich straflos zu verspotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiß?
Auf, auf! Reißt aus dem Zeughaus meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert frisch! Gebt alle Segel preis!

108.

Wo bin ich? — Weh, was für ein Wahnsinn
reißt mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schicksal dich ereilet,
Unglückliche! Da galts, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das also ist der Held voll Treu, voll Edelmuth,
Der seines Vaters Last auf fromme Schultern lud,
Der mit sich führen soll auf allen seinen Bahnen
Die Heiligthümer seiner Ahnen!

109.

Konnt ich in Stücken ihn nicht reissen, nicht zerstreun
Im Meer, ihn und sein Volk? Nicht seinen Sohn
erwürgen?
Auftischen ihm zum Mahl? — Wo aber meine
Bürgen,
Daß er nicht siegte? Mocht es immer seyn!
Was fürchtet, wer entschlossen ist zu sterben?
Sein Lager steckt ich an, mit einer Löwinn Wuth,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
Und theilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor deſſen Strahlenangeſicht
Kein Menſchenwerk ſich birgt, erhabnes Licht!
Du Gattinn Zevs, die meine Leiden kennet,
Du Hekate, die man durch Stadt und Land
Auf finſtern Scheidewegen heulend nennet,
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende ſich weiht! Vernehmt von euren Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muß der Verworfne doch zum Ufer ſich noch ringen,
Iſt dem Verhängniß nichts mehr abzudingen,
Iſts Jovis unabänderliches Wort,
O ſo erduld er alle Kriegesplagen,
Von einem tapfern Volk aus ſeinem Reich geſchlagen,
Geriſſen aus des Sohnes Armen,
Such' er bey Fremdlingen Erbarmen,
Und ſehe ſchaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er ſich entehrenden Verträgen,
So mög er nimmer ſich des Throns noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dieß ſey mein letzter Segen,
Mit dieſem Wunſch geh ich dem Styx entgegen,
Im Sande liege unbeerdigt ſein Gebein!
Dann Tyrier verfolgt mit ewgen Kriegeslaſten
Den ganzen Saamen des Verhaßten,
Dieß ſoll mein Todesopfer ſeyn!

113.

Kein Friede noch Vertrag ſoll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erſtehn,
In ihren Pflanzungen mit Feur und Schwerdt erſcheinen,
Früh oder ſpät! wie ſich die Kräfte tüchtig ſehn.
Feindſelig drohe Küſte gegen Küſte,
Lachgierig thürme Flut ſich gegen Flut,
Schwerdt blize gegen Schwerdt, der ſpäten Enkel Brüſte
Entflamme unverſöhnte Wuth.

114.

Sie sprachs und sann voll Ungeduld, die Bande
Des traurgen Lebens zu zerreissen, rief
Sichäus Amme (ihre eigne schlief
Den langen Schlummer schon im mütterlichen Lande)
Laß, spricht sie, theure Baree, schnell
Die Schwester sich mit frischem Quell
Benetzen, sag ihr an, daß sie die Thiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe.

115.

Du selbst, gelichte, säume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen,
Ich will des angefangnen Opfers Pflicht
Dem unterirrdschen Zevs erfüllen,
Und meinen Gram auf ewig stillen.
Sogleich flammt mit dem Böswicht
Der Holzstoß in die Luft! — Sie sprichts un
sonder Weile
Wankt iene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie selbst, zur Furie entstellt
Vom gräßlichen Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit bluterhitztem Aug, gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste,

117.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwerdt,
Ach, nicht zu diesem Endzweck ihr geschenket!
Doch, als ihr Blick sich auf Aeneens Kleider senket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie schnell in sich, verweilt bey diesem theuren Orte,
Läßt noch einmal den Thränen freien Lauf,
Schwingt dann aufs Bette sich hinauf,
Und scheidet von der Welt durch diese letzten Worte:

Dieses Wechselverhältniß beider Triebe ist zwar blos eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Bestimmung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich einer Welt gegenüber stellen, weil er Person ist, und soll Person seyn, weil ihm eine Welt gegenübersteht. Er soll empfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet." — Daß er dieser Idee wirklich genüge, sichtlich in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, so lange er nur einen dieser beiden Triebe ausschließend, oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn so lange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde, und sein Dasein empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich zwar hier nur in der Abheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der sinnliche Trieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Der seelige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der sinnliche Trieb will bestimmt werden, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb will also bestimmt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der sinnliche Trieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schließt aus den seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Aufhebung der Freiheit ist aber physische, Aufhebung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen soweit physisch als moralisch in Freiheit setzen. Wenn wir Jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen Andern sämmtlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung interessirt und unsere Achtung sich erwerben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unserer Neigung und mit unserer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der sinnliche Trieb physisch und der Formtrieb moralisch nöthigt, so hilft jener unsere formale, dieser unsere materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unserer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unsere formale und unsere materiale Beschaffenheit, zugleich unsere Vollkommenheit und unsere Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. Im demselben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmungen bringen, und in demselben Maße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig erquickenden Pfade entgegenführen. Lassen Sie es sich gefallen, nur noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freierer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntere Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff aufgelöset, heißt Leben, in weitester Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff aufgelöset, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können, ein Begriff, der alles ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen aufgedehnt, noch dient in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wie wohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. So lange wir über seine Gestalt uns denken, ist sie todt, bloße Abstraktion; so lange wir sein Leben blos fühlen, ist es gestaltlos, dunkle Impression. Nur indem seine Form in unserer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Ge-

118.

Geliebte Reste! Zeugen meiner Freuden,
Solang's dem Glück, den Himmlischen, gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden,
Empfangt mein fließend Blut, auf euch will ich verscheiden,
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab ich den Lauf, den mir das Loos beschieden,
Jetzt flieht aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab ich eine weitberühmte Stadt,
Und meine Mauren sah ich ragen,
Bestraft hab ich des Bruders Frevelthat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel sich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glückseliger als ich!

120.

Sie sprichts und drükt ins Küssen ihr Gesicht:
Und ohne Rache, ruft sie, soll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! Gerächet oder nicht!
So ziemts, ins Schattenreich zu wallen!
Es sehe der Barbar vom hohen Ozean
Mit seinen Augen diese Flammen steigen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf seiner Wogenbahn.

121.

Eh diese Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen sie, durchrannt
Vom spizzen Stahl, zusammenfallen,
Das Schwerdt mit Blut beschäumt, mit Blut die Hand.
Ihr Angstgeschrey schlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg, sogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tausendstimmgem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geschrey, von jammervollem
Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
Des Aethers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt es tönen,
Wenn in Karthagos Stadt die Flut der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich fressend wälzten durch der Menschen Sitze
Und durch der Götter heilges Dach.

123.

Geschreckt durch den Zusammenlauf der Menge,
Durchschauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna halb entseelt sich durchs Gedränge,
Zerfleischt mit grimmgen Nägeln das Gesicht,
Die Brust mit mörderischen Schlägen.
Das also wars, ruft sie der Sterbenden entgegen,
Mit Arglist fingst du mich! Dazu der Opferheerd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwerdt!

124.

Weh mir Verlaßnen! Wen soll ich zuerst beweinen?
Unzärtliche! Warum verschmähtest du im Tod
Die Schwester zur Begleiterinn? Vereinen
Sollt uns derselbe Stahl, von beider Blute roth!
Flehte ich darum die Götter an, erbaute,
Daß ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dieß Holzgerüste? Weh! Mich ziehst du mit ins Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab.

125.

Gebt Wasser, gebt, daß ich die Wunden wasche,
Mit meinen Lippen ihn erhasche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr schwebt.
Sie rufts und steht schon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schwester Hals, bestrebt,
An ihrer warmen Brust ins Leben sie zu rufen,
Die schon der Frost des Todes überflogen,
Zu troknen mit dem Kleid des Blutes schwarze Wogen.

126.

Umsonst versucht, aus weitgespaltnem Munde
Pfeift unter ihrer Brust die Wunde,
Umsonst die sterbende, den schwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal sich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt sie zurück,
Durchirrt, das süße Licht der Sonne zu erspähen,
Des Aethers weiten Plan, und seufzt, da sies gesehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
Zu endigen der Seele schweren Streit.
Denn da kein Schicksal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur sie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterirrdschen Bächen
Das abgeschnittne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jetzt also kam, in tausendfarbem Bogen
Der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
Die Goldbeschwingte durch der Lüfte Grau
Herab aufs Haupt der Sterbenden geflogen:
Dieß weih ich auf Befehl der Gottheit dem Kozyt,
Ruft sie, vom Leibe frei mag sich dein Geist erheben.
Sie sagts und löst die Locke, schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle riefs, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich seyn.

Abend wards und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still,
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege
Ströme hemmten meinen Fuß
Ueber Schlünde baut ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden
Werf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel,
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier.

Scenen

aus den Phönizierinnen

des Euripides.

stalt, und dieß wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als todten beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen den Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß die Forderung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung, und auf Begränzung aller Schranken dringt, jede ausschließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existiren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann und braucht worin, ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann und werde Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschließend Materie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schönheit, als Konsummation seiner Menschheit, kann also weder ausschließend bloßes Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern verleiten möchte; noch kann sie ausschließend bloße Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophirenden Künstlern, die sich in Gefahr befinden, allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst geleitet zu werden. *) Sie ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. So sagt das Gemüth bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden theilt, kein Zwange sowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtriebe ist es mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung giebt: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit freier und ruhiger auf, so bald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit Einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trifft, leat das Nothwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie länast schon versucht gewesen seyn, mir entgegenzusetzen, wird nicht das Sodne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Zustrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmacks zusammen bestehen kann, es blos auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den wirklichen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wettstreite der Talente ergetzen, und wenn das römische Volk an den Todeskämpfen eines erlegten Gladiators oder seines tyrischen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesen einzigen Zuge des griechischen, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apollo, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen. *) Man spricht

*) Zum bloßen Leben macht die Schönheit Kants in seinen philosophischen Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Der wahre Gehalt macht sie, so weit wir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je ein Urtheil abgegeben; unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerei; Anderer nicht zu gedenken. So wie in Allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

*) Wenn man (um sich der neuern Welt sofort zu erinnern) die Wettrennen in London, die Steeplechases in Mailand, die Spectacles in dem elementaren Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhetzen in Wien, und das große schöne Leben des Karls in Rom gegen einander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegen einander zu bestimmen. Insofern

Personen:

Jokasta, des Oedipus Gemahlinn und Mutter. Königinn zu Theben.

Antigone, ihre Tochter.

Eteokles.

Polynices, ihre und des Oedipus Söhne.

Hofmeister der Antigone.

Chor fremder Frauen aus Phönizien.

Die Scene ist vor dem Pallast des Oedipus zu Theben.

Jokasta.

O der du wandelst zwischen den Gestirnen
Des Himmels, und, auf goldnem Wagen thronend,
Mit flüchtgen Rossen Flammen von dir strömst
Erhabner Sonnengott — wie feindlich streng
Sahst du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Thorer, seinen Fuß hieher gesezt.
Dem Könige gebahr der Venus Tochter
Harmonia den Polydor; von diesem
Soll Labdakus, des Lajus Vater, stammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
Nennt Kreon sich von mütterlicher Seite.
Jokasta heiß ich — also nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der gieng, als lang' kein Kindersegen kam,
Nach Phöbus Stadt, aus unserm Ehebette
Sich einen Leibeserben zu erflehn.

Ihm ward die Antwort von dem Gott: „Beherrscher
Der rossekundigen Thebaner, werde
Nicht Vater wider Jovis Schluß! denn zeugst
Du einen Sohn, so wird dich der Erzeugte tödten,
Und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut."
Doch er, von Lust und Bacchus Wuth besiegt,
Ward Vater — Als ein Knabe nun erschien,
Gab er, der Uebereilung jetzt zu spät
Gewahr und des Orakels eingedenk,
Den Neugebohrnen, dem er durch die Solen
Ein spitzig Eisen trieb, den Hirten, ihn
Auf Junos Au zu werfen, die den Gipfel
Cithärons schmükt. Hier ward er von den Hirten
Des Polybus gefunden, heimgetragen,
Und vor die Königinn gebracht, die, meines
Gebährens Frucht an ihre Brüste legend,
Bei'm Gatten sich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift, und um
Das Kinn das zarte Milchhaar angeflogen,
Gieng er — sei's aus freiwill'ger Regung, sei's
Auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,

Nach Phöbos Stadt, wohin zu gleicher Zeit
Auch Laius, mein Gemahl, sich aufgemacht,
Vom weggelegten Sohne Kundschaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg in Phocis stießen
Sie auf einander, und der Wagenführer
Des Laius rief: Mach' Platz dem König, Fremdling!
Doch er kroch schweigend seines Weges fort
Mit hohem Geist, bis ihm der Zelter Huf
Die Ferse blutig trat — da — doch wozu
Noch über fremdes Unglück mich verbreiten?
Da schlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen,
Und bracht' ihn seinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberische Sphinx
Das Land umher verwüstete, ließ Kreon
Der Schwester Hand, die jetzt verwittwet war,
Dem zur Belohnung biethen, der die Frage
Der räthselhaften Jungfrau würde lösen.
Das Schicksal fügt's, daß Oedipus, mein Sohn,
Das Räthsel löst, worauf er König ward,
Und dieses Landes Scepter ihn belohnte.
Unwissend freit' der Unglückselige

Die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
Daß sie den eignen Sohn umfieng. So gab
Ich Kinder meinem eignen Kind, zwei Knaben
Den Eteokles erst, und Polynices
Den herrlichen — zwei Töchter dann, die jüngste
Ismene von Ihm selbst, die älteste
Von Mir Antigone genannt. Doch als
Der Unglückselige sich endlich nun
Als seiner Mutter Ehgemahl erkannte,
Und aller Jammer stürmend auf ihn drang,
Stach der Verzweiflungsvolle mörderisch
Mit goldnem Haken sich die blutenden
Augapfel aus — Indessen bräunte sich
Der Söhne Wange; dieses Unglücks Schmach
Dem Aug der Welt zu bergen — schwer gelangs —
Verschlossen sie den Vater im Pallaste.
Hier lebt er noch, doch der Gewaltthat zürnend
Ergoß er Flüche auf der Söhne Haupt,
Daß Laius ganzes königliches Haus
Durch ihres Schwerdtes Schärfe möge fallen!
Und dieses schweren Fluchs Erfüllung nun,

Wenn ſie beiſammen wohnen blieben, nicht
Herbeizurufen, ſchloſſen unter ſich
Die Brüder den Vertrag, daß ſich der Jüng're
Freiwillig aus dem Reich verbannen ſollte,
Indeß der Aeltere des Throns genöſſe,
Und beide ſo von Jahr zu Jahre wechſelnd.
Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
Verſchmäht herabzuſteigen, und verſtößt
Den jüngeren gewaltſam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adraſtus ihn
Zum Eidam ſich erwählt, und um ihn her
Ein mächtig Heer verſammelt. Dieſes führt
Er gegen Thebens ſieben Thore nun
Heran, des Vaters Reich zurückfordernd,
Und ſeinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu verſöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu und Glauben
Sich bei dem Bruder friedlich einzufinden,
Eh' ſie im Treffen feindlich ſich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sei du nun unſer Retter, Vater Zeus

Der in des Himmels lichten Kreisen wohnt,
Und sende meinen Kindern die Versöhnung.
Wenn du ein weises Wesen bist, nicht immer
Kannst du denselben Menschen elend sehn!

(sie geht ab.)

Der Hofmeister. Antigone noch nicht gleich sichtbar.

Hofmeister

(spricht in's Haus hinein und erscheint auf dem Giebel.)

Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
Vergönnen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehn, und das Argiverheer
Vom Söller des Pallastes zu beschauen,
So warte hier, bis ich den Weg erkundet,
Damit der Bürger keiner uns begegne,
Und nicht verläumderischer Tadel mich,
Den Knecht, und dich, die Fürstentochter, treffe.
Hab' ich erst rings mich umgesehn, alsdann
Erzähl' ich dir, was ich im Lager sah

Und von den Feinden mir erklären laſſen,
Als ich den wechſelſeitigen Vertrag
Der beiden Brüder hin und wieder trug.
— Es nähert weit und breit ſich niemand. Steig
Die alten Zedernſtuffen nur herauf,
Und ſchau und ſieh, was für ein Heer von Feinden
In den Gefilden längs der Dirce Quell,
Verbreitet liegt und längs dem Laufe des Ismen!

Antigone
(noch hinter der Scene.)

So komm o Greis und reiche meiner Jugend
Die Manneshand und hilf mir auf die Stuffen.

Hofmeiſter
(ihr den Arm reichend.)

Da Jungfrau! Halte dich nur feſt — Sieh! Eben
Zu rechter Zeit biſt du heraufgeſtiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen
Zertrennen ſich.

Antigone.

Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Blitz iſt das Gefilde.

Hofmeiſter.

Ja, nicht verächtlich rükte Polynices
Auf Theben her. Mit Roſſen ohne Zahl
Brauſt er heran, und vielen tauſend Schilden.

Antigone.

Es ſind mit Schlöſſern doch und ehrnen Riegeln
Die Pforten und die Werke Amphions,
Die Mauren, wohl verwahrt?

Hofmeiſter.

Sei auſſer Sorgen.
Von innen iſt die Stadt verwahrt — Doch ſieh
Den Führer da, wenn du ihn kennen willſt.

Antigone.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
Einherzieht und den ehrnen Schild so leicht
Im Arme schwenkt — Wer ist's?

Hofmeister.

Das ist ein Führer,
Gebietherinn!

Antigone.

Wer ist er? Woher stammt er?
Wie nennt er sich? O sage mir das, Greis.

Hofmeister.

Mycenischen Geschlechts ist er und wohnt
An Lernas Teiche, Fürst Hippomedon.

Antigone.

Wie trotzig, und wie schreckhaft anzusehn!
Den Erdgebohrenen Giganten gleich

aber die Vernunft das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktirt. Mithin trotzt sie ganz dem Ausspruche: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn um es endlich auf Einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Trieb der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst sahen ihn lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigen freiwerden von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müssiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes. Ein blos menschlicherer Name für das seligste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Befreit von diesem Geiste übsahen sie aus den Gestaltungen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten die beide naturartig, weil sie beide in dem innigsten Bund zu vereinigen wußten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das geistigste Weib unsere Liebe, aber indem wir uns der himmlischen Hoheitsstarrt anzubeten hingerissen, versetzt die himmlische Sittlichkeitsstarrt uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnet die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Sedpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit eindringen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in die Arme erhalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der lebendigen Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht bei einem Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Principien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also einig, nur eine vorübergehende einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird vielig eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann überschritten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange der Disputen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine aufhebende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine aufhebende, um sowohl den sinnlichen als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten; eine anspannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll aufheben, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig aufhebt. Dieses folgt schon aus den Begriff einer Wechselwirkung, vermöge deßen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinster Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht eines Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in den Ideal-Sdönen nur in der Vorstellung unterschieden wird, das ist in den Sdönen der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden. Das Ideal-Schöne, objekt unbedingt und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung gibt es eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisirt werden sollen. Da denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird blos Tugenden üben, blos Wahrheiten fassen, blos glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Uebermaß von Weichheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Unmännung schützt. Denn da die Wirkung der ersteren ist, das Gemüth sowohl im Physischen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß aus die härtere Humanität eine Unterempfindung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem

---

zeigt ich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinern Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher,
Gleich einem Stern in seiner Rüstung leuchtend!

Hofmeister.

Siehst du jetzt den, der über das Gewässer
Der Dirce setzt?

Antigone.

Ganz andre Waffen sind
Das wieder! Sage mir, wer ist's?

Hofmeister.

Das ist
Der Führer Tydeus, König Oeneus Sohn.
Dem schlägt der kalidon'sche Mars im Busen.

Antigone.

Ist's der, der von der Gattinn meines Bruders
Die Schwester ehlichte? Wie fremd von Rüstung!
Halb Grieche scheint er mir und halb Barbar!

Hofmeiſter.

Mein Kind! So ſtarke Schilde führen alle
Etolier, und auf den Lanzenwurf
Verſtehen ſie ſich treflich.

Antigone.

Aber wie
Kannſt du dieß alles ſo genau mir ſagen?

Hofmeiſter.

Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
Als ich den Stillſtand in das Lager brachte,
So kenn' ich dich nun, die die Schilde führen.

Antigone.

Wer iſt denn jener Langgelokte dort
An Eteokles Grabmal, ſchreckhaft anzuſchauen,
Doch noch ein Jüngling an Geſtalt?

Hofmeiſter.

Ein Führer.

Antigone.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
Sich um ihn drängt!

Hofmeiſter.

Es iſt Parthenopäus,
Der Atalanta Sohn.

Antigone.

Daß ihn Dianens
Geſchoß, die jagend durch Gebirg und Wald
Mit ſeiner Mutter ſchweift, verderben möge,
Der meine Heimat zu verwüſten kam!

Hofmeiſter.

Das gebe Zeus und alle Himmliſchen!
Doch keine ſchlimme Sache führte die

Herauf — drum fürcht' ich ſehr, es werden
Die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

Antigone.

Wo aber, wo entdeck' ich den, den das
Unſel'ge Schickſal mir zum Bruder gab?
O Liebſter! Polynicen zeige mir!

Hofmeiſter.

Der dort beim Grab der Töchter Niobens
Nächſt an Adraſtus, ſteht — erkennſt du ihn?

Antigone.

Ja, ja, ich ſehe — doch recht deutlich nicht —
So was, das ihm von ferne gleicht — ſo etwa,
Wie Er die Bruſt zu tragen pflegt! — o könnt' ich
Der ſchnellen Wolke Flug mit dieſen Füßen
Zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,
Die Arme ſchlingen um den liebſten Hals

Des armen Flüchtlings, ach! des lang' entbehrten!
O ſieh doch! Wie die Morgenſonne, blizt
Der Herrliche in ſeiner goldnen Rüſtung!

Hofmeiſter.

Und freue dich! Gleich ſteht er ſelbſt vor dir!

Antigone.

Wer iſt denn der, der dort mit eignen Händen
Den weißen Wagen lenkt?

Hofmeiſter.

Das iſt der Seher
Amphiaraus, Königinn. Du ſiehſt,
Er führt die Opferthiere mit ſich, die
Mit ihrem Blut die Erde tränken ſollen.

Antigone.

O Luna! Licht im goldnen Kreiſe! Tochter
Der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!

Wie ruhig, wie geſchikt er ſeine Zelter
Im Zügel hält und herrſchet auf dem Wagen!
Wo aber iſt der Trozige, der gegen
Die Stadt ſo kühner Drohung ſich verwogen?
Wo iſt Kapaneus?

Hofmeiſter.

Dort miſt er die Höh'
Und Tiefe unſrer Mauren und erſpäht
Sich einen Zugang zu den ſieben Thürmen.

Antigone.

O Nemeſis und ihr hohlbrauſenden
Gewitter Jovis und du loher Strahl
Des Nachtumgebnen Blizes! Zähmet ihr
Den Troz, der über Menſchheit ſich verſteiget!
Das iſt der Mann, der Thebens Töchter mit
Dem Schwert gefangen nach Mycene führen,
Und an dem Quell der Lerna in die Knechtſchaft
Herunterſtürzen will — Nein! Tochter Zevs!

Goldlockigte Diana! Heilige!
Knechtſchaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeiſter.

Was du zu ſehn verlangteſt, haſt du nun
Geſehn, und deinen Wunſch geſtillt. Komm jetzt
In's Haus zurück, mein Kind, in deinem Frauen-
Gemach dich ſtill und ſittſam einzuſchließen.
Der Aufruhr, ſiehſt du, führt dort eine Schaar
Von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber ſchmähen gern'! Je ſeltner ſie
Zum Plaudern kommen, deſto emſiger
Wird die Gelegenheit benutzt. Es muß,
Ich weiß nicht welche Wolluſt für ſie ſeyn,
Einander nichts geſundes vorzuſchwatzen.

(Sie gehen ab.)

Polynices (kommt)

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
Die Wächter ohne Schwierigkeit gelaſſen,

Dieß könnte mir verdächtig seyn — Nun sie
In ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
Wohl ohne Blut kein Rückweg für mich seyn.
Ob nicht ein Fallstrick irgendwo hier laure,
Muß ich die Augen aller Orten haben —
Doch dieses Schwerdt sei meine Sicherheit!

(er fährt zusammen.)

Horch! Wer ist da? — Wahrhaftig! Ein Geräusch
Setzt mich in Furcht! Auch dem Beherztesten
Dünkt alles grauenvoll, wenn er den Fuß
In Feindes Land gesetzt! — Der Mutter trau' ich
Und trau' ihr wieder nicht, die nach beschwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier ist Schutz. Altäre
Der Götter stehen da, und auch nicht ganz
Verlassen sind die Häuser. Gut. Ich will
Das Schwerdt der finstern Scheide wieder geben,
Und wer die sind, die bei der Königsburg
Dort stehen, mich erkunden.

(er geht auf den Chor zu.)

Fremde Frauen,
Sagt an, aus welcher Heimat kommet ihr
Hieher zu diesen Wohnungen der Griechen?

Chor.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich sandten,
Als ihrer Siege Erstlinge, dem Phöbus
Die Enkel Agenors — und eben wollte
Des Oedipus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
Mich senden, da umzingelte der Feind
Die Stadt — Laß du nun auch mich hören, wer
Du seist, und was nach Thebens Veste dich,
Der Siebenpfortigen geführt?

Polynices.

Mein Vater
Ist Oedipus, des Lajus Sohn. Jokasta
Gebahr mich, des Menöceus edle Tochter,
Und Polynices nennt mich Thebens Volk.

Chor.

O theurer Zweig von Agenors Geſchlechte,
Verwandter meiner Könige, derſelben,
Die mich hieher geſendet — o laß mich
Nach meines Landes Weiſe knieend dich
Begrüßen, Fürſt! So biſt du endlich wieder
Gekommen! Nach ſo langer Trennung wieder
Gekommen in dein heimiſch' Land!

(ruft hinein.)

Hervor!

Hervor Gebieterin! Thu' auf die Thore!
Hörſt du ihn nicht, den du gebahreſt! Was ſäumſt du
Die hochgewölbten Zimmer zu durcheilen
Und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Jokaſta (kommt)

Jungfrauen, eurer Stimme tyriſchen Laut
Hab ich im Innern des Pallaſts vernommen,
Und wanke nun mit Alterſchwerem Tritt
Zu euch heraus.

Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gutes sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantischen und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Menschen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierde dem auch die Energie der Gesinnte erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust erleidet, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltalten Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtliche Karikatur zunächst an die herrliche Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern versorgt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und zu Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniß der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst mit einander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideals Schönen aufzulösen, so wie jene zwei entgegengesetzte Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehen.

Siebenzehnter Brief.

So lange es blos darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir auf der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äußern Umständen und auf einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so leidet und schon der bloße Zustand derselben, daß im Ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Die wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch diese Vernunftgewißheit, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden. Je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sämtlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Extremen werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.

Sie verlängert also in der Wirklichkeit auf seine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn ausstellt, findet sie einen schon verderbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individuellen Beschaffenheit einbüßt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen; sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; und aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertraut geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler und einen seinen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir viel mehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine fabelhafte Begrenzung ihrer Vollendung am Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde bemerkt, sey für ein angespanntes Gemüth und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausschließende Herrschaft einer dieser beiden Grundkräfte ist für

(Sie erblikt den Polynices.)

Mein Sohn! Mein Sohn! So seh'
Ich endlich nach so vielen tausend Tagen
Dein liebes Auge wieder! O umschlinge
Mit deinem Arm die mütterliche Brust!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!
Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
Die braunen Locken diesen Hals beschatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in diese Arme dich zu schließen.
Was soll ich alles dir doch sagen? Wie
Das mannichfaltige Entzücken mit
Gebärden, Worten, Händen von mir geben,
Jezt, da jezt dort die irren Blicke weidend,
Die Lust vergang'ner Jahre wieder kosten?
O lieber Sohn, wie öde ließest du
Das väterliche Haus zurück, als dich
Des Bruders Trotz in's Elend ausgestoßen.
Wie haben deine Freunde sich nach dir
Gesehnt! Wie hat ganz Theben sich nach dir
Gesehnt! Mein Sohn, von diesem Tag' an schnitt'

Ich Jammernde die Locken mir vom Haupte,
Seit diesem Tage schmükt kein weisses Kleid
Die Glieder mehr, nur dieses nächtliche
Gewand, das du hier siehst, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnsucht schmachtete
Indeß, des süßen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach seinen Söhnen,
Die wilder Haß von seinem Hause riß,
Schon zückt' er gegen sich das Schwerdt, den Tod
Mit eignen Händen sich bereitend, knüpfte
Sich zu erwürgen schon an hohem Pfosten
Die Szile, gegen dich und deinen Bruder
In heulende Verwünschungen ergossen.
So halten wir den Ewigjammernden
Im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,
Hast unterdeß im Ausland, wie sie sagen,
Des Hochzeitbettes Freuden dir bereitet,
Hast — o welch harter Schlag für deine Mutter
Und welche Schmach für Lajus, deinen Ahnherrn!
Hast Fremde zu den Deinigen gemacht,
Und fremden Fluch an unser Haus gekettet.

Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
Nicht angezündet, wie es sittlich ist
Und recht, und wie's beglükten Müttern ziemt,
Und der Ismen gab dir die Welle nicht
Zum hochzeitlichen Bad, kein Freudenton
Begrüßte deine Braut in Thebens Thoren!
Verwünscht sei'n alle Plagen, die das Haus
Des Oedipus, sei's durch der Söhne Schwerdt
Und Zwietracht, sei's um *seiner* Sünde willen,
Sei's durch des Schicksals blinden Schluß bestürmen,
Auf meinem Haupte schlagen sie zusammen!

Chor.

Hart sind die Wehen der Gebährerinn,
Drum lieben alle Mütter so die Kinder!

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder schlimm?
Ich weiß es nicht — Doch hier ist keine Wahl,

Zum Vaterland fühlt jeder ſich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, ſpielt mit Worten,
Und nach der Heimat ſtehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, daß nicht
Der Bruder hinterliſtig mich erwürge,
Hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwerdt,
Und ſcharf herumgeworfnem Blick durchzogen.
Eins iſt mein Troſt, der Friedenseid und dein
Gegebnes Wort. Voll Zuverſicht auf dieß
Vertraut' ich mich den vaterländ'ſchen Mauren,
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
Als ich die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Schule,
Wo meine Jugend ſich im Waffenſpiel
Geübt, und Dircens wohlbekannte Waſſer
Nach langer, langer Trennung wieder ſah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
Aus dieſen Gegenden verbannt, gezwungen
Mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun ſeh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
Auch dich voll Kummers, mit beſchornem Haupte,

In diesem Trau'rgewande — Ach, wie elend
Bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
Ist Feindschaft zwischen Brüdern, und wie schwer
Hält die Versöhnung! — Aber wie ergeht's
Dem alten blinden Vater hier im Hause?
Wie meinen beiden Schwestern? Weinen sie
Um ihren Bruder, der im Elend irrt?

Jokaste.

Ach, irgend ein Unsterblicher ist gegen
Das Haus des Oedipus entbrannt! Erst ward
Ich Mutter, die nicht Mutter werden sollte,
Drauf ehlichte zur unglückselig'en Stunde
Dein Vater Lajus mich und dann wardst du!
Doch wozu dieses? — Tragen muß der Mensch,
Was ihm die Götter senden — Sieh'! Ich möchte
Gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
Nicht fürchtete, dir Schmerzen zu erregen.

Polynices.

Thu's immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was Du willst, macht mir allemal Vergnügen.

Jokaſte.

Was ich zuerſt alſo gern' wiſſen möchte —
Sag — iſt's denn wirklich ein ſo großes Uebel,
Des Vaterlands beraubet ſeyn?

Polynices.

Und größer warlich, als es Worte mahlen!

Jokaſte.

Was iſt ſo hartes denn an der Verweiſung?

Polynices.

Das Schrecklichſte iſt das: der Flüchtling darf
Nicht offen reden, wie er gerne möchte.

Jokaſte.

Was du mir ſagſt, iſt eines Sklaven Loos;
Nicht reden dürfen, wie man's meint!

Polynices.

Er muß
Den Aberwitz der Mächtigen ertragen.

Jokaste.

Ein Thor seyn müssen mit den Thörigten,
Auch das fällt hart!

Polynices.

Und dennoch muß er ihnen,
So sehr sein Inn'res sich dagegen sträubt,
Um seines Vortheils willen sklavisch dienen.

Jokaste.

Doch Hoffnung, sagt man, stärke den Verbannten.

Polynices.

Sie lacht ihm freundlich, doch von weitem nur.

Jokaste.

Jokaſte.

Und lehrt die Zeit nicht, daß ſie eitel war?

Polynices.

Ach, eine holde Venus ſpielt um ſie!

Jokaſte.

Doch wovon lebteſt du, eh' deine Heurath
Dir Unterhalt verſchaffte?

Polynices.

Manchmal hatt' ich
Auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

Jokaſte.

Nahm denn kein alter Gaſtfreund deines Vaters,
Kein andrer Freund ſich deiner an?

Polynices.

Sei glücklich!
Mit Freunden iſt's vorbei in ſchlimmen Tagen.

Jokaſte.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

Polynices.

Ach Mutter! Mangel iſt ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht ſatt.

Jokaſte.

Die Heimat
Iſt alſo wohl das Theuerſte, was Menſchen
Beſitzen!

Polynices.

O, und theurer als die Zunge
Ausſprechen kann!

Jokaſte.

Wie kamſt du denn nach Argos?
Was für ein Vorſatz führte dich dahin?

Polynices.

Adraſtos ward von Phöbus das Orakel:
Ein Eber und ein Löwe würden ſeine
Eidame werden.

Jokaſte.

Sonderbar! Was heißt das?
Wie konnteſt du mit einem dieſer Nahmen
Bezeichnet ſeyn?

Polynices.

Das weiß ich ſelbſt nicht, Mutter.
Das Schickſal hatte mir dieß Glück beſchieden.

Jokaſte.

Voll Weisheit ſind des Schickſals Fügungen!
Wie aber brachteſt du's bis zur Vermählung?

Polynices.

Nacht wars. Ich kam zur Halle des Adraſt —

Jokaſte.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Vorſatz. Bald nach mir kam noch
Ein andrer Flüchtling.

ihn ein Zustand des Zwanges sind der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder künstlich angesponnene Mensch wird also angetroffen und in Freiheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Die sämmtliche Sittlichkeit, als dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwei verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird erstlich, als ruhige Form, das reiche Leben beschränken, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten; den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Dem ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprungs tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Sittlichkeit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichrerem Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuspazieren.

Achtzehnter Brief.

Durch die Sittlichkeit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Sittlichkeit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesen scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Sittlichkeit in diesen mittlern Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Sittlichkeit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts unfaßlicher und widersprechender als ein solcher Begriff, da der Anstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie werden wir nun diesen Widerspruch? Die Sittlichkeit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Sittlichkeit hinauskömmt, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hierbei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung eine der andern nothwendig unterstützen müssen. Die Sittlichkeit, heißt es, verknüpft zwei Zustände mit einander, die einander entgegengesetzt sind, und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strenge recht auffassen und anerkennen, so daß beide Zustände sich auf das Bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengesetzten Zustände verbindet die Sittlichkeit, und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beide Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweites Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, die so rein und vollständig durchzuführen, daß beide Zustände in einem dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Trennung in dem Ganzen zurückbleibt; sonst vereinigen wir, aber verreinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Sittlichkeit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Unterscheidung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfing, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bei der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Sittlichkeit keinen Begriff erlangen, weil sie in dem Total der sinnlichen Existenz nichts Einzelnes unterscheiden. Die andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Sittlichkeit erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas Anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten die Sittlichkeit dynamisch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was in Gesetzlich verbunden ist; die andern fürchten die Sittlichkeit logisch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstande doch geschieden ist. Jene wollen die Sittlichkeit auch eben so dentra, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihren eingeschränkten Denkformen der unendlichen Natur nachtun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die Ersten führten, durch eine zu strenge Zergliederung der Sittlichkeit von ihrer Freiheit zu rauben, die Andern stürmten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Sittlichkeit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Mannichfaltigkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Sittlichkeit fordern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie alle mit Bestimmung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide scheitern sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Sittlichkeit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch in der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden. *)

*) Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sentimalen Aesthetiker, welche das Prinzip der Empfindung wirke als das Rationnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen

Jokaſte.

Wer war dieſer Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie du?

Polynices.

Er nannte
Sich Tydeus, Oeneus Sohn.

Jokaſte.

Wie aber konnte
Adraſt mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.

Weil wir um's Lager handgemein geworden.

Jokaſte.

Und darin fand der Sohn des Talaus
Den Aufſchluß des Orakels?

Polynices.

Einem jeden
Gab er der Töchter eine zur Gemahlinn.

Jokaſte.

Und dieſe Ehe ſchlug ſie glücklich aus?

Polynices.

Bis dieſen Tag hab' ich ſie nicht bereuet.

Jokaſte.

Wodurch bewogſt du aber die Argiver,
Mit dir zu ziehen gegen Thebens Thore?

Polynices.

Adraſt gelobt' es mir und dieſem Tydeus
Der jetzt mein Bruder iſt, jedweden Eidam
Zurückzuführen in ſein heimiſch Reich,
Und mich zuerſt. Es ſind der argiſchen
Und griech'ſchen Fürſten viel im Heer, mir dieſen
Nothwendigen, doch traur'gen Dienſt zu leiſten;
Denn wider meine Heimat führ' ich ſie
Herauf. Doch die Unſterblichen ſind Zeugen,
Wie ungern' ich die Waffen gegen meine
Geliebteſten ergriff. Dir, Mutter, nun
Kommts zu, den thränenvollen Zwiſt zu heben,
Zwei gleich geliebte Brüder zu verſöhnen,
Und dir und mir und unſerm Vaterland
Viel Drangſal, viele Leiden zu erſparen.

Es iſt ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt bei'm Reichthum. Reichthum übt
Die größte Herrſchaft über Menſchenſeelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze
So vieler Tauſende. Der Arme, ſei
Er noch ſo groß gebohren, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht ſich Eteokles ſelbſt
Zur Friedenshandlung. Königinn, nun iſt's an dir
Der Ueberredung kräft'ges Wort zu führen,
Das deine Kinder zur Verſöhnung neige.

Eteokles (kommt.)

Da bin ich Mutter. Dir zu lieb' erſchein ich.
Was ſoll ich hier? Laß hören. Eben hab ich
Mein Volk und meine Wagen vor den Mauren
In Schlachtordnung geſtellt — noch hielt ich ſie
Zurück, das Wort des Friedens erſt zu hören,
Um deſſentwillen dem vergönnet ward,
Mit ſicherem Geleit' hier zu erſcheinen.

Jokaſte.

Gelaſſ'ner! Uebereilung thut nicht gut,
Bedachtſamkeit macht alle Dinge beſſer.
Nicht dieſen finſtern Blick! Nicht dieſes Schnauben
Verhaltner Wuth! Es iſt kein abgerißnes
Meduſenhaupt, was du betrachten ſollſt,
Dein Bruder iſt's, der zu dir kam — Auch du,
Sönn' ihm dein Angeſicht, mein Polynices,
Weit beſſer ſpricht ſich's, weit eindringender,
Wenn deine Blicke ſeinem Blick begegnen,
Weit beſſer wirſt du ihn verſtehn. Hört Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, ſich
Von Angeſicht zu Angeſicht nun wieder
Zuſammen finden, ſeht, ſo müſſen ſie,
Uneingedenk jedweder vorigen
Beleidigung, ſich einzig deſſen nur,
Weßwegen ſie beiſammen ſind, erinnern!

(Zu Polynices.)

— Du haſt das erſte Wort, mein Sohn. Weil dir
Gewalt geſchehen, wie du ſagſt, biſt du

Mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte einer der Unsterblichen
Nun Schiedsmann seyn, und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
Hat künstlich schlauer Wendung nicht vonnöthen.
Sie selbst ist ihre Schutzwehr. Nur die schlimme,
Siech in sich selbst, braucht die Arznei des Witzes.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
Dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
Den Flüchen zu entgehen, die der Greis
Auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
Ließ ihm den Thron, den er nach Jahresfrist
Abwechselnd mich besteigen lassen sollte,
Noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
Zurückzukehren, Böses zuzufügen,
Und Böses zu empfangen. Ihm gefiel
Die Auskunft, er beschwor sie bei den Göttern,
Nun hält er nichts von allem, was er schwor,
Und fähret fort, den Thron und meinen Theil
Am väterlichen Reich sich zuzueignen.

Doch selbst noch jetzt bin ich bereit — gibt man
Was mein ist, mir zurück — der Griechen Heer
Aus diesem Land' in Frieden wegzuführen,
Mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren,
Und ihm ein Gleiches wieder zu gestatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangsal frei,
Und keine Leiter naht sich diesen Thürmen.
Verschmäht man das — Nun! So entscheide denn
Das Schwerdt! Doch meine Zeugen sind die Götter,
Wie billig ich es meinte, und wie höchst
Unbillig man der Heimat mich beraubet!
Das ist es, Mutter, Wort für Wort, was ich
Zu sagen habe, kurz und ungeschraubt,
Doch klar und überzeugend, wie mir däucht,
Dem schwachen Kopf, wie dem Verständigsten!

Chor.

Ich finde diese Rede voll Verstand,
Wiewohl mich Griechenland nicht auferzogen.

Eteokles.

Ja wenn, was Einem schön und löblich dünkt,
Auch jedem andern schön und löblich dünkte,

Kein Streit noch Zwiſt entweihte dann die Welt!
So aber ſind's die Nahmen nur, worüber
Man ſich verſteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Zu den Sternen dort — ich ſag'
Es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
Stieg ich hinauf, vermöchtens Menſchenkräfte,
Und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
Die höchſte der Göttinnen, die Gewalt,
Mir zu erringen! Mutter, und dieß Gut
Sollt' ich in andern Händen lieber ſehn,
Als in den meinigen? Der iſt kein Mann,
Der, wo das Größre zu gewinnen iſt,
Am Kleinern ſich genügen läßt — Und wie
Erniedrigend für mich, wenn dieſer da
Mit Feu'r und Schwerdt, was er nur will, von mir
Ertrotzen könnte! Wie beſchimpfend ſelbſt
Für Theben, wenn die Sperre der Argiver
Das Scepter mir abängſtigten! Nein, Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er
Von Frieden ſprechen ſollen! Was ein Schwerdt
Ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.

Will er im Lande sonst sich niederlassen?
Recht gern! Doch König wird er nicht! So lange
Ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
Da ich sein Herr seyn kann? Nur zu! Er rücke
Mit Schwerdt und Feuer auf mich an, er decke
Mit Rossen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muß Unrecht seyn, so sey's um eine Krone,
In allem andern sey man tugendhaft.

Chor.

Zu schlimmer That schön reden ist nicht gut,
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokaste.

Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles ist
Nicht schlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen schlimmster dich
Dich von der Ehrbegier beherrschen lassen?
O meide die Abscheuliche! In manch
Glückselig Haus, in manch glückselig Land

Schlich ſie ſich ein, doch wo man ſie empfieng,
Zog ſie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieſer raſeſt du! Wie viel
Vortrefflicher iſt Gleichheit! Gleichheit knüpft
Der Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
Den Freund zuſammen mit dem Freund und Länder
Mit Ländern! Gleichheit iſt das heilige Geſetz
Der Menſchheit. Dem Vermögenderen lebt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, ſtets
Bereit, ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
Den Menſchen Maaß, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die ſtrahlenloſe Nacht
Läßt ſie in gleichem Zirkelgange wechſeln —
Und, keines neidiſch auf des andern Sieg,
Wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
Am Throne, du mißgönnſt ihm auch den ſeinen?
Iſt das gerecht, mein Sohn? Was iſt ſo großes
Denn an der Macht, der glücklichen Gewaltthat,
Daß du ſo übermäßig ſie vergötterſt?
Der Menſchen Augen auf ſich ziehn? Iſt das

Das Herrliche? Das iſt ja nichts! Bei vielen
Beſitzungen viel Müh' und Angſt empfinden?
Denn was iſt Ueberfluß? Sprich ſelbſt. Ein Nahme!
Juſt haben, was er braucht, genügt dem Weiſen.
Und Schätze ſind kein Eigenthum des Menſchen,
Der Menſch verwaltet nur, was ihm die Götter
Verliehn, und, wenn ſie wollen, wieder nehmen,
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laß ich unter Zweien dir die Wahl,
Was willſt du lieber? Deine Vaterſtadt
Erhalten oder herrſchen? — Du willſt herrſchen!
Wie aber, wenn der Sieger wird, und ſeiner
Argiver Scharen deine Heere ſchlagen,
Willſt du dann Zeuge ſeyn, wie Kadmus Stadt
Zu Grunde ſtürzet, ſeine Jungfrauen,
Ein Raub des Siegers, in die Knechtſchaft wandern?
Ehrgeiziger, das leg' ich dir an's Herz,
So theu'r muß Thebe deinen Golddurſt zahlen!

(ſich zu Polynices wenden)

Und dir, mein Polynices, hat Adraſt
Unklug gedient und unklug biſt du ſelbſt,

Neunzehnter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des unendlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Undenke des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn geübet werden, und auf der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirksamkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer bestimmten Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, das es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begrenzen; um auf eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze theilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Aufhebung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Aufhebung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem aufgehoben wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Die wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns, aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen, eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also fortlaufend nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Undergrenzen; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Undergrenzen zur Grenze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es den Menschen einem Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, so ist dieß keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann auch kein Einzelnen in Ewigkeit nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in dieser Aeußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch die Entgegensetzung gegen dieselbe offenbaret. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht insofern sie beim Denken hilft (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), sind insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Dasein zu führen.

Dieß aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte getrennt werden könne, welches mit dem Begriff seines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nämlich, welches von Außen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negative an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maß unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Gewalt des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen verstellen, als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist weiß also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne die er den ersten

---

fernen als ihre Gegner, obgleich sie der Sinnlichkeit nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Vernünftigkeit. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft scheidet nicht wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophiren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendigt hat. Was kann bedingender sein als weitere Prüfung ein Phänomen für treu erklären, sobald dasselbe, dem Resultate nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduktion nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Ersteren mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschen verständige neue Systeme gründen will.

Daß du der Heimat nahst mit Kriegesnoth.
Gesetzt (wofür die Götter uns bewahren!)
Du unterwärfest dir die Stadt, was für
Trophäen willst du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unsterblichen
Für deines Vaterlandes Umsturz danken?
Mit welcher Aufschrift die gemachte Beute
Am Inachus aufstellen? „Diese Schilde
Weiht nach Einäscherung der Vaterstadt
Den Göttern Polynices!" — Das verhüte
Der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
Ein solcher Ruhm dich bei den Griechen preise!
Wirst du besiegt, und krönet den das Glück,
Sag' an, mit welcher Stirne willst du dich,
Nach so viel tausend hier gelaßnen Todten,
In Argos sehen lassen, wo man deinem
Adrast entgegen schreien wird: „Verfluchtes
Ehbündniß, das du stiftetest! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!"
So rennst du in die doppelte Gefahr,
Den Preis sowohl, um den du kämpfen willst,

Als der Argiver Beiſtand zu verlieren.
O zähmet, Kinder, dieß unbänd'ge Feuer!
Kann wohl was ungereimter ſeyn, als zwei
Unſinnige, die um daſſelbe buhlen!

Chor.

O wendet Götter dieſes Unheil ab,
Und ſtiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Eteokles.

(aufbrechend)

Mit Worten wird hier nichts entſchieden, Mutter,
Die Zeit geht ungenüzt vorbei und dein
Bemühen, ſiehſt du, iſt umſonſt — Ich Herr
Von dieſem Land', ſonſt kein Gedank' an Frieden!
Verſchone mich mit längerer Ermahnung!

(zu Polynices)

Du, räume Theben oder ſtirb!

Polynices.

Durch wen!
Wer iſt der Unverletzliche, der mich

Mit mörderiſchem Stahl anfallen darf,
Und nicht von meinen Händen gleiches fürchtet?

Eteokles.

Er ſteht vor deinen Augen. Siehſt du hier?
(er ſtreckt ſeinen Arm aus.)

Polynices.

Ich ſehe — doch der Ueberfluß iſt feig,
Und eine böſe Sache liebt das Leben.

Eteokles.

Drum rükteſt du mit ſo viel Tauſenden
Herauf? Um eine Memme zu bekriegen!

Polynices.

Weil kluge Vorſicht mehr als toller Muth
Dem Feldherrn ziemt.

Eteokles.

Wie frech, wie übermüthig!
Dank's dem Vertrag, der dir das Leben friſtet.

Polynices.

Noch einmal fordr' ich mein ererbtes Reich
Und meinen Thron von dir zurück.

Eteokles.

Es ist

Hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
Mein Haus, und fahre fort es zu bewohnen.

Polynices.

Wie? Mehr als deines Antheils ist?

Eteokles.

So sagt' ich.

Und nun brich auf.

Polynices.

O ihr Altäre meiner Heimat!

Eteokles.

Die du zu schleifen kamst.

Polynices.

O höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der sein Vaterland bekrieget!

Polynices.

Ihr Tempel meiner Götter!

Eteokles.

Deine Götter
Verwerfen dich.

Polynices.

Man treibt mich aus der Heimat!

Eteokles.

Weil du gekommen bist, sie zu verheeren.

Polynices.

Höchst ungerecht verstößt man mich, ihr Götter!

Eteokles.

Hier nicht, in deinem Argos ruf sie an!

Polynices.

Ruchloser Lästrer!

Eteokles.

Doch kein Feind wie du
Des Vaterlands.

Polynices.

Gewaltsam treibst du mich
Hinaus, gewaltsam raubst du mir mein Erbe!

Eteokles.

Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.

Polynices.

O hörst du, was ich leiden muß, mein Vater?

Eteokles.

Er hört auch wie du handelst.

Polynices.

Und du, Mutter?

Eteokles.

Du hast's verscherzt, der Mutter heilig Haupt
Zu nennen.

Polynices.

Vaterstadt!

Eteokles.

Geh in dein Argos
Und bethe zu der Lerna Strom!

Polynices.

Ich gehe.
Sei unbesorgt — Dir tausend, tausend Dank,
Geliebte Mutter —

Eteokles.

Geh von hinnen, sag' ich.

Polynices.

Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
Mir noch zu sehen.

Eteokles.

Nichts.

Polynices.

Die Schwestern doch?
Die zarten Schwestern!

Eteokles.

Nie und nimmermehr!

Polynices.

O meine Schwestern!

Eteokles.

Du erfrechest dich,
Ihr ärgster Feind, beim Nahmen sie zu rufen?

Polynices.

Leb' froh und glücklich Mutter.

Jokaste.

Froh mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?

Polynices.

Dein Sohn? Ich bin es nicht mehr!

Jokaste.

O ihr Götter!

Zu schwerem Drangsal spartet ihr mich auf!

Polynices.

Du hast gehört, wie grausam er mich kränkte!

Eteokles.

Du hörst und siehst, wie reichlich er's vergalt!

Polynices.

Wo wird dein Posten seyn vor diesen Thürmen?

Eteokles.

Was fragst du dieses?

Polynices.

Weil ich im Gefechte

Dir gegenüber stehen will.

Eteokles.

Den Wunsch

Nahmst du aus meiner Seele.

Jokaste.

O ich Arme!

O meine Kinder! Was beginnet ihr?

Etrokles.

Die That wird's lehren!

Jokaste.

Wehe! Fürchtet ihr

Des Vaterfluches Furien nicht mehr?

Polynices.

Sei's drum! Des Lajus ganzes Haus verderbe!

MACBETH

EIN

TRAUERSPIEL von SHAKESPEAR

ZUR VORSTELLUNG

AUF DEM HOFTHEATER ZU WEIMAR

EINGERICHTET

VON

SCHILLER.

TÜBINGEN,

IN DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG

1801.

Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in ſinnlichen Weſen zwei ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammenbeſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den Metaphyſiker, aber nicht den Transſcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer gibt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben ſo wenig ohne jene Entgegenſetzung im Gemüthe als ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre, ſo ſtellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Dieſe Inwohnung zweier Grundtriebe widerſpricht übrigens auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Geiſtes, ſobald man nur von beiden Trieben ihn ſelbſt unterſcheidet. Beide Triebe exiſtiren und wirken zwar in ihm, aber er ſelbſt iſt weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſſen, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſer der Vernunft widerſpricht, ihn blos für paſſiv erklären, nicht immer bedacht zu haben ſcheinen.

Jeder dieſer beiden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er zur Entwickelung gekommen, ſeiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengeſetzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthigung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwiſchen beiden. Der Wille iſt es alſo, der ſich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann ſich für ſich ſelbſt als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den poſitiviſten Antrieb zur Thätigkeit, wovon es ihm keineswegs mangelt, wird die Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteſte Verſuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch ſeiner Grundſätze gebracht. Es gibt in dem Menſchen keine andere Macht als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Rauſch des Bewußtſeyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit außer uns beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſeyn in der Zeit vermittelſt der Sinnesempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkührlich, und ſo, wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Eben ſo eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unſere Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnesempfindung und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewußtſeyn kann von dem Wilden, der es vorausſetzt, nicht abſtrahiren. Dieſe urſprüngliche Verſtändigung der Perſönlichkeit iſt noch unſer Verdienſt, und der Mangel derſelben nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewußt iſt, wird Vernunft, das heißt abſolute Konſequenz und Univerſalität des Bewußtſeyns gefordert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphyſiker ſich die Schranken erklären kann, die der freie und ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der Phyſiker die Unendlichkeit, die ſich auf Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unſere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter, und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, daß Selbſtbewußtſeyn iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit deſſelben iſt das Geſetz der Einheit für Alles, was für den Menſchen exiſtiren ſoll, für Alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unendlichkeit, unverſinnlichbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne daß man zu ſagen wüßte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Geſetze des Zufalls. Es entſpringen Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Urſprung liegt eben ſowohl jenſeits unſeres Willens, als er jenſeits unſers Erkenntnißkreiſes liegt.

Sind aber Beide wirklich, und hat der Menſch, vermittelſt der Empfindung, die Erfahrung einer beſtimmten Exiſtenz, hat er durch das Selbſtbewußtſeyn die Erfahrung ſeiner abſoluten Exiſtenz gemacht, ſo werden mit ihren Gegenſtänden auch ſeine beiden Grundtriebe rege. Der ſinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Geſetzes (mit dem Anfang der Perſönlichkeit), und jetzt erſt, nachdem beide zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgetan. Bis dieß geſchehen iſt, erfolgt Alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind, ſo verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Urſprung. *)

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit ſelbſt eine Wirkung der Natur, (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſey, das ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und zuletzt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt, und ſeine beiden Grundtriebe ſich entwickelt haben; ſie muß alſo fehlen, ſo lange er unvollſtändig und einer von beiden Trieben ausſchließend unterworfen iſt, und muß durch Alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgibt, wiederhergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beiden Trieben ausſchließend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfangs mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Im-

*) Um alle Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freiheit die Rede iſt, nicht tiefenlage gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine ſinnliche Natur gründet. Dadurch, daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beſitzt er eine Freiheit der erſten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweiſt er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere füglichſtenweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſten erklären.

BIBLIOTHECA
REGIA

PERSONEN.

DUNKAN, *König von Schottland.*

MALCOLM, DONALBAIN, } *seine Söhne.*

MACBETH, BANQUO, } *seine Feldherrn.*

MACDUFF, ROSSE, ANGUS, LENOX, } *Schottische Edelleute.*

FLEANCE, *Banquos Sohn.*

SEIWARD, *Feldherr der Engelländer.*

SEIN SOHN.

SEITON, *Macbeths Diener.*

EIN ARZT.

EIN PFÖRTNER.

EIN ALTER MANN.

DREY MÖRDER.

LADY MACBETH.

IHRE KAMMERFRAU.

HEKATE *und drey* HEXEN.

LORDS. OFFIZIERE. SOLDATEN.

BANQUOS GEIST *und andre Erscheinungen.*

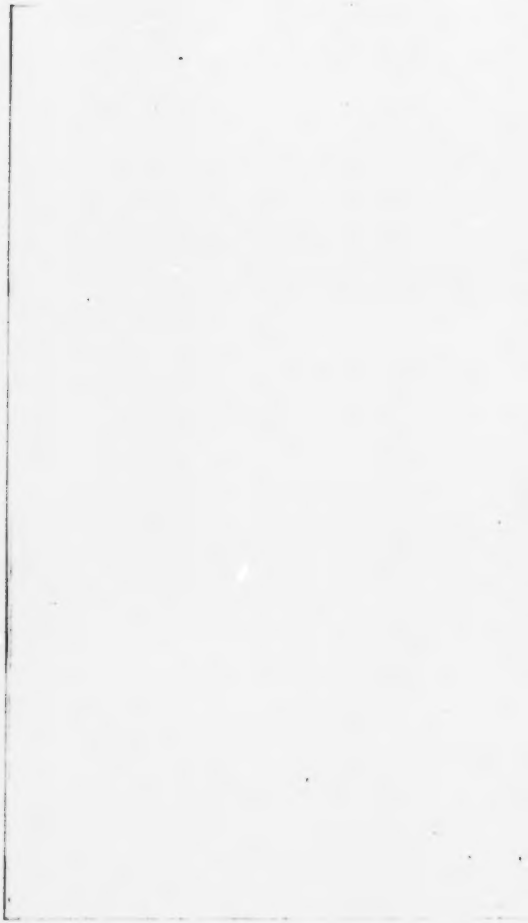

M A C B E T H.

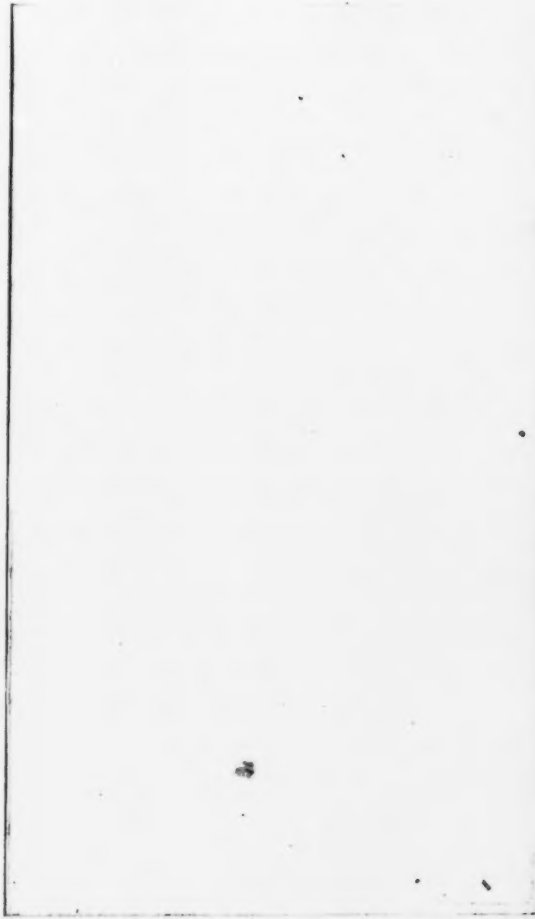

Erſter Aufzug.

(Ein offener Platz.)

Erſter Auftritt.

(Es donnert und blitzt. Die drey Hexen ſtehen da.)

Erſte Hexe.

Wann kommen wir drey uns wieder entgegen,
In Donner, in Blitzen oder in Regen?

Zweyte Hexe.

Wann das Kriegsgetümmel ſchweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

Dritte Hexe.

Alſo eh der Tag ſich neigt.

Erſte Hexe.

Wo der Ort?

Zweyte Hexe.

Die Heide dort.

Dritte Hexe.

Dort führt Macbeth ſein Heer zurück.

Zweyte Hexe.

Dort verkünden wir ihm ſein Glück!

Erste Hexe.

Aber die Meiſterin wird uns ſchelten,
Wenn wir mit trüglichem Schickſalswort
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd und Mord.

Dritte Hexe.

Er kann es vollbringen, er kann es laſſen,
Doch er iſt glücklich, wir müſſen ihn haſſen.

Zweyte Hexe.

Wenn er ſein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.

Dritte Hexe.

Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat,
Aber dem Menſchen gehört die That.

Erste Hexe.

Er iſt tapfer, gerecht und gut,
Warum verſuchen wir ſein Blut?

ZWEYTE UND DRITTE HEXE.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die hölliſchen Mächte.

(*Donner und Blitz.*)

ERSTE HEXE.

Ich höre die Geiſter!

ZWEYTE HEXE.

Es ruft der Meiſter!

ALLE DREY HEXEN.

Padok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechſle mit Sonnenſchein!
Häſslich ſoll ſchön, ſchön häſslich ſeyn!
Auf! durch die Luft den Weg genommen.

(*Sie verſchwinden unter Donner und Blitz.*)

Zweyter Auftritt.

DER KÖNIG. MALCOLM. DONALBAIN. GEFOLGE.

(*Sie begegnen einem verwundeten RITTER, der von zwey SOLDATEN geführt wird.*)

KÖNIG.

Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht,
Jetzt werden wir des Treffens Ausſchlag hören.

Malcolm.

Es iſt derſelbe Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich ohnlängſt aus Feindes Hand befreit.
Willkommen Kriegsgefährte! Sag dem König,
Wie ſtand das Treffen, als du es verließeſt?

Ritter.

Es woogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweyer Schwimmer Kampf, die aneinander
Geklammert Kunſt und Stärke ringend meſſen.
Der wüthge Macdonall, werth ein Rebell
Zu ſeyn, führt' aus dem Weſten wider dich
Die Kernen und die Galloglaſſen an,
Und wie ein reißender Gewitterſtrom
Durchbrach er würgend unſre Reihen, alles
Unwiderſtehlich vor ſich nieder mähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüthiger Feldherr. Mit dem Schwerdt
Durch das gedrängteſte Gewühl der Schlacht
Macht' er ſich Bahn bis zum Rebellen, faßt ihn,
Mann gegen Mann, und wich nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn entzweygeſpaltet
Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unſrer aller Augen aufgeſteckt.

König.

O tapfrer Vetter! Heldenmüthger Than!

Ritter.

Doch gleich wie von demſelben Oſten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter ſich erheben,
So brach ein neues Schreckniſs aus dem Schooſse
Des Siegs hervor. Vernimm es, groſser König.
Kaum wendeten die Kernen ſich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeſchliffnen Waffen König Sueno,
Norwegens Herrſcher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

König.

Erſchreckte das nicht unſre Oberſten,
Macbeth und Banquo?

Ritter.

Wohl! Wie Sperlinge
Den Adler ſchrecken, und das Reh den Löwen!
Noch ehe ſie den Schweiſs der erſten Schlacht
Von ihrer Stirn gewiſcht, verſuchten ſie
Das Glück in einem neuen Kampf, und hart
Zuſammentreffend liefs ich beyde Heere!

dividuum als Person ist, daß es von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des sinnlichen Triebes finden wir den Ausspruch zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit getheilt, daß etwas aufange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur durch eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frei seyn, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf ihn Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größten möglichen Gehalt zu verbinden, weil unmittelbar aus diesem Zustande etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit Statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensetzt. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den ästhetischen heißen. *)

*) Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unbestimmtheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre physische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich, sie kann sich auf das Ganze unserer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Object zu seyn; das ist ihre ästhetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann und durch seine Charakter-Achtung ausgezeichnet seyn; er kann und durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann und durch seinen Geschmack gefallen. In dieser letzten Einsicht, eine Erziehung zur Geistesfreiheit, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unter sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie aufzustellen. Weil man indessen, von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Nationalinteresse noch mehr in diesem Irrthum befestigt, den Begriff des Schönen stehen in dem Begriff des Festerlichen gern mit aufnimmt, so werde ich hier zum Ueberfluß noch zu gelegentlich dieses Briefs über ästhetische Erziehung fast mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen, daß das Gemüth in ästhetischen Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt, und daß diese ästhetische Freiheit sich von der logischen Nothwendigkeit beim Denken und von der moralischen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüth darin verfährt, nicht vorgestellt werden, und weil sie seinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

Ein und zwanzigster Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, blos insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eignem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Versetzung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Gemüth bestimmirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Jn-

Mehr weifs ich nicht zu sagen, ich bin ganz
Erschöpft, und meine Wunden fordern Hulfe.

KÖNIG.

Sie sind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte,
Geht, holt den Wundarzt! Sieh! Wer naht sich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Rosse, und Lenox.

DONALBAIN.

Der würdge Than von Rofs!

MALCOLM.

Und welche Haft
Aus seinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Grofses meldet.

ROSSE.

Gott erhalte den König!

KÖNIG.

Von wannen kommt ihr, ehrenvoller Than?

ROSSE.

Von Fife mein König, wo Norwegens Fahnen,
Vor wenig Tagen flola noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht danieder liegen. König Sueno,

Dem jener treuvergeſsne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorſchub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieſes Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraſchte dein geſchwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm
Des Norrmanns Stolz gedämpft — Mit einem Wort,
Der Sieg iſt unſer.

König.

Nun! Gelobt ſey Gott!

Rossz.

Nun bittet König Sueno dich um Frieden,
Doch wir geſtatteten ihm nicht einmal
Die Freiheit, ſeine Todten zu begraben,
Bis er zehntauſend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Inſel St. Columbus.

König.

Nicht länger ſpotte dieſer eidvergeſsne Than
Von Cawdor unſers fürſtlichen Vertrauens! — Geht!
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüſst
Macbeth mit ſeinem Titel.

Rosse.

Ich gehorche.

König.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.

(*Sie gehen ab.*)

Vierter Auftritt.

(*Eine Heide.*)

Die drey Hexen (*begegnen einander.*)

Erste Hexe.

Schwester, was hast du geschafft? Lafs hören.

Zweyte Hexe.

Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

Dritte Hexe (*zur ersten.*)

Schwester! Was du?

Erste Hexe.

Einen Fischer fand ich, zerlumpt und arm,
Der flickte singend die Netze,
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als befäfs er köstliche Schätze,
Und den Morgen und Abend nimmer müd
Begrüfst er mit seinem lustigen Lied.

Mich verdrofs des Bettlers froher Gefang,
Ich hatt's ihm geſchworen ſchon lang und lang —
Und als er wieder zu fiſchen war,
Da lieſs ich einen Schatz ihn finden,
Im Netze da lag es blank und baar,
Daſs faſt ihm die Augen erblinden.
Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus,
Mit ſeinem Geſange da war es aus.

Die zwey andern Hexen.

Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus,
Mit ſeinem Geſange da war es aus!

Erste Hexe.

Und lebte wie der verlorne Sohn,
Lieſs allem Gelüſten den Zügel,
Und der falſche Mammon, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiſs nicht, daſs es der Hölle zollt!

Die zwey andern Hexen.

Er vertraute, der Thor, auf Hexengold,
Und weiſs nicht, daſs es der Hölle zollt!

Erste Hexe.

Und als nun der bittere Mangel kam,

Und verſchwanden die Schmeichelfreunde,
Da verlieſs ihn die Gnade, da wich die Schaam,
Er ergab ſich dem hölliſchen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da ſah ich ihn heulend am Ufer ſtehn,
Mit bleich gehärmten Wangen
Und hörte, wie er verzweifelnd ſprach:
Falſche Nixe, du haſt mich betrogen,
Du gabſt mir das Gold, du zieht mich nach,
Und ſtürzt ſich hinab in die Wogen.

Die zwey andern Hexen.

Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in den wogenden Bach!

Erste Hexe.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle drey (*einen Ring ſchlieſsend.*)

Die Schickſalsſchweſtern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen ſo im Kreiſe ſich,
Dreymal für dich

Und dreymal für mich,
Noch dreymal, dafs es Neune macht,
Halt! Der Zauber iſt vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banquo. Die drey Hexen.

Macbeth.

Solch einen Tag, ſo ſchön zugleich und häſslich
Sah ich noch nie.

Banquo.

Wie weit iſt's noch nach Foris?
— Sieh! Wer ſind dieſe da, ſo grau von Haaren,
So rieſenhaft und ſchrecklich anzuſehn!
Sie ſehen keinen Erdbewohnern gleich,
Und ſtehn doch hier. Sprecht! Lebt ihr, oder ſeyd
Ihr etwas, dem ein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr ſcheint mich zu verſtehn,
Denn jede ſeh ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.
Ihr ſolltet Weiber ſeyn, und doch verbietet
Mir euer männiſch Anſehn euch dafür zu halten.

Macbeth.

Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer ſeyd ihr?

Erste Hexe.

Heil dir Macbeth! Heil dir, Than von Glamis.

Zweyte Hexe.

Heil dir Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe.

Heil dir Macbeth, der einst König seyn wird!

Banquo (*zu Macbeth.*)

Wie? Warum bebt ihr so zurück, und schaudert
Vor einem Grusse, der so lieblich klingt?

(*Zu den Hexen.*)

Im Nahmen des Wahrhaftigen!
Sprecht! Seyd ihr Geister, oder seyd ihr wirklich,
Was ihr von aussen scheint?
Ihr grüsset meinen edeln Kriegsgefährten
Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
Verheissung künftger königlicher Gröfse!
Mir sagt ihr nichts. Vermögt ihr in die Saat
Der Zeit zu schauen und vorher zu sagen,
Welch Saamenkorn wird aufgehn, welches nicht,
So sprecht zu *mir*, der eure Gunst nicht sucht,
Noch eure Abgunst fürchtet.

Erste Hexe.

Heil!

Zweyte Hexe.

Heil!

Dritte Hexe.

Heil!

Erste Hexe.

So grofs nicht, aber gröfser doch als Macbeth!

Zweyte Hexe.

So glücklich nicht, und doch glückſeliger!

Dritte Hexe.

Du wirſt kein König ſeyn, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch beiden, Macbeth, Banquo, Heil euch!

Erste Hexe.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Bleibt, ihr geheimnifsvollen Sprecherinnen,
Und ſagt mir mehr!
Ich weifs, durch *Sinels* meines Vaters Tod,
Der dieſe Nacht verſchieden, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schoofse
Des Glücks, und dafs ich König einſt ſeyn werde

Ist eben so unglaublich, da dem Duncan
Zwey Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
Die wunderbare Wissenschaft? Warum
Verweilet ihr auf dieser dürren Heide
Durch solch prophetisch Grüfsen unsern Zug?
Sprecht! Ich beschwör euch!

(*Die Hexen verschwinden.*)

BANQUO.

Die Erde bildet Blasen, wie das Wasser,
Und diese mögen davon seyn!
Wo sind sie hingekommen?

MACBETH.

In die Luft,
Und was uns Körper schien, zerflofs wie Athem
In alle Winde — dafs sie noch da wären!

BANQUO.

Wie? Waren diese Dinge wirklich hier,
Wovon wir reden, oder afsen wir
Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
Bethöret?

MACBETH.

Eure Kinder sollen Könige werden.

Banquo.

Ihr selbst sollt König seyn!

Macbeth.

Und Than von Cawdor

Dazu! Wär's nichts so?

Banquo.

Wörtlich und buchstäblich!

Doch seht, wer kommt da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Rosse. Lenox.

Rosse.

Ruhmgekrönter Macbeth,

Dem König kam die Freudenbotschaft zu
Von deinen Siegen, wie du die Rebellen
Verjagt, den furchtbarn Macdonal besiegt,
Das schien ihm schon das Maafs des ird'schen Ruhm's.
Doch seine Zunge überströmte noch
Von deinem Lob, als er das gröfsre schon vernahm,
Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie du der Retter
Des Reichs geworden, dicht wie Hagelschläge
Kam Post auf Post, jedwede schwer beladen

bindung oder Person – ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmungsart mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jeden bestimmte Dasein ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nacht und Licht, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit derjenigen, daß die verbergendsten Ursachen kennen, aufs Genaueste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Absicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellectuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, heißt uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit Einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Natur wird also der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will – daß ihm die Freiheit, zu seyn, was er soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freilich beweist er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jenem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und er muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden. *)

*) Zwar läßt der Schwächliche, mit welchem gemeiniglich Charakter von Empfindungen zu Gebote steht, und zu dem selbständigen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche für sie in jener Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Resultat, welches sie in den Zustand ästhetischer Unbestimmtheit nicht stören. Dagegen werden sich die Andern, welche diesen Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung derselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Ausdehnung aus. So sehr die ersten sich vor der Leere dieß fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten für Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, verunbrauchbar, daß sie mit keinem Vermögen zugleich Realität verbinden, fürs Ganze und zu großen Reihen geboren sind.

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unserer zweite Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit blos möglich macht, und es im Uebrigen unserm freien Willen anheimstellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unserer eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Zwei und zwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung den Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Function der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle anderen Aeußerungen geben den Gemüth irgend ein besonderes Gesetz, aber sie legen ihm auch dafür eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit versetzt, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abdruck erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung sonderbarer, daß dieser unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anspannung weniger tüchtig. Was unsere Denkkräfte anspannt, und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer gehörn Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, so

Mit deiner Thaten Ruhm und ſchüttete
Dein Lob in ſein erſtauntes Ohr.

ANGUS.

Wir ſind
Geſandt, dir ſeinen Dank zu überbringen,
Als Herolde dich bey ihm aufzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

ROSSE.

Zum Pfande nur
Der gröſsern Ehren, die er dir beſtimmt,
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor
Zu grüſsen, und in dieſem neuen Titel,
Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du biſts!

BANQUO. (*für ſich.*)

Wie? Sagt der Teufel wahr?

MACBETH.

Der Than von Cawdor lebt,
Wie kleidet ihr mich in geborgten Schmuck?

ROSSE.

Der einſtens Than geweſen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollſtreckt iſt. Ob er mit dem Normann, ob

Mit den Rebellen einverſtanden war,
Ob er mit beiden ſich zum Untergang
Des Reichs verſchworen, weiſs ich nicht zu ſagen.
Das iſt gewiſs, daſs Hochverrath, erwieſen
Und von ihm ſelber eingeſtanden, ihn
Geſtürzt.

MACBETH.

Glamis und Than von Cawdor!
Das Gröſste ſteht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.

(*Zu Banquo.*)

Hofft ihr nun nicht, daſs eure Kinder Könige
Seyn werden, da derſelbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es euch verhieſs?

BANQUO.

Hum! Stünd' es ſo, möcht es euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergeſſen und die Krone
Zu ſuchen. — Es iſt wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle ſchadenfrohe Macht
Durch Wahrheit ſelbſt an des Verderbens Rand.
Unſchuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grauſenhafter Folgen hinzureiſsen!

(*Zu Roſſe und Angus.*)

Wo iſt der König?

ANGUS.

Auf dem Weg hieher.
(*Banquo ſpricht ſeitwärts mit beiden.*)

MACBETH (*für ſich.*)

Zwey Theile des Orakels ſind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchſten Dritten!
— Habt Dank ihr Herren — Dieſe wunderbare
Eröfnung kann nicht böſe ſeyn — ſie kann
Nicht gut ſeyn. Wär ſie böſe, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Cawdor! Wär ſie gut, warum
Beſchleicht mich die entſetzliche Verſuchung,
Die mir das Haar aufſträubt, mir in der Bruſt
Das eiſenfeſte Männerherz erſchüttert?
Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele.
Dieſs Bild, die bloſse Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt ſo heftig auf,
Daſs jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da iſt als das Weſenloſe.

BANQUO (*zu den andern.*)

Bemerket doch, wie unſer Freund verzückt iſt!

MACBETH.

Will es das Schickfal, dafs ich König fey,
So krönt michs und ohne dafs ichs fuche!

BANQUO.

Die neuen Ehren, die ihn fchmücken, find
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht paffen,
Bis wir durch öfters Tragen fie gewohnen.

MACBETH (*für fich.*)

Komme was kommen mag!
Die Stunde rennt auch durch den rauhften Tag!

BANQUO. (*zu Macbeth.*)

Mein edler Than, wir warten nur auf euch.

MACBETH.

Vergebt, ihr Herren. Mein verftörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubt, edle Freunde! Eure Dienfte find
In meinem dankbarn Herzen eingefchrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!

(*zu Banquo.*)

Denkt des Vorgefallnen,
Und wenn wirs reiflich bey uns felbft bedacht,
Dann laßt uns frey und offen davon reden.

BANQUO.

Sehr gern.

MACBETH.

Bis dahin gnug davon! — Kommt Freunde.!

(*Sie gehen ab.*)

Siebenter Auftritt.

Königlicher Pallaſt. KÖNIG. MALCOLM. DONALBAIN. MACDUFF. GEFOLGE.

KÖNIG.

Iſt die Sentenz an Cawdor ſchon vollſtreckt?
Sind, die wir abgeſandt, noch nicht zurück?

DONALBAIN.

Sie ſind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch ſprach ich einen, der ihn ſterben ſah.
Er habe ſeinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken laſſen!
Das würdigſte in ſeinem ganzen Leben
War der ergebne Sinn, womit er es
Verliefs! Er ſtarb wie einer, der aufs Sterben
Studierte, und das koſtbarſte der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub,

König.

Es giebt noch keine Kunſt, die innerſte
Geſtalt des Herzens im Geſicht zu leſen!
Er war ein Mann, auf den ich alles baute!

Achter Auftritt.

Vorige. Macbeth. Banquo. Rosse. Lenox.

König.

O theurer Vetter! Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks laſtete
So eben ſchwer auf mir! Du biſt ſo weit
Voraus geeilt, daſs dich der ſchnellſte Flug
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Faſt möcht' ich wünſchen, daſs du weniger
Verdient, damit mirs möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daſs ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Haabe.

Macbeth.

Was ich geleiſtet, Sire, belohnt ſich ſelbſt,
Es iſt nicht mehr als was ich ſchuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,

Die Dienste euer Knechte zu empfangen.
Sie sind des Thrones Kinder und des Staats,
Und euch durch heilge Lehenspflicht verpfändet.

KÖNIG.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held.
Ich habe angefangen dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum sorg ich — Edler Banquo!
Du hast nicht weniger verdient, es soll
Vergolten werden. Lass mich dich umarmen,
Und an mein Herz dich drücken. (*umarmt ihn.*)

BANQUO.

Wachs' ich da,
So ist die Ärnte euer.

KÖNIG.

Meine Freude ist
So gross, dass sie vom Kummer Thränen borgt,
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thans!
Und die zunächst an meinem Throne stehn!
Wisst, dass wir Malcolm, unsern Ältesten,
Zum künftgen Erben unsers Reichs bestimmt,
Und ihn zum Prinzen Kumberlands ernennen.
Der einzge Vorzug soll ihn kennbar machen,

Aus unſren treflichen Baronen Zahl,
Die gleich Geſtirnen unſern Thron umſchimmern!

(*Zu Macbeth.*)

Jetzt Vetter, nach Invernefs! Denn wir ſind
Entſchloſſen, euer Gaſt zu ſeyn heut Abend.

MACBETH.

Ich ſelbſt will eurer Ankunft Bote ſeyn,
Und meinem Weib den hohen Gaſt verkünden!
Und ſo, mein König, nehm ich meinen Urlaub!

KÖNIG. (*ihn umarmend.*)

Mein würdger Cawdor!

(*Er geht ab mit dem Gefolge.*)

MACBETH (*allein.*)

Prinz von Kumberland!
Das iſt ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muſs ich überſpringen, oder ich ſtürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmliſch Licht,
Damit kein Tag in meinen Buſen falle,
Das Auge ſelber ſoll die Hand nicht ſehen,
Damit das Ungeheure kann geſchehen!

(*ab.*)

Neunter Auftritt.

(*Vorhalle in Macbeths Schloſs.*)

LADY MACBETH.

(*allein, in einem Briefe leſend.*)

„Ich traf ſie grade an dem Tag des Siegs
„Und die Erfüllung ihres erſten Gruſses
„Verbürgte mir, ſie wiſſen mehr als Menſchen.
„Da ich nach neuen Dingen forſchen wollte,
„Verſchwanden ſie. Ich ſtand noch voll Erſtaunen,
„Als Abgeordnete vom König kamen,
„Die mich als Than von Cawdor grüſsten, mit
„Demſelben Titel, den mir kurz zuvor
„Die Zauberſchweſtern gaben, und worauf
„Der dritte königliche Gruſs gefolgt!
„Dieſs eil' ich dir zu melden, theuerſte
„Genoſſin meiner Gröſse, daſs du länger nicht
„Unwiſſend ſeyeſt, welche Hoheit uns
„Erwartet. Leg es an dein Herz. Leb wohl!"

Glamis und Cawdor biſt du, und ſollſt ſeyn,
Was dir verheiſsen iſt — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — du biſt zu ſanft
Geartet, um den nächſten Weg zu gehn.
Du biſt nicht ohne Ehrgeiz, möchteſt gerne,

Grofs ſeyn, doch dein Gewiſſen auch bewahren!
Nicht abgeneigt biſt du vor ungerechtem
Gewinn, doch widerſteht dirs, falſch zu ſpielen.
Du möchteſt gern *das* haben, was dir zuruft:
Das mufs geſchehn, wenn man mich haben will!
Und haſt doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O eile! Eile her!
Damit ich meinen Geiſt in deinen gieſse,
Durch meine tapfre Zunge dieſe Zweifel
Und Furchtgeſpenſter aus dem Felde ſchlage,
Die dich wegſchrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady.

Was bringt ihr?

Pförtner.

Der König kommt auf dieſe Nacht hierher.

Lady.

Du biſt nicht klug, wenn Du das ſagſt — Iſt nicht
Dein Herr bey ihm? und wär es, wie du ſprichſt,
Würd' er den Gaſt mir nicht verkündigt haben?

Pförtner.

Gebieterin, es iſt ſo wie ich ſage!
Der Than iſt unterwegs, ein Eilbot ſprengte
In vollem Lauf voraus, der hatte kaum
Noch ſo viel Athem übrig, ſeines Auftrags
Sich zu entledgen.

Lady.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine groſse Poſt.

(*Pförtner geht.*)

Der Rab iſt heiſer,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrächzen ſoll — Kommt jetzt, ihr Geiſter alle,
Die in die Seele Mordgedanken ſä'n,
Kommt und entweibt mich hier, vom Wirbel bis
Zur Zähe füllt mich an mit Tigers Grimm,
Verdickt mein Blut, ſperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erſchüttre meinen gräſslichen Entſchluſs,
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüſte leget euch
Ihr Unglücksgeiſter, wo ihr auch, in welcher
Geſtalt unſichtbar auf Verderben lauert,
Und ſauget meine Milch anſtatt der Galle,

Komm, dicke Nacht, in schwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht sehe,
Wohin er trift, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finsternifs zerreifsend rufe, halt!
Halt inne!

Eilfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady.

Grofser Glamis! Würdger Cawdor,
Und gröfser noch durch das Prophetische
Heil dir, der einst! — Dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieser engen Gegenwart,
Und trunken seh ich schon das Künftige
Verwirklicht!

Macbeth.

Theurste Liebe! Dunkan kommt
Heut Abend.

Lady.

Und wann geht er wieder?

Macbeth.

Morgen, denkt er.

Lady.

O nimmer ſieht die Sonne dieſen Morgen!
Dein Angeſicht, mein Thun, iſt wie ein Buch,
Worin Gefährliches geſchrieben ſteht.
Laſs deine Mienen ausſehn, wie die Zeit
Es heiſchet, trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! ſieh aus
Wie die unſchuldge Blume, aber ſey
Die Schlange unter ihr — Geh, denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gaſt wohl zu empfangen.
Mein ſey die groſse Arbeit dieſer Nacht,
Die allen unſern künftgen Tag' und Nächten,
Die königliche Freiheit ſoll erfechten!

Macbeth.

Wir ſprechen mehr davon.

Lady.

Nur heiter, Sir.
Denn wo die Züge ſchnell verändert wanken,
Verräth ſich ſtets der Zweifel der Gedanken,
In allem andern überlaſs dich mir!

(*Sie gehen ab. Man hört blaſen.*)

Zwölfter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Banquo. Macduff. Rosse. Angus. Lenox. (mit Fackeln.)

König.

Dieſs Schloſs hat eine angenehme Lage,
Leicht und erquicklich athmet ſich die Luft,
Und ihre Milde ſchmeichelt unſern Sinnen.

Banquo.

Und dieſer Sommergaſt, die Mauerſchwalbe,
Die gern der Kirchen heilges Dach bewohnt,
Beweiſt durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daſs hier des Himmels Athem lieblich ſchmeckt.
Ich ſehe keine Frieſen, ſehe keine
Verzahnung, kein vorſpringendes Gebälk,
Wo dieſer Vogel nicht ſein hangend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieſes fromme Thier zu niſten pflegt.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Lady Macbeth.

König.

Ah! Sieh da unsre angenehme Wirthin!
— Die Liebe, die uns folgt, beläſtigt oft,
Doch danken wir ihr, weil es Liebe iſt.
So wirſt auch du für dieſe Laſt und Müh,
Die wir ins Haus dir bringen, Dank uns wiſſen.

Lady.

Sire! Alle unſre Dienſte, zwey- und dreyfach
In jedem Stück geleiſtet, blieben noch
Zu arm, die groſse Ehre zu erkennen,
Womit ihr unſer Haus begnadiget.
Nichts bleibt uns übrig, königlicher Herr,
Als für die alten Gunſtbezeugungen,
Wie für die neuen, die ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klausnern, nur an Wünſchen reich,
Mit brünſtigen Gebeten euch zu dienen.

König.

Wo iſt der Than von Cawdor?
Wir ſind ihm auf den Ferſen nachgefolgt,
Und wollten ſeinen Haushofmeiſter machen.

Doch er iſt raſch zu Pferd, und ſeine Liebe,
Scharf wie ſein Sporn, gab ihm ſo ſchnelle Flügel,
Daſs er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden euer Gaſt ſeyn dieſe Nacht.

LADY.

Ihr ſeyd in eurem Eigenthum, mein König,
Wir geben nur, was wir von euch empfingen.

KÖNIG.

Kommt! Eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth. Wir lieben ihn von Herzen,
Und was wir ihm erzeigt, iſt nur ein Vorſpiel
Der gröſsern Gunſt, die wir ihm vorbehalten.
— Erlaubt mir, meine angenehme Wirthin!

(*Er führt ſie hinein. Die Andern folgen. Eine Tafelmuſik wird gehört. Bediente gehen im Hintergrunde mit Speiſen über die Bühne. Nach einer Weile erſcheint Macbeth.*)

Vierzehnter Auftritt.

MACBETH. (*allein, gedankenvoll.*)

Wär es auch *abgethan*, wenn es *gethan* iſt,
Dann wär es gut, es würde raſch gethan!

Wenn uns der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Todten alles ruhte,
Wenn dieſer Mordſtreich auch das Ende wäre,
Das Ende nur für dieſe Zeitlichkeit —
Wegſpringen wollt ich übers künftge Leben!
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier,
Die blutge Lehre, die wir andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmeſſende Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.
— Er ſollte zweyfach ſicher ſeyn. Einmal,
Weil ich ſein Blutsfreund bin und ſein Vaſall,
Zwey ſtarke Feſſeln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch ſein Wirth, der ſeinem Mörder
Die Thür verſchlieſſen, nicht den Todesſtreich
Selbſt führen ſollte. Über dieſes alles
Hat dieſer Dunkan ſo gelind regiert,
Sein groſses Amt ſo tadellos verwaltet,
Daſs wider dieſe ſchauderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Poſaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugebohrnes Kind,
Hilflos und nakt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiſse Thränen locken,

Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die ſich in tollem Anlauf
Selbſt überſtürzt und jenſeits ihres Ziels
Hintaumelt — Nun! Wie ſteht es drinn?

Funfzehnter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth kommt.

Lady.

Er hat
Gleich abgeſpeiſt. Warum verlieſet ihr
Das Zimmer?

Macbeth.

Fragte er nach mir?

Lady.

Ich dachte,
Man hätt' es euch geſagt.

Macbeth (*nach einer Pauſe.*)

Laſs uns nicht weiter
In dieſer Sache gehen, liebes Weib!
Er hat mich kürzlich erſt mit neuen Ehren
Gekrönt, ich habe goldne Meinungen

Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erſt in ihrem vollen Glanz getragen,
Nicht gleich beiſeit gelegt ſeyn wollen.

LADY.

Wie?
War denn die Hoffnung trunken, die dich erſt
So tapfer machte? Hat ſie ausgeſchlafen,
Und iſt nun wach geworden, um auf einmal
Beym Anblick deſſen, was ſie muthig wollte,
So bleich und ſchlaff und nüchtern auszuſehn?
Von nun an weiſs ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchteſt dich, in Kraft und That derſelbe
Zu ſeyn, der du in deinen Wünſchen biſt!
Du wagſt es, nach dem Höchſten aufzuſtreben,
Und du erträgſt es, ſchwach und feig zu ſeyn?
„Ich möcht' es gerne, doch ich wag es nicht" —
Kleinmüthiger!

MACBETH.

Ich bitte dich, halt ein!
Das wag ich alles, was dem Manne ziemt,
Wer mehr wagt, der iſt keiner!

LADY.

Wars denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?

Als du das thatest — *da* warst du ein Mann!
Und wenn du *mehr* wärst, als du warst, du würdest
Um so viel mehr ein Mann seyn! Da du mirs
Entdeckt, bot weder Ort noch Zeit sich an,
Du wolltest beide machen — Beide haben sich
Von selbst gemacht, dich haben sie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiss,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — Ja bey Gott, den Säugling selbst
An meinen eignen Brüsten wollt' ich morden,
Hätt' ichs geschworen, wie du jenes schwurst.

Macbeth.

Wird uns der blutge Mord zum Ziele führen?
Steht dieser Kumberland nicht zwischen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Dunkans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady.

Ich kenne diese Thans! Nie wird ihr Stolz
Sich einem schwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet sich;
Dann trittst du auf, der tapferste, der beste,
Der nächste an dem königlichen Stamm,

uns eher sorgenfrei, wie ein heraufziehendes Gewitter, und waren sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem Anakreontischen oder Catullischen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drei und zwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittlern Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unserem intellectuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit Einem Worte: es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen selbstverständlich ihre bestimmende Kraft blos für sich selbst zu verbanten haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meynung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Sachheit kein Resultat weder für den Verstand, noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu keinem blos des Vermögen ertheilt, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dieß bedarfte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was sie wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von Außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist (physisch) bestimmt, und bei folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr; diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurückerhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die active schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Weniger er blos die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, bald leidet, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit erscheint, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eignen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Sachheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von der Materie zur Sachheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm erkannt werden soll, und die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nicht gebieten, die zu dem Wollen selbst erst das Dasein gibt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und großen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (ist am unmittelbarsten auf das Willenbestimmenden wirkt), um ihn zum Helden und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem blos physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Sachheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur auf dem ästhetischen nicht aber auf dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Dasein den Durchgang zu einem unendlichen finden, und jedem abhängigen Zustande zur Selbstständigkeit und Freiheit den Aufschwung nehmen können, so muß derselbe vorlängst vermocht haben, in seinem Momente blos Individuum seyn, und blos dem Naturgesetz dienen. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Natur zwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der ersten für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im Geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen blos auf das, was er wirkt, auf den Inhalt seines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise; so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend erhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie blos

Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
In ihrem Nahmen gründeſt du den Thron,
Und ſteht er feſt, wer ſtürzte dich herab!
Nicht in die ferne Zeit verliere dich,
Den Augenblick ergreife, der iſt dein.

MACBETH.

Wenn wirs verfehlten — wenn der Streich miſslänge!

LADY.

Miſslingen! Führ es aus mit Männermuth
Und feſter Hand, ſo kann es nicht miſslingen.
— Wenn Dunkan ſchläft, und dieſe ſtarke Reiſe
Wird ſeinen Schlaf befördern, übernehm ichs,
Die beiden Kämmrer mit berauſchendem
Getränk ſo anzufüllen, zu betäuben,
Daſs ihr Gedächtniſs, des Gehirnes Wächter,
Ein bloſser Dunſt ſeyn ſoll! Und wenn ſie nun
In viehiſchem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir beide mit dem un-
Bewachten Dunkan nicht beginnen, nicht
Mit ſeinen überfüllten Kämmerern,
Die unſers Mordes Sünde tragen ſollen?

MACBETH.

Gebier mir keine Töchter! Männer nur

Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen!
Wird man nicht glauben, wenn wir jene Beiden,
Die in des Königs eignem Zimmer ſchlafen,
Mit Blut beſtrichen, ihrer Dolche uns
Zum Mord bedient, daſs ſie die That gethan?

LADY.

Wer wird bey dem Gejammer, dem Geſchrey,
Das wir erheben wollen, etwas andres
Zu denken wagen?

MACBETH.

Weib! Ich bin entſchloſſen,
Und alle meine Sennen ſpannen ſich
Zu dieſer That des Schreckens an. Komm, laſs uns
Den blutgen Vorſatz mit der ſchönſten Larve
Bedecken! Falſche Freundlichkeit verhehle
Das ſchwarze Werk der heuchleriſchen Seele!

(*Beide gehen ab.*)

Zweyter Aufzug.

(*Zimmer.*)

Erſter Auftritt.

Banquo. *Fleance* (*der ihm eine Fackel vorträgt.*)

Banquo.

Wie ſpät iſts Burſche?

Fleance.

Herr, der Mond iſt unter,
Die Glocke hab ich nicht gehört!

Banquo.

Er geht
Um zwölf Uhr unter.

Fleance.

'S iſt wohl ſpäter, Herr.

Banquo.

Da nimm mein Schwerdt. Man iſt haushälteriſch im Himmel.

Die Lichter ſind ſchon alle aus. Hier, nimm
Auch das noch! Eine ſchwere Schlafluſt liegt
Wie Blei auf mir, doch möcht' ich nicht gern ſchlafen.
Ihr guten Mächte, wehrt die ſträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht ſich nahn! — Gieb mir mein Schwerdt!
Wer da?

Zweyter Auftritt.

Vorige. *Macbeth* (*dem ein* Bedienter *leuchtet.*)

Macbeth.

Ein Freund.

Banquo.

Wie, edler Sir? Noch nicht zur Ruh?
Der König ſchläft ſchon. Er war äuſserſt fröhlich,
Und eure Diener hat er reich beſchenkt.
Hier dieſen Demant ſchickt' er eurer Lady
Und grüſst ſie ſeine angenehme Wirthin.
Er ging recht glücklich in ſein Schlafgemach.

Macbeth.

Da wir nicht vorbereitet waren, muſste
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Banquo.

Es mangelte an nichts. Nun Sir! Mir träumte

Verwichne Nacht von den drey Zauberſchweſtern.
Euch haben ſie doch etwas Wahres
Geſagt.

MACBETH.

Ich denke gar nicht mehr an ſie.
Indeſs, wenns euch bequem iſt, möcht ich gern
Ein Wort mit euch von dieſer Sache ſprechen.
Nennt nur die Zeit.

BANQUO.

Wie's euch gelegen iſt.

MACBETH.

Wenn Banquo mein Beginnen unterſtützt,
Und es gelingt, ſo ſoll er Ehre davon haben.

BANQUO.

So fern ich ſie nicht in die Schanze ſchlage,
Indem ich ſie zu mehren meyne, noch
Mein gut Gewiſſen, und mein Herz dabey
Gefährdet ſind, bin ich zu euren Dienſten.

MACBETH.

Gut' Nacht indeſs.

BANQUO.

Ich dank euch. Schlafet wohl.

(*Banquo und Fleance gehen ab.*)

Macbeth (*zum Bedienten.*)

Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll ſie die Glocke ziehn. — Du geh zu Bette!

(*Bedienter geht ab.*)

Dritter Auftritt.

Macbeth (*allein.*)

Iſt dieſs ein Dolch, was ich da vor mir ſehe?
Den Griff mir zugewendet? Komm! Laſs mich dich faſſen.
Ich hab' dich nicht, und ſehe dich doch immer.
Furchtbares Bild! Biſt du ſo fühlbar nicht der Hand
Als du dem Auge ſichtbar biſt? Biſt du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich ſeh dich immer, ſo leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier zücke.
Du weiſeſt mir den Weg, den ich will gehn,
Solch ein Geräth, wie du biſt, wollt ich brauchen.
Entweder iſt mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne, oder mehr werth als ſie alle.
— Noch immer ſeh ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erſt nicht da waren.

— Es iſt nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke iſts, der ſo heraustritt vor das Auge!

Jetzt ſcheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böſe Träume ſchrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchützten Schlaf! Die Zauberey beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte, geht
Mit groſs — weit — ausgehohlten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.
Du ſichre, unbeweglich feſte Erde
Hör' meine Tritte nicht, wohin ſie gehn,
Damit nicht deine ſtummen Steine ſelbſt
Mein Werk ausſchreyen, und zuſammenklingend
Dieſs tiefe Todtenſchweigen unterbrechen,
Das meinem Mordgeſchäft ſo günſtig iſt.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! —

(*Man hört die Glocke.*)

Raſch vorwärts, Macbeth, und es iſt gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre ſie nicht Dunkan!
Es iſt die Glocke, die dich Augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.

(*Er geht ab.*)

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. Bald darauf Macbeth.

Lady.

Was ſie beraufchte, hat mich kühn gemacht,
Was ihnen Feuer *nahm*, hat mir *gegeben*.
Horch! Still!
Die Eule wars, die ſchrie — der traurige
Nachtwächter ſagt uns gräfslich gute Nacht.
— Er iſt dabey. Die Kammerthür iſt offen,
Und die beraufchten Kämmerlinge ſpotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräftgen Schlaftrunk hab ich ihnen
Gemiſcht, dafs Tod und Leben drüber rechten,
Ob ſie noch athmen, oder Leichen ſind.

Macbeth. (*drinnen.*)

Wer iſt da? He!

Lady.

O weh! ich fürchte ſie ſind aufgewacht
Und es iſt nicht geſchehen! Der Verſuch,
Und nicht die That wird uns verderben — Horch!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er muſste
Sie finden auf den erſten Blick. Hätt' es mich nicht,

Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan — Nun, mein
Gemahl?

MACBETH (*tritt auf.*)

Sie iſt gethan, die That! Vernahmſt du kein
Geräuſch?

LADY.

Die Eule hört ich ſchreien und
Die Grillen ſingen — Sagteſt du nicht was?

MACBETH.

Wann?

LADY.

Jetzt.

MACBETH.

Wie ich herunter kam?

LADY.

Ja.

MACBETH.

Horch!
Wer liegt im zweyten Zimmer?

LADY.

Donalbain!

MACBETH (*beſieht ſeine Hände,*)

Das iſt ein traurger Anblick! Oh!

LADY.

Ihr ſeid
Nicht klug! Das nennt ihr einen traurgen Anblick!

MACBETH.

Der eine lacht' im Schlaf, der andere
Schrie Mord! daſs ſie ſich wechſelsweiſe weckten.
Ich ſtand und hörte zu, ſie aber ſprachen
Ihr Nachtgebet und ſchliefen wieder ein.

LADY.

Es ſind dort ihrer Zwey in Einer Kammer.

MACBETH.

Genad uns Gott! rief einer — Amen, ſprach
Der andere, als hätten ſie mich ſehen
Mit dieſen Henkers Händen ſtehn, und horchen
Auf die Gebärden ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen ſagen, als ſie ſchrien, Gott gnad uns!

LADY.

Denkt ihm ſo tief nicht nach.

MACBETH.

Warum denn aber konnt ich
Nicht Amen ſagen! braucht' ich doch ſo ſehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder es er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage sein, welches von beiden seiner Würde mehr entspricht. Wiewohl, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt finden sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da noch Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Uebereinstimmung zu fordern, wo der genuine Mensch nur ein erlaubtes Verlangen stillt. *) Mit Einem Wort:

*) Dieß gesprochen und ästhetische freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Eher ist überhaupt ein Grad nicht zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach blos dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu sein; er muß alles Andere um sich her, auch das Leblose, in Freiheit setzen. Schönheit aber ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel aussehen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) derer anzeigt, welche er zu verbergen.

Der Moralphilosoph leidet viel weniger, daß man sie nicht thun könne als seine Pflicht, und er hat selbst immer Recht, wenn er blos die Beziehung urgirt, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich blos auf einen Zweck beziehen, ästhetischen Zweck noch hinaus ins Uebersinnliche gehen (welches aber nichts Anderes heißen kann, als das Physische sittlichen Höhern), heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisch Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Verlangen heißt ebendarum billigen, weil bei dem Erste immer ein Uebergehen wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth besitzt, was blos einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, verbindet, so haben Manche ästhetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und, von der Erscheinung des Guten verführt, eine Mitbürde zur Gültigkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verhältnißmäßigkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber, nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objekts (der Moralgesetze), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsere Kraftmäßige menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; es schätzen wir vorgehet ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, und der es weit mehr völlig genügend hervorstehen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geistervolk schreitet. Dort, möchte man sagen, erbauen wir uns über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

im Gebiete der Wahrheit und der Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form sein, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch seine moralische anfangen; noch in seinen Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Scheu seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auferlegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es übertoben sey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkühr binden, noch Vernunftgesetze Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äußern Leben gibt, schon das innere eröffnet.

Vier und zwanzigster Brief.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freien Willkühr des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine ganz abgesprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet blos die Macht der Natur; er tilgt diese Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entdeckt, und die ruhige Form das wilde Treiben beschränkt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu sein, umgebunden, ohne frei zu sein, Sklave, ohne einer Regel zu dienen? In dieser Epoche ist ihm die Welt blos Schicksal, noch nicht Freiheit; er sieht nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einsam und abgeschieden, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wesentlichen Gestalten in ein Verhältniß zusammenbindet, indem das Individuum sieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er findet in ihrer herrschen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie an sich reißen in der Begierde, oder die Gegenstände dringen gewaltsam auf ihn ein, und er flieht sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends

LADY.

Man muſs dergleichen Thaten hinterher
Nicht ſo beſchaun. Das könnt' uns raſend machen.

MACBETH.

Es war als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unſchuldigen,
Den arglos heilgen Schlaf, den unbeſchützten,
Den Schlaf, der den verwornen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Luſt
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das friſche Bad der wundenvollen Bruſt,
Das linde Öl für jede Herzensqual,
Die beſte Speiſe an des Lebens Mahl!

LADY.

Wie, Sir? Was ſoll das alles?

MACBETH.

Immer, immer,
Im ganzen Hauſe rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet,
Darum ſoll Cawdor nicht mehr ſchlafen, Macbeth
Soll nicht mehr ſchlafen.

LADY.

Wie? Wer war's denn, der

So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entnerven! Geh! Nimm etwas Waſſer,
Und waſche dieſs verrätheriſche Zeugniſs
Von deinen Händen — Warum brachteſt du
Die Dolche mit heraus? Sie müſſen *drinn*
Gefunden werden. Trage ſie zurück, beſtreiche
Die Kämmrer mit dem Blut —

MACBETH.

Ich geh nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that,
Geh du hinein. Ich wags nicht.

LADY.

Schwache Seele!
Gieb mir die Dolche. Schlafende und Todte
Sind nur Gemählde; nur ein kindiſch Aug'
Schreckt ein gemahlter Teufel. Ich bepurpre
Der Kämmerer Geſicht mit ſeinem Blut,
Denn dieſe muſs man für die Thäter halten.

(*Sie geht hinein. Man hört draußen klopfen.*)

MACBETH.

Woher dieſs Klopfen? Wohin kams mit mir,
Daſs jeder Laut mich auffchreckt — Was für Hände!

Sie reifsen mir die Augen aus. — Weh! Wehe!
Kann der gewäſſerreiche Meergott ſelbſt
Mit ſeinen Fluten allen dieſes Blut
Von meiner Hand abwaſchen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieſer Hand!

LADY (*zurückkommend.*)

So iſt die blutge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unſre Schuld
Auf ihren Händen und Geſichtern — horch!
— Ich hör ein Klopfen an der Thür nach Süden,
Gehn wir hinein. Ein wenig Waſſer reinigt uns
Von dieſer That! Wie leicht iſt ſie alſo!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlaſſen.
(*Neues, ſtärkeres Pochen.*)
— Es klopft ſchon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geſchwind, damit uns niemand überraſche,
Und ſeh', daſs wir gewacht! — O ſey ein Mann!
Verlier' dich nicht ſo kläglich in Gedanken!

MACBETH.

Mir dieſer That bewuſst zu ſeyn! O beſſer,
Mir ewig meiner ſelbſt nicht mehr bewuſst ſeyn!
(*Das Klopfen wird ſtärker.*)

Poch ihn nur auf aus ſeinem Todesſchlaf!
Was gäb ich drum, du könnteſt es!

LADY (*ihn fortziehend.*)

Kommt! Kommt!

(*Gehen hinein.*)

Fünfter Auftritt.

PFÖRTNER (*mit Schlüſſeln. Hernach*) *MACDUFF und ROSSE.*

PFÖRTNER (*kommt ſingend.*)

Verſchwunden iſt die finſtre Nacht,
Die Lerche ſchlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie ſcheint in Königs Prunkgemach,
Sie ſcheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht ſie kund und offenbar.

(*Stärkeres Klopfen.*)

Poch! Poch! Geduld da draufsen, wers auch iſt!
Den Pförtner laſst ſein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preifs,
S'iſt kein Geſchäft ſo eilig als das Beten.

(*Singt weiter.*)

Lob ſey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über dieſem Haus gewacht,
Mit ſeinen heiligen Schaaren
Uns gnädig wollte bewahren.
Wohl mancher ſchloſs die Augen ſchwer
Und öfnet ſie dem Licht nicht mehr,
Drum freue ſich, wer neu belebt
Den friſchen Blick zur Sonn' erhebt!

(*Er ſchlieſst auf. Macduff und Roſſe treten auf.*)

Rosse.

Nun, das muſs wahr ſeyn, Freund! Ihr führet eine
So helle Orgel in der Bruſt, daſs ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf poſaunen.

Pförtner.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

Rosse.

Wie das, Freund Pförtner?

Pförtner.

Nun ſagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für ſein Volk, und iſts
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?

Und alſo bin ichs, ſeht ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

ROSSE.

Ihr habt Recht.

MACDUFF.

Den König hütet ſeine Gnad und Milde.
Er bringt dem Hauſe Schutz, das Haus nicht ihm,
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er ſchläft.

ROSSE.

Sag Pförtner! Iſt dein Herr ſchon bey der Hand?
Sieh! Unſer Pochen hat ihn aufgeweckt,
Da kommt er.

Sechster Auftritt.

MACBETH MACDUFF. ROSSE.

ROSSE.

Guten Morgen, edler Sir!

MACBETH.

Den wünſch' ich beiden.

MACDUFF.

Iſt der König munter?

MACBETH.

Noch nicht.

Macduff.

Er trug mir auf, ihn früh zu wecken,
Ich habe die bestimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth.

Ich führ' euch zu ihm.

Macduff.

O ich weiss,
Es wär euch eine angenehme Mühe,
Doch ist es eine Mühe.

Macbeth.

Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh.
Hier ist die Thür.

Macduff.

Ich bin so dreist und rufe,
Denn so ist mir befohlen.

(*Er geht hinein.*)

Siebenter Auftritt.

Macbeth und Rosse.

Rosse.

Reist der König
Heut wieder ab?

Macbeth.

Ja, so beſtellte ers.

Rosse.

Sir! Das war eine ungeſtüme Nacht.
Im Hauſe wo wir ſchliefen ward der Schlot,
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein gräſslich Angſtgeſchrey vernommen haben,
Geheul des Todes, gräſslich tönende
Prophetenſtimmen, die Verkündiger
Entſetzlicher Ereigniſſe, gewaltſamer
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.
Die Eule ſchrie die ganze Nacht, man ſagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!

Macbeth.

'S war eine rauhe Nacht.

Rosse.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. Macduff (kömmt zurück)

Macduff,

Entſetzlich! Gräſslich! Gräſslich! O entſetzlich!

Macbeth.

Was iſts?

Rosse.

Was giebt es?

Macduff.

Graufenvoll! Entſetzlich!
Kein Herz kanns faſſen! Keine Zunge nennen!

Macbeth.

Was iſt es denn?

Macduff.

Der Frevel hat ſein Aergſtes
Vollbracht! Der kirchenräuberiſche Mord
Iſt in des Tempels Heiligthum gebrochen,
Und hat das Leben draus hinweggeſtohlen.

Macbeth.

Das Leben! Wie verſteht ihr das?

Rosse.

Meynt ihr
Den König?

Macduff.

Geht hinein! Geht und erſtarret
Vor einer neuen gräſslichen Gorgona.

Verlangt nicht, dafs ichs nenne! Seht, und dann
Sprecht ſelbſt.

(*Macbeth und Roſſe gehen ab.*)

Macduff.

Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! Auf!
Erwachet Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft dieſen pflaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn ſelbſt.
Auf, auf und ſeht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! Wie aus euern Gräbern
Erhebt euch, und wie Geiſter ſchreitet her,
Das gräfslich Ungeheure anzuſchauen.

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf Banquo mit Lenox und Angus; und nach dieſem Macbeth mit Roſſe.

Lady.

Was giebts, dafs ſolche gräfsliche Trompete
Die Schläfer dieſes Hauſes weckt! Sagt! Redet!

Macduff.

O zarte Lady! Es taugt nicht für euch

Ruhe als in der Ermattung und ungezogenen Grenzen als in der erschöpften Regier.

Zwar die gemeine Kraft und der Talman
Kraftvollen Mark ist sein . . . . .
Gewiß, Entzückt; doch es schmettere
Der Gott uns seine Saiten ein eisern Band,
Raub, Mäßigung und Wirkheit und Gebuld
Verdang er seinem schwen Hüttern Bild,
Es wird zur Wurf ihm sophie Regier,
Und gemeinlos bringt seine Kraft umher.

Sprüche auf Tauris.

Wie seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in Andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andere in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine gänstige Natur die Last des Stoffes von seinen verhüllenden Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Vernunftsyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wurde, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist wird Idee, aber eine Idee, unter die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genauste zusammenkommt. Der Mensch kann nun sagen, wer nie ganz in diesem thierischen Zustand, oder er ist ihm auch nie ganz entfohlen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den größtesten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturzustand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, daß Höhe und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, übt sich in den Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da sie in keinem einzelnen Zustand seinen physischen Lebens-Gehalt getrieben werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die rohe Thierheit sich einschließt, um verwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem wir seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeben, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu hängen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen blos auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blos auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Forderung blos verantaßt, sein Individuum, anstatt von denselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unveränderlichen Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Erhöhte dieses Bannes sind alle unbedingte Glückseligkeitsysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, blos um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist blos ein Ideal der Begierde, nähmlich eine Forderung, die nur von einer aus Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftsforderung diese Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch blos die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne, den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu finden.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Object nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. So bald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen unter nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Rückschritt zurückzubeben. Hier wäre nähmlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Intermedio sich aufschwingen müßte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und sucht ewig fort, ohne je auf Letzte sich zu beruhen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erfahrungskreise nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht findet, unter demselben in seinem Gefahrkreise suchen und dem Chaine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von einem Grunde weiß, und sein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch seinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des

Zu hören, was ich ſagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu ſchrecken, wär ein zweyter Mord!
(*Auf Banquo, Lenox und Angus zueilend, die hereintreten.*)
O Banquo! Banquo! Unſer König iſt ermordet!

LADY.

Hilf Himmel, Was! In unſerm Haus!

BANQUO.

Entſetzlich
Wo immer auch — Macduff! Ich bitte dich!
Nimm es zurück, und ſag, es ſey nicht ſo!

MACBETH (*kommt mit* ROSSE *zurück.*)

MACBETH.

O! wär ich eine Stunde nur
Vor dieſem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär geſtorben als ein Glücklicher.
Von nun an iſt nichts ſchätzenswerthes mehr
Auf Erden! Tand iſt alles! Ehr und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein iſt abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm Donalbain.

Donalbain.

Was iſt verlohren —

Macbeth.

Ihr! Und wiſst es nicht!

(*Zu Donalbain.*)

Der Brunnen deines Blutes iſt verſtopft,
Ja ſeine Quelle ſelber iſt verſtopft.

Macduff (*zu Malcolm.*)

Dein königlicher Vater iſt ermordet!

Malcolm.

O Gott! Von wem?

Rosse.

Die Kämmerer ſind allem Anſehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Geſichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewiſcht auf ihrem Kiſſen fanden.
Sie ſahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und niemand wagte ſich an ſie heran.

Macbeth.

O jetzo reut michs, daſs ich ſie im Wahnſinn
Der erſten Wuth getödtet.

MACDUFF.

Warum thatst du das?

MACBETH.

Wer ist im nehmlichen Moment zugleich
Gefasst und wüthend, sinnlos und besonnen,
Rechtliebend und partheylos? Niemand ists!
Die rasche That der heft'gen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Duncan — Sein königlicher Leib von Dolchen
Entstellt, zerrissen! Seine off'nen Wunden
Erschienen wie ein Riss in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort seine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gekleidet, ihre Dolche frech bemahlt mit Blut!
Wer, der ein Herz für seinen König hatte,
Und Muth in diesem Herzen, hätte da
Sich halten und sich selbst gebieten können!

LADY. (*stellt sich, als ob sie ohnmächtig werde.*)
Helft mir von hinnen — Oh!

MACDUFF.

Sorgt für die Lady!

(*MACDUFF, BANQUO, ROSSE und ANGUS sind um sie beschäftigt.*)

MALCOLM (zu *Donalbain.*)

Wir ſchweigen ſtill, die dieſer Trauerfall
Am nächſten trifft?

DONALBAIN.

Was läſst ſich ſagen, hier
Wo unſer Feind, in unſichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu ſtürmen, auf uns herzufallen droht!
Laſs uns davon gehn, Bruder, unſre Thränen
Sind noch nicht reif.

MALCOLM.

Noch unſer heftiger Schmerz
Im Stand, ſich von der Stelle zu bewegen.

BANQUO.

(zu *denen, welche die Lady wegführen.*)

Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unſers erſten Schreckens
Erholt, und unſre Blöſse erſt bedeckt,
Dann laſst uns hier aufs neu zuſammenkommen,
Und dieſer ungeheuren Blutſchuld weiter
Nachforſchen. Uns erſchüttern Furcht und Zweifel.
Hier, in der groſsen Hand des Höchſten ſteh ich,
Und unter dieſem Schirme kämpf' ich jeder

Beſchuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich erſinnen mögen!

MACBETH.

Das thu ich auch.

MACDUFF,

Und ich.

ROSSE, ANGUS *und* LENOX.

Das thun wir alle.

MACBETH.

Jetzt werfen wir uns ſchnell in unſre Kleider,
Und kommen in der Halle dann zuſammen!

ALLE.

Wir ſinds zufrieden.

(*Gehen ab.*)

Eilfter Auftritt.

MALCOLM. DONALBAIN.

MALCOLM.

Was gedenkt ihr, Bruder?
Ich ſind es nicht gerathen, ihrer Treu
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiſs, iſt eine Pflicht,

Die dem Unredlichen nicht ſchwer ankommt.
Ich geh nach England.

DONALBAIN.

Ich nach Irrland,
Gerathner iſts für unſer beider Wohl,
Wir trennen unſer Schickſal! Wo wir ſind,
Seh ich aus jedem Lächeln Dolche drohn,
Je näher am Blut, ſo näher dem Verderben.

MALCOLM.

Der Mörderpfeil, der unſern Vater traf,
Fliegt noch, iſt noch zur Erde nicht gefallen!
Das beſte iſt, vom Ziel hinwegzugehn.
Drum ſchnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abſchiednehmen! Da iſts wohl gethan,
Sich wegzuſtehlen, wo das kleinſte Weilen
Tod und Verderben bringen kann!

(*Sie gehen ab.*)

Zwölfter Auftritt.

ROSSE. EIN ALTER MANN.

ALTER MANN.

Ja Herr! Von achtzig Jahren her beſinn ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich bittres

Erlebt, und unglückſeliges erfahren.
Doch dieſe Schreckensnacht hat all mein vorig Wiſſen
Zum Kinderſpiel gemacht.

Rosse.

Ach guter Vater!
Du ſiehſt, wie ſelbſt der Himmel düſter bleich
Auf dieſen blutgen Schauplatz niederhängt,
Wie von der Menſchen Greuelthat empört!
Der Glocke nach iſts hoch am Tag, und doch
Dämpft finſtre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann.

Es iſt ſo unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphirend thurmhoch in den Lüften
Herſchwebete, von einer mauſenden
Nachteule angefallen und getödtet.

Rosse.

Und Dunkans Pferde — So verwunderſam
Es klingt, ſo wahr iſts! Dieſe ſchönen Thiere,
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen,
Und ſchoſſen wüthend um ſich her, dem Ruf

Des Führers ſtarr unbändig widerſtrebend,
Als ob ſie Krieg ankündigten den Menſchen.

Alter Mann.

Man ſagt, daſs ſie einander aufgefreſſen.

Rosse.

Das thaten ſie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es ſah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Macduff.

Rosse.

Nun, Sir! Wie geht die Welt?

Macduff.

Wie? Seht ihrs nicht?

Rosse.

Weiſs man, wer dieſe mehr als blutge That
Verübte?

Macduff.

Sie, die Macbeth tödtete.

Rosse.

Die Kämmerer! Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was brachts ihnen für Gewinn?

Macduff.

Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, ſind heimlich weggeflohn,
Und machten ſich dadurch der That verdächtig.

Rosse.

O immer, immer wider die Natur!
Unmäſsge Herrſchſucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eignen Lebensſäfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

Macduff.

Er iſt ſchon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.

Rosse.

Wo iſt Dunkans Leiche?

Macduff.

Nach Kolmeshill gebracht, der heilgen Gruft,
Wo die Gebeine ſeiner Väter ruhen.

Rosse.

Geht ihr nach Scone?

Macduff.

— Nein! Ich geh nach Fife.

ROSSE.

Gut! So will ich nach Scone.

MACDUFF.

Lebet wohl!
Und mögt ihr alles dort nach Wunsche finden!
Leicht möchten uns die alten Röcke besser
Gesessen haben, fürcht' ich, als die neuen!

ROSSE (*zu dem Alten.*)

Nun, alter Vater, lebet wohl!

ALTER MANN.

Gott sey
Mit euch und jedem, der es redlich meint,
Das Böse gut macht, und den Feind zum Freund.

(*Sie gehen ab.*)

Grundsatzen wenigstens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der so innen Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu ergassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vortheil, und sich durch keine andere Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es blos verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Triebfeder spricht, so mag es ihm so lange als etwas Widerwärtiges erscheinen, als er noch nicht dazu gelangt ist, jene Triebfeder als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also blos die Fessel, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ehren, empfindet er blos den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen gewissen ursprung, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt worden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausschreitet, und anstatt durch dieselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verschmäht seine Menschheit, indem er auf diesen Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit dieser Verfassung seiner Menschheit erkauft wurde, solch einer solchen Anerkennung würdig gilt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, blos mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ziele seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gebären doch alle zum Gesetze des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Leoens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht entwickelt habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewaltshabende Princip ein materielles, und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweiten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber einer von beiden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschließend und die Vernunft soll ihn nicht belingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünf und zwanzigster Brief.

So lange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt blos leidend in sich aufnimmt, blos empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst blos Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande sie außer sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen. *)

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihrem Gegenstand unmittelbar ergreift, so trübt die Betrachtung den Ihalt gen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unveräußerlichen Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft rettet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem das Bewußtseyn zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Raumbild des Unendlichen, die Form repräsentirt sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bestimmten Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die ersten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie blos empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, so bald er sie denkt. Die ihn vorher nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und so lange er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverleylich; denn einem Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er bewahrt sie dadurch, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die irdnen Umrisse wanken, hat die Furcht ihren

*) Ich erinnere noch einmal, daß diese beiden Perioden zwar in der Zeit nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden; und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgewickelt hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem blos physischen Zustand, und so lang er fortdauert wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch einem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des vier und zwanzigsten Briefs namhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

Dritter Aufzug.

(*Ein Zimmer.*)

Erſter Auftritt.

BANQUO (*allein.*)

Du haſts nun! Glamis! Cawdor! König! Alles
Wie es die Zauberſchweſtern dir verhieſsen.
Ich fürchte ſehr, du haſt ein ſchändlich Spiel
Darum geſpielt. — Und doch ward prophezeiht,
Es ſollte nicht bey deinem Hauſe bleiben,
Ich aber ſollte der beglückte Stifter,
Die Wurzel eines Königſtammes ſeyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus ſolchem Munde,
Und der erfüllte Gruſs an dich beweiſsts,
Wie ſollten ſie nicht eben ſowohl *mein*
Orakel ſeyn, wie deins, und mich zur Hoffnung
Anfriſchen? Aber ſtill! Nichts mehr davon!

Zweyter Auftritt.

(*Trompeten.*)

Macbeth als König. Lady Macbeth. Rosse. Angus. Lenox. Banquo. Gefolge.

Macbeth.

Sieh da! Hier iſt der Erſte unſrer Gäſte!

Lady.

Blieb er hinweg, ſo war gleichſam ein Riſs
In unſerm Feſte, und die Krone fehlt' ihm.

Macbeth.

Banquo! Wir geben dieſe Nacht ein feſtlich Mahl,
Und bitten euch um eure Gegenwart.

Banquo.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heilge Pflicht iſt.

Macbeth.

Ihr verreiſet heut?

Banquo.

Ja, Sire!

Macbeth.

Sonſt hätten wir uns euren Rath,

Der ſtets ſo weiſ' als glücklich war, in heutiger
Verſammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reiſe weit?

BANQUO.

So weit,
Daſs alle Zeit von jetzt zum Abendeſſen
Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd ſein Beſtes,
Werd' ich der Nacht verſchuldet werden müſſen,
Für eine dunkle Stunde, oder zween.

MACBETH.

Fehlt ja nicht bey dem Feſt!

BANQUO.

Gewiſslich nicht.

MACBETH.

Wir hören, unſre blutgen Vettern ſind
Nach Engelland und Irrland, läugnen dort
Frech ihren greuelvollen Mord, und füllen
Mit ſeltſamen Erdichtungen die Welt.
Doch hievon morgen, nebſt dem andern, was
Den Staat betrifft, und unſre Sorgen heiſcht.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Fleance mit euch?

BANQUO.

Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —

MACBETH.

So wünsch ich euren Pferden Schnelligkeit
Und sichre Füsse! Lebet wohl!

(*Banquo geht ab. Zu den Andern.*)

Bis Anbruch
Der Nacht sey jedermann Herr seiner Zeit.
Die Freuden der Gesellschaft desto besser
Zu schmecken, bleiben wir bis dahin selbst
Für uns allein! Und damit Gott befohlen.

(*Lady und Lords gehen ab.*)

Dritter Auftritt.

MACBETH (*zurückbleibend.*)

MACBETH (*zu einem Bedienten.*)

Hört Freund! Sind jene Männer bey der Hand?

BEDIENTER.

Ja, Sire! Sie warten draussen vor dem Schlosthor.

MACBETH.

Führ' sie herein.

(*Bedienter ab.*)

Macbeth.

So weit seyn ist noch nichts,
Doch es mit Sicherheit zu seyn!
Vor diesem Banquo haben wir zu zittern.
In seiner königlichen Seele herrscht
Dasjenige, was sich gefürchtet macht.
Vor nichts erschrickt sein Muth, und dieser kecken
Entschlossenheit wohnt eine Klugheit bey,
Die ihm zum Führer dient, und seine Schritte
Versichert. Ihn allein, sonst keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geist gezüchtigt,
Wie Mark Antons vor Cäsars Genius.
Er schalt die Zauberschwestern, da sie mich
Zuerst begrüssten mit dem Königstitel,
Und foderte sie auf, zu ihm zu reden;
Und darauf grüssten sie prophetisch ihn,
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne setzten sie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einst von fremden Händen mir
Entwunden werde! Ists an dem, so hab' ich
Für Banquos Enkelkinder mein Gewissen
Befleckt, für sie den gnadenreichen Dunkan

Erwürgt, für sie — allein für sie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet,
Und mein unsterbliches Juwel dem all-
Gemeinen Feind der Menschen hingeopfert,
Um *sie* zu Königen zu machen! Banquos
Geschlecht zu Königen! Eh dies geschieht,
Eh komme du, Verhängniss, in die Schranken,
Und lass uns kämpfen bis aufs Blut!

(*Bedienter kommt mit den Mördern.*)

Wer ist da?
Geh vor die Thür, und warte, bis wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwey Mörder.

Macbeth.

War es nicht gestern, dass ich mit euch sprach?

Die Mörder.

Ja, königlicher Herr!

Macbeth.

Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?
Ihr wisst nun, dass es Banquo war, der euch
In vorgen Zeiten so im Weg gestanden,
Ihr gabet fälschlich mir die Schuld! Doch aus

Der letzten Unterredung, die wir führten.
Habt ihr es ſonnenklar erkannt, wie ſchändlich
Man euch betrog —

Erſter Mörder.

Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

Macbeth.

Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt!
Seyd ihr ſo lämmerfromm, ſo taubenmäſsig
Geartet, daſs ihr ſolches ungeahndet
Könnt hingehn laſſen? So verſöhnlichen Gemüths,
Daſs ihr für dieſen Banquo beten könnt,
Deſs ſchwere Hand euch und die eurigen
In Schande ſtürzte, und zu Bettlern machte?

Erſter Mörder.

Mein König! Wir ſind Männer.

Macbeth.

Ja, ja, ihr lauft ſo auf der Liſte mit!
Wie Dachs und Windſpiel alle Hunde heiſsen,
Die eigne Raſſe aber unterſcheidet
Den ſchlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flüchtgen Jäger. So auch mit den Menſchen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer ſeyd, und zwar

An ächter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Rächet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhafst ist.

Erster Mörder.

Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Stöfse
Der Welt so aufgebracht, dafs ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze jegliches zu wagen.

Zweyter Mörder.

Und mir, mein König, hat das falsche Glück
So grausam mitgespielt, dafs ich mein Schicksal
Verbessern, oder gar nicht leben will.

Macbeth.

Ihr wisset also, euer Feind war Banquo.

Die Mörder.

Ja, Sire!

Macbeth.

Er ist auch meiner, und er ists
Mit solchem blutig unversöhnten Hafs,
Dafs jeder Augenblick, der seinem Leben
Zuwächst, das meine mir zu rauben droht,
Zwar stehts in meiner königlichen Macht,
Ihn ohne alle andre Rechenschaft

Als meinen Willen, aus der Welt zu ſchaffen,
Doch darf ichs nicht, um ein'ger Freunde willen,
Die auch die ſeinen ſind, und deren Gunſt
Ich ungern in die Schanze ſchlüge! Ja!
Die Klugheit will es, daſs ich *den* beweine,
Auf den ich ſelbſt den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieſer That,
Die ich aus ganz beſonders wichtgen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muſs.

Erſter Mörder.

Mein König! Wir erwarten deinen Wink.

Zweyter Mörder.

Und wenn auch unſer Leben —

Macbeth.

Eure Kühnheit blitzt
Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird dieſen Abend hier zurück erwartet.
Im nächſten Holze kann die That geſchehen,
Doch etwas fern vom Schloſs, verſteht ihr wohl,
Daſs kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muſs, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, ſein Sohn, der bey ihm iſt,
An deſſen Untergange mir nicht mindet

Gelegen iſt, als ſeinem eignen — hört ihr?
Das Schickſal dieſer finſtern Stunde theilen.
Habt ihr verſtanden?

MÖRDER.

Wohl! Wir ſind entſchloſſen,
Mein König!

MACBETH.

Nun, ſo geht auf euren Poſten!
Vielleicht ſtöſst noch der dritte Mann zu euch,
Daſs nichts dem Zufall überlaſſen bleibe!

(*Die Mörder gehen ab.*)

Beſchloſſen iſts! Banquo, erwarteſt du
Zum Himmel einzugehn, fliegſt du ihm heut noch zu!

Fünfter Auftritt.

MACBETH. LADY MACBETH.

LADY.

Wie, mein Gemahl? Warum ſo viel allein?
Was kann es helfen, daſs ihr eure Träume
Zur traurigen Geſellſchaft wählt, und mit
Gedanken ſprecht, die dem, an den ſie denken,
Ins nichtge Grab hinab gefolgt ſeyn ſollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind,

Sieg; jedem Sperrholz der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben weiß und es in ſein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, ſeine Selbſtthätigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Stoff ſeine Würde, und mit aller Freiheit ſicherer er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen ihn als Despotenſklaven ab, wenn ſie ſeine Kindheit gefänglich hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eigenen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden.

Das göttliche Muſikum des Morgenländers, das mit der dürren Schrift des Naturbuches die Welt verwalten, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen, das Reich der Atomen ſtirbt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Anfang und der moraliſchen Welt und einen Uebergang in die Geiſterwelt ſage, hab mich der Lauf meiner Einbildungskraft ſchon weiten in die letztere hinausgeführet. Das Sollen heißt, die wir ſehen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt, und zu dem reinen Objekt übergingen. Um jetzter Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Wort der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Product der Abſtraction von Allem, was materiell und zufällig iſt, reinem Object, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit frei ohne Beimiſchung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchſten Abſtraction einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke erhält die innere Continuirung, und die Verſtellung begleitet auch materielle Einheit geht in ein Gefäß ſinnlicher Ueberſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniß ergetzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung von unſerer Empfindung, und ſehen dieſe letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, als Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz umgekehrtes Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorſtellung der Schönheit abzulösen und ſie als etwas Zufälliges zu denken, ſondern wir müſſen unterſcheiden wie ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und denſelben deutlich, daß das Erſte verloren iſt, wenn das Letztere eintritt. In unſerm Verhältniß zu der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Trennung zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion perſiſtirt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil ſie betrachtet; zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit Einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſere That.

Und eben weil ſie zugleich beides zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſicheren Beweiß, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs aufhebe — daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Die Erfahrung beſtätigt, und, ich muß hinzuſetzen, ſie allein kann es und beweiſen. Denn da beim Gefühl der Wahrheit oder der logiſchen Einheit der Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eine iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann und darf dieſes bloß beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beide zuſammen beſtehen, nicht daß ſie wechſelſeitig auf einander wirken, nicht daß ſie abſolut und nothwendig zu vereinigen ſind. Dieſelbe müßte ſich gerade nur gefühlt und dieſer Anſchließung des Gefühls, ſo lange es gedacht wird, und des Gedankens, ſo lange eine gefunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen ſchließen laſſen, wie denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis für die Aufhebung ihrer Vernunft in der Menſchheit anzuführen wiſſen als den, daß ſie geboren iſt. Da nun aber bei dem Grund der Schönheit oder der äſthetiſchen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Wechſelbeſtimmung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor ſich geht, ſo iſt einer dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Aufhebung beider des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin der Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen.

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Uebergang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gethan iſt, daß die letztere mit der erſtern vollkommen zuſammen beſtehen kann, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen braucht. Iſt er nur ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frei, wie bald kann der Schönheit lehrt, und iſt Freiheit einmal Inſtinkt und Ueberſinnlichkeit, wie die Begriff nothwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr ſchwer ſeyn, wie er dazu gelangt, ſich von den Schranken ſeiner Perſonen zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſelbe ſchon in der Sinnlichkeit gedachten iſt. Es kann nur Einen Weg noch mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Verſtande nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer idealen, wie er von dieſem Lebenszuſtande zu Selbſtbeſtimmungsſtehen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die ästhetiſche Stimmung des Gemüthes, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erſt die Gunſtbezeugung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht auf derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Perſon des phyſiſchen Standes erhöhen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche Fülle von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſinnliche Sinnlichkeit ſeine Bedürfniß ſtillt, und wo die geiſtige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich trogladotiſch in Höhlen birgt,

Mufs auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan iſt, iſt gethan, und bleibts.

MACBETH.

Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet,
Sie wird zuheilen, und dieſelbe ſeyn
Aufs neue, unſer machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe ſoll der Dinge feſte Form
Sich löſen, ehe mögen beyde Welten
Zuſammenbrechen, eh' wir unſer Brot
Mit Zittern eſſen, und uns fernerhin
In ängſtlich bangen Schreckensträumen wälzen.
Weit beſſer wär es, bey den Todten ſeyn,
Die wir zur Ruh geſchickt, uns Platz zu machen,
Als fort und fort in ruheloſer Qual
Auf dieſer Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Dunkan iſt in ſeinem Grabe,
Sanft ſchläft er auf des Lebens Fieberangſt,
Verrätherbosheit hat ihr äuſserſtes
An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von auſſen, nicht Verrätherey
Von innen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Lady.

Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Klärt eure finstern Blicke auf, seyd heiter
Und hell heut Abend unter euren Gästen.

Macbeth.

Das will ich, liebes Weib! und sey du's auch,
Und spare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heischts die Zeit, dass wir uns unsers Ranges
Entäusern, zu unwürdiger Liebkosung
Herunterfleigen, unser Angesicht
Zur schönen Larve unsrer Herzen machen.

Lady.

Lasst das!

Macbeth.

O angefüllt mit Scorpionen
Ist meine Seele! Theures Weib! Du weisst,
Noch lebet Banquo und sein Sohn!

Lady.

Doch keinem gab
Natur das Vorrecht der Unsterblichkeit.

Macbeth.

Das ist mein Trost, dass sie zerstörbar sind!
Drum gutes Muths! Eh noch die Fledermaus

Den ungeſellgen Flug beginnt, eh auf
Den Ruf der bleichen Hekate der Käfer
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit ſeinem ſchläfrigen Geſumſs einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen ſeyn.

LADY.

Was ſoll geſchehn?

MACBETH.

Sey lieber ſchuldlos durch Unwiſſenheit,
Mein trautes Weib, bis du der fertgen That
Zujauchzen kannſt. — Steig nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge ſchlieſse zu!
Mit deiner unſichtbaren blutgen Hand
Durchſtreiche, reifs in Stücken dieſen groſsen
Schuldbrief, der auf mir laſtend mich ſo bleicht!
— Schon ſinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem Dohlenwimmelnden Gehölze zu,
Ein nicken alle freudigen Geſchöpfe
Des Tags, indeſs die ſchwarzen Hausgenoſſen
Der trau'rgen Nacht auf ihren Raub ausgehen.
Du ſtaunſt ob meiner Rede! Doch ſey ruhig!
Was blutig anfing, mit Verrath und Mord,

Das ſetzt ſich nur durch blutge Thaten fort!
Damit laſs dir genügen! Folge mir!
(*Sie gehen ab.*)

Sechster Auftritt.

(*Unter Bäumen.*)

Drey Mörder (*treten auf.*)

Erster (*zum Dritten.*)
Wer aber hieſs dich zu uns ſtoſsen?

Dritter.
Macbeth.

Erster (*zum Zweyten.*)
Wie? Sind wir beide ihm nicht Manns genug,
Daſs er, beſorgt, uns den Gehilfen ſendet?
Was meint ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweyter.
Wir könnens dreiſt. Die Zeichen treffen zu,
Es iſt der Mann, von dem der König ſprach.

Erster.
So ſteh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tagesſchein.
Der Wandrer, der ſich auf dem Weg verſpätet,

Strengt ſeiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert ſich.

ZWEYTER.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

BANQUO (*hinter der Scene.*)

Licht! He da!

ERSTER.

Das iſt er! Denn die andern, die beym Gaſtmahl
Erwartet wurden, ſind ſchon alle da.

ZWEYTER.

Die Pferde machen einen Umweg.

ERSTER.

Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, ſo wie jedermann, den Weg zum Schloſs
Durch dieſs Gehölz zu Fuſs zurück zu legen,
Weil es hier näher iſt und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. *BANQUO und FLEANCE* (*mit einer Fackel.*)

ZWEYTER MÖRDER.

Ein Licht! Ein Licht!

Dritter.

Er iſt es.

Erster Mörder.

Macht euch fertig!

Banquo. (*vorwärts kommend.*)

Es wird heut Nacht gewittern.

Zweyter Mörder.

Es ſchlägt ein.

(*Sie fallen über ihn her.*)

Banquo (*indem er ſich wehrt.*)

Verrätherey! Flieh! Flieh mein Sohn! Flieh! Flieh!
Du kannſt mein Rächer ſeyn! — O Böſewicht!

(*Er ſinkt tödlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg, erſter Mörder tritt darauf, und löſcht ſie aus, jener entflieht.*)

Dritter Mörder.

Wer löſcht das Licht? —

Erster Mörder.

War es nicht wohl gethan?

Zweyter Mörder.

Es liegt nur einer,
Der Sohn entſprang.

Zweyter Mörder.

Verdammt! Wir haben
Die beſte Hälfte unſers Werks verloren.

Dritter Mörder.

Gut! Laſst uns gehn und melden, was gethan iſt!

(*Sie gehen ab.*)

Achter Auftritt.

(*Feſtlicher Saal, erleuchtet. Eine mit Speiſen beſetzte Tafel im Hintergrunde.*)

Macbeth. Lady Macbeth. Rosse. Lenox. Angus und noch sechs andere Lords.

Macbeth.

Ihr kennet euern Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Erſten bis zum Unterſten willkommen.

Rosse. Angus. Lenox.

Wir danken Eurer Majeſtät.

Macbeth.

Wir ſelber wollen uns bald hier bald dort
In die Geſellſchaft miſchen, und das Amt
Des aufwartſamen Hauswirths übernehmen,
Denn unſre Wirthin, ſeh ich, iſt zu lüſtig

In ihrer Pflicht. Wir wollen ſie erſuchen,
Geſchäftiger zu ſeyn um ihre Gäſte.

(*Alle ſetzen ſich, auſser Macbeth.*)

LADY.

Thut das, mein König, und erinnert mich,
Wofern ich was in meiner Pflicht verſäumte.
Mein Herz zum wenigſten bewillkommt alle.

(*Der erſte Mörder kommt an die Thüre.*)

MACBETH.

Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!
Gut! Beyde Seiten, ſeh ich, ſind beſetzt,
So will ich dort mich in die Mitte ſetzen.
Nun überlaſst euch ganz der Fröhlichkeit,
Bald ſoll der Becher um die Tafel kreiſen.

(*Zu dem Mörder an der Thür.*)

Auf deinem Kleid iſt Blut.

ERSTER MÖRDER.

So iſt es Banquos.

MACBETH.

Liegt er am Boden?

MACBETH.

Herr! Die Kehl' iſt ihm
Zerſchnitten! Dieſen Dienſt erwies ich ihm.

Macbeth.

Du bist der erste aller Kehlabschneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer seinem Sohn
Denselben Dienst gethan! Bist du der auch,
So suchst du deines gleichen.

Erster Mörder.

Gnädger Herr!
Fleance ist entwischt!

Macbeth.

So kommt mein Fieber
Zurück! Sonst war ich ganz gesund, vollkommen
Genesen, fest wie Marmor, wie ein Fels
Gegründet, wie das freie Element,
Das uns umgiebt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden,
Und meinen alten Schreckniſſen aufs neu
Zum Raub dahin gegeben. — Aber Banquo ist
Doch sicher?

Erster Mörder.

Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinste
Schon eine Todeswunde. —

MACBETH.

Dank für das!

Dort liegt ſie alſo, die erwachſ'ne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einſt
Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wirs noch einmal hören!

(*Mörder geht ab.*)

LADY.

Mein König! Ihr verkürzet eure Gäſte.
Das reichſte Mahl iſt freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuſpruch und Geſchäftigkeit
Den Gäſten zeigt, daſs ſie willkommen ſind.
Satt eſſen kann ſich jeglicher zu Hauſe,
Geſelliges Vergnügen, munteres
Geſpräch muſs einem Feſtmahl Würze geben.

(*Banquos Geiſt ſteigt empor, und ſetzt ſich zwiſchen Roſſe und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tiſches leer gelaſſen iſt.*

MACBETH.

Willkommene Erinnerung —

(*Zu den Lords.*)

Nun! Wohl
Bekomm es meinen vielgeliebten Gäſten!

ewig einzeln iſt, und die Menſchheit nie außer ſich findet, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen Heerzügen zieht, ewig nur Zahl iſt, und die Menſchheit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſich mit ſich ſelbſt, und, ſobald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre ideale Fruchtbe entfalten. Da, wo ein ſolcher Vater die Ernte ſeiner ſinnigen Verbindung erblickt, und den ägyptiſchen Greis eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der todten Maſſe ſchon in der leblo ſen Sabſtanz geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die widerſtehen Naturen verdrückt — dort in den ſchönen Verhältniſſen und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo auch dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung entſteht, und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entfliehet, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß vermählen, welches die Idee der Gottheit und die Bedingung der Menſchheit iſt.

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ſich der dem Alten der Eintritt in die Menſchheit verkündigt? So weit wir aus der Geſchichte verfolgen, es iſt dasſelbe bei allen Völkerſtämmen, welche der Sclaverei des übrigen Standes entſprungen ſind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die bloße Exiſtenz aus der bloßen Berührung heben heißt eine gewiſſe Affinität miteinander, daß beide nur das Reelle ſuchen, und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objects in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerückt, und nur durch Fortſetzung ſeiner Begriffe auf Thatſachen der Erfahrung wird der Verſtand zur Realität gebracht; die ideale Welt, die Dämmerlicht kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. Inſofern alſo das Verhältniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels ſind, iſt die Geringſchätzigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein unzweifelhaftes Zeichen zur Freiheit. Stark Erſte zeugt ſo von einer äußern Freiheit; denn ſo lange die Noth gebietet und das Bedürfniß drängt, iſt die Einbildungskraft mit ſtrengen Feſſeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniß geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, wenn es uns eine Kraft ſeinen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, und Energie genug beſitzt, die aufdringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt die Ehre der Dinge; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Eigenthum, das ſich am Scheine weidet, worauf ſich ſelben nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern an dem, was es thut.

Es verhält ſich mit dem Triebe, das hier nur von dem äſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheiden, nicht von dem ſophiſtiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man ſolglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas Beſſeres hält. Nur der erſte iſt Spiel, da der letzte blos Betrug iſt. Den Schein der erſten Art ſie etwas gelten laſſen, kann der Mann ſein niemals Ernſt ſeyn, weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Jenſeits begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Cultur für Realität und ſich ganz in ſeinen ſolchen Unbedeutſamkeit zu treiben, und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie blos Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; dieß begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der übergeſchickten Aeſthetik erkannt. Von den nothwendigen Grenzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Gelegenheit nehmen.

Die Natur ſtrebt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporreißt, indem ſie ihn mit zwei Sinnen ausrüſtet, die ihn blos durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. Zu dem Auge und dem Ohr iſt die aufdringende Materie ſchon hinweggeräumt von den Sinnen, und das Object entfernt ſich von uns, daß wir in den thieriſchen Sinnen unmittelbar verſehren. Weil wir durch das Auge ſehen, iſt von dem verſchieden, was wir empfinden; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Gegenſtand des Lichts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und des Ohrs iſt eine Form, die wir ergreifen. So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt er blos mit den Sinnen das Geſtalte, bemerkt die Sinne des Scheins in dieſer Periode blos in ihm. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen, oder er beſchränkt ſich doch nicht mit Bewußtſein. Erſcheint er anfangs mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ein einem ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon äſthetiſch frei und der Spielraum hat ſich entfaltet.

Gleich, ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der im Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als ein wohl Seibſtſtändiges behandelt. Sobald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden, ſo iſt er auch im Stande, ſie von ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, und der iſt hier nicht zu handeln brauche. Die frühe oben wie früh ſich der äſthetiſche Kunſttrieb entwickeln ſoll, das wird blos von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Menſch ſpielt iſt, ſich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daſeyn von der Natur als einer fremden Macht, aber Schein oder unterſcheidlich von dem Menſchen als vorſtellendem Subjecte ſich herſchreibt, ſo bekennt er ſich blos ſeinem angeborenen Eigenthumstriebe, wenn er den Schein von dem Weſen zurückſtimmt, und mit beſonderem auch eigenen Gefallen ſchätzet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennt, zuſammenfaſſen, ſobald er es nur irgend zuſammenbinden kann, und trennen, was die Natur verknüpfet, ſobald er es nur in ſeinem Verſtande abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig ſeyn, als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Mannung in Acht nimmt, welche ſein Geſetz von dem Daſeyn der Dinge oder dem Naturgeſetze ſchützt.

Dieſes menſchliche Herrſcherrecht übt er auch in der Kunſt des Scheins, und je ſtrenger er hier das Mein und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger er die Gebiet von dem Weſen trennt, und je mehr Selbſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiß, deſto mehr erhebt er nicht blos das Reich der Schönheit erweitern, ſondern ſelbſt die Grenzen der Wahrheit

ROSSE.

Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

MACBETH.

Hier wären alle unſre Edlen nun,
Die Zierden unſers Königreichs beyſammen,
Wenn unſers Banquo ſchätzbare Perſon
Zugegen wäre. — Möcht ich ihn doch lieber
Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

ROSSE.

Sein Nichterſcheinen, Sire, ſchimpft ſein Verſprechen.
Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit ſeiner hohen Gegenwart zu zieren?

MACBETH

(*mit Entſetzen, indem er den Geiſt erblickt.*)

Die Tafel iſt voll!

LENOX

(*ganz gleichgültig auf den Geiſt deutend.*)

Hier, Sire, iſt noch ein aufbehaltner Platz!

MACBETH.

Wo?

ROSSE (*ſo wie Lenox.*)

Hier, mein König! — Was ſetzt eure Hoheit
So in Bewegung?

MACBETH (*ſchauervoll.*)

Wer von euch hat das

Gethan?

ROSSE *und* LENOX.

Was denn, mein königlicher Herr?

MACBETH (*zum Geiſte.*)

Du kannſt nicht ſagen, *ich* wars! Schüttle

Die blutgen Locken nicht ſo gegen mich!

ROSSE.

Steht auf, ihr Herrn, dem König iſt nicht wohl.

LADY.

Bleibt ſitzen, meine Lords. Der König iſt

Oft ſo, und iſts von Jugend auf geweſen,

Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.

Der Anſtoſs währt nur einen Augenblick,

In zwey Minuten iſt er wieder beſſer.

Wenn ihr ſo ſcharf ihn anſeht, bringt ihr ihn

Nur auf, und macht ſein Übel länger dauren,

Eſst fort, und gebt nicht acht auf ihn!

(*heimlich zu Macbeth.*)

Seyd ihr ein Mann, Sir?

MACBETH (*immer ſtarr auf das Geſpenſt ſehend.*)

Ja, und ein beherzter

Dazu, der Muth hat, etwas anzuſchauen,
Wovor der Teufel ſelbſt erblaſſen würde!

LADY.

O ſchön! Vortrefflich! Das ſind wieder
Die Mahlereyen deiner Furcht! Das iſt
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du ſagteſt, dich zu Dunkan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieſes Schaudern, dieſs Entſetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts, paſste gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin
Erzählt, wofür Groſsmutter Bürge wird.
O ſchäme dich! Was zerrſt du für Geſichter?
Am Ende ſiehſt du doch nicht weniger
Noch mehr als einen Stuhl.

MACBETH.

Ich bitte dich!
Schau dorthin! Dorthin ſchaue! Nun! Was ſagſt du?
(*Zum Geiſt.*)
Wie? Was ſieht's mich an? Wenn du nicken kannſt,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, ſo ſoll
Der Bauch der Geier unſer Grabmahl werden.
(*Der Geiſt verſchwindet.*)

LADY.

Iſts möglich, Sir! So ganz unmännlich thörigt?

MACBETH.

So wahr ich vor euch ſteh! Er wars. Ich ſah ihn.

LADY.

O ſchämet euch!

MACBETH.

Es iſt von jeher Blut
Vergoſſen worden, ſchon in alten Zeiten,
Eh menſchliche Geſetze noch die friedliche
Gemeinheit ſäuberten. — Ja, auch hernach
Geſchahen Morde gnug, zu gräſslich ſchon
Dem Ohre. Sonſt, wenn einem das Gehirn
Heraus war, ſtarb der Mann, und ſo wars aus.
Jetzt ſteigen ſie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab,
Und treiben uns von unſern Stühlen. — Das
Iſt noch weit ſeltſamer als ſolch ein Mord.

LADY.

Sire! Eure Gäſte warten —

MACBETH.

Ich vergaſs mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde,

Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet, wer mich kennt, gewöhnt ſich dran.
Kommt! Kommt! Auf eure Freundſchaft und Geſundheit!
Hernach will ich mich ſetzen! Gebt mir Wein!
Voll eingeſchenkt! Ich trinke auf das Wohlſeyn
Der ganzen gegenwärtigen Verſammlung
Und unſers theuern Freundes Banquo auch,
Den wir vermiſſen. — Wär er doch zugegen!
Auf ſein und euer aller Wohlergehn!

(*Der Geiſt ſteht wieder da.*)

Rosse. Lenox. Angus.

Wir danken unterthänigſt.

Macbeth

(*Den Geiſt erblickend, und heftig auffahrend.*)

Hinweg aus meinem Angeſicht! Laſs dich
Die Gruft verbergen. Dein Gebein iſt marklos!
Dein Blut iſt kalt, du haſt nicht Kraft zu ſehn
In dieſem Aug', mit dem du mich anſtarreſt!

Lady.

Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.

Es iſt nichts weiter! Glaubt mir! Schade nur
Daſs es die Freude dieſes Abends ſtört!

MACBETH.

Was einer wagt, das wag ich auch — Komm du
In der Geſtalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des Lyb'ſchen Tigers, des geharniſchten
Rhinozeros, in welcher andern Schreckens-
Geſtalt du immer willſt, nur nicht in dieſer,
Und meine feſten Nerven ſollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf,
Und fodre mich aufs Schwerdt in eine Wüſte.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann ſchilt
Mich eine weib'ſche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Weſenloſes Schreckbild!

(*Der Geiſt verſchwindet.*)

Ja — Nun — Sobald du fort biſt, bin ich wieder
Ein Mann

(*Zu den Gäſten, welche aufſtehen wollen.*)

Ich bitt euch, Freunde! Bleibet ſitzen!

LADY.

Ihr habt durch dieſen fieberhaften Anſtoſs
Den Schrecken unter eure edeln Gäſte
Gebracht, und alle Fröhlichkeit verbannt.

MACBETH.

Ich bitte dich! Kann man denn ſolche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor ſich weg
Ziehn laſſen, ohne auſser ſich zu ſeyn?
Du machſt mich irr an meinem eignen Selbſt,
Seh ich, daſs du dergleichen Furchterſcheinungen
Anſchaun, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannſt behalten, wenn
Die meinen das Entſetzen bleicht.

ROSSE.

Was für
Erſcheinungen, mein König?

LADY.

Redet nicht,
Ich bitt' euch! Es wird ſchlimmer ſtets und ſchlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut Nacht auf einmal allen! Wartet nicht
Erſt auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

ROSSE. ANGUS. LENOX.

Wir wünſchen unſerm König gute Nacht,
Und beſſere Geſundheit!

LADY.

Allerſeits gut Nacht!

(*Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet.*)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Lady Macbeth.

Macbeth.

Es fodert Blut! Blut, ſagt man, fodert Blut!
Man hat Erfahrungen, daſs Steine ſich
Gerührt, deſs Bäume ſelbſt geredet haben!
Wahrſager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben ſchon durch Krähen
Und Dohlen die geheimſte Mörderthat
Ans Licht gebracht — Wie weit iſts in der Nacht?

Lady (*iſt indeſs zurückgekommen*)

So weit, daſs Nacht und Morgen ſchon im Streit
Begriffen, wer die Herrſchaft führen ſoll.

Macbeth.

Und Macduff, ſagſt du, weigert ſich zu kommen?

Lady.

Haſt du ihn laden laſſen?

Macbeth.

Nein, ich hört' es
Nur vor der Hand, doch will ich nach ihm ſenden.
Es iſt nicht einer unter dieſen Thans,
In deſſen Hauſ' ich meinen Horcher nicht

Befolde! — Morgen mit dem früheſten
Such ich die Zauberſchweſtern auf. Sie müſſen
Mir mehr entdecken, denn ich muſs nun ſchon
Das Argſte wiſſen auf dem ärgſten Weg.
Ich bin ſo tief in Blut hineingeſtiegen,
Daſs die Gefahr dieſelbe iſt, ich mag
Zurücke ſchreiten, oder vorwärts gehn.
— Seltſame Dinge wälzt mein Geiſt bey ſich
Herum, die einen raſchen Arm erfodern,
Und *That* ſeyn müſſen, eh ſie *Worte* ſind.

LADY.

Euch mangelt die Erquickung aller Weſen,
Der Schlaf.

MACBETH.

Ja, komm! Wir wollen auch nun ſchlafen.
Mein Fehler iſt nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet,
Wir ſind in Thaten dieſer Art noch Kinder.

(*Sie gehen ab.*)

Vierter Aufzug.

(*Ein freyer Platz.*)

Erſter Auftritt.

Rosse und Lenox.

Rosse.

Ich führe das nur an, euch auf die Spur
Zu bringen. Setzts euch ſelber nun zuſammen!
Der gnadenreiche Dunkan ward von Macbeth
Betrauert! Freylich wohl! Er war ja todt.
Und der getreue biedre Banquo reiſ'te
Zu ſpät des Nachts. Wer Luſt hat, kann auch ſagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man ſollte eben in ſo ſpäter Nacht nicht reiſen.
Wer dachte je, daſs dieſer Donalbain
Und Malcolm ſolche Ungeheuer wären,
Den zärtlichſten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie ſchmerzte ſie nicht
Den frommen Macbeth! Würgt' er nicht ſogleich

bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesentlosen Reich der Einbildungskraft, und nur so lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon aufzudringen, und so lange er im Praktischen darauf Verzicht thut. Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise und seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit begweckt. Denn beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er existenzlose Dichterwelt überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Dasevn zu bestimmen sich anmaßt, aber indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur so weit er aufrichtig ist sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich losgagt, und nur so weit er selbstständig ist allen Beifall der Realität entbehrt, ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung benöthigt ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn so weit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird auch sterblich eben so gut und noch ein wenig besser eine schöne Blume genannt gefallen; aber in so weit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als freisinnlicher Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl; diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Bild gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der sittlichen Kultur, in dem Lebendigen sogleich nur den reinen Schein zu entdecken, als das Leben an dem Schein zu entdecken.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Dreiheitsart schließen – da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Gegenstand, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die befreiende Stimme des einzig Furchtbaren seyn, und ein Thierreich wird über alle Purpurfleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Dummheit und die Verderbtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder über Realität durch den Schein oder den sittlichen Schein durch Realität mißhandeln" – Beides ist gern verbunden – die wissen gegen ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage: „In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?" ist also die Antwort so kurz als bündig diese: in so weit es ästhetischer Schein ist. d. h. Schein, der weder Realität vertreten will noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit leicht zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Um ein Freundlich im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und, wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Erkünsteln im schönen Umgang wird, wo möglich zu sehen, die Aufrichtigkeit zu Hülfe rufen, und schmerzlich, um gefällig zu seyn. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er bewirken nur durch die Wahrheit Befriedigung geben: dem zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Fehlern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese Klage über Zeitverhältnisse über Anklage haben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht sind den sichern Dingen auch den unsichtigsten Schein verargen; und so gar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Sabinder machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie ertennen nicht eben die verdienstvollste Eigenschaft an, welche die Wahrheit verdingt, welche die Alleinherrin zu verleihen sich anmaßt; sie erkennen sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Tyrannei unsichtbar macht, der Armseligkeit zuhelft; auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit verdeckt. Die Falschheit der Sitten beweist am Ende ihr strenges Wahrheitsgesetz (sie; nur Schade, daß sie zu vieler Falschheit auch ihren die Höflichkeit rechnen. Es müßte ihnen, daß sonst ere Mißvergnügen so oft das wahre Verdienst verkannt hält, aber es verdrießt sie nicht weniger, daß sie auch Schein vom Verdienste fordert, und den ins neuen Gebäude die gefällige Form nicht erlüst. Sie vermissen das Herzliche, Neuntsche und Gehaltene der vorigen Zeiten, aber sie ahnden auch das Steife und Derbe der ersten Sitten, das Sonderbare der alten Formen, und den ehemaligen gottlichen Ueberfluß wieder eingeschränkt sehen. Sie bemerken nicht, daß derselbe Geist, der sich selbst eine Natur, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur in so fern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht alle der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst einer sichern Leitung vertrauen dürfte. Nicht daß wir einen Werth auf den sichersten Schein legen, wer thun doch noch lange nicht genug), sondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung abschieden, und dadurch beider Grenzen auf eine gerechtfertigt haben, das ist es, was uns ein eigentlicher Mangel der Freiheit zum Vorwurf machen kann. Solchen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen – als wir der Einbildungskraft noch keine so ganz absolute Gesetzgebung zugestehen, und durch die Richtung, die wir ihren Werken ertheilen, sie auf ihre Würde hinweisen.

In heilger Wuth die beyden Thäter, die
Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War das nicht brav von ihm! Gewifs, und weife
Nicht minder! denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Buben es
Geläugnet! Alfo wie gefagt! Sehr klug! —
Und feyd gewifs, follt' er der Söhne Dunkans
Je habhaft werden — Welches Gott verhüte!
Sie follten lernen, was es auf fich hat,
Den Vater morden! Und das follt' auch Fleance!
— Doch ftill! Um ein'ger freyen Worte willen,
Und weil er von dem Gaftmahl des Tyrannen
Ausblieb, lud Macduff feinen Zorn auf fich.
Könnt ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

LENOX.

Malcolm, Dunkans Älteftер,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduards,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergeffend.
Dahin ift nun auch Macduff abgegangen,
Englands grofsmüthgen König anzuflehn,

Dafs er den tapfern Seiward uns zum Beiſtand
Herſende, der mit Gottes mächtgem Schutz
Die Tyrannei zerſtöre, unſern Nächten Schlaf
Und unſern Tiſchen Speiſe wieder gebe,
Den mörderiſchen Dolch von unſern Feſten
Entferne, uns aufs neue um den Thron
Des angeſtammten Königes verſammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach ſehnen wir
Uns jetzt umſonſt. — Die Nachricht von dem allen
Hat den Tyrannen ſo in Wuth geſetzt,
Dafs er zum Kriege ſchleunig Anſtalt macht.

ROSSE.

So ſchickte er nach Macduff?

LENOX.

Ja. Und mit einem runden kurzen: *Sir*
Ich komme nicht! ward der Geſandte ab-
Gefertigt, der mit einem finſtern Blick
Den Rücken wendete, als wollt' er ſagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen laſſen,
Da ihr mit ſolcher Antwort mich entlieſst.

ROSSE.

Es ſey ihm eine Warnung, ſich ſoweit

Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Wohlthätger Cherub fliege vor ihm her
Nach England, und entfalte ſein Geſuch
Noch eh er kommt, damit ein ſchneller Arm
Zu Rettung dieſes Landes ſich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.

LENOX.

Wo geht ihr hin?

ROSSE.

Ich will nach Fife, ſein Weib
Zu tröſten, und vermag ichs, ſie zu ſchützen.
Lebt wohl!

(*Gehen ab.*)

Zweyter Auftritt.

(*Eine groſse und finſtre Höhle. Ein Keſſel ſteht in der Mitte über dem Feuer.*)

HEKATE. DIE DREY HEXEN.

ERSTE HEXE.

Was iſt dir, hohe Meiſterin?

ZWEYTE und DRITTE.

Was zürnet unſre Königin?

HEKATE.

Und soll ichs nicht, da ihr vermessen
Und schamlos eurer Pflicht vergessen,
Und eigenmächtig, ungefragt,
Mit Macbeth solches Spiel gewagt,
Mit Räthseln ihn und Zauberworten
Verfucht zu greuelvollen Morden?
Und mich die Göttin eurer Kraft
Die einzig alles Unheil schafft,
Mich rieft ihr nicht euch beyzustehn
Und eurer Kunst Triumph zu sehn?
Und überdiefs, was ihr gethan,
Geschah für einen schlechten Mann,
Der eitel, stolz, wies viele giebt,
Nur seinen Ruhm, nicht euren liebt!

Machts wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unsichtbar um euch seyn
Und selber meine Macht euch leihn.
Denn eh es noch beginnt zu tagen,
Erscheint er, das Geschick zu fragen.
Drum schnell ans Werk mit rüstgen Händen,
Ich will euch meine Geister senden,

Und ſolche Truggebilde weben
Und täuſchende Orakel geben,
Daſs Macbeth, von dem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden ſoll!
Dem Schickſal ſoll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, ſinnlos alles wagen,
Nach ſeinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wiſst ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange!

(*Sie verſinkt hinter dem Keſſel.*)

Dritter Auftritt.

(*Die drey Hexen um den Keſſel tanzend.*)

Erste Hexe.

Um den Keſſel ſchlingt den Reihn,
Werft die Eingeweid' hinein.
Kröte du, die Nacht und Tag
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift ſog ein,
In den Topf zuerſt hinein.

Alle Drey.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erste Hexe.

Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf unserm Heerd.
Froschzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidexpfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh,
Sied und koch wie Höllenbrüh.

Alle.

Rüttig, rüttig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

Erste Hexe.

Thut auch Drachenschuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräßgen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz zur finstern Stund
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall.
Eibenzweige, abgerissen
Bey des Mondes Finsternissen.
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein

In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben,
Miſcht und rührt es, daſs der Brey
Tüchtig, dick und ſchleimigt ſey.
Werft auch, dann wirds fertig ſeyn,
Ein Gekröſs vom Tiger drein.

ALLE.

Rüſtig, rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

ERSTE HEXE.

Kühlts mit eines Säuglings Blut,
Dann iſt der Zauber feſt und gut!

ZWEYTE HEXE.

Geiſter, ſchwarz, weiſs, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt.
Rührt um, rührt um, rührt um
Was ihr rühren könnt!
(*Es erſcheinen zwerghafte Geiſter, welche in dem Keſſel rühren.*)

DRITTE HEXE.

Juckend ſagt mein Daumen mir:
Etwas Böſes naht ſich hier!

Nur herein!
Wen mag ſeyn!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drey Hexen. (*Nachher verſchiedene Erſcheinungen.*)

Macbeth.

Nun, ihr geheimnifsvollen ſchwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

Die drey Hexen (*zugleich.*)

Ein namenloſes Werk.

Macbeth.

Bey eurer dunkeln Kunſt beſchwör ich euch,
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Müſstet ihr die Winde
Entfeſſeln, und mit Kirchen kämpfen laſſen,
Müſst' auch das ſchäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schiffahrt
Verſchlingen, müſste finſtrer Hagelregen
Die Ernte niederſchlagen, feſte Schlöſſer
Einſtürzen überm Haupte ihrer Hüter,
Paläſte, Pyramiden ihren Gipfel
Erſchüttert beugen bis zu ihrem Grunde!

Ja, müſste gleich der Weltbau drüber brechen.
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

Erste Hexe.

Sprich!

Zweyte Hexe.

Frage!

Dritte Hexe.

Dir ſoll Antwort werden.

Erste Hexe.

Sprich! Willſt du ſie aus unſerm Munde lieber,
Willſt du von unſern Meiſtern ſie vernehmen?

Macbeth.

Ruft ſie! Ich will ſie ſehn!

Die drey Hexen.

Groſs oder klein,
Erſcheint! Erſcheint!
Und zeige dich
Und deine Pflicht beſcheidentlich.

(*Donner. Ein bewaffnetes Haupt erhebt ſich hinter dem Heſſel.*)

Macbeth.

Sag mir, du unbekannte Macht —

Erste Hexe.

Was du denkſt, entgeht ihm nicht,
Höre ſchweigend, was er ſpricht!

Haupt.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegriſch Haupt,
Zittre vor dem Than zu Fife,
Laſst mich! Mehr iſt nicht erlaubt.

Macbeth.

Wer du auch ſeyſt, hab Dank für dieſe Warnung,
Du zeigeſt meiner ungewiſſen Furcht
Das Ziel! Nur noch ein Wort:

Erste Hexe.

Er läſst ſich nicht befehlen!
Hier iſt ein andrer, mächtiger als jener!
(*Donner. Erſcheinung von einem blutigen Kinde.*)

Kind.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth.

Hätt' ich drey Ohren, du erfüllteſt ſie.

Kind.

Sey keck und kühn, und dürſte Blut,
Verlache deiner Feinde Wuth,

Sieben und zwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die jeglichen Mißbrauch unmöglich machte. Denn selbstständigen Schein nachzuahmen erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch übrig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anfangen will. Wie übel würde es sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit zu ersparen! Wen den Schein, so wie er hier genommen wird, nehmen wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu verlegen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu verfechten sein. In das Materielle gefesselt, übt der Mensch diesen langen Zeit blos seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst und Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. In dem Letztern bewährt er seine reinsten Vermögen in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideale sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine schöne Umbildung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Wo wir sie dagegen finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur Verschönerung seines Daseins macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach bisweilen verschlechtern sollte, Gewalt an Lebewesen nur anfängt, dem Ernst die Gestalt vorzugeben, und an den Scherz (den er aber bisher erkennen mag), Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fordert, verlangt er Ueberfluß; Anfangs zwar blos einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verderben, um den Genuß seinen jetzigen Augenblick Beobachtung hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Immerleb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er blos für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung hierüber oftmals gewitzigt, so übertreibt er gleich den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu übersehen: er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände wirkt, die seine Begierde befriedigen, hat er seinen Genuß nicht blos dem Umfang nach, dem Grad nach erhöhet, sondern auch der Art nach verändert.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Nothdurft gegeben, auch in das dumpfe thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen sein Hunger sagt, und sein Muskeltrieb zum Kampf herausfordert, so reizt sich die mähnige Bestie selbst zu einem Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt sie die bebende Wüste, und in grausamem Muthwillen genießt sich die doppelte Kraft. Mit freiem Leben schwelgt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Chore des Sangvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber noch Freiheit von dem Bedürfniß überhaupt, dieß von einem andern stimmen, von einem äußern Bedürfniß. Das Insekt arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn überschüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stempelt. Selbst in der mannigfaltigen Natur zeigt sich ein solcher Tanzen der Kräfte und eine Lockspeise der Befriedigung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und frißt weit mehr Nahrung auf, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und unangenossen dem Elemente zurückgibt, das darf das Terrain in seiner steten Bewegung verschlingen. So sieht und vor Natur sehen in ihrem materiellen Reich ein Beispiel des Untergehens, und wir dürfen schon zum Theil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder von dem physischen Ernst nimmt sie durch den Zwang des Verstandes oder das geistige Spiel den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Zeit jedes Zwecks erhebt, schwebt sie doch über der Unabhängigkeit wenigstens von Zeit schon in der freien Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die Organischen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, blos ihrer Eigenmacht und Zellstlosigkeit sich freut. Insofern sich doch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern in ihnen ganz zum Reiz derselben andmacht, gehören sie, sogleich sie dem Menschen allein zukommen sollen, blos zu seinem animalischen Leben, und derselben blos seine Befreiung von jedem äußern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen. *) Von diesem Spiel der freien Imagination, welches noch ganz materieller Art

*) Die vorliegen Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf dem Gefühle der bloßen Sinnlichkeit, oder entbehren doch einen größten Reiz von derselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gern sich gerade die schönsten Genien diesen Naturbestrebungen zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von diesen Gesetzen wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und erst die Unabhängigkeit in ihren produktiven Gesetzen macht eigenen Gesetzen handeln kann. Auch sie sind bei einem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen sehr gemacht haben. Freilich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer gesetzmäßigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und nur ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich natürlich auch mit mehreren Leichtigkeit entwickeln, da sie Etwas für nicht entgegenwirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

Denn keiner, den ein Weib gebahr,
Bringt Macbeth je Gefahr.

(*Steigt hinunter.*)

MACBETH.

So lebe Macduff, immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln, und ein Pfand
Vom Schickſal nehmen — Du ſollſt ſterben, Macduff,
Daſs ich die Furcht zur Lügnerin kann machen,
Und ſorglos ſchlafen in des Sturmes Rachen.

(*Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.*)

Was iſts, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um ſeine Kinderſtirn
Den goldnen Reif der Herrſcherwürde tragend!

DIE DREY HEXEN.

Höre, aber rede nicht!
Schweigend merke, was er ſpricht.

GEKRÖNTES KIND.

Sey ein Löwe, keinen ſcheue,
Wer auch murre, wer dir dräue!
Wer ſich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schloſſe Dunſinan!

(*Steigt hinunter.*)

MACBETH.

Dahin kommts niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten preſſen, daſs ſie ihre tief
Verſchlungnen Wurzeln aus der Erd' entfeſſeln,
Und, die Bewegungsloſen, wandelnd nahn?
Glückſeelige Orakelſprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebſt du nicht, bis ſich
Der Birnamwald erhebt von ſeiner Stelle,
Macbeth wird leben bis ans Ziel der Zeit,
Und keinem andern ſeinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.
Und dennoch pocht mein Herz, nur eines noch
Zu wiſſen. Sagt mir, wenn ſich eure Kunſt
So weit erſtreckt — Wird Banquos Saame je
In dieſem Reich regieren?

DIE DREY HEXEN.

Forſche nichts mehr!

MACBETH.

Ich will befriedigt ſeyn. Verſagt mir das,
Und ſeyd verflucht auf ewig! Laſs michs wiſſen.
Was ſinkt der Keſſel! Welch Getöſs iſt das?

(*Hoboen.*)

Erste Hexe.

Erſcheint!

Zweyte Hexe.

Erſcheint!

Dritte Hexe.

Erſcheint!

Alle drey.

Erſcheint, und macht ſein Herz nicht froh,
Wie Schatten kommt, und ſchwindet ſo.

(*Acht Könige erſcheinen nach einander, und gehen mit langſamem Schritt an Macbeth vorbey. Banquo iſt der letzte, und hat einen Spiegel in der Hand.*)

Macbeth.

(*indem die Erſcheinungen an ihm vorübergehen.*)
Du gleichſt zu ſehr dem Geiſt des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Krou' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! — *Deine* Miene,
Du zweyte goldumzogne Stirne, gleicht
Der erſten — Fort! Ein dritter völlig, wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeiget ihr mir das!
Ein Vierter — O erſtarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngſten Tag?

Noch einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinſehn — Aber ſieh!
Da kommt der achte noch mit einem Spiegel,
Worinn er mir noch viele andre zeigt!
Was ſeh ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln ſich, die Scepter werden dreifach!
Abſcheuliches Geſicht! Ja nun iſts wahr!
Ich ſeh es, denn der blutge Banquo grinzt
Mich an, und zeigt auf ſie, wie auf die Seinen,
— Was? Iſt es nicht ſo?

Erste Hexe.

Alles iſt ſo, doch warum
Steht der König ſtarr und ſtumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schweſtern, ſchlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unſern ſchönſten Feſten
Gebt ihm einen Tanz zum Beſten!
Luft, du ſollſt bezaubert klingen,
Wenn wir unſre Kreiſe ſchlingen!
Daſs der groſse König ſoll geſtehen,
Ehre ſey ihm hier geſchehen.

(*Sie machen einen Tanz, und verſchwinden.*)

Macbeth.

Wo ſind ſie? Weg! Verflucht auf ewig ſeho

Die Unglückskunde im Kalender — Komm
Herein, du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenox.

Lenox.

Was befiehlt mein König?

Macbeth.

Sahſt du die Zauberſchweſtern?

Lenox.

Nein, mein König.

Macbeth.

Sie kamen nicht bey dir vorbey?

Lenox.

Nein, wirklich nicht.

Macbeth.

Verpeſtet ſey die Luft, auf der ſie reiten!
Verdammt ſey, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbey?

Lenox.

Zwey, oder drey, die euch die Nachricht bringen,
Daſs Macduff ſich nach Engelland geflüchtet.

Macbeth.

Nach Engelland geflüchtet?

Lenox.

Ja, mein König!

Macbeth.

O Zeit, du greifſt in meinen furchtbarn Plan!
Der flüchtge Vorſatz iſt nicht einzuholen,
Es gehe denn die raſche That gleich mit.
Von nun an ſey der Erſtling meines Herzens
Auch gleich der Erſtling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, ſeys
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloſs,
Erobre Fife im Sturme — Mutter, Kinder, alle
Verlorne Seelen ſeines Unglücksſtamms
Erwürgt mein Schwerdt, das iſt kein eitles Prahlen!
Eh der Entſchluſs noch kalt iſt, ſeys gethan!
Doch keine Geiſter mehr!
Wo ſind die Männer? Führe mich zu ihnen.

(*Gehen ab.*)

Sechster Auftritt.

(*Die Scene iſt in einem Garten.*)

Malcolm und Macduff.

Malcolm.

Komm! Laſs uns irgend einen öden Schatten
Aufſuchen, unſern Kummer auszuweinen.

Macduff.

Laſs uns vielmehr das Todesſchwerdt feſt halten,
Und über unſerm hingeſtürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend ſtehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlaſsne Witwen, heulen neue Waiſen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend wiedertönt, und bange Stimmen
Des Schmerzens von ſich giebt, als ob er ſelbſt
Mit Schottland litte.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiſs, das will ich glauben,
Und was ich ändern kann, das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag ſich ſo verhalten, wie du ſprichſt.

— Dieſs Ungeheuer, deſſen bloſser Nahme
Die Zungen lähmt, hieſs einſt ein Biedermann,
Du liebteſt ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch könnteſt du
Durch mich dir ein Verdienſt um ihn erwerben,
Und weiſslich giebt man ein unſchuldig Lamm
Dem Meſſer hin, um einen zürnenden
Gott zu verſöhnen.

MACDUFF.

Ich bin kein Verräther,

MALCOLM.

Doch Macbeth iſts — Und das Gebot des Herrſchers
Kann auch den beſten in Verſuchung führen!
Vergieb mir, Macduff, meinen Zweifelſinn.
Du bleibſt derſelbe, der du biſt! Mein Denken
Macht dich zu keinem andern! Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendſten auch fielen.
Wenn alle böſen Dinge die Geſtalt
Des Guten borgten, dennoch muſs das Gute
Stets dieſe nehmliche Geſtalt behalten.

MACDUFF.

Ich habe meine Hoffnungen verlohren.

MALCOLM.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hätteſt deine Gattin, deine Kinder,
Die heilig theuern Pfänder der Natur,
So ſchnell im Stich gelaſſen ohne Abſchied?
Vergieb mir! Meine Vorſicht ſoll dich nicht
Beleidigen, nur ſicher ſtellen ſoll
Sie mich — Du bleibſt ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

MACDUFF.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kecke Tyranney, begründe feſt
Und feſter deinen angemaaſsten Thron,
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erſchüttern!
Du Prinz, gehab dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in ſeinen Klauen hält,
Und um den reichen Oſt dazu, möcht ich
Der Schändliche nicht ſeyn, für welchen du
Mich anſiehſt.

MALCOLM.

Zürne nicht. Mein Zweifel iſt
Nicht eben Miſstraun. Unſer Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch

Es weint, es blutet, jeder neue Tag,
Ich will es glauben, ſchlägt ihm neue Wunden.
Auch zweiff' ich nicht, es würden Hände gnug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich!
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele tauſend an! — Jedoch, geſetzt,
Ich träte ſiegend auf des Wüthrichs Haupt,
Ich trügs auf meinem Schwerdt — das arme Schottland
Wird dann nur deſto ſchlimmer ſich befinden.
Und unter *dem*, der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

MACDUFF.

Wer wäre das?

MALCOLM.

Mich ſelber mein' ich — *Mich*,
Dem aller Laſter mannichfache Keime
So eingepfropft ſind, daſs, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieſer ſchwarze Macbeth
Schneeweiſs da ſtehen, und der Wütherich
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erſcheinen wird!

ist, und auf welchen Wegen diesem Ziel vorgearbeitet werden muß, damit der Vernunftstaat in den Wirklichkeitsstaat eingehen kann, damit die Form, welche als Gesetz in dem Geiste lebt, auch die Materie sich unterwerfe, damit Wahrheit Leben werde, das ist eine Aufgabe, welche die Kräfte der ganzen Menschheit in Anspruch nehmen muß, und welche nur durch die Lösung aller übrigen gelöst werden kann. Wer also diese Abhandlung, welche sich mit einem Teile dieser Aufgabe beschäftigt, mit dem Maßstabe der Vollkommenheit mißt, der wird sie nur allzu unvollkommen finden. Wer sie aber mit dem Maßstabe der Schwierigkeit mißt, der wird sie vielleicht zu gelehrt finden, und zu sehr mit Dingen angefüllt, die nicht zu dem Gegenstande gehören. Ich habe mich bemüht, die Wahrheit, welche ich gefunden zu haben glaube, so viel ich es vermochte, mit Freiheit und Leben darzustellen, und ich habe sie mit Freiheit und Leben darstellen müssen, weil ich sie nicht anders darstellen kann. Ich habe mich bemüht, einen strengen Gedankengang mit einer lebendigen Phantasie zu verbinden, und beide, wenn es möglich wäre, durch ein gemeinschaftliches Interesse zu vereinigen. Ich habe mich bemüht, die Wahrheit zu verfolgen, wohin sie sich vor mir flüchtete, und ich habe mich bemüht, sie zu vernichten, wo sie mich umgab. Ich weiß es selbst am besten, daß mir nichts weniger gelungen ist, als was mir am meisten am Herzen lag, und was mir vorschwebte

MACDUFF.

Aus allen Höllenſchlünden ſteigt
Kein teufliſcherer Teufel auf als Macbeth.

MALCOLM.

Er iſt blutgierig, grauſam, ich geſteh's,
Wollüſtig, geizig, falſch, veränderlich,
Betrügeriſch, ihn ſchändet jedes Laſter,
Das einen Nahmen hat! — Doch *meine* Wolluſt
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unſchuld, nicht der klöſterliche Schleier,
Nichts heiliges iſt meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überſpringt.
Nein, beſſer Macbeth herrſchet, denn ein ſolcher!

MACDUFF.

Unmäſsigkeit iſt wohl auch Tyranney,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht,
Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört, — Ein weites Feld eröffnet
Die höchſte Würde deiner Lüſternheit.
Du kannſt erhabne Herrſcherpflichten üben,
Ein Gott ſeyn vor der Welt, wenn dein Pallaſt
Um deine Menſchlichkeiten weiſs.

MALCOLM.

Und dann
Keimt unter meiner andern Laſter Zahl
Auch ſolch ein Geiz und eine Habſucht auf,
Daſs, wär ich unumſchränkter Herr, ich würgte
Um ihrer Länder willen, meine Edeln,
Den tödtete ſein Haus, und den ſein Gold,
Und kein Beſitzthum machte je mich ſatt.
Mein Reichthum ſelbſt wär eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu ſtacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das ihre ſträflich zuzueignen.

MACDUFF.

Dieſs Laſter gräbt ſich tiefer ein, und ſchlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Luſt, die ſchnell ſich wieder kühlt.
Geiz war das Schwerdt, daſs unſre Könige
Erſchlagen, dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland iſt reich genug für deine wildeſten
Begierden! Das iſt alles zu ertragen,
Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

MALCOLM.

Doch die beſitz ich nicht.

Von allen jenen königlichen Trieben
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltſamkeit,
Geduld und Demuth, Güte, Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Groſsmuth iſt kein Funke
In mir — Dagegen überflieſst mein Herz
Von allen Laſtern, die zuſammen ſtreiten.
Ja, ſtünds in meiner Macht, ich ſchüttete
Die ſüſse Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden bannt' ich aus der Welt.

MACDUFF.

O Schottland! Schottland!

MALCOLM.

Iſt ein ſolcher fähig
Zu herrſchen? Sprich! Ich bin ſo, wie ich ſagte.

MACDUFF.

Zu herrſchen? Nein, nicht würdig, daſs er lebe.
— O armes Vaterland, mit blutgem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirſt
Du deine heitern Tage wieder ſehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich ſelbſt das Urtheil der Verwerfung ſpricht,
Und läſtert ſeines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beſte, heiligſte

Der Könige — Und ſie, die dich gebahr,
Weit öfter auf den Knieen, als im Glanz,
Sie ſtarb an jedem Tage, den ſie lebte.
Gehab dich wohl, Prinz! Eben dieſe Laſter,
Die du dir beylegſt, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz! Hier endet deine Hoffnung!

MALCOLM.

Macduff! Dieſs edle Ungeſtüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöſcht
Aus meiner Seele, und verſöhnt mein Herz
Mit deiner Ehr und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieſer teufeliſche Macbeth
Auf ſolchem Wege Netze mir geſtellt,
Und nur beſcheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.
Doch, Gott ſey Zeuge zwiſchen mir und dir!
Von nun an geb ich mich in deine Hand,
Und widerrufe, was ich fälſchlich ſprach.
Abſchwör' ich die Beſchuldigungen alle,
Die ich verſtellter Weiſe auf mich ſelbſt
Gehäuft, mein Herz weiſs nichts von jenen Laſtern.
Rein hab' ich meine Unſchuld mir bewahrt,
Nie maſst' ich fremdes Gut mir an, ja kaum

Liefs ich des eignen Gutes mir gelüſten.
Nie ſchwur ich falſch, nicht theurer iſt das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erſte Lüge
War, was ich jetzo gegen mich geſprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, iſt dein
Und meinem armen Land! — Noch eh du kamſt,
Iſt ſchon der alte Seiward, wohlgerüſtet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen.
Wir folgen ihm ſogleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit ſich heften!
— Warum ſo ſtille!

MACDUFF.

So willkommenes
Und ſchmerzliches läſst ſich nicht leicht vereinen.

MALCOLM.

Gut! Nachher mehr davon! Sieh wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

VORIGE. ROSSE.

MACDUFF.

Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

MALCOLM.

Willkommen, werther Vetter!

MACDUFF.

Jetzt erkenn' ich ihn,
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

ROSSE.

Amen, Sir!

MACDUFF.

Steht es um Schottland noch wie vor?

ROSSE.

Ach armes Land!
Es ſchaudert vor ſich ſelbſt zurück. Nicht unſer
Geburtsland, unſer Grab nur kann mans nennen,
Wo niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geſchrey die Luft
Zerreiſst, und ohne daſs man darauf achtet,
Wo niemand bey der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: wem gilt es? Wo das Leben
Rechtſchaffner Leute ſchneller hin iſt, als
Der Strauſs auf ihren Hüten, wo man ſtirbt,
Eh man erkrankt —

MACDUFF.

O ſchreckliche Beſchreibung,
Und doch nur allzuwahr!

MALCOLM.

Was iſt denn jetzt
Die neueſte Beſchwerde?

ROSSE.

Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, ſagt was Altes,
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

MACDUFF.

Wie ſteht es um mein Weib?

ROSSE.

Wie? O ganz wohl!

MACDUFF.

Und meine Kinder —

ROSSE.

Auch wohl.

MACDUFF.

Der Tyrann
Hat ihre Ruh nicht angefochten?

ROSSE.

Nein!
In Ruhe waren alle, da ich gieng.

MACDUFF.

Seyd nicht ſo wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Rosse.

Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich schwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verschiedne brave Leute seien kürzlich
Ermordet — Was mir desto glaublicher
Erschien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken sah. Nun ists die höchste Zeit!
Schon euer bloser Anblick würde Krieger
Erschaffen, Weiber selbst zum Fechten treiben,
So müd ist Schottland seiner langen Noth.

Malcolm.

Lass es sein Trost seyn, dass wir schleunig nahn.
Grosmüthig leiht uns England zehentausend
Streitfertge Männer, die der tapfre Seiward
Anführt, der bravste Held der Christenheit.

Rosse.

Dass ich dies Trosteswort mit einem gleichen
Erwiedern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu sagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo sie kein Ohr empfinge.

Macduff.

Wen treffen sie? Das Ganze? Oder ists
Ein eigner Schmerz für eine einzge Brust?

Rosse.

Es iſt kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für *dich* gehört.

Macduff.

Wenn es für mich iſt, ſo enthalte mirs
Nicht länger vor, geſchwinde laſs michs haben.

Rosse.

Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn ſie dir jetzt den allerbängſten Schall
Angiebt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff.

Ha!
Ich ahnd' es.

Rosse.

Deine Burg iſt überfallen,
Dein Weib und Kinder grauſam hingemordet.
Die Art zu melden, wies geſchah, das hieſse
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

Malcolm.

Barmherzger Gott! — Wie Mann? Drük deinen Hut
Nicht ſo ins Aug'. Gieb deinen Schmerzen Worte.

Harm, der nicht ſpricht, erſtickt das volle Herz,
Und macht es brechen.

Macduff.

Meine Kinder auch?

Rosse.

Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff.

Und ich muſs fern ſeyn! — Auch mein Weib getödtet?

Rosse.

Ich ſagt es.

Malcolm.

Faſſe dich! Aus unſrer blutgen Rache
Laſs uns für dieſen Todesſchmerz Arzney
Bereiten.

Macduff.

Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O hölliſcher Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einzgen Tigersgriff!

Malcolm.

Kämpf deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft geselligе Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle andre Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir blos als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht dazu machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir blos als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht sehen, nur aus ihnen, ausschließen können. Das absolut Gute können wir nur unter Bedingungen geltend machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Sinnennatur, so lang es ihrem Zauber erliegt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhebt; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; so stellt auf diesen äußersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungeselligе Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Reg der Neugierde zum Ziele der Geister anbewerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Willkühr muß ihre verwerfende Form annehmen, die nur der Widerspruch verächtlich macht, und die wilde Natur durch ein ehrerei Zutrauen ehren. Auf den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offnen Himmel des Gemeinsinns herauf, und verwandelt das Eigenthum der Gelehrten in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderspiel vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen.

Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Bienenwerk von Freiheit. Bezähmt durch ihn, entschwingt sich auch die leichende Lebenslust dem Staub, und die Fesseln der Leibesgemeinschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von den Letzteren wie von den Erstgebornen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das niederste Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die dienende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig bringt, muß sie hier um ihre Beistimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wirklichen noch realisiert sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der sanfte Ton in der Nähe des Thrones am seltensten und vollkommensten wird, so müßte man auch hier die gütige Schätzung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.

Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existiert er in jeder feingebildeten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit einer Einfalt und ruhigen Unschuld geht, und weder übrig hat, fremde Freiheit zu kränken, noch die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. *)

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es wohl nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns blos erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äußert, um bestimmen zu können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks sind lediglich genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen vorschädlich und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sey es nun um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von uns

*) Anmerkung des Herausgebers. In der Form vom Jahr 1793 erschien dieser Aufsatz zuerst.

MACDUFF.

Ich will's, wenn ich als Mann ihn erst gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, dafs das lebte,
Was mir das theuerste auf Erden war!
Und konntest du das ansehn, Gott! und kein
Erbarmen haben — Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden sie erschlagen!
Nichtswürdiger, für *deine* Missethat
Nicht für die ihre büfsten ihre Seelen!
Geb ihnen Gott nun seines Himmels Frieden!

MALCOLM.

Lafs das den Wetzstein deines Schwerdtes seyn,
Lafs deinen Kummer sich in Wuth verwandeln.
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es.

MACDUFF.

Oh!
Ich könnte weinen, wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber schneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufschub ab!
Stirn' gegen Stirn' bring' diesen Teufel Schottlands
Und mich zusammen — Nur auf Schwerdtes-Länge
Bring ihn mir nahe, und entkömmt er, dann
Magst du ihm auch vergeben!

MALCOLM.

Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles iſt
Bereit, wir brauchen Abſchied blos zu nehmen.
Macbeth iſt reif zum Schneiden, und die Mächte
Dortoben ſetzen ſchon die Sichel an.
Kommt, ſtärket euch zum Marſch und zum Gefechte,
Die Nacht iſt lang, die niemals tagen kann.

(*Sie gehen ab.*)

Fünfter Aufzug.

(*Ein Zimmer. Es iſt Nacht.*)

Erſter Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. Gleich darauf Lady Macbeth.

Arzt.

Zwo Nächte hab' ich nun mit euch durchwacht,
Und nichts entdeckt, was eure ſeltſame Erzählung
Beſtätigte. Wann war es, daſs die Lady
Zum letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau.

Seitdem der König
Zu Feld gezogen, hab' ich ſie geſehn,
Daſs ſie von ihrem Bette ſich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufſchloſs, Papier heraus nahm, darauf ſchrieb,
Es las, zuſammenlegte, ſiegelte,

Dann wiederum zu Bett ging — und das alles
Im tiefſten Schlafe.

Arzt.

Eine groſse Störung
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genieſsen, und Geſchäfte
Des Wachens thun! Doch auſser dem Herumgehn,
Und was ſie ſonſt noch vornahm, habt ihr ſie
In dieſem Zuſtand etwas reden hören?

Kammerfrau.

Nichts, was ich weiter ſagen möchte, Sir!

Arzt.

Mir dürft ihr's ſagen, und ich muſs es wiſſen.

Kammerfrau.

Nicht euch, noch irgend einem lebenden
Geſchöpf werd' ich entdecken, was ich weiſs,
Da niemand iſt, der mir zum Zeugen diente!
— Seht! Seht! Da kommt ſie! So pflegt ſie zu gehn,
Und in dem tiefſten Schlaf, ſo wahr ich lebe!
Gebt acht auf ſie, doch machet kein Geräuſch!
(*Lady Macbeth kommt mit einem Lichte.*)

Arzt.

Wie kam ſie aber zu dem Licht?

KAMMERFRAU.

Es ſtand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttiſch. Das iſt ihr Befehl.

ARZT.

Ihr ſeht, ſie hat die Augen völlig offen.

KAMMERFRAU.

Ja! Aber die Empfindung iſt verſchloſſen!

ARZT.

Was macht ſie jetzt? Seht, wie ſie ſich die Hände reibt!

KAMMERFRAU.

Das bin ich ſchon von ihr gewohnt, daſs ſie
So thut, als ob ſie die Hände wüſche.
Ich hab' ſie wohl zu ganzen Viertelſtunden
An einem fort nichts anders thun ſehn.

LADY.

Hier iſt doch noch ein Flecken.

ARZT.

Still! Sie redt!
Ich will mir alles merken, was ſie ſagt,
Damit ich nichts vergeſſe.

LADY.

Weg, du verdammter Flecken! Weg ſag ich!
Eins! Zwey! — Nun ſo iſts hohe Zeit! — Die
Hölle iſt
Sehr dunkel — Pfuy doch! Ein Soldat, und feige!
Laſs es auch ruchtbar werden! Iſt doch niemand
So mächtig, uns zur Rechenſchaft zu ziehen!
Wer dacht es aber, daſs der alte Mann
Noch ſo viel Blut in Adern hätte!

ARZT.

Hört ihr?

LADY.

Der Than von Fife hatt' eine Frau — Wo iſt
Sie nun? Was? Wollen dieſe Hände nimmer
Rein werden? — Nichts mehr, mein Gemahl! —
O nicht doch! Nicht doch! Ihr verderbet alles
Mit dieſem ſtarren Hinſehn!

ARZT.

Gehet! Geht!
Ihr wiſst etwas, das ihr nicht wiſſen ſolltet.

KAMMERFRAU.

Sie ſprach etwas, das ſie nicht ſprechen ſollte,

Das iſt kein Zweifel! Weiſs der Himmel, was
Sie wiſſen mag!

LADY.

Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Verſüſsen dieſe kleine Hand nicht mehr.
Oh! Oh!

ARZT.

Hört! Hört! Was für ein Seufzer war das!
O ſie hat etwas ſchweres auf dem Herzen!

KAMMERFRAU.

Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Buſen tragen.

ARZT.

Wohl! Wohl!

KAMMERFRAU.

Das gebe Gott, daſs es ſo ſey!

ARZT.

Ich kann mich nicht in dieſe Krankheit finden,
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt, und als gute Chriſten doch
Auf ihrem Bette ſtarben.

LADY.

Waſcht die Hände!
Den Schlafrock über! Sehet nicht ſo bleich aus.
Ich ſags euch, Banquo liegt im Grab, er kann
Aus ſeinem Grab nicht wieder kommen.

ARZT.

Wirklich?

LADY.

Zu Bett! Zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! Kommt! Kommt! Gebt mir
eure Hand.
Geſchehne Dinge ſind nicht mehr zu ändern.
Zu Bett! Zu Bette!

(*Sie geht ab.*)

ARZT.

Geht ſie nun zu Bette?

KAMMERFRAU.

Gerades Wegs.

ARZT.

Man raunt ſich grauenvolles
In die Ohren, unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche

Gewiſſensangſt, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kiſſen ihre Schuld — Ihr iſt
Der Geiſtliche nothwend'ger, als der Arzt.
Gott, Gott vergieb uns allen! — Sehet zu,
Nehmt alles weg, womit ſie ſich ein Leides
Thun könnte! Laſst ſie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir iſt ganz ſchauerlich zu Muth.
Ich *denke*, aber wage nicht zu reden.

(*Sie gehen ab.*)

Zweyter Auftritt.

(*Offne Gegend. Proſpect, ein Wald.*)

Angus. Lenox. Lords und Soldaten im Hintergrund.

Angus.

Das Heer der Engelländer iſt im Anzug,
Von Malcolm, unſerm Prinzen, angeführt,
Von Seiward, ſeinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt ſie an,
Denn ſolche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf ſie gehäuft, entflammten
Selbſt abgeſtorbne Büſende zur Wuth,
Und ſtachelten ſie auf zu blutgen Thaten.

LENOX.

Dort iſt das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch dieſen Wald, da können wir am beſten
Zu ihrem Heere ſtoſsen — Weiſs jemand
Ob Donalbain bey ihnen iſt?

ANGUS.

Es iſt gewiſs,
Daſs er bey dieſem Heer ſich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniſs aller Edlen,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Iſt unter ihnen, nebſt noch vielen andern
Unbärtgen Knaben, die noch keine Schlacht
Geſehn, und ihres Muthes Erſtlinge
In dieſem heilgen Krieg beweiſen wollen.

LENOX.

Sie finden keinen würdigeren Kampf,
Und keine beſsre Sache. Laſst uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehn, und an das Heer,
Bey dem der Sieg iſt, muthvoll uns zu ſchlieſsen.
Dort wo das Recht, iſt unſer Vaterland.

ANGUS.

Auf, gegen Birnam!

(*Man hört Trommeln in der Ferne.*)

serer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und mit Erkenntnissen zu handeln. In beiden gerathet eine Irrigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne aufzuschließen, weil bei allen Erkenntnissen vom Empfinden, und bei allen moralischen Wesen von der Begierde abgehalten werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, weil keine bewußte Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, in so fern derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Subjekt bloß empfinden und nicht erkennen, so werden wir dabei auf kein Verhältniß desselben zu andern Objekten, so deutlich wie die Vorstellung desselben mag auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustandes, davon die Empfindung des Ausdrucks ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und seine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar, keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange aufgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber uns, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äußere Eleganz eines Menschen zur Beurtheilung seines innern Werthes. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Eßlust gereizt, und hier durch das Empfindende im Aeußern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt gewendet und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsere Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinwegge räumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Schritte vom Irrthum schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist andern Einschränkungen unterworfen, und kann völlig verderblich seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bei Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es gibt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Prinzipien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der ersteren geradezu widerstehen.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags gesucht und endlich da seyn. Dieß kann aber nichts Anders heißen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit denselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand an einander schließen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun strebet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammennimmt. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer noch Anschauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Die Kunst ferner in ihren Zusammensetzungen Freiheit und erkennt dabei kein anderes Gesetz als den Zufall der Namen und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff ist, aus ihr innerlich verbindet, hinwegsetzen. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er worher trennte, d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, und es ist bloß der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Diese Zusammenordnung wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungsreihen einsetzte (oder in diese Kette von Abstraktionen einmischte), und in die strenge Nothwendigkeit der Schlußverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt. *) Es ist daher unmöglich nöthig, daß da, wo es um strenge Konsequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und der Bestreben nach möglichster Einstimmigkeit in den Vorstellungen und möglichster Freiheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes

*) Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich bedienen der Beispiele und Erläuterungen und sehr spärsam verlieren. Weil vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, entweder in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall sich Umstände finden, die in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch begrenzt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Bestimmungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

LENOX

Hört ihr jene Trommmeln?
Die brittſchen Völker nahen. Laſst ſie uns
Mit unſern Trommeln kriegeriſch begrüſsen!
(*Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derſelben.*)

Dritter Auftritt.

VORIGE. MALCOLM. SEIWARD Vater und Sohn. MACDUFF. ROSSE. SOLDATEN, mit Fahnen, die im Hintergrund halten.

MALCOLM.

Ich hoffe, Vettern, nah iſt nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frey ſeyn werden.

ROSSE.

Wir zweifeln nicht daran.

SEIWARD.

Sieh! Wer ſind dieſe,
Die ſich gewaffnet gegen uns bewegen?

MALCOLM.

Steht!

MACDUFF.

Haltet an!

Rosse.

Wer seyd ihr?

Lenox.

Freunde Schottlands,

Und Feinde des Tyrannen.

Rosse.

Jetzt, mein Feldherr,

Erkenn ich sie. Es ist der edle Than

Von Lenox und von Angus.

Malcolm.

Seyd willkommen!

Was bringt ihr, ehrenvolle Thans?

Lenox.

Uns selbst,

Ein treues Herz und Schwerdt für unsern König!

Angus.

Wir kommen, unsre Treu und Dienstespflicht

Dahin zu tragen, wo sie hingehört,

Und suchen Schottland unter Englands Fahnen,

Malcolm.

Glückselige Vorbedeutung! Frohes Pfand

Des Siegs — Lasst euch umarmen, edle Freunde!

Ja, unſre Waffen werden glücklich ſeyn,
Da ſich die beſten Herzen zu uns wenden.

SEIWARD.

Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,
Er liegt voll Zuverſicht in ſeiner Burg,
Und will dort die Belagerung erwarten?

ANGUS.

Er hat ſich in das Bergſchloſs Dunſinan
Geworfen, das er ſtark beveſtiget.
Er ſoll von Sinnen ſeyn, ſagt man. Sein Anhang
Nennts eine kriegriſche Begeiſterung.
Wohl mag er ſeiner ſelbſt nicht Meiſter bleiben,
In dieſem Kampf der Wuth, und der Verzweiflung.

LENOX.

Nun ſchieſst die Blutſaat, die er ausgeſät,
Zur fürchterlichen Aernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der ſeinen eignen Treubruch ihm vergilt,
Die wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an ſeine Fahnen,
Wo nur ein Weg zur ſichern Flucht ſich zeigt,
Verläſst ihn Groſs und Klein.

Rosse.

Jetzt fühlt er, dafs der angemafste Purpur
Der Majeſtät ſo ſchlotterig und loſe
Um ihn herum hängt, wie des Rieſen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn ſtahl.

Macduff.

Laſst unſern Tadel, ſo gerecht er iſt,
Bis nach dem Ausſchlag des Gefechtes ſchweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwerdt!

Seiward.

Wie heifst der Wald hier vor uns?

Rosse.

Birnamswald.

Seiward.

Laſst jeden Mann ſich einen Aſt abhauen,
Und vor ſich her ihn tragen. Wir beſchatten
Dadurch die Anzahl unſres Heers, und machen
Die Kundſchaft des Tyrannen an uns irre.

Alle.

Es ſoll geſchehen!

(*Sie zerſtreuen ſich nach dem Hintergrund, um die Zweige abzubrechen.*)

Vierter Auftritt.

(*Zimmer.*)

Macbeth. Der Arzt. Bedienter.

Macbeth.

Verkündiget mir nichts mehr. Laſst ſie alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung ſetzt auf Dunſinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht!
Was iſt der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib gebohren? Geiſter, die
Die ganze Folge irdiſcher Geſchicke
Durchſchauen, ſprachen dieſes Wort:
Sey furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gebahr, hat über dich Gewalt! — So flieht!
Flieht hin, ihr eidvergeſsnen Thans, ſchlieſst euch
An dieſe brittſchen Zärtlinge! Der Geiſt,
Der mich beherrſcht, dieſs Herz, das in mir ſchlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.

(*Zu einem Bedienten, der hereintritt.*)

Daſs dich der Teufel bräune, Milchgeſicht!
Wie kommſt du zu dem Gänſemäſsgen Anſehn?

Bedienter (*erſchrocken, athemlos.*)

Zehntauſend. —

Macbeth.

Gänſe, Schuft?

Bedienter.

Soldaten, Herr!

Macbeth.

Reib dein Geſicht, und ſtreiche deine Furcht
Erſt roth an, du milchlebrigter Geſelle!
Was für Soldaten, Geck! Verdamm dich Gott!
Dein weibiſch Anſehn ſteckt mir noch die andern
Mit Feigheit an — Was für Soldaten, Memme?

Bedienter.

Die engliſche Armee, wenn ihrs erlaubt.

Macbeth.

Schaff dein Geſicht mir aus den Augen — Seiton!
— Ich kriege Herzweh, wenn ichs ſehe — Seiton!
Das muſs entſcheiden! Dieſer Stoſs verſichert
Mein Glück auf immer, oder ſtürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald ins Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter ſchmücken ſollte,
Gehorſam, Liebe, Ehre, Freundestreu,
An alles das iſt nun gar nicht zu denken!
Statt deſſen ſind mein Erbtheil Haſs und Flüche,
Nicht laut, doch deſto inn'ger, Heuchelworte,

Ein leerer Munddienſt, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seiton!

Fünfter Auftritt.

MACBETH. *ARZT.* SEITON.

SEITON.

Was iſt zu eurem gnädigſten Befehl?

MACBETH.

Giebts ſonſt was neues?

SEITON.

Herr, es hat ſich alles,
Beſtätigt, was erzählt ward.

MACBAETH.

Ich will fechten,
Bis mir das Fleiſch von allen Knochen ab-
Gehackt iſt — Meine Rüſtung!

SEITON.

Herr, es eilt nicht.

MACBETH.

Ich will ſie anziehn. Schickt mehr Reiter aus,
Durchſtreift das ganze Land, und an den Galgen,

Wer von Gefahr ſpricht — Gieb mir meine Rüſtung!
— Wie ſtehts um unſre liebe Kranke, Doctor?

Arzt.

Krank nicht ſowohl, mein König, als beängſtigt
Von Phantaſien, die ihr die Ruhe rauben.

Macbeth.

So heile ſie davon. Kannſt du ein krankes
Gemüth von ſeinem Grame nicht befrein,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewuſtſeyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht ſonſt mit irgend einem ſüſsen Mohn
Den Krampf auflöſen, der das Herz erſtickt?

Arzt.

Herr, darinn muſs die Kranke ſelbſt ſich rathen.

Macbeth.

So fluch ich deiner Kunſt, mir frommt ſie nicht.
(*Zu dem Diener.*)
Kommt! Meine Rüſtung! Gebt mir meinen Stab!
(*Indem er ſich waffnet.*)
— Du, Seiton, ſchicke — Doctor! Mich verlaſſen

Die Thans — Komm! Komm! Mach hurtig — Guter Doctor,
Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Ausspähn, sein scharfes Blut versüfsen, ihm
Das vor'ge Wohlseyn könntest wieder geben,
Dann wollt' ich deiner Thaten Herold seyn,
Und Echo selbst mit deinem Lob ermüden.
— Was für Rhabarber, Senna, oder andre
Purganzen möchten wohl diefs brittsche Heer
Abführen? Sprich! Vernahmst du nichts davon?

Arzt.

Ja, mein Gebieter. Eure kriegrischen
Anstalten machen, dafs wir davon hören.

Macbeth.

Lafst sie heran ziehn — Mich erschreckt kein Feind,
Bis Birnams Wald vor Dunsinan erscheint.

Arzt (*für sich.*)

Wär ich nur erst mit ganzer Haut davon,
Zurücke brächte mich kein Fürstenlohn!

Macbeth.

Diefs feste Schlofs trotzt der Belagerung!
Lafst sie da liegen, bis der Hunger sie,

Die Peſt ſie aufgerieben. Stünden ihnen
Nicht die Verräther bey, die uns verlieſsen,
Wir hätten ſie, Bart gegen Bart, empfangen,
Und heimgepeitſcht —

(*Hinter der Scene wird gerufen.*)

Was für ein Lärm iſt das?

SEITON.

Es ſind die Weiber, welche ſchrein, mein König.

(*Eilt hinaus mit dem Arzt.*)

MACBETH.

Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.
Sonſt gab es eine Zeit, wo mir der Schrey
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bey jedem Schreckniſs in die Höhe ſtarrte,
Als wäre Leben drinn — Jetzt iſt es anders.
Ich hab' zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern,
Und voll geſättigt bin ich von Entſetzen.

(*Seiton kömmt zurück.*)

Was giebts? Was iſt geſchehn?

unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß sogen der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Nachgiebigkeit alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuhalten, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Umherschweifen als durch Gesetzmäßigkeit im Fortschritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu setzen. Freilich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mitwirkung einer wissenschaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verfährt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Sodalität, die, unabhängig von allem Inhalt, sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Gang nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volkslehrer oder Volksschriftsteller keine Benennung, unter der ich Jeden befasse, der nicht ausschließend an den Gelehrten sich wendet) zu seinem vorvertretenen Publikum spricht, und seine Ehre nicht wie der andere darinsetzt, strahlen sie

Sechster Auftritt.

Macbeth. Seiton.

Seiton.

Die Königin

Iſt todt!

Macbeth (*nach einem langen Stillſchweigen.*)

Wär ſie ein andermal geſtorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen,
Zu ſolcher Botſchaft!

(*Nachdem er gedankenvoll auf und abgegangen.*)

Morgen, Morgen,
Und wieder Morgen kriecht in ſeinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchſtaben, der uns zugemeſsnen Zeit,
Und alle unſre Geſtern haben Narren
Zum modervollen Grabe hingeleuchtet!
— Aus, aus du kleine Kerze! Was iſt Leben?
Ein Schatte, der vorüber ſtreicht! Ein armer Gaukler,
Der ſeine Stunde lang ſich auf der Bühne
Zerquält und tobt, dann hört man ihn nicht mehr.
Ein Mährchen iſt es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortſchwall, und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

MACBETH.

Du kommſt
Die Zunge zu gebrauchen, faſs dich kurz.

BOTE.

Herr! Ich — ich ſollte ſagen, was ich ſah,
Und weiſs nicht, wie ichs ſagen ſoll.

MACBETH.

Gut! Sag es!

BOTE.

Als ich auf meinem Poſten ſtand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da dauchte mir,
Als ob der Wald anfing, ſich zu bewegen.

MACBETH.

(*faſst ihn wüthend an.*)
Du Lügner und verdammter Böſewicht!

BOTE.

Herr, laſst mich euren ganzen Grimm erfahren,
Wenns nicht ſo iſt. Auf Meilenweite könnt ihr ihn

Selbſt kommen ſehen. Wie ich ſage, Herr!
Ein Wald, der wandelt.

MACBETH.

Menſch! Haſt du gelogen,
So hängſt du lebend an dem nächſten Baum,
Bis dich der Hunger ausgedorrt. Sagſt du
Die Wahrheit, nun ſo frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das gleiche thuſt — Mein Glaube
Beginnt zu wanken, mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Doppelſinn des Teufels,
Der Lügen ſagt, wie Wahrheit — *Fürchte nichts,*
Bis Birnams Wald auf Dunſinan heranrückt!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunſinan!
Die Waffen an! Die Waffen und hinaus!
Verhält ſichs wirklich alſo, wie er ſagt,
So iſt kein Bleiben hier, ſo hilft kein Flüchten.
Ich fange an der Sonne müd zu ſeyn,
Könnt ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde ſtürmet! Brich herein
Zerſtörung! Will das Schickſal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen.

(*Ab.*)

Achter Auftritt.

(*Ein freyer Platz vor der Festung, vorn Gebäude, in der Ferne Landschaft, die ganze Tiefe des Theaters wird zu dieser Scene genommen.*)

Malcolm. Seiward. Seiward Sohn. Macduff. Rosse. Angus. Lenox. Soldaten. (*Alle rücken aus der hintersten Tiefe des Theaters mit langsamen Schritten vorwärts, die Zweige vor sich her, und über dem Haupte tragend.*)

Malcolm.

(*nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt.*)

Nun sind wir nahe gnug — Werft eure grünen Schilde
Hinweg, und zeigt euch, wie ihr seyd! — Ihr führt
Das erste Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebst eurem edeln Sohn — Indessen wir
Und dieser würd'ge Held
(*Auf Macduff zeigend.*)
nach unserm Plan
Das übrige besorgen.

(*Die vordern Soldaten geben ihre Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, ſo, daſs das Theater davon leer wird.*)

SEIWARD.

Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So ſteht der Morgen die geſchlagne Schlacht.

MACDUFF.

Gebt Athem allen kriegriſchen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Tödten.
(*Kriegriſche Muſik. Schlacht im Hintergrunde.*)

Neunter Auftritt.

MACBETH. Dann DER JUNGE SEIWARD.

MACBETH.

Sie haben mich an einen Pfoſten angebunden,
Entfliehen kann ich nicht. Ich muſs mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär!
Wer iſt der, den kein Weib gebahr! Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen ſonſt.

Junger Seiward (*tritt auf.*)

Wie ist dein Nahme?

Macbeth.

Hör ihn und zittre!

Junger Seiward.

Zittern werd' ich nicht
Und gäbst du dir auch einen heissern Nahmen,
Als einer in der Höll'.

Macbeth.

Mein Nahm' ist Macbeth.

Junger Seiward.

Der Satan selbst kann keinen scheuslichern mir nennen.

Macbeth.

Und keinen furchtbarern!

Der junge Seiward.

Du lügst, verworfner
Tyrann! Mit meinem Schwerdt will ich beweisen,
Dass du das lügst!

(*Sie fechten. Der junge Seiward fällt.*)

MACBETH.

Dich hat ein Weib gebohren!
Der Schwerdter lach ich, die von Sterblichen
Geſchwungen werden, die ein Weib gebahr!
(*Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.*)

Zehnter Auftritt.

MACDUFF (tritt auf.)

Der Lärm iſt dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Fällſt du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geiſter meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwerdt nicht ziehen gegen jene Kernen,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.
Du biſt es, Macbeth — oder ungebraucht
Steck ich mein Schwerdt zurück in ſeine Scheide,
Dort muſt du ſeyn — Der groſse Lärm und Drang
Macht einen Krieger kund vom erſten Rang,
Laſs mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr.
(*Ab.*)

Eilfter Auftritt.

Seiward und Malcolm (treten auf.)

Seiward.

Hierher, mein Prinz — Das Schloſs hat ſich ergeben
Die Völker des Tyrannen weichen ſchon,
Die edeln Thane fechten tapfer, nur
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag iſt unſer!

Malcolm.

Wir haben es mit Feinden, deren Streiche
An uns vorbey gehn!

Seiward.

Folgt mir in die Feſtung.

(*Ab.*)

Zwölfter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Macduff.

Macbeth.

Warum ſoll ich den röm'ſchen Narren ſpielen,
Und in das eigne Schwerdt mich ſtürzen? Nein,
So lang ich Lebende noch um mich ſehe,
Wend ich es beſſer an!

(*indem er abgehn will, kömmt Macduff auf die Scene.*)

Macduff.

Steh, Höllenhund!

Macbeth.

Du bist der einzige von allen Menschen,
Den ich vermied — Geh! Meine Seele ist
Genug beladen schon mit deinem Blut.

Macduff.

Ich hab' nicht Worte, meine Stimme ist
In meinem Schwerdt — Du Bösewicht, blutiger,
Als Worte es beschreiben.

(*Er dringt wüthend auf ihn ein, sie fechten eine Zeitlang ohne Entscheidung.*)

Macbeth (*inne haltend.*)

Du verlierst die Müh.
So leicht vermöchtest du die geist'ge Luft
Mit deines Schwerdtes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eisen
Auf Schädel fallen, die verwundbar sind,
In meiner Brust wohnt ein bezaubert Leben,
Das keinem weichet, den ein Weib gebahr.

Macduff.

Nun so verzweifle denn an deinem Zauber,

Und lafs den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, dafs Macduff vor der Zeit
Aus seiner Mutter Leib' geschnitten ist.

MACBETH.

Die Zunge sey verflucht, die mir das sagt!
Sie hat das Beste meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht, wer diesen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterlistig
Mit Doppelsinn uns täuschen, unserm Ohr
Wort halten, unsre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

MACDUFF.

So ergieb dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauspiel
Der Zeit zu seyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein seltnes Ungeheuer abgemahlt,
Auf einer Stange tragen, und darunter schreiben:
Hier ist zu sehen der Tyrann!

MACBETH.

Ich will
Mich nicht ergeben, um vor diesem Knaben
Malcolm zu knieen, und den Staub zu küssen,
Und eures Pöbels Fluch ein Ziel zu seyn.

heit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. In dieſer Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der ſogenannte oder unweſentliche Ausdruck das Meiſte bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erfüllen, dieſer, um ſie zu, wo ſie nicht iſt, zu erregen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Freiheit ab, die der Verſtand ihr angelegt hatte, und geben ihr Veranlaſſung, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu bereichern, umzugeſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkührliche Selbſtherrſcherin betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der unweſentliche Ausdruck treibt dieſe Freiheit noch weiter, indem er Bilder zuſammenſetzet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeiniglich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommene Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freiheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller und der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zuerſt in der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung an, ſo zeigt ſich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und und alſo alle drei zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniß bei einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als wirklich als wahrſcheinlich vor. Ich daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich blos als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nur im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daß es ſich wirklich ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht ableitlich gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was iſt, aber niemals, was ſeyn muß. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweiſet uns unbezweifelten Gründen, daß es ſich nothwendig ſo verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgeht, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drei verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daß da, wo es nicht blos an dem Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu thun iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der größere oder geringere Grad des Intereſſe, den man vor aufzuopfern und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniß; der ſchöne Ausdruck leiht und bietet blos zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſammt der Wurzel, aber freilich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns blos die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. Es widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen tauſenden Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt. Ich bemerke blos, daß der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt ſich ſyſtemiſirte Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer das für zu ſorgen hat, ihn zum obligen Eigenthümer der Kenntniſſe zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber iſt unſer, als was den Verſtand übergehen wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſpeculativen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er anführt, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dieß erreicht er am ſichern ſten, wenn er ſie den Willen, die Neigung und ſelbſt die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum blos auf Bedingungen übernimmt und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüthes, die zur Aufnahme der Wahrheit erforderet wird, ſowohl bei denjenigen vorauszuſetzen, welche blos nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum eine Verbindung eingehen darf, und bei dem Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach dem Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war, und wiederkommt, braucht blos Bruchſtücke zu liefern, die mit vorher gegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, muß vorbereitet kommt und ſicherlich nie zurückkehren, muß ſein Geſchäft bei jedem Vortrag vollenden; jede ſeiner Aufführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller, ſchöner Vortrag auf dem Katheder ſeine Früchte trägt, wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jeder kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich ſeyn, aber es hieße etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker

Iſt gleich der Birnam Wald auf Dunſinan
Heran gerückt, biſt du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht gebohren, dennoch ſey
Das Aufſerſte verſucht! Hier halt' ich
Den kriegeriſchen Schild vor meinen Leib,
Fall aus, triff, und verdammt ſey, wer zuerſt
Ruft: Halt, genug!

(*Sie gehen fechtend ab.*)

Dreyzehnter Auftritt.

(*Man bläſst zum Abzug.*)

Malcolm. Seiward. Rosse. Angus. Lenox. Soldaten.

Malcolm.

Möcht' ich die edeln Freunde, die wir miſſen,
Doch wohl erhalten wiederſehn!

Seiward.

Prinz! Ein'ge müſſen ſchon das Opfer werden,
Und wie ich ſeh', iſt dieſer groſse Tag
Wohlfeil genug erkauft.

Malcolm.

Macduff und euren edelmüthgen Sohn
Vermiſst man.

Rosse.

Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger seine Schuld,
Und nicht sobald hatt' er sein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, so starb er als ein Mann.

Seiward.

So ist er todt?

Rosse.

Vom Schlachtfeld schon getragen.
Messt euren Schmerz nicht ab nach seinem Werth,
Sonst wär er gränzenlos.

Seiward.

Hat er die Wunden vorn?

Rosse.

Ja, auf der Stirn.

Seiward.

Nun denn! So sey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünschte keinem einen schönern Tod.
Sein Grablied ist gesungen.

MALCOLM.

Ihm gebührt
Ein groſser Leid, das ſoll ihm werden.

SEIWARD.

Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie ſagen, er ſchied wohl,
Und zahlte ſeine Zeche. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Troſt!

Letzter Auftritt.

VORIGE. *MACDUFF (mit der Rüſtung und Krone Macbeths.)*

MACDUFF.

Heil dir, o König, denn du biſts! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier iſt ſeine Beute.
Die Zeit iſt wieder frey, ich ſehe dich
Umgeben von den Edeln dieſes Reichs,
Sie ſprechen meinen Gruſs im Herzen nach,
Und ihre Stimmen miſchen ſich mit meiner.
Heil Schottlands König!

ALLE.

Heil dem König Schottlands!

(*Trompetenſtoſs.*)

MALCOLM.

Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit euer aller Liebe Abrechnung
Zu halten, und mit jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr seyd Grafen
Von heute an; die ersten, welche Schottland
Mit diesem Ehrennahmen grüfst — Was nun
Die erste Sorge unsers Regiments
Seyn mufs, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyrannex geflohen, die Bestrafung
Der blutgen Diener dieses todten Schlächters,
Und seiner teufelischen Königin,
Die, wie man sagt, gewaltsam blutge Hand
Gelegt hat an sich selbst, dieſs, und was sonst
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Maafs und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und somit danken wir auf einmal allen,
Und laden euch nach Scone zu unsrer Krönung.

WEIMAR,
GEDRUCKT BEY DEN GEBRÜDERN GÄDICKE.

DIE

JUNGFRAU von ORLEANS.

EINE ROMANTISCHE TRAGÖDIE

VON

SCHILLER.

Mit einem Kupfer.

BERLIN.

Bei Johann Friedrich Unger.

1802.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Personen.

Karl der Siebente, König von Frankreich.
Königin Isabeau, seine Mutter.
Agnes Sorel, seine Geliebte.
Philipp der gute, Herzog von Burgund.
Graf Dünois, Bastard von Orleans.
La Hire, Dü Chatel } Königliche Offiziere.
Erzbischoff von Rheims.
Chatillon ein burgundischer, Raoul ein lothringischer } Ritter.
Talbot, Feldherr der Engelländer.
Lionel, Fastolf } Englische Anführer.
Montgomery, ein Wallifer.
Mehrere französische, burgundische und englische Ritter.
Rathsherren von Orleans.
Ein englischer Herold.

anstrengt, zugleich dem bloßen Sehnsgriff zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Da rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigern Zwecks, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bei dieser Lektüre immer nur in seiner Zusammensetzung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die bloße Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Gemälde gut beleuchtet werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestoßen werden. Der Leser soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende soll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Bei dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bei dem Schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verfertigt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Anstand, aber wird man nun die Resultate besitzen, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe bringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich während der Lektüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er that.

Doch alle übrigens bloß von den Schönen genommener Art und von der gemeinen Art, daß Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen als actualisirt hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studirt wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so bringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand insbesondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade bedeutende, worin der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Aufhebung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bei philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriedigt werden, es sollen einzelne Resultate für ihn durchaus hervorgehen: dieß ist der Zweck, der auf seine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur der auf einlässt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als höhere psychische Einheit wirkt, und, wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter gearbeitet, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Poesie selbst nur die Prosiker suchen würde, welche dieses räsonirende Element unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn freilich erst übersetzen, wenn er ihn verstehen will, so wie der bloße nackte Verstand entblößt von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen darf, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabiren muß. Aber von der Beschränktheit und Seichtigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt, oder wer zurückbleibt. Es werden viel zurückbleiben: denn so selten es ihm ist, auch nur bedeutende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden – denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf – als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für sie schlechterdings unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weit aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Gesichte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr befriedigen ihn ihre Urtheile, das er verneint, was er findet. Der aufgeklärte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber auch eben dieser Gründe ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichsten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu ist er gleichsicherweise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Beschaffenheit richten; er geht von der Voraussetzung des Unverstandes aus; da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, blos todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Geschäfts, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bei dem Studirenden zu

Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.

Margot, Louison, Johanna } seine Töchter.

Etienne, Claude Marie, Raimond } ihre Freier.

Bertrand, ein anderer Landmann.

Die Erscheinung eines schwarzen Ritters.

Köhler und Köhlerweib.

Pagen, Soldaten und Volk.

Königliche Kronbediente, Bischöfe, Marschälle, Magistratspersonen, Hofleute, Damen, Kinder und andere stumme Personen im Gefolge des Krönungszuges.

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1430.

Die Scene wechselt in verschiedenen Gegenden Frankreichs.

Prolog.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligen-Bild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Thibaut d'Arc. Seine drey Töchter. Drey junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja liebe Nachbarn! Heute ſind wir noch
Franzoſen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiſs, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läſst der Engelländer
Sein ſieghaft Banner fliegen, ſeine Roſſe
Zerſtampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger ſchon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts

Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unsrer Könige muß irren
Enterbt und flüchtig durch sein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair,
Ja seine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum liebe Nachbarn, hab ich mich mit Gott
Entschlossen, weil ichs heute noch vermag,
Die Töchter zu versorgen, denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.

(zu dem ersten Schäfer.)

— Kommt Etienne! Ihr werbt um meine Margot,
Die Äcker grenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — das stiftet
Ein gutes Ehband!

(zu dem zweiten.)

Claude Marie! Ihr schweigt.

Und meine Luiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwey Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

LOUISON.

Mein Vater!

CLAUDE MARIE.

Meine Louiſon!

LOUISON (Johanna umarmend.)

Liebe Schweſter!

THIBAUT.

Ich gebe jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich geſegnet und ſo ſegn' er euch!

MARGOT (Johanna umarmend.)

Erfreue unſern Vater. Nimm ein Beiſpiel!
Laß dieſen Tag drey frohe Bande ſchließen.

THIBAUT.

Geht! Machet Anſtalt. Morgen iſt die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.

(Die zwey Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab.)

THIBAUT.

Jeannette, deine Schweſtern machen Hochzeit,
Ich ſeh ſie glücklich, ſie erfreun mein Alter,
Du, meine jüng're, machſt mir Gram und Schmerz.

RAIMOND.

Was fällt euch ein! Was ſcheltet ihr die Tochter?

THIBAUT.

Hier dieſer wackre Jüngling, dem ſich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir ſeine Neigung zugewendet,
Und wirbt um dich, ſchon iſts der dritte Herbſt,
Mit ſtillem Wunſch, mit herzlichem Bemühn,
Du ſtößeſt ihn verſchloſſen, kalt, zurück,
Noch ſonſt ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen,
— Ich ſehe dich in Jugendfülle prangen,

Dein Lenz iſt da, es iſt die Zeit der Hoffnung.
Entfaltet iſt die Blume deines Leibes,
Doch ſtets vergebens harr' ich, daſs die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knoſpe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine ſchwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchlieſst in den Jahren des Gefühls.

RAIMOND.

Laſst's gut ſeyn Vater Arc! Laſst ſie gewähren!
Die Liebe meiner treflichen Johanna
Iſt eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und ſtill allmählig reift das Köſtliche!
Jetzt liebt ſie noch zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Heide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend ſteht,

Mit edlem Leibe, und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder,
Da scheint sie mir was höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, sie komm' aus andern Zeiten.

THIBAUT.

Das ist es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft,
Die öden Berge sucht sie auf, verläßet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckenshände, wo der Mensch
Sich gern vertraulich an den Menschen schließt,
Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,
Herum ins grausich düstre Geisterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zwiesprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt sie immer diesen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
Hier unter dem Druidenbaume stehn,
Den alle glückl'che Geschöpfe fliehn.
Denn nicht geheur ists hier, ein böses Wesen

Hat seinen Wohnsitz unter diesem Baum
Schon seit der alten grauen Heidenzeit.
Die Alten im Dorf' erzählen sich
Von diesem Baume schauerhafte Mähren,
Seltsamer Stimmen wundersamen Klang
Vernimmt man oft aus seinen düstern Zweigen.
Ich selbst, als mich in später Dämmrung einst
Der Weg an diesem Baum vorüberführte,
Hab ein gespenstisch Weib hier sitzen sehn.
Das streckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langsam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es, doch ich eilte
Fürbass und Gott befahl ich meine Seele.

RAIMOND

(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend.)

Des Gnadenbildes segensreiche Nah,
Das hier des Himmels Frieden um sich streut,
Nicht Satans Werk führt eure Tochter her.

THIBAUT.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt sich's mir
In Träumen an und ängstlichen Gesichten.

Zu dreien Mahlen hab' ich sie gesehn
Zu Rheims auf unsrer Könige Stuhle sitzen,
Ein funkelnd Diadem von sieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drey weiße Lilien entsprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schwestern
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe,
Der König selber, neigten sich vor ihr.
Wie kommt nur solcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich stellt mir dieser Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt,
Mit hohen Wundergaben sie gesegnet,
Vor allen Hirtenmädchen dieses Thals,
So nährt sie heim'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen.
Woran der Höllengeist den Menschen fängt.

RAIMOND.

Wer hegt bescheidnern tugendlichern Sinn

Als eure fromme Tochter? iſt ſie's nicht
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die Hochbegabteſte von allen,
Doch ſeht ihr ſie wie eine niedre Magd
Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen euch die Heerden und die Saaten;
Um alles was ſie ſchafft ergieſſet ſich
Ein unbegreiflich überſchwenglich Glück.

THIDANT.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück. — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei dieſem Segen!
— Nichts mehr davon. Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muß ich — Fliehe dieſen Baum,
Bleib nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,

fruchtbringend sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn auswuchern, und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das Erstere nur beobachtet worden ist, kann das Zweite seine anderen als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohen Grade mächtig seyn, um ohne Gefahr in Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen großen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Wer wie seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, der übergangt nicht zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Saatpflanzungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur auf der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrirte, und wie kraftlos öfters die demonstrirtesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, dieser Kunst der Natur zu hefolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schulheit leistet hier in Rücksicht auf die Erkenntniß eben das, was sie im Moralisiren in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gesinnungen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geschlecht kann und darf seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach mit dem männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Materie theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmack belehrigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je bärter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergißt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht, und der ganze innere Bau seines Wesens gibt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser lyrisch oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren. Freilich kann ihm in diesem Falle nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich ist. Aber glücklicherweise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erfolgenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten.

Das Geschlecht also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht blos nachsetzt, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Dasseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, und dem Reich der Abstraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu spielen suchen, wo das Weib sogleich Muster und Richterin ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste seine dauerhaftesten Pflanzungen anlegen kann, so viele Bildthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Felde zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern und da, wo seine natürliche Ernte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verwebert — oder verdirbt — den natürlichen Geschlechtsunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das zeugende Geschlecht empfunden, wo es nicht gebacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also unter den Einschränkungen, denen ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eigenen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf einzuschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus seine Autorität anmaßen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein anderes ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht blos auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht blos ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern verunartet seinen Auftrag und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche blos dürre verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Anschaulichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äußern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel erlitten.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Verirrungen nur allzu oft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine nöthige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Subjekten und in

Sie liegen warmend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie herauf.
Bleib nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand.

Raimond.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh was er trägt!

Bertrand.

Ihr staunt mich an, ihr seid
Verwundert ob des seltsamen Geräthes
In meiner Hand.

Thibaut.

Das sind wir. Saget an,
Wie komt ihr zu dem Helm, was bringt ihr uns
Das böse Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen still und ohne Antheil auf der Seite gestanden, wird aufmerksam und tritt näher.)

Bertrand.

Kaum weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eisernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs,
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit diesem Helm, faßt mich ins Auge scharf
Und spricht: Gesell, ihr suchet einen Helm,
Ich weiß, ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein geringes steht er euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, sagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und sagte ferner:
Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein schützend Dach fürs Haupt
Ist jetzo mehr werth als ein kleinern Haus.
So trieb sie mich durch alle Gassen, mir

Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daſs er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen schnell,
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

JOHANNA

(rasch und begierig darnach greifend.)

Gebt mir den Helm!

BERTRAND.

Was frommt euch dieſs Geräthe?
Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

JOHANNA (entreiſst ihm den Helm.)

Mein iſt der Helm und mir gehört er zu.

THIBAUT.

Was fällt dem Mädchen ein?

RAIMOND.

Laſst ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieſer kriegerische Schmuck,

Denn ihre Bruſt verſchließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie ſie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unſre Heerden
Verwüſtete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen ſchon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieſer Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

THIBAUT (zu Bertrand.)

Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück iſt geſchehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

BERTRAND.

Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwey groſſen Schlachten,
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er ſeine ganze Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert,

THIBAUT.

Was! Genügt ihm nicht in Mitternacht zu herrsch
Und soll auch noch der friedliche Mittag
Des Krieges Geissel fühlen?

BERTRAND.

Unermeßliches
Geschütz iß aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tage
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolk
Herunterfällt und Meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel,
So goss sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren dumpf erbraus't das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,

Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres-Waſſer heben,
Die Heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äuſſerſten Weſtfriesland,
Die noch dem Eispol ſchaun — Sie alle folgen
Dem Heerbann des gewaltig herrſchenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

THIBAUT.

O des unſelig jammervollen Zwiſts
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

BERTRAND.

Auch ſie, die alte Königinn, ſieht man,
Die ſtolze Iſabeau, die Baierfürſtinn,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den ſie in ihrem Mutterſchooſs getragen!

THIBAUT.

Fluch treffe ſie! Und möge Gott ſie einſt,
Wie jene ſtolze Jeſabel verderben!

Bertrand.

Der fürchterliche Salsbury, der Mauren-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderiſchem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muthe haben ſie geſchworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben ſie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben ſpäht
Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt den ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.
Viel tauſend Kugeln ſchon von Centners Laſt
Sind in die Stadt geſchleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt ſein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben ſie gegraben
Und über einem Höllenreiche ſteht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,

Daſs es mit Donners Krachen ſich entzünde.

(Johanna horcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſetzt ſich den Helm auf.)

THIBAUT.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Bruſtwehr
Der heldenmüth'ge Baſtard, daſs der Feind
So allgewaltig reiſsend vorwärts drang?
Wo iſt der König ſelbſt, und ſieht er müſſig
Des Reiches Noth und ſeiner Städte Fall?

BERTRAND.

Zu Chinon hält der König ſeinen Hof,
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgeſandt,
Hat auch die Bruſt der Tapferſten ergriffen.
Umſonſt erſchallt der Fürſten Aufgebot.
Wie ſich die Schaafe bang zuſammen drängen,
Wenn ſich des Wolfes Heulen hören läſst,
So flucht der Franke, ſeines alten Ruhms

Vergeſſend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine ſchwache Mannſchaft aufgebracht,
Und zieh' dem König zu mit ſechzehn Fahnen.

JOHANNA (ſchnell.)

Wie heißt der Ritter?

BERTRAND.

Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht' er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwey Heeren ſeinen Ferſen folgt.

JOHANNA.

Wo hält der Ritter? Sagt mirs, wenn ihrs wiſſet.

BERTRAND.

Er ſieht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.

THIBAUT (zu Johanna.)

Was kümmerts dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

BERTRAND.

Weil nun der Feind ſo mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie

Zu Vaucouleurs einmüthig den Beſchluſs
Gefaſst, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsſtamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.

JOHANNA (in Begeiſterung.)

Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.
Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern.
Sein Maaſs iſt voll, er iſt zur Ärnte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn,
Herab vom Himmel reißt ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Rocken
Gelb wird, eh ſich die Mondesſcheibe füllt,
Wird kein engländiſch Roſs mehr aus den Wellen
Der prächtig ſtrömenden Loire trinken.

BERTRAND.

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jünglinge die äußere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht.*) Stoff ohne Form ist freilich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff ist hingegen gar nur der Schatten eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann denjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äußere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals auf der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geiste, kurz, so verliert er eben so viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitssinn übt, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficiellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als angenehmes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergetzen.

Dieses scheint mir auch der untrüglichste Probierstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Lebhaftigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen verleitet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und anzugreifen in Gestalten oder Tönen, was in ihm todtschlug würde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Einzelne für das Ueberschwängliche – und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, seinem Ungewitzten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Sachsenwerk nun ächte Genialkraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar Anfangs seine Bescheidenheit sinken, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler anstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, fleigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und strebt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er beherzigt, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendliches wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen. unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer aufmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es nothwendig, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten gestempelt, so ersättigt die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er beschieden ist, eine Bahn, die ihm Entbehrung zumutet, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne besitzt, und, um der Weitumfassenheit seinen Abbruch zu thun, sicher den Genuß der Vollendung aufopfert. Denn blosen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher ist von den Nachtheilen geredet worden, welche auf einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und dich zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit größerer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsres Wissens verbindert, oder ob er den Charakter verdirbt und uns Pflichten verletzen macht. Beiderseitige Mittelmäßigkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muß den Verstand verfinstern: aber eben diese Mittelmäßigkeit, auf Maximen des Willens

*) Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im 1. Theil seiner Versuche, seiner Scheu, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz beigelegt zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äußere und höfische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, nach ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meynung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, so viel muß dadurch an Materie verkürzt werden, und wenn mir übrigt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dünkt der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adelige repräsentirt, so kann man sein passendres Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

JOHANNA.

Es geschehn noch Wunder. — Eine weiße Taub
Wird fliegen und mit Adlerkühnheit diese Geie
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot
Den himmelstürmend hunderthändigen,
Und diesen Salsbury, den Tempelschänder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr seyn, der Schlachten Gott
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächt'ge!

THIBAUT.

Was für ein Geist ergreift die Dirn?

RAIMOND.

Es ist
Der Helm, der sie so kriegerisch beseelt.
Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer sprühen ihre Wangen!

Jo-

JOHANNA.

Dieſer alte Thron ſoll fallen? Dieſes Land
Des Ruhms, das ſchönſte das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks!
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöhet,
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig,
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.

BERTRAND (erſtaunt.)

Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbarung — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

JOHANNA.

Wir ſollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebohrnen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heil'gen Pflug beſchützt
Der die Trifft beſchützt und fruchtbar macht die
Erde,

Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſ
ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Größe
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmu
Auf der feindſel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Königs, der von Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittern
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerech
Und ſcherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſeyn zu ſeinen Söhnen?

THIBAUT.

Gott ſchütze Frankreich und den König. — Wi
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht

Das Schwert zu führen, noch das kriegeriſche Roß
Zu tummeln. — Laßt uns ſtill gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes,
Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Ölung
Empfängt zu Rheims in unſrer lieben Frauen
Und ſich die Kron' aufſetzt zu Saint Denis.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke jeder
Nur an das Nächſte! Laſſen wir die Großen,
Der Erde Fürſten um die Erde looſen,
Wir können ruhig die Zerſtörung ſchauen,
Denn ſturmfeſt ſteht der Boden den wir bauen.
Die Flamme brenne unſre Dörfer nieder,
Die Saat zerſtampfe ihrer Roſſe Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und ſchnell erſtehn die leichten Hütten wieder!

(Alle außer der Jungfrau gehen ab.)

JOHANNA (allein.)

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,

Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunn
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!
Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden
Euch lass ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch ihr Lämmer auf der Heiden,
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar,
Denn eine andre Heerde muss ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr,
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.
Denn der zu Moses auf des Horeba Höhe
Im feur'gen Busch sich flammend niederliess,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Ifai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,

Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
»Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.
In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt,
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.
Denn wenn im Kampf die Muthigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen
Und wie die raſche Schnitterin die Saat,
Den ſtolzen Überwinder niederſchlagen,
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen,
Und Rheims befreyn und deinen König krönen!
Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen.

Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Heldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen.

(sie geht ab.)

Erster Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Dünois und Dü Chatel treten auf.

Dünois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich sage
Mich los von diesem König, der unrühmlich
Sich selbst verläßt. Mir blutet in der Brust
Das tapfre Herz und glüh'nde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert sind,
Dem Feind die rost'gen Schlüssel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloser Ruh
Die köstlich edle Rettungszeit verschwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegerisch gerüstet

An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,
Und ſin.' ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours, ſpitzfind'ge Räthſel löſend
Und der Sorel galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Greul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaſs ihn auch,
Und übergeb' ihn ſeinem böſen Schickſal.

DU CHATEL.

Da kommt der König!

KÖNIG KARL zu den VORIGEN.

KARL.

Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück,
Und ſagt den Dienſt mir auf. — In Gottes Nahmen!
So ſind wir eines mürriſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

DUNOIS.

Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit,
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

KARL.

Das ſagſt du nur aus Luſt des Widerſpruchs,
So lang er da war, warſt du nie ſein Freund.

DUNOIS.

Er war ein ſtolz verdrießlich ſchwerer Narr,
Und wußte nie zu enden — dießmal aber
Weiſs er's. Er weiſs zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu hohlen iſt.

KARL.

Du biſt in deiner angenehmen Laune,
Ich will dich nicht drinn ſtören. — Dü Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René *), belobte Meiſter im Geſang,

*) René der Gute Graf von Provence, aus dem Hauſe Anjou; ſein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er ſelbſt machte nach ſeines Bruders Tod Anſpruch auf dieſes Reich, ſcheiterte aber in der Unternehmung. Er ſuchte die alte Provençaliſche Poeſie, und die Cour d'Amour wieder herzuſtellen, und ſetzte einen Prince d'Amour ein, als höchſten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demſelben romantiſchen Geiſt machte er ſich mit ſeiner Gemahlin zum Schäfer.

angewandt, ist etwas Böses und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefährlichen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle ausschließend anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wir wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafür nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Bestimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Kraft ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Bestimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz eine alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Bilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände offen, und ein Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde übertäubt. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste den schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weist er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ansprüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinheit eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joche des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verpflicht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geiste bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objekt zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergesellschafteten Trieb für einen der übrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Mißhelligkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Zeit verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betrogen gebietet, das den Geschmack empört, aber wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen fühlt, das die Vernunft als moralische Richterin zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar verwenget, auseinander zu setzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewaltshaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Dauerung, den Eingriffen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unerwerben Scheine eines Rechts erwerben. Bei der Unbestimmtheit, worin der Geschmack seine Ansprüche über den Willen verbarg, konnte er nicht fehlen, daß man seinen Ansprüchen nicht eine gewisse Achtung zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz, und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen treubedürftigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät anerkannt seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Waage schalen stehen also, wie sie vorsetzt, dem Recht nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl adelsamen und das Eigenthum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühle so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist sinnverwirrt an Gefinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze sich der Kreuzheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel verwahrt. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben. Wer sollte wohl einem Affekt mißtrauen, der das Vortrefflichste in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bekriegt?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10438/045

Und weit berühmt. — Man mufs sie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.

(zum Bastard.)

Worüber lachst du?

DUNOIS.

Dafs du goldne Ketten
Aus deinem Munde schüttelst.

DU CHATEL.

Sire! Es ist
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

KARL.

So schaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich,

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verschont, so lang noch Rath und Hülfe war,
Doch endlich löst die Nothdurft mir die Zunge.
— Du hast nichts mehr zu schenken, ach! du hast
Nicht mehr, wovon du morgen könntest leben!
Die hohe Flut des Reichthums ist zerflossen,
Und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz.
Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt,
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiss
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürstlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle,
Und lass dir Geld darleihn von den Lombarden

Du Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre schon voraus verpfändet.

DUNOIS.

Und unterdeſs geht Pfand und Land verloren.

KARL.

Uns bleiben noch viel reiche ſchöne Länder.

DUNOIS.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert
Wenn Orleans genommen iſt, magſt du
Mit deinem König René Schafe hüten.

KARL.

Stets übſt du deinen Witz an dieſem König,
Doch iſt es dieſer länderloſe Fürſt,
Der eben heut mich königlich beſchenkte.

DUNOIS.

Nur nicht mit ſeiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die iſt feil,
Hab' ich gehört, ſeitdem er Schafe weidet.

KARL.

Das iſt ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Feſt,
Das er ſich ſelbſt und ſeinem Herzen giebt,
Sich eine ſchuldlos reine Welt zu gründen,
In dieſer rauh barbariſchen Wirklichkeit.

Doch was er grofses, königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter grofse Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte sassen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie sie noch in alten Liedern leben,
So will er sie, wie eine Himmelstadt
In goldnen Wolken, auf die Erde setzen. —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter sollen wallen,
Wo keusche Frauen herrlich sollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren soll,
Und mich hat er erwählt zum Fürst der Liebe.

DUNOIS

(nach einigem Stillschweigen.)

Ich bin so sehr nicht aus der Art geschlagen,
Dafs ich der Liebe Herrschaft sollte schmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.

Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloſs war ihm zu feſs.
Willſt du der Liebe Fürſs dich würdig nennen,
So ſei der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Ritterthat
Gepaart und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer ſaſsen an der Tafelrunde
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preiſs. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und haſt du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angeflammte Krone kühn erobert,
Dann iſs es Zeit und ſteht dir fürſslich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

KARL

(zu einem Edelknecht der hereintritt.)

Was giebt's?

EDELKNECHT.

Rathsherrn von Orleans flehn um Gehör.

KARL.

Führ sie herein.

(Edelknecht geht ab.)

Sie werden Hülfe fodern,
Was kann ich thun, der selber hülflos ist!

DREY RATHSHERREN treten auf.

KARL.

Willkommen meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie steht's um meine gute Stadt?
Führt sie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

RATHSHERR.

Ach Sire! Es drängt die höchste Noth, und stündlich wachsend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran,
Die äussern Werke sind zerstört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt sind von Vertheidigern die Mauern,

Denn rastlos fechtend fällt die Mannschaft aus,
Doch wen'ge sehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drinn befiehlt, in dieser höchsten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld
Erschien, zahlreich genug ein Treffen anzubieten.

(Dänois macht eine heftige Bewegung des Zorns.)

KARL.

Die Frist ist kurz.

RATHSHERRN.

Und jetzo sind wir hier
Mit Feinds Geleit, dass wir dein fürstlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu senden binnen dieser Frist,
Sonst übergiebt er sie am zwölften Tage.

DÄNOIS.

Saintrailles konnte seine Stimme geben
Zu solchem schimpflichen Vertrag!

Rathsherr.

Nein, Herr!

Solang der Tapfre lebte durfte nie
Die Rede seyn von Fried' und Übergabe.

Dünois.

So iſt er todt!

Rathsherr.

An unsern Mauern sank
Der edle Held für seines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und spricht einige Worte leise mit dem Bastard, welcher betroffen auffährt.)

Dünois.

Auch das noch!

Karl.

Nun! Was giebt's?

Dünois.

Graf Douglas sendet her, Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehn.

Wenn sie nicht heut den Rückstand noch erhalten.

KARL.

Dü Chatel!

DÜ CHATEL (zockt die Achseln.)

Sire! Ich weiſs nicht Rath.

KARL.

Verſprich,
Verpfände was du haſt, mein halbes Reich —

DÜ CHATEL.

Hilft nichts! Sie ſind zu oft vertröſtet worden!

KARL.

Es ſind die beſten Truppen meines Heers!
Sie ſollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlaſſen!

RATHSHERR (mit einem Fuſsfall.)

O König hilf uns! Unſrer Noth gedenke!

KARL (verzweiflungsvoll.)

Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reiſst mich in Stücken, reiſst das Herz mir aus,
Und münzet es ſtatt Goldes! Blut hab' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

wenn man nicht schon durch einen bessern geschützt ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er uns unsterblich unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der unriegnmäßige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahingegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber besser das, als wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für und besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Verwürfe unseres Gewissens selbst seyn wollen?“ So sophistisch weis dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensetzt, als eine Anregung der Selbstliebe verschrien zu machen, und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen. welche zu verlassen in unserer Willkühr steht. In unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman, Liaisons dangereuses, findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentin von Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommnen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die unvollkommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjekts weit mehr anheim stellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nothigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele gleißen, und nicht die, um einem Eingelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich über eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, aber eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand aufzuschmücken, ihren Charakter verniedrigen? Die viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein übelicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Stand treten, um für bessere Play zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nach ihr kommenden durch zu befestigen! Die scheinbare Unriegnmäßigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbnis fähig, vor welcher der rohe Naturfohn, eben durch seine Rohheit gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst dingegen will es nicht wissen haben, daß er fehlt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Die verwerflichkeit er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugnis des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verfeinerter Witz den Verstand so untertreten könne? Nie Würde, auf welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verdindet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft, sich dieser Würde anzumaßen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So geschrieben kann es für die Moralität des Charakters aufschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Zwiste und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie mit hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung schonen läßt, was sie ihr abfordern kann; denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Gesetzt läßt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens mittelbar aufgehoben wird, wenn die Vernunft ihres unmittelbar gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückseligkeit nenne ich denjenigen, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entsehen. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesinnlichen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und seine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schadenfroh, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grunde gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und, da seiner Tugend seine Neigung dient, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

(er ſieht die Sorel hereintreten, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

AGNES SOREL ein Käſtchen in der Hand.

KARL.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreiſſen!
Ich habe dich, ich flieh an deine Bruſt,
Nichts iſt verloren, denn du biſt noch mein.

SOREL.

Mein theurer König!

(mit ängſtlich fragendem Blick umherſchauend.)

Dünois! Iſt's wahr?
Dü Chatel?

DÜ CHATEL.

Leider!

SOREL.

Iſt die Noth ſo groſs?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

DÜ CHATEL.

Ja leider iſt es ſo!

SOREL.

(ihm das Kästchen aufdringend.)

Hier, hier iſt Gold —
Hier ſind Juweelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schloſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen.
Fort! Keine Zeit verloren!

(treibt ihn fort.)

KARL.

Nun Dünois? Nun Dü Chatel! Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze. — Sie iſt edel, wie ich ſelbſt
Gebohren, ſelbſt das königliche Blut
Der Valois iſt nicht reiner, zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie verſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſeyn und heiſſen,
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht! Von mir,

Nimmt sie kein Opfer an, und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Besitz
Grofsmüthig an mein unterfinkend Glück.

DUNOIS.

Ja sie ist eine Rasende wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus
Und schöpft ins lecke Fass der Danaiden.
Dich wird sie nicht erretten, nur sich selbst
Wird sie mit dir verderben —

SOREL.

Glaub' ihm nicht.
Er hat sein Leben zehenmal für dich
Gewagt und zürnt dass ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird als Gold und Perlen,
Und sollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Lass uns allen überflüss'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Lass mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen, alles was du hast,

Wirf es entſchloſſen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roſs laſs uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preiſs geben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird ſein eignes Weh
Geduldig tragen, ſieht er ſeinen König
Dem Ärmſten gleich ausdauern und entbehren!

KARL (Umarmend.)

Ja, nun erfüllt ſich mir ein altes Wort
Der Weiſsagung, das eine Nonne mir
Zu Klermont im prophet'ſchen Geiſte ſprach.
Ein Weib, verhieſs die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern ſucht' ich ſie im Feindes Lager auf,
Das Herz der Mutter hofft' ich zu verſöhnen,
Hier ſteht die Heldin, die nach Rheims mich führt,
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich ſiegen!

SOREL.

Du wirſt's durch deiner Feinde tapfres Schwert

KARL.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir iſt ſichre Kunde zugekommen,
Daſs zwiſchen dieſen ſtolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So ſteht wie ſonſt — Drum hab' ich den La Hire
Mit Botſchaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mit's gelänge, den erzörnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu zurückzuführen —
Mit jeder Stunde wart' ich ſeiner Ankunft.

DU CHATEL (am Fenſter.)

Der Ritter ſprengt ſo eben in den Hof.

KARL.

Willkommner Bote! Nun ſo werden wir
Bald wiſſen, ob wir weichen oder ſiegen.

LA HIRE tritt ein.

KARL (geht ihm entgegen.)

La Hire! Bringſt du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

Karl.

Der ſtolze Herzog läſst ſich nicht verſöhnen!
O ſprich! Wie nahm er meine Botſchaft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fodert er,
Daſs ihm Dü Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder ſeines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieſer Schmachbedingung?

La Hire.

Dann ſei der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

Karl.

Haſt du ihn drauf wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefodert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo ſein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handſchuh hin und ſprach:
Du wollteſt deiner Hoheit dich begeben,

Und

Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er versetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er schon besitze.
Doch wenn dich so nach Kämpfen lüstete,
So würdest du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens sei zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

KARL.

Erhob sich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

LA HIRE.

Sie ist verstummt vor der Partheien Wuth.
Ein Schluss des Parlaments erklärte dich
Des Throns verlustig, dich und deinen Saamen!

DUNOIS.

Ha frecher Stolz des Herrgewordnen Bürgers!

KARL.

Hast du bei meiner Mutter nichts versucht?

LA HIRE.

Bei deiner Mutter!

KARL.

Ja! Wie liefs ſie ſich vernehmen

LA HIRE

(nachdem er einige Augenblicke ſich bedacht.)

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt
Wie zum Triumphe waren die Pariſer,
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg und jauchzen
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

SOREL.

Sie jauchzten — jauchzten, daſs ſie auf das Her
Des liebevollen ſanften Königs traten!

LA HIRE.

Ich ſah den jungen Harry Lancaſter,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sankt Ludwigs ſitzen, ſeine ſtolzen Öhme
Bedford und Gloſter ſtanden neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder

Und leiſtete den Eid für ſeine Länder.

KARL.

O ehrvergeſsner Pair! Unwürd'ger Vetter!

LA HIRE.

Das Kind war bang und ſtrauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan ſtieg.
Ein böſes Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub ſich ſchallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter
Hinzu, und — mich entrüſtet es zu ſagen!

KARL.

Nun?

LA HIRE.

In die Arme faſste ſie den Knaben,
Und ſetzt' ihn ſelbſt auf deines Vaters Stuhl.

KARL.

O Mutter! Mutter!

LA HIRE.

Selbſt die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Schaam bei dieſem Anblick.

Sie nahm es wahr und an das Volk gewendet
Rief sie mit lauter Stimm': Dankt mir's Franzosen,
Daſs ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem mis-
Gebohrnen Sohn des Hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt sich, Agnes eilt auf ihn zu und schließt ihn in ihre Arme, alle Umstehenden drücken ihren Abscheu, ihr Entsetzen aus.

DÜNOIS.

Die Wölfinn! die wuthschnaubende Megäre!

KARL

(nach einer Pause zu den Rathsherren.)

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaſs ich sie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und sich
Der Gnade des Burgundiers ergeben,
Er heiſst der gute, er wird menschlich seyn.

DÜNOIS.

Wie Sire? Du wolltest Orleans verlaſſen!

Ueber naive und sentimentalische Dichtung. *)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weit sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unserm Verstand oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil statt finden), sondern blos, weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilt. Kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen statt. Jenes Erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens daß er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe, und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist und nichts Anderes, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten.**) Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung ergriffen; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen.

*) Anmerkung des Herausgebers. Durch mir dieser Aufsatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückt worden.

**) Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, daß, wenn wir von einem Menschen den Grad der Bosheit bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt finden, und uns den Eindruck derselben mit ganzer Kühnung überliessen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel vom Intellektuellen Interesse am Schönen in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Hier den Verfasser nur als einen Denker bewundern gelernt hat, wird sich Jeder, über auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Entdeckungen dieses Mannes hohem philosophischem Beruf (welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordert), zu überzeugen.

Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasyn nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollten. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unsrer verlornen Kindheit, die uns ewig das Ehrwürdigste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unsrer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne und zu beschämen, unsere Muster sind. Eine verständige Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr ergnidend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frei, und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert sind, zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern bessen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie unsern Mängeln, wie der Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süssesten Genuß unsrer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bei Weitem die mehrsten Menschen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks in unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und anderen Liebhabereien dieser Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Wärme und Innigkeit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Oberflächlichsten immer etwas von dieser Wirkung äußern, weil schon die allen Menschen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bei noch so großer Entfernung unserer Thaten von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kin-

RATHSHERR (kniet nieder.)

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gieb deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

DUNOIS.

Sind wir
Geſchlagen? Iſt's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Geſloſſen iſt, denkſt du die beſte Sadt,
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

KARL.

Genug
Des Blutes iſt geſloſſen und vergeben!
Des Himmels ſchwere Hand iſt gegen mich,
Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,

Die mir die nächſten ſind am Blut, verlaſſen
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns ziehn,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

SOREL.

Das wolle Gott nicht, daſs wir, an uns ſelbſt
Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dieſs Wort kam nicht aus deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirſt dich wieder finden, männlich faſſen,
Mit edelm Muth dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

KARL

(in düſtres Sinnen verloren.)

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängniſs waltet
Durch Valois Geſchlecht, es iſt verworfen
Von Gott, der Mutter Laſterthaten führten

urien herein in dieſes Haus,
Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
ltre Brüder hat der Tod vor mir
eggemäht, es iſt des Himmels Schluſs,
laus des ſechſten Karls ſoll untergehn.

SOREL.

wird es ſich neu verjüngt erheben!
Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
lich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
deinen Brüdern allen, dich den jüngſten
ſen auf den ungehofften Thron.
iner ſanften Seele hat der Himmel
Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
der Partheien Wuth dem Lande ſchlug.
Bürgerkrieges Flammen wirſt du löſchen,
ſagt's das Herz, den Frieden wirſt du pflanzen,
Frankenreiches neuer Stifter ſeyn.

KARL.

t ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
ſcht einen kraftbegabtern Steuermann.
hätt' ein friedlich Volk beglücken können,

Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen.
Nicht mir, die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die sich entfremdet mir in Haſs verschlieſsen.

SOREL.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieſer Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt,
Der alte Haſs, die Eiferſucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich treunt;
Den ſtolzen Sieger führt ſein eignes Glück
Darum verlaſſe nicht mit Übereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fuſsbreit Erde,
Wie deine eigne Bruſt vertheidige
Dieſs Orleans! Laſs alle Fähren lieber
Verſenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über dieſe Scheide deines Reichs
Das ſtyg'ſche Waſſer der Loire dich führen.

KARL.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe

Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich gleich jener unnatürlichen Mutter
Mein Kind zertheilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daſs es lebe, will ich ihm entſagen.

Dönois.

Wie Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Giebt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der ſchlechteſte deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haſs und Liebe,
Parthey wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläſst den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohl zu thun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich

Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für seine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt. — Lafs du
Den Krieg anrafen, wie er angefangen,
Du hafs ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König mufs das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt,
Der Franke weifs es nicht und will's nicht andern
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

KARL (zu den Rathsherren.)

Erwartet keinen anderen Bescheid.
Gott schütz euch. Ich kann nicht mehr.

DÜNOIS.

Nun so kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du hafs
Dich selbst verlaffen, so verlafs ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich stürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.

Die Könige Frankreichs sind geborne Helden.
Du aber bist unkriegerisch gezeugt.

(zu den Rathsherren.)

Der König giebt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

SOREL (zum König.)

O laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund spricht rauhe Worte, doch sein Herz
Ist treu wie Gold, es ist derselbe doch
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt Dünois! Gesteht, daß euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt, kommt! Laßt mich eure Herzen schnell
Vereinigen, eh sich der rasche Zorn
Unlöschbar, der verderbliche, entflammt!

(Dünois fniet den König und scheint eine Antwort zu erwarten.)

KARL (zu Dä Chatel.)

Wir gehen über die Loire. Laſs mein
Geräth zu Schiffe bringen!

DUNOIS (ſchnell zur Sorel.)

Lebet wohl!

(wendet ſich ſchnell und geht, Rathsherren folgen.)

SOREL

(ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

O wenn er geht ſo ſind wir ganz verlaſſen!
— Folgt ihm La Hire. O ſucht ihn zu begüt'gen

(La Hire geht ab.)

KARL.

Iſt denn die Krone ein ſo einzig Gut?
Iſt es ſo bitter ſchwer, davon zu ſcheiden?
Ich kenne was noch ſchwerer ſich erträgt.
Von dieſen trotzig herriſchen Gemüthern
Sich meiſtern laſſen, von der Gnade leben
Hochſinnig eigenwilliger Vaſallen,
Das iſt das harte für ein edles Herz,
Und bitter als dem Schickſal unterliegen!

(zu Dû Chatel, der noch zaudert.)

Thu was ich dir befohlen!

Dû Chatel

(wirft sich zu seinen Füßen.)

O mein König!

Karl.

Es ist beschlossen. Keine Worte weiter!

Dû Chatel.

Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund,
Sonst seh ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.

Du räthst mir dieses, und dein Blut ist es
Womit ich diesen Frieden soll versiegeln?

Dû Chatel.

Hier ist mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüste.
Befriedige den Herzog. Überliefre mich
Der ganzen Strenge seines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß versöhnen!

KARL

(blickt ihn eine Zeitlang gerührt und schweigend an.)

Iſt es denn wahr? Steht es ſo ſchlimm mit mir,
Daſs meine Freunde, die mein Herz durchſchauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertrau'n iſt hin auf meine Ehre.

DU CHATEL.

Bedenk' —

KARL.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Bläſst' ich zehn Reiche mit dem Rücken ſchauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu was ich dir befohlen. Geh und laſs
Mein Heergeräth einſchiffen.

DU CHATEL.

Es wird ſchnell
Gethan ſeyn.

(ſteht auf und geht, Agnes Sorel beim Kinn.)

KARL (ihre Hand faſſend.)

Sei nicht traurig meine Agnes.

dern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es blos die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit so viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die feindliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, ja der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu schätzbar mit einer gewissen Wehmuth gemischet, als daß sich diese Quelle desselben verstopfen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns darum eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Schwächtigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blöße und verwirrt jenes Lächeln, wodurch wir unsere (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben, zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (praktische) Güte, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit die Quelle davon sey, welches die Hülfte der Kunst aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir schämen uns gründlich, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demüthigen nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen. *) Zum Naiven wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage.**) es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der Ueberraschung, und demjenigen in dem andern ist es das Naive der Gesinnung, und rührt.

„Gefühl der Achtung) Zusammengesetzt findet sich in „der Naivität, die der Ausdruck der der Menschheit wi„drigsten natürlichen Antrieblichkeit wieder zu gut an„dern Natur gewordenen Verstellungskunst ist. Man lacht „über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu ver„stellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt der „Natur, die jener Kunst über einen Querstrich spielt. „Man erwartete die alltägliche Sitte der gefälligsten „und auf den schönen Schein vorsichtig angelegten „Aeußerung, und siehe, es ist die unverstellene schuld„lose Natur, die man angetroffen gar nicht gesucht „und der, so sie blicken sieh, zu entrüsten auch nicht ge„ment war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der „gewöhnlich in unserem Urtheile vor viel bedeutet, hier „plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichsam der Schalt „in uns selbst hingestellet wird, bringt die Bewegung „des Gemüths nach zwei entgegengesetzten Richtungen „nach ein ander hervor, die zugleich den Körper heilsam „erschüttert. Daß aber etwas, was unendlich besser als „alle angenommene Sitte ist, die Lauterkeit der Den„kungsart (wenigstens die Anlage dazu), noch nicht ganz „in der menschlichen Natur erloschen ist, welche Etwas „und Hochachtung in dieses Spiel der Urtheilskraft. „Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist, und „die Decke der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen „wird, so mengt sich zugleich ein Bedauren darunter, wel„ches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich als Spiel „mit einem solchen gutherzigen Fachen sehr wohl vertra„gen läßt, und auch natürlich damit gewöhnlich verbindet, „zugleich auch die Verlegenheit heben, der den Stoff da„zu bergibt, darüber, daß er noch nicht nach Menschen„weise genügsist ist, zu vergüten pflegt." — Ich gestehe, daß diese Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zum wenigsten bedürfen mich, weil sie von den Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species derselben, den Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings erregt es Lachen, wenn sich jemand durch Naivetät bloßgibt, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch das Naive der ersten Art, das Naive der Gesinnung, erregt immer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, sondern vielmehr nur auf dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch weiß ich, ob die Bedauernis, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsere Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder der Menschheit überhaupt gilt, an deren Beifall wir bei einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Unsterblichkeit in dem gewöhnlichen Verstand bedroht wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplizität in der Menschheit.

*) Kant in einer Anmerkung zu der Analysik des Erhabenen (Kritik der ästhetischen Urtheilskraft S. 225 der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese verschiedenen Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. „Etwas aus Beidem (dem ästhetischen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen

**) Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Vorstellung. Aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschränken, indem der Einfachheit überhaupt, welche über die Künsteln, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

Auch jenfeits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichtre Lüfte wehn, und fanftre Sitten
Empfangen uns, da wohnen die Gefange
Und fchöner blüht das Leben und die Liebe.

SOREL.

O mufs ich diefen Tag des Jammers fchauen!
Der König mufs in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Haufe
Und feine Wiege mit dem Rücken fchauen.
O angenehmes Land das wir verlaffen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

LA HIRE kommt zurück.

SOREL.

Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?

(Indem fie ihn näher anfieht.)

La Hire! Was giebt's? Was fagt mir euer Blick?
Ein neues Unglück ift gefchehn!

La Hire.

Das Unglück
Hat sich erschöpft und Sonnenschein ist wieder!

Sorel.

Was ist's! Ich bitt' euch.

La Hire (zum König.)

Ruf die Abgesandten
Von Orleans zurück!

Karl.

Warum? Was giebt's?

La Hire.

Ruf sie zurück. Dein Glück hat sich gewendet,
Ein Treffen ist geschehn, du hast gesiegt.

Sorel.

Gesiegt! O himmlische Musik des Wortes!

Karl.

La Hire! Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht.
Gesiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

La Hire.

O du wirst bald noch gröſsre Wunder glauben.

— Da kommt der Erzbischoff. Er führt den Bastard
In deinen Arm zurück. —

SOREL.

O schöne Blume
Des Siegs, die gleich die edlen Himmelsfrüchte,
Fried' und Versöhnung trägt!

ERZBISCHOFF VON RHEIMS. DÜNOIS. DÜ CHATEL mit RAOUL einem geharnischten Ritter treten ein.

ERZBISCHOFF

(führt den Bastard zu dem König und legt ihre Hände in einander.)

Umarmt euch Prinzen!
Lasst allen Groll und Hader jetzo schwinden,
Da sich der Himmel selbst für uns erklärt.

(Dünois umarmt den König.)

KARL.

Reisst mich aus meinem Zweifel und Erstaunen.
Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an?

Was wirkte diesen schnellen Wechsel?

ERZBISCHOFF

(führt den Ritter hervor und stellt ihn vor den König.)

Redet!

RAOUL.

Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht
Lothringisch Volk, zu deinem Heer zu stoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchströmt, herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren.
Nicht Hoffnung war zu siegen und zu fliehn.
Da sank dem Tapfersten das Herz und alles,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath suchten und nicht fanden — sich da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!

Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmten Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn, um ihren Nacken
In goldnen Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach:
Was zagt ihr tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären ſein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.
Wir, ſtumm vor Staunen, ſelbſt nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad an ſtürmen wir.
Der, hochbetroffen, ſteht bewegungslos
Mit weit geöffnet ſtarrem Blick das Wunder
Anſtaunend, das ſich ſeinen Augen zeigt —
Doch ſchnell als hätten Gottes Schrecken ihn

Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
Entfchaart das ganze Heer sich im Gefilde,
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschau'n,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses Bette,
Und läßt sich würgen ohne Widerstand,
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt.

KARL.

Seltsam bei Gott! höchst wunderbar und seltsam!

SOREL.

Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her? Wer ist sie?

RAOUL.

Wer sie sei,
Will sie allein dem König offenbaren.
Sie nennt sich eine Seherin und Gott-

Gesendete Prophetin, und verspricht
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechselt.
Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier seyn.

(Man hört Glocken und ein Gekläre von Waffen, die aneinander geschlagen werden.)

Hört ihr den Auflauf? Das Geläut der Glocken?
Sie ist's, das Volk begrüßt die Gottgesandte.

KARL (zu Du Chatel.)

Führt sie herein —

(zum Erzbischoff.)

Was soll ich davon denken?
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das ist nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Bischoff, darf ich Wunder glauben?

VIELE STIMMEN (hinter der Scene.)

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

KARL.

Sie kommt!

(zu Dünois.)

Nehmt meinen Platz ein Dünois!
Wir wollen dieſes Wundermädchen prüfen,
Iſt ſie begeiſtert und von Gott geſandt,
Wird ſie den König zu entdecken wiſſen.

(Dünois ſetzt ſich, der König ſteht zu ſeiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbiſchoff mit den übrigen gegen über, daſs der mittlere Raum leer bleibt.)

Johanna begleitet von den Rathsherren und vielen Rittern, welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edelm Anſtand tritt ſie vorwärts, und ſchaut die Umſtehenden der Reihe nach an.

Dünois.

(nach einer tiefen feierlichen Stille.)

Biſt du es wunderbares Mädchen —

JOHANNA

(unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anschauend.)

Baſtard von Orleans! Du willſt Gott verſuchen!
Steh auf von dieſem Platz, der dir nicht ziemt,
An dieſen Gröſseren bin ich geſendet.

(Sie geht mit entſchiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und ſteht ſogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anweſenden drücken ihr Erſtaunen aus. Dunois verläſst ſeinen Sitz und es wird Raum vor dem König.)

KARL.

Du ſiehſt mein Antlitz heut zum erſtenmal,
Von wannen kommt dir dieſe Wiſſenſchaft?

JOHANNA.

Ich ſah dich, wo dich niemand ſah als Gott.

(wieder Pauſe.)

In jüngſt verwichner Nacht, beſinne dich!
Als alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da ſtandſt du auf von deinem Lager,

Und thatſt ein brünſtiges Gebet zu Gott.
Laſs die hinausgehn und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

KARL.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menſchen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, dafs dich Gott begeiſtert.

JOHANNA.

Es waren drei Gebete die du thatſt,
Gieb wohl acht, Dauphin, ob ich dir ſie nenne!
Zum erſten flehteſt du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieſer Krone hafte,
Wenn eine andre ſchwere Schuld, noch nicht
Gebüſst, von deiner Väter Zeiten her,
Dieſen thränenvollen Krieg herbeygerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugieſsen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schaale ſeines Zorns.

KARL

Bei dem Naiven die Uebereinstimmung mit der Person moralisch-schön sein, die Natur zu verherrlichen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht sein, doch dürfen wir sie uns nicht als gewissen Unfreiheit dazu denken, wenn es als naiv sein auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder gefallen und daher auch nur so lange den feinen Einsichten des Mannes, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Naturlichkeit mit der Künstlichkeit zu nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, so sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Uebereinstimmung, wie bei dem der Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Oft durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches; demnach ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Einzig hingegen derjenige Affekt über die Anständigkeit, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so fragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen. *) Es wird also erfordert, daß die Natur nicht durch ihre bloße Gewalt als dynamische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz, daß sie nicht als Vermögen, sondern als innere Notwendigkeit über die Kunst triumphire. Nun die Anständigkeit, sowohl über den Affekt als über die Verstellung, ist jenes ist Manchen, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erregen. Zwar ist es bei dem Naiven der Uebereinstimmung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekannt macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, d. h. dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Uebereinstimmung kann nur den Menschen und zwar den Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird Niemand naiv finden, wenn in einem Garten, der lediglich gewartet werden, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der freie Wuchs der Bäume in einem französischen Garten vermindert. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein gesäumtes Pferd auf natürlicher Planmäßigkeit seine Beine schicken macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es plötzlich aus natürlicher Lustigkeit vergißt.

*) Ein Kind ist ungeduldig, wenn es aus Begierde, Leidenschaft, Widerwillen den Beobachter einer guten Erziehung verunehrbietet, aber es ist naiv, wenn es sich von dem Mangelnden einer wohlerzogenen Gesellschaft, von den daher stammenden Bestimmungen des Anstandes, von den und gesunder Natur dispensirt. Dasselbe findet auch bei dem Naiven in ganz unreflexionsähnlichen Bestimmungen statt, welches durch Uebereinstimmung von dem Menschen auf das Vernünftige entsteht. Niemand wird den Ausdruck naiv finden, wenn in einem Garten, der lediglich gewartet werden, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der freie Wuchs der Bäume in einem französischen Garten vermindert. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein gesäumtes Pferd auf natürlicher Planmäßigkeit seine Beine schicken macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es plötzlich aus natürlicher Lustigkeit vergißt.

für Charakter, sondern blos der durch den Affekt freigelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst, und unser Lachen ist keine bloße Spötterei der durch seine persönliche Hochschätzung beleidigten und erhöhenden wird. Weil es aber doch auch über die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Anständigkeit hindurchsieht, so verbindet sich eine Zufriedenheit darüber mit der Geschwindigkeit, so verbindet sich eine Zufriedenheit darüber mit der Geschwindigkeit, so verbindet sich eine Zufriedenheit darüber, daß die Natur im Gegensatze gegen die Künstler, und die Wahrheit im Gegensatze gegen den Betrug, eine siegreiche Richtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Uebereinstimmung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Charakter. *)

Bei dem Naiven der Uebereinstimmung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person, und genießen also nicht blos einen moralischen Gegenstand, sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht blos Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreiwillig der Person kommt; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Vorzug, weil sie gewollt, daß dasjenige, was sie enthüllt, für Schande erachtet.

Aber schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, indem wir in seinen Urtheilen von den Dingen gegen ihre gesellschaftlichen und gesitteten Verhältnisse äußern und sich sie uns die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der gesunden Natur bewegt geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm sonstenderdings was das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Besinnlosigkeit derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder jener Mann vor Freund verschmähe, und das Kind dagegen und dem andern Mann seines Vaters Gesinnung zurückt, so ist die Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und es einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, wäre es vollkommen recht gehabt haben. So ist es auch, wenn dies auf das Wohlbefinden und auf das äußere Wesen sich bezieht, es zu verfahren. Es ist gemeinunverstanden, wenn ein Thier der Menschen zu gesellen kann, ist in der rohen Natur nicht gesellen. Die Handlung des Kindes ist also eine Bestimmung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, womit es ihrer jener Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch aber Maximenmäß, sonst aber

*) Da das Naive blos auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet und darin Charakter sich auf den Sinnen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Absichten oder durch ihre Folgen einen Übergewichten oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Maximen haben wir kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Natur noch die Welt, unsere Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Absicht über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie und das empörte Gefühl die unnatürliche Ferne an der Aufrichtigkeit der Natur rächt, sobald wir durch eine Maximen von Verbrechen erfahren; eben so erfüllt das ertappte Mitwissen unserer Gedankenfreiheit, sobald wir Jemand durch seine Maximen in Gefahr gesetzt sehen.

KARL

(tritt mit Schrecken zurück.)

Wer bist du, mächtig Wesen? Woher kommst du?

(Alle zeigen ihr Erstaunen.)

JOHANNA.

Du thatst dem Himmel diese zweite Bitte.
Wenn es sein hoher Schluss und Wille sei,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was deine Väter
Die Könige in diesem Reich besassen,
Drei einz'ge Güter flehtest du ihn an
Dir zu bewahren, die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(König verbirgt das Gesicht heftig weinend, grosse Bewegung des Erstaunens unter den Anwesenden. Nach einer Pause.)

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

KARL.

Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesandet.

Erzbischoff.

Wer bist du heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebahr dich? Sprich! W
sind
Die Gottgeliebten Ältern, die dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich,
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchenſprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schaafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inſelvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebohrnen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daſs ſie ſchon die groſse Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches ſich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheimſchen König zu bewahren.

Und vor dem Dorf, wo ich gebohren, ſteht
Ein uralt Muttergottes Bild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchahn,
Und eine heil'ge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaſs ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Wunder-Eiche ſchlief.
— Und einsmals als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt wie ich
Als Schäferin gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh auf Johanna. Laſs die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!
„Nimm dieſe Fahne! Dieſes Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims.

„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber ſprach: Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an! Eine keuſche Magd wie du
„Hab' ich den Herrn, den Göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!" — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiſse Lilien in der Hand,
Und ſüſser Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo drei Nächte nach einander liefs
Die Heilige ſich ſehn, und rief: „Steh auf Johanna
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft."
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,

„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos,
„Durch strengen Dienst muss sie geläutert werden,
„Die hier gedienet, ist dort oben gross."
Und also sprechend liess sie das Gewand
Der Hirtin fallen und als Königinn
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

(Alle sind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Gesicht an des Königs Brust.)

ERZBISCHOFF

(nach einem langen Stillschweigen.)

Vor solcher göttlicher Beglaubigung
Muss jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.
Die That bewährt es, dass sie Wahrheit spricht,
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.

DUNOIS.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

KARL.

Und bin ich sünd'ger solcher Gnade werth!

Untrüglich allerforſchend Aug', du ſiehſt
Mein Innerſtes und kenneſt meine Demuth!

JOHANNA.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben,
Du beugteſt dich, drum hat er dich erhoben.

KARL.

So werd' ich meinen Feinden widerſtehn?

JOHANNA.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füſsen!

KARL.

Und Orleans ſagſt du, wird nicht übergehn?

JOHANNA.

Eh ſieheſt du die Loire zurücke flieſsen.

KARL.

Werd' ich nach Rheims als Überwinder ziehn?

JOHANNA.

Durch tauſend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anweſende Ritter erregen ein Getöſe mit ihren Lanzen und Schilden, und geben Zeichen des Muths.)

Dünois.

Stell uns die Jungfrau an des Heeres Spitze,
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten,
Und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn sie einher vor unsern Scharen zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite,
Sie führ' uns an, die mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein großes Waffengeräth und treten vorwärts.)

Karl.

Ja heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.
Dieß Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgesendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und sei fortan —

Johanna.

Nicht also edler Dauphin!

Nicht durch dieſs Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiſs
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geiſt
Mich lehrte, ſende hin und laſs es holen.

KARL.

Nenn es Johanna.

JOHANNA.

Sende nach der alten Stadt
Fierboys, dort, auf Sankt Kathrinens Kirchhof
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll.
An dreien goldnen Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind,
Dieſs Schwert laſs hohlen, denn durch dieſes wirſt
du ſiegen.

KARL.

Man ſende hin und thue wie ſie ſagt.

JOHANNA.

Und eine weiſse Fahne laſs mich tragen,

Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieſer Fahne ſei die Himmelskönigin
Zu ſehen mit dem ſchönen Jeſusknaben,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

KARL.

Es ſei ſo wie du ſagſt.

JOHANNA (zum Erzbiſchoff.)

Ehrwürd'ger Biſchoff,
Legt eure prieſterliche Hand auf mich,
Und ſprecht den Segen über eure Tochter!

(kniet nieder.)

ERZBISCHOFF.

Du biſt gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder!

(ſie ſteht auf.)

EDELKNECHT.

Ein Herold kommt vom engelländſchen Feldherrn.

JOHANNA.

Laſs ihn eintreten, denn ihn ſendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht der hinausgeht.)

Der Herold tritt herein.

Karl.

Was bringſt du Herold? Sage deinen Auftrag.

Herold.

Wer iſt es, der für Karln von Valois,
Den Grafen von Ponthieu das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechſt du dich den König der Franzoſen
Auf ſeinem eignen Boden zu verläugnen.
Dich ſchützt dein Wappenrock, ſonſt ſollteſt du —

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieſer lebt im engelländiſchen Lager.

Karl.

Seid ruhig Vetter! Deinen Auftrag Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,

von gutem Verstande, einem Andern, der ihn verfehlt, sich aber geschickt zu verstellen weiß, seine Geheimnisse belehrt, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leitet, ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in diesem naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals einer Eigenschaft verbesserter Menschen, sondern nur Kindern und sinnlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gräßlichsten Verhältnissen der großen Welt naiv; sie vergessen auf eigener sündiger Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betrogen sich selbst an den Höfen der Könige mit einer Jugendnaivität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die sinnliche Unschuld von der sittlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußersten Grenze zwischen beiden schweben, und bei denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian VI., die uns Herr Spittler mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem kritischen Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchsten Grade interessirt war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte, ist keine Frage; wohl aber, wie weit eine solche Naivetät der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Alle Geschichtschreiber erfolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts zu zurämen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinen erhabenen Posten emporgestiegen, und stieß auf der Höhe seiner neuen Würde seinen einfachen Charakter nicht ungerne geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimuliren, was er im Stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäß ließ er sich in der Instruktion, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bei seinem Papste erröthet gewesen wären, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl," hieß es unter Anderm, „auch an heiliger Stadt schon seit „mehreren Jahren viel Abscheuliches vorgegangen; „ein Wunder, wenn sich der kranke Zustand von dem „Haupt auf die Glieder, von dem Papst auf die Prä„laten fortgerebt hat. Wir alle sind abgewichen, und „schon seit lange ist keiner unter uns gewesen, der „etwas Gutes gethan hätte, auch nicht Einer." Dieser anderthalb Jahrhunderte vor dem Legaten, in seinem Namen zu ertheilen, „daß er, Adrian, wegen desjenigen, was vor ihm von den Päpsten geschehen, nicht „böse gedacht werden, und daß dergleichen Ausschweifungen, auch da er noch in einem geringern „Stande gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. s. f." Man kann nicht denken, wie eine solche Naivetät des Papsts von der römischen Kurie mag aufgenommen worden seyn; das Wenigste, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen, d. h. daß er ihn bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden sey, und daß er ihn nicht wenigstens gethan haben würde, wenn er die gegangene Unschicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben einige Ursache zu glauben, daß er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit ging, zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr Wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern im auch als Papst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude falscher Verdienst nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhältnisse, die in natürlichen Verhältnissen sich bewähret haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu benützen. Dieß verändert allerdings unser Urtheil sehr; und es mag gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Moralischen nicht verläugnen kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, dies von der Natur oder dem Instinkt, seinem sichersten Führer, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von Weitem zu vermeiden, das Kindergenie unausbleiblich verstrickt wird. Was den Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar dergleut Letzteres zuweilen auch den größten Genie's, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die sechzehnte Natur sie verläßt, weil die Macht des Besitzes sie blendet, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplizität und Leichtigkeit thun; das ist es, daß Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den sinnlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist sonderbar, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn;

Das ſchon geſtoſſen und noch fließen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide.
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

KARL.

Laß hören!

JOHANNA (tritt hervor.)

Sire! Laß mich an deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

KARL.

Thu es Mädchen!
Entſcheide du, ob Krieg ſei oder Friede.

JOHANNA (zum Herold.)

Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?

HEROLD.

Der Britten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

JOHANNA.

Herold du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Todten.

HEROLD.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Gesundheit
Und Kraft, und lebt euch allen zum Verderben.

JOHANNA.

Er lebte, da du abgingst. Diesen Morgen
Streckt' ihn ein Schuss aus Orleans zu Boden,
Als er von Thurm La Tournelle niedersah.
— Du lachst, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir seiner Leiche Zug,
Wenn deine Füsse dich zurücke tragen!
Jetzt Herold sprich und sage deinen Auftrag.

HEROLD.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weisst,
So kennst du ihn, noch eh' ich dir ihn sage.

JOHANNA.

Ich brauch' ihn nicht zu wissen, aber da
Vernimm den meinen jetzt! und diese Worte
Verkündige den Fürsten, die dich sandten!
— König von England, und ihr, Herzoge
Bedford und Gloster, die das Reich verwesen!

Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoſſnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht,
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich euch, damit ihr's wiſſet,
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.
— Jetzt Herold geh und mach dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magſt erreichen,
Und Botſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

(ſie geht, alles ſetzt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Gegend von Felsen begrenzt.

Talbot und Lionel, englische Heerführer. Philipp Herzog von Burgund. Ritter Fastolf und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter diesen Felsen lasset uns
Halt machen und ein festes Lager schlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder sammeln,
Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.
Stellt gute Wachen aus, besetzt die Höhn!
Zwar sichert uns die Nacht vor der Verfolgung.
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Überfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorsicht, denn wir haben es

Mit einem kecken Feind und sind geschlagen.

(Ritter Fastolf geht ab mit den Soldaten.)

LIONEL.

Geschlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daſs der Franke
Des Engelländers Rücken heut gesehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands
Beschimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

BURGUND.

Das muſs uns trösten. Wir sind nicht von Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.

TALBOT.

Vom Teufel unsrer Narrheit — Wie Burgund?
Schreckt dies Gespenſt des Pöbels auch die Fürsten?
Der Aberglaube iſt ein schlechter Mantel

Für eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerſt.

BURGUND.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

TALBOT.

Nein Herr! Auf eurem Flügel fing es an.
Ihr führtet euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die unſern in Verwirrung.

LIONEL.

Ihr könnt's nicht läugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt.

BURGUND.

Weil dort der erſte Angriff war.

TALBOT.

Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöſſe,
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.

BURGUND.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen!

LIONEL.

Wir Engelländer, waren wir allein,

Bei Gott! Wir hätten Orleans nicht verloren!

BURGUND.

Nein — denn ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch
Von einem fränkischen Kamine steigen!

LIONEL.

Wenn es die grosen Worte thäten, Herzog,
So hättet ihr allein Frankreich erobert.

BURGUND.

Ihr seid unlustig, weil euch Orleans
Entging und lasst nun euren Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.

TALBOT.

Nicht eurentwegen haben wir's belagert.

BURGUND.

Wie ſtünd's um euch, zög' ich mein Heer zurück.

LIONEL.

Nicht ſchlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig
wurden.

BURGUND.

Doch that's euch ſehr um unſre Freundſchaft
Noth,
Und theuer kaufte ſie der Reichsverweſer.

TALBOT.

Ja theuer, theuer haben wir ſie heut
Vor Orleans bezahlt mit unſrer Ehre.

BURGUND.

Treibt es nicht weiter Lord, es könnt' euch
reuen!
Verliefs ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling ſolches zu ertragen?

Was thu ich hier und fechte gegen Frankreich!
Wenn ich dem Undankbaren dienen ſoll,
So will ich's meinem angebohrnen König.

TALBOT.

Ihr ſteht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wiſſen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu ſchützen.

BURGUND.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir ſo? — Chatillon!
Laſs meine Völker ſich zum Aufbruch rüſten
Wir gehn in unſer Land zurück.

(Chatillon geht ab.)

LIONEL.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,
Als da er ſeinem guten Schwert allein
Vertrauend ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe jeder ſeine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr! Franzöſiſch Blut
Und Engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.

Königinn Isabeau von einem Pagen begleitet.

Isabeau.

Was muſs ich hören Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch alſo die geſunden Sinne?
Jezt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haſs euch trennen und euch ſelbſt
Befehdend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' euch edler Herzog. Ruft den raſchen
Befehl zurück. — Und ihr, ruhmvoller Talbot,
Beſänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt Lionel, helft mir die ſtolzen Geiſter
Zufrieden ſprechen und Verſöhnung ſtiften.

Lionel.

Ich nicht Milady. Mir iſt alles gleich.
Ich denke ſo: was nicht zuſammen kann
Beſtehen, thut am beſten ſich zu löſen.

Isabeau.

Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunſt, die uns

aber es ist nicht lästig, denn das kann nur die Kunst thun. Es ist seinem Charakter und seinen Reignne gemäß, aber nicht schwebt, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allen Schwankungen immer wieder der in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Einfach beschreiben, ja bilde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, denn es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genie's, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neuern Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding, Sterne und Andern aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ja will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV. von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Turenne, Vendome zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Was nichts bringt die weibliche Gesellschaft so sehr als nach dem Charakter des Naiven: Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruht. Weil aber die herrschenden Grundsätze bei der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im Moralischen eben so schwer als dem Mann im Intellectuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betrugen für die große Welt dieses Naive der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialischer Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendigerweise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Was hierher naiven Ausdruck heißt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Götterssprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Joch der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit es ja den Unverständigsten nicht schrecke, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig hätte tragen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr Eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Sprechart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Anmuth des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Einfachheit und freien Gemüthsart des Andern in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Scheu, so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben ein neu ängstliches Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muß Unschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer feinen Eigenliebe Verletzung bei reiten, nur einer verdorbnen Phantasie Gefahr bringen könnten. Eine Unkunde dieser conventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Roheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erregen ein Lächeln des Ausdrucks im Umgang, welches darin besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich begleiten darf, mit ihren rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind Recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beigelegt werden, obgleich nur insofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetischenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkür und die pedantischen Begriffe des Menschen, einen naiven Charakter bei. Dieß erfordert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leihen, und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Un affektbenheit über unsere eigene seltsame gewaltsame moralische Freiheit und über die in unserm Handeln vermißte sinnliche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftlose wie eine Person ansehen, und denselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung benehmen. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prädicat unserer Vernunft für einen Raub und für ein Uebel halten, und über dem leidenden Geschick der Unvollkommenheit unseres wirklichen Zustandes die Gerechtigkeit gegen unsere Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glückliche Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, und welchem wir im Norden mit unserer Freiheit herum in die Fremde schwärmen. Mit schmerzlichem Verlangen stimmen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen haben die Kultur zu erfahren, und über in ihrem Anstande der Kunst der Mutter rührende Stimme. So lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden, und haben Beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur, eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten verlagt nur der sinnliche Mensch; um

Im Treffen so verderblich war, auch hier
Noch fort uns Sinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!
(zu Talbot)
Seid ihr's, der seines Vortheils so vergaß,
Den werthen Bundsgenossen zu verletzen?
Was wollt ihr schaffen ohne diesen Arm?
Er baute eurem König seinen Thron,
Er hält ihn noch und stürzt ihn wenn er will,
Sein Heer verstärkt euch und noch mehr sein Nahme.
Ganz England, strömt' es alle seine Bürger
Auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht
Dieß Reich zu zwingen, wenn es einig ist,
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot.

Wir wissen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falschen wehren ist der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer treulos sich des Dankes will entschlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Isabeau.

Wie edler Herzog? Könntet ihr so sehr
Der Scham absagen und der Fürstenehre,
In jene Hand, die euren Vater mordete,
Die eurige zu legen? Wärt ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah dem Falle wolltet ihr ihn halten,
Und euer Werk wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem festen Bunde nur mit England.

Burgund.

Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin
Doch die Verachtung und den Übermuth
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Isabeau.

Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, laßt mich diesen

Riß

Schnell heilend ſchlieſsen, eh er ewig wird.

TALBOT.

Was dünket euch Burgund? Ein edles Herz
Bekennt ſich gern von der Vernunft beſiegt.
Die Königinn hat ein kluges Wort geredet,
Laſst dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.

BURGUND.

Madame ſprach ein verſtändig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

ISABEAU.

Wohl! So beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuſs und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehen.

(Burgund und Talbot umarmen ſich.)

LIONEL

(betrachtet die Gruppe, für ſich.)

Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!

ISABEAU.

Wir haben eine Schlacht verloren Feldherrn,
Das Glück war uns zuwider, darum aber

Entſink' euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunſt zu Hülfe, doch er habe
Umſonſt ſich der Verdammniſs übergeben,
Und ſeine Hölle ſelbſt errett' ihn nicht.
Ein ſieghaft Mädchen führt des Feindes Heer,
Ich will das eure führen, ich will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin ſeyn

LIONEL.

Madame, geht nach Paris zurück. Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern ſiegen.

TALBOT.

Geht! Geht! Seit ihr im Lager ſeid, geht alles
Zurück, kein Segen iſt mehr in unſern Waffen.

BURGUND.

Geht! Eure Gegenwart ſchafft hier nichts Gutes
Der Krieger nimmt ein Ärgerniſs an euch.

ISABEAU

(ſieht einen um den andern erſtaunt an.)

Ihr auch Burgund? Ihr nehmet wider mich
Parthey mit dieſen undankbaren Lords?

Bur-

BURGUND.

Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

ISABEAU.

Ich hab' kaum Frieden zwiſchen euch geſtiftet,
So macht ihr ſchon ein Bündniſs wider mich?

TALBOT.

Geht, geht mit Gott Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, ſobald ihr weg ſeid.

ISABEAU.

Bin ich nicht eure treue Bundsgenoſſin?
Iſt eure Sache nicht die meinige?

TALBOT.

Doch eure nicht die unſrige. Wir ſind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

BURGUND.

Ich räche eines Vaters blut'gen Mord,
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

TALBOT.

Doch grad heraus! Was ihr am Dauphin thut
Iſt weder menſchlich gut, noch göttlich recht.

Bayerische Staatsbibliothek München

ISABEAU.

Fluch ſoll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

BURGUND.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

ISABEAU.

Er warf ſich auf zum Richter meiner Sitten!

LIONEL.

Das war unehrerbietig von dem Sohn!

ISABEAU.

In die Verbannung hat er mich geſchickt.

TALBOT.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

ISABEAU.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh er herrſcht in ſeines Vaters Reich —

TALBOT.

Eh opfert ihr die Ehre ſeiner Mutter!

ISABEAU.

Ihr wiſst nicht, ſchwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.

Ich liebe, wer mir Gutes thut und haſſe
Wer mich verletzt, und iſt's der eigne Sohn
Den ich gebohren, deſto haſſenswerther.
Dem ich das Daſeyn gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Übermuth
Den eignen Schoos verletzt, der ihn getragen.
Ihr die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der *Dauphin* ſchweres gegen Euch
Verſchuldet? Welche Pflichten brach er Euch?
Euch treibt die Ehrſucht, der gemeine Neid,
Ich darf ihn haſſen, ich hab' ihn gebohren.

TALBOT.

Wohl, an der Rache fühlt er ſeine Mutter!

ISABEAU.

Armſel'ge Gleiſsner, wie veracht' ich euch,
Die ihr euch ſelbſt ſo wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer ſtreckt die Räuberhände
Nach dieſem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anſpruch habt auf ſo viel Erde
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieſer

Herzog

Der sich des Guten schelten läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich seiner Ahnen
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Ist euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heuchelei verachtʼ ich. Wie ich bin,
So sehe mich das Augʼ der Welt.

BURGUND.

Wahr ist's!
Den Ruhm habt ihr mit starkem Geist behauptet.

ISABEAU.

Ich habe Leidenschaften, warmes Blut
Wie eine andre, und ich kam als Königinn
In dieses Land, zu leben, nicht zu scheinen.
Sollt' ich der Freudʼ absterben, weil der Fluch
Des Schicksals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnsinnʼgen Gatten hat gesellt?
Mehr als das Leben liebʼ ich meine Freiheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit euch mich streiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in euren Adern,

Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wut!
Und dieſer Herzog, der ſein Lebenlang
Geſchwankt hat zwiſchen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen haſſen noch von Herzen lieben.
— Ich geh nach Melün. Gebt mir dieſen da
(auf Lionel zeigend)
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.
(ſie winkt ihrem Pagen und will gehen.)

LIONEL.

Verlaſst euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben
Die wir erbeuten, ſchicken wir nach Melün.

ISABEAU (zurückkommend.)

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchla-
gen,
Der Franke nur weiſs zierliches zu ſagen.
(ſie geht ab.)

TALBOT.

Was für ein Weib!

LIONEL.

Nun eure Meinung Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen ſchnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöſchen?

BURGUND.

Wir ſind zu ſchwach, die Völker ſind zerſtreut,
Zu neu iſt noch der Schrecken in dem Heer.

TALBOT.

Ein blinder Schrecken nur hat uns beſiegt.
Der ſchnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dieſs Furchtbild der erſchreckten Einbildung
Wird, näher angeſehn, in Nichts verſchwinden.
Drum iſt mein Rath, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

BURGUND.

Überlegt —

LIONEL.

Mit eurer Erlaubniſs. Hier iſt nichts zu überlegen.

den Beruf der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich anreizt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Verunstaltungen, ihre Lasten, ihre Mißgeschaffenheiten, oder ob es ihre unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, ihre Mitwirkungen sind, die du zu ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen, und dein Ersatz muß die Fruchtbarkeit selbst seyn, aus der sie fließen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturgesetz zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erfahrungen des Lebens, über die Unsicherheit der Kondizionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturerzeugnissen des Eingeborgten respektiren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht blos mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Bedingungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Verunstalteten beneidet, ist deiner Achtung, deiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt die jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet bist, so laß' ihre Vollendung deinem Herzen zum Muster dienen. Tritt du herein aus ja ihr auf deinem künstlichen Kreis, stelle sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Sohnheit, in ihrer sinnlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß' dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf, und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Vorzug zu vermählen, und aus Beiden das Höchste zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine sichtbare Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem anzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachforscht, wie vertraut diesen Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bewerkung bestremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demselben antrift. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, unfehlbahlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produkts ist. Er scheint in seiner Liebe für das Objekt, keinen Unterschied zwischen denjenigen zu machen, was durch sich selbst und den, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint nicht seinen Verstand und seine Wißbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an denselben, wie wir Neuern. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifizirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, bricht er die ruhige Notwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungezähmte Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn, und wenn wir in gewissen moralischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Weltenstehheit, der und so vielen Streite mit und selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen auskrigt, gegen die unschuldige, aber ruhige Notwendigkeit des Vernunftlosen hingeben, so ist gerade umgekehrt die Phantasie des Griechen gesetzfreig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzusangen, und da, wo eine blinde Notwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur außerhalb dieser in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere gebesserte Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, auf welcher er fließt, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu treffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entfernte Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Aufspürung der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *)

*) Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehört gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit vielem Eifer zu verfolgen. Offianş Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebleie um ihn her war groß, erhabenlich, mächtig, drang sich also auf, und bekommerte selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gedichten dieses Dichters steht daher die lebleie Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Offian über einen Verfall der Menschheit, und so sieht auch bei seinem

Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.

TALBOT.

Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir.
Und dieſs Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſre Völker blendet und entmannt,
Laſst uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann
So hat ſie uns zum letztenmal geſchadet,
Stellt ſie ſich nicht, und ſeid gewiſs, ſie meidet
Den ernſten Kampf, ſo iſt das Heer entzaubert.

LIONEL.

So ſeys! Und mir, mein Feldherr, überlaſſet
Dieſs leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll flieſsen.
Denn lebend denk ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag ich auf dieſen Armen ſie herüber
Zur Luft des Heers, in das brittann'ſche Lager.

BURGUND.

Verſprechet nicht zuviel.

TALBOT.

Erreich ich ſie,
Ich denke ſie ſo ſanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe.

(ſie gehen ab.)

JOHANNA mit der Fahne, im Helm und Bruſtharniſch, ſonſt aber weiblich gekleidet, DÜNOIS, LA HIRE, RITTER und SOLDATEN zeigen ſich oben auf dem Felſenweg, ziehen ſtill darüber hinweg, und erſcheinen gleich darauf auf der Scene.

JOHANNA

(zu den Rittern, die ſie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt.)

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht

Von euch, die euren fallen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die
Jungfrau!

ALLE

(rufen laut unter wildem Waffengetöse.)

Gott und die Jungfrau!

(Trommeln und Trompeten.)

SCHILDWACHE (hinter der Scene.)

Feinde! Feinde! Feinde!

JOHANNA.

Jezt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entsetzen,
Und drohend rings umfange sie der Tod!

(Soldaten eilen fort, sie will folgen.)

DUNOIS (hält sie zurück.)

Du hast das deine nun erfüllt Johanna!
Mitten in's Lager hast du uns geführt,
Den Feind hast du in unsre Hand gegeben.
Jezt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlass die blutige Entscheidung.

La Hire.

Den Weg des Siegs beschreibe du dem Heer,
Die Fahne trag' ans vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst,
Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist muß Johanna seyn,
Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen,
Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt,
Dieß Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet was mir Gott geheißen.

(Sie geht ab.)

La Hire.

Kommt Dünois! Laßt uns der Heldin folgen,
Und ihr die tapfre Brust zum Schilde leihn!

(gehen ab.)

Englische Soldaten fliehen über die Bühne.

Erster.

Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam sie in das Lager?

Dritter.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! Flieht! Wir sind alle des Todes!

(gehen ab.)

Talbot (kommt.)

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht stehn!
Gelöst sind alle Bande des Gehorsams,
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geister ausgespieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort, nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Flut entgegenstellen,

Die wachsend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig nüchterne und alles
Muss um mich her in Fiebers Hitze rasen?
Vor diesen Fränkschen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer ist sie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf einmal wendet, und ein schüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerin, die die gelernte Rolle
Der Heldin spielt, soll wahre Helden schrecken?
Ein Weib entrifs mir allen Siegesruhm?

SOLDAT (stürzt herein.)

Das Mädchen! Fliehl Flieh! Flieh Feldherr!

TALBOT (stößt ihn nieder.)

Flieh zur Hölle

Du selbst! Den soll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht spricht und von feiger Flucht.

(er geht ab.)

Der Proſpekt öfnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt Montgomery.

Montgomery (allein.)

Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde ringsumher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der mit droh'ndem Schwert
Die Flucht verſperrend uns dem Tod entgegen treibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich haut
Wie die Brunſt des Feuers raſet — Und rings um kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O wär ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſelger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg.

Und jetzo führt mich das verderbliche Geſchick
In dieſe blut'ge Mordſchlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Geſtad,
Im ſichern Vaterhauſe, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte ſüße Braut.
(Johanna zeigt ſich in der Ferne.)
Weh mir! Was ſeh' ich! Dort erſcheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düſter leuchtend, hebt ſie ſich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Geſpenſt der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift ſie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, feſt und feſter, wirret ſich
Das Zauberknäul, daß ſie gefeſſelt mir die Flucht
Verſagen! Hinſehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Geſtalt!

(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder stehen.)

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerst mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehn, sie ist ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen sie erweichen kann!

(Indem er auf sie zugehen will, tritt sie ihm rasch entgegen.)

JOHANNA.

Du bist des Todes! Eine britt'sche Mutter zeugte dich.

MONTGOMERY (fällt ihr zu Füßen.)

Halt ein Furchtbare! Nicht den unvertheidigten,
Durchbohre. Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild,
Zu deinen Füßen sink ich wehrlos, flehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld.
Reich an Besitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im schönen Lande Wallis, wo die schlängelnde
Severn' durch grüne Auen rollt den Silberstrom.

Und funfzig Dörfer kennen seine Herrschaft an.
Mit reichem Golde löst er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

JOHANNA.

Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödtlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegen schickt.

MONTGOMERY.

Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft,

Bei diesen ersten Kindern der Natur nicht so weit aus, daß die Natur verächtlich erscheinen würde. Der ganze Gang des gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf äußern Maßwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Einkleidung eines solchen Gefühls, die Geburt einer sinnlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er äußerlich dieser auch nicht mehr ihr Übermächtig werden, und so kein dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Ewig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles Andere derselben zu nähern bemüht seyn, wenn wir, nachdem wir uns selbst und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, sein dringendstes Bedürfniß haben, als aus derselben herausgetreten, und eine so mißstimmende Form aus unsern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr ein gemischtes, welches wir für die Alten haben. Die empfundene Natürlichkeit; wir empfinden das Natürliche. Es war ehne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Sänger den Ulysses bewundern ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kränken für die Gesundheit.

So wie noch und noch die Natur ausging, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das Charakteristische und Empfindende; Sokrates so verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Ideen und als Gegenstand auftreten. Diejenige Nation, welche es zuletzt in der Umwandlung und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, mußte zuerst nach den Phänomenen des Naiven am stärksten gereizt werden, und demselben einen Namen geben. Diese Nation waren, so viel ich weiß, die Franzosen. Hier die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise weit älter, und damit sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniß. Diese Verderbnerung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äußerst auffallend im Euripides, wenn man diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem Aeschylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nämliche Recension läßt sich auch unter den alten Dichterinnen wahrnehmen. Sappho, der Dichter eines kultivierten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Thun, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen, so wie er auch in derselben ein noch nie übertroffenes Muster ist. Auch im Properz, Virgil, A. findet man Szenen dieser Empfindungsweise, weniger beim Ovid, dem es kaum zu Fälle bei Corpus fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermißt, die Horaz in seinem Thun so gern entdeckte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den verderbenden Einfluß künstlicherer und künstlicher Formen erfahren oder doch mit denselben zu ihren Ideen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und aufgemessen wird. Die Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie dichten, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitalten künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist stets und spricht, wie die jungfräuliche Diana in einem Mährchen; ohne alle Verantwortung entsteht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn ergreifen will. Die trockene Wahrheit, worauf er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihm gänzlich sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gestalten hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; Er ist das Werk und das Werk ist Er; man muß ihn erst schon nicht werth, oder nicht mündig, oder schon satt seyn, um noch Ihn nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwei höchst verschiedene, doch den unterschiedenen Anfang der Zeite oder getrennte Naturen, aber gerade in diesen Charakterzug völlig Eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im tödtlichen Pathos zu scherzen, die verschiedenartigen Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald zu spielen, wie meine Empfindung forderte, bald zu lästern schien, wo das Herz so gern still verstanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleidet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends faßbar hielt, und mir unsagtes Weh erregen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und zwar mein Studium, ehe ich sein Individuum recht anerkennen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Kunst zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Surjekte. Übrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bezahrte Kritik ein ähnliches fällte, und nicht genug war, es in der Welt hinein zuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stoßen und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemälde der Pietät, mit der

Teile der Kunst der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Gelassenheit, dagegen doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gesättigten moralischen Künstler zu dem Verlangen zurückzubringen und über seine Gegenstände einen ergreifenden Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

Nicht ſchrecklich biſt du in der Nähe anzuſchaun,
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O bei der Milde deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

JOHANNA.

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nichts freyn
Auf ird'ſche Weiſe, ſchlieſs ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

MONTGOMERY.

O bei der Liebe heilig waltendem Geſetz
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich.
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt
Beglückt zu ſeyn durch Liebe! Trenne grauſam nicht

Zwey Herzen, die der Liebe heilig Bündniſs knüpft!

JOHANNA.

Du rufeſt lauter *irrdiſch* fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiſs
Nichts von der Liebe Bündniſs, das du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienſt.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

MONTGOMERY.

O ſo erbarme meiner jammervollen Ältern dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja gewiſs auch du
Verlieſeſt Ältern, die die Sorge quält um dich.

JOHANNA.

Unglücklicher! Und du erinnerſt mich daran,
Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden ſind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,

Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

MONTGOMERY.

O schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint.

JOHANNA.

Wer rief euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiss
Der Felder zu verwüsten, von dem heim'schen Heerd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuesbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet schon in eures Herzens eitelm Wahn
Den freigebohrnen Franken in der Knechtschaft Schmach
Zu stürzen und dies grosse Land, gleichwie ein Boot,
An euer stolzes Meerschiff zu befestigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes, eher rifst ihr einen Stern
Vom Himmelwagen, als ein Dorf aus diesem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag

Der Rache iſt gekommen, nicht lebendig mehr
Zurücke meſſen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen euch und uns
Geſetzt, und das ihr frevelnd überſchritten habt.

MONTGOMERY (läßt ihre Hand los.)

O ich muß ſterben! Grauſend faßt mich ſchon
der Tod.

JOHANNA.

Stirb Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem
Tod
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh mich
an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Gebohren, nicht des Schwerts gewohnt iſt dieſe
Hand,
Die den unſchuldig frommen Hirtenſtab geführt.
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters Buſen, von der Schweſtern lieber Bruſt
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die
Götterſtimme, nicht
Eignes Gelüſten, — euch zu bitterm Harm, mir
nicht

Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer seyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn,
Noch vielen von den Euren werd' ich tödtlich seyn,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.
— Erfülle du auch deines. Greife frisch zum Schwert,
Und um des Lebens süsse Beute kämpfen wir.

MONTGOMERY (steht auf.)

Nun, wenn du sterblich bist wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beschieden seyn,
Zur Höll dich sendend Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geschick.
Ruf' du Verdammte deine Höllengeister an,
Dir beyzustehen! Wehre deines Lebens dich!

(er ergreift Schild und Schwert und dringt auf sie ein, kriegerische Musik erschallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

JOHANNA.

Dich trug dein Fuſs zum Tode — Fahre hin!
(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.)
Erhabne Jungfrau, du wirkſt mächtiges in mir!
Du röſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dieſs Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eiſens blanker Schneide ſchaudert mir,
Doch wenn es Noth thut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Ein RITTER mit geſchloſsnem Viſier tritt auf.

RITTER.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,

Dich fucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht.
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgeſtiegen biſt.

JOHANNA.

Wer biſt du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Britte ſcheinſt du mir,
Denn dich bezeichnet die Burgundſche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

RITTER.

Verworfne, du verdienteſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

JOHANNA.

So biſt du dieſer edle Herzog ſelbſt?

RITTER (ſchlägt das Viſier auf.)

Ich bin's. Elende zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen dich nicht mehr,
Du haſt bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen,
Ein Mann ſteht vor dir.

Dūnois und La Hire zu den Vorigen.

Dūnois.

Wende dich Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetin heilig Haupt,
Erſt muſs dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürcht' ich,
Noch euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröthe Baſtard, Schande dir La Hire,
Daſs du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll' erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! Euch allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht,

(ſie bereiten ſich zum Kampf, Johanna tritt dazwiſchen.)

Jo-

JOHANNA.

Haltet inne!

BURGUND.

Zitterſt du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen ſoll er —

(dringt auf Dünois ein.)

JOHANNA.

Haltet inne!
Trennt ſie La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll flieſsen!
Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Aus einander ſag' ich — Höret und verehrt
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

DÜNOIS.

Was hältſt du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

JOHANNA

(ſtellt ſich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten Zwiſchenraum, zum Baſtard:)

Tritt auf die Seite!

(zu La Hire:)

Bleib gefeſſelt ſtehen!

Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(Nachdem alles ruhig iſt)

Was willſt du thun Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn wie du,
Dieſer Tapfre iſt dein Waffenfreund und Landsmann,
Ich ſelbſt bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die du zu vertilgen ſtrebſt,
Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgethan dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs theure Züge trägt.

die Gesetze des Gastrechts selbst im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwei Ritter nach Verabredung, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Frieden machen, und, um die flüchtige Angelika eingeholt, das nämliche Pferd bestiegen. Beide Beispiele, so verschieden sie übrigens sonst wären, kommen eins darin überein, daß sie auf unser Herz beinahe gleich, weil beide den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft malen, und weil durch Naivetät der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bei Beschreibung dieser ähnlichen Handlung! Ariost, der Bürger dieser Epoche, und von der Einfalt der Sitten abgestumpften Welt kann bei der Erzählung dieses Vorfalls seine eigne Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Anstandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakterisiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemälde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die sachte Sprache und das süße Lächeln Virgils, wenn er bei der Weg-Ich in zwei Knaben-Idylle, *) Und nun bei alle Homer! Kaum erblickt Diomed und Glaukus, seiner Gegner, Erkennung, daß dieser von Vätergeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, faßt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

„Nun bin ich unnennbar dein Wirtsfreund inmitten in Argos,
Du in Lykia weit, wenn jemals dort ich besuche.
Drum wir meiden Lanzen verweilen wir nah im Getümmel.
Viel zu sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schnelle er-
reichen;
Dir auch bist der Achaier, daß welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die Andern
Wissen, wie wir Gäste zu Ehren an Kämpfen uns rühmen.“
Also redeten jene; herab von dem Wagen sich schwangen,
Faßten sie beid' einander die Händ' und gelobten sich Freunde
schaft.“

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der metallischen Verbindung dieses Wortes ist) auch nur die bisher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm nur so leichter vergeben, da auch unser Herz beim Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber vom Allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, so alt ob er selbst sein Herz im Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch ihn Glaukos ergriff den Zeus, daß er ohne Bedeutung
Gegen den Sohn Tydeus die Rüstungen, gegen mit ehernen,
Wechselte, sondern Sinnen verlor, denn Waffen da an-
dem.“ **)

Dichter von dieser rohen Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in unserm Zeitalter selten, wenigstens auf seine andere Weise möglich, als daß sie in ihrem Zeitalter wild tauchen, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß bewahren geworden werden. Aus der Sociedät selbst können sie nie mehr hervorgehen; aber außerhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch meist als Fremdlinge, die man anstaunt, und als nur gezogene Söhne der Natur, an denen man sich ergetzt. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studirt, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers trabt auf ihrer Stirn; wir bücken uns wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zunftlern des Geschmacks, werden sie als Ungeheuer gehaßt. die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es blos der Kraft eines mehr als tausend jährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmackrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Notwendigkeit der Natur, so setzt ihm doch sein Hang nach der Höhe zu derselben immer offen, fordern ihn mächtiger und unverlierbarer Triebe, der moralische, treibt ihn auch nur aufforderlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wird nur nach einer andern Richtung.

Was jetzt ist die Natur noch für einige Flammen, an der sich der Dichtergeist nährte; auch sie allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein kommt er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, vollständig zu sagen, alle sogenannte Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, so wie sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit verwengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist wächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, d. i. derselbe ist, nicht reine Natur ist, wirkt er als ungetrübte sinnliche Einheit und als ein harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbsthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, widersprechen sich noch nicht, und bekriegen einander. Seine Empfindungen sind noch das freie Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gebietende Spiel der Vorstellungskraft; und dem Gesetz der Notwendigkeit gehen sein, und der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nun nach als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinen Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande

*) Der rasende Roland. Erster Gesang Strophe 32.
**) Ilias, Voßische Uebersetzung. 1. Band. Seite 133.

BURGUND.

Mit ſüſser Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt du Sirene! deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen Dünois!
Mit Streichen nicht mit Worten laſs uns fechten.

DÜNOIS.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt du
Vor Worten dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräther einer böſen Sache.

JOHANNA.

Uns treibt nicht die gebieteriſche Noth
Zu deinen Füſsen, nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor dir. — Blick um dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager,
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegstrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.

Des ſchönen Lorbeers friſch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit, mit unſerm Freund zu theilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling komm!
Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unſre reine Seite! —
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König.
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt,
Lichtweiſs wie dieſe Fahn' iſt unſre Sache,
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

BURGUND.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer als mein Arm.

JOHANNA.

Du nennſt mich eine Zauberin, giebſt mir Künſte

BURGUND

(lebhaft bewegt, ſchlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet Sie mit Erſtaunen und Rührung.)

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet!
— Sie trügt nicht dieſe rührende Geſtalt!
Nein! Nein! Bin ich durch Zauberes Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt,
Mir ſagt's das Herz, ſie iſt von Gott geſendet.

JOHANNA.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht, des Zornes Donnerwolke ſchmilzt
Von ſeiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

(Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dünois laſſen die Schwerter fallen und eilen ihn zu umarmen.

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Dunois und La Hire treten auf.

Dunois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für Eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten fest in Noth und Tod zusammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zerrennen,
Das jeden Schicksalswechsel ausgehalten.

La Hire.

Prinz hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir ist wohl bekannt, worauf Ihr sinnt.
Zum König denkt ihr flehenden Fußes jetzt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geschenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit

Kann er den wohlverdienten Preiſs nicht weigern.
Doch wiſst — eh ich in eines andern Arm
Sie ſehe —

La Hire.

Hört mich Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig ſehnelle Luſt zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt bis ich die Wunderbare ſah,
Die eines Gottes Schickung dieſem Reich
Zur Retterin beſtimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur als Braut ſie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundin ſeyn
Des ſtarken Mannes, und dieſs glüh'nde Herz
Sehnt ſich an einer gleichen Bruſt zu ruhn,
Die ſeine Kraft kann faſſen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt' ich's wagen Prinz, mein ſchwach Verdienſt

Mit eures Nahmens Heldenruhm zu meſſen!
Wo ſich Graf Dünois in die Schranken ſtellt,
Muſs jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferin kann nicht
Als Gattin würdig euch zur Seite ſtehn,
Das königliche Blut, das eure Adern
Durchrinnt, verſchmäht ſo niedrige Vermiſchung.

Dünois.

Sie iſt das Götterkind der heiligen
Natur wie ich, und iſt mir ebenbürtig.
Sie ſollte eines Fürſten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel iſt,
Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein
Umgiebt, der heller ſtrahlt als irdſche Kronen,
Die jedes Gröſste, Höchſte dieſer Erden
Klein unter ihren Füſsen liegen ſieht;
Denn alle Fürſtenthronen auf einander
Geſtellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo ſie ſteht,
In ihrer Engels-Majeſtät!

La Hire.

Der König mag entſcheiden.

DUNOIS.

Nein sie selbst
Entscheide! Sie hat Frankreich frey gemacht
Und selber frey muss sie ihr Herz verschenken.

LA HIRE.

Da kommt der König!

KARL. AGNES SOREL. DU CHATEL und CHATILLON treten auf.

KARL (zu Castillon)

Er kommt! Er will als seinen König mich
Erkennen, sagt ihr, und mir huldigen?

CHATILLON.

Hier, Sire, in deiner königlichen Stadt
Chalons will sich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüßen,
Er folgt mir auf dem Fuße, gleich naht er selbst.

SOREL.

Er kommt! O schöne Sonne dieses Tags,

Der Freude bringt und Frieden und Versöhnung!

CHATILLON.

Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu deinen Füßen niederknien,
Doch er erwartet, daß du es nicht duldest,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmest.

KARL.

Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen.

CHATILLON.

Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim ersten Wiedersehn mit keinem Worte
Meldung geschehe!

KARL.

Versenkt im Lethe sei
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage sehn.

CHATILLON.

Die für Burgund gefochten, alle sollen
In die Versöhnung aufgenommen seyn.

KARL.

Ich werde so mein Königreich verdoppeln!

CHATILLON.

Die Königin Iſabeau ſoll in dem Frieden
Mit eingeſchloſſen ſeyn, wenn ſie ihn annimmt

KARL.

Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unſer Streit iſt aus, ſobald ſie ſelbſt ihn endigt.

CHATILLON.

Zwölf Ritter ſollen bürgen für dein Wort.

KARL.

Mein Wort iſt heilig.

CHATILLON.

Und der Erzbiſchoff
Soll eine Hoſtie theilen zwiſchen dir und ihm,
Zum Pfand und Siegel redlicher Verſöhnung.

KARL.

So ſei mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handſchlag bei mir einig ſind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

CHATILLON

(mit einem Blick auf Du Chatel.)

Hier ſeh' ich Einen, deſſen Gegenwart

wirklich stattfand, existirt jetzt blos ideal; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm, als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der ein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß weit in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — das hingegen hier in dem Zustand der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur blos eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf Eins hinauskömmt, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht blos nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern*) anzustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit derselben überzeugen können. Jene rühren und durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neuern Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, bereits hat Ideal führt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn blos auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so steigt sie, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Wert durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Wert des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich bestimmt, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Vereinigung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern übergeht, so ist seine Frage, welchem von beiden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwei verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beiden, ihnen entsprechenden Dichterformen anwenden.

Man höre bejahrte alte und moderne — nature und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur in einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen sollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig auf den alten Poeten abgezogen hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts treuloser, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihren eigensten und erhabensten Schönheit den Namen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu den Zöglingen der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu sagen haben. *) Dieses Gesetz nicht schon zugestritten ist, über die Wirklichkeit hinaus, in's Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Uebertreibung seyn. Keinem Menschenfreunde kann es einfallen, in denjenigen, worin Homer groß ist, irgend einen Neuern thun zu die Seite setzen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Namen einer neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in denjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung; dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers eben das war, was dem neuern Dichter gefangen worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt angewendet werden) in der Begrenzung besteht, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neuern Zeiten behauptet.

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, daß, wenn hier die neuern Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern, ja sogar in den neuesten Zeiten, naive Dichtungen in allen Arten, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateinischen, ja selbst griechischen Dichtern findet sich nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man bisweilen beide Gattungen vereinigt an, wie zum Beispiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größten Effekt machen.

*) Wollten alle naiven Dichter darüber allemahls auf den Ausdruck seiner Magd antommen lassen, was in ihren Komödien stehen müßten und weglassen solute; auch wäre zu wünschen gewesen, daß der Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuvorher eine Probe gemacht hätten. Wer ich weiß nicht rathen, daß mit den Königsbuch'schen Oden, mit den schönen Stellen im Messias, im verlornen Paradies, in Miltons den Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? Diese Probe ist wirklich angestellt, und die Wolterische Magd rationnirt zu Langeweile und Verdruß in unsern teutschen Bibliotheken, philosophischen und literarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur zu billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem, und wie es sich für die Grundfeste der deutschen Literatur geziemt.

Den erſten Gruſs vergiften könnte.

(Dü Chatel geht ſchweigend.

KARL.

Geh

Dü Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magſt du verborgen bleiben!

(er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)

Rechtſchaffner Freund! Du wolltеſt mehr als dieſs
Für meine Ruhe thun!

(Dü Chatel geht ab.)

CHATILLON.

Die andern Punkte nennt dieſs Inſtrument.

KARL (zum Erzbiſchoff.)

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen alles,
Für einen Freund iſt uns kein Preis zu hoch.
Geht Dünois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit euch und hohlt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle ſollen ſich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feſte ſchmücke ſich die ganze Stadt.

Und alle Glocken sollen es verkünden,
Daſs Frankreich und Burgund sich neu verbünden.

(Ein Ed. kommt. Man hört Trompeten.)

Horch! Was bedeuten der Trompeten Ruf.

EDELKNECHT.

Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug.

(Geht ab.)

DUNOIS (geht mit La Hire und Chatillon.)

Auf! ihm entgegen!

KARL (zur Sorel.)

Agnes du weinst? Beinah gebricht auch mir
Die Stärke, diesen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mussten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiedersehn.
Doch endlich legt sich jedes Sturmes Wut,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätsten Früchte!

ERZBISCHOFF (zu Fenster.)

Der Herzog kann sich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küssen seinen Mantel, seine Sporen.

KARL.

Es iſt ein gutes Volk, in ſeiner Liebe
Raſchbloderud wie in ſeinem Zorn — Wie ſchnell
Vergeſſen iſt's, daſs eben dieſer Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne ſchlug,
Der Augenblick verſchlingt ein ganzes Leben!
— Faſs dich, Sorel! Auch deine beſt'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele ſeyn,
Nichts ſoll ihn hier beſchämen, noch betrüben.

HERZOG VON BURGUND. DUNOIS. LA HIRE. CHATILLON und noch zwey andere RITTER von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang ſtehen, der König bewegt ſich gegen ihn, zugleich nähert ſich Burgund und in dem Augenblick, wo er ſich auf ein Knie will niederlaſſen, empfängt ihn der König in ſeinen Armen.

KARL.

Ihr habt uns überrascht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch ihr habt schnelle Pferde.

BURGUND.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.

(er umarmt die Sorel und küßt sie auf die Stirne.)

Mit eurer
Erlaubniß Base. Das ist unser Herrenrecht
Zu Arras und kein schönes Weib darf sich
Der Sitte weigern.

KARL.

Eure Hofstatt ist
Der Sitz der Minne, sagt man, und der Markt
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

BURGUND.

Wir sind ein handeltreibend Volk, mein König
Was köstlich wächst in allen Himmelsstrichen
Wird ausgestellt zur Schau und zum Genuß
Auf unserm Markt zu Brügg, das höchste aber
Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit.

SOREL.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preiſs,
Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehn.

KARL.

Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund Vetter,
Daſs ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.

BURGUND.

Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl euch mein König! Früh hat euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!
(er bemerkt den Erzbiſchoff und reicht ihm die Hand)
Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz,
Wer euch will finden, muſs im Guten wandeln.

ERZBISCHOFF.

Mein Meiſter rufe wenn er will, dieſs Herz
Iſt freudenſatt und ich kann fröhlich ſcheiden,
Da meine Augen dieſen Tag geſehn!

BURGUND (zur Sorel)

Man ſpricht, ihr habt euch, eurer edeln Steine

Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu ſchmieden? Wie? Seid ihr ſo kriegeriſch
Geſinnt? War's euch ſo ernſt mich zu verderben?
Doch unſer Streit iſt nun vorbei, es findet
Sich alles wieder, was verloren war,
Auch euer Schmuck hat ſich zurück gefunden,
Zum Kriege wider mich war er beſtimmt,
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(er empfängt von einem ſeiner Begleiter das Schmuckkäſtchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel ſieht den König betroffen an.)

KARL.

Nimm das Geſchenk, es iſt ein zweifach theures Pfand
Der ſchönen Liebe mir und der Verſöhnung.

BURGUND

(indem er eine brillante Roſe in ihre Haare ſteckt.)

Warum iſt es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde ſie mit gleich geneigtem Herzen
Auf dieſem ſchönen Haupt befeſtigen.

(Ihre Hand bedeutend fassend)

Und — zählt auf mich, wenn ihr derselben des Freundes

Bedürfen sollter!

(Agnes Sorel in Thränen ausbrechend tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine grosse Bewegung, alle Umstehende blicken gerührt auf beide Fürsten.)

BURGUND

(nachdem er alle der Reihe nach angesehen, wirft er sich in die Arme des Königs.)

O mein König!

(in demselben Augenblick eilen die drei burgundischen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbischoff zu und umarmen einander. Beide Fürsten liegen eine Zeitlang einander sprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich hassen! Euch konnt' ich entsagen!

KARL.

Still! Still! Nicht weiter!

BURGUND.

Diesen Engelländer

Konnt' ich krönen! Diesem Fremdling Treue
schwören!
Euch meinen König in's Verderben stürzen!

KARL.

Vergeßt es! Alles ist verziehen. Alles
Tilgt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!

BURGUND (faßt seine Hand.)

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden sollen euch erstattet werden,
Euer ganzes Königreich sollt ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf soll daran fehlen!

KARL.

Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

BURGUND.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider euch. O wüßtet ihr —
Warum habt ihr mir diese nicht geschickt?
(auf die Sorel zeigend)
Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen!
— Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr

Entzweien, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jezt hab' ich meinen wahren Ort gefunden,
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

ERZBISCHOFF
(tritt zwiſchen beide.)

Ihr ſeid vereinigt Fürſten! Frankreich ſteigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Aſche,
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwiſts gefallen,
Die Todten ſtehen nicht mehr auf, die Thränen
Die eurem Streit gefloſſen, ſind und bleiben
Geweint! Das kommende Geſchlecht wird blühen,
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das ſind die Früchte eures Bruderzwiſts!
Laſst's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gott-
heit

Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt. Loslaſſen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht
Gelehrig wie der Falk ſich aus den Lüften
Zurückſchwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menſchenſtimme.
Nicht zweymal kommt im rechten Augenblick
Wie heut die Hand des Retters aus den Wolken.

BURGUND.

O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite,
— Wo iſt ſie? Warum ſeh ich ſie nicht hier?

KARL.

Wo iſt Johanna? Warum fehlt ſie uns
In dieſem feſtlich ſchönen Augenblick,
Den ſie uns ſchenkte?

ERZBISCHOFF.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müſs'gen Hofs,
Und ruft ſie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, ſo meidet ſie
Verſchämt den eitlen Blick gemeiner Augen!

und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beiden Kunstgattungen im Alterthume stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken liegt daher dem Künstler Alles daran, die Vorstellungskraft auf Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das Genaueste im Raum zu bestimmen, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worin dieser seinen unstreitig großen Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders; und diesen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen, und in dem, was sinnlich darstellbar und charakteristisch ist, so kann der neuere sie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was unbarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen.

Da der naive Dichter blos der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich blos auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es gibt, in dieser Absicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, vorausgesetzt, daß man Alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet, sage ich, blos auf den verschiedenen Graden der Kraft und Verfeinerung Empfindungsvermögen; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abgesehen wird) nie verschieden benrtheilt werden. Unser Gefühl ist darnach gar bald gethan, ganz auf einmal. Einem Satyren, so bald wir nichts darin zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effects ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser reflectirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen. *) Da also hier eine Wahrheit der Principien stattfindet, so kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung überwiegen wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entsteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung aufführen will. Seine Darstellung wird also entweder satyrisch, oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) elegisch seyn; an eine von diesen beiden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dieß kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Mittels oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Verspottung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grunde liegen soll. Moralische Widersprüche interessiren nothwendig unser Herz und fordern also dem Gemüth seine Freiheit; und dem soll auch poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt seyn. Verstandeswidersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten zu thun des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher seine geringe Aufgabe für ihn, in der poetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels besteht. In der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht; die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideal, als der höchsten Realität, gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; dieß und er aber spricht verdammt, aber er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Object der Anklagung, aber, worauf hier alles ankommt, diese Anklagung stellt muß wieder nothwendig auf den entgegenstehenden Ideal ruhig zeugen. Sie können nämlich auch eine blos sinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniß gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und blindig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der genuine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf diesen Weg gar nicht fehl schlägt, und in Affekt zu versetzen, so glaubt er

*) Aber bei sich auf den Eindruck wirkt, den naive Dichtungen auf uns machen, und den Antheil, der dem Inhalt davon gehört, davon abgerechnet, so bleibt doch, wenn diesen Eindruck, auch blos als eine poetische Gegenerscheinung, immer frölich, immer rein, immer mäßig finden; bei sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, so bestimmt auch wissen zu wollen, immer über die Wahrheit, über die übereinstimmende Gegenwart des Objekts in unsern Einbildungskraft erfreuen, weil auch weiter nichts als dieß suchen, bei sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben, und alle immer problem zwei verschiedenen Impulsen in Schwanken gerathen.

Gewiſs beſpricht ſie ſich mit GOTT, wenn ſie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geſchäftig iſt.
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

JOHANNA zu den VORIGEN.

Sie iſt im Harniſch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.

KARL.

Du kommſt als Prieſterin geſchmückt Johanna,
Den Bund, den du geſtiftet, einzuweihn?

BURGUND.

Wie ſchrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umſtrahlt mit Anmuth ſie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöſ't Johanna? Biſt du
Befriedigt und verdien' ich deinen Beyfall?

JOHANNA.

Dir ſelbſt haſt du die gröſste Gunſt erzeigt.
Jetzt ſchimmerſt du in ſegenvollem Licht,
Da du vorhin in blutrothdüſterm Schein
Ein Schreckensmond an dieſem Himmel hingſt.

(sich umschauend.)

Viel edle Ritter sind' ich hier versammelt
Und alle Augen glänzen freudenhell,
Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der sich verbergen muſs, wo alles jauchzt.

BURGUND.

Und wer ist sich so schwerer Schuld bewuſst,
Daſs er an unsrer Huld verzweifeln müſste?

JOHANNA.

Darf er sich nahn? O sage, daſs er's darf?
Mach dein Verdienſt vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe Haſs, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht sei so blutig, daſs Burgund
An diesem Freudentag es nicht vergebe!

BURGUND.

Ha, ich verstehe dich!

JOHANNA.

Und willſt verzeihn?

Du

Du willſt es, Herzog? — Komm herein Dü Chatel!

(Sie öffnet die Thür und führt Dü Chatel herein, dieſer bleibt in der Entfernung ſtehen.)

Der Herzog iſt mit ſeinen Feinden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit dir.

(Dü Chatel tritt einige Schritte näher und ſucht in den Augen des Herzogs zu leſen.)

BURGUND.

Was machſt du
Aus mir, Johanna? Weiſst du was du foderſt?

JOHANNA.

Ein güt'ger Herr thut ſeine Pforten auf
Für alle Gäſte, keinen ſchlieſst er aus;
Frei wie das Firmament die Welt umſpannt,
So muſs die Gnade Freund und Feind umſchlieſsen.
Es ſchickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit,
Gleichmeſſend gieſst der Himmel ſeinen Thau
Auf alle durſtenden Gewächſe aus.
Was irgend gut iſt und von oben kommt,

Iſt allgemein und ohne Vorbehalt,
Doch in den Falten wohnt die Finſternis!

BURGUND.

O ſie kann mit mir ſchalten wie ſie will,
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich Dü Chatel; Ich vergeb' euch.
Geiſt meines Vaters zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter rechnet mir's nicht zu,
Daſs ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt alles ewig,
Steht alles unbeweglich feſt — doch anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

KARL (zur Johanna.)

Was dank ich dir nicht alles hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt du dein Wort gelöſ't!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt du mir verſöhnt, die Feinde

Mir in den Staub geſtürzt, und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt alles. — Sprich wie lohn ich dir!

JOHANNA.

Sei immer menſchlich Herr im Glück, wie du's
Im Unglück warſt — und auf der Gröſte Gipfel
Vergiſs nicht, was ein Freund wiegt in der Noth,
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem letzten deines Volks, denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterin — du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr groſſer Fürſten ſeyn,
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks,
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jezt
Der Retter ausging, droht geheimnisvoll
Den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

BURGUND.

Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt,
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten wie er angefangen?

JOHANNA.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe haſt
Du deinen Stuhl geſetzt, und höher ſtrebt
Das ſtolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird ſeinem Wachsthum ſchleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauſes Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und Scepterttragende Monarchen, Hirten
Der Völker werden ihrem Schooſs entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwei groſsen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbefchifften Meeren.

KARL.

O ſprich, wenn es der Geiſt dir offenbaret,

Wird dieſes Freundesbündniſs, das wir jetzt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

JOHANNA.

(nach einem Stillſchweigen.)

Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle wo er ſchläft, denn Einmal
Erwacht bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet euch
Der Gegenwart, laſst mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

SOREL.

Heilig Mädchen, du erforſcheſt
Mein Herz, du weiſst ob es nach Gröſse eitel ſtrebt,
Auch mir gieb ein erfreuliches Orakel.

JOHANNA.

Mir zeigt der Geiſt nur groſse Weltgeſchicke,
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

DUNOIS.

Was aber wird dein eigen Schickſal ſeyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt!
Dir blüht gewiſs das ſchönſte Glück der Erden,
Da du ſo fromm und heilig biſt.

JOHANNA.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schooſs des ew'gen Vaters.

KARL.

Dein Glück ſei fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Nahmen will ich herrlich machen
In Frankreich, ſelig preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!

(er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.)

Und ſteh auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe ehr' ich deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,

Den Beßen sollst du ebenbürtig seyn
In Frankreich, nur das königliche Blut
Von Valois sei edler als das deine!
Der Größte meiner Grosen fühle sich
Durch deine Hand geehrt, mein sei die Sorge
Dich einem edlen Gatten zu vermählen.

DÉNOIS (tritt vor.)

Mein Herz erkor sie, da sie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienst, noch meine Liebe.
Hier in dem Angesichte meines Königs
Und dieses heil'gen Bischoffs reich ich ihr
Die Hand als meiner fürstlichen Gemahlin,
Wenn sie mich würdig hält, sie zu empfangen.

KARL.

Unwiderstehlich Mädchen, du häufst Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, dass dir nichts
Unmöglich ist. Du hast dieß stolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn sprach bis jezt.

LA HIRE (tritt vor.)

Johanna's schönster Schmuck.

Kenn' ich sie recht, ist ihr bescheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten ist sie werth,
Doch nie wird sie den Wunsch so hoch erheben.
Sie strebt nicht schwindelnd ird'scher Hoheit nach,
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das stille Loos,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiethe.

KARL.

Auch du La Hire? Zwei treffliche Bewerber
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzwoyn? Es kann sie Einer nur besitzen,
Und jeden acht' ich solchen Preises werth.
So rede du, dein Herz muss hier entscheiden.

SOREL (tritt näher.)

Die edle Jungfrau seh ich überrascht.
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham,
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der fest verschlossnen Brust.

unser Herz in seiner Wonne zu hören, und im Paradiesischen Weidicht zu sein. Aber jedes Pathos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, sie muß vor ihnen sich retten, und vor sich durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich hierin narrine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Besorgniß des Gemüths offenbaren. Indem Gegentheil hat wahrhaft poetische Pathos an sein Uebergewicht der Gesinnthheit; und an einer, auch im Affecte noch verherrlichten, Gemüthsfreiheit zu erkennen ist. Entspringt nämlich die Rührung aus dem der Würdigkeit gegenüberstehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der Idee, von der wir durchdrungen sind, reißt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bei der Darstellung empfindender Würdigkeit kommt daher Alles darauf an, daß das Verhältniß der Gemüthes auf welchen der Dichter oder der Empfänger das Pathetische entlehnt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig unsere uns zurückreißt. Wenn uns der Gesichtspunkt der Tacitus den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Unheilige herunterblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, wenn nur die Idee, worauf er seinen Blick richtet, und zu der er uns zu erheben weiß, seinen Gegenstand niedrig macht.

Die poetische Satyre muß also jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Ideen und Ueberzeugungssinn kann und darf jenes tiefe Gefühl sittlicher Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verderbniß erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rousseau, Haller und Andern zur Begeisterung wird. Die nämlichen Dichter würden mit mäßigem und bürgerlichem Gefühl auch in den rührendsten und pathetischen Gattungen gebrochen haben, wenn nicht gewaltige Ursachen ihrem Genius solche bestimmte Richtung gegen den Stoff gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die drei genannten Dichter entwickeln in einem ausgearteten Zeitalter, und bieten eine traurige Erfahrung moralischer Verderbniß vor Augen, aber eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, der es mit unsittlicher Strenge den Sünden von dem Menschen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Anstrengung, mit welcher Rousseau, Haller und Andere die Würdigkeit meiden. Aber diese ändern nun gänzlichen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, können absolutes nur die Richtung bestimmen, niemals den Antheil der Begeisterung vergrößern. Dieser muß in allen derselbe sein, und rein von jedem äußern Verhältnisse, und einem glühenden Triebe für das Ideal hervorquellen, welcher hervorbricht bei einzig wahrer Poesie auf was immer für Gegenstände sie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die poetische Satyre nur erhabene Seelen stellet, so kann die spottende Satyre nur einem solchen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Leichtigkeit gesichert: aber diese, die nur einen moralischen gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich beinen verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte, und bei Subjekt des Dichters nicht sein Objekt veredelte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seinen Witz frei und in jeder seiner Aeußerungen ein veredeltes Bild von sich selbst abzuspiegeln. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Zügen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und dieser angestrengtesten Anspannung kund thun; in der schönen Seele hingegen wird das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann nicht hin und in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das diese Natur erscheint aus erhabenstem in seiner Bewegung, der Kern Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder die Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Man kann viel gesagt, weder von beiden hat wichtigere Objekte behandelt, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug verdient; will man aber wissen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfordere, so müssen der Aufgaben eher die die letztere aufstellen. — In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts, und Alles durch den Dichter. Da nun bei Artisten bei Gleichmaß der Stoff nie zu Vergleichung kommt, so muß nothwendigerweise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrem materiellen Werthigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das einzige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wenn er will oder will gehört; der andere muß sich gehen lassen. Er muß alle Saiten berühren und darf zu Hause sein, wenn der andere nicht einen Anlauf gelang. Und gerade das ist es, worin sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten. Er bleibt ungezwungen und natürlich auch seiner Natur; er ist dem Vermögen nach ein Unendliches in seinem Punkte seiner Zeit; der andere kann sich zu jeder Größe aufspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus seinem Zustand die Beschränkung sich treiben. Dieser ist also nur vorbereitet und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freiheit des Gemüths in und hervorzubringen und zu nähren ist die schöne Aufgabe der Komödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit herzustellen, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, und ästhetischen Muth weiter herzustellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künstlicherweise mit als Experiment aufgehoben werden; weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Komödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Die hat bekanntlich der Tragikomödie seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödienschreiber den seinigen immer theoretisch; und wenn jener zwie Lessing in seinem Nathan) die Idee hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, das welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welchem der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ewigen Naturgesetzen in Acht nehmen, und immer das Herz interessiren; der Komiker muß sich vor dem Publico hüten, und immer den Verstand unterhalten. Jener spielt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwechslung der Leidenschaft seine Kunst; und

Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laſs uns weiblich erſt
Das weibliche bedenken und erwarte
Was wir beſchliefsen werden.

KARL (im Begriff zu gehen.)

Alſo ſei's!

JOHANNA.

Nicht alſo Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Schaam.
Ich habe dieſer edeln Frau nichts zu vertraun,
Deſſ' ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verliefs ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes,

Und keinem Manne kann ich Gattin seyn.

Erzbischoff.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!
Und hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlechte, das du verläugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebiethen wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden,
Die Krone meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Öl hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht

König

KARL.

Wir sind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

JOHANNA.

Laß uns nicht still stehn, denn geschäftig sind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen.
Doch mitten durch sie alle fahr' ich dicht!

DUNOIS.

Wenn aber alles wird vollendet seyn,
Wenn wir zu Rheims zum Siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

JOHANNA.

Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause.

KARL (ihre Hand fassend.)

Dich treibt den Geißen Stimme fest, es schweigt
Die Liebe in dem Gotterfüllten Busen.
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es fährt der Krieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude

In jeden Busen ein, und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Thränen süßer Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoß — dieß Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
Zu einem ird'schen Freunde liebend wenden —
Jetzt hast du rettend tausende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirst du enden!

JOHANNA.

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?
Weh mir, wenn ich des Rachschwerts meines Gottes

In Händen führte, und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie gebohren!
Kein solches Wort mehr sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt ertöten!
Der Männer Auge scheu, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

KARL.

Brecht ab. Es ist umsonst sie zu bewegen.

JOHANNA.

Befiehl, dass man die Kriegstrommete blase!
Mich presst und ängstigt diese Waffenstille,
Es jagt mich auf aus dieser müss'gen Ruh,
Und treibt mich fort, dass ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

EIN RITTER tritt auf.

KARL

Was ist's?

RITTER.

Der Feind ist über die Marne gegangen.

Und stellt sein Heer zum Treffen.

JOHANNA (begeistert.)

Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frey.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Scharen.

(sie eilt hinaus.)

KARL.

Folgt ihr La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen lassen!

DUNOIS.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es ist der letzte
Versuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

KARL.

Burgund, euch spor ich nicht. Heut ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

BURGUND.

Ihr sollt mit mir zufrieden seyn.

KARL.

Ich selbst
Will euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt

Die Krone mir erfechten — Meine Agnes!
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

AGNES (umarmt ihn.)

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm ich meinen Herrn,
Mir sagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erschallen mit muthigem Ton und gehen, während daß verwandelt wird, in ein wilden Kriegsgetümmel über, das Orchester fällt ein bei offener Scene und wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Scene begleitet.)

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell wegziehen.

TALBOT auf FASTOLF gestützt und von SOLDATEN begleitet.

TALBOT.

Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,
Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beistands um zu sterben.

FASTOLF.

O unglückselig jammervoller Tag!

LIONEL tritt auf.

Zu welchem Anblick kommt ihr Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

LIONEL.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord steht auf!
Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe!

TALBOT.

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geschmettert lieg ich hier,

Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren,
So eilt Paris zu retten!

LIONEL.

Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin,
So eben bringt ein Eilbot uns die Nachricht.

TALBOT (reißt den Verband ab.)

So ſtrömet hin ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüſſig bin ich dieſer Sonne!

LIONEL.

Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort, wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten,
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

TALBOT.

Unſinn, du ſiegſt und ich muſs untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin

Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich fehend in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

LIONEL.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenig Augenblicke Leben — denkt
An euren Schöpfer!

TALBOT.

Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitsvolles Leben
keines ernsthaftern Ausgangs werth?

diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des Einen absoluter Natur ist, und der des Andern sich zum Potenziiren neigt. *) Wenn also die Tragödie von einem mächtigern Puncte ausgeht, so muß man auf der andern Seite gefaßter, das heißt Komödie einem mäßigern Ziel entgegenarbeiten, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Nur Ziel ist einerlei mit dem höchsten, worauf der Mensch zu ringen hat, fort von Leidenschaft zu fliehen, immer klar, immer ruhig, um sich und in sich zu schauen. Ueberall suche Zustand als Schauspiel zu finden, und mehr über Ungereimtheiten zu lachen, als über Bosheit zu fluchen oder zu weinen.

Wie in dem komischen Leben, so begegnet es auch oft bei tragischen Darstellungen, den blos leichten Sinn, das angenehme Talent, die fertige Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der genaue Geschmack durchaus nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen mehrlichen Geistern zu verzeihen, jenen Namen zu usurpiren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es gibt eine unerträgliche Perle, verunziert, wenn man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Inhalts. So wie die Tugend des Temperamentes von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterschieden kann, und beide oft, wenn beide sich an einem schwierigen und großen Objecte versuchen. In einem solchen Fall geht das mehrliche Genie aufrichtiger in das Matte, so wie der Temperamentsmitgrund in das Materielle; die wahrhaft sittliche Seele ringt gern oder eben so gewiß in die ethische Höhe.

So lange Lucian blos die Unsittlichkeit züchtigt, wie in den München, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Epiker, und er ergötzt und mit seinem schönen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Alexander, seines Tumult, seines Alexanders, wo seine Satyre gegen die sittliche Verderbniß trifft. „Unglückseliger,“ so spricht er in seinem Alexander das empörende Gemälde des barbarischen Neids, „warum verschleppt du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kannst darüber in dieses Getümmel von grausenvoller Dürftigkeit, von Aufmunterungen und Gastmählern, von Gottesdienern, Schmeichlern, Meineidigen, Ehrlosesten und falschen Freunden? u. s. w.“ Wer solchen und ähnlichen Antiken auch sich der hohe Ernst des Gefühls erbrudern, der allem Spiele, wenn es poetisch frey sein soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den boshaften Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, klingt eine ernste Verachtung hervor, welche die Mordsucht an dem Unschuldigen rächt, und für ein Ideal stehen, das für uns nicht immer anschaulich. Auch hat der erste von beiden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerettet, indem er beiden Rednern — welchen großen und schönen Charakter besitzt nicht Cervantes bei jenem würdigen Antlitz in seinem Don Quixote und! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Don Juan und einen Sophia erfand! Wie kann der Leser Poesie, sobald er will, unsre Gemüther zu ergreifen und zu mächtig bewegen: Nun in unserem Vaterland ertönet ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beherrscht und adelt der Ernst des Herzens; selbst in den Abentheuern seines Gesanges verläßt ihn die Gerechtigkeit nicht, und nimmer setzt sich an die Schwungkraft, und sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu ringen.

Von der Voltaire'schen Satyre will sich sein solcher Urtheil fällen. Zwar ist es auch bei diesem Sarkastischen eine Lust, wie die Mordsucht und Sumpfluft der Natur, wohnach er und sonstiges portrait rühret; es sey denn, daß er sie in einem meinen Charakter wirklich erzeuge, wie mitunter in seinem Jacques, einer daß er sie, wie in seinem Candide u. a., findet und rühre. Wo Ernst von seinem der Zeit ist da kann er und zwar als ernster Kopf verschwinden, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spotte liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und verlos musse seinem Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wie begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Geiste. Es pflegt sich sein Ideal unter jener lustigen Hülle, und kann etwas existirt sehen in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit ist äußern Formen, weil existirt, sie die innere Fülle seines Geistes erwalt zu bewirken, sagt viel mehr ein bedeutsames Zeugniß dagegen ab, denn wir geradezu aller jener Formen bei es auch nicht eine gefunden, worin er ein Herz hätte ausschütten können. Belanglos muß man alle Skepsis, es mag in seinem reichen Geiste und der Ironie bei Herzens, die seinen Werke zur Sonne beschienen. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg und hier einen ewigen Gehalte treten müssen. Aber bei allem noch so großen Mangel des Gehalts und der höhern Form setzen wir diese unsere Form in einigen, häufigen Quartett unterbrochen, und trug seiner vollumfassen Landschaft hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erschöpft, den man in den abenteuerlichsten Satyrikern und Ironikern durchgefunden findet.

Sagt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit zu entgegen, das die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an denselben herrschende Empfindung wird, so nennt ich den elegisch. Auch diese Gattung hat, wie die Satyre, zwei Flächen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht betrachtet wird. Oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste gibt die Elegie in engerer, das andere die Idylle in weitester Bedeutung. *)

*) In Norden drei Worten ist überall nicht gedichten, über das die heilige Natur sich Dasein und ganze Kunstwerk erfindet. Aber Gellert wurde blöd, daß er sein Talent existirt schrieb, und wagte nur, unvollkommene, in seiner eigenen Angelegenheit hie in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht bloß in der tragischen Form zu einem andern als tragischen Zweck zusammenstehen. Oder über wesentliche Dichtungsarten wurde es kaum möglich gewesen sein, solche dramatische Gedichte in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit den gefälligen Verhältnissen welche es eine gute Komödie abgeben haben. Dem tragen Zweck ähnlich seine den Patterville, den andern den Rationalisten aufgegeben werden müssen, und es ist eine kleine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit durch Gedichte am meisten leidet.

*) Daß ich die Benennungen Komödie, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bei Letzter, die nicht in der Sache liegen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Gründe haben sich entwickelt. Die Grenzen zu verlieren, welche die besondere Ordnung sowohl der Poesie und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesetzt hat; ist eine viel und die in diesen Bedeutungsarten verschiedene

LEONEL (reicht ihm die Hand.)

Mylord fahrt wohl! Der Thränen ſchuld'gen Zoll
Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jezt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Loose ſchüttelt.
Auf Wiederſehn in einer andern Welt,
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.

(geht ab.)

TALBOT.

Bald iſt's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Andeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,

Und herzliche Verachtung alles deſſen
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth —

KARL. BURGUND. DÜNOIS. DU CHATEL und SOLDATEN treten auf.

BURGUND.

Die Schanze iſt erſtürmt.

DÜNOIS.

Der Tag iſt unſer.

KARL (Talbot bemerkend.)

Seht, wer es iſt der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt?
Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann,
Geht, ſpringt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe fromm.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

FASTOLF.

Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünſcht!

BURGUND.

Was seh ich! Talbot liegt in seinem Blut!

(er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt.)

FASTOLF.

Hinweg Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

DUNOIS.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes gnügen.
— Erst jetzo, Sire, begrüss ich euch als König,
Die Krone zitterte auf eurem Haupt,
Solang ein Geist in diesem Körper lebte.

KARL

(nachdem er den Todten stillschweigend betrachtet.)

Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)

Fried' sei mit seinem Staube!
Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden,
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit als er, drang noch kein feindlich Schwert,
Seine Grabschrift sei der Ort, wo man ihn findet.

FASTOLF (giebt sein Schwert ab.)

Sire, ich bin euer Gefangener.

KARL (giebt ihm sein Schwert zurück.)

Nicht also!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei sollt ihr eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jezt eilt Dü Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt sie ihrer Angst um uns — Bringt ihr
Die Botschaft, dass wir leben, dass wir siegten,
Und führt sie im Triumph nach Rheims!

(Dü Chatel geht ab.)

LA HIRE zu den VORIGEN.

DUNOIS.

La Hire!

Wo iſt die Jungfrau?

LA HIRE.

Wie? Das frag' ich euch.

An Eurer Seite fechtend liefs ich ſie.

DUNOIS.

Von Eurem Arme glaubt' ich ſie beſchützt,

Als ich dem König beizuſpringen eilte.

BURGUND.

Im dichſten Feindeshaufen ſah ich noch

Vor kurzem ihre weiſse Fahne wehn.

DUNOIS.

Weh uns, wo iſt ſie? Böſes ahndet mir!

Kommt, eilen wir ſie zu befreyn. — Ich fürchte,

Sie hat der kühne Muth zuweit geführt,

Umringt von Feinden kämpft ſie ganz allein,

Und hülflos unterliegt ſie jezt der Menge.

KARL.

Eilt, rettet ſie!

LA HIRE.

Ich folg' euch, kommt!

BURGUND.

Wir alle!

(ſie eilen fort.)

Eine andre öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Thürme von Rheims in der Ferne.

EIN RITTER in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſsnem Viſier. JOHANNA verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

JOHANNA.

Argliſt'ger! Jezt erkenn' ich deine Tücke!
Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Brittenſöhne Haupt entfernt.
Doch jezt ereilt dich ſelber das Verderben.

SCHWAR-

SCHWARZER RITTER.

Warum verfolgſt du mich und heftеſt dich
So wuthentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von deiner Hand zu fallen.

JOHANNA.

Verhaßt in tiefſter Seele biſt du mir,
Gleich wie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Öffne dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.

SCHWARZER RITTER.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

JOHANNA.

Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daſs mir das Unglück an der Seite ſteht.

SCHWARZER RITTER.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe

Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh es sich zürnend selbst befreit, es hasst
Die Treu und keinem dient es bis an's Ende.

JOHANNA.

Was heissest du in Mitte meines Laufs
Mich stille stehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und löse mein Gelübde!

SCHWARZER RITTER.

Nichts kann dir, du gewalt'ge, widerstehn.
In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

JOHANNA.

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

SCHWARZER RITTER.

Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten,
Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.

— Geh nicht hinein. Kehr' um. Hör' meine Warnung.

JOHANNA.

Wer biſt du doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maſſeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du ſtehſt
Mir Rede, oder ſtirbſt von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

SCHWARZER RITTER

(berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich ſtehen.)

Tödte was ſterblich iſt!

(Nacht, Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

JOHANNA

(ſteht anfangs erſtaunt, faßt ſich aber bald wieder.)

Es war nichts lebendes. — Ein trüglich Bild

Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Herauf geſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(ſie will abgehen.)

LIONEL tritt auf.

LIONEL.

Verfluchte rüſte dich zum Kampf — Nicht beide
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.
Du haſt die beſten meines Volks getödtet,
Der edle Talbot hat die groſse Seele
In meinen Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchick.
Und daſs du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleiht,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.

Wie der Unwille bei der pathetischen und wie der Spott bei der scherzhaften Satyre, so darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist nöthig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Einheit, nicht blos in ihrer Mannichfaltigkeit, in der vereinstimmenden mit Ihm, nicht blos in ihrer Mißhelligkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt entschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Dichtkunst in einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. So kann bekanntlich die Klagelitanei des Ovid, die er aus seinem Verbannungsorte an Cotta ergehen ließ, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht weit als ein poetisches Werk betrachtet werden. Es ist viel zu wenig Gattung, viel zu wenig Geist und Art in seinem Ganzen. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung, sind jene Klagen aus; es ertönt kein, wenn gleich

Empfindungsweise, und es ist zu bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschließen läßt. Elegisch klingt auch nicht selten die Ode, welche auch deswegen so genannt wird; auch der komantische und epische Dichter stimmen oft auf elegische Weise an. In der Nivlade, in Thomson's Jahrszeiten, im verlornen Paradies, im befreiten Jerusalem finden sich mehrere Gemälde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, den Satyre eigen sind. Oben so, wenn oder weniger, sind in jedem pathetischen Gedichte. Daß in aller der Idylle selbst gar elegischen Färbung walten, scheint einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu lesen Worin es artet. Daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegengesetzt werde, Gedanke liegt auch nicht entfernt von dem Dichter, und stellt er das Gemälde der unverdorbenen Natur über das erdichtete Ideal von noch schönern von welcher Art, so weiß Jedermann doch, daß seinem Herzen folgen, und nicht sich auf eine fremde Autorität in seinen Empfindungen verlassen. Ja, wäre dieses nicht, so würde eben die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt, auch den Einfluß der Kunst erfahren, und der Wirklichkeit mit einem Schleyer, der Natur mit einer Schminke in Berührung bringen; so, wenn irgend Etwas, würde unsere Zeit der neuen Kunst die Erfahrung der Verirrung gegeben haben, und in die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in sich einfach machen. Dies leyten es ist unverwindlich, daß durch den plötzlichen Genuß, den die schönen Werke der antiken Gattung den alten und neuen Zeiten dem sinnlichen Menschen gewähren, nicht lange von hieraus, sondern früher oder später von einem elegischen Empfindungsgeschlechte wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier aufgestellte Eintheilung, eben deswegen, weil sie sich auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gattungen stets und der Aufstellung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in derselben Werke, verschiedene an dieselbe Empfindungsweise gehörige behandeln kann, so kann jene Eintheilung nicht haben, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

seine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edlen Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückt. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und daß Rom des Augustus ist, von dem er trauert, so vergißt den wir dem Schein der Ironie seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst verschönt, blos eine exotische Größe. müssen nun unwürdigere Objekte für die Dichtkunst, die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit anstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Zudrang der hochherzigen Klage kann alle nur mäßig ein Interesse, jedesmal nur ein unserer idealischen Gegenstand seyn; selbst wenn sie einem Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Rücksicht bei Beschränken auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äußere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals zu brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch sich, weil sie selbst darauf verzichtet, ihn die poetische Würde gibt. Der elegische Dichter sieht die Natur, aber als eine Idee und in einer Beziehung derselben, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas in Erinnerung will nun Verlorenes beweint. Wenn uns Ossian von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, und von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungskraft jene Welten der Erinnerung künstlich Ideale, jene Helden in Götter neue gestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Volkes sind haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gröbste Barde, den das Volk des allgemeinsten Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, von dort in dem Sonnenstaub ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *)

Da wende mich irgendein zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter wie als Prosaiker, hat seine andere Tendenz, als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bei dem einen oder der andern verwirrte, finden wir ihn bald elegisch erhoben, bald in Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Idyll der Idylle einfallen. Seine Dichtungen waren von widersprechenden poetischen Gehalt, da sie ihr Ideal bei handeln; nur weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gestalten. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Unterredsamkeit, bald durch Ausführlichkeit angehalten, bringt er es selten über sie zu der idealischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff anzubilden bedauert, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs der Anmuth des Gemäldes vermindert. Beide Eigenschaften, deren immer Wechselwirkungen aus der Verbindung des Poeten eigentlich entstammt, finden sich bei diesem Schriftsteller in unzertrennlicher Art vor, und nichts hilft, als daß sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß seine Sensibilitätheit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfindlichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, entweder Schwäche derselben zu viel, oder die Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr

*) Man sehe z. B. das treffliche Gedicht Gottes Herrlich-

(er dringt auf sie ein, nach einem kurzen Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloses Glück!

(er ringt mit ihr.)

JOHANNA

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten.)

Erleide was du fuchteſt,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(in diesem Augenblicke sieht sie ihm in's Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.)

LIONEL.

Was zauderſt du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmſt den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(ſie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen.)

Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

JOHANNA (tritt abgewandtem Geſicht.)

Ich will nichts davon wiſſen, daſs dein Leben
In meine Macht gegeben war.

LIONEL.

Ich haſſe dich und dein Geſchenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabſcheut, der dich tödten wollte.

JOHANNA.

Tödte mich
— Und fliehe!

LIONEL.

Ha! Was iſt das?

JOHANNA (verbirgt das Geſicht.)

Wehe mir!

LIONEL (tritt ihr näher.)

Du tödteſt, ſagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingſt — Warum nur mich
Verſchonen?

JOHANNA

(erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen

ihn, läßt es aber, weil sie ihn in's Gesicht sieht, schnell wieder sinken.)

Heil'ge Jungfrau!

LIONEL.

Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir, der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

JOHANNA (in der heftigsten Beängstigung.)

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

(sie ringt verzweifelnd die Hände.)

LIONEL

(betrachtet sie mit Theilnahme und tritt ihr näher.)

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich,
Du rührst mich, du hast Großmuth ausgeübt
An mir allein, ich fühle daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer bist du? Woher kommst du?

JOHANNA.

Fort! Entfliehe

LIONEL.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's!
Komm! Komm! Entfage dieſer gräflichen
Verbindung — Wirf ſie von dir dieſe Waffen!

JOHANNA.

Ich bin unwürdig, ſie zu führen!

LIONEL.

Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

JOHANNA (mit Entſetzen.)

Dir folgen!

LIONEL.

Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faſst ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
(bemächtigt ſich ihres Armes.)

JOHANNA.

Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!

Wenn ſie dich finden —

LIONEL.

Ich beſchütze dich!

JOHANNA.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

LIONEL.

Bin ich dir theuer?

JOHANNA.

Heilige des Himmels!

LIONEL.

Werd' ich dich wiederſehen? Von dir hören?

JOHANNA.

Nie! Niemals!

LIONEL.

Dieſes Schwert zum Pfand, daſs ich Dich wiederſehe!

(er winkelt ihr das Schwert.)

JOHANNA.

Raſender du wagſt es?

LIONEL.

Jetzt weich ich der Gewalt, ich ſeh dich wieder!

(er geht ab.)

Dunois und La Hire kommen.

La Hire.

Sie lebt! Sie ist's!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache siegt,
Rheims öffnet seine Thore, alles Volk
Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —

La Hire.

Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!

(Johanna schwindelt und will fallen.)

Dunois.

Sie ist verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfließt.

Johanna.

Laßt es mit meinem Leben
Hinfließen!

(sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein festlich ausgeschmückter Saal, die Säulen sind mit Festons umwunden, hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Strafsen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festes Glanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz,
Das weite Rheims fafst nicht die Zahl der Gäfte,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.
Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke schlägt in jeder Bruft,
Was sich noch jüngft in blut'gem Hafs getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Luft,
Wer nur zum Stamm der Franken sich bekennet,
Der ift des Nahmens ftolzer sich bewufst,

Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.
Doch mich, die all dieſs Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht das allgemeine Glück,
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
Is's Britt'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muſs ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.
Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Buſen tragen?
Dieſs Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'ſchen Liebe ſchlagen?
Ich meines Landes Retterin,
Des höchſten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ich's der keuſchen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham!

(Die Muſik hinter der Scene geht in eine weiche ſchmeichelnde Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!
Daſs der Sturm der Schlacht mich faſste,
Speere sausend mich umtönten
In des heiſsen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!
Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz,
Jede Kraft in meinem Busen,
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuths Thränen!

(Nach einer Pause lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?

ein Bedürfniß nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darin findet. Seine leidenschaftliche Empfindsamkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, nahmen des Streites in derselben recht bald los zu werden, hierer zu der geistigen Einheit mögliche des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der gesteigerten Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen. Daß er die Kunst immer gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber mit einer Flucht, und das Ziel lieber herbeiziehen, und um so viel desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Haller's, Kleist's und Klopstock's erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, mögt hervor, weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns die Natur zu repräsentiren wissen. Man untersuche von diesem Charakter jenseits besser als alter sentimentalischen Dichter im Ganzen wohl ist, sämtlich natürlicherweise kann keinesweges das Vermögen und, im Einzelnen aus durch naive Sobrietät zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ist eigentlicher und vermöchtiger Charakter ist es nur, mit einigem, einfachen und leichten Sinn zu empfinden und das Empfangene eben so weiter darzustellen. Unmittelbarer dringt sich die Phantasie der Anschauung, die Dichtkraft der Empfindung zuvor, und man verschiedene Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu vertiefen. Das Gemüth kann seinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzuhören, und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und sich so besonderstellen. Aber erhalten auf diese Art die Gegenstände, nur was der reflectirende Verstand des Dichters sich zum Gegenstand macht, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er auf seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und auf der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektirt. Was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied), und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode singen,
O Marianne, weich ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht u. s. w.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß und der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er erhört und bedauert auch weit schwächer, weil er selbst schon seine viel erhöhter muß, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Sonst der gehörtentheils übersinnliche Stoff der Haller'schen und zum Theil auch der Klopstock'schen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus; sodaß daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so müßte er, da er seine eigentliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur dem, was Jeder besitzt die Dichtkunst: entweder sie muß sich in der Sinnenwelt oder sie muß sich in der Vernunftwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gebieten kann. Noch ist gestritte es, denne ich sein Gebiet in dieser Gattung, weder auch älteren noch neuen Literatur, welcher den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Intellectualität heran oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich wäre, daß gar den besten abgewechselt wird, während daß der angeführte Begriff verfehlt, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß verschaffet wird, den Verstand zu befriedigen. Dabei jenige idealisirende Geniet, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier am Allgemeinen am allen Lehrgedichten erfaßt wird, gilt auch von den Haller'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein andrer, aber Gestaltung, aber die Ausführung wird es immer sein, daß durch den Gedanken der Dichter, daß durch den Ausdruck zu Ideen. Nur in der letzteren Qualität gehören sie hierher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein abstrahirender Geist für Warheit findet in den fernen Jugendtraum der und der Welt verschwundene Anklang. Durchdrungen ist seine Klage; mit entrüsteter, tief bitterer Schmerz gesinnet er die Verarmung des Verstandes und seine Herrschaft und mit Liebe die schöne Einheit der Natur. Nur Sehnsucht äußert sich hier der Dürftigkeit in seinen Gemüthen, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher kommt er durchdringend mehr, als er darstellt, und stellt durchdringend mit mehr kräftigen als lebhaften Farben dar. Er ist groß, edel, feurig, ernsthaft; das Schöne steht aber bei ihm selten oder niemals entwickelt.

Am Heranschritt und an Tiefe bei Geistes stehe Kleist diesem Dichter am Nächsten nach; an Innigkeit möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders wüßt, wie sonstiges geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwebt am liebsten in Anmuth kindlicher Scenen und Szenen. Er stirbt gern das heitre Gedränge der Gesellschaft, und findet im Chore der leidenden Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie schwendt ist seine Sehnsucht nach Ruhe! *) Die wahre und gestillte, wenn er singt:

„O Stadt, du bist das wahren Lebens Grab,
Ein Leben mit ein steiler Tod zur Jugend,
Der Frühmensch reißt sein Band ihr Gang' brad,
Das Beispiel liegt und du, o Aus'n der Jugend,
Der wachset bald die edeln Trieben ein.
Ein wahrer Mensch muß sein vom Menschen thun."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb auch dem eine engenden Kreis der Verhältnisse heraus in die weite reine Gastfreiheit der Natur geführt, so verbietet ihn auch noch die bisher das sinnliche Band des Zutrauens und leider auch seine Jugend. Was er findet, ist in ihm; was er sucht, ist ewig außer ihm; wie kann er den hohen Einklang seines Jahrhunderts verwinden. In sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich ewig gesund, die todten Gestalte des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entleert der kalte Geist doch eben so oft wieder die lebendige Gedrängung der Dichtungskraft, und die Reflexion übet das schöne Werk der Empfindung. Bunt zwar und mannigfaltig wie der Dichtling, den er besingt, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist reich und üppig, doch schaut man sie eher verschwenderisch als reich, eher spielend als kraftvoll, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und

*) Man lese das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

Warum verstummte Sie, als der Wallifer dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Argliſtig Herz! Du lägſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!
Warum muſst' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick ſtug dein Verbrechen an
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fodert Gott,
Mit blinden Augen muſsteſt du's vollbringen!
Sobald du ſahſt, verliefs dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlangen!
(Die Flöten wiederholen, ſie verfällt in eine ſtille Wehmuth.)
Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen
Heil'ge Eiche! mir gerauſcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Muſsteſt du ihn auf mich laden
Dieſen furchtbaren Beruf,
Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!
Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!
Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich in's Leben,

In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

AGNES SOREL. JOHANNA.

SOREL

(kommt in lebhafter Rührung, wie sie die Jungfrau erblickt eilt sie auf sie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich besinnt sie sich, läßt sie los und fällt vor ihr nieder.)

Nein! Nicht so! Hier im Staub vor dir —

JOHANNA (will sie aufheben.)

Steh auf!
Was ist dir? Du vergissest dich und mich.

SOREL.

Laß mich! Es ist der Freude Drang der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen,
Den Unsichtbaren bet' ich an in dir.
Du bist der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone schmückt.

Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König geht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen,
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk,
Es ſchallt der Reigen und die Glocken tönen,
O dieſes Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher in's Auge ſieht.)

Doch du bleibſt immer ernſt und ſtreng, du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch du theilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt, du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.

(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.)

O könnteſt du ein Weib ſeyn und empfinden!
Leg dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne dich zum ſanfteren Geſchlechte!

Mein liebend Herz flieht ſcheu vor dir zurück,
So lange du der ſtrengen Pallas gleichſt.

JOHANNA.

Was foderſt du von mir!

SOREL.

Entwaffne dich!
Leg dieſe Rüſtung ab, die Liebe fürchtet,
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O ſei ein Weib und du wirſt Liebe fühlen!

JOHANNA.

Jezt ſoll ich mich entwaffnen! Jezt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblöſsen in der Schlacht!
Jezt nicht — o möchte ſiebenfaches Erz
Vor euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

SOREL.

Dich liebt Graf Dünois. Sein edles Herz
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend
La glüht für dich in heiligem Gefühl.
O es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!

(Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.)

Du haſſeſt ihn! — Nein, nein du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch wie ſollteſt du ihn haſſen!
Man haſst nur den, der den Geliebten uns
Entreißet, doch dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

JOHANNA.

Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

SOREL.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du haſt dein Wort gelöſ't, Frankreich iſt frei,
Bis in die Krönungsſtadt haſt du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erſtritten,
Dir huldiget, dich preiſ't ein glücklich Volk,
Von allen Zungen überſtrömend fließt
Dein Lob, du biſt die Göttin dieſes Feſtes,
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher als du.

JOHANNA.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefſten Schooſs der Erde!

Sorel.

Was iſt dir? Welche ſeltſame Bewegung!
Wer dürfte frey aufſchaun an dieſem Tage,
Wenn du die Blicke niederſchlagen ſollſt!
Mich laſs erröthen, mich die neben dir
So klein ſich fühlt, zu deiner Heldenſtärke ſich
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn ſoll ich meine ganze Schwäche dir
Geſtehen? — Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beſchäftigt dieſes ſchwache Herz. Es iſt
Nur Einer, der es ganz erfüllt, es hat
Nur Raum für dieſes einzige Gefühl:
Er iſt der angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es dieſe Blumen,
Er iſt der Meine, der Geliebte iſt's.

Johanna.

O du biſt glücklich! Selig preiſe dich!
Du liebſt wo alles liebt! Du darfſt dein Herz
Aufſchlieſsen, laut ausſprechen dein Entzücken

Und offen tragen vor der Menſchen Blicken!
Dieſs Feſt des Reichs iſt deiner Liebe Feſt,
Die Völker alle, die unendlichen,
Die ſich in dieſen Mauern flutend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, ſie heil'gen es,
Dir jauchzen ſie, dir flechten ſie den Kranz,
Eins biſt du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebſt das all erfreuende, die Sonne,
Und was du ſiehſt, iſt deiner Liebe Glanz!

SOREL

(ihr um den Hals fallend.)

O du entzückſt mich, du verſtehſt mich ganz!
Ja ich verkannte dich, du kennſt die Liebe,
Und was ich fühle, ſprichſt du mächtig aus.
Von ſeiner Furcht und Scheue löſ't ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

JOHANNA

(entreißt ſich mit Heftigkeit ihren Armen.)

Verlaſs mich. Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner Peſterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh, mich laſs in tiefſter Nacht

Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

SOREL.

Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich begriff dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Weſen.
Wer möcht' es faſſen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

JOHANNA.

Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine!
Sähſt du mein Innerſtes, du tiefſeſt ſchauernd
Die Feindin von dir, die Verrätherin!

DÜNOIS. DŪ CHATEL und LA HIRE mit der Fahne der Johanna.

DÜNOIS.

Dich ſuchen wir Johanna. Alles iſt
Bereit, der König ſendet uns, er will
Daſs du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt,
Du ſollſt dich ſchlieſsen an der Fürſten Reihn,
Die nächſte an ihm ſelber ſollſt du gehn,

Denn er verläugnet's nicht und alle Welt
Soll es bezeugen, dafs er dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

LA HIRE.

Hier iſt die Fahne. Nimm ſie edle Jungfrau,
Die Fürſten warten und es harrt das Volk.

JOHANNA.

Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

DUNOIS.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Iſt rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du ſchwangſt ſie im Gefechte, trage ſie
Zur Zierde nun auf dieſem Weg der Freude.

(La Hire will ihr die Fahne überreichen, ſie bebt ſchaudernd davor zurück.)

JOHANNA.

Hinweg! Hinweg!

LA HIRE.

Was iſt dir? Du erſchrickſt
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh ſie an!

(er rollt die Fahne auseinander.)

bildend nennen. Schnell und lyrisch wechseln Züge auf Züge, oder ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Ganzen zu fügen und zur Gestalt zu runden. So lange er blos lyrisch dichtet und blos bei lautschaffenden Gemüthen verweilt, läßt und theilt die gebiethende Freiheit der lyrischen Form, theils die weitläuftige Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gestalte des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Epistel- und Psalmen- und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich verpflanzen. Einen verwandten Genie, dem Thomson, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch weniger aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Weil nur immer, entbrannt von Ergreifen lebendiger Form und außer dem Gebiet der Individualität, im Felde der Realität zu verweilen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet.*) Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar. Zu bedauern, wo der Gegenstand sein eigenes Herzblut hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenheit nicht durch das Ganze seiner dichterischen Kreise durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht nach der einen angebornen Bestimmung ist, so Vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Reflexion hat sie erschaffen, nur die Reflexion kann sie unterscheiden. Die sind gute Exempel zu Beispielen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wendet, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frei gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht blos in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles deutlich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Pilo, seinen Satome, im Trauerspiel Julius Nathanael, erinnern), aber es ist viel zu frenulos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Epopöe ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weist er Alles, was er darbietet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er liebe Alles, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in und zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter spannt etwa aufgeweckten, der dazu mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu ermüden; diesen sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben suchen, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer von den Geist unsrer Massen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart einer Objekts zu ergötzen. Kousin, theoretisch, unfruchtbar, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen operirt, doch niemals daran herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Brief desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsstudio machen kann; zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; und, hätte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner geschriebenen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gefaßt und empfunden werden; bewegen ist er auch bei diesen der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre eigentliche Want. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu eng findet, ersatzt sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung sich rückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr verehrten Gesetzt, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der ele-

*) Ich sage musikalischen, um hier an die bequeme Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, blos einen bestimmten Inhalt des Gemüths hervorbringt, ohne doch einen bestimmten Gegenstand nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der bessere Ausdruck beginnt sich also nicht blos auf Inhaltiges, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf alle derjenigen Objekte beziehen, die sich vorzugsweise eignen, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

Es iſt dieſelbe, die du ſiegend ſchwangſt.
Die Himmelskönigin iſt drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo lehrte dich's die heil'ge Mutter.

JOHANNA

(mit Entſetzen hinſchauend.)

Sie iſt's! Sie ſelbſt! Ganz ſo erſchien ſie mir.
Seht wie ſie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finſtern Wimpern ſchaut!

SOREL.

O ſie iſt auſſer ſich! Komm zu dir ſelbſt
Erkenne dich, du ſiehſt nichts wirkliches!
Das iſt ihr irdiſch nachgeahmtes Bild,
Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören!

JOHANNA.

Furchtbare, kommſt du dein Geſchöpf zu ſtrafen?
Verderbe, ſtrafe mich, nimm deine Blitze,
Und laſs ſie fallen auf mein ſchuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich deinen heil'gen Nahmen!

DUNOIS.

Weh uns! Was iſt das! Welch' unſel'ge Reden!

LA HIRE (erſtaunt zu Dü Chatel.)

Begreift ihr dieſe ſeltſame Bewegung?

DÜ CHATEL.

Ich ſehe was ich ſeh. Ich hab' es längſt
Gefürchtet.

DUNOIS.

Wie? Was ſagt ihr?

DÜ CHATEL.

Was ich denke,
Darf ich nicht ſagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gekrönt!

LA HIRE.

Wie! Hat der Schrecken, der von dieſer Fahne
Ausging, ſich auf dich ſelbſt zurück gewendet?
Den Britten laſs vor dieſem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs iſt es fürchterlich,
Doch ſeinen treuen Bürgern iſt es gnädig.

JOHANNA.

Ja du ſagſt recht! Den Freunden iſt es hold,

Und auf die Feinde sendet es Entsetzen!

(Man hört den Krönungsmarsch.)

DUBOIS.

So nimm die Fahne! Nimm sie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick ist zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, sie ergreift sie mit heftigem Widerstreben und geht ab, die andern folgen.)

Die Scene verwandelt sich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

ZUSCHAUER erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten BERTRAND, CLAUDE MARIE und ETIENNE und kommen vorwärts, in der Folge auch MARGOT und LOUISON. Der Krönungsmarsch erschallt gedämpft aus der Ferne.

BERTRAND.

Hört die Musik! Sie sind's! Sie nahen schon!

Was iſt das Beſte? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme, oder drängen uns
Durch's Volk, daſs wir vom Aufzug nichts ver-
lieren?

ETIENNE.

Es iſt nicht durchzukommen. Alle Straſsen ſind
Von Menſchen vollgedrängt, zu Roſs und Wagen.
Laſst uns hieher an dieſe Häuſer treten,
Hier können wir den Zug gemächlich ſehen,
Wenn er vorüber kommt!

CLAUDE MARIE.

Iſt's doch, als ob
Halb Frankreich ſich zuſammen hier gefunden!
So allgewaltig iſt die Flut, daſs ſie
Auch uns im fernen lothringiſchen Land
Hat aufgehoben und hieher geſpühlt!

BERTRAND.

Wer wird
In ſeinem Winkel müſsig ſitzen, wenn
Das Groſse ſich begiebt im Vaterland!
Es hat auch Schweiſs und Blut genug gekoſtet

Bis dafs die Krone kam auf's rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron' izt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſeyn, als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt und nicht mit ruft: es lebe der König!

MARGOT und LOUISON treten zu ihnen.

LOUISON.

Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

MARGOT.

Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn, und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

LOUISON.

Ich kann's nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, dafs dieſe Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unſre Schweſter

Johanna iſt, die uns verloren ging.

(Der Marſch kommt immer näher.)

MARGOT.

Du zweifelſt noch! Du wirſt's mit Augen ſehn!

BERTRAND.

Gebt acht! Sie kommen!

FLÖTENSPIELER und HOBOISTEN eröffnen den Zug. KINDER folgen, weiſs gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter dieſen ZWEY HEROLDE. Darauf ein Zug von HELLEBARDIERERN. MAGISTRATSPERSONEN in der Robe folgen. Hierauf zwey MARSCHÄLLE mit dem Stabe, Herzog von BURGUND das Schwert tragend, DÜNOIS mit dem Scepter, andere GROSSE mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsſtabe, andere mit Opfergaben; hinter dieſen RITTER in ih-

rem Ordensſchmuck, CHORKNABEN mit dem Rauchfaſs, dann zwey BISCHÖFFE mit der S'Ampoule, ERZBISCHOFF mit dem Crucifix; ihm folgt JOHANNA mit der Fahne. Sie geht mit geſenktem Haupt und ungewiſſen Schritten, die Schweſtern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erſtaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der KÖNIG, unter einem Thronhimmel, welchen vier BARONE tragen, HOFLEUTE folgen, SOLDATEN ſchlieſsen. Wenn der Zug in die Kirche hinein iſt, ſchweigt der Marſch.

MARGOT.

Sahſt du die Schweſter?

CLAUDE MARIE.

Die im goldnen Harniſch,
Die vor dem König herging mit der Fahne!

MARGOT.

Sie war's. Es war Johanna unſre Schweſter!

LOUISON.

Und ſie erkannt' uns nicht! Sie ahndete
Die Nähe nicht der ſchweſterlichen Bruſt.
Sie ſah zur Erde und erſchien ſo blaſs,
Und unter ihrer Fahne ging ſie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich ſie ſah.

MARGOT.

So hab' ich unſre Schweſter nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit geſehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahndet und gedacht,
Da ſie die Heerde trieb auf unſern Bergen,
Daſs wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchauen.

LOUISON.

Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daſs wir
Zu Rheims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum und alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte,
Ach, mich bekümmert's, ſie ſo groſs zu ſehn!

BERTRAND.

Was ſtehn wir müſſig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

MARGOT.

Ja kommt!
Vielleicht, daſs wir der Schweſter dort begegnen.

LOUISON.

Wir haben ſie geſehen, kehren wir
In unſer Dorf zurück.

MARGOT.

Was? Eh wir ſie
Begrüſst und angeredet?

LOUISON.

Sie gehört
Uns nicht mehr an, bei Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daſs wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

MARGOT.

Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

BERTRAND.

Der König selber schämt sich unser nicht,
Er grüsste freundlich auch den Niedrigsten.
Sei sie so hoch geflogen als sie will,
Der König ist doch gröser!

(Trompeten und Pauken erschallen aus der Kirche.)

CLAUDE MARIE.

Kommt zur Kirche!

(Sie eilen nach dem Hintergrund, wo sie sich unter dem Volke verlieren.)

THIBAUT kommt, schwarz gekleidet, RAIMOND folgt ihm und will ihn zurücke halten.

RAIMOND.

Bleibt Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier fehlt ihr unter froher Menschen,
Und euer Gram beleidigt dieses Fest.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eilgen Schritten.

gischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Jährig zu jeder Ouverture und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung, kann er auch bald durch das tragische Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Würdung bringt es doch überwiegend sein Herz, und wie erhoben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die sanftesten Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und bewegender ertönen. Ich berufe mich auf jeden von gestimmte Geister, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Hoheit, alle prachtvolle Beschreibungen, alle Mittel der exaltirten Verstandeswelt im Messias, alle sublimierende Melancholie, worin unser Dichter so vortrefflich glänzt ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Cidli in dem herrlichen Gebet Barbale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealisirter Schilderungen theuer, wo wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gebiet verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Gessner ein feineres Lob Abels), eines Jacobi, Gerstenberg, Hölty, Stolberg, und mehrerer Andern in dieser Gattung erinnern, welche Art und durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben Gesagte durch einige Beispiele aus unserer Literatur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Wegs wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen, daß, wenn auch jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistesfreie eine eben so große, wenn gleich seine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und meisten Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Demnach hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal anstrebt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem unerfüllten Unendlichen zu ringen, der, weil er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieser gestürzte Ritter des sentimentalischen Charakters ist der Werg eines Dichters geworden, in welchem die Natur getrennter und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, wie welchem glücklichen Instinkt Werk, wenn dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Räsonnementsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gehaltlose, sehnsuchtsvolle Ossianische Welt. Nichts mehr davon, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie vom Ansang der Blick sich verengt, den Grundton in seine Akkorde zurückzudrängen, so sieht man seine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter und einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters tritt der nämliche Gegenstand, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetischere Geist dem historischen Gemüthe, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Darstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Ganzen treffen wir den nämlichen Gegenstand, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten sehr verarbeitet und materialisirt wieder an; es verbreitet wohl der Maler, eine pädagogische Entwicklung hielt in vier so verschiedene Arten speziellsten Charakters zu verstehen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und soziale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Intensität zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur schriftlichen Autorschaft abgebe, so freigebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf gibt die bloß plastische Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beiden fehlt zu dem modernen Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu ergreifen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können und haben dies sammeln, und, ohne das Herz zu ergreifen und den Geist zu befriedigen, blos der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein vorherrschender Hang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entwerfen, und in einen Zustand der Passivität versenken, und welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr recht gethan, jenes Uebel der Empfindelei*) und verwandte Wesen, welches durch Nachdenken und Nachahmung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das spaßhafte Wesen, gegen die derzeitige Satyre und die gestaltlose Canne**) zu beweisen gewagt ist, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ästhetischen Gemmaals kann das Eine so wenig als das Andere etwas gelten, weil beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gesammtvermögen und auf das Innervermögen enthalten ist.

*) „Der Hang, wie Herr Adelung sie bedeutet, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maß." — Herr Adelung ist hier glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

**) Man soll zwar gewissen Leuten die vorübergehende Neigung nicht verübeln, und weil jetzt es gerade die Kritik an, wenn es heute geht, die sich an dem schwerigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und benützen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich

THIBAUT.

Sahst du mein unglückselig Kind? Hast du
Sie recht betrachtet?

RAIMOND.

O ich bitt' euch, flieht!

THIBAUT.

Bemerktest du wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war!
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand,
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

(er will gehen)

RAIMOND.

Bleibt! Was wollt ihr thun?

THIBAUT.

Ich will sie überraschen, will sie stürzen
Von ihrem eitlen Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem sie entsagt,
Zurück sie führen.

RAIMOND.

Ach! Erwägt es wohl!

Stürzt euer eigen Kind nicht in's Verderben!

THIBAUT.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben.

(Johanna stürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, umfasst sie und küsst ihre Kleider, sie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)

Sie kommt! Sie ist's! Bleich stürzt sie aus der Kirche,
Es treibt die Angst sie aus dem Heiligthum,
Das ist das göttliche Gericht, das sich
An ihr verkündiget! —

RAIMOND.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, dass ich länger euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung und ich geh voll Schmerz.
Ich habe eure Tochter wieder gesehn,
Und fühle, dass ich sie auf's neu verliere!

(er geht ab. Thibaut entfernt sich auf der entgegengesetzten Seite.)

Johanna

(hat sich den Volks erwehrt und kommt vorwärts.)

Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich,
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muss ich suchen!
Die Fahne liess ich in dem Heiligthum,
Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
— Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schwe-
stern,
Margot und Louison, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten sehen. — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

Margot (hervortretend.)

Sie ist's, Johanna ist's.

Louison (eilt ihr entgegen.)

O meine Schwester!

Johanna.

So war's kein Wahn — Ihr seid es — Ich umfass
euch.

Dich meine Louison! Dich meine Margot!
Hier in der fremden Menschenreichen Oede
Umfang ich die vertraute Schwesterbrust!

MARGOT.

Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester,

JOHANNA.

Und eure Liebe führt euch zu mir her
So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,
Die liebelos ohne Abschied euch verliess!

LOUISON.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

MARGOT.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Nahmen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf,
Und hergeführt zu dieses Festes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu sehn,
Und wir sind nicht allein!

JOHANNA (schnell.)

Der Vater ist mit euch!
Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?

MARGOT.

Der Vater iſt nicht mit uns.

JOHANNA.

Nicht? Er will ſein Kind
Nicht ſehn? Ihr bringt mir ſeinen Segen nicht?

LOUISON.

Er weiſs nicht, daſs wir hier ſind.

JOHANNA.

Weiſs es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr ſchweigt
Und ſeht zur Erde! Sagt, wo iſt der Vater?

MARGOT.

Seitdem du weg biſt —

LOUISON (winkt ihr.)

Margot!

MARGOT.

Iſt der Vater
Schwermüthig worden.

JOHANNA.

Schwermüthig!

LOUISON.

Tröſte dich!

Du kennst des Vaters ahndungsvolle Seele!
Er wird sich fassen, sich zufrieden geben,
Wenn wir ihm sagen, daß du glücklich bist.

MARGOT.

Du bist doch glücklich? Ja du mußt es seyn,
Da du so groß bist und geehrt!

JOHANNA.

Ich bins,
Da ich euch wieder sehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unsern Höhen,
Da war ich glücklich wie im Paradiefs —
Kann ich's nicht wieder seyn, nicht wieder werden!

(Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisens Brust. Klaude Marie, Etienne und Bertrand zeigen sich und bleiben schüchtern in der Ferne stehen.)

MARGOT.

Kommt Etienne! Bertrand! Klaude Marie!
Die Schwester ist nicht stolz, sie ist so sanft
Und spricht so freundlich, als sie nie gethan,
Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen, Johanna sieht sie mit starren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen.)

JOHANNA.

Wo war ich? Sagt mir! War das alles nur
Ein langer Traum und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr!
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen,
Denn lebhaft träumt sich's unter diesem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims! Wie käm' ich selbst
Hieher? Nie, nie verliefs ich Dom Remi!
Gesteht mir's offen und erfreut mein Herz.

LOUISON.

Wir sind zu Rheims. Dir hat von diesen Thaten
Nicht blofs geträumt, du hast sie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, blick um dich her,
Befühle deine glänzend goldne Rüstung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Bruft, befinnt fich und erfchrickt.)

BERTRAND.

Aus meiner Hand empfingt ihr diefen Helm.

CLAUDE MARIE.

Es iſt kein Wunder, daſs ihr denkt zu träumen,
Denn was ihr ausgerichtet und gethan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.

JOHANNA (ſchnell.)

Kommt, laſst uns fliehn! Ich geh mit euch. Ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schooſs zurück.

LOUISON.

O komm! komm mit uns!

JOHANNA.

Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehn,
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

MARGOT.

Du wollteſt allen diefen Glanz verlaſſen!

JOHANNA.

Ich zerf' ihn von mir den verhafsten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und büfsen will ich's mit der strengsten Buse,
Dafs ich mich eitel über euch erhob!

(Trompeten erschallen.)

Der KÖNIG tritt aus der Kirche, er ist im Krönungs-Ornat, AGNES SOREL, ERZBISCHOFF, BURGUND, DUNOIS, LA HIRE, DU CHATEL, RITTER, HOFLEUTE und VOLK.

ALLE STIMMEN

(rufen wiederholt, während dafs der König vorwärts kommt.)

Es lebe der König! Karl der Siebente

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen das der König giebt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillschweigen.)

König.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott auf's Haupt gesetzt,
Durch's Schwert ward sie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut ist sie benetzt,
Doch friedlich soll der Ölzweig sie umgrünen.
Gedankt sei allen die für uns gefochten,
Und allen, die uns widerstanden, sei
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeugt,
Und unser erstes Königswort sei — Gnade!

Volk.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie sichtbarer weise
Aus seiner Hand empfangen.

(zur Jungfrau sich wendend.)

Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!

Unser Sprichwort und seine Klostergeschichte hat man gegessen, und die Reisen nach dem mißlichen Frankreich werden vermindert; denn noch haben beide Protestte gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Sättigung, und gleiche Neigung auf ein unbedingtes Ess. Wahre, objektive Anerkennung, Empfindung macht den ersten Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand macht den zweiten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gediegnen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber leichtsinnig verächtlich. Da nun das wahre hohe Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend sein muß, so kann der eine so wenig als der andere auf den Namen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Dilettantische Roman mit vielem Beyfall gelesen wird. Da er nur solche Forderungen befriedigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht, und von dem bessern gerade nicht in seinen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und – des Herzens hintangesetzt in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er auf Wirkung mit Recht ein Liebhaberrecht unter und aller der Zeiten bleiben, wo man sittenreine Werke rein schreibt, um zu gefallen, und dies heißt, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber daß die poetische Literatur nicht so gar klassische Werke aufzuweisen, welche die beide Reinheit des Ideals auf künstliche Weise zu verbinden, und dadurch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Muß selbst der Dichter, der kecke Jüngling der Muse, sich erkühnen dürfen, sollte das dem Romandichter, der nur sein Halbverdienst ist, und die Erde noch so sehr verwöhnt, nicht gestattet seyn? Ja dort dieser Freiheit hier um so weniger aufzuweichen, da sowohl in einzelnen als in satirischen Züge Meisterstücke vorkommen, die sind, welche eine ganz andere Natur, als hier, mit sich, von der dieser Aufsatz spricht, zu haben, zu empfinden, und darüber nicht sowohl andern ein schlechtes als selbst den alten Sitten zu verunreinigen das Ansehen haben. Entweder müssen alle jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgestellte Begriff einer Dichtung viel zu willkührlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, darf es, sollte dem profanirten Ernstler nicht unausstehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: weil dem Dichter erschlaffet ist, kann ihn nicht, der es nicht ist, nicht bewegen. In dem Begriffe des Dichters liegt auch nur im dunkeln schon der Grund jener Freiheit, die eine bloß verächtliche Ehrung ist, sobald sie mehr auf dem Aeußern und Scheinen, was sie ankündet, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unsittlichen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbnis hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und auch den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regierten. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufnehmen, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verschlechtes Herz sich gegen sich selbst scheu stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihm diesen aber hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück, und nicht das seinige; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Ansicht auf Freiheiten dieser Art, Folgendes festsetzen:

Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer ästhetischen Nachahmung seyn; denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen geleitet wird, können wie eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals gestatten. Sie müssen alle Naivetät seyn, um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allen Nebenzügen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, umgeben, und begleitet sehen, weil die Natur uns an der strengen Konsequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mit ihm auch das, wo sie nützt, verabscheut, erfunden wir, sich da, wo sie dichtet und einschmeichelt, dagegen verletzt sprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Zeiten sein der Natur angewirft, erfunden wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle derjenigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gerührt, sanft sein; alle Verstellung, alle List, alle Künstelei, alle feindliche Selbstsucht muß aus seinem Gemüthe, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Zum Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausdruck der Begierde seyn; denn Alles, was aus dieser Vollständigkeit entspringt, ist verwerflich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen uns diese sinnlichen Züge aufgedrungen werden. Sie müssen humanität seyn, um aber verarbeiten zu können, daß das Ganze menschlicher Natur, und nicht etwa ein einseitiges und abweichendes Verlangen der Sinnlichkeit sie fordere, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unsittliches und Gleichgültiges. Sie unsittlich und nur darum an einem Menschen, weil sie widersteht – und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeugt; sie verletzend und nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns einen solchen Mangel fähig hält. Setzen wir aber in den Menschen, der sich dabei überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen ächten Umfange wieder; finden wir in dem Werke, worin man sie Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt,

---

entsetzen, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Erklärung dem ganzen Denkvermögen völlig ein Geheimniß bleiben sollte. Darum ist weder Talent noch Genie darin zu verkennen, aber beide mehr als zu bedauern, daß Beides nicht mehr gebraucht ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Komödien; die Dichter mögen ihr Heil, in der sie leben.

Ihr Nahme soll dem heiligen Denis
Gleich seyn, der dieses Landes Schützer ist,
Und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben!

VOLK.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

(Trompeten.)

KÖNIG (zur Johanna.)

Wenn du von Menschen bist gezeugt wie wir,
So sage, welches Glück dich kann erfreuen;
Doch wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
Und lass dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, dass wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(ein allgemeines Stillschweigen, jedes Auge ist auf die Jungfrau geheftet.)

JOHANNA

(plötzlich aufschreiend.)

Gott! Mein Vater!

THIBAUT tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

MEHRERE STIMMEN.

Ihr Vater!

THIBAUT.

Ja ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

BURGUND.

Ha! Was iſt das!

DÜ CHATEL.

Jezt wird es ſchrecklich tagen!

THIBAUT (zum König.)

Gerettet glaubſt du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürſt! Verblendet Volk der Franken!
Du biſt gerettet durch des Teufels Kunſt.

(Alle treten mit Entſetzen zurück.)

DUNOIS.

Raſ't dieſer Menſch?

THIBAUT.

Nicht ich, du aber raſeſt,

Und dieſe hier, und dieſer weiſe Biſchoff,
Die glauben, daſs der Herr der Himmel ſich
Durch eine ſchlechte Magd verkünden werde,
Laſs ſehn, ob ſie auch in des Vaters Stirn'
Der dreiſten Lüge Gaukelſpiel behauptet,
Womit ſie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Nahmen des Dreieinen,
Gehörſt du zu den Heiligen und Reinen?

(allgemeine Stille, alle Blicke ſind auf ſie geſpannt, ſie ſteht unbeweglich.)

SOREL.

Gott, ſie verſtummt!

THIBAUT.

Das muſs ſie vor dem furchtbarn Nahmen
Der in der Hölle Tiefen ſelbſt
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott geſendet! — An verfluchter Stätte
Ward es erſonnen, unterm Zauberbaum,
Wo ſchon von Alters her die böſen Geiſter
Den Sabbat halten — hier verkaufte ſie
Dem Feind der Menſchen ihr Unſterblich Theil,

Daſs er mit kurzem Weltruhm ſie verherrliche.
Laſst ſie den Arm aufſtreifen, ſeht die Punkte,
Womit die Hölle ſie gezeichnet hat!

BURGUND.

Entſetzlich! — Doch dem Vater muſs man glauben,
Der wider ſeine eigne Tochter zeugt!

DUNOIS.

Nein, nicht zu glauben iſt dem Raſenden,
Der in dem eignen Kind ſich ſelber ſchändet!

SOREL (zur Johanna.)

O rede! Brich dies unglückſel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen feſt auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber ſprich! Vernichte
Die gräſsliche Beſchuldigung — Erkläre,
Du ſeiſt unſchuldig und wir glauben dir.

(Johanna ſteht unbeweglich, Agnes Sorel tritt mit Entſetzen von ihr hinweg.)

LA HIRE.

Sie iſt erſchreckt. Erſtaunen und Entſetzen
Schlieſst ihr den Mund. — Vor ſolcher gräſslichen

An-

Anklage mufs die Unfchuld felbft erheben.

(er nähert fich ihr.)

Fafs dich Johanna. Fühle dich. Die Unfchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick
Der die Verläumdung mächtig niederblizt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick auf,
Befchäme, ftrafe den unwürd'gen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend fchmäht.

(Johanna fteht unbeweglich. La Hire tritt entfetzt zurück, die Bewegung vermehrt fich.)

Dunois.

Was zagt das Volk? Was zittern felbft die Fürften?
Sie ift unfchuldig — Ich verbürge mich,
Ich felbft, für fie mit meiner Fürftenehre!
Hier werf ich meinen Ritterhandfchuh hin,
Wer wagt's, fie eine Schuldige zu nennen?

(Ein heftiger Donnerfchlag, alle ftehen entfetzt.)

Thibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du feyft fchuldlos. Läugn' es, dafs der
Feind

In deinem Herzen iſt, und ſtraf' mich Lügen!

(Ein zweiter fürchterer Schlag, das Volk entflieht allen Seiten.)

BURGUND.

Gott ſchütz uns! Welche fürchterliche Zeiche

DŪ CHATEL (zum König.)

Kommt! Kommt mein König! Fliehet dieſen

ERZBISCHOFF (zur Johanna.)

Im Nahmen Gottes frag' ich dich. Schweigſt

Aus dem Gefühl der Unſchuld oder Schuld?

Wenn dieſes Donners Stimme für dich zeug

So faſſe dieſes Kreuz und gieb ein Zeichen!

(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Don ſchläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbiſc Burgund, La Hire und Dū Chatel gehen ab.)

DŪNOIS.

Du biſt mein Weib — Ich hab' an dich gegla

Beim erſten Blick, und alſo denk' ich noch.

Dir glaub' ich mehr als dieſen Zeichen allen

Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.

Du ſchweigſt in edelm Zorn, verachteſt es,

In deine heil'ge Unſchuld eingehüllt,
So ſchändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue dich,
An deiner Unſchuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag mir kein Wort, die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daſs du meinem Arme
Getroſt vertraust und deiner guten Sache.

(er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.)

Dü Chatel (zurückkommend.)

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daſs ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Thore ſtehn euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchützt des Königs Frieden —
Folgt mir Graf Dünois — Ihr habt nicht Ehre
Hier länger zu verweilen — Welch ein Ausgang!

(er geht. Dünois fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint Raimond, bleibt eine Weile in

der Ferne ſtehen und betrachtet ſie mit ſtillem Schmerz. Dann tritt er auf ſie zu und faßt ſie bei der Hand.)

RAIMOND.

Ergreift den Augenblick. Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will euch führen.

(Bei ſeinem Anblick giebt ſie das erſte Zeichen der Empfindung, ſieht ihn ſtarr an und blickt zum Himmel, dann ergreift ſie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schieſſen.

Köhler und Köhlerweib.

Köhler.

Das iſt ein grauſam, mörd'risch Ungewitter,
Der Himmel droht in Feuerbächen ſich
Herabzugieſſen, und am hellen Tag
Iſt's Nacht, daſs man die Sterne könnte ſehn.
Wie eine losgelaſsne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eſchen ihre Krone.
Und dieſer fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daſs ſie ſich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menſchen keinen Frieden ſtiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms

Heraus hört ihr das Knallen des Geſchützes;
Die beiden Heere ſtehen ſich ſo nah,
Daſs nur der Wald ſie trennt und jede Stunde
Kann es ſich blutig fürchterlich entladen.

KÖHLERWEIB.

Gott ſteh uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geſchlagen und zerſtreut,
Wie kommts, daſs ſie auf's neu uns ängſtigen?

KÖHLER.

Das macht, weil ſie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böſe Feind uns nicht mehr hilft,
Geht alles rückwärts.

KÖHLERWEIB.

Horch! Wer naht ſich da?

RAIMOND und JOHANNA treten auf.

RAIMOND.

Hier ſeh ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus, drei Tage ſchon ſeid ihr

so ist jener Grund unsres Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unverjährter Treude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergetzen. Derjenige Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen.

Und so hätten wir denn den Maßstab gefunden, den wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gut, wenn, wieviel oder alle Ausnahmen erwerflich, er wohl es faßt und behält es Lese ist, weil dieses einen Ursprung aus Adel und aus einem genialischen Verhältniß und einen heiligen Anspruch auf an ihr Bewerben beweist. Es ist hingegen schön, edel, und seine Wirkung auf alle Einnehmungen einer freistigen Denkungsverfassung, sobald es naiv ist, und den Geist mit Herz verbindet. *)

Wenn man mir sagt, daß unter den hier gegebenen Maßstab die meisten moralischen Gegenstände in die Natur, und die ästhetischen Darstellungen gen derselben in Deutschland wohl zum Besten selber urtheilen — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsres ausmunternden und genialischen Dichters sein dürfte, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts dagegen zu antworten. Der Aufsatz selbst ist nichts weniger als neu, und ich habe hier nur die Gründe zum einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feinem Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Prinzipien aber, welche in Rücksicht auf jene Zartheit vielleicht allzu skrupulös scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die sittlichen Gründe, auf welchen ich die verschiedenen Gemälde des römischen und deutschen Ovid, so wie eines Crebillon, Boccaire, Marmontel (der sich einen moralischen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Einzeln des römischen und deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschiedenen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur persiflirt, nur übersetzt, diese sind poetisch, menschlich und naiv. **)

*) Mit Herz; denn die stark sinnliche Objekte des Gemäldes und die übrige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Dieser bleibt Allemahl bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karikatur, ohne Realität und ohne ästhetische Würde. Doch wird das ersteren Produkten immer als ein Beispiel des heiligen poetischen Schwungs, den die wahre Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

**) Wenn ich den unsittlichen Verfasser des Agathon, Obron u. in seiner Gesellschaft wenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich den Verbrecher mit der selben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die lebendigsten von dieser Art, haben keine moralische Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Kritiker vor Kurzem zu sagen erkannte); der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern neuen und genialischen Werken, in welchen alles sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abmalet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Umgang verfolgt zu sein, das dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie dazu ab, und sein Gefühl konnte mit so weit entfernt, sie mit Wärme zu vergönnen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade darin scheint in der Darstellung ist immer in der Darstellung schädlich, weil nur die naive Umwälzung derjenigen Gefühlsbewegungen Interesse erregt als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, daß bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung aufmerksam, und es überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ob mit diesen einmal gegeben, nicht kann aufgelöst werden, ohne die ganze Empfindung des Dichters zerstört als ganz Lesers zu empfinden, und ohne beide bei Gegenständen erwecken zu machen, von denen ein verderbter Gefühl sich so sehr entfernt — dies ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muß ich erinnern, daß die Satire, Elegie und Idylle, in wie fern sie hier als die drei einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drei besonders Gattungen, welche man unter diesen Namen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweise, welche jenen als diesen eigen ist. Daß es aber, außerhalb der Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreifache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich auch Feld sentimentalischer Poesie durch diese Entwicklung vollständig aufgemessen sey, hoffe ich auf dem Begriff der letztern deutlich bewiesen.

Die sentimentalische Dichtung nämlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bei dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen bezieht, und diesen Ideen die Wirklichkeit anwendet. Es hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwei verschiedenen Objekten, mit dem Stoff nämlich und mit der Gesinnung, zugleich zu thun, welchen beiden sich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältnisse denken lassen. Entweder ist es der Widerspruch des wirklichen Zustandes, oder es ist die Uebereinstimmung desselben mit dem Stoff, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder beides ist zwischen beiden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energische Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energische Ruhe, befriedigt; in dem dritten wechselt Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Diese dreifache Empfindungsfolgend gibt drei verschiedene Dichtungsarten die Entstehung, deren die gebrauchten Benennungen Satire, Idylle, Elegie vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die innere darinn Namen vorkommenden Gemütsarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahirt, wodurch sie hervorgebracht werden.

Wer daher hier noch Neigung stimmt, so möchte von den drei Gattungen ich die Epopöe, den Roman, das Trauerspiel u. a. glaube, der würde mich ganz und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letz-

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *)

Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren eure Speiſe.

(Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.)

Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein.

KÖHLER.

Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt euer.

KÖHLERSWEIB.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer fleckt!
Die Königin ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läßt ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unſern Herrn gefochten.

KÖHLER.

Was redet ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.

(Köhlerweib geht nach der Hütte.)

RAIMOND (zur Johanna.)

Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam,

Auch in der Wildnifs wohnen fanfte Herzen.
Erheitert euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.

KÖHLER.

Ich denk', ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reifet — Seht euch vor!
Die Engelländer ſtehen nah' gelagert,
Und ihre Schaaren ſtreifen durch den Wald.

RAIMOND.

Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?

KÖHLER.

Bleibt
Bis daſs mein Bub zurück iſt aus der Stadt.
Der ſoll euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daſs ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

RAIMOND (zur Johanna.)

Legt den Helm ab und die Rüſtung,
Sie macht euch kenntlich und beſchützt euch nicht.

(Johanna ſchüttelt den Kopf.)

KÖHLER.

Die Jungfrau iſt ſehr traurig — Still! Wer kommt da?

KÖHLERWEIB kommt aus der Hütte mit einem Becher. KÖHLERBUB.

KÖHLERWEIB.

Es iſt der Bub, den wir zurück erwarten.

(zur Johanna.)

Trinkt edle Jungfrau! Mög's euch Gott geſegnen!

KÖHLER (zu ſeinem Sohn.)

Kommſt du Anet? Was bringſt du?

KÖHLERBUB

(hat die Jungfrau in's Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund ſetzt; er erkennt ſie, tritt auf ſie zu und reißt ihr den Becher vom Munde.)

Mutter! Mutter!

Was macht ihr? Wen beyirthet ihr? Das iſt die Hexe

Von Orleans!

KÖHLER und KÖHLERWEIB.

Gott sei uns gnädig!

(bekreuzen sich und entfernen.)

JOHANNA (gefaßt und sanft.)

Du siehst, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich,
Sorg' für dich selber und verlaß mich auch.

RAIMOND.

Ich euch verlassen! Jetzt! Und wer soll euer
Begleiter seyn?

JOHANNA.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du hast den Donner über mir gehört.
Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's flehe.

RAIMOND.

Wo wollt ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die euch die grimmig blut'ge Rache schwuren —
Dort stehn die Unsern, die euch ausgestoßen,
Verbannt —

JOHANNA.

Mich wird nichts treffen, als was seyn muß.

RAIMOND.

Wer soll euch Nahrung suchen? Wer euch schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen wenn ihr krank und elend werdet?

JOHANNA.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln,
Von meinen Schaafen lernt' ich das Gesunde
Vom Gift'gen unterscheiden — ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig und an Laben reich
Ist die Natur.

RAIMOND (*faßt sie bei der Hand.*)

Wollt ihr nicht in euch gehn?
Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schoofs
Der heil'gen Kirche wiederkehren?

JOHANNA.

Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

RAIMOND.

Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausstieß, du hältst mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entsagt —

(Raimond schweigt.)

O das ist hart!

Raimond (erstaunt.)

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna.

Ich eine Zauberin!

Raimond.

Und diese Wunder,
Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher sonst!

Raimond.

Und ihr verstummtet auf die gräßliche

Beſchuldigung? — Ihr redet jetzt, und vor dem
König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet ihr!

JOHANNA.

Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.

RAIMOND.

Ihr konntet eurem Vater nichts erwiedern!

JOHANNA.

Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſeyn.

RAIMOND.

Der Himmel ſelbſt bezeugte eure Schuld!

JOHANNA.

Der Himmel ſprach, drum ſchwieg ich.

RAIMOND.

Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort euch reinigen, und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrthum?

JOHANNA.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

RAIMOND.

Ihr littet alle diese Schmach unschuldig,
Und keine Klage kam von euren Lippen!
— Ich staune über euch, ich seh erschüttert,
Im tiefsten Busen kehrt sich mir das Herz!
O gerne nehm' ich euer Wort für Wahrheit,
Denn schwer ward mir's, an eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menschlich Herz
Das ungeheure schweigend würde tragen!

JOHANNA.

Verdient' ich's, die Gesendete zu seyn,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte!
Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.
Ich leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand, ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust, ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich

Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewuſst!

RAIMOND.

O kommt, kommt, laſst uns eilen, eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

JOHANNA.

Der die Verwirrung fandte, wird ſie löſen!
Nur wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal fließen.

RAIMOND.

Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —

JOHANNA

(ihn ſanft bei der Hand faſſend.)

Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.

Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiſs
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

KÖNIGIN ISABEAU mit SOLDATEN erſcheint im Hintergrund.

ISABEAU
(noch hinter der Scene.)
Dieſs iſt der Weg in's engeländſche Lager!

RAIMOND.
Weh uns! die Feinde!
(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna, und taumeln erſchrocken zurück.)

ISABEAU.
Nun! was hält der Zug!

SOLDATEN.
Gott ſieh uns bei!

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart. Weil diese Unschuld und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der gröbern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich scheinen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens hervorgesucht bei einem einfachen Hirtenstande verlegt, und versetzten ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in den sinnlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen blos zufällig sind, daß sie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das nothwendige Mittel zu demselben, in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von Außen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur Statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die wirkliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie blos Chimäre, so würden die Klagen derer, welche die größere Seligkeit und die Anbauung des Verstandes blos als ein Uebel verschreien und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unläugbar viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes, eine sinnliche Bestätigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber anderstens, daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bei einem beschränkten Wissen, wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängstigt. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldenes Alter; ja, jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldenes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger Poesiesinn in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet alle Züge genug zu dem Gemälde dar, welches die Hirten-Idylle verhandelte. Deswegen bleibt aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiktion, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gesetzlichen Führung seiner Vernunft überlassen worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verbrämungen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabei, der den Ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor dem Anfang der Kultur gesetzmäßig, schließen sie mit den Nachrichten zugleich alle Bevortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch verwärts führen und verleiten. Sie stellen unglücklicherweise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher blos das traurige Geschick eines Verlustes, nicht das Edelmüthige der Hoffnung, einflößen. Weil sie uns durch Anstehung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell ausgelegt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsere Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur beständigen. Diesen in dem Wesen der Hirten-Idylle angedeuteten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an entmuthigenden Liebhabern, und es gibt Leser genug, die einen Amintas und einen Daphnis den gelesen Meisterstücken der ruhigen und dramatischen Musse vorziehen können; aber bei solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack, als das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier zu keiner Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltener zu denselben angezogen und früher davon gesättigt. In dem reinsten Moment des Bedürfnißlosseins werden sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naive

---

tern, als einzelne Gebietarten, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweise, bestimmt; vielmehr weiß man, daß beide in mehr als einer Empfindungsweise, folglich auch in mehrern der von mir aufgestellten Dichtungsarten, Hymnen aufgefunden werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die sentimentalische Poesie, wie billig, für eine hohe Art (wenn sie für eine Art) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten genaigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten, sie wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Observanz der alten und neuern Dichter gegründet wird, auch auf sie einige Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieser einmal fühet, überall angepaßt werden könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfordert, von den Ausschlüssen, welche das Unvermögen ich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden; aber soviel muß doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gattung ganz hat geblühet ist, was sie bei den Alten gewesen, und daß unter den alten Namen bisher eine neue Gattungen sind aufgestellet worden.

Isabeau.

Erschrockt euch ein Gespenst!
Seid ihr Soldaten? Memmen seid ihr! — Wie?
(Sie drängt sich durch die andern, tritt hervor und fährt zurück wie sie die Jungfrau erblickt.)
Was seh' ich! Ha!
(Schnell fasst sie sich und tritt ihr entgegen.)
Ergieb dich! Du bist meine Gefangene.

Johanna.

Ich bin's.

(Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

Isabeau (zu den Soldaten.)

Legt sie in Ketten!

(Die Soldaten nahen sich der Jungfrau schüchtern, sie reicht den Arm hin und wird gefesselt.)

Ist das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Scharen wie die Lämmer scheuchte,
Die jetzt sich selber nicht beschützen kann?
Thut sie nur Wunder wo man Glauben hat,

Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

(zur Jungfrau.)

Warum verließeſt du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dünois, dein Ritter und Beſchützer?

JOHANNA.

Ich bin verbannt.

ISABEAU (erſtaunt zurücktretend.)

Was? Wie? Du biſt verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

JOHANNA.

Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht, beſtimme mein Geſchick.

ISABEAU.

Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm haſt aufgeſetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt ſie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgeſpenſt, vor dem ſie ſo gezittert!
Sie eine Zauberin! Ihr ganzer Zauber
Iſt euer Wahn und euer feiges Herz!

Eine Närrin iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte, und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt. — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken fend' ich ihm gebunden,
Gleich folg' ich ſelbſt.

JOHANNA.

Zu Lionel! Ermörde mich
Gleich hier, eh du zu Lionel mich ſendeſt.

ISABEAU (zu den Soldaten.)

Gehorchet dem Befehle. Fort mit ihr!

(geht ab.)

JOHANNA (zu den Soldaten.)

Engländer, duldet nicht daſs ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht ſie mir in's Herz,
Reiſst mich entſeelt zu eures Feldherrn Füſsen!
Denkt, daſs Ich's war, die eure Trefflichſten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme Engelländſchen Bluts
Vergoſſen, euren tapfern Heldenſöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!

Nehmt eine blut'ge Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jezt, nicht immer möchtet ihr
So ſchwach mich ſehn —

ANFÜHRER DER SOLDATEN.

Thut was die Königin befahl!

JOHANNA.

Sollt' ich
Noch unglückſel'ger werden als ich war!
Furchtbare Heil'ge! deine Hand iſt ſchwer!
Haſt du mich ganz aus deiner Huld verſtoſſen?
Kein Gott erſcheint, kein Engel zeigt ſich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel iſt verſchloſſen.

(Sie folgt den Soldaten.)

Das franzöſiſche Lager.

DUNOIS zwiſchen dem ERZBISCHOFF und DU CHATEL.

ERZBISCHOFF.

Bezwinget euren ſinſtern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu eurem König!

Verlaſſet nicht die allgemeine Sache
In dieſem Augenblick, da wir auf's neu
Bedränget, eures Heldenarms bedürfen.

DÜNOIS.

Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt ihr verbannt, nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

DÜ CHATEL.

Nehmt beſſern Rath an, Prinz. Entlaßt uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

DÜNOIS.

Schweigt Dü Chatel!
Ich haſſe euch, von euch will ich nichts hören.
Ihr ſeid es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

ERZBISCHOFF.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!

Wir waren überraſcht, betäubt, der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen?
Jezt kehrt uns die Beſonnenheit zurück,
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — wir fürchten ſchweres Unrecht
Gethan zu haben. — Rene fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

DUBOIS.

Sie eine Lügnerin! Wenn ſich die Wahrheit
Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muſs ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muſs ſie wohnen!

ERZBISCHOFF.

Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
Ins Mittel, und erleuchte dies Geheimniſs,

Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſich's auch entwirren mag und löſen,
Eins von den beiden haben wir verſchuldet!
Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Ein Edelmann tritt auf.

Edelmann.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fordert dringend, mit dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!
Bring ihn herein! Er kommt von ihr!

(Edelmann öffnet dem Raimond die Thüre, Dunois eilt ihm entgegen.)

Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.

Heil euch edler Prinz,

Und Heil mir, daſs ich dieſen frommen Biſchoff,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlaſsnen bei euch finde!

DUNOIS.

Wo iſt die Jungfrau?

ERZBISCHOFF.

Sag es uns, mein Sohn!

RAIMOND.

Herr, ſie iſt keine ſchwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum iſt das Volk. Ihr habt die Unſchuld
Verbannt, die Gottgeſendete verſtoſsen!

DUNOIS.

Wo iſt ſie? Sage!

RAIMOND.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald,
Mir hat ſie dort ihr Innerſtes gebeichtet.
In Martern will ich ſterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,

Wenn

Wenn ſie nicht rein iſt, Herr, von aller Schuld!

DUNOIS.

Die Sonne ſelbſt am Himmel iſt nicht reiner!
Wo iſt ſie, ſprich!

RAIMOND.

O wenn euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet ſie!
Sie iſt gefangen bei den Engelländern.

DUNOIS.

Gefangen! Was!

ERZBISCHOFF.

Die Unglückſelige!

RAIMOND.

In den Ardennen, wo wir Obdach ſuchten,
Ward ſie ergriffen von der Königin,
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet ſie, die euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

DUNOIS.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lermen! Rührt die
Trommeln!

Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet,
Setzt alles Blut! Setzt euer Leben ein!
Frei muss sie seyn, noch eh der Tag sich endet!

(gehet ab.)

Ein Wartthurm, oben eine Öffnung.

JOHANNA und LIONEL.

FASTOLF

(eilig hereintretend)

Das Volk ist länger nicht zu bändigen.
Sie fodern wüthend, dass die Jungfrau sterbe.
Ihr widersteht vergebens. Tödtet sie,
Und werft ihr Haupt von dieses Thurmes Zinnen,
Ihr fliessend Blut allein versöhnt das Heer.

ISABEAU (kommt.)

Sie setzen Leitern an, sie laufen Sturm!
Befriediget das Volk. Wollt ihr erwarten,
Bis sie den ganzen Thurm in blinder Wut

ven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihrem Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht die naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchdringt begeistert, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchdringlichen Bestimmung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand tragen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welcher an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthigerweise zwischen Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung entfernen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schiller-Idylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erhärt es sich nun, warum diese Dichtungen bei allem Aufwand von Geist und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal aufzustellen und doch die enge dürftige Hütten-welt beizubehalten, da ist doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hütten-welt eine andere Darstellung hätten wählen sollen. Die sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuell, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein Geßnerischer Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu idealer Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gehaltes befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. Er wird also zwar bis auf einen gewissen Punkt allen Klassen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Natur mit dem Sentimentalen in verminderter Breite, und folglich den zwei entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem von Beiden sein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deßwegen vor einem strengen Gesammt nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es ist ein Sonderbar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gar bunderte Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewähret Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Eintritts der Unschuld im Paradiese; die schönste, nur bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur ebel, gesteigert, jugleich voll Fülle und voll Tiefe; der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, so lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Jüngt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Mittelpunktigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Gebiet, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so kann er es ganz, und thut es ausschließend, und setze sich dieser jene Forderung des sentimentalischen Zeitalters hinzu. Erreichen zwar übrigt er seine Muster jederzeit; zwischen dem Original und dem allerdings Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen. *) Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideal, so vergisse er auch dazu ganz, in völliger Reinheit, und setze nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne jemer sich zu schonen, so auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er vergesse über dem unwürdigen Nahweg, den Gehalt des Ideals zu verschönern, nun ob der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist anzuschauen, nun mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsere Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erinnerungen des Verlassen eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geistesträgheit; sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder begleitet. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Verunreinigung auch in Einfachen der Kultur und unter allen Bedingungen des rohesten sinnlichen Lebens, des ausgearbeitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung aufführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, wie nach Elysium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines vollig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetz, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur. kurz, er ist kein anderer, als das Ideal der Sabbathruhe auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben

*) Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsere deutsche Literatur nicht viel bereichert, sondern auch wahrhaft erwarmt. Diese Idylle, obgleich nicht verschont von sentimentalischen Anklängen sind, größtentheils ganz vom reinsten Gehalte, und singt durch individuelle Wahrheit und getreue Natur den sichersten griechischen Modernen mit griechischem Geiste nach. Ein ganz Jahr, und die zu hohem Ruhm gereifte, mit seinem anderem Erfolg und ihrem Fach, sondern muß mit griechischen Modern vergliechen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, und es nun einmal, bestimmten und immer gleichen Gesetz zu gehorchen.

Umkehren und wir alle mit verderben?
Ihr konnt ſie nicht beſchützen, gebt ſie hin.

LIONEL.

Laſst ſie anſtürmen! Laſst ſie wüthend toben!
Dieſs Schloſs iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir Johanna! Sei die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz ich dich.

ISABEAU.

Seid ihr ein Mann?

LIONEL.

Verſtoſsen haben dich
Die Deinen, aller Pflichten biſt du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, ſie verliefsen dich,
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen *mein* Volk und das *deine*
Behaupt' ich dich. — Einſt liefseſt du mich glauben,
Dafs dir mein Leben theuer ſei! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber,
Jezt haſt du keinen Freund als mich!

JOHANNA.

Du bist
Der Feind mir, der verhafste, meines Volks.
Nichts kann gemein seyn zwischen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich, doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, so lass es Segen bringen
Für unsre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüssel aller Städte gieb heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gieb die Gefangnen ledig, sende Geisseln
Des heiligen Vertrags, so biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Nahmen.

ISABEAU.

Willst du in Banden uns Gesetze geben?

JOHANNA.

Thu es bei Zeiten, denn du musst es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.
Nie, nie wird das geschehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere seyn.
Gefallen sind euch eure Besten, denkt

Auf eine ſichre Rückkehr, euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

ISABEAU.

Könnt ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

EIN HAUPTMANN kommt eilig.

HAUPTMANN.

Eilt Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen,
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen,
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

JOHANNA (begeiſtert.)

Die Franken rücken an! Jezt ſtolzes England,
Heraus ins Feld, jezt gilt es, friſch zu fechten!

FASTOLF.

Unſinnige, bezähme deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

JOHANNA.

Mein Volk wird ſiegen und ich werde ſterben,
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

LIONEL.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben

Sie vor uns her geſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk verach't ich bis auf Eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt Faſtolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in dieſem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden,
Ich laſs euch funfzig Ritter zur Bedeckung.

FASTOLF.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und dieſe Wüthende im Rücken laſſen?

JOHANNA.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

LIONEL.

Gieb mir
Dein Wort Johanna, dich nicht zu befreien!

JOHANNA.

Mich zu befreien iſt mein eins'ger Wunſch.

ISABEAU.

Legt ihr dreifache Feſſeln an. Mein Leben

Verbürg' ich, daſs ſie nicht entkommen ſoll.

(Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.)

LIONEL (zur Johanna.)

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch ſteht's bei dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du biſt frei, und dieſe Wüthenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir!

FASTOLF (dringend.)

Fort, fort mein Feldherr!

JOHANNA.

Spare deine Worte!
Die Franken rücken an, vertheid'ge dich!

(Trompeten ertönen, Lionel eilt fort.)

FASTOLF.

Ihr wiſst, was ihr zu thun habt, Königin!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht ihr
Daſs unſre Völker fliehen —

ISABEAU (einen Dolch ziehend.)

Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

FASTOLF (zur Johanna.)

Du weißt was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!

(er geht ab.)

JOHANNA.

Das will ich!
Daran soll niemand mich verhindern. — Horch!
Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir schallt und siegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Euch nah, sie kann nicht vor euch her wie sonst
Die Fahne tragen — schwere Bande fesseln sie,
Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs.

ISABEAU (zu einem Soldaten.)

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin sieht und sag uns, wie die Schlacht sich wendet.

(Soldat steigt hinauf.)

JOHANNA.

Muth, Muth mein Volk! Es ist der letzte Kampf!

Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder.

ISABEAU.

Was ſiehſt du?

SOLDAT.

Schon ſind ſie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Barberroſs,
Im Tigerfell, ſprengt vor mit dem Gendarmen.

JOHANNA.

Das iſt Graf Dünois! Friſch wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit dir!

SOLDAT.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

ISABEAU.

Daſs zehen Lanzen ihm
In's falſche Herz eindrängen, dem Verräther!

SOLDAT.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unſrigen.

ISABEAU.

Siehſt du den Dauphin nicht? Erkennſt du nicht

Die königlichen Zeichen?

SOLDAT.

Alles iſt

In Staub vermengt. Ich kann nichts unterſcheiden.

JOHANNA.

Hätt' er mein Auge oder Bünd' ich oben,
Das kleinſte nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchſten Lüften.

SOLDAT.

Am Graben iſt ein fürchterlich Gedräng,
Die Größten, ſcheint's, die Erſten kämpfen dort.

ISABEAU.

Schwebt unſre Fahne noch?

SOLDAT.

Hoch flattert ſie.

JOHANNA.

Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze ſchauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

SOLDAT

Weh mir! Was ſeh ich! Unſer Feldherr iſt
Umzingelt!

Isabeau (zieht den Dolch auf Johanna.)

Stirb Unglückliche!

Soldat (fällt.)

Er iſt befreit.

Im Rücken faßt der tapfere Faſtolf
Den Feind — er bricht in ſeine dichtſten Scharen.

Isabeau (ſteckt den Dolch zurück.)

Das ſprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Isabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehn,
Bedeckt mit Flüchtigen iſt das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So ſehr wirſt du mich nicht verlaſſen!

Soldat.

Ein ſchwer verwundeter wird dort geführt
Viel Volk ſprengt ihm zu Hülf', es iſt ein Fürſt.

Isabeau.

Der unſern einer oder fränkiſchen?

Soldat.

Sie löfen ihm den Helm, Graf Dünois iſt's,

Johanna

(greift mit krampfhafter Anſtrengung in ihre Locken.)

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel
Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft.)

Das iſt mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Roſs wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt,
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

(Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.)

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

Isabeau (hohnlachend.)

Jetzt iſt es Zeit! Jetzt Retterin errette!

heit, vollkommen aufgehoben sey und mit beiderlei ganz gleicher Stärke der Empfindungen auftrete. Ruhe wäre also der herrschende Charakter dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil alle Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger als bei den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Dyade zu leisten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale ist Folgendes festgesetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen, eher nicht mehr einen lebendigen Trieb eingetrieben. Jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen.*) Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben. Ist aber die gewöhnschaftliche Aufgabe beider, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was Jeder bei sich erfährt, wenn er sich beim Genusse naiver Dichtungen betrachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Bestimmungen, da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen schon auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den großen Vortheil über den ersteren, daß er dem Triebe einen größeren Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, heißen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existirende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Übersinnlichen dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein Unendliches. Auch hier über kann einen Jeden seine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verfinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Übersinnlichkeit Nahrung finden; anstatt daß wir dort auf uns hereinbrechenden sinnlichen Gegenständen fliehen. Die sentimentalische Dichtung ist hier durch das Unendliche der Idee gleichfalls in Gefahr, die Gegenwart und Stille, und dem Leben selbst abhold zu werden; die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunst der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Resultate dieser nun Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie; keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genie's absolvirt; hier liegt seine Stärke und seine Grenze. Hat es also nicht gleich dichterisch, d. h. gleich vollkommen menschlich empfunden, so kann dieser Mangel durch keine Kunst mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann seine Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muß das naive Genie Alles thun, durch seine Freiheit vermag es wenig; und es wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar Alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte Produkt des naiven Genie's, von welchem nichts mehr entfernt ist als Willkührlichkeit; aber ein Anderes ist die Nöthigung des Augenblicks, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorübergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu gründen. Und dem Moment der Begeiste-

*) Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, daß beide Entwicklungsreihen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und letzte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, daß man die ersteren mit ihrem ganzen Gewichte verbindet. Das Gegenüber der naiven Empfindung ist nämlich der reflektirende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzustellen. Dieß müßte durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet. Setzt man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die Natur und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die Kunst als Aufhebung der Natur durch den sie wiederum Verstand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

JOHANNA

(fällt auf die Knie, mit gewaltsam heftiger Stimme betend.)

Höre mich Gott, in meiner höchsten Noth,
Hinauf zu dir, in heissem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebe
Stark machen wie die Taue eines Schiffs,
Leicht ist es deiner Allmacht, ohne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst und diese Ketten fallen ab,
Und diese Thurmwand spaltet sich — du hilfst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt,
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend fasst' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an,
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —

SOLDAT.

Triumph! Triumph!

ISABEAU.

Was ist's?

SOLDAT.

Der König ist
Gefangen!

JOHANNA (*springt auf.*)

So sei Gott mir gnädig!

(*Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerrissen. In demselben Augenblick stürzt sie sich auf den nächststehenden Soldaten, entreißt ihm sein Schwert und eilt hinaus. Alle sehen ihr mit starrem Erstaunen nach.*)

ISABEAU

(*nach einer langen Pause.*)

Was war das? Träumte mir? Wo kam sie hin?
Wie brach sie diese Zentnerschweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht selbst gesehn mit meinen Augen.

SOLDAT (*auf der Warte.*)

Wie? Hat sie Flügel? Hat der Sturmwind sie
Hinabgeführt?

ISABEAU.

Sprich, ist sie unten?

Soldat.

Mutter

Im Kampfe ſchreitet ſie — Ihr Lauf iſt ſchneller
Als mein Geſicht — Jetzt iſt ſie hier — jetzt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr,
Die Franken ſehn, ſie ſollen ſich auf's neu!
— Weh mir! Was ſah ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken —

Isabeau.

Was? Will ſie uns den ſichern Sieg entreiſſen?

Soldat.

Grad' auf den König dringt ſie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Falkolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefangen.

Isabeau.

Ich will nicht weiter hören, Komm herab.

Soldat.

Flieht Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.

(er ſteigt herunter.)

ISABBAU (das Schwert ziehend)

So fechtet Memmen!

LA HIRE mit SOLDATEN kommt. Bei seinem Eintritt ſtreckt das Volk der Königin die Waffen.

LA HIRE

(naht ihr ehrerbietig.)

Königin, unterwerft euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben ſich
Ergeben, aller Widerſtand iſt unnütz!
— Nehmt meine Dienſte an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet ſeyn.

ISABBAU.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.

(giebt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)

Die Scene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund, in den Armen beider Fürſten liegt Johanna tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langſam vorwärts. Agnes Sorel ſtürzt herein.

Sorel

(wirft ſich an des Königs Bruſt.)

Ihr ſeid befreit — ihr lebt — Ich hab' euch wieder!

König.

Ich bin befreit — Ich bin's um dieſen Preis!

(zeigt auf Johanna.)

Sorel.

Johanna! Gott! Sie ſtirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!

Seht einen Engel ſcheiden! Seht wie ſie da liegt,

Schmerzlos und ruhig wie ein ſchlafend Kind!
Des Himmels Friede ſpielt um ihre Züge,
Kein Athem hebt den Buſen mehr, doch Leben
Iſt noch zu ſpüren in der warmen Hand.

KÖNIG.

Sie iſt dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen.
Schon ſchwebt ſie droben ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr und unſre Reue.

SOREL.

Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lebt!

BURGUND (erſtaunt.)

Kehrt ſie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt ſie den Tod?
Sie richtet ſich empor! Sie ſteht!

JOHANNA

(ſteht ganz aufgerichtet und ſchaut umher.)

Wo bin ich?

BURGUND.

Bei deinem Volk Johanna! Bei den Deinen!

KÖNIG.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

JOHANNA

(nachdem sie ihn lange starr angesehen.)

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiſs
Ich bin's nicht.

KÖNIG.

Du biſt heilig wie die Engel,
Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

JOHANNA

(sieht heiter lächelnd umher.)

Und ich bin wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verstoſsen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?
— Ja jetzt erkenn' ich deutlich alles wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh ich nicht — Wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen,
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Vor seinem Thron muſs ich sie niederlegen,
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

KÖNIG

(mit abgewandtem Gesicht.)

Gebt ihr die Fahne!

(man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand — Der Himmel ist von einem rosigten Schein beleuchtet.)

JOHANNA.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — Die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt todt darauf nieder — Alle stehen lange in sprachloser Rührung — Auf einen leisen Wink des Königs, werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, daß sie ganz davon bedeckt wird.)

Bayerische Staatsbibliothek München

ELISABETH.

DON KARLOS

INFANT VON SPANIEN

VON

FRIEDRICH SCHILLER

Mit Kupfern.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1802.

rung muß also jede Spur eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken. Man begreift wohl, daß dieses nur insofern möglich ist, als der Dichter schon eine absolute Freiheit und Fülle bei Verwaltung an dem Gegenstande mitbringt, und als er gebot ist. Alles mit seiner ganzen Menschheit zu umfassen. Diese Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennet. Dieses, wissen wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschließt; seine Stärke besteht darin, einen mangelhaften Gegenstand aus sich selbst heraus zu ergänzen, und sich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zustand in einen Zustand der Freiheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beistandes von Außen, da das sentimentalische sich aus sich selbst klärt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erbauen, da es schon in der Sinnenempfindung sein Wert zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beistand von Außen, strebt es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kann nur zweierlei geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend ist, aus seiner Art, und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu seyn, oder, wenn der Charakter die Oberhand behält, es tritt aus seiner Gattung, und wird genialne Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erste dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neuern Zeiten seyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmelsstrich verpflanzt, würden sie, die und jetzt durch ihren wahren, durch instinktartig Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Wo dem zweiten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die wirkliche Natur nämlich; aber von dieser kann die wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist selten, seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausdruck der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Absurditäten diese Verwechselung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kunst wie in der Ausübung verleitet hat, welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreist, weil sie leider wirkliche Natur sind; wie man sich freuet, Karrikaturen, wie sie Hogarth und der wirklichen Welt herausklaubten, in der dichterischen sorgfältig aufzubewahren und nach dem Leben tuschiren zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die falsche Natur nachahmen, und bei dem satyrischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich; aber in diesem Fall muß seine eigene schöne Natur den Gegenstand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur er selbst in dem Moment wenigstens, wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er auch schildert; aber auch schlechterdings nur von einem solchen können wir ein treues Gemälde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Frage sich in der Frage spiegelt; wenn die Geister der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entrissen von Allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Bestialische genießen Nachahmung besitzen, es auf Kosten unseres Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichsten Genie's aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieß der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines. *)

*) Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhängt, und wie viel, ja wie Alles auf sein Empfinden ankommt, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen schön ist, sind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch der Geist und ihren Dichtungen gemischen. Jeder Leser von feinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, bei Verhältnissen zwischen beiden Geschlechtern und der Liebe insbesondere, eine gewisse Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naturtreue in der Darstellung nicht verbergen kann. Ohne der Schwesterei das Wort zu reden, welche sittlich die Natur nicht verletzt, sondern verklärt, wird man doch sittlich annehmen dürfen, daß die Natur in Absicht auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Werth der Liebe einen andern Charakter habe, als die die Alten gegeben haben; auch kennt man die gesellschaftlichen Umstände, welche der Verfeinerung jener Empfindungen bei ihnen im Wege standen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe sest hielt, setzet das Beispiel neuerer Poeten, welche so viel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewußt haben, denn diese gehen über die Natur hinaus in das Idealische, und ihr Beispiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; bloß davon ist die Rede, wie der nämliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie z. B. in der Cadonatsa, in den Minnesängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopöen, wie er von Shakespeare, von Fielding und mehrern aufgefaßt, selbst deutschen Poeten, behandelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen von Außen zu ihnen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äußern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit Einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches zu machen. Hier ist warm naive, nicht sentimentalische Dichtergenie; ihr Wort war alles und bei ihrer Empfindung genügt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

DON KARLOS.

ERSTER AKT.

PERSONEN.

PHILIPP DER ZWEYTE, König von Spanien.
ELISABETH VON VALOIS, seine Gemahlin.
DON KARLOS, der Kronprinz.
ALEXANDER FARNESE, Prinz v. Parma, Neffe d. Königs.
INFANTIN KLARA EUGENIA, ein Kind von drey Jahren.
HERZOGIN VON OLIVAREZ, Oberhofmeisterin.
DOMINGO, Beichtvater des Königs.
DER GROSSINQUISITOR des Königreichs.
DER PRIOR eines Karthäuserklosters.
EIN PAGE der Königin.
DON LUDWIG MERKADO, Leibarzt der Königin.

GRANDEN VON SPANIEN.

MARQUIS VON POSA, ein Maltheserritter.
HERZOG VON ALBA.
GRAF VON LERMA, Oberster der Leibwache.
HERZOG VON FERIA, Ritter des Vliefses.
HERZOG VON MEDINA SIDONIA, Admiral.
DON RAYMOND VON TAXIS, Oberpostmeister.

DAMEN DER KÖNIGIN.

MARQUISIN VON MONDEKAR.
PRINZESSIN VON EBOLI.
GRÄFIN FUENTES.

Mehrere Damen und Granden, Pagen, Offiziere, die Leibwache, und verschiedene stumme Personen.

DON KARLOS.

Erster Akt. Zweiter Auftritt.

ERSTER AKT.

Der königliche Garten in Aranjuez.

ERSTER AUFTRITT.

KARLOS. DOMINGO.

DOMINGO.

Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlassen es nicht heiterer. Wir sind
Vergebens hier gewesen.

Karlos sieht zur Erde und schweigt.

Brechen Sie
Diefs räthselhafte Schweigen. Öffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe seines Sohns —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.
Wär noch ein Wunsch zurücke, den der Himmel
Dem liebsten seiner Söhne weigerte?

Ich stand dabey, als in Toledo's Mauern
Der stolze Karl die Huldigung empfing,
Als Fürsten sich zu seinem Handkufs drängten,
Und jetzt in Einem — Einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füfsen lagen —
Ich stand und sah das junge stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
Gestand: Ich bin gesättigt.

Er betrachtet ihn stillschweigend; dann tritt er näher.

Dieser stille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde schon in Ihren Blicken lesen,
Das Räthsel dieses ganzen Hofs, die Angst
Des Königreichs, hat Seiner Majestät
Schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

KARLOS
dreht sich rasch um.

Mutter?
— O Himmel, gieb, dafs ich es dem vergesse,
Der sie zu meiner Mutter machte!

DOMINGO.

Prinz?

KARLOS

besinnt sich und fährt mit der Hand über die Stirne.

Hochwürd'ger Herr — ich habe sehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erste Handlung,
Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

DOMINGO.

Ist's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieser Vorwurf Ihr Gewissen drücken?

KARLOS.

Und meine neue Mutter — hat sie mir
Nicht meines Vaters Liebe schon gekostet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienst war noch, sein Einziger zu seyn.
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weifs
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?

DOMINGO.

Sie spotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert seine Königin. Sie sollten
Nur mit des Hasses Augen sie betrachten?

Bey ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die schönste Frau auf dieser Welt,
Und Königin — und ehmals Ihre Braut?
Unmöglich Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen;
So seltsam widerspricht sich Karlos nicht.
Verwahren Sie Sich Prinz, dafs sie es nie,
Wie sehr sie ihrem Sohn mifsfällt, erfahre;
Die Nachricht würde schmerzen.

KARLOS.

Glauben Sie?

DOMINGO.

Wenn Eure Hoheit Sich des letzteren
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
Wo unsern Herrn ein Lanzensplitter streifte —
Die Königin mit ihren Damen safs
Auf des Palastes mittlerer Tribune,
Und sah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!“ — Man rennt durch einander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königin. „Der Prinz?“ ruft sie und will,
Und will sich von dem obersten Geländer
Herunter werfen. — „Nein! Der König selbst!“

Giebt man zur Antwort — „So lafst Ärzte holen!“
Erwiedert sie, indem sie Athem schöpfte.

Nach einigem Stillschweigen.

Sie stehen in Gedanken?

KARLOS.

Ich bewundre
Des Königs lust'gen Beichtiger, der so
Bewandert ist in witzigen Geschichten.

Ernsthaft und finster.

Doch hab' ich immer sagen hören, dafs
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Übels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu ersparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

DOMINGO.

Sie thun sehr wohl, mein Prinz, Sich vorzusehn
Mit Menschen — nur mit Unterscheidung. Stofsen Sie
Nicht mit dem Heuchler auch den Freund zurück.
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Kein Genie aus der naiven Klasse, von Homer bis auf Bodmer herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freilich ist sie denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von Andern zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von Innen verwildert sind. Jenes ist Spaniens, das selbst gewisseste Schriftsteller nicht immer von Plattheiten freihielten, und dieses verunkünstelte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit aufgeopfert, wie auch das Beyspiel des Aristophanes und Plautus, und fast aller der spätern Dichter lehrt, die in die Fußstapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakespeare zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten ennöen und nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Gotboni, in welchen Schlamm zieht und nicht Holberg sinds! Schlegel, einer der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen Genie es nicht fehlt, daß er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt. Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch Rabener, Lessing selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing, der gestrengste Zögling der Kritik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst — wie obgen sinnlich Alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neuesten Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich Einen, da ich keinen anführen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äußert, und durch eben diese größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch den gemeinen Nachahmer Muth, sich an poetischen Zeile zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wie wir sie von einem andern Stoffe geschrieben genug, wie ich dermalen zeigen werde, hält wenigstens diese Welt in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, sterbenslustig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine edelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Plattitüden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und sächerjhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbewirthten Tafel ganz unerträglich zu delustiren pflegen. Unter dem Zeichen der Laune, der Empfindung, bildet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der Pleiße bilden hier besonders einen eigenen klaglichen Chor, und ihnen wird von den Kavalieren am Leine und Elbe in nicht besseren Arkadien gleichgewirtet *). So unsinnig diese Scherze sind, so räglich läßt sich der Affen auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht; so daß es uns nach einem solchen Machwerke gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder Satyrmanns Menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satyrische Dichtung, und um den komischen Roman insbesondere, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpfosten, grade in den besten Händen stehen sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Beruf, der Mäler seiner Zeit zu werden, der das Geschäft und die Karrikatur derselben ist; aber da es etwas so Leichtes ist, irgend einen unsittlichen Charakter, wie es auch nur einen dicken Mann, unter seiner Botanisirbüchse aufzusuchen, und die Frage mit einer groben Feder auf dem Papier abzuzeichnen, so fühlen zuweilen auch die geschworenen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesen Jagde zu stümpern, und einen Zirkel von mehrlichen Freunden mit der faulen Brühe zu ergetzen. Einerlei geblümtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr seyn, diese Erscheinungen einer gemeinen Natur mit den geistreichen Früchten des naiven Genie's zu verwechseln; aber auch dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es oft, und in den meisten Fällen will man blos ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Erhebung machte. Der so falsch verstandene, widerwärtige Begriff, daß man sich bei Werken des schönen Geistes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts Höheres gefaßt wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Neigung finden. Die genuine Natur nämlich, wenn sie ausgesonnen werden, kann sich nur in der Leerheit erholen und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sumpfe aus.

Wenn sich das bildende Genie über alle zufällige Schranken, welche von jedem bestimmten Zustande unzertrennlich sind, mit freier Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihren absoluten Vermögen zu erblicken, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wie haben gesehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber, sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu sehr auf Einzelnes der innern Notwendigkeit Raum gibt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich blos blos, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben — oder zu idealisiren — sondern über die Möglichkeit selbst

*) Die guten Neuvolk haben es ihre Lust genommen, mit einer Parodie in der A. L. Z. von etlichen Jahren auf den Bürger'schen Gedanken anstellen hat; und der Zugutmuth, womit sie wieder diesen Schacht treten, scheint verrathen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verlachen glauben. Aber davon waren sie sich sehr. Jener Adge konnte blos einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber verkennt hatte, durch eigene Kultur jenes innere Gebrechen aufzuhellen. Ein solches Zeitvertreibum durfte und mußte man unter den höchsten Aufgab der Kunst stellen, weil es Ernst in sich hatte, verwildern, schaal es ernstlich wollte, genug zu thun; aber es wäre Thorheit und gemein gedacht, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Pinselstrich, das sie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen.

KARLOS.

Lassen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonst
Sind Sie um Ihren Purpur!

DOMINGO *stutzt.*

Wie?

KARLOS.

Nun ja!
Versprach er Ihnen nicht den ersten Purpur,
Den Spanien vergeben würde? —

DOMINGO.

Prinz,
Sie spotten meiner.

KARLOS.

Das verhüte Gott,
Dafs ich des fürchterlichen Mannes spotte,
Der meinen Vater selig sprechen und
Verdammen kann!

DOMINGO.

Ich will mich nicht
Vermessen, Prinz, in das ehrwürdige

Geheimniſs Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu seyn, daſs dem beängstigten Gewissen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüssel haben,
Wo selber Missethaten unterm Siegel
Des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wissen was ich meine, Prinz, ich habe
Genug gesagt.

KARLOS.

Nein! Das sey fern von mir,
Daſs ich den Siegelführer so versuchte!

DOMINGO.

Prinz, dieses Mistraun — Sie verkennen Ihren
Getreusten Diener.

KARLOS
faſst ihn bey der Hand.

Also geben Sie
Mich lieber auf. Sie sind ein heil'ger Mann,
Das weiſs die Welt — doch, frey heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, ist der weiteste,

Bis Sie auf Peters Stuhle niedersitzen.
Viel Wissen möchte Sie beschweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergesandt.

DOMINGO.

Mich hergesandt —

KARLOS.

So sagt' ich. O zu gut,
Zu gut weifs ich, dafs ich an diesem Hof
Verrathen bin — ich weifs, dafs hundert Augen
Gedungen sind mich zu bewachen, weifs,
Dafs König Philipp seinen einz'gen Sohn
An seiner Knechte schlechtesten verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürstlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weifs — O still! Nichts mehr davon. Mein Herz
Will überströmen, und ich habe schon
Zu viel gesagt.

DOMINGO.

Der König ist gesonnen
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits versammelt sich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz —

KARLOS.

Schon gut. Ich werde folgen.

Domingo geht ab. Nach einem Stillschweigen.

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon seh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiſs des Argwohns bluten;
Dein unglückſel'ger Vorwitz übereilt
Die fürchterlichste der Entdeckungen;
Und rasen wirst du, wenn du sie gemacht.

ZWEYTER AUFTRITT.

KARLOS. MARQUIS VON POSA.

KARLOS.

Wer kommt? Was seh' ich! O ihr guten Geister!
Mein Roderich!

MARQUIS.

Mein Karlos!

KARLOS.

Ist es möglich?
Ist's wahr? Ist's wirklich? Bist du's? — O du bist's!

Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen.
O jetzt ist alles wieder gut. In dieser
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halse meines Roderich.

MARQUIS.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was ist wieder gut?
Was ist's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich stutzen macht.

KARLOS.

Und was
Bringt dich so unverhofft aus Brüssel wieder?
Wem dank' ich diese Überraschung? Wem?
Ich frage noch? Verzeih dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorsicht, diese Lästerung!
Wem sonst als dir, Allgütigste? Du wufstest,
Dafs Karlos ohne Engel war, du sandtest
Mir diesen, und ich frage noch?

MARQUIS.

Vergebung,
Mein theurer Prinz, wenn ich diefs stürmische
Entzücken mit Bestürzung nur erwiedre.

So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet sich auf Ihren blassen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muſs ich glauben, theurer Prinz? — Das ist
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
Denn jetzt steh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die Flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen,
Und feierlich um Rettung Sie bestürmen.
Gethan ist's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüssel rückt mit Spanischen Gesetzen.
Auf Kaiser Karls glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieser edeln Lande.
Sie stürzt dahin, wenn sein erhabnes Herz
Vergessen hat für Menschlichkeit zu schlagen.

KARLOS

Sie stürzt dahin.

MARQUIS.

Weh mir! Was muſs ich hören!

KARLOS.

Du sprichst von Zeiten die vergangen sind.
Auch mir hat einst von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freyheit sprach — doch der ist lang begraben.
Den du hier siehst, das ist der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abschied nahm,
Der sich vermafs in süfser Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbey
Sind diese Träume. —

MARQUIS.

Träume, Prinz! — So wären
Es Träume nur gewesen?

KARLOS.

Lafs mich weinen,
An deinem Herzen heifse Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
Auf dieser grofsen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle — keine — keine, wo

Ich meiner Thränen mich entlasten darf,
Als diese. O bey allem, Roderich,
Was du und ich dereinst im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieser Stelle nicht.

MARQUIS

neigt sich über ihn in sprachloser Rührung.

KARLOS.

Berede dich, ich wär' ein Waisenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgelesen.
Ich weifs ja nicht was Vater heifst — ich bin
Ein Königssohn — O wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir sagt, wenn du aus Millionen
Heraus gefunden bist, mich zu verstehn,
Wenn's wahr ist, dafs die schaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte,
Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsres Lebens gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir theurer ist, als meines Vaters Gnade —

MARQUIS.

O theurer als die ganze Welt.

KARLOS

So tief
Bin ich gefallen — bin so arm geworden,
Dafs ich an unsre frühen Kinderjahre
Dich mahnen mufs — dafs ich dich bitten mufs,
Die lang vergefsnen Schulden abzutragen,
Die du noch im Matrosenkleide machtest —
Als du und ich, zween Knaben wilder Art,
So brüderlich zusammen aufgewachsen,
Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiste
So sehr verdunkelt mich zu sehn — ich endlich
Mich kühn entschlofs, dich gränzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verliefs, dir gleich zu seyn.
Da fing ich an mit tausend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu quälen;
Du, stolzes Herz, gabst sie mir kalt zurück.
Oft stand ich da, und — doch das sahst du nie!
Und heifse, schwere Thränentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Gering're Kinder in die Arme drücktest.
Warum nur diese? rief ich trauernd aus:
Bin Ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knietest kalt und ernsthaft vor mir nieder.
Das, sagtest du, gebührt dem Königssohn.

MARQUIS.

O stille, Prinz, von diesen kindischen
Geschichten, die mich jetzt noch schamroth machen.

KARLOS.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verschmähen,
Zerreifsen konntest du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreymal wiesest du
Den Fürsten von dir, dreymal stand er wieder
Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn
Und dir gewaltsam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geschah's bey unsern Spielen, dafs
Der Königin von Böhmen, meiner Tante,
Dein Federball ins Auge flog. Sie glaubte,
Dafs es mit Vorbedacht geschehn, und klagt' es
Dem Könige mit thränendem Gesicht.
Die ganze Jugend des Palastes mufs
Erscheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König schwört, die hinterlist'ge That,
Und wär' es auch an seinem eig'nen Kinde,
Aufs schrecklichste zu ahnden. — Damals sah ich
Dich zitternd in der Ferne stehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füfsen

noch hinausgehen – oder zu schwärmen. Dieser Fehler der Uebertreibung ist eben so in der speculativen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der Schlaffheit in der eigenthümlichen Handlungsweise des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich läßt die Natur in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen geistigen Aeußerungen immer abhängig und beschränkt ist, so wird das naive Gemüth nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freier Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer ruhig bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieses könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Gemüthsruhigkeit überwiegt. Wenn man das der an den Sachbindungen des naiven Genie's zuweilen den Geist vermißt, so wird man bei dem Gegenstande des sentimentalischen oft vergebens nach dem Gegenstande fragen. Beide werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geisterspiel ohne Gegenstand sind beide ein Nichts in den ästhetischen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Erfahrungswelt schöpfen, und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung, zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr oder weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, der Gehalt wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, daß ihm nicht nur seine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann, denn die dahin darf und muß das Ideal schon gehen), sondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerstreitet, und daß sinnlich, um ihn wirklich zu machen, die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müßte, denn ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein übersinnlicher Gehalt: voraus gesetzt nämlich, daß er sich als darstellbar und dichterisch angekündigt hat; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn er sich nur nicht selbst widerspricht. Widersprizt er sich selbst, so ist es nicht mehr Uebersinnung, sondern Unsinn; denn was überhaupt nicht ist, das kann auch sein Maß nicht übersteigen. Künstigt er sich aber gar nicht als ein Object für die Einbildungskraft an, so ist er eben so wenig Uebersinnung; denn das bloße Denken ist grenzenlos, und was keine Grenze hat, kann auch keine übersteigen. Uebersinnt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Maximen, die sogenannten übermenschlich sind, und nicht anders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Uebersinnten nur dadurch sicher stellen, daß er das Poetische aufgibt, und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen an den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Object ein beschränktes menschliches machen (wie z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie aufheben, worin eben das Uebersinnte besteht.

Man muß die übersinnte Empfindung von dem Uebersinnten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Object der Empfindung kann unsinnlich seyn, aber sie selbst ist sinnlich, und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Uebersinnte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so zeugt das Uebersinnte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Vermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müßte, sondern der blos dem unterworfenen Nachahmer desselben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Gemeinen, ja des Niedrigen keineswegs vermeidet. Die übersinnte Empfindung ist gar nicht seine Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie läßt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz eines verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht auf der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch blos logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abelard, was Petrarch für seine Laura, was St. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte fühlt, und was Agathon, Pygmalion, Peregrinus Proteus (den Wielandischen meyne ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt außerhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl blos an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein blos wollüstierisches Spiel der Phantasie ohne diesen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Uebersinnung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so kalt, aus Vernunftmangel so verständig ist. Es ist auch die übersinnte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen, charakterisirt; so ist die strapatiöse, bis zur Kostbarkeit getriebene Delikatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjektiv wahr, sondern auch in objektiver Rücksicht nicht gehäßlich; es sind hohe Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Grenzen menschlicher Möglichkeit überschreiten. Ohne jene moralische Realität – wie wäre es möglich, daß sie mit solcher Stärke und Innigkeit denjenigen mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerei, und von der exaltirten Freiheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind, und in der äußern Erfahrung nicht erscheinen (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht

Des Königs. Ich, ich that es, rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache.

MARQUIS.

Ach! woran mahnen Sie mich, Prinz!

KARLOS.

Sie ward's:
Im Angesicht des ganzen Hofgesindes,
Das mitleidsvoll im Kreise stand, ward sie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich sah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirschend an einander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floſs schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
Ich sah auf dich und weinte nicht — Du kamst;
Laut weinend sankst du mir zu Füſsen. Ja!
Ja, riefst du aus; mein Stolz ist überwunden.
Ich will bezahlen, wenn du König bist.

MARQUIS

reicht ihm die Hand.

Ich will es, Karl. Das kindische Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde schlägt vielleicht.

KARLOS.

Jetzt, jetzt.
O zög're nicht. Jetzt hat sie ja geschlagen.
Die Zeit ist da, wo du es lösen kannst.
Ich brauche Liebe. — Ein entsetzliches
Geheimnifs brennt auf meiner Brust. Es soll,
Es soll heraus. In deinen blassen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes lesen.
Hör' an — erstarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

MARQUIS.

O mein Gott!

KARLOS.

Nein! Diese Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
Sprich, dafs auf diesem grofsen Rund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — sprich —
Was du mir sagen kannst, errath' ich schon.
Der Sohn liebt seine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Gesetze
Verdammen diese Leidenschaft. Mein Anspruch
Stöfst fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieser Weg
Führt nur zum Wahnsinn oder Blutgerüste.

Ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —
Mit Todesangst und mit Gefahr des Lebens —
Das seh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

MARQUIS.

Weifs

Die Königin um diese Neigung?

KARLOS.

Konnt' ich

Mich ihr entdecken? Sie ist Philipps Frau
Und Königin, und das ist Span'scher Boden.
Von meines Vaters Eifersucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeschlossen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde sind es schon,
Dafs von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, dafs ich sie täglich anzuschauen
Verurtheilt bin, und wie das Grab zu schweigen.
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Dafs dieses Feu'r in meinem Busen wüthet,
Dafs tausendmal sich das entsetzliche
Geständnifs schon auf meinen Lippen meldet,
Doch scheu und feig zurück zum Herzen kriecht.
O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

MARQUIS.

Ach! Und Ihr Vater, Prinz —

KARLOS.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens;
Von meinem Vater sprich mir nicht.

MARQUIS

Sie hassen Ihren Vater!

KARLOS.

Nein! Ach nein!
Ich hasse meinen Vater nicht — doch Schauer
Und Missethäters-Bangigkeit ergreifen
Bey den zwo fürchterlichen Sylben mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum ersten Mal
Der Fürchterliche, der, wie sie mir sagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war
An einem Morgen, wo er steh'nden Fufses
Vier Blutur theile unterschrieb. Nach diesem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn

Bestrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, dafs ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieser Stelle.

MARQUIS.

Nein, Sie sollen,
Jetzt sollen Sie Sich öffnen, Prinz. In Worten
Erleichtert sich der schwer beladne Busen.

KARLOS.

Oft hab' ich mit mir selbst gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen schliefen,
Mit heifsen Thränengüssen vor das Bild
Der Hochgebenedeihten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung stand ich auf. Ach Roderich!
Enthülle du diefs wunderbare Räthsel
Der Vorsicht mir — — Warum von tausend Vätern
Just eben diesen Vater Mir? Und Ihm
Just diesen Sohn von tausend bessern Söhnen?
Zwey unverträglichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte sie die beiden letzten Enden
Des menschlichen Geschlechtes — Mich und Ihn —
Durch ein so heilig Band zusammen zwingen?

Furchtbares Loos! Warum mufst' es geschehn?
Warum zwey Menschen, die sich ewig meiden,
In Einem Wunsche schrecklich sich begegnen?
Hier, Roderich, siehst du zwey feindliche
Gestirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in scheitelrechter Bahn
Zerschmetternd sich berühren, dann auf immer
Und ewig aus einander fliehn.

MARQUIS.

Mir ahndet
Ein unglücksvoller Augenblick.

KARLOS.

Mir selbst.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die schauerlichsten Träume. Zweifelnd ringt
Mein guter Geist mit gräfslichen Entwürfen;
Durch labyrinthische Sophismen kriecht
Mein unglücksel'ger Scharfsinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande stutzt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich sehe,
Dein todtenblasser Blick hat mich verstanden.
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König seyn?

MARQUIS

nach einigem Stillschweigen.

Darf ich
An meinen Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens sind zu thun, versprechen Sie
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Versprechen Sie mir dieses?

KARLOS.

Alles, alles,
Was deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
Mich ganz in deine Arme.

MARQUIS.

Wie man sagt,
Will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit ist kurz. Wenn Sie die Königin
Geheim zu sprechen wünschen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geschehn. Die Stille
Des Orts — des Landes ungezwungne Sitte
Begünstigen —

KARLOS.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, sie war vergebens!

MARQUIS.

Nicht so ganz.

Ich gehe, mich sogleich ihr vorzustellen.
Ist sie in Spanien dieselbe noch,
Die sie vordem an Heinrichs Hof gewesen,
So find' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Karlos Hoffnung lesen,
Find' ich zu dieser Unterredung sie
Gestimmt — sind ihre Damen zu entfernen —

KARLOS.

Die meisten sind mir zugethan. — Besonders
Die Mondekar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen. —

MARQUIS.

Desto besser.

So sind Sie in der Nähe, Prinz, sogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erscheinen.

KARLOS.

Das will ich — will ich — also eile nur.

MARQUIS.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort also, Prinz, auf Wiedersehn.

Beide gehen ab zu verschiedenen Seiten.

DRITTER AUFTRITT.

Die Hofhaltung der Königin in Aranjuez.

Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchschnitten, vom Landhause der Königin begränzt.

DIE KÖNIGIN, HERZOGIN VON OLIVAREZ, PRINZESSIN VON EBOLI, MARQUISIN VON MONDEKAR,

welche die Allee herauf kommen.

KÖNIGIN *zur Marquisin.*

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die muntern Augen der Prinzessin quälen
Mich schon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
Kaum weifs sie ihre Freude zu verbergen,
Weil sie vom Lande Abschied nimmt.

EBOLI.

Ich will es
Nicht läugnen, meine Königin, dafs ich
Madrid mit Freuden wieder sehe.

MONDEKAR.

Und Ihre Majestät nicht auch? Sie sollten
So ungern von Aranjuez Sich trennen?

KÖNIGIN.

Von — dieser schönen Gegend wenigstens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dieſs Plätzchen
Hab' ich mir längst zum Liebling auserlesen.
Hier grüfst mich meine ländliche Natur,
Die Busenfreundin meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderspiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

EBOLI.

Wie einsam aber,
Wie todt und traurig ist es hier! Man glaubt
Sich in la Trappe.

KÖNIGIN.

Das Gegentheil vielmehr.
Todt find' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unsre Herzogin dazu?

OLIVAREZ.

Ich bin
Der Meinung, Ihro Majestät, daſs es
So Sitte war, den einen Monat hier,

was er sieht, sondern was er kennt), so hat die schöpferische Einbildungskraft eine gesetzliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt noch der Dichter insbesondere darf sich der Gesetzgebung der Natur anders entziehen, als nur sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beiden Antern muß die Freiheit befestigt seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer ziellosen Willkühr. Es ist daher unsere natürliche, daß der Mensch überhaupt, wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freiheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begibt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freiheit verläßt, so lang ohne Gesetz ist, mithin der Phantasterei zum Raube dahingegeben wird.

Daß sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesen Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Beispiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, so geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläßt, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es dingegen durch seine Natur selbst zu einer höhern gesunnen Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel Andere zur Phantasterei verführen, weil Leser von roher Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freiheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bei dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur Alles ausschließt, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur seine fehlerhafte Führerin haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gemeiniglich die plattesten und sentimentalischen Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Produktionen zu ihr vom Gegentheil haben, wie dieses in der Literatur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Absicht auf Poesie zwei Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worin man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, „daß die Dichtung zum Veranügen und zur Erholung dienen,“ ist schon oben gesagt worden, daß er der Leerheit und Plattheit in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsatz, „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene,“ wird das Uebersinnliche in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig beide Principien, welche man so plump im Munde führt, oft so ganz unrichtig anlegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier Alles darauf an, wovon wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unsrer physischen Kräfte und in eine Verneinung von jedem Zwang, so ist jede Verunreinigkeit, weil jede einem Widerstand gegen die Sinnlichkeit anklebt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe, mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unsern natürlichen Zustand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeußerung und in die Fähigkeit, über alle unsere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und Entgegensetzung dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erholung ist die Wiederherstellung unsers Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der sinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbstthätigkeit der menschlichen aufgegeben. Welche von diesen beiden Arten der Erholung die Dichtkunst gewähren könne und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn Niemand wird gern das Niedrigere wollen, als er es das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts desto weniger sind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die Achtung der stimmt, die man diesen Werken erweist, aber doch die Neigung entschieden, und der Liebling gewählt. Der Geisteszustand der mehrsten Menschen ist auf eine Seite anspannende und erschöpfende Arbeit, auf der andern erschlaffender Genuß. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniß nach Geistesruhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender als das moralische Bedürfniß nach Harmonie und nach einer absoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die Natur befriedigt seyn muß, ehe der Geist eine Forderung machen kann; dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Forderung aufzuwerfen pflegen. Nichts ist daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als diese beiden nur allzugewöhnlichen Grundstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar Wenige, selbst von den Bessern, in ästhetischen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen; es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einem offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einem feinen und ungebundenen Geist muß man dazu mitbringen, seine ganze Natur muß man beisammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es aufzuheben. Sie wollen sich freuen, aber nur von einer Last, die ihre Thätigkeit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an den wahren und energischen Talenten verwundern? Auf Erholung trachten sie bei diesem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken sie, daß ihnen jetzt erst eine

Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Residenz, so lange
Es Könige in Spanien gegeben.

KÖNIGIN.

Ja, Herzogin, das wissen Sie, mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

MONDEKAR.

Und wie lebendig es mit nächstem in
Madrid seyn wird! Zu einem Stiergefechte
Wird schon die Plaza Mayor zugerichtet,
Und ein Auto da Fe hat man uns auch
Versprochen —

KÖNIGIN.

Uns versprochen! Hör' ich das
Von meiner sanften Mondekar?

MONDEKAR.

Warum nicht?
Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht.

KÖNIGIN.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

EBOLI.

Ich? — Ihro Majestät, ich bitte sehr,
Für keine schlecht're Christin mich zu halten,
Als die Marquisin Mondekar.

KONIGIN.

Ach! Ich
Vergesse wo ich bin. — Zu etwas anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, sprachen wir. Der Monat
Ist, däucht mir, auch erstaunlich schnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, sehr viel,
Von diesem Aufenthalt versprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung so? Ich kann
Den Wunsch nicht finden, der mir fehlgeschlagen.

OLIVAREZ.

Prinzessin Eboli, Sie haben uns
Noch nicht gesagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als seine Braut begrüfsen?

KONIGIN.

Ja! Gut, dafs Sie mich mahnen, Herzogin.

Zur Prinzessin.

Man bittet mich bey Ihnen fürzusprechen.
Wie aber kann ich das? Der Mann, den ich

Mit meiner Eboli belohne, mufs
Ein würd'ger Mann seyn.

OLIVAREZ.

Ihro Majestät,
Das ist er — ein sehr würd'ger Mann — ein Mann,
Den unser gnädigster Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Gunst beehren.

KÖNIGIN.

Das wird den Mann sehr glücklich machen — Doch
Wir wollen wissen, ob er lieben kann,
Und Liebe kann verdienen. — Eboli,
Das frag' ich Sie.

EBOLI

steht stumm und verwirrt, die Augen zur Erde geschlagen, endlich fällt sie der Königin zu Fufsen.

Grofsmüth'ge Königin,
Erbarmen Sie Sich meiner. Lassen Sie —
Um Gotteswillen, lassen Sie mich nicht —
Nicht aufgeopfert werden.

KÖNIGIN.

Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es ist

Ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Ist es
Schon lang', dafs Sie den Grafen ausgeschlagen?

EBOLI *aufstehend.*

O viele Monate. Prinz Karlos war
Noch auf der hohen Schule.

KONIGIN
stutzt und sieht sie mit forschenden Augen an.

Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

EBOLI
mit einiger Heftigkeit.

Niemals
Kann es geschehen, meine Königin,
Aus tausend Gründen niemals.

KÖNIGIN *sehr ernsthaft.*

Mehr als Einer ist
Zu viel. Sie können ihn nicht schätzen — das
Ist mir genug. Nichts mehr davon.
Zu den andern Damen.
Ich habe
Ja die Infantin heut noch nicht gesehen.
Marquisin, bringen Sie sie mir. —

OLIVAREZ *sieht auf die Uhr.*

Es ist
Noch nicht die Stunde, Ihro Majestät. —

KÖNIGIN

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter seyn darf?
Das ist doch schlimm. Vergessen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern wenn sie kommt.

Ein Page tritt auf und spricht leise mit der Oberhofmeisterin, welche sich darauf zur Königin wendet.

OLIVAREZ.

Der Marquis
Von Posa, Ihro Majestät —

KÖNIGIN.

Von Posa?

OLIVAREZ.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden,
Und wünscht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentin Mutter übergeben
Zu dürfen.

KÖNIGIN.

Und ist das erlaubt?

OLIVAREZ *bedenklich.*

In meiner Vorschrift
Ist des besondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein Kastilian'scher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königin
Von Spanien in ihrem Garten
Zu überreichen kommt.

KÖNIGIN.

So will ich denn auf meine
Gefahr es wagen. —

OLIVAREZ.

Wenigstens erbitt' ich
Von Ihro Majestät die Freiheit mir,
So lang' mich zu entfernen. —

KÖNIGIN.

Halten Sie
Das wie Sie wollen, Herzogin.

Die Oberhofmeisterin geht ab, und die Königin giebt dem Pagen einen Wink, welcher sogleich hinaus geht.

VIERTER AUFTRITT.

KÖNIGIN, PRINZESSIN VON EBOLI, MARQUISIN VON MONDEKAR, MARQUIS VON POSA.

KÖNIGIN.

Ich heiſse Sie
Willkommen, Chevalier, auf Span'schem Boden.

MARQUIS.

Den ich noch nie mit so gerechtem Stolze
Mein Vaterland genannt als jetzt. —

KÖNIGIN
zu den beiden Damen.

Der Marquis
Von Posa, der im Ritterspiel zu Rheims
Mit meinem Vater eine Lanze brach,
Und meine Farbe dreymal siegen machte —
Der erste seiner Nation, der mich
Den Ruhm empfinden lehrte, Königin
Der Spanier zu seyn.

Zum Marquis sich wendend.

Als wir im Louvre
Zum letzten Mal uns sahen, Chevalier,

Da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, dafs Sie
Mein Gast seyn würden in Kastilien.

MARQUIS.

Nein, grofse Königin — denn damals träumte
Mir nicht, dafs Frankreich noch das Einzige
An uns verlieren würde, was wir ihm
Beneidet hatten.

KÖNIGIN.

Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
Vom Hause Valois?

MARQUIS.

Jetzt darf ich es
Ja sagen, Ihro Majestät — denn jetzt
Sind Sie ja unser.

KÖNIGIN.

Ihre Reise, hört' ich,
Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
Und meinen viel geliebten Brüdern?

MARQUIS

überreicht ihr die Briefe.

Die Königin Mutter fand ich krank, geschieden
Von jeder andern Freude dieser Welt,
Als ihre königliche Tochter glücklich
Zu wissen auf dem Span'schen Thron.

KÖNIGIN.

Mufs sie
Es nicht seyn bey dem theuern Angedenken
So zärtlicher Verwandten? bey der süfsen
Erinnrung an — Sie haben viele Höfe
Besucht auf Ihren Reisen, Chevalier;
Und viele Länder, vieler Menschen Sitte
Gesehn — Und jetzt, sagt man, sind Sie gesonnen
In Ihrem Vaterland Sich Selbst zu leben?
Ein gröfs'rer Fürst in Ihren stillen Mauern,
Als König Philipp auf dem Thron — ein Freyer!
Ein Philosoph! — Ich zweifle sehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man ist sehr — ruhig in Madrid.

MARQUIS.

Und das
Ist mehr, als sich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

KÖNIGIN.

So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieser Erde
Bis fast auf die Erinnerung verlernt.

Zur Prinzessin von Eboli.

Mir däucht, Prinzessin Eboli, ich sehe
Dort eine Hyazinthe blühen — Wollen
Sie mir sie bringen?

Die Prinzessin geht nach dem Platze. Die Königin etwas leiser zum Marquis.

Chevalier, ich müfste
Mich sehr betrügen, oder Ihre Ankunft
Hat einen frohen Menschen mehr gemacht
An diesem Hofe.

MARQUIS.

Einen Traurigen
Hab' ich gefunden — den auf dieser Welt
Nur etwas fröhlich —

Die Prinzessin kommt mit der Blume zurück.

EBOLI.

Da der Chevalier
So viele Länder hat gesehen, wird

Kraftäußerung angestrengt wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind, denn so wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers aufzuschöpfen. Der Lauf des Denkens sind sie hier auf Einmal entlehigt, und die todgespannte Natur darf sich im seligen Genuß des Nichts auf dem weichen Polster der Platitude pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, so wie er bei uns bestellt ist, thront die gelieute Göttin, empfängt in ihrem weiten Schoos den stumpfsinnigen Gelehrten und den erfahrnen Geschäftsmann, und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erschüttert, und die Einbildungskraft in einer süßen Bewegung schaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den Besten oft genug zu begegnen pflegt? Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und sich auch unerfordert nimmt (und nur für solche Momente pflegt man den Genuß solcher Werke aufzusparen), ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, daß unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur äußerst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit und, worauf hier so viel ankommt, mit Geistesgeistigkeit urtheilen können. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich die Geleerten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die Lächerlichsten Blößen geben, und daß besonders die Kunstrichter von Handwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrlostes, bald überspanntes, bald rohes Gefühl leitet sie in den mehrsten Fällen falsch, und wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können wir daraus nur technische (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende), nicht aber ästetische Urtheile hören, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bei denen also die Empfindung zu entscheiden hat. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bei dem ersteren bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit nur sein selten höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesteckt, weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Verehrung, welche der Dichter beabsichtigen soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn an einseitig nach der bloßen Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Verehrung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen sich an die nothwendigen Bedingnisse der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bei dem absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas Höheres denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: sie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und den diesem wissen wir, daß er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Verehrung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung verzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist bloßer Spannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredelung verleitet. Aber das Schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Veredelung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie wir jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Gewühl des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Hery. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer blos die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Gesetz viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und was der kontemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darin bestehen, daß er das erste nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben ist.

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erholung nach seinem Bedürfniß, noch dem kontemplativen Theile, den Begriff der Verehrung nach seinen Spekulationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie zu übersinnlich ausfallen soll — diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie ausfüllen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche ohne zu arbeiten thätig ist, und ästhetisch kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigste möglichen Schranken begrenzen wird, ohne der Rand begrenzen zu werden. Nur eine solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren, und in Allen, was rein menschlich ist, durch ihre Erfahrung dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Da eine solche Klasse wirklich existirt, oder vielmehr da diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältnissen wirklich existirt, diesem Begriffe auch im Innern entspricht, ist eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie blos sich selbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenigstens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier blos als Idee aufstelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte,

Er ohne Zweifel viel merkwürdiges
Uns zu erzählen wissen.

MARQUIS.

Allerdings.
Und Abenteuer suchen ist bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligste von allen,
Die Damen zu beschützen.

MONDEKAR.

Gegen Riesen.
Jetzt giebt es keine Riesen mehr.

MARQUIS.

Gewalt
Ist für den Schwachen jederzeit ein Riese.

KÖNIGIN.

Der Chevalier hat Recht. Es giebt noch Riesen;
Doch keine Ritter giebt es mehr.

MARQUIS.

Noch jüngst,
Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geschichte,
Die mir der Freundschaft heiliges Legat

Zu meiner eigenen gemacht. — Wenn ich
Nicht fürchten müfste Ihre Majestät
Durch die Erzählung zu ermüden —

KÖNIGIN.

Bleibt
Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzessin
Läfst sich nichts unterschlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundin von Geschichten.

MARQUIS.

Zwey edle Häuser in Mirandola,
Der Eifersucht, der langen Feindschaft müde,
Die von den Gibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte schon fortgeerbt, beschlossen,
Durch der Verwandtschaft zarte Bande sich
In einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schwestersohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren auserschn,
Diefs schöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwey schön're Herzen die Natur
Gebildet für einander — nie die Welt,
Nie eine Wahl so glücklich noch gepriesen.
Noch hatte seine liebenswürd'ge Braut

Fernando nur im Bildnifs angebetet —
Wie zitterte Fernando, wahr zu finden,
Was seine feurigsten Erwartungen
Dem Bilde nicht zu glauben sich getrauten!
In Padua, wo seine Studien
Ihn fesselten, erwartete Fernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm
Vergönnen sollte, zu Mathildens Füfsen
Der Liebe erste Huldigung zu stammeln.

Die Königin wird aufmerksamer. Der Marquis fährt nach einem kurzen Stillschweigen fort, die Erzählung, so weit es die Gegenwart der Königin erlaubt, mehr an die Prinzessin von Eboli gerichtet.

Indessen macht der Gattin Tod die Hand
Pietro's frey. — Mit jugendlicher Glut
Verschlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes,
Das in dem Ruhm Mathildens sich ergofs.
Er kommt! Er sieht! — Er liebt! Die neue Regung
Erstickt die leis're Stimme der Natur,
Der Oheim wirbt um seines Neffen Braut,
Und heiligt seinen Raub vor dem Altare.

KÖNIGIN.

Und was beschliefst Fernando?

MARQUIS.

Auf der Liebe Flügeln,
Des fürchterlichen Wechsels unbewufst,
Eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenschein erreicht sein schnelles Rofs
Die Thore — ein bachantisches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Palast entgegen.
Er bebt die Stufen scheu hinauf, und sieht
Sich unerkannt im lauten Hochzeitsaale,
Wo in der Gäste taumelndem Gelag
Pietro safs — ein Engel ihm zur Seite,
Ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
In Träumen selbst so glänzend nie erschienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er besessen,
Zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

EBOLI.

Unglücklicher Fernando!

KÖNIGIN.

Die Geschichte
Ist doch zu Ende, Chevalier? — Sie mufs
Zu Ende seyn.

MARQUIS.

Noch nicht ganz.

KÖNIGIN.

Sagten Sie
Uns nicht, Fernando sey Ihr Freund gewesen?

MARQUIS.

Ich habe keinen theurern.

EBOLI.

Fahren Sie
Doch fort in der Geschichte, Chevalier.

MARQUIS.

Sie wird sehr traurig — und das Angedenken
Erneuert meinen Schmerz. Erlassen Sie
Mir den Beschluſs —

Ein allgemeines Stillschweigen.

KÖNIGIN

wendet sich zur Prinzessin von Eboli.

Nun wird mir endlich doch
Vergönnt seyn, meine Tochter zu umarmen. —
Prinzessin, bringen Sie sie mir.

Diese entfernt sich. Der Marquis winkt einem Pagen, der sich im Hintergrunde zeigt und sogleich verschwindet. Die Königin erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und scheint überrascht zu werden. In dieser Zeit spricht der Marquis geheim und sehr angelegentlich mit der Marquisin von Mondekar. — Die Königin hat die Briefe gelesen, und wendet sich mit einem auffordernden Blicke zum Marquis.

Sie haben
Uns von Mathilden nichts gesagt? Vielleicht
Weifs sie es nicht, wie viel Fernando leidet?

MARQUIS.

Mathildens Herz hat niemand noch ergründet —
Doch grofse Seelen dulden still.

KÖNIGIN.

Sie sehn Sich um? Wen suchen Ihre Augen?

MARQUIS.

Ich denke nach, wie glücklich ein Gewisser,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Platze
Seyn müfste.

KÖNIGIN.

Wessen Schuld ist es, dafs er
Es nicht ist?

MARQUIS *lebhaft einfallend.*

Wie? Darf ich mich unterstehen
Dieſs zu erklären wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erschiene?

KÖNIGIN *erschrecken.*

Jetzt? Jetzt? Was meinen Sie damit?

MARQUIS.

Er dürfte hoffen — Dürft' er?

KÖNIGIN
mit wachsender Verwirrung.

Sie erschrecken mich
Marquis — Er wird doch nicht —

MARQUIS.

Hier ist er schon.

FÜNFTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGIN. KARLOS.

Marquis von Posa und die Marquisin von Mondekar treten nach dem Hintergrunde zurück.

KARLOS

vor der Königin niederwerfen.

So ist er endlich da der Augenblick,
Und Karl darf diese theure Hand berühren!

KÖNIGIN.

Was für ein Schritt — Welch eine straſbare,
Tollkühne Überraschung! Stehn Sie auf!
Wir sind entdeckt. Mein Hof ist in der Nähe.

KARLOS.

Ich steh' nicht auf — Hier will ich ewig knien,
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt —

KÖNIGIN.

Rasender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wissen Sie, daſs es die Königin,

Dafs es die Mutter ist, an die sich diese
Verweg'ne Sprache richtet? Wissen Sie,
Dafs ich — ich selbst von diesem Überfalle
Dem Könige —

KARLOS.

Und dafs ich sterben mufs.
Man reifse mich von hier auf's Blutgerüste!
Ein Augenblick gelebt im Paradiese
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüfst.

KONIGIN.

Und Ihre Königin?

KARLOS *steht auf.*

Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlassen. — Mufs ich nicht,
Wenn Sie es also fordern? Mutter! Mutter!
Wie schrecklich spielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Gebietet mir zu seyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, dafs noch geschehen soll?
Was unter dieser Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünschen?

KÖNIGIN.

Fliehen Sie.

KARLOS.

O Gott!

KÖNIGIN.

Das einz'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
Beschwore — Fliehen Sie! — eh' meine Damen,
Eh' meine Kerkermeister Sie und mich
Beysammen finden, und die grofse Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen —

KARLOS.

Ich erwarte
Mein Schicksal — es sey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf diesen einz'gen Augenblick verwiesen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen schenkt,
Dafs falsche Schrecken mich am Ziele täuschten?
Nein, Königin! Die Welt kann hundertmal,
Kann tausendmal um ihre Pole treiben,
Eh' diese Gunst der Zufall wiederholt.

KÖNIGIN.

Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! Was wollen Sie von mir?

und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung sichere, der andere es vor Erschlaffung sicher stelle. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschheit ganz erschöpfen, daß nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

Zwar so lange man beide Charaktere bloß zum theoretischen exaltirt, wie wir sie auch bisher betrachtet haben, verliert sich Vieles von den ihnen abführenden Schranken, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganze, in welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des Poetischen ist, in welchem beide Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird uns gegenseitige Verschiedenheit und Verhältnißheit in demselben Grade merklicher, als sie den poetischen Charakter anlegen; und dieß ist der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr vertiefen sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Korrelaten nur der Artcharakter übrig bleibt, der sie einander entgegensetzt.

Dieser führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen Antagonismus unter den Menschen in einem sich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonismus, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte, der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist; der es dem Philosophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gerechtigt zu sehen; kurz einen Zustand, weniger Schuld ist, daß sein Werk des Geistes und seine Handlung des Herzens den Einen Klasse ein entschiedenes Glück machen kann, ohne einen dadurch bei der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt, als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders, als in einzelnen sittlichen Subjekten, deren es beständig immer neu erzeugen wird, beigelegt werden; aber er soll und immer gegen wird, beigelegt werden; aber er soll und immer gegen wird, beigelegt werden; aber er jeden Versuch zu seiner Beilegung vereitelt, weil ihm Zeit dahin zu bringen ist, einen Mangel auf der einen Seite und eine Realität auf der andern einzuzeigen stehen, ohne sich in einen Grenzen gang, eine so tödtliche Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am Besten zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man, wie wir eben bemerkten, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter abstrahirt, was beide Poetischen haben. Es bleibt alsdann von dem ersten nichts übrig, als, in Rücksicht auf das Uebersinnliche, ein höchster Vernunftgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rücksicht auf das Praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (obgleich oder unter die blinde Abtheilung der Natur; eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als ein Ahnen des Unbedingten in allen Erkenntnissen, ein unruhiges Spekulationsbegriff, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, in das Praktischen ein moralisches Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht. Aber sind nun zu der ersten Klasse zählt, kann ein Realist, und wer zur andern, ein Idealist genannt werden; bei welchen Namen man sich aber weder an den guten noch sonstigen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf. *)

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen läßt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so muß zwischen beiden dasselbe Verhältniß stattfinden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, ergänzt eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen, großen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr ist nur bedingt, weil es Alles Anderes ist; nichts springt aus sich selbst. Alles nur auf dem vorübergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese negative Beziehung der Erscheinungen auf einander sichert einer jeden das Daseyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Ständigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrennlich. Nichts ist frei in der Natur, aber auch nichts ist willkührlich in derselben.

Und gerade so prägt sich der Realist, sowohl in seinem Wissen als in seinem Thun. Auf Alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erlaubt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum führen. Weil daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine komparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinen Urtheilen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung ist; in Allem dagegen, was zum Erstenmal sich darstellt, seiner Sache nicht gewiß seyn können.

*) Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieser Entwicklung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Thür zwischen beiden Arten, sogleich eine Begränzung des Feldes mit Ausschließung des Andern zu errichten. Gerade diese Ausschließung, welche sich in der Erfahrung findet, bestimmt sie, und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird sein, daß nur durch die vereinigten Kräfte beider Arten diese Ausschließung, Grenze des Gebiets gezogen werden. Übrigens nehme ich Bedacht in einem nächstfolgenden Stück und in der ganzen Fülle eines Begriffs, der nur immer mit der Benutzung dessen, und mit Beobachtung ihrer spezifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, daß ein hoher Grad menschlicher Würdigkeit sich mit beiden vertrage, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach, eine Veränderung machen.

KARLOS.

O Königin, dafs ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Ist Gott mein Zeuge — Königin! Umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.

KÖNIGIN.

Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen!

KARLOS.

Sie waren mein — im Angesicht der Welt
Mir zugesprochen von zwey grofsen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt —

KÖNIGIN.

Er ist Ihr Vater.

KARLOS.

Ihr Gemahl.

KÖNIGIN.

Der Ihnen
Das gröfste Reich der Welt zum Erbe giebt.

KARLOS.

Und Sie zur Mutter —

KÖNIGIN.

Grofser Gott! Sie rasen —

KARLOS.

Und weifs er auch, wie reich er ist? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu schätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergessen,
Wie unaussprechlich glücklich Ich an Ihrer Hand
Geworden wäre — wenn nur Er es ist.
Er ist es nicht — Das, das ist Höllenqual!
Er ist es nicht und wird es niemals werden.
Du nahmst mir meinen Himmel nur, um ihn
In König Philipps Armen zu vertilgen.

KÖNIGIN.

Abscheulicher Gedanke!

KARLOS.

O ich weifs,
Wer dieser Ehe Stifter war — ich weifs,
Wie Philipp lieben kann und wie er freyte.
Wer sind Sie denn in diesem Reich? Lafs hören.
Regentin etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo Sie Regentin sind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?

Wie, oder sind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau besitzt
Des Mannes Herz — und wem gehört das seine?
Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fiebergluth entwischte,
Dem Zepter ab und seinen grauen Haaren?

KÖNIGIN.

Wer sagte Ihnen, dafs an Philipps Seite
Mein Loos beweinenswürdig sey?

KARLOS.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es an meiner Seite
Beneidenswürdig wäre.

KÖNIGIN.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir sagte?
Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
Weit inniger als seines stolzen Sohns
Verwegene Beredsamkeit mich rührte?
Wenn eines Greises überlegte Achtung —

KARLOS.

Das ist was andres — Dann — ja dann Vergebung.
Das wufst' ich nicht, dafs Sie den König lieben.

KÖNIGIN.

Ihn ehren ist mein Wunsch und mein Vergnügen.

KARLOS.

Sie haben nie geliebt?

KÖNIGIN.

Seltsame Frage!

KARLOS.

Sie haben nie geliebt?

KÖNIGIN.

— Ich liebe nicht mehr.

KARLOS.

Weil es Ihr Herz? weil es Ihr Eid verbietet?

KÖNIGIN.

Verlassen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner solchen Unterredung wieder.

KARLOS.

Weil es Ihr Eid? weil es Ihr Herz verbietet?

KÖNIGIN.

Weil meine Pflicht — Unglücklicher, wozu
Die traurige Zergliederung des Schicksals,
Dem Sie und ich gehorchen müssen?

KARLOS.

Müssen?

Gehorchen müssen?

KÖNIGIN.

Wie? Was wollen Sie
Mit diesem feierlichen Ton?

KARLOS.

So viel,
Dafs Karlos nicht gesonnen ist, zu müssen,
Wo er zu wollen hat; dafs Karlos nicht
Gesonnen ist, der Unglückseligste
In diesem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umsturz der Gesetze kostet,
Der Glücklichste zu seyn.

KÖNIGIN.

Versteh' ich Sie?
Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo alles, alles schon verloren ist?

KARLOS.

Ich gebe nichts verloren als die Todten.

KÖNIGIN.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —

Sie sieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Würde und Ernst:

Warum nicht? O! Der neu erwählte König
Kann mehr als das — kann die Verordnungen
Des Abgeschied'nen durch das Feu'r vertilgen,
Kann seine Bilder stürzen, kann sogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Eskurial
Hervor an's Licht der Sonne reifsen, seinen
Entweihten Staub in die vier Winde streun,
Und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

KARLOS.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus.

KÖNIGIN.

Zuletzt noch mit der Mutter sich vermählen.

KARLOS.

Verfluchter Sohn!

Er steht einen Augenblick starr und sprachlos.

Ja, es ist aus. Jetzt ist
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben sollte.
Sie sind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt ist der Wurf gefallen.
Sie sind für mich verloren — O in diesem
Gefühl liegt Hölle. Hölle liegt im andern,
Sie zu besitzen. — Weh! Ich fass' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reifsen.

KÖNIGIN.

Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich sie, die namenlose Pein,
Die jetzt in Ihrem Busen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, ist Ihr Schmerz. Unendlich,
Wie er, ist auch der Ruhm ihn zu besiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
Ist dieses hohen, starken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch dessen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie Sich, edler Prinz. Der Enkel
Des grofsen Karls fängt frisch zu ringen an,
Wo andrer Menschen Kinder muthlos enden.

KARLOS.

Zu spät! O Gott! Es ist zu spät!

KÖNIGIN.

Ein Mann
Zu seyn? O Karl! Wie grofs wird unsre Tugend,
Wenn unser Herz bey ihrer Übung bricht!
Hoch stellte Sie die Vorsicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder.
Parteylich gab sie ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der im Mutterleibe schon
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! retten Sie des Himmels Billigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Und opfern Sie, was keiner opferte.

KARLOS.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen, hab'
Ich Riesenkraft; Sie zu verlieren, keine.

KÖNIGIN.

Gestehen Sie es, Karlos — Trotz ist es
Und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünsche
So heftig nach der Mutter zieht. Die Liebe,
Das Herz, das Sie verschwenderisch mir opfern,
Gehört den Welten an, die Sie dereinst
Regieren sollen. Sehen Sie, Sie prassen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER.F.
3-598-52550-8
FN. 10439/046

Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe ist Ihr grofses Amt. Bis jetzt
Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O bringen Sie sie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, statt Dolchen des Gewissens,
Die Wollust Gott zu seyn. Elisabeth
War Ihre erste Liebe. Ihre zweyte
Sey Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der besseren Geliebten weichen!

KARLOS

wirft sich, von Empfindung überwältigt, zu ihren Füfsen.

Wie grofs sind Sie, o Himmlische! — Ja alles,
Was Sie verlangen, will ich thun! Ich will's!

Er steht auf.

Hier steh' ich in der Allmacht Hand und schwöre,
Und schwöre Ihnen, schwöre ewiges —
O Himmel! Nein! Nur ewiges Verstummen,
Doch ewiges Vergessen nicht.

KÖNIGIN.

Wie könnt' ich
Von Karlos fordern, was ich selbst zu leisten
Nicht Willens bin?

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt auch von seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall wird er durch äußere Ursachen und durch äußere Zwecke bestimmt werden; nur das jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht ausgemachtlich sind, sondern auf dem Naturgange zufolge die ganze Sphäre auf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind also zwar in rigoristischem Sinne weder frei genug, noch moralisch lauter genug, weil sie etwas Anderes als den bloßen Willen zu ihrer Ursache und etwas anderes als das bloße Gesetz zu ihrem Gegenstand haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische Antriebe, weil dieses Andere das absolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbstständiges und Nothwendiges ist. So zeigt sich der genuine Menschenverstand, der vorzüglichste Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, auf einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiß er von Beiden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bei dieser Methode führt er im Ganzen vor trefflich, und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in seinem besondern Falle Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freiheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der auf sich selbst und auf der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so liegt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie Alles, und auf sich selbst bezieht sie Alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihretwillen; eine absolute Größe ist jeder Begriff, den sie ausdrückt, und jeder Entschluß, den sie trefflimmt, und eben so pflegt sich auch der Idealist, so weit er diesen Namen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun, blos mit Erkenntnissen zu beschäftigen, die blos unter den stimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrscheinlichkeit zu bringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem Andern sind. Also beschränkt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem wirklichen Geist alle Erfahrung bestätigt; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß er sich, seinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniß, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Gesetze wären, wonach die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stände, so würde auch seine Erfahrung aufhören.

Aber es kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. Denn Alles freilich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur ist Alles einzeln. So kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondere, für die Handlung, dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die obersten Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die nächsten Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen umfassen können, und vielleicht eben deswegen wenig fassen, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der spekulative Verstand den gemeinen am feinern Verschränktheit weiten vorgeht, der gemeine Verstand den spekulativen seiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

In der moralischen Beurtheilung wird man bei den Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur insofern Idealist heißt, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeußerungen sich absolut entwickt, so folgt schon seine einzelnen Handlungen oft, bestо zufälliger ist sie aus; denn Selbstheit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit geraten könnte, weswegen sich widersprichst; sondern weil die menschliche Natur eines konstanten Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur erschüttern, und er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann fertlich vermag er auch Alles mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist feindselig geschieht. Jene Begeisterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Alltagsleben, von dem er jederzeit ausgeht, macht das Idealisiren des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Kontrast. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Brauchbare richten, und doch sind es nothwendig nur geringfügige Erfüllungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Streben die begrenzten Fall der Anwendung übersiehet, und, von einem Extremum verfällt, das Minimum vernachlässigt, aus dem Aktiven das Leidende in der Wirklichkeit verwahrlost.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit wider fahren lassen, so muß man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man ihr dem Idealisten erweisen, so muß man sie an einzelne Aufforderungen beschränken hatten, aber man muß diese erst herausklauben. Das genuine Urtheil, welches so gern nach dem Einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Tugendakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Partei ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in den Einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

MARQUIS

eilt aus der Allee.

Der König!

KÖNIGIN.

Gott!

MARQUIS.

Hinweg!

Hinweg aus dieser Gegend, Prinz!

KÖNIGIN.

Sein Argwohn

Ist fürchterlich, erblickt er Sie —

KARLOS.

Ich bleibe!

KÖNIGIN.

Und wer wird dann das Opfer seyn?

KARLOS

zieht den Marquis am Arme.

Fort! Fort!

Komm Roderich!

Er geht und kommt noch einmal zurück.

Was darf ich mit mir nehmen?

KÖNIGIN.

Die Freundschaft Ihrer Mutter.

KARLOS.

Freundschaft! Mutter!

KÖNIGIN.

Und diese Thränen aus den Niederlanden.

Sie giebt ihm einige Briefe.

Karl und der Marquis gehen ab. Die Königin sieht sich unruhig nach ihren Damen um, welche sich nirgends erblicken lassen. Wie sie nach dem Hintergrunde zurückgehen will, erscheint der König.

SECHSTER AUFTRITT.

KÖNIG, KÖNIGIN, HERZOG ALBA, GRAF LERMA, DOMINGO, EINIGE DAMEN UND GRANDEN,

welche in der Entfernung zurück bleiben.

KÖNIG.

Was seh' ich! Sie hier! So allein Madame!
Und auch nicht Eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich — Wo blieben Ihre Frauen?

KÖNIGIN.

Mein gnädigster Gemahl —

KÖNIG.

Warum allein?

Zum Gefolge.

Von diesem unverzeiblichen Versehn
Soll man die strengste Rechenschaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bey der Königin?
Wen traf der Rang sie heute zu bedienen?

KÖNIGIN.

O zürnen Sie nicht, mein Gemahl — ich selbst,
Ich bin die Schuldige — auf mein Geheifs
Entfernte sich die Fürstin Eboli.

KÖNIG.

Auf Ihr Geheifs?

KÖNIGIN.

Die Kammerfrau zu rufen,
Weil ich nach der Infantin mich gesehnt.

KÖNIG.

Und darum die Begleitung weggeschickt?
Doch diefs entschuldigt nur die erste Dame:
Wo war die zwote?

MONDEKAR,

welche indessen zurück gekommen ist und sich unter die übrigen Damen gemischt hat, tritt hervor.

Ihro Majestät,
Ich fühle, dafs ich strafbar bin —

KÖNIG.

Defswegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken.

Die Marquisin tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Stillschweigen. Alle Umstehenden sehen bestürzt auf die Königin.

KÖNIGIN.

Marquisin, wen beweinen Sie?

Zum König.

Hab' ich
Gefehlt, mein gnädigster Gemahl, so sollte
Die Königskrone dieses Reichs, wornach
Ich selber nie gegriffen habe, mich
Zum mindesten vor dem Erröthen schützen.
Giebt's ein Gesetz in diesem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fordert?
Blofs Zwang bewacht die Frauen Spaniens?

Schützt sie ein Zeuge mehr als ihre Tugend?
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl. — Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlassen. — Mondekar!

Sie nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquisin.

Den König haben Sie erzürnt — nicht mich —
Drum nehmen Sie diefs Denkmal meiner Gnade
Und dieser Stunde. — Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien gesündigt;
In meinem Frankreich wischt man solche Thränen
Mit Freuden ab. — O mufs mich's ewig mahnen?

Sie lehnt sich an die Oberhofmeisterin und bedeckt das Gesicht.

In meinem Frankreich war's doch anders.

KÖNIG

in einiger Bewegung.

Konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
Ein Wort betrüben, das die zärtlichste
Bekümmernifs auf meine Lippen legte?

Er wendet sich gegen die Grandezza.

Hier stehen die Vasallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,

Ich hätte denn am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernsten Himmelsstrichen schlagen?
Und sollt' ich ängstlicher für meinen Thron,
Als für die Gattin meines Herzens beben?
Für meine Völker haftet mir mein Schwert,
Dieſs Auge nur für meines Weibes Liebe.

KÖNIGIN.

Verdien' ich diesen Argwohn, Sire?

KÖNIG.

Ich heiſse
Der reichste Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —
Doch alles das besaſs ein andrer schon,
Wird nach mir mancher andre noch besitzen.
Das ist mein eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück — Elisabeth dem Philipp.
Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

KÖNIGIN.

Sie fürchten, Sire?

KÖNIG.

Dieſs graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört —

Zu den Granden.

Ich zähle
Die Grofsen meines Hofs — der erste fehlt.
Wo ist Don Karlos, mein Infant?

Niemand antwortet.

Der Knabe
Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, seitdem
Er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut ist heifs, warum sein Blick so kalt?
So abgemessen festlich sein Betragen?
Seyd wachsam. Ich empfehl' es Euch.

ALBA.

Ich bin's.
So lang' ein Herz an diesen Panzer schlägt,
Mag sich Don Philipp ruhig schlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

LERMA.

Darf ich
Dem weisesten der Könige in Demuth
Zu widersprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majestät,
Als seinen Sohn so rasch und streng zu richten.

Ich fürchte viel von Karlos heifsem Blut,
Doch nichts von seinem Herzen.

KÖNIG.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut den Vater zu bestechen:
Des Königs Stütze wird der Herzog seyn —
Nichts mehr davon —

Er wendet sich gegen sein Gefolge.

Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft mein königliches Amt. Die Pest
Der Ketzerey steckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden.
Es ist die höchste Zeit. Ein schauerndes
Exempel soll die Irrenden bekehren.
Den grofsen Eid, den alle Könige
Der Christenheit geloben, lös' ich morgen.
Diefs Blutgericht soll ohne Beyspiel seyn;
Mein ganzer Hof ist feierlich geladen.

Er führt die Königin hinweg, die übrigen folgen.

SIEBENTER AUFTRITT.

DON KARLOS *mit Briefen in der Hand*, MARQUIS VON POSA, *kommen von der entgegen gesetzten Seite.*

KARLOS.

Ich bin entschlossen. Flandern sey gerettet.
Sie will es; das ist mir genug.

MARQUIS.

Auch ist
Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, sagt man, ist im Kabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

KARLOS.

Gleich morgen
Verlang' ich Audienz bey meinem Vater.
Ich fordre dieses Amt für mich. Es ist
Die erste Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann sie mir nicht weigern. Lange schon
Sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein
Willkommner Vorwand mich entfernt zu halten!
Und — soll ich dir's gestehen, Roderich?

Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
Von Angesicht zu Angesicht mit ihm,
In seiner Gunst mich wieder herzustellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — Lafs mich versuchen, Roderich,
Was sie auf meinen Lippen wird vermögen.

MARQUIS.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. GRAF LERMA.

LERMA.

So eben
Hat der Monarch Aranjuez verlassen.
Ich habe den Befehl —

KARLOS.

Schon gut, Graf Lerma.
Ich treffe mit dem König ein.

... es ist nicht zu verwerfen, daß bei einer so großen Annäherung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objecten und Resultaten übereinkämen, nicht in den Gründen auseinander gehen sollten. Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sey? und die Dinge nach dem, was sie wirklich sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sey? und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Dem dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Gute jedoch immer vorausgenommen), weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht gar zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergißt er seinen Vortheil nicht gern, nur daß er denselben in dem Ideale des höchsten Guts verbeut und heiligt. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den Wohlstand bezweckt, gesetzt, daß es auch von der moralischen Selbstständigkeit viel des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die Freiheit zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zustandes ist jenem, Unabhängigkeit von dem Zustande ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied läßt sich durch ihre bestreitigen Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zuneigung immer dadurch bezeugen, daß er gibt, der Idealist dadurch, daß er empfängt, durch das, was er in seiner Gesinnung aufopfert, verräth Jener, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kunde schaft hat, und wenn es ein Bedürfniß empfindet — was verkümmern den Götter, von denen er seine Meinung und an die er seinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit weht in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Tagelicht. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verkümmt, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst; wer sein Wissen, wenn sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist Alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verdüngert er auch nicht in seinem Betragen gegen Andere. Er ist zwar großmüthig, weil er sich, Andern gegenüber, seines Individuums weniger erinnert, aber er ist dadurch ungerecht, weil er das Individuum eben so leicht in Andern übersieht. Der Realist hingegen ist weniger großmüthig, aber er ist billiger, darf alle Dinge mehr in ihrer Beziehung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln, kann er verzeihen, nur das Muthwillige, das Excentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein gesinnungsfreund eines Menschenfeindes und Plattes, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem großen Verhältniß zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den moralischen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Erhabene in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinen reinen Bezügen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die sinnlichen Kräfte kultivirt und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, weniger noch ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung, und die Bedingung aller moralischen Veredlung ist. Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er sien und planen; und er vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Die Welt, wie der Realist sie um sich herum bilden möchte und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt. Alles seine Stelle verdient, und, was nicht Früchte trägt, verdannt ist; die Welt unter den Händen des Idealisten ist eine weniger benutzte, aber in einem größern Charakter aufgefaßte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Mensch noch zu etwas Anderm da seyn könne, als recht und zufrieden zu leben; und daß er nur deswegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichsfreudig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan ist, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem System etwas ausgelassen ist, worauf doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur sich vorfindet, so ist die Natur nur durch eine Inkonsequenz gegen das System zu befriedigen. Einer solchen Inkonsequenz machen auch hier beide Theile sich schuldig, und sie bewirkt, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn könnte, zugleich die Einseitigkeit beider Systeme und den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten braucht' ich es nicht erst insbesondere darzuthun, daß er nothwendig aus seinem System treten muß, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Dasein steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. Zu Künstlich auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen notwendigen Forderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: warum thust du, was recht ist, und leidest, was nothwendig ist? so wird er im Geist seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so seyn muß. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was seyn muß. Man kann ihn also wieder fragen: Warum willst du denn, was seyn muß? Warum unterwirft sich dein freier Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut ewern gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen dieser Fälle derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil alle andere Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein hast einen Willen, ja du sollst, daß deine Unterwerfung eine freiwillige sein soll. Du unter-

MARQUIS

macht Miene sich zu entfernen. Mit einigem Zeremoniel:

Sonst haben
Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

KARLOS.

Nichts, Chevalier. Ich wünsche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch mehreres von Flandern mir erzählen.

Zu Lerma, welcher noch wartet:

Ich folge gleich.

Graf Lerma geht ab.

NEUNTER AUFTRITT.

DON KARLOS. DER MARQUIS.

KARLOS.

Ich habe dich verstanden.
Ich danke dir. — Doch diesen Zwang entschuldigt
Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieses Possenspiel des Ranges
Sey künftighin aus unserm Bund verwiesen!

Berede dich, wir beide hätten uns
Auf einem Ball mit Masken eingefunden,
In Sklavenkleider du, und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. So lange
Der Fasching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu mit lächerlichem Ernst,
Den süfsen Rausch des Haufens nicht zu stören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückst mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verstehen uns.

MARQUIS.

Der Traum ist göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Ist mein Karl
Auch seiner so gewifs, den Reitzungen
Der unumschränkten Majestät zu trotzen?
Noch ist ein grofser Tag zurück — ein Tag,
Wo dieser Heldensinn — ich will Sie mahnen —
In einer schweren Probe sinken wird.
Don Philipp stirbt. Karl erbt das gröfste Reich
Der Christenheit. — Ein ungeheurer Spalt
Reifst vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott ist heut, wer gestern Mensch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verstummen ihm. Die Menschheit

— Noch heut ein grofses Wort in seinem Ohr —
Verkauft sich selbst und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löscht mit dem Leiden aus,
In Wollüsten ermattet seine Tugend,
Für seine Thorheit schickt ihm Peru Gold,
Für seine Laster zieht sein Hof ihm Teufel.
Er schläft berauscht in diesem Himmel ein,
Den seine Sklaven listig um ihn schufen.
Lang, wie sein Traum, währt seine Gottheit. — Wehe
Dem Rasenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Roderich? — Die Freundschaft
Ist wahr und kühn — die kranke Majestät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Stolz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Trotz des Fürsten.

KARLOS.

Wahr und schrecklich
Ist dein Gemählde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. — Doch nur die Wollust schlofs
Dem Laster ihre Herzen auf. — Ich bin
Noch rein — ein drey und zwanzigjähr'ger Jüngling.
Was vor mir Tausende gewissenlos
In schwelgenden Umarmungen verprafsten,
Des Geistes beste Hälfte, Männerkraft,

Hab' ich dem künft'gen Herrscher aufgehoben.
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht Weiber thun?

MARQUIS.

Ich selbst. Könnt' ich
So innig Sie noch lieben, Karl, wenn ich
Sie fürchten müfste?

KARLOS.

Das wird nie geschehen.
Bedarfst du meiner? Hast du Leidenschaften,
Die von dem Throne betteln? Reitzt dich Gold?
Du bist ein reich'rer Unterthan, als ich
Ein König je seyn werde. — Geitzest du
Nach Ehre? Schon als Jüngling hattest du
Ihr Mafs erschöpft — du hast sie ausgeschlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des andern,
Und wer der Schuldner seyn? Du schweigst? Du zitterst
Vor der Versuchung? Nicht gewisser bist
Du deiner selbst?

MARQUIS.

Wohlan. Ich weiche.
Hier meine Hand.

KARLOS.

Der Meinige?

MARQUIS.

Auf ewig
Und in des Worts verwegenster Bedeutung.

KARLOS.

So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinst dem König zugethan?

MARQUIS.

Das schwör' ich Ihnen.

KARLOS.

Dann auch, wenn der Wurm
Der Schmeicheley mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieses Auge Thränen
Verlernte, die es sonst geweint — diefs Ohr
Dem Flehen sich verriegelte, willst du,
Ein schreckenloser Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig fassen, meinen Genius
Bey seinem grofsen Namen rufen?

MARQUIS.

Ja.

KARLOS.

Und jetzt noch eine Bitte! Nenne mich Du.
Ich habe deinesgleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit.
Diefs brüderliche Du betrügt mein Ohr
Mit süfsen Ahndungen von Gleichheit. Wende
Mir nichts ein. Was du sagen willst, errath' ich.
Dir ist es Kleinigkeit, ich weifs — doch mir,
Dem Königssohne, ist es viel. Willst du
Mein Bruder seyn?

MARQUIS.

Dein Bruder!

KARLOS.

Jetzt zum König.
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir,
So fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Sie gehen ab.

DON KARLOS.

ZWEYTER AKT.

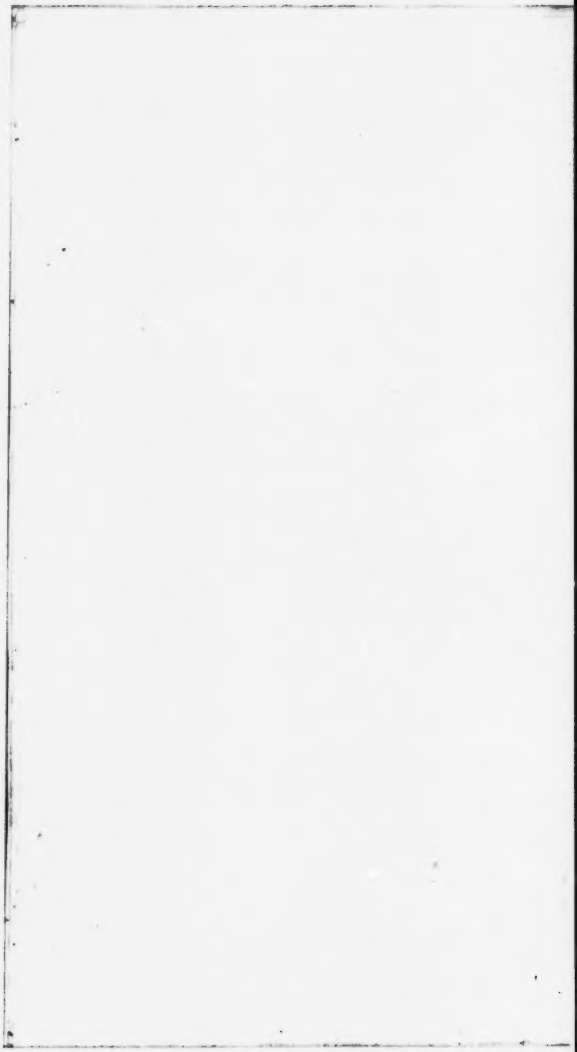

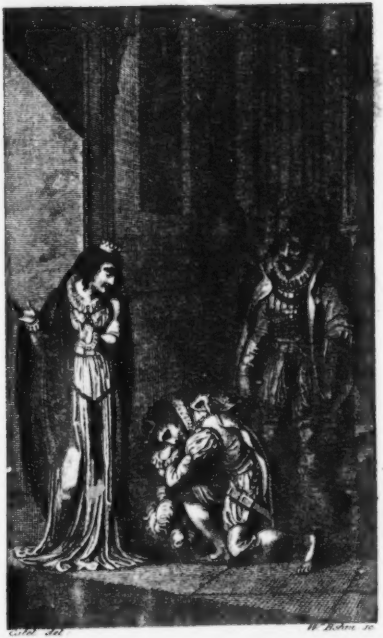

DON KARLOS.

Zweiter Akt. Achter Auftritt.

wirft sich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt sich blos blind, wie sie den Willen zwingt; diesen Willen aber kann sie nicht anhaben. Da du, selbst von ihr germahlt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich idealistisch, so oft du entweder wörtlich handeln oder nur nicht blind leiden willst. Es ist also erwiesen, daß der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugibt, so wie der Idealist erniedriget denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, beweist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständigkeit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem aufmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung ihrer Wahrheit auch derjenige eingestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu beweisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, was nothwendig seyn muß. Wollen wir nun aus an, will unserer bloßen Vernunft über das äußere Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir blos ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt nothwendig. Lassen wir aber ein zufälliges Ereignis über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unsers eigenen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unser Persönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den Werth (den sittlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweiten um die Wirklichkeit (den moralischen Gehalt) unsers Lebens getan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realisten einen moralischen Vorzug vor dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber blos insofern Beide nicht ganz sentsenent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das System. Obgleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so ist zwischen Beiden doch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in seinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals wörtlich spricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter den niedrigsten Begriff derselben sinkt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig vernünftig sey, als daß das Einzelne zufällig göttlich sey – und wenn alles der Idealist ein geschlechteres Subjekt ist, und sein Ideal der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Sittlichkeit in der Erfahrung darstellen, und die Garbig in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edlerer, aber ein nuleig weniger vollkommener Mensch; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Bereich eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Blos von seinen Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, daß wird noch merklicher in ihren beiderseitigen Karrikaturen. Der wahre Realism ist wohlthätig in seinen Wirkungen und nur verwerflich in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realist nämlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen. Aber ihren einzigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; das der kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen Beide dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verlockt. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Umstände zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und seine Würde, aber als Sache ist er noch immer Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings übertiefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in diesem Zustand von seinen Gesetzen weiß, so wollen diese doch mitrauant über ihn, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen in Streit liegen mögen; so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es gibt Menschen genug, sa wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die sich durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit, bestehen, und haben auch nur zu Etwas gut sind; aber das sie auch nur leben und bestehen, beweist, daß dieser Zustand nicht ganz gehässig ist.

Wenn dagegen solche der wahre Idealism in seinen Wirkungen unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verläßt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unvollendete und unbedingt Nothwendige nicht findet, worinach die Vernunft ihn doch streben heißt; der Phantast verläßt die Natur aus bloßer Mutwille, und dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft bleibt ungebundener nachgeben zu können. Blind in der Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in der Loslprechung von moralischen sieht er seine Freiheit. Der Phantast verlängnet alles nicht blos den menschlichen – er verläugnet allen Charakter, er ist sich ohne Gesetz, er ist also gar nichts und nicht alle, zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei seine Absonderung der Natur, seinem der Freiheit ist, also aus einer an sich adiaphoristischen Anlage entspringt, die sich unmöglich verwerflich ist, so

ZWEYTER AKT.

Im königlichen Palast zu Madrid.

ERSTER AUFTRITT.

KÖNIG PHILIPP *unter einem Thronhimmel.* HERZOG VON ALBA, *in einiger Entfernung von dem König mit bedecktem Haupt.* KARLOS.

KARLOS.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Karlos dem Minister nach. Er spricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauses.

Er tritt mit einer Verbeugung zurück.

PHILIPP.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

KARLOS

sich gegen Alba wendend.

So muſs ich denn von Ihrer Groſsmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geschenk erbitten.

Ein Kind — Sie wissen ja — kann mancherley
An seinen Vater auf dem Herzen tragen,
Das nicht für einen Dritten taugt. Der König
Soll Ihnen unbenommen seyn — ich will
Den Vater nur für diese kurze Stunde.

ALBA

heftet einen fragenden Blick auf den König.

PHILIPP.

Hier steht sein Freund.

KARLOS

nach einigem Stillschweigen.

Hab' ich es auch verdient,
Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

PHILIPP.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die beſsre Wahlen treffen
Als ihre Väter.

KARLOS.

Kann der Ritterstolz
Des Herzogs Alba diesen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, den Zudringlichen,

Der zwischen Sohn und Vater, unberufen
Sich einzudrängen nicht erröthet, der
In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazustehen sich verdammt, möcht' ich
Bey Gott — und gält's ein Diadem — nicht spielen.

PHILIPP

verläßt seinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen.

Entfernt euch, Herzog!

Dieser geht nach der Hauptthüre, durch welche Karlos gekommen war; der König winkt ihm nach einer andern.

Nein, ins Kabinet,
Bis ich euch rufe.

ZWEYTER AUFTRITT.

KÖNIG PHILIPP. DON KARLOS.

KARLOS

geht, sobald der Herzog das Zimmer verlassen hat, auf den König zu, und fällt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchsten Empfindung:

Jetzt mein Vater wieder,
Jetzt wieder mein, und meinen besten Dank
Für diese Gnade. — Ihre Hand, mein Vater. —

O süfser Tag! — Die Wonne dieses Kusses
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum von Ihrem Herzen mich so lange
Verstofsen, Vater? Was hab' ich gethan?

PHILIPP.

Infant, dein Herz weifs nichts von diesen Künsten.
Erspare sie, ich mag sie nicht.

KARLOS *aufstehend.*

Das war es!
Da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater!
Es ist nicht gut, bey Gott! nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Priester sagt, nicht alles,
Was eines Priesters Kreaturen sagen.
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heifses Blut
Ist meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht — wenn auch
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz ist gut —

PHILIPP.

Dein Herz ist rein, ich weifs es,
Wie dein Gebet.

KARLOS.

Jetzt oder nie! — Wir sind allein.
Der Etikette bange Scheidewand

Ist zwischen Sohn und Vater eingesunken.
Jetzt oder nie! Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine süfse Ahndung
Fliegt durch mein Herz — der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel sich herunter,
Voll Rührung sieht der Dreymalheilige
Dem grofsen, schönen Auftritt zu! — Mein Vater!
Versöhnung!

Er fallt ihm zu Fufsen.

PHILIPP.

Lafs mich und steh auf!

KARLOS.

Versöhnung!

PHILIPP

will sich von ihm losreifsen.

Zu kühn wird mir diefs Gaukelspiel —

KARLOS.

Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

PHILIPP.

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! — Geh aus meinen Augen.

KARLOS.

Jetzt oder nie — Versöhnung, Vater!

PHILIPP.

Weg
Aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme sollen
Geöffnet seyn dich zu empfangen — So
Verwerf' ich dich! — Die feige Schuld allein
Wird sich in solchen Quellen schimpflich waschen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Reue nie ersparen.

KARLOS.

Wer ist das?
Durch welchen Mifsverstand hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen:
Sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib —
O zwingen Sie die nie benetzten Augen
Noch zeitig Thränen einzulernen, sonst,
Sonst möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

PHILIPP.

Denkst du den schweren Zweifel deines Vaters
Mit schönen Worten zu erschüttern?

KARLOS.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, diesen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reifsen,
Will mächtig reifsen an dem Vaterherzen,
Bis dieses Zweifels felsenfeste Rinde
Von diesem Herzen niederfällt. — Wer sind sie,
Die mich aus meines Königs Gunst vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verscherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in diesem Busen
Springt eine Quelle, frischer, feuriger,
Als in den trüben, sumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erst öffnen mufs.

PHILIPP.

Vermefsner,
Halt ein! — Die Männer, die du schändest,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Und du wirst sie verehren.

KARLOS.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was ihre Alba leisten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt

Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen seyn wird? Was bekümmert's den,
Wenn Philipps graue Haare weifs sich färben?
Ihr Karlos hätte Sie geliebt. — Mir graut
Vor dem Gedanken, einsam und allein,
Auf einem Thron allein zu seyn. —

PHILIPP

von diesen Worten ergriffen, steht nachdenkend und in sich gekehrt. Nach einer Pause.

Ich bin allein.

KARLOS

mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend.

Sie sind's gewesen. Hassen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur hassen Sie mich nicht mehr. — Wie entzückend
Und süfs ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Dafs unsre Freude fremde Wangen röthet,
Dafs unsre Angst in fremden Busen zittert,
Dafs unsre Leiden fremde Augen wässern! —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuern, vielgeliebten Sohn
Der Jugend Rosenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!

Wie grofs und süfs, in seines Kindes Tugend
Unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie schön
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst erntet,
Zu sammeln; was ihm wuchern wird, zu ahnden,
Wie hoch sein Dank einst flammen wird! — Mein Vater,
Von diesem Erdenparadiese schwiegen
Sehr weislich ihre Mönche.

PHILIPP

nicht ohne Rührung.

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichst dir selbst den Stab. Sehr reitzend
Mahlst du ein Glück, das — du mir nie gewährtest.

KARLOS.

Das richte der Allwissende! — Sie selbst —
Sie schlossen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Zepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis diesen Tag — o war das gut, war's billig? —
Bis jetzt mufst' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling seyn, Gefangner
Auf diesem Grund, wo ich einst Herr seyn werde.
War das gerecht, war's gütig? — O wie oft,
Wie oft, mein Vater, sah ich schamroth nieder,
Wenn die Gesandten fremder Potentaten,

Wenn Zeitungsblätter mir das Neueste
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

PHILIPP.

Zu heftig braust das Blut in deinen Adern.
Du würdest nur zerstören.

KARLOS.

Geben Sie
Mir zu zerstören, Vater. — Heftig braust's
In meinen Adern — Drey und zwanzig Jahre,
Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenschulden. Er ist da,
Der grofse schöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinsen von mir fodert:
Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm,
Und des Gerüchtes donnernde Posaune.
Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
Darf ich die Bitte auszusprechen wagen,
Die mich hierher geführt?

führt sie auch zu einem unsittlichen Fall in eine verderbte Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerknirschung sich endigen.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

Der Verfasser des Aufsatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten, im fünften Stück der Horen des Jahrs 1795. *) hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche blos allein auf Sympathiegefühle gegründet wird, und den Geschmack allein zu ihrem Gesetzbremsung hat. Aber auf das moralische Leben hat ein regen und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmacke das Verdienst zuschreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meynung gar nicht heißen, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann dem innern Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derjenige Fall, wie mit der äußern physischen; frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einflusse, blos meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen blind einschränken könnten. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gesetzmäßigkeitstriebe blind einschränken könnten. Wie man alle gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhaupt ist, so kann man auch sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung dort bewegen gar nicht auf, fern zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabei blos seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung bewegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten abhängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei blos dem Ausspruche seiner Vernunft, mit Aufschließung fremder Triebfedern folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht blos auf ihrem unmittelbaren Ursprunge aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung blos auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir uns Fesseln fühlen, die unserer Freiheit entgegenwirken und sie zwingen werden müssen. Insofern gibt es Grade der Freiheit. Unser Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstande feindseliger Kräfte behaupten; aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich uns Mittel schlägt, und hinter unserm Widerstand einen unsrer Zuthun vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. Insofern gibt es Grade der Moralität. Unsre Moralität ist größer, hervorleuchtender wenigstens, wenn wir, bei weg so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört keineswegs nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unser Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlichgut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Naturgesinnigkeit vor handen, das wir anders handeln möchten, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse blos deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern daß Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise daß Angenehme aufschlösse, oder das Unangenehme noch fern hätte. Alle Unmoralität in der Willkühr scheint also auf der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, auf der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andererseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil nur dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, seine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man seinen sittlichen Willen, der verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Anreize ihm entgegenarbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ja trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß beförderte Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vermindert.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, noch Befriedigung strebt, und, sobald die Vernunft etwas ihm Nachtheiliges gebietet, ihren

*) Anmerkung des Herausgebers. Der hier erwähnte Aufsatz ist ein Theil jener Abhandlung, welche der Verfasser unter dem Titel: Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen (S. S. 1795.) der Sammlung seiner vermischten Schriften einfügte.

PHILIPP.

Noch eine Bitte?

Entdecke sie.

KARLOS.

Der Aufruhr in Brabant
Wächst drohend an. Der Starrsinn der Rebellen
Heischt starke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
Der Schwärmer zu bezähmen, soll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit suveräner Vollmacht ausgestattet.
Wie ehrenvoll ist dieses Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhmes einzuführen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben
Die Niederländer, ich erkühne mich
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

PHILIPP.

Du redest wie ein Träumender. Diefs Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —

KARLOS.

Will

Nur einen Menschen, Vater, und das ist
Das einzige, was Alba nie gewesen.

PHILIPP.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur.
Erbarmung hiefse Wahnsinn. — Deine Seele
Ist weich, mein Sohn, der Herzog wird gefürchtet —
Steh ab von deiner Bitte.

KARLOS.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele. Schon der Name
Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt' ich drum. Es ist
Die erste Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern —

PHILIPP

den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtend.

Und zugleich
Mein bestes Kriegsheer deiner Herrschbegierde?
Das Messer meinem Mörder?

KARLOS.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und ist das die Frucht
Von dieser längst erbetnen grofsen Stunde?

Nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernst.

Antworten Sie mir sanfter. Schicken Sie
Mich so nicht weg. Mit dieser übeln Antwort
Möcht' ich nicht gern entlassen seyn, nicht gern
Entlassen seyn mit diesem schweren Herzen.
Behandeln Sie mich gnädiger. Es ist
Mein dringendes Bedürfnifs, ist mein letzter,
Verzweifelter Versuch — ich kann's nicht fassen,
Nicht standhaft tragen wie ein Mann, dafs Sie
Mir alles, alles, alles so verweigern. —
Jetzt lassen Sie mich von Sich. Unerhört,
Von tausend süfsen Ahndungen betrogen,
Geh' ich aus Ihrem Angesicht. — Ihr Alba
Und Ihr Domingo werden siegreich thronen,
Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche sünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geschenkt.
Beschämen Sie mich nicht! So tödlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgesindes schimpflich mich zu opfern,
Dafs Fremdlinge von Ihrer Gnade schwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande,
Dafs Sie mich ehren wollen, schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

PHILIPP.

Wiederhole
Dieſs Wort nicht mehr, bey deines Königs Zorn.

KARLOS.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
Zum letzten Mal: vertrauen Sie mir Flandern.
Ich soll und muſs aus Spanien. Mein Hierseyn
Ist Athemholen unter Henkershand;
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewuſstseyn eines Mords. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — schicken Sie
Mich ungesäumt nach Flandern.

PHILIPP

mit erzwungener Gelassenheit.

Solche Kranke,
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege,
Und wohnen unterm Aug' des Arzts. Du bleibst
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

KARLOS *auſser sich.*

O jetzt umringt mich, gute Geister —

PHILIPP,

der einen Schritt zurück tritt.

Halt!

Was wollen diese Mienen sagen?

KARLOS

mit schwankender Stimme.

Vater,

Unwiederruflich bleibt's bey der Entscheidung?

PHILIPP.

Sie kam vom König.

KARLOS.

Mein Geschäft ist aus.

Geht ab in heftiger Bewegung.

DRITTER AUFTRITT.

PHILIPP *bleibt eine Zeit lang in düstres Nachdenken versunken stehen — endlich geht er einige Schritte im Saale auf und nieder.* ALBA *nähert sich verlegen.*

PHILIPP.

Seyd jede Stunde des Befehls gewärtig,

Nach Brüssel abzugehen.

ALBA.

Alles steht
Bereit, mein König.

PHILIPP.

Eure Vollmacht liegt
Versiegelt schon im Kabinet. Indessen
Nehmt euren Urlaub von der Königin,
Und zeiget euch zum Abschied dem Infanten.

ALBA.

Mit den Geberden eines Wüthenden
Sah ich ihn eben diesen Saal verlassen.
Auch Eure königliche Majestät
Sind aufser Sich und scheinen tief bewegt —
Vielleicht der Inhalt des Gesprächs? —

PHILIPP

nach einigem Auf- und Niedergehen.

Der Inhalt
War Herzog Alba.

Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften, finster.

— Gerne mag ich hören,
Dafs Karlos meine Räthe hafst, doch mit
Verdrufs entdeck' ich, dafs er sie verachtet.

ALBA

entfärbt sich und will auffahren.

PHILIPP.

Jetzt keine Antwort. Ich erlaube euch
Den Prinzen zu versöhnen.

ALBA.

Sire!

PHILIPP.

Sagt an,
Wer war es doch, der mich zum ersten Mal
Vor meines Sohnes schwarzem Anschlag warnte?
Da hört' ich euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Karlos meinem Throne näher. Geht.

Der König begiebt sich in das Kabinet. Der Herzog entfernt sich durch eine andre Thüre.

VIERTER AUFTRITT.

Ein Vorsaal vor dem Zimmer der Königin.

DON KARLOS *kommt im Gespräche mit einem* PAGEN *durch die Mittelthüre. Die Hofleute, welche sich in der Antichambre befinden, zerstreuen sich bey seiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.*

KARLOS.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieser Schlüssel?
Und beides mir so heimlich überliefert?
Komm näher. — Wo empfingst du das?

PAGE *geheimnifsvoll.*

Wie mich
Die Dame merken lassen, will sie lieber
Errathen als beschrieben seyn —

KARLOS *zurück fahrend.*

Die Dame?

Indem er den Pagen genauer betrachtet.

Was? — Wie? — Wer bist du denn?

PAGE.

Ein Edelknabe
Von Ihrer Majestät der Königin —

KARLOS

erschrocken auf ihn zugehend, und ihm die Hand auf den Mund druckend.

Du bist des Todes. Halt! Ich weifs genug.

Er reifst hastig das Siegel auf, und tritt an das äufserste Ende des Saals, den Brief zu lesen. Unterdessen kommt der Herzog von Alba, und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbey in der Königin Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern, und wechselsweise zu erblassen und zu erröthen. Nachdem er gelesen hat, steht er lange sprachlos, die Augen starr auf den Brief geheftet. — Endlich wendet er sich zu dem Pagen.

Sie gab dir selbst den Brief?

PAGE.

Mit eignen Händen.

KARLOS.

Sie gab dir selbst den Brief? — O spotte nicht!
Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen,
Ich mufs dir glauben, wenn du schwören kannst.
Wenn's Lüge war, gesteh' mir's offenherzig,
Und treibe keinen Spott mit mir.

PAGE.

Mit wem?

KARLOS

sieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forschender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat:

Du hast noch Aeltern? Ja? Dein Vater dient
Dem Könige, und ist ein Kind des Landes?

PAGE.

Er fiel bey Saint Quentin, ein Oberster
Der Reiterey des Herzogs von Savoyen,
Und hiefs Alonzo Graf von Henarez.

KARLOS,

indem er ihn bey der Hand nimmt und die Augen bedeutend auf ihn heftet.

Den Brief gab dir der König?

PAGE *empfindlich.*

Gnäd'ger Prinz,
Verdien' ich diesen Argwohn?

KARLOS *liest den Brief.*

„Dieser Schlüssel öffnet
Die hintern Zimmer im Pavillon

Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufforderung geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Anforderungen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber entsteht beim sittlichen Gesetz- und will seine Objekt durch den Willen realisirt haben, weil auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, den Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Reines Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos, wie ihren Sinnen gefüllet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend rettet, wo sie angreift, und da entscheidet, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut Alles, was ekelig, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu Allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Grenzen der Vernunft anerkennen, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Gränze setzen, dazu fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeußerung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den blos leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den rasenden Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Allerdings ist die blinde Gewalt der Affekte dringt, bringt zwar noch seine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk sein), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geist, auf welchen das Gemüth blos insofern von dem Joche des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führt; und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nichts weiter als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher sein kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — einen fremden Gesetzgeber fertigt, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Größer ist aber doch bei dieser Einwilligung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiale Neigungen und rohe Begierden, die sich der Nachahmung des Guten oft so hartnäckig und störrisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack und den Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen dazu angespannt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch eine Disposition mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Vernunft spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Sinnlichkeitsinn abhalten, und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Zusammenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Bestimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf die zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motionen im Gemüthe, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt hatte, nach Konstantinopel zu überliefern. Unterwegs, als Beide allein zusammen ritten, bekommt Alexius die Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und sich da von der Tagesmühe zu erholen. Bald übermannt ihn der Schlaf, nur der Andere, den die Furcht des ihm erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere den Alexius Säbel, der an einem Baumzweige aufgehangen ist, und gerät in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie mögt wisse, was geschehen wäre, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Neutralzustand der ersten Gattung, wo der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung auf bloßer Neigung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der rettenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strome überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich frage diesen Fall, einzig und bewußtlos von dieser Pflicht, in den Wogen sprang, den sein Anderer bestegen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluß geben?

Setzet also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie auf Rettung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf einen Schändlichkeit bringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer früheren Instanz fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen blos durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das unedelmüthige Gefühl des gerettenen Lebens, weil er das Mittel ist, einer Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht

Der Königin. Das äufserste von allen
Stöfst seitwärts an ein Kabinet, wohin
Noch keines Horchers Fufstritt sich verloren.
Hier darf die Liebe frey und laut gestehn,
Was sie so lange Winken nur vertraute.
Erhörung wartet auf den Furchtsamen,
Und schöner Lohn auf den bescheidnen Dulder."

Wie aus einer Betäubung erwachend.

Ich träume nicht — ich rase nicht — das ist
Mein rechter Arm — das ist mein Schwert — das sind
geschriebne Sylben. Es ist wahr und wirklich.
Ich bin geliebt — ich bin es — ja ich bin,
Ich bin geliebt!

Aufser Fassung durchs Zimmer stürzend und die Arme zum Himmel empor geworfen.

PAGE.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

KARLOS.

Erst lafs mich zu mir selber kommen. — Zittern
Nicht alle Schrecken dieses Glücks noch in mir?
Hab' ich so stolz gehofft? Hab' ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo ist der Mensch,
Der sich so schnell gewöhnte Gott zu seyn? —

Wer war ich, und wer bin ich nun? Das ist
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da gewesen war — Sie liebt mich!
O lafs mich — lafs mich ringsherum dem ganzen
Madrid, dem Hof, dem Königreich erzählen,
Erzählen, wie ich glücklich bin.

Er will gehen.

PAGE.

Wohin?
Wem wollen Sie erzählen? Sie vergessen —

KARLOS

von einer plötzlichen Erstarrung ergriffen.

Den König, meinen Vater!

Er läfst die Arme sinken, blickt scheu umher und fängt an sich zu sammeln.

Das ist schrecklich —
Ja ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war
So eben nicht ganz bey mir. — Dafs ich das
Verschweigen soll, der Seligkeit so viel
In diese Brust vermauern soll, das, das
Ist schrecklich! —

Den Pagen bey der Hand fassend und bey Seite führend.

Was du heute
Gesehen hast — hörst du? — und nicht gesehen,

Sey wie ein Sarg in deiner Brust versunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man darf
Uns hier nicht treffen. Geh —

PAGE *will fort.*

KARLOS.

Doch halt! doch höre! —

Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und sieht ihm ernst und feierlich ins Gesicht.

Du nimmst ein schreckliches Geheimnifs mit,
Das, jenen starken Giften gleich, die Schale,
Worin es aufgefangen wird, zersprengt —
Beherrsche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Busen hütet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergiebt, und selbst nicht höret.
Du bist ein Knabe — sey es immerhin,
Und fahre fort den Fröhlichen zu spielen —
Wie gut verstand's die kluge Schreiberin,
Der Liebe einen Boten auszulesen!
Hier sucht der König seine Nattern nicht.

PAGE.

Und ich, mein Prinz, ich werde stolz drauf seyn,
Um ein Geheimnifs reicher mich zu wissen,
Als selbst der König —

KARLOS.

Eitler junger Thor,
Das ist's, wovor du zittern mufst. — Geschieht's,
Dafs wir uns öffentlich begegnen, schüchtern.
Mit Unterwerfung nah'st du mir. Lafs nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir sey. Du kannst
Nicht schwerer sündigen, mein Sohn, als wenn
Du mir gefällst. — Was du mir künftig magst
Zu hinterbringen haben, sprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau es nie den Lippen;
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Du sprichst
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger,
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns ist Philipps Kreatur;
Die tauben Wände stehn in seinem Solde —
Man kommt —

Das Zimmer der Königin öffnet sich, und der Herzog von Alba tritt heraus.

Hinweg! auf Wiedersehen!

PAGE.

Prinz,
Dafs Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!

ab.

KARLOS.

Es ist der Herzog. — Nein doch, nein, schon gut,
Ich finde mich.

FÜNFTER AUFTRITT.

DON KARLOS. HERZOG VON ALBA.

ALBA

ihm in den Weg tretend.

Zwey Worte, gnäd'ger Prinz.

KARLOS.

Ganz recht — schon gut — ein andermal.

Er will gehen.

ALBA.

Der Ort
Scheint freylich nicht der schicklichste. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Hoheit
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

KARLOS.

Wozu? Das kann hier auch geschehn. — Nur schnell,
Nur kurz —

ALBA.

Was eigentlich hierher mich führt,
Ist, Eurer Hoheit unterthän'gen Dank
Für das Bewufste abzutragen —

KARLOS.

Dank?
Mir Dank? Wofür? — Und Dank von Herzog Alba?

ALBA.

Denn kaum dafs Sie das Zimmer des Monarchen
Verlassen hatten, ward mir angekündigt
Nach Brüssel abzugehen.

KARLOS.

Brüssel! So!

ALBA.

Wem sonst, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bey des Königs Majestät
Kann ich es zuzuschreiben haben? —

KARLOS.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reisen — reisen Sie mit Gott!

ALBA.

Sonst nichts?
Das nimmt mich Wunder. — Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

KARLOS.

Was sonst? was dort?

ALBA.

Doch schien es noch vor kurzem,
Als forderte das Schicksal dieser Länder
Don Karlos eigne Gegenwart.

KARLOS.

Wie so?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das ist
Auch so ganz gut, recht gut, um so viel besser —

ALBA.

Ich höre mit Verwunderung —

KARLOS *nicht mit Ironie.*

Sie sind
Ein grofser General — wer weifs das nicht?
Der Neid mufs es beschwören. Ich — ich bin
Ein junger Mensch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
Ich seh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und also
Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie sehen, schlechterdings — ich bin
So eben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen, oder wenn Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüssel wiederkommen —

ALBA.

Wie?

KARLOS

nach einigem Stillschweigen, wie er sieht, dafs der Herzog noch immer bleibt.

Sie nehmen gute Jahrszeit mit. — Die Reise
Geht über Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutschland — Deutschland? — Recht, in
Deutschland war es!
Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April;
May — Junius, — im Julius, ganz recht,
Und spätestens zu Anfang des Augusts

Sind Sie in Brüssel. O ich zweifle nicht,
Man wird sehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unsers gnädigsten Vertrauens
Sich werth zu machen wissen.

ALBA *mit Bedeutung.*

Werd' ich das,
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

KARLOS

nach einigem Stillschweigen, mit Würde und Stolz.

Sie sind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muss bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht im Stande sind
Mir zu erwiedern.

ALBA.

Nicht im Stande? —

KARLOS

ihm lächelnd die Hand reichend.

Schade,
Dass mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf mit Alba auszufechten.
Ein andermal —

ALBA.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verschiedne Weise. Sie zum Beyspiel,
Sie sehen Sich um zwanzig Jahre später,
Ich Sie um eben so viel früher.

KARLOS.

Nun?

ALBA.

Und dabey fällt mir ein, wie viele Nächte
Bey seiner schönen Portugiesischen
Gemahlin, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm
Wie diesen seiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht' es wohl bekannt seyn, wie viel leichter
Die Sache sey, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchieen — wie viel schneller man
Die Welt mit einem Könige versorge,
Als Könige mit einer Welt.

KARLOS.

Sehr wahr —
Doch, Herzog Alba? doch —

ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also sogen in Formel der Empfindung verwandelt, und das Vertragen dieses Menschen, so sagt es ist, ist moralisch unbestraft; eine böse fahre Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andre, dem seine Vernunft vorspiegelt, etwas zu thun, weigern sich der Naturtrieb empfindet, habe gleichfalls einen so reizbaren Sophisten, den Witz, und auch groß und vollkommen ist, entsteht, so wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne diese sonst Empfindlichkeit für das Gebot gegen die Neigung hätte thun müssen. Werden wir nun aber bewogen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft; und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkommen, physisch hingegen ist er bei Weitem vollkommener; denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Gesichtspunkt gibt also dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die sie gänzlich sind. Der Gesichtspunkt kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, denjenigen schon vor seinem Richterstuhle absolut, worüber sonst das Gewissen hätte erröthen müssen. Und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen hier, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moralische sie finden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoristischer Praktischer Handlungen, sondern auf der größern Kongruenz der ganzen Naturanlage mit dem moralischen Gesetze, und es gereicht seinem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Ehre, wenn man in demselben so oft von Mensch sieht und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man wissen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede sein werde. Der Gesichtspunkt kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positive nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von den sinnlichen Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht alle auch ein geringes Maß moralischer Willensstärke der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren Moralität in seinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun, daß die ganze Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsre Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unsrer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin die Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet und so innig mit einander verbunden, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zwecklos sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu sein scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Einrichtung unsrer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und übereinstimmend mit der Reinheit der Pflicht wollen und thun wird, so müssen wir demnach handeln, und wir können gegen die sittliche Ordnung anstoßen; wenn wir bei aller Ueberzeugung von der Reinheit der Pflichten nicht wollen der Möglichkeit seiner Tugend und ge stehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besseren Grundsätze bauen dürfen; wenn wir und bei diesem Bewußtsein unsrer Unzuverlässigkeit trauen, daß das Gebäude der Natur durch seben unsrer moralischen Festigkeit leidet; wenn wir und Alles dieses ins Gedächtniß rufen, so müssen wir die freveltapferste Verzweifelei seyn, das Beste der Welt auf blos Ungefähr unsrer Tugend entkommen zu lassen. Welcher erschaudt hiervon eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten, wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir bewogen, weil sie ohne moralischen Werth ist, die Legalität unsers Betragens seine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung bare über auflösen, und, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrissen sein. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Verordnungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder freie Verstimmung dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Einen so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahen Verwandten mordet, als Messer entfernt, und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirns nicht an gesunden Zustande verantwortlich zu sein; eben so sind wir verpflichtet, uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu bessen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stufe behaupten würde, der weder der Reize der Sinnlichkeit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit abthig hätte, um sich bei allen Versuchen der Vernunft gemäß zu betragen, so adtigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den tugendsten Eifrer, von der Strenge seines Systems in der Anwendung einmal nachzulassen, ob er demselben gleich in der

ALBA.

Und wie viel Blut,
Blut Ihres Volkes fliefsen mufste, bis
Zwey Tropfen Sie zum König machen konnten.

KARLOS.

Sehr wahr, bey Gott — und in zwey Worte alles
Gepreſst, was des Verdienstes Stolz dem Stolze
Des Glücks entgegen setzen kann. — Doch nun
Die Anwendung? doch, Herzog Alba?

ALBA.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde Majestät,
Das seiner Amme spotten kann! Wie sanft
Mag's auf dem weichen Küssen unsrer Siege
Sich schlafen lassen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freylich nicht die Wunden,
Mit denen sie errungen ward. — Dieſs Schwert
Schrieb fremden Völkern spanische Gesetze,
Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
Auf diesem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

KARLOS.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weifs das wohl — und jetzt
Nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewissen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; dafs er diesen braucht,
Das ist es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie sind ein grofser Mann. — Auch das mag seyn;
Ich glaub' es fast. Nur fürcht' ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtausende zu zeitig.
Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erscheinen!
Dann, wann des Lasters Riesentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Missethat in vollen Halmen steht,
Und einen Schnitter sonder Beyspiel fordert,
Dann stehen Sie an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Paradies! mein Flandern! — Doch ich soll
Es jetzt nicht denken. Still davon. Man spricht,
Sie führten einen Vorrath Blutsentenzen,
Im voraus unterzeichnet, mit? Die Vorsicht
Ist lobenswerth. So braucht man sich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten. — O mein Vater,
Wie schlecht verstand ich deine Meinung! Härte

Gab ich dir Schuld, weil du mir ein Geschäft
Verweigertest, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

ALBA.

Prinz,
Dieſs Wort verdiente —

KARLOS *auffahrend.*

Was?

ALBA.

Doch davor schützt Sie
Der Königssohn.

KARLOS
nach dem Schwert greifend.

Das fodert Blut! — Das Schwert
Gezogen, Herzog!

ALBA *kalt.*

Gegen wen?

KARLOS
heftig auf ihn eindringend.

Das Schwert
Gezogen, ich durchstoſse Sie.

ALBA *zieht.*

Wenn es
Denn seyn muſs —

Sie fechten.

SECHSTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGIN. DON KARLOS. HERZOG VON ALBA.

KÖNIGIN,

welche erschrocken aus ihrem Zimmer tritt.

Blofse Schwerter!

Zum Prinzen, unwillig und mit gebietender Stimme.

Karlos!

KARLOS

vom Anblick der Königin aufser sich gesetzt, läfst den Arm sinken, steht ohne Bewegung und sinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu, und küfst ihn.

Versöhnung, Herzog! Alles sey vergeben!

Er wirft sich stumm zu der Königin Füfsen, steht dann rasch auf, und eilt aufser Fassung fort.

ALBA,

der voll Erstaunen da steht, und kein Auge von ihnen verwendet.

Bey Gott, das ist doch seltsam! —

KONIGIN

steht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht sie langsam nach ihrem Zimmer, an der Thüre dreht sie sich um.

Herzog Alba!

Der Herzog folgt ihr in das Zimmer.

Ein Kabinet der Prinzessin von Eboli.

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSIN *in einem idealischen Geschmack, schön, aber einfach gekleidet, spielt die Laute und singt. Darauf* DER PAGE *der Königin.*

PRINZESSIN *springt schnell auf.*

Er kommt!

PAGE *eilfertig.*

Sind Sie allein? Mich wundert sehr
Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muſs
Im Augenblick erscheinen.

PRINZESSIN.

Mufs er? Nun
So will er auch — so ist es ja entschieden —

PAGE.

Er folgt mir auf den Fersen. — Gnäd'ge Fürstin,
Sie sind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie,
Kann niemand seyn und niemand seyn gewesen.
Welch eine Scene sah ich an!

PRINZESSIN

zieht ihn voll Ungeduld an sich.

Geschwind!
Du sprachst mit ihm? Heraus damit! Was sprach er?
Wie nahm er sich? Was waren seine Worte?
Er schien verlegen, schien bestürzt? Errieth
Er die Person, die ihm den Schlüssel schickte?
Geschwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falsche? — Nun?
Antwortest du mir denn kein Wort? O pfui,
Pfui schäme dich: so hölzern bist du nie,
So unerträglich langsam nie gewesen.

PAGE.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigste? —
Ich übergab ihm Schlüssel und Billet

Im Vorsaal bey der Königin. Er stutzte
Und sah mich an, da mir das Wort entwischte,
Ein Frauenzimmer sende mich.

PRINZESSIN.

Er stutzte?
Sehr gut! sehr brav! Nur fort, erzähle weiter.

PAGE.

Ich wollte mehr noch sagen, da erblafst' er,
Und rifs den Brief mir aus der Hand, und sah
Mich drohend an, und sagt', er wisse alles.
Den Brief durchlas er mit Bestürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.

PRINZESSIN.

Wisse alles?
Er wisse alles? Sagt' er das?

PAGE.

Und fragte
Mich dreymal, viermal, ob Sie selber, wirklich
Sie selber mir den Brief gegeben?

PRINZESSIN.

Ob
Ich selbst? Und also nannt' er meinen Namen?

PAGE.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht. — Es möchten
Kundschafter, sagt' er, in der Gegend horchen,
Und es dem König plaudern.

PRINZESSIN *befremdet.*

Sagt' er das?

PAGE.

Dem König, sagt' er, liege ganz erstaunlich,
Gar mächtig viel daran, besonders viel,
Von diesem Briefe Kundschaft zu erhalten.

PRINZESSIN.

Dem König? Hast du recht gehört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

PAGE.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimnifs,
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken
Gar sehr auf meiner Hut zu seyn, dafs ja
Der König keinen Argwohn schöpfe.

PRINZESSIN
nach einigem Nachsinnen, voll Verwunderung.

Alles
Trifft zu. — Es kann nicht anders seyn — er mufs

Um die Geschichte wissen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer sieht so scharf, so tief,
Wer anders, als der Falkenblick der Liebe? —
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet — —

PAGE.

Das Billet enthalte
Ein Glück, sagt' er, vor dem er zittern müsse;
Das hab' er nie zu träumen sich getraut,
Und was er sonst noch von dem Schlüssel sagte —
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Diefs zwang uns —

PRINZESSIN *ärgerlich.*

Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Der Schlüssel?
Was sagt' er von dem Schlüssel? Nicht so hastig,
Umständlich, guter Henarez. Du bist
So unausstehlich hurtig nie gewesen.
Er sagte? Nun! was sagt' er denn?

PAGE.

Diefs sey
Der Schlüssel zu dem Paradies.

PRINZESSIN.

Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
Erscheint er nicht? — Siehst du, wie falsch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er schon
In so viel Zeit gewesen, als du brauchtest,
Mir zu erzählen, dafs er's werden wollte!

PAGE.

Der Herzog, fürcht' ich —

PRINZESSIN.

Wiederum der Herzog?
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann
Mit meiner stillen Seligkeit zu schaffen?
Den könnt' er stehen lassen, weiter schicken,
Wen auf der Welt kann man das nicht? — O wahrlich!
Dein Prinz versteht sich auf die Liebe selbst
So schlecht, als, wie es schien, auf Damenherzen.
Er weifs nicht, was Minuten sind — Still! Still!
Ich höre kommen. Fort. Es ist der Prinz.

Page eilt hinaus.

Hinweg, hinweg. — Wo hab' ich meine Laute?
Er soll mich überraschen. — Mein Gesang
Soll ihm das Zeichen geben —

Theorie nichts vergeben darf, und das Recht des Menschen geschichtet, das durch unsre zufällige Tugend gar oft verletzt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und des Gewissens, zu befestigen.

Ueber das Erhabene. *)

„Kein Mensch muß müssen," sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weitern Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Gesetzgebende in der Sittenlehre des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handeln die ganze Natur; sein Prärogativ ist blos, daß er mit Vernunft und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deswegen ist den Menschen nichts so unerträglich, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt tödtet ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns wenig Geringerer als die Menschheit streitig; wer sie fortwährend erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von Allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen voraussetzen, welches Macht genug besitzt, jeder andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von physischen Kräften, die alle ihm überlegen sind, und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von seiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er klugerweise seine natürlichen Kräfte, und ist auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alle Physikalische zu werden. Gegen Nichts, sagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Allmennerhilft dann es das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo es leiden muß, und es nicht will. Dieses einzige Schrecklich, was es nur muß und nicht will, wird mit ein Gespenst ihm begleiten, und ihm, wie auch wirklich bei den mehrsten Menschen der Fall ist, den blinden Schreckbildern der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder *realistisch*, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder *idealistisch*, wenn er aus der Natur herausbricht und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Auf sich zu den Ersten wenigstens, heißt physische Kultur. Den Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen, und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit getan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften seine verhältnißmäßige physische Kraft nicht entgegensetzen, so bleibt ihm, um seine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts Anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn sie ist es ja ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freiwillig scheidet. Diese Einstimmung aber, welche die Moralität unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine gebiger Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im bunderlosen Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht blos in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche dazu den Verstand entwickeln kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine ästhetische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände erweckt, und durch Läuterung seiner Gefühle in diesen ästhetischen Schwung des Gemüths kultiviert werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach, zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realität in seinem Leben benöthig genug an den Tag legt, objektiv er sie in seinem System nicht zugibt, *) werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reizen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, und oft auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich so weit entwickelt hat, um mehr von den Formen als den Stoff der Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Betrachtung über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innere unverletzbare Fülle des Lebens, und weiß es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, darüber verarmt zu werden. Aber endlich will doch auch der Sperling einen Käfig vor haben, an welchem er sich setzt, und so lange sich ein Bedürfniß auch nur nach sinnlichen Gegenständen vorfinden ist, bleibt ein Bedürfniß nach dem Besitzen von

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Abhandlung erschien zuerst im III. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften (Leipzig bei Crusius 1801). Die Anmerkung zur bereits oben angezeigten Abhandlung: Ueber das Pathetische (S. 1243).

*) Dies Verlangen nicht vollständig befriedigen kann, als weil der vollkommene Realist wirklich existierend existiert, und nur durch eine Inkonsequenz klingert.

ACHTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSIN *und bald nachher* KARLOS.

PRINZESSIN

hat sich in eine Ottomanne geworfen, und spielt.

KARLOS

stürzt herein. Er erkennt die Prinzessin, und steht da, wie vom Donner gerührt.

Gott!

Wo bin ich?

PRINZESSIN

läßt die Laute fallen. Ihm entgegen.

Ah Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

KARLOS.

Wo bin ich? Rasender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.

PRINZESSIN.

Wie gut
Versteht es Karl, die Zimmer sich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen sind!

KARLOS.

Prinzessin —
Verzeihen Sie, Prinzessin — ich — ich fand
Den Vorsaal offen.

PRINZESSIN.

Kann das möglich seyn?
Mich däucht ja doch, dafs ich ihn selbst verschlofs.

KARLOS.

Das däucht Sie nur, das däucht Sie — doch versichert!
Sie irren sich. Verschliefsen wollen, ja,
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verschlossen?
Verschlossen nicht, wahrhaftig nicht. Der Riegel,
Der äufsre Riegel, oder, wollt' ich sagen,
Der innre, ja, das mufs ich selbst bezeugen,
Der war auch pünktlich zugemacht.

PRINZESSIN.

Der innre?
Und dennoch kamen Sie herein? Nun wahrlich,
Das haben Sie verschlagen angefangen;
Das Kunststück müssen Sie mich lehren.

KARLOS.

Nichts
Natürlicher, nichts leichter; denn zum Glück —

Zum Unglück, mein' ich — hatt' ich einen Schlüssel
Gerade bey mir, der vollkommen paſste.
Ein Zufall führte mich hierher — ich höre
Auf einer — Laute jemand spielen — War's
Nicht eine Laute?

Indem er sich zweifelhaft umsieht.

Recht! dort liegt sie noch —
Und Laute — das weiſs Gott im Himmel! — Laute.
Die lieb' ich bis zur Raserey. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiſs nichts von mir selber, stürze
Ins Kabinet, der süſsen Künstlerin,
Die mich so himmlisch rührte, mich so mächtig
Bezauberte, ins schöne Aug' zu sehen.

PRINZESSIN.

Ein liebenswürd'ger Vorwitz, den Sie doch
Sehr bald gestillt, wie ich beweisen könnte.

Nach einigem Stillschweigen mit Bedeutung.

O schätzen muſs ich den bescheidnen Mann,
Der, einem Weib' Beschämung zu ersparen,
In solchen Lügen sich verstrickt.

KARLOS *treuherzig.*

Prinzessin,
Ich fühle selber, daſs ich nur verschlimmre,

Was ich verbessern will. Erlassen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie suchten
Auf diesem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie, von Menschen unbehorcht,
Den stillen Wünschen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; sogleich
Ist dieser schöne Traum gestört. — Dafür
Soll mich die schleunigste Entfernung —

Er will gehen.

PRINZESSIN

überrascht und betroffen, doch sogleich wieder gefaßt.

Prinz —
O das war boshaft!

KARLOS.

Fürstin — ich verstehe,
Was dieser Blick in diesem Kabinet
Bedeuten soll, und diese tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröthen muthig macht!
Ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

PRINZESSIN.

Ist's möglich? — Ein Gewissen ohne Beyspiel
Für einen jungen Mann und Königssohn!

KARLOS.

Und, irr' ich nicht, von einer glücklichen —
Der schönste Text in diesem schönen Munde;
Doch freylich nicht so wahr gesagt, als schön.

PRINZESSIN.

Nicht? Nicht so wahr? — Und also zweifeln Sie? —

KARLOS *ernsthaft.*

Ich zweifle fast, ob Karlos und die Fürstin
Von Eboli sich je verstehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird.

Die Prinzessin stutzt: er bemerkt es, und fährt mit einer leichten Galanterie fort.

Denn wer,
Wer wird es diesen Rosenwangen glauben,
Dafs Leidenschaft in dieser Brust gewühlt?
Läuft eine Fürstin Eboli Gefahr,
Umsonst und unerhört zu seufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

PRINZESSIN

mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit.

O still! Das klingt ja fürchterlich. — Und freilich
Scheint dieses Schicksal Sie vor allen andern,
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

Ihn bey der Hand fassend, mit einschmeichelndem Interesse.

Sie sind nicht fröhlich, guter Prinz. — Sie leiden —
Bey Gott, Sie leiden ja wohl gar. Ist's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bey diesem lauten
Berufe zum Genufs der Welt, bey allen
Geschenken der verschwend'rischen Natur,
Und allem Anspruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines grofsen Königs Sohn, und mehr,
Weit mehr als das, schon in der Fürstenwiege
Mit Gaben ausgestattet, die sogar
Auch Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie — der im ganzen strengen Rath der Weiber
Bestochne Richter sitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwerth und Männerruhm
Ausschliefsend ohne Widerspruch entscheiden?
Der, wo er nur bemerkte, schon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradiesen spielen
Und Götterglück verschenken mufs — Der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tausenden
Und wenigen mit gleichen Gaben schmückte,
Er selber sollte elend seyn? — O Himmel,
Der du ihm alles, alles gabst, warum,
Warum denn nur die Augen ihm versagen,
Womit er seine Siege sieht?

KARLOS.

der die ganze Zeit über in die tiefste Zerstreuung versunken war, wird durch das Stillschweigen der Prinzessin plötzlich zu sich selbst gebracht, und fährt in die Höhe.

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürstin! Singen Sie
Mir diese Stelle noch einmal.

PRINZESSIN

sieht ihn erstaunt an.

Karlos,
Wo waren Sie indessen?

KARLOS *springt auf.*

Ja bey Gott!
Sie mahnen mich zur rechten Zeit. — Ich muſs,
Muſs fort — muſs eilends fort.

PRINZESSIN

hält ihn zurück.

Wohin?

KARLOS

in schrecklicher Beängstigung.

Hinunter
Ins Freye. — Lassen Sie mich los — Prinzessin,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf —

PRINZESSIN

hält ihn mit Gewalt zurück.

Was haben Sie? Woher
Dieſs fremde unnatürliche Betragen?

Karlos bleibt stehen, und wird nachdenkend. Sie ergreift diesen Augenblick, ihn zu sich auf den Sopha zu ziehen.

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
Ist jetzt in Aufruhr — setzen Sie Sich zu mir —
Weg mit den schwarzen Fieberphantasien!
Wenn Sie Sich selber offenherzig fragen,
Weiſs dieser Kopf, was dieses Herz beschwert?
Und wenn er's nun auch wüſste — sollte denn
Von allen Rittern dieses Hofs nicht Einer,
Von allen Damen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verstehen, wollt' ich sagen — keine
Von allen würdig seyn?

KARLOS

flüchtig, gedankenlos.

Vielleicht die Fürstin
Von Eboli —

PRINZESSIN

freudig, rasch.

Wahrhaftig?

KARLOS.

Geben Sie
Mir eine Bittschrift — ein Empfehlungsschreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man spricht,
Sie gelten viel.

PRINZESSIN.

Wer spricht das? (Ha! so war es
Der Argwohn, der dich stumm gemacht!)

KARLOS.

Wahrscheinlich
Ist die Geschichte schon herum. Ich habe
Den schnellen Einfall, nach Brabant zu gehn,
Um — blofs um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater
Besorgt, wenn ich Armeen kommandirte, —
Mein Singen könnte drunter leiden.

PRINZESSIN.

Karlos!
Sie spielen falsch. Gestehen Sie, Sie wollen
In dieser Schlangenwendung mir entgehn.
Hieher gesehen, Heuchler! Aug' in Auge!
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird der,
Gestehen Sie, — wird der auch wohl so tief

Gegenstänben sind, und unser Erkenntniß ist beschränkt genug, um sich von der Natur als Macht überwinden, welche über alles Dasseyn gebietet. Es ist nämlich etwas ganz Anderes, es wird ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fliegen, ohne es wird viel verlangt. Daß die verschiedenen Gegenstände schön und gut seyen. Das Letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüthes bestehen, aber das Erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, diesen wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sey, dies wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüthes, welche günstig ist, es daß Schöne und Gute auch hervorzubringen geneigt, aber mit eigenthümlicher Schätzung verlangt, daß das Erstgenannte gut und schön auch vorhanden sey, heißt vorzugsweise gerecht und erhaben, weil sie alle Rechtlichen des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu wollen.

Es ist ein Bewußtsein guter und schöner, aber jederzeit einzelner Dinge, immer ungewiß auf Erfüllung ihrer natürlichen Ziele zu dringen, und von den Hindernissen beschränkt schmerzlich gerührt zu werden. Dieses Missfallen steigert sich in einer traurigen Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorher zu sagen, daß sie der Materie in materiellen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen, und die höchste Charakter- und Geistesdisciplin nicht befördern werden. Das materielle Interesse soll und nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Verlangen als von einer materiellen Isolirung gelingt. Diese muß einen erhabenen Affekt zum Vorgänger haben, und das Gemüth über Flächen und in seiner Kraft befestigen, als steinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Gewalten sind es, die uns die Natur zu Gebieten durch Lieben gab. Der eine, gewaltig und hold, verbirgt und durch sein mannigfaltiges Spiel die wahrhafte Reife, macht und die Freiheit der Bestimmung fast unter, macht spielt uns unter Formen und Farben, bis wir gefesselten Sinnen, wie als seine Geister handeln und allen Körperliche anlegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Aufklärung der Pflicht. Hier verliert er uns, denn nun die Sinne genommen ist sein Gebiet, über dieß hinaus kann ihn sein schöner Zirkel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und überwiegend, und mit starken Arm trägt er uns über die sinnenliche Zone.

In den ersten dieser Gewalten erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Anklang der Freiheit, aber nicht vernehmlich, weiche und über die Macht der Natur erhebt und von allen körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche mit innerhalb der Natur als Menschen gemischt. Wir fühlen uns frei bei der Betrachtung, weil die sinnlichen Triebe mit dem Weg des Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er nur keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stände.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehmuth und Lust in seinem höchsten Grad als ein Schauer entsteht, und von Freudigen, daß sich zum Entzücken steigern kann, und, es ist gleich nicht eigentlich Lust ist, von seinen Gegen aber Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Vermischung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweiset unsere moralische Bestimmtheit auf eine unwiderstehliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der sinnliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns steht, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, welche den Vorstellungen verschiedene auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren dieß durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unserer Sinnlichkeit nicht nothwendig nach dem Zustand der Sinnen richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein übersinnliches Prinzipium in uns haben, welches von allen sinnlichen Affekten unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Erkenntniskraft, und nennen ihn dem Verstand, und ein Gefühl eines Vergnügen von ihm zu haben; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber es war gleich in dem einen, wie in dem anderen Fall, durch seine Verneinung hebt positives Gefühl unseres Geistes erhaben sein, so suchen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Wäre dieses nicht möglich seyn, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unserer Auffassungskraft wären? Würden wir nicht an der Allgewalt der Naturkräfte gar keinen Antheil nehmen können? Würden wir nicht auf Alles verzichten, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden bezeichnet von dem Zwischenorte, weil wir wollen können, was die Sinne verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Denn lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihrer Willkür Lauf, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphiert, aber an das absolute Große in uns prallt sonst die Natur in ihrer ganzen Herrschaftlichkeit nicht reichen. Denn unaufhaltsam wie der physischen Kräfte wandlustig unsere Vorstellungen und unsere Ideen, denn das erkannte und eben, daß sie über unsere Grundsätze weder zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber der Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, und zu lehren, daß wir mehr als sinnliche sind; so wollte sie selbst Empfindungen dazu zu bringen, und der Entdeckung auf die Spur zu helfen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nicht weniger als Materie unterworfen sind. Und doch ist eine ganz andere Wirkung, als wenn das Gefühl gestillt werden kann; denn bei Gefühl der Vernunftgesetze schwindet, wenn im Irrsinnlichen nicht so und das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur am steilen Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir alle ewig wie entfernt, daß wir bestimmt und klug sind, und all seine Anstrengen zu bewirken. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beiden liegt der Zauber, wo mit es unsre Gemüth ergreift. Der geistliche und der materielle Mensch werden hier auf Schärfste von einander geschieden, denn gerade bei letzten Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Anderen zu Boden drückt.

Herab sich lassen, Bänder, die den Damen
Entfallen sind, begierig wegzustehlen,
Und — Sie verzeihn —

Indem sie mit einer leichten Fingerbewegung seine Hemdkrause wegschnellt, und eine Bandschleife, die da verborgen war, wegnimmt.

So kostbar zu verwahren?

KARLOS

mit Befremdung zurück tretend.

Prinzessin — Nein, das geht zu weit. — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht. — Sie sind
Mit Geistern, mit Dämonen einverstanden.

PRINZESSIN.

Darüber scheinen Sie erstaunt? Darüber?
Was soll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geschichten in Ihr Herz zurück, Geschichten —
Versuchen Sie es; fragen Sie mich aus.
Wenn selbst der Laune Gaukeley'n, ein Laut
Verstümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln
Von schnellem Ernste wieder ausgelöscht,
Wenn selber schon Erscheinungen, Geberden,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen sind, urtheilen Sie, ob ich
Verstand, wo Sie verstanden werden wollten?

KARLOS.

Nun das ist wahrlich viel gewagt. — Die Wette
Soll gelten, Fürstin. Sie versprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich selber nie gewufst.

PRINZESSIN

etwas empfindlich und ernsthaft.

Nie, Prinz?
Besinnen Sie Sich besser. Sehn Sie um Sich. —
Diefs Kabinet ist keines von den Zimmern
Der Königin, wo man das Bifschen Maske
Noch allenfalls zu loben fand. — Sie stutzen?
Sie werden plötzlich lauter Glut? — O freylich,
Wer sollte wohl so scharfklug, so vermessen,
So müfsig seyn, den Karlos zu belauschen,
Wenn Karlos unbelauscht sich glaubt? — Wer sah's,
Wie er beym letzten Hofball seine Dame,
Die Königin, im Tanze stehen liefs,
Und mit Gewalt ins nächste Paar sich drängte,
Statt seiner königlichen Tänzerin
Der Fürstin Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irthum, Prinz, den der Monarch sogar,
Der eben jetzt erschienen war, bemerkte!

KARLOS

mit ironischem Lächeln.

Auch sogar der? Ja freilich, gute Fürstin,
Für den besonders war das nicht.

PRINZESSIN.

So wenig
Als jener Auftritt in der Schlofskapelle,
Worauf sich wohl Prinz Karlos selbst nicht mehr
Besinnen wird. Sie lagen zu den Füfsen
Der heil'gen Jungfrau in Gebet ergossen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewisser Damen hinter Ihnen rauschten.
Da fing Don Philipps heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an, auf seinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenschaft — es war ein Possenspiel
Zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerküsse regnen auf den Marmor.

KARLOS.

Sie thun mir Unrecht, Fürstin. Das war Andacht.

PRINZESSIN.

Ja, dann ist's etwas anders, Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluste,
Als Karlos mit der Königin und mir
Beym Spielen safs, und mit bewundernswerther
Geschicklichkeit mir diesen Handschuh stahl —

Karlos springt bestürzt auf.

Den er zwar gleich nachher so artig war
Statt einer Karte wieder auszuspielen.

KARLOS.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

PRINZESSIN.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erschrak ich, als mir unvermuthet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In diesen Handschuh zu verstecken wufsten.
Es war die rührendste Romanze, Prinz,
Die —

KARLOS

ihr rasch ins Wort fallend.

Poesie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blasen auf,
Die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

PRINZESSIN

vor Erstaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeit lang aus der Entfernung beobachtend.

Ich bin erschöpft — all' meine Proben gleiten
Von diesem schlangenglatten Sonderling.

Sie schweigt einige Augenblicke.

Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerstolz,
Der nur, sich desto süfser zu ergetzen,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja?

Sie nähert sich dem Prinzen, und betrachtet ihn zweifelhaft.

Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich stehe
Vor einem zauberisch verschlofsnen Schrank,
Wo alle meine Schlüssel mich betrügen.

KARLOS.

Wie ich vor Ihnen.

PRINZESSIN.

Sie verläfst ihn schnell, geht einigemal stillschweigend im Kabinet auf und nieder, und scheint über etwas wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer grofsen Pause ernsthaft und feierlich:

Endlich sey es denn —
Ich mufs einmal zu reden mich entschliefsen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie sind

Ein edler Mensch — ein Mann, sind Fürst und Ritter.
An Ihren Busen werf' ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

Der Prinz rückt näher mit erwartungsvollem, theilnehmendem Erstaunen.

Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Rui Gomez, Graf von Silva —
Der König will, schon ist man Handels einig,
Ich bin der Kreatur verkauft.

KARLOS *heftig ergriffen.*

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann in Süden? —

PRINZESSIN.

Nein, hören Sie erst alles. Nicht genug,
Dafs man der Politik mich hingeopfert,
Auch meiner Unschuld stellt man nach — Da! Hier!
Diefs Blatt kann diesen Heiligen entlarven.

Karlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne sich Zeit zu nehmen, es zu lesen.

Wo soll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend schützte;
Doch endlich —

KARLOS.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

PRINZESSIN

stolz und edel.

Durch wen?
Armselige Vernünfteley! Wie schwach
Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken, oder, ewig ungenossen,
Verscharren muſs — dem groſsen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz,
Sie unter ihrem Werthe loszuschlagen.

KARLOS.

(Beym wunderbaren Gott! — das Weib ist schön!)

PRINZESSIN.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit: gleich viel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
Geb' ich für alles, alles hin. Ich schenke
Nur Einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zusammenklang — ein Kufs —
Der Schäferstunde schwelgerische Freuden —
Der Schönheit hohe, himmlische Magie
Sind Eines Strahles schwesterliche Farben,
Sind Einer Blume Blätter nur. Ich sollte,
Ich Rasende! ein abgerifsnes Blatt
Aus dieser Blume schönem Kelch verschenken?
Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
Der Gottheit grofses Meisterstück, verstümmeln,
Den Abend eines Prassers zu versüfsen?

KARLOS.

(Unglaublich! Wie? Ein solches Mädchen hatte
Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute
Zum ersten Mal?)

PRINZESSIN.

Längst hätt' ich diesen Hof
Verlassen, diese Welt verlassen, hätte

In heil'gen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band ist noch zurück, ein Band,
Das mich an diese Welt allmächtig bindet.
Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir so werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt.

KARLOS

voll Feuer auf sie zugehend.

Sie sind's!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich schwör' es.
Sie sind's, und unaussprechlich.

PRINZESSIN.

Sie? Sie schwören's?
O das war meines Engels Stimme! Ja,
Wenn freilich Sie es schwören, Karl, dann glaub' ich's,
Dann bin ich's.

KARLOS,

der sie voll Zärtlichkeit in die Arme schließt.

Süfses, seelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geschöpf! — Ich stehe
Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte Dich gesehn,
Wer unter diesem Himmel dich gesehn,
Und rühmte sich — er habe nie geliebt? —

Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, schöner Engel, willst du hier? bey Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das ist kein Himmelsstrich
Für solche Blumen. — Möchten sie sie brechen;
Sie möchten — o ich glaub' es gern. — Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! — Ich schlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
Durch eine teufelvolle Hölle dich!
Ja — lafs mich deinen Engel seyn. —

PRINZESSIN

mit dem vollen Blick der Liebe.

O Karlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
Und gränzenlos belohnt Ihr schönes Herz
Die schwere Müh', es zu begreifen!

Sie nimmt seine Hand und will sie küssen.

KARLOS,

der sie zurück zieht.

Fürstin,
Wo sind Sie jetzt?

PRINZESSIN

mit Feinheit und Grazie, indem sie starr in seine Hand sieht.

Wie schön ist diese Hand!
Wie reich ist sie! — Prinz, diese Hand hat noch

Ein Mensch, mit ich annehme, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Beobachtung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und bei Allem soll ihm seine Handlung sauer machen, wenn nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn aufmuntern mag. Wenn wird dieser schöne Charakter der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entgleichen seyn, und wer sich entmalen können, einen solchen Menschen zu sehen? Aber Gewiß wir uns weit, bei aller Zuneigung zu demselben, verschweren haben, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, sogar genug mit andern beschäftigen, und er müßte seinen eigenen Vortheil besser, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eigenen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen nur mehr thun, als auch der blos Kluge Mann thun würde, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also enthält bei ganz Phänomene seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns sonderlich bemühen nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber pflichtlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grunde richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen; Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und forsche wie dem Unglücklichen die Realität; der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche sich so bereit gewiesen war. Finden wir ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, bei der Wärme seiner Wohlthätigkeit, der Unbeugsamkeit seiner Gerechtigkeit, der Schwere seiner Mäßigkeit, eigenen Unglück seiner Thätigkeitsneigung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gesinnung, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — denn freilich mußte auch mit seiner Gesinnung auch dem Betragen nothwendig sein, daß es sich gleichfalls nach den Umständen richtete, was es ganz und gar aufgeben, daß Betragen auf dem Standpunkte abgelaufen, auf den Grund des ersten auf der gänzlichen Veränderung herum in eine ganz andere verlegen, welche die Bemühung zwar mit ihren Pflichten erfüllen, der Vorsehung aber mit seinen Begriffen nicht zufrieden seyn. Diese Entdeckung des edelsinnten moralischen Menschens, welcher an seine Naturbestimmung gebunden ist, gibt dem unmittelbaren Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz, den feinen Lust des Schönen, so verstellt sie auch seyn, dem Erhabenen streng modern kann.

Paul Erdmann verschafft uns alle diese Bedingungen auf der Landstraße leicht, wenn uns das Schicksal gern einmal gefangen hatten möchte. Nicht allein, denn es gibt von der Unpünktlichkeit seinen Uebergang gar Treffen, sondern plötzlich uns durch eine Erschütterung rasch in den entschlossenen Geist aus dem Nest sah, wenn die verschwerte Familie sich ins Mittel, und bei uns so fester binden, je hartnäckiger es gewesen ist. Wenn sie durch den unmenschlichen Einfluß eines weichlichen Gefühlsmehl auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat; wenn es ihr gelungen ist, sich in der verschönerischen Hülle des sittlichen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesinnung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Aufregung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schwäche zu zeigen, und ihn auf seine Seite zurückzugewinnen, ihm eine Revolution über seine wahre Bestimmung zu erwecken, und ein Gefühl seiner Würde, vermöge dessen der Mensch aufzustehen. Die Gedanken unter den Gefühl der Größe in Kämpfe hat der tapfere Seemann Lord Nelson bezeichnet, und damit der Mensch einer Aufgaben dächte sie ihm lange soll auf seinen Fuße gelangen. Lange glaubt es einer unüberwindlichen Gewalt zu unterliegen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich seiner Menschen Gestalt; er erinnert sich seiner besseren Bestimmung, wird sich in die Wolken, und ist frei.

Das Erhabene, wie bei Sulzer, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgestreut, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim liegt unentwickelt da, und kann die Kunst muß ihn ausarbeiten werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegenreifen, wenn wir noch vor dem Erhabenen stehen; denn die Sulzer hat es unter Mitleiden im Kindlichen Alter, und soll — ja auch dem reifen Menschen zur Verbesserung führen. Aber es ist gleich unser erste Liebe ist, und unser Empfindungsfähigkeit für dasselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichet der Geschmack seine vollige Reife, ein Mädchen und Jünglinge auf einen dessen Weg, als durch die gefährlichen Enge, in unser Herz gepflanzt wissen, so wächst die Sinnenwelt erst die Grenze unserer Bestrebungen bleiben. Wir wissen den weiter in unsern Begriffen, und in unsern Gesinnungen über sie hinaus gehen, und weil die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität ihr auf haben. Aber allerdings liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, empfindet er zuerst selbst, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Menschen seine Prüfungsgewalt. In dieser Involvenzzeit wird Reife genug gewonnen, einen Ausgleichungen Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzuhäufen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene auf der Bühnenzeit zu entwickeln.

So lange der Mensch eine Stufe der physischen Mittelmäßigkeit war, und den engen Kreis der Verhältnisse noch keinen Raum gefunden hatte, und die böse Sinnenlust sein Herz in seiner Brust noch nicht ergriff; so konnte ihn die unsichtbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Da wurde alle die große und Kühnheit verabscheuen, und sie sondern müssen als Gegenstand abwenden. Denn aber so oft ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Antrieb der Natur

Zwey kostbare Geschenke zu vergeben —
Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein grofses göttliches Geschenk! — Beynahe
Für Eine Sterbliche zu grofs! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung Sich entschlössen?
Die Königinnen lieben schlecht — ein Weib,
Das lieben kann, versteht sich schlecht auf Kronen.
Drum besser, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt. — Wie? Oder hätten Sie wohl schon?
Sie hätten wirklich? O dann um so besser!
Und kenn' ich diese Glückliche?

KARLOS.

Du sollst.
Dir, Mädchen, Dir entdeck' ich mich — der Unschuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck' ich mich. An diesem Hof bist du
Die Würdigste, die Einzige, die Erste,
Die meine Seele ganz versteht. — Ja denn!
Ich läugn' es nicht — ich liebe!

PRINZESSIN.

Böser Mensch!
So schwer ist das Geständnifs dir geworden?

Beweinenswürdig mufst' ich seyn, wenn du
Mich liebenswürdig finden solltest?

KARLOS *stutzt.*

Was?
Was ist das?

PRINZESSIN.

Sólches Spiel mit mir zu treiben!
O wahrlich, Prinz, es war nicht schön. Sogar
Den Schlüssel zu verläugnen!

KARLOS.

Schlüssel! Schlüssel!

Nach einem dumpfen Besinnen.

Ja so — so war's. — Nun merk' ich — O mein Gott!

Seine Knies wanken, er hält sich an einen Stuhl, und verhüllt das Gesicht.

PRINZESSIN.

Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Fürstin schreyt laut und fällt.

Abscheulich! Was hab' ich gethan?

KARLOS

sich aufrichtend, im Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

So tief
Herab gestürzt von allen meinen Himmeln! —
O das ist schrecklich!

PRINZESSIN

das Gesicht in das Küssen verbergend.

Was entdeck' ich? Gott!

KARLOS

vor ihr niedergeworfen.

Ich bin nicht schuldig, Fürstin — Leidenschaft —
Ein unglücksel'ger Mifsverstand — Bey Gott!
Ich bin nicht schuldig.

PRINZESSIN

stöfst ihn von sich.

Weg aus meinen Augen,
Um Gottes willen —

KARLOS.

Nimmermehr! In dieser
Entsetzlichen Erschüttrung Sie verlassen?

PRINZESSIN

ihn mit Gewalt wegdrängend.

Aus Grofsmuth, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen. — Wollen Sie mich morden?
Ich hasse Ihren Anblick!

Karlos will gehen.

Meinen Brief
Und meinen Schlüssel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

KARLOS.

Den andern?

Was denn für einen andern?

PRINZESSIN.

Den vom König.

KARLOS *zusammenschreckend.*

Von wem?

PRINZESSIN.

Den Sie vorhin von mir bekamen.

KARLOS.

Vom König? und an wen? an Sie?

PRINZESSIN.

O Himmel!

Wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! Den Brief!

Heraus damit! ich muſs ihn wieder haben.

KARLOS.

Vom König Briefe, und an Sie?

PRINZESSIN.

Den Brief!

Im Namen aller Heiligen!

KARLOS.

Der einen
Gewissen mir entlarven sollte — diesen?

PRINZESSIN.

Ich bin des Todes! — Geben Sie.

KARLOS.

Der Brief —

PRINZESSIN

in Verzweiflung die Hände ringend.

Was hab' ich Unbesonnene gewagt?

KARLOS.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzessin,
Das ändert freilich alles schnell. — Das ist

Den Brief frohlockend empor haltend.

Ein unschätzbarer — schwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulösen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend sind. — Den Brief
Behalt' ich. *Er geht.*

PRINZESSIN

wirft sich ihm in den Weg.

Grofser Gott! Ich bin verloren!

NEUNTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSIN *allein.*

Sie steht noch betäubt, ausser Fassung; nachdem er hinaus ist, eilt sie ihm nach und will ihn zurück rufen.

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie — Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich — Da steh' ich
In fürchterlicher Einsamkeit — verstofsen,
Verworfen —

Sie sinkt auf einen Sessel. Nach einer Pause:

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerin. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es selbst bekannt.
Doch wer ist diese Glückliche? — So viel
Ist offenbar — er liebt, was er nicht sollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verkriecht sich seine Leidenschaft — Warum
Vor diesem, der sie wünschte? — Oder ist's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhlerische Absicht
Verrathen war — da jauchzten seine Mienen,
Frohlockt' er wie ein Glücklicher . . . Wie kam es,

Dafs seine strenge Tugend hier verstummte?
Hier? Eben hier? — Was kann denn er dabey,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königin die —

Sie hält plötzlich ein, von einem Gedanken überrascht. — Zu gleicher Zeit reifst sie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Busen, betrachtet sie schnell, und erkennt sie.

O ich Rasende!
Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang' geliebt, eh' der Monarch sie wählte.
Nie ohne sie sah mich der Prinz. — Sie also,
Sie war gemeint, wo ich so gränzenlos,
So warm, so wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beyspiel ist!
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —

Stillschweigen.

Dafs er ganz ohne Hoffnung lieben sollte!
Ich kann's nicht glauben — Hoffnungslose Liebe
Besteht in diesem Kampfe nicht. Zu schwelgen,
Wo unerhört der glänzendste Monarch
Der Erde schmachtet — Wahrlich! solche Opfer
Bringt hoffnungslose Liebe nicht. Wie feurig
War nicht sein Kufs! Wie zärtlich drückt' er mich,

Wie zärtlich an sein schlagend Herz! — Die Probe
War fast zu kühn für die romant'sche Treue,
Die nicht erwiedert werden soll — Er nimmt
Den Schlüssel an, den, wie er sich beredet,
Die Königin ihm zugeschickt — Er glaubt
An diesen Riesenschritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So traut er Philipps Frau
Die rasende Entschliefsung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht grofse Proben ihn ermuntern?
Es ist am Tag'. Er wird erhört. Sie liebt!
Beym Himmel, diese Heilige empfindet!
Wie fein ist sie! . . . Ich zitterte, ich selbst,
Vor dem erhabnen Schreckbild dieser Tugend.
Ein höh'res Wesen ragt sie neben mir,
In ihrem Glanz erlösch' ich. Ihrer Schönheit
Mifsgönnt' ich diese hohe Ruhe, frey
Von jeder Wallung sterblicher Naturen.
Und diese Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln schwelgen wollen? hätte
Den Götterschein der Tugend schaugetragen.
Und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erdreistet?
Das durfte sie? Das sollte ungerochen
Der Gauklerin gelungen seyn? gelungen,
Weil sich kein Rächer meldet? — Nein bey Gott!

Ich betete sie an — Das fordert Rache!
Der König wisse den Betrug — Der König?

Nach einigem Besinnen.

Ja recht — das ist ein Weg zu seinem Ohre.

Sie geht ab.

ZEHNTER AUFTRITT.

Ein Zimmer im königlichen Palaste.

HERZOG VON ALBA. DOMINGO.

DOMINGO.

Was wollten Sie mir sagen?

ALBA.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
Ich einen Aufschlufs haben möchte.

DOMINGO.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

ALBA.

Prinz Karlos
Und ich begegnen diesen Mittag uns
Im Vorgemach der Königin. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern.
Die Königin auf das Getöse öffnet
Das Zimmer, wirft sich zwischen uns und sieht
Mit einem Blick despotischer Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein einz'ger Blick. —
Sein Arm erstarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heifsen Kufs — er ist
Verschwunden.

DOMINGO

nach einigem Stillschweigen.

Das ist sehr verdächtig. — Herzog,
Sie mahnen mich an etwas. — Aehnliche
Gedanken, ich gesteh' es, keimten längst
In meiner Brust. — Ich flohe diese Träume —
Noch hab' ich niemand sie vertraut. Es giebt
Zweyschneid'ge Klingen, ungewisse Freunde —
Ich fürchte diese. Schwer zu unterscheiden,
Noch schwerer zu ergründen sind die Menschen.
Entwischte Worte sind beleidigte

träfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Anzahl von Erscheinungen etwas Verwandtes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden; und das relative Große außer ihm ist sein Spiegel, worin er das absolute Große in sich selbst erblickt. Inwiefern und mit schauerlicher Lust nähert er sich jener diesen Sonnenwelten seiner Einbildungskraft, und hier entdeckt die ganze Kraft dieses Vermögens sich. Das Einzelne, Unendliche vorgestellen, um, wenn es bei diesem Versuche kommen darfe, die Unvorstellbarkeit seiner Ideen über das Höhere, was die Sinnlichkeit treffen kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick ausgegrabener Formen und unsichtbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der bildenden Gesetzgebung des physischen Erkenntnisses. Ein erhabener Maßstab der Schätzung wird von der ganzen Majestät der Natur vorgestellen, und gegen ihren großen Gestalten vergehen, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Hellenentschluß, den sein Stubiersaal und sein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben würde, nicht schon dieser unabsehbare Streit des Gemäldes mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergange gebracht hat? wer weiß, ob es nicht dem schweren Probleme mit diesem großen Gemälde zum Theil gelingt, daß der Charakter des Stillers sich so ganz zum Idealischen modelt, verschönert und weitet, wenn der Sinn des Menschen offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber allen diesen Unvereinbaren für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verabscheuet), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben, der verwandt mit jenem bei der großartigen Anordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der erstaunlichen Regelmäßigkeit eines kunstlichen Gartens? Wer bekommt nicht Lust, von den wunderbaren Kompositionen der Einbildungskraft und Zerstörung in Shakespeares Stücken, welche ein Auge nicht lieber an Gemälden solcher Naturarten und Naturordnungen, Oceans großer Natur, als bei es in den Gemäldereichen Holland von seinen Sitz der Gebäude über das wunderliche der Elemente bewundern? Niemand wird sie nennen, sich in Petersburg Lusten die den prächtigen Menschen besser gefallen ist, als weiter den schönen Kreuter des Meeres, und daß der Verstand, der in seinen und ruhigen will, den einen prunkenden Palastschönheiten weit mehr als den einen weiten Naturlandschaft seine Bewunderung findet. Aber der Mensch bemerkt sein Verhältniß nicht, als jedesmal sich weiß seine zu setzen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Bestimmungen um ihn herum zu begreifen.

Was den Begriffen von Empfindung die wichtigere Eigenheit in der physischen Schätzung so angebracht macht, daß sie entweder einem vorgefundenen objektiven Gesetze, gemäß in der vorstellenden Anschauung der sinnlichen Welt, die Quelle einer ganz eigenen Beurtheilung sind. Wer fertigte die große Handleitung der Natur mit der blauen Farbe des Verstandes bekleidet, und immer nur darauf aufgeht, ihre ganze Vorstellung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt wohl gefallen, wo weder der tolle Zufall als ein wenig Plan zu regieren scheint, und die Personen in den mehrsten Fällen Verstand und Glück mit einander im Widerspruche sehen. Er will haben, daß in den großen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders sein kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer thätigen Ordnung und von einer anderen Zweckverbindung unter diesem Gesetze von Ursache und Wirkung, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muß, theorisiert und understandbar werden, macht sie ja einem desto treffenderen Einblick für die reine Vernunft, die in einer dieser wilden Ungeordnetheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen hergestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Zufälligkeit, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit übereinstimmt zusammenklingt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie mit ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in seine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und bekommt also ihre [illegible] gegen über den Verstand als sinnlich bestimmte Vermögen. Erkennet man sich nun, verlieren Werth es für ein Vermunftwesen haben muß, sich seiner Integrität und Vorzügen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugehe, daß Menschen von erhabener Gemüthsstimmung durch diese in den dargebrachte Idee der Freiheit sich für einen Fehlschluß der Erkenntniß die entschlüge hatten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Wirkungen und physischen Gesetze ist eine Gemüthsart ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung einer Freiheit, wo die Schaafe geduldig den Hirten folgen, und der selbstbewußte Mensch sich zum blindesten Glied eines Ganzen macht. Das letzte macht den Menschen blos zu einem geschickten Produkt und abrichtigen Bürger der Natur: die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitverweiser eines höhern Systems, wo er unendlich eingenommen ist, den mehrsten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, sind nur sind darum, ist mir die Naturgestalt ein Erhabenes Objekt. Die Welt, als bildende Gesetzmäßigkeit, ist im Grunde nichts anderes als der Kampfes der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Ewigkeit dieses Kampfes der Natur und die Freiheit. So weit die Gesetzmäßigkeit reicht, daß sie von der Natur (in der alle Natur im Menschen gefaßt werden müssen) weit anderer Thaten zu erzielen, als von den freiheitlichen Vermögen, und diese bei uns durch eingelne Bekanntnis vom Naturgesetz in einem Satz, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht bewunden können. Wenn man sich nun der Geschichte mit solchen Erwartungen von Licht und Erkenntnis, wie sehr findet man sich betrogen! Alle weltberühmten Berichte der Postlehrte, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Analogen der Erfahrungen wider-

Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniſs,
Bis einst die Zeit es reifen würde. Wer
Ist mir auch Bürge, daſs ich recht gesehen?
Wie leicht geschieht's, daſs Menschen sich betrügen!
Ich bin ein Priester. Meine Weihung lautet,
Den Frieden, nicht die Zwietracht zu verkünden.
Das überlass' ich denen, deren Amt
Es mehr ist. — Andre Diener, andre Eide!
Dem Herzog Alba kann die Pflicht befehlen,
Was mir die Pflicht verbietet. Ich muſs schweigen,
Wär' ich noch einmal so gewiſs, als ich
Es jetzt schon bin.

ALBA.

Gewiſs? Gewiſs? Wovon?
Ich wüſste nicht, wie viel ich um die bloſse
Wahrscheinlichkeit zu geben fähig wäre!

DOMINGO.

Was hilft mir Überzeugung, die ich nicht
Auch vor Gericht zu stellen wagen darf?
Gewisse Dienste Königen zu leisten
Ist miſslich, Herzog — ein gewagter Wurf,
Der, fehlt er seine Beute, auf den Schützen
Zurücke prallt. — Ich wollte, was ich sage,

Auf eine Hostie beschwören — doch
Ein Augenzeugnifs, ein erhaschtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt schwerer in die Wage,
Als mein lebendigstes Gefühl. — Verwünscht,
Dafs wir auf Span'schem Boden stehn!

ALBA.

Warum
Auf diesem nicht?

DOMINGO.

An jedem andern Hofe
Kann sich die Leidenschaft vergessen. Hier
Wird sie gewarnt von ängstlichen Gesetzen.
Die Span'schen Königinnen haben Müh
Zu sündigen — ich glaub' es — doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am besten glückte, sie zu überraschen.

ALBA.

Sehr wahr: drum eben müfste man —

DOMINGO.

Von einem
Entwurfe zwar versprech' ich mir noch etwas.
Gelingt mir dieser — — — Darf ich der Prinzessin
Von Eboli von jenem Vorfall sagen?

ALBA.

Darum erschien ich. Hören Sie, Kaplan,
An der Entdeckung liegt mir viel, ich will's
Nicht läugnen, liegt mir mehr, als Sie vielleicht
Vermuthen dürften. Alles liegt mir dran,
Dafs der Monarch davon erfahre. Heute
Ging etwas vor — — Ich hoffe doch, Kaplan,
Wir kennen uns.

DOMINGO.

Was ich von diesem Punkte
Zu halten pflege, wissen Sie, Toledo —

ALBA.

Ich hab' es nie im Ernst geglaubt, dafs mir
Gefahr von dorther drohen könnte — noch
Glaub' ich es nicht — doch gäb' es einen Menschen,
Den ich zu fürchten mir erlauben könnte,
— Der Knabe wär' es.

DOMINGO.

Herzog, Sie berühren
Hier eine Saite — —

ALBA.

Heut erbat er sich
Gehör beym König. Eine Stunde währte

Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er;
Ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thüre
Begegnete. Den Mittag drauf erscheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er ist
Entzückt, dafs mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen stehen anders,
Sagt er, und besser. Heucheln konnt' er nie.
Wie soll ich diese Widersprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangesetzt zu seyn,
Und mir ertheilt der König eine Gnade
Mit allen Zeichen seines Zorns! — Was mufs
Ich glauben? Wahrlich, diese neue Würde
Sieht einer Landesverweisung ähnlicher
Als einer Gnade.

DOMINGO.

Dahin also wär' es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie so ruhig? so gelassen? — Kennen
Sie diesen Jüngling? Ahnden Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Sie haben Proben:
Er hafst Sie —

ALBA.

Das vergeb' ich ihm. Hab' ich
Ihn je geliebt? — Doch, dafs er mich beschimpfte,
Domingo, das werd' ich ihm nie vergessen.
Als vor'ges Jahr die Stände Arragons
Ihm huldigten und mich die Reihe traf,
Erschien ich etwas später, weil mein Amt
Als Marschall bey dem Feste mich verzögert.
Der Herold hatte dreymal schon gerufen,
Eh' ich den Thron erreichte. — Da verstiefs
Mich der Infant. Im Angesicht des ganzen
Betretnen Arragoniens versagte
Der Knabe mir den Handkufs — alle Augen
Durchbohrten mich, ich stand zum ersten Mal
In meinem Leben aufser Fassung. Damals
Gelobt' ich volle, schreckliche Bezahlung
Dem stolzen Jüngling, und ich halte sie.

DOMINGO.

Ich bin sein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und seine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe seine Seele)
Hegt einen schrecklichen Entwurf — Toledo —
Den rasenden Entwurf, Regent zu seyn,

Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will. — Er denkt!
Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen
Chimäre — er verehrt den Menschen — — Herzog,
Ob er zu unserm König taugt?

ALBA.

Phantomen!
Was sonst? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle spielen möchte. — Bleibt
Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbey,
Trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

DOMINGO.

Ich zweifle. — Er ist stolz auf seine Freyheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
Zu kaufen sich bequemen mufs. — Taugt er
Auf unsern Thron? Der kühne Riesengeist
Wird unsrer Staatskunst Linien durchreifsen.
Umsonst versucht' ich's, diesen trotz'gen Muth
In dieser Zeiten Wollust abzumatten;
Er überstand die Probe — Schrecklich ist
In diesem Körper dieser Geist — und Philipp
Wird sechzig Jahre alt.

ALBA.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

DOMINGO.

Er und die Königin sind Eins.
Schon schleicht, verborgen zwar, in beider Brust
Das Gift der Neuerer; doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne diese Valois. — Fürchten wir
Die ganze Rache dieser stillen Feindin,
Wenn Philipp Schwächen sich erlaubt. Noch ist
Das Glück uns günstig. Kommen wir zuvor.
In Eine Schlinge stürzen beide. — Jetzt
Ein solcher Wink dem Könige gegeben,
Bewiesen oder nicht bewiesen — viel
Ist schon gewonnen, wenn er wankt. Wir selbst,
Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Überzeugten schwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, sind wir
Vorher gewifs, dafs wir entdecken müssen.
Ich habe sonst noch eine Spur — War's nicht
Am neuen Jahr, dafs unsre Königin
In Wochen kam? Ganz recht — und im April
Des vor'gen Jahrs erstand der König erst

Von seinem bösen Fieber — Herzog Alba? . . .
Sie ahnden doch? — Dieſs kleine Samenkorn
Soll in der Zeiten reifender Vollendung
Mir schrecklich aufgehn — Nur Geduld! —

ALBA.

Doch jetzt
Die wichtigste von allen Fragen: — Wer
Nimmt's über sich, den König zu belehren?

DOMINGO.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie also,
Was lange schon, des groſsen Planes voll,
Mein stiller Fleiſs dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt, unser Bündniſs zu vollenden,
Die dritte, wichtigste Person. — Der König
Liebt die Prinzessin Eboli. Ich nähre
Die Leidenschaft, die meinen Wünschen wuchert.
Ich bin sein Abgesandter — Unserm Plane
Erzieh' ich sie. — In dieser jungen Dame,
Gelingt mein Werk, soll eine Bundsverwandtin,
Soll eine Königin uns blühn. Sie selbst
Hat jetzt in dieses Zimmer mich berufen.
Ich hoffe alles. — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein Span'sches Mädchen
Vielleicht in Einer Mitternacht.

ALBA.

Was hör' ich?
Ist's Wahrheit, was ich jetzt gehört? Beym Himmel!
Das überrascht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

DOMINGO.

Still! Wer kommt? —
Sie ist's — sie selbst.

ALBA.

Ich bin im nächsten Zimmer,
Wenn man —

DOMINGO.

Schon recht. Ich rufe Sie.

Der Herzog von Alba geht ab.

EILFTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSIN. DOMINGO.

DOMINGO.

Zu Ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürstin.

PRINZESSIN
dem Herzog neugierig nachsehend.

Sind wir etwa
Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich sehe,
Noch einen Zeugen bey Sich?

DOMINGO.

Wie?

PRINZESSIN.

Wer war es,
Der eben jetzt von Ihnen ging?

DOMINGO.

Der Herzog
Von Alba, gnäd'ge Fürstin, der nach mir
Um die Erlaubniſs bittet, vorgelassen
Zu werden.

legt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundsätzen der Verstehung richtet oder zu richten scheint, so mannichfaltig leicht sie im Reich der Freiheit den Jägern, worau der Speculationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf reflectirt, sie zu erklären, und diese ihre Uebereinstimmung selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; daß sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Strudel reißt, daß sie das Kleinste wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich verstrickt, daß sie hier eine Ameisenwelt erbaut, dort ihr heroisches Geschlecht, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihrer mühsamsten Ordnungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Ort der Oberfläche oft Jahrhunderte lang baut – mit einem Wort – dieser Anlaß der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die scheinbare Unabhängigkeit derselben, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihren Reichen gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth muß alle anmaßerische aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nämlich bloß diese Betrachtung derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, sträuben nichts so sehr, als mit dieser Macht zu gesellen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in guten Verhältnissen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Man gebe es aber dennoch nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch sein fast unvermeidlicher Fall die Pflicht mit dem Wohlergehen uns in Streit gerathen heißt, so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und wo der seine Kraft, nach seiner Beschränktheit kann, thut gegen die Thate der Verhängniß sicher Strafen. Wohl thun alle, wenn es gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preisgegeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Anlehnungen ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit des Geistes zu flüchten; wo es kein anderes Mittel gibt, den Todesstreich zu beruhigen, als es zu wollen, und diese einzige Waffe, den Macht der Natur zu widerstehen, als ihr gutwegkommen und durch eine freie Anstrengung alles sinnlichen Interesse, sie auch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiden.

Dazu nun führen uns erhabene Betrachtungen und ein höherer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da, wo sie uns ihre verheerende Macht bloß von ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstlich Unglück, und, wie das wahre Unglück, setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Großerweg, das in unserm Busen geübert. Aber das wahre Unglück wächst seinem Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft weinerlos, und, was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen ändert uns in voller Rüstung, und weil es bloß eingebildet ist, so gewinnt das strenge Kindlich Prinzipium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Anhänderung zu behaupten. In dem nun der Geist diesen Act von Selbstthätigkeit erwecken, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn auf dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Sieg über Menschennatur, das wirkliche Leiden in eine ästhetische Nährung aufgehen. Das Pathetische kann man daher sagen, ist eine Institution des innern moralischen Seelenfalls, wodurch es seiner Bestimmung theilhaft, und der Angriff der sinnlichen auf die starke Seite des Menschen eingeleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlechten verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, statt, um sich bei den Dingen in Kunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten klügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich und das böse Verhängniß. Nur in der Unmittelbarkeit der uns umtagenden Gefahren – denn erst muß doch endlich aufhören – nur in der Betrachtung schaft uns draußen ist Heil für uns. Zu dieser Betrachtung nun erschien und das furchtbar herrliche Trauerspiel der Natur großartiger und wieder zerschmetternder und wieder zerstörenden Veränderung, bei voll langsam untergrabenden, bald schnell übermallenden Verderben, verbreiten uns die pathetischen Gemälde der in den Kampf mit dem Schicksal eingetretenen Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unverlangenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsere Augen bringt. Denn wo wäre herzhafter, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mitleidens, von dem Unterjochen der Erde Spottende und Kartharze, bei solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Ironie alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen! Die Thätigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs auf den geschäftlichen Denk- und Willenskräften unser Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen, die vollkommenste Entwicklung erheischt. Das Schöne macht sich bloß verdient an den Menschen, das Erhabene an den reinen Dämonen in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken und noch dem Gesetzgeb reinere Geister zu regieren, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des vernünftigen Herzens nach dem ganzen Umfang [illegible] Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Denn das Schöne würde zwischen unsrer Neigung

PRINZESSIN.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wissen Sie vielleicht
Es mir zu sagen?

DOMINGO.

Ich? und eh' ich weifs,
Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das lang' entbehrte Glück verschafft, der Fürstin
Von Eboli mich wiederum zu nähern?

Pause, worin er ihre Antwort erwartet.

Ob sich ein Umstand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünsche spricht? ob ich
Mit Grund gehofft, dafs befsre Überlegung
Mit einem Anerbieten Sie versöhnt,
Das Eigensinn, das Laune blofs verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

PRINZESSIN.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

DOMINGO.

Noch
Verschob ich's, ihn so tödlich zu verwunden.

Noch, gnäd'ge Fürstin, ist es Zeit. Es steht
Bey Ihnen, sie zu mildern.

PRINZESSIN.

Melden Sie
Dem König, dafs ich ihn erwarte.

DOMINGO.

Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, schöne Fürstin?

PRINZESSIN.

Für Scherz doch nicht? Bey Gott! Sie machen mir
Ganz bange. — Wie? Was hab' ich denn gethan,
Wenn sogar Sie — Sie selber Sich entfärben?

DOMINGO.

Prinzessin, diese Überraschung — kaum
Kann ich es fassen —

PRINZESSIN.

Ja, hochwürd'ger Herr,
Das sollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht' ich nicht haben, dafs Sie's faſsten.
Genug für Sie, dafs es so ist. Ersparen
Sie Sich die Mühe zu ergrübeln, wessen
Beredsamkeit Sie diese Wendung danken.

Zu Ihrem Trost setz' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieser Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht; obschon Sie mir bewiesen,
Dafs Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüfste.
Auch diese nicht. — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, sind mir zu hoch —

DOMINGO.

Sehr gerne,
Prinzessin, nehm' ich sie zurück, sobald
Sie überflüssig waren.

PRINZESSIN.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
In dieser Handlung Mich nicht zu verkennen.
Was ich gewesen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat seitdem sich verwandelt.
Als ich sein Anerbieten mit Entrüstung
Zurücke stiefs, da glaubt' ich im Besitze
Der schönsten Königin ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattin meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jetzt,
Jetzt weifs ich's besser.

DOMINGO.

Fürstin, weiter, weiter.
Ich hör' es, wir verstehen uns.

PRINZESSIN.

Genug,
Sie ist erhascht. Ich schone sie nicht länger.
Die schlaue Diebin ist erhascht. Den König,
Ganz Spanien und mich hat sie betrogen.
Sie liebt. Ich weifs es, dafs sie liebt. Ich bringe
Beweise, die sie zittern machen sollen.
Der König ist betrogen — doch bey Gott!
Er sey es ungerochen nicht. Die Larve
Erhabner, übermenschlicher Entsagung
Reifs' ich ihr ab, dafs alle Welt die Stirne
Der Sünderin erkennen soll. Es kostet
Mir einen ungeheuern Preis, doch — das
Entzückt mich, das ist mein Triumph — doch ihr
Noch einen gröfsern.

DOMINGO.

Nun ist alles reif.
Erlauben Sie, dafs ich den Herzog rufe.

Er geht hinaus.

PRINZESSIN *erstaunt.*

Was wird das?

ZWÖLFTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSIN. HERZOG ALBA. DOMINGO.

DOMINGO,

der den Herzog herein führt.

Unsre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu spät. Die Fürstin Eboli
Entdeckt uns ein Geheimnifs, das sie eben
Von uns erfahren sollte.

ALBA.

Mein Besuch
Wird dann um so viel minder sie befremden.
Ich traue meinen Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

PRINZESSIN.

Sie sprechen von Entdeckungen? —

DOMINGO.

Wir wünschten
Zu wissen, gnäd'ge Fürstin, welchen Ort,
Und welche bess're Stunde Sie —

PRINZESSIN.

Auch das!
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieses strafbare
Geheimnifs länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehn.

ALBA.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Mufs der Monarch es wissen. Und durch Sie,
Durch Sie, Prinzessin, mufs er das. Wem sonst,
Wem sollt' er lieber glauben, als der strengen,
Der wachsamen Gespielin seines Weibes?

DOMINGO.

Wem mehr, als Ihnen, die, sobald sie will,
Ihn unumschränkt beherrschen kann?

ALBA.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

DOMINGO.

Eben das
Ist man gewohnt, von mir vorauszusetzen.
Die Fürstin Eboli ist frey. Wo wir
Verstummen müssen, zwingen Pflichten Sie

Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König
Entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

ALBA.

Doch bald,
Gleich jetzt mufs das geschehn. Die Augenblicke
Sind kostbar. Jede nächste Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarsch bringen. —

DOMINGO

sich nach einigem Überlegen zur Fürstin kehrend.

Ob
Sich Briefe finden liefsen? Briefe freilich,
Von dem Infanten aufgefangen, müfsten
Hier Wirkung thun. — Lafs sehen. — Nicht wahr? — Ja.
Sie schlafen doch — so däucht mir — in demselben
Gemache mit der Königin.

PRINZESSIN.

Zunächst
An diesem. — Doch was soll mir das?

DOMINGO.

Wer sich
Auf Schlösser gut verstände! — — Haben Sie

Bemerkt, wo sie den Schlüssel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

PRINZESSIN *nachdenkend.*

Das könnte
Zu etwas führen. — Ja — der Schlüssel wäre
Zu finden, denk' ich. —

DOMINGO.

Briefe wollen Boten — —
Der Königin Gefolg' ist grofs. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Gold
Vermag zwar viel —

ALBA.

Hat niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

DOMINGO.

Nicht Einen;
In ganz Madrid nicht Einen.

ALBA.

Das ist seltsam.

DOMINGO.

Das dürfen Sie mir glauben; er verachtet
Den ganzen Hof; ich habe meine Proben.

ALBA.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königin heraus kam,
Stand der Infant bey einem ihrer Pagen;
Sie sprachen heimlich —

PRINZESSIN *rasch einfallend.*

Nicht doch! Nein! Das war —
Das war von etwas anderm.

DOMINGO.

Können wir
Das wissen? — Nein, der Umstand ist verdächtig. —

Zum Herzog.

Und kannten Sie den Pagen?

PRINZESSIN.

Kinderpossen!
Was wird's auch sonst gewesen seyn? Genug,
Ich kenne das. — Wir sehn uns also wieder,
Eh' ich den König spreche. — Unterdessen
Entdeckt sich viel.

DOMINGO

sie auf die Seite führend.

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiſs?

Und welche schöne Stunde seinen Wünschen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch dieſs?

PRINZESSIN.

In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Person der Königin — das ist
An unserm Hofe Sitte, wie Sie wissen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

DOMINGO.

Glücklich.

Gewonnen ist das groſse Spiel. Trotz sey
Geboten allen Königinnen —

Man hört eine Glocke.

PRINZESSIN.

Horch!

Man läutet mir — die Königin verlangt mich.
Auf Wiedersehen.

Sie eilt ab.

bestimmung und unserer Vernunftbestimmung ein unverwindlicher Streit sey.

Ueber dem Bestreben, unserm Geiste Nahrung zu geben, würden wir unsere Menschheit vernachlässigen und, alle Augenblicke zum Aufsprung auf der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unserer Würde vergessen machen. In der Entsagung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Kräftigkeit des Charakters einüben und, an diese zufällige Form des Daseins unauflöslich geheftet, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß aufgeboten werden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der sinnlichsinnen Welt zu verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweiten Hand besser bedient, als von der ersten, und will lieber einen vorbereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und künstig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der seinen Eindruck erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen oder großen Form der Natur eine Aufforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den großen Vortheil voraus, daß sie nur als Hauptzweck mit ein eigenes Gemüth behandelt zu haben, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines näher liegenden Zwecks blos im Vorbeigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einmischung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, aber wenn sie, in ihren großen und zweckmäßigen Formen, Gewalt ausübt, und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch nie als Objekt der freien Betrachtung füglich werden kann, so ist eine Nachahmerin, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken abstreift, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. *)

Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es giebt zwar tausend Dinge, die sonst durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind, aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Betrachtung vertilgt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den ehrlichsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen werden selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschäftsgeschrei der vom gemeinen Gelage die ausgelassenste Verrichtungen einer Hexen-Orgie so fortspinnt, als seine erhabensten Thaten verknüpft, und sich eben so lang bei seinen Stammbaum, seiner Kleidermode, seinen Hausgeräthen, als bei seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er so erzählen, daß kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschäftscharakter von Geist und eigenen Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Lebens ein Interesse und einen Gehalt tragen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die niederländischen Maler, einen edlen und großen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, vermarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmaler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt als das Nothwendige, wenn er das Große vernachlässigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: Groß, wenn er das Interessanteste heraus zu finden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber ist mehr, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gedanken und Gesinnungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes kein Stoff nach etwas sehr Gemeinem ist.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen steht das Niedrige, welches vom jenem darin unterschieden ist, daß es nicht blos einen Negativen, mehr blos Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern etwas Positives, nämlich Nebel bei der Gesinnung, schlechte Sitten und verderbliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt blos von einem verlornen Ursprung, der sich wünschen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Hervorkunft, die von Jedem gefordert werden kann. So ist z. B. die Rache an sich — wie sie sich auch finden und wie sie sich auch äußern mag, allzeit das niedrigste, weil sie einen Mangel von Edelmuth verräth. Aber man unterscheidet noch verschiedene niedrige Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verschiedener Mittel bedient, sie zu verrichten. Das Niedrige begeht immer einen Grad von Feigheit und Verdorbenheit, es mein aber kann auch ein Mensch von Gehalt und bessern Sitten denken und handeln, wenn er wichtige Ursachen besitzt. Ein Mensch handelt gemein, der nur auf seinen Augen bedacht ist, und insofern setzt er dem edeln Menschen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinen Augen auf Kosten seiner Ehre nachgäbe, und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabei respektiren wollte. Das Gemeine ist alle dem Gebäude, das Niedrige dem Stein und Kalk-ähnlichen zufällig entgegengesetzt. Jeder Lebenszweck ohne allen Witten stand nachsetzen, seinen Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit abgeben zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

*) Anmerkung des herausgebers. Diese Aufsatz erschien zuerst im IV. Theile der Sammlung seiner prosaischen Schriften bei Dyck. (Leipzig bei Gerhard 1801.)

DREYZEHNTER AUFTRITT.

ALBA. DOMINGO.

DOMINGO,

nach einer Pause, worin er die Prinzessin mit den Augen begleitet hat.

Herzog, diese Rosen,
Und Ihre Schlachten —

ALBA.

Und dein Gott — so will ich
Den Blitz erwarten, der uns stürzen soll!

Sie gehen ab.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

In einem Karthäuserkloster.

DON KARLOS. DER PRIOR.

KARLOS

zum Prior, indem er herein tritt.

Schon da gewesen also? — Das beklag' ich.

PRIOR.

Seit heute Morgen schon das dritte Mal.
Vor einer Stunde ging er weg —

KARLOS.

Er will
Doch wiederkommen? Hinterliefs er's nicht?

PRIOR.

Vor Mittag noch, versprach er.

KARLOS

an ein Fenster und sich in der Gegend umsehend.

Euer Kloster
Liegt weit ab von der Strafse. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht,
Und hier fliefst der Mansanares — Die Landschaft
Ist, wie ich sie mir wünsche. — Alles ist
Hier still, wie ein Geheimnifs.

PRIOR.

Wie der Eintritt
Ins andre Leben.

KARLOS.

Eurer Redlichkeit,
Gutherz'ger Mann, hab' ich mein Kostbarstes,
Mein Heiligstes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wissen oder nur vermuthen, wen
Ich hier gesprochen und geheim. Ich habe

Sehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen,
Drum wählt' ich dieses Kloster. Vor Verräthern,
Vor Überfall sind wir doch sicher? Ihr
Besinnt euch doch, was ihr mir zugeschworen?

PRIOR.

Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird Gräber nicht durchsuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
Des Glückes und der Leidenschaft. Die Welt
Hört auf in diesen Mauern.

KARLOS.

Denkt ihr etwa,
Dafs hinter diese Vorsicht, diese Furcht
Ein schuldiges Gewissen sich verkrieche?

PRIOR.

Ich denke nichts.

KARLOS.

Ihr irrt euch, frommer Vater,
Ihr irrt euch wahrlich. Mein Geheimnifs zittert
Vor Menschen, aber nicht vor Gott.

PRIOR.

Mein Sohn,
Das kümmert uns sehr wenig. Diese Freystatt
Steht dem Verbrechen offen, wie der Unschuld.
Ob, was du vorhast, gut ist oder übel,
Rechtschaffen oder lasterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

KARLOS *mit Wärme.*

Was wir
Verheimlichen, kann euern Gott nicht schänden.
Es ist sein eignes, schönstes Werk. — Zwar euch,
Euch kann ich's wohl entdecken.

PRIOR.

Zu was Ende?
Erlassen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt schon lange Zeit
Versiegelt da auf jene grofse Reise.
Wozu die kurze Frist vor meinem Abschied
Noch einmal es erbrechen? — Es ist wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora lautet. Ich mufs beten gehn.

Der Prior geht ab.

FUNFZEHNTER AUFTRITT.

DON KARLOS. DER MARQUIS VON POSA *tritt herein.*

KARLOS.

Ach endlich einmal, endlich —

MARQUIS.

Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne
Ging zweymal auf und zweymal unter, seit
Das Schicksal meines Karlos sich entschieden;
Und jetzt, erst jetzt werd' ich es hören. — Sprich.
Ihr seyd versöhnt?

KARLOS.

Wer?

MARQUIS.

Du und König Philipp:
Und auch mit Flandern ist's entschieden?

KARLOS.

Dafs
Der Herzog morgen dahin reist? — Das ist
Entschieden, ja.

MARQUIS.

Das kann nicht seyn. Das ist nicht.
Soll ganz Madrid belogen seyn? Du hattest
Geheime Audienz, sagt man. Der König —

KARLOS

Blieb unbewegt. Wir sind getrennt auf immer,
Und mehr, als wir's schon waren —

MARQUIS.

Du gehst nicht
Nach Flandern?

KARLOS.

Nein! Nein! Nein!

MARQUIS.

O meine Hoffnung!

KARLOS.

Das nebenbey. O Roderich, seitdem
Wir uns verliefsen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor allem deinen Rath! Ich mufs
Sie sprechen —

MARQUIS.

Deine Mutter? — Nein! — Wozu?

KARLOS.

Ich habe Hoffnung. — Du wirst blafs? Sey ruhig.
Ich soll und werde glücklich seyn. — Doch davon
Ein andermal. Jetzt schaffe Rath, wie ich
Sie sprechen kann.

MARQUIS.

Was soll das? Worauf gründet
Sich dieser neue Fiebertraum?

KARLOS.

Nicht Traum!
Beym wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!
Den Brief des Königs an die Fürstin von Eboli hervorziehend.
In diesem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin ist frey; vor Menschenaugen,
Wie vor des Himmels Augen frey. Da lies,
Und höre auf dich zu verwundern.

MARQUIS
den Brief eröffnend.

Was?
Was seh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?
Nachdem er es gelesen.
An wen ist dieser Brief?

KARLOS.

An die Prinzessin
Von Eboli. — Vorgestern bringt ein Page
Der Königin von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüssel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Palastes, den die Königin bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längst geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

MARQUIS.

Rasender, du folgst?

KARLOS.

Ich kenne ja die Handschrift nicht — Ich kenne
Nur Eine solche Dame. Wer als sie
Wird sich von Karlos angebetet wähnen?
Voll süfsen Schwindels flieg' ich nach dem Platze;
Ein göttlicher Gesang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen schallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entsetzen!

MARQUIS.

O ich errathe alles.

KARLOS.

Ohne Rettung
War ich verloren, Roderich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglücksel'ger Zufall! Hintergangen
Von meiner Blicke unvorsicht'ger Sprache,
Gab sie der süfsen Täuschung sich dahin,
Sie selber sey der Abgott dieser Blicke.
Gerührt von meiner Seele stillen Leiden,
Beredet sich grofsmüthig-unbesonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwiedern.
Die Ehrfurcht schien mir Schweigen zu gebieten;
Sie hat die Kühnheit es zu brechen — offen
Liegt ihre schöne Seele mir —

MARQUIS.

So ruhig
Erzählst du das? — Die Fürstin Eboli
Durchschaute dich. Kein Zweifel mehr, sie drang
In deiner Liebe innerstes Geheimnifs.
Du hast sie schwer beleidigt. Sie beherrscht
Den König.

KARLOS *zuversichtlich.*

Sie ist tugendhaft.

MARQUIS.

Sie ist's
Aus Eigennutz der Liebe. — Diese Tugend,
Ich fürchte sehr, ich kenne sie — wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freywillig sprofst und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen treibt! Es ist
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhern Himmelsstrich getrieben;
Erziehung, Grundsatz, nenn' es wie du willst,
Erworbne Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt,
Gewissenhaft sorgfältig angeschrieben.
Erwäge selbst. Wird sie der Königin
Es je vergeben können, dafs ein Mann
An ihrer eignen, schwer erkämpften Tugend
Vorüber ging, sich für Don Philipps Frau
In hoffnungslosen Flammen zu verzehren?

KARLOS.

Kennst du die Fürstin so genau?

Auch in Kunstwerken kann man das Niedrige verfolgen, nicht blos indem man niedrige Gegenstände wählte, die der Sinn sehr Unsinnlich und Sinnlichkeit aufzehrlich, sondern auch indem man sie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anstand verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen.

Man findet Gemälde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie auf dem gemeinen Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der auf ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann; das nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von seinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verletzten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, oder wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Verunstaltheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein verunstalteter Pedant, Marrese und Karrenschieber macht uns lachen. Ekel, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und fälschlicherweise verwerflich sind. Deswegen ergetzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denjenigen vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter blos auf ein Lachen anlegt, und weiter nichts will, als und belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es sittenverletzend oder verpestend finden. Bei Menschen nämlich, von denen wir verlangt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so belehrigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen bekommen unsere Seitengeschtet, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsere Indignation. Ganz anders ist es in der Komödie, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, daß man seine Wahrheit zu erwarten habe. In der Form bewundern wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrakt mit der Wahrheit; er kann aber unwahrscheinlich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Trauerspiele einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Nämlich auch es aber sind Ausnahmen über gehen, und die angenehme Belehrung des Gemüthes auch hier seine Regel bestätigen, daß Niedrige verbannt und alle von einer höhern moralischen Würdigung gleichsam verschlungen werden. Studien z. B. ist etwas absolut Niedriges, und auch auf unser Herz zur Entschuldigung eines Dichters vorbringen kann. Wie sehr er auch durch den Drang der Umstände in sie verleitet worden sey, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, und Ästhetisch bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenübel verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden. In jüngern die moralische Beurtheilung von allen Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein absolut verwerfliches Object seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher; aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich rohe hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilung weiter durch eine Infamie entfernt. kann durch ein Verbrechen wieder in einigen erhoben und in unser ästhetische Achtung restituirt werden. Diese Anwendung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, und alle Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfließen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer niedrigen Art, so verunehren sie den Hauptgegenstand unvermeidlich.

Zweitens stehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die Kraft, bei einem moralischen auf die Gesinnung. Kraftmangel ist etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schließen läßt, ist es gleichfalls. Jede stark und leidenschaftliche That ist uns wichtig durch den Kraftmangel, den sie verräth; ungeachtet dann und eine tragische That, sobald sie nur Kraft verräth, ästhetisch gefallen. Ein Verbrechen aber zeigt eine leidende feige Gesinnung an; eine Moralität hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Geist unserer Interesse, daß wir ästhetisch davon nehmen, nach dem Grad der Kraft, der darauf gebauet worden ist.

Drittens stehen wir bei einem sittlichen auf sittlichen Verhältnissen und Verbindungen, und auf sittlichen Folgen, und auf seine sittlichen Folgen aufmerksam gemacht. Die Ästhetische Gemüthsbewegung unterscheidet allemal die Handlung von ihren Folgen, und sieht nicht auf die Folgen, sondern verweilt in sein Subjekt, auf die Wirkungen seiner That. So bald wir aber anfangen zu raisonniren, so sammelt jede Kleinlichkeit des Geschmacks. Der Hauptcharakter erschöpft unsere Seele ganz, und die gefälligsten Nebenzüge, an denen eigentlich das Niedrige klebt, verschwinden. Daher ist der Diebstahl des jungen Raubberg, in Verbrechen aus Ehrsucht, auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch.

— Der Dichter hat mit einer Gesinnung in die Handlung sie ausdrückt, daß wir sie interessiren machen und nicht zu Boden drücken. Das sittenlose Thun eines Komödie, und insbesondere der Intrigue schwächt Verbrechen Gesinnungen, die unsere ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg, und auf die Folgen seiner That leitet. Wie sich viel zu sehr in Affekt, um auch auf die Verbindungen der Umstände aufmerksam, worauf der Diebstahl gewandmacht wird. Kurz; das Niedrige wird durch das Schreckliche verdrängt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich tragische Diebstahl des jungen Raubberg nicht so viel Widerspruch hat

MARQUIS.

Gewifs nicht.
Kaum dafs ich zweymal sie gesehn. Doch nur
Ein Wort lafs mich noch sagen: Mir kam vor,
Dafs sie geschickt des Lasters Blöfsen mied,
Dafs sie sehr gut um ihre Tugend wufste.
Dann sah ich auch die Königin. — O Karl,
Wie anders alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäfsiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, dafs sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beyfall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in diesem Spiegel
Auch jetzt noch seine Eboli? — Die Fürstin
Blieb standhaft, weil sie liebte; Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen.
Du hast sie nicht belohnt — sie fällt.

KARLOS *mit einiger Heftigkeit.*

Nein! Nein!

Nachdem er heftig auf und nieder gegangen.

Nein, sag' ich dir. — O wüfste Roderich,

Wie trefflich es ihn kleidet, seinem Karl
Der Seligkeiten göttlichste, den Glauben
An menschliche Vortrefflichkeit, zu stehlen!

MARQUIS.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
Das wollt' ich nicht, bey Gott im Himmel nicht! —
O diese Eboli — sie wär' ein Engel,
Und ehrerbietig, wie du selbst, stürzt' ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimniſs nicht erfahren.

KARLOS.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht ist! Hat sie andre
Beweise wohl, als die sie selbst beschämen?
Wird sie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

MARQUIS.

Ein Erröthen
Zurück zu nehmen, haben manche schon
Der Schande sich geopfert.

KARLOS *mit Heftigkeit aufstehend.*

Nein, das ist
Zu hart, zu grausam. Sie ist stolz und edel;

Ich kenne sie und fürchte nichts. Umsonst
Versuchst du meine Hoffnungen zu schrecken.
Ich spreche meine Mutter.

MARQUIS.

Jetzt? Wozu?

KARLOS.

Ich habe nun nichts mehr zu schonen — mufs
Mein Schicksal wissen. Sorge nur, wie ich
Sie sprechen kann.

MARQUIS.

Und diesen Brief willst du
Ihr zeigen? Wirklich willst du das?

KARLOS.

Befrage
Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Dafs ich sie spreche!

MARQUIS *mit Bedeutung.*

Sagtest du mir nicht,
Du liebtest deine Mutter? — Du bist Willens
Ihr diesen Brief zu zeigen?

Karlos sieht zur Erde und schweigt.

Karl, ich lese
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —

Ganz fremd bis diesen Augenblick. — Du wendest
Die Augen von mir? Warum wendest du
Die Augen von mir? So ist's wahr? — Ob ich
Denn wirklich recht gelesen? Lafs doch sehn —

Karlos giebt ihm den Brief. Der Marquis zerreifst ihn.

KARLOS.

Was, bist du rasend?

Mit gemäfsigter Empfindlichkeit.

Wirklich — ich gesteh' es —
An diesem Briefe lag mir viel.

MARQUIS.

So schien es.
Darum zerrifs ich ihn.

Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft ansieht. Langes Stillschweigen.

Sprich doch — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit Deiner — Deiner Liebe denn zu schaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er gesündigt, wo du liebst? Nun freilich
Lern' ich dich fassen. O wie schlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden!

KARLOS *unruhig.*

Wie, Roderich? Was glaubst du?

MARQUIS.

O ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muſs. Ja einst,
Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne,
Dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
Nicht einmal eine Thräne mehr. — O Karl,
Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du niemand liebst als Dich!

KARLOS

wirft sich in einen Sessel. — Nach einer Pause mit kaum unterdrücktem Weinen:

Ich weiſs,
Daſs du mich nicht mehr achtest.

MARQUIS.

Nicht so, Karl!
Ich kenne diese Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königin gehörte dir, war dir

Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mifstrautest du bescheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagtest,
Nur leise noch, das Urtheil ganz zu sprechen.
Der Brief entschied. Der Würdigste warst Du.
Mit stolzer Freude sahst Du nun das Schicksal
Der Tyranney, des Raubes überwiesen.
Du jauchztest, der Beleidigte zu seyn;
Denn Unrecht leiden schmeichelt grofsen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantasie,
Dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
Versprach sich Hoffnung. Sieh, ich wufst' es wohl,
Du hattest diefsmal selbst Dich mifsverstanden.

KARLOS *gerührt.*

Nein, Roderich, du irrest sehr. Ich dachte
So edel nicht, bey weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchtest.

MARQUIS.

Bin
Ich denn so wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
Wenn Du verirrest, such' ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu rathen,
Die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
Wir besser uns verstehen, sey's! Du sollst
Die Königin jetzt sprechen, mufst sie sprechen. —

KARLOS

ihm um den Hals fallend.

O wie erröth' ich neben dir!

MARQUIS.

Du hast
Mein Wort. Nun überlafs mir alles andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantasie. — Du sollst
Ihn hören, Karl, aus einem schönern Munde.
Ich dränge mich zur Königin. Vielleicht
Dafs morgen schon der Ausgang sich erwiesen.
Bis dahin, Karl, vergifs nicht, dafs „ein Anschlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menschheit drängt, zehntausendmal vereitelt,
Nie aufgegeben werden darf." — Hörst du?
Erinnre dich an Flandern!

KARLOS.

Alles, Alles,
Was Du und hohe Tugend mir gebieten.

MARQUIS *geht an ein Fenster.*

Die Zeit ist um. Ich höre dein Gefolge.

Sie umarmen sich.

Jetzt wieder Kronprinz und Vasall.

KARLOS.

Du fährst
Sogleich zur Stadt?

MARQUIS.

Sogleich.

KARLOS.

Halt! noch ein Wort!
Wie leicht war das vergessen! — Eine Nachricht,
Die äufserst wichtig: — „Briefe nach Brabant
Erbricht der König.“ Sey auf deiner Hut!
Die Post des Reichs, ich weifs es, hat geheime
Befehle. —

MARQUIS.

Wie erfuhrst du das?

KARLOS.

Don Raymond
Von Taxis ist mein guter Freund.

MARQUIS

nach einigem Stillschweigen.

Auch das!
So nehmen sie den Umweg über Deutschland!

Sie gehen ab zu verschiedenen Thüren.

DON KARLOS.

DRITTER AKT.

als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher fand. Das Niederige ist also hier blos eingebildet, bloßer Verdacht, und doch tut es dem unschuldigen Helden den Ehrlich, in unserer ästhetischen Vorstellung, unwiederbringliche Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, seine feste Meynung von seinen Sitten bey weitem, da die Gesetze der Konsequenz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so setzt es auf, als ob er doch irgend einmal zur Wirklichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bey seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte. Das größte Unglück dabey ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn wäre dieß, so würde er als Offizier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr gut damit bestehen. Sklaverey ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freyheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, uns Ehrfurcht abgewinnen. Der Hirt des Epaminondas, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Feldherr zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe schimmert auch einem niedrigen Schicksal noch deste merklicher hervor, und der Künstler darf sich nicht scheuen, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur verstehet ist, daß ihn der Anblick des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Maler nicht immer gestattet. Jener drängt seine Objekte bloß vor die Phantasie, diese hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist mehr nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter als der des Gedichts, sondern der Maler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkührlichen Zeichen, und doch kann und nur das Innere mit dem Aeußern versöhnen. Wenn uns Homer seinen Held in Bestürzung versetzt, so kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild aufmalen, und wie lang wir dabey verweilen wollen. In einem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns augenblicklich aber selten behalt seyn könnte. Wenn aber der Maler eben das und der Schauspieler den Blick dem Homer getreu nachzuahmen wollte, so würden wir uns mit Bildern wollen daran hinwegwenden. Hier haben wir die Schärfe des Gesichts nicht in unserer Gewalt; wir müssen sehen, was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabey in Gemüthung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

An den Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwey letzten Preisaufgaben veranlaßt worden, und noch letzthin mit vielen Einzelheiten beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und aufzuzeichnen, welche dieses interessanten Kunstschauspiegels in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliches, daß sie keinen mäßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit auftreiben. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, je ehr eingreift die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bey diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neuangeregten und wieder diese neuen Aufschlüsse den nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des Verstandes, wovon freylich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlicher Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich große An, als wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema nur wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In Taschen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Subjekte gerechtfertigt, denn aus beiden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, leidenschaftige und ernsthafte Bilder geworden.

Obgleich die Kunst ungetrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, in ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden sichtbaren Pole vorzugsweise nähern; zu einer von den beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat zu seinem Kunstbehalt, Sie haben bey diesen zwey Preisaufgaben beides gefordert, daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur vielmehr genug ausstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektors Abschied ansichts ist sich zu einem mahlerischen und seelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Raubzug, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiestücke gemacht. Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und machten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl entscheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand ergreift an das Herz, und der Deutsche hat seinen sichtbaren Charakter auch bey dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Jedem der Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier alle war das Feld der Erfindung. Zwey Helden, den Menelas gemäß, den wir aus von Diomed und Ulysses hören, zeigen sich in der Finsternis der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger und ihren König schlafend

DON KARLOS.

Dritter Akt, Erster Auftritt.

DRITTER AKT.

Das Schlafzimmer des Königs.

ERSTER AUFTRITT.

Auf dem Nachttische zwey brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knieen, eingeschlafen. DER KÖNIG, von oben herab halb ausgekleidet, steht vor dem Tische, einen Arm über den Sessel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

KÖNIG.

Dafs sie sonst Schwärmerin gewesen — wer
Kann's läugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben,
Und dennoch — schien sie Mangel je zu fühlen?
So ist's erwiesen, sie ist falsch.

Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu sich selbst bringt. Er sieht mit Befremdung auf.

Wo war ich?
Wacht denn hier niemand, als der König? — Was?

Die Lichter schon herab gebrannt? doch nicht
Schon Tag?

Er läfst eine Uhr repetiren. — Es schlägt vier.

Ich bin um meinen Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit verlorne Nächte nachzuholen;
Jetzt bin ich wach und Tag soll seyn.

Er löscht die Lichter aus und öffnet eine Fenstergardine. Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die schlafenden Knaben, und bleibt eine Zeit lang schweigend vor ihnen stehen; darauf zieht er die Glocke.

Schläft's irgend
Vielleicht in meinem Vorsaal auch?

ZWEYTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. GRAF LERMA.

LERMA

mit Bestürzung, da er den König gewahr wird.

Befinden
Sich Ihre Majestät nicht wohl?

KÖNIG.

Im linken
Pavillon war Feuer. Hörtet ihr
Den Lärmen nicht?

LERMA.

Nein, Ihre Majestät.

KÖNIG.

Nein? Wie? Und also hätt' ich nur geträumt?
Das kann von Ungefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königin?

LERMA.

Ja, Ihre Majestät.

KÖNIG.

Der Traum erschreckt mich.
Man soll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört ihr? so bald es Abend wird — doch ganz,
Ganz insgeheim. — Ich will nicht haben, dafs —
Ihr prüft mich mit den Augen?

LERMA.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihre Majestät
An ein kostbares Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
In solchen Mienen lesen würden — Nur
Zwey kurze Morgenstunden Schlafs —

KÖNIG

mit zerstörten Blicken.

Schlaf?

Schlaf find' ich in Eskurial. — So lange
Der König schläft, ist er um seine Krone,
Der Mann um seines Weibes Herz — Nein! Nein!
Es ist Verleumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüsterte? Der Name
Des Weibes heifst Verleumdung. Das Verbrechen
Ist nicht gewifs, bis mir's ein Mann bekräftigt.

Zu den Pagen, welche sich unterdessen ermuntert haben.

Ruft Herzog Alba!

Pagen gehen.

Tretet näher, Graf!
Ist's wahr?

Er bleibt forschend vor dem Grafen stehen.

O eines Pulses Dauer nur
Allwissenheit. — Schwört mir, ist's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Ist es wahr?

LERMA.

Mein grofser,
Mein bester König —

KÖNIG *zurück fahrend.*

König! König nur
Und wieder König! — Keine befsre Antwort,
Als leeren hohlen Wiederhall? Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heifsen Fieberdurst — Er giebt
Mir glühend Gold.

LERMA.

Was wäre wahr, mein König?

KÖNIG.

Nichts. Nichts. Verlafst mich. Geht.

Der Graf will sich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.

Ihr seyd vermählt?
Seyd Vater? Ja?

LERMA.

Ja, Ihre Majestät.

KÖNIG.

Vermählt, und könnt' es wagen, eine Nacht
Bey Eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Ist silbergrau und ihr erröthet nicht,
An eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hause. Eben trefft ihr sie

In eures Sohns blutschänderischer Umarmung.
Glaubt eurem König, geht — Ihr steht bestürzt?
Ihr seht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
Ich selber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, besinnt euch. Königinnen
Beflecken ihre Tugend nicht. Ihr seyd
Des Todes, wenn ihr zweifelt —

LERMA *mit Hitze.*

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs wer
Ist frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beste Königin so tief —

KÖNIG.

Die Beste?
Und eure Beste also auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das mufs ihr viel gekostet haben — mehr,
Als mir bekannt ist dafs sie geben kann.
Ihr seyd entlassen. Lafst den Herzog kommen.

LERMA.

Schon hör' ich ihn im Vorsaal —

Im Begriff zu gehen.

KÖNIG

mit gemildertem Tone.

Graf! — Was ihr
Vorhin bemerkt, ist doch wohl wahr gewesen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergeſst,
Was ich im wachen Traum gesprochen. Hört ihr?
Vergeſst es. Ich bin euer gnäd'ger König.

Er reicht ihm die Hand zum Kusse. Lerma geht, und öffnet dem Herzog von Alba die Thüre.

DRITTER AUFTRITT.

DER KÖNIG UND HERZOG VON ALBA.

ALBA

nähert sich dem König mit ungewisser Miene.

Ein mir so überraschender Befehl —
Zu dieser aufserordentlichen Stunde?

Er stutzt, wie er den König genauer betrachtet.

Und dieser Anblick —

KÖNIG

hat sich niedergesetzt und das Medaillon auf dem Tische ergriffen. Er sieht den Herzog eine lange Zeit stillschweigend an.

Also wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

ALBA *steht betreten still.*

Wie?

KÖNIG.

Ich bin auf's tödtlichste gekränkt — man weifs es,
Und Niemand, der mich warnte!

ALBA

mit einem Blick des Erstaunens.

Eine Kränkung,
Die meinem König gilt und meinem Aug'
Entging?

KÖNIG *zeigt ihm die Briefe.*

Erkennt ihr diese Hand?

ALBA.

Es ist
Don Karlos Hand. —

KÖNIG.

Pause, worin er den Herzog scharf beobachtet.

Vermuthet ihr noch nichts?
Ihr habt vor seinem Ehrgeitz mich gewarnt?
War's nur sein Ehrgeitz, dieser nur, wovor
Ich zittern sollte?

siegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie mußten eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungerne den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Einverleibens, er konnte den Augenblick nach der That und endlich vor dem Angriff darstellen. Alles er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Heiden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlempfindende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch könig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsere Theilnahme machte; wir stunden nicht unmittelbar an, sondern erfuhren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet werden, nur, was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Klugheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Wärme abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihre Empfindung verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dieß geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beide Helden zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch dieses gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Gabe die Nothwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der seinen tiefen Gedankenreichthum in ein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken, und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich dies mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es am Ende weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stallthieren geleistet werden kann? Es war dieß noch kein Maler, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere gehörer Bilder (No. 5 und 6) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Erwerbung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist trefflicher, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht blos zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intension des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Erwerbung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren blos im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist aufgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Der Göttin erscheint (No. 8) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und besinnt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervorbringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vortheilhaft nur zu starken Kontrast macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns und den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns die andere (No. 9), mit dem sich diese Galerie der Odysseïdee würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein göttlicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu legen, und den wir dadurch gleichsam herumgetrieben werden. Er schoß mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen und zugleich durch verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine malerische, fahlen pyramidenförmig gruppirte Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben fortreißen will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gekehrt. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde, sind in einer fliegenden Bewegung; dieser beglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse leblos liegender Körper in

ALBA.

Ehrgeitz ist ein grofses —
Ein weites Wort, worin unendlich viel
Noch liegen kann.

KÖNIG.

Und wifst ihr nichts besonders
Mir zu entdecken?

ALBA

nach einigem Stillschweigen mit verschlofsner Miene.

Ihre Majestät
Vertrauten meiner Wachsamkeit das Reich.
Dem Reiche bin ich mein geheimstes Wissen
Und meine Einsicht schuldig. Was ich sonst
Vermuthe, denke oder weifs, gehört
Mir eigen zu. Es sind geheiligte
Besitzungen, die der verkaufte Sklave
Wie der Vasall den Königen der Erde
Zurück zu halten Vorrecht hat — Nicht alles,
Was klar vor meiner Seele steht, ist reif
Genug für meinen König. Will er doch
Befriedigt seyn, so mufs ich bitten, nicht
Als Herr zu fragen.

KÖNIG *giebt ihm die Briefe.*

Les't.

ALBA

liest und wendet sich erschrocken gegen den König.

Wer war
Der Rasende, dieſs unglücksel'ge Blatt
In meines Königs Hand zu geben?

KÖNIG.

Was?
So wiſst ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name
Ist, wie ich weiſs, auf dem Papier vermieden.

ALBA

betroffen zurück tretend.

Ich war zu schnell.

KÖNIG.

Ihr wiſst?

ALBA

nach einigem Bedenken.

Es ist heraus.
Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurücke —
Ich läugn' es nicht — ich kenne die Person.

KÖNIG

aufstehend in einer schrecklichen Bewegung

O einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott! — — So klar,

So weltbekannt, so laut ist das Verständnifs,
Dafs man, des Forschens Mühe überhoben,
Schon auf den ersten Blick es räth — Das ist
Zu viel! Das hab' ich nicht gewufst! Das nicht!
Ich also bin der Letzte, der es findet!
Der Letzte durch mein ganzes Reich —

ALBA

wirft sich dem König zu Füfsen.

Ja ich bekenne
Mich schuldig, gnädigster Monarch. Ich schäme
Mich einer feigen Klugheit, die mir da
Zu schweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich bestürmten — Weil doch alles
Verstummen will — weil die Bezauberung
Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So sey's gewagt, ich rede; weifs ich gleich,
Dafs eines Sohns einschmeichelnde Betheurung,
Dafs die verführerischen Reitzungen,
Die Thränen der Gemahlin —

KÖNIG *rasch und heftig.*

Stehet auf.
Ihr habt mein königliches Wort — Steht auf.
Sprecht unerschrocken.

ALBA *aufstehend.*

Ihre Majestät
Besinnen Sich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Die Königin von allen ihren Damen
Verlassen — mit zerstörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

KÖNIG.

Ha!
Was werd' ich hören? Weiter!

ALBA.

Die Marquisin
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil sie Grofsmuth genug besafs, sich schnell
Für ihre Königin zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquisin hatte
Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
Der Prinz war dort gewesen.

KÖNIG *schrecklich auffahrend.*

Dort gewesen?
Doch also —

ALBA.

Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieser Laube
Nach einer Grotte sich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermifste,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Dem Prinzen dort begegnet, und das war,
Beynah' auf die Minute ausgerechnet,
Dieselbe Zeit, wo Eure Majestät
Sich in der Laube zeigten.

KÖNIG

aus einem finstern Nachsinnen zurück kommend.

Und sie weinte,
Als ich Befremdung blicken liefs! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir selbst — Bey Gott! ich stand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —

Eine lange und tiefe Stille. Er setzt sich nieder und verhüllt das Gesicht.

Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen — Lafst
Mich einen Augenblick allein.

ALBA.

Mein König,
Selbst das entscheidet noch nicht ganz —

KÖNIG

nach den Papieren greifend.

Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieser laute
Zusammenklang verdammender Beweise?
O es ist klärer als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewufst — Der Frevel
Begann da schon, als ich von euern Händen
Sie in Madrid zuerst empfing — Noch seh' ich
Mit diesem Blick des Schreckens, geisterbleich,
Auf meinen grauen Haaren sie verweilen.
Da fing es an, das falsche Spiel!

ALBA.

Dem Prinzen
Starb eine Braut in seiner jungen Mutter.
Schon hatten sie mit Wünschen sich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verstanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War schon besiegt, die Furcht, die sonst das erste
Geständnifs zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verschwistert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten sie

Den Wallungen der Leidenschaft so dreister.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Ist es zu glauben, mein Monarch, dafs sie
Dem Staatsrath diese Vollmacht zuerkannte?
Dafs sie die Lüsternheit bezwang, die Wahl
Des Kabinets aufmerksamer zu prüfen?
Sie war gefafst auf Liebe, und empfing —
Ein Diadem;

KÖNIG

beleidigt und mit Bitterkeit.

Ihr unterscheidet sehr —
Sehr weise, Herzog — Ich bewundre eure
Beredsamkeit. Ich dank' euch.

Aufstehend, kalt und stolz.

Ihr habt Recht:
Die Königin hat sehr gefehlt, mir Briefe
Von diesem Inhalt zu verbergen — mir
Die strafbare Erscheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falscher Grofsmuth sehr gefehlt. Ich werde
Sie zu bestrafen wissen.

Er zieht die Glocke.

Wer ist sonst
Im Vorsaal? — Euer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

ALBA.

Sollt' ich
Durch meinen Eifer Eurer Majestät
Zum zweyten Mal mifsfallen haben?

KÖNIG

zu einem Pagen, der herein tritt.

Lafst
Domingo kommen.

Der Page geht ab.

Ich vergeb' es euch,
Dafs ihr beynahe zwey Minuten lang
Mich ein Verbrechen hättet fürchten lassen,
Das gegen Euch begangen werden kann.

Alba entfernt sich.

VIERTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. DOMINGO.

DER KÖNIG

geht einigemal auf und ab, sich zu sammeln.

DOMINGO

tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert sich dem König, den er eine Zeit lang mit feyerlicher Stille betrachtet.

Wie froh erstaun' ich, Eure Majestät
So ruhig, so gefafst zu sehn.

KÖNIG.

Erstaunt ihr —

DOMINGO.

Der Vorsicht sey's gedankt, dafs meine Furcht
Doch also nicht gegründet war! Nun darf
Ich um so eher hoffen.

KÖNIG.

Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

DOMINGO.

Ihre Majestät,
Ich darf nicht bergen, dafs ich allbereits
Um ein Geheimnifs weifs —

KÖNIG *finster.*

Hab' ich denn schon
Den Wunsch geäufsert, es mit euch zu theilen?
Wer kam so unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bey meiner Ehre!

DOMINGO.

Mein Monarch,
Der Ort, der Anlafs, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Spricht wenigstens von dieser Schuld mich frey.
Am Beichtstuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Missethat, die das empfindliche
Gewissen der Entdeckerin belastet,
Und Gnade bey dem Himmel sucht. Zu spät
Beweint die Fürstin eine That, von der
Sie Ursach hat die fürchterlichsten Folgen
Für ihre Königin zu ahnden.

KÖNIG.

Wirklich?
Das gute Herz — Ihr habt ganz recht vermuthet,

Vordergrund und die stillliegende Ferne den Hintergrundes schön entgegen.

So bald der erste gewaltsame Eindruck nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem bedeutungsvollen: sich findet er hier sehr gesteigert in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Ehrenhaut gekleidet, den Schild in der linken Hand, hebt an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Heimkrone kenntlich, in schöner verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist umgekehrt nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Ihre schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab, und bedeutet mit ausgestrecktem Rechten den Scheidenden, fortzueilen. Die Wolke, in der sie erscheint, wallt sich natürlich wie ein dahersließender Nebel um den Wagen des Rhesus herum, und setzt auf diese Art die ganze Mittelszene mit einem geheimnißvollen Verhang ein, der sich nur auf der rechten Seite hebet, um den Blick nach dem griechischen Schiffslager zu eröffnen. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen miteinander.

Man erfährt bei diesem Bilde den heilsamen Einfluß einer phantasiereichen Kunst, nach Anschauen ist Alles gewußt und gesehen, nichts Hingelassenes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräsentirt nur, und hat nur Dasein für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr besorgen.

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen, und der Gedanke hatte des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos auffallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gesetzmäßige der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freien Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gesetz nicht aufgab, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieß scheint die meisten von diesem Satze zurückgeschreckt zu haben.

Der Anzug des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Malerei, ein rührendes Bild ergeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller eigentlichen Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinender Hektor und eine grüßende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich begreife die Künstler nicht, da sie sich leicht von selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß aufzudecken; Hektor sollte als liebender Gatte und als göttlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil seine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erkannt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrirenden Künstler haben sich der Gattin, bloß dem Abschied des Gatten von der Gattin vorgezeichnet, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so zugeeilet und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Doch ist unstreitig der angstlichste Umstand, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schutz seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die dieser Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine unbetrachtende Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Zeichnung, weil der Ausdruck des völkerischen Charakters sich mit dem männlichen Kunst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in der Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (Nro. 24), einem Oelgemälde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben. Mutter und Kind in einer Umarmung zusammen zu fassen. Hektor breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückscheut, während daß sein Arm dermaßen zwischen diesen, nach dem Kinde ausgestreckten, Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich feindwärts mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung deutet sich auf das Kind, sie stehet überflüssig und aber ein Hinderniß zu seyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den mehrsten und passich wärdigsten Ausdruck zu finden; denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattin und Kind zurücklässt, nun in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnen. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erheben zeigen. Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth bewiesen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der konkurrirenden Künstler (Nr. 15), dem die Natur einen heitern Sinn und ein feines naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf den linken Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat die den einen Arm liebend hineingelegt, indem er den andern dem Kinde zärtlichst entgegen streckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's freundvolles Blick schwimmt zwischen Heimreise und Thränen. Alles erkundigt sich einer schönen tierischen Gruppe, und spricht das Gemüth stimmt und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstgesetze

Weſswegen ich euch rufen lieſs. Ihr ſollt
Aus diesem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worein ein blinder Eifer mich geworfen.
Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
Mit mir. Was soll ich glauben, was beschlieſsen?
Von eurem Amte fordr' ich Wahrheit.

DOMINGO.

Sire,
Wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
Der Schonung süſse Pflicht nicht auferlegte,
Doch würd' ich Eure Majestät beschwören,
Um Ihrer Ruhe willen Sie beschwören,
Bey dem Entdecken still zu stehn — das Forschen
In ein Geheimniſs ewig aufzugeben,
Das niemals freudig sich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt ist, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königin
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederschlagen,
Die sich die Lästerung erlaubt.

KÖNIG.

Gerüchte?
Von Mir, und unter meinem Volke?

DOMINGO.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beschwör' es.
Doch freylich giebt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch so unerwiesen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird.

KÖNIG.

Bey Gott!
Und hier gerade wär' es —

DOMINGO.

Guter Name
Ist das kostbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern mufs —

KÖNIG.

Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden soll?

Er ruht mit ungewissem Blick auf Domingo. Nach einigem Stillschweigen:

Kaplan,
Ich soll noch etwas Schlimmes von euch hören.
Verschiebt es nicht. Schon lange les' ich es
In diesem Unglück bringenden Gesichte.

Heraus damit! Sey's was es wolle! Lafst
Nicht länger mich auf dieser Folter beben.
Was glaubt das Volk?

DOMINGO.

Noch einmal, Sire, das Volk
Kann irren — und es irrt gewifs. Was es
Behauptet, darf den König nicht erschüttern —
Nur — dafs es so weit schon sich wagen durfte,
Dergleichen zu behaupten —

KÖNIG.

Was? Mufs ich
So lang' um einen Tropfen Gift euch bitten?

DOMINGO.

Das Volk denkt an den Monat noch zurücke,
Der Eure königliche Majestät
Dem Tode nahe brachte — Dreyfsig Wochen
Nach diesem liest es von der glücklichen
Entbindung —

Der König steht auf und zieht die Glocke. Herzog von Alba tritt herein. Domingo betroffen.

Ich erstaune, Sire!

KÖNIG

dem Herzog Alba entgegen gehend.

Toledo!
Ihr seyd ein Mann. Schützt mich vor diesem Priester.

ALBA.

Erholen Sie Sich, mein Monarch.

DOMINGO.

Er und Herzog Alba geben sich verlegene Blicke.

Nach einer Pause:

Wenn wir voraus es hätten wissen können,
Dafs diese Nachricht an dem Überbringer
Geahndet werden sollte —

KÖNIG.

Bastard sagt ihr?
Ich war, sagt ihr, vom Tode kaum erstanden,
Als sie sich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
Als ihr den heiligen Dominikus
In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
Gewesen, ist es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals, oder heute mir gelogen.

An was verlangt ihr dafs ich glauben soll?
O ich durchschau' euch. Wäre das Komplott
Schon damals reif gewesen — ja dann war
Der Heilige um seinen Ruhm.

ALBA.

Komplott!

KÖNIG.

Ihr solltet
Mit dieser beyspiellosen Harmonie
Jetzt in derselben Meinung euch begegnen,
Und doch nicht einverstanden seyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich soll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euren Raub euch stürztet?
Mit welcher Wollust ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken soll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Gunst zuvorzueilen,
Die meinem Sohn beschieden war? Wie gerne
Der fromme Mann hier seinen kleinen Groll
Mit meines Zornes Riesenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur spannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn

Ich zweifeln soll, so lafst mich wenigstens
Bey euch den Anfang machen.

ALBA.

Diese Deutung
Hat unsre Treue nicht erwartet.

KÖNIG.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Rachgier spricht von den begangenen.
Lafst hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienstfertigkeit? — Ist, was ihr vorgebt, wahr;
Was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch nein,
Ihr fürchtet nur, ihr gebt mir schwankende
Vermuthungen — Am Absturz einer Hölle
Lafst ihr mich stehen und entflieht.

DOMINGO.

Sind andre
Beweise möglich, wo das Auge selbst
Nicht überwiesen werden kann?

KÖNIG

nach einer grofsen Pause ernst und feyerlich zu Domingo sich wendend.

Ich will
Die Grofsen meines Königreichs versammeln,

Und selber zu Gerichte sitzen. Tretet
Heraus vor allen — habt ihr Muth — und klaget
Als eine Buhlerin sie an! — Sie soll
Des Todes sterben — ohne Rettung — sie
Und der Infant soll sterben — aber — merkt euch!
Kann sie sich reinigen — ihr selbst! Wollt ihr
Die Wahrheit durch ein solches Opfer ehren?
Entschliefset euch. Ihr wollt nicht? Ihr verstummt?
Ihr wollt nicht? — Das ist eines Lügners Eifer.

ALBA,

der stillschweigend in der Ferne gestanden, kalt und ruhig.

Ich will es.

KÖNIG

dreht sich erstaunt um, und sieht den Herzog eine Zeit lang starr an.

Das ist kühn! Doch mir fällt ein,
Dafs ihr in scharfen Schlachten euer Leben
An etwas weit geringeres gewagt —
Mit eines Würfelspielers Leichtsinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Ist euch das Leben? — Königliches Blut
Geb' ich dem Rasenden nicht Preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Daseyn

Erhaben aufzugeben — Euer Opfer
Verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzsaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

Beide gehen ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *allein.*

Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen. Du — du bist allein,
Denn deine Augen prüfen das Verborgne,
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht wie du allwissend. Die Gehülfen,
Die du mir zugeordnet hast, was sie
Mir sind, weifst du. Was sie verdienen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laster,
Beherrscht vom Zaume, dienen meinen Zwecken,
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre stille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
Ist nicht das Loos der Könige. Gieb mir
Den seltnen Mann mit reinem, offnem Herzen,

Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
Der mir sie finden helfen kann — ich schütte
Die Loose auf; lafs unter Tausenden,
Die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern,
Den Einzigen mich finden.

Er öffnet eine Schatulle, und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeit lang darin geblättert:

Blofse Namen —
Nur Namen stehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdiensts, dem sie den Platz
Auf dieser Tafel danken — und was ist
Vergefslicher als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieser andern Tafel les' ich jede
Vergehung pünktlich beygeschrieben. Wie?
Das ist nicht gut. Braucht etwa das Gedächtnifs
Der Rache dieser Hülfe noch?

Liest weiter.

Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bey Saint Quentin
War längst verwirkt. Ich werf' ihn zu den Todten.

Er löscht diesen Namen aus, und schreibt ihn auf die andere Tafel. Nachdem er weiter gelesen:

Marquis von Posa? — Posa? — Posa? Kann
Ich dieses Menschen mich doch kaum besinnen!

Und zweyfach angestrichen — ein Beweis,
Dafs ich zu grofsen Zwecken ihn bestimmte!
Und war es möglich? dieser Mensch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
Die Augen seines königlichen Schuldners?
Bey Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Mensch, der meiner nicht bedarf!
Besäfs' er Habsucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längst vor meinem Thron erschienen.
Wag' ich's mit diesem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

Er geht ab.

rungen noch, weil man einen solchen Natur liebt gut, und wird unwillig über den gerupften Truthahn, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage seiner Lehrer so auffallend Lügen strafte. Wenn der Künstler seinen Gegenstand nicht findet, das er in der Handlung selbst nicht zu sitzen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erklärte beispielsweise den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Mission spaziergehender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesen Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist hemmenden auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroischen Charakter der Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck bäuslosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern (No. 19) scheint eine gewisse fremde Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil kolorirt ist und auf einen Farbenreflex Anspruch macht, aber gerade da, wo die carnation Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind diesen Gang übergehen. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen mutigen, heitern und selbst im Ernst verbindlichen Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen sittlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es noch empor getragen wird, wie auf den zwei verglichenen (No. 15 und 20) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der düsteren Stadt; beide schützt Hektor in der Hand der Götter zu seyn.

Es haben sich zwei neue Art der Bahrelief gearbeitet. Bilder (No. 10 und 11), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Parthenions nicht bebauft, und bloßerund zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht dehnt sich noch der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Vor der Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Frauen. Ganz mit der besten Bildhauerfamilie der Alten hat und hier der Künstler die Situation nicht durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgetragen. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gibt zwar für sich selbst und weicht doch auf etwas Anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verborgen liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bekommt und das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Wagen und dem warnenden Streitroß rufen und die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herausstehen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst; die zärtliche Verbindung der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und schlecht gegen die colossalischen Figur des Helden, und störthen antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme übel verrichtet, und diese ist kaum die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore will sonnte der Künstler der beliebten Mannichfaltigkeit mit den mindesten Nachtheile folgen, obgleich der ganze Gesamwurf auch hier eine etwas Verbauchung zur Pflicht machte. Von der simplen Gleichgültigkeit an bis zur heftigen Leidenschaftlichkeit ist für auf diesen Bildern durchgeführt worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt arrangirten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei auffallendsten angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das Gefälligste, nach Art eines runden englischen Kupferstichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber verunziert gestürzig gehaut. Nur einen Hektor wußte der Künstler sich nicht zu denken, und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchem Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhebt, die Amme ein wirklich bedeutender und interessanter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen verwebt. Auf dem einen (No. 25) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, was gerade darum bad, was er verbirgt, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26), dessen in mancher noch unsämtlicher gedenken werde, hat der der Künstler eine noch größere, wenn nicht zu große, Beleuchtung gegeben.

Bei dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bedient, so musse er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je furchtbarer es die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entsteht dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren eigentlichen Charakter, der jenen allen Zeiten so geneigt ist; obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen vertrauten Hofplatz um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, daß mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Geschicklichkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wohrein sie sich frei und selbstständig erhebt, und zu der geistreichen verschwebenden Anmuth, wohrein sie sich, auf ihrem weitern Weg, wieder zur Natur zu sich findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; an der empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der materiellen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man gewiß mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 29) der braunen Zeichnung, wie das Publikum sie nannte, eher nach den Namen des Künstlers, Hrn. Mahl, erfuhr, zurückkehren, welcher auch den Preis zuerst davongetragen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geist der Antike gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf den als ihrem Gotte scheint sie zu rufen, dem Ausdruck der

SECHSTER AUFTRITT.

Der Audienzsaal.

DON KARLOS *im Gespräch mit dem* PRINZEN VON PARMA. *Die* HERZOGE VON ALBA, FERIA, *und* MEDINA SIDONIA. GRAF VON LERMA, *und noch andere* GRANDEN *mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.*

MEDINA SIDONIA,

von allen Umstehenden sichtbar vermieden, wendet sich zum Herzog Alba, der allein und in sich gekehrt auf und ab geht.

Sie haben ja den Herrn gesprochen, Herzog. —
Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

ALBA.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

MEDINA SIDONIA.

Im Feuer
Des Englischen Geschützes war mir's leichter,
Als hier auf diesem Pflaster.

Karlos, der mit stiller Theilnahme auf ihn geblickt hat, nähert sich ihm jetzt, und drückt ihm die Hand.

Warmen Dank
Für diese grofsmuthsvolle Thräne, Prinz.
Sie sehen, wie mich alles flieht. Nun ist
Mein Untergang beschlossen.

KARLOS.

Hoffen Sie
Das Beste, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unschuld.

MEDINA SIDONIA.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erschien — Was ist
Ein Kopf wie dieser gegen siebzig
Versunkne Gallionen? — Aber Prinz —
Fünf Söhne, hoffnungsvoll wie Sie — das bricht
Mein Herz —

SIEBENTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *kommt angekleidet heraus.* DIE VORIGEN. *Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem sie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillschweigen.*

KÖNIG

den ganzen Kreis flüchtig durchschauend.

Bedeckt euch!

Don Karlos und der Prinz von Parma nähern sich zuerst, und küssen dem König die Hand. Er wendet sich mit einiger Freundlichkeit zu dem letztern, ohne seinen Sohn bemerken zu wollen.

Eure Mutter, Neffe,
Will wissen, wie man in Madrid mit euch
Zufrieden sey.

PARMA.

Das frage sie nicht eher,
Als nach dem Ausgang meiner ersten Schlacht.

KÖNIG.

Gebt euch zufrieden. Auch an euch wird einst
Die Reihe seyn, wenn diese Stämme brechen.

Zum Herzog von Feria.

Was bringt ihr mir?

FERIA

ein Knie vor dem König beugend.

Der Grofskomthur des Ordens
Von Calatrava starb an diesem Morgen.
Hier folgt sein Ritterkreuz zurück.

KÖNIG

nimmt den Orden, und sieht im ganzen Zirkel herum.

Wer wird
Nach ihm am würdigsten es tragen?

Er winkt Alba zu sich, welcher sich vor ihm auf ein Knie niederläfst, und hängt ihm den Orden um.

Herzog,
Ihr seyd mein erster Feldherr — seyd nie mehr,
So wird euch meine Gnade niemals fehlen.

Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.

Sieh da! mein Admiral!

MEDINA SIDONIA

nähert sich wankend, und kniet vor dem Könige nieder, mit gesenktem Haupt.

Das, grofser König,
Ist alles, was ich von der Span'schen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

KÖNIG

nach einem langen Stillschweigen.

Gott
Ist über mir — Ich habe gegen Menschen,
Nicht gegen Sturm und Klippen sie gesendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.

Er reicht ihm die Hand zum Kusse.

Und Dank,
Dafs ihr in euch mir einen würd'gen Diener
Erhalten habt! — Für diesen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wissen.

Er giebt ihm einen Wink aufzustehen und sich zu bedecken; dann wendet er sich gegen die andern.

Was giebt es noch?

Zu Don Karlos und dem Prinzen von Parma.

Ich dank' euch, meine Prinzen.

Diese treten ab. Die noch übrigen Granden nähern sich, und überreichen dem König knieend ihre Papiere. Er durchsieht sie flüchtig und reicht sie dem Herzog von Alba

Legt das im Kabinet mir vor — Bin ich zu Ende?

Niemand antwortet.

Wie kommt es denn, dafs unter meinen Granden
Sich nie ein Marquis Posa zeigt? Ich weifs

Recht gut, dafs dieser Marquis Posa mir
Mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erscheint er nicht?

LERMA.

Der Chevalier
Ist kürzlich erst von Reisen angelangt,
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben ist er in Madrid, und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, sich zu
Den Füfsen seines Oberherrn zu werfen.

ALBA.

Marquis von Posa? — Recht! das ist der kühne
Maltheser, Ihre Majestät, von dem
Der Ruf die schwärmerische That erzählte.
Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
Die Ritter sich auf ihrer Insel stellten,
Die Soliman belagern liefs, verschwand
Auf einmal von Alkala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor la Valette. „Man kaufte mir
Das Kreuz," sagt' er: „ich will es jetzt verdienen."
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali,
Und Mustapha und Hassem das Kastell

St. Elmo in drey wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erstiegen wird, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er sich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bey la Valette.
Zwey Monate darauf verläfst der Feind
Die Insel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden.

FERIA.

Und dieser Marquis Posa war es auch,
Der nachher die berüchtigte Verschwörung
In Catalonien entdeckt, und blofs
Durch seine Fertigkeit allein der Krone
Die wichtigste Provinz erhielt.

KÖNIG.

Ich bin
Erstaunt — Was ist das für ein Mensch, der das
Gethan, und unter dreyen, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewifs!
Der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten
Charakter oder keinen — Wunders wegen
Mufs ich ihn sprechen.

Zum Herzog von Alba.

Nach gehörter Messe
Bringt ihn in's Kabinet zu mir.

Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria.

Und ihr
Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.

Er geht ab.

FERIA.

Der Herr ist heut sehr gnädig.

MEDINA SIDONIA.

Sagen Sie:
Er ist ein Gott! — Er ist es mir gewesen.

FERIA.

Wie sehr verdienen Sie Ihr Glück! Ich nehme
Den wärmsten Antheil, Admiral.

EINER VON DEN GRANDEN.

Auch ich.

EIN ZWEYTER.

Ich wahrlich auch.

EIN DRITTER.

Das Herz hat mir geschlagen.
Ein so verdienter General!

DER ERSTE.

Der König
War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

LERMA

im Abgehen zu Medina Sidonia.

Wie reich sind Sie auf einmal durch zwey Worte!

Alle gehen ab.

ACHTER AUFTRITT.

Das Kabinet des Königs.

MARQUIS VON POSA UND HERZOG VON ALBA.

MARQUIS *im Hereintreten.*

Mich will er haben? Mich? — Das kann nicht seyn.
Sie irren Sich im Namen — Und was will
Er denn von mir?

ALBA.

Er will Sie kennen lernen.

MARQUIS.

Der bloßen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — Das Leben
Ist so erstaunlich schnell dahin.

ALBA.

Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König ist
In Ihren Händen. Nützen Sie, so gut
Sie können, diesen Augenblick, und Sich,
Sich selber schreiben Sie es zu, geht er
Verloren.

Er entfernt sich.

NEUNTER AUFTRITT.

DER MARQUIS *allein.*

Wohl gesprochen, Herzog. Nützen
Muſs man den Augenblick, der Einmal nur
Sich bietet. Wahrlich dieser Höfling giebt
Mir eine gute Lehre — wenn auch nicht
In seinem Sinne gut, doch in dem meinen.

Nach einigem Auf- und Niedergehen.

Wie komm' ich aber hieher? — Eigensinn
Des launenhaften Zufalls wär' es nur,
Was mir mein Bild in diesen Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrscheinlichsten, ergriff und im
Gedächtnisse des Königs auferweckte?

Schmerzes entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken hervor in weiterem Abstand von ihm und durch den Helmbusch auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Mörderin, das heitre Gebet des Todten mit einem schmerzvollen Flehen aus weiter gräulicher Brust begleitend. Auf sie, als die natürlichere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schaale der Leidenschaft ausgegossen. Die er für diese Scene verwendet hat; aber in ihrem Affekt ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Jugend, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur wohlthätig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dagegen in einem sonnigen freien Bogen; man sieht den Wagen bereit, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und fegt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gehalt des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man sieht sich vielmehr klar und entschieden; die schöne Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

Ueber Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst bleibt doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Wesentlichen mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit zu sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr wünschenswerther Gedanke, wenn durch jugendlichen Blicken des Geistes in der Fruchtzeit aufgerufen, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dramatik überhaupt, also auch für die lyrische eine sehr wichtige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite ihrem Gesellschaftsgenossen nachstehen muß, sie von einer andern um desto nothwendiger geworden ist. Bei der Verengerung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, bei der erweiterte Kreis des Wissens und die Ansonderung der Verstandesgebäude nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischen Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Ernstlich abwenden, das traurige, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, aber dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Auch noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Lichte der Erfahrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Cultur, und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufsinnen, müßte ihren Leben und Feuerbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Character, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, gelautert und verdeelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzt voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und geübter Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vernunftvollsten Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren verdienten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Verwandten vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Genuelung für Geist und Herz bei einem unreifen Jünglinge suchen, wie möglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Interessantesten und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfunden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines geläuterten Geistes. Auch was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so hoch als möglich zu veredeln, zur reinsten, lieblichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein edles und wichtiges Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Werke desselben zu gebären. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüths-Lage, eines interessanten veredelnden Geistes ist. Nur ein solcher Geist ist sich und in Kunstwerken aufzugeben; er wird uns in seinen niedern Aeußerung fremdlich seyn, und unsonst wird, der es uns ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen will einen das, was vom Sittlichen; wie es vor der moralisch vortrefflicher Character eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Hande langen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es bert nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Subjekt selbsten gebricht, und Mangel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Zeit nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, dünkt uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unserer, nicht ungereiften, lyrischen Dichter auf den besseren des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns Einer oder der Andre, wenn wir es ans seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht

Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Ist Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall giebt die Vorsehung — Zum Zwecke
Mufs ihn der Mensch gestalten — Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weifs,
Was ich — ich mit dem König soll — Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! So könnte,
Was erst so grillenhaft mir schien, sehr zweckvoll
Und sehr besonnen seyn. Seyn oder nicht —
Gleich viel! In diesem Glauben will ich handeln.

Er macht einige Gänge durch das Zimmer, und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemählde stehen. Der König erscheint in dem angrenzenden Zimmer, wo er einige Befehle giebt. Alsdann tritt er herein, steht an der Thüre still, und sieht dem Marquis eine Zeit lang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.

ZEHNTER AUFTRITT.

DER KÖNIG und MARQUIS VON POSA.

Dieser geht dem König, sobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läfst sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen.

KÖNIG

betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.

Mich schon gesprochen also?

MARQUIS.

Nein.

KÖNIG.

Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtnifs drängen sich der Menschen viel.
Allwissend ist nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu suchen.
Weſswegen thatet ihr das nicht?

MARQUIS.

Es sind
Zween Tage, Sire, dafs ich in's Königreich
Zurück gekommen.

KÖNIG.

Ich bin nicht gesonnen
In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnade.

MARQUIS.

Ich genieſse die Gesetze.

KÖNIG.

Dieſs Recht hat auch der Mörder.

MARQUIS.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

KÖNIG *vor sich.*

Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bey Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt — Ihr tratet
Aus meinen Diensten, hör' ich?

MARQUIS.

Einem Bessern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurücke.

KÖNIG.

Das thut mir leid. Wenn solche Köpfe feiern,
Wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht

Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geistes würdig ist.

MARQUIS.

O nein!
Ich bin gewifs, dafs der erfahrne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beym ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

Er hält inne.

KÖNIG.

Ihr bedenket euch?

MARQUIS.

Ich bin — ich mufs
Gestehen, Sire — sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von diesem Schritte Gründe anzugeben.

KÖNIG.

So schwach sind diese Gründe? Fürchtet ihr
Dabey zu wagen?

MARQUIS.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erschöpfen, Sire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit aber setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern. Zwischen Ihrer
Ungnade und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen — Mufs ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

KÖNIG

mit erwartender Miene.

Nun?

MARQUIS.

— Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

Der König sieht ihn mit Erstaunen an.

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewog'ne That. Sie wollen

Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beyfall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck seyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschüf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht seyn sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meifsel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte seyn? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchieen darf
Ich niemand lieben als mich selbst.

KÖNIG.

Dieſs Feuer
Ist lobenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weisen gleich viel heifsen. Suchet euch
Den Posten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt diesem edeln Triebe
Genug zu thun.

MARQUIS.

Ich finde keinen.

KÖNIG.

Wie?

MARQUIS.

Was Eure Majestät durch meine Hand
Verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das
Dasselbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Glücke würde
Die Majestät erzittern — Nein! Ein neues
Erschuf der Krone Politik — ein Glück,
Das sie noch reich genug ist auszutheilen,
Und in dem Menschenherzen neue Triebe,
Die sich von diesem Glücke stillen lassen.
In ihren Münzen läfst sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — ist das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weifs ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreun. Ich mufs
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

KÖNIG *etwas rasch.*

Ihr seyd
Ein Protestant.

MARQUIS
nach einigem Bedenken.

Ihr Glaube, Sire, ist auch
Der meinige.

Nach einer Pause.

Ich werde mifsverstanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleyer weggezogen.
Wer sichert Sie, dafs mir noch heilig heifse,
Was mich zu schrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verwesen hier.

Die Hand auf die Brust gelegt.

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergröfsert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Kann ein Gemählde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löscht es aus.

KÖNIG.

Bin ich der erste,
Der euch von dieser Seite kennt?

MARQUIS.

Von dieser —
Ja!

KÖNIG

steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen. Vor sich.

Neu zum wenigsten ist dieser Ton!
Die Schmeicheley erschöpft sich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Überraschende macht Glück. — Wenn ihr
Es so verstehet, gut, so will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den starken Geist. —

MARQUIS.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
Selbst in des freyen Mannes Sprache nur

Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
Mir däucht, ich weifs, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
Freywillig ihres Adels sich begeben,
Freywillig sich auf diese niedre Stufe
Herab gestellt. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Gröfse,
Gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem grofsen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen ehren?

KÖNIG.

Etwas wahres
Find' ich in diesen Worten.

MARQUIS.

Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieser neugegofsnen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's

oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger“ ankündigt, und Popularität (s. Vorrede p. 1. Theil S. 15. u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit den schwankenden Worte „Volk“ quälen zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unser Welt ist die Homer'sche nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meynen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen. Sie also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gesichten begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Anschauung einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, worein die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Kulturunterschied ist es noch die Anwendung, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher unsinnig seyn, willkührlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen den Mittelständen und den Aeußersten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den umgekehrten Anstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es freut uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, wie entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, aber mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und schwache eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genie's genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem edelen Gesange bei Kennern Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter aufsuchen, sind nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufklärung, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig zu versagen, und durch diese reine Sonderung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den primitiven Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vertrefflichen seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das größte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Erkenntnißvermögen, das der Alltagsarbeit so geistlos und oft so schädlich verfleischt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Weltbürger des Volksgesetze wäre er der beste Fremdsprache suchenden Affekt der Liebe der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen, und ihnen rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausdruck noch auf den Lippen des Volks verdrehn. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamen Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entzifferender Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der besten Erkenntniß brächte er die gemastetsten Vernunftsvorurtheilen, in verjährter und verdaulichster Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erführen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze herauszuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen verwebt, und ein unaufhaltsames, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft anbieten.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man möge ihn nach den Idealsätzen, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er unsprünglich gebunden, auf der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu versetzen, so viel Kunst in so wenigem Aufstand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also vielmehrweg zu viel, wenn er Popularität einen Gehalt für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber, indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was Manchen, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar überseihen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerläßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Werth zu besitzen. „Wenn ein Gedicht,“ scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des besten Geschmacks aushält, und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem. Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Alle weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werths über nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedener Eigenschaften bestehe) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerschen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theil derselben den wissen, sich immer gleichen, immer heitern, männlichen Geist vermissen, der, eingewebt in die Mysterien des Schönen, Ernst und Würden, zu dem Volke bildend herunter steigt, aber auch in

In etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
Zu Ihrem Saitenspiel herunter stürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

KÖNIG.

(Bey Gott,
Er greift in meine Seele!)

MARQUIS.

Aber Ihnen
Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freyheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünsche reifen kann? — Ich bitte
Mich zu entlassen, Sire. Mein Gegenstand
Reifst mich dahin. Mein Herz ist voll — der Reitz,

Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte.

Der Graf von Lerma tritt herein und spricht einige Worte leise mit dem König. Dieser giebt ihm einen Wink sich zu entfernen, und bleibt in seiner vorigen Stellung sitzen.

KÖNIG

zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen.

Redet aus!

MARQUIS

nach einigem Stillschweigen.

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

KÖNIG.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

MARQUIS.

Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein grofses Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes!
Das, dacht' ich, das mufs göttlich seyn! — Da stiefs
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem König, der es versucht diesen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.

Sie haben Recht. Sie müssen. Dafs Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, dafs, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
Des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Dafs Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröfse wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geitzen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich seyn.

KÖNIG.

Wann, denkt ihr, würden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

MARQUIS *schnell.*

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und furchtbar blüht durch Künste unsres Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleifs
Der neuen Christen, liegt Grenada öde,
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

Der König ist bewegt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher.

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk

Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein grofses königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wieder fordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn
Sie waren gut.

KÖNIG.

Wer hat euch dessen so
Gewifs gemacht?

MARQUIS *mit Feuer.*

Ja, beym Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie,
Grofsmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

Er nähert sich ihm kühn, und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.

O könnte die Beredtsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser grofsen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergöttrung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren. Niemals — niemals
Besafs ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem Span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreyheit. —

Sich ihm zu Füfsen werfend.

KÖNIG

überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet.

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — stehet auf — ich —

MARQUIS.

Sehen Sie Sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freyheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freyheit! Er, der grofse Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läfst
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkühr sich ergetzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freyheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läfst des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freygeist, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freygeists Lästerung gepriesen.

KÖNIG.

Und wollet ihr es unternehmen, diefs
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

MARQUIS.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach so lang' — des Thrones Gröfse nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurück gegeben,
Zu seines Werths Gefühl erwacht — der Freyheit
Erhabne, stolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

KÖNIG

nach einem grofsen Stillschweigen.

Ich liefs euch bis zu Ende reden —. Anders,
Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen,
Mahlt sich in diesem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Mafsstab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der erste, dem ihr euer Innerstes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weifs. Um dieser

Enthaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer doch umfafst, verschwiegen
Zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
Bescheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, dafs ich sie erfahren,
Und wie ich sie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der sich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift also selbst,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas besserm sich veredeln — Aber
Flieht meine Inquisition. — Es sollte
Mir leid thun —

MARQUIS.

Wirklich? Sollt' es das?

KÖNIG

in seinem Anblick verloren.

Ich habe
Solch einen Menschen nie gesehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero seyn. Ich will es nicht seyn — will
Es gegen euch nicht seyn. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verdorren.

Ihr selbst, ihr sollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu seyn.

MARQUIS *rasch.*

Und meine
Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

KÖNIG.

Und wenn
Ihr so gut wisset, wie die Folgezeit
Mich richten wird, so lerne sie an euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

MARQUIS.

O! der gerechteste
Der Könige sey nicht mit Einem Male
Der ungerechteste — In Ihrem Flandern
Sind tausend bessere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frey gestehen, grofser König? —
Sie sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum ersten Mal die Freyheit.

der übertriebensten Gemeinschaft mit demselben eine schwindsüchtige Abkunft verbürgen. Hr. B. verwechselt sie aber selber mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es sacht und fördernd zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er mit diesem Namen gedacht wissen will. Allmuttersöhne sind es diejenigen Leser, für welche er seine Nachtseite der Brunst, seine Exzesse, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeier, Mämmerlensweisheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine Frau Schrift, Fortunens Pranger, Menagerie der Göttin, an die Menschengeschichte und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volkscharakter richtig fassen, so besteht sein Werth darin, nicht davon, jede Volksklasse mit irgend einem ihr besonders anschaulichen Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Ausmahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Unvollkommenheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, Masse neben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen sey. Nur muß gestehen, daß es unter allen Prüfersteinen Gedichten eine Probe ist, von denen, welche er am reichlichsten ausstreuete) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beeinträchtigte Würde des Inhalts, oder eine zu geschlossene Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Einbildung des Gedankten empfindendes Bild, ein mit Plattheit fallender Ausdruck, ein mutwilliger Wörterspruch, ein zwar doch am seltensten ihm dergleichen) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vielem Genuß um so mehr, weil sie uns das Urtheil absprechte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; daß seinen Produkten nur beigegeben die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Determination des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, wenn welcher er auserkiest, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wesentlich fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in unserem Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Adoptiren zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausschläge einer innern Idees von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Je je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal auszubreiten hat, desto mehr werden auch seine einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkraft vermissen wir an sehr bei Hrn. Bürger. Insbesondere, daß uns seine Muse überhaupt einen so sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liebe etwas Anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Gliedstellarkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns ausstellt, mehr einem Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, als nach Art Mosait, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben correspondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe z. Th. S. 124. Das Mädel, das ich meyne, das hohe Lied und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihrer Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengetragen. S. a. die beiden Liebenden:

Im Denken ist sie Pallas gleich,
Und Juno ganz an ehrlem Gang,
Verschönert beim Frendentanz,
Europe nächst sie im Gange,
Ihr weicht Aglaia, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Musik ist sie in der Sache,
Die beste Tanzmeisterin bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu sein scheint, wie ungefähr Hr. B. idealisirt. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick blendet; Leser verschwindet, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und den Kindern gleich, nur das Bunte benennen. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Verschwimmen, sondern die weise Ordnung, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Zugreichsten, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig derjenige Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es kommt uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unterordnungen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder finden (das Klimalingling, Herr Herr Herr, Huhu, Oho, Trallerum larum, u. dgl. m. nicht zu verstehen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der jugendlichen Beifall des großen Haufens so lange durchdringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmündige, sinnliche Ton verlieren, den ein Herr von Stümmern in unsere poetische Dürftigkeit einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht: „Blümchen Wunderhold“ nur mit Einschränkung loben. Die sehr sein auch Hr. B. in dieser Empfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz verträglich, und eben auch nicht sehr geschmackvoll Symbol der Bescheidenheit; es ist viel verdächtigt. Täubchen. Wenn ich von diesem Blümchen denke:

Du neigst der Flöte weichen Klang
Den Harmuth Reize mit,
Und wandelst in Zephyrumfang
Den Stämmen Polterwitz.

so erscheint der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unsinnliche Ausdruck: die Rose schmaust nach Reben, und ein unächter Reim; blühn und sprühn, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, greift vorzüglich an Molly gerichtet, womit er diese Rub-

KÖNIG

mit gemildertem Ernst.

Nichts mehr
Von diesem Inhalt, junger Mann. — Ich weifs,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr
Den Menschen erst, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal gesehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

MARQUIS.

Lassen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich bestächen?

KÖNIG.

Diesen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr seyd von heute an
In meinen Diensten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

Nach einer Pause.

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?

Da sich der Marquis zu bedenken scheint.

Ich verstehe Euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichste, kann ich nicht glücklich seyn
Als Gatte?

MARQUIS.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der liebenswürdigsten
Gemahlin einem Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Sire, so sind Sie
Der glücklichste durch beides.

KÖNIG *mit finstrer Miene.*

Nein! ich bin's nicht!
Und dafs ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —

Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.

MARQUIS.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

KÖNIG.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — Eine
So tugendhafte Königin!

MARQUIS.

Wer kann
Es wagen, Sire!

KÖNIG.

Die Welt! Die Lästerung!
Ich selbst! — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
Mich fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn sie — sie fähig sollte
Gewesen seyn, so tief sich zu entehren,
O wie viel mehr ist mir zu glauben dann
Erlaubt, dafs eine Eboli verleumdet?
Hafst nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weifs ich nicht, dafs Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth als sie alle.

MARQUIS.

Sire.
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lästerung — Es heifst
Weibliche Tugend.

KÖNIG.

Ja! das sag' ich auch.
So tief, als man die Königin bezüchtigt,
Herab zu sinken, kostet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reifsen
Der Ehre Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt, ihr seyd gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menschen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

MARQUIS.

überrascht und erschrocken.

Mich, Sire?

KÖNIG.

Ihr standet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch selbst
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht seyn. Leidenschaft wird euren Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforscht das Herz der Königin. Ich will
Euch Vollmacht senden, sie geheim zu sprechen.
Und jetzt verlafst mich!

Er zieht eine Glocke.

MARQUIS.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

KÖNIG

reicht ihm die Hand zum Kusse.

Er ist kein
Verlorner in dem meinigen.

Der Marquis steht auf und geht. Graf Lerma tritt herein.

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelassen.

DON KARLOS.

VIERTER AKT.

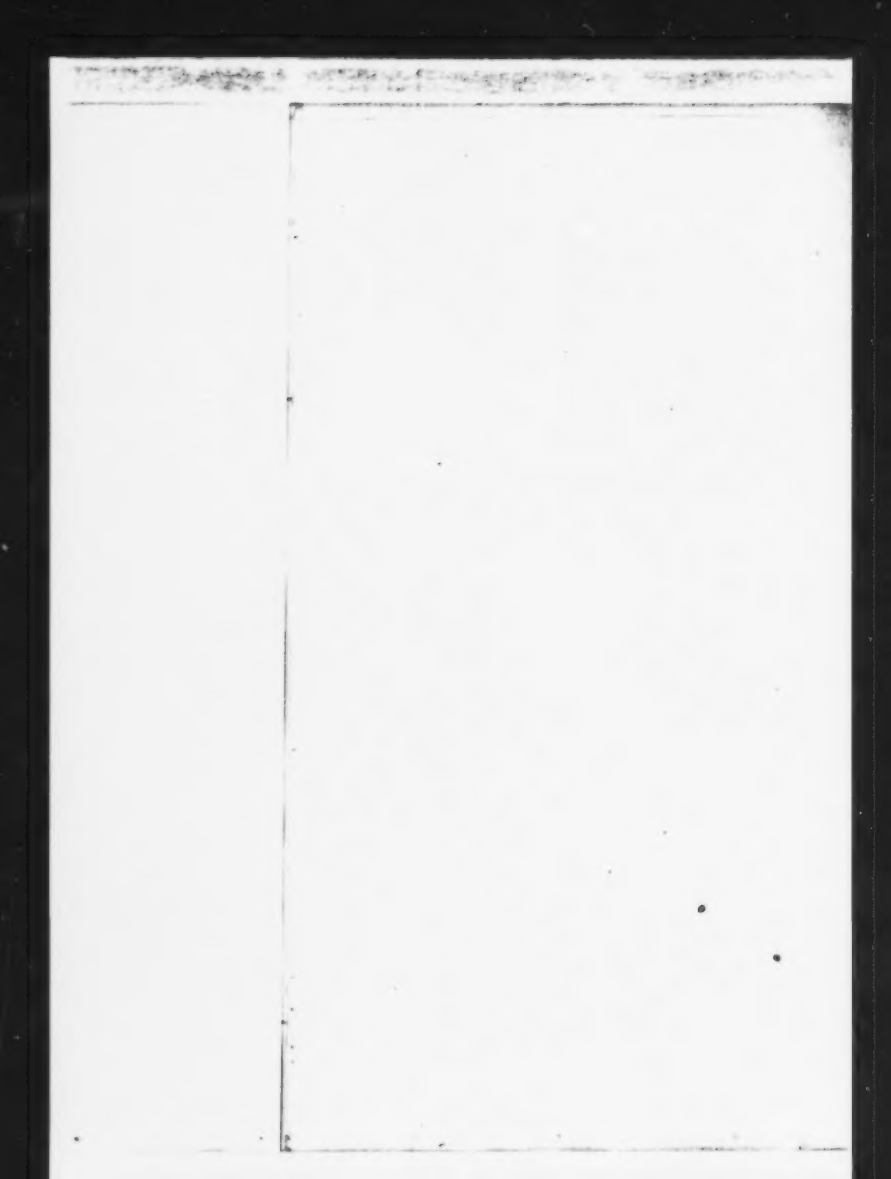

DON KARLOS.

Vierter Akt. Neunter Auftritt.

gabe bereichert hat. So unbedeutend sahn in den Meisten Dichten und Versen ist, so poetisch ist gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie und empfunden. Was Lessing irgendwo dem Trauerspielschreiber zum Gesetz macht, seine Seitenvölker, seine streng individuellen Charaktere und Situationen hervorstellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'schen Gedichte sind großentheils Producte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Universale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht blos Gemälde dieser eigenthümlichen (und sehr unglücklichen) Verhältnisse, sondern sie sind ebendaß auch Erzeugnisse derselben. Die Empfindsamkeit, der Unwille, die Sehnsucht des Dichters sind nicht blos der Gegenstand, den er besingt: sie sind selber oft auch der Apell, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Sanftheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie verbannen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen unirdischen Begeisterung. Ein erzürnter Tyrann, später wird und sanftmüthig ein edler Regierender des Umwissend werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, wissen im Schmerz den Schmerz zu besingen. So wie der Dichter selbst blos leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer ideale schönen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Was der sanftern und ferneren den Erinnerung mag er blühen, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber so unmittelbar unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns soll verständlich sein. Selbst in Gedanken, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, darin er damit am langsten mußten, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Bearbeitung von seiner Individualität los zu winden, seine Leidenschaft aus einer mitherrschenden Feine anzuschauen. Das Idealisiren will solches erdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstständigkeit möglich, welche die Unterwerfung der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast krankende Sauermuth. Das hervorragendste Gedicht in dieser Sammlung: „Das beste Lied von der Einsiedler," verliert dadurch besonders viel von seinem sonstigen unerreichbaren Werthe. Andere Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Product der Bürger'schen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Theil ihres Lobes mit ein, daß sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwanke des Dichters den Feuer seiner Empfindung, seinen Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Verunstaltungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grimassen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß oben besungene Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affekt, der dieses Lied ihm diktirte, bestehen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in dem Heiligthum widerspiegelt, an Schärfe dieses Lieds sich zurufen konnte, daß es das Siegel der harmonischen sein möchte; — aber eben deswegen möchten wir es seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen. Ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls vergeht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt und entschuldigt, warum wir in diesen Liedern so überreiche den oft an ihn selbst, den Verfasser erinnert werden. Nie, kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublime fortes solers vertice tod Horaz mit solchem Mißvergnügen im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Bildnissen Bum verbot aus dem Busen gezogen sei; es leuchtet ein, daß man nur im Ernst so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil sein Ernst sei, so mags ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenwillen kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und unsern verzeihe der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu sein, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter wir viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene eigenthümliche Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamatoren in Gesang verwandeln, wünschten wir mit ihm, daß sie seinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Regeln der prosodischen Gottin spielen lang. Gern hätten wir alle oder blos wenige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entdeckt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte sparzende Gattung mahnten verlassen sehen, die seinen Farben nur wegen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Epistel I. Th. S. 117 mit einem Wunderexemplare der Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auch Gewissen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernsthaften oder den satyrischen, den ganz lyrischen oder lyrisch-epischen, der Vorzug gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften. Für die erzählenden und für die strafenden aussallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Originalgewalt und an Gediegenheit des Versstes gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weiter verirrt, und sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen so unendlich

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Saal bey der Königin.

DIE KÖNIGIN. DIE HERZOGIN OLIVAREZ. DIE PRINZESSIN VON EBOLI. DIE GRÄFIN FUENTES UND NOCH ANDERE DAMEN.

KÖNIGIN

zur Oberhofmeisterin, indem sie aufsteht.

Der Schlüssel fand sich also nicht? — So wird
Man die Schatulle mir erbrechen müssen,
Und zwar sogleich —

Da sie die Prinzessin von Eboli gewahr wird, welche sich ihr nähert und ihr die Hand küßt.

Willkommen, liebe Fürstin.
Mich freut, Sie wieder hergestellt zu finden —
Zwar noch sehr blaſs —

FUENTES *etwas tückisch.*

Die Schuld des bösen Fiebers,
Das ganz erstaunlich an die Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzessin?

KÖNIGIN.

Sehr hab' ich gewünscht
Sie zu besuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

OLIVAREZ.

Die Fürstin Eboli
Litt wenigstens nicht Mangel an Gesellschaft. —

KÖNIGIN.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

EBOLI.

Nichts — gar nichts, meine Königin. Ich bitte
Um die Erlaubniſs wegzugehen —

KÖNIGIN.

Sie
Verhehlen uns, sind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Stehn
Wird Ihnen sauer. Helfen Sie ihr, Gräfin,
Auf dieses Tabouret sich niedersetzen.

EBOLI.

Im Freyen wird mir besser.

Sie geht ab.

KÖNIGIN.

Folgen Sie
Ihr, Gräfin — Welche Anwandlung!

Ein Page tritt herein, und spricht mit der Herzogin, welche sich alsdann zur Königin wendet.

OLIVAREZ.

Der Marquis
Von Posa, Ihre Majestät — Er kommt
Von Seiner Majestät dem König.

KÖNIGIN.

Ich
Erwart' ihn.

Der Page geht ab und öffnet dem Marquis die Thüre.

ZWEYTER AUFTRITT.

MARQUIS VON POSA. DIE VORIGEN.

Der Marquis läßt sich auf ein Knie vor der Königin nieder, welche ihm einen Wink giebt aufzustehen.

KÖNIGIN.

Was ist meines Herrn Befehl?
Darf ich ihn öffentlich —

MARQUIS.

Mein Auftrag lautet
An Ihre Majestät besonders —

Die Damen entfernen sich auf einen Wink der Königin.

DRITTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGIN. MARQUIS VON POSA.

KÖNIGIN *voll Verwunderung.*

Soll
Ich meinen Augen trauen, Marquis? Sie?
Sie an mich abgeschickt vom König?

MARQUIS.

Dünkt

Das Ihro Majestät so sonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

KÖNIGIN.

Nun so ist die Welt
Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich mufs gestehen.

MARQUIS.

Dafs es seltsam klingt?
Das mag wohl seyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Ist noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

KÖNIGIN.

An gröfsern kaum.

MARQUIS.

Gesetzt, ich hätte mich
Bekehren lassen endlich — wär' es müde,
An Philipps Hof den Sonderling zu spielen?
Den Sonderling! Was heifst auch das? Wer sich
Den Menschen nützlich machen will, mufs doch
Zuerst sich ihnen gleich zu stellen suchen.
Wozu der Sekte prahlerische Tracht?
Gesetzt — Wer ist von Eitelkeit so frey,

Um nicht für seinen Glauben gern zu werben? —
Gesetzt, ich ginge damit um, den meinen
Auf einen Thron zu setzen?

KÖNIGIN.

Nein! — Nein, Marquis.
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann.

MARQUIS.

Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich.

KÖNIGIN.

Was ich höchstens
Sie zeihen könnte, Marquis — was von Ihnen
Mich fast befremden könnte, wäre —

MARQUIS.

Zweydeuteley. Kann seyn.

KÖNIGIN.

Unredlichkeit
Zum wenigsten. Der König wollte mir

Wahrscheinlich nicht durch Sie entbieten lassen,
Was Sie mir sagen werden.

MARQUIS.

Nein.

KÖNIGIN.

Und kann
Die gute Sache schlimme Mittel adeln?
Kann sich — verzeihen Sie mir diesen Zweifel!
Ihr edler Stolz zu diesem Amte borgen?
Kaum glaub' ich es. —

MARQUIS.

Auch ich nicht, wenn es hier
Nur gelten soll, den König zu betrügen.
Doch das ist meine Meinung nicht. Ihm selbst
Gedenk' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

KÖNIGIN.

Daran
Erkenn' ich Sie; und nun genug! Was macht er?

MARQUIS.

Der König? — Wie es scheint, bin ich sehr bald
An meiner strengen Richterin gerächt.

Was ich so sehr nicht zu erzählen eile,
Eilt Ihre Majestät, wie mir geschienen,
Noch weit, weit weniger zu hören. — Doch
Gehört mufs es doch werden! Der Monarch
Läfst Ihre Majestät ersuchen, dem
Ambassadeur von Frankreich kein Gehör
Für heute zu bewilligen. Das war
Mein Auftrag. Er ist abgethan.

KÖNIGIN.

Und das
Ist alles, Marquis, was Sie mir von ihm
Zu sagen haben?

MARQUIS.

Alles ungefähr,
Was mich berechtigt hier zu seyn.

KÖNIGIN.

Ich will
Mich gern bescheiden, Marquis, nicht zu wissen,
Was mir vielleicht Geheimnifs bleiben mufs —

MARQUIS.

Das mufs es, meine Königin — Zwar, wären
Sie nicht Sie selbst, ich würde eilen, Sie

Von ein'gen Dingen zu belehren, vor
Gewissen Menschen Sie zu warnen — doch
Das braucht es nicht bey Ihnen. Die Gefahr
Mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie sollen's nie erfahren. Alles diefs
Ist ja nicht so viel werth, den goldnen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

KÖNIGIN.

Wie verliefsen Sie ihn?

MARQUIS.

Wie

Den einz'gen Weisen seiner Zeit, dem es
Verbrechen ist die Wahrheit anzubeten —
Und eben so beherzt für seine Liebe,
Wie jener für die seinige zu sterben.
Ich bringe wenig Worte — Aber hier,
Hier ist er selbst.

Er giebt der Königin einen Brief.

KÖNIGIN,

nachdem sie ihn gelesen.

Er mufs mich sprechen, sagt er.

MARQUIS.

Das sag' ich auch.

KÖNIGIN.

Wird es ihn glücklich machen,
Wenn er mit seinen Augen sieht, dafs ich
Es auch nicht bin?

MARQUIS.

Nein — aber thätiger
Soll es ihn machen und entschlofsner.

KÖNIGIN.

Wie?

MARQUIS.

Der Herzog Alba ist ernannt nach Flandern.

KÖNIGIN.

Ernannt — so hör' ich.

MARQUIS.

Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr ist's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben —
Hier nicht, jetzt vollends nicht — und Flandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

viel Sodnes sagen läßt, wenn auf die letztere böse Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die es bei dem mittelmäßigen Talente entweder schmählig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die wir Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meynung nach, steht unter dem höchsten Sohnen gestanden ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth finden, auf Rechnung äußrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Worte geben. Nur die heitre, die ruhige Seele genießt das Wolkenmeer. Kampf mit äußern Lasten und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters verlassen, der sich von der Gegenwart so vielseitig, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschwingen soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Worte umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Zöglie poetischer Malerei, diese glühende europäische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so dem vorragend auszeichnet, endlich dieses biedre Herzblut, man möchte sagen, und jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer größrer Aufmerksamkeit und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Freude der Klassicität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verbesserte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine vervollkommte, ob sie eine vollendete seyn soll.

(*) So urtheilte der Verfasser vor elf Jahren über Bürgers Dichterverdienst: es kann und soll jetzt seine Meynung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Partein hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Schluß wurde hinzugefügt, als der Verfasser im Jahr 1802 obige Recension der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einfügte.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

(Tübingen bei Cotta).

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte und Rücksicht des Mittelbaren überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender verschiedene Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher gepräft, und vor dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Aufführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ältersinnigen Gärten der Fall zu seyn. Diese Gewarten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Natur, und haben sich jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungerne zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, suchte sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und benutzte die lebendige Vegetation unter den steifen Zopf mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrschet. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Aufschein von Zeitigkeit hingeben, wie das Auge sie von Felsgrotten Mauern verlangt. Von diesem einen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, verkannte plötzlich die hörnige Lucubrationskraft mit der regellosesten Laune, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So wild-täuflich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wogen soll, mußte nun das Auge von einer unterwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirke, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde: so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer tändelnden Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einheit entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die vermuthlichen Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrift, so ist nicht zu läugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Bau-

KÖNIGIN.

Wissen Sie
Es zu verhindern?

MARQUIS.

Ja — vielleicht. Das Mittel
Ist fast so schlimm, als die Gefahr. Es ist
Verwegen, wie Verzweiflung. — Doch ich weifs
Von keinem andern.

KÖNIGIN.

Nennen Sie mir's.

MARQUIS.

Ihnen,
Nur Ihnen, meine Königin, wag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Karlos hören, ohne Abscheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
Klingt etwas rauh —

KÖNIGIN.

Rebellion —

MARQUIS.

Er soll
Dem König ungehorsam werden, soll

Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande stehen
Auf seine Losung auf. Die gute Sache
Wird stark durch einen Königssohn. Er mache
Den Span'schen Thron durch seine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüssel ihm bewilligen.

KÖNIGIN.

Sie sprachen
Ihn heute und behaupten das?

MARQUIS.

Weil ich
Ihn heute sprach.

KÖNIGIN *nach einer Pause.*

Der Plan, den Sie mir zeigen,
Erschreckt und — reitzt mich auch zugleich. Ich glaube,
Dafs Sie nicht Unrecht haben. — Die Idee
Ist kühn, und eben darum, glaub' ich,
Gefällt sie mir. Ich will sie reifen lassen.
Weifs sie der Prinz?

MARQUIS,

Er sollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum ersten Mal sie hören.

KÖNIGIN.

Unstreitig! Die Idee ist grofs. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

MARQUIS.

Schadet nichts. Er findet
Dort einen Egmont und Oranien,
Die braven Krieger Kaiser Karls, so klug
Im Kabinet als fürchterlich im Felde.

KÖNIGIN *mit Lebhaftigkeit.*

Nein! die Idee ist grofs und schön — Der Prinz
Mufs handeln. Lebhaft fühl' ich das. Die Rolle,
Die man hier in Madrid ihn spielen sieht,
Drückt mich an seiner Statt zu Boden — Frankreich
Versprech' ich ihm; Savoyen auch. Ich bin
Ganz Ihrer Meinung, Marquis, er mufs handeln. —
Doch dieser Anschlag fordert Geld.

MARQUIS.

Auch das liegt schon
Bereit —

KÖNIGIN.

Und dazu weifs ich Rath.

MARQUIS.

So darf ich
Zu der Zusammenkunft ihm Hoffnung geben?

KÖNIGIN.

Ich will mir's überlegen.

MARQUIS.

Karlos dringt
Auf Antwort, Ihre Majestät. — Ich hab'
Ihm zugesagt, nicht leer zurückzukehren.
Seine Schreibtafel der Königin reichend.
Zwo Zeilen sind für jetzt genug —

KÖNIGIN,
nachdem sie geschrieben.

Werd' ich
Sie wieder sehn?

MARQUIS.

So oft Sie es befehlen.

KÖNIGIN.

So oft — so oft ich es befehle? — Marquis!
Wie mufs ich diese Freyheit mir erklären?

MARQUIS.

So
Unschuldig, als Sie immer können. Wir

Genieſsen sie; das ist genug — das ist
Für meine Königin genug.

KÖNIGIN *abbrechend.*

Wie sollt' es
Mich freuen, Marquis, wenn der Freyheit endlich
Noch diese Zuflucht in Europa bliebe!
Wenn sie durch ihn es bliebe! — Rechnen Sie
Auf meinen stillen Antheil —

MARQUIS *mit Feuer.*

O ich wuſst' es,
Ich muſste hier verstanden werden —

HERZOGIN OLIVAREZ
erscheint an der Thüre.

KÖNIGIN *fremd zum Marquis.*

Was
Von meinem Herrn dem König kommt, werd' ich
Als ein Gesetz verehren. Gehen Sie
Ihm meine Unterwerfung zu versichern!

Sie giebt ihm einen Wink. Der Marquis geht ab.

VIERTER AUFTRITT.

Gallerie.

DON KARLOS. GRAF LERMA.

KARLOS.

Hier sind wir ungestört. Was haben Sie
Mir zu entdecken?

LERMA.

Eure Hoheit hatten
An diesem Hofe einen Freund.

KARLOS *stutzt.*

Den ich
Nicht wufste! — Wie? Was wollen Sie damit?

LERMA.

So mufs ich um Vergebung bitten, dafs
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigstens von treuer Hand,
Denn kurz, ich hab' es von mir selbst.

KARLOS.

Von wem
Ist denn die Rede?

LERMA.

Marquis Posa —

KARLOS.

Nun?

LERMA.

Wenn etwa mehr, als jemand wissen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewufst seyn sollte,
Wie ich beynahe fürchte —

KARLOS.

Wie Sie fürchten?

LERMA.

— Er war beym König.

KARLOS.

So?

LERMA.

Zwo volle Stunden,
Und in sehr heimlichem Gespräch.

KARLOS.

Wahrhaftig?

LERMA.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

KARLOS.

Das will ich glauben.

LERMA.

Ihren Namen, Prinz,
Hört' ich zu öftern Malen.

KARLOS.

Hoffentlich
Kein schlimmes Zeichen.

LERMA.

Auch ward heute Morgen
Im Schlafgemache Seiner Majestät
Der Königin sehr räthselhaft erwähnt.

KARLOS *tritt bestürzt zurück.*

Graf Lerma?

LERMA.

Als der Marquis weggegangen,
Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulassen.

KARLOS.

Das
Ist wirklich viel.

LERMA.

Ganz ohne Beyspiel, Prinz,
So lang' mir dünkt, dafs ich dem König diene.

KARLOS.

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie, sagten Sie,
Wie ward der Königin erwähnt?

LERMA *tritt zurück.*

Nein, Prinz,
Nein! Das ist wider meine Pflicht.

KARLOS.

Wie seltsam!
Sie sagen mir das eine, und verhehlen
Das andre mir.

LERMA.

Das erste war ich Ihnen,
Das zweyte bin ich dem Monarchen schuldig.

KARLOS.

— Sie haben Recht.

LERMA.

Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre stets gekannt.

KARLOS.

Dann haben
Sie ihn sehr gut gekannt.

LERMA.

Jedwede Tugend
Ist fleckenfrey — bis auf den Augenblick
Der Probe.

KARLOS.

Auch wohl hier und da noch drüber.

LERMA.

Und eines grofsen Königs Gunst dünkt mir
Der Frage werth. An diesem goldnen Angel
Hat manche starke Tugend sich verblutet.

KARLOS.

O ja.

LERMA.

Oft sogar ist es weise, zu entdecken,
Was nicht verschwiegen bleiben kann.

KARLOS.

Ja! weise!
Doch, wie Sie sagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

kunst steht, obgleich man sehr übel daran thät, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Sabbedürfniß auf Freiheit dieser Formen drang, und zuletzt mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Auf diesen Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Sabbat ihrer Formen wird durch den unnachlässlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der Naturformen sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urbrechen des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, welches uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, mit der Vorstellung ungetrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei diesem der Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur insofern führen kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Zändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und vollendet, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, entbehrt an sich selbst seiner Widersprüche; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Gränzen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifheit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Spähren versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Umwälzen nichts als die Mittel zur Ausstellung verfassen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand, zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dieß ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesen Kalender vorzüglich hinarbeitet, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben werden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, benutzt er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erbdung desjenigen Lebensgenusses setzt, den er „Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur und „verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft, den eigentlichen englischen Park, worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen, und alle Kunst sorgfältig verschwunden haben muß, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der ersteren ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verbunden, und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Gränzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Bäche ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße u. s. f., und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwanglosigkeit führen. Aber indem er die Gränzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die einen so ganz als musikalische oder poetische Kompositionen fähig seyn müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erregen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben Verfasser in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung versprecht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners

LERMA.

Ist er
Es noch, so macht mein Zweifel ihn nicht schlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.

Er will gehen.

KARLOS
folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand.

Dreyfach
Gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich sehe
Um einen Freund mich reicher, und es kostet
Mir den nicht, den ich schon besafs.

Lerma geht ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

MARQUIS VON POSA *kommt durch die Gallerie.* KARLOS.

MARQUIS.

Karl! Karl!

KARLOS.

Wer ruft? Ah! Du bist's! Eben recht. Ich eile
Voraus ins Kloster. Komm bald nach.

Er will fort.

MARQUIS.

Nur zwo
Minuten — bleib.

KARLOS.

Wenn man uns überfiele —

MARQUIS.

Man wird doch nicht. Es ist sogleich geschehen.
Die Königin —

KARLOS.

Du warst bey meinem Vater?

MARQUIS.

Er liefs mich rufen; ja.

KARLOS *voll Erwartung.*

Nun?

MARQUIS.

Es ist richtig.
Du wirst sie sprechen.

KARLOS.

Und der König? Was
Will denn der König?

MARQUIS.

Der? Nicht viel. — Neugierde,
Zu wissen, wer ich bin. — Dienstfertigkeit

Von unbestellten guten Freunden. Was
Weifs ich? Er bot mir Dienste an.

KARLOS.

Die du

Doch abgelehnt?

MARQUIS.

Versteht sich.

KARLOS.

Und wie kamt

Ihr aus einander?

MARQUIS.

Ziemlich gut.

KARLOS.

Von mir

War also wohl die Rede nicht?

MARQUIS.

Von dir?

Doch. Ja. Im Allgemeinen.

Er zieht ein Souvenir heraus und giebt es dem Prinzen.

Hier vorläufig
Zwey Worte von der Königin, und morgen
Werd' ich erfahren, wo und wie —

KARLOS

liest sehr zerstreut, steckt die Schreibtafel ein, und will gehen.

Beym Prior

Triffst du mich also.

MARQUIS.

Warte doch. Was eilst du?

Es kommt ja niemand.

KARLOS

mit erkünsteltem Lächeln.

Haben wir denn wirklich

Die Rollen umgetauscht? Du bist ja heute

Erstaunlich sicher.

MARQUIS.

Heute? Warum heute?

KARLOS.

Und was schreibt mir die Königin?

MARQUIS.

Hast du

Denn nicht im Augenblick gelesen?

KARLOS.

Ich?

Ja so.

MARQUIS.

Was hast du denn? Was ist dir?

KARLOS

liest das Geschriebene noch einmal. Entzückt und feurig:

Engel
Des Himmels! Ja! ich will es seyn — ich will —
Will deiner werth seyn — Grofse Seelen macht
Die Liebe gröfser. Sey's auch was es sey.
Wenn Du es mir gebietest, ich gehorche. —
Sie schreibt, dafs ich auf eine wichtige
Entschliefsung mich bereiten soll. Was kann
Sie damit meinen? Weifst du nicht?

MARQUIS.

Wenn ich's
Auch wüfste, Karl — bist du auch jetzt gestimmt
Es anzuhören?

KARLOS.

Hab' ich dich beleidigt?
Ich war zerstreut. Vergieb mir Roderich.

MARQUIS.

Zerstreut? Wodurch?

KARLOS.

Durch — ich weifs selber nicht.
Diefs Souvenir ist also mein?

MARQUIS.

Nicht ganz!
Vielmehr bin ich gekommen, mir sogar
Deins auszubitten.

KARLOS.

Meins? Wozu?

MARQUIS.

Und was
Du etwa sonst an Kleinigkeiten, die
In keines Dritten Hände fallen dürfen,
An Briefen oder abgerissenen
Koncepten bey dir führst — kurz deine ganze
Brieftasche —

KARLOS.

Wozu aber?

MARQUIS.

Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Überraschung stehn? Bey mir
Sucht sie doch niemand. Gieb.

KARLOS *sehr unruhig.*

Das ist doch seltsam!
Woher auf einmal diese —

MARQUIS.

Sey ganz ruhig.
Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewifslich nicht. Es ist Behutsamkeit
Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint,
So warlich nicht, dafs du erschrecken solltest.

KARLOS
giebt ihm die Brieftasche.

Verwahr sie gut.

MARQUIS.

Das werd' ich.

KARLOS
sieht ihn bedeutend an.

Roderich!
Ich gab dir viel.

MARQUIS.

Noch immer nicht so viel,
Als ich von dir schon habe — Dort also
Das übrige, und jetzt leb wohl — leb wohl.

Er will gehen.

KARLOS

kämpft zweifelhaft mit sich selbst; endlich ruft er ihn zurück.

Gieb mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von diesem Brief zu trennen fällt mir schwer.
Lafs mir den Brief — nur den — das übrige
Nimm alles.

Er nimmt ihn heraus und giebt die Brieftasche zurück.

MARQUIS.

Karl, ich thu' es ungern. Just
Um diesen Brief war mir's zu thun.

KARLOS.

Leb wohl!

Er geht langsam und still weg, an der Thüre bleibt er einen Augenblick stehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief.

Da hast du ihn.

Seine Hand zittert. Thränen stürzen aus seinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht wider dessen Brust.

Das kann mein Vater nicht?
Nicht wahr, mein Roderich? Das kann er doch nicht?

Er geht schnell fort.

SECHSTER AUFTRITT.

MARQUIS

sieht ihm erstaunt nach.

Wär's möglich? Wär' es? Also hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In seinem Herzen
Wär' diese Falte wirklich mir entgangen?
Mifstrauen gegen seinen Freund!
Nein! Es ist Lästerung! — Was that er mir,
Dafs ich der Schwächen schwächster ihn verklage?
Was ich ihn zeihe, werd' ich selbst — Befremden —
Das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieser seltsamen Verschlossenheit
Zu seinem Freunde sich versehn? — Auch schmerzen!
Ich kann dir's nicht ersparen, Karl, und länger
Mufs ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäfs, dem er
Sein heiliges Geheimnifs übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt? — Genug,

Dafs ich sie still an dir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachst, heller Himmel ist.

Er geht ab.

Kabinet des Königs.

SIEBENTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *in einem Sessel — neben ihm die* INFANTIN KLARA EUGENIA.

KÖNIG

nach einem tiefen Stillschweigen.

Nein! Es ist dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?
Dieſs blaue Auge ist ja mein! Find' ich
In jedem dieser Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja du bist's. Ich drücke
Dich an mein Herz — du bist mein Blut.

Er stutzt und hält inne.

Mein Blut!
Was kann ich schlimm'res fürchten? Meine Züge,
Sind sie die seinigen nicht auch?

zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkühr zu halten, eine Ider verrissen zu finden, die, so wie nun dem Urheber oder dem Besitzer des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrsten Besucher, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Verwirrung, schnirkte Grasmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweigerhütten, und taquelle Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlaubt hatte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf Einmal diesen Widerspruch, und bringt eine geistreiche Einheit in diese bizarre Komposition. Ländliche Simplizität und verfeinerte fürstliche Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wundervoll schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung ergibt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, bey den empfindenden Betrachter gerufenen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und noch lange nachher, wenn schon Alles verschwunden ist.

Der Verfasser nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt werden seyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich der Landstraße hinzieht, zeigt sich deutlichen der erste physische Anfang der Gartenkunst, entnommen von alter ästhetischen Verjüngung. Nun aber empfängt sie die französische Gartenkunst mit steifer Grandezza unter den langen und schweren Puppenwänden, welche die freie Landschaft mit Gebäuden in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser steifen Einfassung folgt bis zu einer sehr prächtigen Spannung, wenn man die Gemälder der deutschen Gärtnerkunst durchwandert, das an Pracht und Größe ganz wenig seinen Gleichen hat, und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniß nach Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Residenten auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der sittlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Dunstkünstler versinnlichter Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit gebrochener Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude neben an ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir aufgenommen waren. Es ist eine mit Geist veränderte und durch Kunst erzählte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt, und, indem sie den Ersteren zum Denken reizt, den Letzteren zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gewährt dem Stifter dieser Anlagen schon genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lobern zu strafen; und man müßte sehr ungerechtigsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlagen einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in denselben zugleich ein sprechendes Charaktergemälde dieses so verehrungswürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Garten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verfassers über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seidelsdorfer Thal bei Dresden, wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich mit denselben nicht entzweien können, eine Empfindsamkeit, welche Sittenrichter, auf eigene Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, ihr affektirt, und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursach und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Darstellung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er seine durch diese bereichert. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Um am mehrsten Orte gewünschte Stimmung vorzüglich eine Nebenszene um Nebensonen von Bedeutung. Ist endlich der Charakter sein vorzüglichstes Augenmerk, so ist es an der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gelegen, und die anschauliche Darstellung des ganzen Menschen vereitelt ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich deinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Intrigenhaftigkeit, Ausführlichkeit und Charakter der Charakterfülle. Erst in neueren Zeiten, und in der sie erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab und der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Er hat das Medaillon in die Hand genommen, und sieht wechselsweise auf das Bild und in einen gegenüber stehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, steht schnell auf und drückt die Infantin von sich.

Weg! Weg!
In diesem Abgrund geh' ich unter.

ACHTER AUFTRITT.

GRAF LERMA. DER KÖNIG.

LERMA.

Eben
Sind Ihre Majestät, die Königin,
Im Vorgemach erschienen.

KÖNIG.

Jetzt?

LERMA.

Und bitten
Um gnädigstes Gehör —

KÖNIG.

Jetzt aber? Jetzt?
In dieser ungewohnten Stunde? — Nein!
Jetzt kann ich sie nicht sprechen — jetzt nicht —

LERMA.

Hier
Sind Ihre Majestät schon selbst —

Er geht ab.

NEUNTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. DIE KÖNIGIN *tritt herein.* DIE INFANTIN.

Die Letztere fliegt ihr entgegen und schmiegt sich an sie an. Sie fällt vor dem König nieder, welcher stumm und verwirrt steht.

KÖNIGIN.

Mein Herr
Und mein Gemahl — ich muſs — ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu suchen.

KÖNIG.

Gerechtigkeit? —

KÖNIGIN.

Unwürdig seh' ich mir
An diesem Hof begegnet. Meine
Schatulle ist erbrochen —

KÖNIG.

Was?

KÖNIGIN.

Und Sachen
Von grofsem Werth für mich daraus verschwunden —

KÖNIG.

Von grofsem Werth für Sie —

KÖNIGIN.

Durch die Bedeutung,
Die eines Unbelehrten Dreistigkeit
Vermögend wäre —

KÖNIG.

Dreistigkeit — Bedeutung —
Doch — stehn Sie auf.

KÖNIGIN.

Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Versprechen Sich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu stellen,
Wo nicht, mich eines Hofs zu überheben,
Der meinen Dieb verbirgt —

KÖNIG.

Stehn Sie doch auf —
In dieser Stellung — Stehn Sie auf —

KÖNIGIN *steht auf.*

Dafs er
Vom Range seyn mufs, weifs ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Demanten
Weit über eine Million, und er
Begnügte sich mit Briefen —

KÖNIG.

Die ich doch —

KONIGIN.

Recht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
Und ein Medaillon von dem Infanten.

KÖNIG.

Von —

KÖNIGIN.

Dem Infanten, Ihrem Sohn.

KÖNIG.

An Sie?

KÖNIGIN.

An mich.

KÖNIG.

Von dem Infanten? Und das sagen
Sie mir?

KÖNIGIN.

Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

KÖNIG

Mit dieser Stirne?

KÖNIGIN.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke, Sie erinnern Sich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beiden Kronen
Don Karlos mir nach Saint Germain geschrieben.
Ob auch das Bild, womit er sie begleitet,
In diese Freyheit einbedungen worden,
Ob seine rasche Hoffnung eigenmächtig
Sich diesen kühnen Schritt erlaubt — das will
Ich zu entscheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, so war es die
Verzeihlichste — da bin ich für ihn Bürge.
Denn damals fiel ihm wohl nicht bey, dafs es
Für seine Mutter wäre —

Sieht die Bewegung des Königs.

Was ist das?

Was haben Sie?

INFANTIN,

welche unterdessen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit gespielt hat, bringt es der Königin.

Ach! Sich da, meine Mutter!
Das schöne Bild —

KÖNIGIN.

Was denn, mein —

Sie erkennt das Medaillon, und bleibt in sprachloser Erstarrung stehen. Beide sehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillschweigen:

Wahrlich, Sire!
Dieſs Mittel, seiner Gattin Herz zu prüfen,
Dünkt mir sehr königlich und edel — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

KÖNIG.

Das Fragen ist an Mir.

KÖNIGIN.

Durch meinen Argwohn
Soll doch die Unschuld wenigstens nicht leiden. —
Wenn also dieser Diebstahl Ihr Befehl
Gewesen —

KÖNIG.

Ja.

KÖNIGIN.

Dann hab' ich niemand anzuklagen
Und niemand weiter zu bedauern — niemand
Als Sie, dem die Gemahlin nicht geworden,
Bey welcher solche Mittel sich verlohnen.

KÖNIG.

Die Sprache kenn' ich. — Doch, Madam,
Zum zweyten Male soll sie mich nicht täuschen,
Wie in Aranjuez sie mich getäuscht.
Die engelreine Königin, die damals
Mit so viel Würde sich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich sie besser.

KÖNIGIN.

Was ist das?

KÖNIG.

Kurz also
Und ohne Hinterhalt, Madam! — Ist's wahr,
Noch wahr, dafs Sie mit niemand dort gesprochen?
Mit niemand? Ist das wirklich wahr?

KÖNIGIN.

Mit dem Infanten
Hab' ich gesprochen. Ja.

KÖNIG

Ja? — Nun, so ist's
Am Tage. Es ist offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

KÖNIGIN.

Ehre, Sire?
Wenn Ehre zu verletzen war, so, fürcht' ich,
Stand eine gröfs're auf dem Spiel, als mir
Kastilien zur Morgengabe brachte.

KÖNIG.

Warum verläugneten Sie mir?

KÖNIGIN.

Weil ich
Es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
Der Höflinge, auf Delinquenten-Weise
Verhören mich zu lassen. Wahrheit werde
Ich nie verläugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte sie gefordert wird. — Und war
Das wohl der Ton, den Eure Majestät
Mir in Aranjuez zu hören gaben?
Ist etwa die versammelte Grandezza
Der Richterstuhl, vor welchen Königinnen
Zu ihrer stillen Thaten Rechenschaft

Gezogen werden? Ich gestattete
Dem Prinzen die Zusammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter setzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg' ich es, weil ich nicht lüstern war,
Mit Eurer Majestät um diese Freyheit
Vor meinem Hofgesinde mich zu streiten.

KÖNIG.

Sie sprechen kühn, Madam, sehr —

KÖNIGIN.

Und auch darum,
Setz' ich hinzu, weil der Infant doch schwerlich
Der Billigkeit, die er verdient, sich zu
Erfreuen hat in seines Vaters Herzen —

KÖNIG.

Die er verdient?

KÖNIGIN.

Denn warum soll ich es
Verbergen, Sire? — ich schätz' ihn sehr und lieb' ihn,
Als meinen theuersten Verwandten, der

Einst werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einsehn lernen, dafs er mir
Gerade darum fremder sollte seyn,
Als jeder andre, weil er ehedem
Vor jedem andern theuer mir gewesen.
Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft,
Wie sie für gut es findet, soll es ihr
Doch etwas schwerer werden, sie zu lösen.
Ich will nicht hassen, wen ich soll — und weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden sehn —

KÖNIG.

Elisabeth! Sie haben
In schwachen Stunden mich gesehen. Diese
Erinnerung macht Sie so kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Festigkeit geprüft — Doch fürchten
Sie desto mehr. Was bis zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Raserey mich führen.

KÖNIGIN.

Was hab' ich denn begangen?

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist Einheit hervorbringende Begebenheit, keine verwickelnde Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allem; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den sich Alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahrer Geschichte konnte dem Verfasser auch nicht viel Neuerers liefern. Seine Gesangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und die seinen ist auch nicht die Folge irgend einer eingetretenen interessanten Handlung, sondern bloßer Unthätigkeit. Der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenstellen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine eingetretene interessantere Handlung, sondern vielen Neuern, bei der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenstellen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine begebenheit Leidenschaft unterlegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Vermuth seines Stoffs darin den Reichthum seines Genie's erkennen zu können schien.

In diesem Trauerspiel — oder Nec, wähle sich ganz in dem Gesichtspunkte gestellt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argwöhnischen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll überrichtenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die er aber nur für ihn allein ist, geschützt, wie ein Nachtwandler auf jeder Dachspitze wandelt. Diese übergroße Innerlichkeit, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben stehen mit Furcht und Mitleiden einflößen, oder unsre tragische Rührung — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und rühm, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein sidelnder Weltmann — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und schöne darstellende Schilderung verschmolzen, die der verschiedenen Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts: Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne die zum wenigen Essen und Trinken zu leben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das selbst ihm seine schlaflosen Nächte. Todtreich wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben, aber er möchte wenn, wenn er von dieser freundlichen süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens scheiden soll, „Ach ich war," so schildert er sich selbst, „um auch Leben zu denken? Soll ich in gegenwärtigen Augenblick „nicht genießen, damit ich des folgenden genieß sey? „Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem „künftigen Augenblick empfangen und geboren, sind „Schuld, daß eine ganz eine Schaar mit Beterschäden „und mit einem selbst gewählten Unnamen dem Ab„grig seine Pflicht mit spottender Demuth ins Ohr „blöckend rief, sind Schuld — was ist nun weiter? „Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hexenverstand? Sind „und die kurzen hinten Lumpen zu mißgönnen, die ein „jugendlicher Muth um unsres Leibes arme Blöße „hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernst„haft nehmt, was ist denn dran? Schaut mir die „Sonne heut, um daß zu übersehen, was gestern war?" — Durch seine sanfte Humanität, mehr durch Aufgeredtheit soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn liebgewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, daß er nun eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herunterzuziehen; — daß er ihm endlich mit einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meynung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das absolut Interesse zu verschaffen. Mehr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in sonore Mischung gerathen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns noch dem glänzenden Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns bei Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Möglich! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben annehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? Einen folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute," sagt Egmont, „verbeißen sie (die Bürger) auch meist allein, die nicht darnach sagen. Kläffchen. Hast du diese flotze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur Etwas für sie gethan! Es ist ihr ganzer Witz, mich zu lieben." Ein großer Mann soll er nicht seyn, aber auch erschaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Gedichts; wir verlangen, daß er über dem Kleinern nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann," sagt er, „sorgt seine „Sorgfältigkeit in mich herüber; — Weg — das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, „wirf ihn wieder heraus! Und zog unsrer Thun die

KÖNIG *nimmt ihre Hand.*

Wenn es ist,
Doch ist — und ist es denn nicht schon? wenn Ihrer
Verschuldung volles, aufgehäuftes Maſs
Auch nur um eines Athems Schwere steigt —
Wenn ich der Hintergangne bin —

Er läſst ihre Hand los.

Ich kann
Auch über diese letzte Schwäche siegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Elisabeth!

KÖNIGIN.

Was hab' ich denn begangen?

KÖNIG.

Dann meinetwegen flieſse Blut —

KÖNIGIN.

So weit
Ist es gekommen — Gott!

KÖNIG.

Ich kenne
Mich selbst nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

KÖNIGIN.

Wie sehr
Beklag' ich Eure Majestät —

KÖNIG *auser Fassung.*

Beklagen!
Das Mitleid einer Buhlerin —

INFANTIN

hängt sich erschrocken an ihre Mutter.

Der König zürnt,
Und meine schöne Mutter weint.

KÖNIG

stößt das Kind unsanft von der Königin.

KÖNIGIN

mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme.

Dieſs Kind
Muſs ich doch sicher stellen vor Mifshandlung.
Komm mit mir, meine Tochter.

Sie nimmt sie auf den Arm.

Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, so muſs ich jenseits
Der Pyrenäen Bürgen kommen lassen,
Die unsre Sache führen.

Sie will gehen.

KÖNIG *betreten.*

Königin?

KÖNIGIN.

Ich kann nicht mehr — das ist zu viel —

Sie will die Thüre erreichen, und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden.

KÖNIG

hinzu eilend, voll Bestürzung.

Gott! Was ist das? —

INFANTIN *ruft voll Schrecken.*

Ach! Meine Mutter blutet!

Sie eilt hinaus.

KÖNIG

ängstlich um sie beschäftigt.

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verdien' ich,
Dafs Sie so hart mich strafen? Stehn Sie auf.
Erholen Sie Sich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überrascht uns — Stehn Sie auf — Soll sich
Mein ganzer Hof an diesem Schauspiel weiden?
Mufs ich Sie bitten, aufzustehn?

Sie richtet sich auf von dem König unterstützt.

ZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ALBA, FERIA, LERMA, DOMINGO, *treten erschrocken herein.*

KÖNIG.

Man bringe
Die Königin zu Hause. Ihr ist übel.

Die Königin geht ab, begleitet von Feria und Lerma. Alba und Domingo treten näher.

ALBA.

Die Königin in Thränen, und auf ihrem
Gesichte Blut —

KÖNIG.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

ALBA. DOMINGO.

Wir?

KÖNIG.

Die mir
Genug gesagt, zum Rasen mich zu bringen;
Zu meiner Überzeugung nichts.

ALBA.

Wir gaben,
Was wir gehabt —

KÖNIG.

Die Hölle dank' es Euch.
Ich habe, was mich reut, gethan. War das
Die Sprache eines schuldigen Gewissens?

MARQUIS VON POSA

noch ausserhalb der Scene.

Ist der Monarch zu sprechen?

ELFTER AUFTRITT.

MARQUIS VON POSA. DIE VORIGEN.

KÖNIG

bey dieser Stimme lebhaft auffahrend, und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend.

Ach! Das ist er!
Seyd mir willkommen, Marquis — Eurer, Herzog,
Bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlaßt uns.

Alba und Domingo sehen einander mit stummer Verwunderung an, und gehen.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

DER KÖNIG und MARQUIS VON POSA.

MARQUIS.

Sire!
Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, sich so entfernt zu sehn!

KÖNIG.

Euch ziemt
Es, so zu denken, so zu handeln Mir.
Was ihr in wenig Stunden mir gewesen,
War Er in einem Menschenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen;
Das Siegel meiner königlichen Gunst
Soll hell und weit auf eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Beneidet sehn.

MARQUIS.

Und dann auch, wenn die Hülle
Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,
Des Namens werth zu seyn?

KÖNIG.

Was bringt
Ihr mir?

MARQUIS.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem schrecklichen Gerüchte,
Das mir unglaublich däucht — Ein heftiger
Wortwechsel — Blut — die Königin —

KÖNIG.

Ihr kommt von dort?

MARQUIS.

Entsetzen sollt' es mich,
Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
Von Eurer Majestät indefs vielleicht
Etwas geschehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

KÖNIG.

Nun?

MARQUIS.

Ich fand
Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille

Mit einigen Papieren wegzunehmen,
Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —

Er giebt Karlos Brieftasche dem König.

KÖNIG

durchsieht sie begierig.

Ein Schreiben
Vom Kaiser meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entsinne?

Er liest es durch, legt es bey Seite und eilt zu den andern Papieren.

Der Plan zu einer Festung — Abgerifsne
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
Denn hier? — Die Hand sollt' ich doch kennen!
Es ist von einer Dame.

Er liest aufmerksam, bald laut, bald leise.

„Dieser Schlüssel — —
Die hintern Zimmer im Pavillon
Der Königin" — — Ha! Was wird das? — „Hier darf
Die Liebe frey — Erhörung — schöner Lohn"
Satanische Verrätherey! Jetzt kenn' ich's,
Sie ist es. Es ist ihre Hand!

MARQUIS.

Die Hand
Der Königin? Unmöglich —

KÖNIG.

Der Prinzessin
Von Eboli —

MARQUIS.

So wär' es wahr, was mir
Unlängst der Page Henarez gestanden,
Der Brief und Schlüssel überbrachte.

KÖNIG

des Marquis Hand fassend, in heftiger Bewegung.

Marquis!
Ich sehe mich in fürchterlichen Händen!
Diefs Weib — Ich will es nur gestehen — Marquis,
Diefs Weib erbrach der Königin Schatulle,
Die erste Warnung kam von ihr — Wer weifs,
Wie viel der Mönch drum wissen mag — Ich bin
Durch ein verruchtes Bubenstück betrogen.

MARQUIS.

Dann wär' es ja noch glücklich —

KÖNIG.

Marquis! Marquis!
Ich fange an zu fürchten, dafs ich meiner
Gemahlin doch zu viel gethan —

MARQUIS.

Wenn zwischen
Dem Prinzen und der Königin geheime
Verständnisse gewesen sind, so waren
Sie sicherlich von weit — weit anderm Inhalt,
Als dessen man sie angeklagt. Ich habe
Gewisse Nachricht, dafs des Prinzen Wunsch,
Nach Flandern abzureisen, in dem Kopfe
Der Königin entsprang.

KÖNIG.

Ich glaubt' es immer.

MARQUIS.

Die Königin hat Ehrgeitz — Darf ich mehr
Noch sagen? — Mit Empfindlichkeit sieht sie
In ihrer stolzen Hoffnung sich getäuscht,
Und von des Thrones Antheil ausgeschlossen.
Des Prinzen rasche Jugend bot sich ihren
Weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —
Ich zweifle, ob sie lieben kann.

KÖNIG.

Vor ihren
Staatsklugen Planen zittr' ich nicht.

„sinnenden Rungeln wegzubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Dieses freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — ist kein andres, als ein Weib beim Liebchen! Alter Mann einer so ernsthaften Aufforderung können andere Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Rungeln, wie sie hingehören! und freundliche Mittel, wie sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Geschlinge über euch zusammen zieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieser doppelt zu beklagen, da der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht verwachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht, und brauchte alle den König, wohnte seine Statte in der Republik für gebunden wurden. Besonders aber war diese Familie, mit ihm auf eine so unglückliche Art in Brüssel zusammtrieb, da sich alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht blos die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und sogleich dem Fiskus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe sagte er selbst den mehrern Gelegenheiten den Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so sehr mächtig machten, sich zu den schwachen Alba von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht, sondern der übertriebenen ängstlichen Zurückhaltung für die Seinigen. Weil er zu sein und zu viel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein barrel Oyster zuzumuthen, klärt er sich selbst und Verlornen. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, gerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz ungezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verband seines Helden, seine treue diesen Verband vom Seite des Herzens zu zerreißen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dachte zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, werden zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Rungeln von seiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieses kann er noch äußerlich erst nur auf Umwegen der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer stehet uns also diese Episode verzehlen, die an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer gehörn Komposition, wo sie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgerungen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe steht aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-religiösen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grunde liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsbattungen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein sglückes, lebendiges Bild zusammen zu tragen, und das Allgemeine wieder in Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich auf Schärfste kontrastiren, so daß es unendlich leichter war, und nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen, so wird man nicht aufhören Grund, das sodhperische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, wo mit es uns selbst in zwei andern Stücken in der Mitregelten Druselschaft und nach Gleichgewicht versetzte, uns eng in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns sehen und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alle Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf den geringsten Grund wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit dargestellt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleicht ist, wir erkennen dann den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermann der und den Schneider. Er etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Durch Züge entwickeln ihm, wie sie demnach, den er dadurch schildert, entwickeln, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Nennung zeichnet einen Charakter. Bauz, ein Niederländer und Selbst unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen, und will, als König, die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Bauz. Ja din fremd und König, und agte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie und hoch bleiben lassen müssen.

Ruysum (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art,

MARQUIS.

Ob sie
Geliebt wird? — Ob von dem Infanten
Nichts schlimmeres zu fürchten? Diese Frage
Scheint mir der Untersuchung werth. Hier, glaub' ich,
Ist eine streng're Wachsamkeit vonnöthen —

KÖNIG.

Ihr haftet mir für ihn. —

MARQUIS
nach einigem Bedenken.

Wenn Eure Majestät
Mich fähig halten, dieses Amt zu führen,
So muſs ich bitten, es uneingeschränkt
Und ganz in meine Hand zu übergeben.

KÖNIG.

Das soll geschehen.

MARQUIS.

Wenigstens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu stören —

KÖNIG.

Durch keinen. Ich versprech' es euch. Ihr war't

Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für diese Neuigkeit euch schuldig!

Zu Lerma, der bey den letzten Worten herein tritt.

Wie verliefst ihr
Die Königin?

LERMA.

Noch sehr erschöpft von ihrer Ohnmacht.

Er sieht den Marquis mit zweydeutigen Blicken an und geht.

MARQUIS

nach einer Pause zum König.

Noch eine Vorsicht scheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entschlüssen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, diesem Fall
Durch ein geschwindes Mittel zu begegnen.

KÖNIG.

Ihr habt ganz Recht. Wie aber —

MARQUIS.

Ein geheimer
Verhaftsbefehl, den Eure Majestät

In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr sogleich
Desselben zu bedienen — und —

Wie sich der König zu bedenken scheint.

Es bliebe
Für's erste Staatsgeheimnifs, bis —

KÖNIG

zum Schreibepult gehend, und den Verhaftsbefehl niederschreibend.

Das Reich
Ist auf dem Spiele — Aufserordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

MARQUIS

empfängt den Verhaftsbefehl.

Es ist auf's äufserste, mein König.

KÖNIG

legt die Hand auf seine Schulter.

Geht,
Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.

Beide gehen ab zu verschiedenen Seiten.

Gallerie.

DREYZEHNTER AUFTRITT.

KARLOS *kommt in der gröfsten Beängstigung.*
GRAF LERMA *ihm entgegen.*

KARLOS.

Sie such' ich eben.

LERMA.

Und ich Sie.

KARLOS.

Ist's wahr?
Um Gottes willen, ist es wahr?

LERMA.

Was denn?

KARLOS.

Dafs er den Dolch nach ihr gezückt? dafs man
Aus seinem Zimmer blutig sie getragen?
Bey allen Heiligen! Antworten Sie.
Was mufs ich glauben? Was ist wahr?

LERMA.

Sie fiel
Ohnmächtig hin und ritzte sich im Fallen.
Sonst war es nichts.

KARLOS.

Sonst hat es nicht Gefahr?
Sonst nicht? Bey Ihrer Ehre, Graf?

LERMA.

Nicht für
Die Königin — doch desto mehr für Sie.

KARLOS.

Für meine Mutter nicht! Nun Gott sey Dank!
Mir kam ein schreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König rase gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimnifs sey entdeckt.

LERMA.

Das letzte
Kann auch wohl wahr seyn —

KARLOS.

Wahr seyn! Wie?

LERMA.

Prinz, Eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Nützen Sie
Die zwote besser.

KARLOS.

Wie?

LERMA.

Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, sah' ich vor wen'gen Tagen
Eine Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

KARLOS *etwas bestürzt.*

So eins
Besitz' ich. Ja — Nun? —

LERMA.

Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriſs, mit Perlen eingefaſst —

KARLOS.

Ganz recht.

LERMA.

Als ich vorhin ganz unvermuthet
Ins Kabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in seiner Hand zu sehen,
Und Marquis Posa stand bey ihm —

KARLOS

nach einem kurzen erstarrenden Stillschweigen, heftig.

Das ist
Nicht wahr.

LERMA *empfindlich.*

Dann freilich bin ich ein Betrüger.

KARLOS *sieht ihn lange an.*

Der sind Sie. Ja.

LERMA.

Ach! ich verzeih' es Ihnen.

KARLOS

geht in schrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm stehen.

Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unschuldsvollen Bande dir gethan,
Die du mit höllischer Geschäftigkeit
Zu reifsen dich beeiferst?

LERMA.

Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unbillig macht.

KARLOS.

O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

LERMA.

Auch
Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:

Wie vielen Dank, sagt' er, als ich herein trat,
Bin ich für diese Neuigkeit euch schuldig!

KARLOS.

O stille! stille!

LERMA.

Herzog Alba soll
Gefallen seyn — dem Prinzen Ruy Gomez
Das grofse Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben seyn —

KARLOS

in tiefes Grubeln verloren.

Und Mir verschwieg er!
Warum verschwieg er Mir?

LERMA.

Der ganze Hof
Staunt ihn schon als allmächtigen Minister,
Als unumschränkten Günstling an —

KARLOS.

Er hat
Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,
Wie seine eigne Seele. O das weifs ich —
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm

Das Vaterland nicht theurer seyn als Einer?
Sein Busen war für Einen Freund zu groſs,
Und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend. Kann
Ich ihn drum schelten? — Ja! Es ist gewiſs!
Jetzt ist's gewiſs. Jetzt hab' ich ihn verloren.

Er geht seitwärts und verhüllt das Gesicht.

LERMA

nach einigem Stillschweigen.

Mein bester Prinz, was kann ich für Sie thun?

KARLOS *ohne ihn anzusehen.*

Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu schenken.

LERMA.

Wollen Sie
Erwarten, was erfolgen mag?

KARLOS

stützt sich auf das Geländer und sieht starr vor sich hinaus.

Ich hab' ihn
Verloren. O! Jetzt bin ich ganz verlassen!

LERMA

nähert sich ihm mit theilnehmender Rührung.

Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

KARLOS.

Auf meine Rettung? — Guter Mensch!

LERMA.

Und sonst,
Sonst haben Sie für niemand mehr zu zittern?

KARLOS *fährt auf.*

Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab! ihm erst
Nicht lassen wollte und doch liefs!
Er geht, heftig und die Hände ringend, auf und nieder.
Womit
Hat sie es denn verdient um ihn? Sie hätt' er
Doch schonen sollen. Lerma, hätt' er nicht?
Rasch, entschlossen.
Ich mufs zu ihr — ich mufs sie warnen, mufs
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen schick' ich denn? Hab' ich denn niemand mehr?
Gott sey gelobt! Noch einen Freund — und hier
Ist nichts mehr zu verschlimmern.
Schnell ab.

LERMA
folgt ihm und ruft ihm nach.

Prinz! Wohin?
Geht ab.

splendid zu seyn und es lassen zu lassen, wo es gebeide!

Aber glaubt nicht, in diesem doch ohne Präsidig den jähen, auf seine Vorrechte waghalsigen Friesen zu erkennen, der sich bei der riesigsten Bevölkerung noch durch eine Manier verrathet. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er). Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war auch Etwas in Athen — und wenn er auch begegnete, so grüßte er auch, wie ein Nachbar den andern u. s. w. — Haben wir doch Alle gemeint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Zetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei seyn wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

Wie treffend schildert er und durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger stehen ihm mit Verwunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Zetter. Sein Hals wäre ein rechter Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schauderes historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und verrathet ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gerade den Standpunkt und Ferne hat, zum Heil seiner Seele versetzt hat!“ nennte eine Zhtigin des Ignatius Loyola weit nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männlichen Charakter sehr glücklich hervor scheinen läßt, das kalte Staats-Interesse, dessen Expedition er ihr anvertraut mußte, mit Liebe und Wärme zu besseren, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Wie sinnem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer unzugänglicher Charakter; ein ehemer Thurm oder Pferde, wozu die Besatzung Zutzel haben muß.“ Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unserer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt, und auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gälte es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und aufgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Würgers die Nahrung bereitet, die er kläglich im Ekeln gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab' ich nach ihr geblickt, „Jünglings der Mann. So oft bin vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor „und sprang dir nach und fort und fort. Nun dess' ich „endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog „dir entgegen. Nun dess' ich erst mit dir zu seyn, „mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — das ist nun „Alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!“ — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „Mir ist mein „Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind „nicht blos zusammen, wenn sie beisammen sind; auch „der Entfernte, der Angefeindete lebt uns. Ich lebe „dir und habe mir einige gelebt. Eines jeden Tages „habe ich mich gefreuet“ u. s. w. — Die übrigen Charakterzeichnungen im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Szene schildert den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba gewohnt als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schicksal mit ihm hatte, weggelassen ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg. Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgeraten, hat Gut genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er setzt sich allein. Wie schrecklich sodann ist diese Schilderung!

„Du thust mich flehen, mir selber überlassen,
„Du treibst mit mir den Todesreigen,
„und schickst mich weg! von ihrer Seite weg!
„Du gibst mich an, und stößt und Leben mich zurück!
„O Egmont, welch zweifelhaftig Loos fällt du!
„Sie geht voran;
„Du bringst den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und soll ich folgen? wieder getrieben fliehen?
„Den unausbleiben Neid
„in jene Meinungen hinüberragen?
„Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich
„und Hin' und Himmel bieten gleiche Qual.“

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld nennt das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts verräthet als durch ihre Liebe, treigend im Zustand der Ruhe, hinreissend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber vor zweifelt, daß der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sey, worin er sein eigenes Muster ist!

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, beste unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfasser selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt, und schimmert endlich von Mühigkeit überwältigt. ein. Eine Musik läßt sich hören und hinter seinem Lager scheinung, die Freiheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich wäre es, wenn, dem Verfasser darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewußt als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmont beide betreffende Gefühle, in Egmonts Todesgedanken zu vereinigen, gebalreich genug, um diese Freiheit offenfalls zu entschuldigen. Gesetzt dieser Gedanke, wenn er will — Rec. gesteht, daß er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um einen Empfindung ungestört zu genießen.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGIN. ALBA. DOMINGO.

ALBA.

Wenn uns vergönnt ist, grofse Königin —

KÖNIGIN.

Was steht zu Ihren Dienſten?

DOMINGO.

Redliche Besorgniſs
Für Ihrer königlichen Majestät
Erhabene Person erlaubt uns nicht
Bey einem Vorfall müfsig still zu schweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

ALBA.

Wir eilen,
Durch unsre zeit'ge Warnung ein Komplott,
Das wider Sie gespielt wird, zu entkräften —

DOMINGO.

Und unsern Eifer — unsre Dienste zu
Den Füfsen Ihrer Majestät zu legen.

KÖNIGIN

sieht sie verwundernd an.

Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie überraschen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend.
Ich weifs, wie ich sie schätzen mufs — Sie nennen
Mir ein Komplott, das mich bedrohen soll.
Darf ich erfahren, wer — —

ALBA.

Wir bitten Sie,
Vor einem Marquis Posa Sich zu hüten,
Der für des Königs Majestät geheime
Geschäfte führt.

KÖNIGIN.

Ich höre mit Vergnügen,
Dafs der Monarch so gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längst als einen guten Menschen,
Als einen grofsen Mann gerühmt. Nie ward
Die höchste Gunst gerechter ausgetheilt —

DOMINGO.

Gerechter ausgetheilt? Wir wissen's besser.

ALBA.

Es ist längst kein Geheimniſs mehr, wozu
Sich dieser Mensch gebrauchen lassen.

KÖNIGIN.

Wie?
Was wär' denn das? Sie spannen meine ganze
Erwartung.

DOMINGO.

— Ist es schon von lange,
Daſs Ihre Majestät zum letzten Mal in Ihrer
Schatulle nachgesehen?

KÖNIGIN.

Wie?

DOMINGO.

Und haben
Sie nichts darin vermiſst von Kostbarkeiten?

KÖNIGIN.

Wie so? Warum? Was ich vermisse, weiſs
Mein ganzer Hof — Doch Marquis Posa? Wie
Kommt Marquis Posa damit in Verbindung?

ALBA.

Sehr nahe, Ihre Majestät — denn auch
Dem Prinzen fehlen wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen diesen Morgen
Gesehen worden — als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

KÖNIGIN

nach einigem Nachdenken.

Seltsam,
Bey Gott! und äufserst sonderbar! — Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwey Freunde, die ich nie besessen
Zu haben mich entsinnen kann — Denn wirklich

Indem sie einen durchdringenden Blick auf beide heftet.

Mufs ich gestehn, ich war schon in Gefahr,
Den schlimmen Dienst, der mir bey meinem Herrn
Geleistet worden — Ihnen zu vergeben.

ALBA.

Uns?

KÖNIGIN.

Ihnen.

DOMINGO

Herzog Alba! Uns!

KÖNIGIN

noch immer die Augen fest auf sie gerichtet.

Wie lieb
Ist es mir also, meiner Übereilung
So bald gewahr zu werden — Ohnehin
Hatt' ich beschlossen, Seine Majestät
Noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
Zu stellen. Um so besser nun! So kann ich
Auf Herzog Alba's Zeugnifs mich berufen.

ALBA.

Auf mich? Das wollten Sie im Ernst?

KÖNIGIN.

Warum nicht?

DOMINGO.

Um alle Dienste zu entkräften, die
Wir Ihnen im Verborgnen —

KÖNIGIN.

Im Verborgnen?

Mit Stolz und Ernst.

Ich wünschte doch zu wissen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen, oder
Mit Ihnen, Priester, abzureden hätte.

Das ihr Gemahl nicht wissen darf — — Bin ich
Unschuldig oder schuldig?

DOMINGO.

Welche Frage!

ALBA.

Doch, wenn der König so gerecht nicht wäre?
Es jetzt zum mindesten nicht wäre?

KÖNIGIN.

Dann
Muſs ich erwarten, bis er's wird — Wohl dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab; jene entfernen sich nach einer andern Seite.

Zimmer der Prinzessin von Eboli.

FUNFZEHNTER AUFTRITT.

PRINZESSIN VON EBOLI. *Gleich darauf* DON KARLOS.

EBOLI.

So ist sie wahr die auſserordentliche Zeitung,
Die schon den ganzen Hof erfüllt?

KARLOS *tritt herein.*

Erschrecken Sie
Nicht, Fürstin! Ich will sanft seyn, wie ein Kind.

EBOLI.

Prinz — diese Überraschung.

KARLOS.

Sind Sie noch
Beleidigt? Noch?

EBOLI.

Prinz!

KARLOS *dringender.*

Sind Sie noch beleidigt?
Ich bitte, sagen Sie es mir.

EBOLI.

Was soll das?
Sie scheinen zu vergessen, Prinz — Was suchen
Sie bey mir?

KARLOS

ihre Hand mit Heftigkeit fassend.

Mädchen, kannst Du ewig hassen?
Verzeiht gekränkte Liebe nie?

EBOLI *will sich loszumachen.*

Woran

Erinnern Sie mich, Prinz?

KARLOS.

An deine Güte

Und meinen Undank — Ach! ich weifs es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein sanftes Herz zerrissen, habe Thränen
Gepreſst aus diesen Engelblicken — ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

EBOLI.

Prinz, lassen Sie mich — ich —

KARLOS.

Ich bin gekommen,

Weil du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
Auf deine gute, schöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, sieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieser Welt, als dich allein. Einst war'st
Du mir so gut — du wirst nicht ewig hassen,
Und wirst nicht unversöhnlich seyn.

EBOLI

wendet das Gesicht ab.

O stille!

Nichts mehr, um Gottes Willen, Prinz —

KARLOS.

Lafs mich
An jene goldne Zeiten dich erinnern —
An deine Liebe lafs mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich so unwürdig mich verging. Lafs mich
Jetzt gelten machen, was ich Dir gewesen,
Was Deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch einmal — nur noch Einmal stelle mich
So wie ich damals war, vor Deine Seele
Und diesem Schatten opfre, was Du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannst.

EBOLI.

O Karl!
Wie grausam spielen Sie mit mir!

KARLOS.

Sey gröfser
Als dein Geschlecht. Vergifs Beleidigungen,
Thu, was vor dir kein Weib gethan — nach dir
Kein Weib mehr thun wird. Etwas unerhörtes
Fordr' ich von dir — Lafs mich — auf meinen Knien
Beschwör' ich dich — lafs mich, zwey Worte lafs mich
Mit meiner Mutter sprechen.

Er wirft sich vor ihr nieder.

SECHZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. MARQUIS VON POSA *stürzt herein, hinter ihm zwey Offiziere der königlichen Leibwache.*

MARQUIS
athemlos, auſser sich dazwischen tretend.

Was hat er
Gestanden? Glauben Sie ihm nicht.

KARLOS
noch auf den Knieen, mit erhobner Stimme.

Bey allem,
Was heilig —

MARQUIS
unterbricht ihn mit Heftigkeit.

Er ist rasend. Hören Sie
Den Rasenden nicht an.

KARLOS *lauter, dringender.*

Es gilt um Tod
Und Leben. Führen Sie mich zu ihr.

MARQUIS
zieht die Prinzessin mit Gewalt von ihm.

Ich
Ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.

Ueber Matthissons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Alexandrinischen in der Kunst stehen ja noch heutigen Tages an, ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als ächten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen unorsätze eben so, wie die Landschaftmalerei der Thier- und Menschenmalerei gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich ganz etwas Anderes, ob man die nachgeahmte Natur blos als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwas nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der besseren entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftmaler, die nachgeahmte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung, und den Menschen blos zum Figuranten in derselben macht. Man kann sagen, daß der ersten findet man unzählige Proben im Homer, und hier scheint den großen Maler der Natur in der Wahrheit. Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner dramatischen Gemälde verschmilzt? Aber den Neuern, (vermuthet zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gewesen), war es aufbehalten, in Landschaftgemälden und Landschaftpoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten blos auf Menschheit und Menschenähnlichkeit schienen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein suchen? Läßt sich wohl annehmen, daß es den Griechen, diesen Kennern und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er denselben Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von ächter Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Nervenkontanten dieser Gattung, und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Stärke vermuthet.

Wer sterbliche noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zaubergemälde in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, blos der angenehmen Kunst sey, was ihm in diese Entzückung versetzte, und wer so eben eine Matthissonsche Schilderung aus den Händen legt, wird dem Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr beistimmend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftmaler seinen Rang unter den Künstlern anzuweisen, und wenden uns dieser Materie hier nur so viel berührend, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zunächst wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern blos die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Handgreifliche und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmacklose Ausführung zu einem freien Kunstwerk gestiegert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Sieht man also am Gemälde oder Dichtungen, welche blos unbestimmte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist hier nun für ein Charakter, mit dem sich die blos landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es sind derselbe zwei, der die schöne Kunst von der blos angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; sie sind nämlich angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein sinnliches soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effekt unserer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen," seine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können, so ergeben sich hieraus zweierlei Forderungen, denen sein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs Erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander ausfallend ganz widersprechend zu seyn; denn noch der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen, und seinen andern als ihren eignen Gesetz gehorchen; noch der andern müßte sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Gesetzen nehmen möchte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es finden sich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Association zu berechnen wissen, weil er nur in so fern Dichter ist, als er durch eine freie Seelenthätigkeit unserer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihm zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in so fern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjektives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfältig abgesondert hat, was blos auf subjektiven und zufälli-

Zu einem von den Officieren.

Graf
Von Kordua. Im Namen des Monarchen.

Er zeigt den Verhaftsbefehl.

Der Prinz ist Ihr Gefangener.

Karlos steht erstarrt, wie vom Donner gerührt. Die Prinzessin stößt einen Laut des Schreckens aus und will flichen, die Officiere erstaunen. Eine lange und tiefe Pause. Man sieht den Marquis sehr heftig zittern und mit Mühe seine Fassung behalten.

Zum Prinzen.

Ich bitte
Um Ihren Degen — Fürstin Eboli,
Sie bleiben; und

Zu dem Officier.

Sie haften mir dafür,
Dafs Seine Hoheit niemand spreche — niemand —
Sie selbst nicht, bey Gefahr des Kopfs!

Er spricht noch einiges leise mit dem Officier, darauf wendet er sich zum andern.

Ich werfe
Sogleich mich selbst zu des Monarchen Füfsen,
Ihm Rechenschaft zu geben —

Zu Karlos.

Und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.

Karlos läßt sich ohne Zeichen des Bewußtseyns hinweg führen — Nur im Vorübergehen läßt er einen matten, sterbenden Blick auf den Marquis fallen, der sein Gesicht verhüllt. Die Prinzessin versucht es noch einmal zu entfliehen; der Marquis führt sie beym Arme zurück.

SIEBZEHNTER AUFTRITT.

PRINZESSIN VON EBOLI. MARQUIS.

EBOLI.

Um aller Himmel willen, lassen Sie
Mich diesen Ort —

MARQUIS

führt sie ganz vor, mit furchterlichem Ernst.

Was hat er Dir gesagt,
Unglückliche?

EBOLI.

Nichts — Lassen Sie mich — Nichts —

MARQUIS

hält sie mit Gewalt zurück. Ernster:

Wie viel hast du erfahren? Hier ist kein
Entrinnen mehr. Du wirst auf dieser Welt
Es niemand mehr erzählen.

EBOLI

sieht ihm erschrocken ins Gesicht.

Grofser Gott!
Was meinen Sie damit? Sie wollen mich
Doch nicht ermorden?

MARQUIS *zieht einen Dolch.*

In der That, das bin
Ich sehr gesonnen. Mach' es kurz.

EBOLI.

Mich? Mich?
O! ewige Barmherzigkeit! Was hab'
Ich denn begangen?

MARQUIS

zum Himmel sehend, den Dolch auf ihre Brust gesetzt.

Noch ist's Zeit. Noch trat
Das Gift nicht über diese Lippen. Ich
Zerschmettre das Gefäfs, und alles bleibt

Wie es gewesen — Spaniens Verhängniſs
Und eines Weibes Leben! —

Er bleibt in dieser Stellung zweifelhaft ruhen.

EBOLI

ist an ihm niedergesunken, und sieht ihm fest in's Gesicht.

Nun? Was zaudern Sie?
Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe
Verdient zu sterben, und ich will's.

MARQUIS

läſst die Hand langsam sinken. Nach einem kurzen Besinnen:

Das wäre
So feig als es barbarisch ist — Nein! Nein!
Gott sey gelobt! — Noch giebt's ein andres Mittel!

Er läſst den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzessin stürzt fort durch eine andere Thüre.

Ein Zimmer der Königin.

ACHTZEHNTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGIN zur GRÄFIN FUENTES.

Was für ein Auflauf im Pallaste? Jedes
Getöse, Gräfin, macht mir heute Schrecken.

O sehen Sie doch nach und sagen mir,
Was es bedeutet.

Die Gräfin Fuentes geht ab, und herein stürzt die Prinzessin von Eboli.

NEUNZEHNTER AUFTRITT.

KÖNIGIN. PRINZESSIN VON EBOLI.

EBOLI

athemlos, bleich und entstellt, vor der Königin niedergesunken.

Königin! Zu Hülfe!
Er ist gefangen.

KÖNIGIN.

Wer?

EBOLI.

Der Marquis Posa
Nahm auf Befehl des Königs ihn gefangen.

KÖNIGIN.

Wen aber? Wen?

EBOLI.

Den Prinzen.

KÖNIGIN.

Rasest du?

EBOLI.

So eben führen sie ihn fort.

KÖNIGIN.

Und wer

Nahm ihn gefangen?

EBOLI.

Marquis Posa.

KÖNIGIN.

Nun!

Gott sey gelobt, dafs es der Marquis war,
Der ihn gefangen nahm!

EBOLI.

Das sagen Sie

So ruhig, Königin? so kalt? — O Gott!
Sie ahnden nicht — Sie wissen nicht —

KÖNIGIN.

Warum er

Gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,
Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter
Des Jünglings sehr natürlich war.

EBOLI.

Nein! Nein!
Ich weifs es besser — Nein — O Königin!
Verruchte, teufelische That! — Für ihn
Ist keine Rettung mehr! Er stirbt!

KÖNIGIN.

Er stirbt!

EBOLI.

Und seine Mörderin bin ich.

KÖNIGIN.

Er stirbt!
Wahnsinnige, bedenkst Du?

EBOLI.

Und warum —
Warum er stirbt! — O hätt' ich wissen können,
Dafs es bis dahin kommen würde!

KÖNIGIN

nimmt sie gütig bey der Hand.

Fürstin,
Noch sind Sie aufser Fassung. Sammeln Sie
Erst Ihre Geister, dafs Sie ruhiger,
Nicht in so grauenvollen Bildern, die
Mein Innerstes durchschauern, mir erzählen.
Was wissen Sie? Was ist geschehen?

EBOLI.

O!

Nicht diese himmlische Herablassung,
Nicht diese Güte, Königin! Wie Flammen
Der Hölle schlägt sie brennend mein Gewissen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu Ihrer Glorie empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die sich,
Zerknirscht von Reue, Scham und Selbstverachtung,
Zu Ihren Füfsen krümmt.

KÖNIGIN.

Unglückliche!
Was haben Sie mir zu gestehen?

EBOLI.

Engel
Des Lichtes! Grofse Heilige! Noch kennen,
Noch ahnden Sie den Teufel nicht, dem Sie
So liebevoll gelächelt — Lernen Sie
Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
Der Sie bestohlen.

KÖNIGIN.

Sie?

EBOLI.

Und jene Briefe
Dem König ausgeliefert.

KÖNIGIN.

Sie?

EBOLI.

Der sich
Erdreistet hat, Sie anzuklagen —

KÖNIGIN.

Sie?
Sie konnten —

EBOLI.

Rache — Liebe — Raserey —
Ich hafste Sie und liebte den Infanten —

KÖNIGIN.

Weil Sie ihn liebten —?

EBOLI.

Weil ich's ihm gestanden
Und keine Gegenliebe fand.

KÖNIGIN

nach einem Stillschweigen.

O jetzt
Enträthselt sich mir alles! — Stehn Sie auf.

Sie liebten ihn — ich habe schon vergeben.
Es ist nun schon vergessen — stehn Sie auf.

Sie reicht ihr den Arm.

EBOLI.

Nein! Nein!
Ein schreckliches Geständniſs ist noch übrig.
Nicht eher, groſse Königin —

KÖNIGIN *aufmerksam.*

Was werd' ich
Noch hören müssen? Reden Sie —

EBOLI.

Der König —
Verführung — O Sie blicken weg — Ich lese
In Ihrem Angesicht Verwerfung — Das
Verbrechen, dessen ich Sie zeihte — ich
Beging es selbst.

Sie drückt ihr glühendes Gesicht auf den Boden. Die Königin geht ab. Groſse Pause. Die Herzogin von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die Königin gegangen war, und findet die Fürstin noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert sich ihr stillschweigend; auf das Geräusch richtet sich die letztere auf, und fährt wie eine Rasende in die Höhe, da sie die Königin nicht mehr gewahr wird.

gen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Objekt gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, daß die Imagination alle andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur beiwegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unserm Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, anfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich so wirklich an der reinen Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgetilgt und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt bleiben würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte bringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachläßlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht einem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt: in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung, immer allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig, und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck der Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Darstellung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch seine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß Zweckmäßigkeit des Spiels bestimmen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteten Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkühr ist schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, sogleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In dem jetzigen Naturzustande, worin der Landschaftsmaler und Landschaftsdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkührlicher, und erscheinen oft noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir und doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Sein Erste ist nicht zu läugnen, daß bei aller anscheinenden Willkühr der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könne, wo unter andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkührliches übrig bleiben, was

ZWANZIGSTER AUFTRITT.

PRINZESSIN VON EBOLI. HERZOGIN VON OLIVAREZ.

EBOLI.

Gott! Sie hat mich verlassen!
Jetzt ist es aus.

OLIVAREZ *tritt ihr näher.*

Prinzessin Eboli —

EBOLI.

Ich weifs, warum Sie kommen, Herzogin.
Die Königin schickt Sie heraus, mein Urtheil
Mir anzukündigen — Geschwind!

OLIVAREZ.

Ich habe
Befehl von Ihrer Majestät, Ihr Kreuz
Und Ihre Schlüssel in Empfang zu nehmen —

EBOLI

nimmt ein goldnes Ordenskreuz vom Busen und giebt es in die Hände der Herzogin.

Doch Einmal noch ist mir vergönnt, die Hand
Der besten K¨nigin zu küssen?

OLIVAREZ.

Im
Marienkloster wird man Ihnen sagen,
Was über Sie beschlossen ist.

EBOLI

unter hervorstürzenden Thränen.

Ich sehe
Die Königin nicht wieder?

OLIVAREZ

umarmt sie mit abgewandtem Gesicht.

Leben Sie glücklich!

Sie geht schnell fort. Die Prinzessin folgt ihr bis an die Thüre des Kabinets, welche sogleich hinter der Herzogin verschlossen wird. Einige Minuten bleibt sie stumm und unbeweglich auf den Knieen davor liegen, dann rafft sie sich auf und eilt hinweg mit verhülltem Gesicht.

EIN UND ZWANZIGSTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGIN. MARQUIS VON POSA.

KÖNIGIN.

Ach endlich, Marquis! Glücklich, dafs Sie kommen!

MARQUIS

bleich, mit zerstörtem Gesicht, bebender Stimme, und durch diesen ganzen Auftritt in feierlicher, tiefer Bewegung.

Sind Ihre Majestät allein? Kann niemand
In diesen nächsten Zimmern uns behorchen?

KÖNIGIN.

Kein Mensch — Warum? Was bringen Sie?

Indem sie ihn genauer ansieht und erschrocken zurück tritt.

Und wie
So ganz verändert! Was ist das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle ihre Züge
Wie eines Sterbenden entstellt. —

MARQUIS.

Sie wissen
Vermuthlich schon —

KÖNIGIN.

Dafs Karl gefangen worden,
Und zwar durch Sie, setzt man hinzu — So ist
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menschen
als Ihnen glauben.

MARQUIS.

Es ist wahr.

KÖNIGIN.

Durch Sie?

MARQUIS.

Durch mich.

KÖNIGIN

sieht ihn einige Augenblicke zweifelhaft an.

Ich ehre Ihre Handlungen,
Auch wenn ich sie nicht fasse — Diefsmal aber
Verzeihen Sie dem bangen Weib'. Ich fürchte,
Sie spielen ein gewagtes Spiel.

MARQUIS.

Ich hab' es
Verloren.

KÖNIGIN.

Gott im Himmel!

MARQUIS.

Seyen Sie
Ganz ruhig, meine Königin. Für ihn
Ist schon gesorgt. Ich hab' es mir verloren.

KÖNIGIN.

Was werd' ich hören! Gott!

MARQUIS.

Denn wer,
Wer hiefs auf einen zweifelhaften Wurf
Mich alles setzen? Alles? So verwegen,
So zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
Des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwissende zu seyn?
O es ist billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick ist kostbar, wie
Das Leben eines Menschen! Und wer weifs,
Ob aus des Richters karger Hand nicht schon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

KÖNIGIN.

Aus
Des Richters Hand? — Welch feierlicher Ton!

Ich fasse nicht, was diese Reden meinen,
Doch sie entsetzen mich —

MARQUIS.

Er ist gerettet!
Um welchen Preis er's ist, gleich viel! Doch nur
Für heute. Wenig Augenblicke sind
Noch sein. Er spare sie. Noch diese Nacht
Mufs er Madrid verlassen.

KÖNIGIN.

Diese Nacht noch?

MARQUIS.

Anstalten sind getroffen. In demselben
Karthäuserkloster, das schon lange Zeit
Die Zuflucht unsrer Freundschaft war gewesen,
Erwartet ihn die Post. Hier ist in Wechseln,
Was mir das Glück auf dieser Welt gegeben.
Was mangelt, legen Sie noch bey. Zwar hätt' ich
An meinen Karl noch manches auf dem Herzen,
Noch manches, das er wissen mufs; doch leicht
Könnt' es an Mufse mir gebrechen, alles
Persönlich mit ihm abzuthun — Sie sprechen
Ihn diesen Abend, darum wend' ich mich
An Sie —

KÖNIGIN.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
Erklären Sie Sich deutlicher — nicht in
So fürchterlichen Räthseln reden Sie
Mit mir — Was ist geschehn?

MARQUIS.

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntnifs abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürstensohn — Mein Herz,
Nur einem einzigen geweiht, umschlofs
Die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen.
O meine Träume waren schön — Doch es
Gefiel der ew'gen Weisheit, mich
Von meiner schönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er seinen Roderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier — hier — auf diesem heiligen Altare,
Im Herzen seiner Königin leg' ich
Mein letztes kostbares Vermächtnifs nieder,
Hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin —

Er wendet sich ab. Thränen ersticken seine Stimme.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10446/047

KÖNIGIN.

Das ist
Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es ist nur Wirkung Ihres Blutes — oder
Liegt Sinn in diesen Reden?

MARQUIS

hat sich zu sammeln gesucht und fährt mit festerem Tone fort.

Sagen Sie
Dem Prinzen, dafs er denken soll des Eides,
Den wir in jenen schwärmerischen Tagen
Auf die getheilte Hostie geschworen.
Den meinigen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt ist's
An ihm, den seinigen —

KÖNIGIN.

Zum Tod?

MARQUIS.

Er mache —
O sagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege —

Ihm einerley! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen,
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, dafs er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — dafs er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt —

KÖNIGIN.

Wie, Marquis?
Und wozu führt —

MARQUIS.

Und sagen Sie ihm, dafs
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Dafs ich es sterbend von ihm fordre — fordre!
Und sehr dazu berechtigt war. Es hätte
Bey mir gestanden einen neuen Morgen
Herauf zu führen über diese Reiche.

den Künstler und Dichter in einem niedrigen Grade von Bollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und, daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höhern Sehnheit hinübergeistigt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und so weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weit er aber seiner Bestrebungen ungeachtet auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es ist gewissermaßen auch nicht anders möglich, als daß er die unsichtbare Natur ein Symbol der menschlichen werden kann, entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in so fern also die Landschaftmalerei oder Landschaftpoesie musikalisch wird, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede materische und poetische Kompositon als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wie sordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jener Beziehung blos Gedankenmusik von der Empfindungsmusik, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Komposition werde, was sie ihrem Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftmaler und Landschaftdichter verlangen wir eben so wohl, wenn gleich in einem andern Grade und mit mehrerer Bewußtseyn, weil wir von unsern obigen Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik als solcher und nicht blos angewandter Kunst) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogische Äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschlicher Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht hier Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden. Aber; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Darum nun der Tonsetzer und der Landschaftmaler in das Geheimniß jener Gesetze eindringen, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und findet er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch den Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftlicher Natur kann auch insofern noch dadurch in den Kreis der Mittheilung gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meynen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Affektion abhängig ist; denn diese ist willkührlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In schätzigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern kann; so ist ihre Erscheinung ein Symbol ihrer eigenen Handlungen; der rothe Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den Athenischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Erhabenheit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander schlagen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gesetze, und in der sanften Haltung eines zitternden oder musikalischen Gelds muß sich die noch sodnere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmaler bewirken dieses blos durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen dies das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber jenen Inhalt dazu zu führen, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil voraus; er kann seinen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen, und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergeßt nicht, daß seine Einmischung in diesen Gebiete ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Sorgsamkeit empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende seiner ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der unendliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um uns demselben näher zu nähern. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben nambaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns und durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie zeigen uns durch ihre musikalische Sodbheit; sie befriedigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Setzen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftgemälden, so müssen wir

Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
Mich seinen Sohn — Ich führe seine Siegel,
Und seine Alba sind nicht mehr.

Er hält inne und sieht einige Augenblicke stillschweigend auf die Königin.

Sie weinen —
O diese Thränen kenn' ich, schöne Seele;
Die Freude macht sie fliefsen. Doch vorbey,
Es ist vorbey. Karl oder ich. Die Wahl
War schnell und schrecklich. Einer war verloren,
Und ich will dieser Eine seyn — ich lieber —
Verlangen Sie nicht mehr zu wissen.

KÖNIGIN.

Jetzt,
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

MARQUIS.

Zwo kurze Abendstunden hingegeben,
Um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König seyn? — In diesem starren Boden
Blüht keine meiner Rosen mehr — Europa's
Verhängnifs reift in meinem grofsen Freunde!

Auf ihn verweis' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh'!
Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen sollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Nein! Nein!
Ich kenne meinen Karlos — das wird nie
Geschehn — und meine Bürgin, Königin,
Sind Sie!

Nach einigem Stillschweigen.

Ich sah sie keimen diese Liebe, sah
Der Leidenschaften unglückseligste
In seinem Herzen Wurzel fassen — Damals
Stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe,
Die mir nicht unglückselig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich sahe Leben,
Wo sie nur Tod — In dieser hoffnungslosen Flamme
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,
Zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben:
Die Sterblichkeit versagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieses — meine ganze Leitung war,
Ihm seine Liebe zu erklären.

KÖNIGIN.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie so ganz, dafs Sie
Mich über ihm vergafsen. Glaubten Sie
Im Ernst mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da Sie zu seinem Engel mich gemacht,
Zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
Für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
Mit solchen Namen Leidenschaft veredeln.

MARQUIS.

Für alle Weiber, nur für Eines nicht.
Auf Eines schwör' ich — Oder sollten Sie,
Sie der Begierden edelster sich schämen,
Der Tugend Schöpferin zu seyn?
Was geht es König Philipp an, wenn seine
Verklärung in Eskurial den Mahler,
Der vor ihr steht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die süfse Harmonie, die in
Dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmern es zu schlagen,
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen.

Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerstören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menschenfurcht, von falschem Heldenmuth
Zu nichtiger Verläugnung nie versucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Versprechen Sie mir dieses? — Königin —
Versprechen Sie's in meine Hand?

KÖNIGIN.

Mein Herz,
Versprech' ich Ihnen, soll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe seyn.

MARQUIS

zieht seine Hand zurück.

Jetzt sterb' ich
Beruhigt — Meine Arbeit ist gethan.

Er neigt sich gegen die Königin und will gehen.

KÖNIGIN

begleitet ihn schweigend mit den Augen.

Sie gehen, Marquis — ohne mir zu sagen,
Wenn wir — wie bald — uns wiedersehn?

MARQUIS

kommt noch einmal zurück, das Gesicht abgewendet.

Gewifs!

Wir sehn uns wieder.

KÖNIGIN.

Ich verstand Sie, Posa —

Verstand Sie recht gut — Warum haben Sie

Mir das gethan?

MARQUIS.

Er oder ich.

KÖNIGIN.

Nein! Nein!

Sie stürzten Sich in diese That, die Sie

Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.

Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach

Gedürstet — Mögen tausend Herzen brechen,

Was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz nur weidet.

O jetzt — jetzt lern' ich Sie verstehn! Sie haben

Nur um Bewunderung gebuhlt.

MARQUIS *betroffen, vor sich.*

Nein! Darauf

War ich nicht vorbereitet —

KÖNIGIN

nach einem Stillschweigen.

Marquis!

Ist keine Rettung möglich?

MARQUIS.

Keine.

KÖNIGIN.

Keine?

Besinnen Sie Sich wohl. Ist keine möglich?
Auch nicht durch mich?

MARQUIS.

Auch nicht durch Sie.

KÖNIGIN.

Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth.

MARQUIS.

Ich weifs es.

KÖNIGIN.

Und keine Rettung?

MARQUIS.

Keine.

KÖNIGIN

verläßt ihn und verhüllt das Gesicht.

Gehen Sie!

Ich schätze keinen Mann mehr.

MARQUIS

in der heftigsten Bewegung vor ihr niedergeworfen.

Königin!

— O Gott! das Leben ist doch schön.

Er springt auf und geht schnell fort. Die Königin in ihr Kabinet.

Vorzimmer des Königs.

ZWEY UND ZWANZIGSTER AUFTRITT.

HERZOG VON ALBA *und* DOMINGO *gehen stillschweigend und abgesondert auf und nieder.* GRAF LERMA *kommt aus dem Kabinet des Königs, alsdann* DON RAIMOND VON TAXIS, *der Oberpostmeister.*

LERMA.

Ob sich der Marquis noch nicht blicken lassen?

FERIA.

Noch nicht.

Lerma will wieder hinein gehen.

TAXIS *tritt auf.*

Graf Lerma, melden Sie mich an.

LERMA.

Der König ist für niemand.

TAXIS.

Sagen Sie,
Ich mufs ihn sprechen — Seiner Majestät
Ist äufserst dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufschub.

Lerma geht ins Kabinet.

ALBA

tritt zum Oberpostmeister.

Lieber Taxis,
Gewöhnen Sie Sich zur Geduld. Sie sprechen
Den König nicht —

TAXIS.

Nicht? Und warum?

ALBA.

Sie hätten
Die Vorsicht denn gebraucht, Sich die Erlaubnifs
Beym Chevalier von Posa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

TAXIS.

Von Posa? Wie? Ganz recht! Das ist derselbe,
Aus dessen Hand ich diesen Brief empfangen —

ALBA.

Brief? Welchen Brief?

TAXIS.

Den ich nach Brüssel habe
Befördern sollen —

ALBA *aufmerksam.*

Brüssel?

TAXIS.

Den ich eben
Dem König bringe —

ALBA.

Brüssel! Haben Sie
Gehört, Kaplan? Nach Brüssel!

DOMINGO *tritt dazu.*

Das ist sehr
Verdächtig.

TAXIS.

Und wie ängstlich, wie verlegen
Er mir empfohlen worden!

DOMINGO.

Angstlich? So!

ALBA.

An wen ist denn die Aufschrift?

TAXIS.

An den Prinzen
Von Nassau und Oranien.

ALBA.

An Wilhelm? —
Kaplan! Das ist Verrätherey.

DOMINGO.

Was könnt'
Es anders seyn? — Ja freilich, diesen Brief
Muſs man sogleich dem König überliefern.
Welch ein Verdienst von Ihnen, würd'ger Mann,
So streng zu seyn in Ihres Königs Dienst!

TAXIS.

Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

ALBA.

Sie thaten wohl.

die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkührlich beygeschleppt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem allerschärfsten Blick ergriffen. Dabey wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die nachtheiligen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bey Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, daher doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammengesetzt kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabey auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und deßhalb ist so fern den Dichter, Hr. M. hat sich mit vieler Bestimmtheit in diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Sinnlichkeit lassen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung finden sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde S. 45.

Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Gottesthurm
Zimmt' Rastlos nun' verwehrten
Gesang der Feuerwurm.
Der Linde schöner Gipfel
Streift schon in Luna's Glanz;
Im dunklen Uferhölzle
Lacht leichter Zevrilichtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Meer;
Bewegte Eisenachen Kommen
Auf Teich und Wiesenbeet;
Im Lichte weiden die Rinder
Der öden Heilenstuft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umsäuselt weiser Duft.

Die schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsengesellen,
Dort unter Blumen schäumt;
Wie lodernde Kastade
Des Dorfes Mühle rauscht,
Und weiß vom lauten Rade
Im Silberstaube plaudert u. s. w.

Hier auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er und durch die Leichtigkeit des Zusammenhanges die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 44.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee reflektirt in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluthen Spiegel.

Da wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stätigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verglüht der Vergesbelge Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blütenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Aether singt im Aehre, der gemach
Im rothen Wiesenschrein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die anzumahnge Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und belebtert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Rosenduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Applicationen bieten sich ihm aber keineswegs willkührlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, sie in eine objektive Verbindung zu reflektiren.

Nicht weniger versteht sich H. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Gruppirung in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erinnert z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Einbrud Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain,
Mild verschmilzt Zauberschimmer
Der umblühten Waldung Trümmer,

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Helmondrs gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischertänne.

Silberstaub
Blinkt am Strand;
Bisher schweben hier, dort hüpfer,
Wellenbilder im Gemüpfer.

Rauschend dringt,
Sinnbezwingt,
Stumland Ruh des Vorlands Flügel,
Weit umschwärmt vom Vorgeklügel.

LERMA

kommt aus dem Kabinet. Zum Oberpostmeister.

Der König will Sie sprechen.

Taxis geht hinein.

Der Marquis immer noch nicht da?

DOMINGO.

Man sucht

Ihn aller Orten.

ALBA.

Sonderbar und seltsam.

Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König

Noch selber ungewifs, warum?

DOMINGO.

Er war

Nicht einmal hier, ihm Rechenschaft zu geben?

ALBA.

Wie nahm es denn der König auf?

LERMA.

Der König

Sprach noch kein Wort.

Geräusch im Kabinet.

ALBA.

Was war das? Still!

TAXIS *aus dem Kabinet.*

Graf Lerma!

Beide hincin.

ALBA *zu Domingo.*

Was geht hier vor?

DOMINGO.

Mit diesem Ton des Schreckens!
Wenn dieser aufgefangne Brief? — Mir ahndet
Nichts gutes, Herzog.

ALBA.

Lerma läfst er rufen!
Und wissen mufs er doch, dafs Sie und ich
Im Vorsaal —

DOMINGO.

Unsre Zeiten sind vorbey.

ALBA.

Bin ich derselbe denn nicht mehr, dem hier
Sonst alle Thüren sprangen? Wie ist alles
Verwandelt um mich her — wie fremd —

DOMINGO

hat sich leise der Kabinettthüre genähert, und bleibt lauschend davor stehen.

Horch!

ALBA *nach einer Pause.*

Alles
Ist todtenstill. Man hört sie Athem holen.

DOMINGO.

Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

ALBA.

Hinweg! Man kommt.

DOMINGO *verläßt die Thüre.*

Mir ist so feierlich,
So bang, als sollte dieser Augenblick
Ein groſses Loos entscheiden.

DREY UND ZWANZIGSTER AUFTRITT.

DER PRINZ VON PARMA, DIE HERZOGE VON FERIA UND MEDINA SIDONIA MIT NOCH EINIGEN ANDERN GRANDEN *treten auf*. DIE VORIGEN.

PARMA.

Ist der König
Zu sprechen?

ALBA.

Nein.

PARMA.

Nein? wer ist bey ihm?

FERIA.

Marquis
Von Posa ohne Zweifel?

ALBA.

Den erwartet man
So eben.

PARMA.

Diesen Augenblick
Sind wir von Saragossa eingetroffen.
Der Schrecken geht durch ganz Madrid — Ist es
Denn wahr?

DOMINGO.

Ja leider.

FERIA.

Es ist wahr? Er ist
Durch den Maltheser in Verhaft genommen?

ALBA.

So ist's.

PARMA.

Warum? Was ist geschehn?

ALBA.

Warum?
Das weifs kein Mensch, als Seine Majestät
Und Marquis Posa.

PARMA.

Ohne Zuziehung
Der Kortes seines Königreichs?

FERIA.

Weh dem,
Der Theil gehabt an dieser Staatsverletzung.

ALBA.

Weh ihm! So ruf' ich auch.

MEDINA SIDONIA.

Ich auch.

DIE ÜBRIGEN GRANDEN.

Wir alle.

ALBA.

Wer folgt mir in das Kabinet? — Ich werfe
Mich zu des Königs Füfsen.

LERMA

stürzt aus dem Kabinet.

Herzog Alba!

DOMINGO.

Endlich!
Gelobt sey Gott!

Alba eilt hinein.

LERMA

athemlos, in grofser Bewegung.

Wenn der Maltheser kommt,
Der Herr ist jetzo nicht allein, er wird
Ihn rufen lassen —

DOMINGO

zu Lerma, indem sich alle übrigen voll neugieriger Erwartung um ihn versammeln.

Graf, was ist geschehen?
Sie sind ja blafs wie eine Leiche.

LERMA *will forteilen.*

Das
Ist teufelisch!

PARMA UND FERIA.

Was denn? Was denn?

MEDINA SIDONIA.

Was macht
Der König?

DOMINGO *zugleich.*

Teufelisch? Was denn?

LERMA.

Der König hat
Geweint.

DOMINGO.

Geweint?

ALLE

zugleich. mit betretnem Erstaunen.

Der König hat geweint?

Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein.

DOMINGO

ihm nach, will ihn zurück halten.

Graf, noch ein Wort — Verziehen Sie — Weg ist er!
Da stehn wir angefesselt von Entsetzen.

VIER UND ZWANZIGSTER AUFTRITT.

PRINZESSIN VON EBOLI. FERIA. MEDINA SIDONIA. PRINZ VON PARMA. DOMINGO UND ÜBRIGE GRANDEN.

EBOLI *eilig, auſser sich.*

Wo ist der König? Wo? Ich muſs ihn sprechen.

Zu Feria.

Sie, Herzog, führen mich zu ihm.

FERIA.

Der König
Hat wichtige Verhinderung. Kein Mensch
Wird vorgelassen.

EBOLI

Unterzeichnet er
Das fürchterliche Urtheil schon? Er ist
Belogen. Ich beweis' es ihm, daſs er
Belogen ist.

DOMINGO

giebt ihr von ferne einen bedeutenden Wink.

Prinzessin Eboli!

EBOLI *geht auf ihn zu.*

Sie auch da, Priester? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie sollen mir's bekräftigen.

Sie ergreift seine Hand, und will ihn ins Kabinet mit fortreifsen.

DOMINGO.

Ich? — Sind
Sie bey Sich, Fürstin?

FERIA.

Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.

EBOLI.

Er mufs
Mich hören. Wahrheit mufs er hören — Wahrheit!
Und wär' er zehenmal ein Gott!

DOMINGO.

Weg! Weg!
Sie wagen alles. Bleiben Sie zurück.

EBOLI.

Mensch, zittre du vor deines Götzen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.

Mainacht.

Im Gedicht —
Wieder mein Gärchen, Land und Quelle
Die bemooste Hauskapelle,

Auf der Linde
Hinter ihr Gestirn;
Schon erblickt der Knabenkrämer
Wo der hehre Bräutigam Lebkuchen,

Zuckerveilchen
Breit den Heim;
Durchgehalten weht im Thale
Um verlassne Hebemutter.

Man verstehe und nicht so, als ob es blos der allerlezte Vers thun wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die lieblich Einfältigkeit in ihrer Succession; es ist die Mannichfalt und die sichre Haltung des Ganzen, wodurch es Accorde ist, der bestimmten Empfindungsweise, also Saitenspiele wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Allgemeinbesitz S. 21 und die Elysäischen S. 30, zwei Kompositionen, welche mit der getrennten Art der Behandlung des Natur nach den mannigfaltigsten Anklängen von Empfindungen ertönen. Man glaubte einen Tonkünstler zu hören, der verschen will, wie weit seine Macht über unsre Gefühle reicht; und dazu ist eine Wendung durch die Natur, wo das Gedicht mit dem Schlusse, daß Gemeinbesitz mit dem Lachenden zu theilen schwach scheint, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschaften, die wir nahmen mehrere, die auf durch einen gewissen Geist oder Stimmenklang stören, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in welchen gradezu vollen Eingang und der Sieg bei Retenz über das Denkmal, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich vorherrschen werden. Der Dichter schließt diesen schönen Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm aufgetretenen poetischen Größen noch eine Weile war:

Da schlyn, wo im Rhonethale breit,
Grünen, breite Zinnen sich streuten,
Im Nebelan diese Burgen traurend lag,
Von abenteuerlicher Sonne umgeben.

Da schrie diese Poesie-Flut,
Da stürzt Thal und silberner Bäche,
Im großen Harmonien der Wildnis nur,
Leben und Lebendigkeit und Donnertöne,

Als heute sich ein gastfreundlicher Himmel
Hat auch Hartmuth aufgenommen Lebenden,
Da gab ihr Wort auf dieser Hügelwiesen,
Und seiner Saitenbewegung, seine Harmonien,

Und nun empfindet sie ihm die herrliche Landschaft, und es erkennt in ihr das Leben jener Dichterreminiszenzen, welche den Schlüssel der Lyrik in sich verborgen haben.

O Plamek, Hartmuth aus Gottes Gnaden!
Dein Name wird im Buch der Zeiten stehen,
O Plamek, mit reinen Mannen!
Dein Namen wird zu den Namen sich stehen,

In jenen Gegend, wo der Mond strahlt,
Und sich Gedicht regt und Leben hebet,
Und ist, wo Glanz Flammen und Dunkelheit,
Wo der Gedanke Form der Formung nahet,

Und sicher war gesprochen, was geschrieben nach man bleibt? Wer kann will der Dichter es noch besser machen, und bedenken mögen wir. Die man fortgeschritten, an sich sehr schönen Strophen können wir dem talentvollen Dichter, nicht von dem Künstlerbewußten, der Gegenwart ganz hingegebenen Geiste. Ist hat Herr der Dichterin ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich bereits treffen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Grab bei Neapel, u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa blos flüchtig anzudeuten, sondern sie bald zu vertiefen. Jene beiden andern mit hatte die Poesie Hirsch Dichter, aber wir werden davon getrieben, nicht etwa; eine einfache Darstellung würde uns ungleich größere Wirkung gewesen sein. Es mehr verschiedene Determinationen zerstreuen endlich den Eindruck so sehr, daß, wenn man auch der Dichter zu dem Hauptstandpunkt zurückkehrt, unser Interesse an denselben verschwunden ist. Mehrere scheint auch Mosa zu scheinen, sie dürfte erst noch mehr durch den prosaischen Zusatz beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem es Anfangs anfing, und womit es sich so lange zu erhalten wußte, gar auffallend abstickt. Herr M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie mir scheinen, einer vierte nur sehr wichtige genaht. Versuche die verschiedenen Gemüthsstimmungen, womit er darauf Eindruck gab, haben dem Geist, der es Anfangs belebte, Gemüthsregungen, und durch eine zu enge Anschauung hat es viel von dem mahren Gehalt, der eine in der Einzelheit liegt, verloren.

Wenn wir Herr M. als einen vorzüglichen Dichter der landschaftlicher Szenen anerkennen, so sind wir deren nicht entfernt. Denn wir haben schon gleich diese Szenen angewiesen. Auch finden in dieser einzelnen Sammlung existiren seine Darstellungen mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In beiderlei Gattung, welche freie Silhouetten der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Darstellungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Empfindungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Festigkeitsgrad und lebt doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche aufgestellt werden soll. In dem Liede, welche das Zeugnis Hirschsinnen ist, verspannt der Dichter die abenteuerlichste Phantasie mit sein voller Laune, Alles ist hier so bunt, so gemengend, so überladen, so gestellt, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen Alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in seinem Elemente Wirklichkeitsmaterial spielend treffen muß. Gegensätzlich, schöne Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Jasmin, und mit vieler Treuherzigkeit schwingen die Saiten in der (und ihrer Konsonanz) Zartlichkeitsmusik auf. S. 144.

Das Lagerbuch Dietburg erhält,
Was Friedrich bewilligt!
Denn saßen wir in gute
Lust in des Gebirgs Arm,
Dort eben, wo am Bache Hasel,
Wenn Blatt, und von Blatt Lauber,
In Lüfte und Quelle mit Bache verbunden.

Herr M. ist nicht blos naturtreu, durch die Art, wie er landschaftliche Szenen behandelt, er ist auch menschlichen ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der auf die so intime Weise so innig an innerlichem weich, mit der beiwohnen, der einen so viel weicheren Stoff bearbeitet, nicht gelingen

Wie sie ins Kabinet will, stürzt heraus

HERZOG ALBA.

Seine Augen funkeln, Triumph ist in seinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn.

Lassen Sie
In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg ist unser.

DOMINGO.

Unser?

ALBA

zu Domingo und den übrigen Granden.

Jetzt hinein
Zum Herrn. Sie sollen weiter von mir hören.

DON KARLOS.

FÜNFTER AKT.

DON KARLOS.

Fünfter Akt. Dritter Auftritt

FÜNFTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Ein Zimmer im königlichen Palast, durch eine eiserne Gitterthüre von einem grofsen Vorhofe abgesondert, in welchem Wachen auf und nieder gehen.

KARLOS *an einem Tische sitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er schlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Officiere, die mit ihm eingeschlossen sind.* MARQUIS VON POSA *tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und spricht leise mit den Officieren, welche sich sogleich entfernen. Er selbst tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke schweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche diesen aus seiner Betäubung erweckt.*

KARLOS

steht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erschrocken zusammen. Dann sieht er ihn eine Weile mit grofsen starren Augen an, und streicht mit der Hand über die Stirne, als ob er sich auf etwas besinnen wollte.

MARQUIS.

Ich bin es, Karl.

KARLOS

giebt ihm die Hand.

Du kommst sogar noch zu mir?
Das ist doch schön von dir.

MARQUIS.

Ich bildete
Mir ein, du könntest deinen Freund hier brauchen.

KARLOS.

Wahrhaftig? Meintest du das wirklich? Sieh!
Das freut mich — freut mich unbeschreiblich. Ach!
Ich wufst' es wohl, dafs du mir gut geblieben.

MARQUIS.

Ich hab' es auch um Dich verdient.

KARLOS.

Nicht wahr?
O wir verstehen uns noch ganz. So hab'

Ich's gerne. Diese Schonung, diese Milde
Steht grofsen Seelen an, wie du und ich.
Lafs seyn, dafs meiner Forderungen eine
Unbillig und vermessen war, mufst du
Mir darum auch die billigen versagen?
Hart kann die Tugend seyn, doch grausam nie,
Unmenschlich nie — Es hat dir viel gekostet!
O ja, mir däucht, ich weifs recht gut, wie sehr
Geblutet hat Dein sanftes Herz, als Du
Dein Opfer schmücktest zum Altare.

MARQUIS.

Karlos!
Wie meinst du das?

KARLOS.

Du selbst wirst jetzt vollenden,
Was ich gesollt und nicht gekonnt -- Du wirst
Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
Ist es ja aus — auf immer aus. Das hast
Du eingesehn — O diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühe Blüthen meines Geistes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für Deine grofsen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen Dir

Den König zu — Es kostet mein Geheimnifs,
Und er ist dein — du kannst sein Engel werden.
Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien — Ach hier ist nichts verdammlich,
Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
Dafs du — so grofs als zärtlich bist.

MARQUIS.

Nein! Das,
Das hab' ich nicht vorhergesehen — nicht
Vorhergesehn, dafs eines Freundes Grofsmuth
Erfinderischer könnte seyn, als meine
Weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude stürzt
Zusammen — ich vergafs dein Herz.

KARLOS.

Zwar wenn dir's möglich wär' gewesen, ihr
Diefs Schicksal zu ersparen — sieh, das hätte
Ich unaussprechlich dir gedankt. Konnt' ich
Denn nicht allein es tragen? Mufste sie
Das zweyte Opfer seyn? — Doch still davon!
Ich will mit keinem Vorwurf dich beladen.
Was geht die Königin dich an? Liebst du
Die Königin? Soll deine strenge Tugend

Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih mir — ich war ungerecht.

MARQUIS.

Du bist's.
Doch — dieses Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
Ich Einen, dann verdient' ich alle — und
Dann würd' ich so nicht vor dir stehen.

Er nimmt sein Portefeuille heraus.

Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu dir.

KARLOS

sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an.

Wie?

MARQUIS.

Ich gebe sie dir wieder,
Weil sie in deinen Händen sich'rer jetzt
Seyn dürften als in meinen.

KARLOS.

Was ist das?
Der König las sie also nicht? bekam
Sie gar nicht zu Gesichte?

gen werde. Eben so kann man schon im Portrait den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchen eine Musik, die aus Tönen der Natur so hervorgehen ist, sich ungefähr erhalten muß. Nicht im Gewühle der gemeinen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des unverdorbenen Standes sucht unsre Dichter den Menschen auf. Jugendfreundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Naturbetrachtungen an die Ufern der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge; unsre Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Musik ist sanfte Schwermuth und eine gewisse trauernde Zärtlichkeit, wozu die Einsamkeit und die ländliche Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Im Innern der gesellschaftlichen Welt verdrängt eine Gestalt nur stets die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist nur immer unser Verderb; beide trennt derselbe die einzige, sich selbst gleiche Natur um uns her, die Empfindungen, zu denen sie uns stimmt, machen sie uns immer werth. Daher der enge Kreis, in welchen unsre Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfindsamer Saitentöne, die ermüdende Monotonie derselben Gestalten. Die Empfindungen, welche von der Natur auf ihrer Quelle erhalten, sind einförmig und schwache Tönungen; es sind die Harmonie, auf denen sich erst in verwickelten Spiele der Welt feinere Akkorden und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück, und stets sich, auch jenen künstlichen Arten, die so oft nur Karikaturen sind, die unübersehliche Mannichfaltigkeit wieder hervorstellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Naturischen Alter auch zu der Einfachheit der Natur für den kultivirten Menschen etwas wohlthätig werden soll, so muß diese Einfachheit als ein Wort der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen; es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Weil uns also der Dichter auf diese Gefänge der Welt in seine Einsamkeit nachführten, so muß es nicht Dürftigkeit der Anspannung, sondern der Anspannung, einer Ferne nach Natur, sondern nach Harmonie seyn, was um die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil sie moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß es sich nach einem Ideale umsehen, und zu der letzten Stufe seyn können.

Dazu wird aber freilich etwas mehr erfordert, als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent des Dichtergenies ist. Die mit der höchsten Sicherheit vertraute Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie unsichtbar seine Stärke hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Idee, die es auch in der entwickeltsten Form verräth, durch einen Adel, den es auch in die Sprache der Imagination und der Laune legt, durch eine Delikatesse, wodurch es sich auch in seinen phantastischen Sätzen spielt, durch eine nie entweihte Reinheit der Gefühle; es verräth sich durch die unzertrennliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es auf uns wirkt, und vollends, und allerdings allerlei, und unsere innern Kräfte zu erinnern, indem wir den jüngern huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art bewährt, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie, wie sein Standbild (S. 18) komponiren kann, der ist als ein Komponirer in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit eingeweihet. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist gebildet, seinen Geschmack geläutert, seine sanfte Grazie verwahrt; eine gelinderte leichte Melancholie heitert seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wasserls liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Zärtlichkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Ideengen noch nicht erreicht hat. Nur wer ihm noch ein anderes, jetzt entlegenes, nahetun, er in bestimmteren Kreisen seine Sagenungen verfolgt hat, einen höhern Zug zu nehmen, in die romantischen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzuflechten, ja seinen Landschaften noch einen Zauberen zu erfinden, und auf diesen eigenen Grund handelnde Menschen aufzutragen. Beschäftigt Mehreres zu sich selbst ist jener immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch des Muth stirbt eins gut an; und so spüre ich ist, wenn der Besitzer des Pathos den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Apoll im Kreise theokratischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

MARQUIS.

Diese Briefe?

KARLOS.

Du zeigtest ihm nicht alle?

MARQUIS.

Wer sagt dir,
Dafs ich ihm Einen zeigte?

KARLOS *äufserst erstaunt.*

Ist es möglich?
Graf Lerma.

MARQUIS.

Der hat dir gesagt? — Ja! Nun
Wird alles, alles offenbar! Wer konnte
Das auch voraussehn? — Lerma also? — Nein,
Der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht,
Die andern Briefe liegen bey dem König.

KARLOS

sieht ihn lange mit sprachlosem Erstaunen an.

Weſswegen bin ich aber hier?

MARQUIS.

Zur Vorsicht,
Wenn du vielleicht zum zweyten Mal versucht

Seyn möchtest, eine Eboli zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

KARLOS

wie aus einem Traume erwacht.

Ha! Nun endlich!
Jetzt seh' ich — jetzt wird alles Licht —

MARQUIS

geht nach der Thüre.

Wer kommt?

ZWEYTER AUFTRITT.

HERZOG ALBA. DIE VORIGEN.

ALBA

nähert sich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch diesen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend.

Prinz, Sie sind frey. Der König schickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

Karlos sieht den Marquis verwundernd an. Alle schweigen still.

Zugleich
Schätz' ich mich glücklich, Prinz, der erste seyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

KARLOS

bemerkt beide mit äufserster Verwunderung. Nach einer Pause zum Herzog.

Ich werde
Gefangen eingesetzt und frey erklärt,
Und ohne mir bewufst zu seyn, warum
Ich beides werde?

ALBA.

Aus Versehen, Prinz,
So viel ich weifs, zu welchem irgend ein
— Betrüger den Monarchen hingerissen.

KARLOS.

Doch aber ist es auf Befehl des Königs,
Dafs ich mich hier befinde?

ALBA.

Ja, durch ein
Versehen Seiner Majestät.

KARLOS.

Das thut
Mir wirklich leid — Doch wenn der König sich
Versieht, kommt es dem König zu, in eigner
Person den Fehler wieder zu verbessern.

Er sucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine stolze Herabsetzung gegen den Herzog.

Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Lästerung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majestät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht scheinen ihrer Huld zu danken.
Sonst bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Kortes mich zu stellen — Meinen Degen
Nehm' ich aus solcher Hand nicht an.

ALBA.

Der König
Wird keinen Anstand nehmen, Eurer Hoheit
Dieſs billige Verlangen zu gewähren,
Wenn Sie vergönnen wollen, daſs ich Sie
Zu ihm begleiten darf —

KARLOS.

Ich bleibe hier,
Bis mich der König, oder sein Madrid
Aus diesem Kerker führen. Bringen Sie
Ihm diese Antwort.

Alba entfernt sich. Man sieht ihn noch eine Zeit lang im Vorhofe verweilen und Befehle austheilen.

DRITTER AUFTRITT.

KARLOS und MARQUIS VON POSA.

KARLOS,

nachdem der Herzog hinaus ist, voll Erwartung und Erstaunen zum Marquis.

Was ist aber das?
Erkläre mir's. Bist du denn nicht Minister?

MARQUIS.

Ich bin's gewesen, wie du siehst.

Auf ihn zugehend, mit grofser Bewegung.

O Karl,
Es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen.
Jetzt ist's gethan. Gepriesen sey die Allmacht,
Die es gelingen liefs.

KARLOS.

Gelingen? Was?
Ich fasse deine Worte nicht.

MARQUIS *ergreift seine Hand.*

Du bist
Gerettet, Karl — bist frey — und ich —

Er hält inne.

KARLOS.

Und du?

MARQUIS.

Und ich — ich drücke dich an meine Brust
Zum ersten Mal mit vollem, ganzem Rechte;
Ich hab' es ja mit allem, allem, was
Mir theuer ist, erkauft — O Karl, wie süfs,
Wie grofs ist dieser Augenblick! Ich bin
Mit mir zufrieden.

KARLOS.

Welche plötzliche
Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie gesehen. Stolzer hebt
Sich deine Brust, und deine Blicke leuchten.

MARQUIS.

Wir müssen Abschied nehmen, Karl. Erschrick nicht.
O sey ein Mann. Was du auch hören wirst,
Versprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
Unwürdig grofser Seelen, diese Trennung
Mir zu erschweren — Du verlierst mich, Karl —
Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.

Karlos zieht seine Hand zurück, sieht ihn starr an und antwortet nichts.

Sey ein Mann. Ich habe sehr
Auf dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
Die bange Stunde mit dir auszuhalten,
Die man die letzte schrecklich nennt — Ja, soll
Ich dir's gestehen, Karl? ich habe mich
Darauf gefreut — Komm, lafs uns niedersitzen —
Ich fühle mich erschöpft und matt.

Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erstarrung ist, und sich unwillkührlich von ihm niederziehen läfst.

Wo bist du?
Du giebst mir keine Antwort? — Ich will kurz seyn.
Den Tag nachher, als wir zum letztenmal
Bey den Karthäusern uns gesehn, liefs mich
Der König zu sich fordern. Den Erfolg
Weifst du, weifs ganz Madrid. Das weifst du nicht,
Dafs dein Geheimnifs ihm verrathen worden,
Dafs Briefe, in der Königin Schatulle
Gefunden, wider dich gezeugt, dafs ich
Aus seinem eignen Munde diefs erfahren,
Und dafs — ich sein Vertrauter war.

Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

War meine Zuversicht. Verzeih' — sie war
Auf deiner Freundschaft Ewigkeit gegründet.

Hier schweigt er. Karlos geht aus seiner Verstockerung in lebhafte Bewegungen über.

Was ich befürchtete, geschieht. Man läfst
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königin in ihrem Blut — das Schrecken
Des wiederhallenden Palastes — Lerma's
Unglückliche Dienstfertigkeit — zuletzt
Mein unbegreifliches Verstummen, alles
Bestürmt dein überraschtes Herz — du wankst —
Giebst mich verloren — Doch, zu edel selbst,
An deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
Schmückst du mit Gröfse seinen Abfall aus,
Nun erst wagst du, ihn treulos zu behaupten,
Weil du noch treulos ihn verehren darfst.
Verlassen von dem Einzigen wirfst du
Der Fürstin Eboli dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme;
Denn diese war's, die dich verrieth.

Karlos steht auf.

Ich sehe
Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahndung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät.

Du liegst zu ihren Füfsen. Das Geständnifs
Floh über deine Lippen schon. Für dich
Ist keine Rettung mehr —

KARLOS.

Nein! Nein! Sie war
Gerührt. Du irrest dich. Gewifs war sie
Gerührt.

MARQUIS.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier — ich setze
Den Dolch auf eines Weibes Brust — Doch jetzt —
Jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele.
„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gelänge, selbst der Schuldige zu scheinen?
Wahrscheinlich oder nicht! — für ihn genug,
Scheinbar genug für König Philipp, weil
Es übel ist! Es sey! ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der so unverhofft
Ihn trifft, macht den Tyrannen stutzen — und
Was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten."

KARLOS.

Und das — das hättest du gethan?

Anhang
zu
Schiller's sämmtlichen Werken.

Nachrichten von Schiller's Leben.

Bis die Anmerkungen dieser Nachrichten übrige der Kapitalverlust Schwer in Dresden, als die Verleger, Gere vom Jahre 1785 gelöst er zu Schiller's sämmtlichen Freunden, und wurde von mehreren Personen, die mit dem Verewigten in genauerer Verbindung gestanden waren, durch schätzbare Beiträge vermehrt. Nicht der kleinste Umstand ist in dem Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der unter auf Schiller's eigene Bestimmungen, oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet. Zu bemerken ist, daß er im Jahre 1802 geadelt worden ist.

Die Sitte und Denkart des elterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die freigeistige Entwickelung verborgener Talentchen, aber für die Gediegenheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gediegen und tüchtig für das praktische Leben, standen Vater und Mutter vor der Seele des Knaben. Als Wundarzt ging er im Jahre 1748 mit einem Bairischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an vielseitiger Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege sich als Unteroffizier gebrauchen zu lassen, wenn diese Commando's auf Unterwerbungen ausgerichtet wurden. Als nach Beendigung des Aachener Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt bort Anstellung, und war im Jahre 1749 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem Würtembergischen Hülfs-Corps, das in einem Reichskriege bei Generalfeldzeugmeister einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen besonderen Verlauf durch eine bedeutendere Krankheit, der Schiller's Vater erlitt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung erhielt, und überstanden in diesem Jahr der Noth jenes schreckliche Gemälde, wozu er gewonnen werden konnte. Er verfragte die Kranken, als ob an Wundärzten fehlte, und erhielt die Stelle bei Soldaten bei dem Grenadiercorps des Regiments durch Verleihung guter Worte und Leitung des Gelenck.

Seit dem Jahre 1753 stand er bei einem anderen Würtembergischen Corps in Preußen und in Thüringen, und bewegte sehr Stunde der Noth, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihilfe, mehrjährige, und selbst in höheren Jahren, wegen unglücklichen Unglücke, nicht entbehrt werden war, Mathematik und Privatrechte betreten zu mit Ehre, und bekommte glaubliche Beschäftigungen hatten bald sie ihn einen vorzüglichen Ruf. Eine Krankheit, die er in Ludwigsburg zuzog, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann in Quartier war, hatte den glücklichen Erfolg, daß er einzige des damaligen Herzogs von Würtemberg, das ihn Aussicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem Herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle verschaffte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinen Zöglingen, und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Knaben seinen Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und da Wesen aller Wesen! Dich bat' ich nach „der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß „du bewahren an Gesundheit gutgen wahrest, „was ich und Mutter an Unterricht wird erwissen „könnte, und du hast mich erhört. Darüber gelobe „dich Wesen, daß du auf die Bitten der Christlichen „gnädig! — "

Schiller's Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine ausgezeichnete, eben verständige und enthusiastige Frau beschrieben. Gutes und Kluges der Natur sie gleichen, und der Jüngsten zwei Geschlecht machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Leben hatte sie wenig Lust, aber Ruhe und Heiterkeit waren der Lust, bewahrte als geistiger Dasein. — Von seinen Aeltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem Würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Sämtliche Jahre, deren man sich auf seinen früheren Jahren erinnert, waren Theile von Marbach bei Ludwigsb. Merkwürdig und bedeutend war Schiller's Verhältniß zu seinen Aeltern nicht. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Prediger Moser in Lorch, einem Würtembergischen Grenzorte, wo Schiller's Aeltern von 1766 an drei Jahre lang sich aufhielten. Der Sohn theilt Gesinnungen, ein nachheriger Prediger, war Schiller's erster Jugendfreund, und dies erweckte bei ihm wahrscheinlich diese Neigung zum geistlichen Stande.

Die Schiller'sche Familie zog im Jahre 1766 wieder nach Ludwigsburg. Dort sah der neunjährige Knabe zum erstenmale ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter der Herzogin Carl Regierung aufstellte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete sich ihm eine neue Welt, und die ihn alle seine ausschließen Spiele begegnet, und Plane zu Theaterspielen beschäftigten ihn schon so

MARQUIS.

Ich schreibe
An Wilhelm von Oranien, dafs ich
Die Königin geliebt, dafs mir's gelungen,
In dem Verdacht, der fälschlich dich gedrückt,
Des Königs Argwohn zu entgehn — dafs ich
Durch den Monarchen selbst den Weg gefunden,
Der Königin mich frey zu nah'n. Ich setze
Hinzu, dafs ich entdeckt zu seyn besorge,
Dafs du, von meiner Leidenschaft belehrt,
Zur Fürstin Eboli geeilt, vielleicht
Durch ihre Hand die Königin zu warnen —
Dafs ich dich hier gefangen nahm, und nun,
Weil alles doch verloren, Willens sey,
Nach Brüssel mich zu werfen — Diesen Brief —

KARLOS

fällt ihm erschrocken ins Wort.

Hast du der Post doch nicht vertraut? Du weifst,
Dafs alle Briefe nach Brabant und Flandern —

MARQUIS.

Dem König ausgeliefert werden — Wie
Die Sachen stehn, hat Taxis seine Pflicht
Bereits gethan.

KARLOS.

Gott! So bin ich verloren!

MARQUIS.

Du? Warum du?

KARLOS.

Unglücklicher, und du
Bist mit verloren. Diesen ungeheuern
Betrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! den vergiebt er nimmermehr!

MARQUIS.

Betrug?
Du bist zerstreut. Besinne dich. Wer sagt ihm,
Dafs es Betrug gewesen?

KARLOS

sieht ihm starr ins Gesicht.

Wer, fragst du?
Ich selbst.

Er will fort.

MARQUIS.

Du rasest; bleib zurück.

KARLOS.

Weg! Weg!
Um Gottes willen. Halte mich nicht auf.

Indem ich hier verweile, dingt er schon
Die Mörder.

MARQUIS.

Desto edler ist die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu sagen.

KARLOS.

Was?
Eh' er noch alles —

Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beym Arme und sieht ihn bedeutend an.

MARQUIS.

Höre, Karlos — War
Ich auch so eilig, so gewissenhaft,
Da du für mich geblutet hast — ein Knabe?

KARLOS

bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm stehen.

O gute Vorsicht!

MARQUIS.

Rette dich für Flandern!
Das Königreich ist dein Beruf. Für dich
Zu sterben war der meinige.

KARLOS

geht auf ihn zu und nimmt ihn bey der Hand voll der innigsten Empfindung.

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widerstehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerstehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich sagen,
Das hat ein Freund für seinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir! er ist
Nicht ohne Menschlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewifs es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergehn, und dir
Und mir wird er verzeihn —

Es geschieht ein Schufs durch die Gitterthüre. Karlos springt auf.

Ha! Wem galt das?

MARQUIS.

Ich glaube — mir.

Er sinkt nieder.

KARLOS

fällt mit einem Schrey des Schmerzes neben ihm zu Boden.

O himmlische
Barmherzigkeit!

MARQUIS

mit brechender Stimme.

Er ist geschwind — der König —
Ich hoffte — länger — Denk auf Deine Rettung —
Hörst du? — auf deine Rettung — Deine Mutter
Weifs alles — ich kann nicht mehr —

Karlos bleibt wie todt bey dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Granden begleitet, und fährt bey diesem Anblick betreten zurück. Eine allgemeine und tiefe Pause. Die Granden stellen sich in einen halben Kreis um diese beiden, und sehen wechselsweise auf den König und seinen Sohn. Dieser liegt noch ohne alle Zeichen des Lebens — Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille.

VIERTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. KARLOS. DIE HERZOGE VON ALBA, FERIA, UND MEDINA SIDONIA. PRINZ VON PARMA. GRAF LERMA. DOMINGO UND VIELE GRANDEN.

KÖNIG *mit gütigem Ton.*

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich,

Ich selbst, mit allen Grofsen meines Reichs,
Dir Freyheit anzukündigen.

Karlos blickt auf und sieht um sich her, wie einer, der aus dem Traume erwacht. Seine Augen heften sich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht.

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu rasch verfahren.

Er nähert sich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihm sich aufrichten.

Mein Sohn ist nicht an seinem Platz. Steh auf.
Komm in die Arme Deines Vaters.

KARLOS

empfängt ohne Bewufstseyn die Arme des Königs — besinnt sich aber plötzlich, hält inne und sieht ihn genauer an.

Dein
Geruch ist Mord. Ich kann dich nicht umarmen.

Er stöfst ihn zurück, alle Granden kommen in Bewegung.

Nein! Steht nicht so betroffen da! Was hab'
Ich ungeheures denn gethan? Des Himmels
Gesalbten angetastet? Fürchtet nichts.
Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr
Das Brandmahl nicht an seiner Stirne? Gott
Hat ihn gezeichnet.

KÖNIG *bricht schnell auf.*

Folgt mir, meine Granden.

KARLOS.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —

Er hält ihn gewaltsam mit beiden Händen, und bekommt mit der einen das Schwert zu fassen, das der König mitgebracht hat. Es fährt aus der Scheide.

KÖNIG.

Das Schwert

Gezückt auf Deinen Vater?

ALLE ANWESENDE GRANDEN

ziehen die ihrigen.

Königsmord!

KARLOS

den König fest an der einen Hand, das bloſse Schwert in der andern.

Steckt eure Schwerter ein. Was wollt ihr? Glaubt
Ihr, ich sey rasend? Nein, ich bin nicht rasend.
Wär' ichs, so thätet ihr nicht gut, mich zu
Erinnern, daſs auf meines Schwertes Spitze
Sein Leben schwebt. Ich bitte, haltet Euch
Entfernt. Verfassungen, wie meine, wollen
Geschmeichelt seyn — drum bleibt zurück. Was ich

Mit diesem König abzumachen habe,
Geht euern Leheneid nichts an. Seht nur
Wie seine Finger bluten! Seht ihn recht an!
Seht ihr? O seht auch hierher — Das hat er
Gethan, der grofse Künstler!

KÖNIG

zu den Granden, welche sich besorgt um ihn herum drängen wollen.

Tretet alle
Zurück. Wovor erzittert ihr? — Sind wir
Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten,
Zu welcher Schandthat die Natur —

KARLOS.

Natur?
Ich weifs von keiner. Mord ist jetzt die Losung.
Der Menschheit Bande sind entzwei. Du selbst
Hast sie zerrissen, Sire, in deinen Reichen.
Soll ich verehren was du höhnst? — O seht!
Seht hierher! Es ist noch kein Mord geschehen
Als heute — Giebt es keinen Gott? Was? Dürfen
In seiner Schöpfung Könige so hausen?
Ich frage, giebt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben, ist nur Einer — Einer
So unverdient gestorben — Weifst du auch,
Was du gethan hast? Nein, er weifs es nicht,

Weifs nicht, dafs er ein Leben hat gestohlen
Aus dieser Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit seinem ganzen
Jahrhundert.

KÖNIG *mit gelindem Ton.*

Wenn ich allzurasch gewesen,
Geziemt es dir, für den ich es gewesen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

KARLOS.

Wie?
Ist's möglich? Sie errathen nicht, wer mir
Der Todte war — O sagt es ihm — helft seiner
Allwissenheit das schwere Räthsel lösen.
Der Todte war mein Freund — Und wollt ihr wissen,
Warum er starb? Für mich ist er gestorben.

KÖNIG.

Ha! meine Ahndung!

KARLOS.

Blutender, vergieb,
Dafs ich vor solchen Ohren es entweihe!
Doch dieser grofse Menschenkenner sinke
Vor Scham dahin, dafs seine graue Weisheit
Der Scharfsinn eines Jünglings überlistet.

Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es schmiedet.
Sein schöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich sein grofser, schöner Tod. Mein war er,
Als Sie mit seiner Achtung grofs gethan,
Als seine scherzende Beredsamkeit
Mit Ihrem stolsen Riesengeiste spielte.
Ihn zu beherrschen wähnten Sie — und waren
Ein folgsam Werkzeug seiner höhern Plane.
Dafs ich gefangen bin, war seiner Freundschaft
Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, schrieb
Er an Oranien den Brief — O Gott!
Er war die erste Lüge seines Lebens!
Mich zu erretten, warf er sich dem Tod,
Den er erlitten hat, entgegen. Sie
Beschenkten ihn mit ihrer Gunst — er starb
Für mich! — Ihr Herz, Ihr königlich
Vertrauen — Ihre Freundschaft drangen Sie ihm auf,
Ihr Zepter war das Spielwerk seiner Hände;
Er warf es hin, und starb für mich!

Der König steht ohne Bewegung, den Blick starr auf den Boden geheftet. Alle Granden sehen betreten und furchtsam auf ihn.

Und war
Es möglich? Dieser groben Lüge konnten

malt, aber seine Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er seinen Unterricht in einer öffentlichen gelehrten Schule zu Ludwigsburg, und auf diese Zeit erinnert sich ein damaliger Mitschüler seiner Mannichfaltigkeit, seiner oft wunderlichen Laune und Heftigkeit, aber auch seiner edlen Denkart und seines Fleißes. Die guten Fortschritte seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Offiziere Zöglinge dafür auswählte.

Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachher auf Carlsschule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung sich Schiller's Vater allerdings bedenklich zeigen mußte. Gleichwohl erhob sich dieser dem Herzoge freimüthig die Antwort, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schiller's Familie; man stritt sich hin und her ohne Entscheidung, seine Neigung den Verheißungen seines Vaters aufzuopfern, aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Institut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakter-Schilderung aufsetzen mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er ein weit glücklicher Subjekt würde, wenn es dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte."

Nach Verlauf von fünf Jahren seiner Beharrlichkeit, wenige Monate vor dem Ausgange des Instituts, das sich ihm nicht länger anzupassen hatte, aufzugehen. Es war bei dem Institute eine neue Lehranstalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jetzt jedem Zöglinge die Wahl, von dieser Anstalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte diese Aufforderung.

Auf der Carlsschule war es, wo seine frühesten Gedichte entstanden. Ein Versuch, das Eigenthümliche dieser Produkte aus damaligen äußern Ursachen vollständig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung einer solchen Geistes bestimmte, blieb natürliche Weise vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umstände verdienen in dieser Rücksicht bemerkt zu werden.

Deutsche Dichter zu lesen gab es auf der Carlsschule, so wie auf den meisten damaligen Universitäts-Anstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländischen Literatur; aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge, Klopstock, Ug, Lessing, Goethe und von Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Steifen nach todter Strenge. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache galten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umständen, sollte er als ein Wesen auf einer höhern Welt erscheinen, unbekannt, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine wohlzeige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern aus sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Poetische einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schiller's Anlagen mächtig ergreifen. Daher bekundete seine Begeisterung für Goethe's Ehy von Berlichingen und Gerstenberg's Ugolino. Später wurden auf Shakespeare aufmerksam gemacht, und dies gelang durch seinen damaligen Lehrer, den jetzigen Professor Abel in Solothurn, der überhaupt sich um den mehrere Verdienste erwarb. Wie dem Dichter Schubart war Schiller in seiner weiten Verbindung, als daß er ihn einmal auf der Festung Hohenasperg, aus Theilnehmung an seinem Schicksale besuchte.

Ein epochal Gedicht, Moses, gehört zu Schiller's frühesten Versuchen vom Jahre 1775, und nicht lange nachher entstand sein erstes Trauerspiel: Cosmus von Medicis, im Style Klopstock mit Leisewitzens Inhalt von Tarent. Empfehlungen Stellen dieses Stücks sind später in die Räuber aufgenommen worden; aber aufbewahrt hat sich von Schiller's Produkten aus dem Jahre 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die sich im schwäbischen Magazin finden. Schiller beschäftigte sich damals auf eigenem Antrieb mit Plan und Lesung der Dichter. Man Plutarchs Biographien, Herders und Garvens Schriften waren für ihn vorzüglich anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte.

Merkwürdig ist er mit Prosa, und von der zwei Jahre aufzuschließen zu wollen, entsteht er während dieser Zeit allen poetischen Ideen. Er schrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: Philosophie der Physiologie. Diese Schrift wurde nachher lateinisch von ihm aufgearbeitet, und seinen Vorgesetzten im Manuskripte vorgelesen, existiren aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Curius verbrüderte er im Jahre 1780 eine andere Probeschrift: Versuch der Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Der Erfolg davon war eine baldige Anstellung als Regiments-Medicus bei dem Regimente Augé, und seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Talente, aber nicht im gleichen Grade durch Glück auszeichnet habe.

Nach Verlauf der Zeit, in der ihn ein strenger Gebieter von der Poesie entfernte, schrieb er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die Räuber und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, meist den Produkten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entstanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entscheidendsten seines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Diese erforderlicher war, weil der erste Versuch einer Aufführung im Auslande, als ein Jahr im Jahre 1781 der Hof-Kammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung durch Versetzung für die dortige Bühne aufforderte. Einen günstigen Betrug, der zugleich auf künftige dramatische Produkte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Direktor des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Dalberg. Als Schiller hierauf erwiderte, daß noch vorhanden, und ob er jetzt sich darauf, wie streng er sich selbst beurtheilte, und wie leicht er an jede Abänderung willigte, von denen Rothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch diese Mißbilligung in Schlechtheit anderte, und wie unbedeutend er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seiner Würde vertheidigte.

Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Bei dieser

Sie Glauben schenken? Wie gering mufst' er
Sie schätzen, da er's unternahm, bey Ihnen
Mit diesem plumpen Gaukelspiel zu reichen!
Um seine Freundschaft wagten Sie zu buhlen,
Und unterlagen dieser leichten Probe!
O nein — nein, das war nichts für Sie. Das war
Kein Mensch für Sie! Das wufst' er selbst recht gut,
Als er mit allen Kronen Sie verstofsen.
Diefs feine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

ALBA

hat den König bis jetzt nicht aus den Augen gelassen, und mit sichtbarer Unruhe die Bewegungen beobachtet, welche in seinem Gesichte arbeiten. Jetzt nähert er sich ihm furchtsam.

Sire — nicht diese Todtenstille. Sehen
Sie um Sich. Reden Sie mit uns.

KARLOS.

Sie waren
Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten
Sie längst. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie selbst
Von seinem Überflusse zu vergnügen.
Die Splitter seines Geistes hätten Sie
Zum Gott gemacht. Sich selber haben Sie

Bestohlen — Was werden
Sie bieten, eine Seele zu erstatten,
Wie diese war? —

Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden stehen weg oder verhüllen das Gesicht in ihren Mänteln.

O die ihr hier versammelt steht, und vor Entsetzen
Und vor Bewunderung verstummt — verdammet
Den Jüngling nicht, der diese Sprache gegen
Den Vater und den König führt — Seht hierher!
Für mich ist er gestorben! Habt ihr Thränen?
Fliefst Blut, nicht glühend Erz, in euren Adern?
Seht hierher und verdammt mich nicht.

Er wendet sich zum König mit mehr Fassung und Gelassenheit.

Vielleicht
Erwarten Sie, wie diese unnatürliche Geschichte
Sich enden wird? — Hier ist mein Schwert. Sie sind
Mein König wieder. Denken Sie, dafs ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelsten gemordet.
Mein Leben ist verwirkt. Ich weifs. Was ist
Mir jetzt das Leben? Hier entsag' ich allem,
Was mich auf dieser Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen Sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

Er sinkt an dem Leichnam nieder, und nimmt an dem folgenden keinen Antheil mehr. Man hört unterdessen von ferne ein verworrenes Getöse von Stimmen, und ein Gedräng vieler Menschen. Um den König herum ist eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber niemand begegnet seinen Blicken.

KÖNIG.

Nun? Will niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Gesicht verhüllt! — Mein Urtheil ist gesprochen.
In diesen stummen Mienen les' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.

Das vorige Stillschweigen — Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umstehenden Granden läuft ein Gemurmel, sie geben sich unter einander verlegene Winke; Graf Lerma stößt endlich leise den Herzog von Alba an.

LERMA.

Wahrlich! Das ist Sturm!

ALBA *leise.*

So fürcht' ich.

LERMA.

Man dringt herauf. Man kommt.

FÜNFTER AUFTRITT.

EIN OFFIZIER *von der Leibwache.* DIE VORIGEN.

OFFIZIER *dringend.*

Rebellion!

Wo ist der König?

Er arbeitet sich durch die Menge, und dringt bis zum König.

Ganz Madrid in Waffen!
Zu Tausenden umringt der wüthende
Soldat, der Pöbel den Palast. Prinz Karlos,
Verbreitet man, sey in Verhaft genommen,
Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
Lebendig sehen oder ganz Madrid
In Flammen aufgehn lassen.

ALLE GRANDEN
in Bewegung.

Rettet! Rettet
Den König!

ALBA
zum König, der ruhig und unbeweglich steht.

Flüchten Sie Sich, Sire — Es hat
Gefahr — Noch wissen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet —

KÖNIG

erwacht aus seiner Betäubung, richtet sich auf, und tritt mit Majestät unter sie.

Steht mein Thron noch?
Bin ich noch König dieses Landes? — Nein.
Ich bin es nicht mehr. Diese Memmen weinen,
Von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Losung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

ALBA.

Sire,
Welch fürchterliche Phantasie!

KÖNIG.

Dorthin!
Dort werft Euch nieder! Vor dem blühenden,
Dem jungen König werft euch nieder — Ich
Bin nichts mehr — ein ohnmächt'ger Greis!

ALBA.

Dahin
Ist es gekommen! — Spanier!

Alle drängen sich um den König herum und knieen mit gezogenen Schwertern vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von allen verlassen bey dem Leichnam.

KÖNIG

reißt seinen Mantel ab und wirft ihn von sich.

Bekleidet
Ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
Zertretnen Leiche tragt ihn —

Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen.

LERMA.

Hülfe! Gott!

FERIA.

Gott! welcher Zufall!

LERMA.

Er ist von sich —

ALBA

läßt den König in Lerma's und Feria's Händen.

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdessen geb' ich
Madrid den Frieden.

Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Granden begleiten ihn.

SECHSTER AUFTRITT.

KARLOS bleibt allein bey dem Leichnam zurück. Nach einigen Augenblicken erscheint LUDWIG MERKADO, *sieht sich schüchtern um, und steht eine Zeit lang stillschweigend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.*

MERKADO.

Ich komme
Von Ihrer Majestät der Königin.

Karlos sieht wieder weg und giebt ihm keine Antwort.

Mein Name ist Merkado — Ich bin Leibarzt
Bey Ihrer Majestät — und hier ist meine
Beglaubigung.

Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring — Dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Die Königin wünscht sehr
Sie heute noch zu sprechen — wichtige
Geschäfte —

KARLOS.

Wichtig ist mir nichts mehr
Auf dieser Welt.

MERKADO.

Ein Auftrag, sagte sie,
Den Marquis Posa hinterlassen —

KARLOS *steht schnell auf.*

Was?

Sogleich.

Er will mit ihm gehen.

MERKADO.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müssen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang ist
Besetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich ist es, diesen Flügel des
Palastes ungesehen zu betreten.
Sie würden alles wagen —

KARLOS.

Aber —

MERKADO.

Nur
Ein Mittel, Prinz, ist höchstens noch vorhanden —
Die Königin hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor — Doch es ist kühn und seltsam
Und abenteuerlich.

KARLOS.

Das ist?

MERKADO.

Schon längst
Geht eine Sage, wie Sie wissen, daſs

Um Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Mönchsgestalt
Der abgeschiedne Geist des Kaisers wandle.
Der Pöbel glaubt an diefs Gerücht, die Wachen
Beziehen nur mit Schauer diesen Posten.
Wenn Sie entschlossen sind, Sich dieser
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frey und unversehrt
Bis zum Gemach der Königin gelangen,
Das dieser Schlüssel öffnen wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Gestalt. Doch auf
Der Stelle, Prinz, mufs Ihr Entschlufs gefafst seyn.
Das nöth'ge Kleid, die Maske, finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich mufs eilen, Ihrer Majestät
Antwort zu bringen.

KARLOS.

Und die Zeit?

MERKADO.

Die Zeit
Ist zwölf Uhr.

KARLOS.

Sagen Sie ihr, dafs sie mich
Erwarten könne.

Merkado geht ab.

SIEBENTER AUFTRITT.

KARLOS. GRAF LERMA.

LERMA.

Retten Sie Sich, Prinz.
Der König wüthet gegen Sie. Ein Anschlag
Auf Ihre Freyheit — wo nicht auf Ihr Leben.
Befragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggestohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufschub.

KARLOS.

Ich bin in den Händen
Der Allmacht.

LERMA.

Wie die Königin mich eben
Hat merken lassen, sollen Sie noch heute
Madrid verlassen und nach Brüssel flüchten.
Verschieben Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünstigt Ihre Flucht. In dieser Absicht
Hat ihn die Königin veranlafst. Jetzt
Wird man sich nicht erkühnen, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Karthäuserkloster
Erwartet Sie die Post, und hier sind Waffen,
Wenn Sie gezwungen sollten seyn —

Er giebt ihm einen Dolch und Terzerolen.

und der weiten Ausführung im Manuscript dieses Jahres [illegible] anderer gegenwärtig, aber die Rede nach Mannheim diese heimlich gesendet wissen, und blieb nicht verborgen. Ein strengerer Verweis war die Strafe.

Zu eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen anderen Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verleidet. Eine Scene in den Räubern, wodurch sich die Grausamkeiten derselben steigern, veranlaßte eine Besorgniß, und der Herzog verbot Schillern, außer den gedruckten Bogen irgend etwas drucken zu lassen. Dieß war für ihn eine sehr peinliche Verfügung, je gründlicher Aufklärungen sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Versuches darbothen. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: Württembergisches Repertorium der Literatur herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze, als: über das gegenwärtige bewegte Theater; der Gesichtspunkt unter den Linden; eine gerechtfertigte Handlung aus den neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorgefaßt; eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber, schrieb. Indessen gab es noch einen Anstoß, um jenes Vorhaben endgültig zu machen; weswegen Schiller sich nämlich beigehandt.

In seinen Jahren erzählt er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann ihn gewarnt, daß es nicht seine Bestimmung und Poesie überhaupt, sondern diese in einer Art zu treiben war, was damals die Augen seinen Herzogs erregte. Als ein vielleicht gebildeter äußerst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst, und hielt gern zusammen, daß auch ein vorzüglicher Diener auch der Tanzkünste hervorgegangen wäre. Was in Schiller's Produkten sich so blendend Verliebe gegen den besseren Geschmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn nicht nur kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, weiter Schiller nicht ungestraft bleiben konnte, und verlangte dieß, daß er ihm alle seine poetischen Produkte zeigen sollte. Daß einzugehen war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlichen Weise nicht wohl aufgenommen. Es scheint jedoch, daß der Herzog auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurde seine spätere Mahrnehmungen gegen ihn gewandt, als er später sich bemühte von Stuttgart zu entfernen, und dieses Zweck hatte für seinen Vater seine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1781, als der Herzog von Weimar, eine Reise in das Vaterland und zu seinem Besuch machen, etwas sehr Interessantes aufzuführen eine Art erlaubt wurde.

Schiller hatte seine Neigung zu Mannheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Iffland's Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern besonders gewirkt. Seine dortige Anwesenheit verschaffte ihm ein schönes poetisches Leben, denn Iffland war nicht weiter davon. Aber gleichwohl wünschte er damals sehr nur mit Erlaubniß bei Herzog zu verbleiben. Diese Erlaubniß suchte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten interessante humanistische Gedanke um eine feinere Verwendung. Aber es mußten Schwierigkeiten entstehen, seine Bitte zu erfüllen; seine Angelegenheit wurde endlich ein Gegenstand, und wurde dann den Januar 1785 in Oktober 1785, da in Stuttgart Alles mit den Vorbereitungen beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großherzogs Paul veranlaßt wurden.

Unter fremden Namen ging er nach Franken und kehrte dann wieder ein Jahr in der Nähe von Meiningen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Hofräthin Reinwald von Wolfsgang, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit seinem Schwager, der mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Empfohlen und ungeführt widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Frucht seiner Thätigkeit waren: die Verschwörung des Fiesko, die schon in Stuttgart während des Arrests angefangene Werk — Kabale und Liebe und hierauf Thorn zum Don Carlos. Im September 1784 entschloß er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, um er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schiller's Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit solchem Triebe in der dramatischen Kunst beseelt, mußte sich auch seiner Projekte zur ersten Anstalt der Bühne, auf den Plätzen über das gegenwärtige deutsche Theater in den Württembergischen Repertorium, und auch einer im ersten Hefte der Thalia eine gerichtete Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der Lamalion dramatischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Weltverwandtheit zu geben. Dieser Entwurf kam nicht zur Ausführung; aber Schiller verfolgte wenigstens allein für diesen Zweck es was zu treiben, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1785 unter dem Titel: Rheinische Thalia, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wieder er sich mit sonderbaren Vertrauen den Publikum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgehoben. Das Publikum ist mir jetzt Adel, mein Fürstenhof, mein Souverain, mein Vertrauter. Dem allein gehöre ich jetzt an. Vor keinem und „keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. „Deiß und Gott' ich und verehr' ich. Einmal „Gebrech wenigstens will ich an der Vorstellung, keine „andere Fesseln zu tragen, als den Autoritäten der „Welt — an keinen anderen Thron mehr zu knien, „als an die menschliche Seele. — Den Schritt „meiner Abendlage die Nachwelt, der nicht mehr „war, als seine Werke — und mein geliebte ich, daß „der Freundschaft dieser Thalia meine vorgehende „Arbeiten war, gewissen zum Patrioten mir nur ein „Band der Freundschaft zu knüpfen."

Unter die dramatischen Stücke, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Frankfurt und Mannheim anwesend beschäftigte, gehörte die Geschichte Edwards von Schottland, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Fortsetzung der Thaten jenes Franzosenhelden enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee Shakespeare Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Carlos war es endlich, welche er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschien auch im ersten Hefte der Thalia.

Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem Hofe gegenwärtigen Regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von dem Herzog eingeladen wurde. Diese Aufzeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und mit

KARLOS.

Dank, Dank,
Graf Lerma!

LERMA.

Ihre heutige Geschichte
Hat mich im Innersten gerührt. So liebt
Kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht sagen.

KARLOS.

Graf Lerma! Dieser Abgeschiedne nannte
Sie einen edlen Mann.

LERMA.

Noch einmal, Prinz!
Reisen Sie glücklich. Schön're Zeiten werden kommen;
Dann aber werd' ich nicht mehr seyn. Empfangen
Sie meine Huldigung schon hier.

Er läßt sich auf ein Knie vor ihm nieder.

KARLOS

will ihn zurückhalten. Sehr bewegt:

Nicht also —
Nicht also, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
Nicht gerne weich seyn —

LERMA

küßt seine Hand mit Empfindung.

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden sterben dürfen
Für Sie. Ich darf es nicht. Erinnern Sie Sich meiner
In meinen Kindern — Kehren Sie in Frieden
Nach Spanien zurücke. Seyen Sie
Ein Mensch auf König Philipps Thron. Sie haben
Auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
Nichts blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
Nichts blutiges, mein Prinz! Philipp der zweyte
Zwang Ihren Altervater von dem Thron
Zu steigen — Dieser Philipp zittert heute
Vor seinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und so geleite Sie der Himmel!

Er geht schnell weg. Karlos ist im Begriff auf einem andern Wege fortzueilen, kehrt aber plötzlich um und wirft sich vor dem Leichnam des Marquis nieder, den er noch einmal in seine Arme schließt. Dann verläßt er schnell das Zimmer.

Vorzimmer des Königs.

ACHTER AUFTRITT.

HERZOG VON ALBA und HERZOG VON FERIA *kommen im Gespräch.*

ALBA.

Die Stadt ist ruhig. Wie verliefsen Sie
Den König?

FERIA.

In der fürchterlichsten Laune.
Er hat sich eingeschlossen. Was sich auch
Ereignen würde, keinen Menschen will
Er vor sich lassen. Die Verrätherey
Des Marquis hat auf einmal seine ganze
Natur verändert. Wir erkennen ihn
Nicht mehr.

ALBA.

Ich mufs zu ihm. Ich kann ihn diesmal
Nicht schonen. Eine wichtige Entdeckung,
Die eben jetzt gemacht wird —

FERIA.

Eine neue
Entdeckung?

ALBA.

Ein Karthäusermönch, der in
Des Prinzen Zimmer heimlich sich gestohlen,
Und mit verdächt'ger Wifsbegier den Tod
Des Marquis Posa sich erzählen lassen,
Fällt meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man untersucht. Die Angst des Todes preſst
Ihm ein Geständnifs aus, dafs er Papiere
Von grofsem Werthe bey sich trage, die
Ihm der Verstorbne anbefohlen, in
Des Prinzen Hand zu übergeben — wenn
Er sich vor Sonnenuntergang nicht mehr
Ihm zeigen würde.

FERIA.

Nun?

ALBA.

Die Briefe lauten,
Dafs Karlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlassen soll.

FERIA.

Was?

ALBA.

Dafs ein Schiff
In Cadix segelfertig liege, ihn

Nach Vlissingen zu bringen — dafs die Staaten
Der Niederlande seiner nur erwarten,
Die Span'schen Ketten abzuwerfen.

FERIA.

Ha!
Was ist das?

ALBA.

Andre Briefe melden,
Dafs eine Flotte Solimans bereits
Von Rhodus ausgelaufen — den Monarchen
Von Spanien, laut des geschlofsnen Bundes,
Im mittelländ'schen Meere anzugreifen.

FERIA.

Ist's möglich?

ALBA.

Eben diese Briefe lehren
Die Reisen mich verstehn, die der Malteser
Durch ganz Europa jüngst gethan. Es galt
Nichts kleineres, als alle nord'schen Mächte
Für der Flamänder Freyheit zu bewaffnen.

FERIA.

Das war er!

ALBA.

Diesen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,

Der von der Span'schen Monarchie auf immer
Die Niederlande trennen soll. Nichts, nichts
Ist übersehen, Kraft und Widerstand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünktlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündnisse, die zu schliefsen. Der Entwurf
Ist teuflisch, aber warlich — göttlich.

FERIA.

Welch undurchdringlicher Verräther!

ALBA.

Noch
Beruft man sich in diesem Brief auf eine
Geheime Unterredung, die der Prinz
Am Abend seiner Flucht mit seiner Mutter
Zu Stande bringen sollte.

FERIA.

Wie? Das wäre
Ja heute.

ALBA.

Diese Mitternacht. Auch hab' ich
Für diesen Fall Befehle schon gegeben.
Sie sehen, dafs es dringt, kein Augenblick
Ist zu verlieren — Öffnen Sie das Zimmer
Des Königs.

FERIA.

Nein! Der Eintritt ist verboten.

ALBA.

So öffn' ich selbst — Die wachsende Gefahr
Rechtfertigt diese Kühnheit —

Wie er gegen die Thüre geht, wird sie geöffnet, und der König tritt heraus.

FERIA.

Ha! Er selbst!

NEUNTER AUFTRITT.

KÖNIG ZU DEN VORIGEN.

Alle erschrecken über seinen Anblick, weichen zurück und lassen ihn ehrerbietig mitten durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers. — Sein Anzug und seine Gestalt zeigen noch die Unordnung, worein ihn die gehabte Ohnmacht versetzt hat. Mit langsamen Schritten geht er an den anwesenden Granden vorbey, sieht jeden starr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Endlich bleibt er gedankenvoll stehen, die Augen zur Erde gesenkt, bis seine Gemüthsbewegung nach und nach laut wird.

KÖNIG.

Gieb diesen Todten mir heraus. Ich muſs
Ihn wieder haben.

DOMINGO

leise zum Herzog von Alba.

Reden Sie ihn an.

KÖNIG *wie oben.*

Er dachte klein von mir und starb. Ich muſs
Ihn wieder haben. Er muſs anders von
Mir denken.

ALBA

nähert sich mit Furcht.

Sire —

KÖNIG.

Wer redet hier?

Er sieht lange im ganzen Kreis herum.

Hat man
Vergessen, wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich sehen.
Setzt alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

ALBA.

Nichts mehr von ihm, mein König!
Ein neuer Feind, bedeutender als dieser,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

FERIA.

Prinz Karlos —

KÖNIG.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen ist für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter sah! So stolz sieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht sichtbar,
Wie viel er sich mit der Erobrung wufste?
Was er verlor, gestand sein Schmerz. So wird
Um nichts vergängliches geweint— Dafs er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Trostlose Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Übereilung
Mit Menschenleben nicht verbessern kann!
Die Todten stehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir sagen, dafs ich glücklich bin? Im Grabe
Wohnt einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was gehn die Lebenden mich an? Ein Geist,
Ein freyer Mann stand auf in diesem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und stirbt.

ALBA.

So lebten wir umsonst! — Lafst uns
Zu Grabe gehen, Spanier. Auch noch

Im Tode raubt uns dieser Mensch das Herz
Des Königs!

KÖNIG.

Er setzt sich nieder, den Kopf auf den Arm gestützt.

Wär' er mir also gestorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, sehr lieb. Er war
Mir theuer wie ein Sohn. In diesem Jüngling
Ging mir ein neuer, schön'rer Morgen auf.
Wer weifs, was ich ihm aufbehalten! Er
war meine erste Liebe. Ganz Europa
Verfluche mich! Europa mag mir fluchen.
Von diesem hab' ich Dank verdient.

DOMINGO.

Durch welche
Bezauberung —

KÖNIG.

Und wem bracht' er diefs Opfer?
Dem Knaben meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.

an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahrs 1785 kam er nach Leipzig, Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Produkte gewonnen hatte, und die er in einer gefühlvollen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Gohlis, einem Dorfe bei Leipzig, in einem schwäbischen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schiller's Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Den Karlos wurde hier meist blos geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bearbeitete oft, einzelne Scenen in der That so bekannt gemacht zu haben, als sie das Ganze verlernt hat war. Er selbst hatte während dieser Arbeit verschiedene Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan verschwand ihm einen so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten entworfnen Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel, der Menschenfeind, und einige andere verbrannte Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten existirenen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebiets der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medizin und Geschichte, und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Karlos hatten ihn auf einen vielseitigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er bald an, Materialien zu sammeln. Auch beschäftigte damals, Gedanken über merkwürdigsten Revolutionen der neuen Zeitgeschichte herumzugehen, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst retouchirt und umgeschrieben.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag insbesondere seine wahre Gesinnte zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer atheistischen Gesellschaft angehörte, wollte blos in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als auch den Aufsatzen die er von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er blos die Neugierde des Publikums auf sie Begebenheit gereizt hatte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Auszeichnung aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend, aber die ästhetische Jünglinge, mit der ihm Wieland umgeben, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schiller's Empfindlichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben. Wieland „ist jung, wenn er will."

Ein schlecht gemeinter Ausspruch von Wieland, daß Schiller an einer fortgesetzten Theilnahme am beutschen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war von Wieland sehr entfernt.

Schiller sich es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der weltbürgerlichen Gesichte, die Briefe über Don Karlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkurs von 1788 und 1789, die übrigens zu den vorzüglichsten gehören, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meiningen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, als so vieler Gäste aufnehmen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Herzlichkeit ganz unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften, und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

„Ich besorf einen Mismuth, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geliebte, „Mädchen und Schönheit werden mehr auf mich „wirken, wenn eine unmittelbarere Liebe seiner „weiblichen häuslichen Umstände mich für „die Freuden stimmt, und mein erstarrtes Herz „wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein fremder „fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und „habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne „mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes „Glück gefühlt, und nicht schwelge, weil mir die „Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil „ich die Freuden weit mehre, als ganz, weil es mir „an innerer sicherer und sanfterer empfindlichkeit mangelte, die nur die Ruhe bei Familienbande gibt. —"

Die Gegend bei Rudolstadt hatte Schillern so sehr angesprochen, daß er sich entschied, den Sommer des Jahrs 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volkstädt, theils weit von Rudolstadt, um das Landleben zu genießen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

„Mein Aufenthalt in Rudolstadt ist mir in der That „sehr angenehm. Ich habe dort viele schöne Tage „gelebt, und ein sehr inniges Band der Freundschaft „geflochten."

Während dieses Aufenthalts in Rudolstadt traf sichs, daß Schiller zum erstenmale Goethen sah. Seine Erwartung war aufs höchste gespannt, theils durch die schönen Fragmente von Goethe's Meisten, theils durch Alles, was er über sein Verhältniß in Weimar erfahren hatte. Goethe existirte in einer sehr reichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italienische Reise, von der er einen ganz bedeutenden war; aber diese Ruhe und Unbefangenheit hatte sie Schillern, der in den Verhältnissen einer zudringlichen und unbefriedigten Eitelkeit ihm gegenüber sah, damals etwas Unbegreifliches.

„Im Ganzen genommen," schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große „Idee von Goethe, noch dieser persönlichen „Bekanntschaft, nicht vermindert worden; aber ich „weiß, es wird einander je eher nahe rücken wer„den. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, „was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat „seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist so sehr von Anfang her anders angelegt, als „das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, sein „Verstandesgebäude scheinen wesentlich ver-

Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
Und geht vorüber? Diesen Hochverrath
An seiner Menschheit sollte Posa sich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn besser. Nicht
Den Philipp opfert er dem Karlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling seinem Schüler.
Des Vaters untergeh'nde Sonne lohnt
Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verspart man
Dem nahen Aufgang seines Sohns — O es ist klar!
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

ALBA.

Lesen Sie
In diesen Briefen die Bekräftigung.

KÖNIG *steht auf.*

Er könnte sich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur. Ich fühle
In meinen Sehnen Jünglingskraft. Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sey eines Träumers Hirngespinst gewesen.
Er sey gestorben als ein Thor. Sein Sturz
Erdrücke seinen Freund und sein Jahrhundert!
Lafs sehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Ist noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen diesen Abend, dafs nach mir

Kein Pflanzer mehr in zehen Menschenaltern
Auf dieser Brandstatt ärnten soll. Er brachte
Der Menschheit, seinem Götzen, mich zum Opfer;
Die Menschheit büfse mir für ihn! — Und jetzt —
Mit seiner Puppe fang' ich an.

Zum Herzog von Alba.

Was war's
Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich diese Briefe?

ALBA.

Diese Briefe, Sire,
Enthalten die Verlassenschaft des Marquis
Von Posa an Prinz Karl.

KÖNIG

durchläuft die Papiere, wobey er von allen Umstehenden scharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeit lang gelesen, legt er sie weg, und geht stillschweigend durch das Zimmer.

Man rufe mir
Den Inquisitor Kardinal. Ich lafs'
Ihn bitten, eine Stunde mir zu schenken.

Einer von den Granden geht hinaus. Der König nimmt diese Papiere wieder, liest fort, und legt sie abermals weg.

In dieser Nacht also?

TAXIS.

Schlag zwey Uhr soll
Die Post vor dem Karthäuserkloster halten.

ALBA.

Und Leute, die ich ausgesendet, sahen
Verschiednes Reis'geräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloster tragen.

FERIA.

Auch sollen grofse Summen auf den Namen
Der Königin bey Maurischen Agenten
Betrieben worden seyn, in Brüssel zu
Erheben.

KÖNIG.

Wo verliefs man den Infanten?

ALBA.

Beym Leichnam des Malthesers.

KÖNIG.

Ist noch Licht im Zimmer
Der Königin?

ALBA.

Dort ist alles still. Auch hat
Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,

Als sonsten zu geschehen pflegt, entlassen.
Die Herzogin von Arkos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verliefs sie schon
In tiefem Schlafe.

Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Feria auf die Seite und spricht leise mit ihm. Dieser wendet sich betreten zum Herzog von Alba, andre drängen sich hinzu, und es entsteht ein Gemurmel.

FERIA, TAXIS, DOMINGO *zugleich.*

Sonderbar!

KÖNIG.

Was giebt es?

FERIA.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
Zu glauben ist —

DOMINGO.

Zween Schweizer, die so eben
Von ihrem Posten kommen, melden — Es
Ist lächerlich es nachzusagen.

KÖNIG.

Nun?

ALBA.

Dafs in dem linken Flügel des Pallasts
Der Geist des Kaisers sich erblicken lassen.

Und mit beherztem, feierlichem Schritt an ihnen
Vorbey gegangen. Eben diese Nachricht
Bekräft'gen alle Wachen, die durch diesen
Pavillon verbreitet stehn, und setzen
Hinzu, dafs die Erscheinung in den Zimmern
Der Königin verschwunden.

KÖNIG.

Und in welcher
Gestalt erschien er?

OFFIZIER.

In dem nämlichen
Gewand, das er zum letzten Mal in Justi
Als Hieronymitermönch getragen.

KÖNIG.

Als Mönch? Und also haben ihn die Wachen
Im Leben noch gekannt? Denn woher wufsten
Sie sonst, dafs es der Kaiser war?

OFFIZIER.

Dafs es
Der Kaiser müsse seyn, bewies das Zepter,
Das er in Händen trug.

DOMINGO.

Auch will man ihn
Schon öfters, wie die Sage geht, in dieser
Gestalt gesehen haben.

KÖNIG.

Angeredet hat
Ihn niemand?

OFFIZIER.

Niemand unterstand sich.
Die Wachen sprachen ihr Gebet und liefsen
Ihn ehrerbietig mitten durch.

KÖNIG.

Und in den Zimmern
Der Königin verlor sich die Erscheinung?

OFFIZIER.

Im Vorgemach der Königin.

Allgemeines Stillschweigen.

KÖNIG

wendet sich schnell um.

Wie sagt ihr?

ALBA.

Sire, wir sind stumm.

KÖNIG

nach einigem Besinnen, zu dem Offizier.

Lafst meine Garden unter
Die Waffen treten und jedweden Zugang
Zu diesem Flügel sperren. Ich bin lüstern,
Ein Wort mit diesem Geist zu reden.

Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page.

PAGE.

Sire!
Der Inquisitor Kardinal.

KÖNIG

zu den Anwesenden.

Verlafst uns.

Der Kardinal Grofsinquisitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab gestützt und von zwey Dominikanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen sich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum seines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen sich.

ZEHNTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. DER GROSSINQUISITOR.

Ein langes Stillschweigen.

GROSSINQUISITOR.

Steh
Ich vor dem König?

KÖNIG.

Ja.

GROSSINQUISITOR.

Ich war mir's nicht mehr
Vermuthend.

KÖNIG.

Ich erneure einen Auftritt
Vergangner Jahre. Philipp der Infant
Holt Rath bey seinem Lehrer.

GROSSINQUISITOR.

Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr grofser Vater, niemals.

KÖNIG.

Um so viel glücklicher war er. Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —

GROSSINQUISITOR.

Weſswegen haben Sie gemordet?

KÖNIG.

Ein Betrug, der ohne Beyspiel ist —

GROSSINQUISITOR.

Ich weifs ihn.

KÖNIG.

Was wisset ihr? Durch wen? Seit wann?

GROSSINQUISITOR.

Seit Jahren,
Was Sie seit Sonnenuntergang.

KÖNIG *mit Befremdung.*

Ihr habt
Von diesem Menschen schon gewufst?

GROSSINQUISITOR.

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.

KÖNIG.

Und der ging frey herum?

GROSSINQUISITOR.

Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreifsbar.

KÖNIG.

Er war schon aufser meines Reiches Gränzen.

GROSSINQUISITOR.

Wo er seyn mochte, war ich auch.

KÖNIG

geht unwillig auf und nieder.

Man wufste,
In wessen Hand ich war — Warum versäumte man,
Mich zu erinnern?

GROSSINQUISITOR.

Diese Frage geb' ich
Zurücke — Warum fragten Sie nicht an,
Da Sie in dieses Menschen Arm sich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Ketzer. — Was vermochte Sie, diefs Opfer
Dem heil'gen Amt zu unterschlagen? Spielt
Man so mit uns? Wenn sich die Majestät
Zur Hehlerin erniedrigt — hinter unserm Rücken
Mit unsern schlimmsten Feinden sich versteht,
Was wird mit uns? Darf Einer Gnade finden,

„sprechen. Indessen schrieb sich aus einer solchen
„Zusammenkunft nichts Näher und Gründlich. Die
„Zeit wird das Weitere lehren."

Und die Zeit lehrte schon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigstens keine Gelegenheit versäumte, sich für Schillern, den er so schätzen mußte, thätig zu verwenden. Als der Professor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schiller's Werk über den Abfall der Niederlande erschienen, und verbreitete viel von ihm für den Verfasser des Geschichte. Goethe und der jetzige Geheim-Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dieß allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitungszeit von einigen Jahren für thätig gehalten hatte.

Sein erstes Auftreten von Dresden bis zum Frühjahre 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein letztes größeres Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Da gönnt kaum, wie zufrieden ich mit meinem
„neuen Fache bin. Ahnung großer tadelnswerther Fehler
„hat sie noch so viel Vergnügen. Mit jedem
„Schritte gewinne ich an Zuversicht und meine Seele
„wird weiter und freier Welt."

Eine fleißige Anspannung über den historischen Stoff war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des persi-
„schen Krieges für die Griechen hatte, muß
„man jeder neuern Geschichte, die man für die
„Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die
„Aufgabe, daß man sich Materialien so wählt und
„stellt, daß sie den Geschmack nicht brauchen, um zu
„interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in uns
„dieser Gewalt, das kein Grieche und kein Römer ge-
„kannt hat, und dem das vaterländische Inter-
„esse bei weitem nicht bekannt. Das letzte ist
„überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für
„die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse
„ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit
„Menschen vorging, den Menschen wichtig darzu-
„stellen. Es ist ein ermüdigend kleinliches Ideal,
„für eine Nation zu schreiben; einem philosophi-
„schen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich.
„Dieser kann bei einer so mannichfaltigen, zufälligen
„und willkührlichen Form der Menschheit, bei ei-
„nem Fragmente rund was ist die wichtigste Nation
„anders? als eine Form mehr. Er kann sich nicht ver-
„der dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation
„ein Nationalinteresse beweist als Bedeutung für den
„Zweckgrund der Nation weckt ist."

Eine so verschiedene Ansicht der Geschichte machte gewiß Schillern den Dienstkauf nicht nehmen. Seine poetischen Produkte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Jedermann, der mit Aufmerksamkeit der Zeit und den Zeitgeist sich hier beurtheilen in den Schriften Gleichgesinnten und in den Kämpfen, und beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wieland's Oberon als Oper zu bearbeiten, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden sich darüber in Schillers Briefen bekannte Stellen:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merk-
„würdigen Action Friedrichs des Zweiten zu ma-
„chen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie
„mir schon bis acht Jahre für mich zu früh. Alle
„Sonnenschein, die von der so nahen Materie
„mit dieses Objekt entstehen, und die unvermeidliche
„Unvereinbarkeit des epischen Tons mit einem
„wahrscheinlichen Gegenstande, würden mich so sehr
„nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im antiken-
„Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein,
„als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das
„alte, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere
„Sitten, der feinste Duft unserer Verhältnisse,
„unsere Verfassungen, Künstlichkeit, Künste, kurz
„Alles muß auf eine ungezwungene Art darin nicht
„hergebracht werden, und in einer solchen harmo-
„nischen Freiheit treten, so wie in der Blume alle
„Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anstatuisch
„leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine
„Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte
„auch alle Forderungen, die man an den epischen
„Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf
„erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so
„modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalt-
„ter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint,
„kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen,
„wenn sie eben diesen modernen Geist angeregt
„wird. Es reflen allerlei Ideen darüber in meinem
„Kopfe und durcheinander, aber es weiß sich noch
„nichts Helles daraus zu bilden. Aber welches Mo-
„ment ich dazu wählen würde, errätst Du wohl
„schwerlich. — Kein anderes, als ebene eine. Alle
„andere, das jambische ausgenommen, sind mir in
„den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der
„Ernst, das Gedankene in so leichten Fesseln spielen!
„Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte
„Form sichtbar Reize gewinnen! Singen muß
„man es können, wie die griechischen Bauern die
„Rhapsodien, wie die Gondoliers in Venedig die Stan-
„zen aus den befreiten Jerusalem. Auch über die
„Person und Friedrichs Leben, die ich wählen
„würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine
„möglichste Situation, welche seinen Geist un-
„endlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupt-
„Handlung müßte, wo möglich, sehr einfach und
„wenig verwickelt sein, das das Ganze immer
„leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden
„noch so reichhaltig wären. Ich würde darum im-
„mer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin
„umschauen lassen. Es gäbe hier kein besseres Mit-
„tel, als die Idylle."

Das Sentiment der Griechen war überhaupt damals für Schillern sehr angesehen. Von Rudolstadt aus schrieb er:

„So sehr jetzt fast nichts, als Homer; die Alten
„haben mir wieder Geschäft, Interesse, und meinen
„Ideen im höchsten Grade, um meinen eigenen Ge-
„schmack zu reinigen, der sich durch Sentimentalität,
„Klopstockerei und Mieleien sehr von der wahren
„Einfachheit zu entfernen anfing."

In dieser Zeit überlebte er auch die Irrthümer in Kalbs und einen Theil der Vorurtheilen bei Caroli-
nes. Der Agamemnon des Aeschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Ueberlegungen und Virgils Aeneis entstanden später, und wurden großentheils durch Schiller's damaliger Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahre 1790 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beide wollten das selbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstge-
wählten Versmaße, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kunst ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst beurtheilte, ergibt sich aus folgenden Stellen sei-
ner Briefe:

„Mein nächstes Stück," schreibt er, „das schwere

Mit welchem Rechte wurden hundert tausend
Geopfert?

KÖNIG.

Er ist auch geopfert.

GROSSINQUISITOR.

Nein!
Er ist ermordet — ruhmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unsrer Ehre glorreich fliefsen sollte,
Hat eines Meuchelmörders Hand verspritzt.
Der Mensch war unser — Was befugte Sie,
Des Ordens heil'ge Güter anzutasten?
Durch uns zu sterben war er da. Ihn schenkte
Der Nothdurft dieses Zeitenlaufes Gott,
In seines Geistes feierlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen.
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingestreckt, die Arbeit vieler Jahre!
Wir sind bestohlen, und Sie haben nichts
Als blut'ge Hände.

KÖNIG.

Leidenschaft rifs mich
Dahin. Vergieb mir.

GROSSINQUISITOR.

Leidenschaft? — Antwortet
Mir Philipp der Infant? Bin ich allein
Zum alten Mann geworden? — Leidenschaft!

Mit unwilligem Kopfschütteln.

Gieb die Gewissen frey in deinen Reichen,
Wenn du in deinen Ketten gehst.

KÖNIG.

Ich bin
In diesen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir.

GROSSINQUISITOR.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu lästern! Wo war damals
Der Philipp, dessen feste Seele wie
Der Angelstern am Himmel unverändert
Und ewig um sich selber treibt? War eine ganze
Vergangenheit versunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gift nicht mehr Gift? War zwischen Gut und Übel
Und Wahr und Falsch die Scheidewand gefallen?
Was ist ein Vorsatz? Was Beständigkeit,

Was Männertreue, wenn in einer lauen
Minute eine sechzigjähr'ge Regel
Wie eines Weibes Laune schmilzt?

KÖNIG.

Ich sah in seine Augen — Halte mir
Den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut.
Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu deinem Herzen. Deine Augen sind erloschen.

GROSSINQUISITOR.

Was sollte Ihnen dieser Mensch? Was konnte
Er neues Ihnen vorzuzeigen haben,
Worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmersinn und Neuerung so wenig?
Der Weltverbeſsrer prahlerische Sprache
Klang Ihrem Ohr so ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Überzeugung schon
Von Worten fällt — mit welcher Stirne, muſs
Ich fragen, schrieben Sie das Bluturtheil
Der hundert tausend schwachen Seelen, die
Den Holzstoſs für nichts schlimmeres bestiegen?

KÖNIG.

Mich lüstete nach einem Menschen. Diese
Domingo —

GROSSINQUISITOR.

Wozu Menschen? Menschen sind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Mufs ich
Die Elemente der Monarchenkunst
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn Sie
Um Mitgefühle wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihres gleichen zugestanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wissen, haben
Sie aufzuweisen über Ihres gleichen?

KÖNIG

wirft sich in den Sessel.

Ich bin ein kleiner Mensch, ich fühl's — Du forderst
Von dem Geschöpf, was nur der Schöpfer leistet.

GROSSINQUISITOR.

Nein, Sire. Mich hintergeht man nicht. Sie sind
Durchschaut — Uns wollten Sie entfliehen.
Des Ordens schwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frey und einzig seyn.

Er hält inne. Der König schweigt.

Wir sind gerochen — Danken Sie der Kirche,
Die sich begnügt, als Mutter Sie zu strafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen lassen,

War Ihre Züchtigung. Sie sind belehrt.
Jetzt kehren Sie zu uns zurück — Stünd' ich
Nicht jetzt vor Ihnen — beym lebend'gen Gott!
Sie wären morgen so vor mir gestanden.

KÖNIG.

Nicht diese Sprache! Mäfsige dich, Priester!
Ich duld' es nicht. Ich kann in diesem Ton
Nicht mit mir sprechen hören.

GROSSINQUISITOR.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
Zwey Könige dem Span'schen Thron, und hoffte
Ein fest gegründet Werk zu hinterlassen.
Verloren seh' ich meines Lebens Frucht,
Don Philipp selbst erschüttert mein Gebäude.
Und jetzo Sire — Wozu bin ich gerufen?
Was soll ich hier? — Ich bin nicht Willens, diesen
Besuch zu wiederholen.

KÖNIG.

Eine Arbeit noch,
Die letzte — dann magst du in Frieden scheiden.
Vorbey sey das Vergangne, Friede sey
Geschlossen zwischen uns — Wir sind versöhnt?

GROSSINQUISITOR.

Wenn Philipp sich in Demuth beugt.

KÖNIG *nach einer Pause.*

Mein Sohn

Sinnt auf Empörung.

GROSSINQUISITOR.

Was beschliefsen Sie?

KÖNIG.

Nichts — oder Alles.

GROSSINQUISITOR.

Und was heifst hier Alles?

KÖNIG.

Ich lafs' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht sterben lassen kann.

GROSSINQUISITOR.

Nun Sire?

KÖNIG.

Kannst du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

GROSSINQUISITOR.

Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

KÖNIG.

Du willst
Durch ganz Europa diese Meinung pflanzen?

GROSSINQUISITOR.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

KÖNIG.

Ich frevle
Mit der Natur — auch diese mächt'ge Stimme
Willst du zum Schweigen bringen?

GROSSINQUISITOR.

Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur.

KÖNIG.

Ich lege
Mein Richteramt in deine Hände — Kann
Ich ganz zurücke treten?

GROSSINQUISITOR.

Geben Sie
Ihn mir.

KÖNIG.

Es ist mein einz'ger Sohn — Wem hab' ich
Gesammelt?

GROSSINQUISITOR.

Der Verwesung lieber, als
Der Freyheit.

KÖNIG *steht auf.*

Wir sind einig. Kommt.

GROSSINQUISITOR.

Wohin?

KÖNIG.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen.

Er führt ihn hinweg.

Zimmer der Königin.

LETZTER AUFTRITT.

KARLOS. DIE KÖNIGIN. *Zuletzt* DER KÖNIG *mit Gefolge.*

KARLOS

in einem Mönchsgewand, eine Maske vor dem Gesichte, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Arme ein bloſses Schwert. Es ist ganz finster. Er nähert sich einer Thüre, welche geöffnet wird. Die Königin tritt heraus, im Nachtkleide, mit einem brennenden Licht. Karlos läſst sich vor ihr auf ein Knie nieder.

Elisabeth!

KÖNIGIN

mit stiller Wehmuth auf seinem Anblick verweilend.

So sehen wir uns wieder?

KARLOS.

So sehen wir uns wieder!

Stillschweigen.

KÖNIGIN *sucht sich zu fassen.*

Stehn Sie auf. Wir wollen
Einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch

Ohnmächt'ge Thränen will der grofse Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fliefsen
Für klein're Leiden! — Er hat sich geopfert
Für Sie! Mit seinem theuern Leben
Hat er das Ihrige erkauft — Und dieses Blut
Wär' einem Hirngespinst geflossen? — Karlos!
Ich selber habe gut gesagt für Sie.
Auf meine Bürgschaft schied er freudiger
Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerin
Mich machen?

KARLOS *mit Begeisterung.*

Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige
Geworden — Über seiner Asche blühe
Ein Paradies!

KÖNIGIN.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die grofse Meinung seines Todes!
Mich wählte er zu seines letzten Willens
Vollstreckerin. Ich mahne Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieses Eides halten.
— Und noch ein anderes Vermächtnifs legte
Der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm
Mein Wort — und — warum soll ich es verschweigen?

„sich in den nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, „muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich „kenne mir im Drama dennoch am allerweitesten zu, „und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. „Bis jetzt haben mich die Pläne, die mich ein „blinder Zufall wählen ließ, außer Aeußerste emba„rassirt, weil die Komposition zu weitläufig und „zu klug war. Laß mich einmal einen simplen Plan „behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle," schreibt er darüber, „während mei„ner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat, aber „ich fürte auch, woran der Fehler liegt, und dieß „läßt mich hoffen, daß ich mich selbst darin verbessern „kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug „zu, so häufig meine Arbeiten auch aufhalten, und „meine Ideen sind nicht klar, eine ist abweise. Fülle „des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, „eine leichte Dämmerung der Ideen, die man sich „denkt, ist aus Poesie zu werfen, und leichter „Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Ge„nauigkeit; und wenn ich es einmal mit mir selbst „dazu bringe, daß ich jene drei Erfordernisse be„sitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein feines Erröthen, jede höhere Forderung zu befriedigen, setzte jedoch wie in kindliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Fremdheit des Dichters in der Welt seines Stoffes klagte er damals folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich „selbst, daß bricht, seiner eignen Schönheitsgesetze „Rechenschaft geben darf, und keiner andern Ver„ordnung unterworfen ist. Hinsegen glaube ich auch „selbstklar, daß es gerade auf diesem Wege auch „alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen „muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in alle „meine Motivlein auflösen läßt. Der Dichter, „der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, oder der „sie wirklich erfüllt, wird am Ende alle andere Mäch„tigen, die er zu vernachlässigen scheint, ohne daß „er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit er„reicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen „Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, „mußte flattert, oder um beide buhlt, gewiß es mit „beiden verdirbt."

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihre Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst „nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem engen „dürftigen vorübergehenden Wahnwitze, der sich „bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen lau„tere oder kürzere Dauer den kindischen Künstler „von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Kla„gen über Unverständlichkeit, weil ihr zu frühe ver„weist, und zu strenge sondert."

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schiller's Briefen hervorging, wurde in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreiten, und als der Besitz einer geliebten Gattin einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lebrecht begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer frequentirten zu seinem Vortrage. Die Unterredungen einer Hore aufgabe von Memoiren, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der Thalia, führten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Rezensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göschen zu einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach aufgefordert, und ein deutscher Plutarch war die Idee, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, so viel es die Verhältnisse erlaubten, beigetragen worden, um Schillern ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Das aufgezogene Wolkenwetter, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der vertriebene Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt behandelte, *) eröffnete Schillern die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen; sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1788 verbreitete die Hand des Frühlings von Lengefeld. Seine Briefe aus den nächsten Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es ist sich doch ganz anders an der Seite einer „lieben Frau, als so verlassen und allein — auch „im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Na„tur ganz und lebe in ihr. Es bleibt sich wieder „nun mich herum in häuslichen Gestalten, und ich „trage sie weicher in meiner Brust. — Was für ein „schönes Leben führe ich jetzt! Ich lebe mit fröhli„chem Geiste um mich her, und mein Herz findet „eine immerwährende sanfte Befriedigung außer „sich, mein Geist eine so süße Nahrung und Er„holung. Mein Daseyn ist in eine harmonische „Gleichheit gerathen; nicht leidenschaftlich gespannt „aber ruhig und hell geht mir diese Tage hin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit hei„term Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten „Ziele stehe, erblasset es selbst, wie Alles hoch über „meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal „hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat „mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft „hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im „vollen Genusse meines Geistes leben. Ja ich hoffe, „ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; „ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Aber eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag getrübt. Diese heftige Brustkrankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Aerzte hielten das Schlimmste fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen, und alle andere anstrengende Arbeiten mußten aufgesetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und darzu schien es in Deutschland weder an Mitteln noch an Kräften; aber ehe sich dieser Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstellung angeboten, und dieß geschah mit einer Feinheit und Delikatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu vollenden. Gesagtes sey eine so ehrenvolle Denk-

*) Eben dieser Fürst ernannte Schillern in der Folge durch fortwährend schmeichelnde Beweise des wohlwollenden Antheils an seinem Schicksalen.

Er übergab mir seinen Karl — Ich trotze
Dem Schein — Ich will vor Menschen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn seyn wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unsre Liebe?
Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr —

KARLOS.

Vollenden Sie nicht, Königin — Ich habe
In einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sey das Vergangne! Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.

Nach einem Stillschweigen ihre Hand fassend.

Ich kam, um Abschied
Zu nehmen — Mutter, endlich seh ich ein,
Es giebt ein höher, wünschenswerther Gut,
Als dich besitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieses Leben keine Arbeit mehr,

Als die Erinnerung an ihn! Vorbey
Sind alle meine Ernten —

Er nähert sich der Königin, welche das Gesicht verhüllt.

Sagen Sie
Mir gar nichts, Mutter?

KÖNIGIN.

Kehren Sie Sich nicht
An meine Thränen, Karl — Ich kann nicht anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

KARLOS.

Sie waren unsers Bundes einzige
Vertraute — Unter diesem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerste
Mir bleiben. Meine Freundschaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch gestern meine Liebe
Verschenken an ein andres Weib — Doch heilig
Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorsicht mich auf diesen Thron.

Der König, begleitet vom Grofsinquisitor und seinen Granden, erscheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden.

Jetzt geh' ich
Aus Spanien, und sehe meinen Vater

Nicht wieder — Nie in diesem Leben wieder.
Ich schätz' ihn nicht mehr. Ausgestorben ist
In meinem Busen die Natur — Seyn Sie
Ihm wieder Gattin. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand. Madrid
Sieht nur als König oder nie mich wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

Er küßt sie.

KÖNIGIN.

O Karl!
Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergröfse wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.

KARLOS.

Bin ich nicht stark, Elisabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieser Stelle hätten mich noch gestern
Des nahen Todes Schrecken nicht gerissen.

Er verläßt sie.

Das ist vorbey. Jetzt trotz' ich jedem Schicksal

Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht — Still! Hörten Sie nicht etwas?

Eine Uhr schlägt.

KÖNIGIN.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung lautet.

KARLOS.

Gute Nacht denn, Mutter.
Aus Gent empfangen Sie den ersten Brief
Von mir, der das Geheimnifs unsers Umgangs
Laut machen soll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, sey nichts heimliches
Mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge
Der Welt zu scheuen — Diefs hier sey mein letzter
Betrug.

Er will nach der Maske greifen. Der König steht zwischen ihnen.

KÖNIG.

Es ist dein letzter!

Die Königin fällt ohnmächtig nieder.

KARLOS

eilt auf sie zu, und empfängt sie mit den Armen.

Ist sie todt?

O Himmel und Erde!

KÖNIG

kalt und stille zum Großinquisitor.

Kardinal! ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre.

Er geht ab.

Die Braut von Messina

oder

die feindlichen Brüder

ein Trauerspiel mit Chören

von

Schiller.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie.

Ein poetisches Werk muß sich selbst rechtfertigen, und wo die That nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es also gar wohl dem Chor überlassen, sein eigener Sprecher zu seyn, wenn er nur erst selbst auf die gehörige Art zur Darstellung gebracht wäre. Aber das tragische Dichterwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen: nur die Worte giebt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzu kommen, sie zu beleben. So lange also dem Chor diese sinnlich mächtige Begleitung fehlt, so lange wird er in der Oeconomie des Trauerspiels als ein Aufsending, als ein fremdartiger Körper, und als ein Aufenthalt erscheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuschung stört, der den Zuschauer erkältet. Um dem Chor sein Recht anzuthun, muß man sich also von der wirklichen Bühne auf eine möglich e versetzen, aber das muß man überal, wo man zu etwas höherm gelangen will. Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hilfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste sezt er sich zum Ziel, einem Ideale strebt er nach, die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besizt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit, es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fodern, wenn man es ihm erst gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut, nach einem Ideal arbeiten, der Kunstrichter hat gut, nach Ideen urtheilen, die bedingte, beschränkte, ausübende Kunst ruht auf dem Bedürfniß. Der Unternehmer will bestehen, der Schauspieler will sich zeigen, der Zuschauer will unterhalten und in Bewegung gesezt seyn. Das Vergnügen sucht er, und ist unzufrieden, wenn man ihm da eine Anstrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erhohlung erwartet.

Aber indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschaft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

Jeder Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen,

er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, sein gemeines Leben, sein Individuum vergessen, er will sich in ausserordentlichen Lagen fühlen, sich an den seltsamen Combinationen des Zufalls weiden, er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß selbst recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurück kehrt, so umgiebt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub wie vorher, denn sie selbst ist geblieben was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuschung abgesehen ist, so ist auch nur ein Schein der Wahrheit, oder die beliebte Wahrscheinlichkeit nöthig, die man so gern an die Stelle der Wahrheit sezt.

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.

Und eben darum weil die wahre Kunst etwas reelles und ob-

ert, die auch bei Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Drucke der äußern Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeisternde Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoß sie mit heiterer Seele, und von dieser Stimmung erwartet seine Nation die Früchte in seinen trefflichsten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meisten hortigen Gelehrten in besten Verhältnissen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der genauesten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß sie ihn anzog. Was er vorzüglich studirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und diese führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeikommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er bringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poesie handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung heraus spricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche beinahe nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, nur die große Anzahl der Fälle und die gehäufte Masse der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aufstellungen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen."

In den Jahren von 1790 bis mit 1793 wurde kein einziges Original-Gericht fertig, und blos die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es scheint indessen nicht an Plänen zu künftigen poetischen Arbeiten gefehlt zu haben. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

„Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größern Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischen Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. Die Geschichte der Menschheit gehört als unendliche Epopöe in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege ungetrennlich verbunden. Es kommt also blos auf den gebundenen Geist des Dichters an, in einem Hebengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit umzuzwingen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre."

Auf eben dieser Zeit ist auch die erste Idee zum Wallenstein. Als sogen im Jahre 1791 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber folgendes:

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo sich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiede ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungs-Kraft derselbe sich mit minder Heftigkeit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zügel weiß. Wie ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken."

Aber es sollten noch sieben Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beinahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahre 1794 findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bang, denn ich glaube mir jetzo „Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich mehr „weniger verstellen kann, als einen Dichter, und „daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der „poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? „Ich wage an diese Umarbeitung seinen die acht „Monate von meinem Leben, daß ich Ursache habe, „sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunstaltetes Produkt zu erzeugen. „Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist „nicht sehr gesichert, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betreue ich eine mir „ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; „denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge der gegen sich, wie der er seine früheren Produkte behandelte. Gerechtwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch Körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Meinere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wissenschaft und für ehlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution

jektives will, so kann sie sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell seyn — wie sie das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs genaueste mit der Natur übereinstimmen soll und kann, das ists, was wenige fassen, was die Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, weil beide Foderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben scheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das eine mit Aufopferung des andern zu erreichen sucht, und eben deswegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verliehen, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Mahler des Wirklichen seyn, er wird die zufällige Erscheinungen aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen, aber es wird eben darum nicht unser Werk, nicht das freie Produkt unsers bildenden Geistes seyn, und kann also auch die wohlthätige Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Ernst zwar, doch unerfreulich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurück versezt. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie aber ohne Gemüth und Charakter zu Theil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern; sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Combinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts

erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst des andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkührlich aneinander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Foderungen stehen so wenig im Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr — eine und dieselbe sind; daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer seyn als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergiebt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einz'ges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in *allen* seinen Theilen ideell seyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.

Was von Poesie und Kunst im Ganzen wahr ist, gilt auch von allen Gattungen derselben, und es läßt sich ohne Mühe von dem jezt gesagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jezt mit dem gemeinen Begriff des *Natürlichen* zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst gerade zu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunst giebt man zwar nothdürftig, doch mehr aus convenzionellen als aus innern Gründen, eine gewisse Idealität zu, aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man *Illusion*, die, wenn

sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gaukelbetrug seyn würde. Alles äußere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architectur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal, aber die Handlung soll nun einmal real seyn, und der Theil das Ganze zerstören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz misverstanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinsten empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre als der bloß ideale Raum, und eine andere Zeit als bloß die stetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man indeß der poetischen Tragödie schon um einen grossen Schritt näher gekommen. Es sind einige lyrische Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poesie hat sich durch ihre eigene lebendige Kraft, im Einzelnen, manchen Sieg über das herrschende Vorurtheil errungen. Aber mit den einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es ist nicht genug, daß man das nur als eine poetische Freiheit duldet, was doch das Wesen aller Poesie ist. Die Einführung des Chors wäre der lezte, der entscheidende Schritt — und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer seyn, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen, und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.

Die Tragödie der Griechen ist, wie man weiß, aus dem Chor entsprungen. Aber so wie sie sich historisch und der Zeitfolge nach daraus loswand, so kann man auch sagen, daß sie poetisch und

dem Geiſte nach aus demſelben entſtanden, und daß ohne dieſen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abſchaffung des Chors und die Zuſammenziehung dieſes ſinnlich mächtigen Organs in die charakterloſe langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war alſo keine ſo große Verbeſſerung der Tragödie als die Franzoſen und ihre Nachbeter ſich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche ſich urſprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung, ſie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil ſie ihn fand. Die Handlungen und Schickſale der Helden und Könige ſind ſchon an ſich ſelbſt öffentlich, und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte ſchon aus der poetiſchen Geſtalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunſtorgan, er hilft die Poeſie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetiſch erſchaffen und einführen, das iſt, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine ſolche Veränderung vornehmen, wodurch ſie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurück verſezt wird.

Der Chor leiſtet daher dem neuern Tragiker noch weit weſentlichere Dienſte als dem alten Dichter, eben deßwegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetiſche verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poeſie widerſtrebt, und ihn auf die einfachſten urſprünglichſten und naivſten Motive hinaustreibt. Der Pallaſt der Könige iſt jezt geſchloſſen, die Gerichte haben ſich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuſer zurückge-

zogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder auftun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen, und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äussern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die Höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht.

Aber eben so, wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich- und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Parthien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistreich zu verhüllen und sichtbar zu machen, eben so durchflicht und umgiebt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewand, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organisation darf der Stoff oder das Elementarische nicht mehr sichtbar seyn, die chemische Farbe verschwindet in der feinen Karnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat

ſeine Herrlichkeit, und kann als ſolcher in einem Kunſtkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er ſich durch Leben und Fülle und durch Harmonie ſeinen Platz verdienen, und die Formen, die er umgiebt, geltend machen, anſtatt ſie durch ſeine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunſt iſt dieſes jedem leicht verſtändlich, aber auch in der Poeſie, und in der tragiſchen, von der hier die Rede iſt, findet daſſelbe ſtatt. Alles was der Verſtand ſich im allgemeinen ausſpricht, iſt eben ſo wie das, was blos die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk, und wird da, wo es vorherrſcht, unausbleiblich das Poetiſche zerſtören; denn dieſes liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Idealen und Sinnlichen. Nun iſt aber der Menſch ſo gebildet, daß er immer von dem Beſondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß alſo auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll ſie aber dieſen Platz verdienen, ſo muß ſie das, was ihr an ſinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen, denn wenn die zwey Elemente der Poeſie das Ideale und Sinnliche nicht innig verbunden *zuſammen* wirken, ſo müſſen ſie *neben einander* wirken, oder die Poeſie iſt aufgehoben. Wenn die Waage nicht vollkommen inne ſteht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine *Schwankung* der beiden Schaalen hergeſtellt werden.

Und dieſes leiſtet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor iſt ſelbſt kein Individuum, ſondern ein allgemeiner Begriff, aber dieſer Begriff repräſentiert ſich durch eine ſinnlich mächtige Maſſe, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponiert. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um ſich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über

das Menſchliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Reſultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszuſprechen. Aber er thut dieſes mit der vollen Macht der Phantaſie, mit einer kühnen lyriſchen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menſchlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es von der ganzen ſinnlichen Macht des Rhythmus und der Muſik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor reinigt alſo das tragiſche Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert, und eben durch dieſe Abſonderung ſie ſelbſt mit poetiſcher Kraft ausrüſtet; eben ſo wie der bildende Künſtler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Drapperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben ſo wie ſich der Mahler gezwungen ſieht, den Farbenton des Lebendigen zu verſtärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, ſo legt die lyriſche Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die ſinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verſtärken. Nur der Chor berechtiget den tragiſchen Dichter zu dieſer Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geiſt anſpannt, die das ganze Gemüth erweitert. Dieſe eine Rieſengeſtalt in ſeinem Bilde nöthigt ihn, alle ſeine Figuren auf den Kothurn zu ſtellen, und ſeinem Gemälde dadurch die tragiſche Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, ſo muß die Sprache der Tragödie im Ganzen ſinken, oder was jezt groß und mächtig iſt, wird gezwungen und überſpannt erſcheinen. Der alte Chor in das franzöſiſche Trauerſpiel eingeführt, würde es in ſeiner ganzen Dürftigkeit darſtellen und zunichte machen; eben derſelbe würde ohne Zweifel Shakeſpears Tragödie erſt ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung — aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerkes seyn muß. Denn das Gemüth des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten, es soll kein Raub der Eindrücke seyn, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufhebe, daß er die Gewalt der Affekte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung, denn eben diese blinde Gewalt der Affekte ist es, die der wahre Künstler vermeidet, diese Täuschung ist es, die er zu erregen verschmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trift, ohne Unterbrechung auf einander folgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Theile aus einander hält, und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, giebt er uns unsre Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln; denn sie sind keine wirkliche Wesen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, und blos ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt, und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motiviert die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen gewissermassen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deßwegen desto tauglicher von dem Kunst-Theater zu einem Publikum zu reden.

Soviel über meine Befugniß, den alten Chor auf die tragische Bühne zurück zu führen. Chöre kennt man zwar auch schon in der modernen Tragödie, aber der Chor des griechischen Trauerspiels, so wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen ererbten Chören wesentlich verschieden, und wenn ich bei Gelegenheit der griechischen Tragödie von Chören anstatt von einem Chor sprechen höre, so entsteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wisse, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ich habe den Chor zwar in zwey Theile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber dieß ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer eins mit sich selbst. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgehen lassen; aber auch Aeschylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der größte Meister in dieser Kunst, haben sich dieser Freiheit bedient.

Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen seyn. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drey Religionen theils ebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt seyn, dieses auszusprechen in welcher Form er jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.

Die Braut von Meſſina

oder

die feindlichen Brüder.

das Schicksal Ludwig's des XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, Ihn zu brauchen? Kann sich der Verfasser „widersetzen, mich in die Streitsache verwickelt des Königs einzumischen und ein Memoire darüber „zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung „wichtig genug, um die Feder eines Verunsichtigten „zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese „Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf „diese eindringlichsten Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation „in öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens „auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade „in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser „Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht rührt du mir an, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder fertigsinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein."

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller: „Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir „gewesen."

Er unternahm die Reise nach Schwaben, lebte vom August an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und brachte sich des Wiedersehens seiner Aeltern, Schwestern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe die öffentliche gehabert. Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dies bestimmte Schillern, seine Reise fortzusetzen, und er sagt in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er den Herzog, der kurz nachher starb, mit einem innigen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller reiste nach Jena, durfte, voll von großen schon lange entworfenen, aber nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladung zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten wiedersprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm v. Humboldt,*) der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte, und mit Schillern dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen, und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für beide den Werth ihres Lebens erhöhte. Ueber die Veranlassung dieses Freundschaftsbundes finden sich folgende Stellen in Schillers Briefen:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und aus die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Zeiten fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die uns so interessante war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was uns fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese zusammentreffenden Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fährt jetzt ein Bedürfniß für mich geworden, sich anzuschließen, und den Weg, den er früher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel." —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Verbindung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf."

„Wir haben eine Korrespondenz mit einander über wissenschaftliche Materien beschlossen, *) die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bestände der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeitet, bestände man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Korrespondenz wirklich interessant werden."

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bei Schillern eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. Es sehr ihm auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schillern untersagt. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Produkte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir däucht," schrieb er darüber, „das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Produkts dieser ist seyn, daß es die Stimmung, worin es gefaßt, nicht rein abwerfe, sondern hervorbringe, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem."

Ueber die Ideale findet sich folgende Aeußerung von ihm:

„Dieß Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des

*) Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1830.

*) Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 — 1805. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1828 — 29.

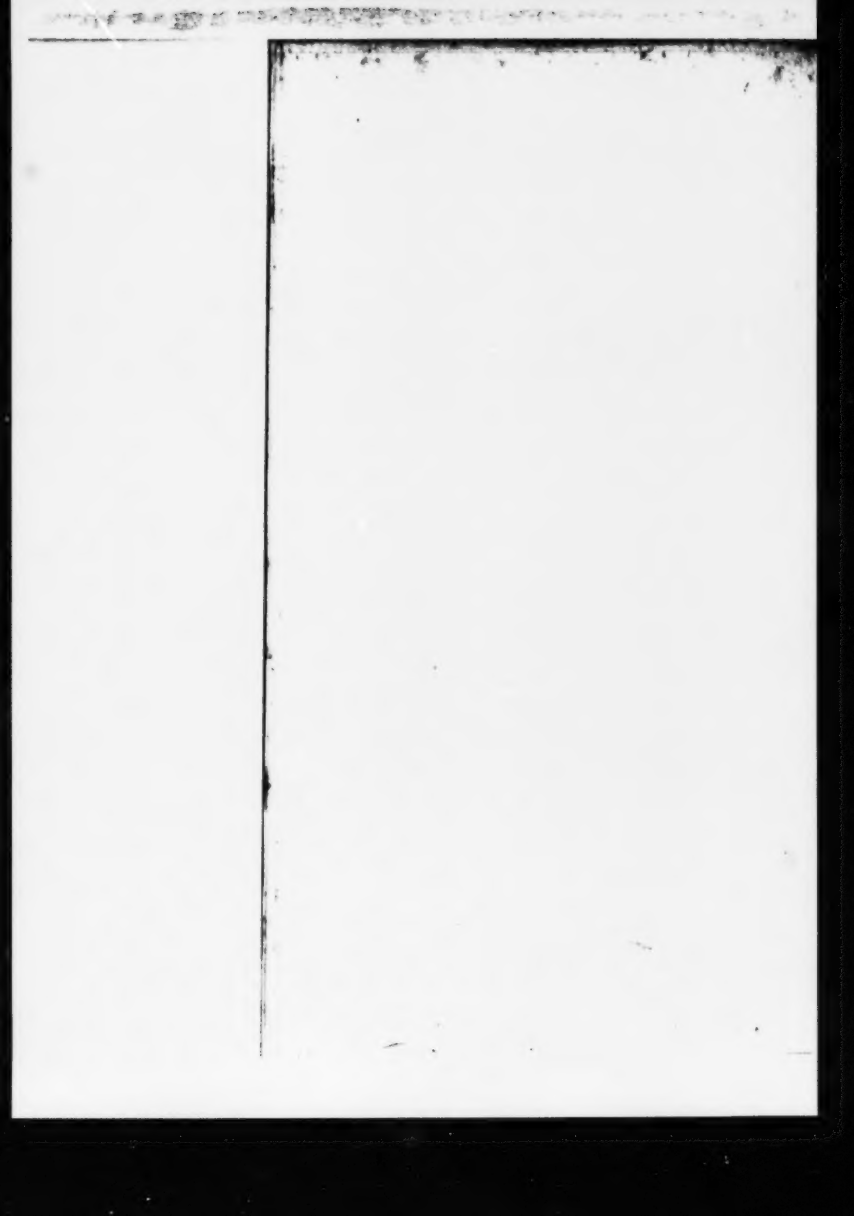

Perſonen.

Donna Iſabella, Fürſtin von Meſſina.

Don Manuel, } ihre Söhne.
Don Ceſar, }

Beatrice.

Diego.

Boten.

Chor, beſteht aus dem Gefolge der Brüder.

Die Aelteſten von Meſſina, reden nicht.

Die Braut von Meſſina.

Die Scene iſt eine geräumige Säulenhalle, auf beiden Seiten ſind Eingänge, eine groſſe Flügelthüre in der Tiefe führt zu einer Kapelle.

Donna Iſabella in tiefer Trauer, Die Aelteſten von Meſſina ſtehn um ſie her.

Iſabella.

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greiſen Häupter dieſer Stadt,
Heraus zu euch aus den verſchwiegenen
Gemächern meines Frauenſaals, das Antlitz
Vor euren Männerblicken zu entſchleiern.
Denn es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die ſchwarz umflorte Nachtgeſtalt dem Aug'
Der Welt in ſtillen Mauern zu verbergen,
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterſtimme mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor.

Nicht zweimal hat der Mond die Lichtgestalt
Erneut, seit ich den fürstlichen Gemahl
Zu seiner letzten Ruhestätte trug,
Der mächtigwaltend dieser Stadt gebot,
Mit starkem Arme gegen eine Welt
Euch schützend, die euch feindlich rings umlagert.
Er selber ist dahin, doch lebt sein Geist
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieses Landes Stolz.
Ihr habt sie unter euch in freudger Kraft
Aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Saamen
Auch ein unselger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernst der Jahre.
Nie hab ich ihrer Eintracht mich erfreut,
An diesen Brüsten nährt' ich beide gleich,
Gleich unter sie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
Und beide weiß ich kindlich mir geneigt.
In diesem einzgen Triebe sind sie eins,
In allem andern trennt sie blutger Streit.

Zwar weil der Vater noch gefürchtet herrschte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare

Gerechtigkeit die heftigbrausenden im Zügel,
Und unter Eines Joches Eisenschwere
Bog er vereinend ihren starren Sinn.
Nicht waffentragend durften sie sich nahn,
Nicht in denselben Mauren übernachten;
So hemmt' er zwar mit strengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch ihres wilden Triebs,
Doch ungebessert in der tiefen Brust
Ließ er den Haß — Der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.

Was kommen mußte, kam. Als er die Augen
Im Tode schloß, und seine starke Hand
Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Glut,
Zur ehrnen Flamme sich entzündend los.
Ich sag euch, was ihr alle selbst bezeugt,
Messina theilte sich, die Bruderfehde
Löst alle heilgen Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Losung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt,
Ja diese Hallen selbst besprützte Blut.

Des Staates Bande sahet ihr zerrissen,
Doch mir zerriß im Innersten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.
Ihr kamt zu mir und sprachtet dieß harte Wort:
„Du siehst, daß deiner Söhne Bruderzwist
„Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
„Die von dem bösen Nachbar rings umgarnt,
„Durch Eintracht nur dem Feinde widersteht.
„— Du bist die Mutter! Wohl, so siehe zu
„Wie du der Söhne blutgen Hader stillst.
„Was kümmert uns, die friedlichen, der Zank
„Der Herrscher? Sollen wir zu Grunde gehn,
„Weil deine Söhne wüthend sich befehden?
„Wir wollen uns selbst rathen ohne sie,
„Und einem andern Herrn uns übergeben,
„Der unser Bestes will und schaffen kann!"

So sprachtet ihr rauhen Männer, mitleidlos,
Für euch nur sorgend und für eure Stadt,
Und wälztet noch die öffentliche Noth
Auf dieses Herz, das von der Mutter Angst
Und Sorgen schwer genug belastet war.
Ich unternahm das nicht zu hoffende,

Ich warf mit dem zerriſſnen Mutterherzen
Mich zwiſchen die Ergrimmten, Friede rufend —
Unabgeſchreckt, geſchäftig, unermüdlich
Beſchickt ich ſie, den Einen und den Andern,
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn,
Daß ſies zufrieden ſind, in dieſer Stadt
Meſſina, in dem väterlichen Schloß,
Unfeindlich ſich von Angeſicht zu ſehn,
Was nie geſchah, ſeitdem der Fürſt verſchieden.

Dieß iſt der Tag! Des Boten harr ich ſtündlich,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Anzug.
— Seid denn bereit, die Herrſcher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nur eure Pflicht zu leiſten ſeid bedacht,
Fürs Andre laßt uns Andere gewähren.
Verderblich dieſem Land, und ihnen ſelbſt
Verderbenbringend war der Söhne Streit;
Verſöhnt, vereinigt, ſind ſie mächtig genug
Euch zu beſchützen gegen eine Welt,
Und Recht ſich zu verſchaffen — gegen Euch!

(Die Aeltesten entfernen ſich ſchweigend, die Hand auf der Bruſt. Ein wirft einem alten Diener, der zurückbleibt.)

Iſabella. Diego.

Iſabella.

Diego!

Diego.

Was gebietet meine Fürſtin?

Iſabella.

Bewährter Diener! Redlich Herz! Tritt näher!
Mein Leiden haſt du, meinen Schmerz getheilt,
So theil' auch jezt das Glück der Glücklichen.
Verpfänder hab ich deiner treuen Bruſt
Mein ſchmerzlich ſüßes, heiliges Geheimniß.
Der Augenblick iſt da, wo es ans Licht
Des Tages ſoll hervorgezogen werden.
Zu lange ſchon erſtickt' ich der Natur
Gewaltge Regung, weil noch über mich
Ein fremder Wille herriſch waltete,
Jezt darf ſich ihre Stimme frey erheben,
Noch heute ſoll dieß Herz befriedigt ſeyn,
Und dieſes Haus, das lang verödet war,
Verſammle alles, was mir theuer iſt.

So lenke denn die alterſchweren Tritte
Nach jenem wohlbekannten Kloſter hin,

Das einen theuren Schatz mir aufbewahrt.
Du warst es, treue Seele, der ihn mir
Dorthin geflüchtet hat auf beßre Tage,
Den traurgen Dienst der Traurigen erzeigend.
Du bringe fröhlich jezt der Glücklichen
Das theure Pfand zurück.

(Man hört in der Ferne blasen.)

O eile, eile,
Und laß die Freude deinen Schritt verjüngen!
Ich höre kriegerischer Hörner Schall,
Der meiner Söhne Einzug mir verkündigt.

(Diese geht ab. Die Musik läßt sich noch von einer entgegengesetzten Seite immer näher und näher hören.)

Isabella.

Erregt ist ganz Messina — Horch! ein Strom
Verworrner Stimmen wälzt sich brausend her —
Sie sinds! Das Herz der Mutter, mächtig schlagend,
Empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug.
Sie sinds! O meine Kinder, meine Kinder!

(Sie eilt hinaus.)

„Schwerpunkt, die kunstlos und vergleichungsweise noch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu interessant, wohl werde, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befindet sich dabei ein Verhältniß, es erleichtert sich von einer Last, entlastet sich in Gesängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr machte es seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch."

„Das Reich der Schatten," schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, viel ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch aufgefaßt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es im gewissen Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich verstehen, so bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objektive zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten, (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich) die sentimentalische hat ihrer drei: Satire, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regel, ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, ergeben. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Unter diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren würden zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Ganze bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben."

„Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz naive darstellen, indem sie auf der andern mit im Stoff das direkte Gegentheil davon wäre. Die Komödie schließt nämlich vollständig alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit; der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Sinnenwelt, was das Produkt spontionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Gedichtsgenre gedacht) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß das Ideal nicht individualisirt entliehe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben."

„Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche aufgelöst, in lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Verwandten — keinen Schatten, keine Sranken, nichts von dem, Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich nur diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit dieser Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ästhetischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgerieben werden. Tragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe dies noch ganz schwankende Bisher davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, in der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta hatte er einen Stoff sich aufgedacht, worüber viel von dem Gebrauchten Chorlerwartete. Von diesem Stücke — den Rittern von Malthe — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied.

„Ich sehe mich," schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege. Ich ich nur festigen kann, um etwas Ganzes hervorzubringen. Daß ich schon viel und auf alle Fälle sehr viel weiß, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordemliegt mich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen. Wenn ich auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht. Denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als schlechterdings — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebenslaute groß, er hat wenig Würde und dergl. — Ich hoffe aber wahrhaftig einen ganz reinen realistischen Riesen charakteristischen gegen Charakter in ihm aufzustellen, der ein schönes Lebensprincip hat. Vordem habe ich, wie ein Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es problem, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität die sentimentalische nämlich) entschädigen."

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg verbietet, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist numerisch falsch, und sie verunglückt objektiv. Er ist in Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie ein Ideal, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er muß die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht."

„Das Sie mich auf diesen neuen und mir noch allen vorhergegangenen Erfahrungen stranden Wege mit einiger Besorgniß werden gehen sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die verschwunden Jahre mir sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist sicherlich wahr; auch ist es aufgemacht, daß ich hierin neben ihm

Chor tritt auf.

(Er beſteht aus zwey Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwey entgegengeſetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrund eintreten, rund um die Bühne gehen, und ſich alsdann auf derſelben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe ſtellen. Den einen Halbchor bilden die ältern, den andern die jüngern Ritter, beide ſind durch Farbe und Abzeichen verſchieden. Wenn beide Chöre einander gegenüber ſtehen, ſchweigt der Marſch und die beiden Chorführer reden.)

Erſter Chor.

Dich begrüß ich in Ehrfurcht
Prangende Halle,
Dich meiner Herrſcher
Fürſtliche Wiege,
Säulen getragenes herrliches Dach.

Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert,
Vor den Thoren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaarigtes Scheuſal.

Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinyen Sohn,
Der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!

Zweiter Chor.

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen,
Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt,
Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
Meines Feindes verhaßte Geſtalt.
Kaum gebiet ich dem kochenden Blute.
Gönn ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erſter Chor.

Weisere Faſſung
Ziemet dem Alter,
Ich, der vernünftige, grüße zuerſt.

(zu dem zweiten Chor)

Sei mir willkommen
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,

Dieses Pallastes
Schützende Götter
Fürchtend verehrt!
Weil sich die Fürsten gütlich besprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechseln mit ruhigem Blut,
Denn auch das Wort ist, das heilende, gut.
Aber treff ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Der ganze Chor.

Aber treff ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Erster Chor.

Dich nicht haß ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber wenn sich die Fürsten beleidgen,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Zweiter Chor.

Mögen sies wissen,
Warum sie sich blutig

Haſſend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten,
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor.

Aber wir fechten ihre Schlachten,
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor.

Hört was ich bei mir ſelbſt erwogen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gaſſen,
Meinen Gedanken überlaſſen.
Wir haben uns in des Kampfes Wut
Nicht beſonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brauſende Blut.
Sind ſie nicht unſer dieſe Staaten?
Dieſe Ulmen, mit Reben umſponnen,
Sind ſie nicht Kinder unſrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage ſpinnen,
Luſtig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit raſendem Beginnen
Unſer Schwert für das fremde Geſchlecht?

Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen,
Von der Sonne rothlichtem Untergang,
Gastlich haben wirs aufgenommen,
(Unsre Väter! Die Zeit ist lang)
Und jezt sehen wir uns als Knechte
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

Ein Zweiter.

Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die Himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir könnten es fröhlich genießen,
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle
Sie verräth uns dem kühnen Korsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Erſter Chor.

Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flüchtgem Geſchlecht,
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,
Die ſich immer erneuend erſchafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet.
Füllen die Erde mit mächtigem Schall,
Aber hinter den großen Höhen
Geht auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum leb ich mir niedrig zu ſtehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zuſammen gefloßen,
Kommen finſter gerauſcht und geſchoßen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeſchwemme,
Nichts iſt, das die gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblik hat ſie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur

Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

(Die hintere Thüre öffnet sich, Donna Isabella erscheint zwischen ihren Söhnen Don Manuel und Don Cesar.)

Beide Chöre.

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne,
Knieend verehr ich dein herrliches Haupt.

Erster Chor.

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft,
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu sehn.

Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,

Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron,
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich gebohrne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Zweiter Chor.

Freudig sieht sie aus ihrem Schooße
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sproßend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht gebohren,
Welches wandeln wird mit der Sonne,
Und den Nahmen geben der rollenden Zeit.
Völker verrauschen,
Nahmen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen

Als die ragenden Gipfel der Welt.

Isabella.

(mit ihren Söhnen hervortretend)

Blick nieder hohe Königin des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieſes Herz,
Daß es der Uebermuth nicht ſchwellend hebe,
Denn leicht vergäße ſich der Mutter Freude,
Wenn ſie ſich ſpiegelt in der Söhne Glanz,
Zum erſtenmal, ſeitdem ich ſie gebohren,
Umfaß ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen,
Vergeſſen ganz mußt ich den Einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe iſt nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig zwey!
— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der ſüſſen
Gewalt des trunknen Herzens überlaſſen?

(zu Don Manuel)

Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß ich den Stachel nicht in deine Bruſt?

(zu Don Cesar)

Wenn ich das Herz an ſeinem Anblik weide,
Iſts nicht ein Raub an dir? — O ich muß zittern,

Daß meine Liebe selbst, die ich euch zeige,
Nur eures Hasses Flammen heft'ger schüre.

(nachdem sie beide fragend angesehen)

Was darf ich mir von euch versprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
Ists noch der alte unversöhnte Haß,
Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
Und wartet draußen vor des Schloßes Thoren
Der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt,
Und knirschend in das eherne Gebiß,
Um alsobald, wenn ihr den Rücken mir
Gekehrt, mit neuer Wuth sich zu entfesseln?

Chor.

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Loose
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schoose!
Doch es wird sich noch eh wir uns trennen entscheiden,
Wir sind bereit und gerüstet zu beiden.

Isabella.

(im ganzen Kreis umher schauend)

Und welcher furchtbar kriegerische Anblick!
Was sollen diese hier? Ists eine Schlacht
Die sich in diesen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz aufschließen will vor ihren Kindern?

»verloren werde. Weil mir aber auch etwas übrig »bleibt, was mehr ist, und er mir erreichen kann, so »werd ich Verzug mir und meinem Produkte kein »neues Studium thun, und ich hoffe, daß die Rechnung »sich ziemlich beyden soll. Man wird uns, wie ich in »meinen muthmaßlichen Augenblicken mir versprech, »verschieden specificiren, aber unsere Arten einan»der nicht unterordnen, sondern unter einem höhern »idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.«

Acht Monate sollen zwischen Schiller hierüber Zeit gegeben an einen andern Freund:

»Noch immer liegt das unglückseelige Werk formlos »und todt vor mir da. Keines meiner alten Stücke »hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein »jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich »will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft »so leicht machen könnte. — Es ist mir fast alles abgegangen, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner »erworbenen Art, beikommen könnte; von dem Zu»falle habe ich fast nichts zu erwarten; also muß »durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden.«

»Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, »daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, »oder, wenn ich habe, wieder meine Neigung be»harre, daß ich meine Zeit dabey verlieren werde. »Vor aber unbesorgt. meine Lust ist nicht im ge»ringsten gesunken, und eben so wenig meine »Hoffung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so »ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues »dramatisches Leben erbauen konnte. Hier, wo ich »nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo »jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, »kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahr»heit, Notwendigkeit, Strenge und Bestimmt»heit meinen Zweck erreichen kann, muß die ent»scheidende Krise mit meinem poetischen Charakter »erfolgen. Auch ist sie schon fast im Gange, denn »ich treibe mein Geschäft ganz anders, als ich »ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist »so sehr außer mir, daß ich ihn kaum eine Mei»nung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt »und gleichgültig, und eben da ich für die Arbeit »interessiert. Zwei Figuren aufgenommen, an die »mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrige »und vergänglich den Haupt-Charakter, blos mit »der reinen Liebe des Künstlers, und ich versichre »dir, daß sie dadurch nun nichts schlechter ausfal»len sollen. Aber zu diesem blos objectiven Ver»fahren war und ist mir das weitläufige und freun»dliche Studium der Quellen so unentbehrlich, denn »ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus »ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zusam»menhange der Begebenheiten schöpfen, welches »ich weit weniger mühlig hätte, wenn ich mich »durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unter»suchungen and dieser Klasse hätte bekannt machen »können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquel»len eine Begrenzung, um meine Ideen durch »die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen »und zu vermitteln. Davor bin ich sicher, daß mich »das historische nicht herabziehen oder lähmen wird. »Ich will dadurch meine Figuren und meine Hand»lung blos beleben; besseres muß sie dieselbe »ot Kraft, die in der Idee faßt schon dazu zeigen können, »und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dies »erstes Gespräch von Anfang an möglich gewesen wäre.«

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, verflossen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber immittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Produkts kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und schwere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Hang gegen fremden Gesichtskreis hervorzutreten, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

»Die Einheit kann bei einem solchen Produkt blos »in einer gewissen Grenzenlosigkeit, und alle Mes»sung durch Schranken in Fülle gesucht werden, und »damit die Heterogeneität der beiden Urheber in »dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das »Eingelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache »besteht in einem gewissen Ganzen von Epigram»men, deren jedes ein Monodistichon ist. Das mei»ste ist wilde Satyre, besonders auf Gattschreiber »und sentimentalische Produkte, untermischt mit »einzelnen poetischen und philosophischen Gedan»ken-Bissen. Es werden nicht unter 600 solcher »Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf »1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden »Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Absicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbei»tet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder spende »dann von seiner Manier etwas aufzuopfern zu»sammen, um sich dem andern mehr anzunähern.«

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

»Nachdem ich die Redaktion der Xenien gemacht »hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge »meiner Monodistichen übrig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Umfang eines »Ganzen machen sollte. Weil aber etliche Hundert »neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Ge»genstände meinem Geiste leicht zu Gebote stehen, auch »die Vollendung des Meisters Goethen eine star»ke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, »die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern gesäll»ter dem Almanach einzuverleiben. Die zerstreu»ten, philosophischen und poetischen werden heraus»verlangt, und bald in größern, bald in kleinern »Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die sati»rischen folgen unter dem Namen Xenien nach.«

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals geneigt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Produkte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jenen seiner Freunde forderte er zu seinmüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dieß war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, oder der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Mitreiser mit Goethe veranlaßte im Jahr

Bis in den Schooß der Mutter fürchtet ihr
Der Argliſt Schlingen, tückiſchen Verrath,
Daß ihr den Rücken euch beſorglich deckt?
— O dieſe wilden Banden, die euch folgen,
Die raſchen Diener eures Zorns — Sie ſind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß ſie euch wohlgeſinnt zum Beſten rathen!
Wie könnten ſies von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe ſie vertrieben,
Sich über ſie der Herrſchaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein jeder, frei ſich ſelbſt
Zu leben nach dem eigenen Geſetz,
Die fremde Herrſchaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern verſagten Dienſt.
Lernt dieß Geſchlecht, das herzlos falſche kennen!
Die Schadenfreude iſts, wodurch ſie ſich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrſcher Fall, der hohen Häupter Sturz
Iſt ihrer Lieder Stoff und ihr Geſpräch,
Was ſich vom Sohn zum Enkel fort erzählt,
Womit ſie ſich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! Feindlich iſt die Welt

Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich selbst, unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur ist redlich! Sie allein
Liegt an dem ewgen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstät treibt — Die Neigung giebt
Den Freund, es giebt der Vortheil den Gefährten,
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab,
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!

Chor.

Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn,
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und sinnlos durchs wüste Leben.

Isabella.

(zu Don Cesar)

Du der das Schwert auf seinen Bruder zückt,
Sieh dich umher in dieser ganzen Schaar,

Wo iſt ein edler Bild als deines Bruders?

(zu Don Manuel)

Wer unter dieſen, die du Freunde nennſt,
Darf deinem Bruder ſich zur Seite ſtellen?
Ein jeder iſt ein Muſter ſeines Alters,
Und keiner gleicht und keiner weicht dem andern.
Wagt es, euch in das Angeſicht zu ſehn!
O Raſerei der Eiferſucht, des Neides!
Ihn würdeſt du aus tauſenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geſchloſſen haben als den Einzigen,
Und jezt da ihn die heilige Natur
Dir gab, dir in der Wiege ſchon ihn ſchenkte,
Trittſt du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit ſtolzer Willkühr ihr Geſchenk mit Füßen,
Dich wegzuwerfen an den ſchlechtern Mann,
Dich an den Feind und Fremdling anzuſchließen!

Don Manuel.

Höre mich Mutter.

Don Ceſar.

Mutter höre mich.

Iſabella.

Nicht Worte ſinds, die dieſen traurgen Streit
Erledigen — Hier iſt das Mein und Dein,

Die Rache von der Schuld nicht mehr zu sondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwefelstroms, der glühend sich ergoß?
Des unterirdschen Feuers schreckliche
Geburt ist alles, eine Lavarinde
Liegt aufgeschichtet über dem Gesunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung.
— Nur dieses Eine leg ich euch ans Herz.
Das Böse, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zufügt, *das*, ich will es glauben,
Vergiebt sich und versöhnt sich schwer. Der Mann
Will seinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rathschluß, den er wohl besonnen faßt.
Doch *eures* Haders Ursprung steigt hinauf
In unverständger Kindheit frühe Zeit,
Sein Alter ists, was ihn entwaffnen sollte.
Fraget zurück, was euch zuerst entzweite,
Ihr wißt es nicht, ja fändet ihrs auch aus,
Ihr würdet euch des kindschen Haders schämen.
Und dennoch ists der erste Kinderstreit,
Der fortgezeugt in unglückseliger Kette,
Die neuste Unbill dieses Tags gebohren.
Denn alle schwere Thaten, die bis jezt geschahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.

— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
Noch jezt fort kämpfen, da ihr Männer seid?
(beider Hände faſſend)
O meine Söhne! Kommt, entſchließet euch,
Die Rechnung gegenſeitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten iſt das Unrecht.
Seid edel, und großherzig ſchenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der ſchönen Liebe ſei das neue Leben
Der Eintracht, der Verſöhnung ſeis geweiht.
(ſie tritt einen Schritt zwiſchen beiden zurück, als wollte ſie ihnen Raum geben, ſich einander zu nähern. Beide blicken zur Erde, ohne einander anzuſehen.)

Chor.

Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, ſie ſpricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es genug ſeyn und endet die Fehde,
Oder gefällts euch, ſo ſetzet ſie fort.
Was euch genehm iſt, das iſt mir gerecht,
Ihr ſeid die Herrſcher und ich bin der Knecht.

Iſabella.

(nachdem ſie einige Zeit inne gehalten, und vergebens eine Aeuſſerung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz.)

Jezt weiß ich nichts mehr. Ausgeleert hab ich
Der Worte Köcher und erſchöpft der Bitten Kraft,
Im Grabe ruht der euch gewaltſam bändigte,
Und machtlos ſieht die Mutter zwiſchen euch.
— Vollendet! Ihr habt freie Macht! Gehorcht
Dem Dämon, der euch ſinnlos wüthend treibt,
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar,
Laßt dieſe Halle ſelbſt, die euch gebohren,
Den Schauplatz werden eures Wechſelmords.
Vor eurer Mutter Aug zerſtöret euch
Mit euren Eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das Thebaniſche Paar,
Rückt auf einander an, und muthvoll ringend
Umfanget euch mit eherner Umarmung,
Leben um Leben tauſchend ſiege jeder
Den Dolch einbohrend in des Andern Bruſt,
Daß ſelbſt der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme ſelbſt, des Feuers rothe Säule,
Die ſich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweygeſpalten von einander theile,

Ein ſchaudernd Bild, wie ihr geſtorben und gelebt.

(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander ſtehen.)

Beide Brüder. Beide Chöre.

Chor.

Es ſind nur Worte, die ſie geſprochen,
Aber ſie haben den fröhlichen Muth
In der felſigten Bruſt mir gebrochen!
Ich nicht vergoß das verwandte Blut.
Rein zum Himmel erheb ich die Hände,
Ihr ſeid Brüder! Bedenket das Ende!

Don Ceſar.

(ohne Don Manuel anzuſehen)

Du biſt der ältre Bruder, rede du!
Dem Erſtgebohrnen weich' ich ohne Schande.

Don Manuel.

(in derſelben Stellung)

Sag etwas Gutes und ich folge gern
Dem edeln Beiſpiel, das der jüngre giebt.

Don Ceſar.

Nicht weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne, oder ſchwächer gar mich fühle —

Don Manuel.

Nicht Kleinmuths zeiht Don Cesarn, wer ihn kennt,
Fühlt' er sich schwächer, würd' er stolzer reden.

Don Cesar.

Denkst du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel.

Du bist zu stolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Cesar.

Verachtung nicht erträgt mein edles Herz.
Doch in des Kampfes heftigster Erbittrung
Gedachtest du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel.

Du willst nicht meinen Tod, ich habe Proben.
Ein Mönch erbot sich dir, mich meuchlerisch
Zu morden, du bestrafteſt den Verräther.

Don Cesar. (tritt etwas näher)

Hätt ich dich früher so gerecht erkannt,
Es wäre vieles ungeschehn geblieben.

Don Manuel.

Und hätt' ich dir ein so versöhnlich Herz
Gewußt, viel Mühe spart' ich dann der Mutter.

Don Cesar.

Du wurdest mir viel stolzer abgeschildert.

Don Manuel.

Es iſt der Fluch der Hohen, daß die Niedern
Sich ihres ofnen Ohrs bemächtigen.

Don Ceſar. (lebhaft)

So iſts, die Diener tragen alle Schuld!

Don Manuel.

Die unſer Herz in bitterm Haß entfremdet.

Don Ceſar.

Die böſe Worte hin und wieder trugen.

Don Manuel.

Mit falſcher Deutung jede That vergiftet.

Don Ceſar.

Die Wunde nährten, die ſie heilen ſollten.

Don Manuel.

Die Flamme ſchürten, die ſie löſchen konnten.

Don Ceſar.

Wir waren die Verführten, die Betrognen!

Don Manuel.

Das blinde Werkzeug fremder Leidenſchaft!

Don Ceſar.

Iſts wahr, daß alles andre treules iſt —

Don Manuel.

Und falſch! Die Mutter ſagts, du darfſt es glauben!

Don Ceſar.

So will ich dieſe Bruderhand ergreifen —

(er reicht ihm die Hand hin)

Don Manuel.

(ergreift ſie lebhaft)

Die mir die nächſte iſt auf dieſer Welt.

(beide ſtehen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang ſchweigend.)

Don Ceſar.

Ich ſeh dich an, und überraſcht, erſtaunt
Find ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel.

Und eine Aehnlichkeit entdeckt ſich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

Don Ceſar.

Biſt du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und ſo gütig ſpricht?

Don Manuel.

Iſt dieſer freundlich ſanftgeſinnte Jüngling
Der übelwollend mir gehäßge Bruder?

(wiederum Stillſchweigen; jeder ſteht in den Anblick des andern verloren.)

Don Ceſar.

Du nahmſt die Pferde von arabſcher Zucht

1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Strofe, die sie gemeinschaftlich anzuwenden hatten. Von dieser Gattung, die Schillern vorzüglich gewerden war, lieferte er in spätern Jahren noch manches, nachdem andere kleinere Gedichte seiner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich ganz den dramatischen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Musenalmanach auf. Die Herren hatten schon früher gekündigt. Goethe's Freundschaft indessen, für die sich Schiller stets lebhaft interessirte, sollten Beiträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trift auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bei Jena leben, den er sich dort kaufte. Aber spätestens wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bei dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bei jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehalts, auf den Fall, daß er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde;*) nachher im Jahre 1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Verzeichnung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der auf eigner Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andere erfreuliche Vortheile. Zu seiner Aufheiterung diente besonders ein damals erzogener fröhlicher Knabe, für den er, so wie Goethe, einige geistlich-sittliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Nachsicht und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als sich vor einigen Jahren vielleicht genehigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung geführt wird, und wäre in dieser Stimmung zurückgekommen, wenn ich mir vielleicht genug, allein, was ich selbst und andre von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Versuch, für einen Kunstgriff des Handwerks hingeworfen. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich nehme meinen Umständen auch auf das Beurtheilen Ruk, und möchte behaupten, daß es kein Gesetz gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst." —

„Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, da immer wird und nie ist, also unendlich dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Produkt gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen möchten. Dadurch geraten ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für todtig und vollendet erklärt werden, und der strebende Künstler immer daraus zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann. —"

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann Dir nicht genug sagen, wie ergötzend und erquickend mir diese Lektüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs sich, und existirt recht wohlgemuth, weil man auf sich selbst zurückgewiesen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rasse eingeleitet und Umschau, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit, und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt.

Zweilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wie brauchen wohl in die Tiefe, wo nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Verwunst und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht. —"

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Treiben einen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitgeist ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es den Herrschern zu machen über die Gemüther, aber weitgehen Herrschaft begeistert es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Gerüste meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe."

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft erreicht hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1798 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799, Maria Stuart 1800, Die Jungfrau von Orleans 1801, Die Braut von Messina und Wilhelm Tell 1804. In diesen beiden Jahre feierte er die Ankunft der Russischen Großfürstin, die sich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künste. Alle diese Werke liefern ihm noch Zeit übrig, Shakespeare's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten be-

*) Man sehe den nachfolgenden Brief Nr. IV.

In Anſpruch, aus dem Nachlaß unſers Vaters.
Den Rittern, die du ſchicktest, ſchlug ichs ab.

Don Manuel.

Sie ſind dir lieb. Ich denke nicht mehr dran.

Don Ceſar.

Nein, nimm die Roſſe, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm ſie, ich beſchwöre dich.

Don Manuel.

Ich will es thun, wenn du das Schloß am Meere
Beziehen willſt, um das wir heftig ſtritten.

Don Ceſar.

Ich nehm es nicht, doch bin ichs wohl zufrieden,
Daß wirs gemeinſam brüderlich bewohnen.

Don Manuel.

So ſeis! Warum ausſchließend Eigenthum
Beſitzen, da die Herzen einig ſind?

Don Ceſar.

Warum noch länger abgeſondert leben,
Da wir, vereinigt, jeder reicher werden?

Don Manuel.

Wir ſind nicht mehr getrennt, wir ſind vereinigt.
(er eilt in ſeine Arme)

Erſter Chor. (zum zweiten)

Was ſtehen wir hier noch feindlich geſchieden,

Da die Fürſten ſich liebend umfaſſen?
Ihrem Beiſpiel folg ich und biete dir Frieden,
Wollen wir einander denn ewig haſſen?
Sind ſie Brüder durch Blutes Bande,
Sind wir Burger und Söhne von Einem Lande.
(beide Chöre umarmen ſich.)

Ein Bote tritt auf.

Zweiter Chor (zu Don Ceſar)

Den Späher den du ausgeſendet, Herr,
Erblick ich wiederkehrend. Freue dich
Don Ceſar! Gute Botſchaft harret dein,
Denn fröhlich ſtrahlt der Blick des Kommenden.

Bote.

Heil mir und Heil der ſtadtbefreiten Stadt,
Des ſchönſten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Fürſten ſeh ich
In friedlichem Geſpräche, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfes Wuth verlaſſen.

Don Ceſar.

Du ſiehſt die Liebe aus des Haſſes Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix ſteigen.

Bote.

Ein zweites leg' ich zu dem ersten Glück!
Mein Botenstab ergrünt von frischen Zweigen!

Don Cesar.

(ihn bei Seite führend)

Laß hören was du bringst.

Bote.

Ein einzger Tag
Will alles, was erfreulich ist, versammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir suchten,
Sie ist gefunden, Herr, sie ist nicht weit.

Don Cesar.

Sie ist gefunden! O wo ist sie? Sprich!

Bote.

Hier in Messina, Herr, verbirgt sie sich.

Don Manuel.

(zu dem ersten Halbchor gewendet)

Von hoher Röthe Glut seh ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und sein Auge blitzt.
Ich weiß nicht was es ist, doch ists die Farbe
Der Freude und mitfreuend theil ich sie.

Don Cesar.

(zu dem Boten)

Komm, führe mich — Leb wohl Don Manuel!

Im Arm der Mutter finden wir uns wieder,
Jetzt fodert mich ein dringend Werk von hier.

(er will gehen)

Don Manuel.

Verschieb es nicht. Das Glück begleite dich.

Don Cesar.

(besinnt sich und kommt zurück)

Don Manuel! Mehr als ich sagen kann
Freut mich dein Anblick — Ja wir ahnet schon,
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben,
Der lang gebundne Trieb wird freudger nur
Und mächtger streben in der neuen Sonne,
Nachholen werd ich das verlorne Leben.

Don Manuel.

Die Blüthe deutet auf die schöne Frucht.

Don Cesar.

Es ist nicht recht, ich fühls und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße.
Denk nicht, ich fühle weniger als du,
Weil ich die festlich schöne Stunde rasch zerschneide.

Don Manuel.

(mit sichtbarer Zerstreuung)

Gehorche du dem Augenblick! Der Liebe
Gehört von heute an das ganze Leben.

Don Cesar.

Entdeckt' ich dir, was mich von hinnen treibt —

Don Manuel.

Laß mir dein Herz, dir bleibe dein Geheimniß.

Don Cesar.

Auch kein Geheimniß trenn uns ferner mehr,
Bald soll die letzte dunkle Falte schwinden!
(zu dem Chor gewendet)
Euch künd ichs an, damit ihrs alle wisset!
Der Streit ist abgeschlossen zwischen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erklär ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger,
Und werd ihn hassen wie der Hölle Pforten,
Der den erloschnen Funken unsers Streits
Aufbläst zu neuen Flammen — Hasse keiner
Mir zu gefallen oder Dank zu ärnten,
Der von dem Bruder Böses mir berichtet,
Mit falscher Dienstbegier den bittern Pfeil
Des rasenden Worts geschäftig weiter sendet.
— Nicht Wurzeln auf der Lippe schlägt das Wort,
Das unbedacht dem schnellen Zorn entflohen,
Doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort,
Und hängt ans Herz sich an mit tausend Aesten,

So trennen endlich in Verworrenheit
Unheilbar ſich die Guten und die Beſten!

(er umarmt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweiten Chore begleitet.)

Don Manuel und der erſte Chor.

Chor.

Verwunderungsvoll, o Herr, betracht ich dich,
Und faſt muß ich dich heute ganz verkennen.
Mit karger Rede kaum erwiederſt du
Des Bruders Liebesworte, der gutmeinend
Mit offnem Herzen dir entgegen kommt.
Verſunken in dich ſelber ſtehſt du da
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen und die Seele fern.
Wer ſo dich ſähe, möchte leicht der Kälte
Dich zeihn und ſtolz unfreundlichen Gemüths,
Ich aber will dich drum nicht fühllos ſchelten,
Denn heiter blickſt du wie ein Glücklicher
Um dich und Lächeln ſpielt um deine Wangen.

Don Manuel.

Was ſoll ich ſagen? Was erwiedern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift

Ein überraschend neu Gefühl, er sieht
Den alten Haß aus seinem Busen schwinden,
Und wundernd fühlt er sein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig stritten.
Denn über allen irdischen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenflügen die Seele,
Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finstre Falten
Des Lebens ausgeglättet und verschwunden.
— Ich sehe diese Hallen, diese Säle,
Und denke mir das freudige Erschrecken
Der überraschten hocherstaunten Braut,
Wenn ich als Fürstin sie und Herrscherin
Durch dieses Hauses Pforten führen werde.
— Noch liebt sie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Nahmenlosen hat sie sich gegeben.
Nicht ahnet sie, daß es Don Manuel,
Messinas Fürst ist, der die goldne Binde
Ihr um die schöne Stirne flechten wird.
Wie süß ists, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehoffter Größe Glanz und Schein!
Längst spart' ich mir dieß höchste der Entzücken,
Wohl bleibt es stets sein höchster Schmuck allein,

Doch auch die Hoheit darf das Schöne ſchmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelſtein.

Chor.

Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum erſtenmal den ſtummen Mund entſiegeln.
Mit Späheraugen folgt' ich dir ſchon längſt,
Ein ſeltſam wunderbar Geheimniß ahnend,
Doch nicht erkühnt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllſt, dir abzufragen.
Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Luſt,
Der Roſſe Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Geſährten Aug' verſchwindeſt du,
So oft die Sonne ſinkt zum Himmelsrande,
Und keiner unſers Chors, die wir dich ſonſt
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines ſtillen Pfads Geſährte ſeyn.
Warum verſchleierſt du bis dieſen Tag
Dein Liebesglück mit dieſer neidſchen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Furcht iſt fern von deiner großen Seele.

Don Manuel.

Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden,
Nur in verſchloßner Lade wirds bewahrt,
Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,

Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel so nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen und ich will's.
Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verstohlen werd ich zu ihr schleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht,
Nicht mehr die Freude haschen auf der Flucht,
Das Morgen wird dem schönen Heute gleichen,
Nicht Blitzen gleich, die schnell vorüber schießen,
Und plötzlich von der Nacht verschlungen sind,
Mein Glück wird seyn, gleichwie des Baches Fließen,
Gleichwie der Sand des Stundenglases rinnt!

Chor.

So nenne sie uns Herr, die dich im stillen
Beglückt, daß wir dein Loos beneidend rühmen,
Und würdig ehren unsers Fürsten Braut.
Sag an, wo du sie fandest, wo verbirgst,
In welches Orts verschwiegner Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen schwärmend weit und breit
Die Insel auf der Jagd verschlungnen Pfaden,
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,

So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle sie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel.

Den Zauber lös' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne schauen.
Vernehmet denn und hört wie mir geschah.
Fünf Monde sinds, es herrschte noch im Lande
Des Vaters Macht, und beugete gewaltsam
Der Jugend starren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich als der Waffen wilde Freuden,
Und als des Waidwerks kriegerische Lust.
— Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geschahs,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindinn
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das scheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Busch und Kluft und bahnenlos Gestrüpp,
Auf Wurfes Weite sah ichs stets vor mir,
Doch konnt' ichs nicht erreichen noch erzielen,
Bis es zulezt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend
Dring ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend,
Da seh ich wundernd das erschrockne Thier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,

schäftigten ihn mehrere dramatische Plane, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat. Allein für eine Komödie hatte er einen Stoff gesammelt, fürchte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„Zwar glaube ich mich," schrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was meine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Nach der Uebersetzung der Phädra hatte er ein neues dramatisches Gedicht begonnen, worein die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bei diesem Werke, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiges Nervenfieber, mit seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben am 9. Mai 1805.

Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste lebt in Meiningen als Gattin des dasigen Hofraths Reinwald, und die zweite ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Mergentheim, im Königreiche Würtemberg, verheirathet.

Schiller's Gesichtszüge sind am treusten und geistvollsten in einer kolossalen Büste von Dannecker in Stuttgart dargestellt worden. (Wegen dieses allgemein anerkannten Urtheils ist ein Stahlstich derselben dem Werke beigegeben worden.) Eine frühere verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller, während seines letzten Aufenthalts in Schwaben, gesessen hatte, lag dabei zum Grunde, und dieses Werk in einem größern Style, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, auszuführen, beschloß der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethe's Worte über Schillern mögen diesen Aufsatz beschließen:

Es gährte seine Menge roh und wüster
Von jener Jugend, die uns nie verließ,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerhand der stumpfen Welt verspei;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhet,
Bald kühn hervordringt, bald gedrängt schwingt,
Damit das Gute wirke, mache, stemme!
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Ein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig sich gebannt.
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So stehen sie! Denn was dem Mann das Leben
Nur bald entreißt, soll ganz die Nachwelt geben.

Einige noch nicht abgedruckte Briefe Schiller's.

Mit den folgenden Briefen Schiller's an seinen Jugendfreund Petersen, seinen Lehrer Abel und einen Verleger glaubt die Verlagshandlung den Leser besonders zu erfreuen. Es gewähren dieselben nämlich einen so feinen Blick in das Gemüth des Dichters und dessen bescheidene Hoffnungen, sie lassen seinen Charakter in einem so lauten und glänzenden Lichte erscheinen, und geben so wichtigen Aufschluß über die Geschichte seiner Lebenszeit, daß die Nachkommen, welche den großen Mann nur aus seinen Schriften kennen lernen, sich von ihnen nicht minder angesprochen fühlen werden, als der Zeitgenosse oder der Freund Schiller's. Oder sollte sich auch je ein gleich mächtiger Geist, ein gleich großes Herz, gleich anziehend in der Berührung mit dem Alltäglichen gezeigt haben? — Wir bezweifeln es, und so dürften denn diese Briefe den Reiz des Contrastes im höchsten Grade in sich tragen. — Zur Vervollständigung ist noch beigefügt, daß der fünfte (als Facsimile lithographirt beigegeben) und sechste Brief an seinen Verleger gerichtet sind, dessen Plan der „Allgemeinen Zeitung" Schiller erst gerne ergriffen, die Ausführung bestehen auch von seiner Seite bis zu Unterschrift des betreffenden Contractes fortgesetzt, wogegen der von ihm im sechsten Briefe ausgesprochenen Zweifel aber wieder aufgegeben hatte.

I.

Schillers Schreiben an J. M. Petersen. 1781.

Schiller wünscht eine umständliche Beurtheilung seines, damals noch ungedruckten Trauerspiels: Die Räuber.

Zur Nachricht.

Ich erwarte von Dir keine saalse und superfeine Anzeige des Guten und Fehlerhaften, sondern eine eigentliche Zergliederung, nach dramatischer Verknüpfung, Verwirkung, Entwirkung, Charakteren, Dialog, Interesse u. s. w., und habe Dir deswegen auch das Stück communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nutzen könne. Darum hoff' ich wirst Du übrichte Schmeichelegen bei Seite legen. Längstens bis Samstag must Du mirs wieder zurückschicken, und da ich weiß, daß Du wirklich nicht occupirt bist, so hoff' ich das von Dir zu fordern zu können.

Wenn die Recension unsere 6 Bogen ist, so muß ich schon das Maul krümmen. Aber je größer sie ist, desto begieriger bin ich und desto vergnügter macht Du mich Deinen

Herzlichen Freund

Schiller.

Die es mit zarten Händen schmeichelnd faßt.
Bewegungslos starr ich das Wunder an,
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf aushohlend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an, so stehen wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maaß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und ungewandelt schnell ist mir das Herz.
— Was ich nun sprach, was die Holdselge mir
Erwiedert, möge niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen,
An meiner Brust fühlt' ich die ihre schlagen,
Als die Besinnungskraft mir wieder kam.
Da hört ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora schien es zu bedeuten,
Und schnell wie Geister in die Luft verwehen,
Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen.

Chor.

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Raub hast du an dem Göttlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit sündigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht.

Don Manuel.

Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln,
Das unsät schwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war sein Innhalt ausgefunden.
Und wie der Pilger sich nach Osten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,
So kehrte sich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entstieg dem Meer und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte,
Geflochten still war unsrer Herzen Bund,
Nur der allseh'nde Aether über uns
War des verschwiegnen Glücks vertrauter Zeuge,
Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.
Das waren goldne Stunden, selge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefesselt,
Das sich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor.

So war das Kloster eine Freistatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel.

Ein heilig Pfand ward sie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einst werde fodern.

Chor.

Doch welches Blutes rühmt sie sich zu seyn?
Denn nur vom Edeln kann das Edle stammen.

Don Manuel.

Sich selber ein Geheimniß wuchs sie auf,
Nicht kennt sie ihr Geschlecht noch Vaterland.

Chor.

Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Daseyns unbekannten Quellen?

Don Manuel.

Daß sie von edelm Blut, gesteht der Mann,
Der einzge, der um ihre Herkunft weiß.

Chor.

Wer ist der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wissend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel.

Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einzge Bote zwischen Kind und Mutter.

Chor.

Von diesem Alten hast du nichts erforscht?
Feigherzig und geschwätzig ist das Alter.

Don Manuel.

Nie wagt ichs, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verschwiegnes Glück gefährden konnte.

Chor.

Was aber war der Innhalt seiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu besuchen kam?

Don Manuel.

Auf eine Zeit, die alles lösen werde,
Hat er von Jahr zu Jahren sie vertröstet.

Chor.

Und diese Zeit, die alles lösen soll,
Hat er sie näher deutend nicht bezeichnet?

Don Manuel.

Seit wenig Monden drohete der Greis
Mit einer nahen Aendrung ihres Schicksals.

Chor.

Er drohte sagst du? Also fürchtest du
Ein Licht zu schöpfen, das dich nicht erfreut?

Don Manuel.

Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen,
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust.

Chor.

Doch konnte die Entdeckung, die du fürchtest,
Auch deiner Liebe günstge Zeichen bringen.

Don Manuel.

Auch stürzen konnte sie mein Glück, drum wählt ich
Das sicherste, ihr schnell zuvor zu kommen.

Chor.

Wie das o Herr? Mit Furcht erfüllst du mich,
Und eine rasche That muß ich besorgen.

Don Manuel.

Schon seit den lezten Monden ließ der Greis
Geheimnißvolle Winke sich entfallen,
Daß nicht mehr ferne sei der Tag, der sie
Den Ihrigen zurücke geben werde.
Seit gestern aber sprach ers deutlich aus,
Daß mit der nächsten Morgensonne Strahl —
Dieß aber ist der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schicksal sich entscheidend werde lösen.
Kein Augenblick war zu verlieren, schnell
War mein Entschluß gefaßt und schnell vollstreckt.
In dieser Nacht raubt' ich die Jungfrau weg,
Und brachte sie verborgen nach Messina.

Chor.

Welch kühn verwegen-räuberische That!
— Verzeih o Herr die freie Tadelrede!
Doch solches ist des weisern Alters Recht,
Wenn sich die rasche Jugend kühn vergißt.

Don Manuel.

Unsern vom Kloster der Barmherzigen,
In eines Gartens abgeschiedner Stille,

Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jezt von ihr, hieher
Zu der Versöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich sie dort allein
Zurück, die sich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürstin eingehohlt,
Und auf erhabnem Fußgestell des Ruhms
Vor ganz Messina ausgestellt zu werden.
Denn anders nicht soll sie mich wiedersehn,
Als in der Gröſſe Schmuck und Staat, und festlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimatlose, Flüchtige
Der Mutter nahen soll, die ich ihr gebe,
Als eine Fürstin fürstlich will ich sie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor.

Gebiete Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel.

Ich habe mich aus ihrem Arm gerissen,
Doch nur mit ihr werd ich beschäftigt seyn.
Denn nach dem Bazar sollt ihr mich anjezt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt

An edelm Stoff und feinem Kunſtgebild.
Erſt wählet aus, die zierlichen Sandalen,
Der zartgeformten Füße Schutz und Zier,
Dann zum Gewande wählt das Kunſtgewebe
Des Indiers, heilglänzend wie der Schnee
Des Aetna, der der nächſte iſt dem Licht —
Und leicht umfließ es wie der Morgenduft
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur ſei, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt der Gürtel, der die Tunike
Unter dem zücht'gen Buſen reizend knüpft.
Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur ſchimmernd,
Ueber der Achſel heft ihn eine goldne
Cikade — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die ſchönen Arme reizend zu umzirken,
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttinn wunderſame Gaben.
Um die Locken winde ſich ein Diadem,
Gefüget aus dem köſtlichſten Geſtein,
Worinn der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze,
Oben im Haarſchmuck ſei der lange Schleier
Befeſtigt, der die glänzende Geſtalt

Gleich einem hellen Lichtgewölk umfließe,
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend sich das schöne Ganze.

Chor.

Es soll geschehen, Herr! wie du gebietest,
Denn fertig und vollendet findet sich
Dieß alles auf dem Bazar ausgestellt.

Don Manuel.

Den schönsten Zelter führet dann hervor
Aus meinen Ställen, seine Farbe sei
Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde,
Von Purpur sei die Decke, und Geschirr
Und Zügel reich besetzt mit edeln Steinen,
Denn tragen soll er meine Königin.
Ihr selber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterstaates, unterm freudgen Schall
Der Hörner eure Fürstin heimzuführen.
Dieß alles zu besorgen geh ich jetzt,
Zwey unter euch erwähl ich zu Begleitern,
Ihr andern wartet mein — Was ihr vernahmt,
Bewahrts in eures Busens tiefem Grunde,
Bis ich das Band gelöst von eurem Munde.

(er geht ab, von Zweyen aus dem Chor begleitet)

Chor.

Sage, was werden wir jezt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Einer aus dem Chor.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigten Rasen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben

Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müssige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter.

Stehen nicht Amors Tempel offen,
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen,
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß sich die graulichten Farben erheben,
Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums,
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter.

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne! Und flechte sich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen,

II.

An Ebendenselben 1781.

Ueber Schillers Lebensplan und seine Räuber.

Liebster Freund!

Daß Du siehst wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, saßt Du, wie ich hoffe. Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so ehriger bewiesen, will ich Dich gütigst ersuchen sogleich nachmahls an das erinnern, was Du von Hoven sagen, nach allen Künsten des überredenden Kanzlers, gehabt haben wirst.

Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgemeinige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht anstieht — das Geld. Schaden hat für einen Bogen seiner Verse einen Ducaten von einem Buchbinger Verleger bekommen, warum sollt ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz — 11 Bogen ausgedruckt abgehen wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen können. Was über 50 Gulden ausläuft — ist Dein. Du magst aber nicht glauben, als ob ich dadurch auf einem interessirten Wesen ertappen wollte. Ich kenne dich ja; sondern das soll Du frey und redlich verdient, und kannst es brauchen.

Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Richter, dem Publicum, preißgeben. Dazu nennst mich die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verbittern, und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte naturlich gerne aus wissen, was ich für ein Gesicht als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und denn endlich ein dritter Grund, der ganz dort ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andre Aussicht als in einem Fache zu arbeiten; d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amt, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudieren und nützen kann, und wenn ich etwas drucken schreibe, so ist es in diesem Fache, Schriften aus dem Felde der Poesie. Trogdiße u. s. w. werden meinem Plane, Professor in der Philosophie und Medicin zu werden, eher hinderlich seyn. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreib mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskommt, ist nicht zu besorgen, mehrerlei soll die genaueste Vorsicht der Censur werden. Und geschieht es — so ist es immer Zeit, daß Du deiner Brüder einen als Autor davon ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Product gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapf haben's wirklich sehr nöthig. Betrug es ja, 4 — 5 Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten.

Leb recht wohl.

Schiller.

III.

An Ebendenselben 1784.

Ueber die kurpfälzische Teutsche Gesellschaft.

Mannheim d. 1. Juli. 84.

Ich bitte mir fest ein, daß Du dasjenige, was ich Dir jetzt schreibe, entweder durch den Weg der Zeitung oder durch den Geheim-Secretair Klein schon erfahren haben wirst. Weil aber die Sache einen, die mir nicht unwerthgültigen, Gang genommen hat, so ist Dirs vielleicht nicht ganz unangenehm, so was näheres davon durch mich zu erfahren.

Deine Abhandlung über die Preißfrage unserer T. Gesellschaft hatte mit einer andern, die den Professor Meyer in Zürich zum Verfasser hat, um den Preis. Die Mehrheit entscheid für die letztere, doch mit dem Zusatz, daß die deinige in magnis voluisse sat est an unserer Vortrefflichkeit ihr so nahe gränze, daß es der kurpfälzischen Gesellschaft zur Ehre gereiche sie nicht ohne anständige Belohnung zu lassen. Du bekommst also ein Accessit, eine goldne Medaille von 25 Ducaten, die Dir sehr wol gefallen wird. Der Curfürst setzt jährlich so viel für eine Preißfrage aus, weil aber schon 5 Jahre keine Abhandlung gekrönt zu werden verdiente, stieg die Summe zu 75. Deine Medaille bezahlt die Kasse der T. Gesellschaft, sie darf dir also um so viel werther seyn, da sie ein an der ordentlicher Schritt, und eine ganz freie Ausgabe der Gesellschaft ist, die sie sich gar wol hätte ersparen können, wenn sie weniger gerecht gegen sich gewesen wäre.

Was Dir aber bei dem ganzen Vorgang das interessanteste seyn könnte, will ich Dir jetzt erzählen. Die Gesellschaft hatte schon angefangen, Verzicht auf die Preißaustheilung zu thun, da alle vorher eingesandte Aufsätze ohne Werth waren, als die heinige und die Meyer'sche Abhandlung eingelaufen. Schon der Secret. Hacker kündigte eine bessere Zeiten an. Ich sah sie zu der Zeit noch nicht. Nach einem Beschluß der Gesellschaft, der in solchen Fällen gewöhnlich ist, wurden drei Mitglieder ausgeschossen, diese drei Censuren zu beurtheilen, und in voller Sitzung der Gesellschaft darüber zu referieren. Ein sonderbarer Zufall war Schuld, daß ich der dritte unter diesen Ten war. Meig und der hiesige Hofkaplan Sambaga (Du wirst natürlicherweise keinen Gebrauch von diesen Vertrauen machen) waren die andern. Als mir Meig deine Abhandlung übergab, wie erstaunte ich. Deine Hand zu erkennen! Eine sonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den seltsamen Lauf unserer Schicksale überlege, der mich an einem fremden Ort, und in solchen Beziehungen auf Dich werden lassen wollte. Wir stellen alle die vergangene Wende ein, die wir in Gesellschaft zu vertrauich vereinten, alle die Gespräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in die Pfalz exulieren, ich mußte Mitglied dieser Gesellschaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das letztere ist noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Gliedern der Gesellschaft in einem Privatbesuch vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las die andere vor. Man zweifelte, schwankte, und der gefällige Stil der letzten, bei gleichem Werthe, entschied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig gestehe ich Dir das, denn ich hasse die lächerliche Sucht, sich eines Verdienstes um jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es war mir leid, daß

Aber dem männlichen Alter ziemts
Einem ernſteren Gott zu dienen.

Erſter.

Der ſtrengen Diana, der Freundin der Jagden,
Laſſet uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Und den Springbock ſtürzen vom Fels.
Denn die Jagd iſt ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernſten Kriegsgotts luſtige Braut —
Man iſt auf mit dem Morgenſtral,
Wenn die ſchmetternden Hörner laden
Luſtig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfriſchenden Strömen der Lüfte!

Zweiter.

Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?
Wer das grüne cryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,

Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt,
Ohne die Saat erblüht ihm die Aernte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich,
Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
Und der Aermste dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um,
Auf den Wellen ist alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

Dritter.

Aber nicht bloß im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresflut,
Auch auf der Erde, so fest sie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wankt das Glück und will nicht weilen.
— Sorge giebt mir dieser neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen,
Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Möcht ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief schon hat der Haß gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,

Die ſich nie vergeben und vergeſſen,
Noch hab ich das Ende nicht geſehn,
Und mich ſchrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund,
Aber ſehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieſer Ehe ſergenloſer Bund,
Dieſe lichtſcheu krummen Liebespfade,
Dieſes Kloſterraubs verwegne That,
Denn das Gute liebt ſich das Gerade,
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.
Auch ein Raub wars, wie wir alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Saamen
Auf das ſündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Nahmen
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.

Chor.

Ja es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wut.

Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebähren.
— Aber ich will es ſchweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter ſchaffen im Stillen,
Zeit iſts, die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

(der Chor geht ab.)

Die Scene verwandelt ſich in einen Garten, der die Ausſicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anſtoßenden Gartenſaal tritt

Beatrice.

(geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umher ſpähend. Plötzlich ſteht ſie ſtill und horcht)

Er iſt es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen,
Schon neigt die Sonne ſich zu ihrem Ziel,
Mit trägem Schritt ſeh ich die Stunden ſchleichen,
Und mich ergreift ein ſchauderndes Gefühl,
Es ſchreckt mich ſelbſt das weſenloſe Schweigen.
Nichts zeigt ſich mir, wie weit die Blicke tragen,
Er läßt mich hier in meiner Angſt verzagen.

Und nahe hör ich, wie ein rauſchend Wehr
Die Stadt, die Völkerwimmelnde, ertoſen,
Ich höre fern das ungeheure Meer
An ſeine Ufer dumpferbrandend ſtoßen,
Es ſtürmen alle Schrecken auf mich her,
Klein fühl ich mich in dieſem Furchtbargroßen,
Und fortgeſchleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier ich mich im grenzenloſen Raume.

Warum verließ ich meine stille Zelle,
Da lebt ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig wie die Wiesenquelle,
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle,
Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm,
Zerrissen hab ich alle frühern Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein rasender Wahn?
Den Schleier zerriß ich
Jungfräulicher Zucht,
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle,
Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt ich,
Dem kühnen Entführer in sträflicher Flucht.
O komm mein Gelichter!
Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz
Mit liebender Nähe versichre mein Herz.

Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein sich an mich schloß,
Denn ausgesetzt ward ich ins fremde Leben,
Und frühe schon hat mich ein strenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Gerissen von dem mütterlichen Schoß.
Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum gieng mir das Bild verloren.

Und so erwuchs ich still am stillen Orte,
In Lebens Glut den Schatten beigesellt,
— Da stand er plötzlich an des Klosters Pforte,
Schön wie ein Gott und männlich wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und schnell als wär es ewig so gewesen,
Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.

Vergieb du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geschick erkoren,
Nicht frei erwählt' ichs, es hat mich gefunden,
Ein bringt der Gott auch zu verschloßnen Thoren,
Zu Perseus Thurm hat er den Weg gefunden,

Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren.
Wär es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr ich mehr zu ſchauen,
In keine Heimat ſehn ich mich zurück,
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen,
Giebt es ein ſchönres als der Liebe Glück,
Mit meinem Loos will ich mich gern beſcheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn ich ſie und will ſie nimmer kennen,
Die ſich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn ſie von dir mich mein Geliebter trennen,
Ein ewig Räthſel bleiben will ich mir,
Ich weiß genug, ich lebe dir!
(aufmerkend)
Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein es war der Wiederhall,
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht,
Der Geliebte iſt es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?

Mich umſchlingt ein kaltes Grauſen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer ſchwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?

(Sie geht unruhig umher.)

Aus des Gartens ſichern Mauren
Wag ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entſetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu ſetzen,
Denn mich trieb's mit mächtgem Drang,
Aus der Seele tiefſten Tiefen,
Als ſie zu der Hora riefen,
Hin zu knien an heiliger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerſtehn.

Wenn ein Lauſcher mich erſpähte?
Voll von Feinden iſt die Welt,
Argliſt hat auf allen Pfaden
Fromme Unſchuld zu verrathen
Ihr betrüglich Netz geſtellt.
Grauend hab ichs ſchon erfahren,
Als ich aus des Kloſters Hut

In die fremden Menschenschaaren
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Dort bei jenes Festes Feier,
Da der Fürst begraben ward,
Mein Erkühnen büßt ich theuer,
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich schreckten,
Mir das innerste durchzuckten,
In das tiefste Herz mir schaute —
Noch durchschauert kaltes Grauen,
Da ichs denke, mir die Brust!
Nimmer nimmer kann ich schauen
In die Augen des Geliebten,
Dieser stillen Schuld bewußt!

(aufhorchend)

Stimmen im Garten!
Er ists, der Geliebte!
Er selber! Jezt täuschte
Kein Blendwerk mein Ohr,
Es naht, es vermehrt sich!
In seine Arme!
An seine Brust!

meine erste Hoffnung. Dir eine solche Freude zu machen, zu Thränen rührte ging. Mit vollem Herzen hatte ich schon an Dich einen Brief aufgesetzt, worin ich Dir sagen wollte, daß ich nicht die Freude hatte, Dich persönlich zu sehen. Du würdest den Preis bekommen, aber die zwote Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig; vielleicht, daß ich nicht die Freundschaft allein, sondern auch wirklich die Wahrheit beleidigte, aber genug, ich urtheilte nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu seyn. Wenigstens hatte ich die andere für die Bessre, und die Bessre sollte gekrönt seyn. Soweit habe ich gegen Dich gehandelt. Uebergezogen aber, daß die Dritte stattgefunden, und ein Fall sie andre nicht eingelaufen, unlaugbahr wäre, drang ich mit allem Einfluß den ich allenfalls habe, und allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und Dir 25. dem andern 50 Dukaten zuzuerkennen. Ohne die geringste Verwerfung war auch Mieg ganz einer Meynung mit mir. Die Gesellschaft war unschlüssig, und ich hatte endlich die Freude durch eine detaillirte Critik, Auszug, und Gegeneinanderstellung beider, das Conclusum zu Stand zu bringen. Daß Dir von Seiten der gesellschaft. Casa 25 Dukaten extra zugesprochen wurden. Daß obgedachte ist meine geringes Verdienst, aber ich gestehe Dir aufrichtig, nicht der Rücksicht auf unsere Bekanntschaft, blos meiner Ueberzeugung daß Du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung ist fürtrefflich. Mein eigentlich Amt hat mich in die Nothwendigkeit gesetzt, sie zu studiren, und ich danke Dir für Deine Belehrung. Den Preis wirst Du bekommen, oder schon haben. Er ist sehr einfach und edel.

Nun noch eine Erklärung. Wenn es allenfalls deine Konvenienz seyn sollte, und ich glaube es beinahe! unser Mitglied zu werden, so schreibe mirs, und rechne auf meine kräftige Mitwürkung. Ich habe so ziemlich Einfluß auf die Mehresten, und der Präsident ist ganz auf meiner Seite. Vorläufig kannte ich Dirs gewiß versprechen. Ist es dir also ernsthaft, so setze ein Schreiben an mich auf, worinn Du mich bittest, der Gesellschaft in Deinem Nahmen für die Ehrenmünze zu danken, und den Wunsch äußerst, darein aufgenommen zu werden. Diesen Brief lese ich jedem, der Gewicht hat, einzeln vor, und stimme die Gemüther, daß ich der Bestimmung versichert bin, wenn ich ihn öffentlich vorlese. Den Präsidenten habe ich schon sondiert, und seine Stimme hast Du. Das einzige, warum ich Dich bitte, ist, sey in Deinem Brief an mich ein bischen fremd, sonst möchte die Gesellschaft, die es noch nicht vergessen hat, wie ich für dein Accessit stritt, aus unserer Vertraulichkeit auf meine Partheilichkeit schließen, und es in Zukunft bleiben lassen, mir Sachen von solcher Wichtigkeit zu übergeben. Hoffentlich aber wirst Du auch dem Freund ein Zettelgen beilegen.

Die Vortheile, welche Dir eine solche Verbindung gewährt, sind nicht ganz unbeträchtlich. Weggerechnet, was sie überhaupt in Deinem Verhältniß zu Deinen Besten wirken muß, so kommt Du dadurch mit den besten Gelehrten in der Pfalz in nähern Zusammenhang, und wenn Du wieder kommst bist Du kein Fremder mehr. Du hast Sitz und Stimme in unsern Sitzungen. die kurfürstliche Bibliothek steht dir frei, denn jedes Mitglied kann Bücher aus derselben nach Haus verlangen, und was so gegeben wird nicht da ist, muß angeschafft werden für jeden gedruckten Bogen, in gesellschaftlichen Aufsätzen erhältst Du drei Dukaten und andere Kleinigkeiten mehr. Mir war die T. Gesellschaft äußerst angenehm, denn durch sie habe ich wieder ein Vaterland, und die beste Verbindungen, die mir jetzt doppelt zu statten kommen, da ich entschlossen bin auf Michaelis in Heidelberg Docent zu werden, und mich auf immer hier zu etablieren.

Schreibe mir bald, liebster Freund, und laß mich auch mehrers von Deinen Umständen wissen. Ihr seyn lieben Lorl empfiehl du mich, das verdient sich. Das geschiedste wäre, wenn wir beide mich diesen Sommer hier überraschten. — Hoven's Stimme ist verballot in Stima. Ich habe ihm geschrieben, verlangt Verdienst meine Faulheit sehr hoch anrechnet, und noch war ich so glücklich nicht. Antwort von ihm zu erhalten. Neyn ihm das ein bischen unter die Nase. Er könnte jetzt ein paar 100 Gulden verdienen, denn die T. Gesellschaft hat auf das beste Kunststück einen Preis gesetzt, weil unsere Verordnungen wollen, daß Sprache und solche Wissenschaften alle Jahr alternieren. Mein Papier geht zu Ende also leb wohl.

F. Schiller.

IV.

An den Professor Abel, damals (1795) zu Tübingen, später Prälat zu Schönthal.

Schiller lehnt einen Ruf an die vaterländische Universität ab.

Jena den 5. April. 95.

Ich habe mir nun Zeit genommen, liebster Freund. Ihrer letztern Anfrage reiflich nachzudenken, und den Vorschlag, welchen Sie mir thun, mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Resultat meiner Ueberlegungen ist, daß ich besser thue, in meinen bisherigen Verhältnissen zu bleiben, vorzüglich deswegen, weil es gar keinen Anschein hat, daß ich, meiner Gesundheitsumstände wegen, denjenigen würde entsprechen können, was man von einem academischen Lehrer mit Recht erwartet, und was ich in einem solchen Fall mir selbst zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Ruf annehme, so möchte ich mich doch stillschweigend anheischig, etwas bestimmtes dafür zu leisten, und bis ist mehr, als meine körperlichen Umstände mir zu versprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts bergleichen von mir, und unser Herzog weiß, daß keine academische Functionen von mir geleistet werden können. Hier säusle ich also niemand, und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimarische Hof soviele Beweise von einer nachsichtsvollen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre aufopfern. Noch ganz unerlich erscheint mir der Herzog, daß mein Gehalt nie verdoppelt werden sollte, sobald ich Unterstützung nöthig haben würde. Setzen Sie Sich nun in meine Lage. Ich bin überzeugt, Sie würden Sich entschließen wie ich.

Unter 1000 Gulden würde ich in Tübingen nicht wohl haben existiren können, und für dieses Geld hätte ich zu wenig geleistet. Besser also, man wendet die bestimmte Summe an einen rüstigen und verbrauchte vollen Mann, und ich bleibe in meinen Verhältnissen.

Daß ich Ihre und Ihrer Freunde liebevolle Bemühungen für mich mit dem dankvollsten Herzen verehre und ewig verehren werde, darf ich Ihnen nicht erst versichern. Nehmen Sie noch einmal meinen innigen Dank dafür an.

Ewig der Ihrige,

Schiller.

(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens, Don Cesar tritt ihr entgegen.)

Don Cesar, Beatrice, der Chor.

Beatrice.

(mit Schrecken zurückstehend.)

Weh mir! Was seh ich!

(in demselben Augenblick tritt auch der Chor ein)

Don Cesar.

Holde Schönheit, fürchte nichts!

(zu dem Chor.)

Der rauhe Anblick eurer Waffen schreckt
Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbietger Ferne!

(zu Beatricen.)

Fürchte nichts!
Die holde Scham, die Schönheit ist mir heilig.

(Der Chor hat sich zurück gezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand.)

Wo warst du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich diese lange Zeit? Dich hab ich
Gesucht, nach dir geforschet, wachend, träumend
Warst du des Herzens einziges Gefühl,

Seit ich bei jenem Leichenfest des Fürsten
Wie eines Engels Lichterscheinung dich
Zum erstenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangst.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth sie dir — ein kühneres Geständniß
Verbot des Ortes ernste Majestät.
— Der Messe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und da ich von den Knieen jezt erstanden,
Die ersten Blicke schnell auf dich sich hefften,
Warst du aus meinen Augen weggerückt,
Doch nachgezogen mit allmächtgen ZaubersBanden
Hast du mein Herz mit allen seinen Kräften.
Seit diesem Tage such ich rastlos dich,
An aller Kirchen und Paläste Pforten,
An allen ofnen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann,
Hab ich das Netz der Späher ausgebreitet,
Doch meiner Mühe sah ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,
Des Spähers Glückbekrönte Wachsamkeit
In dieser nächsten Kirche dich entdeckte.
(Hier macht Beatrice, welche in dieser ganzen

Zeit zitternd und abgewandt gestanden, eine Bewegung des Schreckens.)

Ich habe dich wieder, und der Geist verlasse
Eher die Glieder, eh ich von dir scheide!
Und daß ich fest sogleich den Zufall fasse,
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red ich dich vor diesen Zeugen allen
Als meine Gattinn an und reiche dir
Zum Pfande des die ritterliche Rechte.

(er stellt sie dem Chor dar.)

Nicht forschen will ich, wer du bist — Ich will
Nur Dich von Dir, nichts frag ich nach dem andern.
Daß deine Seele wie dein Ursprung rein,
Hat mir dein erster Blick verbürget und beschworen,
Und wärst du selbst die niedrigste gebohren,
Du müßtest dennoch meine Liebe seyn,
Die Freiheit hab ich und die Wahl verloren.

Und daß du wissen mögest, ob ich auch
Herr meiner Thaten sey, und hoch genug
Gestellt auf dieser Welt, auch das Geliebte
Mit starkem Arm zu mir empor zu heben,
Bedarfs nur, meinen Nahmen dir zu nennen.
— Ich bin Don Cesar und in dieser Stadt

Meſſina iſt kein gröſſrer über mir.

(Beatrice ſchaudert zurück, er bemerkt es und fährt nach einer kleinen Weile fort.)

Dein Staunen lob ich und dein ſittſam Schweigen,
Schaamhafte Demuth iſt der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes iſt ſich das Schöne,
Und es erſchrickt vor ſeiner eignen Macht.
— Ich geh und überlaſſe dich dir ſelbſt,
Daß ſich dein Geiſt von ſeinem Schrecken löſe,
Denn jedes Neue, auch das Glück, erſchreckt.

(zu dem Chor)

Gebt ihr — ſie iſts von dieſem Augenblick!
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürſtin,
Belehret ſie von ihres Standes Größe.
Bald kehr ich ſelbſt zurück, ſie heimzuführen,
Wies Meiner würdig iſt und Ihr gebührt.

(er geht ab.)

Beatrice und der Chor.

Chor.

Heil dir o Jungfrau,
Liebliche Herrſcherin!
Dein iſt die Krone,

Dein iſt der Sieg!
Als die Erhalterin
Dieſes Geſchlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüß ich dich!

Dreifaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,
Glückliche, trittſt du
In ein götterbegünſtigtes glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Zepter in ſtetiger Reihe
Wandert vom Ahnherrn zum Enkel hinab.

Deines lieblichen Eintritts
Werden ſich freuen
Die Penaten des Hauſes,
Die hohen die ernſten
Verehrten Alten,
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Victoria,
Die geflügelte Göttinn,
Die auf der Hand ſchwebt des ewigen Vaters

Ewig die Schwingen zum Siege gespannt:
Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus diesem Geschlechte,
Scheidend reicht
Eine Fürstin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönste
Erlebt mein Auge,
Denn ich sehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

Beatrice.
(aus ihrem Schrecken erwachend)

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen
Welche leben
Nicht in diese sollt ich fallen!

Jezt versteh ich das Entsetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich schaudernd stets gefaßt,
Wenn man mir den Namen nannte

Dieſes furchtbaren Geſchlechtes,
Das ſich ſelbſt vertilgend haßt,
Gegen ſeine eignen Glieder
Wüthend mit Erbittrung raſ't!
Schaudernd hört ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaß der Brüder,
Und jezt reißt mein Schreckenſchickſal
Mich die arme, rettungsloſe
In den Strudel dieſes Haßes
Dieſes Unglücks mich hinein!

(ſie flieht in den Gartenſaal.)

Chor.

Den begünſtigten Sohn der Götter beneid ich,
Den beglückten Beſizer der Macht!
Immer das Köſtlichſte iſt ſein Antheil,
Und von allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird geprieſen,
Bricht er die Blume ſich ab.

Von den Perlen, welche der tauchende Fiſcher
Auffängt, wählt er die reinſten für ſich.
Für den Herrſcher legt man zurück das Beſte,

Was gewonnen ward mit gemeinsamer Arbeit,
Wenn sich die Diener durchs Loos vergleichen,
Ihm ist das Schönste gewiß.

Aber Eines doch ist sein köstlichstes Kleinod,
Jeder andre Vorzug sei ihm gegönnt,
Dieses beneid ich ihm unter allem,
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken ist aller Augen,
Daß er sie eigen besitzt.

Mit dem Schwerte springt der Korsar an die Küste,
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall,
Männer führt er davon und Frauen,
Und ersättigt die wilde Begierde,
Nur die schönste Gestalt darf er nicht berühren,
Die ist des Königes Gut.

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungeweihter in dieses Geheimniß
Dringe und der Herrscher uns lobe,
Der das Köstlichste, was er besitzet,
Unsrer Bewahrung vertraut.

(Der Chor entfernt sich nach dem Hintergrunde. Die Scene verwandelt sich in ein Zimmer im innern des Pallastes.)

Donna Isabella
steht zwischen Don Manuel und Don Cesar.

Isabella.

Nun endlich ist mir der erwünschte Tag,
Der lang ersehnte, festliche erschienen —
Vereint seh ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zusammen füge,
Und im vertrauten Kreis zum erstenmal
Kann sich das Herz der Mutter freudig öfnen.
Fern ist der fremden Zeugen rohe Schaar,
Die zwischen uns sich kampfgerüstet stellte —
Der Waffen Klang erschreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerstörten Brandstatt, wo sie lang
Mit altverjährtem Eigenthum genistet,
Aufstiegt in düsterm Schwarm, den Tag verdunkelnd,
Wenn sich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen,

So flieht der alte Haß mit seinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigten Verdacht,
Der scheelen Mißgunst und dem bleichen Neide,
Aus diesen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geselliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.

(sie hält inne)

— Doch nicht genug, daß dieser heutge Tag
Jedem von beiden einen Bruder schenkt,
Auch eine Schwester hat er euch gebohren.
— Ihr staunt? Ihr seht mich mit Verwundrung an?
Ja meine Söhne! Es ist Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche, und das Siegel löse
Von einem lang verschlossenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab ich eurem Vater
Gebohren — eine jüngre Schwester lebt
Euch noch — Ihr sollt noch heute sie umarmen.

Don Cesar.

Was fragst du Mutter? Eine Schwester lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieser Schwester!

Don Manuel.

Wohl hörten wir in früher Kinderzeit,
Daß eine Schwester uns gebohren worden,
Doch in der Wiege schon, so ging die Sage,

V.

An Cotta.

Schiller, der zuerst die Redaktion der Allg. meinen Zeitung übernehmen wollte, erklärt vorläufig seine Abneigung.

Jena, d. 4. Jan. 04.

Ehe Sie wegen unsrer Zeitung Schritte thun, mein lieber Freund, so erwarten Sie noch einen Brief von mir, worinn ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzuthun hoffe, daß dieses Unternehmen, wenigstens unter meiner Direktion, viel zu schwierig und riskant seyn wird. Diese meine gründe ich Ihnen für das Journal versprechen zu können, welches in jedem Betracht jener Zeitungs-Entrepriße vorzuziehen ist. Ich habe, seit Ihrer Abreise, mit mehreren sehr bedeutenden Männern darüber gesprochen, und alle nennen übereins, daß sie die polit. Zeitung im höchsten Grade mißrathen, das Journal aber einstimmig billigen.

Die Post geht sogleich ab. Ich muß also für heute schließen. Ganz der

Ihrige

Schiller.

VI.

An Ebendenselben.

Schiller entwickelt seine Gründe für Ablehnung der Redaktion der Allg. Zeitung.

Jena den 12. Jan. 04.

Meinen letzten Brief, worinn ich Ihnen wegen der polit. Zeitung meine Gedanken vorlegte, werden Sie nun längst schon in Händen haben. In diesen Angelegenheit unterlaßen ernstlich nachgedacht, und auch mit andern darüber Rath gepflogen, und die Gründe, sie aufzugeben, haben nun ein entscheidendes Uebergewicht bey mir erhalten. Ich kann und darf weder mich noch Sie exponiren. Mich würde ich exponiren, wenn ich mit einer hinfälligen Gesundheit beide in ein für mich ganz neues und eben darum höchst schwieriges Fach mich stürzte, wozu es mir sowohl an Talent als an Neigung fehlt, und wobey ich doch die genaueste Ordnung beobachten müßte. Im ersten Jahr würde meine Anstrengung unerschwinglich seyn, denn außerdem, daß ich mich erst im Politischen überhaupt umsehen, und eine unabsehbare Menge dahin einschlagender Schriften mir bekannt machen müßte, stele auf die ganze Last der Redaction auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte des Werks stehen müßte, und meine Mitarbeiter noch nicht eingearbeitet wären. In diesem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Rest von Gesundheit vollends zu Grund richten.

Sie würde ich nicht weniger exponiren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Auslagen schon geschehen, durch einen einzigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im ersten Jahre so leicht eintreten könnte, unvermeidlich ins Stocken gerathen würde. Außerdem kennt das politische Publikum mich wenig, wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fach ein Vertrauen fassen könnte. Im Politischen würde sich ein Mann wie Archenholz, Friderich Schulz u. dergl. gewiß mehr Kredit verschaffen können. Sie würden sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit auf, viele Tausend Gulden ohne Rettung zu verlieren, und ich wage zugleich Gesundheit, Leben und schriftstellerischen Ruhm.

Entlagen Sie also einer für uns beide so äußerst riskanten Unternehmung, insoferne wenigstens, als die Ausführung derselben auf mir beruhen soll. Retten Sie vielmehr meinen Muth an, alles auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns beide unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagt und eben so viel versprechend ist. Diese Unternehmung paßt für mich, ich bin in diesem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien versehen, und kann selbst bei einem geringern Grad von Gesundheit noch dafür thätig seyn, weil ich es mit Neigung und mit innerm Berufe thun würde; und im schlimmsten Fall, wenn ich stürbe, wird sie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der besten Schriftsteller dazu concurriert. Was den Verleger betrifft, so zweifle ich, ob eine Buchhandlung etwas Ehrenvolleres unternehmen kann, als ein solches Werk, das die ersten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn bis die einzige Schrift wäre, die Ihre Buchhandlung verlegte, so müßte schon diese einzige ihr dauernden Ruhm sichern.

Schon habe ich die Privat-Anzeige für die Mitarbeiter aufgesetzt, und übersende Ihnen solche hier im Abdruck. An das Publikum ergeht eine ganz andere Anzeige, welche aber nicht eher als mit dem ersten Stück darf ausgegeben werden. An Kant, Garve, Fichte, Forberg, Herder, Jerusalem, Gleim, Gotter und einige andre habe ich schon Briefe und Versicherungen gesandt. Hier in Jena haben sich die Professoren Fichte und Woltmann auf's genauste mit mir dazu verbunden, und fangen bereits an, dafür zu arbeiten. Was mich betrifft, so ist dieß der einzige mögliche Weg, daß Sie den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten; denn obwohl ich für ein Journal schreibe, beben sich alle andere Verbindungen auf. Diese ich aber meine Schriften einzeln drucken, so hätte Herr Göschen immer das erste Recht an meine neuesten Arbeiten, indem ich sie ihm schon versprochen habe.

Ich erwarte nun bloß einige Antworten auf meine an erwähnte Schriftsteller erlassene Briefe, und wenn diese ihren Beitritt versprechen, so steht unser Journal fest und unerschütterlich. Dann will ich Ihnen auch unsere Verlagsavantage genau und ausführlich vorlegen, und wir wollen die Contracte machen.

Ihr ergebener Freund

J. Schiller.

Druck und Papier der Officinen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nahm sie der Tod hinweg.

Isabella.

Die Sage lügt!

Sie lebt!

Don Cesar.

Sie lebt und du verschwiegest uns?

Isabella.

Von meinem' Schweigen geb ich Rechenschaft.
Hört, was gesäet ward in früh'rer Zeit,
Und jezt zur frohen Aernte reifen soll.
— Ihr wart noch zarte Knaben, aber schon
Entzweyte euch die jammervolle Zwist,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Aeltern Herz,
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein seltsam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er säh aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachsen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwischen beyden
Wuchs eine Lilie empor — Sie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend prasselnd aufschlug,
Und um sich wüthend, schnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerglut verschlang.

Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte
Befragt' der Vater einen sternekundigen
Arabier, der sein Orakel war,
An dem sein Herz mehr hieng als mit gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde sie ihm
Die beiden Söhne und sein ganzer Stamm
Durch sie vergehn — Und ich ward Mutter einer Tochter,
Der Vater aber gab den grausamen
Befehl, die neugebohrene alsbald
Ins Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blutgen Vorsatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verschwiegnen Dienst.

Don Cesar.

Gesegnet sei er, der dir hülfreich war,
O nicht an Rath gebrichts der Mutterliebe!

Isabella.

Der Mutterliebe mächtge Stimme nicht
Allein trieb mich das Kindlein zu verschonen.
Auch mir ward eines Traumes seltsames
Orakel, als mein Schooß mit dieser Tochter
Gesegnet war: Ein Kind wie Liebesgötter schön
Sah ich im Grase spielen, und ein Löwe

Kam aus dem Wald, der in dem blutgen Rachen
Die frisch gejagte Beute trug, und ließ
Sie schmeichelnd in den Schooß des Kindes fallen.
Und aus den Lüften schwang ein Adler sich
Herab, ein zitternd Reh in seinen Fängen,
Und legt es schmeichelnd in den Schooß des Kindes,
Und beide, Löw und Adler, legen fromm
Gepaart sich zu des Kindes Füßen nieder.
— Des Traums Verständniß löste mir ein Mönch,
Ein Gottgeliebter Mann, bei dem das Herz
Rath fand und Trost in jeder irdschen Noth.
Der sprach: „Genesen würd ich einer Tochter,
„Die mir der Söhne streitende Gemüther
„In heißer Liebesglut vereinen würde."
— Im Innersten bewahrt' ich mir dies Wort,
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gott verheißne,
Des Segens Tochter, meiner Hofnung Pfand
Die mir des Friedens Werkzeug sollte seyn,
Als euer Haß sich wachsend stets vermehrte.

Don Manuel.

(seinen Bruder umarmend)

Nicht mehr der Schwester brauchts, der Liebe Band
Zu flechten, aber fester soll sies knüpfen.

Isabella.

So ließ ich an verborgner Stätte sie,
Von meinen Augen fern, geheimnißvoll,
Durch fremde Hand erziehn — den Anblick selbst
Des lieben Angesichts, den heißerflehten,
Versagt ich mir, den strengen Vater scheuend,
Der von des Argwohns ruheloser Pein
Und finster grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

Don Cesar.

Drei Monde aber deckt den Vater schon
Das stille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
Die lang verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unsre Herzen zu erfreuen?

Isabella.

Was sonst als euer unglückseliger Streit,
Der, unauslöschlich wüthend, auf dem Grab
Des kaum entseelten Vaters sich entflammte,
Nicht Raum noch Stätte der Versöhnung gab?
Konnt ich die Schwester zwischen eure wild
Entblößten Schwerter stellen? Konntet ihr
In diesem Sturm die Mutterstimme hören?
Und sollt ich sie, des Friedens theures Pfand,
Den lezten heilgen Anker meiner Hofnung

An eures Hasses Wut unzeitig wagen?
— Erst mußtet ihrs ertragen, euch als Brüder
Zu sehn, eh ich die Schwester zwischen euch
Als einen Friedensengel stellen konnte.
Jezt kann ichs und ich führe sie euch zu.
Den alten Diener hab ich ausgesendet,
Und stündlich harr ich seiner Wiederkehr,
Der ihrer stillen Zuflucht sie entreißend,
Zurück an meine mütterliche Brust
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel.

Und sie ist nicht die einzge, die du heut
In deine Mutterarme schließen wirst.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten,
Es füllt sich der verödete Pallast,
Und wird der Siz der blüh'nden Anmuth werden.
— Vernimm o Mutter jezt auch mein Geheimniß.
Eine Schwester giebst du mir — Ich will dafür
Dir eine zweite liebe Tochter schenken.
Ja Mutter! Segne deinen Sohn! — Dieß Herz
Es hat gewählt, gefunden hab ich sie,
Die mir durchs Leben soll Gefährtinn seyn,
Eh dieses Tages Sonne sinkt, führ ich
Die Gattinn dir Don Manuels zu Füßen.

Iſabella.

An meine Bruſt will ich ſie freudig ſchließen,
Die meinen Erſtgebohrnen mir beglückt,
Auf ihren Pfaden ſoll die Freude ſprießen,
Und jede Blume die das Leben ſchmückt,
Und jedes Glück ſoll mir den Sohn belohnen,
Der mir die ſchönſte reicht der Mutterkronen!

Don Ceſar.

Verſchwende Mutter deines Segens Fülle
Nicht an den einen erſtgebohrnen Sohn!
Wenn Liebe Segen giebt, ſo bring auch ich
Dir eine Tochter, ſolcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.
Eh dieſes Tages Sonne ſinkt, führt auch
Don Ceſar ſeine Gattinn dir entgegen.

Don Manuel.

Allmächtge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königinn der Seelen!
Dir unterwirft ſich jedes Element,
Du kannſt das feindlich ſtreitende vermählen,
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn haſt du
Beſiegt, der unbezwungen ſtets geblieben.

(Don Ceſar umarmend.)

Jezt glaub ich an dein Herz und schließe dich
Mit Hofnung an die brüderliche Brust,
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannst lieben.

Isabella.

Dreimal gesegnet sei mir dieser Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom schwerbeladnen Busen hebt — Gegründet
Auf festen Säulen seh ich mein Geschlecht,
Und in der Zeiten Unermeßlichkeit
Kann ich hinab sehn mit zufriednem Geist.
Noch gestern sah ich mich im Wittwenschleier
Gleich einer Abgeschiednen, kinderlos,
In diesen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blüh'nde Töchter mir zur Seite stehen,
Die Mutter zeige sich, die glückliche,
Von allen Weibern die geboren haben,
Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürsten königliche Töchter
Erblühen denn an dieses Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm — denn nicht
Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

Don Manuel.

Nur heute, Mutter, fodre nicht, den Schleier

Hinweg zu heben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der alles lösen wird,
Am besten mag die Braut sich selbst verkünden,
Deß sei gewiß, du wirst sie würdig finden.

Isabella.

Des Vaters eignen Sinn und Geist erkenn ich
In meinem erstgebohrnen Sohn! Der liebte
Von jeher, sich verborgen in sich selbst
Zu spinnen und den Rathschluß zu bewahren
Im unzugangbar fest verschloßenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Frist vergönnen,
Doch mein Sohn Cesar, deß bin ich gewiß,
Wird jezt mir eine Königstochter nennen.

Don Cesar.

Nicht meine Weise ists, geheimnißvoll
Mich zu verhüllen Mutter. Frei und offen
Wie meine Stirne trag ich mein Gemüth;
Doch was du jezt von mir begehrst zu wissen,
Das, Mutter — laß michs redlich dir gestehn,
Hab ich mich selbst noch nicht gefragt. Fragt man
Woher der Sonne Himmelsfeuer stamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt sich selbst,
Ihr Licht bezeugt, daß sie vom Lichte stamme.
Ins klare Auge sah ich meiner Braut,

Ins Herz des Herzens hab ich ihr geschaut,
Am reinen Glanz will ich die Perle kennen,
Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

Isabella.

Wie mein Sohn Cesar? Klärе mir das auf.
Zu gern dem ersten mächtigen Gefühl
Vertrautest du wie einer Götterstimme.
Auf rascher Jugendthat erwart' ich dich,
Doch nicht auf thörigt kindischer — Laß hören,
Was deine Wahl gelenkt.

Don Cesar.

Wahl meine Mutter?
Ists Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?
Nicht eine Braut zu suchen gieng ich aus,
Nicht warlich solches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes,
Denn dorten fand ich, die ich nicht gesucht.
Gleichgültig war und nichts bedeutend mir
Der Frauen leer geschwätziges Geschlecht,
Denn eine zweite sah ich nicht, wie dich,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernste Todtenfeier,
Im Volksgedräng verborgen wohnten wir.

Ihr bei, du weißt's, in unbekannter Kleidung,
So hattest das mit Weisheit angeordnet,
Daß unsers Hasses wild ausbrechende
Gewalt des Jesus Würde nicht verletze.
— Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Todtensarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch sahe man den Stab
Der Herrschaft liegen und die Fürstenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehänge.
— Und alles lag in stiller Andacht kniend,
Als ungesehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfieng sich zu regen,
Und hundertstimmig der Gesang begann —
Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg,
Mit samt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Versinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der leere Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend —

Jena d 4. Mai. 94.

Ehe Sie wegen unserer Zeitung Schritte thun, mein liebster Freund, so erwarten Sie noch einen Brief von mir, worin ich Ihnen Rede über einige Punkte lege. Ich sehe, daß Niethammer, wenigstens unter meiner Direction, viel zu schwierig und inconstant ist. Ich muß glauben ihn für das Journal vorgesehen zu können, welches in jeder Absicht jener Zeitung Concurrenz vorzuziehen ist. Ich habe, seit Ihrer Abreise, mit mehrern sehr bedeutenden Männern darüber gesprochen, und alle kommen überein, daß die polit. Zeitg in diesem Grade mißrathen, das Journal aber einstimmig billigen.

Ich hoffe recht wohl zu sein. Ich muß ago für heute schließen. Ganz der

Ihrige

Schiller

Doch auf den Seraphsflügeln des Gesangs
Schwang die befreite Seele sich nach oben,
Den Himmel suchend und den Schoos der Gnade.
— Dieß alles, Mutter, ruf ich dir, genau
Beschreibend, ins Gedächtniß jezt zurück,
Daß du erkennest, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünschen mir im Herzen war.
Und diesen festlich ernsten Augenblick
Erwählte sich der Lenker meines Lebens,
Mich zu berühren mit der Liebe Strahl,
Wie es geschah, frag ich mich selbst vergebens.

Isabella.

Vollende dennoch! Laß mich alles hören.

Don Cesar.

Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns heller Zauber wars,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;

Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen ſchienen ohne Wortesband
Sich ohne Mittel geiſtig zu berühren,
Als ſich mein Athem miſchte mit dem ihren,
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ichs in mir werden,
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden!

Don Manuel.

(mit Ferner einfallend)

Das iſt der Liebe heiliger Götterſtrahl
Der in die Seele ſchlägt und trift und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Es löſt der Menſch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall ich bei, ich muß ihn loben,
Mein eigen Schickſal iſts, was er erzählt,
Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beſeelt.

Iſabella.

Den eignen freien Weg, ich ſeh es wohl,
Will das Verhängniß gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge ſtürzt der ungeheure Strom,
Wühlt ſich ſein Bette ſelbſt und bricht ſich Bahn,
Nicht des gemeſſnen Pfades achtet er,

Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.
So unterwerf ich mich, wie kann ichs ändern?
Der unregierlam ſtärkern Götterhand,
Die meines Hauſes Schickſal dunkel ſpinnt,
Der Söhne Herz iſt meiner Hoffnung Pfand,
Sie denken groß, wie ſie geboren ſind.

Iſabella. Don Manuel. Don Ceſar.

Diego zeigt ſich an der Thüre.

Iſabella.

Doch ſieh! Da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo iſt mein Kind? — Sie wiſſen alles! Hier
Iſt kein Geheimniß mehr — Wo iſt ſie? Sprich!
Verbirg ſie länger nicht, wir ſind gefaßt,
Die höchſte Freude zu ertragen. Komm!
(ſie will mit ihm nach der Thüre gehen.)
Was iſt das? Wie? Du zögerſt? Du verſtummſt?
Das iſt kein Blick, der Gutes mir verkündet!
Was iſt dir? Sprich! Ein Schauder faßt mich an.
Wo iſt ſie? Wo iſt Beatrice? (will hinaus)

Don Manuel (für ſich, beſtürzt)

Beatrice!

Diego (hält ſie zurück)

Bleib!

Iſabella.

Wo iſt ſie? Mich entſeelt die Angſt.

Diego.

Sie folgt

Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.

Iſabella.

Was iſt geſchehn? Bei allen Heiligen, rede!

Don Ceſar.

Wo iſt die Schweſter? Unglückſeliger, rede!

Diego.

Sie iſt geraubt! Geſtohlen von Korſaren!

O hätt ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Faß dich o Mutter!

Don Ceſar.

Mutter ſei gefaßt!

Bezwinge dich, bis du ihn ganz vernommen!

Diego.

Ich machte ſchnell mich auf, wie du befohlen,

Die oft betretne Straße nach dem Kloſter

Zum letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich

Auf leichten Flügeln fort.

Don Ceſar.

Zur Sache!

Don Manuel.

Rede!

Diego.

Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Kloſters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Seh ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entſezt vernehm ich das Entſezliche.

(Iſabella ſinkt bleich und zitternd auf einen Seſſel, Don Manuel iſt um ſie beſchäftigt.)

Don Ceſar.

Und Mauren ſagſt du raubten ſie hinweg?
Sah man die Mauren? Wer bezeugte dieß?

Diego.

Ein Mauriſch Räuberſchiff gewahrte man
In einer Bucht, unfern dem Kloſter ankernd.

Don Ceſar.

Manch Segel rettet ſich in dieſe Buchten
Vor des Orkanes Wut — Wo iſt das Schiff?

Diego.

Heute früh ſah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite ſuchen.

Don Ceſar.

Hört man von anderm Raub noch, der geſchehn
Dem Mauren gnügt einfache Beute nicht.

Diego.

Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Rinderheerde, die dort weidete.

Don Ceſar.

Wie konnten Räuber aus des Kloſters-Mitte
Die wohlverſchloßne heimlich raubend ſtehlen?

Diego.

Des Kloſtergartens Mauren waren leicht
Auf hoher Leiter Sproſſen überſtiegen.

Don Ceſar.

Wie brachen ſie ins Innerſte der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der ſtrenge Zwang.

Diego.

Die noch durch kein Gelübde ſich gebunden,
Sie durfte frei im Freien ſich ergehen.

Don Ceſar.

Und pflegte ſie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieſes ſage mir.

Diego.

Oft ſah man ſie des Gartens Stille ſuchen,
Der Wiederkehr vergaß ſie heute nur.

Don Ceſar.

(nachdem er ſich eine Weile bedacht)

Raub ſagſt du? War ſie frei genug dem Räuber,
So konnte ſie in Freiheit auch entfliehen.

Iſabella. (ſteht auf)

Es iſt Gewalt! Es iſt verwegner Raub!
Nicht pflichtvergeſſen konnte meine Tochter
Aus freier Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Don Ceſar! Eine Schweſter
Dacht' ich euch zuzuführen, doch ich ſelbſt
Soll jetzt ſie Eurem Heldenarm verdanken!
In eurer Kraft erhebt euch meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, daß eure Schweſter
Des frechen Diebes Beute ſey — Ergreift
Die Waffen! Rüſtet Schiffe aus! Durchforſcht
Die ganze Küſte! Durch alle Meere jetzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schweſter!

Don Ceſar.

Leb wohl! Zur Rache flieg ich, zur Entdeckung!

(er geht ab. Don Manuel aus einer tiefen Zerſtreuung erwachend, wendet ſich beunruhigt zu Diego.)

Don Manuel.

Wenn, ſagſt du, ſei ſie unſichtbar geworden?

Diego.

Seit dieſem Morgen erſt ward ſie vermißt.

Don Manuel.

(zu Donna Iſabella.)

Und Beatrice nennt ſich deine Tochter?

Iſabella.

Dieß iſt ihr Nahme! Eile! Frage nicht!

Don Manuel.

Nur eines noch o Mutter laß mich wiſſen —

Iſabella.

Fliege zur That! Des Bruders Beiſpiel folge!

Don Manuel.

In welcher Gegend, ich beſchwöre dich —

Iſabella.

(ihn fortreibend)

Sieh meine Thränen! Meine Todesangſt!

Don Manuel.

In welcher Gegend hielſt du ſie verborgen?

Iſabella.

Verborgner nicht war ſie im Schooß der Erde!

Diego.

O jezt ergreift mich plözlich bange Furcht.

Don Manuel.

Furcht und worüber? Sage, was du weißt.

Diego.

Daß ich des Raubs unschuldig Ursach sey.

Isabella.

Unglücklicher, entdecke was geschehn.

Diego.

Ich habe dirs verhehlt Gebieterin,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verschonen.
Am Tage als der Fürst beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernsten Feier sich entgegen drängte,
Lag deine Tochter, denn die Kunde war
Auch in des Klosters Mauren eingedrungen,
Lag sie mir an mit unabläßgem Flehn,
Ihr dieses Festes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückseliger ließ mich bewegen,
Verhüllte sie in ernste Trauertracht,
Und also war sie Zeugin jenes Festes.
Und dort, befürcht ich, in des Volks Gewühl,
Das sich herbei gedrängt von allen Enden,
Ward sie vom Aug des Räubers ausgespäht,
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel.

(vor sich, erleichtert)

Glückselges Wort, das mir das Herz befreit!

Das gleicht ihr nicht! Dieß Zeichen trifft nicht zu.

Isabella.

Wahnsinniger Alter! So verriethst du mich!

Diego.

Gebieterin, ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt ich in diesem Wunsche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!
Der frommen Pflicht wollt ich ihr Recht erzeigen,
Und so, aus guter Meinung, schafft' ich Böses!

Don Manuel.

(vor sich)

Was steh ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?
Schnell will ich Licht mir schaffen und Gewißheit.

(will gehen.)

Don Cesar.

(der zurückkommt.)

Verzieh Don Manuel, gleich folg ich dir.

Don Manuel.

Folge mir nicht, hinweg, mir folge niemand.

(er geht ab.)

Supplement

zu Friedrich von Schiller's

sämmtlichen Werken.

Enthaltend

I. Friedrich von Schiller's Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg.

II. Demetrius, Trauerspiel. Nach dem hinterlassenen Entwurfe des Dichters bearbeitet von Franz v. Maltiz.

Carlsruhe & Baden,

Verlag der D. R. Marr'schen Buch- und Kunsthandlung.

1830.

L. 3285

Don Cesar.

(sieht ihm verwundert nach)

Was ist dem Bruder? Mutter sage mirs.

Isabella.

Ich kenn ihn nicht mehr. Ganz verkenn ich ihn.

Don Cesar.

Du siehst mich wiederkehren meine Mutter,
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergaß ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schwester kennt.
Wie sind ich ihre Spuren, eh ich weiß
Aus welchem Ort die Räuber sie gerissen?
Das Kloster nenne mir, das sie verbarg.

Isabella.

Der heiligen Cecilia ists gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langsam steigend hebt, liegt es versteckt,
Wie ein verschwiegner Aufenthalt der Seelen.

Don Cesar.

Sei gutes Muths. Vertraue deinen Söhnen.
Die Schwester bring ich dir zurück, müßt ich
Durch alle Länder sie und Meere suchen.
Doch Eines, Mutter, ist es was mich kümmert,
Die Braut verließ ich unter fremdem Schutz,

Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen,
Ich sende sie dir her, du wirst sie schauen,
An ihrer Brust, an ihrem lieben Herzen
Wirst du des Grams vergessen und der Schmerzen.

(er geht ab.)

Isabella.

Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hofnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wut.
So nahe glaubt ich mich dem sichern Hafen,
So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand
Und alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen,
Und freudig winkend sah ich schon das Land
Im Abendglanz der Sonne sich erhellen,
Da kommt ein Sturm aus heitrer Luft gesandt
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen!

(sie geht nach dem innern Hause, wohin ihr Diego folgt.)

(Die Scene verwandelt ſich in den Garten.)

Beide Chöre. Zuletzt Beatrice.

(Der Chor des Don Manuel kommt in feſtlichem Aufzug mit Kränzen geſchmückt, und die oben beſchriebnen Brautgeſchenke begleitend, der Chor des Don Ceſar will ihm den Eintritt verwehren.)

Erſter Chor.

Du würdeſt wohl thun, dieſen Platz zu leeren.

Zweiter Chor.

Ich wills, wenn beſſre Männer es begehren.

Erſter Chor.

Du könnteſt merken, daß du läſtig biſt.

Zweiter Chor.

Deßwegen bleib ich, weil es dich verdrießt.

Erſter Chor.

Hier iſt mein Platz. Wer darf zurück mich halten?

Zweiter Chor.

Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.

Erſter Chor.

Mein Herrſcher ſendet mich, Don Manuel!

Zweiter Chor.

Ich ſtehe hier auf meines Herrn Befehl.

Erſter Chor.

Dem ältern Bruder muß der jüngre weichen.

Zweiter Chor.

Dem Erſtbeſitzenden gehört die Welt.

Erſter Chor.

Verhaßter geh und räume mir das Feld.

Zweiter Chor.

Nicht bis ſich unſre Schwerter erſt vergleichen.

Erſter Chor.

Find ich dich überal in meinen Wegen?

Zweiter Chor.

Wo mirs gefällt, da tret ich dir entgegen.

Erſter Chor.

Was haſt du hier zu horchen und zu hüten?

Zweiter Chor.

Was haſt du hier zu fragen, zu verbieten?

Erſter Chor.

Dir ſteh ich nicht zu Red und Antwort hier.

Zweiter Chor.

Und nicht des Wortes Ehre gönn ich dir.

Erſter Chor.

Ehrfurcht gebührt o Jüngling meinen Jahren.

Zweiter Chor.

In Tapferkeit bin ich wie du erfahren!

Beatrice (stürzt heraus)

Weh mir, was wollen dieſe wilden Schaaren?

Erſter Chor (zum zweiten)

Nichts acht ich dich und deine ſtolze Miene!

Zweiter Chor.

Ein beßrer iſt der Herrſcher, dem ich diene!

Beatrice.

O weh mir, weh mir, wenn er jezt erſchiene!

Erſter Chor.

Du lügſt! Don Manuel beſiegt ihn weit!

Zweiter Chor.

Den Preiß gewinnt mein Herr in jedem Streit.

Beatrice.

Jezt wird er kommen, dieß iſt ſeine Zeit!

Erſter Chor.

Wäre nicht Friede, Recht verſchaffſt ich mir!

Zweiter Chor.

Wärs nicht die Furcht, kein Friede wehrte dir.

Beatrice.

O wär er tauſend Meilen weit von hier!

Erſter Chor.

Das Geſetz fürcht ich, nicht deiner Blicke Trutz.

Zweiter Chor.

Wohl thuſt du dran, es iſt des Feigen Schutz.

Erster Chor.

Fang an, ich folge!

Zweiter Chor.

Mein Schwert ist heraus!

Beatrice.

(in der heftigsten Beängstigung)

Sie werden handgemein, die Degen blitzen!
Ihr Himmelsmächte haltet ihn zurück!
Werft euch in seinen Weg ihr Hindernisse,
Eine Schlinge legt, ein Netz um seine Füße,
Daß er verfehle diesen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuschet meine Bitte,
Weit weit von hier entfernet seine Schritte!

(sie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erscheint Don Manuel.)

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel.

Was seh ich! Haltet ein!

Erster Chor (zum zweiten)

Komm an! Komm an!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zweiter Chor.

Nieder mit ihnen! Nieder!

Don Manuel.

(tritt zwischen sie, mit gezognem Schwert.)

Haltet ein!

Erster Chor.

Es ist der Fürst.

Zweiter Chor.

Der Bruder! Haltet Friede!

Don Manuel.

Den streck ich todt auf dieses Rasens Grund,
Der mit gezuckter Augenwimper nur
Die Fehde fortsezt und dem Gegner droht!
Rast't ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwistes Flammen aufzublasen,
Der zwischen uns, den Fursten, abgethan
Und ausgeglichen ist auf immerdar?
— Wer fieng den Streit an? Redet! Ich wills wissen.

Erster Chor.

Sie standen hier —

Zweiter Chor (unterbrechend)

Sie kamen —

Don Manuel (zum ersten Chor)

Rede du!

Erſter Chor.

Wir kamen her, mein Fürſt, die Hochzeitgaben
Zu überreichen wie du uns befahlſt.
Geſchmückt zu einem Feſte, keineswegs
Zum Krieg bereit, du ſiehſt es, zogen wir
In Frieden unſern Weg, nichts arges denkend
Und trauend dem beſchworenen Vertrag,
Da fanden wir ſie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang ſperrend mit Gewalt.

Don Manuel.

Unſinnige, iſt keine Freiſtatt ſicher
Genug vor eurer blinden tollen Wuth?
Auch in der Unſchuld ſtill verborgnen Sitz
Bricht euer Hader Friedeſtörend ein?

(zum zweiten Chor.)

Weiche zurück! Hier ſind Geheimniſſe
Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.

(da derſelbe zögert.)

Zurück, dein Herr gebietet dirs durch mich,
Denn wir ſind jetzt Ein Haupt und Ein Gemüth,
Und mein Befehl iſt auch der Seine. Geh!

(zum erſten Chor)

Du bleibſt und wahrſt des Eingangs.

Zweiter Chor.

Was beginnen?
Die Fürsten sind versöhnt, das ist die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeschäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfterer Gefahr.
Denn wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirft er behend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gedient, den blutgen Mantel
Der Schuld und leicht gereinigt steht er da.
Drum mögen sich die Fürsten selbst vergleichen,
Ich acht es für gerathner, wir gehorchen.

(Der zweite Chor geht ab, der erste zieht sich nach dem Hintergrund der Scene zurück. In demselben Augenblicke stürzt Beatrice heraus und wirft sich in Don Manuels Arme.)

Beatrice. Don Manuel

Beatrice.

Du bists. Ich habe dich wieder — Grausamer!
Du hast mich lange, lange schmachten lassen,
Der Furcht und allen Schrecknissen zum Raub
Dahin gegeben — Doch nichts mehr davon!

Ich habe dich — in deinen lieben Armen
Ist Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie sind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, laß uns keinen Augenblick verlieren.
(sie will ihn mit sich fortziehen und sieht ihn jetzt erst genauer an.)
Was ist dir? So verschlossen feierlich
Empfängst du mich — entziehst dich meinen Armen,
Als wolltest du mich lieber ganz verstoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Ist dieß Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel.

Beatrice!

Beatrice.

Nein, rede nicht! Jezt ist nicht Zeit zu Worten!
Fort laß uns eilen, schnell, der Augenblick
Ist kostbar. —

Don Manuel.

Bleib! Antworte mir!

Beatrice.

Fort! Fort!
Eh diese wilden Männer niederkehren!

Don Manuel.

Bleib! Jene Männer werden uns nicht schaden!

Beatrice.

Doch, doch, du kennſt ſie nicht, o komm! Entfliehe!

Don Manuel.

Von meinem Arm beſchüzt, was kannſt du fürchten?

Beatrice.

O glaube mir, es giebt hier mächtge Menſchen!

Don Manuel.

Geliebte, keinen mächtigern als mich.

Beatrice.

Du gegen dieſe Vielen ganz allein?

Don Manuel.

Ich ganz allein! Die Männer die du fürchteſt —

Beatrice.

Du kennſt ſie nicht, du weißt nicht, wem ſie dienen.

Don Manuel.

Mir dienen ſie, und ich bin ihr Gebieter.

Beatrice.

Du biſt — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!

Don Manuel.

Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir ſchien zu ſeyn,
Der arme Ritter nicht, der unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,

Woher ich stamme, hab ich dir verborgen.

Beatrice.

Du bist Don Manuel nicht! Weh mir, wer bist du?

Don Manuel.

Don Manuel heiß ich — doch ich bin der Höchste,
Der diesen Namen führt in dieser Stadt,
Ich bin Don Manuel, Fürst von Messina.

Beatrice.

Du wärst Don Manuel, Don Cesars Bruder?

Don Manuel.

Don Cesar ist mein Bruder.

Beatrice.

Ist dein Bruder!

Don Manuel.

Wie? dieß erschreckt dich? Kennst du den Don Cesar?
Kennst du noch sonsten jemand meines Bluts?

Beatrice.

Du bist Don Manuel, der mit dem Bruder
In Hasse lebt und unversöhnter Fehde?

Don Manuel.

Wir sind versöhnt, seit heute sind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein von Herzen auch.

Beatrice.

Versöhnt, seit heute!

Don Manuel.

Sage mir, was ist das?
Was bringt dich so in Aufruhr? Kennst du mehr
Als nur den Nahmen bloß von meinem Hause?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Hast du nichts,
Nichts mir verschwiegen oder vorenthalten?

Beatrice.

Was 'denkst du? Wie? Was hätt' ich zu gestehen?

Don Manuel.

Von deiner Mutter hast du mir noch nichts
Gesagt. Wer ist sie? Würdest du sie kennen,
Wenn ich sie dir beschriebe — dir sie zeigte?

Beatrice.

Du kennst sie — kennst sie und verbargest mir?

Don Manuel.

Weh dir und wehe mir, wenn ich sie kenne!

Beatrice.

O sie ist gütig wie das Licht der Sonne!
Ich seh sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh ich
Des weißen Halses edle Form beschatten,
Ich seh der Stirne rein gewölbten Bogen,

Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir —

Don Manuel.

Weh mir! Du schilderst sie!

Beatrice.

Und ich entfloh ihr! Konnte sie verlassen,
Vielleicht am Morgen eben dieses Tags,
Der mich auf ewig ihr vereinen sollte!
O selbst die Mutter gab ich hin für dich!

Don Manuel.

Messinas Fürstin wird die Mutter seyn,
Zu ihr bring ich dich jetzt, sie wartet deiner.

Beatrice.

Was sagst du? Deine Mutter und Don Cesars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr.

Don Manuel.

Du schaudrest? Was bedeutet dieß Entsetzen?
Ist meine Mutter keine Fremde dir?

Beatrice.

O unglückselig traurige Entdeckung,
O hätt ich nimmer diesen Tag gesehn!

Don Manuel.

Was kann dich ängstigen, nun du mich kennst,

Den Fürſten findeſt in dem Unbekannten?

Beatrice.

O gieb mir dieſen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf jedem Eiland wär ich ſelig!

Don Cesar (hinter der Scene.)

Zurück! Welch vieles Volk iſt hier verſammelt?

Beatrice.

Gott! Dieſe Stimme! Wo verberg ich mich?

Don Manuel.

Erkennſt du dieſe Stimme? Nein, du haſt
Sie nie gehört, und kannſt ſie nicht erkennen!

Beatrice.

O laß uns fliehen, komm und weile nicht.

Don Manuel.

Was fliehn? Es iſt des Bruders Stimme, der
Mich ſucht, zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice.

Bei allen Heiligen des Himmels, meid ihn!
Begegne nicht dem heftig ſtürmenden,
Laß dich von ihm an dieſem Ort nicht finden.

Don Manuel.

Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörſt mich nicht, wir ſind verſöhnte Brüder!

Beatrice.

O Himmel rette mich aus dieser Stunde!

Don Manuel.

Was ahndet mir! Welch ein Gedanke faßt
Mich schaudernd? — Wär es möglich — Wäre die
Die Stimme keine fremde? — Beatrice!
Du warst? Mir grauet, weiter fort zu fragen!
Du warst — bei meines Vaters Leichenfeier!

Beatrice.

Weh mir!

Don Manuel.

Du warst zugegen?

Beatrice.

Zürne nicht!

Don Manuel.

Unglückliche du warst?

Beatrice.

Ich war zugegen.

Don Manuel.

Entsetzen!

Beatrice.

Die Begierde war zu mächtig!
Vergieb mir! Ich gestand dir meinen Wunsch,
Doch plötzlich ernst und finster ließest du

Die Bitte fallen, und so schwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten.
Des Herzens heißen Drang müßt ich vergnügen,
Der alte Diener lieh mir ſeinen Beiſtand,
Ich war dir ungehorſam und ich gieng.

(Sie ſchmiegt ſich an ihn, indem tritt Don Ceſar herein, von dem ganzen Chor begleitet.)

Beide Brüder. Beide Chöre. Beatrice.

Zweiter Chor (zu Don Ceſar)

Du glaubſt uns nicht — Glaub deinen eignen Augen.

Don Ceſar.

(tritt heftig ein, und fährt beim Anblick ſeines Bruders mit Entſetzen zurück.)

Blendwerk der Hölle! Was? In ſeinen Armen!

(näher tretend, zu Don Manuel.)

Giftvolle Schlange! Das iſt deine Liebe!
Deßwegen legſt du tückiſch mir Verſöhnung!
O eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle falſche Schlangenſerle!

(er ersticht ihn.)

Don Manuel.

Ich bin des Todes — Beatrice — Bruder!

(er ſinkt und ſtirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.)

Erſter Chor.

Mord! Mord! Herbei! Greift zu den Waffen alle!
Mit Blut gerächet ſei die blutge That!

(alle ziehen die Degen.)

Zweiter Chor.

Heil uns! Der lange Zwieſpalt iſt geendigt.
Nur Einem Herrſcher jezt gehorcht Meſſina.

Erſter Chor.

Rache! Rache! Der Mörder falle! falle!
Ein ſühnend Opfer dem Gemordeten!

Zweiter Chor.

Herr fürchte nichts, wir ſtehen treu zu dir.

Don Ceſar.

(mit Anſehen zwiſchen ſie tretend)

Zurück — Ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Bruderliebe mir zum Fallſtrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Anſehn hat die That,
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

Erſter Chor.

Weh dir Meſſina! Wehe! Wehe! Wehe!
Das gräßlich ungeheure iſt geſchehn
In deinen Mauren — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greiſen,
Und wehe der noch ungebohrnen Frucht.

Don Ceſar.

Die Klage kommt zu früh — Hier ſchaffet Hilfe.
(auf Beatricen zeigend.)
Ruft ſie ins Leben! Schnell entfernet ſie
Von dieſem Ort des Schreckens und des Todes.
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schweſter.
— Bringt ſie in meiner Mutter Schoß und ſprecht,
Es ſei ihr Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

(er geht ab, die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweiten Chor auf eine Bank geſetzt und ſo hinweg getragen, der erſte Chor tritt bei dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeſchenke tragen, in einem Halbkreis herum ſtehen.)

Chor.

Sagt mir! Ich kanns nicht faſſen und deuten,
Wie es ſo ſchnell ſich erfüllend genaht.
Längſt wohl ſah ich im Geiſt mit weiten
Schritten das Schreckensgeſpenſt her ſchreiten
Dieſer entſetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da ſie vorhanden iſt und geſchehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen ſchauen,
Was ich in ahndender Furcht nur geſehen,
All mein Blut in den Adern erſtarrt
Vor der gräßlich entſchiedenen Gegenwart.

Einer aus dem Chor.

Laſſet erſchallen die Stimme der Klage!
Holder Jüngling,
Da liegt er entſeelt
Hingeſtreckt in der Blüthe der Tage!
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem ſtummen erwacht
Lauter unermeßlicher Jammer.

Friedrich von Schiller's

Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg,

in den Jahren 1781 bis 1785.

Reichsfrei Hochwohlgeborner, insonders hochzuverehrender Herr Geheimer Rath.

Euer Excellenz haben die Beschaffenheit eines Schriftstellers durch die stolzen Prädikate, die Hochdieselbe mir in der schmeichelhaftesten Zuschrift beigelegen beliebten, auf die schlagfertige Probe gestellt, indem solche durch das Rasseln die Kennern, von dem sie stammen, beinahe das Gepräg der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich solche für etwas anders als blose Aufmunterung meiner Muse ansehen könnte. Mehr läßt mich die tiefste Ehrerbietung meiner Schwäche nicht denken, gewiß aber, wenn meine Kräfte einmal an ein Meisterstück hinaufreichen können, so darf ich es Euer Excellenz würdigem Beifall allein, so darf es Hochdenenselben auch der Welt. Ich habe schon viel mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerksamkeit an. Auch gehöre ich, war ich, seitdem ich einen dramatischen Genius näher in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich herzuzu Mannheim, dem Paradiese dieser Musen, zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Württemberg erschwert worden dürfte.

Der gütigste Vorschlag Euer Excellenz in Rücksicht auf meine Räuber und was noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke ist mir unendlich wichtig, und darfte zu seiner Zeitigung wohl eine genauere Kenntniß der Particularumstände von Euer Excellenz Theater, wie der Herren Schauspieler und dem was jedem eigen der Theaterumfang, mit einem Worte einen lebendigen Augenschein erfordern, den ich aus dem Stuttgardter Stadttheater niemalen werde abstrahiren können, das auch im Stand der Mittelmäßigkeit ist. Leider fegen mich oekonomische Verfassungen außer Stand, öfters Reisen zu machen, die ich sogt um so freudiger und gewisser unternehmen würde, da ich auch einiger freundlicher Zeden für das Mannheimische Theater Euer Excellenz zu communiziren die Ehre haben möchte. Uebrigens verharre ich geziellend, Euer Excellenz ganz unterthänigster Diener und wahrer Verehrer

D. Schiller, Regiments-Medicus.

Stuttgardt, den 17. August 1781.

Reichsfrei Hochwohlgeborner, insonders hochzuverehrender Herr Geheimer Rath.

Manuche bin ich in den Stand gesetzt, ernstlich und mit Muß über der Theatralstiftung meiner Räuber zu denken, und hoffe der ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen.

Mein mir allein vorher, ehe noch Euer Excellenz mich einer gütigsten Zuschrift gewürdigt hatten, von Herrn Hofkammer-Rath Schwan gemeine Propositionen in Rücksicht auf dieses Schauspiel gemacht worden sind, so konnte ich nicht umhin, denselben die neuen Anträge Euer Excellenz zu wissen zu thun, und ihr, weil es mich einen unangenehm etwas mit ihm einzulassen, bevorab am Noth zu fragen. Ich bin so frei gewesen, Euer Excellenz zu Beilagen seine Antwort zuzuschicken, worauf Hochdieselbe meine Verhaltungsart mit ihm, und seine Meinung über den Punkt zur Genage abnehmen können. Ich befolge auch in so fern den freundschaftlichen Rath dieses Mannes, und ersuche Euer Excellenz unterthänig, mich mit einer nähern Erklärung oder dieses und der zukünftig zu ehrenden Schauspiele, wie Hochdieselbe es damit gehalten zu haben wünschen, gnädigst zu beehren, damit ich in den Stand gesetzt werde, dem Hofkammerrath eine entscheidende Antwort zu geben. Zwei Fragen unterstehe ich mich besonders zu bemerken:

1) Ob ich mit Euer Excellenz selbst zu traktiren die Ehre haben werde, und

2) Ob sich auch alle meine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seyen dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Noch bin ich frei und ungebunden, und werde es für ein auszeichnendes Glück schätzen, mich Euer Excellenz würmster Literatur-Liebe mit allem was ich bin zu eigen zu machen.

Mehreres wünsche ich Hochdenenselben persönlich sagen zu dürfen, auf welchen Augenblick ich mir auch das Vergnügen vorbehalte, mit der feurigsten Verehrung zu verschieren, daß ich stets bin zu seyn meines Reichsfrei Hochwohlgeborenen Hochzuverehrenden Herrn Geheimde Rathe unterthänig ergebenster

Schiller.

(Beilage.)

Mannheim, den 11. August 1781.

Mein wertbester Freund.

Bei meiner Freundschaft denke ich nie an den Kaufmann. Ich liebe und ehre den Mann und die Sache um des Mannes und der Sache willen, ohne die mindeste Absicht auf Interesse. Dieß ist nun auch der Fall zwischen uns beiden. Hören Sie darauf, und ich Ihnen als Freund rathe. Ohne sich gleich anfangs die Hände zu binden, lassen Sie sich einmal Vorschläge von dem Herrn von Dalberg thun. Sie können ihm dabei nicht unhöflich zu verstehen geben, wie Sie gegen mich gesinnt sind. Vielleicht macht man Ihnen Vorbiete, die ich Ihnen nicht machen könnte, und dann würde ich Ihnen selbst rathen, dort zu contrahiren. Nur lassen Sie sich mit niemand anders, wer es auch sey, ein, als unmittelbar mit dem Herrn von Dalberg selbst. Er ist ein rechtschaffener braver Herr, um den es mir leid thun, daß er sich mit so vielen Leuten eingelassen hat, von denen, wenn aus zweien Uebeln einmal gewählt werden muß, ich lieber wünschte, daß sie meine Feinde, als daß sie meine Freunde seyen. Wenigstens hätte ich von den letztern weniger Ehre. Ich war der erste, der den Herrn von Dalberg mit den Andern bekannt machte. Vieler Einverständnisse lief ich gleich dem, als ich von Ihnen die ersten lieben Bogen erhielte, und bei sie eine brummem war, und es reut mich nicht. Sie mit diesem Manne bekannt gemacht zu haben, der eben so viel durch seine eigene Verdienste, als durch seinen Stand der pfälzischen Literatur Ehre macht, und den ich eben so sehr schätze, als ich mich, von edeln Aufopferungen getrieben, fest einziger Zeit verkannt. Ohne ihn würde unser hiesiges Theater schon längst nicht mehr seyn, was es ist, und da er reich genug ist, um aus Liebe zum Guten einigen Verlust von seinem eigenen Mitteln nicht zu achten, so wird er auch den Schaden, den er am Ende bei dem ihm zum Nutzen der Theaterkasse von dem Herrn Professor Klein vorgeschlagenen eigenen Verlag der für die hiesige Bühne bearbeiteten Schauspiele sicher leiden muß, leicht annehmen. Doch das geht Sie, meinesfreund, nichts an; woran Sie gut und redlich behandelt werden, woran Sie, schuld Sie

Ein Zweiter.

Wir kommen, wir kommen
Mit feſtlichem Prangen
Die Braut zu empfangen,
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Feſt iſt bereitet, es warten die Zeugen,
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten iſt ſchwer.

Ganzer Chor.

Schwer und tief iſt der Schlummer der Todten,
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut,
Starr und fühllos liegt er am Boden!

Ein Dritter.

Was ſind Hofnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig geſtimmt mit Herzen und Munde,
Dieſe Sonne, die jezo nieder
Geht, ſie leuchtete eurem Bunde!
Und jezt liegſt du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entſeelt,

In dem Buſen die gräßliche Wunde!
Was ſind Hofnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Chor.

Zu der Mutter will ich dich tragen
Eine unbeglückende Laſt!
Dieſe Cypreſſe laßt uns zerſchlagen
Mit der mörderiſchen Schneide der Axt,
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer ſoll ſie lebendiges zeugen,
Die die tödliche Frucht getragen.
Nimmer in fröhlichem Wuchs ſich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben,
Die ſich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht ſeyn zum Dienſt der Todten!

Erſter

Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörigtem Muth!
Hinab hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen ſitzen
Lichtlos, ohne Geſang und Sprache,
Der Themis Töchter die nie vergeſſen,

Die Unträglichen, die mit Gerechtigkeit meſſen,
Fangen es auf in ſchwarzen Gefäßen,
Rühren und mengen die ſchreckliche Rache.

Zweiter.

Leicht verſchwindet der Thaten Spur
Von der ſonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel ſchaffenden Schooß aufnahmen —
Die Zeit iſt eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und alles iſt Frucht und alles iſt Saamen.

Dritter.

Wehe wehe dem Mörder, wehe,
Der ſich geſät die tödliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh ſie geſchehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt ſie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Buſen bewegen,
Aber iſt ſie geſchehn und begangen,
Blickt ſie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die ſchrecklichen Furien ſchwangen
Gegen Oreſtes die hölliſchen Schlangen,

Reizten den Sohn zu dem Muttermord an
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wußten sie listig sein Herz zu betrügen,
Bis er die tödliche That nun gethan —
Aber da er den Schooß jezt geschlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe da kehrten sie
Gegen ihn selber
Schrecklich sich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jezt an ihn nimmer lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das Delphische Heiligthum.

(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre tragend.)

(Die Säulenhalle — Es iſt Nacht, die Scene iſt von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet.)

Donna Iſabella und Diego treten auf.

Iſabella.

Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur ſich fand vor der Verlornen?

Diego.

Noch nichts Gebieterin — doch hoffe alles
Von deiner Söhne Ernſt und Emſigkeit.

Iſabella.

Wie iſt mein Herz geängſtiget Diego!
Es ſtand bei mir, dieß Unglück zu verhüten.

Diego.

Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz,
An welcher Vorſicht lieſſeſt du's ermangeln?

Iſabella.

Hätt ich ſie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego.

Die Klugheit wehrte dirs, du thateſt weiſe,
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Isabella.

Ach, so ist keine Freude rein! Mein Glück
Wär ein vollkommnes ohne diesen Zufall!

Diego.

Dieß Glück ist nur verzögert, nicht zerstört,
Genieße du jezt deiner Söhne Frieden.

Isabella.

Ich habe sie einander Herz an Herz
Umarmen sehn — ein nie erlebter Anblick!

Diego.

Und nicht ein Schauspiel bloß, es gieng von Herzen,
Denn ihr Geradsinn haßt der Lüge Zwang.

Isabella.

Ich seh auch, daß sie zärtlicher Gefühle,
Der schönen Neigung fähig sind, mit Wonne
Entdeck' ich, daß sie ehren was sie lieben.
Der ungebundnen Freiheit wollen sie
Entsagen, nicht dem Zügel des Gesezes
Entzieht sich ihre brausend wilde Jugend,
Und sittlich selbst blieb ihre Leidenschaft.
— Ich will dirs jezo gern gestehn Diego,
Daß ich mit Sorge diesem Augenblick,
Der aufgeschloßnen Blume des Gefühls
Mit banger Furcht entgegen sah — Die Liebe

Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Hasses auch noch dieser Blitz,
Der Eifersucht feindselge Flamme schlug —
Mir schaudert es zu denken — ihr Gefühl
Das niemals einig war, gerade hier
Zum erstenmal unselig sich begegnet —
Wohl mir! Auch diese Donnerschwere Wolke,
Die über mir schwarz drohend niederhieng,
Sie führte mir ein Engel still vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Brust.

Diego.

Ja freue deines Werkes dich. Du hast
Mit zartem Sinn und ruhigem Verstand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller seiner Herrscher Macht — Dein ist
Der Ruhm, doch auch dein Glücksstern ist zu loben!

Isabella.

Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Nichts kleines war es, solche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen diese langen Jahre,
Den Mann zu täuschen, den umsichtigsten
Der Menschen, und ins Herz zurück zu drängen
Den Trieb des Bluts, der mächtig wie des Feuers

Verſchloßner Gott aus ſeinen Banden ſtrebte!

Diego.

Ein Pfand iſt mir des Glückes lange Gunſt,
Daß alles ſich erfreulich löſen wird.

Iſabella.

Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieſer Thaten ſah.
Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Getreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt ichs, hier in müßger Ruh
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne
Geſchäftig forſchen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab auch ich — Wo Menſchenkunſt
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego.

Entdecke mir, was mir zu wiſſen ziemt.

Iſabella.

Einſiedelnd auf des Aetna Höhen haußt
Ein frommer Klauſner, von uralters her
Der Greis genannt des Berges, welcher näher
Dem Himmel wohnend als der andern Menſchen
Tief wandelndes Geſchlecht, den irdſchen Sinn

In leichter reiner Aetherluft geläutert,
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
Hinabsieht in das aufgelöste Spiel
Des unverständlich krummgewundnen Lebens.
Nicht fremd ist ihm das Schicksal meines Hauses,
Oft hat der heilge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweg gebetet.
Zu ihm hinauf gesandt hab ich alsbald
Des raschen Boten jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und stündlich harr ich dessen Wiederkehr.

Diego.

Trügt mich mein Auge nicht, Gebieterin,
So ists derselbe, der dort eilend naht,
Und Lob fürwahr verdient der Emsige!

Bote. Die Vorigen.

Isabella.

Sag an und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, sondern schöpfe rein die Wahrheit.
Was gab der Greis des Bergs dir zum Bescheide?

Bote.

Ich soll mich schnell zurückbegeben, war

Die Antwort, die Verlorne sei gefunden.

Isabella.

Glückseliger Mund, erfreulich Himmelswort,
Stets hast du das Erwünschte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne wars verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

Bote.

Die Tiefverborgne fand dein ältster Sohn.

Isabella.

Don Manuel ist es, dem ich sie verdanke!
Ach stets war dieser mir ein Kind des Segens!
— Hast du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geschenk ich ihm gesendet,
Sie anzuzünden seinem Heiligen?
Denn was von Gaben sonst der Menschen Herzen
Erfreut, verschmäht der fromme Gottesdiener.

Bote.

Die Kerze nahm er schweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet' er sie flugs
Dort an, und schnell in Brand steckt' er die Hütte,
Worinn er Gott verehrt seit neunzig Jahren.

Isabella.

Was sagst du? Welches Schreckniß nennst du mir?

mit Herrn von Dalberg selbst zu thun haben, nicht zweifeln dürfen, so bekommerst Sie das Uebrige wenig. Daß Ihre Arbeiten nicht bekannt werden sollten, weil Sie keinen Buchhändler zum Verleger haben, daran zweifeln Sie nicht. Es mag gleich aber Ihren Nachdruck genug geben: denn so sehr auch solche Handlungen gegen den natürlichen Rechtssinn streiten, so ist es doch einmal bei der Buchhandlung als ein Grundsatz angenommen, daß man Recht und Befugniß habe, alles nachzudrucken, was nicht von Buchhändlern selbst verlegt worden ist. Freilich wird das nun dem Herrn von Dalberg oder vielmehr seinem Verleger nicht schmecken; aber das ist nun nicht anders; jeder bleibe bei seinem Beruf. Ich für mein Theil werde mich fernlich nie damit abgeben; aber es gibt andere genug, die das thun. Ich will das Amt der Vermanerin, wovon ich die ganze Auflage an mich gekauft, an drei Orten nachgedruckt worden, und ich wußte bei jedem die Entschädigung gelten lassen, daß kein Name eines Buchhändlers als Verleger auf dem Titel stehe, und es ging vortrefflich. Doch weil ungewiß ist Sie mit allen den Sachen, verstehen Sie den Buchhändler diese Anweisung. Das Ihnen durch den Postwagen übersandte durchschossene Exemplar der Räuber, nebst meinen Anmerkungen, werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es für nichts als Anmerkungen anzusehen. Gestern erhielt ich einen Brief vom Direktor der Regensburger Schaubühne: der hat auch schon angefangen, das Stück fürs Regensburger Theater zu bearbeiten.

Ich werde aber, schreibt er, damit warten, bis die mit der veränderte Ausgabe, wozu wie Sie mir versichern, der Verfasser selbst Hoffnung macht, schicken, um zu sehen, wie weit ich von der Meinung des Verfassers abgewichen, oder entfernt bin. —

Ich hatte mich im vorigen Monate 10 Tage bei meinem alten Freunde, dem Archidiakonus von Derbeck auf seinem Landhause in Dieburg auf. Dieser Herr ist Inspektant von der Regensburger Schaubühne. Auch da las ich die Räuber vor, und die ganze Gesellschaft wünschte dies Stück aufgeführt zu sehen. Daher der Einfall des Direktor Hagg: es zu bearbeiten. Er wird aber nun damit zurückhalten.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund, so wie ich aufrichtig bin der Ihrige

G. F. Schwan.

Stuttgardt, den 6. Oktober 1781.

Hier erfolgt endlich der versprochene Plan, oder die umständlichere Anzeige meines Vorhabens mit den Räubern. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veranstaltungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Tage kommt noch, daß eine Anfertigung meines Regiments-Layarets mich von meinen eigenen Arbeiten sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes, und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück zu schaffen als Meisterstücke Schillers verfilzt, als mich der nun getanen Arbeit nochmals unterziehen. Hier wußte ich Fehlern abzuhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln, hier wußte ich an sich ganz Züge den Gängen der Bühne, dem Eigensinn des Theaters, dem Unverstand der Schauspieler, oder sonst leidigen Conventionen aufzuopfern, und endlich so durchdringendem Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, mich es nicht unbekannt sein können, daß es, wie in der Natur, so auf der Bühne, für eine Idee, eine Empfindung, auch nur einen Ausdruck, ein Relief gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden Wirkung des Stücks eine andere Wendung. Alle Herrmann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Contrast, und gewiß wird ein jeder Leser haben, wer oder fünf Räuber countrastiren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delikatesse des Schauspielers anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan bauen bei mir entwarf, hegte ich mir bei diesem französischen Vorschlag hinweg. Daher kam, daß Franz als ein räsonnirender Bösewicht angelegt worden; eine Anlage, die, so gewiß sie dem denkenden Leser bestrickend sich, so gewiß den Zuschauer, der nur sich nicht philosophirt, sondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage kannte ich diesen Charakter mit allen seinen Farben werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben: ich sehe alle mit peinlicher Wahrscheinlichkeit verzaut, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erscheinen wird, die Rolle nicht spielen werde, die er beim Lesen gespielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuschauer an den feinen Nuancen vorüberreißt, und ihn also um wenigstens den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Jede Räuber Mores, denen er, wer ich zum voraus versichert, seinen Mann unter den H. H. Schauspielern findet, darfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Specialitäten, die aber auch als unverbesserliche Farben in dem ganzen Gemälde spielen, weggerechnet, ist er ganz Handlung, ganz enthusiastisches Leben.

Spiegelberg, Schweizer, Herrmann ꝛc. sind im eigentlichen Verstande Menschen für den Schauplatz, weniger Ansatze und der Natur.

Ich habe schreibliche, mündliche und gedruckte Recensionen zu benutzen gesucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leisten konnte, denn nur dem Verfasser eines Stücks, zumal wenn er selbst noch Verbesserer wird, prägt sich das von ganz seine vollkommen. Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, und, meiner Meinung nach, das ganze Stück verwirrt.

Darunter gehören: Herrmanns Gegenintrigen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommen Sinn meiner Lesarter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Dahin hat meinen Recensent den Ausgang Neiter Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er sagt ist, für Recht spricht. Seine Scene mit Amalien im Garten ist um einen Akt zurückgelegt worden, und meine guten Freunde sagen, daß ich im ganzen Stück keinen bessern Akt dazu hätte wählen können als diesen, keine bessere Zeit, als einige Augenblicke vor Mores Scene mit Amalien. Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas steil. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im finstern Gott, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, eben so wenig als Amaliens Entsprechung durch diesen Getödten. Die Katastrophe des Stücks damit noch aus die Kruge verstehen zu sein. Mores Geist seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick erwarten wird, als der Verhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, Raisonnements anzubringen oder hier und da einzel andeutender des ganzen Stücks zu weg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird, denn ich hatte meine ganze Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Fehler passe, und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele. In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die nochmalige Bemerkung: Sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Mores Geschmack darin mich nicht schwer zu treffen sein, doch bin ich auch auf diese Kleinigkeit äußerst bedacht, wenn ich es glücklich bin, Zeuge der Darstellung zu sein.

Einen Gusch trägt er auf dem Hute, denn dieses kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er sein Amt niederlegt. Ich gabe ihm auch einen Stock zu. Seine

Bote.

Und dreimal Wehe! Wehe! rufend, flieg er
Herab vom Berg, mir aber winkt' er ſchweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurück zu ſchauen.
Und ſo, gejagt von Grauſen, eilt' ich her!

Iſabella.

In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängſtlich ſchwankende Verwortenheit,
Stürzt mich das Widerſprechende zurück.
Gefunden ſei mir die verlorne Tochter,
Von meinem älteſten Sohn Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglückſelgen That.

Bote.

Blick hinter dich Gebieterin! Du ſiehſt
Des Klaußners Wort erfüllt vor deinen Augen,
Denn alles müßt' mich trügen, oder dieß
Iſt die verlorne Tochter, die du ſuchſt,
Von deiner Söhne Ritterſchaar begleitet.

(Beatrice wird von dem zweiten Halbchor auf einem Tragſeſſel gebracht und auf der vordern Bühne niedergeſetzt. Sie iſt noch ohne Leben und Bewegung.)

Iſabella. Diego. Bote. Beatrice. Chor.

Chor.

Des Herrn Geheiß erfüllend ſetzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterin — Alſo befahl er uns
Zu thun, und dir zu melden dieſes Wort:
Es ſei dein Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

Iſabella.

(iſt mit ausgebreiteten Armen auf ſie zugeeilt, und tritt mit Schrecken zurück.)

O Himmel! Sie iſt bleich und ohne Leben!

Chor.

Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn ihr Zeit,
Von dem Erſtaunlichen ſich zu erholen,
Das ihre Geiſter noch gebunden hält.

Iſabella.

Mein Kind! Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So ſehen wir uns wieder! So mußt du
Den Einzug halten in des Vaters Haus!
O laß an meinem Leben mich das deinige
Anzünden! An die mütterliche Bruſt
Will ich dich preſſen, bis vom Todesfroſt

Gelößt die warmen Adern wieder ſchlagen!

(zum Chor.)

O ſprich! Welch Schreckliches iſt hier geſchehn?
Wo fandſt du ſie? Wie kam das theure Kind
In dieſen kläglich jammervollen Zuſtand?

Chor.

Erfahr es nicht von mir, mein Mund iſt ſtumm.
Dein Sohn Don Ceſar wird dir alles deutlich
Verkündigen, denn Er iſts, der ſie ſendet.

Iſabella.

Mein Sohn Don Manuel, ſo willſt du ſagen?

Chor.

Dein Sohn Don Ceſar ſendet ſie dir zu.

Iſabella (zu dem Boten)

War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

Bote.

So iſt es, Herrin, das war ſeine Rede.

Iſabella.

Welcher es ſey, er hat mein Herz erfreut,
Die Tochter dank ich ihm, er ſei geſegnet!
O muß ein neidſcher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muß ich gegen mein Entzücken!
Die Tochter ſeh ich in des Vaters Haus,

Sie aber sieht nicht mich, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwiedern.
O öfnet euch ihr lieben Augenlichter!
Erwärmet euch ihr Hände! Hebe dich
Lebloser Busen, und schlage der Luft!
Diego! Das ist meine Tochter — Das
Die lang verborgne, die gerettete,
Vor aller Welt kann ich sie jezt erkennen!

Chor.

Ein seltsam neues Schrecknis glaub ich ahndend
Vor mir zu sehn, und stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich verwirren soll und lösen.

Isabella.

(zum Chor, der Besturzung und Verlegenheit ausdrückt.)

O ihr seid undurchdringlich harte Herzen,
Vom ehrnen Harnisch eurer Brust, gleichwie
Von einem schroffen Meeresfelsen schlägt
Die Freude meines Herzens mir zurück!
Umsonst in diesem ganzen Kreis umher
Spähʼ ich nach einem Auge, das empfindet,
Wo weilen meine Söhne, daß ich Antheil
In einem Auge lese, denn mir ist
Als ob der Wüste unmittleidge Schaaren,
Des Meeres Ungeheuer mich umständen.

Diego.

Sie ſchlägt die Augen auf! Sie regt ſich, lebt!

Iſabella.

Sie lebt! Ihr erſter Blick ſei auf die Mutter!

Diego.

Das Auge ſchließt ſie ſchaudernd wieder zu.

Iſabella (zum Chor)

Weiche zurück! Sie ſchreckt der fremde Anblick.

Chor (tritt zurück)

Gern meid ichs, ihrem Blicke zu begegnen.

Diego.

Mit großen Augen mißt ſie ſtaunend dich.

Beatrice.

Wo bin ich? Dieſe Züge ſollt' ich kennen.

Iſabella.

Langſam kehrt die Beſinnung ihr zurück.

Diego.

Was macht ſie? Auf die Kniee ſenkt ſie ſich.

Beatrice.

O ſchönes Engelsantlitz meiner Mutter!

Iſabella.

Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!

Beatrice.

Zu deinen Füßen ſieh die Schuldige.

Isabella.

Ich habe dich wieder! Alles sei vergessen!

Diego.

Betracht' auch mich! Erkennst du meine Züge?

Beatrice.

Des redlichen Diego greises Haupt!

Isabella.

Der treue Wächter deiner Kinderjahre.

Beatrice.

So bin ich wieder in dem Schooß der Meinen?

Isabella.

Und nichts soll uns mehr scheiden als der Tod.

Beatrice.

Du willst mich nicht mehr in die Fremde stoßen?

Isabella.

Nichts trennt uns mehr, das Schicksal ist befriedigt.

Beatrice (sinkt an ihre Brust)

Und sind ich wirklich mich an deinem Herzen?
Und alles war ein Traum, was ich erlebte?
Ein schwerer fürchterlicher Traum — O Mutter!
Ich sah ihn todt zu meinen Füßen fallen!
— Wie komm ich aber hieher? Ich besinne
Mich nicht — Ach wohl mir, wohl daß ich gerettet
In deinen Armen bin! Sie wollten mich

Zur Fürstin Mutter von Messina bringen.
Eher ins Grab.

Isabella.

Komm zu dir meine Tochter!
Messinas Fürstin —

Beatrice.

Nenne sie nicht mehr.
Mir gießt sich bei dem unglückseligen Nahmen
Ein Frost des Todes durch die Glieder.

Isabella.

Höre mich.

Beatrice.

Sie hat zwey Söhne, die sich tödlich hassen,
Don Manuel, Don Cesar nennt man sie.

Isabella.

Ich bins ja selbst! Erkenne deine Mutter.

Beatrice.

Was sagst du? Welches Wort hast du geredet?

Isabella.

Ich, deine Mutter, bin Messinas Fürstin.

Beatrice.

Du bist Don Manuels Mutter und Don Cesars?

Isabella.

Und deine Mutter! Deine Brüder nennst du!

Beatrice.

Weh, weh mir! O entſetzensvolles Licht!

Iſabella.

Was iſt dir? Was erſchüttert dich ſo ſeltſam?

Beatrice.

(wild um ſich her ſchauend, zerſtreut den Chor.)

Das ſind ſie, ja! Jetzt, jetzt erkenn ich ſie.
Mich hat kein Traum getäuſcht — Die ſind's! Die waren
Jugegen — Es iſt fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo hatt ihr ihn verborgen?

(ſie geht mit heftigem Schritt aus dem Chor zu, der ſich von ihr abwendet. Ein Trauermarſch hört ſich in der Ferne hören:)

Chor.

Weh! Wehe!

Iſabella.

Wen verborgen? Was iſt wahr?
Ihr ſchweigt beſtürzt — Ihr ſcheint ſie zu verſtehn.
Ich leſ' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochnen Tönen etwas Unglückſeliges,
Das mir zurückgehalten wird — Was iſt's?
Ich will es wiſſen. Warum heftet ihr
So ſchreckensvolle Blicke nach der Thüre?
Und was für Töne hör ich da erſchallen?

Chor.

Es naht sich! Es wird sich mit Schrecken erklären,
Sei stark Gebieterin, stähle dein Herz.
Mit Fassung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödlichen Schmerz!

Isabella.

Was naht sich? Was erwartet mich? — Ich höre
Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo sind meine Söhne?

(Der erste Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre getragen, die er auf der vorn gelassenen Seite der Scene niedersetzt. Ein schwarzes Tuch ist darüber gebreitet.)

Isabella. Beatrice. Diego. Beide Chöre.

Erster Chor.

Durch die Strassen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,

Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verſchont.
Die unerwünſchte
Schmerzliche Botſchaft
Früher oder ſpäter
Beſtellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greiſe,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Geſetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetze!

Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band,
In ſein ſtygiſches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

Kleidung wurde immer viel ohne Zierung, ausführig ohne Verletzung seyn.

Ein unterrichtender junger Komponist arbeitet wirklich an einer Sinfonie für meinen verlornen Sohn; ich weiß, daß sie meisterlich wird. Sobald sie fertig ist, bin ich so frei, sie Ihnen zu offeriren.

Nun entschuldigen Sie auch die unglaubliche Handschrift, das unverzeihliche des Schreibens. Ich eilte, Ihnen das Stück zu schicken, und darum inscribirt Hand, und darum pochen ich mir auch nicht Zeit, dasselbe zu übergiessen. Mein Kopf hat, nach Gewohnheit aller dieser weltumwälzenden Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt. Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nachsicht einer verstehungsvollen Kennerin

D. Schiller, K. Medicus.

Stuttgardt, den 15ten November 1781.

Die mit höchster Begierde erwartete Antwort und Kritik meines verlornen Sohns habe ich richtig erhalten, und bedaure nur, daß der Verzögerung derselben ihren Grund in einer Krankheit erhebt hat, wovon ich E. G. nun gerne befreit wünsche. Das, was Ihnen darin tadelnswerth gefallen, konnte ich freilich selbsten nicht so leicht finden, weil mir soviel gewisse Theaterbedeutungen unbekannt sind, als auch das Stück selbst in einer abgerissen Reihe sind, daß der sinnliche Verstand, der sein Object nothwendig in zusammenhängender Entfernung gefaßt haben muß, aber viele Nuancen hinwegleitet. Dieß einzige kann mir beherzhaft für, daß E. Exc. die poetische Hoheit des Stücks in der Umarbeitung ungern verwerfen, welche meinem Verhalten nach schwerlich mit Vortheil von einem Theaterdirekt angebieten kann.

Ihr gnädiges Urtheil über die Verdammung Franzens ist mir um so angenehmer, da ich es wenigstes bei diesem Falle, als eine bei der Erwerbung Amaliens und ihrer Bilanten mit dem Räuber in allen Akt erwarten hätte. Theatralisch mag es immerhin von der entsetzenden Wirkung sein. Daß E. G. die Amalia lieber erschießen als erdrosseln lassen wollen, gefällt mir abgemein, und ich willige mit Verlangen in diese Veränderung. Der Effekt muß erstaunlich sein, und soweit mir auch räuberischer vor. Was sonstige Abänderungen betrifft, so steht ich es dem Gutbefinden E. G. anheim damit zu schalten und zu walten, wie Sie wollen. Freilich wär' hier ich jemanden auch ein Wort zur Belehrung gewen e Sie sprechen zu dürfen.

Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurückgeschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gestehe ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Charaktere sind so aufgefaßt, zu wollen angelegt, daß das ganze Stück unterdrücken würde, wenn die Zeit, worin es gespielt wird, verändert würde. Doch meine Meinung ist vielleicht zu einseitig, und soll auch nicht binden. Genug wäre ich nicht zur Legitimation meiner Umarbeitung hinzu zu setzen, wenigstens nicht, wenn sich leicht in die Fragen eines Briefs einschränken ließ. Lebendiger und aufmerksamer wäre vielleicht öfters meine Rechtfertigung bei einzelnen Passagen selbst, denn ich erinnere mich noch wohl, daß es mich die und da eine meiner Aufbringung gekostet hat, so und nicht anders zu handeln. Uebrigens unterwerfe ich meine Arbeit gänzlich dem Urtheil der Kenner, und habe also zu der Kritik des Verarbeiten unter diesen kein Wort hinzu zu setzen. E. G. ganz unterthänigster

Dr. Schiller.

Stuttgardt, den 19. December 1781.

Da bin von E. Erwiderung in Rücksicht auf den Verlag meines Schauspiels getroffenen Veränderung den ich vollkommen pflichtig, bekandert bin ich sehr, daß durch beschehe zwei von sich sehr verschieden gewesene Autoren vereinigt worden sind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succes meines Schauspiels zu unterbrechen. G. G. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde diese Sache in Ansehung meiner wichtig genug etwas weitläufig dabei zu sein. Gleich anfangs gerathe ich Ihnen anzuraten, daß ich die Zurschaffung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gröbsten Faustrechtes und unterdrückten Faustrechts — die ganze dadurch wegkervorragende neue Anlage des Schauspiels nur unendlich besser als die Meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch wenn ganzen Schauspiel verlieren könte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm besten Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Politur und Bestimmtheit der Gesetze eine solche weiterlose Rotte gleichsam im Schoos der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen könnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wußte nicht dagegen zu sagen, als die Zerstörung der Deutschland, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben. Diese Entschuldigung verbreitet allerdings die Grenze des Gegenstands nicht. Wenn ich aber E. G. Brief zuerst kannt ich gebe es mit Wahrheit und unerheuchelter Ueberzeugung zu) was wird folgen? — Gewiß nichts anders, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der fremden Geburtige nun nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruktion des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. G. näher zu erklären mögen.

I. Sprechen alle meine Personen zu wenig, zu aufgefaßt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplizität, die mir der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft empfindet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, denen sich große Züge, Charaktere liegen sind von dem Schoos meiner gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nicht in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es gieng dem Stück wie einem Holzbild, den ich in einer Ausgabe des Virgils gesehen. Die Trojaner hatten schöne Harnischen, und den Aeneas Hammonen fuhrte ein paar Pistolen in seinem Halfter. Ich begang ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten aufzuwerfen.

II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Unterlichkeit der damaligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia mußte schlechterdings in ein Aetherräuken umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten, dieser Charakter, diese Haltung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des Räuber Moors, so in das ganze Stück so tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde abermalen muß, um es auszulöschen. Es verhält es sich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, diesem Spekulativischen Bösewicht, diesem metaphysisch-spekulativen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Verfassung meines Stücks, welche eben vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es unmöglich, da es schon angelegt und vollendet ist, in einem schlechtesten und entgegen Quadrat? zu einer Krähe mit Glanzfedern. Verzeihen E. G. dem Vater diese eitige Fürsprache für sein Kind. Es sind nur Worte, und allerdings kann schwerlich Theater mit den Schauspielen anfangen was es will, der Vater muß sein gelassen lassen, und ein Stück ist es für den Verfasser der Räuber, daß er in die besten Hände gefallen ist. Dieses einige wird ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die zweite Hauptveränderung mit der Erhebung

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren,
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Isabella.

Was soll ich hören? Was verhüllt dieß Tuch?

(Sie macht einen Schritt gegen die Bahre, bleibt aber unschlüssig zaudernd stehen.)

Es zieht mich grausend hin und zieht mich schaudernd
Mit dunkler kalter Schreckenshand zurück.

(zu Beatricen, welche sich zwischen sie und die Bahre geworfen.)

Laß mich! Was es auch sei, ich will enthüllen!

(Sie hebt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam.)

O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!

(Sie bleibt mit starrem Entsetzen stehen — Beatrice sinkt mit einem Schrey des Schmerzens neben der Bahre nieder.)

Chor.

Unglückliche Mutter! Es ist dein Sohn!
Du hast es gesprochen das Wort des Jammers,
Nicht meinen Lippen ist es entflohn.

Isabella.

Mein Sohn! Mein Manuel! — O ewige
Erbarmung — So muß ich dich wieder finden!
Mit deinem Leben mußtest du die Schwester
Erkaufen aus des Räubers Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß sein Arm dich nicht beschützte?
— O Fluch der Hand, die diese Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen gebohren,
Der mir den Sohn erschlug! Fluch seinem ganzen
Geschlecht!

Chor.

Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Isabella.

So haltet ihr mir Wort ihr Himmelsmächte?
Das, das ist eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!
Worauf hab ich gehofft, wovor gezittert,

Wenn dieß der Ausgang iſt — O die ihr hier
Mich ſchreckenvoll umſteht, an meinem Schmerz
Die Blicke weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuſchen!
Glaube noch einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieſer Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er ſäh aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachſen — Zwiſchen ihnen
Wuchs eine Lilie empor, ſie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig ergriff,
Und um ſich wüthend ſchnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerflut verſchlang.
Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befrug der Vater einen Vogelſchauer
Und ſchwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schooß
Von einer Tochter ſich entbinden würde,
So würde ſie die beiden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen ſeinen Stamm!

Chor.

Gebieterin was ſagſt du? Wehe! Wehe!

Iſabella.

Darum befahl der Vater ſie zu töden,

Doch ich entrückte sie dem Jammerschicksal!
— Die arme Unglückselige! Verstoßen
Ward sie als Kind aus ihrer Mutter Schooß,
Daß sie, erwachsen, nicht die Brüder merde!
Und jezt durch Räuberhände fällt der Bruder,
Nicht die Unschuldige hat ihn getödet!

Chor.

Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

Isabella.

Keinen Glauben
Verdiente mir des Götzendieners Spruch,
Ein beßres Hoffen stärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieser Tochter:
„In beßrer Liebe würde sie vereinst
„Der Söhne Herzen mir vereinigen.“
— So widersprachen die Orakel sich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat sie
Verschuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehen,
Ein Mund hat wie der andere gelogen!
Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts,
Betrüger sind sie, oder sind betrogen.

Nichts wahres läßt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpfest drunten an der Hölle Flüssen,
Du schöpfest droben an dem Quell des Lichts.

Erster Chor.

Weh! Wehe! Was sagst du? Halt ein, halt ein!
Bezähme der Zunge verwegenes Toben!
Die Orakel sehen und treffen ein,
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben!

Isabella.

Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum besuchen wir die heilgen Häuser,
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüthge Thoren, was gewinnen wir
Mit unserm Glauben? So unmöglich ists,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu schießen.
Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne so sich oder anders fügen,
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur,
Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen.

Zweiter Chor.

Halt ein Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du läugnest der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

Beatrice.

O Mutter! Mutter! Warum hast du mich
Gerettet! Warum warfst du mich nicht hin
Dem Fluch, der, eh ich war, mich schon verfolgte?
Blödsichtge Mutter! Warum dünktest du
Dich weiser, als die Alles schauenden,
Die Nah und Fernes aneinander knüpfen,
Und in der Zukunft späte Saaten sehn?
Dir selbst und mir, uns allen zum Verderben
Hast du den Todesgöttern ihren Raub,
Den sie gefodert, frevelnd vorenthalten!
Jezt nehmen sie ihn zweifach, dreifach selbst.
Nicht dank ich dir das traurige Geschenk,
Dem Schmerz, dem Jammer hast du mich erhalten!

Erster Chor.

(In heftiger Bewegung nach der Thüre sehend.)

Brechet auf ihr Wunden,
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen

Stürzet hervor ihr Bäche des Bluts.
Eherner Füsse
Rauschen vernehm ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen,
Ich erkenne der Furien Schritt!

Stürzet ein ihr Wände,
Versink o Schwelle
Unter der schrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe entsteiget, entsteiget
Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauses entweichet,
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

Don Cesar. Isabella. Beatrice. Der Chor.

(Beim Eintritt des Don Cesar zertheilt sich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm, er bleibt allein in der Mitte der Scene stehen.)

Beatrice.

Weh mir, er ists!

Isabella.

(tritt ihm entgegen)

O mein Sohn Cesar! Muß ich so

Dich wiedersehen — O blick her und sieh

Den Frevel einer Gottverfluchten Hand!

(führt ihn zu dem Leichnam.)

Don Cesar.

(tritt mit Entsetzen zurück, das Gesicht verhüllend.)

Erster Chor.

Brechet auf ihr Wunden!

Fliesset, fliesset!

In schwarzen Güssen

Strömet hervor ihr Bäche des Bluts!

Isabella.

Du schauderst und erstarrst! — Ja das ist alles

Was dir noch übrig ist von deinem Bruder!

Da liegen meine Hofnungen — Sie stirbt

Im Keim die junge Blume eures Friedens,

Und keine schöne Früchte sollt' ich schauen.

Don Cesar.

Tröste dich Mutter. Redlich wollten wir

Den Frieden, aber Blut beschloß der Himmel.

Isabella.

O ich weiß, du liebtest ihn, ich sah entzückt

Die schönen Bande zwischen euch sich flechten!
An deinem Herzen wolltest du ihn tragen,
Ihm reich ersetzen die verlornen Jahre.
Der blutge Mord kam deiner schönen Liebe
Zuvor — jezt kannst du nichts mehr als ihn rächen.

Don Cesar.

Komm Mutter, komm! hier ist kein Ort für dich,
Entreiß dich diesem unglückselgen Anblick!

(er will sie fortziehen.)

Isabella.

(fällt ihm um den Hals)

Du lebst mir noch! Du jezt mein einziger!

Beatrice.

Weh Mutter! Was beginnst du?

Don Cesar.

Weine dich aus
An diesem treuen Busen. Unverloren
Ist dir der Sohn, denn seine Liebe lebt
Unsterblich fort in deines Cesars Brust.

Erster Chor.

Brechet auf, ihr Wunden!
Redet ihr stummen!
In schwarzen Fluten
Stürzet hervor ihr Bäche des Bluts.

Isabella.

(beider Hände fassend.)

meine Kinder!

Don Cesar.

Wie entzückt es mich,

zu deinen Armen sie zu sehen, Mutter!

Ja laß sie deine Tochter seyn! die Schwester —

Isabella. (unterbricht ihn)

Dir dank ich die gerettete, mein Sohn!

Du hieltest Wort, du hast sie mir gesendet.

Don Cesar. (erstaunt)

Wen Mutter, sagst du, hab ich dir gesendet?

Isabella.

Sie mein ich, die du vor dir siehst, die Schwester.

Don Cesar.

Sie meine Schwester!

Isabella.

Welche andre sonst?

Don Cesar.

Meine Schwester?

Isabella.

Die du selber mir gesendet

Don Cesar.

Und seine Schwester!

Amalians interessirte mich fast noch mehr. Stunden mit G. E., es war dieses derjenige Theil meiner Schauspiele, der mich am meisten aufregung und Ueberlegung gekostet hat, davon das Resultat kein anderes war, als dieses, daß Moor seine Amalie erwerben muß, und daß dieses eine politische Schönheit seinen Charakters ist, der überreizte den feurigsten Liebhaber, abderitische den Banditen-Zauber mit dem lebhaftesten Kolorit ausgetheilt. Doch ich wurde die Rechtfertigung dieser Rolle in seinem Briefe erschöpfen. Uebrigens sind die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, kurzerstlich, und der ganzen Situation werth. Ich wurde Ihnen darauf dem, die gewünscht zu haben. Da wir Hr. Schwan auch schreibt, das Ich auf wurde mit der Musik und den narrativerischen Pausen gegen fünf Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! so wird eine zweite Bearbeitung an demselben vorgenommen werden müssen. Ich wünsche nicht, daß jemand anders, als ich, sich dieser Arbeit unterzoge, und ich selbst kann es nicht ohne die Aufnahme einer Probe, oder der ersten Vorstellung selbst.

Wenn es möglich wäre, daß E. E. die Generalprobe des Stücks wenigstens zwischen dem 20 — 30 dieses Monats zu Stande brächten, und mir die wichtigsten Umstände einer Reise zu Ihnen vergönnten, so hoffte ich in etlichen Tagen das Interesse des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatralische Rundung geben zu können, die sich nicht ohne wirkliche Gegenwart bei der Aufführung geben läßt. Ueber dieses hat sich mir dieser Tage einen gutigsten Aufschluß auf, so wurde ich mich auf den Fall vorzusehen wissen. Herr Schwan schreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen sich die Mühe genommen, und meinem Stück die Ihre gegeben, es verspricht. Ich bitte aus, daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters sei. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und sehr schönen Geist darin bewundert habe. Doch was liegt dem Verfasser des deutschen Hausvaters an dem Beifall eines jungen Kandidaten? — Uebrigens, wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg in Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, so will ich mich auch Ihre Arme lieben heißen, und ihm sagen, wie sich mein ganze Seelen sind, wie Dalberg und Gemmingen.

Den Gedanken mit dem kleinen Avertissement vor Aufführung des Stücks habe ich kürtrefflich, und sende daher E. E. in Beilage einen Versuch. Uebrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu erbleiben Euer Excellenz ganz unterthänigster

Schiller.

(Beilage.)

Die Räuber, ein Schauspiel.

Das Gewölbe einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verirrt. Zugetheilt Feuer und schlimme Kameradschaft verdorben sein Herz — reißen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Gerst auf Gerst häufte, von Abgrund zu Abgrund purzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und verlassen in Unglück, und durch Unglück gebessert, ruckgefuhrt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor bewundern und lieben, verabscheuen und lieben. — Einen beredtersichen, heimtrefflichen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und gezwungen sehen in seinen eigenen Netzen. Einen allzuliebenden nachgiebigen Vergerter und Vater. — Die Schwesten schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Mitwirkschaft des Lasters Blicke werfen, und auf der Bahne unterrichtet werden, wie alle Verquickungen des Stücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung dort bloßer seinen Herzen sind. Der Zuschauer meine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter der Gesetze der Religion und des Wohlstandes bezähmen, der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach; und auch der Mann sehe nicht ohne den Unterricht auf dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Wünschen und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen kann.

Stuttgardt, den 16. December 1781.

Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Brief ungemein genug auch Hand geschickt, daß ich Sonntägen Ihr abwarten muß. Scheinbar vorgeführt sind Ihre vorgedachten Gründe im höchsten Grade, bedauerte die aristotelische Philosophie und der sophistische Geist des vorigen Jahrhunderts in Absicht auf meinem Fleiß, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin. Doch vorjetzt muß dem Leser und Zuschauer in Absicht auf vieles einem tiefern Aufschluß in Dialogen sie geben. Was die Amalia betrifft, so glaube ich, kommt sehr viel darauf an, wie solche gespielt wird, das unschuldige einfache des Betragens amalgamirt sich dann mit dem Text, und bildet daraus einen Hauptcharakter, der nicht anders als vortheilhaft sein muß. — Auf meinem M. Moor bin ich im höchsten Grade begierig, und von Herr. Beil, der ihn zu vorstellen soll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind.

Ich glaube meine ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen, und im Ganzen einen größeren Schwung gehen, denn es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßigkeit hören werde.

Für das gutigste Anerbieten einer Avisenbekanntmachung dank ich gehorsamst, und es soll mir wohl heraus und mich unterstehen, irgend ein Verdienst um die Mannheimer Schaubühne zu erwerben.

Das E. E. gegl meinem Avertissement zufrieden sind, freut mich ungemein, und ich hoffe, daß auch dieses etwas zur besseren Aufnahme beitragen wird.

In Hoffnung einer baldigen Beigerahrt E. E. dortenige mündlich sagen zu können, weil ich Ihnen schuldig zu sein sagte, habe ich die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu verharren Ew. Excellenz unterthänigster Diener

Dr. Schiller.

(Beilage.)

Stuttgardt, den 20. December 1781.

Theuerster Freund.

Eine verdrießliche Sache scheint zwischen meine Hoffnung die Räuber aufführen zu sehen, zu treten. Hr. von Dalberg schreibt, daß solche den 10ten oder 12ten, und Sie, daß sie den 16ten schon können gegeben werden. Nun ist den 10 Januar das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem niemand, der von Militärstand ist, eher sonstige Vorstellungen, als den Herzog bei, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vorgehen werden soll. Sollte mein Stück also vor dem 10. oder am 10. selbst vorgestellt werden, so geht es für mich verloren. Gesichert es aber den 12ten oder auch später, so habe ich die beste Hoffnung. Dieses wollte ich Ihnen nur zu wissen thun, damit Sie die Freundschaft gegen mich hatten, mich bei Zeit bestimmter zu avertiren, somit aber in Mannheim selbst so viel als möglich von meiner Dazwischenkunft zu schweigen, und auch den Herrn von Dalberg und sonstige dieser Sache kundige Personen um das nemliche zu bitten, weil ich vorsichtig genug sein konnte, von diesem Stillschweigen Gebrauch zu machen.

Wäre es nicht möglich — doch diese Zerderung ist für mich zu eitel — die Vorstellung des Stücks zwei bis drei Tage zu verzögern, da im Ganzen eben derselbe Effekt herauskommt?

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe!

Beatrice.

O meine Mutter!

Isabella.

Ich erstaune — Redet!

Don Cesar.

So sei der Tag verflucht, der mich gebohren!

Isabella.

Was ist dir? Gott!

Don Cesar.

Verflucht der Schooß der mich
Getragen! — Und verflucht sei deine Heimlichkeit,
Die all dieß gräßliche verschuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerschmettert,
Nicht länger halt ich schonend ihn zurück —
Ich selber, wiss es, ich erschlug den Bruder,
In ihren Armen überraschr' ich ihn,
Sie ist es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Alles weißt du nun!
— Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester,
So bin ich schuldig einer Greuelthat,
Die keine Reu und Büßung kann versöhnen!

Chor.

Es iſt geſprochen, du haſt es vernommen,
Das ſchlimmſte weißt du, nichts iſt mehr zurück!
Wie die Seher verkündet, ſo iſt es gekommen,
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geſchick.
Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.

Iſabella.

Was kümmerts Mich noch, ob die Götter ſich
Als Lügner zeigen, oder ſich als wahr
Beſtätigen? Mir haben ſie das Aergſte
Gethan — Trotz biet ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen als ſie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, der fürchtet ſie nicht mehr.
Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem Lebenden ſcheid ich mich ſelbſt.
Er iſt mein Sohn nicht — Einen Baſilisken
Hab ich erzeugt, genährt an meiner Bruſt,
Der mir den beſſern Sohn zu Tode ſtach.
— Komm meine Tochter! Hier iſt unſers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegeiſtern überlaſſ ich
Dieß Haus — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab ichs betreten, und mit Furcht bewohnt,

Und in Verzweiflung räum ichs — Alles dieß
Erleid ich schuldlos, doch bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet sind die Götter.

(sie geht ab. Diego folgt ihr.)

Beatrice. Don Cesar. Der Chor.

Don Cesar.

(Beatricen zurück haltend.)

Bleib Schwester! Scheide du nicht so von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag dieß Blut
Anklagend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber du
Fluche mir nicht! Von dir kann ichs nicht tragen.

Beatrice.

(zeigt mit abgewandtem Gesicht auf den Leichnam.)

Don Cesar.

Nicht den Geliebten hab ich dir getödet!
Den Bruder hab ich dir, und hab ihn Mir
Gemordet — dir gehört der Abgeschiedne jezt
Nicht näher an, als ich der Lebende,
Und ich bin mitleidswürdiger als Er,
Denn Er schied rein hinweg und ich bin schuldig.

Beatrice.

(bricht in heftige Thränen aus.)

Don Cesar.

Weine um den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Diesen Vorzug,
Den du dem Todten giebst, ertrag ich nicht.
Den einzgen Trost, den lezten, laß mich schöpfen
Aus unsers Jammers bodenloser Tiefe,
Daß er dir näher nicht gehört als ich —
Denn unser furchtbar aufgelößtes Schicksal
Macht unsre Rechte gleich, wie unser Unglück
In Einen Fall verstrickt, drei liebende
Geschwister, gehen wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch wenn ich denken muß, daß deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann mischt sich Wuth und Neid in meinen Schmerz,
Und mich verläßt der Wehmut lezter Trost.
Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das lezte Opfer seinen Manen bringen,
Doch sanft nachsenden will ich ihm die Seele,
Weiß ich nur, daß du meinen Staub mit seinem
In Einem Aschenkruge sammeln wirst.

(den Arm um sie schlingend mit einer leidenschaftlich zärtlichen Heftigkeit.)

Dich liebt' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warst.
Weil ich dich liebte über alle Grenzen,
Trag ich den schweren Fluch des Brudermords,
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jezt bist du meine Schwester und dein Mitleid
Fodr' ich von dir als einen heilgen Zoll.

(er sieht sie mit ausforschenden Blicken und schmerzlicher Erwartung an, dann wendet er sich mit Heftigkeit von ihr.)

Nein, nein, nicht sehen kann ich diese Thränen —
In dieses Todten Gegenwart verläßt
Der Muth mich und die Brust zerreißt der Zweifel —
— Laß mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!
Sieh nie mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder sehen,
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöfnet.
Sie nannt' ihn ihren bessern Sohn! — So hat sie
Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben!
— Und du bist falsch wie sie! Zwinge dich nicht!
Zeig' deinen Abscheu! Mein verhaßtes Antlitz

Sollſt du nicht wieder ſehn! Geh hin auf ewig!

(er geht ab. Sie ſteht unſchlüſſig, im Kampf widerſprechender Gefühle, dann reißt ſie ſich los und geht.)

Chor.

— — — — — — — —

Wohl dem! Selig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur.
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Pallaſten,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen ſehe die Höchſten, die Beſten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus der ſtürmiſchen Lebenswelle
Zeitig gewarnt ſich heraus gerettet
In des Kloſters friedliche Zelle.
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt,
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt,

Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traurge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach,
Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt ist vollkommen überal,
Wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual.

Don Cesar. Der Chor.

Don Cesar (aufstehend)

Das Recht des Herrschers üb ich aus zum leztenmal,
Dem Grab zu übergeben diesen theuren Leib,
Denn dieses ist der Todten lezte Herrlichkeit.
Vernehmt denn meines Willens ernstlichen Beschluß,
Und wie ichs euch gebiete, also übt es aus
Genau — Euch ist in frischem Angedenken noch
Das ernste Amt, denn nicht von langen Zeiten ists,
Daß ihr zur Gruft begleitet eures Fürsten Leib.
Die Todtenklage ist in diesen Mauren kaum
Verhallt und eine Leiche drängt die andre fort

Ins Grab, daß eine Fackel an der andern ſich
Anzünden, auf der Treppe Stufen ſich der Zug
Der Klagemänner faſt begegnen mag.
So ordnet denn ein feierlich Begräbnißfeſt
In dieſes Schloſſes Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuſchlos bei verſchloßnen Pforten an,
Und alles werde wie es damals war vollbracht.

Chor.

Mit ſchnellen Händen ſoll dieß Werk bereitet ſeyn
O Herr — denn aufgerichtet ſteht der Katafalk
Ein Denkmal jener ernſten Feſtlichkeit noch da,
Und an den Bau des Todes rührte keine Hand.

Don Ceſar.

Das war kein glücklich Zeichen, daß des Grabes Mund
Gebſnet blieb im Hauſe der Lebendigen.
Wie kams, daß man das unglückſelige Gerüſt
Nicht nach vollbrachtem Dienſte alſobald zerbrach?

Chor.

Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwiſt
Der gleich nachher, Meſſina feindlich theilend, ſich
Entflammt, zog unſre Augen von den Todten ab,
Und öde blieb, verſchloſſen, dieſes Heiligthum.

Don Ceſar.

Ans Werk denn eilet ungeſäumt! Noch dieſe Nacht

Vollende sich das mitternächtliche Geschäft!
Die nächste Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus, und leuchte einem fröhlichern Geschlecht.

(der zweite Chor entfernt sich mit Don Manuels Leichnam.)

Erster Chor.

Soll ich der Mönche fromme Brüderschaft hieher
Berufen, daß sie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heilgem Lied
Zur ewgen Ruh einsegne den Begrabenen?

Don Cesar.

Ihr frommes Lied mag fort und fort an unserm Grab
Auf ewge Zeiten schallen bei der Kerze Schein,
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amts,
Der blutge Mord verscheucht das Heilige.

Chor.

Beschließe nichts gewaltsam Blutiges o Herr,
Wider dich selber wüthend mit Verzweiflungsthat:
Denn auf der Welt lebt niemand, der dich strafen kann,
Und fromme Büßung kauft den Zorn des Himmels ab.

Don Cesar.

Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend strafen kann,
Drum muß ich selber an mir selber es vollziehn.
Bußfertge Sühne, weiß ich, nimmt der Himmel an,

Doch nur mit Blute büßt sich ab der blutge Mord.

Chor.

Des Jammers Fluten, die auf dieses Haus gestürmt,
Ziemt dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

Don Cesar.

Den alten Fluch des Hauses lös' ich sterbend auf,
Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks.

Chor.

Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land,
Weil du des andern Herrscherhauptes uns beraubt.

Don Cesar.

Zuerst den Todesgöttern zahl ich meine Schuld,
Ein andrer Gott mag sorgen für die Lebenden.

Chor.

So weit die Sonne leuchtet ist die Hofnung auch,
Nur von dem Tod gewinnt sich nichts! Bedenk es wohl.

Don Cesar.

Du selbst bedenke schweigend deine Dienerpflicht,
Mich laß dem Geist gehorchen, der mich furchtbar treibt,
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir schaun.
Und ehrst du fürchtend auch den Herrscher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Flüche schwerster drückt,
Das Haupt verehre des Unglücklichen,
Das auch den Göttern heilig ist — Wer das erfuhr,

In Hoffnung einer baldigen Beherzigung meiner Bitte empfehle ich mich Ihrer Liebe und Freundschaft. Ihr aufrichtiger

J. Schiller.

d. 7. Herbst.

Hofkammerrath Schwan

zu Mannheim.

Franco.

Stuttgardt, den 27. Januar 1781.

Ich entbehrte hier Ihrer Antwort die mündliche Versicherung für die mir d. C. zugesagnete Gerechtigkeit und Gnade bey der Nationalschaubühne auf meine geringfügige Arbeit. Für die Ehre und den Beyfall, welchen Sie meine Stadt gewürdigt, und vor allen, wodurch D. C. die Ihrige Publikumsverfassung beschützen erhoben, und sein Schwerdt mit dem gegrünen Laubzweig der theatralischen Kunst zu beschatten gewusst haben. Mein Herz voll Dankbarkeit in Allantrin verschlossen war, und Ihnen meinen Eifer und meine Verehrung zu geben, und weil ich nicht stark sagen konnte, wenn mir die Zeit zu spartan kam abgemessen war, meine Interessen zu führen war, so hielte ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Verdankt habe ich ihre viele, sehr viele geringe, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich der Epoche von der geringen Woche gedenken.

E. Exc. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim noch meinen hohen empfindlichen Verbindungen verdienlich gesprochen und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich, der Welt bekannt machte: Ich werde hier das Urtheil meiner Kenner, Herr Schmidt, Herr Bied und Herr Beil, vorzüglich zu charakterisiren suchen, vermittst ich in weit ich von den Regeln, die sie stiften, auf die schönen Kunst. Ich werde mir die Freyheit nehmen, über die Vorwurfe des Publikums und Publikist zu reden, und in einige Erläuterungen anbringen, die auf meinen eigenen Text warfen, um ich glaube, daß es auf eine andere Art auch ich mir beider begreifen werden. Auf diese Abhandlung alle, die nächstens fertig werden, und D. C. gnädigst werden sich, bevor ich mich zum Druke ab, und der einzigen Verwirklichung, daß ich als Verfasser des Stücks ehrbietigst ein gerechtfertiget und vielleicht schmeichelnder Richter bin. Darin einige gehofft ich D. C., daß die Rede stattgeben, die ich für der Eröffnung, als Gelehrter über meine Erwartung (welche nicht gering war) in den wichtigsten Punkten entsprechen gefang. Und die Rede der Kenntnis grossen Kunst der Vorstellung wirke, als im Text. Der Beifall empfehle ich meiner geringe Person in der Nachsicht D. C., und bitte der Gnade und der vollkommenen Verehrung zu versprechen Euer Excell. ganz unterthänigst Diener

Schiller.

Stuttgardt, den 1. April 1781.

Die Aufmunterung, womit D. C. meine dramatische Muse zu erwecken haben, ist ein kräftiger Grund schmeichelhaft für mich, auch ist mir einigermaßen ein Schwur Pflicht, daß die erste Probe, die ich Ihnen gesprich, Ihren verehrtesten Beifall hat. Ich werde die Unmerklichkeit ehren, wenn ich meiner neuen musikalischen Anlagen zum Drama verbessernte, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen hat, und doch habe ich der Vorstand einiges Jahren Jahren zwang Ihnen zu betrachten zu können. Meine gegenwärtige Lage möchtigt mich den Grafen einst Pflicht der Mühsale in der hiesigen Nationalschaubühne abzugeben, und so bleibt mir noch ich einer unbeständige Dichterlaufen übrig, und bey Gebrot meiner Landesherrschaftsfreiheit auch einmal gezeichnen. Deutlich werde ich nur Ihrer gütigen Gnadenwürde bey Pfarrer einen unbeschränkten Spruch in den Nachen einer treuen Unterthanen Kunst machen möchte; ehren und treu weiß, stets nicht eil die Lauer und der Liebhaberstrategen zu Rath. Vielleicht erwarte ich dann meine Muse um so weniger, je länger ich von ihr geschieden war, vielleicht habe ich dann im Schoß der schönen Kunst eine sehr Jahrmaschinen für den Jahrhundertlichen Schwerd. Ich gestehe selbst, daß ich zu Ende dieses Jahrs die Verbesserung zu Grunde verbindet habe, worauf ich schon einen großen Theil verwendet habe. Darf ich bey dieser Gelegenheit so kühn sein, D. C. an das ehemalige Versprechen zu erinnern, mir ein interessantes deutsches Thema zu einem Nationalschauspiel zu verschaffen?

In den Sieg von Verschlagen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich besorge, der Verfasser möchte sich dadurch beleidigt haben. Meine D. C. durch Ihr Antlitz, und persönliche Bekanntschaft mit Gnaden mir erstlichen, meine Freiheit hierin verschaffen können, ist wieder ich, mitgeld meiner nachmaligen Verhandlungen, in der Umarbeitung dieses Stücks die angenehme Erfindung haben.

Der verschwiegene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erhoffe ich auf künftige Zeit, wenn ich mehrere Proben aufführen gelesen habe, welches, wie ich hoffe diesen Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich eingedenken zu einem unterthänigsten Journal einige Worte beizen gelegt. Ich empfehle mich in E. C. fernere Gnade und Gewogenheit, und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren, Euer Excellenz ganz unterthänigster Diener

Schiller.

Stuttgardt, den 16. Mai 1781.

Ich bin so dreist, d. C. um die Erlaubniß meinen Mannheim zu erlauben, welche zu ihre großen und vielen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen seit lange schuldig bin, eine neue hinzufügen wird. Das angenehme Verlangen, mein Schauspiel zum gnadigsten aufführen zu sehen, und die dazu benannte Theaterzeit meinen Herrn entnehmlichen wird und einige Proseite mit Damen, die eben in mich Begierde, und ich, Gott, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu sehen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, welche morgen über vor 6 Wochen wird. Da das aus der Hauptzweck meiner Reise ist, und nur abschnapt an einen vollkommenen Genuß meines Schauspiels ergeblich sein liegt, ich auch mit desto größerem Vertrauen die meinem ausfüllt meiner Hoffen bedenken Gnade zu Theil gehen werde, D. wenn meine schwächste Stelle an D. C., wie die Tiefe zur Höhe ist. Ich so bitte Sonne zu verbieten. Da ein Mittel von Ihnen den ganze Rad treibt, und ich abzugehen von der Geschäftigkeit der Hr. Schauspieler dieß hervorbringt sie mich erwarten kann, und verbleibt ihn, daß sie mir gern bereit Vergnügen machen, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu bitten, denn ich weiß doch nur Interessen. Ist es mir werde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vollen Augen an meinem Verdienst mich weiden können. —

Wenn es nur irgend möglich ist, daß die Vorstellung bewerkstelligt werden kann, so bedarf es der Gnädige Gesinnungen Euer Excellenz gnaden mich zur Vorstellung dieses Verdienst auf. Ich kann mich nicht lange mit den Dienstag Nachts zu Mannheim verweilen, weder alle so Gnaden gnaden Schauspieler versammelt können. Die glaublich wäre ich, wenn meine Bitten eine Gnade sein sangten! — Ich muß gestehen, daß ich mich auf die erste Vorstellung sehr quälig gefreut habe, als trug ich sogar die poetin erwogen.

Wegen dieser gütigsten Gewährung bitte ich D. C. um Verzeihung, daß das Vergnügen der Ruhige verdient ich begehrt war, über sie Meinung meiner Verehrung sing, der ich die Gnade mit aller Hochachtung mich zu nennen E. Excellenz gehorsamster Diener

J. Schiller.

Was ich erleide und im Busen fühle,
Giebt keinem Irdischen mehr Rechenschaft.

Donna Isabella. Don Cesar. Der Chor.

Isabella.

(kommt mit zögernden Schritten und wirft unschlüssige Blicke auf Don Cesar. Endlich tritt sie ihm näher und spricht mit gefaßtem Ton)

Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen,
So hatt' ich mirs in meinem Schmerz gelobt,
Doch in die Luft verwehen die Entschlüsse,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme faßt — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückseliges Gerücht
Aus meines Schmerzens öden Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Ist es wahr
Daß mir Ein Tag zwei Söhne rauben soll?

Chor.

Entschlossen siehst du ihn, festen Muths,
Hinab zu gehen mit freiem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe du jezt die Kraft des Bluts,
Die Gewalt der rührenden Mutterbitte.

Meine Worte hab ich umſonſt verloren.

Iſabella.

Ich rufe die Verwünſchungen zurück,
Die ich im blinden Wahnſinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Buſens Kind,
Das ſie mit Schmerz geboren nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel ſolche ſündige
Gebete, ſchwer von Thränen fallen ſie
Zurück von ſeinem leuchtenden Gewölbe.
— Lebe mein Sohn! Ich will den Mörder lieber ſehn
Des Einen Kindes, als um beide weinen.

Don Ceſar.

Nicht weiſt bedenkſt du Mutter, was du wünſcheſt
Dir ſelbſt und mir — Mein Platz kann nicht mehr ſeyn
Bei den Lebendigen — Ja könnteſt du
Des Mörders gottverhaßten Anblick auch
Ertragen Mutter, ich ertrüge nicht
Den ſtummen Vorwurf deines ewgen Grams.

Iſabella.

Kein Vorwurf ſoll dich kränken, keine laute
Noch ſtumme Klage in das Herz dir ſchneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz ſich löſen,
Gemeinſam trauernd wollen wir das Unglück

Beweinen und bedecken das Verbrechen.

Don Cesar.

(faßt ihre Hand, mit lauter Stimme)

Das wirſt du Mutter. Alſo wirds geſchehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz ſich löſen —
Dann Mutter, wenn ein Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umſchließt,
Ein Stein ſich wölbet über beider Staube,
Dann wird der Fluch entwaffnet ſeyn — Dann wirſt
Du deine Söhne nicht mehr unterſcheiden,
Die Thränen, die dein ſchönes Auge weint,
Sie werden einem wie dem andern gelten,
Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod.
Da löſchen alle Zornesflammen aus,
Der Haß verſöhnt ſich, und das ſchöne Mitleid
Neigt ſich ein weinend Schweſterbild mit ſanft
Anſchmiegender Umarmung auf die Urne.
Drum Mutter wehre du mir nicht, daß ich
Hinunter ſteige und den Fluch verſöhne.

Iſabella.

Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde
Ward abgeworfen in Loretto Haus,

Und segensvolle Himmelskraft vermehrt
Das heilge Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen,
Sie haben reichen Vorrath an Verdienst,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben.

Don Cesar.

Wohl läßt der Pfeil sich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das verletzte mehr gesunden.
Lebe wers kann, ein Leben der Zerknirschung,
Mit strengen Bußkasteiungen allmählig
Abschöpfend eine ewge Schuld — Ich kann
Nicht leben Mutter mit gebrochnem Herzen.
Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen,
Und in den Aether greifen über mir
Mit freiem Geist — Der Neid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt.
Denkst du, daß ich den Vorzug werde tragen,
Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Pallaste
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

Weit wie die Sterne abstehn von der Erde,
Wird Er erhaben stehen über mir,
Und hat der alte Neid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er rastlos mit das Herz zernagen,
Nun Er das Ewige mir abgewann,
Und jenseits alles Wettstreits wie ein Gott
In der Erinnerung der Menschen wandelt.

Isabella.

O hab ich euch nur darum nach Messina
Gerufen, um euch beide zu begraben!
Euch zu versöhnen rief ich euch hieher,
Und ein verderblich Schicksal kehret all
Mein Hoffen in sein Gegentheil mir um!

Don Cesar.

Schilt nicht den Ausgang Mutter! Es erfüllt
Sich alles was versprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedensfahnen in diese Thore,
Und friedlich werden wir zusammen ruhn,
Versöhnt auf ewig in dem Haus des Todes.

Isabella.

Lebe mein Sohn! Los deine Mutter nicht
Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
Rohherziger Versöhnung Preis gegeben,

Weil sie der Söhne Kraft nicht mehr beschützt.

Don Cesar.

Wenn alle Welt dich herzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unserm Grabe,
Und rufe deiner Söhne Gottheit an,
Denn Götter sind wir dann, wir hören dich,
Und wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Trost
Dir nahe seyn und deine Seele stärken.

Isabella.

Lebe mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kann's nicht tragen, alles zu verlieren!
(Sie schlingt ihre Arme mit leidenschaftlicher Heftigkeit um ihn, er macht sich sanft von ihr los, und reicht ihr die Hand mit abgewandtem Gesicht.)

Don Cesar.

Leb wohl!

Isabella.

Ach wohl ersahe ichs schmerzlich fühlend nun,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Giebts keine andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächtiger als die meine dringt?
(Sie geht nach dem Hintergrund der Scene.)
Komm meine Tochter! Wenn der todte Bruder

Ihn ſo gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schweſter, die geliebte,
Mit ſchöner Lebenshoffnung Zauberſchein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Beatrice (erſcheint am Eingang der Scene.)

Donna Iſabella. Don Ceſar und der Chor.

Don Ceſar.

(bei ihrem Anblick heftig bewegt ſich verhüllend.)

O Mutter! Mutter! Was erſannest du?

Iſabella.

(fährt ſie vorwärts.)

Die Mutter hat umſonſt zu ihm geflehet,
Beſchwöre du, erfleh ihn, daß er lebe.

Don Ceſar.

Argliſtge Mutter! Alſo prüft du mich!
In neuen Kampf willſt du zurück mich ſtürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ewgen Nacht?
— Da ſteht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir und tauſend Blumen ſchüttet er
Und tauſend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn ſtrömend vor mir aus,

Das Herz geht auf im warmen Stral der Sonne,
Und neu erwacht in der erstorbnen Brust
Die Hofnung wieder und die Lebenslust.

Isabella.

Fleh ihn, dich oder niemand wird er hören,
Daß er den Stab nicht raube dir und mir.

Beatrice.

Ein Opfer fodert der geliebte Todte,
Es soll ihm werden Mutter — Aber mich
Laß dieses Opfer seyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh ich das Leben sah. Mich fodert
Der Fluch der dieses Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel ist das Leben, das ich lebe.
Ich bins die ihn gemordet, eures Streits
Entschlafne Furien geweckt — Mir
Gebührt es, seine Manen zu versöhnen!

Chor.

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen sich eilend alle deine Kinder,
Und lassen dich allein, verlassen, stehen
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

Beatrice.

Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt,
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf

Des Sohns, erſt heute fand ſie eine Tochter,
Und leicht entbehrt ſie, was ſie nie beſaß.

Don Ceſar.

(mit tief verwundeter Seele.)

Wir mögen leben Mutter oder ſterben,
Wenn ſie nur dem Geliebten ſich vereinigt!

Beatrice.

Beneideſt du des Bruders todten Staub?

Don Ceſar.

Er lebt in deinem Schmerz ein ſelig Leben,
Ich werde ewig todt ſeyn bei den Todten.

Beatrice.

O Bruder!

Don Ceſar.

(mit dem Ausdruck der heftigſten Leidenſchaft.)

Schweſter, weineſt du um Mich?

Beatrice.

Lebe für unſre Mutter!

Don Ceſar.

(läßt ihre Hand los, zurücktretend.)

Für die Mutter?

Beatrice.

(neigt ſich an ſeine Bruſt.)

Lebe für ſie, und tröſte deine Schweſter.

Chor.

Sie hat gesiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schwester konnt' er nicht widerstehen,
Trostlose Mutter! Gieb Raum der Hofnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(In diesem Augenblicke läßt sich ein Chorgesang hören, die Flügelthüre wird geöfnet, man sieht in der Kirche den Katafalk aufgerichtet und den Sarg von Candelabern umgeben.)

Don Cesar.

(gegen den Sarg gewendet.)

Mein Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg'
Ruft mächtger dringend als der Mutter Thränen
Und mächtger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das irdsche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder sollte glücklich seyn,
Und deine heilge Unschuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen — das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Daß solche Theilung sei in seiner Welt —
— Die Thränen sah ich, die auch mir geflossen,
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.

Stuttgardt, den 6. Juni 1782.

Ich habe das Vergnügen, daß ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hierherkunft durch die entsetzliche Krankheit gehalt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich aufhalig gemacht hat. E. E. sey es nun Ahndung und Hellsehen meiner würdigen Dienstfrauen zu danken. Noch eh ich hieher als beinahe ein gesundheits Bett meines Lebens, die weil, durch einen unbedeutenden Zufall meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verfeindet hat, daß mir Stuttgardt und alle schwäbischen Herren ausreichlich und ekelhaft waren. Englischer kann doch niemand sein, als ich. Ich habe Hertzog genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Geist Hertzog genug für das Verdruß eines bessern Schicksals, und sur beides nur — eine Residenz.

Dort ich mich Ihnen in die Arme werfen, verehrtester Mann? Ich weiß wie schwer sich Ihr ehrwürdiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß wie Carl Ihr Mann ist eine schöne That zu unterstützen, und wie warm Ihr Geist, sie zu vollenden. Meine ganze Hoffnung ist Mannheim, von dessen Ihr angebeter werden, haben es mir mit Enthusiasmus versichert gesagt, aber es war meiner Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden bey mich zu haben, in Ihrem offenen Antlitz weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so breist, mich Ihnen ganz zu geben, wenn anders Schicksal in Ihre Hände zu stehen, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Mich hin ich wenig über sicher. In diesem Punkten bin Seelenadel werde ich wenig niemahl gefehlet, wenn mich kein glückseliger Hymen und ein glückseliges Klima zum wahren Dichter creiren werden.

Schiller ist mehr zu sagen als dieses, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten?

E. Exz. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde sie zuversichtlich, der Ihren Versprech verlangen, ewig segnen; wenn Euer Excellenz hiesige drei Akten gutfinden und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so setze ich gewiß für den Erfolg.

Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Sache dieses ganzen Briefs, Excellenz E. E. in das Innere meines Gemüths setzen, welche Erschütterungen es durchwühlen, stunte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich krankt — Ein wenig — ja, ich weiß gewiß — Ihre wirksame Lage hätte mich verpflegen, die durch einen oder zwey Briefe an den Herzog geschehen kann.

Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts andres, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem enthusiasten Eifer und mit einer vertrauenden Zuversichtung für Dankbarkeit beschäftigen zu können, und verbleibe ich mich und alles was ich bin und für entsprechen wünsche.

E. E.

unterthänigster
Schiller.

(Beilage)

Der schwarz verzogene Schwierigkeiten in der Art mich zu empfehlen, daß es dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu helfen. Jenen Akt ebenfalls ganz, den Ihnen selbst — zu freyen Gunsten Ihnen vielleicht lästigerer Ihnen bewerb.

1) Da ich Ihnen gehorsamst das Buch der Verbrecher bei mir so sehr abverlegt ist, daß man sich, wenn durch Erleichterung einer Seite Platz für einen anderen gemacht wird, in Kenntniß es mehr benutzt zu, mir diese dem Kapitän, der sich nicht trauen lassen will, weil meine Art den Schein gibt, als gehörte es ganz durch seine musikalische Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk, und gerade ihm zur Ehre. Daher wollten E. E. ihn von der Sache abzuraten suchen, denn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mit schreiben, nachlesen lassen, daß — Sie mich für einer Schrift von Ihm, für einen Beyrath ihr Schicksal von und in seiner Akademie dringend halten, und daß alle durch diese Versuchen seiner Eigenliebe anstatt gegen das Hauptcompliment gemacht wurde, als wurden ihre Protokte von entschiedenen Neigung gesagt und gedacht. Dieses ist der Punkt per non bene Herzog.

2) Manchmahl ich (und auch meinerseyn) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen bestimmten Termin festsetzen, der dann nach Ihrem Befind verlängert werden kann) nach besten Verlauf ich wieder meinem Herzog gehörte. Es steht es mehr einen Grund, auf einer nötigen Fortsetzung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und sieht auch so bald nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird sich sein, wenn ich selbst nicht mehr anwalte.

3) Wurde es leichter aufmerksig sein zu bewerben, daß mir Mittel gewährt werden sollten, zu Mannheim zu gastieren und meine mehrmalige Urlaubung zu vertauschen. Dieser Artikel ist vorzüglich wichtig, damit man nicht nicht, unter dem Vorwand für mein Wort zu sorgen, entfernt, weil vorsagt bestellt.

Stuttgardt, den 25. Juli 1782.

Mein langes Stillschweigen wird mir bei E. E. beinahe den Vorwurf der Undankbarkeit zuziehen, welch ich es mir nur anklagen darf, daß es mir bisher gänzlich Ernst zu brauchwerden, sondern noch die zwei bewußte Bücher so lang zurückbehielt. Beiden werde durch eine entschuldige Gelegenheit, die ich hier habe, verschaft. E. E. werden aber gewiß nicht wenig Vergnügen bezeigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich wegen meiner letzten Heimreise zu Ihnen 14 Tage in Arrest geworfen wurde. Aber wurde meinem Landesherrn baarstens berichtet. Ich habe bisworgen eine persönliche Unterredung mit Ihm gehabt.

Wenn E. E. glauben, daß ich meine Aufsätzen, zu Ihnen zu kommen, möglich machen sollen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich bisher sehr bereitet wünsche, hat einen Verlaß, für ich seinem Brief ausreichenden hat. Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß es etwelchen Dienstern, wenn ich in Ihrer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, seine Aufsätze mehr zu ist, daß ich sowohl bei Ihnen leben kann. Ich werde offenen eigenartigen Ihren, gütigen Schritt zu thun, der mir ausreichlich werden würde, zu Mannheim zu bleiben. Mein Trauerspiel, der Verschwörung des Fiesko zu Genua, wird bis in die Mitte des August fertig, und sobald sein E. E. zur Prüfung vorgelegt zu werden.

Der Verfasser des Trauerspiels Don Carlos verdient Aufmerksamkeit. Ich habe einen Dramaturgen, und ich verbleibe einen von den ersten Dichtern, daß ich deutschen werden.

Meinen Kostumsverlust hat entsetzliche Stanzinnen und interessante Folgen. Doch erhebt sie sich über den Kreis der Mittelmäßigkeit nicht. Der macht mich sehr auf meine Empfindung, und hat so viel Mosser. Und den Mosserly hat er gar nicht das gewünschte Verdienst.

Meine Bücher bitte ich E. E. hier mit dem nächstfolgenden Theil gefandt. Ich wurde den Namen Talbergs niemahlen an die Spitze einer solchen Schrift setzen zu lassen wagen.

Ich schließe mit der Erklärung meiner unbeschränkten Dankbarkeit für den Antheil, den E. E. bisher an meinem Schicksal genommen, und werde mir erlauben mit der größten Devotion mich zu nennen

Ew. Excellenz
ganz unterthänigsten Diener und wahren Verehrer
Schiller, Medicus.

An Seine Excellenz,
Herrn Baron von Dalberg,
Geheimenrath, Oberstlieutenantmeister und
Vicekammerpräsidenten, Ritter Kon. etc.
Darmst. zu Pferd u. Wagen.

zu Mannheim.

(Er durchsticht sich mit einem Dolch und gleitet sterbend an seiner Schwester nieder, die sich der Mutter in die Arme wirft.)

Chor.

(nach einem tiefen Schweigen.)

Erschüttert sieh ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Loos.
Dieß Eine fühl ich und erkenn es klar,
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Zu verbessern:

S. 15 Zin. 17 statt Staaten lies Saaten.
— 16 — 3 — rothlichtem — rothlichtem.

Bayerische Staatsbibliothek

Folgende Druckfehler bitten wir noch zu verbeſſern:

S.	Z.	ſtatt	lies:
— 8	— 1	— zerriſſen	— zerreiſſen.
— 9	— 4	— und den	— um den.
— 17	— 13	— gehr	— folgt.
— 27	— 16	— muthvoll	— wuthvoll.
— 48	— 10	— Tunike	— Tunika.
— 71	— 19	— fragſt	— ſagſt.
— 72	letzte Zeile	— Feuerglut	— Feuerflut.
— 88	letzte Zeile	— Wenn	— Wann.
— 110	— 14	— Schoos	— Schloß.
— 125	— 12	— vermieren	— exmieren.

Auch iſt bei einigen Exemplaren in der Vorrede S. XIV Zeile 23 das l in dem Wort: l e b e n d i g, weggeblieben.

Die

Huldigung der Künste.

Ein lyrisches Spiel

von

Friedrich von Schiller.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1805.

BIBLIOTECA
FACULTAD

Bei hoher Ankunft

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

der Frau Erbprinzessin von Weimar

Maria Paulowna

Grofsfürstin von Rufsland

vorgestellt auf dem Weimarischen Hoftheater

den 12. November 1804.

Die Scene ist eine feste ländliche Gegend, in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Blumen geschmückt. Landleute sind eben beschäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

Vater.

Wachse, wachse blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in den heimischen Raum!
Fülle süfser Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

Alle Landleute.

Wachse, wachse blühender Baum,
Strebend in den Himmelraum!

Jüngling.

Mit der duftgen Blüthe paare
Prangend sich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht!

Alle.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Mutter.

Nimm ihn auf o heilge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein,
Führer der gefleckten Heerde,
Hoher Flurgott, pflege sein!

Mädchen.

Pflegt ihn zärtliche Dryaden,
Schütz ihn, schütz ihn Vater Pan!
Und ihr freien Oreaden,
Dafs ihm keine Wetter schaden,
Fesselt alle Stürme an.

Alle.

Pflegt ihn zärtliche Dryaden,
Schütz ihn, schütz ihn Vater Pan!

Jüngling.

Lächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gieb ihm deine Strahlen,
Erde, gieb ihm deinen Thau.

Alle.

Sonne, gieb ihm deine Strahlen,
Erde, gieb ihm deinen Thau!

Vater.

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben,
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine goldnen Gaben
Noch den spätsten Enkel laben,
Und erquicket segn' er dich.

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Mogst du jedem Wandrer geben,
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Musik des Orchesters begleitet sie und geht allmählig in einen edleren Styl über, während daß man im Hintergrund den Genius mit den sieben Göttinnen herabsteigen sieht. Die Landleute ziehen sich nach beiden Seiten der Bahne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drei bildenden Kunste sich zu seiner rechten, die vier redenden und musikalischen sich zu seiner linken stellen.

Chor der Künste.

Wir kommen von fernher,
Wir wandern und schreiten
Von Völkern zu Völkern
Von Zeiten zu Zeiten,
Wir suchen auf Erden ein bleibendes Haus.
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In schaffender Stille,
In wirkender Fülle,
Wir wandern und suchen und findens nicht aus.

Euer Excellenz werden von meinen Herren zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich mehr nicht meine erwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Parke, sobald darf ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber mich kommt das Schlimmste wieder. Ich habe die nöthigen Hausmittel nicht, die mich in den Stand setzen, meinem Mitgefühl Luft zu machen. Ich habe mich von Stuttgarde, meiner Geburtsort wegen, schnell, und gar fort bey Großvaterlen entfernen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen Hausverhältnisse gänzlich durchreißen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gerigt, dort hoffte ich von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schadlos zu halten, sondern auch allenfalls in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen entsetzenden plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Hoffnung und Erfüllung. Ich konnte mich schwerlich machen, daß ich Ihnen solche Gedichte über mich, aber ich muß es, es zumindest mich nicht. Dessen genug, daß ich auch an mir die gewöhnliche Wahrheit bestätigt sehen muß, die schon Seneca Thyestem und Medea sagen abgesagt.

Wenn meine hiesigen Umstände, wenn alles das meinem E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Interesse gegen meine Gesuche einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie inständig um Unterstützung zu bitten. Es drängt mich entsetzlich ich ist das Letztemal bekannt, daß ich mich meinem Fürsten erwerbe, so wenig kann ich in alle 3 Wochen Mannheim verlieren, weil mein Herz so lange beschwert war, weil das Gefühl meiner Schulden mich gänzlich von thätigkeiten Trauern zurückhielt. Wenn ich die aber bis auf heilige Zeit nicht war fertig, trocken, wie ich nach besten Kunst, mein vorgesetzter, so schwer ich mir darauf den Muth, Euer Excellenz mit gänzlichen Vertrauen bey mir dahrauß zukünftigen Preises erbarmlich zu bitten, weil ich gar vielleicht mehr als sonst durch mein gantzes Leben, bedürftig bin. Ich hatte angefangen nach von E. nach Frankfurth zu begeben. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange seine Ruhe, daß ich mich von der Treue getrennt habe.

Dann nicht mein Briefmanuscript in 8 Tagen erschöpft sein. Denn ich es nur gänzlich ausarbeiten, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe alle gegenwärtig auch in meinem Kopf seine beisammen. wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch dieses von E. ausschreiben würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder werden Sie dann die Gnade haben, mir den Gemüthsch der ersten Vorlesung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu verzeichnen, oder mir mir über einen Preis unterreichnen, der den Werth meines Schauspiels bestimmen wurde.

In beiden Fällen würde es mir ein leichtes sein, wenn meine jetzt Bitte die einzigen erwachsende Summe über Hinge | beim schnellen Druck, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu abkürzieren. Ich trage diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. alles vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem bitterigen besteht, so wird, so habe ich es für überflüssig, E. E. mit einer traurigen Vorschilderung meiner Noth zu quälen.

Schaffe Hülfe ich allein, und ich ist noch besser auf meinen Fuß kann. Herr Meyer ist von mir gehen, mir den Entschluß E. E. meine Gnade mitzutheilen, und die selbst des Gedichts mir zu schreiben zu übergeben.

Mit unterthänigen Ehrfurcht ersuche ich mich Euer Excellenz gnädigen Gewogen

Frkf. Schiller.

Oggersheim, den 16. November 1782.

Ich lebe gegenwärtig in der größesten Erwartung, wie Euer Excellenz meinen Fiesko behalten, und wie ich überhaupt meiner Vorempfindungen von dem Stück beschaffen oder nicht beschaffen haben. Da E. E. oder Tage, ehe eine Erklärung darüber, versuchten, verwandte ich einen Theil, daß die Durchreisenarbeitung des Stücks dem hiesigen Prior, wie dem Vorleser, einige Aufmerksamkeit abgewinnen wußt. Es schien ein gangbar, großes Gemälde des ausbrechen und gefangen Charakters werden. Wenn es das wirklich ist, so zweifle ich keinesweges, daß es der Theaterdirektion, dem Schauspieler und Zuschauer ein gemeinschaftliches Interesse werd. Sobald ich aber diese Stücke besitze, den Stück noch ausgefeilt, noch meinem Plan verantwortet, wo ich den Theaterpunkt ganz unter Augen setzen durfte, sobald ich dazu bequem wurde, sollte das Stück durch Herausnahme o der einzigen Episode in ein Kürzeren Theaterstück schmelzen. Wenn E. E. noch etwa noch seine Entschließung über die Theaterschaft bestellen geben können, so bitte ich mir solche nur das Urtheil des Dramaturgischen überhaupt aus, welches mir äußerst willkommen sein wird.

Ich logiere hier im Wirtel, unter dem Namen Schmidt, wenn E. E. noch mit einer Antwort beehren wollen, der ich die Gnade habe, mit vorzüglichen Respekt mich zu nennen. E. E. ganz gehorsamster

Schiller.

E. Meinungen, den 26ten April 1786.

Euer Excellenz verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnadige Zuschrift erst so spät erhalten. Ich war schon mit Mietgand in Leipzig in einem Handel begriffen, den ich nothwendig abmachen mußte, eh ich Ihnen einen Entschließungen überhen konnte. Nun scheint es aber, daß mir über den Preis des Stücks nicht offerte werden können, und ich gebe ihm dieses Schauspiel nicht.

Daß Euer Excellenz mich noch in der Entfernung noch in gnädigen Andenken bringen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein. Die wünschten es wenigstens zu seyn. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Wenn Verbesserung der Gorgen, Befriedigung der Einbildungskraft, und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein.

E. E. scheinen, angeladet meinen kühnlich anfangenden Versuch, auch einigen Antheil an meiner dramatischen Laufbahn zu haben. Ich wandelte wieder, als seinen zu verlieren, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht verantwortlich entziehen möchte. Ich wähne ich mir die Freiheit, Ihnen Einsicht von dem Stücke vorzulegen.

Nahen der Vollständigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der natürlich abgestuften Folge, und Verknüpfung dieser verschiedenen Partien und Schauspiel, hat dieses Trauerspiel auch diesen Mangel, das Komische gut Tragischem, Lache mit Schrecken mischt, und, indem die Entwicklung tragisch genug ist, doch einige lustige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn diese fehlet, bin ich E. E. mit Bitterkeit entfernt, daß die Bühne nichts Ausfüllbares haben, so glaube ich, daß Sie mir dem Urtheil zufrieden sein werden. Sollen Sie aber bei der Vorstellung zu Rate sein, so wird aber Lebhaftigkeit, wenn es auch noch so unterschieden wäre, für Ihren Beifall notwendig sein, gut ich werde es besser zu verbessern. Dieses versichert ich aus dem Urtheil E. E. Meine Artikel würde ja viel ein meiner Kasse und Eigenliebe partizipieren. Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Karlos. Die Probe, daß mir sehr sympathisch scheint, und daß ich E. E. zu versuchen habe. Tugendsinn und ich an einem Trauerspiel von Prinz Heinrich arbeiten.

Ich erwarte den Entschluß E. E. mit Begierde, und habe die Gnade, mit unterthänigsten Respekt zu verharren

Euer Excellenz unterthänigst ergebenster

Fr. Schiller.

Jüngling.

Sieh, wer sind Sie, die hier nahen,
Eine Göttergleiche Schaar!
Bilder, wie wir nie sie sahen,
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Waffen erklirren
Mit eisernem Klang,
Wo der Hafs und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menschen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir fluchtig den eilenden Gang.
Wir hassen die Falschen,
Die Götterverächter,
Wir suchen der Menschen
Aufricht'ge Geschlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten
Und siedeln uns an.

Mädchen.

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten,
Es sind mir bekannte, geliebte Gestalten,
Und weifs doch, ich habe sie niemals gesehn!

Alle Landleute.

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!

Genius.

Aber still! Da seh ich Menschen,
Und sie scheinen hoch beglückt,
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Festlich ist der Baum geschmückt.
— Sind dieſs nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begiebt sich hier?

Vater.

Hirten sind wir dieser Fluren,
Und ein Fest begehen wir.

Genius.

Welches Fest? O lasset hören!

Mutter.

Unsrer Königin zu Ehren,
Der erhabnen, gütigen,
Die in unser stilles Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.

Jüngling.

Sie, die alle Reize schmucken,
Gutig wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

Jüngling.

Ach, Sie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Fesseln möchten wir Sie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Dafs die Hohe heimisch werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ach so viele zarte Bande
Ziehen Sie zum Jugendlande!
Alles was Sie dort verliefs,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heilgen Schoofs der Mutter,
Und das grofse Herz der Brüder,
Und der Schwestern zarte Brust —
Konnen wir es Ihr ersetzen?
Ist ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, solchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe fesselt ja kein Ort!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10441/048

Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort —
Was Sie theures dort besessen,
Unverloren bleibt es Ihr.
Hat Sie Liebe dort verlassen,
Findet Sie die Liebe hier.

Mutter.

Ach Sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe sich gefallen,
Hier, wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius.

Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schauen!
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Grofse in das Leben,
Und er sucht es nicht darinn.

Jüngling.

O schöne Fremdlinge! Lehrt uns Sie binden,
O lehret uns, Ihr wohlgefällig seyn!
Gern wollten wir Ihr duftge Kränze winden,
Und führten Sie in unsre Hütten ein!

Genius.

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden,
Es schafft sich selbst still wirkend seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Alle Landleute.

O schöner Fremdling! Sag wie wir Sie binden,
Die Herrliche, in unsern stillen Gründen.

Genius.

Es ist gefunden schon das zarte Band,
Nicht alles ist Ihr fremd in diesem Land,
Mich wird Sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis ans Proscenium, die sieben Göttinnen thun das Gleiche, so daß sie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo sie vortreten, enthüllen sie ihre Attribute, die sie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten.)

Genius

(gegen die Fürstin.)

Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und die mir folget, ist der Künste Schaar,
Wir sinds, die alle Menschenwerke krönen,
Wir schmücken den Pallast und den Altar.
Längst wohnten wir bei Deinem Kaiserstamme,
Und Sie, die Herrliche, die Dich gebahr,
Sie nährt uns selbst die heilge Opferflamme
Mit reiner Hand auf ihrem Hausaltar,
Wir sind Dir nachgefolgt, von Ihr gesendet,
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architektur

(mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten.)

Mich sahst Du thronen an der Newa Strom,
Dein grofser Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich ihm ein zweites Rom,
Durch mich ist es ein Kaisersitz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Gröfse
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag,
Jetzt rauscht des Lebens lustiges Getöse,
Wo vormals nur ein düstrer Nebel lag,
Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meer-Pallaste.

Sculptur

(mit einer Victoria in der Hand.)

Auch mich hast Du mit Staunen oft gesehen,
Die ernste Bildnerin der alten Götterwelt.
Auf einen Felsen — er wird ewig stehen —
Hab' ich sein grofses Heldenbild gestellt.
Und dieses Siegesbild, das ich erschaffen,

(die Victoria zeigend)

Dein hoher Bruder schwingts in mächtger Hand,
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hats auf ewig an sein Heer gebannt; —
Ich kann aus Thon nur Lebenloses bilden,
Er macht den Sclaven frei und menschlich selbst den Wilden.

Mahlerei

(mit Palette und Pinsel)

Auch mich, Erhabne, wirst Du nicht verkennen,
Die heitre Schöpferin täuschender Gestalt,
Von Leben blitzt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit gluhender Gewalt.
Die Sinne weifs ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täusch ich selbst das Herz,
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Versüfs ich oft der Sehnsucht bittern Schmerz.
Die sich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und sind nicht ganz geschieden.

Mannheim, den 19. Dezember 1785.

Die gütige Aufschrift Ihrer Erzellenz, die mir doppelt schmeichelhaft sein muß, da der Name des Empfängers alle Erinnerungen an Hinderung und an Schwierigkeiten beschwerlicher machen, hat mich mit einer Art von Schüchternheit angetroffen. Sparen sie Krankheit, die mich auf lange Zeit verlassen werden, und verzeihlich auf meinen Kopf werfen, der Ihre Knechtschaft, wovon ich nunmehr die Ehre zeigen soll, und zugleich die Entschuldigung Ihrer Erzellenz, die mir Mannheim zu einem verwünschten Schauplatz macht, haben mich des Muths ganz allen Arbeiten des Geistes herabgezogen. Ein groß neuliche Verlangen war, Ihre werthe zu sehen, und mich in Ihrem Gesprächen zu großen Unterredungen zu entfinden, so mehr thut mir der Nachricht, daß Ihrer Erzellenz aus verlassen hätten. Ich hoffe und wünsche für Ihrem Verlust bald und vollkommen wieder gesichert zu werden. Was meiner theatralischen Arbeiten anbetrifft, so erwarte ich ganz allein den Rath Ihrer Erzellenz, ob ich zurück den Hamlet, oder die Fiesko Skizzen endigen soll. Beides zusammengenommen ist ein Gerichtet für 6 Wochen, und da der Hamlet ohne Zweifel für den Carneval-Zeiten bestimmt werden dürfte, meine Fiesko Skizzen aber ein Neujahrs einfordern Stück ist, so vermuthe ich, daß die Wahl E. E. auf den letztere fallen werde.

Die Anmerkungen über meinen Fiesko habe ich in Gedanken sehr weit, entsetzlich weit; ich kam Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den 2 ersten Szenen des 3ten Akts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der unmerkt dem feinern Feile nur zu sichtbar geworden ist. In seinem Glück sollen diese 2 Szenen, absonderlich die Erste, in der Umgebung ganz weg. Die Eintrede Sprache ist auf der Bahne nicht als aufhalten — da ist Lächerlich, und selbst lange Monologen erwähnen. Der Vir hat noch eine Hauptverbesserung nöthig, und verspricht sich viel. Das Stück in einer kleinen Gestalt aufzuführen, das Ihrer Erzellenz und Mannheim damit gefallen soll.

Mein Urtheil über den Gebrauch ist ganz nur die Folge der ersten Vorstellung, und wenn ich meine Empfindungen habe ganz einfach herausbringen soll, so weiß meine Feind nicht über zum Vorzheil des Stücks entschieden.

Was es staatsgut und wahrhaftes hat das Herz und das Aug hat, weiter ich in dem übrigens einzigen Gratien Meisters auf Nonnet's Debatirige schon erwähnt zu haben. Die beiden ersten Aufzüge machten gelten, aber die Entwicklung in den letzten ist durchweg schwer. Vielleicht besonders aber vergleichen Stücke braucht einen Sing auf dem Schauplatz, weil die Gegenstand beschreibender zu Gesichte liegt, als die Handlungen in einer Komödie.

Meiner Urtheil über Gallmayer werden ich bisher nicht eine aus einem feinsten Gehirne herausnimmen; es wird alle Tage, aber beide gewissenhafter und sachlicher Gegenstände. Immer bezahlt es auch eine Freiheit zu sein, wenn ein ungeschickter Kopf die Arbeiten des ersten Mannes — auch eines der plötzlichen Fähigkeiten — richten soll.

Die Beantwortung der theatralischen Fragen wird eine sehr angenehme und freudsame Arbeit für meine Feine Augenblicke werden, und dann muß der Gegenwärtigkeit Leitung einer Aufsätze über theaterkritischen Gegenstand besser unterstützend für den dramatischen Schriftsteller sein.

Meine Ich Bücher meiner Theaterbibliothek sind in Ihrer Erzellenz Hände, und ich will mir mündlich ausbitten, mir Vergnügen sich auf den künftigen monatlichen Ihrer Erzellenz unterthänig ergebenster Diener

J. Schiller.

P. P.

Ich bekenne mich, daß E. E. die berüchtigten Räuberischen Bücher noch nicht gelesen haben, und scheide für dies gefangenschaftlich mit.

Dalberg, aus Ihrer Erzellenz mir gethanen Frage, erwidere mich noch eine Art der mündlichen und lateinischen Rührung gegen den vortrefflichen Mann, der so großmüthigen Antheil an meinem Schicksal nimmt. Wenn es auch nicht schon längst der einzige Wunsch meines Herzens gewesen wäre, so würden Ihnen Ihrer Erzellenz Fragen es lebhaft machen. Ich bleibe hier Ihrer Ehre Ihrer Stadt wegen bleiben. Ich bereue allerdings. Aber lange können sie mich meine eigenes Herz dahin; lange kann mich nicht, nicht eher verlaß, befriedigt, daß früher oder später, mein Herzen für die Tischkunst erfüllen werde, die meine Bedürfnisse befriedigt, und daß sie im Gegentheil meinen Arm für mich haben müßte, sobald ich sie nur als Erholung gebrauchte, und nur meine eigenen Augenblicke ihr widmete. Dann war kann ich mit ganzer Kraft, und immer regem Unthätigkeit Dichter sein — meine Ideen laufen, daß meine Lesbarkeit und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie also, wie willkommen der Ruf war, gewesen sein würde, der mir Erlaubnis gab, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. Aber darf ich jetzt mehr sagen? darf ich mich jetzt auf die meine erlebenden Bemerkte Ihrer Theilnahme Hoffen, und Ihnen, der Sie schon so vieles für mich gethan haben, darf ich Ihnen gestehen, daß mich Not drückt — Nicht für mich zu sprechen — nur ein Jahr habe ich nöthig, das Verlassenheit in meinem Geld und arbeiten und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In diesem Jahr kann ich alle für der bisher Noten nicht so thätig sein, als jetzt, und brauch brauche ich etwas in mir Unterdrückung. Vielleicht einiger Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Thätigkeit durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement in Mannheim ist gesichert. Wissen Ihrer Erzellenz mir hierin die Hand bieten? Einen Dienst, die ich der hiesigen Bahne oft nach Verlust hierin Jahre leisten kann, nur für schon geleistet gelten? — Wie ich dann endlich auf dem Punkt, worauf ich arbeite, so wird es mir einmöglich sein, diese Schuld anzuhalten, und meine Dankbar gleichen Ihnen dann zeigen. Da ich absolut so schnell nicht auf den Theater Vorzheil thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück so-

---

Ein lediges Zettel Papier, das mich über 8 Tage verunziert, hat meine Hoffnung vermindert, E. E. somit aufzuwarten, und meine entschuldigende Zettelungen; aber die letzte Vorstellung der Räuber und gestimmt der Thorn entzückt. Gestalt erwarte ich Befehlungen, und bei nun so weiter, in unerträglicher ekstase wird, Thorn Thränk in Wasser auf Gallmayer in lang unbeschreiblich zu sehen. — Bis jetzt aber war ich über nicht Kranken verlassen, und wenn auch mein Fieber weicht, so bleibt doch immer eine beschwerliche Belästigung in meinem Kopfe zurück.

Ich bin so frei gewesen, den Contrakt, den E. E. aufsetzen, und mir wurde anbegehren der Gnade Gottes, auch anderen unendlichen Verbesserungen abgeändert, und schicke Ihnen hier Original und Copie. Meine E. E. bitte, wie ich gewiß hoffe, gerechten halten, in dem ich unterthänig sie zu unterschreiben, und mir zurückzuschicken. Da ich nun auch wegen meiner neu eingerichteten Oekonomie auch Gewissen in Kurze Aufgabe verschrieben werde, so werde ich mir die Freiheit, E. E. an bad, mir wenigen Gnaden gegeben, Wort zu erinnern, und mir wenn der von E. werden ich auch Ihrem gethanen Versprechen Ingleich, und auf einmal erbitten darf, eine Anweisung an Hrn. Bertram in ein paar Zeilen entgegnen.

Ich wünsche nichts dringender, als auf das baldigste in den Stand gesetzt zu sein, dem Theater meinen Fleiß und meine Talente zu dem Wunsch zu prägen, zu welchem ich mich zu seinem Verfasser bestimme.

Mit dem vollkommensten Respekt

J. Schiller.

P. P.

Ich bekenne mich, daß E. E. die berüchtigten Räuberischen Bücher noch nicht gelesen haben, und scheide für dies gefangenschaftlich mit.

Poesie.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermefslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Mufs mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele!

Musik

(*mit der Leier.*)

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, Du übst sie mächtig aus,
Was ahndungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergiefs' ich meinen Strom von Harmonien,

In süfser Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn,
Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage Dich hinauf zum höchsten Schönen.

Tanz

(mit der Cymbale.)

Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille,
Mit stillem Geist will es empfunden seyn;
Das Leben regt sich gern in üppger Fülle,
Die Jugend will sich äufsern, will sich freun.
Die Freude fuhr' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt,
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel,
Das Gleichmaafs leg' ich in des Tanzes Schritt,
Was sich bewegt, lenk ich mit meinem Stabe,
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

Schauspielkunst

(mit einer Doppelmaske.)

Ein Janusbild lafs ich vor Dir erscheinen,
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz,

Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen,
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick;
Wenn Du das grofse Spiel der Welt gesehen,
So kehrst Du reicher in Dich selbst zurück,
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Genius.

Und alle, die wir hier vor Dir erschienen,
Der hohen Künste heilger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstin, Dir zu dienen,
Gebiete Du, und schnell auf Dein Geheifs,
Wie Thebens Mauer bei der Leier Tönen,
Belebt sich der empfindungslose Stein,
Entfaltet sich Dir eine Welt des Schönen.

Architektur.

Die Säule soll sich an die Säule reihn.

Sculptur.

Der Marmor schmelzen unter Hammers Schlägen.

Mahlerei.

Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.

Musik.

Der Strom der Harmonien soll Dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den muntern Reigen schlingen.

Schauspielkunst.

Die Welt sich Dir auf dieser Bühne spiegeln.

Poesie.

Die Phantasie auf ihren mächtgen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild.

Mahlerei.

Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,

Der hohen Schönheit sieben heilge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben.

Alle Künste

(sich anfassend.)

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

J e n a,

gedruckt bey Frommann und Wesselhöft.

SCHILLER,

ODER

SCENEN UND CHARAKTERZÜGE

AUS SEINEM SPÄTERN LEBEN,

NEBST

BRUCHSTÜCKEN EINER KÜNFTIGEN BIOGRAPHIE DESSELBEN.

ALLEN VEREHRERN DES GROSSEN DICHTERS.
GEWIDMET.

[Von Christian Felix Weisser]

„NEC, SI QUID OLIM LUSIT — — — —,
DELEVIT AETAS.“
HORAT.

STENDAL,
BEI FRANZEN UND GROSSE,
1805.

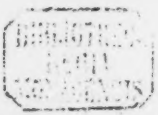

Vorbericht.

Durch Herausgabe dieser Fragmente greife ich vielleicht, sowol dem verdienten, als auch dem allzeit fertigen Schriftsteller vor. Der Erstere wird sich indessen Muſse nehmen, ehe er

mühten, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie ist ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen. Ich ich zu viel gesagt, so vergessen sie Ihrer Erziehung meinem jetzigen Irrthum. Ich stehe auf dem Scheidewege. Aber, mein bester Freund, Schicksal vertraulich hängt viel von Ihnen ab. Kann es Ihnen schmecken, das Glück eines jungen Mannes zu gründen, und der Quelle seinen Besten zu machen — die Menschen können Ihnen, meine Familie, meinen Freund — es Ihre eigene mit einer zu erfreuen, kann Ihnen Gewissheit Ihnen sehr sein, so erwarte ich bald von Ihrer Entschließung, und wenn ich es zu bitten wage, der Mann möchte zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich Ihnen nicht vergeße. Ihre ich aber, ohne schuldig bin. Kann ich hoffen, die Unterzeichnung H. H. möchte aber schriftlich zu heben? Ich erwarte sie mit Sehnsucht und Ungeduld.

H. Schiller.

An Freiherrn
Herrn Baron von Dalberg.

Frankfurt a. M., den 1. Mai 1784.

Rath will und warum von der Gelehrter des ostheim Theaters nur ich. H. H. von dem Freiherrn zu benachrichtigen. Von der Mannheimer Schau-portbank interessirt in Frankfurt einen. Gestern, Freitags, wurde dem Schiller Stück der neuen Bank und angenommenen Rolle mit außerordentlichem Beifall gegeben. Hr. Iffland mit Herrlichkeit und Schauspieler und Hr. Beil machen mit Lorenzen Handelsleuten herausgerufen, und Abel bewies die äußerste Achtung gegen die Zuschauer. Abgestattet den Mannheimer Theaters. Es ist zu wünschen für einen Brief, meiner Meinung oder Geschmacks Gesellschaft zusammenkam, das aber ist gewöhnlich macht, daß Iffland und Beil unter den besten Beifall Schauspielern, und der Zuspruch der Publicat unter Tumultverhältnis, verursachten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie sehr jedes andere Theater gegen das Unsrige zurückstehen muß als hier, und Geschmack wird Mode haben, und der Abende meiner Schauspieler, zu Frankfurt in seinem Werth zu stehen. Ich bin immer meiner angenehmen Empfindung treu. Ihrer Erziehung aufrichtig zu sagen, wie sehr gerundet viele Hoffnung ist, wenn ich die Rede höre, namlich mit Ihnen darüber zu sprechen.

Da wir hinkommen, bewegt man den Mannheimischen Theater hier ungleichmäßig Achtung; Iffland und Beil Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum verursacht. Man ist wenn für der Ruhe geworben. Jedermann sagt auch, daß Geschmack Schauspieler und wir so warm als gestern gespielt haben, am Publicat, wir groß Theater und Mittelmäßigkeit zu werden für in Stande sind. Heute ist die österreicher Rache und Montag Rabale und Liebe, sie gehen, daß wir bei den sächsischen Bürgern auf meine Rolle und Beyl. Lange ist, Hypochondrie Verwechslungen aufgehoben, wie die Verstellung, und daß ich gerne auf die Ihre Parzifal thate, sind meiner Stadt sehr vorgefallt zu sehen, wenn ich Geschmack mit guter Art dann zurück bringen konnte; indessen bitte ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Iffland und Beils Spiel, nicht bewirken soll, als Frankfurt von Geschmack Gesellschaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich, mit Vergnügen über unverständlichen Schwierigkeiten, machen und Stand hervorgebrochen habe. Ich bringe vor Eigierde, Ihrer Erziehung verbindlichste alle Gemeinfragen aufzuopfern, daß ich hier machte, und noch machen werde, und ich mich überzeugt, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, unsere in der That heute mehr bewirken könnte, als mein jetziger Aufenthalt.

Hr. Meyer, der die Gnade hat, Ihrer Erziehung diesen Brief zu übergeben, hat aus Aufmerksamkeit und Eifer für das Mannheimer Betrat, alle angenehme Verbindungen abgebrochen, die sie in unsere Gesellschaft hier hatten, um den Frauen und Ihrer angenehmen zu sein, und weil Ihrer Erziehung von dem Meinen benachrichtigen.

Ich bin mit der tiefsten Verehrung, Ihr Erziehung unterthänigster

Schiller.

Herrn Baron von Dalberg
zu Mannheim.

(Beilage.)

Frankfurt a. M. den 1. Mai 1784.

Nur mit wenig Worten, liebster Freund! weil ich Sie von dem guten Erfolg benachrichtigen. Ihr Iffland und Beils Spiel hier erhabt haben. Bei einem vorgestrigen Schauspielhaus, und einer sehr Kaiserlauterung noch mir erfreuten Rede ist gestern Hrn. Iffland Stück hier gegeben worden, und beide, Iffland und Beil, wurden mit ungeheurem Applaudissement herausgerufen. Adel ist für die Mannheimischen Schauspieler entschlossenheit, und Gerechtigkeit Gerechtigkeit, die gestern sich selbst übertroffen haben soll, verschwunden neben der anringen. Wir verlieren von Frankfurt zu Frankfurt herumgerissen, und kann doch ich einen nachteiligen Vergleich machen, wo ich Ihnen meine Pflicht: ein paar Zu ist schreiben kann. — Den Geschmack mehr Empfindungen, das Meinen aber kann ich Ihnen nur wünschen sagen. Heute ist die österreicher Rache, und Montag, wir zu Ehren, Rabale und Liebe, welche ich gern hinterstehen machte, um meine Thränen nicht aufbewahrt zu lassen. Was ich Ihnen für die Freude Liebe, Ihre Frau hat mich sonst sonst verwöhnt. Den Ausgang sollen Sie nachlich erfahren. Bis haben sie ich Ihr aufrichtigster Freund

Schiller.

Küssen Sie mir Ihrer liebe Frau.

Hr. Brandstadt,
Kupferer der Mannheimer Bühne.

Mannheim, den 6. Juni 1784.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Vorfall mit meinem Manuskript äußerst unangenehm ist, und daß, wenn ich nicht gezwungen wäre soll, durch eine Strenge Behauptung meiner darin gemachten Grundsätze und Meinungen der ganze Gesellschaft gegen mich zu erbringen, eine schnelle Entschließung von H. H. Dalberg nöthig ist, mich und gesellschaftlichen Ehr Gesetz aus der Verlegenheit zu reißen. Ich weiß frei anderes Mittel, als diese: Ihrer Erziehung schreiben und heute Abend an Hrn. ..., mein meinem Verlangen ich Sie für nöthig genug halten, daß er alle von zugeschickten Papiere auf der Stelle durch Hrn. Rotenhahn an Sie zurückgeben sollen soll. Gefinde diese nicht, so wird ...s sicherer genug, mein Mittel, in der morgenden Sitzung zu erfinden, und ich denke mich nicht anders als durch eine gröbere Strafe und der Rache rächen. Schreiben Sie aber H. H. um schleunige Auslieferung der Manuskripte ebenfalls unter dem Vorwand, daß Sie solche zu einem eigenen Anfange nöthig hätten, und schreiben Sie zugleich Rotenhahn, daß er solche bei ...s abholen und Ihnen durch einen Expressen schicken soll, so kann vielleicht die Sache noch beizeiten werden. Brandstadt scheint solche ....s zu sein, und dieser hat nicht Zeit, einen schlimmen Gebrauch mehr davon zu machen. Thun ich der einzig mögliche Vorweg, den H. Graf, übrig haben, mir eine Verweisung zu erfparen, worin ich, wenigstens durch meine Schuld nicht, gerathen bin. Diese beide Briefe erwarte ich mit der gestrigen Hauptpost durch den Expressen, der heute Brief abreichen, und bis auf vollkommenden Antwort Ihrer Erziehung unterthänigster

Schiller.

P. P.

Iffland von Lorent ist unverschämt, heimsche besser als das schlimmst, vorgefallen. Auch der verbindlichst Freund ging sehr gut, und das Publikum hat versucht und beiden Stücken recht sehr zufrieden zu sein.

nichts zu erinnern, und nur noch das hinzuzufügen, daſs ich seit dem Jahre 1794 öfterer um *Schiller'n* war, daſs ich das Glück hatte, seinen Umgang und sein Zutrauen zu genieſsen (das letztere werde ich gewiſs nie miſsbrauchen!), und mit ihm eine geraume Zeit an Einem und demselben Orte lebte und wirkte. Nur noch das bitte ich nicht zu übersehen, daſs ich lediglich von *Schiller's* späterem Leben rede, und nur Bruchstücke liefere. Wie gern ergriff' ich die Feder, um des groſsen, deutschen Mannes Leben, des unsterblichen Dichters würdig, zu beschreiben!! — Allein! hierzu fühlte ich mich und meine Kräfte zu schwach und

über-

überlasse dieses wichtige, den Dank aller gebildeten Nationen gewifs einerntende, Unternehmen dem classischen Schriftsteller von geltendem Rufe! —

— — ch.
im Junius 1805.

— 16 —

I.

I.

Schiller hatte auf den ersten Blick (der so oft in der Welt täuschen mag!) in seinem Äufseren wenig Empfehlendes. — Er war grofs und schlank gewachsen, stark im Knochenbaue, dabei aber sehr hager. — Sein Gang war steif und langsam, aber fest und männlich; sein Blick, im Gehen, beständig zur Erde geheftet, wie der des tiefsinnigen, sein Schicksal überdenkenden, oder die Zukunft ergrübelnden Wanderers. — Kaum vernahm er den Gruſs der vorübergehenden Bekannten; vernahm er ihn aber, dann griff er, leutseligen Blicks, nach seinem Hute, lüftete ihn nur

nur etwas, oder sagte auch nur sein herzliches, freundliches: *guten Tag!* —

Nicht stark war das brünette Haar seines hochgewölbten Hauptes, und hier und da mit fahler Farbe, die späterhin das Grau des Alters angenommen haben würde, schon gezeichnet. Unter seiner hohen Stirn und den starken Augenbraunen funkelten zwei schöne Sterne, — seine ausdrucksvollen, feurigen, das Genie verrathenden, Liebe und Freundschaft versprechenden, hohes Zutrauen einflößenden, etwas tief liegenden Augen; — erhob sich eine griechische, die sprechende Physiognomie noch mehr belebende, Nase. Die Lippen waren etwas stark aufgeworfen, und bedeckten einen schönen männlichen Mund. Ein etwas hervorragendes Kinn mit Grübchen erhöhte den Eindruck, den das Ganze machte. Wangen und Schläfe waren hohl,

hohl, die Farbe des Gesichtes gewöhnlich bleich.

Hatte auch gleich, wie schon gesagt, *Schiller's* Äufseres, auf den ersten Blick wenig Empfehlendes; so verrieth doch schon sein Gesicht den grofsen Denker, — das Genie. Das wenig Empfehlende seines Äufsern aber bestand besonders in seinem steifen Gange, in der Haltung seines Körpers. Dann hielt er auch wenig auf äufseren Glanz, ging immer simpel und prunklos gekleidet, und war Einer (so dünkt es mich wenigstens) von denen, welchen man es so oft im gemeinen Leben vorwerfen hört: dafs ihnen Wenig oder Nichts kleide! — In grofsen Zusammenkünften, besonders aber am Hofe, war er ängstlich und zurückhaltend, das Erstere aber nicht etwa defswegen, weil er Menschenfurcht gehabt, oder nicht den Ton der Höfe ge-

gekannt hätte: — nein! sondern aus dem Grunde, weil er, was *Schiller* nicht gern dulden mogte, sich einem gewissen Zwange unterworfen, und den äufsern Glanz herrschen sah. Letzteres aber, zurückhaltend, war er in allen Gesellschaften, die nicht Freundschaft, sondern Observanz und Convenienz versammelte. Nur mit wenigen Vertrauten unterhielt er sich da, — dieses aber herzlich, beredt und wahrhaft amüsirend, obgleich der Ausdruck seiner Stimme Furcht vor Lauschern und Alltagsgesichtern, hauptsächlich aber vor *Allmannskindern* (wie er oft scherzweise, das englische Wort nachbildend, sagte), zu verrathen schien. Allein! im freundschaftlichen Zirkel, unter den Augen und an der Seite seiner Familie, seiner Vertrauten, seiner Freunde gab es keinen ehrlichern, biederern, keinen vortrefflicheren Freund, als *Schiller* war; keinen Mann, der bes-

besser, belehrender, anziehender hätte unterhalten können, als *Schiller*; kein Herz, das gröfsern Antheil an den Angelegenheiten und Begegnissen der Menschheit nehmen, bei Freundes Glück, oder Unglück äufsern, bei den Wehen der Nationen fühlen und empfinden, sich so ganz dem Freunde, dem Staate, der Welt hingeben konnte, als *Schiller's* Herz. Herzerhebend — göttlich waren seine Äufserungen über die Bildung der Menschheit. — Grofs war seine Hoffnung, dafs noch einstens *Heinrich's des Vierten*, Königs von Frankreich, Ideen, einen ewigen Frieden, eine dauerhafte, beglückende Verbindung unter allen cultivirten Nationen herzustellen, in Erfüllung gehen würden. Grofs war seine Ehrfurcht gegen das *Königl. Schwedische Haus*, dem er das Meiste von dem dankte, was Deutschland an geistiger Cultur, seit der Ausführung der Reformation,

ge-

gewann. — Erhaben, das Herz des wahren deutschen Mannes begeisternd, waren die Empfindungen, die *er* dann laut werden liefs, wenn er auf seinen Reisen nach Leipzig das berühmte Schlachtfeld bei *Lützen* vorbeipassirte und nur den rohen Feldstein erblickte, den biedere Landleute weinend auf die Stelle wälzten, die der grofse König, Er, der uneigennützige, für echte Freiheit, für echte Wahrheit, für wahres Völkerglück kämpfende Menschenfreund, *Gustaph Adolph*, im Schlachtengetümmel fallend und sterbend, mit seinem Blute benetzte. „O! (so rief er dann wehmüthig aus) dafs *dir* nicht die beglückten Nationen ein colossalisches Denkmal setzen!! — —

Als des jetzt regierenden *Königs und der Königinn von Schweden Majestäten* im Jahre 1803 den Weimarischen Hof mit Ihrem Besuche beehr-

ehrten, nahm *Schiller* den thätigsten Antheil an allen den Freudensbezeugungen, die das gebildete Weimarische Publicum dem hohen Königs-Paare zollte. *Schiller* war sonst gar nicht der Mann, der Antheil an den Freuden und Vergnügungen der Menge bei festlichen Gelegenheiten nahm; ihm galt es einerlei, ob heute Könige, oder morgen Gelehrte an dem Hofe speisten; allein zu jener genannten Zeit war und handelte er ganz anders. An dem Tage, an welchem die Gegenwart des Königs und der Königinn von Schweden Weimar beglückte, sagte er mehrere Male zu seinen Kindern: „freut Euch! Ihr seht *heute noch* den grofsen Nachkommen *Gustaph Adolph's*, von dem ich Euch so oft erzählte!“ Zu seinen Freunden sagte er oft: „Habe ich doch *einen* schönen, viel versprechenden Zweig der Wasa's gesehen, persön-

sönlich gesehen! — Ich bin so freudig, als hätte ich Kronen geerbt!“

In den Schauspielen, die dem allerhöchsten Königlichen Paare zu Ehren gegeben wurden, war *Schiller* früher, als sonst gewöhnlich, gegenwärtig. „Spielen Sie heute ja recht meisterhaft!“ sagte er zu mehreren Schauspielern. Während der ganzen Vorstellung wandte er keinen seiner Blicke von dem Könige und der Königinn.

Schiller wünschte bei jener Gelegenheit nichts mehr, als ein angefangenes Trauerspiel: Attila, beendet zu haben, um es dazumal auf die Bühne bringen zu können. — „Dem grofsen *Gustaph Adolph* stifte ich gewifs noch ein Denkmal auf der Bühne! — Der deutschen Nation mufs die Thatkraft ihres Befreiers an

Ob sich einige Freunde hier, außer andern am Baron von Strogkirchenfrei mit Berlin, der sich etwa bei mir aufhalten lassen.

Madame Gualtz ist gewiß für uns eine sehr brauchbare Actrice, und keine andere, die mir ihr zu vergleichen wäre, wurde unter den Bedingungen stehen, die sie mit Enthusiasmus für unsere Bühne annehmen will. Das Publikum glaubt nicht anders, als daß sie bleiben wird.

Mannheim, den 7. Juni 1784.

Die bekannte Umstand mit meinem Arzt, ist ganz zu meiner Beruhigung abgelaufen, ich hab es wieder in Händen, und K. Endre auch gar nicht mit einem Gedanken daran, daß ein Mißtrauen daran gemacht werden könnte. Ich war in der letzten Zeigung der G., und kann E. Excellenz eingeflehen in viel sagen, daß man nur auf Ihre endliche Progression wartet, um über die beiden Vorschläge das Letzte zu beschließen. Wenn Sie also noch Lust, mir für den Antheil der Gesellschaft noch Hoffnung geben hätten, so glaube ich, daß wenigstens ein Theil vorgelegten Plans könnte durchgesetzt werden. Meine Meinung noch wäre vorzüglich und nothwendig dahin einzurichten werden, daß aus der Gesellschaft ein eigener Ausschuß von allenfalls 6 der Sache kundigen Mitgliedern zu Beurtheilung der Stücke und ihrer Vorstellung auf der Bühne, errichtet würde, welcher gleichmäßig gewählen wäre, überhaupt seine Meinung zu sagen. In diesen Ausschuß müßten Euer Excellenz nothwendig Sitz, und auch ich denn, weil ich doch natürlich verwaltet hätte, daß dieses schöne und wahren Theater infrauenswerte Aufsicht für gute Sache bewirken könnte. — Schrein, Reibel, Professor Gunther, Reichert, Klein und Sandoga glaube ich, würden dem Fache am meisten gewachsen sein, und es auch mit dem größesten Eifer betreiben. Doch werden E. E. der Gesellschaft wahrscheinlich darin nachgehen, daß ein jeder der Herren hat, aber als Gesellschaft-pflicht einen Stand, und seinen Spitz zu entscheiden, — nicht aber die verschiedenen Punkte getrennt, und einem Einzelnen anvertraut werden. Wenn Sich zu Stande kommt, wurde ich Euer Excellenz dann erinnern, auch gleichsam als nachstehlungen Correctur, der Schrift der Gesellschaft dem Theaterausschuß, und die Antworten oder Anfragen des letzten der Gesellschaft erkennen zu lassen. Auf diese Art würden beide Gattungen durch auch in Zusammenhang gebracht, und auf eine leichtere Art mit einander verbunden.

Ueber das Werk der Gesellschaft werden Euer Excellenz insonderte Schwann überzeitliche Meinung haben. Er hat mir einen Brief an Sie mitgetheilt, und ich habe meiner Antwort beigelegen, als bei unser Bruder auch einmal so viel gewinnen wurde, wenn die Dramaturgie nie eigentlichen, periodisch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beitrag zu einem gemeinschaftlichen, vielleicht mit den trockenen Auflagen beschwerten, und oft Zahl nur einmal erscheinenden Buche wäre.

Ich weiß wohl, daß das Journal der Gesellschaft aufhören wird, interessant zu sein, wenn ich mit dem dramatischen Theil beschäftigt sein werde, — ich weiß auch keinen Rat, wie dem zu helfen wäre, — ich weiß auch keinen Verlag darauf weiter, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieser Artikel davon aufgeschrieben wurde, aber eben darum hätte ich für die Aufnahme meiner Bücher in eine gewandte, daß ich in den Stand gesetzt werden wäre, die Dramaturgie nur noch allein in der Welt zu schicken. Da E. E. versichern, daß das Theater seinen Charakter für mich kann trage, und da ich den Buchhandel kenne hinlängliche Belehrung für meiner Macht in dieser Sache erwarten kann, so suchte ich alles für meinen schönen Entwurf, und ich bitte nur, zu bedenken, daß es zu Stand kommen werde. Ich versichere aufrichtig, daß es mir, mit den beiden hiesigen Schauspielern, und einst, daß eine Rolle, die der dritten Bühne so glänzende Aussichten eröffnete, durch ein so geringes Hinderniß scheitern soll, und begreife nicht was es war, weil ich fühle, weil mir nur viel ich zum Besten unserer Bühne würde getan haben.

Vor einigen Tagen ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Ueberraschung widerfahren, die ich Euer Excellenz, da Sie doch gewiß davon Ihre wissen, abmöglich verschweigen kann.

Mir wurden aus Leipzig von 4 subscribirten Freimaurer und Briefe geschickt, die mit Entschlossenheit für mich gestritten waren, und von Dichterleidenschaft überflossen. Sie wurden mit 4 kleinen Portraiten begleitet, worunter 2 sehr schwar Freimaurer sind, und einer Brustbilder, das mit dem beiden Gesichtsaal gebaut ist. Ein feiner Geschmack von Freudens Meisters, der dabei den unbereit Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind, und mir für einige kleine Stunden laufen, war mir sichtbar werth, und der inwendig Zusammenhang der Welt hatte mir Lust so augenehm gemacht, daß ich das Vergnügen haben, Ihnen die artigen Kleinigkeiten zu zeigen.

Gestern ist endlich die lang im Werk gewesene Oper gegeben worden, ich gestehe aber beinahe, es ist den Verlust des Publikums haben wird. Meines, ich gestehe es, hat sie nicht. Poesie und Musik vereinen mich gleich wenig, und ich glaube, daß wenn Letztere so gemacht sind allgemeine ist. Doch bin ich schlechterdings kein Kenner, und auch als Liebhaber mache ich mich nicht an. Darüber zu sprechen. Die Vorstellung ging gut. Alle Decorationen und Mus. Hoff behalten sich nicht weiß, und das hatte vielleicht einige kleine Verwirrungen im Repertorium verschen. Mus. Gualtz habe ich seit der Erklärung E. Excellenz, daß Sie die Stücke schreiben werden, nicht mehr gesprochen. Ihre Partikular ist sehr für die engagement, und ihre Nachsprechen muß mehr als nur gut sein, um dem Theater seine Vorwurfe zu machen.

Ich hatte gewünscht, daß ich Euer Excellenz etwas Neues aus der heiligen Stelle zum Druck hatte schicken, aber unsere Censur, oder vorgesetzte Stelle kennet mit der Magen mit den Andern zu Schaun. — Meine Gedicht und Lieder ist in der Gothaer Zeitung so ehrenvoll angezeigt, gut gewählt, aber ohne alle Beurtheilung für den nach der Sache begierigen Leser. Ich bin sehr mehr als erwacht über meine neuen Schauspiel verfangen. Einer von der Briefe bekommen, bringt mich darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Karlos, zur Hand nehmen, denen Letzten den Plan zu Gefühl bekommen, und ganz bekannten hat. Jemand ist ein gewöhnliches hergebrachtes Stück, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, und unterrichtenden Gewalten verlangenden Welt nirgendwo von der Bedeutung, wie ein historisches Lustspiel, und ein Stück, was darin, erwecke dem Dichter, und auch dem Theater, dem es angehört, Ehrerbietung und erfüllende Achtung, als dem Stücke, was man. Von Euer Excellenz erwarte ich einen erschöpften Rath zu meiner neuen Entschließung, welchen Sport ich wählen soll. Darüber wurde andere vermuten sein, als ein gewöhnliches Stück — indessen eigentlich ein Familiengemälde in einem vornehmen Hause, und die schrecklichen Situationen eines Mörds, der mit Gewalt eigenen Sohn in ungewöhnlich eilert, der schrecklichere Situationen eines Vaters, der bei allen Bedenklichen auf das größte Kennzeichen der Welt eine Hoffnung findet, und endlich aufgeopfert wird, machten, denke ich, vielleicht interessant genug. Allein, weil die Empfindung entgeht, wurde ich ebenfalls mit großer Sorgfalt verwerfen.

Ich schreibe mit dem Munde, der zugleich Mensch der ganzen Gesellschaft ist. Euer Excellenz habe die Güte zu sehen, und verdanke mir vollkommenen Beifall Euer Excellenz

ganz gehorsamsten

J. C. Schiller.

Mannheim, den 21ten Juli 1784.

Ich beeile den Beifall Euer Excellenz, und danke Ihnen den kurzen überflüssigen Aufsatz über mein Manuscript

anschaulich gemacht werden!“ so sagte er oft. —

Als des Königs und der Königinn Majestäten nach einiger Tage Aufenthalt Weimar wieder verliefsen, als die Wagen über den Schlofshof hinab rollten; stand *Schiller* mit einem seiner kleinen Söhne am Fenster und sah den hohen Reisenden nach. „Kind!“ sprach er, mit dem Ausdruck inniger Rührung, — „Kind! wünsche ihnen Segen nach, dein Vater thut's auch! Siehst du? — dort fährt ein Zweig der Wasa's, von denen ich dir oft sagte.“

Allem war *Schiller* gut und gewogen, was Schwedisch war. Defswegen fanden auch reisende Schweden, kamen sie zu ihm, eine ausgezeichnete Aufnahme. Von einer derselben war ich selbst Augenzeuge, als ihn ein

Herr

Herr von Bergen besuchte. „Sie sind ein Schwede," sagte er zu ihm — „und um so viel herzlicher willkommen!"

Menschenliebe im höchsten und edelsten Sinne des Wortes war ein Haupt-Bestandtheil von *Schiller's* edlem Charakter. „Das ist die echte *Toleranz*!" sagte er oft lächelnd. —

Schiller glaubte, dafs besonders der Protestantismus, werde er nur langsam und ohne gewaltsame Mittel von den klügsten der Nationen geleitet und unterstützt, das Glück der Völker begründen, reine Gottesverehrung (die ohnedies *Schiller* nicht gern von vielen Symbolen abhängig werden lassen wollte) — befördern könne, und, unter Andern, vornehmlich *Villers* allen Grofsen der Staaten das grofse zu erstrebende Ziel vorge-

gesteckt, und das, selbst vorher noch den Protestanten unaufgelöst gewesene, Problem: welche Segnungen die Reformation über Staaten und Völker verbreitet habe?? — er, *ein Catholik*, vortrefflich gelöst habe, —

Schiller glaubte, dafs die Geschichte (und war nicht er Einer der ersten Geschichtskundigen, einer der vornehmsten Geschichtsforscher?) eines der ersten und vorzüglichsten Studien jedes gebildeten Menschen, jedes Staatsbürgers sein, und dafs ihre Erfahrungen, und die aus denselben fliefsenden Resultate das Haupt-Gesetzbuch aller cultivirten Nationen werden müsse. „Den gröfsten Theil meiner Bildung, sagte er, habe ich allein dem gründlichen Studium der Geschichte zu danken.“ —

Schiller war im höchsten Grade menschenfreundlich, leutselig, zuvorkommend, und wohlwollend. Sein Herz fühlte fremdes Elend, wie eigenes. — Abgewiesen und verachtet ging nie der Armuth dürftiger Lastträger von seiner Thüre. — „Wenn ich nur alle Menschen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden, wissen und sehen sollte!!“ so sagte er oft mit dem Ausdrucke der herzlichsten Empfindung, wenn sein Herz durch den Anblick eines Leidenden mehr, als sonst, gerührt wurde. „Ein Lückenbüfser ist der Mensch!!“ setzte er auch zuweilen, wenn ihm ein Elender begegnete, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, hinzu, als er die Lasten seiner körperlichen Leiden zu fühlen anfing.

Schiller war ein liebender, treuer Gatte, — ein zärtlicher Vater. Seine liebenswürdige,

vor-

vortreffliche Gattinn liebte und achtete er mit ungemeiner Zärtlichkeit und Werthschätzung, seine Kinder mit grofser Vaterliebe. Man traf ihn oft, neben seiner Frau auf dem Sopha sitzend, die Kleinen auf dem Schoofse wiegend, tändelnd und schäkernd mit ihnen, — eine herrliche Familiengruppe! — Besonders liebte *Schiller* seinen ältesten Sohn, der, ob er gleich noch in früher Jugend lebt, doch schon, wessen Geistes Kind er sei, vollkommen verräth, und gewifs in Zukunft den Erwartungen seines Vaters entsprechen wird.

Schiller'n ekelte vor allen geräuschvollen, tobenden Freuden des Lebens. Mit forschenden Blicken betrachtete er sie wol, genofs sie aber nicht. Das Schauspielhaus war unter wenigen öffentlichen Örtern, die er zu besuchen pflegte, der einzige, dem er be-

sondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete. Er besuchte aber die Comödie nicht sowol, um sich zu vergnügen, sondern vielmehr, um den Eindruck, den der Dichter und das Spiel der Künstler auf das Publicum machen würde, kennen zu lernen, und zu beurtheilen, — mit Einem Worte: um die Wirkungen des theatralischen Spieles genau zu erforschen. Hier sas er denn, im niedlichen, geschmackvollen, von ihm, und Göthe'n neu geformten Schauspielhause zu Weimar, in einer für ihn, und Göthe'n eigens erbauten Loge, ganz nahe am Theater; oder er befand sich auch nicht weit von der Herzoglichen Loge, — immer sich gleich, stets in Gedanken vertieft. Der müsige Schwätzer konnte ihm hier kaum eine gefällige Antwort auf seine neugierige Frage ablocken, der Freund und Vertraute, kam er während dieser Periode zu *Schiller'n*, kaum ein freundliches: Willkommen, erhal-

halten: der Grofse mufste mit einem steifen, sehr kalten Kopfnicken fürlieb nehmen — denn *Schiller* dachte hier Vieles von dem, was er zu Haus niederschrieb, und womit er in seinen theatralischen Werken das Publicum ergötzte, unterhielt, rührte, das, womit er vom Herzen zum Herzen sprechen konnte. — Sein erster Weg, wenn er aus der Comödie zu Hause kam, war dann auch immer der zum Schreibetische. Hier suchte er dann seine neuern theatralischen Manuscripte hervor, versetzte, oder veränderte, vertilgte, oder erschuf.

„Das Weimarische Publicum (so sagte *Schiller* oft zu Hause, und auch während den Zwischenacten in gewissen Schauspielen, die gut, oder mittelmäßig, oder empfindlich aufgenommen worden waren) das Weimarische Publicum ist sehr gebildet. So un-

unvermischt, so übereinstimmend habe ich noch keines in deutschen Schauspielhäusern versammelt gefunden! Es ist aber auch streng in seinem Urtheile. Durch das vortreffliche Spiel der Künstler, durch das Streben des Genie's ist es verwöhnt.— Es kann kaum die Mittelmäfsigkeit ertragen!

Sollte aber auch nicht ein Theater, das unter der Direction eines *Göthe*, und *Schiller* steht, eines der vorzüglichsten, — und das Publicum, dem ein *Göthe*, und *Schiller* stets im Theater den höchsten Geistesgenufs gewährt, eines der gebildetsten sein?? —

Auch die Concerte besuchte *Schiller* fleifsig. „Ich liebe die Musik, sagte er oft, besonders die rasche, belebende Mu-

Musik!“ — „Adagio's kann ich weniger leiden!“ so sagte er auch wol zuweilen, wenn die Saiten sanfter, schmelzender, und rührender erklangen — „es rührt mich zu sehr!“

Schiller nahm häufig an den Redouten Theil. Hier gab er blofs den stillen Beobachter und Zuschauer ab. „Die doppelte Masquerade interessirt mich!“ sagte er zuweilen scherzend.

Als Jena noch sein Wohnort war, besuchte *Schiller* fleifsig den schönen, vortrefflichen, mit den besten englischen Partien versehenen Garten seines biedern Freundes Griesbach. Dieser Garten ist durch die Güte seines jetzigen Besitzers einer der ersten öffentlichen Spaziergänge um Jena. Sonst besuchte er daselbst auch am liebsten die Clubbs der Professoren, und einiger andrer Ho-

Honoratioren auf dem academischen Concertsaale, ob er gleich mit einem, damals wahrscheinlich herrschend gewesenen, anmaafsenden, Tone dieser Gesellschaft nicht ganz zufrieden zu sein schien.

In Jena war es sein einsam gelegener Garten, in Weimar der vortreffliche Park, wo man ihn zuweilen allein und in den verborgensten Gängen lustwandeln sehen konnte. Schlich man ihm hier ungesehen nach, so sah man ihn, mit einem Manuscripte, oder auch mit seiner Schreibtafel beschäftiget, langsam einher wandeln, bald stehen bleiben, bald schneller vorschreiten, das Letztere aber besonders dann, wenn er Spaziergänger hinter sich bemerkte, die ihn immer in andere labyrinthische Gänge verscheuchten. Man hörte ihn auf solchen Spaziergängen oft feurig, bald schwermüthig declamiren. — Der düstere Hecken- und Felsengang, bei dem,

un-

einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht, und die letzte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Deutschland herrschend zu machen, und seinen Ruhm zu befestigen, so konnte ich feuerwegt, daß meine Bedingnisse, welche nur Nothwendigkeit und Billigkeit einsehen, davon abhängen werden.

Soviel bin ich schicksalsvoll außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte von E. E. eine beliebenswerte Antwort, und werde im Fall sie meinen Wünschen gemäß ist, auf der Stelle meine Maasregeln nehmen, und Briefe, die schon bereit liegen, der Post übergeben. Mit vollkommenster Achtung E. E. unterthänigster

F. Schiller.

Friedrich Schiller arbeitet sich, gegen eine ziemliche Gratifikation von 10 Dukaten, eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters im Druck zu liefern, und der Kurfürstl. Theater-Intendance eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen.

P. N.

Erhebt übergangt von dem ausgearbeiteten Plane, den der Nationaltheater zu Mannheim von einer Dramaturgischen Monatsschrift haben wird, die ihren ganzen Gang, mit seinen Hauptrevolutionen, und dem Verdienst seines Unternehmer.

1) Dann folgte eine General-Uebersicht von Direktion, Oekonomie, Polizey, und dem gegenwärtig herrschenden Geschmack auf derselben.

2) Das Verhältniß der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschicke, Talente, Lob, Tadel, und die individuelle Kritik über einen jeden besonders.

3) Ein Verzeichniß der vorzüglichen, auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Anmerkungen über das scheinbarliche Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

4) Das systematische Repertorium jedes Monats und der Veränderungen des Kassenbuchs, oder Theaterjournal.

5) Aufsätze über das dramatische Fach, Spiele und Schauspielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze System dieser Kunst enthalten werden.

6) Preisaufgaben von der Intrigue und deren Entwickelung.

7) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bleibe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miscellaneen aufgesetzt.

Der Herausgeber dieses Werks in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Muth seiner Kräfte und seiner unbedingtesten Freiheit verfassen könne, wird erfordert, daß er durch eine anständige Vergütung von Seiten des Theaters unterstützt, nicht nöthig habe, von dem Ertrag eines Verlegers und den Zufällen des Buchhandels abzuhängen. Wenn alle die Interessen des Theaters die vielen Vortheile, so ihr aus Verbindung dieses Werks zufließen, mit einem Aufwand von sieben Dukaten nicht zu theuer erkauft schätzet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterzeichne mich schließlich der möglichst-vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift; versichere, solche mit Anfang des Augusts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des übrigen der Intendanz abzunehmen, und die jedem Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürstl. hohe Theater-Intendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung desselbigen zu bestimmen.

Gegeben Mannheim am 1ten Julius 1784.

Friedrich Schiller.

Mannheim, den 26. August 1784.

Ich schreibe Euer Excellenz diesmal auf gut Glück, denn ich habe vergessen, mir den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts bestimmen zu lassen, und bin also ungewiß, ob dieser Brief bei zu Ihnen gelangen wird. Aber ich fühle ein Bedürfniß, endlich einmal wieder über Kunst und Literatur zu reden, und mit wem kann ich das besser, als mit Ihnen?

Ihre Abwesenheit von Mannheim hat meinem Genius lange einen lebhaften Zwang auferlegt, und ich verwünsche den Sommer, der Sie auf meiner Sphäre entfernt hat. Auch der feurigsten Thatkraft und der thätigsten Schwärmerkraft kleine räthliche Feder nothig, die sie zu Sammlung bringen und erhalten muß, und die Maschine wird noch erwartet, die sich ewig selbst herumreibt, ohne auszuregen zu werden. Mit Vergnügen setze ich die Blätter fallen, und die Verdrießen des Herbstes allmählich erscheinen — denn das gibt mir Hoffnung, daß Sie bald wieder hier bleiben werden.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigenem Arbeiten, und französischer Lektüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden E. E. gewiß billigen. Zum Ersten erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß und bereichert meine Phantasie, theils Kultur dafür ich dadurch zwischen zwei Extremen, Englischem und Französischem Geschmack in ein bestimmtes Gleichgewicht zu kommen. Auch findet ich insgemein eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der klassischen Stücke Corneilles, Racines, Voltaires auf unserm Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen.

Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, bemahl von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba stehen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es recht nicht vorbergen, daß ich so eigenmächtig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in der Schranken des dargestellten Charakters einzuzwängen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht ich sagen, da ist; da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen, und mehr Dank und Ehrkunden werden kann, als in diesem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte, fred bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Zauber bin: Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.

Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine, beinahe schwierige Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird auch euch unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Wallenstein und Fiesco mit einige französische sind. Auch dem Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worinn alle Sammetatist in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dieses ist ein unermeßliches Feld für mich.

Euer Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Pianinomacherei ein Mißtrauen zu setzen anfingen, aber wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Krankheit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen innre Entwürfe nicht auf dem Mittelstuhle meines Charakters sitzen.

unter Göthe's Direction erbauten und ausmeublirten Herzoglichen Lustschlosse, das *Römische Haus* genannt, — (ein geschmackvolles, vortreffliches Palais, wie es nur *Göthe* — der Römer- und Griechen-Vertraute — angeben konnte) war der gewöhnliche Ort, an welchem man ihn bei schönen Sommertagen lustwandeln sehen, und belauschen konnte. — Da safs dann *Schiller* im melancholischen Düster der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, vor sich die schattigsten, undurchdringlichsten Hecken, nicht fern von dem holden Gemurmel einer, über blanke Kiesel hinfliefsenden, Quelle, bei welcher Herzerhebende Verse des verewigten *Herder* in einer braunen Steinplatte im Felsen eingegraben zu lesen sind (leider sind sie mir entfallen!); da safs *er* auf einem der Sopha's in der Haltung des tiefsten Denkers, *Schiller*, der Lieblingsdichter Deutschlands, der grofse, unsterb-

sterbliche Mann. — Hier sann er das aus, hier überdachte er das, womit er einst seine Landesleute belustigte, womit er die Herzen erhob, womit er sie rührte; — das, womit er uns antrieb zum echten Leben, ermunterte zur Tugend, erheiterte beim Genusse der Freude, tröstete beim Begegnisse der Leiden; — ja! das endlich, womit er auf alle gebildeten Nationen, die ihnen kennen, kräftig und mächtig wirkte, und ferner wirken wird! —, O! ihr heiligen Schatten des freundlichen, lieblichen, vortrefflichen Weimarischen Parks! — Ihr einsamen schattichten Dunkel, herrliche Gefilde, labyrinthische Pfade! die ein *Schiller*, ein *Herder*, ein *Musäus* betrat, Deutschland's vorzüglichste Gelehrten noch bis auf diesen Tag betreten; — wo sie grofse, himmlische, die Menschheit beglückende Gedanken dachten, und denken — o! ihr heiligen Schatten! oft werde auch ich zu euch hinwandeln,

und,

und, von den Manen grofser deutscher Männer umgeben, mit tiefer Ehrfurcht, mit Empfindungen, welche die Sprache der Menschen nicht auszudrücken vermag, den Boden betreten, auf welchem die Lieblinge der deutschen Nation wandelten, und über Völkerbeglückenden Werken brüteten. Ich werde nicht der Einzige sein, den ihr aufnehmen und bei diesen Empfindungen umhüllen werdet! Alles, was den Namen eines deutschen Mannes in seinem Busen trägt, wird sich euch mit gleichen Empfindungen nahen! — O! *Carl August!* erhabener, gerechter, weiser Fürst! wie glücklich sind deine Staaten!! — Sie beherrschen den Kreis vieler gebildeten Nationen, denn ein *Schiller*, ein *Herder* wirkte in denselben. Sie sind das deutsche Athen, die Pflanzschule, aus welcher die benachbarten Staaten ihre vorzüglichsten Gelehrten empfangen! —

In Jena wohnte *Schiller* den gröfsten Theil des Jahres in seinem schönen Garten. Er lag nicht weit von der Expedition der allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung, an einem der äufsersten Enden der Stadt, in einem Winkel verborgen an der Leitra. Im Winter aber wohnte *Schiller* in der Stadt, jedoch auch vom Gewühle der Menschen abgesondert, im stillen Hause des verdienten und würdigen Geheimen Kirchenrathes *Griesbach*, hinten hinaus, am Stadtwalle.

Schiller's Garten in Jena verdiente ganz den Namen einer Eremitage. Diesen hatte ihm auch sein voriger Besitzer, der unter den Juristen bekannte Hofrath *Schmidt*, *Klopstock's* Schwager, beigelegt. „Ehedem besafs ein Blutsverwandter, und jetzt besitzt ein Geistesverwandter Klopstock's diesen Garten!“ so hörte ich

ich *Schiller'n* einmal sagen. Der Garten liegt, wie schon gesagt, in einem stillen Winkel, ganz entfernt vom Geräusche des Stadtlebens, und nur von einem einzigen Garten in der Nähe begränzt, auf einem Berge, welcher eine der schönsten Aussichten in das romantische Saalthal, in die Tannen-Gebirge des nahen Forstes, und in die wilden Gegenden des Leitra-Grundes gewährt. Am Fuse dieses Berges fliefst die Leitra vorüber. Dieses Flüfschen ist beim Thauwetter, starken Regen, und bei Gewittern dem reifsenden Waldstrome gleich, im trocknen Lenze und Sommer aber der kleinen murmelnden Quelle ähnlich. Auf der Stirn dieses Berges, in diese einsame Einsamkeit, erbaute *Schiller* ein kleines niedliches Häuschen, mit einem einzigen kleinen Zimmer. Aus diesem Stübchen hatte er die Aussicht in alle vier Himmelsgegenden, er studirte hier, und es war sein Lieblings-Aufent-

ent-

enthalt, wenn er im Garten sich befand. „Hier gefalle ich mir, so hörte ich ihn zuweilen scherzen, besser, als *Diogenes* in seiner Tonne!— das ist mein Theater! — hier spiele ich die Hauptrollen!!“ —

In diesem Häuschen war es auch, worin *Schiller* die Xenien verfertigen half, und ich erinnere mich noch ganz deutlich, dafs er bei der nämlichen Äufserung obiger Worte einmal lächelnd hinzu setzte: „und werde ich je einmal ausgezischt, so geschieht's doch von aufsen, nicht von innen!“ —

Dem kleinen schmalen Wege, der zwischen Gärten zu *Schiller's* Garten führt, und sehr wenig betreten wird, gaben zu jener Zeit Spafsvögel unter den Studirenden den Namen der *Xenien-Gasse*. Diesen Namen führt er auch

auch noch heute zu Tage, besonders in dem Zirkel derer, die diesen Garten und *Schiller'n* kennen.

„Das respice finem hätte ich besser bedenken sollen!!“ sagte *Schiller* einmal zu jener berüchtigten Epoche im vertrauten Zirkel. „Die Wahrheit ist jedoch dabei auch gesagt worden!“ setzte er hinzu. „Unsere Literatur bedarf einer wohlthätigen Revolution! — Mag sich getroffen finden, wer sich getroffen fühlt!!“

Späterhin äufserte *Schiller* einigemal bei Gelegenheiten, welche die Xenien wieder zur Sprache brachten: „es ist ein Ketzer-Almanach geliefert worden!“

So redlich, so ehrlich war *Schiller*, dafs er

er auch seine Fehler nicht verleugnete. „Di
Xenien sind aus der Erinnerung a
Bahrdt's Ketzeralmanach entstanden,
so sagte er mehrere Male. „*Bahrdt* wollte
setzte er hinzu, in *seinem* Fache den Staub
und Moder fegen; *wir* wollten die
ses gern im Allgemeinen zu bewerk
stelligen suchen!“ —

Ein Voreiliger fragte damals *Schiller'n*:
„Sie sagen: *Wir!* — ich glaubte im
mer, dafs *Sie allein* der Verfasser der
Xenien wären!“ „das *Wir* werde ich
nie entziffern!“ antwortete *Schiller* lako-
nisch. — Ob er es aber *nie* entzifferte?? —
Ja! vor wenigen Vertrauten! — Mag
Einer von diesen die das Publicum vor der
Hand nicht interessirende Geschichte der
Xenien, *so*, wie solche ihm *Schiller* erzählte,
verrathen — ich kann es nicht, denn es würde

das

das Zutrauen des grofsen Mannes mifsbrauchen heifsen, und Andere vielleicht compromittiren! — Nur so viel: dafs *Schiller* nicht der alleinige Verfasser der Xenien war, an ihrer Verfertigung den wenigsten Antheil hatte, und ihm diese Dichtungsart nicht eingefallen sein würde: hätten nicht gewisse grofse und bekannte Männer den Stoff dazu hergegeben. Die meisten der Xenien entstanden in einem gewissen freundschaftlichen Zirkel, viele aus dem Stegreife, und wurden dann von einem jungen Gelehrten, der sie bei dieser Gelegenheit im Gedächtnisse behalten, oder niedergeschrieben hatte, wieder producirt, als einstens von der Reform der deutschen Literatur die Rede war. Man feilte, setzte hinzu, sonderte u. s. w. — Dies sei genug! — Die Brelocken, die im Strome der, durch die Xenien verursachten, Flug-

schriften mit einher geschwommen kamen, erklärte *Schiller* für das beste dieser Producte. — Er lachte herzlich mit *Göthe'n* über die Maschine, die so viele Federn in Bewegung gesetzt hatte, und sammelte Alles, was für und wider geschrieben wurde. Aufgebracht sah ich ihn einmal, als man ihm mit anonymischen Briefen einige erbärmliche Machwerke gegen die Xenien zugesendet hatte. „Das ist sehr kleinlich gehandelt!" sagte er. Bei einer andern Gelegenheit meinte *Schiller*: „man wird noch oft an die Xenien denken, auch wenn ich nicht mehr bin!"

Friede und Ruhe lag in *Schiller's* Charakter. Auch den Feind konnte er nicht erzürnen. Er war einer der besten Menschen, einer der edelsten Menschenfreunde. Ich lebe gern im Frieden!" sagte er oft. — „Ich kann

Ueber meinen Entschluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einschlagenden Plan war ich unschlüssig mit Ew. Excellenz reden, denn ich einem Brief kann ich das nicht erdauern. So viel kann ich Ew. Excellenz indessen versichern, daß der Entschluß fest ist, und daß ich ihn zu dem Ende gefaßt habe.

Frau von Kalb, die anwesende hier meldet, wünschet nichts mehr, als Ihre und der Frau v. Dalberg Bekanntschaft zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie eine vortreffliche Person in ihr finden werden, da, ohne aus ihrem Geschlechte zu treten, ich glaubte dasselbe entgeschienert. Allmahl kennt bewundert sie feurig, und eben das sprechen auch die Besten der Stadt.

Horazens Briefe von Wieland habe ich ganz und mit wahrem Vergnügen gelesen. Welche hohe und reine Philosophie, in die leichte Sprache und die netzigste, heiterste Laune gekleidet! Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich, und, was nicht wenig ist, deutsch, wie eine nationale Schrift. Ich freue mich auf die übrigen Bände.

Von den Vorstellungen dieser Woche wußte ich wenig zu sagen. Zweifelsen sind Vorstellungen des Stücks kann man mit Hausmannskost vortrefflich nehmen.

Mit großer Ungeduld erwarte ich E. E. auf den versprochenen Sonntag, und ersuche mich mit vollkommener Hochachtung Ihren unterthänigen

F. Schiller.

Sr. Excellenz dem Freiherrn von Dalberg, Hofkammer-Vicepräsidenten Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht in der Pfalz u. s. f. zu Herrnsheim. (Mit Gelegenheit.)

Von Hand, den 19. Januar 1785.

Es ist das erstemal, daß ich über die theatralische Vorstellung meines Stücks eigentlich meine Meinung sage, und auch jetzt würde ich es aus tausend Ursachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, es ich einen Schritt öffentlich thue, wenigstens mich öffentlich gegen Sie zu erklären.

Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß meine Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Konvenienz des Stücks getroffen haben, schicklichen Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das hiesige Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memoriert. Auch diese kleine Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann nur Stunden kosten, bis ich einem Personen die bestimmteste Richtung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verderbe ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in guten Deutsch verwandelt. Seit wie lange ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter schulmeistern?

Gestern hab ich das mehr als sonders gefaßt. Kabale und Liebe war durch das unbegreifliche Eindringen der Mimesten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. Wenn unsere Herrn Schauspieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann ist es allenfalls auch Zeit, daß sie ihrer Memorierlichkeit mit Extemporieren zu Hilfe kommen. Es thut mir leid, daß ich diese Anmerkung machen muß, auch weiß aber verdrießt es mich, daß ich diese ausgedrungene Erinnerung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunst schreiben kann, daß eben diese Schauspieler, für ihn den mittelmäßigsten Stücken vortrefflich — so groß gewesen sind, in dem wenigen gemeinsam unter sich selbst sanken. Die Mühe ist es mir, daß die Frauenzimmerrollen mit Ihr. Gnd entgegennommen, denn ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden ist, und daß die Laster seiner Epoche durch einige verstellende Künstlerbrüder wieder zur modes, sind die verderben anderen Rollen unerhört verwahrlosigt worden. Mir selbst kann zwar an diesem Abend wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bei jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemand werde ich mich in den Fall setzen, dem Werth meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen, aber weil ich doch einmal von der hiesigen Bühne öffentlich sprechen soll, so konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben.

Es steht bei Ew. Exc., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Meinen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der 3 Stücke auf der Nationalbühne drucket, verwandt die Räuber sind, einiges Recht hat, Mitgeld an Achtung zu fragen.

F. Schiller.

Von Hand, den 19. Januar 1785.

Was erzählt mir, daß die Erscheinung der rheinischen Thalia unter einigen Mitgliedern des hiesigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem kurfürstlichen Theater soll unerwartet sind. Mir ist bei Beurtheilung des Herrn Meyerbuhs, und in einigen Rollen auch seiner Frau, meinem hohen Gefühl, und der vereinigten Stimme des hohen Publikums hätte folgen wollen, so würden Mord und Todtschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung verzeihe ich ihre Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne, wenn sie auch nur in die Mundartsube geherte. Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit Ew. Excell., daß Sie 8 Jahre lang waren, einer so rohgebornen Menschenklasse vorzuspielen, ohne dieselbe einen einzigen Zahnbrechmal zu verlieren. Was ich aber kaum verschlucken kann, und was ich seh entschlossen bin, zu rügen, ist das Betragen des Hrn. Boek. Herrn Boek habe ich mit einer Achtung behandelt, die er nicht verdient, und dieser Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich anzufahren, und auf die unbedeutendste Art von mir zu reden. Aber dies habe ich geschrieben erfahren. Von dreierleien Ew. Excellenz wenig Urtheil über ihn im Meyerstreiten, und sein Betragen. Ich werde indessen die Ursache seiner Erbitterung. Herr Boek hat Vergeltung erwartet, und seine gefunden. Auch ist er durch meine Achtung so weit, Gott und Himmel beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Meyerstreiten nicht auf den Thron gesetzt habe. Wie viel Geld er unter seinen 3 Monaten! Aber er verdient, wenn einmal ausschließlich von hiesiger Bühne gesprochen wird, daß man ihn zu einer peinlichen Beschreibung herausfordert und der Kronleuchter-Szene von ihm abweiche.

Wenn Ew. Excell. diese Nachricht eine sehr traurige Stunde für mich nötig haben, so haben Sie die Güte, mir solche zu bestimmen.

Schiller.

Sr. Excellenz dem Hrn. Baron v. Dalberg.

kann Niemand beleidigen!“ erklärte er immer, wenn er hörte, dafs Jemand beleidigt und gekränkt worden war. „Ich habe mir einigermafsen selbst den Krieg erklärt!“ erwähnte er in der Epoche der Xenien verschiedenemal, „man wird mich verkennen!“ — „*O!* (so setzte er einmal hinzu) *warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanache? — Ich mogte ihn doch erst nicht!!* —

In dem genannten Stübchen seines Gartenhäuschens, auf dem Berge an der Leitra, dichtete Schiller das, so viele Herzen deutscher Männer und Frauen, man kann sagen, Aller Herzen rührende und erhebende, unsterbliche Lied *an die Freude*, den vortrefflichen Gesang: *die Glocke*, und andere Lieder und erhabene Gesänge mehr. Er brütete hier über Werken, die seinen Namen später-

ihn noch unsterblicher machten, der *Horen*, und seines *Almanaches* nicht zu gedenken! —

„Das sind Werke für den speculativen Buchhändler!“ sagte *Schiller* mehreremal von den *Horen*. Das ist das Brotstudium!“ meinte er. — — „Man mufs die Abgänge des Geistes sammeln, wie die ökonomische Hausfrau den Caffeesatz!“ setzte er scherzend hinzu. —

Von dem Liede an die Freude hielt *Schiller* in den Jahren, welche er in Jena verlebte, selbst sehr viel. „In diesem Liede liegt mein Charakter!“ sagte er oft im fröhlichen Kreise seiner Freunde — „*Diesen Kufs der ganzen Welt!*“ dann, wenn er mit einem Blicke, der wirklich die gröfste Menschenliebe ausdrucksvoll malte, den mit altem Rheinweine ge-

gefüllten Pokal ergriff, und den kleinen, friedlichen Zirkel seiner Freunde zum Genusse der Freude, zum Hochgefühle des Herzens ermunterte. — „*Auch die Todten sollen leben!*“ rief er dann, wenn in munterer, freundschaftlicher Mitte ein herzerhebendes, geistvolles Gespräch ihn unter die Manen grofser Männer geführt hatte. Da safs *Schiller* oft, ein tiefsinniger, aber heiterer Denker; — *Rousseau's*, *Lessing's*, u. s. w., Gustaph Adolphs, und *Joseph's* Manen sollen leben!!“ sprach er, und (so setzte er oft hinzu) *Ernst* von Gotha, und unser biederer *Carl August*!!“ —

Herzerhebend, Geistberauschend war die Unterhaltung mit *Schiller'n* in einem solchen frohlichen Zirkel. „Die Grillen, die Grübelei hinweg!!“ sein gewöhnlicher Aufruf, wenn er sich an die kleine, gefallige Ta-

Tafel zu dem, mit den unterhaltendsten Gesprächen gewürzten, Mahle setzte.

An dem Schicksale grofser Gelehrten und Künstler nahm *Schiller* den innigsten, herzlichsten Antheil. Ihr Mifsgeschick, ja ihren Tod betrauerte er mit einem Hochgefühle, mit einer Rührung des Herzens, wie beide nur einem fühlenden Manne, einem Menschenfreunde, wie *Schiller* war, eigen sein können. Die Nachricht von *Lichtenberg's* Tode stimmte ihn zur düstersten Wehmuth herab, und als *Herder* gestorben war, sagte er mit Thränen im Auge: „Sehr viel verlor die Welt! Ich den besten, *herzlichsten* meiner Freunde!“ Nach einer kleinen Pause setzte er lebhafter hinzu: „Ewig wird unter den Menschen sein Andenken leben, und wirken, und der Denker in *Herder's* Schriften den reichhaltigsten

Stoff

Stoff, sich gleich mit ihm zu verewigen, finden!“

Als *Göthe* im verwichenen Winter sehr krank ward, sagte er einmal mit himmlischem Lächeln: „Nun! den Weg zum ernsten Schlummer wird doch *Göthe* mir nicht vorangehen wollen??“ Als er hörte, daſs *Göthe's* Gesundheitsumstände von Tage zu Tagen mifslicher und bedenklicher wurden, stand er von seinem Sopha auf, und sagte mit Blicken, welche die gröfste Theilnahme an des Freundes Schicksale verrathen liefsen: „*Auch du noch* sollst mich verlassen?! — Dann werd' ich dich bald in's Reich der Schatten begleiten!“ — „Die Rührung (so schrieb mir mein Freund **nn, ein junger Künstler in Weimar, zu der Zeit, als die Nachricht von *Klopstock's* Tode daselbst angekommen, und *Schiller's* bekannt worden war)

war), „die Rührung, die ich gestern Abend zwischen eilf und zwolf Uhr in *Schiller's* Gegenwart empfand, kann ich Ihnen mit Worten nicht beschreiben. — Ich war ganz allein bei *Schiller'n*. Die Unterhaltung war die gewöhnliche, Ihnen bekannte. Wir genossen sie ja so oft zusammen; sie belehrte und ergötzte ja immer! — Es war eine Unterhaltung, wie sie nur ein *Schiller* geben kann, wodurch nur er wahren Enthusiasmus für Literatur und Kunst entflammen und befordern kann. Er declamirte mir eben einige Stellen aus *Shakespear's* Makbeth, die er von mir misverstanden glaubte. Ein Bedienter brachte ihm während der Zeit einige Blätter. *Schiller* durchlas sie flüchtig, und legte sie (was ich deutlich bemerken konnte) mit dem Gefühle der grösten Rührung bei Seite. Der Mond schien bei dem matten Flimmern der Kerzen sanft zu den noch nicht mit den Rolleaux bedeckten Fenstern

stern herein, und malte *Schillers* ausdrucksvolles Gesicht blässer, wie jemals. *Schiller* erhob melancholisch-schwärmend sein Auge, und sagte mit gerührter Stimme: „„*Klopstock ist nicht mehr!*““ Ehe ich noch, versunken in den Anblick des grosen Mannes, Zeit bekam, diesen Verlust zu empfinden: stand *Schiller* vom Sessel auf, ging an das eine, vom gegenüberstehenden Monde erleuchtete, Fenster, sprach mit einem Ausdrucke, den ich nicht zu nennen vermag: „„*Deinem* Andenken diese Thräne!““ und sang nach einer langen, stillen Pause, mit einem Tone, der mein Innerstes erbebte, diese Verse aus Klopstock's bekannter Ode: Wie sie so sanft ruhn u. s. w.

„„und ging im Mondenscheine, einsam und ungestört, ein Freund vorüber, warm wie die Sympathie — — und widmete dann meiner Asche, wenn sie's verdienet, noch eine Thrane. — Und seufzte

seufzte dann, der Freundschaft eingedenk, voll süfsen Schauers, tief in der Seele: ach! — Wie dieser sanft ruht! — Und ich vernahm' es; — säuselnd erschiene dann dafür mein Schatten!""

Der Thränen konnte ich mich nicht enthalten. „Solchen Tribut zollt *Schiller* deinem Andenken, grofser Klopstock!" rief ich, nahm meinen Stock und Hut, und ging tiefgerührt von dannen." —

Gegen seine Feinde, überhaupt gegen Alle, welche ihm Unrecht thaten, und hier und da oft, seine besten und redlichsten Absichten verkannten, war *Schiller* der geduldige, nicht Hafs und Verfolgung rachsüchtig vergeltende, sondern beide mit stiller Ruhe des Herzens ertragende Biedermann. „Wie konnte aber, so fragt man, ein *Schiller* Feinde ha-

haben??? — Der Welt- und Menschenkenner wird sich diese Frage sehr bald beantworten, und derjenige sie bald auflösen können, welcher *Schiller'n*, und die mancherlei Verhältnisse, in welchen er lebte, — die Situationen, in welche er oft unwillkührlich versetzt wurde, genau kannte, und sie zu beurtheilen fähig ist. —. Oder, giebt es etwa eine Rose, die der giftige Stich des neidischen Wurmes unverletzt blühen liefse?? — Eine stolze, pochende Eiche, die Zierde des Haines, an welcher sich nicht auch zuweilen der vorüber getriebene, muthwillige Stier, oder ein Schäfchen riebe?? — Gewifs war *Schiller* an den Feindschaften und Mifsverständnissen, mit welchen er hier und da zu verschiedenen Zeiten zu kämpfen hatte, nicht unmittelbar Schuld. Dieses unmittelbar schliefst aber nicht den Sinn in sich: als hätte sich *Schiller*, zu gutwillig, und ohne ruhige Selbstüberlegung

(die

(die ihm so sehr eigen war) von Jedem bald da-. bald dorthin leiten lassen; — als war' er blofs ein folgsamer, kein beurtheilender Freund gewesen, und als hätte er dem Rathe seiner Freunde und Bekannten, so zu sagen, blindlings Folge geleistet. — Nein! *Schiller* wufste sehr gut, was er that; er war gutmüthig, bei alle dem aber mit dem, in solchen Fällen gu'ten, Egoismus vertraut, der ein hohes Selbstvertrauen, und die Ueberzeugung, dafs man sich am besten zu rathen habe, zur Folge hat. *Schiller's* Handlungen waren alle Ausflüsse eines redlichen, festen Charakters; beleidigen, kränken wollte er durch keine derselben, fand sich aber Jemand durch eine derselben beleidigt, und er erfuhr dieses: dann war es immer sein erstes, hastiges Urtheil: *der* Mensch denkt an Etwas, woran ich nicht dachte!" — *Schiller* bekümmerte sich viel zu wenig um das, was aufser ihm war. Immer

mit

Demetrius,

Trauerſpiel.

Nach dem hinterlaſſenen Entwurf des Dichters bearbeitet von Fr. v. Maltitz.

Prolog.

Die Vorwelt öffnet ſich — in ernſter Feier
Rod't lang verblichne Schatten unſrem Blick,
Durch der Jahrhunderte zerriſſnen Schleier
Schaut ihr aus beſſer Gegenwart zurück.
Doch nicht des Heldenes Bilder ausgeſchauen
Heb Phantaſie den dunklen Nebelflor;
Ein düſtres Bild, wo Mitternächte grauen,
Auf aus dem Grab der Zeiten ſie hervor.
Laut tobt der Sturm und ohne Blitze ringen,
Schon malget ſich der Zwietracht wilder Brand,
Um eine Welt verderbend zu verſchlingen,
Von Wiſtula's zu Wolga's fernem Strand,
Und Städte ragen in der Flammen Meere
Der Zinnen Pracht ein Raub verwegnen Muths,
Und ſchaudernd rettet Moskwa's rothe Welle
Die neuen Ströme des vergoßnen Bluts.
Wer wankt die Völker zum Vernichtungskampfe?
Ein Jüngling iſt's, der ſie zum Kampf empört.
Verbrechen nicht — doch des Verbrechens Beute,
Als Kronerwerber noch der Throne werth.
Schon huldigt eine Welt ihm als dem Erben
Des Tyrons, den er zum eignen Fluch gewandt.
Doch ſieh, Empörung ſchleudert das Verderben
In rächender Vergeltung auf ſein Haupt.

Wer iſt's, der durch des Blutbads düſtre Mitte
In ungetrübtem Schimmer tritt einher?
Stark wie ein Held, ein wie der Väter Sitte,
Mild wie ein Gott, doch hoheitvoller als er.
Romanow! ja du biſt's, im hellen Lichte
Entſiegelt ſich ihr Zukunft deinem Blick.
Du ſahſt entrückt im heiligen Gedichte
Der Enkel Loos, deines Volkes Glück.
Du ſahſt der Zwietracht heil'gen Band gelöſet,
Wo eine Bellona ihre Schlangen wand,
Du ſahſt die Völker, die im Haß gerungen,
Vereint durch deines hohen Aars Hand.
Mit Friedenspalmen ſchmückte ſich die Erde,
Die der Verdammung blut'ge Ceder rauſt wird.
Da trat auf Alexanders mächt'ges: Werde
Der Zwietracht Ungeheuer in ſein Paradies.
Drum trauert nicht beim düſtern Schauerbilde,
Das euerm Blick Metzengerne entreißt,
Aus blut'gen Kämpfen ſtrahlt des Friedens Milde,
Aus Nebeln glänzt empor den Morgens Gold —
Der Vorhang fliegt — ſchon rollen Helm und Schilde,
Die Vorwelt wa. hellt aus geretzter Nacht —
Horch, Donner rollt vom eiſernen Gefilde,
Dimitri naht ſich und der Kampf erwacht!

Perſonen.

König Sigismund von Polen.
Erzbiſchof von Gnesen, Primas des Reichs.
Erzbiſchof von Lemberg.
Kaſtellan von Krakau.
Biſchof von Krakau.
Biſchof von Wermeland.
Biſchof von Wilna.
Der Kronsgroßmarſchall.
Der Kronsgroßkanzler.
Fürſt des Zapicha.
Mniſchek, Wojwode von Sendomir.
Marina, ſeine Tochter.
Korela, Hettmann der Koſaken.
Demetrius.
Oſtrowsky
Bielsky
Ragin
Obowalsky
Oſtrofsky
Jaſmin
} polniſche Edelleute.
Boris Godunow, Czaar zu Moskau.
Xenia, ſeine Tochter.
Schuiskoi.
Dubrowsky.
Pribiſlaw.
Tscherkasky.
Michailo Sotnikoff.
Fürſt Worotinsky, Kaſtellan der Citadelle.
Girdenin
Wolkonskoi
Tetlanowsky
Ulitzkoi
Maſſalsky
Saburow
Peter Turgenew
} Vorſteher ihrer Kammerer bei Hofe.
} Bojaren.
Der Patriarch Hiob von Moskau.
Der Erzbiſchof Ignati von Rezan.
Isidor, Biſchof von Roſtoff.
Andrei.
Fürſt Romanow.
Maria, Wittwe des Czaaren Iwan Waſſiliewitſch.
Olga
Xenia
Helena
Alexis
} Nonnen.
Barbaſſi
Chitroſ
Morosof
Wolkofsky
Danila
Jaroslaw
Iwanow
Bakmanof
} Ruſſiſche Hauptleute.
Der Nameſtnik von Tula.
Der Paſchnik eines Dorfs.
Gleb
Timofeh
Iwanofsky
Petrufchka
Kruta
Bogdan
} Landleute.
Beloſor
Chlopko
Lukoff
} Abgeordnete verſchiedener Gebiete.
Ein Fiſcher.
Die Pförtnerin eines Kloſters.
Kronbeamte, Landvolk, Verſchworne, Bürger und Bürgerinnen — Volk, ruſſiſche und polniſche Krieger.

Zeit der Handlung: Anfang des 17. Jahrhunderts.

mit seinem Geiste, mit seinen Werken beschäftigt, nahm er zu wenigen Antheil an der gewöhnlichen Welt. Mit sichtbarer, den Welt- und Hofmann oft kränkender, Kälte urtheilte er über gewöhnliche Handlungen, die sonst von dem Janhagel als grofse Thaten angestaunt werden, und lange Zeit hindurch in gesellschaftlichen Zirkeln und im Publicum den Haupt-Stoff zur Unterhaltung abzugeben pflegen. Was immer und beständig an der Tagesordnung war, das ekelte *Schiller'n* an. Er nahm fast gar keinen, oder äufserst wenigen Antheil an den gewöhnlichen übertriebenen Äufserungen der Freude und der Verehrung, so wie sie hier und da, von dieser, oder jener Classe des Publicums ihrem Verehrten, Gönner, Mäcen, Freunde, und dergleichen zu verstehen gegeben wurden, und womit man ihnen huldigte. Lediglich das wahre Verdienst liebte *Schiller*; ihm huldigte er mit wah-

wahrem Enthusiasmus. „Soll ich (sagte er einstmals, als man einem gewissen bekannten Schriftsteller zu Ehren eine Fête veranstaltet, und ihn auch dazu eingeladen hatte), soll ich dem äufsern Glanze des Mannes, oder seinem Verdienste huldigen? Denken und fühlen kann ich *bei beiden* zu wenig. Ich würde einen sehr stummen und zweideutigen Theilnehmer abgeben! — Man lasse mich zu Hause!!“

Schiller war, wie schon bemerkt worden ist, ein Feind des äufsern Glanzes, besonders dann, wenn er übertrieben war, und die Absicht, glänzen zu wollen, verrieth. Gewissen Ständen war er, hauptsächlich in seinen frühern Lebenstagen, wenig hold. Dieses liefs er sich zwar nicht in Gesellschaften, nicht vor der Welt merken (denn *Schiller* kannte die

die Welt und die Menschen zu gut, — dazu war er zu fein, zu human)! allein! aus manchem seiner Gedichte und Werke leuchtete doch diese Unhuld deutlich hervor, so wie solche auch viele seiner frühern Äufserungen gegen Freunde und Bekannte, mitunter auch Handlungen bewiesen. — Aus allem diesen erhellt nun, dafs *Schiller*, hatte er Feinde, diese sich durch seine Grundsätze hauptsächlich zugezogen hatte.

„Ich zeige mich ungern der sogenannten grofsen Welt (sagte er öfters vor den letztern zehn Jahren seines Lebens); es kränkt mich da dies und jenes, was ich sehen und hören mufs, Mein Garten und der Zirkel meiner Familie und Freunde ist mir lieber, als alle Assemblees der grofsen Welt, die das Auge belustigen, das Herz

Herz kränken, den Geist erschlaffen.“

Dafs *Schiller* nicht dem äufsern Glanze, nicht dem, ohne Pomp des Geistes, einher stolzirenden Pompe des Körpers seinen Weihrauch streute: davon liefsen sich unzählige Beispiele anführen. — Jedoch blieb er auch da, wo es ihm gerade darauf ankam, eine gleichsam abgedrungene Aufmerksamkeit dem Scheinverdienste einmal für allemal zu verweigern, der bescheidene, höfliche gerade Mann. „*Jedem das Seine!*“ sagte er zuweilen, „und um wie Vieles gröfser, wie weit glänzender würde nicht das wahre Verdienst erscheinen, — wie weniger würde es hier und da verkannt, verachtet, verfolgt, und verwaist schmachten, wenn alle Menschen diese goldene Lehre befolgten?“

„Wenn

„Wenn sie nur erst genau von oben herab beobachtet würde!“ (setzte er auch wol hinzu) „des Scheinverdienstes würde bald weniger werden!!“

Dem Stolzen, dem Eigendünkler, wie dem Egoisten, kam *Schiller* um defswillen zuweilen etwas unbescheiden vor, weil er eben ohne Rücksichten, die sie freilich nach ihrer eigenen Beurtheilung allerdings zu verdienen sich schmeichelten, das wirkliche Verdienst, wo er es sah und fand, durch seinen, gewifs äufserst belohnenden, Beifall, krönte. Mir sind mehrere Beispiele dieser Art bekannt. Nur Eins davon — und es wird genügen! —

In einem gewissen grofsen Zirkel versammelten sich wochentlich einigemal die angesehensten Männer der Stadt, aus allen gebildeten, besonders aber aus den höhern Ständen.

Hier fand man Staatsmänner, Bildner des jugendlichen Geistes, Gelehrte, und Künstler, im schönsten, vertrautesten Vereine bei einander. Aber man sah auch das Scheinverdienst das wahre Verdienst überglänzen, und auch selbst das *letztere* dadurch an seinem Glanze in den Augen Vieler verlieren, dafs es nicht bescheiden, nicht anspruchslos, sondern dünkelsvoll, stolz, und den Werth Anderer verachtend, oder verkennend, dastand. In diesem Zirkel führte *Schiller* eines Abends einen jungen Doctor der Weltweisheit ein, der ihn von ** aus besucht hatte. *Schiller* schätzte diesen jungen Mann sehr, weil derselbe schon zu jener Zeit (es sind nun 9 Jahre) Talente, und einen grofsen Scharfblick des Geistes verrieth. *Schiller* liebte seinen Umgang, den Jener eifrig suchte. Die Folgezeit hat es bewiesen, dafs der grofse Mann nicht ein Scheinverdienst in dem jungen Doctor verehr-

ehrte, denn dieser hat der Welt in einem kurzen Zeitraume ein vortreffliches Geisteswerk geliefert, ein Werk, welches ihm eine der ersten und vorzüglichsten Stellen auf einer unserer berühmtesten Academien vor Kurzem verschafft hat. Überdiefs ist er nunmehr der Mann, von dessen Talenten die Nation manches ehrenvolle Denkmal zu erwarten haben wird.

Schiller führte diesen jungen, thätigen Gelehrten freudig, und äufserst munterer Laune in die Gesellschaft ein. Kaum hatte er ihn seinen wichtigsten Freunden und Bekannten vorgestellt; als ein Mitglied jenes Zirkels, einer der vorzüglichsten und verdientesten Gelehrten, zu *Schiller'n* hintrat und ihn (leise sollte es sein, zu laut war es aber immer noch) mit einem gewöhnlichen stolzen Anstande fragte: „*was soll denn der da??*“ — „Der Mann ist unsrer Achtung werth!“

antwortete *Schiller* etwas schnell, und, wie es schien, empfindlich, stellte sich mit dem Doctor an eines der Fenster, und unterhielt sich hier mit ihm eine ganze Stunde allein, bis die Gesellschaft des grofsen Saales *Schiller'n* vermifste. Hier kamen denn Mehrere, und luden ihn zur Theilnahme an der Table d'Hôte ein. Er folgte. Der junge Gelehrte mufste neben ihm sitzen, und *Schiller* unterhielt sich am meisten mit ihm.

Als ich dieses Alles durch einen von *Schiller's* Vertrauten erfuhr, fiel mir ein gewisses Epigramm ein, welche ein beliebter und bekannter reisender Dichter auf einen gewissen grofsen Mann, seinen Kunstverwandten, gedichtet hat. Dieser Kunstverwandte soll zwar jenem Dichter nicht den grofsen Mann, wol aber den gelehrten Mann verleugnet haben. Sei, wie ihm sei! Jenes Epigramm schliefst sich so:

„Hol'

„Hol' ihn der Guckuck und sein Küster!"

Jenem Manne, der das Verdienst des jungen Doctors egoistisch verkannte, soll *Schiller* damals, beim Weggehen aus der Gesellschaft, diese nämlichen Worte still in's Ohr geraunt haben. — Ob sie aber auch, im Ganzen genommen, auf ihn so passend angewendet waren, wie sie jener Dichter auf den ihn verachtenden grofsen Mann anwandte: dies kann ich nicht beurtheilen; da ich nicht in jener Gesellschaft zugegen war, und weder des Doctors, noch jenes Dichters Gegner, d. h. die Art, mit welcher *sie* von beiden behandelt wurden, kenne.

Schiller sprach immer freimüthig, und handelte offen. „Den Hinterhalt der Sprache des Herzens kann ich nicht dulden! Er ist verderbend, wie der Hinter-

terhalt im Kriege, gewinnt er den Ausflufs;“ — sagte er zuweilen.

Oft äufserte er auch: „der ist der beste Mensch, der beste Bürger im Staate, der frei reden, frei handeln kann! Das die beste Regierung, die beides duldet! Das der beste Staat, den eine solche Regierung beherrscht!“ — „Wenn mann nur erst überall den Werth des Menschen fühlte und achtete!!“ „Ich könnte unmöglich in Staaten leben, wo Sklavensinn herrschte, und Leibeigenschaft geduldet würde!“

Schiller'n interessirte das Wohl, und Wehe der Völker sehr. „Mich freuen die Fortschritte, welche die bessere Gesetzgebung macht.“ Dies sagte er oft. —

Filan-

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Der Reichstag zu Krakau.

(Wenn der Vorhang aufgeht, steht man die polnische Reichs-Versammlung in dem großen Senatssaale sitzen. Auf einer drei Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hangen die Warpen von Polen und Litthauen.

Der König sitzt auf dem Thron; zu seinen Füßen und seitwärts auf der Estrade sitzen die zehn Kronbeamten. Unter der Estrade zu beiden Seiten des Theaters sitzen die Bischöfe, Palatinen und Kastellane. Vorne gegen über sitzen mit unbedecktem Haupt die Landboten in zwei Reihen, alle bewaffnet. Der Erzbischof von Gnesen, als der Primas des Reichs, sitzt dem Protestanten am nächsten; hinter ihm hält sein Kaplan ein goldnes Kreuz.

Erzbischof von Gnesen.

So ist denn dieser Sturmvolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgemuth.
Der Adel wichtigt ein, sich zu entwaffnen.
Der widerspenst'ge Reitzug*), sich zu lösen,
Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhülf' zu leisten den gerechten Klagen
Des Volks, die er als solche hat erkannt.
Und nun im Innern Friede ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland, dem,
Da scheint es, neue Stürme sich erheben.
Ist es der Mühe der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
Zu Anspruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht
Vor diesem Synn Maßig **) zu erweisen.

Kastellan von Krakau.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dies Gesuch zu weigern.

Bischof von Merweland.

Die Dokumente seines Rechts „sprechen
Sind eingesehen, und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbischof von Gnesen.

Ich's euch gewehrt, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweiten — und zum Drittenmal.

Kronnotskanzler.

Er stelle sich vor unsern Thron!

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir woll'n ihn hören.

(Kronprotonotarius gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe, dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draußen sucht, gewidet
Dem Frieden Polens und der Krone zu Nachtheil.

*) Aufstand des Adels. **) Reichstag.

(Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Hauptes geantwortet. Alsdann steht er sich so, daß er einen großen Theil der Versammlung und das Publikum, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit sitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.)

Erzbischof von Gnesen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichsversammlung schreckt,
Des Fürstlichen Purpurs die Jung' dir bietet,
So magst du, die vergönnt es der Senat,
Die nah Gesatten einen Anwalt wählen,
Und einen fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlicht Kunde wird, vor einem edlen Volk,
Und seinem König, und Senat zu sittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß,
Und schreckt mich nicht. Je wundrigere Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir, ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

Erzbischof von Gnesen.

Drum Mann schmückt Kühnheit — die erlauchte Republik
Ist wohl geneigt, wir sind bereit zu hören.

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Bischof' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachsichtlichem Erstaunen,
Erblick' ich mich, des Czaren Iwans Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Friede wurde nicht, so lang er lebte.
Doch hat es itzt der Himmel so gewendet,
Daß ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in sich sog, als Jüngling
Vor mich erscheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir suchen muß. Drum eh' ich rede,
Vergeßet ehrwürdig, was geschehn,
Und daß der Czar, des Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich flehe euch, ein heraubter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht sein auf der Erde,
Wenn es ein großes tapfres Volk nicht ist,
Das seel'n höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt von jeder Menschenfurcht
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann?

Erzbischof von Gnesen.

Ihr habt Euch für den Czaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Eure Aufland widerspricht
Noch Eure Rede diesem kühnen Anspruch.
Doch überzeugt uns, daß Ihr der seid,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld gefürchtet; Beiden liebt sie gleich,
Ein edler Feind, und ein gestillt'ger Freund zu sein.

Demetrius.

Iwan Wassiliwitsch, der große Czar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste aus dem heidenreichen Stamm
Den Romanow gab ihm der Freudor,
Der noch ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dimitri, die späte Blüthe seiner Kraft,

Filangieri's System der Gesetzgebung gewährte ihm, im Jahre 1794, die Hauptunterhaltung in den müfsigen, d. h. seinen gewöhnlichen Beschäftigungen entzogenen, Stunden. „Den *Montesquieu* (sagte er) habe ich in frühern Zeiten einmal gelesen; er hat mich nicht so ergötzt, wie *Filangieri!* Wär' ich Justiz-Minister, oder sonst ein auf das Ruder der Staaten Einfluſs habender Mann: dann studirte ich dieses Werk mit täglichem und nächtlichem Fleifse, — es käme nie, wie itzt mein *Euripides*, und *Shakespeare* von meinem Schreibetische."

„In kleinen Staaten lebt man am glücklichsten!" dies war eine der öftern Äufserungen *Schiller's*. „Hier findet (setzte er hinzu) der Blick des Regenten leicht den Centralpunct! Er hat nicht zu viele

viele, und nicht so verschiedene Gegenstände *flüchtig* zu überschauen!"

„Dahin, wo Macht imponiren will, bringt mich Niemand, und ständ' auch neben dieser Macht die Cultur auf der obersten Stufe!" — „Ich mögte in keinem militärischen Staate leben, und wirken!" So urtheilte *Schiller* öfters.

Im Beginnen der französischen Revolution war *Schiller* ein eifriger Verfechter derselben. Er hoffte von ihr grofses Glück der Menschheit, wichtige Fortschritte der Wissenschaften und Künste, hellglänzende Aufklärung. Besonders freute er sich, dafs bald der Stand der Gelehrten eine wohlthätige Reform erhalten würde. — Doch mit Cüstine's Gräueln, mit so manchen andern, Grau-

Grausen erregenden, Begebenheiten fing auch *Schiller's* Muth an zu sinken. „O! (so rief er oft) nur verwüsten kann der Mensch, und nur aus Trümmern schafft er wieder!“

Wenn *Schiller* zuweilen den Gang betrachtete, den die französische Revolution nahm, so äufserte er verschiedentlich: dafs die deutsche Nation, in ähnlichen Situationen, nicht allein menschlich, sondern wahrhaft erhaben und grofs gehandelt haben, und die cultivirteste, furchtbarste und gröfste Nation geworden sein würde. „Der Deutsche hat einen biedern, edeln, und festen Charakter (sagte er oft); ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!“ — O! edler, grofser *Schiller!* — und wir, deine Landsleute, sind stolz darauf, *dich* einen Deutschen nennen zu können, —

„Ich

„Ich habe, so sagte *Schiller* mehrere Male, als ich *Wallenstein's Lager*, *die beiden Piccolomini*, und *Wallenstein's Tod* schrieb, ganz die Gräuel des französischen Krieges vor meinen Augen gehabt. Was *Max Piccolomini* seiner *Thekla* und seinem Vater von den Segnungen des Friedens sagt, was ich ihm in den Mund legte, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt.“ Während des Ganges der französischen Revolution, während der Stürme, welche die Republik auszuhalten hatte, sagte *Schiller* häufig: „und über eine Weile wird's wieder das Alte sein!“

„Lafst uns lieber von der französischen Mode, nur nicht von der französischen Politik tyrannisirt werden!“ Diesen Wunsch äufserte er später.

terhin oft; auch dieses: „Einst kannte ich den weiland *Vater deutschen Rhein*, ich habe ihn die Rebengebirge umfluten sehen, ich liebte ihn sehr: — seitdem er ein französisches Kind geworden ist, mag ich ihn nicht wieder sehen!“

Schiller verargte das *Klopstocken* sehr, was er gethan hatte, als ihm die National-Versammlung in *Paris* das Bürgerdiplom zugesendet hatte. „Man kann ja auch, sagte er, das Geschenk, was man nicht gern will, auf andere Weise ungeschenkt machen? War es doch immer ein Beweis, dafs man ihn auch in Frankreich kannte und achtete — und was hat der Gelehrte mit der Politik, und den Staatshändeln zu thun??“

Als

Als *Schiller* das französische Bürgerrecht erhielt, schien es, als wenn er eine grofse Freude defswegen empfunden hätte. — Späterhin aber äufserte er diese Freude nie wieder. Ich wollte einmal gern dieses Diplom sehen, und bat ihn, mir solches zu zeigen. „Ich weifs wirklich nicht, wo es liegt" — sagte er, und brach schnell das Gespräch, welches mich auf dieses Diplom geführt hatte, ab.

Für Sachsen, besonders für die Herzoglich-Sächsischen Länder, war *Schiller* sehr eingenommen. „Sachsen ist ein herrliches Land!" sagte er oft, „um keinen Preis bin ich aus dem Weimarischen zu bringen!" Dieser sein Grundsatz, und diese Vorliebe waren die Hauptmotiven, warum *Schiller* so manche und öftere ehrenvolle Anträge und Rufe fremder Staatsgewalten von sich ablehnte. „Ich kann das schöne

schöne, glückliche Land nicht verlassen, sagte er, — ich bin zu sehr an dasselbe gefesselt!“ —

Seine schwächliche Gesundheit schützte *Schiller* meistentheils bei dem Ablehnen jener ehrenvollen Anträge vor. „Kränklichkeit, sagte er, ist zwar, leider! mein Theil, aber auch das Steckenpferd, das ich reite, wenn man mich mit Vocationen heimsucht.“ — „Ich geniese, setzte er hinzu, alle Ehre, alle Vorzüge; wer weifs, ob ich beide *in dem Grade* in andern Staaten erhalten würde, geniefsen könnte?“

Schiller hätte vielleicht Jena nie verlassen, wenn ihm nicht die Ärzte dieses, wegen seiner schwächlichen Gesundheit, gerathen hatten. Er schien hectisch zu sein, oder war

es vielmehr, wenigstens klagte er schon vor zwölf Jahren über Brust-Beschwerden. Für Brust- und Lungenkranke aber soll Jena nicht zum gewöhnlichen Aufenthalte passen. Er verliefs diese Stadt und ihre entzückenden Gegenden, seine dasigen Freunde und Vertrauten sehr ungern. „Ich werde Jena oft besuchen!“ sagte er — und er hat auch Wort gehalten.

Die *Triesnitz*, eine halbe Meile von Jena gelegen, giebt den Überblick der schönsten Natur-Gemälde, und Gegenden. Sie ist ein grofser, freier, auf und zwischen Bergen, über dem romantischen Dörfchen Winzerle liegender, Platz, welcher theils Wiese, theils mit jungen Hölzern und Obstbäumen umpflanzt und besetzt ist. Zu der Triesnitz führt ein schmaler, auf beiden Seiten mit dichten Hecken bewachsener, von einer klei-

nen,

nen, sanft murmelnden Quelle durchschnittener Pfad, von wo aus man schon die prächtigste Aussicht genieſst. Auf der Triesnitz selbst aber ist es äuſserst plaisant. Unter den Füſsen liegt das schöne fruchtbare Thal um Jena herum, wie ein Teppich ausgebreitet, da; Jena selbst links und vis à vis die romantischen Dorfer und Flecken, Wöllnitz, Burgau, Lobeda, Drakendorf u. a. — rechts das reizende Saalthal nach Rudolstadt hinauf, welches die in sanften Krümmungen, bei Tannengebirgen, und fetten Saaten vorüberflutende Saale durchwallet — und dann in meilenweiter Entfernung, auf einem hohen Berge das Schloſs Leuchtenburg. —

Die Triesnitz wird im Lenze, und im Sommer von unzähligen Menschen aus Jena, Lobeda, Kahla, Weimar, und selbst aus Eisenberg, Erfurt, Gotha, und andern

dern Städten, besucht. — Es vergeht so leicht kein Sonntag, an welchem man nicht vor dem Gasthofe im Dorfe Winzerle (welchen der Wirth in der Triesnitz zugleich mit in Pacht hat), zwanzig bis dreifsig Kutschen zählen kann, von denen fast jede an drei, oft an vier verschiedene Familien aus der Stadt vermiethet ist. Jede Kutsche fährt dann drei- bis viermal hin und her, und bringt, und holt Gäste ab. Noch mehr Ritter trifft man hier, und unzählige Menschen, welche den schönen und kurzen Weg nach der Triesnitz lustwandeln.

Auf der Triesnitz ist en fronte ein grofser geraumiger Tanzsaal auf Pfahlen erbauet, unter welchem eine Kugelbahn angebracht ist. Neben diesem Tanzsaale befindet sich noch eine grofse, mit Brettern gedielte und bedeckte Loge. Der Platz selbst ist mit vielen

Gebar ihm Maria auf dem Stamm Rogeri,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Ganz Feodor, ein Jüngling ſchwacher Kraft
Und biedren Geiſts, ließ ſeinen oberſten
Staatsmann, Boris Godunow,
Der mit verſtändiger Hoffkunſt ihn beherrſchte.
Feodor war kinderlos, und ſeinem Erben
Versprach der Ehgattin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der hitzige Czaar die Kunſt
Des Volks mit Scharfrichtsfunken ſich erklären,
Erhub er ſeine Wünſche bis zum Thron;
Ein junger Prinz war noch zwiſchen ihm
Und ſeiner ſichren Hoffnung, Prinz Dimitri
Zwanzigmahl, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitſch, ihrem Witthrenſitz, heranwuchs.
Als nun ſein ſchwarzer Anſchlag zur Vollziehung
Gereift, ſandt' er nach Uglitſch Mörder aus,
Den Thronerben zu tödten.
Ein Feu'r erglüht in tiefer Mitternacht
Des Schloſſes Flügel, wo der junge Fürſt
Mit ſeinen Mördern abgeſondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verſchwunden aus dem Aug' der Menſchen
Und Dieb's, als todt bewennt ihn alle Welt.
Bekannte Dinge weiß ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbiſchof von Gneſen.

Was ihr berichtet, iſt und Allen kund.
Erſchollen iſt der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der jungen Furcht
Zu Uglitſch ſeinen Untergang gefunden.
Und weil ſein Tod den Thron, der jetzo herrſcht,
Zum Glauf aufſchlug, ſo trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieſes ſchweren Mords.
Doch nicht von ſeinem Tod iſt jetzt die Rede!
Es lebt ja dieſer Prinz! Er leb' in Euch,
Bekanntet Ihr. Davon geht uns Gewiße.
Dadurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der ſeyd?
An welchen Zeichen ſoll man Euch erkennen?
Wie bietet Ihr unwiderlegt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach ſechszehnjähr'ger Stille
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr iſt's noch, daß ich mich ſelbſt gefunden,
Denn bis dahin lebt' ich mir ſelbſt verborgen,
Nicht ahnend meine fürſtliche Geburt.
Think' unter Menſchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbſtbewußtſeyn zu erwachen,
Und mich umgab der ſtrenge Kloſterzwang.
Der engen Pfaffenwelt widerſtand
Der maſſ'ge Geiſt, und dunkel nächtig in den Adern
Empörte ſich das ritterliche Blut.
Das Mönchsgewand warf ich entſchloſſen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Furſt
Von Sendomir, der hohe Freund der Menſchen,
Mich gaſtlich aufnahm in ſein Herrenhaus,
Und zu der Musen edlem Dienſt ergog.

Erzbiſchof von Gneſen.

Was ſagt Ihr — Wie? Ihr kannet Euch noch nicht,
Und doch erfüllt damahls ſchon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris ſitterte auf ſeinem Thron
Und ſtellte ſeine Häſcher an die Grenzen,
Um Jagd auf jeden Wanderer zu machen.
Wie? Dieſe Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzählte, was ich weiß.
Ging ein Gerücht unter von meinem Daſeyn,
So bei geſchaftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter ſeinen Cavalieren verlorn,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.

Mit ſtiller Huldigung
Verehrt' ich ſeine reizgeſchmückte Tochter,
Doch damals von der Kindheit weit entfernt,
Den Wunſch zu ſolchem Glück empor zu wagen,
Den Rokoſkan von Lemberg, ihren Herrn,
Beleidigt meine Heidenſchaft. Er ſetzt
Mich ſtolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er ſich ſo weit, mich mit zu ſchlagen.
So ſchwer gereizt greift' ich zum Gewehr;
Er, ſinnlos, wüthend, ſtürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine wütende Hand.

Meiſchek.

Ja, ſo verhält ſich alles, was geſchah.

Demetrius.

Mein Unglück war das dunkle! Ohne Namen,
Ein Ruf' und Feindung, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hauſe meines gaſtlichen Beſchützers,
Ihm ſeinen Ehdam, ſeinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unſchuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgeſindes, nicht die Gunſt
Des edeln Palatins kann mich retten.
Denn das Geſetz, das nur den Polen gnädig,
Doch ſtreng iſt allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich ſollte ſterben.
Schon knies' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert, —
In dieſem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit koſtbar'n Edelſteinen ſichtbar,
Das in der Luft' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte iſt bei uns,
Das heil'ge Pfand der chriſtlichen Erlöſung
Verborgen ſtets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom ſüßen Leben ſcheiden ſollte,
Ergriff ich es als meinem letzten Troſt
Und drückt es an den Mund mit frommer Andacht.
(Die Polen geben durch ſummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)
Das Kleinod wird bemerkt; ſein Glanz und Werth
Erregt Erſtaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu beſinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun ſagte ſich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Haarts entflohn,
Bei meinem Herrn zu Gaſtbar eingeſprochen;
Sie ſeyn das Kleinod auf erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethyſten
Durchſchlungen waren, fur daſſelbige,
Was Knäs Meſtiſlawskoi dem jüngſten Sohn
Des Haarens bei der Taufe umgehangen.
Sie ſeyn mich näher an, und ſehn erkannt
Ein ſeltſam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als ſie mich nun mit Fragen ängſtigten,
Befann ich mich auf einen kleinen Pfalter
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In deſſen Pfalter ſtanden griech'ſche Worte
Vom Joannes *) mit eigner Hand hinein
Geſchrieben. Selbſt hatt' ich ſie nie geleſen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Pfalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift geleſen;
Ihr Inhalt ift: Daß Fedor Waſili Paſlaref,
(Dies war mein Kloſternam') des Hauſes Berſzer
Prinz Dmitri ſey, des Iwans jüngſter Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeſtahlet;
Urkunden deſſen lägen aufbewahrt
In zweien Kloſtern, die bezeichnet waren.
Hier ſtutzten die Bojaren mit zu fragen,
Verlegt von dieſer fremden Gewalt,

*) Mit des Kloſters.

len Lauben besetzt, und mehrere Tische und Bänke sind im Freien, unter dem Schatten der Bäume und Hecken, angebracht. — Oben an dem Fuße eines Berges und bei einer Quelle, welche die Triesnitz durchwässert, hat der Wirth seinen in den Felsen gehauenen Keller, und die Küche. Man kann hier Alles haben, was Hunger oder Appetit verlangen, die vortrefflichsten Speisen, und Getränke. — Wer Sonntages durch Jena reiset, hält diese Stadt für Menschenleer, denn beinahe der gröfste Theil der Einwohner ist in der Triesnitz, oder in Winzerle. Das bunte Gewühl der Menge giebt daselbst einen der herrlichsten Anblicke; die Unterhaltung ist immer abwechselnd und schön, der Ton frei und ungezwungen, auch nicht im Mindesten kleinstädtisch, was man ohnedies in Weimar, Jena, Gotha, und andern Sächsischen Städten nirgends findet. In der Triesnitz kann man sich Sonn-

tags mit dem Gelehrten, mit dem Künstler unterhalten, den in der Woche seine Geschäfte an den Arbeitstisch fesseln. — Selbst in den gröfsten Städten habe ich keinen solchen schönen, zur gesellschaftlichen Unterhaltung so ganz geschaffenen und passenden Sammelplatz gebildeter Menschen gefunden, als hier. Er ist gewifs einzig in seiner Art!

Auch an den Wochentagen ist die Triesnitz nicht leer von Menschen. Familien treten dann mit ihren guten Freunden und Bekannten zusammen, besuchen sie, speisen an der Table d'Hôte im Freien, entrepreniren einen gesellschaftlichen Tanz u. s. w.

Dieser schöne, genufsreiche Ort war es denn auch, den *Schiller* fleifsig besuchte. Er kam öfter von Weimar aus mit seinen Freunden, *Göthe*, *Herder* und Andern, Sonntags, auch in der Woche zuweilen, dahin.

Gries.

Griesbach, Schütz, Eichstädt, Fernow, Paulus, Hufeland u. a. waren es, die ihn dann von Jena aus dorthin zuweilen mit begleiteten. Meistens aber sass *Schiller* mit *Göthe'n*, auch wol ganz allein, an einem kleinen Tischchen, unter einem schattichten Baume im Freien, und sah mit heiterer Stimmung dem Gewühle der Menge zu. „Gäb' es eine Triesnitz in Weimar, sagte er oft, dann würde ich beinahe ihr täglicher Besuch im Sommer sein!"

Schiller kam auch ausserdem zuweilen nach *Jena* zum Besuch zu seinen Freunden. *Göthe*, welcher oft ganze Monate in Jena zubringt, liebt diesen Ort sehr, und *Schiller* begleitete ihn auch einige Zeit dahin. Doch geschah dieses in den letzten Jahren seines Lebens sehr selten.

II.

Schiller widmete die Stunden des Tages keinesweges seinen wichtigsten Arbeiten; den stillen Stunden der Nacht haben wir seine vorzüglichsten Geistes-Werke, den Hauptstoff dazu und die Bearbeitung desselben zu verdanken. Sobald die Nacht herein brach und es auf den Strafsen stille ward, setzte sich *Schiller* mit Ernst an sein Bureau, dachte, und schrieb. Neben ihm stand dann gewöhnlich eine Portion starken Caffee's, oder Weinchokolate, öfterer aber auch eine Flasche alten Rhein- oder Champagnerweines. Alles dessen bediente er sich, um sich munter zu erhalten, und seinen Geist nicht den Einfluſs körperlicher Anforderungen fühlen zu lassen. Die Nachbaren hörten ihn oft in der Stille der Nacht feierlich declamiren, und wer ihn in dieser Stille belauschen konnte (welches wegen der Enge der Strafse, worin er wohnte, aus einem

nem der gegenüber befindlichen Häuser, oder in Jena, wegen einer, seiner Einsiedelei gegenüber befindlichen, Anhöhe sehr gut anging), der sah ihn feurig und glühend bald die Stube, während dafs er declamirte, auf- und abgehen, bald sich wieder in den Sessel werfen. Er trank zuweilen häufiger aus dem nebenstehenden Pokale, stützte sein Haupt auf die linke Hand, schrieb, declamirte wieder, stand auf, setzte sich wieder, und las. — Im Winter fand man ihn bis früh um vier, auch wol bis um fünf Uhr, an seinen Schreibtisch gefesselt, im Sommer bis gegen drei Uhr, dann ging er zu Bette. Aufser demselben fand man ihn nur sehr selten vor neun oder zehn Uhr.

Den Vormittag brachte *Schiller* zum gröfsten Theile in Jena in seinem Garten, in Weimar am Fenster, und im Zirkel seiner Familie zu. Den Nachmittag las er flüchtig das durch,

was

was er die Nacht vorher gearbeitet hatte. Er praparirte sich, so zu sagen, auf die Arbeit der folgenden Nacht. Der übrige Theil des Tages, und der Abend aber war entweder seiner ausgebreiteten Correspondenz, oder indifferenten Geschäften, der Lectüre, dem Theater u. s. w., der Unterhaltung mit seinen Freunden oder mit den ihn häufig besuchenden Fremden, vorzüglich aber auch dem Zirkel seiner liebenswürdigen Familie, gewidmet.

Die beiden Piccolomini, und Wallenstein's Tod, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, sind die vorzüglichsten Geistes-Producte *Schiller's*, von denen es mir bekannt ist, dafs sie bei nächtlicher Weile hervorgebracht worden sind.

Dem Theater widmete *Schiller* besonders die gröfste Aufmerksamkeit und Thätigkeit.

Er

Er und *Göthe* waren in dieser Absicht sehr oft zusammen und beide wohnten den meisten Proben selbst bei. Die Leseproben der neuen aufzuführenden Stücke wurden in *Schiller's* oder *Göthe's* Hause gehalten, ein Umstand, der gewifs den schönsten Einflufs auf die Bildung des Künstler-Genie's haben mufste. Oft, sehr oft lud auch *Schiller* die Schauspieler zu sich und las ihnen ein neues von ihm verfertigtes Meisterwerk, mit allem Künstler-Sinne und Gefühle vor; bat sie auch oft zu sich des Mittags oder des Abends zu Tische, und machte sie in den unterhaltendsten und belehrendsten Gesprächen auf ihre Kunst, auf ihr Spiel u. s. w. aufmerksam. Beides that er besonders vor der ersten Aufführung seiner beiden Piccolomini, des Wallenstein, der Maria Stuart, des Macbeth, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, so wie *Göthe* auch bei mehreren Ge-

Gelegenheiten. Mit wahrem Enthusiasmus für die Kunst, mit einem gewissen achtungswerthen Ehrgefühle kehrten jedesmal die Schauspieler von *Schiller'n* zurück. Sie liebten und achteten ihn alle, wie ihren Freund, wie ihren Vater, und einer um den andern wetteiferte in seiner Kunst, um besonders *Schiller's* Beifall, *Schiller's* Lob zu ernten. Man merkte es gleich, war man auch ganz fremd mit dem Weimarischen Theater und mit seinem Personale, sobald man nur ein vorzügliches Stück hatte aufführen sehen, dafs die Künstler aus *Göthe's* und *Schiller's* Schule waren; man sah es aber auch an ihrem vorzüglichen Spiele, dafs *Göthe* und *Schiller* im Schauspielhause gegenwärtig waren, so sehr wetteiferten alle, um dieser Männer Beifall zu erhalten. Mehr, als die Ehrenbezeigungen des Publicums, was doch immer, sei es auch noch so sehr gebildet, ein parteiisches

Pu-

Publicum bleibt, weil nicht jedes Individuum desselben gleichen Kunstsinn, gleiche Gefühle, gleiche Empfindungen hegt, und bei seinen Beurtheilungen nicht einerlei Zweck vor Augen hat: — mehr als die Ehrenbezeigungen des Publicums, sage ich, freuten und ermunterten den Schauspieler *Schiller's* Beifalls-Bezeigungen, die er aus seiner, wie schon gesagt, nahe am Theater befindlichen, Loge dem Künstler theils zuwinkte, theils durch leises Klatschen in seine Hände zu erkennen gab. Vor allen erhielten öfterer diese Beifalls-Bezeigungen Herr *Graff*, einer der ersten und auch wissenschaftlich gebildetesten Künstler, als König Lear, Wallenstein, Makbeth u. s. w. Der nun verstorbene *Vofs*, als Hamlet, Max Piccolomini, Carl Moor u. s. w. Mademoiselle *Jagemann*, als Königin Elisabeth, Thekla u. s. w. Madame *Vofs* als Maria Stuart u.

s.

s. w. Herr *Cordemann* als Illo, Lankaster u. s. w. Mademoiselle *Malkolmi*, jetzige Madame *Müller* auch als Maria Stuart u. s. w. und der würdige, verdienstvolle alte *Malkolmi* als Buttler, als Wächter der Maria Stuart, als Oberförster in den Jägern u. s. w. u. s. w.

Schiller forderte übrigens von dem Schauspieler sehr viel. Er war streng in seinem Urtheile, streng bei seinen Anforderungen an den Künstler. Hatte er heute laut gelobt, morgen tadelte er desto lauter. Ich und Mehrere hörten manches nicht ganz heimliche Bravo, welches aus seiner Loge zur Bühne herab ertönte, wenn der Künstler seine Rolle so ganz fehlzugreifen schien.

Die Beifalls-Bezeigungen, die ihm hier und da im Theater ertönten, nahm *Schiller* sehr

Und grüßten mich als ihres Czaren Sohn,
Und alle jauchzend auf des Kindes Höhn
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höhn.

Erzbischof von Gnesen.
Fürwahr! ein Wunder Gottes mußt ich nennen!

Demetrius.
Und jetzt seh' ich mit Schuppen mir vom Auge!
Erinnerungen drücken sich auf einmal
Im ernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme auf der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseins.
Ich sah mich sterben in einer dunklen Nacht
Und eine tote Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgrau, als ich rückwärts sah.
Ein wirr fremd Denken mußt' es sein:
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtnis da;
Doch wohl bekannt ich mich auf spätern Jahren,
Wie der Gestorbnen Feuer mich im Zorn
Den Sohn des Czaren genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies Alles traf jetzt blitzesnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich sei des Czaren rechtgeborner Sohn.
Es listen sich mit diesem einz'gen Wort
Die Rätsel alle meines dunklen Wesens.
Nicht blos an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühl' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis verspritzen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

Erzbischof von Gnesen.
Und, sollen wir auf eine Scheidt vertrauen,
Die sich durch Zufall der Gruft fanden wurden?
Dem Zeugnis ein'ger Flüchtlinge vertrauen?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiß nicht eines Laggers;
Doch kennet Ihr selbst der Betrogne Heer;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In seinem großen Leid sich zu betrügen.
Was stellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius.
Ich stelle sunfzig Edelknaben auf,
Blutsöhne alle, sorgeborne Polen,
Unadeligen Ruhs, die Zeugschaft
Erhalten sollen, was ich hier behaupte.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Kastellan von Lublin thun zur Seite,
Die zeugen wir'd, ob ich Wahrheit gerede.

Mnischeck und der Kastellan.
Gezeugen will ich das.

Mehrere.
Auch wir, auch wir!

Erzbischof von Gnesen.
Was nun bedunket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse verreinter Kraft
Mußte sich der Zweifel abermunden geben,
Ein scheinbarendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, das Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris selbst bekürzt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist des großen Anverwandt werth.
Aus Klostermauern ging er wunderbar,

Geheimnisvoll hervor, mit Ritterzeugen
Begabt, der aus der Mönche Zügling war;
Ein Kleinod prägt er, das der Czaarenwürde
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugnis noch von frommen Händen
Begläubigt seine fürstliche Geburt,
Und thät' er noch mit seiner schlichten Rede
Und seinen Mienen spricht und die Wahrheit an.
Nicht solche Züge birgt sich der Betrug;
Der hatte sich täuschend ein in große Worte
Und in der Sprache erhabenen Schmuck.
Nicht länger denn verlag' ich ihn den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, weiters allen Vorrecht mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die volle Stimme.

Erzbischof von Lemberg.
Ich stimme wie der Primas.

Mehrere Bischöfe.
Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.
Auch ich!

Odowalsky.
Und ich!

Landboten (rasch aufeinander).
Wir alle!

Sapieha.
Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreißen zu — —

Odowalsky.
Hier ist
Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfreiheit
Schauet hier die freie Stadt zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich wüt's nicht laßen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Czaar von Moskau seine Sclaven habe.

Demetrius.
O, hoher Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkennt,
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o, so kaltet nicht,
Daß sich ein fremder Räuber meines Erbs
Anmaße, und den Scepter länger schwinge,
Der mir, dem edlen Czaarenblut, gebührt!
Vernehmt der Wahrheit, hört der Großmut Stimme,
Die Gerechtigkeit heb' ich, ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, das geschieht', was Recht und ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da trennt sich Herr, Scher seines Erbs,
Und aber seinem Hause, seinem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Herrlichkeit,
Und scheucht des Frevlers Mut, Gerechtigkeit,
Heilt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.

Senatoren.
Recht soll euch werden.

Andere.
Recht durch unser Hülfe.

Demetrius.
O, seht mich an, unbesiegter Eidesmund!
Großmächt'ger König! Streit' in deine Brust,

sehr ungern auf. Eines Theils waren unter dem so sehr gebildeten Weimarischen Publicum zwar herzliche, aber keinesweges ausgelassene und ungestüme Lobeserhebungen, und diese nur durch das Zeichen des Klatschens mit den Händen, aber nicht durch Bravo Rufen und Herausfordern der Künstler Sitte; andern Theils äufserte sich das Mifsfallen des Publicums an dem Spiele dieses, oder jenes Künstlers, oder gar an dem gegebenen Stücke selbst, nicht durch Pochen, Pfeifen, Zischen und dergleichen andere, immer unhöfliche, die Eleganz und Bonhommie aufser Augen setzende Äufserungen, (es müfste denn, was in den 10 Jahren, in welchen ich das Weimarische Schauspielhaus besuchte, nur zweimal geschah, das Gefühl bei dem Publicum entstanden sein, dafs man es nicht mehr achte, weil man ihm immer schlechte und äufserst mittelmäfsige Stücke auftische.

bei

bei welchen Gelegenheiten das Pochen u. s. w. nicht den Künstlern, sondern der Theater-Direction galt). Die äufserste, gespannte Aufmerksamkeit des Publicums, die herrschende tiefe Stille war schon dem Künstler, wie dem Dichter, Beweis genug dafür, dafs *beide* gefielen, so wie Unaufmerksamkeit auf das Spiel und das Unterhalten mit andern Gegenständen, auch wol hier und da ein mitleidiges, leises Geflüster das Mifsfallen an einem von beiden zu verstehen gaben. *Schiller'n*, der sein Publicum genau kannte und achtete, mufste es daher sehr auffallen, als ihm vor wenigen Jahren ein ganz junger Doctor bei der Aufführung der Jungfra von Orleans ein sehr lautes: *Bravo Schiller!!* vom Balkon zurief. „Der junge Mann kennt sich, uns, und mich nicht!“ sagte Schiller lächelnd, und zischte sehr laut. Das Publicum zischte mit. *Schiller* äufserte laut sein

Mifs-

Mifsfallen über dieses Bravorufen. Dem Hof gefiel das erstere, das letztere nicht. Er veranstaltete, dafs dem jungen Doctor einigermafsen von Polizei wegen diese unschicklich angebrachte Beifalls-Bezeigung verwiesen werden mufste. —

Die Geschichte *dieses* Bravorufens im Schauspielhause ist in gewisser Rücksicht sehr uninteressant, sie erhält aber dadurch allerdings einiges Gewicht, weil sie einigermafsen ein Licht auf *Schiller's* Charakter, auf seine Anspruchslosigkeit wirft, und dann auch, was man wol nicht denken und ahnden sollte, in der neuesten Geschichte der Akademie Jena Epoche machte. Jenes Bravorufen und seine Folgen bewogen hauptsächlich einen grofsen, berühmten Mann, was ihm in mancher Hinsicht nicht zu verdenken ist, Jena zu verlassen, und ihm folgte eine bekannte ge-

gelehrte Anstalt, die in Jena vieles Geld in Circulation setzte, und zum Rufe der Akademie nicht wenig beitrug. — Des weitern Urtheiles enthalte ich mich. — Chacun a son goût! —

Den sogenannten Theater-Chroniken war *Schiller* Feind. „Diese müssen ganz anders eingerichtet werden, als gewöhnlich!“ sagte er oft. Besonders konnte er die *Berliner* Theater-Chronik, so wie solche zuweilen in den dasigen Zeitungen aufgetischt wird, gar nicht goutiren. „Geschreibsel und Geschreibsel und ewiges Einerlei! rief er dabei oft unwillig aus. „Nichts gesagt!“ setzte er hinzu.

Muthwillig scherzte *Schiller* oft bei den Kritiken über des grofsen *Iffland* Spiel. „Liefs *Iffland* heute nicht wieder die Hand zier-

zierlich vom Stockknopfe fallen??“ scherzte er einst, als ein gewisser bekannter Schriftsteller über *Iffland's* Spiel mit der Lorgnette wie angenagelt an einem der Pfeiler der Bühne gestanden und den grofsen Künstler beobachtet hatte. — Dieser Kritiker hatte nämlich in einer Gesellschaft, als *Iffland* in den Spielern aufgetreten war, ihm das einzige Lob in der von ihm gespielten Rolle des Herrn von Posers diesmal beizulegen gewufst: dafs er die Hand habe zierlich vom Stockknopfe fallen lassen. — —

Auch mit der Theater-Chronik in dem Journale des Luxus und der Moden war *Schiller* nie so ganz zufrieden. „Beim Weimarischen Theater (sagte er oft) sind alle dergleichen Kritiken eigentlich überflüssig; *hier* ist der Beifall

fall des Publicums die beste Kritik und über das Mifsfallen des Einzelnen lächelt mitleidig der wahre Künstler.“ Den meisten Beifall zollte *Schiller* (wenn er ja den gedachten Recensionen hold sein mogte) den Kritiken, die in einer, vor einigen Jahren erschienenen und vom Dr. Vulpius herausgegebenen Zeitschrift, *Janus* betitelt, erschienen. „Hier spricht doch wenigstens ein Theater-Vertrauter!“ sagte er öfters.

Von dem Schauspieler *Greff* in Weimar urtheilte *Schiller* oft: „Der Mann nimmt sich der Wissenschaft und der Kunst mit wahrer Aufopferung, mit Entsagung der unschuldigsten Freuden des Lebens an. Er ist ein grofser Schauspieler! *Er* sollte reisen, und *sein* Ruf würde bald allgemein werden!“

Dem

Dem Leipziger Publicum im Theater sollte *Schiller* zuweilen kein gutes Lob. „Das schöne, in der Bildung beinahe in Deutschland durch alle Stände oben anstehende, *Leipzig* finde ich nicht im Theater. Sehr roh sieht es da aus!“ — *Schiller* war aber sowol zur Zeit der Messe, als auch aufser derselben im Leipziger Theater gewesen. — „Die Schauspieler in Leipzig scheinen ihr Publicum zu kennen!“ sagte er zuweilen. — Doch mufs ich auch das gestehen, was ich *Schiller'n* oft hierauf entgegnete, dafs er nicht eigentlich das Leipziger Publicum, sondern die dasigen vielen Fremden, mithin ein sehr gemischtes Publicum sah, wie ich schon aus den Tagen und Zeiten schliefsen konnte, die *Schiller* zuweilen in Leipzig angebracht hatte.

Das *Berliner*-Theater hatte ihm unter allen fremden, die er gesehen, am besten gefallen. Er rühmte sehr das vortreffliche Spiel gewisser bekannter Künstler, meinte aber doch, dafs ihm hier und da die Besetzung gewisser Rollen nicht gefallen habe. Einmal äufserte er auch: „was hilft's, wenn einige Rollen gut, die andern schwach, oder mittelmäfsig besetzt sind? Das Spiel des Künstlers verdirbt dann der Laie!" — War es nun Vorliebe, oder Eigensinn, oder etwas anders — kurz: *Schiller* zog doch die Weimarische Bühne, nicht in Hinsicht des Glanzes der Decorationen u. s. w., sondern wegen des harmonischen Spieles der Künstler vor. „Das harmonische, eingreifende Spiel, die wahre Darstellung nach dem Leben giebt im Theater Genufs!" sagte er. Sonst habe *ich* kein diesen Gegenstand betreffendes Ur-

Urtheil von *Schiller'n* weiter vernommen. Nur das sagte er noch: „Lebte ich in *Berlin*, und wär' an das Theater gefesselt: mich würde die nachtheilige Zugluft im Schauspielhause einige Jahre früher zum Grabe fördern!“ Man fragte ihn: was er von den Berlinern im Theater halte: „*sehr viel!*“ erwiederte er, nur die Gallerie muſs schweigen, und das Parterre reden!“

Als *Schiller* noch in Jena wohnte, nahm er auch Antheil an einem Privattheater, welches daselbst, mit Unterstützung mehrerer angesehener Familien, errichtet worden war. Studirende gaben die Schauspieler ab, und es war eine vortreffliche Unterhaltung, welche sie gewährten. — Allein man sah höhern Orts die Unternehmungen der Entrepreneurs dieses Privattheaters nicht gern, weil man

glaubte, dafs die Studirenden dadurch von ihren eigentlichen Berufsgeschäften abgezogen werden dürften; — [illegible] nahm daher keinen Antheil mehr daran, und das Privattheater wurde geschlossen. — Nach der Zeit traten einige Familien mit ihren Hausfreunden zusammen, die es unter sich im Stillen wieder zu errichten versuchten: allein die Polizei nahm es nun, da *Schiller* nicht mehr in Jena war, noch ernsthafter, und auf immer hatte dies Privattheater ein Ende. — Den Ifflandischen Schauspielen war Schiller besonders hold, den Kotzebue'schen weniger. Hauptsächlich aber erkannte und verehrte er die Verdienste eines *Lessing*, welchen er gar oft den Restaurator der deutschen Literatur nannte. „Mit *Lessing* (sagte er) hatte das böse Fränzeln (Französiren) ein Ende; er machte uns mit den ernsten Britten bekannter!“ *Lessing* war auch

Und sich dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt,
Dein erster Blick fiel auf Gefangenwärter.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast du erfahren;
O, übe Großmuth auch an mir! Vergelte
An mir, was einst ein Gott an dir gethan.
Und ihr, erhabne Männer des Senats,
Ehrwürdige Bischöf', der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kastellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moscowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbaren Freund.
Und ihr
Landboten der erlauchten Ritterschaft,
Zaumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore:
Mit euch will ich den Rand des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; nur wesentlich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars, ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf den Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter euch, der wir
Today sind, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Gefährt bedecken,
Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.
(Es entsteht eine große Bewegung unter den Landboten.)

Koreta (Kosaken-Hetmann).

Euch folgt das Volk des Don's mit seinen Führern,
Zum Kampf für euch, mein Fürst, bin ich bereit.

Odowalsky.

Soll der Kosak und Ruhm und Beute rauben,
Sind wir wohl gleichen Lohnes so werth als er?
Wir haben Fehde mit dem Tatarfürst
Und Turken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt sich unser tapferer Muth
Im trägen Frieden; unser Schwerter rosten.
Auf! laßt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundesfreund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man berathschlage es!
Gleich sammle man die Stimmen!

Sapieha (steht auf).

Kronzgroßmarschall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort!

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.
Marschall, thut Eure Amt!
(Großes Getöse in dem Saale, und außerhalb desselben.)

Kronzgroßmarschall.

Ihr sehet, es ist
Vergebens.

Sapieha.

Was? der Marschall soll verstummen?
Ich keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!
Ich fodr' es, ich begehr's und will's.

(Kronzgroßmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich).

Was denkt ihr? Was beschließet ihr? Sitzen wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich selbst als euer königlicher Gast
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu, was sind Verträge,
Wenn ein schwarzer Reichstag sie verbrechen darf?

Demetrius.

Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr nicht; denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Meinthat; ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe,
Wenn Polen Frieden schließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geschehen; Ein'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.

Was kümmert Ein'r Vertrag uns! damals haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha.

Ist es dahin gekommen! Will sich niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich's.
Zerreißen will ich das Gewebe der Arglist;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Vorsaß! Sie? Bist du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen?
Sind ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen,
Daß ihr ein Spielwerk seid des schlau'gen Wojwoda
Von Sendomir, der diesen Czaar aufstellte,
Des angenehmer Fürgeiz in Gedanken
Das gutterreiche Moskau schon verschlingt?
Muß ich's euch sagen, daß bereits der Bund
Gekauft ist und beschworen zwischen Beiden;
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und daß die edle Arglist sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Wojwoden groß, um seine Tochter
Zur Czarin und zur Königin zu machen?
Besonnen hat er Alles und erkannt.
Den Reichstag, weiß ich wohl, weiß er beherrschen;
Ich sehe seine Faction gewaltig
In diesem Saal, und nicht genug, daß er
Den Strom Mainz durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreißigtausend Pferden
Den Reichstag, und ganz Moskau überschwemmt
Mit seinen Lehensleuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unserer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber.
So lang ich Leben habe, soll kein Schluß
Durchgeh'n, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! sammelt die Stimmen!
(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf, und geben jeder an seiner Seite Hand, um die Stimmen zu sammeln).

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

auch bekanntlich der erste deutsche Gelehrte, welcher seine Landsleute aufmerksamer auf das Studium des *Shakespeare* machte, und dieses rechnete ihm *Schiller* besonders als ein sehr grofses Verdienst an.

Beck und *Jünger* standen bei *Schiller'n* gleichfalls als Schauspieldichter in Ansehen. „Jünger's Lustspiele haben viel Naivete!" sagte er oft.

„Ein echtes, wahres deutsches Lustspiel (meinte Schiller) besitzen wir noch nicht." Dafs diesem wirklich so sei, detaillirte er mehrmals mit überzeugender Beredtsamkeit, und ich werde, da der Gegenstand für diese Blätter zu weitläuftig seiu würde, dieses Detail ehestens in einem bekannten dramaturgischen Journale, wie es Schiller gab, dem Publicum geben. Jene Aufse-

Aufserung *Schiller's* war die Haupt-Motive, warum in den Propyläen, und nachher auch in andern Zeitschriften der bekannte Preis für das beste Lustspiel ausgesetzt wurde. Eine Menge Lustspiele kamen zwar als Preisbewerber ein, allein keines von ihnen war eigentlich nach *Schiller's* Idee des Preises würdig. Bei dieser Gelegenheit hatte *Schiller* von einem gewissen in Ruf stehenden Gelehrten einen belehrend sein sollenden (um mich des gelindesten Ausdrucks zu bedienen) — naseweisen Brief, jene Preis-Austheilung betreffend, erhalten. Einer seiner Vertrauten kam gerade zu der Zeit zu ihm, als dieser Brief mit der Post angekommen war. „Da lesen Sie einmal diesen Wisch! (sagte der aufgebrachte *Schiller*); — beurtheilen Sie einmal das Unrecht das man mir thut! — Das Geschmeifs verfolgt überall! — Fast sollte mich jede

jede Unternehmung zum Besten der Literatur gereuen!“

Schiller wünschte überhaupt, dafs die deutschen Bühnen nach und nach das Eigenthümliche der alten griechischen Theater erhielten, — den griechischen Geschmack wollte er hergestellt wissen. „Pafst auch unser Zeitalter nicht für das Zeitalter der Griechen; so pafst doch allerdings der griechische Geschmack für unsere gebildeten Zeiten“ —

„Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!“

Dieser Zuruf gilt allen, auf Geistes-Cultur Ansprüche machenden Nationen.

Ich könnte hier vieles noch von dem erwäh-

wähnen, was *Schiller* über die Mittel, wodurch der griechische Geschmack, besonders unter uns Deutschen, hergestellt werden könne, dachte und erzählte: wenn nicht schon durch seine vortrefflichen Schriften alles dieses dem Publicum bekannt wäre. Den Britten und den Deutschen trauete *Schiller* aber in dieser Hinsicht Alles zu.

Das mufs ich noch erwähnen, dafs *Schiller* mit *Göthe* nicht so ganz conform dachte, wenn von Wiederherstellung des griechischen Geschmacks auf der Bühne die Rede war, am allerwenigsten aber war er dann einig mit ihm, wenn *Göthe* das französische Lust- oder Trauerspiel auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen suchen wollte.

Keiner hat vielleicht den Shakespeare so oft, so fleifsig gelesen und studirt, als *Schiller*. Kam man am Tage zu ihm, — er

hatte

hatte gewifs einen Theil von Shakespeare's Werken vor sich, worin er gelesen hatte. Den *Sturm* von Shakespeare war *Schiller* mehrmals Willens für die deutsche Bühne zu bearbeiten, ob er es noch gethan hat, oder ob man nicht unter seinen nachgelassenen Manuscripten wenigstens Bruchstücke dieser Bearbeitung finden werde? — das kann ich nicht mit Gewifsheit sagen. „Für unser Zeitalter (so sagte er oft) sollte ein *anderer Shakespeare* auftreten!" „Schade! (setzte er oft bei dergleichen Gelegenheiten hinzu) dafs das Genie nicht erblich ist! Schade! dafs es bis jetzt nur einen *Shakespeare* giebt!" — „Ich werde *alle* Shakespeare'sche Stücke, so wie den *Macbeth* bearbeiten!" äufserte er verschiedentlich. Allein! wahrscheinlich haben wir auch diesen Verlust unserer deutschen Literatur mit seinem frühen Tode zu betrauern! —

Schil-

Schiller war bei der Kritik der aufzuführenden Theaterstücke äufserst streng, jedoch harmonirte er auch hier nicht so ganz mit seinem Freunde *Göthe*. Dieser strich ihm zu viele Stellen nicht allein in neuen, sondern sogar auch in alten theatralischen Stücken. *Schiller* nannte dieses oft die schlimmste Laune von *Göthe'n*, und rieth zuweilen, wenn ihm ein mit vielen Strichen bezeichnetes Stück zu Gesichte kam, mit der Aufführung desselben so lange zu warten, bis *Göthe* bessere Laune haben werde. Mir ist eine Epoche bekannt, wo dieses Streichen in neuen theatralischen Stücken so sehr an der Tagesordnung war, dafs selbst *Schiller* sich nicht so ganz getraute, mit seiner Maria Stuart an das Licht zu treten. „Geben Sie Acht (sagte er zu mir und Andern, selbst zu den Schauspielern, denen er das vortreffliche Trauerspiel zuerst vorlas)! — „geben Sie Acht! Die Scene, in

in welcher Maria das Abendmahl empfängt, wird nicht so bleiben dürfen!“ — Diese Vermuthung traf auch wirklich ein, und *Schiller* war damals im Ernste ein wenig aufgebracht. Die ganze vortreffliche Scene, in welcher der Geistliche tröstend mit der Maria Stuart spricht, in welcher diese das Abendmahl empfängt, wurde gestrichen, jedoch *Schiller* dabei gebeten, diesen Auftritt zu *modificiren*. — *Göthe'n* gebührt übrigens bei diesem kritischen Durchstriche die Ehre, dafs er ihn nicht mit eigenem Gefühle, sondern auf Veranlassung eines fremden Gefühles, oder vielmehr Geschmackes, unternehmen mufste. — Es währte lange, ehe sich *Schiller* zu der beliebten Abänderung dieser Scene entschliefsen konnte; — er hatte wirklich im Sinne, die Maria Stuart in Weimar gar nicht aufführen zu lassen, und sie ist auch auf fremden Theatern eher, als

auf

auf dem Weimarischen, erschienen, namentlich (wenn ich mich richtig erinnere) in Leipzig, ohne die zugemuthete Modification, gegeben worden. *Schiller*, der, wenn er auch einmal zürnte, nie lange zürnen konnte, gab indessen vielem Bitten nach, er änderte die gedachte ganze Scene. Maria Stuart ward aufgeführt, und, wie sie es allerdings verdient, mit Enthusiasmus aufgenommen. — Bei dieser Gelegenheit fragte *Schiller* einmal den verewigten *Herder*: „sagen Sie, Freund! sollte diese Scene wol das religiöse Gefühl beleidigen können?“ „Erwecken können? so sollten Sie gefragt haben, und ich würde mit Ja! antworten!“ versetzte *Herder*.

Mit jenen kritischen Durchstrichen ging es aber auch nicht immer so gut ab, denn nicht

nicht alle Autoren sind, oder waren so geduldig, wie *Schiller*. — *Kotzebue* war reich, angesehen, geehrt, und imponirend in seine Vaterstadt Weimar zurückgekehrt, die er, eben nicht mit allen jenen Prädicaten versehen, seit vielen Jahren verlassen hatte. Wahrscheinlich war es der Wille dieses guten und geachteten Flüchtlinges, in seinem Vaterlande seinen beständigen Wohnsitz wieder aufzuschlagen. Man freute sich auch seiner Wiederkunft; Feten auf Feten wurden gegeben und veranstaltet; das böse Vergangene war vergessen; der ehemalige fahle Staub durch Goldstaub und Glanz verwischt, und unkennbar gemacht; — mit Einem Worte! — man ehrte *Kotzebue'n* — man liebte ihn. — Auch der sehr leicht zu Etwas zu bewegende *Göthe* huldigte dem Volksfreunde; *Schiller* war gleichgültig, oder höflich, wie gegen Alle, die er nicht kannte, oder nicht kennen mogte.

Noch

Noch nie waren in Weimar *Kotzebue*'sche Stücke so häufig auf das Theater gebracht worden, als während *Kotzebue*'s Anwesenheit daselbst. Das Publicum liefs sich diese Laune der Direction gefallen, denn es wufste schon, dafs sie nicht lange dauern würde. *Schiller* arbeitete an einem neuen Trauerspiele; — „habe ich doch jetzt mehr Mufse!“ sagte er. Man zog nämlich *Kotzebue*'n mit zu den gewöhnlichen Berathschlagungen über theatralische Gegenstände hinzu, und sein Votum galt sehr viel.

Im Publicum sagte man zu jener Zeit: „die Theaterdirection litte an apathischen Krämpfen.“ — „*Gothe* hat seine Launen!“ sagte der Eine — „*Schiller* denkt, und hat nicht Zeit zum Handeln!“ der Andere. Viele befürchteten gar das Loos jener Frösche, die sich einen König erba-

Erzbischof von Gnesen (zu Sapieha).
Geht Euch, edler Herr,
Ihr fehlt, daß Euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückseligen Spaltung!

Krongroßkanzler
(kommt von dem Thron herab zu Sapieha).
Der König läßt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Wojwod, und den Reichstag nicht zu halten.

Thürhüter (deutlich zu Odowalsky).
Ihr sollt Euch tapfer halten, meinen Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

Kronmarschall (zu Sapieha).
Es hat so gute Schritte durchgegangen;
O, gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschließen, fügt Euch in der Mehrheit!

Bischof von Krakau
(hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt).
Auf dieser rechten Hand ist Alles einig.

Sapieha.
Laßt Alles einig sein. — Ich sage Nein.
Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man überall nicht weiter! Aufgehoben, aus
Ist Alles, was beschlossen ward!

(Allgemeiner Aufstand. Der König steigt vom Thron, die Senatoren werden eingeschüchtert; es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landboten dringen zu den Sabeln, und zucken sie links und rechts auf Sapieha. Einige treten auf beiden Seiten dazwischen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen).

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Russen;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekommert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Wüstlingen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man teilt die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt, und Einverstand entscheidet.

Odowalsky.
Hört den Verräther! —

Landboten.
Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzbischof von Gnesen
(reißt seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand, und tritt dazwischen).
Friede!
Soll Blut der Bürger auf den Reichstag fließen?
Hört Sapieha! Rüstet Euch!
(zu den Bischöfen)
Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Brust zu seinem Schilde!
Durch seine Seitenthür entfernt ihn still,
Daß ihn der Mensge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgefitter leert sich der Saal aus, daß nur Demetrius, Mniszek, Odowalsky und der Kosaken-Hetmann zurück bleiben).

Odowalsky.
Das schlug uns fehl, Sapieha hat gesiegt;
Doch darum soll uns Muth nicht entgehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir tummeln uns mit unsern eignen Kräften.

Korela.
Wer hier' auch das gebeut, daß er ablein
Dem ganzen Reichstag werde Spitze bieten!

Mniszek.
Der König kommt!

Zweite Scene.

Vorige. König Sigismund
(begleitet von dem Kronprotonotar, Kronmarschall und einigen Bischöfen).

König.
Mein Prinz, laßt Euch umarmen!
Die hohe Republik ergreift Euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich Euer Schicksal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.
Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.

König.
Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er selbst, dies' ich Euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angesehen.
Traut drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Mniszek.
In Sturmes Brausen traft der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

König.
Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Freuden von dem Glanz nicht brechen.
Doch habt' Ihr macht'ge Freunde. Mit der Pole
Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,
Will der Kosak des Krieges Glückspiel wagen,
Er ist ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

Mniszek.
Der ganze Kosak steht mit unter Waffen.
Gelöst hier's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen seine Hoheit sich empörte,
Unaufhaltsam über Moskau sich ergießen.

König.
Die besten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du denke vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern,
Ihr Herz erobre dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Euch leichtlich den ererbten Thron besessen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

Marina
(tritt auf und nahert sich Mniszek).

Mniszek.
Erhabne Majestät, zu deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz; —
Du bist der hohe Schirmvogt unsers Hauses,
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr, den Gatten zu empfangen.
(Marina kniet vor dem König).

baten. — Der König erschien — *die Kleinstädter.* — Noch nie ist wol ein Werklein von einem Censor so sehr gemifshandelt und durchstrichen, mit Kreuzlein gesegnet worden, als dieses von *Göthe'n* mit kritischen Queer- und Kreutzstrichen begabt wurde. — Dies nahm (es würde Jeden geargert haben)! *Kotzebue* sehr übel. Die gegenseitige Verstandigung fand weder mündlich, noch schriftlich Statt, denn — *Göthe* hatte seine Launen und diese Launen waren gestimmt und geleitet. Ich übergehe hier die mancherlei Auftritte, welche jenem kritischen Durchstriche folgten; auch er machte Epoche! — Denn *Kotzebue* verliefs *Weimar*, und auch bald nachher *Jena*, woselbst er sich angekauft hatte. — *Schiller* hatte bei alle dem, was mit, für, und gegen *Kotzebue'n* geschehen und unternommen worden war, nicht im mindesten mit gewirkt. Defswegen geschah ihm gro-

grofses Unrecht, als man ihn zu jener Zeit gewisser Kabalen beschuldigte. Wenn *Schiller* handelte, so handelte er offen, nie versteckt. „Hätten Sie doch das Kotzebue'sche Product passiren lassen, wie es damals war!“ so sagte *Schiller* einigemal zu *Göthe'n*. „Der literarische Pöbel wird uns nun als Kleinstädter verschreien!“ setzte er hinzu. — „Klein! sehr klein!“ rief er aus, als er einst den von *Kotzebue* nachher herausgegebenen Freimüthigen, und einige auf Weimar und Jena Bezug habende Stellen gelesen hatte. „*Kotzebue* lebt für die Zeitgenossen!“ sagte er oft.

III.

Es verging so leicht kein Posttag, an welchem nicht Briefe von Buchhändlern aus allen

allen Gegenden Deutschlands an *Schiller'n* angekommen wären, welche unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Bitte, ein Werk von ihm in Verlag zu bekommen, enthielten. Ein sehr solider und bekannter Buchhändler aus einer der nicht weit von Weimar gelegenen Städte unternahm selbst die Reise zu *Schiller'n*, als er davon gehört hatte, dafs er den Wallenstein unter der Feder habe, und bot für den gedruckten Bogen zwölf Carolin's in Golde. *Schiller* stand aber nicht allein schon wegen des Wallenstein mit Cotta in Tübingen in Unterhandlung, sondern er dachte auch viel zu solide, als dafs er sich durch ein höheres Honorar von seinen alten soliden Verlegern hätte abspenstig machen lassen sollen. „Cotta handelt solide mit mir, und ich mit ihm!“ gab er jenem Buchhändler zur Antwort, und machte ihm nicht einmal Hoffnung, je ein anderes Werk

von ihm in Verlag zu erhalten. Nicht lange nachher kam Cotta selbst nach Weimar. Ob ihm *Schiller* diesen Vorfall erzählt habe, weifs ich nicht, ich glaube es kaum, weil er zu delicat war, als dafs er sich nur den geringsten Schein eines Gewinnstes von seinen literarischen Arbeiten verdienen zu wollen, geben mogte. Das weifs ich aber, dafs Cotta von *Schiller'n* sehr geachtet wurde, und er brachte die meiste Zeit seines Aufenthalts in Weimar bei diesem zu. Wenn ich mich recht erinnere, so erhielt Schiller für den Bogen seiner meisten Arbeiten sechs, auch acht, mitunter zehn Carolins. — Die erste Auflage vom Wallenstein bestand aus dreitausend Exemplaren, und sie waren schon vergriffen, ehe die Messe vorbei war.

Kamen die Briefe von den Verlag suchenden Buchhändlern haufenweise bei *Schiller'n* an

an, so kamen jene von den jungen Gelehrten, Almanachs- und Journal-Fabricanten vollends in grofser, unzählbarer Menge an. „Ich mögte beinahe (sagte *Schiller* einigemal scherzend) einige Sächelchen in einen der Almanache absenden, denn sonst komme ich nicht wieder zu dem Gelde, was ich blofs an Sechsern dem Briefträger in einem Jahre für solche Briefe geben mufs.“ An gewissen bekannten Almanachen und Journalen nahm jedoch *Schiller* recht gern Theil, und erfüllte hier und da auch die Bitte eines jungen Gelehrten, wenn er zur Aufhülfe seines verlassenen Kindes seine unterstützende, kraftvolle Hülfe verlangte. Viele der letztern mafsten es sich sogar an, *Schiller'n* ihre Manuscripte zur respectiven Einsicht und Verbesserung zuzusenden. Darüber lachte dann *Schiller* immer recht herzlich. „Ich kann keine

Exercitia corrigiren!“ sagte er oft l
chelnd. — Die meisten dieser Manuscript
blieben denn auch so lange in *Schiller's* Aufbe
wahrung, bis sie wieder, da den jungen Au
toren wahrscheinlich die Zeit zu lange wurde
abgefordert wurden. Sie folgten dann mit ei
nem höflichen Entschuldigungs-Schreiben
„dafs er unmöglich die Zeit gehabt habe, ihre
Wünschen zu entsprechen“, oft gelesen, noch
mehr aber ungelesen zurück. Jedoch sind mi
auch Beispiele bekannt, dafs *Schiller* sich wirk
lich jener Durchsicht und Verbesserung mi
Wärme und Eifer unterzog. Dies geschah
aber sehr selten, und nur bei zwei Werkchen
(so viel mir bekannt ist), die seinen Beifal
erhalten hatten, und nachher auch den Beifal
des Publicums erhielten. Eines davon wil
ich vor der Hand nicht nennen, weil sein
Verfasser noch lebt und ein beliebter Schrift
steller ist (ob gleich sein **erstes** Werk, das

Schil

Schiller corrigirte, noch bis auf diesen Tag als sein vorzüglichstes Werk gilt); das andere aber könnte ich, ohne zu compromittiren, füglich nennen; ich thue es aber um defswillen nicht, weil der nunmehr verstorbene Verfasser blofs dies einzige Werkchen schrieb, und wegen desselben in literarischem Rufe steht. De mortuis nil nisi bene!! — Dann geschah es auch immer im gröfsten Vertrauen, wenn *Schiller* erwähnte: dafs ein Hauptbestandtheil jenes Werkchens von ihm herrühre, und als der junge Verfasser, immer zu früh für unsere Literatur, starb, äufserte *Schiller*: „er wünsche es auch seinen Vertrauten nicht erzählt zu haben, was die Geschichte der Entstehung jenes Werkchens betreffe.“

Das that aber *Schiller* niemals, was hier und da von diesem und jenem berühmten Autor

tor geschehen soll, dafs er seinen Namen einem, von ihm nicht herrührenden, Werke oder Schriftchen vorsetzen liefs; hierzu wäre er um keinen Preis zu bewegen gewesen. Zwar ist es wahr, dafs er bei Werken, worin er Übersetzungen aus andern Sprachen lieferte, Gehülfen hatte, welche übersetzten: allein er revidirte jedesmal die fremde Übersetzung genau. Besonders hatte er diese Gehülfen bei dem, in Jena bei *Mauke* herauskommenden, Geschichtswerke. Man kann aber defswegen dreist behaupten: dafs die Übersetzung von *Schillern* herrühre, so streng revidire er die ihm überlieferten Übersetzungen, so sehr verglich er solche mit dem Originale, so emsig corrigirte er an dem Periodenbaue und dem Stile.

„Wenn ich im Mefs-Kataloge (so sagte *Schiller* oft), nur die Titel der ungeheu-

geheuern Menge der Romanen lese, mit welcher die geschäftigen Federn unserer Autoren Deutschland überschwemmen; so kann ich danach den Genius des Zeitalters richtig beurtheilen.“ „Geben Sie Acht! (so sagte er kurz vor seinem Tode zu verschiedenen Malen), es wird bald eine Epoche eintreten, welche Satiriker bilden, ihren Geist, und ihre Federn beschäftigen wird.“ Einen *Juvenal* haben wir so noch nicht, unsere Satiriker sind bis jetzt elende Züngler,“ setzte er hinzu. „Das Zeitalter, der Genius desselben, und echte Welt- und Menschen-Kenntnifs mufs den Satiriker bilden!“ meinte er,

Schiller meinte, dafs zur Bildung des Volks, zur Erhöhung des National-Geschmackes Ro-

Romane sehr viel beitragen könnten. Er beklagte aber auch öfter, dafs viele Romandichter „Sudler“ wären. „Wenn nur der Buchhandel sich in den Händen der gebildetesten und gelehrtesten Männer befände!“ wünschte er oft. — Gegen *Klinger* hatte er die gröfste Hochachtung. „Das war ein Mann, der viel genutzt haben würde, hätte ihn nicht der Tod übereilt!“ äufserte er.

„Wenn nur *Lafontaine* weniger schriebe!“ urtheilte *Schiller* oft.

„*Jean Paul's* Schriften mufs ich beim Champagner-Rausche lesen, wenn ich sie verstehen soll!“

„Der gute *Wieland* wird wirklich alt!“ — Die Revision seiner Werke sollte

König.

Wohl, Better! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.
(Zu Demetrius, den er die Hand der Marina übergibt)
So führ' ich Euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mag' es
Mein Aug' erleben, dieses hohe Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! Demetrius verehr' ich deine Gnade
Und deine Sclavin bleib' ich, wo ich bin.

König.

Stehe auf, Czaarina! Dieser Platz ist nicht
Für Euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines edlen Wiesnowsk.
Ihr seid die jüngste unter Euren Schwestern;
Doch Euer Geist ringt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt Ihr hochgesinnt.

Demetrius.

Ein Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Pfand ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins ergreif' ich an,
Als ein holdseres Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron besteige,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut
Die Fürstenthümer Pleskow und Groß-Neugart
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum ab ewge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Czaar
Bestätigen in meiner Hauptstadt Moskau.
Dem edeln Wiesnowsk zahl' ich zum Ersatz
Für seine Nutzung eine Million
Dukaten polnischen Gepräges, und feierlich
Gelobt ich jeden Krieger seines Heers.
So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dies treulich schwur und halten werde.

König.

Ihr werbet eh', Ihr werbet nie vergessen,
Was Ihr dem edeln Wiesnowsk schuldig seid,
Der sein gewisses Glück an Eure Wünsche,
Ein ihnen Kind an Eure Hoffnung wagt.
So seiner Freund ist köstlich zu bewahren!
Drum wenn Ihr glücklich seid, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen Ihr zum Thron geklommen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Traut, daß Ihr Euch in Polen selbst gefunden,
Daß Euch dies Land zum zweitenmal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachsen in der Niederwelt,
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König selbst, wiewohl an Glanz der Höchste,
Muß oft bei mächt'gen Adels Diener sein;
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.

Demetrius.

Die schöne Freiheit, die ich hier gekannt,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven freie Menschen machen,
Ich will nicht herrschen über Sclavenseelen.

König.

Thut's nicht zu rasch, und lernt der Zeit gehorchen.
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Verlaßt sie nie, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eure Jugend kann sie nutzen.

Demetrius.

O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr seid geehrt von einem treuen Volke, —
Wie macht ich's, um dasselbe zu erreichen?

König.

Durch Milde und durch Kraft. Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde, Feindeswaffen ein;
Dies erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch, als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Volke haltet Wort und ehret ihn;
Denn Fremde braucht Ihr auf dem neuen Thron;
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch stürzen.
Hochhalten ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande,
Das seit Jahrhunderten sich selbst geboren.
Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt Ihr Ursach, kindisch sie zu ehren.
Verehrt sie — zwischen Euch und Eurem Volk
Steht sie, ein heilig theures Band. — Frei ist
Die Hingegebne mit so menschlichem Herzen —
Dort ist nichts Furchtbarer, als die Natur;
Kein besseres Pfand für Eure Menschlichkeit
Hat Eure Hoff, als Eure Kinderliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' Ihr das goldne Mittelziel erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg!
Czaar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft;
Mit seinem Meidung geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den kurzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlaß' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweitenmalen durch ein Wunder
Euch auf der Hand des Todes schon gerettet;
Es wird sein Werk vollenden und Euch krönen.

Dritte Scene.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Fräulein, hab ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wird du meinen Eifer loben?

Marina.

Nicht gut, daß wir allein sind, Odowalsky,
Wir haben nicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaubt an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Hat ihn nur erst Dmitri's Bild bewahren,
Die treue Mutter gerner Thaten oft. —
Wir aber müssen hell sehn, müssen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeisterung;
Wir müssen die Bedingung für ihn haben.
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so möcht' er unwerben,
Daß es uns Himmels Höhn ihm zugelassen.

sollte *er* noch vor seinem Ende streng unternehmen. Ich werde dies mit den meinigen gewifs thun, ehe ich zu alt werde."

„*Wieland* macht es beinahe so, wie *Gleim*. Dieser konnte seine Leier auch nicht eher an den Palmbaum hängen, als bis der Tod sie an die Cypresse hing!"

„Wäre *Vulpius* so mit den Griechen und Römern, als mit der alten schaalen Ritterzeit vertraut: er würde einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller geworden sein!" — Ich kannte so leicht keinen Mann, der so, wie *er*, Suade, Memorie, und Kenntnifs der alten deutschen Geschichte besäfse."

„Ich

„Ich müfste mich triegen — allein ich denke, es wird bald ein Zeitalter kommen, in welchem viele philosophische Romane erscheinen werden!“

„Ich bedauere es oft, mit der Spanischen Sprache nicht vertraut worden zu sein! Spanien enthält so manchen, für Deutschland noch unbenutzt gebliebenen, Schatz. *Bertuch* wäre so ziemlich der Mann, der ihn uns verschaffen könnte; — allein! er ist seit geraumer Zeit blofs ein speculativer Kopf!“ —

„Alles duldet! — nur den französischen Geschmack in der Literatur duldet nie wieder!“

„Den *Dänen* wünsche ich alles Glück!

Glück! Ihre Regirung und Staatsverfassung kommt mir als die beste vor, die ich kenne, — sie begründet das Völkerglück! — *Bald wird Dänemark England gleich sein!* Möge nur auch dort die Literatur kräftig wirken, und das böse Indigenat-Recht aufhören!" —

„Es ist ein grofser Fehler der Regirungen, wenn sie die Vernachlässigung der römischen und griechischen Sprache auf Schulen und Akademien duldet! Lafst nur noch Ein Menschenalter hingehen, und wir werden wenige Gelehrte besizzen, die so ganz mit Römern und Griechen vertraut sind."

„Die Erziehung des Menschen ist die wichtigste und gröfste Angele-

legenheit aller polizirten Staaten.— Die Anstalten dazu sind aber nicht immer die dem Zwecke entsprechenden Institute. Man sollte den jungen Menschen recht früh vertraut und bekannt mit der Natur, mit der Physik machen!"

Dies sind die Äuſserungen, von denen ich mich erinnere, sie mehrmals aus *Schiller's* Munde gehört zu haben.

IV.

„In meiner Jugend bin ich ein komischer Mensch gewesen!" sagte *Schiller* oft. „Brausen und Tosen bestürmte, und exaltirte mein Temperament! Ich suchte oft einen gewissen,

sen, bestimmten Gegenstand, den ich ausdauernd verfolgen wollte — allein! meine Entschlüsse waren Geschöpfe von Augenblicken — und Augenblicke vertilgten sie auch wieder." — „Schon in meiner frühesten Jugend las ich Gedichte gern, liebte das Schauspiel, und das Romantische. — Ich erhielt manchen Verweis meiner Lehrer, wenn ich, anstatt mich auf die künftigen Lectionen vorzubereiten, den *Hagedorn, Uz, Gleim, Wieland, oder Shakespeare las.*" — — „Die Natur und die belebten Maschinen waren mir ein grofses Problem — defswegen studirte ich, einigermafsen auch von den Meinigen dazu bestimmt, um mich als künftigen Arzt zu bilden." — „Ich habe manche schlimme Verhältnisse in meinen Jüng-

Jünglings-Jahren ausstehen müssen! — Mit meinen Studien als Arzt wollte es gar nicht vorwärts, denn ich sudirte ganz heterogene Wissenschaften. — Was man sonst bei dem Studirenden *umsatteln* nennt, das that ich zwar nicht, allein! es war doch eben so gut, als hätte ich's gethan. — Ich widmete mich ganz den schönen Wissenschaften, und fand bald Begünstiger meiner literarischen Arbeiten." „Ich hatte damals das, was man sonst einen *tollen Kopf* nennt — die ernsthaften Musen haben ihn aber besänftigt!"

Dies ist das, was ich aus *Schiller's* Munde von seinem frühern Leben weiss. Ich referire daher davon nichts weiter. Nur das noch muss ich erwähnen, dass er, kam die Rede in

sei-

seiner Gegenwart auf sein Vaterland, eben kein Vaterlands-Freund zu sein schien. — Vielleicht hatte dieses seine Ursachen, denn *Schiller* handelte und dachte nie ohne Grund, nie ohne innere Überzeugung. —

„Stürmisch und excentrisch, wie mein ehemaliges Temperament, sind die Räuber!“ meinte *Schiller* zu verschiedenen Malen. „Was haben nicht Theologen, und trockene Moralisten gegen dieses Product gewüthet!!“ — „Die Nachwelt soll richten! — Ich ändere nichts in den Räubern!“ — so äußerte er oft.

„Es gab eine Zeit (sagte *Schiller* einigemal), in welcher Unverträglichkeit mit den Menschen ein Hauptzug meines Charakters war. Nicht, als

als wenn ich ihnen diese Unverträglichkeit thätlich bewiesen hätte! — Nein! Es war eine stille Unverträglichkeit, ein leises Mifsfallen an Allem, was Menschen unternahmen. — Ich weifs wol, woher das kam! — Ich fühlte mich zu jener Zeit nicht in dem Wirkungskreise, den ich gern ausfüllen mogte." „Meine liebe, gute, sanfte Frau trug sehr viel zu meiner Aussöhnung mit der Welt bei — wäre ich zu jener Zeit nicht mit ihr bekannt und vertraut geworden, ich glaube, dafs ich mich in einen Misanthropen verwandelt haben würde!" —

„Als ich die Räuber verfertigte, war ich eben kein Günstling der gewöhnlichen und gemeinen Welt! —

Ich

Ich strebte aber auch nie nach der Gunst derselben — ein strenger, böser Egoist war ich damals! — Wenn ich mir nur selbst gefiel, Basta! Das Urtheil der Welt kümmerte mich nie, und kümmert mich auch jetzt noch nicht." —

„Bei Vielen galt ich in meinen frühern Lebenstagen als Einer, der den tobenden, wilden Stürmen des Lebens und ihren Freuden seine Hauptgenüsse zu verdanken hätte. Nicht so ganz hatten die Lieblosen Unrecht! — Mein Temperament wollte Stürme, und im Sturmgeheule des Lebens lernte ich die Welt, die Menschen, und mich selbst kennen." —

„Rücksichten wußte ich in frü-

hern Zeiten nie *da* zu nehmen, wo mir meine Überzeugung sagte, dafs sie *nie* geltend angebracht werden könnten. Mich ekelten Sterne, Orden, Bänder, Titel, und Welt-Charaktere!"

Dieses alles hat *Schiller* noch verschiedentlich im engen Zirkel seiner Vertrauten geäufsert.

Einer Scene erinnere ich mich noch, die *Schiller'n* selbst einigermafsen in Verlegenheit zu setzen schien. Als nämlich die neue Auflage seiner Gedichte in Leipzig erschienen war, und man darin das vortreffliche Lied *an die Freude* so ganz umgeändert, so zu sagen, castrirt fand, fragte ein Vertrauter, dem dies aufgefallen war, *Schiller'n*: „Warum haben Sie aber, lieber Freund! *die Freude* neuerlich so sehr beschnitten!" — „Wie so?" entgeg-

Odowalsky.

Gebiete, Fräulein, deinem Diener ist's.
Verschwornet euch drei Moskowiters Rache?
Du bist es, deine Gröss' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will,
Wie blutet sein Glück; abhängig, gutertos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber muß ich deine Gunst.
Doch gross zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgefeimt Spiel mit Gaidrika
War Alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelungen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt; daß sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegszug auflöst.
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kaisers Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir sechten allein. Geworfen ist das Loos.
Vorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.
Verderben Jegliches mit klugem Plan
Du fuhrst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir.
Wir, horst du? Es ist eine muthge Vorsicht.
In ihr ruht meine Sicherheit.

Odowalsky.

So lange
Mein Arm ein Schwert führt, bleibt das Herz dir treu.

Marina.

Nicht deinen Arm blos will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, sprich.

Marina.

Du fuhrst den Hasenwitsch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von seiner Seite!
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Mensch ist dankbar. Zahlt er sich als Czaar,
Schnell wird er unsre Fesseln von sich werfen.
Und in den Freunden tödt'ge Zauber sehn.
Der Ansie hasst den Polen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knupfen.

Vierte Scene.

Marina, Odowalsky, Opalinsky, Bielsky, und mehrere polnische Edelleute.

Opalinsky.

Schaff Geld, Patronin, und wir ziehen mit.
Der lange Arschsack hat uns aufgehetzt;
Wir machen dich zu Russlands Königin.

Marina.

Der Bischof von Kamineck und von Kalus
Schickt Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Verübert eure Kleid'n in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
Im Moskau wird's euch zehnfach wiedererstattet.

Bielsky.

Es sitzen noch zweihundert in der Trinkstub;
Wenn du dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein — ich kenne sie.

Marina.

Erwarte mich! Du sollst mich ihn gewinnen.

Opalinsky.

Aus jedem Worte spricht dein Herrschergeist.
Gewiß, du bist zur Königin geboren.

Marina.

So ist's. Drum wahr' ich's werden. —

Bielsky.

Ja, derbrige
Du selbst den weißen Zelter, wahne dich,
Und, eine zweite Bavka, führe du
Zum sichern Siege deine muth'gen Scharen.

Marina.

Mein Geist führt euch. Der Krieg ist nicht für Weiber.
Zu Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater zu ziehn mit dreitausend Pferden.
Mein Schwager gibt zweitausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfsheer von Kosaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja! wir schwören!

(Ziehn die Säbel.)

Einige.	Andere.
Vivat Marina!	Russie Regina!

(Marina zerreißt ihren Schleier und verbindet ihn unter die Ehrlenute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Fünfte Scene.

Meischek, Marina.

Marina.

Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt;
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Meischek.

Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegseröffnung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
Schnell, wie er uns erhob, kann er uns stürzen.

Marina.

Doch nie gewann auch der, der nie gewagt.

Meischek.

Gefährlich Mädchen, wozu hast du mich
Gebracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ich bin der reichste Wojwode des Reichs,
Der Erste nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht bescheiden, unsers Glücks
Gewichen können mit vergnügter Seele?
Du strebtest höher — mild das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schwestern ward.
Erreichen wollest du das höchste Ziel

gegnete der dadurch schon verlegen gewordene *Schiller*. „Die schönsten Stellen und Verse, z. B. — Bettler werden Fürsten Brüder — und andere mehr, sind ja ganz ausgelassen! Schämten Sie Sich etwa, Ihrem Gefühle in frühern Zeiten den Lauf gelassen zu haben?“ — „Das eben nicht — *das eben nicht*, versetzte der verlegene Dichter hastig — allein — — —.“ Sein Gegner liefs ihn nicht zum Worte kommen, er erwiderte: „„ich lebe jetzt am Hofe““ — so wollten Sie sagen — „„ich bin mit den Charakter Masken vertrauter worden? — Nicht wahr?““ — „Wie sie nun gleich denken! — sagte *Schiller* noch verlegner, — meinen Charakter ändert Nichts in der Welt!“ setzte er feurig hinzu. „Das Publicum wird das nicht glauben!“ erwiderte Jener. „Es kann dem Schriftsteller nichts Widrigeres begegnen, als

wenn er seine Werke bei neuen Auflagen revidiren mufs, und mit der Censor-Miene und mit dem Censor-Willen zur Revision schreitet — ich werde künftig nie wieder so revidiren und ändern! — antwortete *Schiller*, und brach das Gespräch ab.

„Auffallend ist es mir immer, sagte *Schiller* zuweilen, wenn man in grofsen Städten so viel und so oft erbärmlich über Kleinstädterei der kleinen Städte schimpfen hört. — Die Leute schimpfen sich selbst! setzte er hinzu, denn ich habe immer die wahre Kleinstädterei in grofsen Städten am häufigsten angetroffen. Jedes Quartier oder Viertel ist dort eine kleine, *sehr kleine* Stadt, ein Thron der erbärmlichsten Kleinstädterei. Dies be-

beweisen auch schon die Intelligenzblätter grofser Städte. Denn auch Intelligenzblätter charakterisiren den Genius des Zeitalters, und den Ton einer Stadt. — Kleinstädterei steht also hier al pari mit Grofsstädterei; die letztere ist erbärmlicher und auffallender, als die erstere. — Überhaupt sind das sehr gemeine, inhumane und inelegante Vorwürfe!"

„Zeitungen sind die Märkte, wo baarer Unsinn, Lüge, Verläumdung und Hetzerei an den Mann gebracht wird. Hier lobt und rühmt sich die Dummheit; die Stupidität erhebt sich; durch Vergrösserungsgläser sieht man das Scheinverdienst an — das Laster wird eine Tugend, der kleine Mensch ein grofser Mensch!" —

„Un-

„Unser deutsches Zeitungs-Wesen liegt noch in der Wiege — es ist ein Kind, das Allem nachlallt."

„Gelehrte Zeitungen sind die Tummelplätze einseitiger Ansicht und der Parteilichkeit; sie verderben, oder verhindern oft den Nutzen, den der Schriftsteller stiftete. Jeder Recensent ist ein arroganter Mensch, und jede Recension eine Arroganz.

Auch dies waren *Schiller's* öftere Äußerungen.

V.

An dem Flore der Universität zu Jena nahm *Schiller* mit *Göthe'n*, und andern berühmten

ten Männern, in so fern sie es konnten, den thätigsten und innigsten Antheil. Er war es, der oft einen guten Vorschlag ertheilte, und seine geltenden Empfehlungsgründe für diesen und jenen Gelehrten und Künstler vorbrachte. Seinem kraftvollen Fürworte hat Jena manchen verdienten Mann zu verdanken, und manches Verdienst, das sonst sich längst einen anderen und vielleicht besseren Wirkungskreis verschafft und ihn auch gefunden haben würde, erhielt er den Weimarischen Staaten. — Als Paulus, Hufeland, Schütz, und Loder Jena verliefsen, und Schnaubert, und Thibeaut auch auswärtige Vocationen erhalten hatten, rief *Schiller* denjenigen, die diesen Verlust beklagten, entgegen: Bringt es nicht dem Gärtner und seiner Baumschule Ehre, wenn die von ihnen verpflegten und gezogenen Stämme

häufig gesucht werden. — Lafst uns neue Stämme ziehen, — wir haben deren genug!“

Sehr beklagte es *Schiller* indessen, als die Expedition der jetzt zu *Halle* herauskommenden Allgemeinen Literatur-Zeitung *Jena* verliefs. „Die Haupt-Mitarbeiter behalten wir hier!“ sagte er zwar, allein er fürchtete viel. „Die gröfste Posaune gibt doch auch gar oft Mifstöne!“ sagte er einmal lächelnd, und versicherte, dafs die *Jenaische* allgemeine Literatur-Zeitung gewifs fortdauern sollte. Von der Zeit, als er dieses lächelnd gesagt hatte (es geschah im November 1803), nahm *Schiller* den thätigsten Antheil mit *Göthe'n*, *Griesbach*, *Vofs*, *Eichstadt*, *Wieland*, *Herder*, und andern berühmten Männern an der neuen Literatur-Zeitung — und was sie geworden ist — dar-

darüber hat schon das Publicum zur Genüge entschieden.

„Jetzt ist die Schulen-Reformations-Epoche!“ sagte *Schiller* oft — „*Jena* wird daher häufig heimgesucht werden.“ — „*Weishaupt* wurde verfolgt in seinem Vaterlande — jetzt wirkt er mit allem Rechte thätig in demselben (in Baiern)!“ äußerte er in den vergangenen Jahren zu verschiedenen Malen. Überdies war, was ich hier noch berühren will, *Schiller* ein Freund des *Weishaupt'schen* und, späterhin, des *Fessler'schen* Systemes.

VI.

Schiller starb, was ich mit tiefer Rührung und mit Thränen, welche dies Blatt benetzen, nie-

niederschreibe, am neunten Mai dieses Jahres zu *Weimar*, dem von ihm nächst *Jena* am meisten geliebten Orte. Die sechste Abendstunde dieses denkwürdigen Trauertages war seine Sterbestunde, — sie nahm mit sich Alles hin — die holde Gegenwart und die schöne, vollen Genuſs versprechende Zukunft! —

Was *Schiller* oft befürchtet hatte, daſs Bruder Hain in seiner Brust die Residenz aufgeschlagen habe, traf ein. Er hatte seit einiger Zeit mehr, als jemals (so schreibt mir mein Freund Dr. — r — in Jena) an einem heftigen Brustkrampfe gelitten. *Schiller's* körperliche Kräfte waren ohnedies zu schwach, um einer langen Krankheit widerstehen zu können. Den 7ten und 8ten Mai erfolgte Blutspucken, was die an seinem Sterbebette stehenden und trauernden berühmten Ärzte als

als eine böse Vorbedeutung annahmen. Das Weinen seiner geliebten Kinder rührte in dieser Situation *Schiller'n* sehr. „Bringt die lieben Seelen in ein anderes Zimmer!“ sagte er sehr schwach und entkräftet. — Seine Gattinn stand trauernd vor seinem Lager, ihre Hand in die Seinige geschlungen. „Ewiger Wechsel und Trennung ist das Loos auf Erden! *Beruhige dich!*“ sagte er feierlich. Am Sterbetage, dem neunten Mai, phantasirte er oft. „Wer löste die Kanonen?“ „Wer kommandirt den linken Flügel?“ „Sieh's t du! — Die Kettenkugeln reifsen ganze Glieder nieder!“ — „Wie prächtig sieht das Regiment aus — weifs und blau!“ — „Sind sie im Lager?“ — „Das ist lustig! — Singt noch einmal den Rundgesang!“ — das waren die bemerkten und verstandenen Worte, die *Schiller* in

in seiner Phantasie sprach. Auch *Lichtenberg's* Namen hörte man ihn nennen, oder man wollte es wenigstens so verstanden wissen, die andern Worte aber wollte Keiner der Umstehenden vernommen haben. Mir schien es aber, dafs er *Leuchtenburg* gesagt hatte, und es kommt mir um defswillen diese phantastische Erscheinung wahrscheinlich vor, weil er die Triesnitz sehr liebte, die Gegenden der Saale sehr gern sah, und sich noch vor Eintritte des Frühjahres vorgenommen hatte, eine Lustreise auf das romantische Schlofs Leuchtenburg, bei Kahla, zu machen. Dort ist ein grofses Zucht- und Irrenhaus, dort sitzen in tiefen, unterirdischen Kerkern merkwürdige, grofse Verbrecher auf Zeitlebens, — dies Alles hatte *Schiller* genau kennen lernen, Menschenglück, und Menschenelend prüfen wollen. .

Göthe,

Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzuſchwacher Vater mochte gern
Auf dich, mein Liebkind, ihre Hoheit häufen;
Ich laſſe mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zwiſt mag' ich das Gewiſſe!

Marina.

Wie, theurer Vater, rauſt du deine Gabe?
Wer kann mit dem Geringern ſich beſcheiden,
Wenn ihm das Höchſte ſodann Haupte ſchwebt?

Meiſchek.

Doch tragen deine Schweſtern keine Kronen,
Und ſind begnadt, die launiſche Gewalt
Des Augenblicks kann ſie, gleich uns, nicht ſchrecken,
Und dauernd, wo nicht glänzend, iſt ihr Glück.

Marina.

Was für ein Glück iſt das, wenn ich vom Hauſe
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was macht mir Neues zu uns beiden Tauſch?
Und kann ich mich des nahen Lagers freu'n,
Wenn er mir mehr nicht als der heut'ge bringt?
O, unſchmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Tollheitfeit des Daſeins!
Lohnt ſich's der Mühe, zu hoffen und zu freuen?
Die Liebe oder Hoffe muß es ſeyn,
Sonſt alles Andre iſt mir gleich gemein.

Meiſchek.

Wird du auch eine dieſer beiden finden?
Wer birgt mir, daß nicht alles Freudige war,
Was ich genoß, um deinen Wunſch zu krönen?

Marina.

Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Laß und der Luſt vertrauen, die uns trägt!
Richt an die Opfer deine, die du bringeſt,
Denk an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen ſitzen ſehen wirſt,
Im Schmuck der Czaarin auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel dieſe Welt beherrſchen!

Meiſchek.

Ich denke nichts, ich ſehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königskrone.
Du forderſt es; ich kann die nichts verſagen.

Marina.

Noch eine Bitte, lieber, beſter Vater,
Gewähre mir.

Meiſchek.

Was wunſchteſt du, mein Kind?

Marina.

Daß ich zu Sambre eingeſchloſſen bleiben
Mit der unbändigen Sehnſucht in der Bruſt?
Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endloſe Räume trennen mich davon —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geiſt
Wird auf der Zeiten der Erwartung liegen,
Und dieſes Raumes ungeheure Länge
Mit Angſt ausmeſſen und mit Herzenſchlägen.

Meiſchek.

Was willſt du? Was verlangſt du?

Marina.

Daß mich zu Kiow des Erfolges harren;
Dort ſchlägt ich jedes Wort an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, wo
Sich meiner Herrſchaft Säulen einſt erheben.

Meiſchek.

Dein Geiſt ſtrebt furchtbar. Maß'ge dich, mein Kind.

Marina.

Ja, du vergönnſt mir's, ja, du führſt mich hin.

Meiſchek.

Du führſt mich hin. Muß ich nicht, was du willſt?

Marina.

Herzvater, wenn ich Czaarin bin zu Moskau,
Sieh dann muß Kiow unſre Grenze ſeyn.
Kiow muß mein ſeyn, und du ſollſt's regieren.

Meiſchek.

Mädchen, du träumſt! Schon iſt das große Moskau
Zu eng für deinen Geiſt; du willſt ſchon Land
Auf Koſten deines Vaterlandes.

Marina.

Kiow
Gehörte nicht zu unſerm Vaterlande.
Dort herrſchten der Waräger alte Fürſten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Ruſſen iſt es abgeriſſen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Meiſchek.

Still! Still! das darf der Woywode nicht hören!
(Man hört Trompeten.)
Sie brechen auf — Marina, folge mir.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Aufzug eines griechiſchen Kloſters in einer öden Wintergegend am See Beloſero. Ein Zug von Nonnen in ſchwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weißen Schleier geht von den übrigen abgeſondert an einen Seitenſitz zu ſitzen. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſie zu betrachten, und tritt alsdann näher.)

Olga.

Trennt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Aus Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehen.
Geöffnet iſt die Welt, uns Alle lockt
Die neue Luft aus enger Kloſterzelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Und du nur willſt, verſinkſt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein, und folge deinen Schweſtern!
Ergehe dich in Luft, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; Wie iſt Alles ein Vergangenes,
Liegt Alles als geweſen hinter mir.

Olga.

Beweinſt du ewig deinen Sohn und trauerſt
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balſam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert ſie ihre Macht an dir allein?
Du wardſt die Czaarin dieſes großen Reichs,
Ward Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entſetzlich Schickſal die genommt;

Göthe, einer seiner vorzüglichsten Freunde und Gesellschafter, kam kurz vor *Schiller's* Verscheiden in das Haus, um seinen Freund, was er in dessen Krankheit häufiger, als sonst, gethan hatte, zu besuchen. Er erkundigte sich bei einem der Ärzte im Vorzimmer nach *Schiller's* Befinden. „Bald wird er ausgelitten haben!“ erwiderte dieser. „Sie erschrecken mich sehr!“ versetzte *Göthe*, ging bestürzt zurück, und der Arzt sah deutlich, dafs er sich Thränen von seinen Wangen wischte.

Gegen vier Uhr am Nachmittage des neunten Mai's wurde *Schiller* ruhiger. Die Umstehenden freuten sich darüber, die Ärzte aber zitterten für sein Leben, denn, sagten sie, diese Ruhe ist bei solchen Kranken ein boses Zeichen! — Ihre Kunst hatte sie nicht getrogt — mit heiterer, ruhiger

Miene

Miene entschlief *Schiller* zum ernstesten Schlafe, ehe noch die helltönende Glocke des Schlofsthurmes sechs Uhr schlug. — *Deutschland*! Ihr alle, gebildete Männer und Frauen! — empfindet tief diesen Verlust — weinet bei dem Ertönen der sechsten Abendstunde — denn *Schiller* starb!! — —

Mit der Nation trauern *vier* unmündige Kinder, und eine Wittwe — seine vortreffliche Gattinn an seinem Grabe.

Still war es in *Weimar*, als *Schiller's* Tod ruchbar wurde. — Im Grabe kann es nicht stiller sein. — Der sonst so häufig besuchte Park war öde — die Lust und die Freude schien verwaist zu sein — denn *Schiller* war nicht mehr!

Die

Die den 11ten Mai in Weimar angekündigte Aufführung der Saalnixe fand nicht Statt; das Theater blieb geschlossen, weil die allgemeine Trauer um *Schiller's* Tod jeden Genuſs des Vergnügens verstimmte. Die nächste theatralische Vorstellung war die Jungfrau von Orleans. Sie wurde mit einer Todtenfeier auf *Schiller* begleitet! — Rührender wurde gewiſs nie eine Todtenfeier gegeben, und angehört, als diese! —

Schiller wurde 45 Jahre alt, war ein geborner Würtemberger, und, wie gedacht, seiner ersten Bestimmung nach ein Arzt. Im Jahre 1802 ward er, ohne Nachsuchen, vom deutschen Kaiser in den Adelstand erhoben. „Nun heiſse ich von *Schiller*, daſs Sie es nur wissen!!“ sagte er zu der Zeit, als er das Diplom erhalten hatte, und *Herder'n* sah, zu diesem mit lachelnder Miene. —

nc. — Er starb, als Herzoglich-Sächsisch-Meinungischer Hofrath und Professor Ordinarius zu *Jena*, in Weimar.

Bei der Section ergab sich, dafs eine besondere Desorganisation in seinem Innern Statt fand. Die Theile der rechten Seite konnten keine Functionen mehr leisten; er hatte nur mit dem linken Lungenflügel geathmet, und dieser begann auch schon anzuwachsen.

In der Nacht zum zwölften Mai wurde *Schiller's* Leichnam beerdigt. — Es war eine feierliche, stille Nacht! — Hunderte der vielen gebildeten Bewohner Weimar's harrten gerührt des Augenblickes, in welchem man den Liebling der deutschen Nation zur Ruhestätte tragen würde, um ihn bis dahin zu begleiten. — *Schiller's* Freunde waren untröstlich. — Am Hofe selbst herrschte, anstatt

des

des rosenfarbenen Humors, eine traurige Stille. — *Göthe* weinte und klagte. — In tiefer Stille traten die Leichenträger aus dem Hause, das *Schiller* bewohnte. Wehmüthig nah'ten sich jetzt sechszehn junge Gelehrte und Künstler, nahmen ihnen die theuere Bürde ab und trugen ihn, — *Schiller'n*, — mit Thränen und unter Begleitung einer gerührten Menge Menschen, zum stillen Örtchen der Ruhe. Am folgenden Tage, dem 13ten Mai, der ein Sonntag war, wurden in der Kirche die vornehmsten Chöre und Sätze aus Mozarts Requiem aufgeführt und der General-Superintendent, Hofprediger *Voigt*, hielt eine rührende, des Gegenstandes würdige Rede. —

Schiller ist nicht mehr! — Trauere deutsche, biedere Nation! an deines Freundes, an des deutschen Mannes Grabe! — Sein An-

denken wird ewig dauern, — keine Zeit wird es vertilgen!! —

„Nec, si quid olim lusit —
Delevit aetas.“

Nach-

Nachtrag.

Als diese Bogen bereits abgedruckt waren, erhielt ich von Leipzig: *Friedrich Schiller*, Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter. Das Werkchen ist bei Tauchnitz erschienen. Der mit *P.* unterzeichnete Verfasser verdient allen Dank des Publicums, weil er Schiller's Charakter aus seinen Werken darzustellen unternahm; er verdient die gröfste Aufmunterung, damit er weiter in Schiller's Werken studire, und mit der Zeit uns vielleicht ein vollendetes Ganze liefere.

Einige wenige Berichtigungen erlaube mir aber Herr P., der im Ganzen mit mir einig ist, seiner Skizze hinzufügen zu dürfen.

z. Seite 39. Göthe empfing Schiller'n bei seiner Ankunft in Weimar nicht mit herablassender Huld, sondern mit Herzlichkeit und Biedersinn, die Göthe'n im Umgang mit seinen Freunden so eigenthümlich sind. Denn Göthe war schon längst Schiller's Freund, als dieser in Weimar ankam. Das feste Band derselben war schon zu der Zeit geknüpft, als Göthe mit dem Herzoge von Weimar auf Reisen sich befand, schon zu der Zeit, als er mit der verwittweten Herzogin Amalia nach Italien reiste.

ebendas. Der Professor historiarum, der sich bei Schiller's Anstellung in Jena schon

schon daselbst befand, ist der würdige und verdiente Heinrich, ein Mann, der sehr Vieles zum Besten der Akademie wirkt.

Schiller hat sehr wenige Vorlesungen in Jena gehalten. Im Lections-Kataloge hiefs es daher auch immer: „*valetudinis causa per hoc semestre non docebit*“ oder „*lectiones suas ex itinere redux loco consueto indicabit.*“

2. Seite 40. Bei der Aufzählung der Freunde Schiller's zu Jena hätte Herr *P.*, neben andern, vorzüglich nicht den verstorbenen Diaconus Schorcht, *Wieland's* Schwiegersohn, vergessen sollen.

2. Seite 43. Schiller beobachtete seinen Körper und dessen Zufälle gar nicht genau. Auch dann, wenn er wirklich gefährlich krank darnieder lag, verliefs ihn nicht die Ruhe und Heiterkeit des Geistes.

z. S.

z. S. 61. Ueber das Verhältniß der Akademie Jena wird das Publicum bald beruhigende Aufschlüsse erhalten.

Es schleicht ein hehrer Geist durch unser Haus,
Nicht schleunig will das Schicksal mit uns enden.

Es fällt mir hier Eichstädt's Programm im Lections-Kataloge ein. Dort heißt es: „*Quo magis Academia artes vel natas apud se, vel suis nutrimentis educatas, ad alios transfert, et quo amplius ac feracius est seminarium eruditorum, unde exteri vineta sua compleant et ornent: eo certius tum publicae utilitati tum suae ipsius gloriae consulit. Abeant ergo homines leves et imperiti et opinionum inania sectantes, qui, si quando talium Academiarum praesens status immutetur, summas continuo cla-*

Aus öde Kloster fandst du dich verstoßen,
Hier an den Gränzen der bekehrten Welt.
Doch sechszehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt.
Nur deines sah' ich ewig unverändert,
Ein Bild der Grab's, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

Marfa.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Erlaß für's Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn sommt, unermeßlich, ganz umfangt,
Wohin er sliehend auch die Schritte wendet:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O, sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von Fern her, von bewohnten Gränzen:
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frei;
Reißt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwunderung schauen.
(Nonnen kommen zurück mit einem Fischerknaben.)

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

Alexia.

Was draußen lebt im Seculum, erzähle.

Fischer.

Laßt mich zu Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Ist's Krieg? — Ist's Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fischer.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eismeer, wo die Welt erstarrt.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fischer.

Es ist ein engellandisch Handelsschiff,
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!

Fischer.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

Alexia.

O, sprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geschehen!

Fischer.

Erstaunliches erlebt man in der Welt:
Die Todten stehen auf, Verlorne leben.

Olga.

Erkläre dich, sprich!

Fischer.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt bewinnen sechszehn Jahr',
Er lebt, und ist in Polen aufgefunden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt?

Marfa (auffahrend).
Mein Sohn?

Olga.

O, fasse dich! O, halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Alexia.

Wie kann er leben, der erwordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?

Fischer.

Er ist entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.

Olga (zu Marfa).
Du zitterst, Fürstin, du verbleichst?

Marfa.

Ich weiß,
Daß es ein Wahn ist, — doch so wenig noch
Bin ich verhartet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinen Busen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O, hör' ihn! Hör' ihn!
Wie konnte sich Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?

Fischer.

Ohne Grund? Zur Wasse greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürst erbebt in seiner Hauptstadt!
(Marfa, an allen Gliedern zitternd, wird sich an Olga und Alexia lehnen.)

Xenia.

O rede! Sage alles! Sage, was du weißt.

Alexia.

Sag an, wo du das Neue aufgerafft.

Fischer.

Ich aufgerafft? Ein Brief ist aufgegangen
Vom Czaar in alle Lande seiner Herrschaft;
Den hat uns der Polakaif *) unserer Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, daß man uns täuschen will,
Und daß wir den Betrug nicht sollen glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürst verachtete die Lüge.

*) Richter, Schultheiß.

clades et calamitates, vel ominantur vel crepant. etc.

2. Seite 133. Hier wird gesagt: „Selbst auf den, ihm vom Kaiser ertheilten Reichsadel, legte er nur in so fern bestimmten Werth, als dadurch gewisse conventionelle Schwierigkeiten beim Weimarischen Hof-Etikette, die ihn nicht einmal unmittelbar trafen, beseitigt wurden.“ Diese Worte sind angeblich aus Weimar geschrieben, aber gewiſs von Keinem, der Schiller'n und das Weimarische Hof Etikett genau kannte. Herder und Göthe, ehe sie geadelt wurden, Wieland, und Schiller, auch andere groſse Gelehrte, obgleich bürgerlichen Standes, z. B. die berühmten Ärzte, Stazke und Loder, hatten steten Zutritt bei Hofe, waren oft beim Herzoge im Römischen Hause, mitten im adligen Zir-

Zirkel versammelt. — Biedere Weimaraner! Euch rufe ich zu Zeugen an!! B.

— 16 —

Die wenigen, wegen Entfernung des Verfassers vom Druckorte sich eingeschlichenen, Fehler beliebe der Leser nachsichtsvoll zu verbessern.

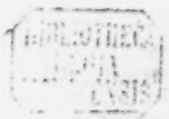

Friedrich v. Schiller.

Geist

aus

Friedrich Schillers

Werken,

gesammelt

von

Christian Friedrich Michaelis

Nebst einer Vorrede

über

Schillers Genie und Verdienst,

und

zwei nach seiner Handschrift in Kupfer gestochenen Briefen

Leipzig,
in der Baumgärtnerischen Buchhandlung
1805

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede

Auf Schiller hat das gebildete Deutschland eben so gerechte Ursache stolz zu seyn, als der Verewigte es sich zur Ehre rechnete, der deutschen Nation anzugehören. Die seltensten Talente, deren jedes schon einzeln ihn unter den vorzüglichsten Schriftstellern hätte auszeichnen können, hatten in ihm sich vereinigt, und erzeugten Werke von so mannigfaltiger Art, von so reichem und tiefem Gehalt, und von so eigenthümlicher und schöner Form, als die Deutschen nicht leicht von einem

andern ihrer klassischen Prosaiker und Dichter allein aufzuweisen haben dürften, und vielleicht keine andre Nation einem einzelnen ihrer Genies zu verdanken hat. Selbst das große Publikum, das ihn fast nur als lyrischen und dramatischen Dichter bewundert, würde seine Talente und Verdienste ungleich mehr bewundern und hochschätzen, wenn es nicht nur alle die mannigfaltigen Kenntnisse und tiefen Einsichten, welche seinen berühmten poetischen Werken zum Grunde liegen, deutlicher erkennte, sondern auch in diesem Dichter den tiefdenkenden Weltweisen, den scharfsinnigen Aesthetiker und Kunstkenner, den geistvollen, lehrreichen Geschichtschreiber, den feinen Menschenkenner und den erhabenen Moralisten, kurz den Mann von gleich gebildetem Geist und Herzen, zugleich in

lebendiger Wahrnehmung zu faſſen und zu würdigen wüßte.

Genährt durch die Klaſſiker des Alterthums, vertraut mit griechiſcher Weisheit und Schönheit, erhoben durch Shakſpeare's allumfaſſende, ſchöpferiſche, erhabene Einbildungskraft, verfeinert und bereichert durch die beſten Proſaiker und Dichter neuerer Zeiten, erleuchtet und erwärmt beſonders durch die Philoſophie, womit ein Kant, Reinhold und Fichte das Gebiet des menſchlichen Wiſſens und Handelns erhellten und belebten, — lehrte und ergötzte und rührte ſein Genius die Menſchheit, er mochte ihre Schickſale und Thaten ſchildern, oder ihre Natur und ihre Geſtalten zeichnen, er mochte Wahrheit entwickeln und mittheilen, oder in der Kunſt des

Schönen und Erhabenen seine reiche, edle, eben so zarte und liebliche, als kühne, große und erschütternde Phantasie spielen und walten lassen. Die Talente, welche in andern ausgezeichneten Köpfen entweder nur einzeln glänzten, oder oft einseitig und mit wechselseitigem Abbruch gegen einander wirkten, durchdrangen in Schillers Geiste sich so harmonisch, daß seine verschiedensten trefflichsten Werke fast immer den gemeinschaftlichen Einfluß seiner hohen und ausgebildeten Fähigkeiten verrathen. Wärme und Energie strömte aus seiner durch erhabene Ideen begeisterten Einbildungskraft und aus der Fülle seines für Wahres und Göttliches glühenden, nicht minder zart als männlich fühlenden Herzens. Licht floß aus seinem tiefblickenden aufgeklärten Geiste. Seine

Poesieen athmen in hohem Grade eine erhabene Philosophie. Seine Philosophie ist beseelt vom dichterischen warmen Gefühl. Seine meisterhaften historischen Darstellungen verschönert sein poetischer Sinn in der Form, so wie sein philosophischer Tiefblick ihrem Inhalt Kraft, Leben und Einheit giebt.

Sein Geist zeichnete sich schon anfangs aus durch kühnen Schwung und große Energie. Bald läuterten sich seine Produkte immer mehr zur klaren Schönheit durch Geschmack und philosophische Reflexion. Seine lebendige Imagination schuf erhabene Gemälde, worin das Zarte eben so fein und lieblich gezeichnet, als das Starke und Harte mit kräftigen tiefeingreifenden Zügen ausgeführt war, und Ein schöner oder großer Gedanke lebte.

Marfa.
Iſt dies die Faſſung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz ſo ſehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innerſten erſchüttert?
Sahn ſechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaube nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga.
Du haſt ihn ſechzehn Jahre als todt beweint,
Doch ſeine Aſche haſt du nie geſehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts,
Macht doch die Vorſicht oder dem Geſchick
Der Völker und der Fürſten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifſt,
Geſchieht. — Wer kann der Allmacht Gränzen ſetzen?

Marfa
Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeſchieden war?
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O, ſagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz ihn nicht
An dieſes Traumbild hängen; laßt mich nicht
Den theuern Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O, meine Ruh iſt hin, hin iſt mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löſchen!
Weh mir! Erſt jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich ihn beſſer todten,
Ob den den Lebenden ihn ſuchen ſoll.
Entblößen Zweifel bin ich hingegeben!
(Man hört eine Glocke, Schweſter Pförtnerin kommt.)

Olga.
Was ruft die Glocke, Schweſter Pförtnerin?

Pförtnerin.
Der Erzbiſchof ſteht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Haar, und will Gehör.

Olga.
Es ſteht der Erzbiſchof vor unſern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia.
Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der Erzbiſchof ein, ſie laſſen ſich alle vor ihm auf die Knie nieder, er macht das griechiſche Kreuz über ſie.)

Hiob.
Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſt's,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.
Herr! Wir küſſen
In Demuth deine väterliche Hand!
Und harren deines Winks — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.
An Schweſter Marfa lautet meine Sendung.

Olga.
Hier ſteht ſie und erwartet dein Gebot.
(Alle Nonnen entfernen ſich.)

Zweite Scene.

Hiob und Marfa.

Hiob.
Der große Gott iſt's, der mich an dich ſendet,
Auf ſeinem heiligen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Glanzesſtrahl
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So iſt das Aug' des Herrſchers überall;
Bis an die fernſten Enden ſeines Reichs
Wacht ſeine Sorge, ſpäht ſein Blick umher.

Marfa.
Wie weit ſein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren,

Hiob.
Er kennt den hohen Geiſt, der dich beſeelt;
Drum theilt er zuerſt die Beleidigung,
Die ein Verwegner dir zu bieten wagt.

Marfa.
Erſt wann beſtrafet ihn das eigne Thun?

Hiob.
Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der ſein Gelübd als Mönch
Nuchlos abſchworen, ſtrafen Zeit verjagen,
Mißbraucht den edeln Namen deines Gatten,
Den die der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiſte Gaukler rühmt ſich deines Bluts
Und gibt ſich für den Czaren Iwans Sohn;
Ein Meineid bricht den Frieden, fuhrt aus Polen
Den Aufruhr, den er ſelbſt erſoffen,
Mit Heereskraft in unſre Gränzen ein;
Das treue Herz der Ruſſen fuhrt er irre,
Und reizt ſie auf zu Abfall und Verrath
Die Wahrheit ſtürzt dieſen Trug. Mich ſchickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrſt die Mauen deines Sohns; du wirſt
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe ſeinen Namen ſtiehlt
Und ſich vermeſſen dringt in ſeine Rechte.
Erklären wird du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennſt.
Du wirſt nicht fremdes Baſtardblut ernähren
An deinem Herzen, das ſo edel ſchlägt;
Du wirſt, der Czaar erwartet es von dir,
Der ſchandlichen Erfindung widerſprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den ſie verdient.

Marfa
(hat während dieſer Rede die heftigſten Bewegungen bekämpft).
Was hör' ich, Erzbiſchof? Iſt's möglich! O, ſagt an,
Durch welcher Zeichen und Beweiſe Kraft
Beglaubigt ſich der freche Abenteurer,
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.
Durch eine Kunſt'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verſchaffte,
Und durch ein heilig Kleinod, das er zeigt,
Täuſcht er die Menge, die ſich gern betrügt.

Marfa.
Was für ein Kleinod? O, das ſagt mir an!

Hiob.
Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knaß Iwan Mſtislawskoy,
So ſagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.
Was ſagt Ihr? — Dieſes Kleinod weiſt er auf?
(mit zwingender Haſtung)
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.
Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entriſſen und dem Feuerbrand
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Er war nicht nur Dichter im Kleinen und im Grossen, und gab den edelsten Gefühlen und Ideen den edelsten, mannigfaltigsten, bedeutungsvollsten Ausdruck, sondern er philosophirte auch mit gründlicher Kunstkenntniß, mit Scharfsinn und feiner Empfindung über die Künste. Ideale schwebten seinem emporstrebenden Geiste vor, Ideale weckte in ihm die Geschichte der beschränkten Wirklichkeit, er schrieb und dichtete nach Idealen, und suchte bei Künstlern und Kunstfreunden das Streben nach dem Idealischen aufzumuntern. Alles blos Gemeine, Niedrige, Unedle verschmähte sein Geschmack. Er schwang sich zum Schönsten, Erhabensten und Edelsten hinauf, so fremd es dem Zeitalter geworden seyn mochte, und, anstatt die Kunst zur sklavischen Nachah-

merin des Wirklichen zu erniedrigen, erhob er mit hoher Originalität sie zur Höhe des Ideals, und entlehnte aus Griechenlands schönen Formen manchen Schmuck seiner Werke.

Seine Stimmung war zu ernst, der Flug seiner Phantasie zu hoch, sein Scharfsinn zu herrschend, um sein Talent in tändelnden Spielen des Witzes besonders glänzen zu lassen. Mehr zum Tragischen, als zum Komischen, neigte sich sein dramatisches Genie.

Für seinen humanen kindlichen Sinn — zeugte davon nicht schon der ehrenvolle Ruf seines, wiewohl etwas in sich gekehrten, doch menschenfreundlichen Charakters, seines stillen, wohlwollenden, uneigennützigen Wirkens in den Verhältnissen des Lehrers, des Freundes, des Gesellschaf-

ters, des Familienmitgliedes, des Gelehrten und des Bürgers — für seinen humanen kindlichen Sinn sprechen die wiederholten warmen Lobreden, welche er dem Naiven, dem Natursinn, der Sitteneinfalt und Unschuld hält, nicht weniger, als so manche rührende Sentenzen und Scenen, die seine Schauspiele zieren, und die herrliche Tendenz seiner meisten Gedichte und Abhandlungen überhaupt.

Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geistesgewandtheit ein, womit ein Dichter, in sich selbst schon reich und groß genug und unsterblichen Ruhmes voll, die tiefsinnigste Philosophie der neuern Zeiten sich zu eigen machte, und ihre Lehren auf Kunst und Menschheit anzuwenden verstand. Reine Wißbegier und Wahr-

heitsliebe leiteten sein Studium und seine freimüthigen Mittheilungen. Er gewann und vermehrte sich die Hochschätzung und Freundschaft der ersten Selbstdenker unsrer Zeit, eines Kant, Reinhold, Fichte. Die lehrreichsten Resultate jedes Systems, das während seines Lehramtes zu Jena mit Recht Aufsehen erregte, wußte er durch seine geistreiche Einkleidung allgemeiner und kräftiger zu verbreiten.

Als Philosoph erwarb er überhaupt sich durch folgende Vorzüge große Hochachtung. Sein feines sittliches und ästhetisches Gefühl und sein heller Geistesblick führten ihn, ohne tiefsinnige Untersuchungen, schon zu manchen Andeutungen und Behauptungen hin, welche in der Folge durch die ersten Denker systematisch bewährt und bestätigt

wurden. Er enthielt sich in seiner Art zu philoso-
phiren abschreckender, zu Nichts führender Spitz-
findigkeiten und barbarischer geheimnißvoller For-
meln, durch welche andre Philosophen sich vielleicht
das Ansehen einer wichtigen Originalität geben
wollen. Er benutzte dafür vielmehr den Reichthum
der deutschen Sprache zum klarsten und bedeutend-
sten Ausdruck auch der abgezogensten Begriffe und
der erhabensten Ideen. Er verfolgte die Wahr-
heit mit unbesorgter Gründlichkeit, und führte oft
durch scharfe Gegensätze zur unwiderstehlichen
Ueberzeugung. Er setzte nicht nur durch präcise
Darstellung die wichtigsten Philosopheme seiner
Zeit ins hellste Licht, sondern belebte auch mittelst
seines schönen und kräftigen Vortrages ihr Inter-
esse, und suchte mit vielem Glück, besonders in

praktiſcher Beziehung auf Sittlichkeit und Kunſt, ſie noch weiter zu entwickeln und auszuführen. Kurz: Simplicität und Kraft, Schönheit und Würde, äſthetiſches und moraliſches Intereſſe lag in ſeiner Art zu philoſophiren, wie in ſeiner proſaiſchen und poetiſchen Darſtellung.

Seine Kritiken zeichnete nicht weniger männliche Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, als gerechte Beſcheidenheit aus, und man erkannte aus denſelben ſeine tiefe Seelenkunde, ſeine klaſſiſche Beleſenheit, die Liberalität ſeines Geſchmacks und die edle Richtung ſeines Geiſtes.

Es war mein Zweck nicht, das Eigenthümliche von Schillers Genie und Werken hier ausführlich zu entwickeln. Theils haben geſchickte

Kenner dieß ſchon gethan, theils werden Andre geſchickter, als ich vermöchte, es vielleicht noch thun. Zur Vorbereitung auf den Genuß der hier geſammelten Blüthen des Schillerſchen Geiſtes ſchien es mir hinreichend, im Allgemeinen auf ſeinen vielſeitigen Reichthum, auf ſeine Kraftfülle, auf ſein ſchönes herrliches Leben hinzuweiſen. Schon dieſe Sammlung bietet genug bedeutende Züge zu dem Charakterbilde des berühmten Dichters dar. Aufgefodert von dem Verleger, zog ich die intereſſanteſten Sätze aus den Werken des Verewigten, und ſuchte ſie, mit treuer Beibehaltung ſeiner trefflichen Diktion, zur gefälligen Ueberſicht, ſo viel möglich, in gewiſſe Fächer zu ordnen. Ich weiß wohl, daß dieſe Anordnung nicht ſtreng zu nehmen iſt, und daß manche Sätze

und Lehrstücke z. B. eben so gut unter die Aesthetik, als unter die Moral oder Anthropologie hätten aufgenommen werden können. Hier entschuldige mich die Verwandtschaft und das gemeinschaftliche Band der Künste und Wissenschaften, so wie die bis zum Unmöglichen steigende Schwierigkeit, ohne Nachtheil für die treue Darstellung des Schillerschen Geistesreichthums, alles Einzelne scientifisch zu sondern, wodurch auch das Ganze am Reize der ungezwungenen Mannigfaltigkeit mehr eingebüßt, als gewonnen, haben würde. Uebrigens hoffe ich doch, die vorliegende neue Anordnung und Zusammenstellung der Schillerschen Gedanken und Ansichten werde manches Treffliche und Wichtige, das unter der Menge zerstreut die Aufmerksamkeit weniger

anzog, stärker ins Licht hervorheben und der freien Betrachtung näher bringen.

Dieser Sammlung liegen Schillers kleine prosaische Schriften, die philosophischen Gespräche und einige andre Stellen aus dem Geisterseher zum Grunde. Sollte das Publikum dieses Unternehmen begünstigen, so wird zur nächsten Ostermesse ein zweiter Band Schillers interessanteste und schönste Gedanken aus seinen übrigen Werken mittheilen.

Leipzig,
im September 1805

Der Herausgeber

Inhalt

Menschenlehre

	Seite
Der Mensch als Wilder und als Barbar	1
Naturstand und politische Reform des Menschen	5
Persönlichkeit des Menschen	8
Der sinnliche Trieb des Menschen	10
Der Formtrieb des Menschen	11
Wechselverhältniß beider Triebe. Kultur des Menschen	12
Verderblicher Mißbrauch des Ideals der Vollkommenheit. Der vortrefflichste und der verächtlichste Charakter	14
Der sogenannte Spieltrieb	15
Der Mensch in seiner Ausartung	15
Der Mensch nach seiner Größe und seiner Beschränktheit	18
Schätzung der Größe des Menschen	20

Marfa.

Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Daß er bis diese Stunde sich verborgen?

Hiob.

Im Kloster Tschudow sey er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt!

Marfa.

Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?

Hiob.

O, Ignatz! falschen Herzens ist der Pole,
Und arglistig sieht er unsres Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Gränzen anzuzünden!

Marfa.

Doch gab' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz ist wankelmuthig, Fürstin!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge steht Zuversicht leicht bin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
Drum wünscht der Ignat, daß du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich vermessen sagt zu deinem Sohn.
Mich kennt's, dem so bewegt zu seyen. Dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.

Und wo, — sagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?

Hiob.

Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiew, hört man, sey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht bewegte Schaar,
Damit einem Herzog russischen Russischen.

Marfa.

O, höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache sendest.

Hiob.

Was ist dir, Marfa? — Wie verstehst' ich das?

Marfa.

O, himmelmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen!

Hiob.

Ist's möglich? — Wie? Dich kannte der Betrüger, —

Marfa.

Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Haares Farbe
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Turana! Erzittre!
Es lebt ein Sproß ing noch von Rurik's Stamm;
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt, und fordert Aechtung von dem Seinen.

Hiob.

Wahnsinnige! Bedenkst du, was du sagst?

Marfa.

Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiedervergeltung. Der Himmel gibt
Uns Grades Macht die Unschuld an das Licht.
Der tolle Gobunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünsche sind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu solchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann deinen Haar der Schrecken so verbleichen,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeßlich schwer Beleidigten?
Den soll ich retten, der mir alles nahm?
Ich soll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu gefallen,
Der aber mich unsäglich Weh gebannt,
Die Rettung von mir hoffen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet?

Hiob.

Ich geh, in besserer Stunde wird vielleicht —

Marfa.

Nein, du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.
O, endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschütten endlich meinen wilden Grimm!
Der tiefsten Seele lang verhaltnen Groll!
Mich hören soll die Welt — Wer war's, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstieß,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite
Und sandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O, keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen bangverträumten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchwacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubst, es fürchtet dich der Czaar, —

Marfa.

Er ist
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dem Herrscher noch beschickte!
Das ganze Volk der Russen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czaarenstich
Für meinen Sohn und Zwang anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich ist sein.
Verläugn' ich ihn, so ist er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen konnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?
Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. — Ist's nicht so?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienst,
Gestieh's, kann ich dem Gobunow erzeugen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigst du ihn;
Aus schwerer Kriegsnoth rettest du das Reich.
Wenn du der Wahrheit Ehre gibst. Du selbst,
Du zweifelst nicht an deines Sohnes Tod,
Und konntest zeugen, wider dein Gewissen?

Seite

Das Lehrreiche in der Geſchichte der Verirrungen des Menſchen . . 20

Der philoſophiſche Kopf im Kontraſt gegen den Brotgelehrten 22

Skepticiſmus und Freidenkerei . . 23

Unterſchied zwiſchen dem Realiſten und Idealiſten . 24

Charakter des Realiſten . . . 24

Charakter des Idealiſten . . . 26

Vergleichung und Würdigung beyder Charaktere . 28

Karikaturen des realiſtiſchen und idealiſtiſchen Charakters 34

Das Genie 36

Das weibliche Geſchlecht . . . 38

Seine Anmuth 39

Sein Schönheitsſinn, ſein Verhältniß zur Wahrheit 41

Urſprung der Ehe und ehelichen Liebe . . 43

Veredlung der Geſchlechtsliebe . . 45

Gefahren der großen Welt . . . 47

Die Meinung der Welt . . . 49

Macht der Idee und der Begeiſterung . . 50

Macht der Meinung und der Wahrheit . . 51

Ideen. Wahrheit 51

Seite

Gang der philoſophiſchen Betrachtung . . 53
Erkenntniß und Empfindung . . 55
Wiſſenſchaftliche und populäre Erkenntniß . . 56
Die Nation der alten Hebräer . . 58
Die alten Griechen . . . 60
Gemählde der Zeit . . . 69
Vermiſchte anthropologiſche Bemerkungen . 73

Aeſthetik.

Das Schöne nach ſeinem Unterſchiede vom Angenehmen und Guten . . . 79
Das Gefühl für das Schöne und für das Erhabene, als zwei Genien des Menſchen . . 84
Das Gefühl des Erhabenen . . . 85
Der erhabene Gegenſtand . . . 86
Entwicklung und Kraft des Gefühls für das Erhabene 100
Wechſelſeitiges Verhältniß des Schönen und Erhabenen zur menſchlichen Beſtimmung . . 102
Das Idealſchöne und das Schöne der Erfahrung. Die ſchmelzende und die energiſche Schönheit . 104
Einfluß der Schönheit und der Kunſt auf den Menſchen 106
Der Zweck der ſchönen Künſte bei dem Menſchen . 114

Seite

Wohlthätiger Einfluß der Dichtkunſt auf den Menſchen 116

Der Menſch vor ſeiner äſthetiſchen Kultur . 117

Die äſthetiſche Stimmung, ein Geſchenk der Natur . 119

Nachtheile der Geſchmackloſigkeit . . 120

Der rohe Geſchmack . . . 121

Der klügelnde kaltſinnige Geſchmack . . 123

Wirkungen und Grenzen des Geſchmacks . 123

Wozu dient die geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe? 124

Der ſchöne, der populäre, der philoſophiſche Schriftſteller . . . 128

Unterſchied zwiſchen dem Lehrer und dem Redner . 130

Verſchiedener Effekt und verſchiedene Sphäre des verſchiedenen Vortrags . . . 131

Bildung des Geſchmacks bei dem Studirenden . 134

Zweckmäßige Einſchränkung der ſchönen Kultur . 136

Untrüglicher Probirſtein zur Unterſcheidung des bloßen Dilettanten vom wahrhaften Kunſtgenie . 137

Verfall der Kunſt . . . 140

Der Künſtler . . . 141

Der lezte Zweck der Kunſt . . 146

Gefahren der äſthetiſchen Verfeinerung oder der belletriſtiſchen Willkührlichkeit für den Willen . 147

Seite

Ein Schimmer von Freiheit, ein Vorſpiel des Unbegrenzten, im materiellen Reich . . 152

Moraliſches Wohlgefallen an der Natur . 153

Das Rührende der Kindheit . . 154

Gefühl des Naiven . . . 155

Der naive und der ſentimentale Dichter . 158

Die Idylle . . . 206

Unterſchied zwiſchen wirklicher und wahrer Natur in Hinſicht auf dichteriſche Behandlung . 164

Fehler der Ueberſpannung und der Schlafheit . 164

Das Anſtändige in der Kunſt. Poetiſche Decenz . 166

Das Genie in der Kunſt 167

Das Niedrige überhaupt. Die Parodie. Die Farſe 170

Das Niedrige der Geſinnung, der Handlung und des Zuſtandes . . . 173

Ueber Anmuth . . . 174

Das Feierliche . . . 194

Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung . . . 199

Göttliches, menſchliches Kunſtwerk . . 199

Ein Hauptfehler eines Kunſtwerks . . 201

Genuß der Schönheit . . . 201

Seite

Ideal der menſchlichen Schönheit . . 202

Die ſchönſte Wirkung der plaſtiſchen Kunſt . 203

Der dichteriſche Geiſt . . . 203

Satiriſche Dichtungsart . . . 205

Elegiſche Dichtungsart . . . 206

Haller als Dichter . . . 207

Kleiſt als Dichter 208

Klopſtock als Dichter 210

Göthe als Dichter 215

Siegwart, und die Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich 217

Bürger als Dichter 218

Matthiſon als Dichter . . . 218

Foderungen an den Dichter überhaupt . . 220

Foderungen an den lyriſchen Dichter und insbeſondre an den Volksdichter . . . 222

Doppelte Verwandtſchaft der Poeſie mit der Tonkunſt und mit der bildenden Kunſt . . 226

Landſchaftsdichtung . . . 226

Die Schaubühne als moraliſche Anſtalt . 230

Aufgabe der Komödie und Tragödie . . 237

Tragiſche Kunſt 238

Schauſpielkunſt. Foderungen an den Schauſpieler . 247

Seite

Die Muſik . . . 249

Schmelzende Muſik der Neuern . . . 250

Gartenkunſt . . . 252

Architektoniſche Behandlung der Gartenkunſt . 252

Poetiſche Behandlung der Gartenkunſt . . 253

Franzöſiſche und engliſche Gärten . . 253

Architektoniſcher Geſchmack in der Gartenkunſt . 254

Vergleichung derſelben mit der Baukunſt . 254

Poetiſcher Gartengeſchmack, Vergleichung der Gartenkunſt mit der Malerei . . 256

Sittenlehre.

Moraliſche Welt . . . 261

Letzter Zweck und innerer Werth des Menſchen. Moralität der Handlungen . . 269

Quelle der moraliſchen Verſchlimmerung . 281

Vollkommenheit in der Natur. Wohlwollen . 283

Die Liebe . . . 283

Aufopferung . . . 290

Liebe zu einem Ideal . . . 291

Schädlicher Misbrauch der von einem zu erreichenden Ideal der Vortrefflichkeit hergenommenen moraliſchen Motive 293

Seite

Fortſchreiten der Menſchheit . . 295

Sittliche Vollkommenheit des Menſchen . 296

Charakter der ſchönen Seele . . 299

Würde 308

Geſchlechtscharakter des Menſchen, ſeine Freiheit . 314

Beitrag der Geſchmacksbildung zur Gemüthsfreiheit . 318

Probe der moraliſchen Selbſtſtändigkeit und des Erhabe-
nen im menſchlichen Charakter . . 320

Ueber die Ideen der praktiſchen Philoſophie Kant's 322

Philoſophie der Geſchichte.

Wichtigkeit der Univerſalgeſchichte . . 324

Pſychologiſch und moraliſch lehrreiche Behandlung der
Geſchichte 326

Entwickelung der Staaten und der Geiſter . 328

Die Weltgeſchichte, ein erhabener Gegenſtand . 330

Geist

aus Schillers Werken.

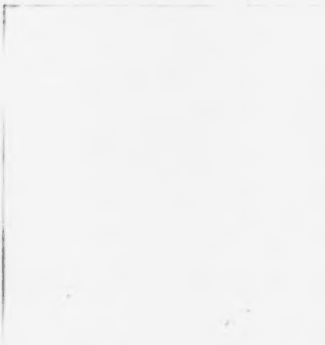

Menſchenlehre.

Der Menſch, als Wilder und als Barbar.

Der Menſch kann ſich auf doppelte Weiſe entgegengeſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher, als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkühr zügelt.

So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, ſeine Triebe blos auf materielle Gegenſtände gehen, und ein

Marfa.

Ich bab' um ihn getrauert sechzehn Jahre,
Doch seiner Liebe sah' ich mir. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Es wäre endlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchsten Allmacht Gränzen setzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache seyn.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! dem Starken trogest du?
Der seinem Arme bist du nicht geboren
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab erklingen oder Kerkers Nacht,
Daß sie nicht mächtig durch die Welt erschalle,
Das kann er, doch mich reden lassen, was
Ich will, das vermag er nicht, — auch nicht
Durch diese List, — den Zweck hat er verloren!

Hiob.

Ist dies dein letztes Wort? Gedenk' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht bessern Bescheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehn. —

Dritte Scene.

Marfa (allein).

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme fühlt der freien Wüste
Wenigstens sich für ihn; der Tatze Pole,
Der Balatinus, mag die edle Tochter
An seinen guten Degen reizen, Geld,
Und ich allein verwirf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erschütterung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich rufe mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
Er ist's, er zieht mit Heeresmacht heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! Seine Kriegstrompeten!
Der Hufen, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Ställen, euren ew'gen Weidern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Raubthier, das Kameel!
Wie Heeresfluthen brauet zahllos her,
Und drängt euch zu eures Königs Fahnen! —
O, warum bin ich hier gefangen, gebunden,
Verschenkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, send du die Wolke meiner Wünsche!
Du allvergeistigt ungehemmte Luft,
Die schnell die weite Wanderung vollendet,
O, trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Liebe;
Das schleppt ich Jammernd auf der Leiden Stufe,
Beflügelt trägt ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Seraphinen send' ich dir's entgegen.

Vierte Scene.

(Eine Anhöhe, mit Bäumen umgeben. Eine weite und lachende Ferne öffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft mäandrieren, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte bezeichnen. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. Odowalsky und andere Offiziere treten auf; gleich darauf Demetrius.)

Odowalsky.

Laßt die Armee am Wald hinunter ziehen,
Indeß wir uns hier umschaun auf der Höhe.

(Einige gehen. Demetrius tritt auf.)

Demetrius (zurückfahrend).

Ha! Welch ein Anblick!

Odowalsky.

Herr! du siehst dein Reich
Vor dir eröffnet. — Das ist russisch Land.

Rajia.

Hier diese Säule trägt seines Moskau's Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.

Demetrius.

Ist das der Dnjepr, der den hellen Strom
Durch diese Auen gießt?

Odowalsky.

Das ist die Desna
Dort heben sich die Thürme Tschernigows.

Rajia.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
Die Kuppeln von Seweriens Nowgorod.

Demetrius.

Welch heitrer Anblick! Welche schöne Auen!

Odowalsky.

Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.

Der Blick schweift hin im Unermeßlichen.

Rajia.

Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Aussersichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgensonne sich entgegen,
Und seine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

Odowalsky.

Sieh, unser Czaar ist ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf diesen schönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Gerold
Erschein' ich jetzt, sie friedlich zu verheeren!

Odowalsky.

Vergleichen, Herr, bedenkt man hinterdrein.

Demetrius.

Du fühlst als Pole, ich bin Moskau's Sohn,
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, denn sieh Erde,
Du heiliger Gerichtsrichter, den ich fasse,
Auf den mein Vater seinen Abscheu gab,
Daß ich, sein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In seines Friedens eig'nen Tempel falle.

Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrieen. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Der Mensch im Zustande der Verfeinerung.

Vertauscht der Mensch den wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weiset er denselben würdigere Objecte in der moralischen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben die Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein

von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden, und, unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit, eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Willen ausüben. Je öfter das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objekte zusammentreffen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so vergeistigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn.

Naturstand und politische Reform des Menschen.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte,

welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach bloßen Naturgesetzen ein, eh' er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen und nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich

einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stande einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstande nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschlusse mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als pöllig ungeschehen betrachten; denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und Alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Hebt aber die Vernunft den Naturstaat auf, um den ihrigen an die Stelle zu setzen, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den pro-

blematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein blos mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft.

Persönlichkeit des Menschen.

Die Abstraktion unterscheidet in dem Menschen Etwas, das bleibt, und Etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und dasselbe denken, sind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustands beharrt die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch; aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das erstere, so müßte der

Zuſtand beharren; alſo in jedem Fall entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht, weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anders iſt.

Die Perſon muß alſo ihr eigener Grund ſeyn; denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen, und ſo hätten wir die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit.

Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen, und ſo hätten wir die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens, iſt ein identiſcher Satz; denn er ſagt nichts anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß Etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann

also nicht selbst Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blüht und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf; denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch, als Phänomen einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist.

Ohne die Zeit, d. h. ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Der sinnliche Trieb des Menschen.

Der sinnliche Trieb des Menschen geht aus von seinem physischen Daseyn oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen. Materie aber heißt hier nichts, als Veränderung oder Realität, die

die Zeit erfüllt; mithin fodert dieſer Trieb, daß Veränderung ſei, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieſer Zuſtand der blos erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt. Wo dieſer Trieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden. Die Perſönlichkeit des Menſchen iſt ſo lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht und die Zeit mit ſich fortreißt. So weit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebes. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und dringt auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſrer Erkenntniſſe und auf einen Zweck unſers Handelns. Der Gegenſtand dieſes Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet.

Der Formtrieb des Menſchen.

Der Formtrieb des Menſchen geht aus von ſeinem abſoluten Daſeyn oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freiheit zu ſetzen,

Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bei allem Wechſel des Zuſtands ſeine Perſon zu behaupten. Er umfaßt die ganze Folge der Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will, daß alles Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich ſei: mit andern Worten, er dringt auf Wahrheit und auf Recht. Er giebt Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe; für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Sein Gegenſtand, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formale Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faßt.

Wechſelverhältniß beider Triebe. Kultur des Menſchen.

Die Tendenzen beider Triebe widerſprechen ſich nicht in denſelben Objekten. Der ſinnliche Trieb fodert nicht, daß die Veränderung ſich auf die Perſon und ihr Gebiet erſtrecke, daß ein Wechſel der Grundſätze ſei. Der Formtrieb will nicht, daß mit

der Perſon ſich auch der Zuſtand fixire, daß Identität der Empfindung ſei.

Das Geſchäft der Kultur iſt: erſtlich, die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren: zweitens, die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens. Die ganze Kultur des Menſchen wird darin beſtehen: erſtlich, dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität aufs höchſte zu treiben: zweitens, dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchſte zu treiben. Wo beide Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freiheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Mein Erb' zurück zu fordern kommt' ich her,
Und den geraubten edlen Vaternamen.
Ihr verehrten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', soll dreifig Menschenalter;
Ich bin der letzte ihres Stammes, dem Mord
Entrissen durch ein göttliches Verhängnis.
Gru wir gegrüßt, mein väterliches Land.
Das in der Morgensonne ersten Strahlen
Schon mir die Hoffnung meinem Blick sich beut.
Dir naht kein Feind, der deine blut'gen Saaten
Zertreten will, der deiner Städte Pracht
In seinen Siegesflammen eilt zu kürzen;
Dir naht ein Vater, deiner Herrscher Sohn,
Kennt ich es freudig ohne Blut wiedersehen,
Das Rettungswerk, zu dem mich Gott erwählt!

(Schüsse in der Ferne.)

Odowalsky.
Mein Czaar, im Thal verkunden unsre Posten
Des Feindes Nah', der Furcht Tattel gebeut
In Eilesmarsch, er rückt uns entgegen. —

Demetrius.
Es soll nicht sein, mit Blut soll ich beweisen
Des edeln Vaters reine Heldenzier;
Nicht Recht, die Kraft nur liegt nach den Gesetzen
Des Schicksals; meine Krieger, folget mir.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Ein russisches Dorf. Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. Gleb, Ilia und Timoska eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.

Gleb.
(aus dem Hause kommend).
Was rennt das Volk?

Ilia
(aus einem andern Hause kommend).
Wer zog die Feuerglocke?

Timoska.
Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Roß!

(Oleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.)

Gleb.
Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern!

Igor.
Flieht, flieht, der Pole ist ins Land gefallen
Mit Mordmord, und weidet, was er findet.

Oleg.
Flieht, flieht ins innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Und aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.
Da kommt ein neuer Trupp, von Flüchtigen.

(Iwanska und Petruschka mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf.)

Iwanska.
Es leb' der Czaar! der große Fürst Dimitri!

Gleb.
Wie? Was ist das?

Ilia.
Wo wollt ihr hin?

Timoska.
Wer sind ihr?

Petruschka.
Wer treu ist unserm Fürstenstamme, kommt mit!

Timoska.
Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts von den Polen sich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo dies hergekommen?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.
Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Sechste Scene.

Timoska.
Ha! der Posadnik kommt — die Aeltesten
Von der Gemeine sind um ihn versammelt;
Laßt hören, was er bringt.

(Der Posadnik mit Begleitung tritt auf.)

Gleb.
Woraus besteht
Das Blatt in eurer Hand?

Posadnik.
Ein offner Brief
Vom Czaar Dimitri ist's an alle Völker,
Die seines Vaters Herrschaft sich gebeugt;
Vernehmt, was er . . . . .

Timoska und Ilia.
Wer ist der Czaar Dimitri?

Gleb.
Wir kennen keinen.

Igor und Oleg.
Laßt uns hören.

Posadnik (liest).
Wir
Dimitri, Czaar zu Moskau, bieten allen
Getreuen Unsern Gruß. — Von Gottes Macht
Zurückgeführt zum Thron unsrer Ahnen,
Verheißen wir dem treuen Russenvolk
Mit heil'gen Schwuren Recht und Schutz und Gnade.
So wahr uns helfe der dreein'ge Gott!
Allein erwarten auch von unsrem Volke,
Daß ihr der Trompete verhallet Ton,
Dem auch so viele ihren Nacken beugen,
In liegender Erwartung von euch weist,
Und von dem Hauptе der gedehnte Kreuze
Dem Mörder reißet, der sie jetzt noch trägt.

Timoska.
Er wagt, den Czaar zu schmähn!

Mehrere.
Tod und Verderben!

Iwanska.
Laßt ihn vollenden.

Petruschka.
Unterbrecht ihn nicht!

Posadnik (liest).
Und so verlasse wie uns zum treuen Volke,
Daß es mit uns ergreifen wird das Schwert;
Daß es in seiner Ruhe und Ergebung
Nicht länger trogen wird der Knechtschaft Loos.

Verderblicher Misbrauch des Ideals der Vollkommenheit. Der vortrefflichste und der verächtlichste Charakter.

Es ist ein sehr verderblicher Misbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menschen, und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieses zur Härte und zur Kaltsinnigkeit führen. Man macht sich freilich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menschen, der unsre Hülfe auffodert, in Gedanken den Idealmenschen unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen andre weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andre seyn; weich gegen sich und streng gegen andre ist der verächtlichste Charakter.

Der ſogenannte Spieltrieb.

Der Gegenſtand dieſes Triebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird lebende Geſtalt heißen können; ein Begriff, der allen äſthetiſchen Erſcheinungen, und mit Einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient. Nur indem die Form eines Menſchen in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dieß wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen. — Die Gemeinſchaft zwiſchen Form- und Stofftriebe macht den Spieltrieb.

Der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt.

Der Menſch in ſeiner Ausartung.

Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet giengſt du aus ſeinen Händen! Welche Wohllaute ſchliefen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maaß der Vollendung — du allein ſtehſt unreif und misgeſtaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert, ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Aernte. — Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn, bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sei vollkommen. Zahlloſe Harmonieen ſchlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen. — Rufe ſie heraus durch deine Vortrefflichkeit. Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floß? Kannſt du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken, iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wonach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her gebreitet, und Tod nöthigeſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerte, mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das misbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dienet. Sei menſchlich oder ſei Barbar, — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Haß und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich Deine Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur. Tritt zwiſchen meine Menſchlichkeit und den Menſchen. Hier, wo mir ſeine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindſelige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verſcheucht, abgeſchieden von dem Geſchlechte, laß mich die heilige

Pflicht meines Daseyns in die Hand meiner großen Mutter, in die ewige Schönheit entrichten. Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit, deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande, aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mir Wolken in den silberklaren Strom — wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.

Der Mensch, nach seiner Größe und nach seiner Beschränktheit.

Unglückseliger Widerspruch der Natur — — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit; aber er selbst

muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegen kriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jeden andern verloren geben, zwo unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude koſtet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! Er war ſo glücklich, bis er anfieng zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſei. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläßt. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöſte.

Schätzung der Größe des Menschen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftiget, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht.

Das Lehrreiche in der Geschichte der Verirrungen des Menschen.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrecher war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustande gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter;

der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so einförmiges und doch wieder so zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahndet. Stände einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassificirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände.

Der philosophische Kopf im Kontrast gegen den Brodgelehrten.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes, als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschiehet und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben — der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne misgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder

sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand, er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Skepticismus und Freidenkerei.

Skepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit, je

Auf! Söhne Rußlands! eilt zu unsern Fahnen,
Verjagt des Morders feigen Soldnerheer,
Und schützt den wahren Erben eurer Ahnen.
Mit königlichem Dank werden wir
Die Treue lohnen — Undankbarkeit naht die Rache
Sich den Verräthern — denn der Tag ist nah,
Den Gottes Macht erwählt, das Recht zu krönen,
Den er ersehnt zu des Tyrannen Fall.
So schrieben wir in unserm Herrenlager
Zu Moskowsk am zwanzigsten des Mai's
Im Jahre Sechszehnhundert drei nach unsers
Erlösers gnadenbringender Geburt.

Iwanska.

Ihr habt's gehört —

Petruschka.

Die wundervolle Kunde
Von seiner Rettung hat uns nicht gelabt.

Posdanik.

Auf, laßt uns huldigen dem neuen Czaaren!

Sieb.

Habt ihr vergessen, daß er ein Betrüger,
Ein Mönch aus Polen ist, der euer Czar
Zu nennen sich erdreistet?

Iwanska.

Traut der Lüge,
Der Täuschung nicht, die Boris Mord ersann.
Er ist der wahre Erbe dieses Landes,
Er ist des Czaaren Iwans Sohn.

Nuntz.

Er ist's!
Ich sah ihn selbst, eh' ich auf eurer Flucht
Euch folgte — er ist Iwans Sohn — schaut her,
Dies Ebenbild, welches euch mein Vater,
In seinen Herren kämpfend, sich errang,
Trägt Iwans Bild; und Jeder möchte wähnen,
Es sey Dimitri, seines Sohnes, Bild.
Seht Alle, legt das Antlitz unsers Czaaren,
Verkennt die Wahrheit jetzt noch, wenn ihr wollt!

Die Weiber.

Er ist's — er ist es — huldigt ihm!
(Die Schaumünze geht von Hand zu Hand.)

Iwanska.

Vor Allen
Es sprechend jeder Zug — so ganz derselbe!
So kühn gewölbt die Brau, so wundersam stolz
Der edle Blick.

Viele Stimmen.

Es leb' der große Czaar!

Sieb zu Ilia.

Es ist umsonst, wir widerstehn nicht länger!

Ilia.

Ich fühle selber meine Zweifel fliehn.

Posdanik.

Kommt, kommt, nicht blos mit duldender Ergebung
Laßt uns bewiesen, daß wir Russen sind!
Mein, eilt mit mir zum Aufgebot des Czaaren
Mit diesen Tapfern — Massen sind bereit,
Die ich zu diesem Kampfe schon gesammelt.
Folgt mir!

Alle.

Es lebe der große Fürst Dimitri!!

Siebente Scene.

(Lager des Demetrius. Im Hintergrunde die Stadt Tschernigow mit ihren Thürmen.)

Danilo, Jaroslaw begegnen sich.

Danilo.

Noch keine Botschaft von dem Heer?

Jaroslaw.

Noch keine.

(Trommeln in weiter Ferne.)

Iwanow (kommt).

Die Wachen, die vom Hügel schaun, verkunden,
Daß eine Kriegerschaar vom Norden sich naht;
Der dichte Staub ließ sie noch nicht erkennen,
Ob Freunde oder Feinde ....

Jaroslaw.

Alle Krieger
Im Lager sind zu waffnen, die Trompete
Versammle die entfernten.

(Iwanow geht.)

Danilo.

Ist's der Feind,
So müssen wir dem Czaar die Stadt belagern.
(Die Trommel wird im Lager gerührt, aus der Stadt erschallen Trompeten, die Krieger eilen aus drei Seiten, im Hintergrunde sammelt sich die Besatzung des Lagers.)

Jaroslaw.

Der Bürger sind wir sicher.

Stimmen hinter der Scene.

Es sind Freunde.

Andere.

Es ist der Czaar.

Jaroslaw.

Der Czaar! — Ha, diese Botschaft
Ist schrecklicher als jeder Feind! Es ist
Die Flucht gewiß.

Danilo.

Es ist das Heer geschlagen.
Der Czaar!

Achte Scene.

Demetrius, Odowalsky, Ostroisky, Meischek, Korela, Basmanof, Gefolge, Krieger mit Fahnen im Hintergrunde.

Odowalsky (zu Basmanof).
Stellt Eure Posten aus, besetzet
Die Höhe, und entlastet das müde Heer,
Der Feind verfolgt uns nicht, kein Ueberfall
Ist zu besorgen.

(Basmanof geht, die Menge zerstreut sich.)

Meischek.

Herr, im dumpfen Sinnen
Versunken scheint dein hoher Geist, und Nacht
Die finster brütende umhüllt dein Auge.
O, faß dich!

Odowalsky.

Nicht allein ist verloren!
Fast wider seinen Willen hat das Herr

quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewißheit.

Unterschied zwischen dem Realisten und Idealisten

Charakter des Realisten.

Auf alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter, als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingten gelangen, so muß er es auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine comparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung ist; in Allem hingegen,

was zum ersten Mal sich darstellt, kehrt seine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Sein Charakter hat Moralität, aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall wird er durch äußere Ursachen und durch äußere Zwecke bestimmt; nur daß jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjectiv fließen, und auf dasselbe sich objectiv beziehen. So zeigt sich der gemeine Menschenverstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiß er von beiden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bei dieser Methode fähret er im Ganzen vortrefflich und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben: nur auf Größe und Würde möchte er in keinem besondern Falle Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freiheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenig Spuren.

Charakter des Idealisten.

Der Idealist nimmt aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die blos unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geiste alle Erfahrung befestigt. Er kann so zwar mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, aber, da in der Natur alles einzeln ist, für das Besondere, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überall auf die obersten Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die nächsten Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht versäumen. Er wird sehr viel mit seinem Wissen umfassen können, und vielleicht eben deswegen wenig fassen, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher der gemeine Verstand den speculativen seiner Leerheit wegen verlacht, wenn jener selbst von diesem wegen seiner Beschränktheit verachtet wird.

In der moralischen Beurtheilung findet man bei ihm eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen. Seine einzelnen Handlungen, sobald sie nur überhaupt moralisch sind, tragen schon den ganzen Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freiheit, und giebt es überhaupt nur im Leben eine wahrhaft sittliche That, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch, weil die menschliche Natur eines consequenten Idealism gar nicht fähig ist. Er vermag in seinem moralischen Handeln nichts, als insofern er begeistert ist. Aber das wirkliche Leben ist keinesweges geschickt, jene Begeisterung zu wecken, noch viel weniger, gleichförmig zu nähren. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersieht, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabsäumt, aus

dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Vergleichung und Würdigung beider Charaktere.

Will man dem Realisten Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muß man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muß man sich an einzelne Aeußerungen desselben halten, aber muß diese erst heraus wählen. In dem einzelnen liegt sein Mangel und seine Stärke.

Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sei? und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sei? und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er

dieſe gleich nicht zur Bedingung ſeines ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergißt er ſeinen Vortheil nicht gern, nur daß er denſelben in dem Ideale des höchſten Gutes veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealiſt wird es zu veredeln ſuchen. Unabhängigkeit des Zuſtandes iſt dem Realiſten, Unabhängigkeit von dem Zuſtande iſt dem Idealiſten das höchſte Ziel. Der Realiſt wird ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daß er giebt, der Idealiſt dadurch, daß er empfängt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen; er zerfällt auch mit ſich ſelbſt, weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fodert, iſt ein

Unendliches, aber beschränkt ist Alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verleugnet er auch nicht gegen Andre. Er ist zwar großmüthig, weil er sich Andern gegenüber seines Individuums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum eben so leicht in Andern übersieht. Der Realist ist weniger großmüthig, aber billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen, nur das Willkührliche, das Excentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuern versöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freiheit bekannt gemacht ha-

ben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Schimäre, weil er den Menschen immer nur in einem bestimmten, begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist würde für sich allein eben so wenig die sinnlichen Kräfte und den Menschen als Naturwesen cultivirt haben, welches doch ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung, und die Bedingung aller moralischen Veredlung ist. Für das Ganze, für die Ewigkeit nur will er säen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Dem Realisten fällt es nicht ein, daß der Mensch noch zu etwas anderm da seyn könne, als wohl und zufrieden zu leben, und daß er nur deswegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Der Idealist denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan ist, wenn die Wurzeln fehlen.

Der Idealist muß nothwendig aus seinem System treten, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen; den

Realisten aber kann man fragen: warum unterwirft sich dein freier Wille der Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegensetzt? Du unterwirfst dich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt dich blos blind, wie sie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes), und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich idealistisch, so oft du entweder moralisch handeln, oder nur nicht blind leiden willst. Der Realist handelt also würdiger, als er seiner Theorie nach zugiebt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehn, beweist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständigkeit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Das Ideal menschlicher Natur ist unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht. Maßen wir uns an, mit unserer bloßen Vernunft über das äußere Daseyn der Dinge Etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir blos ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf Nichts hinaus laufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unsers eigenen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unsre Persönlichkeit wird auf Nichts hinaus laufen. Dort ist es um den Werth (den zeitlichen Gehalt), hier um die Würde (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.

Der Realist leistet zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge, widerspricht aber dafür dem Verstandesbegriff derselben auch niemals; der Idealist hingegen kömmt zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher, bleibt aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben. Allein es kommt in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut, als daß das Einzelne zu-

Der Feinde den verhaßten Sieg errangen,
Und Flucht der Bande, die es schon sich gab.

Xarela.
Die Führer wagten nicht, und zu verfolgen.

Demetrius.
Verschmäht, verschmäht von seinem Volk; als Feind
Empfangen, der als Vater ihm genaht,
Verbindete, ihr schmiedet neue Ketten
Statt gegen den, der sie zu lösen kam.
Die Rettung höhnet ihr, die ich euch bringe,
Und fodert blutig für die eigne Schmach.

Odowalsky.
Bald wird das Volk den teuren Preis erkennen.

Meischek.
Bald wird's zu dir von dem Tyrannen sich'n.

Demetrius.
Du heilig stiller Friede meiner Seele!
Du Bewußtseyn der Unschuld und des Glücks!
Du bist dahin, nicht mehr mit frommem Herzen,
Mit voller Seele kann ich aufwärts schau'n,
Nicht mehr die Väter meines Volkes
Als ersten Zeugen meines reinen Eifers,
Nicht Rußland freudig meinen Fahnen sammeln;
Denn meine Fahnen trägt sein heil'ges Blut.

Xarela.
Zürnt diese Weichheit Herrschern wohl?

Odowalsky.
Darf Blut
Den Krieger schrecken?

Demetrius.
Schweigt — ihr könnt nicht fassen,
Ihr könnt nicht ahnen, was dies Herz bewegt!

Meischek.
Nur der Verräther Blut hast du vergossen.

Demetrius
(hat langsam sein blutiges Schwert gegürtet).
Verfluchter Stahl, durch dich soll ich ergründen,
Was meines Volkes Liebe mir verlegt!
Die, rohem Verlegen der Gewalt, verdanken
Was ich so gern verdankt dem heil'gen Recht.
Du alle sollst zur Hebung meiner Ahnen
Der blut'ge Schlüssel meiner Hände seyn.

Xarela.
Vergeiht mir, Herr, doch solche Reden stoßen
Des Herren Muth verzichten, kam ich darum
Von Don, um solcher Klagen zu vernehmen?

Odowalsky.
Zeigt seinen Zorn nicht, dieser Anfall geht
Vorüber; als ein Heil hat er gefochten,
Mehr wollen wir nicht fordern.

Demetrius
(wirft sein Schwert zu Boden).
Fort von mir,
Verhaßter Stahl! hinweg aus meinen Händen.
Du kostest vom Blute meines Volkes.

Odowalsky.
Wirfst
Gedanken!

Demetrius.
Unglückseliger, den sein Volk
Verschmäht, mußt du dich in dein Erbe drängen?
Mußt du ein Herrscher, mußt du König seyn?
Soll eine Welt in Blut und Thränen schwimmen,
Auf daß du thronest in der Ehnern Macht?
Und sollen tausend Gattinnen die Gatten,
Und tausend Mutter ihre theuern Söhne,
Beweinen, daß Marina mich als Ehgemahl
Und Mutter mich als Sohn anerkenne?
(Er hält inne.)
Nein
Beim wundervollen Gott; grausames, doch
Geliebtes Volk, soll ich nicht für dich leben,
So will ich für dich sterben!
(Er will in rascher Bewegung das Schwert ergreifen, in dem Augenblick fallen Odowalsky und Xarela ihm in den Arm.)

Beide.
Haltet ein!

Demetrius.
Fliehet, ehrt fürchtet meinen Zorn!

Beide.
Gebietet
Dies Herrn, das ihr verlassen wollt!

Demetrius.
Mein Schwert,
Gebt mir mein Schwert, gebiet ich euch!

Geschrei im Lager.
Der Feind!
(Es wird Lärm geschlagen.)
Der Feind ist nah!

Iwanow (stürzt hervor).
Dubrowsky dringt heran.
Im Lager sind schon seine Posten.
(Die Krieger sammeln sich schnell.)

Odowalsky
(reicht das Schwert dem Demetrius).
Hier
Ist euer Schwert!

Demetrius
(es zurückschleudernd zu dem Herrn).
Zum Sieg, meine Kinder!
(Alles folgt in stürmender Bewegung.)

Neunte Scene.

Lager des Boris. — Gebirgige Waldgegend.

Golikoff.
Was jagst du, Säumender, vom Heldenstamme
Der herrlichen Waräger kein Sohn.
Ihr Rossen, eilt den Herrscher zu begrüßen,
Zieht seines Mörders gottverhaßten Thron!
Ich folge, heil'ge Stimme, dir; ich eile
Zum Kampfe für die Wahrheit und das Recht,
Zum Siege für der Unschuld heil'ge Sache,
Und, wenn es seyn muß, freudig auch zum Tod.
(Tscherkasky und Schilkoff treten auf.)

Tscherkasky.
Hier Heyn wir mühsig; von Gebirg und Wäldern
Umgeben, von Verräthern rings umlauscht,
Und statt den sonst erfochtnen Sieg zu nutzen,
Verzehret hier sich fruchtlos unsre Kraft.

Schilkoff.
Wie thn beginnen! soll ihr nicht die Hälfte
Des Heers verrieth, die Feinde zu verstärken?

fällig göttlich sei; wenn also der Idealist geschickter ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener. Denn das Edle liegt schon in dem Beweise eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Karikaturen des realistischen und idealistischen Charakters.

Der falsche Realism ist in sein Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der gemeine Empiriker unterwirft sich der Natur als einer Macht und mit wehrloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile und Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift

nur, was er betastet, er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache ist er immer noch Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Unerkannt walten die Gesetze über ihn, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es giebt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die blos durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit bestehen, und daher auch nur zu Etwas gut sind; aber daß sie auch nur leben und bestehen, beweißt, daß dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Der falsche Idealism ist in seinen Wirkungen nicht blos, wie schon der wahre, unsicher und gefährlich, sondern schrecklich. Der Phantast ver-

läßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freiheit. Der Phantast verleugnet nicht blos den menschlichen, er verleugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz; er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins Unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

Das Genie.

Das Genie hat in seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen mit der architektonischen Schönheit (s. die Abh. über Anmuth) vieles gemein. Wie diese, so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was

nach keiner Vorschrift nachzuahmen, und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr, als erworbene Kraft des Geistes, bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten, (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen unabhängig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen. Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andre, als sinnliche Vorzüge, ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können, nehmlich dadurch, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen

nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wild aufgeſchoſſene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verſtandes hinaus wachſen, und ſie eben ſo erſticken, wie bei der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Das weibliche Geſchlecht.

Sein naiver Charakter.

Dem weiblichen Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr, als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man noch ſonſt keinen hätte, daß die größte Macht dieſes Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bei der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt es dem Weibe im Moraliſchen eben ſo ſchwer, als dem Manne im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die große

Welt dieſes Naive der Sitten verbindet, iſt eben ſo hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialiſche Freiheit des Denkens verbindet.

Seine Anmuth.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muß ſowohl der körperliche Bau, als der Charakter beitragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beiden war die Natur dem Weibe günſtiger, als dem Manne.

Der zarte weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller, und läßt ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfodert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem

männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fibre des Weibes neigt ſich, wie dünnes Schilfrohr, unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter, als bei dem Manne, erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter, als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Das weibliche Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitze der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dient.

Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe; das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung; die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten tremulirenden Klang, und die ganze Muſik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunſt.

Sein Schönheitsſinn, ſein Verhältniß zur Wahrheit.

Das weibliche Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergiebt dem reichſten Inhalt die vernachläſſigte Form nicht, und der

ganze innere Bau ſeines Weſens giebt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Foderung. Dies Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen das ſchöne Geſchlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freilich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweiſe unzertrennlich iſt. Aber glücklicherweiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht blos nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib

zugleich Muſter und Richterin iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Felde zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Aernte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beider Geſchlechter, er nähret und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Urſprung der Ehe und der ehelichen Liebe.

Die elterliche Liebe, in welcher ſich die erſten Menſchen für ihr Kind vereinigten, bewirkte auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten,

Kann ihr nicht, was es gab mit Demetrs Tod
Zum Frage folgte? —

Tscherkaska.

Wenn nur der Hund
Zeugen will den Mönchs! seiner Rede,
Statt er zum Mund die Zeugnis beiseit,
Statt es mit Scherben seiner Macht beteiligt;
Denn nicht gestritt, gefordert ist er nur,
Stapft, dem augenerlichig sich der Schauern,
Die weiter Richtung ist entstanden.

Gottikoff.

Bruder,
Bekannt, wessen Sache wir, verschieden
Und sich die Wege für den Wahrheit Streit?
Mich treiben sicht der eigene Ueberzeugung,
Was ich weiß sagen soll, in dessen Streit
Jemen sich verbergen, über unbegreiflich,
Der Glaube an Demetrs Rede nicht sieht?

Tscherkaska.

Kann ihn nicht sehen, der Thaten rasch Spuren!
Kann ihn nicht sehen!

Chaos der Nationen.
Tschernowsky kommt.

Tscherkaska.

Bringt ihr
Uns Gottikoff von dem Falle des Betrogens?

Tschernosky.

Schon waren wir auf dem Punkt umgekommen,
Da trat ein Bauer unter Hellebarden
Und verkündigte seinen Mord entgegen,
Da wollen Rathaus blutrot angefüllen,
Hat warnend sich durch die erbosten Bürger
Und bin der Engel Michael, bewahrt
Mit Himmelsaffen, aber der Gastfreundlich.

Viele Stimmen.
Demetrs ist da, der Gastfreundlich wurd!

Tscherkaska.

Steht es mit rasch Lange so? Hand alle
Der dem Verräter schon entfernt?

Gottikoff.

Verräter
Das Vaterland ist hier, der den Tyrannen
Der treuen Treue seinen Schwur brachen,
Weg mit der Heuchler verhaßter Larve,
Wer alle Gott so eitig, hilf, ich helfe
Der Hand zerfetzt zum Schwur für seinen Herr,
Zum Schwur der Rache seinen treuen Mörder!
(Viele schreien die Worte;
Wir schwören! Schwören!

Tscherkaska.

O wandt euch, ihr Lenzen!
Verräther, wie suchen unsre Schwach;
Da euch wird heiß die Rache kann zu Kühle!

Gottikoff.

Seht hin, Gesell, ist der Mann des Betrugens,
Und kampf, ein Mörder lag der Mörder Lügen,
Die schamlos aufgerafft die gewaltige Hoheit
Des todesstarken Herrscherthrones auf!
Ihr Bürger, schmach euch mit der Lügen Netzgarn,
Hebt an das Heiligthum! Heilge Pracht!
Die Hoffnung Gram, der Friedens Palmen, gellagen,
Hebt ist der Krieg, der Verwüster, entbrannt!

Tscherkaska.

Hebt euch, auf Kinder zum Mutterherz!
(Indem sie sich umarmen. Es geht ab mit Gottikoff.)

Tschernosky.

Hört die Trommeln des Sturmlaufs Pauke,
Die Fahnen rauen das Heerer Spur.

Gottikoff.

Heilig war, der Vaterer, im Gegenspringt,
Bringt euer Heilsgesetze zum Sieg!

Dritter Aufzug.

Erste Szene.

Saal im Kreml zu Moskau, rechts der Thron zum Schlaf gemacht des Demetrius. Es ist früher Morgen.

Der nachbenannten Polenish Tschaira und Meliamiaco.

Tschaira.

Wie weit ist's an der Zeit?

Meliamiaco.
Die Morgen graut.

Tschaira zieht Fenster.

Kann glänzt noch eine angenehmer Streifen
Der Moskau's goldnen Thurmen; tief ist Nicht
Noch auf die Stadt.

Meliamiaco.

Meine Zeiten, ordnet rasch.
Hier warnet die Nacht nicht. — Mit Schwestern brache
Ich der vergangnen Nacht, — Ihr habt's vernommen.

Tschaira.

Ist noch, daß ihm Haar des Schlummer hat,
Mein mehr?

Meliamiaco.

Schon fällt ihre Nächten hat er nimmer
Sein matten Auge liebreich geschwellt,
Schon in gedenke, wie in Nacht Nacht,
Er ausstrecht hat er noch nie gewacht.

Tschaira.

Der Sorge für den Staat, daß Wohl der Lenzen.

Meliamiaco.

Nein, es war mehr, in Lenz der Schlaf nicht fesseln,
Es trachtet sieben tiefer Sorgen nicht.
(Sich zum geheimnisvoll nähernd.)
Einhorn, in tiefen Schlafes war.

Tschaira.
Verwegner!

Meliamiaco.

Hast ein nicht bemerkt? Hast nicht offen schon,
Die Bürgerschaft vor sich — und rief Tag!
Verwandt den Schlummer, als in heißen Krone
Gewandt ich Leben mich — Wenden lag die Nacht
Und meinen Brief, und am warm Ohr die Seide,
Da rief es trotz sich mit heißem Klang
Und lief und schwenkt hoang ein bewegtes Fenstern
Dort auf den Hymnen Schlafgemach hervor.
Da hielt ein Herzbeuten im hohen Prangen

knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohnes. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das blos sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehelichen Liebe.

Einige Worte der mosaischen Urkunde lassen uns schließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und es also schon damals Herkommen gewesen sei, sich in Ehen einzuschränken und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führet gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Mensch konnte nicht anders als in

der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweiten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich geweſen ſei, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Misverhältniß zeigte, und Wahlen Statt fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und niemand wagt es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Veredlung der Geſchlechtsliebe.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen,

ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tauſche der Luſt wird ein großmüthiger Wechſel der Neigung. Die Begierde erhebt und erweitert ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verſchmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen, unterwirft den Mächtigen des Geſchmackes zartem Gericht; die Luſt kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe ſeyn. Um dieſen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erſcheinung dem Verſtande gegenüber ſtehen; er muß Freiheit laſſen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in ſeinem einfachſten und reinſten Exempel, in dem ewigen Gegenſatz der Geſchlechter, löſt, ſo löſt ſie ihn — oder zielt wenigſtens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Geſellſchaft zu löſen, und nach dem Muſter des freien Bundes, den ſie dort zwiſchen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moraliſchen Welt zu verſöhnen.

Gefahren der großen Welt.

Der Strom der großen Welt hat den Prinzen gefaßt. Nie wird seine Schwelle leer, wenn er zu Hause ist. Eine Lustbarkeit drängt die andre, ein Fest das andre, eine Glückseligkeit die andre. Er ist die Schöne, um welche alles buhlt, der König und der Gott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, so leicht findet er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kommt ihm Alles so entgegen, Alles ist trefflich, was von seinen Lippen kommt, und wenn er schweigt, so ist es ein Raub an der Gesellschaft. Man versteht die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachhülfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch macht ihn dies ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen wirklich zu etwas Mehr, als er in der That ist, weil es ihm Muth und Zuversicht zu sich selbst giebt. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eigenen Werth erlangt, giebt ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geist widerfahren läßt, die ihm, ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete

Selbſtgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber iſt dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im Stillen ſagt — ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührt. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſeyn, hätte man ihn zu Athem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz iſt ein fortdauernder Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hat, deſto mehr hat er zu thun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten; dieſe immerwährende Anſpannung verzehrt ihn langſam; ſelbſt aus ſeinem Schlafe iſt die Ruhe geflohen. Man hat ſeine Blößen durchſchaut, und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hat. Ernſthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme hieng, fangen nun an, Gegenſtände ſeines Spottes zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächt er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines

Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpft, so ist mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in seinem Witze. Die schönste Zierde seines Charakters, Bescheidenheit, verschwindet, Schmeichler haben sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatesse des Umganges macht jetzt einem gebieterischen entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzt, weil er nicht auf den äußerlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet ist. Weil er zu Hause doch öfter Betrachtungen Raum giebt, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht angehen dürfen, so sehen ihn seine eignen Leute selten anders, als finster, mürrisch und unglücklich, während er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beseelt. In dem Tumult, durch den er geworfen wird, hört er die schwache Stimme der Freundschaft nicht, und ist auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Die Meinung der Welt.

Wohl dem, der sie verachten kann; die Meinung der Welt! Die Fürsten sind ihr Geschöpf, sie müssen

ihre Sklaven seyn. Was sind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung. Die Meinung ist unsre Amme und Erzieherin in der Kindheit, unsere Gesetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unsre Krücke im Alter. Nehmt uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den untersten Classen ist besser daran, als wir; denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Dasein Gottes leugnet. Er kann den Kreis überschreiten, den seine Geburt um ihn gezogen hat — aber kann er auch alle Wahnbegriffe aus seinem Gedächtniß heraus reißen, die Erziehung und gleiche Gewohnheit darin gepflanzt und hunderttausend Thoren immer fester und fester darin gegründet haben?

Macht der Idee und der Begeisterung.

In dem glücklichen Momente des Ideals sind der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei vielen

nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Blutes, einen rascheren Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig, wie jede andre Bezauberung, dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkühr niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert.

Es ist unser eigener Zustand, wenn wir einen fremden empfinden, die Vollkommenheit wird auf den Augenblick unser, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, und unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend löset sich endlich in das Bewußtseyn eigener Veredelung, eigener Bereicherung auf.

Macht der Meinung und der Wahrheit.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahn die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten. — Begeisternde

Wahrheiten aber und eine seelerhebende Philosophie müssen in einer Heldenseele zu etwas ganz anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Ideen. Wahrheit.

Unsre reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern blos ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon halten. Unsre Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unsrer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig und immer sich selbst gleich; das Willkührliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wonach sie sich äußert, so lang dieses Willkührliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der

Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft.

Gang der philosophischen Betrachtung und Erkenntniß.

Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegier seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer vom neuen sich aufdringenden Fragen über

Der matten Brust, in schal ein wunder Greis
Gebeugt auf einig in der Kraft der Letzten
Zusammensinkt vor den bangen Herren Chr.

Gedania.
Es war ein Traum, drauf ihn nicht weiter acht.

Mniszinnus.
Gleich Kadette der Vampyr Gespenst, und Schatten.
Sie schien mir's, wechten an der dunkeln Wand,
Verstummend steigte jetzt dem letzten Kaiser
Mitnächtiges furchtbarer Pan.
Doch plötzlich brennt in Feuerschlangenlinien
Durchschlitzend ein bunter Schauer das Haft,
Das bestürzend die Gemeine niederschlangen,
Und schrecklich ruft: was sterbend du von mir,
Du merker Knabe will den rothen Mantel?
Was drängst du dich an meine Schicksalsmerkmale? —
Und mild sprang er vom Lager auf, Gedania,
Mniszinnus — an mein ist letzten Schicksal?
Herbei und schaue den Diamant; schnell hat
Ich am Gemach — Du kleine Kindes Brüste
Trägt er die letzte Hand, als er mich sah
Und rasch sich bekannte sprach er: geh nur,
Ich tief dich nicht.

Gedania.
Bricht ab, ich höre Trommeln,
Er ist's —

Zweite Scene.

Boris Godunow tritt rasch und entschlossen, die Vorigen, welche sich vor ihm knieend tief zur Erde.

Boris.
— Tod Gruß giebt seine Lehren wieder,
Trommeln tönet, seine Todesbahn!
Stählt der Lebendigen zur Kraft besonder,
Daß ich ihm weichen — sprich, bei Gott und Hölle,
Ich weiche nicht, wenn er auch tödt, so soll er
Nicht leben —
(Er erblickt die beiden,)
Hört Schuiskis!
(Die stehen ab.)
Gegenüber Gruft
Steigst du vom Thrones gleich aus hoher Stammen
Verlangst zu Gruft, und zur Rache neu?
Um unvermeidlich tief hab ich begraben,
Hinab ich der schweren Thaten Raumwelt,
Die unvergänglich meinen ich dich verborgen,
Und doch nicht todte selbst der Mörder Blut,
Und ich mußt du von tief der Mordesthat,
Wie einen Fingers Schwarzeslamm, und weigert
Die Heilmacht vergebender Verbrechen
Mal meiner Brust in meinen Herz weicht.
(Schuiskis steht auf.)
Was ich noch Kunst, Weisheit, erbet, aber
Hat der Verlangen Hexe mein mangels Werk
Unbarmherzig in schwindelnder Verwirrung?
Wie viel Verräther hab in dieser Nacht
In meinem Heer entdecken, aus viele brachen
Schon jetzt den Schwur der Treue?

Schuiskis.
Großer Zar,
Verbannest diese fürchterlichen Bilder,
Noch wirst und muß du, dich glücklich wissen,
Mörin entkamen deinen Augenblick,
Die Welt bangt an der Siegenden Waffen,
Verbrechen Übermuthen stets die Zeit enden,
Kommt, unsre Gebieter, prangt noch unsre Siegerin,
Hilf in das Lager und entkommt das Heer

Zum Sieg, das für sie oft gefährt zum Sieg.
Unerschüttert von der Feinden Rachsucht,
Umgangen von den Zeitgenossen Neigung,
Befreyt noch heut gekrönter Triumph.

Boris.
Und Weisheit, meiner Hauptschatz, bist ich sey
Verloren, um die Himmel der Empörung
Erhebt meine Siegesmacht keine schwache weg.
Und wenn' ich Weisheit meine, der Feinde der Kunst.
Ein Zauberbuch zu Mißtrauen deiner Macht,
Bösewichter auch die Schwachen meinen Rede;
Wer bürgen mir, daß nicht, ob ich von Heer
Getrennt, sich hier des Todes Macht entsende,
Daß viele Eurer Herzhaft sich mir überzeugt?

Schuiskis.
Gebrauch es, mächtig wirkt das herrlichen Bilder
Stand auf den Reisigen —

Boris.
Gott der Czaar im Kampf
Sich dem Betrogen selbst entgegenstellen?
Und es mit diesem Streich sich selber überlegen,
Und meiner Feinde breiter Mordes spotten?
Nein, nicht im Kampf mit ihm ein sey mich die Welt.
Ein treuer Diener nur kann es vollbringen.
Schuiskis, du bist's, noch mehr, du bist meinfreund,
Mir, alle bist zu meinem Heeren Reisigen,
Weg' ihnen, daß ihr Czaar auf Ehr erstreut,
Daß er noch Feindlich entrang zu lehren,
Daß er noch furchtlich zu Kreuz erich.
Ich rufe dich mit allen meinen Rechten,
In treuer Hand liegt Leben unser Tod.

Schuiskis.
Ich eile, Herr, du sollst mich würdig haben,
Gleichwohl, bei tiefen Mitnacht Hauch,
Wenn bald mit Blut bedeckt zu treuem Fuße.

Boris.
Verlassende die Unsern, ob du gehst,
Zu meinen Volkes Herzen mich ich rette,
Und sammeln aller Reisigen meinen Thron.
Mit', ich erwarte euch hier.
(Schuiskis bringt ein Kaus vor dem Czaar und geht.)

Mniszinnus.
Erhabener Zar!
Der Bischof hinter noch da.

Boris.
Ein Traum!

Dritte Scene.

Boris. Hiob.

Boris.
Soll in Nagoris Tochter — andre Mutter
Bringt in von Mo'ia mir?

Hiob.
Ich darf dich, Herr,
Nicht täuschen. Mit der Christenheit heiligen Schrifter
Rufen in die Vorsicht meiner Ernennung auf;
Doch als ich die entbotte dem Verlangen,
Entrichtet der Unsprechtigen Bad.
Der glänzende Rache aller Ahnungen.
Ja, tief Er, wenn es noch wenn Sohn wird mir,
Soll es der Sohn doch meiner Mutter sein!

Boris.
Und wenn es Sorge, deiner Mutter Sohn,
Sollst du doch, Maria, seinen Herz nicht schauen.

das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es giebt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Gränzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst willkührlich zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dies sind nicht etwa blos Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mit-

tel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Erkenntniß und Empfindung.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend und unsre Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was keine bewußte Handlung des Geistes ist) ist blos auf unsern Zustand gerichtet, insofern derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne blos empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabei auf kein Verhältniß desselben zu andern Objekten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht nur auf andre Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung

der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben.

Wissenschaftliche und populäre Erkenntniß.

Es giebt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche blos auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Da wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit blos dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dies kann aber nichts anders heißen, als, nicht blos der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstande an einander schließen, müssen sie sich auch im Vortrage zusammen fügen, und die Stätigkeit in

der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freiheit und erkennt dabei kein andres Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Abson-

derung entdecken lassen, so kann der Verstand nur insofern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden.

Der Verstand beobachtet in seinen Combinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, und es ist blos der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt. Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verleugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freiheit in deren Verknüpfung dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne.

Die Nation der alten Hebräer.

In einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der Mosaischen Religion einen großen

Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tages erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem Einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die Hebräische Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruch stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu seyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertil-

gen, und eben so wenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt seyn, dem Ebräischen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die alten Griechen.

Bei den Griechen artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf ein Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der

Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er, außerhalb dieser, auch nicht von ihr überrascht werden, und so kein dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bei dieser als seinem Maximum still stehen, und alles andere derselben zu nähern bemüht seyn; wenn wir, uneinig mit uns selbst, und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben heraus zu fliehen, und eine so mislungene Form aus unsern Augen zu rücken.

Die Menschheit ist es allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fodert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie blos

Natur, darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals blos Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maaßſtab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Die griechiſche Natur vermählte ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſre Nebenbuhler, ja oft unſer Muſter in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſrer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophirend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals bei jenem schönen Erwachen der Geistes-kräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeiten geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes nur auf seine eigene Weise die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur, und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreise vergrößert aus einander; aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte; denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott.

Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren, noch höher steigen konnte. Nicht verharren; weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern,

Verlegen will ich ewig deinen Mund
Und mit Heiligen ehren dein Entsetzen.

Sinclair.
Drei Boten von dem Heer an euch gesendet.

Boris.
Herein mit ihnen. Aber, was läßt du sie
So lange harren?

Vierte Scene.

Kurlatkoi, Chitroff, Morosof treten ein.

Boris.
Welche Botschaft bringt ihr?

Kurlatkoi.
Auf Lichowitzkoi warf sich das Heidenheer,
Dem Pfalzgrafen war die Stadt ergeben,
Und Prinz Jonas Lasizi gebot in ihr
Den man am Hofgericht, der nicht zu sterben
Als abgesagten sie an Russlands Feind;
Allein die Reihen waren schon gelichtet,
Der Vorrath und des Lagergeldes Vorrath,
Im Schoß der Mitternacht ward aufgerichtet
Der tapfre Knab, geschient überzogt
Man ihn dem Feind — nur wenige der Treuen
Entkamen aus Lichowitzkoi mit uns.

Boris.
Zur Seite
Mit solcher Botschaft, tret mit die, was bringst du,
Chitroff?

Chitroff.
Dein Heldherr, großer Zar, vermag,
Dem nahen Feinde tapferlich entgegnet,
Kaum seiner Ueberzahl zu widerstehen,
Er bittet, du mögst ihm Verstärkung senden;
Trotz, spricht dein Waidbrun, sei in seinem Land
Verschlagt und mit sich selbst ohn Quellen,
Mangt mehrend sich den feindes Schaar einher,
Das Landvolk kommt ihm zu von allen Seiten;
Von seinem Tagesordnung Gint entflammt
Mangt ohne Sold zum muthentbrannten Krieger,
Und ohne Pflugschaar wirft ein Schwert.

Boris.
So werde
Zum Pfingstfest ganz Rußland, und zum Heuler
Ein jeder Krieger meines Heers, den Tod
Und das Verderben send' euch meine Rache.

Sinclair.
Bringt ihr nicht bessre Botschaft uns, Morosof?

Morosof.
Zum offnen Bruch der Treue, zur Empörung
Hat sich der Volksstamm Russlands entwickelt;
Die Zwietracht hat der Hydern Haupt erhoben,
Und in den Fahnen den Getreuen ein
Das theure Bildniß Gott sein neue Zeichen
Drangt es auf Tula siegend ihnen heran —
(Lautes Getöse von außen.)

Sinclair.
Horch, welch Getöse rauschet durch die Felle,
Und tief und dumpfend den Rasselt schallt,
Verwirrend die Gemüther?

Boris.
Drang doch ich vorgedrungen.
(Sinclair und Morosof treten hervor.)
Seht, wer da stürmt, blick fragen Thoren,

Was will's, was stammt euer blasser Mund,
Sich seiner Schreckensbotschaft zu entladen?
Spreche, allein das es wenn ich gebeut!

Sinclair.
Demanow steht ein in Moskau's Thoren,
Von allem Volke wie ein Gott begrüßt;
Ein Wink von ihm, und alle Gab verloren,
Auf mehrere der Dränge hat die Schaar
Der markentflammten Burgen sich gewendet,
Leichenhaft ward ein Opfer ihrer Wuth.

Boris.
Was kommert mich das Volk, die blinde Menge,
Kalt und verachtend schaue ich seinen Grimm,
Noch steuern die Getreuen zu entdecken,
Ihm wollen mit Klugheit, und führet zu mir
Die Häupter seiner Rotten und die Führer
Der Verräger.

Sinclair.
Oben naht dem Felsthore hier,
Doch mir — allein in den Hallen weite Hast
Mindt eine Ahnung von Gefahren sich.

Chitroff (tritt ein).
Verrath, mein Zar! entflohen sind die Getreuen
In dieser Nacht zu unsers Feindes Heer,
Nur wenige sind . . . . . .

Boris.
Trägt denn das Verderben
Ein Jeder auf der Zunge, der mir naht?
Kann sich kein Mund mehr öffnen, ohne mir
Zu rauben meiner Hoffnung letzte Stütze,
Zu taufchen der Verzweiflung armen Trost?
Schaufel, was weilst du hier, was bindest du
Mich an — was stammst? fort, zu meinem Heer!
Noch retten' ich mein Reich mit meiner Krieger.

Schaufel.
Die Hälfte deiner Krieger noch? — es naht
Zur Hälfte nur das Gräuliche gebeut.

Sinclair.
Schaufel, was sagt er?

Boris.
Hatte nichts gerad',
Verbirg mir nichts, ich will die ganze Tiefe
Des Abgrunds ermessen mit verweegenem Blick.

Schaufel.
Dein ganzes Heer hat seinen Eid verrathen,
Der schmachvoll angewichte Ueberrest,
Der treugeblieb nach den Worten der Treue borgte,
Weiß den Verlorenen zeigte Schlangenlist,
Verübet gräßlich war' dein ganzes Lager,
Verzweiflung gab dem Feldherr sich den Tod.

Boris.
Es ist genug — ich will nichts weiter hören,
Fahr mich schnell, ihr Verzagende verachtet.
Was ich beschlossen, geh, Schaufel, und harre,
Bis ich dich rufen lasse.
(Alles geht, Schaufel wendet sich zu seinem Knaben vor dem Gemach.)
Warum zaudert
Du noch?

Schaufel.
O, mein erhabner Gebieter!

Boris.
Was weiß du
Von mir — was kann ich mir noch grauen?

und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben: auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wiſſen, daß es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters, als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künſte herbeikam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man

Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredtſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Munde eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion.

Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edlern Wettſtreit der Talente ergötzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines libyſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen. Der Satz: der Menſch iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt, lebte und wirkte ſchon längſt in der Kunſt, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet, ließen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der

Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die ewig zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müssiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes: ein blos menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bunde zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsre Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsre Liebe; aber indem wir uns der sinnlichen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt

die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustande der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; Alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, hält sich nur an den Menschen. Deswegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns blos nackende Figuren. Kleider sind ihm etwas Zu-

fälliges, dem das Nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den Menschen zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der menschlichen Natur mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen.

Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts anders, als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der bessern Menschheit, das in denselben athmete.

Woher wohl die Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für Landschaftsmahlerei und Landschaftpoesie, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Gemählde der Zeit.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet? Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraume vereinigt.

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Bande der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts

in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlafheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehe empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. — Aus dem Naturſohne, wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zöglinge der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befeſtigt. Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyrannei zu erfahren, und, indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſre Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſrer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erſte Stimme, um ihr, in unſrer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schooße der raffinirteſten Geſelligkeit hat der Egoiſm ſein Syſtem gegründet, und, ohne eine geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle

Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freies Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen, nur unſre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmannes zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es

ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Der zahlreichere Antheil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen; und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet; und sie sollten eine

Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt ihnen Alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt? Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Namen gab.

Vermiſchte anthropologiſche Bemerkungen.

Der abſtrakte Denker hat gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Wie viel auch für das Ganze der Welt durch die getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag; ſo iſt nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſtes-

Schuiskoi (kniet vor ihm).
Heil
Verehrter Herr — zuvor nicht, wenn ich es sage —
Wenn ich — beschämet seine Thorheit,
Auf meinen Knien bekenne ich mich.

Boris.
Nun redig,
Mir sprechen bald und weiter — geh' und heilt
Mir die Hyazinthen.
(Schuiskoi geht langsam.)

Fünfte Scene.

Boris (allein).

Darf die Menschenkraft
Nicht in das ehrne Buch des Schicksals sehen,
Um sonst so hoch bestrafte seinen Lauf?
Was spricht' ich noch den wenigen zu reden?
Verderblich wirken die Gedanken mir,
Und wie ein Schwert am Feilenberg geschärfet,
Räumt' ich vergebens mit des Schicksals Macht.
Ich bin am Ziel, zu meiner Lebenszeit
Blickt dieser Szepter weiter Strahl so hell.
Den großen Hyazinthen Reiche zu bereuern
Hebt Moskau sich zu hohen Ruhestufen,
Und Segen schallt von allen seinen Thürmen
Des Friedenszaren legte Huldigung.
Glück, großes Glück, so scheint es mir zu sagen,
Gehört, weil du zept noch würdig Garben sammelt!
Du, der Warägen lange Herrscherreihe,
Mit deinem Szepter schwache mich nicht Mord,
In deiner Lehren königlicher Mehrung
Will ich als König walten hoch und frei.
Ich nenne mich auf, du schmeichelnde Verbannung,
Die Niederlaub den Stolz des Staates bändt!
Dort will Gedanken schlafen, dort verfachen,
Und seinem blut'gen Tagewerk zu ruhn;
Denn nicht als Fluchtlinie will Gedanken sollen,
Gegenster Kreis, auf welchem ich so lang
Den Völkern Rußlands spendete Gesetze,
Du Thronsessel meiner Herrscherwacht,
Hebt auch das Volk meines Todes werden,
Hebt auch den Purpur meines Kleides thun.

Sechste Scene.

Xenia tritt mit verwirrtem Haare.

Boris.
Xenia!

Xenia.
Mein königlicher Vater!

Boris.
Du bist so bleich — du zitterst — —

Xenia.
Nur laß mich!
Ich's wohl, was mir der Augen Trauer thut,
Was hat Entsetzen sagt in allen Zügen?

Boris.
Was sagt es dir?

Xenia.
Ach die Gestalten Liste
Und Feger rasch Gebild's, daß schwarzen
Ihm huldigten die Krieger.

Boris.
Es ist Wahnsinn,
Mitleidig Kind die Thränen meiner Wehl,
Und daß erträumter Heldengram dich rührt
Der Hof in großer Kostbarkeit sich war,
Umweht von seinem prächtigen Gefolge
Gehst mich vom langen Kampfe sich mein Heil,
Dein zartes Blut wo Liebe zu begegnen,
In stopfen Kraft in meinem Kinder Lauf;
Denn bald vom Leben abschieden bringt ich meiner
Xenia — an dieses Vaterherz.

Xenia.
Mein sicherster, mein geliebter Vater,
Ihr, den in früher Kindheit schon mein Heil
In Lieb' und Ehrfurcht Göttern gleich umfangen,
Da weich, in liebend sah ich euch noch nie;
Mit solchen Stürmen schrecklicher Erbauung
Zerreißt die zarte Kinderl Herz noch nie.
Ich sehe Leben verlieren, seine Rettung
Nicht möglich? Kann ein schneller Tod erbeilig!
Nicht alles wandeln? Kann der Gottheit Gnade
Nicht der Verzweiflung den Sieg verleihn?

Boris.
Auf ihrer Allmacht Ruhig darf ich nicht hören,
Nicht schirmen kann mich die Herrlichkeit
Des Heiligen, denn du sieh, der mich verdammt!

Xenia.
Ich seh' euch nicht, mein Vater, wirkst Gespenster?

Boris.
Nein — nicht ist Grab ist mein Verbrechen wandert
Mit mir; in dieser Nachtwelt reine Brust
Will ich es gestehen mein Gethanes,
Vor mich, den Frauen, soll ein Engel stehn!

Xenia.
Verbrechen? — Frauen?

Boris.
Weib, du ehrest Schwieriges,
Das schlechte Leben meiner Jugge band!
Tritt auf die Lippe, schauderndes Geständnis,
Daß auch kein Gräblich Ohr von mir vernehme;
Vergessen, Xenia, vergessen und bete
Vor deinem Schicksal und vor meiner Schuld!

Xenia.
Was wirst' ich hören, fetzet mich nicht länger!

Boris.
Dein Vater ist ein Mörder, theile Xenia,
Der man zum raubet, der es tödtet gerufen.

Xenia.
O, haltet ein, mein Vater, haltet ein!
Gott der Barmherzigkeit!

Boris.
Todesgrauen
Von glühendem Entsetzt zeigt' ich nicht, der Rede
Zum Thron zu neigen mit der Nachwelt Blut,
Ich sieh Frauen, den Haarerwürgt, morden,
Und zarte Kind ward Opfer meiner Wut.

Xenia.
Wo soll ich hin, wo berg' ich meinen Schmerz!

Boris.
Du bist, du thronest vor dem großen Frauen
Gerad', noch weißt du sind nicht, dein Thron,
Ein nächtiger Verbrecher mit rothreine,
Besonnten Haupt' ich durch Verbrechen war.

kräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen.

Ausbildung des Empfindungsvermögens ist das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht blos weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maaß unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken; aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schen im Alter

der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls.

Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, blos um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist blos ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art Etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert der Mensch dadurch blos die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas anders, als die Gegenwart zu suchen.

Nur ein Fremdling im schönen Umgange wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Um-

gange wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein; daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Gewisse triviale Kritiker, welche klagen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sei, greifen nicht blos die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es misfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt; aber es verdrießt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten; aber sie

möchten auch das Eckigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen.

Die Tugend ist weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich.

Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Freundschaft ist oft verzagt, und immer besorglich.

Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder.

Unsre Seele erschafft sich zuweilen große bezaubernde Bilder, Bilder aus schöneren Welten, in edlern Formen gegossen. In fern nachahmenden Zügen erreicht sie zuweilen die spielende Natur, und es gelingt ihr, das überraschte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuschen.

Aesthetik.

Das Schöne nach seinem Unterschiede vom Angenehmen und Guten.

Da sich das Gemüth bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und dem Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden theilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen.

Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur Ernst, aber mit der Schönheit spielt er.

Die Schönheit ist zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjekts, weil das

Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre That.

Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben so gut und noch ein wenig besser, als eine eben so schöne, blos gemahlte, gefallen: aber in so weit sie uns besser gefällt, als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl; diesem darf auch das lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Zwar ist es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne das Rührende bestehen.

Das Erhabene und Schöne ist allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist, zu vergnügen, und das Gute, sei es theoretisch oder praktisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt blos die Sinne, und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie; denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet; aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme blos gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Das Gute erweitert unsre Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraussetzt. Das Angenehme hingegen bringt gar keine Erkenntniß seines Objekts hervor, und gründet sich auch auf keines. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsre Lage gegen sein Objekt verändert.

Das Angenehme, kann man sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es ist.

Das Schöne ist dem Angenehmen darin gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erscheinung gefällt; ferner auch darin, daß es keine Erkenntniß von seinem Objekt verschafft, noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Das Schöne gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt blos, insofern dasselbe zugleich sinnlich ist, aber auch dem sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht blos dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz

erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist das zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren theoretischen oder praktischen Gesetzen erkennt. Der nämliche Gegenstand kann aber mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammen stimmen, und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechen.

Was uns blos durch seine Form gefällt, ist gut, und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Das Gute ist Objekt einer Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflößen. Ein Gegenstand kann häßlich, unvollkommen, sogar moralisch verwerflich, und doch angenehm seyn, doch den

Blut mußte fließen, was das Blut erzeugt,
Auf Leichen wandelte mein Herrscherstritt.
Ich war am Ziel, die goldne Herrscherkrone
Umwand mein siegumkröntes Haupt; schon
Verlangt ich mich zu meinem Ehrgeiz Throne,
In den Palästen langer Ahnenreihn,
Der alten Czaren Sitze herrscherstolz
Umgab mit scharfer Ehrfurcht meinen Thron,
Und in den heißen Nacken meinen Purpur
Warf ich so hin und satt, wie um mich her,
Der angebetenen Ehre Kraft zu fühlen,
In ihnen alle Fibern meiner Brust,
Rafft ich mich auf in kräftiger Ermannung,
In königlicher Thätigkeit Entbindung.
So, ich durch Väter meiner Größe, verfluchen
Mag der Mariage Herrlichkeiten mein Haupt,
Mag Kronenschauer eine Welt mich krönen,
Doch weiß ich, daß mich segnete mein Volk.
Wie dem ererbten Scepter übernommen
Hab' ich getreulich jede Herrscherpflicht.
Flicht, flechet ihr, geschmeidige Besterne!
Ihr flechtet nur zu eurer eignen Schmach.
Das Lorbeerblatt, das ihr an mir verschwendet,
Vermindert meiner Thaten Glanz und Pracht.

Arinia.

O Vater!

Boris.

Milder wurden meine Schmerzen,
Und leichter Gelassenheit Frieden werden
In das Verbrechers finsterharten Brust,
Da hervorirrt, wie ihr gerte Schmeichelsame
In feingesponn Hohnit Strahl empor;
Da macht der Engel, der mich in das Leben
Hob' in der Menschlichkeit gerechtigkeit,
In deiner Augen ernsten Himmel hinsieht
Glaubt ich der Hoffe mich nicht mehr gewollt,
In deiner Unschuld liebender Umarmung
Erlassen' ich die Unschuld liebend mir gerne,
Die ich in ihr zur Lust Schuldenreu von mir wendet,
Da ihr ins graute Dunkel sich enthellt.

Arinia (wirft sich in seine Arme).

O, Vater! Vater! — nein, ich kann nicht lassen
Von euch — meine rasse Hand euch Vater heißt,
Wenn euch Vergeltung eure Taaten richtet,
Die Liebe gut in das Gericht mit euch —
Nicht, nicht, nicht will ich mit euch theilen,
Wer's auch der Fluch der Nähmacht — nein, bei Gott
Kann es mich sinn, nur Hoffnung soll es werden,
Durch die ein Vater zur Verbindung führt.
Die ewig reine Tugend stand ich dafür,
Wenn Trennung drüben ihr Gebet von euch.

Boris.

Und brennch wird sie bald mich von die scheiden,
Schnell naht sich mir das Schicksal rasch und still,
Und unerbittlich, weh ich rasch gerichtet,
Erlegt unerbittlich mich's in meine Gruft.
Noch bin ich Herr, noch bin ich nicht erschöpft;
Die schwindende Minute nenn' ich mein,
Ich muß sie nutzen.

Arinia.

Herrscher des Himmels,
O wandle deinen Blitzgrim Geschoß,
In Staube beugen will ich meine Knie
Vor eurem Thron in ewigen Gebet,
Mit ewigem Dank! Unendlichkeiten anrufen,
Mit ganz'ger Kraft meine Hand euch weihn,
Nur laßt mir ihn, nur ihn!

Boris.

Auch sein Geschick
Nur ich bezeichne, das gräßlich Buch der Welt

Mir weist — der Erde Herrschaft war dein Erbe,
Zur Mitgift war ein Königsthron zu klein,
Arinia, auf deiner reinen Stirne
Erkannt ich der Erde kaltkist Tiefen,
Und seinen Lohn' an deinen Thronen Stufen
Errungen Macht und Ehren Ernedt.
Tod ist verbei; ein Grabmal ist dein Erbe,
Und mein Vermächtnis nennt die Welt nur Fluch.

Arinia.

Grausamer! und verdrauh ich? — alle Martern
Kannt ihr auf dieses Haupt — auf meinen Kaiser —

Boris.

Du wirst sie nicht verschmähn, du wirst empfangen
Die Gabe, die ein Sterbender dir beut.
Nimm hin, Arinia, den Purpur Fluch,
Wenn gleich auf seinem Saume noch der Fluch,
Blutschuldiger, klebt an Mörder Hegen spreche,
So segne ihr, daß deine ganze Glück
Sich nur auf mir, dem Schuldbarn, vollziehn,
Und nicht mehr den Namen Mörderin
An deiner Thronen, an dem reinen Schar,
An meinem Hasten!

Arinia.

(Da beide Arme mit Abscheulichen Blicken verstoßen, steht Hinwendig).

Gib mir den Tod!

Boris.

Arinia, du Unkind, du erbärmlich!
Barbarischer Kindes, daß ich auch der Bürden
Des eignen Kindes trug? — Arinia,
Erwache, meine Tochter!

Arinia.

Mein's Täuschung dieser fürchterliche Orgen?
Nein, es ist Wahrheit — seine Arme hatten
Mich noch — er lebt! er lebt!

Boris.

Erwarte dich,
Verlasse dich, mit größter Hoffnung trage
Das unverwandtliche Gericht.

Arinia

(wirft sich auf seine vor ihm nieder).

Ihr Engel
Des Himmels! leiht mir eurer Arme Kraft,
Erhebt mich den Siegesklang der Engelhöhe,
Weil Kindesthränt hier vergebens fleht!

Boris.

Was kniest du? was kannst du von mir fordern?
Soll ich vom Thron in einen Kerker sinken,
Wo Nacht dem Leben, das ich mündlich endet
Mich kann, vielleicht ein Henkersschwert verkürzen?

Arinia.

Ich dem im Tode auf die Brünne schau?
Ich allein hier verloren? — Vater, weiß
Von euch der Elenden aufwärtsen Hände,
Fehl endlich sie euch selbst auf Erde für mich.
Begründet habt ihr eure Volk so lange,
Begründet sagt euch selbst, unendlich dem
Man eine Zuflucht in der Kraft der Erde,
Was findet ihr für sie in der Gruft so groß?

Boris.

Arinia, eure Schwester hoffnungsvoller
Soll du vergeben, vor mir fleh. Ich kann,
Ich will nicht meine Seele verderben,
Ich kann nicht ruhig sein in meiner Schmach.

Sinnen gefallen; er kann die Sinne empören, und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen; er kann seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn. Bei allen diesen verschiedenen Vorstellungen ist ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessirt.

Das Gefühl für das Schöne und für das Erhabene als zwei Genien des Menschen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns; denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst

und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

Das Gefühl des Erhabenen.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grade als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, was bis zum Entzücken steigen kann, und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist, unsre moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstande stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereiniget seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustande des

Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Princip in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft, und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Falle durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden

kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden; denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andre sinnliche triumphirt; aber an das Absolut-Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn; denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Beim Erhabenen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden; denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere

die Erfahrung ſeiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Das Erhabene verſchafft uns einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig, ſondern plötzlich und durch eine Erſchütterung reißt er den ſelbſtſtändigen Geiſt aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umſtrickte, und das um ſo feſter bindet, je durchſichtiger es geſponnen iſt.

Das Erhabene, wie das Schöne, iſt durch die ganze Natur verſchwenderiſch ausgegoſſen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menſchen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt ſich ungleich, und durch die Kunſt muß ihm nachgeholfen werden. Glücklicherweiſe liegt es ſchon in der Natur, daß der Geſchmack, obgleich er zuerſt blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen und einen Schatz von Grundſätzen anzupflanzen, und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

Nicht blos das Unerreichbare für die Einbildungskraft (das Erhabene der Quantität), auch das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, nnd dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Kataraкten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert?

Noch viel weiter, als die sinnlich unendliche, führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nämlich blos freie Betrachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat. Aber Fälle können eintreten,

wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten.

Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und, wie das wahre Unglück, setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos.

Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in in voller Rüstung, und weil es blos eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Princip in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter der Geist diesen Akt der Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches

zu behandeln, und, der höchſte Schwung der Menſchennatur! das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulöſen.

Stirne gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit denſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der Alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung — des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maaß aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und

das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach außen Grenzen findet. Heraus geschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine blos komparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erscheinungen verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedürfniß gekommen seyn muß, ehe wir bei unsrer moralischen Natur Hülfe suchen, so können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bei diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung, und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßig-

keit zu empfinden geben, die eine Zweckmäßigkeit vorausseßt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andrerseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Schönheit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergößt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Das höchste Bewußtseyn unsrer moralischen Natur kann nur in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe, erhalten werden, und das höchste moralische Vergnügen wird jederzeit von Schmerz begleitet seyn.

Mit meinem Blut kann ich den Mord versöhnen,
Nicht vor dem Richter nicht Gefangne stehn;
Steigt auf, ihr Geist vergeltend!

Arsinia.

Nein, ich weiche
Von dieser Stelle nicht, hier will ich sterben,
Die ich den grausigen Entsetzlich verschuldet.
Ein rasch der starke frommen Sieben gerichtet.
Mein Vater, kann dem Blut das Blut versöhnen?
Trägt sie die Schuld, wenn sie sie hasst, wenn ihr
Nur eurer Hoffnung beraubt, das Verderben,
Schont ihr das einzge Verderben nicht?
Raubt nicht den Wiederkehrend theurer Hoffnung
Durch diese furchterliche Trennung mir,
Lasst mich nicht an dem Ewigen verzweifeln,
Wenn teuren alles Irdische mich flieht!

Boris.

Du entbrannst deine Macht — erhöhter länger
Nicht den Entschluss, der mir den Frieden gab.

Arsinia.

Den Frieden der Vernichtung — Vater, werdet
Ihr euch den Frieden schaun nach solcher That?
Kann solche Tretung mehr den Richter fahren?
O wendet, wendet euch nicht ab von mir,
Stosst nicht die innre Stimme zu betrüben,
Die unmilderlich eurer Herz bestrebt,
O, spürt der Rahung Engel nicht zu werden,
Der schnell sich im Vaterbilde regt!
Verbringt die Thräne nicht, die euch so schimmer,
Die euch mein ungetrauter Schmerz entreisst,
O, Vater, kennt ihr, weiss ihr mich verstossen?
Denn reden euch ich ja von mir, wenn ich
Euch nur euch selbst bewegen will und rühren,
Stösst mich verlassen, fehl den Hohn der Welt;
Der Lauber Wurf schonungslos preisgeben,
In Ketten sehn Arsinien gebracht,
Die euch nicht folgen darf in's Verbannung
Den Tadel, weil sie noch vor Gott erbebt.

Boris.

Arsinia, was fordert du? was machst du
Aus mir? In deinen Thränen schmilzt mein Wille;
Und gestrenge musst ich meinem tiefen Herzen
Den langgewohnte strengen Entschluss.

Arsinia.

Ihr Himmlischen! lasst noch mein Werk gelingen!
Lasst mich, du heil'ge Mutter aller Huld,
Lasst mich den Sieg des Geistlichen erringen,
Also zu retten von der neuen Schuld!
Ihr kennt, mich recht von euren Verderbringen
Die Stimme glaubender Verzweiflung an;
Die Grüfte der Verzweiflung zu verbringen,
Rasselt mächtig ihr Verfangnen heran,
Ihr überlist mir die Kraft der Engelzungen,
Die nur ein Gott, ein Retter, kann ersinnen,
Ja er ist mein, sein Tode mir gelungen,
Entrissen dem Verderben ist er mein!

Boris.

Auf's neu hab du in meinem kalten Busen
Den angebrannten Wiegenstrom erweckt.
Geht nur ein Frieden, gnäd'ge Himmelsmächte,
Musst auch aus Leben oder in die Gruft!

Ferdinand (tritt ein).

Herr, die Streitigen haben sich versöhnet
Auf dem Gebiet, und Hoffen bringt Musik.

Arsinia.

Hört ihr das Jauchzen, das ein Gott euch bringt,
Das wandelnd euch das Leben wird zurück.

Der Schlachtruf ist, auf! von den Lüften wendet
In den Erhabnen den Männerblick.
Auf, großer Heer, den Heldenkampf zu ringen,
Die Fahnen flattern von der Mauern Höhe,
Die Glocken rauschen, die Posaunen klingen,
Denn aus dem Grabe soll das Recht erstehen!
Kommt, kommt, euch führt im ewigrothen Gewitter
Der Gott der Heere durch den Kampfes Nacht,
Mit Siegesdonnern ruft er euch zum Streite,
Mit Himmelswaffen reicht er euch zur Schlacht.

(Indem der Chor sie folgen will, erscheinen die bewaffnen Leute seiner Leibwache. Unter ihnen erblickt Sichern.)

Arsinia (nach einer Pause).
Gott, was ist das?

Boris.
Die Stimme meiner Sicherheit.

Sichern
(der sich entfernt hatte, tritt ein).

Arsinia (zitternd).
Was bringt dieser Sinnesgang?

Sichern.
Den Tod.
Verlangt's, der vor drei Nächten Tore,
Trägt man zur Erde, eben jetzt beginnt
Der Trauerzug.

(Geht ab.)

(Erschrockener Zug seiner Begleitsmänner.)

Arsinia.
Finsterer Schein umhüllt
Ein abgrundtiefes, mein Vater — dieser Fußtritt —
(Rasch abgehend.)
Ihr hört mich nicht, weilt euer Ruf nicht hören —
O bitter spottend höhnendes Geschick,
Wie schlupfwerft du vor dem erzwungnen Siege
Er fällt, so unerbittlich mich zurück —
Mein theurer Thor, mein Vater, hört mich!

(Der Erschrockenen entfernt sich noch und noch, wer ihrer letzten Leute verblieben, folgt der Chor und zuletzt auch Arsinien der Hauch.)

Boris.
Ist weit!

Arsinia.
Allmächt'ger Gott! wovon?

Boris.
Ist nur
Der Stimme meiner Sicherheit, hatte länger
Mich nicht im Leben —

Sichern (tritt ein).
Der Streitigen Führer
Wünscht euch zu sprechen.

Boris (rasch).
Herr, ihr Kinder sind sich
Verlassen von dem Abend zurück herrn.
Und man versammet, daß von Mensch heran
Der Hand auf Mensch bringt, daß unter Mauern
Schon der Kanonen schnelle Kugel quellenbrennt,
Das Aeußre Ende sey hoffe.

Sichern.
Nun fürchtet
Ergreifen weigern sich die Streitigen
Zum Kampf zu gehen, und verlassen traurig
Von ihren letzten Edelgreis der Gefahr.

Boris.
Was zögerst du, was weigert sich dein Mund
Die unterschiedenen Botschaft zu verkünden?

Auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, Vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Maaß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser aus einander gespannt.

Wenn ein Objekt *erhaben* heißen soll, so muß es sich unserm sinnlichen Vermögen *entgegensetzen*. Es giebt nach den zweierlei Verhältnissen der Dinge zu unsrer Sinnlichkeit ein Erhabenes der *Erkenntniß* und ein Erhabenes der *Kraft*. Das Erhabene der Erkenntniß beruhet auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das *mathematische* heißen. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaßen in *Verwunderung* setzen. Wir werden überrascht und unsre Erfahrung erweitert sich, aber insofern wir an dem Gegenstande selbst kein Interesse nehmen, bleibt es blos bei diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Ueberschreitet aber ein Erzeugniß der *Freiheit* den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse *Bewunderung*

empfinden. Es ist hier nicht blos eine übertroffene Erwartung, es ist eine Entledigung von Schranken, was uns überrascht. Hier interessirt uns die hervorbringende Kraft.

Wo aber der Größenbegriff des Zwecks überschritten ist, z. B. bei einem zu großen Wohnhause, entsteht Mißfallen.

Nirgends wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Größenschätzung, sowohl bei körperlichen, als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaaß in sich, wonach er sich bei der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet.

Derjenige Gegenstand, der mich mit selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Das Erhabene der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird; es ist blos die Wirkung unsres eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt eines Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die, von der Vernunft als Foderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erre-

chen, andern Theils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Foderung aufstellen zu können. Auf das erste gründet sich die zurückstoßende, auf das zweite die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegenstand gar nicht ästhetisch, ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnden, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt.

Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolge zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunterſteigen. Ihre kühnen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinn Bedürfniß sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen.

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört fürs erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs zweite, daß er uns das höchste

ſinnliche Maaß, womit wir alle Größen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann; denn alle Raumgrößen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der ſich darin erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand iſt, als der ganze Geſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andre Größen in ſich befaßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was dem Auge je erſcheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bei, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungskraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen (wozu auch Tiefen gehören: denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann). Höhen erscheinen durchaus erhabener, als gleich große Längen. Eine bloße Länge, wie unabsehlich sie auch sei, hat gar nichts Furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grunde ist eine Tiefe noch erhabener, als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinauf denken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. — Höhen und Tiefen wirken auch schon deswegen stärker für uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maaßstab, unter welchem sie verliert. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein; aber das lehrt blos der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Entwicklung und Kraft des Gefühls für das Erhabene.

So lange der Mensch blos Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreise der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämonische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahndete, so konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft, und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Flut von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden: und das Relativgroße außer ihm ist der Spiegel, worin er das Absolutgroße in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch

erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm, entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maaßstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergange gebahr — wer weiß, ob es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur,

die sowohl wegen ihres Ursprungs aus selbstständigen Denk- und Willensvermögen unsre Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient. Das Schöne macht sich blos verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Wechselseitiges Verhältniß des Schönen und Erhabenen zur menschlichen Bestimmung.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden

wir unſre Menſchheit verſäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieſer uns einmal angewieſenen Sphäre des Handelns beſtändig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unſrer Würde vergeſſen machen. In der Erſchlaffung eines ununterbrochenen Genuſſes würden wir die Rüſtigkeit des Charakters einbüßen, und an dieſe zufällige Form des Daſeyns unauflösbar gefeſſelt, unſre unveränderliche Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſre Empfänglichkeit für beides in gleichem Maaße ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu ſeyn, und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verſcherzen.

Mutand du, ich rachte die vielleicht an dir?
Mit Schmerz und Reue weiß ich es bekennen,
Daß ich es that — doch fürchtet ja nichts mehr,
In des erlognen Feuerbergs Schlunde
Liegt kalte Nacht der ungeborenen Glut.
Mit meiner Hoffnung starb der Zornes Flamme,
Mimm hin — für diese Botschaft diesen Lohn.
(Er gibt ihm seinen Siegelring.)

Bonifacio.
Herr, ist ich meinen Augen traun?

Boris.
Es war
Die letzte Botschaft andrem Verderben,
Die unser Leben retten sollte, bringen;
Da doch, zu tödlich kann ich sie nicht lohnen.

Arinia.
Mutter, mein Vater, werdet ihnen auf ewig
Ihr euer Angesicht von mir, soll ich
Nur euer Kinder wiedersehn?

Boris.
Ja ewig
Minuten sehr ich weiter. —

Arinia.
Nein, ich kann
Nicht von euch lassen — bei dem höchsten Gotte
Beschwör' ich euch —

Boris.
Dies soll'ge Wort der Ehre,
Der Vorpur, der aus den Verlohren thront,
Mag ich vertauschen wohl mit dem Gewande,
Das mir zu tragen pranzt auf meinem Weg.

Arinia.
Ihr seid wieder?

Boris.
Er wahr Gott und Sieg!

Siebente Scene.

Arinia.
Er ist hinweg, er läßt in allen Gliedern
Der Ungewißheit schauderndes sich graun,
Der Ungewißheit, Gott, vor meinem Blicken
Enteilt in die grausliche Gewißheit schon.
Des Todesengels unheilschwangre Nähe
Spracht aus dem dunklen Abgrund seines Blicks.
Es ist unsinnig, ich kann u die Finger halten
In dem verlohrnen Dasinn ihn zurück,
Unsinnig, unsinnig, mit fingerdürren Gewalten
Zermalmend naht das eiserne Geschick;
Vergebens hall du frommer Thränen Bitte,
Vergebens du mein banger Schmerz gefleht;
Vergebens doch aus meiner Tiefen Mitte,
In allen heißen Angsten mein Gebet.
Sein Vaterblick, der tiefbang mich begrüßte,
Neigt sich erbleichend in die lange Nacht;
Wo bin ich? wann das All der Welt zur Wüste,
In der nur Gottesthe Vergeistung wacht?
Wo bin ich? — ist das noch die Burg der Ahnen?
Mein, nein, hier wehet in der Verwesung Graus!
Wo ist des Vaters Thron? — er wankt zur Bahre
Auf öden Gruft sein königliches Haus.
Matt glänzt das Licht — das ist der Vorpel helle,
Wie glänzt der Edge Zier so blutenrot! —
Ihr hohen Frauen, ist nicht eine Stelle
Für Boris Tochter noch in eurem Kreis?

Achte Scene.

Boris im Gewande eines büßenden Mönchs.
Arinia.

Arinia (ihn erblickend).
Der leichen frommer Mönchen sieht.

Boris.
Wo weilst
Dein Geist, Arinia?

Arinia.
Ernst ihr's, mein Vater?
Ja, ich erkenn euch wieder — ich war da,
Wo ich bald werde sein.

Boris.
Gewasser dich,
Des Vaters letzte Worte zu ernehmen.
Denn bald bin ich nicht mehr — bald wird mein Feind
Mit seinem Heer erlauben diese Mauern,
Wo ergi gelassne Greise einsam weilt;
Dann wandt du flichen aus deinem Vaters Hause,
Verlassen von der Welt, der er gehört.
Traun will ich dir auch eine Zuflucht offnen,
Die frommen Klosterfrauen der Abtei
Von Monmelinois, die ich gestiftet,
Verlagern einer Fürstin die wohl nicht.
Dort sie dir, Arinia, mein Gebrauch
Mein mildres Auge sich dem Lichte schließt.
Dort bete für die Ruhe meiner Seele
Mit deinen armen Schwestern schon Tag;
Dort, wenn die Glocken in der Geisterstunde
Zur Hora rufen, ist mein Geist dir nah.

Arinia.
Wohl, Vater — doch nicht lang werd' ich dort beten,
Gott wird als Gnadengabe mir verleihn,
Was ihr euch rauben wollt.

Boris.
Was ich gewollt!
Schon schleicht das Gift durch alle meiner Adern,
Und zitternd wankt vor meinem Blick die Welt.
Ich wohl, Arinia, umgab den Bruder,
Den guten Knaben, meinen Feder, nicht,
Den treuen Wetzenslaus empfohlen
Hat ihn mein letzter Wille — doch als Kind
Wird er wohl weniger zu fürchten haben,
Und dich beschützt in Gottes Heiligtum.
Du zitterst, meine Tochter — laß den Abscheu
Dies selbst aus nicht erschrecken, Thränen doch
Gebrauchst nicht, nicht seiner Tochter würdig,
Leb wohl, Arinia!

(Er reicht Arinien die Hand.)

Der Mörderwurm
Wirft aus das Mörderische verbissen;
Zeigt sich schrecken, laß im Augenblicke
Den Leben mich mit meinem Gott söhnen.
Es unentschieden bleibt in meiner Hand
Unsicht, ob weltlich du im äußren Leben
Mich halten; laß mich, bittre liebe Hand
Mich wohl zerschmettern von dem Schwert des Todes.
Doch Gottes Liebe kündet es so an's uns!

Arinia, ermanne dich — bedenke,
Daß ich der Schmach gewehrt wie', wenn ich nicht
Den Tod erwähle; denke, daß dein Vater
Als König lebte und als König starb.
Als Heldin trage du den Schmerz der Todten,
Gebrauche deiner edeln Stärk — in dieser
Umarmung laß mich scheiden.

(Er umarmt sie, reißt sich dann gewaltsam von ihr los, und entfernt sich langsam; — ehe er die Thüre erreicht, wendet er sich noch einmal nach ihr:)

Leb wohl,
Arinia!

eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gelten sollte. Daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Moralischen, wie im Physischen, aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte. Daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem

Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß; denn von Größe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß; denn nur allzugern verſcherzt er im Stande der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stande der Willkühr herüber brachte.

Einfluß der Schönheit und der Kunſt auf den Menſchen.

Durch die Schönheit wird der ſinnliche Menſch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wieder gegeben.

Es iſt nicht blos poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſre zweite Schöpferin nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit blos möglich macht, und es im Uebrigen unſerm freien Willen anheimſtellt, in wie weit wir ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes ja mit unſrer urſprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die

uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsre eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck; aber macht uns auch in demselben Grade zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes; aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine, wie das andre, zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffs entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstande, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es giebt keinen ſicherern Probirſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeſchickt und verdroſſen, ſo dient dieß zu einem untrüglichen Beweiſe, daß wir keine rein-äſthetiſche Wirkung erfahren haben; es ſei nun, daß es an dem Gegenſtande, oder an unſrer Empfindungsweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine reinäſthetiſche Wirkung anzutreffen iſt (denn der Menſch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), ſo kann die Vortrefflichkeit eines Kunſtwerks blos in ſeiner größern Annäherung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit beſtehen, und bei aller Freiheit, zu der man es ſteigern mag, werden wir es doch immer in einer beſondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlaſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung und je weniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche unſerm

Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Mahlereien und Bildhauerwerke unsre Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkührlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten,

durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt.

Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten bei jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik, in ihrer höchsten Veredlung, muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst, in ihrer höchsten Vollendung, muß Musik werden, und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeiten ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müssigen Genuß zulassen, sondern den

Geiſt des Beſchauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunſtwerk führt auf die Kunſt zurück, ja es bringt erſt die Kunſt in uns hervor.

Durch die äſthetiſche Gemüthsſtimmung wird die Selbſtthätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung ſchon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der phyſiſche Menſch ſo weit veredelt, daß nunmehr der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freiheit aus demſelben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem äſthetiſchen Zuſtande zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter, als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Der äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemeingültig urtheilen und allgemeingültig handeln, ſobald er es wollen wird. Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und zu großen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmit-

telbarſten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Held und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen. Es ehrt und adelt jenen, auch da nach Geſetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeſchränktheit zu ſtreben, wo der gemeine Menſch nur ſein erlaubtes Verlangen ſtillt. Durch die äſthetiſche Kultur muß der Menſch lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*.

Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Nur die *ſchöne* Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame Aller bezieht. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergißt ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfährt. Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit der Geſchmack regiert und das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Die ungeſellige Begierde muß ihrer Selbſtſucht entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, und die willige

Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Myſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderſinn vertraulich hernieder ſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniß, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freier Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staube, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen, wie von dem Lebendigen, ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt Alles — auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat. Dem Bedürfniß nach exiſtirt dieſer Staat in jeder freigeſtimmten Seele, der That nach möchte man ihn wohl nur in einigen wenigen

Neunte Scene

Urlaub

(Stellet einer Zeitung nachvorgleich, dann nähert er sich leise der Thüre zu dem Schlafgemach des Czaaren und lauscht nachher, nach einer Weile, in der er aufmerksam gelauscht).

Er betet (Er legt auf) ich will beten gehen.

(Sie geht langsam ab, die Bühne bleibt einige Augenblicke leer; der Vorhang fällt langsam)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Schuiskoi (erscheint).

Es ist so still im Kremel; alles schweigt
Wie ausgestorben im Palaste — selbst
Die Kammerer sind entflohn — im Vorgemache
Des Czaaren regt sich niemand — wo verweilet
Er selbst? — den letzten Rettungsweg der Flucht
Will ich ihm sperren, da ihn alles flieht.

Mstislawoi (tritt auf).

Schuiskoi.

Sind ihr's, Mstislawoi? wo ist der Czaar?

Mstislawoi.

Ich glaube, daß er schlummert.

Schuiskoi.

Soll man ihn
Erwecken, oder ihm die Ruhe gönnen?
Verderben trägt ein sehr Angesicht.
Mich sind ihm zeigt der Weg zur Rettung offen;
Mit wenig seiner Treuen wollt ich ihn
Durch der Kosaken flucht'ge Schaaren leiten,
Die Muskau ihm zuschicken mag.

(Mattes Getös.)

Ha! was für' ich?

Mstislawoi.

Vielleicht, daß schon der Feind sich naht.

Schuiskoi.

Folgt mir,
Den Czaar zu retten.

Mstislawoi.

Fliehn ist hier vergebens!

Schuiskoi.

So laßt uns für ihn sterben!
(Beide ziehen die Schwerter.)

Mstislawoi.

Zuvor aber
Der Ruhrede wähl't — ich muß den Czaaren wecken.

Schuiskoi

(und dem Schlafgemach hervordringend).
Kein Streitlicher erweckt ihn!

Schuiskoi und Mstislawoi.

Ha, was sagt ihr?

Schuiskoi.

Der Czaar ist todt —

(Die großen Glocken des Kremels werden geläutet, ein wilder verworrener Klagegesang dringt von dem Innern des Palastes.)

Schuiskoi und Mstislawoi.

Ist todt? — Verwünschter Ruf!

(Sie eilen in das Gemach.)

Viele Stimmen.

Der Czaar ist todt!

(Marschalk, Kurbatoff, Lobanowsky, viele Bojaren und Hofleute des Czaaren.)

Alle.

Schuiskoi, sagt, ist es Wahrheit?

Schuiskoi.

Es ist —

Marschalk.

Sprecht — wie —

Schuiskoi.

Ein heilbereiteter Becher
Mit Gift — —

Alle.

Gottloses, grausames That!

Schuiskoi (zurückkehrend).

Godunow hat vollendet, deutern darf er
Jetzt seinen Feind.

Viele Stimmen.

Klagt um den großen Czaar!

Schuiskoi.

Nicht Klagen sind es, die jetzt Männern ziemen.
Wir müssen handeln — in Verwirrung lebt
Der Russen Volk, sein hoher Thron steht leer,
Und ein Betrüger dringt mit fremder Macht
Heran, und will der Czaaren Krone rauben,
Wenn sie von Rußland seinen Sieger schmückt.
Drum laßt die Gräber des Volks, die Czaaren
Der herrlichen Geschlechter und versammelt,
Und hier im Kremel berufet denn die Reich,
Daß einen wack'ren Herrscher sie sich wählen.

Die Bojaren.

Hört ihr den Helden, hört ihr Rußlands Retter?
Er spricht die Wahrheit!

Mstislawoi.

Wir, Schuiskoi, vergeßt ihr,
Das Zepter, der Czaarenwürde, lehnt?

Schuiskoi.

Er ist
Ein schwacher Knabe — Männer müssen herrschen;
Bojaren, Brüder, laßt uns einen Reichsrath
Versammeln, der mit festem Männermuth
Beschließt, was unsers Volkes Wuche fordert.

Mstislawoi.

Bedenkt — das Recht —

Die Bojaren.

Hört ihn nicht an — Er ist
Verschlossen.

(Die Leiche des Czaaren Boris wird von vier seiner Kammerer auf einem schwarzbedeckten Lager hereingetragen.)

Mstislawoi.

Laßt die letzte Huldigung
Und auch dem Hingeschiednen werden!

(Die Bojaren küssen knieend die Hände des Czaaren.)

Er war
Der Vater seines Volkes — Rußlands Stütze
Besiegt die Gefahr!

auserleſenen Zirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigne ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickelteſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Der Zweck der ſchönen Künſte bei dem Menſchen.

Daß der Zweck der Natur bei dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſei, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber, haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Die Kunſt gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die kein Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10442/049

wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst blos deswegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesem erhaben ist?

Ein freies Vergnügen, wie es die Kunst hervorbringt, beruht durchaus auf moralischen Bedingungen, die ganze sittliche Natur des Menschen ist dabei thätig. Für die Würdigung der Kunst ist es vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sei, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne; denn in beiden Fällen muß sie mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständniß handeln. Für die Vollkommenheit der Kunst ist es aber nicht einerlei. Ist ihr Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, mithin ihre völlige Freiheit ausübt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben. Die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen, stärkt unsre moralischen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe, u. s. f. alle diese Neigun-

gen ſtärkt. Das Vergnügen, das die Kunſt gewährt, wird ein Mittel zur Sittlichkeit.

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als überhaupt die Quellen eines freien Vergnügens. Frei aber iſt das Vergnügen, wobei Vernunft und Einbildungskraft thätig ſind, und die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird.

Wohlthätiger Einfluß der Dichtkunſt auf den Menſchen.

Die Dichtkunſt iſt es beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft im harmoniſchen Bunde beſchäftigt, welche gleichſam den ganzen Menſchen wieder in uns herſtellt. Sie allein kann das Schickſal abwenden, das traurigſte, das dem philoſophirenden Verſtande widerfahren kann, über dem Preiſe des Forſchens den Preis ſeiner Anſtrengungen zu verlieren, und in einer abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu erſterben. Was Erfahrung und Ver-

nunft an Schätzen für die Menschheit anhäuften, muß Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand.

Der Mensch vor seiner ästhetischen Kultur.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust in ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftiget? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne Er Selbst zu seyn, ungebunden, ohne frei zu seyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt blos Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks, jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammen bindet, und indem das Individuum flieht,

das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts, als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe, als in der Ermattung, und nirgends Grenzen, als in der erschöpften Begier. Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in andern zu ehren, und der eignen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andre in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion

ihn selbst von den Dingen scheidet und im Widerscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur ist freilich blos Idee, aber eine solche, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueste zusammenstimmt.

Die ästhetische Stimmung, ein Geschenk der Natur.

Der Keim der Schönheit wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lossspricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch troglodytisch sich in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung

eröffnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den frölichen Verhältnissen, und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genusse und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt, und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret, hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Nachtheile der Geschmacklosigkeit.

Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgange als Verstellung, alle Delikatesse und Großheit im Betragen als Ueberspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäfts-

mann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann, Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Der rohe Geschmack.

Wir sehen den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr, als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche blos, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff giebt für ein mögliches

Bilden; denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn.

Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt.

Der klügelnde kaltsinnige Geschmack.

Es giebt eine gewisse Klasse von Kennern, bei denen der Künstler die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack; aber man hüte sich an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich besie-

(Arsinia kurzt herein und wirft ſich ſprachlos über die Leiche ihres Vaters.)

(Trompeten.)

Schuiskoi.
Mich ein neuer Aufruhr!

Zweite Scene.

Romanow tritt auf mit bewaffnetem Gefolge.

Schuiskoi.
Willkommen, edler Fürſt! In unſerm Rathe,
Der ſich für Rußlands Rettung hat vereint,
Habt ihr den Platz gefehlt, theilt unſre Schwure
Für unſres theuren Vaterlandes Wohl.
Ihr ſeht, erheitert hat ſich eure Zukunft,
Als Leiche ſank der Feind, der euch verbannte,
Und keinen Gegner habt ihr mehr zu ſcheun.

Romanow.
Ich ſcheute meine Gegner nie.

Schuiskoi.
Gobunow
Wird euch nicht mehr verfolgen; um euch her
Steht ihr nichts als Verbannte und Beute;
Vereinigt euch mit ihnen zur Beherrſchung
Des Volks, bis wir den Herrſcher uns erwählt.

Romanow.
Gebaut's hier einer Wahl — hier, wo die Stimme
Des Armen ſo laut, ſo unverkennbar ſpricht?
Schuiskoi, kann mag ich meinen Augen trauen,
Kaum mag ich glauben, was mein Ohr vernahm!
Send ihr's, Schuiskoi, ſeyd ihr der Freund des Czaaren,
Der ſeinen Erben jetzt der Erde raubt,
Der boshaft ſchmäht Gobunows heil'ge Aſche,
Die Rußland heut will ſeinem Thronen weyh'?

Schuiskoi.
Der Tod löst alle Bande.

Romanow.
Nicht die Bande
Der Ehre.

Schuiskoi.
Kann ich dem Verblichnen wohl
Noch treu ſeyn?

Romanow.
Bleibt euch ſelber treu.

Schuiskoi.
Sind ihr
Romanow, den der Czaar verbannt? . .

Romanow.
Ich bin;
Nie war ich Boris Feind, den großen Herrſcher
Verehrt ich ſtets, war er gleich wie Tyrann.
(Er nähert ſich der Leiche und erblickt Arsinia.)
Arsinia, allmächt'ger Gott, ſo muß ich
Euch wiederſehn!

Arsinia
(bebend bei dieſer Stimme).
Romanow!

Romanow.
Du'ge Mächte
Des Himmels! Stärkt mich, ihren Schmerz zu ſehn,
Wie iſt mein Muth? vor ihrem nackt'gen Tyrannen
Einſt meine Männerfaſſung —

Arsinia.
Iſt es Wahrheit,
Send ihr's, Romanow? — ward auch ihr kein Feind?
So flieht von mir —

Romanow.
Beim ew'gen Sternenlaufer,
Bei Gott, dem furchtbar herrſchenden, ich war
Es nie — gebietet aber mich, mein Leben,
Mein Blut iſt euer — ſagt, was ſoll, was darf
Ich euch erringen?

Arsinia
(zeigt ſich auf die Leiche).
Eine Gruft mit ihm.

Romanow.
Faßt euch, erhabne Fürſtin — faßet euch,
Arsinia — o wendet euch vom Leben
Nicht ab — verſtattet nicht mit der dunkeln Gruft
Das Licht der Sonne, das ihr aus verſtarrt.
Noch lebt ein Bruder euch — den theuren Vater
Wird er euch Rächen, wird er euch erringen.
Recht ſoll dem werden — der Verrath ſoll nicht
Sein Erbe rauben, ſeines Vaters Krone
Soll ſeine Stirne ſchmücken.
(Arsinia reicht ihm die Hand.)
Wo verweilet
Er jetzt — Weſſiminow?

Weſſiminow
(tritt hervor, den jungen Czarewitſch Feodor an der Hand führend).

Romanow.
Geht, Außen, daß
Ich euer Czaar — hier auf des Vaters Leiche,
Hier ſchwör' ich Treue Feodor dem Sohne,
Demitrus, du großer Schatten, meinen Schwur.

Schuiskoi.
Bojaren, ſpielt man ſo mit euch?

Mehrere Stimmen.
Ich kann nicht,
Es ſoll nicht ſeyn.

Romanow.
Wer wagt, dem Rechte hier
Zu widerſtehn? ich ſchütze Feodor.
Wer ſeine Eide bricht, iſt ein Empörer,
Der Außre kämpft und ſtirbt für ſeinen Czaar.

Schuiskoi.
Soll uns Gewalt geſchehn, ſoll euer Schwert
Den Thron verſchenken?

Romanow.
Die Gerechtigkeit
Des Thrones wahren Erben ſoll es ſichern!
Bojaren, reißt euch um mich her — beſchützt
Den Erben Boris, ſchützet euren Herrn.
Und zeigen ſich aus dieſer Ehrn Kreiſe
Die unſichrer, der euern Schwur nicht hielt.

Viele der Bojaren.
Wir huldigen dem Czaaren Feodor!

Schuiskoi.
Ich war ein Thor, daß ich in euer Mitte
Von Männerkraft und Heldenmuth geträumt.
Lebt wohl — Ihr meine Brüder, folgt mir nach!
(Er geht ab mit mehreren Bojaren.)

gen, ist der höchste Charakterruhm des gebildeten Mannes.

Wirkungen und Grenzen des Geschmacks.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, sei es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sei es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unsrer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, sie werden uns schon durch unsre Bestimmung vorgeschrieben. Unsre Bestimmung

ist, uns Erkenntnisse zu erwerben, und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß. Wo Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar, keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient die geschmackvolle Einkleidung der Begriffe?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen, als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äußere Eleganz eines Menschen zur Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Eßlust gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir

durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. — Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu der anstrengenden Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Studiums Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit, Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich jeden befasse, der nicht ausschließend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Zuhörer und Leser nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch blos die allgemeinen Bedingungen des Denkens, blos

die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondre Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen, bei denselben voraussetzen. Um sicher zu gehen, giebt er lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, und überläßt es dem Verstande der Leser und Zuhörer, den Begriff aus dem Stegreife daraus zu bilden. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber es verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist immer noch blos didaktisch; denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben; diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert. Scheinen diese Anschauungen als unabhängige Glieder und eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden, blos sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit, und die Phantasie ist

befriedigt. Um dem Verstande Genüge zu thun, und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, Bedeutung, haben; diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet zwischen diesen Begriffen der genaueste Zusammenhang Statt, während sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen blos durch ein willkührliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so wird der Verstand durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, während der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Hierin besteht die Zauberkraft der schönen Diction. Zu dieser Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualität der Gegenstände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das Meiste bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Gesetz der Freiheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt.

Der schöne, der populäre, der philosophische Schriftsteller.

Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich blos als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stande ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen.

Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was ist, aber niemals, was seyn muß.

Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung; denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wo es nicht blos an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, verdient die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt

nur um das Resultat zu thun ist, die schöne Schreibart den Vorzug. Wenn aber der populäre Ausdruck in den schönen übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere Grad des Interesse, den man vorauszusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck giebt uns den Baum mit sammt der Wurzel, aber freilich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns blos die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und, wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten.

Der schöne Ausdruck taugt eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne.

Unterschied zwischen dem Lehrer und dem Redner.

Der Lernende sammelt für einen künftigen Gebrauch. Der Lehrer hat ihn daher zum völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hat hingegen ein gegenwärtiges Bedürfniß seines Publikums zu befriedigen. Sein Interesse ist, die ausgestreuten Kenntnisse schnell praktisch zu machen; dieß erreicht er am sichersten dadurch, daß er sie dem Sinn übergiebt und für die Empfindung zubereitet. Der Redner muß die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen, und richtet sich daher zugleich nach den Subjekten, an die er sich wendet. Der Lehrer, dessen Publikum schon da war und wieder kommt, braucht blos Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen. Der Redner, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß sein Geschäft bei jedem Vortrag vollenden.

Verschiedener Effekt und verschiedene Sphäre des verschiedenen Vortrages.

Es ist kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt, wenn die schöne Welt Schriften ungelesen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreise, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich seyn; aber es hieße etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem bloßen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form gekleidet sind. Ich rede hier von wirklich vortrefflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten. Der Verstand wird bei dieser Lektüre immer

nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die bloße Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Der Lehrer soll dem Schüler die strenge Gesetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn darauf aufmerksam, darnach begierig machen. — Bei dem wissenschaftlichen Vortrage werden die Sinne ganz und gar abgewiesen; bei dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil; aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande davon Rechenschaft zu geben. Denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhält sich, während der Lektüre, mehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut. Dies gilt übrigens blos von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich

Romanow.
Jetzt hört zum Herr, meine Kampfgenossen!
Die Krieger werden meine Stimme hören
Und bald den ihren Pflicht. Weliaminow
Und ihr Bojaren, schützt den jungen Czaar.
Schützt — die Czarewna — rettet diese Leiche
Bald zu entführen; saget ihr, daß ich
Für ihren Bruder kämpfen will und siegen,
Lebt ihr —

Weliaminow.
Wollt ihr nicht Abschied von ihr nehmen?
Denn nicht vernommen hat sie die Entscheidung.
Die diesen großen Augenblick gebeut.

Romanow (nach heftigem Kampf).
Mein, ich will ihr nicht nahn — mir nicht vermegen
Den Kampf erschweren, den mir Pflicht gebeut.
Erhabner Todter, hör' es, Kummer Zeuge,
Vernimmt, ich halte meinen Schwur!
(Er eilt mit seinem Gefolge hinweg, die Bojaren begleiten ihn.)

Weliaminow.
Folgt mir, erhabne Fürstin, reißt euch los
Von dieser theuern Leiche.

Arsinia.
Was verlangst du?

Weliaminow.
Die Einsamkeit, der öden Stätte Schrecken.

Arsinia.
Steh ich nicht einsam da im All der Welt?

Viele Stimmen (von außen).
Es lebe Czaar Demetrius!

Andere.
Es sterben
Die Kinder des Tyrannen!

Weliaminow.
Ha! Verrath
Und Meuterei!

Chilkoff (tritt ein).
Flieht! Fliehet! Weliaminow!
Romanow hat den Kremel kaum verlassen
Und schon entrollet sich des Feindes Wuth.
Die Diener des Demetrius entflammten
Zum Aufruhr Moskau's Volk, in seinem Grimm
Reißt es aus ihren Häusern die Bojaren,
Schon fielen mehrere von Mörderhand
Und Horden sind zur Huldigung gesendet
An den Betrüger.

Weliaminow.
Schützet Boris Kinder!
(Er eilt den Aufrührern entgegen. Chilkoff entfernt sich.)

(Wolkonsky, einer Schaar Bewaffneter, die sich auf Sendor und Arsinia stürzen.)

Alle.
Es sterben die Tyrannen!

Wolkonsky.
Heil, der Tod
Wär' ihnen Wohlthat — Engel sie in Ketten!

Dritte Scene.

(Trompetenklang.)

Demetrius in königlicher Kriegsrüstung. Mnischek, die Fürsten Ostrosky, Masalsky, Saburow, Ulschinin, Michaila, Solikoff, Korela, Rajan, viele russische und polnische Herren.

Demetrius
(zu dem Hauptmann von Tula).
Noch einmal dankt Tula's treuem Volk
Zu meinem Namen für die Lieb' und Treue,
Die es bewahrte seinem Herrscherstamm.
Auf Moskau's Thron gebenk ich sein.

Hauptmann.
Wie brauen
Das Haupt, erhabner Herr, im Staub vor dir.
Unfähig, würdig deiner Huld zu rühmen.

Demetrius (umherschauend).
Wer ist der Held, der Kremo wie so lange
Vertheidigt hat?

Saburow.
Der Furst Ulschinin war's.

Ostrosky.
Mit Staunen sahn wir diese feste Stadt,
Die einem Heer so muthig widerstanden.

Demetrius.
Ulschinin!

Ulschinin (fällt vor ihm nieder).
Großer Furst!

Demetrius.
Nimm dieses Schwert
Von Gold und edeln Diamanten glänzend,
Es ist so glänzend nicht, als deine That!
(Zu Saburow, dem er eine Gnadenkette umhängt, die dieser kniend empfängt.)
Nimm diese goldne Kette, seinem Farsten
Hast du das Herz der Russen zugeführt,
Und bei dem Gotte schwor ich's meiner Väter,
Die Ketten meiner Herrschaft sollen leicht
Wie diese Ketten sein.

Odowalsky.
Vergönne, Herr,
Daß sich die Abgeordneten der Stadte
Die nahn.
(Auf Demetrius bejahenden Wink nähern sich die Abgeordneten, die sich einander, kniend, ihre goldenen Schlüssel überreichen.)

Bojdan.
Herr, das Volk Kolomnas bringet
Zu mir die seine Huldigungen dar,
Und bietet dir die Schlüssel seiner Thore.

Beiskoi.
Es dringt sich Tuer vor dem erhabnen Czaar!

Lobkoff (mit einem Begleiter).
Die Bürger von Smolensk und Rajan senden
Und, großer Herr, zu dir.

Chlopko (mit einem andern).
Von Kasan eilten
Wir zu den Stufen deines Throns.

auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstande vollkommen Genüge thun, sobald es studirt wird; aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand *insbesondere*, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur.

Der Schriftsteller, welcher zugleich den Verstand und den Schönheitssinn befriedigt, wird es sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken; denn er fodert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden, darstellend zu denken. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt. Ein solcher Schriftsteller ist

nicht dazu gemacht, eigentlich zu lehren. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten. Jener theilt dafür auch nicht blos todte Begriffe mit, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Bildung des Geschmacks bei dem Studirenden.

Man soll den Studirenden aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grade mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde, man muß einen großen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns selbst schon lebendige That

ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes, wie mit organischen Bildungen; aus der Blüthe geht die Frucht hervor.

Ueberhaupt aber ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. — Einen jungen Menschen in die Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht. Stoff ohne Form ist freilich nur ein halber Besitz; denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist nur der Schatten eines Besitzes, und alle Kunstier-

tigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Zweckmäßige Einschränkung der schönen Kultur.

Soll die schöne Kultur nicht auf Abwege führen, so muß der Geschmack nur die äußere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, werden die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch nie aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es nie licht in seinem Geist, kurz, so verliert er eben so viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium; wer also blos seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficiellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfodert wird. Durch die bloße Betrachtung aber wird

nie Etwas gewonnen. Wer etwas großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Untrüglicher Probirstein zur Unterscheidung des bloßen Dilettanten vom wahrhaften Kunstgenie.

Der verführerische Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen beredet, Palette oder Leier zu ergreifen, und auszugießen in Gestalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sei. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für

das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn ihn die Natur zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und frägt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom

der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt.

Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten gestämpelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maaßstab des Ideals zu erweitern.

Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es, bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem haben, als bei der Betrachtung.

Verfall der Kunst.

Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie, will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Der Künstler.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit; aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn gadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen

noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Stil des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicket aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichlichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner

Bogdan.

Nach Süd

Die Boten von Sewerskoi Nowgorod,
Von Bransk, Kostroma, Uglitz, Kaluga
Von Wladimir und Susdal gegenwärtig,
Sie alle, großer Herrscher, dringen dir
Die Huldigungen dieser treuen Städte;
Vertrieben sind die Schädiger des Turanen,
Und deine Sache zu verfechten sind wir
Mit Gut und Blut in Sieg und Tod geweiht.

Demetrius.

Steht auf — vor Gott nur, der ins Reich der Todten
Mich heute führet aus der Bergeskluft,
Sollt ihr mit mir im Staub die Kniee beugen,
Doch nicht vor mir, dem Sohn des Staubes — Sagt
Dem treuen Volk der Russen, daß ihr Czaar
Die Liebe, die ihm seiner Kinder weihen,
Mit gleicher Liebe zu vergelten schwört.
Der Gottheit Gnade, seines Volkes Segen
Soll seiner Herrschaft Cherubswache sein.

Basmanni.

Nur Moskau scheinet noch zu widerstehen.

Mehrere.

Dort herrscht noch Russlands Feind, noch der Tyrann.

Demetrius.

Bald eil' ich meine Bürger zu befreien.

Gottikoff (tritt ein).

Herr! frohe Kunde bring' ich dir — so eben
Empfang' ich Botschaft, daß Godunow selbst
Ein wurf'ges Ende sich erwählt, und, gleichend
Dem Basilisk, im eignen Gifte starb.

Demetrius.

Schmäht nicht den Todten, Gott hat ihn gerichtet.

Gottikoff.

Wie, mein Gebieter, nicht mit Freude nehmt
Ihr diese Botschaft auf, die euer Herrschaft
Von ihrem letzten Feind befreit?

Demetrius.

Wer fest
Gleichmüthig wohl den Stolz der Erden Grüße.
In der der Mensch sich oft vergöttert wähnt?
In Frieden ruh' sein Stand, am Feindesgrabe
Stirbt edle Rache.

Gottikoff.

Zweifelt den Sohn
Erwählten die Boiaren zum Beherrscher,
Noch kraft sie Boris Greift, der Angst Schlingen
Bereitet dasend dir sein Anhang noch.
(Lautes Getöse von außen.)

Odowalsky.

Ha, was ist das? — halt' Ehrwürden ist
Uns überfallen?

Ostrolsky und Saburow.

Zu den Waffen, eilt!

Korela (stürzt herein).

Odowalsky.

Korela, Hocht, was ist geschehn?

Korela.

Ein grosses
Verbrechen.

Demetrius.

Rebell!

Korela.

Alles war bereit
Zu Flammen zu begraben den Palast,
In dem jetzt deine Hoheit weilt; mit Lunten
Entzündet zu dem ungeheuren Brand
Ergreift man auf der That die feigen Mörder;
Schon bringt man sie vor dein Gericht.

Meischek.

Die Flamme,
Die sie entzünden wollten, sey ihr Grab.
(Die Verschworenen werden von Korelas Kosaken ungestüm hereingedrängt und sinken vor dem Czaar zur Erde nieder.)

Odowalsky.

Herr, eile sie zu strafen.

Ostrolsky.

Nur Entsetzen
Verschligt deine Herrschaft.

Korela.

Ueberliefere
Sie mir, als Ziel von unsern Pfeilen treffe
Ein martervoller Tod sie.

Die Abgeordneten
(ungestüm durch einander).

Rache, rächet.
Dem Volk an diesen Mördern!

Die Verschworenen.
(leise vor sich).

Herr, erbarme
Dich unser!

Odowalsky.

Fort, zur Knute!

Demetrius.

Haltet ein!
Wer ist der Rädelsführer?

Korela (auf Pugatow deutend).

Dieser — Herr!

Demetrius.

Unglücklicher, was that ich dir, daß du
Mir nach dem Leben stellest?

Pugatow.

Herr, Erbarmen,
Boris Godunow —

Demetrius.

Er gebot es dir?

Gottikoff.

Aus des Verbrechers Gruft noch fliegt Verbrechen.

Pugatow.

Lob brachte jeder Weigrung, reicher Lohn
Erwartete den Tödter, nicht den Erben
Der Herrscher, den Haarmützlich nannt er euch,
Doch, diese That ein Gottesword.

Demetrius.

So muß
Ich euch wohl zeigen, daß ich's bin, den Sohn
Des wilden Kurik soll die Welt erkennen.
Steht auf —

Meischek und Odowalsky.

Was thut ihr, Furst?

Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge er aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Nicht blos die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurück-

zwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers, gehen. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengen Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf; denn erstlich sind es keine ganz freien Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zwecks (des Pathetischen) stehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunstkenner leugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch; denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst;

denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweiſet es indeſſen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es blos durch ſeinen Inhalt Effekt macht; es kann eben ſo oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder blos mit dem Verſtande oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bei dem glücklichſten Ganzen nur an die Theile, und bei der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die äſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch, nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genießen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives und ein ſcherzhaftes, wie ein berauſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen,

so werden sie an einem anakreontischen oder catullischen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Der letzte Zweck der Kunst.

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen, und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts versinnlicht.

Den Menschen moralisch auszubilden und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhangen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittelbar, nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besondres Geschäft aus. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und blos, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf

seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Gefahren der ästhetischen Verfeinerung oder der belletristischen Willkührlichkeit für den Willen.

Dafür, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige

Bedingung festgesetzt und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjektes weit mehr anheim stellen, und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr, als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele giebt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit, als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit, als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grunde richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Charakter erniedrigen! Wie viele giebt es nicht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Grenzen der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz

zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen; aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in dem Augenblick huldigen, wo er

ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Er stürzt daher die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegen steht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man glauben, daß ein verkehrter Wille den Verstand so verkehren könne?

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Für die Vernunft, als sittliche Gesetzgeberin, wird sehr viel gewagt, wenn sie sich von der Neigung schenken läßt, was sie ihr abfodern könnte. Ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar ge-

bietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehn, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

Ein Schimmer von Freiheit, ein Vorspiel des Unbegrenzten, im materiellen und thierischen Reich.

Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubthier zum Kampf herausfodert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unleugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniß überhaupt, blos von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfniß. Das Thier **arbeitet**, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es **spielt**, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln,

Demetrius.
Euch sey vergeben.
Geht hin, erzählt dem Volk, wie sich Dimitri
Unwandelbar an seinen Mördern rächt.

Pagalow.
Herr, unser Dank ist stumm — und unser Thränen.
Des Todes schuldig haben wir uns selbst,
Wir dulden jetzt und selbst.

Demetrius.
Uebt diesen Haß
An Rußlands Feinden — Gott will euch.
(Die Gefangenen werden abgeführt.)

Odowalsky.
Laß mich,
Erhabner Czaar, es offen dir bekennen,
Es hat' ich nicht geriethet; mit Entsetzen
Allein beherrscht man dieses Volk.

Baßmanof.
Wer wagt
Vor unserm Czaar selbst uns zu schmähn? — Das Schwert
Der Russen ist so scharf als deine Zunge,
Willst du versuchen? — — —

Demetrius.
Mäßige dich, Baßmanof,
Ihr, Odowalsky, werdet in euren Aemtern;
Ich richtete, wie mir ein Gott gebot,
Und keiner hat hier Rechenschaft zu fordern.
Die Ankunft meiner königlichen Mutter
Wird mir als noch verbunden, eh' wir noch
Mit unserm Herr erreichen Lida's Mauern,
Gilt, Knäs Wasilska, eilet ihr entgegen,
Sagt ihr, mit Ungeduldseufze, mit der Sehnsucht
Der frommen Pflicht des Sohnes sucht' ich selbst
Die lang entbehrte heilige Umarmung,
Wenn nicht die theure Sorge für mein Herr
Mich jeden Augenblick gefesselt hielte.
(Zu Meisheck.)
Mein vielverehrter Vater, denn so nenne
Ich euch schon jetzt; an die geliebte Brust
Send' ich gefluget meines Glückes Boten,
Geht ihnen mit des Vaters Gruß an sie.
Ostrowsky, euch will ich es übertragen,
Marina, die erhabne Fürstenbraut,
Mir zuzuführen im Palast der Czaare,
Denn schon in Moskau thronend denk ich ihr
Als meine Gattin königlich zu grüßen.

Rajin (hereintretend).
Herr, der Architekten von Arkan mit
Noch andern seiner gröllichen Gemeine
Und Abgeordnete von Petschersky
Und Spasso Monaster wohl vielen edeln
Bojaren, die Godunow's Muth entflohn,
Flehn um die Gunst, dein Angesicht zu schauen.

Demetrius.
Sie sind willkommen.

Baßmanof.
Den Tscharen Gluck
Entflieht, ganz Rußland strömt zu deinen Fahnen;
Denn sieh, die Edelsten des Volkes nahen
Den Stufen deines heil'gen Thrones sich.
(Während dieser Rede betritt der Erzbischof von Arkan den Saal, dessen Hintergrund sich mit den Geistlichen verschiedener Orden und vielen Bojaren.)

Demetrius (dem Erzbischof entgegen).
Ehrwürd'ger Vater, — sey mir hoch willkommen —

Erzbischof.
Erhabner Fürst, — der Gottheit Diener sah
Die ersten, der Gerechtigkeit zu folgen;
Die Schwüre unserer Treue legen wir
Zu deinen Füßen; den Gesalbten Gottes
Begrüßen wir schon jetzt in dir, denn fest
Die Kirche mit dem Oel der heil'gen Weihe
Zu salben ein erhabner Herrscherhaupt.

Andrei
(tritt während der folgenden Rede aus der Menge und fällt dem Czaar gegenüber).

Demetrius.
Du, Vater, segne die Hand ihr dazu leihn,
Mit Dank sei ich die hirten der Gemeine
Des Herrn versammelt um den Herrscherthron,
Und freudig laß ich meine Augen fliegen
Durch diesen edeln Kreis —
Täuscht mich mein Auge?,
Andrei, bist du's?

Erzbischof.
Den Abgeordneten
Des Chors von Spasso Monaste erbindt du
Andrei Otrepieff.

Demetrius.
Er ist's, lebendig
Steigt aus den dunkeln Tiefen meiner Brust
Gestaltenreich mit der Erinnerung lichten Farben
Das wohlbekannte theure Bild hervor.
Bist du's, Andrei, der Retter meiner Jugend,
Der du mir Vater, Freund, Erzieher ward?
Kommst an mein Herz; herzinnl glückl'ger Tag,
Da ich dich wieder seh. (Er umarmt ihn.)

Andrei.
Erhabner Czaar!

Demetrius.
Mein, nicht dein Czaar, nicht dein Leibeigner — mein
Wackst Philaret der Klosterknabe,
Der Zögling rauher Mönche war's, der die
Einst alles dankte, der die jetzt so gerne
Vergelten möchte und nicht kann.

Gemurmel vieler Stimmen.
Wer ist
Der unbekannte Priester? — wie? es möglich!

Demetrius (zu der Versammlung).
Staunt nicht, ihr tapfern Freunde, wenn ich jetzt
Nur allein scheud und unverständlich scheine,
Zu viel bewegt, zu stürmisch wogt mein Herz,
Geht, Odowalsky, sorgt, die edeln Gäste,
Wie es sich ziemet zu empfangen — Jetzt
Laßt mich allein —

Vierte Scene.

Demetrius. Andrei.

Demetrius.
Noch einmal drück' ich dich
An diese Brust, noch einmal die so kalten
Entsetzet ich das warmende Gefühl.
Schon damals, als in Tschudows finstrer Zelle,
Da wie ein Vater mir zur Seite standst,
Und bei dem Druck der engen Priesterweste
Noch hohen Dingen wandtest meinen Geist,
Schon damals dankt ich alles dir, die Kette
Des feigen Zwangs zerbrach mein junger Muth,
Und sicherend meiner Kindheit ihr Wiegenzeug,

Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen.

Moralisches Wohlgefallen an der Natur.

Dieses Wohlgefallen wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsre Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innre Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Das Rührende der Kindheit.

Nicht weil wir von der Höhe unsrer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustandes, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns also eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet,

und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaße gewinnt.

Gefühl des Naiven.

Aus einem Widerspruche zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen: durch die letztere giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre (theoretische) Ueberlegung zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben, zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sei, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (praktische) Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sei, welches die Hülfe der Kunst aus innrer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den

wir vorher gelächelt haben, und indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht das Gefühl, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammen fließen. Zum Naiven wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dies wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt. Bei dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verleugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns auch daher nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strenger Be-

deutung nicht zugeschrieben werden. In beiden Arten des Naiven muß aber die Natur Recht, die Kunst hingegen Unrecht haben. Siegt der Affekt über die Künstelei, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken es naiv zu nennen.

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person, und genießen nicht blos ein moralisches Vergnügen, sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In beiden Fällen hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; in dem letztern Fall hat die Person auch Ehre. In dem erstern Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur immer der Person zur Schande, weil sie ihr unfreiwillig ist; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß das, was sie aussagt, ihr Schande brächte. Wir schreiben einem Menschen naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen sich blos an die einfache Natur hält.

Das Naive der Denkart kann nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese ver-

gessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Es triumphirt durch Einfalt über die verwickelte Kunst, und verfährt nach Einfällen und Gefühlen, nach Eingebungen der gesunden Natur.

Der naive und der sentimentale Dichter.

Der Dichter ist entweder Natur oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalen Dichter. Der naive Dichter folgt blos der einfachen Natur und Empfindung, und beschränkt sich auf Nachahmung der Wirklichkeit. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen (alles zum Inhalt gehörige abgerechnet) beruht blos auf dem verschiednen Grade einer und derselben Empfindungsweise, die äußere Form sei lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend. Anders verhält es sich mit dem sentimenta-

len Dichter. Dieser reflektirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist seine und unsre Rührung gegründet. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Hier ist Verschiedenheit der Behandlung möglich. Es kommt nämlich darauf an, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder satirisch oder in weiterer Bedeutung elegisch seyn. — Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentale wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Die sentimentale Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Die Idylle.

Die Empfindungen, welche von der Natur, als ihrer Quelle, abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den kultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität, als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen, es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur

liebenswürdig macht; nicht weil die Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfodert, als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns fest hält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eigenen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dich-

tungsart. Ein solcher Zustand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur Statt, sondern wird von ihr selbst als letztes Ziel beabsichtet. Ungeachtet die Erfahrung Züge genug zu dem Gemählde der Hirtenidylle darbietet, so bleibt diese doch eine schöne, erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Die sentimentale Idylle stellt das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegenführen sollte, und kann uns daher blos das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführt, so hat sie, bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben.

Der naiven Idylle kann es dagegen nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Der naive Dichter kann seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h

Bewußt ich nichts, als daß ich dich verlor.
Zur Sennenhaide des neuen Glückes führte
Die Vorsicht mich aus meiner Dunkelheit,
Und staunend horch' ich, daß ich mehr die bunte,
Als ich dir zu verbauten es gewohnt.
Du wardst es, der mich trug aus Ilgitsch Flammen,
Der aus der Mörder Händen mich befreit,
Du ward's, Andrei, der redliche Dieb,
Der mich aus jener Blutnacht weggeschächer.

Andrei.
Nicht läugnen will ich's, Herr, daß ich es war,
Der dies Gerücht verbreitet.

Demetrius.
Dies Gerücht? —
Nur dies Gerücht? — doch so — du wolltest mir
Den Weg zum Throne bahnen.

Andrei.
Ihr seid mehr
Mir schuldig, als ihr selber wißt und glaubt.

Demetrius.
Du sprichst in Räthseln mir, du selbst bist mir
Ein Rathsel, nicht im fernsten Umfangen
Dracht du den Zögling an die Verantwortbrust,
So kalt, so finster, ja ich möchte sagen,
So flug und hohnend ruht dein Blick auf mir.

Andrei.
Mit frohem Stolz darf ich mein Werk betrachten.
In der gestillten Rache Hochgefühl
Schweigt wonneschauernd die entzückte Seele;
Denn freudig funkelt was er ist und kann
Der Sterbliche in solchen Augenblicken
Und dunkel schaudert sich ein Gott.

Demetrius.
Verlaubt
Dich deutlicher, vergebens flaut mein Geist,
Der Worte dunklen Faden zu entwirren.

Andrei.
Wohl sinnt' ich in des Glückes sicherm Wahne
Euch schimmern lassen und mit ew'ger Nacht
Bedecken meinen Sieg und meine Rache;
Doch besser ist's, euch alles zu enthüllen.
Schwach ist die Dunkelheit und mächtig ist
Die Furcht, sie wich mit ihren Donnertönen
Stets offen mir erhalten eurer Ohr.

Demetrius (sich aufrichtend).
Andrei! — (gelassen) erkläre dich, wenn ich zur Wahnsinn
Nicht also halten soll, wie du mir sagst!

Andrei.
In der Vergangenheit verblichne Fernen
Muß ich euch führen, um euch alles klar,
Was ich gelitten und gethan, zu zeigen.
Verhängnißvoll erlebter Augenblick,
Dein barrt ich hoffend schon durch lange Jahre.

Demetrius.
Nicht weiter sollte meine Ungeduld!

Andrei (nach einer Pause).
Im finstern Joch des Mönchthums aufgezogen
Verlor ich als Dieb den Kindesstand
Am Hof des Czaaren Fedor, verborgen
Lebt ich der Jugend freudenlose Zeit,
Nichts hoffend und nichts fürchtend fühlt' ich trauernd
Den fernen Geist sich Himmelwärts gehoben,
Bis plötzlich mir des Glückes goldne Pforten
Ein günst'ger Zufall zu eröffnen schien —
— — — — — — —

Es lagerten sich rund des Abends Schatten
Schon um Iwan Wielkois goldnes Haupt,
Als ich erwachte von der Kost des Tages
Zur finstern Zelle staunend kehrte heim.
Mein dürftes Schicksal dunkler abertraufend,
Trat plötzlich mir Wladiseff, Boris Gunstling,
Entgegen, und in einbrechtsvoller Demuth
Bracht ich mein Haupt — doch nicht mit scheuem Stolze,
Der übermuthig den Czaaren schmacht,
Rauchst er an mir vorüber, freundlich nahend
Bot er, der Mächtige, freundlich mir die Hand;
Ottrepieff, sprach er zu mir, dein Schicksal
Betracht ich lange mit Bedauern schon;
Zu diesem Stande bist du nicht geboren,
Dem dürren Geiste ziemt ein hohres Ziel.
Es liegt in deiner Macht, dir's zu erringen.
Half du zum Handeln und zum Schweigen Kraft.

Demetrius.
Was werd' ich hören?

Andrei.
Folge mir, Andrei,
Sprach er zu mir, und staunend in der Minne
Der neuen Hoffnung, in des Glückes Traum,
Folgt ich ihm nach mit surmenden Gefühlen,
Und bald — geführt vor der Czaarin Ohr —
Begann er so zu mir: dich wählt zum Werkzeug
Des großen Planes, der ins Freien fest,
Boris Gebieter, auf sein ganzes Schicksal,
Will er dir anvertrau'n; traun schwöre mir,
Was du vernehmen wirst, mit ew'gem Schweigen
Eitel zu begraben in die tiefste Brust,
Und glaubend schwur ich bei der heil'gen Mutter
Von Kasan — und vermag mich hier, so stumm
Zu bleiben, als die tiefe Kraft der Hyaare,
Die in des Kremels Grabgewölben ruht.
Mit diesen Erben soll's ich seine Zunge,
Und er entdeckte mir, wie Boris mich,
Auf meinen Ehrgeiz, meine Kraft vertrauend,
Zum Mörder des Czaarewitsch ausersehn,
Den einsam unter seiner Mutter Augen
Zu Ilgitsch die Verborgenheit umwand.

Demetrius (in steigender Bestürmtheit).
Und du, Andrei, und du — du warst den Lohn
Mit Absehen von die?

Andrei.
Nein, ich war nicht Mönch
Genug zu solcher Thorheit, ich verspeach
Wladiseff noch einmal mit heil'gen Eiden,
Daß ich vollbringen werde sein Gebot.
Er schwur mir gleichen Eid in Gottes Namen,
Daß die Belohnung übersteigen solle
Selbst meiner kühnen Hoffnung kühnsten Traum —
Nach Ilgitsch ward ich vom Archimandriten
Geleitet auf des Hyaars Befehl.

Demetrius (in zunehmender Angst).
Geraubt
Hat dich des Kindes Unschuld — und — zum Retter
Ward sein bestimmter Mörder? — sprich, Andrei,
Bei Gottes Huld, bei des Erlösers Wunden,
Bei allen Heil'gen sprich nicht nein — nicht nein!

Andrei (hart).
Nein!

Demetrius (dumpf wiederholend).
Nein? —
(Er sinkt in banges Dahinstarren.)

Andrei.
Nacht war es und die Wächter schliefen,
Da schlich ich leise mich in den Palast,

der Form nach unendlich ist. Die sentimentalen Idyllendichter aber haben ein Ideal ausgeführt, und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andre Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre Darstellung hätten wählen sollen. Ein Geßnerischer Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken; denn dazu ist er ein zu ideales Wesen: eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen; denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. — Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste sentimentale Idylle. Die Luise von Voß ist eine Idylle, welche, obgleich nicht durchaus von sentimentalen Einflüssen frei, ganz zum naiven Geschlecht gehört, und durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nacheingt.

Unterschied zwischen wirklicher und wahrer Natur in Hinsicht auf dichterische Behandlung.

Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltener; denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder, noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfodert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wahre menschliche Natur kann nie anders, als edel seyn. — Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, und bei dem satyrischen bringt dieß ja der Begriff schon mit sich: aber in diesem Fall muß seine eigene schöne Natur den Gegenstand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen.

Fehler der Ueberspannung und der Schlaffheit.

Der Fehler der Ueberspannung ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit des sentimentalen,

wie der Fehler der Schlaffheit in der eigenthümlichen Handlungsweise des naiven Dichters gegründet. Das naive Gefühl wird nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentale Genie hingegen wird nicht immer nüchtern genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führet, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken immer gebunden bleiben muß. Ueberspannt kann nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur, und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so zeigt das Ueberspannte der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Unvermögen. —

Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich der Dichter eben so wenig, als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zweck setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet.

Das Anständige in der Kunst.

Poetische Decenz.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Nun sind sie aber heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Freiheiten dagegen sind nur in folgender Rücksicht erlaubt. Fürs Erste: nur die Natur kann sie

rechtfertigen. Sie müssen Naivetät seyn. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. — Fürs Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Sie müssen Humanität seyn. Ein dichterisches Produkt ist schön, edel, und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist, und Geist mit Herz verbindet.

Das Gemeine in der Kunst.

Gemein und edel sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel, als was aus der Vernunft

quillt; alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er blos den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Triebe nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle edel, wenn er blos der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe, folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz am Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andre, als physische, Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes, als ein sinnliches, Interesse erregt. In der Kunst ist nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein großer Kopf und edler Geist wird selbst das Gemeine zu adeln wissen und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite darin entdeckt. Ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel wird auch in das Privat-

leben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die Niederländischen Mahler, einen edlen und großen die Italiäner, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese giengen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff..

Groß behandelt ein Portraitmahler seinen Gegenstand, wenn er das Interessanteste herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Homer wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr gemeines ist.

Das Niedrige überhaupt. Die Parodie, die Farse.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen ſteht das Niedrige, welches nicht blos Mangel des Geiſtreichen und Edeln, ſondern Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt. Es beweiſt den Mangel einer Eigenſchaft, die von Jedem gefodert werden kann. Die niedrige Rache beweiſt nicht blos einen Mangel an Edelmuth, ſondern bedient ſich ſelbſt verächtlicher Mittel. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein kann auch ein Menſch von Geburt und beſſern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben beſitzt. Das Gemeine iſt alſo dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeder Leidenſchaft ohne allen Widerſtand nachgeben, ohne ſich auch nur von den Regeln des Wohlſtandes, vielweniger von der Sittlichkeit zügeln zu laſſen, iſt niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

In Kunſtwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht blos indem man niedrige Gegenſtände wählt, die der Sinn für Anſtand und Sittlichkeit ausſchließt, ſondern auch indem man ſie niedrig be-

handelt, d. h. wenn man entweder diejenige Seite an ihnen, welche der gute Anstand verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihnen einen Ausdruck giebt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet.

Da, wo es lachen erregen soll, kann das Niedrige in der Kunst gestattet werden. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Ein betrunkener Postillion, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, am Menschen von Erziehung unerträglich, belustigen uns im Munde des Pöbels. Deswegen ergötzen wir uns an Parodieen, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter blos auf ein Lachstück anlegt, nur belustigen will, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen; nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen. Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen

können, bei Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fodern. Er beleidigt dann entweder die Wahrheit, oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen unsre Indignation. In der Farse aber dispensiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung: denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit.

Im Ernsthaften und Tragischen muß das Niedrige in das Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks durch eine starke Beschäftigung des Affekts ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. Wird der Dieb zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher, aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Wer sich durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unsre ästhetische Achtung restituirt werden. Erstlich hängt das ästhetische Urtheil von der Phantasie ab, und auch alle erregten Nebenvorstellungen fließen auf dieses Urtheil ein. Zweitens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die Kraft. Eine teuflische That,

Den Weg eröffneten die Mitverschworen
Und bei der Lampe bleichem Scheine sah
Ich den Haarerwittrich schlummern, spiegelnd glänzte
Der Dolch, und plötzlich sprang aus tiefer Wunde
Im rothen Bogenstrom des Knaben Blut —

Demetrius (schauert zusammen).

Andrei.

Gewißheit vom vollbrachten Werk des Todes,
Von seinem ew'gen Schlummer wollt ich noch
Und langsam tunkt ich dreimal in die Wunde
Den blut'gen Dolch, da glanzt' an seiner Brust
Ein Kleinod meinem Blick im hellen Schimmer,
Es war ein Kreuz, mit neun Smaragden reich
Geschmückt, durch die sich Amethysten schlangen.
Kaum los't ich es von seinem kalten Busen,
Als heulend in des Prinzen Schlafgemach
Mord brüllend seine bleichen Diener drangen,
Kaum bahnt ich mir den Weg zur ödesten Flucht;
Die Rächer folgten mir, kein Rettungspfad
Schien mir und meinen Mitverschwornen offen,
Da riß ich aus des glühnden Ofens Schlund
Den Feuerbrand; heil flackerte die Lohe
Aus des Pallastes loderndem Gebäu'
Und ältersthrende wirksamst Flammen
Begruben mit den Rachern meine That.

Demetrius (schweigt).

Andrei.

Allein war ich entronnen dem Verderben,
Und muthig eilt ich in der Hoffnung Traum,
Die neue Größe feurig schon umfangend,
Zu dem, der mich die That vollbringen ließ.
Doch kalt und finster trat er mir entgegen,
Und mit des Todes wilder Drohung hieß
Er mich sein Angesicht auf ewig meiden,
Gokunow lohnte den errungnen Thron
Mir mit dem Kerker einer finstern Zelle,
Und selbst des nackten Lebens armes Gut
Wollt' er mit feigem Meuchelmord mir rauben.
Ruhig harrt ich auf das Henkerbeil,
Ich floh, geschmäht, geächtet ward mein Name,
Rasirga nannte mich der Kirche Fluch.

Demetrius.

Fluch —

Andrei.

Zu des Bruders Arme rettet flehend
Sich der Verbannte; gastlich öffnete
Er mir den Eingang seiner Fürstenbehausung,
Und liebend zeigt er mir die zarten Kinder,
Die blühnden Sprossen seines stillen Glücks;
Doch wie zerschmettert von des Donners Blitzen
Weilt ich entseelet durch des Schreckens Macht,
Denn in der zarten Kindheit Jugendgliede
Stand freundlich der Ermordete vor mir,
Der in dem blut'gen Schmucke seiner Wunden
So oft in finstern Träumen mir gespenkt.
— — — — —
Lang weilt ich wie erstarrt, in die Erscheinung
Verlorne schaudernd sich mein scheuer Blick,
Bis ich vernahm von dem erkannten Vater
Es sei Grigor sein jüngst geborner Sohn.
Und plötzlich, gleich der Flamme des Verderbens,
Die jungst aus Ugliksch stillen Mauern brach,
Hob sonnenhell in mir der Rachedrang
In grenzenloser Rache sich empor,
Und laudgend drückt ich ihn in Haß und Liebe,
In grimmiger Umarmung an die Brust,
Sieh mir Grigor, sieh mir den theuern Knaben,
Zu wohlfeil kauft ich ihn für eine Welt,
Rief ich dem Vater zu, der endlich staunend
Des theuern Bruders glühnder Bitte weich,
Er übergab ihn mir — er übergab
Mir dich, Gregor —

Ich hing das goldne Kleinod
Um theuren Hals — und weihte mich dem Schwur
Der ew'gen Rache, dich zum Czaar als Knaben,
Und brugte huldigend die meine Knie,
Er, rief ich, soll einst Aufstand vor ihm beben,
Vorm Gokunow deb' auf deinem Thron.
In diesem Kinderblick schlüft dein Verderben,
Zu dieß zarte Knabenhand, sie soll
Dein Todesurtheil schreiben, deinen Nacken,
Zertreten soll einst dieser schwache Fuß.
Demitri nenn' ich dich, Demitri nennen
Soll ihn die Welt.

Aus Uglitsch floh ich mit
Dem theuren Unterpfande meiner Rache.
Mit List gewann ich mir den Igumen
Von Tschudow Monastir, er schrieb den Psalter,
Den Zeugen deiner fürstlichen Geburt,
In Spasko auf im Kloster Petschersk
Wußt ich noch bessre Zeugnisse zu bergen,
Und ruhig hart ich nun, daß meine Saat
Zur blut'gen Aernte langsam sich entfalte.
Du stehst am Tschudow, doch ich blieb mit dir;
Verborgen lenkte stets ich deine Schritte,
Der günst'ge Zufall stand mir schirgend bei:
Ich bin gerächt — Grigor, mein Werkzeug herrschet
An Boris Stelle auf der Russen Thron.

(Pause.)

Demetrius

durch sein Schweigen erweckt, fährt wie wahnsinnig empor).

Bist du nun fertig — Teufel? — hat der Hohe
Der Rachen Ernst ganzes Maß ersonnen?
Hast du vollendet?

Andrei.

Wie?

Demetrius.

Hab mich es hören,
Was du vielleicht an Qualen noch wir sparst.
Sprich, Gräßlicher — giebt es noch ein Verbrechen
Im ungeheuern Kreis der Möglichkeit
Mir aufzubürden? — sprich!

Andrei.

Ich hab mein Dank?
Spricht der mit mir, dem ich den Thron gegeben?

Demetrius.

Verderben sei der Dank! auf sinn dein Lohn,
Zum Schaum des Abgrunds donnre dich die Rache.
Die Rache, welcher du so treu gedient!

Andrei.

Send ihr ein Mann? —

Demetrius.

Vom Throne meines Glücks,
Von des Verwüstlings Grigor Gaunerbühne
Geschleudert tief in des Verderbens Nacht,
Das Blud der Welt noch kaum im Busen tragend,
Im Herzen bergen der Verdammung Loos,
Zum Wüthen seiner Geistes und des Jahrhunderts,
Erfunden von dem Abgott Ivans Volk,
Zu Licht der Niedrigen Welten, ew'ge Schmach,
Hast du so solches Gräßliche geschaut?
Ergraute Zeit, die du den dunklen Faden
Durch schwindende Jahrtausende schon rollst,
Hat je der Hölle Pfl so Flug gefponnen,
War jemals schon in einem Augenblick
Die Tugend zum Verbrechen, zur Verzweiflung
Das Glück, zur Schmach die Ehre?

ſobald ſie nur Kraft verräth, kann uns äſthetiſch gefallen. Drittens werden wir bei einem ſchweren und ſchrecklichen Verbrechen von der Qualität deſſelben abgezogen und auf ſeine furchtbaren Folgen aufmerkſam gemacht. Sobald wir anfangen zu zittern, ſo ſchweigt jede Zärtlichkeit des Geſchmacks. Das Niedrige wird durch das Schreckliche verſteckt.

Das Niedrige der Geſinnung, der Handlung und des Zuſtandes.

Das Niedrige der Geſinnnung iſt unter aller äſthetiſchen Würde, das Niedrige der Handlung und des Zuſtandes kann öfters ſehr gut damit beſtehen. Sklaverei iſt niedrig; aber eine ſklaviſche Geſinnung in der Freiheit iſt verächtlich, eine ſklaviſche Beſchäftigung hingegen ohne eine ſolche Geſinnung iſt es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zuſtandes, mit Hoheit der Geſinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Wahre Größe ſchimmert aus einem niedrigen Schickſal nur deſto herrlicher hervor, und der Künſtler darf ſich nicht fürchten, ſeinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, ſobald er nur verſichert

iſt, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote ſteht.

Aber, was dem Dichter erlaubt ſeyn kann, iſt dem Mahler nicht immer geſtattet. Jener bringt ſeine Objekte blos vor die Phantaſie, dieſer hingegen unmittelbar vor die Sinne. Alſo iſt nicht nur der Eindruck des Gemähldes lebhafter, als der des Gedichts, ſondern der Mahler kann auch durch ſeine natürlichen Zeichen das Innere nicht ſo ſichtbar machen, als der Dichter durch ſeine willkührlichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern verſöhnen.

Ueber Anmuth.

Alle Anmuth iſt ſchön; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth.

Hoheit, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen. Anmuth iſt jedoch kein ausſchließendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Nichtſchöne übergehen.

Was ist nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließend verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch an dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein Neigung einflößen kann?

Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschließen.

Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Schönheit der Bewegung ist erstlich objektiv, und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen; zweitens ist sie etwas Zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken. Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderschönen, und selbst bei dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minder-

schöne, auch das Nichtschöne kann sich schön bewegen. Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas Zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle nothwendigen Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Ist die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was blos Natur ist, gemein hat. Könnten also die Locken an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baums, die Wellen eines Stromes, die Saaten eines Kornfeldes, die Gliedmaßen der Thiere sich mit Anmuth bewegen sollten.

Willkührlichen Bewegungen also allein kann Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen,

die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andre Quelle, als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkührlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äußern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdruck zu dienen. Dem Griechen ist die Anmuth nichts anders, als ein schöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Anmuth ist also eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird. Die von der bloßen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit heiße hier zum Unterschiede von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet, die architektonische. Sie ist nur durch Naturkräfte bestimmt.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man blos der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab und selbst entwickelte; dem Glück,

welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muß von ihrer technischen Vollkommenheit wohl unterschieden werden. Unter der letztern hat man das System der Zwecke selbst zu verstehen, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzwecke vereinigen; unter der erstern hingegen blos eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke, noch die formale Kunstmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues erhöhe. In unser Urtheil über die letztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfließen; aber dann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck der menschlichen Bestimmung, und als solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn, sondern dem Verstande

vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als das, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, so ist dies nur insofern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Aber seine Natur ist durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Allein nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höheren Bestimmung ist; denn wäre dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu seyn, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß sie jene höhere Bestimmung ausdrückte. Die Schönheit selbst muß jederzeit ein freier Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen,

ſondern blos geſtatten. Schönheit hat das ganz Eigenthümliche, daß ſie in der Sinnenwelt nicht blos dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daß die Natur ſie nicht blos ausdrückt, ſondern auch erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe. Bei der Schönheit des menſchlichen Baues iſt der Sinn allein ein völlig kompetenter Richter, und dies könnte er nicht, wenn nicht die Sinnenwelt (ſein einziges Objekt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte und zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichte. Mittelbar freilich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, wie ſeine ganze ſinnliche Natur; aber der Sinn hält ſich nur an das Unmittelbare, für ihn iſt es gerade ſo viel, als wäre ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt.

Die Schönheit iſt als die Bürgerin zwoer Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich, ie

und warum der Geſchmack, als Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beiden, einander verſchmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet, — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt, Anſchauungen zu Ideen adelt, und ſelbſt die Sinnenwelt gewiſſermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt. In der Vernunft ſelbſt muß der Grund liegen, warum ſie ausſchließend nur mit einer gewiſſen Erſcheinungsart der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausſchließend nur dieſe Idee und keine andre hervorruft.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs, wie jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft ſie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nämlichen Reihe mit denſelben, da auch ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt. Daß die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausfallen iſt,

als bei andern organischen Bildungen, ist als eine Gunst anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberin des menschlichen Baues, der Natur, als Ausrichterin ihrer Gesetze, erzeigte. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung alles dessen, was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem schaffenden Verstand übergeben wurde, und sie also in diesem ihrem organischen Geschäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine Person; die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit bestimmt. Das Gebiet des Geistes erstreckt sich so weit, als die Natur lebendig ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Nicht blos die Werkzeuge des Willens, auch die, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht blos absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet. Da es jetzt auf

Andrei.
Hört mich an.

Demetrius.
Wie träumt ich doch so süß, die Millionen,
Die mir ein Gott, ein Vater anvertraut,
Im Hauch allmächt'ger Liebe zu umfangen!
Flieh, armer Wahnsinn, die Verdammung schrieb
Auf meine Stirn mit dunkeln Flammenzügen
Das furchterliche Merkmal meiner That,
Nicht meiner That — Flieh hin in Nacht verloren,
Flieh hin, verwandelt ist die Welt und ich,
Zum Kanker ward der Erde dieser Krone,
Zum Sünder ward der Rächer, und der Himmel
Zum finstern Abgrund, wo die Hölle lauscht.

Andrei.
Schreckt euch die Wahrheit so?

Demetrius.
Die Wahrheit? — Wahrheit?
Ich fluche dir. Ihr Höllengeister beugt
Die Wahrheit, die entsetzliche, vor mir.
Von diesem Scheitel meinen Blick zu wenden
Stürzt ich mich freudig in die ew'ge Nacht.
Andrei, Mensch — Unmensch, lasse dich bewegen,
Sprich, Lüge nur war alles, was du sprachst,
Die Fürsten sollen sie zu fürstlich lohnen,
Ich will sie dir vergelten, wie noch nie
Belohnt ward eine ihrer grausen Schwestern,
Sprich, Unmensch, sprich sie aus.

Andrei.
Gregor, ihr rasst.
Lohn fordr' ich meiner That.

Demetrius.
Du wißt es nicht,
Kaltherzig steht du, wie die Heldenbilder,
Und höhnender als sie schaust du mich an;
O ewige Gerechtigkeit, im Traume,
Im eitlen Wahnsinn nur verehrt man dich.
Was ist des Lasters Fluch, was ist die Tugend,
Wenn dieser Wüterich mich mit einem Wort
Zum Heiligen wie zum Verbrecher stempelt?
Flieh — oder fürchte der Verzweiflung Muth.

Andrei.
Gregor Otrepieff, die Hand, die euch
Zum Thron geführt, die Hand kann euch verderben,
Ein Wort von mir, und als Betrüger steht
Ihr vor ganz Rußland in entlarvter Schande,
Verweigert ihr mir länger meinen Lohn,
So zittert —

(Er will gehen.)

Demetrius.
Halt! du gehst von dieser Stelle
Lebendig nicht.

(Er zieht das Schwert.)

Andrei.
Du, Mörderin meiner Hände,
Magst mir zu drohn?

Demetrius.
Du weichst mich der Hölle,
Nimm hin den Lohn —

(Er stürzt auf ihn ein.)

Andrei (sterbend).
Zu Hülfe! Rettung! Rettung!
Entlarvt sey der Betrüger noch —

Demetrius (ihn erstechend).
Erst sterbe
Der Mörder (er ersticht ihn). Stirb, so dunkel die Hölle,
Erkannt du, Unmensch, wohl dein Blut?

Andrei (kurzend).
Ich sterbe.
Fluch dir! (er stirbt).
(Odowalsky, Nagin, Kreola, Basmanof und Andere kurzen herein.)

Alle.
Was ist geschehen?
Ihr rieft zur Hülfe.

Odowalsky (zugleich).
Herr! hätte dieser Mönch ....

Basmanof.
Er liegt im Blut.

Mehrere Stimmen (von außen).
Was ist geschehen?

Demetrius.
Fort mit dieser Leiche!
(Sie wird hinausgetragen.)

Basmanof.
Herr, darf ein treuer Diener —

Demetrius.
Fort mit allen,
Was Mensch heißt, fliehe, verhaßte Kreatur,
Aus meinen Augen!

(Alle (halbleise unter einander).
Welch ein schneller Wechsel,
Erstaunende Verwandlung!

Demetrius.
Hat man mein
Gebot vernommen, oder soll ich jeden
Befehl mit Blut euch schreiben? Fort mit euch!
(Alles entfernt sich.)

Fünfte Scene.

Demetrius
(bald verzweiflend vor sich hinstarrend, bald wieder umherirrend).
Wo bin ich? wankt in ihrer ew'gen Bette
Nicht um mich her die taufendjähr'ge Welt?
Neigt nicht im Zornesmunde seiner Blitze
Der blut'ge Himmel seinen Strahl herab?
Bin ich derselbe nicht, der vor Minuten
Ich war? — wär's nur ein fürchterlicher Traum,
Geboren von der Hölle finstern Stunde,
Der qualenreich durchzittert mein Gehirn?
Nein, nein, es ist kein Traum, du bist ein Mörder!
Tönt diese öde Stimme laut mir zu,
Und redend, wie des Weltgerichts Posaunen,
Spricht dort am Boden jene blut'ge Schrift.
Es ist vorbei, nicht rückwärts darf ich schauen,
Und vorwärts blickend strebt Verzweiflungskraft
Aus diesen Irrgewinden mich zu ringen,
Ja denen tückisch mein Verderben lauscht.
Der furchterliche Scheideweg ist offen,
Der mein Verbrechen zum geraubten Thron,
Der meine Unschuld führt zum Blutgerüste,
Flieh oder Schande heißt die gronse Wahl:
Zu Boris Füßen kriech, mich zum Betrüger,
Zum Kronenräuber stempeln vor der Welt,
Marinas Liebe, meinen Muth entsagen,

den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Die Freiheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen; denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden und bleibende Spuren eindrückten.

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schön-

heit der durch Freiheit bewegten Gestalt, und Bewegungen, die blos der Natur angehören, können nie diesen Namen verdienen. Zwar bemächtigt sich ein lebhafter Geist zuletzt beinahe aller Bewegungen seines Körpers; aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Empfindungen anschließt, so wird er eine Eigenschaft des Baues, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grunde richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meisterstück der Natur zulezt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit setzen, und die noch eingewickelte, gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie aus einander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniß

herein zu bringen und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Anmuth können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen. Die sympathetischen Bewegungen erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit, aber auf Veranlassung einer Empfindung. Ob sie gleich unwillkührlich sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlvermögen und der Naturtrieb bestimmt. Unter den sympathetischen Bewegungen werden hier solche verstanden, die der moralischen Empfindung oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen. Abgezweckte Bewegungen findet man selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von jenen sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtesten geachtet. Aber auch selbst eine abge-

zweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, indem sich etwas Unwillkührliches in das Willkührliche derselben mit einmischt. Der Antheil, den der Empfindungszustand der Person an einer willkührlichen Bewegung hat, ist das Unwillkührliche an derselben, und er ist auch das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder was eben so viel sagt, nicht mit etwas Unwillkührlichen, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person Grund hat, vermischet, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth als Ursache erfodert wird. Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht. Die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths und den Empfindungszustand, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden. Die willkührliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig verbunden. Diese verhält sich wie

der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Von der Gesinnung (der Form des Willens) kann uns nur die begleitende Bewegung belehren.

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will gehalten seyn; aber, was er wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen. Erfähret man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man seinem Gesicht von dem Augenblick dieser Entdeckung an nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten. An einem solchen Menschen ist dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich seyn (wenigstens so scheinen), und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als ob es um seine Anmuth wüßte.

Die nachgeahmte oder gelernte Anmuth ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen Schönheit, die am Putztisch aus Karmin und Bleiweiß, falschen Locken u. s. w. hervorgeht, und verhält sich ohngefähr

eben ſo zur wahren Anmuth, wie die Toilettenſchönheit zur architektoniſchen. Iſt die Kunſt groß, ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir ſehen, daß die Anmuth erkünſtelt iſt, ſo ſchließt ſich plötzlich unſer Herz, und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Obgleich die Anmuth etwas Unwillkührliches ſeyn oder ſcheinen muß, ſo ſuchen wir ſie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhangen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Gebärdenſprache Grazie bei, und ſpricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beides ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unſrer Gewalt iſt, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigentlich zur Anmuth gehöre, ſo ſind doch bei weitem die mehreſten Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart,

aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fodert Anmuth von der Rede und vom Gesange, von dem willkührlichen Spiel der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauche derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Betragen eines Menschen, insofern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf seine eigene Hand ausführet, und die also auch ihrem Ursprunge nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz anderes, als Anmuth. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Person an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wir werden also die Anmuth in demjenigen, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache entsprechend ist, aufzusuchen haben. Hierdurch wird übrigens blos die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat.

Sprechend (im weitesten Sinn) ist jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand be-

gleitet und ausdrückt. — Sprechend im engern Sinn ist nur die menschliche Bildung, und nur in denjenigen Erscheinungen, die den moralischen Empfindungszustand begleiten und demselben zum Ausdruck dienen. In der permanenten Gestalt des Menschen und in seinen architektonischen Zügen legt blos die Natur, wie bei dem Thiere und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Bei dem Thier und der Pflanze giebt sie nicht blos die Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen überläßt sie die Erfüllung. Dies allein macht ihn zum Menschen.

Die Bildung des Thiers kann nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken. Der Ausdruck des Verhältnisses aber, in welchem der gegenwärtige Zustand des Menschen zu seiner Bestimmung steht, ist in seiner Bildung ein persönlicher Ausdruck. Die Bildnng eines Menschen ist nur in so weit seine Bildung, als sie mimisch ist; aber auch so weit sie mimisch ist, ist sie sein. Selbst die Gegenwart solcher Züge, die blos Ausdruck der Sinnlichkeit wären, bewiese doch den Nichtgebrauch seiner Freiheit, die Nichterfüllung seiner Bestimmung, und wäre eben so

gewiß moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, Handlung iſt.

Die ſtummen (von dem Charakter ſchweigenden) Züge, welche blos die plaſtiſche Natur, von jedem Einfluß der Seele unabhängig, in die menſchliche Bildung zeichnet, zeigen blos die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrage der Gattung, und reichen oft für ſich ſchon hin, das Individuum zu unterſcheiden; aber von der Perſon können ſie nie Etwas offenbaren. Die Grenzen zwiſchen den ſtummen und den ſprechenden Zügen ſind ſchwer anzugeben.

Ein reger Geiſt verſchafft ſich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schickſale und ein thätiger Geiſt völlig durchgearbeitet haben. Der plaſtiſchen Natur gehört an ſolchen Formen nur das Generiſche; die ganze Individualität der Ausführung aber der

Person an. Daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sei.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der Regel in ihrer flachen ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuß haben. Ein so glückliches Einverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die Schönheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, hat ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber nie verzögern kann; und ihr gewöhnliches

Wer fordert solches Gräßliche von mir?
Wer kann dies Uebermenschliche verlangen?
Verhöhnt sind nur die Landgeborne Kraft,
Ihr Kosten Todesmühe des Verderbens,
Ihr Lockenschatten und des Abgrunds Nacht,
Euch bin ich ja gewacht, vor euch zu flüchten.
Winkt mir die letzte Zuflucht nur der Schmach.
Zlach mir, wenn ich sie wähle; schwacher Zagen,
Gelobnerz ge Rnus, sieh aus meiner Brust!
Fliehn hin, des Mittlids nordischen Erbarmen,
Entfesselt euch, ihr Furien der Wuth,
Furchtbarer Herrscher oder jenen Sternen,
Des Schicksals Lenker, wie dich Wahnsinn nennt,
Ich trotze dir und allen deinen Bligen,
Und rächte meiner Qual an deiner Welt!
Erzittre dann, du mordactenkte Erde,
Als Sklavin unter meiner Fuße Tritt!
Greift des Himmels, wirf aus dir'gem Spiegel
Den Brand der Städte Shaudernd mir zurück,
Dimitri nannt er mich, Dimitri nennen
Soll mich die Welt, als Iwans echtes Blut,
Soll sie im Staube zitternd mich erkennen
An jedem Greuel väterlicher Wuth!

(Weltschek tritt langsam hervor.)

Weltschek.
Furst, was beginnt ihr, bleicher Schrecken wandelt
Durch den Palast — des Volkes Jubel schweigt —
Die schnelle That — Verzeihnt mir Vatererbitte,
Da ich euch bald als Sohn begrüßen darf. —

Demetrius (gebieterisch).
Nichts mehr davon —

Odowalsky (tritt ein).
Der Patriarch von Moskau
Und Abgeordnete der Stadt sind eben
Erschienen —

Demetrius.
Laßt sie kommen,
(Der ab.)
Keiner soll
Mir freudig nahn und freudig von mir gehen,
Die bleiche Furcht nur soll mir nahn, Entlegen
Soll vor mir gehn, die Flamme des Verderbens
In meiner Brust entzunde diese Welt.

Sechste Scene.

Der Patriarch erscheint mit den Fürsten Worotinsky und Trinatowsky; Demetrius Gefolge; Wischnewetzky, Saburow, Utschinin, Soltikoff, Rajin, Korela u. A.

Patriarch.
Herr, Moskau's Huldigung — den Gruß der Kirche,

Demetrius.
Mit Staunen, mit gerechtem Zorn vernahm
Ich eure feige Zögerung, alle Städte
Erkannten huldigend schon Iwans Sohn,
Nur ihr errangt geduldig euer Bande.

Patriarch.
Zu mächtig war noch der Lutaus — das Heer
Der Ehrenfesten, die fremden Soldner schützten
Noch seine Macht.

Demetrius.
Korela — eilt voran —
Besiegt den Krewel mit dem Heer der Krieger,
Entwaffnet alles, was noch Waffen trägt,
Verhaftet Boris Freunde, seine Diener
Und Sklaven, bald will ich als Richter nahn.

Patriarch.
Als Vater, Herr, erwarteten wir dich,
Bebend es, großer Furst, von deiner Milde
Ging die der Ruf, der Gegende, voran.
Laß heute die Gerechtigkeit noch schweigen,
In unsrer Freude Thränen mische nicht
Das Blut der Opfer; den Hallali der Ahnen
Betreilt vergeltend, wie ein Gott vergeiht.

Demetrius.
Verräther, schwarz, die falsche Heuchelrede
Bewegt mich nicht; du warst Godunows Knecht,
Jetzt beugst du zitternd dich vor meiner Macht.

Patriarch.
Furst — Boris hatte mich mit allen Banden
An sich gekuppft — die Dankbarkeit — die Pflicht —

Demetrius.
Pflicht? — Grauer Thor, du sprichst von deinen Pflichten,
Dich kennen lehren will ich sie, die Rache
Des Herren soll sie deinem Blick enhüllen,
Entsetzt dich du der Patriarchen Wurde!

Patriarch (sich demuthigend).
Herr, sieh mein graues Haupt — nicht diese Schmach.

Demetrius (zu den Mönchen).
Entkleidet ihn von seines Amtes Zierden,
Reicht ihm das Kreuz, das er entweiht!

Einige von den Mönchen.
Wir dürfen,
Wir können nicht — des heil'gen Amtes Weihe —
Des Greifen Unschuld.

Patriarch.
Schweigt, und duldet, Brüder.
(Er nimmt es sich selbst ab.)
Dies Kreuz hat der Erlöser mir verliehn,
Ein andres, spricht er, soll sein Knecht nun tragen;
Ich nehm' es duldend an aus seiner Hand.

Demetrius
(nimmt es aus den Händen der Mönche und hängt es dem Erzbischof von Kelan um).
Euch, Vater, nenn' ich Rußlands Patriarchen.
(Er will gehn.)

Soltikoff.
Furst, eine Bitte höre noch, verschont
Von falschem Frevelnden, magst hierer Jüngling
Zu langnen deine furstliche Geburt,
Zum Tod verurtheilt hat ihn Zaar's Rath,
Sieh, ernig steht er hier zu deinen Füßen.
(Peter Lutgenes kniet vor dem Czar.)
Nicht unwerth ist er, daß du ihm verzeihst.

Demetrius.
Belästigt mich nicht mehr mit solchen Bitten,
Er ist zum Tode reif, er sterbe!

Viele.
Schone
Den zarten Jüngling.

Andre.
Edel ist sein Stamm,
Doch edler noch sein Herz!

Soltikoff.
Den treusten Diener
Erwirbst in ihm dir deine Huld.

Demetrius.
Er sterbe!
(Er geht ab mit seinem ganzen Gefolge.)

Ende ist, daß die Masse allmählig über die Form Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet.

Blos organische Wesen sind uns ehrwürdig als Geschöpfe, der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer, d. i. als Selbsturheber seines Zustandes seyn. Er soll nicht blos, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die Göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Wenn der letzte Grund moralisch sprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit aber innerhalb der Sinnenwelt liegt, so scheint die Grazie, welche beides verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten. Um ihn zu heben, wird man annehmen müssen, „daß die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhangenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthält.“ Daß nun der Geist (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zustand, worin er sich selbst befindet,

der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorschreibt, und daß der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, durch den die sinnlichen Bedingungen des Schönen erfüllt werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein ist seine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freie Naturwirkung.

Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur so äußert, daß sie seinen Willen aufs treueste ausrichtet und seine Empfindungen auf das sprechendste ausdrückt, ohne gegen die Anfoderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie, als an Erscheinungen, macht, so wird Anmuth entstehen. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn im ersten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, im zweiten keine Schönheit des Spiels.

Schon das allgemeine Gefühl des Menschen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Weder der Wille, bei der absichtlichen, noch

der Affekt bei der sympathetischen Bewegung, darf sich gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Eben so wenig darf sich die Natur gegen den Geist als Gewalt verhalten, soll ein schön moralischer Ausdruck Statt haben. Wir finden die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und zwischen der Wollust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte. Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird derjenige Zustand, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der das schöne Spiel erfolgt.

In einer schönen Seele (s. die Rubrik Sittenlehre) ist es, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen, und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gesetzes, letztere unter der Anar-

chie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang wird in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn; denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter; liebhaber hat nur die Grazie: denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

Es giebt eine belebende und eine beruhigende Grazie.

Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an ihr kann, wenn es nicht durch Würde

zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fließen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuß der Freiheit gränzt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust.

Aus der affektirten Anmuth wird Ziererei.

Das Feierliche.

Die Feierlichkeit im guten Sinne, von welcher die Kunst Gebrauch machen kann, besteht nicht aus der Anmaßung sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da, wo ein großer und tiefer Eindruck

geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang desselben, entfernt alle Zerstreuungen, und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feierliche sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da, wo die Ungeduld Eile fodert.

In der Musik wird das Feierliche durch eine langsame gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das Feierliche unterstützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge giebt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenzeremonien, und bei allen öffentlichen Aufzügen,

die eine große Stille und einen langsamen Takt beobachten.

Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und Eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so giebt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt.

Göttliches, menschliches Kunstwerk.

Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser anhal-

tende Blick, dessen er jeden Keim von Energie auch in dem kleinsten Geschöpfe würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unsrer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größeren Menge von Mistönen ist unserm Ohr unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn.

Ein Hauptfehler eines Kunstwerkes.

Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Es sollte in ihm alles enthalten seyn, was zum Verständniß desselben dient, in so klaren Ausdrücken, daß es leicht erkannt werden konnte.

Genuß der Schönheit.

Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen, es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen, ungeschwächten Geist muß man dazu mitbringen, seine ganze Natur muß man beisammen haben; welches keinesweges der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeenget,

durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie wollen frei seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Ideal der menschlichen Schönheit.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Grenzen zusammenfließen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanft belebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe,

Siebente Scene.

(Prächtiges Gezelt im Lager des Demetrius.)

Marfa. Olga.

Olga.

Wir sind am Ziel, des Lagers Heereswelle
Begrüßte mit des Jubels Feiertou
Die hohe Mutter des geliebten Czaarew,
Der auf den Thron der Väter wiederkehret;
Sieht, rief es jauchzend durch die Jubelstimmen,
Die große Czaarin Marfa naht dem Sohn;
Die Zweifel seines Rechts zu vernichten
Schließt sie umarmend ihn an ihre Brust;
Schon bebt der Kreml in seinen ew'gen Mauern,
Da sich Demetrius dem Sieger naht,
Gesandt von Maria's Hand ins Reich der Ahnen,
Ihn ernster Moskau, unsre Mutterstadt.
Die Glocke rauscht, der Städte Thore springen,
Heil, Marfa, Heil der Mutter und dem Sohn!
So tönt es um und her von allen Zungen,
Doch, Fürstin, darf ich's staunend dir gestehn?
Du theiltest nicht die Wonne, die dein Nahen
Erweckt; die Freude nicht die du entflammt.
Blieb wie dein Antlitz, nicht dem Angesichte
Der Mutter gleichend, die des Sohnes Triumph,
Die ihres Volkes Rettungsfest begehet;
Dein Blick am Boden haftend kam dem Blick
Der wonnetrunknen Menge nicht entgegen,
Die jede Brust erfüllte mit Entzücken,
Sie war die einzig traurende.

Marfa. Wie soll

Ich die's entdüsten? wie kann ich dir malen
Den angstbaren Sturm, der dieses Herz
Bewegt in meiner Brust gebrausten Tiefen?
Dies bange Ringen zwischen Schmerz und Lust,
Den Kampf des Todes zwischen Haß und Liebe,
Das trübe Schauen aus der Nacht zum Licht?
Es glänzend, wie vom Nebelmeer erstanden,
Der Sonne Feuerblick die Welt verklärt,
Klar, wie der unermeßlich blaue Himmel,
Stand die Gewißheit meines Glücks vor mir;
Und grübend, wie die Märtyrer im Glauben,
Mir auch der Mutter Glaube an den Sohn,
Doch ach, das Höchste, was das Herz empfindet,
Das rein gediegen heilige Gefühl,
Das Ewigkeiten zu umarmen wähnte,
Mußt hier im Leben Augenblicke nur,
Und dauernd sich zum Endlichen zu wenden
Vermag hier nimmer die Unendlichkeit.
Es sank in eignen Flammen sich vergehrend
Der Phönix der Begeisterung, die Nacht
Trat leise dämmernd in des Lichtes Kreise,
Des Zweifels trauer Wolke stieg empor
An meines Aethers sonnigem Gewölbe,
Und überschleiert ward sein reiner Strahl.
Ers'h auch Verbrechen an der ew'gen Gnade,
Der mich Gottgnaden's Mörderhand entriß,
Ich will, ich muß es, Olga, dir bekennen,
Daß ich dem Augenblick entgegen bebe,
Den ich zur höchsten Seligkeit getraumt.

Olga.

Wohl ahn' ich, Fürstin, was aus deinem Busen
Des Glückes feindsches Vertrauen stahl,
Auch mich mit dunkelherrschenden Gewalten
Ergreift des unbekannten Geistes Macht,
Frau von Belosersk's unheilschen Ruinen
Durchzogen wir das öde Steppenland,
Tief schwieg und schauernd um uns her die Wüste,
Mit finstrem Wachsam hauchte sie das Bild
Der Zukunft in die ahnungsvolle Seele,
Die schwand und Einsamkeit wich dem Entrücken
Und oden Schweigen weihten Donnerklang.
Von Kriegerscharen wimmelten die Wege,
Ein Kriegeslager schien uns jeder Ort,
Weit schwärmend durch des Landes off'ne Fläche
Sahn wir der Polen leichtbewegte Schaar;
Die Krieger, die den Don und Dnepr trinken,
Und der Kosaken schnelle Lanzenmacht,
Die Völker, die unendlichen der Erde,
Des Nordpols Kinder und des Südens Schaar,
Geschieden aus zu Rußlands Fall verbandet,
Vergessen war der fremder Rettung Noth
Das Loos, von dem sie uns erretten sollte,
Die Tochter Rußlands zurnte selbst dem Sohn,
Das er das Vaterland mit fremden Kriegern,
Wenn gleich sie seine Retter sind, erfüllt;
Das finster Schweigen und der wilde Blick
Der Wachen, welche dies Gezelt umlagern,
Verweckt noch unsers Zweifels bange Furcht.

Marfa.

Nicht bergen will ich, Olga, dir's — die Mutter
Demetrius blieb Tochter ihres Volks,
Empört fühlt sich mein Herz, das dieser Pole,
Wenn er's nicht wäre — wenn es ein Betrugen,
Ein Fremdling wäre, der das fremde Heer
Der Polen führet in Rußlands heil'ge Grenzen,
Wenn Boris, der Verräther, einem Andern
Nur wiche, ew'ge Allmacht Rache kann
Mein blutend Herz, das Größte zu tragen,
Zum zweitenmal zu trauern um den Sohn.

Olga.

Vertraue ferner auf des Höchsten Gnade,
Ein großes Zeichen zeigt er heut der Erde,
Da seine Richterhand den Krumenstab
Nach sechszehn Jahren an das Licht gezogen
Und den Erwarteten aus seiner Gruft.
Nicht eines Heuchlers wird er sich erwählen
Zum Werkzeug seiner Rache, nicht den Thron
Rur's ein in der Betrüger Hände geben,
Die Stimme einer Welt, sie kann nicht lügen,
Die die entgegennahmt: er ist dein Sohn!

Marfa.

So viele meiner treuen Diener sahn
In Lichterloh der Zerstörung Flammen steigen,
Sie sahn, wie auf Dimitri's Schlafgemach
In rother Gluth die flammenden Gewölbe
Sich stürzten, bärten nur das Kaiserbett
Des Knaben, der nach Rettung rief,
Die ihrer schwachen Kraft unmöglich war.

Olga.

Doch einem Andern hatte sie der Himmel
Verliehen, durch des Brandes Feuermeer
Trug ihn die Treue.

Marfa.

Warum nicht zu mir?
Warum zur Mutter nicht, die auf dem Grabe
Der Flammen freudlos rief nach ihrem Sohn?

Olga.

Dort bört ihn Godunows, des Mörders Wuth
Zum zweitenmal erreicht.

Marfa. Mit Hinterlist

Sucht' er ihn zu verderben, nimmermehr
Hätt' er gewagt Maroni's edler Tochter
Den Sohn Iwans Meuchelmörderisch zu rauben,
Ihn mordend vor den Augen unsers Volks,
Denn nur im Finstern kriechet der Verrath.
Warum bei meines Sohnes Fahner Ritter

im belvederiſchen Apoll, in dem borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Palaſtes.

Die ſchönſte Wirkung der plaſtiſchen Kunſt.

Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden — die ſchönſte Wirkung, die die plaſtiſche Kunſt bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantaſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verſtand beſchäftiget und befriedigt.

Der dichteriſche Geiſt.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverlierbar in der Menſchheit; er kann nicht anders, als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn, entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freiheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zu-

rück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung. Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nähret, aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andre Art zu wirken, iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heißen. Nur zwei Felder beſitzt die Dichtkunſt; entweder ſie muß ſich in der Sinnenwelt oder in der Ideenwelt aufhalten, da ſie im Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt ſchlechterdings nicht gedeihen kann.

Wendet man den Begriff der Poeſie, der kein andrer iſt, als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, auf die beiden Zuſtände des Menſchen an, ſo ergiebt ſich, daß dort in dem Zuſtande natürlicher Einheit, wo der Menſch noch, mit allen ſeinen Kräften zugleich, als harmoniſche Einfalt wirkt, wo mithin das Ganze ſeiner Natur ſich in der Wirklichkeit vollſtändig ausdrückt, ſie

möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier im Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur blos eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf eins hinaus läuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Die antiken Dichter rühren uns durch Natur, die modernen durch Ideen.

Satirische Dichtungsart.

Satirisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstande macht: entweder ernsthaft und mit Affekt, oder scherzhaft und mit Heiterkeit, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satire. Die strafende Satire erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene

übergeht, die lachende erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt.

Elegiſche Dichtungsart.

Setzt der Dichter die Natur der Kunſt, und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daß die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird, ſo heißt er elegiſch. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird; oder beide ſind ein Gegenſtand der Freude, indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden. Das erſte giebt die Elegie in engerer, das andere die Idylle in weiteſter Bedeutung. Elegiſch rührt uns nicht blos die ausſchließlich ſogenannte Elegie, auch der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn jene Zuſtände ſinnlichen Frie-

dens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen.

Haller, als Dichter.

Der Gedanke selbst in Hallers Gedichten ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage, mit energischer, fast bitterer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens, und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

Kleist, als Dichter.

An Ideengehalt und Tiefe steht Kleist Hallern um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schooße der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig außer ihm; nie kann er den übeln Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime

Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend, wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig; doch möchte man sie eher veränderlich, als reich, eher spielend, als schaffend, eher unruhig fortschreitend; als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. So lange er blos lyrisch dichtet oder bei landschaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkührlichere Beschaffenheit seines Stoffes diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters, als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzumerklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneka, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen; weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstande hervorgehn kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beispiel für alle, die ohne

innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nehmliche Menschlichkeit begegnet.

Klopstock, als Dichter

In der sentimentalen Gattung und besonders in dem elegischen Theile derselben möchten wenige aus den neuern Zeiten und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin seine

Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frei gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was hier von den Charakteren gesagt ist, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn

soll; und nicht blos in dieser Epopee, auch in den dramatischen Poesieen unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier finde ich den Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (etwa Young ausgenommen, der darin mehr

Den edeln Häuptern unsers Stammes nicht
Gesendet Kunde von Dimitris Leben? —
Wer hätte das zu wehren ihm vermocht?

Olga.

Die Furcht vor dem Tyrannen, der ....

Marfa.

Laß ab,
Die Zweifel, die du fühlen, zu bestreiten.
Ich danke die, der bangen Ahnung Macht
Eintrübt du mit mildem Troste zu erheitern:
Allein umsonst — mein Herz nur kann mir sagen,
Woran ich bin; sein's wir ihm wolle, bald
Muß es meinen Augen sich enthüllen,
Ob ich die glückliche der Mütter bin,
Ob mich die Hoffnung täuschend hat verblendet,
Des Busens schnellen freudebangen Boden
Wird mir verkünden meines Busens Sohn,
Zum Herzen dringend wird des Blutes Quelle
Mir mächtig sagen, daß er ist mein Blut.
Die Mutterarme, die ihn einst getragen,
Sie öffnen zur Umarmung sich dem Sohn,
Und alle Mächte, die den tiefsten Busen
Beherrschen, rufen singend dann mir zu:
Heil, Glückliche, sey dir, den du verloren
Hast du umfaßt, er ist's, den du geboren!

(Trompeten.)

Olga.

Horch, der Trompetenklang verkündet,
Daß sich Dimitri, daß dein Sohn dir naht —
— Du zitterst, Fürstin, du erbleichst?

Marfa.

Es ist
Vorüber — der Entscheidung große Stunde
Berührte schaudernd dieses Herz.

Razin (tritt ein).

Zu wenig
Minuten, Fürstin, steht der Czaar vor dir.

(Ab).

Marfa.

Sprich, soll ich bleiben — ein' ich ihm entgegen,
Ihr Heil'gen schenkt mir Kraft, wie ihr's als täte
Auf diesem Busen lastend eine Welt.

Olga.

Er kommt, ich lasse dich mit ihm allein.

Marfa.

Bleib, Olga, bleib — nein, gehe nur, o geh'!

Olga.

Da ist er —

(Geht ab)

Achte Scene.

(Der Vorhang des Gezeltes öffnet sich, Demetrius erscheint mit zahlreichem Gefolge, welches außerhalb bleibt, er tritt allein hinein, der Vorhang schließt sich.)

Marfa

(im Augenblick ihm entgegen zu gehen, erhebt ihre Augen auf ihn).

O Gott, er ist es nicht!

(Sie schauert zurück sich von ihm abwendend, Demetrius bemerkt es und bleibt einen Augenblick betroffen stehen — Bedeutendes Schweigen.)

Demetrius.

Sagt dir das Herz nichts,
Erkennst du, Marfa, nicht dein Blut in mir?

Marfa (schweigt).

Demetrius.

Die Stimme der Natur ist frei und heilig,
Nicht zwingen, nicht erringen will ich sie,
Gantwort'rt hatte dir mein Herz, wenn deines
Bei meinem Anblick sprach, und einen frommen
Und liebenden Sohn hättst du in mir gefunden,
Gesiehts wär' das Nothwendige mit Neigung,
Mit Liebe und mit reiner Innigkeit.
Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlest,
So denk als eine Fürstin, fasse dich
Als einer Königin — das Schicksal gab dir
Mich ungeboh'n zum Sohne, nimm zu mich
Als ein Geschenk des Himmels an. Wär' ich
Dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so
Raubt ich doch deinem Sohne nichts; ich raubte
Es deinem Feinde — dich hab ich, dein Blut
Hab ich gerächt, dich aus der Gruft gezogen,
In welche man lebendig dich begrub,
Und auf den Fürstenthron zurückgeführet,
Daß dein Geschick an meins befestigt ist;
Begreifst du, mit mir stehest du, mit mir
Gehst du auch unter — Alle Völker schauen
Auf uns —

Die Gaukelei ist mir verhaßt,
Zu mag nicht zeigen, was ich nicht empfinde,
Doch wahre Ehrfurcht fühl' ich gegen dich,
Und dies Gefühl, das meine Kniee beugt
Vor dir, es ist mein Ernst —

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen giebt.)

Demetrius.

Entschließe dich,
Laß deines Willens freie Handlung tun.
Was dir versagte die Natur; ich fordre
Von dir nicht Heuchelei und Lüge. Wahre
Gefühle fordr' ich von dir — Scheine du
Nicht meine Mutter, sey es; — so bin ich doch der Gegangne
Wirf hinter dir zurück — mit ganzem Herzen
Ergreif das Gegenwärtige — bin ich
Dein Sohn auch nicht — so bin ich doch der Czaar,
Mein ist die Macht, mein ist das Glück; der, welcher
Im Grabe liegt, ist Staub — er hat kein Herz
Zu lieben dich; kein Auge, die zu trösten,
Drum wende dich zu den Lebendigen.

Marfa (bricht in Thränen aus).

Demetrius.

O, diese goldnen Tropfen, sie sind mir
Willkommen — laß sie fließen. Zeige so
Dem Volke dich —

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Gezelt, Demetrius drängt sich knieend vor Marfa, die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene. Lauter Jubel.)

Viele Stimmen.

Heil Czaar Dimitri!

Andere.

Heil!

Der Czaarin Marfa!

(Trompeten.)

Demetrius

(nach einer Pause sich emporrichtend).

Folget mir zum Kreml!

Neunte Scene.

(Oeffentlicher Platz zu Moskau, großes Volksgedränge, die Gebäude sind mit grünen Kränzen geschmückt; von allen Seiten ertönt Glockengeläut, aus der Ferne heranwehende Kriegsmusik von öfterem Jubel unterbrochen.)

Schuiskoi und Tschnin treten aus der Menge.

Schuiskoi.

Er liegt, der Wahnsinn liegt, und als Betrüger,
Als Lügner stehn wir da vor einer Welt;

fodert als Er, aber ohne, wie er es thut, es zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. — Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem

so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentaler Dichtung, kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer, tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredtsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und in mehrern andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Göthe, als Dichter.

Wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalen Stoff verfahre, diese Aufgabe scheint völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorstand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdige glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner, als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt. Es ist interessant zu sehen, mit welchem

glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentalen Charakter Nahrung giebt, im Werther (von Göthe) zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman (Wilhelm Meisters Lehrjahre) stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erfoderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an.

Siegwart und die Reisen nach dem mittäglichen Frankreich.

Beide Produkte haben gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte, Empfindung macht den erstern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand macht den zweiten schätzbar; aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andre wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerseits mit der Natur und andrerseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andre auf den Namen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmelische Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Foderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht, und von den bessern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen

werden, die übrigen Foderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke blos schreibt, um zu gefallen, und blos liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Bürger, als Dichter.

Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der Hrn. B.'s Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, wäre es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen.

Matthison, als Dichter.

Matthisons landschaftliche poetische Darstellungen gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit,

ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, und beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet. Sein Dichtergenie erscheint auch mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fesselosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. Der Charakter seiner Muse ist Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen.

Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen.

Foderungen an den Dichter überhaupt.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht „uns durch einen freien Effekt unsrer produktiven „Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu ver„setzen“ so ergeben sich daraus zweierlei Foderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs Erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Dadurch, daß der Dichter unsrer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt, wird mit der höchsten Freiheit die höchste Bestimmtheit möglich. Er darf sich aber nur an die objektive Verknüpfung in den Erscheinungen halten, und nur, wenn er von seinem Stoff Alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller Andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Der Dichter kann aber nur insofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfodert. Nur dann, wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde, wenigstens mit eben dem Recht, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also zwei Eigenschaften unnachlaßlich gefodert: 1. nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); 2. nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles wahre Natur seyn; denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, als das die Natur der Dinge ihr vorschreibt. In einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn; denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist. Nur in Weg-

werfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) giebt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen giebt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Foderungen an den lyrischen Dichter und insbesondre an den Volksdichter.

Es ist nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fodert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, der Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so

Wir waren's, die der Czaar nach Uglitsch sandte,
Wir waren's, die Dimitri's Tod begrub,
Und jetzt entsetzet er zu unsrer Schande
Zum Fluche Rußlands siegend seiner Graft.
Mit Räuberwuth hat' ich ihm widerstanden;
Zum Kampf beschworen war der heil'ge Bund.
Romanow hat mit seiner list'gen Rede
Mein schon vollendet festes Werk zerstört;
Doch seine Larve täuscht mich nicht, er hofft
Zu retten die Czaarewna, denn wie bald
Stirbt nicht ein Knabe! hofft den Thron zu theilen
Mit Boris Tochter.

Elchanin.

Wähnt das nicht; sein Handeln
Ist, wie die Tugend, unbegreiflich mir,
Mit Ewigkeit hält ihn sein Schwur gebunden,
Er wird ihn halten.

Schuiskoi.

Redet, welch ein Eid?

Elchanin.

Wie? blieb es verborgen, daß Romanow
In tiefgewurzelter beider Huldigung
Zur Boris Tochter, die Czaarewna, glühte,
Daß auch Ariana ihr selbst verborgen
In stiller Neigung seine Glut gehegt?
Mit Zorn sah drob der Czaar, der sie dem Prinzen
Johann von Dänemark schon längst bestimmt,
Mit List sucht er Romanow zu entfernen,
Denn offen scheut er seinen Anhang noch.
Doch offen trat Romanow ihm entgegen;
Ja liebe eure Tochter, sprach er frei
Zu dem erkannten Czaar; allein die Rechte
Des Bojars sind wir heilig, selbst, ich selbst
Verbanne mich aus ihrer theuern Nähe,
Ja selbst entsiegt der Verlobung und Pflicht,
Und schweige, nie nach diesem Glück zu streben,
Eh euer Wille diesen Eid gelöst.

Schuiskoi.

Und soll er jetzt der Thor sein, ihn zu halten?

Elchanin.

Er wird ihn halten, zweifelt nicht daran!
(Die Kriegsmusik nähert sich, lauter Jubel des Volks.)

Schuiskoi.

Folgt mir, Elchanin, laßt die Schauergänge
Uns fliehen, das mein tiefstes Herz empört,
Und in der Einsamkeit verschwiegner Hülle
Bedenken unser Rache, unser Schmach.
(Sie gehen ab.)

(Der Zug betritt die Bühne. Odowalsky mit polnischen Kriegern, diesen folgt das Heer des Demetrius, die Abgeordneten der Städte, der Magistrat von Moskau in seinen Amtskleidern, eine Abtheilung polnischer Krieger unter Korela, eine Abtheilung Streitzigen, der Leibstaat des Demetrius, viele Bojaren, Demetrius in königlicher Rüstung unter einem Thronhimmel, zu beiden Seiten polnische Leibwachen, er ist von seinen übrigen Begleitern umgeben, Bojaren, Urschinin, Rasin, Gottikoff, Masalskin, Sapieha, viele polnische und russische Großen; eine Abtheilung der Streitzigen schließt.)

Zuschauer (beim Beginnen des Zugs).

Erster.

Wie nennt ihr diese Krieger?

Zweiter.

Es sind Polen.

Dritter.

Unmöglich, hätte wohl der Czaar den Polen
Die Führung des Triumphzuges anvertraut?

Vierter.

Ihr seht, daß es so ist —

Fünfter (lebhaft).

Da nahen Russen,
Das sind Basmanofs Krieger!

Vierter.

Seht, da kommt
Der Magistrat von Moskau, der Kamerskoi
In seines Amtes feierlicher Zier!

Dritter.

Schon wieder Polen — ha! nun gar der Räuber
Korela —

Einige.

Stille!

Vierter.

Das sind die Bojaren,
In langer Reihe wandeln sie dem Czaar
Voraus.

Mehrere.

Er kommt! Er kommt!
(Das Volk drängt sich stürmisch, der Demetrius-Erscheinung erschallt wiederholten Harnisches Jubelgeschrei.)
Heil dir, Dimitri!
Heil Iwans Sohn!
(Der Zug ordnet sich im Halbkreise, Basmanof nähert sich dem Czaar.)

Basmanof.

Herr, wir sind am Ziele,
Des alten Kremels Mitte zeigt sich dir,
Dort steigt die graue Hofburg deiner Ahnen
Und hier Wasilois Tempelhaus empor;
Vergesse, daß der Siegesmarsch verstumme,
Denn schon im frommen Zuge naht sich die
Der Patriarch aus hoher Kathedrale,
Der Kirche Fahnen wehen ihm voran.

Demetrius.

Der Kriegesruf schweige, alle Waffen sollen
Sich senken, alle Kniee sollen sich
Dem Gott der Gnade beugen.
(Der Kriegsmarsch schweigt, — man hört die Chöre der herannahenden Geistlichkeit.)

Odowalsky.

Warum hält
Der Zug? warum verstummen die Trompeten?

Basmanof.

Es ist des Czaaren Wille —

Odowalsky.

Sollen wir
Vielleicht nicht thun, als ob wir Sieger wären?

Zuschauer.

Ha, frecher Uebermuth!
(Der Erzbischof Ignati von Rezan im Patriarchenschmuck mit seinem Gefolge tritt hervor, der übrige Zug der Geistlichkeit mit Fahnen und Bildern hinter ihm.)

Erzbischof.

Sohn Amrits — dich
Begrüßt die heil'ge Kirche hier im Namen
Des Gottes, der dich aus der Gruft zum Thron,
Dich aus der Dunkelheit gehoben zum Lichte.
Gott zeigte sich an dir der Allmacht Gnade,
Gott wird durch dich sein theures Volk sich nehmen,
Wie Joas einst aus seiner Mörder Handen

sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichts kann kein andrer seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen.

Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte blos zwischen dem allerleichtesten und dem allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen, und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuern Abstand zwischen beiden durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und

Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind, — und dadurch gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. Er müßte durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniß für die Reinigung der Leidenschaft nutzen, die erhabenste Philosophie des Lebens in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entzifferndr Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. — Die erste Frage ist dann diese: ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben die Gedichte, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren? Das Verdienst eines Volksdichters besteht nicht darin, jede Volksklasse mit einem ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Eine der ersten Erfodernisse des Dichters ist Idealisirung, Veredlung. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern

Gegenſtänden zerſtreuten Stralen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben.

Der lyriſche Dichter darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, um ſo weniger verlaſſen, je weniger ihm Raum für die Umſtändlichkeit gegeben iſt.

Die eigenſinnigen Göttinnen des Reizes und der Schönheit belohnen nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt einflößen; ſie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein andres Feuer, als das Feuer einer reinen uneigennützigen Begeiſterung. — So wie der Dichter blos leidender Theil iſt, muß ſeine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealiſchen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabſinken. Aus der ſanften fernenden Erinnerung, ja niemals unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affekts, der ſchön verſinnlicht werden ſoll, mag er dichten. Das Idealſchöne wird ſchlechterdings nur durch eine Freiheit des Geiſtes, durch eine die Uebermacht der Leidenſchaft aufhebende Selbſtthätigkeit möglich.

Doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst.

Jenachdem die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder jenachdem sie, wie die Tonkunst, blos einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht blos auf dasjenige, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen; und in diesem Sinne ist Klopstock vorzugsweise ein musikalischer Dichter.

Landschaftsdichtung.

Den Neuern (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftgemälden und Landschaftpoesieen diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstande einer eigenen

Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten blos auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Bei aller anscheinenden Willkühr der Formen herrscht auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer große Einheit und Gesetzmäßigkeit, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Muß auch gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), so kann doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Da die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an der landschaftlichen Natur vermißt, nur innerhalb der menschlichen Natur liegt, so wird er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinüberspielen, übrigens aber die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch, als möglich steigern.

Auf zweierlei Wegen kann die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden: entweder,

als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Ihrer Form nach sind Empfindungen der Darstellung fähig: die Musik hat nichts anders, als eben diese Form der Empfindungen zum Objekt. Insofern die Landschaftsmalerei oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. Wir betrachten auch jede malerische und poetische Composition als eine Art von musikalischem Werk. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, wir verlangen, daß jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei, und als Musik auf uns wirke.

Von dem Landschaftsmaler und Dichter verlangen wir dies in noch höherm Grade und mit deutlicherem Bewußtseyn, weil wir von unsern übrigen Anfoderun-

gen an Produkte der ſchönen Kunſt bei beiden etwas herunter laſſen müſſen.

Nur diejenige Erweckung der Ideen iſt der Kunſt würdig, die nach Geſetzen der ſymboliſirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moraliſchen Würde erwachten Gemüthern ſieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müſſig zu; unaufhörlich iſt ſie beſtrebt, dieſes zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinſtimmend zu machen. Bietet ſich ihr unter dieſen Erſcheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen praktiſchen Regeln behandelt werden kann; ſo iſt ihr dieſe Erſcheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchſtabe der Natur wird zu einer lebendigen Geiſterſprache, und das äußere und innere Auge leſen dieſelbe Schrift auf ganz verſchiedne Weiſe. Jene liebliche Harmonie der Geſtalten, der Töne und des Lichts, die den äſthetiſchen Sinn entzücket, befriedigt jezt zugleich den moraliſchen; jene Stetigkeit, mit der ſich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit an einander fügen, iſt ein natürliches Symbol der innern Uebereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zuſammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der

ſchönen Haltung eines pittoresken oder muſikaliſchen Stücks malt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten Seele. Der Landſchaftsmaler (wie der Tonſetzer) bewirkt dieſes blos durch die Form der Darſtellung, ſtimmt blos das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überläßt er der Einbildungskraft. Der Dichter hingegen kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, jene Symbolik durch den Inhalt unterſtützen und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen, doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt. Denn eben darin liegt das Anziehende ſolcher äſthetiſchen Ideen, daß wir in ihren Inhalt, wie in eine grundloſe Tiefe blicken.

Die Schaubühne, als moraliſche Anſtalt.

Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und

Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich, wie Rhadamanthus, Gericht hält.

So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und daurender, als Moral und Gesetze.

Tausend Laster, welche die weltliche Gerechtigkeit ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welchen herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsre Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung aus!

Eben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab.

Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsre Bildung noch geschäftig. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. — Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsrer Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Die Schaubühne ist mehr, als jede andere öffentliche Anstalt des Staats, eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der moralischen Seele. — Wenn sie aber auch die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, die Thoren und Lasterhaften ausfündig und unschädlich zu machen.

Riß sie dich mächtig aus des Grabes Nacht;
Den Herrscher, den ein Wunder uns gegeben,
Hat sie gewiß zum Segen uns verliehen.
Dich krönet Gott, du krönst unsre Hoffnung,
Ein starkes Rüstzeug in der Hand des Herrn,
Und so sey nochmals uns gegrüßt, Dimitri
Iwanowitsch, des großen Iwanes Sohn,
Du Enkel der Warjäger, sey willkommen,
Willkommen jauchzt dein wonnetrunknes Volk!

Volk.
Heil dir, Dimitri, hoher Czaar, willkommen!

Demetrius.
Bringt euch das Glück so viel? macht euch die Wonne
Des Tods verstummen, wie der Schmerz? was soll,
Was kann ich euch, was meinem Volk erwiedern?
Gebt, meine ganze Antwort ist Gebet;
Und knieend tret ich in die Königshallen,
Wo bald die Welt vor ihrem Herrscher kniet.
Hier unter diesen Himmels ew'ger Wölbung
Beug ich mein Haupt vor einer Höhern Thron;
Gesegnet sey mein Eintritt, Vater, segnet
Mein Volk und mich —
(Der Czaar kniet nieder, alle Russen folgen.)

Erzbischof.
Euch segne Gott der Vater
Und Sohn und Geist — Gesalbter Gottes sieh
In deiner Ahnen königliche Wohnung,
Der Segen Gottes zieht dort ein mit dir.
(Musik, nach welcher plötzlich der Kriegsmarsch der Polen ertönt; alles rafft sich empor.)

Zuschauer.
Ha! was ist das?

Andre.
Welch feindliches Beginnen!

Mehrere.
Die waren, Gott zu hohnen —

Demetrius (sich langsam emporrichtend.)
Wer that das?

Basmanof.
Nicht länger ließ Xerxes's Ungeduld
Sich zähmen, und auf's neu ließ er den Zug
Beginnen, um —

Demetrius.
Der Kriegsmarsch verstumme,
Des Todes sey ein jeder, der sich regt!
In Ketten soll erwartet sollen sie
Den Augenblick erwarten, da ich mir
Gefallen wird, sie zu entlassen —
(Der Marsch verstummt sogleich.)
Folgt mir,
Ehrwürd'ger Vater, laßt an eurer Hand
Mich in den Hallen treten meiner Väter —
(Er geht ab mit seinem Gefolge, das Proscenium wird leer.)

Zehente Scene.

Weliaminow, in dürftiger Kleidung, nach ihm Romanow.

Weliaminow.
Seyd ihr's, Romanow? sendet Gottes Gnade
Uns einen Rächer aus der tiefen Schmach?
Ist er bereit, zu Roßen und zu richten
Hört, wo das Recht entfloh und Frevel thront? —

Romanow.
Der Frevel siegt, der feigen Soldner Heer,
Das ich für Federn dessin zu gewinnen,
Trug des Betrügers fremde Farben schon,
Das letzte Aeußerste muß' ich ordinge,
Da Rußland nur ein Gott erretten kann,
Heißt mich ein Gott Arsinien erretten.
Des Sturmes Flügel tragen mich einher
Und unerkannt trat ich in Moskaus Thore.
Weliaminow, wo weilt Arsinia?
Wo hat der Haß Arsinien begraben?
Sprecht, wär' es tief auch in des Abgrunds Nacht,
So wollt ich sprengen die demantnen Pforten
Und singen mit der Hölle Heerschaar!
O redet, flieht nicht wie die Eidechsen,
Die ihres Mantels ew'ger Schutz umhüllt,
Sprecht, wo ist die Czaarewna? sprecht!

Weliaminow.
Nur Gott
Und die Tyrannen kennen die Geschick,
Denn nimmer will ich dem Gerüchte glauben,
Das ich von allen Seiten schon vernahm.

Romanow.
Welch ein Gerücht?

Weliaminow.
Daß Zebot von dem Dolch
Der Mörder schon gefallen.

Romanow.
Ha, vollendet
Und stoßt ihn ganz in meine Brust!

Weliaminow.
Daß die
Czaarewna starb durch Dhomalsky's Hände.

Romanow.
Allmächt'ger Gott! ich bin verloren! —

Weliaminow.
Ja,
So tief ist Boris Fürstenhaus gefallen
Vom stolzen Kronengipfel seiner Macht,
Verwelkt der Baum, der Rußland überschattet
Mit seiner Zweige königlicher Pracht.

Romanow.
Sie ist nicht mehr, in starrender Erscheinung
Verstummt um mich die lebensarme Welt,
Dasteht da du, bist aus dieselbe,
Es sieht des Lebens zerstörte Gewalt,
Der Hand des glunden Todes, der Schmuck der Farben
Verdirbt auf deiner welkenden Gestalt;
Fort, fort von dir — im Grabe wohnt mein Leben,
Fort, eine kalte Leiche bist du nur!
Was brauchst du mir noch das matte Lasen?
Komm, Tode, mit dem Tode komm zur Gruft!
Was strahlst du noch, du ewig reine Sonne,
An dieses Himmels dunkelm Aetherblau?
Du wirst Arsinien in nicht mehr schauen!
Was weilest du, belebter Frühlingshauch,
Durch eine Welt mit wundersamen Weben?
Du schwellst in nicht mehr lebend ihre Brust!
Zu dir muß ich mich, meine Mutter, wenden,
Zu dir, o Mutter Erde, zu bewahrst
In deines Busens liebender Umfassung
Was von Arsinien hier blieb zurück.
(Basmanof zeigt sich mit Bewaffneten.)

Weliaminow.
Um aller Heil'gen willen flieht, Romanow,
Kommt, folget mir — bei unsrer Aller Hoffnung.

Nicht blos auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam, und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen. Sie führt uns eine mannichfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung.

Sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. — Menschlichkeit und Duldung fangen an der herrschende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Stralen sind bis in die Gerichtssäle und noch weiter — in das Herz der Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer, als alle übrigen, gegen die Bühne zu seyn! Hier nur hören die Großen der Welt,

was sie nie oder selten hören. — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier, den Menschen.

Kein geringeres Verdienst gebührt der Bühne um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen. — Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. — Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen, das Stück ist noch zu hoffen, worin dieses merkwürdige Thema behandelt wird.

Nicht weniger ließen sich von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn

die Dichter es der Mühe werth hielten Patrioten zu seyn, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Nationalgeist, d. i. die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Meinungen und Neigungen eines Volks bei Gegenständen, worüber eine andre Nation anders meint und empfindet, würde nur die Schaubühne in einem hohen Grade bewirken können, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet, weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstande und Herzen hat.

Daß die Bühne unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Ge-

schäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken, und unsre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum ersten Mal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder aufstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt

jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu seyn.

Aufgabe der Komödie und Tragödie.

Die Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die Aufgabe der Komödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, sie, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessiren; der Komiker muß sich vor dem Pathos hüten, und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch die beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst, und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum Pathetischen neigt. Wenn also die Tragödie von einem wichtigern Punkt ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Komödie einem wichtigern Ziel entgegen geht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem

höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall, als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Tragische Kunst.

Man gelangt zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelenstärke glauben. Pathos ist also die erste und unnachlaßliche Foderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit, geschehen kann.

Das zweite Gesetz der tragischen Kunst ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Nichts, was blos die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle blos

erschlaffenden (schmelzenden) Affekte, sondern überhaupt auch alle höchsten Grade, von was für Affekten es auch sei, unter der Würde tragischer Kunst.

Auf der andern Seite sind auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn blos quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger, als jene durch Wollust, und können deswegen blos Verabscheuung, und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist blos ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefodert, durch den sich allein das Princip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Das Pathetische ist nur ästhetisch, insofern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche blos auf eine sinnliche Quelle schließen lassen, und blos in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind nie erhaben, wie viel Kraft sie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Diese übersinnliche Widerstehungskraft macht sich in einem Affekte nur durch Beherrschung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung desselben kenntlich. Der Kampf mit dem Affekt ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, setzt also etwas von ihr Unterschiedenes voraus. Gegen das Leiden selbst hat der Mensch keine andern Waffen, als Ideen der Vernunft.

Negativ und indirekt sind diese Ideen darzustellen, wenn in der Anschauung Etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnlichkeit nicht kann abgeleitet werden, ist indirekte Darstellung des Uebersinnlichen.

Es giebt Erscheinungen am Menschen, die nicht seiner Person, als Intelligenz, sondern blos seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden. Es giebt aber auch Erscheinungen an ihm, die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können, welche also die Person und nicht der Instinkt zu verantworten hat. Der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken.

Dadurch, daß alle blos der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen, — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instinkts entzogen sind und dem Naturgesetz nicht notwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grade frei erscheinen, dadurch kann die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden.

Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ohngefähr ein Maaß für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte.

Bei allem Pathos muß der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn, und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Mensch, aus allem

Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Es giebt hier ein Erhabenes der Fassung und ein Erhabenes der Handlung. Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. Dieses läßt sich anschauen; denn es beruht auf der Coexistenz. Das Erhabene der Handlung läßt sich blos denken; denn es beruht auf der Succession, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem freien Entschluß abzuleiten. Daher ist nur das Erste für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Coexistirte glücklich darstellen kan; der Dichter aber kann sich über beides verbreiten.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfodert, daß daß Leiden eines Menschen das Werk seines moralischen Charakters sei, entweder mittelbar, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt, oder unmittelbar, wennn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt.

Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsre Augen stellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu ergötzen. Nun

Die nur auf euch beruht, beschwör ich euch,
Wenn ihr zur euch nichts fürchten wollt.

Romanow.

Sie hofft
Und fürchtet ja nicht mehr, wie willst du's fordern
Von mir? —

Wiszniowetzky.

Die Tiraney des Tyrannen nahm,
Die Henker des Demetrius.

Romanow.

Willkommen,
Willkommen sind sie mir!

Wiszniowetzky (zu Boris).

Willkommen sind sie mir!

Wiszniowetzky (zu Boris).

Was wollt ihr thun?

Romanow.

Es starb die Seele, sterben mag der Leib.

Wiszniowetzky.

Gott! jede Rettung ist umsonst!

Basmanof (mit Verachtung).

Romanow —
Romanow ist's — umringt ihn — ihr seid mein
Gefangener —

Romanow.

Ich bin es.

Basmanof.

Folgt mir nach.

Wiszniowetzky.

Die letzte Hoffnung Russlands sank vernichtet.
O Rurik, greises Haupt, ins Grab mit ihr —

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

(Saal im Kremel.)

Marfa. Olga.

Marfa.

War's nur ein Traum die öde Klosterzelle,
Der Mord des Sohnes, meines Hauses Schmach? —
Mich dünkt, ich sieh' als zarte Jungfrau zagend
Hier an Rageris, meines Vaters, Hand,
Und in der Hoheit prangender Begleitung
Tritt ernst hervor der königliche Greis,
Zwar Majestätisch, und doch sie Rechte,
Die Szepterttragende, mir als Gemahl!
Der Hymnus rauschet und die Kerzen flammen
Und Ruriks Krone schmückt mein junges Haupt.

Olga.

O wende deinen Blick von dem Vergangnen,
Es naht dir mehr mit Schmerzen als mit Lust.

Marfa.

Wo weilst du, mein Gemahl? wo weilst du, Vater,
Verehrter Vater des geliebten Sohns?
Stiegst du vom hohen Thron des Kremels nieder
In seiner Großmuth tiefster Nacht?
Kann Marfa's Stimme dich nicht mehr erwecken,
Die dir entgegenwacht? ihr lebt ein Sohn!
Im spaten Herbste deiner langen Jahre
Bring ich Demetri dir, den Königssohn.
Du drückst an deine Brust den zarten Knaben,
Im Vaterthranen fließt der Herrscherblick.

Olga.

O könnt er heut ihn segnen, den zum Throne
Ein Gott, ein rettender, zurückgeführt.

Marfa.

Was hör ich? rauschen nicht die Klagestimmen
Weit durch die Heidung und durch Moskau's Kreis?
Sinkt nicht die bleiche Hyazinth auf die Leiche
Des vielverehrten Herrschers und Gemahls?
Hier stand sein Leichenbette — hier — hier drängen
Die vergießendbrechend traurien Weibchen
Des Todtenbetts zu mir aus dumpfer Ferne,
In dumpfer Ferne dämmerte die Welt.
In sich versenkt in schauernder Betrachtung
Sämmtgt sich der bleiche Wittwe an den Sarg.
Er ist dahin, rief inniger Gedanke,
Er ist dahin, sprach jegliches Gefühl.

Olga.

Ist heut der Tag, dem Schmerze sich zu weihen?
Ist das dein Dank für Gottes Gnadenruf?
Er gab dir liebend den Verlornen wieder,
Den theuren Sohn, Demitri nennst du ihn.

Marfa.

Er ist nicht mehr, er schläft im Grab — verzeihe,
Verzeih du, Engel, mir, verzeih die Schuld
Der Mutter, die in seiger Schwachheit Zagen
Noch in der Gruft den theuren Sohn verrieth,
Verzeih, daß ich dein jegliches Erbe raube,
Daß mich die fremde Kuppe Mutter nennt.

Olga.

Ein fürchterlicher Sinn deutt in den Worten,
Die sterbend deiner matten Brust entfliehn,
Soll ich, darf ich es wagen, sie zu deuten?
War' meine schauerliche Ahnung wahr?
War' er dein Sohn nicht? —

Marfa.
Olga!

Olga.

Ew'ger Himmel,
Es ist's gewiß, sprich!

Marfa (gewaltsam).

Er ist nicht mein Sohn.

Olga.

Und dennoch hielt du ihn vor allem Volke
Erkannt!

Marfa.

Flieh, flieh von mir — verdamme mich,
Wie mich das eigne Herz verdammt, verlasse
Die Schuldige, wie sie ihr Gott verließ,
Und rufe, rufe alle seine Blitze
Verbunden zur Vernichtung auf mein Haupt.

Olga.

Wie war es möglich? sind dem Augenblicke,
Da sich der Schaar die nahte, war dein Herz
Für deine treue Olga selbst verschlossen —

Marfa.

Er stand vor mir in milder Hoheit Prangen.
Doch sprach mein Herz, er ist nicht Marfa's Sohn
Mit Kindesherzlichkeit naht' er meinen Blicken.
Doch lebend sprach mein Herz, er ist es nicht;
Nicht mit der Hochgefühle falschen Schmerzen

kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Es ist blos die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fictionen sind; denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit aber besteht nur darin, daß Etwas geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

In ästhetischen Urtheilen sind wir auch nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern blos für die Freiheit interessirt, und jene kann nur insofern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fodert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will.

Diejenige Dichtungsart, welche uns die moralisch Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich der gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Entweder es sind ausserordentliche Handlungen und Situationen oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursach und Wirkung, in Einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das eine oder das andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die scheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz, auch der Schmerz über Verletzung desselben, giebt uns

die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat etwas Ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leistet jene Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Diejenige Kunst, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondre zum Zweck setzt, heißt die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande. Sie ahmt die Natur in denjenigen Handlungen nach, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entspringt

daſſelbe nicht aus moraliſchen Quellen, ſondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt.

Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind nöthig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfodert wird.

Folgende Bedingungen liegen der tragiſchen Rührung zu Grunde. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Wortes gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt, und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung),

welche uns Menschen in einem Zustande des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch sie ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Der Zweck der Tragödie ist Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Nachahmung einer rührenden Handlung ist der Inbegriff aller Bedingungen, unter welchen der mitleidige Affekt am stärksten erregt wird. Diejenige Tragödie würde die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs, als der am besten benutzten tragischen Form wäre.

Schauspielkunst.

Foderungen an den Schauspieler,

Die nachgeahmte Grazie ist auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Die Foderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: 1. Wahr-

heit der Darstellung und 2) Schönheit derselben. Nur muß der Schauspieler, was die Wahrheit der Darstellung betrifft, Alles durch Kunst, und nichts durch Natur hervorbringen, weil er sonst gar nicht Künstler ist; und er ist zu bewundern, wenn man hört und sieht, daß er, der den wütenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Charakter ist. Auf der andern Seite hingegen muß er, was die Anmuth der Darstellung betrifft, der Kunst gar nichts zu danken haben, und hier muß Alles an ihm freiwilliges Werk der Natur seyn. Wem es bei der Wahrheit seines Spiels beifällt, daß ihm dieser Charakter nicht natürlich ist, der wird ihn nur um so höher schätzen; wenn es uns aber bei der Schönheit seines Spiels beifällt, daß ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werden wir uns nicht enthalten können, über den Menschen zu zürnen, der hier den Künstler zu Hülfe nehmen mußte. Denn das Wesen der Grazie verschwindet mit ihrer Natürlichkeit, und die Grazie ist doch eine Foderung, die wir uns an den bloßen Menschen zu machen berechtigt glauben. — Was soll man aber dem mimischen Künstler antworten, der gern wissen möchte, wie

er, da er sie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll zuerst dafür sorgen, daß die Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehn, und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

Die Musik.

Eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die Musik, hat kein andres Objekt, als die Form der Empfindungen. Sie ist Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. Der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht blos angenehmer Kunst) besteht darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen; so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie, vermittelst jenes symbolischen Akts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles von der Würde der Menschennatur participiren kön-

nen. Dringt nun der Tonſetzer in das Geheimniß jener Geſetze ein, welche über die innern Bewegungen des menſchlichen Herzens walten, und ſtudirt er die Analogie, welche zwiſchen dieſen Gemüthsbewegungen und gewiſſen äuſſern Erſcheinungen Statt findet, ſo wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf ſich, wo nicht dem plaſtiſchen Künſtler, der den äußern Menſchen, doch dem Dichter, der den innern zu ſeinem Objekte macht, getroſt an die Seite ſtellen.

Schmelzende Muſik der Neuern.

Die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo großer Lärm in einem Concertſaale iſt, ſo wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis ins Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit

erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Princip der Freiheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird.

Gartenkunſt.

Aeſthetiſche Gärten.

Es iſt gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob ſie denn auch wohl möglich ſei? endigt. Dieß ſcheint beſonders auch der Fall mit den ſo allgemein beliebten äſthetiſchen Gärten der Fall zu ſeyn. Dieſe Geburten des nördlichen Geſchmacks ſind von einer ſo zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen ſo unſichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunſtfreunde zu verzeihen iſt, wenn er ſie kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit würdigte, und dem Dilettantiſm zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Klaſſe

der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit der Baukunst an.

Architektonische Behandlung der Gartenkunst.

Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrwege kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur um sich auf den entgegengesetzten zu verlieren.

Poetische Behandlung der Gartenkunst.

Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sich die Gartenkunst in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungs-

Drang seine Stimme in mein dunkles Ohr.
Nicht glaubend nannt er sich sein Sohn, er forscht
In mir, ich möchte seine Mutter sein,
Betrachtet liebend des Geliebten Antlitz
Und hatte wie ein gift'ger Räuber nur
Da stark der Zauberkraft in Mutterthränen
Und nieder sank vor mir der stolze Held,
Triumph erfüllend in tausend Jubeltönen:
Als Sohn und Mutter grüßt' und Vater Mich.

Olga.

Ha, ich begreife —

Marfa.

Gräßliches Erwachen
Aus der Betäubung — ewig denk ich dein,
Dimitri stand vor mir im Sterbekleide,
Mit tadelnd Blick in klagender Gestalt,
Und dergestümmelt sprach die zarte Stimme:
Auch du verrathst, o Mutter, mich? auch du?
Mein einzig Denkmal war ja deine Trauer
Und meine ganze Habe war dein Schmerz,
Wer stirnt noch Thränen meiner Todesblicke,
Wenn Marfa, meine Mutter, mich verliert?
Wer bringt, wenn sie nicht weint, der wilden Thränen
Geweihtes Opfer meiner Asche dar?
(Schwärmerisch.)

Olga.

Ha, welch Geräusch im Vorsaal? Schwerter klirren!
Es nahet kurmend —

(Die Pforte springt auf, Xrinia mit Fedor fast stürzend zu den Füßen der Marfa; Odowalsky, Korzin, mehrere Polen mit gezogenen Schwertern.)

Xrinia.

Rett' ihn, Marfa, rette!

Odowalsky (betroffen).

Verzeih mir, Fürstin, unser Eifer führte
Uns wohl zu weit. —

Olga.

Was macht euch so verwegen,
Mit blanken Schwertern bis in das Gemach
Der Czarin einzudringen? —

Odowalsky.

Kennet ihr
Den Grund, so pardet ihr ihn nicht verdammen.

Marfa.

Entfernt ihn, Vermessener, der Czar
Wird bessre Ehrfurcht wie zu strafen wissen,
Hinweg aus meinen Augen! —

Odowalsky.

Tod dir Fremde —
Vergönne, königliche Frau, daß wir . . .

Marfa.

Mein nenn ich sie; die königliche Rechte
Leg ich beschirmend auf ihr zitternd Haupt,
Zum letztenmal — entfernt euch.

Odowalsky.

Ha, das soll die
Vergolten werden — Fürstin, ich gehorche!

Zweite Scene.

Marfa, Olga, Xrinia, Fedor.

Marfa.

Wer bist du, holde Jungfrau, laß mich wissen
Wen ich gerettet?

Olga.

Noch durchzuckt die Furcht
Und das Entsetzen schauderad ihre Glieder,
Die bange Zunge weigert sich dem Dienst.

Marfa.

Was bebst du, meine Tochter? zittre nicht,
Du bist in Marfa's Schutz, kein Mordeswerkzeug —

Xrinia.

Du lebst, mein Fedor — du bist gerettet!

Marfa.

Er ist gerettet, du mit ihm — steh auf!

Xrinia.

Er ist gerettet, Marfa, und ich soll
Zu deinen Füßen nicht im Staube liegen?

Marfa.

Nicht so will ich dich vor mir sehen, dein Schmerz,
Dein Leiden fand den Weg zu meinem Herzen,
Und Mutterliebe fand' ich, weil ich dir
Das Leben gab; kann sonst in meine Arme,
Durch mich Gerettete!

Xrinia.

Nein, nimmermehr!

Marfa.

Du staunst? —

Xrinia.

Nicht diese gränzige Umarmung,
Die mächtig sie verfluchen, eh' sie
Vollendet.

Olga.

Das Entsetzen raubet auch
Zur die Besinnungskraft. —

Marfa.

An meinem Herzen
Wird dieser dumpfe Wahnsinn fliehen.

Xrinia.

Fliehe
Du selbst; du wirst nur das Entsetzen finden,
Nur wie der Tod umfangen kann ich dich:
Ich bin die Tochter Boris — das sein Sohn,
Sprich, weißt du mich und darf ich dich umarmen?

Marfa (vor ihr zurückbebend).
Die Tochter Godunows? des Mörders Brut?

Olga (jauchzend).
Xrinia, des Czaaren Boris Tochter?

Xrinia (tritt ein).
Der Czar, erhabne Fürstin —

Xrinia.

Fort von hier,
Ins Grab möcht ich vor seinem Anblick flüchten!
(Wie sie der Thür des andern weit, öffnet sich diese, und Demetrius erscheint mit Gefolge, Xrinia bebt schaudernd zurück.)

Dritte Scene.

Demetrius mit Gefolge.

Demetrius.

Tritt das Entsetzen vor mir her? — begleiten
Die Furien der Hölle meinen Gang?
Was ist geschehen? was soll ich, Fürstin, wähnen?

kraft allein das Geſetz empfangen. So willkührlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die ſich ſelbſt überlaſſene Phantaſie ihre Bilder wechſelt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberſpringen und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen, wie auf einer Muſterkarte vorlegen.

Franzöſiſche und engliſche Gärten.

So wie die Natur in den franzöſiſchen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewiſſe architektoniſche Uebereinſtimmung und Größe entſchädigt wurde; ſo ſinkt ſie nun, in unſern ſogenannten engliſchen Gärten zu einer kindiſchen Kleinheit herab, und hat ſich durch ein übertriebenes Beſtreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller ſchönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In dieſem Zuſtande iſt ſie größtentheils noch, nicht wenig begünſtigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Beſtimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenſtände

nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß.

Architektonischer Geschmack in der Gartenkunst.

Vergleichung derselben mit der Baukunst.

Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst steht, ob man gleich sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der

letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Foderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unablaßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet; ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung, und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der

Naturfreiheit, sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Poetischer Gartengeschmack. Vergleichung der Gartenkunst mit der Mahlerei.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz andern richtigen Faktum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn,

aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte, und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Malerei hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maaßstab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich keinen Widerspruch, aber es war zweckwidrig und grillen-

haft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuern Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und, wie ihre andern Schwestern, zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhn, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran man in Teutschland wenigstens noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlich ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge, als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dieß ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks (im Taschenkalender auf 1795. für Natur- und Gartenfreunde. Tübingen b. Cotta) vorzüglich hinweist. Er setzt den vernünftigen Zweck der Gartenkunst mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst als solche sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch ausserordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, kleinen und mittleren, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei jeder dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er hält es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathe-

tiſche Gärten anzulegen, die eben ſo gut, als muſikaliſche oder poetiſche Kompoſitionen, fähig ſeyn müßten, einen beſtimmten Empfindungszuſtand auszudrücken und zu erzeugen.

Sittenlehre.

Moraliſche Welt.*)

In der moraliſchen Welt ſind wir gewohnt, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele ſelbſt geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre innern Wirkungen aber in äußere übergehen, ſo kehrt ſich dieſe Ordnung um, und das Mittel verhält ſich zu dem Zwecke, wie die Urſache zu ihrer Wirkung. Setzt man ſtatt Mittel und Zweck Urſache und

*) Das hier folgende Syſtem iſt das, welches in Schillers Geiſterſeher der Prinz mit ſo vielem Scharfſinn gegen den Baron v. F. verficht. Das Gebrech, aus dem es gezogen iſt und welches in der Thalia ſtand, iſt in der beſondern Ausgabe des Geiſterſehers, als zu weit abführend, weggeblieben. A. d. H.

Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel seyn, als daß sie ihre Wirkung erfüllet? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Princip in unsrer Seele steht — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unsrer Seele, nicht außerhalb derselben anzuwenden ist.

Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, so mußten Wesen vorhanden seyn, die diesem besondern Geschäfte zugebildet waren; so wie Luft und Aether gerade so und nicht anders beschaffen seyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu seyn, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existiren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruht; was also bei Luft und Aether, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Principium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ohngefähr eben so verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus

Marfa.

Ein Wort ſoll alles euch enthüllen; ſeht
Die Tochter Johannes mit ſeinem Erben
Und ahnet, was ich fühlen muß.
(Xenia macht eine Bewegung, ſich zu entfernen.)

Demetrius.

Verweilet
Prinzeſſin, warum flieht ihr?

Marfa.

Was ihr weiter
Zu thun, o Fürſt, und zu beſchließen habt,
Das wird die Pflicht und eure Herz euch ſagen,
Das Unglück werdet ihr, die Unſchuld ehren,
Erbloß in den Kindern des verhaßten Feinds,
Und vor gemeiner Rache ſie beſchirmen.
Ich geh — ich muß vor ihrem Anblick fliehn,
Den wilden Sturm des Buſens zu bezwingen,
Zurückgedrungen blies empörte Herz.

Vierte Scene.

Demetrius (zum Gefolge).

Laßt uns allein —

Gegenwurf.

Gegenwurf, euer Schweigen
Spricht nur zu ſehr — ihr wendet eure Blicke
Von mir in ſchauderndrer Entfernung ab,
Des Feinds verpeſtetes Anſehen zu vermeiden;
Befremden darf zwar dieſer Haß mich nicht,
Doch ſchwör ich's, daß ich nie den Haß verdiente,
Des Schickſals feindlich rächende Gewalt
Schuf mich zu Boris Feind und zu dem euern,
Er unterlag dem herrſchenden Geſchick;
Doch ich will nicht dem Glücke unterliegen,
Mit euer Feind, Xenia, nicht fern.

Xenia (halb gegen ihn gewendet).

Ein Wort nur zwiſchen uns — im weiten Kreiſe
Der Möglichkeit das einzig Mögliche,
Das erſte und das letzte, das die Schweſter
Der Tochter raubet —

Demetrius.

Eine Gottheit ſteigt
Verklärend zu mir nieder, dieſe Stimme,
Allmächtig dringt ſie in mein Innerſtes Herz,
Wie Silberklang von Engelharfen rauſcht,
Den hochgeſandt das Ohr der Himmel lauſcht.

Xenia.

Verzeih, o Vater, blutges Schattenbild
Des Hingemordeten, verzeih, verzeihe
Mir dieſes Wort.

Demetrius (in ihren Anblick verſunken).

Ha, weich ein Himmel zeigt
Sich mir, mein ſehnend Auge ſaugt verbindet
Den ſüßen Tod in ſich, das traute Ohr
Im Klange ſchwelgend dieſer Engeltöne,
Vernähme nicht den Donnerſlug der Welt.

Xenia.

Den letzten Sprößling des geraubten Hauſes
Verfolgt der fremden Mörder feige Wut,
Noch droht der Mörder Schwert dem jüngſten Knaben,
Ihn laßt —

Demetrius.

Mit meinem Leben ſchütz' ich ihn.

Xenia (ſagt).

Ihr ſchwört?

Demetrius.

Ich ſchwör's!

Xenia (lauſcht).

Es mag euch Gott vergelta.
(Sie will gehen.)

Demetrius.

Xenia, verweilt, der alten Mächten
Des Himmels und der Erde — bei den Todten
Der Nacht, bemalten Lebenden des Lichts,
Ich laß euch nicht!

Xenia.

Was fordert ihr?

Demetrius.

O wendet
Den Blick des Haſſes jürnend nicht zu mir,
Nicht dulden kann ich ihn von euch, ertragen
Kann ich's nicht länger, euer Feind zu ſein.
Aus ſolchen Augen darf der Haß nicht flammen,
Aus ſolchen Zügen nicht Verachtung ſchaun;
Der tiefſten Seele heiligſte Gefühle,
Das Mitleid, der Verſöhnung ſüßer Schmerz,
Der Engel der Vergebung ſoll hier thronen,
Wie Gott im Tempel ſeiner Allmacht thront.

Xenia.

Ihr Engel, leiht mir Kraft, den bittern Hohn
Zu tragen —

Demetrius.

Nie Blitze des Verderbens,
Du Ew'ger, ſend' auf dieſes Haupt herab,
Wenn ein gebrochnes Wort von meiner Zunge
Der ew'gen Wahrheit treuſten Tag geſchmäht;
Wenn ich nicht fühle, was die ſchwache Lippe
Zu ſagen ſtrebt und nimmer ſagt.
Mein, kannt ihr, wollt ihr, wollt ihr das verſtehen,
Was ihr allmächtig ſelbſt in mir erſchuft?
Wollt ihr des ſehnden Auges Strahl verſchleiern?
Wollt ihr des Tages Flammenlicht nicht ſchaun?

Xenia.

O Vater, das muß deine Tochter hören!
Laßt mich, laßt mich, bei der Barmherzigkeit
Des Himmels —

Demetrius.

Soll ich euch noch ſagen, daß
Der Aether leuchtet, daß die Sterne glänzen,
Daß uns des Himmels ew'ge Wölbung ſtraft,
Daß Sphären kreiſen und die Sonnen rollen?
Geht ich, Xenia, ſoll ich euch ſagen,
Daß ich euch liebe? Ha, dies matte Wort
Verhöhnt mich ſelbſt, Fluch ſei dem kalten Todten,
Der euch nur lieben kann — Anbetung ſelbſt,
Der glühnden Andacht heiligſtes Entzücken
Der Sonnenhöhe, wo Begeiſterung flammt,
Iſt kalte Grabnacht gegen das zu nennen,
Was ich nur fühle, doch nicht nennen kann.

Xenia.

Halt ein, Barbar! — iſt dir kein Unglück heilig?
Ehrſt du den Schmerz der frommen Tochter nicht?
Der du den Vater heut gemordet, ehrſt du
Die Schwachheit nicht, die ſelbſt der Löwenwuth ehrt?
Höhnſt du dich ſelber aber mich, die Tochter
Des Feindes, die du kaum —

Demetrius.

Zerſtreue mich,
Xenia, verachte mich, verfluche
Den Mörder deines Vaters, aber ſchmähe

ihres Baues. Wie die Natur das blos organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkend-empfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen. Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit gerathen. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Centrum müssen sich alle Thätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, eben so wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward, und als Kugel fortdauert. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben.

Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens, oder sein Vermögen sich selbst zu bewegen, mußte also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem sie es

bestimmte. Wollte sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Principiums bemächtigen, wonach sich das moralische Wesen beweget. Was konnte sie daher anders thun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Principium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit andern Worten, seine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?

Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu seyn schien, eben so wie der Erdkörper durch den Fall seiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfähret also das moralische Wesen jedes Mal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern, noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem der Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glück-

seligkeit, voraus, mit dieser aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtseyn ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, sie schmerzen, so würde sie mit einen Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Ründung zurückkehren. Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühls.

Aber eben so wenig Aehnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubische Form eines Salzes mit seinem bittern Geschmacke hat, eben so wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man sagen, seien durch eine eben so willkührliche Koexistenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung.

Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu seyn, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Principium wissen, als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert, mochte er sogar im lieblichen selbstgefälli-

gen Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen — dadurch, daß er seiner Struktur dienen, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert.

Und kann etwas vortrefflicher seyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, sondern daß sie es müssen? diese Vorstellung ist so schön, so hinreißend, daß sie der Mensch gern einem Geiste gönnt, weil der selbstsüchtige seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Gebe man dem Krystalle das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Krystall seyn. Und mußte dieß nicht so seyn? Hielt nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer beweget haben.

Hiermit bestimme ich nicht anmaßend den Gang der Natur; ich nehme nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eigenen Brust genommen und durch praleriſche Titel ausge-

schmückt haben. Was mir vorhergieng und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Gränzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumereien bemahlt, lachender oder finstrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heitrer war; und vom weiten täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler nutzten diese allgemeine Neugier, und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasieen in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Wiederhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungewiß, wer wohl dahinter stehe, und sie in Empfang nehmen werde: quid sit id,

quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sei; aber um sie zu überweisen, schicke man sie eilig dahinter. Ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen, — und das Weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Dem Zweck meines Daseyns kann ich mich nicht entziehen, ich kann ihm nichts nachhelfen, ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das die Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir desto heiliger — es ist Alles, was mein ist, meine Moralität nämlich, meine Glückseligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei seyn — er hat nichts, als sein Botenlohn dabei zu verdienen.

Letzter Zweck und innerer Werth des Menschen. Moralität der Handlungen.

(Nach eben diesem Systeme.)

Den Werth des Menschen kann ich nur nach der Menge seiner Wirkungen abwägen. Wichtig nennen wir eine Wirkung blos, weil sie eine größere Menge von Wirkungen nach sich zieht. Der Mensch hat keinen andern Werth, als seine Wirkungen.

Ein verwüstendes Leben ist aber kein thätiges. Der Despot ist das unnützlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigsten Kräfte bindet, und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Daseyn ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstöret — hunderttausend thätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüsteten.

Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft

sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet. Die Wirkung meiner That hört mit ihrer Unmittelbarkeit auf, meine Wirkung zu seyn. Eine Ursache kann nur eine Wirkung haben. Eine unmittelbare Wirkung aber, die zugleich die abgezweckte wäre, giebt es nicht. Denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innere Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgültiger einschieben, wenn es auch nichts, als Muskularbewegung wäre. Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrich IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung. Die Motive aber bestimmen die moralische Handlung. Die Motive bestehen aus Vorstellungen, d. i. aus innern Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, die äußern Thätigkeiten korrespondiren. Eine moralische Handlung ist also eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußern Veränderungen korrespondiren. Wenn ich also sage, die Begebenheit ABC ist eine moralische Handlung, so heißt dieß so viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche diese Begebenheit ABC ausmachen, ist eine Reihe innerer Veränderungen abc vorhergegangen. Die Handlungen abc

waren also bereits geschlossen, als die Handlungen ABC anfiengen. Wenn also ABC auch nicht angefangen hätte, so wäre abc darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in abc enthalten, so blieb sie auch, wenn wir ABC ganz vertilgen. — In dem äußeren Strome der Folgen der Handlung hat der Mensch nichts mehr zu sagen, ihm gehört nichts, als seine eigene Seele. Der Monarch hat nichts vor dem Privatmanne voraus; denn auch er ist so wenig Herr jenes Stromes, als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebiet seiner Wirksamkeit blos innerhalb seiner eigenen Seele.

Schlimm oder gut sind Prädikate, die eine Handlung erst in der Seele erlangt. Lassen wir zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nämliche Handlung außerhalb derselben gleichgültig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut. Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, so wie z. B. Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann.

Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem Alles fließt, was es giebt, gegen welchen alles strömt, was es empfänget. Dieser Mittelpunkt oder dieses Principium ist nichts anders, als der inwohnende Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben so viel sagt, zur höchsten Kundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen Wesens, so wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künstler sie zusammensetzte, der Wirkung entsprechen, um derentwillen er sie zusammensetzte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Theile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Antheil nehmen, dessen sie fähig und um dessentwillen sie vereinigt sind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Principium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch gut oder moralisch böse,

Andeutung nicht, die Sterbend sich dir naht!
Du flugst mich an, der Tochter Schmerz zu stillen,
Kannst du das wohnen? — nein, du weißt es nicht;
Die heil'ge Mutter, sie, die ewig reine,
Ist mir nicht heiliger, als du — die Welt
Gab ich zu heißen bittern Schmerz — weiß Leben
Zu trocknen einer Thräne deinen Bächen;
Daß ich dich, statt erst sah ich mein Verbrechen,
Verbrechen nennst du, daß von Gottes Macht
Bewegt in schnellen Flammen neu geboren
Mein Herz der Engelsglorie entbrannt?
Preist mich, ihr Höchste, wie gewaltig Gluten?
Tritt es mit trägem Schritt aus Licht hervor? —
Steht es nicht da, seit Ewigkeit vollendet?
Erschaffen nicht, entschleiert wird es nur.
Entschleiert hab ich mir mein Sein, entschleiert
Der tiefsten Seele schwarzes Gesicht.
Das Ziel, nach welchem meine Wünsche ringen,
Nach welchem jeglicher Gedanke strebt.

Arinia.

Es ist genug — fremd, Teodor, mein Bruder,
Bei Menschen wohnet das Erbarmen nicht.

Demetrius.

Du flehst — Arinia, willst mich nicht hören,
Sie stößt mich kalt zur ew'gen Nacht zurück.
Sieh, hier am Rande gräßlicher Entsetzung,
Hier, wo zerrissen bald alle Engel sich
In schaudernder Entfernung von mir wenden,
Und schwarzer Hosten breiter Schaar mich graßt,
Als ihres Bundes ewigen Genossen,
Arinia, hier sieh ich noch zu dir,
Sieh mich zu deinen Füßen, sieh den Herrscher
Von Millionen weiter Erde, dessen Thron
Zwei Welten tragen, dem die Tiefer zittern,
Dem sich das Knie der Nationen beugt;
Er bittet es dir — laß ihn nicht fruchtlos flehen,
Der seinen Hoffnung ferner Stjadeinschein,
Ein Blick der Huld soll meinem Blick gewagen,
Ein Wort von dir des Himmels Pfand mir sein.
O sprich es aus, dies Wort, das diese Erde
Nicht zahlen kann, das unaussprechne Wort,
Das mich zum Vater ohne Zornesnahen,
Das mich zu Höhe oder Himmel weiht.

Arinia.

Du bist gewicht —

Demetrius (wild).
Arinia!

Arinia.

Der Krone,
Die du mir reichst, flattert von des Vaters Blut;
Fort! Ungeheuer, fort! mit deinen blut'gen Gaben.
Ich theile nimmer deinen Raub.

Demetrius (wild aufsahrend).
Halt ein,

Halt ein, Arinia! noch ruhn die Donner
Beyhand zu meinen Füßen, doch im Blick
Entstellt flammen sie sich zum Verderben
Gezückt auf den todtdrohenden Raub;
Noch ist es Zeit, laß im Verzweiflungsdrängen
Mich nicht erkennen grausich meine Macht,
Laß mich nicht denken, daß in seiger Bette
Ich den Gebieter schon zu lang versah.
Daß ich die Hand kann rauben, der sich flehend
Die weinige zum heiligen Band noch beut.

(Er will ihre Hand ergreifen.)

Arinia.

Zurück, Ungeheuer!

Demetrius.

Ihr Hüttern Mächte
Des Abgrunds, helft mir rächen dieses Wort,
Ohnmächt'ges Weib, dein blinder Haß soll beben
Vor meiner Allmacht.

Arinia.

Ja, verachte dich!

Demetrius.

Arin, nein, nicht länger will ich Reue, leicht länger
Ein Sklave sein, wo ich Beherrscher bin,
Der Thor, vor dem der Kreis der Erde zittert,
Spottet nicht vor einem Weib, du wirst
Die Meinige, und fliegen alle Engel
Auf dich herab mit schaudervoller Gewalt;
Der Welt, dem Himmel und die Hölle zum Trotze
Wirst du die Meine.

Arinia.

Feiger Unmensch, fühst
Die Maske endlich? — bin ich dir durchschaut?
Hab ich den Mörder im Gewand der Unschuld,
Den Tiger, der als Lamm mir nahe, entlarvt?
Ja, laß sie fallen, deine Heuchelreize
War mir verhaßter — komm, entlarvter Sohn
Der Hölle, komm im Schmucke der Verbrechen,
Des Vaters Krone ziere deine Stirn.
Im Purpur seines Bluts, im Herrscherkleide,
Das seine Schultern schmückte, tritt einher,
Umweht vom Fluche seiner Sterbestunde.
So komm und mich um seiner Tochter Hand;
Was kann die Antwort sein als Fluch, was kannst du finden
Als Absehen? deiner Thaten blut'ge Saat.
Was kann sie treiben als die blut'gen Früchte,
Mit denen sich Verbrechen selbst vergilt?
Du trugest auf die Macht, die dich gestürzt,
Kurzsichtig'er, fahst du nicht der Größe Fall?
Fahst du nicht, wie ein heuchlender Betrüger,
Der Fürsten Ziel noch kann mit Posten trat?
Stirbst du nicht in mir fort: den Fall der Hoheit,
Der mich herabgestürzt in deine Nah'?
Mein Herz bewahrte, was mein Glück verloren,
Im Busen trug ich, was du mir geraubt,
Der Seele Hoheit neun' ich mein, am Grabe
Des Vaters will ich Erben, seiner werth,
In seiner Gruft vor deiner Krone Lachen,
Allmächt'ger Gott, beschütze seinen Sohn!

(Sie stürzt mit ihrem Bruder.)

Demetrius.

Sie ist hinweg; auf ewig meinen Augen
Wieder entrückt. Ha, die Vernichtung droht
In dem Gedanken.

(Odowalsky und Rasja treten ein.)

Odowalsky, eilet
Ihr nach; ich bin verloren, wenn sie flieht.

Odowalsky (das Schwert ziehend).
Entfliehen soll sie und nicht mehr, eurer Rocher
Gift ich zu strafen — dieses Knaben Haupt —

Demetrius.

Bleib dir, wenn du es magst, sie zu berühren,
Verderben aber jeden, der ihr anders
Als kniend naht, ein jeder Blick von ihr
Sen ein Gesetz, der Uebertretung Tod.
Der Tod! gebeutet sie zu die Genossen,
Die als Opferwesen sie bewahrt, und ehret
Als solche sie. Du stehst mit deinem Leben,
Rasja, für die Erfüllung des Befehls!

(Rasja geht.)

jenachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert.

Da nun jenes Principium kein andres ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine schlimme, wobei weniger thätig waren. Bei einer schlimmen Handlung also wird nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird. Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese That zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben. Ich sollte vielmehr sagen, es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese That zu begehen.

Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Thorheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ohngefähr, wie Schatten oder Stille. So wenig also, als man logisch richtig sagen kann, es ist Leere, Stille, Finsterniß vorhanden, so wenig giebt es ein Laster im Menschen und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt. Wenn es also kein Laster im Menschen giebt, so ist Alles, was in ihm thätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, eben so wie Alles tönt,

was nicht still ist, Alles licht hat, was nicht im Schatten steht. Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes. Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade das einzige Gute, was wir in diesem Augenblicke an ihm bemerken. Wir nehmen ein Gleichnis zu Hülfe. Warum nennen wir einen trüben neblichten Wintertag einen traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger; könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebeldust nicht da seyn könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte, sie zu zertheilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt.

Eben so mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung misfiele, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn

er die herrliche Eigenschaft des Muthes beſeſſen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die Liſt des Räubers bewundern, der mich beſtiehlt; aber ihn ſelbſt nenne ich laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erſtaunen ſetzen, die der Ausbruch einer jahrelang verhaltenen thätigen Rachſucht iſt; aber ich nenne ſie verabſcheuungswürdig, weil ſie mir einen Menſchen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne ſeinen Mitmenſchen zu lieben. Ich ſchreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht, weil ſo viele Leben hier verweſen — Peſt und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen ſich aufzubringen, auch nicht, weil ich die Kraft, die Kunſt, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die dieſe Krieger zu Boden ſtreckten — ſondern, weil mir dieſer Anblick ſo viele tauſend Menſchen ins Gedächtniß bringt, denen die Menſchlichkeit fehlte.

Daſſelbe gilt von den Graden der Moralität. Eine ſehr künſtliche, ſehr fein erſonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an ſich, das ſchwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man ſo viele große und

schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer, als eine ähnliche bei einem geringern Maaß von Geist, und strafen sie strenger, weil sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohlthäter verübt, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederholen.

Nicht also die Thätigkeiten der Kräfte sind es, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Unthätigkeit. Die Motive sind aber solche Thätigkeiten. Es ist also unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das einzige Gute, das sie hat, sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln.

Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten?

Genuß allein ist es, was moralische Wesen in Bewegung setzt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren.

Aus dem bisherigen folgt unwidersprechlich, daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist, als ein andrer von eben so viel Geist und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er sich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. — Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird eben so gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er das, was er an sich selbst liebet, an einem andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheinet, so hat man entweder zu freigebig von seinem Verstande, oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurtheilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen eben so hoch über dem geistreichen Böswicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser weichlichen, Herzen unter diesem stehet. Bei einem noch so beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch in gesundem Schlafe; der Schwärme-

iſt einem Phrenetiſchraſenden gleich, der ſich in wütenden Konvulſionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußerſten Arterien aufhört.

Die Moralität des Menſchen iſt alſo in dem Mehr oder Weniger ſeiner innern Thätigkeit enthalten. Seine Glückſeligkeit geht vollkommen mit ſeiner moraliſchen Vortrefflichkeit auf; ihm bleibt alſo für die letztere eben ſo wenig etwas zu fodern, und ihm kann auf eine erſt zu erreichende Vollkommenheit eben ſo wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden, als eine Roſe, die heute blühet, erſt im folgenden Jahr dadurch ſchön iſt, als ein Misgriff auf dem Klavier erſt in das nächſt kommende Spiel ſeinen Mislaut einmiſchen kann. Es wäre eben ſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in die andere fallen könnte.

Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und beſchloſſen, wie das, welches wir zum Unterſchied davon das organiſche nennen; beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau, und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig iſt. Es um-

gebe mich alſo, was da wolle, der moraliſche Unterſchied bleibt.

Es ſei alſo ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Perſönlichkeit, ein ewiger Fortſchritt — aus der moraliſchen Welt läßt ſich dieſes wenigſtens nicht mit größerer Bündigkeit erweiſen, als aus der phyſiſchen. Um vollkommen zu ſeyn, um glücklich zu ſeyn, bedarf das moraliſche Weſen keiner neuen Inſtanz mehr — und wenn es eine erwartet, ſo kann ſich dieſe Erwartung wenigſtens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für ſeine Vollkommenheit gleichviel ſeyn, ſo wie es der Roſe — um ſchön zu ſeyn — gleichviel ſeyn muß, ob ſie in einer Wüſte oder in fürſtlichen Gärten, ob dem Buſen eines lieblichen Mädchens oder dem verzehrenden Warm entgegenblühet.

Der Menſch iſt nur außer ſich wirkſam, weil er Moralität hat. Der Zuſtand der höchſten innern Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, iſt es nicht derſelbe, in welchem er auch die Urſache der meiſten Wirkungen außer ſich ſeyn kann? Eine unwirkſam gebliebene gute That aber benimmt ihrem moraliſchen Werthe nichts. Allein kein moraliſches Weſen iſt in einer Wüſte; wo es

lebet und webet, berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leistet, wäre es auch nur diese einzige, konnte nur dieses Wesen und kein anderes leisten, und es konnte diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten.

Arbeitet nicht die physische Natur nur für diese Zeitlichkeit? Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöset, ohne je zur Entwickelung zu gedeihen! Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaar schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht, warum ließ sie aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch moralische Wesen, bei denen sie einen höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verrathen. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher eben so plötzlich wieder aufnimmt.

Alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben.

Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen, nur glückselig sind, um brauchbar zu seyn, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitsame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab.

Quelle der moralischen Verschlimmerung.

Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingebohrnen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen

veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

Vollkommenheit in der Natur.

Wohlwollen.

Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit; also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor, welchen ich vernachlässige, zerstöre, vernachlässige ich mir. Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

Fünfter Auftritt.

Demetrius. Oktawalsky.

Oktawalsky.

Mein Herr! —

Demetrius.

Du bist es, Oktawalsky, wohl,
Daß du der Schwester gleichen Bekehrung
Mit großem Eifer Beyfall gabst,
Mit meiner Einheit Zwiespalter aufgetreten,
In andern Augen schwer zu gelingen?

Oktawalsky.

Wer spricht mehr von Marina, unsrer Braut?

Demetrius (aufmerksam horchend).

Marina?

Oktawalsky.

Eben brachte man die Kunde,
Daß sie in ewrem Palaste Quartier's Ihren
Genommen, daß sie nächstens ihren Zug —

Demetrius.

Verwünschung!
Komm du, mich zu umarmen!

Oktawalsky.

Er gelingt
Der Hofstaat von Braut, Bruder
Von Mniszkowsky —

Demetrius.

Ihm allmächtiger Gott,
Halt mich offen.

Oktawalsky.

Wie, Herr? Ihr Braut, Ihr Ge . .

Demetrius.

O prüge, ewige Verwerfungsgluth,
Mir neuen Weg und breite Straßenstaub,
Daß meine Selbstsucht ungehemmter Muth.

Oktawalsky.

Darf ich erwidern, Herr, was mich verwundet?

Demetrius.

Will du mein Freund, Ignaz, Oktawalsky, oder
Soll du ein Gröllner der Marina sein?

Oktawalsky.

In ewrem Dienst weicht stets mir der Treue.
Treue hält mich offen treu.

Demetrius.

Nein!

Oktawalsky.

Gott
Hat der Hoffnungen Jugendkreis, hinweggetan,
Ihn überdeckt von der rothen Braut mit Blut
Nach heißer Schlacht. Fahnen weiß und hart
Ich nicht, weil ihr zerfetzet.

Demetrius (für sich murmelnd).

Grausam, wer hat,
Was kann ich hat vergelten?

Oktawalsky.

Hoheitvoll
Verbrennt Gott verhüllt den Weg zum Ziel,
Mit heller Klarheit muß gläubhaft werden.
Gott trägt mit furchtbar weichig Hinweis:
Daß auch Verbrechen sind in weiter Ferne,
Die nicht entgegenschwarz trunkne Stirne,
Den Kelch, den fremder Leidenschaft sich trübt,
Andersens Hoheit ist die auch nicht. Der auch
Zum Thron erhebt, der Zeit vor Tode ist Gruft.
Erwirkt Verbrechen sind die verhaßte Braut,
Schmach einer Schwur und der Hymens Ketzer,
Dann Hagel für in der Hymens Greuel Brand.

Demetrius (tritt ein).

Schreiber, die Depeschen sind verschwendet,
Und schreiben zu dem Zeit der Prinzessin heute
Verbleibt zu verwechseln.

Demetrius.

Ha! der Letzter,
Der Schwere Pflicht zu tun! — Er morgen Sonnen.

Sechster Auftritt.

(Der Vorigen. Mniszkowsky, Sekretär, Kosakischer Hauptmann, Diener, Page. Der erstgenannte, Demetrius gewinnlich durchaus vertraut, nach ihrem erscheinen in weniger Zeit der Vorigen, gefolgt von den Letzten Verschiedene und Letztgenannte, im Hintergrunde warten, so daß der Erste Diener vorher, der Kosakischer Hauptmann folgt ihnen nach einer Weile.)

Demetrius (bei seinem Eintritt).

Ich sage Ihr wünschet Ihre — Ihr Pflichten.

Mniszkowsky.

Der Dragon ausgesandt unter Schmach zur Schau,
Der Kaiser, daß vor Wurst Leben Ich dragoon,
Die dragen sich vor blauen Kirchen Thron.
Der Adelich, der ritterlicher, dragoner
Auf ihrer Jugge dem entarteten Ich:
Du kann zum Dragoni aufgehetzten Hände
Gehetzten sich zum rechten Schwur auch nun.
Den Nationstadt des Eintritt zu betreten,
Den Thronet zu spalten, wo die Dinge ruhn;
Das sich mehr Provinzen, mein, im großen Zeyn
Nicht der Verbrechenden Kaiser Heiligkeiten,
Und dieser gewinnet mir die glatzete Krone
Und ihren Zeyntod gottverstoßte Zier!

Demetrius (unter den letzten Worten).

Steht, weicht ein Kreis! — Ihr Herren Rath,
Die rohe gewaltsamst aufgeschlossen auf sind.

Einige (leise).

Das Gott der Heiden Zeyn der Verbrechend.

Andere.

Er hebt aufmerken.

Demetrius.

Ha, was ich ich, Schandbrod
Gefraun ich Hellen nenn verhaßte Hexer
Von dieser Pflanzen Wachsthum ausgehen;
Ich schmeiß der gleichen Kreuz meiner Thron,
Der gleichen Zeyntz meiner Kaiser Thron,
Und zerstreuß Feier wer mir ein Hexer Volk,
Ihr Heiden der Hymenäern verrinnen
Sich in der Nacht Hymenäischen Orient,
Mit dunklen Leuten der Verdammung zeyn
Die treuen Diener Ich in Hand der Macht.

Oktawalsky.

Hebt euch, o Herr, die Kaisern Pflanzen Pflicht
Der ganze Kreis auf sich.

Mniszkowsky.

Ich schwöre [illegible]
Der Ihn verlor, ich [illegible] Ihn rief an.

Die Liebe.

Die Liebe allein iſt eine freie Empfindung. Denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitze der Freiheit, aus unſrer göttlichen Natur. Es iſt hier nicht das Kleine und Niedrige, was ſich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgeſetz ſchwindelnd hinaufſieht; es iſt das Abſolut-Große ſelbſt, was in der Anmuth und Schönheit ſich nachgeahmt und in der Sittlichkeit ſich befriedigt findet, es iſt der Geſetzgeber ſelbſt, der Gott in uns, der mit ſeinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt ſpielt. Daher iſt das Gemüth aufgelöſt in der Liebe, da es angeſpannt iſt in der Achtung: denn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das Abſolutgroße nichts über ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe iſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfienge. Der reine Geiſt kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht

lieben. Die ſchöne Seele kennt kein ſüßeres Glück, als das Heilige in ſich außer ſich nachgeahmt oder verwirklicht zu ſehen und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen.

Liebe iſt zugleich das Großmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das Erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern giebt ihm Alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das Zweite: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daß er ihm giebt, was er nicht von ihm empfieng. Der äußere Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut, der feurige Wunſch wird zum Glauben, und der eigne Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde ſelten begegnet. So lange der innere Sinn den äußern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern ſeine Anſchauungen nicht

mehr unterschiebt, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fodert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edleren Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird. Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstande an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist frucht-

barer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefodert haben. Wer sollte wohl einem Affekte mistrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoismus, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischer Bedenklichkeiten glücklich zu machen. Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu

behalten? Erlaubt dieſes der uneigennützige, groß-müthige, ſeinem Gegenſtande ganz dahin gegebene, über ſeinen Gegenſtand ganz ſich ſelbſt vergeſſende Affekt? Es iſt wahr, es läuft wider unſer Gewiſſen, von dem unmoraliſchen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an ſich ſelbſt denkt? Wir ſind doch alſo mehr für uns beſorgt, als für den Gegenſtand unſerer Liebe, weil wir lieber dieſen unglücklich ſehen, als es durch die Vorwürfe unſers Gewiſſens ſelbſt ſeyn wollen? So ſophiſtiſch weiß dieſer Affekt die moraliſche Stimme in uns, wenn ſie ſeinem Intereſſe entgegenſteht, als eine Anregung der Selbſtliebe verächtlich zu machen, und unſre ſittliche Würde als ein Beſtandſtück unſrer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräußern in unſerer Willkühr ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unſre Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman Liaisons dangereuses findet

man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentin Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Liebe — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Wiederschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir Etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Ständ' im All der Schöpfung ich alleint,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie.

Liebe findet nicht Statt unter gleich tönenden Seelen, aber unter harmonischen.

Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume, und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unsrer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich

gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für die Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen? Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt. Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen

Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats; Egoismus ein Despot in einer verwüstenden Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Thron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder auf die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen.

Liebe zu einem Ideal.

Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideal müssen sich in ihren Wirkungen eben so ungleich seyn, als sie in ihrem Wesen von ein-

ander verschieden sind. Der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch ist aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt, eben so willkührlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt, und weil jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit Anderer beinahe eben so im Streit liegt, als dieser, dessen letztes Ziel sein eignes Ich ist. Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzuleicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen; die Schwärmerei um ihres Ideals willen; die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste ver-

Demetrius.

Wir? wir stehen — wir — weiß deiner treue Horde,
Wenn deine Feigheit uns verräterisch umgarnt?
Was ich, ich, viele tausend Pferden werden
Die treuen Leiche weiter meine Brust.
Und hebt der Mensch in seiner ersten Hitze,
Wenn angefachten Tapferkeit entwaffnet,
Mit ihm erlebte, lange Wort; im Hader
Mich zu getrennt und doch mit mir band,
An den gemordeten Demetrius Leiche
Dort Rußland weinen, wär's auch nicht um Ihn.
(Er sieht weiß nach seinem Schwert, durch Bewegung
erschöpft sich, er kämpft mit sich selbst.)

Obmalski (zu Demetrius).

Hebt euch, mein Herr, sinkt schnell den schlimmen Eindruck
zu folgen, den —

Demetrius (der langsam aufsteht).

Steht auf, gilt mein Leben!
Er wenig, daß ich weiter meinen Weiten
Einen treuen Pferden um mich her sah?
Ich will nicht Pferden sein —

Mercinski.

Der alte Stolz
Der Ahnen, Herr —

Demetrius.

Hat sich der Haar verändert,
Wer sagt mich heute, der heute am Scheidtag? —
Mariusky gut, verschaffet dem Hetzige
Der Gastfreiheit, daß sie zur Erneuung eilet
Vermehren suchen — darüber hehr Tag
Von meinem Pferden auch ein Tag der Freude,
Verkündung Lösung er am weiten weitest Preis,
Er sind die Freiheit der Gefangenen bringen,
Und reichen Gnade, der mir widerstand.

Rakowski.

Und Herr Schwester?

Demetrius.

Er darf mir sprechlich nahn —
(Pause.)
Wer einmal empfangen hat, der rette!

Rakowski.

Herr,
Sie dien deinen Pferden gerechte Klagen!
Der treuen Knaben gegossen Schwur
Strebt, deinen Pferden Herzen dir zu rauben,
Sie standen nicht den Tempel Heiligthum,
Verwüsteten schon Tempeln ihrem Pferden,
Will streuten in durch Pferden's weiten Land,
Als Gottesdienst war bringend das Verderben
Dem Pferd, das sie als Retter kamen begrüßt.

Demetrius

(steht zu den entfernten Herrschern).

Spricht er die Wahrheit?

Pferert.

Herr, Verwandlung eines
Und ihm —

Rakowski.

Verblendung — Ich und heute —

Obmalski.

Mag
Die Eingeburt von großen Herrn Knaben
In seinen Zeugen aufbewahrenden Pferd . . . .

Demetrius.

Halt ein — Genug auch! ich auch der Wahrheit forschen.
Und Krieg den Herrn! entfernt, wer ich für
Euch Herr — Jetzt genug Pferden.

Leliewski.

Der Pfeil
Und Pferdschild zu Pferden's Thron zu bringen.
Wir auf, den Herrn an seinen Thron zu bringen.
Dem grimm'gen Feuer wurde der Krieg . . . .
Verwüstet, verschont seiner Krieger —

Demetrius.

Pferde
Und weiten Pferden! ich will nicht von ihnen
Mehr hören; weiß ich doch, wer Kleidungung,
Wie Pferdschaft der Menschheit trifft mit Haßen.
Erst weiß ich meinen Pferden Pferden weisen,
Dann bin ich Pferde.

Rakowski.

Dieser treue Stand
Wär' der verhaßt?

Demetrius.

Verhaßt sind mir Verräter,
Und sind die Pferden, wenn sie Herrscher sind.
Die Bitten meiner Freundinge, die hier
In Pferden's Kreis als meine Gäste weilen,
Die Bitten meiner Pferden, die hören lang
Der eigenen Pferde Pferdschaft hier entbehren,
Bewegen mich, nach ihrem Wunsch zu thun,
Und Pferdsky sind, Ihr Herdmut,
Ein neues Gotteshaus zu Pferden graben.

(Lautes Zurufen des Pferdvolks unter den Pferden.)

In Pferden selbst, nein —

Pferert.

Herr, das darf nicht sein!

Rakowski.

Gestalt Tempel zu Jerusalem —

Arcrta und Obmalski.

Nicht einmal
Gestatte deinen Wort aus —

Hieb.

Wieder Pferdung ist
Der wahre Gottesdienst.

Demetrius.

Wo bat, Verwegner,
Um einer Meinung nach gefragt? wann hat
Der Herr an die Pferden gang wenig Pferden
Den treuen Herz Pferden entgegnet?
Doch noch ist nicht, was man noch muß bekämpfen,
Doch glaubt, meine sie es so bald auch nicht,
Wie Pferd, jetzen Tag mit Pferde gedacht,
Pferd' ich mir Pferde hatt gebrochen sein,
Dann will ich weiter ganze eigenen Pferden
Die Pferdsangelegenheiten zu Pferden geben.
Jetzt geht, verlassen gänzend die Pferde
In ganzen Heil, die ganz Pferdsen Gnade.
Gefreitlos Hieb, Pferden.

Siebente Scene.

Demetrius. Hieb.

Demetrius.

Mögt dem Pferden,
Dem in der Herrlichkeit angeborenen Pferd,
Mit Pferden Herz einen Pferde angehen.

ehren, die zwote bewundern, die dritte lieben wir.

Schädlicher Misbrauch der von einem zu erreichenden Ideale der Vortrefflichkeit hergenommenen moralischen Motive.

Die von einem zu erreichenden Ideale der Vortrefflichkeit hergenommenen moralischen Motive liegen nicht natürlich im Menschenherzen, und wirken eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig; sind aber gar oft, durch einen sehr menschlichen Uebergang, einem schädlichen Misbrauch ausgesetzt. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinen moralischen Handlungen geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes solches moralisches Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist, als eine Idee, die gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen

pflegt, schon dieses allein müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. — Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfniß der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemüthes zur Herrschbegierde oder dem Bestreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unsrer Kräfte hindert.

Man entfernt sich daher in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, und der Mensch vertraut sich weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat: — denn

nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Fortschreiten der Menschheit.

Die Natur macht den Menschen mit sich eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivirte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn blos auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des

Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen niemals bestimmter, obgleich derselbe im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultivirt und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beiden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Sittliche Vollkommenheit des Menschen.

So gewiß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so gewiß kann die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheile seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen. Der Mensch ist nämlich nicht bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden, sondern die

Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend iſt nichts anders, „als eine Neigung zur Pflicht.“ Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenſtehen; ſo iſt dieß doch in ſubjektivem Sinn nicht alſo, und der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen; nein, um ſie aufs Innigſte mit ſeinem höhern Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beigeſellt. Dadurch ſchon, daß ſie ihn zum vernünftigſinnlichen Weſen, d. i. zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Aeußerungen ſeines göttlichen Theiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie aus ſeiner geſammten Menſchheit, als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, wenn ſie ihm zur Natur geworden, iſt ſeine ſittliche Denkart geborgen; denn ſo lange der ſittliche Geiſt noch Gewalt anwendet, ſo

muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu seßen haben. Der blos niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

Wäre die sinnliche Natur nun im Sittlichen immer nur die unterdrückte, und nie die mitwirkende Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerin an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann? — Es erweckt kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn gemisleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollende-

ren Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele verstehet.

Charakter der schönen Seele.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heissen kann. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man

anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fodert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde Ausdruck einer erhabenen Gesinnung.

Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist blos eine Idee,

die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann. Es sind die physischen Bedingungen seines Daseins selbst, die ihn daran hindern. Die Natur zog die Angelegenheit der Existenz des Menschen in der Sinnenwelt, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Dasein gilt, auch der Form nach in ihr Gebiet, indem sie in die Bestimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, eine Natur-Nothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er sie findet. In diesem Punkte steht der Mensch dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füßen.

Das Thier aber muß streben, den Schmerz los zu seyn, der Mensch kann sich (vermöge des Willens) entschließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille

erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, ehe er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Als Naturkraft iſt der Wille gegen die Geſetzgebung der Natur, wie gegen die der Vernunft, frei, d. h. er muß ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frei, als moraliſche Kraft, d. h. er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetze der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freiheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt, aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen heißt nur umſtändlicher begehren.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkührlich fodert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Foderung zurück.

Der Kind des Mordes Ketten bricht wieder;
Ja rasch, Ehrwürd'ger, bist ich dir gehorche,
Ja rasch tod' ich noch mehr, zu Gottes Ruh
Und Hilfe —

Iljob.

Noch verlangt der weiß Jüngling,
Der Mädchen kann die Freiheit geb,
Die gemeine, die Freiheit der Gedanken? —
Der Fürsten einer Mehr vermag Gott
Denn wir? —

Demetrius.

Sag doch der Gehorsame Knechte,
Der Mörder Hände werden der Herr der Welt.
Ihr wollt, wenn ich Zarin liegt bei meinen;
Sagt, daß der Kinder Schlachtmord mir Thron,
Den eitern das Heiligst war abgerungen,
Den ich nicht hatten kann und darf und will?

Iljob.

Weltsommer Hoheit, in geringe's verbricht,
Der Prinz Feige Fahrerin zu stürzen.

Demetrius.

Ein tiefes Stimmen spricht aus einen Augen.

Iljob.

Schwer ist die Frage, die du deinem Knechte
Zu lösen gabst, o Herr, der Mensch ist schwer —
Doch von gemeiner Regel sich entfernend
Ehrt fromm die Kirche ihrer Gottes Wesen
Im wunderbaren Walten des Geschicks Gewalt,
Und wie kann sie das verdächte Band,
Was die hat seiner Verbrechlichkeit zu trennen,
Den Kaiser darf Gott nur richten; Gott allein
Ist über ihn, und seiner Macht der Erde
Darf Grenzen setzen seiner heil'gen Macht.

(Trompeten, großer Aufzug im Palaste.)

Ksenia (tritt ein).

Da eben tritt in den Palast die Jugend
Marina mit dem edeln Polenin
Von Sendomir und andres Volkes Großen.

Demetrius.

Sieh ihr die Hölle Flügel? Geh'mnißvoll,
Gespenstisch ist; ich kann sie nicht sehen,
Nicht Liebe brauchen mit dem Haß des Weibes,
Nicht Freude mit dem Tod in meiner Brust.
(Er geht ab, Iljob den Kronornden entgegen.)

Ksenia (allein).

O Fedorka, Fürst du ihn sieht,
Du mußt scheiden, und deine treuere Seele
Gehn ihrer Herrin, von so hin gewandt.
Daß ist es nicht, dem leidenschaftlich verzagend
In seinen Flammen deine Brust entzündet,
Der nicht, mit welchem du die dunkele Lust
Dich hasten Fürsten zu Freudenmir gestaltet,
Ob' ihn den Fürsten Triebfedern anfangen,
Ob' ihn Marina's Reize Reiz gewährt.
Daß ist es nicht, den deine tausend Ehrbrecht
Mich hegen dürfen in den blut'gen Thron,
Mich hier ich schenk deiner hoher Prinzen,
Mich mögen mir mit entzweiter Gewalt
Die irgend Worte, die du noch an Scheiden
Der gegenüber Unterwerfung zu mir sprach!
Geh, Mörder, geh, mein Gefängnis, und übrigt
Dich deiner heiligen Schwestern auch dein Haupt;
Nimm oder Fürchte, die du mir gegeben,
Den mir, und ich für dich, denn Liebe braucht
Er in dem heißen Schwarm der heißen Menge,
Verstehe ihn, Weh' dir, Mörder, der du so,
Wenn der Gott-gegeben ist, mir deine Schwestern,
Auch heiten steht mein Hammerndes Gebet,
Nicht unwerth, Fedorka, war ich deiner,
Ja unsern Kampf war meiner Brust kein Schild,
Ergiminere Pest, daß sonnst du die Verzweifl,
Daß auch du Schwester weiter trage Brust,
Denn trotz blendet verzagt und zu feinem Herzog
Trägt aber meiner Brüder nur dein Pfad.

(Er geht ab.)

Achte Scene.

Marina. Obowalsky.

Marina.

Mein ein Jüngling? mich in der edle Tochter
Des Palatins von dem Gemahl begrüßt?
Jerewski hat Grund zu schaut, und Jüngling taugte?
Auf meinen Gatten? war ich dein gerecht.
Doch Jünger, mutest' ich, macht' es seine Farbe
Noch wagen — Obowalsky, mein Gebieter
Demetrius dein gnädiger Herrmuthung?

Obowalsky.

Da daß erwarten, Fürstin!

Marina.

Ha! für was?
Da Herr des Vaterland.

Obowalsky.

Für die Tochter
Des Kaisers Gebrauch.

Marina.

Ist ist unmöglich,
Da fabelt, Obowalsky!

Obowalsky.

Eben jetzt
Verhielt' ich das verbrechliche Geheimniß,
In sein Verlassen drang sich meine Hilf,
Daß den Verlegten sich den Sieger Schone
Und daß Arsenen Marinen meldet.

Marina.

Daß sich sie nicht, ob' Gott' in wilden Flammen
Die alte Wüstung und die Burg den Czaren,
Ob' morgen andre Schwert am Mutterbrüste
Dem Jüngling, und am Stab den schwachen Greis,
Ob' fall' es nicht, den ich Demetri nenne,
Ob' der verhaßte Fedorka ihn ermorde.

Obowalsky.

Der Zorn verschlimmt deines Mund, mein du.

Marina.

Soll daß und nicht so nicht werden — sie muß sterben!

Obowalsky.

Seing ist mir dein Wille, doch schwer
Er macht — die zarte Jugend — ihre Unschuld,
Ihr Unglück —

Marina.

Sie muß sterben!

Obowalsky.

Die Bedeutung —

Ein Mörder —

Marina (zögernd).

Sie soll sterben — und gerade
Weil du, du selben hier du sprich.

Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte, und ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniß abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht blos freien Lauf ließe, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt nähme, würde der Menſch auch nur Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals der Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

Wendet ſich der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweiſt ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie blos begehren oder verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Der tapferſte Geiſt kann aber bei allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unter-

drücken, sondern ihr blos den Einfluß auf seine Willensbestimmung verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, daß Naturgesetze für seinen Willen zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetze ist im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Foderungen der Natur. Der Mensch kann hier nur ausschließungsweise mit seiner vernünftiger Natur handeln; er handelt da also auch nicht moralisch schön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber moralisch groß, weil alles das, und das allein groß ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugnis giebt.

Die schöne Seele muß sich also im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das ist der untrügliche Probierstein, wodurch man sie von dem guten Herzen, oder der Temperamentstugend unterscheiden kann. War es die Vernunft, die, wie bei einem

schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht misbrauchen will.

Beherrschung durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Nur mittelbar kann die moralische Kraft im Menschen durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden, wie bei der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als blos sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung noch Begierde in des Menschen Willkühr liegen, so kann er denjenigen Organen, die damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde stehen, vorschnell und dringend strebt er sein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem selbstständ-

digen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen, wie über das Thier zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweierlei Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb im Menſchen entzündet, erſtlich ſolche, die unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich ſind; zweitens ſolche, die der Art nach willkührlich ſeyn ſollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die erſten beziehen ſich auf den Affekt ſelbſt, und ſind daher nothwendig mit demſelben verbunden; die zweiten entſprechen mehr der Urſache und dem Gegenſtande des Affekts, daher ſie auch zufällig und veränderlich ſind, und nicht für untrügliche Zeichen derſelben gelten können.

Geſetzt wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvollſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem ſeine Adern

auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stime erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Leib einwärts gepreßt ist, sind seine willkührlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirne. Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzes gemischt sind, und einerlei Ursache nicht entgegengesetzte Wirkung haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Dasein und den Einfluß einer von dem Leiden unabhängigen Kraft, die den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit.

Würde erfodert der angenehme Affekt nicht weniger, als der peinliche. Sie bezieht sich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts; daher oft dem Inhalt nach lobenswürdige Affekte, wenn sich der Mensch ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde ins

Gemeine und Niedrige fallen; hingegen verwerfliche Affekte sich sogar dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Anmuth liegt in der Freiheit der willkührlichen Bewegungen; Würde in der Beherrschung der unwillkührlichen. Würde wird daher mehr im Leiden, Anmuth mehr im Betragen gefodert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Wo keine Gewalt zu bekämpfen ist, da ist Würde lächerlich, und wo keine zu bekämpfen seyn sollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (weß Standes und Würden er auch sei), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer kleinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fodert. Ueberhaupt gilt das Gesetz, daß der Mensch Alles mit Anmuth thun müsse, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches

zu verrichten er über seine Menschheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fodern, so fodern wir Würde von der Neigung. Dieser ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Inhalte nach sinnlich, der Naturfreiheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Um sich bei einem edeln Gefühl in Achtung zu setzen, die der Neigung nur ein sittlicher Ursprung verschaffen kann, muß sie sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde von dem Gegenstande seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht das Bedürfniß zu ihm nöthigte, sondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, sondern als Person hochschätzt.

Man fodert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der eine soll sich den Schein des gewinnenden Theils

geben; der andre, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andre ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen.

Würde und Anmuth ſchließen einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtande einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Ob die vermeinte Selbſtbeherrſchung nicht vielleicht Stumpfheit und Härte ſei, kann nur die Anmuth außer Zweifel ſetzen. Denn ſie zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen. So kann uns nur Würde verbürgen, daß es nicht Schlaffheit des Geiſtes ſei, was dem Sinn ſo viel Freiheit läßt, und das Herz jedem Eindruck öffnet.

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestoßen; angezogen als Geister, zurückgestoßen als sinnliche Naturen. Achtung ist von der Würde unzertrennlich. Anmuth und Schönheit überhaupt aber weckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen) und ein Wohlwollen, das wir Liebe nennen, welche von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie beugt sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem ihrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt die sinnliche Natur. Bei der Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische Natur. Bei der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

Wahre Größe soll nie Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstande an Geschmack und Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Die Würde hat ihre verschiednen Abstufungen und wird, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit. Der höchste Grad der Würde ist Majestät. Sie hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles außer uns, und empfinden nichts, als die schwere Bürde unsers eigenen Daseins. Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät; und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth niederschlagen.

Oberwalsky.

Du wirst? —

Marina.

Will ich auch werden, Oberwalsky, ha?
Hat sie auch dich gerufen, die treulos Schlange?
Ich, alle meine Blicke auf ihr Haupt!
Sagt doch ich sie, war ich gewor nicht besser,
Du Oberwalsky wirst für sie verwirrt.
Wird kommen noch Demetrius, seiner Ehre
Ist all sein Glanzlos Leben nur wenig wert,
Er war mein Bräutigam — du wirst meiner Hirte,
Verräther, sich, ich packe dich, wie ihn!

Oberwalsky.

Beyond, Marina, mir wurde Folgst Lagen,
Mir Gott, hat man es nicht. Sind ruhig — Sie
Mein Herren.

Neunte Scene.

Vorige, Meiskof, Chrzinsky, polnische Herren.

Meiskof.

Ehre sagt sich für der Ehre.

Demetrius mit Gefolge, Rozmanof, Salmic, Mniszech, Saburow, Wischnia, Gallitzki, Tarlowsky.

Demetrius.

Groß wir gegrüßt in unsrer Hauptstadt, Fürsten!
(Er reicht ihr die Hand.)

Marina.

Mein hochverehrter Bräutigam —

Demetrius.

Die Liebe
Euch lang erwarten —

Marina.

Wär' es auch so schwere,
Wie glücklich machte ich ihr Brust.

Demetrius (zu den Polen).

Willkommen
Ihr edeln Herrn — an meinem Hof!

Marina.

Mein Bräutigam
Demetri, Gott hat euch zum Ziel erwählt.
An unsrer Seite auf dem Thron der Ahnen
Wird auch Marina leben wenig lese.
Noch weiß sich nur ein Ereignis fest begehren,
Groß ich der Tag, der mir das Leben gab;
Er ich mich führen in das schönre Leben,
Verlagt, Demetri, nur die Bitte nicht.

Demetrius.

Es sey —

Marina.

Euch mich, meine Ehre, der Hauptsinn Rechte
Verwandten schon zur Feier heute Tage.
Zum Feste schmückt sich der Kreml; zum Feste
Das alte Moskau seinen Bräutern Bruder,
Das Jubelkleid soll die Stadt erflingen,
Das frohen Ereignis heute der Gottheit,
Der Fürsten heißer Herrn, der Bräutern
Hat ich mit Pferden Ehren Gaben ein.
(Sie gehen ab.)

Zehnte Scene.

(Die Zimmer.)

Gallitzki. Marcinsky.

Gallitzki.

Ihm Herren? ha! der Fürsten unsrer Schaale,
Wer sagt sie zusammenkommen sey ab?
Ihr darft euch zerstreu — aber meinen Blicken
Hat sie in großer Klugheit sich verhüllt.
Vorher, in seinen tiefsten Rath sang
Umhüllt sich das Geheimnis meiner Blicken.
Ein Wecker Ehrsch der Fürstlichen Regeln,
Verlegte bei ein Bücher sie mit Pfeil.

Marcinsky.

Was der Empörung Gut, kann sie auch hören,
Denn kennt auch sie —

Gallitzki.

Nein, niemals, niemals,
Nicht beyrell will ich jene Verräther nennen,
Denn leicht auf das Gefährder nicht zerfall,
Vielleicht kann ich es ändern, kann ich schneiden
Der abtrünnig-Seiten Fremden Macht.
Mag es auch einen die entdeckten Herrn,
In Moskau's Mauern hinrecht zu rennen,
Denn ist mir unsrem Heer Gefahr,
Denn schreit ich rächend meinen Volk voran.
(Er geht ab.)

Elfte Scene.

Marcinsky, nachher Schuiskoi.

Marcinsky.

Gott ewige Rathsch —

Schuiskoi (hereintretend).

Hab erwecke Minister
In seiner Nähung —

Marcinsky.

Sind sie's nicht?

Schuiskoi.

Nun warum —

Marcinsky.

Da bist so freundlich, so rasch —

Schuiskoi.

Gestrecht
Du, Marcinsky, der vergangnen Zeit?

Marcinsky.

Ihr heute schon.

Schuiskoi.

Soll du noch bereithe,
Verstehe, dem ich auf des Lebens Grat
Gerettet? dem in seinen Tandes Heere
Der Thron war zu vergeben schien?

Marcinsky.

Ich bin's!
Doch war so schändlich sey' ich mich vermessen,
Was brauch du?

Schuiskoi.

Eine Manschaften Frist,
Das Schaffot so viel Fremdenter Gefangenen

Die bloße Macht, sei sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geist seine Freiheit nehmen.

Aus der Affektation des Erhabenen entsteht Schwulst, aus der Affektation des Edeln das Kostbare, aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität. Die falsche Würde kann man oft in den Kabineten der Minister, und in den Studirzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) studiren. Sie reglert auch die willkührlichen Bewegungen mit einem eisernen Zepter, und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Als hätte sie Allem, was Natur heißt, unversöhnlichen Haß gelobt, steckt sie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierrath, und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Machwerk der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frei und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung

strahlt, und der heitre stille Geist auf der beredten Stirne ruht; so legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös, und bewacht sorgfältig, wie ein Komödiant, ihre Züge. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will; eine Vorsicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen. Bei der falschen hingegen herrscht die Natur desto gewaltthätiger innen, indem sie aussen bezwungen ist.

Geschlechtscharakter des Menschen, seine Freiheit.

Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist blos, daß er mit Bewußtseyn und Willen vernünftig handelt. Alle andre Dinge

müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen Alles, sagt das Sprichwort, giebt es Mittel, nur nicht gegen den Tod.

Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinn ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall giebt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird, wie ein Gespenst, ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist.

Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen, und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten; denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dieß iſt auf zweierlei Weiſe möglich. Entweder realiſtiſch, wenn der Menſch der Gewalt Gewalt entgegenſetzt, wenn er als Natur die Natur beherrſcht; oder idealiſtiſch, wenn er aus der Natur heraustritt, und ſo, in Rückſicht auf ſich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem erſten verhilft, heißt phyſiſche Kultur. Der Menſch bildet ſeinen Verſtand und ſeine ſinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Geſetzen entweder zu Werkzeugen ſeines Willens zu machen, oder ſich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu ſetzen. Aber die Kräfte der Natur laſſen ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſchen oder abwehren; über dieſen Punkt hinaus entziehen ſie ſich der Macht des Menſchen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Kann er alſo den phyſiſchen Kräften keine verhältnißmäßige phyſiſche Kraft mehr entgegenſetzen, ſo bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm ſo nachtheilig iſt, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriff nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriff nach vernichten heißt aber nichts anders, als ſich derſel-

ben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt; denn eh' es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freithätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriffe der Resignation in die Nothwendigkeit, und die Religion unter dem Begriffe der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehret, erfodert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt.

Es giebt in dem Menschen keine andre Macht, als seinen Willen, und nur, was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Beitrag der Geschmacksbildung zur Gemüthsfreiheit.

Ein Gemüth, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und ohne die Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, trägt in sich selbst eine unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und so lange also ein Bedürfniß nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniß nach dem **Dasein** von Gegenständen übrig, und unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Dasein gebietet. Es ist nämlich etwas ganz andres, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir blos verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seien. Das letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüts bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sei, können wir fodern; daß das Schöne und Gute vorhanden sei, blos

wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sei, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zu viel einräumen, und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das Moralisch-Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß, als von einer unerfüllten Foderung zeugt. Diese muß einen rüstigen Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Probe der moralischen Selbstständigkeit und des Erhabenen im menschlichen Charakter.

Ein Mensch besitze alle Tugenden, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er finde in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, werden ihm zum leichten Spiel, und das Glück mache ihm keine Handlung schwer, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffodern möge. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend giebt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eigenen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist; aber das muß er mit

seinem eigenen Herzen ausmachen, wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grunde richten. Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreissen; Alle, denen er vertraut, sollen ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fodre von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert; bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der

Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, das an keine Naturbedingung gebunden ist, giebt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir bei dem Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seien, dem Erhabenen streitig machen kann.

Entſcheidet heute Tag — Auf dir beruht
Die Wendung Ruſſlands, ſein Verderben ruhet
Auf deiner Seele, wenn du feige zagſt.

Marcellaſſe.

Wie ich das begreifen?

Schuiſkoi.

Schweiger mir
Den Mund bei ewigen Schmerzgrimm.

Marcellaſſe.

Den Arbeit
Dein Herzeun?

Schuiſkoi.

Schwere nur, dein Ich ebenſo
Kann meinen Mordes heil'gen Stegel heben.

Marcellaſſe.

Ich ſie, ich ſchweige ich bin.

Schuiſkoi.

Kein Laut kommt Ihr,
Und fordert dort ich zeigt den Schlüssel dir,
Das Werk der Rache gegen deinen Mund.

Marcellaſſe.

Der Rache?

Schuiſkoi.

Ewbetrogen Gott die Armen
Der Hoheren, auf den Barrikaden Schmach
Baut er den prahlenden Triumphes Bogen,
Doch ſchnell, wie ſeiner Herrlichkeit, zerfällt ſein Pfad.

Marcellaſſe.

Was hör' ich?

Schuiſkoi.

Durch den Mohn der Geiſter
Die ich mit ſtarker Zauberkraft umhaucht,
Ein Buch, ein Mahnend Zeit, von den Verbrech'n
Sich loswinden, die ich zum Heer erwacht.

Marcellaſſe.

Kann weiß ich mich zu faſſen, groß Wunder
Entwirft mir ſeine Bild.

Schuiſkoi.

Entſcheide dich,
Willſt du dem Mörder dienen, oder mir?
Willſt du mir Freund ſein, oder Feind?

Marcellaſſe.

Wirſt mir
Hier einer Wahl? Kannſt du nicht die Entſcheidung?
Weshalb ſag ich verlöre meiner Hoffnungen
Nicht wenig dem, dem ich mein Herz gewendet?

Schuiſkoi.

Viel tapfre Männer ſind in unſrem Bunde,
In Moskau's Nähe ſteht ein Heer bereit
Von tapferſtentſchloß'nen Kriegern,
Die Thore von Smolensk und Kiew ſind
Verſorgt mit den Kanonen unſrer Bunde,
Ich ſie, den Kreml bringt keine Macht.
Und die Ehrlichen entſetzenſtarrende Schauern
Erblicken und ein Hinderniß, mit dir
Hat Rußland ſo wie mit Gott gebrochen,
Dein ſtarkes Schwert iſt unſres Armes Pfeil.

Marcellaſſe.

Im Leben und im Tode bin ich euer.

Schuiſkoi.

Noch eh' der Mörder ſchwarze Hölle ſendet
Von Moskau's Thoren, ſie die That vollbracht,
Kommt, gerüſt der neue Morgen nicht der Leiche
Des Märtyrers, ſo greift er mich als Opfer.

Zweiter Theil.

Xenia, nachher Marianne.

Xenia.

Er naht; bewegt die Hand des Gottgeprieſt,
Daß mich in Frieden ſegnen.

Marianne (zu ihren Füßen).
Fürſtin, kennt ihr
Den treuen Marianne nicht mehr?

Xenia.

Verſtört'ge Seele, Schweigt der Verbrechen,
Ihr macht heute mich ein Grauen! Vor mich auf die!
Steht auf, Marianne, ihr ewig Treuer,
Steht auf, und laßt mich euer Antlitz ſchauen,
Mit ſchwerzlich banger Wonne mich durchdringt
Mein Herz vergangenheit ich mir zurück;
Doch heute Tage haben euch verwandelt,
Ihr ſeid in Trieb: den Schwerzen tiefer Jüge
Umwachen Schatten euer dunkle Blick,
Und Silberer ſchein rann Haar zu mildern
Und ſtreuten bei Greiſen Mord und Grau.

Marianne.

O hätte Gottes milde Hand zum Schlummer
Mich früher ſchon gerufen; du weiter Blick,
Durch so viel Leiden durchdringender Stimme,
O hätte doch die lange Nacht umhüllt,
Den Greiſ des Heiligthums zu ſchauen
Hat mich der Herr in ſeinem Zorn verwahrt,
Den Frevler ſah ich in den Staub Erde,
Die Königsmörder in der Mörder Hand.

Xenia.

O, wär't ihr Mörder nur!

Marianne.

Ihr ſeuer Beute
Mit ich entreißen ihrem blut'gen Schwert,
Den legte ein Verräthing unſren Feinden,
Und ihr, Gemordeten, folgt getreulich treu.

Xenia.

Was weißt, was klagt ihr Thor, verwirrt'ger Geiſt?

Marianne.

Mehr denn fünf Jahre wandt' ich hier im Hauſe
Der Hoheit; treuer Hoffnung meinen Kreis
Hab' ich durchwandert in ſeinen tiefſten Tiefen,
Und willig öffneten ihm innren Heil
Die niedergeneten Bewerte des Gebeimniß,
Das ſie ſo lang an Heiligthümer bewahrt.

Xenia.

Ich ahne, nur ein Gott aus Prüfung rettet.

Marianne.

Und warum Vorgewende, Fürſtin, leidet
Ihr tief verborgner ewigen Thor Pfad
Euch von Marianne'ſer Wunden, dem Blicker
Der heil'gen Fürſten Farben gewandt.
Dort wandelte vor lang entſchwun Jahren
Die fromme Hoheit in der Schatten Nacht
Dem Heiligthum, wo ehrfürcht Frommen klangen
Der frommen Fürſten's frommer Fußtritt,

Ueber die Ideen der praktischen Philosophie Kants.

Ueber diejenigen Ideen, welche im praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinkts erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht.

Philosophie der Geschichte.

Wichtigkeit der Universalgeschichte.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn, von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Alle noch so verschiednen Bahnen der künftigen Bestimmung des Menschen verknüpfen sich irgendwo mit der Geschichte. Licht entzündet sie im Verstande, und eine wohlthätige Begeisterung im Herzen. Sie entwöhnt den Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge, und, indem sie

das große Gemählde der Zeiten und Völker aus einander breitet, verbessert sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft vorauszueilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. — Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbst-

ſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert." — Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maaßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Pſychologiſch- und moraliſch-lehrreiche Behandlung der Geſchichte.

Wir müſſen mit dem Helden der Geſchichte in ihr bekannt werden, ehe er handelt, wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht blos vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr,

als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen ſeiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Veſuv unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären, warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit, als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fieng? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von auſſen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen

Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt, weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger Statt findet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Entwicklung der Staaten und der Geister.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwickelung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust

ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammen tragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die ſpäte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löſte. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammen getragen war, das moraliſche zur Entwickelung zu bringen.

Freiheit und Kultur, ſo unzertrennlich beide in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Freiheit gefährlicher, als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer

Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten.

Die Weltgeschichte, ein erhabener Gegenstand.

Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anders, als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat blos durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nun der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fodert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrung widerlegt, und so gefällig

die Natur in ihrem organiſchen Reich ſich nach den regulativen Grundſätzen der Beurtheilung richtet, oder zu richten ſcheint, ſo unbändig reißt ſie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeiſt ſie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf reſignirt, ſie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umſtand, daß die Natur im Großen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet, daß ſie auf ihren eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtloſigkeit in den Staub tritt, daß ſie das Wichtige, wie das Geringe, das Edle, wie das Gemeine, in Einem Untergang mit ſich fortreißt, daß ſie hier eine Ameiſenwelt erhält, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf den Menſchen in' ihre Rieſenarme faßt und zerſchmettert, daß ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieſer Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmöglichkeit

ſichtbar, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Wird euren Thaten Schwerter auch verleihen
Und heilig schagen das verletzte Pfand.
Nicht lange werdet ihr euch hier verbergen,
Denn heute brechend hat die Nacht schon
Den Tagesfrist bereitet zum Verderben,
Der bald zerschmettert das Getriebe Haupt.
(Feierzusammenbe Musik.)
Der Jubel rauscht und die Trompeten klingen
Zum Fest, die Fahnen wehen auch zur Schlacht.
Versagt den Augenblick — an dieser Stunde
Hängt eine Welt — macht den Hinterhalt — gute,
Mein, geht, die Schlummern, meine Armen seien
Den Fürsten tragen in den Feuerrand Streit,
Folgt mir, das Morgenrot ist hier, die Hallen
Umschlang im Tannenkreis das Heil des Siegs.

Arsinia.
Allmächt'ger Gott, sei unser Führer!

Wellamenow.
Fernow,
Folge mir, sein Augenblick ist zu verlieren!
(Er betritt die Thür).

Otrowitsky (zum andern).
Verräther, halt! —

Andere Stimmen.
Halt an!

Wellamenow.
Wir sind verloren!
Empfehle die Seele dem almächt'gen Gott,
Es ist der Fremden blut'ger Hammer.

Fedor (erwachend).
Mörder,
Die Mörder nahen — sie brechen auch nach mir!

Arsinia.
O Vater, stehe deinen Kindern!

Otrowitsky (mit pistolischer Mieder).
Dem Tode
Schleicht den verderberischen Streich!

Wellamenow.
Steht weg!
Gebieterin, der Gott der Heilthat schaue
Euch auf den Fürstenthron. —

Otrowitsky.
Fort mit dem Knaben.

Arsinia.
Barbar! von dieser Brust, aus diesen Armen
Der ihn umschlungen, reißt ihn nur der Tod,
Mein auch Erbarmen wird in diesem Busen,
Wenn eure Mutter sterbend sich gerungt — —

Otrowitsky.
Unsinnig — fort mit dem Knaben —
(Er entreißt ihr ihn.)

Fedor
(indem die Krieger auf ihn hineindringen).
Meine Schwester
Arsinia, zur Rettung — Gut erwachen
Den Brüdern hier —

Arsinia.
Ihr Mörder, haltet ein!
Steht knieend euch ich hier vor euch, zum Mitleiden
Reicht euch die flehende Verzweiflung fort,
Steht, seht mich knien, Einige eure Rache
An diesem Unschuld und an meinem Blut!
Ich zu der Mitgeschöpfe entsetzlichen Gräuern,
Zu eurem Mitleid flehet ich mein Schmerz,
Zu Engelstimmen sich ob das Erbarmen,
Ich treue Mutterlichkeit euer Herz!
(Ein Pistol trifft sie und sinkt einige Momente zu Ohnmacht.)

Otrowitsky.
Du hast
Vollzogt, was Brudermord hat gebeten.

Arsinia.
Mir schwindet
Die Welt, almächt'ger Gott, du hast den Streich,
Dein ist die Rache!
(Sie sinkt ohnmächtig in einen Armsessel.)

Otrowitsky.
Wer hat unsere Brüder
Gemordet wohl, als ihr — der Erste Lärm
War euer, mit dem Herzog entzog Flucht,
Die Fürsten im blutigen Mahlstrom Ihr gerad';
Jetzt kommt der Arm zu Hilf.

Arsinia.
Du ganzen Engel,
Dem Himmel Gerell dein reinen Blut zweyer,
Und Rache wachen deine heil'gen Manen,
Kinder, Schlegel eines Unschuld, Mutter Leben,
Das frechen Mörder zu strafen und zu richten!

Otrowitsky.
Auch unter den Thron, am fröhligen zu Erde.
Verkündung seiner gerissen Leuten Schuld,
Strost tiefen Brüder.

Arsinia (den Gemahl umfassend).
Vater der Befreiung,
Der hat so Knaben, dem ich kann gefluchet!

Otrowitsky.
Hast ihr von Frauen?

Arsinia.
Mutter Brut, du beliebt
Mit Lob die Todesmarter, die zu übingst,
O reiche mir den Pfeilen der Verzweiflung,
Die Mutter mit den blut'gen Händen, der,
Lob mich nicht lange Zeit, sie mann in träge
Dann Blick!

Otrowitsky.
Mich entsetzlichen Schauer faßt
Mein eisern Herz! — Hand mit der gut Hände —
Arsin. Otrowitsky zittert nicht am Lust!

Arsinia.
Verdammt ist dein Verderben — hohe Tauf —
(Er giebt ihm den Dolchstoß zurück)
Jetzt, Fernow, sei laß mich sterben!

Otrowitsky.
Können sie
Noch einen Rettung, einen Mensch so mich? —

Arsinia.
Du milder Engel und des Lichtes Männer,
Verschwer einer Welt, vollkommner Lob,
Was nicht hat sie vollkommenen Thor
Den Lebens Gott in seiner Harmonie!
Zu Gnade der Mörder Gnade in seiner Rüge
Ein Herz zum erbarmen in seiner Brust,
Gott ich weiß längst gerissen, als er gerast?
Gott ich noch besten, wo der Hass entblüht?

Verzeichnis

der

Bücher,

welche in der

Baumgärtnerſchen Buchhandlung

um beigeſetzte Preiſe zu haben ſind.

Bemerkungen (allgemeine) über das Theetrinken, und über das jetzige diätetiſche Verhalten in vornehmen Geſellſchaften, nebſt einer Anleitung und deutlichen Vorſchrift für Jedermann, beſonders aber für gefühlvolle Aeltern, ſich und ihre Kinder geſund zu erhalten. Aus dem Engl. 8. 1795. Schreibpapier. 6 Gr.

Die Lehren dieſer Schrift verdienen jetzt noch mehr beherzigt und verbreitet zu werden, als damals, da der Mißbrauch des Thees den menſchenfreundlichen Verfaſſer zu dieſer Warnungsſchrift veranlaßte.

Vortur wirkſame und überall anwendbare Mittel, den übeln Geruch aus den Häuſern zu entfernen, welcher durch die Abtritte entſtehet. 4to mit 1 Kupfer 6 Gr.

Wer das Widrige dieſes abzuwendenden Uebels für Geſundheit, Delikateſſe und Erhaltung der Hausgeräthe empfunden hat, wird dem Verfaſſer dieſes wirkſamen Gegenmittels Dank wiſſen.

Chiromantie oder Wahrſagerkunſt aus den Händen, nebſt einem Wahrſager aus den Adern; der Ausmeſſung der Hand, um dadurch zu entdecken, wenn die vornehmſten Fälle im menſchlichen Leben ſich ereignen; der Länge des Lebens; der Zeit der Verheirathung. Mit Kupfern. 12 Gr.

Dieſes anfangs ganz verkannte Buch ſoll unterhalten und durch die Unterhaltung das ſpielend lächerlich machen, was

hier und dort ſich wieder zu regen und in Winkeln herumzuſpuken anfing. Nur Einfalt oder Bosheit konnte dies verkennen und drehen. — — —

Daubenton's kleiner Schäferkatechismus, worinnen von der Stallung, der Streu und dem Pferch der Schafe, von der Auswahl der Zuchtböcke ꝛc. vollſtändiger Unterricht ertheilt wird. Aus dem Franz. nach der 3ten Aufl. des Originals überſetzt von Dr. Waldmann. 8. bunte Ausgabe 15 Gr.

Ordinaire Ausgabe 10 Gr.

Zu einer Zeit, da Geſpräche über die Wollausfuhr, Wollscheerung und über die Schafzucht, und Klagen über die Krankheiten, an der Tagesordnung ſind, und da die Fäulniß beſonders, ſeit Michaelis 1802 manche Heerden, in tiefer liegenden Gegenden, zu 2 Dritttheilen hingerafft hat, muß dieſes Lehrbuch jedem Landwirth willkommen und wohlthätig ſeyn.

Dictionnaire für Pferdeliebhaber, Pferdehändler, Bereiter, Cur- und Hufſchmiede, oder vollſtändiges Handwörterbuch der ſämmtlichen Roßkunde, von Carl Friedrich Buſchendorf, Privatgelehrten in Leipzig, 1ſter, 2ter und 3ter Th. gr. 8. mit Kupfern. 5 Thlr. 12 Gr.

Dieſe Sammlung iſt wegen ihrer Ausführlichkeit und innern Vollſtändigkeit allen denen bekannt, für welche es geſchrieben ward.

Der 4te Theil iſt unter der Preſſe.

Franck (J. P.) Abhandlung über eine geſunde Kindererziehung nach mediciniſchen und phyſiſchen Grundſätzen, für ſorgſame Aeltern, beſonders für Mütter, denen ihre und ihrer Kinder Geſundheit am Herzen liegt. Aus dem Lat. überſ. gr. 8. neue Auflage.

Der Nahme des ehrwürdigen Veterenen in dem Gebiet der Natur- und Heilkunde läßt nichts gemeines erwarten. Darum unterzog ſich auch der bekannte Dr. Gruber, ein würdiger Zögling von Blumenbach, dieſer Ueberſetzung und vermehrte ſie für das Bedürfniß unſerer Frauen, welche glückliche Mütter werden wollen.

Gall (D. F. J.) Philoſophiſche mediciniſche Unterſuchung über Kunſt und Natur im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. Neue Auflage gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Galliſchen originalen Ideen ſind für die Phyſiologie, Pſychologie und Heilkunde ſo wichtig, als daß ſie nicht die Aufmerkſamkeit jedes geiſtvollen Mannes und Weibes wecken und auf ſich ziehen ſollten.

Wer den Dr. Gall selbst hören will und von dem Commentator nicht gestört werden mag, wird diese Schrift vorzüglich finden.

Hunter (William) Vorlesungen für Frauenzimmer über die schwangere Gebärmutter und ihre Entbindungskunst, aus d. Engl. 8. 1795. mit einem Kupfer. 6 Gr.

Frauenzimmer, welche sich mit dem wichtigsten Gegenstande ihrer künftigen Bestimmung bekannt machen wollen, werden diese Schrift, durch sie hinlänglich belehrt, selbst andern empfehlen.

Kutscher, der vollkommene und wohlunterrichtete, oder Anweisung, wie man Pferde erziehen, ihre Fehler und Gemüthsbeschaffenheit kennen lernen, sie zureiten, einfahren und richtig beurtheilen soll u. s. w. von F. L. v. H. der seit 30 Jahren Equipage hielt. Mit 1 Kpfr. 18 Gr.

Die Klagen über tüchtige Stallbedienten veranlaßten den Herrn Verfasser, seine gründlichen und bestätigten Erfahrungen zum Unterricht der Kutscher, Reitknechte u. s. w. und zum Nutzen der Herrschaften, die entfernt von Reitbahnen, veterinärischen Anstalten u. s. w. leben, in einer gemeinverständlichen Sprache niederzuschreiben.

Lagrange (L.) vollständige Apothekerwissenschaft, aus dem Franz. 4 Theile, gr. 8. 1796. 5 Thlr.

Verdient unter den Werken eines Trommsdorf, Pleyenbring u. a. eine der ersten Stellen. Die Uebersetzung ist von einem Sachkenner bearbeitet.

Landwirth (der neue Französische), auf Befehl des National-Convents abgefaßt und in den Departements vertheilt. Uebersetzt und mit Anmerk. für deutsche Landwirthe begleitet von Herrn Profess. F. G. Leonhardi. 8. 1796. 1 Thlr.

Der Erfolg wird ein freyes Studium dieser auf Grundsätze errichteten Lehren reichlich vergüten.

Leonhardi (J. G.) über die Einrichtung der Ziegel- und Braubsen, zur Torf- Braun- und Steinkohlen-Feuerung. 4to mit 2 Kupfern. 12 Gr.

Die hier beschriebenen Verbesserungen bestehen darin, daß die darnach schon hier und dort gebauten Oefen mit allen Feuerungsmitteln und in holzarmen Gegenden mit beträchtlicher Kostenersparung geheizt, und Bier und Ziegel eben so gut, und doch weit wohlfeiler geliefert werden können. Die Wohlthätigkeit der hier verbreiteten Verbesserung ist nicht zu verkennen.

Meß-Schema (Leipziger Churfürstl. Sächsisches privilegirtes), oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller Kauf- und Handelsleute, die die Leipziger Messen besuchen, mit welchen Waaren sie handeln, und wo sie feil haben oder zu finden sind. Ingleichen ein vollständiger Unterricht von den hiesigen drey Messen, dem Meßgeleite, Meßabgaben, der Zoll- und Meßfreyheit, vom Wechselrecht und genauen Verhältniß des Maßes, Gewichtes und der Geldsorten, als ein nützliches Handbuch für jedermann, der die Leipziger Messe besucht, mit einem Plan und Postenlauf. 8. 1 Thlr.

Inhalt, Gegenstand und Zweck dieser Schrift sind schon vollständig genug auf dem Titel angegeben, und was hier versprochen worden ist, wird Jeder in einer bequemen Ordnung zusammengestellt antreffen.

Pisé-Baukunst, die, in ihrem ganzen Umfang oder vollständige und faßliche Beschreibung des Verfahrens aus bloßer gestampfter Erde, ohne weitere Zuthat, Gebäude und Mauerwerk von aller Art wohlfeil, dauerhaft, feuerfest und sicher gegen Einbruch aufzuführen. Aus dem Französischen des Herrn Cointereaux bearbeitet und mit Zusätzen versehen von C. L. Seebaß, Prof. in Leipzig. Mit Kupf. in 8. 2 Bändchen.

Hier wird zuvörderst vom Pisébau überhaupt und dann I. von den zum Pisébau nöthigen Werkzeugen und deren Anwendung; II. von dem Mortein oder Stampfen: III. von den dazu tauglichen Erdarten; IV. von den Verbindungen in Piségebäuden; V. von der zur Ausführung eines bestimmten Pisébaues nöthigen Zeit; VI. von dem Preis eines Pisklafters; VII. von den Bekleidungen der Pisémauern, und VIII. von der Mahlerey darauf, gehandelt.

Schütz, (C. G.), Lateinisch teutsches Lehrbuch für die ersten Anfänger, zur schnellern, sichern und angenehmern Erlernung der Elemente der lateinischen Sprache. Ein Versuch, das Gute in der Methode des weiland allbeliebten Comenius ohne seine Fehler beyzubehalten. In zwey Theilen mit Kupfern. Zwey Theile; nebst einer Vorrede über den Gebrauch des Buchs beym Unterricht. gr. 8. 2 Thlr.

Herders Aeußerung, daß des Comenius Janua linguarum reserata und Orbis pictus noch nicht übertroffen seyn, veranlaßte den Hrn. Verfasser, dieses brauchbare Werk für die Bedürfnisse unserer Zeit zu bearbeiten. Beide Namen sind die sichersten Empfehlungen dieser Schulschrift.

Geist

aus

Friedrich Schillers

Werken,

gesammelt

von

Christian Friedrich Michaelis

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
in der Baumgärtnerischen Buchhandlung
1806.

Vorrede zum zweiten Bande.

In dieſem Bande ſind ſolche Stellen aus Schillers Werken mitgetheilt, welche, auch abgeſondert von dem Uebrigen, ihre Schönheit und ihr eigenes, zum Theil durch die neueſten Ereigniſſe erhöhtes, Intereſſe für den größten Theil des Publikums zu behalten ſchienen, ſo wie ungefähr einzelne Blüten oder Früchte, auch abgepflückt von dem Baume, der mit ihnen prangte, noch durch ihre organiſche Schönheit und ihr reizendes Kolorit ergötzen. Wer des ganzen Baums lieber ſich freuen will und freuen kann, für den ſind freilich die geſammelten Blüten und Früchte eben ſo wenig zunächſt beſtimmt, als der Blumenſtraus für den, welcher lieber die Blumenbeete ſelbſt durchwandeln mag; wofern nicht mancher doch gern einige auserleſene Früchte

oder Blumensträußer und Kränze in der Nähe haben und sich daran ergötzen will.

Die meisten Recensenten des ersten Bandes haben den Titel und den Zweck dieser Sammlung richtig verstanden, und sie selbst mit Wohlwollen aufgenommen. Geist war der vom Verleger gewählte Titel, und sollte nichts anders bedeuten, als was die Franzosen in dieser Beziehung unter Esprit verstehen. Der Herausgeber wollte nach dieser Idee Schillers vorzüglich interessante Ansichten und Aussprüche aus dessen philosophischen, historischen und poetischen Werken mittheilen, weit entfernt von dem anmaaßenden und widersinnigen Gedanken, aus so verschiedenen Schriften gleichsam die Quintessenz oder das belebende Princip herauszuziehen und vom Körper zu sondern. Man sollte blos zu einer ergötzenden und lehrreichen Unterhaltung mit dem Philosophen, dem Dichter und Historiker Gelegenheit erhalten; der geringere Umfang dieser Sammlungen, ihre Abtheilungen

und Ueberschriften sollten dieß erleichtern, ohne daß man durch einen gedrängten Inhaltsauszug, der wenigstens die schöne Darstellungsform verändert oder gar vernichtet hätte, an dem Genusse einbüßte.

Die Werke, welche dieser Abtheilung zum Grunde liegen, sind, außer den prosaischen Schriften und dem Geisterseher, die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regirung, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Kabale und Liebe, Fiesko, Don Carlos, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, die Braut von Messina und Wilhelm Tell. Aus den Gedichten, die in den Händen der Meisten sind, wurden blos einige, theils wegen ihres, den im Prosaischen ausgedrückten Gedanken großentheils analogen Inhalts, theils ihrer eigenen Schönheit wegen beigefügt.

Aus den Schauspielen, welche eben so, wie die Gedichte, nur in ihrer Vollständigkeit S.'s

poetischen Genius darstellen könnten, sind nur solche Stellen aufgenommen worden, die ohne dramatische Beziehung verständlich, allgemein interessant, und vorzüglich schön schienen.

Der Anhang enthält einen Theil von S.'s ästhetischen Vorlesungen, die der Herausgeber (nach Vollendung seines akademischen Studiums) in Jena mit anzuhören und dem Wesentlichsten nach schriftlich aufzubewahren das Glück hatte. Das Mitgetheilte sind freilich blos Fragmente, d. h. einzelne Sätze, so wie sie sich aus dem zusammenhängenden Vortrage auffassen und niederschreiben ließen; aber doch für den Verehrer und Kenner der Schillerschen Ideen hoffentlich nicht ohne alles Interesse. Die Lehrstücke über das Erhabene und über tragische Kunst sind aus diesem Manuscript nicht mit aufgenommen, weil sie S. selbst nachher für den Druck bearbeitet und herausgegeben hat.

Odowalsky.
Hinweg von hier, im grausen Zwiespalt ringend
Hat sie mich selber mit mir selbst entzweit!

Arinia.
Verwende einen Augenblick noch, höre
Die Stimme, die auf ewig dich verstummt:
Sag deinem Czaar, daß ich im sanften Tode
Was ich an leben nicht gefrevelt, vollbracht;
Sag ihm, daß an den Gräbern ehrarm Aende
Arinia, die Sterbende, vergeben,
Daß sie des Vaters Mörder nicht mehr suchte,
Weil dieser Mörder sie mit ihm vereint;
Er dürfe nicht Verbrechen auf Verbrechen —
Gott, der Vergeben's gibt, wird auch ihm vergeben.

Odowalsky.
Er sey mit euch.

Arinia.
Und eine Grabesstelle
Für Feder und Arinien verspannt
Den Augenmannen an des Vaters Seite,
Verlagt mir diese Bitte nicht.

Odowalsky.
Es soll
Geschehn, geht hin im Frieden.

Arinia.
Lebet wohl!

Dreizehnte Scene.

Arinia.
Da wirkst, mein Vater, Ihnen, mein zarter Knabe,
Mein bester Schutz, ernste mir die Hand,
Komm, auch die Schwester schmückt mit weißen Rosen
Mit Himmelslilien dir heute Stirn,
Die armen Kinder liebend zu empfangen
Schmückt sich zum Fest des großen Vaters Haus,
Und alle Jungfrauen nahn im Feiertanzreigen
Und grüßen jauchzend, Himmel, deine Braut.
Grünaue, Erde, sind mir deine Schauern,
Und heller flammt gar, da dein Rebel flieht,
Das weite Reich vergeltender Schauern,
Des Lichtes unverlöschlich Gebiet.
Wie ist mir? schon weht um die zitternden Wangen
Der Kuß der Schwestern, o schwingt mich hinauf,
Ihr, die mich mit liebenden Armen umfangen,
O Mutter der Gnaden, nehmt liebend mich auf.

Sechster Aufzug.

Erste Scene.

(Saal — Demetrius im königlichen Schmuck, Basmanof, Gefolge.)

Demetrius.
Zum Feste schmücket sich die Kathedrale,
Der Weihrauf harrt am flammenden Altar;
Mein harrt die Braut im Perlenschmuck der Ehren,
Darf ich zerreißen das verhaßte Seil?
Darf ich, weil ich sie hasse, mit der Schande
Sie decken? darf ich eine Braut verschmähn,
Die meiner Hand gereicht zu den Altären?
Soll ich noch einmal ein Verbrecher seyn?
Ist Mord der Ehre nicht ein Mord des Lebens?
Was stehen Thoren sey Demetri rein!

Basmanof.
Verzeihe, erhabner Czaar, mir meine Kühnheit,
Ein wichtiger Gedanken macht ich euch
Entdecken.

Demetrius.
Rede!

Basmanof.
Eurer Braut Schicksal
Hängt an dem Schicksal dieser nassen Nacht.
Ein erschlichen Verbrechen droht dem Haaren
Und einem Thronen Tod und Untergang.

Demetrius.
Den langen Eingang spart — Vorbereitung
Bedarf ich nicht, das Sterblichste zu hören,
Ich bin gefaßt.

Basmanof.
Die hebt der Kirche Diener
Zu eurer Feinde bittersten gemacht,
Zum Aufruhr reizen sie des Volkes Blindheit,
Des wahren Glaubens Gegner nennt man euch,
Und einen Märtyrer den Patriarchen,
Der treuer Mörder wird entlarvt von euch.

Demetrius.
Soll du von Simeon, will ich von die Pfaffen,
Was Mönche von mir denken?

Basmanof.
Ihre Macht
Ist groß — sie wirken auf der Völker Herzen,
O nimmer länger nicht, vergönnt mir,
Die Häupter der Verschwörung zu verhehlen;
Schuiski, der Fürst Tschrowsky und Galizin
Sind mir bekannt als solche, eh' der Schleier
Der Abends Moskau's Mauern deckt, eh'
Die gräßliche Verrotte der Verbrecher,
Die Nacht, den Mördern ihren Schatten leiht,
Will ich den Schleier des Verborgnen heben.

Demetrius.
Soll ich das von mir werfen, was mich schützt?
Soll ich die Stadt drei schon entwaffnen,
Die heut verrätherisch meinen Feinden ward?
Nein, nein, es ist unmöglich — deine Sorge,
Basmanof, vorzig zu verlieren, daß
Die Schaaren meiner Feldherr sich bewahren,
Sieh auch der Polen Führer einen Blick,
Auf ihre Hut zu sein; von den Streitern
Laß einen Theil sich lagern im Palast.

Meischek (Demetrius überlegt Befehle).
Mein Herr, es harrt die Braut, folgt mir, den Zug
Zur Kathedrale soll zu beginnen,
Ungeduldig wogt des Volkes Jubelmeer,
An allen Thoren eures Anblicks harrend.

Odowalsky (mit den polnischen Herrführern).

Demetrius.
Da kommt von ihr, sprich, Odowalsky, rede,
Nein, nein, verschonen auf ewig — denn dein Blick
Spricht von Verderben — welche Botschaft bringst
Du mir?

Odowalsky.
Könnt ihr sie hören?

Demetrius.
Ja, ich kann.
Bin ich nicht kalt wie Eis, nicht rathlos wie
Ein Leichst bei dem Schwerte der Gerechtheit?

Inhaltsanzeige.

Aesthetik.

	Seite
Kunst überhaupt, und dramatische theatralische insbesondre.	3
Die Kunst des Schauspielers.	9
Die tragische Kunst	10
Der Chor in der alten und neuen Tragödie	12
Bildende Kunst.	17

Religion.

Folgen der fehlerhaften religiosen Erziehung.	19
Gottesverehrung.	22
Politischer Einfluß der Religion.	26
Mosaische Religion. Der Plan und Zweck Moses.	28
Die katholische und protestantische Religion.	31
Der Bilderstreit.	32
Die spanische Inquisition.	35
Die Geistlichkeit.	41
Der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit.	42
Allgemeine Bemerkungen.	47

Rechtslehre, Politik und Geschichte überhaupt.

Der Staat.	44
Fürstengröße und Staatenwohl.	46
Vermischte politische und historische Bemerkungen	53
Eine politische Lehre	61
Krieg, Friede.	63
Greuel des dreißigjährigen Krieges	71

Geschichte insbesondere.

Gründung der niederländischen Freiheit.	75
Kosmopolitische Annalen des dreißigjährigen Krieges	101
Lebens- und Charakterzüge Gustav Adolphs.	106
Gustav Adolphs Tod.	112
Graf Wallenstein.	116

Anthropologie, Moral, Kosmologie.

Vaterlandsliebe.	122
Menschheitsrecht, Tyrannenmacht.	124

	Seite
Freiheitsliebe.	125
Freundschaft.	125
Liebe.	127
Seelige Zurückgezogenheit.	131
Edelsteres Glück.	133
Elternfreuden.	134
Argliſt, Falſchheit, Argwohn.	136
Verbrechen.	137
Sittenverfall.	138
Eitle, falſche Tugend.	138
Menſchencharakter, menſchliche Größe und Schwäche.	139
Das Glück.	144
Die Zeit.	146
Das Schickſal.	148
Der Tod.	152
Reiz des Lebens.	153

Auswahl von Gedichten.

Die Künſtler.	155
Die vier Weltalter.	177
Der Antritt des neuen Jahrhunderts.	181
Das Mädchen von Orleans.	183
Das Glück.	184
Die Geſchlechter.	189
Die Ideale.	192
Der Genius.	196
Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete.	201
Der Spaziergang.	202
Das Ideal und das Leben.	216
Der philoſophiſche Egoiſt.	226
An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.	227
Aus der Huldigung der Künſte.	231
Die Würde des Glaubens.	233
Licht und Wärme.	235
Macht des Weibes.	236
Würde der Frauen.	237
Anhang. Fragmente aus Schillers äſthetiſchen Vorleſungen.	241

Geist

aus Schillers Werken

Zweyte Abtheilung

Aesthetik.

Kunst überhaupt, und dramatische, theatralische insbesondre.

Die Natur des Drama duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht.

Höhere Geister sehen die zarten Spinneweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Faktum sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt.

Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte der politische Held in eben dem

Grade kein Subjekt für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um der politische Held zu seyn.

Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das würdigste setzt er sich zum Ziel, einem Ideale strebt er nach, die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publikum braucht nichts, als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit, es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fodern, wenn man es ihm erst gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut, nach einem Ideal arbeiten, der Kunstrichter hat gut, nach Ideen urtheilen, die bedingte, beschränkte ausübende Kunst ruht auf dem Bedürfniß. Das Vergnügen sucht der Zuschauer, und ist unzufrieden, wenn man ihm da eine Anstrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erhohlung erwartet.

Aber indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

Jeder Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen. Er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, sein gemeines Leben, sein Individuum vergessen, er will sich in außerordentlichen Lagen fühlen, sich an den selt-

samen Combinationen des Zufalls weiden, er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß selbst recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgiebt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub, wie vorher; denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen, als ein zufälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet.

Die wahre Kunst aber hat es nicht blos auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht blos in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk

unſers Geiſtes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen.

Und eben darum weil die wahre Kunſt etwas Reelles und Objektives will, ſo kann ſie ſich nicht blos mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit ſelbſt, auf dem feſten und tiefen Grunde der Natur errichtet ſie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunſt zugleich ganz ideel und doch im tiefſten Sinne reel ſeyn — wie ſie das Wirkliche ganz verlaſſen und doch aufs Genaueſte mit der Natur übereinſtimmen ſoll und kann, das iſts, was wenige faſſen, was die Anſicht poetiſcher und plaſtiſcher Werke ſo ſchielend macht, weil beide Forderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben ſcheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das eine mit Aufopferung des andern zu erreichen ſucht, und eben deswegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verliehen, aber die ſchaffende Einbildungskraft verſagte, der wird ein treuer Mahler des Wirklichen ſeyn, er wird die zufälligen Erſcheinungen, aber nie den Geiſt der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wieder bringen, aber es wird eben

darum nicht unser Werk, nicht das freie Produkt unsers bildenden Geistes seyn, und kann also auch die wohlthätige Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Ernst zwar, doch unerfreulich, ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurück versezt. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter zu Theil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Combinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst des andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkührlich an einander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Foderungen stehen so wenig in Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr — eine und dieselbe sind; daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt

Odowalsky.

Die
Hyazinthen, Boris wack're Tochter, trank
Den Becher seines Todes —

Demetrius (auffahrend).

Mörder! Mörder!
Du würgtest sie?

Odowalsky.

Sie selbst gab sich den Tod.

Kasimir (tritt ein).

Der Zug beginnt, Gebieter!

Demetrius.

Rühren sie
Lebendigen und Todten, schreibt du ruhig
Auch diesen Mord ins Blutbuch meiner Schuld?
Soll ich auch dieser That Verantwortung theilen,
Zu Gott von der eignen Hand gebracht?
Komm, Abgrund, ohne deine finstre Mahnung,
Komm, Geist der Hölle, ewig bin ich dein!

Odowalsky.

Gesandt noch, Fürst!

Demetrius.

Flieh, gräßliches Gespenstern,
Du fluchbeladner Schatte meines Bettlers,
Du Zeitenfall des gottverhaßten Boris!
Stirb, Mörder, stirb, die reine Unschuld starb
Durch, Odowalsky, hat sie selbst im Tode
Mir noch geflucht?

Odowalsky.

Ihr letztes Wort nach vor
Verwünschung weiter rief.

Demetrius.

Ist denn kein Opfer
Des Todes hier? soll der Vergeltung Macht
Des Basest zitternden Gelst ergreifen?
Soll ich nur toben wider mich? — Ha, Blut,
Blut soll ich schaun, nicht eure Hüttenfeste,
Nicht eure Ehrenkarren um mich her!

Merlack.

Wie brauset ihr in solchen Ungestümen
Ihm solche Bestialt bringen?

Demetrius.

Komm, Empörer,
Verräther, nahe, ich bin zum Kampf bereit,
Zum Streit entflammt mit des Verderbens Mayne,
Komm, komm, ein Höllenheer sey deine Macht,
In Flammen wirf, alle Pest der Gräber,
Dein graues Haupt in der Vernichtung Braud,
Und schaudernd rufe Moskwa's blut'ge Fluthe
Die neuen Strome des vergossnen Bluts.

Merlack.

Marina, eure Braut ....

Demetrius.

Flieh sie und allen
Genossen meines Mordes auf der Erde!
Flieh sie der Stunde, welche sind geboren,
Flieh jeder Hand, die in den Wiege schon
Mich nicht erwürgte.

Kasimir und Mehrere.

Gottesleugner, weiche!

(Schwerterglitzer.)

(Korela mit Gefolge, Sokolof in Ketten.)

Korela.

Herr, dieser Räuber wagt es, seine Krieger
Zu überfallen — rächet seine Schmach!

Demetrius.

Verräther!

Sokolof.

Ja vom Vaterlande war
Ich bei; doch nicht als der, von deinen Dienern,
Die sich bekehrten, macht' ich dich bekannt.
Ich bin mit dem Tod, ich will nicht klagen,
Als Russe lebt' ich und als Mann.

Demetrius.

Zum Tode
Mit ihm! nicht diese Ruhe will ich schauen,
Sie höhnet den Verzweifelnden, das Ein
Der tiefen Fassung tief in Himmelsnächten,
Stimmt mit ihm, es soll die Welt mit mir
Verzweifeln —

(Kriegsmusik.)

Razin (tritt ein).

Herr! ....

Demetrius.

Du Rächer, schon herüber,
Jerusalem von der sprengt der getreue Wurm
Dem Heil zum Himmel, so ich muß die Leyern,
Mit denen Hades warbig fron, ich muß
Des Mordes grauses Festspiel vollenden,
Ihr Opferdiener, rufet mich zum Altar!

Zweite Scene.

(Ein Kerker.)

Romanow (allein).

Du Gattin, Mutter, und ich muß leben,
Du Gattin — mit dem Namen Feiges dich mein Schwert
In des Gebieters furchtbarste Reihen,
Tod, unerbittlicher, erstarrte nicht
Dein mordgewohnter Arm, da du vor Blume,
Der schönste Blume meiner Lieblosigkeit
Emporte nicht du mir empfangne Krone
Des Mitleids deine gebrechliche Brust?
Beschützt vor dem fantern Ungeheuer
Der Lebensengel nicht sein sanftes Herz?
Stürzt auf mich ein, ihr mitleidlosen Mauern,
Begrabt mich meinen Leben meinen Schmerz!
Ihr trennt mich von der heil'gen Gruft, ihr trennt
Mich von der theuern Stelle, wo sie ruht,
Flieh, Todes-Schwingen, Grabnacht oder Stille,
Zu regst Vernichtungsbilder in mir auf;
Hinweg von mir, du gräßlicher Gedanke —
Hinweg! — du bleibst, obwohl du nacht auf mir,
Du lebest mild, wie der verschwichte Greer,
Zu seiner Braut gramvoller zurück.
Muß es denn Morgen werden, weil es Nacht
Geworden? — lebt ein Richter über Sternen,
Lebt er in unser Hoffnung nur? — sind wir
Nur Thoren, die den Wunsch Gewißheit nennen?
Kehrt in den Schooß des ew'gen Elements
Der Mensch zurück mit allen seinen Kräften,
Mit seiner Hoheit, seiner Tugend Traum,
Mit seiner Hoffnung, mit den edlen Gebern,
Der Gott'gen Freuden und der langen Thränen
Ist alles, alles Staub? ....

(Töne einer fernen sanften Musik.)

Mein, nein, nicht länger
Will ich in diesen diesen Abgrund schaun.
Etwas muß mir werden, Ruh mit heiler Nähe,

und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Blos der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer seyn, als alle Wirklichkeit und realer, als alle Erfahrung. Es ergiebt sich daraus, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Theilen ideell seyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.

Die Kunst des Schauspielers.

Schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meisels, der Gesang

Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab.
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein daurend Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis,
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern,
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten,
Ein lebend Denkmal sich erbaun.

Die tragische Poesie.

Das tragische Dichterwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte giebt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben.

Auch bei der Tragödie hatte man lange und hat man auch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst

geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunst giebt man zwar nothdürftig, doch mehr aus conventionellen, als aus innern Gründen, eine gewisse Idealität zu, aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondre verlangt man Illusion, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug seyn würde. Alles äußere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architektur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal, aber die Handlung soll nun einmal real seyn, und der Theil das Ganze zerstören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz misverstanden, eine Einheit des Orts und der Zeit, nach dem gemeinsten empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführet, als ob hier ein anderer Ort wäre, als der blos ideale Raum, und eine andre Zeit, als blos die stetige Folge der Handlung.

Der Chor in der alten und neuen Tragödie.

Die alte Tragödie, welche sich ursprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung, sie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich, und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr.

Der Chor leistet dem neuern Tragiker noch weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poesie widerstrebt, und ihn auf die einfachsten, ursprünglichsten und naivsten Motive hinaustreibt. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Stadt in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen

zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen, und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche sichtbar macht.

Der tragische Dichter durchflicht und umgiebt seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewande, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

Alles was der Verstand sich im Allgemeinen ausspricht, ist eben so wie das, was blos die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk, und wird da, wo es vorherrscht, unausbleiblich das

Poetische zerstören; denn dieses liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Idealen und Sinnlichen. Nun ist aber der Mensch so gebildet, daß er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß also auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll sie aber diesen Platz verdienen, so muß sie das, was ihr an sinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen; denn, wenn die zwei Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zusammen wirken, so müssen sie neben einander wirken, oder die Poesie ist aufgehoben.

Und dieses leistet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff, aber dieser Begriff repräsentirt sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen

Gipfeln der menſchlichen Dinge, wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es von der ganzen ſinnlichen Macht des Rhythmus und der Muſik in Tönen und Bewegung begleitet.

Der Chor **reinigt** alſo das tragiſche Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert, und eben durch dieſe Abſonderung ſie ſelbſt mit poetiſcher Kraft ausrüſtet.

Die lyriſche Sprache des Chors legt dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die ſinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verſtärken. Nur der Chor berechtigt den tragiſchen Dichter zu dieſer Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geiſt anſpannt, die das ganze Gemüth erweitert. Dieſe eine Rieſengeſtalt in ſeinem Bilde nöthigt ihn, alle ſeine Figuren auf den Kothurn zu ſtellen, und ſeinem Gemälde dadurch die tragiſche Größe zu geben.

So wie der Chor in die Sprache **Leben** bringt, ſo bringt er **Ruhe** in die Handlung — aber die ſchöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edlen Kunſtwerks ſeyn muß. Denn das Gemüth des Zuſchauers ſoll auch in der heftigſten Paſſion ſeine Freiheit behal-

ten, es soll kein Raub der Eindrücke seyn, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufhebe, daß er die Gewalt der Affekten breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung; denn eben diese blinde Gewalt der Affekten ist es, die der wahre Künstler vermeidet, diese Täuschung ist es, die er zu erregen verschmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trift, ohne Unterbrechung auf einander folgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen, und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Theile aus einander hält, und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, giebt er uns unsre Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln; denn sie sind keine wirklichen Wesen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, und blos ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors,

der als ein richtender Zeuge sie vernimmt, und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motivirt die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunsttheater zu einem Publikum zu reden.

Chöre kennt man zwar auch schon in der modernen Tragödie, aber der Chor des griechischen Trauerspiels, der Chor, als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen operhaften Chören wesentlich verschieden.

Bildende Kunst.

Der bildende Künstler breitet die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Partieen desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen

Formen zugleich geistreich zu verhüllen und sichtbar zu machen.

In einer höhern Organisation darf der Stoff oder das Elementarische nicht mehr sichtbar seyn, die chemische Farbe verschwindet in der feinen Karnation des lebendigen. Aber auch der Stoff hat seine Herrlichkeit, und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen, und die Formen, die er umgiebt, geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken.

Die gemeine Nothdurft der Bekleidung verwandelt der bildende Künstler durch eine reiche Drapperie in einen Reiz und in eine Schönheit. Der Mahler sieht sich gezwungen, den Farbenton des lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten.

Haubst du mich an, du Hüter meiner Braut,
Arsinoa, fort, schauriger Gefährte,
Du leidest hier zum Mindsten — ist Sterblich auch
Was sich unterbrich fühlet — meine Liebe?
O reiner Wink des Trostes nur, ein Laut!
Der Antwort — wenn verklärt im letzten Siege,
Arsinoa, dein himmlisch reuvoll Geist
Der irdnen Asche liebend sich entwunden,
Wenn du noch lieblich und lebst —

(Die Töne verklingen immer näher.)

Ha, welch ein Klang!
Täuscht mich mein Ohr? oder, nicht von dieser Welt
Sind diese Töne, diese Melodien,
So schweben Cherubim am Gnadenthron,
Mit solchen Tonen grüßen Seraphinen
Die bange Seele, die ein Gott versöhnt;
Ja, ihr verübtet euch mich, die weiche Weise
Des durchbewegten Meers, das mich erfüllt,
Sie ehrt sich in klarer Spiegelfeste,
Zeigt wiederstrahlend mir des Himmels Bild;
Die Hoffnung kehrt ins bange Herz zurück,
Die weite Ferne in den Garten Blick.

(Die Musik ertönt näher, die Kerzen erblichen in wachsender Dämmerung.)

Es kommt, ernst naht um mich die Geisterwelt,
Gleich kommt und bleicher stets der Kerzen Schein,
Ein leiser Schauer rinnt durch mein Gebein,
Zum Himmel kräuselt sich mein Haar, ein Beben
Durchzittert mich an Schmerz und Wollust reich,
Bist du's, Arsinoa, die mir so leise
Mit der Berührung Friedensbotschaft naht,
Den mir willkommen —

(Die Kerzen erlöschen.)

Nacht ist's um mich her,
O führe, holder Engel, mich zum Lichte —

(Ein schwacher wachsender Lichtschein bricht aus der Tiefe des Kerkers.)

Verklärend grüßt mich schon sein Strahl, die Töne
Umweben mich mit magischer Gewalt,
Zu nächtig bringt ihr in mein Herz, ertragen
Kann Menschenschwäche nicht das Geisterpaar.
Allmächt'ger Gott, was seh ich? — in sie selbst,
Arsinoa —

(Der schwache Lichtschimmer geht über in blendenden Schein, der Arsinoa-Geisterkopf verschwindet, der Leib bis in die Mitte des Kerkers wandelt, der Geist erscheint in verklärter Gestalt, einen granaten Palmenzweig in der Rechten. Romanow ist auf die Knie gesunken.)

Der Geist.

Romanow!

Romanow.

Heil'ger Engel!

Du bist es, in du bist Arsinoa,
Die ich in herber Entsagung schaue,
Verklärt im Licht des väterlichen Herzens.

Der Geist.

Ja dins.

Romanow.

Wo sind sie nun die deine Wunden,
Die dir ein Frevler schlug? wo ist der Dolch
Des Lebens, den sein Mörderhand gezogen?
Nicht blutend steht du in Sterbekleide,
In deiner Unschuld leg'rer Zier; sowohl du
Zum heil'gen Rachestreit mich aufzufordern?

Der Geist.

Die Rache wohnt bei Menschen, nicht vor Gott,
Ich sorge, die mich mordeten!

Romanow.

O Hymi
Auch mich, verklärte Braut des Himmels, schaut
Dein Blick noch an des Lebens engen Grenzen,
In das Gebiet der Sterblichkeit zurück?
Kennst du mein Herz, das für dich hin? darf ich
Andenkung der Unsterblichen bekennen,
Die ich der Sterblichen verschwieg? wird mir
Der Himmel schenken, was die Welt mir raubte?
Arsinoa, werd' ich dich wiedersehen?

Der Geist.

Mein schaut ich in dein reines Herz, verwarn
Wird und der Vater; meine Liebe Lard
Nicht in der Gruft — ich komme, die den Frieden
Zu bringen, mein geliebter Freund.

Romanow.

Tod heißt
Dein Engel —

Der Geist.

Friede sei mit dir im Leben!
Blick auf, mein Freund, zum Strahl des wahren Lichts,
Wenn auch dein Fuß im Nebel noch soll wandeln,
Wenn dich der Herr zum Prüfung hat erwählt.
Ein großes Werk der Rettung zu vollbringen,
Hat der Allmächtige dich auserlesen,
Daß ruhig reifen das Geschick, benetze
Der reinen Hande nicht mit Blut, es naht
Der Tag der Wahrheit — und ein Gott wird richten,
Und Russes Krone schmückt Romanows Haupt.

Romanow.

Was hör' ich!

Der Geist.

Vater blutender Geschlechter,
Dich segnet noch der späten Nachwelt Segen,
Flieht, schwarze Schatten, du wolkiges Grauen,
Entfalte dich, Zukunft, und laß dich schauen,
Schau auf, Romanow — der Tag erwacht.

(Ein dichtes Gewölke zeigt sich herab, Romanow schaut schaudernd empor.)

Schau hin durch der Zukunft zerrissenen Schleier,
Schau hin in die dämmernden Fernen der Zeit.
Wie in der Jahrhunderte reifender Feier,
Dein Heldenstamm sich herrlich erneut,
Der Vorzeit entblühend in kommender Jugend
Sieh deine Enkel, den Vorin gleichend
Von ihrer Ahnherrn fürstlicher Tugend,
Sieh deine Enkel beherrschen die Welt;
Der Nord und Süden dämmernde Zone
Neigt sich der Herrlichen Scepter beglückt,
Weit ab vom Strange der flammenden Krone
Von ihrer Völker Segen geschmückt.

Romanow.

Wie ist mir? im Strahle der purpurnen Ferne
Naht mir sich der Enkel Herrschergestalt,
Send mir gesegnet, ihr knabenden Sterne
Der Zukunft, ihr Kämpfer für Wahrheit und Recht.

(Die Bilder verblassen sich).

Was seh' ich? in nächtlichen Wolkenkreisen
Wallt düsterkommend ein Wetter einher,
Wild heult der Sturm zur gräßlichen Reise,
Und ehe Völker verscheuert ein Heer.
Der Menschheit Engel in bangen Schauern
Weint auf des Friedens verödeter Flur,
Fernhin nach Moskau's heiligen Mauern
Weist ihres Mundes blutige Spur.
Grausamer Geist, was zeigst du meinem Blick?
Nicht das Verderben Russlands will ich schauen.

(Er verhüllt sein Antlitz.)

Der Geist.

Der Sieg entreißt der Mitternächte Grauen —

(Plötzlicher Klarheit.)

Religion

Folgen der fehlerhaften religiösen Erziehung.

Man vermeidet die strengere Prüfung seines Glaubens, und begnügt sich damit, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen man auferzogen worden, durch die bessern Ideen, die sich nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Dann kommen uns Religionsgegenstände überhaupt leicht wie ein bezaubertes Schloß vor, in das man nicht ohne Grauen den Fuß setzt, und wir glauben nicht besser zu thun, als wenn wir mit ehrerbietiger Resignation daran vorübergehen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, in

Wo sich Wahrheit und Irrthum im Kopfe noch nicht genau von einander gesondert haben, da begegnet es oft, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln; da bringt leicht der Schlag, der den Glauben an Wunder stürzt, das ganze Gebäude des Glaubens zum Wanken. Dann ergeht es dem Menschen, wie einem Unerfahrenen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug macht ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicher Weise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte. Dieser vermeintliche Triumph gefällt ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkt an regt sich leicht eine Zweifelsucht, die auch das Ehrwürdigste nicht verschont.

Gott. Vorsehung.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen und Stufen vereinzelt. Die Natur (man erlaube diesen bildlichen Ausdruck) ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Stralen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammen schmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles.

Gefiel es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein; alle Geister würden in einem unendlichen

untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesezt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen. Eine solche Anziehung ist Liebe. Also Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin.

Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander.

In dem absoluten Subjekt beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist; sie ist folglich Alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Obgleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Wie der (durch Sinnlichkeit irregeführte) Mensch in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausschreitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Wege eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht

für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, sondern blos mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner allgemeinen Schätzung erhebt.

Die herrliche Natur, auf Freiheit
ist sie gegründet — und wie reich ist sie
durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
in einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
noch in den todten Räumen der Verwesung
die Willkühr sich ergötzen.
Er, der Freiheit
entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
in seinem Weltall lieber toben — ihn,
den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
verhüllt er sich in ewige Gesetze;
die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

Es giebt keinen Zufall,
und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
gerade das steigt aus den tiefsten Quellen

Was
ist Zufall anders, als der rohe Stein,
der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall giebt die Vorsehung. Zum Zwecke
muß ihn der Mensch gestalten.
Auch die Feuerflocke Wahrheit nur,
in des Despoten Seele kühn geworfen,
wie fruchtbar in der Vorsicht Hand;

Politischer Einfluß der Religion.

Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassification seiner Beschränkung zu Hülfe; gleich dem Naturforscher sezt er Kennzeichen und eine Regel fest, die

seinem schwankendem Blicke die Uebersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkühr verwirrt ihren Beherrscher jezt nicht mehr — jezt giebt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirket. Jezt giebt es eine Gränze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zulezt einlenken müssen.

Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung.

Mosaische Religion.

Der Plan und Zweck Moses.

Moses wollte das israelitische Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden, weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volkes so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben, weil er voraus sah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde, so begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse,

Romanow.

Triumph, am Grabe der heiligen Flammen
Erhebt sich mein Volk zum Kampfe, zum Sieg,
Und stürzend stürzen die Säulen zusammen,
Die Ueberwund'ne dauert im gräßlichen Krieg —
Heil ihm, der den Feind der Menschheit vernichtet,
Heil ihm, der ihr sich zum Retter verklärt;
Ja, Gott, der Allmächtige, hat gerichtet,
Durch meines Volkes ringendes Schwert.
Die Weisen Sieben, es schreiten die Scharen,
Die Palme des Friedens aus heiligem Blut,
Die Krone der Freiheit nach herrlichen Thaten
Belohnet der Freiheit göttliches Gut.
Erst, wie sich zum Lichte die Erbse entfaltet,
Dich segnet, mein Zaren, den Abderos Mund,
Dich, Held und Herrscher, nach dessen Walten
Sich Völker umarmen im heiligen Bund.
(Die Woike verschwindet, der Geist steht in ruhiger Klarheit vor ihm.)

Der Geist.

Du bist gestärkt, du darfst der Zukunft Flor
Durchschaun, das Gegenwärtige ertragen —
Leb wohl, wir sehn uns wieder.

Romanow.

Habe Dank,
Du milder Engel — wann, o wann?
(Er kniet nieder.)

Der Geist.

Die Jahre
Sind Augenblicke nur, die Ewigkeit
Wird uns vereinen in des Vaters Schooß,
Dort groß' ich dich im schwellendsten Glanze
Und flechte diese Palme dir zum Kranze.

(Die Erscheinung hebt ihre Palme empor und verschwindet. Plötzliche Finsternis und lange Stille — die Kerzen entzunden sich.)

Romanow (aufblickend).

Verschwunden ist das theure Bild, verschwunden,
Nacht ist und Stille wieder um mich her;
Doch still und friedlich auch in meiner Seele,
Wie ist der Körper so erschöpft, wie so
Erquickt der Geist! in reiner Klarheit schau
Ich aber dich hinaus, du milder Stern.
Was soll ich vor dem Irdischen erbeben,
Da ich entsiegelt das Ewige geschaut?

Dritte Scene.

Romanow. Schuiskoi (tritt langsam ein).

Romanow.

Wer naht sich mir?

Schuiskoi.

Ein Freund, sind ihr ein Mann,
So sind ihr frei.

Romanow.

Wer wagte daran zu zweifeln
Eh' mich ein Kerker festete?

Schuiskoi.

Vernehmt,
Was mich zu euch geführt, der Bau der Herrschaft
Des fremden Mannes ist seinem Ziele nah;
Und weis es Gott, so sieht der neue Morgen
Lebendig den verhaßten Feind nicht mehr,
Vereit ist alles schon, ihn zu verderben,
Von seinen nächsten Dienern ist er uns
Verkauft, von seinen Freunden uns verrathen.
Er schwelgt im Pompe seiner Siegesfeste,
Doch nur sein Leichenfest wird er begehn!
Im Schooß der Tauberinn ruht wie verwundet,
Zur Burg der Czaare offnet sich die Bahn.
Kommt zu den nächsten Triumphes Fragen.
Ich löse eure Ketten.

Romanow.

Laßt sie mich
Noch tragen, denn sie decken mich mit Ehre,
Nicht Schande ist sie mir.

Schuiskoi.

Tod und Hölle!
Was sagt ihr?

Romanow.

Nicht im nächtlichen Verrath
Wird sich Romanows Schwert mit Blut benetzen;
Mir, solche Thaten theilt' ich nicht.

Schuiskoi.

Noch ist
Es Zeit, besinnt euch, Fürst — ihr wollt nicht?

Romanow.

Nein!

Schuiskoi.

So wird des Czaaren Fall euch mit verderben!

Romanow.

Gott richtet ihn und mich, ich bin bereit.

Vierte Scene.

(Geschmückter Saal im Palast in heller Beleuchtung. Musik und Jubel hinter der Scene. Demetrius, Marina an seiner Hand im Hochzeitsschmuck, Odowalski, Opalinski, Bielski, Rozin, Ostrosky, Zaborow, Bukmanof, Letiatemsky, Gichmin, Meischek, Korela, Borosof, Bojaren und polnische Herren. Das Gefolge bleibt im Hintergrunde.)

Marina.

Die Feier ist vollbracht, als Czaarin grüßet
Mich Moskau, laut erschallt der Jubelruf,
Der den geschlossnen heil'gen Bund verkündet;
Nur mein Gemahl ist stumm und ernst, das Fest
Der Freude raubt sein Auge hin, sie verloren,
In tiefes Sinnen kehrt sein Auge ihn,
Wer kann drei bange Nächte mir entbehren,
Das theure Blick und meinen Frieden trübt,
Dimitri mein Gemahl?

Demetrius.

Doch, dein Gemahl!
Wort des Entsetzens, grässlicher Vollendung,
Nicht dein Gemahl —

Marina.

Mein Vater, sinnt ihr das
Gegrollen?

Meischek.

Sinnend hat' ich ihn, und traue
Dem eignen Ohr nicht.

Marina.

Theuerster Gemahl,
Dimitri, faßt euch, seht die Freundin, seht
Die Gattin, die für euer Glück nur steht.

Demetrius.

Steht auch vor Mörder für sein Opfer? —

daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er giebt ihnen also einen Gott, um sie fürs erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein andres geben muß, und weil sie dieses andre erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muß also den Gott, den er ihn anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott; denn er ist ein großer und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dieß kann nur dadurch

geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Wege der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen angekündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen, und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses heidnische schätzen, und auch das Wahre blos auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Die katholische und die protestantische Religion.

Einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannichfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch mahlerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheil, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr, als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet, einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik, als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut, als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten, die katholische Religion wird im Ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuhohlen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feind ihrer Partei in ſeinem eigenen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzten, zu übertreiben, und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen viele gab, die ihrer eignen verlohrenen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten, die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können

glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Plans gewesen, der auf dem Konvent zu St. Trugen verabredet worden, daß in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papstthume anhieng, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammichten Schoos einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre schon allein darum nicht glaublich, weil diese wütende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu sein, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergiengen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachforschungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Gränze zu Gränze herumgescheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt, genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nehmlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr, freier Himmel, bereit liegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne, und im Herzen Erbitterung kommen dem Winke eines fanatischen Redners zu Hülfe, die Gelegenheit ruht, keine Verabre-

dung iſt nöthig, wo alle Augen daſſelbe ſagen, der Entſchluß iſt geboren, noch ehe das Wort ausgeſprochen wird; zu einer Unthat bereit (keiner weiß es noch deutlich, zu welcher?) rennt dieſer wütende Trupp auseinander. Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigem Glauben Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen, jedes Heiligen Bild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatiſmus giebt dem Gräuel ſeine Entſtehung, aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

Die ſpaniſche Inquiſition.

Die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen, hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre

Statuten, und verfluchte mit dieſem Vermächtniß ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde, ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben: ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt; mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet, wie Vatermord, und ſchändet, wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemählden werden ihre Sentenzen vollſtreckt; und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme. Die Vermeſſenheit ihrer Ur-

theilsprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtrecket. Indem ſie lächerliches mit fürchterlichem paart und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; in Spott und in Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande, und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemahlt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen, und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele. Ein Knebel verſperrt ſeinen Mund, und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken, und die Geheim-

nisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Quaalen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigeren Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?

Philipp der Zweite wollte der spanischen Inquisition einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seyn schien, den Geist dieses Volks zu verderben, und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fieng damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die

Marina.

Gott,
Was muß ich hören! — soll an Tag der Freude
Gefluchet schon das Gräßliche mir nahn?
Das unbekannte Furchterliche nennst
Du mir, das zwischen euch und mich sich dränget.

Demetrius.

Das Unbekannte? arme Unschuld, kennst du
Den Namen nicht der That, die du begingst?
Soll ich mit Gottes Donnern dir ihn nennen,
Wie einst das Weltgericht, wie Teufel ihn
Die heulen werden am Vergeltungstage?
(Mit lauter Stimme)
Es geschieht Mord!

Marina
(sinkt in die Arme ihres Vaters).
Allmächtiger!

Meischek.

Diese Zeugen!
Schont meine Tochter, schont euch selber!

Demetrius.

Mag
Die Welt es hören, mag die Menschheit beben
Beim Bilde dieser ungeheuern That.

Marina.

Was sagt ihr?

Demetrius.

Mörderin Arminens.
Du fragst?

Meischek (zum Gefolge).

Kommt, meine Freunde — dieser Anfall —
Gerd unbesorgt —

Fünfte Scene.

Demetrius. Marina.

Marina.

Wir sind allein — es dränget
Der Zeugen lästige Gegenwart nicht mehr
Das freie Wort zurück zum vollen Herzen,
Frei trete das Verborgene ans Licht.
Frei laßt uns reden —

Demetrius.

Verderbin der Unschuld!
Du, die mir alles nahmst, wagst du dem Schmerz
Der beil'gen Rache hindernd dich zu nahen
Allein mit mir? Wahnsinnige, fühlst du nicht
Das Gräßliche des Worts? Sieh, wenn dein Leben
Der theuer ist, wie stets es Frevlern war,
Fleuch, Frevlerin! hier ist es nicht geborgen,
Zum Schwerte regt sich zuckend meine Hand.
Wagst du den blut'gen Stempel zu verkennen,
Der deine sündenblasse Stirne brennt?
Wagst du zu läugnen, wagt die freche Lüge
Zu decken deiner Missethaten volles Maaß?
Sprich! läugne, Teufel!

Marina.

Armer Thor, wer sagte
Dir, daß ich läugnen will, ich läugne nicht:
Ja, ich verwerfe dein hohes Wesen,
Weil es mich nicht getroffen, den Thron,
Den ich erobert, mit Ehr zu theilen.
Wer will mich hindern? hab' ich eine Krone
Nicht einmal schon an dich verschenkt, seht ich
Sie deiner theuren Braut nun noch obendrein,
Und fiel zu Sambor eures Glücks mir ferne?

Demetrius.

Ja, flug hast du gehandelt, um die Höhe,
Die jauchzt der Abgrund seinen Beifall zu.
Doch ich nicht mit dies graus Fest begehn,
Schweigt, Jubelstimmen, komm, ersehntes Schweigen
Der Todesnacht, wo die Gehetzte ruht!
Verlischt, ihr Flammen, die den Sieg anglänzen,
Den heut der furchterliche Mord errang!
Und du — du — die ich nicht zu nennen wage,
Weil dieser Name selbst die Hölle schreckt;
Flieh, Mordrin! keine gattenhafte Rache
Hohnt meinen Schmerz und spottet meiner Schmach!
Schau nicht so grinsend, Larve des Entsetzens,
Auf mich herab im gräßlichen Triumph;
Frohlocke nicht, noch ist er nicht errungen,
Noch ist die Macht, noch ist der Wille mein,
Das Band, das selbstgeknüpfte, zu brechen,
Heißt machtig mich mein Herz und dein Verderben.

Marina.

Halt ein, Dimitri, ruft nicht die Rache,
Die treue schlummernde, vom Schlaf empor.
Dein Wahnsinn wandelt an des Abgrunds Rande,
Der dich verschlingt auf meinen Wink.

Demetrius.

Wähnst du
Ich könne vor dir beben? zittre du
Vor mir.

Marina.

Halt ein, Dimitri — sonst — sonst möchte
Ich dich zum letztenmal so nennen.

Demetrius.

Weich
Ein Teufel führte das Wort ihr zu?
Steht in des Mordes Sold die ganze Hölle?
Geh, geh, es ist nicht gut, daß wir noch länger
Beisammen bleiben, das Entsetzen naht
Mir aus den dunkeln Flammen deiner Blicke,
Und dein Verderben steht in meiner Brust.
Verlaß mich, geh, in deiner grauen Nähe
Fühl ich zum Furchterlichsten mich bereit,
In glühenden Diamant mein Herz verwandelt,
In glühend Erz die Stirne meines Bluts,
Verlaß mich, aus Barmherzigkeit!

Marina.

Ich bleibe!

Demetrius.

Wähnst du, Vermessne, vor dem Thron der Gnade,
Vom Richter höchster Milde selbst verdammt,
Daß ich mit dir an deiner blut'gen Rechte
Durch's Leben wallen soll zu gleichem Ziel?
Wähnst auch der Wahnsinn noch bei dem Verbrechen?
Verdienbet Teufel selbst der Traum der Macht?

Marina.

Ich bleibe!

Demetrius.

Nein — ich will mich selbst nicht schänden,
In meiner Scheide raste noch, mein Schwert;
In edlern Kämpfen will ich dich bewähren,
Dich neige nicht dies giftge Schlangenblut.
Noch bin ich Herr, noch waffnet in mein Wille
Den Arm des Rechts, und der hehre Hand,
Das eiserne Gesetz soll dich verdammen,
Der Richtplatz soll dein Sterbelager sein.

Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkührlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoos der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesem Schlund hinabfiel, kam nicht wieder.

Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die Sorge der mütterlichen Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger, und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen, und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Ueberdruß einer langen lebendigen Beerdigung Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Be-

lohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verlohren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände jedes Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jezt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mistrauen vergiftete das gesellige Leben, die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und alles was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt,

wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammen halten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht an einander gezogen, und aus einander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist.

Die Geistlichkeit.

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es seyn. Ihre goldne Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ärndten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer, blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder.

Der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit.

Nichts iſt natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch und das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, — ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer, als andre, in die blinde Herrſchaft eines dumpfen despotiſchen Glaubens ergeben, und ſich früher, als andre, wieder davon emporrichten.

Allgemeine Bemerkungen.

Der Religionsfanatiſmus fürchtet das Entfernte, Schwärmerei berechnet nie, was ſie aufopfert. Was die entſchiedenſte Gefahr des Staats nicht über ſeine

Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöſe Begeiſterung.

Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unſtreitig der ſiegenden Gewalt der Wahrheit, oder deſſen, was mit Wahrheit verwechſelt wurde. Die Misbräuche in der alten Kirche, das Abgeſchmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahndung eines beſſern Lichts ſchon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbeſſerte Religion zu umfaſſen.

Rechtslehre, Politik und Geschichte überhaupt.

Der Staat.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist. Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammen treffen, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann:

entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Er wird aber jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist. Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und, indem er das ansichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur in so fern wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bür-

ger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem leztern den Sieg verschaffen kann; so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung danieder treten müssen.

Fürstengröße und Staatenwohl.

(Der Marquis von Posa zum König Philipp von Spanien).

Was Eure Majestät durch meine Hand
verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das

daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
das ſie noch reich genug iſt auszutheilen,
und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
ſind alle Stämpel, die nicht dieſem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — iſt das
auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
ſich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
die Sie uns prägen, auszuſtreuen. Ich muß
mich weigern, dieſe Stämpel auszugeben.
Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.
— — — Ich höre, Sire, wie klein,
wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
ſelbſt in des freien Mannes Sprache nur
den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.

Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
freiwillig ihres Adels sich begeben,
freiwillig sich auf diese niedre Stufe
herabgestellt. Erschrocken fliehen sie
vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
— — — — —
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Versümmlung — Menschen ehren?
— — Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
in Ihrer Hände Werk verwandelten,
und dieser neugegoßnen Kreatur
zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's
in etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
kann man nur opfern — zittern —— zu ihm beten;
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen

Hervor, ihr Diener meines Mahls, ihr Schergen
Des Todes, kommt, und faßet euern Raub!

Marina.

Otrepieff, erst höre, und dann handle,
Ich kenne dich, Otrepieff, ich kannte
Dich stets, du warst das Werkzeug meiner List;
Der edlen Wahrheit zürnten Demut
Und ich in meinen Händen, mit der Schande
Kann ich dich krönen vor dem Aug' der Welt.
Gregor Otrepieff, bekraft' und handle,
Bekraft', ob du an einer Czarin Seite
Dimiter seyn, ob du am Blutgericht
Der niedrige Otrepieff wollst werden.
Ich geh, ich laß dir zur Besinnung Zeit;
Doch bald, bald will ich die Entscheidung kennen,
Bald sollst du knieend meinem Thron dich nahn,
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehen,
Wo nicht — Otrepieff — du kennst mich!

(Sie geht ab.)

(Demetrius bleibt unbeweglich, Basmanof erscheint nach einer Weile.)

Sechste Scene.

Demetrius. Basmanof.

Basmanof.

Verstummt ist die Musik, die Herzen sinken
In Dämmerung; des Festes Jubel schweigt.
Wer weiß so unbeweglich dort, so bleich?
Ist ist der Czar — mein Fürst.

Demetrius.

Wer spricht zu mir?

Basmanof.

Basmanof ist es, euer treuer Diener.

Demetrius.

Treu? — ohne Hohngelächter sagst du das?

Basmanof.

Was ist geschehn, mein Czaar? ihr seid so gräßlich
Verwandelt, jede Nerve zuckt an euch
Und dunkles Feuer rollen eure Blicke.
Marina . . .

Demetrius.

Schweig, Verstoßner! diesen Namen
Will ich nicht hören!

Basmanof.

Sie hat den Pallast
Verlassen.

Demetrius.

Fliehst zur Hölle!

Basmanof.

Alle Krieger
Der Polen, Lithauischen und Russen,
Die fremden Gäste sind ihr nachgeeilt,
Und unbewacht sind sind der Hofburg Mauern,
Vier Kompagnien der Streltzen nur
Verweilen hier, wie ihr es jüngst geboten.

Demetrius.

Hier ist die Oede ein willkommner Gast

Basmanof.

O mein Gebieter, laßt euch, laßt euch warnen,
Blutdurst, verderbt ist es schon jetzt zu spät;
Der Kreml ist unbefestigt, die Mörder stehen
In eurem Herzen eine offne Bahn.
Verleiht, daß bald die nächtliche Verschwörung,
Die ihr nicht trauen wollt, dem Aufgang naht,
Verleiht daß sie schon jetzt . . .

(Sturmgeläute.)

Lasimir (herein stürzend).

Empörung! Mord!
Zum Kampfe rüstet euch, mein Czaar!

Basmanof.

Was ist

Geschehn?

Lasimir.

Der Fürst Schuiskki hat euch verrathen!

Basmanof.

Hört ihr's? mein Czaar!

Lasimir.

Er weckte Moskau's Volk
Zur Wuth, zum blinden Aufruhr zu entflammen,
An seiner Spitze naht er sich dem Kremel,
Ein Kreuz in seiner Linken, in der Rechten
Ein Schwert; schon wogt der Menge wildes Meer
Verderben brüllend um des Schlosses Mauern,
Verderben heult ihr tausendstimm'ger Chor.

Wolkofsky (tritt ein).

(Wildes Getümmel.)

Herr! von der Wuth gräßlicher Gewalten
Erschüttert, von bangen Ahnungen bewegt,
Hat mich die Czaarin Maria hergesandt,
Sie fragt, ihr einen Augenblick zu schaun . .

Demetrius.

Ich komme, geht Basmanof, ordnet alles
Zum Kampf, nicht unbereitet soll der Feind
Uns finden; schließet des Pallastes Thore,
Bald tret' ich selbst in der Besinger Reihn,
Fürst Worotinsky sag . . . .

Wolkofsky.

Er ist verschwunden,
Nach seinen der Bojaren sahn wir sehn
Im Kremel.

Basmanof (hinweggiehend).

Die Streltzen sind uns treu,
Hat gleich der Führer seinen Sinn verrathen.

Lasimir (zurückkommend).

Die Feinde nahn!

Demetrius.

Sobald sie unsre Thore
Erreichen, dringt mir Botschaft — mit dem Schwert
Denk' ich den Frevlern rächend zu begegnen.

(Geht ab.)

Lasimir.

Das ist das Volk, das wankend den Pallast
Umwogt —

Demetrius.

Zum Ausfall soll mein Herr sich rüsten,
In blut'gen Wirbeln dämpf' ich diese Wuth,
Willkommen, Kampf, willkommen, dumpfe Töne
Der rächenden Entscheidung, die sich naht.
Jetzt bin ich Mann, jetzt bin ich Czaar aufs neue,
Dimitri stirbt, allein als Fürst und Held —

Zu Ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
wer theilt mit Ihnen Harmonie?
— — Aber Ihnen
bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung. —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
wenn das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
die Sie vernichteten, das Einzge wäre,
das Ihre Wünsche reifen kann?
— — — —
So viele reiche blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
ein gutes Volk — und Väter dieses Volkes!
das, dacht' ich, das muß göttlich seyn! — da stieß
ich auf verbrannte menschliche Gebeine. —
— — —
Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können,
was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
mit schaudernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß in seinem Blut gewälzt,
das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist

des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
und die Notwendigkeit wird menschlich seyn.
— — — Und Sie hoffen
zu endigen, was Sie begonnen? Hoffen,
der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
allein in ganz Europa — Sich dem Rade
des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
in vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?
mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
aus ihren Ländern froh und arm. —
— — — —
Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk
wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.

Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
den zarten Kampf mit der Natur gerungen,
umsonst ein großes königliches Leben
zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
und wiederfodern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn
Sie waren gut.
— — Geben Sie,
was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie
großmüthig, wie der Starke, Menschenglück
aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
in Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
von Millionen Königen ein König.
— — Geben Sie
die unnatürliche Vergötterung auf,
die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
des Ewigen und Wahren.
— — — Geben Sie
Gedankenfreiheit. — Weihen Sie

dem Glück der Völker die Regentenkraft,
die ach so lang' des Thrones Größe nur
gewuchert hatte. — Stellen Sie der Menschheit
verlornen Adel wieder her. Der Bürger
sei wiederum, was er zuvor gewesen,
der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
des Denkers hemme keine Schranke mehr,
als die Bedingung endlicher Naturen.

Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe, und blos seiner Neigung gehorche, so nennt man dieß eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Namen zu geben, wenn entweder der Regent seinen Willen gegen die

Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Falle wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre sie gar nicht Regierung. Der Grund aber, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frei fühlt, liegt größtentheils in der Gesinnung des Herrschers, und eine entgegengesezte Denkart des leztern würde jener Freiheit nicht sehr günstig seyn.

Vermischte politische und historische Bemerkungen.

Nur die unverlezbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern, und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Ein Souverän wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bür-

ger ist die souveräne Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt.

Nur gegenwärtige Vortheile, oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten.

— — Es können sich
Nur wenige regieren; den Verstand
Verständig brauchen. — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele tausend wird, ein Halt; — sich hinstellt,
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht!

Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück.

Eine Verſchiedenheit in der Meinung kann leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinſchaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und Geſetze iſt.

Es iſt ein anziehendes Schauſpiel, den menſchlichen Erfindungsgeiſt mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unüberſteiglich ſind, durch Klugheit, Entſchloſſenheit und einen ſtandhaften Willen beſiegt zu ſehen. Weniger anziehend, aber deſto belehrender iſt das Schauſpiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenſchaften alle Anſtrengungen des Genies vereitelt, alle Gunſt der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benuzen weiß, einen ſchon entſchiedenen Erfolg vernichtet.

Beiſpiele von beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts, welche dieſer blühenden Handelsſtadt ihren Wohlſtand unwiderbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der ſie unternahm und ausführte, einen unſterblichen Namen erwarb.

Das leicht bewegliche Gemüth des Volks ist nur allzusehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr, anzuschreiben, und unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels das Ueberstandene zu loben.

Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückt, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung beweist, zwingt man beide, einander zu suchen; giebt dem leztern eine Partei, und dem ersten Anführer. Ein ungleiches Verfahren gegen beide ist ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Wenn die Leidenschaften, welche sich bei einer Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werkes nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs,

nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstande unsere Bewunderung zuzutragen.

In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik können nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absondert, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellt, macht den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizt.

In dem höchsten Reichsgerichte richten die teutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten, daß eine gleiche

Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Daß, zur Zeit der Stiftung, in Teutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschliessenden Besitz ist, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammengerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Seit dem Anfang des Religionskriegs in Teutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europens kaum etwas großes und merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraum ereignen, schließen sich

Ich athme frei; von dem gepreßten Busen
Sinkt, ernres Schicksal, deine Riesenlast.
(Großes Getöse, man hört Thüren stürzen.)

Eduktoff.
Die Thore sind gesprengt, die Streltzen
Verriethen euch, weil Woronizoffs unter
Den Fremden sich gestellt; nur wenige
Getreue stehen euch.

Demetrius (im Begriff zu gehen).
Mit ihnen will
Ich sterben.

Siebente Scene.

Vorige. Marfa und Olga stürzen herein.

Marfa.
Nein, ich kann's nicht länger tragen,
Mein Sohn — Dimitri —

Demetrius.
Mutter, meine Mutter,
Die mich zum erstenmal so nennt, mich ruft
Der Kampf —

Marfa.
O weilt, ich laß euch nicht, begegnet
Nicht ihrer blinden Wuth, Dimitri, bleibe!

Volk (von außen).
Es sterbe der Verräther!

Caßimir.
Von den Freiern
Getroffen sank Basmanoff, benommen dringt
Der Feind heran!

Demetrius.
Laßt mich, geliebte Mutter,
Laßt mich im Tode eurer würdig sein.

Marfa.
Ich laß dich nicht, o grausames Geschick,
Muß doch so schnell das Schrecklichste ereilen,
Demetrius, dein Loos —

Demetrius.
Verlaßt mich nicht,
Schmälet nicht mein Schicksal in dem Augenblicke,
Da es die Lösung des Verwirrten bringt.
Da zwischen Tod und Sieg mit milden Händen
Die glorreich königliche Wahl es beut.
Heil sei der Stunde, die in blut'ger Nachtra
Wie Palmen zeigt der der Empörte Grün,
Die mich mit einer Welt im Kampf entzweite,
Doch auch vergeltend mir mir selbst verzeiht.
Jetzt weiß ich, wen ich lieben, wen ich hassen,
Wen ich belohnen, wen peinigen soll;
Da nennet Sohn mich, von der hell'ren Welle
Des theuren Worts mit Heldenkraft entflammt,
Geht, theure Mutter, ich dem Feind entgegen,
Du, theure Mutter, fleh' für deinen Sohn.

Viele Stimmen.
Wo ist er? wo verbirgt sich der Verräther?

Andere.
Gregor Otrepieff — Mörder unsers Czaars!
(Die Thüren springen auf.)

Caßimir (im Vorgrund).
Zurück, Verwegener!

Woronizoff.
Wird, verfluchter Czlave!

Caßimir (fährt).
Erfüllt, o Lodoiska, ist mein Schwur,
Ich sterbe!

Die Verschworenen (hereindringend).
Hier, hier müssen wir ihn haben.
Da ist er — da!
(Sie bemerken seinen Anblick.)

Demetrius (tritt ihnen entgegen).
Wen sucht ihr?

Woronizoff.
Den Verräther,
Der Rußlands Krone faßt!

Demetrius.
Den findet ihr
Nicht hier, vergebens flammt in euern Händen
Das blut'ge Schwert, das Rußland rächen soll,
Hier läßt sich diese Rache nicht vollenden.
Steckt eure Schwerter in die Scheide, hier
Ist nur der Fluch der Schande zu erdenken.

Woronizoff.
Hört ihn nicht an — schlagt ihn in Ketten!

Demetrius.
Wähnt
Ihr, mich in Ketten lebend zu erblicken?
Wähnt ihr, ich scheue das gezückte Schwert?
Seht ihr es nicht, seid ihr nicht meine Krieger?
Schritt ich euch nicht zum Sieg und Ruhm voran?
Wart ihr es nicht, die mich mit heil'gen Eidern
Als Rußlands Czaar und Zwans Sohn begrüßt?
Wie konnter ihr dem Czaar die Kette bringen,
Der eurer Knechtschaft ehrne Kette brach!

Woronizoff.
Die fremde Kette drückt am schmerzen.

Alle.
Fluch
Den Fremden, Fluch den Kriegern Odowalsky,
Fluch der Marina mordrischer Brut!

Demetrius.
Wie? oder fühlet gerechten Eifers Flamme
Ihr Rache, meine Russen, eure Hand?
Ist es der Uebermuth verwegner Fremden,
Der euch mit eurem Czaar entzweit, der euch
Zum Königsmord, zur Bluthat soll verdienen?
Hört ihr der Hunde Hohngelächter nicht,
Die auch die meinen sind? seht ihr Marina,
Arinas verruchte Mörderin,
Die grausend unsers Vaterlands Verderben,
In das es eure Zwietracht stürzt, sich freut?
Laßt sie nicht siegen, laßt nicht Rußland sinken
Aufs neue in ein finstres Meer von Blut!
Verbindet euch mit eurem Czaar, der endlich
Im falschen Freunde seinen Feind erkannt,
Der von der blut'gen Gattin sich getrennt
Und sein die Rache seines Volkes nennt.

Woronizoff.
Er übergibt die Feinde unsern Händen!

Andere.
Doch ein Betrüger —

Caßimir.
Würst du Borris Sohn!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10443/050

an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo große und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer, oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Der Augenblick einer neuen Thronbeſetzung iſt immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erſte Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich ſeine härteſte Prüfung. Jede alte Beſchwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgeſucht, um ſie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung ſoll mit dem neuen König begonnen.

Wenn die Verbindlichkeit zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ſich Staaten nicht, wie eine todte Waare, von einer Hand zur andern forterben, ſo muß es einer ganzen, einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſeyn, einem eidbrüchigen Beherrſcher ihre Pflicht aufzukündigen und ſeinen Platz durch einen Würdigern zu beſetzen.

Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungszustand zu setzen.

Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Fall bleibt einem staatsklugen Regenten nichts anders übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Der Misbrauch angebohrner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Misbrauch empfangener.

Eine politische Fabel.

Das Reich der Thiere kam einst in bürgerliche Gährung, Parteien schlugen mit Parteien, und ein Fleischerhund bemeisterte sich des Throns. Dieser, gewohnt, das Schlachtvieh an das Messer zu hätzen, hauste hündisch im Reich, klaffte, biß, und nagte die Knochen seines Volkes. Die Nation murrte, die kühnsten traten zusammen, und erwürgten den fürstlichen Bullen. Jezt ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entscheiden, welche Regierung die glücklichste sei? Die Stimmen theilten sich dreifach. Das Volk gewann. Die Regierung war demokratisch. Jeder Bürger gab seine Stimme. Mehrheit sezte durch. Wenig Wochen vergiengen, so kündigte der Mensch dem neugebacknen Freistaat den Krieg an. Das Reich kam zusammen. Roß, Löwe, Tyger, Bär, Elefant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut zu den Waffen. Jezt kam die Reih' an die übrigen. Lamm

Haase, Hirsch, Esel, das ganze Reich der Insekten; der Vogel, der Fische ganzes menschenscheues Heer — alle traten dazwischen und wimmerten: Friede. Der Feigen waren mehr, als der Streitbaren, der Dummen mehr, denn der Klugen — Mehrheit setzte durch. Das Thierreich streckte die Waffen, und der Mensch brandschatzte sein Gebiet. Dieses Staatssystem ward also verworfen. Die Neigung zum Ausschuß gefiel. Die Staatsgeschäfte theilten sich in mehrere Kammern. Wölfe besorgten die Finanzen, Füchse waren ihre Sekretäre, Tauben führten das Kriminalgericht, Tyger die gütlichen Vergleiche, Böcke schlichteten Heurathsprocesse. Soldaten waren die Haasen, Löwen und Elefant blieben bei der Bagage, der Esel war Gesandter des Reichs; und der Maulwurf Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter. Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer diesem entrann, den tölpelte der Esel nieder. Tyger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand sie der Maulwurf alle unsträflich verwaltet. Die Thiere empörten sich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen sie einstimmig, der Klauen und Hirn und

nur einen Magen hat — und einem Oberhaupt huldigten alle — aber es war der Löwe.

Krieg. Friede.

Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert,
Vor den Thoren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaarigtes Scheuſal!

Der Waffenklang erſchreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerſtörten Brandſtatt, wo ſie lang
Mit altverjährtem Eigenthum geniſtet,
Aufſliegt in düſterm Schwarm, den Tag verdunkelnd,
Wenn ſich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen,
So flieht der alte Haß mit ſeinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigten Verdacht,
Der ſcheelen Misgunſt und dem bleichen Neide,
Aus dieſen Thoren murrend zu der Hölle,

Und mit den Frieden zieht geſelliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.

Wir haben uns in des Kampfes Wut
Nicht beſonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brauſende Blut.
Sind ſie nicht unſer dieſe Staaten?
Dieſe Ulmen mit Reben umſponnen,
Sind ſie nicht Kinder unſrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage ſpinnen,
Luſtig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit raſendem Beginnen
Unſer Schwert für das fremde Geſchlecht?
Es hat an dieſem Boden kein Recht.
Auf dem Meerſchiff iſt es gekommen,
Von der Sonne röthlichtem Untergang,
Gaſtlich haben wir's aufgenommen,
(Unſre Väter! die Zeit iſt lang)
Und jetzt ſehen wir uns als Knechte
Unterthan dieſem fremden Geſchlechte!

Wohl! wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die Himmelumwandelnde Sonne
Aufsieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir könnten es fröhlich genießen,
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle
Sie verräth uns dem kühnen Korsaren,
Der die Küste verwogen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Schön ist der Friede! ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigten Rasen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,

Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach. —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müssige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen.
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

— Ein furchtbar wütend Schreckniß ist
Der Krieg, die Heerde schlägt er und den Hirten.
Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Der Krieg iſt ſchrecklich, wie des Himmels Pla-
gen,
Doch iſt er gut, iſt ein Geſchick, wie ſie.

Es giebt
Noch höhern Werth — als kriegeriſchen,
Im Kriege ſelber iſt das lezte nicht der Krieg.
Die großen ſchnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Daurende erzeugen.

O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten;
Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch,
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünen Maien, dem lezten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen,
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —

Morotinsky.

Der Hand vor heil'gen Stabe —

Demetrius.

Aber Gott,
Wir treu zu Ihm, nicht weniger als der Schwur,
Mich zu verraten, schmudet nicht die Meine
Des heil'gen Oels mein gottgeweihtes Haupt?
Nicht meiner Ahnen Bild das Thron der Zaaren,
Mit Aurids Scepter meine Herrscherhand?
Gott, in der Macht nur, die mir Gott gegeben,
Stieß' ich vor euch, vor seinem Volk der Ehre,
Weil wert' ich dieses Schwert von mir, die Zierde
Des Kriegers, des Betrogten scharfer Schutz.

(Er tritt in ihre Mitte.)

Jetzt bin ich unbewehrt in euren Händen,
Gott, der Allmächt'ge, schützt mich nur, der Gott,
Der seine Kirche schützt, und den Gesalbten
Der Kirche und mein königliches Haupt.
Wer wagt, die heil'gen Glieder zu berühren?
Wer höhnt die Donner Gottes und verschmäht
Mein herrschendes Gebot? — bei euren Eiden,
Malasta, gebt; in Meine Scheide krieche
Beschämt das mordentzückte Schwert!

Viele.

Was sollen
Wir thun?

Morotinsky.

Nicht morden kann ich ihn!

Letzte Scene.

Vorige, Schuiskoi, Tschinin, Dubrowsky, die übrigen Verschwornen bringen mit großem Getöse herein.

Schuiskoi.

Noch nicht vollbracht?

Tschinin und Andere.

Noch lebt unser Schande?

Alle ihm Folgenden.

Es sterbe der Verräther!

Morotinsky.

Halter ein,
Die Fremden will er uns —

Schuiskoi.

Ha! klüger Vorsicht!
Will er?

Morotinsky.

Er will verzeihen.

Schuiskoi.

Was ein Herrscher
Noch nie verzieh — send ihr solche Memmen,
Daß eines Mönches Heuchelwort euch zwang?
Er sterbe!

Viele.

Sterbe! Sterbe!

Morotinsky.

Zaarod Gebot!

Schuiskoi.

Hier steht die Czarin — Königliche Frau,
Mit Schwert send ihr dem Gatten gut gewichen,
Daß euch den Mörder Sohn zu nennen zwang.
Jetzt kann ihr offen reden — sagt Verderben,
Sein Leben liegt in eurer Hand.

Marfa.

Mein Sohn,
Demetrius, — dich will ich retten!

Viele Stimmen.

Sie
Erkennet ihn als Iwans Erben —

Schuiskoi.

Mutt
Bedenket, königliche Frau, was ihr
Uns sagt — bedenkt des großen Richters Rache.
Sprecht Wahrheit, königliche Frau, das Mittel
Verlecke nicht den Zeugen eurer Brust;
Sprecht Wahrheit, ich beschwör' euch bei dem Gotte
Der Wahrheit, bei des Weltenrichters Blut!

Marfa (nach schwerem Kampf).

Ich kann es nicht — Demetrius, mein Sohn —

Stimmen.

Ihr Sohn? ihr Sohn?

Schuiskoi.

Die Väter Rußlands schauen
Auf dich — die hohen Ahnen wenden zurück
Von dir, der Gottesgerichten, ihren Blick.
Verleugne deinen Meineid — sprachst du Wahrheit,
So kuße dieses Kreuz, dem unser Knie
Sich beugten —

(Der Patriarch Nicon mit geistlichem Gefolge tritt mit dem Kreuze heran. Alle Knieen unter nieder.)

Nicon.

Sieh, wie flehn zu Gott, er wolle
Dich mit der Wahrheit Strahl erleuchten, daß
Du'n'gen Heils, des ewigen Verderbens,
In dem dein Wort dich werden soll. Tritt her,
Im Namen Gottes heischen wir's, erhebe
Die Hand zum Schwur, und kuße dieses Kreuz.

(Lange Pause. Marfa schaudert im heftigsten Seelenkreise.)

Demetrius.

Sprich — Marfa, wie ein Gott dich's lehrt!

Marfa (wendet sich nach langem Kampfe und will gehn).

Alle.

Sie schweiget,
Sie schweiget, sie verläugnet ihn, es wird dem
Betrüger; falle — falle!

(Demetrius liegt durchbohrt zu den Füßen der Marfa.)

Marfa (auf seine Leiche niedersinkend).

O mein Sohn!

Gedruckt von Gregulovsky in Gatschina.

Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk mit liebend emsiger
Zudränglichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlaßne, ein, mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schaamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O glücklich, wem dann auch sich eine Thür',
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen!

Loslassen

Kann der Gewaltige den Krieg; doch nicht
Gelehrig, wie der Falk sich aus den Lüften
Zurückschwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.

Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf, die Thränen,
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen,
Doch das vergang'ne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderzwists!
Laßt's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt. —

Ihr Könige und Herrscher
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schläft; denn Einmal
Erwacht, bezähmt er spät sich wieder! Enkel
Erzeugt er sich, ein eisernes Geschlecht,
Fortzündet an dem Brande sich der Brand.

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz.
Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt,
Was ſich noch jüngſt in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Luſt.

Wehe
dem zarten Wiegenkinde Majeſtät,
das ſeiner Amme ſpotten kann! Wie ſanft
mag's auf dem weichen Küſſen unſrer Siege
ſich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln
die Perlen nur, und freilich nicht die Wunden,
mit denen ſie errungen ward. —

Ein jeder lebe ſtill bei ſich daheim,
dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Gräuel des dreißigjährigen Kriegs.

Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlthaten und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoß, oder eine lachende Aernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die lezte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen, und die Freiheiten des Krieges, die licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur

Einöde wurden, wenn andre durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erhohlung wurde denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst den Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußtapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten, und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daherstürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den lezten Jahren vollendete noch Miswachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lägern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Völlerei auf der andern, brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als das Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor

sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Teutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde, und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Teutschland ihrer Habsucht aufopferten, und die Drangsale des Kriegs vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Teutschland unter der

Geißel des Kriegs bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im teutschen Reiche nicht erlöschen.

Geſchichte insbeſondere.

Gründung der niederländiſchen Freiheit.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechszehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freiheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſre Bewunderung Anſpruch machen, wie vielmehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampf ſiegen.

Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwerth, dieses schöne Denkmahl bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen.

Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schooß der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger, als alle seine Nachbarn, jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck

Friedrich Schillers

Briefe

an den

Freiherrn Heribert von Dalberg

in

den Jahren 1781 bis 1785.

Ein Beitrag

zu

Schillers Lebens- und Bildungs-Geschichte.

Nebst einem Fac simile von Schillers Handschrift.

Mit Großherzoglich Badischem Gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe und Baden,
in der D. R. Marrschen Buchhandlung
1819.

ſetzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, ſo ſtelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erſchuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menſchliche Dinge eine höhere Vorſicht zu flechten, ſo wäre es bei dieſer Geſchichte, ſo widerſprechend erſcheint ſie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der zweite, der mächtigſte Souverain ſeiner Zeit, deſſen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verſchlingen droht, deſſen Schätze die vereinigten Reichthümer aller chriſtlichen Könige überſteigen, deſſen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, deſſen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen; Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römiſche Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalſtolz begeiſtert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürſten, und ſich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgſame Glieder bewegen — dieſer gefürchtete Menſch einem hartnäckigen Entwurf hingegeben; ein Unternehmen die raſtloſe Arbeit ſeines langen Regentenlaufs; alle dieſe furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend

ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedferdiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresflut abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freie Armuth ſein höchſtes Gut, ſein Ruhm, ſeine Tugend. Dort ein gutartiges geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtands verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Anſehn verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Deſpotismus hängt über ihm, eine willkühr-

liche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureißen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tyrann. Einfach in ſeiner Staatsweisheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich, einen veralteten Vertrag aufzuweiſen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüſſel nur eine geſetzliche Handlung hieß; die Beſchwerden Brabants forderten einen ſtaatsklugen Mittler, Philipp der zweite ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beiſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweifachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wut des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen

in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſeyn, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen groſſen politiſchen Augenblick haſchte, und die Geburt des Zufalls zum Plan der Weisheit erzöge.

Wilhelm der ſtille weiht ſich, ein zweiter Brutus, dem groſſen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich groſsmüthig ſeines fürſtlichen Daſeyns, ſteigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr, als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth. Philipp der Zweite ſendet ſo viele Verſtärkungen, als ſeines Mittlers grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtige, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere, und auf den

Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Corsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurük kann. Faktionen zerreißen ihren Bund, selbst ihr schreckliches Element, das Meer mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souveränität wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüthe verschmäht — einem Fremdling endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Muth,

aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmet, tastet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiß? ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewußtseyns kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten, eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbarn den herrlichen Bau seiner Größe er-

hub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung Philipps ſterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der, ohne ſein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tyranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von vierzig Millionen Dukaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freiheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüſtungen ſeines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblute ihre ſiegende Fahne.

Dieſe unnatürliche Wendung der Dinge ſcheint an ein Wunder zu gränzen; aber vieles vereinigte ſich, die Gewalt dieſes Königs zu brechen und die Fortſchritte des jungen Staats zu begünſtigen. Wäre das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, ſo war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigener Ehrgeiz kam ihrer Schwäche

zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Cabinet Europens Verräther zu besolden, die Unterstützung der ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugalls Eroberung und der prächtige Bau vom Eskurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze, und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die teutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Werksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jezt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wüteten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada gieng der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maaße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben.

Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wütende Raubsucht der Soldateſca, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau riſſen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieſes koſtbaren Krieges waren, machten es natürlicherweiſe mit jedem Jahre ſchwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholiſchen Niederlande hatten ſchon eine Million Bürger verloren, und die zertretnen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr, Spanien ſelbſt konnte wenig Volk mehr entrathen. Dieſe Länder, durch einen ſchnellen Wohlſtand überraſcht, der den Müſſiggang herbeiführte, hatten ſehr an Bevölkerung verloren, und konnten dieſe Menſchenverſendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter dieſen ſahen ihr Vaterland wieder: dieſe wenigen hatten es als Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete Greiſe zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preis der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle

die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugonottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurückempfangen, was muß es damals gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter

Jung ist er noch, doch was ich von ihm ahne, will ich sagen. — Was ist dieses wohl? — Er scheint mir edleren Stoffes zu sein, als daß er mit einem Andern verglichen werden dürfte, und seine sittliche Anlage von besserer Art. So daß nicht zu verwundern wäre, wenn er mit steigendem Lebensalter in dieser Gattung der Rede, in welcher er sich jetzt versucht, alle die jemals sich mit Reden beschäftigt, wie Knaben hinter sich ließe, oder wenn solches ihm nicht genügte, zu Größerem ihn eine göttlichere Begeisterung führte. Denn in dieses Mannes Seele hat die Natur einen Drang nach hoher Erkenntniß eingepflanzt.

Platon im Phädros.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republikaniſche Armee war volljährig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blut erſt erſtritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daſein kämpfte, rückte ſie die Gränzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbaren Krieg mit todtem unfruchtbaren Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfniſſe in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel. Jene verminderte, dieſen vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie ſich die Hülfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erſchöpften, fieng die Republik eigentlich erſt an, Aerndte zu halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die

ſpät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem ſich Philipp Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widrizes Schickſal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet, Europa aber empfieng ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrſchten, und den Preis aller Waaren beſtimmten. Sogar während dieſes Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit ſeinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja er konnte dieſes nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt bezahlte den Rebellen die Unkoſten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der ſie aufreiben ſollte, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handelsplätzen in Verbindung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte mittelbar für

ſie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die Fäſſer der Danaiden gegoſſen, und zerronnen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Kriegs that dem König von Spanien eben ſo viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Truppen zuſammengefloſſen, die unter Karl dem fünften bereits ihre Lorbeeren geſammelt hatten. Alter und lange Dienſte berechtigten ſie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünſchten ſich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein müßevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als ſie ihre Ehre und Pflicht gelöſt zu haben glaubten, und die Früchte ſo vieler Feldzüge endlich zu ärndten anfiengen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch das Ungeſtüm ihres Angriffs jeden Widerſtand zu beſiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menſchen, als mit Elementen, geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr,

als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth, noch ihre lange kriegerische Erfahrung, konnten ihnen in einem Lande zu statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem stärkern lernen, kleine Niederlagen mußten ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüßig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer beßern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich nach einem halben Jahrhundert giengen Meister und Schüler, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und

Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedne Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma theilte sich dem Kabinet zu Madrid mit, und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alva's unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requescens, Don Johanns von Oestreich Hinterlist und Tücke, und der lebhafte Cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Krieg eben so viel entgegengesezte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden seyn mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die

Kräfte der Faction und des Kriegs ſchon mehr im Gleichgewicht ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte: fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher als Wilhelm der Verſchwiegene war, entgieng keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeines Gegners gab, und mit ſtillem Fleiß rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der zweite nicht ſelbſt in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehl ſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andre Anſehn erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Kanäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ zu einem Werke des Verſtandes zu reifen, hätte ſein eigner durchdringender Blick

Wahrheit von Irrthum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. — Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern, und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souverains gegen die willkührlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendungen der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürli-

chen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Misbrauch angebohrner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Misbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des Niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Auffoderung an alle Fürsten seyn sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbarn ihre eigene zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser Maximilian der zweite, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet,

gab ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Partei der Rebellen insgeheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittlung geſtand er ihren Beſchwerden ſtillſchweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern mußte, deſto ſtandhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hofe aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Teutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen von Geblüt an die Spitze der niederländiſchen Rebellen, die Operationen der letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schuß nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beiſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkt ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beiden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. —

Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst, und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne seiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, mußte er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei andern erweckte. Europa ließ ihn für den Misbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf dem ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten, und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebernatürliche dieser Begebenheit; aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maasstab gefunden, das eigne Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sei, oder daß sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reif als es zulezt dastand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner

Privilegium

für

den Buchhändler D. R. Marx dahier.

Wir Ludwig von Gottes Gnaden, Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen, Landgraf zu Nellenburg, Graf zu Hanau ꝛc. ꝛc.

haben Uns auf das unterthänigſte Geſuch des Buchhändlers D. R. Marx in Carlsruhe bewo-

Urheber, so wenig als vor Luthers Geiste die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung als um eine Gnade flehn, und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen als seines Gleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen versenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freiheit gebohren, die, noch ein neugebohrnes Kind ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war.

Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor funfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so, wie jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen

mishandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Eroberersstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechszehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzug. Dort, wie hier, sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Theilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch für seine Zeit gebohren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gestehet, Bataver! redet Claudius Civilis seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, wird uns von diesen Römern noch wie sonst als Bundsgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Ober-

aufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuern Gefolge, und noch unerträglicherem Stolz. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom danieder, wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts, als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reuterei. Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die gebohren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten." Feierliche Sakramente weihen diese Verschwörung, wie den Geusenbund; wie dieser, hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem zweiten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide ver-

trauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis seine Insel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künstliche Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der scheue Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Bataver kriegen menschlich; denn sie kriegen nicht für die Religion.

Kosmopolitische Ansicht des dreißigjährigen Krieges.

Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fiengen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu

ſchließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrſcher gegen ihre Unterthanen, durch die Reformation in andere Verhältniſſe kamen, rückten durch ſie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und ſo mußte es durch einen ſeltſamen Gang der Dinge die Kirchentrennung ſein, was die Staaten unter ſich zu einer engern Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erſte Wirkung, durch welche dieſe allgemeine politiſche Sympathie ſich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küſten der Oſtſee, Länder entvölkerte, Aernden zertrat, Städte und Dörfer in die Aſche legte; ein Krieg, in welchem viele tauſend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Teutſchland auf ein halbes Jahrhundert verlöſchte, und die kaum aufkeimenden beſſern Sitten der alten barbariſchen Wildheit zurückgab. Aber Europa gieng ununterdrückt und frei aus dieſem fürchterlichen Krieg, in welchem es ſich zum erſten Mal als eine zuſammenhängende Staatengeſellſchaft erkannt hatte; und dieſe Theilnehmung der Staaten

an einander, welche ſich in dieſem Krieg eigentlich erſt bildete, wäre allein ſchon Gewinn genug, den Weltbürger mit ſeinen Schrecken zu verſöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieſes Kriegs wieder ausgelöſcht, aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, ſind geblieben. Eben dieſe allgemeine Staatenſympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der dieſem Krieg ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüſtung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oeſterreichs einen Weg fand, Teutſchland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, ſo wird die Fackel der Kultur von dieſen Staaten aus einem Weg ſich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkt dieſes Alles. Durch ſie allein wurde möglich, was geſchah; aber es fehlte viel, daß es für ſie und ihretwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsintereſſe ſich ſchnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks ſo bereitwillige Fürſten, wie die neue Lehre ſo zahlreiche, ſo tapfere, ſo beharrliche Verfechter gefunden haben. — Der Reiz der

Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der fünfte im Uebermuth seines Glücks an die Reichsfreiheit der teutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalvinisten in Frankreich nie einen Conde oder Coligny an ihrer Spitze gesehen, ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Hause, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheil seines Fürsten versprützte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß dießmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem

ihrigen gieng! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreiung vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Unterthan für seine eigene Sache stirbt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hält es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen?

Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andre Entwicklung gehabt haben würde. Diese waren: die auf ein Mal hervorspringende Uebermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das erste weckte die Regenten, das zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Lebens- und Charakterzüge Gustav Adolphs.

Gustav Adolph war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten Feldherrn der folgenden Zeiten zum Muster diente. — Ganz Teutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf teutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen, auch erblickte man in den schwedischen Lagern, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster.

Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, den sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt, und auf den Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere, mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige, wie der Muthige, zum Sieg, und seinem beleuchtendem Adlerblick entgieng keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen Kö-

gen gefunden, demſelben ein Privilegium gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks in Unſern Landen des in ſeinem Verlag erſcheinenden Buchs, betitelt:

„Friedrich Schillers Briefe an den „Freiherrn Heribert von Dalberg in „den Jahren 1781. bis 1785., ein Beitrag zu ſeiner Lebens- und Bildungs-Geſchichte;"

zu ertheilen.

Allen und jeden Unterthanen, beſonders aber allen Buchdruckern und Buchhändlern, wird daher alles Ernſtes verboten, dieſes Werk, ſo wie jede weitere Auflage oder jeder einzelnen unter beſon-

nig, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, versprützte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

Wenn Gustav Adolph seinem eigenen Genie das meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, daß das Glück und die Lagen der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei große Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die ligistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feind alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenig Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherrn an Vollmacht,

ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmann getrennt war; ſo war hingegen in Guſtav Adolph beides vereinigt, Er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele ſeiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm erhält alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Teutſchland von einem Ende zum andern als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein andrer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegenge-

tragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, eſt ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die Schwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frei, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die Kurmainziſchen, Würzburgiſchen und Bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Flut ergoſſen, und drei flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich, wie ein bewachender Cherub, vor den Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die Baieriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von Schwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Schlöſſer ver-

krochen, überläßt der geschlagene Kurfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswut des bairischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wut des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustavs Adolphs heiligstes Gesetz,

das Blut der Feinde wie der Seinigen zu ſparen.

Guſtav Adolphs Tod.

Die Geſchichte, ſo oft nur auf das freudenloſe Geſchäft eingeſchränkt, das einförmige Spiel der menſchlichen Leidenſchaft auseinander zu legen, ſieht ſich zuweilen durch Erſcheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen. So ergreift uns Guſtav Adolphs ſchnelle Verſchwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politiſchen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menſchlichen Klugheit vereitelt. Geſtern noch der belebende Geiſt, der große und einzige Beweger ſeiner Schöpfung — heute in ſeinem Adlerfluge unerbittlich dahingeſtürzt, herausgeriſſen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat ſeiner Hoffnungen ungeſtüm abgerufen, läßt er ſeine verwaiſte Partei troſtlos hinter ſich, und in Trümmern

fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wolthäter Teutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hülfe seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des teutschen Reichs noch erzeugen kann, ist — zu sterben. Die alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchten ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichern Selbsthülfe der Stände Platz, und vorher nur die Werkzeuge seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die Schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Gränzen einer Alliirten zurück.

Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode

noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksale der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Teutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtete man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unersetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Teutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihm hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechszehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Ueber den Westphälischen Frieden.

Was für ein Riesenwerk es war, den, unter dem Namen des Westphälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammenwirken mußte, dieses mühsame, theure und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen; was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen; was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten; was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreißigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verlohren worden ist, und welchen Vortheil oder Nachtheil die Europäische Gesellschaft im Großen und im Ganzen dabei mag geärndtet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eigenes Ganze ist auch die Geschichte des Westphälischen Friedens.

Ein Abriß davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelet entstellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

Graf Wallenstein.

Graf Wallenstein, ein verdienter Officier, der reichste Edelmann in Böhmen, hatte dem kaiserlichen Hause von Jugend an gedient, und sich in mehrern Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt, und nachher als General-Major eine Ungarische Armee in Mähren geschlagen. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine glückliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unter-

halt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt würde. Wenige Monate, so standen 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die Oesterreichischen Gränzen verließ; bald darauf erschien er schon mit 30,000 an der Gränze von Niedersachsen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung, und Hoffnung der Beute lockte aus allen Gegenden Teutschlands Abenteurer unter seine Fahnen; und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen. — Wallensteins Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er ange-

dern Titeln erſcheinenden Abtheilung deſſelben nachzudrucken, oder einen auswärtigen Nachdruck in Unſern Landen zu verdebitiren, widrigenfalls derjenige, welcher dagegen handeln würde, nicht nur mit einer GeldStrafe von Fünf Mark löthigen Goldes belegt, ſondern auch die Confiscation aller Exemplare des unbefugten Nachdrucks zum Vortheil des Verlegers und Erſtattung des Ladenpreiſes der VerlagsAusgabe an denſelben, für die bereits abgegebene Anzahl Exemplare erkannt werden ſoll.

Deſſen zu Urkund iſt gegenwärtiges Privilegium mit dem größern Inſiegel Unſers Miniſteriums des Innern und mit der gewöhnlichen

betet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Officiere waren seine Geschöpfe; seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Gränzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaften Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte. Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wut in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urtheilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen

Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines italiänischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andre fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger, als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruch seiner Erniedrigung Hohn

zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherrn den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch funfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit funfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf

brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten mit Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst, die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur, und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Uebermaaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener fest halten.

Anthropologie, Moral, Kosmologie.

Vaterlandsliebe.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitten deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen.
O mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
— — O verlaß sie nicht
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
O lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die ächte Perle deines Werthes hin.
Die angebohrnen Bande knüpfe fest,

Ans Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Fahr hin du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich soll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tausend Freudespuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willst du die Meine werden!
Ach wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück auf Erden.

Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land!
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.

Menschheitsrecht. Tyrannenmacht.

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht;
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und hohlt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt!
— — Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis Ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wut,
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.
Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut,
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?

Freiheitsliebe.

Raſet, ihr Winde, flammt herab, ihr Blitze,
Ihr Wolken berſtet, gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungebohrenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr,
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe, wieder
Der großen Wüſte, euch gehört das Land.
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit?

Es preiſe ſich, wer keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Freundſchaft.

Ich fühle wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen.
Denn Er ſtand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —

Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
Erhoben ſich, mir ſelber zum Erſtaunen,
Des Lebens flach alltägliche Geſtalten.
— Was ich mir ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg, das kommt nicht wieder;
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erſt erſchafft, der's theilend mehrt.

O auch die ſchönen freien Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue,
Sind eine heilige Religion dem Herzen.
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet.

Ja der verdient betrogen ſich zu ſehn,
Der Herz geſucht bei dem Gedankenleſen!
Mit ſchnell verlöſchten Zügen ſchreiben ſich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Buſens ſtillen Grund.

Liebe.

Nicht blos der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften,
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tauſend Zweige reich entgegenſtreckt,
Worauf der trunk'ne Geiſt ſich ſelig wiegt.
Die Fabel iſt der Liebe Heimatwelt,
Gern wohnt ſie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt.
Die alten Fabelweſen ſind nicht mehr,
Das reizende Geſchlecht iſt ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an den Sternenhimmel gehn ſie jetzt,
Die ſonſt im Leben freundlich mit gewandelt,
Dort winken ſie den Liebenden herab,

Unterſchrift verſehen worden. Signatur Carls-
ruhe, den 18. December 1818.

Auf Befehl
Seiner Königlichen Hoheit.
Frhr. von Sensburg.

Vdt. Moßdorff.

Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Darf der von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?

Die Liebe will ein freies Opfer seyn.

Wer Thränen ärnten will, muß Liebe säen.

Ein güt'ger Herr thut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schließt er aus;
Frei, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen.
Es schickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit,
Gleichmessend gießt der Himmel seinen Thau
Auf alle durstende Gewächse aus.
Was irgend gut ist und von oben kommt,
Ist allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finsterniß!

— Was liegt
Dem guten Menschen näher als die Seinen?
Giebt's schönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unschuld seyn,
Das Recht des Unterdrückten zu beschirmen?

Die Liebe ist schlauer, als die Bosheit, und oft kühner.

Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe Haß, der in dem Freudenbecher
Zurück bleibt, macht den Segenstrank zum Gift.

Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen.

Die Liebe
Wird leicht zur Wut in heftigen Naturen.

Stehen nicht Amors Tempel offen,
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?

Da iſt das Fürchten! Da iſt das Hoffen,
König iſt hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben;
Daß ſich die graulichten Farben erheben,
Reizend betrügt ſie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums,
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt ſie die Bilder des goldenen Traums.

Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Es löſt der Menſch nicht, was der Himmel bindet.

Wer kann den Bund zweier Herzen löſen, oder
Die Töne eines Akkords auseinanderreißen?

Allmächt'ge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königin der Seelen!
Dir unterwirft ſich jedes Element,

Du kannſt das feindlich ſtreitende vermählen,
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt.

In der ſtürmiſchen Zone des Throns verdorrt das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menſchen iſt zu eng für zwei allmächtige Götter, Götter, die ſich ſo gram ſind. Liebe hat Thränen, und kann Thränen verſtehen; Herrſchſucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt. Liebe hat nur ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung, Herrſchſucht hungert beim Raube der ganzen Natur. Herrſchſucht zertrümmert die Welt in ein raſſelndes Kettenhaus, Liebe träumt ſich in jeder Wüſte Elyſium.

Selige Zurückgezogenheit.

Wohl dem! Selig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur.
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Paläſten,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks

Stürzen ſehe die Höchſten, die Beſten,
In der Schnelle des Augenblicks!

Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus der ſtürmiſchen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, ſich herausgerettet
In des Kloſters friedliche Zelle.
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt,
Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Peſt die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es ſich nach.
Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Eheliches Glück.

„Da seh' ich Dich im ächten Männerwerth,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner freier Huldigung verehret,
Groß, wie ein König wirkt in seinen Reichen."

„„Da seh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmuth mir das Leben schmücken,
Und Alles rings beleben und beglücken." "

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib gebohren. Wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel.

„Wird dieses Auge nicht eben so schmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe sich spiegelt oder im baltischen Meer? Mein Vaterland ist, wo mich Luise liebt. Deine Fußstapfe in wilden sandigen Wüsten ist mir interessanter, als das Münster in meiner Heimat. — Werden wir die Pracht der Städte ver-

miſſen? Wo wir ſeyn mögen, Luiſe, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauſpiele, in welchen der üppigſte Schwung der Künſte verblaßt. Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, ſo ziehet die Nacht mit begeiſternden Schauern auf, der wechſelnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns. Werden wir uns im Geſprächen der Liebe erſchöpfen? Ein Lächeln meiner Luiſe iſt Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens iſt aus, bis ich dieſe Thräne ergründe.

Das Weib ſoll ſich nicht ſelber angehören;
An fremdes Schickſal iſt ſie feſt gebunden;
Die aber iſt die beſte, die ſich fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Elternfreuden.

— — Wie entzückend
und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele
verherrlicht uns zu fühlen, es zu wiſſen,
daß unſre Freude fremde Wangen röthet,

daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
daß unsre Leiden fremde Augen wässern! —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
mit einem theuern, vielgeliebten Sohn
der Jugend Rosenbahn zurück zu eilen,
des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und süß, in seines Kindes Tugend
unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie schön,
zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst ärntet,
zu sammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnden,
wie hoch sein Dank einst flammen wird!

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön ist der Mutter liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft,
Nicht auf der Erden ist ihr Bild und ihr Gleichniß
zu sehen.
Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,

Schließt ſie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt ſich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron,
Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich gebohrne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Argliſt, Falſchheit, Argwohn.

— — Ich habe immer ſagen hören, daß
Gebehrdenſpäher und Geſchichtenträger
des Uebels mehr auf dieſer Welt gethan,
als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Wer treulos ſich des Dankes will entſchlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwohn,
Nur zwiſchen Glauben und Vertrau'n iſt Friede.
Wer das Vertrau'n vergiftet, o der mordet
Das werdende Geſchlecht im Leib der Mutter.

Fluchwürd'ger Argwohn! unglückſel'ger Zweifel!
Es iſt ihm Feſtes nichts und Unverrücktes,
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Verſtellung iſt der off'nen Seele fremd.

Verbrechen.

Es giebt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt
Sich augenblicklich ihren Wohnſitz nehmen,
Die ſchnell in uns das Schreckliche begehn,
Und, zu der Höll' entfliehend, das Entſetzen
In dem befleckten Buſen hinterlaſſen.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebähren.

Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Vorwort.

Die Freunde des unſterblichen Schillers haben die Erhaltung der nachfolgenden Briefe einzig den Bemühungen des Herrn Hofraths Hecker und des Herrn Secretairs Walther zu danken. Von dieſen ſind ſie als ein unbeachteter Theil des Nachlaſſes des Hrn. von Dalbergs dem Untergang, der ſie bedrohete, entriſſen,

Sittenverfall.

— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!

Das neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!

Eitle, falſche Tugend.

— — Dieſe Tugend
— — wie wenig
reicht ſie empor zu jenem Ideale,
das aus der Seele mütterlichem Boden,
in ſtolzer, ſchöner Grazie empfangen,
freiwillig ſproßt und ohne Gärtners Hülfe
verſchwenderiſche Blüthen treibt! Es iſt
ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
in einem rauhern Himmelsſtrich getrieben;
Erziehung, Grundſatz, nenn' es, wie du willſt,
erworb'ne Unſchuld, dem erhitzten Blut
durch Liſt und ſchwere Kämpfe abgerungen,

dem Himmel, der sie fodert und bezahlt, gewissenhaft sorgfältig angeschrieben.

Menschencharakter. Menschliche Größe und Schwäche.

Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eigne Kräfte verläßt, entwirft sie keine andern, als schimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, so bald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zur Vollstreckerin ihrer schönen Zwecke zu machen.

Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen.

Wem iſt es nicht bekannt, wie viel der Menſch — er heiße Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln?

Was wir dem Charakter der Perſon zur Laſt legen, iſt oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menſchlichen Natur.

Wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, da gilt die Maxime, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.

Der erhabene Kopf hat andre Verſuchungen, als der gemeine.

Jeder große Menſch will für die Ewigkeit gearbeitet haben.

Menſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ih-

ren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen.

— — Was man scheint,
Hat Jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen.

Dem Menschen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Misverständnisse Gewalt
Drängt oft den besten aus dem rechten Gleise.

Den Menschen macht sein Wille groß und klein.

Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst, es giebt
Kein andres Unrecht, als den Widerspruch.

Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Die hohe Flut ist's, die das schwere Schiff
Vom Strande hebt. — Und jedem Einzelnen
Wächst das Gemüth im großen Strom der Menge.

In eignen kleinen Sorgen und Interessen
Zerstreut sich der gemeine Geist. Wer heute,
Vom Strome fortgerissen, sich vergißt,
Wird nüchtern werden, sieht er sich allein,
Nur seine Ohnmacht fühlen, und geschwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrstraße der gemeinen Pflicht, nur wohl
Behalten unter Dach zu kommen suchen.

Es giebt Schmerzen, wo der Mensch
Sich selbst nur helfen kann; ein starkes Herz
Will sich auf seine Stärke nur verlassen.

Im engern Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.

Wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Geſetze.

Der ſelt'ne Mann will ſeltenes Vertrauen,
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er ſich ſetzen.

Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt,
Vertraut auf Gott und rettet den Bedrängten.

Wer friſch umher ſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den ſchreckt der Berg nicht, der darauf gebohren.

Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.

Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten.

Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen.

Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Glück.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden,
Nur in verschloßner Lade wirds bewahret,
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.

— — Feindlich iſt die Welt
Und falſch geſinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich ſelbſt, unſicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löſt, was Laune knüpfte —
Nur die Natur iſt redlich! Sie allein
Liegt an dem ewgen Ankergrunde feſt,
Wenn alles andre auf den ſturmbewegten Wellen
Des Lebens unſtät treibt.

O nimm die Stunde wahr, eh' ſie entſchlüpft.
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig iſt und groß. Wo eine
Entſcheidung ſoll geſchehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zuſammenfinden, —
Und einzeln nur, zerſtreuet zeigen ſich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in Einem Lebenspunkt zuſammen
Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden.

Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
— — — — —

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Die Zeit.

Des Menschen Engel ist die Zeit. — Die rasche
Vollstreckung an das Urtheil anzuheften,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!
— — O die Zeit ist
Ein wunderthätger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tausend Körner Sandes; schnell, wie sie,
Bewegen sich im Menschen die Gedanken.
O was vermag nicht eine Stunde?

Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Gebehrde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schoos aufnahmen —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes lebendiges ist die Natur,

Und alles ist Frucht und alles ist Saamen.
Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesät die tödtliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That —
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.

O! der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muß!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.

O was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten,
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen;
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.

Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,

zuſammengeſtellt, und dem hieſigen Lyceum zur Bekanntmachung geſchenkt worden.

Der Verleger, welcher die Herausgabe übernommen, beeifert ſich um ſo mehr, dieſes Denkmal des verehrten Dichters dem geſammten Teutſchland vorzulegen, als er darinnen nicht nur merkwürdige Belege zur Entwicklungsgeſchichte des dramatiſchen Lebens und Strebens Schillers, ſondern auch Andeutungen zum tiefern Verſtändniß und zur künſtleriſchen Darſtellung ſeiner Werke erkannte. Von der andern Seite wird die Erinnerung an einen edlen teutſchen Mann, den Hrn. von Dalberg, an ſeine Unterſtützung des vaterländiſchen

Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's immer hat gegolten.
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh' dem, der an dem würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbſtück ſeiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau vor Alter iſt, das iſt ihm göttlich.
Sei im Beſitze, und du wohnſt im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Schickſal.

Noch niemand entfloh dem verhängten Geſchick,
Und wer ſich vermißt es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greiſe,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur

Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band,
In ſein ſtygiſches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!
Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe.
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer beſitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz.

Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flücht'gem Geſchlecht,
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,
Die ſich immer erneuend erſchafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet.
Füllen die Erde mit mächtigem Schall,
Aber hinter den großen Höhen
Geht auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir, niedrig zu ſtehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zuſammengefloſſen,
Kommen finſter gerauſcht und geſchoſſen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeſchwemme,
Nichts iſt, das die gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat ſie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur

Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerſtörung verkündigt ſie nur.

Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menſchen Hand
In des Geſchicks geheimnisvolle Urne.

Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Nur wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht.

In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.

An dünnen unmerkbaren Seilen hängen oft fürchterliche Gewichte.

Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaaß der Tage,

Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Der Tod.

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!

Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.

Man löst sich nicht allmählich von dem Leben!
Mit Einem Mal, schnell augenblicklich muß
Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem
Und Ewigem.

Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe schelten; es ist ein holder niedlicher Knabe, blühend, wie sie den Liebesgott mahlen, aber so tükkisch nicht, — ein stiller dienstbarer Genius, der der erschöpften Pilgerin Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenschloß der ewigen Herrlichkeit aufschließt, freundlich nickt und verschwindet.

Dieß Eine fühl' ich und erkenn' es klar,
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Reiz des Lebens.

Da steht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir, und tausend Blumen schüttet er
Und tausend goldne Früchte lebenduftend

Aus reichem Füllhorn ſtrömend vor mir aus.
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erſtorbnen Bruſt
Die Hoffnung wieder und die Lebensluſt.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt.

Auswahl von Gedichten.

Die Künſtler.

Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige,
In edler ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloßnem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſts, in thatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg,
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung ſtieg!

Berauſcht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preiſen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaßnen Waiſen
Des wilden Zufalls Beute fand,
Die frühe ſchon der künft'gen Geiſterwürde,
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Buſen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten ſpielend unterwies,
Und das Geheimniß der erhab'nen Tugend
In leichten Räthſeln dich errathen ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab,
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezog'nen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.
Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.

An höherm Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laſter ſich geſträubt,
Eh' noch ein Solon das Geſetz geſchrieben,
Das matte Blüthen langſam treibt.
Eh' vor des Denkers Geiſt der kühne
Begriff des ew'gen Raumes ſtand,
Wer ſah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend ſchon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht in hehrer Majeſtät,

Verdienſtes durch Aufmerkſamkeit, Handbietung und leitendes Kunſturtheil, bei Veranlaſſung dieſer Briefe lebhaft geweckt und geehrt werden. *)

---

*) Converſ. Lex. Theil 3. p. 12. „Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, (vom Kaiſer Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter geſchlagen), geſt. zu Mannheim am 27. Dec. 1806. in ſeinem 85ſten Jahre, ein warmer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte. So lange die teutſche Geſellſchaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erſter Präſident, und das Theater dieſer Stadt, die Pflanzſchule der erſten Schauſpieler Teutſchlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler

Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht ſie — als Schönheit vor uns dá.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn,
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengehn.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß ſie, die Menſchliche, allein
Mit dem Verlaſſenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie, mit geſenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betruge
Elyſium auf ſeine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieſer Amme
Die zarte Menſchheit noch geruht,
Da ſchürte heil'ge Mordſucht keine Flamme,
Da rauchte kein unſchuldig Blut.
Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben
Verſucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
Der Freiheit ſüßes Recht, zurück.

Glückſelige, die ſie — aus Millionen
Die reinſten — ihrem Dienſt geweiht,
In deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die ſie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein ſie hüllenlos erſcheint,
Die ſie in ſanften Band um ſich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,

Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt!
In die erhab'ne Geiſterwelt
War't ihr der Menſchheit erſte Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Weſen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau, im ſchwarzen Flor der Nacht
Nächſt um ihn her, mit mattem Strahl beſchienen,
Ein ſtreitendes Gestaltenheer,
Die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungeſellig, rauh, wie er,
Mit tauſend Kräften auf ihn zielten,
— So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Feſſel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Und wie ſie fliehend jezt vorüberfuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand,
Und leratet in harmoniſchem Band
Geſellig ſie zuſammengatten.

Leicht ſchwebend fühlte ſich der Blick
Vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig ſtrahlte der Kryſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegenkam?
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge ſchwamm.
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eig'nes liebliches Phantom,
Warf ſie ſich in den Silberſtrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die ſchöne Bildkraft ward in euerm Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müſſig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward ſein Daſeyn aufgefangen.
Lebendig regte ſich des Wirkens ſüße Luſt —
Die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

Von der Betrachtung angehalten,
Von euerm Späheraug' umſtrickt,
Verriethen die vertraulichen Geſtalten

Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obelisk stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.
Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Straus gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweite höhere Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäonides Harfe stimmt voran.

Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
Zu dieſen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Menſch gethan!
In luſtigen geſelligeren Paaren
Riß ſie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen ſang und Rieſenſchlachten,
Und Löwentödtern, die, ſo lang der Sänger ſprach,
Aus ſeinen Hörern Helden machten.
Zum erſten Mal genießt der Geiſt,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
Die im Genuſſe nicht verſcheiden.

Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
Die freie ſchöne Seele los;
Durch euch entfeſſelt, ſprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoos.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.

Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Das königliche Angesicht,
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquellen dem beseelten Munde.
Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe bess'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seele Bund.

Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermählte ihr in Einem Bilde
Und ſtelltet es in eine Glorie.
Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte ſeinen Wiederſchein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Weſen gleich zu ſeyn,
Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenſchaften wilden Drang,
Des Glückes regelloſe Spiele,
Der Pflichten und Inſtinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit ſtrengem Richtſcheid nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen G..nge
In weiten Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplaß, im Geſange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaaß zu früh getragen,
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor euerm Aug' nicht aus einander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean,
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an:
Da zeigte sich mit umgestürzten Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher ſtets zu immer höhern Höhen
Schwang ſich das ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erſtehen,
Aus Harmonieen Harmonie.
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringers Muſkel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die ſich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euern Schöpfungskreis;
Der fortgeſchrittne Menſch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunſt mit ſich empor,
Und neue Schönheitswelten ſpringen
Aus der bereicherten Natur hervor.

Ueber das Leben Schillers ſind zwar manche ſchätzbare Beiträge ſchon mitgetheilt, aber zu einer befriedigenden Schilderung noch nicht hinreichend verbunden. Am wenigſten iſt bisher über die Periode, die für ihn entſcheidend wurde, über ſeinen Austritt aus ſeinem kleinern Vaterland in das größere, und über ſein erſtes öffentliches Hervortreten bekannt geworden. Wie

---

anderer, deſſen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm ſeine Stiftung und Erhaltung. Er iſt als Schriftſteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an ſeine Cora, ein Drama mit Geſängen, und an den Mönch von Carmel.“

Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn,
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euern Werken siegend ihm voran,
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,

Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen,
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich finden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonieenmeere,
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,

Das Edelſte, das Theuerſte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Menſch jetzt ſeine Pflichten denkt,
Die Feſſel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehrnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter luſtig ſcherzen,
Der holde Traum ſich lieblich ſpinnt,
Dafür ſeid liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geiſt,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der ſeinen Aether, ſeinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er ſchreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren ſelbſt ſich ſchmücket,
Dem großen Künſtler ahmt ihr nach.
Wie auf dem ſpiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend ſchweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So ſchimmert auf dem dürft'gen Leben

Der Dichtung munt're Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerreichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter euch!
Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euern Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand ich sie wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem lechzenden die Lebenswelle,
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Saamen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
Der junge Tag, im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
Sanft ſpiegelnd einen ſchönen Wiederſchein,
Und prangend zog in die geſchmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven ſprach jetzt Menſchenrecht,
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geſchlecht,
Mit inn'rer höher Freudenfülle
Genießt ihr das gegebne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit ſchweigendem Verdienſt zurück.

Wenn auf des Denkens frei gegeb'nen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,

Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlaſſen glaubt;
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit Euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur,
Mit Euch, dem freud'gen Aerntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein beſcheiden aufgeſtiegen,
Die ſchöpferiſche Kunſt umſchließt mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes unermeß'nes Reich.
Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freu'n,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn —

Wenn er mit euch auf einen Hügel ſteiget,
Und ſeinem Auge ſich, in mildem Abendſchein,
Das mahleriſche Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den ſchnellen Blick vergnüget,
Je höh're ſchön're Ordnungen der Geiſt
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem ſchwelgenden Genuß umkreiſt;
Je weiter ſich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenſpiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je ſchön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je ſchönre Räthſel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umſchließet,
Je breiter ſtrömt das Meer, mit dem er fließet,
Je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
Je höher ſtreben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.
So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer rein're Formen, reine Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —

Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem mündigen Sohne
Entſchleiert — als Urania;
So ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchöner er von ihr geflohn!
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſens edler Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
Zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch, mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen flüchte
Die reinſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freiſten Mutter freie Söhne
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Hohlt ihr im Schoos der Mutter ein;
Was ſchöne Seelen ſchön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen ſeyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämm're ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tauſendfach verſchlung'nen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit

Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Tyron der hohen Einigkeit.
Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte,
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte,
Denn ohne die Leier im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt,

belehrend aber genauere Nachrichten über dieſe Zeit eines jeden berühmt gewordenen Mannes ſind, und welche tiefe Blicke ſie in das ganze Getriebe von Ideen und Entſchlüſſen öffnen, aus welchen ſpäter herrliche Werke erwuchſen, zeigen unter andern die Briefe Joh. Müllers an Bonſtetten, und die Geſtändniſſe, womit Göthe in der Erzählung ſeines Jugendlebens ſeine Zeitgenoſſen erfreut. Möchte der Himmel auch Schillern vergönnt haben, auf der Mittagshöhe oder in dem reichen, ſtillern Abend des Lebens uns die Fügungen zu enthüllen, die ihm ſein Genius durch Sternennacht und Sturmnacht, durch Ta-

Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt,
Er ſaß in der Götter uralteſtem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luſtig und glänzend aus
Das zuſammengefaltete Leben,
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben,
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten,
Er hat ſich, ein fröhlicher Wandrer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.

Vier Menſchenalter hat er geſehn,
Und läßt ſie am fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus ſchlecht und gerecht,
Da war es Heute wie Morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen,
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden ſingen, die Herrſcher, an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf gieng endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erhuben ſich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie.

Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen,
Und geboh̃ren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen,
Verbannt ward der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zier[illegible],
Der Mönch und die Nonne zergeiſſelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finſter und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen,
Es lebte, was edel und ſittlich war,
In der Frauen züchtigem Buſen,
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der ſchönen Minne und Liebestreu.

Drum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten.

Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten,
Geſang und Liebe im ſchönen Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

Edler Freund! Wo öffnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden,
Und das neue öffnet ſich mit Mord.

Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz,
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen,
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Waage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach umsonst auf allen Ländercharten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,

Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n,
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt?
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.

Groß zwar nenn' ich den Mann, der ſein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt,
Aber nicht erzwingt er das Glück und was ihm die Chare's
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth,
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte bewahren,
Alles Höchſte es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, ſo kommen die himmliſchen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrſcht wie in Amors die Gunſt.
Neigungen haben die Götter, ſie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut,

Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheid'ne Gefäß schließen sie göttliches ein.
Ungehofft sind sie da, und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn,
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die Herrschaft gebende Binde,
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes

Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück,
Ihm zu Füßen legt sich der Leu', das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt,
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwerdt,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt, und Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

geshelle und Tageshitze geführt hat! Dann würde auch deutlich werden, aus welchen einzelnen Funken und Strahlen die Flamme sich erhub, welche Anfangs wild und rauschend, doch immer himmelwärts gerichtet, dann reiner und freier aufloderte, und endlich in heiliger Klarheit jegliches Gemüth erquickte. Einigen Ersatz hiefür gewähren diese Briefe, welche in der Epoche, in der seine schriftstellerische Laufbahn sich entschied, und an den geschrieben sind, welcher ihr Richtung und Haltung gab. Aus ihnen wird erstlich die Entstehung oder Umbildung seiner ersten Schauspiele: der Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko,

Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk,
Laß sie die glückliche seyn, du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt,
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der glückliche ist, kannst du der selige seyn.
Auf dem geschäftigen Markt da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab,
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn,
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,

Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche ſiehſt du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her ſteht es vollendet vor dir.
Jede irdiſche Venus erſteht wie die erſte des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erſte Minerva, ſo tritt mit der Aegis gerüſtet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Die Geſchlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt;
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beide die Knoſpe noch zu.
Leiſe löſt ſich das Band, es entzweien ſich zart die Naturen,
Und von der holden Schaam trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben,

Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knoſpe beginnt die doppelte Blume zu ſtreben,
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein ſehnendes Herz.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht ſtreng wie der Gürtel den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſtern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf ſpannet die Sehne ſich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brauſende Muth.
Jetzt beſchütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.

Aber da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet und leis sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomele den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last,
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling;
Ach der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führt sie Amor zusammen.

Und dem geflügelten Gott folgt der gefügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich Fliehende! verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,

Er ist dahin der süße Glaube,
An Wesen, die mein Traum gebahr,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein kreiſend All,
Herausgetreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knoſpe ſie noch barg,
Wie wenig ach! hat ſich entfaltet
Dieß Wenige, wie klein und karg!

Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her!

Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn' entweiht,
Ach! allzu schnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauſchenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſteht mir tröſtend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?
Du, die du alle Wunden heileſt,
Der Freundſchaft leiſe zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theileſt,
Du, die ich frühe ſucht' und fand.

Und du, die gern ſich mit ihr gattet,
Wie ſie der Seele Sturm beſchwört,
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

Der Genius.

„Glaub ich, ſprichſt du, dem Wort, das der Weisheit Meiſter mich lehren,
„Das der Lehrlinge Schaar ſicher und fertig beſchwört;

„Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mistrau'n, der leise mich warnt, dem Gesetze,
„Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihre Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
„Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,
„Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück,
„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
„Ob der lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es,
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —

Dom Carlos und der Zeitschrift Thalia klar; wobei manche, auch jetzt noch beherzigungswerthe Urtheile über theatralische Aufführung, besonders der beiden ersten Stücke, vorkommen. Sodann über den heimlichen Austritt Schillers aus den Diensten des Herzogs von Würtemberg, wodurch seine Schicksale einen ganz andern und glücklichen Schwung erhielten, und worüber bisher wenig bekannt war, und über seine nächstfolgenden Lebens-Verhältnisse findet man hier befriedigenden Aufschluß. Zum bessern Verständniß des Briefes, in welchem er dem Hrn. v. D. seine Flucht anzeigt (S. 71. dieser Sammlung) erlauben

Freund, du kennſt doch die goldene Zeit, es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch das Gefühl ſich bewahrt,
Da noch das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit ſtilles Geſetz, das ſtätige, gleiche,
Auch der menſchlichen Bruſt freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn, und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu ſehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten geſucht.
Gleich verſtändlich für jegliches Herz war die ewige Regel,

Gleich verborgen der Quell, dem ſie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit iſt dahin! Vermeſſene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört.
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.
Nur in dem ſtilleren Selbſt vernimmt es der herrſchende Geiſt noch,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.
Hier beſchwört es der Forſcher, der reines Herzens hinabſteigt,
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weisheit zurück.
Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtinkts liebende Warnung verwirkt,
Mahlt in dem keuſchen Auge noch treu und rein ſich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Bruſt,

Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird ſie, weißt du's gewiß, ſchweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verſtand trüben das tückiſche Herz —
O dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld,
Dich kann die Wiſſenſchaft nichts lehren, ſie lerne von dir!
Jenes Geſetz, das mit ehr'nem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz,
Und an alle Geſchlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,

Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Einem jungen Freunde,
als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus nun den Bewährten empfieng.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,

Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche giengen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher in Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch säuselnde Linden,

Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Geſpräch freudig ſich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht;
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmuth ſich auf,
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummt die geſchäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichten Klee;

Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brauſt's aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras,
Mich umfängt ambroſiſche Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor,
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,

Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab;
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt:
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder

Jetzt verſchlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein ſchimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin,
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einſam des Hirten Geſang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden
Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhn friedlich ſein ländliches Dach,
Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,

Theilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur?
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das Gleiche nur iſt's, was an das Gleiche ſich reiht.
Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn im geordneten Pomp vornehm und prächtig daher;
Regel wird Alles, und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung;
Dieſes Dienergefolg meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,

wir uns einiges aus dem Taſchenbuche Minerva, (Jahrgang 1816. Leipzig bei Gerh. Fleiſcher d. j.) anzuführen, in welchem der geiſtvolle und gelehrte Erklärer der Schauſtellungen zu Schillers Gedichten faſt alles, was die hiſtoriſche Einſicht der einzelnen Schauſpiele erfodert, zuſammen, getragen hat. P. XXXIII.: „Das Stück brachte bekanntlich dem Verf. zuerſt mancherlei Unluſt und Verdruß. Des 14tägigen Arreſts nicht zu gedenken, den das ſeltſame Geſchöpf ſeinem Schöpfer zuzog, als er zur erſten Aufführung derſelben nach Mannheim heimlich entſchlüpft war, ſo brachte der muthwillige Ausfall, den Schil-

Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die heiligen Götter, und nehmen

In dem geweihten Bezirk feſtliche Wohnungen ein,
Herrliche Gaben beſcheerend erſcheinen ſie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geſchenk, Hermes den Anker herbei,
Bachus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiſer,
Auch das kriegriſche Roß führt Poſeidon heran,
Mutter Cybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerin ein.
Heilige Steine, aus euch ergoſſen ſich Pflanzen der Menſchheit,
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Sitten und Kunſt,
Weiſe ſprachen das Recht an dieſen geſelligen Thoren,
Helden ſtürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erſchienen, den Säugling im Arme, die Mütter
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verſchlang.

Bebend ſtürzten ſie dann vor der Götter Altären ſich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienſt meldet der rühmende Stein;
„Wanderer, kömmſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
„Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl.“
Ruhet ſanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begoſſen
Grünet der Oelbaum, es keimt luſtig die köſtliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Ziſchend fliegt in den Baum die Axt, es erſeufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt ſtürzt ſich die donnernde Laſt.

Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust sprützen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pelot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr brauft in das wundernde Ohr.

Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreut der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel

Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Blick.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,

Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reissen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verdacht mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.

Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
Angemaaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erfindet,
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron;
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn,
Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tygerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen

Und des numidiſchen Wald's plötzlich und ſchrecklich gedenkt,
Aufſteht mit des Verbrechers Wut und des Elends die Menſchheit,
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.
O ſo öffnet euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es biegt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe ſeh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand,
Brauſend ſtürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felſen

Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüſtet ſich Bahn.
Wild iſt es hier und ſchauerlich öd! Im einſamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt eines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menſchlicher Mühen und Luſt.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich ſchaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederhohlter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,

ler ſeinem Spiegelberg in den Mund legt, das Wort, daß Graubünden das Aſyl der Gauner ſei, ein heftiges Donnerwetter auf des Dichters Haupt. Die Graubündner forderten förmlich Genugthuung beim Herzog Carl. (Man ſehe die von Armbruſter bekannt gemachten Aktenſtücke in der Berliner Monatſchrift Oktober 1805.")*)

*) Dieſe Bemerkung iſt nicht ganz richtig. Fr. Nicolai iſt es, der in der neuen Berliner Monatſchrift S. 286. ff. über die heimliche Entweichung Schillers mehrere Erläuterungen zuſammengeſtellt hat. Erſt eine Stelle von Schiller ſelbſt aus dem deutſchen Muſeum 1784. B. 2. S. 556.: „Die Räuber kaſte-

Immer dieſelbe, bewahreſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün,
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter,
Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

Das Ideal und das Leben.

Ewig klar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp der Seligen dahin.
Monde wechſeln und Geſchlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.

Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frei ſeyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden,
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift ſie und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch,

Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Siegers dufr'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,

Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus,
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,

Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſpröd̈es Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Siegers hoher Sicherheit,

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,

Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage,
Und zerreiſſe euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,

Schimmert durch der Wehmuth düſtern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonie'n empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,

Und die Göttinn mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt du den Säugling geſehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert; bis bei der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtſeyns Bliz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
Und du läſterſt die große Natur, die bald Kind und bald Mutter

Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Bedürfniß besteht?
Selbst genügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund,
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

An Göthe,
als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
er Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Jeder Unbefangene wird auch in dieſen Briefen die fortſchreitende Bildung und

---

ten mir Familie und Vaterland — ... Mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das ungeheſſt und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsort, bei Strafe der Feſtung, zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das Uebrige." Sodann eine Angabe der Urſachen einer ſolchen Behandlung. Nicht die Graubündner beſchwerten ſich bei dem Herzog Carl Eugen. Sondern von Bünden aus ward nur eine Apologie in den Hamburgiſchen Correſpondenten eingerückt, und davon nahm ein niedrigdenkender Landsmann Schillers, ein gewiſſer Garteninſpektor Wal-

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt,
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Hat er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knie'n, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesä't,
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit,

Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte iſt verſchwunden.

Erweitert jetzt iſt des Theaters Enge,
In ſeinem Raume drängt ſich eine Welt,
Nicht mehr der Worte redneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet iſt der Sitten falſche Strenge,
Und menſchlich handelt, menſchlich fühlt der Held,
Die Leidenſchaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur iſt Theſpis Wagen,
Und er iſt gleich dem acheront'ſchen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben ſich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuſchlagen,
Das nur die flücht'gen Geiſter faſſen kann,
Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüſt der Scene,
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts ſei hier wahr und wirklich, als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falſche ſtellt ſich wahr um zu berücken.

Es droht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie,
Die Bühne will ſie, wie die Welt, entzünden,
Das niedrigſte und höchſte menget ſie,
Nur bei dem Franken war noch Kunſt zu finden,
Erſchwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er ſie feſt und nimmer darf ſie wanken.

Ein heiliger Bezirk iſt ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem feſtlichen Gebiet
Sind der Natur nachläſſig rohe Töne,
Die Sprache ſelbſt erhebt ſich ihm zum Lied,

Es iſt ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernſten Tempel füget ſich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden,
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Gebärden
Verſchmäht der Sinn, der nur das Wahre preiſt,
Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchied'ner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Siz der alten Melpomene.

Aus der Huldigung der Künſte.

Poeſie.

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke,
Frei ſchwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,

Muß mir entſchleiert und entſiegelt werden,
Denn nichts beſchränkt die freie Dichterkraft,
Doch ſchönres find' ich nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.

Muſik.

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennſt ſie wohl, du übſt ſie mächtig aus,
Was ahnungsvoll den tiefen Buſen füllet,
Es ſpricht ſich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber ſpielt um deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien,
In ſüßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn,
Und ſetz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchſten Schönen.

Tanz.

Das hohe Göttliche, es ruht in ernſter Stille,
Mit ſtillem Geiſt will es empfunden ſeyn,
Das Leben regt ſich gern in üpp'ger Fülle,
Die Jugend will ſich äußern, will ſich freun.

Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen überteitt,
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel,
Das Gleichmaaß leg' ich in des Tanzes Schritt,
Was sich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe,
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

Schauspielkunst.

Ein Janusbild laß' ich vor dir erscheinen,
Die Freude zeigt es hier, und hier den Schmerz,
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz,
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen
Roll' ich das Leben ab vor deinem Blick,
Wenn du das große Spiel der Welt gesehen,
So kehrst du reicher in dich selbst zurück;
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;

Doch ſtammen ſie nicht von auſſen her,
Das Herz nur giebt davon Kunde,
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei, —
Und würd' er in Ketten gebohren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Misbrauch raſender Thoren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette zerbricht;
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt' er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke,

Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von aussen her,
Euer Innres giebt davon Kunde;
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Licht und Wärme.

Der bessre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch ausser sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch Alles ist so klein und eng,
Hat er es erst erfahren;
Da sucht er in dem Weltgedräng
Sich selbst nur zu bewahren.

Das Herz in kalter ſtolzer Ruh'
Schließt endlich ſich der Liebe zu.

Sie geben ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wiſſens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem ſchönſten Glück
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick.

Macht des Weibes.

Mächtig ſeid ihr, ihr ſeid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber,
Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten,
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen entbehrt.

Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet blos, weil ſie ſich zeigt.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unſtät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird ſein Herz geſtillt,
Raſtlos durch entlegne Sterne
Jagt er ſeines Traumes Bild.

Veredlung des schillerschen Stils, die zunehmende Klarheit und Bestimmtheit der

---

ter zu Ludwigsburg Anlaß, den Dichter beim Herzoge anzugeben. Dieser That rühmt er sich in Briefen an den Bündner Correspondenten, welche in Armbrusters Schwäbischem Museum Bd. I. S. 225. abgedruckt sind, in deren einem er sich auf folgende Art äußert: „Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie vor Bünden gelesen, so machte ich sogleich Anstalt, daß es auch mein Souverän bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich ruffen, weschte solchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnad, niemals weder Comedien noch sonst was zu schreiben! sondern allein bei seiner Medicin zu bleiben.“ Und an einer andern

Aber mit zauberiſch feſſelndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich iſt des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt.
Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hydet
Ewig fällt und ſich erneut.

Aber zufrieden mit ſtillerem Ruhme,
Bewachen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er in des Wiſſens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und ſtolz ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin,
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Aber, wie leiſe vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängſtigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Buſen, es ſtrahlen
Perlend die Augen vom himmliſchen Thau.

In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwerdt beweiſt der Scythe
Und der Perſer wird zum Knecht.
Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,

Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht.

Anhang.

Noch ungedruckte Fragmente aus Schillers ästhetischen Vorlesungen vom Winterhalbjahr 1792 — 93.

Die Aesthetik vermag nicht, Künstler hervorzubringen, sondern blos, die Kunst zu beurtheilen.

Nichts ist schwerer, als über Empfindungen und über die Kunst, die es mit Empfindungen zu thun hat, zu philosophiren.

Man suchte bisher die Kunstwerke in ästhetische Fächer zu bringen, ohne zu erwägen, ob sich das Genie nicht seine eigne Bahn gebrochen habe. Psychologische empirische Regeln ohne Vollständigkeit, und

eine nach vorhandenen Muſtern ängſtlich gebildete Theorie, machten ungefähr das Hauptſächlichſte aus, was man vor Kant für die Geſchmackslehre leiſtete.

Inhalt der Aeſthetik, ihr Werth und Nutzen.

Vom Geſchmack.

Die Aeſthetik unterſucht die Natur des Vermögens, das in Beurtheilung des Schönen wirkſam iſt; ſie ſucht die Gränzen des Geſchmacks genau und richtig zu zeichnen.

Jede Kunſtſchönheit erfordert, als Nachahmung der Natur, Wahrheit, und ſteht in ſo fern unter objektiver Beurtheilung. Im Gebiet der Begriffe giebt der Verſtand Geſetze, welcher alſo in dem logiſchen Theile der Kunſt entſcheidet.

Unerlaßliche Bedingungen der ſchönen Darſtellung ſind Wahrheit und Fehlerloſigkeit (das Korrekte). Dieſe ſchließt aber die Schönheit ſelbſt noch nicht ein.

Die Geſchmackslehre kann den Künſtler vor Verirrungen ſeines Genies zurückhalten, und durch das von ihr veranlaßte Räſonnement des ſelbſtthätigen Verſtandes zur Veredlung des Genuſſes beitragen.

Der Geschmack befördert nicht nur unsre Glückseligkeit, sondern civilisirt und kultivirt uns auch. Der Mensch darf nicht ganz allein genießen, sondern muß auch bedacht seyn, sein Vergnügen mitzutheilen. Nicht jedes aber ist der Mittheilung fähig und dazu schicklich. Auch eine Tugend, die der Schwachheiten der Gesellschaft nicht schont, fehlt gegen ihre eigenen Gesetze; sie sollte auch mit einer gewissen Grazie sich äußern. Allgemeine Mittheilbarkeit seiner Empfindungen muß sich der Mensch zum Gesetz machen. In dem Vermögen, diese Eigenschaft zu äußern (z. B. in Beobachtung des schicklichen Mittels zwischen dem Zuviel und Zuwenig sagen im Gespräch, um dem Andern das Vergnügen des Selbstdenkens nicht zu rauben), zeigt sich der Geschmack.

Glückseligkeit zu suchen, ist nicht der höchste Zweck des Menschen. Leicht kann eine Frivolität des Geschmacks einreißen, wo man die Pflicht dem Vergnügen aufopfert. Alles kommt hierbei an auf den Begriff von der Würde des Menschen, welche auf der Selbstthätigkeit seiner Vernunft, auf seiner Freiheit von sinnlichen Antrieben beruht.

Soll eine Empfindung der Luſt allgemein mittheilbar ſeyn, ſo muß alles Empiriſche, Materielle, aller Einfluß der Neigung davon geſchieden ſeyn. Das Geſchmacksurtheil muß ohne Neigung gefällt werden, wie das moraliſche; denn beide ſchränken ſich nur auf die Form ein, und entſcheiden unmittelbar. Der Geſchmack hat, wie die praktiſche Vernunft, ein inneres Princip der Beurtheilung, verbindet beide Naturen des Menſchen, und erleichtert ihm dadurch den Uebergang zur Sittlichkeit, daß er bei ſinnlichen Dingen eine gewiſſe Freiheit behauptet, und ihrer Behandlung den Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit aufdrückt. Als thieriſches Weſen, liebt der Menſch blos ſich ſelbſt, abhängig von den Geſetzen der Materie, von denen ihn nur die Rationalität, als von dem Zwange der Natur losreißt, um ihn der Herrſchaft der Vernunft zu unterwerfen.

Der Geſchmack iſt das Vermögen, das Allgemein-Mittheilbare an Empfindungen zu beurtheilen. Nichts Materielles, Empiriſches, iſt allgemein mittheilbar; denn es iſt zufällig. Der Geſchmack aber bezieht etwas Empiriſches auf das Rationale; demnach

wäre Geschma: das Vermög n, eine sinnliche Vorstellung auf etwas Uebersinnliches zu beziehen. Er leitet von der Sinnenwelt zum Intelligibeln, und erwirbt dem Sinnlichen durch die Beziehung auf das Uebersinnliche die Achtung der Vernunft. Der Geschmack beruht auf einem sinnliche Eindrücke empfangenden, und auf einem übersinnlichen selbstthätigen Vermögen, auf Phantasie und Verstande.

Einfluß und Werth des Geschmacks.

Der Geschmack sichert den Menschen vor der rohen Sinnlichkeit und vor der Verwilderung. Sobald sich die Liebe zum Putz in dem Wilden äußert, so fängt auch schon seine Kultur an. Auch der noch so schlechte Geschmack verräth schon eine höhere Thätigkeit, das Verlangen, einen günstigen Eindruck auf andre zu machen, welches schon die Meinung von dem Werthe der Andern voraussetzt. Jetzt heißt der Mensch nicht mehr Wilder, sondern Barbar, weil er nicht ohne allen Geschmack ist, ob er gleich einen falschen besitzt. Die Ausschmückung des Nothdürftigen verräth schon die anfangende Civilisirung. Der Werth, den man auf die Meinung Andrer legt, macht abhängiger von

ihnen, und nöthigt, die rohen Triebe zurückzuhalten, führt also zur Verfeinerung der Lebensart.

Mit der Veredlung des Geschmacks veredlete sich auch die Religion. Der Geschmack legte den Grund zur Menschlichkeit.

Sein Einfluß zeigt sich auch in Beförderung der Thätigkeit der höheren Geistesvermögen, wodurch er der Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit erleichtert. Denn seine Darstellungen mildern oder vergüten die Gewalt, welche der Sinnlichkeit angethan wird. Durch den Geschmack genießt die Phantasie ihrer ganzen Freiheit, und wird doch am Ende mittelst verborgener Bande zur Einheit des Verstandes zurückgeleitet. Der Geschmack schwächt auch die Sinnlichkeit selbst, indem er Anstand und Mäßigung fordert, wodurch nicht nur für die Civilisirung, sondern auch für die Sittlichkeit viel gewonnen wird, indem der Mensch so nicht blos nach Gefühlen, sondern nach Vorschriften der reinen Vernunft zu handeln gewöhnt wird.

Einzelne Menschen und ganze Nationen haben im Grunde nur eine ästhetische Tugend.

Da die Moralität Autonomie erfordert, wie kann man dem Einwurfe begegnen, daß der Geſchmack durch den Einfluß des Materiellen die Moralität verfälſche? Arbeitet nicht auch die Religion dem Widerſtande des ſinnlichen Vermögens entgegen, indem ſie es zum Vortheile der Sittlichkeit gewinnt?

Der Geſchmack bringt die obern und niedern Gemüthsvermögen in Vereinigung; er ruft die philoſophirende Vernunft von Grübeleien zur Anſchauung zurück; er giebt Humanität, d. h. er vereinigt in dem Menſchen das Naturweſen mit der Intelligenz, und befördert ihren wechſelſeitigen Einfluß, ſo daß Sinnlichkeit durch Sittlichkeit veredelt wird.

Der Geſchmack verhält ſich als Beurtheilung des Schönen ſo wie das Schmecken einer Speiſe, indem man dieſe erſt gekoſtet, jenes betrachtet und empfunden haben muß, um von beiden ſein Gefühl und Urtheil ausſagen zu können.

Der Geſchmack iſt ein Vermögen der Urtheilskraft, auf allgemein mittheilbare Empfindungen angewendet. Die als allgemein mittheilbar anzunehmenden Empfindungen ſtehen unter innern ſubjektiven Bedingungen, welche nothwendig allen Menſchen gemein

Gedanken, den wachsenden Muth und das steigende Selbstgefühl wahrnehmen, das ihn zu immer größern Werken begeisterte. Deswegen sind auch Eigenheiten der Sprache und der Schreibart beim Abdruck sorgfältig beibehalten worden, wo sie wirklich als Ei-

---

Stelle: „der Verfasser der Räuber — — ist desertirt und hat damit jedermänniglich gezeigt wer er ist.“ Der Verräther hoffte durch seine Angeberei sich das Bürgerrecht in Bünden zu gewinnen, aber in einem ebendaselbst abgedruckten, in sonderbarem Teutsch abgefaßten Beschluß wird ihm blos zu einem künftigen „höflichen Danksagungsschreiben von Löblich großer Congressualversammlung“ Hoffnung gemacht.

ſeyn müſſen. Eine allgemein mittheilbare Empfindung iſt bedingt, wenn ſie aus Begriffen entſpringt; die allgemeine Mittheilbarkeit einer ſolchen Empfindung iſt nie ganz gewiß. Der Geſchmack wird dem ſinnlichen Erkenntnißvermögen entgegen geſetzt, wird auf Empfindungen, auf etwas Subjektiv-Allgemeines und Nothwendiges angewandt, und iſt das Vermögen, die allgemeine Mittheilbarkeit eines Gefühls zu beurtheilen.

Eintheilung der Geſchmackslehre.

Die Geſchmackslehre iſt rein oder angewandt. Jene handelt von den allgemeinen ſubjektiven Bedingungen, unter welchen Geſchmacksurtheile möglich ſind, und ſucht die Art der Wirkſamkeit zu erforſchen, in welche ſchöne Werke der Natur und Kunſt das menſchliche Gemüth ſetzen. Der zweite, praktiſche Theil betrifft die beſondern Beſtimmungen, unter welchen gewiſſe äſthetiſche Zwecke erreicht werden, die Zweige der Kunſt ſelbſt.

Unterſchied zwiſchen Empfindung und Gefühl, Luſt und Unluſt u. ſ. f.

Empfindung, welche objektiv iſt, kann man ſchlechthin Empfindung, die ſubjektive aber Gefühl nennen. Empfindung iſt eine Vorſtellung, die auf das Subjekt bezogen wird, und unterſcheidet ſich dadurch von der Erkenntniß. Luſt iſt eine Empfindung, in der ich zu verharren; Unluſt eine ſolche, der ich zu entgehen wünſche. Ein Realgrund läßt ſich davon nicht angeben, aber dieſe Empfindungen laſſen ſich doch von der Vorſtellung und vom Begehren unterſcheiden. Der Formalgrund, die allgemeine Bedingung der Luſt und Unluſt iſt freie oder gehinderte Wirkſamkeit der Seelenkräfte, welche die Seele empfinden muß, um ſich ſelbſt zu beſtimmen, und hierzu bedarf ſie des Triebes oder der Vorſtellung. Die Luſt ſoll nicht Zweck, ſondern Mittel der Wirkſamkeit ſeyn, ob es gleich manche Menſchen umkehren. Luſt iſt das Selbſtbewußtſeyn der wirkenden — Unluſt das Selbſtbewußtſeyn der gehinderten Kraft. Unluſt darf nicht mit negativer Luſt verwechſelt werden.

Die Luſt muß nach Verſchiedenheit der Vermögen, die zur Wirkſamkeit kommen können, verſchieden ſeyn. Die ſinnliche Luſt entſpricht immer dem vollkommenen Zuſtande eines Theils des Körpers oder des ganzen Körpers. Der Wohlſtand des Körpers konnte der Freiheit nicht allein anvertraut werden, ſondern bedurfte der Triebe und der ſinnlichen Luſt, als Mittel zur Thätigkeit des Menſchen.

Intellektuelle Luſt oder Luſt der Erkenntnißvermögen iſt a) Luſt des Vermögens der Anſchauung oder der Sinnlichkeit, als der Empfänglichkeit für Stoffe, b) Luſt des Verſtandes, welcher den Stoff bildet, als Vermögen der Begriffe, welches trennt oder verbindet, Uebereinſtimmung oder Widerſpruch bemerkt, und c) Luſt der Vernunft, des Vermögens der Ideen, des Strebens nach dem Ganzen und nach Harmonie.

Das untere Begehrungsvermögen ſtrebt nach Luſt und beſtimmt ſich danach; das obere beſtimmt ſich nach Begriffen. Das moraliſche Vergnügen iſt immer durch die der Sinnlichkeit angethane Gewalt mit Schmerz begleitet, und alſo gemiſcht.

Die geiſtige Luſt gründet ſich auf Vorſtellungen mit Bewußtſeyn; die ſinnliche entweder auf gar keine, oder auf Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn. Beide begleiten einander, wie beide Arten der Unluſt, faſt in allen Menſchen, vermöge der Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Körper, indem auch der Körper an dem reinſten Vergnügen Theil nimmt. Die geiſtige Luſt pflegt ſchwächer, aber dauerhafter zu ſeyn, als die ſinnliche.

Die bloßen Sinnenempfindungen, ſo wie die ganz reinen Rational-Empfindungen, ſind keiner allgemeinen Mittheilbarkeit fähig, und alſo vom Gebiet des Geſchmacks ausgeſchloſſen. In daſſelbe gehören blos die gemiſchten, welche ſich auf eine Wirkſamkeit der Erkenntniß- oder der Willenskräfte gründen: von jener Art iſt das Vollkommene und Schöne, von dieſer das Rührende und Erhabene.

Das Zweckmäſſige, Vollkommene und Gute gehört zu den unerlaßlichen Bedingungen des Kunſtwerks, und macht keine eigenthümliche Eigenſchaft deſſelben, als ſchönen Kunſtwerks, aus.

Die Luſt am Erhabenen iſt der Sinnlichkeit gerade entgegen geſetzt, und gründet ſich auf dieſe Entgegenſetzung, welche die Kraft der Vernunft rege macht.

Die Luſt am Schönen entſpringt aus dem vereinigten Intereſſe der Vernunft und der Sinnlichkeit. Das Schöne allein gewährt ein völlig zwangloſes reines Vergnügen. Weder das Rührende, noch das Erhabene, kann, als Objekt des Geſchmacks, des Schönen entbehren, und beides muß ſich demſelben unterordnen. Das Schöne allein macht das bloße Kunſtwerk zum Geſchmacksprodukt. Das Schöne beſteht in der Form, welche aber nur in einer Materie ſichtbar werden kann. Die Materie der Schönheit iſt eine zur Darſtellung gebrachte Idee. Schönheit iſt nur eine Eigenſchaft der Form, und kann nicht unmittelbar an der Maſſe dargeſtellt werden.

Die Kunſt überhaupt hat den Zweck der Wahrheit oder Vollkommenheit, der Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit, und führt ihn mit dem Verſtande aus. Die ſchöne Kunſt führt dieſen Zweck noch überdieß mit Schönheit und Geſchmack aus: jenen Zweck kann man den angekündigten, dieſen den verſchwiegenen nennen.

Der ernſtlich gemeinte, für ſich ſelbſt vollkommene, logiſche Zweck eines Kunſtwerks kann den äſthetiſchen, den Zweck der Schönheit ſich unterordnen, wie in den Produkten der Beredtſamkeit. Hier dient die Schönheit der Vollkommenheit. Iſt der logiſche Zweck blos eingebildet, ſo herrſcht die Schönheit; dann liegt an Erreichung des angekündigten Zwecks gar nichts; der Künſtler ſpielt gleichſam mit ſeinem Gegenſtande. Hierher kann die ganze Dichtkunſt gezählt werden. Erreicht der Dichter den Zweck der Schönheit völlig, ſo hat er obendrein den moraliſchen ſchon erlangt. — Die Schönheit duldet keine Abhängigkeit von logiſchen Zwecken, ſondern folgt ihren eigenen Geſetzen. Durch ihr Spiel mit dem ernſthaften logiſchen Zweck erreicht ſie ihn ſelbſt am beſten. Da ſie aber einzig in der Form beſteht, ſo verliert ſie ſelbſt auch nichts bei Behandlung leichtſinniger Gegenſtände.

Die Kunſtwerke der erſten Klaſſe (der Anſtlich gemeinten Zwecke) haben es entweder mit phyſiſchen oder mit moraliſchen Zwecken zu thun. Im erſten Fall adelt zwar die Schönheit die Werke (z. B. die der gemeinen Architektur, ſchöne Geräth-

ſchaften und Bekleidung); aber ſie ſind durch den Schimmer, welchen die Schönheit nur im Vorübergehen auf ſie wirft, blos mit den Werken ſchöner Kunſt verwandt. Haben die Kunſtwerke moraliſche Zwekke, ſtehen ſie mit den äſthetiſchen Werken in Verwandtſchaft, kultiviren aber ſchon durch ihren logiſchen Zweck, ſo wirkt ihre Schönheit nur noch inniger. Hat die Schönheit durch Befolgung des Zwecks der Rührung gar nichts gelitten, ſo haben ſolche Kunſtwerke die größte Vollkommenheit (wie z. B. die Gruppe des Laokoon). Die Schönheit an ſich ergötzt nur durch Betrachtung, nicht durch Bewegung. Verbindet ſie ſich mit der Anſtrengung des Pathos, ſo muß dieſes eine gewiſſe Mäſſigung erleiden.

Unterſchied zwiſchen dem Schönen, Angenehmen und Guten.

Man unterſcheidet das Schöne vom Angenehmen und Guten. Die Schönheit wird, wie die Annehmlichkeit, vor dem Begriff von den Folgen des Genuſſes wahrgenommen; die Güte erſt durch den Begriff von der Tauglichkeit zu einem Gebrauch. Bei ſichtbaren Gegenſtänden ſcheint das Schöne die Freiheit des Ge-

müths in der Anſchauung zu bezeichnen, und ihnen ſcheint es vorzugsweiſe eigenthümlich zu ſeyn. Es giebt aber auch eine intellektuelle Schönheit und eine moraliſche. Wo ein allgemeiner Begriff in einer unmittelbaren Anſchauung, eine Idee durch eine Handlung vorgeſtellt wird, unſer Gemüth bei der Betrachtung in Freiheit iſt und die Reſultate nicht gegeben erhält, ſondern ſelbſt entwickelt, da finden wir Schönheit. Das unmittelbare Gefallen durch den bloßen Eindruck charakteriſirt das Schönheitsurtheil, inwiefern es von materiellen Beſtimmungsgründen, vom beſtimmenden Einfluß der Empfindungen und Begriffe frei iſt, ſich alſo auf eine Freiheit des Gemüths gründet.

Ein Charakter iſt dann ſchön, wenn er uns mehr Liebe als Achtung einflößt, wie der Charakter Cäſars gegen den des Cato, welcher mehr abſchreckende demüthigende Strenge zeigt, oder wie der des Tom Jones gegen den des Grandiſon. Daher verwechſelt man oft Handlungen der Neigung, weil ſie der Natur weniger zu koſten ſcheinen, mit den ſchönen. Die Sinnlichkeit muß auch bei moraliſchen Handlungen frei er-

ſcheinen, ob ſie es gleich nicht iſt; Freiheit erwirbt auch hier das Prädikat der Schönheit.

Der Begriff ſchön iſt nicht leer, ſondern hat ſeine beſtimmte und immer dieſelbe Bedeutung, auch bei heterogenen Gegenſtänden.

Die den objektiven Begriff der Schönheit verworfen haben, hielten die Schönheit für ganz ſubjektiv. Die ihn angenommen haben, verſuchen den Begriff entweder objektiv oder ſubjektiv zu erklären. Beide nehmen an, das Schöne errege ein Wohlgefallen. Jenen iſt das Schöne eine bloße Eigenſchaft des Gegenſtandes; die Andern halten ſich nur an die Empfindung, ob ſie gleich gewiſſe Gründe der Empfindung des Schönen in dem Gegenſtande nicht leugnen. Die letztere Partei verſpricht durch die Entfernung alles Willkührlichen ſehr viel: an ihrer Spitze ſteht Kant.

Das Schöne ſteht gerade in einem umgekehrten Verhältniß mit dem Nützlichen. Daß beides auf Eins hinauskomme, widerſpricht ſchon der gemeinen Erfahrung. Ueberdieß gefällt das Schöne unmittelbar durch den Eindruck, da das Nützliche den Begriff vom Gebrauch vorausſetzt.

Andre ſetzten die Schönheit in die Proportion. Aber ein Urtheil über dieſe, ſofern ſie ſich auf den Gebrauch bezieht, würde ein Erkenntniß-, kein Geſchmacksurtheil ſeyn. Oder wenn wir blos ein gewiſſes allgemeines Größenverhältniß im Sinne haben für alle Arten und Gattungen der Gegenſtände, ſo würde die Foderung einer ſolchen Proportion der Mannichfaltigkeit und Ungleichheit, welche die Natur bei aller Schönheit beobachtet, widerſprechen. Allein für jede Gattung natürlicher Gegenſtände haben wir ein gewiſſes Maaß, eine Mittelgröße im Sinne, nach welcher wir die Schönheit eines Individuums beurtheilen, und welches wir unbewußt dieſem Urtheile zum Grunde legen. Wenn dieſes Größenmaaß verletzt iſt, ſo nennen wir den Gegenſtand ungeſtalt. Allein das Häßliche ſoll dem Schönen entgegengeſetzt ſeyn. Das Maaß unſers Misvergnügens über verletzte Proportion hängt von der Gewohnheit ab, und wird durch ſie ſehr verſtärkt. Bei der beſten Proportion jedoch kann uns ein Gegenſtand widrig ſeyn. Richtigkeit iſt zwar die erſte Bedingung der Schönheit, macht ſie ſelbſt aber nicht aus. Die allerregelmäßigſten Geſtalten ſind gerade noch nicht die ſchönſten (z. B. Polyklets Kanon,

genheiten und nicht als bloße Nachläßigkeit der eilenden Feder zu erkennen waren. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit, die bei den alten Autoren als eine heilige Pflicht angeſehen wird, möchte vielleicht Manchem überflüſſig oder gar unangemeſſen vorkommen, weil Schiller ſelbſt dieſe Briefe ganz anders ſtyliſirt würde herausgegeben haben; uns jedoch ſchien ſie unerläßlich, um dieſes Denkmal ſeiner reifenden Jünglingsjahre unberührt und ungeändert mitzutheilen. Hie und da mag ein Name unrichtig gedruckt ſein, weil er in der Handſchrift undeutlich zu leſen war. Hingegen S. 104. ff. iſt der Name deſſen, den Schiller wegen des ihm

die regelmäßigſte, aber nicht ſchöne Figur). Eine geringe Uebertretung der Regelmäßigkeit kann mit der vollkommenſten Schönheit ſehr wohl beſtehen. Bloße Regelmäßigkeit in der Hervorbringung und Beurtheilung bedarf oft nur eines mittelmäßigen Kopfes. Wo die Regel, die bei der Schönheit beobachtet werden muß, herrſcht, da erſtickt ſie die Schönheit.

Sinnliche Vollkommenheit gab man als den Grund der Schönheit an. Vollkommenheit nannte man Mannichfaltigkeit, zu einem Ganzen verbunden. Die Beurtheilung derſelben aber iſt logiſch, nicht äſthetiſch, da ſie einen Begriff vorausſetzt. Vollkommenheit iſt Zweckmäßigkeit. Innere Zweckmäßigkeit heißt eigentlich Vollkommenheit, wie wir dem Weltgebäude oder einer ſittlich guten Handlung zuſchreiben, die ihren Zweck in ſich ſelbſt haben. Aeußere Zweckmäßigkeit iſt Nützlichkeit, bei deren Beurtheilung wir nicht blos des Gegenſtandes, ſondern auch des Begriffs von ſeinem Gebrauche bedürfen. Ein ſolcher (blos nützlicher) Gegenſtand iſt für ſich ſelbſt nie ein Ganzes in der Beurtheilung. Veredelt wird Etwas dadurch, wenn es aus einem bloßen Mittel zu einem Selbſtzweck erhoben wird. Alles Nütz-

liche wird dadurch zur Vollkommenheit erhoben, wenn der äußere Gebrauch unnöthig gemacht wird, seine Existenz zu erklären. Um zu wissen, wie das Mannichfaltige zu einem Ganzen übereinstimme, muß man wissen, wozu es übereinstimme. Da aber die Nützlichkeit vom Schönen ausgeschlossen ist, so haben wir es hier blos mit der innern Zweckmäßigkeit zu thun.

Freie Schönheiten sind die, bei denen wir keinen eigenen Zweck voraussetzen. Z. B. bei einer Rose sind wir uns keines bestimmten Zwecks ihrer Gestalt und Bildung bewußt. Die adhärirende Schönheit aber steht unter dem Zwange eines Begriffs, der nur gewisse Arten der Schönheit ausschließend gestattet, und einen Zweck im Gegenstande voraussetzt. Ein unvermischtes, reines Schönheitsurtheil wird nur über freie Schönheit gefällt.

Einheit findet nur in einem Begriffe Statt. Nun fragt sich, ob wir dem Schönheitsurtheil einen Begriff zum Grunde legen? Allein selbst bei langen Nachdenken läßt sich dieß hier nicht finden. Keine Spur eines Begriffs oder der Beziehung auf einen Zweck entdeckt sich in dem Beifall, den wie der Schönheit einer

Blume, einer Landschaft, eines menschlichen Gesichts erth ilen. Ja bei genauerer Zergliederung würde oft die Schönheit nur verlieren.

Dunkle Vorstellungen sind solche, deren Bewußtseyn schnell vergessen wurde. Nur im Zustande dunkler Vorstellungen ist Lust oder Unlust möglich. Denn die Aufmerksamkeit auf das Objekt schwächt die Aufmerksamkeit auf das Subjekt. Auch bei der verworrenen Vorstellung, müssen die Theilvorstellungen wenigstens ehemals vorhanden gewesen seyn: allein man kann ein Schönheitsurtheil fällen, ohne alle Rücksicht auf die Uebereinstimmung der Theile. Auch würde bei jener Theorie, welche die Schönheit in die sinnlich vorgestellte Vollkommenheit setzt, der Unterschied zwischen dem Wohlgefallen an Zweckmäßigkeit und zwischen dem Wohlgefallen am Schönen wegfallen. Diese Theorie würde nur auf manche Schönheiten, aber nicht auf freie, am wenigsten auf dichterische passen. Entweder wäre das Geschmacksurtheil intellektuirt und nicht rein, oder es wäre gar kein eigentliches Geschmacksurtheil.

Alle peinliche mathematische Regelmäßigkeit ist für uns nicht schön. Weil Unvollkommenheit die

Schönheit unterdrükt, so hielt man Vollkommenheit und Regelmäßigkeit für das Wesen der Schönheit. Eine schöne Landschaft muß zwar richtig seyn; die Richtigkeit giebt ihr aber noch keine Schönheit. — Einheit des Mannichfaltigen, als Einfachheit in der Fülle, und Ruhe in der Beschäftigung, ist nur relative Schönheit. — Es giebt verworrene Vorstellungen von Vollkommenheit, die doch gerade kein Schönheitsgefühl erwecken; auch ist nicht jedes Schönheitsurtheil mit dem Vollkommenheitsurtheil verbunden.

Erklärung des Schönen nach Burke.

Burke sagt, Schönheit errege Zuneigung, ohne Begierde nach dem Besitz; eine wahre, aber nur subjektive Erklärung. Das Prädikat der Schönheit werde mehr von kleinen, als von großen Dingen gebraucht. So erweckt auch das Große mehr Ehrfurcht, als Liebe, vielleicht, weil das Große etwas Verkleinerndes für uns hat, oft Furcht erregt und uns anstrengt, während das Gegentheil bei dem Kleinen Statt findet. Burke sagt, nicht mit Unrecht, daß das Glatte dem Schönen wesentlich sei; dieß Glatte beziehe sich auf alle fünf Sinne. Aber Burke

nimmt auch hier das Angenehme in das Schöne mit auf. Die sanften, allmählichen Uebergänge der Wellenlinie, die Vermeidung alles Eckigen, die Grazie mache die Schönheit aus. Burke erklärt dieß blos aus dem Einflusse auf das Auge, was sich aus dem Verstande erklären läßt. Ferner rechnet Burke Delikatesse zur Schönheit, das Zarte und fast Schwächliche. Das Schöne muß verhältnißmäßig klein seyn, glatte Oberfläche, milde Farben, allmähliche Aenderung in der Richtung der Linien haben, mehr zärtlich, als stark seyn: dieß ist ungefähr Burke's Beschreibung des Schönen. Erschlaffende Wirkung ist das charakteristische, was B. der Schönheit beilegt. Allein fehlerhaft ist das Angenehme hier mit aufgenommen, wodurch die allgemeine Mittheilbarkeit des Schönen eingeschränkt wird; ferner leitet er die wahre Schönheit auch blos von physischen Ursachen ab, da sie sich doch auf ein Vernunftprincip stützen muß.

Erklärung des Schönen nach Moritz.

Moritz stellt das Nützliche, Gute und Schöne neben einander. Im erstern Fall wird der

Gegenstand auf einen Gebrauch bezogen; er hat blos äußern Werth. Der gute Gegenstand hat innern und äußern Werth. Der schöne ist ohne alle äußere Beziehungen, und besitzt seinen Werth in sich selbst. Edel heißt das Moralisch-Schöne. Ganz wohl kann das Unnütze und das Schöne neben einander bestehen. Das Schöne wird an dem Nützlichen als überflüssig erkannt. Das Nützliche erhält durch seinen Beitrag zur Vollkommenheit eines Ganzen seinen Werth. Ein Ganzes ist, was in sich selbst vollendet ist. Nur das Ganze, was in die Sinne fällt oder mit der Einbildungskraft umfaßt werden kann, ist schön. — Bis hieher kann man M. Recht geben. Allein nachher verwechselt er die Wirkungen unserer Vernunft mit den Wirkungen der Gegenstände, das Ganze der Natur, welches wir nie fassen können, mit dem Ganzen der Vernunft, welches allerdings immer auf Einheit ausgeht.

Darstellung des Ganzen der Natur in der Erscheinung macht, nach Moritz, ein Kunstwerk aus.

Erklärung des Schönen nach Kant.

Nennen wir einen Gegenstand schön, sagt Kant, so ist der Bestimmungsgrund unsers Urtheils

blos subjektiv. Dieses Wohlgefallen ist ohne alles Interesse und hat mit dem Begehrungsvermögen nichts zu thun; es besteht sogar bei sinnlichem Schmerz oder moralischem Misfallen. Bei dem Schönen gefällt uns die bloße Vorstellung, bei dem Angenehmen seine Existenz. Das Angenehme und das Gute schließen ein Interesse ein, sind auf ein Bedürfniß gegründet; das Wohlgefallen daran ist also nicht frei. Eben weil das Wohlgefallen am Schönen auf keinem Interesse, auf keinem Privatgrunde beruht, legen wir diesem Wohlgefallen Allgemeingültigkeit bei. Das Angenehme hat diese Allgemeingültigkeit nicht. Die Einheit des Unveränderlichen in der menschlichen Natur ist der Grund dieser Allgemeinheit, und sie beruht auf den Denkgesetzen der Seele. — Dem Begriffe Schön fehlt der objektive Grund der Uebereinstimmung; ihr Grund muß also im urtheilenden Subjekt aufgesucht werden. Ein Urtheil über das Schöne ist kein unmittelbares Sinnenurtheil, sondern ein Reflexionsurtheil, ein Urtheil a priori, weil es eine allgemeine Foderung an alle Denkende einschließt und Allgemeinheit a priori hat. Diese Foderung gründet sich auf die allgemeine Mittheilungsfähig-

keit des Zuſtandes, über den ich reflektire. Jede Erkenntniß beruht auf einer unumgänglichen Bedingung und kann mitgetheilt werden; ſo muß auch dieſe Bedingung, die dem Geſchmacksurtheil zum Grunde liegt, mitgetheilt werden können. Die Einbildungskraft für die Vorſtellung des Mannichfaltigen, und der Verſtand für die Vereinigung deſſelben — jene hat Freiheit, dieſer hat Geſetzmäßigkeit — dieſe bei der höchſt möglichen Freiheit jener, durch die Reflexion wahrgenommen, bringt die Luſt an dem Gegenſtand und das Urtheil des Wohlgefallens hervor. Dieſe Uebereinſtimmung beider vorſtellenden Vermögen kann nur durch den innern Sinn bemerkt werden. Der Geſchmack beurtheilt das Schöne ſubjektiv, durch ein Gefühl. Das Schöne gefällt ohne alles Intereſſe. Das Intereſſe gründet ſich auf eine Beziehung des Gegenſtandes auf uns. Das Schöne gefällt aber unbedingt. Ein Wohlgefallen, von keiner Privatbeziehung abhängig, muß allgemein ſeyn; das Schöne muß Jedem gefallen. Das Gute gefällt zwar auch Jedermann, aber durch einen Begriff. Während das Gute nur durch ſeine objektive Beſchaffenheit allgemein ge-

fällt, ſtützt ſich die Luſt am Schönen auf einen ſubjektiven Grund, auf die Allgemeinheit der Denkgeſetze.

Da Schönheit blos in der Form der Zweckmäßigkeit beſteht, ſo beſteht Schönheit überhaupt nur in der Form. Rein iſt ein Schönheitsurtheil dann, wenn weder Reiz, noch Rührung dabei im Spiele iſt. Daher beſteht alle Veredlung der Kunſt in der Simplicität, — Reiz überhaupt iſt Aufforderung zur Thätigkeit. Ein Gemählde kann durch ſeine Farbe reizen, aber nur durch Compoſition und Zeichnung ſchön ſeyn. — Rührung entſpringt aus dem Leiden, und beſteht bei Menſchen von moraliſchem Gefühl und thätigem Geiſte nicht aus blos phyſiſchen Wirkungen. Auch das ſympathetiſche Leiden eines moraliſchen Menſchen kann nicht lange körperlich bleiben; die Vernunft erwacht bald in ihrer Erhabenheit über alles ſinnliche Intereſſe. — Auch die moraliſche Rührung, welche ſich auf ein ſehr lebhaftes Intereſſe der Vernunft gründet, kann das Schönheitsurtheil verfälſchen.

Alle ſinnliche Schönheit iſt entweder Form der Ruhe oder Form der Bewegung. Jene iſt

die Zeichnung überhaupt; die Farben heben blos die Umrisse mehr hervor, wecken die Aufmerksamkeit, und bewirken Uebereinstimmung mit der Natur. Die Form der Bewegung ist a) das Spiel der Gestalten im Raume, b) das Spiel der Empfindungen in der Zeit. Zu jenem gehört Mimik, zu diesem vornehmlich Tonkunst. Der einzelne Klang gefällt blos in der Sinnenempfindung. Das Schöne beruht aber auf der Komposition.

Schönheit der Handlung besteht in der Handlungsweise, in der Gesinnung, nicht in dem Resultat.

Der Werth der Zierrathen kann entweder blos auf ihrer Form beruhen, oder sie gefallen nur durch die Materie, als Schmuck, und können im leztern Fall der Schönheit oft Abbruch thun.

Vom Kriterium des Schönen und vom ästhetischen Ideal.

Es kann keine objektive Geschmacksregel geben, sondern nur ein empirisches Kriterium des Schönen, indem man das, worinn alle Zeitalter übereingekommen sind, zu Rathe zieht.

entwendeten Manuscripts in Verdacht hatte, absichtlich weggelassen worden, weil sich der Verdacht doch später als ungegründet erwies, und weil auch schon ein solcher Verdacht lastend ist für den Verkannten. Das beigefügte Fac simile von Schillers Handschrift ist aus p. 128 genommen.

Carlsruhe, im Januar 1819.

Dr. M. Marr.

Es kann ein moraliſches Ideal geben, weil es ſich auf einen Begriff gründet. Ein äſthetiſches Ideal iſt nur für die adhärente, nicht für die freie Schönheit möglich. Die Schönheit, für die man ein Ideal aufſtellen will, muß in die Grenzen eines Zwecks eingeſchloſſen werden. Nur das, was durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, iſt eines Ideals der Schönheit fähig; alſo nur der Menſch, als ſittliches Weſen. Zum Ideal der Schönheit gehört erſtens die Normalidee, welche blos auf die phyſiſchen Zwecke des Menſchen, die Zwecke ſeines Baues, Rückſicht nimmt, die Idee der Richtigkeit; zweitens die Vernunftidee, welche durch den Ausdruck des Sittlichen beſtimmt wird. Die Freiheit in der Darſtellung der phyſiſchen und moraliſchen Zwecke des Menſchen könnte ein wahres Ideal der Schönheit abgeben, wenn nämlich alle Regelmäßigkeit in der Darſtellung verſchwindet.

Allgemeingültigkeit des Geſchmacksurtheils.

Wie kann ein Urtheil zugleich a posteriori gefällt werden, und doch nur a priori möglich ſeyn?

Oder wie kann das Geschmacksurtheil empirisch und zugleich a priori seyn? Es ist nämlich aus zwei Urtheilen zusammengesetzt. Erstens ist es empirisch, inwiefern es von einem durch die Erfahrung gegebenen Gegenstande Etwas aussagt; a priori aber, inwiefern eine Allgemeingültigkeit, eine allgemeine Mittheilbarkeit der Lust von dem Gegenstande ausgesagt wird. Zwar beurtheilen wir den schönen Gegenstand durch ein Gefühl der Lust; allein diese verbindet sich zuerst nicht mit der Sinnenempfindung, sondern mit der Reflexion. Das Gefühl der Lust setzt einen a priori gültigen Gemüthszustand voraus. Sobald wir uns keiner materiellen Quelle unsrer Lust bewußt sind, muß es eine formale Quelle und also die Lust allgemein mittheilbar seyn: wir verhalten uns dann zu dem Gegenstande als Menschen überhaupt. Der Grund, warum wir behaupten, der Gegenstand müsse allgemein gefallen, ist vor aller Erfahrung da; wir berufen uns auf einen ästhetischen Gemeinsinn. Ein solcher Gemeinsinn kann vorausgesetzt werden, und wird vorausgesetzt, indem wir andern ein ähnliches Gefühlvermögen zuschreiben. — Alle Gründe zur Beurtheilung des Schönen nehmen wir aus den Be-

ſchaffenheiten der Gegenſtände, die wir empfinden, her; dieß geſchieht durch ein Gefühl der Luſt. Schön iſt nämlich das, was in der bloßen Anſchauung a priori gefällt.

Kant macht das Schöne auch zu einem Symbole des Sittlichguten. Das Sittlichgute gefällt unmittelbar durch den bloßen Begriff, wie das Schöne in der bloßen Anſchauung; das Wohlgefallen an beidem ruht auf keinem Intereſſe, und nicht der Inhalt, ſondern die Form der Vorſtellung beſtimmt das Urtheil. — Das Schöne iſt das Mittelglied zwiſchen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Der Geſchmack gewöhnt uns, auch das Sinnliche zu veredeln.

Ueber die objektiven Bedingungen der Schönheit.

Die Kantiſche Kritik leugnet die Objektivität des Schönen aus keinem genügenden Grunde, weil ſich nämlich das Schönheitsurtheil auf ein Gefühl der Luſt gründe. — Die objektive Beſchaffenheit der für ſchön gehaltenen Gegenſtände muß unterſucht und verglichen werden. Die Beobachtung der Proportionen macht nicht die Schönheit ſelbſt, aber doch eine

unumgängliche Bedingung derselben aus. Sie kann der Richtigkeit nicht entbehren. — Freie Wirksamkeit des Gemüths ist der Wirkung des Schönen wesentlich. Nach Kant ist das Schöne Wirkung der innern Freiheit, nach Burke Ursache derselben. Beobachtung der Regelmäßigkeit ist nicht allen Objekten natürlich, und hemmt bei denen, welchen sie nicht zukommt, die Naturfreiheit. Regelmäßigkeit kann also nicht als allgemeiner Grundbegriff der Schönheit gelten, wohl aber Freiheit d. h. die durch die Natur eines Dinges selbst bestimmte Beschaffenheit. Kant sagt: Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur, und umgekehrt. Die Natur des Nachgeahmten ist es, welche wir bei einem Kunstwerk erwarten; der Stoff muß sich in der Form, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Die Form der Bildsäule darf nichts durch die Natur des Marmor einbüßen. Die Kunstmäßigkeit dient blos, die Freiheit auch in Naturgegenständen, die als schön beurtheilt werden sollen, sichtbar zu machen: die Erinnerung an eine Regel soll uns blos die Unabhängigkeit eines Gegenstandes von derselben bemerklich machen. — Schön ist ein Entwurf, wenn seine Zweckmäßigkeit freiwillig aus-

ſieht. — Die Baukunſt kann nie eine ganz reine ſchöne Kunſt ſeyn, weil ſie die Zwecke der Regelmäßigkeit nicht verbergen kann.

Technik iſt die Verbindung des Mannichfaltigen nach Zwecken, und zur Schönheit nothwendig, wiewohl ſich dieſe nicht auf die Beurtheilung der Technik gründet, wie Sulzer annimmt.

Jede Bildung oder Form beſteht in der Begränzung, und iſt alſo gewiſſermaßen eine Einſchränkung, die entweder durch eine Regel oder durch den Zufall entſtand. In allen Produkten der Natur, die auf eine Technik hinweiſen, finden wir die gegenſeitige Abhängigkeit der Theile in ihrer Beſchaffenheit von einander. Schönheit aber iſt Freiheit in der Gebundenheit, Natur in der Kunſtmäßigkeit; ſie haftet nur an der unmittelbaren Anſchauung; die Naturſchönheit gründet ſich auf keinen Begriff; die Technik eines Naturproduktes fällt unmittelbar ins Auge.

Auch Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit in der Technik der Thierkörper iſt ſchön: ihre Schönheit nimmt ab, je mehr ſie ſich der unbehülflichen Maſſe, der ſchweren Bewegung nähren. Da aber nehmen wir Schönheit wahr, wo die körperliche

Maſſe von den lebendigen Kräften bezwungen wird, wo die Kraft nicht unter den Druck der Maſſe erliegt: — daher die geflügelten Thiere, die gleichſam Symbole der Freiheit ſind, am meiſten Empfindungen der Schönheit erregen; an Vögeln iſt der Hals einer der ſchönſten Theile, ihre glatte biegſame Geſtalt iſt ſchön.

In der menſchlichen Geſtalt zeigt ſich die verwickelteſte Technik, es erſcheinen in ihr die mannichfaltigſten Zwecke. Beobachtung der Proportion wird von der Schönheit vorausgeſetzt. — Die menſchliche Geſtalt iſt einer doppelten Schönheit fähig. Die eine iſt ein bloßes Geſchenk der Natur und erweckt Liebe, die andre beruht auf ſittlichen Eigenſchaften und erwirbt zugleich Achtung. — Alle Umriſſe müſſen Kühnheit und Leichtigkeit zeigen; frei und offen muß die Stirne ſich wölben; die Naſe muß faſt gar keinen Winkel von der Stirne herab bilden, und nicht ſtark hervorſpringen. Das ganze Untergeſicht muß leicht ſeyn, und nicht von dem Gewicht der Maſſe hinabgedrückt und vergrößert ſcheinen. Alle übertriebenen Anſpannungen müſſen entfernt ſeyn. Herrſchaft der organiſchen Kraft über die thieriſche Maſſe unterſcheidet den Menſchen von dem Thier. Der

Mann iſt ſchön durch Freiheit in der Stärke; das Weib durch Freiheit in der Schwäche. Freiheit der Form, das Reſultat der ſich ſelbſt beſchränkenden Kraft, macht die Schönheit aus. So ſchwebt gleichſam der Vatikaniſche Apoll; denn keine Maſſe hindert ihn, ſeine ganze Kraft zu brauchen. — Grober Vortrag der Maſſe iſt Plumpheit. Kraft, die ſich in der Ruhe verſichtbart, iſt gehaltene Kraft. — Schwäche d. h. Biegſamkeit für Eindrücke, kommt vornehmlich der weiblichen Schönheit zu. Dann iſt ſie ſchön, wenn ſie frei iſt, wenn ſie nicht bis zum Leiden geht, nicht in Grimaſſen ausartet und Zwang beweiſet. Das Schöne bedarf des Ausdrucks des Leidens nicht, und das Nichtſchöne wird durch ihn nur häßlich.

Es giebt eine gleichſam organiſche und eine moraliſche Schönheit. Jene und dieſe ſind in Anſehung der Achtung, die wir für beide haben, dem Genie und dem Fleiße, der Naturgabe und dem Verdienſte zu vergleichen. Die organiſche Schönheit kann ſich zwar nicht mit moraliſcher Verdorbenheit, aber doch leicht mit einer Leere des Geiſtes vertragen. Die ſelbſterworbene Schönheit überlebt die Jugend

weit, und verräth ihre Spuren noch im Alter; in ihr ſpiegelt ſich innrer Friede und Wohlwollen ab; ſie iſt die Wirkung und der Ausdruck ſittlicher Ideen.

Schönheit iſt Freiheit in der Erſcheinung. Eine Handlung nach dem Geſetze der Vernunft iſt dann ſchön, wenn ſie ausſieht, als geſchähe ſie aus Neigung und ohne allen Zwang. Die Baſis aller Schönheit iſt Simplicität; aber nicht alle Simplicität iſt Schönheit.

In der Natur beleidigt uns die verletzte Freiheit. Was aber in der Natur häßlich iſt, kann in der Kunſt ſchön werden. Allein eigentlich kann nicht der Gegenſtand, ſondern nur deſſen Darſtellung ſchön werden. — Schön iſt ein in ſeiner Kunſtmäßigkeit frei erſcheinendes Naturprodukt. Es giebt nun Darſtellungen für die Sinne und für die Einbildungskraft. Frei wäre die Darſtellung, wo das Dargeſtellte ſelbſt zu handeln und der Stoff ſich mit dem Darzuſtellenden völlig ausgetauſcht zu haben ſchien. Freilich kann hier nur Scheinen Statt finden. Die Natur des Mediums, des Stoffes, muß völlig bezwungen ſeyn; ſo muß z. B. in einer Bildſäule nicht der Marmor, in dem Schauſpieler nicht ſein

eigener natürlicher Charakter sichtbar seyn. Der Dichter muß das Streben nach Allgemeinheit, welches in der Natur seiner, der Individualität widerstreitenden Sprache liegt, zu überwinden suchen, damit das Dargestellte in seiner wahren Eigenthümlichkeit erscheine. Dargestellte freie Selbsthandlung in der Natur durch die Sprache ist Schönheit in der Dichtkunst. Schön ist die Darstellung dann, wenn sie von der Eigenthümlichkeit des Darstellenden die wenigsten Einschränkungen erlitten hat. Der Zweck der Darstellung für Andre bringt Heteronomie in das Kunstwerk und thut seiner Schönheit leicht Eintrag. — Die Freiheit der poetischen Darstellung beruht auf der Unabhängigkeit des Dargestellten von der Eigenthümlichkeit der Sprache, des Darstellenden und des äußeren Zweckes des Kunstwerkes. Der ersten Abhängigkeit, von der abstrakten Beschaffenheit der Sprache, weicht der Dichter dadurch aus, daß er den Gegenstand zu individualisiren sucht, z. B. oft den Theil für das Ganze, die Wirkung für die Ursache setzt, inwiefern dadurch an Anschaulichkeit gewonnen wird. So dient auch Vergegenwärtigung des Entfernten zur anschaulichen Darstellung der selbsthan-

delnden Natur. Von dieſer Art iſt ferner die Analogie der Vorſtellungen und Empfindungen, zumal bei nicht ſinnlichen Gegenſtänden. Hier herrſcht die Freiheit der Gleichniſſe. Der Dichter kettet Bild an Bild, worin Homer am verſchwenderiſcheſten war; Virgil wählte die Gleichniſſe, bei ſparſamerem Gebrauch, glücklicher. So entſteht der lebhafteſte Ausdruck. — Der Dichter hält ſich an das Sinnliche, um das Nichtſinnliche anſchaulich zu machen, und ſucht durch ähnliche Bilder ähnliche Gemüthszuſtände zu erregen, wie z. B. in Hallers Ewigkeit. — Perſonalität iſt ferner der Erſatz, welcher dem Naturgegenſtande für das geben wird, was er durch die abſtrakte Natur der Sprache einbüßt. Die Sprache, die an ſolchen Perſonificirungen reich iſt, iſt eine dichteriſche Sprache. So ſtellte die griechiſche Mythologie faſt alle Handlungen der Natur als Handlungen freier Weſen dar, und iſt der Dichtkunſt beinah' unentbehrlich geworden. Auch der Ausdruck in der Sprache ſelbſt trägt zur Verſinnlichung der Gegenſtände bei. Die Regeln der Grammatik beſchränken den Dichter weniger; er opfert ſie der Natur auf; ſein Periodenbau wird regelloſer; ſo iſt z. B. manchmal der

Reichsfrey Hochwohlgeborner,

insonders Hochzuverehrender

Herr Geheime Rath.

Euer Excellenz haben die Bescheidenheit eines Schriftstellers durch die stolzen Prädikate, die Hochdieselbe mir in der schmeichelhaftesten Zuschrift beizulegen beliebten, auf die schlüpfrigste Spitze gestellt, indem solche durch das Ansehen des Kenners, von dem sie stammen, beinahe das Gepräg

öftere Gebrauch, manchmal das Weglaſſen der Bindewörter natürlich und zweckmäßig. Bisweilen mahlt die Sprache ſchon den Gegenſtand ſelbſt. Oft wird das Objektive eines Gegenſtandes durch das Subjektive des Ausdrucks in der Sprache belebt, z. B. durch den Klimax. —

Werke der Kunſt werden in der nachahmenden Darſtellung als Werke der freien Natur betrachtet, z. B. ein Gebäude in einem Gemählde, eine Komödie in der Komödie, wie im Hamlet. Es kommt im Gebiete der Kunſt nicht auf die Beſchaffenheit des dargeſtellten Gegenſtandes, ſondern auf das Verhältniß der Darſtellung zu ſeiner Beſchaffenheit an. Der Künſtler hat die Häßlichkeit der Formen der Natur nicht zu verantworten. Die Geſchichte Laokoons, von einem Dichter und einem Bildhauer dargeſtellt, beleidigt in dem Gegenſtande unſer Schönheitsgefühl; in der Natur würde uns die Gruppe empören; in der Darſtellung wird aber die verletzte leidende Natur nicht gegen die ruhige, ſondern gegen die Darſtellung gehalten. In der Natur ſelbſt wollen wir freie Natur, in der Kunſt aber überhaupt Natur ſehen. Die Freiheit, welche die Natur auch

in den Feſſeln des Sylbenmaaßes und der Sprache behauptet, die Wahrheit und Lebendigkeit des Bildes, bringt uns über eine ſolche Darſtellung (wie die des Laokoon) den Ausſpruch ab: das ſei ſchrecklich ſchön. So hat Göthe in ſeiner Iphigenie das Schöne in dem Schrecklichen dargeſtellt, das bis zum Entſetzlichen geht. — Nicht weil unſer moraliſches Gefühl, ſondern weil unſer Geſchmack beleidigt wird, mißfällt uns eine Darſtellung, in der nicht die Freiheit der Darſtellung vorhanden iſt. Shakeſpeare und Göthe ſind große Meiſter in Darſtellung der Natur, mit der ſie ſo vertraut ſind, daß ſie ſich ganz in ſie verlieren.

Unter den Talenten des Dichters muß die Einbildungskraft den oberſten Rang einnehmen. — Die Leiden des jungen Werther ſind ein ſchönes Muſter der Darſtellung der Leidenſchaft. Die Natur, die Leidenſchaft ſelbſt iſt es, die wir handeln ſehen, und doch iſt Alles abſichtsvolle Darſtellung des Dichters, der ganz in ſeinen Gegenſtand eindrang. Wie wahr und lebendig ſchildert Shakſpeare die Leidenſchaften in ihren wildeſten Verirrungen z. B. im Lear, Othello, Macbeth, Hamlet!

Aber nichts, was den Sinnen widrig ist, was physisch widerwärtigen Eindruck macht, darf weder der Dichter noch der bildende Künstler darstellen. Von dieser Art sind der Polyphem, die Harpyien des Virgil, die Gemählde des Heilands mit der Dornenkrone oder des mit Eitergeschwüre bedeckten Lazarus. Die Sinne verhalten sich zu leidentlich gegen solche Eindrükke und der Körper kann auch durch Vorstellungen der Phantasie ins Spiel gezogen und widrig bewegt werden. Der Eindruck des Gemählides ist unmittelbar lebhafter, als der des Gedichtes; was dem Mahler der gute Geschmack untersagt, ist noch mehr dem Schauspieler verboten, welcher das Niedrige (wie die Bettlerscene im Kind der Liebe von Kotzebue) nicht vor das Auge bringen darf. Das Ekelhafte ist den Sinnen unmittelbar zuwider: es bringt sich, wie Kant sehr treffend sagt, uns zum Genusse auf, mischt sich in den Genuß ein. Daß uns das Ekelhafte physisch widerstrebt, schließt dessen Gebrauch aus der Kunst gänzlich aus. Die Unlust entspringt nicht aus der Voraussetzung der Wirklichkeit, sondern aus der bloßen Vorstellung, selbst der bloßen Phantasie. Nur wenn der Dichter es zum Schauderhaften und

nungen ist das Objekt der ästhetischen Beurtheilung. Freiheit eines Dinges in der Erscheinung ist dessen Selbstbestimmung, wiefern sie in die Sinne fällt.

Die ästhetische Beurtheilung schließt alle Rücksicht auf objektive Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit aus, und geht blos auf die Erscheinung; ein Zweck und eine Regel können nie erscheinen. Eine Form erscheint dann frei, wenn sie sich selbst erklärt, und den reflektirenden Verstand nicht zu Aufsuchung eines Grundes außer ihr nöthigt. Das Moralische ist vernunftmäßig, das Schöne ist vernunftähnlich. Jenes erregt Achtung, ein Gefühl, daß durch Vergleichung der Sinnlichkeit mit der Vernunft entsteht. Die Freiheit in der Erscheinung erweckt nicht blos Lust über den Gegenstand, sondern auch Neigung zu demselben; diese Neigung der Vernunft, sich mit dem Sinnlichen zu vereinigen, heißt Liebe. Das Schöne betrachten wir eigentlich nicht mit Achtung, sondern mit Liebe; ausgenommen die menschliche Schönheit, welche aber Ausdruck der Sittlichkeit als Objekt der Achtung, in sich schließt. — Sollen wir das Achtungswürdige zugleich lieben, so muß es

von uns erreicht oder für uns erreichbar seyn. Liebe ist ein Genuß, Achtung aber keiner; hier ist Anspannung, dort Nachlassung. — Das Gefallen der Schönheit entspringt also aus der bemerkten Analogie mit der Vernunft, und ist mit Liebe verbunden.

Werth des Schönen und der Kunst.

Die der Kunst gemachten Beschuldigungen treffen nicht sie selbst, sondern ihren Misbrauch. Das Schöne beschäftigt und kultivirt Vernunft und Sinnlichkeit, befördert durch Verengung ihres Bundes die Humanität, stiftet Vereinigung zwischen der physischen und moralischen Natur des Menschen. Indessen ist der größte Vortheil doch auf Seiten der Sinnlichkeit; durch das Schöne erweitern wir das Feld unserer Empfindungen, werden aber an Begriffen nicht reicher. Es bewahrt uns vor der Rohheit der Sinnlichkeit. Für den Menschen von gröberer Sinnlichkeit ist daher die Schönheit die größte Wohlthat. Aber dem männlichen Sinn kann die zu große Anhänglichkeit an das Schöne schädlich werden; leicht wird er sich dabei blos mit der oberflächlichen Betrachtung der Dinge begnügen; aber aller Weg zur Vortrefflich-

keit geht durch die Mühe. Das Genie wählt den steilsten Weg zur Vollkommenheit. Die ausschließende Kultur des Schönheitsgefühls verführt uns leicht zur Oberflächlichkeit, bringt uns Erschlaffung, Weichlichkeit und Abneigung gegen Gründlichkeit: denn wir gewöhnen uns dadurch immer blos auf die Behandlung, nicht auf den Gehalt zu sehen.

Das Schöne veredlet die Sinnlichkeit, und versinnlicht die Vernunft. Es lehrt, einen Werth auf die Form legen. Mit dem Schönen lernt man Dinge ohne Eigennutz, blos ihrer Form wegen lieben. Der Vernunft geschieht ferner ein Dienst, wenn Sinne und Phantasie in ihr Interesse gezogen werden; aber Wahrheit und Güte gewinnen kein Verdienst durch die ästhetische Form. Aber auch die Tugend darf eine geschmackvolle Form nicht verschmähen, wenn schon der Geschmack den Werth der Tugend nicht bestimmt. Nur muß für Stoff und Form in gleichem Grade gesorgt werden. Vereinigung der Wahrheit mit der Schönheit, des innern Gehalts mit dem Reiz der Form, ist das Erforderniß wahrer Vollkommenheit.

Neue Bücher

welche

im Industrie-Comptoir und in der Baumgärtnerischen Buchhandlung um beigesetzte Preiße zu haben sind.

Amors Geburt und Lebenslauf auf 25 Kupfer in 4. Velin-Papier mit einem Text. schwarz 2 Rthlr.

Dieselben illum. 3 Rthlr.

Abbildungen der Eisernen Gußwaaren der Königl. Pr. Eisenwerke, zu Malapane, Gleiwitz und Creuzburg in Schlesien, bestehend in einzelnen Theilen zu Maschinen aller Art — bei Fabriken Rohre zu Räder und Zapfenwerke ꝛc. 36 Heft Folio mit 9 Kupfern. 1 Rthlr.

Anleitung zum Etablissement einer Fabrike von ächten Weineßig, welcher dem Franz. und Rheinischen völlig gleich kommt; nebst einem Unterrichte zur Fabrikation künstl. Eßigarten, zu welchen kein Wein abhibirt wird. Von Dr. S. F. Hermbstädt gr. 4. —

Aphorismen, gesammelt aus Schillers Werken, mit Schillers Portrait gest. von Rosmäßler 1v. Schreibp. 16 Gr.

Ordinaire Ausgabe auf Druckpapier 12 Gr. —

Baumgärtner, F. G. Neues großes Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, Engl. Anlagen, und für Besitzer von Landgütern. 1sten Bds. 16 Heft mit 10 Kupf. Folio Velin-Papier. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen neues kleines Ideen-Magazin. 1r Bd. 16 Hft. 2 Rthlr.

Baumgärtners, F. G., nouveau recueil d' idées nouvelles, pour la décoration des jardins et des parcs etc. I cah. folio papier velin 8 pl. 1 Rthlr 12 Gr.

Bergk's, Dr. J. A. K. Hänsels und F. G. Baumgärtners Magazin über Asien ꝛc. 1 Bd. 18 Stück mit 6 illum. Kupfern 4. Velin-Papier. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen 28 Heft mit 6 Kupfr. Velin-Papier 1 Rthlr. 12 Gr.

Buschendorf's Dictionair für Pferdeliebhaber ꝛc. 4r Theil 1ste Abtheilung, fortgesetzt von v. Arnim auf Golm. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen 4n Bds 2te Abtheilung. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dies Werk ist nun beschlossen.

Handwörterbuch, neues hist. biographisches ꝛc., angef. von Prof. Grohmann, fortgesetzt von W. D. Fuhrmann 8. 8r Band. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen 9r Band. 1 Rthlr. 12 Gr.

Handbuch für Tischler, Zimmerleute, Steinmetzen, herausgegeben von Schwender 2te Abtheil., 12. mit 45 Kupfern. 2 Rthlr. 12 Gr.

Magazin des Luxus und des neuesten Geschmacks der vornehmen und feinen Welt ꝛc. 56 Heft 1 Rthlr. 12 Gr.

Mode-Magazin, das, herausgegeben von M. Körndörfer, F. G. Baumgärtner und E. Berrin, mit illum. und schwarz. Kupfern, Carrikaturen und natürl. Waaren-Mustern. 8. Jahrgang für 1806 compl. 6 Rthlr.

Magazin zur Beförderung der Industrie. 20s Hft. 4. mit 3 Kpfrn. 16 Gr.

Magazin für Freymaurer. 3s Heft 8. à 18 Gr.

Deſſen 4s Stck. 8. 18 Gr.

Magazin, unterhaltendes, herausgegeben von J. G. Baumgärtner und M. Müller. 1n Bandes 3s Stck. mit ſchwarzen und illuminirten Kupfern. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Magazin ſchrecklicher Ereigniſſe. 2r Bd. 2s Stck. 12 Gr.

Magazin aller neuen Erfindungen ꝛc. von Hermbſtädt, Seebaß und Baumgärtner. 6r Bd. 5s Stück mit 8 Kpfr. 4. 1 Rthlr.

Deſſen 6r Band 6s Stck. mit 8 Kpfr. 4. 1 Rthlr.

Mahleriſche Reiſen, durch einige Provinzen des Ruſſiſchen Reichs, franz. und deutſch von Geißler und J. Richter, 3s Heft Folio Velin-Papier mit 10 Kupfern 6 Rthlr.

Deſſen 4s und letztes Heft Folio Velin-Papier mit 10 Kpfr. 6 Rthlr.

Michaelis, Mag. C. F. Geiſt aus Friedr. Schillers Werken. 2r Bd. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Muſeum des Wundervollen, oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunſt und im Menſchenleben ꝛc., von Bergk und Baumgärtner. 5n Bd. 5s oder 23s Stck. mit 5 Kpfr. 8. 18 Gr.

Deſſen 4r Bd. 6s oder 24s Stck. mit 5 Kupfr. 8. 18 Gr.

Deſſen 5n Bds 1s oder 25s Stück mit 5 Kpfr. 8. 18 Gr.

Deſſen 2n Bds 1s oder 7s Stck. Neue Auflage mit 5 Kpfr. 8. 18 Gr.

Phantaſien zu ländlichen Verzierungen und Gartengebäuden, 15s Heft. Folio. Velin-Papier 1 Rthlr. 12 Gr.

der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich solche für etwas anders als bloße Aufmunterung meiner Muse ansehen könnte. Mehr läßt mich die tiefste Ueberzeugung meiner Schwäche nicht denken, gewiß aber, wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstück hinaufklettern können, so dank ich es Euer Exzellenz wärmsten Beyfall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. Ich habe schon seit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Exzellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerksamkeit an. Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius näher in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Ver-

Deſſen 18tes und letztes Heft. Folio Velin-Papier 1 Rthlr. 8 Gr.

Merkwürdigkeiten, geograph. 2r Band in 4 Heften jeden zu 6 Kpfrn. 4 Rthlr.

Richters, J. und J. G. H. Geißlers Spiele und Beluſtigungen der Ruſſen aus den niedern Volksklaſſen dargeſtellt in Gemählden. mit 12 illum. Kupfern. 5 Rthlr.

Röſſig, D. C. G. Die Nelken, beſonders nach J. C. Etlers in Schneeberg und andern berühmten Sammlungen in Blättern nach der Natur gezeichnet und illuminirt 2r Heft mit 10 Kupfern und 40 Nelkenarten 4. 1 Rthlr. 12 Gr.

Ruſſiſche Volksvergnügen, dargeſtellt in Gemälden und Beſchreibungen von J. G. H. Geißler und J. Richter, gr. Folio 36 und 44 Blatt oder 2te Heft. 3 Rthlr.

Soll Churſachſen die Königswürde annehmen? 8. 8 Gr.

Strafen der Ruſſen, in Gemälden dargeſtellt mit 12 Kupfern. 6 Rthlr.

Tableaux pittoresques des moeurs, des usages et des divertissements des Russes etc. par I. Richter I. G. H. Geisler. folio pap. velin avec X. pl. enlum. 6 écus.

Bayerische Staatsbibliothek München

Weimar 24 Jan. 1803.

Ich wünsche Ihnen Glück zum Anfang des Jahrs und zur Fortsetzung Muth und Freude.

Ihre Bemerkungen über Spezialisirungen in Ihrem letzten Brief sind sehr schön, werden immer mehr meine Sorge.

Bei Nero wollte ich bloß anmerken, daß es gut sey wenn, wenigstens vor der Hand, der Capitel der Constructionen nicht zu viele sind. Die Damen schlagen als Kunstrichterinnen sehr intolerant in diesen Punkt zu seyn.

Was sind wir hier in Weimar sehr unempfindlich an Beiträgen. Fast alles ist krank, und ich schleppe mich kümmerlich hin und her, selbst mit meinem ganzen Hause.

Vale et fave Schiller

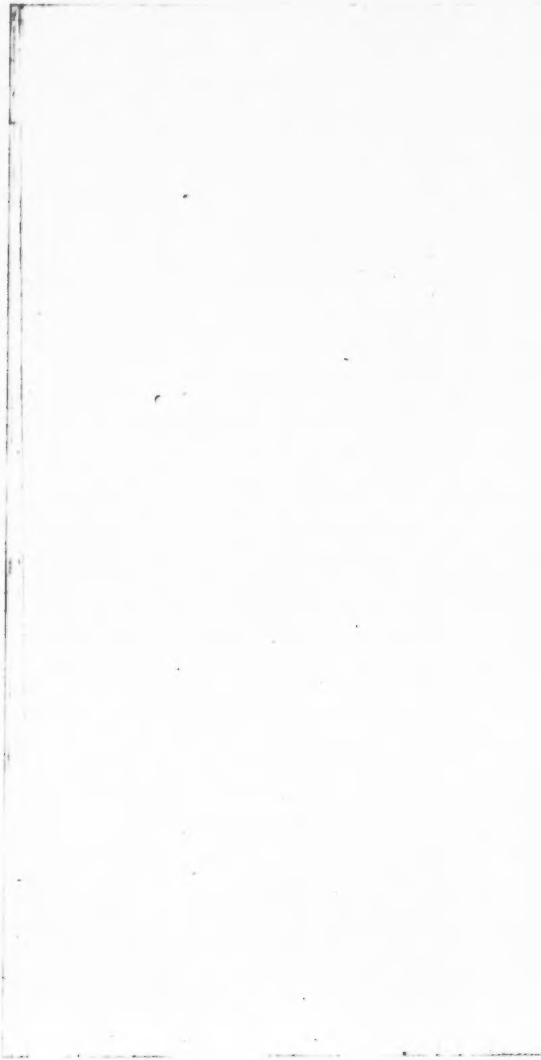

Weimar, 14 März. 805

Sie überschicke Ihnen Goethe den Rest von Ramau's Neffen zum Beschluß sah die Vollendung des Werkes plan mäßiget. Wenn es ihm möglich ist will er noch einige zu diesen Anmerkungen nachliefern, doch kann er es nicht für gewiß versprechen und die Censur sie auf keinen Fall mit den Druck zu geniren.

Ich freue mich von Rochlitz zu hören, daß Sie mit dem Absatz Ihres Journals recht wohl zufrieden sind. Der Verlust des Instituts sich mit jedem Sechstheil vermehren wird, je mehr es auf

wiss an einem guten Erfolg bei dem
publicum sollen. Nur vor langen und
schlagenden Aufsätzen müssen sie sich
hüten, diese sind der Tod jedes Journals
wald. Man will Mannigfaltigkeit und
Abwechslung, daher ist die Kürze schon
allein eine grosse Empfehlung selbst bei
einem geringen Gehalt.

Der Aufsatz ist elegant ohne Au-
fputz vollkommen rund etwas mehr Ver-
zierung der Züge in der Folge wird
schaden. Bei einem solchen Werke müssen
auf die Augen bestochen werden.

Eben empfange meine Frau Herr
Paquet. Ich danke Ihnen bestens
für gütige Besorgung des Kupferstichs
und bitte mir die Auslage zu
notiren. Das Bild ist recht gut
nur gerade für unsern Zweck [illegible]

1

bestimmt

Mein Lieber hat mich nun verlassen und ich fange wieder allmählig an auf zu leben. Dies war ein schöner Winter und in der literarischen Welt besonders merkwürdig. Auf unsre arme Flur werden sie Welt so furchtbar verlassen!

Da jetzt eine Sammlung meiner Gedichte bei Cotta herauskommt und ich mit den Balladen anfangen muß, so fehlt es, um mit Ihrer Edition des Carlos in keine Collision zu gerathen, die Einrichtung getroffen, daß der Carlos mit der Jungfrau v. Orleans und vorerst einem kleinen Theater-Journal einen Band ausmacht und auch nicht einzeln darf verkauft werden. Alle Exemplare welche der Carlos einzeln bekommen werden müssen ist aus Ihrem Verlag bezogen.

Ich wünsche, mein lieber Freund, daß dieses Arrangement Ihren Wünschen erfüllt zu haben; auch Cotta hat keine Antwort mit Vergnügen ergriffen, um nicht mit Ihrem Interesse zu collidiren.

Leben Sie wohl lieber Freund und mögen Ihnen alles nach Wunsch gelingen.

Mich empfehlen Sie mir in mir ganz besondern Hochachtung.

Ganz der Ihrige

Schiller.

Der

Parasit

oder

die Kunst sein Glück zu machen.

Ein

Lustspiel

nach dem Französischen

von

Schiller.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Personen.

Narbonne, Minister.
Madame Belmont, seine Mutter.
Charlotte, seine Tochter.
Selicour,
La Roche,
Firmin. } Subalternen des Ministers.
Karl Firmin, des letztern Sohn, Lieutenant.
Michel, Kammerdiener des Ministers.
Robinau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall — denken Sie doch, Vater! —

Firmin. Was iſts?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das erſtemal, daß ich zu Ihnen aufs Büreau komme, führt mein Glücksſtern ſie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante beſuchte — dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — Sie iſt die Tochter! —

Firmin. Weſſen?

bindung mit Wirtemberg erſchwert werden dürfte.

Der gütigſte Verſchlag Euer Exzellenz in Rückſicht auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke iſt mir unendlich wichtig und dürfte zu ſeiner Zeitigung wohl eine genauere Kenntniß der Particularöconomie von Euer Exzellenz Theater, wie der Herren Schauſpieler und dem non plus ultra der Theatermechanik, mit einem Wort einen lebendigen Augenſchein erfordern, den ich aus dem Stutgardter Stadttheater niemalen werde abſtrahiren können, das noch im Stand der Minderjährigkeit iſt. Leider ſetzen mich öconomiſche Verfaſſungen auſſer Stand, viele Reiſen zu machen, die ich jetzt um ſo freudiger und gewiſſer unternehmen würde, da ich noch einige fruchtbare Ideen für

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters. — Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub ich, ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich ſtörten! denn was hätte ich ihr ſagen können! Meine Verwirrung mußte ihr ſichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrſche mich nicht mehr. Seit den ſechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke — ſie iſt der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beyfall, den man mir gezollt, ihr allein gehört er; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet ſich vieles, wenn er zwanzig Jahr alt iſt. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verſe und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem ſchönen Wahn des Lebens beſte Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigſtens einige Hofnung bey dieſer Liebe wäre — Aber nach etwas zu ſtreben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne iſt eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unſer ganzer Reichthum iſt meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber iſt das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach konnten Sie nicht ſtreben! Wollten Sie Ihren Werth

geltend

geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Commis zu seyn, und Ihr Sohn dürfte ungescheut seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater ist das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut seyn, mein Sohn, ich weiß besser, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung und bin zu brauchen — aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth seyn, als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bey dem neuen Minister alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Geschäft nicht gethan, wie es seyn soll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, daß Sie drey Viertheile seiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechselseitig zu Gefallen seyn. Versch ich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht, darum sollten Sie an seinem Platze stehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen andern aus seinem Platze

verdrängen, und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können — daß Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur desto mehr. — Sie fühlten sich zu edel, um durch die Kunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Narbonne, sagt man, ist ein vortreflicher Mann, der das Verdienst aufsucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

Firmin. Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienst zu übertreiben. — Sey es auch, daß Selicour für sein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich und meynt es gut. Mag er seine Arbeit thun oder durch einen andern thun lassen — wenn sie nur gethan wird! — Und gesetzt, er taugte weniger, tauge ich um dessentwillen mehr? Wächst mir ein Verdienst zu aus seinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? — Mein Platz sey zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müßte also Charlotten entsagen!

Zweyter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeſchlagen.) Er ſelbſt.

Firmin. So ſchwermüthig? Was iſt Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Büreau! Wie glücklich ſind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was iſt das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche (zuckt die Achſeln.) Nicht mehr. — Mein Platz iſt vergeben. Seit geſtern Abend hab ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Laſſen Sie ſich ja nichts gegen ſie merken. Sie iſt krank, ſie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns ſoll ſie nichts erfahren.

Firmin. Aber ſagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringſte vorzuwerfen? Ich will mich nicht ſelbſt loben, aber ich kann ein Regiſter halten, meine Correſpondenz führen, denk ich, ſo gut als ein anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Büreau bin ich der Er-

ste, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabschiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben. —

Karl. Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

La Roche. Wer? Es ist ein Freundschaftsdienst von dem Selicour.

Karl. Ists möglich?

La Roche. Ich hab es von guter Hand.

Firmin. Aber wie? —

La Roche. Der Selicour ist aus meinem Ort, wie Sie wissen. Wir haben beide gleiches Alter. Sein bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unserm Dorf. Ich hab ihn in die Geschäfte eingeführt. Zum Dank dafür schickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht welchen, Vetter von dem Kammerdiener unsers neuen Ministers in meinen Platz einzuschieben.

Karl. Ein saubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtschaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mirs nicht zu thun, aber rächen will ich mich. Dieser unverschämte Bube, der gegen seine Obern so geschmeidig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner

ſoll dir ſehr ernſthafte Händel anrichten! — Und ſollt' es mir meine Stelle, meine Verſorgung auf immer koſten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer, aber meine Feinde mögen an mich denken.

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Burſche zu entlarven iſt ein gutes, ein verdienſtliches Werk. — Seine Stelle, das wiſſen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerſchwitzt euch, laßts euch ſauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umſonſt vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienſte? Wer bekümmert ſich darum? — Kriecht, ſchmeichelt, macht den Krummbuckel, ſtreicht den Katzenſchwanz, das empfiehlt ſeinen Mann! Das iſt der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hats dieſer Selicour gemacht, und ihr ſeht, wie wohl er ſich dabey befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menſchenkenner geben, aber dieſen Selicour, den ſeh ich durch! den hab ich — ich kenne mich ſelbſt nicht ſo gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule ſah man, welch Früchtgen das geben würde! Das ſchwänzelte um den Lehrmeiſter herum und horchte und ſchmeichelte und wußte ſich fremdes Verdienſt zuzueignen, und ſeine Eier in fremde Neſter zu legen. Das erſchrack vor keiner

Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, gieng das alles ins Große. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wußte er zu segeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verläumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Minister zugieng. — Nun, er ist todt — ich will ihm nichts böses nachreden. — Aber wie wußte dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verläßt, der ihn verläugnet.

Karl. Aber wie kann er sich bey dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß sich nach seinen Leuten zu richten, und seinen Karakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommts ihm nicht an, wenn dabey etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Bubenstück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Närbonne hat einen durchdringenden Geist und wird seinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das ists eben, was er fürchtet. — Aber so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beyspiel, spielt er den Ueberhäuften, den Geschäftvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er sich mit

keinen kleinen Projekten, ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie so? Was sind das für Projekte?

La Roche. Narbonne, der bey dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem großen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation, wen er dazu empfiehlt, der ists. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingts nun dem Selicour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem hellsehenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hilfe eines geschickten und discreten Sekretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muß also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Miene eines gübten Diplomatikers. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwatzhafte Alte, die eine Kennerinn seyn will und sich viel mit der Musik weiß. — Bey dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Charaden und Sonnette vorgesagt, ja und der Stümper hat die Dreistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen, bey ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter gehätschelt, von der Tochter geschätzt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiß, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbete!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Firmin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bey Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör ich! Ists möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! Diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — wart — wart — die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die paßt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag ich. — Rein verloren! — In seinem Ehrgeitz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —!

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, sag ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Firmin. Ich Ambassadeur!

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt' ich meynen, als dieser Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh Sie uns andern so grosse Stellen verschaffen, dächte ich, Sie sorgten Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unſerm Freund! So iſt er! Immer unternehmend, immer Plane ſchmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es ſo leicht nimmt, das hat ihm ſchon ſchwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag ſeyn, ich verſpreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber alles, was ich ſehe, belebt meine Hofnung, und der Verſuch kann nichts ſchaden. — Für mich ſelbſt möchte ich um keinen Preiß eine Intrigue ſpielen — aber dieſen Selicour in die Luft zu ſprengen, meinen Freunden einen Dienſt zu leiſten — das iſt löblich, das iſt köſtlich, das macht mir ein himmliſches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — Wie? — Ich habe noch gar nicht daran gedacht, aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ey! — Ey! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — ich werde mich mit Ehren herauszieh'n, dieſer Selicour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh ich. — Was brauchts der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bey dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer bey ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ey was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich

das Mannheimische Theater Euer Exzellenz zu communiziren die Ehre haben möchte. Uebrigens verharre ich zeitlebens

Euer Exzellenz

ganz unterthänigster Diener
und wahrer Verehrer

D. Schiller,
Regiments-Medicus.

fürchte niemand. — Kurz und gut. — Ich — spreche den Minister — ich öfne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — das ist das Werk einer halben Stunde — der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

Firmin. Laß du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie mennen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein lustiges Projekt ist's, das Sie sich ausgesonnen haben! Ein leeres Hirngespinst! — Und wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidenere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug, es wird sich jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt alſo beide meine Dienſte nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (er geht ab.)

Firmin. Er iſt ein Narr. Aber ein guter, und ſein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es iſt der Miniſter mit ſeiner Mutter — Laß uns gehen! — Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg geſtellt hätte — (gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Madame Belmont. War Herr Selicour ſchon bey dir?

Narbonne. Ich hab ihn heute noch nicht geſehen!

Madame Belmont. Das mußt du doch geſtehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in dieſem Manne beſitzeſt.

Narbonne. Er ſcheint ſehr brav in ſeinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan iſt, ſo muß ichs für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne wie Selicour begegnete.

Madame Belmont. Der alles versteht — dem nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniß — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Mahlerey, Verse, man frage wonach man will, er ist in allem zu Hause.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Madame Belmont. Gut, daß du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre, sie hat Augen, dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delikatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!.

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Parthie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt, hab ich nicht selbst meinen Weg von unten auf gemacht? und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bey einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will seine Fähigkeiten prüfen — zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Madame Belmont. Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Narbonne. Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern, man kann ein Geschäftsmann seyn, und doch seine gute Laune behalten.

Madame Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — Ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bey dem Lycée abonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen! —

Madame Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Madame Belmont. Welchen Offizier? —

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Madame Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt. —

Madame Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Madame Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Madame Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bey uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt dießmal auf sich warten!

Madame Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (alles bekomplimentirend.) Ganz zum Entzücken sind ich Sie alle hier beisammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend.) Hier überbringe ich den bewußten Aufsatz — ich hielts für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beyzufügen.

Narbonne. Vortreflich!

Selicour (der Madam ein Billet übergebend.) Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

Madame Belmont. Allerliebst!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, hab ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darinn finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Aeltern hilflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Greuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unsers Lebens die Sorgen auf, die sie unsrer hilflosen Kindheit beweisen?

Madame Belmont. In alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour (zu Narbonne.) In unsern Büreau's ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und viele bewerben sich darum.

Narbonne. Auf Sie verlaß ich mich! Sie werden die Ansprüche eines jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tische noch so mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab es gut mit Ihnen vor. (er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Madame Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unsre Verwandten, unsre Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte —

Madame Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unsrer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen!

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! — Jetzt zieh dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bey dem Putz präsidire.

Selicour. So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hilfe — wer könnte da widerstehen?

Madame

Madame Belmont. Er iſt ſcharmant! ſcharmant iſt er! Nicht den Mund öfnet er, ohne etwas Geiſtreiches und Galantes zu ſagen. (geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten.) Endlich iſt ſie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab ich die Ehre mit Herrn Selicour —

Selicour (grob und verdrüßlich.) Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — in meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht. —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht um etwas zu bitten — ich komme dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten!

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verschaft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erst seit gestern hier im Hause, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

Selicour. Was Sie sagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienst des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters. — Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wahrhaftig, ich schäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie so barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von so vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich seyn, dächt' ich!

Selicour. Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, sehr leid — ich kann mirs in Ewigkeit nicht vergeben. —

Michel. Laſſen wirs gut ſeyn!

Selicour. Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe! der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm ich von ihm her! Er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich.

Michel. Schreibt er nicht ſeine ſaubre Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiſte, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſolliciriren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einen vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaubs! Ich glaubs! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monſieur Michel! Mein Grundſatz iſt: Handle recht, ſcheue niemand.

Michel. Schön geſagt!

Stutgardt, den 17. August 1781.

Reichsfrey Hochwelgeborener
insonders Hochzuverehrender
Herr Geheimer Rath.

Nunmehr bin ich in den Stand gesetzt, ernstlich und mit Muße über die Theatralisirung meiner Räuber zu denken, und hoffe die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen.

Weil mir schon vorher, ehe noch Euer Excellenz mich einer gütigsten Zuschrift gewürdigt

Selicour. Nun, also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur. — Er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein.) He! He! So einige kleine Liebschaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl seyn! Aber er ist über diesen Punkt —

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt, denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten sucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich schon noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müſſen Sie einen chriſtlichen Mantel auf ſeine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat ſeyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich haſſe die ſchlechten Auslegungen. — In den Tod haſſe ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das beſte von ſeinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun wir ſehen uns wieder, Monſieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz ſchaamroth darüber! (giebt ihm die Hand.)

Michel (weigert ſich.) O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu beſcheiden.

Selicour. Ohne Umſtände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monſieur Michel!

Michel. Das werd ich mich nimmer unterſtehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterſchied zwiſchen uns. Ich bitte mirs recht aus, Monſieur Michel! —

(indem ſich beide becomplimentiren, fällt der Vorhang.)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Narbonne und Selicour (sitzen.)

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich.) — Ja!

Narbonne. Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meynung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, sie wird sich um ein großes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit bey Seite. Sie sollen in der Diplomatik und im Staatsrecht sehr bewandert seyn, sagt man?

Selicour. Ich habe viel darinn gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kündig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Fürs erste also lassen Sie hören — Welches halten Sie für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

Selicour (stockend.) Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

Selicour. So meyn ichs.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ists, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten, und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmassung.

Selicour. So meyn ichs.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf alles, was —

Selicour (unterbricht ihn.) Ueberall habe er die Augen, er wisse das Verborgenste auszuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So meyn ichs. — Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour (rasch.) Sein Gesicht sey ein versiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So mein ichs.

Narbonne. Er beſitze einen Geiſt des Friedens und ſuche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichſt vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verſchiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugniſſen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede.) Ihren Verfaſſungen — ihren Bündniſſen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beyſpiel: Angenommen alſo, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verſchickte — ſo würden Sie wohl von dieſen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen.) Ich — muß geſtehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beſchäftigt. Den Norden kenn ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu ſtudieren.

Narbonne. Von Italien alſo!

Selicour. Das Land der Cäſaren feſſelte billig meine Aufmerkſamkeit zuerſt. Hier war die Wiege der Künſte, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabenſten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unſer Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die ſchönen Künſte haben ſo viel Anziehendes! Es läßt ſich ſo vieles dabey denken!

Narbonne. Venedig iſts, was mir zunächſt einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufſatz angefangen, worinn ich mich über alles ausführlich verbreite. — Ich eile ihn herzuholen. — (Geht auf.)

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es iſt jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (ſehr eilig.) Ich will nicht ſtören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieſer Jemand wird ſich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es ſey in ein paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile. (Selicour eilt ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſeyn.

Narbonne (zu Michel.) Laßt ihn eintreten.

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen.) Ich bin wohl — ich vermuthe — es iſt des Herrn Miniſters Exzellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Vergebung — ich — ich komme — Es iſt — Ich ſollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpekt —

Narbonne. Ei, ſo laſſen Sie den Reſpekt und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geſchenkt, der weder Fähigkeit noch Gewiſſen hat.

Narbonne. Und wer iſt dieſer Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieſer Selicour iſt eben ſo unwiſſend, als er niederträchtig iſt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! (klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichten, Ihr Exzellenz! — Er iſt uns bey dieſem Geſpräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub ich, aber das iſt nun einmal meine Weiſe. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die ſich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber ſteht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es iſt aber doch mißlich, jemand ins Angeſicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweiſe hat, allerdings — Iſt das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu ſagen. — Er iſt ein feiner Schelm, ein beſonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angeſicht. — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie ſollen ſehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird ſich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Selicour (sehr verlegen.) Es ist Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehustet.) Ich muß Ihnen also sagen, daß wir Schulkameraden zusammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre, und traten beide in dem nemlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, das mag seyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weise aus seinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, das ist hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen, ich aber sage von ihm und behaupte dreist, daß dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Exzellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen, Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bey seinen schlechten Stückchen redlich beygestanden.

Wie ein ſpitzbübiſcher Lakey weiß der Heuchler mit der Livrée auch jedesmal den Ton ſeines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler iſt er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Geſell! Niederträchtig, wenn er etwas ſucht, und hochmüthig, unverſchämt gegen alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges, aber über dieſe menſchliche Schwachheit iſt er jetzt weit hinaus. — Nun hat er ſich in eine prächtige Stelle eingeſchlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Auf ſich allein zieht er die Augen ſeines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herr Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Iſt Herr Firmin in unſern Büreaus?

La Roche. Ein treflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geſchäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntſchaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär es! Ich habe genug geſagt, denk ich!

Narbonne (zu Selicour.) Verantworten Sie ſich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks, ich hätte gedacht, mein Freund La Roche

hatten, von Hrn. HofkammerRath Schwan gewisse Propositionen in Absicht auf dieses Schauspiel gemacht worden sind, so konnte ich nicht umhin, demselben die neuen Anträge Euer Excellenz zu wissen zu thun, und ihn, weil ich mich schon anfänglich etwas mit ihm eingelassen, deshalb um Rath zu fragen. Ich bin so frei gewesen, Euer Excellenz in Beilagen seine Antwort zuzuschicken, woraus Hochdieselbe meine Verhältnisse mit ihm, und seine Meinung über den Punkt zur Genüge abnehmen können. Ich befolge auch in so fern den freundschaftlichen Rath dieses Mannes, und ersuche Euer Excellenz unterthänig, mich mit einer näheren Erklärung über dieses und die zukünftig zu ebirenden Schauspiele, wie Hochdieselbe es damit gehalten zu haben wünschen, gütigst zu beehren, damit ich in

sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin! —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden lassen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gestehe es, hatte ich gewartet, und mich schon im voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Exzellenz heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine Last auf

ſich nehmen, der ſie nicht gewachſen ſind, um ſie einem andern heimlich aufzuladen und ſich ſelbſt das Verdienſt zuzueignen.

Selicour. Die Stelle ſchickt ſich für dich, Kamerad, glaub mir, der dich beſſer kennt als du ſelbſt. (zu Narbonne) — Er iſt ein treflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll geſunden Verſtands, er verdient den Vorzug vor allen ſeinen Mitbewerbern. — Ich laſſe Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin iſts, den er anführt. — Das Beyſpiel iſt nicht gut gewählt, ſo treflich auch der Mann iſt. — Erſtlich iſt ſeine jetzige Stelle nicht ſchlecht — aber ihm gebührt allerdings eine beßre, und ſie iſt auch ſchon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Exzellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Poſten verſetzt werden ſollte, den mir mein gütiger Gönner beſtimmt. — Ich ſey meinem jetzigen Amte nicht gewachſen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben beſitze. — Aber man ſollte bedenken, daß dieſe Anklage mehr meinen Gönner trift, als mich ſelbſt! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachſen, ſo iſt der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem ſchwachen Talent ſo oft ſeine Zufriedenheit bezeugt. — Ich ſoll endlich der Mitſchuldige des vorigen Miniſters geweſen ſeyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören laſſen, die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo ſich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — zwanzigmal wollte ich dieſem unfähigen Miniſter den

Dienst aufkündigen, nichts hielt mich zurück, als die Hofnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Welche süße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt, die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder und alles sey vergessen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Böswicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte,

sein

ſein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh es — Komm! Komm, laß dich umarmen, alles ſey vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht. — Zwar wie ers anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Exzellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bey meiner Anklage. — Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt. — Wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines andern überführen.

La Roche. Thatſachen! Beweiſe! Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — Aber das iſts eben — ich kann nichts damit beweiſen! Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen. — Vormals war er ſo arm wie ich, jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er ſeinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß ſich ſein ganzer Reichthum davon herſchreibt — ſo kann ich das zwar nicht, wie man ſagt, mit Brief und Siegel belegen. — Aber Gott weiß es, die Wahrheit iſts, ich will darauf leben und ſterben.

Selicour. Dieſe Anklage iſt von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf ich mich der ſtrengſten Unterſuchung! — Was ich beſitze, iſt die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes, ich habe es mit ſaurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub es nicht unedel zu

verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten, es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb ich! Mein Freund La Roche ists, der so hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

Narbonne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meynung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu seyn? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und keine Versöhnung! Hier, sehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich seyn! Aber, wiewohl der Spitzbube mich aufs äußerste treibt, lie-

der tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (ab)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie dieſe hartnäckige Verſtocktheit —

Selicour. Hat nichts zu ſagen! Er iſt ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder beſänftigen.

Narbonne. Er iſt raſch und unbeſonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann ſeyn.

Selicour. Ein ſeelenguter Mann, dafür ſteh ich — dem aber der Kopf ein wenig verſchoben iſt. — Es kann auch ſeyn, daß ihn ſonſt jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meynen Sie?

Selicour. Es mag ſo etwas dahinter ſtecken. — Wer weiß? irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieſer arme Teufel iſt nur eine Maſchine.

Narbonne. Wer ſollte aber —

Selicour. Es giebt ſo viele, die meinen Untergang wünſchen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! denn daß ich ſo etwas von Herrn Firmin denken ſollte — Pfui! Pfui! das wäre ſchändlich! das iſt nicht möglich!

Narbonne. So denk ich auch! Der Mann ſcheint mir dazu viel zu rechtlich und zu beſcheiden.

Selicour. Bescheiden, ja, das ist er!

Narbonne. Sie kennen ihn also?

Selicour. Wir sind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Büreau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man siehts ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab ihm schon längst darum angelegen, sich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit gebohren. Ich will ihn indessen —

Narbonne. Bemühen Sie sich nicht. — Gegen einen Mann von Verdiensten kann unser einer unbeschadet seines Rangs die ersten Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Firmin aufsuchen. — Aber jetzt wieder auf unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen.) Es ist schon etwas spät. —

Narbonne. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz seyn.

Narbonne (sieht nach der Uhr.) Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will also —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreissen lassen, die trotz aller unsrer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worinn man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Exzellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das ist würdig gedacht!

Narbonne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. — Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meynung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile,

ich verlasse Sie, verlieren Sie keine Zeit, es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit wenigem viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit! (er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Madame Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte erwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Madame Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabey hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Madame Belmont. Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Madame Belmont. Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heute Abend!

Selicour. Eine Romanze meynen Sie?

Madame Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Madame Belmont. Eine niederträchtige Beschäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene.) Nu! Nu! Wenn er drinn ist, wird mirs wohl auch erlaubt seyn, denk ich —

Madame Belmont. Was giebts da?

Robineau (im Eintreten.) Dieses Bedientenpack bildet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

Selicour. Ich bins.

Robineau. Das will ich bald sehen. — Ja, mein Seel, das ist er! — leibhaftig — Ich seh ihn noch, wie

den Stand gesetzt werde, dem Hofkammerrath eine entscheidende Antwort zu geben. Zwei Fragen unterstehe ich mich besonders zu bemerken:

1) Ob ich mit Euer Excellenz selbst zu traktiren die Ehre haben werde, und

2) Ob sich auch alle meine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, sie seien dramatisch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Noch bin ich frei und ungebunden, und werde es für ein ausnehmendes Glück schätzen, mich Euer Excellenz wärmster Literatur-Liebe mit allem was ich bin zu eigen zu machen.

Mehreres wünsche ich Hochdenenselben persönlich sagen zu dürfen, auf welchen Augenblick ich mir auch das Vergnügen vorbehalte, mit

er sich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun seh er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Christoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, seines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach so!

Robineau. Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

Madame Belmont. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zu gute halten, er ist ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

Madame Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme so eben an, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon

über zwey Stunden, daß ich aus dem Postwagen gestiegen, treib ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen, er weiß ja, seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun, da sind ich ihn ja endlich, und nun mags gut seyn!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab ich freilich —

Selicour. Und welches denn? —

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk ich.

Selicour (zu Madame Belmont.) Excusiren Sie!

Madame Belmont. Er belustigt mich.

Selicour. Er ist sehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärner, meynte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da sey er ein loser Schelm gewesen, da hätt's geheissen: der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört, aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh hin, Christoph! suche den Vetter Selicour in Paris auf, die Reise wird dich nicht reuen — vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich, gleich auf den

Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus, was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so gieng mir das Herz auf.

Madame Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt, theil er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter, weiter hab ich keins. — Es ist doch alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preiß Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet, sie wird bald niederkommen, und hoft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist alles in guten Umständen bis auf seine arme Mutter. — Die meynt, es wär doch hart, daß sie nothleiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leise.) Halts Maul, Dummkopf!.

Madame Belmont. Was sagt er von der Mutter?

Selicour (laut.) Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Wie das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten — die arme gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Madame Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das verſteht ſich! Sogleich bitte ich den Miniſter um Urlaub — es iſt eine gerechte Forderung. Ich kann darauf beſtehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen iſt alles abgethan! — Sie hat ſich nicht in Paris niederlaſſen wollen, wie ſehr ich ſie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu ſehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden, denn zu uns ſagte ſie, ſie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß ſelbſt nicht immer, was ſie will! — Aber ſie nethleidend zu wiſſen — Ach Gott! das jammert mich und ſchneidet mir ins Herz.

Madame Belmont. Ich glaubs Ihnen wohl, Herr Selicour! — Aber Sie werden bald Rath geſchafft haben. Ich gehe jetzt und laſſe Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich iſt die Gattinn, die Sie einſt beſitzen wird. Ein ſo pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (ab)

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine ſo herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der iſt gar ſtolz

und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgeſehen, ob Madam Belmont auch fort iſt.) Sage mir, du Eſel! Was fällt dir ein, daß du mir hier ſo zur Unzeit über den Hals kommſt!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schaafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht — Ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm er mirs nicht übel, das iſt falſch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm ſchlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken.) Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sey ruhig, ich ſchaffe dir einen Platz, verlaß dich darauf.

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör er, Vetter! Ich möchte ſo gern ein recht ruhiges und bequemes Brod, wenn er mich ſo bey der Acciſe unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf, ich ſchaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf — (ab)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin (begegnen einander.)

La Roche. Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich hab ihn dem Minister abgeschildert, diesen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es ist also vorbey mit ihm? Ganz vorbey!

La Roche. Das nun eben nicht! — noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, daß ich da stand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen und will mich bey dem Büreau als Chef anstellen.

Karl. Wie? Was? Das ist ja ganz vortreflich! Da wünsche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn, ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld

zu thun wäre, für ſo falſch und verrätheriſch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit ſeinem ſüßen Geſchwätz! Ich war aber ſein Narr nicht und hab es rundweg ausgeſchlagen!

Karl. Und ſo ſind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater iſt nicht beſſer daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber laſſen Sie mich nur machen! Laſſen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab ich mich geſchlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einſamkeit ausdachte, ſind die ganze Ausbeute, die ich zurück bringe.

La Roche. Vortreflich! Brav! Machen Sie Verſe an Ihre Geliebte! Unterdeſſen will ich die Spur meines Wildes verfolgen: der Schelm betrügt ſich ſehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das iſt unter unſerer Würde. Laſſen wir dieſen Elenden ſein ſchmutziges Handwerk treiben, und das durch unſer Verdienſt erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erſchleicht.

La Roche. Weg mit dieſem Stolz! Es iſt Schwachheit, es iſt Vorurtheil! —‚Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert,— da würden wir lange warten müſſen. Alles ſchmiedet Ränke! Wohl, ſo wollen wir einmal für die gute Sache ein gleiches verſuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10444/051

Verse, bilden Sie Ihr Talent aus, ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

La Roche. Und es wird nicht das letztemal seyn. — Aber thut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken, ich werde ihm so lange und so oft zusezzen, daß ich ihm endlich doch eins beybringe. Ich bin lange sein Narr gewesen, jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Lassen wirs den Buben so forttreiben, wie ers angefangen, so werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf seyn müssen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden. (ab)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

Zweyter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche.

der feurigſten Verehrung zu verſichern, daß ich ſtolz bin zu ſeyn meines

Reichsfrey Hochwohlgeborenen

Hochzuverehrenden Hrn. Geheimde Raths

unterthänig ergebenſter

Schiller.

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen!

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzten — Sie haben mir leid gethan, mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seyd unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet euch mit eurem Triumph. Ihr habt mirs abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ichs heute nicht recht machte, in eurer Schule will ichs bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben mir zu schaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe alſo des ehrlichen Firmins! — Sieh, sieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin.

Selicour. Was giebt er dir für deine Ritterschaft?

La Roche. Was bezahlst du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

Selicour. Freilich sollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour (allein.)

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgiebt, ganz gewiß — und dieser La Roche ists, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeitz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! —

Eben diese beide Firmins wären mir jetzt gerade höchst nöthig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Laß uns fürs erste Nutzen von ihnen ziehen und dann schaft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armseligkeit — Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost Sie zu sehen. — Man hat uns verunreinigen wollen.

Firmin. Uns verunreinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab es heute bewiesen, denk ich, da dieser tollköpfige La Roche mich bey dem Minister anschwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abscheulichste preiß gegeben.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz.

Selicour. Er ist ein Undankbarer! Nach allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß besser, als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lermende Treiben der Büreaux ist Ihnen verhaßt, das weiß ich, Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. — Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgend ein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das sind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preißgegeben. — Auch hielt ichs für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurück zu schicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ists nicht unendlich besser, auf dem

Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen. —

Firmin. Das ist meine Meynung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bey mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen, ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so vieles schuldig! — Mein Posten bringt mich um — Mir liegt so vieles auf dem Halse — Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, das nenn ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, daß ein solcher an den Platz kam, wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte. — Es ist noch nicht alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — Wollen Sie, daß alles seinen rechten Gang gehe, so müßten Sie ein Memoire einreichen, worinn alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre — Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben. — Er trug sie mir auf — Aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! Ich wills gestehen!

Firmin. Sie konnten sich dießmal an keinen bessern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich so lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — so habe ich, um nicht bloß als müssiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine Beschwerden und Verbesserungsplane dem Papiere anvertraut — und so findet sich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich schon gethan ist! — Ich hatte mir keinen bestimmten Gebrauch dabey gedacht. — Ich schrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Ists möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere sind nicht in der beßten Ordnung!

Selicour. O diese kleine Mühe übernehm ich gern — Noch heute Abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser, Sie sollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wissen, daß mirs darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes stifte, gleichviel unter welchem Nahmen.

Selicour. Würdiger, scharmanter Mann! Niemand

läßt Ihrem bescheidnen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir also die Papiere —

Firmin. Ich kann sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mirs aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie so wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen! — (wenn Firmin fort ist) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt in einem Papiere lesend, das er beym Anblick Selicour's schnell verbirgt.) Schon wieder dieser Selicour — (will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (vor sich) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen?

Wie fließen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen, ich weiß aber, er hat Unrecht. — Sie haben ein so entschiednes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh prach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bey welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerinn — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — dessentwegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wärs nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten — Sie vertrauten Sie mir an — Ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich venne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz, als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl (vor sich.) Er will mich beschwatzen! Es ist lauter Falschheit, ich weiß es recht gut, daß er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen. — (zu Selicour.) Man verlangt also für diesen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Sélicour. Der ganze Stolz eines ächten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (sieht sein Papier an.) Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, daß ich sobald Gelegenheit haben würde? —

Selicour. Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse —

Karl. O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

Selicour. Ey was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu seyn — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie stehen an! Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich seyn —

Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt seyn — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie sich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand.) Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

Sechster Auftritt.

Beide Firmin's. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten. (gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu schweigen. (steckt das Papier in die linke Rocktasche.)

Karl (vor sich.) That ich Unrecht, sie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Versen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — Aber man vergißt sich in Ihrem Umgang. — Der Minister wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bey so würdigen Personen. (geht ab, mit beiden Händen an seine Rocktasche greifend.)

(Beilage)

Mannheim, den 11. August 1781.

Mein wertheſter Freund.

Bei meiner Freundſchaft denke ich nie an den Kaufmann. Ich liebe und ehre den Mann und die Sache um des Mannes und der Sache willen, ohne die mindeſte Abſicht auf Intereſſe. Dies iſt nun auch der Fall zwiſchen uns beiden. Hören Sie deshalb, was ich Ihnen als Freund rathe. Ohne ſich gleich anfangs die Hände zu binden, laſſen Sie ſich einmal Vorſchläge von dem Herrn von Dalberg thun. Sie können ihm dabei nicht undeutlich zu verſtehen geben, wie

Siebenter Auftritt.

Beide Firmin's.

Firmin. Das ist nun der Mann, den du einen Ränkeschmied und Kabalenmacher nennst — und kein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen schön thut, desto weniger trau ich ihm — Dieser süsse Ton, den er bey Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude, — Der Minister will Sie besuchen.

Karl. Meinen Vater —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hatten. — Diesem Selicour ist auch

gar nicht wohl dabey zu Muthe — So ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

Karl. O so sehen Sie sich doch wider Ihren eignen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Du siehst mich in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wirds alles seyn!

La Roche. Nein, nein, sag ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und das ists nicht allein! Nein! Nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiß es, ist seinem Fall nahe! Noch heute — Es ist schändlich und abscheulich — doch ich sage nichts. — Der Minister ließ in Ihrem Hause nach Ihnen fragen, man sagte ihm, Sie seyen auf dem Büreau — Ganz gewiß sucht er Sie hier auf! Sagt' ichs nicht? Sieh, da ist er schon! (er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. — Männer Ihrer Art brauche ich höchst nöthig — Ich komme deßwegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Am-

te auszubitten, das mir anvertraut ist. — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meynung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

Narbonne. Sie haben mir sehr viel schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebet, sucht selbst das Auge seines Chefs, und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dumm-

kopf und der Nichtswürdige ſind immer bey der Hand, um ſich mit ihrem anmaßlichen Verdienſte zu brüſten — wie ſoll man das wahre Verdienſt unterſcheiden, wenn es ſich mit ſeinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken ſtellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, ſo wie für das Böſe, welches man zuläßt, verantwortlich iſt.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde ſie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang ich nicht — damit wir beſſer mit einander bekannt werden, ſo ſpeiſen Sie beide dieſen Abend bey mir. Sie finden eine angenehme Geſellſchaft — Ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt ſeyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht ſtolzer geworden iſt, wird Sie aufs freundlichſte empfangen, das verſprech ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (vor ſich.) Ich werde Charlotten ſehen!

La Roche (bey Seite.) Die Sachen ſind auf gutem Weg — der Augenblick iſt günſtig — Friſch, noch einen Ausfall auf dieſen Selicour! (kommt vorwärts.) So laſſen ſie endlich dem Verdienſt Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun iſt noch übrig, auch das Laſter zu entlarven — Glücklicherweiſe finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es dieſen Morgen gelaſſen — Dieſer Selicour brachte mich heute zum Stillſchweigen — ich machte es ungeſchickt, ich geſteh es, daß ich ſo mit der Thüre ins Haus fiel, aber

wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehn giebt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hofnungen geheilt in sein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Norbonne. Meine Mutter war ja bey dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre,

Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir wahrlich der gute Mann nicht zu seyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche (vor sich.) Ich möchte bersten — Aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen.) Wie so?

Narbonne. Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — diesen Abend ein mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör ich, meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände. (er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Pläne der Großmutter — Gott! ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Seyn Sie außer Sorgen. Ich hoffe alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! wenigstens unter den Augen des Ministers vergiß dich nicht.

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir sein Beyspiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren. (er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, daß Ihr Vater selbst mich Lügen straft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Bester Freund, ich habe heute früh Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht werth sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig seyn soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder doch etwas höchst elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Trotz seiner süßlichten Manieren hassen ihn alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh' ich, so verhaßt ist er! —

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwatzte. Sollte er wohl die Stirne haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten, er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — Dein Lehrling formirt sich, und noch vor Abend sollst du bey ihm in die Schule gehen!

(gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Madame Belmont. Bleib da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Madame Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu seyn.

Madame Belmont. Das hör' ich gerne! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine so gute Meynung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl seyn.

Charlotte (betroffen.) Mein Gemahl! —

Madame Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Sie gegen mich gesinnt sind. Vielleicht macht man Ihnen Vortheile, die ich Ihnen nicht machen könnte, und dann würde ich Ihnen selbst rathen, dort zu entriren. Nur lassen Sie sich mit niemand anders, wer es auch sei, ein, als unmittelbar mit dem Herrn von Dalberg selbst. Er ist ein rechtschaffener braver Herr, um den es mir leid thut, daß er sich mit gewissen Leuten eingelassen hat, von denen, wenn aus zweien Uebeln eins gewählt werden muß, ich lieber wünsche, daß sie meine Feinde, als daß sie meine Freunde seien. Wenigstens hätte ich von den letztern weniger Ehre. Ich war der erste, der den Hrn. von Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthusiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die ersten sieben Bogen erhielt, und las sie ihm brühwarm vor, und es reut mich nicht, Sie

Madame Belmont. Wir glaubten nicht besser für dein Glück sorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gerne einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Madame Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ichs sogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Madame Belmont. Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein, hören Sie! —

Madame Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens steht diese Parthie deiner Familie an. — Ein Mann, der alles weiß — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger bewährter Freund. — Auch reißt man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hatte er mir diesen Abend eine Romanze für dich versprochen — denn er kann alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen seyn. —

Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf sich warten! Wahrlich, es giebt seines Gleichen nicht!

Zweyter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein möglichstes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Madame Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich schon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Madame Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worinn sie mir meldet, daß sie endlich —

Madame Belmont. Daß sie die tausend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich sonst die Fassung haben können? — Aber, dem Himmel sey Dank! — Jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Madame Belmont (zu Charlotten.) Er hätte dich gejammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da wars, wo

ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh ich sie gelesen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bey Ihnen! Ey, ey, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigerem Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun und Sie belad'n ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Madame Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! — Will er nicht gar böse werden!

Narbonne. Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

Narbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabey gespart habe.

Narbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabey bewenden lassen, sie bloß müssig zu beklagen — Dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungsplane an, und so trift es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich da-

mit hervor zu treten, wenn die Regierung nicht endlich von ſelbſt zur Einſicht gekommen wäre, und in Ihrer Perſon einen Mann aufgeſtellt hätte, der alles wieder in Ordnung bringt — Jetzt iſt der Zeitpunkt da, von dieſen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geſchehen!

Madame Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannſt zufrieden ſeyn, denk ich — Herr Selicour hat deinen Wunſch erfüllt, eh er ihn wußte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichſten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden ſeh ich, daß wir einverſtanden ſind. — Geben Sie, Herr Selicour, noch heute Abend ſende ich den Aufſatz an die Behörde.

Selicour (vor ſich.) Alles geht gut — Jetzt dieſen Firmin weggeſchaft, der mir im Weg iſt. (laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu ſagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche dieſen Morgen doch ſeinigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindeſten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach allem, was ich ſehe, hat dieſer La Roche meine Stelle ſchon an jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer ſehr gut gedacht von

Herrn Firmin, aber, ich gesteh es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben ja mir noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Ist auch dem Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn besser und ich stehe für ihn.

Selicour. Ich wünschte, daß ich eben so von ihm denken könnte.

Narbonne. Der schändliche Undank dieses La Roche muß Sie natürlicherweise mißtrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick selbst hier seyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mirs nicht versagen. Ich hab ihn gesehen!

Selicour. Gesehen! Vortreflich!

Narbonne. Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

Selicour. Speisen — Sein Sohn! Vortreflich!

Madame Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, dessen Verdienste

Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachtessen eingeladen.

Madame Belmont. Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heissen.

Narbonne (zu Selicour.) Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte sehr — Ganz im Gegentheil!

Madame Belmont. Ich bin dem Vater schon im voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meynung!

Narbonne. Sie können sich also ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarfs nicht — im geringsten nicht — Wenn ichs gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund ist.

Narbonne. Er hat es bewiesen! Er spricht mit grosser Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend.) Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen, noch vor kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunst!

Narbonne. Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortreflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ruhm-

sucht freier seyn, als er. Was gilts? Er wär im Stande, einem andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat!

Selicour. Meynen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Madame Belmont. Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

Charlotte. Ja wohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz versteht.

Selicour. Würde der wohl einem andern den Ruhm seines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich sehr!

Narbonne. Ich liebe dieses Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verspricht!

Narbonne. Jeder an seinen rechten Platz gestellt, werden sie beide vortreflich zu brauchen seyn.

Selicour. Es ist doch gar schön, wie Sie die fähigen Leute so aufsuchen!

Narbonne. Das ist meine Pflicht. (er spricht mit seiner Tochter.)

Selicour. Das wars! (zu Madame Belmont, bey Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Berufsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

Madame Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich,

größerer Sicherheit wegen, jemanden aus der Gesellschaft darum anspräche, sich als Verfasser zu bekennen. —

Madame Belmont. Wie? Sie könnten einem andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das ist eine Kleinigkeit! (beide Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt sie, lebhaft.) Da kommen sie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen.) Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Madame Belmont (zu Karl Firmin.) Ich hatte mirs nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen, es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort wars, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin dem Vater.) Lassen wir die jun-

gen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da ist Selicour!

Selicour (zu Firmin.) In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bey dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

Narbonne. Sie sind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (zu Firmin.) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, daß Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich, als seinen Freund.

Narbonne. Und seyn Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Parthey nahm. Ganz gewiß hat dieser La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche so gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab ich eine schlechte Meynung von seinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn gesprochen, aber dießmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz, und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bey der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bey Ihnen keinen Glauben

fand! — Sie sehen, wir sind fertig — Unser Streit ist beygelegt, es braucht keiner weitern Erklärung.

Madame Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin.) Es ist schon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (Madame Belmont bey Seite führend.) Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Madame Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Versemachen ab.

Madame Belmont. Ja! — Nun!

Selicour. Ich hab ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er läßt sichs gefallen!

Madame Belmont. Läßt sichs gefallen? Das glaub ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen strafen!

Narbonne. Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — Wir können uns besser beschäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

Narbonne. Es ist ja wahr, du singst nicht übel —

mit dieſem Manne bekannt gemacht zu haben, der eben ſo viel durch ſeine eigene Verdienſte, als durch ſeinen Stand der pfalziſchen Literatur Ehre macht, und den ich eben ſo ſehr ſchätze, als er mich, von übeln Rathgebern geleitet, ſeit einiger Zeit verkennt. Ohne ihn würde unſer hieſiges Theater ſchon längſt nicht mehr ſein, was es iſt, und da er reich genug iſt, um aus Liebe zum Guten einigen Verluſt von ſeinen eigenen Mitteln nicht zu achten, ſo wird er auch den Schaden, den er am Ende bei dem ihn zum Nutzen der Theaterkaſſe von dem Herrn Profeſſor Klein vorgeſchlagenen eigenen Verlag der für die hieſige Bühne bearbeiteten Schauſpiele ſicher leiden muß, leicht verſchmerzen. Doch das geht Sie, mein Freund, nichts an; wenn Sie gut und richtig bezahlt werden, woran Sie, ſobald Sie mit Hrn.

— Laß hören. — Hast du uns nicht irgend etwas neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht, —

Charlotte. Hier hat man mir so eben einige Strophen zugestellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden Sie stören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede! (er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht allem vor!

Madame Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor. (alle setzen sich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karln, neben letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Madame Belmont. Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour (zu Madame Belmont, leise.) Verrathen Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber! (zu Karl Firmin.)

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Ist das wahr, Karl? Wärest du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte (zu ihrer Großmutter.) Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

Madame Belmont (laut.) Ja! — (heimlich) Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Madame Belmont. Aus Ursachen. (zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu seinem Sohn.) Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet seyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, eh Sie richten!

Charlotte (singt.)

An der Quelle saß der Knabe
Blumen band er sich zum Kranz
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
„Und so fliehen meine Tage
„Wie die Quelle rastlos hin,
„Und so schwindet meine Jugend
„Wie die Kränze schnell verblühn!"

Madame Belmont (Selicour ansehend.) Dieser Anfang verspricht schon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend.) Diesem Herrn da gehört das Compliment.

Madame

Madame Belmont. Gut! Gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatz beschäftigt.) Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich die Aufmerksamkeit.

Charlotte (singt wieder.)

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit,
„Alles freuet sich und hoffet,
„Wenn der Frühling sich erneut!
„Aber diese tausend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Busen
„Mir den schweren Kummer nur!"

Madame Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin.) Sie sehen, wie alles Sie bewundert.

Narbonne (lesend.) Treflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter.)

Madame Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Narbonne tretend.) Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabey zu danken. (tritt wieder auf die andre Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andre Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (singt wieder.)

Was kann mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut,
Eine nur ists, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß,
Blumen, die der Lenz gebohren,
Streu ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Madame Belmont. Wie rührend der Schluß ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt sich gegen Charlotten.) Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt sich —

Selicour (schnell zu Karl Firmin sich umdrehend.) Nicht wahr, lieber Freund?

Madame Belmont. Ich bin ganz davon hingerissen —

Selicour (bückt sich gegen Madame Belmont.) Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie versteh ich das?

Selicour (eben so schnell wieder zu Karl Firmin.) Nun! Sagt' ichs Ihnen nicht! Sie haben den vollkommensten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk ist vortreflich! Ganz vortreflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater.) Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt.) Ich muß gestehen, ich merke so etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet.) Ein süsser Triumph für den Verfasser!

Narbonne (den Aufsatz zusammen legend.) Ein wahres Meisterwerk. In der That!

Selicour (bückt sich gegen Narbonne.) Gar zu viel Ehre!

Madame Belmont (wiederholt die letzte Strophe.)

Horch, der Hain erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmlisch! dem widerstehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabey! Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (steht auf.) Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortreflich wären — Selicour, Sie sind Gesandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie sinds! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das schreiben konnte, muß ein rechtschaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie seyn!

Selicour. Aber erlauben Sie — Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Loose —

Narbonne. Sie müssen sich von allem losreißen, wenn der Staat Sie anderswo nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? Zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — (leise zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortreflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (ab)

Selicour (zu Karl.) Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (zu Charlotten.) Unser junger Freund weiß die Complimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

Firmin (zu seinem Sohn.) Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeärntet! (Selicour giebt Charlotten seinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab Ursache, mich zu rühmen.

Madame Belmont (zu Selicour.) Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch alles. Er ist ein scharmanter Mann! (sie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend.) Diesem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — Ich weiß in der That nicht, wie ich mirs zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst. (gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend.)

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erst fassen, eh ich ihnen folgen kann. — Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dieß alles zu ertragen? — Ein schöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten sie mir das Compliment. — Es ist offenbar, daß sie ihn und nicht mich für den Verfasser halten. Ich bin ihr Narr und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht alles nach Wunsch vermuthlich.

Karl. O ganz vortreflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hofnung.

Karl. Selicour steht in größerm Ansehen als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie sagen!

Karl. Es giebt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Ists möglich? Aber dieser wichtige Aufsatz, den der Minister ihm aufgetragen, und dem er so ganz und gar nicht gewachsen ist.

Karl. Der Aufsatz ist fertig.

La Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er ist fertig, sag ich Ihnen.

La Roche. Sie spotten meiner! Es ist nicht möglich.

Karl. Ein Meisterstück an Styl und Innhalt!

La Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen!

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert, und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie! Er erhält die Hand des Fräulins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit samt dem Mädchen! Nein, beym Teufel! Das kann nicht seyn! Das darf nicht seyn! — Wie? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preiß hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öfnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bey der alten Mama mag er sich

damit in Gunst setzen, aber meynen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! Dieses Memoire ists, das so vortreflich seyn soll, und das er irgendwo muß herbey gehert haben — denn gemacht hat ers nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hererei sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege giengs nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein.)

Laß sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern auszuspüren, um sich ihnen nothwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte ers mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abentheuer des Ministers verlauten — Er habe Zimmer besprochen in der Vorstadt. — Ich glaube

von Dalberg ſelbſt zu thun haben, nicht zweifeln dürfen, ſo bekümmert Sie das Uebrige wenig. Daß Ihre Arbeiten nicht bekannt werden ſollten, weil Sie keinen Buchhändler zum Verleger haben, daran zweifeln Sie nicht. Es wird gleich aller Orten Nachdrücke genug geben; denn ſo ſehr auch ſolide Handlungen gegen den unerlaubten Nachdruck eifern, ſo iſt es doch einmal bei der Buchhandlung als ein Grundſatz angenommen, daß man Recht und Befugniß habe, alles nachzudrucken, was nicht von Buchhändlern ſelbſt verlegt worden iſt. Freilich wird das nun dem Hrn. von Dalberg oder vielmehr ſeinem Verleger nicht ſchmecken; aber das iſt nun nicht anders; jeder bleibe bei ſeinem Beruf. Ich für mein Theil werde mich freilich nie damit abgeben; aber es gibt andere genug, die das thun. Iſt

kein Wort davon, aber man könnte versuchen — Doch still! Da kömmt er!

Neunter Aufzug.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken.) Alles geht nach Wunsch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab ich weder die Stelle noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauren und mir jeden Augenblick beides wegfischen können — Wenn ich sie entfernen könnte — Aber wie? Dem Minister ist nicht beyzukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauren könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (vor sich.) Recht so! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, sieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugestehen!

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

Selicour. Das ist das Beste! denn es lag wahrlich

nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es so? Fangen wir an geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hofnung mehr machen — Aber um unserer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich jemand gefunden, der sich bey dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So? Hat sich jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer seyn — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

Selicour. Gut, gut, ich will ja das alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meynen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es scheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (schnell.) Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerinn gemeine Sache machen — Ja, das will ich — Zählen Sie darauf.

La Roche. Ah, Sie sind gar großmüthig!

Selicour. Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie sollen sehen —

Selicour. Genug. Laſſen wirs gut ſeyn.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit. (ab)

Selicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß — Vortreflich! Ich halte dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — Du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter. (geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche (kommt.)

Sie sitzen noch an Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Minister — Hab ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel sey Dank, ich bin auf der Spur, ich weiß alles — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Minister war nichts für dich zu machen, so lang er tugendhaft war — aber Gott segne mir seine Laster! Da gibts Geheimnisse zu verschweigen! Da gibts Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Minister eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir sind besser unterrichtet, Freund Selicour! — und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böse, böse Schlinge legen — Der Minister kommt — Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu thun. —

Zweyter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat heraus rufen lassen?

La Roche. Möge dieß die letzte Unterredung seyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meynung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hofnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! Meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ists nicht so?

Narbonne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im größten Elend befindet. Hab ich nicht recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — Ich hab es bloß Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener

heraus zu locken wußte — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ichs nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (er lacht.) sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — O entrüsten Sie sich nicht — ich bitte — lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm seyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (ab)

Narbonne. Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bey Seite.) Er ist allein! Jetzt kann ichs anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. — Hab ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium zu Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab ihn sogleich abgehen lassen, er wird diesen Augen-

blick geleſen und ich zweifle nicht, er wird den vollkommenſten Beyfall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, ſo ſind alle meine Wünſche befriedigt. (vor ſich.) Wie leir' ichs nur ein? — Wagen kann ich dabey nichts, denn die Sache iſt richtig. Ich will nur gerade zu gehen —

Narbonne. Sie ſcheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verläumdung den unſchuldigſten Dingen zu geben im Stand iſt.

Narbonne. Was meynen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — Ich darf es nicht länger bey mir behalten — Böſe Zungen haben ſich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der beſorgten Freundſchaft, wenn ich unbeſcheiden ſcheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, ſo ſuchen Sie ein Quartier in der Vorſtadt.

Narbonne. Weil Sie es denn wiſſen — ja.

Selicour. Und ganz in geheim, hör ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigſtens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja!

Selicour. Die Ihnen ſehr — (ſtockt) ſehr werth iſt?

Narbonne.

Narbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (vor sich.) Er hat es gar keinen Hehl — Die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich.

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich schaffe Ihnen was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich schaff's Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen aufs zärtlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (vor sich.) Sollte La Roche Recht behalten — (laut) Und welche geheime Ursache hätte ich ein solches Quartier zu suchen.

Selicour (lächelnd.) In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienstfertigen Freund in mir — Es ist nichts, wozu ich nicht bereit wäre,

um Ihnen gefällig zu seyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber was diesen Punkt betrift — Wenn man nur den öffentlichen Anstoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darinn zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben giebt man diese Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour.) Die sind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expedirt seyn wollen — Frisch zur Arbeit und frisch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(geht ab.)

---

mir doch die Agnes Bernauerin, wovon ich die ganze Auflage an mich gekauft, an drei Orten nachgedruckt worden, und ich mußte bei jedem die Entſchuldigung gelten laſſen, daß kein Name eines Buchhändlers als Verleger auf dem Titel ſtehe, und es alſo res nullius ſei. Doch was unterhalte ich Sie mit allen den Sachen, verzeihen Sie dem Buchhandler dieſe Ausſchweifung. Das Ihnen durch den Poſtwagen überſandte durchſchoſſene Exemplar der Rauber, nebſt meinen Anmerkungen, werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es fur nichts als Anmerkungen anzuſehen. Geſtern erhielt ich einen Brief vom Direktor der Regensburger Schaubühne: der hat auch ſchon angefangen, das Stück fürs Regensburger Theater zu bearbeiten.

„Ich werde aber, ſchreibt er, damit warten,

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein.)

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war der ſchändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für beſſer, als andere, jeder hat ſeine Fehler — aber ſich mit dieſer Schamloſigkeit anzubieten — Und dieſem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit dieſem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundſchaft will er alles für mich thun, ſagt er! Sind das unſere Freunde, die unſern Laſtern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er gieng ſo eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen weſentlichen Dienſt erzeigt, Herr La Roche, und ich laſſe Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche (mit freudiger Rührung.) Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — Aber, wie ſoll ich eine ſo lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geiſt und Talent bey keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieſer Menſch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugeſtellt, die dem größten Staatsmann und Schriftſteller Ehre machte — Iſt es möglich? Ich begreife es nicht — So geſunde Begriffe, ſo viel Geiſt bey einem ſo weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement geſendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich ſo eben erhalte, von dem Lobe deſſelben voll ſind. (er erbricht einen der Briefe und lieſt.) Ganz richtig! Es iſt, wie ich ſagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk iſt alſo wirklich gut?

Narbonne. Vortreflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaſſer iſt!

Narbonne. Wer ſollte es denn ſeyn?

La Roche. Er iſts nicht, ich will meine Seele zum Pfand ſetzten — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! — Richtig — Ich hab es — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beyſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kömmt! Unterſtützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenſchaft.) Mein Gott! Welches entſetzliche Unglück!

Selicour. Was giebts, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieſes Jammern, dieſer Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieſer Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Miniſter — (zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie alles!

La Roche. Er iſt geſtürzt!

Selicour. Um Gottes willen!

La Roche. Seines Amtes entlaſſen!

Selicour. Es iſt nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte ſchon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich ſelbſt zu unterrichten — und nun beſtätigt es der Miniſter ſelbſt!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

(Narbonne bestätigt es mit einem stummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Madame Belmont. Was giebts?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

Madame Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erstaunt, wie Sie!

Madame Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl Firmin (leidenschaftlich.) So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verdorbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (sehr ernst.) Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber sagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist Schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft.) Ein Memoire! Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah. (zum Minister.)

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nehmliche.

Selicour. Nun da haben wirs! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, daß es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

Narbonne. Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg sey, nie werde ichs bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! aber es kostet Ihnen auch einen schönen Platz!

La Roche. Und damit ists noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Büreaux herauskommen.

Selicour. Wie so? Wie das?

La Roche (vor sich.) Bey dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie sich deutlicher!

La Roche. Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! Das ist sehr zu besorgen.

Selicour. Nun, ich bins nicht!

Firmin. Ich bin der Verfasser!

Narbonne. Was hör' ich?

Madame Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bins, und ich rühme mich dessen.

La Roche (zu Narbonne.) Nun, was sagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieser Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlassen, aber nicht so die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geschwiegen bis jetzt' aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht so, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre gesprochen — Seyen Sie auf Ihr Unglück stolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts strafbares geschrieben haben — O mein Herz sagt mir, dieser Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältnisse mehr

seyn — Die Größe verschwindet, und Muth gewinnt die furchtsame Liebe.

Madame Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme seines Antheils, sein volles Herz vergreift sich im Ausdruck seiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen sein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ärnten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Gesandten — (da alle ihr Erstaunen bezeugen) ja, ich bin noch Minister, und ich freue mich es zu seyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

Madame Belmont. Was ist das?

Selicour (in der höchsten Bestürzung.) Was hab ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour.) Sie sehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend — Niedriger Mensch, konnten Sie mich für Ihres Gleichen halten?

La Roche. Wie schändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß alles aus dem Munde der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Neigung andichtete — es ist eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienstvollen Offiziers, der im Dienst des Va-

terlandes sein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (zu Selicour) Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind. (Selicour entfernt sich stille.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus seyn würde.

Firmin (drückt ihm leise die Hand.) Lassen Sie's gut seyn. Wir wollen ihn zu trösten suchen.

La Roche. Basta, ich bin dabey!

Narbonne (zu Karl.) Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberraschung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergessen, daß Ihre Neigung bey unserm Glücke bescheiden schwieg und nur laut wurde bey unserm Unglück. — Charlotte! (sie wirft sich schweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verstehen uns! Erwarte alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

Madame Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln.) Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Madame Belmont. O der bescheidene junge Mann! Gewiß er wird unser Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen —

(halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern)

Dießmal hat das Verdienst den Sieg behalten. — Nicht immer ist es so. Das Gespinnß der Lüge umstrickt den Besten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

SCHILLER,

DER JÜNGLING,

ODER

SCENEN UND CHARAKTERZÜGE

AUS

SEINEM FRÜHERN LEBEN.

ALLEN VEREHRERN DES GROSSEN DICHTERS
GEWIDMET.

„*Morgen — ach! du röthest*
Eine Todtenflur,
Ach! und du, o Abendroth! umflötest
Seinen langen Schlummer nur.“

STENDAL,
BEI FRANZEN UND GROSSE.
1806.

„bis Sie mir die veränderte Ausgabe, wozu, wie „Sie mir schreiben, der Verfaſſer ſelbſt Hoffnung „macht, ſchicken, um zu ſehen, wie weit ich von „der Meinung des Verfaſſers abgewichen, oder „entfernt bin.“ —

Ich hielt mich im vorigen Monate 10 Tage bei meinem alten Freunde, dem Reichshofrathe von Berberich auf ſeinem Landhauſe in Dieburg auf. Dieſer Herr iſt Intendant von der Regensburger Schaubühne. Auch da las ich die Räuber vor, und die ganze Geſellſchaft wünſchte dies Stück aufgeführt zu ſehen. Daher der Einfall des Direktor Schopf es zu bearbeiten. Er wird aber nun damit zurückhalten.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund, ſo wie ich aufrichtig bin der Ihrige

C. F. Schwan.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Dieses Werkchen ist als zweiter Theil *der Scenen und Charakterzüge aus Schiller's späterm Leben* zu betrachten, und bekennt sich zu einem und demselben Herausgeber. Freilich hätte es eigentlich der erste Theil sein sollen; allein! ich kannte nicht *Schiller'n* den Jüngling, sondern *Schiller'n* den Mann aus seinem spätern Leben persönlich. Die Bekanntschaft mit *Schiller'n*, dem Jünglinge, knüpfte ich erst späterhin durch einige seiner Jugendfreunde genauer

an, welche sich im Wirtembergischen, in Mannheim, Dresden u. a. O. befinden. Ich gab mir nämlich Mühe, mehrere seiner Freunde, von denen *Schiller* oft im spätern Leben mit so vielem Enthusiasmus erzählte, kennen zu lernen, correspondirte mit ihnen, verglich den Inhalt der Correspondenz mit *Schiller's* Äufserungen und einigen seiner früheren Werke, und so entstand dieses Werkchen, welches ich eben so anspruchslos, wie den ersten Theil desselben, *Schiller's* Verehrern und dem Publicum übergebe.

Etwas Ganzes kann jetzt schon, in Hinsicht auf *Schiller's* Biographie, nicht geliefert werden, dies weifs und wufste ich längst. Nur vielleicht erst nach vielen Jahren wird sich eine voll-

ständ-

ständige Biographie des grofsen Mannes entwerfen lassen. Besonders liegt sein früheres Leben in Stuttgart und Mannheim noch sehr im Dunkel. Er selbst schwieg darüber fast immer, ob er gleich die Zeit, welche er in der Militärakademie zu Stuttgart verlebt hatte, öfters mit vieler Wärme als eine sehr glückliche Epoche seines Lebens schilderte. In's Detail ging er aber nie dabei. Mögten doch die engvertraut gewesenen Freunde des Verewigten alle Aufschlüsse uns darüber zu verschaffen suchen! Mögte doch Jeder, der *Schiller'n* kannte, war es auch nur von ferne, seine Beiträge zur Biographie des grofsen Mannes nicht zurückhalten!! Auch Kleinigkeiten sind hier von grofser Wichtigkeit, und Alles, was *Schiller'n* betrifft, interessirt ja die ganze deutsche Nation, der

der er angehörte, und, dafs er ihr angehörte, sich selbst für glücklich hielt.

Ich gebe, was ich geben kann, und mache im Voraus jeden Verehrer *Schiller's*, Jeden, der auf den Namen eines deutschen und gebildeten Mannes Ansprüche zu machen hat, auf die am Ende dieser Schrift stehende Ankündigung aufmerksam, — lege sie an die Herzen aller Deutschen, der Lieblinge *Schiller's*. —

Denjenigen, welche mich mit Beiträgen für diese Schrift versahen, und mir einige Originalbriefe *Schiller's* gefälligst communicirten, besonders den Herren F.. in St.., M.. in L.., B.. in M.., E.. in D.., und G.. in L.. sage ich den verbindlichsten Dank, und bitte sie,

sie, mich ferner mit ihren biographischen Nachrichten von dem Unvergeſslichen zu beehren.

Ich hätte nunmehr dem Publicum weiter nichts zu sagen, als ihm auch diese Bogen mit der Versicherung des geraden und ehrlichen Mannes: „daſs sie Wahrheit enthalten", zu empfehlen. Kommen darin ja einige Unrichtigkeiten vor; so bedenke man, daſs ich bloſs sammelte, und den Berichten Anderer trauen muſste. — Übrigens rühren die zwei Theile der biographischen Bruchstücke aus *Schiller's* Leben von keinem Speculanten oder Schriftsteller von eigentlicher Profession her. Ich bin ein Verehrer des guten, biedern *Schiller's*, genoſs sein Zutrauen, ja! selbst einst seine Fürsprache. —

che. — Wie würde es mir daher wol möglich sein können, Humanität und Wahrheitsliebe in dem Grade zu verleugnen, dafs ich von grofsen, der ganzen Nation angehörigen Männern mit Wissen und Willen Unwahrheiten berichten, Schiefheiten darstellen, und nach der oft gewöhnlichen Speculationssucht unserer heutigen Schriftsteller arbeiten und handeln sollte?? — Man forsche, suche und prüfe, sammle und ordne! — dann nur läfst sich die Wahrheit finden, an deren Finden mir gewifs sehr viel gelegen ist.

Ich treibe die Schriftstellerei nicht um des lieben Brotes Willen, bedauere aber, wenn ich beim Suchen nach Wahrheit, bei dem Beitrage meines Scherfleins zur Charakteristik eines grofsen Mannes, als

als Sudler gehandelt, und ein nicht literarisches Product geliefert haben sollte. Leider! haben mir dieses allezeit fertige Brieffabrikanten und Recensions-Grobschmiede vorgeworfen. Wahrscheinlich sudelten jene literarischen Vogelscheuchen in ihrem Leben bereits mehr, als ich je sudeln werde.

Woher der Wind mancher Briefsteller und Recensenten blase, kann leicht derjenige, welcher die Scenen und Charakterzüge aus *Schiller's* spätern Leben gelesen hat, errathen, denn *Schiller* war nie mit gewissen freimüthigen, ernst- oder scherzhaften Leuten zufrieden. Zum Glück ist aber jener Wind kein böser Sirocco, Sanum oder Harmattan, sondern bloſs ein Dünstlein, wie dasjenige, wel-

welches beim Phosphoresciren des überfaulen Holzes zu entstehen pflegt. Und so phosphoresciren denn jene überfaulen Hölzer immerhin! — *odi profanum volgus et arceo!!* —

Das Urtheil in der, auch wegen der Geistes-Eleganz ihres Redacteurs und der Mitarbeiter allgemein beliebten *Zeitung für die elegante Welt*, welche die Scenen aus *Schiller's* späterm Leben eines Auszuges in gedrängter Kürze für würdig hielt; das Urtheil, welches andere gelesene Zeitschriften über mein Werkchen fällten, wird alle mit unpartheiischen Blicken und Herzen Lesenden und Fühlenden überzeugen, ob ich, oder jene freimüthigen Kritikaster Sudler waren? — Ich wollte ja nicht ein grofses imponirendes literarisches

Werk

Werk, sondern nur anspruchslose Beiträge zur Charakteristik eines grofsen Mannes liefern. Das *Monimentum aere perennius* überliefs ich ja, laut der Vorrede zum ersten Theile, denjenigen geprüftern Schriftstellern, die auf classischen Ruf geltende Ansprüche zu machen haben, dem Lieblinge der Deutschen zu setzen. — Die übrigens dem ersten Theile vorgeworfenen wenigen Unrichtigkeiten, kann ich unmöglich als solche zurücknehmen. Das Urtheil über *Klinger* fällte jedoch *Schiller* in einer sehr lustigen Gesellschaft in Leipzig. Es kann sein, dafs vielleicht gerade damals *Schiller*, durch ein Gerücht dazu veranlafst, Klingern todt geglaubt, oder bei seinem Urtheile etwas Anderes, vielleicht sein literarisches Stillschweigen gemeint habe.

Noch

Stuttgardt, den 6. Oktober 1781.

Hier erſcheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeſchmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich ſelbſt feſtſetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entſchuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poëticis ſehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie verſichern, daß ich mit meniger Anſtrengung des Geiſts und gewiß mit noch

Noch glaube ich hier versichern zu müssen, dafs keinesweges Herr Doctor und Bibliothek-Secretär *Vulpius* die Quelle war, aus welcher ich den Inhalt des ersten Theils dieser Schrift schöpfte. Herr Doctor M—l meinte dies sehr freimüthig. Indessen danke ich dem Herrn M—l, dafs er mir in seiner Zeitschrift eine Bekanntschaft erneuerte, die ich, wenn ich mich recht erinnere, einmal mit ihm zugleich in Weimar gemacht habe. —

— —ch,
im October 1805.

I.

„Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, Thatenlechzendes Herz!“

Zu *Marbach* im Wirtembergischen war es, wo am zehnten November des Jahres 1759 *Friedrich Schiller* geboren wurde, und es ward daher dieser denkwürdige Tag der Schöpfer so unzähliger holder und dauernder Freuden, und Genüsse für Zeitgenossen und für die späte Folgewelt.

Schiller's Vater, ein braver, feuriger, für alles Gute und Schöne empfänglicher und enthusiastisch eingenommener, rascher, mitunter auch rauher Mann, hatte, ohne sich mit dem tiefen Ergründen der Wissenschaften abgegeben zu haben, die Gabe einer sehr richtigen und treffenden Beurtheilungskraft, be-

fafs viele Belesenheit in der Weltgeschichte, und hatte hauptsächlich in seiner früheren Jugend Militärgeschichte emsig studirt, insonderheit die Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs mit aller Aufmerksamkeit gelesen. Anfangs war er Lieutenant in Diensten des Herzogs von Wirtemberg, dann Major und als solcher zuletzt Commandant auf der schönen Solitude bei Stuttgart, auch Aufseher über die angeordneten Baumschulen im Lande, deren Cultur, wie bekannt, von dem Wirtenbergischen eigentlich ausging, und um die er sich, besonders in seinem Vaterlande, sehr verdient gemacht hat. Gartenbau und Baumzucht füllten einen nicht unbedeutenden Kreis seiner Wirksamkeit und Thätigkeit aus, und dafs er beide nicht blofs zum Vergnügen als Dilettant, sondern auch als Kenner trieb und pflegte: davon geben einige seiner Schriften, die er in Hinsicht auf Gartenbau und Baumcultur geschrieben hat, die Beweise.

Schiller's Mutter hatte die Sanftheit und das Zarte, was an den Frauen so sehr gefällt, was die Herzen rascher und feuriger Männer so gern und so ausdauernd an sie fesselt. Mit einer gefälligen Schönheit, einem leichten Witze, und holder Munterkeit, verbarg sie ein glühendes Herz unter einer holdlächelnden Hülle. Mit liebens- und bewundernswürdiger Wärme hing sie in ihren frühern Lebensjahren dem Excentrischen und dem gaukelnden Spiele einer immer regen Phantasie an, und jeder Ausdruck ihrer Empfindungen, die kleinste Bewegung trug dieses Gepräge. Sie galt deswegen im Zirkel ihrer mitempfindenden Gespielen und Freunde als eine junge Schwärmerinn, ob sie gleich der holdeste Frohsinn, ein nie zu ermüdender Scherz und eine schuldlose Schmeichelei begleiteten. — Wenn ihre jugendlichen Freunde sich im Concerte, auf Bällen, Assembleen und in anderen fröhlichen Zusammenkünften versammelten, um kleine Unannehmlichkeiten oder Langeweile des kindischen Lebens zu vertanzen oder

zu verjubeln: dann sah das fühlende, empfindsame und schwärmerische blonde Mädchen oft am einsamen, murmelnden Quelle des nahen Wiesengrundes und lauschte dem Liede der Nachtigall, oder durchwandelte eine der Alleen, und sah begeistert dem Spiele der eilenden, um die goldene Scheibe des Mondes gaukelnden Wolken zu. Der Ton der Schalmeien der ihre friedlichen Völker am Abhange grünender Gebirge weidenden Schäfer erfreute und entzückte sie mehr, als die Töne der rauschenden Ballmusik, und dem Aufgange der Sonne an den heitern Morgen der Erstlingstage des duftenden Lenzes blickte sie sehnlicher und vergnügter, als dem nächsten jugendlichen Feste ihrer Freunde entgegen. Man fand sie oft auf Spaziergängen unter den stolzen Buchen des Haines sitzen, und die Unschuld der Natur strahlte im sanften sprechenden Wiederscheine von ihren schönen Wangen. Sie liebte das Spiel der Harfe und der Laute leidenschaftlich, war Freundinn der damals noch in der Wiege lie-

gen-

genden deutschen Dichtkunst, und heirathete ihren Gatten, welcher schon längst der Gegenstand ihrer ersten unschuldigen Liebe gewesen war, aus voller Neigung und herzlicher Liebe.

Sie dichtete einst selbst am ersten Tage des Jahres 1757 ihrem Gatten folgende Strophen, die hier keinesweges als Meisterstücke, sondern lediglich zur Beurtheilung ihres Herzens und Charakters stehen mögen:

„O! hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! — Dann hätt' ich Dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch, als der am Hochzeittage war.
Ich zürne traun! daß itzt der kalte Nord regiret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch Eines frieret nicht, — es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz." —

Späterhin hielt sie *Klopstock's* Oden und dessen Messiade, auch *Uz's* Theodicee sehr hoch, und als der kleine *Schiller* nur Etwas lesen konnte, liefs sich die Mutter, die ohnedies unter ihren Kindern am feurig-

sten

sten ihren Friedrich liebte, oft von ihm aus dem Messias, auch aus Opitz's Gedichten vorlesen. Zuweilen wurde auch Hofmannswaldau zur Lectüre gewählt, allein merkwürdig ist es, dafs der kleine *Schiller* diesen Dichter gar nicht mehr leiden konnte, seitdem er folgendes Sonnet von ihm gelesen hatte:

„Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Federzeug, Goldschachtel, edle Zier!
Der Seufzer Blasebalg, der Thränen Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein, und Baumöl meiner Schmerzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Schlafstühlchen meiner Ruh, der Phantasie Klystier,
Des Mundes Affekt, der Augen Luftrevier,
Der Complimenten Sitz, du Meisterinn im Scherzen;
Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
Du tiefer Abgrund, du, voll tausend guter Morgen,
Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan;
Du kräftig Himmelsbrot, du Quell der Seligkeit,
Und wie man sonsten dich, mein Kind, beschreiben kann;
Lichtputze meiner Noth und Federwisch der Sorgen." —

Seit dieser Zeit verglich er immer (er kannte nämlich jenes Dichters neuerlich von Matthisson so schön gewürdigte gute Seiten noch nicht),

nicht) die gewöhnlichen Neujahrsgratulanten, die, wie z. B. der Kirchner, Schullehrer, Thürmer u. s. w. die Häuser mit ihren Glückwünschen und Versen bestürmten, mit jenem Dichter. „Mutter!“ sagte er, „es ist ein Hofmannswaldau draußen!“ Wenn ihm die Mutter bat, ihr Etwas aus Hofmannswaldau vorzulesen, sagte Friedrich schalkhaft: „ach, ich mag kein Klystier!“ —

Friedrich's Physiognomie glich am meisten der Physiognomie der Mutter, welches der Vater oft im launigen Scherze bewunderte, und von der Vorliebe seiner Gattinn zu dem jungen Sohne ein scherzhaftes, mit dem Schäkern beider Eltern immer begleitetes Resultat folgern wollte.

Die reinste Geschwisterliebe herrschte in Schiller's väterlichem Hause, und die Eltern selbst liebten sich zärtlich und innig. Wenn zuweilen das rasche und feurige Temperament des Vaters einen kleinen unbedeuten-

tenden Zwist in der einigen Familie erregte, oder den schon erregten unterhielt: dann trat versöhnend die Mutter mit der Güte und Ungeschminktheit ihres Herzens auf, und stiftete im eng verbundenen häuslichen Zirkel holden Frieden und dauernde Eintracht.

Der Soldat ist meistens rauh und barsch; das verursacht nicht sowol sein Stand, als sein Verhältnifs mit Menschen von oft so heterogener Denkart, Bildung und Erziehung, wie sie unter den Herren der Staaten angetroffen werden, — Menschen, die sich nur zu oft nicht durch Güte, sondern durch gewaltsame Insinuationen, durch das Gesetz einer strengen Subordination lenken und biegen lassen. Auch Schiller's Vater war rauh: ihm ward durch jenes Verhältnifs ein etwas barsches und kurzverbundenes Wesen eigen geworden, welches ihn nur zu oft charakterisirte. Allein sein Edelmuth und eine in der That eigene Hochherzigkeit liefsen ihn nie aus den Schranken kalter Überlegung

und

und Besonnenheit treten, und wer ihn einmal kannte, fand auch in dem barschen Soldaten den geraden edlen Biedermann.

Die ganze Schillersche Familie belebte ein heller, munterer und durchdringender Geist, und jedes Mitglied derselben war unbedingt von Seiten des Herzens und Charakters, wie von Seiten der geistigen Ausbildung, der Achtung aller rechtschaffenen und gebildeten Menschen würdig. Besonders aber zeichnete sich der junge Friedrich Schiller schon im jungen Knabenalter als das feurigste und lebhafteste, mitunter auch als das muthwilligste seiner Geschwister, auch in Hinsicht auf einen früh geäußerten Weltbürgersinn aus, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Die ersten Grundzüge von dem, was Friedrich Schiller einst werden sollte, zeichnete hauptsächlich die Mutter in den jugendlichen Geist ihres Lieblings. Immer war

er

weit mehr Vergnügen ein neues Stück, zu selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stucks schon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie, oder sonst leidigen Conventionen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt sein können, daß es, wie in der Natur, so auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden

er bei ihr; sie lehrte ihn lesen, er las ihr vor; sie erzählte ihm, er erzählte ihr wieder, und war ihr steter Begleiter bei ihren öfteren Spaziergängen auf das Land. Die Zauberwelt, Mährchen und Feengeschichten (Schillers Knabenalter fiel so ziemlich in die Epoche der letzteren), machten einen grofsen Theil der frühesten Unterhaltung der Mutter mit ihrem Sohne aus, und dieser ward bald so sehr davon begeistert und entzückt, dafs er nichts, als Geschichten aus der Zauber- und Feenwelt zur Unterhaltung verlangte, welches die an und für sich schon rege Phantasie des Knaben gewifs noch mehr belebte. Der Vater gab dadurch dieser Unterhaltung bald eine andere Richtung, dafs er dem kleinen Friedrich kurze Erzählungen aus dem Alterthume zu lesen gab: oder ihm auch zuweilen selbst aus der Geschichte erzählte. Ein alter Hausfreund der Familie (man sagt, es sei Schiller's Oheim, mütterlicher Seite gewesen), übernahm den ersten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeschichte und Geographie, indes-

dessen ein anderer Vertrauter des Hauses, ein Arzt, ihn in der Naturkunde und vor allen über den Bau der Welt und des menschlichen Körpers, spielend zu belehren suchte.

Schon von seinem dritten Jahre an verrieth Schiller grofse Wifsbegierde. Er faſste und begriff sehr bald und leicht, zeigte eine immer rege Phantasie und ein Streben nach etwas Aufserordentlichem. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder ekelten ihn an, und eine seiner vorzüglicheren Vergnügungen bestand darin, dafs er die kleine Bilder- und Silhouetten-Sammlung seines Vaters (sie bestand meistentheils aus Oelgemälden, worunter sich Helden, Fürsten und Verwandte der Familie befanden), häufig besuchte, dabei oft volle Stunden verweilte, ein Bild nach dem andern scharf in's Auge faſste und es nach zu zeichnen versuchte. Oft kam er dann auch wol mit einem ihm auffallend geschienenen Bildnisse in den Zirkel seiner kleinen Freunde. „Laſs einmal sehen, ob Einer diesem

Manne

Manne da gleiche!“ sagte er dann, und die Gespielen mufsten sich Einer nach dem Andern vergleichen lassen. Unter jenen Oelgemälden befand sich auch Eines, welches Magdeburgs Eroberung unter *Tilly's* Anführung und die dabei vorgefallenen, Grausen erregenden Scenen des Schreckens vorstellte. Es war das Gröfste und Vorzüglichste der Sammlung. *Tilly* befand sich darauf abgemalt, wie er, den rechten Arm in die Seite gestützt, mit dem Blicke des blutgierigsten Terroristen und Tyrannen, durch die Strafsen reitet. Verschiedene Gruppen weinender Frauen, fliehender Männer, Greise und Kinder, wüthender Soldaten und Mordbrenner, brennende und stürzende Häuser, neben allen jenen schrecklichen Scenen, welche damals *Tilly* auf die Bühne brachte, waren Gegenstände des Gemäldes. — Der kleine, damals sechsjährige *Schiller*, dem die vielen ausdrucksvollen Gesichter auf diesem Gemälde der rohen Sitten damaliger Zeit, vor allen gefielen, erbarmte sich über das von Vätern bereits

reits längst auf Enkel vererbte Familiengut, und zerschnitt und zerstückelte es in so viele kleine Theile, als es Gegenstände enthielt: Rosse und Soldaten folgten nunmehr, freilich in gemischter Ordnung und mit noch wenigerer Haltung auf das Papier geklebt, dem blutdürstigen Generale, dem der junge Schiller, um ihn noch abschreckender zu machen, das ganze Gesicht geschwärzt hatte. Dann folgte auf ein anderes Papier geklebt eine Reihe von Männern, Weibern und Kindern. Hier ging der Mann immer in Begleitung eines Weibes und Kindes. Greise und alte Mütterchen beschlossen den Zug. Kurz! Schiller hatte Alles wieder von neuem zusammengesetzt, das Zerstückelte nach dem Grade seiner damaligen kindischen Einsicht und Geschicklichkeit, in ein Ganzes geordnet, und man traf auf einem dritten Papiere Kinderköpfe auf dem Rumpfe eines alten Mannes, Jünglingsköpfe auf den Rumpfen der Greise an, so wie ein den Säbel ziehender Kroat den Kopf eines schamhaften Mädchens, oder ein raubgieriger

Of-

Officier den Kopf eines sich bäumenden Rosses trug. So liefs der junge Schiller aus einem einzigen Gemalde eine ganze Bildergallerie entstehen, aus welcher besonders die so eben erwähnte dritte Abtheilung Ähnlichkeit mit vielen Karrikaturen Hogarth's hatte. Dafs ihm aber der Vater, der sehr viel auf jenes Gemälde hielt, die Umstaltung desselben eben nicht gut gelohnt haben werde, läfst sich leicht denken.

Der Knabe ist nie den Beobachtungen der Zeitgenossen in dem Grade ausgesetzt, wie der Jüngling und der Mann. Er mufs sich erst durch Etwas auszeichnen, und sollte diese Auszeichnung auch nur darin bestehen, dafs er Antheil an den Gesellschaften unter Menschen nimmt und in jene vergnügten Zirkel sich einmischt, die heut zu Tage fast jeder Ort, bei grofsen und auch bei geringen Ansprüchen auf Bildung und Cultur seiner Bewohner, aufzuweisen hat. Die Art, wie sich der Jüngling und der Mann beträgt, sein kör-

per-

perlicher Anstand, seine geistige Haltung, sein, den Sitten der Mitwelt entweder widersprechender, oder gefälliger, gesellschaftlicher und unterhaltender Ton, ziehen bald Beobachter und unter diesen Verehrer oder stille und laute Kritiker, und Verächter herbei, welche einst, wenn aus dem Gegenstande ihrer Beobachtungen ein Aufsehen erregender, durch Tugend und Geisteskraft, oder durch Laster und Kenntnisse ausgezeichneter Mensch werden sollte, nicht selten die wichtigsten Beurtheiler über das Leben und Handeln derselben abgeben, sondern auch den schönsten Stoff zu seiner Biographie, zu der bestimmteren Ansicht des Steigens und Wachsens seiner geistigen Ausbildung, oder Verschlimmerung, zur Kritik der Achtung oder Verachtung in der Welt, — mit Einem Worte, Menschenbeobachter abgeben. Diese Beobachter aber findet, wie gesagt, der Knabe sehr selten, und nur unserer jetzigen Zeit scheint es vorbehalten zu seyn, entweder in Pestalozzischen und andern berühmten

ten, jenen gleichen Schulen, das Werdende im Geiste eines Kindes zu beobachten und dennoch dereinst das Genie zu beurtheilen; oder auf das Wachsthum seiner geistigen Cultur in Gesellschaften Acht zu geben, welche in unserem Zeitalter fast in jedem Orte die ersten Bildungsanstalten für Kinder, da sie nach der Sitte der Zeit in solchen Zutritt haben, abgeben. Als aber *Schiller* noch ein Knabe war, herrschte die Sitte noch nicht, Kinder in den gesellschaftlichen Kreis der Erwachsenen einzuführen, er fand daher (was seine Verehrer, leider! sehr bedauern müssen) keine Beobachter seiner früheren jugendlichen Ausbildung, seines Knabengeistes, seiner wissenschaftlichen Fortschritte. Diejenigen, welche ihn beobachteten, waren Theils selbst Knaben, die *jetzt* mit veränderter Ansicht als Männer über ihren ehemaligen jugendlichen Freund urtheilen, Theils bereits Männer, die zu jener Zeit die Beurtheilung des Knaben nicht interessirte. — Nur ein einziges Mal sollte man wissen, wo? und wann? ein künftiges

tiges grofses Genie geboren würde, damit man alle Pädagogen, Welt- und Menschenkenner bei der Wiege des neuen seltenen Ankömmlings versammeln konnte, welche uns alsdann nach ihren fortgesetzten dauernden Untersuchungen und Reflexionen die Geschichte des Entstehens und der stufenweisen Ausbildung des Genies liefern mufsten!

Von *Schiller'n* dem Knaben läfst sich daher wenig mehr sagen, als was bereits gesagt wurde. Was ich aus seinem Knospenleben noch weiter erfahren konnte, theile ich hier mit. Es wird, denke ich, dem forschenden Beobachter des menschlichen Geistes Stoff zu näheren Betrachtungen abgeben.

Schiller war kaum sechs Jahre alt, als er mit seinen Eltern einen benachbarten Förster besuchte. Die Unvorsichtigkeit mancher Waidmänner, in Hinsicht auf Schiefsgewehr, ist bekannt; sie glauben in ihrem Eifer: Jeder wisse, so wie sie, mit den Werkzeugen des

Mordes umzugehen. Der junge *Schiller*, der mit der fünfjährigen Tochter des Försters in einem der Nebenzimmer des Hauses sich kindisch unterhalten hatte, kam indessen mit einem Pistole in den Vorsaal gelaufen, und bat das Hausmädchen dringend, ihm zu zeigen, was das sei, und wozu es nütze? — Die unvorsichtige Dirne erwiederte: dafs das Pistol Feuer gebe und die Vögel todtschiefse. Der junge Friedrich drückt hierauf ab, und ein voller Schufs fahrt in die Wand. „Sieh einmal!“ sagte der sich wundernde Knabe, und hielt mit steifem Arme das Pistol vest. Die Anwesenden stürzten erschrocken aus der Stube, und der Vater rifs todtenbleich seinem Sohne das Mordgewehr etwas unsanft aus der Hand. „Du hättest dich ja todtschiefsen können!“ sagte er zu ihm. „Todt?!“ entgegnete der verlegene Knabe, — nun! da wäre ich ja wol ganz still und ruhig?!“ Nicht lange nach dieser Begebenheit, die allerdings tragisch genug hätte ausfallen können, suchte man einmal zum Abendessen den kleinen

Frie-

Friedrich sehr lange. Man war um so besorgter, weil starke Gewitterwolken sich am Horizonte aufthürmten, und Blitze bereits sehr hell den Äther durchkreuzten. Man suchte im ganzen Hause und fand ihn nicht. Endlich fiel es einem Mädchen des Hauses ein, dafs sie ihn an einem der Bodenfenster gesehen habe; allein auch da fand man ihn nicht. Das Gewitter kam indessen immer näher, der Donner krachte, und fürchterliche Blitze erleuchteten das rabenschwarze Gewölke. Die Bangigkeit der Eltern wegen des Sohnes vermehrte sich mit jedem Donnerschlage. Man suchte emsiger, liefs suchen, und fand ihn endlich in dem Wipfel einer der höchsten Linden, nicht weit vom väterlichen Hause, als er eben im Begriffe war, herunter zu steigen. „Um Gottes willen! wo bist du gewesen?“ rief ihm der ängstliche Vater entgegen. „Ich mufste doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam?“ entgegnete der muthige, wifsbegierige Knabe. — Von dieser Zeit nahm hauptsächlich *Friedrich Schiller's* ernst-

Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Also Herrmann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Contrast, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contrastiren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delikatesse des Schauplatzes anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan davon bei mir entwarf, dachte ich mir die theatralische Darstellung hinweg. Daher kams, daß Franz als ein räsonnirender Bösewicht angelegt werden; eine Anlage, die, so gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, so gewiß den Zuschauer, der vor sich nicht philosophirt, sondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich diesen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben; ich sehe

hafter Unterricht in der Naturlehre seinen Anfang.

In *Hohenheim* bei Stuttgart, wohin sein Vater einmal gereiset war, wurde Friedrich auch sehr lange gesucht. Er hatte nämlich in dem Hause, wo sein Vater eingekehrt war, eine Promenade auf den Dächern versucht, war aus einem der Salonfenster dahin gestiegen, und eben im Begriffe, eine der angebrachten Dachrinnen, die mit Löwenkopfen verziert war, genauer in Augenschein zu nehmen, als ihn sein Vater gewahr ward, und (was leicht Schiller's Unglück hatte werden können) ihm laut zurief. Der kleine Friedrich hörte den Ruf seines aufgebrachten und besorgten Vaters, blieb aber so lange auf dem Dache, bis ihm, dafs ihm nichts gethan werden sollte, versprochen wurde.

Aus dem Wenigen, was hier gesagt wurde, und noch gesagt werden wird, geht hervor, wie Friedrich Schiller erzogen wurde, und

und was die Eltern für seine Bildung thaten. Sie überliefsen den holden Zögling der Natur mehr den ihn umgebenden Umständen und seinem eigenen Nachdenken, hielten ihn vor allen bösen Eindrücken zurück, erweiterten unmerklich den Kreis seiner Erfahrungen, und er gewann dadurch den wesentlichen Vortheil, dafs die Vorstellungen und Begriffe, die er sich selbst machte und ableitete, weit reiner, selbstständiger und vester waren, als alle diejenigen, welche sie ihm erkünstelt hätten beibringen können. Die Mutter war mit dem Studium der Natur vertraut, und hatte Etwas von dem Geiste des Romanhaften. Dichtkunst und Musik gaben den Unterhaltungen mit dem Lieblinge ihres Herzens eine feine, wohlklingende Wendung, und hinterliefsen dem jugendlichen Geiste Friedrich's Leben und dauernde Eindrücke.

Ohne den jungen Schiller auf die Schönheiten der Natur erst aufmerksam zu machen, fühlte er ihre mächtigen Einwirkungen auf sein

sein Herz. Mit stillglühendem Blicke sah er ohne alle erhaltene Aufmunterungsmittel, deren Anwendung bei ihm gar nicht nöthig war, dem Wallen der silbernen Fluthen durch grünende Auen zu, lauschte er dem Gesange der Vögel, und liebte vorzüglich, ehe er noch wufste, wer es sang, das Lied der Nachtigall. Seine himmlische Seele verschlang alle Scenen der Anmuth und des Genusses im Tempel der Natur mit stillem Entzücken, und man las mit unermefslichen Blicken, wie auf der Oberfläche des ruhigen, glänzenden Meeres, das wachsende Grofse, das Unergründliche, Unermefsliche in seinen rollenden, flammenden Augen. Auch die Mutter las in seiner Seele voll heimlicher Freude, wenn ihr Liebling so in die weite Schöpfung hinschaute und sein Auge sich immer sichtbarer entwölbte. Sie sah ihr anderes Ich sich selbst ausbilden und ging noch einmal und mit grösserer Freude die Schule der ersten Begriffe durch.

Sobald die Sonne sank und den Rand des Ho-

Horizontes berührte, ging der junge Friedrich mit einem seiner kleinen Freunde oder auch mit mehreren, ins Freie. Hier wünschte er oft mit Gesang, der überhaupt im Knabenalter jeden seiner Schritte melodisch hob, der Sonne eine gute Nacht, freute sich der herrlichen Farbenmischung an den Wolken, und rief wol gar Stuttgart's Maler laut auf, diese Farbenmischung einmal eben so aufzutragen! Er freute sich über den Gesang heimziehender Vögel, über Philomelens erste Töne, über jedes leise Wehen der Lüfte und das Lispeln im Laube. Er brach Blumen, flocht Kränze, setzte diese seinen Gespielen auf und flog, ein holder Genius, über die duftenden, in leichtes Nebelgewand gekleideten Wiesen.

Der achtjährige Schiller ging mit einem seiner noch lebenden Freunde von gleichem Alter, Herrn M... in L... an einem heiteren schönen Lenzabende, in einen benachbarten Hain. Das Romantische um ihn herum, das Rauschen des nahen Flusses, das Geläute der

mit

mit langsam schwerem Trabe heimkehrenden Heerden, und dann das schöne Heiligthum selbst — ein düsterer, schattichter Wald im Erstlingslaube des Jahres, stimmten den Knaben zu hohen Gefühlen. „O!“ so rief er, seinen Freund umarmend, aus: „o *Karl!* wie schön ist es hier! Alles, *Alles*, was ich habe, konnte ich hingeben, nur diese Freude mögte ich nicht missen!“ — Es währte nicht lange, so ging bei den beiden Knaben, die sich unterdessen im Grase gelagert hatten, ein armes, in Lumpen gekleidetes Kind mit einer Last dürren Holzes auf dem Rücken vorüber. „Das arme Kind!“ rief Schiller mit dem Gefühle des größten Mitleids, als er es erblickte, und gab ihm, unaufgefordert, Alles, was er hatte — eine alte silberne Schaumünze und zehn Kreuzer. Die erstere hatte er von seinem Vater an seinem Geburtstage zum Geschenke erhalten. Er hielt sie sehr werth, und wollte sie nicht einmal der Mutter zum Aufheben in einer Sparbüchse

über-

überlassen. — Wer erkennt nicht hieraus Schiller's Herzensgüte?? das rege Gefühl des Mitleids, welches Schiller'n bis zu seinem Tode eigen blieb? Schon als Knabe dachte und handelte er so, wie er einst als Mann in seinem vortrefflichen Liede, *die Theilung der Erde*, sang:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben!
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

und weiter,

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend kuset' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, zum ertoten die Klüfte,
„Wer genug!" der süßen Sympathie."

Schiller widmete, je mehr er dem Jünglingsalter entgegenblühte, mehrere Stunden des Tages der Übung im Schreiben und der ernsthaftesten Wiederholung dessen, was er gelernt, begriffen und erfahren hatte. Er hielt sich ordentliche Tagebücher und legte darin die Schätze seiner jugendlichen Einsicht, seiné

Kennt-

Kenntnisse, seine Gedanken nieder. O! wäre doch nur ein einziges dieser Tagebücher den jetzigen Zeiten aufgehoben worden — welche Aufschlüsse würden wir dann nicht über Schiller's frühere Bildung erhalten! In einem jener Tagebücher fanden sich auch Gedanken über Alexander's des Grofsen Thaten und in Hinsicht auf diese eine Bemerkung, welche, mag sie nun von Schiller'n, dem damals neunjährigen Knaben, oder von einem seiner Lehrer herrühren, nicht unrichtig ist und auch im letzteren Falle beweiset, dafs man ihn richtig führte. Sie war, wie Alles in jenen Diarien, von Schiller's eigener Hand geschrieben, und bezog sich darauf: „dafs Alexander um viele Jahrhunderte zu früh geboren worden und sein Geist über den damaligen Zeitgeist weit erhaben wäre, ein Geist, der sich mit Mühe in damalige Formen hätte einzwängen müssen, defswegen aber nicht selbstständig wirken können, und früh, durch übele Eindrücke des Zeitgeistes, hätte untergehen müssen. Die Geschichte

ent-

enthielte übrigens Beispiele von vielen grossen Männern, die mit alle dem Guten, welches sie in ihrem Zeitalter für Mit- und Nachwelt gestiftet hätten, doch lange nicht das höhere Gute hätten wirken können, welches sie dann gewiss gewirkt hätten, wenn sie, wohin sie eigentlich passten, in spätern Jahrhunderten geboren worden wären. Solche Männer glichen der aufknospenden Rose im Gestrüppe unwirthbarer Moräste, — dem keimenden Veilchen im frühesten Lenze, dessen schönen Tagen bald Ungestüm und kalter Nordwind folge.

Eine rhapsodische Geschichte und Beschreibung von Persien befand sich auch in jenen Diarien, aus welchen besonders eine sehr lebhafte Phantasie hervorgeschimmert haben soll. — Überhaupt liefs sich daraus der künftige Adlerflug des Genie's schon vorher bestimmen *).

Mit

*) Ich bin aus Stuttgart versichert worden, dafs man noch Hoffnung habe, wenigstens ein oder das andere jener

Mit einer Feuerseele, deren Ungestüm ihm oftere Vorwürfe von seinem Vater und späterhin auch von fremden Personen zuzog, eilte Schiller zu jedem Geschäfte, was er zu betreiben einmal sich vorgenommen hatte. Nicht eher hatte sein unermüdeter Geist Ruhe, als bis es beendet war. Wenn diejenigen, die um ihn waren, vest schliefen, erhob sich der emsige Schiller wieder von seinem nächtlichen Lager, zündete Licht an, und begab sich von neuem an das von ihm begonnene Geschäft, dessen frühere Beendigung der Wille seiner Eltern oder Aufseher, „in's Bette zu gehen!“ verhindert hatte. — Nichts kam ihm zu schwer, nichts unbegreiflich vor. Überall, auch mit ihm vorher ganz unbekannt gewesenen Gegenständen war er beim ersten Überblicke, wie ein Veteran im Dienste der Wissenschaften und Künste, vertraut.

Schon

---

jener Diarien aufzufinden. Mögte doch diese Hoffnung in Erfüllung gehen!

A. d. H.

Schon als Knabe fühlte sich sein Herz zu enge, fand er den Kreis seiner Beschäftigungen zu beschränkt: — so sehr suchte das unbekannte Göttliche, was ihn beseelte, eine Erweiterung zur regeren Thatkraft, die keine Schranken, keine Gesetze kennt. Die Blicke glühten ihm, hochroth färbten sich seine Wangen, wenn er von Reisenden hörte, die Theils durch Verhältnisse und durch das Geschick, Theils durch eigenen Willen getrieben, ferne Länder durchirrten; — wenn er von dem Piloten vernahm, der unsicher das Weltmeer beschiffte. „Vater! ich mufs in die Welt!“ rief er dann oft wie begeistert aus. Wenn ihm der Vater schakernd erwiederte: dafs er ja in der Welt sei! dann rief er entrüstet: auf einem Puncte der Welt bin ich, — *die Welt selbst* kenne ich noch nicht!“ Columbus, Cortes und dann Dampierre's Reisen um die Erde las und vernahm er sehr gern, er verschlang sie, so zu sagen, wie heifshungrig. Die um sein Wohl mit so vieler zärtlicher Sorgfalt bekümmer-

alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nuancen vorüberreißt, und ihn alſo um wenigſtens den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus verſicherte, ſeinen Mann unter den H. H. Schauſpielern findet, durfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben.

Spiegelberg, Schweizer, Herrmann ꝛc. ſind im eigentlichen Verſtande Menſchen für den Schauplatz, weniger Amalia und der Vater.

merte Mutter leitete einst mit ihm sehr absichtlich ein sehr ernsthaftes Gespräch ein, dessen Tendenz Vaterlandsliebe, das im Lande Bleiben und sich redlich Nähren, neben der schönen Pflicht, diejenigen, welche uns Leben und Bildung gaben, nicht zu verlassen, ausmachte. Friedrich hörte mit grosser Aufmerksamkeit seiner ihn lehrenden Mutter zu. Als sie aber geendet hatte, und schmeichelnd die glühenden Wangen des Knaben strich, dann erwiederte Friedrich: „Vaterland! *Vaterland!!* Haben wir denn ein anderes, als die ganze Welt?? Wo es Menschen giebt, da ist das Vaterland! — Und (so setzte er heftig hinzu) verlass' ich *dann* meine Eltern und Freunde, wenn ich, zum Beispiele, in *Ispahan* bin, mich dankbar ihrer erinnere und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile??“ Die zärtliche Mutter war bis zu Thränen über diese Äuſserungen ihres Lieblings gerührt, umarmte ihn und suchte dann andere Mittel

und

und Wege, um den Geist Friedrich Schiller's von neuem mit anderen Gegenständen zu beschäftigen. Alles dieses Suchen war überflüssig, denn Schiller hatte immer dasjenige schon längst gefunden, was man mit Mühe für ihn erst noch suchte.

So ein gutes, weiches, fühlendes Herz der junge Schiller auch besafs, und so eifrig er auch jedem Unterrichte, den man ihm ertheilte, zuhörte; so fürchtete doch der griesgrämische alte Pädagog für das erste, und glaubte auch erkalteten Eifer wahrzunehmen, wenn er Schiller's anscheinliche Kälte und Gedankenlosigkeit in denjenigen Stunden erblickte, welche dem Religions-Unterrichte gewidmet waren. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion!“ Dies waren immer die alten und oft wiederholten Klagen, welche die Eltern vernehmen mufsten. Sie beruhten aber auch auf etwas ganz natürlichem. Ein Knabe mit einer solchen Feuerseele, ein Knabe von so lebhafter strebender Phantasie, wie Schiller war, soll-

sollte an den Lehren schaler Dogmatik, an
einem Religions-Unterrichte, wie er in den da
maligen Zeiten noch war, solchen theilneh
menden Wohlgefallen gefunden haben, wie
ihn der phlegmatische Knabe mit dem gewöhn
lichsten Geiste nimmt, der blofs nachzulallen
nicht zu denken gewohnt ist? — Schiller's
zarte Herz hatte gewifs schon sehr vielen Sinn
für die *Religion*, als Angelegenheit
des Herzens; man hätte ihn nur besser
finden, mehr erregen und beleben sollen! So
aber mogte wol jener ereiferte Pädagog eben
kein Kenner des menschlichen Herzens und
Geistes sein! Dank sei es übrigens dem guten
Geschicke, dafs man den feurigen Knaben nicht
im Religionseifer mit kalten Sinn erregenden
kalten dogmatischen Sätzen quälte, und den
schönen Bahn seiner Phantasie, dem Adler
fluge seines Genie's durch den Schlendrian da
maliger Erziehungs-Methoden, keine unter
drückenden und hemmenden Schranken
setzte! — — Gellert's vortreffliche Lieder
waren zu jener Zeit noch nicht in den Schu
le

den bekannt, Schiller hatte sie aber schon gelesen, und manches Lied auswendig gelernt. Welchen Eindruck mufste es daher wol auf ihn machen, als man ihm einst zur Weinachtszeit zumuthete, das „*in dulci iubilo*“ auswendig zu lernen, worüber Schiller zu Hause herzlich lachte. Luther's und Paul Gerhardt's Lieder las er sehr gern. Von Ersterem war „ein' veste Burg ist unser Gott!“ sein Lieblingslied, und des Letztern: „nun ruhen alle Wälder“, und „befiehl du deine Wege“ liebte er auch vorzüglich. Mit der Lectüre solcher Lieder beschäftigte er sich denn auch meistentheils in den, der Religions-Lehre gewidmeten, Stunden, ohne dem Lehrer viele Aufmerksamkeit zu bezeigen. Auch las er da, die Bibel auf dem Schoofse, in den Psalmen, die er, wie er zuweilen versicherte, zu verschiedenen Malen durchgelesen hatte *). Auch in den Propheten las

*) Auch *Herder* liebte bekanntlich die Psalmen sehr; den Inhalt seiner meisten Predigten nahm er aus

las er oft und gern, und ein Jugendfreund von ihm überraschte ihn einmal, als er vor sich allein ein Kapitel aus dem Jesaias perorirte *),

In grofse Verlegenheit setzte Schiller seinen Lehrer einmal durch die naive Frage: „ob das Hohelied *Salomo's* wirklich der *todten* Kirche, und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten gesungen sei?“ und sagte kopfschüttelnd: „das glaube ich nicht!“ als ihm

---

Texten von ihnen, und die im Herzogthum Weimar für's ganze Jahr den Predigern vorgeschriebenen Texte waren meistentheils aus den Psalmen genommen. Bei einem auf diesen Gegenstand von Ungefähr gekommenen Gespräche sagte *Schiller* zu *Herder*: „in meiner früheren Jugend waren die Psalmen eine Lieblings-Lectüre von mir.“ *Herder* versicherte hierauf dasselbe.

A. d. H.

*) In dem schätzbaren Werkchen: *Friedrich Schiller*, Skizze einer Biographie etc. Leipzig 1805 behauptet der Verfasser (Hr. Prof. Gruber): „das Lesen des Propheten *Esechiel* habe im Knabenalter *Schiller's* sehr entzückt.“

A. d. H.

ihm der Lehrer die Kirche als Gegenstand des Lobgesanges nannte. Als man dieses Schiller's Vater hinterbrachte, wunderte sich dieser, in dergleichen Sachen vor der Welt gläubige Mann: „wie der Junge auf diesen Gedanken gekommen sein könne?“ „Hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein??“ fragte lächelnd der Knabe.“ „Mitunter hatte sie Wolfszähne!“ flüsterte der Vater vor sich hin, indem er sich, um sein Lachen zu verbergen, umkehrte *).

Unter der das Wachsthum der geistigen Kräfte so sehr pflegenden und stärkenden Sonne, der Geschichte, entwickelten sich die Talente des feurigen Knaben immer mehr.

*) Was das Hohelied Salomo's eigentlich sei, darüber herrscht heut zu Tage kein Zweifel mehr, nämlich ein mit Musik und Chören begleitetes Singspiel. Schiller hatte aber offenbar zu der Zeit, in welcher er jene Aeußerung vorbrachte, nichts von den Meinungen unserer neueren Exegeten vernommen und vernehmen können, und in so fern zeugt obige naive Frage von sehr gesunder Beurtheilungskraft.

Es war ihm etwas Grofses, etwas Heiliges an der alten Welt. Der Ruhm des Macedoniers liefs ihn oft in Begeisterung, welche die Herzen der umstehenden gebildeten Männer erhob, den Wunsch thun: das zu werden, was er war! Bald wünschte er, ein anderer Solon, durch weise Gesetze für die Bildung der Nationen zu wirken, bald aus Diogenes Tonne in stiller Einsamkeit dem grofsen theatralischen Spiele in der Welt zusehen zu können, — so wie jener Archimedes, über grofsen Thaten brütend, der eigenen inneren Grofse sich bewufst, von den Göttern der Erde nichts weiter erflehen zu durfen, als ihn nicht in seiner Thatkraft zu hindern. Sokrates und Seneca waren seinem Herzen theure Männer, — er wünschte Cyrus zu sein, und gleichen Unterricht wie er, genossen zu haben, um dann beglückender sein Herrscher-Scepter auszubreiten, — und in Plato's Stoa wünschte er sich eingeweiht, dann auch wieder unter Sparta's Männern ein edler, kräftiger Jüngling, zu

wan-

wandeln, — ein Brutus, Rom zu retten, — ein Brutus, *Casar'n* zu ermorden — Unter den Helden des Alterthums nahm auch Hannibal in seinem Herzen einen der vorzüglichsten und geehrtesten Plätze ein. Es gefiel ihm die Scene, in welcher er dem Hamilcar ewigen Hafs gegen die Römer schwört, die veste Treue, mit welcher er das, was er versprach, gehalten hatte. Der alte Hanno schien ihm ein Muster aller Senatoren, und sehr aufgebracht äufserte er zu jeder Zeit, wenn er in der Geschichte von Hanno's Sturze las: „man hätte dem biedern alten Manne folgen sollen!"

So sich selbst, der Geschichte, mehreren vorzüglichen Schriften, der Erinnerung an seine früheren Lebensjahre, und dem Beispiele der Tugend, das seine Hausgenossen ihm gaben, überlassen, reifte der Knabe dem Jünglingsalter entgegen.

II.

„Also steht's im Schicksals-Buch geschrieben:
Willst du leben, wirken, lieben,
Sei zum Kampfe, sei zum Streit,
Zum Verschmerzen, zum Entsagen,
Zum Erdulden, Hoffen, Wagen
Immerdar bereit.“ —

Karoline Rudolphi.

Schiller's Vater, als Soldat Freund aller militärischen Einrichtungen, glaubte für die weitere Erziehung und Bildung seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn der *Karlsakademie* zu Stuttgart anvertraute. Nicht so ganz zufrieden war mit diesem Plane die Mutter. Sie rieth zu einer Privaterziehung in Tübingen. Allein die

Vor-

Vorstellungen des Vaters: dafs sein Sohn als Eleve der Karlsakademie höhere Ansprüche auf glänzendere Versorgung im Staate zu machen berechtigt sei, siegten endlich um so eher über die Einwendungen der zärtlich besorgten Mutter, als sie es selbst einsah, dafs ihr Sohn, dem gewohnlichen Gange der Dinge gemäfs, bei dürftigen Vermögensumständen, ohne glänzende Gönner und imponirende Fürsprache, keine sogenannte grofse Carrière machen dürfte. Auch entsprachen die Absichten des Vaters gänzlich den Wünschen Friedrich Schiller's. Die Militärschule oder Karlsakademie in Stuttgart war zu der Zeit, als sie Schiller betrat, eine Erziehungsanstalt, welche ganz nach strengen militärischen Regeln eingerichtet war. Subordination im strengsten Sinne des Wortes war darin das Normalgesetz, — der Stock, die Degenklinge und Trommel beinahe die einzigen äufserlichen Aufforderungsmittel zu den Studien, oder vielmehr die Zwangsmittel, durch welche

Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Recenſionen zu benutzen geſucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leiſten konnte, denn nur dem Verfaſſer eines Stücks, zumal wenn er ſelbſt noch Verbeſſerer wird, zeigt ſich das non plus ultra vollkommen. Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Scenen ganz neu, und, meiner Meinung nach, das ganze Stück werth.

Darunter gehören: Hermanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, ſeine Scene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung (nach dem vollkommnen Sinn meiner Erfurter Recenſenten) gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. Doch hat mein Recenſent den Ausgang dieſer Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, ſo wie er jetzt iſt, für Recht hielt. Seine Scene

welche die Zöglinge zu dem Umgange mit den ernsten Musen gezwungen wurden. Zu verwundern ist es, wie jene schüchternen, den Commandostab barscher und trivialer Soldaten verabscheuenden, bei Militärformen und Normen so spröden Schönen nicht durch die Taktik, durch welche man ihre Einwirkungen leiten wollte, bei ihren Besuchen zur immerwährenden Retraite gezwungen, durch Commando's und Reveillen nicht ganzlich von ihren Besuchen abgehalten wurden! So wie Sonntags die Soldaten zur Ehre Gottes *en parade* zur Kirche ziehen, zogen die Eleven zur Ehre der Musen *en parade* zur Schule. Taktmäsig und steif traten sie in ihre Lehrzimmer, und die Commando's: Marsch! Halt! Linksum schwenkt euch! riefen sie zu den Beschäftigungen mit den Wissenschaften. Zu Tische, zum Spiele, zum Schlafzimmer ging's *en parade* — mit Einem Worte: den Musen wurde beständig das Gewehr präsentirt. — —

Aber

Aber nicht genug, dafs hier Subordination das strenge, unabänderliche Normalgesetz war: die strengste Verläugnung seiner selbst, die Erstickung hervorstechender, nicht zu dem Erziehungsplane gehöriger oder passender Talente, die Gefangennehmung des eigenen, selbstständigen Sinnes, das Niederbeugen des freien Willens war Zweck der in der Militärakademie eingeführten (damaligen) Erziehungsmethoden, so wie die Äufserung aller jener Tugenden Verbrechen war. Das Säen oder Ernten auf einem wissenschaftlichen Felde, welches nach dem Gesetze des geltenden und eingeführten Erziehungsplans und Reglements nur ein unzubenutzendes Brachfeld für den Eleven der Karlsakademie sein durfte, gehörte unter die zu verpönenden Unternehmungen, so wie die Inspectoren neben dem Spielraume, welchen der unermüdete Geist auf den unermefslichen, unübersehbaren Gefilden des menschlichen Wissens sich zu bilden erkühnt, das Hochgericht des beschränkten, geisterschlaffenden Brotstudiums

diums mit der, Schwäche verrathenden, Neutralitätstafel: bis hieher und nicht weiter! aufzupflanzen einzig und allein bemühet waren. Was nicht im Schulreglement enthalten und namentlich aufgeführt war, durfte gar nicht studirt werden. Ganz heterogene und daher nicht zu duldende Dinge waren es, wenn z. B. der künftige Arzt in die Encyklopädie der schönen Wissenschaften durchdringende Blicke hätte werfen, und diesen ein gründliches Studium hätte widmen wollen. Das war ein Verbrechen, welches auf den Meritentafeln als sehr gefahrvoll erwähnt wurde, der militarischen Executionen, die es nach sich zog, nicht zu gedenken! —

In eine solche Schule ging *Schiller*, — in *solche* Fesseln sollte er sich schmiegen! — —

Dafs der Geist eines *Schiller's* in der Karlsakademie gedeihen konnte, und gedieh, läfst alle die Fehler und Schwächen der-

derselben gern verzeihen. Hemmte sie vielleicht auch manches Genie in seinem Fluge; so hat sie doch, was ihr Mit- und Nachwelt danken wird, den Adlerflug desjenigen Genie's nicht gehemmt, welches wir jetzt so sehr bewundern. Wäre aus ihrer Stoa auch nur der Einzige — *Schiller* — gegangen: sie würde bleibenden Ruhm haben — ja! sie hat ihn, und wird immer in der Bildungsgeschichte dieses Unvergeſslichen einen der ehrenvollsten Plätze einnehmen, und mit aller Achtung genannt werden! — Wir wollen daher hier nicht ihre, der echten Pädagogik ganz entgegengesetzten und widersprechenden Erziehungsmethoden und Grundsätze, weiter berühren oder mustern! — Auch das Schlimme hat oft gute Folgen, und brachte es auch diese Folgen nicht unmittelbar hervor: — genug! Schiller ist dabei gebildet worden, d. h. *er selbst* hat sich in der Karlsakademie gebildet. —

„Lieber *Karl!*“ so schrieb *Schiller* ein

ein halbes Jahr nach seiner Aufnahme in die Militärschule an seinen jugendlichen, damals in Ludwigsburg sich befindenden, oben erwähnten Freund, Herrn M... aus L... — *„Lieber Karl!* Ich habe nicht Wort gehalten! — Nicht wahr, das ist Unrecht? Ich sollte Dir schon vor sechs Monaten schreiben, und erst jetzt fällt es mir ein, dafs ich einem Freunde mein Wort halten müsse. — Zürne nicht! mein Wille hat an der Verzögerung keine Schuld. Ich liebe es nicht, viele Worte zu machen; — komm selbst, sieh — prüfe — und urtheile! Dein Friedrich ist sich nie selbst überlassen, den einmal vestgesetzten Unterricht mufs er anhören, prüfen, und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben steht nicht in unserem Schulreglement. Säh'st *Du* mich, wie ich neben mir *Kirsch's* Lexikon liegen habe, und vor mir das *Dir* be-

bestimmte Blatt beschreibe. *Du* würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt eventualiter einen niegesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Worterbuche sucht."

„Dafs *Du* eher zum Zweck kommen würdest, als ich" — so schrieb *Schiller* an den nämlichen Freund am 18ten October 1774 — „ahndete ich *jetzt* erst, als ich durch Erfahrung einsehen lernte, dafs *Dir*, einem *freien* Menschen, ein *freies* Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sei es gedankt, dafs in unseren Criminalgesetzbuchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebstahls, eine Pon auf Diebstahle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist, denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaf-

schaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naschet, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden sein.“ —

„Du wähnst“ — so schrieb er am 8osten Februar 1775 an denselben — „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen, Schlendriane? So lange, wie mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sclaverei verhaßt — und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man *ihm* schmiedet?? O! *Karl!* wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen, als die wirkliche ist; — wir kannten nur *Ideale*, nicht das, *was wirklich* ist, — — — — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegen gehen soll,

soll, wo mein inneres Bewufstsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht; — die Lectüre einiger Schriften von *Voltaire* hat mir gestern noch sehr vielen Verdrufs verursacht."

Am 25sten September 1776 schrieb *Schiller* an einen seiner späteren Freunde, Herrn F.. in St.., der die Karlsakademie an Ostern dieses Jahres verlassen hatte: „*Sie* stehen jetzt auf der Bühne der wirklichen Welt, und werden, das traue ich dieser Bühne zu, ganz andere Decorationen, Souffleurs und Acteurs gefunden haben, als wir sie uns in unserer Ideenwelt dachten. Erzeigen *Sie* mir doch ja die freundschaftliche Gefälligkeit und theilen mir *Ihre* Ansichten der wirklichen Welt mit! Mich interessirt Alles, was ich von freien, selbstständigen Männern von einer Laufbahn erfahre,

re, die ich bald selbst betreten werde. Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen entblöfst, wünschte ich in die wirkliche Welt überzutreten; Denn Alles, was ich bisher von ihr weifs, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derselben, worüber mich die Geschichte, die treue Lehrerinn und Führerinn auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn, mehr, als alles unsentimentale Geschwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erfahrungsprincipe, belehrt."

1 Aus diesen zusammengestellten Äufserungen *Schiller's* ergibt es sich nicht allein, wie man die Eleven der Karlsakademie und namentlich *Schiller's*, behandelte, sondern auch, welchen Methoden man bei dem wissenschaftlichen Unterrichte folgte, und wie sclavisch der Zögling behandelt wurde. Aber auch das geht aus jenen Äufserungen hervor, dafs *Schiller* sehr unzufrieden mit der An-

wie

wie ihn seine Lehrer bei seiner wissenschaftlichen Ausbildung behandelten, gewesen ist. Doch anstatt aller anderen Bemerkungen stehe hier, gewiſs nicht am unrechten Orte, was *Schiller* bei Gelegenheit der Ankündigung der *rheinischen Thalia* im deutschen Museum von 1784 sagt, und welches uns *Schiller'n den Jüngling*, als Zögling der Militärakademie, so treffend charakterisirt. „Ein seltsamer Misverstand der Natur", sagt er, „hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. *Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, worin ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, DIE MIR* EINE FOLTER *waren, schweifte mein*

mit Amalien im Garten iſt um einen Akt zurück-geſetzt worden, und meine guten Freunde ſagen, daß ich im ganzen Stück keinen beſſern Akt dazu hätte wählen können, als dieſen, keine beſſere Zeit, als einige Augenblicke vor Moors Scene mit Amalien. Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine Verurtheilung im fünften Akt, iſt meines Wiſſens auf keinem Schauplatz erlebt, eben ſo wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Kataſtrophe des Stücks däucht mich nun die Krone deſſelben zu ſeyn. Moor ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergeſſen wird, als der Verhang der Bühne gefallen iſt. Wenn das Stück zu groß ſein ſollte, ſo ſteht es in der Willkühr des Theaters, Räſonne-

Herz in eine Idealenwelt aus, — aber unbekannt mit der wirklichen, von WELCHER MICH EISERNE STÄBE SCHIEDEN, — unbekannt mit den Menschen, — denn die Vierhundert, die mich umgaben, *waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguſs eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte,* — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, — *denn hier kam nur Eine zur Reife, EINE, die ich jetzt nicht nennen will; — jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäſsigem Tempo der herrschenden Ordnung verloren.* — Unbekannt mit dem schönen Geschlechte, — *die Thore dieses Instituts öffnen sich,* wie man wissen wird,

Frauen-

Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein, — unbekannt mit Menschen und Menschen-Schicksal, mufste mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mufste er ein Ungeheuer hervor bringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen mögte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, *die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte.* — — Ich meine die *Räuber.* — — Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser, als einen Beleidiger der Majestät, vorgefordert. *Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren wurde.* Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur

eine einzige mich trifft, so ist es diese, dafs ich *zwei Jahre* vorher mir anmafste, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.“ —

Schiller's lebhaftes und feuriges Temperament vertrug sich so wenig mit dem pädagogischen Trotze und den grofsen methodischen Eigenheiten der Inspectoren, dafs es vielmehr nur zu oft, besonders aber dann aufbrauste, wenn man seiner Wifsbegierde Schranken setzen und den Flug seiner Phantasie, die gar zu gern in Melpomene's Heiligthümern verweilte, hemmen wollte. Die Inspectoren waren daher mit *Friedrich Schiller's* Leben und Wirken in der Karlsakademie wenig oder gar nicht zufrieden, und es kam öfters zwischen ihnen und dem Zoglinge zu Auftritten, die weniger von echten Erziehungsprincipien und von der Kunst der Menschenbildung, als von dem Feuereifer des Zöglings, die von ihm einmal betretene Laufbahn ungehindert zu verfolgen, zeugten.

Wie

Wie Themistokles an den Tropäen des Miltiades weinte, dafs ihm, dem Thatenglühenden Jünglinge, keine grofsen Thaten übrig bleiben würden: so weinte und trauerte *Schiller* einst an seiner Bibliothek, aus welcher ihm die pädagogischen Tempo's-Männer den Shakespeare, die Histoire des Gènes und einige andere, nicht in den Plan des Instituts passende Werke, entwendet hatten; — er fürchtete, dafs dasjenige, wodurch er einst hauptsächlich wirken wollte, in ihm vertilgt werden würde.

Schiller's Sinn für Freiheit, sein Enthusiasmus für freiere Thätigkeit, seine strebenden Kräfte, kühne Entwürfe und sein oft geäufserter Grundsatz: des Menschen Wille sei in seiner Hand, lagen im beständigen Widerspruche mit der finstern Ascetik seiner Erzieher. Wie er späterhin dachte und schrieb: „die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Übeln ist für edle Ge-

müther ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, *wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen*, und der selbst herrschende Wille sich zum dienstbaren Gliede eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen blofs zu einem geistreichen Producte und glücklichern Bürger der Natur, — die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen", — so dachte er auch schon in der Militärakademie. Unter Griechenland's und Roms Helden wandelte er mit ästhetischer Kraft und grofser Äufserung von Freiheit. Themistokles, Epaminondas, Brutus, Regulus und andere Männer jener freien Staaten begeisterten ihn. Einen Abrifs seiner innern Gestalt gibt

giebt sein Gedicht, **Brutus im Elysium**, welches er noch auf der Karlsakademie dichtete, und der **Römergesang** ist, den **Karl** in den **Räubern** anstimmt. Welche kühne Idee ist es darin nicht, **Cäsar** und **Brutus** am Styx zusammen treffen zu lassen, wo jener diesen, den spätern Ankömmling anredet:

Tiberchn, von wannen deine Reise?
Steht sie noch die stolze Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waise,
Dafs sie nimmer einen Cäsar hat,

Und **Brutus** antwortet:

Ha du, mit der dreiundzwanzigfachen Wunde,
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner, triumphire nicht!
Auf Philippis schrecklichem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut!
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zum Minos — kreuch in deine Fluth.

Ferner der Schlufs:

Nur ein Cäsar mogte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mogte Cäsar stehn;

Wo ein Brutus lebt, mufs Cäsar sterben!
Geh du linkwärts, lafs mich rechtwärts gehn.

Überhaupt sind die Räuber, die lediglich während *Schiller's* Aufenthalt auf der Karlsakademie ausgearbeitet wurden, eine merkwürdige psychologische Skizze über den jugendlichen Zustand des Dichters, ein von der aufblühenden Genialität erschaffenes dramatisches Ungeheuer, voll energischen Feuers. Sie bezeichnen, was auch seine früheren Gedichte thun sollten*), die ersten Stuffen in der Bildungsgeschichte ihres Verfassers, und sollten daher nicht als ein *opus serio castigatum*, sondern, was auch *Schiller's* späterer Wille war**), in der Urschrift, im ersten Originale dem Publicum übergeben und aufgelegt werden. Machte man es nicht einst den frühern Bearbeitern des Shakespeare zum Vorwurfe, dafs sie ihn nicht in seiner ganzen und wahren Gestalt gaben? — Und das, was man bisher

den

*) *Schiller's* Gedichte. Leipzig 1802. S. die Vorrede.

**) S. den ersten Theil dieser Schrift Seite 111.

den Räubern nahm, gehört gerade, nach dem Urtheile trefflicher Kenner, zum Genialsten.

Mit offnen Sinnen, mit Jünglings- und Genieskraft schritt *Schiller* bei rastlosem Drange nach höherer Ausbildung von einer Wissenschaft zur andern, und wurde bald in jeder ein vielversprechendes Meteor. Hauptsächlich reizte ihn das Studium der Geschichte, das er unablässig trieb, das ihn nicht allein den Geist der Völker kennen, ihre Kräfte und Hülfsmittel abwägen, ihre Verfassungen prüfen lehrte, sondern durch welches auch, im Umgange mit verwandten Geistern, seine Ideen Vielseitigkeit und Form gewannen. Er fand in der Geschichte und sah durch die tragische Kunst nachahmend vor seine Augen gestellt das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wiedererschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, — die pathetischen Ge-

Gemälde der mit dem Schicksale eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit, und der unterliegenden Unschuld *). Daher *Schiller's* so früh geäufserte Kenntnifs des menschlichen Herzens; seine frühe Bekanntschaft mit der Menschheit, die er auch in seiner eigenen Brust behorchte, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen. Einer seiner vertrautesten Führer durch das Gewühle der wirklichen Welt war Shakespeare. Dieser grofse Menschenkenner weckte mächtiger die in ihm glühende Geniuskraft, ermunterte sein Talent bald zu Versuchen, und war sein Lehrer der Welt- und Menschenkenntnifs. — Die *Räuber* waren die Folge der ernsthaften Lectüre des Shakespeare.

Sol-

*) Dies sind *Schiller's* eigene Worte aus seinen Schriften gezogen.

A. d. H.

Solchen Unterrichtsstunden, denen *Schiller* nicht gern beiwohnte, suchte er dadurch zu entgehen, dafs er sich als krank anmelden liefs. Da man aber bald merkte, dafs die Krankheit nicht perpetuel war, sondern nur zu gewissen Tagen und Stunden den Patienten heimsuchte; so achtete man nicht auf den armen Kranken, liefs es sich zwar gefallen, dafs er den Unterricht nicht personlich anhörte, verordnete ihm aber zur Kur starke Pensa, und gab sie ihm in der nämlichen Wissenschaft, in welche er eben nicht tief einzudringen wünschte, während der Krankheit zum Ausarbeiten auf. Darüber war *Schiller* einmal so sehr aufgebracht, dafs er das Pensum, mit dem man ihn zu quälen versuchte, in Stücken zerrifs, und sie dem Überbringer mit den Worten vor die Füfse warf: „ich mufs bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben.“ Dieses verargte man *Schiller'n* sehr. Er wurde auf einige Zeit degradirt, und lernte einsehen, dafs in solchen Fallen die Inspectoren mit ih-

ments abzukürzen oder hie und da etwas unbeſchadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider proteſtire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelaſſen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich ſtehen ließ, und ſo weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken laſſe und Charaktere der Menſchheit für die Bequemlichkeit der Spieler verſtümmele. — In Abſicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: ſie iſt in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Raubers Moors Geſchmack darin wird nicht ſchwer zu treffen ſeyn, doch bin ich auch auf dieſe Kleinigkeit äußerſt begierig, wenn ich ſo glücklich bin Zeuge der Vorſtellung zu ſeyn.

Einen Buſch trägt er auf dem Hut, denn

ihrem freien Willen und dem Reglement weiter, als er mit dem seinigen, reichen konnten.

Die Zöglinge der Karlsakademie wurden nirgends ohne Aufsicht gelassen; eiserne Stäbe schieden sie von der Welt, und zu den Besuchen gewisser (sehr steifer) Gesellschaften oder Spaziergänge, erhielten sie ihre inspicirenden Cicisbeos. — Das eingezogene, von allen unschuldigen Menschenfreuden entfernte Leben, ekelte *Schiller'n* an, und er versuchte zu mehreren Malen mit einigen seiner Vertrauten, zur Abendzeit oder in andern Freistunden dem Kerker auf gute Art zu entkommen, um in Gesellschaft seiner Freunde und Verwandten glückliche Augenblicke des Blüthenlebens genießen, oder von Fern das Thun und Treiben der Menschen belauschen zu können. Öfters ist *Schiller'n* diese Flucht zu Menschen geglückt. Er versuchte sie besonders in den letzten Jahren seines militärisch-akademischen Gefängnisses. Allein ein Plan, nach welchem er im Jahre

1775

1775 mit einigen seiner besten Freunde sich immerwährende Freiheit zu verschaffen suchen wollte, mifsglückte, ohne jedoch verrathen zu sein, völlig. *Schiller* scherzte über diesen Plan, einige Jahre nach dessen Scheiterung, selbst! Die Inspectoren würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben! — sagte er.

Seiner Bestimmung nach ein *Arzt*, trieb *Schiller* mit grofsem Eifer hauptsächlich Physiologie, und studirte in eines Boerhave's und Haller's Werken mit vielem Fleifse. Er würde vielleicht auch hier, — ein vorzügliches Genie — etwas Vorzügliches und Grofses haben leisten können: allein seine, nur an Reglements gewöhnten und Reglementsgemäfsen Schlendrian wollenden Erzieher verdarben auch hier die Ernte, die *Schiller's* Genie sich vorbereiten wollte, indem sie ihn nicht einzelne Zweige des ärztlichen Wissens ausschliefsend und vorzüglich trei-

treiben liefsen, sondern lieber wollten, dafs er ein gewöhnlicher Arzt, und *in omnibus aliquid, in toto nihil* werde.

Schiller absolvirte den Cursus der Medizin auf der Militärakademie vollständig, und würde gewifs als Doctor der Arzneywissenschaft promovirt haben, hätte Stuttgart schon zu jener Zeit in der Reihe deutscher Universitäten gestanden. Es ist daher äufserst falsch, wenn viele behaupten, und viele es nachbeten, dafs er zum Chirurgus bestimmt gewesen sei, oder gar, wie noch neulich ein Algualzil der heiligen kritisirenden Hermandat *beiläufig* versichern wollte, in frühern Jahren, *aus Noth*, den Aderlafs u. s. w. ausgeübt, warum nicht gar auch den Scheerbeutel getragen habe. Das hat *Schiller* nie gethan!! —

Am Ende seiner akademischen Laufbahn übergab er, dem Reglement gemäfs, eine medizinische Probeschrift: *über den Zusammen-*

menhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. In dieser waren als Belege zu psychologischen Bemerkungen Stellen aus seinem noch ungedruckten Trauerspiele: DIE RÄUBER, angezogen. Dieses Trauerspiel citirte er als ein englisches Product unter dem Titel: *The Robbers.* Er verläugnete hier um deſswillen seine eigene Arbeit, weil es ihm eines Theils einige seiner Freunde wiederrathen hatten, sich dazu als Verfasser zu bekennen, andern Theils, weil er es selbst nicht wagte, eine Arbeit, die er eigentlich dem strengen Schulreglement gemäſs nicht hätte fertigen sollen, sich zuzueignen. Indessen war *Schiller* mit dieser Anonymität nicht zufrieden; denn er erklärte auch zu jener Zeit verschiedentlich: „daſs er sich bei seinem Thun und Streben sehr wenig um die Meinung der Welt bekümmern werde.“ Auch in seinen spätern Bekenntnissen huldigte er dieser Meinung nicht, wie bereits im ersten Theile dieses Werkchens erwähnt wurde, — er

dach-

dachte stets so, wie er selbst irgendwo schreibt: „wohl dem, der sie verachten kann, die Meinung der Welt! — die Fürsten sind ihr Geschöpf, sie müssen ihre Sclaven sein.“ —

Der Fleifs, welcher die Zöglinge der Militärakademie auszeichnete, ermunterte besonders auch den seinigen, und erstreckte sich über alle Gegenstände des menschlichen Wissens, so sehr auch hin und wieder die Inspectoren dasselbe beschränkt wissen wollten. *Schiller* liefs sich dieses aber nichts hindern; denn er war schon während seines Aufenthalts in dem gedachten Institute einer der eifrigsten Feinde des sogenannten Brotstudiums, über das er schon damals zu mehreren seiner Freunde das äufserte, was er späterhin in seinen philosophischen Gesprächen niederschrieb: „*für* den philosophischen Kopf arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten *gegen* den Brotgelehrten. Jener weifs Alles, was um ihn geschieht und gedacht

dacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der *Brotgelehrte* verzäunet sich gegen alle seine Nachbaren, denen er neidisch Licht und Sonne mifsgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. — *Zu allem, was der* Brotgelehrte *unternimmt, mufs er Reiz und Aufmunterung von aufsen her borgen:* der philosophische Geist findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleifse selbst Reiz und Belohnung."

Die Räuber waren den jugendlichen Vertrauten ihres Verfassers ganz genau bekannt, denn manche excentrische Idee und hoher Sinn für Freiheit belebte auch diese,

in einer Erziehungsanstalt, in welcher sie mit so vieler Strenge bewacht, und an so manchen, der Jugend ungewohnten Zwang, gebunden wurden. Wenn andere Zöglinge ihre beschränkten Vergnügungen genossen, dann suchten sie *Schiller'n* auf, damit er sie mit einigen Scenen aus seinen Räubern vergnüge, versuchten es wol gar, ihm, in erhitzter Phantasie, schöpferische Ideen anzugeben, und zur Ausarbeitung mehrerer Scenen ihn zu ermuntern.

Schiller wurde einmal von einem Aufseher überrascht, als er eben vor einigen seiner Freunde mehrere Stellen aus den Räubern declamirte. Bei den Worten, die Franz zu Mosern sagt: „Ha! was? Kennst du keine drüber? Besinne dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammnifs schwebt auf dem Laute deines Mundes. — *Keine einzige drüber?*“ öffnete eben der Inspector die Thüre. Er sah den jungen *Schiller* glühend und wie

in

in Verzweiflung. „Ei! so schäme man sich doch!“ (rief er aus), „wer wird denn so entrüstet sein *und fluchen?*“ Die anwesenden Zöglinge lachten hinter dem Aufseher in's Fäustchen, und *Schiller* rief ihm bitter-lächelnd nach: „*ein confiscirter Kerl!*“

Blofs den adeligen Zöglingen der Militärakademie ward es erlaubt, zur Auszeichnung vor den BÜRGERLICHEN, ihr Haar gepudert zu tragen. Auch *Schiller* erhielt vom Herzoge diese Begünstigung, weil sein Vater Major war, und also eine adelige Charge bekleidete. Mehrere behaupteten zwar, dafs *Schiller'n* das Pudern seiner Haare um defswillen anbefohlen worden sei, weil sie ROTH gewesen, und der Herzog rothes Haar nicht habe leiden können. Allein, so wahrscheinlich ein solcher Befehl und Widerwille gegen rothe Haare bei manchen Eigenheiten mancher Fürsten auch sein könnte; so gewifs ist es doch auch, dafs *Schil-*

ler nicht solche auffallend-rothe Haare hatte, und dafs ihm, nach Versicherung eines seiner mit ihm in der Militärakademie erzogenen Freundes, lediglich aus dem oben berührten Grunde, sein Haar pudern zu dürfen, erlaubt wurde. — Dies ist apodiktische Wahrheit. — Dem Aufenthalte in der Militärakademie, dessen er in seinem spätern Leben öfters mit vieler Freude erwähnte, verdankte *Schiller* auch seinen, in späteren Leben besonders auffallenden, *steifen Gang*. „Ich bin immer noch an die Taktik der Militärschule gewöhnt!“ sagte er oft scherzend, wenn er den leichten, behenden Gang eines seiner Freunde rühmen hörte. — —

Schiller suchte nie durch seinen körperlichen Anstand zu gefallen — er gefiel durch seinen Geist. —

III.

„Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich „stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht „schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und „ohne dafs man zu sagen wufste, woher und „wie es entstand, bemerkt man das Ewige in „der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls.“

Schiller.

„*Acht Jahre* rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel!“ sagt *Schiller* selbst im deutschen Museum vom Jahre 1784. Er befand sich acht Jahre, als Zögling auf der Karlsakademie, zu Stuttgart, und wurde nach der von ihm übergebenen, oben genannten Probeschrift, Regimentsarzt, keinesweges Chirurgus.

Wie

dieſes kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er ſein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stock zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläßig ohne leichtſinnig ſeyn.

Ein vortrefflicher junger Compeniſt arbeitet wirklich an einer Simfonie für meinen verlornen Sohn; ich weiß, daß ſie meiſterlich wird. Sobald ſie fertig iſt, bin ich ſo frei, ſie Ihnen zu offeriren.

Nun entſchuldigen Sie auch die ungleiche Handſchrift, das unkorrekte der Schreibart. Ich eilte, Ihnen das Stück zu ſchicken, und darum zweierlei Hand, und darum nahm ich mir auch nicht Zeit, daſſelbe zu korrigiren. Mein Kopiſt hat, nach Gewohnheit aller beſſer wiſſenwollender Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt.

Wie hätte es wol „dem Genie, das so frühzeitig über jedes Gehege geilte,“ möglich werden können, sich in ein Gehege einschmiegen zu lassen? — in ein Gehege, worin es, seinen früheren genialischen Ausschweifungen zuwider, der beschränktesten Aussichten so manche fand? — Die jeden Trieb freierer Thätigkeit erstickende Subordination blieb noch immer die ungewünschte Begleiterinn auf einer gewünschten, und längst ersehnten freieren Laufbahn, — *Schiller* sah noch Fesseln um sich, als er sich fesselfrei wähnte. — — Seine Räuber waren erschienen. Allgemein war der Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurden. Eben sollten sie zum ersten Male auf dem Theater in Mannheim aufgeführt werden, als *Schiller'n* der längst genährte Wunsch, „sie auf dem Theater zu sehen“, von neuem beseelte, und er um Urlaub zu einer Reise nach Mannheim bei seinen Vorgesetzten nachsuchte. Zu jener Zeit machte man es aber allgemein in Stuttgart

gart *Schiller'n* zum Vorwurfe, „dafs er sein eigentliches Fach, „„*die Medizin*““, vernachlässige, und COMÖDIANT ZU WERDEN TRACHTE.“ Deswegen wurde ihm der verlangte Urlaub abgeschlagen, und er zugleich in der desfalls ertheilten Resolution bedeutet: „seinem Dienste gemäfs sich überall zu betragen, und keinesweges, wie bisher, Anlafs zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigenfalls er es sich selbst zuzuschreiben haben werde, wenn die Ergreifung *unangenehmer Mafsregeln* nöthig werden würde.“ — *Schiller* achtete die Verweigerung jenes Urlaubes nicht, noch weniger aber die dieselbe begleitende Resolution. Er übertrug seinem Freunde, dem mehrerwähnten Herrn M... in L..., verschiedene erhaltene Aufträge, und reiste — ohne Urlaub — nach Mannheim. „Darüber dürfen Sie nichts Arges haben!“ (so schrieb er an denselben). „Welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu

sehen? — und wünsche ich etwas Anderes zu sehen, als jenes jugendliche ernste Kind, welches sein Dasein, wo nicht einem kräftigen Jünglinge, doch einer jugendlichen ernsten Beschäftigung eines Jünglings zu danken hat?“

Heimlich hatte *Schiller* die Reise nach Mannheim angetreten. Er kam daselbst an, sah, mit den vestesten Entschlüssen, in der einmal betretenen Laufbahn fortzuschreiten, zum ersten Male sein Trauerspiel „die Räuber“ auf der Bühne, und lernte den bekannten und berühmten Schauspieler *Beil* kennen. Mit Enthusiasmus sah er die Handlung der von ihm erschaffenen Personen, und *Beil* wußte diesen Enthusiasmus zu leiten. Ein anderes Mitglied des Mannheimer Theaters, der bekannte *Beck*, wurde auch sein Vertrauter. Diese beiden meinten es sehr ehrlich mit *Schiller'n* bei einer von ihm gethanen Äußerung, „Mitglied des

Theaters zu werden", und riethen ihn sehr ernstlich von seinem Entschlusse ab. Der ehrliche *Beil* sagte prophetisch zu ihm: „Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz deutscher Bühnen werden!"

Schiller kam, ohne dafs man seine Abwesenheit bemerkt hatte, in Stuttgart wieder an. Mit dem ausgezeichnetesten Beifalle waren die Räuber, nicht allein in Mannheim auf dem dasigen Theater aufgeführt, sonnern auch an andern Orten, namentlich in Stuttgart selbst, gelesen worden. Der Verfasser, welcher zeither (nicht zu seiner Schande, sondern zu seiner Ehre sei es gesagt!) als ein excentrischer Kopf, mitunter als Wildfang bei Vielen gegolten hatte, ward bald ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung — aber auch der speciellen Bewunderung seiner Obern, und (wie man sagt) *des Hofes*. Der engen Einkerkerung in der Militärschule entlassen, mufste freilich der mit so re-

reger Phantasie begabte, feurige Jüngling vielleicht etwas raschere Züge aus dem ihm dargereichten Becher der Freiheit thun (und thun wir diese Züge nicht Alle in gleichen Verhältnissen??) — allein, er wurde nicht ihretwegen, sondern wegen der Räuber ein Gegenstand jener genannten speciellen Bewunderung und — Verfolgung. Sein Freund, *Zumsteg* (dessen Tod *Schiller* tief betrauerte), war es, der ihn zuerst auf die Klippe aufmerksam machte, an welcher man ihn scheitern lassen wollte. Connexionen und Verhältnisse öffneten nämlich dem berühmten Tonkünstler den Weg zu manchen imponirenden Familien, in deren Zirkeln er bald die Gefahr vernahm, in welcher *Schiller's* Ruf zu schweben schien. Er entdeckte diese seinem Freunde. *Schiller* forderte seinen Abschied, erhielt ihn, ging aber noch eher aus dem Wirtembergischen, als er ihn erhalten hatte. —

In dieser Lebens-Epoche *Schiller's* herrscht

herrscht grosses Dunkel, denn der Unvergeßliche ward in derselben Menschenfeind — er verlor das Zutrauen zu Menschen; — er dächte, wie er nicht lange darauf in einem seiner Werke schrieb: „Freundschaft ist oft verzagt, und immer besorglich."

„„Die schonende Delikatesse des Umgangs„„ges machte einem gebieterischen, entscheiden„„denden Tone Platz, der um so empfindlicher „„schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen „„Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe „„tröstet, sondern auf eine beleidigende Vor„„aussetzung seiner persönlichen Erhabenheit „„gegründet war. Weil er zu Hause doch öf„„ter Betrachtungen Raum gab, die ihn im „„Taumel der Gesellschaft nicht angehen durf„„ten, so sahen ihn seine eigenen Leute selten „„anders, als finster, mürrisch und unglück„„lich, während er fremde Zirkel mit einer er„„zwungenen Fröhlichkeit beseelte. In dem „„Tumulte, durch den er geworfen wurde, „„hörte er die schwache Stimme der Freund„„schaft

Me voilà!

„„schaft nicht, und war auch noch zu glücklich,
„„um sie zu verstehen.““

Dafs *Schiller* noch vor erlangtem Abschiede sein Vaterland verliefs, dazu hatte er die triftigsten Beweggründe. „Ich mufs eilen“, schrieb *Schiller* zu jener Epoche an Herrn F.. in St:., „dafs ich von hier komme, man mögte mir am Ende gar in *Hohenasperg*, wie dem biederen *Schubart*, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann sein, dafs man mich in *Hohenasperg* ANDERS bilden würde; allein man lasse mich nur immerhin bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern im geringeren, aber mir gefälligeren Grade, besitzen will; — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen, und der Zwang verachtenden Freiheit.“ Ferner an Herrn B.. in M**: „Ich denke längst in den Angelegenheiten,

ten, wobei man mich jetzt unter eine den Geist gefangennehmende Curatel setzen mögte. mündig gewesen zu sein. Das Beste ist, dafs man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; — mich sollen sie wenigstens nie drücken, und ich eile nächstens, in der gewissen Überzeugung, eine Freistatt zu finden, in Ihre Arme."

Die triftigsten Gründe, sagte ich, vermogten *Schiller'n*, sein Vaterland zu verlassen. Unter ihnen stand derjenige oben an, dafs er nicht im Geringsten mit einer damals herrschenden Partei in seinem Vaterlande, noch weniger aber mit ihren Plänen und Absichten, harmonirte, oder zufrieden war. Vieles von dem, was *von oben* geäufsert, befohlen und unternommen wurde, mifsbilligte er nicht allein im Stillen, sondern er liefs auch seinen Mifsfallen zuweilen in freundschaftlichen Zirkeln laut werden, aus welchen Leute, die *Schiller* unter

unter seine Freunde zu zählen berechtigt zu sein glaubte, zuweilen mit bösen Absichten, zuweilen aus Leichtsinn, *Schiller's* Urtheile vor ein Publicum brachten, zu dem sie nicht geäufsert worden waren. Auch lauerten hier und da auf ihn Spione, „bedeutende Herren, denen die Grofsen ein Ohr leihen, wo sie ihre Allwissenheit holen, die sich wie Blutigel in Seelen einbeifsen, das Gift aus dem Herzen schlürfen *und an die Behörde speien.*“ — Manchen Gesellschaften, so wie manchen Biedermännern, welche gewissen Leuten als sehr gefährliche Gesellschaften und sehr zweideutige Charaktermasken galten, war *Schiller* zugethan. Er sprach von ihnen, und erhob sie mit einer Wärme, die den Verewigten so sehr charakterisirte, wenn er von denen sprach, die einem Herzen theuer waren. *Schubart's* Schicksal ging ihm sehr nahe zu Herzen. Er sah bekanntlich auch aus dem Grunde, weil er gewissen Leuten ein Stein des Anstofses

ge-

gewesen war, acht lange Jahre auf der Vestung Hohenasperg gefangen. Mehrere Motive mogten wol seine Gegner bei seiner Einkerkerung gehabt haben! — Man sagte, eines derselben sei auch das Distichon gewesen, welches *Schubart* dem Publikum zu lesen gab und so lautete:

„Als Dionys hört' auf Tyrann zu sein,
So ward *er* ein Schulmeisterlein."

Dem sei wie ihm wolle! auf *Schiller'n* warteten so ziemlich *Schubart's* Schicksale, wenn auch die Ursachen derselben von sehr verschiedener Art gewesen wären. *Schubart*, zu dessen Befreiung bekanntlich am meisten seine unsterbliche Hymne auf *Friedrich den Einzigen*: „Als ich ein Knabe noch war etc." beitrug, war *Schiller'n* sehr zugethan, und erwartete sehr viel von diesem „*Feuerkopfe*", wie er ihn oft nannte.

Das Tyrannenlied, welches *Schiller* in *Schubart's* Chronik hatte einrücken lassen, erregte eine grose Sensation, — wel-

Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nachsicht eines verehrungswürdigen

Kenners

Dr. Schiller,

R. Medicus.

welche nun vollends durch die Räuber vermehrt und unterhalten wurde, — neben *Schiller's* freimüthigen Äußerungen über gewisse öffentliche Angelegenheiten, Haß und Zorn gegen ihn anfachte seine Widersacher erregte, seine Verfolger ermunterte. Leute, welche, wie mit Falkenaugen, auch die Stäubchen zu erkennen wähnen, welche dem Triebwerke menschlicher Handlungen Schwung und Gewicht nehmen, oder geben, suchten Alles hervor, um den Handlungen *Schiller's* etwas geheim Mechanisches anzudichten, was den Handelnden selbst nimmermehr zu einer Handlung bestimmt hatte. Man gab beinahe jeder noch so unschuldigen Stelle in den Räubern einen Bezug. „Blut säufst du wie Wasser, — Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase." — „Der Günstling, der sich dazu aus dem Pöbelstande empor gehoben, dessen Hoheit Schemel der Fall seines Nachbars war"; — „ein Minister jenes Gelichters, der Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden

den verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thür stiefs" — — u. s. w. Das waren Stellen, denen man Bezug gab, und die auch, wie man versichert, sehr übel aufgenommen worden sein sollen. Noch erzählt man als gewifs, dafs *Graubündner* in sehr heftigen Ausdrücken gegen die Räuber unmittelbar beim Herzoge sich beschwert hätten, und defswegen ein langer Briefwechsel nach Chur geführt worden sei. Dieses scheint auch um so eher gegründet zu sein, als die Räuber *befangenen Graubündnern* leicht Anlafs zu Mifsvergnügen mit ihrem Verfasser geben konnten, und von jeher die Regirungen in Helvetien wegen der Prefsfreiheit mit den Wirtembergischen *Censurbehörden* in Zwiespalt lagen. Schriften, die gegen Wirtemberg gerichtet waren, wurden in der Schweiz gedruckt und verkauft, indessen alle Schriften, welche gegen Helvetische Regirungen erschienen, im Wirtembergischen ausgegeben wurden. — Noch in diesem Jahre

ist das Vonjohergewesene, bei gewissen neueren Beschwerden, zu *Bern* zur Sprache gekommen. —

Es gibt auch Einige, welche gewissen Situationen, in welche *Schiller's* biederer Vater ehedem verwickelt worden sein soll, einen Hauptgrund seines Weggangs aus dem Vaterlande zuschreiben. Der Hof, sagt man, sei sehr unzufrieden mit dem alten *Schiller* gewesen u. s. w. Freilich konnte man vielleicht auch mit dem Vater unzufrieden sein, wenn dieser, stolz auf sein Kind, dasselbe bei allen Gelegenheiten zu vertheidigen bemüht war, vielleicht gar eine grofse Beleidigung seines Ehrgefühls *darin* fand, wenn er hier und da schiefe, sein väterliches Herz kränkende Urtheile über seinen geliebten Friedrich hören mufste. Allein mit allen Gründen der Wahrheit ist den Behauptungen der Gegner, welche auch *Schiller's* Familie bei seinem Weggange aus dem Vaterlande mit in Betracht ziehen, zu widersprechen.

chen. Daraus, dafs *Schiller's* gelehrter und biederer Bruder gleichfalls sein Vaterland verlassen hat, d. h. aufser dem Wirtembergischen wirkt und lebt, — dafs seine Schwester aufser dem Vaterlande, an den geschätzten Rath Reinwald in Meiningen, verheirathet ist u. s. w., läfst sich für die Behauptungen der Gegner kein sicherer Schlufs ziehen. — — Warum floh aber *Schiller* das Wirtembergische so sehr??? — Weil er *nie* Beruf fand, sich wieder in ein Land zu begeben, in welchem er gleich in der frühesten Epoche seiner Bildung so sehr verkannt worden war. — Doch genug! — wir haben es hier lediglich mit *Schiller'n*, keinesweges mit den Situationen seiner gleich liebens- und achtungswürdigen Familie zu thun. —

Über *Schiller's* frühere Abreise aus Stuttgart war man freilich sehr aufgebracht, man hätte ihn gar zu gern ein wenig auf die Finger geklopft, allein! sie hatte keinesweges

die unangenehmen Folgen, welche man ihr hier und da zuschreibt. Die Urtheile über jene Folgen sind sehr verschieden, und eben deſswegen, weil sie, zum Nachtheile der Wahrheit, verschieden sind, übergehe ich sie mit Stillschweigen. Am lächerlichsten aber ist dasjenige, was man sich von einer im Werke gewesenen Auslieferung *Schiller's* erzählt. Ob sie verlangt worden?? das weiſs ich nicht, — nimmermehr aber ist davon auſser dem Wirtembergischen, namentlich in *Mannheim*, die Rede gewesen.

Auch seinen besten Freunden (seine Familie ausgenommen) hatte *Schiller* seine schnelle Abreise verheimlichet. Zumsteg wuſste darum und begleitete ihn. Bei dem ersten Dorfe vor Stuttgart nahm er Abschied von *Schiller'n*. Öfters dachte der Verewigte an diesen Abschied, und als Zumsteg gestorben war, nannte er ihn den *geprüftesten* seiner jugendlichen Freunde. —

Nicht wie Kiekindiewelt reiste *Schiller*

ler aus seinen heimischen Gefilden (einige lassen ihn ohne alle Hülfsmittel reisen); er hatte seine geliebte Bibliothek, seine übrigen Effecten und 400 fl. baares Geld bei sich. In F..., nicht weit von der Gränze, übernachtete er beim dortigen Prediger, welcher ein Jugendfreund seines Vaters war. „Ei! ei!“ sagte dieser während des Tischgespräches, „Sie haben gar kein gutes Beispiel durch *Ihre Räuber* gegeben!“ In jener wichtigen Lebensepoche *Schiller's* konnte ihn eine ähnliche Äuserung etwas aufbringen, und diese brachte ihn wirklich auf. „Haben Sie wol je, wie Pastor *Moser*, eines Bösewichts Herz erschüttert??“ erwiederte *Schiller* lakonisch; und — was das Komischte ist — der Eiferer hatte nicht einmal, wie er nachher gestand, die Räuber gelesen. — So eiferten wahrscheinlich zu jener Zeit Mehrere gegen Schiller'n, die nicht einmal seine Schriften gelesen hatten, geschweige denn seinen Geist kannten.

Schil

Schiller kam in Mannheim an, und ward daselbst, nicht sowol von denen, deren frühere Bekanntschaft er gemacht hatte, sondern auch von Fremden, die ihn durch sein berühmtes Trauerspiel kannten, mit offenen Armen und mit einer Zuvorkommung empfangen, so wie solche Wenigen zu Theil werden wird, die in ähnlichen Verhältnissen reisen. Er brauchte keinesweges seine ÄRZTLICHEN Kenntnisse zur Hülfe zu nehmen, um sich Eingang in Familien oder wol gar Unterstützung zu verschaffen; *sein Ruf*, sein Geist, — sein Herz verschafften ihm den ersten, — seine literarischen Arbeiten die letzte. *Schiller* hat seine ärztlichen Kenntnisse seit der Abreise von Stuttgart, nie wieder practisch in Anwendung gebracht, — nirgends hat er sie als einen Erwerbszweig betrachtet und behandelt. —

„Frühe verlor ich" (sagt *Schiller* im deutschen Museum von 1784), „mein Vaterland, um es gegen die grosse

grofse Welt umzutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte.“ Dafs er die grofse und wirkliche Welt noch nicht so ganz kannte, mufste er auch nicht lange nach seiner Ankunft in Mannheim erfahren. Er lieh einem Abenteurer, auf die von ihm angenommene Miene der Ehrlichkeit, 50 fl. ohne Handschrift, und wurde betrogen. Er gerieth in eine Gesellschaft, die mit ihm nur seines Geldes und Credites wegen bekannt sein wollte, — sein guter Genius rettete ihn aber sehr bald aus den Händen derselben. Man suchte ihn in Intriguen zu verwickeln, aus welchen ihm der biedere Beil bald heraus half, und die sein Grundsatz: „Friede mit allen Menschen!“ verstummen liefs.

„Kurpfalz ist“ (so schrieb er von Mannheim aus an seinen Freund *Zumsteg*), „Kurpfalz ist mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Pro-

tec-

tector der Kurfürst ist, bin ich nationalisirt, und kurfürstlicher pfalzbairischer Unterthan. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise auch mein Amt.“ —

Nicht sowol die Fürsprache seiner Freunde, unter denen sich auch ein Dalberg befand, sondern seine Genialität erhoben *Schiller'n* in Mannheim sehr bald. Als Theaterdichter bei der dasigen Bühne angestellt, widmete er sich ganz dem Theater. Schon damals betrachtete er die Schaubühne als eine moralische Anstalt, als eine Schule der practischen Weisheit, als einen Wegweiser durch das bürgerliche Leben, und als einen unfehlbaren Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der moralischen Seele. „Hier hur“, sagt er, hören die *Grofsen der Welt*, was sie nie, oder selten hören, — *Wahrheit*; was sie nie, oder selten sehen, sehen sie hier, den *Menschen*.“ —

„Welche

„Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund träten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faſslich und wahr an den Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflost, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich, wie Rhadamanthus, Gericht hält. — So gewiſs sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiſs wirkt die Schaubühne tiefer und daurender, als Moral und Gesetze. — Tausend Laster, welche die weltliche Gerechtigkeit ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster,

Stuttgardt, den 3ten November 1781.

Die mit höchſter Begierde erwartete Antwort und Kritik meines verlornen Sohns habe ich richtig erhalten, und bedaure nur, daß die Verzögerung derſelben ihren Grund in einer Krankheit gehabt hat, wovon ich E. E. von Herzen befreit wünſche. Das, was Ihnen darin tadelswerth geſchienen, konnte ich freilich ſelbſten nicht ſo leicht finden, weil mir ſowohl gewiſſe Theaterbeziehungen unbekannt ſind, als auch das Stück ſelbſt in einer allzugroßen Nähe ſteht, daß der kritiſche Verſtand, der ſein Objekt nothwendig in perſpecti-

ster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welchen herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsre Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung auf! — — Eben so häfslich, als liebenswürdig die Tugenden, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. — Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsre Bildung noch geschäftig. Sie ist es, die der grofsen Classe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spotte beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier durch Scherz und Satyre. — — Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsrer Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden sehen wir unsre Larve aus dem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung. — Wenn aber auch die

Schau-

Schaubühne die Summe der Laster weder tilgt, noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Sie hat uns das Geheimnifs verrathen, den Thoren und Lasterhaften ausfindig und unschädlich zu machen. — Nicht blofs auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht sie uns aufmerksam, und lehrt uns die grofse Kunst, sie zu ertragen. Sie führt uns eine mannichfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachse an Muth und Erfahrung. Sie lehrt uns auch gerecht gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. — Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unserer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle und noch

ter — — — in das Herz der Fürsten gedrungen. *Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werke gehört unsern Bühnen?* Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?? — Kein geringeres Verdienst gebührt der Bühne um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weifs der grofse Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen. — Sie ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter strömt, und von da aus in milderen Strahlen durch *den ganzen Staat* sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle flieſsen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. MIT EBEN SO GLÜCKLICHEM ERFOLGE WÜRDEN SICH VON DER SCHAUBÜHNE IRRTHÜMER

MER DER ERZIEHUNG BEKÄMPFEN LASSEN. Nicht weniger liefsen sich von ihr aus die Meinungen der Nation über Regirung und Regenten zurecht weisen *). Sogar Industrie und Erfindungsgeist würden von dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu sein **), und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören. — Nationalgeist d. i. die Übereinstimmung und Ähnlichkeit der Meinungen eines Volkes bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet, würde nur die Bühne in einem hohen Grade be-

*) Dieß geschah von den Bühnen der Griechen und geschiehet von den Bühnen der wackern Britten.

A. d. V.

**) In dieser Aeußerung liegt ein merkwürdiger Beitrag zur Charakteristik *Schiller's*. Er war ein echter Deutscher, ganz *Patriot*. Hätten wir Deutschen mehrere *Schiller* — — wir würden mehr Nationalstolz und wärmeren Patriotismus besitzen!! — Was sind wir aber jetzt!? — Ein Rohr, das der Wind hin und her bewegt — unsere Thatkraft vergessend.

A. d. V.

bewirken können, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet, weil sie alle Stände und Klassen in sich vereiniget, und den gebahntesten Weg zum Verstande und Herzen hat. — — Daß die Bühne unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Sie ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheile der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken, und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne. — — In ihrer künstlichen Welt träumen wir

wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischere Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere bewegt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum ersten Male zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder aufstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allerbende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprunge sich nähern. Jeder Einzelne geniefst die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zu-

zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — *ein Mensch zu sein*" *). — —

Am 17ten Januar 1784 wurde *Schiller's* Fiesko mit aller theatralischen Pracht in Mannheim gegeben. Einer Bühne, die zu der damaligen Zeit den glänzendsten Bühnen Deutschlands mit Recht sich beizählen durfte, konnte es an jener Pracht nicht fehlen. *Schiller* war mit der Aufführung sehr zufrieden, und erhielt noch ausgebreitetern Ruf, kam dadurch auch mit den Directionen der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands in nähere Verbindung.

Auch an Kabale und Liebe arbeitete er mit dem grösten Eifer in Mannheim, widmete seine Stunden der Herausgabe der rheinischen Thalia, und nahm Antheil an

*) Aeußerungen an Schiller's Werken.
A. d. V.

an mehreren damaligen Zeitschriften, worunter auch eine, von Armbruster herausgegebene Wirtembergische Chronik befindlich war. Er war, was besonders merkwürdig ist, und Schiller's Unpartheilichkeit gegen sich selbst, seine Anspruchslosigkeit, seine innere Selbstständigkeit darthut, — (denn Schiller war nicht von dem schändlichen Egoismus vieler unserer heutigen Gelehrten und Schriftsteller beseelt), — er war, sag' ich, der Recensent seiner Räuber, und beurtheilte sie in einer Frankfurter (a. M.) gelehrten Zeitschrift mit einem solchen kritischen Scharfblicke und so strenge, dafs er ohne alle Schonung gegen sich verfuhr. „Der Verfasser soll ein Arzt sein", so schlofs er die, allen Selbstrecensenten zu empfehlende Recension — und meinte, dafs er mit nichten den Kranken zu empfehlen sei. Es erregte sehr viel Aufsehen, als es zur Publicität kam, dafs Schiller selbst sein eigener scharfer Kritiker gewesen. „Ist das nicht ein Aufhebens", sagte

er damals in Becks Gegenwart, „wenn man einmal von sich selbst die Wahrheit sagt!“ — An *Stäudlin's* Anthologie nahm *Schiller*, bekanntermaßen, vielen Antheil, und die kleinen Poesien, die er darin niederlegte, gründeten frühzeitig die Liebe des Publicums für ihn, die unter allen Generationen der Deutschen ihm bleiben wird.

Schiller verlebte in Mannheim viele vergnügte und frohe Tage, er fing aber an, sich selbst zu mißfallen, wünschte einen bessern Wirkungskreis und — andere Verhältnisse. An seinen Freund, Herrn M.., schrieb er damals öfterer, von einem Mißbehagen gewisser Situationen, von dem Hingeworfensein auf Einen Punct, von dem Mangel der Selbstständigkeit des menschlichen Geistes, von der Ausübung menschlicher Tugenden, nicht um der Tugend, sondern um des eigenen Nutzens willen, von ka-

kabbalistischen Rotten unter dem Menschengeschlechte u. s. w., ohne sich jedoch näher und specieller zu erklären. So viel war aus seiner damaligen Stimmung abzunehmen, dafs er Ursache gefunden haben mufste, unzufrieden zu sein.

Zumsteg rieth ihm in einigen Briefen, seinem Beispiele zu folgen und sich zu verehelichen. „Wie könnte", so antwortete Schiller mehrere Male, „wie könnte wol ein so sanftes Geschöpf, wie das Weib ist, den Gang durchs Leben — das meinige ist ohnedies jetzt schon dem ersten Theile des verkettetesten und buntesten Romanes ähnlich, — hazardiren, mit einem ungestümen, sonderbaren Kopfe, wie der meinige ist, hazardiren mögen? — Nein, lieber Zumsteg! rathe mir nicht zu einer Inconsequenz meiner bisherigen Handlungsweise, und lafs mich mein Schicksal, Trotz

viſcher Entfernung geſtellt haben muß, über viele Nüancen hinweggleitet. Dieß einzige kam mir befremdlich für, daß E. Exc. die poetiſche Seite des Stücks in der Umarbeitung ungern vermiſſen, welche meinem Bedünken nach jederzeit mit Vortheil von einem Theaterſtück wegbleiben kann.

Das günſtige Urtheil über die Verdammung Franzens iſt mir um ſo angenehmer, da ich es weniger bei dieſem Falle, als etwa bei der Ermordung Amaliens und ihrer Situation mit dem Räuber im 4ten Akt erwartet hätte. Theatraliſch mag es immerhin von der auffallendſten Wirkung ſein. Daß E. E. die Amalia lieber erſchießen als erſtechen laſſen wollen, gefällt mir ungemein, und ich willige mit Vergnügen in dieſe Veränderung. Der Effekt muß erſtaunlich ſeyn,

des warmen Blutes, das in meinen Adern stürmen mag, und, Trotz meines Herzens, das, weil es empfänglich ist, auch mittheilend sein könnte, *allein* tragen. Zwar soll die Liebe gern auch Bürden tragen, sie hört dann aber, meiner Ansicht nach, auf, eine uneigennützige Liebe zu sein. Jedoch! lafs mich hiervon abbrechen: Du weifst ja, dafs ich über diesen Gegenstand auf meine eigene Art philosophire" *). —

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden ge-

ahn-

*) In einer seiner Schriften sagt Schiller: „Ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für die Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben."
A. d. V.

ahndeten höhern Geist an den Busen zu drükken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unserer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Gröfse, Vortrefflichkeit im Kleinen und Grofsen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die grofse Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfliefst in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäfse jeder Einzelne die Welt.“

In solchen Augenblicken befand sich Schiller in seinen Jünglingsjahren sehr oft, in solcher Stimmung blieb er bis an das betrauerte Ende seiner schönen Lebenstage. O! er war stets aufgelegt, Alles mit Liebe an seinen liebenden Busen zu drücken! —

IV.

IV.

„Aus der Geschichte erst lernen wir einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben: — kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen!“

Schiller.

Schiller verliefs Mannheim. Wohin er kam, war sein Ruf schon voraus. Anfangs war es sein Plan, nach Wien zu reisen, welcher aber schon während seines Aufenthaltes in Mainz und Strafsburg ganz abgeändert und für immer aufgehoben wurde. Von jeher ein Freund der Sachsen (deren Geschichtsschreiber zu werden er sich in frühern Zeiten, haupt-

hauptsächlich während seines Aufenthaltes in Dresden, woselbst er mit dem biedern, berühmten Humoristen, *Langbein*, bekannt wurde, vorgenommen hatte), — befand er sich eben zu Frankfurt am Main im Zweifel, ob er sogleich nach Dresden reisen, oder noch in dem gesellschaftlichen und gastfreien Frankfurt verweilen wolle? als er durch ein glückliches Ungefähr früher, als vielleicht sonst geschehen sein würde, zur Reise nach Sachsen bewogen wurde. *Göthe* nämlich, den er in etwas frühern Zeiten und vielleicht auch noch damals, vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm, das arrogante Genie, zu nennen pflegte — *Göthe* kam nach Frankfurt am Main, als er die vortreffliche verwittwete Herzoginn *Amalia* von Sachsen-Weimar auf ihren Reisen nach Italien begleitete. *Schiller* wünschte sehnlich, einer Dame bekannt zu werden, welche noch jetzt, wie sie es damals schon war, wegen der Hohheit ihres Geistes, wegen ihrer glücklichen Regirung als Vormünderinn

des

des Landes berühmt ist. Noch rühmen Väter, Kinder und Enkel die Segnungen, welche die Regirung einer *Amalia* für die Weimarschen Länder strömen liefs, und ihre Huld und Milde läfst Aller Herzen ihr ehrfurchtsvoll entgegen schlagen. Den schönen Künsten und Wissenschaften hold und ergeben war und ist sie eine erhabene Beförderinn derselben, eine Freundinn der Gelehrten. *Tiefurth* *), ihr Lustschlofs und Sommeraufenthalt, glich schon damals, und gleicht noch jetzt der freundlichen und ernstlichen Stoa der Athener, wo Natur, gereinigter Geschmack, Kunst und Wissenschaft in geschwisterlichen Verbande einher wandelten. Hier geht sie oft einsam, die vortreffliche geistvolle Fürstinn, still vertraut mit Griechenland

*) Ein romantisches Dorf an der Ilm, eine Viertel-Meile von Weimar, mit einem Herzoglichen Lustschlosse und Park. Nicht weit davon befindet sich auf einer Wiese das neu erbaute geschmackvolle Schützenhaus.

A. d. H.

lands Weisen, durch die schönen labyrinthischen Pfade des niedlichen Parks, oder ist in Tiefurth's prunklosen Zimmern, nicht mit dem Glanze des Hofes, nein! mit der Sonne der Wissenschaften umgeben, und mit Gelehrten in Unterhaltung. Bei den meisten Diners, welche sie gibt, sind die Tafeln von gelehrten Männern und Damen besetzt. Die Frau von Berlepsch, Herder, Musäus, Schiller, Göthe, Wieland, Fernow, Chaptal, Böttiger, „selbst" Kotzebue, Merkel u. A. waren öfters im literarischen Vereine beider vortrefflichen Herzoginn *Amalie* zu Tiefurth.

Schiller wünschte, wie gesagt, nichts sehnlicher, als eine Fürstinn kennen zu lernen, von der er so viel Vortreffliches kannte, deren grofser Geist und erhabene Denkungsart ihm so sehr gefielen. Um seinen Zwecken sich näher zu führen, suchte er mit Göthe'n Bekanntschaft zu machen. — Das gelang ihm sehr

sehr leicht *), und Schiller wurde der Herzoginn *Amalia* vorgestellt. Von einer Herzoginn *Amalia* läfst es sich allerdings erwarten, dafs ein *Schiller* sehr gut aufgenommen wurde; er ward auch wirklich wie begeistert von dieser Aufnahme, und schlofs hier, späterhin auch in Mainz, das freundschaftliche Bündnifs mit Göthe'n, das nur der Tod trennen konnte. — Die Herzogin *Amalia* ersuchte ihn, sich nach Sachsen zu begeben, und späterhin lernte Schiller auch den

*) Schiller wurde keinesweges damals von Göthe mit der Art behandelt, wie der verstorbene Bürger von ihm behandelt worden sein soll, oder vielmehr behandelt worden sein will. Schiller erklärte gleich damals, als er Göthe'n persönlich kennen gelernt hatte: „dafs er ihn verkannt habe." — Bürger hatte seine grofsen Eigenheiten (die ihn persönlich kannten, werden dies unbedingt bejahen), und Göthe mag immerhin dergleichen auch besitzen — er steht doch in einem ganz andern Verhältnisse, als Bürger stand. Er wird als Minister nur zu oft überlaufen, und etwas Barsches hat, meines Wissens, jeder Minister an sich. — Einstweilen sei diese Reflexion genug. — Göthe wurde nur zu oft verkannt!! —

A. d. H.

den jetzt regirenden Herzog von Weimar, den Beschützer und Unterstützer der Künste und Wissenschaften, *Karl August*, kennen, welcher ihm einen Wirkungskreis in seinen Ländern versprach.

„Unbeschreiblich glücklich bin ich“, so schrieb Schiller kurz nach dieser Epoche an seinen Freund M.., wenn anders die Bekanntschaft mit Grofsen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch — ich habe ja nicht *grofse* — ich habe weise und gute Menschen gesehen; ich habe gefunden, dafs Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend, auch von den Thronen herab, Kenner und Verehrer finden. Die Herzoginn *Amalia* von Weimar (Du kennst sie gewifs auch, sie, die geistvolle Dame und gepriesene ehemalige Regentinn) — ich habe sie gesehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen und — rathest Du wol, wer

wer mir den Zutritt zu ihr verschaffte?? — *Göthe* war es. Kopfschüttelnd stehst Du da, und ich gebe Deinem Kopfschütteln meinen Beifall, denn es lehrt mich künftig nie Menschen rasch und nach gefafsten Vorurtheilen zu beurtheilen. *Göthe* ist wahrlich ein guter Mensch, und mag er auch Manches gegen sich haben, so kommt doch dieses nicht aus ihm selbst.“ —

Von Frankfurt am Main reiste *Schiller* nach Meiningen, wo er vom letztverstorbenen Herzoge Georg sehr gut aufgenommen wurde. Daselbst war bei Schiller's Ankunft der damalige Erbprinz, nunmehrige regirende Fürst, Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt gegenwärtig. Man mufs den Herzog Georg gekannt haben, und den Fürsten Ludwig Friedrich kennen, um es zu glauben, dafs *Schiller* wie ein Freund empfangen wurde. Beide Fürsten,

sten, innigst geliebt von ihren Unterthanen, vereinten von jeher Popularität mit Humanität, verhafsten den steifen Zwang der Etiquette, ohne defswegen ihrer, um so mehr hochgeachteten Würde Etwas zu vergeben, und rechneten Gelehrte nicht unter das letzte Personale des Hofstaats. *Schiller* befand sich daher in Meiningen recht sehr wohl, und Herzog Georg versprach ihm Gehalt und Titel, die er auch beide in der Folge erhielt. Denn *Schiller* ward Herzoglich Sachsen, Meiningischer - Coburgischer Hofrath, und empfing, wenn ich nicht irre, aus der Herzoglichen Chatoulle, jährlich 400 Rthlr. Gehalt.

Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht anzuführen vergessen, dafs *Schiller* nach dem Regirungsantritte des Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg, welcher am 13ten April 1793 erfolgte, oft und gern in Rudolstadt war. Bei dem dasigen, durch die Güte des jetzigen Fürsten und durch die von ihm dabei eingerichteten Anstalten vortrefflich

ge-

und kömmt mir auch räubermäßiger vor. Was sonstige Abänderungen betrifft, so stelle ich es dem Gutbefinden E. E. anheim damit zu schalten und zu walten, wie Sie wollen. Freilich wünschte ich zuweilen auch ein Wort zur Beleuchtung gewisser Stellen sprechen zu dürfen.

Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurückgeschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gestehe ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Charaktere sind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde. Doch meine Meinung ist vielleicht zu einseitig, und soll auch nicht binden. Sonst wüßte ich nichts zur Legitimation meiner Umarbeitung hinzu zu setzen, wenigstens nichts,

gewordenen, in seiner Art in Deutschland
einzigen (sogenannten) Vogelschiefsen*)
war Schiller mit vielen Hunderten von di-
stinguirten Fremden oft ein sehr angenehmer
Gast. Er ward daselbst Schütze (der Fürst
veranstaltete dies), und als er den ihm dar-
gereichten mit altem Rheinweine gefüllten Be-
cher (der Sitte gemäfs) leerte und Kanonen-
schüsse zu Ehren des neuen Schützens fielen:
wandte sich Schiller zum Fürsten und sagte:
„Gnädigster Herr! Ich wünsche Ih-
nen alle Kronen der Erde, denn ich
sehe, Ihre Unterthanen sind sehr
glücklich.“ —

Sc

*) Messe und grofses Volksfest ist es zu nennen,
Bemerkungswerth ist, dafs daselbst während der Dauer
des Festes (von Mitte August bis Mitte September)
15 bis 20 Spiel-Banken zu zählen sind. Auch der berüch-
tigte, nunmehr verstorbene, Graf Spazza Camino trieb
dort sein Wesen! — Bälle, Redouten und Schauspiele
wechseln täglich.

A. d. H.

So oft *Schiller* in Rudolstadt war, besuchte er das Stammhaus der Grafen zu Schwarzburg und die Ruinen des Klosters Pauli-Zell, welche nicht weit davon entfernt sind. Wer in jenen Gegenden zu reisen Gelegenheit findet, befolge ja den schönen Rath Schiller's, den er jedem seiner Bekannten in Weimar gab: „die Natur auf Schwarzburgs hohen Bergen zu belauschen!“ Der Weg dahin ist, wie alle Wege durch das Saalthal, auch von Rudolstadt aus, sehr romantisch. Er führt vor dem Flecken Blankenburg vorbei, über dessen Häusern sich die Ruinen einer zerstörten alten Ritterburg auf hohem Felsen melancholisch thürmen. Nicht weit davon liegt am Eingange eines düstern Thales, der Hütte des Hirten im einsamen Thale der Alpen gleich, eine Mühle, wo schmale Stege den Eingang zur Schwarzburg dem Wandrer bezeichnen. Das Thal ist sehr beengt, auf beiden Seiten mit hohen Gebürgen umgeben, die es zirkelmäfsig durchwinden. In seiner Mitte rauscht mit fürchterlichem

lichem Getöse das Flüfschen Schwarza bald in hellem kiesigen Boden, bald über Felsenmassen und Erdschollen hinweg, die sich gleich den Ruinen einer verfallenen Menschenschöpfung, in seinem Bettchen emporthürmen. Hier das Düster dichter Fichten und Tannen, dort nackende, den Einsturz drohende Felsen, hier Schlünde, dort Haiden in kleinen Thälern, beschäftigen in einem Zeitraume von zwei vollen Stunden das Auge und seinen Forscherblick. Oft gleichen die aufgethürmten Felsenmassen den Trophäen — oft dem Kirchhofe voller Epitaphien. Besonders merkwürdig ist eine grofse ungeheuere, von der Natur piramydenartig geformte Felsenmasse, welche rechter Hand nicht weit vom Eingange in das Thal, bei der Blankenburger Papiermühle, sich erhebt. „Diese Piramyde" — sagte Schiller — kann ein Denkmal abgeben, und ich mögte auch hier den Fürsten gern verewigt wissen!" — Der biedere Fürst hat sich aber auch hier unter andern dadurch

durch schon verewigt, dafs er in diesem unwegsamen und unwirthbaren Thale eine der schönsten Chaussées hat anlegen und beenden lassen.

Am Ende des Thales liegt auf hohen Bergen das Schloſs Schwarzburg, das ärmliche Dörfchen aber im Thale an der Forellenreichen Schwarze. Nicht weit vom Schlosse befindet sich der Gasthof, wo man, in dieser wild- und fischreichen Gegend, stets die besten Speisen, die besten Getränke und prompte Bewirthung trifft. Von vielen zur Zeit des Vogelschiefsens in Rudolstadt sich aufhaltenden Fremden, so wie auch von andern Reisenden, wird er besucht, und der Wirth präsentirt beim Abschied ein Buch, in welches man sich einzeichnen muſs. In diesem Buche stehen die Namen der gröſsten Gelehrten neben ganz unbekannten Menschen; ein Göthe steht neben einer gewissen Mariane —l und —s, ein Chaptal neben einem ehrlichen Pächter Mieth, ein Künstler

Horny neben einem Dilettanten u. s. w. — Das macht denn übrigens nichts aus. — Am auffallendsten sind die Namenszerzeichnisse, welche theils unter den Bildern in den Stuben an den Wänden, theils in den Fenstern und Tellern eingegraben sind. Der Beobachter wird hier, nicht etwa erbärmliche Studentenmotto's, sondern ein sonderbares weltbürgerliches Gemisch finden. — Schiller schrieb in jenes Tagebuch der Schwarzburg:

„Auf diesen Höhen sah' auch ich
Dich freundliche Natur! — ja dich!"
Fr. Schiller.

Von Meiningen begab sich *Schiller* nach Dresden, durch dessen reizende Lage er sehr entzückt wurde. Die Schönheiten der Natur um jene Residenz, die Sächsische Schweiz und das freundliche Tharand hoben sehr oft seine Phantasie zum höchsten glücklichen Fluge, und hier war es, wo er oft begeistert der schönen Allmutter Natur ein lautes Bravo! entgegen rief.

Auch

Auch in Dresden fand er an einem Becker, Körner, Langbein u. a. trefflichen Gelehrten, die besten Freunde, und überall eine Aufnahme, wie sie nur ein Schiller verdienen konnte. In der Bildungsgeschichte Schillers mus sein Aufenthalt in Dresden und Leipzig, überhaupt sein früheres Leben in Sachsen, als eine sehr wichtige Epoche bezeichnet werden, denn er liefs manchen Funken in seinem Geiste entglimmen, der bisher noch verborgen, wenigstens unentwickelt gewesen war. Schiller kannte schon sehr früh aus der Geschichte den Menschen, er besafs eine Welt- und Menschenkenntnifs aus Büchern, die er jedoch richtig anwandte, weil er immer genialisch und richtig dachte, — in Mannheim aber und endlich in Dresden lernte er alles, was er bisher nur theoretisch kannte, practisch kennen. Dresden's Kunstreichthümer, seine vortreffliche Bibliothek, und andere, das Genie ermunternde, glückliche Verhältnisse wirkten im glücklichsten Ver-

eine auf Schiller's Genialität. Besonders aber ergab er sich hier dem gründlichern Studium der Geschichte, und drang tief in ihre Geheimnisse ein. Sein berühmtes Werk: „den Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regirung," haben wir hauptsächlich dem ernsten Studium zu verdanken, welches Schiller in Dresden der Geschichte widmete.

Auch an dem Don Carlos arbeitete er in Dresden *anfanglich* unermüdet, und man kann mit Wahrheit behaupten, dafs ihn die Darstellung des Charakters von Philipp an der frühern Beendigung des Stückes verhinderte. Er wollte gern alles lesen, was auf ihn nur irgend einen Bezug haben mogte, und daher läfst sich dann sein vertrauter Umgang mit der Geschichte erklären, welchen er gerade zu jener Zeit pflog. Selbst der Dichtkunst widmete er damals wenige Stunden, der Geschichte und dem Vergnügen waren die schönen

schönen Tage Schiller's in Dresden geweiht.

Wir wollen ihn einmal selbst von jener Epoche reden lassen, um zu beurkunden, dafs sie in seiner Bildungsgeschichte sehr wichtig ist. „Es kann mir begegnet sein" (sagt er in Hinsicht auf den Don Carlos), „dafs ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte, vielleicht mögen auch meine eigenen Äufserungen darüber dem Leser einen Standpunct angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. WÄHREND DER ZEIT NÄMLICH, DASS ICH ES AUSARBEITETE, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, HAT SICH IN MIR SELBST VIELES VERÄNDERT. *An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mufste nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen.*

men. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indefs bei mir aufkamen, verdrängten die frühern: Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren so weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es dann, dass ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte *).

„Die

*) In dem angekündigten Archiv für Friedrich Schiller's Verehrer werden mehrere Actenstücke mitgetheilt werden, die sich auf Schiller's Bildungsgeschichte in Dresden beziehen. Schiller's Situationen mit v. A. daselbst der Wahrheit getreu dargestellt zu sehen, wird seinen Verehrern gewifs willkommen sein.

A. d. V.

„Die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Cultur, wie die entlegendsten Welttheile zu unserm Luxus.“ — Und manches Ungleichartige steuerte auch in Dresden zu Schiller's Cultur. Männer, die seine Verhältnisse daselbst vielleicht nie kannten, wollen in ihm einen Freigeist, andere, die *ihn selbst* gar nicht kannten, einen heimlichen Anhänger des Katholicismus, schon in Dresden, und (was noch mehr sagt), bis an sein Ende gefunden haben. Ein Freigeist kann *Schiller* immerhin in frühern Zeiten gewesen sein, denn wie konnte er sonst so vortrefflich sagen: „Skepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit bevestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto gröſser die

Auf

was ſich leicht in die Gränzen eines Briefs einſchränken ließ. Lebendiger und anſchauender wäre vielleicht öfters meine Rechtfertigung bei einzelnen Paſſagen ſelbſt, denn ich erinnere mich noch wohl, daß es mich hie und da eine kleine Anſtrengung gekoſtet hat, ſo und nicht anders zu handeln. Uebrigens unterwerfe ich meine Arbeit gänzlich dem Urtheil der Kenner, und habe alſo zu der Kritik des Vornehmſten unter dieſen kein Wort hinzu zu ſetzen.

E. E.

ganz unterthänigſter

Dr. Schiller.

Aufforderung zur Überzeugung und zu voller Gewifsheit.“ Schiller war, nach dem Sinne dieser Worte, ein Freidenker, dessen geistige Gesundheit bald bevestiget wurde; dem Katholicismus aber war er nie ergeben, so gern wie er auch das Feierliche der katholischen Kirche in seinen theatralischen Werken — der theatralischen Feierlichkeit wegen — anbringen mogte. Alle diejenigen, welche Schillern in seinen häuslichen Verhältnissen gekannt haben, hörten vielleicht, eben so gut wie ich, sein Urtheil über den Uebertritt des *Grafen von Stolberg* zur katholischen Kirche, das im höchsten Grade und echt protestantisch war, wie es nur immer die Protestation der Kuhrfürsten, Fursten und Stande gegen den Reichsabschied von 1529 (von dem die Protestanten sich nennen), sein mogte. „Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluss der bessern Philo-

sophie verkennen?“ so urtheilte Schiller *) und gestand selbst:

„*Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,*
Die du mir nennst. — Und warum keine?“ — Aus Religion.

Ruhe seiner Asche!! Schiller war ein sehr religiöser Mensch, dem Religion Angelegenheit des Herzens war. Fand ihn auch die Aetschwester nicht in der Kirche — sie traf ihn doch stets, was sie wol nie, selbst in der Kirche nicht, sein mogte — reines Herzens; fand der Bigotte Schiller'n sehr selten bei religiösen Festen — er konnte ihn im-

*) *Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?* Eine akademische Antrittsrede von Fr. Schiller. Jena bei Seidler 1789. 8. 16. ein zur Beurtheilung Schiller's des Geschichtforschers, so wie zum vorbereitenden Unterrichte in der Universalgeschichte, die beste Anleitung gebendes, vortreffliches Schriftchen.

A. d. H.

immer finden dort, wo zwei und drei versammelt waren, um Tugend zu üben im Namen dessen, welcher die gröfste Tugend übt — — Liebe.

Die Tage widmete *Schiller* in Dresden gröfstentheils den Freuden der Natur, den geselligen Zirkeln und dem Vergnügen, und im Winter waren sie es, die ihn beim anhaltenden Studiren vergnügen. Von jeher ein Freund der nächtlichen Weile und ihrer das Denken erleichternden Ruhe, widmete er auch in Dresden den gröfsten Theil der Nächte dem Studiren. Seine schlaflosen Nächte machten den Körper siech, und seine Kränklichkeit nahm in Dresden ihren Anfang.

Auch in Leipzig und Gohlis, einem romantischen Dörfchen bei Leipzig, brachte Schiller einige Zeit zu, und wurde dort Freund von Göschen und Jünger, welcher letztere sich auch damals in Leipzig einige Mo-

Monate aufhielt. Auch hier widmete er dem Studium der Geschichte ununterbrochenen Eifer und arbeitete an seinem Don Carlos fort.

Endlich ging Schiller nach Weimar, und schrieb von dort an seinen oft erwähnten Freund M..: „Ich bin nun, wonach ich mich so oft gesehnt habe, in *Weimar*, und wähne in Griechenland's Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwaist getroffen habe. Du müfstest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernsten Reihen der Künste oder Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland mit Recht stolz sein soll — einen *Herder*, *Wieland* und andere, und *Eine* Mauer umschliefst mich jetzt mit ihnen. O!

wie vieles Treffliche hat nicht *Weimar!* — Ich denke *hier*, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschliefsen, und endlich einmal *ein* Vaterland wieder zu erhalten.“ — An Zumsteg schrieb er zur nämlichen Zeit: „Von nun an streich mich nur aus der Liste der literarischen Vagabunden aus! Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten beigelegt; — so ändere auch diesen — denn ich denke nun bald in Staats- und Adrefskalendern als etwas Öffentliches zu prangen. — Du lächelst? und ich wette, dafs ich die Deutung dieses Lächelns errathe. Du meinst: nun wird er wol in meine Fufstapfen treten, und ein ehrlicher Hausvater werden! — Ja! lieber *Zumsteg!* — Verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt, — auch mein Kopf ist

nicht

Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit demselben: aber Eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte." —

Sollten die Schätze, welche Schiller für das Studium der Geschichte sammelte und niederlegte, nicht den Eifer unserer neuesten Geschichtsforscher erregt, — nicht manchen unserer neueren gebildeten Historiker die zu beschreitende Bahn eröffnet haben??*) —

*) Ich bitte die Leser recht sehr, die folgende Ankündigung nicht zu überschlagen, sondern den Inhalt derselben zu erwägen. Daß übrigens mit Schiller's wirklicher Biographie nicht zu eilen war, und nicht zu eilen sei, wird das Archiv beweisen.

A. d. H.

SCHLUSS
UND
ANKÜNDIGUNG.

„Auf Schiller hat das gebildete Deutschland eben so gerechte Ursache, stolz zu sein, als der Verewigte es sich zur Ehre rechnete, der deutschen Nation anzugehören. Die seltensten Talente, deren jedes schon einzeln ihn unter den vorzüglichsten Schriftstellern hätte auszeichnen können, hatten in ihm sich vereinigt und erzeugten Werke von so mannichfaltiger Art, von so reichem und tiefem Gehalte, und von so eigenthümlicher und schöner Form, als die Deutschen nicht leicht von einem andern ihrer classischen Prosaiker und Dichter allein aufzuweisen haben dürften und vielleicht keine andere Nation, einem einzelnen ihrer Genies zu verdanken hat. Selbst das grofse Publicum, das ihn fast nur als lyrischen und dramatischen Dichter bewundert, wur-

würde seine Talente und Verdienste ungleich mehr bewundern und hochschätzen, wenn es nicht nur alle die mannichfaltigen Kenntnisse und tiefen Einsichten, welche seinen berühmten poetischen Worten zum Grunde liegen, deutlicher erkennte, sondern auch in diesem Dichter den denkenden Weltweisen, den scharfsichtigen Ästhetiker und Kunstkenner, den geistvollen lehrreichen Geschichtschreiber, den feinen Menschenkenner und den erhabenen Moralisten, kurz den Mann von gleich gebildetem Geist und Herzen, zugleich in lebendiger Wahrnehmung zu fassen und zu würdigen wüßte.“ —

Dies ist das Urtheil eines verdienten neueren Schriftstellers über Schiller's Verdienste, welchem gewiſs jeder gebildete Deutsche beistimmen wird.

Zu jener lebendigen Wahrnehmung, zur Fassung und Würdigung der Verdienste des Unvergeſslichen, zur Schilderung Schiller's, des Menschen und des Schriftstellers, so wie zur Verbreitung seiner Ideen und seines Geistes, soll ein Journal beitragen, welches ich hiermit in gerechter Erwartung des Beifalls Aller und unterstützt von vielen der verdientesten Gelehrten und Freunde des Verewigten, unter dem Titel:

ARCHIV

ARCHIV
FÜR
FRIEDRICH SCHILLER'S VEREHRER.

ankündige, dessen erster Band unfehlbar noch vor der Leipziger Michaelis-Messe, bei der gewifs zu hoffenden und zu erwartenden Unterstützung des gebildeten deutschen Publicums, im Verlage der mit unterzeichneten soliden Buchhandlung erscheinen soll. So lange als Stoff dazu vorhanden sein wird, erscheint vierteljährig ein Band von circa 16 Bogen, und auf vier Bände hat bei den bereits vorhandenen und noch zu erwartenden Materialien das Publicum gewisse Rechnung zu machen.

Der Inhalt dieses von deutscher Dankbarkeit, Liebe und Verehrung den Manen eines deutschen grofsen Mannes gewidmeten Instituts wird sich lediglich auf des Unvergefslichen Leben, Streben und Wirken, Geist und Charakter beziehen. Aufsätze über den Geist und Charakter seiner Schriften, richtige und wichtige Kritiken derselben, Sammlung zerstreuter Urtheile über ihn und seine Werke, seine Biographie und Gemälde der Zeit, in welcher er wirkte — kurz Alles, was auf nahe oder entfernte Weise auf Schiller Bezug hat oder haben kann, wird in dieses Archiv niedergelegt, als ein An-

Stuttgardt, den 12. December 1781.

Mit der von E. Exzellenz in Rückſicht auf den Verlag meines Schauſpiels getroffene Veränderung bin ich vollkommen zufrieden, beſonders da ich ſehe, daß durch dieſelbe zwei von ſich ſehr verſchieden geweſene Intereſſen vereinigt werden ſind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauſpiels zu unterdrücken. E. E. berühren einige ſehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde dieſe Sache in Anſehung meiner wichtig genug etwas weitläufig dabei zu ſeyn. Gleich

denken der dankbaren Zeitgenossen, der Folgewelt überliefert werden.

An Materialien zu diesem Archive liegen schon bereit: 1) Authentische Geschichte der Xenien, mit Anmerkungen über gewisse Accoucheurs, die sie zur Welt verhalfen, von Dr. —s. 2) Über Schiller's und seiner vertrautesten Freunde Charakter, von Herrn von —n. 3) Scenen von Schiller'n in Leipzig, Dresden, Weimar, Mannheim, Berlin und Gohlis. 4) Schiller am Whisttische, ein Gemälde von Fräulein von — g. 5) Briefwechsel Schiller's mit des verstorbenen Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen Durchl. 6) Schiller's Denkmale für Freunde, aus Stammbüchern gesammelt (sehr wichtig zu seiner Charakteristik). 7) Dessen Briefwechsel in Hinsicht auf gewisse Ereignisse beim Weimarischen Hoftheater. 8) Dessen guter Rath an gewisse Journalisten in München und Berlin. 9) Ehret die Frauen! Beiträge zur Charakteristik des schönen Geschlechts, gesammelt aus Briefen von Schiller, durch Herrn Professor —r (ein schöner Kranz um Schillers Aschenkrug gewunden). 10) Schiller's erste Liebe, mit Briefen und Charaktergemälden von Herrn Referendarius —s in ..t. 11) Schiller's erstes Tagebuch aus der Militärakademie (soll nach der Handschrift gestochen werden). 12) Schiller's Feinde in der Schweiz, ein Gemälde düsterer Zeiten, von Herrn Tanner. 13)

23) Die frühesten und ungedruckten Scenen aus den Räubern. 24) Ungedruckte frühere Gedichte Schiller's. 25) Scenen aus angefangenen dramatischen Werken. 26) Warum blieb Schiller in Weimar? 27) Schiller's Feinde, von ihm selbst in einem Briefe an Herrn von — g charakterisirt. 28) Der Officierstand. — — Um Theils dieses Unternehmen zu sichern, Theils auch um Schiller's Verehrer dem Archive vorsetzen und der Nachwelt nennen zu können, schlage ich den Weg der Subscription ein. Man subscribirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern mit 1 Rthlr. Preuſs. Courant für jeden Band, der dann auf Schreibpapier mit einem saubern Umschlage, broschirt und mit einer Vignette geziert geliefert wird. Wer auf 6 Exemplare subscribirt, erhält das 7te frei. Die Zahlung geschiehet sogleich bei Übersendung des jedesmaligen Bandes, worauf man subscribirte. Die Subscribenten-Verzeichnisse müssen aber spätestens zu Ende Mai's 1806 an die unterzeichnete Verlagshandlung deutlich eingesendet werden. Auf später eingehende Bestellungen kann nicht anders Rücksicht genommen werden, als wenn das Exemplar, was es im Buchhandel kosten soll, mit 1 Rthlr. 8 Gr. bezahlt wird. Dieses wird dann auf gutem Druckpapiere, ohne Umschlag und unbroschirt, geliefert. Die Namen der Beförderer und Subscribenten werden jedem Bande des Archivs vorgedruckt.

Zur Verbreitung und Ankündigung werden sämmtliche Redactionen der beliebtesten und gelesensten Zeitschriften, als warum sie hiermit im Namen der vielen Verehrer Schiller's gebeten werden, das Ihrige gewifs gern beitragen, *so wie ich mir auch die Beiträge von allen denen, die Schiller'n kannten und seinen Geist kennen*, höflichst gegen verhältnifsmäfsiges Honorar erbitte. Die Beiträge sendet man unter Adresse „für das Archiv" an unterzeichnete Buchhandlung, die bisherigen Herrn Correspondenten aber können mir die ihrigen ferner auf dem alten Wege zukommen lassen.

Nochmals bitte ich das deutsche gebildete Publicum um Unterstützung bei diesem wichtigen Unternehmen.

Im Novbr. 1805.

Der Herausgeber.

Wir haben den Verlag des oben angekündigten Archivs übernommen, und können dem Publicum im Voraus ein gefälliges Äufsere deselben versprechen. Briefe und Beiträge fordern wir pünctlich an die Redaction.

Stendal, im Dec. 1805.

Franzen und Grofse.

CHILD

Uiber

Friedrich von Schiller

und

seine poetischen Werke.

Von

J. Schwaldopler.

Leipzig, 1806.
In Commission bei A. G. Liebeskind.

Meinen Freunden

F. Valtiner,

Ch. Kueffner

und

M. Fischel

zugeeignet.

Euch, ihr Lieben, weihe ich diese Blätter über Schillers Werke; euch, denen die Kunst leise und von der Menge nicht bemerkt, ihre seligsten Reitze enthüllt, euch, die das edlere Streben so oft aus dem Kreise des Gewöhnlichen zu dem Höchsten schwang. Oft begeisterte uns Schillers Muse und das Gespräch von dem himmlischen Dichter, wenn die Morgensonne das cetische Gebirg vergoldete, ein Mozartscher Freundschaftsgesang in den sonnenbeleuchteten lau-

schenden Blättern verhallte, oder der herbstliche Mond durch die stille Laube sich im sokratischen Becher spiegelte. Dann sprachen wir von den hohen Sängern der Vorzeit und Gegenwart, und die Schranken des dürftigen Lebens schwanden vor Homers, Shakespears, Göthes und Schillers Heroengestalten. Die Stunde verfliegt, der Laut verhallt, nur die Erinnerung bleibt und erfreuet.

anfangs geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurückſetzung der Geſchichte meines Stücks in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts — die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauſpiels für unendlich beſſer als die Meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauſpiel verlieren ſollte. Allerdings iſt der Einwurf, daß ſchwerlich in unſerm hellen Jahrhundert, bei unſerer abgeſchliffenen Polizei und Beſtimmtheit der Geſetze eine ſolche meiſterloſe Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze entſtehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht ſtehen konnte, allerdings iſt dieſer Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu ſagen, als die Freiheit der Dichtkunſt, die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit,

Vorrede.

Unter den Vielen, die aus Schillers vortrefflichen Werken Genuſs schöpften, fanden sich nach meiner Erfahrung immer Mehrere, welche nur durch das Feuer und die Kraft jenes grossen Genies hingerissen wurden, ohne daſs ihnen jedesmal der eigentliche Standpunkt seiner Kunstschöpfungen, oder jede einzelne Schönheit klar geworden wäre. In der That fodern auch die meisten Schillerschen Werke nebst mehreren Vorkenntnissen eine län-

gere und anhaltendere Betrachtung, wenn ihre Vorzüge tief und ganz empfunden werden sollen. In vielen seiner Lehrgedichte zum Beyspiele, finden sich nicht selten kühne Odensprünge und Uibergänge; und mehrere davon sind sogar von der Art, dafs sie ohne Kenntnifs der Kantischen Lehre vom Schönen und Erhabenen gar nicht verstanden werden können. Schillers dramatische Werke sind natürlich mehr auf allgemeine Faſslichkeit berechnet, aber auch bey ihnen ist oft der Standpunkt des Dichters und Lesers nicht leicht zu treffen, und manche sinnvolle Schönheit kann nur bey genauerer Beobachtung aufgefunden werden. Eben so verhält es sich mit Schillers lyrischen Arbeiten.

Ich glaube also nichts Uiberflüssiges unternommen zu haben,

wenn ich die schwereren Stellen der Schillerschen Gedichte zu erklären, und ihre vorzüglichsten Schönheiten auseinanderzusetzen versuchte. Eine lange, von früher Jugend angefangene Beschäftigung mit diesem Schriftsteller dürfte mir vielleicht einiges Recht dazu geben.

Nicht jedem, der für Schillers Genie, Sinn und Empfänglichkeit hat, ward auch eine eigentlich gelehrte Bildung zu Theil; wo dieſs nicht der Fall ist, bleibt vieles unverständlich, was mit einer erläuternden Erklärung hohen und reinen Genuſs zu gewähren im Stande ist. Das zartere, bildsamere Geschlecht haben unsere Verhältnisse gröſstentheils von eigentlich gelehrten Kenntnissen entfernt, ich läugne den Wunsch und die Absicht nicht, von solchen Leserin-

nen gewürdigt zu werden, welche des Dichters Schönheiten schon fühlten oder ahndeten, ehe sie ihnen durch eine Auseinandersetzung deutlicher wurden.

Sollte aber dieses Werkchen seine Grenzen nicht weit überschreiten, so durften nur die schwierigsten Stellen weitläufiger erklärt, nur die vorzüglichsten Schönheiten ausgezeichnet werden. Besonders konnte bey den dramatischen Werken nur auf den allgemeinen Ansichtspunkt Rücksicht genommen und vorzüglich auf Anlage des Planes und der Charakteristik hingewiesen werden. Die eigentlich kritischen Untersuchungen über Schillers Verdienste um Literatur, Aesthetik und Humanität überhaupt durften nur einen kleineren Raum einnehmen, doch wünschte ich auch

für den eigentlich Kunstgebildeten nicht ohne Interesse geblieben zu seyn.

Dieſs sind die Ansichtspunkte, nach welchen diese Arbeit betrachtet werden will, und die ich mich hier aufzustellen verpflichtet fühlte; weil ich unwillkührlichen Miſsdeutungen meiner Absicht vorkommen wollte.

Noch muſs ich bemerken, daſs bey der biographischen Skizze anfangs das zu Leipzig über Friedrich Schiller erschienene Werkchen benützt wurde, daſs aber manche Details, z. B. die Geschichte der Schillerschen Flucht aus Würtemberg von einem Manne herrühren, der als Schriftsteller und Staatsdiener gleiche Achtung genieſst, der lange Jahre zugleich mit Schiller auf der Karls-

akademie lebte, und der mir diese Umstände zu verbürgen die Gewogenheit hatte.

Das angehängte Gesellschaftslied, ursprünglich zur musikalischen Behandlung bestimmt, tritt ohne alle Ansprüche vor das Publikum. Es ist die erste augenblickliche Empfindung an des Dichters Grabe, und gerne bescheidet es sich, mehr dem Gefühle dann der Phantasie sein Daseyn zu verdanken.

Biographische Skizze

von

Friedrich Schiller.

Friedrich Schiller, als Dichter, Geschichtschreiber und Philosoph einer der höchsten Geister, welche die Menschheit jemals unter ihre Lieblinge zählte, hatte seinen Verhältnissen und Umgebungen nichts, alles seinem eignen Streben, seiner unermüdeten Thatkraft zu danken. Siegend zerriſs er die Fesseln, welche ihn an das Gemeinere, Gewöhnliche zu heften drohten, und mit verstärkter Kraft schwang er sich in die Höhe des Ideales, die Heimath seines Geistes. Aber sein Kampf mit dem Leben warf den trüben Schatten selbst noch in jene heiteren Gegenden, und milderte ihre glänzenden Lichtgestalten oft durch einen sanften, wehmüthigen Schimmer.

Am 10. November 1759 war Schiller zu Marbach im Würtembergischen seinem Vater, einem Lieutenant in herzoglichen Diensten gebohren, der später auf dem herzogl. Lustschlosse Solitude als Inspektor den Baumschulen vorstand. Wüßte man gar nichts von Schillers Leben, schon seine Werke würden für die ausserordentliche Phantasiekraft des Knaben und Jünglings zeugen. Seine Einbildungskraft entflammte sich an den Propheten, in seinem Kopfe drängten sich Bilder und Gestalten in jener Fülle, die immer die Jugend des Dichters unterscheidet. Aber die Welt achtet des Göttlichen nicht, welches sich in dem Busen des Sängers zu bilden strebt, und nur das Gewöhnlichere, Nützlichere ist es, was sie in Anspruch nimmt.

Die Militärakademie (nachher Carls-Hohe-Schule) in Stuttgardt war damals wegen der herrschenden Ordnung, wegen der pünktlichen Genauigkeit, und wegen mancher wissenschaftlicher Kenntnisse, die dort den Jünglingen auf die

und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dörfen. Dieſe Entſchuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieſes zugebe, (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu) was wird folgen? — Gewiß nichts anders, als daß mein Schauſpiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der feinſten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich ſo ſagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in ſein Grundweſen verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruktion des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Perſonen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog

kräftigste Art beigebracht wurden, als eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt bekannt. Wie der feurige Geist des Jünglings, die tiefe Empfindung, der glühende Drang zum Wirken in jene engen festgeschnürten Formen passen könnte, darum bekümmerte sich Niemand. Konnte doch Schiller dort ein Brodstudium sich eigen machen, dem er später eine einträgliche Stelle dankte! — Mochte sein Herz vertrocknen, seine Phantasie sich abspannen, gelähmt werden sein Geist, wenn er nur seinen Leib in der Folge pflegen, wenn er nur das Kreditiv einer ordentlichen bürgerlichen Beschäftigung aufweisen konnte! —

Schiller studierte die Arzneywissenschaft, absolvirte sie und disputirte darüber. Die Geschichte hatte schon früher seinem Geiste jene Bahne geöffnet, welche er in der Folge so glänzend beschritt. Die Helden der Vorzeit, jedem jugendlich unbefangenen Gemüthe durch anspruchslose Kraft und Gröfse so werth, mufsten mit doppelter Macht

auf den Jüngling wirken, der eigne Heroenkraft im glühenden Busen trug. —

Unerträglich, zur Höllenmarter war dem wildaufstrebenden Geiste die Fessel der militärischen Subordination geworden, welche alle Glieder jener Erziehungsanstalt so enge umschlofs. Nur an dem Herzen der Freundschaft fand er noch oft Trost und Erleichterung; Zumsteeg ward Schillers Vertrauter, an dessen Busen er seine Klagen ausgofs. Zugleich war der Bildungstrieb mächtig in seiner Seele erwacht, Shakespeare fiel ihm in die Hände, und wie ein dunkler Schleyer sank die ängstliche Begrenzung; er konnte nun in lebenden Gestalten das Feuer seiner Begeisterung verhauchen, konnte seinem erbitterten Gemüthe Luft machen. Er that es in den Räubern; die lange zu Boden gedrückte Kraft erwachte mit fürchterlicher Stärke; sein noch nicht gereinigter Geschmack uchte das Erhabene oft in Schwulst und Uibertreibung. Aber dafs Schiller ohne alle Menschenkenntnifs, nur aus den Tiefen seines Gemüthes sol-

solche gewaltige, lebendige, allgemein ergreifende Gestalten hervorrief, läfst sich nur durch die Erfahrung erklären, dafs das Genie aller Kenntnifs vorgreift, und jede Regel schon voraus in sich findet.

Schiller war nach seinem Austritte aus der Akademie zum Regimentsarzte befördert worden, und jetzt erst, nicht während seines Aufenthaltes in jenem Erziehungsinstitute, wurden die Räuber in Mannheim gegeben. Er suchte um die Erlaubnifs an, der Aufführung beiwohnen zu dürfen, sie wurde verweigert, doch begab er sich heimlich nach Mannheim, und kam unentdeckt wieder nach Stuttgardt zurück. Aber in dem Stücke selbst kam ein heftiger Ausfall auf Graubündten vor, den Schiller, weil er einen von da gebürtigen Aufseher der Karls-Akademie bitter hafste, in dem ganzen subjektiven Dichtergrimme eines 19jährigen Jünglings hingeworfen hatte. Nun stand aber der Herzog gerade im Begriff an Graubündten ein Anleihen zu eröffnen, und Schillers Feinde benützten dieses Verhältnifs, ihn

dem Fürsten verdächtig zu machen. Schiller erhielt daher den Befehl den Graubündtern Genugthuung zu verschaffen, und nie mehr etwas zuschreiben. Jetzt erst floh er aus Stuttgardt nach Mannheim, wo er durch die Verwendung mehrerer Freunde Theaterdichter bei der dortigen Bühne wurde, damahls durch Iffland, Böck, Beil, u. A. glänzend und bedeutend. Hier lernte er auch das, was ihm der Genius eingab, in wirksamere, in reinere Formen bilden, hier schrieb er seinen Fiesko, Kabale und Liebe, und fieng an, die rheinische Thalia herauszugeben.

Uiber seine Jugendjahre und seine erste Arbeit hat sich Schiller selbst auf eine merkwürdige Art erklärt.

„Frühe — sagt er — verlohr ich mein Vaterland, um es gegen die grofse Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mifsverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzo-

gen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguſs eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feyerlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freyer, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine die ich nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlafte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur gieng in dem regelmässigen Tempo der herrschenden Ordnung verloh-

ren. — Unbekannt mit dem schönen Geschlecht — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu seyn — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mufste mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mufste er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordinazion und des Genius in die Welt setzte.

Ich meine die Räuber.

Das Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem er gebohren ward. Wenn von allen den unzählichen Klagschriften nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, dafs ich zwey Jahre vorher

mir anmaſste Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete."

Mit allen diesen Mängeln aber hatten Schillers Räuber doch auf Deutschlands Bühnen ausserordentlich gefallen; sein Ruf ward durch Fiesko, und Kabale und Liebe noch mehr gegründet. Schiller sehnte sich aus seinen engen Verhältnissen in einen weiteren Wirkungskreis. Der Herzog von Weimar lernte ihn in Kassel kennen, und der Dichter ging nun nach Sachsen, wo die reitzenden Gegenden ihn festhielten. In dieser Epoche schrieb er die Freigeisterei der Leidenschaft, ein Gedicht, das er in der Folge abkürzte, das aber auch, offen gesprochen, dadurch seinen ganzen dichterischen Werth verlohr; sein moralischer war nicht zu retten. Es zeigte von dem kühnen, vermessenen Geiste, der sich nicht vor dem Schicksale beugen, der ihm im Kampfe entgegenringen wollte.

Schillers Jugend war ganz getrennt von allen Lebensfreuden, ohne alle Genüsse verschwunden; mit einem gewöhnlichen Umschwunge suchte er jetzt

das Verlohrne, nicht immer mit aller Mässigung, nachzuholen. Die schöne Natur liebte er leidenschaftlich, und gefiel sich am besten in ihren erhabensten Aeusserungen, in Stürmen und Gewittern. Gesellige Freuden schätzte er, theilte sich gerne mit, und umfafste diese Genüsse mit der Heftigkeit, dem Feuer, welches gewöhnlich den tieferen Dichter charakterisirt, dem eben jene hohe Reizbarkeit so unentbehrlich ist.

Früher schon hatte er seinen Don Karlos angefangen, und in Mainz dem Herzoge von Weimar Einiges davon vorgelesen, jetzt setzte er ihn nur mit häufigen Unterbrechungen fort, und las dazwischen alles, was er über Philipp auffinden konnte. So entstand der Abfall der Niederlande, in dem der Jüngling dem erstaunten Deutschland zeigte, dafs sich mühsames Studium und historisch-philosophischer Scharfblick mit all' jenem Glanze der Darstellung verbinden lasse, welcher uns aus den Werken des Thucydides, Livius und Tacitus so schön harmonisch anspricht.

In Leipzig, oder eigentlicher in dem schönen Dorfe Göhlis lebte Schiller einige Zeit bei dem Buchhändler Göschen; hier lernte er unsern Jünger kennen, und erheiterte sich in seinem Umgange. Wie die Unterbrechung seiner Arbeit auf Don Karlos wirkte, wird in diesem Werke später in Betracht gezogen werden.

Von Leipzig ging Schiller endlich nach Weimar, das durch das Beisammenleben so vieler der ersten deutschen Genies noch der spätesten Folgezeit merkwürdig seyn wird. Hier lernte er Wieland und Göthe kennen, und den Herrn von Wollzogen, dessen Schwester in der Folge durch Schillers eigene Wahl seine Gattin ward.

Auf Göthes Veranlassung trat Schiller endlich im Jahre 1789 als Professor der Philosophie in Jena zuerst in ein bestimmtes gelehrtes Verhältnifs, und lehrte Geschichte mit dem ausgezeichnetesten Beifalle. Hier war es, wo er seine Memoires herauszugeben anfing, von denen er aber nur die Hälfte des ersten Theils selbst übersetzte; wo er sich in

die Tiefen der Kantschen Systeme senkte; hier endlich, wo er seinen 30jährigen Krieg endete, ein Werk das Deutschland mit dem allgemeinsten Enthusiasmus empfing. Wieland urtheilte von dieser Arbeit: Sie hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unsrer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Kultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfafst, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst, sowohl als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiethe der historischen Muse nähert, grosse Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkte seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch im historischen Fache berechtiget hielt; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückliefs, und natürlicherweise in allen, denen der Ruhm der Nazion nicht gleichgültig ist, den

iſt gar nicht derſelbe. Die Simplizität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraten, kleine und große Züge, Charaktere ſogar ſind aus dem Schooß unſerer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianiſchen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten ſchöne Huſarenſtiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Piſtolen in ſeinem Halfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen.

II. Meine ganze Epiſode mit Amaliens Liebe ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abſcheulichen Contraſt. Ama-

Wunsch erregen mufste, dafs ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiednes Talent sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten gezeigt hatte, sich wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte.

Von einer durch häufige Geistesanstrengungen verursachten Krankheit erst nach langer Zeit hergestellt, widmete er Kants Kritik der Urtheilskraft seine ganze Aufmerksamkeit, und es konnte nicht fehlen, ein Geist, wie der seinige, mufste sich mit Vergnügen zu jenen hohen Kunstansichten erheben, die das Empirische so scharfsinnig und strenge von dem Idealen, das Sinnlich-Gefällige, Moralisch-Edle und Würdige von dem Rein-Schönen trennten. Schiller baute auf diesem Grunde fort, und schenkte uns seine gehaltvollen, wenn auch nicht durchaus zu billigenden Abhandlungen über tragische Kunst, das Erhabene, Pathetische, über Anmuth

und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, Gedanken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunst, und die zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. Später erst fallen seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts und über naive und sentimentale Dichtung. —

Schillers Lebensart unterschied sich allerdings von der gewöhnlichen. Den Tag widmete er der Ruhe, aus der majestätischen Stille der Nacht stiegen seine erhabenen, ewig ergreifenden Gestalten, wie nur zur Nachtzeit der Stab des Beschwörers Heroen vergangener Jahrhunderte aus ihren Gräbern ruft.

Im Jahre 1796 erhielt er endlich in seinem sieben und dreyßigsten Jahre den ersten Gehalt von 200 Reichsthalern, die ihm der Herzog von Weimar, in der Folge noch erhöht, bis zu seinem Tode fortgab; und den Charakter als Hofrath. Bei dieser geringen Belohnung so ausserordentlicher Verdienste

konnte Schiller mit Recht und Selbstgefühl von der deutschen Dichtkunst sagen:

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf sein Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er seinen Werth.

Später zog er nach Weimar; hier im Umgange mit Göthe, der ihm Freund geworden war, glücklich durch geliebte, gutgeartete Kinder und seine vortreffliche Gattin, gewann er einen grossen Theil seiner Heiterkeit wieder, von der er durch beständiges Kränkeln vieles verlohren hatte. Das Ausland und sein Vaterland hatten schon Schillers Verdienste anerkannt. Schon im Anfange der Revoluzion wurde er zum französischen Bürger angenommen, und 1802 erhielt er von dem Kaiser den deutschen Reichsadel. In Weimar schuf er die vollendeten Werke seiner letzten Periode, eine Jungfrau von Orleans, einen Wilhelm Tell, und schien für künftige Arbeiten neue Kräfte zu sammeln.

Zu Berlin hatte er selbst die Aufführung seines Wilhelm Tell geleitet, von da kehrte er kränklich nach Weimar zurück. Er erhohlte sich aber wieder, seine Familie, seine Freunde schöpften die besten Hoffnungen, als ihn am 9. Mai 1805 Abends um 6 Uhr der Tod überraschte. Kurz vor seinem Ende hatte er noch einigemale den Nahmen Lichtenberg ausgesprochen, mit dessen Schriften er sich in seinen letzten Tagen beschäftigte. Einige Zeit vor seinem Scheiden ward er sogar wieder munter, er äuserte sich: vieles sehe er jetzt hell und verklärt. Er selbst hatte ein einfaches Begräbnifs angeordnet; in der Stille tiefer Nacht, von dem Dichter so sehr geliebt, ward sein Sarg von jungen Gelehrten und Künstlern zu Grabe getragen. Es war Mitternacht vorüber, und der Himmel mit trüben Regenwolken bedeckt, als aber der Sarg nun schon beinahe die Gruft erreicht hat, trat plötzlich der Mond mit mildem Schimmer hervor, und beleuchtete die Reste des Mannes, dessen Geist ewig und unsterblich fort-

lebt, in hoher Majestät und kräftiger Wirkung auf alle kommenden Geschlechter.

Schiller war lang, hager, bleich, und trug auf seinem Gesichte die Spuren der Kränklichkeit, in seinem Auge aber hohes geistiges Feuer, Freiheit und Klarheit auf der gewölbten offenen Stirne. Seine Arbeiten pflegte er ehe ganz im Kopfe auszuarbeiten, ehe er sie niederschrieb; die metrischen aber dann laut herabzulesen. Seinen Charakter hat er selbst in einem seiner kleinen Aufsätze geschildert:

„Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist, aber es ist nicht dezent, weil nur das Verderbnifs dezent ist: es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn, aber es ist nicht listig, denn so kann nur die Kunst seyn: es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwan-

ken wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniſs zurück bringt: es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie sich selbst immer ein Geheimniſs bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt."

Schiller starb nicht reich, aber wenn noch ein Funke von Nazionalgefühl in dem Busen der Deutschen lodert, ist sein Nahme ein reiches Erbe. Die meisten bedeutenden Theater haben sein Andenken mit oft guterfundenen und ausgeführten Gelegenheitsstücken gefeyert. Nicht ihn, sondern die Nazion könnte ein öffentliches Denkmahl ehren.

Friedrich Schiller

als

dramatischer Schriftsteller.

Gottscheds geist- und kraftlose Tragödien, wahrlich nicht geeignet die Deutschen von Uiberschätzung französischer Meisterwerke zum Selbstgefühle eigenen Werthes zurückzuführen, waren bald in ihr Nichts zurückgesunken. Mit Lessing erst begann die Entwicklung der deutschen Bühne; eine lange überlegte, wohlgedachte Charakteristik, ein Plan mit klarem Verstande und kritischem Scharfsinne entworfen, eine ganz ungewöhnlich reine und kräftige Sprache; sehr viele feine Bemerkungen des Welt- und Menschenkenners, ein vortrefflich abgerundeter und ausgearbeiteter Dialog; das waren die grossen Vorzüge, welche die Deutschen damals entzückten und zu unbeschränkten Lobeserhebungen begeisterten. Mit aller Kraft

seines kritischen Genies stürmte Lessing nebstdem auf die angebeteten französischen Idole, entkleidete manche ihres täuschenden Schimmers, hielt sie an die Griechen, und zeigte so den Abstand von dem natürlichen Dichterfeuer einer jugendlich-blühenden kunstgebildeten Nazion, und der polirten Glätte und kalten Zierlichkeit der französischen Hofdichter. Racine und Voltaire sanken in Deutschland von ihren Thronen, um so mehr als jetzt auch Göthes erwachendes Genie diese regelmäßige Form verwarf, und in seinem Götz von Berlichingen frei und ungebunden dem kühnen Schritte des viel geringer geschäzten Britten folgte. Mit den Franzosen selbst fielen auch ihre Nachahmer; mit geringeren Talenten als ihre Muster von der Natur beschenkt, hatte Weisse nie Crebillons Stärke oder Racines weiche Lieblichkeit zu erreichen vermocht.

In diesem Zeitpunkte war es, wo Schillers Räuber ganz Deutschland elektrisirten, und wie eine fremde un-

lia müßte ſchlechterdings in ein Ritterfräulein umgeſchmolzen werden, und Sie ſehen von ſelbſten, dieſer Charakter, dieſe Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemälde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück ſo tief und allgemein hinein colorirt, daß man das Ganze Gemäld übermalen muß um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, dieſem ſpeculativiſchen Böſewicht, dieſem metaphyſiſch-ſpizfindiſchen Schurken. Ich glaube mit einem Wort ſagen zu können, dieſe Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größeſten Glanz und die höchſte Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es ſchon angelegt und vollendet iſt, zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E.

geheure Erscheinung in des Jünglings Zeitgenossen ein freudiges Erstaunen bewirkten. Seine Phantasiekraft ward in diesem kühn-jugendlichen, ungezähmten Werke auf eine auffallende Art sichtbar. Was auch die damaligen Kritiker, in der Schule der Griechen und Franzosen gebildet, dagegen, und vielleicht nicht mit Unrecht, einwenden mochten — dennoch liefs sich die Stärke der Schwinge nicht verbergen, die einen solchen Flug zu wagen im Stande war. Mochte man immer Franzens Charakter unnatürlich finden; mochte man die zu bilderreiche Sprache, das gehäufte Beiwörterspiel aus der Schule der Engländer, die Nachahmung Shakespeares in allen gelehrten Zeitschriften aufsuchen und tadeln — Schillers Genie wurde durch ein Zeichen bestätigt, welches in den neuesten Zeiten so oft angefochten, doch vielleicht in Hinsicht auf dramatisches Genie so manchem neueren Kriterium sehr weit vorzuziehen seyn dürfte, durch die allgemeine Wirkung auf seine Zeit-

genossen. Denn der grosse Haufe kann wohl durch etwas Mittelmäfsiges oder Schlechtes auf eine Zeitlang in Bewegung gesetzt werden, aber wenn zugleich der gebildete, das ist der verständigere, wissenschaftliche und feiner fühlende Theil des Publikums hingerissen wird, wenn dieser Enthusiasmus sich erhält und verstärkt, dann ist es wohl schwerlich oder nie blos falscher Schimmer, der so mächtig auf die Menschen wirkt; es ist die Kraft des Genies, die den Zuseher ergreift und begeistert, und ihnen das unendliche Vergnügen gewährt, sich in ihrem ganzen Selbst erhöht, jenem schöpferischen Geiste näher zu fühlen. Auch ward dramatischen Genies beinahe immer noch die Achtung und Dankbarkeit ihrer Zeitgenossen. Von ihren Mitbürgern verherrlichet, genossen Sophokles und Euripides den Lohn ihrer Arbeiten, die Franzosen schätzten und bewunderten ihre Racines und Voltaires, die Engländer ihren Shakespeare; und Lessing wie Göthe, Schiller wie Kotzebue und Iff-

land dürfen die Deutschen im Ganzen genommen keiner Undankbarkeit beschuldiget.

Merkwürdig ist der Gang, welchen Schiller in seinen dramatischen Werken nahm, und den Einfluſs der Kantischen Philosophie darauf. Sey es nun, daſs er den Aristotelischen Kunstzweck des Trauerspiels, damals allgemein als Mitleid und Schrecken angenommen, wirklich vor Augen hatte, oder sich nur dunkel vorstellte; genug seine ersten Stücke, die Räuber nemlich und Kabale und Liebe, waren offenbar auf jene Wirkung berechnet. Daher so manche gräſsliche Szene, besonders im ersten dieser Stücke; die Errettung des alten Moor aus dem fürchterlichem Thurme, die Ermordung Amaliens, und selbst noch in dem sorgsamer ausgebildeten Fiesko, der empörende und zwecklose Mord Leonorens. Man hat Schiller oft mit griechischen Tragikern verglichen; nimmt man ihn in dieser ersten Periode, so kann man ihn neben Aeschilos stellen. Beide von höchst-

entflammter Einbildungskraft, beide grofs und ausserordentlich kräftig, zuweilen ans Ungeheure streifend, zuweilen schwülstig aus innerem, glühenden Trieb die Kraft ihres Geistes bis an ihre äufserste Grenze zu dehnen.

Eine andere Wendung schien Schillers Geist in seinem Don Karlos zu nehmen. Hier war es schon nicht mehr der Effekt, welchen er bezweckte, es war seinem eigenen Geständnisse nach schon eine Idee, welche diesem Werke zum Grunde lag. Seine Absicht war nemlich, das höchste Streben nach der abstrakten Vervollkommung der Menschheit dichterisch einzukleiden. Deswegen ist es nicht die Leidenschaft Karlos zu Elisabeth und das Ende des liebenden Jünglings, was die Einheit in diesem Stücke leiten kann, es ist Posas Aufopferung nicht für Karlos Leidenschaft, sondern für seine edle Lieblingsschwärmerei, womit sich der Knoten schürzt und löset. Noch einen andern Gang nahm Schillers tragische Muse als der Kantische Grundsatz, dafs die reine Schön-

heit unabhängig von physischer Rührung nur uninteressirtes Wohlgefallen erwecken müsse, in die neuere Aesthetik überzugehen anfieng.

Offenbar war es zu dieser Zeit, als die kritische Philosophie auch das Gebäude der älteren Aesthetik mit starkem Arme angrif, daſs Schillers Geist, von Natur tief und ins Innerste dringend, sich zuerst mit der eigentlichen Theorie der Philosophie näher zu beschäftigen anfing. Er faſste bald eine warme Anhänglichkeit an das System des Königsberger Weisen, und baute auf jenen Grundsätzen der Aesthetik weiter fort, wie seine philosophischen Schriften zeigen, über deren Werth hier nicht entschieden werden kann.

Einen sichtbaren Einfluſs auf Schillers spätere dramatische Werke nahm die Erklärung des Erhabenen in jener neuen Schule. Schiller selbst setzte die Wirkung desselben in das moralische Kraftgefühl, welches durh das Bewuſstseyn unserer Freiheit im Kampfe mit der Natur erweckt würde. Nun sollte

sich also die Tendenz seiner Darstellungen verändern, und Rührung ihm nur als Mittel dienen, weil nur nach überwundenen Leiden an Sieg gedacht werden kann, und der Zuschauer von der Empfindlichkeit des Helden überzeugt werden muſs, wenn ihm nicht dessen Stärke als blosse Gefühllosigkeit erscheinen soll. Aber in seiner Schöpfung selbst wurden diese Kunstprinzipien nicht sichtbar. Sonderbar genug hat der Dichter im Gegentheile die Idee eines zermalmenden Schicksals, jenem Erhabenen so hinderlich, in seine dramatischen Werke zu verweben gesucht. Wallenstein wird gegen seinen Willen in jenen Anschlag verstrickt, der ihn immer enger umwindend sein Verderben herbeiführt, und das Erhabene konnte nur in der grossen Geisteskraft des Helden bestehen, die zwar mächtig gegen das Geschick anknüpft, aber doch von ihm besiegt wird. Auch in Marie Stuart sind es die feindlichen Umgebungen, welche sich stürmisch häufend und jeden Ausweg zur Rettung gleich gewaffneten Riesen be-

wachend, sie zum Schafote bringen. Wo siegt hier die freie Willenskraft über die Natur? Und wenn sie siegte, würde die dramatische Wirkung so grofs, so tief eingreifend seyn? Mufste nicht nach jener Lehre ein Stoiker, alle Versuchungen des Lasters überwindend, trotzend allen Schrecken des Todes, der passendste Held eines Trauerspieles werden?

Preifst diesen Sieg über die Freiheit etwa die Jungfrau von Orleans, unseres Dichters Lieblingswerk. Jene Arbeit, von der er noch bis zu seinem Ende mit Entzücken sprach? Den Dichter schien hier des ästhetischen Philosophen Grundsatz verlassen zu haben. Johanna die Gottbegeisterte wirkt gar nicht aus eigener Kraft, sie wird von hohen Mächten in ihren Planen unterstützt, sie fällt sogar gerade dadurch, dafs eine irdische eigene Regung die himmlische Harmonie ihres erhabenen Gemüthes stört. Schillers Genius scheint überhaupt die Beschränkung durch jene Grundsätze nur unwillig getragen zu haben, und unwillkührlich schuf er Kunstwerke, die

mit jenen Regeln im Widerspruche standen, die aber ihre Götterabkunft durch die allgemeinste Wirkung auf die edelsten Zeitgenossen beurkundeten. Sein Genius zeigte ihm, wenn er den himmlischen walten liefs, dafs jene blos moralische Ansicht des Erhabenen nicht zur Norm für das Erhabene in der Kunst gelten könne. Das Genie siegte und die Regel lag von seiner Götterkraft zerbrochen ihm zu Füssen.

In Schillers letztem Werke, im Wilhelm Tell, kann diese ethische Erhabenheit aufgefunden werden, wenn man das Ganze betrachtet, denn hier wird Bosheit und Leidenschaft von der vereinten Geisteskraft der Eidgenossen überwunden. Aber Zufall und Umstände sind ihnen günstig, und der Held selbst hat nichts von jener Erhabenheit. Physische Kräfte (den bösen Willen und die Leidenschaften im Gegensatze der freien durch das Sittengesetz bestimmten Willensthätigkeit mitgerechnet) sind es wohl hier, die dem Wohle Tells entgegenstreben, aber wo ist die mo-

ralische Willenskraft, die hier siegend überwände? Tell mordet seinen Feind von ferne, und mordet ihn aus Rache. Nicht das Unmoralische dieser Handlung ist es, was hier getadelt wird — die freie Kunst kann Niemandens, auch nicht der ehrwürdigen Moral Dienerin seyn — sondern das Unedle, in soferne es jener Idee von Erhabenheit durchaus widerspricht. Und die Darstellung des Erhabenen soll doch wohl nach jener Theorie des Trauerspieles letzter Zweck seyn? Denn Schönheit, die ohne zu rühren blos durch Form gefällt, wie könnte sie jemals ins gewöhnlichere Leben oder auf die Bühne eingeführt werden, an deren Genufs so Viele und Verschiedene Antheil nehmen? Es bleibt überhaupt eine Klippe, an welcher noch mancher Theaterdichter scheitern wird, dafs die Tendenz der neuern Aesthetik die Tragödie und überhaupt alle Arten des Drama von dem Leben weg und in das Gebiet der Spekulazion zu führen trachtet, wäh-

rend das Publikum durchaus nur von etwas ergriffen werden kann, das ihm, seinen Erfahrungen und vorzüglich seinen Gefühlen näher liegt. Ich bin fest überzeugt, auf keiner Stuffe der Bildung wird das grosse Publikum einer Hauptstadt der Aufführung von Göthes natürlicher Tochter mit Interesse beiwohnen, so schöne Details auch jenes Gedicht hat. Denn Kunstwerke solcher Art sind nicht auf dem fruchtbaren Boden einer schönen, unbefangenen Phantasie gepflanzt, von warmem Gefühle aufgezogen, und so jedermann ans Herz sprechend, wie ein Don Karlos, ein Torquato Tasso, eine Iphigenie, sie sind mühsam gezogen in feinerer Luft auf den Höhen der Spekulazion, und ihr Glanz strahlt nur jenen, die vorher diese Spitzen erstiegen haben. Genug zur Einleitung, bei den einzelnen Auseinandersetzungen wird das Uibrige genauer zu erörtern seyn.

dem Vater dieſe eifrige Fürſprache für ſein Kind. Es ſind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauſpielen anfangen was es will, der Autor muß ſichs gefallen laſſen, und ein Glück iſt es für den Verfaſſer der Räuber, daß er in die beſten Hände gefallen iſt. Dieſes einige werd ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigſtens nach der erſten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die Zwote Hauptveränderung mit der Ermerdung Amaliens intereſſirte mich faſt noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieſes derjenige Theil meines Schauſpiels, der mich am meiſten Anſtrengung und Ueberlegung gekoſtet hat, davon das Reſultat kein anderes war, als dieſes, daß Moor ſeine Amalie ermorden muß, und daß dieſes eine

Die Räuber.

Schiller war ein neunzehnjähriger Jüngling, als diese erste dramatische Arbeit auf Deutschlands Theatern den entschiedensten Beifall fand. Darum ist es auch nur die gewaltige Kraft der Phantasie, wodurch sie sich auszeichnet, eine Kraft die den Dichter mit sich fortriſs, die er nicht beherrschen konnte, und die nicht selten zu Uibertreibungen und fehlerhafter Charakteristik führte. Schon der ganze Plan ist nach dieser Anlage unter der Würde der Kunstdarstellung; die schneidenden Dissonanzen des Lebens sollen hier gelöst uns im milden Glanze entgegen tönen, nicht gräſslich gehäuft ins zerrissene Ohr dringen. Ich glaube nicht, daſs jede Rührung unter der Würde und ausser dem Zwecke der Kunst liege; aber das Gräſsliche, noch weniger aber das Eckelhaf-

te dürfen in einem Gebiete weilen, das die Schönheit umgrenzt. Nicht das Unnatürliche in Franzens Charakter ist das Tadelnswertheste in dem Stücke; auch wenn die Natur solche Ungeheuer erzeugte, nie dürften sie doch auf dem heiligen Schauplatze der Kunst erscheinen; denn das Leben selbst erregt und empört, die Poesie soll mildern und besänftigen. Sie mag es der ernsten Seelenlehre überlassen, die Möglichkeit solcher Charaktere, ihr Entstehen und ihre Fortbildung zu beurtheilen, ihr bleibt das Höchste im Menschen zu schildern übrig. Sehr begreiflich ist es, dafs Schiller später nichts mehr an diesem Trauerspiele ändern wollte, das Versehen lag schon in dem Stoffe, in der Anlage, im Ganzen. Schiller bewies den Kennern nur, dafs er in der Folge etwas Vorzügliches leisten könnte, weil er so frühe mit etwas Genialem und Ausserordentlichem, wenn gleich sehr Unvollendetem begonnen hatte.

Kabale und Liebe.

Das Meiste über die Räuber Gesagte läfst sich auch auf dieses Trauerspiel anwenden. Der Vorwurf des Stückes ist hier freilich viel edler und der Kunst angemessener, die Schilderung des Kampfes nemlich zwischen reiner, glühender und schwärmerischer Leidenschaft mit jener konventionellen Erbärmlichkeit, die Ehre, Gewissensruhe und alle wirklichen Freuden des Lebens verkennend, ihren unnatürlichen Leidenschaften jedes Opfer schlachtet. Bei einer nähern Betrachtung aber ist es nicht eigentlich die Kabale, welche den Sieg davon trägt, sondern der ungestümme Affekt des Jünglings, welcher hier wirklich über die Grenze getrieben, die „Bescheidenheit der Natur“ wie sie die Engländer höchst passend bezeichnen, oft sehr auffallend verlezt. Der dramatischen und künstlerischen Behandlung durchaus unwürdig sind die Scenen zwischen Müller und seiner Frau im ersten Akte, und empörend Ferdinands Benehmen gegen

seinen Vater sowohl als seine Geliebte, die er durch eine höchst abgebrauchte Erfindung hintergangen, aufopferte. Die Milady ist für sich eine moralisch interessante Person, dichterisches Verdienst dürfte sie weniger haben, in den Gang der Handlung ist ihr Einfluss unbedeutend. Selbst an dem letzten entscheidenden Bubenstücke nimmt sie keinen Antheil. Der Kanzler und sein Sekretär sind gewöhnliche Bösewichter, die Grösse ihrer Niederträchtigkeit ist für die Dichtung nicht auszeichnend. Am besten ist Louise gehalten, in einigen Szenen mit Ferdinand und der Engländerin sind wahre gehaltvolle Schönheiten entwickelt. In dem ganzen Stücke herrscht noch das wilde ungebändigte Feuer des Affekts und der ersten Jugend, Rührung und Erschütterung soll noch oft durch das Gräfsliche, nicht selten durch das Uibertriebene bezweckt werden. Die Umrisse der Figuren sind kühn und kräftig, aber die Farbengebung grell und überladen. Erst im Fiesko

esko wird Schillers Uibergang zu seiner klassischen Periode sichtbar.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Der Dichter gestand es selbst, daſs politische Helden selten für die Bühne mit Wirkung gebraucht werden können, weil menschliche Grösse mit politischer nicht immer in gleicher Richtung fortläuft. Dennoch hat Fiesko immer allgemeines Interesse erweckt und zwar mit Recht. Sichtbar herrscht schon hier die freie, künstlerische Besonnenheit, und die Anlage des Planes sowohl als die Entwicklung der Charaktere ist einer Meisterhand würdig. In dem feurigen, stolzen, ehrgeizigen Grafen von Lavagna hat Schiller Liebenswürdigkeit, Gewandtheit, Muth und hohe Geistesgegenwart mit jenem gefährlichen Selbstdünkel vereint, der auf seine Klugheit und das Glück trotzend, so leicht dem sicheren Untergange zuführt. Verrinas starrer und fester Re-

publikanersinn bildet einen schönen Gegensatz mit den übrigen Verschwornen, die durchaus nur ihren Leidenschaften ihre Thätigkeit danken; Berthas Schande und Unglück hätte es nicht bedurft, Verrina zum Handeln zu bewegen, der nun durch seine Rache doch zum Theile in Jener Reihen eintritt. Vortrefflich gehalten ist der alte Doria. In seiner ruhigen, ernsten Liebe für Volk und Gesetz zeigt sich ein schöner Gegensatz zu Fiesko, dessen Phantasie ihm nur das Angenehme des Herrschers vorspiegelt, und die Lasten und Sorgen des Gebieters in den Hintergrund stellt. Der Kontrast zwischen der sanften, hingebenden, duldenden und verblühenden Leonore zur stolzen, kalten, eitlen, gefallsüchtigen Imperiali ist vielleicht zu schneidend, sonst aber sehr gut durchgeführt. Dafs Fiesko seine Gattin mordet, ist zur Entwicklung des Plans und der Charaktere überflüssig, und schwächt die Theilnahme an seinem tragischen Ende. Denn der Mensch, nicht der künftige Herzog ist es, für den wir uns inte-

ressiren, und mit Leonorens Mord ist jener schon so unglücklich, dafs sein Tod dagegen nicht mehr als ein grosses Uibel betrachtet werden kann. Der Mohr ist eine kecke, gelungene Zeichnung des harten, unverbesserlichen Bösewichts, und Gianettino Doria des muthwilligen, groben Wüstlings. Mit weisem Vorbedachte ist der Dichter nicht der Geschichte gefolgt, wo Fiesko durch Zufall ertrinkt, sondern nur durch ihn selbst, durch sein Streben und seine Handlungen wird Verrinas Entschlufs gestärkt und befestigt, und er selbst zieht das Netz zusammen, in welches er verderbend stürzt.

Don Karlos.

Unter den schönen Blüthen des menschlichen Geistes nimmt dieses Drama einen der ersten Plätze ein. Von neueren deutschen Theaterstücken konnte sich keines einer so allgemeinen Wirkung auf das Publikum rühmen. Eben so schnell und ungeduldig von der Le-

sewuth der Jugend verschlungen, als mit Enthusiasmus von reifen Literatoren und besonnenen Männern aufgenommen, ward Don Karlos bald die Lieblingslektüre aller Gebildeten, und ein Band, das alle höheren Geister Deutschlands in Berührung setzte. Je mehr man dieses Meisterstück kennen lernte, je öfter man sich mit seiner Betrachtung beschäftigte, desto mehr wurden auch Schillers Verdienste gewürdigt, desto stolzer wurde Deutschland auf den Jüngling, der so mächtig und kühn dem Zeitgeiste vorschritt, und zu seiner Leitung berufen schien. Man empfand seine Schönheiten, selbst die Ungebildeteren fühlten die Grösse und Erhabenheit jener Gestalten, die ihnen der Dichter in einem so blendenden Glanze vor die Augen führte.

Nicht zwar, als ob es an Kritikern gefehlt hätte, die von einseitigen, willkührlichen oder unbegründeten Bestimmungen ausgehend, nicht vieles an dem Plane, der Charakteristik oder den einzelnen Theilen getadelt hätten. Don

Karlos in den Probestücken der Thalia hatte freilich nicht jene Vollkommenheit, die man später an ihm bewunderte; und aus den mannigfaltigen Ansichtspunkten entstanden die verschiedensten, zum Theile widersprechendsten Urtheile in den kritischen Zeitschriften. Einem Unerfahrnen könnte es dabei vielleicht auffallen, dafs nach Schillers eigenem Geständnisse kein einziger seiner Beurtheiler den richtigen Gesichtspunkt für sein Werk aufgefunden hatte. Der Dichter fand es also gerathen, in seinen vortreflichen Briefen über Don Karlos, das Geschäft des Kunstrichters selbst zu übernehmen, und er verwaltete es mit so viel Geist, Unpartheilichkeit und Mässigung, dafs man ihn auch hierin billig als Muster aufstellen mag.

Schiller gesteht selbst, dafs er das Stück, welches er mit häufigen Unterbrechungen und in einer langen Zeit ausarbeitete, anders ausgebildet haben würde, hätte er es in einem Zuge endigen können. Ist es dem bescheidenen Forscher erlaubt, des Genius freiem

Flug in seinen wahrscheinlichen Richtungen zu folgen, so scheint es fast, als sollte die ganze HeroengrössePosas, die am Ende unsre Theilnahme so kräftig von Karlos weg, und an sich reißt, jenem weicheren und zu Anfange von dem Dichter mit so offenbarer Liebe ausgemahlten Karlos zu Theil werden. Schillers Zweck, die allumfassendste, allgemeine Menschenliebe im Zusammentreffen mit der Leidenschaft durch eine tragische Handlung zu entwickeln, erlaubte auch diese Ausführung. Dann konnte in Karlos Seele die Rettung der flandrischen Provinzen und die glühende Liebe für Elisabeth jenen Conflikt hervorrufen, der sich so gut zum hohen Trauerspiele eignet. Schiller wollte es anders; unmerklich verwechselten sich seine Helden: der Königssohn, den eine Leidenschaft hinreißt, so sehr wir auch sein Unglück fühlen, so sehr wir an dem edlen, hochherzigen, glühenden Jünglinge Theil nehmen, verschwindet doch gegen den Maltheser, der selbst seine Freundschaft und seine edelsten Ge-

positive Schönheit seines Charakters ist, der einerseits den feurigsten Liebhaber, andernseits den Banditen-Führer mit dem lebhaftesten Kolorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieser Rolle in keinem Briefe erschöpfen. Uebrigens sind die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf seyn, sie gemacht zu haben. Da mir Hr. Schwan auch schreibt, das Stuck würde mit der Musik und den unentbehrlichsten Pausen gegen fünf Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! so wird eine zweite Beschneidung an demselben vorgenommen werden müssen. Ich wünschte nicht, daß jemand anders, als ich, sich dieser Arbeit unterzöge, und ich selbst kann es nicht ohne die Anschauung ei-

fühle nur als Mittel dem Zwecke unterordnet, der ihm so glühend im Ideale vorschwebt; einem Ideale, dem er nicht nur sein Leben, sondern auch die höchsten Genüsse seiner schwärmerischen Seele opfert. Denn Philipp ist in seiner Hand — er giebt ihn auf — nicht aus Freundschaft für Karlos — sondern aus Liebe für die kommenden Geschlechter! —

Uiber die verschiedenen Vorwürfe, welche der Plan dieses Stückes erdulden mufste, haben die angeführten Briefe den Dichter vollkommen gerechtfertigt. Dort zeigt es sich, dafs die Leidenschaft der Fürstin Eboli zu dem Prinzen keine lockere Episode sey, denn nebstdem, dafs die Prinzefsin die Brieftasche der Königin entwendet, dient sie zu dem grossen Zwecke: die Kraft zu zeigen, mit der Karlos auch der lockendsten Sinnlichkeit widersteht. Wer die Reitze der Schönheit so siegreich bekämpft, auch wenn sie den Schleier von der Tugend borgen, der mag getrost dem Leben im

crosteren Kampfe entgegen treten. Man findet, dafs die Art, wie Posa seinen Freund durch Aufopferung seines Lebens rettet, tief in der Seele dieses Menschen liegt und aus einem Gemüthe entspringen mufste, das nur in klarem Bewufstsein des freien Spieles seiner Seelenkräfte seinen Genufs, und in grossen, erhebenden Aufopferungen seine Seligkeit findet. Nur läfst es sich vielleicht nicht eben so leicht entschuldigen, dafs die Art, wodurch Karlos und die Königin zu Grunde gehen, nicht mehr in das Ganze des Stückes eingepafst ist. Zufällig wird durch den Mönch das Geheimnifs aufgedeckt, welches so furchtbar für die Edlen endet.

Man sieht, wie einseitig man Schillern beurtheilte, wie sehr man seine Absicht mifsverstand, wenn man die Liebe des Infanten zu der Königin, als den Hauptstoff seines Gedichtes ansieht. Dann war freilich die Einheit gestört, dann war es freilich ein Fehler, den Maltheser so glänzend herauszuheben, dann — ja was kann der nicht an einem

Bilde zu tadeln finden, der es statt aus dem rechten Ansichtspunkte, zur Seite etwa, gerade von oben betrachten wollte!

Unter den Charakteren sind es der Marquis und Philipp, welche auch einer sorglosen Beobachtung im auffallenden Kontraste bemerkbar werden. Der Maltheser umfaßt die ganze Menschheit mit der feurigsten Liebe, alle seine Genüsse sind versammelt in hoher Aufopferung, er schließt die Welt mit allen kommenden Geschlechtern in seinen Busen. Philipp hat sich von allen sanften menschlichen Verhältnissen losgewunden, um sich durch das Gefühl seiner Hoheit und Kraft eine eigene Welt des Genusses zu schaffen, die niemand mit ihm theilt. Ist auch der Zweck unedel oder vielmehr unvernünftig, da er die menschliche Natur auf eine Höhe zu spannen droht, deren sie nicht fähig und für die sie nicht geschaffen ist, so wirkt doch auch hier eine grosse Kraft, die so konsequent auf jenen im Grunde doch auch geistigen Zweck hinstrebt; denn Philipps Bestreben, sich in seinem trau-

rigen, finsteren Nimbus allein zu erhalten, fordert so viele Aufopferungen, als Posas glühender Enthusiasmus. Wenn Philipp aus gedankenloser Wuth, aus dumpfer Beschränktheit, aus blosser augenblicklicher Verführung so handelte — wir würden ihn verachten; aber er handelt mit Geisteskraft, nach einem verfehlten Plane, und unser Hafs gegen ihn löfst sich in eine Art von Mitleid auf.

Die Ideen, welche Schiller in diesen beiden Gegensätzen so herrlich individualisirte, mögen ohngefähr in folgender Stelle seiner philosophischen Briefe liegen: „Aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschen in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fliessen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn ausserhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus ist Einsamkeit, Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbar-

keit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuſs des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Martirerkrone, einerlei ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen."

Man hat vielfach den unbefriedigenden Ausgang dieses Kunstwerkes getadelt. Es ist leicht einzusehen, daſs nur der falsche Ansichtspunkt jene Klagen hervorbringen konnte. Denn war es Schillers Zweck wirklich, diese Liebe zu schildern, von der wir oben sprachen, eine Liebe von Frauenleidenschaft soweit entfernt, als der dämmernde Schein des Abendsterns von der Sonne allbelebendem Schimmer, wollte der Dichter diesen Zweck besonders durch den Gegensatz in Philipps Charakter herausheben — was wäre dann dem Werke noch hinzuzusetzen gewesen? Alles hat sein Höchstes erreicht, Posa ist vor unsern Augen für seine Liebe gestorben, der König hat seinen Grund-

sätzen den einzigen Sohn, den Thronerben geopfert. Die beiden widersprechenden Systeme sind bis an ihre äufsersten Grenzen fortgeführt. — Freilich ist es eine zum Grunde liegende Idee, welche die Einheit bewirkt und in dieser Hinsicht könnte man Don Karlos vielleicht mit eben demRechte, wie Nathan den Weisen zum Lehrgedichte rechnen.

Man erwarte hier nicht, dafs ich dem Dichter bei allen seinen Charakteren folge, deren jeder mit der ergreifendsten Wahrheit, mit dem vollsten Leben ausgestattet und mit der feinsten Nüanzirung bis zu Ende durchgeführt ist. Sonderbar mag es bei dem Gange der neueren Aesthetik scheinen, dafs es Schiller in seinen Briefen über Don Karlos nöthig fand, den Maltheser gegen den Vorwurf einer zu weit getriebenen idealischen Behandlung zu schützen, da man doch gerade darin später den einzigen Vorzug der Dichtkunst setzen wollte. Dafs der Dichter in dem Marquis ein Wesen ohne menschliche Schwächen aufstellte, kann nur dem flüchtigen Leser,

nicht dem aufmerksamen und denkenden Beobachter so scheinen. Denn abgerechnet, daſs es erst noch auszumachen ist, inwieferne die Begeisterung dieser feurigen Seele für Wahrheit flamme, sind es auch offenbar nicht immer die tauglichsten Mittel, die er zu seinen Zwecken wählt; es sind jene, die sein Kraftgefühl aufs höchste steigern. Selbst die Aufopferung für Karlos, war sie wohl das wahre, war sie das einzige Mittel, den edlen Königssohn zu retten, oder hat nicht vielmehr die Königin doch zum Theile Recht, wenn sie ihm sagt:

> Nein! Nein!
> Sie stürzten sich in diese That, die Sie
> Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
> Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
> Gedürstet — —

Mit tiefer Menschenkenntniſs ist Don Karlos Charakter gedacht und entworfen, mit feuriger Kraft der Dichterdarstellung ins Leben geführt. Auch er hatte einst mit Posa eine ähnliche Ten-

denz, aber ihn überfällt eine feurige, verzehrende Leidenschaft, und seine früheren Ideen verschwinden wie leichte Träume. Er ist voll herrlicher Anlagen, edelherzig, grofsmüthig, offen, feurig, hingebend, der Liebe wie der Freundschaft im höchsten Grade fähig, in jedem Betrachte einer der liebenswürdigsten Menschen; aber was seinen milden Gegensatz mit Posa so schön bezeichnet, ihm fehlt jene ursprüngliche Kraft des Gemüthes, die, ohne durch eine Leidenschaft gehoben zu seyn, aus eigner Stärke sich im Fluge erhält. Einer der herrlichsten Charaktere, die es jemals für eine Tragödie gegeben hat, wird er dadurch noch interessanter, dafs ihn das Schiksal gerade in Lagen gesetzt hat, wo er kalten Blick und ruhiges Durchgreifen so dringend nöthig hatte. Man wird an Shakespeares Hamlet erinnert, bei dem das Ergreifende auch hauptsächlich in dem Kontraste besteht, der zwischen seinem Charakter und den ihn umgebenden Umständen liegt. Nur diesem vollen, überströmenden und

doch zurückgedrängten Herzen war es möglich, von einem Philipp die Verwaltung der Niederlande zu begehren und Erfüllung seiner Wünsche zu hoffen; nur ein so reines, in seine Gefühle versunkenes Gemüth konnte eine Eboli nach allem Vorgefallenen noch zu seiner Vertrauten wählen.

Auch die kleineren Charaktere tragen ächt genialisch jeder sein unterscheidendes Gepräge; zeigen in wenigen aber charakteristischen Zügen ihre bestimmte Individualität! Der rauhe, grausame Alba, der schleichende Domingo, der biedere alte Prior, wessen Phantasie ist so träge und unthätig, dafs sie nicht jeden dieser Menschen bestimmt und ausgebildet vor sich sähe, dafs ihm nicht, so oft er bei diesem Schillerschen Meisterstücke verweilt, sogar ihr physisches Bild vor Augen getreten wäre?

Die Zeichnung der weiblichen Charaktere ist Schillern eben so vorzüglich gelungen. Mit Recht hat Huber Elisabeth mit einer Raphaelschen Zeichnung verglichen. Eben diese hohe, idealische

Würde, diese stille, anspruchslose Erhabenheit und Seelengrösse, und zugleich diese sanfte Milde, welche die Heilige mit dem Menschengeschlechte verbindet. Elisabeth fühlt, aber ihr Gefühl ist so fein als stark, sie ist sanft aber auch muthig, erst dann bekömmt ihre Neigung für den Prinzen Worte, als schon Posas Tod Karlos Leidenschaft geläutert und erklärt hat. Posa, dessen tiefdringendes Auge offen in Menschenseelen liest, schildert sie auf das treffendste:

Dann sah ich auch die Königinn. — O Karl
Wie alles anders, was ich hier bemerkte!
In angebohrner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmässiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend dafs sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt.

Die Prinzessinn Eboli steht mit der Elisabeth in einem schönen Gegensatze. Auch sie ist tugendhaft, so lange sie noch liebt,

ner Probe, oder der erſten Vorſtellung ſelbſt.

Wenn es möglich wäre, daß E. E. die Generalprobe des Stücks wenigſtens zwiſchen dem 20 — 30 dieſes Monats zu Stande brächten, und mir die wichtigſten Unkoſten einer Reiſe zu Ihnen vergüteten, ſo hoffte ich in etlichen Tagen das Intereſſe des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatraliſche Rundung geben zu können, die ſich nicht ohne wirkliche Gegenwart bei der Aufführung geben läßt. Ueber dieſes bät ich mir dieſer Tage einen gütigſten Aufſchluß aus, ſo würde ich mich auf den Fall vorzuſehen wiſſen. Herr Schwan ſchreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen ſich die Mühe genommen, und meinem Stück die Ehre gegeben hätte, es vorzuleſen. Ich höre auch, daß

liebt, und Liebe von Karlos erwartet. Aber ihre Tugend entsteht aus Egoismus; sie kann so lange nicht lasterhaft werden, als ihr Glück, das ist die Liebe des Prinzen, an die Tugend gebunden ist. Wenn aber dieser Grund wegfällt, so zeigt sich das Gemüth in seiner wahren Gestalt, das nur Eigennutz an edlere Gesinnungen fesselte. Jetzt wandelt sich ihre Liebe in Hafs, jetzt brechen alle die finsteren Leidenschaften hervor, die im Grunde ihrer Seele verborgen lagen. Auch sie hat Posa richtig gewürdigt:

Diese Tugend,
Ich fürchte sehr, ich kenne sie — Wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden
In stolzer schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sprofst, und ohne Gärtners Hilfe
Verschwenderische Blüthen treibt! Es ist
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhern Himmelstrich getrieben;
Erziehung, Grundsatz, nenn es wie du willst,
Erworbne Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fodert und bezahlt,
Gewissenhaft, sorgfältig angeschrieben.

Nehme der Leser mit diesen wenigen Ansichten vorlieb, die ich ihm hier zu entwickeln suchte. Von diesem Standpunkte aus, wenn es anders der rechte ist, werden sich alle die hohen Schönheiten des Details von selbst mit dem Ganzen verbinden, und so doppelten Reiz gewinnen. Schillers Karlos ist für die edelste, schönste, höchste Menschheit berechnet, in den Würdigsten jedes Zeitalters wird er seine Verehrer finden. In jedem auch nur empfänglichen Gemüthe mufs er noch glühendes Entzücken erregen, wenn lange viele der jetzigen und künftigen ästhetischen Systeme ins weite Gebieth der Spekulazion hinabgesunken seyn, und der Frage nie mehr gedacht werden wird, ob das Ideal und das Leben bei dieser Kunstschöpfung gerungen, und welches von beiden gesiegt habe.

Wallensteins Lager, die beiden Piccolomini, Wallensteins Tod.

Kein deutscher Dichter hat es meines Wissens vor Schiller gewagt, ein dramatisches Stück in mehrere Theile auszudehnen. Wirklich läfst sich manches gegen diese Behandlungsart einwenden, wenn man auf die Aufführung dieser Stücke Rücksicht nimmt. Denn bei dem verwickelteren Plane, bei der detaillirteren Behandlung der Charaktere, welche das ganze Wesen der neueren Kunst so höchst nöthig macht, wird es dem gebildeten Zuschauer oft schon schwer bei einer Handlung alle Fäden zusammen zu fassen, und die ganze Zweckmässigkeit in der Anlage des Planes zu bemerken, worin sich die verständige Kenntnifs des Dichters am sichtbarsten zeigt. Wie viel weniger aber, wenn er durch drei auf einanderfolgende Tage sich in seiner Aufmerksamkeit erhalten soll, wo er durch Anstrengung und Fremdartiges mancher Art so sehr zer-

streut wird? Wie soll sich da bei ihm der schöne Totaleindruck bilden, den der Dichter erzwecken will, und auch zu fodern berechtiget ist?

Insoferne sich aber das Drama schlechterdings nicht durch jene äuſsere Gränze beschränken lassen kann, sondern sich schon durch seine innere Natur von der Erzählung unterscheidet, kann auch jene Form dem Dichter nicht zum Nachtheil gereichen. Wenn Authoritäten entschieden, so würde Schiller mit Recht Sophokles und Shakespeare zu seinem Vortheile anführen dürfen. Aber Geister seiner Art folgen den eignen Pfaden, und nur in der Natur des Gegenstandes finden sie seiner Kunstbearbeitung Regeln.

Diefs ist's auch bei Wallenstein. Wenn der Dichter blos den Tod einer groſsen, aber irregeführten Heldenseele schildern wollte, konnte ein Trauerspiel wohl noch vielleicht dazu hinreichen; aber der Raum wird zu enge, wenn der ganze Zeitgeist mit allen seinen Eigenheiten und Einwirkungen der Hinter-

grund ist, auf dem jenes Gemählde aufgetragen werden soll. Und wie kann man die Charakteristik eines aufserordentlichen Mannes vollständig erwarten, wenn man nicht zugleich die Wirkung auf seine Zeitgenossen sieht? Wenn der Geist eines Mannes so mächtig auf seine Umgebungen wirkt, dann sind es gerade diese, in deren Schilderung sich zugleich seine Kraft und seine Gröfse spiegeln. Bei Wallenstein ist diefs noch nothwendiger, da gerade sein verschlossener Charakter, sein stilles Brüten und in sich Wirken eine solche Behandlungsart foderte. Daher tritt auch der Held selbst nur selten handelnd hervor, aber alles geschieht durch ihn und seinetwegen; er ist die Sonne, um den sich allePlaneten bewegen, und der durch sein Licht auch ihren Schimmer bestimmt.

Wer die drei Stücke aufmerksam durchgeht, der wird mit hohem Vergnügen die verständige Anlage des Planes bewundern, und die Art, wie sich aus den natürlichsten, wie es scheint, beziehungslosesten Ereignissen, endlich

das tragische Ende entwickelt. An einem schönen Sommertage ziehen so einzelne kleine Silberwölkchen in lustigem Gewimmel dahin; zufällig wie es scheint, nähern sie sich und bilden so fort eine zusammengefügte Kette, bis sich endlich die schwarzen Gewitterwolken thürmen, alles sich in wilder Gährung in einem schwarzen Punkte zusammenzieht, und Tod und Verheerung sprühend der feurige Blitz seinem Schooſse enteilet.

Wallensteins Geist, Wallensteins Bedeutung liegt in seinem Heere, seine Gröſse ist die eines Feldherrn, immer hat ihm der Bürger nur wenig gegolten. Das Heer ist es also auch, in welchem sich Wallenstein zeigt, und welches geschildert werden muſste. Es ist auf eine meisterhafte Art geschehen. Die Plane des Herzogs, Questenbergs Aufträge werden schon jetzt mit leisen Winken angegeben; wir sehen schon jetzt die Gesinnungen der Regimenter gegen den mächtigen Friedländer. Auf die ungezwungenste Art wird der Leser mit den vergangenen Vorfällen bekannt, und

mit Erstaunen sieht er die Möglichkeit, die Leichtigkeit, mit welcher ein Mann allein für sich in kurzer Zeit ein Heer hervorrufen, bekleiden, ernähren und bezahlen kann. Das ganze Geheimnifs ist in folgenden Worten des ersten Jägers enthalten:

Kann's der Soldat wo besser kaufen?
Da geht alles nach Kriegessitt,
Hat alles 'nen grofsen Schnitt.
Und der Geist, der im ganzen Chor thut leben,
Reifst gewaltig wie Windesweben
Auch den muntersten Reiter mit.
Da tret ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch alles thät bedeuten,
Da giebt's nur ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre furwitzig widersprechen!
Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt niemand was einer glaubt,
Es giebt nur zwei Ding überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Das ganze Innere des Lagers wird uns eröffnet; wir sehen die vielfältigen Bande des Ehrgeizes, Eigennutzes, Be-

dürfnisses und der persönlichen Zuneigung, die das Heer so fest an den Feldherrn binden. Und gerade diese Verhältnisse sind es, welche Wallensteins Trotz, seinen Stolz, seine Entwürfe auf eine so schwindelnde Höhe heben.

Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt,
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.

Nun ist der Zuseher mit allen Verhältnissen Wallensteins bekannt, durch die Zauberkraft des Genies ist er ganz in die Zeit jenes zerstöhrenden, wildwüthenden Krieges zurück versezt. Er kennt Wallensteins M a c h t; jetzt soll er auch ihren G e b r a u c h kennen lernen. Aber noch eines mufs uns klar werden: Wallensteins Verhältnifs zum kaiserlichen Hofe; und es wird es, durch Questenbergs und Oktavios Gespräche, durch das Benehmen der übrigen Feldherren, und durch Wallensteins Unterredung mit seiner Gemahlinn. Jetzt treten auch des Friedländers verrätherische Absichten hervor; er will keine

Begrænzung seiner Macht, er kann keine Schranke seiner ungezügelten Entwürfe dulden. Was noch von Wallensteins früheren Thaten nachzuholen ist, wird von Questenberg mit anständiger Wohlredenheit in der Versammlung der Feldherren vorgetragen. Nun entwickelt sich auch der Plan, die Generale zur Unterschrift des unbedingten Versprechens zu bewegen: bloſs an die Person des Herzogs zu halten, und alles für ihn aufzuopfern. Der Anschlag gelingt halb, aber schneller muſs alles zur Entscheidung eilen, als Wallensteins Unterhändler gefangen und mit seinen wichtigen Papieren an den kaiserlichen Hof geliefert wird. Immer noch hat Wallenstein gezaudert, noch ist er nicht eigentlicher Verräther, noch konnte er seine Schritte zurückthun, wenn er dem stolzen Taumel entsagen will: durch eigne Geisteskraft mit dem Schicksale von Millionen Spiel zu treiben, und nach dem unruhigen Wogen seines Gemüthes, es bald hier bald dorthin zu leiten. Das Angenehme dieses kühnen

und gefährlichen Ideenspieles hat den Stolzen verführt, er hat das Schicksal gleichsam herausgefodert; seine Rache trift nun den Uebermüthigen: Sesin ist gefangen, Wallenstein hat keine Wahl mehr, er muſs zum Verräther werden. Mit Entsetzen wird er das gewahr, und in seiner Brust erwacht schon die strafende Reue, ehe noch die That vollbracht ist. Jetzt erst unterhandelt er im Ernste mit den Schweden, und das fürchterliche Verbrechen ersteht in Riesengröſse. Noch einmahl ruft ihn sein guter Genius zurück, vergebens; die Gräfinn, Terzky, Illo reissen ihn vorwärts, und schon ist's geschehen, als der edle Max zuerst seinen Blick auf jenen Abgrund hinrichtet, dem der Fürst gerade zueilt. Am gefährlichsten ist Oktavio, den der Friedländer so sichtbar auszeichnet, in den er unbegränztes Vertrauen setzt, und der ihn am Ende doch allein verdirbt. Denn er ist's, der die Regimenter ihrer Pflicht zuführt, er, der Buttlers Rache entflügelt, als deren Opfer der Herzog fällt.

dieſer Herr von Gemmingen Verfaſſer des teutſchen Hausvaters ſei. Ich wünſchte die Ehre zu haben, dieſen Mann zu verſichern, daß ich eben dieſen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt darin bewundert habe. Doch was liegt dem Verfaſſer des teutſchen Hausvaters an dem Geſchwäz eines jungen Kandidaten? — Uebrigens, wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, ſo will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm ſagen, wie lieb mir ſolche Seelen ſind, wie Dalberg und Gemmingen.

Den Gedanken mit dem kleinen Avertiſſement vor Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und ſende daher E. E. in Beilage einen Verſuch.

Die Charakteristik, welche hier vorzüglich den Gang der Handlung leitet, ist ganz Schillers unsterblichen Genius würdig. Nicht den Wallenstein der Geschichte sieht der Leser oder Zuseher, nicht jenen kalten, finsteren Unmenschen, der nur aus Unentschlossenheit den Verrath nicht begieng, wozu ihn lange das Herz trieb. Mit ihrem milderen Schimmer hat die Kunst ihn überstrahlt, und unserm Herzen näher geführt. Weise hat Schiller des Fürsten Hang zur Astronomie benützt. Er liest sein Schicksal in den Sternen, diese bestimmen den Zeitpunkt seines Handelns; von ihnen geleitet, verlacht er alle Warnungen gegen Oktavio, der ihm doch von so vielen Seiten verdächtig erscheint. Wallenstein ist ein aufserordentlicher Mensch, er ist ein grofser Mann, wenn die Grösse der Kraft den Werth bestimmen soll; er wird klein, wenn man den moralischen Maafsstab der Selbstüberwindung an ihn legt. Denn ungestümmen Herzens ist es die innere Stimme der Leidenschaft des

Ehrgeizes, der er folgt, zu deren Befriedigung er alle grofsen Kräfte seines Geistes und Charakters aufbietet. Jenes düstre, verschlossene Schwelgen in seinen Ideen und in seiner Kraft ist es, das seine scheinbare Unthätigkeit veranlafst und das hernach im Kontraste mit den drängenden Umständen jenen interessanten tragischen Kampf bildet. In seiner finsteren Verschlossenheit, in seiner einsamen Kälte, würde Wallenstein unserem Herzen immer fremd bleiben, wenn ihn nicht seine Empfänglichkeit für Freundschaft unserem Gemüthe näher zöge. Auch spricht es für ihn, dafs dennoch eine gewisse Rechtlichkeit, ein Gefühl des Moralisch-Besseren in ihm liegt, welches er nur mit Mühe unterdrückt. Das äufsert sich in folgender Stelle:

Wallenstein.

Die Treue, sag ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund.
Als ihren Rächer fühlt er sich gebohren.

Der Sekten Feindschaft, der Partheyen Wuth,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede,
Was noch so wüthend ringt, sich zu zerstöhren,
Verträgt, vergleicht sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die sichre Hürde,
Worinn der Mensch geborgen wohnt—denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Stirne setzt ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beschützen.

Auch seine Liebe zu Max zeigt von seinem menschlichen Gefühle. Nicht da wird es dem Zuschauer klar, wo der Feldherr den jungen Helden bei seinen Fahnen festzuhalten versucht; dort kann auch blos Eigennutz aus ihm sprechen— Wallensteins Antheil an Max wird erst bei dessen Tode offenbar. Mit furchtbarer Gewalt ergreift uns bei folgender Stelle die schauderhafte Empfindung, daſs ein Mann, dessen eigene Kraft Europas Schicksal auf der Wagschale hielt, der solcher Gefühle fähig ist, doch so sei-

nem furchtbaren Geschicke und seinem empörten ungezügelten Herzen unterliegt :

Wallenstein.

Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, das weifs ich,
Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen.
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl ich's wohl, was ich in ihm verlohr.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend—
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich mir selber zum Erstaunen
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschaft, der's theilend mehrt.

Wallensteins ganzer Charakter aber offenbart sich, zugleich mit ihm die Tendenz des ganzes Gemähldes in dem Monologe in dem 4ten Auftritte des 1ten Akts, aus dem letzten dieser Stücke. Er fühlt sich jetzt umstrickt von der Nothwendigkeit, während er vermessen mit dem Schicksal zu spielen wähnte; mit Entsetzen sieht er den Weg hinter ihm verschlossen, und vorwärts drängt ihn der eignen Rettung gebieterische Gewalt:

Wallenstein mit sich selber redend.

Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traume, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab gehalten?

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10445/052

Beym grofsen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlofsne Sache war es nie,
In dem Gedanken blos gefiel ich mir;
Die Freyheit reizte mich, und das Vermögen.
Wars Unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frey,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt.

Vortrefflich ist Wallensteins letzter Auftritt behandelt. Eine höhere Ruhe, die wieder in des Fürsten vielbewegte Seele wiederkehrt, kontrastirt sehr wirkungsvoll mit dem schrecklichen Schlage, der ihn, wie der Zuschauer weifs, in wenigen Sekunden treffen mufs. Wallensteins Muth, seine Jugendkraft scheint ihm wiedergekehrt, blühend entfalten sich ihm der Zukunft lachende Bilder:

Wallenstein.

Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge,
Die Hoffnung nenn ich meine Göttinn noch,
Ein Jüngling ist der Geist, und seh ich mich

Zu Gordon.

Dir gegenüber, ja, so möcht ich sagen,
Daſs über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingegangen.

Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus,
Mit Liebe, durch des Lebens Stuffen mich,
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?
Zwar jetzo schien ich tief herabgestürzt,
Doch werd' ich wieder steigen, hohe Fluth
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen.

Und in diesem Glauben überrascht ihn die schreckliche Entscheidung.

Wenn man die Grösse des Wirkens berücksichtigt, so zieht Oktavio nach Wallenstein am meisten die Aufmerksamkeit an sich. Der Dichter hat ihm eine unerschütterliche Anhänglichkeit an seinen rechtmäfsigen Herrn gegeben, Liebe zu seinem Sohne, Verstand, Klugheit, Mässigung und tiefe Menschenkenntnifs, nur eines fehlt ihm, ein offenes, geradesBenehmen, und gerade durch diesen Mangel wird er uns beinahe verhafst. Wallenstein begeht ein Verbrechen, wozu ihn sein ungezähmtes Kraftgefühl führt, Piccolomini entwaffnet ihn, aber mit heimtückischer List; nicht Wallensteins Stärke ist durch die seinige zu Boden gedrückt, nur des Fürsten Vertrauen ist mifsbraucht. So charakterisirt ihn auch Wallenstein:

Das war kein Heldenstück Oktavio!
Nicht deine Klugheit siegte über meine,
Dein schlechtes Herz hat über mein gerades
Den schändlichen Triumph davongetragen.
Kein Schild fieng deinen Mordstreich auf, du führtest
Ihn ruchlos auf die unbeschützte Brust,
Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen.

Wir müssen es billigen, dafs ein Patriot Wallensteins verrätherische Entwürfe vereitelt. Aber dafs dieser gerade Oktavio ist, in dessen Brust Wallenstein alle seine Wünsche, seine Plane ausgiefst, dafs Oktavio auf diese Art im schleichenden Dunkel wirket, das wendet unser Gemüth von ihm. Und wer weifs, ob auch nur reine Vaterlandsliebe sein Verfahren leitet, ob nicht doch Ehrgeiz im Hintergrunde eine Rolle spielt. Der hat, sagt Illo,

sein ganzes Lebenlang sich abGequält, sein altes Grafenhaus zu fürsten.

Die Zuneigung aber, welche wir dem Vater Piccolomini entziehen müssen, in reichem Maafse strömt sie dem vortrefflichen Sohne zu. Dieser Max, wen liefse er ungerührt, wer könnte es ohne Theilnahme betrachten, dieses Bild jugendlicher Kraft und Heldenmuthes; glühend für alles, was grofs, gut und schön ist; die Geliebte, den verehrten Freund mit gleichem Feuer in die Tiefe seiner liebenden Brust versenkend,

Uebrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu ersterben

Euer Exzellenz

ganz unterthäniger

Schiller.

und doch so fest, so unerschüttert haltend an Pflicht und Recht; blutend sich losreissend von jedem Glücke, jede kaum noch kennen gelernte Seligkeit mit eigner Hand zertrümmernd, um nicht mit dem Gotte in seinem Busen zu zerfallen! In der angeführten Stelle hat ihm Wallenstein selbst die schönste Lobrede gehalten. Aber schon frühe spricht sich sein reines, zartes Gefühl aus in der Art, wie er die Sternenkunde ansieht. Nur das tiefste, edelste Gemüth vermag es, in dem glücklichen Momente begeisterter Liebe, jene Kunst mit dieser Ansicht zu betrachten.

Max.

O nimmer will ich seinen Glauben schelten
An der Gestirne, an der Geister Macht!
Nicht blos der Stolz des Menschen füllt den Raum
Mit Geistern, mit geheimnißvollen Kräften,
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder ist's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,

Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tausend Zweige reich entgegenstreckt,
Worauf der trunkne Geist sich selig wiegt.
Die Fabel ist der Liebe Heimathwelt,
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist.
Die alten Fabelwesen sind nicht mehr,
Das reizende Geschlecht ist ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Nahmen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mild gewandelt.
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Grosse bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Und die Vereinigung zarten Sinnes mit feuriger Heldenkraft, die thätig und entscheidend in das Leben greift, in welchem Rinaldo des Mittelalters, in welchem Achill der Vorzeit, wollen wir sie wieder finden? Sie ist die Blüthe der gesteigerten Menschheit; bei höher Gebildeten wird nie eine antike Gröfse an diese sogenannte sentimentale reichen. Vergebens versucht man es, jene Helden des Alterthums dadurch zu heben, dafs man ihrer reinen ungetrüb-

ten Naturansicht, ihrem kräftig hervortretenden sinnlichen Leben einen so ausgezeichneten Dichterwerth beilegt. Würdiger wird immer das veredelte Gefühl; diese idealischere Ansicht des menschlichen Lebens und Wirkens bleiben.

Aber wahrlich diese Thekla — sie verdient es auch, dafs sie so von einem Manne geliebt wird, dafs Max dieser Leidenschaft sein Leben aufopfert. Ihre edle Wärme und die zarte Liebe für die Mutter; der leichtbewegte zarte Sinn, das bewahrte Gefühl, welches schnell das Rechte, Würdige findet; die Seelengröfse, mit der sie ihre Hoffnungen aufopfert, das Pflichtgefühl ihres Geliebten zu retten, machen sie zu einer der interessantesten weiblichen Zeichnungen. Der Charakter der Prinzessinn entfaltet seine hohe Würde zuerst in der Scene, wo ihr die Gräfinn den Verrath des Fürsten entdeckt. So heifs, so feurig auch ihre Liebe ist, sie tritt in den Hintergrund zurück, als sich ihrem bewegten Gemüthe die

Leiden ihrer guten Mutter darstellen, wenn sie den Schritt ihres Gemahls erfährt.

O, meine Mutter!

ruft sie mit edlem Vergessen ihres eigenen Unglücks, und später wieder:

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

Erst später und nur mit einem Seitenblicke, denkt sie an ihr eigenes Schicksal.

Gut werden! Was? Wir sind getrennt auf immer.
Ach! davon ist nun gar nicht mehr die Rede.

So entsagt sie auch seinem Besitze mit jener Hoheit der ächten Liebe, die nur in dem Geliebten ihr Glück findet, und sich diesem willig aufopfert. Geh, ruft sie ihrem Max zu:

Geh' und erfülle deine Pflicht, Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stöhren.

Auch die andern Charaktere, Questenberg, die Herzogin, Gräfinn, die Generale, besonders aber der ehrgeizige, strenge und rachsüchtige Buttler, sind vortrefflich geführt. Aber eine zu ausführliche Auseinandersetzung dürfte die Grenzen dieser Blätter überschreiten.

Zur Zeit, als Schiller dieses Trauerspiel schrieb, gieng in Deutschland die Sage, als läge die geringere Wirkung der neueren Trauerspiele im Vergleiche mit den ältern, an dem Mangel einer blinden nothwendigen Macht, die des Menschen Handlungen willkührlich fortreissend seines Widerstandes spotte, und so unsere Theilnahme für den Helden auf eine wirksamere Art rege machte. Freylich wohl mögen wir dem Manne mehr Mitleid schenken, der von einer ungeheuer gigantischen Kraft zu Boden gedrückt, mit jenem Versuche seiner Rettung nur seinen Untergang beschleunigt, aber jenes Mitleid, welches uns zugleich niederbeugt und das demüthigende Gefühl unserer Ohnmacht weckt, ist der Kunst nicht würdig, welche uns erheben,

und mittelbar veredeln soll. Dafs Schiller auch jenem Ziele nachstrebte, mufs um so mehr auffallen, da es seinen Ideen vom Erhabenen, die früher berührt worden sind, geradezu entgegenstrebte. Aber das Genie ist der wahre Stein der Weisen, der alles, was er berührt, in Gold verwandelt. Unwillkührlich hingerissen ward Wallenstein unter Schillers Händen nicht des blinden Schicksals willenloses Werkzeug, sondern aus menschlicher Freyheit entsprang seine Grösse und sein Verbrechen.

Maria Stuart.

Wenn man dem ältern Grundsatze der Tragödie noch einiges Recht einräumen will, dafs jene Charaktere am meisten zur tragischen Behandlung sich eignen, welche uns durch ein Gemische von Tugenden und Gebrechen bald anziehen, bald abstossen, so ist wohl Maria Stuart einer solchen Behandlung ganz ausgezeichnet angemessen. Die Art, wie Schiller alle jene Fehler und

diese Tugenden in eine so interessante Persönlichkeit zu verschmelzen wufste, zeigt eben so von seinem Genie, wie durch die geistreiche und herrliche Anlage des Planes seine grofse Kunstkenntnifs und Fertigkeit bewiesen wird.

Die Idee eines gewaltig ergreifenden, hoch und eisern über den Menschen, dahinfahrenden Schicksals scheint auch bei diesem Trauerspiele eine grofse Rolle zu spielen. Alle Anstrengungen Marias und ihrer Freunde, werden durch das bittere, hassende Geschick in eben so viele Schlingen verwandelt, die die Unglückliche nur desto enger umstricken, je mehr sie durch Kraft oder Gewandtheit sie zu entwirren versucht. Widersprechend schien das Beginnen in sich, diese wilde blinde Kraft in einem Stücke zur Herrschaft zu erheben, dessen Heldinn gerade in den heiteren Begriffen einer künftigen versöhnenden Welt ihre Ruhe und letzte Stärke findet; aber das Genie hat die Aufgabe gelöst. Es hat dem dichterischen Zwecke untergeordnet, was der moralischen Wür-

digung nach das Herrschende seyn mußte; und hat doch diese Dissonanz wieder durch die ferne dämmernde Begränzung der Zukunft auf eine süsse und ergreifende Art gelöst. — —

Man wird kaum zu viel wagen, wenn man den herrlich angelegten und durchgeführten Plan mit jenem vielbewunderten des meisterhaften Sophoklesischen Oedips vergleicht. Keine Auseinandersetzung dieses Planes mag hier der Leser erwarten, nur bei den hervorstechendsten Scenen erlaube er mir einige Augenblicke zu verweilen. Nicht die Kunst will ich berühren, worinn in den ersten Scenen dem Zuschauer so alles vorgelegt wird, was seinen Antheil in Anspruch nehmen kann, und die Leichtigkeit, mit der alles das in die Handlung verfliefst; nicht das schöne ungezwungene Fortstreben der Begebenheit zu einem Zwecke, — wie hätte der Schillers Werke gelesen und gefühlt, der nur solche Verdienste bei ihm schätzte. Aber die Weise, wie die Zusammenkunft der beiden Königinnen

eingeleitet wird und sich entscheidet, die Wirkung, womit der versuchte Meuchelmord des Schwärmers so furchtbar in Mariens Schicksal eingreift, wie jene unglückliche Stunde noch in dem entscheidendsten Momente ihre schwarzen giftigen Dünste hauchend die Blüthe Mariens senkt, selbst die Art, wie Marie noch von jedem Antheil an den Mordversuchen gegen Elisabeth freygesprochen wird — diese sind es, welche unsere ganze Bewunderung fodern.

Langer, drückender Kerker hat Mariens Seelenkräfte gelähmt, und ihre Blüthe abgerissen, da erhält sie endlich die Erlaubniſs, das lange entbehrte Grün, die frische Luft einmahl wieder zu genieſsen. Die Art, wie sie sich hier benimmt, schildert dem Menschenkenner ihren Charakter aufs treffendste. Sie überläſst sich völlig ihrem Entzücken, berauscht, verliehrt sich darinn, sie schlieſst die ganze Natur an sich, sogar die Wolken sollen ihre Wünsche nach Frankreich bringen. Die ganze Scene mit allen ihren herrlichen Nüanzen und Schat-

tirungen gehört zu dem Allervortrefflichsten, was uns die Dichtkunst aufbewahrt, es ist eines der glänzendsten Bilder in ihrem unsterblichen Pantheon. Der Entzückten, in dieses Meer von Wonne, von neuer ungewohnter Glückseligkeit Versunkenen — tritt jetzt Elisabeth entgegen, ihre ärgste bitterste Feindinn, die das Zutrauen so schändlich mifsbrauchte, mit welchem die Flüchtige sich in ihre Arme warf; die alle ihre Freuden, ihre Genüsse tödtete, und die ihr jetzt in dem lange entbehrten Augenblicke eines neuen Lebens, wie ein böser menschenfeindlicher Dämon entgegen tritt. Marie fühlt es auch, wie sehr ungelegen diese Zusammenkunft kommt:

Ich habe darauf geharret — Jahre lang
Mich darauf bereitet, alles hab ich mir
Gesagt und ins Gedächtnifs eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte, und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Hafs gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es fliehen alle guten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10399/008

Gedanken, und die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister.

Und später fährt sie fort:

Ach, mein Verderben hab ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehen erhört!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemahls!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh mögen Feu'r und Wasser sich in Liebe
Begegnen, und das Lamm den Tiger küssen —
Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung.

Elisabeth begegnet ihrer Feindinn hier auf eine Art, die ihr unsern vollen Hafs zusichert. Mit empörendem beleidigenden Stolze mifshandelt sie die arme Gebeugte. Maria hat sich zu Elisabeths Herzen gewendet, und stolz und streng setzt ihr diese ihre Macht, ihren Rang entgegen; reitzt sie durch

unmenschliche Härte, die noch schneidender durch Mariens Demuth und Erniedrigung wird. Weit entfernt, daſs Jener Flehen sie rühren sollte, wird sie dadurch immer mehr erbittert und spannt endlich Mariens Geduld auf einen Grad, der ihr Herz, das in wenigen Augenblicken so tiefe und verschiedene Erschütterungen erfuhr, nicht mehr zu ertragen im Stande ist. Alles hat Maria geduldet, die Vorwürfe Elisabeths über ihr politisches, moralisches Betragen, aber als sie auch ihre Schönheit, ihre Weiblichkeit angreift, entfesselt sich der lange gehaltene Strom, und ergieſst sich in wilden Wogen. Eitelkeit kann es nicht seyn, was in diesem Augenblicke entscheidet, wo die ernste wichtige Stunde Tod oder Leben trägt — aber es ist der letzte Tropfen zu dem schon lange überfüllten Becher. Marie hat ihrem gepreſsten Herzen Luft gemacht, und Alles ist verlohren.

Nun hat sich das Schicksal schon gewendet, nun ist schon alle Hoffnung verlohren, eine Elisabeth kann solche

Schmähungen nie verzeihen, kann sie um so weniger vergeben, je tiefer sie im Innersten die Wahrheit dieser Vorwürfe fühlt. Aber daſs gerade in diesem Zeitpunkte ein Rasender einen Mord an der Königinn versucht, das treibt alles schnell seinem Ziele zu. Und doch — solche Gewalt hat die Stimme der Meinung über sie — doch will Elisabeth nicht das Urtheil selbst vollziehen lassen, doch scheint sie bei dem Federzuge erschüttert, der auch einer K ö n i g i n n — wenn gleich ihrer Feindinn das Leben raubt. So nahe auch die Gefahr selbst ihrem Leben gerückt war — dennoch Beden ken, bis endlich die Erinnerung an jene unglückliche Scene in Fotheringhay den Ausschlag giebt.

Mit welchem Hohn sie auf mich nieder sah,
Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe bessre Waffen,
Sie treffen tödtlich und du bist nicht mehr!
(*Mit raschem Schritt nach dem Tische gehend, und die Feder ergreifend.*)

Ein

Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt.
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt,
Er iſt getilgt, ſobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett geboren.

Und ſie unterſchreibt! — —

Noch einiges von den Charakteren. Gebrechlichkeit, dein Nahme iſt Weib, ſagt Shakespeare, und hätte er das Beiwort liebenswürdig beigeſetzt: Marie war mit dieſen wenigen Strichen vortrefflich gezeichnet. Der Hauptzug ihres Charakters iſt reiche, blühende, üppige Sinnlichkeit, hohe Luſt am Leben und Lebensgenuſse, Leichtſinn, Sorgloſigkeit und Schwäche, aber dabei doch eine mildernde Haltung durch natürliche Grazie, durch Gutmüthigkeit, ſo lange ſie nicht von Leidenſchaften überwältigt wird, und durch eine gewiſſe Würde, die ſie ſelbſt in jener Scene mit Eliſabeth nicht verläſst. Sie iſt eines jener reizbaren Geſchöpfe, die nur für den Augenblick da ſind, die an

dem Leben nur die heitere Seite sehen, und weil sie ihre Blicke nie nach der Schattenseite wenden, keine Unterbrechung oder Stöhrung ihrer Genüsse erdulden wollen, von der sie sich auch im Nothfalle durch ein Verbrechen befreyen, wenn sie durch Verführung gelockt und durch Leichtsinn geblendet sind. Aber eben so natürlich ist auch die Reue, welche gerade solche Seelen nach der verübtenLasterthat am grimmigsten ergreift. Denn jene furchtbare Kraft womit der starke Lasterhafte sein Gewissen durch die Consequenz seiner Handlungen betäubt, ward nicht ihr Antheil. Auch ist Marie, wie wir sie zuerst erblicken, ganz von Reue durchdrungen, die Freyelthat an ihrem Gemahle liegt schwer auf ihrer Seele. Kaum aber ist Mortimer angelangt, kaum fällt nur ein einziger Strahl von Hoffnung in ihren Kerker, als schon ihre leichtbewegliche Phantasie Rettung und Befreyung sieht. Ein sehr edler Zug ist es, dafs sie demungeachtet Mortimern nicht opfern will, dafs sie alles anwendet, ihn von seinem

Vorhaben abzubringen. Die Art, wie sie sich im Parke Fotheringhay diesem Charakter so ganz gemäfs benimmt, ist früher gezeigt worden. Nun sehen wir Marien nicht ehe wieder als vor dem Augenblicke ihres Todes, und hier tritt sie uns wie ein himmlisches Wesen entgegen. Leiden haben ihre Seele geläutert, die Zuversicht eines seligen Todes, ihre hohe Religiosität, bei einem solchen Charakter eben so wahr als natürlich, erhebt sie über alles Irdische, und sie, die so sehr am Leben hieng, geht jetzt als eine erhabene Heldinn dem schrecklichsten Tode entgegen.

Schön hat der Dichter Elisabeth kontrastirt. Maria ist alles durch ihre Weiblichkeit, mit welcher das Schicksal zufällig eine Königskrone verbunden hat. — Elisabeth entbehrt jener anziehenden Weiblichkeit ganz; blos ihr Herrschertalent ist es, das ihr Interesse giebt. Immer giebt sich die erstere dem Augenblicke hin, die letztere sieht scharf und gespannt in die Zukunft, und entscheidet mit unbefangenem, hellsehen-

den Blicke. Männerliebe war bei Marien Sache des Lebens, aus ihr entspringen alle ihre Verirrungen, selbst ihre Laster; bei Elisabeth ist jene Neigung immer ihren höhern Leidenschaften, des Stolzes, der Herrschsucht, dienstbar, es ist nur Nebensache, nur Zerstreuung; ihre Günstlinge sind ihre Sklaven. Alle sanftern, zarten, feinen Gefühle, die uns das Weib so reizend machen, sind der stolzen, kalten Seele fremd, die auch darum nie ihrer selbst wegen geliebt wird. Marien fehlen, um ein vortreffliches Geschöpf zu seyn, die männlicheren Eigenschaften der Geisteskraft und Willensstärke. Elisabeth besitzt diese Eigenschaften, aber alle andern mangeln ihr, die den Menschen zum Menschen ziehen. So kommt es, dafs wir bei Marien, ungeachtet ihrer Verbrechen, mit liebender Theilnahme weilen, während wir von Elisabeth den empörten Blick mit Schauder wenden.

Marie ist auch schön, und dafs sie es ist, und mehr als Elisabeth, das kann ihr die letzte nicht vergeben. Mor-

timers Leidenschaft zeigt uns Mariens Reitze mehr als die mannichfaltigen Erzählungen und Wirkungen, die wir an andern Stellen davon hören. Ein glühender Schwärmer ist dieser Mortimer, ein kräftiger flammender Mensch; aber sein Feuer hat sich nicht dem Edleren zugewendet, immer ists die Sinnlichkeit in veränderter Gestalt, die ihn an sich reifst. So hat er sich früher gezeigt, so auch jetzt, wo er gegen die Königinn in die höchste, beinahe wüthende Leidenschaftlichkeit aufbraufst, die fast bis zur Mifshandlung übergeht. Er interessirt, weil jede ungewöhnliche Kraftäufserung uns anzieht, und die Gluth seiner Empfindung, die Stärke seines Willens durch Leicesters schwankenden, heuchlerischen, unsicheren Charakter noch mehr gehoben wird. Aber Stärke ist noch nicht Edelmuth, ist nicht Würde. Mortimer handelt immer muthig, keck, feurig, entschlossen, aber er handelt nie edel — immer ists die Sinnlichkeit, in deren Dienste er opfert,

Dieser Leicester aber, ist er nicht beinahe zu verächtlich gezeichnet, als dafs ihm Elisabeths so lange dauernde Gunst zu Theil werden könnte? Allerdings zwar sind es nicht selbstständige edle Menschen, geschlossene starke Charaktere, welche Regenten wie Elisabeth mit ihrer Gunst beglücken, die gewohnt in allen andern nur Mittel ihrer Plane zu sehen, gerade die Gefügigen, und was nicht selten damit zusammentrift, Leereren und Unbedeutenderen lieben. Aber dafs Elisabeths scharfes Auge nicht länger schon den armen Schwächling durchschaute, dafs sie sich von ihm auf die nicht ausnehmend feine Art zur Zusammenkunft mit Marien locken läfst — das würde sehr schwer zu erklären seyn, wenn man nicht wüfste, dafs es Fälle mancher Art geben könne, in denen Geister viel höherer Art den kleineren zinnsbar werden. — — — — Leicester krönt seine Niederträchtigkeit dadurch, dafs er Marien noch selbst das Todesurtheil verkündigt. Aber die Rachegöttinn ereilt ihn, der Zuseher sieht ihn noch mit sei-

ner Verzweiflung kämpfen, mit dem knirschenden nagenden Bewufstseyn seiner Niedrigkeit und elenden Verächtlichkeit; sieht den Elenden in sich die ewige Strafe seines Verrathes finden.

Wie eine schöne Natur, von menschlichen Leidenschaften selbst bis zum Laster hinabgedrückt, doch durch ihr inneres besseres Selbst so viel mehr unserm Gemüthe, zusage, als jener menschenfeindliche Egoismus, der rings um sich nur alles als Mittel achtend, seinen höchsten Zweck in sich suche, und durch kein Band als jenes des Bedürfnisses mit der Menschheit zusammen hängt; das hat Schiller in diesem Meisterwerke gezeigt. Es war nicht sein Zweck, diesen Satz durch ein Trauerspiel darzustellen, dieser bestand in jener Seelenerhebung, die uns immer zu Theil wird, wenn wir in einem Geniuswerke mit der Schönheit des Dargestellten zugleich die Schöpferstärke des Dichters im hohen Entzücken bewundern.

(Beilage.)

Die Räuber,

ein Schauspiel.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greul auf Greul häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen

Die Jungfrau von Orleans.

Mit Aufmerksamkeit, aber nicht mit jenem allgemeinen Entzücken wurde dieſs Stück aufgenommen, welches Schillers frühere Werke empfing, und das der Dichter für dieses sein Lieblingsstück vielleicht erwartet hatte. Johanna trat in der ästhetischen Welt auf, wie einst dort in der geschichtlichen, eine höchst seltsame überraschende Erscheinung, mit welcher man erst vertrauter werden muſste, eh man sich ihr befreundeter, näher fühlen konnte. Ein romantisches Trauerspiel hatte Schiller sein Werk genannt; aber der Begriff der Romantik war noch nicht genug entwickelt, und wenig bekannt. Im gewöhnlichsten Sinne verstand man unter dem Romantischen jene Gedichte, in welche überirdische Wesen eingreifen. Aber Homers Werke hatte man doch nie romantisch genannt, wenn gleich die Himmlischen darinn so entscheidend handeln und wirken. Das Romantische muſste also in einem andern charakteristischen

Merkmale liegen, und einige Aesthetiker glaubten es in der Mitwirkung solcher überirdischer Mächte zu finden, welche die Phantasie des Dichters sich frey und ungebunden schafft, und deren Daseyn sich gleich selbst als erdichtet ankündet; Feen, Gnomen z. B. Die neueste Aesthetik aber setzt das Romantische dem Antiken, ohngefähr wie Schiller das Sentimentale dem Naiven entgegen, und bestimmt den Charakter des ersteren dahin, daſs es sich als eine unendliche Sehnsucht nach dem Absoluten und Unendlichen offenbare, während die Kunst in dem Antiken als das positiv und real gebildete Unendliche erscheine, wie etwa in den mythologischen Götterdichtungen der Griechen. Allein diese Eintheilung kann Schiller wohl schwerlich im Auge gehabt haben, weil alle neuere Kunst nothwendig jenen Charakter der Romantik haben muſs; und folglich auch alle Schillerschen Trauerspiele romantische Tragödien heiſsen könnten.

Mochte Schiller auch das Wort wie immer genommen haben, so war doch

die Anwendung dieses Verhältnisses auf das Trauerspiel ganz neu und ungewöhnlich. Die griechischen Stücke, in denen irgend eine Gottheit einwirkt, können dieser Gattung nicht zugezählt werden; die spanischen Tragödien dieser Art hatte man lange als Muster des Ungeschmackes verworfen; die Tendenz der französischen Bühne war weit entfernt eine solche Freyheit zu gestatten, und selbst die wenigen Stücke Shakespeares, in welchen ähnliche Dinge vorkommen, z. B. der Sommernachtstraum standen in sehr zweifelhafter Achtung. Von den Deutschen hatte nun vollends keiner noch jenen Weg betretten.

Nach allem diesem war es in der That nicht so leicht den rechten Ansichtspunkt für die Jungfrau zu finden. Man hatte ein historisches Stück erwartet, hatte gehofft, Schiller würde ohne übernatürliche Hilfe zu brauchen, den Charakter einer Jungfrau, die aus hohem Sinne und glühendem Patriotismus ihr Vaterland rettet, blos aus den Tiefen der menschlichen Seele entwi-

ckeln, die er in seinen früheren Werken so glücklich ergründet hatte, — und jetzt fand man eine Gottbegeisterte, die nur als Werkzeug einer höhern Hand wirkte, die jede Freude des Lebens verliert, sobald sie ihr menschliches eigenes Wollen jenem mächtig herrschenden Befehle entgegenstellt. In wieferne dadurch vielleicht ein höherer Zweck der Dichtkunst erreicht werde, wenn über ihr das mystische Dunkel verborgener Mächte ruhe, kann hier nicht entschieden, ja nicht einmahl untersucht werden. Nur scheint es gewifs, dafs der Dichter durch eine solche Behandlungsart an allgemeiner Wirkung verliere. Mag immer Schiller an diesem Werke mit besonderer Vorliebe gehangen haben, mag es die neue Schule auch noch so emphatisch erheben, dennoch läfst es sich schlechterdings nicht läugnen, dafs es in Hinsicht auf ergreifende Wirkung hinter Don Karlos und Marie Stuart weit zurückbleibt. Denn wenn es auch die edelste Stuffe des Kunstgenusses wäre, das Dargestellte nur in seiner objek-

tiven Form, abgesondert von allem unsern Persönlichen und Individuellen zu betrachten, (eine sehr gefährliche Höhe, welche schon der unbestimmten regen Spekulation den freyesten Spielraum läfst,) so ist es doch dem bei weitem gröfsten Theil der Menschen natürlicher, sich mit Wärme für das zu interessiren, was wir, wenn gleich in geringerem Grade oder in veränderter Richtung, in dem eignen Busen fühlen. Und dieses ist es auch, was ewig bleiben mufs, weil ewig die Menschennatur in ihren Anlagen und Richtungen unverändert bleibt.

Auch hier erwarte man nicht Auseinandersetzungen dessen, was offen vor Jedermanns Augen liegt. Nur über manche anscheinende Sonderbarkeiten in der Anlage des Planes einige Worte:

Zuerst fällt es auf, dafs Johanna gleich anfangs dem Zuschauer in dem zweifelhaften Lichte erscheint, ob ihre Eingebungen wirklich von der hohen Himmelskönigin herrühren, oder ob nicht doch vielleicht tückische unterirdische

Mächte daran Theil nehmen. Denn nicht jene heilige Kapelle ist es, wohin das Mädchen flüchtet, woher ihr die Träume, die Eingebungen kommen, es ist der geheimnifsvolle unglückdrohende Druidenbaum, der ihr Verhalten und ihre Schritte bestimmt. Aber mit weiser Kunst hat der Dichter schon zu Anfange jene entscheidende Scene eingeleitet, wo Thibaut seine Tochter der Hexerei anklagt. Johanna selbst ist weit entfernt dieser Eiche und ihren Wunderkräften zu mifstrauen; sie gedenkt ihrer mit Ehrfurcht vor dem Könige:

> Und eine heilige Eiche steht darneben,
> Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt,
> Und in der Eiche Schatten safs ich gern,
> Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.

Auch war es dieser Baum, unter welchem die heilige Jungfrau Johannen erschien. Dafs sie anfangs ihrem Vater nicht widerspricht, wie er sowohl seine Meinung von dem Baume, als über ihr übriges Verhalten vortragt, das läfst

sich nur dadurch erklären, dafs Johannens tiefes, in sich versunkenes Gemüth auf alles ausser sich nicht achtet, und unverwandten Auges auf ihre hohen Zwecke gerichtet, an den Irrthümern und Freveln der Sterblichen keinen Antheil nimmt.

Man hat die Scene vielfältig getadelt, wo Johanna zu Rheims auf alle Vorwürfe ihres Vaters nichts antwortet, den zärtlichen Andringen ihrer Werber widersteht, und stumm und gebeugt das Schrecklichste über sich ergehen läfst, ohngeachtet sie jede Betheurung ihrer Unschuld retten mufste. Aber Johanna fühlt sich in diesem Augenblicke nicht unschuldig, nur dafs ein anderes Verbrechen, als das ihr aufgebürdete, ihren belasteten Busen drückt. Sie hat ihren hohen Beruf entheiligt, hat der Männerliebe Raum gegeben, und trägt nun geduldig jene Strafe des Himmels dafür; welche sie dem tödtenden, zerstöhrenden Bewufstseyn ihres Fehlers entreifst, und ihr die hohe Gemüthsruhe wiedergiebt.

Sie spricht ihren Gemüthszustand deutlich in folgenden Versen aus:

Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust, ich war
Die Unglückseligste, da ich in der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich
Geheilt —
— — — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt.

Vorzüglich aber war es die Erscheinung des schwarzen Ritters, welche man allgemein überflüssig und sonderbar fand. Sollte sie wirklich gar nicht in die Handlung eingreifen? Wie, wenn es nun gerade diese Erscheinung wäre, welche jene entscheidende Scene zwischen Johannen und Lyonel veranlaßte? wenn Johanna zuerst durch ein Blendwerk verwirrt, von ihrem hohen Standpunkte herabgezogen, an ihrem Glauben irre gemacht werden mußte, ehe sich ihre Brust irdischen Regungen öffnen konnte? Und so findet man diese

Scene auch bei einer genaueren Betrachtung. Der schwarze Ritter erscheint geheimnifsvoll, seine Reden sind prophetisch und gebietend, wie sie sonst aus Johannens Munde giengen.

Mir

Ist nicht bestimmt von deiner Hand zu fallen.

Dann seine Warnungen so hämisch vermischt mit jenen frohen Bildern, die Johannas Siege krönen sollen, sein grauenvolles Verschwinden, alles das mufs den Muth der Jungfrau lähmen, und so geht sie nur mit halber Seelenkraft mehr dem neuen Kampfe entgegen, so findet sie der Augenblick, der so entscheidend ihr Schicksal bestimmt. Ohne diese Erscheinung würde Lyonels Anblick nicht so gewirkt, wahrscheinlich würde sie auch ihn ihrer Bestimmung geopfert haben. Klingemann hat jüngst in der eleganten Zeitung den schwarzen Ritter als Talbots Geist zu erklären gesucht, und in der That hat diese Hypothe-

these vieles für sich. Erstens Johannas bedeutende Worte:

Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot,

Und dann vorzüglich die Betrachtung, wie Talbots Charakteristik in den romantischen Geist der Handlung eingreift. Durch folgende Verse spricht Talbot klar die Tendenz seines Lebens aus, wodurch er mit den übrigen so ganz von höheren Wesen überzeugten Personen des Dramas einen auffallenden Kontrast bildet:

Bald ist's vorüber, und der Erde geh ich,
Der ewgen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächtgen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Hand voll leichten Staubs. — So geht

ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und geſprengt ſehen in ſeinen eigenen Minen. Einen allzuſchwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergeldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heute vor unſerer Bühne — und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen, der Jüngling ſehe mit Schrecken dem

Der Mensch zu Ende — Und die einzig' Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth.

Wenn es nun Schiller nothwendig gefunden hätte, gerade den Geist jenes Mannes erscheinen zu lassen, der an seiner Fortdauer zweifelte, würde nicht dadurch das romantische Leben des Ganzen noch erhöht worden seyn; wäre er zu tadeln, wenn er durch eben dieses Mittel zugleich mit einem starken und neuen Motive zu wirken im Stande ist?

Uiberhaupt hat Schiller auf die Charakterisirung in diesem Werke, eine auch ihm nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet, und die Tiefe seines bildenden Genies glänzend gezeigt. Johanna ist voll einfacher, bescheidener Hoheit, voll schöner Anspruchslosigkeit und Demuth in allem, was blos sie betrifft, wo blos ihre Menschlichkeit ins Spiel

tritt. Aber wie ganz anders, wenn sie in ihrem Berufe als die begeisterte Retterinn handelt. Die Scene, wo sie zuerst die Offenbarung ergreift, ist mit unendlicher Würde und Erhabenheit geschrieben, die Jungfrau spricht mit all' jenem Feuer, das dieser entflammten Seele zukömmt. Eben so ist auch ihre Rede zum Herolde; dieſs Feuer steigt beinahe zur heiligen Wuth in der Scene mit dem jungen Schottländer, die sehr sichtbar an eine ähnliche in der Iliade erinnert, wo ein frischer blühender Jüngling eben so vergeblich von dem rachgierigen Peliden sein Leben erfleht. Und als sie den Herzog von Burgund zur Wiedervereinigung mit Frankreich bewegt, wie kindlich einfach, und doch überzeugend ist nicht ihre Rede! Nachdem sie aber ihr Gelübde verletzt hat, als sie sich nicht mehr schuldlos weiſs, da sinkt sie auch zum Weibe herab, da wirft sie sich in Sorels Arme, da wünscht sie mit Sehnsuchtsthränen ihre Jugend und ihre friedliche Hütte zurück;

bis endlich ein hoher Tod sie sich selbst wieder giebt.

Schiller hat in allen reiferen Werken seines hohen Genius würdig, schneidende Gegensätze verschmäht. Mild ist auch hier die edle, gutmüthige, hingebende Agnes mit der heroischen Jungfrau kontrastirt. — Dieses liebende Gemüth, das so fest, so innig an ihrem Karl hängt, das jedes Glück, jede Wonne nur in ihrem Geliebten findet — wirklich es bedurfte eines Schiller, uns Johannas verklärte und überirdische Grösse so interesant zu machen, wenn sie neben Sorels menschlicher Liebenswürdigkeit nicht in Schatten zurücktreten sollte!

Auch der siebente Karl, der gutmüthige, leichtsinnige, schwache, aber doch edelherzige und zartfühlende Dauphin, vortrefflich ist er mit allen diesen Eigenschaften ins Leben gerufen. Ein sehr glücklicher Gedanke des Dichters war es, Johanna bei ihrem ersten Gespräche mit dem Könige, des letzteren einsame Gebethe in den prophetischen Mund zu legen. Ein König, der Gott

bittet, ihn für sein Volk zum Opfer zu erwählen, der sich nur drei Güter von dem Herrn des Lebens erbittet:

Die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz, und seiner Agnes Liebe,

der verdient es allerdings, daſs göttliche Mächte an seiner Errettung unmittelbaren Antheil nehmen. Auch Burgund, der schwankend Unentschlossene, die boshafte Königinn, der kühne, wilde hohnsprechende aber tapfere und hochherzige Talbot, der schöne Lyonel sogar, alle treten frisch und keck ins Leben hervor, und regsam greifen sie in die wohlgefügte Handlung. Johannas Vater, der redliche, nur zu sorgsame Thibaut, ist charakteristisch mit wenigen Zügen entworfen. Und der edle Bastard, der tapfere und bescheidene Lahire — alle sind mit gleicher Individualität bekleidet, wie durch einen Zauberruf scheint sie des Dichters Genie aus dem Schlummer vergangener

Jahrhunderte wieder ins Daseyn zurückgebannt zu haben. Ergriffen von edlem Selbstgefühle, mit Unrecht von Jenen getadelt, die das volle Uiberströmen eines sich bewufsten hohen Gemüthes nicht von enger, kleinlicher Eitelkeit zu unterscheiden wissen, hat Schiller selbst sein Gedicht gewürdigt, und die Folgezeit wird seinem Urtheile beitreten:

Doch wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit Dir den ewgen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz du wirst unsterblich leben.

Die Braut von Messina.

Das erste, was bey diesem Trauerspiele die Aufmerksamkeit erregt, ist seine antike Form, und ein Hauptbestandtheil derselben der Chor, welcher allerdings in einer neueren Handlung sonderbar auffällt.

Die Tragödie entwickelte sich bekanntlich aus Chören, Mehrgesängen zum Lobe der Götter und Heroen. Erst nach und nach traten die einzelnen Stimmen heraus; und übernahmen selbst die Rolle der handelnden Personen. So spielt der Chor noch eine sehr grosse Rolle bei Aeschilos, weniger greift er bei Sophokles in die Handlung, Euripides gebraucht ihn gröfstentheils nur zu moralischen Betrachtungen und lyrisch vorgetragenen Reflexionen.

Denn der Chor nahm bald eine doppelte Gestalt an. Er erschien entweder als Theilnehmer an der Handlung, als die Bürger, Aeltesten einer Stadt, um deren Wohl es sich handelte, als Weiber, welche um Schutz flehten, in Aeschilos Eumeniden sogar als diese Rachegöttinen, welche den Muttermörder verfolgen, oder er sprach blos als ideale Person, gleichsam als eine erhabnere, das Schicksal der unter ihm wandelnden Menschen würdigende und betrachtende Macht. Dann schwebte sein Gesang zur höchsten Würde, zum

glühendsten Schwunge empor, dann strömte er die erhabensten Gefühle der griechischen Menschheit in begeisterten Hymnen, Elegien, Oden aus, oder schwang auch den Thyrsus im dythyrambischen Taumel, wie z. B. in den Bachantinnen des Euripides. So unterbrach der Chor zwar die Handlung, aber er erhob auch den Zuhörer aus dem beschränkten Kreise, in den ihn das griechische Trauerspiel bannte, dessen gräßlich unwiderstehliches Schicksal jede freye Geisteskraft tödtete. Zugleich ward durch ihn der Hang des menschlichen Geistes befriedigt, von dem Besondern ins Allgemeine zu gehen, und aus Fakten Grundsätze und Sittenregeln abzuziehen, ohne die Aeusserung der Leidenschaft selbst durch die kältere Reflexion ihres Feuers zu berauben.

Unter den Neueren waren es zuerst die Franzosen, welche ihre Tragödien nach dem Muster der Griechen zu bilden versuchten. Aber durch falsche Ansichten der Kunst und Poesie irre geleitet, glaubten sie in dem Chore nur die

Reste aus der Kindheit der Tragödie zu finden, welche sich blos durch Mangel anordnender Kunst so lange erhalten hätten. Die französischen Dichter übernahmen also die leichte Mühe, diesen ihnen so unnatürlich scheinenden Chor durch einen Vertrauten zu ersetzen, dem der Held seine Plane und Entwürfe mittheilte, und der auch zuweilen darüber Betrachtungen anstellte. Sie selbst und ihre Landsleute machten sich nun die schmeichelhaftesten Komplimente über diese sinnreiche Erfindung, und erklärten die Griechen ohne Anstand für Lehrlinge und Anfänger jener Kunst, in denen sie nun als hohe Muster glänzten. Zu welchen seltsamen Mifsgriffen und Verrenkungen des Plans die französischen Dichter oft durch jene Form gezwungen wurden, ist bekannt. Sie gebrauchten zwar noch zuweilen den Chor, aber die Chöre Racines und anderer französischer Dichter hatten ganz die antike Form verlohren, und waren nur gelegenheitliche Gesänge.

So lange die Deutschen ihre westlichen Nachbarn nachahmten, spielten auch die Vertrauten auf ihrem Theater eine Rolle, aber sie verlohren sich bald, als man die Griechen selbst, und unter den Neueren Shakespeare näher zu würdigen anfieng. Doch war es Schiller zuerst, der den Chor in seiner alten Gestalt auf unsere Bühne zu bringen wagte.

Der lange geführte Streit über die Vorzüge und Fehler des Chors überhaupt, kann hier nicht aufgenommen oder fortgeführt werden. Nur scheint es, als ob die neuere Bühne wegen ihrer veränderten Tendenz des aufrichtenden erhebenden Chors nicht so bedürfe, als die Schicksalstragödie der Alten. Denn aufgehoben hat eine hellere Philosophie und Religion die Idee jener unwiderstehlich eisern zermalmenden Macht, und nur die Umgebungen und Umstände können unser Schicksal bilden, in deren Wirkungskreis auch der freye Entschluſs des Menschen greift,

Schiller wollte aber eine neuere Begebenheit ganz nach griechischer Art bearbeiten, und so mufste er nicht allein das antike Schicksal, sondern auch den griechischen Chor annehmen. Er gewann dabei den Vortheil, dafs er über die schönen Formen seiner dramatischen Darstellung auch das reiche Prachtgewebe seiner lyrischen Dichtung werfen konnte. Den Handelnden selbst hat der Dichter nur einen geringen Spielraum gegeben; sie alle drückt die zerstöhrende Macht des Verhängnisses zu Boden, die durch den Fluch des Grofsvaters über das unglückliche Geschlecht geleitet worden ist.

Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermifst, es klüglich zu wenden,
Der mufs es selber erbauend vollenden.

So ists auch hier. Auf dem Messenischen Fürstenhause lastet der Fluch des Grofsvaters, dem der Sohn seine Braut entrifs, die er, wie es scheint, ge-

Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch dem Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

waltsam zur Vermählung zwang. Die Wirkung des Fluches äussert sich in zwei Söhnen, die von Jugend an gegeneinander hassend entglühen. Nun wird noch eine Tochter gebohren, wunderbare drohende Träume, schreckliche Orakel veranlassen des Vaters Befehl sie zu tödten. Hier wird man lebhaft an Oedip und Jon erinnert. Aber die Mutter, ebenfalls von Träumen und Orakeln getröstet, rettet das Leben ihres Kindes, das heimlich erzogen wird. Sie handelt gut, sie handelt weise, aber das tückische Geschick duldet keinen Widerstand, gerade die Rettungsversuche führen das gräfsliche Ende herbei. Denn wo liegt der hochherzigen, weisen und doch so tieffühlenden Isabelle Schuld? Ist es nicht selbst der verhängte, unabwendbare Fluch, der die Gemüther der Brüder so feindselig wendet und die unschuldige Beatrice in des Hauses allgemeinen Untergang verflicht?

Blos der schnelle überraschende Mord Don Emanuels, durch seinen Bruder, scheint Casärs freyer Wille. Aber

auch hier, wie mächtig wird nicht sein empörtes rasches Gemüth dazu hingerissen! Schon früher hat Schiller seine feurige aufflammende Seele im Gegensatze seines kräftig besonnenen, mehr in sich geschlossenen Bruders geschildert. Wie es einen solchen Menschen ergreifen mußte, die Geliebte seines Herzens in den Armen des kaum ausgesöhnten Feindes zu finden, des Bruders, dem er eben so offen, so vollen Herzens entgegen kam, das schildert Isabelle selbst vortrefflich in jener fürchtenden Ahnung:

Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen,
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Hasses auch noch dieser Blitz
Der Eifersucht feindselge Flamme schlug—
Mir schaudert es zu denken — ihr Gefühl
Das niemals einig war, gerade
Zum erstenmahl unselig sich begegnet.

Dann konnte wohl keine andere Wirkung entstehen.

Schiller hat hier den ganzen Glanz seiner lyrischen, die ganze Kraft seiner dramatischen Darstellung entfaltet. Die Charaktere sind bei aller hohen Haltung doch aus den Tiefen der menschlichen Natur hervorgerufen, und mit einer besonnenen Freyheit durchgeführt, die den wiederholten Betrachter entzücken muſs. Isabella ist ein hohes Ideal weiblicher Würde, die besonnene verständige Herrscherinn ist mit der höchsten leidenschaftlichsten Mutterliebe in schönstem Vereine geschildert. Der Chor beschreibt die Fürstinn sehr treffend in den schönen Versen:

Ja es ist etwas Grosses, ich muſs es verehren,
Um einer Herrscherinn fürstlichen Sinn,
Uiber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.

Wie rührend zeigt sie nicht ihre Leiden bei der Söhne unseliger Feindschaft:

Bis auf diesen Tag muſst' ich gewaltsam
Des Herzens fröhliche Ergieſsung theilen,

Vergessen ganz mußt' ich den Einen Sohn
Wenn ich der Nähe mich des andern freute,
O! meine Mutterliebe ist nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig zwei!

Die ganze Scene, wo sie die Versöhnung der Brüder vorbereitet, ist voll des kräftigsten Lebens, der schönsten neuesten Bilder und Ansichten, der glänzendsten Stellen, die ewig, ewig in den heiligen Büchern der Menschheit mit Flammenzügen glänzen mögen. Eben so schön ist auch die Scene, wo sich die Brüder wirklich versöhnen. Beatricens Selbstgespräch im Garten, wo sie ihren Geliebten erwartet, und die letzten Scenen, wo Cäsar seinen Tod beschließt. Nur die vielen Träume und Orakel könnten etwas sonderbar auffallen. Ein Traum und ein Orakel bestimmt den Entschluß des Vaters, seine Tochter zu ermorden, ein Traum und Orakel kömmt der Mutterliebe zu Hilfe, Beatricen zu retten. Sollte Isabellas Zärtlichkeit einer solchen Hilfe bedurft haben? Und der letzte Ausspruch des Eremiten, wel

cher seine Hütte anzündend den neunzigjährigen Wohnsitz verläfst; wozu soll er dienen, da sich auch ohne ihn das traurige Geheimnifs enthüllen mufs?

Der hervorragendste ausgezeichnetste Theil dieses Schillerschen Meisterwerkes sind unstreitig die Chöre. Welches Feuer, welcher Schwung, welche Kraft und Neuheit! Und welche Erhebung, wenn der Chor als moralische Person auftritt, und über das Vorgefallene allgemeine Betrachtungen anstellt! Wirklich man müfste beinahe jede Strophe abschreiben, wollte man auch nur das Unerreicht-Herrliche herausheben. Ich wähle nur einige Stellen:

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen,
Süfses Tönen entlockt er der Flöte
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach. —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mit

Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwinden und Schweben
Auf der steigenden fallenden Welle des Glücks.

Und dann:

Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesäet die tödtliche Saat!
Ein anders Antlitz eh sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie, und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen,
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die schrecklichen Furien schwangen
Gegen Orestes die höllischen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an,
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wußten sie listig sein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —
Aber da er den Schooß jetzt geschlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen
Siehe da kehrten sie
Gegen ihn selber
Schrecklich sich um —

Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jetzt an nimmer ihn lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiss nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das Delphische Heiligthum.

Mit allen diesen so glänzenden Vorzügen, welche dieses Trauerspiel neben die vorzüglichsten alten Tragödien stellt, (unter den neueren Arbeiten dieser Art kann keine damit verglichen werden) verlassen wir das Gedicht doch mit gedrücktem zerrissenem Gemüthe, wenn gleich mit innigster Bewunderung für das hohe Genie seines Schöpfers. Es verwundet uns tief, dafs die edle vorwurfsfreye Isabelle so tief zerschmettert, zur Verzweiflung gebracht wird; wir fühlen das zermalmende Schicksal, ohne wieder aufgerichtet zu werden. Zu weit ist unsere Cultur, unsere Philosophie vorgerückt, als dafs es uns nicht empören sollte, wieder unter die Macht des blinden Fatums zu geben, was wir wenigstens zum Theile als freyes Eigenthum errungen haben.

Wilhelm Tell.

Schillers letztes Werk, gehört er unter seine vollendetesten Arbeiten. Ausgezeichnet durch vortreffliche Anlage des Planes, durch eine tief aus der menschlichen Seele gehohlte Charakteristik, durch eine Menge der kräftigsten und erhabensten Stellen, entschädigt er bei einer längeren fortgesetzteren Betrachtung leicht für jene lyrischen Schönheiten, die in des Dichters früheren Stücken mehr das Genie ihres Verfassers verklären, als dem Wesen des höchsten dramatischen Ideals zusagen. Langsam und still entwickelt sich die Handlung aus dem blühenden Idyllengrunde reiner unverdorbener Natur, bis zum hohen tragischen Ende, wo das ganze Land in besonnener Richtung sich von den unerträglichen Landvögten befreyt. Auch hier verlange der Leser nicht, dafs ich ihm den schönen Zusammenhang jeder Scene vorführe, und die herrliche Ausbreitung des nicht Shakespearischen historischen Gemähldes. Das alles ist klar in diesem

reinen Produkte; dem unbefangenen Sinne kann es nicht entgehen. Aber das mag bemerkt werden, dafs Schillers unerreichtes Genie, zu grofs um Rührung für den letzten Kunstzweck zu halten, doch wohl wufste, dafs gerade sie als Mittel vortrefflich wirke, und das Erhabene vorbereite. Oder Arnold von Melchthal und sein Vater, der mit dem Lichte seiner Augen den leichten Fehler seines Sohnes büfst, Armgart, die sich mit ihren Kindern unter die Rofshufen Gefslers wirft, sind diefs keine Gegenstände der Rührung, des Mitleidens?

Man kann vorzüglich den letzten Theil des fünften Actes tadeln; wenn man das dramatische Verdienst nach den vorhandenen Regeln würdigen will, läfst er sich auch schwerlich retten. Aber sehr richtig bemerkt ein Mitarbeiter der Haller Literaturzeitung (Junius 1805. Intelligenzblatt S. 802) in seiner vortrefflichen Abhandlung über Friedrich von Schiller, dafs die Trauerspiele dieses Dichters nach eigenen noch nicht geschriebenen Regeln beurtheilt werden

müſsten. Schiller fühlte es indeſs wahrscheinlich selbst, daſs Tells That an dem Landvogte, so natürlich sie auch in dieser Lage ist, so leicht sie auch entschuldiget werden kann, doch nicht in das Gebiet jenes Erhabenen gehöre, welches durch moralische Kraft die Leidenschaft, oder nach Schillers Ausdruck, durch Freyheit die Natur besiegt; er suchte also, wiewohl vergeblich, durch die Paralelle von Johanns Mord die That des Schweizers zu einer grösseren Höhe zu steigern. Wichtigere Motive zur Rache können diese leichter entschuldigen, aber nie zur freyen Edelthat aus Pflichtgefühl erheben. Durch diesen fremdartigen Zusatz geht der schöne imposante Schluſs verloren, und die Aufmerksamkeit wird mit Befremden auf einen andern Gegenstand geleitet. Die Handlung ist zu Ende, sobald die Schlöſser fallen, und Geſsler von Tells Pfeil gesunken ist.

Mit Unrecht scheint mir, hat man Tells Selbstgespräch als zu lange, und mit fremdartigen Dingen überfüllt, ge-

Stuttgardt, den 23. December 1781.

Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Brief scharfsinnig genug nach Haus geschickt, daß ich schweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigstens sind Ihre ausgedachten Gründe im höchsten Grade, besonders die aristotelische Philosophie und der sophistische Geist des damaligen Jahrhunderts in Absicht auf meinen Franz, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin. Doch müßte man dem Leser und Zuschauer in Absicht auf dieses einen kurzen Aufschluß in Dialogen selbsten geben. Was die Amalia betrifft, so glaube ich, kommt sehr viel darauf an, wie solche gespielt wird, das

tadelt. Gerade in seiner gespannten Stimmung ist es natürlich, daſs sich die Ideen drängen, welche mit tiefer Psychologie aus der ganzen Empfindungsart des gereitzten Vaters hervorquellen. Voll des Entschlusses kommt er den engen Paſs her —

Mach deine Rechnung mit dem Himmel Vogt,
Fort mufst du, deine Uhr ist abgelaufen.

In dem nähmlichen Augenblicke drängt sich ihm doch das dunkle Gefühl auf, eine *solche* Rache sey doch grausam, sey Unrecht: und er fängt an, sich bei sich selbst zu entschuldigen.

Ich lebte still und harmlos — — —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,

Die Erinnerung an die ungeheuere That, zu der man ihn zwang, reitzt

seine Rache und seinen Schmerz noch mehr, er fühlt noch den Nachklang jener Qual, die bei dem Schuſse seinen Busen durchwühlte. Nun kömmt die schöne Anrede Tells an seinen Bogen:

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn—Und du
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaſs mich nicht im fürchterlichen Ernst.
Nur jetzt noch halte fest du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt—
Entrönn er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden,

Das Folgende, wo Tell sich auf die Bank zum Ausruhen setzt, und die vorüberziehenden Wanderer schildert, ist vielleicht mit Tells Hauptempfindung in zu geringer Beziehung, und die Betrachtungen darüber etwas kalt. Sehr na-

türlich ist aber der Uibergang zu der Absicht, die ihn sonst auf das Gebirge führte, im Kontraste mit dem Mordanschlage, der jetzt düster in seiner Seele wüthet. Durch die Mifshandlung des armen Weibes aufs äufserste gespannt, schleudert Tell endlich den mordenden Pfeil in des Ungeheuers Brust.

Dieser Tell ist es auch, dessen Charakterzeichnung mit der gröfsten Liebe und Sorgfalt behandelt ist. Durchaus erscheint er stark, muthig, entschlossen, feurig zur That, karg in Worten, ja selbst bedächtig in seinen Entschlüssen. Nie spricht er lange, aber seine sparsamen Worte sind immer gewichtig und inhaltsvoll. So gleich in der ersten Scene, wo er Baumgarten rettet:

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.

Und dann:

Mit eitler Rede wird hier nichts geschaft,
Die Stunde dringt, dem Mann mufs Hilfe werden.

Welche Gröfse der Seele liegt nicht in den einfachen Worten:

Tröstet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet,
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.

Er ist einer der Charaktere, die in unbestimmter Sehnsucht nach Thaten, nach dem Ungewöhnlichen sich forttreiben, die nur im Streben, im Ringen Genufs finden. Für solche Seelen gilt durchaus kein gemeiner Mafsstab des Lebens, den so oft die Gewöhnlichkeit an sie zu legen versucht; sie müssen ihre eigenen Wege wandern. Kommen sie jemahls dazu glücklich zu werden, (selten fällt ihnen dies Loos) so müssen sie's auf die

eigene Weise. Vergeblich ist jede *fremde* Mühe sie in einen besseren Zustand zu versetzen, ihrem Selbstgefühle kann nur das Selbstgeschaffene werth seyn. Nicht der Zweck ist ihr Höchstes, sondern die kräftige Anstrengung, das Ringen nach etwas Unbekanntem, Unendlichem, das hier nirgends zu erreichen ist. Hat das Geschick einem Menschen dieser Art keinen großen Spielraum gegeben, so wirft er seine unüberwindliche Thätigkeit auf das Geschäft oder Spiel, welches ihm am meisten zusagt, und das sein Kraftgefühl am höchsten steigert. In einer andern Lage würde Tell ein Held geworden seyn, in den friedlichen Schweizerthälern wird er ein leidenschaftlicher Jäger, der sich mit frohem Muthe in Gefahren stürzt. So schildert er sich auch selbst:

> Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet,
> Rastlos mufs ich ein flüchtig Ziel verfolgen,
> Dann erst genieſs ich meines Lebens Recht,
> Wenn ich mirs jeden Tag aufs neu erbeute.

Und dann:

Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut, und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den schreckt der Berg nicht, der darauf gebohren.

Und so muſs auch der Mann seyn, der den Apfel von dem Haupte seines geliebten Kindes zu schieſsen im Stande ist.

Eben so dichterisch wahr sind auch die übrigen Charaktere gehalten: der edle, würdige, einfach groſse Freyherr von Attinghausen, der gutmüthige aber affektvolle schwache Rudenz, die groſsherzige Bertha, und endlich Geſsler, der feige, kalte, berechnende Bösewicht. Herrlich lebt und bewegt sich alles in dem schönen genialischen Geschichtsgemählde, alles zweckmäſsig und planvoll und doch natürlich, leicht und ungezwungen. Es war Schillers letzte Arbeit! Er

schloſs seiner würdig mit klassischer Gediegenheit, mit schönem besonnenem Kunstgenie eine Laufbahne, die er glänzend und feurig, aber ungezügelt und mit unsicherem Geschmacke begonnen hatte.

Friedrich Schiller

als

Lehrdichter.

Mögen die Deutschen auch Göthe, Schillern als lyrischen Dichter an die Seite setzen, oder wohl gar vorziehen; kann auch seine dramatische Muse an ihren griechischen und brittischen Schwestern würdige Nebenbuhlerinnen finden; als Lehrdichter steht Er einzig da. Scharf und recht hat die neue Aesthetik das *wissenschaftliche* Verdienst des Lehrgedichtes von dem *poetischen* geschieden, und das erste mit voller Gerechtigkeit ins Gebieth der Philosophie hinüber gezogen. Wenn es aber nun gerade die neuesten glänzendsten Ideen sind, welche den Dichter begeistern, wenn er diese durchaus nicht nur *in* den schönsten, sondern *als* die schönsten Bilder vorträgt, kann es ihm etwas an seinem dichterischen Genie schmälern,

unſchuldige einfache des Betragens amalgamirt ſich dann mit dem Text, und bildet daraus einen Haupteindruck, der nicht anders als vortheilhaft ſein muß. — Auf meinen R. M o o r bin ich im höchſten Grade begierig, und von Hrn. Bök, der ihn ja vorſtellen ſoll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind.

Ich glaube meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen, und im Ganzen einen größeren Schwung geben, denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde.

Für das gütigſte Anerbieten einer Reiſeunkoſtenvergütung dank ich gehorſamſt, und es ſoll mir dazu dienen und mich antreiben, irgend ein Verdienſt um die Mannheimer Schaubühne zu erwerben.

dafs das Gedicht dem Leser, dessen gesammte Geistesvermögen es in das angenehmste freyeste Wechselspiel versetzt, auch noch die Resultate des tiefsten Denkens, der freyesten Betrachtung vorlegt? — Angenommen, dafs die Schönheit blofs durch die Form bestimmt werde, würde eine Mediceische Venus das Genie des Künstlers in einem geringeren Grade beweisen, wenn er sie statt eines geringeren Steines aus karrarischem Marmor geformt hat? Schillers Lehrgedichte haben nicht *Belehrung* zum Endzwecke; andere Mittel würden *dazu* freylich der Dichtkunst weit vorzuziehen seyn. Ein innrer Drang machte ihn zum *Dichter*, zahlreich mufsten sich dem tiefdringenden Geiste des *Denkers* jene Gegenstände anbiethen, die wohl ewig die Aufmerksamkeit aller edleren Geister fesseln werden; das Schicksal, die Bestimmung der Menschheit, das Verhältnifs der Mittel zu diesem Zwecke, die Stuffe, auf welcher die Menschheit stünde, und stehen könnte, diese wichtigen Angelegenheiten faßte er mit vol-

vollem innigen Gemüthe in seinen feurigen Dichterbusen, beleuchtete er mit dem schärfsten Verstande. Und die Resultate seines Nachdenkens verwandelten sich in sinnvolle, ewig bedeutende Bilder, er formte sie zur höchsten Schönheit, und stellte sie auf in dem ewigen Tempel der Zeiten, für Welt und Nachwelt. Hier werden sie stehen und verehrt werden, so lange noch ein edlerer Funke in eines Menschen Brust lodern wird.

Aber allerdings ist es nicht Jedermanns Sache, die Schiller'schen Lehrgedichte zu würdigen. Sie drehen sich gewöhnlich um Gegenstände, welche schon eine hohe Ausbildung fodern: um das Verhältnifs nähmlich, in welchem die geistigen Foderungen des Menschen zu ihrer Befriedigung stehen. So bestimmt das *Glück* das Verhältnifs des Angenehmen und Schönen zum Würdigen und Verdienten; in *den Idealen* wird das Verschwinden der ersten schönen Jugendträume auf eine unnachahmliche Art geschildert; der *Spaziergang* ent-

wickelt mit dem höchsten Glanze der dichterischen Darstellung die Entstehung, Fortbildung und Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft; während in dem Gedichte *an Göthe* eine ganze dramatische Kunst der Neueren enthalten ist. Die *Künstler* aber sind hier Schillers Triumph; was die Menschheit den Künsten danke; wie diese Götterkinder den Wilden zuerst zum Schönen, dann zum Wahren und Edlen leiteten, das ist's, was hier auf eine unnachahmliche Art unserem geistigen Auge erscheint.

Der Plan dieses herrlichen Gedichtes ist verwickelt, und manche kühne Sprünge können viele Stellen desselben auch sonst geübten Lesern unverständlich machen. Eine kurze Auseinandersetzung dürfte hier also, wie mich dünkt, am rechten Orte stehen. Alle Schönheiten vollständig zu entwickeln, würde den Raum eines ganzen Werkes einnehmen.

Die Einleitung beginnt mit einem freudigstolzen Blicke auf den hohen, sittlichen, intellectuellen und ästhetischen

Zustand des jetzigen Menschengeschlechtes:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit.

Aber auf dieser Stuffe sollte der Mensch doch nicht vergessen, dafs es die *Kunst* war, die ihn hinauf führte; diese hohe Göttinn soll er jetzt nicht geringeren Dienerinnen nachsetzen:

Im Fleifs kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

In dem Schönen liegt ohnehin schon das Wahre, das Gute eingeschlossen, der einfach kindliche reine Sinn leitet den Menschen früher seiner Würde und Bestimmung gemäfs, als die spekuliren-

de Vernunft die Regeln für sein Rechtverhalten bestimmt.

Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.

Für die Erde ist Schönheit bestimmt, „erst in andern Welten wird sich diese für uns in Wahrheit verwandeln" Urania, sagt der Dichter, legt ihre herrliche Feuerkrone hier ab: Sie

wird zum Kind, dafs Kinder sie verstehn.

Nun erzählt Schiller die Entstehung der Künste. Als die Himmlischen den Menschen von sich verbannten, da blieb die Schönheit allein bei ihm; von ihr beschützt, flofs das erste Zeitalter rein und unschuldig dahin. Vorzüglich waren es die Künstler, welche die Natur liebte, in deren bewahrende Hände sie ihr Edelstes niederlegte: Sie sinds, welche zuerst den Menschen aus seinem thierischen Zustande zur freyen Geisterwürde emporhoben. Das Bild-

welches in den Wogen sich spiegelte, gab Anlafs zur Erfindung der Mahlerey. Bald entstanden auch andere Künste:

Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor.
Des Waldes Melodie flofs aus dem Haberrohr
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Kaum entstanden, schritt die Kunst auch schnell einer gröfseren Vollkommenheit entgegen. Nicht mehr die Schönheit des *Einzelnen*, sondern der Zusammenklang des *Ganzen* kann den Preis erringen:

Die Säule mufs dem Gleichmaafs unterthan
An ihre Schweftern nachbarlich sich schliessen,
Der Held im Heldenheer zerfliessen,
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Nun treten Sänger auf, und begeistern den Menschen. Er windet sich los von den Fesseln der Sinnlichkeit;

edlere, zartere Gefühle entwickeln sich unabhängig von den thierischen Trieben:

> Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
> Und Scherz mit Huld im anmuthvollen Bunde,
> Entquollen dem beseelten Munde.

Da entstand die *geistige* Liebe. Jetzt stellten die Künstler alles das in *einem* Gegenstande idealisch auf, was die Natur nur *einzeln* unter ihre Lieblinge vertheilt. So bildete die Phantasie ihre Götter. Sie schuf die Bühne, hier rückte sie die Folge mit der That zusammen, welche die Wirklichkeit oft weit entfernt, hier zeigte der Verbrecher sein Inneres, das er in der Welt sorgfältig verbirgt. Die Rachegöttinnen verfolgen hier *sichtbar* den Lasterhaften und

> Vom Eumenidenchor geschrecket
> Zieht sich der Mord auch nie entdecket,
> Das Loos des Todes aus dem Lied.

Nicht allein das Leben verschönerte die Kunst, die Phantasie schwang

sich selbst über das Grab, um jene finsteren Räume mit ihren Lichtgestalten zu bevölkern.

Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an.

Und immer weiter dringt die Kunst, und die bloſse Nachahmung der Natur sinkt, und der Künstler arbeitet nach der Idee, welche ihm sein Genius vorhält.

Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die dieses Ringers Muskel schwillt,
Muſs in des Gottes Schönheit lieblich schweigen.

Als sich mit dem Schönheitssinne auch alle anderen geistigen Kräfte des Menschen übten, beginnt das herrliche Zeitalter der Griechen:

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das hohe Gleichmaafs an.

Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In seinen Werken siegend ihm voran.
— — — — — — — — —
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen
Empfängt er das Geschofs, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Hier fängt nun ein herrlicher Lobgesang auf die unerreichten griechischen Dichter an. Er ist mit einem Feuer, mit einer Erhabenheit und einem Schwunge behandelt, die Bilder sind durchgängig so edel, neu und prächtig, dafs ihm wohl weniges an die Seite gesetzt werden kann:

Dem grofsen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürftgen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine

Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.

Als die Menschheit durch die Verheerungen barbarischer Völker, durch den pressenden Druck von Universalmonarchien, durch Bürgerkriege, durch Unwissenheit und Aberglauben in stumpfe, dumpfe Rohheit zurückgesunken war, da waren es immer wieder die neuaufgefundenen Dichterwerke der Griechen und Römer, welche nach und nach Sinn für das Wahre, Gute und Grofse dem Menschen zurückbrachten. Der Orient, das griechische Kaiserthum, war den rohen Osmannen gefallen, da flüchteten die Gelehrten nach Italien, von diesem Lande aus strömte die Wissenschaft vorzüglich durch die Dichter in das übrige Europa.

Vertrieben von Barbarenheeren
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag im Westen neu empor.

Daß E. E. mit meinem Avertiſſement zufrieden ſind, freut mich ungemein, und ich hoffe, daß auch dieſes etwas zur beſſeren Aufnahme beitragen wird.

In Hoffnung einer baldigen Gelegenheit E. E. dasjenige mündlich ſagen zu können, was ich Ihnen ſchuldig zu ſein fühle, habe ich die Ehre mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Dr. Schiller.

Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.

Heute, sagt Schiller, schwingt sich der kühne Geist des Denkers im freyen Fluge seinem Ziele zu, und die Künste, seine edlen Führer, glaubt er mit geringem Söldnerlohne entlassen zu dürfen. Verzeiht ihnen, ruft er den edlen Sängern zu:

Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.

Und arbeitet nicht jede Wissenschaft für die Kunst? Wie, sie sollte Dienerinn seyn, welche jede Erfindung, jedes Fortschreiten des menschlichen Geistes nur als Material benützt, das erst von dem Genius beseelt, sich zur herrlichen Gestalt verwandelt?

Die schöpferische Kunst umfliefst mit stillen Siegen
Des Geistes unermefsnes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt seyn.

Mit dem Schönheitssinne entwickeln sich auch zugleich die andern Geisteskräfte des Menschen, seine Liebe, sein Verstand, sein Edelmuth. Wenn er dann das Schöne am tiefsten, innigsten, empfunden hat, wenn seine Seele empfänglich für *alles* Schöne gebildet, *jedes* mit süfsem Entzücken ergreift; dann wird er unmerklich zur Wahrheit geführt seyn, und in die Arme der ernsteren Göttinn gleiten. Dann wird die Schönheit selbst sich in Wahrheit verwandeln.

Schiller schliefst mit einer Ermahnung an die Dichter, ihren hohen Beruf zu erfüllen, ihr Genie nur zu hohen Zwecken anzuwenden!

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Wen die Natur durch hohe Dichtergabe zu ihrem Priester weihte, der ehre ihren Wink, er ringe nach Vollkommenheit im Gebiethe des Schönen

Um andre Kronen buhlet nicht.
— — — — — — —
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muſs edel und vortreflich seyn.

Am Ziele flieſst Wahrheit und Schönheit ineinander. Mit diesem Gedanken, in einem prächtigen Gleichniſse ausgedrückt, schlieſst dieses Gedicht, von dessen Schönheiten hier nur ein kleiner Theil entwickelt werden konnte:

Wie sich in sieben milden Strahlen,
Der weiſse Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiſse Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So flieſst in einen Bund der Wahrheit
In einen Strom des Lichts zurück.

Würde und Selbstgefühl kann der Mensch erringen, durch eigenes festes

Streben, durch Kraft seines Geistes, und edle hohe Empfindung; aber das Glück ist eine Gabe der Götter, nur von ihnen kommt es als ein freyes Geschenk den Begünstigten herab: das ist das Thema, welches Schiller in seinem Gedichte: *das Glück* eben so kräftig als neu, eben so blühend als begeistert ausführt. Aber freylich liegt durchaus die griechische Ansicht zum Grunde, dafs das Schicksal eigenwillig sogar über die Götter walte, und dafs die Himmlischen nicht nach Würdigkeit, sondern nach ihrem Gefallen die menschlichen Handlungen leiten. Man kann bei geringem Nachdenken die gröfsere Würde nicht verkennen, wozu die christliche Lehre die Menschennatur erhob, und ihren Trost für unverschuldetes Unglück. Der griechische Mythus versagte diesen Trost, er drückte den Unglücklichen in das bleyerne Joch hofflungsloser Resignation, wenn über ihn oder seinem Geschlechte der Zorn der Götter schwebte. Aber man wird es auch dem Dichter erlauben, jene Seite zu seiner Dar-

stellung zu wählen, welche ihm zur poetischen Behandlung am meisten geeignet scheint.

Das Gedicht beginnt mit einem glückwünschenden Lobe deren, denen schon bei ihrer Geburt ein glückliches Loos fiel; denen Anmuth und Liebreitz, Seherkraft, süfse Beredsamkeit, und eine erhabene Herrschergestalt von der gütigen Natur zu Theil ward.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus in Arme gewiegt,
Welchem Phöbos die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zevs auf die Stirne gedrückt.

Er braucht sich nicht, wie die anderen bedrängten Menschen, jeden Genufs durch überwiegende Leiden und Anstrengungen zu erkaufen:

Eh er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.

Würde kann der Mensch erringen, aber nicht das Glück, dieser Gedanke wird nun in glänzenden Bildern von dem Dichter versinnlichet:

Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich, herrscht wie in Amors die Gunst.

Die Gunst der Götter nur schenkt den Menschen das Glück, als eine himmlische Gabe.

Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Götter und Menschen
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorber und jetzt die herrschaftgebende Binde,
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.

Wenn aber die Götter sich einmahl den Liebling wählten, herrlich fliefst

dann sein Leben dahin! Er ist Sieger in den pythischen Spielen; vor ihm ebnet sich die See, wie sie sich vor Cäsar ebnete; unschädlich sind ihm die wilden Thiere; selbst ein Meeressturm vermag nichts über ihn, dem ein Delphin freundliche Rettung biethet. Aber zürnet dem Glücklichen nicht, weil ohne Mühe ihm alles gelingt, ehret ihn, weil ihn so sichtbar die Liebe der Götter begleitet. Als Venus ihren Liebling Paris der Schlacht entrückte, da war es diese Göttergunst, die ihn mehr ehrte als seinen Gegner die Stärke und Tapferkeit im Kampfe. Ist Achills Ruhm geringer, weil ihm Vulkan selbst die Waffen schmiedete, und alle Götter Antheil an seinen Thaten nahmen? Gerade dadurch wird er noch wichtiger, gewinnt noch an Interesse, dafs

— um den sterblichen Mann der grofse
Olymp sich beweget.

Aber jedes Glück gründet auch eine Auszeichnung, eine Vollkommenheit, wo-

wodurch nicht allein der Besitzer, sondern auch Andere gewinnen. Das Schöne gefällt, der Dichter entzückt auch andere; damit begnüge sich der Bescheidene, er genieſse das, was zu seinem Antheile bestimmt ward:

Freue dich, daſs die Gabe des Liedes vom Himmel herab kömmt,
Daſs der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt,
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige seyn.

Nur wo es sich um *Mühe*, um *Arbeit*, um *Anstrengung* handelt, in dem gewöhnlichen Leben, kann die *Belohnung* abgemessen werden. Nicht so bei Geniusgaben; keine Belohnung bringt sie hervor, nur im edelsten Selbstgenusse finden sie ihr Ziel. Langsam und mit Mühe entbindet und entwickelt sich das Irdische; schnell, der Wirkungsart sich selbst unbewuſst, erschaft das Genie.

Jede irdische Venus entsteht wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.
Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Göthe, der zuerst in seinem Götz von Berlichingen so keck und frey gegen die Foderungen der älteren und besonders der französichen Aesthetik angestossen war, er, der so weit entfernt sich dem Zwange jener Regeln zu fügen, vielleicht zu sehr auf die entgegengesetzte Seite ausgewichen war; der in seiner Iphigenie, in seinem Tasso Meisterstücke geliefert hatte, denen die Franzosen nichts Aehnliches entgegenstellen konnten, Göthe hatte jetzt selbst eine französische Uibersetzung von Voltaires Mahomet auf die Bühne gebracht. Schiller erinnert ihn an die Fehler der französischen Tragödie, an die deutschen, an seine eignen Meisterstücke, und lenkt dann nach einigen herrlich

ausgedrückten Vorschriften für Theaterdichter zu dem einzigen Gebrauche, wozu uns jene Werke der Franzosen noch nützen könnten. Nicht dazu, unsere tragische Muse wieder auf jene Stuffe *zurück* zu führen:

Es wär ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kömmt, das Alte ist verschwunden.

Nicht mehr blofs schöne Beredsamkeit, jene Eleganz des Versbaues, jene sinnreichen und glänzend ausgedrückten Sentenzen, welche die französische Bühne auszeichneten, sind es, was man von dem Theater fodert. *Wahrheit der Darstellung* ist es, was der reingebildete Geschmack verlangen mufs, aber nicht *Darstellung des Wahren.* Entfernt bleibe jener festgebundene, wissenschaftliche Zweck aus dem freyen Gebiethe der Kunst! Nie ist wohl eine Wahrheit schöner und bildlicher ausgeführt worden, als die angegebene, in folgenden

(Beilage.)

Stuttgardt, den 30. December 1781.

Theuerster Freund.

Eine verdrießliche Sache scheint zwischen meine Hoffnung, die Räuber aufführen zu sehen, zu treten. Hr. von Dalberg schreibt, daß selche den 10ten oder 12ten, und Sie, daß sie den 8ten schen können gegeben werden. Nun ist den 10ten Januar das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem niemand, der vom Militärstand ist, oder sonstige Verhältnisse gegen den Herzog hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden soll. Sollte mein Stück

zwei Strophen, die man das *goldne Buch* der Theaterdichter nennen könnte:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acherontschen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flüchtgen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so mufs die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts sey hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weifs durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Nach diesen sehr gegründeten Regeln ist also die historische Wahrheit im

geschichtlichen Trauerspiele allenfalls von sehr geringem Belange, und kann dem Dichter als solchen gar nicht zum Verdienste gerechnet werden. Aber die ästhetische Wahrheit, das innere Leben, welches seine Gestalten bekleiden und charakteristisch unterscheiden mufs, das kann freilich nicht wie jene historischen Daten gesammelt werden! — — —

Die französische Bühne hatte aber doch einige grofse Vorzüge, sie werden von dem Dichter nicht übersehen. Die festen Regeln der Kunst und des Anstandes erlaubten es der gewöhnlichen gemeinen, oder wohl gar unedlen Natur nie die tragische Bühne zu betreten; nur im freylich gesuchten und prunkvollen Schmucke durfte Melpomene erscheinen:

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet,
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,

Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Also die Tragiker der Franzosen können uns nicht zu *Mustern* dienen, aber sie mögen auf der andern Seite die frechen Anmafsungen der Phantasie bezähmen, welche eine Zeit lang aller Regeln spottend, die *Kunst* ganz vom Theater zu verdrängen drohte, und gerade in ungezügelter Regellosigkeit das Geheimnifs gefunden zu haben glaubte: ohne Genie genialisch zu schreiben.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebendger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preifst.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden.
Er komme wie ein abgeschiedner Geist
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würdgen Sitz der alten Melpomene.

Der Spaziergang. Einsam wandelt der Dichter in einer anmuthigen, reich

abwechselnden Gegend; die Dinge um ihn erwecken so manche Empfindungen und Erinnerungen, die seine schöpferische Einbildungskraft schnell in Bilder verwandelt. Freundliche Dörfer lächeln ihn an, und feurig ergriffen, steht des Landmannes einfach natürliches Glück vor seinem geistigen Auge:

Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Bach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freyheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aeraten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk gleich windet dein Leben sich ab.

Die Aussicht verändert sich; eine Stadt breitet sich prächtig in der Ebe-

ne aus. Die Phantasie des Dichters folgt all dem Schönen, Edlen und Grofsen, welches den Menschen durch jene engere Vereinigung zu Theil wurde. Hier bildeten sich die Stände, hier baute man den hohen Göttern Tempel, und dankbar segneten sie die Menschen durch wohlthätige Erfindungen. Hier erst entwickelte sich die heilige Vaterlandsliebe; hier ward Recht gesprochen. Herrlich steht hier statt einer prunkvollen Beschreibung des Heldentodes, die einfache Spartische Inschrift auf Leonidas und seine Dreihundert:

Wandrer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

Was für ein Volk mufste das seyn, welches die höchste, edelste, heldenmüthigste Aufopferung nur mit dieser einfachen Inschrift lohnte. Höher konnte der Heldenmuth nicht mehr steigen, besser, als durch diese genialische An-

wendung der Spartischen Aufschrift konnte er nicht hervorgehoben werden. Und mit welchem schönen Bilde bezeichnen die folgenden zwei Verse die herrlichen Früchte des Heldentodes für das Vaterland.

Ruhet sanft ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Oehlbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

Nun erfindet man mechanische Künste, durch jenen engeren Menschenverein entsteht der Handel, er giebt Glück und Uiberfluſs, es entwickeln sich die Künste und Wissenschaften. Schön sind sie dichterisch, durch einzelne Zeichen oder Wirkungen versinnlicht:

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meiſsel beseelt, redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen
Und den ganzen Olymp schliesset ein Pantheon ein.

Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem werdenden Licht.

Aber auch dieses Licht kann mifsbraucht werden, wenn die trunkene Sucht nach wilder, gesetzloser Freyheit erwacht, und die Menschheit von der

heil'gen Natur entfernt, nicht mehr ihre Stimme vernimmt, sondern mit tollem Wüthen sich selbst zerstört. Wie herrlich ist das Bild des Staates oder Einzelnen, der von ungeheuren Entwürfen getrieben, die einfachen Foderungen seiner Vernunft und seines Herzens nicht achtend, nur den Ideen nachstrebt, welche ihm seine erhitzte Einbildungskraft als das einzige Glück vorspiegelt:

Ach, da reifsen im Sturme die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn fafst mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reifst er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn.

Dann gebiehrt die verdorbene Gesellschaft die schrecklichsten Laster, Falschheit, Betrug, Verrath, Tücke, Sinnlichkeit, Ungerechtigkeit wüthen so lange, bis die Zeit am Ende das morsche Gebäude zerbricht.

Einer Tiegerin gleich, die das eiserne Gitter
durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und
schrecklich gedenkt.

Jetzt auf einmahl windet sich der Weg; die Stadt verschwindet aus den Augen des Dichters, von seinen tiefen Betrachtungen über die Menschheit und ihr Schicksal kehrt er zu seinem Spaziergange zurück. Freudig ergreift ihn die Ruhe, die stäte schöne Gleichförmigkeit der ihn umgebenden physischen Natur im Gegensatze jener Zerstörung, die ihm sein geistiges Auge als durch moralische Freyheit verursacht, vorstellte:

Ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde.

Und immer lebhafter wird das Gefühl dieses Kontrastes, und immer wärmer des Dichters Entzücken über die Gleichmäfsigkeit der ihn umgebenden Erscheinungen, die nie ihre Regel ver-

letzen, und alle Menschenalter durch die nähmlichen Freuden und Genüsse in schöner Einförmigkeit entzücken. So schliefst denn das Gedicht mit den sinnvollen Versen:

Aber jugendlich immer in immer veränderter Schöne
Ehrst du fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut.
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter.
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen, und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! lächelt auch uns.

Wie schön, wie ungezwungen hat der Dichter nicht hier den Uibergang von den umgebenden Gegenständen zu Betrachtungen über die Entstehung, das Fortschreiten und die Zertrümmerung

alſo vor dem 10ten oder am 10ten ſelbſt vorgeſtellt werden, ſo geht es für mich verloren. Geſchieht es aber den 12ten oder noch ſpäter, ſo habe ich die beſte Hoffnung. Dieſes wollte ich Ihnen nur zu wiſſen thun, damit Sie die Freundſchaft gegen mich hätten, mich bei Zeit bestimmter zu avertiren, ſonſt aber in Mannheim ſelbſt ſo viel als möglich von meiner Dahinreiſe zu ſchweigen, und auch den Herrn von Dalberg und ſonſtige dieſer Sache kundige Perſonen um das nemliche zu bitten, weil ich vielleicht genöthiget ſein könnte, von dieſem Stillſchweigen Gebrauch zu machen.

Wäre es nicht möglich — doch dieſe Forderung iſt für mich zu eitel — die Verſtellung des Stücks zwei bis drei Tage zu verzögern, da im Ganzen eben derſelbe Effekt herauskommt?

der Staaten geleitet, mit welchem frischen kräftigen Leben hat er nicht jene metaphysischen Ideen bekleidet, und wie schön lenkt er am Ende wieder zur Betrachtung der Natur zurück, von der er ausging! Wir nehmen von dem Gedichte Abschied, heiter, gestärkt, mit jener stillen erhabenen Ruhe erfüllt, welche uns dann zu Theil wird, wenn wir in einer anmuthigen Gegend uns ernsten und würdigen Betrachtungen überlassen haben, und nun die Abend-Sonne mit uns zugleich aus jenem schönen Gefilde scheidet. Es ist ein ruhiger aber hoher Genufs, den keine Sinneneinwirkung stört, und von dem der leise Nachklang noch lange in einer fühlenden Seele bleibt.

Eines der vollendetsten Schiller'schen Gedichte, sowohl durch Anlage des Planes, als durch neue und glänzende Ideen, durch ihren höchst prächtigen und zweckmäfsigen Ausdruck, durch alle Reitze eines sehr gefeilten und harmonischen Versbaues verschönert, sind die *Ideale* dieses Dichters. Wie

das edle jugendliche Herz sich so gerne süfse Träume bilde, welche dann die strenge Wirklichkeit schonungslos zerstört, das ist die Aufgabe, welche Schiller hier so glänzend löste. Er beginnt mit einem wehmüthigen Abschiede von seiner schönen Jugendzeit, von jenen holden Phantasien, die edlere Geister so wohlthätig und schützend ins dunkle Leben einführen. Darauf schildert er seine glühende Sehnsucht nach Liebe; sogar die todte Natur beseelte sein Geist, dafs sie Antheil nähme an seinen Empfindungen, dafs sie liebte mit ihm. Und sie belebte sich für ihn, und klang harmonisch mit seiner Seele zusammen. Dieses Sehnen und diese Erhörung, wird auf eine höchst originelle und glänzende Art durch das Beyspiel Pygmalions versinnlicht:

Wie einst mit flehendem Verlangen,
Pygmalion den Stein umschlofs,
Bis in des Marmors kalte Wangen,
Empfindung glühend sich ergofs,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,

Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Jetzt erwacht auch der edle Trieb nach Thaten, nach Auszeichnung in des Jünglings flammender Seele. Wie hundertfache Plane entwirft der Kühne voll stolzer Zuversicht, wie leicht ebnet sein feuriger Geist alle Hindernisse! Keine Beschwerde ist, die er nicht ertragen würde, keine Aufopferung, zu der er sich nicht fähig glaubt. So wird er gleichsam im Triumphe in das Leben eingeführt, und herrlich hat Schiller die Begleiter gewählt, welche ihn, wie die Horen den aufsteigenden Phöbos, umtanzen:

Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone
Die Wahrheit in der Sonne Glanz.

Aber bald verlieren sich diese Begleiter, und nur einige andere bleiben, die, wie es scheint, vorher unbemerkt dem glänzenden Wagen gefolgt waren:

Die

— Die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schaft doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Also Thätigkeit und Freundschaft. Jeder kann die erstere in seinem Kreise üben, und wo wäre der bessere Mensch, der nicht einmahl in seinem Leben eine verwandte Seele begegnet hätte? Er bewahre sie mit Sorge und Liebe:

sie steht ihm tröstend noch zur Seite
Und folgt ihm bis zum finstern Haus.

Das eleusische Fest. Bekanntlich waren es die Mysterien zu Eleusis in Griechenland, wo Ceres, die Göttinn des Ackerbaues, am reichsten und glänzend-

sten verehrt wurde, wo man die berühmten Geheimnisse feyerte, und ganz Griechenland sich versammelte, wo jeder Streit ruhte, und die erbittertsten Feinde in heiliger Stätte sich zusammenfanden. Der Dichter besingt die Gaben der Göttinn; wie sie die Menschen gesellig versammelt, und sie aus Wilden götterähnlich gebildet hätte. Er beginnt mit einem Lobgesange auf die Göttinn; dann schildert er kurz und kräftig den Zustand des Wilden, eh der Ackerbau seine Sitte milderte:

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade liefs die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspiefs, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land,
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand.

Rührend führt der Dichter die Göttinn ein. Sie kömmt nicht im Glanze ihrer Macht, als eine der Himmlischen, es ist die leidende Mutter, welche ihre

geliebte Tochter Proserpina vergeblich sucht. Und wüste findet sie die Erde überall, überall nur Spuren grausamer Menschenopfer, der rohesten Verwilderung schreckliche Zeugen. Nirgends sieht sie Tempel und Wohnungen, und ihr weiches Gefühl geht schnell zum schönen Mitleid mit der Menschheit über:

Find ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schön gestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschooſs?
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimathslos?

Sie will sich des Verlaſsnen annehmen; sie will ihm mit seiner Würde auch seine hohen Genüsse geben. Die Wilden verzehren eben im grausamen Mahle ihre gefangenen Feinde, da steht auf einmahl die hohe Göttinn in ihrer Mitte. Schaudernd wendet sie sich von

der Blutschale, welche die Rohen ihr anbiethen:

Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippe nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte die der Herbst bescheert.
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Herrlich ist in den folgenden Versen die Art behandelt, wie die Göttinn den Menschen die Gabe des Getreides schenkt. Keine Mühe, keine peinliche Anstrengung hemmt das freye Wirken ihrer Macht, sie

— nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand;
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Schnell ist die Flur mit goldnem Getreide bedeckt, Ceres flicht die erste

Garbe und opfert sie dem Herrscher Zeus; günstige Zeichen verkünden Erhörung:

Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz,
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Die Wilden stürzen zu den Füssen der Himmlischen, und sie lehrt ihnen die Götter kennen, oder wie der Dichter diesen Satz schön versinnlicht:

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,

Themis gründet das Recht, Vulkan schmiedet den Pflug, Minerva baut Städte und scheidet mit dem Grenzgotte das Eigenthum, die Axt fällt den Baum, es entsteht Schiffahrt und Handel, Merkur und der Kriegsgott thürmen Wälle auf. Und nun erscheint Apoll und die Musen, das Leben zu verschönern; Cy-

bele erbaut Mauern und Tempel; der Liebe süfse Göttinn stiftet den ersten Verein liebender *Seelen*. Jetzt ziehen die Bürger in den Tempel und Ceres selbst übernimmt das Priesteramt. Die herrliche Art, wie alles das versinnlichet und personificirt ist, mufs der Leser im Gedichte selbst suchen. Im Spaziergange ist es auf eine ähnliche Art geschehen. Die Worte der Göttinn zu dem Volke gehören zu dem Schönsten und Wahrsten, was je über die Bestimmung des Menschen gesagt oder geschrieben wurde:

Freyheit liebt das Thier der Wüste,
Frey im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgeboth.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frey und mächtig seyn.

Das Thier *kann* seine Freyheit nicht mifsbrauchen, ihn bindet das *Naturgesetz*, das seinen Willen an seinen Vor-

theil festkettet; der Gott als höhere Intelligenz *kann* es nicht, weil die überwiegende Stärke der *Einsicht* ihn schützt. Nur der Mensch, zwischen Natur und Freyheit getheilt, kann in seiner Sitte, d. i. in seinem moralischen Werthe beide zum schönen Vereine zwingen. Das Gedicht schliefst mit der Wiederhohlung des Lobgesanges, womit es begann, und wird dadurch zur hohen Einheit und Vollendung abgeschlossen.

Eines der kleineren, aber gewifs der vollendetsten, sinnvollsten Schiller'schen Gedichte ist die *Poesie des Lebens. Dein kräftiger Geist, dein feuriges Gefühl*, ruft der Dichter seinem Freunde zu, *verschmäht jeden Schein, und will muthig nur auf strenge Wahrheit dringen, aber gerade in dem Scheine liegt jeder Reitz des Lebens, er ist es gerade, der uns die feinsten und genufsvollsten Freuden gibt.* Der erste Theil dieses Gedichtes, wo Schiller seinen Freund sprechend einführt, zeigt eine ungemeine Kraft des Gedankens, und einen edlen, kräftigen, präcisen Ausdruck, der den

In Hoffnung einer baldigen Befriedigung meiner Bitte empfehle ich mich Ihrer Liebe und Freundschaft

Ihr aufrichtiger

F. Schiller.

S. T. Herrn

Hofkammerrath Schwan

zu

Mannheim.

Franco.

starken Ideen auf das vollkommenste entspricht:

Entblöfst mufs ich die Wahrheit sehn,
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freyen Geist, den der erhabne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden u. s. f.

Aber die Idee, welche Schiller in mehreren seiner Gedichte so herrlich ausführte: hier sey die Menschheit noch nicht zur Wahrheit bestimmt, hier möge die milde Schönheit an die Stelle jener ernsten Göttinn treten, ist auch hier wieder mit allem Phantasieschmucke geziert. Ach, wie viele Freuden des Lebens sind nur durch Täuschung reitzend! Die Entzückungen der Liebe, die Genüsse der Kunst, was sind sie, wenn sie nicht die Phantasie mit ihrem magischen Schimmer umzieht? Es

Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still traurend nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint was sie ist, ein Grab
u. s. f.

So verblüht schnell jede Lebensfreude, wenn die ernste, furchtbare Wahrheit nicht durch Schönheit gemildert wird, und

Mitten in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Unter allen Schiller'schen Gedichten ist wohl *das Ideal und das Leben*, oder wie es vorher hiefs, *das Schattenreich*, eines der dunkelsten und unverständlichsten. Die Ursache liegt nicht sowohl in der an vielen Stellen wirklich äufserst lebhaften und glänzenden Ausführung,

als an dem gewählten Stoffe selbst. Es war kein geringeres Wagestück zu unternehmen, als das neue System der Moral und Aesthetik, nach Kantischen Principien, völlig a priori aufgebaut, und folglich ganz metaphysisch, durch Bilder und alle anderen Mittel der Dichtkunst sinnlich darzustellen. Natürlich konnte daher der schönste bildliche Ausdruck dem nicht klar werden, welcher mit der zum Grunde liegenden Idee nicht vertraut ist, und so kömmt es auch, dafs dieses Gedicht wohl nie allgemein verständlich seyn wird. Ich will es versuchen, jene, die mit der neueren Philosophie nicht bekannt sind, gewissermassen mit Schillers Ideengange bei diesem Gedichte vertraut zu machen. Ich habe schon so manche Erklärungen dieser Arbeit gesehen, so mag denn auch diese sich in ihre Reihe stellen, wenn ihr gleich ein geringerer Platz angewiesen würde. Nur erlaube man mir zu bemerken, dafs diese Auseinandersetzung so viel möglich allgemein verständlich seyn soll.

Der Mensch bemerkt gleich beim Anfange seiner Entwicklung in sich zwey ganz verschiedene Kräfte, welche sich durch ihre Aeufserungen und Wirkungsarten, wie durch ihre Foderungen an ihn, ganz unterscheiden, ja nicht selten sogar offenbar sich zu widersprechen scheinen. Das sind nähmlich die physischen und geistigen Kräfte, oder wie sie die neuere Philosophie bezeichnete, die Sphäre der Natur und der Freyheit. Während nun die eine, die Sinnlichkeit des Menschen in Anspruch nimmt, und ihn antreibt sich ganz den Genüssen und Freuden hinzugeben, welche seine angenehmen Empfindungen steigern, und ihre Summe vermehren können; verlangt die Geistigkeit des Menschen im Gegentheile eine ins Unendliche fortgehende Ausbildung seiner geistigen Kräfte, verlangt Wahrheit und Sittlichkeit. Wie kann nun der Mensch diese beiden widerstrebenden Kräfte vereinigen? Wie soll er die Foderungen der Natur befriedigen, die ihn an der Erde festhält, und zugleich seinem edelsten Wesen, seiner

Freyheit Genüge leisten, die ihn weg über die Erde in das Unendliche fortzieht? Nur dadurch, sagt Schiller, dafs er dem Ideale, das ist dem Schönen nachstrebt. Das Schöne nähmlich, welches nach der neuen Philosophie unabhängig von der Materie blofs in der Form besteht, welche in der Anschauung ein freyes und lebhaftes Wechselspiel unserer sinnlichen und geistigen Kräfte bewirkt, ist der einzige Standpunkt, auf welchem jenes Gleichgewicht hergestellt wird, das dem Menschen am meisten gemäfs ist. Diefs nun scheint mir die Ansicht, von welcher das Schiller'sche Gedicht genommen werden mufs, und so läfst sich allerdings Plan und Ordnung darin finden, wenn gleich der Zusammenhang an manchen Stellen etwas locker seyn dürfte. Die Foderungen der Natur und der Freyheit sind in dem Menschen schwer zu vereinigen, diese Harmonie bleibt nur der Götter glückliches Vorrecht; das ist der Inhalt der ersten Strophe:

Ewig klar und spiegelrein und eben
Fliefst das zephirleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin,
Monden wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Aber gibt es für den Menschen keinen Weg zu dieser glücklichen Vereinigung? Mufs immer die Sinnlichkeit unterdrückt werden, wenn der Geist sich würdig erheben soll? Diese Mittelidee hatte Schiller in den ersten Abdrücken seines Schattenlandes durch folgende Strophe ausgedrückt, welche in den letzten Auflagen weggeblieben ist:

Führt kein Weg zu jenen Höhen?
Mufs der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Mufs die andere Hälfte Nacht umhüllen,
Wird die Strahlenscheibe niemahls voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit,

Die von ihren Gütern nichts berühren
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Wie ist es nun aber möglich zu jener schönen Vereinigung zu gelangen? Nur dadurch, dafs der Mensch der Natur so viel möglich zu entfliehen sucht, um ins Reich der Freyheit oder wie sich Schiller ausdrückt, des Ideales zu gelangen. Er begebe sich des Genusses sinnlicher Freuden, denn ihn straft ihre Vergänglichkeit, und mit dem Genufse verschwindet der Reitz. Nur an die Form mag er sich halten, nicht das Wesen ergreife er mit frecher Hand:

An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet freudig der Begierde Flucht.

Hier in dem Reiche der Form, der Schönheit kann sich die Menschheit rein und frey entfalten, hier fesselt sie keine Schranke:

Jugendlich, von allen Erdenmahlen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild.

Hieher erstreckt sich die Macht des Lebens nicht.*) Hier ist es nicht die Anstrengung, die Mühe, welche belohnt wird:

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig selbst, wenn eure Sehnen ruhten,
Reifst das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.

Von aussen, ruft Schiller den Menschen zu, seyd ihr mit physischen Kräften umgeben, die mit drückender Uibermacht auf euch wirken, nur die Stärke entscheidet hier, eine geringere Kraft erliegt immer im Zusammenstosse der überwiegenderen Gewalt. Nachdem der Dichter diese Idee schön durch das Bild eines Kampfspieles versinnlichet hat, geht er mit einem hohen Schwun-

*) Es ist wohl überflüssig, wenn ich die Erinnerung mache, dafs unter *Leben* in diesem ganzen Gedichte die Wirksamkeit der physischen Kräfte im Gegensatze der geistigen verstanden wird.

ge ins Reich der Ideen über. Hier ist aller Kampf verschwunden; denn die Schönheit hat schon die streitenden Kräfte vereint:

In der Anmuth zarten Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe
Und verschwunden ist der Feind.

Zwar — der *bildende* Genius kann des Stoffes nicht entbehren, und diesen mufs er aus der Sinnenwelt hohlen; hier mufs er ihn mit Anstrengung zu seiner Absicht bearbeiten. Aber das Urbild, welchem er nachstrebt, kann der Künstler nicht aus der Wirklichkeit bringen, (denn wo hätte Praxiteles das Vorbild zu seiner Venus, Phidias zu seinem Jupiter, Raphael zu seinen Engeln und Madonnen gefunden; welchen Naturtönen sollten Gluck, Mozart und Haydn ihre Göttermelodien abgelauscht haben?) es mufs schon in seiner Seele seyn; er findet es nur im Reiche der Ideale, der Formen:

— dringt

— dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestossen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Auch in der Moral ist es nur das Ideal, d. i. das Sittengesetz, welchem nachgestrebt werden muſs. Denn nur in diesem festen *Bestreben* liegt die Tugend; die vollständige *Erfüllung* des Sittengesetzes ist bei seinen beschränkten Kräften auſser des Menschen Macht.

Kein Erschaffner hat dieſs Ziel erflogen,
Uiber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Also auch die moralische Würde liegt im Gebiethe des Idealen, im Reiche der Formen.

Stuttgardt, den 17. Januar 1782.

Ich wiederhole hier schriftlich die wärmsten Dank-sagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleine Vollkommenheiten desselben erhoben, und seine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatralischen Kunst zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht, ins Detail meines

Selbst das süfse menschliche Gefühl des Mitleidens gehört dem Irdischen an, der Schmerz, den ich bey dem physischen Leiden Laokoons empfinde, fällt nicht ins Reich der Schönheit, nur die Geisteskraft, womit ihm der arme Vater widersteht, ists, was die Erhabenheit jener Gruppe bewirkt. *)

Keine Thräne fliefst hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.

Der Dichter konzentrirt noch mit Geniuskraft in den letzten zwey Strophen die Beschwerden des Kampfes mit der Natur; aber auch die Freuden der Verklärung. Wie mühevoll waren nicht

*) Schiller deutet hier vielleicht auf seine Theorie vom Erhabenen, der er mit grofser Liebe anhieng. Er behauptete nähmlich, das Gefühl des Erhabenen entstehe nur dadurch, wenn wir beim Anblicke eines furchtbaren Naturgegenstandes uns unserer Freyheit bewufst wären, die durch jenes schreckliche Objekt gar nicht gehemmt werden könne, weil wir ja selbst den Tod freywillig wählen könnten.

die Arbeiten des Herkules, aber wie grofs auch seine Belohnung, als er am Oeta selbst im Tode noch grofs den Holzstofs bestiegen hatte, und nun zum Aether hinauf sich schwingt!

Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fühlt er nicht die Last des Erdenlebens,
Und das schwere Traumbild sinkt, und sinkt,
und sinkt,
Des Olympos Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttinn mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Nun noch einiges über das herrliche Lied von der *Glocke*. Die mechanischen Verrichtungen bei einem Gusse geben dem Dichter zu den schönsten und dichterischesten Schilderungen menschlicher Verhältnifse Anlafs. Was die Schiller'schen Lehrgedichte durchaus so reich und erhaben charakterisirt, der hohe Standpunkt, von welchem dieser Dichter die Welt, das Leben und die ganze Menschheit umfafst, und in den kräftigen Bildern jedes Geheimnifs derselben

ausspricht, diese Vorzüge glänzen auch in diesem Liede. Das ganze menschliche Wirken, wie es immer gleich und nur durch bürgerliche Verhältnisse anders geformt, aus den inneren Anlagen jedes Menschen sich entwickelt; jenen Zirkel, in dem sich ewig all' unser Wirken dreht, wer hätte ihn schöner als Schiller in folgendem Gemählde geschildert, wozu er den schönen Eingang von dem Glockenschlage nimmt, der hoch in freyer Luft mit der Freude Feyerklange das neugeborne Kind begrüßt.

Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen, —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind,
Vom Mädchen reifst sich schnell der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmifst die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus,
Und herrlich in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n
Mit züchtigen verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.

Da faßt ein nahmenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilde Reihn,
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruſs beglückt,
Das schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daſs sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Der Bau der Glocke geht fort, das Spröde muſs mit dem Weichen sich vereinen, das ist die Leitungsidee, die den genialischen Dichter mit Leichtigkeit von der Liebe zum Stande des Hausvaters führt:

Denn wo das Strenge sich mit Zartem,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz...
Ach! des Lebens schönste Feyer
Endigt auch des Lebens May,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleyer
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Nun tritt das Leben ein mit seinen Mühen, Beschwerden, und ihrer Vergeltung:

Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und regt ohne Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schwimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Aber Schillers Geist kann nicht lange bei der bloßen Erscheinung verweilen, sein tiefer Sinn dringt überall bis auf den Grund, und mit einem schnellen Uibergange ist er wieder im Gebiethe des Geistigen, welches seine sinnlichen Darstellungen, besonders in den Lehrgedichten so schön überglänzt, wie eine goldene Abendwolke den blühenden Hain mit sanfter Verklärung verschönert, oder der Vollmond die Tänze froher Landbewohner beleuchtet. Der Hausvater übersieht sein Glück, er preißt es, er rühmt sich der unwandelbaren Dauer seines Besitzes:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.

Und nun die herrliche Schilderung des Brandes, in welchem die klarste sinnliche Anschauung herrscht, und welche Schillern schon allein auch unter den beschreibenden Dichtern einen hohen Rang anweisen würde.

Später hat Schiller auch in diesem Liede eine Ode an die Ordnung angebracht, und die geschlechterzerstörenden Folgen eines wilden Umsturzes der geselligen Verfassung mit Kraft und Wahrheit aufgestellt:

Der Meister kann die Form zerbrechen,
Mit weiser Hand zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühende Erz sich selbst befreyt.
Blind wüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus:
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,

Wenn sich die Völker selbst befreyn,
Da kann die Wohlfarth nicht gedeihn.
— — — — — — — — —
Gefährlich ists den Leu zu wecken,
Und schrecklich ist des Tigers Zahn,
Jedoch das schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn,
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Jetzt ist die Glocke fertig, und wie das Genie alles zu seinem Zwecke zu gestalten, wie es jeden Stoff mit Begeisterung zu umkleiden, wie es überall Ansichten der höchsten Erhebung, und des edelsten Aufschwingens zu finden verstehe, darüber mag der Schluſs dieses schönen Liedes den unwidersprechlichsten Beweis führen:

Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarinn des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt.
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,

Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das begränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos ohne Mitgefühl
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, dafs nichts bestehet,
Dafs alles Irdische verhallt.

In so ferne es die Satyre unternimmt, durch die Schilderung menschlicher Laster und Schwächen mittels des dargestellten Kontrastes mit dem Vollkommenen oder dem Ideale zu wirken, mag sie dem Lehrgedichte noch mit gröfserem Rechte als einer anderen Gattung beigezählt werden. Schiller hat nur wenige Gedichte dieser Art gegeben, und die Wahrheit zu gestehen, scheint es auch, als ob sein grofser und tiefer Geist, der so gerne sich aufwärts schwingt, hier nicht so sehr in seiner Sphäre sey, als

wo er frey in den höchsten und allgemeinsten Bestimmungen die Menschheit übersieht. In der Parodie: Shakespeares Schatten wollte Schiller das Kleinliche des neuen Theaters im Gegensatze der hohen antiken Meisterstücke zeigen. Der Dichter steigt sogar in die Unterwelt, dort soll Tiresias die alte von der Erde verschwundene Tragödie zeigen. Hier persiflirt Schiller mit bitteren Sarkasmen die Gegenstände der neueren Bühne:

— — — Uns kann nur das christlich moralische rühren
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
Also kein Cäsar, kein Orest, keine Andromache?
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähnriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
— — — Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Am Ende wird noch die poetische Gerechtigkeit getadelt:

Stücks und seiner Vorstellung zu gehen, und weil ich nicht alles sagen kennte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Incognito zu streng war, so hielte ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Teutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

E. Exc. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angestellten Beobachtungen weitläuftig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, Hrn. Iffland, Hrn. Bök und Hrn. Beil vorzüglich zu charakterisiren suchen, nemlich

Der Poet ist der Wirth und der letzte Akt
tus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt
sich die Tugend zu Tisch.

Es kann hier nicht untersucht werden, in wie ferne diese Vorwürfe, die man der neueren Bühne gemacht hat, zum Theile oder ganz gegründet sind. Doch dürfte es einer unbefangenen Ansicht scheinen, als ob es nicht gerade der Stand der Person und der Umfang ihres politischen Wirkens sey, was einzig ihr Interesse und ihre Fähigkeit zur künstlerischen Darstellung bestimmt. Wenn Antigone ihr Leben wagt, dem Schatten ihres irrenden Bruders Ruhe durch ein ehrenvolles Begräbniſs zu verschaffen; wenn Elektras Heldenseele in Orest die Flamme der Rache bis zum Muttermorde aufbläſst, so ist dieſs wohl auch keine gröſsere Spannung der moralischen und geistigen Kräfte, als wenn die sanfte, zarte Leonore das Schwert umgürtet, und sich in die tobenden Gefahren des Aufruhres wagt, das Leben ihres Fiesko mit dem eigenen zu schützen. Und

Klingers Guelfo, würde der unbändige, wildflammende und doch nicht unedle Brudermörder uns weniger erschüttern, wenn auch dieser Hafs in einer ganz gemeinen Familie entstanden, und zu einem so schrecklichen Ende fortgebrannt wäre? Aber schon zu viel an diesem Orte! —

Das Genie kann und wird sich nicht in die Schranken des Gewöhnlichen fügen; sein hohes Streben wird immer mit den engen Foderungen der Beschränktheit zusammenstossen, bis es in seine eigenthümliche Sphäre gelangt; das ist der tiefere Sinn der satyrischen Erzählung: Pegasus im Joche. Der Dichter schildert uns das Ungeschick des beflügelten Götterpferdes zu dem gewöhnlichen nützlichen Gebrauche des Ziehens, Ackers u. s. f., bis endlich Apoll seinen Rücken besteigt:

Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den besselten Blicken.

Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott erhebt es sich,
Entrollt mit einemmahl in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Die berühmte Frau, eine Epistel, in welcher der Dichter die gewöhnlichen Schwächen gelehrter Weiber nicht ohne Witz und mit vielen treffenden Zügen schildert, gehört doch nicht zu seinen ausgezeichneten Poesien. Eben das gilt von den Weltweisen, und einigen Sinngedichten, welche manche Gebrechen der Zeit und ihrer Philosophie verspotten.

Wenn man von Schillerschen Sinngedichten spricht, so umfaßt dieses Wort natürlich jedes kleinere Gedicht, worinn irgend ein kräftiger, feiner, neuer oder zärtlicher Gedanke dichterisch eingekleidet ist. Auch scheint sich die neuere deutsche Dichtkunst, besonders aber Herder, Schiller und Göthe in dieser Rücksicht den Alten, besonders den Griechen, anzuschließen, und das neuere

Epigram, aus Erwartung und Aufschluſs bestehend, gröſstentheils unseren witzigen, westlichen Nachbarn zu überlassen. Einige der Schillerschen Sinngedichte, die, indem sie eine Verstandesidee ausdrücken, wohl noch hier Platz finden mögen, sind äuſserst treffend, z. B.

Zwierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du *nährst* der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust *Keime* der göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.

Klar ist der Aether und doch von unermeſslicher Tiefe,
Offen dem Aug, dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

So glaube ich nun in den wichtigsten Schillerschen Lehrgedichten die vorzüglichsten Schönheiten herausgehoben zu haben. Allerdings gibt es unzählige andere, die sich besser fühlen als erklären lassen. Wer aber einmahl die richtige Ansicht des Ganzen gefaſst hat, dem können, Sinn und Gefühl für künstlerische Schönheit bei ihm vorausgesetzt, auch die einzelnen vortrefflichen Details bei einer längeren Betrachtung schwerlich entgehen. Nur das erstere konnte hier zu bewirken versucht werden, zu dem letzteren muſs den Leser ein dem Dichter verwandter eigener Genius führen.

Frie-

Friedrich Schiller

als

lyrischer Dichter.

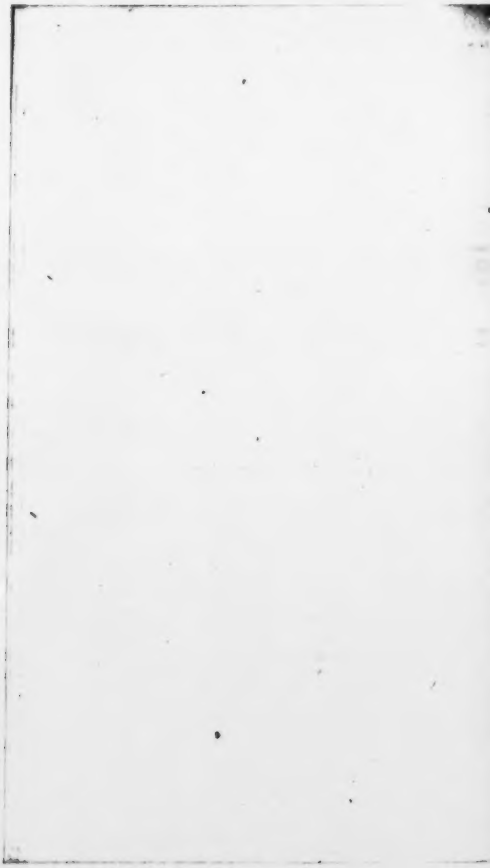

Schiller selbst hat zuerst einen Hauptunterschied der älteren und neueren Poesie durch die Bezeichnung des Naiven und Sentimentalen zu begründen versucht. Naive Dichtungen nennt er in diesem Sinne jene, wo sich in der reinen Phantasie des Dichters die Welt gleichsam wie in einem ungetrübten Spiegel abbildet, und so der dargestellte Gegenstand in seiner ganzen sinnlichen Lebhaftigkeit erscheint, ohne durch die geistige, individuelle Bildung des Dichters verändert worden zu seyn. Diesen Reitz bewundern wir zum Beyspiele vorzüglich in Homers Gedichten, seine Gestalten sehen wir nur nach den äufseren sinnlichen Merkmahlen, so wird uns selbst der zürnende Apoll geschildert:

Schnell von den Höhn des Olymps enteilet er zürnenden Herzens,
Auf der Schulter den Bogen und ringsverschlossenen Köcher.
Laut erschollen die Pfeile zugleich an des Zürnenden Schulter,
Als er einher sich bewegt.

Aber eben durch diese höchstsinnliche Vorstellungsart wird die Phantasie zu einem leichten freyen Spiele geweckt. — Anderes ist nach Schiller die Dichtungsweise der Neuen; durch bürgerliche Verfassung, Religion, Philosophie und andere Umstände nähern sie sich durchaus mehr der Abstraction, es ist folglich nicht mehr so sehr der Gegenstand, den sie aufzustellen bemüht sind, als die Art, wie er auf ihre Geistigkeit wirkt, das ist, sie dichten sentimental. Es mag nun in Bezug auf diese Eintheilung hier nur angemerkt werden, dafs die Grenzen dieser beiden Arten sich gar zu oft in einander verlieren, weil doch dieser Hang, das Sinnliche nach seinen Vorstellungen zu formen, gleich mit dem Menschen aus seiner ersten

Kindheit hervor tritt. Wenn man aber Schillers lyrische Gedichte doch diesem Maafsstabe anlegen will, so zeigt er sich als einen der gröfsten, aber auch der sentimentalsten Dichter. Selbst bei seinen *lyrischen* Gedichten ist es selten reine Schöpfung der Phantasie, was wir sehen, der Verstand ist immer zugleich in Bewegung; es scheint als könne ihn keine Empfindung berühren, ohne dafs sie zugleich die harmonirende Idee anschlüge. Aber eben, weil dieser Verstand so tief, so umfassend ist, wird auch jedes Gefühl dadurch geläutert, veredelt, verfeinert, und nicht selten zu einer innigen Zartheit, und sogar manchmahl weichen Lieblichkeit hinauf gehoben. Seine lyrischen Gedichte schimmern, wie zarte weisse Rosen in des Dichters ernsten Eichenkranz verflochten. Diese Vorzüge sind besonders in den *Blumen* sichtbar. Wie rührend die Klage, dafs die Holden ohne Gefühl sind:

in ſo weit ich aus den Rollen die ſie ſpielten auf ſie ſchließen darf. Ich werde mir die Freiheit nehmen über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einige Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text werfen, wo ich glaube daß er auf eine andere Art als ich mir dachte begriffen worden. Auf dieſe Abhandlung alſo, die nächſtens fertig werden, und E. E. zugeſchickt werden ſoll berufe ich mich und [brechе ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaſſer des Stücks ohnſtreitig ein partheiiſcher und vielleicht allzuſtrenger Richter bin. Dieſes einige geſtehe ich E. E., daß die Rolle Franzens, die ich für die ſchwerſte erkenne, als ſolche über meine Erwartung (welche nicht gering war), in den wichtigſten Punkten vortrefflich gelang. Auch die Rolle der Amalia gewann durch

Holde Frühlingskinder klaget;
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Wie fein die letzte Wendung:

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süfser Schmerzen,
Gofs euch diefs Berühren ein.
Und der mächtigste der Götter
Schliefst in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Eben so zart ist auch *das Geheimnifs* behandelt, nur dafs hier der Dichter gegen das Ende von seiner Empfindung zu allgemeinen Betrachtungen über das Glück übergeht, und das hier in einigen Sätzen skizzirt, was er in dem Gedichte, das Glück, dann weiter entwickelte. Jede dieser Ideen ist eine sanfte Blüthe des stillen, feyerlichen Augenblicks, und wird nur in Beziehung auf des Dichters herrschende Empfin-

dung ausgedrückt. In jenem grofsen philosophischen Gedichte war das Glück betrachtet worden als allgemein herrschend, mit Willkühr und unwiderstehlich gebiethend; hier ist es nur sein Verhältnifs zur Liebe, zum Geheimnifse, welches sich dem Dichter vorstellt:

Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht,
Du mufst entwenden oder rauben
Eh dich die Mifsgunst überrascht.

Leis auf den Zehen kommts geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht,
Mit schnellen Füfsen ists entwichen
Wo des Verräthers Auge wacht.

Die letzten vier Verse, soll man sie blofs als die Anrede an die Quelle betrachten, welche des Dichters Aufenthalt umfliefst, oder liegt nicht vielmehr ein stilles Gleichnifs zum Grunde, dafs das Glück eben so seine geheimen Günstlinge zu beschützen, als seine erklärten Feinde gegen offene Anfälle zu schirmen

im Stande sey? Ich lasse den Leser entscheiden:

O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle,
Vertheidige dieſs Heiligthum.

In der schönen Elegie: *Klage der Ceres* ist nächst dem weichen, lieblichen Kolorite, welches das Ganze umfliefst, auch die geistvolle Anlage auszuzeichnen Der Frühling erwacht, Ceres durchstreicht die aufblühende Erde. Bange Ahndung zeigt der Göttinn den Aufenthalt der geliebten verlornen Tochter. Pluto hat sie mit sich zur Unterwelt entführt. Aber wie soll Ceres von dort Kunde von der Tochter erhalten, wohin das Geschick einer Göttinn jeden Zutritt auf immer versagt? Rührend beneidet sie das Schicksal Sterblicher, welchen der Tod die Thore jener düsteren Gegenden aufschliefst:

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme,
Sterbliche gebohren sind,

Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind,
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seeligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürtzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal,
Ehret nicht der Göttinn Rechte,
Ach sie sind der Mutter Qual!

Vergebens sind ihre Wünsche, das eiserne Geschick beugt kein Flehen und:

Ewig steht der Schluſs des Zeus.

Also ganz und auf ewig soll das liebedürstende Mutterherz von der Tochter getrennt seyn? Nein, erfinderisch ist die Liebe, durch Blumen und Pflanzen verbindet sich die Oberwelt mit den unterirdischen Wohnungen, denen die bedeckten Wurzeln zusinken; Blumen und Pflanzen mögen also auch hier der Liebe Zeichen seyn. Eine Idee, eben so genialisch und groſs gedacht, als sie milde und lieblich in folgender Ausführung erscheinet:

Nein, wir sind nicht ganz getrennt,
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt.

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch,
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nakte Strauch,
Nehm ich mir das höchste Leben,
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk ichs in die Erde,
Leg es an des Kindes Herz,
Daſs es eine Sprache werde,
Meiner Liebe, meinem Schmerz.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht,
Gleich in ihrer Pflege theilet,
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebieth,
Ach sie sind mir theure Boten,
Süſse Stimmen vom Cozyt.

Und die Mutter trägt nun ihre Liebe auch auf jene zarten Alphabete ihrer Zärtlichkeit über:

O so laſst euch froh begrüssen,
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen,
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter mahlen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze,
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze,
Meinen Schmerz und meine Lust.

Mit allem Glanze einer frischen Farbengebung und des anziehendsten Kolorits hat Schiller seine herrliche „*Erwartung*“ ausgestattet; die schönsten und neuesten Bilder folgen in der weisesten Stuffenreihe ineinander, mit der ganzen Gewalt seines philosophisch dichterischen Genies entwickelt er die steigende Sehnsucht eines liebenden, von Erwartung trunkenen Gemüthes. Jedes Geräusch scheint dem Harrenden die

Ankunft seiner Geliebten zu verkündigen, und jedesmahl, wenn er sich getäuscht findet, ergiefst sich sein volles Herz gegen die ihn umgebende Natur. Weise hat Schiller für die unruhige, abspringende Ungeduld die kurzen Daktylen gewählt; die wie ein kleiner Wasserfall hüpfen:

Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappel schwirrt.

Aber wenn das Gefühl nun an einen Gegenstand abströmt, so ergiefst es sich voll und tief und breit, wie der Flufs von Wasserfällen gebildet, fortrauscht. So verbreiten sich nun die folgenden Jamben in gemäfsigterer Fülle und ruhiger Pracht:

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen,
Ihr Zweige baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,

Und all ihr Schmeichellüfte werdet wach,
Und schertzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde leicht bewegt
Der zarte Fuſs zum Sitz der Liebe trägt.

Die folgenden beiden Strophen gehören zu dem Gelungensten, was die deutsche Dichtkunst im Fache der beschreibenden Poesie aufzuweisen hat. Alles wird durch den Dichter belebt, alles fühlt und empfindet mit ihm:

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluſs,
Der Springquell fällt mit angenehmen Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuſs
Und alle Wesen seh ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuſs,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heissen Wange mir die Gluth.

Des Tages Flammenauge selber bricht,
In süſsem Tod und seine Farben blassen,

Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht,
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig grofse Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reitz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblöfst.

Auch der Ausgang ist eines so herrlichen Ganzen vollkommen würdig; die Vergleichung, womit geschlossen wird, eben so neu als überraschend treffend und glänzend:

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Selbst die *Dithyrambe*, ursprünglich ein Lied der tobenden, zügellosen Freude zu Ehren des Bacchus, wie schön hat sie nicht der hohe Geist des Dichters zu einem Abdrucke milder Freude zu sänftigen gewufst; jener Freude, die des Weisen und des Menschen würdig, nur

den Lebensgenuſs liebt, der auch die Seele beschäftigt. Kaum fühlt der Dichter die Nähe des Rebengottes, so kommen auch schon die übrigen Bewohner des Olymps:

Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Aber wie soll der Sterbliche die Götter ehren? Mit einem kühnen Schwunge bittet er, ihn auch in den Olymp zu heben:

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht ihm die Schaale.

Und der Gott winkt Erhörung dem Flehen des Dichters; die blühende Jugendgöttinn soll ihm den Göttertrank reichen; welcher (welch eine schöne leichte Beziehung auf liebliches Vergessen durch Traubensaft) schnell alles

die Verſtellung mehr, als im Leſen. Bis dahin empfehle ich meine geringe Perſon in die Nachſicht E. E., und habe die Gnade mit der vollkommenen Verehrung zu verharren

Euer Excellenz

ganz unterthäniger Diener

Schiller.

Schmerzliche und Trübe der Vergangenheit und Zukunft verbirgt, und selbst den schwarzen Flufs, über welchen alles Lebende einst zu den Todten wandelt:

Reich ihm die Schaale,
Schenke dem Dichter,
Hebe nur ein.
Netz ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Dafs er den Styx, den verhafsten nicht schaue,
Einer der unsern sich dünke zu seyn.

Und schon fühlt der Dichter die Wirkung:

Sie rauschet, sie perlet
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Vortrefflich ist es dem Dichter auch gelungen, *Kassandras* Schmerz zu schildern, in jenem Augenblicke, wo ganz Troja wonnetrunken zur Hochzeit Achills mit Polyxenen eilt. Ach, ihr hat der rach-

rachsüchtige Apoll, zur Strafe des kühnen Widerstandes, der Sehergabe unglückliches Geschenk ertheilt Keiner der leichten, duftig-goldenen Nebel, welche so oft wohlthätig die trübe Aussicht verhüllen, vermag es, ihren Blick zu täuschen, die schreckliche Wahrheit *muß* sie sehen. Herzzerreissend tönen ihre Klagen in den allgemeinen Jubel:

Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Aeltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern,
Seh ich das Verderben nahn.

Erschöpft, ermattet von den schrecklichen Bildern, die mit düsterem Drohn an dem Seherauge vorüberziehn, fleht sie endlich zu Apoll, um ihr voriges glückliches Loos:

Meine Blindheit gieb mir wieder,
Und den fröhlich dunkeln Sinn,

Nimmer sang ich freudge Lieder,
Seit ich *deine* Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben,
Nimm dein falsch Geschenk zurück.

Sie sieht nun ihr künftiges Schicksal, den Tod durch Clytemnestrens Hand, — und schon fängt ihre Vorhersagung, von Niemanden geglaubt, von allen verspottet, sich zu erfüllen an. Erhaben, pathetisch, voll ernster Spannung schliefst das Gedicht; die letzten Verse sind wie ein schwarzer magischer Nebel, der schnell eine blühende Landschaft überschattet, und wenn er wieder vorüberziehen wird, eine schaudervolle Verwandlung der lachenden Gegend in öde Trümmer und schrecklich dräuende Felsenmassen furchten läfst:

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton,
Fern her aus des Tempels Pforte,
Todt lag Thetis grofser Sohn.

Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen,
Schwer herab auf Ilion.

Von diesem ernsten, erhabenen Stücke, welcher Abstand zu dem kleinen, rührend einfachen Epigram: *Homeroskopf als Siegel:*

Treuer alter Homer! Dir vertrau ich das zarte Geheimniß,
Und der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Wer kennt wohl unsers Dichters herrliche Ode *an die Freude* nicht? Dieses klassische Meisterstück, welches alles mit dem ganzen Zauber der Dichtkunst ausspricht, was die Brust des edelsten Menschen in seinen glücklichsten Momenten fühlt; das so kräftig an die edelsten Empfindungen schlägt, und sie bis an ihre hohe Grenze emporhebt! — Und die hohe Hinweisung auf den Schöpfer, womit der majestätische Chor immer einfällt, welchen Schwung

gibt sie nicht dem Ganzen, wie veredelt sie nicht die Freudesingenden, indem sie den ewigen Schöpfer selbst mit kühner Begeisterung in ihren Kreis ruft! — Allumfassend ist das Herz des freudigen Edlen, die ganze Menschheit wünscht er an seinen glühenden Busen drücken zu können:

Wem der grosse Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein,
Ja wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Und wers nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund.

Wer vermag es, die Gluth, die Kraft, den Schwung dieses herrlichen Liedes zu beschreiben. Dafs es gedichtet werden konnte, dafs alle feineren und besseren Menschen mit gleicher Stärke davon ergriffen, gehoben und begeistert werden, das beweist die höhern Anlagen der menschlichen Natur, und den Beruf zu einem andern freyen gei-

stigeren Wirken. Es ist die schönste Blüthe der Humanität, wenn selbst die Freude sich mit geistiger Verklärung umgibt, und den frohen Blick ins andere Leben richtet. Schön hat der Dichter alle Pflichten des Menschen in der letzten Strophe gesammelt:

Festen Muth in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind.
Mannesstolz vor Königsthronen,
Brüder! gelt es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut.

Mögen es vielleicht auch gute Gründe gewesen seyn, welche Schiller bewogen, in der Sammlung seiner Gedichte, die letzte Strophe dieser einzigen Ode wegzulassen; auch an ihr haben wir vieles verloren; aber den letzten Chor, welcher alles so schön endete, zu dem Ganzen einen so höchst passenden Schlufsstein fügte, hätte er uns nicht entzie-

hen sollen. Mit ihm erst war jede Dissonanz aufgelöfst, erst durch ihn kam das Gemüth in die stille, unendlich süfse wehmüthige Stimmung, welche in edlen Seelen gewöhnlich auf rauschendere Bewegungen folgt. Ich setze den vorigen Schlufs her, und überlasse das Urtheil dem Leser:

Eine heitre Abschiedsstunde,
Süfsen Schlaf im Leichentuch,
Brüder! einen sanften Spruch
Aus des Todenrichters Munde.

Nun noch einige Worte von dem „Abschiede an die Leser.“ Das Buch selbst zeigt uns gewöhnlich das Genie des Verfassers, die Vor- und Nachrede macht uns mit dem Charakter des Menschen näher bekannt; freylich nicht so, dafs man ihn aus diesen Aufsätzen herauslesen, aber doch durch ziemlich richtige Schlüsse errathen kann. So wie Schiller, mit dieser dichterischen Schönheit, mit diesem edlen Selbstgefühle, und doch so voll zarter Bescheidenheit

hat vielleicht noch kein Dichter von seinem Publikum Abschied genommen:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein liebend Herz erfreut,
Mit schönern Sympathien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht.
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit,
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort, im leichten Tanz der Horen.

Und diese Idee ist in der letzten Strophe wieder in ein liebliches Bild verwandelt, das einen äufserst angenehmen Eindruck zurückläfst:

Der Lenz erwacht; auf den erwärmten Triften
Schiefst frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Die Luft erfüllt ein muntrer Sänger Chor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug und Ohr,

Der Lenz vergeht, die Blume schießt in Saamen,
Und keine bleibt, von allen welche kamen.

Die neueren deutschen Dichter haben gewöhnlich die Romanze und Ballade nicht genau von der poetischen Erzählung geschieden. Und doch finden sich auffallende Verschiedenheiten zwischen diesen Dichtarten. In der Romanze werden die Begebenheiten nicht als Handlung betrachtet, das ist, nicht als eine Reihe sich auseinander entwickelnder Gemüthszustände, sondern in dem Bilde, welches sich der theilnehmende oder hingerissene Zuhörer davon entwirft. Deßwegen ist die eigentliche Ballade, unter welche besonders die meisten altschottischen, einige russische und andere gehören, gewöhnlich mit hoher Leidenschaftlichkeit entworfen, und die Begebenheiten werden hier nicht ordentlich erzählt und entwickelt, sondern nur in kurzen, aber scharfen und ergreifenden Umrissen geschildert. Denn die Leidenschaft beschreibt und schil-

dert nicht, sie hat viele einzelne Aus-
rufe, springt schnell von einem Zuge
zum andern, und regt mehr die inner-
ste Tiefe des Gefühls auf, als sie die
ruhige Phantasie beschäftigt. Man darf
vielleicht die Romanze oder Ballade
als eine Erzählung betrachten, die dem
Dichter nur zur Folie dient, jene herr-
schende Leidenschaft darauf zu bilden,
deren tiefer Ausdruck ihm hier die Haupt-
sache ist. Der liebende Sänger, wenn
er für sich, seinen Selbstgenufs zu erhö-
hen, und die Flamme seiner Leiden-
schaft in einem fremden milderen Wie-
derscheine strahlen zu sehen, den Tod
eines Liebenden für seine Schöne schil-
dert, wird freylich andere Farben brau-
chen, als wenn der unbefangene Dich-
ter das Entstehen, das Fortschreiten
und den Ausgang der Leidenschaft in
einer poetischen Erzählung entwickelt.
Nur die hervorstechendsten Momente
wird der erste herausheben, und mit
den glühendsten Aeufserungen des Af-
fekts versetzen; der letztere wird Lage
für Lage entwickeln, Ort und Personen

Stuttgardt, den 1. April 1782.

7

Die Aufmunterung womit E. E. meine dramatiſche Muſe zu erwecken ſuchen iſt im höchſten Grade ſchmeichelhaft für mich, und iſt mir einigermaßen ein ſicherer Bürge, daß die erſte Probe die ich Ihnen gegeben, Ihren unſchäzbaren Beifall hat. Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachſende Neigung zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückſeligkeit auf dieſer Welt ausmachen ſoll, und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahrs wenig

schildern; sein Gedicht mit Beschreibungen verschönern. Der erste springt von einer Bergspitze zur andern, und läfst schauerliche, geheimnifsvolle Tiefen dazwischen liegen; der zweite geht durch eine abwechselndeLandschaft, bei deren gefälligen oder interessanten Parthien er nach Gefallen verweilt. Der erste ist lyrischer, der andere epischer Dichter.

Dieses angenommen, wird es begreiflich, dafs die Romanze eine den Neuen eigene Dichtart seyn mufste, denn die Alten kannten diese ganze, durch des Dichters Leidenschaft so sehr gefärbte Erzählungsart nicht. Daher ist es auch die eigentliche Ballade, welche die Musik gleichsam zu ihrer Begleitung auffodert, weil diese Tiefe des Gemüths, welche hier aufgeregt wird, nur durch der Töne unbestimmte, und eben defswegen unendliche Kraft wieder besänftiget werden kann.

In diesem Sinne genommen, geben uns die Herderschen Volkslieder manche schöne Beispiele der eigentlichen

Ballade, nach diesen wird Göthe den ersten Kranz in dieser Dichtart unter den Deutschen nehmen. Man denke an den Erlenkönig, den Fischer und andere. Uiber ihnen ruht jenes schauerliche Halbdunkel, jenes dämmernde Grauen, welches der Wirkung dieser Gedichte so günstig ist. Zu dem Vorzüglichsten in dieser Art rechne ich auch einige prosaische Romanzen in Hippels Lebensläufen. Man erlaube mir eine der kürzeren herzusetzen:

Da bin ich übern Wasser, und Mütterchen ist jenseits. Es ging schwer ab, wie wir Abschied nahmen, und nun ists mir noch schwerer, da du jenseits des Wassers bist, am schwersten wirds seyn, wenn ich dich nicht mehr sehen kann, o du liebe, liebe Mutter. — Noch, — noch — steh doch, — steh doch nur einen Augenblick! Weg ist sie! und ich? — O gutes Mutterchen, ich in der weiten, lang und breiten Welt, erst bei dir, nun in der weiten pfadlosen Welt. — Es mufs geschieden seyn! — — Nun hör ich dich nicht mehr beten, nun seh

ich dich nicht mehr weinen! Nun rufst du nicht mehr: Lieschen! wenn der Tisch raucht, Lieschen! wenn du reife Beeren findest, Lieschen! wenn du eine Quelle am schwülen Mittag entdeckest, die von der Sonne nicht gefunden war. Ich armes Lieschen! Dieſs Wellchen kommt von mir, liebes Mutterchen! und bringt ein Thränchen mit von mir — von mir! Sieh es an, es wallt zu dir, sey ihm gut dem Wellchen, es kömmt von mir. Da bin ich arme Waise! allein! ganz allein! Mutterchen weg! alles weg! alles! — Das Sternchen dort oben, wie es mich umblitzt! Willkommen! dich hab ich auch in unserm Dörfchen gesehen, du sollst Muttersternchen heissen. Es war das erste, was ich wieder aus unserm Dorfe sah. Ewig sollst du, ewig Mutterchen heifsen, so lang ich sehen kann, soll es Mutterchen heifsen. — Dieſs Sternchen ein Spannlang vom Mond. Nenn auch du ein Sternchen: Lieschen, nenn es: Töchterchen, o! du gute Mutter jenseits des Flusses. — Gottlob wieder ein Bekannter, der Guguck, und

eine gute Freundinn, die Nachtigall. Mutterchen, leb wohl jenseits des Wassers! Dich hab ich nicht, kein Mutterchen hab ich, doch bin ich nicht mehr in der Fremd· Ich hab ein Sternchen dort oben, den Nachbar·Guguck, und die liebe Freundinn, die allerliebste Nachtigall.

Selbst Bürgers Romanzen nähern sich schon mehr der poetischen Erzählung, in Schillers Balladen ist es gröfstentheils blofs der Nahme, was sie von jener unterscheidet.

Aber als solche, als poetische Erzählung, in epischer Hinsicht betrachtet, sind sie allerdings von sehr hohem Werthe, und manche darunter können Meisterstücke genannt werden. Schillers hoher poetischer Sinn, die Kraft seiner schöpferischen Phantasie, Gestalten zu formen, und mit Leben und Eigenthümlichkeit begabt vor unser geistiges Auge zu führen, der helle Blick in das menschliche Herz, Bemerkungen, wie sie nur die tiefste Philosophie einzugeben im Stande ist, neue und kühne Bil-

der, und jeder Glanz der Darstellung, alles das ist auch in diesen Gedichten in einem hohen Grade zu finden. Aber jedes, besonders der ausgezeichneten, ist auch eine ordentlich angelegte und ausgeführte Erzählung. Zur Probe nur einige Bemerkungen über Hero und Leander.

Wir haben schon ein Gedicht: Hero und Leander, welches man dem Musäus zuschrieb, das aber sicher eines viel späteren Ursprungs ist. Das bezeugt schon die ganze sentimentale Tendenz, welche sich schlechterdings in keinem klassischen Werke des griechischen goldnen Alters findet. Einige Homerische Beiwörter, z.B. meerumflossen, sind bekanntlich allen Grammatikern eigen.

Schillers Eingang, in einer Anrede an die Hörer bestehend, ist allerdings kühn, lyrisch und voll schönen Lebens:

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,

Wo der Hellespont die Wellen,
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riſs sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Aber gleich darauf beginnt die eigentliche Erzählung, wie Leanders Liebe zu Hero entstand, und eine zwar schöne, aber ziemlich ruhige Betrachtung über die Liebe:

Aus des Labyrinthes Pfaden,
Leitet sie mit sichern Faden,
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprühnden Stiere,
An den diamantnen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fliefset,
Schliefst die wagende nicht aus,
Mächtig raubt sie die Geliebte,
Aus des Pluto finsterm Haus.

Nun berichtet der Dichter ordentlich weiter, wie Leander den Wogen des Meeres trotzend, schwimmend seine

Theure besuchte, und täglich wieder zu seinem Eilande zurückkehrte. Sehr treffend ist hier die Bemerkung ausgedrückt:

Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht,
Rauschend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

In zwey Strophen wird jetzt beschrieben, wie der Sommer verschwindet und der rauhere Herbst herannaht. So schön auch diese Schilderung den Uibergang zu dem folgenden macht; so wenig scheint sie sich doch mit dem tiefbewegten, stürmischen Gang der eigentlichen Romanze zu vertragen. Sehr rührend und äußerst zart ist Heros Anrede an das Meer, worinn sie das Element personifizirt, wenn gleich in sentimentaler Manier:

Schöner Gott! du solltest trügen!
Nein, den Frevler straf ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,

Aber

Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.
— — — — — — — — —
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Fluth,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth.

Nun eine schöne, aber ausgeführte Beschreibung eines Sturmes, und darauf ein langes Selbstgespräch der unglücklichen, durch die trügerische Meeresstille so schrecklich getäuschten Hero. Immer gröfser wird die lastende Angst, sie gelobt den Göttern Opfer, da besänftigt sich endlich die See, und schwemmt den Leichnam des Geliebten an den Strand. Sie erkennt ihn, schön, aber beredt, drückt sie ihren Schmerz noch aus, und stürzt sich ins Meer. Aecht, erhaben und grofs ist der Ausgang des Gedichtes, er weifst nach griechischer Vorstellungsart auf die Macht der Götter, die nach Willkühr dem Menschen Glück oder Verderben senden:

Hoch in seinen Fluthenreichen,
Wälzt der Gott die heilgen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Näher der eigentlichen Ballade nach jener Ansicht steht der Taucher. Er beginnt mit der Anrede des Königs, der nur durch diesen Titel bezeichnet, schon von der, mehr individuellen Erzählung abweicht. Gleich in der 2ten Strophe hören wir kurz und gedrängt die Hauptsache, um welche es sich hier handelt:

Der König spricht es, und wirft von der Höh
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder.

Die Ritter verstummen, nur ein Edelknecht tritt hervor, der das kühne Wagestück zu unternehmen bereit ist. Auch

er wird nicht näher bezeichnet. Die folgende Beschreibung ist vortrefflich, aber auch für die Ballade lange geführt:

Und wie er tritt an des Felsens Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finsteren Schoose.

Und es wallet und siedet, und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.

Alle folgende Schilderungen, wie der Strudel den edelherzigen Jüngling verschlingt, wie er sich wieder emporarbeitet, sind meisterhaft, und die Art, wie die Tochter des Königs, von der

Hoffnung sie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthiget mich den Gradum eines Doktors der Medicin in der hiesigen Karlsuniversität anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben, und das Gebiet meiner Handwerkswissenschaft noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pintus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trecknen terminologischen Kunst machen müssen; allein was seyn muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war, vielleicht finde ich dann im Schooß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß. Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieses Jahrs die Ver-

vorhin gar nicht gesprochen wurde, nun in Spiel tritt, kurz und vortrefflich, ganz im Geiste der ächten Ballade:

Der König darob sich verwundert schier,
Und sprichtt: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmahl und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Mund sie fleht,
Laſs Vater genug seyn das grausame Spiel.
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Sehr glücklich läſst der Dichter bloſs durch diese Rede die Wirkung der Wagethat auf das Herz der Jungfrau erra-

then. Die Phantasie behält ganz freyen Spielraum, sie wird das Ausmahlen der Empfindungen, welche den Busen der Fürstinn während der vorigen Scene durchglühten, gerne übernehmen, und das Bild der Zartfühlenden mit leisen, aber süßen Umrissen entwerfen.

Eben so kräftig ist in der folgenden Strophe die aufflammende Härte des grausamen Herrschers geschildert, der alles an seinen Willen setzt, selbst die Hand seiner einzigen Tochter, deren schnelles Mitgefühl seinen Stolz empörte:

Drauf greift der König nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,

Und er sieht erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,
Da treibts ihn den köstlichen Preifs zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Durch die zwei vortrefflichen Verse: Und er sieht erröthen etc., ist das Bild der theilnehmenden Edlen in einer beweglichen Phantasie vollkommen ausgemahlt. Auch der Ausgang ohne weiteren Aufschlufs über den König, und das Loos der Prinzessinn ist ächt romantisch, und hinterläfst einen tiefen, schauerlichen Eindruck:

Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Als Erzählung betrachtet, sind auch die Kraniche des Ibykus reich an hohen Schönheiten. Die bekannte Anekdote, dafs die Mörder des Ibykus sich selbst bei den korinthischen Spielen durch einen unwillkührlichen Ausruf verriethen,

hat bei dieser Behandlung vorzüglich durch den feinen Zug gewonnen, dafs gerade in dem Theater die Rachegöttinnen erscheinen, wodurch das Volk auf die Idee rächender Vergeltung geleitet und so die Entdeckung der Verbrechen erleichtert wird. Wenn ich nicht irre, so sind nur in Aeschylos Eumeniden diese schrecklichen Gottheiten wirklich handelnd eingeführt, und einen Chor aus diesem Stücke scheint Schiller auch im Sinne gehabt zu haben, wenigstens haben die Ideen in beiden viele Aehnlichkeit. Die Art und Weise, wie der Chor der Alten auf die Zuschauer wirken mufste, findet man wohl nirgends mit dieser Kraft geschildert. Auch der Gesang selbst ist höchst ausgezeichnet und wirklich erschütternd:

Und horchen von dem Schaugerüste,
Des *Chores* grauser Melodie,

Der ernst und streng nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theater Rund,

So schreiten keine irdschen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaafs der Leiber,
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen,
Der Fackel düsterrothe Gluth,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern,
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreissend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, Herzbethörend,
Schallt der Erynnien Gesang,
Er schallt des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang.

Wer diese Erynnien waren, wie sie über dem Leben und Schicksale des Menschen walteten, das kann man aus ihrem Munde am besten vernehmen:

Wohl dem, der frey von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frey des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe wer verstohlen,
Des Mordes schwere That vollbracht,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtgen Fuſs,
Daſs er zu Boden fallen muſs.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frey.

So singen tausend sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt übern ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär.
Und feyerlich nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeſsnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Als nun den Mördern der Ausruf schon entflohen war, was natürlicher,

als dafs der Zuschauer die Idee der rächenden Vergeltung, von dem Schauerchore so tief in die Seele gedrückt, jetzt gleich dem gegenwärtigen Vorfalle anpafste?

Und ahnend fliegts mit Blitzesschläge,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!"
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder biethet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an dens gerichtet war.

Die bekannte Anekdote, dafs ein Freund zum Tode verurtheilt, sich eine Frist erbittet, den Freund zum Bürgen stellt, und zu der bestimmten Zeit freywillig und pünktlich zurückkehrt, hat Schiller in der *Bürgschaft* auf eine ganz eigene Art behandelt. Er läfst nähmlich den Rückkehrenden noch durch viele und grofse Hindernisse aufhalten; durch Regengüsse die Waldströme anschwellen; mit Lebensgefahr durchsetzen; dann:

Und sieh aus dem Felsen geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Ob aber die Ballade durch diese Aufhäufung so vieler Nebenumstände gewonnen habe, ob nicht durch diese verschiedenen Kraftäufserungen der edlen Haupthandlung zu vieles Licht entzogen werde, ob nicht eine einfachere Behandlung dem Ganzen mehr stille Würde und Erhabenheit gegeben hätte, das mag hier unerörtert bleiben.

Der *Kampf mit dem Drachen* ist zwar durchaus sehr schön erzählt, vorzüglich aber zeichnen sich einige äufserst gelungene Gemählde aus. So das Drachenbild, welches der Ritter verfertigen läfst, sein Rofs und seine Hunde mit dem Anblicke vertraut zu machen:

Auf kurzen Füssen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmt,

Ein schuppicht Panzerhemd umfaſst
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräſslich wie ein Höllenthor,
Als schnappt es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daſs es um Mann und Roſs sich schlänge.

Diese Schilderung kann sich wohl mit jener Virgilschen der Schlangen messen, welche Laokoon und seine Söhne tödten. Ich setze diese Stelle in der Schillerschen Uibersetzung her:

Da kam — — — — — —
Von Tenedos ein gräſslich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen,
Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Wassern steigt der Kämme blutge Gluth,

ſchwörung zu Genua vollendet ſehe, woran ich ſchon einen großen Theil vorausgearbeitet habe. Darf ich bei dieſer Gelegenheit ſo kühn ſein, E. E. an das ehemalige Verſprechen zu erinnern, mir ein intereſſantes teutſches Thema zu einem Nationalſchauſpie. zu verſchaffen?

An den Götz von Berlichingen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich beſorgte, der Verfaſſer möchte ſich dadurch beleidigt finden. Wenn E. E. durch Ihr Anſehen, und perſönliche Bekanntſchaft mit Göthen mir vollkommene Freiheit hierin verſchaffen könnten, ſo würde ich, während meiner mediciniſchen Beſchäftigungen, in der Umarbeitung dieſes Stücks die angenehmſte Erholung finden.

Die verſprochene Kritik über die Verſtellung meiner Räuber erſpare ich auf diejenige Zeit,

Und nachgeschleift im ungeheuren Rade,
Netzt sich der lange Rücken in der Fluth,
Lautrauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
Im blutgen Auge flammt des Hungers Wuth,
Im Rachen wetzen zischend sich die Zungen,
So kommen sie ans Land gesprungen.

Eben so vortrefflich ist die ganze Beschreibung des Kampfes, man könnte die gelungenste ähnliche Stelle Ariosts ohne Schillers Nachtheil damit vergleichen:

Kaum seh ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roſs zu keuchen,
Und bäumet sich, und will nicht weichen,
Denn nahe liegt zum Knäul geballt,
Des Feindes scheuſsliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmen Grunde,
Aufjagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den giftgen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende,
Aus starker Faust den Speer versende,

Doch machtlos wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roſs und scheuet,
An seinem Basiliskenblick,
Und seines Athems giftgem Weben,
Und mit Entsetzen springts zurück. —

Da schwing ich mich behend vom Roſs,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloſs,
Doch alle Streiche sind verlohren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft,
Hat es zur Erde mich gerafft,
Schon seh ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde Wuth entbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen,
Sich warfen, daſs es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöſse,
Und stosse tief ihm ans Gekröse
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl,
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daſs schnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugestärkt erwache,

Seh ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.

Nach solchen Proben kann man wohl auch Schillers hohes Genie zum epischen Dichter nicht bezweifeln, und wahr bleibt der Ausspruch eines berühmten Kunstrichters: Schiller würde, hätt' er diese Gattung bearbeitet, ein Heldengedicht aufgestellt haben, mit welchem sich keine Epopäe der ältern oder neueren Zeiten messen könnte.

Schillers

Todtenfeyer.

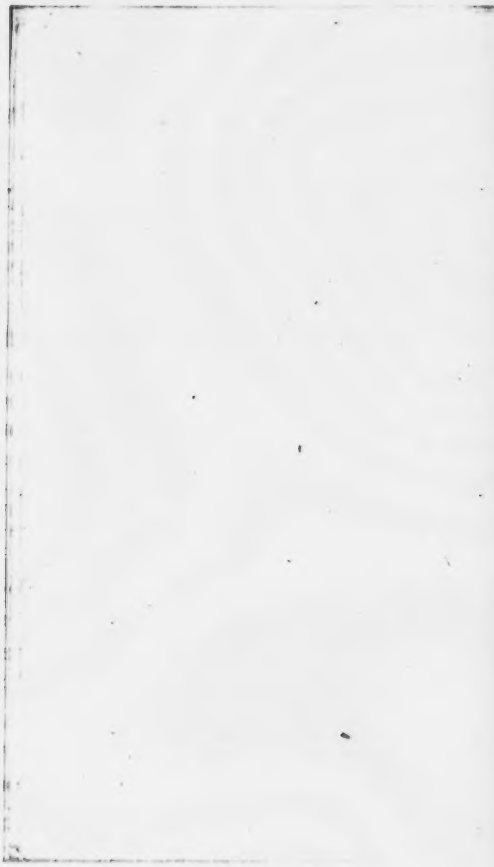

Jüngling.

Dunkle Wolken fliehn am Himmel,
Traurig rauscht der Wipfel Chor,
Aus dem wilden Weltgetümmel
Steigt das Schweigen ernst empor.
Trübe rollt der Bach die Wogen
Dort am Wasserfall herab,
Bleich vom hohen Himmelsbogen
Blickt der Mond auf *Schillers* Grab.

Chor.

Wie Winde verwehen das fallende Laub
So sinket das Edelste zürnenden Göttern;
Wie Donner die Wipfel der Eichen zerschmettern,
So wird es der schnellen Vernichtung zum Raub.

Ein Mädchen.

Daſs er für sich *die Gattinn* werbe,
Schickt Philipp seinen edlen Sohn.
Nun steht der länderreiche Erbe,
Voll Schwermuth an der *Mutter* Thron,
Er sieht nur *sie*, die Heilsersehnte,
An *ihm* hängt mitleidsvoll ihr Blick;
Es fodert, die er sein einst wähnte,
Sein schmerzlich trunknes Aug zurück.
Und Posa fällt — Die Menschheit trauert
Nur Karlos richtet sich empor,
Doch noch vom schweren Sieg durchschauert,
Empfängt ihn schon des Orkus Thor.

Chor.

Er schilderte der Menschheit Höhen,
Im milden Glanz, im Heldentod,
Wie Bluthen jetzt um Blumen wehen,
Der blutge Mond jetzt Völkern droht.

Ein Jüngling.

In der Hütte stillen Räumen
Weilt Johannas frommer Sinn,
Da ruft Gott von Blüthenbäumen,
Sie zum wilden Kampfe hin.
Und die stolzen Feinde weichen,
Wo das Schwert der Jungfrau blitzt,

Welche ach! das heilge Zeichen
Doch nicht gegen Liebe schützt.

Chor.

Wie der Orgel heil'ges Brausen
Durch geweihte Hallen zieht,
Wie in Zedern Winde sausen,
Tönet das entflammte Lied.

Ein Mann.

Ach Marie! an Verbrechen
Hangt der Reue schwer Gewicht,
Und die Foltern, die sie rächen,
Trägt die schönre Seele nicht.
Wenn des Todes Schrecken drohen,
Wenn die Hülle bang erbebt,
Dann erst ists, wo in dem hohen
Fluge sich der Geist erhebt.

Chor.

Edler Sänger schöner Reue,
Ach! zu frühe sankst du hin.
Lasset uns in frommer Treue,
Zu des Barden Hügel ziehn.

Mädchen.

Wenn Deiner Lyra Saiten klangen,
So schwoll das Herz in jeder Brust.

Jüngling.

Wenn sie der Frauen Würde sangen,
Durchflofs den Jüngling Himmelslust.

Mann.

Wenn wir nach hoher Weisheit rangen,
Wie stärkte Dein Gesang die Brust.

Alle Drei, allenfalls vom Chore unterbrochen und begleitet.

Zerbrochen hat die goldne Leyer
Des strengen Schicksals rauhe Hand,
In deren heilgen Tönen freyer
Das eng beschränkte Leben schwand.

Mädchen.

Auf deren Harmoniegebothe
Des Lebens Mifslaut schnell verschwand.

Jüngling.

Auf deren Ruf das Ewigtodte
Im schönsten Lebensschmuck erstand.

Mann.

Die durch der Schönheit Machtgebothe
Dem Glücke Weisheit fest verband.

Alle Drei.

Zerbrochen hat die goldne Leyer
Des strengen Schicksals rauhe Hand,
In deren heilgen Tönen freyer
Das eng beschränkte Leben schwand.

Jüngling.

Im Schatten dunkelnder Platanen,
Wo hohe Lorbeerwipfel wehn,
Da soll des Dichters heilgen Manen
Ein Denkmahl unsres Dankes stehn.
Dann tönet in den heilgen Bäumen
Oft stiller Ahnung Himmelslaut,
Wenn aus des Aethers lichten Räumen
Verklärt sein Geist die Erde schaut.

Schlußchor.

Ewig währt des Dichters Leben,
Strahlet seines Ruhmes Glanz,
Und der Menschheit Engel weben
Sterne in den Eichenkranz.

wenn ich mehrere Piecen aufführen gesehen habe, welches, wie ich hoffe dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt. Ich empfehle mich in E. E. fernere Gnade und Gewogenheit, und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren

Euer Excellenz

ganz unterthäniger Diener

Schiller.

Verbesserungen.

			statt	lese
S.	16	Z. 23	uchte	suchte
—	37	— 3	den Einflufs	der Einflufs
—	40	— 22	anknüpft	ankämpft
—	60	— 22	darinn	darein
—	71	— 13	muntersten	untersten
—	95	— 37	der ihr Herz	den ihr Herz
—	131	— 22	des nicht Shakespearischen	des ächt Shakespearischen

„Ritter, treue Schwesterliche
„Widmet euch dies Herz.
„Fordert keine andre Liebe!
„Denn es macht mir Schmerz;
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn."

Und er hörts mit stummen Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
„Gestern war des Tages Feier,
„Der sie Gott getraut."

Da verläßet er auf immer
Seiner Väter Schoß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Hirtenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang.
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Huldig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein.
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Huldig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster neigt das bleiche
Stille Antlitz sah.

P. Germ. 183 c 4°

Umrisse zu Schiller's

Toggenburg.

entworfen von

Gustav Pittenberger.

Stuttgart u. Tübingen.

bey J. G. Cotta. 1823.

I.

II.

III.

Stuttgardt, den 24. Mai 1782.

2.

Ich bin so dreist, E. E. um die Erfüllung meines Wunsches zu ersuchen, welche zu den großen und vielen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen jetzt schon schuldig bin, eine neue hinzufügen wird. Das ungeduldige Verlangen mein Schauspiel zum zweitenmal aufführen zu sehen, und die dazu kommende Abwesenheit meines Herrn veranlaßten mich und einige Freunde und Dames, die eben so voll Begierde, wie ich, sind, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu sehen, eine Reise nach Maun-

IV.

V.

VI.

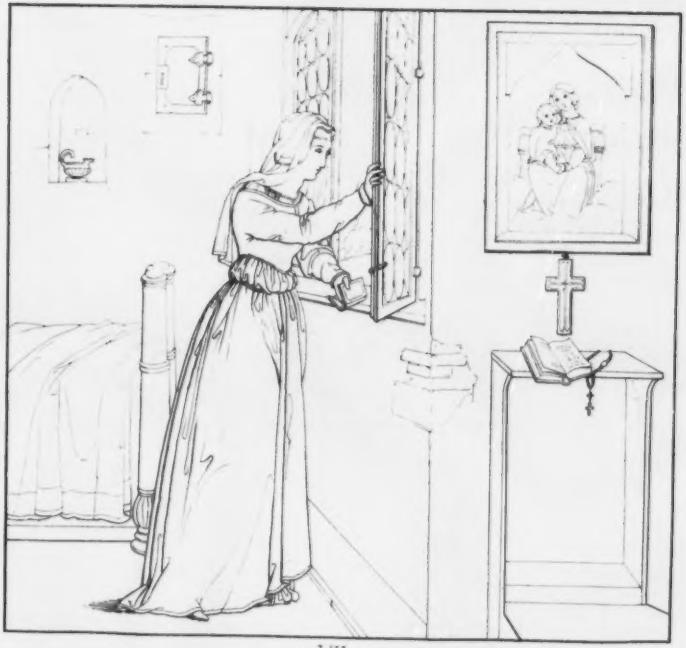

VII.

VIII.

heim zu unternehmen, welche morgen schon vor sich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unserer Reise ist, und mir überhaupt an einem vollkommeneren Genusse meines Schauspiels unendlich viel liegt, ich auch mit desto größerem Vortheil bei meinem wirklich unter Handen habendem Stück zu Werk gehen würde, so wäre meine sehnlichste Bitte an E. E., mir bis Dienstag den 28. d. M. zu dieser Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Hn. Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, und versichert bin, daß sie mir gern dieses Vergnügen machen, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deswegen. Izt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vol-

Im Verlag der Unterzeichneten sind folgende Kupferwerke erschienen und um beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben, London bei Black und Armstrong, Paris bei Veith und Auzer:

M. Retzsch,

Umrisse zu Goethe's Faust,

eine Tragödie.

Erster Theil in 26 Blättern, mit Text, Quart. Zweite mit drei neuen Platten vermehrte Auflage. Preis: fl. 4. —

Der Umriß zum zweiten Theil von Goethe's Faust sind von deutschen Künstler gegenwärtig in Arbeit, und wir hoffen, das Publikum bald damit erfreuen zu können.

M. Retzsch, Umrisse zu Schiller's Fridolin in acht Blättern, mit Text, Quart . . . . . fl. 1. 40 kr.
— — — **zu Schiller's Kampf mit dem Drachen, mit Text, in sechzehn Blättern, quer Fol. . fl. 4. — kr.**
— — — **zu Schiller's Lied von der Glocke, mit Text, in dreiundvierzig Blättern, Quart . . fl. 6. 24 kr.**
— — — **zu Schiller's Pegasus im Joche, mit Text, in zwölf Blättern, Quart . . . . . fl. 3. — kr.**

C. Pittenberger.

Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg,

in neun Blättern, quer Quart, mit Text. Preis: fl. 2. —

J. H. WAGNER.

Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste,

in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text, quer Fol. Preis: fl. 5. 24 kr.

C. Weitbrecht.

DIE JAHRESZEITEN IN BAREELLI.

Vier Hefte in 140 Blättern, quer Folio. Preis: fl. 22.

Fr. J. RIEPENHAUSEN.

Geschichte der Malerei in Italien, nebst ihrer Entwicklung, Ausbildung und Vollendung.

Erstes und zweites Heft, gross Folio. 1840. Preis: fl. 12. 30 kr.

GRUPPEN DES LEBENS

mit Arabesken von Lamoral, erklärt von J. E. Wargentin.

Mit sechs Umrissen und poetischem Text, gross Quart. Golddruck fl. 3. — Schwarz fl. 2.

THORWALDSEN'S ALEXANDERS ZUG,

in Kupfer gestochen von Ansler.

In zwanzig Blättern quer Folio. Preis: fl. 24.

(Verlag der literar. artist. Anstalt in München.)

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1839.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Schiller's Album.

Eigenthum des Denkmals Schiller's

in Stuttgart.

Mit einem Stahlstich und Facsimile.

Gedruckt

in der Offizin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schiller's Album.

An Schiller.

Jahre kommen, und die Jahre schwinden,
Immer doch erneuert sich der Schmerz,
Den um deinen Heimgang wir empfinden,
Dauerhafter ist er als geprägt in Erz.

Fühlen lassen die empfangnen Gaben,
Was dein längres Leben hätt' ertheilt,
Schöne Hoffnung, die mit dir begraben,
Die so frühe leider schon enteilt.

Deutsch bist du, o Schiller, deutsch vor Allen!
Deine Worte dringen zum Gemüth,
In des Volkes Herz sie widerhallen,
Das für seinen Schiller ewig glüht.

Einmal nur, und niemals, niemals wieder
Einem Volk das Ideal sich zeigt,
Nie auf's neue tönen solche Lieder,
Ewig bleibest du uns unerreicht.

König Ludwig von Bayern,
geboren in Straßburg den 25. August 1786; zur Regierung gelangt 1825.

„Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
„Und gibt dem Urtheil höhere Geſetze."

So wirkt auch Schiller's Geiſt durch das, was er geſchaffen, noch ſegensreich unter uns fort und unverwelklich grünt der Lorbeer auf ſeinem Grabe.

Carl Friedrich, Großherzog von Sachſen-Weimar,
geboren in Weimar am 2. Februar 1783;
zur Regierung gelangt 1828.

len Zügen an dieſem Anblick mich weiden können! —

Wenn es nur irgend möglich iſt, daß die Vorſtellung bewerkſtelligt werden kann, ſo fodere ich die Gnädige Geſinnungen Euer Excellenz gegen mich zur Ausführung dieſes Vorhabens auf. Ich kann mich nicht länger als bis Dienſtag Nachts zu Mannheim verweilen, werde alſo im Ganzen zweien Schauſpielen beiwohnen können. Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon ſein könnten! — Ich muß geſtehen daß ich mich auf die erſte Vorſtellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweite erwarte.

Wegen dieſer zudringlichen Bitte bäte ich E. E. um Verzeihung, und das Vergnügen der Ausſicht, wodurch ich begeiſtert war möge

Denn er war unser! — Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Des Lebens-Plane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! — Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

(Goethe.)

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Maria, Großfürstin von Rußland,
Großherzogin zu Sachsen,

geboren zu Petersburg am 16. Februar 1786;
vermählt 1804.

Willſt auch du den Meiſter ehren?
Unter der Erwählten Chor
Drängen dich zu hohen Sphären,
Zu dem heil'gen Blumenflor?

Zürne nicht, verklärter Lehrer!
Gott ſieht auch den Schwachen an.
Tiefer fühlt das Herz und hehrer,
Als der Mund es ſagen kann.

Ewig glänzen deine Werke,
Dein Geſang tönt fort und fort;
Reine Tugend, innre Stärke
Weckt dein gottbegeiſtert Wort. —

Ernſt, Erbprinz von Sachſen-Koburg-Gotha,
geboren in Koburg am 21. Juni 1818.

Vielfach zeigt ſich auf Erden verſchieden der Menſchen Beſtreben:
So iſt verſchieden das Ziel auch in der Dichter Geſang.
Lehrend bilden die Einen den Geiſt, und die Herzen entflammen
Andre mit glühendem Wort, in der Begeiſterung Flug;
Spielend umſcherzen uns dieſe und führen auf liebliche Auen,
Schildern der Freude Genuß, wecken der Heiterkeit Sinn.
Alles vereint ſich in dir, du hochgefeierter Sänger!
Nahrung reichſt du dem Geiſt, rührend ergreifſt du das Herz.

Albert, Prinz von Sachſen-Koburg-Gotha,
geboren in Koburg den 26. Auguſt 1819.

Sein Geiſt entſchwand zu früh der ird'ſchen Hülle,
Er ging hinüber noch in voller Kraft;
Und des Gedankenreiches üpp'ge Fülle,
Die Glut der Fantaſie, die Wunder ſchafft,
Ach — Alles iſt in Grabesnacht verſunken —
Nicht ſpricht zum Herzen mehr ſein himmliſch Lied.
Verſtummt ſind ſeiner goldnen Leyer Saiten,
Es ſchwillt die Bruſt nicht mehr von hohen Freuden!

Doch nein — er iſt noch nicht von uns geſchieden,
Noch tönt in unſer Ohr der ſüße Klang;
Noch wuchern herrlich ſeiner Dichtung Blüthen,
Noch lauſchen wir, begeiſtert, dem Geſang:
Denn ſeine Werke ſind uns ja geblieben,
In ihnen lebt der Heros ewig fort.
Weilt er, als erſter Stern auch bei den Sternen,
Sein Geiſt blickt noch auf uns aus jenen Fernen! —

Georg, Fürſt zu Löwenſtein.

Ich ſtand am Rheinfall zu Schaffhauſen
Und ſah mit wonnevollem Grauſen
Die ſchaumbedeckten Waſſerroſſe,
Umwallt von langen Silbermähnen,
In unaufhaltſam wildem Troſſe
Sich ſtürzen in des Abgrunds Gähnen. —
Ich konnte lange Stunden lauſchen
Des Stromes urgewalt'gem Rauſchen. —
So hallen, Schiller, deine Lieder
Dem Jüngling in der Seele wieder;
Das Rieſenwort, das du geſprochen,
Hat einſt der Kunſt die Bahn gebrochen,
Und gleich dem ernſten deutſchen Fluſſe
Ziehn im begeiſterten Erguſſe
Zum Meere der Unſterblichkeit
Des Liedes Wellen. — Seyd bereit,
Ihr Dichter! Sammelt euch am Strande,
Daß nicht im fremden Uferſande,
Dem Rheine gleich, ſie ſich verlieren:
Sorgt, daß ſie Deutſchlands Zukunft zieren!

Alexander von Württemberg,
Obriſtlieutenant, geboren zu Kopenhagen den 5. November 1801.

Laß, mein Schiller, mir den frommen Glauben,
Daß du in Walhallas heil'gen Lauben
— Wenn du deiner Nachwelt Wünsche hörst —
Seelen künftiger Geschlechter lehrst;
Daß dort unter deines Geistes Walten
Eine neue bessre Welt gedeiht,
Wenn für deiner Enkel schlaffe Zeit
Tell's und Posa's wieder sich gestalten.

Carl Gottlob Albrecht,

Stadtger. Actuar zu Dresden. Mitglied des K. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens, geb. den 17. August 1764.

Wie ſich in jeder Erfaſſung des Göttlichen eine Dichtung findet, die den Glauben einer Zeit nie beharrlich werden läßt: ſo herrſcht in der Begeiſterung des reinen Dichters etwas Göttliches vor, was ſeine Geſänge der Vergeſſenheit entreißt.

Konnte Schiller jenem Schickſale nicht entgehen, ſo hat er auch dieſen Preis im freien Aufſchwunge ſeines Genius errungen; denn nur Wenige haben, wie er, das Reine und Zarte mit dem Edlen und Erhabenen gepaart. Darum war er auch der gefeierte Lieblingsdichter derer, die ihn kannten und überlebten, und dem gegenwärtigen Geſchlechte klingen ſeine Lieder ſchon wie Töne der Aeolsharfe, aus lichtem Aether herab. Ein Ruhm aber, der, wie der ſeinige, ſich über das Lob und den Tadel von zwei Menſchenaltern erhebt, der wird bleiben durch alle Zeiten.

Chriſtoph Friedrich von Ammon,

Dr., Königl. ſächſiſcher geheimer Kirchenrath und Oberhofprediger. Mitglied des Staatsrathes und der erſten Kammer der Landſtände, geboren zu Baireuth am 16. Januar 1766.

Wirf einem Zwerge dich zu Fuß,
Wächst er nicht plötzlich auf zum Rieſen?
Beſteige den Montblanc, und Grimſel und Gotthard muß
Sich gleichen zu des Thales Wieſen.

Ernſt Moritz Arndt,

geboren 1769 in der Inſel Rügen, ſeit 1820 in Ruhe geſtellter Profeſſor der neueren Geſchichte an der Rheinuniverſität zu Bonn.

Ich hab' auf deinen Geiſt geſchworen,
Und ſchwör's nun in die Erd' hinein:
Es hat dein Sang mich neu geboren,
Und nur wo du biſt, will ich ſeyn!

Als Dichter wird mich Niemand grüßen,
Genug kann keiner Kunſt ich thun:
Mein Name doch zu deinen Füßen
Sich ſehnt im Erdenſchooß zu ruhn!

P. A. Aſſing,

Medic. Dr., praktiſcher Arzt in Hamburg, geboren zu Königsberg in Preußen den 12. December 1787.

Unerreicht und ewig thronſt du
Ueber allen Erdenſtürmen
In dem ſel'gen Land des Friedens:
Wie der Stern, den Friedlands Auge
Am umflorten Himmel ſucht.

Joſeph, Freiherr von Auffenberg,
Großherzl. badiſcher Kammerherr, geb. zu Freiburg im Breisgau am 25. Auguſt 1798. Wohnhaft zu Carlsruhe.

für dießmal meine Entschuldigung sein, der ich die Gnade mit aller Hochachtung mich zu nennen

E. Excellenz

unterthänigen Diener

F. Schiller.

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zuſammen!

Daß ſich das Erze
Formend belebe,
Daß ſich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Rieſig und glänzend,
Tönend ſoll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht ſeyn,
Bräch' einſt in deutſchen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düſteren Tagen
Weit ſoll es dröhnen,
Laut ſoll es ſagen:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zuſammen!

Anton Aler. Graf v. Auersperg,
geboren zu Laibach in Krain den 11. April 1806.

Aufgabe der Natur

für

Geistliche und Dichter.

Prachtvoll schön ist das Kleid des Leoparden, und der Flug des Adlers ist stolz erhaben; doch trinkt jener das warme Herzblut der sanften Gazelle, und dieser zerstückt langsam das noch lebende harmlose Reh. Die Bienen, ein Wunder der Natur, sind hoch verständig und ämsig; sie tödten, ist die Zeit der Liebe vorbei, die Männchen und ersparen den Honig. Gerecht ist der Meer-Bär: dem, der im Streite mit seines Gleichen unterliegt, kommt der Nachbar zu Hülfe, dem früher Gewinnenden der dritte; bis die ganze Horde sich zerfleischt, und der Streit längs dem Ufer der Insel hinwüthet, und die Haufen gebleichter Knochen zeigen, daß es immer so war.

Alles vereinigt der Mensch in sich, und soll es redlich ausüben in liebevollem Gemüth.

Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,
Kanzler der Universität Tübingen, geboren in Stuttgart
den 20. October 1772.

Marbach,

Schiller's Geburtsort.

Etymologiſch geprüft, wird Hippokrene mit „Marbach"
Richtig verdeutſcht. Gleich ſtehn beide bei Phöbus in Gunſt.
Fließt in Neckar und Murr auch nicht die begeiſternde Welle,
Dorther ſtrömet ſie uns ewig in Schiller's Geſang.

Moritz Bachmann,

K. Pr. Oberlandesgerichts-Rath zu Paderborn, geboren daſelbſt am 2. November 1785.

Was wir im Herzen tragen,
Macht arm uns oder reich;
Was wir zu hoffen wagen,
Besitzen wir zugleich.

Gustav von Parneschow,

Königl. Preuß. General-Major in Posen, geboren den 10. Februar 1779 zu Bergen auf der Insel Rügen.

Höhemeſſer.

Wer iſt größer: Schiller? Goethe? —
Wie man nur ſo mäkeln mag!
Himmliſch iſt die Morgenröthe,
Himmliſch iſt der helle Tag.

Eduard von Bauernfeld,
dramatiſcher Dichter, Kaiſerl. Oeſtr. Beamter zu Wien.

Heilteſt Wunden auch, wie ich,
Drum zum Muſter nahm ich dich;
Balſam nur für Geiſteswunden,
Hab' ich nicht, wie du, erfunden.

Friedrich Ernſt Baumgarten,

Bergchirurgus zu Clausthal, den 27. December 1810 zu Northeim bei Göttingen geboren.

Erinnrungsblätter will der Dichterhain
Des Vaterlandes ſeinem Sänger ſtreun?
So flattre denn, der Zeit ein flücht'ger Raub,
Auch du, mein Blatt, zu manchem grünen Laub.
Ich ſchreib' auf dich aus jenem kleinen Land,
Wo froh der Flüchtling ſein Aſyl einſt fand,
Wo frei die Schwingen hob ſein Genius,
Wo noch die Schweſter lebt, dem Todten einen Gruß.
Noch grünt das Thal, noch rauſcht am Bergeshang
Der Wald, den einſt durchklungen ſein Geſang;
Der Fremdling kam — der Dichter ſchied,
Doch ewig in den Herzen bleibt ſein Lied.

Ludwig Bechſtein,
in Meiningen.

Schriftſteller? — nein, das bin ich nicht;
Nur flücht'ge Blätter darf ich ſchreiben,
Die, fürcht' ich, kaum der Nachwelt bleiben.
Doch geht mit mir nicht in's Gericht,
Daß ich mich einzudringen wage
In dieſen Kreis, und ſchüchtern frage:
Das Lob des Herrlichen und Schönen,
Darf's nicht auch ſchwachem Mund enttönen?

Gotha.

Friedrich Gottlieb Becker,

Herausgeber des allgem. Anzeigers und der National-Zeitung der Deutſchen, geb. zu Gotha den 9. Nov. 1792.

Im lieben, ſegensreichen Schwabenlande,
Vom rebengoldnen Neckarſtrom durchfloſſen,
Wo ſo viel duft'ge Lieder ſind entſproſſen,
Erzog Apoll ihn ſelbſt am ſonn'gen Strande.

Früh ſprengte ſeine Kraft der Feſſel Bande,
Und Riegeahntes hat er aufgeſchloſſen;
Sein Lied, in Zauberſtrömen ausgegoſſen,
Tränkt mit der Wonne Thau die deutſchen Lande.

Es ſcholl herauf, wo Alpenfirnen glänzen,
Und abwärts bis zum Sand am balt'ſchen Meere,
Dann hallt' es weit bis an der Erde Gränzen.

Wir werden ihm ein ehern Bild errichten,
Das kann Barbarenhand im Zorn vernichten;
Doch ewig dauert ſeines Sanges Ehre.

Stargard in Pommern.

H. Heibke.

O Mann des Lied's, an dem mein Herz gehangen,
Seit du die Erſtlingsperlen uns gegeben!
O Mann des Geiſt's mit ird'ſchem Himmelsleben,
Sey hold dem Wort, aus tiefer Bruſt entgangen!

Des Jünglings Buſen hat dich heiß umfangen —
Du ſandteſt deine Weihe ſeinem Streben;
Auf reinen Flügeln innig aufzuſchweben,
Was du ſo voll erlangt, war ſein Verlangen!

Sie, die der Jüngling kühn erſchaut, die Räume,
Mißt nun der Mann zur reifen Zeit der Thaten,
Des Wirkens Glut küßt goldverklärte Säume:

Wenn Treu und Andacht je den Gott erbaten,
Erwacht als Engel mancher meiner Träume,
Und Früchte biet' ich dir von deinen Saaten!

Chriſtian Ernſt, Graf von Bentzel-Sternau,

geboren in Mainz am 9. April 1767, abwechſelnd wohnhaft in Emerichshofen bei Aſchaffenburg in Bayern und in Marxdalden am Zürichſee.

Stuttgardt, den 4. Juni 1782.

Ich habe das Vergnügen das ich zu Mannheim in vollen Zügen geneß ſeit meiner Hieherkunft durch die epidemiſche Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unausſprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat E. E. für ſo viele Achtung und Höflichkeit meine wärmſte Dankſagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichſte Reiſe meines Lebens, die mich, durch einen höchſtwidrigen Contraſt meines Vaterlands mit Mannheim; ſchon ſo weit verleidet

Ob deinem Grabe rauſchten auf und nieder
Die Rieſenſchwingen tiefbewegter Zeit;
Von neuen Zungen hallte Deutſchland wieder,
Der Dünkel ſchrie, es lächelte der Neid.
Doch, ob auch jetzo tauſend Sonnen kreiſen,
Sie liehen Funken nur von deinem Licht;
Ob Tauſend ſingen, ſind es deine Weiſen,
Verwandelt wohl, doch eig'ne ſind es nicht.
Das Meiſterſiegel aller deiner Werke
Iſt Wahrheit und Vollendung der Idee;
Mit Lebensglut, mit Schönheit, Tief' und Stärke
Tritt jede auf des Lebens heit're Höh.
Nur Einer wagte um die Sängerkrone
Mit dir, Gewalt'ger, unentſchied'nen Streit,
Ihr, du wie er, erſiegtet eig'ne Throne,
Geſtützt auf Säulen der Unſterblichkeit.
Der Denkſtein bricht, den Menſchenhände bauen;
Die Form zerfällt — die ſchöne Seele nicht! —
Du, die verkörpert nur im Werk' wir ſchauen,
Wir ſeh'n dich ſelber einſt im ew'gen Licht!

Ludwig Alexander Werner Bergmann,
Pfarrer zu Waake bei Göttingen, geboren am 9. Mai 1804 zu Iſenbüttel.

Als fremde Gewalt Deutſchland erniedrigte, und ich in jugendlicher Bruſt das Unglück und die Schmach tief, tief fühlte, ſuchte und fand ich Hoffnung, Erhebung, Troſt in der hohen Geſinnung, in dem patriotiſchen Geiſte, womit du, ein deutſcher Sänger, zu uns geſprochen haſt. Und als eine falſche Poeſie ſich geltend machen und auch mein Gefühl, meinen Geſchmack irren wollte, ſchaute ich in den Lockungen glänzender Unſittlichkeiten, in dem Andrang effectvoller Unſchöne auf dich, wie auf den leitenden Stern des Heils.

Griſchow.

Ferdinand von Biland,
Gutsbeſitzer auf Griſchow bei Stralſund.

Lächelſt, unſterblicher Geiſt, du milde ob unſerm Bemühen,
Dir ein Denkmal zu bau'n, kündend der Nachwelt dein Lob? —
Unvergänglicher wohl, als wär' es geformt aus Metallen,
Haſt du für kommende Zeit ſelbſt dir das Denkmal erhöht! —
Nimmer verklinget dein Lied, ſo lang' unſre Sprache noch tönet,
Nimmer, ſo lang' noch ein Herz für wahrhaft Großes entglüht! —
Darum auch ſetzen nicht dir wir prangend das Denkmal aus Marmor,
Uns nur ſoll zeugen es einſt, daß deinen Geiſt wir erkannt.

Charlotte Birch-Pfeiffer,

Schriftſtellerin und Schauſpielerin, geboren in Stuttgart den 25. Juni 1800; wohnhaft in München.

Von Schiller sprach Goethe zu Bettina: „Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen. Wenn man ihn nicht so reich achtete und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war und seine Mängel ergänzte. So war er Andern, so war er mir des meisten, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen."

Heinrich Blümner,

Königl. Sächs. Oberhofgerichts-Rath, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens, geb. zu Leipzig den 18. October 1765.

Schiller gleicht der köstlichen, geheimnißvollen Aloe, von der die Blumensage, die in unserm Norden sonst so selten ist, erzählt, daß nur Eine solche Blüte in jedem Jahrhunderte zwischen den großen dunkelgrünen Blättern hervorbreche. Als eine goldene Strahlenkrone entfaltet sich die Hieroglyphenblume; aus dem wundertiefen Kelche klingen die herrlichen, zauberfremden Düfte empor, und überströmen alle Länder mit ihrem glühenden Aroma. Aber nicht lange kann sie leben hier unten auf dem schweren, irdischen Boden.

Eduard Boas,

geboren am 18. Januar 1813 zu Landsberg an der Warthe.

Gott hat, als er mich ſchuf für dieſes Leben,
Poetiſchen Talents nicht viel mir mitgegeben —
Ich ſag' es öffentlich und frei,
Und Niemand iſt, der mich der Lüge zeih'.

Doch daß dies Wenige nicht iſt vermodert,
Daß manchmal wohl ſogar das Flämmchen munter lodert
Und mich und Andre dann erfreut,
Erweckt und beſſert, baut und erneut:

Das dank' ich dir, der ſchon den Knaben rührte,
Den Jüngling und den Mann ſo oft zum Beſſern führte,
Und für das Höhere gewann.
Nimm von mir freundlich dies Bekenntniß an.

Hermann Wilhelm Bödeker,
Paſtor zu SS. Jac. und Georg in Hannover, geb.
am 15. Mai 1709 zu Osnabrück.

Deutſchlands Chorag, dich entheben mit goldenen Schnäbeln dem Zeitſtrom
Schwäne, wie dein Geſang über uns ſelbſt uns erhebt.
Deutſche Geſchlechter, ſie kommen und gehn. Du allein bleibſt feſt ſtehn,
Singt dich die Ahnfrau, lehrt Enkel dem Enkel dein Lied.
Auch ich hört's an den Pappeln der Ilm, wie dein Saitenſpiel rauſchte,
Sah in Wallenſtein dich halten die Zügel des Spiels,
Hörte die Braut von Meſſina dich leſen, den Chortact bemeſſend,
Half — ſo war dein Gebot — ordnen im Bazar den Schmuck.
Ach, da ſprachſt du das Wort: dies alles ſind nur Verſuche;
Iſt doch der Köcher noch voll, ſtralt mir ein höheres Ziel.
Aber da raubten ſie dich, die neidiſchen Uranionen,
Daß bei ihnen du ſängſt dort in dem goldenen Saal. —
Hört es, ihr Spätergeborenen, hört's, euch ſelbſtiſch beängſtend!
Was zur Unſterblichkeit führt, nannte der Heros Verſuch.

Carl Auguſt Böttiger,

Königl. Sächſiſcher Hofrath und Oberaufſeher der Antikenmuſeen in Dresden, geboren den 8. Juni 1760 in Reichenbach im ſächſiſchen Voigtlande, von 1791 — 1804 Director des Gymnaſiums und Oberconſiſtorialrath in Weimar.

X

L'Ombre de Jeanne d'Arc à Schiller.

Bergère, au cri de la patrie
Je m'armai, je vainquis, je tombai, jeune encor;
Et — dans la France, hélas! que j'avais tant chérie,
Mon souvenir dormait .... mais d'un sommeil de mort.

Lorsque, vers l'orient, un chant plein d'harmonie,
En murmurant mon nom, me révèle un ami;
Mon ombre se réveille aux accords du génie,
Ma cendre joyeuse a frémi.

Gloire à ton nom! chantre sublime,
L'honneur que tu me rends rejaillira sur toi;
Tu laves, étranger, la honte illégitime
Qu'un poëte, un Français, osa verser sur moi.

Eugène Borel,
de Neuchatel en Suisse.

Dichterleben.

Aus dem Felſen ſpringt die reine Quelle,
Perlet abwärts, nur ein Waſſerſtral,
Ueber Steingewölbe in das helle
Grottenbecken. Hier das erſte Mal
Wandelt ſich der Quelle zartes Leben,
Ihre Wand'rung tritt ſie an im Thal.
Doch wer kann vom Wege Kunde geben,
Den da muß die Felsgeborne zieh'n,
Von den Wandlungen, die ſie durchheben?
Blick noch einmal auf die Welle hin!
Wie in ihrem träumeriſchen Gange,
Mit des Kindes halberſchloßnem Sinn,
Hier ein Zweiglein noch am Wieſenhange,
Eine Blume ſie noch hemmen kann,
Die da niederbengt die roſ'ge Wange.
Welch' ein Weg bis hin zur Mündung dann,
Zu der meilenbreiten dort im Meere,
Fern im unermeßnen Ocean,
Der harmoniſch eint die Wogenheere,
Aller Waſſer Wiege, ach, und Grab!
Dort im Urſprung glich ſie einer Zähre,
Schiffe trägt ſie brandend hier hinab,
Denen tauſend Menſchenherzen ſchlagen.
Was erlebt ſie nicht den Weg herab! —
Nachtigallen hörte einſt ſie klagen,
Veilchen küßte ſie als Wieſenbach,
Floß um Hügel auch in jenen Tagen,

Die ein Herz bedeckt, das Sehnsucht brach;
Rauschte dann durch Thale, Fluß geworden,
Segenreich, durch Städte allgemach;
Aber auch durch Felder, wo sich morden,
Die sich Brüder nennen, in der Schlacht,'
Durch des Tages Willkühr Mörder worden;
Dann durch Himmelsthränen wild gemacht,
Auf die Flur zerstörend ausgegossen,
Würgt sie jede Hoffnung, die gelacht.
Ringsum Tod und Grauen! Thränen flossen
Ihm; das Elend, stumm und nackt,
Starrt Ihm nach. Dort steht im großen
Anblick schweigend, an dem Katarakt
Still der Wandrer, betet oder dichtet,
Oder stirbt, vom Jammer wild ergackt. —
Weiter zieht nun, Wog' auf Wog' geschichtet,
Und zum Strome schwillt der Fluß nunmehr,
Der den Lauf von hundert andern richtet.
Leidenschaftlos wallt er jetzt einher,
Geht in ruh'ger Größe seine Straße,
Ernst und gotterfüllet hin zum Meer',
Hin zu der Vollendung letzten Phase!

Ritter Braun von Braunthal,
in Wien.

hat, daß mir Stuttgardt und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand sein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht.

Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann! Ich weiß wie schnell sich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es aufforderm; ich weiß wie stark Ihr Muth ist eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst da ich das

Es führte früh in's Zauberland der Träume
Uns Wieland ein mit Phantaſie und Witz;
Bewegten Lebens nachtumhüllte Räume
Erhellte Goethe mit des Geiſtes Blitz,
Und Herder lieh die Sprache dem Gedanken,
Der ſchlummernd noch in tiefſter Seele lag. —
Da naht auch Schiller Weimar's engen Schranken,
Und hebt ſich kühn mit mächt'gem Flügelſchlag:
Von lichten Höhen ſchaut er ird'ſches Streben,
Veredelt, wie's dem Dichter ziemt, das Leben.

Carl Brunnquell,

Großherzogl. Sächſiſcher Landes-Directionsſekretär zu Weimar.
geboren daſelbſt am 25. December 1790.

Du Mann voll Hoheit, Kraft und Licht,
Du edler deutſcher Sangesheld,
Der ſich von deutſchen Eichen flicht
Den Kranz und frei die Leyer hält;
Dich, der gehaßt der Knechtſchaft Schmach
Und der für Freiheit, Licht und Recht
Im offnen Kampf die Lanzen brach,
Dich mit dem Herzen treu und echt,
Dich liebt mit ſchwärmeriſcher Glut
Dein Volk, und hebt mit ſtolzem Muth,
So lang ein freies Deutſchland gilt,
Dich hoch empor auf ſeinem Schild.

Dresden.

Ernſt Georg von Brunow.

Niemals ſahſt du die Schweiz, doch ſtiegen die Alpen, die Seen
Dir aus dem kräftigen Sinn und aus der wogenden Bruſt.
Ob einſt ein Wilhelm Tell dem Landvogt Rede geſtanden,
Kühn mit dem Wort und dem Arm, prüft der Gelehrte noch heut'. —
Wilhelm Tell des Gelehrten, fahr' hin! mir bleibet des Dichters
Schönerer Wilhelm Tell und auch der wahrſte zugleich.

Karl Buchner,

geb. am 12. Februar 1800 in Darmſtadt; lebt daſelbſt als Hofgerichts-Advokat und penſionirter Juſtizrath.

„Wir ſtellen uns dem, was wir lieben gleich.“
Die heil'ge Schrift bekräftigt dieſen Spruch: —
Sie nennt den Menſchen Gottes Ebenbild.

Friedrich Ludwig Bührlen,
geboren in Ulm am 10. September 1777; Canzleirath bei der Ober-Rechnungskammer in Stuttgart.

Sollt' einſt geöffnet werden
Dies Monument von Stein,
Ans Licht die Verſe kommen,
Die man darin grub ein,
Wie groß und hehr wird kommen,
Sein Nam' im Strahlenſchein,
Und all das Lobgepränge
Wie ärmlich und wie klein!

J. F. Caſtelli,

Schriftſteller und Dichter zu Wien und Oeſtr. Ständiſcher Secretär daſelbſt.

An die Apoſtoliſchen.

(1822.)

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloſer Minderjährigkeit?
Ihr hangt umſonſt an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterſchlagen.
Es iſt ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen in's bewegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verſcheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend ſtürzt hervor der Sonnenwagen.
Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen ſehen,
Ich zittre nur für euch, ihr blöden Thoren;
Denn Gottes Rathſchluß wird dennoch beſtehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren,
Und das, was an der Zeit iſt, doch geſchehen.

Adelbert v. Chamiſſo,

in Berlin. Geboren zu Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1781.

(Bei der Vollendung des Cartons zum Weltgericht.)

Die Engel tragen Schwerter in den Händen,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine;
In süßer Wollust darf die Kunst nicht enden,
Sie naht sich streitend für das Höchste, Reine.

Rom.

Peter Cornelius.

Director der königlichen Akademie der bildenden Künste in München, geboren zu Düsseldorf 1787.

Auf meiner Rückkehr von Jena, wo ich zu den Füßen Schillers geseſſen und Geſchichte der europäiſchen Staaten und der Kreuzzüge aus ſeinem Munde vernommen hatte, ſchrieb dieſer mein verehrter Lehrer folgende Worte in mein Album:

„Die Natur gab uns nur Daſeyn; Leben gibt uns die Kunſt und Vollendung die Weisheit.“

„Erfurt den 18. September 1791.“

„Fr. Schiller.“

Ich gebe ſie ſeinem Andenken dankbar zurück.

Georg Friedrich Creuzer,

Profeſſor zu Heidelberg. Großherzoglich Badenſcher Geheimer-Rath, geboren zu Marburg am 10. März 1771.

Nicht nur Hermann's Enkel ſie lieben dich, Sänger aus Schwaben,
Moldau's Bewohner auch ſelbſt, ſie weihen freudig dir Tempel;
Uns auch friedlich laß weilen am Altar der ſchwäbiſchen Muſe,
Die wir ehrend umwinden mit Orient's grünendem Lorbeer.

Jaſſy.

Ritter J. Chriſt. von Czihack,
Dr. Med. etc. geboren zu Aſchaffenburg in Bayern
den 19. Auguſt 1800.

Aus Pompeji im Sommer 1834.

Ich dachte dein, als unter'm Rebenlaube
Ich lag auf eines Hauſes Felſendach;
Hoch über mir hing voll die Purpurtraube,
Des Mondes Schimmer zog der Sonne nach.
Der Tarantella Wirbelmelodie
Scholl unten zitternd in der Maſſarie,*
Und jenes heißen Tanzes Schritte klangen;
Doch du, nur du hieltſt meinen Sinn gefangen.

Von deiner Größe war ich tief durchdrungen,
Und überflog im Geiſte das Gedicht,
Das durch die Aſchenhügel du geſungen.**
Es trug dich nur dein inneres Geſicht;
Du ſahſt es nie, das Römerſtädtebild,
Das alte Pompejaniſche Gefild,
Und dieſen Berg mit ſeinem Flammenwehen,
Du ſahſt ihn nie vor deinem Auge ſtehen.

Und doch, wie deine wundervolle Saite
Durch dieſer Vorwelt offne Tempel klang,
Den Markt, die farb'ge Halle und das weite
Theater füllte wieder dein Geſang!
Der Gott, der einſt die Herzen hier gerührt,
Hat dich in heil'ger Nacht hieher geführt,
Und was dem Pilger ſelbſt im Lande ſchweiget,
Du haſt es unſerm trunknen Aug' gezeiget!

* Maſſaria, die Schenke eines Weinbauern.
** Pompeji und Herculanum.

S. Parenberger,

Doctor der Rechte und Acceſſiſt im K. Bayer'ſchen Staatsminiſterium des Innern, geboren zu München am 5. October 1809.

Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreist mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum waren Dichter erwärmen würden.

Brauch ich mehr zu sagen als dieses, und von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten? —

E. Exz. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn Euer Excellenz diese drei Ideen goutiren

Erhab'ner Sänger zarter Lieder,
Vertrauter Buhle der Natur,
Du sankst an ihren Busen nieder,
Vermähltest dich zu früh der Flur;

Vermähltest dich zu früh den Sternen,
Zu früh schweigt deiner Harfe Klang,
Versetzt in jene lichten Fernen,
Vermischt mit Sphären-Lobgesang.

Doch deine Spur ist nicht verloren,
Weil deine Muse Abschied nahm;
Dein trautes Lieb, dem du geschworen,
Trägt ihre Frucht mit holder Schaam.

Und bei der Lerche Wonnechören,
Und bei der Nachtigall Gedicht,
Muß unsre Brust es freudig schwören:
Du lebst stets fort, du starbst uns nicht. —

Henriette von Pereszényi,
geborne Freiin v. Geymüller.

Aus Steinen bau'n wir dir des Ruhmes Pforten,
Sie werden stehn bei aller Stürme Schauern;
Doch die du selber dir erbaut aus Worten,
Sie werden jene dennoch überdauern.

Deinhardstein,

K. K. Regierungsrath und Vice-Director der Hofbühne in Wien, am 21. Mai 1794 daselbst geboren.

Kraft im Wollen, Einfalt im Streben, Reinheit der Stimmung, Schlichtheit des Urtheils — dieſe vier beiſammen ſind echter Weisheit Mark und Bein.

Johann Friedrich Ferdinand Delbrück,

Königl. Preuß. Regierungsrath und ordentlicher Profeſſor der ſchönen Literatur und Philoſophie an der rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Bonn, geboren zu Magdeburg den 12. April 1772.

Durch dieſes Denkmal europäiſcher Theilnahme wurde dem Andenken des großen Mannes, welchen Deutſchland mit Stolz ſein nennet, das würdigſte, alle irdiſche Größe weit überſtralende Loos bereitet: denn wehe ſelbſt dem Mächtigſten, der kein Auge kannte, das ſich bei ſeinem Schmerze oder Ende mit Thränen füllte: er war allein! Und wehe auch dem Lande, welches nicht durch ehrende Auszeichnungen geiſtig Begabter Wiſſenſchaft und Kunſt nährt: nie werden deren Triumphe heimiſch!

Caſchau.

Graf Leopold von Pernath,

Kaiſ. Königl. Kämmerer und des Johanniter-Ordens Ritter.

Dürften ſich die Geiſter regen,
Die einſt an der Rhone Strand
Zu der Schönen Ruhm und Segen
Kunſt und Streben aufgewandt,
Legten ſie den Preis der Lieder,
Die errung'nen Kränze traun
Vor des Meiſters Denkmal nieder,
Der ſo hoch geſtellt die Frau'n.

Friedrich Diez,
Profeſſor zu Bonn, geb. zu Gießen am 15. März 1794.

Die Erde klang in wollustweichen Tönen,
Wie von des Sonnengottes Strahl berührt,
Und hold umschloß sie eine Welt des Schönen,
Von deines Scepters Majestät geführt;
Die Manen Shakspear's brachen wonnebebend
Das Siegel ihrer tiefverschloßnen Gruft,
Und stiegen, königlich ihr Haupt erhebend,
Wie Freunde, die des Meisters Stimme ruft.
So folgen jetzt dem Strahle deines Ruhmes
Die Geister auf der Erde weitem Rund,
Die Säulen kränzend deines Heiligthumes,
Thun sie die Dauer deines Wirkens kund.

Benjamin Dietz,

Almosenier am königlichen Kollegium zu Straßburg, Ehrenmitglied der literarischen Gesellschaft in Havre; geboren zu Waßlenheim den 16. October 1794.

„Nicht länger wollen deine Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut?"
Sieh, damit haſt du ihnen ſchon gegeben
Den Vollmachtsbrief zur Ewigkeit.
So lang es noch ein fühlend Herz wird geben,
So lange werden deine Lieder leben!

Die Germanen (Deutſche) unter Arioviſt überragten, nach Appian, an Körpergröße die Größeſten unter den Größten, waren von wilden Sitten und außerordentlicher Kühnheit, verachteten den Tod in Hoffnung des Wiederauflebens, konnten Kälte ebenſowohl als Hitze ertragen und nährten ſich beim Mangel an ſonſtigen Lebensmitteln mit Wurzeln; führten aber den Krieg nicht mit Einſicht in die Kriegskunſt, ſondern nur mit ungeſtümer Heftigkeit, wie die Thiere.

Hätte der feine Alexandriner ahnen können, daß ein Abkömmling dieſer wilden Rieſen an Geiſtesgröße ſich mit den Größeſten unter den Größten ſeines Lieblingsvolkes werde meſſen können! Unſer körperliches Rieſenthum iſt dahin; aber wir haben einen andern Maaßſtab gefunden.

Ferd. L. J. Pillenins,

Dr. der Philoſ., ev. Decan zu Weinsberg in Würtemberg. Verf. der erſten vollſtändigen deutſchen Ueberſetzung Appian's.

Jeder Griff deiner Hand in die Saiten der Lyra, du Mann der Unſterblichkeit! bleibt ein reiner, ſchöner, voller Accord, der durch ſeinen wunderbaren Wohllaut allüberall ergreifen muß, wohin auch ſeine Schwingungen ihn tragen mögen, der aber doch nur dem Herzen einen um ſo ſeligeren und dauerhafteren Genuß bereiten kann, je rein menſchlicher es fühlt und will. Ihm tönen deine Lieder als Himmelsharmonien, die keinen irdiſchen Mißlaut kennen; und darum werden ſolche Herzen, ob und wie auch Alles, vom Strome der Zeit und von der Tyrannei der Mode erfaßt, wechſle, dennoch deinen reinen Accorden fort und fort lauſchen, und immer und immer wieder ſich ihnen zuwenden.

Gotthilf Ferdinand Döhner,

Königl. Sächſiſcher Kirchen- und Schulrath, des K. Sächſiſchen Ordens für Verdienſt und Treue Ritter, geboren in Zwickau den 8. Auguſt 1790.

Im Lenz der Jugend lauſcht' ich ſchon
Begeiſtert deiner Lieder Ton;
Laß freundlich dir vertrauen:
Nie rührte wohl zu Luſt und Schmerz,
Nie rührt' ein Sänger ſo mein Herz
In allen deutſchen Gauen.

Wie oft, wenn ſtürmiſch dein Geſang,
Wenn ſchmelzend deine Harfe klang,
Gabſt du mir frohe Stunden!
Verſchmäh' in deines Ruhmes Glanz
Nicht dieſe Blümchen, dir zum Kranz
Von meiner Hand gewunden.

Heinrich Doering,

Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter zu Jena; Verfaſſer von Schillers Leben (Weimar 1824) und Herausgeber von des Dichters unterleſenen Briefen (Jena 1856). Geboren zu Danzig den 5. Mai 1789.

Sonnet.

Addressed to the Shade of Schiller.

My favourite German Bard, whose various lays
So oft have charm'd my soul to ecstasy —
His mite who would not gladly give, to raise
A lasting structure to thy memory?
Already thine is immortality; —
The *Moor*, — *Fiesko*, — *Carlos*, — *Wallenstein*,
Cabal and Love, — *The Bride*, — and *Tell* are *thine*,
And *Mary Stuart*, and *The Orleans's Maid*; —
But yet shall he whose magic pen portray'd
Those moving scenes, and pour'd song's witchery,
And history in a robe of light array'd,
By his lov'd fatherland neglected be?
No — now, methinks, I see, of pond'rous frame
The pile ascend, that honours *Schiller's* name.

Patrick Purnin,

Born in Ireland, 17. March 1759; a votary of the Muses.

und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch haben machen so stehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.

Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts anders, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu

Das Gleiche haben wir als Jünglinge gedacht:
Der Menſchheit, galt es uns, die Wege zu bereiten;
Im Reich der Geiſter haſt du freie Bahn gemacht,
Ich konnte Straßen nur durch Dorn und Felſen leiten.

Oberſt Puttenhofer,

Oberwaſſerbau-Director, ehemaliger Zögling der Carls-Hohenſchule und mit Schiller von gleichem Alter.

Verketzert' ihn auch Frömmlergeiß,
Versündigt' auch an ihm sich dreist,
Durch Kritisiren, mancher Schächer,
Doch lasen Millionen ihn,
Und wurden, ohn' ein Schwert zu zieh'n,
Ihn hoch erhebend, seine Rächer.

Und nun, nach langen Säumens Nacht,
Verkünden Schrift und Denkmals Pracht,
Daß er der Deutschen Stolz gewesen!
Und — was das Beste ist hiebei: —
Der Totte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen.

Dr. August Gottlob Eberhard,

Buchhändler, geboren zu Belzig unweit Wittenberg am 18. Januar 1769, lebt in Dresden.

Glücklich Weimar! von den Städten allen
Biſt du, kleine! wunderbar bedacht.
Man wird ſpät zu deinen Thoren wallen,
Angezogen von der geiſt'gen Macht;
Und man wird nach großen Männern fragen,
Die in ſchönen Zeiten hier geſtrebt,
Und mit edlem Neid wird man beklagen,
Daß man mit den Edlen nicht gelebt.

Weimar.

Dr. J. P. Eckermann,

geb. zu Winſen an der Lühe am 21. September 1792.

Ein Denkmal, dir, von deutſchen Händen!
Zu mehren deinen Ruhm? — O nein!
Dazu bedarf's nicht Erz, noch Stein! —
Nur um von uns die Schmach zu wenden,
Dem Höchſten, was die Götter ſenden,
Nicht auch ein Pantheon zu weihn!

F. v. Elsholtz,

geboren zu Berlin in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts.

Große Geister sind Sonnen. Sie ziehen Wandel- und Irrsterne in ihr Gebiet, auf welche sie Licht und Wärme ausströmen. Die Wandelsterne halten sich in gemessenen Entfernungen und Bahnen von den sie beherrschenden Sonnen, und in dem Maaße, als sie von deren Strahlen getroffen werden, entzündet sich ihre innere Flamme. Aber die Irrsterne schweifen in ihrem Fluge durch unendliche Räume, sie scheinen Befreiung zu suchen aus dem Kreise, in welchen sie gebannt sind. Nimmer aber wird ihnen diese, denn nach langem Irren haben sie doch nur eine Bahn gemacht, die sie von neuem beginnen müssen.

Johann Gottfried Elsner,

geb. in Gottesberg in Schlesien am 14. Januar 1784.

Was Schiller vor allen deutſchen Dichtern am eigenthümlichſten auszeichnet, iſt dieſes, daß die Tiefe der Reflexion bei ihm ſo innig mit der Tiefe des Gemüthes verbunden iſt. Das hat ihn denn auch ſeiner Nation ſo werth gemacht. Und ehren wird ſie ihn dieſes Vorzuges willen fortwährend mit gleicher Liebe, ſo lange ſie dieſen edelſten ihrer Vorzüge nicht ſelbſt verloren hat.

M. Enk von Burg,

Profeſſor zu Melk, geb. zu Wien am 29. Januar 1788.

Das Genie wird dadurch zum Genie, daß es das Unglaubliche, das auſſer dem Zuſammenhang und auſſer dem Umkreiſe der Begriffe Liegende, das durch ſeine Wirklichkeit ſeine Möglichkeit Erweiſende vollbringt. Das wahre Motto deſſelben iſt deßwegen:

„Unmögliches zu verſprechen ziemt mir wohl.“

Auf dem Felde der Wiſſenſchaft inſonderheit gleicht es dem Adler, der allein unter den Vögeln über das Meer hin verſchiedene Welttheile verbindet, wenn die geringeren Vögelſchaaren die Küſte feſthält.

Johann Erichſon,

Dr. der Philoſophie und Theologie, Ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, Rektor der Univerſität Greifswalde.

Wunderbare Lieder gab es, hat die Sage mir vertraut;
Alle Zauberbande brachen ihrem zauberiſchen Laut.
Mächtig weckten dieſe Klänge, was geheim verborgen, tief,
Wie im dumpfen Todesſchlummer, fern vom heitern Leben ſchlief.

So von meines Geiſtes Augen ſank ein dunkles Zauberband,
Und vor den entzückten Blicken lag ein helles Wunderland,
Was im Herzen ſchweigend ruhte, fuhr empor aus dumpfem Schlaf,
Als dein Zauberſang des Knaben traumbefang'ne Seele traf.

E. Ferrand (Eduard Schulz),
geb. am 15. Januar 1815 zu Landsberg an der Warthe.

Der Schmerz, die theure, herbe Frucht des Lebens,
— Nicht um Beſitz des Pöbels trübe Thränen, —
Das Trauerecho jedem Menſchenſehnen:
Das dumpfe, unerbittliche Vergebens, —

Das war die Wurzel deines hohen Strebens;
Ihr wußteſt du die Faſern zu entlehnen,
Die nun als Zweige ſich zum Himmel dehnen,
Prachtblüthen wiegend im Triumph des Schwebens.

Und alle Herzen, die wie du empfanden, —
Was ſie geliebt, was ſie geduldet hatten,
Sie legten's froh in jenes Baumes Schatten;

Da war's verherrlicht, denn es war verſtanden:
Dir aber ward das Daſeyn ſo geläutert,
Und, als es ſchwand, zur Ewigkeit erweitert.

Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben,
Dr. Medic., Dichter und Literater zu Wien

Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hocherhoben ſich mein Name wiegte
In des Zeitſtroms wogendem Gebiet;
Daß dereinſt vor meinem Monumente,
Stolzer thürmend nach dem Firmamente,
Chronos Senſe ſplitternd niederfiel —

Dieſer Wunſch Schillers ging längſt — und geht jetzt noch in Erfüllung.

Guſtav Feuerlein,

Pfarrer zu Wolfſchlugen in Würtemberg. Verfaſſer einer lateiniſchen Ueberſetzung der Glocke.

können, mit welcher ich mich und alles was ich bin für Sie aufzuopfern wünsche.

E. E.

unterthäniger
Schiller.

Der ehrt sich selbst, der seine Todten ehrt,
Die in des Lebens heil'ge Tiefe drangen,
Und was sie dort der Geister Mund gelehrt,
Uns zu des Orpheus goldner Leyer sangen.

Johann Heinrich Ludwig Fischer (Paul Hellmuth),

Pastor zu Schönberg im Fürstentum Ratzeburg, geboren den 15. Aug. 1791 zu Königsberg in der Neumark.

Du warſt mein Arzt, dir konnte es gelingen,
Zu heilen mich in leidenvollen Tagen,
Wenn deines Liedes lichte Zauberſchwingen
Mein hoffnungsloſes Herz emporgetragen.
So ich des Dankes Krone für dich flechte,
Da deine Stirn der Lorbeer längſt umſchlungen;
Du nenneſt dein der Dichtkunſt Götterrechte:
Empfange hier die tiefſten Huldigungen.

Leopold Heckles,

geboren zu Wien am 22. September 1804; Doctor der Heilkunde, Mitglied der mediciniſchen Fakultät in Wien und Brunnenarzt in Karlsbad.

Willkommen!

Von dem Thüringischen Sängerverein gesungen an dem Musikfeste in Jena 1834.

Willkommen heut im Saal-Athen!
Laßt Sang und Klang erschallen,
Daß von den Bergen ringsumher
Die Stimmen wiederhallen.

Es rauscht der Fluß das Thal entlang,
Vernimmt den Gruß der Lieder,
Und mit gebrochnem Auge schaun
Die Ritterburgen nieder.

Hier tönt mit voller Resonanz
Das Lied auf gutem Boden,
Wir athmen mit Begeisterung
Erfrischten Lebensodem.

Kanonendonner hat die Luft
In diesem Thal durchwittert,
Und Dichtung und Philosophie
Von hier die Welt erschüttert.

So seyd vor allen denn gegrüßt,
Ihr Sänger-Dioskuren;
Uns leuchtet eure Sonnenbahn
Voran mit Flammenspuren.

Ein Gärtchen und ein stilles Haus
Ward Schillern hier beschieden,
Und Goethe lebte gern mit uns
In dieses Thales Frieden.

Hier hat Philoſophie die Stirn
Manch ernſtem Mann gefaltet,
Hier ward des Denkens Wunderbau
Von Fichte kühn geſtaltet.

Weltſeelenhauch durch die Natur
Hat Schelling hier verkündet,
Das freie Reich der Wirklichkeit
Uns Hegel hier gegründet.

Drum ſoll auch heut die gute Stadt
Von uns geprieſen werden,
Wo einſt der Muſenſohn florirt,
Wie nirgend ſonſt auf Erden.

So blühe, Jena! fort und fort,
Im Guten und im Schönen;
Wir laſſen froh bei Sang und Klang
Dir „Lebehoch!“ ertönen.

Berlin.

Fried. Förſter,

Dr. der Philoſophie, K. Preuß. Hofrath und Hiſtoriograph, Ritter des eiſernen Kreuzes und des K. Ruſſ. St. Georgen-Ordens, geb. zu Münchengoſſenſtädt bei Altenburg am 24. September 1795.

Wie nach dem abgebrochnen Thurmgeschoß
Des Kölner Doms ein Künstlerauge sich wendet;
Wie Kaiser Ott das Grabmal Karls erschloß,
Der Jüngling, selbst dem Tode schon verpfändet;
Wie, Tod im Herzen, doch von Hoffnung groß,
Noch Max von Schenkendorf den Blick entsendet
Zum tiefgesunknen Hohenstaufenschloß
— In jenem Krieg, der ewig unvollendet: —
So nah'n die Deutschen deinem Ehrenstein,
O Schiller! Deutschlands eingedenk und dein.

August Adolf Ludwig Follen,

geb. in Gießen am 6. Januar 1794, wohnhaft in Ackerstein bei Zürich.

Wenn ungeſchmäht nicht er, der Reine, bliebe,
Der fleckenloſe, unentweihte Sänger,
An erſter Liebe Macht glaubt' ich nicht länger;
Mahnt er uns doch wie Geiſtes erſte Liebe!

Guſtav, Ritter von Frank,
Dr. Literator zu Wien.

Kühn riefst du in die Welt voll Kampf und Fehde
Den frei gebornen Traum des Idealen,
Daß Freiheit, welche nirgend ist im Leben,
Wenn auch ein Schatten nur des Himmelsstrales,
Zur Seele ström' im Feuer deiner Rede!
Hast du's erreicht? — Von Abendglut umgeben,
In freier Lüfte Weben
Ragst du, ein Gletscher, auf zur Himmelsferne,
Den Gott erschuf, daß wir des Thals vergessen
Und an dem Gletscher mit dem Auge messen,
Wie unermeßlich weit noch sind die Sterne:
So stehst du lauschend gottentklungnem Rufe,
Ein Cherub an des Thrones erster Stufe.

Ludwig August Frankl,
Med. Dr. und Schriftsteller zu Wien.

Trotzig iſt dieſes Land; der Nordſee trotzt' es den Boden,
Dem im Escurial trotzte die Freiheit es ab.
Siehe, die Pfeile dies, die verbundenen! dies die Provinzen!
Dies der zottige Leu, der in der Klaue ſie trägt!
Dies die Sandbank im Meere des duftverſchleierten Nordens,
Drauf des Gebieters im Süd flaggende Barke verging!
Hier des Aufruhrs Heerd! Hier hat die Flamme gelodert,
Die, Gewalt'ger, durch dich länger und leuchtender ſtrahlt.
Siehe, ich ſaß heut' Nacht auf Alba's blutiger Schwelle:
Dieſes Haus vordem des von Toledo Quartier!
Dieſe alten Tavernen vernahmen die Schwüre der Geuſen;
Dieſer Märkte Raum ſah das behang'ne Schafott.
Siehe, die Thore dies, die Philipps Völkern ſich ſchloſſen!
Siehe, die Mauern dies, die ſie vergeblich berannt!
Höre den Dank der Ergrauten! ſie kennen und lieben dich,
Schiller!
Gerne zu deinem Mal fügte ſich jeglicher Stein! —
Weit der Weg und feſt der Mörtel! — für die Gebundnen,
Sie zu vertreten, fliegt freudig gen Süden dies Blatt!
Ruh' es, ein Stein von den Mauern der abgefallenen Städte,
In den Quadern des Mals deß, der die Städte verklärt!

Ferdinand Freiligrath,
Kaufmann zu Amſterdam, geboren zu Detmold
den 17. Junius 1810.

Ein Denkmal, das den Raum in Anſpruch nimmt,
Iſt an die Zeit gebunden. Doch was ihm
Die Weihe giebt und vor Vergeſſenheit
Das Denkmal ſelber ſchützt, das iſt der Geiſt,
Der, Raum und Zeit entſchwebt, fort ewig bau't
An dem Ideendom des Gottgeſchaffnen
In ſeines Volks, in aller Völker Bruſt.

Fr. Albert von Friederich,
Geheimerrath, Großherzogl. Badiſcher Geſandter am Bundestage zu Frankfurt.

Es fährt ein Strahl herab aus Himmelshöhen,
Und senkt sich in des Menschen reine Brust.
Schon fühlet er des Geistes heil'ges Wehen,
Zum Lichte drängt es ihn mit reger Lust;
Er löst die Binde, selber will er sehen,
Des Strebens nach Veredlung sich bewußt;
Seht ihr den Strahl in hohen Geistern lodern,
So dürft auch ihr vom Himmel Freiheit fodern!

Du Gottesflamm', der alle Kraft entsprossen,
Die einst des Irrthums Nacht uns kühn entzog,
Mit ew'gem Glanz hast du den Geist umflossen,
Der uns voran die Bahn zur Wahrheit flog;
In Wort und That hat sich sein Muth ergossen,
Der nie des Aberglaubens Joch sich bog;
Der freie Christ muß seines Glaubens leben!
So sprach, so litt, so starb er ohne Beben.

Gerhard Friederich,

Dr. der Theologie und Weltweisheit, evang. Sonntagsprediger zu St. Catharinen in Frankfurt a. M. und mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentl. und Ehrenmitglied, geb. den 2. Januar 1779 zu Frankfurt a. M.

(Beilage.)

Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1) Da im Ganzen genommen das Fach der Mediciner bei uns so sehr übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht tretzen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als

Beſchränktes Blatt, verſtummen laß die Klagen,
Der Sehnſucht Schmerz, der nimmer wird geſtillt.
Wer darf den Flug beſchwingter Roſſe wagen
Dem Dichter nach, dem ſolches Denkmal gilt?
Zu Sternenhöh'n hat er empor getragen,
Zum Lichtmeer, das der Gottheit ſelbſt entquillt:
Wem fühlend ſich die Herzen alle neigen,
Ihn ehrt allein der Ehrfurcht heilig Schweigen!

C. W. Freiherr von Fritſch,
Großherzogl. Sächſ. Staatsminiſter, geb. den 16. Juli 1769.

Eine Glocke iſt erklungen
Tiefſten Tones voll und rein;
Deutſchland wird von ihr durchdrungen
Bis zur Quell' von Reuß und Rhein.
Sie, die prächt'ge Stimm' von oben,
Sie, die Todtenweckerin,
Hat vereinigt und erhoben
All ihr Volk zu ernſtem Sinn.
Der die Glocke hat gegoſſen,
Stark ſie ſchwang im Heiligthum,
Singt dem Meiſter Dank und Ruhm,
Ihr Geſellen und Genoſſen!

Horch! mit Feſtgeläut zum Siege
Feiert er die Morgenſtund',
Da aus Rütlis Blumenwiege
Still die Freiheit uns erſtund.
Auferweckt von ſeinen Tönen
Und verklärt auf ewig neu,
Schreitet Tell zu ſeinen Söhnen,
Stets erfriſchend Kraft und Treu.
Denkmal ſind im Sennenlande,
Dichter, dir nun Uris Flühn,
Tells Kapelln und Rütlis Grün,
Und dein Lied klingt ihrem Strande.

Abraham Emanuel Fröhlich,

geboren zu Brugg im Aargau am 1. Horn. 1796. Dr. Philos. V. D. M. Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der Aargauiſchen Kantonsſchule in Aarau, ſeit 1836 Diakon zu Aarau.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10446/053

Wenige Eindrücke ſind ergreifender und dauernder als die erſte perſönliche Berührung mit einem von der Nation gefeierten, ſchon aus der Ferne von uns verehrten Manne.

An Oſtern 1796 hatte ich die Univerſität Jena bezogen, wo damals Schiller lebte, aber ſo wenig zugänglich war, daß die Studierenden ſich begnügten, nach den Fenſtern ſeiner Wohnung hinaufzublicken. Am 12. Mai erfreute meine Pflegemutter, die Kirchenräthin Griesbach, mich durch die Worte: „Ich will doch Schiller fragen, ob ich dich ihm vorſtellen darf.“ Denke man ſich nun meine Empfindung, als ich am Abend wirklich eingeführt und mir von ihm, dem von mir ſo hoch Verehrten, der freundlichſte und herzlichſte Empfang zu Theil wurde. — Im Jahr 1805 befand ich, damals Profeſſor zu Halle, mich gerade in Weimar zum Beſuch, als Schiller ſo unvermuthet ſtarb, und als die Hülle des großen Geiſtes, in der hellen Mitternachtſtunde vom 11. auf den 12. Mai, von einigen jungen Gelehrten, * Künſtlern ** und Staatsdienern † getragen, beigeſetzt wurde, waren — ich begreife noch nicht, wie das ſo kommen konnte — ich und ein mir Unbekannter †† die Einzigen, welche dem Sarge folgten!

* U. a. Stephan Schütz und Heinrich Voß.

** U. a. J. Jagemann und J. Klauer.

† U. a. Heldig, jetzt geh. Hofrath, und C. Schwabe, jetzt Hofrath und Bürgermeiſter.

†† Wie ich nachher gehört habe, Schiller's Schwager, Herr v. Wolfzogen.

Ludwig Friedrich v. Froriep,

Großherzogl. Sächſ. Ober-Medicinalrath zu Weimar, geboren zu Erfurt den 15. Januar 1779.

Wir denken dein, o Herrlicher, in Frieden;
Es iſt der Schwan, doch nicht ſein Lied geſchieden.

Kann man zugleich ſo Perl als Demant ſeyn,
Sturm, Blitz und Abendſonnenſchein?
Ihm war's verliehen, ihm allein.

Das ſanfteſte der Herzen führte Krieg:
Tyrannenſturz! der Freiheit Sieg!

Anmuth und Würde ſchützt er ſtill
Mit goldnem Schild, ein geiſtiger Achill.

Schön wie Virgil und kindlich wie Homer,
Als Plato weiſ', als Kant gedankenſchwer.

Wohl manchem Geiſte fehlt das Herz.
Lies ihn, und du wirſt beide finden,
Die glorreich ſich zum Sieg verbinden.

Hofrath Eduard Gehe,

am 1. Februar 1795 zu Dresden geboren und daſelbſt wohnhaft.

Wenn das reine Gefühl für Tugend und Ehre, der Weisheit
Licht und ein redliches Herz adeln des Genius Flug,
Der zu pierischen Höh'n emporschwebt, daß er die Blumen
Ewiger Schönheit dort pflanz' in dem göttlichen Hain:
Würdiger dann ist Keiner, wie du, o Schiller! des Kranzes,
Den Urania selbst ihren Erkorenen wand!

Karl Geib,

vormals Hauptmann in französischen Diensten, dermalen privatisirender Literat, wohnhaft in Lambsheim, Kanton Frankenthal, im Königl. Bayr. Rheinkreise, geboren daselbst den 16. Februar 1777.

Liebe zu Gott und den Brüdern iſt erſtes aller Gebote:
Sie ſchafft Freiheit der Welt, heiliget menſchliches Thun.
Doch noch eines hat Schiller gelehrt, das Gebotne zu lieben,
Weil in der Heiligung ſich Schönes mit Gutem vereint.

August Gotthilf Gernhard,

Großherzogl. Sächſ. Conſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums zu Weimar, geboren in Naumburg den 4. März 1777.

Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren;
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Mann erzittert nicht!

Ernſt Auguſt von Gersdorff,

Großherzogl. Sachſen-Weim. wirklicher Geheimerrath und Staatsminiſter; wohnhaft zu Weimar; geboren am 25. November 1781 zu Herrnhuth in der Königl. Sächſ. Oberlauſnitz.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Schiller.

Nahe stehe ich dir, verklärter theuerster Name,
Nenne dich Vater beglückt: segne den liebenden Sohn!
Fester schlinge sich stets das geistige Bündniß der Liebe,
Uns zu vereinen mit dir droben im ewigen Licht.

Heinrich Adelbert von Gleichen,
genannt **Rußwurm,**
Schiller's Schwiegersohn, zu Greifenstein ob Bonnland.

Ein leichtbewegtes Meer ist dieses Leben:
Den treibt's hinaus, dem gönnt's im Hafen Ruh,
Im ew'gen Kampf sich hier die Wogen heben,
Dort schwellen sanft dem Blüthenland sie zu.
Vergeblich ist des Menschen schwaches Streben,
Sein Schiff, es eilt der öden Fläche zu;
Du schaust ihn nimmer, treibt es dich vom Strande,
Bis heim du gingst zum ew'gen Vaterlande!

Hermann Goedsche (Armin),
in Endl. aus Trachenberg in Schlesien.

wär es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog.

2) Wünschte ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzen, (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann,) nach

Das Materiale des Dichters, die Sprache, unterscheidet sich dadurch von dem des Tonsetzers und des Malers, daß es selbst ein Kunstwerk ist. Die Sprache steht schon an und für sich auf der Stufe, auf welcher ein Tonstück oder ein Gemälde stehen soll. Sie ist an und für sich Offenbarung des Geistes in der bestimmtesten Gestalt, während der Ton doch nur Offenbarung der Seele im allgemeinen, und die Farbe nur die Oberfläche des Körpers ist.

Maximilian Wilhelm Göhinger,

geboren den 14. November 1799 zu Neustadt bei Stolpen im Königreich Sachsen; jetzt Lehrer an der Realschule zu Schaffhausen in der Schweiz.

Gohlis, bescheidenes Dorf! dich lob' ich mir, wie sich der Kranke
Dankbar preiset den Born, welcher ihm Heilung gewährt.
Strabo mag Städte voll Pracht, voll Lebens und Lust uns bedeuten:
Nichts blieb übrig; sie sind, bis auf die Namen, dahin!
„Hier war Gohlis, ein Dorf" — so ahn' ich die einstige Kunde:
„Hier sang Schiller das Lied,* das uns noch heute erfreut."

* An die Freude, 1785.

Dr. J. K. Goldmayer,

geb. zu Würzburg 1775; als Professor und Oberbibliothekar der Universität daselbst in Ruhestand versetzt 1832.

Dem Schillermonument legt Unterzeichneter die eigenen Worte des Dichters bei. Er konnte nichts Würdigeres finden, und man verzeihe der Hand, die voll Verehrung diese Worte dem Verfasser wieder als Weihrauch darbringt:

„Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Dichter, preis' ich deins!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Und dazu setz' ich:

Was du gedichtet im Herzen, es geschah,
Und du bist ewig deutschen Seelen nah.

Christian Dietrich Grabbe,
geboren zu Detmold.

Es war den 11. Juni im Jahr 1803, an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthalts in Lauchstädt zum Erstenmale die Braut von Messina aufführten. Unser lieber Schiller, unter dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Lauchstädts, besonders von Halle, eine zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unsere Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den älteren Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu sprechen anfing:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
„Wenn dumpftosend der Donner hallt,
„Da, da fühlen sich alle Herzen
„In des furchtbaren Schicksals Gewalt,"

brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte. Dies ergriff mich in dem Moment, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse gleichsam mit herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß, und am Schlusse des Stückes selbst, erregte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Athem und sah nur todtbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorstellenden auf's freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte:

„Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwerlich „wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen „werden!“

Unvergeßlich bleibt mir noch nach 30 Jahren dieser kleine Auftritt; noch unvergeßlicher bleibt mir das Bewußtseyn, des schönen und seltenen Glückes theilhaftig geworden zu seyn, unter den Auspicien der ersten Dichter Deutschlands beim Weimarischen Theater gelebt zu haben.

Schiller lehrte mich selbst den Wallenstein spielen.

Schiller zeigte mir die Bahn, auf welcher ich den Macbeth darzustellen vermochte.

Noch besitze ich jenes Exemplar des Macbeth, welches ich aus seinen Händen zur Vorstellung empfing; es wird mir stets ein Heiligthum bleiben.

Johann Jacob Graff,

geboren zu Münster im Gregorienthale im Ober-Elsaß im Jahr 1768 den 25. September; seit dem 10. April 1793 Mitglied des Weimar'schen Hoftheaters.

Schiller, — wenn er in einer andern Stimmung, als worin die „Götter Griechenlands" entstanden waren, das Christenthum eine „Verklärung des sittlichen Imperativs durch die Liebe" nennt, auch dies freilich zunächst nur im Blick auf die ethische Seite des Christenthums, die aber dem Wesen nach von dem Dogma, und zwar dem innersten und positivsten, dem der Incarnation des göttlichen Logos unzertrennlich ist, — war in jener Zeit, wo sich der Idealismus zur Leichenrede auf Alles, was positive Religion und kirchlicher Glaube hieß, anschickte, ein Prophet des Sieges gewesen, welchen das Christenthum in unsern Tagen vornehmlich auch dadurch feiern sollte, daß die Philosophie ihren größten Werth darein setzt, eine christliche zu seyn und dafür zu gelten.

Dr. Carl Grüneisen,

Königl. Würtemb. Hofprediger, Feldprobst und Oberconsistorialrath, geb. zu Stuttgart den 17. Januar 1802.

Als ich im Herbst 1827 über das Kiölengebirge, durch dessen modernde Urwälder damals noch keine Straße führte, nach Schweden ritt, und mein Pferd in Sumpf und schäumenden Wildbächen versank und hinglitt über schroffe Granitabhänge, und die beim träufenden Nebelregen uns durchrieselnde Kälte jeden andern Gegenstand fern hielt, als den an die Selbsterhaltung, lenkte ein Norwegischer Offizier — wir begleiteten den Drontheimer Gouverneur auf einer Besichtigungsreise der anzulegenden Straße — sein Pferd an meines, und fragte mich in gebrochenem Deutsch: ob bei uns ein Dichter aufgetreten, der Schillern ersetze? Als ich es verneint, sagte er, das werde auch schwer halten. Er liebe ihn so, daß er in jedem Jahr einmal alle seine Tragödien durchlesen müsse, und werde es nie satt! — Daß Schiller auch hier, unter den Schrecken einer sterbenden Natur lebte, und sein Gedächtniß unter den Eispics der nordischen Alpen, über die Gränze der Germanischen Cultur hinaus, an den ewigen Hochmoräften der Lappländer, einem rauhen Normännischen Krieger fast eine Thräne entlockte, dünkte mich das schönste Lob auf Deutschlands großen Dichter.

W. Haering (W. Alexis),

Dr. Phil., früher Königl. Preuß. Kammergerichts-Referendarius, geboren den 29. Juni 1798 zu Breslau, lebt in Berlin.

Ungedruckte Stellen des Wallenstein,

welche nur bei den ersten Darstellungen gehört wurden:

Buttler

sagte, nach dem letzten Gespräch mit Gordon, allein noch:

Ich habe mir den reinen Ruf gespart
Mein Lebenlang: die Argliſt dieſes Herzogs
Raubt mir des Lebens höchſten Schatz, daß ich
Vor dieſem Schwächling Gordon muß erröthen.
Ihm gebt die Treue über alles, nichts
Hat er ſich vorzuwerfen; ſelbſt dem weichlichen
Gefühl entgegen, unterwirft er ſich
Der herben Pflicht: mich hat die Leidenſchaft
Im ſchwachen Augenblick davon gewendet;
Ich ſtehe neben ihm der ſchlechtere Mann.
Und kennt die Welt auch meinen Treubruch nicht,
Ein Wiſſer doch bezeugt ihn, jener hochgeſinnte
Octavio, — es lebt Ein Menſch auf Erden,
Der das Geheimniß hat, mich zu entehren —
Nein! dieſen Schandfleck tilgt nur Blut.
Du, Friedland, oder ich! In meine Hand
Gab dich das Glück, ich bin mir ſelbſt der Nächſte.
Nicht Großmuth iſt der Geiſt der Welt,
Krieg führt der Menſch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daſeyns ſchmalen Boden fechten;
Glatt iſt der Grund, und auf ihn drückt
Die Laſt der Welt mit allen ihren Mächten;
Und wenn er nicht den Rettungsgaſt
Mit ſchnellem Aug' erſpäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit feſtem Fuß,

Ergreift ihn der gewalt'ge Fluß,
Und hingerafft im Strudel seiner Wogen,
Wird er hinabgewälzt und fortgezogen.

Wallenstein zu Gordon.

Gerechtigkeit ist eines Herrschers Tugend,
Ein treues Herz steht dem Beherrschten an;
Nicht Jedem ziemt's, auf seiner schmalen Bahn
Den hohen, fernen Arctur zu befragen,
Du folgst am sichersten der nächsten Pflicht:
Nur der Pilot befragt den Himmelswagen.

Friedrich Heinrich v. d. Hagen,

Dr. und Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin, geb. zu Schmiedeberg in der Uckermark den 19. Februar 1780.

Die Waffen des Mithras.

Keul und Helm, ich grüß' euch herrliche Waffen des Mithras!
Wahrheit beschirmet als Helm, und sie zerkeulet den Trug.
Lebe verborgen in Ruh, vom Helm des Aides versteckt,
Aber heischt es das Recht, schwinge die Keule zum Kampf.

Freiherr Joseph von Hammer-Purgstall,
Kais. Oesterr. Hofrath, Hofdolmetsch, geboren zu Gratz
am 9. Junius 1774.

dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf,) gleich, und fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.

3) Würde es höchst nothwendig sein zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Mannheim zu prakticiren und meine medicinische Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Verwand für mein Wohl zu sorgen cujenire, und weniger fortlasse.

Dichtergröße.

Wo im Gedicht ein hoher Geist von seltner Kraft und Klarheit,
Der Kunst Vollendung mit Gefühls- und Herzensadel einend,
Durch das Gemüth zum Geiste spricht, und mit dem Glanz der Schönheit
Wie mit der Wahrheit Macht das Herz durchdringt, den Sinn verkläret,
Wo frischer Lebensodem weht, des Liedes Stoff beseelend,
Natur aus jedem Bilde strahlt, nicht kalter Formen Kunstwerk,
Da neigen alle Herzen sich dem Dichter: Ihn erwählen
Zum Liebling sich, Ihm huldigen die Edelsten im Lande,
Er ist's, den, wie sein Vaterland, so Völker aller Zonen
Mit Stolz den Ihren nennen, ihm die Ehrenkrone reichend,
Und dessen Name, wenn Er längst dem Irdischen entschwebet
Im Pantheon der Himmelskunst für alle Zeiten strahlet.

Chr. Friedr. Harleß,
K. Preuß. Geheimerrath, Dr. und Prof. der Medicin in Bonn.

Du wirst dem Kindersinn verzeih'n,
Wenn wir aus Dank und Liebe,
Dir unter uns ein ehrend Denkmal weih'n.
Es wird, so wie der Vorzeit Götterhallen
Und ihre Obelisken — einst zerfallen.
Gewalt und Zeit vernichten Erz und Stein.
— Dein Name wird dein bleibend Denkmal seyn!

Johann Georg August von Hartmann,

Königl. Württemb. Geheimerrath, Ritter des Friederichs-Ordens und Comthur des Ordens der Württembergischen Krone, Präsident des Königl. landwirthschaftlichen und des Wohlthätigkeitsvereins u. a. m.; geb. zu Stuttgart am 5. October 1764.

Dom Pedro.

Ein deutsches Trauerspiel des künftigen Jahrhunderts.

Ein Fürst des menschlichen Geschlechts,
Ein Held der Freiheit und des Rechts,
Ein Vaterherz in Heldenbrust,
Durchglüht von Kraft und Thatenlust:

So werden, wenn die Zaubermacht
Von Schiller's Genius erwacht,
Zwei Welten auf der Dichtkunst Höh'n
Dom Pedro sehen, groß und schön!

Friedrich Christian August Hasse,

Dr. der Philosophie, ord. Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig, geboren zu Rehfeld bei Torgau den 1. Januar 1775.

Wer mit forſchendem Aug' tief in das Leben dringt,
Sein Geſetz ſich enthüllt, leiſe ſein Spiel belauſcht,
Würdigt ſeine Bedeutung:
Dem ward Großes von Gott geſchenkt.

Doch noch Größeres dem, der aus erglühter Bruſt,
Was das Leben ihm zeigt, mit des Geſanges Macht
Seinem horchenden Volke
In die ſtaunende Seele geußt.

Raſtlos ſchreitet die Zeit, wechſelt das Zeitgeſchlecht;
Doch der Sänger, er ſteht ewig in hellem Glanz,
Steht hoch über dem Volke,
Ihm ein heiliger Genius.

Neu ſtets huldigt es ihm, tönt in bewegter Bruſt,
Tönt melodiſch vom Mund ſeiner Geſänge Klang,
Und in ſeiner Verklärung
Sieh! wird's ſelber mit ihm verklärt.

Nicolaus Leonhard Heilmann,

Conſiſtorialpräſident und evangeliſcher Pfarrer in Crefeld,
geb. daſelbſt 1776 den 9. December.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wo in das Land der Allemannen
Der ſtolzen Eiche Wipfel weht,
Und, überſchirmt mit ſchwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes ſteht,
Der uns des Weines gold'ne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Aſt dem Blüthenſtamme
Des Vater Rheines zugeſellt;

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunſtgebilde Pracht
Der Luſtgebüſche Schleier wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,
Die friſcher Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptſtadt bringt,
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnenfächer ſchlingt;
Da huldigt mit dieſen Zeilen

Carlsruhe.

Heinrich Heß,

Geheimer Finanzrath, geboren den 19. Januar 1788 zu Haſel auf dem Badiſchen Schwarzwald.

Wo sind die lieben Sänger hingekommen,
Die unsern Hain so zauberisch belebt,
Seitdem der Herbst ihm seinen Schmuck genommen
Und schaurig Weh'n durch seine Zweige bebt?
Sahst du sie, Abendstern? Hast du vernommen,
Wohin mit leichtem Fittich sie geschwebt?
Und werden sie im Frühling wieder kommen,
Wenn über Blüthen sich die Sonn' erhebt?
Sie haben sicher Botschaft überkommen,
Der nun ihr Flug schnell zu gehorchen strebt;
Doch nachzufliegen bleibt mir unbenommen,
Auf Flügeln von der Phantasie gewebt.
So kann ich auch dem Sänger nahe kommen,
Der, ob er starb, in seinen Liedern lebt;
Was einem Lenz des Geistes ist entnommen,
Verknüpft sich fest, wie Tropf' an Tropfen klebt,
Und die in Schiller's Album sich vereinen,
Sein hehrer Geist erkennt sie für die Seinen.

Friedrich Hesekiel,

geboren den 27. October 1794 zu Nebsen in Anhalt-Dessau; Doctor der Philosophie und Herzogl. Sachsen-Altenburgischer Consistorialrath und Generalsuperintendent.

Freund! sage nicht, daß nach dem Tode die Ewigkeit angehe, sondern sage, daß du heute schon in der Ewigkeit dich befindest. Lege den Dingen nicht bei, was nur von der Art herrührt, wie du sie wahrnimmst. Was für den Menschen anhebt, ist schon früher gewesen, und was für uns aufhört, ist noch immer vorhanden. Vernichtungen gibt es nicht in dem Universum; es sind nur Veränderungen an den Dingen, welche uns verhindern, diese ferner noch wahrzunehmen. Die Welt, der Körper verliert keinen Atom, und die Welt der Geister verliert kein Ich.

Johann Heinrich Gottlieb Heusinger,

Doctor der Philosophie, Königl. Sächs. Professor; emeritirt als Lehrer am Cadettencorps, und früher auch Lehrer am Pageninstitut und an der Militärakademie zu Dresden; geb. zu Rbnhild, im Herzogth. Sachsen, den 1. August 1767.

Der ſchwäbiſche Wirth und ſein Gaſt.

W. Ei guten Abend, lieber Freund, was will er?
Roth oder weiß? — Ah, oder von dem Schiller?

G. Ja ihn, der alt vor Alten, neu vor Neuen,
Mir Kopf und Herz wird königlich erfreuen.

Anmerk. Mit dem Worte „Schiller“ werden in Würtemberg die Weine bezeichnet, deren Farbe zwiſchen roth und weiß ſällt. Auch anfänglich rothe Weine nehmen nach einigen Jahren dieſe Farbe an.

L. Heyd,
Stadtpfarrer zu Markgröningen im Würtembergiſchen, geb. zu Ulſingen den 19. Februar 1792.

Es ſtirbt der Menſch, damit der Engel lebe.

Julius Freiherr von der Heyden,
geboren 1786 auf der Oſtſeeinſel Uſedom, wohnhaft in Königsberg, in der Neumark Brandenburg.

Was iſt das Denkmal von Homer? —
Der Griechen göttliche Geſänge.
Es tilgt ſie nicht der Zeiten Länge,
Sie tönen in dem Mund der Menge
Seit dreimaltauſend Jahren her.
Auch unſers Schiller's hehre Lieder
Sie tönen ſpäter Nachwelt wieder,
Wenn lange wird zertrümmert ſeyn
Das Mal von Erz, das Mal von Stein,
Das wir dem hohen Landsmann weih'n
Zu ſeiner nicht, — zu unſrer Ehr'.

Karl Ernſt Adolf von Hoff,

geboren zu Gotha den 1. November 1771, Präſident des Oberconſiſtoriums daſelbſt.

Stuttgardt, den 15ten Juli 1782.

10.

Mein langes Stillschweigen wird mir bei E. E. beinahe den Vorwurf der Indiscretion zugezogen haben, weil ich es nicht nur anstehen ließ, Hochdero letzten gnadigen Brief zu beantworten, sondern auch die zwei bewußte Bücher so lang zurückbehielt. Beides wurde durch eine verdrießliche Geschichte, die ich hier hatte, verzögert. E. E. werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich wegen meiner letzten Hinreise zu Ihnen 14 Tage in Ar-

Toast

bei dem ersten Schillerfeste zu Breslau, am 10. November 1835.

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Die Poeten verachten,
Moneten betrachten,
Die Luchser, die Muckser,
Die Pfennigfuchser,
Die Mucker und Achselzucker,
Die Agio- und Taxenrucker,
Die Linsenleser
Und Zinsenzähler,
Die Couponsschneider
Und Hungerleider,
Die, wo andre vor Freude weinen,
Gleich mit dem Regenschirm erscheinen;
Und wo die Freude droht einzuschlagen,
Den Blitzableiter in der Tasche tragen;
Die dem Teufel scheuen
Und sich wie Teufel freuen;
Die nicht mehr mit dem Zopfe prangen
Und doch an dem Zopfe hangen;
Die Pantoffelgedrückten,
Kartoffelentzückten
Wasser-Verprasser,
Die sich mit der Schlinge der Mäßigkeit schnüren,
Und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen;
Die in lauter Formen und Normen sich bewegen,
In lauter Schmiegen und Biegen sich regen;

Die auf dem Stuhle des Schlendrians ſitzen,
Und in der Schule des Bocksbeutels ſchwitzen.

Es leben die Philiſter,
Ihre Gevattern und ihre Geſchwiſter!
Denn —
Wenn
Die Philiſter nicht mehr leben,
So wird es auch keine Poeten mehr geben!

Hoffmann (von Fallersleben),

Profeſſor an der Breslauer Univerſität; geb. den 2. April 1798 zu Fallersleben im Königreich Hannover.

Vor allen den ausgezeichneten Geistern, welche Jena's blühendste Periode sahen und schufen, ist dein Andenken, erhabener Dichter Schiller, mit unauslöschlichen Zügen in unsere Herzen gegraben.

Dr. Andreas Gottlieb Hoffmann,

geb. den 18. April 1796 zu Welbsleben im Mannsfeldischen, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Jena.

Der Tempel zu Sais.

In der Begeiſterung Schwung, in des Lebens lebendigſtem Leben
Fällt dein Schleier, und klar leuchtet dem Auge der Gott.

Hölder,

Ord. Profeſſor am Gymnaſium in Stuttgart, geb. zu Bebenhauſen den 20. October 1776.

Was war, das iſt und wird ſeyn: denn nur der Schein kann zu ſcheinen aufhören, nicht das Seyn zu ſeyn.

Franz Horn,
zu Berlin, geboren zu Braunſchweig den 30. Juli 1781

Als ich zuerſt von meinen Knabenſpielen
Aufſchaute in des Lebens heitern Tag,
Und ahnend, mit erwachenden Gefühlen,
Zur Ferne ſah, die noch im Nebel lag: —
Da, gleich den Wolken, tauchten auf und kamen
Gebilde an des Horizontes Saum,
Ich fragte ſie — ſie nannten Schiller's Namen,
Und weckten mich aus meinem Jugendtraum.

Und als nun ſpäterhin der frohe Knabe
Den Hain verließ, der ſchützend ihn umfing,
Als ich, zum Mann gereift, am Wanderſtabe
Den wechſelvollen Weg durch's Leben ging:
Da ſah ich vor mir immerdar auf's neue
Geſtalten an Geſtalten ſich ergeh'n,
Und, gleich der langen würd'gen Ahnenreihe,
Mit Schiller's großem Namen vor mir ſteh'n.

Chriſtoph Ernſt, Freiherr von Houwald,

Landſyndikus der Niederlauſitz, auf Neuhaus bei Lübben, geb. am 29. November 1778 zu Straupitz am Spreewalde in der Niederlauſitz.

To Schiller.

Dear poet of my sex! ev'n I
— Though small a muse as thou art great —
Will singing bless my Destiny,
That once my spirit thine could meet
And live with thee on earth, thy name
Also in heaven to proclame!

Hedwig Hülle.
Bremen.

Cicero hat Recht: wer nicht weiß, wie es vor ihm auf der Bühne der Welt ausgesehn, bleibt immer ein Knabe.

Karl Dietrich Hüllmann,

Königl. Preußischer geheimer Regierungsrath und Professor der Geschichte zu Bonn; geboren am 10. September 1765 zu Erdeborn in der Grafschaft Mansfeld.

Es iſt für deutſche Gemüther höchſt erhebend, daß der Nationaldichter unſers Landes, daß Schiller, im Auslande von Jahr zu Jahr an Ruhm und Ehre zunimmt. Aber freilich ſind ſein „Carlos“, ſein „Poſa“, ſein „Tell“, ſeine „Thekla“ auch Appellationen an die geſammte Menſchheit und dieſe Sprache wird in Frankreich und England, in Rußland und Nordamerika eben ſowohl verſtanden, als auf dem unwirthbaren Kjölengebirge, wo es einem Schwediſchen Kapitain zum Bedürfniß geworden war, alle Jahre ſämmtliche Schiller'ſche Tragödien durchzuleſen. Goethe iſt vielgeſtaltiger, er beſaß eine weit größere Productivität; aber Ausländer werden doch durch Schiller mehr angeſprochen.

Dr. Karl Georg Jacob,

Profeſſor an der Königl. Preuß. Landesſchule Pforta, geboren zu Halle am 7. Mai 1797.

Widder im Thierkreis hieß ich dir einſt. O! wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vließ den Beherrſchern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Göttlicher! kehrteſt zurück zu den ſehnenden Völkern.

Dr. Friedrich Jacobs,

geb. den 6. October 1764 zu Gotha; Oberbibliothekar, Aufſeher des Münzkabinets daſelbſt; Ritter des Bayr. Civil-Verdienſt-Ordens, dem Herzogl. Sächſ. Erneſtiniſchen Hausorden affiliirt, Herzogl. S. Coburg-Gothaiſcher geheimer Hofrath.

rest gesperrt wurde. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deswegen eine persönliche Unterredung mit Ihm gehabt.

Wenn E. E. glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursach, die ich keinem Brief anvertrauen darf. Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben. Mein Trauerspiel, die Verschwörung des Fiesko zu Genua wird bis in die

Tief in den Klüften der Berge entſpringen die rauſchenden Ströme,
Welche befruchtend die Flur, Schönheit und Reiz ihr verleihn.
Doch von des Himmels Höh' ſank die Seele des Dichters hernieder,
Welcher der Sterblichen Pfad ſchmückte mit himmliſchem Glanz.
Nie ja kann ſinken ein Volk, das die Worte der Kraft noch erheben;
Blumen der Liebe weih' ihm darum das dankbare Herz:
Denn der Unſterblichkeit Glanz, der die Stirne des Sängers umſchimmert,
Strahlet zurück auf das Volk, das ihn erzeugt und geehrt.

E. Jaekel,
Prorector und Profeſſor am Fried. Werder'ſchen Gymnaſium in Berlin, geb. in Oblau.

Scharf und gemessen weiß Schiller Begriff und Dichtung zu formen;
Philosophisch gewandt gleicht Aristoteles ihm.
Kühn wie ein Adler die Reize des Ganymed mit sich fortreißt,
Zieht er das Schöne zu sich mit in den Himmel hinauf.
Also entschwebt er gar oft als Dichter vor unseren Blicken,
Und aus den Wolken herab zeigt er uns sein Paradies.
Geistvoll durchdringen sie beide, der Deutsche noch mehr als der Grieche,
Wissenschaft, Kunst, Poesie, Leben der Welt und Natur.
Aber durchsichtige Tiefe und milde Klarheit erblick' ich,
Göttlicher Plato, in dir, der sich in Goethe erneut.
Liebend schwebt er herab wie ein Götterbote vom Himmel,
Streut aus dem Füllhorn Apoll's Balsam über uns aus.
Also erblick' ich ein Paar von Zwillingsbrüdern im Geiste,
Die sich ergänzen und die freundlich einander sich nahn,
Wechselnd sich suchen und fliehn, und die goldnen Eimer sich reichen:
Steigt der Eine hinauf, läßt sich der Andre herab.
Drum ist dies Doppelpaar in der alten Zeit und der neuen
Werth der Verehrung und Gunst, ist der Verherrlichung werth.
Freunde, wollt ihr sie preisend erhöhn? o sie wandeln schon oben
Hoch im Aether des Lichts, und ihr reicht doch nicht hinan!
Drum laßt uns alle den Vater der Welt lobpreisen in Eintracht,
Daß er die Boten des Lichts uns auf die Erde gesandt.
Sie sind die Engel des Herrn, denn sie heben uns mit sich hinaufwärts
Läuternd zu seligen Höh'n, stillend den Schmerz dieser Welt.

Dr. Carl Iken,
Verfasser der Leucothea und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, in Bremen.

Canoniſch.

Schön zu leben, iſt wahre Kunſt,
Kunſt im Leben das ſchöne Wahre,
Leben der Kunſt das wahre Schöne,
Wahres Leben die ſchöne Kunſt.

Auguſt Kahlert,
geboren zu Breslau den 6. März 1807.
wohnhaft daſelbſt.

Seine Heroen nennt mit kaltem Stolze der Britte,
Und mit geschwätzigem Mund brüstet sich gallischer Ruhm;
Aber das Herz wird warm, und Begeisterung leuchtet vom Auge,
Wenn Germania spricht: **„Friedrich Schiller — mein Sohn!“**

Carl Adam Kaltenbrunner,

geboren den 30. December 1804, zu Enns in Ober-Oestreich. K. K. Provinzial-Staats-Buchhaltungs-Ingrossist zu Linz in Ober-Oestreich.

„Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen.
„Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
„Der Meldung that von der Vergelterin?“

Dem äußern Ohre hat der Tod geschwiegen,
Dem äußern Auge sind die Geister Lügen,
Hier hört und sieht allein ein innrer Sinn.

Justinus Kerner,

Arzt in Weinsberg, geb. den 18. September 1786
zu Ludwigsburg bei Marbach.

Es wollen Viele dir ein Denkmal bau'n,
Ein Steinchen möcht' ich auch dazu behau'n.
Dies Denkmal soll den fernen Zeiten sagen,
Wie unsre Herzen liebend dir geschlagen.

Du hast ein andres selber dir erbaut,
Das spricht zu deinem Ruhm noch stark und laut,
Wird jenes auch im Lauf der Zeit zerfallen;
Zu diesem noch die spätsten Enkel wallen.

Und dann in ungezählten Herzen hebt
Ein Denkmal sich, das nicht nur irdisch lebt.
Schon viel der Seelen sind zu dir gekommen,
Die es in jene Welt dir mitgenommen.

So will ich thun, wie diese auch gethan.
Als Knabe schon fing ich zu bauen an;
Seh' ich dich einst, frei von der Erde Schranken,
Soll dir mein Lied in ew'ger Klarheit danken.

Wilhelm Kilzer.
Lehrer an der Musterschule in Frankfurt a. M.

Wünſchen möcht' ich, daß an meinem Grabe
Mancher, den ich retten konnte, weint,
Mancher ſpricht, den ich getröſtet habe:
„Mit den Menſchen hat er's gut gemeint."

Lieder für Blinde und von Blinden: „Das Wiederſehen."
Seite 125.

Johann Wilhelm Klein,

Kaiſerl. Rath und Director des Blindeninſtituts in Wien, vormals auf der hohen Karlsſchule in Stuttgart, geb. den 14. April 1765 zu Allerheim bei Nördlingen, welcher Ort in Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs in den letzten Blättern genannt iſt.

Schaut wie der Aar in hohen Lüften kreis't,
Im königlichen Aufschwung zu der Sonne!
Lichtwolken tragen ihn. — Bewundrung preis't
Laut huld'gend ihn mit der Begeist'rung Wonne.
Ein Meister schwebt empor mit Sphärenschwingen,
Reicht an die Sterne, darf zum Urquell dringen!

Georg von Kleist,

geb. am $^{22}/_{10}$ April 1788 auf seinem Ahnensitze und Familiengute Leegen in Curland.

Die Huldigung, die dieſe Zeile bringt,
Hat oft das Herz im Stillen dargebracht.

Dr. Reinhold Klotz,

Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Leipzig, Adjunct des Königl. Philolog. Seminariums u. ſ. w. Geboren zu Stollberg im Königreich Sachſen, den 15. März 1807.

Am deutschen Himmel glänzt ein Stern,
Den keine Zeit wird trüben.
Rein ist sein Licht, gehaltvoll ist sein Kern
Von Shakspear's Geist und innrer Kraft getrieben,
Blieb keiner Zon' sein Name fern.
Hinauf zu ihm schaut' ich als Jüngling gern,
Treu ist er mir im Alter Trost geblieben,
Und hehr — mit ew'ger Schrift geschrieben —
Strahlt Schiller's Ruhm, als Deutschland's schönster Stern! —

Berlin.

Carl Friedrich von dem Knesebeck,

Königl. Preuß. General der Infanterie, erster General-Adjudant Sr. Majestät des Königs, Chef des reitenden Feldjäger-Corps, Ritter des Preußischen schwarzen Adler-Ordens, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des eisernen Kreuzes I. und II. Klasse; Großkreuz des Russischen St. Andreas-, Alexander Newsky-, Wladimir- II. Klasse, Kaiserl. Oestreichischen Leopold-, Königl. Bayerschen Militär-Verdienst-Ordens ꝛc. ꝛc. Geboren zu Carwe bei Ruppin in der Kurmark Brandenburg den 8. Mai 1768.

Mitte des Auguſts fertig, und fähig ſein E. E. zur Prüfung vorgelegt zu werden.

Die Geſchichte des Spaniers Dom Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt vielleicht eines von den nächſten Sujets, das ich bearbeiten werde.

Wagners Kindsmörderin hat rührende Situationen und intereſſante Züge. Doch erhebt ſie ſich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht. Sie wirkt nicht ſehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Waſſer. Um den Makbeth hat er gar nicht das geringſte Verdienſt.

Beide Bücher ſende ich E. E. hier mit dem unterthänigſten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer ſolchen Arbeit zu ſetzen wagen.

Ich ſchließe mit der Erklärung meiner voll-

Die wahre Kunst ist immer im Rapport mit dem öffentlichen Leben und der Religion, und läßt sich nicht in Gallerien verschließen.

Das Nützliche schaffen wir, können es nach unserm Willen ausstrecken, dehnen und vermehren, je nachdem unsere Bedürfnisse kumpicht, kleiner und einfach, oder groß seyn können. Jemehr die Bedürfnisse sich vermehren, jemehr Werth gewinnt das Nützliche; das Schöne, besonders das Große und Erhabene, sind leere Worte für den Eigennutz, das Nützliche hingegen ist reell, man weiß, was man daran hat, man kann solches mit Händen greifen. Von der Schönheit, die nichts einträgt, sagt man, sie sey eine götterartige Natur, ein Mägdlein ohne Heirathsgut.

Die alte Kunst hatte ihre Wiege in der Freiheit, in den Republiken, in dem Patriotismus wohlhabender, nicht ausgesogener Bürger; dies bezeugt die Kunstgeschichte der Christen und Heiden. Selbst in den modernen Republiken wollen, Gott sey's gedankt, keine Kunstakademien Fuß fassen. Die Schönheit und Großheit der Kunst kann durchaus keinen Behördenzwang und Bettelarmuth ertragen, sondern Wohlhabenheit, Launen und Frohsinn sind ihre Lust; wer das nicht glauben will, der sehe die Ueberreste von Griechenland, Florenz und Nürnberg und Cöln. Fürstliche Höfe haben immer nur genascht, was auf dem kunstgemessenen Boden in Freiheit ohne Verschönerungscommission gewachsen war.

Rom.

Joseph Anton Koch,

aus dem Lechthal, Pfarrei Reidingald des Landes Tyrol, geboren am 27. Juli 1768.

Nicht durch grammatiſche Brillen, gefärbt in der Meinungen Wechſel,
Schauteſt ermatteten Blicks du die helleniſche Kunſt;
Sondern das reine Gebild, wie die Alten gelebt und gedichtet,
Nahmſt in verwandten Gemüths treueſtem Spiegel du auf.
Und urkräftig zurück warf ſolcher der Bildungen Fülle,
Nicht in der friſchen Copie läugnend das Original.

Guſtav Eduard Köhler,

Conrector und Bibliothekar am Gymnaſium zu Zwickau, geb. den 24. December 1795 zu Ober-Wieſenthal im Königr. Sachſen.

Darfſt du Großes nicht vollbringen,
Sollſt du's ſagen, ſollſt du's ſingen,
Daß die Jugend wohl es merke,
Sich zu edeln Thaten ſtärke,
Unverzagt am Glauben halte,
Daß der alte Gott noch walte,
Der dem Treuen, Klugen, Frommen
Läßt die rechte Stunde kommen.

Rom.

Fr. v. Kölle,

Königl. Würtemb. geheimer Legationsrath und Ritter des Kronenordens, geb. in Tübingen.

Keine menſchliche Macht iſt fähig, den nothwendigen Entwicklungsgang der Völker aufzuhalten; das Schickſalsrad, in deſſen Speichen vermeſſener Leichtſinn oder ruchloſe Herrſchſucht zu greifen wagt, rollt fort, indeß der zerſchmetterte Arm die Allgewalt einer geiſtigen Nemeſis verkündigt.

Johann Fried. Chriſtoph Kortüm,

Dr. der Philoſ. und Prof. der Geſchichte an der Hochſchule zu Bern in der Schweiz; geboren am 24. Feb. 1788 zu Eichhorſt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz.

Wie Albano, als er in einer Mondnacht Rom betrat und ihn die Schatten jener Großen, denen das große Vaterland nachgestorben, begeisternd umwehten, empfand, — so nur, denke ich, kann man empfinden auf dem Grabe Schiller's, dessen Schatten trauernd, nicht verachtend, immerdar hernieder sehen möge auf das große heilige Vaterland!

Elberfeld.

Goswin Krackrügge,

geb. am 19. October 1804 zu Soest in Westphalen, Redacteur des Elberfelder Täglichen Anzeigers.

Motto.

Wo ein Sinn für Edles offen,
Haſt du, Edler! ihn getroffen,
Und ein Denkmal, mehr denn erzen,
Dir erbaut in deutſchen Herzen.

Für jetzige Krittler.

Greifen Titanen kühn
Stark nach den Bahnen hin,
Wo über'm Wetterblitz
Thron und der Götterſitz;
Mäkeln die Laffen feiſt,
Gaffen und klaffen dreiſt,
Läuten und deuten,
Wie es gekommen,
Daß der Titane nicht höher geklommen.

Doch wie das Herz beengt,
Wann's himmelwärts ihn drängt,
Faſſen ſie nimmermehr,
Kleben am Schimmer ſehr.
Laſſe d'rum, Dichterheld,
Bellen die Wichterwelt!
Mäkeln die ekeln
Kleinen an Allen,
Läßt ſich ja Gott auch daſſelbe gefallen.

J. Kreuſer,
Gymnaſiallehrer zu Ehin; geboren den 4. Auguſt 1795.

Schiller's Denkmal.

Herrlich strahlet am Himmel die Leier des tragischen Sängers:
Also gebühret auch ihm unter den Sternen ein Kranz.

Friedrich Kries,
Professor am Gymnasium zu Gotha, geb. zu Thorn in Westpreußen den 18. October 1768.

Freiheit, Edelsinn, Muth — sie waren dir himmlische Musen,
Tiefer bewegend das Herz, hauchend Gesangeslust ein.
Darum huldigten dir Germania's Töchter und Söhne;
Selbst Europa's Geschlecht lauschte dem süßen Getön;
Und die Götter Olymp's, durch dein sehnsüchtiges Klaglied
Langem Schlummer entrückt, gaben Unsterblichkeit dir.

Dr. Wilhelm Traugott Krug,

Professor der Philosophie zu Leipzig. Geboren zu Radis bei Wittenberg am 22. Juni 1770.

Um Germanias ſanfte Schläfe, in der blonden Locken Glanz,
Schlingen deine kühnſten Lieder einen ewig grünen Kranz;
Für das gute Recht der Völker, für der Freiheit Heiligthum,
Sangeſt du in deutſcher Zunge laut ein Evangelium.

Was den deutſchen Mann durchzittert, was der Frauen Herz erhebt,
Ahnungsvoll und frühlingshelle von der Leier Saiten bebt:
Wahrheit, Ehre, Freiheit, Liebe, Tugend, Sittſamkeit, und Pflicht;
Du erhebſt die Weltgeſchichte, ein Prophet, zum Weltgericht.

Darum leben deine Lieder im Gemüth der Nation,
Unſerm großen deutſchen Barden ein erhabner Minnelohn;
Darum ſendet reiche Gaben eines jeden Volkes Hand,
Einen Tempel dir zu gründen in dem lieben Schwabenland.

Heinrich Künzel,

Dr. der Philoſophie, geboren am 31. December 1810 zu Darmſtadt. Zur Zeit daſelbſt wohnend.

Er hat im Sturm der wilden Völkerwogen
Um ſeine Zeit, die Vieles nicht verſtanden,
Gewölbt der Dichtung ſanften Friedensbogen,
Wo alle nun ſich freundlich nahe fanden;
Sein Deutſchland iſt's, das er hat mit erzogen,
Vor allem Volk, vor allen andern Landen,
Daß reich und innig nun in ihm die Geiſter,
In ihm ſich finden, ihrem hohen Meiſter.

Friedrich Kuhn,

in Dresden; geboren zu Dresden am 2. September 1774.

kommensten Dankbarkeit für den Antheil, den E. E. bisher an meinem Schicksal genommen, und werde nie aufhören mit der größten Veneration mich zu nennen

Ew. Excellenz

ganz unterthänigen Diener
und wahren Verehrer

Schiller,
Medicus.

An Seine Excellenz

Herrn Baron von Dalberg,

Geheimerath Oberfilberkämmerling und Vicekammerpräsidenten Seiner Kurfürstl. Durchl. zu Pfalz u. Baiern ꝛc. ꝛc.

zu Mannheim.

Daß auch der Alltagsmenſch in Germaniens regſamen Gauen
Nicht bloß von Alltagsbrod lebet und Alltagsgetränk;
Daß er, ſo oft's ihm beliebt, auch für ſich den Himmel geöffnet
Findet und gaſtlich daſelbſt himmliſche Labung bereit:
Das, o Schiller, verdankt dir zumeiſt das proſaiſche Deutſchland,
Das mit den Laien auch ich, der dir hier feſtlich genaht.
Feſtliche, ſelige Stunden, geweiht zu ambroſiſchem Leben,
Die du uns dichtend erſchufſt! Dank dir, o Schiller, dafür!

M. Johann Gottlieb Lehmann,

Königl. Preußiſcher Director des Gymnaſiums zu Luckau in der Niederlauſitz. Geboren in Sonnewalde den 25. März 1782.

Goethe und Schiller.

Wie ein reizendes Weib entzückt mich und feſſelt der Eine,
Wie den bewährten Freund drück' ich den Andern an's Herz.

Friederich von Fehr,

Königl. Würtemb. geheimer Legationsrath ꝛc. erſter Bibliothekar Sr. Maj. des Königs, geheimer Secretair Ihrer Maj. der Königin, geb. in Hanau am 4. Februar 1782.

Nicht wagen dir sie Schweigen aufzulegen,
Durch deines Geistes Majestät bezwungen,
Und frei ergießt in tausend Flammenzungen
Er über Deutschlands Volk sich allerwegen,
Daß Tausende selbst an den fernsten Marken,
Wie glutgetauft, an Herz und Sinn erstarken.

Carl Gottfried Ritter von Leitner,

Landstand in Steiermark, geboren zu Grätz am 18. November 1800.

Erfüllung.

Von Schottlands Heiden zu den Pyrenäen,
Neapels Golf zu märk'schen Niederungen
Hab' ich gar viel beschrieben und besungen,
Zu pflügen früh beflissen und zu säen.

Doch trotzt die böse Zeit mir unbezwungen.
Dem Wasserſturz kann ich nicht widerſtehen,
Und muß mit Schmerz am Ende mir gestehen,
Daß meine Stimme ungehört verklungen.

Sie ruhe denn in Schiller's eh'rnen Zehen.
Schlägt ein Jahrtausend einst das Bild in Stücke,
Erfährt die Welt doch auch von diesem Reimer:

So hört ein Gott zuletzt beharrlich Flehen;
Und weigern Brockhaus, Cotta sich und Reimer,
Er führt den Sänger doch zum ew'gen Glücke.

Mar. Löwenthal,
K. K. Hofconcipist der allgemeinen Hofkammer in Wien, geboren daselbst am 7. April 1799.

Der Kern bist du des deutschen Seyns, der Glaube
An jede Tugend, die den Menschen ehrt,
Die Hoffnung, daß schon hier im niedern Staube
Ein Gott die Wahrheit schirme unversehrt;
Die Liebe, nicht bestimmt der Lust zum Raube,
Du hattest sie, du hast sie uns gelehrt.
Vergöttert nie die Macht der dunkeln Triebe,
Vergöttlicht hast du uns die Kraft der Liebe.

G. Wilhelm v. Lüdemann,

geboren zu Cüstrin 1796; Gutsbesitzer in Schlesien zu Zyrusberg bei Freystadt.

Jahre kommen und gehen; Geld rollt, Macht bricht, Schönheit verblüht: nur die Gedanken eines großen Geiſtes ſind ewig.

Johann Graf Mailáth,
Dichter und Geſchichtſchreiber zu Wien.

Er und sein Schicksal.

Deutscher Barde! frei und groß,
Seltsam fiel dein Lebensloos; —
Ward'st gefeiert und gepriesen,
Ward'st verketzert und verwiesen;
Angestaunt in deinem Streben,
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt. —
Ach! vergib dem Vaterland,
Meister! seinen Unverstand!

Gotthilf August v. Maltitz,

zu Dresden; geboren bei Königsberg in Ostpreußen am 9. Juli 1794.

Ihr kennt das Lied, mit Heldenkraft erſonnen,
Ein Rieſenbau, den Geiſtern aufgeſtellt;
An dieſem Werk, hienieden nur begonnen, *
Stieg er hinan in eine höh're Welt;
Als er den höchſten Dichterſchwung gewonnen,
War ſchon zu fern der Erde Thränenfeld,
Er kam nicht heim, ſein Werk iſt unbeendet,
Ach, und der hohe Bildner nur vollendet.

Gönnt ihnen, tief in unſ're Nacht verwieſen,
Den reinen Sehern höh'rer Göttlichkeit,
So gern verkannt, ſo tadelnd nur geprieſen,
Den höchſten Dichterflug, der ſie befreit,
Den nicht die ird'ſchen Hörer mehr genießen,
Weil er der Brautgruß der Unſterblichkeit:
Das Höchſte nur, was wir gedacht im Leben,
Vermag vom Sterbebett uns zu erheben. **

* Demetrius.

** „Gib mir einen großen Gedanken, damit ich mich aufſchwingen kann" — ſagte Herder ſterbend zu ſeinem Sohne.

Rio Janeiro, 1851.

Franz Friedrich Apollonius von Maltitz,

Ruſſiſch. Kaiſerl. Collegienrath, erſter Geſandtſchafts-Secretair in München, geb. in Gera den 6. Juni 1795.

Hoch, ſehr hoch achte ich den wiſſenſchaftlich gründlich ausgebildeten Verſtand; höher aber, viel höher noch ſtehet mir der ſittlich veredelte Wille, der allem Guten nachſtrebt. — Darum iſt mir unſer-Schiller ehrwürdiger und theurer, als viele andere, an Intelligenz ihn vielleicht übertreffende Geiſter.

Chriſtoph Reinhard Dietrich Martin,

der Rechte Dr. und ordentlicher Honorar-Profeſſor zu Jena, Großherzoglich Sachſen-Weimar-Eiſenachiſcher Geheimer-Juſtizrath und nicht-akademiſches Mitglied des Großherzoglich und Herzoglich Sächſiſchen, auch Fürſtlich Reußiſchen Geſammt-Ober-Appellationsgerichts daſelbſt. Geboren zu Bovenden, bei Göttingen, am 2. Februar 1772.

Wer hat die Poesie geehrt,
Wie Er, so früh von uns entbehrt?
Sie zähle größere Vollbringer
In ihrer gotterfüllten Schaar,
Doch ist sie stolz auf diesen Ringer,
Weil keiner feurigtreuer war,
Ob Sieg ihn kränzt', ihn Todeszwang
Abrief vom letzten Kranzempfang.

Karl Friedrich Hartmann Mayer,

Königl. Würtembergischer Oberjustizrath, Oberamtsrichter zu Waiblingen, geboren zu Neckar-Bischofsheim im Kraichgau den 22. März 1786.

11.

Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgardt, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen

Sofo e cantor, che doppio al crin cingesti
Di Melpomene il serto, e quel di Clio,
E sul tuo plettro astri fiammanti avesti
Amor, virtude, e libertade, e Dio!

Se a teutonico applauso avvien ch'io desti
L' eco del Po, non vil omaggio è il mio,
Servitù, tirannia, odii funesti,
Fatto in sublime vision spasìo. —

Tempo verrà, che dallo stral del vero
L'occhi arderan, qual fiamma a fiamma appresso,
Il germanico e l'italo pensiero;

E genii amici, le catene infrante,
Sull' Alpe si daran fraterno amplesso,
Come in cielo tel' diè l'ombra di Dante.

Enrico Mayer.
Fiorénza.

Noch immer will die Zeit bloß Zahlen, keine Perſonen. Sie übt die Kunſt, nichts zu ſeyn; der öffentliche Dienſt wird eine Analyſis des Lebens, deren Tugend die mathematiſche Selbſtgerechtigkeit der Größen iſt. Sie liegt vor uns, wie eine Kategorientafel, deren kühnſte Blüthe ein Kapitel von den Antinomien der reinen Vernunft iſt. Sie leidet an dem Widerſpruch, alles haben und nichts ſeyn zu wollen; ſie bringt ſich um die Subſtanz, weil ſie auch ihr Denken unter der Form der Ausdehnung ſehen will. Und doch kann ſie einen geheimen Durſt, ihrer ſelbſt los zu werden, nicht unterdrücken, und greift krampfhaft nach dem dürren Baum der Syſteme, die ihr dazu die Ausſicht geben. Aber auch ihre Wiſſenſchaft iſt nur Logik, keine Metaphyſik, noch viel weniger Ethik; ſie hat keinen Charakter. Laßt uns vierfältig wiedergeben, was wir Unrecht gethan haben, und nicht mehr für uns behalten, als wir für uns ſind.

G. Klehring,

Decan zu Langenburg, geb. den 5. April 1798.

Im Dichtergarten drängt ſich Blum' an Blume,
Daran die Farben wir und Düfte loben,
Doch wird der Garten erſt zum Heiligthume,
Wo ſich die weiße Lilie hat erhoben.

Viel Sänger an des Venusberges Pforte
Hört man ſüßflötend, luſtig pfeifend locken,
Doch hoher Sinn nur hat die Macht der Worte,
Vom Thurm nur tönen uns die heil'gen Glocken.

Du trachteteſt ſtets nach der Menſchheit Höhen
Und bliebſt der ebenen Gemeinheit ferne,
O Schiller, wie ſich in den Alpenſeen
Nur hohe Gletſcher ſpiegeln und die Sterne.

Zum Hohen alles ſtrebt, was du gedichtet,
Gleich einer rauchlos reinen Opferflamme,
Ein Feuerzeichen, auf dem Berg errichtet,
Weitum erkannt vom deutſchen Völkerſtamme.

Wolfgang Menzel,

geb. den 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schleſien, anſäſſig in Stuttgart.

D. M. S.

Heilige Manen des Unsterblichen! — Apollo-Musagetes Liebling, — Deutschlands Stolz und Ruhm, — empfangt die Huldigung eines Greises, der ein Jüngling war und deines Alters, als du, Schiller, dem göttergleichen Achilles ähnlich an Gestalt und Kraft, in Schwabens Rebengefilden ihm erschienst, und in den gigantischen Räubern, — dem Despoten ein Aergerniß, dem Schwächling eine Thorheit, — dein mächtig aufstrebender Genius hervorbrach. Da sah ich dich, jenem trotzend, diesen verachtend, selbständig entschlossen, freiern Kreisen zueilen, um nicht das Schreckensloos unsers Freundes, des kühnen Sängers der „Fürstengruft", in Aspergs Burgverließ zu theilen. — Dann warst du zwar meinem irdischen Auge für immer entschwunden; doch mein geistiger Blick folgte immerdar deinem leuchtenden Genius, der nun, im Ringen nach dem Göttlichen sich erhebend, der nur von ihm erreichten Sternenhöhe des Ideals alles Schönen, Großen, Erhabenen, Herrlichen, wie je die Musen des himmlischen Gesanges und der ernsten Geschichte es einem Sterblichen vergönnten, zuflog. Dorther ertönte deine begeisterte Leier, — der Ehrfurcht für das Heilige, dem Ruhm der Heldentugenden; oder sie klang, mit Hoheit des Geistes und Fülle des Gemüths, der treuen Freundschaft, der geheiligten Liebe, der „Frauenwürde"; oder ihre dithyrambisch-zürnenden Saiten straften Heuchelei, Hochverrath, Aufruhr, Blutrache; oder die Muse des Ruhms, Clio, geleitete dich in der Geschichte ernste Gebiete, mit dir erforschend ihre cimmerischen Tiefen: — bis du Herrlicher dann, noch im kräftigsten Mannesalter, — gleich dem der Sonne zueilenden jugendlichen Adler, — von der Erde emporstiegst zu den Himmlischen. —

Heil dir! — Uns aber, deine Verehrer, ließest du trauernd zurück im Thal des Todes; doch auch wieder getröstet, durch unsers Klopstock's einfach hohes Wort, wenn, ohne Abschied von seinen Geistes- und Herzensverwandten scheidend, er, schon verklärten Blickes, sprach: — „man sieht sich immer wieder!“

Friedrich Johann Lorenz Meyer,

Dr. der Rechte, Domherr, letzter Capitular und Präsident des, mit ihm erlöschenden, Hamburgs Gründungs-Alter gleichen, mehr als tausendjährigen Domstiftes dieses Freistaates.

Geboren in Hamburg, den 22. Januar 1760.

Es ſey der Dichter ſeines Volkes Herz!
Gar bald wird dann von nie geſagten Dingen
In ſeiner Hand von ſelbſt die Harfe klingen.

Julius Moſen,

aus Marienei im Voigtlande, geboren am 6. Juli 1805; zur Zeit Anwalt in Kohren bei Frohburg im Königreich Sachſen.

Zwei Räthſel in Einem.

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz u. ſ. w.

Schiller.

Kennſt du das Bild auf hartem Grunde?
Der Lorbeer gibt ihm Licht und Glanz,
Längſt ſchlug des Urbilds letzte Stunde,
Doch grünet lebensfriſch ſein Kranz;
Ein Meiſter hat es ausgeführet,
Der lichte Himmel faßt es ein,
Und wen nicht ſeine Größe rühret,
Der kann kein echter Schwabe ſeyn.

Und kannſt du mir das Denkmal nennen?
Aus vielen Blättern, nicht aus Stein,
Für das viel Autorherzen brennen,
Und jeder ſieht mit Stolz hinein;
Des Dichters Geiſt iſt abgemalet
Gar bunt in ſeinem bunten Kreis,
Doch die Geſellen überſtrahlet
Der Meiſter, ihm gebühret der Preis!

Dr. Immanuel Gottlieb Moſer,
königlicher Bibliothekar und Oberſtudienrath. geb. den 26. November 1790 in Stuttgart.

Motto.

Marmor bricht und Eisen roſtet
Und das Denkmal ſtürzt einſt um,
Doch ſein Lied in Aller Munde
Iſt das ſchönſte Heiligthum.

In des Sängerkönigs Preiſe
Finden ſich die Barden ein,
Und in tauſendfält'ger Weiſe
Wiederhallt der heil'ge Hain.

Von der Barden Munde tönet
Heut' noch kräft'ger der Geſang,
Stärker rauſchet jetzt und lauter
Durch den Hain der Harfenklang.

Zitternd greift der greiſe Sänger,
Dem die Harfe längſt entglitt,
Jetzt in die beſtaubten Saiten,
Singt zur heil'gen Feier mit.

Holder Frauen Silberſtimmen
Schwellen heut' in voller'm Klang,
Ehre ſingen ſie dem Sänger,
Der einſt: „Ehrt die Frauen!“ ſang.

Und mit ſchüchternem Gemüthe,
Langſam iſt ſein Schritt und leiſ',
Tritt ein Lehrling auch der Barden
In der Meiſter ernſten Kreis;

Singt mit leiſer, banger Stimme,
Singt ſo gut, als er's vermag,
Doch mit demuthsvollem Zagen
Seiner Meiſter Weiſe nach.

Die verhaltnen, ſchwachen Töne,
Hörbar kaum im Meiſterchor,
Dringen doch zu des geliebten
Sängerkönigs Geiſterohr.

Und hat ihm das Lied gefallen,
Das die Meiſter ihm geweiht,
Hat ihn auch des Bardenlehrlings
Herzentquell'ner Sang erfreut.

Denn ihm gilt der fromme Wille
Wie die angeborne Kraft,
Die aus reichgefülltem Schachte
Lauteres Gold zu Tage ſchafft.

Jünger hat voll Lieb' geſungen
Seine Lieder himmelwärts,
Sängerkönig hat's verſtanden,
Denn er kennt das Menſchenherz.

Brandenburg.

Adolph Müller,
aus Anhalt.

Er ſchläft einen heiligen Schlaf, denn die Weiſen ſterben nicht.

Aeſchylos.

Adelbert Müller,
in Regensburg. Herausgeber der Sagen und Legenden der Bayern.

Verhältnisse plötzlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schaamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß; es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das woraus E. E. meinen Charakter er-

Still, wie Natur tief im Verborgnen waltet,
Aus kleinſtem Saatkorn goldne Saaten webt,
Haſt du im Innern eine Welt entfaltet,
Das Ideal mit Schöpferhauch belebt.
So ward durch dich im kleinſten Raum geſtaltet,
Was tauſend Monumente überlebt;
Nicht an den Ort, nicht an die Zeit gebunden:
Wer Großes ſchuf, der lebt für ew'ge Stunden.

Dr. Friedrich von Müller,

Großherzogl. Sachſen-Weimar. Geheimerrath und Canzler zu Weimar, geboren zu Cunreuth bei Erlangen, den 13. April 1779.

Schiller an Rouſſeau 1782.

Monument von unſrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeau's Grab, gegrüßet ſeyſt du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens,
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter und die Weiſen ſtarben;
Nun iſt's lichter und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

J. J. Rouſſeau's Erzbild in Genf
an
Schiller's Erzbild in Stuttgart.

Monument in erzenem Gewande,
Schöne Lobſchrift deinem Mutterlande,
Schiller's Bild! gegrüßet ſeyſt du mir!
Ehr' und Ruhm dem Leuchten deines Lebens!
Ehr' und Ruhm! des reinen Dichterſtrebens
Lohn und Ruhm und Kranz, die wurden dir.

Meine Wunden konnten leicht vernarben;
War's doch finſter, als die irrend ſtarben,
Die nun ſchauen! Auch der Haß erſtirbt.
Kränkten mich wohl bitter die Sophiſten,
Litt ich Herbes auch von Bruderchriſten,
Ward mir Recht doch, wie's die Zeit erwirbt.

Genf.

Chriſtian Müller,
Doctor, Pädagog; geb. zu Eiſenach 1790.

Wer in düſtern gramumwölkten Stunden
Nirgends Troſt und Kräftigung gefunden,
Flüchtet gern in jene Wunderwelt,
Die ein Hoherprieſter der Kamönen,
Der Verherrlicher des Sittlichſchönen,
Mit dem Lichte ſeiner Kunſt erhellt.

Und umringt von zauberiſchen Geſtalten,
Wie ſie nie durch's Erdenleben wallten,
Hebt er freudig den geſenkten Blick,
Und es kehrt beim Klange hoher Lieder
Ihm die Hoffnung ſchönrer Zeiten wieder,
Und mit ihr ein neuerſchaffnes Glück.

Und er fühlt, daß von den Gaben allen,
Die uns aus der Götter Hand gefallen,
Doch die ſchönſte bleibt die Poeſie;
Und es wird den Dichter wie den Weiſen
Dankerfüllt die fernſte Nachwelt preiſen,
Schiller's heil'ger Ruhm verklinget nie.

Karl Ludwig Methuſalem Müller,

H. Sachſen-Hildburgh. Hofrath, geboren zu Schleudiz im Herzogth. Sachſen, den 16. Juni 1771, wohnhaft zu Leipzig als Privatgelehrter.

Du ſteheſt in unvergänglichem Glanz
Und lebſt in der Edleren Sehnen,
Und mancher Sänger dankt dir den Kranz,
Und mancher die ſüßeren Thränen;
Und was dein Auge von Ferne ahnt,
Dem haben die Zeiten den Weg gebahnt.

Ernſt Münch,

Königl. Würtembera. Geheimer Hofrath und Privatbibliothekar des Königs, ſeit 1851 Ritter des Ordens der Niederländiſchen Krone; geboren zu Rheinfelden im Canton Aargau am Rhein den 25. October 1798.

Was dir vor allen Dichtern deutſcher Zungen
Die Palme reicht, das iſt dein hoher Sinn;
Nie gabſt du für des Pöbels Huldigungen
Das Heiligthum der keuſchen Charis hin.
Du haſt als Meiſter deiner Kunſt geſungen,
Nicht um des Beifalls launiſchen Gewinn;
Denn immer noch war Höher's zu erſtreben,
Dem Ideal des Schönen galt dein Leben.

Du blickteſt in des eig'nen Herzens Tiefen,
Und Welten ſtanden auf vor deinem Blick.
Die Zauber deines mächt'gen Geiſtes riefen
Die Todten aus der Schattenwelt zurück.
Du weckteſt Helden, die im Grabe ſchliefen,
Und weckteſt ſelbſt ihr wechſelndes Geſchick.
Der Menſchheit höchſte Luſt und ihre Schmerzen,
Du trugeſt Alles in dem eig'nen Herzen.

Dr. Ludwig Aeuſſer,

Stadtpfarrer am Münſter in Ulm und Aſſeſſor beim Königl. obergerichtlichen Senat für den Donaukreis; geb. zu Stuttgart den 16. Januar 1769.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom wahren Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ozean.
Das Meer iſt groß, die Nuß iſt klein;
Hat wohl am kleinen Wunderſchrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht? —
Such't! Such't! —

Die Wahrheit ſchrieb die Kunde
Vom wahren Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,
Auf des Hirnleins glatte Schale.
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergebens nachgeſtellt.
Nur zugeforſcht! wer weiß denn auch,
Ob nicht das Vöglein einem Strauch
Zu ſeinem Sitze auserkiest
Und, frohgelaunt bei Frühlingswettern,
Von ſeinen Schopfgeborgnen Lettern
Euch ſingend was herunterliest? —
Iſt auch das Vöglein auf der Flucht,
Such't! Such't!

Nicolaus Niembſch von Strehlenau,

geboren zu Csatád in Ungarn, den 13. Auguſt 1802.
wohnhaft in Wien.

Großer Denkmale und feierlicher Erinnerungen iſt der Mann würdig, der die ganze Kraft ſeines Geiſtes und Lebens geopfert, um ſein Zeitalter zu bilden, andere Geiſter zum Nachſtreben zu wecken, vielen Herzen Begeiſterung für das Schöne und Gute einzuflößen, ſein Vaterland durch den Ruhm ſeines Namens zu ehren, auf die ſpäte Nachwelt die Größe ſeiner Gedanken fortzupflanzen. Obgleich ſchon Jahrzehende verfloſſen ſind, ſeit Schiller ſeinen Griffel hingelegt hat, ſo wirkt und lebt er noch, und der Unbegeiſterte wärmt ſich an ſeinem Feuer, der Schwache erhebt ſich an ſeiner Kraft, der Niedergeſchlagene ſchöpft aus der reichen Quelle ſeiner Schriften Erfriſchung und Heiterkeit. Unter den Tauſenden, die er emporgehoben, ſey auch mein Dank ſtill in den Grundſtein ſeines Denkmals niedergelegt.

M. Jacob Benjamin Viethammer,

Pfarrer in Eningen und Achalm, geb. zu Dürrenzimmern den 1. September 1775; Ueberſetzer von Schiller's Glocke in's Lateiniſche.

Unfern von hier liegt an dem Weinbergshügel,
Den Körner einſt bewohnt mit ſeinen Lieben * —
— Er, der des hohen Sängers Freund geblieben —
Das kleine Luſthaus, nah' der Elbe Spiegel,

Unſcheinbar jetzt im Dach und morſchen Ziegel,
Wo Schiller vormals Carlos hat geſchrieben,
Uns Poſa malt, aus Philipp's Hof getrieben,
Zum Höhern flüchtend auf des Sängers Flügel.

Einſames Haus! das Fenſter feſt verſchlagen,
Aus dem er ſonſt in's ſchöne Elbthal ſchaute,
Aus dem entrauſcht der Ton der goldnen Laute!

Vernommen wird ein leiſes Geiſterklagen
Durch Nachtgewölke, die dies Haus umfloren:
„Ach alle Herzen haben ihn verloren!" **

* Dr. Körner, damals Königl. Sächſ. Appellationsrath, der Herausgeber von Schiller's Schriften (Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1812 — 1815, zwölf Bände), ſeine Gattin, geborne Stock; Theodor Körner, ihr Sohn, durch Schwert und Leier bekannt und geſchätzt; Emma, ſeine Schweſter, die ihrem Bruder bald im Tode folgte; Dora Stock, Schweſter der Gattin Körner's, Schiller's und Goethe's mehrjährige Freundin.

** Die Kraniche des Ibycus. Stanze 8.

Adolf von Uoſtitz und Jänckendorf,
Königl. Sächſ. Conferenzminiſter und wirklicher Geheimerrath, Großkreuz des Königl. Sächſ. Civilverdienſtordens, geboren auf ſeinem väterlichen Gute See in der Oberlauſitz am 21. April 1765. Als Dichter, Arthur von Nordſtern.

Ein Silberſchwan in Deutſchlands düſtern Tagen!
Das Volk iſt nimmer freien Daſeyns werth,
Das nicht der Edlen Angedenken nährt.
Laßt Schiller's Mal hoch in die Wolken ragen!

Doch meinet nie die Volksſchuld abzutragen.
Lebt denn der Held im aufgehängten Schwert?
Der Dichter, Künſtler in des Standbilds Werth?
Durch Geiſt nur kann's im Reich der Geiſter tagen.

Daß ihn Atlantis wie Europa kennt,
Daß in der kalten, in der heißen Zone
Mit Ehrfurcht man den hohen Namen nennt;

Daß ſeinem Klange jedes Herz entbrennt:
Das war ja ſeines Lebens reichſte Krone,
Und dies des Todten ſchönſtes Monument.

Der Nürnberger Kunſtverein.

kennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich izt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich izt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthiget bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgardt zu bezahlen. Ich

In der Menschheit Album schriebst du deinen Namen mit der Sonnenschrift ewiger Wohlthaten, edler Unvergeßlicher! Wie süß und vertraut ist es, dafür ein Wort dankbarer Liebe in dies Gedächtnißbuch unserer Begeisterung für dich zu schreiben, und wie liebe ich meine Muse, die mir ein Verwandtschaftsrecht dazu gibt. O lächle nicht zu sehr, großer Sänger, auf deinem schönen Stern — den mein sehnsüchtiges Auge oft unter den treuen Welten erforschen möchte, welche Trost und Verheißung in unsre Nacht leuchten — lächle nicht zu sehr, daß ich ein Verwandtschaftsrecht geltend mache, weil Gott eine tönende Saite auf mein Herz spannte und du eine Königsharfe in der Brust trugst. Oder denkst du daran, wie den Reichen und Vornehmen dieser Welt die Vettern und Basen doch auf dem Boden wachsen? Du warst ja kein Reicher der Erde, und Himmelsgüter machen demüthig und mild! — O gewiß, du würdest dich deiner armen Verwandten nicht schämen, würdest dich liebreich zu allen bekennen, welche nicht Eitelkeit und Selbstsucht, sondern das Blut der Seele dazu macht. Und das Blut der Seele bekundet sich ja in reinem Streben nach einem Ziele des Guten mehr, als in der Fähigkeit dies zu erreichen, — denn in der Gesinnung pulset es.

Und so schreibe ich denn unverschüchtert meinen Namen in diese Reihen. — Zwar kein Lorbeer kann der Dank so unbedeutender Hand deinem ruhmumleuchteten Haupte seyn, aber eine Herzensblüthe ist er, welche gern einen Segensgruß emporduften möchte in das leuchtende Reich, wo deine geläuterte Kraft noch herrlicher wirken wird als hienieden, wo unsere Seelen dir einst besser danken werden, du großer, allgeliebter Unsterblicher!

Regensburg.

Henriette Ottenheimer,

geboren zu Stuttgart am 10. September 1809.

Das Leben iſt dem Menſchen kein Räthſel mehr,
Nachdem er die drei Worte geſprochen, inhaltſchwer.

Johann Gottfried von Pahl,

Königl. Würtemb. Prälat, Generalſuperintendent des Sprengels Hall, Mitglied der Kammer der Abgeordneten; geb. in Aalen am 12. Juni 1768.

Schiller's Leier.

Seht doch jenes Sternenheer
Dort am Himmelsbogen!
Nimmer wird die Straße leer,
Magiſch kommt's gezogen.

Funkelnd ſtralt der Abendſtern,
Mars und Juno glühen;
Alle Bilder, hoch und fern,
Auf uns niederſprühen.

Doch mein liebſtes Sternenbild
Bleibt die Himmelsleier:
Freundlich glänzt ſie, hell und mild,
Mit gedämpftem Feuer.

Laßt uns, deutſche Brüder, ſie
Schiller's Leier nennen;
Seines Sanges Harmonie
Himmliſch anerkennen.

Anton Pannaſch,

Grenadier-Hauptmann im Regimente Erzherzog Carl, geboren im Jahre 1789 zu Brüſſel; lebt gegenwärtig zu Wien.

Wir kannten ihn, wie er im Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Ein dunkel Buch, mit hellem Blicke las.
Doch auch wie athemlos in unſrer Mitte
Er leidend bangte, kümmerlich genaß,
Das haben wir, in traurig ſchönen Jahren —
Denn Er war Unſer! — leidend mit erfahren.

Denn Er war Unſer! — Mag das ſtolze Wort
Den langen Schmerz der Trennung übertönen.
Er mocht' einſt gern bei uns, im ſtillen Port
Nach einem Sturm, an neue Ausfahrt ſich gewöhnen.
Denn immer ſchritt der Geiſt gewaltig fort
Zum Ewigen des Guten, Wahren, Schönen,
Und hinter Ihm, in weſenloſem Scheine,
Blieb, was ſo Viele bändigt, das Gemeine.

So war's, wie Goethe, der neidloſe Freund aller Ariſtie, auch von dem Schöpfer Tell's und Marquis Poſa's ſang.

Schrieb's, Heidelberg den letzten Abend von 1835.

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus,

der Philoſophie, Jurisprudenz und Theologie Doctor, Großherzoglich Badiſcher geheimer Kirchenrath und Profeſſor der Philoſophie und Theologie; geboren den 1. September 1761. Profeſſor Ordinarius ſeit dem September 1789. erſt der Orientaliſchen Sprachen, alsdann der geſammten Theologie.

Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben
Für Fürſt und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Es treibt ein regelloſes Wirken
Unſtät hinaus nach Süd und Nord;
In ſeinen friedlichen Bezirken
Webt der Geſchäftsmann fleißig fort.
Wenn Kriegesnoth die Königreiche,
Die Fürſten Unmuth niederdrückt,
Lebt er in ſeines Amts Bereiche
Faſt unbemerkt, und lebt beglückt,
Baut, was die rauhe Zeit zertrümmert,
Hilft nach und beſſert wie es geht,
Um alles And're unbekümmert,
Wenn nur ſein Werk nicht ſtockt und ſteht.

(Weim. Bl., Leipzig; Hartmann, 1834. S. 195. 196.)

Heinrich Carl Friedrich Pencer,

geboren am 26. September 1779 zu Buttſtädt im Großherzogthum Sachſen-Weimar. Oberconſiſtorialdirector daſelbſt.

Meiſtern wollen ſie dich, doch du bleibſt ewig der Meiſter!
Krähet der Hahn auf dem Miſt, ſchwingt ſich zur Sonne der Aar!

Karl Pfaff,

Doctor der Philoſophie, Conrector am Pädagogium zu Eßlingen; geboren den 22. Februar 1795 zu Stuttgart.

Die Götter Griechenlands.

Du klagteſt um die Götter Griechenlands.
Und war denn Raum für ſie in deinem Buſen?
Hätt'ſt du erkannt im frohgeſchlungnen Tanz,
In göttlicher Beſchaulichkeit, die Muſen?
Und hätteſt du gehuldigt dem Apoll,
Der bei den Hirten ruht vom Sonnenlenken?
Und jenem Himmel, ganz von Göttern voll,
Bedient von Hebe, Ganymed, als Schenken?
Dein Herz, ſo feurig, ſo titanenhaft,
Hätt' jener Götter Herrſchaft nicht ertragen!
Dein Geiſt, vertrauend ſeiner Götterkraft,
Wenn er beſtand, noch — den Olymp zerſchlagen!
Sie ſind dahin — es blieb manch edles Bild
Zurück von den verſchwundenen Geſtalten;
Da haſt du kühn der Dichtung goldnen Schild
Den Götterzeichen ſchirmend vorgehalten.
Um jene Weſen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen ſichtbar waren —
Sie riefſt du an — und wußteſt ſelbſt es nicht,
Wie ganz ein Prieſter du des Unſichtbaren!

Guſtav Pfizer,

geboren zu Stuttgart den 29. Juli 1807; lebt daſelbſt.

Der umſonſt auf allen Länderkarten
Spähte nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht,

Biſt du zürnend ganz von uns geſchieden,
Weil dein Auge nirgends Morgen ſah?
Oder kämpfſt du noch für unſern Frieden?
Iſt uns noch der große Todte nah?

Sonneſt du dich jetzt in ſeinen Räumen,
Die der Freiheit ew'ges Licht verklärt?
Was du ſchauteſt in des Sehers Träumen,
Wird es dem verſöhnten Geiſt gewährt?

Heil dir, was du ſtritteſt, ſangſt auf Erden,
Tönt in deinem Volk unſterblich fort!
Wo du kämpfteſt, muß der Sieg ihm werden:
Hier ſein Sänger, ſey ihm Schutzgeiſt dort!

Dr. Paul Achaz Pfizer,
reſign. Oberjuſtizaſſeſſor; geboren zu Stuttgart den 12. September 1801.

Längſt war ſein Geiſt entſchwebt zur beſſeren Heimath, hoch
klangen
Seine Geſänge noch fort, hoben den ſinkenden Muth;
Lehrten voll Ernſt die Schuld als der Uebel größtes
betrachten,
Aber das Leben nicht ſchätzen als theuerſtes Gut;
Ueber der Erde Genuß und der Erde Noth ſich erheben,
Nimmer von jenem verlockt, nimmer von dieſer erdrückt.
Siehe! ſo halfen ſie mit die Zeit der Freiheit geſtalten,
Brachen das Fremdlingsjoch, welches uns ſchmählich gebeugt;
Und noch wirken ſie fort in beſſeren Seelen, es treiben
Blumen die Keime noch, welche der Dichter geſä't:
Alſo hat er das Schöne gewollt, und es knüpfte das Gute
Durch ein göttlich Geſetz feſt ſich und dauernd ihm an.

Caroline Pichler, geb. von Greiner,
Schriftſtellerin; geboren zu Wien, am 7. September 1769.

Wer oftmals Adel der Seele, doch öfterer Niedriges sah,
Triumph des letztern, Bedrückung und Höhnung des ersten;
auch der verstand, Deutschlands unsterblicher Sänger! dich
ganz.

Heinrich August Georg von Pott,

Kais. Russ. Ingenieur-Obrist, Ritter des K. R. milit. St. Wladimir-Ordens 4ter Klasse mit der Schleife, des Königl. Preuß. milit. Verdienst-Ordens, des Königl. Großbrit.-Hannöverschen Guelfen-Ordens mit der Auszeichnung für Waffenthaten, des Königl. Franz. Milit.-Ordens des h. Ludwig, und des Großherz. Bad. Ordens des Zähringer Löwen; wohnhaft zu St. Petersburg.

darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Verstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preiß übereinkommen, den der Werth meines Schuspiels bestimmen würde.

Goethe hat die Stammbücher verſpottet, indem er uns im Fauſt den Schüler vorführt, der den Teufel erſucht, ſich in das ſeinige einzuſchreiben. Doch bleibt es eine rührende, gemüthliche, echt deutſche Erfindung, auf dieſe geiſtige Weiſe das Andenken ſeiner Lieben zu verewigen.

So ſey dem großen Todten denn auch meine ſchwache Huldigung, in Mitte großer Namen, kindlich von einem Schüler dargebracht.

Hermann Fürſt von Pückler-Muskau.

Wer hat, wie du, für's deutſche Volk geſchrieben,
Hat Jüngling, Mann und Greis gleich hoch entzückt?
Wer Völker lehrt, verdient, daß ſie ihn lieben,
Wer Glück bereitet, ſey auch ſelbſt beglückt.
Warſt du es auch? und konnteſt du es werden?
Ragt Sehnſucht nicht aus deinem Lied empor?
Lebt ein Gemüth, das rein beglückt auf Erden? —
Der Weiſe lügt es oft! — Es wähnt's der Thor!
Doch was das Leben auch an dir verbrochen,
Du haſt dich durch Unſterblichkeit gerochen!

Ferdinand Raimund,

Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, geboren in Wien am 1. Juni 1791.

Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit ſchönern Phantaſieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönten, ſie verhallen in der Zeit,
Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

(Schiller's Abſchied vom Leſer.)

So ſprachſt du einſt, indeß mit Diademen
Die Welt dich kränzte, und dich für und für —
Mocht' auch der Neid darob ſich bitter grämen —
Verkündete, als Deutſchlands ſchönſte Zier.
Doch willſt du auch vom Leſer Abſchied nehmen,
Er trennt ſich dennoch nimmermehr von dir:
Denn, wer ſich deine Muſe je erkoren,
Läßt ſie nicht mehr entflieh'n im Tanz der Horen.

Carl Baron Vanſonnet-Villez,
Kaiſerlich Oeſterreichiſcher Beamter zu Wien.

Alle Tugenden haben die Götter
In des Sterblichen Seele gepflanzt,
Alle werden sie wachsen und blühen,
Wenn der Mensch sie nur liebend pflegt;
Aber das Eine, das Höchste des Lebens,
Muß er sich eigenkräftig erringen,
Jenes Schwerste, das rechte Maaß.

Ernst Raupach,

Dr. Philos., vormals Prof. Ord. der Geschichte an der Kaiserl. Universität zu St. Petersburg, geb. den 21. Mai 1784 zu Strauptz in Schlesien, seit 1824 privatisirend zu Berlin.

Wenn es schon sehr betrübend ist, in reiferen Jahren die Seichtigkeit und Unzulänglichkeit früherer Bestrebungen, selbst solcher, die öffentlich Anerkennung fanden, zu erkennen, so ist es gewiß noch schmerzlicher, sich immer mehr zu überzeugen, daß das dem ringenden Geist vorschwebende Ziel höherer Vollkommenheit hier unten nicht erreicht werden kann. Dann tröstet nur der feste Glaube, daß nicht alle ernsten Anstrengungen zu größerer Geistesausbildung verloren seyn werden, sondern daß sie die Stufe zur einstigen Vollendung bilden. Dieser Glaube gibt auch den Muth zu immer neuer Thätigkeit.

Georg Friedrich Ranscher,

Landschaftsmaler, Herzogl. Sachs.-Coburg-Gothaischer Professor der Zeichnungskunst, Mitvorstand der Sonntagsschule und Ehrenmitglied des Kunst- und Gewerbevereins zu Coburg,
geb. am 10. November 1790 zu Coburg.

Schiller iſt geboren im November, geſtorben im Mai.

Biſt gegen Geiſtesleben du, Natur,
So fühllos ganz, daß du mit Eiſesblick
Den Genius empfingſt, als er die Flur
Des Daſeyns hier betrat; und als zurück
Zum Empyreum er ſich aufgeſchwungen,
Hat deine Stirn ein Blüthenkranz umſchlungen?
„Mein Eiſesblick — Symbol der Erdenzeit;
Mein Blüthenkranz — Bild der Unſterblichkeit!“ —

Dr. Georg von Reinbeck,

Königl. Würtemberg. Hofrath und Profeſſor am Obergymnaſium zu Stuttgart, Ritter des K. Ordens der Würtemberg. Krone, geb. in Berlin den 11. October 1766.

Dank.

Gottlob Regis,
Professor in Breslau.

Wohl will man dir ein Denkmal jetzt bereiten:
Das größte haſt du längſt dir ſelbſt erbaut,
Wonach der Enkel noch in fernen Zeiten
Wie nach dem Stern der erſten Größe ſchaut.

Johann Chriſtian Reinhart,

Landſchaftsmaler in Rom, Königl. Bayr. Penſionnair, Verdienſtmitglied der Academie von St. Luca in Rom, ſo wie der Academien in München und Berlin Mitglied.

— Was dem Mann das Leben nur halb ertheilt,
soll ihm die Nachwelt geben.

Goethe.

Ja, sie gab's ihm! In den Landen allerwärts von Süd nach Nord
Tönt sein Lob von allen Zungen, tönt's durch alle Herzen fort.
Volk und Leben hat durchdrungen, was er hehr und rein erschuf,
Antwort seiner Lippe Tönen gibt Europa's Jubelruf.
Glücklich, daß wir können sagen, stolz den Blick zu ihm gekehrt:
Er ist unser! Deutschland ist des großen, deutschen Dichters werth!

Alfred Reumont,

geb. zu Aachen den 15. August 1808; der Weltweisheit Doctor u. d. freien Künste Magister, mehrer Academien und gelehrten Gesellschaften Ehrenmitglied und Correspondent, in Florenz.

Wie trieb ſein Geiſt der Blüthen ſtete Fülle
Mit goldner Frucht in wunderbarem Bunde!
Zum reichen Kern ſchloß ſich die duft'ge Hülle,
Voll Götterlabung dem bedürft'gen Munde,
Und — daß ſie jede Segenskraft erfülle —
Voll Balſam auch für manche Seelenwunde:
So ſtand er da, ein Lebensbaum, entzückend
Und Kind und Greis mit holder Gab' erquickend.

Friedrich Wilhelm Riemer,
Hofrath und Bibliothekar zu Weimar, geboren den 19. April 1774.

In beiden Fallen würde es mir ein leichtes sein (wenn meine izige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu ablanieren. Ich lege diese Meinung, die nichts als instandige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kraften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem bisherigen hell genug wird, so finde ich es fur überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormahlung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hulfe ist alles, was ich izt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschafts mir zu schreiben zu überheben.

Frühlingsweihe

am 9. Mai, dem Todestage Schiller's.

Mit den lauen Frühlingslüften,
Aller Wesen Lust und Glück,
Mit den Baum- und Blumendüften
Kehrt uns heut' ein Tag zurück,
Der, wo noch die Liebe glimmt,
Das Gemüth zur Andacht stimmt.

Kann's doch selig sich ergehen
Im Erinnrungs-Zauberschein,
Kann in süßen Sehnsuchtswehen
Eingedenk des Meisters seyn,
Als zum ew'gen Heimatland
Sich sein hoher Geist gewandt!

Und so weckt er noch ein Streben
Nach dem schönen bessern Gut;
Darum wird er fortan leben
In der Herzen sichrer Hut,
Weil sein Lied, das uns entflammt,
Von dem wahren Himmel stammt.

Friedrich Ritter,
Stadtrath in Stuttgart.

In Leonberg, während des Winters 1797 bis 1798, lernte ich die Mutter Friedrich Schiller's kennen. Sie war eine noch angenehme, 60 — 65 Jahr alte Frau, deren mageres und falteur-iches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit aussprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut, und ihre Körperhaltung bei kleiner Statur war etwas vorwärts gebückt; ihre Rede hingegen floß leicht und munter, hatte einen noch angenehmen Ton, so wie ihr Benehmen noch Anmuth und Uebung im gesellschaftlichen Leben zeigte. Sie war auf Besuch im Schlosse daselbst, bei Freunden, von denen ich ihr vorgestellt wurde. Als sie hörte, wer ich sey, und daß mein Aufenthalt in Leonberg Vorbereitung zum Studium der Medicin und Chirurgie, und zum Dienste als Feldarzt zum Zwecke habe, sagte sie: „Ich habe Ihre Eltern gut gekannt," erzählte Einiges, was die Angabe bestätigte, und fuhr fort: „Zu der Wahl Ihres künftigen Berufs wünsche ich Ihnen Glück, und Ihrer Frau Mutter bessere Früchte, als es der Fall mit meinem Sohn für mich war; denn eben diese Wahl ist es, die meinen Fritz von mir trennte." Thränen näßten ihre ohnehin gerötheten Augen, und sie ging zu Erzählungen von ihrem Sohne über.

Heinrich Ulrich Ludwig v. Roos,

Med. Doct., Kaiserl. Russ. Staatsrath, Ritter des St. Anna-Ordens II. Klasse mit der Kaiserlichen Krone, des St. Wladimir-Ordens IV. Klasse und des Königl. Würtembergischen Civil-Verdienst-Ordens; ältester Arzt am Königl. Marienhospital, Arzt am Catharinenstift und an der Commerzschule zu St. Petersburg; der Königl. Gesellschaft für die gesammte Mineralogie Mitglied; geb. zu Stuttgart den 11. August 1780.

Unvergänglicher als jede Ehrenſäule, durch welche die dankbare Mitwelt ihre Verehrung des unſterblichen Dichters beurkundet, iſt das Denkmal, das er ſich ſelbſt geſtiftet hat in ſeinen Werken.

Dr. Val. Chr. Fr. Roſt,

Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha, geb. am 16. Oct. 1790 zu Friedrichsrode im Gothaiſchen.

Wie Alle, die du durch deine Geisteswerke erhobst und belehrtest, rührtest und entzücktest, theile ich den gerechten Schmerz der Nation, dich, großer Dichter und freiheitbegeisterter Mann, so frühe und vor der Zeit, in der du ihr am wohlthuendsten gewesen wärest, verloren zu haben; wünsche dagegen dir Glück, dahingegangen zu seyn vor den Tagen der über das Vaterland hereingebrochenen äußersten Schmach und Unterdrückung, auch vor den Tagen des, nach dem Sturze des Welteroberers von der Nation geträumten eitlen Freiheitstraumes, welchem allzubald ein um so bittereres Erwachen folgte. Ich wünsche dir Glück, nicht erlebt zu haben den Fall Warschaus und das trostlose Reich der Ordonnanzen, nicht gesehen zu haben die einer ephemeren Kraftäußerung der Völker schnell nachgekommene Erschlaffung und Apathie, nicht erfahren zu haben den Vernichtungskampf der Gewalt gegen freies Wort und freien Gedanken und den über dem Grab der Ideen sich allgebietend erhebenden Thron der materiellen Interessen. Lebtest du jetzt noch und sängest jetzt: dein bestes Thun würde verdammt, deine edelsten Gesänge geächtet. Die Scheere der Censur wenigstens würde sie verstümmeln und auch den verstümmelten noch drohte die polizeiliche Beschlagnahme. Wohl dir, daß du hinüber gingst! — Kömmt einmal die rechte Zeit, so werden die Feuerworte des Längstbegrabenen gleich begeisternd wirken, als strömten sie frisch aus des Lebenden Mund. Du lebst jedoch in der That, denn du wirkst fortwährend unter uns, dein Geist lebt, und nimmer wird die Gewalt ihn ersticken.

Carl v. Rotteck,

Großherzoglich Badischer Hofrath, Professor der Rechte an der Universität zu Freiburg, geboren daselbst am 1. Juni 1775.

In des unendlichen Stoffes Chaos
Harmonie und Einheit zu bringen,
Iſt das Streben großer Geiſter. —
Ewig friſch und in herrlicher Fülle
Quillt der unerſchöpfliche Born
Aus dem Buſen des Dichters.

Dr. Carl Julius Rouſſeau,
Königl. Bayr. Regierungsrath in Ansbach.

Keine Sentenz — aber unendlichen, innigen Dank für zahllose Wohlthat, die ich von dir, Unſterblicher, empfing und empfange!

Karl Roſenkranz,
Profeſſor zu Königsberg in Preußen.

In Mainz vor alter Zeit erhob
Man einen Dichter — wüßt' ich, ob
Ihn Frau'n noch kennen! — Frauenlob,
Weil er im Lied die Frau'n erhob.

Nun wird ein Denkmal dem sich heben,
Der Frauenwürde sang im Leben,
Zu welchem alle Frau'n, und eben
Die Männer auch, Beiträge geben.

Wir rathen jedem Dichter an,
Zu schreiten auf derselben Bahn
Des Frauenpreises, wer fortan
Ein gleiches Denkmal will empfahn.

Friedrich Rückert,
Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, geboren zu Schweinfurth am 16. Mai 1789.

Derjenige, der nichts als frei seyn will, nur um frei zu seyn, ist völlig frei: er hat die Freiheit ursprünglich durch die Freiheit errungen. Ihm widerfährt nichts, außer dem, was er will, und er braucht nicht einmal dieses im Voraus zu wissen, denn was er will, das will er vom Wissen unabhängig, er will ja nichts als frei seyn, und sein freier Wille schwebt, wie Gott, über Allem.

Georg Carl Rumy,

Dr. der Philosophie und der freien Künste, Mitglied der gelehrten Gesellschaften in Göttingen, Jena, Erfurt, Halle, Prag ꝛc., öffentl. ordentl. Professor der Rechte und der politischen Wissenschaften und Custos der Primatialbibliothek zu Gran in Ungarn,
geboren zu Iglo im Zipser Comitat in Ungarn
am 18. October 1780.

Viele sagen heutzutage, in Schiller werde die Poesie durch die Rhetorik überwältigt. Es ist leichter gesagt als bewiesen, und es kann, wenn man auch einen Fehler dieser Art zugesteht, von dem Ganzen und Innern deßhalb nie bewiesen werden, weil die Macht wahrer Poesie in Schiller immer die unbefangenen Gemüther ergreifen wird. Idee und Wirklichkeit sind auf ganz eigenthümlich poetische Weise in Schiller verbunden. Das scheint mir das ihm ganz besonders Angehörige, daß die Idee nicht als unbestimmtes Ideal, sondern als sittliche Macht in den Gemüthern von ihm poetisch dargestellt ist, daß die Weltgeschicke und die Lebenserfahrungen immer vorzugsweise von der Macht des sittlichen Gedankens bestimmt werden, und daß dieser, unter Gott, überall thatsächlich selbst im Leben da ist und auftritt: das hat keiner so wahr, so ergreifend dargestellt als der Tragiker Schiller. Dies ist etwas ganz Anderes als Abstraktion und Rhetorik, erscheint aber denen leicht also, die den Menschen gern überwiegend durch die Natur bestimmt anschauen möchten. Er mag gestrauchelt haben auf dieser Höhe; aber Ruhm und Dank sey ihm, daß er den sittlichen Gedanken selbst als ein Leben, als Thatsache und Wirklichkeit, vorzüglich in dem Leben der Großen dieser Welt gezeigt hat. Hier wurzelt das Gefühl, in solcher lebendigen Thatsache sey auch eine That Gottes, und in diesem Sinne ist Schiller's Poesie wahrhaft religiös, obwohl sie nicht bewußt und eigentlich christlich ist, sondern in der Religion mehr auf einem antiken, griechisch-hebräischen Standpunkte steht.

Karl Heinrich Sack,

Doctor und ordentlicher Professor der Theologie auf der Königl. Preuß. rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, geboren zu Berlin den 17. Oktober 1790.

Den Manen deſſen, der, wie Keiner, das Schöne mit dem Guten, das Gute mit dem Schönen zu paaren verſtand.

Dr. J. Salat,

Königl. Bayr. Geiſtlicher Rath und Profeſſor zu Landshut; geb. zu Adelsmündt, im jetzigen Neu-Würtemberg, den 24. Auguſt 1766.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrsten Verehrer

Frid. Schiller.

Un grand homme appartient à tous les siècles et à toutes les nations.

Graf W. von Santi,

Kaiſerl. Ruſſ. Geſchäftsträger am Großherzogl. Sächſ. Hofe, geb. in Moscau den 7. Januar 1785.

Ehre ihn, dessen Gesang
Durch Ideale den Geist erhebt,
Durch Schönheit das Gemüth erfreut.

Johann Schaller,
akademischer Bildhauer und Professor zu Wien.

Des Dichters Busen gleicht der kranken Muschel:
So schön sie auch von Außen dir erscheine,
Mit Gold und Purpur wundersam gestreift,
In ihrem Innern fühlt sie immerdar
Ein drückend Brennen, das sie endlos ängstet;
Und von der Knospen Wachsthum überwältigt,
Die Jahre lang sie schmerzhaft in sich nährte,
Verschmachtet sie, verzehrt zuletzt und stirbt.
Und löst die Sonne ihres Hauses Schaalen
Mit ihrem warmen Strahl, und liegen frei
Am Meeresstrand, vollendet ausgeboren,
Nun hell die Knospen, die den Tod ihr brachten —
Dann kommen Fischer, die es Perlen nennen.

„Laienbrevier."

Leopold Schefer,

geboren zu Muskau den 30. Juli 1784.

Die deutſchen Dichter alle ſind gekommen,
Um ihrem edelſten auf ſeinem Grabe
Zier darzubringen, eine Sängergabe,
Von trauernder Bewunderung entglommen.

Und ich, der für ihn glühte ſchon als Knabe,
Der heiß geweint, als ihn der Tod entnommen,
Der ihm von fern begeiſtert nachgeklommen,
Der ich fortan in ſeinem Licht mich labe, —

Der letzte komm' ich nun, dem ew'gen Ruhme
Des Todten — nein! — Unſterblichen zu huld'gen:
Vermag ich ſolche Säumniß zu entſchuld'gen?

Vergebens ſucht' ich eine friſche Blume;
Ein Epheublatt nur hab' ich darzubringen:
Laßt es dem Kranz unſcheinbar ſich verſchlingen.

Eduard von Schenk.

Wie Geſchichte
Manches weckte ſeiner herrlichen Gedichte,
Dauert jedes ſeiner herrlichen Gedichte
Wie Geſchichte.

Franz Schilder,
Kaiſ. Oeſtr. Beamter und Litterat in Wien.

Das ſchönſte Kunſtwerk iſt der Menſch,
Seiner Rede Harmonie die erhabenſte Muſik.

Dr. Guſtav Schilling,

Privatgelehrter, wohnhaft in Stuttgart, geb. am 5. November 1805 zu Schwiegershauſen, Amts Oſterode, im Königreich Hannover.

Der Jüngling küßte dich und ſenkte
Die Fackel! da entſank
— Wie tönte ſie! die Laute deiner Hand;
Sie aufzufaſſen, iſt kein Erbe da!
Ihr Nachhall klingt, — ſie ſelbſt,
Dem Becher gleich, von Königs Hand
Zum zweiten Mal geſchleudert in den Strudel,
Verſank im Meer, und nimmer bringt
Ein edler Taucher ſie zurück.

Matthias Leopold Schleifer,

Bergrath und Juſtizreferent bei dem K. K. Salinenoberamt Gmunden zu Ort am Traunſee in Oberöſterreich, geboren am 9. März 1771 zu Wildendürnbach in Unteröſterreich.

Trinkt aus der Dichtung reiner Welle,
Wenn werth des edlen Tranks ihr seyd,
Und mit des Geistes klarer Helle
Erleuchtet unsre trübe Zeit.
Bewahrt in heitern Phantasien
Euch ungestört ein schuldlos Glück,
Und wollen Lenz und Liebe fliehen,
So führt im Liede sie zurück.

Ludolf Schley,

geboren am 6. Januar 1798 in Lübeck, und nun wohnhaft zu Libau im Herzogthum Curland.

Ein Monument wollt ihr den Manen Schiller's ſtiften?
Das unvergänglichſte hat er in ſeinen Schriften.
Doch immer bau' es ihm Thorwaldſens Meiſterhand;
Ehrt es den Dichter nicht, ehrt's doch ſein Vaterland.

Joh. Friedr. Schlotterbeck,

der Weltweisheit Dr., penſ. Kanzleidirector; geb. zu Altenſteig am 5. Juni 1765.

Fünfzehn Jahrhunderte rückwärts können wir Deutsche unsre Sprache verfolgen.

Vorwärts, über mehr oder minder viele hinaus, je nachdem sie arm oder reich seyn werden an Geschicken und Entwicklungen, läßt sich eine Zeit vermuthen, in der von Allem, was die unsrige geschrieben, nur Weniges noch übrig, und dieses erst durch Studium verständlich seyn wird.

Der dann noch Unvergeßnen Einer wird wohl unser Schiller seyn.

Johann Andreas Schmeller,

Custos der Königl. Bibliothek in München, geboren zu Tirschenreut in der Oberpfalz.

Oggersheim, den 16ten Nov. 1782.

12.

Ich lebe gegenwärtig in der größesten Erwartung, wie Euer Excellenz meinen Fiesko befunden, und wie sich überhaupt meine Voraussetzungen von dem Stück bestätigt oder nicht bestätigt haben. Da E. E. acht Tage, ohne eine Erklärung darüber, verweilen, vermuthe ich eines Theils, daß die Durcheinanderarbeitung des Stoffes dem kritischen Leser, wie dem Verfasser, einige Anstrengung abfordern muß. Es sollte ein ganzes, großes Ge-

Zieh'n des Lebens eiserne Gewichte
Nieder mich, zum frosterstarrten Staube;
Sinkt das Große, Edle, wankt der Glaube:
Flügelt mich dein Sang empor zum Lichte,
Zeigt mir klar den Untergang des Schlechten,
Und den Sieg des Schönen, Wahren, Rechten.

Leopold Friedrich Schmidt,

geboren den 20. Januar 1792 zu Kaaden an der Eger in Böhmen, derzeit wohnhaft zu Innsbruck in Tyrol; Hauptmann im K. K. Oestr. 59. Infanterieregimente Großherzog von Baden.

Ob auch manch gutes Werk nicht uns verheißt den Segen,
Zum Wohl der Zukunft laßt uns froh den Grund doch legen! —
Der hat den Lohn dahin, deß Name sey vergessen,
Der karg nur Bäume pflanzt, um selbst die Frucht zu essen.

Johann Jacob Schnerr,

geb. zu Uffenheim am 17. October 1788, Buchbinder und Magistratsrath in Nürnberg.

Zum schönen Fest, das deiner Feier gilt,
Zieh'n Gäste nah und fern heran, und jeder
Begrüßt dich mit des Dankes holder Rede,
Und jeder bringt dir seine Kränze dar.
Hier gilt nicht bloß der Geist, der siegesmuthig
Des Ruhmes Höh' hinanklimmt, auch das Herz,
Das, Edleres erstrebend, Schweres duldend,
Im Ringen und Entsagen dich geliebt:
So misch' auch ich mich in den frohen Reigen,
So grüß' auch ich dich mit des Dankes Rede,
So bring' auch ich dir meinen grünen Kranz.

Wilhelm Schnitter,

geboren zu Stralsund den 26. Februar 1802; Kammergerichts-assessor in Greifswalde.

Schiller der Kinderfreund.

Als ich, drei Jahre vor dem Hinſcheiden des Mannes, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, auf der Rückkehr aus Frankreich gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach Schiller's Wohnung, um ihn wieder zu ſehen; da fand ich ihn, ſeine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Geſicht gelehnt, die Aermchen um deſſen Hals geſchlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichſam tanzend herumſchreiten. — Dergeſtalt kam Schiller auf mich zu, auf das freundlichſte mich begrüßend, und machte „Halt!“ — Nun Karoline, ſprach der glückliche Vater, aus deſſen Augen himmliſche Freude ſtrahlte, gib doch dem Herrn eine Hand! es iſt ein guter Mann! — Das Kind ſah mich mit ſeinen großen blauen Augen von der Seite forſchend an und reichte mir langſam ſeine Hand, ohne übrigens ſeine Lage zu verändern. —

Fürwahr! dieſes Lebensbild wird nie aus meiner Seele ſchwinden!

Profeſſor Veit Hanns Schnorr v. Carolsfeld,
der Königl. Sächſ. Akademie d. b. Künſte Director, geboren zu Schneeberg im Sächſ. Erzgebirge am 11. Mai 1764.

Gebt mir einen großen Gedanken, bat der kranke Herder, daß ich mich daran erhebe. Völker gerathen in einen ähnlichen Zustand und genesen durch ähnliche Heilmittel. Als Deutschland der großen Gedanken am meisten bedurfte, wurde ihm — Schiller.

Johann Schön,

Prof. an der Breslauer Universität, geb. den 26. November 1802 zu Langendorf in Mähren.

Hinauf, von wo er stammt, hat ihn der Genius getrieben,
Doch ist sein himmlisch Lied in unsrer Brust geblieben.
Des Geistes Kraft in starker Melodie,
Des Herzens tief Gefühl in Wortes Harmonie
Enthüllt nur er. So lang in deutschen Landen
Noch Edles, Großes, Schönes wird verstanden,
Soll frische Kränze stets der reine Sinn ihm weih'n:
Und ob auch Barbarei und Tand sich wider uns empören,
Laßt uns bei seiner Dichterflamme schwören,
Dem Aechten, Hohen, Schönen treu zu seyn.

Johann Carl Ludwig Schorn,

Dr. Phil., Großherzoglich Sächsischer Hofrath und Direktor der Großherzoglichen Kunstanstalten zu Weimar, geboren den 9. Juni 1793 zu Castell in Franken.

Alfieri hat schon im Jahre 1789 in seinem trefflichen Buche über die Tyrannei alle Arten derselben aufgezählt und beschrieben. Die schlimmste aber:

die constitutionelle Tyrannei,

welche wohl ein eigenes Kapitel verdient hätte, hat er nur angedeutet.

Diese, die Mißgeburt der neuern Zeit, ist darum die schlimmste von allen, weil sie nicht mit offener Gewalt geübt wird, sondern als ein Gaukelspiel der Freiheit auf Betrug und Täuschung ruht.

Doch ist sie nur das letzte Stadium zur wahren Freiheit, weil es nur von uns abhängt, auch sie als Tyrannei zu erkennen, denn, sagt der Apostel (Joh. VIII., 36):

Ihr werdet die Wahrheit erkennen,
Und die Wahrheit wird euch frei machen.

Dr. Christian Friedrich Albrecht Schott,

Rechtsanwalt und Prokurator bei dem Königl. Würtemberg. Obertribunal in Stuttgart, geb. den 30. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart.

Neu hat die Zeit und kühn sich aufgeschwungen,
Seit uns dein großer Genius entschwand.
Die Jugend, mit von deinem Wort durchdrungen,
Erhob sich rettend für das Vaterland;
Und süßer Lieder wurden viel gesungen,
Und höh'res Urtheil bot der Kunst die Hand;
Doch wie auch neu des Baumes Zweige treiben,
Stets einzig werden deine Gaben bleiben.

Du warst der Sänger des Erhabenschönen,
Der Menschheit Ideal durchglühte dich.
Ein eigner Zauber spricht aus deinen Tönen,
Der sittlich rührend jedes Herz beschlich.
Für's Höchste weckest du des Busens Sehnen,
Der Sonne gleich, der jedes Dunkel wich.
Was Tiefes ruht und Heil'ges im Gemüthe,
Es ward an deinem Schöpferwort zur Blüthe.

Wenn auch die Form, in die dein Gold du prägtest,
Oft mittelbar erst vor die Seele tritt;
Die Wunderwelt, in der du dich bewegtest,
Erst durch die Höhen der Gedanken schritt:
Doch theilte sich, wie du die Dichtkunst pflegtest,
Dein Innerstes dem ernsten Hörer mit;
Und was dein Geist urkräftig ausgesonnen,
Ward überschwänglich dem Gefühl gewonnen.

Noch hab' als Jüngling ich dein Haupt geſehen,
Wie es beſcheiden reichſten Lorbeer trug,
Noch rauſcht von ferne jenes Götterwehen,
Das für die Deutſchen Himmelsſtunden ſchlug.
Manch Großes iſt ſeit jener Zeit geſchehen,
Und neue Geiſter wagen ihren Flug;
Doch ewig werden, mit des Ruhmes Kränzen,
Die Sterne Weimar's in die Nachwelt glänzen.

Heil auch dem Lande, das dich hat geboren,
Wo du zuerſt den hohen Geiſt genährt;
Und das ein würdig Denkmal dir erkoren,
Dem Schiller's-Freunde jedes Volkes werth.
Zwar edler Sänger Ruhm bleibt unverloren,
Weil jede Bruſt im Innern ſie verehrt;
Was aber Dank und Liebe tief empfinden,
Soll dauernd auch in Stein und Erz ſich gründen.

Chriſtian Schreiber,

Dr. der Philoſophie, Großherzoglich Sachſen-Weimar. Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintendent der Diöceſen Lengefeld und Dornbach zu Lengefeld; geb. zu Eiſenach am 15. April 1781.

Der tief mit innig heißem Lieben
Sich ewig uns in's Herz geschrieben,
Dem schreiben wir an Dankes statt
Ein Wörtchen auf ein Stammbuchblatt.

Johann Stephan Schütze,

geboren den 1. November 1774 in Olvenstädt bei Magdeburg,
seit 1804 wohnhaft in Weimar.

mälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes werden. Wenn es das wirklich ist, so zweifle ich keineswegs, daß es der Theaterdirektion, dem Schauspieler und Zuschauer ein ziemliches Zumuthen wird. Sobald ich aber freie Macht bekäme, das Stück noch außerdem nach meinem Sinn herauszugeben, wo ich den Theaterzweck ganz außer Augen setzen dürfte, sobald ich dazu befugt würde, sollte das Stück durch Herausnahme einer einzigen Episode in ein simpleres Theaterstück schmelzen. Wenn E. E. auch jetzt noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit desselben geben können, so bitte ich mir indeß nur das Urtheil des Dramaturgisten überhaupt aus, welches mir äußerst willkommen sein wird.

Ich logiere hier im Viehof, unter dem Namen Schmidt, wenn E. E. mich mit einer Ant-

Räthsel und Lösung.

Kennt Ihr den Ort, durch Fürstenhoheit groß,
Die keinen Schmuck in leerem Schimmer findet,
Doch edlern Geistern ein erfreulich Loos
Mit seltner Huld, zum Schmucke sich, gegründet,
Den kleinen Raum, in dessen stillem Schooß
Die Kunst die höchsten Stralen einst entzündet?
Hell leuchtend steht sein Name vor Euch da,
Nenn' ich Karl August und Amalia.

Kennt Ihr das Paar, das aus dem Geisterchore
Des heitern Ortes sich zum Aether schwang,
Wo es im Glanz erhabner Meteore
Die Welt entzückt durch Rede und Gesang,
Und dessen Namen an des Ruhmes Thore
Der Freundschaft Hand in einen Zug verschlang?
Dort wird sein Licht — ich brauch' ihn nicht zu nennen —
Im Gold der Dioscuren ewig brennen.

Friedrich August Schulze,

bekannt unter dem Namen **Friedrich Laun**, Königl. Sächsischer Commissionsrath in Dresden, geboren den 1. Juni 1770.

Auf Schiller's Bildsäule.

„Zeit der Wunder! Ein lebender Todter entstieg ich dem Grabe,
Und die Liebe des Volks künd' ich, ein redender Stein!" —

Ant. F. Schurz,
in Wien.

Schiller und Goethe.

Wir trennen ſie, die herrlichen Naturen,
Wir meſſen ſie, weil ſie verſchieden ſind.
Wir ſuchen ſtreitend ihrer Mängel Spuren,
Für Einen gegen Einen immer blind:
Indeß am Himmel, ſel'ge Dioskuren,
Ihr Sternbild wachet über Fluth und Wind,
Zu retten willig, wenn ein Sturm ergriffen
Die Nachen, die der Dichtung Meer durchſchiffen.

Guſtav Schwab,

Profeſſor am Gymnaſium zu Stuttgart, geboren daſelbſt am 19. Juni 1792.

Der wunderbare Born.

Ein wunderbarer Born entquillt
Auf einer grünen Aue.
Gar mancher ſchöpft daraus und füllt
Sein Glas mit friſchem Thaue.

Und tief im Borne tobt's und gährt's,
Wie Donner in der Ferne.
Ein jeder, der d'raus ſchöpfet, hört's,
Und ſchöpfet dennoch gerne.

Aus tauſend, tauſend Röhren ſpringt
Das Naß der Wunderquelle,
Doch nur durch wen'ge Röhren dringt
Es ſpiegelklar und helle.

Und jeder glaubt am rechten Ort
Den Becher ſich zu füllen,
Und trinket unaufhaltſam fort,
Den innern Durſt zu ſtillen.

Und jeder geht vergnügt nach Haus,
Und dünkt ſich vorgezogen,
Und lacht den andern Trinker aus,
Der ſich ſo arg betrogen.

Doch der nicht minder glücklich geht,
Will ſich noch beſſer dünken,
Weil er ſo dick und aufgebläht
Von vielem, vielem Trinken.

Ach! nur der Trinker kleinſte Zahl —
Sie ſchöpften ſich das Reine. —
Geht hin, und ſchöpfet ſelbſt einmal
Vom Borne, den ich meine!

Dr. Schwarzſchild,
in Frankfurt a. M.

Glücklich ſchäze ich mich, eine Reihe von Jahren hier verlebt zu haben, wo du weilteſt; noch glücklicher würde ich mich fühlen, wenn mir vergönnt wurde, dir nur einmal in's Auge ſchauen zu dürfen: aber ich kam um ein Jahr zu ſpät. —

Carl Auguſt Schwerdgeburth,
Großherzogl. Hofkupferſtecher, geboren zu Dresden,
den 5. Auguſt 1785.

Du ſelbſt in deiner Werke reichem Kranz
Haſt, Schiller, dir ein Denkmal ſchon gegründet,
Das, trotz der Horen wechſelvollem Tanz,
Die ſpäte Nachwelt noch entzückend findet,
Und wenn auch Erz und Marmor einſt verſchwindet,
Noch ſtrahlen wird in ew'ger Jugend Glanz.

Alfred Freiherr v. Seckendorff,

geb. zu Meuſelwitz im Herzogth. Sachſen-Altenburg am 14. September 1796, Herzogl. Sachſen-Altenburg. Regierungs-Vicepräſident, Kammerherr und Kreishauptmann zu Altenburg.

Die wahre Unſchuld lebt in Idealen; ſie verliert den blauen Himmel auch hinter aufziehenden Wolken nicht und behält ſtets den Glauben an das Gute, ſtets die Hoffnung des Beſſeren im Herzen.

Karl Auguſt Friedrich Seeger,

Prokurator an dem Königl. Würtemberg. Obertribunal; geboren zu Neuenbürg den 11. November 1796.

Nachruf an Schiller,

als er unter die Sterne versetzt wurde.

Klein iſt die Zahl der Geſtirne, der erſten Größe gewürdigt:
Schiller, noch ſchwank' ich, biſt du Sirius oder Arctur?
Jener glänzet wie du im reinſten Feuer des Demants,
Dieſer, im röthlichen Licht, leuchtet ſo glühend wie du.

Chriſtian Friedrich Segelbach,

Doctor der Philoſophie und Theologie, ehemals Profeſſor der Mathematik und Poeſie am Gymnaſium zu Erfurt (bis 1796), dann der Religionsphiloſophie und Kirchengeſchichte (bis 1810) an der deutſchen Hauptſchule zu St. Petersburg, darauf ord. Prof. der Kirchengeſchichte und theolog. Literatur an der Kaiſerl. Univerſität zu Dorpat (bis 1825), zuletzt Kaiſerl. Ruſſiſcher Staatsrath und penſion. Profeſſor ſeit 1824 in St. Petersburg, ſchrieb dieſes mit eigener Hand an ſeinem drei und ſiebenzigſten Geburtstage am $^{15}/_{25}$. April 1835.

Der Dichter ſingt in feurig klaren Zungen
Von einem dämmernd fernen Himmelsland,
Wohin vor ihm kein Lichtblick noch gedrungen,
Dort iſt er heimiſch, fühlt ſich da verwandt: —
Doch kaum ſind ſeine Saiten hell erklungen,
So ſcheint auch uns der Sinne Nacht gebannt,
Und heller ſchaut vom dunkeln Erdenthale
Der Geiſt hinauf zum Reich der Ideale.

Carl Seidel.

Dir nicht ward es gegönnt, zu ſeh'n mit ſilbernen Locken,
Eh' ſie noch aufgeblüht, traf dir die Blume die Zeit;
Hören nicht kannſt du den Dank, nicht ſehen kannſt du die Thräne,
Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr ſchau'n!
Aber wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
Dort, wo im weißen Talar wandeln die Prieſter Apoll's,
Wo ſie, die ſchimmernden Schläfe geziert mit ſchneeigen Binden,
Ihr vollendetes Lied ſingen zum Harfengeräuſch, —
Geiſt! wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
O ſo entgeht dir gewiß unſere Huldigung nicht!
Ob du ihn hier nicht ſaheſt den Lohn, dort wirſt du ihn fühlen:
Einem würdigen Haupt bleiben die Kränze nicht aus!

Johann Gabriel Seidl,

geboren zu Wien am 21. Juni 1804, K. K. Profeſſor am Gymnaſium zu Cilli in Unter-Steiermark.

Die Poesie und die Fakultäten.

Wo ist der Wahrheit Quell? hienieden fließt er nicht;
Doch lausche, wenn der Geist mit Dichterzungen spricht.

Des Dichters Seele ist das schönste Gotteshaus;
So gut legt Gottes Wort kein Schriftgelehrter aus.

Die Wunder der Natur erforscht die Wissenschaft,
Doch nur der Dichter schaut, wie Gott das Leben schafft.

Die Freiheit suchest du, und findest nirgends sie;
O schwinge dich mit auf in's Reich der Poesie!

Johann Adam Seuffert,
Rechtsgelehrter, geb. zu Würzburg den 15. März 1794.

Nicht sengend, verwirrend;
Mildkräftig durchwärmend:
So dringt — eine Sonne! —
Dein Wort in jegliche Brust.

Teydelmann,
Schauspieler; Regisseur des Königl. Würtemberg. Hoftheaters in Stuttgart.

Subjectiv nennen sie dich und glauben dich dadurch zu tadeln;
Aber ich stimme nicht bei, soll es ein Vorwurf dir seyn.
Strahlte dein volles Gemüth, begeistert für Freiheit und Glauben,
Nicht in jedem Gesang, so wie im Prisma das Licht,
Und entbehrtest du selbst der ewig jungen Begeist'rung:
Wer begeisterte dann Deutschlands Söhne, wie du!

Gustav Adolph Friedrich Sickel,

Dr. der Philos. und Schuldirector zu Magdeburg, geboren den 11. April 1799 zu Athenstedt bei Halberstadt.

Dauernder als Erz und Stein
Wird des Deutschen Jubel seyn,
Daß dich, hehrer Sängeraar,
Einst sein Mutterland gebar.
Ja! so lang in Deutschlands Mitte
Noch wohnt deutsche Sprach' und Sitte,
Edler Sinn das Herz verkläret
Und Vernunft den Geist bewähret,
Noch durch seiner Haine Hallen
Seiner Kinder Lieder wallen,
Wird dich zu den fernsten Tagen
Dich der Nachwelt Jubel tragen.
Doch dein Bild in Erz und Stein
Soll der Mitwelt Bürge seyn,
Wie sie treu dich hochgeehrt,
Sehnsuchtsvoll stets dein begehrt.

Dr. Friedrich Carl Ludwig Sickler,

Director des Herzogl. Gymnasiums zu Hildburghausen und Sachs. Meiningenscher Consistorialrath, geboren den 29. November 1775 zu Gräfentonna im Herzth. Sachsen-Gotha.

Dich ſollten wir nicht zu den Unſern zählen?
Sprach jüngſt Asklepios ernſter Prieſterchor;
Du wollteſt nur den Muſen dich vermählen,
Und zogſt die Dichtkunſt unſerm Streben vor?
Was in der Jugend deinen Geiſt gebunden,
Es wäre gänzlich deinem Sinn entſchwunden?

Tief in der Menſchen Herz haſt du geleſen,
Und ihrer herben Leiden Grund erkannt;
Es machte oft dein heitres Lied vergeſſen
Der trüben Sorge Gram, er ward verbannt.
Wer ſo wie du den Menſchen Troſt geſungen,
Der hat des Arztes höchſtes Ziel errungen.

Ed. Caſp. Jac. von Siebold,

Dr. der Phil. und Med., Profeſſor der Med. ꝛc. in Göttingen,
geboren in Würzburg, den 19. März 1801.

Fühl' ich zu deinen Liedern mich gezogen,
So ist es mir, als wenn mich Meereswogen
Hinüberträgen in das ferne Land,
Wo manche Sehnsucht schon Befried'gung fand.

Mir ist, als wenn im goldnen Abendstrahle
Die Berge glühten, und vom frischen Thale
Der Frühling ging' im schönsten Duft und Glanz,
Um droben erst zu blühen voll und ganz.

Mir ist, als wenn ein Chor von Nachtigallen
Zum Aether stieg, um ewig dort zu schallen;
Und als wenn jubelnd da die Lerche schwirrt',
Wo keine Liebe mehr vergänglich wird.

Mir ist, als wenn das Licht aus allen Sternen
Die Dunkelheit auf Erden möcht' entfernen,
Und als wenn Engel mit verklärter Lust
Sich legen würden an des Menschen Brust.

Groß Ofelden.

Alexander Reichsfreiherr von Simolin,
Königl. Preußischer Kammerherr, Ritter des St. Johanniter Ordens, geboren zu Groß Ofelden in Curland den $\frac{17}{29}$. Juni 1800.

Reuscher Dichter und würdiger Mensch, so wurdest du, Schiller,
Unsrer Bewunderung werth, unserer Liebe gewiß.
Was uns Alle bewegt, du hast es gefühlt und gesungen,
Reiner Gesinnungen Ernst uns in die Seele geflößt.
Deutsches Volk, so hatte dich nie ein Dichter ergriffen,
So auch ehrte noch nie einen der Dichter das Volk.
Schwebe denn stets dein Lied ein Schutzgeist über dem Deutschen,
Und im Bilde noch sey Lieb' und Bewunderung dein.

Karl Joseph Simrock,
Doctor der Philosophie, wohnhaft zu Bonn, daselbst geboren den 28. August 1802.

Wie durch die Sehnsucht nach dem Ewigschönen
Die klare Sonne der Verheißung bricht:
Das hat dein Lied begeistert uns gesungen,
Und tönt begeisternd nun von tausend Zungen.

Dr. Wilhelm Smets,

geb. zu Reval den 15. September 1796; d. Z. Oberpfarrer und Schulinspector zu Münstereifel in Rheinpreußen.

Füllt zwanzig Bogen nur mit Euren Sprüchen
Zu Ehren unſers großen heil'gen Todten; —
Sonſt wird am Denkmal von Cenſoren noch geſtrichen,
Das Album, eh' es publizirt iſt, gar verboten.
Zu groß doch wäre wahrlich dann die Schande,
Vor ſeiner Büſte eingeſtehn zu müſſen,
Daß dreißig Jahr' nach ſeinem Tell im Lande
Wir Poſa's Denkfreiheit noch ſtets vermiſſen!

Richard Otto Spazier,
geboren zu Leipzig, den 30. October 1803.

S. Meinungen, den 3ten April 1783.

13.

Euer Excellenz verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnädige Zuschrift erst so spät erhalten. Ich war schon mit Weigand zu Leipzig in einem Handel begriffen, den ich nothwendig abwarten mußte, eh ich Ihnen etwas Entscheidendes schreiben konnte. Nun scheint es aber, daß wir über den Preis des Stücks nicht akkord werden können, und ich gebe ihm dieses Schauspiel nicht.

Daß Euer Excellenz mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen,

Reinen Gemüthes melodischer Flut entschöpfte der Meister
Tiefer Gedanken Krystall, jeglichen Tropfen sodann
Ausarbeitend zu edlem Juwel, in der Krone zu leuchten,
Die der pierische Chor seinen Unsterblichen flicht.

Friedrich August von Stägemann,

K. Preußischer geheimer Staatsrath, geboren zu Wierroden in der Ukermark am 7. September 1763.

Und wenn ſelbſt Phidias hohe Meiſterhand
In ſeinen Marmor prägte deine Züge,
Wenn Phöbos ihm den Lorbeer, das Gewand
Ihm Charis vom Olymp hernieder trüge,
So daß bis zu des Saumes letztem Rand
Ein Bild wie aus der Götter Hand entſtiege,
Dein ſchönſtes Denkmal, edler Dichter, bliebe
Doch immerdar des deutſchen Volkes Liebe.

Dieß Denkmal, das der Scheelſucht Laune dir
Mit trübem Mäkeln nimmer kann zerſtören,
Wie auch die Klügler in ſophiſt'ſcher Gier
Sich überſchrei'n, nur ſelber ſich zu hören,
Dieß Denkmal, das im tiefſten Herzen wir
Begründet fühlen von den mächt'gen Chören,
Womit, „nur ewigen und ernſten Dingen
Geweiht," dein Lied vermocht' uns zu durchdringen. —

Es wird, ſo weit die deutſche Zunge dringt,
Beſtehen trotz dem Wirrwar der Parteien;
Der Enkel Schaar, die liebend es umringt,
Wird freud'gen Dank dem Ton der Glocke weihen,
Die göttlich Walten weit und weiter klingt;
Dem Künſtler wird dein tiefer Ernſt, dem Laien
Dein wunderbar durchgeiſtet Bilderleben
Ein ewig Muſter vor der Seele ſchweben.

Ob ſichtbar oft auch mit dem Stoffe rang
Dein hoher Geiſt, gefeſſelt von den Banden
Des Leibs, auf der Begeiſt'rung Flügel ſchwang
Er ſich befreit hinüber zu den Landen
Der Stoffentfeſſlung in gewalt'gem Drang
Schon hier. D'rum Alle, die dein Seyn empfanden,
Sie tauchen aus dem irdiſchen Getriebe
Mit dir empor zum Reich der ew'gen Liebe.

Dr. **Heinrich Wilhelm Auguſt Stieglitz**,
geboren zu Arolſen im Fürſtenthum Waldeck den 22. Februar 1803, wohnhaft in München.

Ein Blatt von jedem, der Schiller's Verehrer sich nennt? — Mag es klein seyn, sehr klein, dennoch, wer zeigt mir den Baum, so groß und stark, die Zahl der Blätter zu tragen!

Adolf Stieler,

Herzogl. Sachsen-Coburg- und Gothaischer geheimer Regierungsrath, geb. in Gotha am 26. Februar 1775.

Dem Meiſter, dem verklärten, hohen,
Wollt ihr ein heilig Denkmal bau'n:
Wer deutſch ſich's fühlt im Buſen lohen,
Der ſoll dazu die Steine hau'n.
Ich tret', ihr edeln Stammgenoſſen,
Vertrauend mit in euern Reih'n;
Des Alſalandes Gau'n entſproſſen,
Wähn' ich ein Fremdling nicht zu ſeyn.

Noch rauſcht in unſrer Wälder Hallen
Der deutſchen Sage Wunderquell;
Noch von den Lippen freudig ſchallen
Die deutſchen Lieder friſch und hell;
Noch lächelt uns in goldnem Rahmen
Manch altes Bild aus deutſcher Zeit;
Noch heilig ſind die deutſchen Namen,
Noch heilig deutſche Biederkeit.

Wir haben einen ſtarken Fechter,
Der hält uns rein das Heimatland;
Wir haben einen treuen Wächter,
Der hält den deutſchen Sinn gebannt.
So ſchallt, vom deutſchen Münſterthurme,
Dein Lied, verklärter Meiſter, auch:
Schallt ewig, donnernd bald im Sturme,
Bald bebend ſanft wie Maienhauch.

Auguſt Stöber,
aus Straßburg, geboren den 9. Juli 1808.

Wohl, nach vielen hundert Jahren, *
Du verklärter Genius,
Schlagen Herzen dir in Schaaren,
Bringen Lieb' und Geistergruß!

Denn nach vielen hundert Jahren,
Wenn dein nie entweihter Staub
Längst verweht ist, strahlt im klaren
Licht, was frei von Tod und Raub;

Strahlen deine Gottgedanken,
Deine Riesenzauberei'n,
Deine Welten ohne Schranken,
Deine Sterne licht und rein.

* S. Schiller's Worte, in dessen Leben, aus den Erinnerungen seiner Familie und seinen Briefen. Stuttgart, 1838. Th. I. S. 196.

H. U. Stoeckhardt,
Dr. der Rechte und der Philosophie, Kais. Russ. Hofrath und ord. Professor des rdm. Rechts am pädag. Hauptinstitute ꝛc. zu St. Petersburg.

Ich habe lang geprüft und lang gesonnen,
Was ich zum Werk vermöchte zu entsenden,
Das, aufgebaut von edlen Dichterhänden,
So viele Quellen faßt in einen Bronnen.

Doch was ich zu des Meisters Ruhm begonnen,
Es schien mir klein, ich wollt' es nicht vollenden,
Nicht Herz noch Auge konnt' ich von ihm wenden,
Bis eine Thräne leis' herabgeronnen.

D'rum schweig' ich gern — denn schweigen ziemt den Frauen,
Wo ihn zu preisen beff're Lieder tönen,
Und Lieb' und Treu' ein Denkmal ihm erbauen.

Wird Niemand doch die Epheuranke höhnen,
Weil vor des Tempels Halle sie zu schauen,
Und drinnen sie sein Haupt mit Lorbeer krönen.

Freiin Adelheid von Stolterfoth,
in Geisenheim im Rheingau.

Als ich mich zuerſt erkannte
Und die Ahnung beſſ'ren Strebens
In der Seele mir entbrannte:
Damals ſah ich deine Lieder,
Wärmte mich an deiner Gluth,
Und vom Morgenthor des Lebens
Leuchtete es freundlich nieder,
Und mir kam des Wirkens Muth.

Habe manch ein Lied geſungen,
Wie der Geiſt es mir gegeben;
Wenn's dem Schüler nicht gelungen,
Rechne, Meiſter, nicht zum Fehle,
Was er ſtrebt' im Jugendlenz!
Singt ja doch die Lerche eben,
Wie es liegt in ihrer Kehle,
Ohne Regel und Tendenz!

Gerne jetzo, dir zum Preiſe,
Möcht' ein hohes Lied ich bringen,
Recht, ſo recht in deiner Weiſe,
Daß es dir ein Denkmal werde
Von des Jüngers ew'gem Dank;
Daß es weithin ſollte dringen,
Hallend durch die ganze Erde
Als des Ruhms Poſaunenklang.

Aber ſchweig, du arme Leier,
Nicht kann ſolch ein Wagniß lohnen;
Meiſterſängers Ehrenfeier
Iſt der Nachwelt aufbehalten,
Lebt unſterblich fort in ihr
Von Aeonen zu Aeonen:
Immer nennt ſie Schillers Walten
Deutſcher Dichtung Stolz und Zier!

Emannel Strande,
Kaiſerl. Oeſtr. Beamter und Literator.

Wie hehr und groß stehst du, Erhabner, da!
Dein kräftig Wort wird leben fern und nah.
Ein mächt'ger Fels ragst du im weiten Meer,
Dem Bergstrom gleich stürmt dein Gesang daher,
Und wieder mild, wie sanft ein Wiesenquell,
Tönt, wenn du willst, Dein Lied uns klar und hell.
In's tiefste Herz, da dringt dein Wort hinein,
Als müßt' es längst von uns empfunden seyn,
Als wär' es wohl geschöpft aus eig'ner Brust,
Der Nachklang eig'nen Grams und eig'ner Lust,
Voll Kraft, voll Tief' und voll lebend'ger Wahrheit,
Voll Treu', Gemüth und ungetrübter Klarheit.
Du, deutsch so ganz, in redlich edlem Streben,
Sollst unvergessen, sollst unsterblich leben,
Sollst heilig noch den späten Enkeln seyn,
Verehrt am Cap, wie an dem Vater Rhein!

Friedberg in der Neumark.

K. F. H. Straß,

Königl. Preuß. Kreis-Justizrath, Stadtgerichtsdirector, Ober-Landesgerichts-Assessor ꝛc. (Otto v. Deppen).

kann mir nicht anders als ſchmeichelhaft ſein. Sie wünſchten zu hören, wie ich lebe? —

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung, und einige Freunde von Geſchmack einen Menſchen glücklich machen können, ſo kann ich mich rühmen, es zu ſein.

E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſchte nichts, als ſolches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stucke vorauszuſagen.

Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satyre, und Verſpottung einer vorneh-

Die Sieben-Meilen-Stiefeln.

Ihr hörtet wohl von jener Wundermähr
Der Sieben-Meilen-Stiefeln öfters sagen,
Und wißt, mit einem Schritt geh'n, die sie tragen,
An sieben Meilen weit durch Land und Meer.

Sie sind wie leichte Schuh, nicht steif und schwer —
Wie wär' auch sonst damit so schnell zu jagen?
Daher es wohl auch holde Frauen wagen,
Und geh'n mit ihnen durch die Welt einher.

Die Dichtkunst trug sie einst — jetzt ist sie zahm,
Schleicht langsam träumend hin, und die Gedichte
Sind, gleich der guten Mutter, matt und lahm.

Doch sagen uns die sichersten Berichte,
Daß wiederum sie eine Dame nahm,
Und diese, werthe Freund', ist die Geschichte.

Adolf Friedrich Karl Streckfuß,
Königl. Preußischer geheimer Oberregierungsrath, geboren zu Gera den 20. September 1779.

Alles durchdringt Ein Geist, und wie Blüthen entkeimen dem Baume,
Sproßt die Erscheinung hervor, welche du „Leben“ benennst. —
Reift die Blüthe zur Frucht, fällt diese — doch sinkt noch der Baum nicht;
Sinket auch er: der Planet, dem er entkeimte, lebt.

Friedrich Carl von Strombeck,
geheimer Rath zu Wolfenbüttel, geboren zu Braunschweig am 16. September 1774.

Zum Tode blickt dich an der Wahrheit offnes Bild:
Lebendig ſie zu ſchaun, ergreif der Dichtung Schild.

Profeſſor Succow,
in Breslau (Posgarn).

Erinnerung und Hoffnung knüpft in uns das Band,
Das Zeit und Ewigkeit zu einem Daseyn bindet.

August Michael Tauscher,

Doctor der Philosophie, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, privatisirender Gelehrter in Dresden, geb. am 19. October 1769 zu Oberwuse bei Chemnitz in Sachsen.

Jeder leiſte, was er kann.

Albert Thorwaldſen,

in Rom, Königl. Däniſcher Staatsrath, Ritter des Königl. Würtembergiſchen Friedrich's- und Comthur des Kronenordens, und mehrerer anderer Orden, geboren in Kopenhagen.

Als weißer reiner Schwan zogeſt du über das glänzende Element; dein Todesgeſang war ein Lied der Freiheit. So ſtehſt du jetzt, reiner Schwan, unter den übrigen Himmelsbildern, und wenn Jugend und Alter zu deinem leuchtenden Sterne hinaufblicken, erinnern ſie ſich dankbar und gerührt, was Freiheit, Kraft, Tugend und edle Geſinnung ſey.

Ludwig Tieck,

Hofrath, geb. in Berlin den 31. Mai 1773; wohnhaft in Dresden.

Aus dem Markt des Lebens von Tiedge.

Hebt euch weg, profane Schreier!
Störet nicht die heil'ge Feier,
Die um Schiller's Tempel schwebt!
Wenn ihr seinen Namen nennet,
Fragt euch, ob ihr ihn erkennet,
Der auf Sonnenhöhen lebt,
Wo herab zu uns die Dramen
Seiner großen Schöpfung kamen!
Feierlich und strahlenhell
Schmückt Unsterblichkeit die Namen
Friedland, Posa, Wilhelm Tell!

Ja, dieser Heros — hocherhaben! —
Wie würd' er einst in seiner vollsten Kraft,
Im hellsten Glanze seiner Gaben
Die sämmtliche Parnaßgenossenschaft
Weit hinter sich gelassen haben,
Hätt' uns der Tod dies theure Haupt
Ach! nicht so früh, so früh, geraubt!

Christoph August Tiedge,
geboren zu Gardelegen in der Altmark am 14. December 1752.

Majestas populi.

„Majestät der Menschennatur! dich soll ich bei'm Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

Anton von Tillier,
gewesener Regierungsrath aus Bern, geb. den 12. Januar 1792.

Deinem hohen Genius, Unsterblicher! muß vor Allen der Schweizer huldigen. Den Geist der Freiheit, wie er in seinem Hochland wohnt und herrscht, und seines Volkes Sinn, und der Väter That hast du im Licht der Poesie verklärt. Was Egid Tschudi und Johann Müller in Geschichte und Wirklichkeit erfasset, das hast du dichtend, ohne was Aehnliches geschaut oder erlebt zu haben, wunderbar aus deinem tiefen Gemüth der Welt vor Augen gestellt. Darum sey uns vorzüglich gepriesen! Dein Album in der Schweiz sind die Alpen und dein Denkmal Wilhelm Tell.

J. P. V. Troxler,

Medic. Dr., geboren zu Beromünster am 17. August 1780, Professor der Philosophie in Bern.

Alle begrüß' ich, die hier sich vereint, den Dichter zu feiern,
Dessen unsterbliches Lied jeglichen Hörer entzückt!

Dr. Friedrich August Rückert,

geboren zu Entin in Holstein den 28. October 1780. Herzogl. Sächs. Bibliothekar und Professor am Gymnasium zu Gotha.

men Narren- und Schurkenart, hat dieſes Trauerſpiel auch dieſen Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler, die ich E. E. mit Abſicht verherſage, für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden ſein werden. Fallen ſie aber bei der Vorſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles Uebrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Entzweck unbrauchbar ſein, und ich werde es beſſer zurückbehalten. Dieſes überlaſſe ich nun dem Urtheil E. E. Meine Kritik würde zuviel von meiner Laune und Eigenliebe partizipieren. Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Karlos. Ein Sujet, das mir

„So wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.“

Johann Ludwig Uhland,
Dr. Jur., geboren zu Tübingen den 26. April 1787;
lebt daselbst.

„Entbehren iſt beſſer als Genießen.“ Wer den Sinn dieſes Ausſpruchs in ſeinem Innern durch Erfahrung gewinnt, dem geht daraus eine neue, große Empfindung von Glückſeligkeit auf. Man kann aber dieſe Erfahrung machen, und ſie wieder einbüßen.

Carl Auguſt Varnhagen von Enſe,

Königl. Preuß. geheimer Legationsrath, geb. zu Düſſeldorf am 21. Februar 1785.

Wär' ich ein Gärtner, brächt' ich meine ſchönſte Blume
Zu dieſes großen deutſchen Denkmals Heiligthume.
Wär' ich ein Dichter, weih'te ich ſo gern mein beſtes Lied
Dem edlen Dichter, der zu früh von dieſer Erde ſchied.
Sein Geiſt, ſein Herz ſind als Vermächtniß uns geblieben,
In unſre Bruſt ſind ſeine Werke eingeſchrieben.
Beſcheiden, doch mit innigem Vergnügen,
Darf ich ein Steinchen zu dem Denkmal fügen.

Friedrich Vogel,

Großherzogl. Badiſcher geheimer Kriegsrath und Generalauditor, Ritter des Zähringer Löwen-Ordens, geboren zu Emmendingen den 1. März 1794.

Still ruhte Jahrelang in seiner Gruft
Der todte alte Meister, da ertönte
Tief aus dem Grabe eine starke Stimme:
„Ihr Jünger — sprach sie — geht, erhebt mein Denkmal!
„Zwar braucht's für mich des Steins nicht, noch des Erzes,
„Auch nicht für Euch; doch kleine Menschen kamen,
„Die meißelten, und schnitzten, deutelten
„An den Gebilden, die ich hinterließ
„Für Euch zum Muster, meinem Land zur Zierde.
„So geht denn hin, Ihr Treuen, gebet Zeugniß,
„Daß Ihr den alten todten Meister ehret. — "
Und sieh! — alsbald entstand ein reges Leben:
Aus Osten, Westen, Süden und aus Norden,
Strömt' froh herbei die Schaar der Seinen, thürmte
Dann Stein auf Stein, und Erz auf Erz, bis fertig
Der Hügel ragt', umstrahlt vom Sonnenglanze.

C. v. Wachsmann,
zu Dresden.

Mancherlei hab' ich erfahren in guten Tagen und ſchlimmen,
Aber mein ſchönſtes Geſchick dankt' ich der Muſe Geleit.
Jetzo bin ich mit Vielen, die vor mir ſangen, vergeſſen,
Und kein Lorbeer entkeimt meinem Grabe dereinſt.
Nun, ſo werde mein Name doch nicht bei denen vermiſſet,
Welche der Dankbarkeit Kranz hier dem Verdienſte geweiht!

Chriſtian Jakob Wagenſeil,

Königl. Bayr. quiesc. Regierungsrath zu Augsburg, geboren zu Kaufbeuren den 23. November 1756.

Dem Genius, der auf des Liedes Wogen
Das deutsche Volk zu sich emporgezogen,
Dem hat des deutschen Volkes Dankbarkeit
Hier dieses Monument aus Erz geweiht.

Großartig, tiefbewegt war seine Zeit,
Das Hohe mit dem Niedrigen im Streit;
Doch er, von keinem falschen Wahn betrogen,
Stand, ein Polarstern, fest am Himmelsbogen.

Kein Dichterfürst, kein Seher strahlt so hehr,
So fleckenlos, so menschlich groß, wie er:
Das wird die Nachwelt mehr und mehr erkennen,
Und jedes Volk wird ihn den Seinen nennen.
Doch mehr, als alles Erz und Gold der Reichen,
Ehrt ihn die Denkart derer, die ihm gleichen.

Michael Waldhauser,
Pfarrer zu Triftern im Unterdonaukreise des Königreichs Bayern.

Warum war und iſt wohl Schiller vorzugsweiſe der Liebling der deutſchen Jünglinge und Jungfrauen? Ich glaube darum hauptſächlich, weil er im Wiſſen, im Dichten und im Leben ununterbrochen nach dem Höchſten ſtrebte, und eben deßwegen das Hohe und Ergreifende erreichte, in ſich ſelber und ſeinen Schöpfungen den Dreiklang von Wahrheit, Schönheit und Güte rein dargeſtellt zu haben. Die ſittliche Grazie ſeines Gemüths wurde zur Glorie um ſein Haupt — eine Glorie, die ihm auch jene Männer nicht abſprechen können, die da wähnen, ſie könnten durch Schiller's Verkleinerung Goethe noch höher heben. Goethe hat anders geurtheilt.

K. A. von Wangenheim,

Königl. Würtemb. Geheimerrath und Staatsminiſter a. D., geboren in Gotha den 14. März 1775.

Die Donau an den Dichter.

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der — Verkannten.
Glänzend? — Begeistert durch dich. Glänzend? — Befeuchtet um dich.

Vinc. Weintridt,

Stadtpfarrer zu Rey, vormals Professor an der hohen Schule zu Wien.

Du hatteſt früh der Muſen Gunſt,
D'rum ward dir auch die ſeltne Kunſt:
Allſeitig zu gefallen.

Johann Philipp Weiſſe,

geboren zu Reval in Eſthland den 22. März 1755, Kaiſerl. Ruſſ. wirklicher Staatsrath, Ritter der Orden des heil. Wlademir 3ter Klaſſe und der heil. Anna 2ter Klaſſe; Director der St. Petersburger deutſchen Hauptſchule vom Jahr 1788 bis 1818, ſeitdem Alterswegen emeritirt.

Zweierlei ergreift mich tief schmerzlich stets neu bei dem Gedanken an Schiller. Zuerst das, daß ihn das Vaterland und die Welt verloren, als sie von seiner immer vollendeteren Meisterschaft gerade noch die herrlichsten und reichsten Schätze erwarten durften. Sodann das, daß er unserem Vaterlande und dieses ihm entrissen wurde, vor den großen Freiheitskämpfen und dem geistigen und bürgerlichen Ringen aller edlen Deutschen nach würdiger deutscher Freiheit. Seiner freiheitliebenden Seele fehlte, als er lebte, ein freies oder doch für die Freiheit erwachtes Vaterland; diesem, als es erschien, sein Schiller. Auch nur zwei einzige deutsche Freiheitslieder von Schiller, in welchen sich jener gewaltige Naturtrieb nach Freiheit, der im Räuber- und Jägerlied begeisternd mit sich fortreißt, zur sittlichen patriotischen deutschen Freiheitsliebe verklärt hätte — nur zwei Dichterwerke, aus welchen, statt der idealen und fremden Freiheit im Carlos und Tell, unseres deutschen Vaterlandes Freiheit mit der allgewaltigen Kraft dieses göttlichen Genius und seiner nach Freiheit dürstenden Feuerseele zu unserem Volke gesprochen hätte, — wer ermißt wohl ganz die stets sich erneuernden segensreichen Wirkungen, welche so glorreiche Werke unfehlbar erzeugen mußten!

Dr. Carl Theodor Welcker,

Hofrath und Professor zu Freiburg, Mitglied der II. Kammer der Badischen Stände, geboren zu Oberofleiden in Hessen am 29. März 1790.

ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich E. E. zu verdanken habe. Dazwiſchen will ich an einem Trauerſpiel von Prinz Konradin arbeiten.

Ich erwarte den Entſchluß E. E. mit Begierde, und habe die Gnade, mit vollkommenſtem Reſpekt zu verharren

Euer Excellenz

unterthänigſt ergebenſter
Dr. Schiller,

Schön'res find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in ſchöner Form die ſchöne Seele.

Friedrich Gottlieb Welcker,
Profeſſor in Bonn.

Weihen die Deutſchen ein Denkmal ihrem unſterblichen Schiller,
Ehrt es die Deutſchen noch mehr, als den Unſterblichen ſelbſt.

Ignaz Heinrich v. Weſſenberg,
zu Konſtanz, geboren zu Dresden am 4. November 1774.

Als dir ich sang das Lied: „der sechsten Stunde," *
Da blutete mir frisch die Herzenswunde,
Geschlagen mir, als du der Erd' enteilt.
Jetzt, da dir wird von tausend deutschen Zungen
Erneuter Dank, nach vieler Jahre Flucht, gesungen,
Ist noch die tiefe Wunde nicht geheilt.
Wer kann, wie lang' auch Stunden ihre Bahnen messen,
So Großes, Edles, Herrliches vergessen!

* Titel eines unmittelbar nach dem Tode des gefeierten Sängers erschienenen Gedichts.

Engel Christine Westphalen,

geborne v. Aren, des verst. Senator Westphalen Wittwe,
geboren zu Hamburg den 8. December 1758.

So lebe fort, ſo wirke fort
In jedem edlen, reinen Herzen
Durch dein belebtes Feuerwort,
Und nie mög' Deutſchland dieſen Hort
Durch frevle Antaſtung verſcherzen!

Dein Name iſt ſo rein und ſchön,
Daß er zur Andacht ſtets wird wecken
Wie frommer Glocken Vollgetön,
Und bei der Leidenſchaften Föhn
Den wahren Weg zum Heil entdecken.

Und wie dein Geiſt ſich aufwärts ſchwingt,
Wird folgen ihm zu Friedensauen,
Wem Hohes noch zur Seele dringt,
Daß, wer mit Ernſt zum Lichte ringt,
Durch dich es ahnen darf und — ſchauen.

Karl Gottfried Theodor Winkler,
genannt **Theodor Hell,**
geboren am 9. Februar 1775 zu Waldenburg im Schönburg'ſchen, wohnhaft zu Dresden, Königl. Sächſ. Hofrath und Sekretair der Kunſtakademie und des Hoftheaters.

Es wird immer ein vergebliches Bemühen bleiben, einen verschwundenen Zustand des Lebens, der Kunst oder Wissenschaft, so wahr und schön er immer gewesen seyn mag, wieder erwecken und in die Gegenwart verpflanzen zu wollen; der Geist der Welt, der sich in jenen Zuständen geoffenbaret hat, ist ewig neu, er geht nie in verbrauchte Formen zurück.

Wir können von der Vergangenheit bloß lernen; was sie uns aber gelehrt hat, was wir sonst wissen und was uns begeistert, das wird sich, wenn es innern Gehalt und Wahrheit hat, nach der eigenthümlichen Weise unserer Zeit gestalten und bewähren.

Dabei geziemt es uns aber, den Werth vorangegangener großer Männer öffentlich dankbar anzuerkennen, besonders wenn ihnen Kraft und Wille gegeben war, uns zu erheitern, zu veredeln und unser Gemüth in seinen Tiefen zu beglücken.

Christoph Leonhard Wolbach,

Oberbürgermeister der Stadt Ulm, geboren daselbst am 28. März 1785.

Mir iſt nichts rührender geweſen, als fünf und zwanzig Jahre nach Schiller's Tode aus dem Munde alter, ſchlichter Bürger zu Weimar, die den großen Verſtorbenen genau gekannt hatten, Beweiſe der Liebe und Verehrung zu vernehmen, die ſie für Schiller, den Menſchen hegten.

Dr. Oscar Ludwig Bernhard Wolff,
Profeſſor der neuern Literatur an der Univerſität Jena, geboren zu Altona am 26. Juli 1799.

Das Reine, Große, Menſchliche haſt du gewollt,
Nie Eitlem, Kleinem, Selbſtiſchem gezollt.
Der Wahrheit und der Liebe warſt du Schutz,
Dem Falſchen bot dein Genius ſtets Trutz;
Erblüht im Licht, aus Einfalt und Natur,
Erhob er ſich zur reinen Sonnenflur.
Der Dichtung Bilder, die er aufgeſtellt,
Sie drangen in die inn're Herzenswelt;
Der Edle fühlte ihrer Wahrheit Macht,
Zu höh'rer Kraft im Leben ſich erwacht.
Ja, es umglüht den wärd'gen Siegeskranz
Vom fremden Joche deiner Lieder Glanz.
Die Weltgeſchichte lag vor deinem Blick
Als ew'ge Weisheit, flechtend das Geſchick.
Dem Guten, der ſo oft als Opfer fällt,
Ihm zeigteſt du die Blüthen beſſrer Welt.
Da, wo ein hohes, zartes Herz nur ſchlägt,
Fühlt ſich's in deiner Dichtung Macht bewegt.
In eigner Sprache Zauberhauch gebannt,
Errang manch edler Geiſt dich ſeinem Vaterland.
Im Leben ſtill, nur gern auf freier Flur,
Gingſt du im feſten Sinn der Ehr und Treue Spur.
So liebte dich die Welt, dein Vaterland:
Mit Stolz beweinen dich, die innig dich erkannt.

Jena.

Caroline von Wolzogen,
geb. von Lengefeld,

(Verfaſſerin von: Agnes von Lilien); Wittwe des Herzogl. Sachſen-Meiningiſchen Geheimenraths, Freiherrn v. Wolzogen, geboren zu Rudelſtadt am 3. Februar 1763.

Die Dioskuren.

Göthe, du glänzeſt, der Lenker der Schlacht, der ſiegende Feldherr;
Schiller, der Held, der den Tag, blutend und ſterbend, entſchied.

Chriſtian Freiherr von Zedlitz,
K. K. Kämmerer zu Wien, geb. 1790 zu Johannisberg im öſtreich. Schleſien.

Der Kronen ſchönſte reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

(Aus Baggeſens Stammbuch, eingetragen am 9. Auguſt 1790 durch F. v. Schiller.)

Karl Graf v. Zedlitz-Leipe,
in Roſenthal.

Der ewige Kreislauf in der Natur iſt nicht ihr Zweck; vielmehr wird offenbar durch denſelben etwas Bleibendes gewonnen, und es iſt der Opferduft, den Grazien und Horen auf ihren Altären für eine höhere Ordnung der Dinge aufſteigen laſſen, auch bei den gröbſten Täuſchungen der Sinne von uns nicht ganz zu verkennen.

L. H. Jenneck,
Profeſſor der Naturgeſchichte und Chemie, wohnhaft in Tübingen.

Mannheim, den 29. Septbr. 1782.

14.

Die gnädige Zuschrift Euer Excellenz, die mir doppelt schmeichelhaft sein muß, da die Reize des Landlebens alle Erinnerungen an Litteratur und an Schriftsteller beinahe verdrängen könnten, hat mich aus einer Art von Schlafsucht empergerissen. Spuren von Krankheit, die mich nur sehr langsam verlassen wollen, und vorzüglich auf meinen Kopf wirken, die Unwissenheit, woran ich nunmehr die Feder setzen soll, und zugleich die Entfernung Euer Excellenz, die mir Mannheim zu einem verwaisten Schauplatz macht, ha-

Wahr iſt es, deiner Saiten Zauber bauen
Ein fromm Gedächtniß dir in Ewigkeit,
Und jedes Herz in Deutſchland's ſchönen Gauen
Haſt du zum Heiligthume dir geweiht;
Doch freut's die Liebe, kann ſie Zeichen ſchauen,
Die ihre Glut verkünden ferner Zeit,
Und darum ſoll, wie dich die Deutſchen ehren,
Dies Denkmal noch die ſpäten Enkel lehren.

Friedrich Graf von Zeppelin,
im Schloß Ober-Gieſsberg im Thurgau.

Will man Schiller's Dichtergeiſt in einem Brennſpiegel zuſammenfaſſen, ſo zeigt ſeine Größe der Welt das Streben des Rieſengeiſtes, den Markſtein der geiſtigen Schöpfung auszumeſſen.

Johann Auguſt Heune,

Profeſſor an der Univerſität zu Berlin und Director der Königl. Blindenanſtalt, geboren zu Wittenberg am 12. Mai 1776.

Der einſt, als er der Erde Hülle trug,
Des Weiſen Tiefſinn und des Forſchers Blick
Mit hohem, feur'gem Dichtergeiſt vereinend,
Uns eine Welt geſchaffen in der Welt;
Den Adel ſeiner Seele, ſittlich groß,
In That und Wort geprägt, ein deutſcher Mann,
Und ſeines Geiſtes Feuerſtrom, den ſchnellen,
In heit'rer Griechenkunſt anmuth'gen Formen
Und des Geſchmackes Blumenfeſſeln lenkte:
Umſchwebe du, ein Schutzgeiſt, warnend, rathend,
Ermunternd, unſre deutſche Kunſt und Welt;
Mit deinem mächt'gen Flammenwort verbanne
Vom deutſchen Pindus all das lärmende
Gezücht der neuen Aftermuſe, das
Begeiſt'rung lügt, im Fieberwahnſinn ſchwärmend,
Die Wahrheit und Natur verhöhnt, das Schöne,
Das Göttliche verzerrt, und tief Gemeines,
Das Laſter ſelbſt, das ſchändliche, uns ſchildert
Im grellen Abbild. — Hoher Genius!
Vom Ungeſchmack der künſtelnden Barbaren,
Von ſittenloſer Weichlichkeit, vom Spuk
Heilloſer Mimen, prunkender Tragöden,
O reinige die „oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene!"

Dr. Johann Chriſtoph Gottlieb Zimmermann,
Profeſſor in Erlangen, geboren in Bent bei Baireuth am 19. Juli 1790.

Nimm Kell' und Schwert zugleich zu Händen,
Nicht friedlich bau'st du dir dein Haus;
Willst fördern du dein Werk und enden,
Besteh' den dargebotnen Strauß!
Fahr' mit der Kelle fort zu bauen,
Wenn deiner Feinde Waffen ruh'n;
Doch mit dem Schwerte mußt du hauen,
Befehden sie dein friedlich Thun:
D'rum, Kell' und Schwert zu rechter Zeit,
Blüht Friede dir aus bösem Streit!

Friedr. Aug. Freiherr von Zu-Rhein,
Königl. Bayerischer Kammerherr und Oberstudienrath.

v. Alberti,
Salinenverwalter, in Wilhelmshall.

Albrecht,
Aktuarius, in Dresden.

M. Altmann,
Frau Superintendent, geb. Rosenbaum, in Rawitsch.

Andrä,
Buchhändler, in Prag.

Baroneſſe v. Arnim,
in Dresden.

v. Arnold,
Hauptmann im 1. Inf.-Regmt., in Heilbronn.

v. Auer, senior,
Obriſt, in Königsberg.

Dr. v. Bach,
Staatsrath, in Oldenburg.

J. A. Bacher,
in Mühlheim am Rhein.

Dr. Bachmann,
in Frankfurt am Main.

Baronin v. Badenhauſen,
in Merſeburg.

C. T. Bader,
in Leipzig.

Dr. Balling,
Profeſſor, Kön. Brunnenarzt in Kiſſingen.

v. Bangold,
Generalmajor, in Ludwigsburg.

Barchet,
Oberamtspfleger, in Waiblingen.

Carl Barth,
in Augsburg.

Freiherr Guſtav v. Bauh,
genannt Cappler, auf Burg Oedheim.

v. Bayha,
Hauptmann im 7. Inf.-Regmt., in Ludwigsburg.

Dr. Becher,
Hofarzt, Medizinalrath in Stuttgart.

Fr. Carl Beckh,
Kaufmann, in Tuttlingen.

Graf v. Beiſsel,
in Bonn.

Beißke,
Prem. Lieutenant im 21. Inf.-Regmt. in Stargard.

Dr. Benkard,
Conſiſtorialrath und Pfarrer, in Frankfurt am Main.

Benkiſer,
Frau Hammerwerksbeſitzer, in Pforzheim.

H. L. Berck,
in Frankfurt am Main.

v. Berg,
Geheimerrath, in Oldenburg.

Berge,
Schriftgießer, in Stuttgart.

Othmar Berndt,
in Wien.

Maximilian Joseph Bernhard,
aus Ulm, in Leipzig.

Bernus,
Rittergutsbesitzer, in Roseck.

J. J. Bernus,
in Frankfurt am Main.

W. Berndt,
Buchhändler in Oldenburg.

M. v. Bethmann,
in Frankfurt am Main.

Beuerlein
Fürstl. Hohenloheſcher Domänenrath in Oehringen.

Binder,
Garnisonsprediger, in Ludwigsburg.

v. Blell,
Geheimer-Hofrath, in Berlin.

Bockshammer,
Oberjustizrath, in Ulm.

Bodé,
Theilungscommissär, in Bühl.

Boericke,
Amtsaktuar, in Rense.

Bohdmann,
in Wormdill.

J. H. Bohn,
in Harfefeld.

Borosch,
Buchhändler, in Prag.

Ida v. Bose,
geb. Gräfin von Oberg, in Torgau.

Boy,
Kriegsrath, in Torgau.

v. Boyneburg,
Kammerherrin, zu Weimar.

B. Braun,
Generallieutenant und Festungscommandant in London.

C. Braun,
geb. Chirurgus, in Rawezin.

L. Braun,
in Ratzeburg.

Breitling,
Oberamtsrichter, in Göppingen.

v. Breitſchwerdt,
Staatsrath, in Stuttgart.

v. Brenn,
Baron, in Remiß.

Bruckbräu,
Oberzoller in Burghauſen, in Bayern.

Brückner,
Landgerichtsrath, in Rawitſch.

Dr. Buch,
in Frankfurt am Main.

C. F. Buchholz,
in Roenſal.

Büchler,
Geheimer-Hofrath, in Karlsruhe.

Buff,
Landrichter in Rödelheim bei Frankfurt am Main.

Bürgergeſellſchaft
in Stuttgart.

Buſch,
[illegible] in [illegible].

Wilhelmine von dem Buſche Ippenburg,
in Ippenburg.

Claire Chodowiecka,
née George, à Leipzig.

Clemens,
Amtsnotar. in Dörzbach.

Cleß,
Obermedizinalaſſeſſor. in Stuttgart.

Fürſtin v. Colloredo Mannsfeld,
in Sindlingen.

Conradi,
Kaufmann. in Stuttgart.

Guſtav Conradi,
in Stuttgart.

Erneſtine Cornhardt,
in Neu-Strelitz.

Dr. Cotta,
Sekretär. in Trippſtatt.

Cranz,
Diviſionsprediger. in Torgau.

Dr. Creßſchmar,
in Frankfurt am Main.

Adolph Pühne,
in Leipzig.

Pumbler,
Med. Stud. in Tübingen.

den mich bis heute von allen Arbeiten des Geiſtes zurückgezogen. So groß neulich mein Verlangen war, Sie wieder zu ſehen, und mich in Ihrer Gegenwart zu großen Unternehmungen zu entzünden, ſo wehe thut mir die Nachricht, daß Euer Excellenz uns verlaſſen hätten. Ich hoffe und wünſche für dieſen Verluſt bald und vollkommen wieder getröſtet zu werden. Was meine theatraliſchen Arbeiten anbetrifft, ſo erwarte ich ganz allein den Rath Euer Excellenz, ob ich zuerſt den Fiesko, oder die Louiſe Millerin endigen ſoll. Beides zuſammengenommen iſt ein Geſchäft für 4 Wochen, und da der Fiesko ohne Zweifel für die Carneval-Zeiten beſtimmt werden dürfte, meine Louiſe Millerin aber ein kleineres einfacheres Stück iſt, ſo vermuthe ich, daß die Wahl E. E. auf die leztere fallen werde.

Pamppmann,
Cand. Theol., in Rawitſch.

Pecken,
Pfarrer, in Frankfurt am Main.

Pehhle,
Stud. Theol. in Bern.

Pieſch,
Straßenbau-Inſpektor, in Stuttgart.

Pietrich,
Profeſſor, Maler in Stuttgart.

Dr. Poebel,
in Frankfurt am Main.

Poehner,
Kirchen- und Schulrath, in Zwickau.

Albert Pörr,
in Stuttgart.

Carl Poerr,
in Frankfurt am Main.

Georg Pöckenbach,
in Calw.

Pöer,
Dr. med. in Hannover.

Dr. Puverney,
Stadtrath in Stuttgart.

Baron v. Pyherrn-Czettrih,
auf Oberherzogswaldau, Landrath.

A. G. Eberhard,
in Hamburg.

F. Eccard,
Kupferſtecher, in Karlsruhe.

Dr. Eiſenmenger,
Oberamtsarzt, in Oehringen.

Carl Elben,
in Stuttgart.

Dr. Engelhardt,
Rath, in Sonnenburg.

Carl Erhard,
in Gmünd.

Heinrich Erhard,
Buchhändler in Stuttgart.

Friedrich Eſer,
Rentamtmann in Hirſau.

G. F. Euler,
Buchhändler in Fulda.

Eulling,
Oberamtsaktuar in Freudenſtadt.

Faber,
Pfarrer in Vorderpfalzbronn.

Faber,
Staatsſchuldenzahlungs-Caſſier. in Stuttgart.

Fackel,
Profeſſor, in Berlin.

Baron v. Falkenſtein,
in Leipzig.

Friedrich Federer,
in Stuttgart.

Joh. Fehr,
Chef der Buchhandlung Huber und Comp. in St. Gallen.

Fein,
Hofräthin, in Braunſchweig.

Dr. Feldmann,
in Kiel.

Conſtantin Fellner,
in Frankfurt am Main.

M. Fener,
Pfarrer in Neckargerach.

Feyerabend,
[illegible], in Bernburg.

Carl Fick,
in Berlin.

B. Finckh,
Kunſtmeiſter, in Schwabenberg.

Carl Finckh,
in Reutlingen.

v. Fiſcher,
Staatsrath, in Stuttgart.

Fiſcher,
Präzeptor, in Stuttgart.

Fiſcher,
Kaufmann, in Kannſtadt.

Ludwig Fiſcher,
in Waiblingen an der Enz.

Aug. Friedrich Fiſcher,
in Zwickau.

Chr. Fiſcher,
Buchhändler in Bern.

Fleiner,
Aſſiſtent, in Ludwigsburg.

H. Fournier,
Stud. jur. in Berlin.

Dr. M. Fraenkel,
in Hamburg.

Ferd. Aug. Franke,
aus Friedrichshafen, in Leipzig.

Jenny v. Frankenberg-Ludwigsdorf,
in Glogau.

Franz,
Conſiſtorialrath, in Wien.

Franz Freſenius,
Oberlehrer in Frankfurt am Main.

Frey,
Gerichtsaktuar, in Wangen.

Frick,
Pfarrer in K. Stozingen.

Dr. Fricker,
Oberamtsarzt in Roth.

F. Frieſinger,
Schulmeiſter in Göppingen.

Gadebuſch,
Domänen-Intendant in Swinemünde.

Dr. Gärtner,
in Calw.

v. Gärttner,
Staatsrath, in Stuttgart.

v. Gaisberg,
Hauptmann im 6. Inf.-Rgmt. in Ulm.

F. A. Gall,
Buchhändler in Trier.

Gallenberg,
in Mannheim.

Dr. Gallus,
Aſſeſſor in Frankfurt am Main.

Geiſt,
Rektor und Prediger in Rawitſch.

Dr. Gemming,
in Baden-Baden.

v. Gemmingen,
Oberhofmeiſter, in Stuttgart.

Louiſe v. Gemmingen,
in Sölſingen.

Ferdinand Georgii,
in Calw.

Dr. Gerhardi,
in Rornſal.

Geroch,
Dekan in Stuttgart.

v. Glocker,
Regierungsrath, in Ellwangen.

C. W. Glocker,
Gerichtsnotar in Urach.

Gmelin,
Apotheker in Ehningen an der Achalm.

L. Göbel,
Frau Paſtor, geb. Zirnenſee, in Rawitſch.

Gödſche,
Königl. Preuß. Poſtſekretär, in Suhl.

Fr. Wm. Gödſche,
Buchhändler in Meißen.

Mathilde Gödſche,
geb. Hiemann, in Meißen.

Carl Göpel,
Buchhändler in Stuttgart.

Goll,
Pfarrer in Weißach bei Waiblingen.

Pelli J. P. Gontard,
in Frankfurt am Main.

Alexander Gontard,
in Frankfurt am Main.

v. Goes,
Geheimer-Legationsrath, in Stuttgart.

v. Görh,
Juſtizrath in Siegan.

A. Fr. Goeh,
K. K. Hofpoſtamts-Official, in Wien.

Gottſchalk,
Kreis-Steuerrath, in Leipzig.

G. Gottſchick,
in Berlin.

Goullet,
geb. Kraus, in Frankfurt am Main.

J. A. Gräfendeich,
in Frankfurt am Main.

Graffunder,
Land- und Stadtgerichts-Direktor in Rawitsch.

Grieſinger,
Regierungsräthin, in Stuttgart.

Graf v. Grünne,
Niederl. Gen. Lieutenant, Geſandter am deutſchen Bundestage
in Frankfurt am Main.

A. Grunelius,
in Frankfurt am Main.

M. Grunsky,
Theol. Stud. in Tübingen.

Dr. v. Gualta,
in Frankfurt am Main.

C. Gülich,
Bijouterie Fabrikinhaber, in Pforzheim.

Gutbrod,
Stadtſchultheiß in Stuttgart.

C. Gutekunſt,
in Bädlerthal.

Gwinner,
Profeſſor, in Hohenheim.

Haakh,
Repetent am evangelischen Seminar zu Tübingen.

v. Habermann,
Hofrättin, in Wien.

Hache,
Provinz. Steuer Direktorats-Sekretär, in Breslau.

Dr. C. H. Häberlin,
in Frankfurt am Main.

Hahn'sche Hofbuchhandlung,
in Hannover.

M. Hailer,
Pfarrer in Gerstetten.

Christ. Hailer,
Rentmeister in Geisling bei Donaueschingen.

Freiherr v. Haller,
Obrister, Oberkriegsrath in Stuttgart.

Freiherr Heinrich v. Handel,
in Frankfurt am Main.

Hander,
Director, in Leipzig.

Marie Hartmann,
in Stuttgart.

Hartmann,
Vicarius in Münchingen.

v. Hauber,
Finanzrath, in Stuttgart.

Dr. M. Herman Hauff,
in Stuttgart.

Paul Hechtfiſcher,
Studienlehrer in Baireuth.

Auguſt Hedinger,
in Ehlm.

Hefele,
Finanzrath, in Stuttgart.

Heimerdinger,
Architekt in Stuttgart.

Heinze,
Juſtiz-Commiſſarius, in Torgau.

Wm. Heller,
Kaufmann, in Stuttgart.

Henſchel,
Freu Criminalrichter, in Darmſtadt.

v. Herda,
Director des Königl. Bergraths, in Stuttgart.

W. Herz,
in Stuttgart

Albert Hennisch,
in Aarau.

Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen sehr wahr, vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den 2 ersten Szenen des IIten Akts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der nunmehr dem feineren Leser nur zu sichtbar geworden ist. Zu gutem Glück fallen diese 2 Szenen, ohnbeschadet des Stücks, in der Umarbeitung ganz weg. Die blühende Sprache ist auf der Bühne mehr als auffallend — sie ist lächerlich, und solche lange Monologen ermüden. Der Vte Akt wird eine Hauptveränderung leiden, und überhaupt hoffe ich, das Stück in einer solchen Gestalt aufzustellen, daß Euer Excellenz und Mannheim damit zufrieden sind.

Mein Urtheil über den Schlenzheim ist ganz nur die Folge der ersten Vorstellung, und

v. Heyden,
Senator in Frankfurt am Main.

Dr. Heydrich,
in Wappenitz.

Dr. Heyfelder,
Medizinalrath in Sigmaringen.

Hirzel,
in Wien.

Hochstetter,
Professor. in Stuttgart.

Johann Ludwig Hoekle,
in Stuttgart.

Hoelemann,
Gymnasial-Oberlehrer in Zwickau.

Hoehler,
Amtmann in Lahn.

v. Hoevel,
Frau. in Sigmaringen.

Dr. Ludwig Hofmann,
K. Studienlehrer und Institutsvorstand in Aschaff.

v. Hoff,
Geh. Conferenzrath u. Director des Oberconsistoriums in Gotha.

E. W. Hofmann,
Cab. Direct. Sr. M. des Königs der Niederlande. in Haag.

Dr. Hoffmann senior,
Hofrath in Frankfurt am Main.

Hofstetter,
Vicarius in Ewingen.

Hohenlohe-Waldenburg
Fürstin zu

Hohenlohe-Waldenburg
Prinzessin zu

Hohenlohe-Waldenburg
Prinz zu

Hohenlohe-Waldenburg
Prinz zu

Hohenlohe-Waldenburg
Prinz zu

Hohenzollern-Sigmaringen
Erbprinz zu

Hohenzollern-Sigmaringen
Erbprinzessin von

Holfert,
Corrector in Dresden.

Georg v. Hormuſaki,
in Czernowitz.

Horn,
Regierungsrath in Sigmaringen.

Horn,
Poſter, in Hamburg.

v. Huber,
Staatsrath, in Eßlingen.

J. L. Immendörffer,
Rentamtmann in Laubach O. A. Nagold.

Ph. Jakob,
evang. Pfarrer, in Oggersheim.

Dr. Jaeger,
Kreisphyſicus in Neuß.

Ludwig Hugo v. Jagemann,
Oberamts-Aſſeſſor in Heidelberg.

Jordan,
Oekonom in Lindheim.

Carl Jenisch,
Kaufmann, in Stuttgart.

Eberhard Jenisch,
Kaufmann, in Stuttgart.

Graf Alex. v. Jenison-Walworth,
K. Baier. Oberlieutenant, in München.

Kaaher'ſches Leſeinſtitut,
in Aachen.

Robert Kabitzſch,
in Leipzig.

Dr. Kapf,
in Neckarthailfingen.

v. Kaufmann,
Revierförſter, in Hohentwiel.

Kaulla,
Commerzienrath, in Stuttgart.

Kah,
Kirchenrath und evang. Stadtdekan in Carlsruhe.

K. F. Kah,
Buchdrucker, in Pforzheim.

Keller,
Frau, in Stuttgart.

Louiſe Keller,
in Stuttgart.

Dr. Keller,
in Stuttgart.

Wilhelm Keller,
Kaufmann, in Stuttgart.

Kern,
Pfarrer in Criſpenhofen.

G. C. Keßler,
in Eßlingen.

Kieſer,
Hofrath, in Stuttgart.

Dr. Kleinmann,
in Heilbronn.

Kleinmann,
Stadtpfarrer in Bonnigheim.

Klenze,
Syndicus, in Ueterſen.

Klüpfel,
Kaufmann, in Stuttgart.

Knapp,
Oberamtmann, in Kirchheim.

Knibbe,
Apotheker, in Torgau.

Knoll,
Straßenbauinſpektor, in Stuttgart.

Friederich Wilhelm Knoll,
Buchdrucker in Langenſalze.

Dr. Koelreuter,
Medizinalrath in Carlsruhe.

Koehler,
Buchhalter bei der Staatsſchulden-Zahlungskaſſe in Stuttgart.

J. J. Köhler,
Buchhändler in Ulm.

Franz Köhler,
Buchhändler in Leipzig.

Carl Körner,
Buchhändler in Frankfurt am Main.

Dr. Guſtav Körner,
Advokat in Bellville im Illinois St. der v. Staaten von Nord-Amerika.

Kohl,
Paſtor in Elberfeld.

v. Kolb,
K. Württembergiſcher Conſul in Rom.

Dr. Krauß,
in Jeſſingen.

Krauß,
Stadtſchultheiß in Blaubeuren.

J. C. Krieger,
Buchhändler, in Caſſel.

Dr. F. G. Kühne,
in Leipzig.

Kühner,
Oberamtsaktuar in Nieblingen.

Künkelen,
Theol. Cand., in Böblingen.

K. Kürſchner,
Buchhändler in Schwerin.

G. A. Kummer,
Buchhändler in Zerbſt.

Dr. Kurr,
in Stuttgart.

Carl Kurz,
Oekonom aus Stuttgart, in St. Blasien.

Jos. Kuschel,
K. K. Nied. Oestr. Regierungsbeamter in Wien.

Lampert,
Pfarrer in Mtt. Ippesheim.

Landauer,
Kriegsrath, in Stuttgart.

v. Lang,
in Riedlingen.

Wilh. Langewiesche,
in Iserlohn.

Erich Langsdorf,
in Darmstadt.

Freiherr v. Lassberg,
Hof- und Regierungsrath in Sigmaringen.

Graf v. Lavalette,
in Glogau.

Nicolaus Lenau,
(Nic. Niembsch), Edler von Strehlenau, in Wien).

Lesser,
Fürstl. Hohenloheſcher Forstmeister, in Oehringen.

Freiherr J. F. v. Leonhardi,
Großh. Heſſiſcher Geheimerrath, Geſandter der 16. Stimme am deutſchen Bundestage in Frankfurt am Main.

Leſegeſellſchaft,
zur obern Stube in Ulm.

Leſegeſellſchaft,
Juriſtiſche, in Detmold.

C. W. Leske,
Buchhändler in Darmſtadt.

Ludwig Leſſen,
in Leipzig.

Fr. Ludwig Levin,
in Berlin.

v. Leypold,
Staatsrath, in Stuttgart.

Leyſer,
Juſtizcommiſſär in Torgau.

Lindenmayer,
Fürſtl. Hohenloheſcher Hofökonomierevisor, in Oehringen.

S. Lindheimer,
Frau, in Frankfurt am Main.

Eliſe Lindheimer,
in Frankfurt am Main.

Juſette Lindheimer,
in Frankfurt am Main.

Lipp,
Rektor, in Ehingen.

Michael Löning,
Königl. Großbritanischer Rittmeister.

v. Lüptow,
auf . . . . . .

Graf v. Lützow,
K. K. Oestreichischer Gesandter in Rom.

J. C. Maecken,
in Reutlingen.

Macklot,
in Carlsruhe.

Mäntler,
Architekt, in Stuttgart.

Carl Magenau,
resign. Rentbeamter, in Gaildorf.

Baron v. Maltitz,
in Dresden.

Manecke,
Kanzleirath in Schwerin.

Mann,
Amtmann, in Carlsruhe.

Heinrich Matthäy,
Landschaftmaler in Dresden.

Freiherr v. Maucler,
K. Württ. Geheimerrathspräſident, in Stuttgart.

Joſeph Mar,
in Breslau.

v. Mecklenburg,
auf Pantlitz.

Mehl,
Förſter, in Stuttgart.

Meomer,
Domaineninſpektor in Aulendorf.

Meurer,
Superintendent in Bacha.

Ernſt Menſel,
in Coburg.

C. Mierzinsky,
in Hannover.

Hermann Mirabeau,
in Olnhauſen bei Heilbronn.

Arnold Mirabeau,
in Olnhauſen bei Heilbronn.

Mock,
Regierungsrath in Sigmaringen.

Moench,
Umgeldscommiſſär in Nagold.

wenn ich meine Empfindungen dabei ganz einfach herausſagen ſoll, ſo wird meine Kritik nicht ſehr zum Vortheil des Stücks ausfallen.

Was es kräftiges und wahrhaftes für das Herz und das Aug hat, meine ich in dem (übrigens elenden) Grafen Walltron und Mercier's Deſerteur ſchon erfahren zu haben. Die beiden erſten Aufzüge möchten gelten, aber die Entwicklung in den lezten iſt fürchterlich ſchlecht. Vielleicht behaupten aber dergleichen Stücke dennoch ihren Plaz auf dem Schauplaz, weil ihr Gegenſtand handgreiflicher zu Geſichte liegt, als die Hofintriguen in einer Emilia.

Meine Kritik über Sikingen wollte ich bisher nicht gern aus einem kranken Gehirne herauszimmern; ſie wird alſo ſpäter, aber deſto gewiſſenhafter und vollſtändiger erſcheinen. Immer deucht

Dr. Rob. Mohl,
Profeſſor der Staatswiſſenſchaften, in Tübingen.

Baron v. Moltke,
K. Württ. Landoberſtallmeiſter, in Stuttgart.

Moriz,
Juſtizcommiſſär in Torgau.

Fr. Moßdorf,
Hof- und Juſtiz-Kanzleiſekretär in Dresden.

Graf v. Mülinen,
Königl. Württembergiſcher Geſandter in Paris.

v. Müller,
Finanzkammer-Direktor, in Ulm.

Müller,
Oberconſiſtorialſekretär, in Stuttgart.

Müller,
Oberlandesgerichts-Referendarius in Rawitſch.

Heinrich Müller,
in Kirchheim.

Peter Müller,
in Ebln.

Müller'ſches Leſeinſtitut,
in Gotha.

Graf v. Münch-Bellinghauſen,
k. k. Geheimerrath und Bundespräſidial-Geſandter
in Frankfurt am Main.

Muſeum
in Hechingen.

C. F. Muth,
Stadtsprokurator, in Landau.

Maeher,
Maler, in Stuttgart.

Dr. Ph. Nagel,
in Augsburg.

Fräulein v. Naſo,
Stiftsdame, in Stuttgart.

Philipp Nathuſius,
in Althaldensleben.

Necker,
Poſtdirektor in Bonn.

Dr. Neef,
Profeſſor, in Frankfurt am Main.

Otto Negele,
in Stuttgart.

F. C. Neidhard,
Buchhändler in Speyer.

Neſtle,
Rechtsconſulent in Stuttgart.

Dr. Nich,
praktiſcher Arzt, in Jeny.

Kieſe,
Diaconus in Torgau.

Graf v. Kormann-Ehrenfels,
auf Ehrenfels.

Kanette Obermayer,
geb. Kuſel von Augsburg, in Carlsruhe.

Guſtav Oeſſinger,
in Pforzheim.

F. Oſterdinger,
Vorſteher der Handlungsſchule in Stuttgart.

Officiers-Bibliothek
des K. Württ. 1. Infant. Regiments.

Johann Friedrich d'Orville,
in Frankfurt am Main.

v. Oſiander,
Profeſſor, in Stuttgart.

Ott,
Salzfaktor, in Kempten.

Otto,
Oberjuſtizrath, in Stuttgart.

Dr. Carl Ed. Otto,
Hofrath und Profeſſor der Rechte in Dorpat.

Graf Johann v. Paar,
k. k. Obriſter, in Wien.

v. Palm,
K. Württ. General-Major, in Stuttgart.

Palm,
Hauptmann, in Stade.

Panſe,
Juſtizrath, in Naumburg.

Graf C. v. Pappenheim,
K. Baier. Junker im K. Cavallerie-Reg. Prinz Carl in München.

Ernſt Pauer,
Conſiſtorialrath, Prediger, in Wien.

Pauly,
Profeſſor, in Stuttgart.

Petiscus,
Profeſſor, in Berlin.

Pezold,
Hofſänger, in Stuttgart.

v. Pfaff,
Hof- und Finanzrath, in Stuttgart.

Pfeiffer,
Rentamtmann, in Stuttgart.

J. P. Pfeiffer,
Pfarrer in Frankfurt am Main.

Dr. Pfeilſticker,
in Stetten.

E. Pfleiderer,
Lehrer, in Stetten.

Claudina Piantaz,
in Frankfurt am Main.

Franz Piller,
Buchhändler in Lemberg.

v. Pirch,
Königl. Preuß. Generallieutenant a. D., in Berlin.

Plehn,
Gutsbesitzer auf Kopittkowo in West-Preußen.

Dr. Pleischl,
Professor, in Prag.

v. Podewils,
Oberlieutenant, in Ulm.

Ernst Angust Poeschel,
aus Dresden, in Leipzig.

Dr. Fr. Al. Popp,
Kreismedicinalrath, in Regensburg.

Poppey,
Regierungssekretär, in Trier.

Friedrich v. Porbeck,
Capitän im Großh. Badischen Generalstab, in Carlsruhe.

Postamtszeitungs-Expedition,
in Stuttgart.

Georg Friedrich Joſeph v. Pott,
Garde-Offizier, in St. Petersburg.

Alexander Franz Friedrich Peter Eduard v. Pott,
Garde-Offizier, in St. Petersburg.

Julius Prausnitz,
Kaufmann, in Glogau.

Prinzeſſin Wilhelm von Preußen,
geb. Prinzeſſin zu Sachſen-Weimar, in Berlin.

Carl Rahl,
K. K. Kammerkupferſtecher in Wien.

Gebrüder v. Rauch,
in Heilbronn.

Rauſchenplatt,
Buchbinder, in Rätzebittel.

G. Reichenbach,
Fabrikinhaber in Fabrik Urſpring.

Dr. med. et phil. Reiſig,
in Stolberg bei Aachen.

Reuß,
Legationsrath, in Stuttgart.

v. Rieckher,
Canzleirath, in Stuttgart.

J. Riedl, Edler von Fenenſtern,
Central-Archivars-Adjunkt der k. k. Hofcanzlei in Wien.

Rieſkohl,
Paſtor, in Langendorf.

Antonie Rittermann,
in Wien.

J. G. Rittner,
in Frankfurt am Main.

Matthias Roedder,
Kaufmann in Cöln.

v. Roeder,
Staatsdame, geb. v. Mecklenburg, in Ludwigsburg.

Roller,
Oberpräzeptor in Stuttgart.

Rommel,
Kurfürſtl. Heſſ. Oberfinanzrath, Mitglied der Zolldirektion in Frankfurt am Main.

Ritter Edmund Taulow v. Roſenthal,
in Wien.

Roſt,
Profeſſor, in Stuttgart.

Roth,
Oberrechnungsrath, in Ellwangen.

Ferd. Roth,
Kaufmann, in Rheineck.

Wilh. Roth,
Kaufmann, in Goſſau.

Freiherr A. M. v. Rothſchild,
in Frankfurt am Main.

Gräfin Louiſe v. Rottenhan,
geb. Gräfin v. Wallmoden Gimborn, in Merzbach.

Rümmelin,
Oberamtsrichter, in Heilbronn.

v. Rutter,
Gutsbeſitzer in Poſen.

Salliſt,
Oberrentamts-Sekretär in Ober Dischingen.

A. G. Saraſin,
in Frankfurt am Main.

Dr. Schaeuffelin,
in Möckmühl.

Freiin v. Scharnhorſt,
in Oldenburg.

Carl Schedel,
in Möhringen.

Scheffel,
Hauptmann und Oberbaurath in Carlsruhe.

Schlehner,
Stiftungsverwalter in Urach.

Schmid,
aus Herford in Weſtphalen.

F. G. Schmidt,
Wundarzt, in Frankfurt am Main.

Schmidt senior,
Apotheker, in Sonderberg.

Dr. Matth. Schmidt,
aus Eglisau, in Carlsruhe.

Schmidlin,
Regierungsrath, in Stuttgart.

Schmidlin,
Finanzrath, in Stuttgart.

Fräulein Schmidlin,
in Stuttgart.

v. Schnitzer,
Major, in Stuttgart.

Freiherr v. Schoeler,
General der Infanterie, Königl. Preuß. Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main.

Fräulein Scholl,
in Stuttgart.

Carl Scholler,
Buchhändler, in Nürnberg.

Dr. A. v. Schönberg,
Königl. Dänischer Archivar in Kopenhagen.

Graf Albert v. Schönburg.

Julie v. Schönlin,
in Stuttgart.

v. Schott,
Oberregierungsrath, in Stuttgart.

Schott v. Schottenſtein,
Kreisoberforſtmeiſter in Ludwigsburg.

F. H. L. Schrader,
Pfarrer, in Frankfurt am Main.

Schreiber,
Stadtſchreiber, in Nördlingen.

Auguſt Schreiber,
Particulier, in Heilbronn.

Schuchard,
Sekretär, in Stuttgart.

Nikomus Schüle,
in Münſingen.

Schüler-Bibliothek
des Gymnaſiums in Torgau.

Schulz,
Juſtizrath, in Berlin.

Dr. Chr. Ferd. Schulze,
Profeſſor, in Gotha.

Phil. Carl Friedrich Schütze,
deutſch-evangeliſcher Prediger in Liſſabon.

es mich eine Freiheit zu ſein, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch ſogar bei gleichen Fähigkeiten — richten ſoll.

Die Bearbeitung der theatraliſchen Fragen wird eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freie Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufſätze über ebendenſelben Gegenſtand höchſt unterrichtend für den dramatiſchen Schriftſteller ſein.

Ueber das Nähere meiner Contractspunkte kann ich Euer Excellenz nicht anders als mündlich unterhalten, welches Vergnügen ſich auf das ſehnlichſte wünſcht

Euer Exzellenz

unterthänig ergebenſter Diener

F. Schiller.

Schwab,
Rechtskonsulent, in Oehringen.

G. Schwarz,
auf Friedstein.

Schwicker,
in Stuttgart.

E. Scaevola,
in Königsberg.

Freiherr v. Seckendorf,
K. Kammerherr, in Stuttgart.

Freiherr Alfred v. Seckendorff,
Vicepräsident und Kreishauptmann in Altenburg.

Auguste v. Seddeler,
Generalin, geb. Mayer, in St. Petersburg.

Dr. Seebode,
Consistorialrath, Direktor, in Coburg.

Sendig,
Kaufmann, in Dresden.

Seyffardt,
Oekonomieverwalter in Stetten.

Sick,
Hofrath, in Stuttgart.

Dr. jur. Sick,
in Stuttgart.

Sick,
Stadtrath, in Stuttgart.

Siebert,
in Coburg.

C. Siegel,
Lehrer in Stetten.

J. W. H. Sievers,
Advokat, in Hannover.

Ignaz Sinke,
in Wien.

Dr. W. Soemmerring,
in Frankfurt am Main.

Erbprinzessin v. Solms-Braunfels,
in Braunfels.

Sonnewald,
Buchhändler, in Stuttgart.

Jakob Spelß,
in Frankfurt am Main.

Spittler,
Cassier, in Stuttgart.

F. Sprösser,
in Stuttgart.

Stadelbauer,
Ministerial-Kanzlist, in Stuttgart.

J. C. Stadler,
in Leipzig.

A. Stark,
Buchhalter, in St. Blaſien.

Carl v. Starkloff,
Oberlieutenant im 6. Inf.-Regmt. in Ulm.

Carl Steffelin,
Kaufmann, in Neu-Orleans.

Steiger,
Pfarrer in Toggenburg.

Stern,
grs. Cotta, in Frankfurt a. M.

Ad. Stieler,
Geheimer-Regierungsrath, in Gotha.

Stoeßer,
in Mannheim.

Strauß,
Candidat, in Hafenpoth.

Carl Stumm,
Hüttenbeſitzer, in Saarenbrücken.

Fanny Tarnow,
in Weißenfels.

Teehmann,
Paſtor, in Poltrip.

Therese Tenner,
in Leipzig.

Tertor,
Rektor und Professor in Würzburg

v. Thouret,
Professor, Architekt, in Stuttgart.

Tihmann,
Kriegsrath, in Torgau.

Dr. Torfstecher,
Prediger, in Thomsdorf bei Bolzenburg.

Trautwein,
in Stuttgart.

Emma Trentier,
Commerzienrathin auf Neu-Weißstein bei Waldenburg.

Triebel,
Kreisbauer-Einnehmer, in Torgau.

Troßel,
Schulleherer, in Ulm.

Baronesse v. Troschke,
in Breslau.

Gräfin v. Uerküll-Gyllenband,
Obersthofmeisterin, in Stuttgart.

Freifrau Caroline v. Varnbüler,
geb. v. Varnbüler, in Hemmingen bei Schwieberdingen.

v. Velnagel,
Staatssecretär, in Stuttgart.

v. Velnagel,
Staatsmeister, in Stuttgart.

Baronin v. Venninger,
in Lindheim.

v. Vietinghoff,
Assessor, in Mitau.

Villaume,
Kammergerichtsassessor, in Torgau.

Herm. Voigt,
Geschäftsführer der Laupp'schen Buchhandlung, in Tübingen.

Dr. jur. v. Volz,
Consulent in Stuttgart.

v. Wächter,
Obermedizinal-Director, in Stuttgart.

v. Wächter,
Obertribunal-Rath, in Stuttgart.

Freiherr v. Wächter,
Oberamtsassessor, in Eßlingen.

Dr. Carl Georg v. Wächter,
Kanzler an der Universität Tübingen.

Wagner,
Legationsrath, in Stuttgart.

Dr. C. Th. Wagner,
in Leipzig.

J. Waldow,
in Hirſchberg.

Herrmann Waldow,
Apotheker, in Stolpe.

v. Waldungen,
Kammerherr, in Weimar.

C. Weber,
Bijouterie-Fabrikant in Stuttgart.

J. Weber,
geb. Schiff, in Magdeburg.

Wreder,
Lehrer in Stetten.

Dr. Weigel,
Stadtarzt in Oehringen.

Albert Weile,
Kaufmann, in St. Gallen.

Dr. Weiſe,
Profeſſor, in Heidelberg.

Johanna Franul v. Weißenthurn,
K. K. Hofſchauſpielerin, in Wien.

Weißmann,
Lehrer, in Stuttgart.

Dr. H. Weißmann,
in Frankfurt am Main.

Wende,
Paſtor in Freiban.

Wenig,
Rektor in Erfurt.

Wichterich,
Hofrath. in Abbelheim.

Wiedersheim,
Hofkameralverwalter. in Stetten.

Carl Wigand,
Buchhändler, in Stuttgart.

Georg Wigand,
Buchhändler, in Leipzig.

Fräulein v. Winkel,
in Dresden.

Carl Winkler,
Hofrath und Theater-Sekretär in Dresden.

Carl Winter,
Buchhändler, in Heidelberg.

Winterſtein,
stud. phil. in Berlin.

Baron v. Wirſing,
K. Sächſiſcher Chargé d'affaires, in Stuttgart.

Baron v. Wirſing,
Oberlieutenant im 1. Reiterregiment in Ludwigsburg.

Dr. Wittig,
Bataillons-Arzt, in Berlin.

Wolbach,
Oberbürgermeiſter, in Ulm.

Wilh. Wolff,
Kaufmann in Quedlinburg.

F. Wolff,
Oberlandesgerichts-Referendarius, in Quedlinburg.

Woltmann,
Muſikhändler, in Hannover.

P. Wülcker,
in Frankfurt am Main.

Dr. E. T. Wüſtemann,
Profeſſor, in Gotha.

Dr. Mod. Yengerle,
in Wangen.

Yennech,
Oberrevisor bei dem Königl. Steuercollegium zu Stuttgart.

Gräfin v. Yeppelin,
Miniſters Wittwe, in Stuttgart.

Ziegele,
Muſiklehrer, in Stuttgart.

J. C. Ziegler de Pary,
in Frankfurt am Main.

Zierhold,
Justiz-Assessor, in Neukalden-Kleben.

David Zimmern,
in Heidelberg.

Dr. Zipser,
in Neustadt.

Carl Zöpprig,
Kaufmann, in Darmstadt.

Jakob Zöpprig,
Fabrikant in Heidenheim.

Georg Zöpprig,
Fabrikant in Heidenheim.

v. Zur-Westen,
Königl. Baier. Oberlieutenant, in München.

Die genannten Theilnehmer 812 Exemplare,
Norddeutsche Buchhandlungen 631 „
Süddeutsche „ 306 „
im Ganzen 1749 Exemplare.

Der Verein für das dem unsterblichen Schiller zu errichtende Denkmal, von dem das Unternehmen des Albums ausgegangen ist, fühlt sich gedrungen, zuerst den erhabenen und edlen Theilnehmern, deren Namen die vorliegenden Blätter zieren, und nicht minder denen, welche das Unternehmen auf andere Weise (wie namentlich die J. G. Cotta'sche Buchhandlung durch unentgeltliche Besorgung von Satz, Druck und Spedition des Albums und durch unentgeltliche Aufnahme aller Bekanntmachungen des Vereins in ihren Journalen) so thätig unterstützt haben, seinen wärmsten Dank darzubringen.

Die aus der Mitte des Vereins gewählte und mit der Redaktion des Albums beauftragte Commission glaubt sodann die Grundsätze offen darlegen zu müssen, nach welchen sie bei dem in vieler Beziehung schwierigen Geschäfte verfahren ist. Ihre Richtschnur war das allen Theilnehmern bekannte Programm des Albums, dessen zweckmäßige Vorschriften sie einzuhalten hatte. Sämmtliche Beiträge nun, durch welche die in jenem Programm näher bestimmten Bedingungen erfüllt waren, sind abgedruckt worden. Mehrere andere dagegen, welche den Voraussetzungen des Programms durchaus nicht entsprachen, mußten zum großen Bedauern der Commission, jedoch nach gewissenhafter Prüfung, vom Druck ausgeschlossen und konnten nur zur Einlage in den Grundstein des Denkmals bestimmt werden. Es sind dies Beiträge:

die zu spät eingesandt wurden;

von Pseudonymen;

15,

S. T.

Ein leidiges kaltes Fieber, das mich ſchon 8 Tage tyranniſirt, hat meine Hoffnung vernichtet, E. E. ſelbſt aufzuwarten, und meine auszunehmende Zufriedenheit über die lezte Verſtellung der Räuber noch glühend bei Ihnen auszuſchütten. Sehnlich erwarte ich Beſſerung, und das um ſo mehr, je unerträglicher es mir wird, Ihrem Wunſch in Abſicht auf Sikingen ſo lang unbefriedigt zu laſſen. — Bis jezt aber war ich für alles ſolide Denken verloren, und wenn auch mein Fieber weicht, ſo bleibt doch immer eine beſchwerliche Beſatzung in meinem Kopfe zurück.

von Verfassern, die weder als Schriftsteller noch als Künstler bekannt sind, wenn solche Beiträge den vorausbestimmten Raum weit überschritten, wie namentlich mehrere sehr lange Gedichte;

solche, die ganz unleserlich waren,

eine unangemessene Polemik oder

entlehnte und ganz unbedeutende Gedanken enthielten.

Dagegen hat die Redaktion, wie billig, auch einige Beiträge von Nichtschriftstellern und Nichtkünstlern in's gedruckte Album aufnehmen zu müssen geglaubt, wenn sie die eben bezeichneten Mängel nicht an sich trugen, besonders solche, die aus Schillers Leben interessante Erinnerungen enthielten oder von fremden Nationen und aus weit entlegenen Ländern kamen.

Indem die Redaktion nach vielfach wiederholter Prüfung auf diese Weise Gewissenhaftigkeit, Zweckmäßigkeit und Billigkeit nach bester Ueberlegung gewahrt zu haben hofft, zeigt sie schließlich ihr Fortbestehen an, sofern eine zweite Auflage des Albums nothwendig werden sollte, wodurch denn auch noch mehreren Theilnehmern Gelegenheit eröffnet werden dürfte, ihre Namen denen der in diesen Blättern schon verzeichneten beizugesellen. Dies muß auch in Bezug auf solche Einsendungen bemerkt werden, die vielleicht unterwegs verloren gegangen seyn könnten.

Die in der Ankündigung gewünschten Personalien der geehrten Theilnehmer, Geburtsort und Tag ꝛc., die nicht ohne literar-historischen Werth gewesen wären, sind nicht durchgängig eingesandt worden.

Stuttgart, im September 1837.

GEHEIMES HAUS-ARCHIV MÜNCHEN

Jena d 24 Dec. 1793

Schon seit langer Zeit habe ich mir das Vergnügen verschaffen wollen Ihnen durch Ihren und meinen gemeinschaftlichen Landsmann mich für das schöne Geschenk Dank zu sagen, das Sie mir mit dem Bilde meiner Mutter gemacht haben. Jeder, der es sieht, kennt sich die Künstlerin, und ich, da ich so wenig Kenner bin, um einer so geschickten Maleninnen durch mein Urtheil ein Compliment zu machen, setze zu dem allgemeinen Urtheil blos hinzu, daß ich meine gute Mutter in diesem Bilde vollkommen wieder fand. Erst vor wenigen Tagen schrieb Lavater, der auf seiner Durchreise bey mir einsprach, der Künstlerhand Segen und Huldigte der geschickten Hand, die es verfertigte.

Ich habe, Madame, mich

unser Franz, wenn ich seinem Talente
so diesen Weg von der unendlichen Laufbahn
erhalten könnte. Aber das ist, wie
ich fürchte, ein unbescheidener Wunsch,
und ich würde ihn auch in der That nicht
gewagt haben, wenn nicht eine Aeußerung
meiner Mutter, daß Ew.
Wohlgeb. mir ganz abgeneigt wären, mir dazu Muth machte.

Vielleicht habe ich in einem Viertel-
jahren das Glück, Ihnen in meinem
Vaterlande die Versicherung meiner
Hochachtung mündlich zu erneuern,
und der ich mich jetzt unterzeichne

Ew. Wohlgeb.

gehorsamster Diener

L. Uhland

an
Madame Emanuel Geibel
geb. Trummer
in
Lüdwigsburg

Zu Schiller's Nachlaß.

Schiller's

erſte bis jetzt unbekannte

Jugendſchrift.

Amberg.
Verlag der C. Klöber'ſchen Buchdruckerei.
1839.

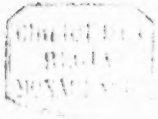

Die
Tugend in ihren Folgen
betrachtet.

Rede zur Feier
des Geburtsfestes
der Frau
Reichsgräfin von Hohenheim
auf gnädigsten Befehl
Seiner Herzoglichen Durchlaucht
verfertigt
vom
Eleve Schiller.

Vorwort.

Es iſt bekannt, daß unſer großer Schiller ſeine Jugendarbeiten, darunter die Tragödien „der Student von Naſſau“ und „Cosmus von Medicis“ namentlich aufgeführt werden, ſelbſt vernichtete. Auch das Original nachgehender Blätter würde vielleicht dasſelbe Loos getroffen haben, hätte es nicht ſeine, wie ſchon der Titel zeigt, eigenthumliche Beſtimmung in fremde Hand gelegt. Zu deſſen Erläuterung diene Folgendes:

Karl Eugen Herzog von Würtemberg hatte ſeine früher wandelbare Neigung zum ſchönen Geſchlechte im Jahre 1772 einem einzigen Gegenſtande zugewandt, nemlich dem geborenen Fräulein von Bernardin, geſchiedener Baroneſſe Leutrum, nachher Reichsgräfin von Hohenheim und zuletzt Herzogin von Würtemberg. Dieſe bald zur Liebe geſteigerte Neigung ließ den Herzog jede Gelegenheit, die Geliebte zu verherrlichen, mit Lebhaftigkeit erfaſſen; und ſo ſollte denn auch der neunte März des Jahrs 1775, ihr Namenstag, auf eine ausgezeichnete Weiſe gefeiert werden. Da nun aber „Franziska“ nicht blos für den Sinnenreiz ſondern auch für edlere Regungen der Menſchenſeele ſich empfänglich zeigte — ſie liebte Wiſſenſchaft und Kunſt und die würtembergiſche Geſchichte ſchreibt ihr überhaupt den wohlthätigſten Einfluß auf die rühmliche Metamorphoſe des in erſter Regierungsperiode bei ſeinem Volke unbeliebten, dagegen in zweiter von demſelben hochgefeierten Regenten zu — wurde ein Schüler der etliche Jahre zuvor auf dem Luſtſchloſſe Solitüde geſtifteten, von der Gräfin Hohenheim beſonders begünſtigten Karlsſchule beauftragt, den geiſtigen Theil der Tagesfeier zu bewerkſtelligen. Die herzogliche Wahl traf den obgleich erſt fünfzehnjährigen, doch ſchon durch ſeine literariſchen Talente Aufſehen erregenden Eleven Friedrich Schiller.

Ich bin ſo frei geweſen, den Contrakt, den E. E. aufſezten, und mir neulich mitzugeben die Gnade hatten, nach unſerm mündlichen Uebereinkommen abzuändern, und ſchicke Ihnen hier Original und Copie. Wenn E. E ſolche, wie ich gewiß hoffe, genehm halten, ſo bitte ich unterthänig ſie zu unterſchreiben, und mir zurückzuſchicken. Da ich nun auch wegen meiner neu einzurichtenden Oekonomie und Equipage in ſtarke Ausgabe verwickelt werde, ſo nehme ich mir die Freiheit, E. E. an das, mir vorigen Sonntag gegebene, Wort zu erinnern, und mir wegen der 200 fl., welche ich nach Ihrem gethanen Verſprechen ſogleich, und auf einmal erheben darf, eine Anweiſung an Hrn. Sartory in ein paar Zeilen auszubitten.

Ich wünſche nichts dringender, als auf das

So entſtand die Schrift „die Tugend in ihren Folgen betrachtet," deren vom Verfaſſer eigenhändig geſchriebenes, mit allegoriſcher Zeichnung, Sammteinband und goldenen Buckeln verziertes Original der nachher regierenden und verwittweten Herzogin ſtets eine werthe Erinnerung blieb, bis es bei ihrem Tode im Jahre 1811 in das Erbe ihres Verwandten des Reiſemarſchalls Baron von Böhnen und von da in den Beſitz eines ſeiner Söhne überging. Letzterer bietet nun den wortgetreuen Abdruck in dieſem ohnedieß zu Schillers Verherrlichung beſtimmten Jahre als Feſtgabe dem deutſchen Volke dar.

Der etwaige Einwurf, welchen die Kritik gegen die Veröffentlichung dieſer Blätter verſuchen könnte, nemlich erſtens daß es Gelegenheitsſchrift, zweitens daß es Jugendſchrift ſey, dürfte unſchwer beſeitigt werden. Obgleich die Aufgabe eine gegebene, das iſt keine freigewählte war, zeigt doch die Behandlung des Stoffes, daß derſelbe mit des Verfaſſers innerer Stimmung innig zuſammenfloß; ſie zeigt ferner dem Geſchichtskenner das geſchichtliche Weib, welches dem Dichter in ſeinem bürgerlichen Trauerſpiele zum Modell der fürſtlichen Geliebten diente; ſie zeigt endlich dem Menſchenkenner, beſonders am Ende des Aufſatzes, daß der Zögling der Militärakademie gegen die Reize ſeiner Landsmännin nicht ſo unempfindlich war als der Major von Walter gegen jene der brittiſchen Lady. Anlangend den zweiten Punkt des angenommenen Einwurfes bemerkt man nur, daß die Verehrung der ſchiller'ſchen Muſe längſt eine ſolche Verehrung ſeiner Perſon begründet hat, daß in itzige Ausgaben ſeiner Werke ſogar nichtwiſſenſchaftliche Nachlaſſe, z. B. Familien- und Geſchäftsbriefe, als intereſſant aufgenommen werden. Möchte nun ſelbſt als unbezweifelt feſtſtehen, der Verehrte habe im Falle der Hadhaftwerdung dieſe ſeine Jugendſchrift wie jede andere verbrannt: in der Verehrer Augen wird es den Total-Eindruck der erſchloſſenen Roſe nicht ſchwächen, wenn ſie dieſelbe auch einmal als Knospe oder auch nur im Keime geſehen haben.

Amberg im Dezember 1839.

F. Fhr. v. B.

Durchlauchtigſter Herzog!

Erlauchte Gräfin!

Wenn je etwas iſt, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur Tugend erwärmen kann, ſo iſt es gewiß die Ausſicht in ihre erhabene Folgen. Jedes fühlende Gemüth wird mit brennendem Eifer der göttlichen ſich weihen, wenn es einmal mit voller Ueberzeugung weiß, daß nur Vollkommenheit, nur Glückſeligkeit ihre Folgen ſind. Denn wonach ringt die Seele des Jünglings — als nach dieſem einigen Ziele? wenn ſie den großen Gedanken denkt, daß nur Tugend den Menſchen zum Abglanz der un-

endlichen Gottheit macht — denn wonach ſchmachtet die Seele des Jünglings, als nach dieſem nie zu umfaſſenden Urbild? — Es iſt alſo die Frage: Wie iſt die Tugend in ihren Folgen betrachtet? desjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in Mitte einer jauchzenden Jugend, den göttlichen Wunſch äußerte: „o daß ich Alle glücklich machen könnte!“ — vollkommen würdig, an dieſem Freundſchaftsfeſte feierlich beantwortet zu werden.

Erlauchte Gräfin!

Wenn wir uns den Menſchen als einen Bürger des großen Weltſyſtems denken, ſo können wir den Werth ſeiner Handlungen nach nichts beſſer beſtimmen, als nach dem Einfluß, den ſie auf die Vollkommenheit dieſes Syſtems haben. Wenn wir noch weiter gehen, wenn wir finden, daß alle Räder, alle treibenden Kräfte des großen

Syſtems nur darum ſo innig in einander greifen, nur darum ſo harmoniſch zuſammen ſtimmen, damit der geiſtige Theil der Schöpfung dadurch vollkommener werde, der empfindende angenehmer, ſtärker empfinde, der denkende höher, umfaſſender denke: ſo können wir jede moraliſche Handlung nur nach dem Maaſe ſchätzen oder verdammen, nach welchem ſie mehr oder weniger zur Vollkommenheit der geiſtigen Weſen mitgewirkt hat. Ja, wenn wir dann noch höher hinauf ſteigen, wenn wir finden, daß alle Vollkommenheit der geiſtigen Weſen die Nachahmung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äußerſten Ziele hat: ſo muß dieſe Gleichheit, dieſe Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften der Gottheit, dieſes ihr Wohlgefallen, dieſe ihre Verherrlichung, der Maasſtab aller moraliſchen Handlungen ſeyn. Jedwede Handlung eines Geiſtes alſo, jedweder Gedanke, ja, ich darf ſagen, jedwede Empfindung

macht ſich des herrlichen ehrenvollen Namens von Tugend wurdig, wenn ſie die Vollkommenheit der Geiſter zum Zwecke hat, wenn ſie mit dem Weſen des Unendlichen übereinſtimmt, mit ſeinen Abſichten harmoniſch geht, wenn ſie ſeine Gröſſe verherrlicht. Jedwede im Gegentheil macht ſich des ſchändenden Namens von Laſter ſchuldig, wenn ſie die Geiſter unvollkommener macht, wenn ſie mit den Eigenſchaften des höchſten Weſens mißlautet, wenn ſie ſeine Abſichten verfehlet. — Vollkommenheit der Geiſterwelt wäre alſo die erſte Folge der Tugend.

Noch herrſcht ferner ein ewiges Geſetz in der empfindenden und denkenden Natur, daß nämlich Vollkommenheit des Ganzen mit der Gluckſeligkeit des einzelnen Weſens im innigſten Bunde ſtehe. Kraft dieſes Geſetzes wird uns das allezeit ergotzen, was das Ganze vollkommener, das allezeit ſchmerzen müſſen, was das Ganze un-

vollkommener macht. So zieht alſo jene allgemeine Folge der Tugend, Glückſeligkeit des Ganzen, eine zweite und innere nach ſich, Glückſeligkeit des einzelnen Weſens, das tugendhaft handelt.

Dies alles kurz zuſammengefaßt, können wir ſagen: Derjenige Zuſtand eines denkenden Geiſtes, durch welchen er am fähigſten wird, Geiſter vollkommener zu machen, und durch Vervollkommnung derſelben ſelbſt glückſelig zu ſeyn, dieſer Zuſtand wäre die Tugend. — Und worin wird nun dieſer Zuſtand beſtehen? — Dieſe Frage unwiderſprechlich beſtimmt zu beantworten, müßte mein Auge in die verworrenſten Tiefen der menſchlichen Seele gedrungen ſeyn, müßte mein Verſtand alle Gedanken der Menſchen umfaßt und vereiniget haben. Beinahe ein jeglicher Philoſoph — ja was ſag' ich? jeder denkende Geiſt ſchafft ſich aus ſeinem eigenen Gedanken-Syſtem ein eigenes Gebäude von

Tugend und Laster, und obschon Alle nur Einem Zwecke entgegen arbeiten, so sind sie doch in Bestimmung desjenigen Zustandes, durch welchen sie ihn erreichen sollen, unendlich getheilt.

Werd' ich wohl jedes noch wankende System von Tugend vollends zu Boden stürzen, werd' ich ihr wohl ihren festen ewigen Charakter anerschaffen, wenn ich sie mit den größten Weisen dieses Jahrhunderts weises Wohlwollen heiße? —

Ein weiser wohlwollender Geist also macht die Geisterwelt vollkommener, glücklicher. — Dies sind die äußern Folgen der Tugend. Er macht sich selbst vollkommener, glücklicher. — Dies sind die innern Folgen der Tugend.

Und diese zwei Standpunkte sind es, aus denen ich nun die mir gnädigst aufgegebene Frage zu entwickeln suchen werde.

I.

Folgen der Tugend auf das Ganze.

Nicht geringer als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer, ſag' ich, iſt in der Geiſterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe iſt es, die Seelen an Seelen feſſelt; Liebe iſt es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geſchöpfe herunter neigt, das endliche Geſchöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe iſt es, die aus der grenzenloſen Geiſterwelt eine Einzige Familie und ſo viele Myriaden Geiſter zu ſo viel Söhnen eines alliebenden Vaters macht. Liebe iſt der zweite Lebensodem in der Schöpfung; Liebe das große Band des Zuſammenhangs aller denkenden Naturen. Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung erſterben, — wie

bald — wie bald würde das Band der Weſen zerriſſen ſeyn, wie bald das unermeßliche Geiſterreich in anarchiſchen Aufruhr dahintoben, eben ſo, als die ganze Grundlage der Körper-Welt zuſammenſtürzen, als alle Räder der Natur einen ewigen Stillſtand halten würden, wenn das mächtige Geſetz der Anziehung aufgehoben worden wäre.

Dieſes allgemeinen Geiſterzuſammenhangs erſte Folgen ſind gegenſeitige Ausbildung der Seelenfähigkeiten, Ergänzung, Erweiterung, Verfeinerung der Begriffe, Richtung des Willens nach dem Vollkommenen. So kann die Wiſſenſchaft des Einen in die Seele des Andern fließen; ſo kann der rohe Gedanke des Einen durch die ſchärfere Denkkraft des Andern verfeinert werden. So kann ein doppelter Verſtand das zur Reife bringen, was einem einfachen undurchdringlich war. So kann das jugendliche Feuer eines brauſenden Geiſtes durch

den bedachtſamern Ernſt des reifern Mannes milder und mäßiger werden. So kann der erſterbende Trieb zur Tugend in dieſem durch die wärmere Tugendliebe in jenem in neue Flammen auflodern. So kann ſich Seele in Seele ſpiegeln; ſo der Schopfer ſelbſt ſein groſſes Bild in menſchliche Seelen zuruckwerfen. So kann Wonne des Freundes in die Seele des Freundes hinüberjauchzen — Vollkommenheit der höhern Geiſteskraft wäre alſo die erſte Folge dieſes Zuſammenhangs. — Dieſer Zuſammenhang iſt die Folge der Liebe.

Groß alſo ſind die Folgen der Liebe. Die ganze Sphäre der Geiſter iſt ihr unendlicher Kreis. Aber wenn es auch nicht die ganze Sphäre der Geiſter iſt, ſo kann ſie doch thätig ſeyn in einer kleinen, und durch dieſe kleine ruckwärts thatig in die groſſe, in die unendliche. Die Liebe, die den Vater an den Sohn, den Sohn an den Vater feſſelt, die einen Weiſen zum

baldigſte in den Stand geſezt zu ſein, dem Theater meinen Eifer und meine Dienſte in dem Maaſe zu zeigen, in welchem ich mich zu ſeinem Liebhaber bekenne.

Mit dem vollkommenſten Reſpekt

F. Schiller.

P. P.

Ich beſinne mich, daß E. E. die berüchtigten Plümikiſchen Räuber noch nicht geleſen haben, und ſchicke ſie hier gelegenheitlich mit.

Lehrer eines vielleicht verlaſſenen Jünglings macht, kann mächtig wirken auf die Harmonie des Ganzen.

Wenn ſie in dem Jüngling einen Antonin, einen Trajan auf den Thron ſetzt, oder an den Ufern des Eurotas einen Lykurg erſchafft, wenn ſie aus dem Sohn einen Montesquieu, einen Gellert, einen Haller, einen Addiſon bildet: ſo kann ſie das ganze Menſchengeſchlecht — ja was ſag' ich? — eine ganze Kette von Menſchengeſchlechtern mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und näher rucken ihrem erhabenen Ziel (denn vielleicht führt Gellerts Moral und Addiſons Beiſpiel noch in künftigen Jahrhunderten irrende Seelen zur Wahrheit zurück.) — Aber eben ſo leicht kann das Laſter eines Einzigen in tauſend unverwahrte Seelen ſein ſüſſes Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menſchenaltern ferne von ihrer hohen Beſtimmung in das alte barbariſche Dunkel thieri-

ſcher Wildheit zurückſtoſſen. So hat ſich der unvollkommene Geiſt eines Lamettrie, eines Voltaire auf den Ruinen tauſend verunglückter Geiſter eine Schandſäule aufgerichtet, ihres Frevels unſterbliches Denkmal! —

Aber noch einmal wollen wir jene fruchtbare Wahrheit zurückrufen, noch einmal vor unſere Seele ſtellen: — — „daß nämlich ein vollkommener Geiſt eine ganze Geiſterwelt vollkommener machen könne“ — — Meine Freunde! welche Sonne rückt vor meine ſtaunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menſchengeſchlechtern ſich zu dem Grabmal eines Fürſten — (ach eines Fürſten, den ich Vater nennen darf,) hinzudrängen, ſeh' ich ſie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tauſend — Millionen ſegnend einen Einzigen? Er allein war's, meine Freunde, der eine bildungsloſe Jugend aus

allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Arme rief, der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß, der jeder Sphäre von Erkenntniß tuchtige Männer erschuf, der, wenn von diesen Tausenden nur zehn das große Siegel ihres Erziehers nicht verläugnen, der Menschheit dereinst neue Solone, neue Platone aufstellen wird. Und wenn ein Einziger vollkommener Geist einen so großen Schauplatz der Wirkung hat, wie weit hat nicht der große Menschenbildner durch seine gebildete Jugend in die Harmonie des Ganzen hineingewirkt! Er allein, weil er immer tugendhafter zu werden sucht, Er allein, weil er ein Nachahmer der Gottheit auf Erden ist. — Allmächtige Tugend, die du dich in den Busen des Fürsten niederließest, und von hieraus die Herzen der Menschen angelst, durch dieses Einzige Fürstenherz hast du dir eine Welt unterworfen!!! — —

Und wenn nun dieser große Freund der

Tugend zu ſeinem erhabenen Werk ſich eine Gehülfin erwählte — wenn die ſanfte Theilnehmung dieſer vortrefflichen Freundin ſeine Freuden würzt und erhöht, ſeine Leiden — (denn auch die Großen, auch die Vortrefflichſten unter den Großen haben ihre Leiden, weil ſie Menſchen ſind) ſeine Leiden ſag' ich, ſympathievoll mit ihm duldet, ſeinen Schmerzen den Stachel nimmt, wenn ſie, die aufmerkſame Hörerin ſeiner Lehren, ihre Tugend mit der Tugend ihres erhabenen Freunds zur Glückſeligkeit der Menſchen vereinigt, wenn ſie — — Steigt hier nicht jede Bruſt? Gluht nicht das Feuer der Freude aus jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen? —

Thränen des Danks auf Ihre Aſche, mein Vater; Thränen des Danks auf Ihre Aſche, beſte Freundin des Vaters!

II.

Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst.

Dies sind die Folgen der Tugend auf die Vollkommenheit des Ganzen. Aber sie allein sind es noch nicht, die den Begriff von Tugend erschopfen. Zwar rauschen die dem Ohr mächtig entgegen. Zwar strahlt ihr blendender Schimmer in jegliches Aug: aber eben darum werden sie nicht selten vom stumpfen Auge des Pöbels mit dem Flittergolde unwürdiger Thaten verwechselt. Auch aus ungeweihtem Boden, aus unheiligen Herzen kann Glückseligkeit des Ganzen empor keimen; denn die weiseste Vorsehung ist eben so mächtig, das Laster eines Einzigen in die Glückseligkeit der Welt enden zu lassen, als sie diese durch Tugend glücklich machen kann.

Es folgt also aus dem Wesen der Tugend selbst, daß sie im Herzen des Tugend-

haften innere Folgen zurücklasse, innere Folgen, die, wenn sie auch dem Auge der Menschen entfliehen, dennoch vor jenem durchdringenden Auge einer höhern Weisheit in heller Erhabenheit stehen; innere Folgen, die jenen Eroberer fliehen würden, wenn er eben so leicht mit fliegenden Siegen von Welten zu Welten gegangen wäre, als er über den Indus gegangen ist; die den Weisen glückselig machten, wenn er auch in bodenlosen Kerkern schmachtete. Wäre die Tugend nicht von diesen innern Folgen — Vorgefühlen des Himmels — begleitet, wie wenige würden ihr heiliges Bild anbeten? — Wäre das Laster nicht von jenen stummen Schauern der Hölle begleitet, wie leicht würde der zauberische Taumeltrank seiner Vergnügen alle Herzen dahin reißen? Und was sind nun diese innern Folgen der Tugend? Jede tugendsame Seele wird hierin meiner Antwort zuvorkommen, jede im Stillen bei sich empfinden, daß sie nichts an-

ders als Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schicksals, Stärke des Geists in allen Auftritten des Jammers, Selbstgewißheit in allen Zweifeln der Finsterniß, daß sie, wenn ich es kurz sagen soll, ein gleicher und unerschütterter Charakter gegen alle Vorfälle des menschlichen Lebens sei, der jeden Schmerz stumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht, der einen Regulus den Schrecknissen eines barbarischen Todes heiter entgegen führt, wenn die Cäsare unter blutig errungenen Diademen zittern, der einen Seneka jeden Tropfen seines dahin rinnenden Lebens ruhig zählen läßt, wenn Gewissensmarter den Tyrannen bis unter die Hulle des Purpurs verfolgen; der selbst auf dem einsturzenden Holzstoß den Weisen Indiens nicht verläßt, wenn europäischer Muth bei schwachen Fieberschauern dahin sinkt; der blühende Paradiese ihm zeigt, wenn seine Augen im Tode nun dahin starren, und Erd' und Himmel vor ihm schwin-

den in Nacht, und Seele und Leib im feierlichen Bruche sich losreißen, — ja, der ihn dereinst in den Schrecken jenes furchtbaren Tages nicht verlassen wird, wenn unter Domitianen irdische Throne schwanken, wenn jede Empfindung — denn keine wird sich dem Aug' des Rächers entstehlen — als eine drohende Zeugin wider den Gottlosen sich erheben — wenn ach vielleicht ein Einziger nicht erstickter Gedanke zwischen Tod und Himmel entscheiden wird. In diesem Augenblicke des Entsetzens wird dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichts Jubellied seyn, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jetzt wird sein Auge glänzen im ewigen Strahle, wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel sinkt. —

So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt — — Dieses Ge-

fühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — — Dieses Gefuhl, über alle Lobsprüche erhaben zu seyn — — Dieses Gefuhl — —

Erlauchte Gräfin!

Irdische Belohnungen vergehen — — Sterbliche Kronen flattern dahin — — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkundet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!

Schiller's
dramatischer Nachlass.

Nach dessen vorliegenden Planen ausgeführt.

In zwei Bänden.

Erster Band in zwei Lieferungen.

Erste Lieferung:

Warbeck.

Historisches Drama in fünf Aufzügen.

Nürnberg.
Verlag von George Winter.
1842.

16

Dasjenige, was Euer Excellenz mir gestern durch Hrn. Hofrath Mai haben sagen lassen, erfüllt mich aufs neue mit der wärmsten und innigsten Achtung gegen den vortrefflichen Mann, der so großmüthigen Antheil an meinem Schicksal nimmt. Wenn es auch nicht schon längst der einzige Wunsch meines Herzens gewesen wäre, zu meinem Hauptfach zurückzukehren, so müßte mir allein schon dieser schöne Zug Ihrer edeln Seele einen blinden Gehorsam abnöthigen. Aber lange schon zog mich mein eigenes Herz dahin; lange schon habe ich, nicht ohne Ursach, befürchtet, daß früher oder später, mein Feuer für die Dichtkunst erlö-

Qui v Alex Mark — Engraved by Boy Mic — Qui v Mark w Schrader

WALLENSTEIN.
ACT. V.
SCENE V.

Warbeck.

Hiſtoriſches

Drama in fünf Aufzügen,

nach einem Entwurfe

von

Friedrich von Schiller,

in deſſen

dramatiſchem Nachlaſſe.

Nürnberg.
Verlag von George Winter.
1842.

V

Warbeck.

Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
Adelaide, Prinzeſſin von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Prinz Richard von York.
Lambert Simnel, vor einiger Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter Lord.
George, James, Richard, Thomas, John, } ſeine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botſchafter Heinrichs VII. von England
Graf Kildare.
John von Lincoln.
Belmont, Biſchof von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgeſandter des falſchen Eduard.
Reynauld, Haushofmeiſter. } des Warbeck.
Lionel, Page.
Lewis, Geheimſchreiber.
Simon, Kammerdiener.
Michieltje, } Diener.
Paddy. }
Vigo, angeblich ein Portugieſe.
Maja, ſeine Frau.
Pater Simon.
Ein Hauptmann.

Ein Page der Herzogin von Brabant.
Kampfrichter,
Ein Kaufmann,
Ein Tuchmacher,
Ein Schneider,
Ein Schmied,
Ein Metzger,
Ein Bader,
Eine Frau,
Ihre Tochter,
} Bürger und Einwohner von Brüssel.
Ein Herold, Wachen, Kreiswartel.
Hofkavaliere und Damen, Pagen und Diener.
Trabanten und Volk.

Zeit der Handlung: 1493.

Ort derselben: Brüssel.

Erſter Aufzug.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüſſel.
Eine groſse Halle.

Erſter Auftritt.

Graf Hereford mit ſeinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley, ſteht ſeitwärts an dem Proſcenium und beobachtet ſie.

Hereford.

Dieß iſt der heil'ge Heerd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! dieß der wirthliche Palaſt,
Wo Margaretha, die Beherrſcherin
Des reichen Niederland's, ein hehres Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde ſchützt
Des unterdrückten alten Königſtammes,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um Euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen Euch, von Mild' und Hoheit ſtrahlend,
Der edeln York's erhabene Geſtalten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10447/054

ſchen würde, wenn ſie meine Brodwiſſenſchaft bliebe, und daß ſie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, ſobald ich ſie nur als Erholung gebrauchte, und nur meine reinſten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft, und immer regem Enthuſiasmus Dichter ſein — dann nur hoffen, daß meine Leidenſchaft und Fähigkeit für die Kunſt durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie alſo, wie willkommen der Wink mir geweſen ſein mußte, der mir Erlaubniß gab, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. Aber darf ich jezt mehr ſagen? darf ich mich jezt auf die vielen redenden Beweiſe Ihrer Theilnahme ſtüzen, und Ihnen, der Sie ſchon ſo vieles für mich gethan haben, darf ich Ihnen zumuthen, auch noch das Beſte — Alles für mich zu thun? — nur ein Jahr habe

Erkennt Ihr ſie, die würdevollen Träger
Der erſten Krone dieſes Erdenrund's?
Die weiße Roſe glänzt in ihrer Hand,
Das reine Sinnbild der gerechten Sache. —
Mit dieſem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unſ're Hüte ſtecken, laßet uns
Zu unſ'rer Ehre, zu der Wahrheit Ruhme,
Bekunden frei, daß wir Richard den Vierten,
Als unſern Herrn und König anerkennen!

Stanley.

(tritt raſch auf ſie zu.)

Wer wagt es, Richard König hier zu nennen?

Hereford.

Der Graf von Hereford mit ſeinem Stamme!

Stanley.

Nur Einer nennt mit Recht ſich Englands König!
Betrüger iſt, wer ſich der Würd' anmaßt,
Betrogen, wer dem Schwindelkopfe traut.

Hereford.

Wer wagt den rauhen Spruch an dieſem Orte?

Stanley.

William Stanley, der Abgeſandte iſt's
Des einz'gen Königs von Britannien,
Heinrich des Sieb'ten von Lancaſter, der
Als Zeichen ſeiner wahren Herzens-Meinung
Die rothe Roſe auf den Hut geſteckt,
Und kühn bereit iſt, gegen eine Welt,
Die Rechte ſeines Herren zu verfechten!

Hereford.

Verächtlich nur iſt immer der Tyrann,
Der ſich mit der geraubten Krone brüſtet.

Stanley.

Dem Haus Lancaſter nur gebühret ſie!

Hereford.

Dem Hauſe York allein nur kommt ſie zu!
Heinrich der Vierte, der ſie frech geraubt,
Der liſt'ge Bolingbrocke, verdrängte nur
Die Grafen von der March, die Mortimers,
Die von dem dritten Sohne Eduard
Des Dritten, Lionel, Herzog von Clarence,
Von mütterlicher Seite abgeſtammt,
Indeſſen Bolingbrocke vom vierten Sohn,
Johann von Gaunt, den Stammbaum leitete.
Durch blut'gen Mord errang das Haus Lancaſter
Den Thron allein, betrog die rechten Erben.
Richard der Zweite, Englands luſtge Reſe,
Ward hingewürgt durch Ertons Mörderhand
Im Schloß zu Pomfret.

Stanley.

Weil er's Reich verſetzt
Dem Grafen von Wiltſhire, gleich einer Waare,
Und ſolchen Handelns Ungerechtigkeit
Unwürdig ihn des Regiments gemacht,
Entſetzt' ihn Heinrich; pfropft' ein kräftig Reis,
Mit klugem Sinne, auf den kranken Stamm;
Doch mit dem Blute des entthronten Richard
Hat nimmer ſich die reine Hand beſudelt,
Hat er den Mörder ſelber doch beſtraft! —

Hereford.

Verleugnet ſaget, und dann ſprecht Ihr wahr!
Den Mord entſchuldigen gar oft die Herrſcher,

Doch Mörder lohnen, wär' nicht königlich,
Und Geiz war ſtets die Tugend der Lancaſter!

Stanley.

Gilt dieſer Vorwurf auch dem fünften Heinrich,
Der Frankreichs Oriflamme niederbeugte,
Die zehnmal überleg'ne Macht des Feindes
Bei Azincourt geſchlagen, und die Grenze
Britanniens dehnte bis zum Seine-Strand?

George, Herefords erſter Sohn.

Hoch lebe König Heinz!

James, Herefords zweiter Sohn.

Der Frankreich ſchlug —

Richard, Herefords dritter Sohn.

Die Lilien Valois 's auf den Helm geſteckt!

Thomas, Herefords vierter Sohn.

Für immer!

John, Herefords fünfter Sohn.

Sanct Criſpinian und Heinrich!

Stanley.

Selbſt die beſtochne Stimme der Partheiung
Verſtummt bei der Erinn'rung ſeiner Thaten!

Hereford.

Das Große ehrt der ächte Britte immer!
Ihn preiſet jede Zung' auf Albion
So lange ſie ein engliſch Wort noch lallet,
Und rufet: »Heil ihm!« an Criſpinians Tag,
Wie ſeinen Sohn, den ſechsten Heinrich, Jeder
Nur mit Verachtung nennet, dem der Ruhm
Des theuren Vaterland's den Buſen ſchwellt.

Stanley.

Nicht alle Yorks bezeichnet gleiche Tugend,

Wie die Lancaſtrier nicht gleiche Schwäche.
Doch viel verſprechend war der Prinz von Wales,
Des ſechsten Heinrichs hoffnungsvoller Sohn,
Den die drei Söhne des Rebellen York,
Bei Tewkesbury, vor ſeiner Mutter Augen,
Mit ihren Schwertern wagten zu durchbohren.

Hereford.

Das war Vergeltung nur, gerechte Rache
Für ſeiner Mutter unnatürlich' Wüthen,
Die dem gefangnen York bei Sandal Caſtle
Ein Tuch gereicht, die Augen abzutrocknen,
Das ſie in's Blut des Knaben Rutland tauchte,
Des Herzogs jüngſten Sohnes, ſeines Lieblings
Den Schlächter Clifford mitleidslos durchbohrte.
Dafür, daß ſie den königlichen York,
Der ſchwere Feſſeln trug, ſelbſt niederſtieß,
Sein Haupt vom Rumpfe trennte, und befahl,
Mit einer Krone von Papier bedeckt,
Es aufzuſtecken an dem Thor zu York,
Um ihn im eignen Lande zu beſchimpfen,
Und zu verſpotten ſein geheiligt Recht:
Für dieſe That allein verdiente Heinrich,
Der Sclave ſeines ehrvergeßnen Weibes
Und ihrer frechen Buhlen, von dem Thron,
Den er freiwillig vor dem Parlamente
An Eduard den Vierten abgetreten,
Entfernt zu werden, da er ihn entehrt'.

Stanley.

Gezwungen ſaget, dann ſprecht Ihr auch wahr!

Hereford.

Freiwillig ſag' ich, vom durchbohrenden
Gefühl des eig'nen Unwerths nur gezwungen!

Stanley.

Und waren denn die York, die ihn verdrängten,
Des gold'nen Reifes etwa würdiger?
Entweihte nicht der üpp'ge Eduard
Den Königsthron durch arge Schlemmerei?
Stieg nicht ſein Bruder Richard, der die Seinen
Im Tower morden ließ, ſo tief im Blut,
Daß er der Menſchheit Rechte ſelbſt verwirkte? —
Das höckerige Ungethüm, das Haare
Und Zähne gleich mit auf die Welt gebracht,
Ein reißend Thier, das ſeine Amme biß!

Hereford.

Er hat erhalten ſeiner Thaten Lohn!
Und Heinrich Richmond hätte ſich den Dank
Der kommenden Geſchlechter ſelbſt errungen,
Daß er mit frommen Sinn das Gottesurtheil
Am blut'gen Gleißner ſtrafend ausgeübt,
Hätt' er nicht ſelbſt die Krone ſich aufs Haupt
Gedrückt, die Richard, Edwards Sohn, gebühret.

Stanley.

Wie England, wißt Ihr's, Ihr, wie alle Welt,
Daß Richard Gloſter ſeine beiden Neffen,
Den klugen hoffnungsvollen Prinz von Wallis,
Und Richard, deſſen frohgelaunten Bruder,
Ermorden ließ im Tower, eh' er noch
Das Diadem vom blut'gen Kiſſen raubte!

Hereford.

Das lügt ihr, ſo wie Alle, die's behaupten!

Nur Edward fiel im Tower durch Torrel,
Verſchont blieb Richard, wunderbar errettet!

Stanley.

An wem hätt' Gloſter Schonung je geübt?
Erſchlagen ſind die Prinzen, und begraben!

Hereford.

Und wer beſtätigt es? Wer ſah die Leichen?

Stanley.

Des Towers Kaſtellan, der ſie beſtattet.

Hereford.

Nur *eine* Leiche fand ſich in der Grube,'
Die man bezeichnet als der Prinzen Grab.

Stanley.

Um dem Betrug auch Glauben zu verſchaffen,
Hat man die *andre* früher ſchon geraubt,
Eh' Lady Gray der Kinder Ueberreſte,
In heil'ger Erde zu beſtatten kam,
Nachdem es Richard, der Tyrann, genehmigt.

Hereford.

Erſinnet Beſſ'res, ſoll mein Glaube wanken!
Wenn ich an einer Sage zweifeln ſoll,
So iſt's an der zu Gunſten des Lancaſters,
Der ſeinen Raub zu heiligen gedachte,
Indem er Edwards Tochter ſich vermählte.

Stanley.

Es war dadurch die roth' und weiße Roſe
Zu einem Strauße endlich feſt verbunden,
Und der Partheien langer Streit geendet.

Hereford.

Er wird auf's Neue blutig ſich entzünden,
Denn Richard lebt und fordert ſeine Rechte!

Stanley.

Was überzeugt Euch, daß er's wirklich ſey,
Und nicht ein liſt'ger Gaukler, der am Hofe
Des Prätendenten Rolle übernahm?

Hereford.

Frankreich erkannt' ihn an, und Portugal.
Des Vaters Schweſter hat in ſeinen Zügen
Das Antlitz eines hohen York erkannt,
Und bürget für die Aechtheit ihres Neffen.
Wo ſo viel Zeugen ſprechen, ſo viel Thaten,
Kann nur der böſe Wille länger zweifeln.
Doch wäre Richard wirklich todt, ſo lebt
Doch noch der Sohn des Herzogs George von Clarence,
Der Graf von Warwick, Eduard, den Gloſter
Durch Sheriff Hutton eng gefangen hielt
In Yorkſhire, welchen Richmond aber gleich
Ließ in den Tower bringen. Wär' kein Zweig
Der York's am Leben mehr, der Anſpruch noch
Auf den Beſitz des Thrones machen könnte,
So fiele ihm die Krone Englands zu,
Doch nimmer dieſem Richmond, welcher ſelbſt
Nicht einmal wahrhaft ein Lancaſter iſt.
Sein Urahnherr, der erſte Somerſet,
Ein Enkel des John Gaunt, entſprang zwar aus
Der Seitenlinie dieſer hohen Herrn;
Doch dieſe ward durch Ehebruch erzeugt.
Obgleich der Herzog von Lancaſter es
Durch ein Patent des zweiten Richard ſchlau
Bewirkte, daß vom Parlament die Enkel
Legitimiret wurden, ſchloß die Acte
Sie vom Succeß im Reich doch gänzlich aus!

„Kein Tudor hat je Anſpruch auf die Krone!“
Der ſtarrſte Sinn nur des Partheigeiſt's konnte
Den Richmond ſich zu ſeinem Haupte wählen!
Denn lebte ſelbſt kein York und kein Lancaſter,
Die kühn ihr Recht, als Erben, fordern könnten
So iſt doch ſeine Mutter noch am Leben,
Die vor ihm folgte nach dem Reichsgeſetze,
Und Heinrich iſt und bleibt ein Kronenräuber,
Ein Baſtard, dem der Purpur nicht gebührt.
Drum ſchmücket er, ſo wie ſein Anhang auch,
Sich nicht mit Unrecht mit der rothen Roſe,
Weil er der frechen That ſich ſchämen muß,
Und, im Beſitz des angemaßten Gutes,
Erröthet vor dem Flecken der Geburt!

Stanley.

Das ſpricht der Neid, der blaß iſt, wie die Roſe,
Womit der Anhang Yorks beſchämt ſich ſchmückt.

Hereford.

Der Reinheit Farbe trägt die weiße Roſe;
Wer Unrecht meidet, braucht nicht zu erröthen!

Stanley.

Vom ſcharfen Dorn der rothen Roſ' getroffen,
Könnt' ſie doch roth mit Blut ſich färben müſſen!

Hereford.

Beſitzt des Bluts die rothe Roſ' zu viel,
So kann der Dorn der weißen wohl ſie bleichen!

Stanley. (lacht.)

Wohlan! Bleicht Furcht Dich nicht, wie Deine Roſe?
Lancaſters Roſe zeigt den ſcharfen Stachel.

Hereford.

Den gift'gen ſage, den die ſchuldvoll blut'ge
In Deiner Zunge wahrlich ſcharf bewährt!

Stanley.

So zieh', Verräther, deſſen weißes Haar,
Für Felonie, ich blutig färben will!

Hereford.

Wie wagſt Du, mich zu nennen, feiler Knecht!

Stanley.

Verräther nenn' ich Dich, Lord Hereford,
Und Deine Söhne hier, Verräther-Brut!

Herefords fünf Söhne.

(die Schwerter ziehend.)

Zu Boden mit dem frechen Schmäher!

Hereford.

Halt!
Mit mir allein ſoll der Verläumder fechten!
Es iſt an dieſem alten Arm genug,
Der rothen Roſe Auswuchs wegzuſchneiden!
Nicht heißen ſoll es, daß die Uebermacht
Ihn niederwarf.

Stanley.

Heran denn!

Zweiter Auftritt.

Belmont, die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig iſt dies Haus!

Hereford.

Hinweg mit dieſem Sclaven der Lancaſter!
Ich floh hieher zu dieſer heil'gen Stätte,
Und freute mich, des Zwanges Joch verſchmähend,
Mit kühnem Stolz, wie's ächten Briten ziemt,
Der weißen Roſe frei mich anzuſchließen,
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancaſtrier die freche Stirn mir bieten,
Mit rauhem Wort die heil'ge Sache ſchmähend.

Stanley.

Verräther nenn' ich ſo, wo ich ſie finde!

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords, und hört mich an:
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
Beleidigt Euer wild aufbrauſend Toben.
Wo Frauen herrſchen, ſei die Sitte zart,
Wie ihres Geiſtes anmuthvolles Wirken.
Eröffnet hat ſie ihren Fürſtenhof
Zu Brüſſel allen kämpfenden Partheien,
Und zu vermitteln iſt ihr ſchönſter Ruhm.

Stanley.

Wohl ein willkommner Gaſt iſt jeder hier,
Der gegen England böſe Ränke ſpinnt.

ich nöthig, das Verſäumniß in meinem Fach nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In dieſem Jahr kann ich alſo für die hieſige Bühne nicht ſo thätig ſein, als ſonſt, und dennoch brauche ich eben ſo viel Unterſtützung. Dieſes einzige Jahr entſcheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchſetzen, ſo bin ich auf immer geſichert und mein Etabliſſement zu Mannheim iſt gegründet. Wollen Euer Excellenz mir hierin die Hand bieten? Können Dienſte, die ich der hieſigen Bühne erſt nach Verfluß dieſes Jahrs leiſten kann, mir für ſchon geleiſtete gelten? — Bin ich dann endlich auf dem Punkt, worauf ich arbeite, ſo wird es mir nimmermehr ſchwer fallen, dieſe Schuld nachzuholen, und meine Produkte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin ſo

Belmont.

Sie iſt die Schweſter zweier Könige
Von York, die ſich auf Englands Throne folgten,
Und hilfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt ſie ihres fürſtlichen Geſchlechts,
Das unterm ſchweren Druck der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz in dem entzweiten Reiche,
Wo ſonſt, als hier an ihrem frommen Heerd?
Doch auch dem Feind erweiſt ſie ſich gerecht
Und in dem Haupte dieſes edeln Lords
Ehrt ſie den Abgeſandten Heinrich Richmonds,
Der ihren Bruder Richard überwand,
Und ſich ſeitdem auf Englands Thron behauptet,
Und unterm Schutz des heil'gen Völkerrechts
Mög' ſeines Herren Sache er vertreten.
Doch nur der Worte anſtandsvollem Kampfe
Eröffnet ſie die Schranken, und zum Richter
Beſtellt ſie das Jahrhundert, das ſein Urtheil
Stets unbeſtochen und partheilos fällt.
So hofft ſie allen Theilen zu genügen,
Und ſich vor jedem Tadel zu bewahren;
Denn daß ſie ihrem offenbaren Feinde
Und dem Verfolger des bedrängten Stammes
Das gleiche Recht einräumt, wie ihrem Neffen,
Bewährt am deutlichſten die reine Abſicht.

Stanley.

Durch dieſen Schein der Unpartheilichkeit,
Durch dieſer Sanftmuth gleißend Schaugepränge,
Mag immerhin die Welt ſich täuſchen laſſen;
Mein Aug' umnebelt Eure Suada nicht,
Herr Biſchof, denn zu klar durchſchaue ich

Die Plane des unwürd'gen Gaukelſpiels,
Zu dem die fromme Fürſtin ſich erniedrigt.
Unmächtig Rütteln macht den Thron nicht wanken,
Auf welchem Heinrichs Hand das Scepter ſchwingt.
Das weder Macht, noch Argliſt ihm entreißt.
Das weiß die Fürſtin, und erkennt es wohl.
Doch zittern ſoll der ſchmachbedeckte König,
Und nimmer Ruhe finden im Beſitze.
Denn wenn ein Weib auch Alles könnt' vergeben,
Gekränkten Stolz kann ſie doch nie vergeſſen,
Gewalt'ge Größe wecket ihren Neid,
Und Mitleid hätſchelt gern den Unterlegnen!
Die Schweſter zweier Könige von York
Wird nie verſchmerzen, daß die rothe Roſe
Nach langem Kampf der weißen obgeſiegt,
Drum findet jeder Prätendent hier Schutz,
Und zeigt ſich keiner, ſo wird er geworben,
Die Welt mit dieſem Popanz zu beſchäft'gen.

Belmont.

Ein ruhiges Bewußtſeyn iſt ein Schild,
Das jedem böſen Argwohn widerſteht.
Was des Befang'nen Auge tadelnd rügt,
Glänzt fleckenlos vor unbefangnen Blicken.
Fern blieb die ſchlimme Abſicht ihrer Seele,
Und keine launenvolle Eitelkeit
Beſtimmte ihr natürliches Benehmen.
Soll ſie den letzten Zweig des hohen Hauſes,
Das eigne Blut, nach ſo viel Noth und Drängen
Von ihrer Schwelle unbarmherzig weiſen?
Soll ſie den Hof von Portugal beſchämen,
Der auf die Stimme der Verwandtſchaft hörte,

Und den Verfolgten Zuflucht gern gewährte,
Obgleich der König mit dem Haus Lancaster
Verwandt? Soll Frankreich sie an Großmuth, wie
An Regung sanften Mitleids, übertreffen?
Ihr tadelt *nun*, was Heinrich Richmond lobte,
Als er, im zarten Alter ausgestoßen,
Auf fremde Gnade angewiesen wurde.
Was wär' aus *ihm* geworden, seinem Ehrgeiz,
Hätt' nicht der gute Herzog von Bretagne
Den Knaben lang an seinem Hof geborgen,
Den sein Stiefvater *Stanley* nicht beschützte?
Hätt' Frankreich nicht den Haß in ihm gesäugt,
Den seine Staatskunst langsam ausgebrütet,
Und ihn auf Richards Ford'rung ausgeliefert?
— Gar vorschnell tauft nach seinem eig'nen Frommen
Der Haß die Dinge, nennt sie '*gut* und *schlecht*;
Allein was ihm gefällt, wenn er's bedarf,
Wird schlechter nicht, wenn's Andern gleichfalls nützt!
Die Herzoginn bleibt ihrem Grundsatz treu;
Sie wird den Krieg nicht selbst herauf beschwören,
Und alle sanften Mittel erst versuchen,
Den Sieg dem heil'gen Rechte zu verschaffen;
Doch, wird dieß edle Streben frech verachtet,
Kann weniger sie thun, als diese Lords,
Die, ihren sichern Heerd verlassend, kommen,
Dem jungen Königssohn sich anzuschließen,
Um sein bestrittnes Recht ihm zu erkämpfen?

Stanley.

An Vorwand fehlt es den Verräthern nimmer!

Hereford.

Verräther bist Du selber, feiler Knecht!

Belmont.

Noch einmal, Lords! Zu Eurem eignen Beßten
Laßt uns den ärgerlichen Zwiſt beſchließen.
Schon naht das Volk, die Herzogin zu 'grüßen.

Stanley.

Der Zeugen Menge zügelt nicht mein Wort,
Und meinen Tadel, wie mein Wohlgefallen,
Erklär' ich frei, und künde ſie vor Allen.

Dritter Auftritt.

Volk, beiderlei Geſchlechts, ſtrömt in die Halle.

Die Vorigen.

Eine Bürgerin.

Hier, Madlon, ſtell' Dich her; hier ſehen wir's
Am beſten!

Ihre Tochter.

Kommt der ſchöne Prinz doch mit?

Bürgerin.

Der fehlet nie, wenn unſre Herzogin
Den Armen ihre milden Gaben ſpendet.
So lernt er geben, bis er geben kann,
Und England kann ſich freu'n auf dieſen König,
Er bringt ein weiches Herz mit auf den Thron.

Tochter.

Sagt, Mutter, iſt er wirklich denn ſo ſchön?

Bürgerin.

Er iſt ein Prinz, man kann nicht ſchöner ſeyn

Weiber.

Ein allerliebſter Herr, ſo ſchön, als gut!

Tuchmacher.

Das beſte Herz auf Erden! Auf mein Wort!

Barbier.

Er theilt den letzten Stüber mit den Armen.

Mehrere Bettler.

Macht Platz den Armen!

Schmied.

Laßt die Bettler vor,
Damit die fromme Fürſtin gleich ſie ſieht,
Denn frohe Botſchaft kam aus England an
Für ihren Neffen, den ſie zärtlich liebt,
Und freut ſie ſich, gehts ihren Kindern gut.

Volk.

Gott ſchütze ihn, den liebenswürd'gen Herrn!

Stanley.

Verdamm' ihn Gott!

Barbier.

Was will der Murrkopf da?

Schneider.

Den ärgert's wohl, daß wir den Prinzen lieben?

Schmied.

Da ſoll das Murmelthier das Donnerwetter —

Ein Kaufmann.

Gemach, gemach! Es iſt der Abgeſandte
Des engeländ'ſchen Königs, Mylord Stanley,
Der reichſte Mann in ganz Britannien.

Tuchmacher.

Der Handel unſers blüh'nden Niederlandes
Wär leicht gefährdet, wenn man ihn beleidigt.

Metzger.

Was kümmert's uns, ob eine Elle Tuch
Hier mehr verkauft wird, oder weniger! —

Schmied.

Denn wir sind freie, niederländ'sche Bürger,
Und Jeder ist von uns sein eigner König,
Ist Herr des Hasses, wie der Gunst, und weiß,
Was ihm gebührt, und liebet, wen er will!

Metzger.

Und wen wir lieben, lassen hoch wir leben. —

Schmied.

Und fürchten uns vor keinem Abgesandten!

Schneider.

Prinz Richard lebe hoch, die weiße Rose!

Volk.

Hoch lebe Richard York, der Briten König!

Stanley.

(in äußerster Wuth.)

Wahnsinn'ger Pöbel, wankelmüthig Volk,
Das blind sich richtet nach dem Zug der Laune,
Gleichwie das Rohr, das jeder Wind bewegt!

Schneider.

Schimpft der uns nicht, will ich nicht Michel heißen!

Metzger.

Was 'sagt Ihr, Sir? was habt Ihr gegen uns?

Stanley.

Bedauern muß ich Euch, daß Ihr zum Spielwerk
Der bösen Arglist Euch erniedern laßt,
Und einen hergelaufnen Abenteurer
Mit einem heil'gen Namen könnt beehren.

Belmont.

Bedenket, Mylord, wo und wer Ihr seyd!
Die Ehre Eures Herren iſt gefährdet,
Wenn Ihr Euch öffentlich proſtituirt.

Stanley.

Das thut nur Ihr und Eure Herzogin,
Die einen frechen, heimathloſen Wicht
Dem Volke hier als ihren Neffen zeigt.

Schmied.

Wie nennt Ihr ihn? Laßt uns das nochmals hören!

Stanley.

Er iſt nichts weiter, ich beſchwör' es laut!
Prinz Richard iſt ermordet und begraben,
Und der, den Euch die Herzogin jetzt zeigt,
Iſt eines ſchlauen Juden, Osbeck, Sohn
Aus Tournay, der ſich taufen ließ zu London.
Nach ſeines Volkes ſchmutz'ger Weiſe dient
Für reichen Lohn er ſchändlichem Betruge,
Mit dem ein eitles Weib die Welt bethört!

Herefords fünf Söhne.

(ziehen abermals die Schwerter.)

Nein! dieſe Frechheit iſt nicht zu ertragen!

Hereford.

(gleichfalls ziehend.)

Nicht weiter, Lord, iſt Euch das Leben lieb!

Belmont.

Bedenkt den Bann des Ortes, edle Herren!

Schneider.

(indem er ſich hinter die Andern verſteckt.)

Wir leiden's nicht! Auf! ſchlaget ihn zu Boden!

Metzger.

Er ſchmäht die Herzogin —

Mehrere Bettler.

Des Volkes Mutter!

Weiber.

Die fromme Frau —

Volk.

Nennt eitel ſie und thöricht!

Schmied.

Und ſchimpft den Prinzen Richard einen Juden. —

Kaufmann.

»Getauft« hat er geſagt.

Metzger.

Ei, das iſt gleich!
Getaufet oder nicht, denn Jud' bleibt Jud'!

Weiber.

Der ſchöne Prinz ein Jud'? das iſt abſcheulich!

Bürgerin.

Der den Geringſten ſelbſt ſo freundlich grüßt —

Volk.

Den wir verehren, den wir Alle ſegnen —

Weiber.

Der mächtig thront in unſer Aller Herzen!

Schneider.

Wir leiden's nicht! Auf! ſchlaget ihn zu Boden!

Metzger.

Sir, widerruft! ſonſt ſollet Ihr die Fäuſte
Der derben Niederländer kennen lernen!

Barbier.

Ja, widerruft! ſonſt ſchlagen wir Euch nieder!

Volk.

Ja, widerrufen muß er auf der Stelle!

Stanley.

Geburt des eckeln Staub's, die ich verachte!

Weiber.

Laßt Ihr Euch ſchimpfen? Seyd Ihr freie Männer?

Schmied.

Ha, ſtolzer Lord? du denkſt uns zu verhöhnen?

Schneider.

Wir leiden's nicht! Auf! ſchlaget ihn zu Boden!

Weiber.

Reiß't ihn in Stücken!

Volk.

Tödtet den Verräther!

(Alles ſtürzt auf ihn ein.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Prinz Richard tritt ein von Wachen begleitet, und theilt die Menge.

Richard.

Zu mir, Mylord! Ein Schild iſt dieſe Bruſt!
So lange noch ein Athemzug ſie hebet,
Soll Euch kein Schwert verletzen, keine Hand
Mit Eurem Blute ſich beflecken! Weichet!
Sein Leben ſchütz' ich! — Rühret ihn nicht an,
Verletzt das heil'ge Recht des Ortes nicht!

Schmied.
Er hat's verletzt, er ſchmähte uns zuerſt,
Und reizte unſern Zorn mit gift'gen Worten!
Richard.
Die blinde Leidenſchaft vergeht ſich an
Sich ſelber, und wer ſchmäht, entehrt nur ſich!
Metzger.
Er ſchalt auf unſ're hohe Herzogin. —
Für unſre Mutter laſſen wir das Leben!
Richard.
Zu hoch ſteht ihre Tugend jedem Tadel, —
Wer ſie verleumdet, mehrt nur ihren Ruhm.
Schneider.
Er ſchimpfte Euch hier öffentlich vor Allen.
Richard.
Wohl Unrecht that er, hat er mich beleidigt;
Allein ein fürſtlich Vorrecht iſt Vergebung!
Volk.
Wie groß er denkt!
Bürgerin.
Welch' hoher Edelmuth!
Weiber.
Ein ächter Fürſt! So gut, ſo mild, ſo ſchön! —
Schmied.
Als Euern Feind hat er ſich ſelbſt erklärt. —
Richard.
Und darum eben nehm' ich ihn in Schutz.
Metzger.
Mag dieſe Großmuth einen Fürſten zieren —

ſchnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, ſo kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie ſoll ganz nach Ihren Wünſchen zu Stande kommen. Hab ich zu viel geſagt, ſo vergeben es Euer Excellenz meinem vollen Herzen. Ich ſtehe auf dem Scheideweg, Alles, mein ganzes Schickſal vielleicht hängt jezt von Ihnen ab. Kann es Ihnen ſchmeicheln, das Glük eines jungen Mannes zu gründen, und die Epoche ſeines Lebens zu machen — die Wünſche ſeines Herzens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde — ja Ihre eigene mit eins zu erfüllen, kann dieſes Bewußtſein Ihnen ſüſſe ſein, ſo erwarte ich alles von Ihrer Entſchließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergeſſe,

Richard.

Sie zieret Jeden, der ſie ernſtlich übt.

Schmied.

Wer uns beleidigt, wird von uns beſtraft —

Volk.

Ja, ja, wir rächen uns. —

Schneider.

Schlagt ihn zu Boden!

(Tumult. Alle ſtürzen auf Stanley zu.)

Richard.

Streckt ihm die Hellebarden vor, ihr Wachen!
Zurück! Berührt ihn nicht! Gönnt mir die Freude,
Dem Feinde wohlzuthun, vor Euren Augen,
Wo er mich ohne Urſach' ſchwer beleidigt.
Wenn Ihr mich liebt, ſo weicht von ihm zurück,
Erkennt des Völkerrechtes heil'gen Bann,
Verſchonet ihn, dann dient ihr mir am beßten.
Ein wilder Strudel blinder Leidenſchaft
Riß ihn in ſeinem Wirbel mit ſich fort.
Hat er gefehlt, indem er ſich vergaß
Durch ungebührlich rohe Aeußerung,
Und Ihr erkennt es: ahmet ihm nicht nach!
Mir aber ziemt's am allerwenigſten,
Der Uebermacht tyranniſche Gewalt
Zu brauchen gegen einen Einzelnen.
Die weiße Roſe muß vor aller Welt
Sich unbefleckt und rein erhalten, darf
Der Feinde böſem Beiſpiel niemals folgen,
Die ſich des ſchlimmſten Mittels nicht entblöden,
Mich als Betrüger meinem Volk zu zeigen,
Den Schwergeprüften tiefer noch zu beugen!

Unzeitig Lärmen, rachedurſt'ger Streit,
Und Eures Haſſes wilder Ausbruch ſchaden
Der Sache nur, die Ihr vertheid'gen wollt,
Und ſtatt des Vortheils ſchafft Ihr mir Verderben!

Metzger.

Behüte Gott! Wir wollten Euch nicht ſchaden!

Volk.

Wir gäben unſer Blut, um Euch zu nützen!

Schmied.

Was thäten wir nicht, wenn Ihr es befehlt!

Metzger.

Drum bleib' auch der Verräther ungeſtraft!

Barbier.

Nur Euch zu lieb —

Schneider.

(heimlich.)

Sonſt ſchlügen wir ihn nieder!

Richard.

Bedroht Ihr den Geſandten, ſchadet Ihr
Nicht mir allein, auch Eurem eignen Lande;
Des wilden Krieges blutigrothe Fackel
Ward angefacht um leicht'rer Urſach, willen.
Ich liebe Euer blühend Niederland,
Wo man mich ehret, wie die eignen Fürſten,
Und bluten würde meine Bruſt, wenn ich
Mir ſagen müßte: Meinetwegen iſt
Der lange Friede dieſes Reichs vernichtet.

Belmont.

Wer ſuchte wohl bei ſo viel Kraft und Jugend
Der ed'len Ruhe weiſe Mäßigung?
Das iſt des Hauſes York erbab'ner Sinn,

Das iſt die Sprache eines Königsſohns!
Die einz'ge That macht Euch des Thrones würdig!
Wer über Millionen herrſchen will,
Der lern' vor Allem ſelber ſich bezähmen!

Richard.

O! lobt mich nicht, weil ich die Pflicht geübt,
Die mir des Menſchen ſchnelle Lehrerin,
Das Unglück, ſtets als heilige, in's Herz
Geprägt! Wer ſo, wie ich, in früh'ſter Jugend —
Mit allem Anſpruch auf das Glück geboren —
Den bittern Kelch der Leiden leeren mußte,
Der lernt ertragen, was kein And'rer trägt.
Des Glückes Schooßkind wird mich nicht begreifen,
Doch klar iſt dem Geprüften mein Gemüth.
Mag mich der Lord in falſchem Wahn verkennen,
Im blinden Eifer, ſeinem Herrn zu dienen,
Gemeine Schmach auf meinen Scheitel häufen —
Ich kann den Irrthum herzlich ihm vergeben;
Es iſt das Aergſte nicht, was ich ertrug.
Wer ſchon als Knabe in des Kerkers Nacht
Des Todes Fittig über ſich gefühlt,
Wer ohne Schuld ſo lange Unrecht duldet,
Dem fremdes Mitleid ſeine Tage friſtet,
Der lernt des Wohlthuns Süßigkeit erkennen,
Dem wird ein leicht verſöhnliches Gemüth,
Der lernt den Schmerz der Unbill wohl ertragen,
Der duldet lieber, als er ſelbſt beleidigt,
Der lernt ſich ernſtlich faſſen und bezwingen,
Den reift des Lebens Mühe vor der Zeit,
Der denkt als Jüngling, wie ein ernſter Mann!

Hereford.

(kann ſich länger nicht mehr halten, und tritt vor.)

Kommt, meine Söhne! Kommet Alle! Kommt!
Mir ſpricht es laut im innerſten Gemüthe:
»Er iſt es!« Das ſind König Eduards Züge,
Das iſt das edle Antlitz meines Herrn!
Auch ſeiner Stimme Klang erkenn' ich wieder,
Die aus dem Knaben ſchon voll Wohllaut ſprach.

(er kniet vor ihm nieder.)

O Richard! Richard! meines Königs Sohn!
Empfange knieend meine Huldigung,
Sieh dieſe Thränen, Deinem Schickſal fließend,
Nimm gnädig meines Herzens Opfer an!
Ich bringe Dir mein Liebſtes auf der Erde,
Fünf Söhne, ihres grauen Vaters Stolz,
Geehrt, geachtet von der Briten Volk,
Vom Freund geſucht, und von dem Feind geflohen,
Mein einzig Glück und meines Alters Freude!
Verſchmähe nicht die hoffnungsvollen Blüthen
Der Herefords, die treu, wie ihre Ahnen
Zu Deinem Stamm ſich hielten, jetzt um Dich
Sich reihen, eine Zierd' im heitern Frieden,
Und eine feſte Schutzwehr in Gefahr!
Ich bringe Dir ſie, und ihr treu Gelübde:
Für Dich zu fechten, Deiner Väter Krone
Mit ihrem Blute ſelbſt Dir zu erkämpfen!
Auf Eure Kniee! Mit geſenkten Waffen
Erneut vor Ihm der Treue heil'gen Schwur!

Herefords fünf Söhne.

(Legen die Schwerter, und knieen, für Roland, um Richard im Kreise)

Wir schwören: Dir zu weihen unser Leben,
Mit Gottes Hülf' Dich auf den Thron zu heben!

(Pauken und Trompeten fallen ein, die Ankunft der Herzoge verkündend)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Margaretha mit Pagen, dem Prinzen von Gothland, der Prinzessin von Bretagne, und andern Großen tritt ein.

Margaretha.

Erhab'ner Anblick, der das Herz erfreut!
O möchten doch, wie dieser edle Lord
Und seine Söhne, alle die Vasallen,
Nach ihrer Pflicht, Euch huldigend umknieen!
Dieß große Beispiel ehrt, mein lieber Neffe!
Nehmt gütig auf den treuen Hereford,
Den ich in frühern Tagen schätzen lernte,
Für dessen Redlichkeit ich mich verbürge.
Schließt in das Herz ihn ein, wie seine Söhne,
Denn selten sind auf der entzweiten Erde
Die ächten Freunde, die uneigennützig
Für fremdes Glück das eig'ne willig geben.

Richard.

Steht auf, Mylord's. Nicht hier ist Euer Platz!
Kommt an die Brust, die wahrlich nicht zu klein

Erhab'nen Sinn zu faſſen! Junge Helden,
Des edeln Vaters treues Ebenbild,
Reicht mir die Hand als wack're Kampfgenoſſen!
Wird einſt durch Euren Beiſtand, meine Treuen,
Des Throns beglückend Verrecht mir zu Theil,
Sollt ihr erfahren, wie die Edeln Alle,
Die an mein Schickſal ſich vertrauend ſchloſſen,
Daß Dankbarkeit, die meinem Stamme eigen,
Des Richard York vornehmſte Tugend iſt.

Hereford.

Bewähret uns durch eine ſchnelle Probe,
Daß unſre Neigung Eures Dankes würdig;
Enthüllt uns Eures Schickſals dunkle Fügung!
Nicht eitle Neugier iſt's, noch ſchlimmer Zweifel,
Die mich bewegen, Euch darum zu bitten;
Denn jedes Eurer Worte mehrte nur
Die Ueberzeugung, die mich hergeführt,
Daß Ihr die weiße Roſe Englands ſeyd.
Die Liebe iſt's allein, die unerſättlich
Im Schmerz, wie an der Freude, Antheil fordert.
Verkündet uns denn: Wie entkamet Ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg
Des Himmels Rettungshand Euch vor Verfolgern,
Um jetzt auf einmal, und zur rechten Stunde
Ein vielwillkommner Herrſcher zu erſcheinen?

Richard.

O fraget mich jetzt nicht darum — Laßt mich
Den Schleier ziehen über das Vergang'ne.
Es iſt vorüber — ich bin unter Euch —
Ich ſehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schickſal hat mich wunderbar geführt,

Und ich erkenne dankbar seine Fügung,
Doch zwingt mich nicht, die Decke aufzuheben
Von dieses grausen Jammers dunkler Kluft,
Aus der mich unsichtbar die starke Hand,
Die Meere trocknet, Throne stürzt und gründet,
Hervorgezogen an des Lebens Sonne,
Soll ich das Elend nicht aufs Neu' durchleben,
Wollt Ihr nicht all' die Wunden bluten machen,
Die kaum der Mutterliebe Balsam heilte!

Margaretha.

Ja, komm' an diese treue Mutterbrust,
Du Schmerzenssohn, der ohne mich verwaist,
Den seine eigne Mutter von sich stößt!
Der Himmel schenkte mir nicht Mutterfreuden,
Doch ich empfand für Dich der Mutter Leiden.
Der Schmerz, den mir Dein hartes Loos erpreßt,
Hat Dich zu meinem lieben Sohn geweiht,
Wie meiner Thränen kummervolle Taufe.
Hier meine Deine heißen Zähren aus,
Denn nirgends findest Du den schirmern Ort
Für Deinen Jammer, wie für Deine Lust,
Als hier an dieser treuen Mutterbrust.

(er umarmt sie weinend, sie schließt ihn zärtlich in die Arme und küßt ihn auf die Stirne.)

Volk.

Wie rührend —

Weiber.

Ach wie gut sie ist —

Schmied.

Nur stille!

Margaretha.

Erlaſſet ihm die Antwort, edle Herrn!
Verſuchen will ich es, — ob mir das Herz
Gleich blutet bei der traurigen Erinn'rung —
Sein vielbewegtes Schickſal Euch zu ſchildern.
Richard von Gloſter ſtieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne ſchloß der Tower ein.
Das iſt die Wahrheit, und die Welt will wiſſen,
Daß Torrel ſich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, ſelbſt den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren ſoll im Grabe.
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß,
Bedeckte jene fürchterliche That
Im Tower, nur die ſpäte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Wahr iſt's, der Mörder Torrel ward geſendet,
Die Prinzen zu ermorden und er zeigte
Selbſt einen Machtbefehl von ſeinem König,
Daß Brackenbury ihm, der Kaſtellan
Des Towers, der, voll Ehre und Gewiſſen,
Zu dieſer Schandthat ſeinen Arm verweigert,
Die Schlüſſel eine Nacht ſollt' übergeben.
Torrel, gehorchend dem Tyrannen, wählte
Sich drei Gehilfen, die an Blut gewöhnt:
Den Slater, John Dighton und Miles Forreſt.
Bei Nacht eröffnet' er der Prinzen Kammern,
Und trat mit ſeiner Mörderbande ein.
Vergebens hetzt er ſie auf ſeine Opfer;
Denn auf dem Bette lag das ſchöne Paar,
Sich innig, zärtlich, bruderlich umſchlingend
Mit ſeinen weißen Alabaſterarmen.

Vier Knospen eines Roſenzweiges, ſchienen
Die weichen Lippen koſend ſich zu küſſen,
Und ein Gebetbuch lag auf ihrem Pfühl,
Aus dem ſie ſich erbauten, eh' ſie ſchliefen.
Es war ein kleines Angebinde, und
Der Bilder manches diente ihm zum Schmuck.
Wie ſie die Maler unſers Niederlandes
Mit wohlgeübtem Pinſel fertigen,
Und ſelber hatt' ich's Richard übergeben.
Die Mörder blieben unbeweglich ſtehen
Beim Anblick dieſer rührend ſchönen Gruppe,
Und weinten, ſtatt den blanken Dolch zu zieh'n.
Die eigne Rührung fürchtend, ſandte Tyrrel
Sie vor die Thüre, dort ihn zu erwarten.
Er wollt' allein die blut'ge That vollführen
Und warf ein Kiſſen auf der Schläfer Antlitz,
Den Schrei zu dämpfen und das Bild zu decken,
Dann holt' er aus zum fürchterlichen Stoße.
Der Prinz von Wallis fiel von ſeinem Dolch,
Den Bruder ſollte gleiches Schickſal treffen;
Doch ſey's, daß das Gewiſſen des Barbaren
Erwachte, daß des Knaben rührend Flehen —
Der bei des Bruders Stöhnen ſich ermuntert —
Sein eiſern Herz im Buſen wankend machte,
Er führte einen ungewiſſen Streich. —
Richard ſchrie auf und zuckte einen Dolch,
In der Verzweiflung ſich zur Wehre ſetzend,
So jung er war. — Vor wenig Tagen ließ
Er ſich die Waffe ſchenken vom Protector,
Der ſcherzend nachgab ſeiner Kindeslaune,
Und trug ſie ſtets, wie ein geliebtes Spielzeug. —

Entſetzensvoll wankt Tyrrel vor dem Blinken
Des Stahl's in einer kleinen Kinderhand,
Und ſchaudernd vor der fürchterlichen That
Entfloh er. Seinen Helfern trug er auf,
Die blut'ge Metzelei zu enden. Und
Sie eilten, vor dem Raſenden erbebend,
Der Mörder niederſtieß, der ſich geweigert
Der blut'gen That die Krone aufzudrücken.
Als nun die dienſtbefliſſ'ne rohe Meute,
Gehetzt von ihrem Meiſter, wiederkehrte,
Da kniete Richard neben ſeinem Bruder.
Die Thränen perlten aus den frommen Augen,
Vermiſchten ſich mit roſenfarbnem Blute,
Das aus der unheilvollen Wunde quoll,
Die Tyrrel nah am Halſe ihm verletzte,
Als er das Antlitz barg am Bruder-Buſen.
Die kleinen Hände hatte er gefaltet,
Und betete voll Inbrunſt aus dem Buche
Dem röchelnd Sterbenden mit Andacht vor,
Bis er den letzten Seufzer ausgehaucht.
Erſtarrt, gefeſſelt, ſtanden da die Mörder.
Doch als dann Richard mit den Worten ſchloß:
»In ſeine Hand befehl ich Deinen Geiſt,
»Im Namen des Dreiein'gen heil'gen Gottes,
»Des Vaters, Sohnes und des Geiſtes!« fielen
Sie auf die Kniee, ſich bezeichnend mit
Des Kreuzes Zeichen, »Amen!« ſöhnend, nieder. —
So mächtig wirkt der allgewalt'ge Zauber
Des Wunder wirkenden Gebetes, von
Den Lippen des unſchuldig frommen Kindes,
Daß Mörder eines Gerards Nähe ahnen.

dem ich alles, alles ſchuldig bin. Kann ich hoffen, die Entſchließung E. E. mündlich oder ſchriftlich zu hören? Ich erwarte ſie mit Sehnſucht und Ungeduld.

F. Schiller.

Sr. Excellenz
Herrn Baron von Dahlberg.

Der an dem Todbett' des Gerechten weilt
Und auf der Flügel rauſchendem Gefieder
Die Seele trägt zu ſeines Gottes Thron!

(Allgemeine tiefe Rührung.)

Volk.

O wie ergreifend —

Hereford.

Weſſen Aug' blieb' trocken?

Margaretha.

Nun fahre fort, ich kann nicht weiter ſprechen.

Richard.

Der lichte Strahl, der ſtets von oben ſtammt,
In höchſter Noth die Sterblichen zu leiten,
Ließ mich den geltenden Moment erkennen.
Mit meinem Buche in der Hand, trat ich
Mit feſtem Schritt' auf Dighton zu und Forreſt,
Die noch am Boden, für ſich betend, knieten.
Der Gott, der die Erleſenen beſchirmt,
Der ſeine Gnade nie den Yorks entzog,
Der um die Kronenträger einen Schein
Der heil'gen Unverletzlichkeit gewoben,
Legt' auf die Zunge mir der Worte Kraft.
Sie überzeugten, überwältigten.
Ich forderte ſie auf, im Namen deſſen,
Den ſie ſo eben zitternd anerkannten,
Die Thüre meines Kerkers mir zu öffnen
Und Englands künft'gen König zu erretten,
Weil ſie der Herr in ihrer Niedrigkeit
Erleſen, die Barmherzigkeit zu üben,
Und ihres wüſten Lebens ſchwere Sünden
Durch ein ſo hochverdienſtlich Werk zu ſühnen.

Sie folgten dem Gebote ohne Zaudern,
Ergriffen von dem Ungewöhnlichen,
Das mächtig stets auf die Beschränkten wirkt.
In einen dunkeln Mantel eingehüllt,
Ward ich hinausgetragen, wie ein Todter.
In einem düstern Hause, einem Winkel,
Der ihren Lastern zum Verstecke diente,
Verband mir Forrest meine tiefe Wunde,
Und Dighton pflegte mich, bis ich genesen.
Der reichen Kleider wurde ich beraubt,
Die ihre blut'ge That bezeugen mußten,
Und tauschte sie mit schmutzigrauben Hullen.
Doch meinen Dolch ließ ich mir nie entreißen,
Auch wagten sie's nicht, mir mein Buch zu nehmen,
Das sie voll scheuer Ehrfurcht nie berührten,
Und Dighton sagte ernsthaft oft zu mir:
Vom schönen Bild der heiligen Maria,
Das würdig schmückte jenes theure Blatt,
Von dem ich betete bei Eduards Leiche,
Hätt' sich ein glanzvoll heller Schein verbreitet,
Der, ihre Augen blendend, mich umgab.
Ich war gerettet, doch ich blieb gefangen;
Denn um den großen Lohn nicht einzubüßen,
Mit welchem Kloster ihr Verbrechen zahlte,
Aus Furcht vor des Tyrannen blut'ger Rache,
Ward ich gehütet, und blieb eingesperrt,
Bis Heinrich Richmond ihn bei Bosworth schlug,
Und sich als Englands König krönen ließ.
Da, an demselben Tage als er einzog
Zu London, das Te Deum zu Sanct Paul
Abhalten ließ, nahm Forrest mich des Abends —

Aus welchem Grunde konnt' ich nicht errathen —
Mit sich hinaus in die belebten Straßen,
Wo sich das Volk unachtsam um uns drängte.
Ein neues Schauspiel war mir dieses Treiben!
Ich sah es an mit kindisch frohem Staunen.
Doch als ich umsah mich nach meinem Führer,
War er verschwunden, und ich stand allein,
In meiner Lumpen nackter Dürftigkeit,
Ein Fremdling in der mir ganz fremden Welt.
Verlassen, arm und hungernd, ohne Obdach,
Durchzog ich lang der Straßen Labyrinth;
Und dennoch glücklich, denn ich war ja frei!
Ich wagte meinen Namen nicht zu nennen,
Ich durfte Niemand meinen Stand bekennen.
Das sagte mir mein Herz, so jung ich war,
Das lehrte mich der Witz, den gütig die
Natur als Waffe mir verlieh, den man
Am Königssohne schmeichelnd früh bewundert.
Die ärgsten Feinde waren die Verwandten,
Die ihre Sicherheit gefährdet hielten,
Wenn sie gewagt, mich bei sich aufzunehmen;
Die in Gefahr geschwebt, das heit're Leben,
Das Reichthum ihnen bietet, einzubüßen;
Denn Egoismus ist der Gott der Erde!
Ich blieb darum von ihren Thüren fern.
Der Mutter selbst nicht durft' ich mich entdecken.
Elisabeth, die ältre Schwester, war
Vermählt mit meinem Feind Lancaster, der
Den Thron besaß, auf dem ich sitzen sollte.
Wie Warwick, meines Oheims Sohn, den Einz'gen,
Der auf den Thron ein Recht noch hat nach mir,

Hätt' man zurück mich in den Thurm gebracht,
Wenn unter Lebenden man mich gefunden.
Ach! und wer einmal hinter Gittern seufzte,
Wer um der Flügel Schwung den Vogel neidet',
Das Wild um seine Freiheit voll Gefahr,
Den Bettler um sein Daseyn voll von Jammer,
Und jung ist und das bunte Leben liebt,
Der sehnet sich nie mehr dahin zurück,
Und zieht die Schmach, mit Freiheit doch verbunden,
Der Knechtschaft vor, mit allem Glanz verhüllt!
So schwieg ich denn, und wandelte, da man
Mich längst begraben wähnte, frei und sicher,
Ein Ausgestoß'ner, unter Elenden!
Die stolze Mutter, die Geschwister, sah ich
Vorüberzieh'n im königlichen Schmuck,
Im Glanz des Reichthums und der Herrlichkeit,
Und mußte hungernd an der Straße steh'n,
Gesellt zu heimathlosen Bettlerkindern.
Und selbst der Aermste war noch zu beneiden,
Verglich man seine Lage mit der meinen';
Er durfte dreist doch seinen Namen nennen;
Er hatte Vater, Mutter und Geschwister,
Die ihn unmenschlich nicht verleugneten.
Er fand ein Ohr, das seine Klage hörte,
Ein Aug', das heiße Thränen mit ihm weinte,
Ein fühlend Herz, das seinen Kummer theilte,
Ein Wort des Trostes von verwandter Lippe;
Er theilt das dürft'ge Lager mit den Seinen,
Das trockne Brod, und die gemeine Noth —
Ich hatte Niemand, ich war ganz allein!

Margaretha.

Die Tage wechſelten, die Wochen, Monde,
Sein traurig Schickſal blieb ſich immer gleich!
Mit eckelhaftem Abfall nährt' er ſich —
— Ach! er, dem man die lieblichſten Gerichte
Auf köſtlichem Metalle, knieend, brachte,
Nagt' an der trocknen Rinde ſchwarzen Brodes,
Die man nach heißem Flehen ihm gereicht,
Wie man dem Hunde mürriſch eine Gabe
Dahinwirft, wenn er winſelnd uns gequält!
Die zarten Glieder, die in Sammt und Seide
Gehüllt, der Witt'rung Strenge nie empfanden,
Erſtarrten, unbeſchützt und unbedeckt,
In dürft'gen Lappen bettelhaft entweiht!
Die Stirn', die eine Krone zieren ſollte,
Verſengte bräunend heißer Sonne Strahl,
Das weiche Haar, das man mit Sorgfalt pflegte,
Zu üpp'gen Locken künſtlich ſtets gerollt,
Mit duft'gem Oele, oriental'ſchem Balſam
Geſalbt, und in geſchmeik'ger Ordnung hielt,
Hing ſtarr um ſeine Stirn', vom Regen naß.
Der in der Wiege ſchon auf Purpur ruhte,
Auf reicher Kiſſen ſchwellend weichen Daunen,
Vom Himmeldache eines Thron's beſchattet,
Schlief unbeſchirmt, an einer Straßenecke,
Von harten Steinen qualvoll wund gedrückt,
Ein ſchaudernd Beiſpiel von dem Unbeſtande
Des Glückes und der nicht'gen Erdengröße!
Wem ſchlägt ein Herz in ſeiner Bruſt, das nicht
Bei ſolchem grellen Wechſel beben müßte?
Wer hat Gefühl, und weint nicht heiße Thränen,

Bedenkt er dieses grauenvolle Loos?
Doch mein Empfinden kann ein Weib nur messen,
Das Mutter ist, das Mutter werden will.
Die höchste Wonne, wie den höchsten Schmerz,
Fühlt doch auf Erden nur das Mutterherz!

Volk.

Ach Gott, wie wahr!

Weiber.

Ja, Mütter fühlen tief! —

Richard.

Ein Proselyt aus Tournay, Namens Osbeck,
Fand eines Tages mich im Sonnenscheine
An einer Straßenecke eingeschlafen.
Verschiedene Geschäfte brachten ihn
Zu König Eduard öfters nach Westminster.
Dort sah er oft den kleinen, muntern Prinzen,
Der alle Fremden neckend gern beschaute,
Und mit dem eignen Scharfblick seines Stammes,
Von dem er sich erst kürzlich abgeschworen,
Glaubt' er des Schläfers Wichtigkeit zu ahnen;
Denn damals schon war ein Gerücht verbreitet,
Das dunkel sich von Mund zu Munde trug:
Prinz Richard sey dem Mörderdolch entronnen,
Und irre flüchtig, unbekannt, umher.
Er nahm den Halbverhungerten mit sich,
Die Folgen seiner Schlauheit klug berechnend.
Zuerst fragt' er mich aus, ganz unbefangen;
Doch unbefangener wich ich ihm aus. —
Bald drang er hart in mich; ich leugnete
Jedwede Wissenschaft so wicht'ger Dinge.
Selbst meinen Traum belauscht er, aus dem Schlaf

Mich plötzlich weckend, rief er meinen Namen,
Ich ſtellte mich, als wär' ich nicht gemeint.
Ja, keine Bitte, keine ſchlaue Wendung
Entriß mir mein gefährliches Geheimniß.
Ich blieb dabei: ich ſey verwaist und einſam,
Hätt' Vater ſelbſt und Mutter nie gekannt,
Und wüßte Nichts, als daß die andern Bettler
Mich Peterchen geheißen unter ſich.
Er ſtellte ſich, als glaubt' er meinen Worten,
Behandelte mich ehrbar, gut und freundlich,
Und Jedermann hielt mich für ſeinen Sohn.
Er hatte ſeinen Namen in der Taufe
In »Warbeck« umgewandelt, und man nannte
Mich Perkin Warbeck wohl fünf Jahre lang,
Die ich verſteckt im Haus des klugen Alten,
Mir ſelbſt ein Räthſel, wie es ſchien, verlebte.
Da änderte ein Zufall meine Lage!
Doch was iſt Zufall unter dieſem Monde? —
Undenklich lange Zeit ſchon trug das Haus,
Das Warbeck in der Lombard-Straß' bewohnte,
Als Schild und Zeichen »Englands Königskrone.«
Und ob nun mit Bezug auf mich — ob nicht —
Gar liſtig ſchmunzelnd ließ er öfters ſich —
Und witzelnd, wie's dem Stamme Jakob eigen —
Mit zugekniff'nen Augen, ſchlau, verlauten:
»Sein Perkin würde einſt die Krone erben!«
Das Heer von tauſend Spähern, die der König
In jedem Winkel ſeines Reiches hält,
Erſtattete Bericht von dieſer Rede.
Der Alte ward verhaftet, proceſſirt,
Und löste kaum ſich mit Viertauſend Pfund;

Er fand nun keine Ruhe mehr in England,
Und zog nach Portugal, um seine Schätze
Vor König Heinrichs Habsucht zu bewahren.

Hereford.

Der Fall ist wahr, ganz London kann's bezeugen.

Stanley.

Erdichtet ist er —

Margaretha.

Wartet noch, Mylord!

Richard.

Bis dahin war ich ruhig und zufrieden
Mit meines armen Lebens Sicherheit,
Doch hier hielt ich mich endlich frei, vor des
Verrathes nimmer müden Späher-Blicken,
Und unter Lusitaniens lichtem Himmel,
Der unvermerkt uns heitre Kräfte spendet,
Reift meine Kraft, und mit ihr mein Entschluß.
Der leicht entschuldigende Trieb der Jugend
Nach Glanz und Macht, des Lebens bunten Gütern,
Füllt meiner Einsamkeit sinnvolles Träumen.
Der Großmuthsdrang, der meinem Stamme eigen,
Verlangt zum Wohlthun nach Gelegenheit,
Erreget die monarchische Begierde!
Und ich beschloß, aus meinem stillen Glücke,
Hervorzutreten an das Licht der Welt,
Mein Leben mit der höhern Majestät,
Zu der das Schicksal mich berief, zu schmücken!
Warbeck bekannt' ich endlich meinen Stand,
Der meine kluge Zögrung redlich lobte,
Und in der Freude, daß er sich nicht täuschte,
Den Einfluß seines großen Reichthum's nützte,

Um meine Anerkennung zu bewirken.
Bei vielen Briten, die zu Liſſabon
In der Verbannung ſich vereinigten,
War Lady Brampton, die Hofmeiſterin
Eliſabeth's, die als Erzieherin,
Mich ſonſt, wie eine Mutter, ſorglich pflegte.
Mit zögerndem Bedenken nahm ſie mich
Erſt bei ſich auf, befragte mich nach jedem
Bedeutungsvollen Vorfall meiner Kindheit,
Nach jenen Kleinigkeiten, welche nur
Die Pflegerin der Jugend merken kann.
Doch als ich leicht ihr ſchnelle Antwort gab
Und Jegliches genügend ihr erklärte,
Zog ſie mich endlich weinend an die Bruſt,
Erklärte aller Welt, dem ganzen Hofe,
Daß ich Richard Plantagenet von York,
Der jüngſte Sohn des König's Eduard, ſey.

Hereford.

Das konnte ſie beſchwören. Sie vor Allen,
Denn Niemand auf der Erde konnte Euch
So ſicher, als die Lady Brampton, kennen,
Der man Euch in der Wiege übergab.

Stanley.

Die Lady ward geſchickt —

Margaretha.

Geduld, Mylord!

Richard.

Durch ſie ward ich dem König vorgeſtellt.
In öffentlicher Audienz erkannten
Mich alle Lords, die dort zugegen waren.
Sie fanden König Eduards Züge wieder

Zu meinem Antlitz, wie Lord Hereford.
Auch meine Sprache, meiner Stimme Ton,
Wie des Humors beweglich leichte Laune,
Bestärkten mächtig sie in ihrem Glauben.
Als theuren Anverwandten hielt mich dann
Der König, bis, — von meinem Vetter Carl
Dem Achten, an den fränk'schen Hof geladen, —
Ich schnell nach Frankreich zog, wo mir zu Theil
Die ehrenvollste Anerkennung wurde,
Wie einem Königssohne sie gebührt.
Für meine voll'ge Sicherheit besorgt,
Erhielt ich eine Leibwacht; Congresall,
Ein edler Lord, versah die Hauptmannsstelle.
Ein Hof versammelte sich schnell um mich,
Denn mehr als hundert edle Briten kamen,
Darunter George Neville und John Taylor —
Und leider auch mit ihnen Robert Clifford —
Dem Ausgestoß'nen ihren Dienst zu weihen.

Stanley.

Von Frien, dem argliſt'gen Sekretär
Heinrich des Siebenten, verlockt, der floh —
Weil er dem Feinde als Verräther diente, —
Lieh Carl zu diesem Gaukelspiel die Hand.
Gar hochwillkommen war ihm diese Farce,
Des Königs Ansehn bei dem Volk zu schwächen,
Und Zwietracht in der Briten Reich zu sä'n.
Denn niemals ist der Franke redlich gegen
Den Briten, nützt im Kriege jeden Vortheil.

Margaretha.

Der kluge Frien floh zu meinem Neffen,
Und warnte ihn vor Heinrichs list'gen Schlingen.

Frankfurt a. M, den 1. Mai 1784.

17.

Noch voll und warm von der Geſchichte des geſtrigen Abends eile ich, E. E. von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Mannheimer Schauſpielkunſt feierlich in Frankfurt erhielt. Geſtern, Freitags, wurde Hn. Iffands Stück bei vollem Haus und ungewöhnlicher Stille mit außerordentlichem Beifall gegeben. Hr. Iffland als Verfaſſer und Schauſpieler und Hr. Beil wurden mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen, und Alles bewies die äußerſte Achtung gegen die für-

Die er ihm legte, warnte ihn vor den
Bezahlten Spähern, die man zu ihm ſandte.
Er zeigte ihm durch ſchriftliche Belege,
Daß ſeine nächſten Hausbedienten ſelbſt
Durch engliſch Gold beſtochen waren! Ja,
Daß ſelbſt der Beichte frommes Siegel nicht
Mehr heilig, weil des Prinzen Capellan
Mit ſeinen Feinden in den Bund getreten.
Er zeigte ihm, daß manche edle Lord's,
— Euch wohl bekannt, wie Robert Clifford auch, —
Zum Schein verbannt und grimmiglich verfolgt,
Sich zu ihm drängten, um ſein Zutrau'n buhlten,
Um ihn nur deſto ſich'rer zu verrathen,
Und ihrem Hof die Schande zu verkaufen!
— Das ſind ſo Künſte, die Geſandte treiben!

Stanley.

Im Kampfe mit der Liſt, iſt Liſt erlaubt!
Doch daß die Täuſchung Frion's ſich enthüllte,
Geſtand der König nur zu deutlich ein,
Als er den Prätendenten von dem Hofe,
So wie aus ſeinem Reiche, weggewieſen.

Margaretha.

Das iſt nicht wahr! Erklärt es ihm, mein Neffe!

Richard.

Als beide Reiche Frieden ſchließen wollten
Zu Eſtaples, macht Heinrich die Bedingung,
Daß ich ihm ausgeliefert werden ſollte.
Doch edlen Sinns erwiedert König Carl:
Den jungen Menſchen, den zu mir ich ſelber
Berief, wär' er ein Abenteurer auch,
Geb' ich mit Wiſſen nie dem Elend preis.

Ich traute ihm, und er darf mir vertrauen.
Denn heilig bleiben des Gesalbten Worte! —
Mein britisch Herz ertrug nicht den Gedanken,
An Großmuth dem Franzosen nachzustehn;
Um beiden Reichen Frieden zu gewähren
Verließ ich Frankreich und kam her nach Flandern.

Margaretha.

Daß ich die Letzte war, an die er sich
Gewendet, schien ein Recht mir zu ertheilen,
Zu zweifeln an der Aechtheit seiner Worte,
Denn ich schloß so: War' er Prinz Richard wirklich,
Warum kam er zuerst denn nicht zu mir?
Ich war die nächste ihm der Anverwandten,
Die ihn als Knaben immer zärtlich liebte.
Vor Allen hätte ich ihm nützen können.
Durch mich konnt' er am Sichersten beweisen,
Daß er ein Recht, den Namen York zu führen.
Allein, weil er wohl ahn'te, daß die Prüfung,
Die er vor mir bestehen mußte, strenge,
Die Heuchelei entlarvend, werde seyn,
Vermied er mich bis diese Stunde, bis
Die höchste Noth ihn endlich dazu drängte.
Die Lady Brampton, meine Jugendfreundin,
Kam her von Lissabon, sich zu verbürgen
Für die Gewißheit seiner hohen Abkunft.
Ich ehre sie, ich liebe sie von Herzen,
Doch glaubt' ich ihren Wort nicht unbedingt,
Da zeigte Frion Documente vor,
Die er aus dem Geheimarchiv gezogen,
An deren Aechtheit nicht zu zweifeln ist,
Da er, als eines Königs Secretär,

Nicht Urſach' hatte, den Betrug zu ſpielen,
Und ihn das Glück, durch reichen Gütersegen,
Gemeiner Habſucht unzugänglich machte.
Es waren die Bekenntniſſe Torrels
Und Dighton's — Miles Forreſt und der Kaplan
Des Towers waren Beide längſt geſtorben —
Die ſie vor ihrem Tode niederlegten,
Daß Richard York noch lebe, und im Tower
Von ihnen nicht ermordet worden ſey.
Man hatte ſie des Hochverraths beſchuldigt,
Um ſich ſo wicht'ger Zeugen in der Sache
Auf eine glaublich leichte Weiſe zu
Entledigen. — Er brachte auch das Zeugniß
Des William Porſeley, Dechant zu Sanct Paul,
Der edeln Lords Robert Radcliff, Thomas
Aſtworth, Fitzwater, Mowntforth, Daubeney,
Die alle gegenwärtig waren, als
Das Grab im Tower aufgeriſſen ward,
Das meine Neffen in ſich ſchließen ſollte,
In dem ſich aber nur die eine Leiche
Befand, an der man Eduard erkannte.
Sie All' bezahlten unterm Beil des Henkers
Die ſchwere Schuld, daß ſie nicht ihr Gewiſſen
Verkauften, und mit kritiſch edelm Muthe
Sich nicht zu ſagen ſcheuten, was ſie ſahen.
Dies Alles ſah ich und ich glaubt' es gerne;
Doch folgte ich der innern Stimme nicht,
Die laut in meinem Buſen für ihn ſprach,
Um nicht als eitles Spielwerk des Betrugs
Mein reines Anſehn vor der Welt zu trüben.
Ich ließ ihn kommen, öffentlich empfing

Ich ihn. — Vor meinem Hofe und vor vielen
Geehrten Zeugen forschte ich ihn aus
Auf meine eigne Weise. — Wie er sich
Zu Lissabon geäußert, hatte er
Das Buch, das ich ihm zum Geschenk gemacht,
Gerettet und bewahrt, so wie den Dolch,
Mit dem er gegen Torrel sich vertheidigt.
Nach ihnen fragt' ich, und er wies sie vor.
Den Dolch erkannte ich sogleich für den,
Den Richard Gloster ihm zu London schenkte,
Eh' man den Knaben in den Tower brachte.
Das Wappen Yorks ist in die Klinge gezirt,
Er erbte stets vom Vater auf den Sohn,
Ein heiliges Vermächtniß,

Hereford.

Ich stand selbst
Dabei, als der Protector ihm die Waffe,
Die er am Gürtel trug, geschenkt. Ich kam
Mit dem Gefolge Eduards, das ihn
Von Ludlow nach der Hauptstadt brachte, und
Noch heute würd' ich ihn erkennen.

Margaretha.

Zeigt
Ihn vor, mein Neffe, denn Ihr tragt ja stets
Den Dolch noch an der Seite.

Richard.

(den Dolch vorzeigend.)
Hier, Mylord!

Hereford.

Er ist es! Unverkennbar ist er es!

Margaretha.

Das Buch erkannt' ich als daſſelbe auch.
Er zeigte mir die blaſſen Spuren ſelbſt
Des Blutes noch, das darauf räufelte,
Als er aus ihm den Sterbenden getröſtet.
Er zeigte mir auch die vernarbte Wunde,
Die Tyrrels Meſſer ihm am Hals verſetzte,
Und die, um eine Krone ſelbſt, ſich Keiner
So ſehr gefährlich würde ſchlagen laſſen. —
Ich zweifelte noch immer, — denn ein Weib
Verfolget immer ihren eignen Weg. —
Die ſchärfſte Probe hatt' ich noch geſpart,
Beſtand er die, ſo wollt' ich ihm vertrauen.
Als ich zu London einſt das Buch ihm reichte,
Wollt' ich auch wiſſen, ob der luſt'ge Knabe
Denn wirklich leſen könnte, wie man rühmte.
Ich ſchlug drei Stellen nacheinander auf,
Die er bedächtig — ſeinem Alter nach —
Entzifferte. — Nun merket, was ich that! —
Ich legt' ihm auf, die Stellen mir zu zeigen;
Denn ich nahm an, daß ſein Gedächtniß ihm
Den Umſtand wohl bewahret haben müſſe,
Und Niemand auf der ganzen Erde könne
Ihn davon unterrichtet haben, denn
Ich war allein mit ihm, als es geſchah.
Ohn' alles Zögern zeigt' er mir ſie an,
Und wußte ſelbſt die Worte noch genau,
Die ihm damals zu ſchwer zu leſen waren,
Und die ich ihm erklären helfen mußte.
Aus dieſer Kleinigkeit erkannte ich
Untrüglicher, als durch die Documente,

Als durch die Zeugen all', die für ihn bürgten,
Daß keine Täuſchung bei ihm waltete.
Ich hielt die Thränen länger nicht zurück
Und ſchloß ihn liebevoll in meine Arme!
Seitdem erkenne ich ihn öffentlich
Als meinen Neffen an, als Ebenbild
Des Königs Eduard, ſeines hohen Vaters,
Als einz'gen Erben der Plantagenet,
Und feierlich erkläre ich der Welt:
Daß Englands Thron rechtmäßig ihm gebührt,
Denn er iſt Englands achte weiße Roſe.

Die Lords.

Heil Richard! Heil dem wahren König Englands!

Volk.

Er lebe hoch! Und unſ're Herzogin!

Stanley.

Und feierlich bekämpf' den Ausſpruch ich,
Kraft meines Amtes, meiner hohen Sendung,
Und proteſtire gegen dies Verfahren
In aller Form des Rechtes. Oeffentlich
Vor dieſem Hofe, wie vor allem Volke,
Erkläre ich den Perkin Warbeck als
Betrüger, der den hohen Namen York
Mit Unrecht führt, der nur als Werkzeug dient,
Unedle Rachſucht zu befriedigen.
Die Lady Brampton ward nach Portugal
Geſendet, den Betrug dort einzuleiten;
Der König Luſitaniens iſt getäuſcht,
Und Carl der Achte ward durch Wahn bethört.
Die Documente Frion's ſind verfälſcht,
Unrecht, ungültig und beweiſen nichts!

Die ganze fabelhafte Sage von
Des Prinzen wundervoller Rettung ist
Ein Mährchen, gut genug erfunden, um
Ein abergläubisch Volk damit zu rühren!
Doch bald wird vor der Stimme der Vernunft
Des falschen Scheines Truggebild entweichen,
Dieß Meteor zerfließen in sein Nichts,
Und voll Beschämung wird ein Jeder dann,
Der für des Juden Sohn Parthei ergriffen,
Die rasche Uebereilung schwer bereuen!
Denn zweifelt nicht, mein Herr wird Rechenschaft
Und Rache fordern für die Felonie
Und seiner Würde frevele Entweihung!

(er geht ab.)

Schmied.

Er schimpft noch immer! — Schlagt den Frevler nieder!

Schneider.

Wir leiden's nicht und schlagen ihn zu Boden!

Volk.

Ergreifet ihn, und reißet ihn in Stücken!

(Alles will ihm nachstürzen.)

Richard.

Umgebt ihn, Wachen! Schützt ihn, wie mich selbst!
Noch einmal: Haltet ein! Hört auf mein Wort!
Zu heilig ist mein Recht und meine Sache,
Zu ehrenvoll, als daß sie durch der Faust
Unedeln Kampf erfochten werden sollte.

Margaretha.

Gehorchet ihm, denn er befiehlt das Rechte!

Richard.

Er sagte selbst: die Stimme der Vernunft

Wird bald des Scheines Truggebild enthüllen.
Auf sie vertrau' ich, auf der Wahrheit Stimme.
Die Welt erleuchtende wird vor mir her
Auf meinem Zuge schreiten, und, wie hier,
Die Massen sammeln unter ihrem Banner.
Durch sie allein nur besse ich zu siegen,
Denn keine Macht auf Erden ist im Stande,
Den Strahl zu hemmen, der die Nacht des Wahns
Mit immer siegender Gewalt durchbricht.
Wer sie verleugnet, kündet nur ihr Lob,
Und preiset sie als eine Himmelstochter.

Belmont.

Ihr Vater thronet über allen Fürsten,
Und alle Herzen wieget seine Hand;
Er führte Euch aus aller Trübsal Nacht;
Ihr dürft ihm ferner unbedingt vertrauen.
Umgeben wird Euch seiner Engel Schaar,
Zum sichern Ziele den Erwählten leiten!

Margaretha.

Verachte Deines Feinds ohnmächtig Drohen
Und seiner Zunge rachedürst'gen Geifer!
Er ist ein unverbesserlicher Thor,
Der stolze Lord mit seiner Pöbel-Weise,
Der mit des Eigensinns Stahlhartem Panzer
Die Brust verwahrt vor jedem Zartgefühle.

Hereford.

Nicht Eigensinn, nur fühllos starre Ichsucht,
Verschließt sein Ohr der bessren Ueberzeugung.
Er hat sich in die allgemeine Plünd'rung
Des Britenvolks mit seinem Herrn getheilt;
Mit Herefords, und vieler Andern Gütern,

Die ihm verliehen wurden, ſich bereichert.
Er ward zu Heinrichs Kämmerer ernannt,
Und heißt der reichſte Unterthan im Reiche.
So viel, wie er, verliert von Allen Keiner,
Wenn York den Thron von England wird beſteigen.

Metzger.

(zu den Andern.)

Hört ihr es nun?, drum iſt er ſo erboſt!

Schmied.

Der reiche Filz, der geizige Verläumder!
Der's wagt, gemeinen Pöbel uns zu nennen —

Volk.

Und handelt ſelber doch ſo niederträchtig!

Hereford. (fortfahrend zu Richard.)

Vertraut der allgemeinen Stimmung kühn.
Wie er, ſo ſind die Wenigſten geſinnt.
Das Volk, der Adel, hängt am Hauſe York!
Zum Sprichwort ward im Reiche deſſen Güte,
Und jeder Flecken trägt in ſeinen Mauern
Die Spuren von der Großmuth Eurer Ahnen.
Ihr dürft den Fuß in Euer Land nur ſetzen,
Und aller Orten finden wir Gefährten,
Die ſich zu Heinrichs Sturz mit uns vereinen.
Von Stund' zu Stunde wächſt der Treuen Schaar,
Gleich der Lawine, die vom Berge rollt,
Und jeden Widerſtand vernichtend bricht.
Die Herzen alle wenden ſich zu Euch,
Indeſſen der Tyrann durch ſeinen Geiz
Dem Volke täglich nur verhaßter wird;
Die Edeln ſchloß er aus vom Regimente,
Bekient ſich der verworfenen Miniſter,

Morten und For aus bürgerlichen Blut.
Kein Richter iſt partheilos; nur durch Geld
Kann man zu ſeinem guten Recht gelangen.
Durch's feile Parlament bracht' er Geſetze
In Aufnahm', die den Adel unterdrücken.
Die Schenkungen ſind alle widerrufen,
Die Lehen und Regalien eingezogen,
Die Eure Ahnen dem Verdienſt verlich'n,
Das für des Reiches Wohlfahrt ſich geopfert.
Wer jemals nur für Euren Stamm geſtritten,
Wer fromme Wünſche für ſein Wohl gehegt,
Der iſt verdächtig und wird angeklagt.
Vor jeder Größe zitternd, und aus Furcht
Vor jedem Wort, das ihn beſchuld'gen könnte,
Daß er mit Unrecht ſeinen Thron beſitzt,
Hat er ein Netz von Spähern ausgebreitet,
Das Wort belauſchend bis zur fernſten Grenze.
Nicht ſicher vor der Deutung arger Liſt
Sind unſ'rer Bruſt verſchwiegene Gedanken,
Des Blickes Willkür ſelbſt iſt nicht mehr frei. —
Verſucht die Landung, waget es getroſt!
Das ganze Volk erwartet nur ein Zeichen,
Das ſchimpfliche, das ungewohnte Joch
Von ſeinem Nacken endlich abzuſchütteln.

Margaretha.

Du hörſt den Angſtruf Deines treuen Volks,
Das Dich durch dieſen Mund um Rettung fleht,
Und ſtatt im fürſtlichen, in edlem Zorn
Zu glühen für den göttlichen Beruf,
Stehſt Du verſunken da, in Dich gekehrt?

trefflichen Abgesandte des Mannheimer Theaters. Es ist zu weitläuftig für einen Brief, meine Meinung über Großmanns Gesellschaft auszukramen, das aber ist zuverlässig wahr, daß Iffland und Beil unter den besten hiesigen Schauspielern, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie sehr jedes andere Theater gegen das Unsrige zurückstehen müsse, als hier, und Großmann wird Mühe haben, nach der Abreise unserer Schauspieler, zu Frankfurt in seinem Werth zu bleiben. Es soll einer meiner angenehmsten Augenblicke seyn, Euer Excellenz ausführlich zu sagen, wie sehr gegründet diese Erklärung ist, wenn ich die Gnade habe, mündlich mit Ihnen darüber zu sprechen.

Wo wir hinkommen, beweist man dem Mann-

Richard.

O tadelt nicht das menſchliche Gefühl,
Das unwillkürlich meine Bruſt durchzittert!
Ich hab' es lang' erwogen und bedacht,
Und glaubte mich gefaßt und ernſt gerüſtet;
Doch da der Augenblick mich drängend mahnt,
Fühl' ich von trüben Zweifeln mich umſtellt,
Und ernſten Sinnes frag' ich ſelber mich:
Ob dem beſchwerlich mühevollen Treiben,
Und den Gefahren, die mich rings umdräu'n
Im Kampfe um ein Reich und eine Krone,
Nicht jene ſorgenloſe Niedrigkeit
Bei Weitem doch noch vorzuziehen wäre,
Aus der ich mich gewaltſam losgeriſſen,
Um den erhabnen Standpunkt einzunehmen,
Wo herzlos ſtets die Welt mich richten wird?

Margaretha.

Wer mit dem Adler fliegt, ſcheut nicht die Sonne!
Du darfſt das Urtheil einer Welt nicht ſcheuen,
Und königlich iſt's, göttlich hoch zu ſtreben!

Richard.

Ich bin zu jung, und meine Bruſt fühlt noch
Zu menſchlich warm. Der ſchlichte Sinn vermag
Der Völker Schickſal noch nicht kalt zu wägen.
Das göttliche Gefühl der Majeſtät,
Die bei erfüllter Pflicht ſich ſelbſt genügt,
Hat mir noch nicht die Bruſt mit Erz umpanzert
Vor jeder zartern Regung der Natur.
Mit Rührung denke ich der heitern Tage,
Die ich verlebt in immer gleichem Gange,

Wo ich, ein Fremdling nach der ganzen Welt,
Des Herzens Neigung als Gesetz erkannte.

Margaretha.

Der Fürst steht waltend über dieser Erde,
Und kein Gelüste darf ihn niederziehn
Zu kleinlichen Verhältnissen des Lebens.
Drum muß sein großer Sinn die Ansicht meiden,
Die des bescheidnen Bürgers Denken ehrt!

Richard.

O, glücklich ist der freie Bürgersmann
Mit seinem golderzeugenden Gewerbe,
Der Kaufmann mit dem Welt verbindenden
Betriebe. Wirkend leben sie in dem
Beschränktem Kreis, zu dem sie die Natur
In ihrer guten Laune hat erschaffen.
Ihr Ehrgeiz ist das redliche Gefühl
Erfüllter Pflicht im täglichen Berufe;
Ihr Stolz ist das Bewußtseyn des Gelingens,
Des treuen Fleißes goldne Aehrenlese;
Ihr Lohn des Alters sorgenlose Ruhe
Im selbst erbauten Haus, im Kreis der Kinder,
Der Enkel, die sich liebend um sie sammeln
Mit frommen Augen, blühend runden Wangen
Und der Gesundheit unverwelkten Reizen!
O! solche Freuden bietet keine Krone,
Kein Thron, und kein beneidet Weltgeschick!

Margaretha.

Der Menschen Loose sind von Gott geordnet,
Das Deine blühet nicht in nied'rer Sphäre.
Den Thron, zu dem Dich die Natur bestimmte,
Dir zu erringen, das ist Deine Pflicht.

Richard.

Es iſt kein heitres Glück, zu dem ich eile;
Und führt mich auch mein Recht auf dieſe Bahn,
Es bleibt doch immer eine ſchwere Pflicht,
Daß ich das Heilige behaupten muß.
Mein Herz erfaſſet unnennbarer Schmerz,
Seh' ich im Geiſte vor dem innern Auge
Die wilden Gräuelſcenen aufgerollt,
Die im Gefolge meines Anſpruchs zieh'n!
Des Bürgerkrieges blut'ge Fackel werfe
Ich in des Vaterlandes blüh'nde Fluren,
In friedlich ſtille Hütten, ſtolze Städte;
Zerſtör' des Fleißes reichen Erndteſegen,
Vernicht' des Wohlſtands üppig volle Quelle!
Die Furie der Zwietracht, kaum gefeſſelt,
Schick' ich verheerend aus, mein Volk zu würgen,
Und jede Wunde, die ſie ſchlägt, trifft mich
Sie blutet mir, ich hab' ſie mir geſchlagen.
Da wird der Bruder mit dem Bruder kämpfen,
Der Vater ſeines Kindes Blut vergießen,
Die Mutter ihres Schooßes Frucht verfluchen;
Denn eigenwillig iſt das Volk der Briten,
Behauptet feſt den angenomm'nen Sinn,
Und keine Macht kann ſeine Meinung wenden!
O beſſer wär' es, nie geboren ſeyn,
Als ſolches Blutvergießens Urſach' heißen!

Margaretha.

Du biſt geboren, England zu beherrſchen,
Ein großes Volk mit Weisheit zu regieren,
Das ſeiner Zukunft Glück jetzt von Dir fordert.

Wer goldne Saat will für die Zukunft streuen,
Darf nicht des Augenblickes Opfer scheuen!

Richard.

Ein Gott vermag das, denn er ist allwissend.
Er sieht die Folgen seiner That voraus,
Und zögert nicht, die Uebel zu verhängen,
Der Gegenwart die Opfer aufzulegen,
Um künft'ge Seligkeit dadurch zu gründen.
Vermag ich das? Vermag das auch ein König?
Kann ich mit menschlich unvollkommnem Wissen
Bestimmen, ob das Blut, das ich muß säen,
Der Zukunft goldne Früchte bringen wird?
Darf ich das Opfer meines Volks verlangen,
Das Schicksal zweier Reiche, die in Frieden,
In ungetrübter, heitrer Eintracht blühen,
In meines Glückes Wagniß mit verflechten?

Margaretha.

Du darfst, Du mußt! Bestimmung ist's für Dich!

Belmont.

Und wenn das Recht verachtet wird, verhöhnet,
Kein Richter mehr auf Erden es beschirmt,
So darf man Gott um die Entscheidung fragen,
Der seinen Ausspruch durch das Loos der Schlachten
Verkündet, in dem Streite der Gewalt'gen.

Hereford.

Wär' England glücklich unter Heinrichs Scepter,
So würd' ich selber Eure Zweifel loben;
Sie künden ein erhabenes Gemüth,
Das selten so auf Thronen wird gefunden;
Allein es harr't auf der Erlösung Stunde,
Und hofft auf Euch, als den allein'gen Retter.

Ihr ſeyd verpflichtet, ſeine Noth zu enden;
Denn nur aus Liebe zu dem Hauſe York
Erträgt es ſtille das unwürd'ge Joch.

Margaretha.

Du hörſt es! Dankbarkeit für Lieb' und Treue,
Das Recht, die Menſchlichkeit, und ſelbſt des Himmels
Untrügliche Entſcheidung riefen Dich
Zu dieſem folgenreichen Unternehmen!
Gehorche denn der Mahnung Deiner Pflicht,
Entrolle Deiner Ahnen Banner, ſammle
Die muth'gen Schaaren unter Deinen Fahnen,
Und kämpfe, als des Hauſes einz'ger Sohn,
Um Deiner Väter heilige Penaten!

Richard.

Es ſey denn! Eurer Weisheit folg' ich gern,
Die, gleich dem Pharus, meiner raſchen Jugend
Vom ſtürm'ſchen Meer zum ſichern Porte leuchtet.
Doch Ihm allein ſey es anheim geſtellt,
Der die Geſchicke aller Reiche lenkt,
Der ſeinen Beiſtand mir bisher verlieh'n,
Wie die Entſcheidung meines Schickſals fällt,
Wie ſich des laun'ſchen Glückes Würfel drehen,
Ob ich ſoll ſiegen oder untergehen!

Margaretha.

Zieh' hin mit Gott! Du wirſt nicht unterliegen!
Mir ſagt's mein Herz, geſtärkt durch feſten Glauben
An die allwaltende Gerechtigkeit!
Sonſt könnt' ich den Gedanken nimmer faſſen,
Dich aus dem mütterlichen Arm zu laſſen,
Der Stimme der Nothwendigkeit zu folgen,
Dem ungewiſſen Ausgang blut'gen Streits,

Des rauhen Krieges Loos Dich preis zu geben.
Zieh' hin mit Gott! Du wirst nicht untergeh'n!
Im Geiste seh' ich Dich als Sieger prangen,
Den Heldensinn als Heldensohn bewähren,
Denn eine Mutter segnet Dich von Herzen,
Begleitet Dich mit Wünschen und Gebeten,
Und einer Mutter Flehen höret Gott!
O dürfte ich nur schützend bei Dir weilen,
Die Sorgen und Gefahren mit Dir theilen,
Und jeden Schlag von Deinem Haupte wehren!
Der Frauen keusche Sitte bannet uns,
In unsers stillen Hauses enge Schranken.
Selbst Fürstinen sind nicht davon entbunden,
Und ausgeschlossen von der Männer Wagen.
Die Thräne bleibt des Weibes einz'ge Waffe,
Der Mutter Angst darf Dich allein begleiten!
(sie umarmt ihn weinend.)
Zieh' hin mit Gott! Und solltest Du nicht siegen,
So kennst Du eine heil'ge Zufluchtsstätte,
Zu der Dich Liebe ruft in jeder Stunde! —
Theilt unsern Kindern nun die Gaben aus,
Almosenier, daß sie mit leichter Brust
Im Haus des Herrn, zu dem wir werden wallen,
Ihr brünstiges Gebet mit uns vereinen;
Denn nichtig ist des Menschen eitle Kraft,
Der nicht im Schutze seiner Allmacht wandelt!
Und zweifach nun bedarf ich seiner Hilfe;
Denn wie mich der Gedanke auch beschäftigt,
Den theuren Neffen wieder einzusetzen
In seine heil'gen Rechte, so vergaß
Ich doch die Nichte nicht, die gleiches Recht

Mit ihm auf meine Liebe hat. Für sie
Erwählte ich den zärtlichen Gemahl,
Den hohen Prinzen Erich von Gothland,
Der ihre Zukunft reich beglücken wird.
Drum fleht mit uns des Himmels Güte an,
Daß er dieß Band, das wir mit Nächstem schließen,
Mit seinem vollsten Segen überschütte!

(Sie geht ab, von Richard geführt, den die letzten Worte erschütterten. Belmont, Hereford und seine Söhne, der ganze Hof und alles Volk begleiten sie.)

Sechster Auftritt.

Adelaide und Erich bleiben allein zurück.

Erich.

(indem er lachend auf Adelaiden zurückkommt, um ihr die Hand zu reichen.)

Ha, ha, ha, ha!

Adelaide.

Was stimmt Euch, Prinz, so heiter?

Erich.

Das thränenreiche Schauspiel, das so eben
Vor unsern Augen wurde aufgeführt.

Adelaide.

Der rohe Scherz beleidigt mein Gefühl.

Erich.

Und meines dieser lächerliche Prunk,
In dem so arge Weiberlist sich zeigt.

Adelaide.

Ihr ſchließt Euch an die Zahl der argen Spötter,
Die jedes beſſere Gefühl verleugnen?

Erich.

Blieb' ich nicht ernſt, ſo lang es nöthig war,
Um dieſe tolle Poſſe nicht zu ſtören?
Doch nun ſind wir allein, und ich muß lachen,
Daß ſich ſo ernſte Männer, gleich dem Pöbel,
Durch dieſe gutgeſpielte Zärtlichkeit
Und die erlog'nen Thränen täuſchen ließen.

Adelaide.

Was wäre wahr, wenn dieſe Thränen lügen?
Zu edel iſt die hohe Herzogin,
Zu ſtolz zu ſo verächtlich niedern Künſten.

Erich.

Zu allem fähig iſt ein eitles Weib!

Adelaide.

Verhöhnt Ihr ſpöttiſch das Geſchlecht in ihr,
Beleidigt Ihr auch mich, nicht ſie allein!

Erich.

Auch Ihr ſeyd krank an der Empfindelei
Der Thränenſucht, die dem Geſchlechte eigen.
Ich hielt Euch beſſer, als die Uebrigen,
Und glaubte nicht, daß Euer heller Geiſt
Geblendet würde von dem ſeichten Winſeln.
Doch freilich wohl — Ihr ſeyd ein Weib, wie alle.
Wer nur zu rühren weiß, gewinnt bei Frauen!

Adelaide.

Erhabnes Mißgeſchick erreget ſtets
In allen edeln Herzen Mitgefühl.
Doch Ihr ſeyd kalt und fühllos. Euer Spott

Zeigt nur vom Neid, der Eure Bruſt erfüllt.
Ihr gönnt dem Unglück ſelbſt das Mitleid nicht,
Das ſeine Größe bei uns Frauen weckte.

Erich.

Um Mitleid werd' ich keinen je beneiden,
Dazu bin ich zu ſtolz! — Beneiden? — Wen? —
Etwa den armen Judenſohn, den man
Einmal in dieſe reichen Kleider ſteckte,
Um ihn für einen Prinzen auszugeben?
Ich gönne ihm die kurze Freude gern;
Der bunte Traum wird nur zu bald entſchwinden!

Adelaide.

Er iſt ein Prinz! Ein Fürſt! Zum Thron geboren!
All' Euer Hohn vermag es nicht, den Glauben
An ſeine hohe Abkunft zu verdrängen;
Aus mir ſo wenig, wie aus allen Andern,
Die ſeine edeln Eigenſchaften prüften!
Betrachtet dieſe reinen, ſchönen Züge,
Die hohe Stirn, auf der die Majeſtät
Sich mit der Anmuth um die Herrſchaft ſtreitet;
Des Auges Adlerblick, das feine Lächeln
Der Güte um die ſchöngewölbten Lippen;
Die ſchlanke, blühende Geſtalt voll Grazie,
Die anſtandsvolle Haltung, des Betragens
Uneingelernte Zierlichkeit — und ſaget,
Ob in der edeln Hülle, welche Gott
Mit allen ſeltnen Reizen ausgeſchmückt,
Wohl eine niedre Seele wohnen könne!
Gar mancher Prinz, der neben ihm erſcheint —
Trüg' er nicht einen angeerbten Namen
Zu dem er kam ohn' eigenes Verſchulden —

Glich wahrlich eher Einem, der zum Scherz
Durch eines Prinzen Kleider ward vermummt.
Denn nicht der Nam' allein, der Sinn bewährt
Den wahren Fürſten, ſo wie ſein Benehmen.

Erich.

Das eben zeigt ja, daß er keiner iſt!
O lernt mich Prinzen kennen! — ich bin einer!
Ich weiß, was meinem Rang und Stande ziemt.
Der Menſch iſt viel zu offen, zu verſtändlich.
Ein Prinz darf nie ſo klar und deutlich ſeyn,
Daß ihn ein Jeder auch ſogleich durchſchaut.
Stets dunkel ſey ſein Reden, wie ſein Handeln,
Denn er iſt das Orakel dieſer Welt!
Bescheidenheit verräth gemeinen Sinn,
Der Stolz iſt aller Hoheit erſtes Zeichen!

Adelaide.

Doch nur der Stolz auf ſeltene Verdienſte!

Erich.

Verdienſte? Die braucht der Gemeine nur,
Dem Fürſten iſt das Alles angeboren!
Man läßt die Niedern ſich darum bemühen,
Und thut genug, wenn man ſie anerkennt!

Adelaide.

Dann ziemet wohl auch einem Fürſten nicht
Die herzgewinnende Leutſeligkeit?

Erich.

Das ſchmeichelnde Benehmen dieſes Menſchen,
Das ſich um Aller Gunſt ſo ängſtlich müht,
Iſt einem Fürſten fremd. Der iſt gewöhnt,
Daß ſich die Menge huld'gend um ihn drängt,
Um ſeine Gunſt demüthig ſich bewirbt,

heimischen Theater die entschiedenste Achtung; Iffs. lands und Beils Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum veranlaßt. Man ist warm für die Bühne geworden. Jedermann sagt auch, daß Großmanns Schauspieler noch nie so warm als gestern gespielt haben; ein Beispiel, wie groß Muster und Mitschauspieler zu wirken im Stande sind. Heute ist die väterliche Rache und Montag Kabale und Liebe; ich gestehe, daß mir bei den schrecklichen Aussichten auf meine Lady und dergl. bange ist, konvulsivische Bewegungen auszustehen, wie ein Verurtheilter, und daß ich gerne auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgestellt zu sehen, wenn ich Großmanns mit guter Art davon zurück bringen könnte; indessen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Iffands und Beils Spiel, mehr be-

Die er nach seiner Laune nur gewährt.
Er sehnt sich nicht nach den gemeinen Freuden
Der stillen Häuslichkeit, des Bürgerstandes.
Was kümmert einen Prinzen Häuslichkeit?
So wird er sich nicht lange erst bedenken,
Das Blut und Leben seiner Unterthanen,
Ihr Hab' und Gut, für sich auf's Spiel zu setzen,
Um eine Königskrone zu gewinnen.
Das braucht er nicht, denn er allein ist Herr.
Das Volk ist da, um seinem Zweck zu dienen,
Denn er allein, er ist der Auserwählte.
Tief unter ihm steht aller Menschen Loos.
So denkt ein Prinz, und so nur kann er handeln,
Und thut er's nicht, ist er nicht hochgeboren —
Er ist ein Mensch und weiter nichts auf Erden!

Adelaide.

Das wär' der schlecht'ste Titel wahrlich nicht!

Erich.

Und ich bedaure den, der ihn nur hat!

Adelaide.

Gar Mancher ist bedauernswerth, und ahn't
Es nicht. Begriffet Ihr die wahre Größe
Des Fürstensinns, Ihr sprächet wahrlich nur
Mit Achtung von den hohen Tugenden,
Die Richard York vor vielen Prinzen schmücken!
Das eben macht ihn werth des edlen Stammes,
Daß er bei dem Bewußtseyn seines Ranges
Die liebliche Bescheidenheit bewahrte,
Die jeden Jüngling wohlanständig ziert,
Und die so Manchem mit geringern Gaben
Um Vieles besser stünde, als der Stolz,

Der ſich mit nichts, als hohlem Dünkel bläht.
Doch wer die Menſchenwürde ſo verachtet,
Wird Fürſtenwürde freilich nie erkennen!

Erich.

Ei, Ihr vertheidigt ihn ſo warm, ſo feurig,
Als ſprächt Ihr für den Freund, für den Geliebten!

Adelaide.

Die kalte Welt verkennet ſeinen Werth —
Gönn't ihm den Antheil eines warmen Herzens!

Erich.

Im Nothfall ſelbſt die Zärtlichkeit, die ſich
In's gleißende Gewand des Mitleid's hüllt.

Adelaide.

Glaubt Ihr das wirklich?

Erich.

O! mich täuſcht Ihr nicht!
Ich brachte Euch zum Sprechen. Klar genug
Hab' ich nun Euer Inneres durchſchaut,
Und das Verborg'ne an das Licht gefördert.

Adelaide.

So ſeyd Ihr eiferſüchtig?

Erich.

O mit nichten!
Ein Fürſt verachtet dieſe Leidenſchaft!
Dazu iſt er zu ſtolz, zu hoch geboren!

Adelaide.

Und könnte dennoch eine Hand verlangen,
Die er gezwungen, ohne Herz, erhielte?

Erich.

Darnach fragt man bei hohen Häuptern nie!

Adelaide.

Und welche Seligkeit erwartet Ihr
Von dieſer unnatürlichen Verbindung?

Erich.

Die höchſte Seligkeit der Schadenfreude:
Die Hoffnung zweier Liebenden zu ſtören!

Adelaide.

Ihr könntet ſehen, wie ein Herz verblutet,
Das nur für einen Andern ſchlagen kann?

Erich.

Mit ruhiger Gelaſſenheit. — Und weil
Ich ſah, daß er Euch gleichfalls herzlich liebt,
So reizt es meine Eitelkeit nur mehr,
Ihn ſeufzen nach dem Gegenſtand zu ſehen,
Den ich ſo ganz bequem beſitzen kann.
Das Wichtigſte bleibt der Beſitz allein
Und zählt darauf, ich werde Euch beſitzen!
Denn größ're Wonne bringt mir der Gedanke,
Dem Warbeck, dem Verhaßten, die Geliebte,
Nach der ſich ſeine Sinne drängen, zu
Entreißen, als die Ausſicht ſelbſt, daß bald
Ihr geben müſſ't, was jetzt Ihr noch verweigert.
Das Schmachten, Stöhnen, Seufzen, Klagen, Sehnen,
Raubt mir kein Blättchen von der duft'gen Roſe,
Die ich mir breche, deren Pracht mich freut,
Und die an meiner Bruſt verwelken ſoll,
Eh' ich ſie einem Andern gönnen mag!

(er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Adelaide (allein.)

Ja wirklich! Aller Fürſtentöchter Looſe
Sind gleich dem Schickſal der beſcheid'nen Roſe.
Ein prangend Bild der glühend heißen Liebe,
Verbaucht ſie, ſchmachtend, ihre ſchönſten Triebe,
Bis mitleidslos verwegne Hand ſie pflückt.
Wer fragt die Blume, ob ſie auch beglückt?
Wer fraget mich um meiner Seele Triebe,
Um meines Herzens ſtille, reine Liebe?
Der Roſe gleich bricht ohne Widerſtand
Mich bald des rauhen Vortheils kalte Hand.
O Du, der würdevoll ſein Unglück trägt,
Für den das Herz in ſtiller Sehnſucht ſchlägt,
O dürfte ich an Deinem Buſen liegen,
Mit Dir vergehen, ſtill mit Dir verſiegen.
Wie gerne theilt' ich das Geſchick der Roſe,
Und jubelte entzückt ob ſolchem Looſe!
Allein uns gönnt dies Glück die Staatskunſt nicht,
In Kampf und Schlacht hinaus treibt Dich die Pflicht,
Und man vermählt Dich, ſpottend Deiner Triebe,
Mit einer Königstochter ohne Liebe.
Dir blüht kein Glück; Dein Loos iſt zu beweinen;
Es falle, wie es will, ſo gleicht's dem meinen;
Nicht uns gehöret mehr das eigne Leben.

Weil man mit Gunſt die Liebe uns bezahlt,
Sind wir der fremden Willkür preisgegeben
Und bleiben hilflos, Opfer der Gewalt!
(Sie geht ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Gemächer des Prinzen Richard.

Erſter Auftritt.

Paddy und Michieltje, zwei Diener, ſitzen ſpielend vor einem Damenbrete; der eine hat eine hölzerne Klammer auf der Naſe. Regnauld, der Haushofmeiſter, tritt ein.

Regnauld.

Ihr ſitzt und ſpielt? Verſeht Ihr ſo den Dienſt?

Paddy.

Ganz richtig, Herr! Nennt Ihr das kein Verſehen?

Michieltje.

Nun, wenn wir ſpielend unſern Dienſt verſehen,
Lobt es als eine Tugend mehr an uns!

Regnauld.

Der Prinz kommt aus dem Dome bald zurück,
Und noch ſeh' ich die Tafel nicht bereitet.

Paddy.

Die Tafel, Herr? Es fehlt nicht an der Tafel!
Wenn auf den Küchen- und den Kellermeiſter
Sie nicht muß länger warten als auf uns —

Michieltje.

So warten wir gar bald dem Prinzen auf.

Regnauld.

Der Fürstin Diener sind im Dienste lässig;
Ahmt sie nicht nach; es ist ein schlecht Exempel.

Paddy.

Ich glaub', wir geben's ihnen, werther Herr!

Regnauld.

Wodurch? Wie meinst du das? —

Paddy.

Durch unser Spielen.

Michieltje.

Weil wir mit Klammern auf der Nase sitzen —

Paddy.

Und weiter auch um Nichts zu spielen haben —

Michieltje.

Als wer den Andern in die Nase zwickt.

Regnauld.

Spart Euern Witz, thut lieber Eure Pflicht!

Paddy.

Das Sparen, Herr, wollt Ihr uns auch noch rathen?

Michieltje.

Das lernt in unserm Dienste sich von selbst.

Paddy.

Drum spart den Rath, und dient zum Beispiel uns!

Regnauld.

Macht fort! Macht fort! Der Prinz wird Gäste haben,
Der Tafelaufsatz muß heut prächtig seyn.

Paddy.

Wir setzen auf, was aufzusetzen ist.
Wenn nur der Jud' nicht seinen Kopf aufsetzt —

Michieltje.

Und hergiebt die verpfändeten Pokale,
So glänzt die Tafel auch von Gold und Silber!

Paddy.

Das hätt' sich König Carl nicht träumen lassen,
Noch der von Portugal, daß die Gefäße,
Die sie dem Prinzen zum Geschenke machten,
Noch die Lombarden würden kennen lernen.

Michieltje.

Sonst hätten sie dieselben auch behalten!

Reginald.

Warum behalten?

Paddy.

Ja, er meint, wenn sie
Verhüten wollten, daß sie nicht mit Juden
Bekanntschaft machen sollten.

Michieltje.

Weil man doch
So recht nicht weiß, woran denn eigentlich
Mit ihm man ist; ob er ein Prinz, ob er
Des Juden Osbeck Sohn!

Reginald.

Er ist Prinz Richard.

Paddy.

Das sagen Viele —

Michieltje.

Viele glauben's auch.

Reginald.

Und Ihr doch auch?

Paddy.

Je nun! Es ist halt so —

Michieltje.

Und ſo —

Regnauld.

Nicht rathen möcht' ich Euch, daß Ihr
Noch zweifelt dran, daß er ein rechter York.

Paddy.

Ein rechter mag er ſeyn, doch nicht der rechte!

Michieltje.

Wer uns bezahlt, das iſt der rechte Mann.

Paddy.

Die Prinzen ohne Geld ſind nicht die rechten.

Michieltje.

Drum zweifeln wir ſchon ſeit drei Monaten.

Regnauld.

Ihr zweifeltet an ihm, und tratet doch
In ſeinen Dienſt?

Paddy.

Die Fürſtin wollt' es ſo.

Michieltje.

Sonſt blieben wir bei ihr.

Paddy.

Dort war uns wohler!

Regnauld.

Ihr ſollt den Lohn erhalten nächſter Tage!

(Beide gehen ab.)

Unglücklich Loos für einen großen Herrn,
Von Geiſt und Laune And'rer abzuhängen,
Verpflichtet ſeyn, auf hohem Fuß zu leben,
Und doch hierzu der Mittel ganz entbehrend!

Zweiter Auftritt.

Regnauld, Lewis, der Geheimſchreiber; dann Simon.

Regnauld.

Nun, Lewis, gute Botſchaft bringt Ihr wohl?
Denn an die Jugend ſchließt ſich ſtets das Glück.

Lewis.

Ach, leider nein! dießmal ging ich vergebens.
Der Kaufmann, der bis jetzt uns willig borgte,
Verweigert nun ſein ferneres Vertrauen.

Regnauld.

Das iſt ein ſchlimmes Ding! Aus welchem Grund?

Lewis.

Der Prinz von Gothland hat ihn warnen laſſen,
Geſtand er frei, ſonſt wär' er noch bereit.
Er ſchickte drauf nach Simon, ſeinem Freunde,
Der ihm geſagt, es ſtehe ſchlecht um uns.
Da kommt er ſelber, fragt ihn, wenn Ihr wollt!

Regnauld.

(zu Simon, der im Eintreten die letzten Worte hörte.)
Wie kannſt Du Deine Herrſchaft ſo verkleinern?

Simon.

Ich ſagte nur die Wahrheit, weiter nichts; —
Denn ſchnell iſt meine Zunge, aber wahr! —
Daß wir ſeit einem Vierteljahr den Lohn
Entbehren, daß der Prinz ganz ohne Mittel,
Weil ihn die Herzogin nicht unterſtützt.

Regnauld.

Der Prinz hat Dich vor Vielen ausgezeichnet,

wirken soll, als Frankfurt von Großmanns Gesellschaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich, mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen, wieder ins Stück hineingeschoben habe. Ich brenne vor Begierde, Euer Excellenz weitläufig alle Bemerkungen mitzutheilen, die ich hier machte, und noch machen werde, und ich weiß zuverlässig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dieses mehr bewirken könnte, als mein hiesiger Aufenthalt.

Hr. Miller, der die Gnade hat, Euer Excellenz diesen Brief zu übergeben, hat aus Nothwendigkeit und Eifer für die Mannheimer Bühne, alle angenehme Verbindungen abgebrochen, die ihn in unsere Gesellschaft hier hielten,

Hat Dich geſchieden aus dem niedern Troſſe,
Zu ſeinem Kammerdiener Dich gemacht,
Weil Dein verſtändiges, geſetztes Weſen
Ihm würdig ſchien des fürſtlichen Vertrauens.
Kannſt Du die Ehrfurcht auch ſo weit vergeſſen,
Wie And're, die ſo tief ſind unter Dir?

Simon.

Drauf kommt's nicht an. Was nützet denn mein Schweigen?
Wo keine Mittel ſind, was hilft der Titel?
Ein großer Herr, der ſtets in Nöthen iſt,
Iſt nicht viel beſſer, als ein ſtolzer Bettler,
Der mit dem Glanze eines alten Namens,
Bei reichen Bürgern terminiren geht.
Was nützt dem Prinzen denn auch die Geburt,
Was ihm ſein Anſpruch auf den Thron von England?
Ich bin ein Niederländer, und geſtehe:
Die Throne wanken heut zu Tag gar oft;
Die wirklichen ſind keine feſten Sitze,
Und die geträumten in der weiten Ferne
Gewähren eine magere Verſorgung.
Wer wie ein Prinz zu leben denkt, braucht Geld;
Denn Geld iſt Alles! und zumal bei uns,
In unſerm handelsthät'gen Niederland,
Wo manche Kaufherrn ſich mit Fürſten meſſen.
Wer da nichts hat, der wird gering geſchätzt.

Lewis (zornig.)

Du biſt, wie viele Niederländer ſind,
Ein ächter Kühemelker!

Simon.

Es mag ſeyn!

Wo nichts zu melken iſt, läßt man's ſchon bleiben!
(geht ab)

Lewis.

Gemeiner Spruch kommt aus gemeinem Munde!
(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Regnauld, Kaufmann, Schneider.

Regnauld.

Gott grüß' Euch, werther Herr! Ihr kommt gewiß,
Um das Verſehen wieder gut zu machen,
Und bringt die Summe, die ich fordern ließ.

Kaufmann.

Ihr irrt Euch, Meiſter Regnauld, vielmehr komm' ich
Die vorgeſchoſſ'nen Summen zu verlangen.

Regnauld.

Ihr müßt Euch ein'ge Tage noch gedulden.

Kaufmann.

Ihr habt doch die Geräthe ausgelöſet,
Die bei dem Juden Veit verpfändet waren,
Und ich vermuthe drum, daß in der Caſſe
Die Fluth könnt' wieder eingetreten ſeyn.

Regnauld.

Zu Euch geſagt, mein Herr, doch im Vertrauen:
Die Fluth war Schein, die Ebbe dauert fort.

Kaufmann.

Iſt zu bedauern! Sind gar ſchlimme Zeiten! —
Kann wahrlich keine Stunde länger warten!

Reynauld.

Und Ihr, mein wack'rer Meiſter, was bringt Ihr?

Schneider.

Ich komme, um zu hoſen — Mit Verlaub!

Reynauld.

Jetzt iſt die Zeit nicht, kommt ein andermal.

Schneider.

So ſprecht Ihr öfter, aber's klang nicht gut.

Kaufmann.

Wir waren drauf gefaßt, daß wir bei Euch
Statt blanker Thaler leere Worte finden,
Drum wollen wir den Prinzen ſelber ſprechen.

Schneider.

Er kommt jetzt aus der Meſſe, muß hier durch —

Kaufmann.

Wir weichen nicht und wollen ihn erwarten!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Richard und mehrere Lords.
(Pagen und Diener öffnen die Flügelthüren.)

Richard.

(ſobald er die Gläubiger gewahr wird.)

Ich dank' Euch, Mylords, für die freundliche
Begleitung. Bei der Tafel laßt auf Euch
Nicht warten!

(Sie gehen mit Verbeugung ab, die Thüren werden geſchloſſen, die Diener entfernen ſich zugleich mit den Lords.)

Werthe Herr'n, ich bin gar ſehr

Erfreut, Euch einmal hier bei mir zu ſehn.

Kaufmann.

Mag Eure Hoheit Ihrem Knecht vergeben,
Daß er es wagt, beſchwerlich heut zu fallen!
Allein mich zwingt die Noth, die ſchlechte Zeit,
Und dringendes Bedürfniß, meine Pflichten
Nach Handelsſitte treulich zu erfüllen.
Drum möchte ich gehorſamſt unterthänigſt
Gebeten haben, mir die baaren Summen,
Die ich auf Wechſel Euch ſchon vorgeſtreckt,
Wie den Betrag verſchied'ner Lieferungen,
Die Meiſter Regnauld bei mir ließ entnehmen,
Wenn es gefällt, erſtatten mir zu laſſen!

Schneider.

Zugleich wag' ich ein Pro memoria
Hier Eu'rer Hoheit allerunterthänigſt,
Zu tiefſter Ehrfurcht einzureichen, für
Die letzten Livereyen Eurer Diener.

Richard.

Wie, Regnauld? Sind die Leute nicht bezahlt?

Regnauld.

Euch iſt es wohl bekannt, daß ich die Herren
Stets an die herzogliche Caſſe wies,
Wie mir befohlen wurde —

Richard.

Ja, ſo iſt's: —
Warum habt ihr Euch da noch nicht gemeldet?

Kaufmann.

Es iſt geſchehen, doch man wies uns ab —

Schneider.

Mit rauhen Worten, und ließ uns bedeuten:

Ihr würdet, Herr, für Euch schon selber zahlen,
Der Schatz nehm' keine Rechnungen mehr an.

Richard.

(für sich.)

O, wie empörend! Wie erniedrigend!

(laut und scheinbar leicht.)

Nun, Reynauld, da ist weiter nichts zu thun,
Als daß wir diese Kosten selber decken!

(winkt Reynauld bei Seite.)

Schaff' Rath! verkauf', verpfände, was ich habe!

Reynauld.

Ihr habt nichts zu verpfänden mehr, mein Fürst!
Das Letzte bot ich auf, die Tafel heute
Mit glänzendem Geräthe auszustatten.

Richard.

Vertröste sie bis morgen! Ist die Tafel
Nur aufgehoben, so verkaufe Alles;
Allein jetzt schaffe sie nur schnell bei Seite;
Denn ich erwarte jeden Augenblick
Die Lords, die ich zu Tische eingeladen!

Reynauld.

Kommt, werthe Herrn, Ihr sollt befriedigt werden.

Kaufmann.

Gar sehr verbunden für die große Gnade,
Mein Fürst und Herr! Steh' ferner zu Befehl!

Schneider.

Nun! wenn Ihr Euch dem Volke wieder zeigt,
Sollt Ihr mich an der Stimm' vor Allen kennen.
Ich schreie Vivat für die ganze Zunft!

(sie gehen mit Reynauld ab.)

Fünfter Auftritt.

Richard, Lewis, dann Simon, Lionel.

Lewis.

Mein Fürſt, der Küchenmeiſter weigert ſich
Die Tafel auszurichten, wie Ihr es
Befahl't.

Richard.

Haſt du's dem Marſchalk nicht gemeldet?

Lewis.

Von ihm kam das Verbot. Die Herzogin
— Beſchied er mich — will um Erlaubniß erſt,
Zu dem unnöth'gen Prunk gebeten ſeyn.

Simon. (kommt.)

Der Kellermeiſter, — Hoheit, — hat die Weine,
Die man zu holen kam, nicht abgereicht.

Richard.

Schickt zu dem Mundſchenk augenblicklich! Eilt!

Simon.

Der Page Lionel ging hin. Er kommt.

(Lionel kommt.)

Richard.

Nun, Lionel, was ſagt er? Rede ſchnell!

Lionel.

Sobald die Herzogin es ihm erlaubt
Stünd' Euch der ganze Keller zu Gebote.

Richard.

(vom Zorne übermannt, erblaßt. In seinen Mienen und Bewegungen zeigt sich der Ausdruck heftiger, convulsivischer Wallung. Er geht einige Male rasch auf und nieder, zu Lewis und Simon:)

Es ist schon gut! — Ihr Beide seyd entlassen!

(Lewis und Simon gehen ab.)

Du, Lionel, eilst schnell zum Bischof hin,
Er möge sich sogleich zu mir bemühen.
Sag Seiner Eminenz, es bankte sich
Um wicht'ge Aufträg' für die Herzogin!

(Lionel geht ab.)

Erniedrigendes, tödtendes Gefühl!
Versink' ich nicht vor Schaam? Trägt mich die Erde?
Mir schwindelt! Alle Fassung ist entflohen,
Und ich vermag es nicht, die Schmach zu tragen!
Ist es empörend nicht, daß sich ein Mann
Zum Spielzeug eines Weibes läßt gebrauchen?
Das ist zu viel! Und lieber mach' ich schnell
Ein überraschend End' der trotz'gen Laune,
Eh' ich der Diener Spott mich überlasse,
Beschämt, entehrt vor diesen Lords erscheine.
Es ist mir unbegreiflich, wie ich nur
So lange schon mich diesem Joch gefügt,
Und ihres Wesens Widerspruch ertrug.
Ein dunkles Etwas, das mir selbst nicht klar,
Ein räthselhaft Gefühl hielt mich zurück,
Wie heil'ge Scheu, wie Ehrfurcht, kindlich fromme,
Dem unheilvollen Banne zu entweichen,
Mit dem sie mich bisher gefesselt hielt.
Doch nun ist's aus! Sie treibt mich selbst dazu!
Der Zauberkreis, mit dem sie mich umgab —
Ich seh's nun ein, gelichtet ist mein Sinn! —

War das Verhältniß, das unselige,
An das sie mich bei jedem Schritte mahnt,
Den ich ohn' ihren Willen machen will,
Das ich vergebens zu vergessen strebe,
Und doch muß ich's vergessen, will ich das
Auch wirklich seyn, was ich bis jetzt nur scheine!
Umsonst versuche ich, emporzustreben
Und die gemeine Stellung zu veredeln;
Gewaltsam hält sie mich vom Flug zurück,
Und schmilzt mir höhnend die Ikarusflügel.
Allein der Zauber hat die Kraft verloren;
Sie hat mich selbst zum Aeußersten gebracht.
Zum Selbstbewußtseyn bin ich nun erwacht;
Es muß sich zeigen, wer von uns wird siegen,
Und brechen soll der Bogen oder biegen!

Sechster Auftritt.

Richard und Reynauld.

Nun, Reynauld, treuer Freund! Ich les' es schon
Auf Deinem Antlitz, daß es nichts gefruchtet.

Reynauld.

Ach leider!

Richard.

Nun?

Reynauld.

Der Schneider wartet noch
Bis morgen, doch der schmutz'ge Kaufmann dringt
Auf die Bezahlung.

Richard.

So verkaufe Alles,
Gieb das unnöthige Geräthe hin;
Wenn es nur reicht, ſo bin ich ſchon zufrieden!
Der Tafelaufſatz nützt uns ſo nichts mehr!

Regnauld.

Ich hört' es mit Beſtürzung.

Richard.

Jetzt iſt's gleich! —
Verkauf das Silber, und bezahl' die Leute.

Regnauld.

Mein Prinz, die Uebereilung ſchadet Euch!
Bedenkt Euch noch —

Richard.

Dazu iſt's nicht mehr Zeit.

Regnauld.

Die Hilf iſt nah', wollt Ihr ſie nicht verſchmähen.
Glaubt Eurem treuen Knecht, der's redlich meint!

Richard.

Wer wollte auch aus dieſer Noth mich reißen?

Regnauld.

Prinzeß' Adelaide ließ mich eben
Durch ihren Pagen heimlich zu ſich rufen.
Prinz Erich hat ihr die Verlegenheit,
In der Ihr augenblicklich Euch befindet,
Mit neid'ſcher Schadenfreude mitgetheilt,
Um Euch vor ihr verächtlich hinzuſtellen.
Er rühmte ſich, daß er durch Gläubiger
Euch noch von dieſem Hof vertreiben wolle.
Mit Angſt und Thränen hat ſie das geſagt,
Und trug mir auf, Euch ernſt vor ihm zu warnen.

Sie will Euch helfen. O! verschmäht es nicht,
Und wär's auch nur, den Stolzen zu beschämen!
Die nöth'ge Summe liegt bei ihr bereit;
Sie bittet Euch, sich ihrer zu bedienen!

Richard.

Ich hoffe doch —

Reynauld.

Seyd unbesorgt! Ich nahm
Nichts an, auch selbst, als sie verlangt', ich sollte
Nur sagen, daß ich von der Herzogin
Das Geld empfieng, weil Ihr es nöthig habt.
Ihr wollt dadurch dem Tadel mich entziehen,
Ohn' Euer Wissen, für mich selbst zu handeln.

Richard.

Du thatest recht. Du hast mich nicht verkannt;
Unedel werd ich niemals handeln können!
Wenn sie auch Alles gegen mich versuchen,
Zu der Gemeinheit bringen sie mich nicht.
Geh' hin sogleich, und danke für den Willen;
Doch sag' zugleich: Wenn sie mich jemals schätzte,
So möchte sie so tief mich nie mehr kränken.

(Reynauld geht ab.)

Eh' ich von ihr nur das Geringste nähme,
Wollt' ich mich lieber vor der Fürstin beugen,
Und das wär' doch so gräßlich, als die Schmach,
Die sie so schnöde über mich verhängt. —
Gebeuget bin ich tief, und doch beglückt!
Wie sehr mich der Gedanke niederdrückt,
Daß sie bekannt mit der unwürd'gen Lage,
So hoch erhebt mich die Gewißheit wieder,
Daß sie in Angst und Sorge für mich schwebt.

um bei Zemire und Azor gegenwärtig zu ſein, und wird Euer Excellenz von dem Weitern benachrichtigen.

Ich bin mit der tiefſten Verehrung

Sr. Excellenz

unterthäniger
Schiller.

Herrn Baron von Dalberg
zu Mannheim.

Dank, güt'ge Vorsicht! ich bin nicht verlassen!
Es lebt ein Herz für mich, mir weint ein Auge,
Und unter allen Larven dieses Hofes
Taucht ein Gemüth, das menschlich fühlet, auf,
Führt mich zurück in meiner Träume Reich,
Verschönt zum Paradies die Wirklichkeit,
Die mich so rauh und eisig angeweht!
Ich sollte fast des Schicksals Tücke preisen,
Das hassend mich in diese Noth gestürzt;
Denn ohne sie hätt' ich noch lange nicht
Geahnet, was ihr Herz für mich empfindet.
Schon bangte mir, das Ziel je zu erreichen,
Um dessen willen ich das Spiel gewagt,
Das unheildrohende, verderbliche;
Da führt das Mittel, das sie angewendet,
Der Liebe Blume schon im Keim zu tödten,
Mich plötzlich neuer Hoffnung in die Arme.
Das ist das Loos der Eifersüchtigen,
Daß sie der glimmenden Empfindung Feuer,
Durch Neideshauch zur lichten Glut entflammen.

Achter Auftritt.

Richard, Belmont.

Belmont.

Ich komme, um den Auftrag zu vernehmen,
Den Ihr mir für die Fürstin mitzutheilen.

Richard.

Wir sind allein; drum ohne Umschweif höret:

Die Fürstin handelt unrecht stets an mir;
Sie hält ihr Wort nicht, das sie mir gegeben,
Und glauben muß ich, ihre Absicht sey's
Mich mit Gewalt zum Bruche selbst zu zwingen.

Belmont.

Worüber könnt Ihr Euch im Ernst beklagen?
Sie hat's noch heute öffentlich bewiesen,
Wie sie als Neffen, ja als Sohn, Euch liebt.
Sie hat mit Pracht Euch glänzend ausgestattet
Und Euer Hof, wie Eure Dienerschaft
Ist zahlreich wie es einem Prinzen ziemt.

Richard.

Was soll der Diener Menge, fehlts an Allem
Was Achtung einflößt niedrigen Naturen,
Die nicht den innern Werth des Menschen achten,
Und ihn nur nach dem Klang des Goldes schätzen?
Ein Theil verachtet mich ganz offenbar,
Hält mich für einen tollen Abenteurer,
Für ein gemiethet Werkzeug fremder Plane.
Ein And'rer glaubt an mich, doch weil ich arm
Und von der Gnade der Verwandtin lebe,
Behandelt er mich mit Verachtung fast.
So drückt das Elend mich, das den Betrüger,
Der einen Fürsten spielen will, verfolgt;
Und alle Noth, die vor den Untergebnen
Stets einen armen Prinzen niederbeugt,
Der ohne Mittel ist, den hohen Stand,
Der ihm gebührt, mit Ehre zu behaupten,
Häuft sich auf meinem Haupte nun zusammen.

Belmont.

Das ist der Diener Schuld, und nicht die ihre.

Richard.

Die ihre iſt es, leugnets, wie Ihr wollt!
Unwürdig ſind die Forderungen alle,
Die ſie an mich zu machen pflegt. Sie achtet
Kein Ehrgefühl, das ſie dadurch beleidigt,
Nimmt keine Rückſicht, kennt kein zartes Schonen.
Sie zwingt mich, um den Aufwand zu beſtreiten,
Der meiner Stellung unentbehrlich iſt,
Mich in Verbindlichkeiten einzulaſſen,
Und weigert ſich, ſie auch zu übernehmen;
Stellt unbarmherzig den Verfolgungen,
Den Mahnungen der Gläubiger mich bloß,
Den Prinzen, ihren Neffen! Iſt das edel?
Um mich aus der Verlegenheit zu retten,
Und meinen Namen, wie den ihrigen,
Vor Schande und Entehrung zu bewahren,
Verkauft ſo eben Reynauld alles Silber
Und Tafelzeug, das mir noch übrig war.
Es iſt das Letzte; doch ich geb' es hin!
Was nützt auch ferner dieſer eitle Prunk?
Denn um die Schmach vollkommener zu machen,
Verſagt man mir die Speiſen und die Weine,
Die ich verlangen dürfte, um die Lords,
Die jeden Augenblick erſcheinen können,
Wie's einem York geziemet, zu bewirthen.

Belmont.

Ihr habt die Gäſte gegen ihren Willen
Geladen, darum hat ſie's unterſagt.

Richard.

Sie hat mich ſelber dazu aufgefordert
Mit Wink und Deutung. Was ſie öffentlich

Mir anbefohlen, will ſie heimlich nun,
— Weil ihr es ſo beliebet — widerrufen.
Und glaubt ſie wirklich, dieſes ging' ſo hin?
Ich ließ' mich wie ein Kind am Bande gängeln?
Ich bin entſchloſſen nun; ſie ſoll erfahren,
Daß ich ſo leicht nicht zu beſiegen bin.

Belmont.

Was denkt Ihr nun zu thun?

Richard.

Den Augenblick
Sollt Ihr es ſehn! Sie kommen ſchon!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lionel, dann Lord Hereford, ſeine fünf Söhne, und die Lords.

Lionel.

Der Lord
Von Hereford, und die engländ'ſchen Herren!

Richard.

Führ', ſie herein!

(Die Diener machen die Flügelthüren auf, die Lords treten ein und verbeugen ſich, indeſſen ſich die Kavaliere und Pagen ꝛc. im Hintergrunde ſammeln und die Trabanten im Vorſale bewaffnet zu ſehen ſind.)

Ihr ſeyd willkommen, Lord'ö!

Hereford.

Auf Eurer Hoheit Wort —

Richard.

Ihr ehret, Lords,
Mich ſehr durch dieſes pünktliche Erſcheinen.
Allein es bringt mich auch in nicht geringe
Verlegenheit.

Die Lords.

(ſehen ſich an.)

Kavaliere und Pagen.

(ſehen verlegen zur Erde.)

Die Diener.

(murmeln höhniſch oder erſtaunt unter ſich.)

Hereford.

Ich will nicht hoffen, Herr —

Richard.

So ſchwer mir's fällt, das Wort jetzt auszuſprechen,
Ich bin gezwungen, dieſer Ehre, Euch
An meiner Tafel zu bewirthen, zu
Entſagen; denn die Fürſtin zürnet mir,
Daß ich die Ehre früher haben ſoll,
Als ſie, und ſendet Seine Eminenz
Mit freundlich ſcherzendem Verweis zu mir!
Ich weiß mich nun nicht beſſer zu entſchuld'gen,
Bei der Verwandten, der ich Alles danke,
Die mich mit Lieb' und Güte überhäuft,
Als mich in ihren Willen ſchnell zu fügen,
Und Euch zu bitten, heut bei ihr zu ſpeiſen!
Hier Seine Eminenz hat den Befehl,
Euch einzuladen bei der Herzogin —

Belmont.

Allein —

Richard.

Er zweifelt —

Belmont.

Ja ſo iſt's fürwahr —

Richard.

Daß Ihr Euch gerne in den Wechſel fügt.
Doch bin ich überzeugt, Ihr *thut* es, mir
Zu Lieb'.

Hereford.

Der Wettſtreit iſt ſehr ſchmeichelhaft,
Wir fühlen uns dadurch gar ſehr geehrt.

Richard.

Ihr ſeht, ich hab' mich nicht getäuſcht. So geht,
Und meldet ſchleunig meiner hohen Tante,
Daß ich ſogleich mit dieſen Herr'n erſcheine,
Das Mahl an *ihrer* Tafel einzunehmen!
(indem er ihn zur Thüre begleitet.)
Verleugnet ſie mich jetzt, ſo iſt es aus,
Ich ſag' die Wahrheit, und zieh' mich zurücke.
(aus der Ferne erſchallen Pauken und Trompeten.)
Der Marſchalk ruft zur Tafel, edle Herrn!
Wir wollen ihn nicht auf uns warten laſſen.
Iſts Euch genehm, ſo folgt; ich tret' voraus,
Und glaubet mir, daß Ihr bei dieſem Tauſche
In jedem Falle nur gewinnen könnt!
(er ſchreitet mit fürſtlich edelm Anſtande voraus. Die Lords ſchließen ſich an; Cavaliere und Pagen, ſo wie die Diener, folgen mit lächelnder Miene. Hellebardiere treten im Vorſaale voraus, und ſchließen den Zug. Wenn alles ab iſt, werden die Flügelthüren geſchloſſen.)

(Verwandlung.)

Saal, wie im erſten Aufzuge.

Zehnter Auftritt.

Regnauld und Lewis.

Lewis.

Wie ſteht es, Regnauld, ſeyd Ihr fertig worden
Mit dieſen beiden ungeſtümen Mahnern?

Regnauld.

Sie ſind befriedigt; das iſt abgemacht.
Das Tafelzeug iſt zwar auf's Neu' verpfändet —

Lewis.

Iſt auch nicht nöthig mehr. Der Prinz hat ſich
Zur Tafel bei der Herzogin geladen,
Und alle Lords ſind ihm dahin gefolgt.
Ich lernte heute, wie man ſeine Gäſte
Ganz wohlfeil, und doch fürſtlich kann bewirthen.

Regnauld.

Das war ein kühner Streich!

Lewis.

Ein glücklicher
Gedanke! Ich geſteh' es, dieſes Mittel,
Aus der Verlegenheit ſich ſchlau zu retten,
Wär' wahrlich Keinem ſchneller eingefallen.
Die Fürſtin traf's ganz unerwartet auch;
Sie konnte ſich nicht faſſen, mußte zu
Dem böſen Spiele gute Miene machen.

Regnauld.

Er rächte ſich mit Witz, auf eine Weiſe,

Die ſie ſo leicht ihm nicht vergeben wird.
Denn nichts bringt wahrlich mehr die Argliſt auf,
Als wenn ſie ſich durchſchaut in ihren Planen
Und ihre böſe Abſicht ſchlau vereitelt
Durch Andrer Klugheit ſieht! Drum nothgedrungen,
Beſchämt, hat ſie in's Unvermeidliche
Sich fügen müſſen; doch ſie rächt ſich bald.
Gebt Acht, er wird es theuer zahlen müſſen!

Lewis.

Sieht er ſich vor, kommt ſie mit ihm nicht aus.

Reginald.

Sie hat die Macht, und ihr iſt nicht zu trauen.

(beide gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Paddy und Michieltje.

Paddy.

Das war zum Lachen! Haſt Du die Geſichter
Betrachtet, die die Herzogin geſchnitten?

Michieltje.

Ja! Ellenlang! Es war faſt zum Zerplatzen!

Paddy.

Sie war verblüfft, wie wir, als wir es hörten.

Michieltje.

Ich dachte, ſo was widerfährt nur uns!

Paddy.

Da kann man ſeh'n, daß auch die hohen Häupter
Der Weisheit Born noch lange nicht geleert.

Michieltje.

Sie konnte gar nicht ſprechen, als er ihr
Mit lauter Artigkeiten Naſen drehte.
Sie hatte ſelbſt nicht Zeit, um ihrem Zorne
Durch Worte Luft zu machen, ſo hat er
Mit Höflichkeiten ſie ganz überflutbet,
Sie konnte nichts, als lächeln, nicken, knixen.

Paddy.

Haſt Du's bemerkt, wie ihre Augen glühten,
Als ſie ihn zärtlich auf die Stirne küßte?

Michieltje.

Ich glaube, lieber hätt' ſie ihn gebiſſen!

Paddy.

Gar ſüße Honigworte ſtrömten zwar
Von ihren Lippen, doch die Blicke ſchoſſen
Nur Feuerſtrahlen, wie aus düſtern Wolken.

Michieltje.

So ſieht die Sonne, eh' Gewitter kommen!

Paddy.

Nichts über Witz! Nichts über den Humor!
Jetzt glaub' ich faſt, daß er ein Brite ſey,
Denn dieſem nur iſt ſo was angeboren.

Michieltje.

Dein Vaterland iſt Wallis, guter Paddy?

Paddy.

So iſt es, doch was fragſt Du mich darnach?

Michieltje.

Weil man Humor und Stolz an Dir nicht ſieht.

Paddy.

Du wirſt wohl ſchweigen! Das verſtehſt Du nicht.

Du biſt aus Flandern und auf unſrer Inſel
Wächſt der Humor allein!

Michieltje.

Das geb' ich zu.
Doch Witz herrſcht in Brabant nur, deshalb muß ich,
Ihn eher noch für meinen Landsmann halten.

Paddy.

Du willſt Dir ſelber Artigkeiten ſagen;
Allein für einen Dummkopf hielt' man Dich
Viel eher, als für einen witz'gen Schelm.

Michieltje.

Wenn ich's nur bin. Bei Dir iſts umgekehrt;
Allein am Beßten kommt der durch die Welt,
Der als ein liſt'ger Schlaukopf dumm ſich ſtellt.

(ſie gehen Beide ab.)

Zwölfter Auftritt.

Prinz Erich. Vigo.

Erich.

Du weißt nun Alles, haſt Dir's wohl gemerkt?

Vigo.

So deutlich, Prinz, als wüßte ich nichts weiter.

Erich.

Die Tafel iſt geendet. Bleib' hier ſtehn!
Da kommt mit ſeinen Gäſten Warbeck ſchon!
Ich geh' hinweg. Haſt Du es eingeleitet,
Komm' ich dazu, als wüßte ich von Nichts!

(Beilage.)

Frankfurt a. M. den 1ten May 1784.

Nur mit wenig Worten, liebster Freund! will ich Sie von dem guten Erfolg benachrichtigen, den Iffland und Beils Spiel hier gehabt haben. Bei einem vollgestopften Schauspielhaus, und einer seit Kaiserkrönnng noch nie erhörten Stille ist gestern Hn. Ifflands Stück hier gegeben worden, und beide, Iffland und Beil, wurden mit ungestümem Applaudissement herausgerufen. Alles ist für die Mannheimischen Schauspieler enthusiasmirt, und Großmanns Gesellschaft, die

Dreizehnter Auftritt.

(Trompeten erſchallen.)

Richard, die Lords, Hereford und ſeine Söhne; Cavaliere, Pagen, Lewis, Regnauld, Simon, Trabanten treten auf.

(wie Richard die Mitte der Bühne erreicht, ruft)

Vigo.

Er iſt es! Ja, er iſt es! Perkin! Perkin!

(und tritt auf ihn zu.)

Richard.

Wen ruft der Menſch?

Vigo.

Dich ruf' ich, Perkin Warbeck.
Erkennſt Du mich nicht mehr?

Richard.

Du irr'ſt Dich, Freund!
Ich bin nicht der, dem dieſer Name zukommt;
Und hab' ich ihn auch wirklich einſt geführt,
Ich kenn' Dich nicht, ich hab' Dich nie geſehen!

Vigo.

Ha! Dieſe Frechheit hätt' ich nicht erwartet!
Mich zu verleugnen hier vor dieſen Herr'n!
Du undankbarer, ehrvergeßner Wicht!
Doch nur Geduld! Ich will Dir's wohl gedenken!
Ich glaube ſchon, daß ich Dir ungelegen
In dieſem Augenblick erſcheine, wo Du
Als Prinz im königlichen Prunk ſtolzierſt.
In Portugal war ich Dir gut genug.
Da war es anders! Nicht? Da war ich Dir

Ein lieber, theurer Freund, da ſchmeckte Dir
Mein Wein, und meine gute Koſt? Da fand'ſt
Du Dich in meinem Hauſe wohl, und mußteſt
Dich einzuſchmeicheln durch Liebkoſungen,
Bis Du die einzig theure Schweſter mir
Verführteſt! Mich nicht kennen? — Warte, Perkin! —
Ich rufe Dir ſogleich die Maja her,
Die Du verlaſſen und beſtohlen haſt —

Richard.

Der Menſch iſt raſend, ſchafft ihn auf die Seite!
Er ſpricht im Wahnſinn, bringt ihn in Verhaft!

Vigo.

Ob Deinem Undank könnte wohl ich raſen,
Du hergelaufner Heuchler und Betrüger!

Richard.

Befreiet mich von ihm, ergreift ihn, Wachen!

Vigo.

Kommt nur herzu, und wagt's, mich anzurühren!
Ich ſchreie, daß der ganze Hof es hört,
Und bereilt, Deine Schande zu vernehmen,
Verräther, undankbarer Böſewicht!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Belmont, ſpäter Maja und Erich.

Belmont.

Was gibt es da? Was ſchreiet dieſer Menſch?

Vigo.

(Der vor ihm auf die Kniee ſinkt.)

Zu Euren Füßen ſeht mich, Eminenz,
Ich bringe eine wicht'ge Klage vor!

Belmont.

Wenn ich in Deiner Sache Richter bin,
So zähl' im Voraus auf das ſtrenge Recht.

Vigo.

Sowohl als Rath der Fürſtin von Brabant,
Wie auch als Vorſtand geiſtlichen Gerichts,
Fällt die Entſcheidung meiner Sach' Euch heim.

Belmont

Laß hören denn! Was haſt Du vorzubringen?

Vigo.

Ich bin ein Portugieſe, Eminenz,
Aus Cintra, wohn' jedoch zu Liſſabon,
Wo ich als Handelsmann mich niederließ.
Da kam — es ſind zwei Jahre nun vorüber —
Ein niederländ'ſcher Proſelyt, Wardeck
Mit Namen, der ſich bei uns angeſiedelt,
Und ſchlug ſein Waarenlager neben mir,
Und in derſelben Straße auf. Sein Sohn,
Der Perkin hieß, ſah meine jüngſte Schweſter,
Die kaum dem Jungfraun-Alter ſich genaht,

Und knüpfte ein Verständniß mit ihr an.
Sobald ich es gewahrte, fordert' ich
Ihn auf, den Handel abzubrechen, wenn
Er es nicht redlich meinte, und mit ihr
Den Bund vor dem Altar nicht schließen wolle.
Er bot ihr Hand und Herz, und selbst sein Vater
War es zufrieden, und verband sich gern
Mit einem Kaufherrn, einem eingebor'nen.
So wurde die Vermählung bald gefeiert.
Doch Perkin zeigte sich als Ehemann
Nicht mehr so zärtlich, wie als Bräutigam.
Ich gönnte Antheil ihm an meinem Handel,
Und als es nöthig wurde im Geschäfte,
Daß einer von uns Beiden nach Brabant
Die Reise unternehmen mußte, bot
Er sich geschäftig dazu an. Ich war's
Zufrieden, denn als Eingeborenen,
Hofft ich getrost, würd's besser ihm gelingen,
Als mir, die Sache zu beendigen.
Er reiste ab, und kehrte nicht mehr wieder,
Ließ nichts mehr von sich hören, war verschwunden.
Was ihm die Braut von Werthe zugebracht,
Als Schmuck, Geräth von Gold und Silber, hat
Er heimlich mit sich auf die Flucht genommen;
Seit achtzehn Monden wußt' ich nichts von ihm;
Da lag mir meine Schwester oft in Thränen,
— Denn wie er sie betrogen und verlassen,
So liebt sie dennoch ihn mit Zärtlichkeit,
Nach der verzeihlich schwachen Weiber Art —
Ihn aufzusuchen in den Niederlanden.
Ich kam nach Tournay, wo wir ihn vermuthet —

Er war nicht dort; doch in Antwerpen fand
Ich wohl, daß er die Summen eingezogen,
Die er für mich zu heben vorgegeben.
In Brüssel aber hört' ich seinen Namen
Im Mund' des Volkes, das sich streitend theilte
In seiner Meinung über einen Mann.
Die Einen sagten laut: Prinz Richard ist's!
Die Andern aber: es ist Perkin Warbeck,
Des Proselyten Osbeck Sohn aus Tournay.
Da trieb es mich hieher, ihn aufzusuchen,
Und diesen Streit auf einmal zu entscheiden.
Ich hab' bei seinem Eintritt ihn erkannt
Trotz seines Hochmuths, seiner Kleiderpracht.
Hier dieser ist es, der so stolz sich bläht,
Und mich vor diesen Herrn verleugnen will.
Er ist mein Schwager, Perkin Warbeck ist's!

Belmont.

Du irrst! Es ist der Prinz Richard von York.

Vigo.

Das mögt Ihr glauben, wenn Ihr wollt! Ich weiß
Es besser; werde doch den Burschen, den
Ich manchen Tag gesehen mit der Elle
Wie er noch hinter'm Ladentische stand,
Nach achtzehn Monden nicht vergessen haben!
Glaubt Eminenz, das ist der Perkin Warbeck;
Und steht mir bei, zu meinem Geld zu kommen,
Wie meiner armen Schwester zu dem Manne.

Richard.

Ich habe lange ruhig zugehört,
Um das Gewebe niederer Bosheit zu
Durchschau'n in allen seinen Theilen. Jetzt

Verlange ich die strengste Untersuchung
Vor diesen Zeugen allen, die es hörten,
Und Niemand soll die Halle hier verlassen,
Eh' ich die Lüge widerlegt. Ich schwör's!
Nimm Dich zusammen, wer Du immer seyst,
Du mußt beweisen, was Du vorgegeben.
So sage denn zuerst: wo ist die Schwester,
Die Du für meine Gattinn frech erklärt?

Vigo.

Sie ist bei mir. Sie folgte mir hieher,
Denn ihre Ungeduld war nicht zu zügeln.
Trotz dem, daß Du sie kalt verlassen konntest,
Erfüllt sie heiße Liebe und Verlangen
Sich wieder in die Arme Dir zu werfen.

Richard.

Sie hat mich also hier noch nicht gesehen?

Vigo.

Mit keinem Auge. Draußen wartet sie
Im Vorsaal bei der Wache, harrt mit Angst
Auf die Entscheidung ihres Schicksals. Gleich
Hol' ich sie her.

Richard.

Du bleibst! Und wer hier ist,
Wird mir zulieb die Halle nicht verlassen,
Und auch nicht zürnen, daß die Thüren ich
Durch die Trabanten schnell besetzen lasse.

Belmont.

Wie's Euch beliebt!

Richard.

Hauptmann, bewacht die Thüren!

(Der Hauptmann läßt die Ausgänge mit Wachen besetzen.)

Wie nennt das Frauenzimmer ſich, das Du
Für meine Gattinn auszugeben wagſt?
Wie nanntеſt Du ſie?

Vigo.

Maja heißet ſie. —
Auch ſelbſt den Namen willſt Du nicht mehr wiſſen
Des Weibes, das von Gott Dir angetraut?

Richard.

Ihr werdet eingeſtehen, Eminenz,
Daß, wär' es ſo, ſie mich gewiß doch kennen,
Und augenblicklich unterſcheiden müßte.
Und hat ſie mich, wie er ſo eben ſagte,
Mit keinem Blick noch hier geſeh'n, ſo muß
Sich's zeigen, wenn ſie hergerufen wird,
Unvorbereitet nun aus dieſem Kreiſe
Den Warbeck auszuſuchen, ihren Gatten,
Ob ſo es iſt, ob nicht.

Belmont.

Das kann nicht fehlen.

Richard.

Lewis und Reynauld, holt das Frauenzimmer,
Das Maja heißt, und in der Gallerie
Hier nebenan verweilt. Mit keinem Wort
Verrathet, was ſich hier ereignet hat!

(Lewis und Reynauld gehen ab.)

Und Du, Elender, tritt hierher! Wenn Du
Es wagſt, mit einem Blicke, einem Winke
Sie zu bedeuten, und zurecht zu weiſen,
Iſt's Dein gewiſſer Tod! (zum Hauptmann.)
Laßt ihn umgeben
Nun von den Wachen! Stoßet gleich ihn nieder,

Wenn er zuwider dem Befehle handelt.

(Die Damen umgeben ihn.)

Geh, Lionel, und rufe jetzt den Lewis.

(Lionel ab.)

Ihr, Eminenz, mögt nun das Weib befragen.
Ich stelle mich hier unter diese Herren.
Laßt sie entscheiden, wer der Warbeck sey!

(Alle stehen voll Erwartung. Lewis, Reynauld und Lionel kommen mit Maja, die sich ängstlich umschaut, ohne Vigo zu bemerken, der von den Trabanten verdeckt wird.)

Erich.

(kommt von der andern Seite.)

Belmont.

Ermanne Dich! Tritt näher, junges Weib,
Und gieb mir Antwort! Maja nennst Du Dich?

Maja.

So heiß' ich, Herr.

Belmont.

Aus welchem Land bist Du?

Maja.

Aus Portugal.

Belmont.

Du bist vermählt?

Maja.

Ja, Herr,
Mit Perkin Warbeck, einem Niederländer,
Der mich vor achtzehn Monden schnöd' verließ.

Belmont.

Dein Bruder Vigo klagte drum bei mir,
Bezeichnete den Jüngling, den wir nur
Als Richard York an diesem Hofe kennen,
Als Deinen Gatten, als den Perkin Warbeck.

Doch Keiner von den Edelleuten allen
Will dieſer Perkin ſeyn, drum ſieh Dich um
In dieſem ganzen Kreiſe, ob Du ihn
Erkennſt, und ſogleich bezeichnen kannſt,
Damit ich dann das Weitere verfügen
Und Euch zu Eurem Recht verhelfen mag.
Sieh' Alle an, und ſag': wer iſt Dein Gatte?

Maja.

(wird immer verlegener ſucht Vigo, und da ſie ihn nirgends gewahrt, blickt ſie ſchweigend und erröthend vor ſich nieder.)

Belmont.

Beſinnſt Du Dich?

Maja.

(die ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſieht voll Angſt um ſich, und deutet in der Verzweiflung auf den erſten der jungen Edelleute, auf den erſten Sohn Herefords.)

Der iſt's!

Alle.

(auflachend, bewundernd oder ſchadenfroh.)

Gelogen!

Belmont.

Stille!

Ich frage Dich noch einmal! Prüf' genau!
Iſt das Dein Gatte, iſt das Perkin Warbeck?

Maja.

Er iſt es, Herr! Ich kenne keinen Andern!

Richard.

Und wer ich bin, weißt Du das nicht zu ſagen?

Maja.

Ich ſah Euch nie.

Alle

(lachen.)

Hereford.

(zu der Versammlung.)
Verlangt Ihr mehr zu wissen?

Belmont.

Es ist genug!

Lords.

Enthüllt ist der Betrug!

Belmont.

Unglückliche, Du hast dich selbst verrathen;
Das ist nicht der, den Vigo angeklagt,
Der Prinz von York, den Warbeck er genannt;
Das ist Graf Hereford, ein edler Lord.
Das dort ist Richard, der in Warbecks Hause
Auf seiner Flucht sich lange glücklich barg,
Den Du nie kanntest, wie Du selbst gestanden.

Maja.

(bedeckt das Gesicht mit beiden Händen, wankt und sinkt zu Boden. Die Diener fassen sie auf, und unterstützen sie.)

Erich.

(tritt während der folgenden Reden neugierig hinter den Edelleuten bis in den Vordergrund.)

Belmont.

Ihr seyd von jeglichem Verdachte rein.
Bestrafet die Verbrecher, wie Ihr wollt,
Für die Verleumdung und verletzte Ehre!
Gebrauchet Euer fürstlich Vorrecht frei!

Richard.

Die armen Wichte sind nicht die Verbrecher,
Sie sind verführt, erkauft zu dieser That.
Allein ich will den Feind auch kennen lernen,

gestern sich selbst übertreffen haben soll, verschwindet neben der unsrigen. Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen, und kaum, daß ich einen nüchternen Augenblick erwische, wo ich Ihnen, mein Bester! ein paar Zeilen schreiben kann. — Von Großmann viele Empfehlungen, das weitere aber kann ich Ihnen nur mündlich sagen. Heute ist die väterliche Rache, und Montag, mir zu Ehren, Cabale und Liebe, welche ich gern hintertreiben möchte, um meine Ohren nicht mißhandeln zu lassen. Mir ist Angst für die hiesige Lady. Ihre Frau hat mich genug verwöhnt. Den Ausgang sollen Sie mündlich erfahren. Bis dahin bin ich Ihr aufrichtigster Freund

Schiller.

Küssen Sie mir Ihre liebe Frau.

Hr. Rennschüh

Regisseur der Mannheimer Bühne.

Der dieſen ſtumpfen, plumpen Pfeil durch ſie
Mit ungeſchickten Händen abgedrückt.
(er tritt zu Vigo.)
Du biſt entlarvt durch Deine Mitgenoſſen.
Dein Schickſal liegt in meiner ſtrengen Hand,
Und wenn Du leugneſt, wirds kein leichtes ſeyn;
Denn ſchwere Strafe fordert Dein Vergehen,
Doch ſchenk' ich Dir das Leben, ſagſt du offen,
Wer Dich zu dieſer Lüge hat gedungen.

Vigo.

(ſieht Erich, der ihm im Vordergrunde gegenüber ſteht, wie die Trabanten zurücktreten, der ihm ein Zeichen giebt, zu ſchweigen.)
Kein Menſch!

Richard.

Dein Leugnen iſt umſonſt. Du kennſt
Mich nicht; ich habe niemals Dich beleidigt;
Du hatteſt keine Gründe zu der That.
Drum nenne mir den Niederträchtigen,
Der Dich verleitet hat zu dieſem Schritt!

Vigo.

Kein Menſch! Ich that's, weil ich ein Recht dazu,
Aus freiem Antrieb, und behaupte noch:
Du biſt mein Schwager, Du biſt Perkin Warbeck!

Richard.

Auch jetzt beharrſt Du noch verſtockt dabei?
Nachdem die Ausſag' Deiner Schweſter klar
Bewieſen, daß Du falſch gezeuget haſt.

Vigo.

Das iſt nicht meine Schweſter, nicht Dein Weib.

Richard.

Und wer iſt ſie?
(zu Maria, die ſich erhelte und aufrichtete, ſeitdem Vigo ſprach.)

Tritt hieher, Weib!
(zu Vigo.)
Wer iſt's?

Vigo.

Kann ich denn wiſſen, wen Du holen ließeſt
Durch Deine Diener, um als falſcher Zeuge
Dir hier zu dienen, und mich zu verderben?

Richard.

Du kennſt ſie nicht?

Vigo.

Ich kenn' nicht Jedermann!

Maja,
(gereizt.)

Wie, Böſewicht, Du wollteſt mich verleugnen?
Dein angetrautes Weib, das Du, Verworfner,
Zu dieſem ſchlechten Streite überredet?
Das niemals fehlte, und nun gleiche Strafe
Für Deine Niederträchtigkeit erleidet?

Alle.

Sein Weib!

Richard.

Dein Weib?

Maja.

Ja, edle Herrn, ich bin
Sein Weib, vor Gott ihm angetraut.

Vigo.

Sie lügt!
So wenig, als mit Warbeck, iſt ſie auch
Mit mir getrau't.

Maja.

O Scheuſal ohne Gleichen!

So ſchlecht hätt' ich Dich wahrlich nicht geglaubt,
Daß Du, um Dich zu retten, mich verleugneſt.
Doch glaube nicht, es könnte Dir gelingen,
Mit frecher Stirne Dich herauszulügen.
Bin ich verloren, ſollſt auch Du es ſeyn,
Und der, der unſre Armuth frech benützte,
Um kalt in dieſes Unglück uns zu ſtürzen.
Ja, Herr, ich will Euch Alles frei geſtehen,
Und glaubet mir, ich rede keine Lüge!
Ein großer Herr, vom Hofe wohl, hat ihn
Um reichen Lohn erkauft.

Richard.

Wie nennt er ſich?

Maja.

Das weiß ich nicht, doch würd' ich ihn erkennen,
Sobald ich ihn erblickte.

(Sie ſieht ſich um, und gewahrt Erich, der ſich eben wenden will, um wegzugehen.)

Der da iſt's!

Alle.

Prinz Erich?

Richard.

Ha! das habe ich erwartet!

Erich.

Was will das Weib von mir?

Richard.

Ihr habt's gehört.

Erich.

Ich kenne dieſe feile Dirne nicht,
Die Ihr gedungen habt, mich zu beſchämen,
Und in dieß Truggewebe zu verflechten.

Sie log und lüget noch, wenn Ihr es wollt.
Sie nennet in demſelben Augenblicke
Bald Euch, bald dieſen Menſchen ihren Gatten,
Der ſie verleugnet, oder gar nicht kennt.
Und auf das Zeugniß dieſer Creatur
Wird kein Vernünft'ger das Geringſte geben.
Fragt dieſen Menſchen, der Euch angeklagt,
Ob er mich je im Leben noch geſehen?

Vigo.

Ich ſah' Euch niemals, bis zu dieſer Stunde!

Erich.

Was wollt Ihr nun? Verdient er wen'ger Glauben
Als ſie, die Ihr beſtochen haben könnt,
Erkauft, beſtellt zu dieſem Poſſenſpiel,
Vor dem mich meine Würde, wie mein Rang
Ausſchließen ſollte? denn in dieſen Künſten,
Die ich gemeinern Seelen überlaſſe,
Bin ich zu wenig eingeübt. Ihr ſollt
Es büßen, Rechenſchaft verlange ich,
Erſatz für die Befleckung meines Rufs!

Richard.

Die ſollt Ihr auch erhalten auf der Stelle!
Mylords, Ihr wißt wohl ſelbſt, was Ihr zu denken,
Und welches Urtheil Ihr zu fällen habt.
Vor Euch iſt meine Ehre wohl geſichert;
Laßt darum mich allein mit dieſem Prinzen!

(Belmont, Lords, und Cavaliere gehen ab. Diener und Pagen folgen.)

Richard.

Ihr bringt die Beiden in Verwahrung, Hauptmann.

(Hauptmann und Wache führen Maja und Vigo ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Richard und Erich.

Richard.

Ich hab' Euch nicht noch mehr beſchämen wollen,
Darum entfernte ich ſogleich die Zeugen.

Erich.

Das thatet Ihr für Euch, und nicht für mich;
Ihr habt ſie wohl, ich hab' ſie nicht zu ſcheuen!

Richard.

Gedenket Ihr, mit dieſen ſchwachen Gründen
Euch auch vor mir mit Leugnen zu vertheid'gen?

Erich.

Ich leugne nicht, was ich gethan; dazu
Bin ich zu ſtolz.

Richard.

Doch wär' es ehrenvoller,
Ihr wär't zu ſtolz, ein Unrecht zu begehn!
Nur eine Stirn, ſo unverſchämt wie Eure,
Kann ſich bei ſolchem Vorfall noch voll Trotz
Auf unverdiente Ranges-Hoheit ſtützen,
Mit unbegränztem Uebermuth des Stolzes
Und eines Fürſtenmantels Purpurdecke
Solch eine Schandthat zu verhüllen glauben.

Erich.

Laßt dieſen Ton, er ziemt Euch nicht vor mir.

Richard.

Ich will Euch lehren, was Euch vor mir ziemt.

Erich.

Was wiſſet Ihr von meines Purpurs Rechte,
Den ich von meinen hohen Ahnen erbte!

Richard.

Ihr ſolltet ihn nicht auf der Schulter tragen,
Nein, in dem Antlitz, deſſen ſtarre Laree,
Durch Uebung frechen Unrechts ſchon verhärtet,
Nur, wandellos, noch Stolz und Kälte zeigt,
Und, wie ſich's zu erröthen ziemt, verlernte!
Des Purpurs Farbe iſt die leuchtende,
Dem Feuer ähnlich, das durch Nacht und Ferne
Mit hellem Glanz ſein reines Daſeyn kündet.
Drum ziert er Fürſten, die vor allen Andern
Erhaben aus des Lebens Dunkel ragen,
Und leuchtend ſtehen, von der Welt geſehn,
Die ihre Blicke prüfend auf ſie richtet.
Und wehe ihnen, iſt ihr Sinn nicht rein,
Wie Feuer, deſſen Farb' ihr Purpur trägt!
Denn Ungewöhnliches verlangt der Menſch
Von denen, die er fürchtend ſoll verehren,
Und findet er der Hochgeſtellten Sinn
Zu niedrig, ſeiner Forderung zu entſprechen,
Verachtet er den Unbedeutenden
Viel mehr in ſeinem leuchtenden Gewande
Als jeden andern, der beſcheiden ſich
Im Dunkel ſeiner niedern Herkunft birgt.
Doch gut ſind alle Völker von Natur,
Und immer noch zu der Vergötterung
Geneigt, wie in der Vorwelt fernen Tagen.
Sobald ein Fürſt nur Heldentugend zeigt,
Des Halbgott's Kraft und weltbeglückend Wirken,

So ſchreiben ſie den Namen in die Wolken,
Daß ehrfurchtsvoll dort eine Welt ihn leſe.
Nach dieſer Ehre ſcheint Ihr nicht zu geizen;
Ihr achtet nicht das Urtheil einer Welt,
Genügt Euch ſelbſt in Eurer Hoheit Dünkel,
Und ſcheut Euch nicht, ein Unrecht auszuüben,
Weil Ihr Euch fehlerlos vor Andern wähnt.
Iſt das ein edles, fürſtliches Betragen,
Das Ihr bewieſen heute gegen mich?
O! in der Gruft erröthen Eure Ahnen,
Die arglos Euch den Purpur hinterließen,
Ob ihres mißgezeugten Enkels Schande!

Erich.

Was hätt' ich denn ſo Gräßliches gethan,
Das Eure Suada zur Emphaſe reizt?

Richard.

Weit weniger, als jeder Bürger brauchte,
Um als ein ſchlechter Wicht vor Euch zu gelten!
Ihr habt die Gläubiger auf mich gehetzt
Durch übler Nachred' hinterliſt'ge Mahnung,
Habt mich verkleinert und beſchimpft vor Andern,
Durch kränkende Erwähnung meines Mangels.

Erich.

Das iſt gelogen! Wer kann das beweiſen?

Richard.

Ich kann Euch Zeugen ſtellen, fürſtlich hohe!
O! Nichts entehrt den Schmähenden ſo ſehr,
Als Stolz auf Schätze, die nicht er erworben.
Gar mancher Fürſt prahlt mit dem ſauern Schweiß,
Den er aus ſeinen armen Unterthanen
Mit unbarmherz'ger Härte preſſen läßt,

Der nicht im Stande wär', ohn' die Geburt,
Die ihn unſchuldig auf den Thron gehoben,
Und ihm das Alles ſo im Schlaf beſcheerte,
Sich nur ein ſchlechtes Wamms ſelbſt zu erwerben.
Ein jeder Schwächling kann ein großes Erbe
Durch ſeiner Väter Sparſamkeit erhalten;
Doch der Gebrauch nur zeigt, ob er's verdient.
Wenn er drauf ſündigt und verdienſtlos
Mit dem ererbten Mammon thöricht prahlt,
So zeigt er ſelber als der Aermſte ſich,
Am Geiſte wenigſtens! Doch nicht genug!
Weil dieſe plumpe Liſt Euch nicht gelang,
Weil dieſe nied're Rach' ihr Ziel verfehlte,
Erkauftet Ihr den ganz verworf'nen Menſchen,
Der mich durch falſches Zeugniß ſollt' vernichten.

Erich.

Noch einmal wiederhole ich, was Ihr
Gehört, was alle Zeugen jener Scene
Beſtättigen müſſen: daß der Menſch mich gar
Nicht kennt, den ich gedungen haben ſoll,
So wenig, als das Weib ihn kennen mag,
Das ihn beſchuldigt, daß ich es gethan.

Richard.

Die Art wie Ihr Euch hier vertheid'gen wollt,
Iſt ganz geeignet, Eurem Ruf zu ſchaden.
Sie iſt ſo lächerlich, als der Gedanke
An dieſen ungereimten Auftritt war;
Ich weiß, daß Ihr mich haßt, und nicht verſchmäht,
Mich zu beleidigen. —

Erich.

Ich haſſe Euch!
Das leugn' ich nicht, dazu bin ich zu ſtolz!

Richard.

Warum? ſagt an! Ich gab Euch Urſach nie!

Erich.

Die gabt Ihr mir. Allein daß Ihr's gethan,
Iſt für mich ſchon entehrend, und ich nenne
Sie nicht.

Richard.

Iſt das die ganze Antwort? O!
Damit iſt alles Schlechte zu entſchuld'gen!
Wer ſich nicht ſcheut, ein Unrecht zu begehen,
Der ſchämt gewöhnlich ſich, es zu bekennen!
Ich ſehe ſchon, ſo werden wir nicht fertig;
Mit Worten werden wir den Streit nicht ſchlichten.
Und weil Ihr Rechenſchaft von mir gefordert,
Die ich von Euch mit Recht verlangen kann,
So mag das Schwert denn zwiſchen uns entſcheiden.
Zwar ſollte ich den Lauf dem Rechte laſſen,
Euch vor die Schranken des Gerichtes fordern,
Und den Verläumder öffentlich entlarven,
Der mit dem niedrigen Geſindel ſich
Zur Schändung meiner Ehr' verbinden konnte.
Der Herold ſollte Eure Schandthat künden,
Und, ausgeſtoßen aus der Ritterſchaft,
Der Henker Euer Wappenſchild zerbrechen!
Das hättet Ihr an mir verdient! Allein
Weil Ihr doch einen edeln Namen führt,
Will ich Euch noch die Ehre gönnen, mit
Dem Schwerte mir Genugthuung zu geben.

Erich.

Da müßtet Ihr mir erſt beweiſen, daß
Es Ehre bringt, die Kling' mit Euch zu meſſen.

Richard.

Die größte Schande iſt die Furcht des Feigen,
Der einem Kampfe auszuweichen ſucht.

Erich.

Nicht Jeder kämpft mit Jedem, der es fordert!

Richard.

Das iſt die Ausflucht jedes feigen Wichtes,
Der vor dem blanken Stahl erbeben muß.

Erich.

Ich kämpfe nur mit Fürſten meines Gleichen!

Richard.

Ich bin ein Fürſt, ein Prinz, ein Königsſohn!

Erich.

Wie lange ſchon? O' überhebt Euch nicht!
Ich kenne Euch! Macht Euch nicht lächerlich!
Denn der geborgte Lappen, den man Euch
An dieſem Hofe umgehängt, er ſtellt
Euch lang noch nicht mit Fürſten in die Reihe.

Richard.

Ha Elender! Dafür will ich dich züchtigen!
Zieh' ſchnell, ſonſt ſoll dich dieſer blanke Degen,
Wie einen Buben, der die Ruthe flieht,
Zum Spott des Pöbels aus den Hallen peitſchen!

Mannheim, den 4. Juni 1784.

18.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Verfall mit meinem Manuſcript äußerſt unangenehm iſt, und daß, wenn ich nicht gezwungen ſein ſoll, durch eine ſtrenge Behauptung meiner darin geäußerten Grundſätze und Meinungen die ganze Geſellſchaft gegen mich zu erhitzen, eine ſchleunige Entſchließung von E. E. dazu nöthig iſt, mich und gewiſſermaßen Sie Selbſt aus der Verlegenheit zu reißen. Ich weiß kein anderes Mittel, als dieſes: Euer Excellenz ſchreiben noch

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Margaretha, ſpäter Belmont.

Margaretha.

Halt' ein! halt ein! Halt, Richard, tritt zurück!
Den Degen weg! Ich will es, ich befehl's!

Richard.

Nichts ſchützt ihn mehr, ſelbſt Eure Nähe nicht!
Will er nicht fechten, ſo beſchimpf' ich ihn!
O wüßtet Ihr, wie er an mir gehandelt!

Margaretha.

Ich weiß ſchon Alles. Belmont war bei mir,
Hat mir den ganzen Vorfall ſchon erzählt,
Den Streit, wie ſeine Urſach', ſchnell berichtet.
Drum bin ich hergeeilt, Euch zu verſöhnen.
Ich ſelber komme, und verlange es,
Daß Ihr in Frieden Euch vertragen ſollt!

Erich.

Ich brauche nicht mit ihm mich zu verſöhnen,
Denn was er ſagt, das kann mich nicht beleid'gen;
Nicht was geſprochen wird, iſt zu beachten,
Nur wer es ſpricht, verleiht den Worten Werth,
Und ich verachte ihn, wie ſeine Reden!

Richard.

Das fordert Blut! Ich ſchone ihn nicht mehr!

Margaretha.

Zurück, ich will es, Richard, hör' auf mich!
Du haſt mir heute ſchon zu ſehr getrotzt.
Bring' mich nicht auf!

(zu Erich.)

Reizt ihn nicht mehr! Ihr ſeyd
Zu weit gegangen, Prinz! Erkennet es!

Erich.

Ich geh' ſo weit, als es mein Rang befiehlt!
Ich bin ein Fürſt und Herr, ein freier Mann.
Von keines Menſchen Gnade häng' ich ab,
Und bin der eigne Richter meiner Thaten!

Margaretha.

Er iſt mein Neffe, und Ihr wißt, wie ich
Ihn liebe, und warum. Ich will, daß ihr
In Ruh' und Frieden miteinander lebet!
Mag, was auch will, hier vorgefallen ſeyn,
Ihr ſollt's vergeſſen, Beide, und vergeben!

Erich.

Ich will es nicht!

Margaretha.

Ihr thut es mir zulieb!

Richard.

Ich kann es nicht!

Margaretha.

Und Du gerade ſollſt's!
Du ſelbſt gabſt Anlaß, daß er Dich gekränkt!
Als wohlverdiente Strafe nimm' es hin,
Und Deine Einſicht wird den Prinzen rühren,
Wird weich ſein Herz, und zur Verſöhnung ſtimmen!
Biet' ihm die Hand! Ich will es, ich befehl's!

Richard.

Ich ſollte ihm die Hand zum Frieden bieten?
Den er beleidigt, deſſen Ehr' er kränkte?
Ich ſoll zuerſt verſöhnlich mich bezeigen?

Das wäre wohl verächtlich! Wäre noch
Entehrender, als die Beleid'gung ſelbſt,
Die ich erfahren. Thue, wer es will!
Das hieße aller Schande volles Maß
Aus freiem Willen auf mein Haupt gehäuft!
Verlangt das nicht! das thu' ich wahrlich nimmer!

Margaretha.

Auch nicht, wenn ich es, ich, von Dir begehre?
— Ich dächte doch, ich hätt' des Anſehn's viel
In Deinen Augen mir bis jetzt erhalten,
Daß mein Gebot noch etwas gelten ſollte!
— Was Schande? Was Entehrung? Tolle Sprache! —
Er iſt ein Prinz, ein ächter, wahrer Fürſt,
Und ſeine Freundſchaft iſt nicht zu verſchmähen!
Es dürfte Mancher ſich's zur Ehre rechnen,
Fänd' er ihn zur Verſöhnung nur bereit,
Statt trotzig um das Mittel ſich zu bringen,
Sich ſeine Gunſt und Gnade zu erwerben!

Erich.

Laßt ab, ich bitte! Sparet jede Mühe;
All' Eure Worte ſind doch nur vergebens!
Ich haße ihn, und werd' es nicht verhehlen,
Verachte ihn, und halt' es nicht zurück!
Um ſeine Freundſchaft iſt mir's nicht zu thun,
Sie würde mich beſudeln und entehren,
Und ſeine Feindſchaft kann mir nimmer ſchaden.
Zum Zweikampf ſtell' auf keinen Fall ich mich.
Trotz ſeines Hochmuths wird er es begreifen,
Warum ich mich mit ihm nicht meſſen will;
Doch weil er Kloht, dem Recht den Lauf zu laſſen,
Und meine Ritterehre anzutaſten

Soll ein Gericht die Sache unterſuchen,
Und öffentlich den Schuldigen beſtrafen.
Die Züchtigung für ſeine Frechheit bleibt
Nicht aus! Ich ſchwörs! Er ſoll an mich noch denken!
(Er geht ab.)

Richard.
(will ihm nach.)

Ja augenblicklich, ohne alles Schonen!

Margaretha.

Du bleibeſt Richard! — Willſt Du Unheil ſtiften?

Richard.

Hin tret' ich vor die Schranken des Gerichtes
Und klag' ihn an.

Margaretha.

Das unterſag' ich Dir!
An meinem Hofe ſollen nimmermehr
Des grimm'gen Haſſes Scenen ſich erneuen.
Bedenke, daß Du ſelber Urſach haſt
Dich vor den Schranken des Gerichts zu hüten.

Richard.

Ich weiß mich rein; ich habe gült'ge Zeugen,
Die den Verläumder mir entlarven helfen.
Den falſchen Portugieſen ſoll man ſchen,
Wär's mit der Folter, zum Geſtändniß bringen.

Margaretha.

Der iſt von hinnen längſt mit ſeinem Weibe;
Ich habe Beide aus dem Land verwieſen;
Schon eilen ſie der Grenze zu.

Richard.

So habt
Ihr ſelbſt dadurch das Mittel mir entzogen,

Mich zu vertheid'gen, meine Ritterehre,
Die er ſo unverzeihlich angegriffen,
An dieſem Uebermüthigen zu rächen?

Margaretha.

Er wird die Sache weiter nicht verfolgen,
Und Du mußt ſchweigen, denn ich will es ſo!

Belmont. (tritt ein.)

Ein fremder Herold bittet um Gehör,
Gar wicht'ge Dinge, angenehme Kunde,
Behauptet er, hätt' er Euch vorzutragen.

Margaretha.

Er trete ein! Ich will ihn hier empfangen.
(Belmont geht zur Pforte ihn einzuführen.)

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Richard Blunt
(im Heroldskleide.)

Blunt.

Heil Margarethen! Herzogin Burgunds!

Margaretha.

Wer biſt Du? Welch ein Auftrag führt Dich her?

Blunt.

Mein Kleid verkündet, hoff' ich, meinen Stand.
Vor Eurer Hoheit ſtehet Richard Blunt,
Der abgeſandte Herold Eduard
Plantagenets, des Grafen von Warwik,
Und Sohn des George von Clarence, Eures Bruders.
Seit vielen Jahren ſchmachtet er im Tower

Zu London, wie es aller Welt bewußt;
Vor wenig Monden erſt gelang es ihm,
Sich aus der Haft zu löſen, und nach Irland
Zu fliehen. Zu Dublin ward er von Lord
Kildare, dem Vicekonig, anerkannt
Als ein Plantagenet, und letzter Erbe
Des königlichen Hauſes. Viele Ritter,
Des Reiches Große, und das ir'ſche Volk,
Sie haben ihm gehuldigt. Drauf ward er
Gekrönt zu Dublin von dem Erzbiſchofe,
Mit einer Krone, die man von dem Haupte
Der heil'gen Jungfrau vom Altare nahm,
Und ausgerufen als der Sechſte Eduard,
Als König Irlands und auch Engelands.
Doch kaum war dieſe Huldigung vorüber,
So kam ſein Vetter, Johann von Lincoln,
Aus königlichem Blut der York's entſproſſen,
Den Richard Gloſter früher ſchon als Erben
Des Throns von England ſelbſt bezeichnete,
Und brachte Nachricht ihm aus Flandern zu,
Daß ſich ein Prätendent an Eurem Hofe
Für Richard York, Eduard des Vierten Sohn,
Wagt auszugeben, den Ihr aufgenommen
Als Euren Vetter, Eures Bruders Kind,
Der ihm das Recht auf ſeiner Väter Thron
Durch gleichen Anſpruch ſtreitig machen will.
Er kommt deßhalb von Dublin nach Brabant,
Um die Wahrhaftigkeit von ſeinem Rechte
Vor ſeines Vaters hochverehrten Schweſter
Mit Documenten zu bekräftigen,
Und den Betrüger ſchleunigſt zu entlarven,

Der des verſtorb'nen Richards Namen ſtahl.
Er bittet drum, durch ſeines Herolds Mund,
Um ſicheres Geleit nach dieſer Stadt,
Und Unverletzlichkeit des Völkerrechts,
Mit aller Rückſicht, die gekrönten Häuptern
Von ihres Gleichen zugeſtanden wird.

Margaretha.

Sagt Eurem Herren, ich erwarte ihn,
Und Brüſſels Thore ſeyen ihm geöffnet.

Richard.

Iſt Eure Liebe, Eure Mutterſorge,
Die Ihr vor ſo viel Zeugen ausgeſprochen,
Von ſo unhaltbar wankelmüth'ger Art,
Daß Jeder, der ſich zeigt, um mich zu kränken,
Gleich unbedingte Aufnahm' kann erwarten?

Margaretha.

Wenn er ein Clarence iſt, iſt er mein Neffe,
So gut als Du, und findet gleiche Liebe;
Denn allen meinen Anverwandten weihe
Ich gleiche rückſichtsvolle Zärtlichkeit.
Daß Eduard entfloh'n aus dem Tower
Beſtätigt das Gerücht, wie Deine Flucht.
Ich werd' ihn prüfen, werde dann entſcheiden,
Ob auf die Wahrheit ſich ſein Anſpruch gründet.

Richard.

Das iſt vergeblich. Eduard iſt gefangen!
Ließ Heinrich nicht, ſobald die Kunde von
Des Prätendenten Auftritt zu Dublin
Nach London kam, ihn mit Prozeſſion
Durch alle Straßen nach Sanct Paul begleiten,
Daß Jeder ſich, der einſt den Prinzen ſah,

Mit eignen Augen überzeugen konnte,
Daß er noch immer ihn gefangen halte?

Margaretha.

Das that er wohl, und doch bleibt's zweifelhaft
Ob er den wahren Clarence vorgeführt.
Er zweifelt auch, daß Du, mein Neffe, lebst,
Und doch ſtehſt Du vor uns, ihn zu beſchämen.

Richard.

Und wär es ſo, Ihr ſolltet doch nicht dulden,
Daß er mit mir das gleiche Recht begehrt;
Denn wär' er ſelbſt der ächte Graf von Warwik,
So lang ich leb', gebührt nur mir die Krone.

Margaretha.

Beweiß' es ihm, wie Du es mir bewieſen!
Doch wie ich Dich empfing an meinem Hofe,
Seo ihm das Recht der Freiſtatt auch gewährt.
Ich will es ſo! Ich hab' hier zu befehlen
Und will von keinem Widerſpruche hören!

Richard.

Laßt immerhin den falſchen Clarence kommen,
Ich lernte Unrecht früh genug ertragen,
Ich kann nur ſchweigen und mein Loos beklagen!
Allein ſo leicht ſoll es ihm nicht gelingen,
Mich um mein Recht, mich um mein Erb' zu bringen.
Du, Herold, künde dem, der Dich geſendet:
Ich, Richard York und Fürſt Plantagenet,
Rechtmäß'ger Erbe Eduard des Vierten,
Ließ ihn durch Dich zum offnen Kampf ermitteln!
Denn nur das Schwert ſoll zwiſchen uns entſcheiden,
Wer von uns Beiden ein Betrüger ſey.
Und eh' ich's dulde, daß er die Beweiſe

Von ſeiner Abkunft darzulegen wage,
Soll er mir in den Schranken Rede ſtehen,
Nach alter Sitte ritterlichem Brauche.
Schlägt ihm ein Herz voll Ehre in der Bruſt,
Denkt er den Namen York auch zu verdienen,
So wird er ſich zum Zweikampf mit mir ſtellen;
Hier werf ich Dir den Ritterhandſchuh hin,
Zum Pfande, daß ich ehrlich ihn gefordert.

Blunt.

Ich nehm' ihn auf im Namen meines Herrn,
Und laſſe Dir zugleich als Pfand den meinen.
Er wird ſich ſtellen, und nach Brauch und Sitte
Mit Dir ſich meſſen, denn ſein Muth iſt groß,
Und heilig iſt ihm königliche Ehre.

Richard.

(der den Handſchuh aufnimmt, wie der Herold.)

Gut! Ich erwart' ihn! Möge Gott entſcheiden,
Wer Recht hat oder Unrecht von uns Beiden!

(Sie gehen zu verſchiedenen Seiten ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Margaretha, Belmont.

Margaretha.

Habt Ihr's geſehen, wie die Creatur
Sich wieder gegen mich wagt aufzulehnen?
Noch hab' ich die Beſchämung nicht vergeſſen,
Mit der er heut mich trotzig überraſchte,
Und ſchon iſt ihm der Stolz auf's Neu' gewachſen,
Weil ihm der kühne Streich ſo gut gelang.

Denkt er mir jetzt sogar noch vorzuschreiben,
Was ich zu thun, was ich zu lassen habe,
Will selber handeln, will selbstständig seyn!
Das soll er büßen! O! ich weiß es lange
Und zweifelte nicht einen Augenblick,
Daß jener Eduard ein falscher Prinz,
So gut, als dieser Warbeck; doch mich freut's
Ihn, der mir straffar widerstreben will,
Vom Schaugerüste der geborgten Größe
Mit einem Schlage leicht herabzustürzen!
Drum kommt er mir erwünscht, der tolle Kampf,
In dem auf jeden Fall er unterliegt!

Belmont.

So wärt' Ihr freilich schnell von ihm befreit,
Und kommt der wahre Eduard —

Margaretha.

Er kommt,
Er ist schon auf dem Weg hieher zu mir;
Denn sichre Kunde kam bereits aus England,
Daß er entflohen, und trotz allen Spähern
Entkommen ist.

Belmont.

Vertauscht Ihr aber dann
Das eine Uebel mit dem andern nicht?
Wenn nun der falsche Clarence wirklich siegt,
Was wollt Ihr thun, erscheint der ächte noch?

Margaretha.

Den laß ich fallen, und er ist gerichtet,
Gar leicht soll mir das Spiel mit jenem werden.
Doch dieser Warbeck ist gefährlich mir.
Ein kühner Geist belebet diesen Mann;

heute Abend an Hn. ....n, unter welchem Vorwand als Sie für wichtig genug halten, daß er alle ihm zugeſchickten Papiere auf der Stelle durch Hn. Rennſchub an Sie verabfolgen laſſen ſoll. Geſchähe dieſes nicht, ſo wäre ....n inſolent genug, mein Mſcpt. in der morgenden Sizzung zu referiren, und ich könnte mich nicht anders als durch eine größere Sottiſe aus der Sache ziehen. Schreiben ihm aber E. E. um ſchleunige Auslieferung der Manuſcripte allenfalls unter dem Vorwand, daß Sie ſolche zu einem eigenen Aufſatze nöthig hätten, und ſchreiben Sie zugleich Rennſchub, daß er ſolche bei ....n abholen und Ihnen durch einen Expreſſen ſchicken ſoll, ſo kann vielleicht die Sache noch hintertrieben werden. Rennſchub fodert ſolche ....n ab, und dieſer hat nicht Zeit, einen ſchlimmen Ge-

Ich trau' ihm nicht, er iſt gewandt und ſchlau,
Und oft mag ich ihm kaum zu widerſtehen.
Trotz ſeiner ſchmutz'gen niedrigen Geburt
Bewährt er ein Benehmen voller Adel,
Und heuchelt wahrhaft fürſtliche Gefühle.
Doch das empöret eben meinen Stolz,
Daß er den Namen meines hohen Hauſes
Durch ſeine freche Exiſtenz beſudelt,
Als York ſich brüſtet, der Verächtliche;
Und gleich zuwider iſt mir der Betrug,
Wie der Betrüger. Beide geh' ich auf!

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen, Adelaide.

Margaretha.

Was führt Dich her? Was haſt Du mir zu ſagen?

Adelaide.

(ſtockend und verlegen.)

Den Unmuth ſeh' ich Deine Stirn' gefurcht,
Und doch bedürfte ich in dieſer Stunde
Ein freundlich Strahlen Deines lieben Auges,
Das all mein Glück in ſeinem Blicke trägt.
Ich bin Dein Kind, und will mich Dir vertrauen.
O, ſchaue mich voll Milde und Güte an,
Daß mir der Muth nicht fehlt, das Herz zu öffnen.

Margaretha.

Eröffne es, und rede ohne Scheu.

Adelaide.

Verlange nicht, daß ich dem Prinzen Erich,
Wie Du's befohlen, angehören soll;
Ich kann die Seine nun und nimmer werden!
Mir schaudert vor dem ungeliebten Manne.
In seiner Nähe fühl' ich alle Qualen,
Die nur verhaßte Werbung bringen kann.
Du hast Dich stets als Mutter mir bewiesen,
Verfüge jetzt nicht herzlos über mich,
Mach' mich nicht elend für das ganze Leben!

Margaretha.

Und was mißfällt Dir denn so sehr an ihm?

Adelaide.

Ihm ist nichts heilig, als sein eignes Ich;
Verächtlich ist ihm alles and're Sein.
Voll Stolz und Dünkel ist sein kaltes Herz,
Voll nichtern Hasses, und voll Eifersucht.

Margaretha.

Voll Eifersucht? Gabst Du ihm Ursach' wohl?

Adelaide.

Bedarf die Eifersucht der Ursach' noch,
Um sich und And're ohne Grund zu quälen?
Vom Prinzen Richard sprach er achtungslos,
Verspottete den edeln York, der ihn
In allen Eigenschaften übertrifft,
Die Herzen rühren, Lieb' erwecken können.

Margaretha.

(mit Beziehung, plötzlich erleuchtet, für sich.)
Das also war es? Ja! nun ist mir's klar!
(laut und lagernd.)
Ja, wenig Männer messen sich mit Richard.

Dritter Aufzug.

Ein offener Platz.

(Rechts im Vordergrunde eine erhabene Estrade mit mehreren Stufen, auf der ſich reich behängte Bänke befinden für den Hof. In der Mitte derſelben der Thron für die Herzogin. Schranken ſind errichtet und mit Wachen beſetzt. In der Mitte des Hintergrundes, auf ſchwarz belegten Stufen, ſteht eine ſchwarz behangene Tafel, um welche die Kampfrichter in ſchwarzen Reben ſitzen. Zu beiden Seiten ſtehen Zelte mit Fahnen und Wappen geziert, für jeden der Kämpfer; davor zwei Särge.)

Erſter Auftritt.

(Volk beiderlei Geſchlechts umgibt die Schranken. Wie der Vorhang aufrollt, tritt eine Proceſſion von Mönchen mit Kreuz und ſchwarzen Fahnen auf die Bühne. Alle tragen brennende Kerzen. Sie ſingen den Pſalm Tuba mirum etc. — Hinter ihnen kommt der Scharfrichter mit ſeinen Geſellen, der das Beil trägt, und mit den Mön-

chen in die Schranken tritt, wo er ſich hinter der Tafel erhöht aufſtellt. Glocken ſchallen aus der Ferne. Sobald die Klingel der Miniſtranten ertönt, die vor den Mönchen ſchreiten, entblöſen die Männer das Haupt, die Frauen bekreuzigen ſich. Alles Volk, das hinter dem Zuge folgt, drängt ſich nun raſch auf die Bühne, die ganz gefüllt wird. Schmied, Schneider, Metzger, der Tuchmacher, Bader und Kaufmann ſind unter dieſen. Später erſcheinen auch Eduard und Stanley.

Schmied.

So drängt doch nicht, Ihr findet alle Platz!

Schneider.

Betragt Euch doch mit Anſtand, ſchiebet nicht
Geſetzte Leute, wie ein Weberſchiff!

Tuchmacher.

Hört, Michel; ſtichelt nicht, ſonſt gebts Euch ſchlecht.

Metzger.

Das iſt ſein Handwerk, könnt Ihr's ihm verargen?

Kaufmann.

Wär er nicht lattenkünn, und himmellang,
Er wär' nicht nur geſetzt, er ſtünd' auch feſt.

Metzger.

Ja, Lattenmäß'ges hat er viel an ſich.

Schmied.

Uns Dreie ſchiebt ſo leicht wohl keiner weg!

Tuchmacher.

Seht da, den Doctor, d'gebt dem auch nicht beſſer.

Metzger.

Sie halten ſich gar ſchwer auf ihren Beinen.

Kaufmann.

Ihr irrt Euch, Beide ſind nur leichte Waare!

Bader.

Wie? leichte Waare? Wie verſteht ihr das?

Kaufmann.

Nun! wie ein Kaufmann ſich auf Waar' verſteht.

Schneider.

Pah! ſchlechter Witz! Der dünkt ſich was Apartes,
Der Superklug, und iſt's noch lange nicht.

Bader.

Und immer muß er Andern widerſprechen.

Schneider.

Wie noch vor Kurzem in der Fürſtenhalle,
Im Schloße, bei der Herzogin, wo er
Uns hindern wollt', den engeland'ſchen Lord
Zu züchtigen für's ungewaſchne Maul!

Bader.

Ja, er hält mit der rothen Roſe, drum
Nahm er ihn auch in Schutz, und drängte dann
Den Prinzen Richard um Bezahlung hart.

Kaufmann.

Käm's darauf an, ſo wär' der Michel auch
Dem Haus Lancaſter zugethan, denn er
War auch mit dort, und brachte ſeinen Conto.

Schneider.

Das iſt was Anders! Ihr habt mich verleitet,
Sonſt hätt' ich nicht daran gedacht, mein Geld
Zu fordern. Doch Ihr irrtet Euch. Wir wurden
Sogleich bezahlt, und ich bin nun mit Leib
Und Seel' dem Hauſe York ergeben.

Kaufmann.

Schreit
Nur recht! Ihr habt es ja verſprochen! Nicht?

Schneider.

Das ſollt Ihr hören, wenn der Prinz erſcheint!

Bader.

Und ich thu' mit! Seyd Ihr vielleicht dagegen?

Kaufmann.

Nicht im Geringſten!

Metzger.

Rathen möcht' ich's Euch!
Wir Alle halten's mit der weißen Roſe.

Kaufmann.

Ich auch! Ich auch! Durch Gründe der Vernunft,
Und das iſt zwiſchen uns der Unterſchied.
Ich kenn' die Urſach' dieſes langen Streites,
Den die zwei Roſen gegenſeitig führen.
Kennt Ihr ihn auch?

Schneider.

Ich nicht!

Schmied.

Ich gleichfalls nicht.

Metzger.

Wer noch?

Bader.

Das thut nun auch im Grunde nichts
Zu dieſer Sache!

Kaufmann.

Ei! Wie kann man ſich
Für eine Sache wahrhaft wohl entſcheiden,
Die man von Grund aus, vom Entſteh'n, nicht kennt?

Metzger.

Ihr wißt den Hergang? Theilet ihn uns mit.

Kaufmann.

Das kann geſchehen, höret mir nur zu!

(Eduard Plantagenet erſcheint während der Erzählung, und miſcht ſich unter die Gruppe, die ſich nach und nach um den Kaufmann ſammelt, der alſo fortfährt.)

Ein Abkömmling des Lionel von Clarence,
Des dritten Sohnes Eduard des Dritten,
Richard Plantagenet, gerieth in Streit,
Zu London in der Tempelhalle, mit
John Beaufort, Graf von Sommerſet, und mit
William de la Poole, Graf von Suffolk.
Um eine Rechtsfrag' hatt' es ſich gehandelt.
Die Zeugen zu vermeiden traten ſie
In einen Garten mit der Freunde Vielen,
Die am Verfolg der Sache Antheil nahmen.
Mit Witz bekämpften ſich dann die Partheien,
Und beider Theile Meinung ſchwankte lange;
Denn Jeder hielt beſcheiden ſich zurück,
Und wagte keinen Ausſpruch, keinen ernſten.
Da pflückt Plantagenet von einem Strauche
Sich lächelnd eine weiße Roſe, ſprechend:
Wem Scheu verbietet oder Worte mangeln,
Die feſte Meinung ſeines Sinn's zu künden,
Der breche, ſo wie ich, die weiße Roſe
Zum Zeichen, daß er denket, ſo wie ich!
Wer denkt, wie ich, erwiedert Sommerſet,
Der pflücke ſich vom Strauch die rothe Roſe,
Die ihre bleiche Schweſter ſoll beſchämen;
Und wer die meiſten zählt in ſeiner Farbe,

Mag recht behalten in dem langen Streit.
Und ſieh — der weißen Roſen waren mehr,
Denn rothe, und Plantagenet blieb Sieger.

Viele.

So mag es immer ſeyn!

Andere.

Erzählet weiter!

Kaufmann.

Darob ergrimmte Beaufort und ſein Anhang,
Von witz'gen Sticheleien übergehend
Zu derbem Spott und Hohn, und reizte auch
Die Gegner, nannte Richard einen Bauern,
Mit dem es ſich des Streites nicht verlohne,
Und wenig fehlte, daß nicht Blut gefloſſen. —
Um dieſem groben Schimpfe zu begegnen,
Sucht Richard ſeine alten Rechte wieder;
Denn hoher Abkunft war Plantagenet,
Und hatte nähern Anſpruch auf den Thron,
Als die Lancaſtrier, die ihn beſaßen.
Das hat der fünfte Heinrich anerkannt,
Deß Vater ausſchloß die Plantagenets,
Vom Thron ſich krönen ließ, und Mortimer,
Den Grafen von der March, im Tower ſtreng
Gefangen hielt, den Oheim Richards. Als
Der ſtarb, wurd' dann Plantagenet von Heinrich
Dem Sechſten, vor dem Parlament, als Erbe
Von Langley, Herzog York, mit allen Gütern
Des alten Stammes neu beliehn, zum Ritter
Geſchlagen von des Reiches ganzem Adel,
Und eingeſetzt als ein Plantagenet
Und Fürſt von York. Und als drauf zu Paris

Harry Lancaſter herrlich ward gekrönt,
Als Frankreichs König, da gerieth Vernon,
Ein Diener Yorks, in einen Streit mit Boſſet,
Aus dem Gefolge des Lord Sommerſet,
Die ſich ſchon neckten bei der Ueberfahrt
Nach Frankreich; als ſie ſich vom Könige
Das Recht zum Zweikampf ſuchten, da vertraten
Die beiden Lord's die Diener, forderten
Zu blutgem Kampfe ſelber ſich heraus,
Zum Mißvergnügen aller hohen Häupter.
Denn eben hatt' die ſchreckliche Pucelle
Das Banner für den Dauphin aufgerollt,
Und Englands Heer bedurfte ſtarker Arme.
Des Königs Wort verbot erzürnt den Kampf,
Doch nimmer konnt' er der Partheien Groll
Vernichten, der auf ewig Wurzel ſchlug.
Denn unbedacht, und nur aus Tändelei,
Nahm er von Boſſet's Mütz' die rothe Roſe,
Und ſteckte ſie leichtſinnig auf den Hut.
Seitdem ſind dieß die Unterſcheidungszeichen
Der beiden Stämme: York und Lancaſter,
Die ſich um Englands Herrſchaft jetzo ſtreiten,
Und ferner ſtreiten wohl, ſo lange noch
Der Ocean um Englands Ufer ſchäumt!
So klein der Anlaß war, ſo traurig groß
War ſchon der Kampf der roth' und weißen Roſe,
Der Tauſende geriſſen in die Schlacht
Und Tauſende noch deckt mit Todesnacht!

Schmied.

So iſt die Sache?

brauch mehr davon zu machen. Dieß iſt der einzig mögliche Ausweg, den E. Exc. übrig haben, mir eine Verwirrung zu erſparen, worin ich, wenigſtens durch meine Schuld nicht, gerathen bin. Dieſe beide Briefe erwarte ich mit der größeſten Ungeduld durch den Expreſſen, der dieſen Brief überliefert, und bin mit vollkommenſter Achtung

Euer Excellenz

unterthäniger
Schiller.

P. P.

Julius von Tarent iſt vortrefflich, beinahe beſſer als das erſtemal, ausgefallen. Auch der verdächtige Freund ging ſehr gut, und das

Metzger.

Ja, das iſt was Anders!

Schneider.

Seht ihr's? Ich ſagt's, die weiße Roſ' hat Recht!

Bader.

Und wir ſind richt'ge Leute auch, wir halten's,
Wir Niederländer, mit der weißen Roſe.

Eduard.

(zum Kaufmanne.)

Sagt, guter Herr, der Ihr ſo gründlich ſprecht,
Und ſo erfahren ſcheint, könnt Ihr mir wohl
Berichten, was die Anſtalt hier bedeutet?

Kaufmann.

Ihr ſeyd wohl fremd in unſerm guten Brüſſel?

Eduard.

Ganz fremd und unbekannt. Kam heut erſt an.

Kaufmann.

Das glaub ich, denn bei uns bleibt ſonſt nichts lang
Verſchwiegen! Seht! Ein Gottesurtheil iſt's,
Ein Zweikampf von der höchſten Wichtigkeit.

Erich.

Und zwiſchen wem, wenn ich Euch fragen darf?

Kaufmann.

Es ſtreiten ſich zwei Prinzen um die Krone.

Eduard.

Um welche Krone?

Kaufmann.

Die ſie noch nicht haben,
Um die von Engeland.

Eduard.

Wer ſind die Prinzen?

Bader.

Der weiß auch gar nichts!

Schneider.

Komm', wir gehen weiter!

(sie entfernen sich.)

Metzger.

Der Milord kommt!

Schmied.

Drum drückt sich auch der Schneider!

(auch sie treten bei Seite.)

Kaufmann.

Mein Herr, der Erne nennt sich Prinz von York,
Den Sohn des Königs Eduard des Vierten,
Ist hier am Hof' bei seines Vaters Schwester,

Lord Stanley.

(bemerkt Eduard, wird aufmerksam, und beobachtet ihn genau, indem er näher tritt.)

Eduard.

Wurd' er denn nicht von seinem Ohm ermordet?

Kaufmann.

So heißt es wohl, allein er ist jetzt hier —
— Es ließe sich gar Manches drüber sagen —
Er rettete sich wunderbar, wie er
Erzählt, ich hört's — und machet Anspruch nun
Auf Englands Krone.

Eduard.

Und der Andere?

Kaufmann.

Ist Eduard von Warwik, Herzog Clarence,
Der aus dem Tower hin nach Irland floh,
Wo man ihn krönte, als den ächten König.

Eduard.

Und der iſt hier? —

Kaufmann.

Und kämpft mit ſeinem Gegner
Auf Tod und Leben hier in dieſen Schranken,
Denn jeder nennt den Anderen Betrüger;
Drum ſoll das Schwert entſcheiden.

Stanley.

(tritt herzu.)

Ihr vergeht!
Der Herr iſt fremd, dem Anſchein nach, weil er
Die neueſte Begebenheit nicht kennt,
Die jetzt zwei Reiche aufregt und entzweit?

Kaufmann.

Ganz fremd und unbekannt, fürwahr! mit den
Gewöhnlichſten Ereigniſſen des Lebens.

Stanley.

(zieht den Kaufmann bei Seite.)

Kennt Ihr ihn nicht?

Kaufmann.

Nicht im Entfernteſten.

Stanley.

Ahn't Ihr auch nicht, wer's etwa könnte ſeyn?

Kaufmann.

Entſchuldiget, Mylord! Die Kämpfer nahen!

(er tritt auf die Seite.)

Stanley.

Wenn er es wäre! Wenn ich mich nicht täuſchte?
Gar zu auffallend iſt die Aehnlichkeit!
Ich darf ihn nimmer aus den Augen laſſen.
Ob meine Furcht gerecht iſt, oder nicht.

Gewißheit will ich, und dann werd' ich handeln!
(er tritt zu Eduard, mit Verbindlichkeit.)
Wollt Ihr den Vorgang Euch genau beſehen,
Schließt Euch an mich, ſo ſeyd Ihr wohl geſchützt.

Eduard.

Ich danke Euch, und nehm' den Vorſchlag an.
(Stanley führt ihn auf die Tribune, die für den Hof beſtimmt iſt.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Simnel, mit John von Lincoln und ſechs andern Rittern, treten geharniſcht auf. Blunt, im Heroldskleide tritt ihnen vor, Pagen und Schildknappen tragen die Lanze, den Schild, das Schwert, die Streitart und den gekrönten Helm auf einem Kiſſen. Pater Simon.

Blunt.

(läßt die Trompeten blaſen.)
Das Zeichen gab ich! Oeffnet nun die Schranken!
(Die Kreiswärter treten vor.)

Kampfherold.

(erſcheint mit ſeinem Stabe.)
Wer biſt Du und für wen verlangſt Du Einlaß?

Blunt.

Für Eduard von Warwik, Prinz von Clarence,
Gekrönten König Englands und Irlands,
Der ſeinen Namen zu vertheid'gen kommt,

Sein heilig Recht, ſein Reich und ſeine Krone,
Und kämpfen will mit Perkin Warbeck, der
Sich fälſchlich Prinz Richard, von York läßt nennen,
Und ihn zum Kampf auf Tod und Leben fordert.

Herold.

Wo iſt der Kämpfer?

Blunt.

Seht ihn hier vor Euch.

Simnel.

Ich bin es, bin der Graf von Warwik, der,
Verfolgt ſeit ſeiner Kindheit frühen Tagen,
Von einer Haft zur andern ward geſchleppt.
Mein Vater, Herzog George von Clarence, war
Der zweite Sohn des Richard York, und Bruder
Des vierten Eduard. — Mein ſchlechter Ohm,
Richard von Gloſter, brachte es durch Burke
Dahin, daß er, des Hochverraths verdächtig,
Ward in den Thurm gebracht, allwo man ihn
Auf den Befehl des Königs ließ ermorden
Als Eduard nun todt, und meine Vettern,
Die Prinzen Eduard und Richard, durch
Tyrrel auf den Befehl des Wütherichs
Gewürgt, nahm er den Thron, und ließ ſich krönen,
Und als Richard der Dritte ſich zum König
Ausrufen, wie es längſt bekannt. Ich war
Der einz'ge Erbe noch des Hauſes York,
Der heil'ge Rechte auf das Reich beſaß.
Drum ließ er auch mich ſicher aufbewahren
Durch einen Sherif, Hatton, in Yorkshire.
Als ihm bei Bosworth Heinrich Richmond ſchlug,

Und unrechtmäßig meine Krone nahm,
Ward ich nach London in Verhaft gebracht,
Weil der Lancaſter mehr als Richard noch
Vor meinem heil'gen Anſpruch beben mußte.
Sir James Tyrrel war Kaſtellan des Thurms,
Zum Lohne, daß er Eduards Söhn' ermordet,
Und hatte Auftrag von dem Könige,
Die Mittel, zu der Flucht mir zu erleichtern,
Damit ich eingeholt und proceſſirt,
Mit Schein des Rechtes könnt' verurtheilt werden.
Ein Prieſter, Richard Simon von Orford,
Ward abgeſandt, mich dazu aufzufordern,
Mich zu begleiten, und nicht außer Acht
Zu laſſen, bis die Schergen mich gefangen.
Doch er, ein frommer Mann, ſpielt ſcheinbar nur
Den niedrigen Verräther, flieht mit mir
Nach Irland zu Lord Kildare, der mich kennt,
Und aufnimmt. Anerkannt von allen Großen
Des Reiches, huldigt mir das Volk als König.
Hier iſt der fromme Mann, der die Beweiſe,
Die meine Rechte feſt beſtät'gen, der
Die Documente dieſes Kampfes Richtern
Bereit iſt, vorzulegen.

Herold.

Tret' er ein!
Die Richter ſind bereit, ſie einzuſehen.

(Die Wärtel öffnen die Schranken. Pater Simon tritt ein, und legt den Richtern mehrere Pergamente vor.)

Stanley.
(zu Eduard.)
Mir ſcheint, daß Ihr gar warmen Antheil nehmt
An dieſer abentheuerlichen Scene.

Eduard.
Wen ſollte nicht die ſeltene Verkettung
So ſonderbarer Führungen ergreifen?

Stanley.
Und Euch beſonders —

Eduard.
Mich? Wie meint Ihr das?

Stanley.
Ich glaub', Ihr wißt die Wahrheit beſſer, als
Wir Alle, und verſtellt Euch nur!

Eduard.
Ich bin
Zu unerfahren, und nicht eingeweiht
In die Geſchicht' der Völker und der Staaten.

Bader.
(zum Kaufmanne.)
Nun! Ihr, der Alles beſſer weiß, als Andre,
Erklärt uns jetzt, wer iſt der ächte York?

Schmied.
Ja, ſagt uns doch, wer iſt der ächte Prinz,
Iſt's Richard, oder dieſer Eduard?

Kaufmann.
Noch weiß ich's nicht; doch ſcheint mir, dieſer iſt's.
Er machte nicht ſo viel Geplauder, als
Der Andre jüngſt! Und Wahrheit bleibt es immer:
Nur wenig Worte braucht die gute Sache.

Schneider.
Ihr ſeyd ein Zweifler, ein Lancaſtrier,

Und sucht den Prinzen stets nur zu verkleinern,
Wie neulich, als Ihr mich habt aufgehetzt,
Ihn mit den Rechnungen so hart zu drängen.

Kaufmann.

Ihr nahmt doch Euer Geld!

Schneider.

Das ist was Anders!

Kaufmann.

Was wollt Ihr? Meine Meinung sag' ich frei;
Das kommt mir zu, wie jedem Niederländer!

Volk.

Ja, er hat Recht und wir vertheid'gen ihn!

Schmied.

Und wir durchbläuen Jeden, der's mit uns
Und mit der weißen Rose nicht will halten!

Ein andrer Theil des Volks.

Wir stehn zu Euch, und sind die stärkre Zahl!

Metzger.

Wagts noch einmal und schmäht die weiße Rose!

Kaufmann.

Das thu' ich nicht; denn ist der Eduard,
Der Graf von Warwik, wirklich denn ein York,
So führt die weiße Rose er im Helm
Und als Symbol, so gut als der Prinz Richard.

Schneider.

(zum Bader.)

Meinst Du, er habe recht?

Bader.

Ich glaube fast!

Metzger.

Wir hätten ihn beinah' umſonſt geprügelt.

Schneider.

Wie ſonderbar, daß wir uns immer irren!

Stanley.

(zu Eduard.)

Auf welche Seite fühlt Ihr Euch gezogen?
Für welche Roſe nehmet Ihr Parthei?

Eduard.

Für keine, Herr! In dieſer Zeit iſt es
Am beſten wohl, man denkt an ſich allein.

Stanley.

(für ſich.)

Da fruchtet keine Wendung. Schüchtern und
Bedächtig wägt er jedes Wort, das ihn
Verrathen könnte. Doch er täuſcht mich nicht,
Und dieſe Vorſicht, die ſonſt fremd der Jugend
Beſtärkt mich immer mehr in dem Verdachte.

Dritter Auftritt.

(Trompeten erſchallen.)

Die Vorigen. Ein Herold erſcheint, und hinter ihm tragen Pagen und Knappen, Fahnen und Wappen, die Lanze, den Schild, die Streitart und den gekrönten Helm Richards. **Graf Hereford**, ſeine fünf Söhne, und noch ein **Lord**, in Harniſchen, ſtellen ſich mit dieſen auf der andern Seite, dem Gefolge Simnels gegenüber, auf. Die **Herzogin** und ihr Hof erſcheinen. Pagen, Cavaliere

und Dienerſchaft. — **Erich, Adelaide und Richard** begleiten ſie.

Während ſie ſich auf den Thron ſetzt und die Begleitung ihre Plätze einnimmt, bleiben Richard und Adelaide unbeachtet im Vordergrunde.

Adelaide.

O Richard, ich beklage Euch! Ich ſehe
Unwürdig Euch an dieſem Hof behandelt!
Iſt's möglich, daß man Eurem Fürſtenwort
Nicht beſſern Glauben ſchenkt, daß Ihr das Leben
Zum Pfande ſetzen müßt, Euch vom Verdachte
Des niedrigen Betrugs zu reinigen,
Nachdem Ihr öffentlich von aller Welt
Euch ausgewieſen als ein Prinz von York?

Richard.

Beruhigt Euch! Man legte mir die Schlinge,
Mich tückiſch zu verderben, doch mir bürgt
Das Glück, das mich bis jetzt noch nie verließ,
Daß ich die Feinde abermals beſchäme,
Und wie der Phönix aus der Aſche ſteigt,
Gereiniget aus dieſer Prüfung Feuer
Hervorgehn werde mit der Hülfe Gottes!
Mit leichtem Muthe trete ich zum Kampfe

Adelaide.

Ihr ſtürzt Euch freudig in das blut'ge Spiel
Nach Männerſitte, die an ſich nur denket,
Und, um die rohen Künſte ihrer Kraft
Zu zeigen, alles Andere vergißt!

Publikum hat Urſache mit beiden Stücken recht ſehr zufrieden zu ſein.

Es ſind einige Fremde hier, unter andern ein Baron von Straubelnsdorf aus Berlin, der ſich eben bei mir anſagen laſſen.

Madame Gruſike iſt gewiß für uns eine ſehr brauchbare Actrice, und keine andere, die mit ihr zu vergleichen wäre, würde unter den Bedingungen bleiben, die ſie aus Enthuſiasmus für unſere Bühne annehmen will. Das Publikum glaubt nicht anders, als daß ſie bleiben wird.

Euch ſchwillt das Herz wohl gar vor Kampfesluſt.
Indeſſen vor dem Ausgang ich erbebe.
Ein jeder Schlag, auf Euer Haupt gerichtet,
Trifft meine Bruſt und zielt nach meinem Herzen!
Und fallet Ihr, ſo bin auch ich verloren!
Denn nimmer bergen kann ich's, daß die Bruſt
Von Lieb' erfüllt iſt, wie von Furcht und Angſt.

Richard.

O! nun iſt Alles gut, nun iſt's errungen,
Das ſtolze Ziel, nach dem ich kühn geſtrebt!
Der Liebe Müthe iſt mir aufgegangen,
Und hoffen darf ich auf die ſüße Frucht!
O! dieß Bewußtſeyn ſtählet meine Sehnen,
Macht unbezwingbar mich, macht mich zum Helden!
Der Strahl des Auges, der mein Glück verbürgt,
Entzündet mich mit nie gefühltem Muthe!
Drum fort zum Streite, daß ich es beweiſe,
Daß ich ſo zarter Minne würdig ſey!
Der Sieg iſt mein, ich kämpfe für die Liebe,
Der ſtärkſte Gott des Lebens ſteht mir bei!

(ſie eilen Beide auf ihre Plätze.)

(Trompeten erſchallen aus den Schranken.)

Herold.

(tritt vor und ruft)

Im Namen Gottes, des Dreieinigen,
Ruf' ich es aus nach allen Gegenden,
Nach Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht:
Ein heilig Ding, ein Urtheil Gottes wird,
Gehegt hier, nach Ritter-Brauch und Sitte!
Daß die Entſcheidung durch das Schwert enthülle,
Wer Recht, wer Unrecht von den Kämpfern habe.

Wer dieſe Handlung ſtört durch Wort und That,
Der iſt verfallen in des Kaiſers Bann,
Verliert die rechte Hand durch Henkers Beil!
Trompeter, ruft den Kläger vor die Schranken.

(Trompeten erſchallen.)

Im Namen Gottes! Kläger, ſprich und klage!

Simnel. (tritt vor.)

Ich Eduard von Warwik und Clarence,
Gekrönter König Engelands und Irlands,
Steh' hier und klage Perkin Warbeck an:
Daß er mit hohem Namen fälſchlich prahlt,
Und mit dem hohen Titel und den Rechten
Des längſt begrabnen Prinzen Richard York,
Des Königsthrones ſich bemächt'gen will,
Der mir gebührt nach Recht, Gebrauch und Sitte.
Dieß zu beweiſen, ſteh' ich hier in Waffen,
Und bringe ſieben Zeugen, edle Ritter,
Bereit, mit Wort, mit Schwert und Lanze, in
Den Schranken für die Aechtheit der Perſon
Des Klägers, wie der Klage, Red' zu ſtehn,
Und ſich mit ihrer Ehre zu verbürgen!

John von Lincoln.

Ich, John von Lincoln, Lord und Pair von England,
Verbürge mich bei Ehr' und Ritterwort
Im Namen dieſer Ritter, die mir folgen,
Daß Dieſer Eduard, Graf von Warwik, iſt
Und bin bereit, mit Lanz' und Schwert zu fechten,
Die Wahrheit meines Wortes darzuthun!

Herold.

Trompeter, rufet den Beklagten auf!

(Trompeten erſchallen.)

Richard.
(tritt vor die Schranken.)

Herold.
Wie iſt Dein Nam'? Warum kommſt Du hierher?
So Gott Dich ſchütze, rede Wahrheit nur!

Richard.
Richard Plantagenet, Herzog von York
Bin ich, und Sohn des vierten Eduard,
Der Englands Krone trug mit Ruhm und Ehre.
Dieß zu beweiſen ſtell' ich ſieben Zeugen
Der edelſten Geſchlechter meines Landes,
Bereit mit ihrem Wort dafür zu bürgen,
Und Jedem Red' zu ſteh'n, der daran zweifelt,
Im Kampf, mit Schwert und Lanze in den Schranken!

Hereford.
Ich, Graf von Hereford, verbürge mich,
Als Lord und Pair von England, und im Namen
Der Ritter, die bei mir in Waffen ſtehen,
Daß er die Wahrheit ſpricht, und wer dran zweifelt,
Dem ſtell' ich mich mit Lanz' und Schwert zum Kampfe!

Richard.
In dem Bewußtſeyn meines heil'gen Rechtes
Tret' ich vor dieſe Schranken, laut verkündend,
Daß dieſer Warwik ein Betrüger ſey!
Zu London in dem Tower ſchmachtet noch
Mein Vetter Eduard, das weiß ganz England;
Und Anſpruch hat wohl Niemand außer mir,
Auf Englands Thron, ſo lang ich leb' und athme!
Drum klag ich dieſen als Betrüger an,
Als Räuber meiner Krone, meines Rechtes.
Dieß zu beweiſen, ſteh' ich hier in Waffen,

Und will mit ihm auf Tod und Leben kämpfen.
Mög' Gott und Sanct Georg mich dabei schützen!

Herold.

Schlagt an die Bruſt, und prüfet Eure Herzen!
Das Aug' des Herren läßt sich nicht betrügen,
Und ſchwere Strafe trifft den frechen Lügner.
Denn wer in dieſem Kampfe unterliegt,
Verlieret Ehre, Namen, Blut und Leben;
Dem Henkerbeile iſt ſein Haupt verfallen,
Verflucht auf ewig iſt ſein Angedenken!
Wer ſich nicht rein weiß, laſſe ab vom Kampfe,
Und wage nicht den Richter zu verſuchen!
Er iſt allwiſſend, ein gerechter Gott!

Simnel.

Ich ſchwore laut, daß ich die Wahrheit ſprach,
Und werde kämpfen, um es zu beweiſen.

Richard.

Ich ſchwore, daß er lügt, und werd' es ihm
Im heil'gem Kampfe darthun durch mein Schwert!

Herold.

So tretet in die Schranken, auf das Bild
Des Heilands ſchwöret, der am Kreuze litt,
Daß Ihr wollt fechten ehrbar, ritterlich,
Daß Ihr nicht Hinterliſt, noch Trug wollt üben,
Daß Eure Waffen rein und ungefeit,
Und Ihr den Ausgang als ein Urtheil Gottes,
Als ein untrügliches betrachten wollt!

(Die Wärter öffnen die Schranken, beide treten ein. Ein Mönch hält ihnen das Crucifix vor, auf das ſie die zwei Finger der rechten Hand legen.)

Eduard und Richard.

Wir ſchwören es, ſo wahr Gott helfe!

Alle.

(mit entblößtem Haupte ſierlich feierlich.)

Amen.

Herold.

Bereitet Euch zum ernſten Gange vor,
Erhebt das Herz noch einmal zu dem Schöpfer!

Eduard und Richard.

(treten beide, ein Jeder von einem Mönche begleitet, in die Zelle.)

Herold.

Bringt nun die Waffen und die Helm' zur Schau!

(Die Wärter öffnen die Schranken, Knappen und Pagen treten mit den Waffen ein, die von den Richtern unterſucht und geprüft werden.)

[Während dieſer Feierlichkeit.]

Margaretha.

(zu Adelaiden.)

Sieh doch den Jüngling dort, der nach mir blickt!
Sein Antlitz iſt ſo ausdrucksvoll und edel,
Sein Auge ſanft und rührend —

Adelaide.

Ehrfurchtsvoll
Und ſcheu ſind ſeine Blicke.

Margaretha.

Aufgeregt,
Bewegt, erſcheint ſein ganzes Weſen, und
Ein ſonderbares Etwas zieht mich hin
Zu ihm, das ich mir nicht erklären kann.

Belmont.

(zu Stanley.)

Wer iſt der Fremdling, der es dreiſt gewagt,

Sich hier auf der Estrade einzufinden,
Die für die Fürstin und den Hof bestimmt?

Stanley.

Ich lud ihn ein, doch kenn' ich ihn nicht näher.

Margaretha.

(zu einem Pagen.)

Der Bischof stelle mir den Jüngling vor,
Der unter meinen Hof zu treten wagte!
Ich will ihn sprechen, will ihn selber fragen.

(während der Page hingeht, und mit dem Bischof spricht, ob die Maskenmaske gemacht. Die Diener treten mit den Masken in die Zelte zu ihren Herren.)

Belmont.

(zu Eduard.)

Die gnäd'ge Fürstin hat nach Euch gesendet.

Eduard.

(steigt ihm zu der Herzogin, vor der er das Knie beugt.)

Verdien' ich unbekannt die große Ehre?

Margaretha.

Das wird sich zeigen! Nennt mir Euren Namen!

Eduard.

Ihr sollt ihn hören, doch nur Ihr allein.
Vor Zeugen muß ich schweigen!

Margaretha.

Und warum?

Eduard.

Der Nam' ist oft nur Schein, und die Beweise,
Daß ich die Wahrheit rede, fehlen mir!

(Die Kämpfer treten aus den Zelten, und stellen sich einander gegenüber, der innere Raum wird leer. Trompeten geben drei Zeichen, und der Herold ruft.)

Herold.

Fangt an im Namen Gottes!

Adelaide.

[stürzt auf.]

Weh', der Kampf

Beginnt!

Volk.

Der Kampf beginnt! Der Kampf beginnt!

(Die Mönche singen, leise stimmt das Volk mit ein.)

Miserere mei Deus etc.

(nach mehreren Gängen fort Simmel überwunden.)

Volk.

Sieg! Sieg! Sieg! Sieg! Prinz Richard ist der Sieger!

(Alles steht auf. Das Volk drängt von allen Seiten. Die Schranken werden eingerissen.)

Volk.

(dringt jubelnd ein.)

Der Sieger lebe hoch! Prinz Richard lebe!

Herold.

Ich spreche! — Stille! Ruhe! — Blas't, Trompeter!

(Trompetenschall.)

Hört das Geständniß des Gefallenen!

(Alles ist ringsum Stille. Ritter und Volk stehen in einem Kreise um den Gefallenen, auf welchen Richard den Fuß gesetzt, indem er die Streitaxt schwingt.)

Herold.

Im Namen Gottes, der die Herzen kennt,
Der Dich gerichtet durch des Siegers Schwert,
Bekenne Wahrheit! Sage, wer Du bist!

Richard.

Die Wahrheit sage, und ich schone Dich!

Simmel.

Laßt mich nur athmen, dann will ich bekennen!

Richard.
(tritt hinter ihn. Alles hört gespannt zu.)

Simnel.
(Gereizt und langsam.)

Ich bin nicht Warwik, bin nicht Clarence's Sohn.
— Mein Vater ist ein Bäcker zu Oxford,
Und Lambert Simnel ist mein wahrer Name.
Dort jener Priester, Richard Simon, riet's —
Der mich verleitete — und meine Jugend —
Mißbrauchte, den Betrug zu spielen — ach! —
Um König Heinrich von dem Thron zu stürzen.
Und den ich fälschlich Warbeck hier genannt,
— Ist der wahrhaftige Plantagenet —
Prinz Richard York — und König Eduards Erbe!
Ich bitte ihn — in m.. r Todesstunde —
Die schwere Schuld, die ich an ihm verübt
Mir zu vergeben! Gott, mein Richter naht!
Ich sprach die Wahrheit und besiegle sie
— Mit diesem letzten Seufzer meiner Brust!
(er stirbt.)

Herold.

Er hat bekannt!
(zu den Wachen.)
Nehmt diesen Priester fest!
(zum Scharfrichter.)
Bringt den Gefallnen fort. Ihm werde Recht!
Verscharret ihn im Sarge unterm Galgen!
(Die Mönche legen Simnel in den Sarg, den der Henker und seine Knechte forttragen. Die Richter, der Herold und die Mönche ziehen im Hintergrunde fort, das Volk jubelt um Richard, den Herzlord, seine Söhne und die Lord's glückwünschend umgeben.)

Volk.

Der Sieger lebe hoch!

Schmied.

Die weiße Rose!

Schneider.

Das Haus von York!

Metzger.

Und unsre Herzogin!

Volk.

Hoch lebe Margaretha! Hoch ihr Neffe!

Stanley.

(zur Herzogin.)

Den Priester Simon fordre ich von Euch,
Um ihn nach England meinem Herrn zu liefern!

Margaretha.

Er hat's verdient. Ich willige darein.
Nehmt ihn in Haft, und bringet ihn nach London! —
Euch, Belmont, geht das an, er ist ein Priester!

(Belmont und Stanley treten zu den Wachen, die ihnen mit Simon folgen. Die Ritter, welche mit Simon kamen, treten im Hintergrunde zusammen, und berathen sich mit Lincoln während dieser Scene.)

Richard.

(noch glühend vom Kampfe, tritt vor, und beugt das Knie vor Adelaiden.)

Mein Knie beug' ich vor Dir, o holde Schöne!
Der Zauber Deiner Augen wirket Wunder,
Dein Wort macht Helden, Deine Liebe Götter!
Denn der Gedanke, daß auf mich Du blicktest,
Als meiner Thaten holde Richterin,
Hat mich begeistert, meine Kraft erhöht.
Der Werth des Lebens ward dadurch verdoppelt,
Daß Du bekanntest, daß es Dir auch werth!
Nimm es denn hin! für Dich hab' ich's erhalten,

Und weih' es Dir voll Stolz und Zärtlichkeit!
Und iſt es auch noch arm und unberühmt,
Bald ſoll der Ruhm des Helden es verklären,
Der Majeſtät beneidenswerthe Größe,
Des Diadems verführeriſchen Glanz
Es deiner Liebe würdiger noch machen!
Erlaube drum den Kuß auf dieſe Hand,
Die ich als höchſten Preis der Erde achte,
Nach der ich als den Lohn des Kampfes trachte,
Den ich um Reich und Krone hier beſtand.

Erich.

Ha! dieſe Frechheit kennet keine Schranken!
Vor allem Volke öffentlich zu werben,
Um eine Hand, die mir ſchon längſt beſtimmt!

Richard.

Nicht heimlich kann ich werben um die Liebe,
Und meines Herzens Gluth der Welt verbergen,
Denn kühn und offen, wie mein frei Gemüth,
Iſt meine Handlung, wie es Fürſten ziemt.
Wer ſich geboren fühlt für einen Thron,
Verſchmäht das Dunkel, ſucht den Strahl der Sonne,
Die ſeine Leiden zeigt, wie ſeine Wonne!
Und die ich mir erwählt vor allen Frauen
Will ich beneidet auch vor Allen ſchauen!
Ich denke, vor den Zeugen ſie zu ehren,
Indem ich ſo um ihre Liebe werbe.
Ich gehe, um des Heldenarmes Kraft
Auch auf dem Feld der Ehre zu bewähren;
Und Sanct Georg, der Schutzpatron der York,
Wird ſchützend mich, wie heut, zum Siege führen,
Umgrünt der Lorbeer meine junge Stirne,

Mannheim, den 7. Juni 1784.

15.

Der bedenkliche Umstand mit meinem Mscpt. ist ganz zu meiner Beruhigung abgelaufen, ich hab es wieder in Händen, und K. dachte auch gar nicht mit einem Gedanken daran, daß ein Mißbrauch davon gemacht werden könnte. Ich war in der letzten Sitzung der G., und kann E. Excellenz ohngefähr so viel sagen, daß man nur auf Ihre endliche Proposition wartet, um über die beiden Vorschläge das Letzte zu beschließen. Wenn Sie also noch Lust, und für den Antheil

Wird mir der goldne Reif die Schläfe zieren, —
Will ich des Lebens schönste Blüthen pflücken,
Um meine Lied', um Sie damit zu schmücken!
Denn Ihr allein gebühren sie, der Schönen,
Die ich vor ganz Britanien will krönen!

Margaretha.

Nicht weiter spreche! Schon verlobt ist sie,
Wie ich es heute öffentlich erklärte,
Und Fürstenwort ist heilig, das bedenk'!

Richard.

Der Gott der Liebe trotzet allen Fesseln,
Und läßt durch Wort und Schwüre sich nicht binden.
Er ist ein störrig, eigenwillig Kind,
Beglückt und kränkt nach seiner Laune Wechsel.
Auf Fürstenthronen baut er selten nur
Den Sitz; um dieser Seltenheit, die sich
In einem Säculum nicht wiederholt,
Versaget uns der Mutter Segen nicht!

Hereford.

Erhoret seine Bitte, hohe Fürstin!
Der künft'ge König von Britanien
Ist wohl ein Eidam, Eurer Achtung werth!

Lords.

Verschmäht ihn nicht, wir beugen unsre Kniee,
Und bitten: Segnet, segnet diesen Bund!

Margaretha.

Es kann nicht seyn! Dringt weiter nicht in mich!

Erich.

Mein ist die Braut! Sie ist mir zugesagt,
Und nimmer laß' ich sie! Wer raubt sie mir?

Richard.

Das Herz entscheide, das sich mir geweiht.
Mich liebt sie, mich allein, und Treubruch wär's,
Verrath am heil'gen Triebe der Natur,
Wollt' sie dem Zwang der Politik sich fügen
Und gegen ihre Neigung sich vermählen!

Erich.

Das Herz muß unterthan den Pflichten bleiben,
Die heilig zwischen Fürsten angeknüpft;
Und um mein Recht, das diese mir ertheilen,
Laß' ich durch keine Erdenmacht mich bringen.
Den Frechen, der mein Gut mir rauben will,
Das Wort mir und Verträge zugesichert,
Will ich schon züchtigen, wie er's verdient.
Die Zunge, die nur einmal noch den Wunsch
Nach dieser meiner Braut wagt auszusprechen,
Mach' ich verstummen, das kann ich beschwören!
Das Auge, das den unverschämten Blick
Nur einmal noch nach ihr wagt aufzuheben,
Ist länger sicher nicht in seiner Höhle,
In der es sich in Schaam verbergen soll!
Ich will —

Margaretha.

Nicht weiter, Erich! Ich verlang's!
Unwürdig ist der Streit um Eure Liebe,
Wird er verhandelt auf dem offnen Markt;
Darum entzieh' ich mich, wie's Frauen ziemt,
Die nur die zarte Sitte schützen sollen,
Der Thorheit fesselloſem Ausbruch nun. —
Ihr folgt mir, Erich!

(zu Adelaiden, die ſich gleich zu Anfang dieſer Scene verſchleiert und ihr Geſicht am Buſen einer ihrer Frauen barg.

Nichte, komm' mit mir! —
Die Art dieſes Streits will ich entfernen,
Und was ihr Schickſal ſey, für mich beſchließen.

(Sie geht ab, indem ſie wüthende Blicke auf Richard ſendet. Erich und Adelaide folgen ihr.)

Richard.

(ſteht niedergeſchlagen.)

Sie führt ſie fort, und all' mein Glück mit ihr!

Hereford.

Verzweifelt nicht, mein edler Fürſt und Herr!
Euch blüht das ſchönſte Loos auf dieſer Erde.
Fehlt auch der Liebe Blume in dem Kranze,
Den Euch das Leben im Triumphe bietet,
Euch ſteht die Laufbahn aller Ehren offen,
Und eines liebevollen Herrſchers Bruſt
Füllt eines ganzen Volkes Liebe aus,
Das ſich ihm weiht für treue Vaterſorge.

Lincoln. (tritt vor.)

Erhab'ner York, ich ſprech' im Namen Aller
Die mir gefolgt aus Engeland und Irland,
Und dieſen Simnel herbegleiteten:
Dein großer Sinn, und Deine Heldentugend
Hat unſrer Herzen Neigung ſich erworben.
Vergieb, daß wir Dir gegenüber ſtanden,
Und des Betrügers Argliſt unterſtützten!
Es war die Lieb zu Deines Hauſes Zeichen,
Der Haß, den wir geſchworen dem Lancaſter,
Die Abſicht, unſer Schwert zu der Vernichtung
Der rothen Roſe treulich anzuwenden,
Die uns vereinte unter Simnels Fahne.

Nimm Du uns auf! Wir beugen unſer Knie,
Und huld'gen Dir als unſerm Herrn und Fürſten!
Trau' unſerm Schwure! Als die treuſten Freunde
Wirſt Du uns bald erkennen, und die einſt,
Getäuſcht, als Deine Feinde ſich erklärten,
Begleiten treulich Dich zu deinem Schutze.
(er kniet nieder und huldigt ihm mit gezogenem Schwerte.)

Die Lords.
(knien gleichfalls mit gezogenem Schwerte, das ſie vor ihm ſenken.)
Wir ſchwören Dir von Herzen feſte Treue,
Erkennen Dich als unſern Fürſten an,
Und wollen kühn Dein Recht mit Dir verfechten!
Im Namen Gottes, der uns Alle hört!

Hereford.
O, nehmt ſie auf! Und nützt der Reue Frucht,
Die Euer fürſtlich hoher Muth gezeitigt.
Ich ſelber möchte mich für ſie verbürgen,
Daß ſie nicht wanken, daß ſie Treue halten.

Richard.
So ſtehet auf, und haltet Euren Schwur!
Ihr könnt ihn bald im Streite mir bewähren.
Mich drängt das Schickſal auf des Ruhmes Bahn,
Das mir der Liebe heiße Luſt verſagt,
Um mich mit kalter Ehre zu belohnen.
Es ſoll an mir den rechten Mann ſchon finden!
Die kühnſte Hoffnung werde ich erfüllen,
Und jeder Glanz, den dieſe Welt kann bieten
Soll blendend ſich um meinen Scheitel ſammeln!
Denn muß die Bruſt in Leid und Gram vergehen,
Soll man als Erſten dieſer Erd' mich ſehen!

Und heilt ein Thron des Herzens tiefe Wunden
Soll durch die Krone auch mein Herz geſunden.
(ab mit allen Lords, die ihn im Triumphe umgeben.)

Das Volk.

(begleitet ihn, und ruft fortwährend.)

Hoch lebe Richard! Hoch Plantagenet!
Für immer hoch! — Die weiße Roſe hoch!

Vierter Auftritt.

Eduard (allein.)

(hat bis hieher alles mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtet. Erſt wie Alles ruhig iſt, und der Lärm geendet, tritt er hervor.)

Entfernt iſt Alles, leer der weite Raum,
Und das Erlebte ſcheint mir, wie ein Traum.
Ich ſteh' verlaſſen, wie ich immer war,
Und noch gefährlicher, als hinter Gittern,
Muß ich, jetzt frei, in dieſer Lage zittern.
Um meines Rechtes Anſpruch ſtreiten ſich
Die Fremdlinge, und Niemand denkt an mich.
Es ſchlägt der Lügner ſich mit dem Betrüger,
Und wer von Beiden immer auch der Sieger:
Die Lüge nur behält des Kampfes Preis!
Soll ich es wagen wohl, hervorzutreten?
Es iſt gewagt! — Den Simnel hätte ich
Durch Lord Kildare, der mir bald folgen will,
Gar leicht entlaret; doch Warbeck ſtehet feſt
In aller Gunſt. Die Herzogin erkennt
Als ihren Neffen ihn, und Simnel hat

Im Tode ihn als Richard York erklärt;
Ihm huldigten die Ritter und die Lords
— Wird man mir trauen, nenn' ich meinen Namen? —
Geb' ich mich nun als Warwick zu erkennen,
Muß man nicht glauben, daß ich auch betrüge?
Denn König Heinrich ließ mich durch die Straßen
Von London führen mit Processionen,
Und jeder glaubt, ich säße noch im Tower.
Was soll ich thun? Ich weiß mir nicht zu rathen!
Soll ich der Herzogin mich dennoch nahen,
Die mich nach meinem Namen hat gefragt?
— Ich wag' es kaum, denn nimmer kann ich wissen,
Ob es aus guter Absicht auch geschehe!
Voll Arglist ist die Welt, und voll Betrug,
Und mit dem Unglück meint es Niemand redlich. —
Der Schlaue, der sich stets zu mir gedrängt,
Mit seinen Fragen mich erforschen wollte,
Steht hoch in Gunst an ihrem Hof, ich sah's!
Er ist gewiß der vielen Späher einer,
Die König Heinrich überall verbreitet.
Wer sagt mir, wer verbürgt sich, ob er nicht
Mit ihr zu meinem Sturze einverstanden?
— Ob ich dem Feind nicht selbst mich überliefre,
Indem ich ihm dadurch entrinnen will?
— Wär' nur Lord Kildare hier! Mir fehlt's an Allem,
Wodurch ich es beweisen könnte, daß ich
Der ächte Warwick und ihr Neffe sey.
Denn dieses Tuch, das sie mir einst geschenkt,

(er zieht ein weißes Tuch aus dem Busen, in welches das York'sche Wappen gewebt.)

Als sie zu London vor neun Jahren war,

Begründet nichts! Man könnte ſelbſt behaupten,
Ich ſey ein Dieb, und habe es entwendet. —
Und dennoch muß ich Schutz und Sicherheit
Erhalten noch, eh' Kildare hier erſcheint;
Denn ſchon ſah ich Geſichter mich umſchleichen,
Die mich auf meiner ganzen Flucht begleitet,
Aus deren Blicken mich ein Mordverlangen,
Unheimlich dräuend, eingeſchüchtert hat. —
Ich muß zur Herzogin! Mag ſie mich auch
Verkennen, und des Blutes Stimme in
Dem Herzen meiner Tante nicht für mich,
Wie ich befürchte, ſprechen, iſt ſie doch
Ein Weib, das Mitleid hat mit meiner Jugend,
Mag ſie mich immer in den Kerker ſchicken,
Bis Kildare kommt; dort bin ich ſicherer,
Als frei in dieſer unbekannten Stadt.

(er will gehen.)

Fünfter Auftritt.

Eduard. Lord Stanley,

(der eilig zurückkam, ſich allenthalben umſah, und da er ihn erblickte, ſchnell zu ihm tritt.)

Stanley.

Wo wollt Ihr hin?

Eduard.

Wer hat darnach zu fragen?

Stanley.

Aus guter Meinung komme ich zurück.
Ihr seyd hier fremd —

Eduard.

Das sagt' ich Euch schon längst.

Stanley.

Ich halte Gastfreundschaft für heil'ge Pflicht,
Und biet' Euch meines Hauses sich'res Dach
Als ein erwünschtes, würdiges Asyl.

Eduard.

Wie käme ich zu dieser Ehre, Herr?

Stanley.

Ich hoffe, Euch dadurch mir zu verbinden.
Gefährlich ist's in dieser großen Stadt;
Besonders für die unerfahrne Jugend,
Die ohne Führer sich dem Strom vertraut
Der trügerischen Menge. Folget mir
Und seyd mein Gast, es soll Euch nicht gereuen.

Eduard.

Und welchen Dank versprecht Ihr Euch dafür?

Stanley.

Nur den, womit die Handlung selbst sich lohnt.

Eduard.

Und ohne Eigennutz sollt' diese seyn?

Stanley.

So ganz wohl nicht. Ich will Euch offen sagen:
Ich halte Euch für mehr, als Ihr wollt scheinen.

Eduard.

Der Schein trügt oft, Ihr täuschet Euch in mir!

Stanley.

Die kluge Wendung aller Eurer Reden
Erklärt es deutlich, daß Ihr Euch verstellt.

Eduard.

Das thut Ihr schlecht, denn Euch erkannt' ich bald.

Stanley.

Wofür nun haltet Ihr mich? Laßt doch hören!

Eduard.

Für einen jener gut bezahlten Späher,
Die Englands König allenthalben hält.

Stanley.

Nur wer es muß, wird sich vor diesen fürchten.

Eduard.

Wer sie erkennt, und nicht zu fürchten hat,
Verachtet sie, und sagt es ihnen laut.

Stanley.

Ihr sollt's bereuen! Warnen will ich Euch!

Eduard.

Die Zeit wird lehren, wer es einst bereut,
Ob's der Gewarnte, ob's der Warner sey!

(Er geht ab. Stanley sieht sich um, und winkt zwei Männern von verdächtigem Aussehen, die dem Eduard nachschleichen.)

Der Vorhang fällt.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Halle, wie im erſten Aufzuge.

Erſter Auftritt.

Margaretha (tritt ein.)

Hier bin ich endlich frei vom läſt'gen Zwange!
Wie ſehnt' ich mich nach dieſer Hallen Stille,
Wie ſchien der Raum ſich endlos auszudehnen,
Der zwiſchen ihnen und dem Kampfplatz liegt!
Kaum hofft' ich, ſie, ſchwerathmend, zu erreichen!
Der Boden ſchien zu wanken unter mir,
Des Himmels Blau auf mich herabzuſinken;
Und doch mußt ich mich faſſen und bezwingen!
O! unerträglich harte Laſt der Großen,
Die nie das ſcheinen dürfen, was ſie ſind,
Nie biſt du drückender, als wenn die Wuth
Im Buſen eines Weibes kochend raſet,
Und ſie die feige Sitte des Geſchlechts
Mit Fürſten-Anſtand zierlich paaren muß!
O hätt' ich toben dürfen! Gleich dem Sturme

der Gesellschaft nech Achtung genug hätten; so glaube ich, daß wenigstens ein Theil des vorgelegten Plans könnte durchgesetzt werden. Meiner Meinung nach müßte vorzüglich und ausdrücklich dahin entschieden werden, daß aus der Gesellschaft ein engerer Ausschuß von allenfalls 6 der Sache kundigen Mitgliedern zu Beurtheilung der Stücke und ihrer Vorstellung auf der Bühne, errichtet würde, welcher pflichtmäßig gehalten wäre, schriftlich seine Meinung zu sagen. In diesem Ausschuß müßten Euer Excellenz nothwendig Selbst, und auch ich sein, weil sich doch natürlich vermuthen läßt, daß sonsten schiefe und unserm Theater inkonvenirende Kritiken die gute Sache überwägen könnten. — Schwan, Keibel, Professor Günther, Reichert, Klein und Sambuga glaubt ich, würden dem Fache am meisten gewachsen sein,

Hätt' ich der Flüche Uebermaß geschleudert
Auf des Betrügers unverschämtes Haupt.
O hätt' ich wüthen dürfen! Gleich dem Donner
Hätt' der Verwünschungen nie endendes,
Vernichtend wildes Heer sein Ohr betäubt!
O hätt' ich rasen dürfen! Gleich den Furien,
Hätt' ich ihn zischend vor mir hergepeitscht
Mit seines Undanks gräßlicher Erinn'rung!
Hier lauscht kein Ohr, das mich verrathen kann,
Hier brauch' ich nicht die Stimme mehr zu dämpfen.
Um lieblich süßen Ton der Sprach' zu leih'n;
Sie darf des Inneren Verstimmung kunden.
Des Zornes wilde Wallung muß ich nicht
In dem bewegten Herzen mehr verschließen,
Das Wort darf fesselos der Brust entströmen,
Und stürmisch über meine Lippen toben!
O Undank! Undank! scheußlichstes der Laster!
Das Blut schäumt kochend durch die vollen Adern,
Es brennet, wie ein Lavastrom, und droht,
Die Brust, das Hirn mir zu zersprengen! Ha!
Ich trag' sie nicht, die unerhörte Schmach,
Die mir der Freche öffentlich bereitet!
Es ballt die Faust sich krampfhaft, und der Fuß
Will dieses Bodens Marmorgrund zermalmen!
Ich räche mich! O furchtbar räch' ich mich!
Die Thränen, die mir wider Willen aus
Den Augen die Beschämung preßt, sie sollen,
Wie Feuer, das vom Himmel zürnend fällt,
Verwüstend sein verräth'risch Herz verbrennen!
Vergelten will ich ihm! Er soll erzittern! —
Wie sehr ich ihn auch schon verachten mußte,

So hoch war die Empörung nie gestiegen;
Sie hat den höchsten Gipfel jetzt erreicht!
Ich laß' ihn fallen, schleudre ihn zurück,
Laß' ihn versinken in sein früh'res Nichts!
— Ich hatte ihm ein feines Netz gestellt,
Und hoffte, ihn geräuschlos zu entfernen,
Durch diesen Lambert Simnel ihn von der
Geborgten Höhe schnell herabzustürzen,
Von jeder Schuld mich selber rein zu waschen.
Denn diesen Bäckerssohn hätt' ich gar leicht
Verhohnt und abgewiesen, da mein Neffe,
Der ächte Warwick, seiner Haft entflohen,
Und ungesäumt nach Brüssel kommen muß.
Da tolpelt mir das Schicksal unberufen
In dieses feine künstliche Gewebe;
Statt ihn zu beugen, heb' ich ihm das Haupt.
Er steht als Sieger da, wird hochverehrt,
Geliebt vom Volk, von Helden angestaunt.
Bei dem ich Klugheit wohl, nie Muth gesucht,
Er führt, als wäre er dazu geboren,
Die Waffen mit dem Anstand eines Fürsten!
Doch dieses wundersame Glück, das ihn
So unverdient gekrönt, macht mir ihn nur
Noch unausstehlicher! — Es ist beschlossen!
Nicht krumme Wege will ich mehr verfolgen,
Gerad' das Ziel, das ich im Aug', erreichen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorige, Adelaide.

Margaretha.

Ha! Du kommſt recht! Ich habe Dich erwartet!
Tritt vor mich her, und ſieh' mir in das Auge!
Iſt das der Dank für meine Mutterſorge,
Für meine Liebe, für das hohe Glück,
Das ich der armen Fürſtentochter bot,
Daß Du zu dieſer öffentlichen Schmach,
Die mir Dein frecher Buhler zugefügt,
Die Hand geboten? — Schlag' das Aug' nicht nieder!
Zeig' dich ſo ſchamlos nur, wie auf dem Platze!
Die ſanfte Taube, die ſo ſchüchtern blickt,
Die Demuth und Ergebung ſtets geheuchelt,
War dreiſt genug, dem Abenteuerer
Ihr weiches Herzchen unerlaubt zu ſchenken!
Sie habe nun den Muth, auch zu bekennen,
Wie lange er ſchon währt, der ſaub're Bund.

Adelaide.

Seit heute erſt, ſeit wenig Augenblicken
Weiß ich, daß er mich liebt, weiß er, daß ich
Mein Herz in Lieb' und Treue ihm geweiht.
O! zürnet nicht, daß ſich zwei Weſen fanden,
Sich finden mußten, die des Schöpfers Hauch
Im Werden ſchon gebildet für einander,
Die Seelen zu der Harmonie verbindend,
Die allbelebend durch das Weltall tönt!

Und ist sie strafbar, diese heil'ge Flamme,
Die noch kein unerlaubter Wunsch entweihte,
Trag' ich die Schuld, daß wild sie aufgelodert!
Mit keinem Worte hätte er verrathen,
Daß ich ihm mehr seyn könnte, als Verwandte;
Mit keiner Sylbe hätte ich verrathen,
Was mir verborgen in der Brust geschlummert.
Gestanden wärmern Antheil Blicke auch —
— Die Blicke sind ja frei — wir hatten beide
Noch nie den Muth, die Kühnheit, sie zu deuten.
Doch Furcht und Angst vor dieses Kampfes Ende
Entrissen mir das schüchterne Geständniß.
Ich bin die Schuld'ge, zürnet mir, nicht ihm,
Der sich vom Augenblick bemeistern ließ,
Und im Triumphe seines schönen Sieges
Sich flehend vor Euch niederwarf, sein Glück
Und seiner Wünsche Krone zu erbitten.

Margaretha.

Das war es eben! Das war schlau berechnet.
Er wußte nur zu wohl, daß niemals er
Den Antrag im Geheim mir machen dürfte.
Drum wählte er den öffentlichen Ort,
Und hoffte, mich im Sturm zu überraschen,
In seines Glückes Wirbel mit zu ziehen.
Er dachte wohl, ich hätte nicht den Muth
Ihm öffentlich zu trotzen, müßte mich,
Wie früher, seiner kühnen Handlung fügen.
Er täuschte sich, und nie wirst Du die seine!
Vergiß die Leidenschaft, die sträfliche,
Soll ich Dich auch nur länger um mich dulden!
Wag' nicht die kleinste Hoffnung mehr zu hegen,

Ihn nicht zu ſehen, nicht zu ſprechen, ſelbſt
Nicht mehr an ihn zu denken! Hörſt Du wohl?
Bei meinem Zorn befehl ich's, meinem Fluch,
Sonſt komm' mir nimmer wieder vor die Augen.
Du biſt beſtimmt für einen Fürſtenthron,
Und ſollſt nicht dieſem — Menſchen angehören,
Der meine Nichte nie beſitzen darf,
Der Deiner Neigung niemals würdig war!

Adelaide.

Und wer iſt's mehr? Wer kann ſich mit ihm meſſen?
Wer aus der Männer zahlenreichen Schaar
Kann ſich mit ihm vergleichen, der ſo weit
Sie überragt an Schönheit, Tapferkeit,
An Güte, Menſchlichkeit und Seelengröße?
— Ich ſah es wohl, daß er dazu beſtimmt,
Ein hohes Königskind mit ſeiner Hand
Zu ſeines Reiches Wohlfahrt zu beglücken,
Mit einem mächt'gen Staate ſich durch die
Verwandſchaft zu verbinden. Zwar bin ich
Die arme Waiſe nur ohn' alles Land;
Allein ſein Herz fragt nicht nach Gold und Schätzen.
Die Liebe iſt's, die ihm allein genügt,
Die mir genügen würde, ohne Thron,
Nach dem ich wahrlich niemals mich geſehnt!
Ich habe Sinn nur für die reinen Freuden,
Die Richard kennt, und hold zu malen weiß.
Viel lieber theilte ich mit ihm allein
Den bürgerlichen Stand in nied'rer Hütte,
Als des Palaſtes ſtolze Herrlichkeit,
Umſchwärmet von der gleißneriſchen Menge
Der Höflingsſchaar, die ſchmeichelnd kriecht und läſtert.

Doch weil das Glück ihn also hoch gestellt,
Weil ihn zum Herrscher die Geburt bestimmte,
Will ich auch gern in diesen Zwang mich fügen.
Und hoffe, mit der Würde soll's geschehen,
Die Eurem Blute doch wohl angeboren!
Die Nichte der Herzogin von Brabant
Wird sich auf keinem Throne dieser Welt
Zu schämen brauchen ihres hohen Stamm's.

Margaretha.

Nein, wahrlich nicht! Jedoch damit ist noch
Bewiesen nicht, daß meine Nichte auch
Sich dieses Gatten nicht zu schämen hätte!

Adelaide.

Ist er nicht Richard York? Ein Fürst, ein Prinz?
Habt Ihr's nicht laut, vor aller Welt, erklärt?

Margaretha.

Und wenn ich's that? ist's darum wirklich so?
Wer sagte Dir, daß ich nicht gleichfalls täusche?
Kannst Du die Gründe prüfen, die ich habe?
Kannst Du der Staatskunst Labyrinth durchschauen?
Ich wiederhole Dir: Es ist sein Stand,
Der Euch auf ewig von einander scheidet!

Adelaide.

Sein Stand? — Sein Stand? — Wer ist er denn?

Margaretha.

Er ist —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, der Page (meldet.)

Page.

Eu'r edler Neffe, hohe Herzogin,
Verlanget ungesäumt mit Euch zu sprechen.

Margaretha.

Nur einen Augenblick — (heimlich zu Adelaide) Du gehst von hier.
Und folgst dem Rathe, den ich Dir ertheilt,
Sonst fürchte meines Zornes wilde Flamme,
Die Dich mit ihm zugleich verzehren soll! —
Geh' augenblicklich! — (sie drängt sie nach der Thüre.)
(zum Pagen.)
Laß' den Prinzen ein!
(Page ab.)

Vierter Auftritt.

Margaretha, Richard.

Richard.

Ich trete vor Euch mit empörter Seele,
Und was ich unter Kampf in mir verschloß,
Es tritt mit kühnem Freimuth auf die Zunge.
Es muß sich endlich zwischen uns entscheiden,
Was ich zu hoffen, was zu fürchten habe.
Nicht länger trag' ich mehr, den blinden Ball
Der weiblich unergründlich wirren Laune
In willenloser Unentschlossenheit,

Wie Ihr's befehlt, unthätig abzugehen.
Mit einem Wort: Den Zwang, der mich entehrt,
Die unerträglich eingeschränkte Lage
Will ich von meinem Nacken kräftig schütteln,
Mein Recht als Mann von Euch zurückefordern!
Ich bin zu gut zu Eurer Bosheit Schlingen,
Bin viel zu klug, zu unlenksam für Euch;
Ich gehe grade durch, und frag' Euch ernstlich:
Wozu der grelle Wechsel des Betragens,
Das sonderbare, widersprechende
Benehmen endlich führen sollen. Wollt Ihr
Noch länger so verächtlich mich behandeln?
Soll diese Spannung zwischen uns, die Kluft,
Durch Thaten immer greller, weiter werden?
Fahrt Ihr wohl fort, zu meiner ärgen Feinde
Verborgnen Schaar heimtückisch Euch zu zählen?
Viel lieber wäre mir's, wenn Ihr Euch offen
Zum Kampf mir gegenüber stellen wolltet;
Viel ehrenvoller wär' es selbst für Euch!
Doch ruhig sitzt Ihr gleich der gift'gen Spinne,
Die mit der lauernden Beharrlichkeit
Sich langsam sicher das Gewebe strickt;
Wie sie dem schlau gefangenen Insekt
Saugt Ihr das Blut mir grausam aus dem Herzen!
O! unerhört vergeht Ihr Euch an mir,
Zerstört mit Leichtsinn Euer eignes Werk,
Und Widerspruch ist Euer Thun und Treiben!
Wollt Ihr dabei beharren? — Steht mir Rede!

Margaretha.

Du fragst mich noch, unwürd'ger Gaukelspieler?

Du wagſt zu fragen? — Du erkühnſt Dich,
Von Deiner Fürſtin Rechenſchaft zu fordern?

Richard.

Ich hab' ein Recht dazu, das Du mir gabſt.
Auf dieſe Höhe haſt Du mich geſtellt,
Und Deine Pflicht iſt's, mich darauf zu halten!
Es war mein Wille nicht, der Deine war's,
Daß ich in dieſem Glanz der Welt mich zeigte,
Du ließeſt mich durch ſchmeichelnde Vertraute
Zu dieſem kühnen Gaukelſpiel beſchwatzen,
Und Alles mir verſprechen, was die Sinne
Verblenden kann, das junge Herz bethören.
Du riefſt mich in die prunkerfüllte Noth;
Du hätſchelſt mir vor Zeugen, ſchmeichelſt mir
Wie Deinem Neffen, wie dem Sohn des Hauſes,
Und heimlich gibſt Du mich dem Spotte preis
Und der Verachtung meiner Dienerſchaft.
Erniedrigungen jeder Art und Weiſe,
Häufſt Du auf meinen Scheitel rückſichtslos!
— Warum das Alles, und was iſt Dein Zweck?
Warum ſind Deine Worte nur ſo ſchön?
So häßlich, falſch und trügriſch Dein Betragen?

Margaretha.

Ich ſollte höhnend Dir den Rücken wenden,
Und dieſen Frechen, der ſo vor mich tritt,
Der frevleriſch die Schranken überſpringt,
Die ihm Geburt und Stellung angewieſen,
Geräuſchlos züchtigend entfernen laſſen.
Doch will die ſchützende Verachtung ich,
Die ich in Deiner Gegenwart empfinde,
Bemeiſtern, und die Urſach' Dir erklären,

Warum ich alſo, und nicht anders handle.
Ich brauchte Nichts zu ſagen als: Ich wills!
Denn ich bin Frau, und Fürſtin, und das ſind
Der Gründe ſchon genug; mehr braucht es nicht!
Allein ich will's, obgleich ich es nicht ſollte.

Wenn ich nun einen Gaukelſpieler dinge
Zur Unterhaltung, zu des Volkes Luſt,
Und ſtecke ihn in fürſtliche Gewänder,
So ſcheint er wohl ein Prinz, doch bleibt er immer
Ein armer Wicht, den ich dafür bezahlte,
Der mir des freien Handelns Recht verkaufte,
Und meiner Laune Wink gehorchen muß.
Nur Täuſchung iſt ſein ephemeres Seyn,
Ein eingelernt Gefühl hebt ſeine Bruſt,
Erlogner Zorn reizt ſeine trägen Nerven,
Erpreßtes Waſſer netzet ſeine Augen,
Erkünſtelt Lächeln ſpielt um ſeine Lippen,
Geträumte Wallung ſchwellet ſeine Adern,
In vorgeſchrieb'ner Liebe lebt ſein Herz!
So ſcheint er gut, erhaben, tapfer, edel,
Wie's eben ſeine Rolle mit ſich bringt.
Sein Wort beſteht aus aufgegeb'nen Phraſen,
Sein Handeln in vorherbeſtimmtem Treiben.
Betrug der Sinne fordert man von ihm,
Er ſteht nur da, die Menge kurz zu äffen,
In ungeſtörter Spannung zu erhalten,
Und ſpielt er gut, erhält er Beifall auch;
Doch Niemand wird es je zu Sinne kommen,
Ihm, fern von ſeiner Künſte Schauplatz, noch
Der B ü h n e Hoheitsrechte einzuräumen!

und es auch mit dem gröſſesten Eifer betreiben. Doch werden E. E. der Gesellschaft wahrscheinlich darin nachgeben, daß ein jeder die Freiheit hat, über alle Gesichtspunkte eines Stücks und seines Spiels zu entscheiden, — nicht aber die verschiedenen Punkte getrennt, und einem Einzelnen anvertraut würden. Wenn dieß zu Stande kommt, so würde ich Euer Excellenz dann ersuchen, mich, gleichsam als wechselseitigen Secretär, die Schlüsse der Gesellschaft dem Theaterausschuß, und die Antworten oder Anfragen des letztern der Gesellschaft referiren zu lassen. Auf diese Art würden beide Collegien durch mich in Zusammenhang gebracht, und auf eine solenne Art mit einander verbunden.

Ueber das Werk der Gesellschaft werden Euer Excellenz nunmehr Schwans schrift-

Das iſt Dein Loos auch, darnach richte Dich!
So lang' Du auf der Bühne ſtehſt, biſt Du
Ein Fürſt; doch wie der Vorhang niederrauſcht,
Und Du trittſt hinter ihre dunkeln Wände,
So ſtreife ab das fürſtliche Gewand,
Sey wieder Warbeck — denn Du biſt nichts weiter
Und wirſt in meinen Augen nie mehr ſcheinen!
Doch willſt Du ſpielen ohne meinen Willen,
Und überhebeſt Dich in Deinem Dünkel
Des niedern Standes, der Dir eigenthümlich,
Und denkſt, vor mir den Prinzen zu agiren,
So werd' ich Dir mit wahrem Ernſt beweiſen,
Wie weit die Kluft, die zwiſchen uns ſich dehnt.
Der Zweck iſt dann verfehlt, zu dem ich mir
Den Gaukler angeſtellt; ich laſſ' ihn fallen!
Er wird verhöhnt und ausgezischt, wird von
Der Bühn', die er entweiht, herabgeworfen,
Und ausgeſpielt iſt ſeine ganze Rolle.

Richard.

Willſt Du das wagen? Wolltest Du's im Ernſte?
Du könntest wirklich kalt und egoiſtiſch
Mit eines Menſchen Glück ſo gräßlich ſpielen?
Wie der Verſucher, auf ein Vorgebirg
Ihn ſtellen, und die Schätze eines Landes
Ihm zeigen, die Du ihm verſprochen, und,
Greift er darnach, ihn rückwärts, unverſehens
Dann über Felſen in den Abgrund ſtürzen?

Margaretha.

Was kümmert mich Dein Glück? Was frage ich
Nach Deinen unbeſcheid'nen Wünſchen, nach
Dem kühnen Flug' verwerflicher Gedanken?

Was fragt die Fürſtin viel nach Deinem Leben,
Nach eines Gauklers unberühmten Seyn?
Ich nützte Dich, um meinem Zweck zu dienen.
Als Werkzeug braucht' ich Dich zu meinem Plane,
Den Stolz der rothen Roſe zu beſchämen,
Die, übermüthig prahlend, mir verhaßt;
Der Freunde Noth und Mißgeſchick zu rächen
Am räub'riſchen Geſchlechte der Lancaſter;
Für die Verfolgung meiner Anverwandten
Auf ſeinem kaum errung'nen Throne ihn
In Furcht und Schrecken zitternd zu erhalten;
Den ganzen Zorn, der meine Bruſt erfüllt,
Auf den Verhaßten rächend auszugießen!
— Das iſt geſchehen! Was nun weiter folgt,
Das werde ich auch ohne Dich vollbringen.
Du willſt ſelbſtſtändig handeln, widerſetzeſt
Dich meinem Willen, trittſt aus Deinem Kreiſe,
Den ich Dir vorgezeichnet, keck heraus,
Und überſpringſt die Grenzen Deiner Rolle.
Das iſt zu viel. Das darf ich nimmer dulden!
Denn nichts iſt eckelhafter, als der Gaukler,
Der nach dem Schauſpiel ſich noch im Charakter,
Den ihm die Kunſt geliehen, will behaupten;
Erniedrigend iſt der Gedanke ſchon,
Daß die Maſchine, die ich ſelbſt gelenkt,
Mit meines Hauſes edelm Namen prahlend,
Sich wie ein York zu fühlen unterſteht.
Drum werf' ich ſie jetzt wieder in den Staub,
Aus dem ich ſie mir auflas, trete ſo
Den Wurm, der mir zu widerſtreben wagt,
Verächtlich unter meines Fußes Sohle,

Und ſchreite ruhigen Gemüthes über
Den Glücksplatz weg, der ſchneller noch vergeht,
Als er entſtand. Der Welt ſtell' ich es heim,
Wie ſie den Trug an ihm zu rächen denkt.
Ich ſag' mich los von ihm, verleugne ihn,
Und überlaſſe ihn dem rächenden Geſchick!

Richard.

Das ſcheußlichſte der Weſen iſt das Weib,
Das aus den Schranken der Natur getreten!
Wie ſie die Mutterfreuden Dir verſagte,
Verſagte ſie Dir auch das Mitgefühl.
Die niemals noch mit Todesgefahr ein Weſen
Voll Lieb' getragen unter ihrem Herzen,
Kann keinen Menſchen jemals wahrhaft lieben!
Dein grauſam egoiſtiſches Gemüth,
Dem nur der eig'ne Vortheil heilig iſt,
Hat ſich nun unumwunden bloß geſtellt,
Und jetzt erkenne ich vollkommen erſt
Die größte Gaukl'rin, die je gelebt!
Das war des Baſilisken gift'ger Blick,
Der ſchon durch ſeinen Strahl ertödtend wirkt,
Den Du aus Deinem Aug' auf mich geſchoſſen!
Das war der Drachenzunge ſcharfer Stich,
Der durch die Bruſt in's tiefſte Leben dringt,
Den Du mit Geifer von der Lippe giftteſt!
Das war der Schlange gräßlich dreh'ndes Winden,
Die ſich um das erwählte Opfer ſchlingt,
Und alle Glieder ihm zermalmend bricht,
Die ſich in der Sophiſtik Deiner Worte,
Sataniſch kalt, empörend kundgegeben!
Ja! jetzt erkenne ich in Dir die Schweſter

Des größtens Scheusals, das die Welt gesehen,
Das in Aeonen zweimal nicht die Hölle
Auf dieser Erde Paradies wird speien:
Richard des Dritten Schwester, Margaretha!
— Nein! Die mit diesem an derselben Brust
Die gleiche Nahrung eingesogen, kann
Sich aus dem Leben eines Menschen nicht
Viel machen! Des Tyrannen Schwester, der
Verwandtes Blut in Strömen fließen ließ,
Um sich den Weg zum Throne kalt zu bahnen.
Wird eines unberühmten Jünglings Leben
Unmöglich eines Blickes werth nur achten,
Da ihrer Absicht hemmend es erscheint.
Der Fürstendünkel füllt ihr ganzes Wesen,
Und Schönheit, Tugend, Geist und Seelengröße
Sind nichts in ihren Augen! Nichts! Den Werth
Des Menschen kann die Fürstenwiege nur
Bestimmen, und ein angeerbter Name!
Was kann Dir da des Bürgers Leben gelten?
Er muß geehrt sich fühlen, daß Du ihn
Als Mittel zu dem Zweck gewürdiget,
Ein fürstlich Bubenstück hinaus zu führen.
Ist das erreicht, wirfst Du das Werkzeug weg.
Was ist auch wohl an ihm noch viel gelegen?
Und ich war wirklich gut genug und albern,
Und glaubte, Dir Interesse einzuflößen,
Hofft' auf ein edles weibliches Gemüth,
Hofft' auf die Zartheit einer Weiberseele —
O Thor! O Thor! Wie hast Du dich betrogen!
Mein Leben brachte ich Dir zum Opfer dar,
Die Ehre auch! Wär's auch des Bürgersohnes

Gewöhnlich ſchlichte Ehre nur, ſie iſt
Ihm heilig, wie dem Fürſten ſeine Ehre —
Denn mich verblendete der Hoheitstraum
Und dieſes neuerworb'ne Glück nicht ſo,
Daß ich die Schande überſehen hätte,
Das Henkerbeil und das Schaffot, die mich
Als des Betrügers Lohn am End' erwarten;
Und dennoch folgt ich Dir, und wankte nicht,
Verdien' ich nun dafür, daß Du mich ſo
Verächtlich hinwirfſt, und ſo kalt verläugneſt?

Margaretha.

O! Du verdienteſt, daß ich Dich ſogleich
In Ketten und in Banden ſchmieden ließe,
Im untern Raum des Schiffes, gut bewacht,
Nach London ſendete zu dem Lancaſter,
Der Dir in ſeinem Tower mit der Zeit
Die Fürſtenlaunen ſchon verleiden ſollte;
Der Dir die Luſt vertreiben würde, frech
Das Auge mit des Blicks Begehrlichkeit
Nach ſchönen Fürſtentöchtern aufzuſchlagen!
— Ha! Raſen muß ich faſt, gedenk' ich deſſen!
Das iſt der Fluch, die Strafe meiner Thaten!
Wer hätte dieſe Wirkung des Betrugs
Und das Unglaubliche vorausgeſehen?
Wer hätte auch nur ahnen können, daß
Die Liebe ſich in dieſes falſche Spiel,
So unerwartet, unberufen miſchte?

Richard.

Und ohne ſie wär' Alles unterblieben!
Glaubſt Du im Ernſt, ich hätte nur für Dich
Die Fahrt auf dieſem klippenvollen Meere

Durch Sturm und Noth mit Tod'sgefahr gewagt?
Meinſt Du im Ernſte, Deiner glatten Worte
Zweideut'ger Sinn hätt' mich ſo leicht bethört?
Der raſch erwork'ne Glanz durch bunte Lappen,
Womit Du mich wohl reichlich ausſtaffirt,
Um Deine böſe Abſicht zu erreichen,
Hätt' mich gereizt, gleich der Sirene Sang?
Da irrſt Du dich! Die Liebe war's allein!
Die Liebe, die kein Opfer ſcheut, die Liebe,
Die ſich und alles Andere vergißt,
Die Blut und Leben, Ehr', Unſterblichkeit
In feurigem Entzücken freudig gibt
Für einen flücht'gen Blick, für eine Thräne
Des Aug's, in dem der ganze Himmel zittert,
Für einen Kuß der Lippen, die das Reich
Des ganzen Wohllauts in die Worte faſſen:
»Dich lieb' ich!« für den Seufzer einer Bruſt,
In der ein reines Herz voll Sehnſucht ſchlägt!
Kennſt Du die Liebe? Nein, Du kennſt ſie nicht!
Zu dieſem kalten Marmorbuſen, voll
Von Förmlichkeit und Fürſtenſtolz, hat nie
Des Gottes Pfeil den leichten Weg gefunden,
Und Du begreifſt mich nicht, kannſt nicht ermeſſen,
Wozu ein Herz voll Liebe fähig iſt!

Margaretha.

Und welchen Vortheil haſt Du dir verſprochen
Von dieſer Liebe toller Raſerei?
Du konnteſt doch im Ernſte niemals hoffen
Auf den Beſitz der Fürſtin von Bretagne?
Der Wahnſinn nur allein hätt' den Gedanken
So abenteuerlich erfinden können,

Daß ich dem offenkundigen Betrüger,
Den ich aus tiefſter Seele nur verachte,
Die Nichte würde in die Arme werfen;
Daß ich dem tiefgeſunk'nen Sclaven, den
Ich heimlich nur mit Abſcheu vor mir ſehe,
Mit ihrer reinen Hand belohnen würde
Für einen Dienſt, der das Schaffot verdient.

Richard.

Verdient er das für mich, was haſt Du dann
Verdient für den Betrug, zu dem Du mich
In böſer Abſicht ſelber haſt verleitet?
Iſt Deine Schande kleiner, als die meine?
Iſt mein Verbrechen nicht das Deine auch?
Doch freilich, Fürſten kommen leichter durch,
Und was den Bürger auf den Richtplatz führt
Zieht ihnen höchſtens nur Verweiſe zu!
Du zählſt darauf? Du kannſt Dich diesmal täuſchen!
Du haſt in dieſen Strudel mich gelockt;
Verſchlingt er mich, ſo halt' ich mich an Dich,
Und wir verſinken Beide in die Tiefe!
Die Schande, die mich trifft, ſie trifft auch Dich;
Du ſchadeſt Dir nur ſelber mehr, als mir.
Du haſt mich ſelbſt für Richard ausgegeben,
Du mußt's behaupten, darfſt nicht widerſprechen,
Mußt bei dem bleiben, was Du einmal ſagteſt.
Und was verſchlägt es Dir, ob ich der falſche,
Ob ich der wahre ſei? So lang ich für
Den Wahren gelte, bin ich's wirklich auch.
Und daß ich's ſcheine, ſteht doch nur bei Dir!
Tritt nicht zurück, laß' nicht ſo kalt mich fallen.

Ich warne Dich! Denn ſonſt verleugn' ich Dich,
Verfolge kühn allein die Bahn zum Ziele.
Denn nicht mehr arm und einzeln ſteh' ich da
Und Deiner laun'ſchen Willkühr preisgegeben;
Die Großen Englands ſind mit mir verbündet,
Ein Dach von Waffen ſchirmt mein fürſtlich Haupt.
Dein eignes Volk iſt mir in Lieb' geneigt
Und duldet keinen Frevel gegen mich.
Du haſt mich öffentlich erkannt als Richard,
Der Hof von Frankreich und von Portugal
Bezeugen's, daß ich ein Plantagenet;
Ein Sterbender, den ich im heil'gen Kampfe
Durch Gottes Urtheil heute überwand,
Beſtätigte im Tode dieſes noch.
So leichten Kaufes, als Du's denken magſt,
Wirſt Du mich nicht mehr aus dem Felde ſchlagen!
Weil ich Dir auf dem Kampfplatz der Intrigue
Den leichten Sieg oft ſcheinbar überließ,
Denkſt Du mich auch im Ernſt zu überwinden?
Vergebens wirfſt Du dich dem raſchen Wagen
Des Glückes in den Weg, mit dem ich rolle,
Und unaufhaltſam nach dem Ziele eile!
Wie ſich ein Weib auch immer mächtig wähnt,
Der Kraft des Mannes widerſtrebt ſie nicht,
Wenn heil'ge Liebe ſein Erkühnen adelt;
Und Alles werde ich für d i e ſ e wagen!
Ich muß die ſchöne Fürſtenbraut erringen!
Du haſt durch Hohn zum Raſen mich gebracht
So höre denn des Raſenden Entſchluß!
Sei es ein Wahnſinn, von der Lieb' erzeugt,
Der mich in dieſen ſchönen Traum gewiegt,

So ſey er königlich! Denn nicht gemein
Iſt es, nach Kronen ſeinen Arm zu ſtrecken;
Und gibt der Thron den Adel dem Beſitzer
Will ich der Edelſte der Briten ſeyn!
Gibt eine Krone nur das Recht zum Werben
Um Deiner Nichte neidenswerthe Liebe,
So ſoll gar bald ein König um ſie frei'n!
Die Fahnen Deines Hauſes laß' ich wehen,
Verſammle ſchnell um mich ein zahlreich Heer,
Das zu mir eilt aus allen Theilen Englands,
Und ſchwinge mich auf deſſen Königsthron,
Trotz allen Hinderniſſen und Gefahren!
So gut es mir gelang, den Königsſohn
Bisher dem Volke täuſchend darzuſtellen,
Werd' ich das Scepter, wie das Schwert jetzt, führen.
Und ſtamm' ich auch nicht aus dem Blut der York
Will ich durch Thaten, eines Halbgotts würdig,
Bezeugen, daß ich eher, als die Deinen,
Verdient, von Königen gezeugt zu werden;
Daß alle Ehren Dem mit Recht gebühren,
Der eine Krone zu erringen weiß
Und eines großen Volks Beglücker iſt!

Margaretha.

(für ſich.)

Gefährlich wär es, ihn noch mehr zu reizen,
Und räthlich ſcheint's, den Zorn zurückzuhalten,
Dem ſein geweihtes Opfer nicht entgeht.
– Ich muß mich faſſen, muß mich ſcheinbar fügen.
Den Augenblick, den günſtigen, zur Rache
Durch dieſe Mäß'gung zu beſchleunigen!

Richard.

Du ſtehſt verſtummt? Du blickſt mich zweifelnd an?
Hat Dich der kühne Wahnſinn überraſcht,
Zu dem Du mich mit Stolz und Härte brachteſt?
Iſt Deine Faſſung ſchon ſo ſchnell entſchwunden?

Margaretha.

Ich ſtaune, ja, mir fehlen noch die Worte,
Die Sprache den Empfindungen zu leihen,
Die wechſelnd den erregten Geiſt durchkreuzen.
Zu ſolcher Rieſenhöhe des Entſchluſſes
Hat ſich der Sinn noch ſchwindelnd nicht erhoben.

Richard.

Du brüſteſt Dich mit ungemeinem Wiſſen,
Und ſtehſt erſtaunt vor einem jungen Manne,
Der Dir ſo unverhofft entgegen tritt?
Du täuſchteſt Dich, indem Du ſchlau die Welt,
Wie mich zu täuſchen dachteſt. Noch nicht Alles
Iſt aufgeklärt. — Was würdeſt Du erſt ſagen,
Wenn es ſich plötzlich Dir vor Augen ſtellte,
Daß ich nicht Odecks Sohn, des Proſelyten
Aus Tournay, wäre, daß mein edler Stamm
Sich neben Fürſten nicht zu ſchämen brauchte?

Margaretha.

Und warum hätteſt Du bis jetzt geſchwiegen?

Richard.

Nimm an, daß mir die Scham den Mund verſchloß,
Weil ich, von hohem Stand, zu dem Betruge
So leicht und willig mich gebrauchen ließ;
Weil ich ſo lang mich Deinem Willen fügte
Und alle Unannehmlichkeit ertrug.

ſiche Meinung haben. Er hat mir ſeinen Brief an Sie mitgetheilt, und ich habe weiter nichts daran auszuſetzen, als daß unſre Bühne noch einmal ſo viel gewinnen würde, wenn die Dramaturgie ein eigentliches, periodiſch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beitrag zu einem gemeinſchaftlichen, vielleicht mit den trockenſten Aufſätzen beſchwerten, und alle Jahr nur einmal erſcheinenden Buche wäre.

Ich weiß wohl, daß das Journal der Geſellſchaft aufhören wird, intereſſant zu ſein, wenn ich mit dem dramatiſchen Theil deſſelben zurücktrete, — ich wollte auch beinah darauf wetten, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieſer Artikel davon ausgeſchloſſen würde, aber eben darum hätte ich für die Aufnahme unſerer Bühne ſo ſehr gewünſcht, daß ich in den Stand geſetzt

Die nur gemeiner Sinn gelaſſen duldet, —
Und Du biſt von der Wahrheit nicht mehr fern!

Margaretha.

Ich ſteh' erſtaunt! Für wen ſoll ich Dich halten?

Richard.

Ich ſetze nur den Fall; die Möglichkeit
Macht Dich verwirrt ſchon? Zittre! Zittre vor
Den Möglichkeiten die nach Deinem Plane
Ganz unberechnet ſich entgegen ſtellen!
Stieg nie ein Zweifel auf in Deinem Sinn,
Wenn Du mein Thun beſchauteſt, mein Benehmen,
Daß ich mehr ſey, als ich Dir ſcheinen wollte?
Glaubſt Du, daß der in Niedrigkeit Geborne
So ſchnell der Fürſten hohe Sprache faßt?
Mit allen Einzelnheiten eines Hofes
Sich durch den Unterricht in kurzer Zeit
Vertraut kann machen, als hätt' ers erlebt?
Meinſt Du, daß man die ritterliche Tugend,
Die nur Gewohnheit und Gebrauch ertheilen,
Im Schlafe lernt? Der Kampf, den Du geſehn.
Hätt Dich allein ſchon überzeugen müſſen,
Daß der ſich edler Abkunft rühmen kann,
Der ſo die Waffen weiß im Streit zu führen.
Obgleich Du mich als Osbecks Sohn geſehen —
Der mich in dieſer Eigenſchaft Dir zeigte, —
Obgleich man mich in ſeinem Hauſe traf,
Als Du mich zu der Täuſchung werden ließeſt,
So bin ich doch der arme Wurm noch nicht,
Der ſich im Staube nicht zu krümmen wagt,
Den man mit leichten Fußtritt ſchnell vernichtet.

Das Haus der York hat nicht von Ewigkeit
Das Recht, allein in England zu regieren.
Wie Deine Ahnen sich es einst erwarben,
Kann eine neue Dynastie sich auch
Auf diesen alten Königssitz erheben.
Mit Unrecht hat ihn Heinrich eingenommen.
Wie er den Richard stürzte, kann er fallen;
Und bin ich auch kein Wilhelm, kann ich doch,
Gleich ihm, das Reich mit Muth und Glück erobern.

Margaretha.

Wenn Warwik nicht, des Clarence Sohn, noch lebte.

Richard.

Der schreckt mich nicht — ich schwör's! — Laß' ihn nur kommen!
Wie diesen falschen Eduard ich heut,
Will ich den wahren einst bei Seite schaffen!

Margaretha.

Du wärst im Stande, meinen theuren Neffen,
Die letzte Knospe unsrer weißen Rose,
Die Hoffnung meines Stammes, zu vernichten?

Richard.

Die Selbsterhaltung nöthigt mich dazu!
Verleugnest Du mich, sey auch er verloren!
Er soll als Opfer meiner Rache fallen!

Margaretha.

(bei Seite.)

Er ist es fähig; darum nachgegeben!

Richard.

Erwäg' es denn! Sein Leben hängt allein
Nur davon ab, wie Du mit mir verfährst,
Erkennst Du mich als Deinen Neffen an,
Als Eduard des Vierten wahren Sohn,

So hab' ich keinen Nebenbuhlen um
Die Herrſchaft über England mehr zu fürchten,
Iſt mein das Recht und Eduard muß weichen.
Steh' Du mir bei, die Krone zu erringen,
Die ich als York mit Ehren tragen will,
Und Deiner Nichte reich' ich meine Hand;
So bleibt ſie Deinem Stamm unangefochten,
Und Deine Enkel werden Englands Herrſcher.

Margaretha.

Ja, eine Krone gliche Alles aus,
Und dem Beſitzenden gehört die Welt!
Zieh' hin, wenn Du's vermagſt, und reiße den
Lancaſter von dem Sitz der Ahnen nieder,
Befried'ge meinen Haß, und räch' die York!
Dann will ich die Beleidigung vergeben,
Die mir Dein kühnes Werben zugefügt,
Kein Preis wär' mir zu hoch, geläng' es Dir!
Denn um die rothe Roſe zu vernichten,
Bot' ich noch mehr, als einer Nichte Hand;
Und kannſt die edle Abkunft Du beweiſen —

Richard.

Ich werd' es können, deſſen ſey gewiß!

Margaretha.

— Will ichs bedenken. — Doch ich gab mein Wort.
Adelaide iſt dem Prinzen Erich
Von Gothland ſchon ſeit langer Zeit verlobt.

Richard.

Das erſte Mal wär'ſt Du meineidig nicht,
Wie heilig Du Verträge halten willſt,
Haſt Du an mir gar deutlich erſt bewieſen!

Margaretha.

Dein war die Schuld; der Zorn wägt keine Worte.
Die Zeit reift Vieles. Hoffe drum, und handle!

Richard.

Ich handle ſtets nach Deinem Sinn, darf ich
Auf die Erfüllung meines Wunſches hoffen. —
So ſind wir einig?

Margaretha.

Nur bei Dir ſteht es.

Richard.

Du nimmſt zurück, was Du im heft'gen Zorn
Beſchloßeſt?

Margaretha.

Ja, es ſey vergeſſen, und
In Zukunft ſollſt Du auch zufrieden ſeon
Mit der Behandlung, die Dich ehren wird.
(für ſich.)
Ich lähme Deine Klagen mit der Zunge!
Du biſt gewiß mir ſicher! Nur Geduld!
(ſie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Richard allein.

Sie geht, und trägt ein Herz voll Gift und Galle
In ihrer kalten Bruſt mit ſich hinweg!
Ich habe ſie betäubt und überraſcht,
Doch faßt ſie ſich, ſo hab' ich mich zu wahren!

Ich fürchte mehr ihr heimliches Beginnen,
Als ihres Zornes offenbare That. —
Kein Trank und keine Speiſe darf die Lippe
Berühren, die nicht fremder Mund gekoſtet.

Sechster Auftritt.

Richard, Adelaide.

Adelaide.

(tritt ſtürchtern ein, und ſieht ſich um. Sie trägt ein Käſtchen mit Juwelen, das ſie auf den Tiſch ſetzt.)

Ach! endlich iſt ſie fort!. Ich kann zu Dir
Mit meinem unruhvollen Herzen flüchten.
O Richard! Viel hab' ich um Dich gelitten!
Warum haſt Du ſie auch ſo ſehr gereizt?.
Sie kam in Wallung, — kaum konnt' ich ihr folgen, —
Doch eingetreten hier, hat ſich ihr Zorn
In wilden Strömen über mich ergoſſen.
Mit rauhen Worten hat ſie mir gedroht,
Hat mir verboten ſelbſt, an Dich zu denken,
Vielweniger Dich zu ſehen und zu ſprechen.
Mit ihrem Fluche will ſie mich verfolgen,
Wenn je ein Hoffnungsfunke in der Seele
Mir den Gedanken nur belebte, Dein
Zu ſeyn! Ach mehr noch, mehr, als alles das!
Sie ſchmähte Dich in der Verachtung Ton,
Ließ über Deine Abkunft Zweifel merken.
Sie hieß Dich einen liſtigen Betrüger,

Behauptete, Du ſey'ſt ihr Neffe nicht,
Es ſey Dein Stand, der uns auf ewig ſcheidet.

Richard.

Ha Furie! das konnte ſie Dir ſagen?

Adelaide.

Sey unbeſorgt! Ich glaube Nichts von Allem,
Ich weiß ja wohl, warum ſie es geſagt.
Sie will mich los von Deinem Herzen reißen,
Durch die Entwürdigung den Sinn mir wenden,
Um mich dem ungeliebten Bräutigam,
Dem ſtolzen Erich, in den Arm zu zwingen.
Doch es gelingt ihr nicht, denn keine Liſt,
Kein heimlich Drohen, keine offene
Gewalt reißt mich von Dir. Sie irren ſich!
Jemehr ſie ſich bemühen, uns zu trennen,
Je feſter wird mein Sinn und meine Liebe.
Und mögen ſie Dich Alle auch verläſtern,
Ich glaub' an Dich und laſſe nicht von Dir!
Sie täuſchen Alle! O! ſie Alle ſind
Betrüger, Du allein biſt wahr und rein.
Dein Auge ſagt es, und Du kannſt nicht lügen;
Dein Herz iſt gut, es kann mich nicht betrügen!

Richard.

O wahrlich, nein! — Nein! Dich kann ich nicht täuſchen!
Und was ich auch gewagt, Dich zu erringen,
Und Deine fromme Liebe zu gewinnen,
Es iſt durch dieſen Augenblick vergolten!
O reines Herz, das nimmer ich verdiene,
Wie rührend iſt Dein Schmerz! —

Adelaide.

Du weinſt, Richard?
Du weinſt? — Du ſchweigſt? — Verſtummeſt Du in Thränen?

Richard.

Die Liebe braucht die Worte nicht, im Auge
Liegt ihre Sprache. Mehr, als alle Schwüre
Von Redlichkeit und Treue, ſagt die Thräne,
Und mehr, als in der Reden kühnſten auch,
Liegt in dem kurzen Spruch: »Ich liebe Dich!«
Ich liebe Dich Adelaide; liebe
Dich ewig, ewig! und kann Dich nicht täuſchen!

Adelaide.

Weiß ich das nicht? — Hätt' ich daran gezweifelt,
So ſtünd' ich nicht vor Dir, um Dir's zu ſagen;
So wär' ich jetzt nicht hier, um meine Ehre,
Mein Leben, meine Zukunft, all' mein Glück
Vertrauungsvoll in Deine Hand zu legen.
Wir müßen fliehen, Richard, augenblicklich!
Iſt's nicht ſogleich, ſo wird's unmöglich ganz;
Denn kurze Friſt nur wird mir Freiheit bleiben,
Es ungeſtört zu können! Sey verſichert,
Die Tante gibt nicht nach; ſie haſſet Dich,
Sie hat's geſagt. Iſt ihre Liebe falſch,
Ihr Haß iſt wahr, und trifft ſein Opfer ſicher!

Richard.

Nach heft'gem Streit ſchien ſie verſöhnt zu gehen.

Adelaide.

Dann iſt ihr noch am wenigſten zu trauen,
Denn boshaft iſt ſie, ſchlau verſtellt ſie ſich.
Sie wird ihr Wort dem Prinzen Erich halten,
Und wär's auch nur, um Dich dadurch zu ſtrafen,

Und meines Lebens Frieden mir zu rauben,
Weil ich Dich liebe gegen ihren Willen.
Kein Mittel wird sie unversuchet lassen,
Denn ihren Zweck zu fördern, scheut sie kein's;
Das sagt der Prinz, der ihre Gunst besitzt.
Man wird mich mit Gewalt zur Trauung schleppen,
Und machst Du Miene, Dich zu widersetzen,
So ist Dein Untergang voraus gewiß!
Es gähnt ein Abgrund unter Deinen Füßen,
Den grüner Rasen, künstlich täuschend, deckt,
Und Du versinkest, eh' Du es geahnet;
Denn sie sind Alle falsch. Keiner meint
Es gut mit Dir. Wer Dich umgibt, er hascht
Nach seinem Vortheil; wer Dir freundlich lächelt,
Er ist Dein Feind; der ärgste aber ist
Der falsche Schmeichler der Dir Achtung heuchelt.
Die Liebe nur ist wahr, d'rum glaube mir!
Wenn Du mich liebst, so heiß, wie ich Dich liebe,
So rette Dich für mich, und mich für Dich,
So laß' uns fliehen, noch in dieser Nacht!

Richard.

(für sich.)

O welche Qualen, welche Seelenmartern! —

(laut.)

Laß' ab! Es ist umsonst! Ich kann nicht fliehen! —
Ich darf Dich nicht entführen!

Adelaide.

Ach! Du mußt!
Du denkst doch nicht, ich könnte es ertragen,
Mein reizlos Daseyn langsam fortzuschleppen,
Wenn sie Dich hier entehren und erwürgen?

Sey ohne Furcht, es fehlt uns nicht an Mitteln!
Ich dacht' an Alles, wie es eben möglich.
Hier bring' ich, was ich habe —
(indem sie das Kästchen von dem Tische nimmt, worauf sie es gesetzt.)
— was das Glück
Der Waise zugebracht an Kostbarkeiten.
Laß' es veräußern. — Sey jetzt nicht so stolz,
Wie früher, wo Du einmal ausgeschlagen
Der Freundschaft Hilfe, die ich herzlich bot,
Vor Kränkung und vor Mangel Dich zu schützen.
Jetzt gilt es mir, jetzt gilt es unsrer Liebe,
Um die zu retten, laß' den Stolz jetzt fahren!
Es reichet hin, um bis nach Irland uns
Zu bringen zu Lord Kildare —

Richard.
(sehr unruhig.)
Wie? zu Lord
Kildare von Fitzgerald? —

Adelaide.
Dem edeln Greis,
Der Dich vom Herzen liebt, dem Hause York
Von jeher fest und treu ergeben blieb.
Du kennst ihn ja, den ritterlichen Pair,
Der einst der königlichen Prinzen edler
Hofmeister war, Dein Lehrer und Erzieher.
Er wird Dich ehren, wie er's früher that,
Und Alles wagen, unsern Bund zu schützen,
Weil er mich liebt, wie seine eigne Tochter.
Er war einst hier zu König Richards Zeiten
Mit Richard, seinem Sohn, dem muntern Knaben,
Der mir ein freundlicher Gespiele war,

Und den ich immer nicht vergeſſen konnte.
Gar oft, wenn ich Dich aufmerkſam betrachte,
Glaub' ich, die Züge wieder zu erkennen,
Die mich ſo friſch und munter angelächelt.
— Du biſt es nicht, — es kann nicht möglich ſeyn, —
Allein Dein Auge iſt dasſelbe treue,
Das mir ſo offen in die Seele ſchaute;
Und dieſer Blick, mir lang bekannt, vertraut,
Hat Dir mein Herz zuerſt auch zugewendet!

Richard.

(der bis jetzt im qualvollen Kampfe mit ſich ſelber ſtand, flieht aus dem Saale mit verzweifelnder Geberde.)

Adelaide.

(ſieht ihm erſtaunt nach.)

Ha! was iſt das! Was hat das zu bedeuten?
Wie ſoll ich ſeine raſche Flucht erklären?
Er läßt mich ohne Antwort zweifelnd ſteh'n,
Er geht hinweg? — Was kann die Urſach' ſeyn?
Was treibt ihn in Verzweiflung von mir fort
In dieſem Augenblick voll Wichtigkeit
Wo Alles, Alles auf dem Spiele ſteht? —
— Ich bin beſchämt, verwirrt und weiß mich nicht
Zu faſſen! — Sollt' er mich verſchmäh'n, verachten,
Weil ich die Schranken weiblich zarter Sitte
In meiner Liebe Uebermaaß verletzte,
Und ihm mein Herz ganz unverſchleiert zeigte?
Ach gütiger Gott! Ich konnte ja nicht anders! —
Es iſt nicht möglich! Was die Liebe wagt
Im Drange der Gefahr, das muß die Liebe,
Die ſtets zu gleichem Opfer iſt bereit,
In ihrem wahren Lichte anerkennen.

werden wäre, die Dramaturgie vor mich allein in die Welt zu schicken. Da E. E. versichern, daß das Theater keinen Schritt für mich thun könne, und da ich von Buchhändlern keine hinlängliche Belohnung für meine Mühe in dieser Sache erwarten kann, so fürchte ich alles für meinen schönen Entwurf, und ich höre auf, zu hoffen, daß er zu Stand kommen würde. Ich bekenne aufrichtig, daß es mir, wie den besten hiesigen Schauspielern leid thut, daß eine Anstalt, die der hiesigen Bühne so glänzende Aussichten öffnete, durch ein so geringes Hinderniß scheitern soll, und doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle, was und wie viel ich zum Ruhm unserer Bühne würde gethan haben.'

Vor einigen Tagen ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Ueberraschung widerfahren,

— Liebt er mich nicht ſo ſehr, wie ich ihn liebe? —
Iſt's Eiferſucht, die ihn ſo ſchnell erfaßte,
Weil ich geſtand, daß ich einſt jenen Knaben
Mit kindlichem Gemüthe lieb gewonnen? —
— Ich kann dieß Räthſel nimmer mir erklären!
Nur das iſt klar, daß ich entehrt mich fühle,
Weil ich zu weit in meiner Neigung ging,
Daß ich hinfort vor keines Menſchen Auge
Mich zeigen darf, und in die Einſamkeit
Ich mein gebrochnes Herz verhüllen muß!
(ſie geht weinend ab.)

Siebenter Auftritt.

Eduard.

(tritt auf, ſchüchtern und erſtaunt um ſich ſehend.)

Auch hier iſt Niemand, der zurück mich wieſe!
Die Liebe eines freien Volkes, die
Die beſte Schutzwehr ſeinen Herrſchern bietet,
Erlaubte mir, in des Pallaſtes Mitte,
Bis zu der Fürſtin Nähe einzudringen.
O glücklich Land, wo ſolch ein Band der Treue
Die Völker und die Fürſten noch umſchlingt!
Mit ſcheuer Ehrfurcht trete ich auf den
Geheiligten Familienboden; grüße
Mit ſchmerzlich ſüßer Rührung meines Hauſes
Geweihte Freiſtatt! — Nehmt ihn auf, ihr Hallen,
Den armen Fremdling, den kein freundlich Wort
Der Liebe an der Schwelle aufgemuntert,

Den kein Willkomm' aus Freundes Mund begrüßte!
Verlaſſen und verfolgt eilt er zu euch,
Und barg, dem Vogel gleich, der vor dem Sturme
Sich zu der Menſchen ſicherm Wohnplatz flüchtet,
In eurem Schatten ſein geächtet Haupt.
(indem er ſich umblickt, und die Familienbilder ſieht.)
Was ſeh' ich hier? Es ſind Familienbilder,
Der edeln Yorks getreue Konterfeie.
Ein ſchönes Denkmal der Verwandten-Liebe,
Das man in dieſem Saale aufgerichtet!
Seyd mir gegrüßt, ihr Ahnen meines Hauſes,
Nehmt gütig euern letzten Sprößling auf!
Blickt ſchützend auf die letzte Roſe nieder,
Die in der angebornen Farbe blüht!
Ich kenn' euch Alle, hab' euch nicht vergeſſen!
Was in des Knaben Geiſt ſich eingeprägt
Mit frommer ehrfurchtsvoller Kindesliebe,
Lebt in dem Jüngling wie im Manne fort!
Das dort iſt Eduard der Dritte, das
Sein Sohn von Wales, der ſchwarze Prinz genannt.
Die Sieger von Crecqui und Poitiers,
Die Frankreich ſchlugen, und den König Johann
Von Valois als Gefangnen heimgeführt
Nach England — das dort iſt die duft'ge Roſe,
Die Volingbrocke, der ſchlaue, grauſam brach,
Richard der Zweite, Englands beſter König!
Das iſt die Reihe edler Mortimers,
Des Grafen von der March, der Sprößlinge
Des Lionel von Clarence, dritten Sohnes
Des großen Eduard, die als Verbannte
Im Kerker ſtarben, weil ihr heilig Recht

Auf Englands Krone furchtbar sie gemacht.
Richard Plantagenet, Herzog von York
Schaut hier auf mich, den Margaretha, Heinrich
Des Sechsten ehrvergeßnes Weib, getödtet,
Weil er die Kron' gefordert vom Lancaster,
Die ihm gebührte nach dem Erbfolgrechte.
Das ist mein Oheim, Eduard der Vierte,
Und das mein Vater, Herzog George von Clarence,
Der als ein frühes Opfer des Tyrannen
Richard des Dritten in dem Tower fiel.
O Vater! Vater! sieh' auf Deinen Sohn!
Wie Dich, verfolgt ihn ihr Familienhaß,
Wie Dich, bedrohet ihn des Mörders Dolch,
Weil kühne Räuber vor dem Anspruch beben
Auf eine Krone, welche Dir gebührte
Nach allen heil'gen Rechten der Geburt!
Ich beuge ehrfurchtsvoll mein Knie vor Dir,
Und rufe weinend Deinen Schatten an:
Daß schützend er den Sohn umschweben möge,
Und wahren vor der Feinde List und Tücke!

(er hält ein Tuch vor die Augen, in welches das Wappen der York gestickt ist und weint.)

Achter Auftritt.

Der Vorige. Richard.

Richard.

(tritt in den Vordergrund, ohne den Eduard zu bemerken, und ſpricht in gerührtem Tone, erſchöpft, mit halblauter Stimme.)

Ich konnte ſie nicht täuſchen und betrügen.
Nein! Nein! Ich durfte ſie nicht hintergehen!
Wie ſie ſo vor mir ſtand, das reine Herz
In ſeiner ganzen Schönheit mir enthüllend,
Und frei erklärte, wie dem Knaben ſie
Vertrauend einſt in's treue Auge blickte,
So mahnte ſie mich an die Jugendjahre
Und an die heil'ge Unſchuld meines Sinnes.
Ein namenlos Gefühl erfaßte mich!
Die Stimme des Gewiſſens rief mir zu:
Du darfſt den Engel nicht mit dir verderben!
Ich ſtürzte fort in meiner Seelenangſt,
Mich zu bekämpfen in der Einſamkeit. —
Es iſt geſchehn, ich bin mit mir zufrieden.
Der falſchen Scham will ich nun ganz entſagen,
Ihr Alles ſagen, klar und frei bekennen!
— Allein ich leugne nicht, der Streit war hart;
Ich wünſche keinem Menſchen einen gleichen!
Am Ziele ſtand ich aller meiner Wünſche,
Der Preis war mein, nach dem ich einzig ſtrebte;
Ich brauchte nur die Hand darnach zu ſtrecken,
Nur in die Flucht mit ihr zu willigen: —
Ich hab' der Seele geiſtverwandten Trieben

Mit Schmerz und Thränen, doch voll Muth entsagt.
Ich hab' der Sinne riesenkräft'ges Drängen,
Gleich einem Löwen, in der Brust gebändigt;
Ich hab' gekämpft, hab' überwunden und
Gesiegt! — Bin Sieger über mich, und hab'
Den ärgsten Feind, das eigne Herz, bezwungen!
Jetzt fühl' ich meine schwere Brust erleichtert,
Fühl' mich emporgetragen, wie auf Flügeln,
Zu jener angestaunten Höh', auf die
Entsagung die Erlesenen nur stellt,
Um sie zu reifen zur Unsterblichkeit!
(er will gehen, wendet sich, und erblickt den betenden Eduard.)
Doch halt! Wer ist der Jüngling, der dort weint,
Und betend kniet vor Georgs von Clarence's Bild?
Wie kommt er in den Saal zu dieser Stunde? —
Was will er hier? —
(er tritt auf ihn zu, und fragt rasch und laut.)
Wer seid Ihr? —

Eduard.

(erschrickt, sieht auf, und läßt in der Ueberraschung das Tuch fallen, das unbeachtet liegen bleibt.)
Ein Verfolgter,
Der vor den Feinden eine Freistatt sucht.

Richard.

In diesem Saale, bei der Herzogin?

Eduard.

Man nennt sie ja die Mutter ihres Volkes;
Und wer schützt Kinder lieber, als die Mütter?

Richard.

(heimlich, für sich.)
Er trägt wahrhaftig Züge eines Yorks!
Wär' es der Eduard Warwik, Clarence's Sohn?

(laut.)

Für Jedermann iſt ſie nicht ſtets zu finden.

Eduard.

Vielleicht für mich, weiß ſie nur, wer ich bin.

Richard.

(für ſich.)

Er iſt's gewiß, die Rede kündet's an!

(laut.)

Wollt ihr mir Euren Stand und Namen nennen,
So dien' ich Euch gewiß von Herzen gern,
Und bring' Euch ſelber zu der Herzogin.

Eduard.

Nicht Jeder nennt den Namen Jedem gern.
Aus eigener Erfahrung wißt Ihr das.

Richard.

So kennt Ihr mich, und wiſſet, wer ich bin?
Ich bin Plantagenet, Richard von York.

Eduard.

Den kenn' ich nicht, doch weiß ich, wer Ihr ſeid,
Und was Ihr ſcheinen wollt; darum vergebt,
Daß ich Euch meinen Namen nicht vertraue.
Doch ohne daß Ihr wiſſet, wer ich bin
Benutzt die Warnung, die ich Euch ertheile
Aus gutem Herzen, wie aus Dankbarkeit,
Für Euren ritterlichen Heldenmuth,
Mit dem Ihr heut den falſchen Warwik ſchlugt:
Entfliehet ſchnell. Noch ſind die Wege offen,
Benutzt die Zeit zur Rettung, eh' ſie flieht!
Wofür Ihr mich auch immer halten mögt,
Dieß Eine glaubt: Ich möchte Niemand ſchaden.
Ich kenn' Euch wohl, doch kann ich Euch nicht haſſen.

Obgleich ich Euch als Feind betrachten ſollte;
Ich könnt' Euch lieben faſt, wie einen Bruder.
So zieht mein Herz mich zu Euch! Glaubet mir,
Zu Eurem Beſten rath ich Euch: Entflieht!
Ich bin noch jung, doch hab' ich alle Leiden
Die Haft und Kerker bringen, kennen lernen.
Auch Ihr ſeyd jung. Ein Leben unter Banden
Wär' eine martervolle Ewigkeit
Für Euch! das glaubet mir, ich hab's erfahren,
Und möchte Euch vor dieſer Pein bewahren!
Ich gehe meinen Weg, verfolgt den Euern!
Doch ſchnell! Ich mein' es gut, ich kann's betheuern.

(er geht ab.

Neunter Auftritt.

Richard, (allein) dann Lord Stanley.

Richard.

Ich konnte keine Sylbe mehr erwiedern;
Die Güte ſeines Blicks hielt mich gefeſſelt.
Das iſt das Loos des Lügners und Betrügers,
Daß ihn das Aug' der Unſchuld tief beſchämt. —
Wie ſanft und großmuthsvoll! Wie gut er iſt!
Auch ich könnt' ihn wie einen Bruder lieben!
Doch iſt er Eduard, iſt er mein Feind — —
Iſt er's denn wirklich? — Weg mit allen Zweifeln!
Er iſt's! Er iſt's! Hätt' es die Furcht nicht ſchon
Mit Angſt aus ſeinen Zügen ausgeſpäht,

Die letzten Worte mußten es bestät'gen.

Lord Stanley. (tritt ein.)

Ich such' Euch auf, um eine Sache von
Der größten Wichtigkeit Euch mitzutheilen,
Die Euch nicht minder angeht, als mich selbst.

Richard.

Und was hat Mylord Stanley mir zu sagen?

Stanley.

Sahst Ihr den Jüngling, der so eben erst
Von hier hinweg ging? Habt Ihr ihn betrachtet?
Wißt Ihr, wer's ist?

Richard.

Ich sah und sprach ihn — doch
— Ich kenn' ihn nicht —

Stanley.

Ich seh's an Eurer Blässe,
Und an der Schlaffheit Eures ganzen Wesens,
Daß Ihr mir nicht die Wahrheit sagen wollt.
Wir sind allein und brauchen nicht zu heucheln!
Laßt alle Ränke uns bei Seite legen,
Und diese wicht'ge Sache nur erörtern.
Drum ohne Umschweif: Eduard von Warwik,
Der Prinz von York, ist es, des Clarence Sohn,
Der seiner Haft im Tower jüngst entfloh.

Richard.

Ist's möglich? Ist er's? Seyd Ihr dessen sicher?

Stanley.

Schon auf dem Kampfplatz fiel er heut mir auf;
Ich sucht' ihn zu erforschen, doch gewandt
Entschlüpft er allen meinen Wendungen.
Ich wußte, daß er seiner Haft entflohen,

Denn Heinrich ſelbſt begünſtigte die Flucht.
Durch's Geld der Herzogin und ihrer Freunde
Gewann man vier der Wächter in dem Tower,
Zur Flucht des Prinzen redlich beizutragen;
Doch ſie verkauften ihr Geheimniß wieder,
Und flohen mit dem Prinzen, den ſie nicht
Verlaſſen durften, um ihn ſicherer
Den Händen der Verfolger auszuliefern.
Der junge Menſch war ſicher in der Falle;
Er ahnte nicht den doppelten Verrath;
Allein ob die Verräther Reue fühlten,
Ihm die Gefahr, in der er ſchwebt', enthüllten,
Ob ſeine Freunde unſre Liſt durchſchauten,
Das iſt bis jetzt nicht ſicher ausgemittelt,
Sie flüchteten zuerſt zur Freiſtatt Shyne;
Doch ſchon am andern Morgen war der Prinz
Verſchwunden, und ein And'rer ähnlich ihm
Selbſt bis zur Täuſchung, lag in ſeinem Bette,
Als ihn der Sheriff aus demſelben riß,
Trotz aller Heiligkeit des Orts, um ihn
Den Händen des Gerichts zu überliefern.
Der ſich als Opfer für die weiße Roſe
Mit jugendlichem Feuer hingegeben,
War Wilſon, eines Schuſters Sohn, ein Schwärmer,
Den Pfaffentrug zum Märtyrer gepredigt.
Indeſſen floh der wahre Eduard, —
Ihr ſtaunet, daß ich das ſo ſicher weiß? —
Der Diener zweie, die mit ihm entflohen,
Erhielten ihren Lohn bereits zu Tyburn,
Daß ſie den König alſo hintergingen.
Die andern zwei, verzweifelter als dieſe,

Bewiesen ihre Unschuld an der Flucht,
Man ließ sie frei, doch mußten sie geloben
Den Prinzen unabläßig zu verfolgen,
Und lebend oder todt zurück zu liefern.

Richard.

Und solchen Leuten konnte man vertrauen?

Stanley.

Für ihren Eifer bürgen ihre Köpfe;
Denn größre Schufte, als sie selber sind,
Bewachen sie auf allen ihren Schritten;
Sie sind verloren, wenn es nicht gelingt!
Sie hatten bald des Prinzen Spur entdeckt,
Und folgten ihm bis diese Stunde nach.
Er war auf seiner ganzen Flucht begleitet;
Doch niemals bot sich die Gelegenheit,
Ihr Unternehmen sicher auszuführen.
Mit ihm sind sie zugleich hier angelangt
Und wendeten sich ungesäumt an mich.
Wir hofften ihn schon sicher zu erreichen,
Da flüchtet er hieher in den Palast.
Er ist im Hafen; hier ist er geborgen!
Gelingt es ihm, der Herzogin zu nahen,
Eh' wir ihn aus dem Wege räumen können
Ist alle unsre Mühe dann vergebens.

Richard.

Da habt Ihr recht, das mögt' ich selbst behaupten.

Stanley.

Zum guten Glück ist er voll Mißtrau'n doch
Und nannt' aus Furcht noch Niemand seinen Namen.
Er ist uns also immer noch gewiß,

die ich Euer Excellenz, da Sie doch gewiß daran Theil nehmen, ohnmöglich verſchweigen kann.

Mir wurden aus Leipzig von 4 unbekannten Perſonen Paquete und Briefe geſchickt, die voll Enthuſiasmus für mich geſchrieben waren, und von Dichteranbetung überfloſſen. Sie wurden mit 4 kleinen Portraiten begleitet, worunter 2 ſehr ſchöne Frauenzimmer ſind, und einer Brieftaſche, die mit dem beſten Geſchmack geſtickt iſt. Ein ſolches Geſchenk von fremden Menſchen, die dabei kein anderes Intereſſe haben, als mich wiſſen zu laſſen, daß ſie mir gut ſind, und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äuſſerſt werth, und der lauteſte Zuſammenruf der Welt hätte mir kaum ſo angenehm geſchmeichelt. Wenn Euer Excellenz wieder hieher kom

So lang ihn Niemand kennt, und was ihn schützte:
Zu große Vorsicht wird jetzt sein Verderben.
Wie Ihr auch immer Ursach' haben mochtet,
Vor mir bisher auf Eurer Hut zu seyn,
In dem Momente dürft Ihr mir vertrauen.
Die Noth, der Vortheil — ich bekenn es gerne —
Hebt alle früh're Spannung völlig auf.
Ihr müßt den Menschen von dem Amte scheiden;
Denn hab' ich Euch einst öffentlich beleidigt,
So that's der Abgesandte, nicht Lord Stanley.
Wir können Freunde werden, wenn Ihr wollt,
Wenn Ihr mir glaubt, und Euch mit uns verbindet.
Sehr! Ich bin nicht der Mann der schönen Worte,
Ich nenn' die Dinge, wie sie eben sind;
Doch fahrt Ihr besser, glaubt es sicher mir,
Werft Ihr Euch jetzt den Feinden in die Arme,
Die Euch um ihrer Absicht willen dienen,
Als wenn Ihr den verrätherischen Freunden,
Die Euch verderben, länger angehört. —
Ich habe Macht, mit Euch zu unterhandeln,
Euch die Versöhnung anzubieten, mit
Dem König, meinem Herrn.

Richard.

Um welchen Preis?

Stanley.

Ihr könnt uns helfen! Euch wird es am Leicht'sten —
Ich sag' es grad heraus, und ohne Scheu —
Den Prinzen im Palaste zu vernichten,
Und — ich bin hier, Euch dazu aufzufordern.
Das ist die Arbeit! Höret nun den Lohn! —

Richard.

Er iſt ja nicht mein Feind, mich treibet Nichts,
Ihn zu verfolgen, ſeinen Tod zu wünſchen.

Stanley.

Verſtellt Euch nicht, jetzt iſt nicht Zeit dazu!
Euch drängt Gefahr und Noth, ſo gut wie uns!
Laßt ſie uns d'rum benützen, eh' ſie flieht,
Die nicht zu feſſelnde Gelegenheit!
So viel, als meinem König dran gelegen,
Daß York — der ächte York — ſo ſchnell es geht,
Verſchwinde, muß gewiß auch Euch dran liegen.
Wär't Ihr der wirkliche Plantagenet,
Wie er der Warwik unbezweifelt iſt,
So möcht' es ſeyn, er könnte Euch nicht ſchaden.
Unangefochten blieb dann Euer Recht.

Richard.

Das bleibt es auch; denn ich bin Richard York.

Stanley.

Noch kurze Zeit vielleicht. Laßt das jetzt ruhn!
Wir ſind allein, drum weg mit allen Ränken!
Laßt uns ganz offen miteinander reden,
Laßt alle Phantaſien aus dem Spiele,
Und bleibet bei der trocknen Wirklichkeit!
Wir kennen Euch ſo gut, als dieſen Prinzen,
Und beſſer noch kennt Euch die Herzogin.
Ihr mußt ſie fürchten, dürft ſelbſt vor Ihr zittern.
Ihr habt ſie aufgebracht, empört, ergrimmt;
Ihr eigner Vortheil heiſcht, Euch aufzugeben.
Ihr ſeyd geopfert, das iſt abgemacht,
Sobald ihr Neffe hier iſt. Seht Euch vor!
Verlaſſet die Parthei der York, die Jeden,

Der ihr gedienet, undankbar verläßt,
Und kommt zu uns herüber! Das gebietet
Die Selbsterhaltung.

Richard.

Noch iſt's nicht ſo weit!

Stanley.

Ihr zweifelt noch daran? Der Prinz von Gothland
Iſt wüthend über Euch. Er war bei mir
Und bot ſich an: wenn ich Euch auf die Seite
Ließ ſchaffen, wollt' er mir behülflich ſeyn,
Uns von dem Prinzen Eduard zu befrei'n.

Richard.

Wie gräßlich! Wie unfürſtlich!

Stanley.

Meine Sprache
Mag Euch beweiſen, daß ich's redlich meine.
Ich konnte ſchweigen, und Ihr wart verloren;
Für Euer Leben, das mir wenig nützt,
Tauſcht' ich den Tod des Feindes, den ich ſuche.
Glaubt nicht, daß ich Gewiſſensbiſſe kenne,
Noch zarte Rückſicht, oder Neigung gar;
Das Alles iſt mir fremd! Der Vortheil nur,
Er leitet mich. Nun ſagt, bin ich nicht offen?

Richard.

Ja, bis zur Unverſchämtheit!

Stanley.

Wie Ihr wollt;
Das rührt mich nicht. Doch überzeuget's Euch,
Daß man wohl ſo am beßten unterhandelt?
Ihr ſeyd kein York; das wißt Ihr, ſo wie wir!
In jedem Falle werden wir mit Euch,

Auf dieſe oder jene Weiſe fertig.
Was nützt uns Euer Tod? Ihr ſteht am Ziele,
Das Meteor verſchwindet, wie es kam.
Doch dieſer Warwik bleibt am Firmamente
Als Fixſtern, ſeinen Glanz verbreitend, ſtehn,
Und immer werden alle Unzufried'nen
Aus England die Augen auf ihn richten.
Lebt er nicht mehr, ſo iſt Eliſabeth,
Die Königin, noch die allein'ge Erbin
Und die Verbindung beider Roſen ſichert
Den Frieden künft'ger Generationen.
Drum glaube ich, man hoffe mich zu täuſchen.
Man wollte mich blos nützen, Euch durch mich
Geräuſchlos und verdachtlos weg zu ſchaffen.
Ich zweifle, daß der Prinz es ernſtlich meint;
Mir ſcheint, daß ihn die Herzogin geſendet;
Sie irren ſich, mich hintergeht man nicht!
Der ächte Warwik nur iſt uns im Wege,
Und er muß fort! Ich bin nicht rachedurſtig;
Allein ſie ſollen mir doch dafür büßen,
Daß ſie ſo wenig Scharfſinn bei mir ſuchen,
Ich täuſche ſie, die mich zu täuſchen dachten.
So dien' ich meinem Herren, wie er's will!
Dies Alles, hoff' ich, hat Euch überführt,
Daß Eures Bleibens hier nicht länger iſt.
Die Launen dieſes Weibes zu ertragen
Seyd Ihr ſchon lange überdrüſſig, wie
Ich ſicher weiß. Verloren ſeyd Ihr, wenn
Ihr bleibt; im Elend, wenn von hier Ihr flieht.
Ihr ſeyd ein Menſch, der Nichts beſitzt, Nichts hat;
Ich biet' Euch Alles. Schafft den Prinzen weg.

So ſeht Ihr Eure Hoffnungen erfüllt,
Ein glänzend Loos der Ehre wartet Eurer!

Richard.

Worin beſtünde das? —

Stanley.

Der König will
Euch nicht verderben; glücklich ſollet Ihr
In England leben. Eure Liebe zu
Adelaiden iſt uns längſt bekannt:
Wir ſichern Euch der ſchönen Braut Beſitz.

Richard.

Wie könnt Ihr das?

Stanley.

Ein Herzogthum macht Euch
Der Fürſtin gleich, und königliche Huld
Thut dann das Weit're. Ihr entflieht mit ihr;
Ich ſelbſt will Euch dabei behülflich ſeyn,
Und König Heinrich nimmt Euch gütig auf.
Ihr ſeyd verſchwunden dann, und Euer Name
Iſt ausgethan, durch einen glänzendern
Erſetzt, durch einen alten, hochverehrten. —
Nur Eines müßtet Ihr uns noch erfüllen.
Dem König iſt's beſonders drum zu thun,
Dem Volke den Betrug auch zu enthüllen,
Und alle Ränke, die man angewendet,
Um dieſer Täuſchung Glauben zu verſchaffen,
Drum ſollt ihr ein Bekenntniß unterzeichnen,
In dem Ihr Alles ſelbſt geſtändig bleibt,
Das man zu London laut verleſen wird.
So wäre allen Theilen dann gedient,

Selbſt Eure Rache an der Herzogin
Und dieſem Prinzen Erich wär' befriedigt.

Richard.

Und dennoch weiſ' ich Euren Vorſchlag nun
Empört zurück mit tief verletztem Stolze.
Iſt's möglich, daß man mich ſo tief gefallen
Und ſo verworfen hält, zu einem Morde,
Gleich dem gemeinen Miſſethäter, mich
Zu dingen? O, Ihr irrt Euch ſehr in mir?
So reizend auch die Lockung immer iſt,
Sie hat auf mich die Wirkung ſchon verfehlt;
Ich habe einen größern Sieg erkämpft,
Und die Syrenenſtimme Eures Herrn
Verleitet nimmer mich vom rechten Pfad.
Wer Allem kann entſagen, ſo wie ich,
Für den hat nichts mehr Werth auf dieſer Erde.
Doch offen, wie Ihr gegen mich geweſen,
Will ich auch Euch des Herzens Tiefe zeigen.
Ich haſſe den Lancaſter und ſein Haus
Mit jener Feſtigkeit, die nur ein Brite
Schon mit der Muttermilch zugleich empfängt,
Und lieber würd' ich Eduard beſchützen,
Als Heinrich nur den kleinſten Dienſt erweiſen.

Stanley.

Bedenket beſſer Euch; noch ſchwankt die Waage!

Richard.

Sie ſchwankt nicht mehr, für mich iſt ſie geſunken.

Stanley.

Es wird ſich zeigen! Was Ihr ſtolz verſchmäht,
Wird Anderen gar ſehr willkommen ſeyn.
An Armen nicht, noch an Gelegenheit

Zu dieſer That Vollführung wird es fehlen.
Ich geb' Euch auf, wie Euch die Herzogin
Schon aufgegeben! Hütet Euch! Ihr habt
Die Freundſchaft, die ich offen bot, verſchmäht,
Ihr zwingt mich, heimlich gegen Euch zu handeln;
Ihr wollt es ſelbſt, und ſo ſeyd Ihr verloren!
(er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Richard (allein.)

Richard.

Vielleicht! Ich fürchte ſelber, er hat recht!
Der rechte York iſt da und Margaretha
Wird nicht verſäumen, ihren wahren Neffen
Der Welt zu zeigen, und dem falſchen dann
Das abgetragene Theaterkleid
Mit fürſtlicher Verachtung abzuzieh'n
Wie ſie es mir bereits in Wuth verkündigt.
Adelaide! welcher grelle Blitz
Enttäuſchet plötzlich dann Dein liebend Auge!
Welch harter Schlag trifft dann Dein reines Herz!
Nur das nicht mehr! Ich kann es nicht ertragen,
Will lieber einen Mord begehen, als
Entehrt in ihrem Angedenken leben! —
Und bliebe mir ein andrer Ausweg übrig?
Er hat ganz recht, der kalte Egoiſt:
Schon' ich den Warwik, bin ich ſelbſt verloren! —

Vernicht' ich ihn, ſo bleibt der Herzogin
Kein andres Mittel, als mich zu erhalten
Um ihre ſtolzen Plane auszuführen,
Und mich im kühnen Flug zu unterſtützen,
Nach dem beſtrittenen, geraubten Throne.
Drum fort zur That, gehandelt muß nun werden,
Doch nicht in des Lancaſters ſchlauem Sinne!
Ich wandle meine eigne freie Bahn,
Kein niedrer Eigennutz ſoll mich beſtimmen,
Und kann ich nicht das ſtolze Ziel erreichen,
So fällt der Warbeck; keine Seele ahnet
Wer er geweſen, wer die Seinen ſind!
(er geht raſch ab.)

Eilfter Auftritt.

Margaretha und Belmont.

Margaretha.

Er ſey ſchon unterwegs, ſchreibt mir der Lord!

Belmont.

Lord Kildare kommt vielleicht noch heute an
Er meldet, daß die Liſt gelungen ſey,
Daß Wilſon, eines armen Schuſters Sohn,
Zu Shyne in der Freiſtatt aufgegriffen,
Sich für den Prinzen Eduard geopfert,
Der in des Handwerksburſchen ſchlichter Tracht,
Geleitet von der Prieſter treuem Rathe,
Beſchützet von den Freunden Eures Hauſes,

Die Grenzen Irlands ſicher überſchritten.
Doch daß er irr' gemacht durch den Erfolg,
Den Lambert Simnels Täuſchung da gefunden,
Sich nicht zu ihm nach Dublin wendete;
Und wie er jetzt aus ſichrer Quelle wiſſe,
Nach Brabant eingeſchifft, hieher geflohen.
Er komme, ihn zu Brüſſel aufzuſuchen,
Und hofft, ihn hier an Eurem Hof zu finden.
Die Uebereilung wieder gut zu machen,
Die er beging, betrogen durch Simnel,
Will allen ſeinen Einfluß er benützen,
Dem Prinzen Eduard kräftig beizuſtehen,
Und ſeinem Anſpruch Geltung zu verſchaffen.

Margaretha.

Was wird er ſagen, dieſer edle Greis,
Daß ich den Warbeck bei mir aufgenommen?
Wie ſoll ich das Geſchehene entſchuld'gen,
Und mein voreilig Handeln ihm erklären?
Ich bin verlegen. — Doch warum bin ich's?
Beging er nicht denſelben Fehler auch?
Mein Unglück, wie das ſeine, war Betrug,
Zu dem wir uns zu raſch verleiten ließen.
Die gleichen Fehler haben gleiche Folgen;
Er gab den Simnel auf, ich opfre Warbeck.
Iſt nur Plantagenet, mein Neffe, da
Und ſteht Lord Kildare mir mit Rath zur Seite,
So trotze ich dem düſteren Geſchicke,
Das ſich ob meinem Haupt zuſammenzog.
Gottlob! der Himmel hellt ſich wieder auf!
Der Hoffnung Freudenſtrahl bricht golden leuchtend
Durch die gewitterſchwangern, dunkeln Wolken!

Allein wo iſt er, dieſer theure Neffe?
Wenn er geraden Wegs nach Brüſſel floh,
Muß er ſchon da ſeyn? Wo verweilt er denn?
Hält ihn die ſcheue Aengſtlichkeit zurück?
Schwebt er in Furcht vor dieſem frechen Warbeck,
Wie er dem Lambert Simnel ausgewichen?
Warum vermeidet er, ſich mir zu zeigen,
Bei ſeiner Tante zu erſcheinen? — Wär's
Der Jüngling etwa, der mir auffiel heute,
Den Ihr beim Zweikampf mir habt zugeführt?
Es könnte ſeyn! — Denn mich durchſchauerte
Die Ahnung, wie verwandten Blutes Stimme,
Die laut in meinem Innern für ihn ſprach.
Wie ſich das Aug zu ihm gezogen fühlte,
So pocht bei ſeinem Anblick mir das Herz,
Das niemals täuſcht und niemals ſchweigen kann!
Man ſuch' ihn auf!

(ind em ſie gehen wollen, erblickt ſie das Tuch auf der Erde.)

Was liegt dort auf der Erde?

Belmont.

(der es aufhebt und betrachtet.)

Ein Tuch, das Jemand hier verloren hat.
Doch nein! Mir ſcheint, es iſt das Eurer Hoheit;
Denn hier erblicke ich das York'ſche Wappen,
Von feinen Händen kunſtreich eingewebt.

Margaretha.

Zeigt her! Zeigt her! Es iſt daſſelbe Tuch,
Das einſt ich meinem Neffen Eduard gab,
Als ich in London vor neun Jahren war,
Seitdem führ' ich das Wappen von Burgund.
Er muß es ſeyn, der es verloren hat,

men, ſo werde ich das Vergnügen haben, Ihnen die artigen Kleinigkeiten zu zeigen.

Geſtern iſt endlich die lang im Werk geweſene Dido gegeben worden, ich zweifle aber beinahe, ob ſie den Beifall des Publikums haben wird. Meinen, ich geſtehe es, hat ſie nicht, Poeſie und Muſik rührten mich gleich wenig, und ich glaube, daß mein Urtheil ſo ziemlich das allgemeine iſt. Doch bin ich ſchlechterdings kein Kenner, und auch als Liebhaber maaſe ich mich nicht an, darüber zu ſprechen. Die Vorſtellung ging gut. Mlle. Baumann und Mme. Beck befinden ſich nicht wohl, und das dürfte vielleicht einige kleine Verwirrungen im Repertorium anrichten. Mme Genſike habe ich ſeit der Erklärung E. Excellenz, daß Sie ihr ſelbſt ſchreiben würden, nicht mehr geſprochen. Das Publikum iſt

Kein Anderer, als er, konnt' es beſitzen;
Er hat es ſicher ängſtlich aufbewahrt,
Um mir's beim Wiederſehen vorzuzeigen.
Hat er's mit Fleiß an dieſen Ort gelegt,
Um mir dadurch ein Zeichen zu ertheilen,
Daß er zugegen ſey? — Ich muß es wiſſen!
Wer war in dieſem Saale?

Belmont.

(geht zum Eingange und winkt; ein Page tritt raſch ein.)
Frage ſchnell
Die Wachen in der Gallerie, wer hier
Geweſen und zuletzt den Saal verließ.

(Page eilt ab.)

Margaretha.

Mir ſchwillt das Herz vor Angſt und Bangigkeit!

Belmont.

Er kommt zurück!

(der Page kommt.)

Margaretha.

Wer war im Saale? Sprich!

Page.

Prinz Richard ganz allein, der eben ging.

Margaretha.

Prinz Richard? Richard? Haſt Du recht gehört?

Page.

Der Hauptmann ſagt es, wie die ganze Wache!

Margaretha.

Gerechter Himmel! Wär' ſein Drohn erfüllt,
Und hätt' ich ſchon zu frühe triumphirt?
Ha! furchterliches Dunkel! willſt du nicht
Entſchwinden bald? Was ſoll ich glauben, hoffen?

— Wie wäre Warbeck zu dem Tuch gekommen?
Er konnt' es nur von Eduard erhalten!
Auf welche Art — das muß sich schnell enthüllen!
Ich muß jetzt Aufschluß haben, und wenn selbst
Die Folter ihn mit Qual erpressen sollte!
Auf! Sendet schleunig aus nach allen Seiten,
Laßt meine Wachen durch ganz Brüssel streifen,
Schickt alle Diener, die mein Hof enthält,
Und laßt mir jenen Jüngling, den Ihr kennt,
Und also auch genau beschreiben werdet,
Auf allen Straßen suchen, allen Plätzen,
In allen Häusern meiner Residenz!
Laßt alle Thore augenblicklich schließen;
Und bietet hohen Lohn, wer eine Spur
Von ihm mir glücklich anzugeben weiß!
Auch Warbeck — Richard soll man zu mir führen! —
Wo man ihn trifft, sogleich gefangen nehmen!
Fragt bei den Lords, bescheidet sie hieher!
Die wissen wohl am besten, wo er weilt,
Weil sie ihn, vor Verrath beschützend, nie
Verlassen. — Haben muß ich ihn sogleich!
Auf meine Gunst darf zählen, wer ihn findet;
Licht muß ich haben, eh' die Sonne schwindet!
(Alle zu verschiedenen Seiten schnell ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Ein Saal im Palaſte.

Erſter Auftritt.

Margaretha.

(unruhig auf und nieder wandelnd.)

Den Wartenden verzehrt die Ungeduld,
Und endlos dehnt ſich ihm der Lauf der Zeit,
Der er ſo gerne Flügel möchte leihen.
Dem Glücklichen entſchwindet ſie zu ſchnell,
Der ſie mit allen Seelenbanden feſſeln,
Zu einer Ewigkeit verlängern möchte.
O Unvollkommenheit des Menſchenlebens —
Selbſt Fürſten müſſen deine Ohnmacht fühlen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorige, Adelaide, dann Belmont, Page, ein Hauptmann, mehrere Diener.

Adelaide.

(ängstlich verstört hereineilend.)

Um Gottes Willen! Was ist vorgefallen?
Ganz Brüssel scheint in Aufruhr. Alle Straßen
Durcheilen dicht gedrängte Bürgerhaufen,
Die Thore sind gesperrt, die Stadt verschlossen.
Man suchet einen Jüngling, den Du sprachst,
Den auf dem Kampfplatz man bei Dir gesehen.
Durch den Pallast stürmt Deiner Diener Troß,
Und suchet Richard, den man nirgends findet!
Was ist geschehen? Welches Gräßliche
Verschweigt Dein Mund und künden Deine Blicke?

Margaretha.

Du wirst es hören, fürcht' ich — und zu bald!

Belmont.

(tritt rasch ein.)

Gesendet ist nach allen Seiten, Fürstin,
Zu Boten ist Dein ganzer Hof verwandelt.

Margaretha.

Doch keiner bringt willkomm'ne Nachricht mir,
Daß die Gesuchten aufgefunden worden.

(zu dem Pagen, der eintritt.)

Hast Du ein Zeichen, eine Spur getroffen?
Sprich schnell! Was zauderst Du? Wie Deinen Fuß

Die Flügel des Merkurs hiehergetragen,
Bewege, gleich dem Hermes, Deine Zunge!

Page.

Ein Kaufmann ſagt — der mit dem Jüngling ſprach,
Bevor Du auf dem Kampfplatz ihn geſeh'n —
Er ſah' ihn kürzlich, wie er ſcheuen Schrittes
Nach dem Palaſte ſeine Richtung nahm.

Margaretha.

Zu dem Palaſte? — Hauptmann, was bringt Ihr?

Hauptmann.

(der eben eintrat.)

Der Jüngling, den man ſucht, ging durch das Thor
An meinen Wachen kürzlich erſt vorüber;
Doch Niemand ſah ihn den Palaſt verlaſſen,
Und ſicher weilt er noch in dieſen Mauern.

(Mehrere Pagen und Diener kommen.)

Margaretha.

Und wo iſt Richard? — Richard? Redet ſchnell!

Hauptmann.

Auch der hat den Palaſt nicht mehr verlaſſen.

Simon (der eben eingetreten war.)

Im ganzen Schloß iſt keine Spur von ihm.

Margaretha.

Noch einmal eilt durch alle Säl' und Zimmer,
Durchſucht die Gärten, ſpäht in jedem Winkel!
Wer mir ihn bringt, ſey meines Danks gewiß!
Nur fort! eilt Alle! Seyd im Dienſt nicht läſſig!

(der Hauptmann, die Pagen und die Diener eilen zu verſchiedenen Seiten ſchnell ab.)

Adelaide.

O, meine Angſt kennt keine Gränzen mehr!

Margaretha.
Und meine Wuth raßt über alle Schranken!
Belmont.
Seht da die Lord's, die voll Beſtürzung nah'n.

Dritter Auftritt.

Margaretha, Adelaide, Belmont, Lord Hereford und ſeine fünf Söhne, Lincoln, Lords.

Hereford.
Wir folgen Eurer Mahnung, Herzogin,
Und harren voll Beſtürzung der Befehle,
Die Eure Hoheit uns ertheilen wolle.
Margaretha.
Wer weiß zu ſagen mir, wo Richard iſt?
Hereford.
Ich hab' ihn ſeit dem Kampfe nicht geſehen.
Lincoln.
Ich auch nicht —
Lords.
Keiner von uns ſah ihn mehr.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Lord Stanley, Prinz Erich.

Stanley.

(eilig und erhitzt.)

Ein Mord iſt im Palaſt geſchehen, Fürſtin,

Erich.

(eben ſo.)

Wir Beide hörten laut um Hülfe rufen —

Stanley.

Und als wir eilig zu dem Platze kamen —

Erich.

War Alles leer; doch Blut fand ſich am Boden,
Und Richard —

Adelaide.

(aufſchreiend.)

Richard!

Margaretha.

Habt Ihr ihn gefunden?

Stanley.

Man hat ihn durch die Hallen eilen ſehen —

Erich.

Und einen Jüngling, bis zu jener Stelle —

Adelaide.

O gräßlich! gräßlich! Wag' ich's nur zu denken!

Margaretha.

So iſt's geſchehen, eh' ich's konnt' verhüten.
Die ſchönſte Blume Edens iſt vernichtet.

Die letzte weiße Roſe iſt geknickt,
Der letzte York, mein Neffe, iſt gemordet!

(Belmont geht ab.)

Hereford.

Iſt Richard todt?

Adelaide.

O grauſenhaft Geſchick!

Margaretha.

Ihr ahnt es nicht? Ich muß es erſt entdecken?
Der fremde Jüngling, den ich ſuchen hieß,
War Graf von Warwik, Eduard von Clarence,
Mein Neffe, der entflohen aus dem Tower,
Und hier in Brüſſel heute angelangt.
Ihn traf der Dolch des frevelvollen Buben,
Der ſich der Rache durch die Flucht entzog,
Denn Keiner meiner Boten kehret wieder
Und ruft mir zu: Da iſt er —

Adelaide.

(aufſpringend.)

Da iſt Richard!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Richard (blaß und bewegt.)

Alle.

Da iſt er!

Margaretha.

Ha! wo iſt mein Neffe? Wo

Haſt Du ihn hingeſchafft? Sprich ohne Zaudern!
Wo iſt der Prinz von Clarence?

(Richard ſchweigt verwirrt.)

Heb' den Blick! —
Sieh' jetzt auch ſtarr und frech mir in das Auge,
Wie Du es ſonſt gethan, wenn Du's vermagſt! —
Du kannſt es nicht! Die bleichen Lippen beben,
Die ſchuld'gen Augen haften an dem Boden,
Kein Wort entflieht dem ſonſt beredten Munde,
Und Miſſethäter-Angſt bleicht Deine Wange!
Aus dieſen Zeichen donnert das Gericht.
Du biſt der Mörder! Ja, Du biſt's! Du biſt's!

Herreford.

Was iſt das?

Lords.

Ha! Wer wagt das zu behaupten?

Margaretha.

Ich ſag' es! Ich! Ich nenn' ihn Mörder! Mörder!
Ein gräßlich Scheuſal, ein verworfenes,
Das mir die ſchönſte Hoffnung, die mir blühte,
Um ſich zu retten, kalten Blut's zerriß.
Doch triumphire nicht! Der Rache Arm
Haſt Du gelähmt zwar, doch ſie kocht wilder
In dieſem tief verletzten Buſen fort.
Du ſollſt erfahren, was ein Weib vermag,
Das Macht beſitzt, das die Verzweiflung treibt!

Herreford.

Ich ſchwöre es, daß er nicht ſchuldig iſt!
Er ſchweigt, und hält es unter ſeiner Würde,
Sich gegen die Beſchuldigung zu wahren,
Verſtummt mit Recht. So ziemt es einem Fürſten.

Iſt wohl ein Herzog ſolches Frevels fähig?
Und welche Urſach konnte ihn verleiten,
Den Prinzen York, den Vetter, zu ermorden?

Margaretha.

Er Herzog? Er ein York? Mein Neffe? — O! —
Blödſinn'ge Thoren, die ihr Alles glaubt,
Was man zum Schein für Wahrheit Euch verkauft.
Was wiſſet Ihr? — Seht dieſen Menſchen hier,
Der fähig iſt zu jeder Schlechtigkeit!
Aus dem gemeinen Pöbel hab' ich ihn
Herausgeleſen, und auf dieſen Platz
Geſtellt. — O! daß ich's ſelber ſagen muß! —
Es hatte mir beliebt, für meinen Neffen
Ihn eine Zeitlang auszugeben, um
Durch einen Popanz Heinrich, den Lancaſter,
In Furcht zu ſetzen vor dem Prätendenten,
Sein ſtrenges Augenmerk vom ächten York,
Von Eduard, gewaltſam abzuziehen,
Und deſſen Flucht aus ſeiner Haft zu ſichern.
Doch dieß Geſchöpf erfaßt' der Hoheits-Schwindel;
Der feile Sclave träumte ſchon von Thronen;
Der ſchlechte Gaukler blickt' auf meine Nichte,
Bemühte ſich um ihre reine Hand,
Und will mit ſich in ſeinen Pfuhl ſie zieh'n.
Als ich mich ſeiner Frechheit widerſetzte,
Rafft der Phantaſt, und wagt es, mir zu drohen
Mit Rache und Verrath; ſchwört, ſelber ſich
Auf Englands Thron, mit Eurer Hilf', zu ſchwingen,
Und meinen theuren Neffen zu verderben!
O! er hielt Wort! Er hat ihn mir erſchlagen,
Der nied're Sprößling eines ſchmutz'gen Stammes!

ſehr für ſie eingenommen, und ihre Nachfolgerin muß mehr als nur Gut ſein, um dem Theater keine Verwürfe zuzuziehen.

Ich hätte gewünſcht, daß ich Euer Excel. Lenz etwas Neues aus der Leipziger Meſſe zum Deſert hätte ſchicken, oder anzeigen können, aber morgen früh kommt erſt der Wagen mit den Büchern zu Schwan. — Meine Cabale und Liebe iſt in der Gothaer Zeitung ſo obenhin rezenſiret, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leſer. Ich bin jezt mehr als jemals über mein neues Schauſpiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes hiſtoriſches Stück, vorzüglich meinen Karlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Geſicht bekommen, und groß befunden hat. Freilich iſt ein ge-

Mylord von Stanley hat ihn wohl erkannt,
Der Prinz von Gothland hat ihn leicht durchſchaut;
Und alle Schmach, die ſie auf ihn gehäuft,
Hat er verdient. — Ihr dürft es alle glauben,
Ich ſchuf die Creatur zu einem Prinzen,
Und ich allein kann ſagen, wer ſie iſt.
Ein niedriger, gedungener Betrüger,
Den ich dafür bezahlte, Perkin Warbeck,
Der Sohn des Kaufmanns Warbeck aus Tournay,
Des Proſelyten, des getauften Juden!
(Alle ſtehen erſtaunt und beſtürzt. Stanley, Edgard und Belmont lächeln triumphirend.)

Adelaide.

(will ſinken.)

O Gott! Mein Herz! — Die Sinne ſchwinden mir!

Richard.

(will ſie in ſeinen Armen auffangen, doch ſie faßt ſich gewaltſam, wendet ſich mit Abſcheu von ihm, und ſtürzt der Herzogin weinend an die Bruſt.)

Margaretha.

Zurück, Verworfner! Rühre ſie nicht an!

Richard.

(Wendet ſich zu den Lords.)

Nun hört auch mich, Mylord's!

Hereford.

Hinweg von uns!
Beſudle uns durch Deine Nähe nicht!
Kannſt Du dich reinigen, ſo thu' es ſchnell,
Und widerlege erſt die Herzogin!
Denn leugnen will ich nicht, wer einmal log,
Dem trau ich auch die zweite Lüge zu.
Und wie ſie fälſchlich Dich zum Prinzen machte,

So kann sie Dich auch jetzt zum Mörder stempeln,
Und für des Proselyten Sohn erklären,
Wenn sie der Zorn, die Leidenschaft regieret.
Ein Weib in Wuth verdienet selten Glauben!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ein Page.

Page.
(meldet.)
Der edle Lord Kildare von Fitzgerald
Ist angelangt und naht sich Eurer Hoheit.

Margaretha.
Er kommt zur rechten Zeit! Er trete ein!
— Ich habe seine Ankunft nie gewünscht,
Jetzt ist sie mir willkommen, sehr willkommen!
Er kennet meine Neffen, er entscheide,
Denn er hat ihre Kindheit auferzogen!
Merkt auf, Mylords! er soll die Zweifel lösen!
(zu Richard.)
Verbirg Dich, Frecher, wenn Du kannst! Sieh' zu
Ob Du dich gegen diesen Zeugen auch
Behaupten wirst.

Richard.
(steht allein im Vordergrunde, das Gesicht zur Erde gesenkt.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Lord Kildare.

Margaretha.
(welche ihm entgegen geht.)

Ihr kommet, einen York hier zu umarmen?
Ihr findet keinen, unglückſel'ger Mann!
Ich wagte, mit der Vorſicht dreiß zu ſpielen,
Und ihrem Rathſchluß tollkühn vorzugreifen;
Ich bin beſtraft dafür, und durch mich ſelbſt!
Das ſchlechte Mittel, das ich angewendet,
Um es zu gutem Zwecke zu gebrauchen,
Das ich aus der Gemeinheit aufgeleſen,
Um ſicherer zum Ziele zu gelangen,
Hat blind das Schickſal gegen mich gekehrt;
Es rächt ſich durch *dasſelbe* Werkzeug nun,
Wodurch ich mich an *ihm* zu rächen dachte.
Das iſt der Lohn, daß ich vom Pfad des Wahren
So unbedachtſam abgewichen bin!
Die Hoffnung iſt vernichtet, Alles iſt
Verloren, denn Prinz Eduard iſt todt!
Und dort — ſeht ſeinen Mörder, den ich für
Den wahren York hier ausgegeben habe;

Kildare.
(der ſich im Kreiſe umſah, und den Wardeck bemerkte, tritt ihm näher, betrachtet ihn, ſtutzt, ſtaunt und ruft überraſcht aus.)

Was ſeh' ich? —

Richard.
(richtet ſich bei dieſen Worten auf, ſieht dem Grafen in's Geſicht, und ruft.)

Gott! Mein Vater —

Kildare.

Sohn! mein Sohn!

(Beide stürzen sich in die Arme.)

Alle.

Sein Sohn?

Kildare.

Dich find' ich hier? In dieser Lage?
Ich ließ Dich lang in allen Ländern suchen,
Und hielt Dich schon für todt, weil keine Spur
Sich unter Lebenden von Dir mehr fand.

Richard.

Mit wenig Worten will ich Alles sagen;
Allein — vor Zeugen —

Kildare.

Diese edeln Lords
Entschuldigen vielleicht —

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Belmont kehrt zurück mit dem Hauptmanne.

Belmont.

Der Hauptmann hier
Verkündet seine Nachricht, hohe Fürstin!

Margaretha.

So laßt ihn sprechen! — Redet, ohne Scheu!

Hauptmann.

Ein Ruf ging durch das Schloß, es sei ein Mord

In deſſen Näh' geſchehen. Eingedenk
Des Bannes, der den Frevler trifft, der Waffen
In dem gefreiten Umkreis wagt zu zücken,
Schickt ich Trabanten aus nach allen Seiten,
Und ließ jedweden Ausgang ſtreng bewahren.
Da fanden wir zwei Männer, welche ſich
Verlegen vor uns zu verbergen ſuchten.
Ich nahm ſie feſt. Voll Blut ſind ihre Kleider,
Verwundet Beide, und die Spuren des
Beſtandnen Kampfes finden ſich an ihnen.
Man führt ſie zum Verhör —

Margaretha.

Ich will dabei ſeyn!
Ihr folgt mir, Belmont! Kommet Alle mit!

(Alles mit ihr ab.)

Neunter Auftritt.

Kildare, Richard.

Kildare.

Nun rede ſchnell! Warum biſt Du entflohen?

Richard.

Die Liebe trieb von Euch mich fort. —

Kildare.

Die Liebe?

Richard.

Die unbezwingliche, die Feſſeln trotzt,
Die Hinderniſſe ſtärker nur entflammen,

Die Zeit und Ferne göttlich schön verklären!
Du nahmst mich einst nach Brüssel mit hieher
An diesen Hof der Fürstin von Brabant.
Adelaide, die Prinzessin von
Bretagne, damals fast noch Kind, wie ich,
War mir Gespielin in den heitern Tagen.
Es war das erste Mal, daß sie im Leben
Mit andern Kindern freien Umgang pflegte;
Denn eingeschränkt, wie Fürstenkinder immer,
Ward sie gehalten von der strengen Tante,
Die sie erzog, um mit der Gunst zu prahlen,
Die sie der armen Waise zugewendet.
Sie schloß sich innig an den fremden Knaben;
Und als wir nach Dublin zurückekehrten,
Blieb hier bei ihr mein junges Herz zurück.
Die Sehnsucht, sie zu seh'n, wuchs mit den Jahren,
Mit meiner Stärke reifte meine Liebe;
Sie war der Sporn, der mich zum Edeln trieb.
Was ich erlernte mit dem größten Fleiß,
Das macht' ich in der Absicht mir zu eigen,
Einst ihrer Neigung würdig zu erscheinen.
Du selbst erzähltest mir, daß die Prinzessin,
Schon früh' verlobt mit Erich, Prinz von Gothland,
Dem Bräut'gam zum Altare folgen würde;
Und ich ward tief im Innersten erschüttert,
Doch ich vermochte nicht, mit Seufzen, Stöhnen,
Die stille Liebe in der Brust zu bergen,
Ein thatenloses Leben zu verschmachten,
Gleich siechen Schwächlingen und Alltagsmenschen
Dem Monde meine Klagen vorzujammern.
Was mir mit Macht die kräft'ge Brust geschwellt,

Das drängte mich, Gewißheit zu erlangen,
Ein Ziel dem ſchwanken Sehnen vorzuſtecken,
Wo nicht, dem Triebe plötzlich zu entſagen.
Ich wollte wiſſen, ob die Jugendliebe
Ihr heilig noch, wie mir, die Bruſt bewegte;
Ob des Geſpielen ſie noch dächte, oder
Ob jener Strahl, den mir ihr Aug verrieth,
Ein meteoriſch flüchtig Leuchten war.
Wie ſich der Schiffer nach dem Nordſtern wendet,
Der ihm die Richtung ſeiner Fahrt bezeichnet,
So ſollte mich die Ueberzeugung leiten,
Die ich mit eignen Augen mir verſchaffte
Auf meiner Bahn, die ich dann fürder wallte.
Das trieb mich fort, darum verließ ich Dich
Und floh vom Vaterhauſe heimlich weg;
Denn nicht mit Unrecht hatt' ich zu befürchten,
Du würdeſt klug, bedächtig mir verwehren,
Dem Jugendtrieb' als Lebenszweck zu folgen.
Um allen Forſchungen nach mir zu trotzen
Verleugnete ich meinen Stand und Namen,
Und reiste einfach, bürgerlich, mit Bürgern.
In Brüſſel angelangt, fand ich jedoch
Kein andres Mittel, an den Hof zu kommen,
Als mich dem Kaufmann Wardeck zu vertrauen,
Der Dir und mir ſchon lange wohl bekannt,
Der hier Geſchäfte bei der Fürſtin hatte,
Er nahm mich mit, und ſtellte mich der Fürſtin
Als ſeinen Sohn und treuen Helfer vor.
So ſah' ich denn Adelaiden wieder!
Schon eingeweiht ins Inn're dieſes Hofes,
Erkannte ich an ihrer ſtillen Trauer,

An der Ergebenheit der weichen Seele,
Daß sie, auf jede freie Wahl verzichtend,
Dem fremden Willen sich zum Opfer weihte.
Und mehr als je, entflammte die Begierde
Die Himmelsahnung jener reinen Lust
Mit ihr zu theilen, die, der neid'schen Welt
Zum Trotz, der Einklang reinen Herzen leih't,
Und, wollt' es Gott, den Engel zu erringen,
Der, jedes Seligen Freuden zu erhöhen,
Mit allen Reizen reichlich ausgestattet.
— Noch hatt' ich mich ihr nicht entdecken können,
Noch grübelt' ich und sann den Mitteln nach,
Ihr ungestört und unbemerkt zu nahen;
Da traten die Versucher bei mir ein,
Und boten mir das längst gewünschte Mittel.

Kildare.

Worin bestand das Mittel, das sie boten?

Richard.

Die Fürstin hatte Unterhandlungen
Mit Warbeck angeknüpft, und der that mir
Den Vorschlag: als Richard Plantagenet
Hier aufzutreten, dem ich ähnlich sehe.
Ich nahm ihn schnell und unbedenklich an.
Die Fürstin sandte mich nach Lissabon,
Ließ mich durch Lady Brampton unterrichten,
Was ich zu thun, wie ich zu handeln habe.
Die Eingeweihten in das Werk des Truges
Begriffen nicht, wie ich so schnell erfaßte,
Was zum Benehmen in dem neuen Stande
In ihren Augen unerläßlich schien.
Sie konnten ja nicht ahnen, daß der Sohn

Des Lord Kildare, der mit den Prinzen einſt
Die fürſtliche Erziehung auch genoß,
Viel beſſer unterrichtet war, als ſie,
Von Allem, was die Söhne Eduards
Betraf. — Was dann geſchah, iſt längſt bekannt;
Nur das füg' ich noch bei: die Lieb' allein
Hat mich dazu verleitet, den Betrug
Der Herzogin zu unterſtützen, mich
Dem Triebe ihrer Rache zu verkaufen.
Ich wollte nur Gelegenheit erlangen,
Durch reines Werben der Prinzeſſin Liebe,
Ihr Herz und ihre Hand mir zu erringen,
Und während Margaretha feſt geglaubt,
Sie brauche mich zum Spielzeug ihrer Plane,
War ſie das meine und betrog ſich ſelbſt.

Kildare.

O Gott! Wie dunkel und gefahrvoll auch
Die Wege ſind, auf denen Du uns führeſt,
Sie leiten ſicher uns zum ſchönen Ziele,
Denn Deine Weisheit bleibet unergründlich. —
Beruh'ge Dich, denn Du biſt kein Betrüger,
Du nahmſt den Namen an, der Dir gebührte,
Haſt keinen Raub an fremden Gut begangen,
Und hätteſt Du die Krone Dir errungen,
Kein Tadel durfte vor der Welt Dich ſchänden,
Dein edles Blut macht Dich derſelben würdig!
Du biſt mein Sohn nicht, biſt kein Fitzgerald,
Du biſt ein Sproſſe Eduard des Vierten,
Zwar außer Eh' gezeugt mit der Jane Shore,
Doch eines Königs Sohn, ein Prinz, ein York!

Richard.

Iſt's möglich?! —

Kildare.

König Eduard übergab
Dich mir, als meinen Sohn in meinem Hauſe
Dich zu erzieh'n, um Lady Grey, die Fürſtin,
Durch Deinen Anblick nicht zu kränken. Einſt
Wollt' er Dich ſchon zurückefordern; doch
Er ſtarb, und hinterließ mit keinem Wort,
Was ich in dieſem Fall beginnen ſollte.
So hielt ich Dich, den ich als Vater liebte,
Wie meinen Sohn, und ſparte dieſes Räthſels
Enthüllung auf gelegne Zeiten auf,
Weil ich Dich ſo am beßten ſicherte
Vor Deinem Oheim Richard, wie vor dem
Lancaſter. —

Richard.

Ha! Die Wolken theilen ſich
Die düſt're Schatten auf mein Daſeyn werfen,
Und hell durchſchau' ich die verworrenen
Gefühle, die mir lang die Bruſt durchzogen.
Nun kann ich mir des Haſſes Gluth erſt deuten,
Die bei Lancaſters Namen mich durchflammte!
Nun iſt mir klar, warum ich wonnig bebte
Vor Stolz und Freude bei dem Namen York!
Nun weiß ich es, warum die Thränen floßen
Bei Eduard des Vierten Angedenken,
Bei der Erinn'rung an der Prinzen Tod
Durch Tyrrels blutgewohnte Möderhand:
Ich weinte um den Vater, um die Brüder;
Gehorſam folgt das Auge der Natur.

wöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der Großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem er angehört, schnellern und größern Ruhm, als drei Stücke wie jenes. Von Euer Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner lezten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll? Carlos würde nichts weniger sein, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, und die schreckliche Situazion eines Vaters, der mit seinem eigenen Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohns, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der

Das Herz sprach laut, wenn auch der Geist noch schwieg.
Jetzt ist die Aehnlichkeit kein Räthsel mehr,
Die ich mit Richard, meinem Bruder, theilte,
Der mich als Knabe liebte, wie ich ihn!
Jetzt kenne ich das mächtige Gefühl
Der scheuen Ehrfurcht vor der Herzogin!
Die Unterwürfigkeit ist nun nicht mehr
Entehrend, die ich widerstrebend übte,
Der Tante hab' ich die Selbstständigkeit
Geopfert, meines theuren Vaters Schwester.
Kein tolles Wagniß ist nun meine Liebe,
Kein frech Erkühnen mehr mein freies Werben;
Der mächt'ge Drang nach Größe, Ruhm und Thaten,
Ist Wallung meines fürstlich edeln Blutes;
Das Streben nach dem Thron ist das Gefühl
Des heil'gen Rechtes, das mir angeboren!
Ich bin ein Fürst, ein Prinz, ein Königssohn,
Und darf mich stolz in ihre Reihen stellen,
Wo sie mit Achselzucken mich betrachtet!
Ich bin kein schlechter Mensch, bin kein Betrüger,
Ich bin kein Mörder, bin kein Bösewicht!
Kein Blut besudelt meine reinen Hände!
Die Fesseln sind gesprengt, die mich gebunden,
Die Schmach, die Schande werf' ich jetzt von mir,
Und zeige lauter mein wahrhaftig Fühlen!
Die Brust wird leicht, und Jubel füllt die Seele!
O Gott! Mein Gott! Wie dank' ich Deiner Güte,
Daß Du von den Verworfnen mich geschieden,
In der Gerechten lichte Reih'n gestellt!
Die mich verdammten, sollen schnell mich kennen,

Und daß sich ihre Herzen zu mir neigen,
Darf ich nur wahrhaft, wie ich bin, mich zeigen!
(er eilt rasch ab.)

Kildare.

Was treibt in freud'ger Wallung ihn von hier?
Was hat er vor? Was denkt er zu beginnen?

Zehnter Auftritt.

Kildare, Hereford, seine fünf Söhne und die Lords.

Hereford.

Mylord Kildare, Ihr mögt es uns vergeben,
Daß Euern Sohn wir, als des Unglücks Grund,
Das uns verfolget, nun bei Euch verklagen!
Wir sind durch den unseligen Betrug,
Den in der Jugend Leichtsinn er gewagt,
Um Hab' und Gut und Ehre selbst gebracht,
Geächtet und verbannt, des Hochverrathes,
Der Felonie von Heinrich überwiesen!

Lincoln.

Die Herzogin ist schuldiger, als er,
Und Fluch mag sie und ihren Ehrgeiz treffen,
Der uns um unsre Existenz betrogen!
Zuerst begünstigte sie Lambert Simnel,
Und sandte mich nach Irland hin zu ihm.
Kaum war ich dort, so überredete
Sie Richard zu des Prätendenten-Rolle! —
Fluch ihrem wankelmüthigen Betragen;

Fluch ihrer falſchen, trügeriſchen Seele,
Fluch ihrem Stolz, und weiblich zähem Haſſe;
Fluch ihrem Leichtſinn, ihrem kalten Herzen,
Fluch ihrem böſen, egoiſt'ſchem Sinnen,
Mit dem ſie fremdes Glück zum Spiele braucht!

Hereford.

Doch wo iſt Richard? Wo iſt Euer Sohn?

Erſter Sohn Herefords. (George.)

Wir halten uns an ihn —

Zweiter Sohn Herefords. (James.)

Und an die Fürſtin!

Hereford.

Wir fordern Rechenſchaft von ihr und ihm!

Dritter Sohn Herefords. (Richard.)

So ungerächet ſoll man uns nicht täuſchen!

Vierter Sohn Herefords. (Thomas.)

Nicht ungeahndet raubt man uns die Ehre —

Fünfter Sohn Herefords. (John.)

Gibt uns dem Spott' und der Verachtung preis!

Lincoln.

Er denke nicht, durch Flucht uns zu entgehen,
Und ſeiner Rechenſchaft ſich zu entziehen!

Alle Lords.

Wo iſt er? Wo? Daß er uns Rede ſtehe!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Richard erſcheint mit Eduard.

Kildare.

Da iſt er! — Seht ihn! Er entgeht Euch nicht!
Allein, wen führt er an der Hand uns zu?

(Alle ſehen erſtaunt auf Eduard.)

Das iſt Plantagenet, der Graf von Warwik!
Mein Auge täuſcht mich nicht, Prinz Eduard iſt's!

Hereford.

Ja ja, das iſt er, das iſt Clarence's Sohn!
Wer kann ihn ſehen, und nicht gleich erkennen!
Wir ſahen ihn, als in Proceſſion
Lancaſter ihn geführet nach Sanct Paul.

Lords.

Er iſt's, er iſt's! Wie ward er denn gerettet?

Hereford.

Man ſchrie durch den Palaſt, er ſey ermordet.

Richard.

Ich fand den Prinzen in der großen Halle
Vor Clarence's, ſeines Vaters, Bildniß knieend,
Und ahnte ſeine wahre Abkunft kaum,
Als der Geſandte, Mylord Stanley, kam,
Der mir den Vorſchlag that, ihn zu ermorden,
Und mit dem König, ſeinem Herrn, mich
Um reichen Lohn in Güte abzufinden.
Doch ich verwarf mit Stolz ſein Anerbieten,
Drum ſchwur er, Eduard ſey doch verloren,
Prinz Erich habe ſich mit ihm vereint,
Uns alle Beide aus der Welt zu ſchaffen,

Und unſre Mörder ſeyen ſchon gedungen.
Ich ſtrauchelte und wußt' mir nicht zu rathen,
Denn meine Exiſtenz ſtand auf dem Spiele,
So lange Eduard am Leben bliebe. —
Ich eilte fort, und ſuchi' ihn allenthalben —
Erſt in der großen Halle fand ich ihn —

Eduard.

Ein Tuch, das ich verloren, wollt' ich ſuchen,
Drum kehrt' ich an denſelben Ort zurück,
Wo ich geweint vor meines Vaters Bilde.

Richard.

Er lag dort auf den Stufen eingeſchlafen.

Eduard.

Die Müdigkeit war ſtärker, als mein Wille.
Ich baute auf den Schutz der edeln Ahnen,
Und legte mich vor ihrem Monumente
Zu kurzer Ruhe ohne Argwohn nieder.

Richard.

Als ich ihm nahte durch die Gallerie,
Sah' ich zwei Männer von verdächt'gem Aeußern,
Sich langſam, ſchleichend, mit gezückten Waffen,
Ihm nähern. Schnell zog ich mein Schwert und ſprang
Dazwiſchen, um ihn zu vertheid'gen!
Ein Kampf entſpann ſich zwiſchen mir und ihnen;
Doch blieb ich Sieger, und die Mörder flohen,
Nachdem mein Schwert ſie wohl gezeichnet hatte.

Hereford.

Die That iſt edel! —

Eduard.

Groß! Er hat den Feind,
Der ihm der Täuſchung Glück zu rauben drohte,

Zu ſeinem Nachtheil vor dem Tod geſchützt,
Und ihn bewahrt vor ſeiner Feinde Schlingen.

Kildare.

Es war des Blutes Stimme, die ihn trieb;
So handelt ein Plantagenet. Die That
Macht Euch der hohen Ahnen werth, Prinz York.

Alle Lords.

Prinz York?

Hereford.

Auch Ihr erkennt ihn noch dafür?

Kildare.

Mit Recht! Es iſt der Nam', der ihm gebühret.

Eduard.

Ich weiß mich nicht zu faſſen. Schritt für Schritt
Verfolgt die Ueberraſchung heute mich!

Richard.

Ja, Euer Vetter iſt's, Richard von York,
Der Euch gerettet aus der Mörder Händen.
Durch Lord Kildare, der mich einſt auferzogen
Als ſeinen Sohn, mit Eduard und Richard,
Den Brüdern, die mich, wie ich ſie nicht kannte,
Erfuhr ich es vor wenig Augenblicken.
Ich bin ein Sproſſe Eduard des Vierten,
Und meine Mutter war die ſchöne Shore,

Alle.

Iſt's möglich? Redet, edler Fitzgerald!

Kildare.

Mein Wort als Lord und Pair! Die Wahrheit iſt's.

Eduard.

So komm' an meine Bruſt, mein Lebensretter
Laß' nochmals Dich umarmen, theurer Vetter!

Die Stimme der Natur hat nicht gelogen,
Die unbewußt mein Herz zu Dir gezogen.
Aus Deinen Zügen hat es mich gemahnet,
Beim ersten Anblick hab' ich es geahnet,
Daß edler Sinn die schöne Form belebt,
Ein großes Herz die kühne Bruſt Dir hebt!
Wir wollen brüderlich zum Kampfe eilen,
Vereint den Ruhm und die Gefahren theilen!
Uns ſoll kein Haß, uns ſoll kein Neid entzweien!
Das Volk der Briten wollen wir befreien
Von des Lancaſters Joch, den Thron der Väter
Entreißen dieſem Räuber und Verräther,
Und wer ihn ſoll beſteigen von uns Beiden,
Iſt er errungen, mag ſich dann entſcheiden!

Richard.

So ſey es! Und hier reich ich Dir die Hand,
Als meines Wortes heil'ges Unterpfand.

(ſie umarmen ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Margaretha.

Margaretha.

Mein Neffe! Eduard! Du biſt gerettet?
Du lebſt! Du lebſt! Dank Dir, Allgütiger!
Komm an mein Herz, Du Sohn des theuren Bruders,
Auf den ich lang mit Furcht und Sehnſucht hoffte!

Eduard.

Nicht mich allein ſchließt liebend in die Arme,
Hier iſt mein Vetter, iſt mein theurer Bruder —
(auf Richard zeigend.)
Der mich gerettet aus der Mörder Händen!

Kildare.

Auch Richard iſt des theuren Namens würdig,
Mit dem Ihr Eduard beehrend grüßt.

Hereford.

Er iſt nicht Warbeck; Euer Neffe iſt's!

Lords.

Richard von York, des König Eduard Sohn!

Margaretha.

Des Bruders Sohn? Wie ſoll ich das verſtehen?

Richard.

Lord Kildare ſchwört bei ſeiner Ritterehre,
Daß ich der Sohn des Königs Eduard ſey,
Und der Jane Shore, den er erziehen mußte. —
Zu Euren Füßen ſeht mich, hohe Tante.
Verzeiht, daß ich Euch bitter kränken mußte,
Da Ihr mich ſtreng und hart behandeltet.
Das Blut der York hat ſich in mir empört,
Das unbewußt die Adern mir geſchwellt.
Ihr dürft Euch meiner nicht mehr ſchämen, dürft
Nicht zürnen mehr, daß ich mein Aug' erhob
Zu der Prinzeſſin, Eurer ſchönen Nichte.
Ich bin ihr ebenbürtig, bin ein York!
Wir ſind geſühnet, Beide; kein Betrug
Entehrt uns mehr, denn ich bin Euer Neffe!
Hebt Euch die Freude, ſo wie mir, die Bruſt
Ob dieſer Löſung des verworr'nen Knäuels,

O ſo vergebet mir, und nehmt mich auf
In der Verwandtſchaft ehrenvollen Kreis!

Margaretha.

Komm' an mein Herz! Vergeſſen ſei der Groll!
Du haſt gelitten, hart ward'ſt Du behandelt!
Vergib auch mir, daß ich Dich ſchnöd' verſtieß!
Du biſt ein ächter York voll Edelmuth,
Der, ſtatt zu zürnen, um Vergebung fleht.
Dein großes Herz, den ritterlichen Sinn
Will ich belohnen, wie ich es vermag;
Ich führe die Geliebte ſelbſt Dir zu.
Sey ihrer würdig, ſuch' ſie zu verdienen!
(Sie geht eilig ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Margaretha, dann Belmont, Erich und Stanley von dem Hauptmann und Wachen begleitet.

Richard.

Ich ſollte glücklich werden! Glücklicher
Als ich gehofft —

Belmont.

Seht hier, Plantagenet,
Die beiden Mordanſtifter gegen Euch:
Prinz Erich und der Abgeſandte Stanley,
Die blut'gen Frevler, die verhaftet wurden.

Geſtanden im Verhör', daß ſie von ihnen
Zu dieſer Schauderthat gedungen worden.
Gebrochen iſt das heil'ge Völkerrecht,
Des Kaiſers Bann, der dieſe Hallen ſchirmt
Der königlichen Reſidenz zu Brüſſel.
Verluſt der rechten Hand, und Ehr' und Leben,
Sind durch dieß freche Attentat dem Henker,
Dem Richtbeil ohne Widerſpruch verfallen!'
Euch ſey die Strafe überlaſſen, Prinz,
So wie der Lohn, den Ihr dem Retter ſchuldet,
Der Euch, mit Gott, aus der Gefahr befreite.

Eduard.

Die That iſt zu gemein für meine Rache;
Sie ſey vergeſſen! Niemand ſoll erfahren,
Daß edles Blut ſich ſo beſudeln konnte.
Man gebe Beiden ihre Freiheit wieder,
Und laß' ſie zieh'n, denn ich vergebe ihnen.
Dem innern Richter ſey es überlaſſen,
Der Rechenſchaft von ihrem Thun wird fordern,
Ob ſie die Miſſethäter-Angſt kann beſſern,
Die ſie in dieſem Augenblick empfinden.
Prinz Richard trägt den Lohn im Herzen ſchon,
Und meine Freundſchaft wird ihm wohl genügen!
(Sie umarmen ſich.)

Richard

Geht, Mylord Stanley! Saget Eurem König,
Der Euch geſendet, um mich zu verderben,
Wie Ihr mich fandet, an dem edeln Herzen
Des Prinzen Eduard, meines lieben Vetters.
Sagt ihm! daß ich ein ächter York, ein Fürſt,
Mit ihm zugleich auf Albion erſcheine,

Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst intereſſant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.

Ich ſchließe mit dem Wunſch, der zugleich Wunſch der ganzen Geſellſchaft iſt, Euer Excellenz bald hier zu ſehen, und verharre mit vollkommenſtem Reſpekt

Euer Excellenz

unterthäniger

F. Schiller.

Um unſre Rechte auf den Königsthron
Dem Uſurpator kühnlich abzutrotzen.
Er wehre ſich; zwei tapfre Jünglingsherzen
Steh'n gegen ihn, und bieten ihm den Kampf,
Und die Geſchichte wird uns Alle richten!
Ihr, Erich, geht mit Gott! Ich kann auch Euch
Vergeben. Aber die Verachtung, die
Mir einflößt Euer niedriges Betragen,
Kann ich mit aller Müh' nicht unterdrücken!

Belmont.

Führt ſie nun fort, und laßt ſie frei von hinnen!

(Der Hauptmann führt ſie mit der Wache ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, ohne die Beiden, Margaretha mit Adelaiden, die ſie hereinführt, von der andern Seite.

Margaretha.

Tritt kühn herein, und grüße Deinen Vetter,
Den Prinzen Eduard, der vor Dir ſteht!
Gib ihm den ſchweſterlichen Kuß der Freude!
Und hier ſteht Richard, ſeh' ihn immer an!
Du darfſt Dich Deiner Wahl nun nicht mehr ſchämen,
Darfſt ihn umarmen, Deinen Richard nennen!
Er iſt ein York, ein Königsſohn, mein Neffe!
Und iſt er mehr einſt, will ich ihm vergelten
Mit Deiner Hand, was er durch mich gelitten.

Richard.

Blick' auf, Adelaide, ſeh' mich an!
Schlag' nicht das Auge ſchamerfüllt zur Erde!
Es iſt Prinz Richard, der jetzt vor Dir ſteht,
Derſelbe, der als Knabe mit Lord Kildare
An dieſem Hofe war, dem ſich das Herz
Des Kindes ſchon in Lieb' und Treue weihte.
Schau' mir in's Aug' es iſt daſſelbe noch!
Und was es Dir in heil'gen Stunden einſt
Verſprach, was Du dem muntern Knaben glaubteſt,
Das wird der Jüngling, wird der Mann Dir halten!
(ſie fällt ihm in die Arme.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Schiller's

dramatischer Nachlass.

Nach dessen vorliegenden Planen ausgeführt.

In zwei Bänden.

Erster Band in zwei Lieferungen.

Zweite Lieferung:

Die Kinder des Hauses.

Drama in fünf Aufzügen.

Nürnberg.
Verlag von George Winter.
1842.

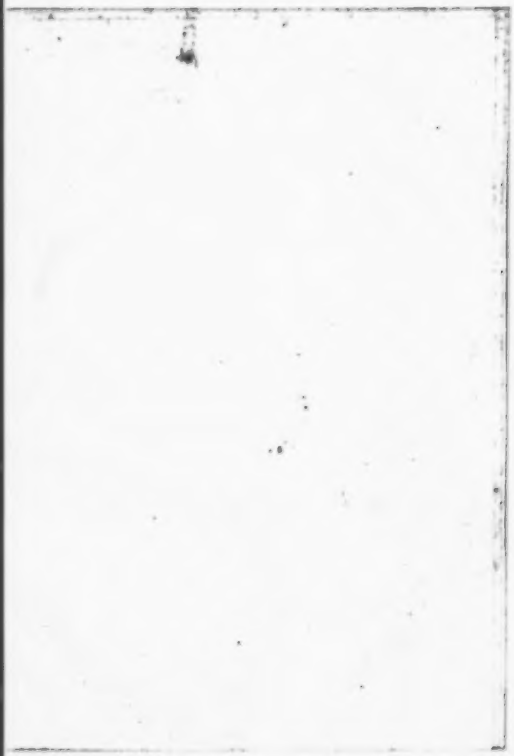

Die

Kinder des Hauſes.

Drama in fünf Aufzügen,

nach einem Entwurfe

von

Friedrich von Schiller,

in deſſen

dramatiſchem Nachlaſſe

Nürnberg.
Verlag von George Winter.
1842.

Die Kinder des Hauſes.

Drama in fünf Aufzügen.

Personen:

Herr von Pontis, Baillif zu Nantes.
Frau von Pontis, seine Gemahlin.
Victoire, ihre Tochter.
Herr von Narbonne, Particulier.
Saint Foix, sein Pflegesohn.
Thierry, Haushofmeister. } im Hause des Herrn von Narbonne.
Dominique, Koch.
Jean, Kutscher.
François, Valentin, } Laquaien.
Etienne, Portier.
Madelon, Haushälterin.
Christine, Charlotte, } Mägde.
Meister Jaques, Juwelier.
Bernard Colas, Schlosser.
Adelaide Palombe, eine Waise, in dessen Haus wohnend.
Orsomatrina, eine Zigeunerin.
Gujon de St. Pierre.
Secretär des Gerichts.
Der Huissier.
Schöffen, Gerichtsschreiber, Gerichtsdiener, Huissiers, Marechaussée, Volk.

Das Stück spielt zu Nantes unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten. 1700.

Mannheim, den 2ten July 1784.

Ich befolge den Befehl Euer Excellenz, und schicke Ihnen den kurzen schriftlichen Aufsatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht, und die lezte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Teutschland herrschend zu machen, und seinen Ruhm zu befestigen, so fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingnisse, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abschrecken werden.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer in Narbonnes Hauſe, mit einer Mittelthüre im Fond, einer Kabinetsthüre links, und einer Glasthüre, die nach dem Garten führt, rechts: Meubles, Gemälde, Utenſilien etc. verrathen einen geläuterten Geſchmack, und die ausgeſuchteſte Gemächlichkeit des Wohlſtandes.

Erſter Auftritt.

Narbonne. Orſomatrina.

Narbonne.
(aus der Mitte tretend.)

Was ſuchſt du?

Zigeunerin.
(welche ihm folgt.)

Dich.

Narbonne.

Wozu?

Zigeunerin.

Hab' Dir ein Brieflein heimlich zuzuſtellen.

Narbonne.

Von wem?

Zigeunerin.

Wirſt's wohl errathen. Weiß es nicht. Gab's ein fremden Mann mir — eingehüllt in ſeinen Mantel — Federn auf dem Hute — langen Degen an der Seite — Reicher Cavalier, wie's ſcheint. — Nicht gering war ſeine Gabe — hä — hä — hä — Ein blankes Goldſtück! —

Narbonne.

Wo trafſt Du ihn?

Zigeunerin.

(deutet mit dem Finger auf die Glasthüre.)

Da hinter Deinem Garten nach dem Hauſe.

Narbonne.

Schon ſeit einigen Tagen ſchleichſt Du da herum? Was ſuchſt Du hier?

Zigeunerin.

Ich ſuch' ein Mädchen, die ich ſprechen muß.

Narbonne.

Wie nennt ſie ſich?

Zigeunerin.

Weiß nicht, hab' nie darnach gefragt.

Narbonne.

(kurz und rauh.)

Nun, iſt ſie hier?

Zigeunerin.

Hab' ſie noch nicht geſehen.

Narbonne.

Was willſt Du von ihr?

Zigeunerin.

Frag' Kinder aus. Geht Dich nichts an! Da nimm das Briefchen.

(reicht es hin.)

Narbonne.

(nimmt es.)

Nun geh' und laß' mich.

Zigeunerin.

Schenk' mir erst was!

Narbonne.

Belohnte Dich der Ueberschicker nicht?

Zigeunerin.

Zweifacher Lohn — guter Lohn! — mit einem Schlag zwei Fliegen klappen — gute Arbeit! — Nicht wahr? — Nicht wahr? — hä — hä — hä —

Narbonne.

Was willst Du damit sagen?

Zigeunerin.

Hä, hä, hä! Willst meine Worte nicht verstehen? verstehst die Sache, wie ein Meister.

Narbonne.

(betroffen.)

Da nimm und mach' ein Ende. (gibt ihr eine kleine Munze.) Geh!

Zigeunerin.

(betrachtet die Gabe.)

Nicht mehr gibst Du? — Und bist so reich! — Pfui! Schäme dich! — Hab' mehr erwartet. — So großer Mann, so kleine Gabe! —

Narbonne.

Es ist genug!

Zigeunerin.

Meinſt Du? Könnt' Dich einſt reuen. Gib mehr, Du kannſt es! —

Narbonne.

Laß mich in Frieden.

Zigeunerin.

Das ſteht bey mir. — Nimm Dich in Acht! — Kann mehr, als Du weißt! —

Narbonne.

Dummes Geplauder! Mit dieſer dunkeln Drohung machſt Du bei mir keinen Eindruck! — Packe Dich! ſonſt laß ich Dich aus dem Hauſe peitſchen.

Zigeunerin.

Laß ſeyn! laß ſeyn! ich gehe ſchon! Peitſche thut gar weh! bin alte Zingana — laß die Peitſche! Jagſt mich fort? — Nun ich kann gehen! — Was gilts, rieſſt mich gern zurück? wird zu ſpät ſeyn — gieb nur acht! Jagſt Du von Dir arme Sinte — jagſt Dein Glück fort — jagſt fort die Ruh' — jagſt fort den Frieden! Denk an mich!

(ſie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Narbonne (allein.)

Verdammte Hexe. Unverſchämtes Bettelvolk! Das gibt ſich Wichtigkeit, und droht mit dunkeln myſtiſchen Sprüchen, die Börſe deſto weiter zu öffnen. Wer mag der Schreiber dieſer Zeilen ſeyn? Wer hatte den abentheuerlichen Einfall dieſen ſeltſamen Boten zu wählen? (er betrachtet das Billet.)

Ohne Aufſchrift. (er öffnet es.) Ohne Unterſchrift! Nein! — Nein! — Das iſt nicht möglich! Wäre es! er hätte nicht nöthig ſich dieſes Canals zu bedienen, um mir Nachrichten zukommen zu laſſen. Laß ſehen! der Inhalt wird Aufſchluß geben. (er lieſt.) »Narbonne! ein alter Bekannter muß Dich »ſprechen, Umſtände, die er Dir nur mündlich erklären kann, »laſſen ihn wünſchen, daß ſeine Anweſenheit in dieſer Stadt, »wie in Deinem Hauſe, unbekannt bleibe. Erwarte ihn daher »gegen Abend in dem Salon nächſt dem Garten — doch ohne »Zeugen — um Deiner ſelbſt willen! Oeffne das kleine Pförtchen, das vom Garten in die öde Nebengaſſe führt; es ſoll »ſtatt Antwort dienen, daß Du die Bitte bewilligſt

Deinem

ungenannten doch bekannten Freunde.

Hm! hm! (er ſieht noch einmal auf die Schrift.) Seine Hand iſt es nicht völlig. Doch wer weiß, ob er ſie nicht abſichtlich verſtellte? — Soll ich das Pförtchen öffnen? — Soll ich ihn annehmen? — Der Bote erregt Verdacht! Iſt er es aber, und ich weigere mich, ſo ſetze ich mich jeder nur denklichen Gefahr aus. Ich kenne ja ſeine unvergleichliche Unbeſonnenheit! — Am beſten iſt's, ich öffne. — Meine Leute ſind ja in der Nähe. Ein Zug an der Glocke bringt ſie herbei. — Der Schlüſſel —? Richtig! — Hier iſt er, am Nagel, wie gewöhnlich. (er nimmt den Schlüſſel von einem Nagel an der Wand, und ſchließt die Glasthüre auf, tritt in den Garten und verſchwindet hinter Hecken und Blumen. Kleine Pauſe.)

Dritter Auftritt.

(Es wird verſchiedene Male an der Mittelthüre geklopft.)

Thierry und Meiſter Jaques.

Thierry.

(der den Juwelier hereinführet.)

Da könnten Sie noch lange klopfen, Meiſter Jaques, der Herr iſt im Kabinet, wie es ſcheint. (er öffnet die Kabinetsthüre.) Nein, auch hier nicht. Ich täuſchte mich wahrhaftig. Er wird vermuthlich in den Garten getreten ſeyn. — Ja, ſehen Sie, ich errieth es. — Schauen Sie hier nur durch das Glas. Bemerken Sie ihn nicht? dort bey den Roſen? —

Jaques.

Ganz recht! ganz recht! Er bückte ſich eben, um ein Bouquet zu pflücken.

Thierry.

Allerdings. Er hält die Blumen in der Hand, und ſcheint ſehr delicat in der Wahl zu ſeyn.

Jaques.

Je nun, das hat ſeine guten Urſachen. Es kommt immer darauf an, wer dies Bouquet erhält.

Thierry.

Meinen Sie, Meiſter Jaques?

Jaques.

Nur das Schönſte kann die Schönſte ſchmücken. Selbſt Roſe und Veilchen ſind noch nicht zart genug, die zärtlichen Gefühle der Verliebten zu bekennen.

Thierry.

Beſonders wenn man in ſeinen ſogenannten beſten Jah-

ren ſteht, wie Herr von Narbonne. Mit dem vierzigſten liebt man wieder ſo ſchüchtern und ſentimental, wie mit dem achtzehnten.

Jaques.

Ei, ei! Meiſter Thierry ſcheint ein alter Practikus.

Thierry.

Die Livree iſt ja kein Küraß, der jedem Gefühle den Eingang in die Bruſt verwehrt.

Jaques.

O was das betrifft, da iſt gar ein großer Unterſchied zwiſchen denen, die ſie tragen und tragen müſſen. Jedermann, der die Ehre hat in dieſem Hauſe bekannt zu ſeyn, weiß, daß Sie mehr die Stelle eines alten Freundes Ihres Herren, als die eines Dieners bekleiden.

Thierry.

O ja, er gewährt mir dieſe Auszeichnung.

Jaques.

Die Niemand ſo ſehr verdient, wie Sie.

Thierry.

Sie ſchmeicheln — doch da kommt der Herr. Er hat ſie bemerkt, und kommt raſchen Schrittes auf das Haus zu. Man ſieht, daß er Sie mit Ungeduld erwartete.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Narbonne.

Narbonne.

(legt das Bouquet, welches er aus dem Garten bringt, bei Seite.)

Ach, willkommen! willkommen, Meiſter Jaques. Sie haben Wort gehalten. Eine ſeltene Tugend bei ihren Collegen, aber um ſo ſchätzenswerther an Ihnen, den man als den erſten der kunſtreichen Zukunft erkennt.

Jaques.

Zu viel Güte, gnädiger Herr. Dieſe Rede beſchämt mich in der That.

Narbonne.

Das ſollte die Wahrheit nie. — Aber laſſen Sie mich endlich ſehen, ich brenne vor Ungeduld, das Werk Ihrer Hände zu bewundern.

Jaques.

(enthüllt ein elegantes Etui von rothem Maroquin, in Gold gefaßt.)

Thierry.

Befehlen der gnädige Herr —

Narbonne.

Nichts weiter, als daß Du bleiben ſollſt. Bemerken Sie doch die Delicateſſe meines guten alten Thierry, Meiſter Jaques! — Ohnerachtet ich ihn längſt als meinen Freund erklärte und behandelte, legt er die Livree nicht ab, und hält feſt an den Pflichten und Sitten, die ſie dem Träger auflegt. Du ſollſt bleiben, guter Thierry. Du ſollſt ſehen und hören, was ich mit Meiſter Jaques verhandle. Du haſt mich als Kind auf Deinen Armen getragen, Du haſt alle Freuden und Leiden dieſes Hauſes mit ſeinen Bewohnern, ſeit fünf-

zig Jahren getheilt, so theile jetzt auch die unschuldigen Heimlichkeiten meines Herzens, die übrigens nicht einmal mehr Heimlichkeiten sind.

Thierry.

Wenn Sie befehlen, so werde ich die Ehre zu schätzen wissen.

Narbonne.

Nun ja doch! wenn es seyn muß — so *befehle* ich Dir, mein Freund zu seyn, und *hier* zu bleiben — Also — Meister Jaques —

Jaques.

(öffnet und präsentirt das Etui.)

Urtheilen Sie nun, ob sie meine Fähigkeiten nicht überschätzten?

Narbonne.

(den Schmuck betrachtend.)

Schön! — Was sage ich? Damit drückt man nur gewöhnliches Wohlgefallen aus, und Ihr Kunstwerk verdient mehr.

Jaques.

Ich kann die Lobsprüche, mit denen Sie mich überschütten, nur theilweise annehmen, denn ich ergänzte doch nur —

Narbonne.

Ein Werk, das Sie früher erfanden, das durch Entwendung verstümmelt wurde, und das Sie nun schöner und vollkommener als das Original wiederherstellten. *Hier* ist kein Stein anders als an dem Kreuzchen, das meine Schwägerin einst trug. Man sollte glauben, es hätte *nie* gefehlt. Betrachte es einmal, Thierry. — Du erinnerst Dich doch noch des schönen Schmuckes, welchen Frau von Narbonne, meine Schwägerin, an Ihrem Vermählungstage trug?

Sonſt bin ich ſchlechterdings auſſer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte von E. E. eine beſchleunigte Antwort, und werde, im Fall ſie meinen Wünſchen gemäß iſt, auf der Stelle meine Maaßregeln nehmen, und Briefe, die ſchon bereit liegen, der Poſt übergeben.

Mit vollkommenſter Achtung

E. E.

unterthäniger

F. Schiller.

Thierry.

Vollkommen, gnädiger Herr.

Narbonne.

Du weißt auch, daß das Kreuzchen am Collier fehlte?

Thierry.

Ja wohl, seit dem Tage, an welchem Ihr Herr Bruder in jenem Kabinet ermordet gefunden wurde, war es nicht mehr vorhanden. Ich setzte Sie davon in Kenntniß, als Sie zurückkamen und die Erbschaft übernahmen.

Narbonne.

Betrachte nun dieses, Thierry, welches Meister Jaques neu dazu verfertigt hat, ob es ihm nicht ganz ähnlich ist.

Thierry.

Zum Erstaunen! Ich glaube nicht, daß Jemand im Stande wäre, es von diesem zu unterscheiden.

Jaques.

In dieser Hinsicht muß ich dem Meister Thierry beipflichten. Da es denselben Stempel, dieselbe Chiffre, als mein Monogramm trägt, so könnte es mir sogar schwer fallen, wenn ich nicht beide zugleich in Händen hätte, was wohl schwerlich noch einmal der Fall seyn dürfte.

Narbonne.

Daran zweifle ich gleichfalls. Schon seit einer so langen Reihe von Jahren wird das Kreuzchen vermißt. In allen Handlungen, bei allen Juwelieren, in allen Städten, wurde die Beschreibung desselben verbreitet. Die Polizei bietet alles auf, um den Besitzer desselben zu entdecken, weil sie wichtige Aufschlüsse über das Verbrechen, das mein Haus in Trauer versetzte, von ihm zu erhalten hofft. Aber vergebens war bis jetzt ihre Mühe und ihr Forschen.

Jaques.

Und was dieſer, beſonders ihrem Chef, dem Marquis d'Argenſon unmöglich iſt, wird wohl keinem Menſchen gelingen. Er iſt dafür bekannt, daß er das Unglaubliche an's Licht förderte.

Narbonne.

Ich will ihm dieſen Ruhm nicht ſchmälern, aber in dieſer Geſchichte hat er ihn bis jetzt noch nicht gerechtfertigt. Sagen Sie nur, Meiſter Jaques, wie es Ihnen möglich war, nach einer ſo langen Reihe von Jahren, ſich jeder Kleinigkeit noch ſo genau zu erinnern, daß Sie das ſo täuſchend nachmachen konnten.

Jaques.

Eine ſeltene Arbeit vergißt man in ſeinem Leben nicht wieder. Jeder Umſtand, der ſich dabei ereignete, bleibt merkwürdig und bedeutungsvoll. Man datirt ſeine Begebenheiten von einer ſolchen Epoche ſeines Wirkens, an die ſich alle Erinnerungen knüpfen. Darum iſt es auch nicht gleichgültig, für wen man arbeitet. Es gibt Perſonen, die alles gut kleidet, was für ſie verfertigt wird, weil der Meiſter ſich gerne mit ihrem lieblichen Bilde beſchäftigt, und er jeden Zug, jede Biegung ihrer eigenthümlichen Grazie anpaßt. Eine ſolche Dame war Frau von Narbonne. Wer ſie einmal ſah, konnte ſie nie mehr vergeſſen.

Narbonne.

(zuckt zuſammen.)

Und darum war ihre Arbeit auch ſo vollkommen gelungen?

Jaques.

Iſt meine heutige nun auch nicht zu tadeln, ſo mag das hauptſächlich dem Grunde zuzuſchreiben ſeyn, daß ich glaubte, die Perſon zu kennen, für welche ſie beſtimmt iſt, und

daß mich die ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit derſelben begeiſterte.

Narbonne.

Für dieſe zarte Aufmerkſamkeit, Meiſter Jaques, werde ich nicht vergeſſen, Ihnen meinen beſondern Dank abzuſtatten. Haben Sie die Rechnung mitgebracht?

Jaques.

Hier habe ich die Ehre, ſie zu überreichen.

Narbonne.

(der die Rechnung durchſieht.)

5000 Livres. — Ich bin zufrieden, und weil ich es bin, kein Wort mehr darüber! — Einen Augenblick, — und Sie ſollen den Betrag empfangen. (Er ſetzt das Etui auf den Tiſch, und geht in das Kabinet.)

Jaques.

(ihm nachſehend.)

Ein vollkommener Edelmann, der Herr von Narbonne. Er macht der guten alten Sitte noch Ehre, welcher wir Franzoſen den Ruhm eines gebildeten Volkes verdanken, aber noch mehr als ſeine Freigebigkeit und ſein Wohlthätigkeitsſinn zeichnet ihn die Liebe zu den Künſten aus, und ſein feiner Geſchmack.

Thierry.

Da muß man Ihnen beipflichten. Der gute Geſchmack ſcheint dieſer Familie angeboren zu ſeyn.

Jaques.

Und kein Mitglied derſelben bewährte ihn ſo glänzend als Herr Louis, durch die Wahl ſeiner bezaubernden Braut. Fräulein Victoire von Pontis iſt das Muſter weiblicher Vollkommenheit.

Thierry.

Ja das iſt wahr! Doch hätte ich nicht geglaubt, daß ſie Ihnen ſo bekannt wäre?

Jaques.

Wer kennte nicht die Schönheit von Nantes? Wer hörte nicht wenigſtens von ihr ſprechen? Und wäre es auch nur weil ſie die Braut *desjenigen* iſt, den Jedermann liebt, ſchätzt und hochverehrt. Man ſpricht allgemein von dieſem Ereigniſſe, als von einer Sache von guter Vorbedeutung für unſere Stadt. Man war beſorgt, das alte Geſchlecht ausſterben zu ſehen, das mit der Geſchichte von Nantes ſo innig verwebt iſt, an das ſich alle großen Erinnerungen knüpfen. Man fürchtete, Herr von Narbonne hätte beſchloſſen, unvermählt zu ſterben.

Thierry.

Den Anſchein hatte es allerdings! — Aber —

Jaques.

Dieſe Furcht iſt verſchwunden, und man hält ſeine Freude nicht mehr zurück.

Narbonne.

(kommt aus dem Kabinet und legt dem Juwelier vier Goldrollen vor, von denen man annehmen kann, daß jede 100 Louisdors enthält.)

Hier, Meiſter Jaques. Ich hoffe, mein Banquier hat richtig gezählt. Sollte ich mich übrigens verzählt haben, ſo bin ich überzeugt, daß Sie den Ueberſchuß gewiſſenhaft den Garçons zukommen laſſen.

Jaques.

(nimmt das Geld.)

Darauf dürfen ſich der gnädige Herr verlaſſen! — Die ganze Werkſtatt ſoll ſich einen vergnügten Tag machen, und

diejenige hoch leben laſſen, deren Namensfeſt Morgen gefeiert wird. Ich habe die Ehre mich Ihrem gütigen Andenken zu empfehlen.

(geht ab.)

Thierry.

(begleitet den Juwelier hinaus; es fängt an zu dämmern.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. (allein.)

Ich kann den morgenden Tag kaum erwarten, kann den Augenblick kaum erwarten, ſie in dieſem Geſchmeide zu bewundern! O! wie werden dieſe blitzenden Steine ihre Reize erheben! Wie wird man mich beneiden, ſich um ſie drängen und anſtaunen. Ach! es gibt doch kein größeres Vergnügen, als die Wünſche derjenigen zu errathen und zu erfüllen, die man liebt, der man Herz und Seele weihte. Wie bedaure ich den Unglücklichen, den Armuth und Schickſal von dieſer Götterluſt des Beglückens ausſchloß, und wie danke ich der Vorſehung, die mich in den Stand ſetzte, dieſen Lieblingshang befriedigen zu können.

Sechſter Auftritt.

Narbonne. St. Pierre.

St. Pierre.

(der unter dieſem Selbſtgeſpräch durch die Glasthüre eintrat, ſteht im Hintergrunde des Gemaches, das die Dämmerung bereits verdüſtert, und ruft halb laut:) Louis!

Narbonne.

(ſchrickt zuſammen, und ſieht ſich raſch um.)

Wer iſt — — (beide ſehen ſich eine Weile an, ohne zu ſprechen, bis St. Pierre den Mantel auseinander ſchlägt, dann fährt Narbonne mit bewegter gedrückter Stimme fort.) Du biſt es wirklich?

St. Pierre.

Erkannteſt Du meine Hand nicht?

Narbonne.

Nicht ganz.

St. Pierre.

Ich hatte mir Mühe gegeben, ſie zu verſtellen.

Narbonne.

Das vermuthete ich beinahe.

St. Pierre.

Die Zigeunerin ſchickte ich, um nicht von Deinen Leuten erkannt zu werden.

Narbonne.

Keiner von ihnen war früher in Dienſten meines Vaters oder Bruders. — Wie konnten ſie Dich erkennen?

St. Pierre.

Doch, der alte Thierry — ich bemerkte ihn' — und der hat ein gutes Gedächtniß (beide ſchweigen einen Augenblick, endlich bricht St. Pierre in ein lautes Gelächter aus.) Hahaha! — Du biſt außerordentlich erfreut über meine unverhoffte Ankunft, das muß ich geſtehen!

— Du rechnetest wohl nicht mehr darauf mir in diesem Leben zu begegnen? — nicht wahr? —

Narbonne.

Ich muß bekennen —

St. Pierre.

So ist es recht, hahaha! Ohne Zwang, mein Freund, so liebe ich es. So behaupte ich auch, es gäbe nichts Unhaltbareres als die Bande, welche das Laster knüpfte, es gäbe keine gröberen Lügen als die Versicherungen ewiger Freundschaft. Hättest Du mir durch Dein Betragen dieß System umgestoßen, und eine Ausnahme von der Regel aufgestellt, so hätte ich mich geärgert, so lange einen Trugschluß behauptet zu haben. Aber Du zeigst Dich wahr wie Du bist, und bist stolz genug mir die schimmernde Außenseite wegzulassen, die Du für den gemeinen Troß so glatt polirtest. Du zeigst Dich mir ohne Hülle — schlecht und undankbar, — und — das freut mich! — freut mich, daß ich mich nicht betrog und die Menschen nahm, wie sie sind, also, abgemacht! — Das bey Seite. Ahnest Du, warum ich hier bin?

Narbonne.

Wie könnte ich? —

St. Pierre.

Es ist auch wahr! — Drum ohne viele Ceremonien. Ich bin gezwungen, Frankreich zu verlassen und so schnell als möglich!

Narbonne.

Aus welchem Grunde?

St. Pierre.

Eine Ehrensache, in der ich Sieger blieb, ohne mich deshalb besonders rühmen zu können, ist die Ursache. Die Familie des Gefallenen verfolgt mich, und die fatale Marechaussée ist mir auf der Ferse. Glücklich entkam ich den Schlingen

der tauſendarmigen Polizei, des luchsäugigen d'Argenſon, und erreichte Nantes. Ein Kauffahrer liegt ſegelfertig nach St. Louis, der Capitain nimmt mich auf, und wir ſind bereits einig über Fracht und Ueberfahrt. Es fehlt nichts mehr, als die Mittel, dieſe zu decken, und ich bin gerettet. Bleibt der Wind wie heute ſtehen, ſo werden die Anker vielleicht ſchon nach Mitternacht gelichtet, mit der Morgenröthe verlaſſen wir die Loire, und mit Sonnenuntergang erliſcht mein Name dieſſeits der Hemiſphäre. Ich war ſo dreiſt mir einzubilden, Du könnteſt einiges Intereſſe an dieſem außerordentlichen Weltereigniſſe haben, und rechnete auf Deine Gefälligkeit, meiner ſchwindſüchtigen Börſe unter die Arme zu greifen.

Narbonne.

(athmet leicht auf.)

Du haſt Dich nicht verrechnet. Wie viel brauchſt Du?

St. Pierre.

Je nun, mit 100 Louis wäre die Bagatelle abgemacht.

Narbonne.

Wenn es weiter nichts iſt, die ſtehen Dir zu Dienſten. Einen Augenblick, und —

St. Pierre.

Halt, halt! Ich mache gerne alles kurz und bündig ab, und ſpar' Dir gerne einen Gang.

Narbonne.

Wie meinſt Du das?

St. Pierre.

Sieh Acht! Ich will Dir das in aller Kürze erklären. Sieh, indem ich Frankreich verlaſſe, ſcheide ich gewiſſermaſſen von Acker und Pflug. Jenſeits der Atlantis haben nur die reellen Güter dieſes Lebens Werth. Um ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, muß man thätig, fleißig, und wiſſenſchaft-

lich gebildet seyn. Alle diese Eigenschaften mangeln mir ganz und gar; denn als Edelmann von Distinction hatte ich nicht nöthig mir diesen Stolz der Crapule zu erwerben. Um sie aber entbehren zu können, dazu gehört erstens Geld — zweitens Geld — und drittens Geld. Mir fehlt dieses, welche Perspektive bliebe mir also? Gleich alltäglichen Creaturen mein Brod im Schweiß meines Angesichtes zu erwerben? Das scheint mir doch eine Proposition, die einem Menschen von nobler Geburt und philosophischen Grundsätzen noch lange nicht gemacht werden sollte! Du kannst Dir daher denken, daß ich nur ungerne von einem Boden scheide, wo meiner Industrie so viele reiche Quellen offen standen, aus denen ein offener Kopf, ein Mann von Welt und Stande, und guter Erziehung, mit allem Anstande schöpfen durfte.

Narbonne.

Das begreift sich.

St. Pierre.

Ein gewandter Moralist könnte mir antworten: Ich dürfte dieß Mißgeschick als Buße für meine kleinen Vergehen hinnehmen; aber sieh, ich bin so verstockt mir einzubilden, ich sey mit denselben Ansprüchen auf Glück, Freude und Ueberfluß geboren wie viele Andere, welche die Mittel dazu in der Wiege finden. Ich rechne mir es daher nicht zum besondern Verbrechen an, wenn ich manchmal Mittel anwendete, um mir diese Genüsse der verzärtelten Jovis-Kinder auf eine Weise zu verschaffen, welche der Stumpfsinn unseres engbrüstigen Zeitalters als unerlaubt verpönt; denn ich bin der festen Ueberzeugung, das Schicksal verdammte mich dazu, und dies sollte wie billig auch allein die Buße tragen. Denn entweder hätte es mich mit diesen noblen Passionen verschonen, oder mir den privilegirten Freypaß dazu ertheilen sollen.

Narbonne.

Wahrhaftig, eine bequeme Caſuiſtik.

St. Pierre.

Ja? Nicht wahr? hahaha! — Man richtet ſich eben nach ſeinen Bedürfniſſen, mein Freund. Ich wollte Dir damit nur andeuten, daß ich in dieſer Hinſicht unverbeſſerlich bin, wenn Du etwa Luſt haben ſollteſt, mich mit einer Sittenpredigt abzuſpeiſen. Denn ich geſtehe Dir, Du ſtehest in dem abſcheulichſten Geruche der Frömmigkeit! Hahaha! Sieh', ich hänge an den Genüſſen dieſes Lebens. Darum hielte ich es für eine noch härtere Strafe, ein Leben ohne dieſe noch ſo ein 10 oder 20 Jahre lang hinzuſchleppen, und in den Schachten oder Plantagen der Guyana, wie auf den Galeeren zu Toulon, zu ſchwitzen. Lieber bliebe ich, ließe dem Rechte ſeinen Lauf, dem General-Lieutenant der Polizei ſeine Freude, und erſparte mir noch die Leiden der Seekrankheit!

Narbonne.

Ja, wenn Du das willſt —

St. Pierre.

So könnteſt Du auch die 100 Louis zu meiner Ueberfahrt, den Gang in Dein Cabinet, und ich die lange Auseinanderſetzung meiner Beweggründe ſparen? Nicht wahr? Das wollteſt Du ſagen? — O ich errathe Dich immer, ehe Du ſprichſt. Hahaha! Ja ſieh, Du machteſt mir in unſern jungen Jahren immer den Vorwurf, ich handelte ohne Ueberlegung; ich mußte Dich doch überzeugen, daß ich mich gebeſſert habe. Will ich alſo ein raſches Ende, der langſamen Todesqual vorziehen, ſo iſt es ſchnell geſchehen! Wenn man mich einholt iſt mein Urtheil ſo gut als geſprochen. Ein Strang, ein Richtbeil, macht allen meinen Sorgen ein Ende. Und da könnte es mir denn doch einfallen, meine guten Freunde als Con-

Friedrich Schiller erbietet sich gegen eine jährliche Gratifikation von 50 Dukaten eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters im Druck zu liefern, und der Kurfürstl. Theatral-Intendance eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer Dramaturgischen Monatschrift haben wird, die ihren ganzen Gang, und ihre innere Beschaffenheit dem ganzen teutschen Pub-

vertite zu übertreffen, als reuiger Sünder zu überbieten, und alles zu bekennen, was ich sonst noch verübte, um einen guten Paß bei dem Pförtchen aufweisen zu können, wo mein heiliger Namens-Vetter die Polizei etwas strenge verwalten soll.

Narbonne.

Unsinniger Mensch! Könntest Du in der That dieser Idee nachhängen?

St. Pierre.

Ja, wie wunderbarlich und kurzsichtig doch manchmal die vernünftigen Menschen sind! — Hebe die Ursache auf, so ist die Wirkung vernichtet, und die Idee bleibt, was sie ist. — Du besitzest alles, was mir das Leben angenehm und wünschenswerth machen kann.

Narbonne.

Erkläre Dich deutlicher.

St. Pierre.

Mit trocknen Worten also? Nun gut! Ich brauche ein Capital — wenn auch nur ein bescheidenes, um mich unter anderm Namen auf den Inseln anzukaufen, sonst sehe ich nicht ein, was ich dorten soll.

Narbonne.

Hm! wie viel denkst Du zu brauchen, um ein Etablissement zu gründen?

St. Pierre.

Je nun! — 2000 Louis ist eine Summe, die ich sonst wenig achtete, die bei Dir gar nicht in Betracht kommen wird. Ich hoffe, Du findest meine Forderung *mehr* als bescheiden. Aber ich will nicht zudringlich seyn, und denke auch mit einiger Sparsamkeit damit auszukommen.

Narbonne.

Das ist zu viel!

St. Pierre.

Ah pah! mache mir nichts weiß!

Narbonne.

Ich beſitze nicht ſo viel baar.

St. Pierre.

Stelle Wechſel aus, Creditbriefe. Die Unterſchrift des reichen Narbonne honorirt jedermann. Ueberdem ſtehſt Du auf dem Punkte, Dein ungeheures Vermögen noch zu vergrößern. Man zeigte mir das ſchönſte Mädchen von Nantes als Deine beſtimmte Braut, und in dieſem Punkte kenne ich Dich. Die höchſte Schönheit ohne bedeutende Mitgift wäre nicht Deine Parthie.

Narbonne.

Es iſt eine Verbindung aus reiner Neigung.

St. Pierre.

Und ein klein wenig Speculation! Nicht wahr? Hahaha! O! mich betrügſt Du nicht! Ich kenne alles!

Narbonne.

Außerdem iſt die Sache auch noch nicht abgemacht.

St. Pierre.

Dafür iſt mir nicht bange. Du biſt der Mann dazu, eine ſolche Sache durchzuſetzen. Du wirſt doch wohl noch ſo eine kleine Tigerin der Provinz zu zähmen verſtehen? Du beſitzeſt alle Eigenſchaften die Frauen zu gewinnen und zu betrügen! Wenn Du nur willſt, ſo biſt Du unwiderſtehlich! —

Narbonne.

Laß doch die Schmeicheleien zur unrechten Zeit! Bleibe ernſt. Man iſt mit vierzig Jahren nicht mehr beſonders unwiderſtehlich. —

St. Pierre.

Mit vierzig? — Oft noch gefährlicher als mit zwan-

zig. Weil man dem geſetzten Manne keine Faſeleien mehr zutraut und den durchtriebenſten Spitzbuben als ganz ſolide betrachtet. Weil die Frauen in der erſten Blüthe von jeher noch nicht zu verführen verſtehen, aber verführt ſeyn wollen, und der Faun das beſſer, als der Sylphe verſteht!

Narbonne.

Sprich nicht in dieſem Tone, iſt von ihr die Rede. Du beleidigſt mein Gefühl.

St. Pierre.

Ah, ah! Ich vergaß! Wir ſpielen jetzt den Subtilen. Sind lauter Empfindung und Zartgefühl! Hahaha! »Sprich nicht in dieſem Tone!« Ei ſpreche Du in einem andern! Laß den ſchmutzigen Krämergeiſt bei Seite, und rede als Edelmann, als Franzoſe, als feuriger Liebhaber. 2000 Louis? Was will das bedeuten im Vergleich mit Fräulein Victoire von Pontis?

Narbonne.

Sprichſt Du doch, als ſollte ich ſie um dieſen Preis von Dir erkaufen!

St. Pierre.

Gewiſſermaſſen iſt es nicht viel anders! Rückſt Du nicht heraus, welche Wahl bleibt mir? — Im Elend oder gar nicht leben! Das wird ſchnell entſchieden ſeyn! — Du weißt, ich beſinne mich nie lange! — Freilich iſt das bei Dir eine andere Sache. Mit 40 Jahren, in der Blüthe ſeiner Kraft, im Schooße des Wohllebens, wirft man ſich lieber in die ſchwellenden Arme eines blühenden Engels, als in die eiſernen der unerbittlichen Juſtiz. Darum dächte ich, Du beherzigteſt das vulgäre, aber darum nicht minder gute Sprichwort: »Leben und leben laſſen!« Denn ohne meine raſende Leidenſchaft, ohne meinen unüberlegten Leichtſinn, ohne mein glühendes Temperament, wärſt Du nie in den Beſitz des ungeheuren

Vermögens gekommen, das ſich unter Deinen Fingern, wo ſelbſt Blei zu Gold wird, mit jedem Tage noch vermehrt. Ha, bei Gott! wenn ich recht darüber nachdenken wollte, ſo müßte ich mich über meine ungeheure Beſcheidenheit wundern. 2000 Louis! — Nein, nein, ich bin zu beſcheiden. Dieſe Tugend haſt Du noch nie an mir bewundert? Gelt? O! der Spitzbube iſt im Stande, und lacht mich aus, denn wäre ich nur im geringſten intereſſirt, ſo könnte ich, ohne zu erröthen, Anſprüche auf die Hälfte ſeines Vermögens machen.

Narbonne.

Deine Forderungen haben mehr als einmal bewieſen, daß Dir dieſe Anſicht nicht neu iſt. Du nahmſt meine Caſſa ſo oft und ſo zwanglos in Anſpruch, als wäre ich nur Dein Verwalter.

St. Pierre.

Ach pah, Kleinigkeiten! daß Du einigemal meine Schulden bezahlteſt, mich aus Kingsbench und Saint Pelagie befreieteſt? — Iſt das der Rede werth? Heute verlange ich freilich etwas. Aber bedenke, daß wir auch für immer miteinander abrechnen. Sind die Anker einmal gelichtet, ſo haſt Du mich wohl zum Letztenmale geſehen.

Narbonne.

Wenn ich mich darauf verlaſſen könnte?

St. Pierre.

In die alte Welt kehre ich nicht wieder, und in der neuen, wo ich natürlich meinen Namen wechsle, wieſt Du Dich doch ſicher genug vor mir halten? Drum ohne Umſtände, Bruder, zahle die 2000 Louis, und Du biſt mich los für das ganze übrige Leben.

Narbonne.
(mit einem Seufzer.

Nun — unter der Bedingung, daß Du mich in Zukunft verſchonſt. —

St. Pierre.

Auf Edelmanns Parole! — Du weißt, dieſe breche ich nie.

Narbonne.

Davon bin ich überzeugt.

St. Pierre.

Alſo —

Narbonne.

Ja, aber noch einmal, ich beſitze nicht ſo viel baar —

St. Pierre.

Ein Wechſel für das andere genügt.

Narbonne.

Auf ein hieſiges Haus darf ich ihn nicht ausſtellen, — das ſchadete meinem Credite. Ich gebe Dir einen Creditbrief auf meine eigenen Etabliſſements in Saint Louis.

St. Pierre.

Das iſt der kürzeſte Weg.

Narbonne.

So warte einen Augenblick. Gleich bringe ich Dir Geld und Papiere. (er geht in das Kabinet, ohne die Thüre zuzumachen.)

St. Pierre.

St. Pierre, Du warſt wieder zu gutmüthig, zu offenherzig und einfältig! Du rückteſt zu ſchnell mit der Wahrheit heraus. Man ſollte immer viel fordern; hätteſt Du gleich mehr gefordert, er hätte auch mehr gegeben, wenig erhält man noch zeitig genug. (er erblickt den Schmuck auf dem Tiſche.) Teufel! was blitzt da? Herrliche Steine! Ein vollſtändiger Schmuck? hm! das wäre ſo was! Das Waſſer

läuft mir im Munde zuſammen, bei dem reinen Waſſer dieſer Brillanten! — Das wäre ſo was! leicht zu transportiren, überall gut zu veräußern! Es zieht mich hin! Ha, ha, ha! Die Finger weg, Spaßvogel! — Es wäre doch gar zu malhonett für einen Edelmann, den Freund in ſeiner Gegenwart zu beſtehlen. — Nein, einſchieben darf ich ihn jetzt nicht. Er müßte ja vernagelt ſeyn, wenn er das nicht merkte. Niemand war im Zimmer, als ich. Er wüßte ja auf der Stelle, wer ihn hätte. (man hört Geld klingen im Kabinette; er fährt zuſammen.) Magiſcher Ton! — Sieh! — Sieh! Sieh! — er verſchließt ſeine Kaſſe. Alſo da — da liegt Moſes und die Propheten begraben? ha, ha, ha! — Wenn die alten Herrn nur nicht ſchimmlich werden! ha, ha, ha!

Narbonne.

(kommt zurück, und bringt Geld-Rollen, eine Börſe und Papiere.)

Hier, St. Pierre, haſt Du, was Du verlangteſt, und was ich Dir geben kann. (er verſchließt das Kabinet, während dieſer die Papiere durchſieht, Rollen und Papiere einſteckt.) Ich denke, Du wirſt zufrieden ſeyn. Aber noch einmal: halte Wort!

St. Pierre.

Meine Hand darauf. Wort und Schwur! — freiwillig erſcheine ich nicht mehr vor Deinen Augen. Es wäre denn, daß Du es ſelber wollteſt? Ha, ha, ha! dann —

Narbonne.

Davor ſey unbeſorgt.

St. Pierre.

Nun — ſo lebe wohl! Ich habe nicht nöthig zu ſagen: auf Wiederſehen!

Narbonne.

Nein, nein! Ich danke wahrhaftig für die Ehre.

St. Pierre.

Recht ſo, bleibe conſequent. (er geht durch die Glasthüre.) Auf Nimmerwiederſehen! Wenn es unſere Beſtimmung nicht anders fügt. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Narbonne (allein.)

(ſieht dem Verſchwindenden nach.)

Jetzt öffnet er das Pförtchen! — Er iſt über der Schwelle, — ich bin von ihm befreit. (ein Seufzer erleichtert ſeine Bruſt.) Es ging beſſer als ich dachte! Das Glück iſt mir treu. Nach ſeiner alten gewohnten Art befreit es mich unvermuthet von dem einzigen Zeugen, den ich zu fürchten hatte. Sein eigenes Schickſal ſpielt eine bedeutende Rolle zu meinen Gunſten, ſeine Fehler und Ruchloſigkeiten erlöſen mich von ihm, er iſt ſo gut als geſtorben — und mit der nächſten Morgenröthe iſt der ſchwerſte Stein von meiner Bruſt gewälzt! Endlich darf auch ich an der glänzenden Tafel dieſes Lebens ſchwelgen, ohne Furcht, daß der Harpyen beſchmutzender Flügelſchlag ſie beſudelte! Der leichte Pulsſchlag der Glücklichen bewegt mein Blut, und die Heiterkeit, welche ich ſeit vielen Jahren erkünſtelte, hebt mir die lang beengte Bruſt. Darum fort! fort in den feinen Zirkel, in den glänzenden Salon (er nimmt den Hut und die Handſchuhe.) zum erſtenmal ein vollſtändiges Glück zu genießen! (er nimmt das Bouquet, welches er aus dem Garten brachte.) Kommt, ihr glänzenden Kinder des Frühlings, duftend wie meine heitern Gedanken! Heute ſollt ihr noch den Buſen derjenigen ſchmücken, die

ſchoner blüht als ihr, aber Morgen verdrängt Euch der glänzende Schmuck mit ſeiner ſoliden Pracht, wie der leicht verwelkliche Farbenſchmelz meines bisherigen Glückes verſchwindet, und der unerſchütterlichen Baſis meiner glänzenden Zukunft weicht. (er geht durch die Glasthüre, welche er von außen ſchließt, ab.)

Achter Auftritt.

Thierry, dann Saint Foix.

Thierry.
(kommt mit Lichtern.)

Entſchuldigen Sie, wenn ich — Nun? — (er geht an das Kabinet, das er verſchloſſen findet.) Da hätte ich es füglich ſparen können, die Lichter zu bringen. (er geht an die Glasthüre) Ach, ſie iſt geſchloſſen!

St. Foix.
(tritt ein.)

So allein hier, Vater Thierry? Ich glaubte Herrn von Nardonne zu treffen, den ich nicht mehr auf ſeinem Zimmer fand.

Thierry.

Er muß noch vor Kurzem da geweſen ſeyn.

St. Foix.

Er ſendete mich mit Muſikalien zu Fräulein Victoire von Pontis. Der Portier ſagte mir, er habe das Hôtel noch nicht verlaſſen.

Thierry.

Allerdings, weder mit der Equipage noch durch das große Thor, aber wir haben ja auch andere Wege.

St. Foix.

Durch den Garten zum Beiſpiel.

Thierry.

Ich denke, daß er dieſen wählte, denn die Glasthüre iſt verſchloſſen, und ein Bouquet, das er ſelbſt pflückte, ſeh' ich auch nicht mehr auf dem Tiſche.

St. Foix.

Das er ſelbſt pflückte?

Thierry.

Ich wunderte mich auch, daß man den Gärtner nicht rief. Aber ſo ſind die Verliebten. Eiferſüchtig auf alles. Selbſt die Blumen, mit welchen ſie ihren Götzen zieren, ſoll keine fremde Hand berührt haben.

St. Foix.

(mit einem Seufzer.)

Ach ja, das iſt natürlich!

Thierry.

Nicht wahr? — Er blieb lange allein. Wahrſcheinlich brachte er ein paar zärtliche Zeilen zu Papier, ein paar ſchmeichelhafte Verſe, die er Heute mit dem Bouquet überreicht, um Morgen deſto ſicherer zu überraſchen. Sie kennen ihn ja! Er wird den Glauben erregen wollen, das ſei alles, und dann ſendet er unvermuthet das glänzende Geburtstagsgeſchenk.

St. Foix.

Er verſteht es nicht allein, zu geben, ſondern durch die Art, wie er gibt, den Werth des Geſchenkes noch zu erhöhen.

Thierry.

Und Sie werden wie gewöhnlich der Ueberbringer deſ-

ſelben ſeyn; damit der Strahl des Vergnügens aus den Augen der ſchönen Victoire ſeinen Liebling treffe, und ihm die künftige Gebieterin dieſes Hauſes ſchon im Voraus geneigt mache.

St. Foix.

Das muß allerdings ſeine Abſicht ſeyn, denn ſonſt wäre es unbegreiflich, warum er mich bei allen ähnlichen Gelegenheiten zu ſeinem Boten wählt.

Thierry.

Und die morgende Gabe wird beſonders Wohlgefallen erregen.

St. Foix.

Wiſſen Sie ſchon, in was ſie beſteht?

Thierry.

(führt ihn an den Tiſch, und zeigt ihm den Schmuck.)

Da ſehen Sie ſelbſt.

St. Foix.

Himmel, welch ein glänzender Schmuck!

Thierry.

Dreißigtauſend Livres unter Brüdern werth, wie Meiſter Jaques verſicherte, der ihn dieſen Abend brachte. Nur um dieſes Kreuzchen am Collier neu hinzuzufügen, und einige Anordnungen zu machen, und ein koſtbares Etui zu verfertigen, erhielt er in meiner Gegenwart 5000 Livres.

St. Foix.

Er iſt alſo nicht neu?

Thierry.

Er iſt ein Erbſtück. Es ſind die Familiendiamanten, welche ſchon die Mutter des gnädigen Herrn trug, und die ſein Bruder Pierre, für ſeine ſchöne Gemahlin Pauline, durch Meiſter Jaques neu faſſen ließ. Sie trug ihn nur ein paarmal, als der Majoratsherr ermordet, und die unglückliche Frau als

likum verlegt, entſchloß ich mich, dieſes Werk anzugreifen, und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von dieſem Journal wäre ohngefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geſchichte des hieſigen Theaters von ſeinem erſten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit ſeinen Hauptrevolutionen, und dem Verdienſt ſeiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine General-Ueberſicht von Direktion, Oekonomie, Polizey, und dem gegenwärtigen herrſchenden Geſchmack auf derſelbigen.

3) Das Perſonale der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte, Rollenfach, Debits, und die individuelle Kritik über einen jeden beſonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichſten, auf die.

Theilnehmerin an dieſer Gräuelthat beſchuldigt, zum Tode verurtheilt wurde.

St. Foix.

Sie waren damals ſchon im Hauſe?

Thierry.

Allerdings, ſchon dreißig Jahre.

St. Foix.

Ich hörte immer nur dunkle Andeutungen über dieſen außerordentlichen Vorfall, und glaubte mich nicht berechtigt nach Familienverhältniſſen zu forſchen. Jetzt iſt es anders. Ich darf in der Stellung, die mir der gnädige Herr ſelbſt angewieſen, ohne verdammliche Neugierde, darnach fragen. Mir ſchien es jedoch, es ſey dem Herrn von Narbonne unangenehm, davon zu ſprechen, und ſprechen zu hören. Von den Dienern dieſes Hauſes hielt ich nie einen meiner Vertraulichkeit würdig, auch denke ich, die gegenwärtigen waren damals noch nicht in Dienſten.

Thierry.

Niemand, außer mir und Madelon iſt noch aus jener Periode im Hauſe. Als der gnädige Herr von ſeiner weiten Reiſe wiederkehrte, und das Majorat als alleiniger Erbe übernahm, verabſchiedete er alle Andere, weil er empört über die Nachläſſigkeit war, die ſie ſich bei dem Brande des Hauſes zu Schulden kommen ließen, bei welchem die Kinder ſeines Bruders verloren giengen.

St. Foix.

Sie würden mich demnach verbinden, wenn Sie mir die nähern Umſtände jener furchtbaren Cataſtrophe mittheilen wollten.

Thierry.

Das kann geſchehen. — Mitten in der Nacht wurde die

Klingel ſehr ſtark gezogen. Ich ſprang vom Lager, warf mich raſch in die Kleider, und eilte nach den Appartements der Herrſchaft; denn die Kinder hatten ſeit mehreren Tagen die Blattern, und ich vermuthete, daß der Doctor oder Arznei geholt werden ſollte. Auf dem Corridor fand ich Madelon und Julie zitternd vor Angſt. In der Kinderſtube, wo ſie wachten, hatten ſie einen ſchweren Fall gehört. Sie giengen nach dem Schlafzimmer der Frau von Narbonne, das ſie leer fanden, und meinten, dieſe mußte, ſelbſt erſchreckt, zu ihrem Gemahle geeilt ſeyn, der ſeit einigen Tagen, wegen der Unruhe, welche die kranken Kinder verurſachten, in dieſem Kabinette ſchlief.

St. Foix.

Hier, in dieſem Kabinet?

Thierry.

Das von jeher das Arbeitszimmer des alten Herrn war, wozu es auch ſeine Söhne benützten. Wir giengen nun alle drei nach dem Salon. Als wir die Thüre öffneten lag Frau von Narbonne auf der Erde, im leichten weißen Nachtgewande. Weit von ihr weggeſchleudert, brannte noch das Licht am Boden fort. Die Glasthüre ſtand offen, der Wind blies herein! — Wir richteten die Ohnmächtige auf, ſetzten ſie in einen Seſſel und wendeten alle Mittel an, ſie ſchnell zum Leben zu bringen. Sie erwachte, und mit einem unartikulirten Schrei, wie ihn nur die höchſte Verzweiflung erpreßt, ſprang ſie auf und riß uns mit gewaltiger Kraft hin nach dem Kabinette. — Welch ein Anblick erwartete uns! Herr Pierre von Narbonne ſchwamm in ſeinem Blute, das aus tiefen Wunden quoll!

St. Foix.

Gerechter Himmel!

Thierry.

Die beiden Mädchen ſchrieen entſetzt auf, und eilten heulend davon — ich riß an allen Glocken, das ganze Haus eilte beſtürzt und betäubt herbei, und ſtand bald erſtarrt am Lager des Gemordeten. Endlich gewann ich ſo viel Beſinnung, nach den Aerzten zu ſchicken.

St. Foix.

Was war ihr Ausſpruch?

Thierry.

Alle Hülfe kam zu ſpät, die Wunden waren alle tödtlich und die Verblutung machte jeden Verſuch der Wiederbelebung vergeblich.

St. Foix.

Was that Frau von Narbonne?

Thierry.

Sie ſaß in völliger Atonie dem Bette gegenüber, und ſchien in eine lebloſe Statue des Schmerzes verwandelt, bis die Gerichte eintraten, welche der Lärm herbeigerufen hatte, der ſich ſchnell durch ganz Nantes verbreitete. Die Mädchen ſtürzten mit aufgelöſten Haaren durch die Straßen, und ſchrieen »Mord«, daß alle Schläfer aus dem Bette fuhren. Die Beſtürzung war allgemein, denn Herr Pierre wurde ſehr geliebt.

St. Foix.

Ich hörte es öfter erzählen.

Thierry.

Er verdiente es aber auch. So gut, ſo freundlich, ſo redlich und tugendhaft, wie unſer Herr Louis von Narbonne, erbte er alle Verehrung und Liebe mit Recht, die man ſchon ſeinen wackren Eltern zollte.

St. Foix.

Begann die Unterſuchung des Gerichts auf der Stelle?

Thierry.

Wir wurden alle verhört, und ſagten, was wir wußten. Da wendete ſich Herr von Pontis, der Bailliſ, auch an Frau von Narbonne, und fragte, wie ſie nach dem Zimmer ihres Gemahls gekommen, und ihre kranken Kinder habe verlaſſen konnen? — Sie antwortete: eine unerklärliche Ahnung, ein dunkles Etwas habe ihr weder Ruhe noch Schlaf gelaſſen. Endlich, nicht mehr Herr dieſer ſeltſamen Furcht, ſey ſie nach dem Kabinet geeilt, in welchem ſie ihren Gemahl in ſeinem Blute fand. Sie habe ſchreien wollen, ohne es vor Entſetzen zu vermögen, und ſey ohnmächtig niedergeſtürzt, ehe ſie die Thüre habe erreichen oder die Klingel ziehen können.

St. Foix.

Das ſcheint auch ſehr wahrſcheinlich.

Thierry.

Niemand ſchien daran zu zweifeln, außer dem Herrn Pontis, dieſer befahl zu unterſuchen, ob vielleicht ein Raub verſucht wurde, ein Raub ſtatt fand und der Mord damit in Verbindung ſtände. Man ſah allenthalben nach, nichts war entwendet, alles ſtand und lag an der alten Stelle. Das Bureau wie die Caſſa des gnädigen Herrn waren unverſehrt. Der Schmuck der gnädigen Frau ſtand daneben, derſelbe, den Sie hier vor ſich ſehen. Ein Dieb konnte es nicht geweſen ſeyn! Ebenſowenig war die That als Selbſtmord zu betrachten. Was konnte einen Mann wie Herrn Pierre von Narbonne, in den glänzendſten Umſtänden, im Beſitze der liebenswürdigſten Gemahlin, der reizendſten Kinder, im Schooße des Glücks, im Genuß aller häuslichen Freuden, dazu verleiten? Auch erklärten die Aerzte, die Wunden ſeien

mit einem Meſſer oder Dolche geſchlagen, und im Kabinette fand ſich weder ein ſolches, noch ein anderes Mordinſtrument. Nicht einmal ein Degen war zu bemerken.

St. Foix.

Alſo mußte doch jedenfalls der Mörder entflohen ſeyn?

Thierry.

Das führte natürlich zu weitern Nachforſchungen. Die Mädchen erinnerten ſich, das Klirren der Scheiben gehört zu haben, und man beſah die noch offene Glasthüre; Spuren von Blut klebten an der Klinke, und zugleich zeigten ſich Tritte eines Mannes im Garten, die von dem kleinen Pförtchen ins Haus, und wieder zurück führten.

St. Foix.

Da hatte man ja die Spur.

Thierry.

Bis zu jenem Punkt, aber nicht weiter. Der Lärm, welcher alles mit Entſetzen erfüllte, hatte eine Menge Neugieriger herbeigezogen. Die Gerichtsdiener hatten zwar alle Ein- und Ausgänge des Hauſes ſogleich beſetzt, aber hindern konnten ſie nicht, daß viele Tauſende daſſelbe in Gruppen umſtanden, und ſich die abentheuerlichſten Vermuthungen mittheilten. Unter dem Hin- und Herwogen dieſer Maſſen ging jede weitere Spur unter.

St. Foix.

Das war Schade.

Thierry.

Herr von Pontis kam von dieſer vergeblichen Unterſuchung zurück, und blieb plötzlich vor Frau von Narbonne ſtehen, die er bedenklich betrachtete. Dann fragte er raſch: ob ſie den Ermordeten berührte — ob ſie ihm Beiſtand und Hülfe leiſtete — ob er vielleicht ſterbend in den letzten Zuck-

ungen, die Hand nach ihr ausſtreckte, oder gar ſie umfaßt hätte? Sie verneinte alles dieß vor Zeugen. — Nun, ſprach der ſtrenge Baillif, ſo mag Sie derjenige berührt haben, der durch den Garten floh, der die Spuren ſeiner Gegenwart an der Thüre, wie an dieſem Kleide zurückließ, — der Ihren Gemahl wahrſcheinlich mit Ihrem Wiſſen, in Ihrem Beiſeyn, vielleicht mit Ihrer Hülfe, ermordete.

St. Foix.

Ich erſtaune!

Thierry.

Was wir bisher nicht bemerkten, zeigte ſich unſern überraſchten Blicken. Eine blutige Hand hatte ſich vollkommen auf dem weißen Kleide abgedrückt. Man unterſchied die Finger, welche die Taille der ſchönen Frau umfaßten, und ſogar einen Ring an denſelben.

St. Foix.

Wer hätte das gedacht?

Thierry.

Es iſt der Ehering des Herrn von Narbonne, wandten Mehrere ein, die zugegen waren. Aber Herr von Pontis verglich die Hand des Todten ruhig und kaltblütig mit der abgezeichneten, und that den Ausſpruch: »Er trägt ſeinen Trauring wie jeder Ehemann an der rechten Hand. Dies war aber die Linke, wie es ſich deutlich zeigt. Uebrigens muß der Mörder den vornehmen Ständen angehören; denn die ſchmalen Finger beweiſen eine feine Hand, durch keine Mühe oder Arbeit verunſtaltet.«

St. Foix.

Welcher penetrante Scharfſinn!

Thierry.

Frau von Narbonne wurde sogleich in Verwahrung gebracht, und der merkwürdigste Prozeß begann, der jemals die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich in Anspruch nahm. Die ruhigeren Aussagen der beiden Mädchen, Julie und Madelon, vermehrten noch die Gründe des Verdachtes. Sie erklärten, daß Frau von Narbonne mit Eigensinn darauf bestand, Ihren Gemahl in dieses Kabinet zu betten, obwohl er wiederholt versicherte, die Unruhe seiner geliebten Kinder störe ihn nicht, daß sie an jenem Abende besonders aufgeregt und unstät gewesen, daß sie sich früher als gewöhnlich in ihr Gemach begeben und niedergelegt hätte, doch bald wieder aufgestanden seyn müßte, weil sie demerkten, daß sie in demselben auf- und niederschritt, bald ein Fenster öffnete, das nach dem Garten gieng, bald wieder schloß, und endlich auf den Zehen durch die geheime Thüre nach dem Zimmer ihres Gemahls schlich.

St. Foix.

Was entschied das Gericht?

Thierry.

Sie wurde überwiesen, Theil an dem Morde ihres Gatten zu haben, und zum Tode verurtheilt. Da sie aber an die Gnade des Königs appellirte, entschied dieser: das Urtheil solle suspendirt bleiben weil das persönliche Eingeständniß fehlte, bis man den Theilhaber der Mordthat entdeckte und speciellere Aufklärungen vorhanden wären. Der Chef der Polizei, d'Argenson, versprach, ihn zu liefern.

St. Foix.

Allein die Untrüglichkeit seiner renommirten Allwissenheit bewährte sich noch nicht.

Thierry.

Bis jetzt erwartete man ihre Resultate vergebens. Das Urtheil blieb unvollzogen, aber der Himmel achtete nicht auf die Suspension eines Königs von Frankreich, Frau von Narbonne starb bald im Gefängnisse vor Kummer, Schmerz und Thränen, — wie man sagte, vor Sehnsucht nach ihren Kindern.

St. Foix.

O die armen Geschöpfe! — Wie unglücklich wurden sie, ohne ihr Verschulden. Verwaist, vater- und mutterlos in so zartem Alter.

Thierry.

Sie litten nicht lange! — Herr Louis von Narbonne, der einzige Verwandte, wurde zu ihrem Vormunde ernannt, aber so lange seine Schwägerin noch lebte, kam er nicht von seiner Reise zurück. Herr von Pentis verwaltete die Einkünfte, und ich, als ältester Diener — das Haus, indessen wir ihn täglich erwarteten. Nach ihrem Tode kam endlich die Nachricht, er sey auf der Heimreise begriffen, und ich wurde ihm nach Paris entgegengesendet, mit einer bedeutenden Summe. Jasmin, Juliens Verlobter, erhielt die Aufsicht während meiner Abwesenheit, und ich reiste ab. Als ich mit Herrn Louis wieder kam, fanden wir das Hôtel in Asche. Das Feuer, in der Nacht ausgebrochen, griff so schnell um sich, daß nur dieser eine Flügel des Hauses gerettet wurde. Die großen Speicher und Waarenlager, die es umgeben, setzten die ganze Stadt in Gefahr, und man bemühte sich mehr, das Eigenthum, als die Bedrängten, zu retten. Jasmin, Julie und die beiden Kinder wurden vermißt. Kaum die Knochen fand man mehr unter dem Schutte, so hatte die Flamme gewüthet. Madelon, die treue Seele, damals noch sehr jung,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10448/055

nahm sich den Vorfall so zu Herzen, daß man sagen kann, sie hatte seitdem keine heitere Stunde mehr.

St. Foix.

Was konnte sie so tief betrüben? Hatte sie sich einer Nachlässigkeit, eines Versehens anzuklagen?

Thierry.

Sie nahm es so. Jasmin und Julie hatten sie überredet, wie sie sagte, meine Abwesenheit zu benützen, und ihre Verwandten auf dem Dorfe zu besuchen, vermuthlich um ungestört und unbeachtet zu bleiben. In derselben Nacht, die sie außer dem Hause zugebracht, verschlang die Flamme die Kinder, welche sie wie eine Mutter liebte.

St. Foix.

Arme Waisen! — ja wer seine Eltern verliert, ist der Aermste auf der Welt! —

Thierry.

Herr von Narbonne blieb nun einziger rechtmäßiger Erbe. Er schlug die Untersuchung gegen die Dienerschaft großmüthig nieder, und entließ sie nur zur Strafe aus seinen Diensten. Wozu hätte der Prozeß auch führen sollen? Die Kinder des Hauses waren ja doch verloren.

St. Foix.

Ja wohl, verloren! — Ein dunkles Schicksal ruht auf dieser Familie. — Eine unsichtbare Hand scheint bei ihrem Verderben geschäftig mitzuwirken! Sonderbar! — Mich ergreift ein eigenes Grauen bey der Schilderung dieser gräßlichen Ereignisse, als wäre ich selbst dabei betheiligt.

Thierry.

Sie sind dem Hause durch Dankbarkeit verwandt, wenn auch nicht durch die Bande des Blutes.

ſer Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die Beſchließungen des Ausſchuſſes, oder Theaterſenats.

6) Aufſätze über die dramatiſche Kunſt, theils von Schauſpielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze Syſtem dieſer Kunſt enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entſcheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbeſtimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miszellaneen ausgeſetzt.

St. Foix.

Nein, nein, ich fühle mehr als Theilnahme, ſelbſt mehr als Verwandte empfinden! Mir iſt es ſo ſchauerlich dabei — als — wie ſoll ich ſagen? als wäre ich ſelbſt ein Sproſſe dieſes Hauſes.

Thierry.

Ihr eigenes Schickſal mag einige Aehnlichkeit damit haben.

St. Foix.

Das glaube ich, obgleich ich es nicht beſtimmt ſagen kann. Ich kenne den Urſprung meiner Tage nicht, noch das Loos meiner erſten Kinderjahre, aber ich ahne, daß es Aehnlichkeit mit dem der unglücklichen Sproſſen des Pierre Narbonne hatte. Mit Macht ſucht die Erinnerung ſich Bahn zu brechen, durch die Dämmerung des unentwickelten Kindesſinnes. Wie dunkle Wolken regt und wimmelt es vor dem Spiegel meiner Seele. Auch mir kommt es vor, als hätten mich in einer dunkeln Nacht die kniſternden Flammen umlodert, als hätte mich eine kräftige Hand durch Feuer, Dampf und Rauch aus den Trümmern eines Hauſes geriſſen, das hinter mir in Aſche ſank! — Es iſt ſonderbar! —

Thierry.

Auch Herr Louis ſchien ſeltſam von dieſem traurigen Looſe ergriffen. Er lebte ſeitdem ſtill und eingezogen, man könnte ſagen abgeſchieden von ſeiner Vaterſtadt. Wohlthaten und gute Werke bezeichneten faſt allein noch ſein Daſein, bis Sie in das Haus kamen und ſeine Neigung ſich einem beſtimmten Gegenſtande zuwenden konnte. Niemand glaubte, daß er je den Entſchluß faſſen würde, ſich zu vermählen. Deshalb gab man gar verſchiedenen Vermuthungen Raum, aber Niemand errieth den wahren Grund.

St. Foix.

Außer Ihnen, dem jeder Pulsschlag bekannt ist, der das Leben dieser Familie in Bewegung setzte.

Thierry.

Je nun, — ich habe auch nur meine Vermuthungen, aber sie haben doch die Wahrscheinlichkeit für sich. — Sehen Sie — er liebte seinen Bruder, man wird wenig zärtlichere Geschwister finden. Beide hatten einen Freund, den Chevalier Gujon de Saint Pierre, der mit Fräulein Pauline von Rossanges verlobt war. Eine Ehrensache nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen. Er floh nach London, gerieth in ausschweifende Gesellschaften und verspielte und verschlemmte sein ganzes Vermögen. Die tugendhafte Pauline entsagte ihrem unwürdigen Bräutigam, und als Herr Louis aus jener Hauptstadt wieder kam, wo ihn Geschäfte des Hauses eine Zeit lang fesselten, und diese traurigen Nachrichten bestätigte, besuchte er das Fräulein verschiedene male, und führte auch endlich seinen Bruder bei deren Eltern ein. Nach wenig Wochen war sie die Verlobte des Majorats-Herren, und der jüngere Sohn verlor von diesem Augenblicke an alle Heiterkeit. Er ging sinnend und traurig umher, und einige Tage nach der Hochzeit des Herrn Pierre reisete er weg, und durchzog die Welt.

St. Foix.

Und daraus folgern Sie —

Thierry.

Daß er die schöne Pauline liebte, ehe sein Bruder um sie warb, und daß er seine Heimath verließ, um das Glück seines Bruders auch mit keinem verwegenen Wunsch zu stören.

St. Foix.

Bei Gott, Sie mögen Recht haben, ja, ja! Meister Thi-

erry, Sie haben ihn errathen und durchschaut. Viele würden Sie nicht verstehen, aber ich, ich ahne es, daß solche Gefühle in dem Busen dieses Mannes schlummern.

Thierry.

Da Sie einmal denselben Weg mit meiner Idee einschlugen, so müssen Sie ihr schon auch weiter folgen. Fräulein Victoire von Pontis besitzt eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner Schwägerin. Er sieht sie, und nachdem er zehn Jahre lang jeden Gedanken an eine Vermählung aufgegeben zu haben schien, wirbt er plötzlich um sie, zu Jedermanns Erstaunen. Damit ja nichts fehle, schmückt er sie mit dem Geschmeide, das jene einst trug, um die Täuschung seiner Sinne zu vervollständigen. So schweigt er in der Gegenwart, wie in der Vergangenheit, und liebt die verlorne in der neugefundenen Braut.

St. Foix.

Und diese Liebe, dieses Glück zu stören, wäre ein Verbrechen. Ach wie so theuer ist diese Täuschung erkauft! wie wohlverdient dieser Balsam für die Wunde seines Herzens! Ich danke Ihnen, Vater Thierry. Ohne es zu wollen und zu ahnen, haben Sie meinen streitenden Empfindungen genügt, und mir den Weg gezeigt, den ich wandeln soll und muß. — Später verstehen Sie mich — jetzt noch nicht. — Es wäre mir selbst nicht lieb; aber dann schenken Sie mir wohl eine Thräne wenn mich auch Alles verdammt. — Alles? — Außer Herr von Narbonne, mein Pflegevater, dem meine Handlung wohl unerwartet, aber nicht unerklärlich seyn wird. — Und nun gute Nacht, alter Vater! — (er schüttelt ihm die Hand.) Ich bin entschlossen, — und finde wohl heute Ruhe auf meinem Lager, das der Schlaf so lange floh. (er eilt hinaus.)

Thierry.
(ſieht ihm nach.)

Wunderliches Treiben! — Seltſame Worte! — Aus dieſem Betragen werde klug wer will. So alt ich bin iſt mir dieſer Jüngling doch noch immer ein Räthſel! — Wann werde ich den Schlüſſel dazu finden? (Er macht das Etui zu, nimmt die Lichter, und geht durch die Mitte ab. Man hört, wie er noch die Thüre von außen ſchließt.)

(Der Vorhang fällt langſam.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Ein prachtvolles Zimmer im Hauſe des Herrn von Narbonne. Schreibgeräthe auf dem Tiſche.

Erſter Auftritt.

Narbonne. Madelon.

Narbonne.

Alſo glücklich wiedergekehrt?

Madelon.

Wie man es nimmt.

Narbonne.

Sie ſind doch wohl, wie ich ſehe?

Madelon.

O ja, wie Sie ſehen.

Narbonne.

Und ſcheinen ſonſt keine Urſache zur Klage zu haben.

Madelon.

Das ſcheint Ihnen ſo. Sie ſehen mit den Augen des Glücklichen, dem nur goldne Wolken am Horizonte ſeines Lebens glänzen.

Narbonne.

Ich bin zufrieden, ich läugne es nicht. Zufriedener als je, denn alles geht mir nach Wunsch. Was ich nie hoffte, hat sich ereignet, und das Glück, das mich nie verließ, hat mir seine besten Gaben zum Brautgeschenke gegeben. Sicherheit des Besitzes, und Ruhe des Gemüthes. Jetzt stehe ich fest, und darf die faltenlose Stirne des Günstlings der Fortuna ohne Scheu erheben. Voll Zuversicht, darf ich nun das Glück eines zweiten Wesens an mein festgegründetes Schicksal knüpfen, und der Liebe langentbehrte Seligkeit an der Seite des lieblichen Engels genießen.

Madelon.

Mißtrauen Sie dem blendenden Scheine! Man sagt, den Schiffer schrecke die Windstille mehr, als der Wogen Bewegung. Folgen Sie seinem Beispiele, ehe Sie Anker geworfen im sichern Hafen.

Narbonne.

Ich habe geschwankt, gezittert und gefürchtet. Zehn Jahre freiwilliger Einsamkeit in der schönsten Blüthe des Lebens, mit allen Mitteln und Ansprüchen auf seinem Vollgenuß ausgerüstet, — zehn Jahre strenger Entsagung haben des Schicksals neidische Dämonen versöhnt.

Madelon.

Sie ruhen nie. Sie schlafen nie. Sie scheinen nur zu schlummern. Geschäftig helfen sie dem Uebermüthigen sein schimmerndes Prachtgebäude errichten, und führen ihn schlafwandelnd, mit wunderbarer Sicherheit, auf den schwindelnden Gipfel der höchsten Firste! Mitten im Traum seiner unwandelbaren Erhabenheit lassen sie ihn stehen. Die trockene Wirklichkeit, die ewige Feindin aller Schwärmerei, ruft ihn beim Namen, er erwacht — er schwindelt, der Fuß

gleitet aus, und er ſtürzt zerſchmettert in die Tiefe des Verderbens.

Narbonne.

Sie bringen einen düſtern Sinn von ihrer Wallfahrt heim.

Madelon.

Mich ängſtigt Ihres Glückes Uebermaaß.

Narbonne.

Ich glaubte, Sie heiterer wieder zu ſehen.

Madelon.

Ich gieng in der Hoffnung, Troſt für meine Unruhe bei dem Gnadenbilde zu finden.

Narbonne.

Doch wie es ſcheint, erfüllte ſie ſich nicht.

Madelon.

Aermer, als ich gieng, kehre ich wieder!

Narbonne.

Unſere liebe Frau von Neirmoutiers hat alſo nicht Balſam für alle Wunden?

Madelon.

Nirgends fließt Balſam für ein wundes Gewiſſen, und des Bewußtſeyns Qualen enden nur, wenn man ein begangenes Unrecht gut gemacht hat.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Thierry.

Thierry.

Herr von Pontis wird sogleich erscheinen mit den Herren des Gerichts.

Madelon.

(erschrickt.)

Was ist vorgefallen?

Narbonne.

Ein Schmuck von Werth wurde mir entwendet, den ich zum Namenstags-Geschenk für meine Braut bestimmt hatte.

Madelon.

Wann?

Thierry.

Diese Nacht.

Narbonne.

Heute früh — genau ist es eben noch nicht zu bestimmen.

Thierry.

Deshalb will der Herr Baillif an Ort und Stelle die nöthigen Nachforschungen anstellen.

Madelon.

Hier im Hause?

Narbonne.

Allerdings, wo der Diebstahl geschah. Ist St. Foix noch nicht zurück?

Thierry.

Ich will nachsehen.

Narbonne.

Weiß man nicht, wo er hin ist?

Thierry.

François will ihm an der Loire begegnet seyn, als er diesen Morgen die Nachricht brachte, daß unser Schiff, die Taliene, die Anker lichtete. (geht ab.)

Madelon.

Warum rufen Sie die Gerichte in Ihr Haus?

Narbonne.

Um mein Eigenthum wieder zu erhalten.

Madelon.

Lassen Sie die Gerichte ruhen. Wecken Sie sie nicht, und nehmen Sie das kleine Unglück willig hin.

Narbonne.

Ein kleines Unglück? — dem Teufel auch! Ein Schmuck ist keine Kleinigkeit.

Madelon.

Es ist ein kleines Unglück. Nehmen Sie es hin, als eine Buße. Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer ihres Wohlstandes bekümmert. Eifersüchtig sind des Glückes launische Mächte, und verlangen ein Opfer zur Sühne. Gebt das Kleine hin, damit Ihr des Größern gewiß seyd.

Narbonne.

Das war der alten Heidenvölker dunkler Aberglauben. Soll ich das Mährchen des Polykrates erneuern? — Einen Ring in die Fluthen werfen? — Einen Ring, das ginge noch an, aber einen ganzen Schmuck zu opfern? Nein, solche poetische Schwärmereien wären zu kostspielig.

Madelon.

War das Geschmeide neu?

Narbonne.

Es waren die Familien-Kleinodien.

Madelon.

Aus der Verlassenschaft Ihrer Eltern?

Narbonne.

Und meines Bruders.

Madelon.

Die einst die Frau von Narbonne trug?

Narbonne.

Und die ich von Meister Jaques ergänzen ließ.

Madelon.

Hu! mir graute immer, wenn ich den Schmuck ansah.

Narbonne.

Er ist von hohem Werthe.

Madelon.

Damit wollten sie Ihre Braut beschenken?

Narbonne.

Ich wollte Sie damit glänzen sehen.

Madelon.

Welcher Uebermuth! Seyn Sie froh, daß er fort ist, daß Sie das Schicksal selbst vor einen Frevel bewahrte. Spüren Sie nicht nach. Lassen Sie die Gerichte ruhen.

Narbonne.

Ich will aber mein Recht verfolgen.

Madelon.

(seufzt.)

Ihr Recht? (mit einem bedeutenden Blicke) Auf diese Brillanten?

Narbonne.

Wer zweifelt daran?

Madelon.

(gezogen.)

— Niemand!

Den Herausgeber dieſes Werks in die Verfaſſung zu ſetzen, daß er es mit dem ganzen Maaß ſeiner Kräfte und freiem unbefangenem Kunſtgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er durch eine anſtändige Vergütung von Seiten des Theaters unterſtützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen. Wenn alſo die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, ſo Ihr aus Vollendung dieſes Werks zufließen, mit einem Aufwand von fünfzig Dukaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, ſo iſt der Plan ſeiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichſt-vollkommenen Ausarbeitung dieſer Schrift; verſpreche, ſolche mit Anfang des Auguſts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des übrigen der Intendanz abzunehmen, und

Narbonne.

Es wird auch Niemand einfallen! sie sind mein nach Recht und Gesetz, und ich biete alles auf, sie wieder zu erhalten. Vor den neidischen Göttern des Glückes fürchte ich mich nicht. Sie könnten auch, dächte ich, mit dem Verdrusse zufrieden seyn, den mir der Verlust in diesem Augenblicke verursachte. Ich hatte mich so auf die Ueberraschung gefreut, die ich mit diesem kostbaren Geschenke zu bewirken dachte, und erschrack nicht wenig, als ich sie diesen Morgen verschwunden sah, und es wäre gewiß kindisch, eine so werthvolle Sache ohne alle Nachforschungen verloren zu geben, besonders wenn man eine Spur des Räubers zu haben glaubt.

Madelon.

Auf wen fällt der Verdacht?

Narbonne.

Auf eine alte Zigeunerin, die mehrere Tage um das Haus schlich, und sich sogar bis in mein Zimmer drängte.

Madelon.

Eine Zigeunerin? Was wollte sie? hat man sie nicht gefragt?

Narbonne.

Mir sagte sie, sie suche ein Mädchen, das einst hier wohnte.

Madelon.

Heilige Mutter! — O warum war ich nicht hier? Ich suchte Trost bei Deinem wunderthätigen Bilde, und Du sandtest mir vielleicht die Einzige, die ihn mir ertheilen konnte. Vergieb der Kleinmüthigen, ewige Vermittlerin, und strafe nicht die Zweiflerin an Deiner Wunderkraft. Reumüthig flehe ich um Deine Gnade und Vergebung. O Gott, mein Gott! wie kurzsichtig ist der Mensch! Ach, indem ich eine

fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grames los zu werden.

Thierry.

(öffnet die Thüre.)

Herr von Pontis! — (Madelon geht mit Thierry ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Herr von Pontis.

Narbonne.

(der ihm entgegengeht.)

Ich bitte einzutreten.

Baillif.

Mein sehr geehrter Herr von Narbonne!

Narbonne.

Ich heiße Sie willkommen.

Baillif.

Nur mit Bedauern trete ich in dieser Angelegenheit über Ihre Schwelle. Ich hoffte, eine freudige Veranlassung sollte die Ursache seyn, aber es scheint, das Schicksal will es nicht anders. Immer noch war es ein Fall von höchster Wichtigkeit und crimineller Bedeutung, der mich in dieses Haus rief.

Narbonne.

Und den Sie mit eigenthümlichem Scharfsinn beleuchteten und entschieden.

Baillif.

Vielleicht ist uns auch diesmal das Glück nicht entgegen. Wenigstens ist es mir lieb, daß Sie mich schnell in Kennt-

niß ſetzten, denn das raſche Einſchreiten der Behörde führt immer zu den glänzendſten Reſultaten. Der Verbrecher iſt noch von ſeiner That zu ſehr ergriffen und aufgeregt, um auf die beſten Mittel zu ſinnen. Iſt die erſte Wallung vorüber, ſo wird er ſchon zäher.

Narbonne.

Ich unterwerfe meine Anſichten in allen Fällen Ihrer geprüften Weisheit, aber hierin muß ich Ihnen beſonders beypflichten. Was nicht auf friſcher That enthüllt wird, bleibt oft ewig unentdeckt, das beweißt beſonders die traurige Kataſtrophe in meiner Familie.

Baillif.

Durch die raſche Inſtruction an Ort und Stelle entdeckte ich die Spuren des Blutes und den bedeutungsvollen Abdruck der Hand auf dem Nachtgewande der Frau von Narbonne. In mehreren Stunden nachher wäre es nicht mehr möglich geweſen. Sie hätte es bemerkt, das Kleid gewechſelt und alle directen Nachforſchungen hätten ſich nur auf ſchwache Vermuthungen baſirt.

Narbonne.

Der Erfolg zeigt die Richtigkeit dieſer Anſicht, dennoch immer iſt der Mörder und Helfer nicht entdeckt.

Baillif.

d'Argenſon, der Chef der Polizei, verſprach ihn zu liefern.

Narbonne.

Aber verſprechen iſt leichter als halten.

Baillif.

Er hält ſein Wort, verlaſſen Sie ſich darauf! Noch iſt nichts ſeinem forſchenden Geiſte entronnen, und die außerordentlichen Beobachtungen ſeines Auges gränzen manchmal an das Fabelhafte.

Narbonne.

Zwanzig Jahre ſind bald vorüber, ſeitdem der König das Urtheil ſuſpendirte, weil er die mangelnde Aufklärung zu geben verſprach, aber ſein Genie hat bis jetzt noch nicht in dieſem Sinne gewirkt.

Baillif.

Aller Tage Abend iſt noch nicht da! — Geben Sie Acht! Ehe man es vermuthet, läuft ihm der Verbrecher in das Netz, das unbedeutendſte Ereigniß, die unvermuthetſte Wendung leitet ihn auf die Spur.

Narbonne.

(lauernd).

Vielleicht iſt auch die ganze Sache niedergeſchlagen, weil Frau von Narbonne ſowohl, als die Kinder meines Bruders nicht mehr am Leben ſind.

Baillif.

Sie leben ja noch. Es muß Ihnen doch daran gelegen ſeyn, den Mörder Ihres Bruders beſtraft zu ſehen, ſo verſöhnlich Ihr Gemüth auch ſeyn mag.

Narbonne.

Allerdings.

Baillif.

Und wenn auch keine Seele von Ihrer Familie da wäre, die Gerechtigkeit verlangt ihr Opfer. Nie ruhen die Nachforſchungen, nie ſchläft die Nemeſis.

Narbonne.

(ein wenig ergriffen, fährt in demſelben lauernden Tone fort.)

Daß aber auch nicht die leiſeſte Vermuthung bisher auf eine Idee führen konnte, wer ſich eigentlich mit Paulinen von Roſſanges zu dem Morde meines Bruders verband.

Baillif.

Das blieb ein Räthsel. Sie war so tugendhaft, so moralisch rein, so sittlich erhaben in allen ihrem Thun — keinem Menschen wäre eingefallen die Ketzerei einer sinnlichen Leidenschaft bei ihr zu vermuthen. — Indeßen, wer sieht in die Herzen und wer entziffert besonders die Geheimnisse eines weiblichen, das oft gerade das Gegentheil von dem verbirgt, was man zu finden hofft!

Narbonne.

Also auch Sie sind der Meinung, daß es ein heimlicher Geliebter war?

Baillif.

Die Spuren der Hand bewiesen, daß sie ein Mann umfaßte, wie man ein Weib zu umarmen pflegt. Es ist gewiß, daß die Wahl Ihres Bruders nicht die ihres Herzens war, und obgleich sie keine auffallende Antipathie gegen ihren Gemahl verrieth, so weiß man doch, daß sie schon früher liebte.

Narbonne.

Daß sie liebte, ist dadurch nicht bewiesen, daß sie mit Gujon von St. Pierre verlobt war.

Baillif.

Daß sie ihn liebte? — Man kann sagen, sie entsagte dem Verschwender, sie verachtete den entwürdigten Edelmann, sie verabscheute den tief gesunkenen moralisch verlorenen Menschen. Ob sie ihn aber nicht dennoch liebte, wer kann das behaupten? Frauen haben gar eigne Capricen! — Sie heirathete ihren Bruder aus Verdruß und ohne Liebe.

Narbonne.

Sie glauben also, daß die alte nicht ganz zu vertilgende erste Liebe wieder hervorbrach, daß sie ihre Strenge bereute,

und um ganz dem Manne ihrer Neigung anzugehören, das drückende Ehejoch abzuschütteln versucht habe.

Baillif.

Das meine ich, aber ich bin überzeugt, Gujon von St. Pierre war es nicht. Denn selten kehren die Frauen zu dem ersten Geliebten wieder. Sie werfen das abgenutzte Ideal so leicht wie einen abgetragenen Handschuh weg. Auch war er zu jener Zeit in London, wo er sich noch in Folge einer Ehrensache aufhielt, die ihn aus Frankreich vertrieb. Und soviel man gewiß weiß, saß er in dieser Periode als Schuldner in der Kingsbench gefangen.

Narbonne.

Das ist richtig. Ich selber fand ihn noch dort, als ich nach London kam.

Baillif.

Er kann es nicht seyn!

Narbonne.

Wer aber ist es?

Baillif.

Es kommt an den Tag! keine Schandthat bleibt unenthüllt, kein Verbrechen unentdeckt, keine Blutschuld unbestraft! Steine erhalten eher eine Sprache, als ein Mord verschwiegen bleibt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Thierry, dann der Gerichtsschreiber und der Huissier mit dem Stabe.

Thierry.
(öffnet die Thüre.)
Die Herren vom Gerichte.

Narbonne.
Laßt sie eintreten.

Thierry.
(öffnet, der Secretär und der Huissier treten ein.)

Secretär.
Wenn es gefällig ist, Herr Baillif, so kann die Instruction beginnen.

Baillif.
Nehmen Sie Platz, und machen Sie den Eingang des Protocolls.

Secretär.
(setzt sich an den Tisch und schreibt.)

Baillif.
(zum Huissier.)
Ist Meister Jaques, der Juwelier, bestellt?

Huissier.
Er wartet bereits im Vorgemach.

Baillif.
Man rufe ihn.

Thierry.
(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Thierry, Meiſter Jaques tritt ein.

Baillif.

Meiſter Jaques, Sie als Vorſtand Ihrer Zunft verpflichte ich hiermit ſogleich allen Juwelieren im Geheim Nachricht von dem Diebſtahl zu ertheilen, der bei Herrn von Narbonne verübt wurde, und ſie im Namen des Königs bei Ihrem Eide aufzufordern, Jeden ſogleich feſtnehmen zu laſſen, der das Ganze oder einen Theil deſſelben zum Verkaufe bietet, zur Reparatur bringt, oder in Verſatz irgendwo laſſen will. Da Sie ihn ſelbſt verfertigten, ſo werden Sie die beſte Beſchreibung davon liefern können.

Jaques.

Ich bin bereit dazu.

Baillif.

(zum Secretär.)

Folgen Sie der Angabe genau.

Jaques.

Der Schmuck beſteht in einem Diadem von Rubinen, Smaragden und Brillanten in bunter Faſſung, in der Geſtalt eines Füllhornes, aus welchem ein Bouquet von Zweigen und Aehren quillt; aus einem goldnen Kamme, an welchem dieſelben Steine eine antike Krone bilden; aus Ohrgehängen von Brillanten und Roſetten, in einzelnen Bouquets abgetheilt, die mit Rubinen und Smaragden wechſeln. Ein beſonders werthvolles Kreuzchen iſt daran gehängt, das ich neu hinzufügte, weil dasjenige, welches einſt Frau von Narbonne trug an demſelben Halsbande, ſchon lange fehlte.

Baillif.

Wo iſt es hingekommen?

Narbonne.

Die Diener meines Bruders ſagten aus: Frau von Narbonne habe es einzeln an einem Bande getragen.

Baillif.

Ich erinnere mich —

Narbonne.

Und ſeit jenem Abende, an welchem mein Bruder ermordet wurde, fehlte es.

Baillif.

(zum Secretär.)

Bemerken Sie dieſen Umſtand beſonders. — Weiter, Meiſter Jaques.

Jaques.

Ferner waren Armbänder dabei, in der Geſtalt von gewundenen Schlangen in bunter Faſſung von denſelben Steinen, wie das Collier; der gebräuchliche Brillantring, die Schuhſchleifen und die Charretieres.

Baillif.

Welche beſondere Kennzeichen können Sie auſſerdem noch angeben?

Jaques.

Alle Theile, jedes einzeln, ſind mit dem gebräuchlichen Stempel des Goldes, und auſſerdem noch mit der Chiffre verſehen, mit welcher ich alle meine Arbeiten zu bezeichnen pflege.

Baillif.

Wie hoch beläuft ſich der Werth im Ganzen?

Jaques.

30,000 Livres unter Brüdern.

Baillif.
(zum Secretär.)

Haben Sie Alles? —

Secretär.

Genau nach der Angabe.

Baillif.

Sie sind entlassen, Meister.

Jaques.

So empfehle ich mich.
(geht ab.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ohne Jaques.

Baillif.

Da der Diebstahl in Ihrem Hause selbst vorfiel, so ist es zugleich nöthig, daß alle Ihre Hausgenossen sowohl, als die ganze Dienerschaft vernommen werde. Wollen Sie diese angeben?

Narbonne.

Die Dienerschaft besteht aus Jean Claquet, dem Kutscher, Dominique Mathieu, dem Koche, aus zwey Laquayen, François und Valentin, und zwei Mägden, Christine und Charlotte. Den alten Thierry bin ich gewohnt nach fünfzigjährigen Diensten zu den Hausgenossen zu zählen.

Baillif.

Es ist bekannt, wie delicat Sie ihn behandeln, und macht Ihnen dies besonders Ehre.

ihr jeden Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürstl. hohe Theatralintendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung desselbigen zu bestimmen.

Gegeben Mannheim am 2ten Julius 1784.

Fridrich Schiller.

Narbonne.

Die Schreiber, Factoren und Angeſtellte in meinem Etabliſſements gehören nicht zum Haushalten und wohnen nicht bei mir.

Baillif.

Brauchen alſo nicht vernommen zu werden.

Narbonne.

Zu den Hausgenoſſen zähle ich noch Saint Foix.

Baillif.

Ihren Pflegeſohn?

Narbonne.

Und Mademoiſelle Madelon, die Haushälterin und Beſchließerin, welche ſchon bei meinem Bruder in Dienſten ſtand.

Baillif.

Und die ſie nebſt Thierry allein in Ihrem Hauſe beibehielten, weil ſie bei dem verheerenden Brande abweſend, und folglich ſchuldlos an der Vernachläſſigung der übrigen Diener war.

Narbonne.

Auch diesmal war ſie abweſend —

Baillif.

So? —

Narbonne.

Und wird daher kein Zeugniß geben können.

Baillif.

Wo war ſie?

Narbonne.

Dieſen Morgen kam ſie erſt von einer Wallfahrt zurück.

Baillif.

Hm — Es iſt ſonderbar, daß dieſe Perſon immer abweſend iſt, wenn das Haus ein Unglück betrifft.

Narbonne.
(sagt.)
Schließen Sie etwas Beſonderes daraus?

Baillif.
Hm! — Das nicht! — Aber ſonderbar iſt es! (zum Huiſſier) Laſſen Sie die bezeichneten Leute rufen.

Narbonne.
Thierry hat ſchon den Auftrag.

Huiſſier.
Und ſie warten bereits im Vorzimmer.

Baillif.
So laßt das Haus des Herrn von Narbonne eintreten.
(Huiſſier öffnet die Thüre.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Thierry, Jean, Dominique, François, Valentin, Charlotte und Etienne treten auf.

Baillif.
Jean Claquet, der Kutſcher.

Jean.
(tritt vor.)
Hier, geſtrenger Herr.

Baillif.
Was könnt Ihr in Bezug auf den Diebſtahl erklären, der dieſe Nacht hier im Hauſe geſchah?

Jean.
Nicht das geringſte, Ew. geſtrengen Gnaden.

Baillif.

Dominique Mathieu, der Koch.

Dominique.

(tritt vor.)

Zu Ihren Dienſten.

Baillif.

Ich erwarte Eure Ausſage über den Diebſtahl.

Dominique.

Sie iſt nicht bedeutender, als die meines Collegen vom Bocke. In unſern Departements, das heißt in Küche und Stall, hinlänglich beſchäftigt, bleiben uns die Appartements der Herrſchaft fremd, und wir erfahren wenig, was da vorgeht.

Baillif.

François, der Laquai.

François.

Ew. Geſtrengen aufzuwarten.

Baillif.

Was könnt Ihr angeben?

François.

Geſtern Abend kam ich mit der Carroſſe des gnädigen Herrn nach Ew. Geſtrengen Wohnung, und wartete bis nach Mitternacht mit dem Mantel.

Valentin.

Auch ich ſtand neben ihm auf dem Tritte, und kehrte erſt mit dem gnädigen Herrn nach dem Hôtel zurück, wo wir beide uns ſogleich zur Ruhe begaben.

Baillif.

Ihr ſeyd Valentin, der Laquai?

Valentin.

Zu Befehl. Erſt dieſen Morgen hörten wir von dem Diebſtahl.

François.

Aber den Schmuck haben wir gar nicht gesehen.

Valentin.

Und wissen auch nichts weiter davon zu sagen.

Baillif.

Und Meister Thierry?

Thierry.

Gestern kam der Juwelier, den ich zu Herrn von Narbonne führte. Er übergab ihm den Schmuck, ich mußte bleiben und ihn auf Befehl des gnädigen Herrn betrachten. Nachher begleitete ich den Meister Jaques zurück, und kam erst, als es dunkelte, mit Licht wieder. Aber der gnädige Herr war schon ausgegangen, und, wie ich vermuthete, durch den Garten, weil die Glasthüre bereits geschlossen war.

Narbonne.

So ist es auch. Ich ging durch das kleine Pförtchen, das ich gleichfalls hinter mir schloß, über das Seitengäßchen.

Baillif.

Sie selbst schlossen also beide Thüren?

Narbonne.

Ich selbst und sorgfältig.

Thierry.

Während ich noch im Zimmer stand, kam Herr von Saint Foix. Ich zeigte ihm das Geschenk, welches der gnädige Herr für seine Braut bestimmt hatte, wir entfernten uns zugleich, und ich schloß die Thüre. Dann wartete ich in der Loge des Portiers auf die Heimkehr des Herrn von Narbonne, und beim Auskleiden legte ich die Schlüssel auf seinen Nachttisch. Er selbst schloß diesen Morgen auf, und fand, daß der Schmuck fehlte.

Baillif.

Herr Saint Foix verließ das Zimmer mit Ihnen?

Thierry.

Mit mir.

Baillif.

Und Sie ſchloſſen die Thüre ab?

Narbonne.

Ich fand ſie dieſen Morgen noch gut verwahrt.

Baillif.

Wo iſt Herr Saint Foix?

(Die Diener ſehen ſich um.)

Etienne.

Er ging dieſen Morgen früh aus und kehrte noch nicht ins Hôtel zurück.

Baillif.

Etienne, der Portier?

Etienne.

Zu Ew. Geſtrengen Befehle —

Baillif.

Wen ſahst ihr in das Hôtel treten oder hinausgehen, nachdem Meiſter Jaques weggegangen war?

Etienne.

Niemand als Herr St. Foix kam kurz darauf. Später ſchloß ich das Thor, welches ich bei Abfahrt und Rückkehr der Carroſſe öffnete. Bis dieſen Morgen, wo die Entwendung des Schmuckes bekannt wurde, hat Niemand ſonſt das Haus betreten oder verlaſſen als Herr von St. Foix.

Baillif.

Und ſonſt bemerktet Ihr den ganzen Tag keine verdächtige Perſon?

Etienne.

Niemand auſser der alten Zigeunerin.

Baillif.

Welcher Zigeunerin?

Etienne.

Welche die Mädchen hereinführten.

Dominique.

Und zu mir in die Küche brachten.

Baillif.

Chriſtine und Charlotte!

Chriſtine und Charlotte.

(traten vor und ſprechen zugleich.)

Ja — Ja — geſtrenger Herr. —

Baillif.

Zu welchem Zweck brachtet ihr die alte Heidin herein?

Chriſtine.

(verſchämt.)

Ich — geſtrenger Herr —

Charlotte.

Ziere Dich nicht. Was iſt es denn auch weiter? Ein jun ges Herz hat ſeine Schwächen. Sie lieſs ſich die Karte legen, und mir prophezeihte ſie aus der Hand —

Chriſtine.

(ſchnell.)

Daſs ſie bald einen Mann bekommen würde.

Baillif.

Und was ſagte ſie Dir?

Chriſtine.

Ich würde auch nicht als alte Jungfer ſterben.

Baillif.

Und nachdem ſie Euch dieſe erfreuliche Verſicherung ertheilt hatte —

Charlotte.

Beſchenkten wir ſie.

Dominique.

Dann ging ſie.

François.

Wir ſahen ſie auf dem Gange —

Valentin.

Wo ſie dem gnädigen Herrn nachlief —

François.

Der eben nach dem Garten-Salon ging.

Baillif.

Was wollte Sie bey Ihnen, Herr von Narbonne?

Narbonne.

(ein wenig verlegen, doch leicht.)

Ei nun! — ſie bot auch mir ihre Kunſt an, nach Art dieſer Leute. — Ich ſchenkte ihr eine kleine Gabe, und jagte ſie hinaus.

François.

Sie brummte auch, als ſie ſich forttrollte.

Valentin.

Und fluchte auf uns, als wir ſie eine alte Hexe ſchalten.

Baillif.

Warum thatet Ihr das?

François.

Wegen ihrem Schnurrbarte, ihrer langen Naſe —

Valentin.

Und ihrem ſpitzigen Kinne.

François.

Wir ſollten Alle an ſie denken, ſchrie ſie, beſonders ſchalt ſie den gnädigen Herrn einen —

Valentin.

(küßt ihn.)

Pfui, das ſchickt ſich nicht!

Baillif.

Sagt nur Alles.

Narbonne.

Ich befehle es!

Valentin.

Ja, alsdann. —

François.

Sie ſchimpfte ihn einen Filz, der ſeine Kargheit bald bereuen ſollte.

Jean.

Da trieben wir ſie hinaus, und ich denke, ſie wird meine Peitſche ſo bald nicht vergeſſen.

Etienne.

Seitdem ließ ſie ſich nicht mehr ſehen, obgleich ſie ſeit mehreren Tagen um das Haus geſchlichen.

Baillif.

Hm! Hm! — Huiſſier!

Huiſſier.

Zu Befehl.

Baillif.

Schnell auf das Amthaus. Gerichtsdiener, Häſcher, Marechauſſee, ſollen nach dieſer Zigeunerin fahnden.

Huiſſier.

(geht ſchnell ab.)

Baillif.

Ehe Herr Saint Foix zugegen iſt, kann nun die Unterſuchung nicht weiter fortgeführet werden.

Narbonne.

Sucht allenthalben nach ihm! Geht, und wer ihn ſieht, melde es.

(Die Diener entfernen ſich.)

Baillif.

(zum Sekretär.)

Schließen Sie das Protocoll noch nicht, aber betreiben Sie die Verfolgung der Zigeunerin mit Eifer. Zuerſt jedoch fertigen Sie vorläufig einen umſtändlichen Bericht an den Chef der Pariſer Polizei, und legen eine genaue Beſchreibung des Schmuckes bei, wie ſie Meiſter Jaques angegeben.

(Sekretär nimmt ſeine Papiere und geht.)

Achter Auftritt.

Herr von Pontis. Narbonne.

Baillif.

Nur ein Genoſſe des Hauſes der mit allen Einrichtungen deſſelben genau bekannt war, kann im Stande geweſen ſeyn, die That zu begehen.

Narbonne.

Keine Spur von Einbruch war vorhanden.

Baillif.

Ein ſolcher bedarf der Brecheiſen nicht, um die Thüren zu öffnen. Nachgemachte Schlüſſel thun beſſere Dienſte.

Baillif.

Eine eigne Idee drängt ſich mir auf, die ich nicht los werden kann. Hm! hm! Die Abweſenheit dieſes jungen Menſchen in einem ſo bedeutenden Momente komm mir bedenklich vor.

Narbonne.

(überraſcht.)

Des Saint Foix? — Er wußte nichts von dieſem Verhör.

Baillif.

O! der entzog ſich demſelben mit Fleiß.

Narbonne.

Er gieng ſehr früh aus — ehe der Vorfall bekannt wurde, und kam bisher nicht wieder.

Baillif.

Deſto ſchlimmer. — Und wenn er überhaupt nicht wieder käme?

Narbonne.

Daran iſt nicht zu denken! Sie werden ihn doch keiner ſolchen Schändlichkeit fähig halten?

Baillif.

Man kann für Niemand ſtehen!

Narbonne.

Für St. Foix übernehme ich jede Bürgſchaft.

Baillif.

Ich nicht für meinen Bruder.

Narbonne.

Er hat einen offnen Charakter.

Baillif.

Er ſoll ſehr eitel ſeyn.

Mannheim, den 24ſten Auguſt 1784.

II.

Ich ſchreibe Euer Excellenz dißmal auf gut Glück, denn ich habe vergeſſen, mir den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts beſtimmen zu laſſen, und bin alſo ungewiß, ob dieſer Brief bis zu Ihnen gelangen wird. Aber ich fühle ein Bedürfniß, endlich einmal wieder über Kunſt und Litteratur zu reden, und mit wem kann ich das beſſer, als mit Ihnen?

Ihre Abweſenheit von Mannheim hat meinem Genius längſt einen leidigen Zwang auferlegt,

Narbonne.

Wenn er es iſt, entſchuldigen ihn ſeine Vorzüge.

Baillif.

Er iſt dreiſt.

Narbonne.

Nur muthig.

Baillif.

Sagen Sie »übermüthig«.

Narbonne.

Seine Kühnheit mag dieſen Schein zuweilen veranlaſſen.

Baillif.

Er iſt verſchwenderiſch.

Narbonne.

Freigebig vielmehr, aus Mitleid und Herzensgüte. Er hatte bis jetzt keinen Grund zur Sparſamkeit.

Baillif.

Er iſt ſtolz.

Narbonne.

Und eiferſüchtig auf ſeine Ehre.

Baillif.

Er ſoll leichtſinnig ſeyn.

Narbonne.

Seine fröhliche Naivetät gränzte oft an Leichtſinn, aber ein angeborner zarter Sinn milderte dieſe Ausbrüche.

Baillif.

Ihre Diener und Hausgenoſſen lieben ihn nicht.

Narbonne.

Weil ſie ihn um meine beſondere Gunſt beneiden.

Baillif.

Das thun auch noch viele Andere. Die ganze Stadt beneidet ſeine glückliche Lage.

Narbonne.

Das iſt eben mein Stolz. Ich will denjenigen beneidet wiſſen, den ich wie meinen Sohn liebe. Ich ſchlage meine Gunſt nicht geringer an.

Baillif.

Verdient er ſie aber auch?

Narbonne.

Er iſt voll dankbarer Ehrfurcht gegen ſeinen Wohlthäter.

Baillif.

Wodurch gewann er das Glück von Ihnen bemerkt und vorgezogen zu werden?

Narbonne.

Sie erinnern ſich noch der ſtürmiſchen Fluth, welche Stadt und Umgegend verwüſtete?

Baillif.

Vor ſechs Jahren zu Ende Februar. Von Regengüſſen genährt ſchwoll die Loire zu einer furchtbaren Höhe, und die Springfluth der See hinderte noch den Fluß am Ausmünden.

Narbonne.

Alle Dämme und Schleußen waren durchbrochen, und eine ſtürmiſche See wogte über Gärten, Wieſen und Felder. Auf einem der Dämme ſtand noch das Haus eines Schiffzimmermanns, der auf der Werfte arbeitete, nicht weit davon hatte ſich der Fluß ein tiefes Bette ertrotzt, und riß ein Stück des Deiches nach dem andern weg, mit donnerndem Getöſe. Schon wankte die leicht gebaute Wohnung, und zitterte auf den durchwühlten Fundamenten. Die untern Räume waren von Waſſer durchbrochen und der Bewohner hatte ſich mit Frau und Kindern auf das Dach geflüchtet. Da trieb ein junger Cavalier ſein kräftiges Roß in den tobenden Strom, den Verlorengegebenen Hülfe zu bringen. Er theilte glück-

ich die Wogen, und die Eltern reichten ihm den größten Knaben hinab, den er sich auf die Croupe seines Pferdes setzte. Während ihm die Mutter ein hübsches Mädchen gab, das er vor sich auf den Sattel nehmen wollte, scheute das Pferd vor dem flatternden Röckchen, bäumte sich hoch auf und schnellte den Knaben herab, den die Wellen sogleich forttrieben. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr allen, die Zeuge davon waren! Ruhig stand bis dahin ein schöner erwachsener Knabe neben dem Zimmermann, und schaute trotzig auf das wüthende Element, doch wie die Muttter sich verzweifelnd die Haare raufte, und der Vater die Augen bedeckte, um den Tod seines Erstgebornen nicht zu sehen, sprang der trotzige Bursche, ohne sich zu bedenken in die Fluth, theilte die Wogen mit einer Kraft, die man seinem feinen Gliederbau nicht zugetraut hätte, ergriff den sinkenden Knaben und brachte ihn schwimmend ans Ufer, unter dem unbeschreiblichen Jubel der Menge.

Bailliff.

Das zeigte von ausserordentlicher Kühnheit.

Narbonne.

Die ausgezeichnete That interessirte mich! Ich hielt den Knaben für den ältesten Sohn des Zimmermanns, doch als ich mich genauer erkundigte erfuhr ich, daß er eine arme elternlose Waise wäre, ohne Heimath, ohne Vaterland, die der Arbeiter einst am Wege fand, und mitleidig unter seinem Dache aufnahm. Ich betrachtete die Gestalt des gefeierten Retters. Ein unerklärliches Etwas bewegte mein Herz, als ich in seine freien, muntern Augen blickte, ein magischer Zauber fesselte meine Aufmerksamkeit an die edlen Züge des stolz um sich schauenden Knaben. Ich beschloß seine That zu belohnen, für seine Zukunft zu sorgen, und nahm ihn in mein

Haus. Die Familie Colas, welche durch eine herbeigeeilte Barke, vollends gerettet wurde, beſchenkte ich reichlich und baute ihr das zerſtörte Haus auf.

Baillif.

Sie empfahlen mir den Zimmermann zu einer Verſorgung, und ich ſtellte ihn mit Vergnügen als Schließer an. Er iſt brav und zuverläſſig.

Narbonne.

Saint Fox wurde bald die Freude meiner Seele. Er entwickelte die trefflichſten Eigenſchaften des Kopfes und des Herzens, und übertraf meine Erwartungen ſowohl, als die ſeiner Lehrer. Seine Fortſchritte waren bewundernswürdig, er ſcheint alle Talente in ſich zu vereinigen, und zu etwas Außerordentlichem geboren zu ſeyn.

Baillif.

Ich wünſche, daß Sie nie Urſache haben dieſe Meinung von ihm zu ändern! Denn Ihre Großmuth, Ihre Herzensgüte verdient mehr, als die Belohnung, welche ſchon ein redliches Bewußtſeyn ertheilt.

Narbonne.

Sie überſchätzen den natürlichen Hang meines Herzens.

Baillif.

Glauben Sie, daß ich es allein bin, der Ihre vortrefflichen Eigenſchaften zu würdigen verſteht? Ganz Nantes denkt, was ich eben ausſprach, und ich fühle mich glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit dem Manne, den die ganze Stadt verehrt.

Narbonne.

Wenn ich Ihre Gunſt nur nicht verſcherze, weil ich Sie an dieſem Tage dem frohen Kreiſe der Ihrigen und dem ſchönern Familienfeſte entzogen habe.

Baillif.

Die Pflicht geht Allem vor.

Narbonne.

Ich selbst verliere indessen am meisten dabei. Ihrem gütigen Versprechen gemäß, war ich darauf vorbereitet, die Verlobung heute im Kreise Ihrer hohen Familie öffentlich zu feiern. Da bringt mich der tückische Zufall um das Geschenk, und, was ich mit liebender Ungeduld erwartete, der schönste Augenblick meines Lebens muß verschoben werden.

Baillif.

Das Brautgeschenk soll deswegen keine Störung verursachen.

Narbonne.

Lassen Sie uns die alten Sitten ehren. Ich möchte nicht, daß man diesen bösen Zufall als eine schlimme Vorbedeutung ansähe. Es war von je gebräuchlich in unserer Familie, daß der Majoratsherr am Tage der Verlobung die Braut in den Familien Kleinodien der Sippschaft präsentirte. Bleiben wir bei diesem alten Herkommen der Bretagne.

Baillif.

Ich will Ihrem Willen hierin nicht widerstreben.

Narbonne.

Auch paßt die Stimmung, in welche mich dieser Vorfall versetzte, nicht zu den Gefühlen eines so beglückten Bräutigams. Ich möchte die Wonne, bald einen solchen Engel zu besitzen, in ihrem ganzen Umfange genießen! — O! ich bin deshalb auch so ärgerlich! — So gutmüthig ich sonst auch seyn mag, gegen diesen Dieb könnte ich unbarmherzig seyn.

Baillif.

Wir entdecken ihn! — Ich habe eine Ahnung, welche mich noch selten betrog. — Lassen Sie uns nur Alles genau erwägen. — Sagen Sie — fanden Sie auch gewiß alle Thüren noch fest verschlossen, als Sie diesen Morgen in den Salon kamen?

Narbonne.

Alle, alle, und selbst die Fenster fest verriegelt.

Baillif.

Und entdeckten keine Gewaltthätigkeit an irgend einem Gegenstande, die auf Einbruch schließen ließ.

Narbonne.

Alles stand und lag in seiner alten Ordnung, nicht das Geringste war von seinem gewöhnlichen Platze verrückt.

Baillif.

Auch im Garten fand man keine Tritte?

Narbonne.

Keine, als die meinigen. Erinnern Sie sich, daß ich durch den Garten nach Ihrem Hause ging.

Baillif.

Sind Sie es auch gewiß, daß es die ihrigen sind?

Narbonne.

Ich zweifle nicht. Doch sind sie nicht wohl mehr zu erkennen, denn der Regen der vergangenen Nacht hat sie ganz vernichtet.

Baillif.

Wer weiß! Wer weiß! Da muß ich mich selbst überzeugen. Kommen Sie — wir wollen sehen, ob meine Augen nicht schärfer sind, als die ihrigen. (Beide gehen durch eine Seitenthüre rechts ab.)

Neunter Auftritt.

Thierry, Saint Foix.

(im Geſpräch durch die Mitte.)

Thierry.

Ihr ganzes Benehmen hat ſich geändert, die raſche offene Entſchiedenheit ihres Charakters iſt entwichen, und an deſſen Stelle trat etwas Geheimnißvolles — Unſicheres —

St. Foix.

Das wird ſich verlieren! Ich fühle mich eben nicht mehr heimiſch hier. Es zieht mich fort in das Weite, es treibt mich nach unbekannten Fernen.

Thierry.

Was treibt, was zieht ſie weg?

St. Foix.

Eine unbeſtimmte Sehnſucht — ich weiß es nicht mit Namen zu nennen — eine Krankheit, die ich am beſten mit dem Heimweh vergleichen könnte, wenn es mich nicht eben nach der Fremde zöge.

Thierry.

Ein Heimweh nach der Fremde? Iſt das nicht ein vollkommener Widerſpruch?

St. Foix.

Wäre es das nicht, ſo wäre es auch erklärlich. Doch wer vermag den dunkeln Drang einer ſtürmiſch bewegten Bruſt mit geometriſcher Genauigkeit methodiſch zu ermeſſen? Fühlten Sie nie ſich fortgezogen zu neuen Bergen, zu neuen Flüſſen, neuen Fernen, neuen Meeren, und ſtanden unbefriedigt an jedem Ziele, das ſie ſich ſteckten, —

— o ſo haben ſie auch keinen Maaßſtab für das unergründliche Labyrinth einer kraftvollen Jünglingsbruſt!

Thierry.

Das redliche Streben nach einer ehrenvollen Exiſtenz ließ meinem Kopfe keine Zeit, ſolche Grillen auszubrüten. Ich fand mein Ziel in dieſem Hauſe, hier fühl' ich mich gebunden durch Wohlthaten und Erinnerungen. Hier iſt meine Heimath, hier iſt mein Vaterland — hier lebte ich — hier will ich ſterben!

St. Foix.

Das mag der Unterſchied ſeyn zwiſchen unſern Empfindungen. Was ſie anzieht, ſtößt mich ab, was Sie feſſelt treibt mich fort. —

Thierry.

Das höre ich nicht gerne von Ihnen! Ein dankbares Herz traute ich Ihnen zu.

St. Foix.

Ich vergeſſe keine Wohlthat, die ich empfing und kenne kein ſcheußlicheres Ungeheuer als den ungeſitteten Egoiſten. Vor dem Diebe ſchützt der Riegel, vor dem Mörder die Waffe; vor des Elementes verderblichem Rasen ſchützt des Elementes Damm, den ihm die Natur voll Güte im Beginn entgegenſtellte; aber keine Waffe, kein Schutz, keine Vorſicht wahret vor dem Biſſe der giftigen Natter, die der Menſch vertrauend in dem eignen Buſen nährte, und voll Einfalt und Herzensgüte in ſein Paradies geſetzt.

Thierry.

Die Geißel der Gewiſſensbiſſe wird ein ſolches Scheuſal verfolgen, wenn die Welt auch keinen Richter für ſeine Thaten hat.

St. Foix.

Die Furcht allein ſchon, dieſe zu verdienen, treibt ihn unſtät und flüchtig umher.

Thierry.

Sehr wahr! — Sehr wahr! — Sie ſprechen mit feurigen Worten aus, was ich Ihnen immer einzuprägen bemüht war.

St. Foix.

Sie ſind der redlichſte Mann auf dieſer Erde! Ich werde nie vergeſſen, was Sie der armen Waiſe waren, die Sie liebevoll an Ihr Vaterherz ſchloßen. O laſſen Sie mich noch an dieſer Bruſt ſeufzen, in die der Knabe ſo gerne ſeine Sorgen ergoß.

Thierry.

Noch immer ſtehen Ihnen die Arme offen, in denen Sie Schutz vor jedem Mißgeſchicke fanden. (er umarmt ihn, der gerührt an ſeine Bruſt ſinkt.) Das alte Herz fühlt noch dieſelben Triebe für Sie, und hat alle Schwächen für den Liebling, die ein Großvater nur für den Enkel haben kann. Darum war ich auch beſorgt, daß Sie dieſen Morgen ſo früh das Haus verließen — ſo lange nicht wieder kamen.

St. Foix.

Es litt mich nicht mehr in den engen Mauern des dumpfen Hauſes. Ich eilte fort und ließ die düſtern Gaſſen, die hohen Häuſer hinter mir. Erſt unter freiem Himmel, in der Stille der großen ungekünſtelten Natur konnte ich meinen wildbewegten Geiſt ſammeln, und das wallende Blut zur Ruhe bringen.

Thierry.

Es wurde oft und dringend nach Ihnen gefragt.

St. Foix.

Mit dem Tage ſtand ich auf, mit der Sonne war ich im Freien.

Thierry.

Man ſucht Sie noch allenthalben.

St. Foix.

Mich?

Thierry.

Herr von Narbonne ſchickte ſchon in aller Frühe —

St. Foix.

Weshalb?

Thierry.

Um das Brautgeſchenk durch den geliebten Boten überreichen zu laſſen.

St. Foix.

Er hätte keinen ſchlimmern wählen können.

Thierry.

Wenn das Ihre Meinung war, wenn Sie deshalb ſo früh aus der Stadt flohen —

St. Foix.

Sie haben es errathen, ich fürchtete ihm zum erſtenmale ungehorſam werden zu müſſen.

Thierry.

Dieſe Furcht war vergebens. Als er dieſen Morgen nach dem Salon ging, um den Schmuck zu holen war er verſchwunden.

St. Foix.

(erſchrickt.)

Was? (erblaßt) der Schmuck? (er zittert.) den Sie mir Geſtern zeigten. —

und ich verwünsche den Sommer, der Sie aus meiner Sphäre gezogen hat. Auch der feurigsten Phantasie und der thätigsten Schöpfungskraft ist eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maschiene wird noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibt, ohne aufgezogen zu werden. Mit Vergnügen sehe ich die Blätter fallen, und die Vorboten des Herbstes allmählich erscheinen — denn das giebt mir Hoffnung, daß Sie bald wieder hier bleiben werden.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigenen Arbeiten, und französischer Lektüre getheilt. Warum ich das Leztere thue, werden E. E. gewiß billigen. Fürs Erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß, und bereichert meine Phantasie, fürs andere hoffe ich dadurch zwischen

Thierry.

Eine ruchlose Hand entwendete ihn diese Nacht.

St. Foix.

Diese Nacht? —

Thierry.

Die Untersuchung ist bereits eingeleitet.

St. Foix.

Schon so schnell?

Thierry.

Herr von Pontis verhörte bereits das ganze Haus.

St. Foix.

So?

Thierry.

Und wartete nur auf Sie, um die Nachforschungen weiter fortzusetzen.

St. Foix.

(wie aufgeschreckt.)

Warum auf mich? — auf mich?

Thierry.

Je nun, auch Sie sollen Ihr Zeugniß geben, so gut wie jeder andere Hausgenosse.

St. Foix.

So kann ich mich doch nicht von der verfolgenden Erinnerung an diesen Schmuck befreien. Die ganze Nacht hindurch flimmerte sein magischer Glanz mir unheimlich vor dem inneren Auge.

Thierry.

Meine Erzählung mochte die Veranlassung seyn!

St. Foix.

, Wahrscheinlich! Aber ohnedies hatte ich von jeher eine Abneigung, einen Abscheu darf ich sagen, vor glänzenden

Steinen. Es iſt eine Idioſynkraſie, deren Geheimniß in den Tiefen meiner Natur verſchloſſen liegt. — Von Ihrer Erzählung wunderbar ergriffen, warf ich mich auf mein Lager, und weinte, weinte lange —

Thierry.

Sie weinten — Sie?

St. Foix.

Wie ein Menſch bei der Entſagung ſeiner liebſten Hoffnung.

Thierry.

Eine ſeltſame Unruhe ergriff Sie, als ich Geſtern von der Liebe Ihres Pflegevaters und ſeiner Heirath ſprach.

St. Foix.

Das bemerkten Sie?

Thierry.

Schon öfter!

St. Foix.

(ſcheu und ängſtlich.)

So?

Thierry.

Iſt es ſein nahes Glück, was Ihnen dieſe Thränen erpreßte?

St. Foix.

(wie aus einem Traume aufgeſchreckt, beſinnt ſich.)

Nein, nein, iſt er auch beneidenswerth, beweinenswerth ſoll er nicht werden.

Thierry.

Und Sie weinten —

St. Foix.

Ueber mich — bis ich erſchöpft und noch ſchluchzend

einschlief. — Da war es mir, als stünde ich wieder in dem Salon, wo das Gräßliche geschah, und hielt das geöffnete Etui verlangend in der Hand. Sie standen auf der einen Seite und riethen mir ab, mit den unreinen Kleinodien mich zu besudeln. Die blitzenden Brillanten, sagten Sie, wären die krystallisirten Thränen, welche Frau von Narbonne weinte, als man sie von ihren Kindern trennte. Die Rubinen seien das vergossene Blut ihres Gemahls, und schimmerten deshalb in dem feuchten Glanze, weil das Blut eines Gemordeten nie trockne, bis der Mörder den Lohn seiner Thaten erhalten. Von der andern Seite trat Herr von Pontis im richterlichen Ornate hinzu, und berührte das Kästchen mit seinem Stabe, und wie von des Zauberers Ruthe getroffen, belebten sich die bunten Armbänder. Der Ring, das Sinnbild der Ewigkeit, schnellte auf, und zwei wilde gereitzte Schlangen bäumten sich, rollten die grünen Augen im scheußlichen Kopfe, rissen die blutigen dampfenden Rachen auf, schwollen an zur Riesengröße, und schimmerten in siebenfachen Ringen, die den giftgeschwollenen Rücken tiegerten. Tanzend umsausten sie mich im Kreise, und schauernd floh ich vor ihnen. So verfolgten sie mich bis in die Kirche, wo Herr von Narbonne mit Fräulein Victoire vor dem Altar stand. Eben wollte der Priester ihre Hände in einander fügen, als die wüthenden scheußlichen Drachen meinen Pflegevater anfielen, ihn pfeilschnell umwanden, und die Glieder mit unendlichen Ringen so fest zusammen schnürten, bis sie krachend brachen, und der Athem aus der geborstenen Brust entfloh. Entseelt stürzte er zu Boden, alles floh aus der Kirche! Victoire sank in meine Arme, auf denen ich sie davon trug, und aus Angst vor der Verfolgung der scheußlichen Ungeheuer erwachte ich bebend. Zitternd kleidete ich mich an, und eilte hinaus.

Thierry.

Ein seltſames, ſchauerliches Geſicht!

St. Foix.

Es iſt eine Ahnung, ein Fingerzeig von oben, eine Warnung des unergründlichen Geiſtes. Es erfüllte mich mit Angſt und Entſetzen! Erſt unter der blauen Wölbung ſeines unerreichbaren Thrones fand ich meine Sinne wieder, und ich danke demüthig für den rettenden Gedanken, den er belebend mir in das Hirn gegoſſen. Die Furien eines Gräuels ſollen ihre Schlangen nicht nach dem Buſen meines Wohlthäters ſchleudern; die giftigen Nattern des Abgrundes ſollen mich nicht ziſchend umtanzen, wie den Sohn Agamemnons, und bis in das Heiligthum verfolgen. Darum leben Sie wohl.

(er eilt hinaus.)

Thierry.

(ſteht ihm kopfſchüttelnd nach.)

Was iſt das? Immer unerklärlicher wird mir ſein Betragen! Mich ängſtigt das Scheue und Gewaltſame ſeines aufgeregten Weſens. Er klagt ſich der Undankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter an, mit Beſtürzung erfüllt ihn die Nachricht von dem Diebſtahle. — Wie er von der Unterſuchung hört, rennt er gar von dannen? Sonderbar! — Ich kann es nicht glauben, und dennoch drängt ſich mir der Gedanke wider Willen auf. — Heute Nacht wurde geſtohlen, und dieſen Morgen verläßt er vor Tagesanbruch das Haus? — Abſcheulicher Gedanke! fliehe mich! fort, fort! — Zum Diebſtahl treibt die Noth oder die Habſucht — habſüchtig iſt er nicht — eher verſchwenderiſch. — Aber halt! — Verſchwenderiſch ſeyn kann in Verlegenheit bringen. — Er iſt ehrgeizig — er könnte ſich ſchämen ſeine Noth zu entdecken, und in der

Hoffnung jedem Verdacht zu entgehen, den Raub begangen haben, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, und durch die Schande ſeine verpfändete Ehre vielleicht zu retten! — O abſcheulich! abſcheulich! Auf ſolche Gedanken führen einen alten Mann die verderbten Zeiten und Sitten! — Sonſt war es nicht ſo in dieſem Hauſe! Sonſt wurde kein Diebſtahl in dieſem Hauſe begangen; am wenigſten aber hätte man einen Genoſſen der Narbonne deſſen fähig gehalten! — Aber jetzt — jetzt — (er geht kopfſchüttelnd ab.)

(Verwandlung.)

Ein einfaches Zimmer im Hauſe des Zimmermanns Colas.

Zehnter Auftritt.

Saint Foix und Adelaide.

Adelaide.

Nie konnte ich die Zeit erwarten, Sie wieder zu ſehen. Immer kamen Sie zu ſpät für meine Sehnſucht; diesmal kamen Sie aber zu früh.

St. Foix.

(düſter.)

Zu früh?

Adelaide.

Und Sie fragen noch? — zu früh um Abſchied zu nehmen? Können Sie noch fragen?

St. Foix.

Ich muß, ich muß fort!

Adelaide.

Schrecklich! So schnell davon zu eilen, und mich den folternden Gedanken zu überlassen, daß Sie sich dem ungewissen Loose des Zufalls preisgeben.

St. Foix.

Dieser Zustand ist mir nicht so fremd. War ich doch in meiner frühen Jugend noch weit übler daran.

Adelaide.

Aber weit, weit liegt diese Zeit hinter Ihnen. Seit Jahren an eine glänzende sorgenfreie Existenz gewöhnt, muß Ihnen der Mangel jetzt um so drückender erscheinen. Wie lange ist es erst her, daß Sie mich diesem Elende entrissen? Dennoch wäre mir der Tod kaum minder schrecklich, als zu dem früheren Leben zurückzukehren.

St. Foix.

Mein einziger Kummer ist deshalb auch, daß ich Sie hier verlassen muß. Gott weiß es, daß ich nie nach Schätzen geizte, aber heute beneide ich die Schwelger — die reichen Schlemmer! Ein Zehntel ihres überflüßigen Prunkes reichte hin, Sie vor Mangel zu wahren, die Hälfte des Schmuckes, der dem Herrn von Narbonne diese Nacht gestohlen wurde, wäre genug, um Ihre ganze Zukunft zu sichern.

Adelaide.

Die soll Ihnen keine Sorge machen. Sie haben Ihre freien Stunden dazu verwendet, das verwahrloste Mädchen zu unterrichten. Sie haben Lehrer besoldet, die mich aus dem Zustande der Unwissenheit zogen, und meine Bildung vollendeten. Ich bin erfahren in allen weiblichen Arbeiten, und schäme mich nicht, mich durch den Fleiß meiner Hände zu ernähren.

St. Foix.

Ich habe mir jetzt schon Vorwürfe zu machen, daß ich in den letzten Tagen vergaß, für Sie zu sorgen. Aber mein Kopf war so voll von Entwürfen und Zweifeln, daß ich mich selbst und alles vergaß, was um mich vorgieng. Meine Börse war erschöpft, und mein Stolz konnte sich nicht so tief herabwürdigen, Geld von dem Manne zu fordern, von dem ich ohne Abschied zu scheiden gezwungen bin.

Adelaide.

Ich habe nichts entbehrt; gewiß nichts. Colas und die Seinigen sorgen für mich, so gut es in ihren Kräften steht. Sie haben dem braven Mann, der Sie als Knaben bei sich aufnahm, den Erstgebornen gerettet, und die ganze Familie hängt an Ihnen voll Dankbarkeit. Ihre schöne That bringt mir nun Segen; sie betrachten mich wie eine Tochter, sie ehren mich wie Ihre Schwester.

St. Foix.

O! wären Sie das wirklich!

Adelaide.

Ihre Schwester? —

St. Foix.

Meine theure liebe Schweste[r] Und wenn ich so glücklich war, Ihnen nützlich zu seyn; we[nn] ich mir ein Verdienst um Ihr Herz erwarb, so stoßen Sie [mich] nicht zurück. — Sie wissen, daß ich nicht zu jenen we[ich]müthigen Geschöpfen gehöre, die über jede Kleinigkeit in Thränen hinschmelzen, und über den Blätterfall einer Rose in hundert Stanzen elegisch jammern können; aber dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß mich das Gefühl des Verlassenseyns oft mit einer Gewalt ergriff, der meine kräftige Natur nicht widerstehen konnte. Ach! — wenn in der Christnacht der helle Schein aus

allen Fenstern strömte, wenn der Jubel der Beschenkten die Straßen durchtobte, wenn Brüder und Schwestern, Aeltern und Kinder sich in die Arme schlossen — da zog es mich in eine einsame stille Ecke und ich fühlte mich als der Verlassenste auf der ganzen Erde.

Adelaide.

Es geht wohl keiner Waise besser.

St. Foix.

Die Güte des Himmels schenkt mir einen Vater in meinem Wohlthäter. Ich liebe ihn mit einer Ehrfurcht, wie sie die heilige Stimme der Natur nicht erweckt; aber vertrauen konnte ich ihm nicht, wie ich der gleichgestimmten Brust des Bruders oder der Schwester hätte vertrauen können! Und auch dieses letzte einzige Band, das mich noch an die Menschheit knüpfte, muß ich durch meine Flucht zerreißen. Ich will für ihn verschollen seyn. Wiederum stehe ich dann einsamer als jemals. Wollen Sie mir den Trost mitgeben, daß hier ein Herz im Schwesterbusen für mich schlägt, dem ich ohne Scheu von meiner abenteuerlichen Wanderschaft die treue Kunde schicken darf? — Wollen Sie meine Schwester seyn?

Adelaide.

(Sieht ihn lange und fest an, dann fragt sie bedeutungsvoll mit zitterndem Ton.) Ihre Schwester?

St. Foix.

(Der erst jetzt ihre Frage ganz begriff, erschrickt, sieht zur Erde, faßt sich, und spricht:)

Ich habe keinen süßern Namen mehr wegzugeben.

Adelaide.

(erblaßt, setzt sich, mit betäubt auf einen Stuhl.)

Ich ahnte es längst. (man sieht, daß sie gewaltsam gegen hervorbrechende Thränen kämpft.) Sie lieben?

St. Foix.

Ich kann sie nicht täuschen.

Adelaide.

Und diesem mächtigen Gefühle zu entfliehen eilen Sie jetzt von dannen?

St. Foix.

Wenn es so wäre?

Adelaide.

(sehr gedrückt.)

Ich erschrecke nicht darüber — glauben Sie das nicht! — Es erschüttert mich nicht mehr — denn wie sehr ich Sie auch achtete — ehrte — und — Sie dürften mir es immer ungescheut entdecken — aber nein! Verschweigen Sie den Namen der Glücklichen. Es kränkt mich nicht, ihn zu hören, denn der Gegenstand wird Ihrer würdig seyn. Dies kühne stolze Herz wird seine Flammen nur einem gleich edlen Wesen weihen — das sagte mir mein Verstand schon früher. — Es kann sich niemals zu dem einfachen Kinde der Natur verirren, zu dem armen Geschöpfe, das Sie dem Verderben entrissen, das Sie dem Schlamm der Niedrigkeit entzogen, und der Welt erst durch Ihren freundlichen Unterricht wieder gegeben. Das Kind, das Sie erst bilden mußten, bis es wagen durfte dem Schwunge Ihres Gedankenfluges zu folgen, die unwissende Schülerin, konnten Sie nicht zur Herrscherin Ihrer Brust erheben.

St. Foix.

Adelaide! Wäre es möglich?

Adelaide.

Ich will nicht läugnen, daß mich mehr als Dankbarkeit schon im ersten Augenblicke zu Ihnen zog, daß mein Herz vor heiligem Schauer zitterte, als Sie das erste Wort zu

mir ſprachen; daß ich mich ſehnte, Sie zu ſehen, daß ich mich grämte, wenn Sie gingen, aber auch das bin ich mir bewußt, jenes glühende Verlangen, das unwiderſtehlich zu einander reißt, tobte nie in meinem Herzen. Dennoch war es mir, als wenn Sie die Natur zu meinem Beſchützer und Gebieter beſtimmt hätte.

St. Foix.

So ergieng es auch mir. Ich hätte keinen Tag erleben können, ohne Sie zu ſehen; ich hielt mich verpflichtet, für Sie zu wachen und zu ſorgen. — Ich glaube ſelbſt, die Wahrnehmung, daß Sie Ihr Herz einem Andern ſchenkten, hätte mich empört, aber dennoch konnte ich den Feſſeln nicht entgehen, die eine Andere meinem Herzen auf ewig ſchlug, die ich anbeten muß, in feuriger Huldigung ſo lange ich athme.

Adelaide.

(weint ſanft.)

St. Foix.

Was iſt Ihnen?

Adelaide.

Ich weine über Ihr Unglück. Ach es iſt traurig aller Hoffnung zu entſagen! Ich beweine Sie!

St. Foix.

Nur mich?

Adelaide.

Nur Sie! — Ich bin nicht neidiſch — aber iſt ſie nicht beneidenswerth? — So geliebt zu ſeyn? — Ach! ſie iſt ſehr glücklich. (Sie läßt die Hände wie erſchlafft in den Schooß ſinken.)

St. Foix.

Durch meine Liebe nicht.

zwei Extremen, Engliſchem und Franzöſiſchem Geſchmack in ein heilſames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgemein eine kleine Hoffnung, der teutſchen Bühne mit der Zeit durch Verſetzung der klaſſiſchen Stücke Corneilles, Racines, Chrebillons und Voltaires auf unſerm Boden eine wichtige Eroberung zu verſchaffen.

Carlos iſt ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Karaktere, beinah von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jezt nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſezten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möcht ich ſa-

Adelaide.
(auffahrend.)

Nicht? — Nicht? —

St. Foix.

Wie ſehr ich ſie auch liebe, ſie ahnet es nicht.

Adelaide.

Aber — wiſſen Sie, daß Sie geliebt von ihr ſind?

St. Foix.

Wer kann ein Herz ergründen? Doch wär' es ſo — dann wäre ſie zu bedauern. Die kalte Pflicht gebietet über ihre Hand.

Adelaide.

So, ſo iſt es? — Ja nun, nun iſt mir Alles klar! O wie unglücklich ſind Sie (ſie weint.) Ja, wir ſind vereinigt! Mit inniger Rührung reiche ich Dir die Hand zur ewigen Verſchwiſterung — Bruder im Leiden! Schließe die Schweſter an Dein Herz. (Sie fällt ihm ſchluchzend um den Hals.)

St. Foix.
(drückt ſie an ſein Herz.)

Geliebte Schweſter, Du biſt elternlos.

Adelaide.

Du eine Waiſe —

St. Foix.

Wir ſind allein, ſind Beide verlaſſen, gehaßt, verfolgt, geflohen von allen, vom Leben geächtet, ausgeſtoßen von der Natur! Wir wollen uns lieben, wie ächte Geſchwiſter.

Adelaide.

Und bleiben uns treu, vereint bis zum Tode, auch jenſeits, mein Bruder!

St. Foix.

Ich nenne Dich Du. —

Adelaide.

So nenn' ich Dich wieder!

St. Foix.

Und fühle zum Erſtenmale mich von dieſem langerſehnten Worte durchſchauert. O wie ſo viele Jahre lang ſehnte ich mich nach dieſem Tone! Jetzt höre ich ihn in ſeinem ſchönſten Klange, und er ſoll mir der begleitende Geſang des Geleites ſeyn, beim Scheiden!

Adelaide.

Ha! wie ſchreckt mich dieſes Wort ſo eiſig kalt aus dem kurzen Entzücken! — Scheiden und Meiden! die häßlichſten Worte in der ganzen Sprache! — O Gott! zum erſtenmale bin ich ſtolz darauf, auch Jemanden anzugehören, und ſoll ſobald ſchon dieſer Wolluſt entſagen! — O Saint-Foix, o mein Bruder!

St. Foix.

Erſchwere mir den Abſchied nicht, Du fühlſt es, daß ich fort muß!

Adelaide.

Ich fühle die Nothwendigkeit, aber ſie iſt traurig und in gerechter Beſorgniß lebe ich jetzt für des Bruders Zukunft.

St. Foix.

Zittre nicht für mich. Voll kühner Zuverſicht ſteure ich in das bewegte Leben. Das erhebende Gefühl, von keinem Menſchen abzuhängen, und Alles mir ſelber zu verdanken, wird meinem Geiſt zu nie geahnter Thätigkeit entflammen. Arm wie ich kam, will ich das Haus des Herrn von Narbonne verlaſſen. Selbſt dieſes koſtbare Kleid hätte ich zurückgelaſſen, und wäre in Bettlertracht aus den Thoren gewandert, müßte ich nicht fürchten, denjenigen zu beſchämen, deſſen Pflegeſohn ich hieß, wenn man mich bemerkte! Nichts will ich

mit mir nehmen, als was keine Gewalt, kein Schicksal mir mehr rauben kann, Wissenschaft und Kenntnisse, die höchsten Schätze dieses Lebens, die nur mit mir selbst vernichtet werden können.

Adelaide.

Ich tadle diesen Stolz nicht. Verschmähe das Gold des reichen Wohlthäters, aber verachte den Zehrpfennig der Schwester nicht. Sie darf Dir das anbieten, ohne Dich zu demüthigen; was Dich vor der Geliebten erniedrigte, darfst Du ohne Schaam von der Schwester nehmen.

St. Foix.

Von Dir, Adelaide?

Adelaide.

Von mir, Bruder Saint Foix. Wundert Dich das? O so hast Du vergessen, daß die Armen am *besten* zu geben verstehen und man die Herzen nur in den Hütten suchen muß.

St. Foix.

Von Dir, Adelaide?

Adelaide.

Et, was verlange ich denn, daß Du staunst? will ich denn mehr thun, als was jeder Bürger beim Abschiede seiner Lieben thut? — Und Du, ärmer als sie alle, der du nicht Vater noch Mutter hast, nur verstohlen nach den Thürmen zurückblicken darfst, wo Du eine Heimath fandest, nimm' von der Schwesterhand den leichten Zehrpfennig, bis zum nächsten Nachtquartier.

St. Foix.

Ich begienge einen Diebstahl, raubte ich Dir das Wenige.

Adelaide.

(wichtig.

Ich bin so arm nicht, als Du denkst. Ich besitze eine seltene Kostbarkeit, ein Kreuzchen von Edelsteinen.

St. Foix.

Von Edelsteinen?

Adelaide.

Das ich immer verborgen auf der Brust getragen!

St. Foix.

Das Dir die Zigeuner auch ließen?

Adelaide.

Aus Geiz und Gewinnsucht. Einst als ich mich schlafend stellte, weil ich mich fürchtete, ermordet zu werden, wenn ich mich rührte, kam der Schwiegersohn der alten bösen Mutter der Bande, und wollte es mir aus dem Busen ziehen. »Laß«- rief sie ihm entrüstet zu »laß,« Du bist sonst Dein eigener Dieb. Dies Kreuzchen bringt uns mehr ein, als die paar Steine daran werth sind. Man wird das Kind einst daran erkennen, und weigern sich die Seinigen, die großen Summen zu zahlen, die wir für unsere Verschwiegenheit fordern, so bringe ich sie damit an den Galgen; das Kind wird eine reiche Erbin, und macht uns alle glücklich, denn sie kann's.

St. Foix.

Ha — So könntest Du ja auch, ohne Hülfe der Zigeunerin, mit diesem Kleinode vielleicht Deine Eltern wieder finden!

Adelaide.

Das hoffte ich immer, und wartete nur auf die Gelegenheit.

St. Foix.

Und diesen Schatz wolltest du opfern für mich?

Adelaide.

Mein Leben gäb' ich hin —

St. Foix.

Dein einziges Glück?

Adelaide.

Du haſt das Deinige verwendet, mich unterrichten zu laſſen, meine Lehrer zu bezahlen, nimm nun das wenige dafür zum Erſatze, daß Du mich beten und arbeiten lehrteſt.

St. Foix.

Der Hoffnung, die Deinigen wieder zu finden, wollteſt Du entſagen?

Adelaide.

Fand ich doch Dich, ich verlange nichts weiter!

St. Foix.

Ich ziehe fort, und laſſe Dich allein.

Adelaide.

Du kommſt einſt wieder. Deine Schweſter wartet bis Du wiederkehrſt, bis Du die Welt durchſchwärmt haſt, und wenn Du nirgend ein Herz gefunden, ſo treu und feſt wie das Ihrige, Dich zu der Verlaſſenen ſehnſt, um in ihren Armen das müde Auge zu ſchließen. Nicht wahr, dann kommſt Du — ich warte auf Dich! —

St. Foix.

Ich komme, wenn Du mir verſprichſt, Dich nie von dieſem Kleinode zu trennen.

Adelaide.

Es iſt zu ſpät!

St. Foix.

Du haſt es ſchon veräußert?

Adelaide.

Ich will Dir's geſtehen. In den letzten Tagen beſuchte

mich die Noth. Ein langer unbekannter Gaſt! Ich wäre vor Scham vergangen, ehe ich Dir das Geſtändniß gethan hätte, und bei der Familie Colas wollte ich nicht die Wahrheit enthüllen; da trug ich es heute zu einem Juwelier. Man nannte mir Meiſter Jaques.

St. Foix.

Er iſt der Beſte und Gewiſſenhafteſte ſeiner Zunft.

Adelaide.

Er ſchätzte den Werth deſſelben hoch, erſuchte mich aber wieder zu kommen, weil er die Summe nicht vorräthig im Hauſe hätte. Eben wollte ich wieder hin, als Du kamſt.

St. Foix.

(blickt gedankenvoll vor ſich nieder.)

Seltſam!

Adelaide

Gieb mir Dein Wort, Bruder, als Mann von Ehre, daß Du bleiben und mich erwarten willſt. So gehe ich und komme gleich wieder. Wir theilen, was ich bringe. Es wird hinreichen, Dir ein Unterkommen zu ſichern, und mich zu nähren, bis ich mich erſt an die Arbeit gewöhnte. (flehlich.) Verſprich es mir, St. Foix, ſonſt kommſt Du nicht fort. Ich hänge mich an Deinen Hals und weine mich zu Tode.

St. Foix.

(ohne darauf zu merken, von einer Idee ergriffen.)

Könnte ich das Kreuzchen nicht ſehen?

Adelaide.

Ich ließ es dem Juwelier.

St. Foix.

O verwünſcht!

Adelaide.

Fürchteſt du, daß er —

St. Foix.

Er iſt ein Ehrenmann, es iſt unverloren!

Adelaide.

Weßhalb denn?

St. Foix.

(geht umher.)

Sollte es möglich ſein!

Adelaide.

Was? Sprich, mein Bruder.

St. Foix.

Höre, Adelaide! — Auch ich war einſt ſo früh — ſo früh als ich mir es denke, bei einer Zigeunerbande.

Adelaide.

Iſts möglich? Auch Du?

St. Foix.

Seitdem der Nebel der Kindheit ſich von meinen Sinnen verzog, ſeitdem das Gedächtniß mir treu iſt, war ich unter dieſen Menſchen. Wo drei Eichen geheimnißvoll die Aeſte kreuzen, wo die Sage von Götzenbildern, Druiden-Altären und Menſchenopfern den Landmann beim Abendläuten verſcheucht, wurde im Sommer der leichte Keſſel zum Mahle aufgehängt, und das grüne Dach der Bäume, oder die blaue Himmelsdecke, wölbte ſich über unſerem Nachtlager.

Adelaide.

Wie viele ſternenhelle Nächte ſchlief auch ich ſo in des Südens romantiſchen Gegenden!

St. Foix.

Im Winter beherbergten uns mitleidige Bauern und wir

fühlten uns beglückt in Ställen und Scheuern. Ein leichtes Gerüste von Latten wurde dann mit Tüchern behangen, und mit herkömmlichen Figuren wurde des Thespis alte lustige Kunst ausgeübt, zu welcher die Landleute mit Trommeln und Trompeten gerufen wurden. Sie brachten ihre geringe Kupfermünzen oder die Erzeugnisse ihrer Felder, während die Knaben und Mädchen der Bande unterrichtet waren, den gaffenden Zuschauern, die von dem Wundern des Theaters gefesselt standen, die Taschen zu leeren.

Adelaide.

Wie oft mußte ich dulden, weil ich mich nicht dazu verleiten ließ. Tage lang mußte ich hungern, weil ich mich weigerte, ein Huhn von einem Bauernhofe zu holen, oder einer nachlässigen Wirthin die Wäsche vom Zaune zu nehmen.

St. Foix.

Mich peitschten sie unaufhörlich als unnützen gefräßigen Müßiggänger, weil ich auf den Märkten nicht wollte die Marmotte tanzen lassen, und den Bürgern mit Thränen die Pfennige aus den Taschen schmeicheln.

Adelaide.

Die trügerische Kunst des Wahrsagens sollte ich üben, den Leichtgläubigen prophezeien; und wurde verhöhnt wegen meiner Ungeschicklichkeit.

St. Foix.

Niemand nahm sich meiner an. Ich stand allein, wurde von Allen geneckt und gemißhandelt. Nur eine häßliche Alte, die böse Mutter des bösen Stammes, gab mir zu essen. Doch einst verscherzte ich auch ihre Gunst, und zog mir den Haß der ganzen Bande zu. Sie peitschten mich fürchterlich.

In eine Burgruine sperrten sie mich ein, und verdammten mich zu des Hungers entsetzlichen Qualen. Müde des langen Elends sprengte ich meine Bande, zertrümmerte den leichten Verschlag der Höhle eines ehemaligen Verließes, und floh in das Weite; stets fürchtend die Verfolger hinter mir zu hören, lief ich, bis mich die Kräfte verließen. Schon glaubte ich von einem Hügel herab die Lichter eines bewohnten Orts zu erblicken, als mich Hunger und Schwäche übermannten ich sank am Wege nieder. Mit Anbruch des Tages fand mich Colas, der Zimmermann, der mit andern nach den Wäldern der Bretagne ging, um Holz zum Schiffbaue zu fällen. Ich lag von Reif erstarrt hinter einem Busche am Wege! Er nahm mich auf, brachte mich zu den Seinigen; — ich war zu Nantes!

Adelaide.

Nicht besser ging es mir. Absichtlich schienen sie alle Greuel eines verworfenen Lebens vor meinen Augen zu begehen, um meine Sinne zu bestechen, und mein Blut zu den scheußlichsten Lastern zu reizen. Aber mein besseres Selbst widerstand diesen Versuchungen. Endlich lagerte sich die Bande bei dieser Stadt, da führten sie mich mit Musik durch die Strassen, geputzt mit der Zierde ihrer leichtfertigen bunten Tracht, um das Volk durch meine Erscheinung anzuziehen. Mehrere junge Herren sprachen heimlich mit der feilen Alten, und Abends führte sie mich in jenes Gartenhaus, um mich ihren rohen Lüsten preißzugeben, wo Du mich gefunden und gerettet.

St. Foix.

Wie heißt die Alte?

Adelaide.

Orsomakrina!

St. Foix.

(Aufschreiend.)

Ha! erinnerst Du Dich nicht eines Knaben bei der Bande, der einzige, der mit Dir spielte?

Adelaide.

Ja, aber nur dunkel noch. Sie sagten mir, als ich einst nach ihm fragte, er sey gestorben.

St. Foix.

Auch ich erinnere mich noch eines kleinen Mädchens, das mit mir spielte, wenn es durfte. Einst sah ich ein blaues Band an seinem Halse. Neugierig zog ich daran, und brachte ein Kreuzchen mit blitzenden Steinen zum Vorschein. Wie ich es betrachten wollte, kam die Alte, schlug mich auf die Finger, verbarg das Kleinod, und ließ mich peitschen.

Adelaide.

Ja, ich erinnere mich, heiliger Gott! das Mädchen war ich!

St. Foix.

Und ich bin der Knabe.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen; Meister Jaques, der Huissier mit dem Stabe, Gerichtsdiener und Marechaussée treten ein.

Jaques.

Wir sind zur Stelle.

Huissier.

Ist dies das Mädchen?

gen, da ist; da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen, und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte, froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin: Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.

Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thatigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine, beinahe jahrlange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Makbeth und Timon, und einige französische sind. Nach

Jaques.

Ich täusche mich nicht.

Huissier.

Wie heißen Sie, Kind?

St. Foix.

Wer hat darnach zu fragen?

Huissier.

(hebt seinen Stab.)

Der Bote des Gerichts, im Namen der Gesetze und Seiner Majestät, Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich (alle Anwesenden entblößen das Haupt.) Noch einmal, junges Mädchen, wie heißen Sie?

Adelaide.

Adelaide Palombe.

St. Foix.

(in seine Erinnerungen verloren.)

Alide! — Alide! —

Huissier.

Waren Sie bei Meister Jaques, dem Juwelier?

Adelaide.

Ja, mein Herr.

Huissier.

Und boten ihm ein Kreuz von Brillanten zum Kaufe?

Adelaide.

Ja!

Huissier.

(der es vorzeigt.)

Dieses hier?

Adelaide.

Ja, das ist es.

St. Foix.

Laſſen Sie mich es ſehen!

Huiſſier.

Zurück!

(Gerichtsdiener treten dazwiſchen.)

St. Foix.

Weg von mir! Ich muß es ſehen!

Huiſſier.

Im Namen des Geſetzes: haltet ihn!

Gerichtsdiener.

(halten ihn.)

St. Foix.

Weg! Weg! oder Eure Schädel ſollen die Schwere meines Armes empfinden.

(er reißt ſich los.)

Huiſſier.

Im Namen des Geſetzes: Adelaide Palombe, folge mir! Du biſt verhaftet.

Adelaide.

(ſchreit auf.)

Allmächtiger! —

St. Foix.

(erſchrickt.)

Verhaftet? weßwegen?

Huiſſier.

Sie iſt des Diebſtahls verdächtig.

St. Foix.

Sie? — ſie?

Adelaide.

Ich?

Jaques.

Das Kreuz gehört zu dem Schmucke, der in dieſer Nacht

bei Herrn von Narbonne geſtohlen wurde.

Adelaide.

Das iſt nicht wahr!

St. Foix.

Das kann nicht ſeyn.

Jaques.

Ich verbürge es bei meinem Eide. Ich habe es verfertigt; es iſt gezeichnet mit meinem Stempel und Monogramm.

Huiſſier.

Häſcher, bringt ſie zum Baillif.

Adelaide.

(ſinkt zuſammen und fällt dem Meiſter Jaques in die Arme.)
O der Schande!

St. Foix.

(ſpringt zwiſchen die Häſcher, die ſie greifen wollen, und reißt ſie aus den Armen des Meiſter Jaques.)
Zurück! Wer ſich vor der Spitze dieſes Degens nicht ſcheut, wage es, ſie meinen Armen zu entreißen.
(mit dem einen Arm hält er Adelaiden, mit der andern Hand hält er den Degen zur Abwehr vor.)

Huiſſier.

(hebt den Stab.)
Im Namen des Geſetzes und Seiner Majeſtät Ludwigs des Vierzehnten rufe ich: Königsbann! — und verhafte dieſes Mädchen (er berührt ſie mit dem Stabe.) Zieht die Wehren, und nehmt ſie feſt. Bei Eid und Pflicht — bei Eurem Leben! — Entreißt ſie ihm! —

St. Foix.

Verſucht es, ſo lange Athem dieſen Buſen hebt, ſo lange Sehnen dieſe jungen Arme ſtählen. (die Häſcher umringen ihn, und dringen mit blanken Waffen auf ihn ein, ſein Degen zerbricht, er ſchleudert noch den Griff auf die Angreifenden und ruft verzweifelnd:)

Treulose Waffe! (in diesem Augenblick fassen sie ihn, und halten ihm die Arme fest, der Huissier ergreift Adelaide, und schleudert sie dem Gerichtsdiener in die Arme.

Huissier.

Vor die Gerichte mit ihr!

St. Foix.

Verlasse Dich auf Deinen Bruder! (indem sie abgeführt wird, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Ein reich ausgestattetes Zimmer im Hause des Herrn von Pontis.

Erster Auftritt.

Victoire und Frau von Pontis.

(Noten liegen auf einem Pulte.)

Victoire.

(spielt und singt.)

Hält ich meine Laut' im Arme,
Muß sie, wie ich greife, tönen,
Wohllaut borgen meinem Harme,
Weinen mit mir meine Thränen,
Meines Busens stilles Walten,
Meiner Seele dunkles Sehnen,
Wie mein Leid zum Lied gestalten
Und die Wehmuth mir verschönen.

Muß des Herzens leises Beben
Tief und schüchtern wiederklingen,
Hochgefühl und heitres Streben
Malen mit den kühnsten Schwingen

Meines tiefen Kummers Klagen
Zu dem Thron der Allmacht bringen,
Und wenn wild die Pulse schlagen
Rasen, bis die Saiten springen.

Doch ich lege, soll sie schweigen,
Schwer die Hand nur auf die Saiten,
Die sich meinem Willen beugen —
Ausgetönt hat Lust und Leiden.
Die Accorde sind verklungen
Ob sie jubelten vor Freuden,
Ob sie Gram und Schmerz gesungen
Wird kein Ohr mehr unterscheiden!

Könnt ich so auch dem Gefühle,
Das zur Qual mir ward beschieden!
Könnt ich so dem Saitenspiele
In der wunden Brust gebieten?
Oft drückt ich wohl beide Hände
Schwer auf's Herz, wenn Schmerzen wüthen.
Doch das Tönen hat kein Ende
Doch da wird es nimmer Frieden.

Frau von Pontis.
(die während des Liedes eintrat.)
Warum diese düstern Strophen, meine Tochter.

Victoire.
Es ist ein Lied.

Frau von Pontis.
Das aus Deinem Herzen zu strömen scheint.

Victoire.
Die Brust strömt aus, von was sie voll ist.

Frau von Pontis.

Kann Dich ein Hinderniß schon so verstimmen? Die Störung deines Festes? —

Victoire.

Gewiß nicht! —

Frau von Pontis.

Schmerzt Dich der Verlust des schönen reichen Schmuckes so sehr, der Dir zum Namenstags-Geschenke bestimmt war?

Victoire.

Den hielt ich des Beseufzens nicht werth.

Frau von Pontis.

Und doch sah ich unser Geschlecht schon um Geringeres in Thränen.

Victoire.

Jenen Theil desselben, der sein ganzes Daseyn nur am Putztische und von demselben erhält. Was berechtigt meine Mutter mich zu diesem schnatternden Trosse zu zählen?

Frau von Pontis.

Nichts, Gott sey Dank! Nichts bis diesen Tag.

Victoire.

Eine Thräne kann ich beseufzen, eine Blüthe beweinen die von der Hand des Geliebten kommt —

Frau von Pontis.

Und hat das Brautgeschenk mindern Werth?

Victoire.

Nicht das Geschenk, der Geber nur verleiht denselben.

Frau von Pontis.

Herr von Narbonne —

Victoire.

Ist mein Bräutigam, auf den Befehl meiner Aeltern.

Frau von Pontis.

Nicht Deines Herzens?

Victoire.

Hielten Sie es wohl der Mühe werth, dieß zu fragen?

Frau von Pontis.

Weil sie dessen Zustimmung für unbezweifelt hielten.

Victoire.

Weil sie den Wahn der Welt getheilt. —

Frau von Pontis.

Die jedes Mädchen für glücklich halten *muß*, die dieser Mann mit seiner Wahl beehrt.

Victoire.

O über die Welt, die immer den Schein für die Sache nimmt. Wie wenig gehört oft dazu einen Menschen zu beglücken, und wie viel mangelt ihm, wenn dies Wenige fehlt.

Frau von Pontis.

Fehlt Dir dies Wenige?

Victoire.

Es fehlt, es fehlt, und mithin Alles!

Frau von Pontis.

Bald wirst Du mir ein Räthsel.

Victoire.

Die Auflösung wird bald erfolgen, geht es nach meinem Wunsche.

Frau von Pontis.

Diese Aeußerung überrascht mich bei Dir um so mehr. Bis jetzt schienst Du so klar und bestimmt in allen Deinen Ansichten, und zeigtest nicht die entfernteste Neigung die Zahl der überspannten Thörinnen zu vermehren, die fortwährend im Traume leben, aus langer Weile und Müßiggang den

Kummer gebären, und ſich zum Geſpötte der Vernünftigen machen. Hüte Dich dieſe Veränderung vor Jemand anders als Deiner Mutter zu zeigen. Wir leben in Frankreich, wo man zehn Thorheiten vor einer einzigen Lächerlichkeit vergißt. Und lächerlich müßtest Du werden. Die Wirklichkeit bietet Dir Alles, was das Daſeyn Heiteres, Schönes und Wünſchenswerthes hat, und Du flüchtest Dich mit Deinem unerfahrnen Herzen in das Reich der Chimären, um einem eingebildeten Mißgeſchicke zu unterliegen.

Victoire.

Und wenn es nicht eingebildet wäre?

Frau von Pontis.

Das ſtünde erſt zu beweiſen. Was fände Deine Vernunft an dieſem Manne auszuſetzen?

Victoire.

Nun! — Ich verachte ihn als einen rohen Menſchen.

Frau von Pontis.

Dieſen feinen Mann?

Victoire.

Der ſo plump handelt.

Frau von Pontis.

Den Jedermann nur als äuſſerſt zartfühlend kennt.

Victoire.

O nicht in dem was die Welt mit beſchränkter Sehkraft lobt und tadelt, nicht in des Umgangs wohlgeglätteter Außenſeite kündigt ſich der Seele Rohheit oder Zartgefühl. Er wirbt um mich. Doch nicht bei meinem Herzen. — Das ſcheint ihm überflüßig. Wer fragt auch darnach in dem Cirkel wo er gilt? — Er wendet ſich an meine Eltern, behandelt mich wie eine Sache, die man mit Geld bezahlen

kann. Ob ich ihn liebe, oder lieben kann — ob ich unglücklich, oder glücklich werde, das dünkt ihm nicht einmal der Frage werth. — Er will ja nur glücklich seyn! Will's seyn durch mich! — Will mich besitzen —

Frau von Pontis.

O Victoire —

Victoire.

Der große Egoist, der mich mit seiner lächerlichen Anbetung verfolgt.

Frau von Pontis.

Wie falsch deutest Du sein Streben, Dir zu gefallen.

Victoire.

Mit Geschenken und faden Complimenten? — Kein Schimmer von Hoffnung ermunterte ihn dazu, und dennoch ließ er nie ab, sich aufzudringen. Ach Mutter! Es giebt nichts Unerträglicheres, als die Zudringlichkeit eines Mannes! Verächtlicher als der Bettler ist der Reiche in seiner Einbildung, der durch Zwang des Ansehens und durch die Macht seiner Geschenke eine Gabe zu erringen sucht, die nur als ein freies Opfer eines ungebundenen Herzens wahren Werth erhält. Und wie niedrig muß der Mann von dem Mädchen denken, die Geist und Sinne durch solche Erbärmlichkeiten sich bestechen läßt!

Frau von Pontis.

Bestechen und verblenden will der Mann nicht mit seiner Liebe Gaben und Geschenken. Er liebt es nur, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit und Achtung mit dem Schönsten und Seltensten zu erfreuen und zu schmücken.

Victoire.

Der Mann, der *wahre* Mann, wird aber immer erst erforschen, ob er auch *geliebt* wird. Und verheißt ihm kein

Carlos ist ein herrliches Sujet, wenigstens für uns. Vier große Parallelen, hinaus von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, Marquis Posa und Alba stehen mir in mannichfaltiger Folge so lebhaft vor Augen, daß ich sie augenblicklich, nachdem ich einmal vor, um in meiner Einbildungskraft diesen zu glänzen, meine Phantasie in die Person des bürgerlichen Helden zu zaubern suchte, da ist sich Posa die am freundbarsten fand, und der mich wirklich sagen, da Spiel ich in diesem Fach gerade am glänzendsten erscheinen, und auch Dank und Applaus ernten kann, als in keinem andern, da ich Herr vielleicht nicht weiß, im andern Fach auch Beifall ernten könnte.

Friedrich Pistler.

Zeichen die Erhörung ſeiner Triebe, ſo wird er ſchweigend lieben, ſchweigend ſein Herz eher brechen laſſen, ehe er die ſtärkſte Leidenſchaft ſeiner Bruſt verräth. An einen ſolchen Mann könnte ſich dieß ſtolze Herz in ſeliger Hingebung ſchmiegen, ihn verehren, lieben, anbeten, ſeine Sclavin zu ſeyn, wäre Seligkeit. Statt deſſen opfert man mich dem Selbſtſüchtigen und ſeinen Haufen Goldes.

Frau von Pontis.

Die zarteſte Sorge für Dein Wohl leitete unſere Wahl.

Victoire.

Weil Sie meinten, alle Glückſeligkeit mit dieſem angebeteten Mammon auf mich zu häufen.

Frau von Pontis.

Herr von Narbonne wird von aller Welt als eine beneidenswerthe Parthie betrachtet. Wie konnten wir vermuthen, daß Du nicht dem Manne mit Entzücken angehörteſt, den Jedermann der Liebe ſo würdig hielt? Schienſt Du doch bisher, ohne jede andere Neigung, weder Liebe noch Widerwillen für Jemand zu empfinden. Und ſeit wann iſt es Sitte in unſerm Lande, in unſerm Stande, daß die Eltern fragen, wenn ſie die Zukunft Ihrer Kinder feſtſtellen wollen.

Victoire.

Leider! Leider!

Frau von Pontis.

Darum bedenke Dich wohl Victoire. Dein Vater iſt gut, und liebt Dich über Alles. Er hat ſein Wort gegeben, das er noch nie ohne redlichen Grund zurückzog. Er wird von dem Rechte Gebrauch machen, das ihm zuſteht, ohne auf Deine Einwürfe zu hören, wenn Du nicht triftigere Urſachen angeben kannſt.

Victoire.

Mutter! Mutter! Dann bin ich verloren. Ich kann diesen Mann nicht lieben, ich kann nie die Seinige werden.

Frau von Pontis.

Weil Dich keine glühende gewaltsame Leidenschaft zu ihm zieht. Hättest Du so viel Erfahrung, wie ich, Du würdest gerechter gegen den Mann seyn, der alle Eigenschaften zu einer Ehe ohne Stürme besitzt. Bist du auch erfahren genug über den innern Werth eines Mannes zu urtheilen?

Victoire.

Ich bin noch zu jung, ich weiß es. Ich brüste mich auch nicht mit tiefer Menschenkenntniß, aber vergebens rufe ich die Stimme der Vernunft gegen die Abneigung meines Herzens zu Hülfe. Ich kann nicht! Ich kann den Gedanken nicht ertragen die Gattin dieses Mannes zu werden. O wenn Du wüßtest, wenn du den wahren Zustand meines Innern erschautest —

Frau von Pontis.

Und was ist Schuld, daß er mir noch unbekannt ist?

Victoire.

Die Schüchternheit —

Frau von Pontis.

Kein Altar ist so heilig als der Mutterbusen, was Du dem vertraust, ist so sicher verwahrt, als am geweihtesten Orte. Niemand meint es mit Dir so redlich als das weiche gefühlvolle Mutterherz.

Victoire.

Ja, Dir will ich es sagen. Wie thöricht vielleicht auch meine Gedanken seyn mögen, Du verlachst mich nicht, Du hast Nachsicht mit mir, Du bist meine Mutter. Ein unbekanntes Etwas, das ich mir selbst nicht erklären kann erfüllt mich mit Entsetzen, wenn ich diesen Mann erblicke. — Ich kann mir

nicht helfen! — O verstoße mich nicht! — Du bist so gut! so gut! —

Frau von Pontis.

Nur weiter, weiter!

Victoire.

Ein Schauer durchrieselt mich, wenn er nur naht — eine entsetzliche Angst erfaßt mich. — Wenn er meine Hand berührt zittre ich — wenn er einen Kuß darauf drückt, bin ich einer Ohnmacht nahe — und — nein! nein! ich kann nicht alles sagen.

Frau von Pontis.

Leise, leise — aber verschweige nichts.

Victoire.

Die Furcht von seinem Arm umschlungen zu werden, droht mir mit dem Wahnsinn, Ach! — und ehe ich es duldete, daß seine Lippen die meinen berührten — würde ich sterben. (Sie verbirgt das Gesicht ganz an dem Busen ihrer Mutter, und weint heftig.)

Frau von Pontis.

(Mit einem Seufzer.)

Armes Kind! — Bis zu dieser Stärke ist der Widerwille gediehen!

Victoire.

Wenn er mich anlächelt, glaube ich den Hohn eines grinsenden Teufels in seinen Augen zu lesen, der über eine gelungene Täuschung triumphirt, da überfährt mich jenes unheimliche Grauen, das man in der Nähe großer Verbrecher und scheußlicher Mörder empfindet.

Frau von Pontis.

Und ein unerklärliches Etwas erfüllt Dich mit diesem Entsetzen? Eine Ahnung, der Du keinen Namen zu geben

weiſt? Sollte dieſes Etwas nichts mehr ſeyn, als ein unbezweifeltes Nichts, als eine Mädchengrille? Oder wäre ein belebender Gegenſtand vorhanden, der Dir die Augen blendete gegen alle die Vorzüge, die Jedermann dem Herrn von Narbonne zugeſteht?

Victoire.

O meine Mutter!

Frau von Pontis.

Erröthe nicht! Schenke mir kein halbes Vertrauen. Jetzt ſieh mich an, wenn Du es vermagſt.

Victoire.

Ich kann —

Frau von Pontis.

Still! — Dein Vater kommt! faſſe Dich! Jetzt keine Thräne.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Pontis.

Baillif.

Der geſtohlene Schmuck iſt gefunden.

Frau von Pontis.

Iſt es möglich?

Baillif.

Unvermuthet kam man auf die Spur, der Thäter lieferte ſich ſelbſt dem Geſetze aus.

Frau von Pontis.

Durch welchen Zufall?

Baillif.

Nichts iſt Zufall, Beſtimmung Alles!

Frau von Pontis.

Wer hat ihn geſtohlen?

Baillif.

Wahrſcheinlich ein Mädchen —

Victoire.

Ein Mädchen?

Baillif.

— das dieſen Morgen zu Meiſter Jaques kam, um ein Brillantkreuzchen zu verkaufen. Augenblicklich erkannte er ſeine Arbeit, und Stempel und Zeichen ließen keinen Zweifel, daß es ein Theil des geraubten Schmuckes ſey. Er machte die Anzeige ſeiner Pflicht gemäß, und die Diener des Gerichts ſind beſchäftigt, die Perſon einzuziehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Secretär des Gerichts.

Secretär.

So eben brachte man das Mädchen, Herr Baillif.

Baillif.

Wo fand man ſie?

Secretär.

Bei der Familie des Schließers Colas.

Baillif.

Im Hauſe Bernards? im Hafen?

Frau von Pontis.

Dort lebte sie?

Secretär.

Still und eingezogen wie man sagt.

Baillif.

Wie heißt sie?

Secretär.

Adelaide Palombe. Sie ist unbekannt in dieser Stadt, und kennt weder ihre Eltern, ihr Vaterland, noch ihre Heimath.

Baillif.

Wie kam sie in Bernard's Haus?

Secretär.

Durch Herrn Saint Foix.

Victoire.

(aufmerksam.)

Saint Foix?

Baillif.

Der Pflegesohn des Herrn von Narbonne.

Secretär.

Er sorgte bisher für ihren Unterhalt.

Frau von Pontis.

Ist sie hübsch?

Secretär.

Von ausgezeichneter Schönheit.

Victoire.

(hält sich an einem Sessel.)

Baillif.

Saint Foix? das ist von Bedeutung.

Secretär.

Er war Gestern, und diesen Morgen auch schon sehr früh

bei ihr. Als man sie verhaftete, war er zugegen, und wollte sich dem Huissier widersetzen. Er zog den Degen —

Baillif.

Ha!

Secretär.

Der ihm bei der Vertheidigung zerbrach. Während die Gerichtsdiener die Delinquentin fortbrachten, verließ auch er das Haus.

Baillif.

Schon gut! Schon genug! Wo ist das Mädchen?

Secretär.

Im Gerichtssaale. Sie wartet auf das erste Verhör. Der Schrecken überwältigte sie, als sie eintrat, und wie ohnmächtig sank sie zusammen.

Baillif.

Stand man ihr bei?

Secretär.

So gut es möglich war.

Frau von Pontis

Sie ist jung und ein Frauenzimmer. Ich will gleich stärkende Mittel schicken.

(sie eilt ab.)

Baillif.

Sind die Schöffen gerufen?

Secretär.

Es ist geschehen.

Baillif.

So lassen Sie alles zum Verhör ordnen, ich werfe mich nur in meine Soutane.

(er geht durch die Seitenthüre, der Secretär durch die Mitte ab.)

Vierter Auftritt.

Victoire und Saint Foix.

Victoire.

Der Verbrecherin ſteht man mit ſtärkenden Mitteln bey. (Sie ſetzt ſich.) Es kann ihr nicht ſchlimmer zu Muthe ſeyn, als mir.

St. Foix.

(eilt verſtört und aufgeregt herein.)

Dank meinem Schöpfer, daß ich Sie finde, mein Fräulein.

Victoire.

(fährt von dem Sitze auf.)

Ha, mein Gott! mein Gott!

St. Foix.

Erſchrecken Sie nicht, mein Fräulein, entſetzen Sie ſich nicht über meine Zudringlichkeit. Angſt und Verzweiflung treiben mich zu ihren Füßen. Der fürchterliche Drang des Augenblicks weiſt mich an Sie, an Sie allein, als den einzigen Rettungsengel, in der ganzen weiten Schöpfung.

Victoire.

(mit Faſſung kämpfend, für ſich.)

Gieb mir Kraft, gekränkte Liebe, halte mich aufrecht, beleidigter Stolz.

St. Foix.

Ein armes Mädchen wurde von Schergen vor Gericht geſchleppt, eines ſchändlichen Vergehens angeklagt. Ich bitte, ich flehe um Ihren Beiſtand, um Ihre Verwendung für das verwaiſte Kind, das Niemand auf der Welt beſitzt, das ſich ſeiner annimmt.

Victoire.

(gefaßter und scharf.)

Das, das führt sie zu mir?

St. Foix.

Sie hatte mich allein, der sie vertheidigte; ein unerbittliches Schicksal entreißt ihm diesen Schutz. Ich habe Niemand als Sie, dem ich vertrauen könnte und möchte. Niemand als Sie, um dessen Fürsprache ich bitten möchte, Niemand als Sie, die ich als das höchste und edelste verehre!

Victoire.

[bitter.]

Meine Fürsprache für eine Diebin?

St. Foix.

Gott weiß, durch welche Verkettung, durch welchen Irrthum sie der Schein verdächtigt, doch sie ist unschuldig, ich kann es beschwören! Ihr reiner Sinn ist unfähig selbst in der höchsten Noth zu dieser Niedrigkeit herabzusinken.

Victoire.

Sie kennen sie genau?

St. Foix.

Würd' ich es sonst wagen, so für sie zu sprechen? Sie zu ihrem Schutze aufzufordern? O mein Fräulein, Sie sind der Abgott Ihres Vaters, seine einzige Freude, sein höchstes Gut, er wird Ihren Bitten nicht widerstehen können, der geliebten Tochter sein Ohr nicht verschließen.

Victoire.

Sie kennen ihn nicht, er ist sehr strenge.

St. Foix.

Mag er es gegen Andere, mag er es gegen mich seyn, Ihnen wird er nichts abschlagen können; der Ton ihrer

ſüßen Stimme, eine Thräne des Mitleids auf ſeine Hand geweint, wird die härteſte Rinde ſeines Herzens erweichen!

Victoire.

Und um was ſoll ich ihn bitten, um was ſuchen Sie nach?

St. Foix.

Um Nachſicht mit dem jungen unerfahrenen Mädchen, das verſtört und eingeſchüchtert ſich nicht wird zu faſſen wiſſen. Um Schonung, Vermeidung peinigender Inquiſition, Vermeidung der Folter, um die Wahrheit zu erpreſſen. Es wird, es muß ſich zeigen, daß ſie unſchuldig iſt. Aber wenn ſie freigeſprochen, entſühnt, der Verdacht widerlegt und ihre Ehre wiederhergeſtellt iſt, dann ſteht ſie allein in der Welt ohne meinen Beiſtand, den ich ihr nicht länger weihen kann. O dann, bitte ich, nehmen Sie ſich ihrer an. Es wird Ihnen ſo leicht werden, als Frau des erſten und reichſten Hauſes, die arme Waiſe zu verſorgen.

Victoire.

Was macht Sie zu einem ſo warmen Fürſprecher? —

St. Foix.

Gleiches Schickſal von unſerer früheſten Jugend an. Der Ueberfall der Häſcher und Gerichtsdiener ſtörte uns mitten im bedeutungsvollen Austauſche unſerer Erinnerungen, aber ich ahne den engſten Zuſammenhang unſerer Verhältniſſe.

Victoire.

(ſieht ihn groß an. Zorn und Indignation wechſeln in ihren Zügen, Wuth und Verachtung miſchen ſich in den Ton, mit dem ſie endlich fragt.) Sie lieben ſie?

St. Foix.

(erſtaunt.)

Ich?

Victoire.

Lieben Sie sie nicht?

St. Foix.

Ja — wie eine Schwester. Wie eine jüngere Schwester, bei der ich Vaterstelle zu vertreten habe. Ich fand sie arm und hülflos, und rettete sie vom Verderben. Sie verdankt mir Alles. Vor einer Stunde schloß ich feierlich mit ihr den Bund, und war eben im Begriff zu erforschen, ob mir nicht noch heiligere Pflichten, als die der Dankbarkeit, ein Recht auf sie erwarben.

Victoire.

Hoffen Sie mich, mich durch ein Mährchen zu täuschen?

(sie wendet sich verächtlich ihn zu verlassen.)

St. Foix.

(hingerissen von seinem Gefühle.)

O bleiben Sie und hören Sie mich! Seyn Sie barmherzig wie der unfehlbare Richter über uns, der auch dem Verworfensten das Recht sich zu vertheidigen nicht entzieht. Hören Sie mich! Alle Welt möge mich verdammen, und mein Verhältniß zu diesem Mädchen strafbar finden, Sie sollen, Sie dürfen nicht unrecht von mir denken! Das wäre das Urtheil meines moralischen Todes.

Victoire.

Glauben Sie etwa, daß es mich interessiren könnte, Ihre Rechtfertigung zu hören?

St. Foix.

(sieht sie scharf an.)

Victoire.

(schlägt die Augen nieder.)

St. Foix.

(gefaßter.)

Einst glaubte ich so was! — Thörichte Einbildung; —

Nun, es iſt vorüber! Letzter Stab, auf den ich mich ſtützen wollte — du brichſt! Verächtlich werfe ich dich von mir! Der Bettler wird auch ohne dich ſeine Straße wandern! (will raſch fort.)

Victoire.

(raſch.)

Saint Foix! Bleiben Sie! Bleiben Sie! Ich will Sie hören.

St. Foix.

Nun denn! — Seit längerer Zeit war meine Heiterkeit verſchwunden, die mir ſo manche Freundſchaft zuzog. Ich liebte es, einſam und für mich zu wandeln. Damit kein äußerer Eindruck die ſüße Träumerei meines Herzens ſtörte, beſtieg ich eines Abends die leichte Barke und ruderte ſinnend hinaus auf die ruhig ſtrömende Loire. Der ſtille Mond, die glänzenden Lichter des Himmels ſpiegelten ſich in den gelben Wogen, denen ich das Schifflein überließ. Noch dachte ich an keine Rückkehr, und langte eben bei einem jener Gärten an, welche die Vornehmen unſerer Stadt, außerhalb der Thore, zur Verhüllung ihrer Abentheuer mit verſchwenderiſchem Luxus unterhalten. Tumultariſche Töne eines rauſchenden Bachanals feſſelten meine Aufmerkſamkeit. Ich hielt die Barke an. Gelächter, Geſchrei, Zank und Drohen verſchiedener Männerſtimmen, tönten aus einem Pavillon, deſſen Läden verſchloſſen waren. Dazwiſchen hörte ich den flehenden Hülferuf eines Mädchens, der mir durch die Seele ſchnitt, unterbrochen und übertäubt durch das rauhe heiſere Gekreiſche eines alten Weibes. Der wüſte Traum meiner Kinderjahre tauchte vor meiner Erinnerung auf. Ich glaubte, die Quälerin meiner erſten Jugend die mich aus dem Vaterhauſe raubte, in dieſem Mißtone zu erkennen.

Victoire.

Wer ſollte das ſeyn?

St. Foix.

Eine alte Zigeunerin, ausſchweifend und ruchlos, wie ihr ganzes wanderndes Volk. Seit Jahren war es mein ſehnlichſter Wunſch ihr zu begegnen, um das Bekenntniß meiner Abkunft von ihr zu erzwingen. Raſch daher entſchloſſen ſprang ich aus dem Kahne an's Ufer, und war in wenig Sätzen auf dem Perron des verſchloſſenen Pavillons. Auf mein Klopfen wurde alles ſtille, die Lichter erloſchen, und ich hörte nur noch ein dumpfes Geräuſche. Furcht kannte ich nie; aber in dieſem Augenblicke hätte mich nichts, ſelbſt die entſchiedenſte Uebermacht nicht, zurückgehalten. Mit gezogenen Degen, zur Vertheidigung gerüſtet, ſtemmte ich mich mit der Schulter gegen die leichte Thüre, die nach kurzer Anſtrengung aber erſt den Tritten meines Fußes nachgab. Ich ſtürzte in ein weites finſteres Gemach, und als ich einen Laden aufgeſtoßen hatte, glaubte ich ein Rendezvous von Geiſtern geſtört zu haben — denn alles war leer und ſtill, und nirgends bemerkte ich einen Ausgang. Staunend über das ſeltſame Abentheuer ſtand ich noch unſchlüßig, als ſich die damaſtenen Vorhänge des Hintergrundes bewegten, und ein Mädchen, jung und ſchön, ſich weinend zu meinen Füßen warf.

Victoire.

Und das war?

St. Foix.

Adelaide, die mich beſchwor, ſie zu retten, zu ſchützen, und dem verderblichen Aufenthalte zu entziehen.

Victoire.

Wer bedrängte ſie?

St. Foix.

Eine Zigeunerin, die sie peinigte, seit sie denken konnte; die sie tyrannisirte, und vergebens durch Schläge, Hunger und Drohung zum Bösen verleiten wollte, hatte sie in dieses Haus gebracht, und einer Bande junger Wollüstlinge zum Opfer verkauft.

Victoire.

(wendet sich ab.)

St. Foix.

Eben wehrte sie sich gegen die Gewalt der Alten, und widerstand nur noch schwach der Rohheit dieser Barbaren, als meine Stimme auf dem Perron erscholl, und mein Klopfen sie erschreckte. Meine Gestalt, meine Kleidung, der blitzende Degen hatten sie getäuscht. Die Zigeunerin, welche durch ein Gitter lauschte, schrie: die Marechaussée. Alle flohen davon, und die verfolgte Taube blieb zurück, die sich hinter die schweren Gardinen geflüchtet hatte.

Victoire.

Und wie entschwand die Gesellschaft?

St. Foix.

Durch eine Thüre im Boden, über eine Treppe, die zu dem Ausgange unter dem Pavillon führte, wo die Barke in der Halle angebunden war. Noch erblickte ich sie in der Ferne, als ich schnell berichtet nacheilte, aber erreichen konnte ich sie nicht mehr.

Victoire.

Auch die Zigeunerin nicht entdecken?

St. Foix.

Alle Nachforschungen waren vergebens, die ich mehrere Tage hindurch anstellte. Die Bande war bereits abgezogen, zu der sie gehörte.

Victoire.

Aber der Beſitzer des Gartens?

St. Foix.

Blieb mir unbekannt. Im Eifer, die Flüchtigen einzuholen, vergaß ich die Umgebung genau zu betrachten. Ich nahm das Mädchen in meine Barke, und ruderte nach; aber mit der größten Anſtrengung aller meiner Kräfte blieb ich weit zurück. Der Vorſprung war zu groß. Sie hatten ein Segel aufgezogen und ſich bald links, bald rechts gewendet. Bald ſegelten verſchiedene Kahne in derſelben Richtung, und als das weiße Signal in die Nacht verſank, wußte ich ſelbſt nicht mehr, auf welcher Seite ich gelandet hatte. Am andern Morgen ſuchte ich vergebens an beiden Ufern. Viele Pavillons ſtehen dort, alle haben ähnliche Landungsplätze in den untern Hallen. Ich konnte den rechten nicht herausfinden.

Victoire.

Warum riefen Sie die Gerichte, die Polizei nicht zu Hulfe?

St. Foix.

Aus Rückſicht für das arme Kind, deſſen unverſtellte Schamhaftigkeit, ich nicht verletzen wollte.

Victoire.

(leicht erröthend.)

Ich tadle Sie nicht.

St. Foix.

Sie war eine Waiſe wie ich, und lebhafter rührte mich ihr Zuſtand, als Andere. Ich brachte ſie deshalb zu armen, aber rechtſchaffenen Leuten, zur Familie des Schließers Colas, der mich als hülfloſen Knaben unter ſein Dach nahm, der mir aus Dankbarkeit noch immer anhängt, weil ich ſeinen Sohn aus den Fluthen rettete. Eben war ich dort, als ſie mir erklärte, ſie habe ein Demantkreuzchen, das ſie lange

verborgen auf der Bruſt getragen, bei Meiſter Jaques verkaufen wollen, um mir den Erlös davon als Reiſegeld aufzudringen, weil ich entſchloſſen bin, nichts mit mir zu nehmen, und das Haus des Herrn von Narbonne zu verlaſſen, ſo arm, als ich es betrat.

Victoire.

(aufgeregt.)

Sie wollen fort? Sie wollen das Haus des Herrn von Narbonne verlaſſen? Fliehen wollen Sie?

St. Foix.

(blickt verſtummend zu Boden.)

Victoire.

Saint Foix, blicken Sie mich an! Sehen Sie mir ins Auge! Warum wollten Sie fliehen?

St. Foix.

Das kann ich, das darf ich nicht ſagen.

Victoire.

Nicht? O! nun weiß ich woran ich bin. O gehen Sie Abſcheulicher! fliehen ſie mit dieſer Adelaide, wenn es Ihnen anders gelingt, Ihre Befreiung zu bewirken!

St. Foix.

Fräulein, was fällt Ihnen ein!

Victoire.

Fliehen Sie mit ihr, das iſt die gerechte Strafe für die Verirrung meines unerfahrnen Herzens; das iſt der Lohn für die verborgenen Triebe, die ich bis zum Frevel in meinem Buſen nährte! Nein, nein! Es iſt kein Glück, kein Segen auf der weiten Erde, als im Gehorſame gegen ſeine Eltern! — O gehen Sie! Sie haben meinen Glauben an Männerwerth auf ewig ausgerottet! Nun iſt mir Alles gleich. Geſchehe mit mir, was wolle. Sey nun der Eine ſchlechter

als der Andere, sie sind im Grunde Alle gleich — und ob ich Diesem oder Jenem angehöre — ich bin das Opfer des barbarischen Geschlechts.

St. Foix.

(kaum seiner mächtig.)

Fräulein!

Victoire.

Mag man den Altar immerhin bereiten, das Opfer murrt nicht mehr! Es folgt dem Ausspruch seiner wackern Eltern! O Mutter! Mutter! Du sprachst wahr! — Das Mutterherz nur meint es gut mit mir.

(sie sinkt in einen Stuhl, und bedeckt das Gesicht seufzend mit den Händen.)

St. Foix.

(von der höchsten Ueberraschung ergriffen, will sprechen und vermag es nicht, erst als Victoire niedersinkt, dringt seine Wallung in allen Flammen aus.)

Licht von Oben, wie blendend ist dein Strahl! Ich, ich, der sich der Aermste hielt auf der Welt, bin plötzlich reicher als alle Könige der Erde! Ist's Wahrheit, ist's ein Traum, was ich vernahm! O Wonne! Wonne! Inbegriff des Höchsten, das des Schöpfers Güte uns bereitet, zersprenge nicht die Brust des armen Sterblichen! Ich bin geliebt! Geliebt von ihr?

Victoire.

Ja, mögen Sie es wissen, und triumphiren über meine Schwäche. Mein Elend ist so groß, daß dieser Hohn es nicht vermehren kann. — Ja, ich liebte Sie mit einem Feuer, einer Gluth, die mich selber zittern machte! Gehen Sie nun, und verlachen Sie die Thörin im Arme dieses Geschöpfes.

(sie will fort.)

St. Foix.

Um Ihrer selbst willen, verlaſſen Sie mich jetzt nicht. — Ich will, ich muß ſprechen. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie mich dazu zwingen. Ich liebte Sie von dem erſten Augenblicke an, wo ich Sie ſah.

Victoire.

Mich, mich?

St. Foix.

Ich ſchwöre es. Nie wurde ein Weib ſo innig, ſo zärtlich, ſo rein und keuſch geliebt! Ich liebte! liebte Sie mit aller Macht der Sinne, mit allem Wahnſinne der Leidenſchaft.

Victoire.

Das glaubte ich zu errathen.

St. Foix.

Sie irrten ſich nicht. Aber ich achtete ſie auch höher, als alle Weſen dieſer Erde. Verflucht die Liebe, die den Gegenſtand derſelben aus Egoismus in den Staub ziehen kann. Drum wagte ich wohl das Auge zu Ihrer Schönheit zu erheben, doch nie den Wunſch nach Ihrem Beſitze Gehör zu geben. Mir ſagte die Vernunft, Sie dürften keinem Menſchen ohne Stand und Namen, keinem Heimathloſen ohne Herkunft und Familie angehören! Für edle Seelen wäre dieſe engherzige Schranke kein Hinderniß, aber die Welt urtheilt anders, und von ihr will ich geachtet wiſſen, was ich liebe.

Victoire.

Das Ideal der Männlichkeit, das ich mir träumte!

St. Foix.

Ich ſah die Gefahr, und war entſchloſſen, ſie zu fliehen. Aber er, der ſelber vor ihr zittern ſollte, ſchürte die Gluth, die er dämpfen ſollte, zur Flamme! Mein Pflegevater ſandte mich täglich mit Blumen, Wünſchen und Geſchenken,

Victoire.

Sie hatten nur Werth für mich durch den Ueberbringer.

St. Foix.

Ich mußte ihm gehorchen! fest entſchloſſen kam ich, mich vor dem Pfeile des Gottes mit dem Schilde der Pflicht heiliger Dankbarkeit zu ſchützen. Es war umſonſt! Tiefer drückt ich ihn in die Bruſt, je mehr ich mich von ihm zu befreien ſtrebte. Heftiger entzündet, als ich kam, verließ ich Sie — und gieng, und liebte hoffnungslos — wußte für wen man Sie beſtimmt hatte! Mit Thränen geſtand ich mir, daß er der Einzige iſt, der Sie beglücken kann, der Einzige, den Sie lieben müſſen.

Victoire.

Sie täuſchen ſich, wie Alle, die mich mit ſeinem Lobe betäuben wollen.

St. Foix.

Er iſt der Edelſte der Menſchen.

Victoire.

Ich ſah es ein, daß Alles was das Leben verſchönt, Ihnen nur durch ihn geboten werden kann, und ich traute mir Stärke genug zu, wie das Inſekt im Strahle der Sonne, im Glanze Ihrer Schönheit auszudauern, wenn ich diejenige mit allem Ueberfluß des Reichthums und des Wohlſtandes umgeben ſähe, den ich ſelbſt ſo gerne um Sie verbreitet hätte. Da — zürnen Sie nicht über meine Vermeſſenheit — da glaubte ich in Ihrem Auge den verwandten Strahl meiner Seele zu erkennen, und fürchtete, von der mühſam erklommenen Höhe auf die gemeine Erde zu ſinken. Je näher der Tag Ihrer Verlobung rückte, deſto beſtimmter glaubte ich meine Wahrnehmung beſtätigt. Und als ich Geſtern der Muſik, die ich

Ihnen brachte, den Text unterzulegen wagte, in dem ich meine geheimste Empfindung aussprach — als ich eine Thräne in Ihrem Auge zu bemerken glaubte, wie Sie ihn durchlasen; — da stand es fest vor meiner Seele, du mußt fliehen.

Victoire.

Nun? Weil Sie die Schwäche dieses Herzens durchschauten, die Stolz und Anstand nicht mehr verbergen konnten?

St. Foix.

Weil ich nicht, wie der gemeine Dieb meines Wohlthäters heiligstes Gut entweihen wollte und mich doch zu schwach fühlte, der reizendsten Versuchung zu widerstehen. Ihre Verlobung sollte heute statt finden. Victoire von Pontis durfte mein Auge mit Neid anstaunen — Frau von Nardonne ist mir ein verbotenes Gut. Stille wollte ich mich selbst verbannen, und meinen Gram in fernen Ländern unbeachtet niederringen! — Da trieb mich die Noth meines Schützlings zu Ihren Füßen, und ihr Argwohn entriß mir mein Geheimniß.

Victoire.

Und jetzt — jetzt können Sie noch bei dem Entschlusse verharren, den nur die Hoffnungslosigkeit erzeugte.

St. Foix.

Ich bin glücklich, ich leugne es nicht; die Gewißheit, Ihre Liebe zu besitzen schwellt meine Brust, und da Sie den Beweggrund kennen, der mich zum Schutze der armen Adelaide aufforderte, werden Sie nicht anstehen, meine Stelle bei der Waise zu übernehmen. Sie wird Ihnen heilig sein, als eine Schwester, wie Sie es mir bisher gewesen. Diese Größe traue ich dem Herzen zu, das nur erhaben schlagen kann; und getrost, beruhigt ziehe ich hinaus.

dem Karles gehe ich an den 2ten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein sollen, und worinn alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dieses ist unermeßliches Feld für mich.

Euer Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen anfiengen, aber wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen.

Ueber meinen Entschluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einschlagenden Plan muß ich mündlich mit Ew. Excellenz reden, denn

Victoire.

Und ich ſoll allein zurückbleiben? — Elend, verlaſſen? — Ich ſoll mein Leben nach dem Fernen verſeufzen?

St. Foix.

Werde ich glücklich in der Fremde ſeyn?

Victoire.

Wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, ohne Sie zu leben? Jetzt weniger noch als ſonſt, nun ich Sie ganz kenne; weniger als ſonſt, wo ich den Tod als einzige Rettung anſah — weil ich die Ihrige nicht zu werden hoffen durfte.

St. Foix.

Iſt denn auf einmal Alles verändert? Sind alle Hinderniſſe gehoben, und alle Rückſichten verſchwunden, die meinen Entſchluß erzeugten?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Narbonne.

Narbonne.

(tritt unbemerkt von Beiden unter die Thüre, bleibt erſtaunt bei ihrem Anblick ſtehen, und hört mit Spannung zu.)

Victoire.

Und wenn ich Ihnen bekenne, daß ich nur widerſtrebend, mit Abſcheu, mich dem Zwange der Convenienz gefügt hätte, daß ich vor Gram vergangen wäre, in den Armen des niegeliebten Mannes? daß ich aber jetzt feſt entſchloſſen bin, nur dem anzugehören, dem ſich das Herz geweiht, daß ich Sie nun lieben muß, mit aller Kraft der entfeſſelten Sinne? Wenn

ich Sie beſchwöre, mir die Seligkeit zu gönnen, an dieſer Bruſt in dieſen Armen zu ſterben?

St. Foix.

Muß es denn nicht ſeyn?

Victoire.

Liebſt Du mich denn nicht mehr?

St. Foix.

Mehr als je!

Victoire.

Biſt Du nicht der Meine?

St. Foix.

Ewig, unauflöslich!

Victoire.

Nun ſo verſuche es! Entreiße Dich den Armen, die Dich umſchließen! Stoße mich von Dir! Es wird Dir nicht gelingen! Denn eher folg ich Dir von Land zu Land, von Port zu Port, und zögſt Du bis dahin, wo die Pole ſich berühren! Ich laß' Dich nicht!

St. Foix.

Gott mein Herr! Zeuge und Richter meines Kampfes, ſtärke mich, daß ich nicht unterliege! — Victoire, ich habe ſchon Alles erſchöpft! Was kann ich noch ſagen, um Dir die Nothwendigkeit meiner Entfernung zu beweiſen. Denke an das Vorurtheil der Welt, Deines Standes, denke an den Gram, an den Fluch Deiner Eltern, denk' an meine Schmach, und die Verzweiflung meines Wohlthäters.

Victoire.

Ich trotze Allem, ich trotze Allem! Du biſt meine Welt, meine Ehre, mein Gott! Biſt Du nur mein, ſo iſt auf Erden keine Macht, die uns mehr trennen kann! (Sie ſchmiegt ſich feſt an ihn.)

Narbonne.

(der wankte, und ſich an einen Seſſel hielt, über den er ſich beugte und das Geſicht verhüllte, ſpricht dumpf und dohl für ſich:)

Wer weiß! —

St. Foix und Victoire.

(fahren erſchrocken auseinander, und ſehen ſich um. Wie ſie Narbonne erblicken bleiben ſie ſprachlos ſtehen. Saint Foix blickt erröthend nieder und Victoire verhüllt das Geſicht.)

Narbonne.

(tritt zwiſchen beide.)

Seyd ruhig, erſchreckt nicht! Ich bins allein! Mir ahnete daß zwei Liebende, in ſolcher Unterhaltung den Einſturz des Himmels überhören würden. Ich wachte, daß man Euch nicht überraſchte. Niemand ſah und hörte Euch, außer mir.

St. Foix.

(der ſich mühſam faßte, nimmt Victoire bey der Hand, und führt ſie aus dem Gemache, ſie folgt ihm ohne aufzublicken.)

Sechſter Auftritt.

Saint Foix und Narbonne.

St. Foix.

(kehrt an der Thüre um, und tritt beſcheiden, aber weder gedrückt noch kleinmüthig vor Narbonne.)

Mein Pflegevater, mein Wohlthäter!

Narbonne.

Keine Entſchuldigung.

St. Foix.

Hören Sie mich!

Narbonne.

Ich habe Alles geſehen und gehört. Weiß ich nicht genug?

St. Foix.

Wenn das iſt, ſo wird es mir leicht ſeyn, mich zu vertheidigen.

Narbonne.

Mein Herz entſchuldigt Dich beſſer, als es Dein Mund vermag.

St. Foix.

O dieſe Güte, dieſe Großmuth ſchmettert mich tiefer nieder, als alle Vorwürfe es vermöchten.

Narbonne.

Still! man kommt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Pontis und der Gerichtsdiener.

Baillif.

(im Eintreten, als er St. Foix erblickt) Ha! da iſt er! (wendet ſich ſchnell zum Secretär.) Holen Sie die Wache.

Secretär.

(legt die mitgebrachten Papiere und das Domanikreuzchen auf den Tiſch und geht ſchnell ab.)

Baillif.

Hier find' ich Sie, Herr St. Foix. — Man ſucht Sie in allen Winkeln dieſer Stadt.

St. Foix.

Mich?

Narbonne.

Warum?

Baillif.

Um ihn zu verhören, und mit dieſer Diebin zu confrontiren. Er war bei ihr, als man ſie verhaftete, und widerſetzte ſich dem Gerichte.

St. Foix.

Weil ſie ſchuldlos iſt. Noch jetzt bin ich bereit, ſie zu vertheidigen, und hoffe, daß mein Zeugniß ſie von jedem Verdachte reinigt.

Baillif.

Vertheidigen Sie ſich ſelber, Sie werden es nöthig haben. (zu den Häſchern, die mit dem Secretär eintreten.) Nehmt dieſen Herrn gefangen, und bringt ihn in ſichere Verwahrung!

St. Foix.

Herr von Narbonne, werden Sie das zugeben? — Ich habe gefehlt gegen Sie, ich kenne meine Schuld, aber ich kann nicht glauben, daß Sie mich einer entehrenden Behandlung preißgeben.

Narbonne.

Sie finden keine feſtere Stütze, keinen wärmern Vertheidiger; Sie haben mich nicht verkannt. Herr von Pontis, — kann meine Bürgſchaft —

Baillif.

Sparen Sie jedes Wort, Herr von Narbonne, Ihre Verwendung iſt vergebens! Sie ſind mein erwählter Schwiegerſohn, ich liebe, ich verehre Sie, aber nichts kann den gerechten Richter beſtechen. Ich handle nach meiner Pflicht, und halte die Wage der Themis mit eiſerner Hand. Selbſt meines Königs Wort könnte ihre Schaale weder *ſinken* noch *ſteigen* machen!

ſchied zu nehmen ſchien, daß er ſcheu und düſter, wie von Gewiſſensangſt getrieben, umher irrte. Thierry, ſein beſter Freund unter den Hausgenoſſen, erklärt, daß es ihm zu eng im Hauſe ſchien, daß er in das Weite ſtrebte. — Endlich iſt keine Spur eines Einbruchs, kein Fußtritt eines Diebes zu entdecken, und alle Wahrſcheinlichkeit iſt vorhanden, daß es ein Hausdieb geweſen ſeyn kann, der den Schmuck geſtohlen.

Narbonne.

Doch er nicht, dafür will ich bürgen.

Baillif.

O! über die Verblendung! — Es iſt ausgemacht, daß er fliehen wollte — die Stadt, das Land verlaſſen —

Narbonne.

Das glaube ich ſelbſt.

Baillif.

Sie wiſſen es.

Narbonne.

Seit Kurzem.

Baillif.

Er war ſchon ſehr früh bei dieſem Mädchen, bei dieſer Adelaide Palombe, die er unterhielt, — und das koſtet Summen.

Narbonne.

Aus reinem Mitleid ſorgte er für ſie.

Baillif.

Laſſen Sie ſich nicht täuſchen! Das Mädchen wollte das Kreuzchen verkaufen, und den Erlös zu ſeinem Reiſegeld verwenden, das geſtand ſie bereits. Er war bey der Hehlerin, als die Gerichtsdiener kamen, ſie feſt zu nehmen. Er iſt der Dieb, es bleibt kein Zweifel!

Narbonne.

Gestand aber das Mädchen auch schon, daß sie von *ihm* das Kreuzchen erhielt?

Baillif.

Nein! *Diese* behauptete vom ersten Augenblicke an, und behauptet *noch*, es sey ein Geschmeide, das man ihr einst als Kind umhieng, wie man sie einer alten bothaften Zigeunerin übergab. Daß diese ihr das Kleinod aus Habsucht ließ, um die Wahrhaftigkeit ihrer Existenz einst bey ihren Verwandten dadurch zu constatiren, von denen sie große Summen zu erpressen hoffte; deshalb hatte sie selbst bisher sich in aller Noth nicht davon trennen wollen. Doch diese Ausflucht widerlegt sich, ohne ihre Abentheuerlichkeit, schon hinlänglich durch die Aussage des Meister Jaques. Auch Sie haben ja den Schmuck genau besehen? Betrachten Sie einmal *hier dies Kreuzchen*. Ist es nicht das Geraubte?

(er nimmt das Brillantkreuzchen, und überreicht es ihm.)

Narbonne.

(betrachtet das Kleinod; er erschrickt und zittert, wischt sich die Augen, die Stirne, betrachtet es wieder, und steht sich um wie ein Träumender. Er weiß nicht ob er es wegwerfen, vernichten, oder zurückgeben soll; — Er zuckt zusammen, macht eine Bewegung, als wollte er es in die Tasche stecken und entfliehen, faßt sich aber wieder und gibt es zurück.)

Ja, es ist dasselbe!

Baillif.

Nun werden Sie doch nicht mehr anstehen, in die Anklagen zu stimmen?

Narbonne.

Im Gegentheile sehen Sie mich entschlossen, die ganze Sache niederzuschlagen.

Baillif.

Das wollten Sie im Ernſte?

Narbonne.

So lange ich nicht anders vermuthen konnte, jene Zigeunerin ſey die Diebin, beſtand ich auf meinem Rechte, und war feſt entſchloſſen, auf die Entdeckung und Beſtrafung zu dringen. Allein, da der Verdacht ſich nun auf eine Perſon wälzt, die mich ſo nahe angeht, ſo wünſchte ich, daß die ganze Sache ruhte und der Proceß mithin geendigt wäre.

Baillif.

Großmüthig gedacht, und edel gehandelt.

Narbonne.

(voll Angſt.)

Nehmen Sie an, daß ich ihn liebte, wie meinen Sohn. Welche Ehre brächte es mir, einen ſolchen Böſewicht gebildet zu haben?

Baillif.

Die redlichſten Eltern zeugten oft die größten Verbrecher.

Narbonne.

(noch ängſtlicher.)

Bedenken Sie, daß ich ihn noch liebe — daß er mein Sohn iſt, und bleibt; daß mich das Bewußtſeyn foltern muß, Elend, Strafe, Schande, und Entehrung über ihn zu bringen.

Baillif.

Er hat gefehlt — und jedes Verbrechen findet ſeinen Richter, findet ſeine Strafe, — frühe oder ſpäter! —

Narbonne.

(für ſich.)

Das iſt entſetzlich!

Baillif.

Besser man macht den jungen Bösewicht unschädlich, als daß man den vollendeten Uebelthäter dem Hochgerichte überliefern muß.

Narbonne.

(voll Entsetzen.)

Fürchterlicher Stellvertreter der unerbittlichen Nemesis! Haben Sie kein Gefühl für die Angst eines Vaters? — Lassen Sie wenigstens die Nachsicht walten — man kann ihn ja strafen — ohne daß ihn die öffentliche Strafe treffe. Zu was könnte er verurtheilt werden?

Baillif.

Der Dieb zur Galeere, die Hehlerin zum Raspelhause.

Narbonne.

Gut, gut! — Strafen wir ihn härter, und doch zugleich menschlicher! Verhängen wir Deportation über sie, und schicken ihn mit dem Mädchen nach den Inseln.

Baillif.

Die Sache ist bekannt, ganz Nantes, die ganze Provinz spricht davon; es ist dem Gerichte angezeigt, die Barre ist geöffnet, und die Gerechtigkeit geht ihren eisernen Gang. Fiat justitia et pereat mundus!

in einem Brief kann ich das nicht erschöpfen. So viel kann ich Ew. Excellenz indessen versichern, daß der Entschluß fest ist, und daß ich schon zu dem Ende gehandelt habe.

Frau von Kalb, die nunmehr hier wohnt, wünscht nichts mehr, als Ihre und der Frau v. Dalberg Bekanntschaft zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie eine vortreffliche Person in ihr finden werden, die, ohne aus Ihrem Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichnet. Iffflands Lear bewundert sie feurig, und eben das sprechen auch die Besten der Stadt.

Herazens Briefe von Wieland habe ich ganz und mit wahrem Vergnügen gelesen. Welche helle und reine Philosophie, in die feinste Sprache und die witzigste, delikateste Satyre gekleidet! Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich, und, was nicht

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gerichtssecretär.

Secretär.

Herr Baillif, so eben hat man die Zigeunerin verhaftet eingebracht.

Baillif.

Endlich, Gott sey Dank!

Secretär.

Adelaide Palombe, die Angeklagte, gerieth bey ihrem Anblicke in Schrecken, und wollte sich verbergen!

Baillif.

Das verspricht ein unerwartetes Licht! Endlich wird es Tag werden in dem Chaos! — Fort zum Verhör! (wie er sich wendet, um zu gehen, fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Ein Zimmer im Hauſe des Herrn von Pontis.

Erſter Auftritt.

Narbonne und Madelon.

Narbonne.
(raſch eintretend.)

Was ſchleichen Sie mir nach?

Madelon.
(ihm folgend.)

Ich muß Sie ſprechen!

Narbonne.

Darum hängen Sie ſich an meine Ferſen?

Madelon.

Sie kamen nicht nach Hauſe.

Narbonne.

Was kümmern Sie meine Schritte? — Man könnte wunder denken was es gäbe, ſähe man Sie immer auf meiner Spur.

Madelon.

Niemand bemerkte mich, ich war vorſichtig.

Narbonne.

Deſto ſchlimmer! Heimlichthuerei erweckt erſt die Aufmerkſamkeit. Dem Schleichenden ſpürt man nach; wer offen und feſt einhertritt, entgeht jedem Argwohn.

Madelon.

Kann uns Niemand hier ſehen?

Narbonne.

Weiß ich es?

Madelon.

Niemand hören?

Narbonne.

Das kann ich nicht hindern. Drum ſchnell! Jetzt ſind wir allein, wer weiß, wie lange!

Madelon.

Die Diener wurden zum Verhör gerufen.

Narbonne.

Ich auch!

Madelon.

Um die Zigeunerin zu erkennen.

Narbonne.

Sie haben ſie erkannt?

Madelon.

Ich auch.

Narbonne.

Als die Diebin des Schmuckes?

Madelon.

Neugierde trieb mich herzu, ich ſtand verborgen hinter den Zuſchauern, und glaubte in die Erde zu ſinken, als ich die Alte erblickte. Mit Mühe wankte ich aus dem Gerichtsſaale, um Sie aufzuſuchen. Ahnen Sie nicht, wer es iſt?

Narbonne.

Nein!

Madelon.

Orſomatrina, der ich vor 16 Jahren die Kinder übergab.

Narbonne.

(ſchreit auf vor Entſetzen.)

Ha! — die — die Kinder meines Bruders? —

Madelon.

Die beim Brande verunglückt ſeyn ſollten.

Narbonne.

(wüthend.)

Seyn ſollten — ſollten —

Madelon.

Und für todt ausgegeben wurden.

Narbonne.

(auf und niederſtürmend.)

Ja, armſelige Creatur! — ja — ausgegeben wurden. Elendes erbärmliches Geſchöpf! Warum nur ausgegeben? Warum ſind ſie nicht wirklich todt?

Madelon.

Ja Sie waren grauſam genug das zu wünſchen.

Narbonne.

Befohlen hatte ich es, befohlen —!

Madelon.

Ich konnte nicht gehorchen, konnte die Kinder nicht den Flammen überlaſſen! Nein, nein, das wäre zu gräßlich geweſen!

Narbonne.

Elende Halbheit! Was haſt Du weniger gethan, da Du ſie verſchonteſt, und der verworfenſten Race der Weſen übergabſt? Haſt ſie den Flammen entriſſen, gabſt ſie dem Mangel

der Armuth preiß; dem Hunger und ſeinen Folgen, der Verführung dem Laſter und der Sünde! Haſt ſie dem Tode entriſſen, und ſie allen Leiden des eckelhafteſten Lebens überlaſſen. Was gabſt Du zum Tauſche? Langſame Marter für ſchnelle Erlöſung. Beſſer Alles auf einmal und raſch beendet! Vor dieſer Schuld ſcheuteſt Du dich, aber die andere haſt Du nicht vermieden.

Madelon.

Mein Gott! welche?

Narbonne.

Kamen Jasmin und Julie nicht auch in den Flammen um?

Madelon.

Nicht durch mich?

Narbonne.

(höniſch.)

Nicht? — Wer weiß, ob ich Dich je zur Mithülfe hätte bereden können, ohne die Verſicherung und willkommene Ausſicht, daß die Flammen dieſes zärtlichen Paares, mit denen meines Hauſes verlodern würden?

Madelon.

(bedeckt ihre Augen.)

Narbonne.

Du ſahſt, wie ich den Schlüſſel abzog, der Ihnen Hülfe und Rettung zugleich verſperrte, Du ſahſt, wie ich den Brand in mein Haus warf, und thateſt nichts zu ihrer Rettung. Warum haſt Du da nicht gewinſelt, wie um das Leben der Kinder? War ihr Leben ſchlechter als das meiner Bruders-Kinder? O Weiber! Weiber! Immer und ewig ſeyd ihr unentſchloſſen, nur eurer Leidenſchaft opfert ihr ohne Bedenken. Seyd immer nur halb was ihr ſeyn ſollt, oder wollt! Zu erbärmlich zur vollkommenen Tugend, zu albern zum vollende-

ten Laſter! Was iſt nun gethan? Was hat Alles geholfen? O des unzeitigen Mitleids, es bringt uns an den Rand des Verderbens! — O! raſen könnte ich und wüthen! Würgen, vernichten möchte ich das blödſinnige Geſchöpf, das mir da ſo dumm in mein gutgezetteltes Gewebe tölpelte! —

Madelon.

(ängſtlich.)

Gott! mein Gott!

Narbonne.

Sie mußten fort! Sie ſtanden mir im Wege! Beſſer Alles auf einmal und raſch gethan. Halbe Maßregel, ſchlechte Maßregel! Entweder mußten ſie ganz weg oder ganz da bleiben! Wäre geſchehen was ich wollte, ſo wären wir jetzt nicht in dieſer Angſt, Noth und Verlegenheit. Ich hatte Alles berechnet, und richtig! Siehſt Du das nicht ein? Wenn die Zigeunerin nun plaudert?

Madelon.

So ſind wir verloren — Sie und ich!

Narbonne.

Nichtwahr, jetzt ſiehſt Du's ein, weil's zu ſpät iſt?

Madelon.

Daran dacht' ich damals ſchon.

Narbonne.

Und ſchwebteſt lieber ſeit 16 Jahren in Furcht und Schrecken, und bebteſt fortwährend vor dem Beile des Henkers, das wie das Schwert des Damocles über Deinem Haupte hing, als daß Du entſchloſſen im geltenden Augenblicke die Furcht mit dem Gegenſtande mordeteſt?

Madelon.

Dennoch konnte ich nicht ſo grauſam ſeyn, als Sie es geboten. Sey der Tod auch mein Lohn! — Lebt doch die

Hoffnung die That zu ſühnen, denn nur die Todten ſind nicht mehr zu erwecken, den Lebenden kann Alles erſetzt werden.

Narbonne.

Wenn man ſie findet!

Madelon.

Das Mädchen iſt gefunden.

Narbonne.

Gefunden? Gefunden?

Madelon.

Es iſt dieſelbe Adelaide Palombe, die verhaftet, und als Diebin des Schmuckes vor Gericht geſtellt wurde.

Narbonne.

Wer beweißt das?

Madelon.

Haben Sie das Kreuzchen betrachtet?

Narbonne.

Ja, mit Entſetzen erkannt' ich es —

Madelon.

Als das, welches Meiſter Jaques zu dem Schmucke neu verfertigte?

Narbonne.

Nein, nein! Ich täuſche mich nicht, wie der Meiſter, der nur nach ſeinem Stempel urtheilt.

Madelon.

Nicht wahr, es fehlt ein Stein?

Narbonne.

In der Mitte. Ein Rubin; der Meiſter meint, er ſey erſt kürzlich ausgebrochen, um das Geſchmeide zu entſtellen.

Madelon.

Frau von Narbonne hatte ihn verloren, und trug das Kreuz-

chen an einem Bande das ſie dem Juwelier ſchicken wollte, um den Hals.

Narbonne.

Aber wie erhielt es das kleine Mädchen? Vor ſechzehn Jahren ſah ich es nicht an ihr.

Madelon.

Seine Mutter hieng es ihm um.

Narbonne.

Iſt darin wohl Sinn und Verſtand? Ein Kind mit Brillanten zu behängen? Fratzenhaftes Geſchlecht, das ſchon mit den Säuglingen kokettirt. Man könnte lachen über die ſpielenden Katzen, wären die Folgen ihres Unſinns nicht ſo unheilbringend! Sage mir, warum iſt das geſchehen?

Madelon.

Warum? fragen Sie? — Warum? Was geſchieht, das muß geſchehen! Die Kinder lagen im Fieber, wie Sie wiſſen — an den Blattern. Am heftigſten hatte es die Kleine ergriffen, und der Arzt erklärte, wenn ſie einſchliefe, würde ſein Mittel wirken und die Kriſe vorüber ſeyn. Wie ſich Frau von Narbonne über das Bettchen bog, glänzten die Augen des fiebernden Kindes gar ſeltſamlich. Es ſtreckte die Händchen nach dem Schmucke und ſchrie, und ſchwieg nicht eher, bis ſeine Mutter es ihm um den Hals gehängt, da ſchlug es die kleinen Aermchen über der Bruſt zuſammen und ſchlief ein. Wir wollten es ihm nun ſanft wegziehen, aber ſeine Mutter litt es nicht. »Seht ihr nicht die Wunderkraft des heiligen Zeichens?« rief ſie mit geheimnißvollem Tone.» Laßt es ihr! Nie ſoll es von ihrem Buſen! Seht, ſie ſchläft, ruhig ſchlägt das kleine Herzchen darunter. Es wird ſie ſchützen in Gefahr und Noth.« Herr, dieſe Worte vergeſſe ich nie, es waren die letzten, welche Frau von Narbonne zu ihrem

Kinde ſprach. — In jener Nacht fand man Ihren Bruder ermordet, und die unglückliche Mutter wurde ihren Kindern durch die Schuld entriſſen, die man ihr beimaß.

Narbonne.

Und die Fratze behielt den Schmuck am Halſe?

Madelon.

Ich hätte nicht gewagt, das letzte Vermächtniß einer Mutter unerfüllt zu laſſen.

Narbonne.

Dein lächerlicher Aberglaube bereitet mein Verderben.

Madelon.

Nein, Ihr Uebermuth iſt es. Warum mußten Sie die Gerichte auffordern? Habe ich Sie nicht gewarnt? Habe ich Sie nicht beſchworen, die ſchlafende Themis nicht zu ſtören?

Narbonne.

Ja, ja, als es zu ſpät war!

Madelon.

Aber die Liebe verblendete Sie, und Sie vergaßen alle Vorſicht. Der Schmuck war für die ſchöne Braut beſtimmt, darum mußten alle Mittel aufgeboten werden, ihn wieder zu erhalten. Ohne dieſe Vermählung, ſo widerſinnig durch die Ungleichheit der Jahre, wäre Alles unterblieben.

Narbonne.

Widerſinnig nennſt Du einen Schritt, den Du ſelber zu thun beabſichtigſt?

Madelon.

Ihre Abſicht erweckte erſt die Meinige.

Narbonne.

Du meinteſt wohl, weil mein Vermögen mir zu einer ſchönen Braut verhalf, könnteſt Du dir mit dem Deinigen einen blühenden Gemahl erringen?

Madelon.

Nein, ich wollte das Unrecht wieder gut machen, das Sie an diesem Jünglinge zu begehen im Begriffe standen, und durch die Verwendung des kleinen Gutes das Mittel sühnen, durch das ich es erhielt. Sie nahmen ihn in Ihr Haus und ließen ihn wie Ihren Sohn erziehen, machten ihn bekannt mit allen überflüssigen Bedürfnissen des verwöhnten Luxus. Nun hätten Sie ihn wie einen Bettler hinausgestoßen.

Narbonne.

Ich hätte ihn nie verstoßen!

Madelon.

Aber die junge Gemahlin hätte ihn vertrieben.

Narbonne.

(mit höhnischem satyrischen Lächeln.)

Das war nicht zu fürchten.

Madelon.

Sie hätte nicht geduldet, daß noch Jemand Ihre Liebe mit ihr theilte, wenn sie auch den nicht gehaßt hätte, der ihr das Vermögen ihrer Nachkommenschaft schmälerte.

Narbonne.

Sie wählten übrigens das reizendste Mittel zur Buße, und wollten Ihr Vermögen nicht wegwerfen!

Madelon.

O spotten Sie nicht! Ich hätte es ihm ohne meine Hand zugewendet, hätt' ich ohne dasselbe leben können.

Narbonne.

Auch Sie wollten mein Haus verlassen?

Madelon.

An seiner Hand, oder, wenn er die meinige verschmähte — an der unserer heiligen Religion, um in geweihten Mauern meine Tage in Buße und Andacht zu beschließen, indem ich

wenig iſt, teutſch, wie eine nationelle Schrift. Ich freue mich auf die übrigen Bände.

Von den Vorſtellungen dieſer Woche wüßte ich wenig zu ſagen. Zwiſchen zwei Vorſtellungen des Lears kann man mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen.

Mit gröſter Ungeduld erwarte ich E. E. auf den verſprochenen Sonntag, und nenne mich mit vollkommenſter Hochachtung

Ihren

unterthänigen

F. Schiller.

Sr. Excellenz
dem Freiherrn von Dalberg
Hofkammer-Vicepräſidenten
Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht in der Pfalz u. ſ. f.

zu Hernsheim.

mit Gelegenheit.

ihm mein kleines Vermögen hinterließ; doch ehe ich das versuchte, wollte ich wissen, ob ich es dürfte; Sie schwelgten im Besitze des Gutes, das Sie sich durch jahrelange Mühe und hartnäckige Verfolgung Ihres Zieles erwarben. Ich war überzeugt, daß Sie sich nie davon, oder nur mit Ihrem Leben trennen würden.

Narbonne.

Sie erkannten mich richtig.

Madelon.

Ich hingegen sah mich nur als eine Verwahrerin meines kleinen Theiles an, das ich den armen Waisen zustellen müßte, wenn sie noch am Leben wären; deßhalb unternahm ich die Wallfahrt.

Narbonne.

Um sie dort aufzusuchen?

Madelon.

Seit Jahren halten sich Zigeuner in der Nähe des Gnadenbildes zur Zeit der großen Andacht auf. Ich hoffte, die Bande dort zu treffen, bei der ich die Kinder vermuthete, oder, von einer andern, Nachricht über ihren Aufenthalt zu erlangen.

Narbonne.

Die Mühe konnten Sie ersparen; sie ist jetzt wohlfeiler zu haben. Still! — horch! — Wahrscheinlich der Baillif. Geschwinde fort, — man darf uns nicht beisammen finden! — durch diese Thüre.

Madelon.

(eilt durch die Seitenthüre.)

Zweiter Auftritt.

Herr von Pontis. (durch die Mitte kommend.) Narbonne.

Baillif.

Ich muß Ihnen einen seltsamen Vorfall mittheilen.

Narbonne.

(der ihm entgegen ging.)

Jetzt Muth, und kaltes Blut!

Baillif.

Der Knoten scheint sich auf eine unerwartete Weise zu verschlingen.

Narbonne.

(mit erkünstelter Fassung.)

Sie machen mich sehr neugierig.

Baillif.

Ich war um so fester überzeugt, daß die Zigeunerin in Verbindung mit der Verhafteten seyn müßte, weil das Mädchen zitternd sich zu verbergen suchte, als man die Alte in den Saal führte. Da man sie aber mit ihr confrontirte, gestand sie, daß sie nur deshalb Furcht ergriff, weil sie von ihrer Kindheit an, in ihrer Gefangenschaft alle mögliche Mißhandlungen ertragen mußte. Auch Saint Foix, den ich in Verbindung mit dem Gesindel vermuthete, wurde gebracht, und den Zigeunern gegenüber gestellt. Er starrte sie unverwandt an. Als ich sie fragte, ob sie den jungen Menschen kenne, leugnete sie jede Bekanntschaft; aber bei dem Ton ihrer Stimme stürzte er sich auf sie zu, faßte sie mit starker Faust und schrie: »Du bist es, die mich raubte, aus dem Vaterhause stahl, Du bist es, die ich suchte! Du allein kannst mir meinen Namen, meine Ehre, meine Familie, mein Vater-

land wiedergeben!- Er drohte, ſie zu erdroſſeln, wenn ſie nicht ſprechen würde. Nur mit Mühe entriß man ſie ſeinen Händen. Sie kennen ja ſeine Kraft, und ſeine Dreiſtigkeit!

Narbonne.

(iſt niedergedonnert, er kann ſich kaum aufrecht erhalten, fährt aber mit der Hand über die Stirne, und ſpricht, gezwungen gefaßt, mit leichtem Tone.

Das iſt allerdings ſeltſam, unerwartet, und äuſſerſt romantiſch.

Baillif.

Die Alte geſtand, zitternd unter ſeiner gewaltigen Berührung, daß ſie ihn *nicht raubte* —

Narbonne.

(getäuſcht.)

Nicht?

Baillif.

Daß er ihr vor 16 Jahren in der Stadt übergeben wurde; daß er nur fünf Jahre bei ihr zubrachte, und bereits in ſeinem zehnten Jahre entſprang, als er das Brillantkreuzchen, das Adelaide, ſeine Schweſter, am Halſe trug, beſehen wollte, und *deßhalb* eingeſperrt wurde.

Narbonne.

(kaum ſeiner mächtig.)

Adelaide, ſeine Schweſter? —

Baillif.

Welche die Zigeunerin zugleich mit ihm erhielt. Rührend war die Freude der beiden Kinder, die ſich nun als *Geſchwiſter* erkannten und umarmten!

Narbonne.

(in Gedanken.)

Das läßt ſich denken. —

Baillif.

Kein Auge im Gerichtsſaale blieb trocken, bei dieſer er-

greifenden Scene, und ich ſelbſt, ich bekenne es, fühlte mich wunderbar bewegt.

Narbonne.

(Der jetzt einen Entſchluß faßt, affectirt eine freudige Ueberraſchung.)

Sie hatten Recht! — Endlich wird es Licht in dieſem Chaos! O mein Gott und Herr, wie danke ich Dir! Mein Sohn, mein Saint Foix, fand eine Schweſter in dem Mädchen, das er bisher aus Mitleid unterſtützte! O die Stimme der Natur verleugnet ſich nie! Die Angeklagte iſt nun frei von dem Verdachte des Diebſtahls.

Baillif.

Da zwei Zeugen behaupten, daß ſie das Kreuzchen wirklich ſeit ihrer Jugend am Halſe trug, kann ſie allerdings als Diebin desjenigen nicht mehr bezeichnet werden, das man Ihnen in voriger Nacht entwendete.

Narbonne.

Wunderbar führt das Schickſal die blinden Sterblichen zum Ziele! — Wäre der Schmuck nicht geſtohlen worden, hätten ſich die Kinder niemals gefunden und erkannt.

Baillif.

Darum iſt die Gerechtigkeit auch eine Stellvertreterin Gottes auf Erden.

Narbonne.

Das iſt ſie! Das iſt ſie! Ich erkenne es dankbar! Preiſen muß ich die Vorſehung, daß ſie ſich dieſes Mittels bediente. Wie gerne will ich den Verluſt der edeln Steine verſchmerzen. Mag ſie die Zigeunerin, mag ſie ſonſt Jemand geſtohlen haben, gleichviel! Ich hätte mich nie bedacht, eine gleiche Summe für dieſes Ereigniß mit der größten Bereitwilligkeit hinzugeben. Gut denn! So ſey der Schmuck den Schickſals-Mäch-

ten, als ein Opfer überlaſſen, und fortan ſey keine Rede mehr davon.

Baillif.

Nein, Herr von Narbonne! Wie ſehr ich ſo edle und fromme Geſinnungen an meinem künftigen Schwiegerſohn auch ſchätze und liebe, das darf noch immer nicht ſeyn!

Narbonne.

Wie?

Baillif.

Und die betheiligten Perſonen bleiben in Verhaft.

Narbonne.

In Verhaft?

Baillif.

Und in Unterſuchung.

Narbonne.

In Unterſuchung?

Baillif.

Es iſt zwar bewieſen, daß es das Kreuzchen *nicht* iſt, das man Ihnen entwendete, aber immer bleibt es doch ein Kleinod, das man aus ihrem *Hauſe* ſtahl, und Meiſter Jaques, der abermals gerufen wurde, zweifelt jetzt nicht mehr, daß es *dasjenige ſei*, welches er einſt der Frau von Narbonne verfertigte. Erſt muß nun ermittelt werden, wie das Kind dazu kam, durch *wen* ſie es erhielt.

Narbonne.

(aufs Neue in ſeine vorige Angſt zurückgeworfen.)

Haben Sie eine Ahnung? Eine Andeutung, eine Spur?

Baillif.

Noch nicht. Aber zweifeln Sie nicht, ſie wird ſich finden. Sind wir ſo weit, kommen wir auch noch weiter! Es könnte ſeyn, daß der Mörder Ihres Bruders ſich dieſen Schmuck an-

eignete oder selbst von Ihrer Schwägerin erhielt. Sie trug ihn, nach der Diener Aussage, an jenem Tage, und er war seit der Ermordung Ihres Bruders verschwunden.

Narbonne.

Aber das Mädchen erhielt ihn einst als Kind?

Baillif.

Von seinem Vater, seiner Mutter; diese muß sich entdecken, und ich hoffe es, mit Hülfe dieses Kreuzchens!

Narbonne.

(erschrickt furchtbar.)

Herr des Himmels! Wer?

Baillif.

Ja ja, dieser Fingerzeig von oben wird meine Erwartung nicht täuschen. Der Gott, der mich ausersehen, diese verwaisten Geschwister zu vereinigen, wird mir auch beistehen, sie in den Schooß ihrer Familie zu leiten. Zugleich aber hoffe ich dadurch dem Mörder Ihres Bruders auf die Spur zu kommen. Ihn halte ich für den Vater dieser Kinder, vermählt mit ihrer Mutter oder nicht. Nur eine Mutter, die sich mit solch einem Bösewicht vereinigen konnte, nur ein Mensch, der solch einen scheußlichen Mord verübt, ist grausam genug, so liebe Kinder dem Elende und Verderben zu übergeben.

Narbonne.

Aber Saint Foix ist doch nun frei, da gar kein Verdacht mehr auf ihn haftet?

Baillif.

Wer behauptet das? Von der Entwendung dieses Kreuzchens ist er allerdings frei zu sprechen. Aber Ihr Schmuck ist noch immer nicht entdeckt.

Narbonne.

Mein Schmuck?

Baillif.

Und er oder die Zigeunerin müssen ihn haben. Wollte er nicht entfliehen?

Narbonne.

Allerdings!

Baillif.

Wissen Sie warum?

Narbonne.

(verlegen.)

Ich? — Nein!

Baillif.

Er selbst weigert hartnäckig jede Erklärung, und bis dieses Dunkel erhellt ist, oder die Zigeunerin gestand, deren Verhör bald beginnen wird, haften die ersten Gründe des Verdachtes noch auf ihm, die seine Verhaftung veranlaßten.

Narbonne.

Noch immer können Sie an dieser Idee fest halten? Selbst nachdem die Erkennung der Geschwister Sie so rührte und ergriff?

Baillif.

Was hat meine Rührung mit meinem Amte gemein? Ihr Privatleute habt sonderbare Ansichten von Juristen. Die Erfahrung macht uns mißtrauisch und unbeugsam. Ich zum Beispiel, denke stets das Schlimmste von den Menschen, und bin geneigt, einen Jeden eines Verbrechens fähig zu halten.

Narbonne.

(betroffen.)

Jeden? — Jeden? — Etwa auch mich?

Baillif.

Hm! Nehmen Sie es übel oder nicht — Wenn der

Jurist gefragt wird, schweigt der Mensch, schweigt der Freund, schweigt der Schwiegervater, selbst der Vater. — Ich nehme Niemanden aus! für mich selbst will ich aber stehen!

Narbonne.

Ein Grundsatz, der mit Ihren vortrefflichen Eigenschaften in grellem Widerspruche steht.

Baillif.

Das kommt Ihnen so vor, weil Sie und Ihresgleichen den Juristen immer als Mensch beurtheilen.

Narbonne.

Ei nun — diesen Titel wird der Jurist nicht verschmähen.

Baillif.

Um die Wage der Themis mit der Unpartheilichkeit eines Gottes zu verwalten, allerdings.

Narbonne.

Diese Art der Apotheose verstehe ich freilich nicht zu würdigen. Die Empfindungen meines Herzens, die Mahnung meines Gefühls, waren bisher die einzigen Pole, die der Compaß meiner Brust angab. Ich muß daher meinen Pflegesohn bedauern, der eines juristischen Grundsatzes halber schuldlos im Kerker bleiben muß.

Baillif.

Ich denke weit besser von ihm, als früher. Er interessirt mich sogar. Manches in den Aussagen gewann ihm meine Achtung. Das nächste Verhör könnte ihn in völlige Freiheit setzen, wenn er nur die Ursache seiner Flucht bekennen wollte.

Narbonne.

(die Freude blitzt aus seinen Augen. Man muß es merken, daß ihn der Gedanke der Rettung durchzuckte.)

Vielleicht gelänge es mir, ihn dazu zu bewegen, vielleicht

hörte er auf mein Zureden, und gestünde seinem Wohlthäter, was er dem strengen Richter verschweigt.

Baillif.

Versuchen Sie es, der Weg zu ihm steht Ihnen offen. Sie können ihn nach Belieben sprechen.

Narbonné.

Nehmen Sie meinen besten Dank für diese Erlaubniß.

(geht ab.)

Baillif.

Kein besseres Herz auf der Welt! Ein vortrefflicher Mensch, aber von der Jurisprudenz hat er nicht den geringsten Begriff.

Dritter Auftritt.

Herr von Pontis. Gerichtssecretär.

Secretär.

Ein dringender Bericht, Herr Baillif, den ein Courier so eben aus Paris brachte.

Baillif.

(öffnet das Paquet.)

Vom General-Lieutenant der Polizei, Marquis d'Argenson — hm! hören Sie doch!

(er liest.)

»Mein Herr Baillif.«

»Ihnen gebührt der Ruhm, bei der Ermordung des »Herrn von Narbonne zuerst entdeckt zu haben, daß ein »Mann im Einverständnisse mit dessen Gemahlin dieß »Verbrechen verübt haben müßte, indem Sie die blu-

»tigen Abzeichen einer Mannshand auf dem weißen Nacht-
»gewande der Dame bemerkten. Seine Majestät beliebten das Urtheil des Parlaments zu suspendiren, weil »ich versprach, durch dies Merkmal allein dem Mörder »auf die Spur zu kommen. Ein Aventürier, aus einem »der besten Häuser ihrer Provinz entsprossen, Gujon de »Saint Pierre, der längst als Spieler unter besonderer »Aufsicht der Polizei stand, gerieth, an einem zweideutigen Orte der Residenz, in Streit mit dem Sohne des »Marquis von Louvois, der ihn bei Tische beschuldigte, »ihm betrügerischer Weise die Börse geleert zu haben. »Er sprang auf, und stieß den Jüngling meuchelmörderisch mit einem Messer nieder. Ich ließ das Lokal »durchsuchen, und alles festnehmen, was man da traf. »Unter andern fand sich unter dem Tafelzeuge, das man »aus dieser Räuberhöhle schon auf die Seite zu schaffen »suchte, auch eine Serviette, an der Jemand seine Hand »abgewischt, und die denselben blutigen Abdruck hinterließ, der sich auf dem Kleide der Frau von Narbonne »fand. Es ist kein Zweifel, daß der Mörder des Pierre »von Narbonne zugegen war, und da ich mit Grund annehmen kann, daß nur Saint Pierre seine Hand mit »Blut befudelt haben konnte, so halte ich ihn für den »doppelten Mißethäter.«

»Belagter Saint Pierre ist auf der Flucht, und »nahm seinen Weg nach Nantes. Ich weiß, daß er die »Thore schon passirte, aber nicht zu Lande diese Stadt »verlassen haben kann, sonst müßte er meinen Spionen, »die ihn nicht außer Augen ließen, in die Hände gefallen »seyn. Sie werden sich alle Mühe geben zu verhindern, »daß er zu Wasser entweichen kann, um die Ehre zu

Ben Howe, den 19ten Jenner 1783.

22.

Es ist das erstemal, daß ich über die theatrali-
sche Vorstellung meines Stücks eigentlich mei-
ne Meinung sage, und auch jetzt würde ich es
aus tausend Ursachen nicht thun, wenn meine
wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur
Pflicht machte, eh ich einen Schritt öffentlich
thue, wenigstens mich offenherzig gegen Sie zu
erklären.

Ich weiß nicht, welchem politischen Raffine-
ment ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere
Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht alle —

-genießen, den berühmteſten Rechtsfall angefangen und -beendigt zu haben.

Marquis d'Argenſon.

Hier folgt das Signalement. — Was ſagen Sie zu dieſer Fügung?

Secretär.

Daß ſich das außerordentliche Talent des Marquis auf's Neue bewährt, der das Vertrauen des großen Ludwigs mit vollem Rechte beſitzt.

Baillif.

Kommen Sie, laſſen Sie uns alle Anſtalten zur Verfolgung des Mörders treffen.

(beide ab.)

(Verwandlung.)

Vierter Auftritt.

Anſtändiges Zimmer in einem Gefängniſſe.

Saint Foix. Adelaide.

St. Foix.

Klage nicht, daß man uns hier im Gefängniſſe zurückhält. Ich ſegne die Einſamkeit, die mir vergönnt, fern von läſtigen Zeugen, die neugefundene Schweſter ſo recht innig an mein Herz zu drücken.

Adelaide.

Siehſt Du meine Augen feucht, ſo glaube nicht, es ſey Kummer. O nein! nein! Es ſind Freudenthränen über mein

Glück. Ich muß weinen! Wie gerne hörte ich auf, denn ich kann ja so fortwährend in Deine Augen sehen, in Deine lieben Augen! O sieh mich an, Bruder! Mein Gott, Du weinst ja auch?

St Foix.

Gewiß, und ich schäme mich dessen nicht. Es ist ein heiliges Dankopfer, das ich dem Schöpfer bringe, und er verwirft es nicht, denn mehr als Worte und Töne sagen, drückt eine weiche Thräne aus!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Narbonne.

St. Foix.
(steht sich um.)

Was seh' ich?

Narbonne.

Wunderst Du Dich, mich hier zu sehen?

St. Foix.

Würden Sie mich deshalb tadeln?

Narbonne.

O nein, Du kennst mich ja noch nicht ganz.

St. Foix.

Ich habe Sie beleidigt —

Narbonne.

Gegen Deinen Willen!

St Foix.

Die Braut des Vaters liebt den Sohn.

Narbonne.

Ohne sein Verschulden.

St. Foix.

Und dieser betet die Braut seines Wohlthäters an.

Narbonne.

Wer kann der Macht ihrer Reize widerstehen?

St. Foix.

Und Sie könnten —

Narbonne.

Eine Schwäche entschuldigen, der ich selbst unterlag? Warum nicht?

St. Foix.

Sie könnten mir vergeben?

Narbonne.

Man liebt immer die am meisten, die uns am bittersten kränken! — Und habe ich nicht Dir noch zu danken?

St. Foix.

Sie — mir?

Narbonne.

Daß Du mich enttäuschest. Ich leugne es nicht; ihr Verlust schmerzt mich tief, ich bin unglücklich. —

St. Foix.

Wer wär's nicht? — Sie lieben sie — Sie müssen sie lieben — wen begeisterte nicht das Vollkommenste der Erde?

Narbonne.

Aber wäre ich nicht noch weit beklagenswerther, wenn ich erst nach der Trauung erfahren hätte, daß ich ein Herz gebrochen, das ich so gerne beglückte, und zwei Wesen elend gemacht hätte, die ich mehr liebe, als mich selbst?

St. Foix.

So erhaben kann Niemand denken, als Sie.

Narbonne.

O schweige! In dem Wettstreit der Tugend wird Dir der Preis zu Theil, den die Liebe zu seinem Wohlthäter, die Achtung vor seinem Pflegevater, zu einem Opfer begeistert, das kein Gott zu bringen im Stande wäre.

St. Foix.

Wer gleicht Ihnen auf dieser Welt? Statt mit Vorwürfen, überschütten Sie mich mit Lob. Ich staunte Sie immer an, ich bewunderte stets Ihr edles Gemüth, aber diese Güte übersteigt alle Erwartungen. Und ich — ich —! grausames Schicksal, ich muß dazu bestimmt seyn, ein solches Herz zu betrüben!

Narbonne.

Schweige, ich bin Schuld an Allem! Ich hätte die Erstlinge Eurer Empfindung nicht dieser Versuchung aussetzen sollen. Ich fehlte, aber mein Fehler ist menschlich, und darum auch verzeihlich. Ich kannte Deinen Umgang mit Adelaiden.

St. Foix.

Mit meiner Schwester?

Narbonne.

Wußte ich denn, welche Neigung Dich zu ihr hinzog? So wenig, als Du selbst, wußte ich, wer sie ist. Ich glaubte Dich gefesselt von ihrer rührenden Schönheit — ich *mußte* es glauben, — und darum bewahrt vor jedem andern mächtigen Eindrucke.

St. Foix.

Ich kann nicht heucheln. Sie wissen es. Dazu war ich von jeher zu stolz. Ich liebte Victoire, vom ersten Augenblicke an, wo ich sie sah.

Narbonne.

Aber Du wolltest fliehen, um mich nicht zu kränken.

St. Foix.

Ihr Beispiel stärkte mich zu dem Schritte.

Narbonne.

Mein Bruder war der Glückliche, ihm ließ ich die Braut; aber so begünstigt war ich nicht, wie Du. Pauline liebte mich nicht, Dich liebt Victoire, und Du handeltest größer, als ich.

St. Foix.

Nie hätte sie mein Herz erforscht, hätte mich die Angst nicht zu ihren Füßen getrieben, als Adelaide verhaftet wurde.

Narbonne.

Und wer trägt diese Schuld, als ich? Hätte ich nicht so viel Aufhebens um den entwendeten Schmuck gemacht, hätte man nie daran gedacht, dies unschuldige liebenswürdige Kind so zu entehren.

Adelaide.

Nicht wahr, Sie konnten nicht glauben, daß ich, — ach, ich kann das Wort nicht mehr aussprechen.

Narbonne.

Wer sähe diese Engelzüge, diese Schuldlosigkeit des Blickes, und zweifelte an dem Adel der Seele. Nein, ich konnte Dich nie einer solchen Niedrigkeit fähig halten, liebliche Schwester meines Sohnes — nicht wahr, — nun auch meine Tochter? — Du verschmähst doch nicht, diesen Namen zu tragen?

Adelaide.

Muß ich nicht stolz darauf seyn, ihn von dem großmüthigen Manne zu erhalten, der meinen Bruder erzog?

Narbonne.

Weil ich nun die Schuld dieser ganzen Verwirrung trage,

so beugt es mich tief, den edlen Beweggrund Deiner Handlungen zum Grunde Deines Verderbens verdreht zu sehen.

St. Foix.

Wie so?

Narbonne.

Gemein ist der Sinn des Menschen! Diese Flucht war die Ursache Deiner Verhaftung, und wird der Grund zu Deiner Verdammung werden.

Adelaide.

O ewige Gerechtigkeit!

St. Foix.

Wäre es denn möglich?

Narbonne.

Du hast die Beweggründe vor Gericht verschwiegen.

St. Foix.

Ich konnte mein Geheimniß, und das ihrige, nicht profanen Ohren preißgeben.

Narbonne.

Und glaubst Du, daß es Dir genützt hätte? Glaubst Du, daß die Jurisprudenz diese subtile Empfindung begriffen hätte? Mit eiserner Rohheit urtheilt sie über den rohen Thatbestand der Dinge. Ein Mann, wie Herr von Pontis, ein eingefleischter Jurist, ein unverbesserlicher Pedant, ist nie von seinem Verdachte abzubringen. Du wolltest fliehen — aus dem Hause, wo der Schmuck entwendet wurde — das ist genug! Nach allen Indizien kann nur ein Hausgenosse der Dieb seyn — und Du bist dieser — bis die Brillanten gefunden werden.

St. Foix.

Und wenn sie verloren sind?

Narbonne.

Ist Deine Verurtheilung gewiß.

Adelaide.

Gott im Himmel!

St. Foix.

Zu welcher Strafe?

Narbonne.

Zur Galeere!

Adelaide.

Es kann nicht seyn.

Narbonne.

Und auch Du, meine Tochter, bist noch nicht frei. Du bist ohne Eltern, ohne Erwerbszweig gefunden worden. Du warst in Verbindung mit einer gefährlichen Zigeunerin. Finden sich Eure Eltern nicht, zeugt Niemand dafür, daß Du das Kreuzchen auf eine rechtmäßige Weise erhieltest, das von dem Schmucke der Frau von Narbonne, meiner Schwägerin, einst entwendet wurde — denn das Zeugniß Deines Bruders und der Alten kann vor Gericht nicht gelten, — so wirst auch Du als Diebin verurtheilt. Die geringste Strafe, welche Dir zuerkannt wird, ist das Raspelhaus oder Verwahrung in einer Besserungsanstalt.

St. Foix.

Herr meines Lebens!

Adelaide.

Das wäre entsetzlich!

Narbonne.

Ich habe meinen ganzen Einfluß aufgeboten, zweimal versucht, verlangt, darauf gedrungen, den Prozeß niederzuschlagen; habe weder Bitten noch Flehen gespart. Aber vergebens, Herr von Pontis ist unbeugsam.

Adelaide.

Dann ſind wir verloren!

St. Foix.

Und kein Ausweg iſt übrig?

Narbonne.

Ein einziger bleibt.

St. Foix.

Nennen Sie ihn.

Narbonne.

Die Flucht.

Adelaide und Narbonne.

Die Flucht?

Narbonne.

Und noch dieſe Nacht.

St. Foix.

Das wäre unmöglich!

Narbonne.

Geld vermag Alles. Nur bey Herrn von Pontis nicht. Es iſt der Schlüſſel der Thüren und Herzen. Der Kerkermeiſter iſt von mir beſtochen. Sobald es dunkelt, könnt Ihr fliehen.

Adelaide.

Wohin?

Narbonne.

Nach den Antillen, nach Quadeloupe. Eines meiner Schiffe, die Talione, ſegelt dahin, und weilt noch auf der Rhede von Noirsmoutiers. Ich ſendete bereits meinem Kapitän den Befehl, die Anker nicht zu lichten, ehe Ihr angekommen. Eine Barke mit kräftigen Ruderern liegt auf der Loire, und trägt Euch im Fluge hin, ehe hier Eure Flucht nur Jemand ahnet.

St. Foix.

Nach Quadeloupe —

Narbonne.

Für alles Nöthige zu Eurer Reiſe iſt geſorgt.

Adelaide.

Sie ſind unſer Rettungsengel!

Narbonne.

Ich kam nicht eher, Euch davon zu benachrichtigen, bis Alles beſorgt war. In Saint Louis werdet Ihr als meine Kinder aufgenommen. Du, Saint Foix, übernimmſt die Leitung meiner Etabliſſements, Du beſitzeſt alle Eigenſchaften zu dieſer Stelle, und biſt ſo gut als Dein eigener Herr. Nun ſaget, that ich nicht Alles, um meine Uebereilung gut zu machen, und das Andenken an meine väterliche Neigung auf ewig mit feurigen Buchſtaben in Eure Herzen zu graben?

Adelaide.

Wer könnte ſolche Liebe verkennen?

St. Foix.

Dieſe Fürſorge vergeſſen?

Narbonne.

(zu Saint Foix.)

Du biſt alſo entſchloſſen?

St. Foix.

Ja!

Narbonne.

Dieſen Abend zu fliehen?

St. Foix.

Nein!

Narbonne.

Wie?

St. Foix.

Sondern zu bleiben.

Adelaide.

Mein Bruder!

St. Foix.

Ich fliehe nicht!

Narbonne.

Mein Sohn!

Adelaide.

Ich bitte Dich, mein Bruder!

St. Foix.

Schweig', Adelaide! Du bist zu jung und unerfahren, um die Grundsätze der Ehre und Männlichkeit zu beurtheilen. Ich fliehe nicht.

Narbonne.

Warum nicht?

St. Foix.

Jetzt feig zu entweichen, wäre so viel, als sich selbst der Schmach dieser Anklage würdig zu bekennen.

Narbonne.

Fliehe, fliehe, mein Sohn!

Adelaide.

Fliehe nicht, Bruder, ich bleibe bey Dir.

St. Foix.

Ich bleibe. Die Unschuld scheut die Klage nicht.

Narbonne.

Bedenke, wenn Du verurtheilt wirst, Dein Loos, das Loos Deiner Schwester! —

St. Foix.

Ohne unsere Bemühung führte uns das Schicksal zusammen, durch diesen Prozeß erkannten wir uns als Geschwister,

die Konvenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben. Es iſt das kleinſte Merkmal der Achtung, das der Schauſpieler dem Dichter geben kann, wenn er ſeinen Text memoriert. Auch dieſe kleine Zumuthung iſt mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden koſten, bis ich einem Perioden die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruſſe ausgeſezt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutſch verwandelt. Seit wie lang iſt es Mode, daß Schauſpieler den Dichter ſchulmeiſtern?

Geſtern hab ich das mehr als ſonſten gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläßige Einſtudiren der mehreſten ganz in Lumpen zerriſſen.

durch dieſen Prozeß werden wir unſere Eltern wiederfinden, einen rechtmäßigen Stand und Namen erhalten. Wen die Vorſehung ſo ſichtlich begünſtigte, wem der Allmächtige ſeine Gnade ſo unleugbar zuwendete, der ſündigte an ſeinem Schöpfer, wollte er ſich muthwillig ſeinen ferneren Wohlthaten entziehen. Mein ganzes Leben ſeufzte ich nach dem Augenblicke meiner Anerkennung, all mein Dichten und Trachten war auf dieſen Gegenſtand gerichtet — und nun alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, das erſehnte Ziel endlich zu erreichen, ſollte ich fliehen? Nein, ich bleibe — denn jetzt wird, jetzt muß es ſich entſcheiden!

Narbonne.

(für ſich.)

Verflucht ſey Euer Scharfſinn! (in höchſter Angſt.) Du mußt fliehen.

St. Foix.

Ich muß? — Wer will mich zwingen?

Narbonne.

Ich — ich! durch meine Bitten — mein Flehen, meine Thränen! Haſt Du kein Ohr für meine Zärtlichkeit, — kein Gefühl für die Angſt meines Vaterherzens? Unbarmherziger! (er fällt vor ihm nieder mit Adelaiden, die er gleichfalls niederzieht.) Sieh mich zu deinen Füßen — ich umfaſſe deine Kniee — Angſtſchweiß ſteht auf meiner Stirne — fliehe, fliehe! Sonſt biſt Du verloren! Erhalte Dich für Deinen Vater, Du nahmſt ihm die Braut, erhalte ihm wenigſtens den Sohn; erhalte Dich für Deine Schweſter! Sohn! Sohn! laß' mich nicht länger knieen! Laß' mich nicht vergebens bitten. Fliehe! fliehe! und rette Dich vor der Schande!

St. Foix.

Stehen Sie auf! Ich kann diesen Anblick nicht ertragen. Auf von der Erde! Es ist umsonst.

Narbonne.

(aufstehend.)

Warum bist Du jetzt so hartnäckig entschlossen, zu bleiben, und wolltest doch früher fliehen!

St. Foix.

Ich rechne mit fester Zuversicht auf einen Richter über den Wolken. Ich bleibe, es ist beschlossen! Werde ich verurtheilt — Nein — einen Entehrten kann Victoire von Pontis nicht mehr lieben — selbst dem Gedanken, in ihrem Gedächtnisse fortzuleben, muß ich entsagen. Aber fliehe ich, ehe ich gerechtfertigt bin, so verurtheile ich mich selbst, und bekenne mich schuldig, weil ich die Untersuchung vermied. Kann sie mich dann noch lieben? — Und ohne ihre Liebe — was wäre das Leben? — Nicht mehr des Athemholens werth! — Ich bleibe! frei und geliebt von ihr, kann ich scheiden — kann leben, wenn ich sie auch nie besitzen soll. Ihrer unwürdig ist Verbannung der Galeere gleich — gleich dem Tode!

Narbonne.

(mit schrecklichem Tone.)

Also nichts kann Dich zur Flucht bewegen?

St. Foix.

Nein!

Narbonne.

(mit rollenden Augen, kochend vor Wuth.)

So sey verflucht jede Wohlthat, die ich Dir zuwendete! So sey verflucht jede Sorgfalt die ich Dir weihte. So sey verflucht alle Vaterliebe die ich für Dich hegte! Verflucht Du selbst und Deine Schwester! Verflucht Deine Liebe, Dein Starrsinn, und Alles, was mir in den Weg tritt! Verflucht das

Schickſal, das mich treibt zu dem, was ich bisher vermied! Nun will ich zeigen, daß ich auch ganz das ſeyn kann, zu dem mich die unentrinnbare Macht der Hölle ſtempelt. (er ſtürzt hinaus.)

Adelaide.

(hat ſich furchtſam an ihren Bruder geſchmiegt.)

St. Foix.

(eilt ihm mit ſeiner Schweſter überraſcht nach.)

(Verwandlung.)

Zimmer bei Herrn von Pontis.

Sechſter Auftritt.

Herr von Pontis. Gerichtsſecretär.

Baillif.

Sind die Steckbriefe abgeſchickt, und das Signalement des Mörders allen Behörden mitgetheilt?

Secretär.

Pünktlich ſind Ihre Befehle vollzogen. Die Loire iſt geſperrt, Embargo auf alle Schiffe gelegt. Bevor der Befehl widerrufen, darf keines die Rhede verlaſſen. Die Marechauſée durchſucht alle Häuſer und Straßen, alle Thore ſind beſetzt, er kann nicht entkommen.

Baillif.

Noch eins! Laſſen Sie den Herrn von Narbonne beobachten, aber ganz in der Stille. (z. s.) Sein Benehmen fängt an, mir verdächtig zu werden.

Secretär.

Ihr künftiger Schwiegersohn —

Baillif.

Ist ein Mensch! — Lassen Sie mir meine Grundsätze. Man beobachte seine Schritte — ganz — ganz im Stillen, aber lasse ihn nie aus den Augen.

Secretär.

Sie haben zu befehlen. (er geht ab.)

Baillif.

Es wird mir schwer, meinen Glauben an ihm zu entsagen; aber wenn ich mich auch in diesem täuschte, dann traue ich Keinem mehr!

Siebenter Auftritt.

Herr von Pontis, Frau von Pontis und Victoire.

Victoire.

(noch von aussen.)

Lassen Sie mich, Mutter, ich verspreche Ihnen ruhig zu seyn.

Frau von Pontis.

Bleibe zurück! Ich beschwöre Dich!

Victoire.

Nein, ich lasse mich nicht abhalten!

Baillif.

Was ist denn vorgefallen? (er öffnet die Thür.) Tretet ein!

Victoire.

(im Eintreten.)

Zürnen Sie nicht, meine Mutter, Ihr Rath ist gut,

aber ich kann ihn nicht befolgen; Ihr Troſt iſt herzlich, aber er beruhigt mich nicht; ich muß Gewißheit haben, länger ertrag' ich den Zweifel nicht.

Baillif.

Was fehlt dem Kinde?

Frau von Pontis.

Ich weiß nur, daß ſie auſſer ſich iſt.

Victoire.

Nein, glauben Sie das nicht. Ich bin ganz wohl bei Sinnen, und weil ich dies bin, will ich nicht länger in Ungewißheit ſchweben.

Baillif.

Welche Zweifel martern Dich?

Victoire.

Sein Schickſal. Warum iſt er verhaftet?

Baillif.

Wer?

Victoire

Saint Foix.

Baillif.

Weil der Verdacht auf ihm ruht, den Schmuck entwendet zu haben.

Victoire.

Er? — Vater, Vater! — Gott im Himmel! — Iſt es denn möglich? — Ha, ich frage noch? — Was iſt nicht möglich? Ich bin ſchon wieder gefaßt, meine Mutter. — Darf ich Alles wiſſen? Wer klagte ihn an? Wer? Ich frage noch? Er war es, der Eiferſüchtige, Rachedürſtende? Nicht, mein Vater? War es nicht Narbonne? War es dieſer nicht?

Baillif.

Woher vermutheſt Du das?

Victoire.

Weil er ihn haßt, weil er ihn verderben will! O ich durchschaue die ganze List dieses schleichenden Teufels mit der unerschütterlichen Tugendlarve. Nicht das Blut seines Opfers verlangte er, er raubt ihm die Ehre, des Menschen Heiligstes; giebt ihm der Schande preis, der Verachtung, um mich im Innersten zu demüthigen, und den Schein der Großmuth noch zu retten, wenn er schweigt, und die Zerknirschte mit seiner Hand beglückt. So rächt er sich seiner würdig und vergißt sich selbst nicht dabei, der verhaßte Egoist.

Baillif.

Rasest Du?

Frau von Pontis

Sagt' ich es nicht?

Victoire.

Nein, nein, noch nicht! Aber es könnte so kommen, ich fühle eine Neigung dazu, — doch erst laßt mich Alles wissen. Hat er ihn wirklich angeklagt?

Baillif.

Nein! — Nein! — Saint Foix wollte fliehen.

Victoire.

Das weiß ich.

Baillif.

Als der Schmuck gestohlen war. Das allein macht ihn verdächtig. Denn Adelaide Palombe, seine Schwester —

Victoire.

Seine wirkliche Schwester —

Baillif.

Durch Zeugen als solche bestätigt, — ist von der Anklage frei gesprochen, das Kreuzchen entwendet zu haben.

Er darf nur die Urſache ſeiner Flucht erklären und beweiſen, ſo iſt er gleichfalls frei.

Victoire.

Hat er das noch nicht gethan?

Baillif.

Nein. Er ſagte vor Gericht, das ſey ein Geheimniß, das weder Bitten noch Qualen ſeinen Lippen jemals entreißen würden.

Victoire.

O, daran erkenne ich ihn. Es iſt ein Mann! Ein Mann im ganzen Sinne des Worts. Er wird eher ſterben, oder auf die Galeere wandern, ehe er das Geheimniß einer Dame preißgiebt. Aber ſein Pflegevater wußte es, Herr von Narbonne kannte den Grund ſeiner Flucht.

Baillif.

Herr von Narbonne?

Victoire.

Ja, er. Warum ſprach er nicht, um den Sohn zu retten?

Baillif.

Wie lange iſt es denn, daß er mir verſicherte, er wüßte es nicht?

Victoire.

That er das?

Baillif.

Und bat um die Erlaubniß, ſein Anſehen und ſeine Ueberredung anwenden zu dürfen, um von ihm dies Geheimniß zu erforſchen.

Victoire.

Eine neue Schlangenliſt! O gieb Acht! eine neue Bosheit, um ihn unrettbar zu umwinden. Was hältſt Du

von einem Menſchen, der die Wahrheit verſchweigt, die den Beklagten retten kann.

Baillif.

Er iſt ein falſcher Zeuge, er iſt ein ſchlechter Menſch; der Verworfenſte auf Erden; ein boshafter raffinirter Mörder mit Bewußtſeyn. Dem Verführer meiner Tochter würde ich die Wahrheit nicht vorenthalten vor den Schranken des Gerichts.

Victoire.

Ja Vater, Du, Du biſt ein gerechter Richter. Drum höre mich, ich werfe mich Dir zu Füßen, und klage mich an. Verdamme mich, aber urtheile gerecht über dieſen Jüngling. Ich muß für ihn ſprechen, da Alles ſchweigt. Denke nicht, ich hätte die zarte Scheu vergeſſen, die meinem Stande ziemt. Es gilt die Rettung eines Menſchen, und da muß jede Rückſicht ſchweigen.

Baillif.

So iſt es, drum fahre fort!

Victoire.

Er hat Niemand als mich; ich muß für ihn ſprechen — ach! und ich ſpreche für mich ſelbſt. Sein Schickſal iſt das meine; ſeine Schmach iſt meine Entehrung, ſeine Strafe iſt mein Gericht, ſein Tod iſt mein Ende.

Baillif.

Was höre ich?

Victoire.

Ich kann es Dir ſagen, und bin bereit, vor den Schranken des Gerichts laut zu erklären, warum er fliehen wollte.

Baillif.

Nun ſo ſprich.

Victoire.

(wirft ſich ihrem Vater an die Bruſt.)

Weil er mich liebt.

Baillif.

(erſtaunt.)

Dich?

Victoire.

Weil ich ihn liebe.

Frau von Pontis.

Was muß ich hören?

Baillif.

Du ihn?

Victoire.

Mit der ganzen Kraft meiner Seele! Weil ich ihn ewig lieben werde, ewig lieben muß! Herr von Narbonne ſah es, hörte es.

Baillif.

Wirklich?

Victoire.

Er überraſchte uns, als der Schmerz der Trennung die lange verborgenen Gefühle zu Tage förderte, und das erſte feurige Geſtändniß der ſeligen Qual über unſere Lippen fluthete. Er hörte es, daß Saint Foix fliehen wollte, weil ihm die Braut ſeines Pflegevaters heilig war, weil er ein edler großer, tugendhafter Menſch iſt.

Baillif.

Das wollte er, darum wollte er fort?

Victoire.

Und darum ſoll er der Schande, dem moraliſchen Tode überliefert werden? O Tugend! iſt das dein Lohn? Wo bleibt dann Deine Gerechtigkeit, Ewiger!

Baillif.

Er wußte das und schwieg? O schlecht, schlecht! Niederträchtig! — hätte mich einen Unschuldigen verdammen lassen! Wer hätte das hinter diesem Menschen gesucht?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Bernard Colas.

Bernard.

Herr Baillif, ich komme, mich selbst anzuklagen. Ich habe gefehlt, aber das reuige Bekenntniß mildert vielleicht meine Schuld.

Baillif.

Was hast Du verübt?

Bernard.

Herr von Narbonne bot mir eine große Summe, die beiden Gefangenen, Saint Foix und Adelaide entfliehen zu lassen.

Baillif.

(erstaunt.)

Herr von Narbonne?

Frau von Pontis.

Sonderbar!

Victoire.

Sehen Sie, mein Vater?

Bernard.

Mich blendete das Gold, und die Hoffnung, das Loos meiner Familie zu verbessern, verführte mich; aber mehr als das rührte mich das Schicksal der beiden jungen Kinder.

Ich habe ſtatt meines Texts nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. Wenn unſere Herrn Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann iſt es allenfalls auch Zeit, daß ſie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren zu Hilfe kommen. Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrüßt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigſten Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in dem meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. Wie erkläre ich das? Die Frauenzimmerrollen und H. Beck ausgenommen, dem ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige

Herr Baillif, ich habe den Saint Foix arm und nackt an der Straße gefunden, habe ihn gewärmt und gepflegt, und er war mein Kind. Er rettete meinen Erstgebornen aus den Fluthen, und kaufte sich als Sohn in mein Herz mit dieser That. Mein Weib ist seine Mutter, meine Kinder seine Geschwister. Herr von Narbonne ließ ihn im Wohlleben erziehen, aber er gehörte uns. Er fühlte sich am wohlsten in meiner kleinen Wohnung. Das Mädchen brachte er uns, die liebliche Adelaide, als er die Waise verlassen fand, und sorgte für sie, ehrbar und redlich. Und auch sie lernte beten und arbeiten, mit und bei den Meinigen, auch sie gehörte zur Familie. Das Haus ist ausgestorben, seit sie fort ist. Die Mutter betet, die Kinder weinen, und mein Erstgeborner verzweifelt! Ach Herr Baillif nehmen Sie es nicht übel, ich selber kann nicht anders, ich hatte das schöne Kind gar so lieb. — Da kommt nun der gnädige Herr Schwiegersohn, und sagt, daß sie beide verurtheilt würden, zur Galeere, zum Raspelhause.

Baillif.

Seht doch den strengen Richter! —

Bernard.

Ja, so sagte er, — und daß er sie mit meiner Hülfe retten wollte, vor der Strenge und Verfolgung des Herrn Baillif.

Victoire.

Sehen Sie, mein Vater?

Baillif.

Verdammter Lügner!

Bernard.

Da konnte ich nicht mehr widerstehen, mein Herz sagte zu, und ich schlug ein! Ha! dachte ich, erfahren Sie es zu

Hauſe, daß ſie frei ſind, ſo werden ſie auch wieder eſſen und ſchlafen, und koſtet es meine Stelle — trifft mich Strafe und Gefängniß — ſo habe ich die Schuld der Dankbarkeit abgetragen! O Herr Baillif, unſer eins hat auch ein Herz!

Baillif.

Unglücklicher, und Du ließeſt ſie fliehen?

Bernard.

Sie ſind noch in meiner Haft. Herr Saint Feir ſendet mich her, Sie von allem in Kenntniß zu ſetzen.

Baillif.

Er ſelbſt? brav, brav! — Das überſteigt meine Erwartung!

Victoire.

Sehen Sie, mein Vater?

Bernard.

Durch Ihren Scharfſinn hoffe er, in den Schooß ſeiner Familie zurückgeführt zu werden, ſeinen Namen und Stand wieder zu erhalten.

Baillif.

(nachdenkend.)

Das iſt meine Abſicht, und mit Gottes Hülfe werden wir ſie erreichen.

Victoire.

(küßt ihren Vater.)

Dank, Dank!

Frau von Pontis.

(zieht die Tochter zurück, das ſtürmiſche Benehmen, mit einem Blicke auf Bernard verweiſend.)

Stille, ſtille!

Baillif.

Wackere Grundsätze! treffliche Ansichten! — Schade, daß er kein Jurist ist.

Victoire.

Erkennen Sie nun die Tücke des Versuchers? — Er scheute die Untersuchung, er fürchtet den Ausgang — die Strafe des Gesetzes — wegen verheimlichter Wahrheit —

Baillif.

O vielleicht wegen ganz andern Dingen noch. — Bald durchschaue ich — bald habe ich ihn ganz!

Victoire.

Durch die Entfernung des Gegenstandes wollte er die Verhandlungen des Gerichts durch einen kühnen Streich unterbrechen.

Frau von Pontis.

Glaubst Du, daß sie recht hat?

Baillif.

Warum nicht? feurige Liebe und junge Eifersucht sehen oft schärfer, als die bejahrteste Weisheit!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gerichtssecretär.

Secretär.
(rasch eintretend.)

Der Mörder iſt gefangen!

Baillif.

Iſt er? wo fand man ihn?

Secretär.

Auf einem Kauffahrer des Herrn von Narbonne.

Victoire und Frau von Pontis.

Des Herrn von Narbonne?

Baillif.

Was? hat dieſer Menſch ſchon wieder ſeine Hand im Spiele?

Secretär.

Sie werden ihm dafür danken müſſen, denn ohne ihn hätte man vielen Beiwicht ſchwerlich mehr verhaftet. Das Schiff war bereits ſegelfertig, die Anker gelichtet, und der Capitän wollte eben aus der Rhede ſteuern, ehe das Embargo verkündet wurde; da kam ein Expreßer vom Herrn von Narbonne mit dem Befehle: nicht eher abzufahren, bis er ihm noch zwei Paſſagiere geſendet hätte, die er nach Saint Louis mitnehmen müßte.

Bernard.

Das war Saint Fere und Adelaide.

Baillif.

Verſchärfen Sie alle Befehle hinſichtlich ſeiner. Hören Sie! Man nehme ihn feſt, bei dem erſten verdächtigen Schritte. Er iſt ſo gut, als dem Gerichte verfallen! Dieſe neuen Indicien verlangen eine ſtrenge Unterſuchung und er

giebt noch vor Abend vor der Barre! Du, Bernard, geh'. Der Vater will vergeſſen, wozu Dich das Vatergefühl verleitete, der Menſch will vergeſſen, was der Richter hörte. Straucheln iſt nicht fallen, aber hüte Dich auch vor dem Wanken; denn nicht immer findeſt Du einen ſo redlichen Warner, der Dich hält! — Geh' und führe die Zigeunerin in den Gerichtsſaal. — Kommen Sie, Herr Secretär, das Amt ruft uns zur Sitzung, und mich durchrieſelt ein eigener Schauer der geſpannteſten Erwartung.

(er geht ab, die anderen folgen ihm.)

(Verwandlung)

Zimmer in Narbonnes Hauſe wie im zweiten Aufzuge.

Neunter Auftritt.

Narbonne. Madelon.

Narbonne.

(aufgeregt und verſtört.)

Biſt Du ſchon wieder hinter mir her?

Madelon.

(die ihm folgt)

Sie müſſen mich hören!

Narbonne.

Sei nicht aufdringlich, wie das böſe Gewiſſen!

Madelon.

Sie ſchütteln mich nicht ab, weder mit guten noch böſen Worten. Ich muß Sie ſprechen. Ich bin vor die Schranken des Gerichts geladen.

Narbonne.

Du?

Madelon.

Ich werde der Zigeunerin gegenüber ſtehen. Wenn ſie plaudert! Wenn ſie plaudert! Sie ſehen, der gellende Moment iſt da! Es handelt ſich um Ehre und Schande — um Reue und Buße — um Sühnung und Verdammniß.

Narbonne.

(lacht höhniſch.)

Hehehe!

Madelon.

Sie täuſchen mich nicht. Dies Lachen iſt der Krampf der Verzweiflung. Sie ſehen, daß es zu Ende geht.

Narbonne.

Mit mir?

Madelon.

Mit wem denn ſonſt?

Narbonne.

Da irrſt Du Dich gewaltig.

Madelon.

Wenn ſie nicht die Kinder freiwillig anerkennen —

Narbonne.

Was fällt der Närrin ein?

Madelon.

So ſind ſie verloren! — Es ſind die Kinder Ihres Bruders: Pierre und Pauline von Narbonne — es ſind die rechtmäßigen Erben dieſes Hauſes, die wir verleugneten, hinausſtießen, für verunglückt ausgaben beim Brande, für todt! — Sie müſſen ſie anerkennen, in ihre Rechte einſetzen, das Vermögen zurückerſtatten, das ungerechte Gut herausgeben.

Narbonne.

Und Dir den köstlichen, reichen Vetter zum Manne kuppeln, nicht wahr, Betschwester?

Madelon.

Spotten Sie meiner Schwäche, ich verdiene es, für den frevelnden Wunsch, den ich bereue. Und auch Sie sollten der Welt Freuden und Eitelkeiten entsagen!

Narbonne.

Das werde ich wohl müssen, so gut als Du, denn Deinem Bräutigam gefällt meine Braut; in Deinem Kuppelpelze sitzen die Schaben. Thu' Du was, Du willst, ich habe aber nicht Lust, den reuigen Sünder zu spielen.

Madelon.

Sie werden wohl müssen.

Narbonne.

Noch zwingt mich nichts dazu.

Madelon.

Warten Sie nicht darauf. Adelaide hat das Kreuzchen ihrer Mutter um, das Sie und ich erkannten; Saint Foix ist ihr Bruder, das bezeugt die Zigeunerin. Ich bin überzeugt, daß es die Kinder, die Erben des Hauses sind, und werde nicht schweigen.

Narbonne.

Nicht?

Madelon.

Nein, ich gestehe alles: daß Sie mich als eine unschuldige arme Bauerndirne verleiteten, beschwatzten, daß sie mich durch den elenden Mammon verführten, der mir nichts als Unruhe, Sorge, Angst, Noth, Gram und Gewissensbisse brachte,

Narbonne.

Unsinniges Weib! Siehst Du nicht ein, daß auch Du straffällig bist?

Madelon.

(die vor seinen irren Blicken (ihren zurückweicht, fährt fort.)

Daß Sie heimlich zugegen waren, während man Sie auf weiten Reisen wähnte, daß Sie alles zu dem Brande vorbereiteten, und das Haus selbst ansteckten, während Thierry Sie zu Paris aufsuchte.

Narbonne.

Traf er mich nicht dort?

Madelon.

O ja, denn er eilte nicht mit Courierpferden dahin, wie Sie, als Sie die That verübt hatten, um vor ihm wieder dort zu sein.

Narbonne.

Ich beweise, daß ich Paris nicht verließ.

Madelon.

Weil Sie sich für krank ausgaben. — Ich schwöre das Gegentheil!

Narbonne.

Einfältige verrückte Creatur! Was hilft es Dir denn, wenn ich verdammt bin? (zeigt auf sie zu.) Bin ich verloren so bist Du es auch!

Madelon.

Gemordet habe ich nicht! Nur wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden! Der Himmel bewahrte mich vor dieser großen Schuld, wie Sie selbst durch meine Bitten! Die armen Kinder sind nicht untergegangen im Pfuhle der Laster und der Sünden; Gott wachte über sie und führte sie unverletzt aus jeder Versuchung. Rene versöhnt, und

büßen will ich, so lang ich lebe. Die härteste Strafe ist mir die willkommenste.

Narbonne.

Meinetwegen, Betschwester! Schwärme Dich selig in Deinem dummen Aberglauben, ich aber will genießen, was ich mir mit Mühe und Ausdauer errungen.

Madelon.

Nun wohl. So nehmen Sie alle Beide an Kindesstatt an. Vereinigen Sie die Liebenden, geben Sie Ihrem Neffen mit seinem rechtmäßigen Vermögen die Hand der Victoire von Pontis, — und ich will schweigen. Sie bleiben in Ehren und Ansehen, und das Recht der Wiedererstattung ist dennoch ausgeübt.

Narbonne.

Bewahre mich die Hölle vor diesem Narrenstreiche!

Madelon.

Thun Sie freiwillig, was Sie sonst gezwungen mit Schande und Verzweiflung thun müssen!

Narbonne.

Wer wird mich zwingen?

Madelon.

Ich —

Narbonne.

Du?

Madelon.

Ich, ich! Ich eile in den Gerichtssaal — entschließen Sie sich!

Narbonne.

Ich verleugne Dich — gebe Dich für eine überspannte Närrin aus, die der Aberglaube und Mysticismus verrückt machte.

Madelon.

Immerhin.

Narbonne.

Die Zigeunerin kennt mich nicht. Ihre Aussage verachte ich.

Madelon.

Adoptiren Sie die Kinder, so will ich sorgen, daß sie schweigt. Sie kennt nur mich, nur mich. Ich entferne mich aus dieser Gegend, aus diesem Lande, vergrabe mich in ein einsames Kloster und Niemand lebt, der sie verrathen kann!

Narbonne.

Und wenn ich es unterlasse?

Madelon.

So zeige ich mich der Orsomatrina, sie erkennt mich, weiß, daß ich ihr die Kinder übergab, und Sie sind überwiesen und verurtheilt.

Narbonne.

Aber wenn Du nun selbst verstummtest? Wenn ich Dir die Zunge und die Füße lähmte, und es Dir unmöglich machte, vor den Schranken im Gerichtssale als Anklägerin aufzutreten? Wer wäre dann noch da, der mich dieses Verbrechens überführte?

Madelon.

Der über uns, dessen Auge nie geschlossen ist, — der jeden Sünder richtet und jede Gräuelthat bestraft.

Narbonne.

Auf diese Gefahr hin will ich es wagen.

(er zieht rasch einen Dolch und ersticht sie.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des vierten Aufzugs.

meiſterhafte Pinſelſtriche wieder gut machte, ſind die mehreſten andere Rollen unerhört vernachläßigt worden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jezt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne öffentlich ſprechen ſoll, ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben.

Es ſteht bei Ew. Exc., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, ſo bin ich entſchloßen, in der Rheiniſchen Thalia weitläufiger über dieſen Punkt mich

Fünfter Aufzug.

Gerichtssaal auf dem Amthause.

Erster Auftritt.

Herr von Pontis; Schöffen und Gerichtsschreiber (an der Tafel) Orsomatrina (vor der Barre) Thierry, Jean Dominique, Etienne, François, Valentin, Christine, Charlotte. (als Zeugen) Zwei Huissiers, Gerichtsdiener und Marechaussée, Volk. (als Zuschauer.)

Baillif.

Noch einmal, Alte, von dem Stamme der Sinte, die sich Orsomatrina nennt, sage, warum schlichst Du tagelang um das Haus des Herrn von Narbonne?

Zigeunerin.

Herr, ich geh' durch alle Strassen.

Baillif.

Leugne es nicht. Diese da bezeugen es Alle, die Diener des Hauses sahen Dich. Leugnen hilft Dir nichts! Gestehe, sonst geht Dir's schlimm.

Zigeunerin.

Nur nicht schlagen! — Bin gar alte Zingana! — Nur nicht schlagen! Peitsche thut gar weh!

Baillif.

Bekennst Du nicht, wird sie Dir nicht entgehen.

Zigeunerin.

Muß ich reden — will ich reden! Peitsche, Peitsche thut gar weh! — Haut ist näher als das Hemde. (zu den Dienern.) Tragt die Schuld ihr, daß ich schwatze. Schadt's der Herrschaft, was geht's mich an! — Ist der Herr gar wild und herrisch, mit der hochgetragnen Nase. Wollte mich auch schlagen lassen, schenkte nichts der armen Zingana! — Geiz'ger Filz! — Und Zingana hätt' doch geschwiegen. — Weiß gar viel der Stamm der Sinte, — und schweigt doch!

Baillif.

Rede endlich!

Zigeunerin.

Muß ich sagen — will ich sagen! Schlich ums Haus ich? — Sucht' ein Mädchen, das im Hause wohnen muß.

Baillif.

Warum?

Zigeunerin.

Wollt' sie sprechen, mußt' sie sprechen!

Baillif.

Welche war es? — Sieh' die Knechte dort und die Mägde — welche war es unter allen diesen?

Zigeunerin.

Keine, Herr. Ist nicht dabei.

Baillif.

Es fehlt doch Niemand —

Thierry.

Außer Madelon.

Volk.

Madelon! Madelon! Madelon fehlt!

Huiſſier.

Stille!

Zigeunerin.

Ja, Madelon heißt ſie.

Baillif.

Iſt Madelon nicht geladen?

Huiſſier.

Geladen iſt ſie, aber nicht erſchienen.

Baillif.

Man hole ſie augenblicklich! Sie erſcheine vor den Schranken.

Huiſſier.

(und zwei Gerichtsdiener gehen ab.)

Baillif.

Du drangſt auch in das Haus!

Zigeunerin.

Kann es nicht leugnen! — Hab' noch Striemen auf dem Rücken — rothe Striemen von der Peitſche.

Baillif.

Du drängteſt Dich bis in das Zimmer des Herrn von Narbonne?

Zigeunerin.

Mußte zu ihm, hatt' ein Briefchen ihm zu bringen. Hätt' dies nicht verrathen Herr; aber hat mich peitſchen laſſen! — und die Peitſche thut gar weh!

Baillif.

Ein Briefchen? Von wem?

Zigeunerin.

Weiß den Mann Dir nicht zu nennen. Sah nichts als zwei wilde Augen, unterm breiten Federhute. War im Mantel eingehüllt. Ist kein Fremdling in dem Lande — sah ihn einst vor zwanzig Jahren.

Baillif.

Wie erkanntest Du ihn, wenn Du ihn, wenn Du sein Gesicht nicht sah'st.

Zigeunerin.

An der Hand.

Baillif.

An der Hand?

Zigeunerin.

Hab' ihm damals wahrgesagt aus den Linien. Trug gar einen schönen Ring — reichen Ring. — Trägt ihn noch, hab' ihm wieder wahrgesagt — und erkannte die feine Hand.

Baillif.

Ha! — die Hand.

Zigeunerin.

Ja, ja, die Hand!

Baillif.

Die Hand, die Hand? — der Ring? — der Herr von Narbonne sagte nichts von diesem Briefchen im Verhör; und auf seinem Schiffe wurde Saint Pierre verhaftet?

Secretär.

Auf der Rhede von Noirsmoutiers.

Baillif.

Huissier!

Huissier.

Gestrenger Herr!

Baillif.

Im Namen des Geſetzes, und Seiner Majeſtät Ludwigs des Vierzehnten, wird Herr Louis von Narbonne augenblicklich vor dieſe Schranken geladen.

(Huiſſiers und Gerichtsdiener gehen ab.)

Doch Madelon kehrte wieder von ihrer Wallfahrt, und Du warſt vor dem Hauſe verſchwunden, und kamſt nicht wieder hin, ſeit dem Abend, wo Du bei Herrn von Narbonne auf dem Zimmer warſt.

Zigeunerin.

Traute mich nicht mehr in die Nähe dieſes Hauſes. Zingana hat gar lange Finger! — Iſt gar arm der ganze Stamm. Iſt darum gar verdächtig. Ward geſtohlen in dem Hauſe; hatt's gehört. Hätte man nicht denken können, alte Sinte hätt's gethan?

Baillif.

Du thateſt es auch.

Zigeunerin.

Ich, Herr?

Baillif.

So ſagen alle Zeugen!

Die Diener.

Ja, ſie muß es geweſen ſeyn.

Baillif.

Auch Herr von Narbonne klagte Dich des Diebſtahls an.

Zigeunerin.

Er auch — er auch? — Wart, ich will Dir! Reicher Zilj! — (bebend und zitternd vor Zorn.) Der mir Schläge geben läßt für Lohn. — Und deshalb ſteh' ich vor Gericht?

Baillif.

Deshalb wurdeſt Du verhaftet, und bleibſt des Diebſtahls verdächtig, bis Du bewieſen, daß Du nur Madelon ſuchteſt in dem Hauſe, und warum Du ſie geſucht.

Zigeunerin.

Weiter nichts? — Das kann ich nicht ſagen! Aber klagt er mich des Diebſtahls an — will ich ihn nicht länger ſchonen! Wart', Du Filz! — (wichtig.) Kennſt die Kinder, die man mir einſt übergab?

Baillif.

Saint Foix?

Zigeunerin.

Ja, Saint Foix! — Nennt ihn anders! — hieß bei unſerm Stamm der Sinte — Foco. Weil er ungeſtüm und feurig.

Baillif.

Und Adelaide Palombe?

Zigeunerin.

Ja, Alide. Hieß ſie drum die Palombina, weil ſie ſanft wie Waldestaube! Kennſt ſie? — Kennſt ſie?

Baillif.

Ja, nur weiter.

Zigeunerin.

Madelon brachte ſie mir einſt.

Alle.

(ſchreien auf.)

Ha!

Baillif.

(erhebt ſich.)

Iſt es möglich? Wer hätte das gedacht?

Volk.

Unerhört! Unerhört!

Baillif.

Wann geschah das? rede, Alte!

Zigeunerin.

In der Nacht, wo das Haus des Narbonne brannte.

Baillif.

Ja, bei Gott! Unterm Schutte fand man wohl die Knochen von Erwachsenen, aber nicht von Kindern. Weiter, Alte! — Wo kam sie zu Dir mit den Kindern?

Zigeunerin.

Auf der Haide, wohl sechs Meilen von der Stadt.

Baillif.

Hast Du sie seitdem gesprochen?

Zigeunerin.

Nein, nicht mehr.

Baillif.

Nannte sie Dir ihren Namen?

Zigeunerin.

Ei bewahre!

Baillif.

Wie konntest Du wissen, daß sie Madelon heißt, und im Hause des Herrn von Narbonne wohnt?

Zigeunerin.

(kichernd.)

Hoho! — Hihihi! Sinte ist gar wunderwitzig! — Ja, Zingana muß Alles wissen! Schlich ihr nach, und forscht' es aus! — Wußte Alles lange schon. Hätt' es auch schon angezeigt, oder diesen kargen Filz um sein vieles Geld gebracht. Aber Foco lief davon, wie ich Dir schon einmal sagte, und Palombina verlor ich einst — hier zu Nantes. Hatte lange

nicht den Muth mich zu zeigen in der Stadt, aber endlich kam ich doch, ſpürte, fragte, lugte, lauſchte. Da entdeckt' ich ſie am Hafen, und erkannte ſie am Kreuzchen, das ſie noch am Halſe trug. Die Palombina war verloren, drum wollt ich den Reichen ſchröpfen, zwicken und noch fiſchen, was zu fangen war im Trüben! — Suchte deshalb Madelon auf; wollt' ihr ſagen, daß ich fand die Palombina. Wollt ihr droh'n, ſie zu verrathen, wenn ſie mich nicht gut bezahlte, mir das Maul mit Gold ſtopfte.

Baillif.

Seltſame Werkzeuge braucht der Richter dort oben, um die nie ſchlafende Wachſamkeit ſeines Vaterauges zu bekunden! Es iſt kein Zweifel, das ſind die Kinder des Pierre von Nardonne.

Volk.

(lobt auf.)

Ja, ſie ſind es! Nardonnes Kinder! — die rechtmäßigen Erben!

Die Diener.

Die Kinder unſeres Hauſes, die Erben der Nardonne!

Huiſſier.

(tritt ein, mit Gerichtsdiener, und ruft unter dem Tumulte.)

Stille, im Namen des Königs!

Baillif.

Ihr kommt allein zurück? Wo iſt Madelon?

Huiſſier.

Die Geladene kann nicht erſcheinen.

Baillif.

Warum?

Huiſſier.

Ihr Brodherr ſagte aus: ſie ſey nicht wohl, läge zu Bette, und könne unmöglich vor die Schranken treten.

Baillif.

Ihr eigenes Geständniß ist nöthig! Sie muß mit der Zigeunerin confrontirt werden! Drum fort! führt die Alte unter Bedeckung nach dem Hôtel des Narbonne! Ich nehme die Verhafteten und führe sie selber hin vor das Bett der Kranken, die sie erkennen muß, ehe ich sie in das Erbe ihrer Väter einsetzen kann. Das Gericht begleitet mich. (zum Secretär) Schnell voraus! Man nehme den Herrn von Narbonne gefangen. (er geht mit den Schöffen und dem Gerichtsschreiber ab. Der Huissier und die Marechoussée begleiten Orsomatrina.)

Thierry.

Und ich muß dabey seyn, der Erste, der seinen jungen Herrn begrüßt.

Die Diener.

(Alle ohne Ordnung.)

Ich, ich auch, ich auch! — Wir alle wollen ihn begrüßen.

Thierry.

Ich will seine Kniee umfassen, und ihm knieend mein Unrecht abbitten.

(geht ab.)

Dominique.

(führt fort.)

Laßt uns hingehen und beweisen, daß unsere Herzen noch die Alten sind.

Die Diener.

(alle durcheinander.)

Jean.

Und das schöne Kind, die Tochter des Hauses —

François.

Tragen wir auf unsern Armen durch die Straßen.

Charlotte und Christine.

Recht so! recht so! das ist schön!

Valentin.

Sie soll keinen Fuß auf das Pflaster setzen.

Männer aus dem Volk.

Wir sind auch dabey.

Weiber.

Wir auch! wir auch!

Volk.

Wir rufen durch alle Straßen: Seht die Wiedergefundenen —

Männer.

Die Kinder des Hauses Narbonne.

Alle.

Heil und Segen auf ihr Haupt.

Dominique.

(überschreit alle.)

Und Triumph der Gerechtigkeit!

Alle.

Ja, ja! Triumph der Gerechtigkeit.

(Alle stürzen tumultuarisch ab.)

(Verwandlung.)

Zimmer in Narbonnes Hause, wie im ersten Aufzuge.

Zweiter Auftritt.

Narbonne.

(eilt bleich und verstört durch die Mitte.)

Licht wird es werden! sprach der Mann mit seiner catonischen Tugend. O es bricht hervor! — in seiner gräßlichen Wirklichkeit. Ich fühl. es an meiner Angst — an mei-

herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der 3 Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

F. Schiller.

ner Beklemmung, an meinem Entsetzen! — Aus jedem Winkel glotzen mich feurige Augen an — ich fliehe — es schreitet mir nach, mit dröhnendem ehernen Schritte, es schlürft hinter mir, es bläst mir in den Nacken, mit eiskaltem Athem — es rauscht um mich mit dumpfem Flügelschlage, und kreischt mir mit schrecklichem Tone in die Ohren: Vergeltung! — O! o! — Das ist der Furien eherner Tritt — das ist der Rache langsames Schleichen — das ist der eisige Hauch der Geisterwelt — das ist der Hölle heischerer Ton! — Horch! horch! Rauschen! Schlürfen! Tritte! — wieder! wieder! Es sind die Unsterblichen! — Sie schreien Mord! — (er sinkt erschöpft in einen Stuhl, fällt mit dem Kopfe auf den Tisch, und hält sich die Ohren zu.) Die Sinne vergehen mir, die Furcht raubt mir alle Gedanken! O nur eine halbe Stunde noch laß' mich bei Verstande, tückisches Schicksal! — Nur eine halbe Stunde noch steh' mir bei, Hölle, die mich bisher nie verließ. (er steht matt auf.) Ich darf meiner Qual nicht unterliegen, darf nicht verzweifeln, sonst bin ich verloren! — Sie waren da — da — die Boten des Gerichts. Sie fragten nach ihr, sie fragten nach Madelon! Ich verleugnete sie — wie lange wird es helfen! Sie werden wieder kommen — man wird sie finden — meine That entdecken — und ich bin gerichtet! Es bleibt kein Mittel als die schnellste Flucht. Noch hält mein Schiff auf der Rhede von Noirsmoutiers. Noch wartet es auf die Flüchtlinge, die Barke liegt noch auf der Loire, und die gut bezahlten starken Ruderer bringen mich im Fluge hin! — Das Leben ist gerettet, alles ist gerettet! Das Leben ist das Einzige, Erste, Höchste! Auf den Antillen blühen meine Etablissements, und ehe mich der Arm der Justiz erreicht, mache ich sie zu Gelde, und eile davon. Wohin? das wird sich finden! Weiter! Weiter! Rasch also fort! — Schnell will ich

meine Papiere zu mir ſtecken, und den Reſt meiner Caſſa leeren; denn Geld hat man nie zu viel bei ſolchen Unternehmungen. (er eilt in das Kabinet, das er öffnet.)

(Aus der Ferne hört man Tumult und die kaum vernehmbare Stimme des Volkes, das ruft: »Seht die Erben des Hauſes Narbonne! Seht die Verſtoßenen.«)

(Narbonne wankt wieder heraus, und hält das Papier in der Hand, das Saint Pierre im erſten Aufzuge hineinlegte.)

Das fand ich in der leeren Caſſa. (er lieſt.)

»Narbonne! Ich war noch einmal da, wie Du wohl »bemerken wirſt, ſowohl an dem, was ich hinterlaſſe, als »an dem was ich mit mir nahm. Ich wollte Dir mei»nen Dank abſtatten für die hundert Louis, die ich über »unſere Verabredung in dem Beutel fand. Da belauſchte »ich ein Geſpräch Deiner Leute, die ſich über den Schmuck »unterhielten, den Du Deiner Braut zuſtellen willſt. Ich »war neugierig, betrachtete die ſchönen Dinge, und »glaubte in ihm denjenigen zu entdecken, den ich da»mals nebſt einer runden Summe aus dieſem Cabinette »holen wollte, wo ich ſtatt deſſen Deinen Bruder fand, »bei dem ich mich ein wenig heftig über die unwillkom»mene Störung beſchwerte. Ich ſteckte ihn daher zu »mir, als eine Sache, die mir längſt gebührte, und »danke Dir, daß Du mir mein Eigenthum ſo lange und »gewiſſenhaft aufbewahrteſt. Noch einmal, lebe wohl, »Wann Du erwachſt bin ich auf der See. Es iſt »auch die höchſte Zeit, denn ich erhielt noch dieſen Abend »die Nachricht, daß man mir ſchon auf der Spur iſt.

Saint Pierre!

Nachſchrift. — »Laß ein andermal die Schlöſſer ver»ändern, wenn Du Jemanden einen Schlüſſel dazu gege»ben haſt, und die Güter-Gemeinſchaft vermeiden willſt.

Ich bin vernichtet! — Alſo er war noch einmal hier? Er ſtahl den Schmuck? und ich ſelbſt gab ihm einſt den Schlüſſel dazu? — O fluchwürdiges Schickſal! Täuſchende Hölle, das iſt Dein Hohn! — So betrog ich — beſtahl ich mich ſelbſt, brachte Unſchuldige in Verdacht, vernichtete meiner Liebe Glück, rief die Vergeltung aus dem Schlafe, weckte die Zeugen meiner Verbrechen, und ſchleppte ſie und mich ſelber vor die Schranken des Gerichtes! — Hahaha! O das iſt Dein Jubel, Abgrund! — Hahaha! Das ſind eure Triller, ihr Töchter der Megäre und des Erebus! — Hahaha! Ich ſuche den Schmuck und finde die Kinder meines Bruders! — Alſo Alles umſonſt! Ich heuchelte, gleiſete, — und mordete umſonſt? (Tumult aus der Ferne, der immer näher kommt, man vernimmt deutlich: „Triumph der Gerechtigkeit.“) Was iſt das! — Jubel — nein! Rachegeſchrey! (man hört ſie näher rufen: „Heil den Kindern des Hauſes von Narbonne! — Segen über die Verſtoßenen.“) Sie ſuchen mich, Sie rufen nach dem Mörder. (die Stimmen kommen immer näher.) Schon treten ſie ins Haus — die Häſcher ſind ſchon an der Treppe — jetzt ſind ſie im Corridor — jetzt an der verhängnißvollen Thüre — ſie brechen ſie auf — — ein lauter anhaltender Schrei ertönt. Man ruft: „Mord! Mord! Entſetzen.“) Jetzt haben ſie die Leiche gefunden. — Wohin? Wohin? fort! fort! Schnell durch den Garten, an das Ufer der Loire! — fort — er eilt durch den Garten; man hört mehrere Thüren ſprengen, unter Geſchrei und Getöſe.)

Dritter Auftritt.

Der Huiſſier und mehrere Häſcher treten ein. Volk dringt nach.

Huiſſier.

Wo iſt er?

Ein Diener.

Auch hier nicht!

Ein Häſcher.

Alle Zimmer ſind durchſucht.

François.

Er floh durch den Garten.

Huiſſier.

Fort, ihm nach! Haltet ihn! (er eilt mit dem Marechauſſee durch den Garten, das Volk läuft hinterher und ſchreit:) Haltet! Haltet! Haltet den Mörder!

Vierter Auftritt.

Frau von Pontis und Victoire.

Frau von Pontis.

Schauderhafte That!

Victoire.

Fürchterliches Verbrechen!

Frau von Pontis.

Warum mußten wir dies Haus des Blutes und Mordes betreten?

Victoire.

Zürne nicht, Mutter! Ich konnte dem Drange meines Herzens nicht widerſtehen. Ich mußte den Geliebten ſehen, hergeſtellt in ſeiner Ehre. Es trieb mich fort unter die Wogen des jubelnden Volkes, ich zog Dich mit. Ganz Nantes iſt ja in Aufruhr! — Wer konnte auch an dieſe Entwicklung denken!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Saint Foix, und Adelaide, von Dienern, Thierry und dem Volke begleitet, treten ein.

Thierry.

Heil den Kindern des Hauſes Narbonne!

Alle.

(rufen.)

Heil und Segen!

Thierry.

Sie ſind anerkannt!

Victoire.

(wirft ſich ihrer Mutter an die Bruſt.)

O Mutter! Mutter!

Thierry.

Madelon erkannte ſterbend die Zigeunerin als Orſomatrina, der ſie die todtgeglaubten Kinder des Pierre Narbonne übergab, und erklärte Saint Foix und Adelaide als die Erben dieſes Hauſes, welche ihr Oheim ausſetzte.

Victoire.

O der Barbar!

Frau von Pontis.

Und wer ermordete Madelon?

Thierry.

Louis von Narbonne.

Adelaide.

Der Tiger!

Thierry.

Wir hörten's Alle! Wir und das Gericht! Madelon sagte es und verschied.

Diener und Volk.

Ja, wir hörtens, wir hörtens Alle!

Sechster Auftritt.

Huissier, Häscher, und Gerichtsdiener bringen Narbonne durch die Gartenthüre, der Gerichtsschreiber und die Vorigen. Die Volksmasse, welche sich nachdrängt, sieht man noch außerhalb im Garten.

Huissier.

Da ist der Mörder!

Volk.

Wo ist der Bailliff? Zum Blocke mit dem Mörder! — Zum Galgen mit dem Bösewichte!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Huissier öffnet die Thüre, die Gerichtsdiener trennen das Volk in der Mitte, Herr von Pontis und das Gericht treten ein, Häscher führen Saint Foix und die Zigeunerin, Meister Jaques folgt.

Huissier.

(hebt den Stab.)

Platz im Namen des Königs! Stille!

Baillif.

(tritt vor, und steht dem Narbonne gegenüber, der den Blick auf den Boden heftet, er sieht ihn scharf an, und fragt dann den Secretär.)

Wo fand man ihn?

Secretär.

Er floh durch den Garten —

Huissier.

Durch das kleine Gäßchen, nach der Loire. — Wir ereilten ihn, als er eben das Ufer erreichte, und in eine wohlbemannte Barke springen wollte.

Secretär.

Die ich schon lange beobachten ließ. Als er sich verfolgt sah, wollte er in den Fluß springen, aber seine eigenen Leute verhinderten den Selbstmord.

Baillif.

Mein Herr von Narbonne! Warum wollten Sie dem Glück entlaufen? Ihr Schmuck ist gefunden. Bezweifeln Sie nun noch die Allmacht der Polizei? Hier ist ein Wunder des Marquis d'Argenson anzustaunen! — Sehen Sie, hier ist der Schmuck, zu dem er uns verhalf!

Narbonne.

(schaudert zusammen, seufzt tief auf, wagt aber nicht den Blick zu erheben, und verharrt in seiner Zerknirschung.)

Baillif.

Meister Jaques, trefet herzu, und betrachtet Eure Arbeit. Ist der Schmuck vollständig?

Meister Jaques.

Er ist es, bey meinem Eide!

Baillif.

So ist das Kreuzchen, das die Angeklagte Adelaide Palombe trug, wirklich das Geschenk ihrer Mutter, Pauline von Narbonne, und ich spreche sie frey. (Bewegung unter dem Volke) und spreche frei den Angeklagten Saint Foix, und erkläre im Namen Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich und Navarra, die Beiden als rechtmäßige Erben des Hauses Narbonne, und setze sie in ihre Rechte, Titel und Ehren ein, und begrüße sie mit ihren wahren Namen: Pierre und Pauline von Narbonne!

St. Foix.

(kniet nieder.)

Gerechter Gott, ich danke Dir!

Adelaide.

(kniend neben ihm.)

Vater im Himmel, ich bete Dich an!

Victoire.

Gott sey gepriesen.

Volk.

Segen den Kindern des Hauses!

Baillif.

Nun Herr von Narbonne! — den Schmuck haben Sie gesehen, betrachten sie auch den Dieb. (Saint Pierre wird ihm gegenüber geführt.) Kennen Sie ihn?

Narbonne.

(wirft einen raſchen Blick auf Saint Pierre, und murmelt zwiſchen den Zähnen.)

Verdammt, auch noch dieſer!

Baillif.

Tritt vor, Zingana! — betrachte dieſen, iſt er's, für den Du ein Briefchen dem Herrn von Narbonne brachteſt?

Zigeunerin.

Weiß nicht, Herr — kenn' nur die Hand. — Laß ſie mich ſehen!

Baillif.

Die Hand auf, Saint Pierre!

St. Pierre.

(hebt die Hand auf.)

Zigeunerin.

Ja, er iſt's! Das iſt die Hand, das iſt der Ring!

Baillif.

Ja, das iſt die Hand, die den Pierre von Narbonne erſchlug, das iſt die Hand, die den Marquis Louvois mordete — die ſich auf dem Nachtgewande der Frau von Narbonne, wie auf dem Tafeltuche zu Paris abdrückte.

Frau von Pontis.

O gräßlich!

Victoire.

Entſetzlich!

St. Foix.

Ha! der Mörder meines Vaters!

Adelaide.

Ich ſchaudre vor dem blutigen Ungeheuer!

Baillif.

Gujon de Saint Pierre. Im Namen des Königs und des Geſetzes — reden Sie die Wahrheit!

St. Pierre.

Ich bin bereit. Das Läugnen hilft doch nichts mehr.

Baillif.

In jenem Kabinette ermordeten Sie den Pierre von Narbonne?

St. Pierre.

So iſt es.

Baillif.

Iſt Pauline de Roſanges Ihre Mitſchuldige?

St. Pierre.

Nein, bei Gott! Sie hat keinen Theil an meiner That. Ich bin verloren und ſage die Wahrheit. Ich liebte ſie — ſie war meine Braut. Sie vermählte ſich einem Andern, und ich war unglücklich für mein ganzes Leben! Aber Achtung vor ihrer Tugend, Ehrfurcht vor ihrem unbefleckten Wandel! Kein falſcher Verdacht trübe mehr ihr Andenken, und keine Blutſchuld ſchände ihr Gedächtniß. (zeigt auf Narbonne.) Dieſer da iſt der einzige Mitwiſſer, der einzige Mitſchuldige des Mordes!

Alle.

(aufſtehend.)

Narbonne!

Baillif.

Ha! meine Ahnung!

Victoire.

Darum ſchauderte ich vor ihm?

St. Pierre.

Er liebte meine ſchöne Braut, mit aller heimlichen Gluth eines verſchmitzten Teufels. Er verleitete mich zu einem Zweikampf, der mich aus dem Lande trieb. Er folgte mir nach London, und zog mich in ausſchweifende Geſellſchaften. Er

Von Haus, den 19ten Lenzmonat 1785.

Man erzählt mir, daß die Erscheinung der rheinischen Thalia unter einigen Mitgliedern des hiesigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem kurfürstlichen Theater fast unerwartet sind. Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennschübs, und in etlichen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühl, und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wären Mord und Todschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der

lockte mich zu Spiel und Schwelgerei, bis mein kleines Gut verschwendet war. Dann streute er die übeln Nachrichten über meinen Wandel aus und malte mich noch zehnmal schwärzer, als ich war, bis sich die sittlich Reine von mir wendete; da kehrte er heim, und suchte sich in mein verlornes Paradies zu schleichen, aber Pauline wählte seinen Bruder. Er schäumte über den Verlust seiner Mühe, und aller Haß seiner Brust wendete sich auf seinen Bruder. Den Gram zu betäuben, hatte ich den letzten Heller vergeudet. Er kam nach London und befreite mich aus der Kings-bench, und zum Betteln zu stolz, zum Arbeiten zu ungeschickt, hörte ich auf die Sprenenstimme des Versuchers. Es kitzelte mich der Gedanke, den zu bestehlen, und um seine Schätze zu prellen, der mir den ganzen Reichthum meines Herzens nahm. Er gab mir die Schlüssel zum Gartenpförtchen, zu diesem Salon, zu jenem Kabinette. Betäubt von Haß, verführt von Noth und Leichtsinn, berauscht vom glühenden Weine, führte er mich durch das kleine Gäßchen.

Baillif.

Er war ja aber abwesend?

St. Pierre.

Scheinbar auf weiten Reisen, um jedem Verdacht zu entgehen. Heimlich verbarg er sich mit mir in Nantes. Es war Mitternacht als ich dort (auf die Glasthüre deutend) hereintrat. Im Kabinett stand ein Bette, und eine Gestalt erhob sich aus demselben, als ich eben nach dem Schmucke griff, und wollte mich hindern an meinem Unternehmen; erschreckt durch die unerwartete Dazwischenkunft zog ich meinen Dolch, und dämpfte seinen Hülferuf mit einem kräftigen Stoße. Er wehrte sich, ich wiederholte die Stiche, bis er todt aufs Bette sank.

Baillif.

Aber Pauline —

St. Pierre.

Eilende Schritte ließen sich auf dem Gange hören. Ohne den Raub zu begehen floh ich. Ich stand schon hinter der Glasthüre als ich mich umsah. Pauline eilte im weißen Nachtgewande mit einem Lichte herein, schöner als ich sie jemals sah. Bei ihrem Anblicke erwachte die ganze zurückgedrängte Flamme, ich konnte nicht fort, und stand gebannt von ihren zauberischen Reizen. Mit Entsetzen stürzte sie aus dem Kabinette, und fiel ohnmächtig nieder, ehe sie die Thüre erreichte. Da vergaß ich alle Gefahr, meine besudelten Kleider, meine blutigen Hände, die Angst der Verfallung, und die Gewißheit des Schaffotes, wenn ich gefangen würde. Ich hörte nichts mehr als die Stimme meines rasenden Blutes, meiner kochenden Leidenschaft. Ich eilte zurück, schloß sie in meine Arme, und drückte den ersten und letzten Kuß auf ihre erstarrten Lippen.

Baillif.

Fürchterliche Leidenschaft, die selbst der Tod nicht kühlte, der die Lippen der Ohnmächtigen bleichte.

Victoire.

(verbirgt ihr Gesicht an dem Busen ihrer Mutter.)

Adelaide.

(schmiegt sich entsetzt an ihren Bruder.)

St. Foix.

(bedeckt sich schaudernd die Augen.)

St. Pierre.

Als ich Leute kommen hörte, eilte ich fort! Das weitere kennen Sie. Narbonne genoß die Früchte meiner Sünden, und theilte nur manchmal seinen Ueberfluß mit mir. Gestern

erſt ſah ich ihn wieder, als ich von Paris ankam, um nach den Antillen zu flüchten. Ich ſandte ihm das Billet durch die Zigeunerin, und ſprach ihn heimlich in dieſem Zimmer. — Da ſah ich den Schmuck, und konnte der Begierde nicht widerſtehen, mitzunehmen, was mir eigentlich ſchon ſeit vielen Jahren gehörte.

Baillif.

Es iſt genug! Das vollgeſtrichene Maas der unerhörteſten Gräuel macht Sie reif zur äußerſten Strenge der Geſetze; führt ſie fort, die ſchauderhaften Verbrecher, und verwahrt ſie wohl. Sie ſollen ihren Lohn erhalten.

Secretär.

Und die Zigeunerin?

Baillif.

Iſt Mitſchuldige. Sie bleibt in Verwahrung!

(Die Verbrecher werden abgeführt, das Volk drängt nach, oder verliert ſich durch den Garten; das Gerüſt folgt den Uebrigen.)

Letzter Auftritt.

Herr von Pontis. Frau von Pontis, Victoire, Adelaide und Saint Foix; bleiben allein zurück.

Baillif.

(tritt zwiſchen die Geſchwiſter und führt ſie an der Hand vor. Rechts und links neben Victoire und ihrer Mutter.)

Arme Verwaiſte! Ihr ſeht erſchüttert und Thränen der Wehmuth füllen Eure Augen. Ihr tretet in das Haus

Eurer Väter, und kein Auge zittert im freudigen Glanze bei Eurem Anblicke, keine warme Hand drückt die Eure — keine freundliche Stimme ruft Euch: »Willkommen!« entgegen! Jene Böſewichte raubten Euch den Vater — und ich — o daß ich es ſagen muß! — ich nahm Euch die Mutter, durch meine übereilte Anklage.

Victoire.

O mein Vater!

Frau von Pontis.

Mein Gemahl!

Baillif.

Ich handelte im Gefühle meiner Pflicht, aber zu raſch, zu leidenſchaftlich! Die Empörung des ehrlichen Mannes riß den prüfenden Richter mit ſich fort. Ich ſchlte aus Stolz, weil ich mein Urtheil für unfehlbar hielt. O mein Gott! werde ich wieder gut machen können, was ich verdarb?

Frau von Pontis.

Dürft' ich reden —

Victoire.
(zugleich.)

Dürft' ich bitten —

Baillif.

Ich verſtehe! — Unglückliche Kinder! Verſchmäht Ihr dieſe Bruſt nicht, ſo ſchlägt Euch darin ein treues Vaterherz. (er führt Adelaide ſeiner Gemahlin in die Arme.) Hier, Pauline, öffnen ſich die Arme einer Mutter!

Frau von Pontis.

Komm', meine Tochter! Und Niemand wird Dich treuer lieben.

Adelaide.
(an ihrem Halſe.)

Gute Mutter!

Baillif.

Pierre von Narbonne! (indem er ihn ſeine Tochter in die Arme wirft.) Dir gebe ich mein Theuerſtes auf Erden! Vergiß in den Armen der Geliebten den Verluſt der Aeltern, wenn Du es vermagſt!

St. Foix.

Höchſter Wunſch meines Lebens, ſo biſt du doch erfüllt.

Victoire.

Werde ich Dir auch alles erſetzen können?

St. Foix.

Vermagſt Du es nicht, ſo iſt keine Macht im Himmel und auf Erden es im Stande.

Baillif.

Mein Vermögen theilt Ihr unter Euch. Mehr kann ich nicht erſetzen! Die Todten weckt meine Reue nicht wieder auf! — Und nun — lebt wohl!

Adelaide, Victoire und St. Foix.

Vater!

Frau von Pontis.

Mein Gemahl!

Victoire.

Was wollen Sie thun? —

St. Foix.

Warum wollen Sie uns verlaſſen?

Frau von Pontis.

Was haben Sie vor?

Baillif.

Ich eile nach Paris, und werfe mich zu den Füßen Seiner Majestät. Er wird gnädig seyn, und dem Eifer vergeben, der sich aus heiliger Ehrfurcht für die Gesetze übereilte. Er wird mich eines Amtes entlassen, das ich nicht ferner mehr verwalten kann.

(er wendet sich zum Gehen.)

Der Vorhang fällt rasch.

Ende.

Schiller's
Leben und Werke.

Von

E. L. Bulwer.

Schiller's

Leben und Werke.

Von

E. L. Bulwer.

Deutsch herausgegeben von Dr. H. Kletke.

Berlin,
Verlag von Gustav Hempel.
1848.

GESCHENK
FRESENIUS

Eitelkeit ſehr gerne, wenn ſie auch nur in die Wochenſtube gehörte. Wie ſehr bewundere ich bei dieſer Gelegenheit Ew. Excell., daß Sie 5 Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich aber kaum verſchlucken kann, und was ich feſt entſchloſſen bin, zu rügen, iſt das Betragen des H. Böks. Herrn Bök habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles dieß habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen Ew. Excellenz mein Urtheil über ihn im Reperterium, und ſein Betragen. Ich

Sir

Edward Bulwer Lytton, Bart.,

dem Freunde und Kenner

der deutſchen Literatur,

gewidmet

von

H. Kletke.

Vorwort.

Als Bulwer vor einigen Jahren eine Auswahl Schillerſcher Gedichte in's Engliſche übertrug, ſchickte er ſeiner Ueberſetzung eine Biographie Schiller's voran, ein geiſtreiches Lebensbild, welches mit ſo edler Liebe für den großen Dichter, wie gründlicher Kenntniß der deutſchen Literatur gezeichnet iſt. Es macht keinen Anſpruch, neue Thatſachen an's Licht zu ziehen, wohl aber die gegebenen Vorgänge mit philoſophiſchem Geiſt zu betrachten und Schiller in ſeiner harmoniſchen Vereinigung als Menſch und Dichter — und bei wem ſtand Kunſt und Leben in innigerem Einklang? — zwar nur im Umriß, aber mit ſicheren lebenvollen Zügen, zur Anſchauung zu bringen.

Der eigenthümliche Werth und Charakter, den dieſe nicht umfang- aber inhaltreiche Schrift auch neben den trefflichen größeren Arbeiten deutſcher Biographen behauptet, die ſie als Quellen benutzt, beſtimmte mich, ſie einem weiteren deutſchen Leſerkreiſe anzueignen. Bringe ich hierbei noch das literariſche Intereſſe für die Kritik des Auslandes in Anſchlag, ſo darf ich gewiß nicht fürchten, daß man ausrufen werde: Noch eine Biographie Schiller's!

Es liegt aber in dem tiefen, unerſchöpflichen Gehalt dieſes erhabenen Dichters, immer neue und mannigfaltige Stimmen der Anerkennung hervorzurufen, ſeinem Grabhügel immer neue Blumen zu erwecken, die ſeinem Genius zur Ehre blüh'n. Und wer ſollte dies nicht wünſchen, wenn es wahrhafte Blumen ſind! —

Die dem Texte beigefügten, mit B. unterzeichneten Anmerkungen gehören Bulwer, die übrigen mir an. —

Berlin, im November 1847.

H. Kletke.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel 1

Schiller's Jugend — Verwandtſchaft — erſte Studien und Neigungen — Eintritt in die Militair-Akademie — ſeine Jugendgedichte und Verliebe für das Drama.

Zweites Kapitel 17

Kurze Ueberſicht des Zuſtandes eines Theils der deutſchen Literatur unmittelbar vor dem Erſcheinen von Schiller's „Räubern."

Drittes Kapitel 41

Die Räuber — Schiller's Leben in Stuttgart — ſeine Gedichte in der Anthologie — ſeine Liebe zu Laura — Aufführung der Räuber — Schiller's Arreſt — ſeine Befürchtungen und ſein Entſchluß, aus Würtemberg zu entfliehen.

Seite

Viertes Kapitel 54

Flucht von Stuttgart — Fiesco den Schauspielern vorgelesen — Abenteuer und Irrfahrten — Schiller findet Zuflucht in Bauerbach — Anfang von Cabale und Liebe.

Fünftes Kapitel 71

Aufenthalt in Bauerbach.

Sechstes Kapitel 78

Aufenthalt in Mannheim.

Siebentes Kapitel 91

Schiller's Ankunft in Leipzig — er bewirbt sich um Margarethe Schwan — begiebt sich nach Dresden — seine Gewohnheiten, Studien u. s. w. — seine thörichte Leidenschaft, Abreise nach Weimar.

Achtes Kapitel 106

Gesellschaft in Weimar — Charakter der Herzogin Amalia — die Familie Lengefeld — Schiller in der Zurückgezogenheit zu Rudolstadt — erstes Zusammentreffen mit Göthe — Studium des Griechischen —

Seite

Tod der Frau von Wolzogen — Schiller wird Professor der Geschichte zu Jena — Leben an dieser Universität — Bewerbung um Charlotte von Lengefeld — Schiller's Heirath.

Neuntes Kapitel 128

Schiller's Krankheit — Trauer, die ein Gerücht von seinem Tode in Dänemark hervorruft — Brief des Prinzen Holstein von Augustenburg und des Grafen von Schimmelman an Schiller — Antwort des Letztern — Schiller studirt Kant — besucht seine Heimath.

Zehntes Kapitel 143

Die Horen und der Musenalmanach — zwei Todesfälle in Schiller's Familie — Rückkehr von der Philosophie zur Poesie — das Sommerhaus — Einfluß Göthe's auf Schiller — Erscheinen Wallensteins.

Elftes Kapitel 153

Aufenthalt in Weimar — Maria Stuart — Jungfrau von Orleans — Braut von Messina — Empfang Schiller's im Leipziger Theater — Tod seiner Mutter — seine Lebensweise und Gewohnheiten — er wird geadelt — Bekanntschaft mit Frau von Staël.

Seite

Zwölftes Kapitel 162

Wilhelm Tell — Kränklichkeit — letzte Krankheit — Tod — Begräbniß.

Dreizehntes Kapitel 172

Kritisches Summarium.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Erſte Periode.

Schillers Jugend — Verwandtſchaft — erſte Studien und Neigungen — Eintritt in die Militair-Akademie — ſeine Jugendgedichte und Vorliebe für das Drama.

Nahe bei dem Dorfe Lorch, an der würtembergiſchen Gränze, erheben ſich die Ruinen einer Burg des Stammſchloſſes der Grafen von Hohenſtaufen. Die Gräber dieſes erlauchten Hauſes umringen ein Kloſter, das ſich auf einer nahen Anhöhe erhebt und von einer ehrwürdigen Linde halb verborgen wird. Auf einem andern Hügel ſteht eine alte Kapelle und am Fuße deſſelben fließt die Rems durch üppige Weinberge und fruchtbare Kornfelder. Unter dieſen Ruinen Hohenſtaufens oder den Gräbern ſeiner ehemaligen Beſitzer konnte man zwiſchen den Jahren 1763—68 oft zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen wahrnehmen, welche einander ſo ähnlich waren, daß man ſie

auf den ersten Blick als Geschwister erkennen mußte *). Gewöhnlich sah man sie allein; zuweilen auch mit Gespielen gleichen Alters und dann wieder mit einem Mann in Uniform im kräftigsten Lebensalter. Besonders horchte ihm der Knabe begierig zu, wenn er den Plan, nach welchem man das Schloß gebaut, erklärte oder den jugendlichen Hang nach Abenteuern durch Erzählungen aus dem Lager oder vom Schlachtfeld ergötzte **). Vielleicht noch öfter hatten sie als Begleiterin eine Frau von freundlichem Aeußern und ganz besonders sanftem wenn auch etwas ernstem Benehmen. Auch sie fand an den Kindern und vorzugsweise an dem Knaben eifrige Zuhörer für die Worte, mit denen sie ihren Verstand bilden oder ihre Einbildungskraft erregen wollte. Sie erzählte ihnen Märchen, als aber die Kinder heranwuchsen, nährte sie die Phantasie derselben durch Verse aus Klopstock, Paul Gerhard und dem frommen Gellert. Am häufigsten jedoch erfreute und belehrte sie zugleich ihre jungen Zöglinge durch solche Geschichten und Stellen aus den Evangelien, die sich für ihren Verstand ziemten und nicht selten flossen die Thränen der Kinder bei den Leiden des Erlösers ***).

---

*) Hoffmeister, Schwab. B.
**) Hoffmeister. B.
***) Hoffmeister, Schwab. B.

merke indeßen die Urſache ſeiner Erbitterung. Herr Böck hat Vergötterung erwartet, und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung für Beil, Beck, und Iffland beleidigt, und es verdrüßt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron geſezt habe. Wie tief ſteht er unter ſeinen 3 Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückführe, und die Komödianten-ſalbe von ihm abwiſche.

Wenn Ew. Excell. heute Nachmittag eine halbe Stunde für mich übrig haben, ſo haben Sie die Gnade, mir ſolche zu beſtimmen

Schiller.

Sr. Excellenz
dem Hrn. Baron v. Dalberg.

Vielleicht hatten schon die Plätze, die er gern besuchte, gewiß aber die Gegenstände, die er gewöhnlich hörte, einen starken und tiefen Eindruck auf den Geist und das Gemüth des Knaben hervorgebracht; schon hatte er eine leidenschaftliche Liebe zur Natur gefaßt, war träumerisch und nachdenkend geworden und ging dem Beruf als Geistlicher, zu dem seine Eltern ihn bestimmten, mit religiöser Begeisterung und eifrigem Verlangen entgegen. Während er sich einst als Knabe von acht Jahren mit einem Knaben von etwa gleichem Alter im Walde allein befand, rief er aus: „O Carl, wie schön ist es hier! Alles, alles was ich habe, könnte ich hingeben, nur diese Freude könnte ich nicht missen*)!“ Selbst seine Spiele trugen diesen ernsten Charakter; denn nichts that er lieber, als daß er mit Hülfe eines Käppchens und einer schwarzen Schürze die Tracht der Geistlichen nachahmte, auf einen Schemel stieg und vor einer Zuhörerschaft, die aus seiner Mutter und seinen Schwestern bestand, aus dem Stegreife feurige Predigten hielt. Von frühester Kindheit an verließ er gern die Spiele seines Alters, um bei den Gebeten oder dem Lesen der Bibel in dem frommen elterlichen Hause gegenwärtig zu sein und seine Lieblingsschwester hat uns eine anmuthige Schilderung des Kindes in solchen Augenblicken

*) Hoffmeister, Schwab. B.

gegeben, wie er daſtand mit gefalteten Händen und zum Himmel emporgeſchlagenen Augen, während das blonde Haar in reichen Locken um die breite Stirn hing, die er von ſeiner Mutter geerbt hatte. Obgleich nun ſeit ſeinen zarteſten Jahren ungewöhnlich ernſt und von früh an ſich gegen jeden Zwang ſträubend, war ſein Charakter doch ſanft und ſein Gemüth in hohem Grade zärtlich und mitleidig; wenn er auf dem Wege nach der Schule armen Kindern begegnete, ſo pflegte er ihnen alles was er eben hatte zu ſchenken; und ſogar ſeine Bücher, ja ſeine Kleidungsſtücke waren gegen ſein Mitleid nicht geſichert. Indeß zeigte er bei all' dieſer Weichheit des Herzens, dieſer Liebe zur Einſamkeit und dieſem frommen Gemüth nichts deſtoweniger einen feſten und entſchloſſenen Sinn. Er las beſonders gern Reiſebeſchreibungen und die Geſchichte berühmter Helden, wie die Alexanders des Großen, wobei er öfters ausrief: „Ich muß in die Welt!" Seine Träumereien waren von der Art, daß ſie nicht einen trägen Charakter ſondern einen thätigen Geiſt bekundeten; mit einem Wort, es waren nicht bloße Träumereien, ſondern ſie waren belebt von demjenigen Eifer des Forſchens, welcher ſchon in der Kindheit einen Mann ahnen läßt, der einſt kühn denken und die Wahrheit lieben wird. Als er ſieben Jahr alt war, vermißte man eines Abends, während eines Gewitters, den Knaben beim Abendbrot und fand ihn

endlich in der Nähe des Hauses auf dem Gipfel einer hohen Linde, wo er sich an dem Donner und Blitz ergötzte und wie die Worte seiner Entschuldigung lauteten, zu sehen wünschte, „woher das viele Feuer am Himmel käme*)!“ — Dies war in seiner Kindheit der Charakter Johann Christoph Friedrich Schillers. —

Seine Geburt versetzte ihn in diejenige Lage zwischen Ueberfluß und Mangel, welche zwischen den untern und höhern Ständen mitten inne steht und für die Entwicklung geistiger Größe die günstigste ist.

Sein Vater Johann Caspar Schiller war von einfachem Herkommen und Sohn eines Bäckers, welcher zugleich in dem Dorf Bittenfeld das Schultheißamt verwaltete**). Er hatte einen verwegenen, unruhigen Charakter und war zugleich finster und streng, dennoch aber seiner Familie sehr zugethan; er besaß Bildung, eine musterhafte Redlichkeit und einen tiefreligiösen Sinn. Er war in einem bairischen Regiment Chirurg gewesen und hatte im Jahre 1749, also nicht lange nach dem Aachner Frieden, Elisabetha Dorothea Kodweiß geheirathet, ein junges Frauenzimmer aus Marbach, einige Stunden von Stuttgardt, gebürtig und von einer der seinigen entsprechenden

*) Schwab. B.
**) Schwab.

Herkunft, obgleich sie von dem adeligen Haus deren von Cottwitz abstammen sollte*).

Nach seiner Verheirathung gab Caspar Schiller seine Praxis auf; im Jahre 1757 aber, nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, nahm er in der würtembergischen Armee als Fähnrich und Adjudant Dienste. Seine Ehe wurde erst um diese Zeit mit Kindern gesegnet; denn Elisabeth die älteste Tochter wurde 1757 geboren, Johann Christoph Friedrich, der Dichter, zu Marbach am 11ten November 1759**), zwei Jahre nachher Dorothea Luise und dann die Jüngste, Namens Nanette.

Als Friedrich Schiller 6 Jahr alt war, wurde sein Vater, bereits bis zum Hauptmann gestiegen, als Werbeoffizier nach Lorch gesandt und hier empfing der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht, worunter auch Lateinisch und sogar etwas Griechisch, bei dem Geistlichen des Kirchspiels Philipp Moser***), dessen Namen und Tugenden er

*) Nach Schwab's Berichtigung: Hofmeister hat Kattwitz. B.

**) Einige Monate später als unser eigener Robert Burns. B. Carlyle Burns wurde am 25ten Januar 1759 geboren. Statt des 10ten November der gewöhnlich als Schillers Geburtstag angenommen wird und den er selbst dafür hielt, weist Schwab den 11ten nach.

***) Schwab bemerkt: „Wenn, wie nicht unwahrscheinlich, dieser Mann Jacob Daniel Moser (— nicht Philipp —) war,

später in den Räubern verewigte. Seine Lieblingsgespielen waren seine älteste Schwester und der Sohn seines Lehrers Carl Moser. — Jedoch keine Bemerkung ist zugleich wahrer und abgenutzter als die, daß große Geister ihre frühesten und tiefsten Eindrücke dem Unterricht der Mutter verdanken. Schiller's Mutter besaß Bildung und Geschmack wie selten Frauen ihres Standes; sie hatte gute Kenntnisse in der Musik, liebte die Poesie und machte sogar Gedichte und die Sanftheit ihres Charakters verlieh überhaupt ihrem Benehmen eine gewisse Feinheit.

Friedrich Schiller war neun Jahr alt als sein 1768. Vater nach Ludwigsburg versetzt wurde und er selbst die lateinische Schule dieser Stadt zu besuchen begann. Die akademische Disziplin sagte jedoch einem Geist nicht zu, der sich bereits eine eigne desultorische Art des Selbstunterrichts geschaffen hatte, so daß sein Fleiß nur widerstrebend und gezwungen war. Indeß bestand er seine Examina immer mit Ehren, war immer einer der ersten in seiner Klasse und erhielt öffentliche Belobungen in den vier verschiedentlichen Prüfungen, die er zu Stuttgart vor der

---

der, von Malmsheim gebürtig, am 7. November 1742 Magister der Philosophie geworden und 10 Jahr später (1753) zum Diakon in Hailerbach bei Nagold befördert worden war, so hat seine Persönlichkeit unserm Schiller wahrscheinlich zu seinem Daniel und seinem Moser in den Räubern als Vorbild gedient." —

Schulbehörde zu bestehen hatte. Sein Charakter verrieth sich eher gegen seine Spielkameraden als gegen seine Lehrer. Er erwarb sich ein gewisses Ansehen unter ihnen und pflegte vermöge seines unbeugsamen Geistes denen die älter und stärker waren als er zu trotzen, wenn er vermuthete, daß man ihn beleidigen woke. Gegen seine Vorgesetzten war er zurückhaltend und linkisch. Was jedoch zu jener Zeit auf sein zukünftiges Geschick einen ganz besondern Einfluß ausübte, war das Theater zu Ludwigsburg; und die Erinnerung des ersten Schauspiels, welches nach der damaligen Sitte ein Spektakelstück, halb Oper, halb Melodrama, gewesen zu sein scheint, begann alle seine Gedanken zu färben und selbst seinen Spielen einen be-
1770. stimmten Charakter zu verleihen. In dem Alter von elf Jahren wurde eine Veränderung an ihm bemerkbar, er zog sich nämlich von den Zeitvertreiben zurück, an denen er bis dahin den lebendigsten Antheil genommen hatte. Hingegen pflegte er während der Freistunden mit irgend einem Freund in der Umgegend umherzuschweifen und in den Anfällen von frühreifer Düsterkeit und Spekulation, welche so oft die Morgenröthe berühmter Geister umwölken, sich über die gegenwärtige Sclaverei zu beklagen und phantastische Muthmaßungen in Betreff seines einstigen Schicksals zu hegen. Schon begann er seine Gedanken in Versen auszusprechen, schon den Plan zu einem Trauer-

ſpiel ſorgfältig zu entwerfen. Aber noch war ſein religiöſer Sinn überwiegend und im Alter von 14 Jahren theilte er noch immer die Vorliebe ſeiner Eltern für den geiſtlichen Stand. Zu dieſer Zeit jedoch trat die erſte große Revolution und Criſis in ſeinem Leben ein.

Carl, Herzog von Würtemberg, ein verſchwenderiſcher prunkliebender Fürſt, der aber viele vortreffliche Eigenſchaften beſaß, faßte die Idee zu einer großen National-Akademie, die ſich zuerſt zu „Solitüde", einem ſeiner Landſitze, befand und dann nach Stuttgart verlegt wurde. Dieſes Inſtitut trug die Benennung „Militäriſche Pflanzſchule", war aber nicht nur für diejenigen beſtimmt, die ſich dem Soldatenſtand widmen wollten. Zwar beſtand die Mehrzahl der Schüler aus Söhnen von Offizieren und ſogar Gemeinen der würtemberziſchen Armee; doch wurden auch die Söhne Bürgerlicher zugelaſſen und denjenigen Zöglingen, die ſich dem friedlichen Studium der Geſetze widmen wollten, der entſprechende Unterricht ertheilt. Indeß verdiente die Schule durch die ſtrenge Disziplin, welche ſie charakteriſirte, die beſondere Bezeichnung als militäriſche vollkommen.

Der Vater des jungen Schiller war unlängſt von dem Herzoge zu dem Amt als Garten-Inſpektor von Solitüde befördert und ſpäter zum Major erhoben worden. Dieſe Wohlthaten aber wurden nicht wohlfeil erkauft. Der

Herzog wünschte dafür, daß jener seinen Sohn Friedrich in das von ihm gegründete Institut schicke. Dies nun hieß so viel als den lang gehegten Plan, ihn dem geistlichen Stande zu widmen, mit einem Mal bei Seite werfen. Nach einer längeren, sehr peinlichen Verlegenheit stellte Schiller, der Vater, dem Fürsten seine eigene und seines Sohnes Neigung vor. Der Herzog jedoch wiederholte seinen Antrag, schlug vor, dem jungen Friedrich die Wahl seiner Studien auf der Akademie zu überlassen und versprach ihm nach Vollendung derselben eine Stelle in seinen Diensten. Es war nun unmöglich, einem Bittsteller zu widerstehen, dessen Begehren in Wirklichkeit einem Befehl gleich kam, und von dessen Gnade selbst das tägliche Brot der ganzen Familie abhing. Friedrich Schiller zögerte daher nicht, seine eigenen Wünsche dem Wohl der Seinigen zu opfern. Dieses gezwungene Aufgeben jugendlicher Hoffnungen und der Unabhängigkeit seines freien Willens verwundete sein Herz und seinen Stolz auf gleiche Weise. Mit eben so großem Kummer wie Unwillen trat 1773. er in dem Alter von 14 Jahren in die Akademie als Student der Rechte. Diese Studien waren nun schon an und für sich trocken genug; zu der Langweiligkeit juristischer Collegia kam aber auch noch die Strenge soldatischer Disziplin. Die jungen Leute marschirten im Paradeschritt in den Hörsaal, im Paradeschritt zu den Mahlzeiten, im

Paradeschritt zu Bett. Bei dem Commando „Marsch“ zogen sie zum Frühstück, bei dem Commando „Halt“ hielten sie an und bei dem Commando „Fronte“ pflanzten sie sich an den Tischen auf *). In diesem Sparta im Kleinen war die große Tugend, welche eingeflößt werden sollte, Subordination. Wer nun aber den Charakter Schillers studirt hat, wird einräumen müssen, daß der Grundzug desselben die Freiheit des Geistes war; dort aber sollten Geist und Körper auf gleiche Weise Maschinen sein. Die Briefe, welche Schiller um diese Zeit an seinen Freund Carl Moser schrieb, zeigen zur Genüge den heftig bewegten Zustand, die tiefe Aufregung seines Gemüths; zuweilen düster, zuweilen zornig, bald sarkastisch, bald leidenschaftlich zeugen sie doch überall von dem tiefsten Ueberdruß und dem bittersten Unwillen. Alle deutschen Bücher, mit alleiniger Ausnahme der Schulbücher, waren streng verpönt, obwohl die Schwierigkeit sich dieselben zu verschaffen blos die Lust nach ihnen erhöhte; denn zwischen dem Genie und seinen Neigungen kann kein Hinderniß bestehen und selbst die Leidenschaft der Liebe ist nicht so unwiderstehlich, wie die Liebe, welche den Geist mit dem Wissen verknüpft. Schiller suchte verstohlen und je geheimer desto glühender die Umarmungen seiner Ge-

*) Hoffmeister, Schwab u. s. w. B.

liebten — der Poeſie. Klopſtock entzückte ihn noch immer, jedoch neuere und richtigere Begriffe von dem Weſen der Dichtkunſt kamen ihm in Göthe's „Götz von Berlichingen", mit welchem in der That die große literariſche Revolution Europa's begann, indem er alle Nationen lehrte, daß der wahre claſſiſche Geiſt einer jeden ſich in dem Geiſt ihrer eignen Romantik befindet. Wer Homer wirklich nachahmen will, muß in den Chroniken ſeines Vaterlandes das heroiſche Zeitalter deſſelben ausfindig machen.

Schiller gehorchte dem Antrieb ſeines eigenen unbezwungenen und muthigen Geiſtes, indem er den Verſuch machte, ſeine Freiheit wiederzugewinnen. Eine ſeltſame Einrichtung an der Akademie nöthigte jeden Zögling alle Jahr einmal eine Analyſe ſeines eignen Charakters aufzuſetzen und laut vorzuleſen. Schiller ergriff die erſte Ge-
1774. legenheit, die ſich ihm darbot, um zu zeigen, wie er keineswegs dazu geſchaffen ſei, in der Jurisprudenz zu glänzen, ſondern vielmehr als Prediger Gott zu dienen. Dieſes Bekenntniß änderte zur Zeit nichts in ſeiner Lage; endlich jedoch wurde ihm geſtattet, ſein dermaliges Studium mit dem der Medizin zu vertauſchen, für welche beſondere Collegia geleſen wurden. Das Studium dieſer letzteren ſagte ihm nun zwar ohne Zweifel mehr zu, als das der Jurisprudenz und trug indirekt dazu bei, die Schätze eines Geiſtes zu vermehren, der den ſchaffenden Kräften

Sie sind reine der reinsten unter jener verworfenen Kreatur, und darum ist es wünschenswerth, dass diese Schrift gefallen möge, und es vorläufig bei der Absendung derselben nicht gelassen habe.

Frei an Herr ist der Herr G. R. v. Göthe. Mir habe ich zweierlei Gründe diese Schrift an seinen Namen [illegible], und überhaupt an seinen Menschen, der auch die Entscheidung der Hauptsache, in der man mir einen gesetzgebenden Ansehen [illegible] einzig freisprechen haben dürfte, selbst zu geben. Vielleicht bewirkt Göthe von Ihnen sich eine Autorentscheidung gefallen, die ich selbst machen dürfte; und so bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das gewünschte Exemplar zu übergeben.

Ganz der Ihrige

Fichte.

der Natur so eifrig nachforschte. Jedoch die Disziplin war in allen Zweigen der Anstalt dieselbe. Hätte man ihn von der Dichtkunst heilen wollen, so hätte man sich blos bemühen dürfen, ihn zum Dichter abzurichten. Inzwischen bereitete er sich immer mehr vor für die große Bestimmung, die ihn erwartete. Er verschlang die Schriften derer, die seine Vorgänger in der deutschen Literatur waren. Unter andern fiel ihm Wielands Uebersetzung Shakespeare's in die Hände und Nichts bezeichnet stärker den eigenthümlichen ernsten Eifer seines Charakters, den Hauptunterschied zwischen Shakespeare und ihm selbst, als die Wirkung, welche er uns in einer seiner Abhandlungen sagt, der große Britte auf ihn hervorbrachte. — „Als ich in einem sehr frühen Alter den Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum liebgewinnen lernte. Ich war noch nicht

fähig die Natur aus der ersten Hand zu verstehen*)." — Und in der That vermochte Schiller niemals sich gleich Shakespeare gänzlich von seinen Schöpfungen zu trennen. Die Eigenthümlichkeit seines Geistes wies ihn, um nicht zu sagen beschränkte ihn, auf die Schilderung ernster und erhabener Charaktere und sein Herz, das stets mit seinem Geist harmonisch übereinstimmte, machte, daß er gänzlich sympathisirte, gänzlich eins war mit den Wesen, die er hervorrief, indem er es ernst meinte in seinem Sinn und glühte in der Aufregung seiner Gefühle.

Seiner Freunde waren nur wenige, aber sie waren wohlgewählt und theilten seine Neigung für literarische Beschäftigungen, wenn sie auch sein Genie nicht besaßen. Sie bildeten eine Art geistiger Brüderschaft. Jeder sollte irgend Etwas schreiben und Alle träumten davon es bekannt zu machen und dadurch Ruhm zu erwerben; einer**) einen Roman nach Werthers Leiden, einer***) ein rührendes Drama, einer****) eine Nachahmung von Götz von Berlichingen, Schiller selbst (durch Gerstenberg's Ugolino angefeuert) ein Trauerspiel mit dem Titel „der Student von Nassau". Dieses gab er später auf, um ein anderes

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung.
**) Hoven.
***) Petersen.
****) Scharffenstein.

aufzunehmen, von welchem er mehrere Scenen beendigte und ein Theil, in die Räuber übertragen, noch vorhanden iſt, nämlich „Cosmus von Medici".

Inzwiſchen fand ſein Dichtertalent die erſte (und gewöhnliche) Publicität durch die Columnen einer Zeitſchrift. In dem Alter von ſechzehn und ſiebzehn Jahren ließ er in das Schwäbiſche Magazin einige kleine Gedichte einrücken, die verſtändiger Weiſe in die Geſammtausgabe von Schiller's Werken nicht aufgenommen ſind und in welchen die Nachahmung Klopſtocks hinlänglich ſichtbar iſt. „O damals, ruft er ſpäter aus, war ich noch ein Sclave von Klopſtock!" Nichtsdeſtoweniger fand der Herausgeber der Zeitſchrift, Balthaſar Haug, inmitten der Uebertreibung und des Schwulſtes dennoch große Hoffnungen begründet und prophezeihte, der junge Dichter „dürfte einſt ſeinem Vaterland Ehre machen *)."

Je mehr nun ſeine Neigungen ſich verſtärkten, deſto tiefer empfand er die Tyrannei der Formen, die ſich ihnen entgegenſetzte. Kein Jüngling war wohl in weniger Gefahr durch Voltaire verderbt zu werden, und dennoch empfand er ein bitteres Zorngefühl über die Schande, die ihm widerfuhr, als man ihn einſt beim Leſen von einem der Werke Voltaire's fand. „O Carl, ruft er in ſeinem

*) Hoffmeiſter, Schwab. B.

Briefwechsel mit dem jungen Moser aus, so lange wie mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen.“ In der That war auch der Charakter des Mannes lange vor dem Geist des Dichters gereift; denn waren auch Schillers erste Erzeugnisse roh, hart, voller Uebertreibung und mühsam hervorgebracht, so war doch die Seele, aus welcher die Poesie wie aus einer Quelle hervorströmt, indem sie desto klarer wird je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernt, die immer das Schöne sucht, immer nach Wahrheit forscht, immer die Schwierigkeiten zu überwältigen strebt, immer gegen Zwang ankämpft — diese Seele war die nämliche in ihren Grundelementen, als der Knabe in heftigem Bombast gegen den blutbefleckten Lorbeer eines Eroberers deklamirte, wie da der Mann die kräftige Gestalt Tell's auf den Schweizerboden hinstellte und den unbefleckten Ruhm der Jungfrau von Orleans der Schmähsucht von Jahrhunderten entriß.

Endlich wurde dieser lange und schreckliche Kampf zwischen dem Genie und den Verhältnissen entscheidend; der Ruf des kräftigen Mannes ertönte; der Titan bewegte sich unter dem Berge.

Zweites Kapitel.

Kurze Ueberſicht des Zuſtandes eines Theils der deutſchen Literatur unmittelbar vor dem Erſcheinen von Schiller's „Räubern."

Es war gerade ein Zeitpunkt in Deutſchland, wo ein Schriftſteller, was auch immer ſeine Fehler ſein mochten, auf ein günſtiges Gehör hoffen konnte, wenn er nur die Revolution, die bereits in der Literatur eingetreten war, weiter führte und mit der gefährlichern Bewegung ſympathiſirte, welche bereits angefangen hatte die Meinungen aufzuregen und die Geſellſchaft zu erſchüttern.

In der Literatur war die alte Gallomanie, der ſich aufrichtige Dichter und unbeugſame Kritiker*) ein halbes Jahrhundert lang kräftig widerſetzt hatten, faſt ganz erſtorben, ausgenommen in den kleinen Hofzirkeln, wo „Seigneur Oreſte" und „Madame Hermione" **) noch immer feſten Fuß hatten. Der deutſche Geiſt hatte bereits eine Dynaſtie gegründet und in Klopſtock einen Altar

*) Von dieſen Bodmer und Breitinger, von jenen Haller und beſonders Gellert. B.

**) Macaulay. B.

und einen Thron gefunden. Was Klopstock (geb. 1724) geschrieben hat, ist vergleichungsweise unbedeutend; was er aber gethan, ist erhaben. Wenn auch seine Messiade überschätzt wurde, wenn auch seine Oden sogar mehr von Schwulst als von Feuer, mehr von Musik der Worte als von Poesie zeugen*), wenn auch seine dichterische Phantasie ohne Zweifel kalt ist und die Schwäche seiner Gedanken sich vergeblich hinter einer Ueberfülle von Epitheten und Sylbenpomp zu verbergen sucht, so besaß er doch eine zwiefache Phantasie außer der dichterischen, die des Herzens nämlich und die des Gewissens. Er war für sein Vaterland und seine Religion begeistert; er fühlte wie ein Ehrenmann und schrieb wie Einer der es ernst meint. Man hat richtig bemerkt, daß nach Klopstock „die Deutschen sich nicht länger schämten Deutsche zu sein.“ War er auch nicht gerade der Allererste, der den Nationalgeist erweckte, so machte er ihn doch bei dem Volke populär, bei den Großen zur Mode, bei den Jünglingen glühend, bei den Frommen feierlich. Es giebt keinen deutschen

*) Einer der größten deutschen Kritiker hat bemerkt, daß Klopstocks Oden, soll ihr Werth erkannt werden, mit Musik begleitet werden müssen — daß er gleichsam nach Melodien schrieb. V. Man sehe Herders Werke zur sch. L. u. K. Th. 20. Tasch.-Ausg. und Gervinus IV.

Dichter nach Klopstock, der ihm nicht dankbar sein muß, dankbar für ein deutsches Publikum, für jenes allgemeine und tiefe Gefühl der Vaterlandsliebe und Hingebung in den Hörern und Lesern, ohne welches der Dichter Puppen und keine Menschen vor sich hat. Was Klopstock begonnen hatte, wurde von Lessing (geb. 1729) mit tiefern Absichten und in einem größern Maßstabe fortgesetzt. Mit Recht ruft Heine*) aus, daß Lessing der literarische Arminius war, der das deutsche Theater von jener Fremdherrschaft befreite. Aber nicht das Theater allein, die ganze deutsche Kunst wurde von seiner großartigen Kritik und seinem kräftigen Geist umfaßt. Man kann die Vortrefflichkeit der intellektuellen Natur Lessings und das edle Streben seines Ehrgeizes nicht hoch genug schätzen. Obgleich er sich bescheiden die Eigenschaften eines Dichters abspricht und einige flache Verkleinerer seine eigne Behauptung wiederholt haben, so betritt er dennoch sogar das Gebiet der Prosa mit einer Majestät, wie sie nur Dichter annehmen können. In seiner Emilia Galotti erhebt er häusliche Verhältnisse zur erhabensten tragischen Leidenschaft. Dies Trauerspiel ist der deutsche Virginius.

*) Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland. B. Weiter ausgeführt unter dem Titel „die romantische Schule“ 1836.

Niemand hat je die ſchwierige Vereinigung heroiſchen Gefühls mit neuern Sitten ſo glücklich bewirkt. Größer jedoch als Kritiker denn als Schöpfer (und in erſterer Eigenſchaft bei weitem mehr gekannt und berühmt), trug er dazu bei, ſowohl der Kunſt ihre rechte Sphäre anzuweiſen, als ihr Gebiet zu erweitern. Männlichkeit war der charakteriſtiſche Zug ſeines Lebens und Geſchmacks. Wie Schiller liebte er es mehr die menſchliche Natur in ihren edleren Eigenſchaften zu ſchildern und mit ihren großen Zwecken zu ſympathiſiren, als gleich Göthe ihre Gebrechen zu ſeciren oder gleich Wieland mit ihren Intreſſen zu tändeln — der Werther des Erſtern widerte ihn an, — der Agathon des Letztern machte ihn wüthend*).

Leſſing beſaß das Nationalgefühl Klopſtocks ohne ſein

*) Beide Urtheile ſind zu ermäßigen. Leſſings Tadel trifft nur Werthers Charakter an ſich. „Glauben Sie wohl“, heißt es, „daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen?“ — Ueber den Agathon äußerte Leſſing zu F. H. Jacobi (Wielands Leben von Gruber II. 393): „Als ein Werk der Kunſt betrachtet, iſt die Geſchichte des Agathon vortrefflich, aber ein ſittlich gutes Buch iſt ſie nicht. Wieland hat das Reſultat davon in einen einzigen Vers gebracht: Die Tugend iſt, wenn wir die Weiſen fragen, ich weiß nicht was.“

Vorurtheil. Iſt Klopſtock der erſte Nationaldichter für das große Publikum, ſo iſt Leſſing gewiß der große Nationalſchriftſteller für die Schriftſteller. Daß Geſchmack an deutſcher Poeſie gefunden würde, dazu war Klopſtock nothwendig — daß Herder, Schiller und ſogar Göthe wurden, was ſie waren, dazu mußte Leſſing gelebt haben.

Obgleich jedoch der Einfluß Leſſings ſo tief war, war er gleichwohl nicht von einer ſolchen Art, daß er ſich weit unter dem Volk verbreiten noch auch deutlich begriffen werden konnte, außer durch ſeine ſpätern Reſultate, und ſeine großartige Laufbahn nahte jetzt ihrem Ende. Er ſtarb im Februar 1781 und hinterließ das Publikum vorbereitet für männliche Geſinnungen, energiſche Abſichten und geniale Humanität in denjenigen Schriftſtellern, die er herangebildet hatte.

Zu der Zeit, von der wir jetzt ſprechen (ungefähr 1780—81), war Wieland (geb. 1733) nächſt Klopſtock der beliebteſte Schriftſteller. Liebenswürdig in ſeinem Benehmen und ſeinem Geſchmack, von gereiften Jahren und feſtſtehendem Ruhm übte er, wenn auch weniger entſchieden in ſeiner nationalen Richtung, als Klopſtock und Leſſing, dennoch einen tiefen Einfluß auf die Bildung der Nationalliteratur. Auch er war ein Erſter, ein Schöpfer — der Erſte, welcher der deutſchen Stärke die Zartheit des Geſchmackes lehrte, der Erſte, der den verſchiedenen

Nachahmern der gallischen oder griechischen Muse zeigte, wie sie, ohne nachzuahmen, sich Fremdes aneignen könnten; der Erste, in welchem die Gelehrsamkeit so ungezwungen schien wie intuitive Beobachtung und in welchem die Phantasie eines ächten Dichters und der Fluß eines reizenden Novellisten sich mit der Erudition des Gelehrten und der Eleganz des Weltmannes vereinigten. Theils Franzose, theils Grieche — ist er gleichwohl durch und durch ein Deutscher; ein Deutscher nämlich, der seine Erziehung in Paris begonnen und in Athen beendigt hat. Wir wollen hier nicht auf die Untersuchung eingehen, welche Stelle Wieland einnimmt, eine Stelle, die ihm einst zu bereitwillig eingeräumt worden ist und ihm jetzt mit zu viel Bitterkeit streitig gemacht wird; jedoch beschränkte sich sein Einfluß blos auf die Phantasie und den Geschmack; er dehnte sich nicht auf die Meinungen aus und schlug seine Wurzeln nicht in die Leidenschaften. Sein großer Fehler war der Mangel eines ernsten Eifers und Zweckes. Er mag entzücken und bilden, aber er stärkt den Geist nicht zu männlicher Anstrengung noch erhebt er die Einbildungskraft zu erhabenen Gegenständen. Zu jener Zeit nun saß er sorglos auf seinem Thron zu Weimar, mehr um Huldigungen zu empfangen als um zu herrschen. Es strebten aber bereits drei junge Männer nach Berühmtheit, von denen wenigstens zwei dazu be-

Schiller's

und

Fichte's Briefwechsel,

aus dem

Nachlasse des Erstern mit einem einleitenden Vorworte

herausgegeben

von

J. H. Fichte.

Berlin.
Verlag von Veit und Comp.
1847.

495. P.

ſtimmt waren, nicht nur den Schmuck und die Zierden der Herrſchaft zu tragen, ſondern auch das Scepter derſelben zu ſchwingen — Herder, Göthe und Johann Heinrich Voß.

Der Geiſt dieſer drei Männer war unter dem mächtigſten Einfluß, den je ein Franzoſe bis dahin noch in Deutſchland ausgeübt hatte, gebildet worden. Immer zur Nachahmung geneigt (wie dies ein gelehrtes Volk nothwendigerweiſe ſein muß), hatten die Deutſchen ſich nur von der alten Gallomanie frei gemacht, um in die Gräcomanie und Anglomanie zu verfallen. Während der Eine den Theokrit nachahmte, ahmte der Andere Pope nach. Auch Richardſon, welcher, obgleich in Deutſchland weniger beliebt als Fielding, dennoch einen weit tiefern Eindruck hervorbrachte, wie ihn dieſer größere Geiſt ja hervorbringen muß, wo alle beide hindringen, auch Richardſon alſo läßt, wie man ſehen kann, ſelbſt in dem großen Geiſt Leſſings Spuren ſeiner Einwirkung zurück *). Die er-

*) Der Einfluß Richardſon's auf die Geiſteserzeugniſſe Europa's war nicht blos groß zu der damaligen Zeit, ſondern dauert noch und muß immer dauern. Trotz dem daß ſeine Sprache veraltet, daß ſeine Umſtändlichkeit ermüdend geworden iſt, daß das jüngere Geſchlecht der Romanleſer ihn unangerührt auf dem Bücherbrett ſtehen läßt, öffnet dennoch jedes Genie, das auf dem Gebiet der Dichtung berühmt werden will, jene etwas langweili-

habene Clarissa, welche den Schlägen der Ehrlosigkeit so geräuschlos unterliegt, ist das Vorbild der nicht weniger erhabenen Emilia Galotti, die schon vor einem entehrenden Gefühl im Tode Schutz sucht. Umsonst jedoch hatten Klopstock und Lessing Racine und Corneille von ihren Thronen gestürzt und vergeblich Wieland den Deutschen einen ihnen mehr zusagenden wenn auch schwächern Voltaire gegeben — eine neue Gallomanie hatte das Herz des Volkes ergriffen und das Gehirn desselben in fieberhafte Aufregung versetzt; Griechen und Britten — alles wich vor dem Einfluß Rousseau's. — Für Jemand, der mit Helvetius die Verbindung und Sympathie zwischen socialen Einflüssen und literarischem Geschmack zu erforschen sucht, giebt es nichts Interessanteres, als die von diesem ungesunden Geist in England hervorgebrachte so unbedeutende Wirkung mit derjenigen in Deutschland zu vergleigen Bände, welche, obgleich mit Mühe und Studium, dennoch am besten die Kunst lehren, wie aus den einfachsten Details das edelste Pathos hervorgerufen werden kann. In der Clarissa sehen wir jenen wahren Geist der Tragödie, welcher zuerst die Könige und Helden und all' den Prunk der Schaubühne bei Seite ließ und uns lehrte, wie die höchste Höhe des Erhabenen in der Dichtung von dem erreicht werden kann, welcher die Liebe auch nur eines einzigen menschlichen Wesens zu schildern und die Tugend desselben zu begreifen vermag. B.

chen, welche so ungeheuer gewesen ist. Obgleich in zwei großen Perioden der Geschichte unsrer eignen Literatur, nämlich denen der Elisabeth und Anna, die italienischen und französischen Autoren ihren Einfluß auf die unsern ausgeübt haben, so haben gleichwohl unsre berühmteren Schriftsteller doch mehr reproducirt als nachgeahmt, und mit der einzigen Ausnahme des Sterne-Fiebers hat die empfindsame Schreibart bei unsrer praktischen und geschäftigen Bevölkerung niemals einen großen Erfolg gehabt. In Deutschland jedoch, welches wie gesagt immer zur Nachahmung geneigt ist, konnte voraussichtlich keine Schreibweise so ansteckend sein, wie die, welche Empfindsamkeit mit Tiefe der Gedanken verband. Das eigenthümliche Leben der Deutschen, der fast durchgängige Mangel jener thätigen constitutionellen Freiheit, welche, wenn sie mit commerziellen Beschäftigungen verbunden ist, dazu beiträgt (und vielleicht zu sehr), den Geist des Volkes abzuhärten und zu materialisiren, erzeugen nicht dasjenige Gegengewicht gegen das häusliche Leben, welches das Leben des Marktes und des Forums in England hervorbringen. Daher haben Bücher, besonders die schwärmerischen, einen größern Einfluß auf sie; je entfernter Theorien vom wirklichen Leben sind, desto verführerischer scheinen sie ihnen. Entweder ganz zufrieden mit dem bestehenden Zustand der Dinge oder ganz in den Wolken Utopiens

— fehlt ihnen jener dazwischenliegende Maßstab, nach welchem die große Masse der Engländer unbewußt jeden Vorschlag einer Veränderung, jedes Reformprojekt mißt. Die Liebe zur Freiheit, welche Jedermann und besonders Völkern, die zugleich so brav und so gebildet sind, wie die Deutschen, gleichsam instinktartig innewohnt, findet ihren Spielraum in der idealen Welt, da sie ihn sich in der Wirklichkeit entzogen sieht. Daher ist einerseits die praktische Freiheit der Deutschen im Vergleich mit der unsrigen so sehr beschränkt; andererseits ihre theoretische Freiheit, die Freiheit des Gedankens, der Meinung und der Spekulation unendlich größer. Der religiöseste Deutsche stellt Forschungen an, die selbst ein irreligiöser Engländer anzuregen sich fürchten würde; und der Politiker, der den größten Anstand nehmen würde, sich für eine repräsentative Verfassung auszusprechen, schwelgt in den Träumen einer republikanischen Brüderschaft. Gerade die Gründe also, welche Rousseau's Einfluß in England so gänzlich lähmten, gaben ihm in Deutschland so große Lebenskraft, nämlich: Unausführbarkeit in der Politik und Krankhaftigkeit in der Poesie. Denn unser thätiges Leben, der ganz gewöhnliche Menschenverstand, den wir mit der Muttermilch einsaugen und die praktisch erfahrene Bevölkerung um uns her würde selbst einen gewöhnlichen Mann aus dem Volke die Unwahrheit, welche dem Contrat So-

cial zu Grunde liegt, erkennen lassen und unsern natürlichen Sinn in der Beredsamkeit des St. Preux anwidern. Wir wissen ja, ohne erst darüber nachzudenken, daß es nie einen socialen Contrakt gegeben hat und daß kein Liebender, der diesen Namen verdient, die Ruhe hat, fünf Minuten vor seiner ersten Zusammenkunft mit dem Weibe, welches der Gegenstand seiner Anbetung ist, ein Inventarium seines Mobiliars aufzunehmen. Bei den Deutschen hingegen verbarg die Neuheit der politischen Theorie die Falschheit derselben; die Sentimentalität der Dichtung verbarg den Mangel an Natur. In Rousseau war Vieles, was das deutsche Gemüth entzücken und blenden mußte, da es durch die mangelnde Erfahrung eines unruhigen, wechselvollen Lebens seine Unkenntniß oder Verkehrtheit der Natur in den Charakteren und Leidenschaften nicht wahrnahm. Die Deutschen begriffen vollkommen seine Liebe und Kenntniß der leblosen Natur, seine Freude an schönen Gegenden, seinen Hang zur Einsamkeit, seine Macht, die ihn umgebende äußere Welt mit den inneren Gefühlen zu verknüpfen; ihre eigene Liebe für das häusliche und ländliche Leben erfüllte sie mit Entzücken über die natürliche Einfachheit, die er bewundert sehen wollte. Die gewaltige Masse getäuschten Ehrgeizes, die sich nothwendigerweise unter einem intellektuellen Volk erzeugen muß, welches des ausgedehnten Spielraums einer freien Ver-

fassung beraubt ist, fand in Rousseau's Ueberdruß an der thätigen Welt eine Stimme und krankhaften Trost. Die Freiheitsgluth, der in Deutschland sowohl als in Frankreich erweckte revolutionäre Geist besaßen in dem Schwärmer von Genf einen mit dem liebenswürdigen und gefühlvollen Charakter der Deutschen nahe verwandten Repräsentanten. Denn der beißende Spott Voltaire's mochte zwar einen Hof ergötzen und einen Gelehrten entzücken, doch das ernste fromme Gemüth der Menge bebte zurück vor einem Geist, der das, was er angriff, entweihte, und öffnete sich mit gefährlicher Empfänglichkeit einem Geiste, welcher das, was er umfaßte, zu heiligen suchte. Die Anhänger des lachenden Philosophen sind nie so voller Hingebung als die des weinenden. Mit Rousseau entstand die große Sekte der Philanthropisten, der Schule nämlich, welche die menschliche Natur über jedes conventionelle Wesen zu erheben sucht, welche gern aus dem socialen Leben alles Herbe und Tyrannische verbannen, die Menschen zu Brüdern machen möchte und die Menschenwürde höher stellt als all' den äußern Prunk und Pomp, durch welche der Mensch selbst gleich der Tarpeja unter den auf ihn gehäuften Zierrathen erliegt.

Der Einfluß Rousseau's brachte auf Herder, Goethe und Voß die verschiedenste Wirkung hervor. Herder (geb. 1744) verwarf alles, was an dem Genfer Philosophen

weibiſch und ſelbſtſüchtig war und ergriff alles Geniale und Philanthropiſche. Er zeigte ſich als den wahren Verkünder der Humanität, die bei Rouſſeau ein Gefühl war, bei Herder aber zur Wiſſenſchaft wurde. Begabt mit einem vollkommen geſunden und kräftigen Geiſt, mit einer vielſeitigen und umfaſſenden Gelehrſamkeit und mit einem nüchternen Verſtand, der den kühnſten Spekulationen Leben und Subſtanz verlieh, entriß Herder den ſchwachen Händen der franzöſiſchen Socialiſten die große Sache, die ſie entweiheten, nämlich das Princip des menſchlichen Fortſchritts, welches durch die Geſchichte erkannt und durch die Poeſie erläutert wird, und brachte ſie in Uebereinſtimmung mit der Religion als das Geſetz Gottes. Der erhabenſte Beruf erwartete Herder. Prediger dem Stande nach, an Energie ein Bürger, an Genie ein Dichter, an Frömmigkeit und Weisheit ein Philoſoph und Kosmopolit — kann man wohl ſagen, daß in ihm alles das geblüht habe, was in dem Menſchen intellectuell iſt. Mit einer großen Hinneigung zur praktiſchen Seite des Lebens, welche er zuweilen bedauerte nicht ſorgfältiger in ihren Eigenheiten ſtudirt zu haben *), verband er eine Unſchuld des Herzens, in welcher ſeine halbe Stärke lag. Sein ganzes Leben, ſchrieb er, entwickelte ihm nur, was ihm

*) G. Gervinus. B.

seine Kindheit sagte. Er liebte es, Gedanken zu sammeln aus den Muthmaßungen des Kindes, aus dem Staunen des Ungebildeten. Daher sah er in der Kindheit und der Jugend der Völker die Schönheit und die Verheißung, welche die Historiker übersehen haben. Er war auf diese Weise der Erste, welcher der Poesie in der ernsten und erhabenen Weltordnung ihre gehörige Stelle anwies; indem er sie als die absolute Stimme betrachtete, welche die Zeit und den Charakter eines bestimmten Geschlechts aussprächе, vereinigte er die Volkslieder aller Länder in eine der großartigsten Sammlungen, die er Stimmen der Völker nannte. Unter die mannigfachen Einflüsse, die er auf seine Zeit äußerte, gehört auch der Antrieb, welchen er derjenigen Richtung des deutschen Genies gab, die man Universaliſmus nennt. Denn was die Philantrophie für die Politik, die Liebe für die Tugend und die christliche Religion für den Menschen ist, das ist der Universaliſmus für die Wissenschaft *). Jene Scheidewand

*) Herder ist ein sehr bänderreicher Schriftsteller: den Hauptinhalt seiner Ansichten und seines Geistes jedoch findet man in seinem Werk über die Philosophie der Geschichte der Menschheit. Zwar ist dies Werk nicht ohne bedeutende Fehler: denn es ist oft unrichtig in den Einzelheiten, folgt dem Vorgang des Helvetius zu sehr, indem Herder den unvollkommenen Berichten der Reisenden zu vielen Glauben beimißt und ist oft auf

zwischen den Fakultäten, jene anderwärts so allgemeine Trennung der geistigen Arbeit wurde in Deutschland niedergerissen und aufgehoben. Der Dichter studirte Philosophie, der Philosoph Poesie. — Der größte Theil jedoch von dem, was Herder bewirkte, war noch unausgeführt. Er war bereits bekannt als Gelehrter, als Verfasser philosophischer Abhandlungen, als Sieger in einer akademischen Preisbewerbung, als beredter Prediger und in hoher Stellung und hohem Ansehen an dem Hofe zu Weimar. Dennoch aber stand er der Volksliteratur jener Periode noch fern und hatte eher dazu beigetragen, auf die große Veränderung hinzuweisen, welche in dem öffentlichen Geschmack und Gefühl stattfinden sollte, als daß er durch seinen eignen Ruhm den Ehrgeiz eines Andern hätte entmuthigen sollen.

---

eine unangenehme Weise deklamatorisch in seiner Darstellung. Die Kraft der Generalisirung jedoch ist zum Erstaunen; sie bemächtigt sich wie mit dem Griff eines Riesen der Unermeßlichkeit der Gegenstände, die sie umfaßt. Nur wenige Werke verdienen auf gleich gerechte Weise die Epitheta glänzend und umfassend. Der mit diesem Werke wohl bekannte Leser wird finden, daß Schiller in seinen spätern Gedichten, obwohl, wie es scheint, unbewußt, viele von den Gedanken und einige von den Bildern desselben entlichen hat. Schiller scheint nie bemerkt zu haben, wie große Verpflichtungen er gegen Herder habe. B.

Während ſich auf dieſe Weiſe Rouſſeau's Einfluß auf Herder nur in großen Reſultaten äußerte, hatte die ungekünſtelte Natürlichkeit, das paſtorale Familienleben, für welches Rouſſeau die Bewunderung der ſchlichten Deutſchen erweckt hatte, in dem Gemüth eines einfachen jungen Sachſen tiefe Wurzel gefaßt, des Johann Heinrich Voß nämlich (geb. 1751), der, was das bloße Genie betrifft, allerdings nicht würdig iſt mit Herder und Göthe in einer Reihe genannt zu werden, dennoch aber aus vielen Gründen weder die Herabſetzung Schlegels, noch die Geringſchätzung Menzel's verdient. Von niedriger Geburt, ſeine Bildung ſich ſelbſt verdankend, ſtrenger Proteſtant und um des täglichen Brotes willen zur Plackerei des Schulmeiſters getrieben, iſt Voß oft gemein in ſeinem Geſchmack, pedantiſch in ſeinen Schriften, vorurtheilsvoll und intolerant in ſeiner Polemik. Jedoch trotz alle dem iſt er ein wahrer Deutſcher und eine kräftige Natur. Die Dienſte, die er ſeiner Sprache erwies, waren unermeßlich; er bereicherte ſie mit den Schätzen der Fremde, kräftigte ſie durch die Pflege ihrer eigenen nationalen Hülfsquellen und rief die alten Worte Luthers auf die Lippen Homers und Tibulls zurück. Man hat von Voß treffend bemerkt, daß ſeine Kraft in dem Kampf mit Hinderniſſen lag. Er bahnte ſich einen Weg durch Armuth zur Gelehrſamkeit

BIBLIOTHEC
REGIA
MONACENSIS

und hieb durch rauhe Klippen *) des Ausdrucks, bis er eine Quelle der Poesie fand, die ihm ganz allein angehörte. Indeß war Voß noch jung, war, wenn nicht unbekannt, doch wenigstens nicht sehr bekannt und hatte damals weder durch herbe, widrige Streitigkeiten den Titel eines zweiten Luther erlangt (obwohl er vielleicht mehr einem gelehrten pedantischen deutschen Cobbett glich), noch auch in seiner Luise und seinen Idyllen, Gedichte, die zu ihrer Zeit im höchsten Grade beliebt waren, aber dem englischen Geschmack gänzlich widerstreben, das Innere eines Pfarrhauses geschildert und das Vorbild zu Göthe's Hermann und Dorothea gegeben.

Der Erste nun von den Dreien, die wir genannt, ja von der ganzen jüngern Generation und bereits allgemein angesehen war Wolfgang Göthe (geb. 1749, fünf Jahre nach Herder). Auch er war damals von dem Einfluß Rousseau's noch nicht frei und wurde es vielleicht niemals ganz. Es ist in der That das Verdienst dieses wunderbaren Mannes, daß seine ganze Natur vorzugsweise plastisch und empfänglich war. Jeder Einfluß seiner Zeit prägte sich in seinem Geist aus, um durch sein Genie in neuen Formen reproducirt zu werden. Neigt sie sich zur Sentimentalität, so ergründet er die Abgründe der-

*) Verfilzte Marmorblöcke. Heine. B.

selben; neigt sie sich zur Ironie, so erscheint der Hohn Voltaire's ohne Gift neben dem eisigen Lächeln des Teufels, den er aus der Hölle heraufbeschwört, um menschliches Wissen zu verspotten und die menschliche Liebe zu entweihen; sehnt sie sich nach Idyllen und Familienleben, so kehrt er sich von den Höfen und dem siebenten Himmel der Poesie fort, um von dem schlichten Voß zu borgen und läßt ihn arm erscheinen durch die Schätze, die er aus dem Geliehenen hervorzulocken weiß. In seinem Werther concentrirt er die Geschichte eines ganzen Zeitabschnittes, nämlich der Zeit der Rousseaumanie in Deutschland. Obgleich die Nouvelle Heloise ganz unbestritten das Original zu Werthers Leiden ist, so thun ihm dennoch diejenigen, welche (wie z. B. Menzel) es für eine bloße Kopie halten, gewaltiges Unrecht. Zwar ist auf einer einzigen Seite der Nouvelle Heloise mehr rhetorische Beredsamkeit zu finden als in dem ganzen Werther, hingegen enthält auch eine einzige Seite Werthers mehr Natur als die ganze Nouvelle Heloise. In diesem dem wärmsten und ächtesten aller Götheschen Romane, der, wenn einst überschätzt, dafür jetzt so unverdienterweise herabgesetzt wird und welchen Menzel mit Recht in Betreff seiner Moral beklagt, aber mit Unrecht als Beweis seines Genies geringschätzt, liegt als Keim Vieles, was der reifere Verstand des Verfassers später in seinen dichterischen

Werken vollständiger entwickelte. Hier nämlich sehen wir jene Vereinigung der Schlichtheit und Größe, die seine Feinde den „Schmuck der Alltäglichkeit" nennen. Welcher Engländer mit seinem vornehmen klassischen Geschmack hat sich nicht lustig gemacht über den Contrast eines Helden, der in den Wolken fliegt, und einer Heldin, welche Butterbrote abschneidet, der erschütternden Darstellung eines überlegten Selbstmordes und der genauen Beschreibung der Stulpenstiefel und des blauen Leibrocks, in denen der Unglückliche dem furchtbaren und unbekannten Jenseits entgegeneilt? Und dennoch, betrachten wir dies nach andern Kunstregeln, als wir sie auf der Universität lernen, so sind es gerade diese alltäglichen Einzelheiten, die dem Roman, je extravaganter er ist, auch desto mehr Wahrheit verleihen. Und diese Eigenthümlichkeit verlieh Göthe auf seiner ganzen glänzenden Laufbahn fort und fort eine unaussprechliche Schönheit. Denn in der That, einem sehr frühen Studium dessen, was, je feiner dem Wesen nach, desto einfacher in der Form ist, verdankt Göthe die lichtvolle Leichtigkeit seines nachherigen Stils und die Popularität eines Gedankenflugs, der bei einem weniger kunstreichen Schriftsteller die Menge weit hinter sich gelassen haben würde. Im Werther sehen wir ferner eine noch größere Eigenthümlichkeit Göthe's, auf die wir

eben ſchon angeſpielt haben, nämlich die Neigung, nicht ſowohl den geſunden Adel, als vielmehr die krankhafte Schwäche eines intellektuellen Charakters zu ſchildern. Was er hier thut, that er ſpäter in Clavigo, in den Wahlverwandtſchaften, im Fauſt und im Taſſo. Menzel, von deſſen Ungerechtigkeit gegen Göthe man halten mag, was man will, dem aber die größte Achtung gebührt wegen ſeines ehrlichen Eifers für alles Aufrichtige und Edle, wegen ſeines kräftigen Verſtandes und ſeines kühnen Muthes, ſagt etwas, was eines ſo großen Kritikers unwürdig iſt, wenn er Göthe einer Vermiſchung von Tugend und Laſter anklagt, weil er ſchwache oder ehrloſe Charaktere intereſſant und liebenswürdig gemacht habe. Nun gehört es aber zu den eigentlichſten und höchſten Aufgaben des Dichters, ſolche Contraſte zu ſchildern, die ihn dieſer Anklage ausſetzen, nämlich zu zeigen, daß ſich Laſter in den Tugendhaften und Tugend in den Böſewichtern findet; und hat man erſt dieſe unbeſtreitbare Wahrheit in der Kunſt zugeſtanden, ſo folgt ferner als das eigentlichſte Weſen der Dichtung, daß einem ſo gewählten Helden auch menſchliches Intereſſe verliehen werden muß. Man darf einen Dichter nicht tadeln, der einen unvollkommenen Helden intereſſant macht, es ſei denn, man behaupte, daß die Helden der Dichtung vollkommen ſein

müſſen *), durch welchen Satz man dem Dichter mit einem Mal das ganze Reich des menſchlichen Herzens entreißen und ſeine Ethik von der Darſtellung der Wahrheit und Natur trennen würde. Dieſe Luſt am Sondiren der Charakterſchwäche, an der Darſtellung der geiſtigen Gebrechen tritt in Göthe nicht mehr hervor als in Shakeſpeare, der uns in der ganzen Reihe ſeiner dramatiſchen Dichtungen auch nicht ein einziges Gemälde vollkommener Männertugend gegeben hat, der im Macbeth, im Othello, im Shylock, im Hamlet (und letzterer iſt ſolch ein Göthe'ſcher Charakter, daß wenn ihn Shakeſpeare nicht geſchaffen hätte, man faſt mit Sicherheit behaupten könnte, daß Göthe es gethan haben würde), der in allen dieſen Helden alſo die Schwäche des Weiſen, das Verbrechen des Tugendhaften mit fürchterlicher Genauigkeit darlegt. Und vergeblich würde man läugnen wollen, daß unſer hauptſächlichſtes Intereſſe in all' jenen Dramen auf der Seite

*) Oder daß, wenn ein Held Fehler hat, der Autor ihn nicht intereſſant machen dürfe. Indeß muß dieſer ja einer jeden ſeiner Schöpfungen Intereſſe verleihen; denn kein Autor iſt verpflichtet langweilig zu ſein. Ein meiſterhaftes Urtheil über Göthe, ſowohl in moraliſcher als intellectueller Beziehung, befindet ſich in der British and Foreign Review No. XXVII, als deſſen Verfaſſer ſich Lewis genannt hat. B.

des Fehlenden oder Schwachen iſt. Wer jedoch möchte behaupten, Shakeſpeare habe dadurch, daß er unſer Intereſſe für den Helden in Anſpruch nahm, unſer Gewiſſen zu einer verkehrten Bewunderung des Fehlers veranlaſſen wollen, es ſei ſeine Abſicht geweſen, den wollüſtigen Ehrgeiz oder die grimmige Eiferſucht, oder die ſcheinheilige Zügelloſigkeit, oder die unverſöhnliche Rachluſt zu beſchönigen, oder dem Geiſt weibiſche Schwäche einzuflößen und die Willenskraft zu entmannen durch all' die Zweifel und Skrupel, welche die Philoſophie Hamlets ausmachen? — Hamlets, des großen Quells neuerer Sentimentalität, aus welchem tauſend Büchlein der Melancholie und des Skepticismus entſprungen ſind; — Hamlets, jenes beſtändigen Spiegels ſolcher Seelen, die zwiſchen dem Sichtbaren und Unſichtbaren, dem Wirklichen und Idealen, den ſtrengen Forderungen unbegriffener Pflicht und dem Wunſch der handelnden That durch träumeriſche Selbſtgeſpräche zu entkommen, hin und her ſchwanken; — Hamlets endlich, in welchem ſich uns das geheimnißvolle Urbild deſſen darſtellt, was der Menſch ſein würde, beſäße er auch Tugend und Weisheit, aber keinen — Willen!

Obwohl alſo Göthe uns nicht deßhalb tadelnswerth erſcheint, daß er derjenigen Richtung ſeines Geiſtes folgte, welche ihm durch die eigenthümliche Zartheit und Feinheit deſſelben einen ſolchen Erfolg ſicherte, und obwohl wir

glauben, daß nach hundert Jahren das, was Menzel und andere Verkleinerer für unmoraliſch halten, auch nicht einen einzigen Nachahmer irre führen, noch einen einzigen Jüngling verderben wird: muß man dennoch einräumen, daß es nicht der unmittelbare Zweck ſeiner Werke war, den Mann männlicher und das Streben deſſelben erhabener zu machen. Wir ſagten, der unmittelbare Zweck; denn mittelbar und früher oder ſpäter ſtärkt alles, was den Menſchen weiſer macht, auch ſeinen Geiſt und läutert ſeine Gefühle; und es mag wohl Wahrheit in der Theorie enthalten ſein, nach welcher die Kunſt als Kunſt gepflegt werden ſoll, daß das Schöne auf ſeinem ruhigen Spiegel ohne Unterſchied Alles abſpiegeln muß, was conventionell für moraliſch oder unmoraliſch gehalten wird; denn Dem, was wirklich und weſentlich laſterhaft iſt, widerſtrebt das Schöne an und für ſich. So gewährt conventionell die Darſtellung der nackten Formen den ärgſten Anſtoß, aber wahrhaft verdorben muß die Einbildungskraft ſein, welchem die Venus des Bildhauers unſittlich erſcheint.

Zu jener Zeit jedoch hatte Göthe kaum noch ſeine Lehrlingszeit hinter ſich; ſeine größten Werke waren noch nicht geſchaffen. Götz von Berlichingen, Werther und Clavigo waren die hauptſächlichſten Säulen, auf denen zuvörderſt ſein Ruhm beruhte. Dieſe Erzeugniſſe hatten zwar den bisherigen Geſchmack des Publikums er-

schüttert und es für kühne Neuerungen vorbereitet, doch war bei Göthe nicht, wie bei Byron das allgemeine Interesse in seiner individuellen Persönlichkeit concentrirt und er nicht der einzige Repräsentant eines allgemeinen Gefühls geworden. In jener Krisis der Meinungen und Leidenschaften, welche dem Ausbruch der französischen Revolution voranging und mit dem Auftauchen kühner speculativer Geister und tiefer Forscher zusammenfiel, bedurften die Menschen etwas mehr als den kindlichen Pietismus Klopstocks, die leichte Eleganz Wielands oder jene sentimentale Philosophie, jene Analyse der menschlichen Schwächen, die von der Sympathie für die menschlichen Interessen so fern liegt und von Göthe im Werther und Clavigo war an den Tag gelegt worden. Es fehlte also noch immer Etwas und zwar Etwas, was, um populär zu werden, allerdings an dem krankhaften Heißhunger, dem erschütterten Geist und der revolutionären Tendenz der Zeit Theil haben, aber auch, um nicht bald wieder zu verschwinden, Alles, was bei Lessing ernster Eifer gewesen war und bei Herder Humanität zu werden verhieß, zu vollerer Kraft entwickeln und in weitern Kreisen des Publikums verbreiten mußte. Ein großer Theil des deutschen Volkes hatte zur Zeit noch keine Stimme gefunden, und wünschte sein eigenes unzufriedenes Herz in dem Puls irgend eines leidenschaftlichen Schriftstellers,

welcher der Falſchheit zürnte und mit der Freiheit ſympathiſirte, ſchlagen zu hören. Nie war in Deutſchland eine günſtigere Zeit für einen Schriftſteller geweſen, wenn er nur (was auch ſonſt ſeine andern Fehler ſein mochten) Höfe und Schule bei Seite ſchieben und ſich auf männliche Weiſe an Männer wenden wollte.

Drittes Kapitel.

Die Räuber — Schiller's Leben in Stuttgart — ſeine Gedichte in der Anthologie — ſeine Liebe zu Laura — Aufführung der Räuber — Schiller's Arreſt — ſeine Befürchtungen und ſein Entſchluß, aus Würtemberg zu entfliehen.

Zu dieſer Zeit erſchien in Mannheim ein ſeltſames, ſchroffes, feuriges Melodrama, in welchem unter den rohen Maſſen extravaganter Diction ein Geiſt blitzte, welcher der unruhigen und erſchütterten Philoſophie des Tages entſprach und dazu beſtimmt zu ſein ſchien, die Revolution einer Welt zu verkünden und zu beleben: es erſchienen die Räuber. — Das Aufſehen, welches ſie erregten, verbreitete ſich in ganz Deutſchland wie Feuer im Flachs, und nicht nur in Deutſchland allein, auch in Frankreich erweckte es den lebendigſten Enthuſiasmus, ja es erſchüt-

terte ſogar die ruhige Beſonnenheit Englands bis in ihre tiefſten Tiefen. Es war in der That die am ernſteſten gemeinte revolutionäre Dichtung, die bis dahin geoffenbart hatte, was in der Geſchichte jener Zeit verborgen lag. — Was die Einfälle der alten Deutſchen inmitten der verfeinerten abgelebten Civiliſation Roms geweſen waren, das war der Ausbruch dieſes neuen Deutſchen mitten unter den hohlen Convenienzen, die unter dem ancien régime nicht ſowohl das Leben der Tugend beſchützt, als den Leichnam derſelben wie in einem Grabe bewahrt hatten.

Die Räuber bieten jenen nüchternen Herkömmlichkeiten, in denen das reifere Alter den Anſtand, das jüngere aber Verſtellung erblickt, den vollkommenſten und unerbittlichſten Trotz. Die Niederträchtigkeit der Welt iſt es, die Carl Moor zum Verbrecher macht, der je übertriebener edel er ſich erweiſt, deſto unpaſſender für die menſchliche Geſellſchaft wird und weil er ein Rieſe iſt, nicht unter Zwergen leben kann. Er beginnt das Leben mit vielen Tugenden und die Mittelmäßigkeit des Lebens verwandelt jede Tugend in Sünde. Denn das Mitgefühl für Armuth und Leiden, für die Tugendhaften und die Unterdrückten verbannte auch den Halbgott auf den Felſen und brachte über ihn den immernagenden Geier.

Daß ein Werk, welches in dieſem Geiſt verfaßt und

Einleitendes Vorwort des Herausgebers.

Für eine neue Ausgabe von Fichte's Leben und literariſchem Briefwechſel, welche ich vorbereite, ſuchte ich ſchon lange die vollſtändige Correſpondenz von Schiller mit Fichte aufzufinden, welche nach den Spuren, die ſich im Nachlaſſe des letztern darüber fanden, mir von beſonderem Intereſſe zur Charakteriſtik beider Männer zu ſein ſchien. Vor Kurzem gelang es mir, durch die Güte des älteſten Sohnes von Schiller, Herrn Oberforſtmeiſter Carl von Schiller zu Lorch im K. Würtemberg, aus dem Theile des väterlichen Nachlaſſes, den er bei ſich aufbewahrt, ein Paket von Briefen beider Männer zu erhalten, mit der Erlaubniß, das Geeignete daraus in jener Briefſammlung zu veröffentlichen, für welche Erlaubniß ich dem würdigen Manne hierdurch meinen beſten Dank ſage. Die Wichtigkeit ihres Inhalts veranlaßte mich jedoch zu einer frühern und abgeſonderten Bekanntmachung derſelben,

mit aller Kraft, welche die Leidenſchaften der großen Menge mit ſich fortzureißen vermag, ausgeführt war, zur Zeit viel Unheil geſtiftet haben muß, kann man ohne Weiteres einräumen. Niemand kann den Lauf der beſtehenden Meinungen ſtören, gleichviel ob ſie richtig oder unrichtig ſind, ohne mit dem Guten zugleich auch Uebles anzuſtiften. — Sei es daß das Genie in der Dichtkunſt oder die Wiſſenſchaft in dem Fabrikweſen Neuerungen zuwege bringt, ſo müſſen in dem einen Fall nothwendigerweiſe einige Geiſter aus der Faſſung und in dem andern einige Hände außer Arbeit kommen. Gleichwohl müſſen das Genie und die Wiſſenſchaft jederzeit dem großen Trieb ihres Daſeins gehorchen und jenes immerdar Neuerungen, dieſe immerdar Erfindungen machen. In der moraliſchen Conſtitution der Natur ſind ſie die beiden Aufregungsmittel, das Sturmbad, welches zuerſt Fieber und Convulſionen erzeugt, dann aber reinigt und ſtärkt. Nichts jedoch konnte ferner von der Abſicht des Jünglings ſein, aus deſſen ungeübten Händen dieſe rohe titanenartige Skizze hervorkam, als in ſeinen Schilderungen des Verbrechens die Tugend zu erſchüttern; denn die Tugend war damals und blieb bis zu ſeinem letzten Augenblick — ſein Ideal, und wenn er anfangs die Statue auf ihrem Piedeſtal erſchütterte, ſo geſchah dies blos durch die Heftig-

keit der Liebkosung, welche sie zum Leben zu erwärmen suchte *).

Den ursprünglichen Entwurf der Räuber hatte Schiller zwei Jahre vor der Herausgabe derselben beendet; doch hielt er ihn an sich, bis er gegen Ende des Jahres 1780 seine medizinischen Studien beendet und vom Herzog eine Stelle als Regimentsarzt erhalten hatte. Erst dann hielt er sich für frei und unabhängig und nachdem er vergeblich einen Buchhändler gesucht, der die nothwendigen Auslagen daran wagen sollte, gab er sie auf seine eigenen Kosten heraus.

Wenn auch das Werk einen glänzenden Beifall fand, so war gleichwohl die Abneigung, die es bei Einigen erregte, ebenso stark als die Bewunderung, die es in Andern hervorrief. Der furchtbarste Kritiker jedoch war der Herzog selbst. Dieses seltsame Produkt widerstrebte seinem

*) Göthe selbst sagt irgendwo, daß die gewöhnliche Wirkung der größten Geister darin besteht, daß sie erschüttern, und man findet dies gewiß immer bestätigt, wo man die Wirkung derselben auf ihre Zeit verfolgen kann: ein Beweis sei Cervantes, Bacon, Luther, Milton (besonders in seinen prosaischen Schriften) und namentlich Shakespeare, der, obwohl zu seiner eignen Zeit nicht studirt, dennoch den literarischen Geist von wenigstens drei Völkern erschüttert und so seinen Einfluß auf denselben geübt hat; in unsern Tagen sind Byron und Wordsworth, jeder auf seine Weise, gleiche Neuerer gewesen. B.

Geſchmack nicht weniger, als es gegen ſeine Meinungen verſtieß. Er ließ den Verfaſſer deſſelben holen und befahl ihm in Zukunft das Dichten zu laſſen und bei der Medizin zu bleiben; oder wenn er durchaus ſchreiben müßte, ſeine Erzeugniſſe der Durchſicht ſeines Fürſten zu unterwerfen. Es iſt nun allerdings leicht, über das Benehmen des Mannes von Gewalt gegen den Mann von Genie zu hohnlächeln; doch war der Herzog kaum zu tadeln, denn heutzutage giebt es wohl nur Wenige, deren Geſchmack die Räuber nicht beleidigen, und wir können den Abſcheu, den es damals außer dem Herzoge auch noch in Andern erweckte, aus den Worten entnehmen, die eine erlauchte Perſon in dieſer Beziehung an Göthe richtete: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriff die Welt zu erſchaffen, und hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schiller's Räuber darin würden geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen *).“ Inzwiſchen aber hatte der junge Dichter mit dem Freiherrn von Dalberg, der die Leitung des Theaters zu Mannheim führte, einen Briefwechſel begonnen, in Folge deſſen das Stück für die Bühne bearbeitet werden ſollte. Zu gleicher Zeit erſchienen viele lyriſche und namentlich kleinere Gedichte von Schiller in einer Sammlung, die unter dem Titel Anthologie von

*) Geſpräche mit Göthe. Von Eckermann, I. 297.

Januar 1782. ihm und einigen seiner Freunde herausgegeben wurde. Ein großer Theil dieser Erzeugnisse, welche allerdings Kraft, wenn auch unrichtig angewandt, und Originalität, die freilich noch unbeholfen war, charakterisirten, gehörte gleichwohl einer sehr niedrigstehenden und rohen Dichterperiode an, die in Deutschland unter dem treffenden Namen „Sturm und Drang" bekannt ist, — einer Periode, von der man sich einen ungefähren Begriff machen kann, wenn man sich derjenigen unsrer Literatur erinnert, wo die knechtische Schaar der Nachahmer in ihrer schreienden Farbenmischung die Sepia des Mathew Lewis mit dem Gummiguttä und dem Zinnober Byron's vermischten. Die meisten dieser Gedichte nahm Schiller in die Gesammtausgabe seiner Werke nicht auf und die er beibehielt, verbesserte und verkürzte er weislich; obwohl sie auch in ihrer ursprünglichen Gestalt die plötzliche Berühmtheit ihres Verfassers erhöhten.

1781. Während nun so Deutschland anfing, von dem Namen des jungen Dichters zu ertönen, was für ein Leben führte er da? Er wohnte in einer kleinen Stube mit einem jungen Offizier Namens Kapff zusammen, welcher die Akademie zugleich mit ihm verlassen hatte. Kapff soll einen sehr lockern Wandel geführt*) und seinen

*) Nach Schwab, dessen Behauptung auf ungedruckten und

feurigen ungestümen Freund zu manchen Ausschweifungen verleitet haben, welches um so leichter war in einer Stadt, wo das frühere Beispiel des regierenden Herzogs eine allgemeine Ungebundenheit hervorgerufen hatte *). Gleichwohl wurden dergleichen Unregelmäßigkeiten Schiller nie zur Gewohnheit und ihre Wirkung auf seinen Geist gehemmt durch häufige Besuche in seinem elterlichen Hause, durch die liebevollen Warnungen seiner Mutter, die glückliche Beschränktheit seiner Finanzen **), die durch Berufsthätigkeit beschränkte Zeit und jene Leidenschaft für literarische Beschäftigung, mit welcher zwar fortdauernde Lust an Zerstreuungen und unordentliches Leben nicht unverträglich sind, der sie jedoch ganz gewiß widerstreben. Vielleicht dürfen wir glauben, daß der junge Dichter von größern und tadelnswerthern Ausschweifungen ganz besonders durch jenes, die Jugend mehr als Alles läuternde Gefühl abgehalten wurde — durch die erste Liebe. In seinem Hause nämlich wohnte auch die Wittwe eines Hauptmanns, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die „Laura" ist, an die er die leidenschaftlichsten aller seiner Liebesge-

daher sehr verdächtigen Zeugnissen beruht. Wahrscheinlich lebte der arme Kapff wie die meisten jungen Soldaten, weder schlechter noch besser. B.

*) Hofmeister. B.

**) Frau von Wolzogen. B.

dichte gerichtet hat. Ein scherzhafter, aber etwas leichtfertiger Freund Schiller's, Scharffenstein nämlich, schildert diese Wittwe mit dem nämlichen Hang zur Caricatur, mit dem er das edle Bild des Dichters selbst gezeichnet hat, indem er sagt: „Ein gutes Weib, das ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte.“ Einer von Schiller's Biographen deutet auf ungedruckte, noch weniger schmeichelhafte Nachrichten hin *); jedoch was ungedruckt ist, ist nothwendigerweise auch ungeprüft und unbewiesen und wir besitzen auch nicht das geringste Zeugniß, welches demjenigen entgegenstände, vermöge dessen der Dichter selbst unser Interesse für eine Frau in Anspruch nimmt, die einen so lebhaften Eindruck auf ihn machen konnte. Ohne Zweifel besaß Schiller selbst wenigstens ein eben so gutes Urtheil über Schönheit und Geist wie sein Freund Scharffenstein.

Es wäre für einen Kritiker von dem gewöhnlichsten Verstande unmöglich, mit gewissen metaphysischen Commentatoren anzunehmen, daß diese Liebe rein platonisch gewesen sei. Denn platonische Liebe scheint uns überhaupt immer das krankhafte und unangenehme Gefühl

*) Jene ungedruckten Nachrichten, sagt Schwab, schildern sie als eine häßliche, magere, sittenlose Frau.

einer unmännlichen Natur zu ſein; platoniſche Liebe in der Glut der Jugend aber iſt entweder eine widerliche Affektation oder die Chimäre eines kalten Herzens und einer ungeſunden Phantaſie. Am allerwenigſten aber kann die eifrige, heiße, ehrliche, ungeſtüme Jugend Schiller's zu der entmannten Kraftloſigkeit einer erheuchelten Empfindung heruntergezogen und herabgewürdigt werden. Platoniſche Liebe und Schiller! man könnte mit eben ſo viel Recht von platoniſcher Liebe bei Burns ſprechen! Die Gedichte ſelbſt legen in ihren Fehlern ſogar ein inneres Zeugniß von der geſunden, natürlichen Leidenſchaft des Mannes ab, die ſich in der Poeſie Luft macht, nicht aber von der Eitelkeit des Dichterlings, der die ſtärkſte Leidenſchaft des Mannes fälſchlich zur Schau trägt, um ſeinen Verſen Luft zu machen.

Jedoch wie dem auch ſein mag, dieſe Liebesglut ſcheint gerade wegen ihrer Heftigkeit ausgebrannt zu ſein und obgleich nach Jahren der Dichter von ſeiner „Reſignation“ bei dieſer Veranlaſſung als von dem großen Opfer ſeiner Jugend ſpricht, ſo war dieſe Leidenſchaft doch offenbar weit verſchieden von der ruhigen, reinen und dauernden Zuneigung, welche endlich das Glück ſeines Mannesalters ausmachte.

Endlich, am 13. Januar 1782 erſchienen die Räuber auf der Bühne zu Mannheim. Das Aufſehen, welches

das gedruckte Stück erweckt hatte, trug dazu bei, das Theater zu füllen. Von nah und fern, von Heidelberg und Darmstadt, von Frankfurt, Mainz und Worms kamen Zuschauer herbei. Die Vorstellung dauerte fünf Stunden. Der Erfolg, den das Schauspiel gedruckt gehabt, war geringfügig im Vergleich mit dem auf der Bühne. Die feurige Revolution der Gedanken, die es verkörperte, wurde um so eindringlicher, als sie durch die Kunst der größten Schauspieler jener Zeit belebt*) und durch die Begeisterung von Zuschauern begrüßt wurde, in welchen, wie überall im Jahre 1782, der Geist der Revolution sich regte.

Wir können uns das ungeduldige Verlangen Schil-

*) Böck spielte den Karl Moor mit ungeheurer Wirkung; jedoch ist dies eine Rolle, die sich fast von selbst spielt. Iffland, ein Mann von wirklichem Genie, erhob den widrigen Charakter Franz Moor's zur Würde eines Jago. In dieser Rolle scheint er einen der höchsten und vollständigsten Bühnentriumphe jener Zeit gefeiert zu haben. Seine schmächtige Gestalt, sein mageres Gesicht, welches zu dem Ideal eines vollkommenen Heuchlers sehr wohl paßte, dienten dazu die Täuschung des Spiels zu erhöhen. Iffland begann eben damals, gleich Schiller, seine Laufbahn und war zu jener Zeit, nach Schiller's Biographen (Schwab und Hoffmeister) ungefähr 26 Jahr, nach andern Autoritäten, die seine Geburt in den Monat April 1759 setzen (Jördens, Raßmann u. A.), erst 23 Jahre alt. B.

lers, Zeuge ſeines eigenen Triumphs zu ſein, ſehr leicht vorſtellen. Er ging heimlich nach Mannheim, und in einem verſteckten Winkel des vollgedrängten Hauſes ſchaute der Verfaſſer die lebendige Verkörperung ſeiner eigenen Gedanken und Leidenſchaften. Er ſah ſich mit einem Mal zu jener gewaltigen Macht erhoben, Menſchenherzen zu bewegen, und kehrte nach Stuttgart zurück, auf Lebenszeit in dem Beruf beſtärkt, den ſein Genie erwählt hatte.

20. Januar 1782. „Wenn Teutſchland, ſchrieb er bei ſeiner Rückkehr an Dalberg, einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Im Verhältniß zu der Glut ſeiner Neigungen ſtand jedoch der Zwang ſeines äußern Lebens. In Mannheim war er der Freie, der Dichter; er kehrte nach Stuttgart zurück, um zum Subaltern und Unterthan herabzuſinken. Einige Ausdrücke in dem dritten Act der Räuber, welche dem Nationalcharakter der Graubündtner zu nahe treten*), gaben dieſen durch die freilich rohe und knabenhafte Satire ſo großen Anſtoß, daß ſie ſich in dem „Hamburger

*) Die Worte Spiegelbergs: „Auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbuben-Klima, und da rath' ich dir, reiſ' du in's Graubündtner-Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner.“ Dies war nämlich ein in Schwaben gebräuchlicher Volkswitz.

Correspondenten" öffentlich beklagten und durch Vermittlung eines gewissen Walter*), der gegen Schiller einen persönlichen Groll hegte, ihre Beschwerde vor den Herzog brachten; in Folge dessen derselbe Schiller einen scharfen Verweis gegeben und auf das strengste befohlen zu haben scheint, seine Studien nur auf die Medizin zu richten, seine schriftstellerische Thätigkeit auf eine für seinen Stand ziemende Weise zu üben, sich aller Verbindung mit dem Auslande (womit er Mannheim meinte) zu enthalten und seinen Ehrgeiz nur auf seinen Beruf und auf die Stadt, in der er lebe, zu beschränken**). Solch einem Befehl zu gehorchen war einem durch den stärkern Despotismus des Genies angetriebenen Geist unmöglich. Schon entwarf Schiller's intellektueller Ehrgeiz neue großartige Pläne; schon hatte er Fiesco begonnen und weit fortgeführt; schon sann er auch darauf, das Schicksal des spanischen Infanten Don Carlos dramatisch zu bearbeiten. Die Zukunft drängte ihn vorwärts zum Ruhm; konnte also ein bloßer Mensch ihn an das Lazareth fesseln? Sein erster Besuch des Mannheimer Theaters war unentdeckt geblieben oder übersehen worden; im Mai des folgenden Jahres ging er wieder nach Mannheim und wurde dafür mit vier-

*) Gartencinspector in Ludwigsburg.
**) Schwab, a. O.

da ſie dem Biographen Schiller's, dem die Benutzung ſeines Nachlaſſes zu Gebote ſtand, Carl Hoffmeiſter, unbekannt geblieben zu ſein ſcheinen; er hätte ſonſt einen ſo wichtigen Beitrag zur Schilderung des Dichters, wie er ſelbſt ſie im vierten der hier abgedruckten Briefe über ſein Streben und ſein damaliges Verhältniß zum deutſchen Publicum mit den energievollſten Zügen entwickelt, unmöglich mit Stillſchweigen übergehen oder unbenutzt laſſen können; und was noch Intereſſantes und Bezugreiches damit in Zuſammenhang ſteht, wird aus dem Nachfolgenden ſich ergeben, und die vorläufige Bekanntmachung noch mehr rechtfertigen.

Die vier erſten Briefe beziehen ſich auf einen Handel zwiſchen Schiller und Fichte, deſſen in dem Goethe-Schillerſchen Briefwechſel (Bd. I. S. 174. 75.) auf nachſtehende Weiſe gedacht wird.

Schiller ſchreibt (am 6. Juli 1795) an Goethe:

„Von Fichte habe ich einen Brief erhalten, worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm gethan, ſehr lebhaft remonſtrirt, dabei aber ſehr bemüht iſt, nicht mit mir zu brechen. Bei aller nicht unterdrückten Empfindlichkeit hat er ſich ſehr zu mäßigen gewußt, und iſt bemüht, den Raiſonablen zu ſpielen. Daß er mir Schuld giebt, ſeine Schrift ganz mißverſtanden zu haben, iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht.

zehntägigem Arrest bestraft. Er sah sich nun von Gefahren umringt; dunkle und unheilvolle Drohungen wurden ihm von dienstfertigen Freunden hinterbracht und ihre Bedeutung vielleicht durch seine düstre Phantasie erhöht. Die Gefahren selbst jedoch waren dringend und keineswegs eingebildet, seinen Augen schwebte das Schicksal des Dichters Schubart vor, der acht*) Jahre lang eingekerkert gewesen, weil er die Eifersucht der Gewalt rege gemacht hatte. Welches Schicksal konnte schrecklicher sein als dies, für einen Jüngling, der von dem Verlangen nach Freiheit trunken und begierig war, die Schwingen seines Geistes zu entfalten? „Stuttgart, ja ganz Schwaben, wie er in einem Brief an Dalberg sagt, wurden ihm unerträglich und eckelhaft." Er hätte bei seiner Familie nur wenig Trost finden können; sein Vater sah zur Zeit noch auf seine Berühmtheit mit Widerwillen und Furcht. Er galt weder für einen Propheten in seinem Vaterland, noch hielt sein elterliches Haus sich für geehrt durch ihn; alles um ihn herum erfüllte ihn mit Eckel, und mit sanguinischem Selbstvertrauen warf er die Augen über seine Umgebung hinaus. Er faßte den einzigen Entschluß, der in

*) Auch Döring und Hoffmeister reden von 8 Jahren, aber Schubert kam zu Anfang des Jahres 1777 nach Hohenasperg und erhielt erst im Mai 1787 seine Freiheit wieder. Allerdings war in den letzten Jahren seine Gefangenschaft nicht so hart.

ſeinen Umſtänden natürlich und ſeines unabhängigen Charakters würdig war; er beſchloß Leib und Seele zu befreien, von Stuttgart zu entfliehen und ſich der Welt in die Arme zu werfen.

Viertes Kapitel.

Flucht von Stuttgart — Fiesco den Schauſpielern vorgeleſen. — Abenteuer und Irrfahrten — Schiller findet Zuflucht in Bauerbach — Anfang von Cabale und Liebe.

Unter Schiller's Freunden befand ſich auch ein warmfühlender enthuſiaſtiſcher Muſiker, zwei Jahre jünger als er ſelbſt, Namens Andreas Streicher. Dieſer junge Mann wurde ſein Vertrauter; ſie brüteten zuſammen über die Zukunft; zuſammen auch entwarfen und hegten ſie den Plan zur Flucht. Streicher ſollte nämlich im Frühling des nächſten Jahres nach Hamburg reiſen, um bei dem berühmten Bach*) Unterricht in ſeiner Kunſt zu nehmen. Er überredete ſeine Mutter, die Zeit ſeiner 1782.

*) Nicht zu verwechſeln mit dem großen Sebaſtian Bach, der bereits 1750 ſtarb. B.

Abreiſe früher anzuſetzen und die beiden Freunde kamen überein, Stuttgart gemeinſchaftlich zu verlaſſen. Schiller jedoch hatte trotz aller Unerfahrenheit und aller feurigen Glut den kräftigen Verſtand, mit dem das wahre Genie ſich zur Ausführung auch ſeiner ſeltſamſten Pläne anſchickt. Er fühlte die Nothwendigkeit, ſich durch ſein eigenes Talent die Mittel zu ihrem beiderſeitigen Unterhalt zu verſchaffen. Er wollte Stuttgart nicht eher verlaſſen, als bis ſein Trauerſpiel Fiesco faſt beendet wäre, denn auf dieſes Werk ſetzte er ſeine ganze Hoffnung. Er arbeitete daran Tag und Nacht, und obgleich er krank wurde, ging die Arbeit doch fort. Endlich war es weit genug gediehen, um auf dem Mannheimer Theater aufgeführt werden zu können*) und zugleich bot ſich auch eine Gelegenheit zur Flucht.

Die Stadt und die Umgegend waren nämlich voll Leben und Unruhe durch den Beſuch des Großherzogs Paul von Rußland und ſeiner jungen Gemahlin, der Nichte des Herzogs von Würtemberg. Inmitten dieſer Feſtlichkeiten wurde der Plan zur Flucht entworfen.

Es war offenbar nothwendig, dem Vater Schiller's

*) Einige Abkürzungen, Veränderungen und Zuſätze blieben ihm noch übrig, beſonders wie daſſelbe aufgeführt werden ſollte; ſie ſchienen ihm aber nur die Arbeit einiger Tage zu ſein. Hoffmeiſter.

die Abſichten des Letztern zu verheimlichen, da die Anſichten von militäriſcher Pflicht jenen veranlaſſen konnten, nicht nur die Ausführung derſelben zu hindern, ſondern ſie ſogar kund zu machen. Auch wollte der junge Dichter durchaus, daß, wie groß auch der Unwille ſeines Fürſten ſein möchte, er gänzlich ihn allein und nicht auch ſeinen Vater treffe. Doch wurde ſeine Lieblingsſchweſter, die älteſte, in's Geheimniß gezogen, denn jenes kleine Mädchen, welches mit dem ſchwärmeriſchen Knaben in den Ruinen von Hohenſtaufen und in den Fichtenwäldern von Lorch umhergeirrt war, hatte jetzt ein Alter erreicht, das mit den ſtolzen Hoffnungen des kühnen Mannes ſympathiſirte und endlich wurde ein oder zwei Tage vor der beſchloſſenen Abreiſe auch ſeiner Mutter die Wahrheit entdeckt. Mit ſeinem Freunde Streicher und der Gattin des Mannheimer Regiſſeurs, Madam Meier, die gleich dem Direktor Dalberg von den Feſtlichkeiten nach Stuttgart gezogen worden und vor der man das Geheimniß ſorgfältig verbarg, beſuchte Schiller ſein elterliches Haus zum letzten Mal. Er nahm die Gelegenheit wahr, als ſein Vater ſich ganz in die Aufzählung der Feſtlichkeiten bei Hofe vertieft hatte, und entfernte ſich mit ſeiner Mutter unbemerkt aus dem Zimmer. Nach Verlauf einer Stunde kehrte er zurück — jedoch allein; und der liebevolle Blick des treuen Streicher ſah an der Röthe ſeiner Augen, was

er bei dieſem Abſchied gelitten hatte. Der wichtige Tag war nun feſtgeſetzt — es war der 17. September.

Streicher ſchaffte aus Schiller's Wohnung ein Bündel fort, welches die Kleidung, die an die Stelle der Regimentsarzt-Uniform treten ſollte, ferner etwas Wäſche und einige Bücher enthielt, unter welchen letztern ſich die Werke Haller's und Shakeſpeare's befanden. Als aber Streicher kam, um Schiller, nach deſſen letztem Beſuch des Lazareths, abzuholen, fand er den jungen Dichter mit Klopſtock's Oden in der Hand. Eine Lieblingsode hatte ſeine eigene Muſe zur Unzeit begeiſtert, und der ungeduldige Muſiker war gezwungen zu warten und zu hören, nicht nur die verführeriſche Ode, ſondern auch das Gedicht, welches ſie hervorgerufen hatte. Endlich war alles bereit; der Tag verging, die Nacht kam; Schiller legte ſeine Verkleidung an, der Reichthum des Dichters beſtand aus dreiundzwanzig Gulden, der des Muſikers aus achtundzwanzig; und zwei Koffer, worin ſich Bücher, Kleider und ein paar Piſtolen befanden, machten nebſt einem kleinen Klavier die ganzen Effekten der Flüchtlinge aus. Um 10 Uhr rollte der Wagen, der die Abenteurer enthielt, von Streicher's Wohnung nach dem Eßlinger Thor, dem dunkelſten aller Thore von Stuttgart, an welchem ein bewährter Freund des Dichters als Lieutenant die Wache hatte.

„Halt! Wer da?“ — „Dr. Ritter und Dr. Wolf, beide nach Eßlingen reisend.“ — „Kann passiren.“ —

Die Flucht war vollbracht. Um Mitternacht sahen sie zur Linken die erleuchtete Ludwigsburg, die wie ein Feuerberg flammte; weiterhin erblickten sie in der Ferne, etwa eine Meile von ihrem Wege ab, das Schloß Solitude, das gleich allen benachbarten Gebäuden, zu Ehren des hohen Besuchs, illuminirt war. In der hellen Luft zeichneten sich die Umrisse aller Gegenstände so deutlich ab, daß der Dichter seinem Gefährten sein elterliches Haus zeigen konnte; und ein unterdrückter Seufzer, der leise Ausruf: „O meine Mutter!“ kam dabei über seine Lippen! — So floh aus der Hauptstadt Würtembergs Friedrich Schiller, „leer“, wie er selbst mit wenig Uebertreibung gesagt hat*), „an Börse und Hoffnung“, von seinem Fürsten für einen Rebellen erachtet, von seinem Vater als Wüstling verbannt, von seinen Bekannten nur für einen unklugen, rücksichtslosen Skribler gehalten, der um eitler Ehrsucht willen seine günstigen Aussichten selbst vernichtete! — Wer aber jetzt jene Hauptstadt besucht, findet wenig, was seine Aufmerksamkeit erweckt, ausgenommen eine kolossale Statue, auf einem großen Platze in der Nähe des Königlichen Schlosses; vor dieser heißt

*) In einem Briefe an Dalberg.

der Führer ihn ſtille ſtehen und ſie betrachten — es iſt Friedrich Schiller, der Stolz ſeines Vaterlandes! —

Die Reiſenden erreichten wohlbehalten Mannheim. Sie packten ihre Koffer aus und zogen ihre beſten Kleider an. Es war ein Feiertag! — ſie waren ja außer dem Bereich des Herzogs — ſie waren frei! — Schiller's ganze Hoffnung beruhte auf ſeinem Fiesco. Wenige Bogen Papier enthielten alles, was dem Leben ſeine Bedürfniſſe, der Arbeit Unabhängigkeit und dem Ehrgeiz Ruhm verleihen ſollte. Dalberg war in Stuttgart, aber der Regiſſeur Meier empfing ihn freundlich. Als er den kühnen Schritt Schiller's vernahm, gerieth er in das größte Erſtaunen und hielt es für unerläßlich, alsbald einen Brief an den Herzog zu ſchreiben. Und in der That hatte Schiller dies auch bereits beſchloſſen. In den kleinen deutſchen Staaten iſt das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Unterthan patriarchaliſcher, als in den größern Monarchien Europa's; wenn jener despotiſcher iſt, ſo iſt dieſer zutraulicher.

Nach dem Eſſen, wozu Meier die jungen Freunde eingeladen hatte, begab ſich Schiller in ein andres Zimmer und ſchrieb ganz offenherzig an ſeinen Landesherrn; der Brief war zugleich männlich und ehrerbietig. Er ſtellte ihm vor, daß es ihm unmöglich wäre, von ſeinem Einkommen als Arzt zu leben; nur durch literariſche Ar-

heiten könnte dies ausreichend geschehen. Er bat um die Erlaubniß *), eine kurze Zeit lang sein Glück außerhalb der herzoglichen Staaten versuchen zu dürfen und endlich erklärte er seine Bereitwilligkeit, wieder zurückzukehren, wenn er die Verzeihung seines Fürsten erhielte. Diesen Brief sandte Schiller an den Chef seines Regiments, den General Augé, mit der Bitte, ihn zu überreichen und zu unterstützen. Den Tag darauf kam Madam Meier von Stuttgart zurück, mit der Nachricht, daß Schiller's Flucht bereits ruchbar geworden und man vermuthe, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. Obwohl nun zwar Schiller nicht eigentlich Soldat war und daher auch nicht als Deserteur behandelt und reklamirt werden konnte, so hielt man es dennoch für rathsam, daß er nicht eher sich öffentlich zeigen solle, als bis die Antwort des Herzogs anlange. Endlich kam die Antwort, von dem General Augé; sie überging die Bitte Schiller's mit gänzlichem Schweigen und verkündigte ihm nur die Erlaubniß, oder vielmehr den Befehl, ohne Aufschub zurückzukehren **). Schiller schrieb alsbald dem General

*) „jedes Jahr", würde hier nach Hoffmeister zu ergänzen sein. B.

**) „Daß, da Sr. Herzogl. Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wäre, Schiller nur zurückkommen solle."

zurück, daß er die Aeußerung des Herzogs nicht für eine Gewährung seiner Bitte ansehen könne, und er diese daher wiederum ehrfurchtsvoll aber dringend erneuere. Ein zweiter Bescheid des Generals wiederholte nur lakonisch den Inhalt des vorhergehenden. Schiller's Stolz, sein unabhängiger Geist und seine Ehre wurden nun bei dieser Angelegenheit betheiligt; er konnte den Schritt, der ihn von einer unerträglichen Knechtschaft befreit hatte, nicht zurückthun. Der Würfel war daher geworfen und er beschloß, wie er selbst sich ausdrückt, das Bürgerrecht seiner Heimath mit dem der ganzen Welt zu vertauschen *).

Inzwischen hatte Streicher durch das, was er dem Regisseur über Fiesco mittheilte, in diesem die größte Neugier rege gemacht; Tag und Stunde wurden festgesetzt, wann Schiller den ausgezeichnetern unter den Schauspielern, zu denen auch Iffland gehörte, seine neue Arbeit vorlesen sollte. Der junge Dichter begann — alle hörten schweigend zu; kein Wort des Beifalls. Zu Ende des ersten Akts entfernten sich einige; nach Beendigung des zweiten Akts äußerte sich die getäuschte Erwartung deut-

*) Irre ich nicht, so meint Bulwer die Stelle in der Ankündigung der Rheinischen Thalia: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen."

licher, und eine Viertelſtunde nachher hatte der Dichter alle ſeine Zuhörer, mit Ausnahme Iffland's, verloren. Meier nahm nun Streicher bei Seite und fragte ihn auf ſein Gewiſſen, ob Schiller wirklich der Verfaſſer der Räuber ſei. — „Allerdings", verſetzte der erſtaunte Freund. — „Nun denn", erwiederte Meier, „ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft." — Gleichwohl wurde das Manuſcript bei dem Regiſſeur zurückgelaſſen, und als Streicher ſich den nächſten Morgen voll ängſtlicher Erwartung wieder bei Meier einfand, empfing ihn dieſer mit den Worten: „Sie haben Recht, Fiesko iſt ein Meiſterſtück und für die Bühne beſſer gearbeitet, als die Räuber." Schiller's ſchwäbiſche Mundart alſo und ſeine hochtrabende monotone Weiſe des Deklamirens waren es geweſen, die ſeinem Genie ſo ſehr geſchadet hatten; ein nochmaliges Durchleſen hingegen hatte Meier's höchſte Bewunderung erweckt und Streicher kehrte zu ſeinem Freunde zurück mit der willkommenen Nachricht, daß man Anſtalt treffen würde, Fiesco auf die Bühne zu bringen. Einige Zeit erfordernde Abänderungen waren indeß unerläßlich und zugleich wurde es nothwendig, daß er ſich vor der Macht ſeines beleidigten Fürſten weiter zurückzöge. Durch Briefe von Stuttgart gewarnt, beſchloſſen die beiden jungen Freunde, über Darmſtadt nach Frankfurt zu reiſen, obſchon ihr Geld faſt gänzlich aus-

Daß ich ihm aber Verworrenheit der Begriffe über seinen Gegenstand Schuld gebe, das hat er mir kaum verzeihen können. Er will mir seinen Aufsatz, wenn er ganz fertig ist, zum Lesen schicken und erwartet, daß ich alsdann mein übereiltes Urtheil widerrufen werde. So stehen die Sachen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er sich in dieser kritischen Situation noch ganz gut benommen hat. Sie sollen seine Epistel lesen, wenn Sie zurückkommen."

Und weiter unten:

„Woltmann, der mich vor einigen Tagen besuchte, versicherte mir, daß nicht Fichte, sondern ein gewisser F., ein junger Maler, der auch Gedichte macht und mit B. eine Zeitlang reiste,*) Verfasser des Aufsatzes im Mercur über den Stil in den bildenden Künsten sei. — — Ich hoffe also, Sie werden dem großen Ich in Oßmannstädt im Herzen Abbitte thun und wenigstens diese Sünde von seinem Haupte nehmen."

Göthe erwiedert darauf:

„Mir war sehr lieb zu vernehmen, daß das Oß-

*) Ohne Zweifel ist Carl Ludwig Fernow zu verstehen, der mit Baggesen (wie aus des Letztern Briefwechsel mit Reinhold bekannt ist) einen Theil der Schweiz und Italiens durchreiste und im Jahre 1794 sich in Rom befand. Daher die erwiedernde Bemerkung Goethe's (Briefwechsel a. a. O. S. 180).

gegeben war. Wie ſehr ſich aber auch Schiller in Noth befand, nahm er dennoch eine ſo zarte Rückſicht auf ſeine Eltern, daß er ſich nicht an ſie wandte, um ſeinen Vater nicht dem Verdacht auszuſetzen, als hätte er um ſeine Flucht gewußt. Gerade nur mit ſo viel verſehen, als eine Fußreiſe erforderte, machten ſich die beiden Freunde eines Nachmittags auf den Weg, blieben über Nacht in einem Dorfe, begannen am darauffolgenden Morgen auf's neue ihre Wanderung, entlang einer der intereſſanteſten Straßen Europa's, der Bergſtraße, ſetzten auf derſelben ihren Marſch zwölf Stunden lang fort und ruhten dann in Darmſtadt von 6 Uhr Abends bis Mitternacht, wo ſie durch das Trommeln einer Reveille aufgeweckt wurden. Ungeachtet ſich Schiller am Morgen unwohl fühlte, gingen ſie dennoch weiter, da es ein heitrer, heller Tag war; indeß nahmen Schiller's Kräfte immer mehr ab, ſeine Schritte ermatteten von Minute zu Minute, ſeine Wangen erbleichten und endlich, als ſie ſich gerade am Eingange eines Wäldchens befanden, vermochte er nicht weiter zu gehen; er legte ſich daher auf's Gras nieder, um ein wenig auszuruhen, während Streicher auf einem Baumſtamm ſitzend ihn ängſtlich und bang betrachtete. — Jeder junge Mann, der mit ſeinem Schickſal kämpft, kann einer beſſern Zukunft entgegenſchauen, wenn er das Bild dieſes müden Schläfers betrachtet, welcher,

obwohl heimathlos und von Allem entblößt, ſich dennoch ſchon auf dem Pfade befindet, auf welchem er das Schickſal ſelbſt bezwingen und den einzigen Thron erobern ſoll, den keine Revolution erſchüttert, keine Zeit zerſtört, der aufgerichtet iſt — in den Herzen der Menſchen! —

Endlich erreichten die Freunde Frankfurt und Schiller richtete an Dalberg einen Brief, in welchem es heißt: „Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht, ſobald hab' ich mein ganzes Schickſal geſchildert. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, ſchnell losreißen müſſen. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim geſetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterſtützt, durch mein Schauſpiel mich nicht nur ſchuldenfrei, ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer an Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn Alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, ſo erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterſtützung zu bitten. So höchſt nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesco erwartete, ſo wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig lie-

fern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe."

Nach diesem Briefe fühlte er sich leichter; und dennoch, als er von der Post zurückkehrte, wohin er ihn getragen, stand er still auf der Brücke, unter welcher der Main dahinfließt und nachdem er den Fluß lange in tiefem Schweigen betrachtet hatte, brach er endlich in die Worte aus: „Was ist tiefer? dieses Wasser oder meine Leiden?" Indeß kein muthiger Mann, kein wahrer Dichter verliert lange die Hoffnung inmitten einer Welt, welche stets eine so große Thätigkeit seiner Mitgeschöpfe entfaltet und durch die Güte ihres Schöpfers erhalten wird. Schon der Anblick jener so geschäftigen Scene, die auf- und niederfahrenden Schiffe, der von der untergehenden Sonne

vergoldete Strom, die helle Abendluft, die frische, erquickende Welle und der mitten unter dem lächelnden Anblick der Natur sich darbietende Beweis von der Unterjochung dieser Natur unter den Willen und die Macht des Menschen, — alles dies entriß ihn nach und nach seiner Traurigkeit und ermuthigte wieder sein beschwertes Gemüth. Ja gerade sein Unglück, das ihn so gänzlich auf seine eigne Thätigkeit verwies, belebte seine Erfindungsgabe um so mehr, und den andern Abend theilte er seinem Freunde mit, daß er den Plan zu einem bürgerlichen Trauerspiel, betitelt: Louise Miller, gefaßt habe *), welches späterhin beendet und endlich unter dem Titel: Cabale und Liebe, so berühmt wurde.

Endlich langte ein Brief von Meier an, welcher besagte, daß, so lange Fiesco nicht vollständig für die Bühne bearbeitet sei, Dalberg den geforderten Vorschuß nicht machen könne; daß das Werk ganz beendet sein müsse, ehe er sich zu irgend etwas verstehen könne. — Schiller's Hoffnung konnte nicht grausamer getäuscht werden! und dennoch trug er dies unerschrocken, er äußerte keine Klage und kein hartes, kein zürnendes Wort kam über seine

*) Nach Frau von Wolzogen (Schiller's Schwägerin) hatte er jedoch den Plan zu diesem Stück während seines Arrests zu Stuttgart entworfen. B.

Lippen! — Vielmehr ſchickte er ſich an, ſich in ſeine Lage zu fügen. Bereits waren die beiden Freunde nur noch im Beſitz einiger Groſchen, als Streicher dreißig Gulden erhielt, um die er an ſeine Mutter geſchrieben hatte; und mit Hülfe dieſer verließen ſie Frankfurt. Vorher jedoch erſuchte Schiller Meier in einem Briefe um eine Zuſammenkunft, damit beide einen Ort beſtimmen möchten, wo er ſeinen Fiesco in Ruhe und Sicherheit zu Ende bringen könnte.

Endlich wurde beſchloſſen, daß Schiller ſeinen Wohnſitz in einem Wirthshauſe zu Oggersheim (eine Stunde von Mannheim) aufſchlagen und ſeinen bisherigen Namen Ritter in Schmidt verwandeln ſolle und hier ſchloß er ſich ein, noch immer von ſeinem treuen Streicher begleitet, um ſeinem ruhmvollen Tagewerk obzuliegen. So ſehr jedoch widerſtrebte ihm, gerade da er am meiſten beſchäftigt war, die auferlegte Arbeit, daß, anſtatt Fiesco zu beendigen, er all' ſeine Gedanken und ſeine ganze Thätigkeit der Vollendung von Kabale und Liebe zuwandte. Vielleicht fand er in einem Drama, welches die Tyrannei und die Vorurtheile der conventionellen Standesunterſchiede zu beweiſen ſuchte, etwas, was ihm in ſeiner damaligen Lage mehr zuſagte, als die erhabene aber nicht ſo nahe liegende Schilderung des genueſiſchen Verſchwörers.

Die zwei Freunde theilten ein Zimmer, ein Bett,

der Dichter ſaß bei ſeinem Trauerſpiel, der Muſiker bei ſeinem Inſtrument. Und Streicher, den wir wegen ſeiner unerſchütterlichen Treue nicht weniger lieben müſſen, als Schiller wegen ſeines unbeſiegbaren Muthes, erheiterte die Arbeit ſeines Freundes durch die Klänge ſeines Klaviers. Wiederum aber waren ihre Mittel erſchöpft; wiederum wandte ſich Streicher an ſeine Mutter und bat um den Reſt des zu ſeiner Reiſe nach Hamburg beſtimmten Geldes. Die Nothwendigkeit alſo riß Schiller von der neuen Arbeit weg und führte ihn zu der alten zurück; ſo daß Anfang November Fiesco für die Bühne fertig war.

Allein auf's neue ſah ſich Schiller getäuſcht. Nach einer Woche voll unruhiger Erwartung ſchrieb Dalberg zurück, daß Fiesco noch nicht ganz bühnengerecht ſei, und daß dies Drama entweder zurückgewieſen oder noch weiter abgeändert werden müſſe *). Nichts konnte, wie es ſchien, eiſiger, lakoniſcher, herzloſer ſein als die Antwort dieſes literariſchen Höflings. Schiller war nämlich ganz beſonders durch ſein Vertrauen auf Dalbergs Verſicherungen ſeiner Achtung und Freundſchaft für ihn zu ſeiner Flucht veranlaßt worden, und nun erhielt er weder ein Wort

*) „Daß dieſes Trauerſpiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar ſei, folglich daſſelbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.“

des Troſtes noch viel weniger einen Gulden Unterſtützung! — Da überkam den raſtlos arbeitenden jungen Dichter das Gefühl ſeiner furchtbaren, gänzlich verlaſſenen Lage — auch die Erinnerung an ſeine Schulden in Stuttgart quälte ihn, mehr jedoch als Alles die Vorwürfe, die er ſich darüber machte, ſeinen treuen Freund mit in's Verderben geriſſen zu haben. Augenſcheinlich betrachtete Dalberg in Folge der Sympathie, welche jeder Höfling für die Beſchwerden jedes Hofes hat, den Dichter als politiſchen Verbrecher und fürchtete ſich als Freund Jemandes zu erweiſen, der das Mißfallen eines Fürſten erweckt hatte.

Zwei Auswege waren noch übrig; erſtens, für die beiden Dramen einen Verleger zu finden, der ſogleich einiges Geld vorſtrecken wolle; oder zweitens, ein edelmüthiges Anerbieten anzunehmen, eine Einladung, vor welcher die knickrige Herzloſigkeit Dalbergs hätte erröthen ſollen.

Auf der Akademie zu Stuttgart hatten nämlich zugleich mit Schiller drei junge Männer von Stande, Namens von Wolzogen, ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung empfangen. Wilhelm, der älteſte von ihnen, gehörte ſpäter zu ſeinen vertrauteſten Freunden, und ihre Mutter, eine Wittwe in beſchränkten Umſtänden, hatte den Dichter in Stuttgart kennen und bewundern gelernt. Dieſe nun

bot ihm in einem kleinen Hause, welches sie eine halbe Meile von Meiningen besaß, eine Zufluchtsstätte an. Zwar lag das zukünftige Glück ihrer eigenen Söhne in den Händen des Herzogs von Würtemberg und sie wagte sehr viel, indem sie den verfolgten Flüchtling in ihr Haus aufnahm, doch ihre hochherzige Freundschaft wollte bei einer guten Handlung nicht die damit verknüpfte Gefahr berücksichtigen. Dort also beschloß Schiller Zuflucht zu suchen. Ein Mannheimer Buchhändler, Namens Schwan, streckte auf Fiesco eine hinlängliche Summe vor *), womit jener seine Schuld zu Oggersheim bezahlen und nach Bauerbach kommen konnte. In einer Winternacht, als bereits tiefer Schnee lag, nahm der edle Streicher von ihm Abschied; oder vielmehr kein Wort wurde gesprochen, noch auch umarmten sie sich — ein langer schweigender Händedruck war das einzige Zeichen einer Freundschaft, welche in so vielfachem Drangsal ihre Stärke bewährt und in so schwerem Leid Trost gewährt hatte. „Aber, noch nach funfzig Jahren, sagt Schillers deutscher Biograph **) mit einfachen aber beredten Worten, erfüllte es jenen mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurück-

*) Schiller erhielt für den Druckbogen des Fiesco ein Honorar von einem Louisd'or.

**) Schwab.

dachte, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutſchlands edelſten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklaſſen müſſen."

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Bauerbach.

Als an einem Dezemberabend des Jahres 1782 der umherirrende Dichter endlich unter den alten Ruinen des Schloſſes Henneberg aus tiefem Schnee die Lichter der zerſtreuten Häuſer des Dorfes Bauerbach ſchimmern ſah, fühlte er ſich, wie er ſelbſt ſagt, „wie ein Schiffbrüchiger der ſich mühſam aus den Wellen gekämpft hat." Hier erwartete ihn, obgleich die Familie abweſend war, dennoch jede mögliche Fürſorge und Bequemlichkeit. Er blieb unbekannt und ſicher; der herzogliche Bibliothekar zu Meiningen, Reinwald, der ſpäter ſeine Schweſter heirathete, wurde in das Geheimniß gezogen und erheiterte in ſeiner Einſamkeit durch Bücher und ſeine eigne Geſellſchaft. Zuweilen ſchloß ſich Schiller an den Gutsverwalter an, ſpielte Schach mit ihm oder ſtreifte mit ihm durch

die dichten Wälder jener Gegend *). Die Ruhe, Sicherheit und Einſamkeit waren anfangs für ſein Gemüth und ſeine Arbeiten ſehr zuträglich; die beiden Dramen wurden beendet und an den Buchhändler Schwan abgeſandt. Da jedoch nun ſeine glühende Phantaſie von ihrer anderweitigen Thätigkeit befreit war, ſo begann ſie ſich ſelbſt zu verzehren, ſo daß er, obgleich nur auf kurze Zeit und mit Widerſtreben, in jenen Zuſtand gerieth, der allen guten Menſchen je nach ihrer urſprünglichen Liebe zu ihren Nebenmenſchen eigen iſt — nämlich in Miſanthropie; denn dieſe hat in Wahrheit ihren Urſprung nur in einer zu hohen Meinung von den Menſchen und einer zu lebendigen Vorſtellung von idealer Tugend. „Ich hatte, klagt Schiller, die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe **)".

*) Frau von Wolzogen erzählt einen ſonderbaren Vorfall. Als Schiller eines Tages mit dem Verwalter umherſtreifte, ergriff ihn, auf dem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald zwiſchen wildem Geſtein, das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. In der That auch war ein armer Fuhrmann daſelbſt ermordet und an der nämlichen Stelle verſcharrt worden. B.

**) Kurz nach dieſer Zeit, als er ſich in Mannheim niederließ, hegte er die Abſicht, Shakeſpeare's Timon zu überſetzen und

mannſtädter Ich ſich zuſammengenommen hat und daß auf Ihre Erklärung kein Bruch erfolgt iſt. Vielleicht lernt er nach und nach Widerſpruch ertragen."

Dieſer Conflict iſt es nun, welchen die erſten vier Briefe, auf der Grundlage bedeutender wiſſenſchaftlicher Fragen und mit einer ebenſo intereſſanten Ausprägung der Perſönlichkeiten daran, uns vorführen. Für den weiteren Kreis der Leſer wird es daher nöthig werden, über das Allgemeine, wie das Beſondere jener Erörterungen Einiges vorauszuſchicken, zumal da die ſonſt fleißige und verdienſtliche Charakteriſtik Schiller's von Hoffmeiſter das Verhältniß ſeines Helden zu Fichte theils ſchief, theils nach mangelhaften oder falſch gedeuteten Daten aufgefaßt hat.*) — Er ſtellt dies Verhältniß ſich alſo vor, wie wenn es beſtändig zwiſchen wechſelndem Lauwerden und Sichwiederannähern geſchwankt habe und von äußerlichen Ereigniſſen abhängig geweſen ſei. Zu dieſer Annahme findet ſich in den vorliegenden Daten keine Veranlaſſung, ſofern man nämlich nicht, wie es Hoffmeiſter begegnet iſt, Thatſachen auf Fichte bezieht, die ihn gar nicht betrafen; und innerlich hat

*) „Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke, von Carl Hoffmeiſter." 1839, Bd. III. S. 23. 24. 34. 50 — 55.

Die einſame und wilde Scenerie, die ihn umgab, die Oede des Winters, alles trug dazu bei, den Trübſinn, der ſich ſeiner bemächtigte, zu erhöhen. Seine Ausſichten waren in der That von der Art, daß ſie den ſtärkſten und muthigſten Sinn hätten ängſtlich und reizbar machen können. Denn die Gegenwart war zwar ſicher, doch konnte er ſich jeden Augenblick wieder in die Welt hinausgeſtoßen ſehen, da die Dankbarkeit gegen ſeine Freunde ihn fühlen ließ, daß er ſein Aſyl in demſelben Augenblick aufgeben müſſe, wo der Herzog es entdeckte. Und geſetzt, dies geſchah auch nicht, konnte er lange den Gedanken der Abhängigkeit, Dunkelheit und Verborgenheit ertragen? Er beſaß noch immer keine Heimath, noch immer keine beſtimmte Laufbahn. Er dachte daher ernſtlich daran, die Poeſie aufzugeben und zur Medizin zurückzukehren; zuweilen hatte er die noch ſeltſamere Idee, nach England oder gar nach Amerika auszuwandern *). — Dieſer Ge-

---

ſagt: (Rheiniſche Thalia Heft 1. S. 13.) „So gewiß ich den Menſchen vor allem andern zuerſt im Shakeſpeare aufſuche, ſo gewiß weiß ich, im ganzen Shakeſpeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir ſtünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen.“ B.

*) Bulwer irrt ſich, Schiller wollte nicht nach England oder Amerika gehen, wenn auch zwei von Frankfurt am Main und von

müthszuſtand jedoch wurde, glücklicherweiſe vielleicht, durch eine romantiſche und hoffnungsloſe Phantaſie unterbrochen, die er in Selbſttäuſchung für Liebe hielt.

Frau von Wolzogen nämlich beſuchte Bauerbach. In Charlotte, der jüngſten Tochter ſeiner Wohlthäterin, fand Schiller einen Gegenſtand, der ſeine Laura erſetzen konnte. Zwar konnte er keine Ermuthigung von Seiten ihrer Mutter hoffen und ſeine Zuneigung ſcheint gleichfalls von der jungen Dame nicht erwiedert worden zu ſein; allein er befand ſich in dem Alter, wo das Gefühl leicht erweckt und von dem Herzen, welches daſſelbe hegt, ebenſo leicht mißverſtanden wird. Die Liebe der Jugend neigt ſich, ehe ſie einen beſtimmten Gegenſtand für das ganze Leben erwählt, zu allen Denen, zu welchen die Phantaſie ſie hinzieht. Cupido mit ſeinen ausgebreiteten Flügeln und dem geſpannten Bogen iſt nur der falſche Anteros; der wahre Eros faltet die Flügel und zerbricht den Bogen. Dies war gewiß der bedenklichſte Zeitpunkt in dem moraliſchen

---

Hannover datirte und an Wilhelm v. Wolzogen gerichtete Briefe dieſe Abſicht ausſprechen. Jene Briefe aber waren nur geſchrieben worden, um etwaige Nachforſchungen des Herzogs nach Schiller's Aufenthalt irre zu leiten. Frau v. Wolzogen ſollte nöthigenfalls in Stuttgart davon Gebrauch machen. S. Hoffmeiſter I. 204.

und intellektuellen Leben Schiller's. Hätten neue Verfolgungen, sei es nun der Gewalt oder der Meinung, ihn jetzt betroffen, so ist es wenigstens zweifelhaft, ob er jemals einen so geehrten und zugleich so geliebten Namen erlangt haben würde, und nicht vielmehr Unwillen und Mißmuth in einem so stolzen ungestümen Geist zu einem dauernden Trotz gegen die Welt und ihre bestehende Ordnung und Formen herangewachsen wäre *). Wer vermag zu sagen, ob es in der Macht Schillers, in der Natur der Menschen gelegen hätte, die heitere Reinheit und Herzensgüte zu bewahren, welche schon früh die Begleiter seines unruhigen und feurigen Geistes gewesen waren und ihn bezähmten, wenn er von den Bewohnern seines Vaterlandes, gerade zu jener Zeit, dieselbe schreckliche Verläumdung und Ungerechtigkeit hätte erdulden müssen, welche vereint mit der Angst und Qual der Nahrungssorgen Byron zur Selbstverbannung trieben? Keine von den frühern Erzeugnissen des Letztern kann man, hinsichtlich ihrer Angriffe auf bestehende Meinungen, auch nur einen Augenblick lang mit denen vergleichen, welche Schiller in seiner Jugend schuf, um die Gesellschaft zu erschüttern

*) „Sie glauben nicht," ruft er in einem Briefe an Frau v. Wolzogen aus, „wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde!" B.

und die Gemüther zu entflammen. Die Räuber, Fiesco, Cabale und Liebe sind sämmtlich Herausforderungen durch Verjährung bestehender Rechte; ein jedes derselben trägt das revolutionäre Gepräge. Wohl konnten sie dem gewöhnlichen Beobachter um so gefährlicher erscheinen durch die systematische Absicht, die sie alle zu beherrschen schien. In England hätten solche Werke der Verläumdung literarischen Neides und der Blindheit des politischen Hasses Ungestraftheit verliehen; das deutsche Publikum zeigte einen edlern Sinn; es gewährte Schiller, was trotz der größern Versuchungen der Geburt, der Schönheit und des Reichthums unserm unsterblichen Dichter nie zu Theil wurde: nämlich Rücksicht auf seine feurige Jugend und unvollkommene Erziehung; und das Resultat sollte eine Lehre sein für alle Länder, denn Schiller's Mannesalter leistete einen glänzenden Ersatz für seine Jugend.

Plötzlich inmitten der Angst und Düsterkeit und der streitenden Gefühle Schiller's, gerade zu der Zeit, als Hypochondrie seinen Geist immer mehr umnachtete und seinen Verstand entkräftete, brach seine Sonne hervor. Der Herzog von Würtemberg, dessen Unwille nie unedel oder rachsüchtig gewesen zu sein scheint, gab stillschweigend alle Gedanken an die Verfolgung eines Mannes auf, für den ganz Deutschland ein romantisches Interesse zu fühlen begann. Dalberg, der Hofmann, sah, daß die Zeit ge-

kommen war, wo er ohne Unklugheit den Verfaſſer des beliebteſten Drama's jener Zeit ſeinem Theater zuführen konnte. Er lud Schiller nach Mannheim ein, wo die Dramen des jungen Dichters auf die Bühne gebracht werden ſollten und ſo hatte dieſer das Ziel eines Ehrgeizes erreicht, der, was äußere Vortheile anlangt, beſcheiden, aber in Hinſicht intellektueller Herrſchaft immer höher ſtrebte. Er wurde mit einem zwar feſten, jedoch ſehr beſchränkten Gehalt zum Theaterdichter bei der Mannheimer Bühne ernannt, damals der erſten in Deutſchland. Am Abend des 22. Juli *) 1783 langte er in jener Stadt an, in welcher der Grund zu ſeinem dramatiſchen Ruhm gelegt worden war, und noch einmal ſah ihn in dem Hauſe Meiers, aber dieſes Mal mit freudeſtrahlendem Angeſicht — ſein treuer Streicher! —

*) Hoffmeiſter ſetzt ſeine Ankunft auf den 27., Schwab auf den 28. Juli. Nach einem Briefe Schiller's an Fr. v. Wolzogen traf er den 27., Abends, in Mannheim ein.

Sechstes Kapitel.

Aufenthalt in Mannheim.

Jedoch der Druck eines Theaterſtückes und deſſen Aufführung ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Fiesco erforderte noch große Abänderungen, um bühnengerecht zu werden; und gerade der Ernſt und der Eifer, mit denen er den Andeutungen der praktiſchen Kritik Gehör gab, waren eine der Haupturſachen von Schiller's Erfolgen auf der Bühne. Er war nämlich nicht wie viele unſrer jungen Schriftſteller, die für das Theater ſchreiben und dem, was ſie die anmaßende Unwiſſenheit der Regiſſeurs und Schauſpieler nennen, auch nicht eine einzige Stelle opfern wollen. Wenn aber der Dichter den Rath derſelben nicht befolgen will, ſo kann er ſich darauf verlaſſen, daß er nie ein beſuchtes Haus haben wird. — Während nun Schiller mit der nochmaligen Durchſicht von Fiesco und Cabale und Liebe beſchäftigt war, ergriff ihn ein Fieber, das ſeine Kräfte erſchöpfte und die Beendigung ſeiner Arbeiten hinderte. In nichts jedoch können wir uns Schiller mehr zum Vorbild nehmen, als in ſeiner eiſernen Ausdauer und ſeinem unabläßigen Fleiß. Dies

waren die Grundelemente ſeines Geiſtes, und ſind vielleicht die eines jeden Geiſtes, der Großes und Dauerndes vollbringt. Er arbeitete fort trotz Schwäche und Krankheit.

Fiesco hatte in Mannheim nicht den erwarteten Erfolg und Schiller klagte, daß das Pfälzer Publikum ihn nicht verſtünde, daß „republikaniſche Freiheit hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung ſei“. In Berlin und Frankfurt jedoch machte es bedeutendes Aufſehen, welches auf Mannheim zurückwirkte und dem Stücke bald einen großen Namen verſchaffte. Im März oder April *) folgte „Cabale und Liebe“ und dies erhielt die glänzendſte Aufnahme.

Bei der erſten Darſtellung dieſes Stückes fand Streicher die Belohnung all' ſeiner Freundſchaft. Er ſaß neben Schiller; er hörte den entzückten Beifall, den es hervorrief, er ſah, wie ſich Aller Augen auf den Dichter wandten und er, welcher das widrige Geſchick deſſelben getheilt hatte, theilte nun auch ſeinen Triumph **).

*) Am 9. März nach Schwab; im Monat April nach Hoffmeiſter. B.

**) Am Ende des zweiten Akts gab das Publicum ſeinen Beifall ſo viel lauter und nachdrücklicher als gewöhnlich zu erkennen, daß Schiller ganz überraſcht aufſtand und ſich verbeugte. B.

Schiller's Existenz war nun gesichert; er hatte eine Heimath gefunden und seinen Ruf befestigt; er war als Unterthan des Kurfürsten von der Pfalz anerkannt und hatte länger keinen Grund zur Furcht vor dem Herzoge von Würtemberg; ferner wurde er zum Mitglied der deutschen literarischen Gesellschaft zu Mannheim erwählt, wodurch der Kreis seiner Bekanntschaft sich unter Männern von gleichem Beruf erweiterte, so wie sein Ehrgeiz durch Vergleichung seiner selbst mit Andern berichtigt und geleitet wurde. Es öffneten sich für ihn neue Quellen und er konnte sich nicht so rasch für irgend einen der zahlreichen Gegenstände entscheiden, die ihn anzogen. Zuerst nahm er sich vor, Timon von Athen und Macbeth zu übersetzen, zuletzt jedoch kehrte er zu Don Carlos zurück. Dieses Drama, in der Einsamkeit zu Bauerbach begonnen, war das erste, welches Schiller in Versen versucht hatte und in diesem auch erstieg er, obgleich mit unsicherm Schritt, die höhern und reinen Regionen der idealen Dichtung, in welchen sein erhabner Geist endlich seine Heimath fand. In der That war jetzt eine bedeutende Veränderung in seiner Denkweise sichtbar. Seine Vorstellung von dem Ziel und den Pflichten des Dichters wurde erhabener; er erkannte die moralischen Mängel der Räuber und dachte an einen zweiten Theil derselben, welcher „eine völlige Apologie über den ersten

Theil sein soll und worin alle Immoralität in die erhabenste Moralität sich auflösen muß" *).

Sein früherer Beruf zum Prediger wurde wieder in ihm lebendig und er wollte ihn zwar nicht von der Kanzel, aber doch von den Brettern üben, indem es ihm als Grundsatz galt, daß die Bühne eben so wie die Kirche und Schule ihre Stellung unter den Hauptinstituten des Staats einzunehmen habe. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß, mochte er denken, wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als jedes Moralsystem **). Kann man nun auch mit Grund annehmen, daß er den möglichen Einfluß des Theaters in neuern Zeiten zu hoch anschlug, so konnte doch gerade diese Ueberschätzung desselben nur dazu dienen, seinen Ehrgeiz zu läutern und seine Absichten zu veredeln.

Inzwischen waren seine pekuniären Verhältnisse zwar minder drückend geworden und für einen besonders haushälterischen Sinn vielleicht genügend, indeß reichten sie keineswegs hin für die Bedürfnisse eines so freigebigen, mitleidigen und um die Einzelheiten und die Regelmäßigkeit strenger Oekonomie sich so wenig kümmernden Gei-

*) Schiller's Briefe an Dalberg, S. 85 ff. B.

**) Hoffmeister. B.

ſtes. In die Abſtraktion der Ideale verſenkt, vergaß er, was das praktiſche Leben erforderte. Es würde, ſagt Streicher, eine Hogarths würdige Aufgabe geweſen ſein, das Innere des Zimmers des von immerwährender Begeiſterung trunkenen Muſenſohns getreu darzuſtellen. Auch ſeine Stuttgarter Schulden drückten ihn noch *), bis endlich ſein Wirth **) ihm das Geld, ſie zu bezahlen, vorſtreckte. Er entſchloß ſich daher zu neuen Anſtrengungen, um ſich von allen Verlegenheiten zu befreien und unternahm die Herausgabe einer Zeitſchrift, der Rheiniſchen Thalia, von welcher er hoffte, daß ſie ihm ein hinlängliches Auskommen gewähren würde. In der Ankündigung derſelben ſpricht er von ſeinen Abſichten und Hoffnungen wie folgt: „Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte.“ Dann ſpricht er weiter von ſeiner Erziehung, ſeinem Enthuſiasmus für die Poeſie, ſeinen

*) Und wie!! „Noch immer, erzählt Schwab, hatte er ſeine durch den Druck der Räuber contrahirte Stuttgarter Schuld nicht bezahlen können. Sein Bürge, hart vom Gläubiger bedrängt, war auf der Flucht von dieſem in Mannheim ergriffen und verhaftet worden.“

**) Baumeiſter Hölzel, der nicht einmal wohlhabend war.

ſie noch weniger Wahrſcheinlichkeit. Schiller und Fichte waren, wie der Erſte in den vorliegenden Briefen es ausſpricht, zwei durchaus verſchiedene Naturen; und damals gerade, als Fichte hervortrat, wandte Schiller ermüdet und unbefriedigt von aller Speculation ſich ab und kehrte zur Poeſie zurück. „Nur keine Metaphyſik mehr," ſchrieb er um dieſe Zeit an Goethe; — „der Dichter iſt der einzige wahre Menſch und der beſte Philoſoph iſt nur eine Caricatur gegen ihn." — „Dort iſt alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt und ſo menſchlich wahr, hier alles ſo ſtrenge, ſo rigid und abſtract; und ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis und alle Philoſophie Antitheſis iſt." — Und endlich: „Ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt, als in dieſen Tagen und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe."*)

Wie hätte Schiller demnach aus innerer Neigung ſich dem zuwenden ſollen, deſſen Virtuoſität gerade die Macht der „Antitheſis," die Schärfe des unterſcheidenden Denkens war, während jenem ohnehin die ſelbſtbewußte Kraft und freie Ausbildung Goethe's abging, eine ihm fremdartige Individualität, wenn ſie nur tüchtig war in ſich ſelber, an ſich heranzuziehen

*) Briefwechſel Bd. I. S. 98. 99. 274.

Räubern, seiner Flucht aus dem Würtembergischen, und fährt fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andre Fesseln zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Dieser offenherzige, erhabene Egoismus charakterisirt Schiller vollkommen; und der Leser wird ohne Weiteres einsehen, in wie hohem Grade die Bewunderung für den Dichter sich ganz so wie bei Byron mit dem Interesse an dem Menschen vereinigen mußte. Ernste Männer, die er nicht kannte, gaben ihm schriftlich ihren lebhaftesten Beifall zu erkennen; schöne Mädchen, die er nie gesehen, schickten ihm ihre Miniaturgemälde *). Jedoch inmitten aller seiner

*) Im Anfang des Juni 1784 bekam Sch. ein Packet von Leipzig geschickt, in welchem er von vier ganz unbekannten Personen Briefe voll Wärme und Begeisterung für sich und seine Gedichte fand. Sie waren von einer mit dem besten Geschmack gestickten Brieftasche, einem in Musik gesetzten Liede aus seinen Räubern und den vier kleinen Portraits dieser Verehrer des

Arbeiten und ſeines wachſenden Ruhmes war ſein Herz einſam und ſehnte ſich nach Liebe und weiblicher Geſellſchaft. In dem Geräuſch der Stadt erinnerte er ſich ſeufzend der Stille und Zurückgezogenheit zu Bauerbach; und eingedenk der Melancholie, welche dort ſo oft ſeine Einſamkeit umdüſtert hatte, ſchaute er, in Selbſttäuſchung auf die Wintermonate, die er unter den düſtern Tannen jener Wälder zugebracht, als auf die glücklichſten ſeines Lebens zurück. Das Bild Charlotten's v. Wolzogen verließ ihn nicht, jedoch war es mehr die ideale Egeria des Begeiſterten als das einzige irdiſche Weib, vor welchem alle andern ihre Reize verlieren und gleichgültig werden. „An eine Perſon, ruft er aus, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegenkommt und ſich ſo innig, ſo biegſam in unſere Launen ſchmiegt, gekettet zu ſein — an ihrer Bruſt unſere Seele von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen und unbändigen Leidenſchaften abzuſpannen und alle Bitterkeit des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, iſt wahre Wonne des Lebens.“

Dichters begleitet, unter welchen ſich zwei ſchöne Frauenzimmergeſichter befanden. Es waren L. F. Huber, C. G. Körner (der Vater Theodors) und Minna Stock, Körners Braut, nebſt ihrer Schweſter Dora. Hoffmeiſter u. Schiller's Briefwechſel mit Körner.

Er hielt offen bei Frau von Wolzogen um die Hand ihrer Tochter an; doch endlich von der Hoffnungslosigkeit seiner Bewerbung vollkommen überzeugt, fand sein Verlangen nach idealer Liebe bald seinen Gegenstand anderswo. Margarethe, die Tochter des Buchhändlers Schwan, war ihm an Stande gleich und er konnte vernünftiger Weise hoffen, seine Zuneigung erwiedert zu sehen. Sie war ein sehr schönes Mädchen und von sehr lebhaftem Geist, welcher sie, „sagen die guten deutschen Biographen mit einiger Bosheit" (?), mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog *). Sie war damals 19 Jahre alt und hatte, nach dem kurz vorher erfolgten Tode ihrer Mutter, die Leitung des Hauswesens übernommen. Schiller's literarische Beziehungen mit ihrem Vater brachten ihn nothwendigerweise oft in ihre Gesellschaft und ungefähr im Herbst 1784 wurde die schöne Margarethe Gebieterin eines Herzens, das vielleicht noch etwas zu entzündbar war, als daß es hätte beständig sein können **).

*) Frau von Wolzogen, I. S. 206.

**) Es scheint in der That, daß Schiller inzwischen den Einfluß einer sinnlichern und weniger edlen Leidenschaft empfunden hatte, als ihm Margarethe Schwan oder Charlotte von Wolzogen eingeflößt, und auf diese spielt er auch einige Jahre später, in einem Briefe an seine nachherige Gattin, offenherzig und mit

Mit der neuen Liebe nahm er auch das neue Drama wieder auf, und die Leidenſchaft für Margarethe glüht in manchem Verſe, der die Liebe des unglücklichen Don Carlos ſchildert. Jedoch neue Umſtände verſchworen ſich gegen die Ruhe Schiller's und ſeinen längern Aufenthalt in Mannheim. Die Zeitſchrift, die er unternommen, vermehrte ſeine Mittel nicht bedeutend und verfeindete ihn mit den Schauſpielern. Dieſe wackern Leute nahmen ihm die Freiheit ſeiner Kritiken ſehr übel und er war anderſeits nicht weniger verdrießlich darüber, daß ſie ſeine Verſe ſo nachläſſig recitirten und ihn ſelbſt ſo unehrerbietig behandelten. Inzwiſchen hatten ſich ſeinem Ehrgeiz, durch den Titel „Herzogl. Weimar'ſcher Rath*)", welchen ihm der Herzog nach einer Audienz, während eines kurzen Aufenthalts in Darmſtadt **), gewährt, neue Aus-

---

Bedauern an. Der Gegenſtand dieſer vorübergehenden Launen iſt, wie es ſcheint, trotz der Nachforſchungen ſeiner Biographen, verborgen geblieben. B. (Ueber das eigenthümliche Freundſchaftsverhältniß Schiller's zu Charlotte von Kalb ſehe man die Briefe an Körner. Th. 1., beſonders S. 121.)

*) Allerdings nur ein bloßer Titel, aber wie gierig die Deutſchen dergleichen winzigen Auszeichnungen nachjagen, kann ein Engländer kaum begreifen. B.

**) Nicht in Mannheim, wie B. ſagt. Der Herzog beſuchte die Landgräfliche Familie in Darmſtadt und dort wurde ihm Schiller vorgeſtellt.

ſichten eröffnet. Die Ehre, die zu Weimar den Wiſſenſchaften und ihren Trägern erwieſen wurde, entflammte ſeine Phantaſie; noch hatte er die praktiſche Welt nicht für die ideale aufgegeben und trotz ſeines Mangels an Oekonomie und Regelmäßigkeit, beſaß Schiller Talente und Fähigkeiten, die ſich nicht nur auf die Feder beſchränkten. Einer von denen, die ihn am beſten kannten, ſagt von ihm und gewiß mit Wahrheit: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative als ein großer Menſch im aktiven öffentlichen Leben zu werden.“ *)

Ohne Zweifel beſaß Schiller diejenigen Eigenſchaften, die, wenn ſich erſt eine Laufbahn gehörig eröffnet hat, gewöhnlich auch einen Erfolg in derſelben ſichern, Eigenſchaften, die mehr dem Charakter als dem Verſtand angehören, nämlich unbezwinglichen Willen, ununterbrochnen Fleiß, unerſchütterliche Ehre und tiefes Rechtsgefühl.

Der Titel als Herzogl. Weimar'ſcher Rath eröffnete ihm alſo einen willkommenern Pfad als der war, in welchem er als Theaterdichter keineswegs auf den in ſeiner Jugend geträumten Blumen wandelte. Nach langer Ueberlegung mit einigen Freunden zu Leipzig und mit Schwan,

*) Scharffenſtein. Göthe äußerte ſpäter dieſelbe Meinung. B. (S. Eckermann, II. S. 11.)

und inmitten aller Verdrießlichkeiten und Verlegenheiten seines Aufenthalts zu Mannheim, kamen Alle überein, daß er diesen in Leipzig nehmen sollte. Er beschloß, sich dort der Jurisprudenz zu widmen und sich der Poesie, wie Walter Scott so überaus treffend gesagt hat: „als seines Stabes, nicht als seiner Krücke zu bedienen.“ Er setzte Streicher von diesen Plänen in Kenntniß und dieser theilte die neue Begeisterung seines Freundes. Was konnte so großer Fleiß nicht in einem, bereits an tiefes Denken und schwierige Studien gewöhnten Geist in einigen Jahren zu Stande bringen? Wenigstens irgend ein ehrenvolles Amt an einem der kleinen sächsischen Höfe. Die Freunde erglühten von den kühnsten Hoffnungen und kamen endlich überein, „einander so lange nicht schreiben zu wollen, bis der Dichter Minister und der Musiker Kapellmeister wäre!“ — So endet unter neuen Plänen und am Vorabend eines neuen Fluges die erste Periode in dem Leben und der Laufbahn Friedrich Schiller's.

Er war erst in seinem 26sten Jahre und wie viel hatte er schon gethan! Sein Name war bereits in ganz Europa in Jedermanns Mund; sein Geist war nicht stehen geblieben; der deutlichste Fortschritt in Geschmack, Gedanken und Selbstbildung zeichnete seine letzten Arbeiten vor den frühern aus und schon zu dieser Zeit hatte der geniale und wohlwollende Wieland prophezeit, daß Friedrich Schil-

ler der erſte Mann ſeines Jahrhunderts werden würde. Sogar die Unfälle und Irrthümer ſeines Lebens hatten dazu beigetragen, die Kenntniſſe, welche die wahren Kenntniſſe jedes Genies ſind, zu vermehren; nämlich die des Herzens, ſeiner Qualen, ſeiner Leidenſchaften und ſeiner Schwächen. In Fiesco iſt eben ſo viel Verkehrtes und Uebertriebenes, wie in den Räubern, jedoch bewegen ſich die handelnden Perſonen in einer höhern Sphäre, die Sprache iſt edler und ſtrenger, den Schilderungen fehlt nur der Vers, um die Schönheit und den Reiz der Poeſie zu beſitzen; alle männlichen Charaktere ſind nach dem gewaltigen Maßſtab der Heroen gezeichnet. Die Prachtliebe Fiesco's und die Strenge Verrina's ſind allerdings mit einer Kraft contraſtirt, die für die Regeln der Kunſt allzu deutlich hervortritt, jedoch iſt dies der Fehler eines Giganten, der noch nicht gelernt hat, ſeine eigne Stärke zu bewältigen und zu regieren. Mehr wirkliche und dauernde Vortrefflichkeit verheißt ſchon Cabale und Liebe: denn das alltägliche Leben zu idealiſiren iſt nur denen möglich, welche die großen Wahrheiten, in denen die höhere Poeſie ſich bewegt und athmet, bereits erkannt haben. — In den genannten Dramen nun ſind die Einflüſſe ſichtbar, auf welche wir in der oben gegebenen kurzen Ueberſicht des Zuſtandes der deutſchen Literatur hingewieſen haben. Durch die trüben, ſtürmiſchen Phantaſien des franzöſiſchen Re-

publikanismus und die unklaren Nebel der leidenſchaftlichen Gefühle Rouſſeau's, kann man gleichwohl den kräftigen Philantropismus Herder's und den edlen, ernſten Eifer Leſſing's erkennen und namentlich den letztern. Emilia Galotti ſpricht in dem bürgerlichen Trauerſpiel Cabale und Liebe und ihr Odoardo hat dem Verrina Fiesco's etwas von ſeinen hohen Geſinnungen verliehen. Jedoch ein noch mehr veredelnder Einfluß, als ſelbſt dieſer war, begann nun auf ein Gemüth zu wirken, das immer vorwärts oder aufwärts ſtrebte. Das Studium Shakeſpeare's, welches bei Jemand, der an die Uebertragung des Timon und des Macbeth dachte, nothwendig in die Tiefe gehen mußte, veranlaßte Schiller, zwar nicht einen von ihm ſelbſt ſo verſchiedenen Geiſt nachzuahmen, aber doch über die für ihn erreichbaren Seiten deſſelben nachzudenken. Er fing an, von dem, was man das leidenſchaftliche und deklamatoriſche Drama nennen kann*), zu dem intellektuellen und analytiſchen überzugehen. Er ſagt daher von dem Helden des Trauerſpiels, mit welchem er ſich damals beſchäftigte: „Carlos hat die Seele von Shakeſpeare's Hamlet und den Puls von mir**). Zwar

*) Worin Otway's Venice Preserved faſt unübertroffen iſt. B.

**) Frau von Wolzogen, I. 106.

hat Carlos wenig mit Hamlet gemein, indeß hatte Schiller in ſeinen Ideen über Kunſt große Fortſchritte gemacht, als er Hamlet ſtudirte, um einen Carlos zu ſchaffen.

Jedoch ſowohl in dieſer, wie in den verſchiedenen andern Perioden ſeines Lebens, iſt der Spiegel ſeines Herzens und Geiſtes in ſeinen kleineren Gedichten zu finden. In ihrer Glut und Uebertreibung, in ihrer Schönheit und ihren Mängeln, lebt unſterblich die Jugend Friedrich Schiller's.

Siebentes Kapitel.

Zweite Periode.

Schiller's Ankunft in Leipzig — er bewirbt ſich um Margarethe Schwan — begiebt ſich nach Dresden — ſeine Gewohnheiten, Studien u. ſ. w. — ſeine thörichte Leidenſchaft und Abreiſe nach Weimar.

Schiller langte gerade während der Meſſe in Leipzig an und die Nachricht hiervon verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle, ſo daß man ſich haufenweiſe herbeidrängte, um ihn zu ſehen. Obgleich Schiller nicht ohne jene edle Eitelkeit war, welche eifrig nach Beifall ſtrebt und Freude

findet an einem berühmten Namen, konnte müßige Neugier doch nur sein Gefühl beleidigen und seinen Stolz verwunden. „Es ist so eine eigne Sache, sagt er in einem Brief an Schwan, mit einem schriftstellerischen Namen. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen und sich obendrein gar, einiger vollgeleckten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt es gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andre Mutterſöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet."

Wenn man nicht mehr erwartete, als dies, so war Schiller besser daran als die meisten Autoren, bei denen das Publikum gewöhnlich die Schönheit des Antinous, die feinen Sitten Chesterfield's, den Geist Lauzun's, die Tugend Zeno's, die Galanterie Grammont's und die geringen Kenntnisse Crichton's zu finden vermuthet.

Inzwischen fuhr Schiller fort, für die Thalia zu schreiben, in der auch ein bedeutender Theil des Don Carlos erschien, arbeitete fleißig an der Vollendung desselben und dichtete in einem glücklichen Augenblick das

und in freien Wechselverkehr mit ihr zu treten. Dasselbe daher, was Schiller'n gegen die geistverwandtesten seiner Umgebung, gegen Herder, Fr. Richter, Tieck, die beiden Schlegel, im Verhältnisse stolzer Entfremdung hielt, und was dennoch mit dem Edelsten, Aufrichtigsten und Kräftigsten seines Wesens zusammenhing, so daß er mitten in der geistreichsten Umgebung seine Existenz nur als „die absolute Einsamkeit" bezeichnen konnte:*) dies ließ ihn auch Fichte'n nicht näher kommen. Er konnte das Verhältniß wechselseitigen Wohlwollens mit ihm pflegen, er mußte sein speculatives Talent, seinen Charakter hochhalten, aber er theilte nicht seine Geistesrichtung und seine Gesinnungen, er blieb innerlich ihm fremd, was wir uns völlig erklären können, ohne dabei, wie Hoffmeister vermuthet, in äußern Verhältnissen den Grund zu suchen.**) Anders war das Gefühl Fichte's für ihn,

*) a. a. O. Bd. V. S. 168. Vgl S. 179.

**) So vermuthet Hoffmeister, daß außer Fichte's moralischem Rigorismus auch sein „Ueberwerfen mit dem akademischen Senate in Jena, so daß er gar nicht mehr unter seiner Gerichtsbarkeit habe stehen wollen" (Hoffmeister, Bd. III. S. 51), Schiller gegen ihn erkältet habe, und er beruft sich dabei auf Goethe's und Schiller's Briefwechsel (Bd. I. S. 117. 120). Hierauf ist kürzlich zu erinnern, daß unter den dort erwähnten unpraktischen „Transscendentalphilosophen" gar nicht Fichte, sondern Weißhuhn zu

Lied: „an die Freude", bei weitem das edelſte Gedicht, das er bis dahin verfaßt hatte. Unmerkbar ſchwand der mehr weltliche Ehrgeiz, mit welchem er Mannheim verlaſſen hatte. Die Jurisprudenz wurde bei Seite gelegt; gleichwohl aber, noch immer von dem Wunſch belebt, ſeinen Unterhalt auf eine minder unſichere Weiſe zu erwerben, als dies durch literariſche Arbeiten geſchehen konnte, dachte er daran, zur Medizin zurückzukehren und vielleicht durch die ihm in Leipzig erwieſene Aufmerkſamkeit und Achtung ermuthigt, wagte er es jetzt, ſich um die Hand Margarethe Schwan's zu bewerben. Nach einer eben ſo beſcheidenen, wie männlichen Einleitung, eröffnet er ihrem Vater ſeine Abſicht mit folgenden Worten: „Mein freier, zwangloſer Zutritt in Ihrem Hauſe gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige, gütige Behandlung, deren Sie Beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunſch, Ihr Sohn ſein zu dürfen. Meine Ausſichten ſind bis jetzt unbeſtimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen ſie an, ſich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anſtrengung meines Geiſtes dem gewiſſen Ziel entgegen gehen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmſte Wunſch meines Herzens meinen Eifer unterſtützen wird.

Noch zwei Jahre und mein Glück wird entſchieden ſein.

Der Herzog von Weimar war der erſte Menſch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an anderem Glück Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu geſtehen, daß dieſes Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edeln Tochter beruhe, und er freute ſich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch dieſe Verbindung mein Glück zu vollenden.

Ich ſetze nichts mehr hinzu, als die Verſicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schickſal verſchaffen können, als ich in dieſem Augenblicke ihr verſprechen kann; aber ich leugne, daß eines Anderen Herz ihrer würdiger ſein wird."

Ein Buchhändler iſt gewöhnlich derjenige, der am allerwenigſten einen Schriftſteller zu ſeinem Schwiegerſohn erwählt. Er ſieht zu viel von den Wechſelfällen des Schriftſtellerlebens und von der luftigen Baſis ſchriftſtelleriſcher Hoffnungen, als daß ihm die Anträge eines Bewerbers ſchmeicheln ſollten, dem es leichter wird, die Welt zu entzücken, als den Fleiſcher zu bezahlen. Schwan gab daher Schiller eine abſchlägige Antwort, worin er andeutete, daß der Charakter ſeiner Tochter zu dem des

Dichters nicht passe. Bis dahin hatten die beiden jungen Leute mit einander im Briefwechsel gestanden; diesen nun brach Schiller, voll Gefühl für das Schickliche und gemäß seinen ehrenwerthen Gesinnungen, sogleich ab, obwohl Margarethe sehr betrübt und befremdet darüber war, denn ihr Vater hatte sie von Schiller's Antrage nicht in Kenntniß gesetzt — eine kluge Zurückhaltung, welche zu beweisen scheint, daß er keineswegs auf ihre völlige Zustimmung zu seiner Antwort rechnete. Die Freundschaft zwischen Schiller und Schwan blieb jedoch wie sie war und die Erinnerung an Margarethe schwand niemals aus Schiller's Herzen. Wie alle edleren männlichen Naturen, sagt Frau von Wolzogen, behielt Schiller immer ein liebevolles Andenken an die Frauen, die ihm zärtliche Gefühle eingeflößt. Diese Erinnerungen bewegten ihn jederzeit und er sprach selten davon. Immer war ihm die Liebe etwas Ernstes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Psyche sich vermählt, nicht der leichtsinnig flatternde Knabe.

Vielleicht um sich durch Zerstreuung von dem Gefühl getäuschter Hoffnung abzuziehen, folgte Schiller der Einladung einiger Dresdner Freunde nach und begab sich gegen Ende des Sommers nach Dresden, woselbst ihn Körner (der schon obenerwähnte Vater des Dichters Theodor

Körner), welcher kurz vorher zum Appellationsrath *) ernannt worden war und sich eben mit Minna Stock, der enthusiastischen Bewunderin Schiller's, vermählt hatte, auf das freundlichste in seinem Hause aufnahm.

Dieses lag an den Ufern der Elbe, in der Nähe von Loschwitz. Ein Sommerhaus in einem Garten, an welchen ein Weinberg und ein Fichtenwäldchen stieß, wurde bald dem Dichter gänzlich überlassen und ward sein Lieblingsaufenthalt. Hier machte Don Carlos bedeutende, wenn auch nicht sehr schnelle Fortschritte. Diese Tragödie, die erste, wie wir bereits bemerkt, in welcher Schiller die reinere Form und die veredeltern Schilderungen der Poesie mit der Kraft und dem Effekt der dramatischen Behandlung vereinigte, besiegelte seinen Ruhm; denn bis dahin hatte er, trotz aller Bewunderung der großen Menge, sich noch nicht jenen dauernden und beneidenswertheren Ruhm erworben, der von der besonnenen Minderzahl bestätigt und aufrecht erhalten wird; aber die strengsten und feinsten Beurtheiler nahmen in der Studierstube an der Begeisterung Theil, welche Don Carlos auf der Bühne erregte.

Während indeß Schiller mit der Vollendung dieser

*) Körner wurde erst 1790 Appellationsrath und war vorher Rath beim Oberconsistorium.

Arbeit beſchäftigt war, hatte bereits ſeine ungemeine Thätigkeit die Grenzen des Reiches ausgedehnt, welches ſein Geiſt umfaſſen und erobern ſollte. Außer dem Entwurf zu einem neuen Drama, „der Menſchenfeind," welches er jedoch nie beendet hat, entwarf er den Plan zu ſeiner Erzählung „der Geiſterſeher" und ſammelte Material für die hiſtoriſchen Arbeiten, die er unternehmen wollte, und in der That war er auch durch das ernſte und tiefe Studium der Charaktere und der Philoſophie der Geſchichte, welches er zum Don Carlos mitgebracht hatte, zur Bearbeitung der letztern gehörig vorbereitet. Und nun gelangte dieſer ruheloſe und ſtets forſchende Geiſt in das Stadium, welches zwiſchen dem Enthuſiasmus der Jugend und der Weisheit des Mannesalters die Durchgangsperiode des Zweifels bildet. Jene Innigkeit des religiöſen Glaubens und der Ueberzeugung, die ſein Knabenalter charakteriſirt hatte, war durch die Härte und den blinden Eifer ſeiner Lehrer, in der Akademie zu Stuttgart, etwas rauh angefaßt und erſchüttert worden, doch läßt es ſich nachweiſen, daß ſie während der Abfaſſung der Räuber noch vorhanden war. Unter ſeinen frühern Gedichten nämlich befindet ſich eins mit der Ueberſchrift „die Freundſchaft," aus den Briefen Julius' an Raphael, einem noch ungedruckten Roman. Dieſer Roman erhielt nachher die Geſtalt und den Titel: „Philoſophiſche Briefe" zwiſchen

BIBLIOTHE
REGIA

Julius und Raphael, von denen nur ein Fragment gedruckt wurde, worin jedoch der Skepticismus des Verfassers sich zuerst zeigt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dieses Produkt während Schiller's Aufenthalt in Dresden umgestaltet und überarbeitet wurde, so wie auch kein Grund vorhanden ist, zu vermuthen, daß es in seiner frühern Gestalt den späterhin darin aufgenommenen Stoff zu begründetem Anstoß enthielt.

In diesen Briefen zeigt sich ein roher und schwankender Kampf zwischen Spinozismus und Kantischer Philosophie. Schiller scheint nämlich Kant's großes Werk, „Kritik der reinen Vernunft," zuerst in Leipzig oder Dresden, zwischen den Jahren 1785 und 87, aber auch nur durch Hörensagen, kennen gelernt zu haben*), und erst einige Jahre nachher, 1791, studirte er Kant in seinen Schriften selbst**) und lernte von ihm, wenn auch nicht ein ganz orthodoxes, jedoch jenes ideale und geistige Christenthum, zu welchem der große Deutsche so viele Geister hingeführt hat, die sich sonst in den pfadlosen Wildnissen des Unglaubens verloren hätten. Jetzt aber zeigt Vieles

*) Schwab.

**) Seine Kritik der Urtheilskraft, schrieb Schiller an Körner, reißt mich hin und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10449/058

von dem, was Schiller ſchrieb, den Zweifel und den Kampf ſeines Gemüthes. Ein Zuſtand, welcher für ihn, der ſeinem innerſten Weſen nach zur Frömmigkeit neigte, voll tiefer Angſt und Verzweiflung geweſen ſein muß und den ſeine ſpätern Schriften oft in ergreifender und feierlicher Weiſe berühren. In den „philoſophiſchen Briefen“ findet man den unlogiſchen, jedoch glänzenden Trug des Pantheismus, der den weit kleinern und unſicherern Verſtand Shelley's hoffnungslos irre führte, aber den kräftigen Geiſt Schillers nicht lange täuſchen konnte. In den Gedichten der zweiten Periode iſt dieſer Kampf, obwohl in einer gemilderten Geſtalt ſichtbar. Es war darum ganz dieſem Zuſtand ſeines Innern gemäß, daß Schiller, deſſen Verſtand nicht weniger ſtark war als ſeine Einbildungskraft, ſich jenem poſitiven und wirklichen Etwas zuwandte, welches ſich in der äußern Geſchichte des Menſchen befindet. Entwürfe, die zu umfaſſend waren, als daß ein Einziger ſie ausführen konnte, ſchwebten ſeinem Ehrgeiz vor, — irgend eine Geſchichte, welche für die praktiſche Erzählung das ſein ſollte, was der großartige Geiſt Herder's für die Theorie der Geſchichtsdarſtellung geleiſtet hatte.

Er beabſichtigte und unternahm auch theilweis, was in der That, wenn je entſprechend ausgeführt, eins der größten hiſtoriſchen Denkmäler der Welt ſein würde, nämlich eine „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und

Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten.“ (1788. Erſter Band.)

Inzwiſchen hatte ſein Privatleben zu gleicher Zeit ſeine eigenen Freuden und Leiden. Die Liebe zur Einſamkeit hatte ihn noch nicht verlaſſen; oft ſah man ihn des Morgens, allein und gedankenvoll, an den Ufern der Elbe entlang ſtreifen, o ꝛc wie Byron in Venedig, während der Blitz zuckte und der Sturm toſte, in ſeinem Kahn auf den Wellen umherſchwanken. Er fand keinen Gefallen und vermied ſogar das Durcheinander großer Geſellſchaftskreiſe und beſonders die ſogenannte feine Geſellſchaft; er brachte ſeinen ernſten Sinn und ſeine Liebe zur Freiheit in alle Kreiſe mit und konnte weder müßiges Geſchwätz, noch feſſelnde Etikette ertragen. Hingegen widmete er einige Stunden des Tages dem Gedankenaustauſch mit verwandten Geiſtern, ſowohl Künſtlern als Gelehrten, oder ſelbſt mit denen, welche, weil ſchlicht und einfach, in ſeinem Herzen Intereſſe erweckten, wenn ſie auch nicht ſeinen Verſtand in Anſpruch nahmen.

Obwohl ſchüchtern und ſchweigſam in größerer Geſellſchaft, zeigte er ſich gleichwohl bereit gegen nähere Bekannte und ſeine Unterhaltung war nicht nur anziehend durch die geiſtige Fülle, welche ſie entfaltete, ſondern noch mehr durch ſeine anſpruchsloſe Freundlichkeit.

Dies war die helle Seite ſeines Privatlebens; die

Rückſeite wird uns nur dunkel angedeutet. Vor ſeinem Beſuch nach Dresden nämlich hatte Schiller eine junge Frau, Sophie Albrecht, die ſich der Bühne widmen wollte, kennen gelernt und große Theilnahme für ihre theatraliſche Laufbahn an den Tag gelegt; dieſe traf er in Dresden wieder, als eine der gefeierteſten Schauſpielerinnen des Tages. Da er mit ihr genauer bekannt war, ſo beſuchte er ſie häufig und traf in ihrem Hauſe, eines Abends nach dem Theater, eine junge blauäugige Blondine, die einen eben ſo plötzlichen wie tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Sie war die älteſte Tochter einer Wittwe, welche von einer kleinen Penſion lebte und deren Mann in der ſächſiſchen Armee als Offizier gedient hatte. Schiller begegnete der ſchönen Julie (ſo hieß ſie) ſpäter wieder auf einer Redoute und wagte ſie anzureden. Die Mutter war, allen Nachrichten zufolge, ein ſchlaues ehrloſes Weib, die keinen Anſtand nahm, von der Schönheit ihrer Tochter jeden möglichen Nutzen zu ziehen und in der Bewunderung eines ſo ausgezeichneten Dichters das Mittel ſah, Julien's bereits ſehr einträgliche Bekanntheit noch weiter auszudehnen. Schiller wurde demgemäß in ein Verhältniß gelockt, welches bei ſeinen Freunden die ernſteſten Beſorgniſſe rege machte*). Es erhellt nicht, ob Julie, welche

*) Döring, Frau von Wolzogen, Hofmeiſter, Schwab. B.

der sich in diesem Falle als der freiere oder empfänglichere zeigte: er blieb stets mit bewundernder Neigung und besonderm Vertrauen ihm zugethan, knüpfte bei bedeutenden Gelegenheiten die wichtigsten Aussprüche an den Inhalt seiner Gedichte (Fichte's sämmtliche Werke, Bd. V. S. 189. 550), und die begleitenden

---

verstehen sei. Es ist die Angelegenheit, deren Goethe in seinen Tag- und Jahresheften (Werke, Bd. 31. S. 54) so anmuthig als bedeutend folgendergestalt erwähnt: „Dieser Wackere (Weißhuhn), mit den äußeren Dingen noch weniger als Fichte sich ins Gleichgewicht zu setzen fähig, erlebte bald mit Prorector und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel; es ging auf Injurien-Processe hinaus, welche zu beschwichtigen man von obenher die eigentliche Lebensweisheit hineindringen mußte." — Ebenso hält Hoffmeister es für unzweifelhaft (S. 50), daß Schiller's Gedicht „die Weltweisen," wenigstens im Anfange, Fichte's System persiflire (vielleicht, weil in der ersten Strophe ein großgedrucktes Ich vorkommt?), während doch jeder der Sache Kundiger erkennt, daß die „Weltweisheit" der Popularphilosophen darin verspottet werden soll. Keiner der im Gedicht erwähnten Züge paßt auf Fichte's System oder allgemeinere Denkweise, und was Fichte wissenschaftlich bekämpfte, ist hier dem poetischen Spotte preisgegeben. Fichte hat sich nicht minder gegen die praktisch-didaktischen Tendenzen der Philosophie, gegen das „Zusammenhaltenwollen der Welt durch Metaphysik" so entschieden erklärt, daß er überall bezeugt, die Philosophie könne dem Menschen nichts andemonstriren, sondern ihn nur verständigen über seinen innern Besitz.

den verworfenen Rathſchlägen ihrer Mutter mit einigem Widerſtreben und Schamgefühl gefolgt zu ſein ſcheint, die Leidenſchaft erwiederte, die ſie einflößte; obwohl Schiller, trotz dem keineswegs ſchmeichelhaften Gemälde, welches Sophie Albrecht, in ihrem niedrigen Schauſpielerinnengeſchmack, von dem jungen Dichter entworfen hat, gewiß einem würdigern Gegenſtand hätte Zuneigung einflößen können.

Zwar hatte Schiller um dieſe Zeit, und ſogar ſchon ſeit ſeinem Eintritt in das Jünglingsalter, die reine phyſiſche Schönheit verloren, die er als Kind beſeſſen zu haben ſcheint, da ſeine Schweſter ſein, von goldnen Locken umwalltes Angeſicht, mit einem „Engelskopf" verglich. Er war von hohem Wuchs und außerordentlich mager, obgleich muskulös und von ſtarken Knochen; ſein Hals war lang (ein edler Fehler, der nie ohne Würde iſt) und ſeine Kleidung mehr als einfach und ſogar nachläſſig. Sein Geſicht war in den Augen von Schauſpielerinnen vielleicht nicht ſchön, da ihr Stand es mit ſich bringt, daß ſie in allen Dingen nur das Augenfällige und Farbreiche bewundern; doch ſind den Söhnen des Genies nur ſelten ſo edle Züge gewährt worden. Allerdings war ſeine Geſichtsfarbe blaß, die Wangen etwas hohl und das dunkelbraune Haar, obgleich reich und voll, hatte einen Anflug von tiefem Roth; aber die Stirn war hoch und

breit und zog ſich, von der Seite betrachtet, gegen die Schläfe hin etwas einwärts, eine Eigenthümlichkeit die ſich bei den meiſten Menſchen von tüchtigem, entſchiedenem Charakter wiederfindet. Seine Augen, deren Farbe verſchieden angegeben wird, bald als blau, bald als braun, bald als dunkelgrau, und die wahrſcheinlich je nach dem Lichte wechſelte*), waren zwar tief eingeſunken, jedoch beſaßen ſie einen wunderbaren Glanz und Ausdruck und ſeine Naſe, wenn auch zu groß für eine vollkommene Symmetrie der Züge, war gleichwohl ſchön gebildet. Mit einem Wort, ſeine äußere Perſönlichkeit ſtimmte überein mit ſeinem intellektuellen Charakter und ſo wie bei Göthe das hervortretendſte Attribut körperlicher Form und geiſtiger Vollendung die Schönheit war **), ſo war es bei

*) Frau von Wolzogen ſagt: ihre Farbe war unentſchieden, zwiſchen blau und lichtbraun; ſeine Schweſter nennt ſie blau und einer ſeiner Schulfreunde dunkelgrau.

**) Göthe war vielleicht der ſchönſte Mann unter den Dichtern, von denen wir in dieſer Beziehung etwas Näheres wiſſen. Mit einer Schönheit des Geſichts, welche der Milton's oder Byron's nicht nachſtand, vereinte er die Beiden verſagten Vortheile des Wuchſes und jenes Ausſehen majeſtätiſcher Würde, welche die Schönheit ſelbſt iſt. Ich erinnere mich, wie betroffen ich war bei einem Vergleich zwiſchen den zwei Portraits von Byron und Göthe, welche ſie beide ungefähr in demſelben Alter vorſtellen, nämlich im 21ſten Jahre. Es zeigte ſich eine große Aehnlichkeit

Schiller in beiden Beziehungen der Adel. Wenn nach der Behauptung Jemandes, der ſich ſeiner genau erinnerte, die koloſſale Büſte von Dannecker allein ihn zeigt, wie er wirklich im Leben war, ſo wird Niemand, der dieſelbe geſehen, läugnen können, daß die Züge, welche ſie weiſt, hohe Bewunderung und tiefes Intereſſe erwecken; eine gewiſſe Größe der Umriſſe und des Ausdrucks läßt jedes andere Bildniß, von einer mehr regelmäßigen Schönheit, im Vergleich zu jenem, als unbedeutend und weibiſch erſcheinen. Jedoch die Schauſpielerin, welche Schiller's Ausſehen zu jener Zeit beſchreibt, konnte, wie es bei einer ſolchen Beobachterin natürlich iſt, nur den grauen abgetragenen Rock, die allgemeine Vernachläſſigung der Toilette, die durch Stolz und Zurückhaltung den Bewegungen der hohen Geſtalt verliehene Unbeholfenheit, das häufige

---

zwiſchen beiden, obgleich Göthe's nicht weniger ſymmetriſche Züge kräftiger und männlicher waren, indeß der Contraſt im Ausdruck war höchſt überraſchend. Die deutſche Dame, welche mir die Portraits zeigte, bemerkte mit viel Wahrheit: „Was für Niedergeſchlagenheit und Unzufriedenheit mit der Welt iſt bereits auf Lord Byron's Geſicht ausgeprägt! — Welche ruhige, jedoch ſanguiniſche Energie, welches hoffnungsvolle Selbſtvertrauen in Göthe!“ — Der verſchiedenartige Ausdruck in den Zügen Beider ſchien faſt eine Prophezeihung ihres beiderſeitigen Schickſals.

E.

Schnupfen des Spaniols und die etwas gebückte Haltung des „immer ſinnenden Hauptes“ erblicken.

Ob nun die ſchöne Julie Schiller mit eben ſolchen Augen betrachtete, wie die Schauſpielerin, ſcheint von geringem Intereſſe; intereſſanter aber iſt es zu wiſſen, daß Schiller's Liebe zu ihr nicht nur mehrere ſeiner Gedichte hervorrief, ſondern auch vielen unſterblichen Seiten des Geiſterſehers ihre Färbung verlieh*). Seine Freunde thaten was ſie konnten, um ihn ſeiner Verblendung zu entreißen und eine Verbindung zu zerſtören, von der ſie ſahen, daß ſie für ſeinen Namen entehrend, für ſeine pekuniären Verhältniſſe verderblich und ſeinen Ausſichten höchſt nachtheilig ſein mußte; zuletzt gelang es ihnen doch. Es ſcheint, als ob er gemerkt habe, wie übel man ihm mitſpielte**) und ſo riß er ſich, nach manchen Kämpfen zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft, endlich los.

Er war lange mit dem Gedanken umgegangen, eine

*) Es iſt wohl mehr als wahrſcheinlich, ſagt Hoffmeiſter, daß dieſes Fräulein das Original der ſchönen Griechin im Geiſterſeher iſt und daß Schiller in der heißen Liebesglut des Prinzen die ſeinige ſchilderte.

**) Julie hatte Schiller geſagt, er ſolle nicht zu ihr in's Haus kommen, wenn er in einem gewiſſen Zimmer Licht erblickte, indem ſie vorgab, daß ſie dann in Familiengeſellſchaft ſei, während ſie in Wahrheit einen begünſtigtern Bewunderer empfing. B.

Reiſe nach Weimar zu unternehmen, welches damals für Deutſchland das war, was Athen zur Zeit des Perikles für Griechenland. Er erhielt nun von einer Freundin, der Frau von Kalb, eine herzliche Einladung und im Juli 1787 langte er an dem kleinen Hofe an, den eine Conſtellation von Kunſt und Genie erhellte, in Vergleich zu welcher der Reichthum und Glanz jeder Hauptſtadt Europa's zu jener Zeit nur wie eitler Prunk und Flitter erſchien.

Achtes Kapitel.

Geſellſchaft in Weimar — Charakter der Herzogin Amalia — die Familie Lengefeld — Schiller in der Zurückgezogenheit zu Rudolſtadt — erſtes Zuſammentreffen mit Göthe — Studium des Griechiſchen — Tod der Frau von Wolzogen — Schiller wird Profeſſor der Geſchichte zu Jena — Leben an dieſer Univerſität — Bewerbung um Charlotte von Lengefeld — Schiller's Heirath.

1787. Göthe war abweſend von Weimar und in jenen ſchönen Gegenden Auſoniens, deren Einfluß auf ſeinen plaſtiſchen Geiſt ſo gewaltig einwirkte und dazu beitrug, ſeinen ſpätern Schöpfungen jene ſtrenge und ſtatuenartige Ruhe zu verleihen, welche trotz aller Schön-

heit etwas von der Kälte und dem Schrecken der Meduſa in ſich trägt. Göthe alſo war abweſend, doch waren in Weimar Herder, Wieland, Böttiger und andere ausgezeichnete Männer. Schiller fühlte ſich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht. „Ich denke," ſchreibt er, „hier, wenigſtens im Weimariſchen, mein Leben zu beſchließen und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten." Gleichwohl wurde Schiller anfangs an dem Hofe, zu dem er Zutritt erhielt, nicht ſeinem ganzen Werth nach gewürdigt. Der auguſteiſche Charakter, den Weimar beſaß, entſprang aus den Neigungen und den Talenten Amaliens, Mutter des regierenden Herzogs. Ihr beſonderer Günſtling war der feine, geſchmackvolle Wieland, den ſie zum Erzieher ihres Sohnes, Carl Auguſt, erwählt hatte und da ſie im Alter von 19 Jahren ihren Gemahl verloren, ſo lagen ihr während der Minderjährigkeit des jungen Erbprinzen die Sorgen der Regierung ob.

Mit bedeutenden Fähigkeiten zu öffentlichen Geſchäften und einer intuitiven Kenntniß der Welt, verband dieſe merkwürdige Frau eine hohe Liebe zur Kunſt und voll Empfänglichkeit für die Genüſſe der Geſellſchaft, in ihrer gewählteſten Vereinigung von Ariſtokratie, Eleganz und Talent, hegte ſie auch einen glühenden Durſt nach Wiſſen. Sie erwarb ſich ſogar mit Hülfe Wieland's einige Be-

kanntſchaft mit den klaſſiſchen Sprachen und überſetzte den Properz. Der Kreis ausgezeichneter Männer, den ſie um ſich vereinte, wurde eben ſo ſehr durch ihre feinen Sitten, wie ihre Intelligenz und hohe Bildung angezogen. Schiller's Geiſtesrichtung jedoch, ſo weit ſie ſich bis dahin kund gegeben, ſtimmte nicht ganz zu einem halb franzöſiſchen, halb klaſſiſchen Geſchmack und die Herzogin-Mutter ſcheint nicht erkannt zu haben, daß in der noch rohen Kraft des jungen Schwaben ein Keim verborgen lag, der in ſeiner Entwickelung allerdings keine Claſſicität borgen, dafür aber ſeine Mutterſprache klaſſiſch machen ſollte*). Von allen Literaten aber, die damals in Weimar lebten, benahm ſich der liebenswürdige Wieland gegen Schiller am herzlichſten. Zwar zog ihn Herder gleichfalls an, „jedoch ohne Wärme" und auch der Herzog ſelbſt ſcheint erſt viel ſpäter ein eigentlich lebhaftes Intereſſe für ſeinen großen Gaſt gefühlt zu haben. Anderſeits war der Ton der Unterhaltung, obgleich geiſtreich und elegant, doch nicht von der Art, daß Schiller großes Gefallen an demſelben finden konnte; er war zu kritiſch, vielleicht auch zu höfiſch; „man ſchwatzte mehr als man dachte." Jedoch wirkt auf einen noch jungen Mann von Geiſt nichts ſo vortheilhaft

*) Schiller ſchreibt ſeinen Zutritt zu der Herzogin Amalie Göthe's Vermittlung zu, obwohl dieſer abweſend war. B.

ein, als sich in Kreisen zu bewegen, in denen er nicht überschätzt wird und nichts ist so verderblich für ihn, als das einzige Orakel derselben zu sein. Von dieser Zeit an zeigt sich bei Schiller ein reinerer und würdigerer Geschmack; der Ton guter Gesellschaft kam fortan in seinen Schriften zum Vorschein und bildete seine Sitten; ohne die Kraft jener zu schwächen, verlieh er ihnen Ungezwungenheit und ohne die Einfachheit dieser zu zerstören, trug er dazu bei, sie zu mildern und socialer zu machen.

Gegen Ende des Oktober unternahm Schiller einen Ausflug nach Meiningen, um seine älteste Schwester zu besuchen, welche sich kurz vorher mit Reinwald verheirathet hatte. Auch Frau v. Wolzogen befand sich in Meiningen und in ihrem Hause fand er seinen alten Schulfreund Wilhelm, in dessen Gesellschaft er nach Weimar zurückkehrte. Sie machten die Reise zu Pferd und beschlossen unterwegs, eine mit Wolzogen verwandte Familie zu besuchen, — ein denkwürdiger Besuch; denn von jener Zeit an näherte sich Schiller immer mehr jenem glücklichen Abschnitt seines Lebens, wo die Unstätigkeit desselben eben so wie die Lehrlingszeit des Geistes und Herzens aufhören, sein Genie sich zur Kunst erheben und seine Gefühle an einem häuslichen Heerd concentrirt werden sollten.

Nahe bei Rudolstadt an den Ufern der sanft gekrümmten Saale und in einem von blauen Bergen und

waldbewachsenen Anhöhen umgebenen Thal wohnte die verwittwete Frau v. Lengefeld mit zwei Töchtern; die ältere, Namens Karoline, war an den Rudolstädtischen Hofrath v. Beulwitz verheirathet, und dieser, die bekannter ist unter dem in zweiter Ehe angenommenen Namen, v. Wolzogen, verdanken wir eine höchst interessante, obgleich etwas zu poetische Biographie Schiller's; die jüngere, Namens Charlotte, war noch unverheirathet und damals in ihrem 21sten Jahre. Bis zu dem Tode ihres Vaters, der die Kinder in dem Alter von 10 und 13 Jahren zurückließ, waren diese in strenger Zurückgezogenheit aufgewachsen, da aber die jüngere Tochter, sobald sie das gehörige Alter erreicht, zu einer Hofdamenstelle in Weimar bestimmt war, so beschloß Frau v. Lengefeld, eine Zeit lang in der französischen Schweiz zu leben, wo sich eine günstigere Gelegenheit für diejenige Art von Erziehung darbot, die einer jungen Dame nothwendig schien, welche sich in der Gesellschaft eines glänzenden und eleganten Hofes bewegen sollte.

Drei Jahre vor dem Zeitpunkt, bei dem wir jetzt angelangt sind, hatten die beiden Schwestern, die mit der Familie Wolzogen verwandt waren, Schiller zum ersten Mal gesehen und dieser einen günstigen Eindruck auf sie hervorgebracht. Sie befanden sich damals auf der Rückkehr aus der Schweiz, und die Verheirathung der ältern

Tochter mit Herrn von Beulwitz veranlaßte sie, ihren Wohnsitz in Rudolstadt zu nehmen. Die jüngere, Charlotte, war an Gestalt und Gesichtsbildung im höchsten Grade anziehend. Um uns der Worte ihrer Schwester zu bedienen, so „belebte der Ausdruck reinster Herzensgüte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld.“ Sie besaß großes Talent zum Landschaftszeichnen und dichtete mit Grazie und Gefühl; besonders aber hegte sie Sympathie für Alles, was sich edel an Charakter oder an Geist erhaben zeigte; sie war sanft von Gemüth und von liebevollem, treuem und aufrichtigem Herzen.

Zu jener Zeit jedoch fühlte sie den Einfluß der Melancholie, welche auf die ersten schönen Illusionen des Lebens folgt. Sie hatte ihre erste Liebe einem Manne geschenkt, von dem das Schicksal sie trennte; denn er war Soldat und seine Pflicht rief ihn in ferne Gegenden der Erde. Es erhellt nicht, ob außer den Hindernissen, welche die unsichere Lebensstellung des jungen Mannes entgegensetzte, auch noch andere vorhanden waren; jedenfalls zeigte sich die Familie dieser Verbindung abgeneigt und Charlotte gehorchte den Wünschen derselben, indem sie die Gefühle ihres Herzens niederzukämpfen suchte.

Man kann sich nichts Einsameres und Abgeschiedeneres denken, als das kleine Thal, in welchem die Fa-

Worte, mit denen er Schiller'n seine „Appellation" übersendet (Brief 5.), zeigen den Werth, welchen er auf sein Urtheil legte, überhaupt die fortdauernde innere Beschäftigung mit seinem Geiste.

Als Fichte Goethe's und Schiller's Bekanntschaft machte und in Wechselwirkung mit ihnen trat, war ihm gerade der erste Grundgedanke seiner Lehre aufgegangen und rang nach Gestaltung und nach dem Verständniß der Welt aus seinem Mittelpunkte. Da geschieht es immer, wenn ein tiefes, aber noch nicht in seiner festen Umgränzung erkanntes Princip zuerst hervortritt, daß es sich ausdehnt nach allen Seiten, in jeder bedeutenden Geistesgestalt sein Verwandtes findet und überhaupt seine Sympathieen viel weiter erstreckt, als der nachherige Erfolg es ihm bestätigt. So war auch Fichte überzeugt von der innersten Uebereinstimmung seines Idealismus mit dem, was ihm in den beiden Dichtergenien so bedeutend entgegentrat.

Verständigen wir uns einen Augenblick über sein Recht dazu! Was nämlich, entkleidet von der formellen Ausführung und von temporären Beziehungen, das bleibende Resultat jenes Idealismus ist — es besteht in dem wahren und tiefen Gedanken: daß Nichts von Außen in das Ich, in den Geist, hineingegossen werden könne, daß niemals, und in keiner Form seines Bewußtseins, er eigentlich leidend sich

milie Lengefeld wohnte. Da keine Landstraße es durchschnitt, so war ein Fremder eine ungewöhnliche Erscheinung. Die Ankunft zweier Reiter, welche an einem trüben Novemberabend zwischen den zerstreut liegenden Häusern des Dorfes entlang herankamen, genügte, um Neugier und Interesse zu erwecken. Einer der Fremden verbarg, indem er in's Zimmer trat, scherzend das Gesicht im Mantel, jedoch die Damen erkannten bald ihren Vetter Wilhelm v. Wolzogen. Der Andere indeß war ihnen unbekannt oder sie erinnerten sich doch seiner nicht, bis sein Reisegenoß ihnen in demselben den schon berühmten Schiller vorstellte. Der schlichte, schüchterne Dichter, der sich gegen Fremde gewöhnlich zurückhaltend zeigte, fühlte sich gleichwohl in dem Kreise dieser Familie so-
1787. gleich heimisch. Die Unterhaltung kam auf seine unlängst gedruckten „philosophischen Briefe" so wie auf seine frühern Gedichte und Schiller äußerte den lebhaften Wunsch, daß die Damen auch seinen Don Carlos kennen lernen möchten. Ein einziger Abend reichte hin, um eine vertraute Freundschaft anzuknüpfen, so daß Schiller, als er die Familie Lengefeld wieder verließ, bereits die Absicht hegte, den nächsten Sommer in Rudolstadt zuzubringen.

Hier muß nun bemerkt werden, daß Wilhelm v. Wolzogen schon seit der ersten Zeit seines akademischen Lebens

zu Stuttgart für ſeine ſchöne Couſine Karoline v. Lengefeld (damals bereits Frau v. Beulwitz), eine romantiſche Leidenſchaft gehegt hatte. Da ihre Ehe keine glückliche, ſie ſelbſt aber von ſchwächlicher und hinfälliger Geſundheit war, ſo trugen dieſe Umſtände vielleicht dazu bei, in Wolzogen eine Liebe zu befeſtigen, welche damals hoffnungslos ſchien und nur im Geheimen genährt wurde. Während nun ſo die beiden Freunde nach Weimar ritten, enthielt ohne Zweifel Wolzogen's Unterhaltung ſehr Vieles, was in Schiller's Bruſt ein Echo fand. Ein Eindruck, welcher tiefer und dennoch ruhiger war, als ihn bisher ein Weib auf ihn gemacht, rief dem Dichter mitten unter den Zerſtreuungen Weimars und ſeinen mannigfaltigen Arbeiten das Bild der ſanften, gedankenvollen Charlotte zurück. Ein günſtiges Geſchick auch lächelte dem Beginn dieſer Neigung. Fräulein v. Lengefeld kam denſelben Winter nach Weimar zum Beſuch bei Frau von Stein, einer Freundin ihrer Familie, und Schiller traf mit ihr, obwohl nicht oft, in Geſellſchaft zuſammen. Gleichwohl wußte er ſich ihr zu nähern, ſo weit ſein Zartſinn und das Gefühl ſeiner unſichern Verhältniſſe es ſeinem Stolz geſtatteten. Er verſorgte ſie gelegentlich mit ihren Lieblingsſchriftſtellern und ſie dagegen übernahm es, für ihn in Rudolſtadt eine Wohnung für den Sommer ausfindig zu machen. Dies gab Veranlaſſung zu einem

Briefwechsel, welcher von seiner Seite offen aber ehrfurchtsvoll war; denn sie bezeugte ihm Freundschaft und Achtung, verrieth aber nicht mehr. „In diesen Briefen, sagt ein beredter Biograph des Dichters *), athmet eine edle besonnene Neigung ganz ohne eine Spur von Leidenschaft;“ denn, wie derselbe schön hinzufügt, „unsre Liebe ist gewöhnlich das Ebenbild unsrer Geliebten. Schiller's jetzige Liebe war das reine Gold von der sinnlich geistigen Leidenschaft, welche ihn in Dresden beherrscht hatte.“ Wahrscheinlich jedoch war sowohl in Schiller wie in dem Fräulein von Lengefeld die Erinnerung an ihre frühere Liebe noch nicht verwischt und während dies dazu beitrug, ihren gegenseitigen Gefühlen eine gewisse Ruhe zu verleihen, konnten sie zugleich die vollkommene Uebereinstimmung ihrer Geister, ihres Geschmacks und ihrer Gemüthsart desto leichter erkennen. So begannen gewissermaßen die Seelen zu lieben, ehe die Herzen gänzlich ergriffen waren. Schiller's Ruhm und sein etwas vorgerückteres Alter berechtigten ihn, gegen seine junge Freundin zu einem gewissen Ton der Warnung und des Raths, und da das Hofleben, zu welchem sie damals bestimmt schien, allen seinen Ideen von wahrer Würde und reinem Glück widerstrebte, so spricht er auch in dem Gedicht,

*) Hoffmeister.

welches die zweite Periode der Gedichte beſchließt, die in ſeinem Briefwechſel oft wiederholten Gedanken in poetiſchem Gewande aus *).

1788. Im folgenden Jahre, um die Mitte des Mai, finden wir Schiller in dem Rudolſtädter Thal. Er wohnte eine halbe Stunde von der Stadt, in dem Dorfe Volkſtädt; von ſeinem Zimmer aus überſah er die Ufer der Saale, die dort durch Wieſen und im Schatten ehrwürdiger Bäume dahinfließt. „Die gegenüber am jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen und das hoch und ſchön gelegene Schloß von Rudolſtadt an der andern Seite, geben dieſem Platze den Reiz der Mannigfaltigkeit, zugleich einer Einſamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenſtände überſchaut.“

Ein kleines Denkmal mit einem Bronce-Abguß der Büſte Schiller's, von Dannecker, erinnert noch an ſeinen Aufenthalt in dieſem glücklichen Thal und bewährt Göthe's liebenswürdigen Ausſpruch:

„Die Stelle, die ein guter Menſch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.“

Von dieſen Tagen, den ſchönſten vielleicht in Schil-

*) Siehe das Gedicht „einer jungen Freundin in's Stammbuch.“ B.

ler's Leben, ſpricht die ältere Schweſter alſo: „Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saaleufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommend erblickten, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen."

Jedoch war Schiller während dieſer Feſttage ſeines irdiſchen Daſeins nicht müßig in dem erhabenen Beruf als Schriftſteller, Lehrer und Oberprieſter in der Literatur, den er zu dem ſeinigen gemacht hatte. Die Abende widmete er der Familie Lengefeld, die Vormittage dem Studiren. Hier arbeitete er an ſeiner „Geſchichte des Abfalls der Niederlande," hier beſchäftigte ihn die in England ſo wohl bekannte Erzählung der Geiſterſeher, hier vollendete er ſeine Briefe über Don Carlos und hier auch dichtete er den erſten Theil der „Künſtler", des ſchönſten Gedichtes aus dieſer Periode.

In dem Lengefeldſchen Hauſe traf Schiller auch zum

erſten Mal mit Göthe zuſammen, der eben aus Italien zurückgekehrt war. Göthe fühlte ſich von den bis dahin erſchienenen Arbeiten Schiller's nicht angeſprochen, denn ſie widerſprachen ſeinen eignen Kunſttheorien und widerſtrebten ſeinem heitern Geſchmack. Er benahm ſich daher gegen unſern Dichter kalt und zurückhaltend; der Stolz Schiller's hielt ihn ab, jenem entgegenzukommen und obgleich, wie er ſeinem Freund Körner ſchrieb, ſeine große Idee von Göthe nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden, ſo zweifelte er doch, ob ſie einander je ſehr nahe rücken würden. „Vieles, ſagt er nämlich, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." (Frau v. Wolzogen I. 280 ff.)

Um dieſe Zeit richtete Schiller, auf Veranlaſſung des ihm befreundeten und gelehrten Wieland, ſeine Aufmerkſamkeit auf die griechiſche Literatur, von der er bis dahin nur eine ſehr geringe und oberflächliche Kenntniß beſeſſen hatte. Nichts aber bringt einen dauerndern Einfluß auf den Geiſt eines Schriftſtellers hervor, als ein wohl über-

legtes, ſyſtematiſches Studium helleniſcher Poeſie und Wiſſenſchaft; denn, wird man mit denſelben zu früh bekannt, ſo können ſie zwar oft den Geſchmack bilden, jedoch nur auf Unkoſten der Phantaſie; ſtudirt man ſie aber mit gereiftem Mannesſinn, ſo ſtärken ſie die Gabe der Erfindung, indem ſie dieſelbe läutern. Von dieſer Zeit an begann Schiller das wahre Weſen der Kunſt, welche der Natur Leben und Harmonie verleiht, zu verſtehen; von dieſer Zeit an wurde er ein Künſtler. Homer erweckte zuerſt ſeine Ehrfurcht und ſein Entzücken; dann aber ging er zu den Tragikern über, und der Charakter ſeines Geiſtes, der ſich zur Philoſophie hinneigte, ſo wie die Richtung ſeines Gefühls, welches ſich weſentlich im Ausdruck des Pathetiſchen und Humanen zeigte, erwies dem noch immer verkannten Euripides vollkommene Gerechtigkeit *).

Aus dieſen neuen Quellen der Begeiſterung entſprang ſein herrliches Gedicht „die Götter Griechenlands", und die klaſſiſche Vollkommenheit, welche er dem ſchon früher begonnenen Gedicht „die Künſtler" verlieh. Das erſtere,

*) Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß Schiller das Griechiſche je mit Leichtigkeit las. Indem er den Euripides übertrug, bedurfte er ſtets einer lateiniſchen Ueberſetzung und machte ſogar von der franzöſiſchen des Brumoy Gebrauch. B.

welches in dem von Wieland herausgegebenen „Merkur“ erſchien, erweckte großen Anſtoß bei denen, welche ſogar in den wildeſten Träumen des Dichters Orthodoxie verlangten; und obgleich Schiller allerdings zu jener Zeit in ſeinen religiöſen Anſichten noch ſchwankend war, ſo ſchmerzte ihn doch eine Auslegung, die er nicht vorhergeſehen zu haben ſcheint und er opferte ſpäter manche von ſeinen glänzendſten Strophen, um das Ganze von all' dem zu reinigen, was aufrichtige und vorurtheilsfreie Frömmigkeit darin mit Recht verwerflich oder zu bedauern finden konnte; denn wenn ihn auch die ungewöhnliche Offenheit ſeines Geiſtes oft veranlaßte, ſeine eigenen Kämpfe und Irrthümer zu ſchildern oder anzudeuten, ſo hegte er doch nie, ſelbſt nicht in den Zeiten des ſtürmiſchſten Zweifels den gefährlichen und finſtern Ehrgeiz, die religiöſe Ueberzeugung Anderer zu erſchüttern.

Die Bewunderung, welche Fräulein v. Lengefeld für das zweite der oben genannten Gedichte, „die Künſtler“, an den Tag legte, trug gerade zur rechten Zeit und in hohem Grade dazu bei, die jetzt zwiſchen ihr und Schiller täglich mehr heranreifende Liebe noch ſtärker zu befeſtigen *); denn in der That konnte ein gewöhnlicher Sinn an dieſem herrlichen Gedicht keinen wahrhaften Gefallen

*) Frau von Wolzogen. B.

finden und darum durfte er mit Recht in der, welche ſich durch ſeine, ſo erhabene Berufung auf die intellektuellen Fähigkeiten bewegt und belebt fühlte, die wahrhafte Gefährtin eines Dichterlebens, die vollkommen mit den Arbeiten eines Dichters ſympathiſiren würde, zu finden hoffen.

Dieſer Sommer, der übrigens ſo glücklich war, wurde durch den Tod der Frau v. Wolzogen getrübt, welche Schiller's früheſte Beſchützerin und zweite Mutter geweſen war. Er empfand dieſen Schlag auf das ſchmerzlichſte, und ſein noch vorhandener Brief an ihren Sohn iſt voll tiefgefühlten Kummers und zarten Troſtes.

Im November kehrte Schiller nach Weimar zurück und beſchäftigte ſich mit dem Schluß ſeines Geiſterſehers und mit den Ueberſetzungen aus Euripides. Seine hauptſächlichſte Erholung und Wonne gewährten ihm ſeine Briefe an Fräulein v. Lengefeld, — Briefe, die in ihrer Verbindung männlicher Zärtlichkeit, vertrauenvoller Offenheit und ſchwungvoller, jedoch unübertriebener Romantik ihres Gleichen nicht haben; doch obſchon ſie bereits ſeine eigne Liebe verriethen, wagte er keine förmliche Erklärung, noch wollte er auf die Erwiederung jener dringen.

Zu Anfang des folgenden Jahres aber ſah er ſich zu einer neuen und thätigern Laufbahn berufen. Beträchtliche Abſchnitte ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande waren nämlich bereits in Wieland's „Merkur" er-

ſchienen und erweckten bedeutendes Aufſehen; andererſeits wünſchten ſeine Freunde ihn in einer jener ehrenvollen Stellungen zu ſehen, welche zur Ehre Deutſchlands einer ſo bedeutenden und glänzenden Zahl von Männern der Kunſt und Wiſſenſchaft Zuflucht und Unabhängigkeit gewähren. Göthe, welcher mehrere Jahre vorher Mitglied der Weimar'ſchen Regierung geworden war, ſich aber immer noch nicht mit Schiller genauer befreundet hatte, legte bei dieſer Veranlaſſung jenen ruhigen Edelſinn gegen einen Nebenbuhler an den Tag, der ihm, in welchem kein niedriger Gedanke Raum finden konnte, allerdings natürlich war; er wandte den Einfluß ſeines Ranges und Namens zu Gunſten des jungen Hiſtorikers an und Schiller wurde endlich als Profeſſor der Geſchichte an die Univerſität Jena berufen. Nicht ohne beſcheidenes Widerſtreben und nicht ohne Gefühl ſeiner ungenügenden Bekanntſchaft mit den Details der Geſchichte, trat er dieſe Stelle an. Sein Empfang indeß war ein ſolcher, wie man ihn erwarten konnte; vierhundert Studirende füllten das Auditorium; ihre Gegenwart und ihr Beifall ermuthigten ihn und ſeine Stimme, obwohl von Natur nicht ſtark, erſchallte dennoch kräftig durch den Hörſaal.

Schiller, welcher jetzt noch der Liebling der deutſchen Jugend iſt, war damals, ſagt Hoffmeiſter, „ihr Abgott". Sogar ſeine Mängel als Profeſſor waren nicht von der

verhalte, daß Alles, was das Seinige werden soll, zufolge einer ursprünglichen Anticipation in ihm sein müsse. Und ist dieser Satz nicht stehen geblieben? Hat nicht die ganze Wissenschaft vom Geiste, bis auf eine rationell-physiologische Theorie der Sinne herab, nur auf dieser Grundlage sich weiter ausgebildet?

So konnte er gerade Leibnitz als denjenigen Philosophen bezeichnen, der wohlverstanden — „und warum sollte er sich nicht wohlverstanden haben" — recht behalte, der der einzig Ueberzeugte gewesen sei in der ganzen Geschichte der Philosophie.*) Ebenso behauptete er auch mit Jacobi auf's Innigste übereinzustimmen, weil auch er die Wahrheit im innersten Heiligthum unseres eigenen Wesens suche; und überhaupt bestand ein analoges Verhältniß zu diesem, wie zu Schiller: Fichte fühlte verwandtschaftliche Neigung zu Jacobi's Geiste, die von diesem nicht erwiedert wurde.**) Aber auch zum Verständniß alles Folgenden ist es nöthig, auf das Specielle dieses Verhältnisses einzugehen. Wir thun es mit Fichte's

*) Sämmtliche Werke, Bd. I. S. 514. 515.

**) Man vergleiche mit dieser Erklärung die Aeußerungen Schiller's (Goethe's und Schiller's Briefwechsel, Bd. I. S. 59).

Art, daß junge Männer ſie erkannt oder ſtreng beurtheilt hätten. Das Feuer und die Kraft, die Schiller's Sprache und Vortrag belebten, ließen ſeine Zuhörer nicht leicht jene rhetoriſche Ueberfülle bemerken, hinter welcher Männer von Geiſt den Mangel an hinreichendem Wiſſen zu verbergen pflegen; denn auch Schiller kam nicht genügend vorbereitet zu ſeinem Amt; er erwarb an einem Tage die Kenntniß, die er an dem darauffolgenden Andern mittheilte; daher waren weder die hiſtoriſchen Facta gehörig durchdacht, noch hatten ſeine Anſichten hinlängliche Beſonnenheit erlangt.

Die Geſellſchaft in Jena ſagte Schiller weit mehr zu als die in Weimar; dort war nichts Höfiſches, nichts Gezwungenes; dort fand die größte Verſchiedenheit der Sitten, die größte Freiheit der Meinungen ſtatt. An jener Univerſität ſtrömten Profeſſoren und Studenten aus ſo viel Ländern zuſammen, daß jede Gegend Deutſchlands dort repräſentirt war. Die Straßen zeigten die mannigfachſte Verſchiedenheit der Trachten, die Hörſäle erſchallten von allen vorhandenen Dialekten. Jede mögliche Abſtufung von den roheſten Sitten bis zu den überfeinſten, von der beſchränkteſten Bildung und dem engherzigſten Vorurtheil bis zur tiefſten Weisheit und freiſinnigſten Weltkenntniß, alle Formen des Geiſtes waren hier unter einander gemiſcht. Welch' eine Schule für einen Mann,

der ſeine Erziehung noch durch das Studium der Menſchen, nicht aus Büchern, ſondern durch das wirkliche Leben beenden ſollte! Denn der wahre Dichter muß ſein Daſein zwiſchen Einſamkeit und dem großen Markt des Lebens theilen.

Schiller ſetzte inzwiſchen ſeinen Briefwechſel mit Fräulein v. Lengefeld fort und ſeine chevalereske Hingebung, ſo wie der ununterbrochne Gedankenaustauſch, der ihr je länger deſto deutlicher ſein ſchönes, edles Gemüth offenbarte, äußerten endlich ihre volle Wirkung auf die ihn bewundernde junge Dame. Die alte Neigung ſchwand, die neue befeſtigte ſich und Fräulein v. Lengefeld geſtand ihrer Schweſter, daß ſie ſich ſo ſehr in Schiller eingelebt und er ſo viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen habe, daß es ihr unmöglich ſcheine, ihr Schickſal von dem ſeinen zu trennen.

Die beiden Schweſtern hielten ſich damals in Lauchſtädt auf, dort auch beſuchte ſie Schiller, und eine volle Erklärung deſſen, was beiden Herzen ſchon lange klar geweſen ſein mußte, fand nun ſtatt. Fräulein v. Lengefeld geſtand, daß die Liebe, die ſie Schiller einflößt, nicht unerwiedert bleibe und verſprach ihm, ſobald die Verhältniſſe es geſtatteten, ihre Hand. Zwar war dies bis jetzt nur erſt noch eine Hoffnung, deren Erfüllung weit hinausgeſchoben ſchien. Schiller's Stellung im Leben mußte

erst noch gesicherter sein und noch fehlte auch die Einwilligung der Frau von Lengefeld. Jedoch fühlte sich Schiller zur Zeit zufrieden, daß er seine Liebe erwiedert sah. —

„Wie so anders ist jetzt Alles um mich her, schreibt Schiller bei seiner Rückkehr nach Jena an Fräul. v. Lengefeld, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Dein Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt Deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch hab' ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde."

Endlich kamen die lang ersehnten Ferien: Schiller war frei von seinen Amtspflichten, er floh zurück in die Nachbarschaft von Rudolstadt, er nahm wieder sein altes Zimmer ein und lebte noch einmal sein früheres Leben, jedoch in der erquickendern Luft gesicherter Hoffnung und

erwiederter Liebe. Indeß konnten ſich die Liebenden nur erſt noch heimlich ſehen und in dieſe Zeit fallen wahrſcheinlich die reizenden Liebesgedichte „das Geheimniß und die Erwartung“ *). Endlich und erſt nach langer und ſtrenger Prüfung, wurde Schiller's Hoffnung gekrönt. Nachdem ihm erſt mehrfache Pläne und Projekte mißglückt waren, empfing er vom Herzoge vom Weimar die Zuſicherung eines Gehalts von zweihundert Thalern als außerordentlicher Profeſſor, und nun hielt er offen bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter an. Seine Bewerbung wurde von Frau von Stein, welche auf ihre Freundin großen Einfluß ausübte und von dem Freiherrn von Dalberg (Koadjutor des Kurfürſten von Mainz), dem ältern Bruder des Intendanten des Mannheimer Theaters, einem Manne von höchſtem Rang und bewundernswürdigſtem Charakter **), kräftig und eifrig unterſtützt, ſo daß Frau

*) B. irrt, dieſe Gedichte entſtanden in den Jahren 1796 und 1797.

**) Dieſer wird oft mit ſeinem jüngern Bruder, dem Mannheimer Wolfgang von Dalberg verwechſelt, beſaß aber einen unendlich beſſern Charakter. An den älteren Bruder richtete auch Schiller die Verſe, welche ſeinen Wilhelm begleiteten, und nicht, wie Carlyle vermuthet, an Wolfgang, der dieſe Ehre nicht verdiente. B.

von Lengefeld in Folge ihrer dringenden Vorſtellungen endlich nachgab, und ihre Vorurtheile vor dem Glücke ihrer Tochter und dem berühmten Namen des Bewerbers ſchweigen ließ.

Der Hofrathstitel, welchen der Herzog von Meiningen im Beginn des Jahres 1790 Schiller verlieh, trug vielleicht dazu bei, die gute Frau noch mehr mit der Wahl ihrer Tochter auszuſöhnen, und am 20. Februar deſſelben 1790. Jahres ſahen ſich die Liebenden nach einer vertrauten Bekanntſchaft von faſt drei Jahren am Altar verbunden.

Sehen wir von der Beſchränktheit der pekuniären Verhältniſſe ab, ſo wurde wohl nie ein eheliches Band unter günſtigern Auſpicien geknüpft. Sogar das Alter der Gatten war ein ſolches, in welchem die Zuneigung am dauerhafteſten zu ſein verſpricht und es ſcheinen darf, daß die Wahl eine reiflich überlegte ſei. Schiller war damals ungefähr 31, ſeine Gattin 24 Jahre alt und die lange Zeit der vorangehenden Bekanntſchaft hatte nur dazu beigetragen, die Liebe auf Achtung zu gründen und ſie zugleich durch die Verzögerung zu erhöhen. Zwiſchen ſeinem und ihrem Charakter fand die vollkommenſte Harmonie ſtatt; wo ſie von einander abwichen, diente dies nur zur gegenſeitigen Vervollkommnung, indem die Sanftheit des Weibes den Ungeſtüm des Mannes milderte und

das edle Feuer dieſes das zarte Weib erwärmte und erhöhte. Schiller beſaß ferner jetzt alle die zum Leben am häuslichen Heerd wonach er ſich ſo lange geſehnt, erforderlichen Eigenſchaften. Mit der ganzen Tiefe des Gefühls und Schlichtheit des Herzens, welche den Freunden der Einſamkeit eigen ſind, verband er jetzt viel von dem, was nur der Umgang mit Menſchen allein verleihen kann, und ſo wie jeder Menſchenhaß aus ſeinem Herzen geflohen war, ſo war auch nun jeder Cynismus aus ſeinem äußern Benehmen und ſeiner Kleidung verbannt. Er hätte nicht mehr der Dresdener Schauſpielerin zur Carikatur dienen können und ganz abgeſehen von ſeinem berühmten Namen, ſeinem Geiſt und ſeinem edlen Herzen hätte ein eitleres Weib, als Fräulein von Lengefeld, auf ihre Wahl ſtolz ſein dürfen.

Neuntes Kapitel.

Schiller's Krankheit — Trauer, die ein Gerücht von seinem Tode in Dänemark hervorruft — Brief des Prinzen von Holstein-Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann an Schiller — Antwort des Letztern — Schiller studirt Kant — besucht seine Heimath.

Schiller sah sich nicht getäuscht in den Hoffnungen, die er von häuslichem Glück gehegt hatte. Einige Monate nach seiner Vermählung ruft er in einem Briefe an Körner aus: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück."

Doch, ach! während er diese Zeilen schrieb, war der Feind bereits nah', auf den der Geist so selten vorbereitet ist. In einem immer schon geschwächten Körper schlug auch noch eine verzehrende Krankheit ihren Sitz auf; er wurde von einem Brustübel befallen und obgleich er sich

von dem heftigen Angriff desſelben einigermaßen erholte, ſo blieb die Spitze des Pfeils zurück. Er wurde nie wieder ganz geſund, denn von dieſer Zeit an entwickelte ſich in ihm der Keim einer Schwindſucht.

Er arbeitete jedoch angeſtrengter als je, da in einem ſolchen Manne das Bewußtſein, daß das äußerliche Wohlbehagen einer Gattin, die einen Hof mit dem Hauſe eines Gelehrten vertauſcht hatte, von ſeiner Thätigkeit abhing, dieſe bis zu einem ununterbrochenen, wahrhaft fieberhaften Fleiß ſteigerte. Er verſenkte ſich in ſtrenge Studien, welche mit den ihm jetzt obliegenden hiſtoriſchen Arbeiten in Verbindung ſtanden und doch war das erſte und entſchiedenſte Gebot ſeines Arztes Geiſtesruhe . . . er ſollte ruhen, deſſen Subſiſtenz ſogar von ſeiner Thätigkeit abhing! — Zu dieſer Zeit jedoch geſchah eine jener ſeltenen Handlungen der Munificenz, welche das göttergleiche Vorrecht des Reichthums ſind, heiterte die Armuth auf und brachte dem Genie Troſt. Es hatte ſich nämlich das Gerücht von Schillers Tode verbreitet und Dänemark gerade zu einer Zeit erreicht, als ein fürſtlicher Kreis von Bewunderern Schiller's eben beſchloſſen hatte, ſich nach Hellebeck, in der Nähe von Kopenhagen, zu begeben, um inmitten der entzückenden und erhabenen Scenerie desſelben, Schiller zu Ehren, ein Feſt zu feiern und ſein Lied an die Freude, zu ſingen. Unter ihnen befanden ſich

der dänische Dichter Baggesen, Graf Ernst von Schimmelman, der Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und die Gemahlinnen derselben. Ihr Kummer, der eben so tief, als ihre Bewunderung enthusiastisch war, verwandelte die beabsichtigten Festlichkeiten in eine Trauerfeier.

Sie versammelten sich zu Hellebeck, am Ufer des Meeres, gegenüber dem höchsten Felsen Schwedens (dem Kullen) und Baggesen begann das Gedicht vorzulesen. Clarinetten, Hörner und Flöten fielen ein und begleiteten den Chor, worauf zwei zur Ehre des Todtgeglaubten hinzugefügte Strophen gesungen wurden, die also lauteten:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Himmelshain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiederseh'n dort oben!

Als der Gesang endete, blieb kein Auge trocken. Die den Todten erwiesenen Huldigungen sind ein gemeiner und leerer Tribut, wenn vorher den Lebenden Vernachlässigung oder Schimpf zu Theil geworden ist. Wie jämmerlich er-

ſcheint das falſche Gepränge derjenigen Art von Bewunderung, welche Spencer an einem gebrochnen Herzen ſterben ließ und ihm Verſe in's Grab nachwarf; welche zugab, daß Dryden durch politiſche Rache zum Lohnarbeiter eines Buchhändlers herabſank und dann darauf beſtand, ihn in dem Grabe der Könige zu begraben. Dagegen haben Schiller's Biographen die angenehme Pflicht, der wahrhafteſten Huldigung zu gedenken, die je einem todten Dichter erwieſen worden; die wahrhafteſte ganz einfach deswegen, weil der Dichter nicht todt war. Denn nicht ſobald war das Gerücht widerlegt, als die hohen Leidtragenden eine edle Freude darin fanden, die Ehrenbezeigungen gegen den Todten in wirkliche Wohlthaten gegen den Lebenden zu verwandeln. Der Prinz von Auguſtenburg nämlich und der Graf Schimmelman ſandten an Schiller einen Brief, der alſo begann:

Den 27ſten November 1791.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beide ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen ſtempeln konnte. Sie finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, welcher das Band ihrer Freundſchaft knüpfte,

eigenen Worten aus einem gleichzeitigen Briefe an Jacobi:

— „Ich habe in der Muße eines reizenden Landsitzes Ihre Schriften geleſen und abermals geleſen, und bin allenthalben, beſonders im Allwill, erſtaunt über die auffallende Gleichförmigkeit unſerer philoſophiſchen Ueberzeugungen. Das Publicum wird dieſe Gleichförmigkeit nicht glauben, vielleicht Sie ſelbſt nicht, ſcharfſichtiger Mann, dem aber hier angemuthet würde, aus den wankenden Grundlinien des Anfangs eines Syſtemes das ganze Syſtem zu folgern. Sie ſind ja bekanntermaßen Realiſt, und ich bin ja wohl tranſſcendentaler Idealiſt, und härter als Kant es war." — —

„Mein absolutes Ich iſt offenbar nicht das Individuum: ſo haben beleidigte Höflinge und ärgerliche Philoſophen mich erklärt, um mir die ſchändliche Lehre des praktiſchen Egoismus anzudichten.*) Aber das Individuum muß aus dem abſoluten Ich deducirt werden. — — So wie wir uns als Individuum be-

*) Fichte's Leben und Briefwechſel, Bd. II. S. 180 bis 183, verglichen etwa mit Aeußerungen Jacobi's, wie ſie ſich in „Reinhold's Leben und literariſchem Wirken" 1825 (S. 254. 55.) finden. Man ſehe auch des Herausgebers „Charakteriſtik der neuern Philoſophie," 2te Ausg. 1841. S. 527. 28.

und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben."

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf."

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an."

Die Schreiber des Briefes berühren ferner mit würdevoller Sprache ihren Rang, und drücken voll Zartheit die Hoffnung aus, daß derselbe kein Hinderniß für die Erfüllung ihrer Bitte sein möge, indem sie Schiller's Gefühl der Unabhängigkeit keineswegs zu verletzen, oder mit ihrer Gönnerschaft zu prunken wünschen.

„Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltall's umfassen."

Sie laden ihn nach Dänemark ein; „denn wir sind nicht die einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen."

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede Betrachtung nachstehen."

In diesem Briefe, den die Dankbarkeit der Literatur nicht weniger unvergänglich machen sollte als die Werke dessen, an den er gerichtet ist, blickt vielleicht in Ton und Ausdruck etwas von der romantischen Uebertreibung hervor, welche den Einfluß der französischen Kosmopoliten

verräth; dieser Einfluß aber äußerte sich hier auf Männer von edlem Herzen, die in der Philanthropie einen Vorwand zur Wohlthätigkeit gegen das einzelne Individuum, nicht wie die betrunkenen Brüderschaften der französischen Revolution, in der Weltbürgerschaft einen Vorwand, auch keinem einzigen Geschöpf Gutes zu thun, zu haben wünschten!

Die Wirkung, welche ein solches Schreiben auf Schiller hervorbrachte, kann Niemand schildern, aber Jedermann sich vorstellen. Nichts als die Erklärung seiner Aerzte, daß eine Reise nach einem so nördlichen Klima ihm den Tod drohe, konnte ihn davon abhalten, zu Wohlthätern zu eilen, die sich gegen ihn auf so zarte Weise freigebig erwiesen hatten. Aus einem Brief an Baggesen erhellt die Tiefe und männliche Gesinnung seiner Dankbarkeit und dieser Brief ist um so interessanter als er derartige Ansichten von der Würde der Wissenschaften und einen solchen Widerwillen, die Kunst als ein Subsistenzmittel zu betrachten, an den Tag legt, daß sie dem Ehrgeiz des jugendlich aufstrebenden Genie's zugleich als Warnung und Vorbild dienen können.

„Von der Wiege meines Geistes an, schreibt Schiller, bis jetzt da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren.

Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniſſe und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte."

Weiter ſpricht ſich Schiller mit tiefem Gefühl und Beſcheidenheit über den Kampf zwiſchen ſeinen Verhältniſſen und ſeinen Beſtrebungen aus und erwähnt, welch' eine Traurigkeit ihn ergriff bei der Betrachtung der großen Meiſterwerke der Kunſt, welche nur durch die ihm verſagte glückliche Muße zur Vollkommenheit heranreiften. „Was hätte ich nicht, ruft er aus, um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit, bloß allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können." Ferner bemerkt er, daß in der deutſchen literariſchen Welt die Arbeit für den perſönlichen Unterhalt ſich nicht mit den hohen Anforderungen der Kunſt

vereinigen lasse, daß er dies zehn Jahre lang unter harten Kämpfen versucht und ihn dies seine Gesundheit gekostet habe. „Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie, in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt. — Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommene freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorne Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Da mein Loos mir nicht gestattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!“ Und dies that er auch!

Indem er nun so in Stand gesetzt war, die Schätze seines Geistes zu vermehren und zugleich seiner Erholung

obzuliegen, widmete sich Schiller mit glühendem Eifer dem Studium Kant's *). Mit der genauern Kenntniß dieses Philosophen, — der, was auch übrigens seine Fehler sein mögen, gewiß mehr als sonst irgend Jemand dazu beitrug, dem schroffen und beschränkten Skepticismus der französischen Encyklopädisten entgegenzuwirken, dem Glauben durch seine Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen und die gegenseitige Toleranz der Religionspartheien zu erhöhen, so wie auch zugleich die Zweifel wahrheitsuchender Gemüther zu beruhigen, — mit der genauern Kenntniß dieses Philosophen also beginnt in der That die dritte Periode von Schiller's geistiger Entwicklung, obgleich seine Bio-

*) Conz, Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit in Tübingen, welcher Schiller im Jahre 1792 besuchte, sagt, daß Letzterer damals tief in das Studium Kant's versenkt war und giebt uns zugleich ein reizendes Gemälde von dem einfachen und frugalen Leben desselben. „Er war, sagt Conz, die Humanität selbst, so wie seine treffliche Gattin ein Muster von edler Gefälligkeit und Bescheidenheit." B. — „Ich treibe jetzt, schreibt Schiller unterm 1. Januar 1792 an Körner (s. den Briefwechsel II. 286) mit großem Eifer Kantsche Philosophie. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte." Auch las er in diesem Jahre auf's neue Kant's Kritik der Urtheilskraft.

graphen sie erst da beginnen lassen, wo die Früchte derselben praktisch sichtbar werden. Von dieser Zeit an umgiebt eine großartige, milde, allumfassende Religionsanschauung seine Schriften wie mit einer Lichtatmosphäre und sein Sehnen nach einem heitern idealen Leben ver-
1791—92. liert sich in dem Himmel des Christen.

Im Juni 1792 besuchten Schiller und seine Gattin ihren Freund Körner in Dresden. Bei ihrer Rückkehr fanden sie Schiller's Mutter und jüngste Schwester, Nanette, die er seit acht Jahren nicht gesehen, und die auf diese Weise wiederbelebten Erinnerungen führten den verbannten Dichter im Geist zurück in seine schwäbische Heimath. Im August 1793 unternahm er, in Begleitung seiner Gattin, einen Ausflug in sein Vaterland *). In Heidelberg traf er noch einmal mit dem Gegenstand seiner Jugendliebe, Margarethe Schwan, zusammen, die gleich ihm, jetzt anderweit verheirathet war, und sah sie mit tiefer Bewegung, die seine Gemahlin zu wohl verstand, als daß sie sich hätte verletzt fühlen sollen; denn wer Die-

*) Um diese Zeit wurde die Ehe zwischen Schiller's Schwägerin und ihrem Gatten, dem Herrn von Beulwitz, aufgelöst, worauf jene später Wilhelm von Wolzogen heirathete, der sie, wie bereits erwähnt, seit seiner frühsten Jugend geliebt hatte. Auch sie begab sich, während Schiller's Aufenthalt daselbst, nach Heilbronn. B.

jenige mit Gleichgültigkeit anblickt, auf die er einst all' seine Hoffnungen eines häuslichen Lebens gestellt, kann auch nie das häusliche Glück einer Andern ausmachen.

In Heilbronn, das sogar in Deutschland, hinsichtlich der eigenthümlichen Schönheit seiner Umgegend, ohne Gleichen ist, traf Schiller's Familie mit dem lang verlornen Wanderer zusammen. Er stand da, unter den Seinigen, nicht mehr als ein unausgebildeter junger Mensch, als ein armer Verbannter, sondern als der Günstling von Fürsten, als der Abgott eines Volkes, als ein Mann, dessen Hoffnungen erfüllt, dessen Geschick gesichert, der bereits mit Ruhm gekrönt, und ruhig war in der Gewißheit noch glänzenderer zukünftiger Triumphe. Nun war auch die Zeit da, wo er sich, ohne Demüthigung, vor dem Herrscher seines Vaterlands beugen konnte, denn trotz seiner ungezähmten Freiheit besaß er doch stets jene Loyalität, die den Kindern des Nordens fast angeboren ist. Er schrieb daher an den Herzog von Würtemberg einen Brief, welcher derselben vollkommen entsprach und wenn er gleich keine direkte Antwort erhielt, wurde ihm doch unter der Hand mitgetheilt, „daß der Herzog seine Schritte ignoriren würde, wenn er Würtemberg wieder beträte." Schiller begab sich hierauf nach Ludwigsburg, wo er in der unmittelbaren Nähe seines väterlichen Hauses war und den medicinischen Beistand des Leibarztes von Hoven,

eines seiner Jugendfreunde, in Anspruch nahm. Hier auch genoß er zum ersten Mal das Glück, nach welchem er sich so lange gesehnt hatte: er wurde Vater. Es lag ganz in der Natur seines ernsten, männlichen und liebevollen Charakters, Kinder als einen Segen und ihre sorgfältige Erziehung als eine heilige Pflicht zu betrachten; darum pflegte er bald stundenlang mit seinem „Goldsöhnchen, seinem Herzenskarl *)," wie er seinen Erstgebornen hieß, zu tändeln, bald sich mit seinem Quintilian einzuschließen, um die Ansichten desselben über Erziehung zu studiren.

Diejenigen, die sich der Jugend Schiller's erinnerten, erstaunten über die Veränderung, welche Jahre und Verhältnisse hervorgebracht hatten; alles Scharfe und Schroffe in seinem Charakter war geschwunden, sein jugendliches Feuer gemildert, so daß es zwar weniger Aufregung erweckte, aber desto mehr erwärmte, und sein Benehmen zeigte weit größere Anmuth. An die Stelle der frühern Nachlässigkeit im Aeußern und in der Kleidung war eine anständige, geziemende Eleganz getreten und seine gleichmäßige Gemüthsruhe ließ kaum den ungestümen und stürmischen Jüngling wiedererkennen, den sie vor zehn Jahren gekannt hatten **). Aber ach! mit der geistigen Verände-

*) Conz, Schwab, Hoffmeister. B.

**) v. Hoven bei Frau von Wolzogen. B.

rung war auch die physische eingetreten, seine Züge waren abgezehrt und hohl, die Gesichtsfarbe bleich und verstört. Krankheit fesselte ihn oft an's Bett, wo Kant und Homer ihn nie verließen, und zu dieser Zeit begann der bereits entworfene großartige Umriß des „Wallenstein" Farbe und Fülle zu bekommen, indem er dieser Arbeit besonders des Nachts oblag und die erste Skizze seines philosophischen Versuchs, „über die ästhetische Erziehung des Menschen," ihm bei seiner dichterischen Thätigkeit Abwechselung gewährte.

Während seines Aufenthalts in Ludwigsburg starb
24. Octbr. der Herzog Karl von Würtemberg *). Schiller
1793. wurde von seinem Vater aufgefordert, den neuen Herzog in einem Gedicht zu beglückwünschen; wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß Schiller dies ablehnte; denn es sollte nicht scheinen, als freute er sich über den Tod eines Mannes, der zugleich sein Wohlthäter und Verfolger gewesen war. Schiller zeigte seinen Charakter nie deutlicher, als da er mit von Hoven an der Gruft seines

*) Man hat daran gezweifelt, ob Schiller sich wirklich vor dem Tode des Herzogs von Heilbronn nach Ludwigsburg begeben habe; es scheint jedoch ganz gewiß, daß er sich Anfangs September in letztgenannter Stadt befand, da v. Hoven, der daselbst lebte, Schiller's Frau bei ihrer Entbindung (14. Septbr.) ärztlichen Beistand leistete. B.

trachten — und ſo betrachten wir uns immer im Leben, nur nicht im Philoſophiren und Dichten — ſtehen wir auf dieſem Reflexionspunkte, den ich den praktiſchen nenne (den vom abſoluten Ich aus, den ſpeculativen). Von jenem aus iſt eine Welt für uns, unabhängig von uns; von ihm aus wird das reine Ich, das uns auch auf ihm gar nicht verſchwindet, außer uns geſetzt und heißt Gott. Wie kämen wir auch ſonſt zu den Eigenſchaften, die wir Gott zuſchreiben und uns abſprechen, wenn wir ſie nicht doch in uns ſelbſt fänden, und nur in einer gewiſſen Rückſicht (als Individuum) uns abſprächen?" — —

„Wozu iſt denn nun der ſpeculative Geſichtspunkt und mit ihm die ganze Philoſophie, wenn ſie nicht für's Leben iſt? Hätte die Menſchheit von dieſer verbotenen Frucht nie gekoſtet, ſo könnte ſie der ganzen Philoſophie entbehren. — — Wir fingen an zu philoſophiren aus Uebermuth und brachten uns dadurch um unſere Unſchuld; wir erblickten unſere Nacktheit und philoſophiren ſeitdem aus Noth für unſere Erlöſung."

„Allwill macht den transſcendentalen Idealiſten, wenn ſie ſich nur begnügen wollen, ihre eigenen Gränzen zu decken und dieſelben recht feſt machen zu wollen, Hoffnung zum Frieden und zu einer Art von

Fürsten stand und auf rührende Weise also sprach: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; es ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

In Tübingen *) wurde er mit dem Buchhändler Cotta bekannt, was auf seine spätern Arbeiten beträchtlichen Einfluß hatte. Im Verein mit Cotta nämlich wurde der Plan zur Herausgabe einer neuen literarischen Zeitschrift, der „Horen," und einer neuen politischen Zeitung entworfen, welche letztere alle andern deutschen Blätter überflügeln sollte. Schiller selbst wollte die Redaktion derselben übernehmen, jedoch seine wachsende Abneigung gegen Alles, was weniger edel war als diejenige Kunst, von welcher die Philosophie ihm deutlichere und erhabenere Ansichten beigebracht hatte, veranlaßte ihn glücklicherweise diese Absicht aufzugeben. Die politische Zeitung selbst aber trat gleichwohl durch Cotta in's Leben und besteht bis auf heutigen Tag, in hohem Ansehen,

*) Nicht in Ludwigsburg, wie B. sagt.

unter dem wohlbekannten Namen der „Allgemeinen Zeitung.“ —

Zehntes Kapitel.

Die Horen und der Musenalmanach — zwei Todesfälle in Schiller's Familie — Rückkehr von der Philosophie zur Poesie — das Sommerhaus — Einfluß Göthe's auf Schiller — Erscheinen Wallenstein's.

Im Mai 1794 kehrte Schiller nach Jena zurück; sein Körper hingeschwunden zum Schatten*), sein Geist jedoch kräftiger und entschlossener als je. Dort erwartete ihn der zauberische Reiz einer Freundschaft, die sowohl an Geist wie an Geschmack vollkommener und harmonischer war, als irgend eine, die er bis dahin gepflegt. Wilhelm von Humboldt nämlich hatte sich mit einer liebenswürdigen Gattin, mit der er sich kurz vorher vermählt, in Jena niedergelassen und die beiden Familien knüpften die engsten Freundschaftsbande. Auch die Herausgabe der Zeitschrift, der „Horen,“ als monatliche Zeitschrift, wurde jetzt

*) Göthe glaubte, als er Schiller wiedersah, daß dieser kaum noch 14 Tage zu leben hätte. Eckermann. B.

unter Mitwirkung der gefeiertesten Namen Deutschlands, wie Göthe, Herder, Jacobi, Matthisson u. s. w., ernstlich unternommen. In dieser Zeitschrift wünschte Schiller eine Idee zu verwirklichen, die er lange gehegt und in der Thalia nur unvollkommen entwickelt hatte. Man kann wohl sagen, daß diese Idee aus der großartigen und erleuchteten Philanthropie Herder's hervorgegangen und unter dem Einfluß eines Geistes, dem Herder mehr als irgend einem andern entgegenstand, nämlich dem Kant's, zur Reife gekommen war. Die Horen sollten nämlich alles den Sekten der Partheien und dem vergänglichen Tag Angehörige bei Seite lassen und sich nur dem widmen, was die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen interessiren kann, und soweit entsprach dies den Ansichten Herder's; Schiller jedoch suchte das Interesse nicht in allgemeinen populären Gegenständen, sondern in jener ästhetischen Bildung, jener Entwicklung der idealen Schönheit, welche er, seit seinem Studium Kant's, als die Blüthe und den Gipfel menschlicher Entwicklung betrachtete. Die Herausgabe dieser Zeitschrift, obwohl in mehr als einer Beziehung denkwürdig, ist dies jedoch am meisten durch die Annäherung, welche sie zwischen Göthe*) und Schiller zu Stande

*) Wir brauchen kaum zu sagen, daß sich Göthe's Ruhm und Stellung seit dem Erscheinen von Schiller's Räubern ungemein erhöht hatten. B.

brachte, eine Annäherung die für Beide und daher für die ganze Welt unschätzbar war. Bis dahin hatten sich diese Männer in besondern Bahnen bewegt und Göthe's ruhiges Wohlwollen gegen seinen großen Nebenbuhler war nicht bis zur Vertraulichkeit gediehen; die Freundschaft Göthe's jedoch für Schiller's Gemahlin, die er von ihrer frühesten Jugend an kannte, die durch gemeinschaftliche Bekanntschaften hervorgerufenen Beziehungen und jene Gewalt, Andere für seine Absichten zu gewinnen, welche Göthe selbst in Schiller bemerkt hat, alle diese Umstände nun zogen endlich die beiden Dichter näher an einander und trugen dazu bei, zwischen ihnen ein Freundschaftsband zu knüpfen, welches nur der Tod aufzulösen vermochte. Mit aller Offenherzigkeit sagt Göthe in seinem Briefwechsel mit Schultz: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre," und zählt alsdann die Werke auf, die er nie hervorgebracht haben würde ohne die Mitwirkung des einzigen Mannes, von dem er sich, wäre Göthe nicht vollkommen Göthe gewesen, aus Eifersucht und Furcht fern gehalten haben würde. In den Horen nun ließ Schiller, welcher die Hauptredaktion führte, einige von den schönsten Gedanken, die man in seinen Prosaschriften findet, in der Form philosophischer Kritiken, an's Licht treten. In dieser Zeitschrift auch und in dem Musenalmanach, welchen er

etwas später, gleichfalls im Verein mit Göthe, alljährlich herausgab, erschienen die unsterblichen lyrischen Gedichte, die vielleicht die allgemeinsten und unbestreitbarsten Ansprüche Schiller's auf Bewunderung und zwar rein als Dichter begründeten. In dem Musenalmanach endlich blitzten jene, unter dem Namen Xenien, bekannten Epigramme auf, welche, theils persönlich und kaustisch, theils gedankenvoll und ideal, die literarische Welt Deutschlands in Feuer und Flammen setzten. Die Verbindung zwischen Göthe und Schiller hatte unter vielen geringern Schriftstellern einen hohen Grad eifersüchtiger Feindschaft erweckt, welche die Horen entgelten mußten und die der Musenalmanach wiederum durch diese lakonischen Sarkasmen züchtigte. Das Aufsehen, welches die Xenien erregten, war ungeheuer, obgleich sie für den fremden Leser nur ein untergeordnetes Interesse haben *). Viele von den mehr

*) Gleichwohl dauert ihre Wirkung auf die deutsche Literatur noch immer fort. Carlyle (Miscellanies, vol. I. p. 67) bemerkt, daß „der Krieg der wenigen guten Köpfe des deutschen Volkes, mit all' den vielen schlechten, in Schillers Musenalmanach für 1797 begonnen habe" und fügt hinzu, daß „seit der Zeit Luther's kaum ein solcher Kampf und eine solche Aufregung unter den Geistern Europa's gewesen sei." Jedoch stimmen wir nicht ganz mit Carlyle's Bewunderung für „die neue kritische Lehre" überein, welche sich von den Xenien herdatirt. D.

perſönlichen Epigrammen ließ Schiller, mit richtigem Gefühl, in der ſpätern Sammlung ſeiner Gedichte aus und zeigte ſeinen hohen Sinn auch hierin, indem er diejenigen unterdrückte, welche von Kritikern zu ſeinen beſten Erzeugniſſen gerechnet worden ſind. Mitten unter dieſen Arbeiten hatte er das Unglück, ſeine jüngſte Schweſter, Nanette, ein ſchönes, vielverſprechendes Mädchen, und in demſelben Jahre auch noch, nach einer ſchleichenden Krankheit, ſeinen Vater zu verlieren. Schiller fühlte dieſen doppelten Verluſt ſehr tief und letzteren vielleicht am meiſten; es freut uns jedoch, aus ſeinen Briefen zu erſehen, wie der Philoſoph zu dem frühern kindlichen Glauben an Gott, dem Vertrauen auf deſſen Güte, von der er in ſeinem Kummer Troſt erwartet, und zu der Hingebung an die göttliche Gnade, wegen des zukünftigen Lebens, zurückkehrt. Denn man hat richtig bemerkt, daß, während Schiller's Verſtand oft hinſichtlich der Grundwahrheiten der Religion getrübt iſt, ſein Herz gleichwohl ſtete Klarheit bewahrt; darum ſchwindet auch in dem Augenblick, wo der Tod die Gegenſtände ſeiner Liebe trifft, die Phraſeologie der Schulen von ſeinen Lippen und ihre Spitzfindigkeiten und Zweifel aus ſeinem Geiſt und er tröſtet ſich ſelbſt und die mit ihm trauern, durch die einfachen Lehren der Ergebung und Hoffnung, die das Evangelium bietet.

Um dieſe Zeit begann Schiller ſich überdrüſſig von

den Studien abzuwenden, die Jahre lang seinen Verstand beschäftigt und auf seinen Geist Einfluß ausgeübt hatten. Er fühlte, daß er sich zu sehr der abstrakten Spekulation und zu wenig dem freien poetischen Impuls ergeben hatte. „Es ist hohe Zeit, sagt er in einem Briefe an Göthe, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe." Er kehrte daher mit lebhaftem Eifer zu dem großartigen, vor Jahren begonnenen, lang unterbrochenen, aber nie aufgegebenen Umriß seines Wallenstein zurück. Er sehnte sich, der gelehrten dürren Atmosphäre um ihn herum einigermaßen zu entrinnen und irgend ein ruhiges Plätzchen zu finden, in welchem er mit seinem Geist allein sein konnte, etwa ein Sommerhaus mit einem Garten! — Endlich wurde dieser bescheidene Wunsch erfüllt, der ihn förmlich gequält zu haben scheint; denn er kaufte nicht weit von Jena, südwestlich von der Stadt, einen Garten und baute sich darin ein Häuschen, mit einem einzigen Zimmer, von wo aus er eine weite herrliche Aussicht genoß. Der Garten zog sich an einem Berge hinauf, auf dessen Höhe das Sommerhaus stand und das Saalethal, so wie die hängenden Tannen des nahen Forstes überschaute*). „Da, sagt Göthe in seinem Prolog zum Lied von der Glocke:

*) Das Haus ist nicht mehr vorhanden, doch befindet sich

„Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam."

Dort also lag er mit einem Eifer, der noch glühender war als in der Jugend, der Ausübung der göttlichen Schöpferkraft ob. Oft sah man des Nachts das Fenster vom Licht erhellt und konnte sogar die dunkeln Umrisse seiner hohen schattenartigen Gestalt wahrnehmen, wie er in dem Zimmer auf und ab ging und bald still stand, um die Verse niederzuschreiben, nachdem er sie erst laut hergesagt, oder die zu sehr angestrengten physischen Kräfte durch die verderblichen Reizmittel aufrecht zu erhalten, für welche unser Byron mehr Entschuldigung verdient und sie dennoch nicht gefunden hat. Schiller hatte gewöhnlich auf dem Tisch nicht nur starken Kaffee und Chokolade, sondern auch Champagner und die noch aufregendern und verderblichern Rheinweine *). So pflegte er die Nacht

---

unweit davon in einer, in der Mauer angebrachten Nische eine Urne, zum Andenken des Dichters. Döring. B.

*) Aufregender und verderblicher, wenn der Champagner ächt war; jedoch nicht, wenn, wie höchst wahrscheinlich ist, derselbe aus einer deutschen Fabrik stammte; denn dies ist ein funkelndes Gift, welches, seit Mithridates, wohl kein Mensch, der lange leben will, oftmals getrunken hat. B.

hindurch zu arbeiten, bis der Schlaf, oder vielmehr Erschöpfung, ihn des Morgens überwältigte; und er stand daher immer erst spät auf. Zwar waren diese Nachtwachen theuer erkauft; wer jedoch könnte den hohen Genuß begreifen, den sie ihm gewährten? In einem Brief an Göthe, vom Mai 1797, als er seinen neuen Aufenthaltsort zum ersten Mal bezog, äußert er selbst sich also: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung."

Es war vielleicht ein Glück, daß Wilhelm von Humboldt, im Sommer 1797, Jena verließ und nach Italien reiste. Der Einfluß, den dieser ausgezeichnete, aber zu abstrakte Geist auf Schiller ausgeübt, war im Ganzen für die dichterische Richtung des Letztern nicht gar zu günstig gewesen*); er hatte ihn zu sehr von dem allgemeinen populären Felde abgezogen, auf welchem die Poesie von der höchsten Gattung und die ihre Herrschaft am

*) Wilhelm von Humboldt, der ein eifriger Anhänger Kant's war, scheint der Meinung gewesen zu sein, daß die Poesie ein Räthsel sein müsse; er gräbt nach dem Schönen immer im Abstrakten. B.

weiteſten ausdehnen will, ſich bewegen ſoll und ihn dagegen in das „Reich der Schatten“ *) geleitet, um dort einem dunkeln metaphyſiſchen Ideal nachzuſtreben. Mit der Abreiſe Humboldt's erhielt Schiller's Energie und Eifer eine neue und weit glücklichere Richtung; denn offner dem aufhellenden Einfluß Göthe's, wurde er auch mit der Kunſt deſſelben bekannter, und ein freundſchaftlicher Wetteifer mit Göthe veranlaßte Schiller, ſeine größten, wenn auch einfachſten, poetiſchen Erzeugniſſe zu ſchaffen, nämlich ſeine Balladen. Göthe hatte bereits den Beweis gegeben, was für ein epiſches Intereſſe und wie tiefe Weisheit in dieſe Form gehüllt werden könne, und Schiller, von dieſer Idee ergriffen, dichtete ſeinen Taucher, die erhabenſte Ballade von der Welt, worauf dann „der Handſchuh“, „die Kraniche des Ibykus“ u. ſ. w. folgten. Namentlich die Jahre 1797 und 1798 zeichneten ſich durch dieſe Schöpfungen aus, in denen die reifſte Kunſt Göthe's mit der früheſten Kraft Schiller's vereint zu ſein ſcheint.

Inzwiſchen rückte Wallenſtein, wenn auch nur langſam, ſeiner höchſt ſorgfältigen Vollendung immer näher. Schiller ſcheute keine Mühe und vernachläſſigte keine Studien, die dazu beitragen konnten, in dieſem gro-

*) Dies Gedicht erhielt ſpäter die Ueberſchrift: „das Ideal und das Leben.“

Bündniß. Ich glaube die Bedingung schon jetzt erfüllt zu haben. Wenn ich nun etwa überdies aus dem für feindlich gehaltenen Lande selbst dem Realismus sein Gebiet garantirte und befestigte, so hätte ich den Rechten nach nicht bloß auf eine Art von Bündniß, sondern auf ein Bündniß in aller Art zu rechnen."

Erwägt man nun das im Vorstehenden Angedeutete in seinem tiefern Sinne und weitern Zusammenhange, so erhellt vollkommen, welche Bedeutung die beiden großen Dichtergestalten für Fichte haben mußten: sie brachten ihm, durch ihren Genius dem innersten Wesen der Dinge vertraut, auf unmittelbare, praktisch-thatsächliche Weise die Bestätigung seiner Grundansicht entgegen, von dem Vorausbesitze aller Realität und Wahrheit durch den Geist, von der eigentlichsten Apriorität derselben. So erklärt sich, warum er, nach einer sichern Ueberlieferung, in Goethe's tiefer Schilderung vom Wesen des Dichters (in seinem Wilhelm Meister, Werke, Bd. XVIII. S. 128. 129), wie dieser die ganze Welt mit ihren Verwirrungen und Widersprüchen in klarer Einsicht, weil in bewußtloser Anticipation, besitze, den eigentlichen Sinn seines Systemes wiederfinden konnte. Zu W. von Humboldt äußerte er, *) „daß er Goethe für die Spe-

*) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 108. 109.

ßen Werk jenes Ideal von Vollkommenheit zu erreichen, zu deſſen Verwirklichung er ſich die nothwendige Muße ſo ſehr gewünſcht hatte. Er verſenkte ſich in die geheimſten Tiefen der Aſtrologie und befragte die Träume der Kabbaliſten, um den Lieblingsaberglauben ſeines Helden mit gewiſſenhafter Genauigkeit zu behandeln und ihn mit feierlicher Würde zu bekleiden *). Endlich wurde im Januar 1799 nach großen Vorbereitungen der erſte Theil 1799. des Wallenſtein, nämlich die Piccolomini, in Weimar aufgeführt, worauf im April Wallenſteins Tod folgte. Wenn das Intereſſe für dieſe verſchiedenen Theile des großen Ganzen nicht ſo allgewaltig war, wie für Schiller's frühere dramatiſche Arbeiten, ſo hatte er gleichwohl die Freude, den vollkommenen Beifall der Wenigen zu erlangen, die zuletzt doch das Urtheil der großen Menge beſtimmen, und als man erſt das ſpäter vollſtändig herausgegebene Werk gedruckt leſen konnte, ſo trug dies dazu bei, die allgemeine Bewunderung zu erhöhen und weiter zu verbreiten; denn je mehr Wallenſtein geprüft und beſprochen wurde, deſto mehr erkannte die Welt die tiefe

*) Uebrigens liebte Schiller dergleichen ultraphiloſophiſche Unterſuchungen um ihrer ſelbſt willen. Als er ſich 1793 in Heilbronn aufhielt, intereſſirte er ſich ſehr für den thieriſchen Magnetismus. B.

Schönheit deſſelben, und lange nach der Herausgabe desſelben verglich ihn Göthe mit einem Wein, der, je älter, deſto beſſer ſchmeckt. „Als ein Denkmal, ſagt Tieck, iſt dieſes tiefſinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingeſtellt, auf welches Deutſchland ſtolz ſein darf, und ein Nationalgefühl, einheimiſche Geſinnung und großer Sinn ſtrahlt uns aus dieſem reinen Spiegel entgegen, um zu wiſſen, was wir ſind und vermögen.“

In der That auch wurde Schiller von dieſer Zeit an der Nationaldichter ganz Deutſchlands.

Eilftes Kapitel.

Aufenthalt in Weimar — Maria Stuart — Jungfrau von Orleans — Braut von Meſſina — Empfang Schiller's im Leipziger Theater — Tod ſeiner Mutter — ſeine Lebensweiſe und Gewohnheiten — er wird geadelt — Bekanntſchaft mit Frau v. Staël.

In demſelben Jahre 1799 ſiedelte Schiller auf Rath ſeiner Aerzte nach Weimar über, und der Herzog verlieh ihm eine Penſion von 1000 Thalern, welche verdoppelt werden ſollte, falls Schiller durch Krankheit ſeine ſonſti-

gen Mittel verkürzt sähe. Seine pekuniären Verhältnisse genügten nun für seine bescheidenen Bedürfnisse; auch hatte Wallenstein ihm ein bedeutendes Honorar gebracht und die Zeitschriften, mit denen er in Verbindung stand, gewährten ihm ein regelmäßiges und reichliches Einkommen. Nichtsdestoweniger wuchs seine Thätigkeit in dem Maaße, als der äußere Drang zur Anstrengung abnahm. Stets schwebten ihm großartige Pläne vor, indem sein eigner Geist für ihn der Sporn wurde, welcher die Armuth für den Geist weniger thätiger Männer ist. Sein Trauerspiel „Maria Stuart“ und das „Lied von der Glocke“, beide lang durchdacht, waren seine nächsten Erzeugnisse; von denen das letztere das größte seiner lyrischen Gedichte, das erstere jedoch das schwächste von denjenigen seiner dramatischen Arbeiten ist, die er in seinen reiferen Jahren ausgeführt hat. Für einen Engländer kann es nichts Unbefriedigenderes geben, als Schiller's Auffassung und Darstellung des Charakters unserer großen Elisabeth, und die Geschichte wird ohne genügende Gründe und nur um eines unklaren und unvollkommenen Ideals willen verletzt. Allerdings hegte Frau v. Staël von diesem Trauerspiel eine höhere Meinung, als es verdiente, jedoch wurde sie gerade durch die Fehler desselben dazu veranlaßt. Denn die Maria und die Elisabeth Schiller's haben viel von dem Flitterkram und der Schalheit französischer Heroinen

an sich *). Auch urtheilte einmal das große Publikum richtig, indem es die einzelnen Schönheiten des Gedichtes bewunderte und es als ein Ganzes verdammte. Doch mag vielleicht körperliches Leiden die Fehler dieses Stückes hervorgerufen haben, denn nach Schiller's Tod fand man folgende Notiz von seiner eignen Hand: „Im Jahre 1800 war ich sehr krank", und so war Maria Stuart unter Schmerzen vollendet worden. Von diesem einzigen Fall jedoch erhob sich Schiller's Geist mit dem Sprunge eines Titanen. Das liebliche Bild der „Jungfrau von Orleans" schwebte ihm unablässig vor und bereits zu Anfang des neuen Jahres 1801 waren drei Aufzüge dieses Meisterwerks höherer Romantik beendet. Im Herbst desselben Jahres arbeitete er, während eines Besuchs bei seinem Freunde Körner in Dresden, an der nicht minder herrlichen „Braut von Messina", die ungeachtet des Grundirrthums, daß Schiller versucht hat, den classischen Chor der modernen Bühne wiederzugeben, dennoch als lyrische Tragödie unübertroffen dasteht. Von Dresden ging er nach Leipzig und wohnte der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" bei. Hier feierte er einen jener hohen

*) A. W. Schlegel jedoch zog Maria Stuart dem Wallenstein in vielen wichtigen Beziehungen vor oder that doch wenigstens so. B.

Triumphe, welche dem lebenden Genie ſo ſelten zu Theil werden. Kaum war nämlich nach dem erſten Akt der Vorhang gefallen, als das ganze Haus von dem lauten Ruf ertönte: „Es lebe Friedrich Schiller!“ wobei auch das Orcheſter mit aller Kraft einfiel. Nachdem die Vorſtellung zu Ende war, verſammelte ſich die ganze Menge auf dem großen Platz vor dem Theater, um den Dichter zu ſehen; jedes Haupt entblößte ſich, als er vorüber ging, und Väter hoben ihre Kinder in die Höh', um der neuen Generation den Stolz Deutſchlands zu zeigen, wobei ſie ausriefen: „Dieſer iſt es, dieſer iſt es!“

Von Leipzig kehrte Schiller nach Weimar zurück, wo die Jungfrau von Orleans bald auf die Bühne kam; die prächtigſte Vorſtellung jedoch fand in Berlin ſtatt, wo das neue Schauſpielhaus mit derſelben eingeweiht und eine Pracht entwickelt wurde, wie man ſie bis dahin weder dort, noch ſeitdem ſelbſt auf der Londoner Bühne, unter der Leitung unſeres großen Schauſpielers und Künſtlers, in gleichem Maaße wahrgenommen hat.

Schiller und Göthe waren nun faſt unzertrennlich. Sie hatten zuſammen die Leitung des Theaters zu Weimar, wobei Schiller noch immer ſeine für das moderne, ſociale Leben zu erhabenen Ideen von dramatiſcher Würde in Ausführung zu bringen ſuchte, denn noch immer ſehnte er ſich, ſelbſt im Mannesalter, nach dem, wozu er in

ſeiner früheſten Jugend beſtimmt geweſen war, nach dem Beruf des Kanzelredners, und die Bühne erinnerte ihn immer blos noch an die Pflichten des letztern; „das Theater und die Kanzel ſind die einzigen Plätze für uns," ſagte er. Er liebte das Theater und es war der einzige öffentliche Vergnügungsort, den er zu beſuchen pflegte. Er ging daher auch gern mit Schauſpielern um und lud ſie gewöhnlich nach der erſten oder ſelbſt nach einer, mit mehr als gewöhnlichem Beifall empfangenen, Vorſtellung eines ſeiner Stücke zum Abendbrod auf das Stadthaus. Gewöhnlich jedoch war er, wenn er aus dem Theater nach Hauſe kam, in einer aufgeregten Stimmung und ſein Wetteifer entflammt, und die nächtliche Lampe bezeugte in Weimar, eben ſo wie in Jena, jene ungeheure Energie, welche keine Krankheit zu ſchwächen, kein Ruhm zu vermindern vermochte.

Um dieſe Zeit kaufte er ein kleines Haus auf der Eſplanade, mit welchem ſich traurige Auſpicien verbanden; denn an demſelben Tage, da er es bezog, ſtarb ſeine Mutter. Er fühlte, daß dieſer harte Schlag das letzte Band ſeiner Jugend zerriſſen hatte und ſchrieb daher an ſeine Schweſter: „O liebe Schweſter, ſo ſind uns nun beide liebende Eltern entſchlafen und dieſes älteſte Band, das uns an's Leben feſſelte, iſt zerriſſen. Es macht mich ſehr traurig und ich fühle mich in der That verlaſſen,

obgleich ich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und euch, ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei (seine andere Schwester mitgerechnet) nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, uns desto näher an einander schließen! Vergiß nicht, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben."

Seine reinsten, schönsten Freuden fand er im Schooß seiner Familie. Er nahm gern Theil an den jugendlichen Zeitvertreiben seiner Kinder und nicht selten kroch er im Spiel mit seinem Sohne auf dem Fußboden umher *). Er hatte Freunde um sich vereint, wie sie das Genie selten findet, Männer, die sowohl seinem Herzen theuer als seines Geistes würdig waren. Mit dem Hofe stand er in den vertrautesten Beziehungen und obgleich er dort seltener erschien, als seine hohen fürstlichen Freunde es wünschten, so fühlte er sich doch nicht mehr eingeengt und

*) In dem Spiel „Löwe und Hund", welches auf allen Vieren gespielt wird. B.

unbehaglich durch die Zurückhaltung eines unerfahrenen Stolzes.

Für sein geistiges Leben war Göthe nothwendig geworden, während sein alter Schulfreund Wilhelm v. Wolzogen und dessen Gemahlin, die beredte und enthusiastische Schwester seiner eigenen Gattin, sein eigentliches Lebenselement waren. Zugleich jedoch blieb sein Hang zu einsamen Spaziergängen ungeschwächt und oft sah man ihn in den abgelegensten Alleen des Parks, wie er plötzlich stehen blieb, um seine Gedanken in seine Brieftasche niederzuschreiben oder unter den düstern Buchen und Cypressen, welche die Felsen bekleiden, die nach dem herzoglichen Lustort, das römische Haus genannt, hinführen, dasaß und auf das Murmeln der nahen Quelle lauschte.

Im Jahre 1802 erhielt Schiller, durch den aus eignem Antrieb geäußerten Einfluß des Herzogs von Weimar, vom deutschen Kaiser den Reichsadel. Er legte auf diese Ehre den Werth, den sie verdiente; er zeigte weder die vulgäre Verachtung der vorgeblichen Cyniker und noch viel weniger die Aufgeblasenheit und Eitelkeit eines bekehrten Republikaners; genug, „er ließ es sich, wie er an Humboldt schrieb, um der Lolo (Lottchen) und der Kinder willen auch gefallen.“

Im darauffolgenden Jahr besuchte Frau von Staël Weimar, wo ihre unvergleichliche Unterhaltungsgabe mehr

geschätzt wurde als in London. Sie selbst hat uns in ihrem Werk über Deutschland eine interessante Skizze von Schiller gegeben. Es scheint jedoch, daß er anfangs mehr über die Gewandtheit ihres Geistes staunte, als durch den Schimmer desselben bezaubert oder von seiner Tiefe durchdrungen wurde. Er sagt von ihr nicht unrichtig, „ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik", und auch jene französische Klarheit des Geistes gefällt ihm nicht, welche sie der Idealphilosophie abwendig machte, da diese ihrer Neigung nach nur zu Mystik und Aberglauben führte. Er behauptet etwas zu entschieden, daß „sie für das, was wir Poesie nennen, keinen Sinn habe", und daß „sie von solchen Werken sich nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen könne, aber sie wird, setzt er hinzu, nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen."

In einem spätern Brief an seine Schwester scheint Schiller, nach näherer Bekanntschaft mit der berühmten Französin, eine günstigere Meinung von ihr gefaßt zu haben, denn er spricht seine Bewunderung für sie mit mehr Herzlichkeit und weniger Zurückhaltung aus. Er hält sie nun für „ein Phänomen in ihrem Geschlecht." An Geist und Beredsamkeit, heißt es, mögen ihr wenige Männer gleichkommen und bei alledem ist keine Spur von Pedanterie und Dünkel. Sie hat alle Feinheiten,

welche der Umgang der großen Welt giebt, und dabei einen seltenen Ernst und Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit ihn erwirbt"*). Und in der That, trotz aller Irrthümer der Frau von Staël, war doch in ihrem Charakter und ihrem Geist ein Schiller verwandter Adel, und obgleich ein großer Theil ihres Ruhmes, der auf ihrer Unterhaltungsgabe beruhte, mit ihr selbst dahinschwand, so bezeugen ihre Werke doch immer noch jene Vereinigung der Phantasie und des Verstandes, des Enthusiasmus und der Besonnenheit, die nur in höhern Geistern und in Herzen gefunden wird, welche zwar die Leidenschaft irre führen kann, in denen aber gleichwohl Ehrlichkeit und Güte instinktmäßig wohnen.

*) Aus dem sechsten Bande des Briefwechsels zwischen Göthe und Schiller, und aus Göthe's Tag- und Jahresheften können wir gleichwohl ersehen, daß Frau von Staël diesen beiden berühmten Dichtern doch etwas zu glänzend und geschwätzig dünkte, so daß sie zuweilen jener gesellschaftlichen Plage nahe kam, für die wir keine entsprechendere Bezeichnung haben, als die, welche einer unsrer ausgezeichnetsten Landsleute etwas derb auf sie anwandte: „die gewandteste Frau in der Welt, trotz ihrer Lästigkeit und die lästigste Person in der Welt, trotz ihrer Gewandtheit." (The cleverest woman in the world for such a bore, and the greatest bore in the world for so clever a woman!) B.

culation zu gewinnen wünsche; sein Gefühl leite ihn zu richtig; er habe ihm sein System so klar und bündig dargelegt, daß er es selber nicht klarer vermocht hätte." Und anderswo*) schreibt er an Weißhuhn, daß er „Goethe'n weit eingeweihter in das freie Forschen finde, als man bei seinem dichterischen Charakter glauben sollte; er übertreffe Schiller darin um Vieles, der eigentlich in zwei Welten lebe, in der poetischen, und dann und wann auch in der Kantisch-philosophischen." Und Goethe endlich schrieb ihm, nachdem ihm Fichte, um seine angeregte Erwartung zu stillen, die erste Darstellung der Wissenschaftslehre bogenweise übersendet hatte, entgegenkommend und beistimmend Folgendes zurück, das nun aus dem Bisherigen völlig verständlich wird (Fichte's Leben ꝛc. Bd. I. S. 321):

„Das Uebersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte; nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse: und ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ."

„Nach meiner Ueberzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille

*) Fichte's Leben und Briefwechsel, Bd. II. S. 358.

Zwölftes Kapitel.

Wilhelm Tell — Kränklichkeit — letzte Krankheit — Tod — Begräbniß.

Und nun, da Schiller sich dem Ende seiner Laufbahn näherte, kehrte er, dem Cirkel gemäß, in dem das Leben großer Geister sich so oft zu bewegen pflegt, zu derjenigen Begeisterung zurück, mit welcher dieselbe begonnen hatte. Seine erste dramatische Arbeit hatte von unbändigem und halbwahnsinnigem Freiheitsfieber gebrannt: die Freiheit auch, jedoch die geläuterte und besonnene, gab der letzten den Stoff und die Substanz, und der Schwanengesang des Geistes, der die Räuber geschaffen hatte, war Wilhelm Tell. Zwar hat Göthe bemerkt, daß die Idee der Freiheit, obgleich sie alle Werke Schiller's durchdringe, die frühere jedoch die physische, die letztere die ideale darstelle. Dies kann man indeß mit Recht nicht als den Unterschied zwischen den Räubern und Wilhelm Tell betrachten; denn es ist nicht die ideale Freiheit, nach der die schlichten Bergbewohner, welche Schiller in so kräftigen und muskulösen Umrissen gezeichnet hat, streben und für welche sie kämpfen, sondern die physische, praktische, hausbackne Freiheit, die Freiheit des Lebens

und des Bodens. Ja gerade die praktiſche Ausführbarkeit iſt es, welche in der That Tell von den Räubern unterſcheidet. In den Letztern nämlich ſpricht ſich das Verlangen aus nach einer ſocialen Revolution, nach einer, allen Formen und ſogar dem innerſten Weſen der beſtehenden Welt entgegengeſetzten Freiheit; es iſt eine rückſichtsloſe Leidenſchaft, die ein Chaos zurückzurufen wagen möchte, auf die Möglichkeit hin, daß wiederum die Worte erſchallen: „Es werde Licht!“ Im Tell hingegen iſt die Idee der Freiheit, obgleich intenſiv und fühlbar, dennoch auf die möglichſt engen Gränzen eingeſchränkt, es iſt nur der Kampf eines ganzen wackern Volkes für ſeine Unabhängigkeit, ohne irgend einen Hauch des Ehrgeizes, irgend ein Verlangen nach Rache; es iſt eine im antirevolutionären Geiſt geſchilderte Revolution; überall athmet darin die Verdammung franzöſiſcher Anarchie; es iſt das Hervorrufen der wahren Florimel, damit neben ihrer lebendigen und menſchlichen Schönheit ſich die falſche Florimel in Schnee auflöſe *).

Im Frühling 1804 beſuchte Schiller Berlin, wo er mit hohen Ehrenbezeigungen empfangen wurde, und im Juli finden wir ihn wieder in Jena, wo ſeine Gattin

*) Man ſehe Schiller's eignes Gedicht „Wilhelm Tell“, worin er ſeine Abſicht kurz und einfach darlegt. V.

ihre jüngste Tochter gebar, seine eigne Gesundheit aber von einer Unterleibsentzündung heftig erschüttert wurde. Er litt viel und häufig während der übrigen Monate des Jahres, jedoch seine geistige Thätigkeit blieb unvermindert, denn außer einigen seiner kleinern Gedichte, wie z. B. der Alpenjäger, das Verglied u. a, beschäftigte er sich mit der Uebersetzung von Racine's Phädra und entwarf die Umrisse zu dem nie vollendeten Trauerspiel Demetrius.

Um diese Zeit, oder nicht viel später, faßte er die Idee zu einer dramatischen Arbeit, welche, wenn gehörig ausgeführt, vielleicht das außerordentlichste seiner mannichfachen Erzeugnisse geworden sein würde. Den Gegenstand desselben sollte die französische Polizei bilden und das Ganze alle Uebel und Mißbräuche moderner Civilisation schildern. Solch' ein Werk würde allerdings weitumfassend sein und edle Zwecke verfolgen, jedoch scheint es des Spielraums einer prosaischen Dichtung zu bedürfen und es läßt sich schwer begreifen, wie es in die Gränzen eines poetischen Dramas eingeengt und in der Form eines solchen ausgedrückt werden könnte. Es ist übrigens merkwürdig, wie die ungewöhnliche Sympathie mit dem Menschengeschlecht, die Schiller besaß, ihn oft zum Vater von Ideen in Andern macht, mit denen man keine direkte Verbindung wahrnehmen kann; der Saamen, der in sei-

nem humanen Sinn so verschwenderisch ausschießt, wird durch unsichtbare Winde umhergestreut und wächst auf jedem Erdreich. Diese Idee, die socialen Uebel der Civilisation, und besonders Frankreichs, in literarischen Gemälden zu schildern, bildet den Hauptstoff von mehr als der Hälfte der französischen Schriftsteller unserer Zeit. — In Balzac, Sand, Sue, Souvestre, welche mitten in dem großen Strudel leben, vernimmt man das Echo des Gedankens, der in dem Herzen des studirenden Dichters in dem ruhigen Weimar nur unvernehmbar aufstieg. — Und indem er nun so auf die eigenthümliche Geistesrichtung seiner Jugend zurückkam, kehrte auch gleichsam prophetisch die Reiselust in ihm wieder, der nahe daran war, jede irdische Heimath für immer zu verlassen; und er zeichnete Wege auf seiner Karte an und sprach von Plänen und Wanderungen, die nie zur Ausführung kommen sollten.

Das erneute Durchlesen von Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit", denen er früher nicht die gebührende Gerechtigkeit erwies, obwohl er ihnen viel verdankte, scheint ihn veranlaßt zu haben, über Leben, Natur und ewige Vorsehung noch tiefer nachzudenken *). „Das

*) „Ich weiß nicht, wie es mir ist, sagte er zu Frau von Wolzogen, dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an." Herder und Schiller waren nicht sehr genau befreundet

Christenthum, sagte er zu seiner geistreichen Schwägerin, hat der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“ Dem Zeugniß der Frau v. Wolzogen gemäß, welches, weil es das schlichteste und von einer ihm so nahestehenden Person ausgeht, daher auch das beste ist, wuchs Schiller's Glaube, je mehr sein Leben sich dem Endziel näherte.

Endlich, nach vielfachen Vorzeichen, welche unter dem Namen katarrhalisches Fieber seiner habituellen Lungenkrankheit vorangingen, wurde Schiller am 29. April 1805 von seiner letzten Krankheit befallen. Göthe, der eben in der Genesung von einer gleichfalls gefährlichen Krankheit begriffen war, besuchte an dem Abend jenes Tages Schiller, welcher sich eben nach dem Theater begeben wollte. Er war zu unwohl ihn zu begleiten, zu höflich ihn zurückzuhalten; sie schieden also zum letzten Mal an Schiller's Hausthür. Am Schluß der Vorstellung empfand Schiller einen Fieberanfall und ein junger Freund, Heinrich Voß (der Sohn des berühmten Verfassers der Luise), führte ihn nach Hause. Als er den nächsten Morgen ansprach, fand er Schiller in einem Zustand zwischen Schlaf und

---

mit einander; sie waren einander zu ähnlich darin, daß es beide vollkommen ernst meinten, und daher widerstand die Verschiedenheit zwischen ihnen einer Ausgleichung. V.

Wachen auf dem Sofa. „Da liege ich wieder," ſagte Letzterer mit hohler Stimme. Noch hatte er indeß keine Vorſtellung von ſeiner Gefahr und glaubte vielmehr, eine Methode gefunden zu haben, die ſeine Geneſung ſicher bewerkſtelligen müßte. Sein Geiſt blieb einige Tage lang ganz klar und am meiſten bedauerte er nur die Unterbrechung ſeines Demetrius. Am 6. Mai jedoch begann er zu phantaſiren und Voß, der ihn an dieſem Tage beſuchte, bemerkte, daß ſeine Augen tief eingeſunken waren und jede Nerve krampfartig zuckte. Man brachte ihm einige Citronen, nach denen er gierig griff, ſie aber mit ſchwacher Hand wieder niederlegte. Er fing wieder an, irre zu reden und ſprach von Soldaten und Krieg, wobei er oft das Wort Lichtenberg oder Leuchtenberg wiederholte (erſteres der Name eines Schriftſtellers, den er in der letzten Zeit geleſen, letzteres der Name eines Schloſſes, das er ſchon lange beſuchen wollte). Am Abend des 7ten kam er wieder zu ſich, und wünſchte mit ſeiner Schwägerin wieder ſeine gewöhnlichen Unterhaltungen über den wahren Stoff und Zweck des Trauerſpiels zu erneuen; da ſie ihn jedoch bat, ſich ruhig zu verhalten, antwortete er rührend: „Nun, wenn mich Niemand mehr verſteht und ich mich ſelbſt nicht mehr verſtehe, ſo will ich lieber ſchweigen."

Kurz vorher hatte er eine Unterhaltung über den

Tod mit den treffenden Worten beſchloſſen: „der Tod kann kein Uebel ſein, da er etwas Allgemeines iſt.“ Und nun ſcheint der Gedanke an die Ewigkeit ſeinen Geiſt ſelbſt im Traum beſchäftigt zu haben, denn er rief im Schlaf aus: „Iſt das eure Hölle? iſt das euer Himmel?“ Er hob dann den Blick empor und ein ſanftes Lächeln erſchien auf ſeinem Angeſicht. Vielleicht war es beim Erwachen aus dieſem Schlaf, daß er die denkwürdigen Worte gebrauchte: „Jetzt iſt mir das Leben ſo klar! ſo vieles hell und erklärt!“*)

Am Abend genoß er etwas Brühe und ſagte zu den Seinigen, er denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn es Gottes Wille ſei. Sein treuer Diener, der bei ihm wachte, vernahm während der Nacht, wie Schiller viele Verſe aus Demetrius herſagte und einigemal auch Gott anrief, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren.

Am Morgen des 9ten Mai erwachte er ruhig und fragte nach ſeinem jüngſten Kinde. Als man es ihm brachte, legte er die Hand deſſelben in die ſeinige und ſchaute es lange mit einem Blick unausſprechlicher Wehmuth an; dann fing er an bitterlich zu weinen, küßte voll

*) Dieſe Worte finden ſich jedoch nur in „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie. Leipzig 1805.“ woher ſie Carlyle entlehnt hat.

tiefer Bewegung das jugendliche Geſicht des Kindes und winkte alsdann, daß man es wegbringen ſollte.

Gegen Abend trat ſeine Schwägerin vor ſein Bett und fragte, wie es ihm gehe. „Immer beſſer, immer heiterer!“ antwortete er. Hierauf wünſchte er noch einmal die Sonne zu ſehen, man ſchob die Vorhänge bei Seite, mit heiterm Blick ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß.

Sein Schlaf in der darauffolgenden Nacht war unruhig, er phantaſirte wieder und hatte gegen Morgen ganz das Bewußtſein verloren. Er ſprach unzuſammenhängend, meiſtens Latein. Sein letzter Trunk war ein Glas Champagner. Gegen drei Uhr Nachmittag überfiel ihn die letzte Erſchöpfung; der Athem wurde beklommen. Gegen Vier wollte er Naphtha fordern, aber die letzte Sylbe erſtarb ihm auf den Lippen; er deutete durch Geberden an, daß er etwas ſchreiben wolle, brachte aber nur drei Buchſtaben hervor, in denen jedoch noch die ihm eigenthümlichen Schriftzüge kenntlich waren. Seine Gattin kniete an ſeiner Seite und er drückte ihr die Hand, während ſeine Schwägerin mit dem Arzt am Fuße des Bettes ſtand und ihm warme Kiſſen auf die kalten Füße legte. Plötzlich fuhr es wie ein elektriſcher Schlag über ſein Geſicht, der Kopf ſank zurück und die vollkommenſte Ruhe

es selbst ausgesprochen", war die Antwort. „Er ist todt!" wiederholte Göthe und bedeckte sich die Augen mit den Händen.

Schiller's Körper wurde geöffnet und es mochte den Leidtragenden einigen Trost gewähren, zu erfahren, daß eine bedeutende Verlängerung seines Lebens außer dem Bereich medizinischer Kunst gelegen hätte; denn die linke Seite der Lunge war vernichtet, die Herzkammern fast ganz verwachsen, die Leber verhärtet und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt. Ein Sohn des großen Herder, einer der Aerzte, die den Leichnam öffneten, hielt es für unmöglich, daß Schiller, selbst unter den günstigsten Umständen, noch länger als ein halbes Jahr hätte leben können und auch das nicht ohne große Leiden (schwere Beängstigungen).

Schiller wurde in der Nacht vom 11. zum 12. Mai begraben. Zwölf junge Leute höheren Standes trugen den Sarg; der Himmel war zwar umwölkt, doch die Nachtigallen sangen laut und volltönend. Während nun der Leichenzug sich vorwärts bewegte, vernahm man den Hufschlag eines Pferdes; ein Reiter stieg ab und folgte dem Zuge nach — es war Wilhelm von Wolzogen, welcher in Naumburg die traurige Nachricht vernommen hatte und herbeigeeilt war, um den sterblichen Resten seines Jugendfreundes die letzte Ehre zu erweisen. Als man die

schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlecht eine unschätzbare Wohlthat erweisen und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren, und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte."

„Ich erwarte mit Verlangen die weitere Fortsetzung Ihrer Arbeit, um manches bei mir zu berichtigen und zu befestigen, und hoffe, wenn Sie erst freier von dringender Arbeit sind, mit Ihnen über verschiedene Gegenstände zu sprechen, deren Bearbeitung ich aufschiebe, bis ich deutlich einsehe, wie sich dasjenige, was ich zu leisten mir noch zutraue, an dasjenige anschließt, was wir von Ihnen zu hoffen haben." — —

Jenes unterordnende Urtheil über Schiller's philosophisches Vermögen scheint sich bei Fichte alsbald berichtiget zu haben; nicht unwahrscheinlich ist es, daß das Studium der damals gerade (im Anfange von 1795) erscheinenden Schiller'schen Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, welche auf die Principien seiner philosophischen Denkweise am tiefsten eingehen — und von diesen wird sogleich noch

Bahre niedersetzte, zerriß der Wind plötzlich die Wolkendecke, der Mond trat hervor und übergoß den Sarg mit seinem Lichte. Sobald aber Alles vorüber war, ward auch der Himmel plötzlich wieder dunkel.

Dreizehntes Kapitel.

Kritischer Summarium.

So in dem frühen Alter von 45 Jahren schloß die irdische Laufbahn Friedrich Schiller's. Dieser unser kurzer Abriß seines Lebens ist zur Erläuterung und Begleitung unserer Uebersetzung seiner Gedichte bestimmt worden; denn bei dem Lichte eines edlen Lebens können wir am besten die Ueberreste eines edlen Geistes lesen. Wenn wir daher auch die Auslassungen bedauern, die bei einem so gedrungenen Auszuge aus den vielen bändereichen Biographien Schiller's nöthig gewesen sind, so ist dennoch unser Zweck erreicht, wenn wir aus aufgehäuften Massen vielfachen Details und darauf gebauter Untersuchungen ein zwar kunstloses, jedoch treues Bild des

Dichters, gleichſam als Titelkupfer zu dem vorliegenden Bande *) zuſammengeſtellt haben.

Für engliſche Leſer, welche Schiller's Anſprüche auf die Nachwelt richtig beurtheilen wollen, iſt es nothwendig, ſich zu erinnern, daß er den großen Dichtern voranging, welche das 19te Jahrhundert in der britiſchen Literatur zu einer Aera gemacht haben, die nur der der Eliſabeth nachſteht. Einen wie großen, wenn auch indirekten Einfluß er auf den Geiſt unſrer neuern Poeſie ausgeübt hat, muß denen, die ſeine Schriften kennen, offenbar ſein, ohne daß jedoch vielleicht Alle, in denen er zu erkennen iſt, ſelbſt nur mit der Sprache, in der Schiller ſchrieb, bekannt waren. Der Einfluß des Geiſtes nämlich cirkulirt unmerklich durch tauſend Kanäle, die wahrzunehmen unmöglich iſt; und ſo wie zur Zeit der Eliſabeth der Hauch der italieniſchen Literatur die ganze Atmoſphäre durchwehte, in welcher Shakeſpeare Begeiſterung einſog: faſt ganz ſo wirkte im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts der Geiſt Schillers ſowohl auf diejenigen, welche die deutſche Sprache verſtanden, als auf die, welche mit derſelben unbekannt waren. Er wirkte aber auf jedes Gemüth nach deſſen beſonderer Eigenthümlichkeit, war reflectiv bei Coleridge, chevaleresk bei Walter Scott, lebendig

*) Der engliſchen Ueberſetzung der Schilleriſchen Gedichte.

und leidenschaftlich bei Byron und strömte seine lyrische Gluth in die feurigen Gesänge Campbells.

In seinen Gedichten erinnern tausendfache Gedanken und Gedankenwendungen den Leser an unsre Sangesmeister letzter Zeit und wenn sie den Reiz der Neuheit entbehren, so hat dies nur darin seinen Grund, weil sie ihn Andern schon verliehen haben. Was aber Schiller von den genannten brittischen Dichtern ganz besonders unterscheidet, ist die Absicht, der philosophische Zweck und die gedankenschwere Auffassung, die wir in der Mehrzahl seiner spätern poetischen Erzeugnisse wahrnehmen. In dem ganzen Childe Harold ist nicht die Absicht, die sich uns im „Spaziergang" bietet, und in dem ganzen Marmion ist auch kein Funke von dem tiefen ethischen Sinn, der den Taucher so hoch erhebt. Dies aber führt uns auf das, was den wesentlichen Unterschied Schiller's von Andern ausmacht: — seine ungemein glühende Wahrheitsliebe, seine feierliche Ueberzeugung von den Pflichten eines Dichters — jene tiefgewurzelte Idee nämlich, die wir in dem früher Gesagten mehr als einmal hervorzuheben Veranlassung hatten, daß der Dichter der Lehrer der Menschheit sein müsse, daß die Poesie die Schwester der Religion in ihrem ausgedehntesten Sinne und die Bühne die Kanzel für alle Sekten, alle Nationen und alle Zeiten sei. Nie hat ein Schriftsteller es ernstlicher gemeint

als Schiller, und dieser Ernst war das eigentliche Geheimniß seiner Größe; diese Verschmelzung von Philosophie und Dichtkunst, diese Harmonie zwischen Genie und Gewissen entsprang aus dem fast vollkommenen, fast unerreichten Ebenmaaß seiner mannigfachen Geisteskräfte *). In ihm war Phantasie und Verstand so symmetrisch vermischt, daß man nicht weiß, welches von beiden man für größer halten soll, und seinen ausgedehnten Studien verdankt man es glücklicherweise, daß man sagen kann, seine Phantasie wurde um so gewaltiger, je mehr sein Verstand sich bereicherte. Er sang nicht gleich dem Dichter in Göthe's Wilhelm Meister „wie der Vogel singt" aus bloßer Lust am Singen, sondern er wählte vielmehr die Poesie als die vollkommenste Form für den Ausdruck einer edlen Phantasie und hoher Gedanken. Sein Gewissen war seine Muse **). Mit Recht hat man daher von ihm

*) Richtig bemerkt daher Carlyle: „Zuweilen scheint es uns, als sei es eben das Großartige seiner geistigen Kraft im Allgemeinen, die uns verhindere, sein dichterisches Genie ausschließlich zu bewundern. Wir werden nicht durch den Sirenengesang der Poesie eingelullt, weil ihre Klänge mit den hellern, männlichern Tönen des ernsten Verstandes und eines redlichen, obgleich erhabenen Gefühls vermischt sind. Carlyle's Leben Schiller's.

B.

**) La consience est sa muse, de Staël. B.

geſagt, daß er ſeine dichteriſche Höhe ſpäter erreichte als ſeine intellektuelle und ſo wie Lord Byron's Stil deſto ſchöner und wohlklingender wurde, je mehr ſein Geiſt an Wiſſen und ſein Sinn an Tiefe zunahm, ſo auch reifte bei Schiller der Ausdruck ganz in demſelben Verhältniß, wie ſein Verſtand ſich ausbildete. Seine erſten Erzeugniſſe wurden mit Mühe und Schwierigkeit geſchaffen und nur langſam erreichte er eine gänzliche Herrſchaft über die gigantiſchen Elemente ſeiner Sprache. Gerade dieſe Schwierigkeit vielleicht (denn Nichts iſt für die Conſtitution des Geiſtes ſo verderblich als jene Dyſenterie der Worte, die man Leichtigkeit nennt), gerade dieſe Schwierigkeit alſo trug vielleicht dazu bei, ſowohl in ihm die leidenſchaftliche Liebe zu ſeiner Kunſt zu ſteigern, als auch ſie auf Gegenſtände zu richten, die der Zeit und Sorgfalt würdig waren, welche er in ſeinen jüngern Mannesjahren auf ſeine Erzeugniſſe wenden mußte. Aus dieſem harmoniſchen Ebenmaaß zwiſchen den Kräften des Verſtandes und der Einbildungskraft entſprang auch der große Spielraum ſeines Ehrgeizes, der ſich nicht nur auf die Poeſie beſchränkte, ſondern über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft erſtreckte. Wir vermögen Schiller's ganzen Werth nicht zu erkennen, wenn wir ihn nur als den Verfaſſer des Wallenſtein und des Liedes von der Glocke betrachten. Denn überall, wo der Geiſt ſeiner Zeit ſich

regte, sehen wir den Flug seiner Schwingen und die Spur seiner Tritte. Während er nämlich, was die Dichtkunst betrifft, sich fast in jedem Theil des ganzen Gebiets derselben versucht hat, das Epos etwa ausgenommen (und auch für ein solches entwarf er einst einen großartigen Umriß *)); indem er das Drama, die Ode, die Elegie, die Erzählung, das Lehrgedicht und das Epigramm umfaßte und in jedem Lorbern errang, hat er in Prosa in den verschiedenartigen und kaum mit einander zu vereinigenden Gebieten des Romans, der Kritik, erhabener philosophischer Forschung und unpartheiischer, historischer Untersuchung Denkmäler hinterlassen, die nicht viel weniger unvergänglich sein werden. Sein Roman „der Geisterseher" ist überall beliebt und wenn auch nicht vollkommen in seiner Art, so sind doch die Fehler desselben die eines überreichen Geistes, der durch einen zu sehr räsonnirenden Dialog das Fortschreiten der Erzählung und den Faden der Ereignisse unterbricht. Hierin gleicht er mehr Gowin als Walter Scott, und wenn daher der Geisterseher gleich St. Leon und Caleb Williams die Stufe der Beliebtheit einnimmt, so liegt der Grund darin, daß diese Werke sämmtlich einen nachdenkenden

*) S. den Briefwechsel mit Körner II. S. 57 u. 277 ff.

Geiſt erfordern, der all' ihre Schönheiten zu erfaſſen und ſich ihrem Zauber hinzugeben vermag.

Was ferner die Geſchichte betrifft, ſo erlangte Schiller den höchſten Rang als Hiſtoriker nur deswegen nicht, weil die Gegenſtände, die er wählte, nicht die volle Entwickelung der großen Eigenſchaften eines ſolchen geſtatteten; nicht aber deswegen, weil ſie ihm fehlten. Wenn jedoch ſeine hierher gehörigen Werke zu den anziehendſten, unpartheiiſchſten und mit Recht beliebteſten gehören, deren Deutſchland ſich rühmt, ſo hat er durch die Vorleſung, die er beim Antritt ſeiner Profeſſur hielt, genügend bewieſen, welch' eine hohe Idee er von der Geſchichte hegte, und ſeine Gedanken über dieſelbe ſind eben ſo viel werth, als ganze Bibliotheken hiſtoriſcher Schriften ſelbſt *).

Als philoſophiſcher Schriftſteller iſt Schiller vielleicht nicht ſehr originell (obgleich er zu dem von Kant Entliehenen Vieles hinzuthut, das man billigerweiſe ſein nennen kann) und ſtrenge Metaphyſiker klagen ihn der Un-

*) Ueber dieſe Vorleſung: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ bemerkt Carlyle richtig: „Niemals vielleicht ſind in Europa hiſtoriſche Vorträge durch eine Einleitung von ſo herrlichen und philoſophiſchen Grundſätzen eröffnet worden.“ Carlyle's Leben Schiller's. B.

bestimmtheit und Dunkelheit an *). Jedoch war seine Hauptabsicht nicht, ein strenges, logisches Räsonnement zu liefern, sondern die Kunst, der die meisten seiner Abhandlungen gewidmet waren, zu erhöhen, das Große und Reine volksthümlich zu machen und das Volk zur Reinheit und Größe zu erziehen. Denn in der That war die ideale Philosophie, zu der Schiller sich bekannte, eine Art intellektuellen sowohl als moralischen Christenthums, das eben sowohl den Verstand als das Gemüth durchdringen, sich eben sowohl auf die Künste als auf die Glaubensbekenntnisse der Menschen erstrecken, die ganze Natur zum Tempel und alle Künstler zu Priestern machen sollte. Und gewiß war es Christenthum in Geist und Wirkung; denn der Hauptzweck war der des im Evangelium enthaltenen Glaubens, nämlich die Menschen aus diesem Leben in eine höhere und reinere Luft des Daseins emporzuziehen, die Tugend von den Hoffnungen auf irdische Belohnung unabhängig zu machen, und den Genuß über die Sinnenwelt zu erheben. Was beschauliche Betrachtungen für die Heiligen der früheren Jahrhunderte, das war das Ideal

*) Carlyle jedoch achtet die logische Präcision Schiller's höher, als viele von Schiller's eigenen Landsleuten und sagt, die ästhetischen Briefe zeugen von „dem tiefsten und gedrungensten Räsonnement, das er je kennen gelernt.“ Miscell. p. 62. B.

der äſthetiſchen Kunſt für den Glauben Schiller's. Daher ſtrebte ſeine Philoſophie in genaueſter Uebereinſtimmung mit ſeinen Dichtungen nicht ſowohl danach, zu überzeugen als zu veredeln; ſie wendet ſich mehr an das Gemüth, als an den Verſtand und wenn es daher auch in dem weiten Umfang der Werke Schiller's Stellen giebt, die den aufrichtig und unbedenklich Glaubenden verletzen möchten, wenn es auch in ſeinem Leben Zeiten gab, wo er von den die Forſchung begleitenden Zweifeln bekämpft wurde, und wenn es auch anmaßend ſein würde, nach dem orthodoxen und engeren Sinne des Wortes Chriſt *) die Religionspartei, zu der er ſich neigte, zu beſtimmen oder über ſeinen Glauben entſcheiden zu wollen: der ganze

*) Man kann unmöglich die plaſtiſche Eigenſchaft zu hoch anſchlagen, welche alle tiefen Theologen als das Attribut der chriſtlichen Religion anerkennen, eine Eigenſchaft, die ſich allen Himmelsſtrichen, allen Sitten, allen Zeiten, allen Graden des Verſtandes, allen Stufen der Civiliſation anzupaſſen vermag. Und hieraus entſpringen nicht nur ihre vielfältigen Sekten, ſondern auch die unzählbaren Unterſchiede individuellen Glaubens, welche eine Umarmung umſchlingt, die ſo umfaſſend iſt, wie der Himmel. Könnten wir in allen Herzen leſen, ſo würden wir vielleicht finden, daß der ſtrengſte Sektirer in einigen Gewiſſenspunkten von dem Glaubensgenoſſen abweicht, neben welchem er kniet.

B.

Zweck, die ganze Tendenz seiner Werke sind, im Ganzen genommen, eben so wie sein Gemüth, in hohem Grade christlich. Kein deutscher Schriftsteller, ja ein nicht eben bloß theologischer Schriftsteller, hat mehr dazu beigetragen, die ehrfurchtsvolle Gemüthsstimmung, welche sich zum Glauben hinneigt, zu erhöhen, zu erweitern und zu heiligen.

Da Schiller's Poesie die Blüthe seines Geistes war, so zeigt sie uns alle Kräfte desselben, die ihn zur Philosophie, Kritik und Geschichte hinleiteten, in ihren edelsten Früchten. In seinen Dichtungen spiegeln sich alle seine mannigfachen Studien ab, und die Schätze der Philosophie, Kritik und Geschichte prangen in seinen Versen. Ein so offenes Gemüth und ein so fleißiges Leben, wie das Schiller's, war nothwendigerweise für Einflüsse empfänglich; daher war Schiller's Leben eine fortgesetzte Erziehung und die stufenweise Entwicklung derselben ist deutlich zu erkennen. Obwohl er jederzeit seinem ganzen Wesen nach die reinste Menschenliebe empfand und ein Herz besaß, welches voll Wärme für das Wohl seiner Mitgeschöpfe schlug, so verrathen doch ganz besonders seine ersten Werke den unbezähmten glühenden Eifer der französischen Revolution, welche damals in ihrem Beginnen nicht nur die unerfahrne Jugend, sondern sogar den Scharfblick der Weisheit irre führte; einen glühenden Eifer, welcher in

zu reden ſein — ſein Urtheil umgeſtaltete. Folgendes theilt nämlich Humboldt mit: *)

„Mit Fichte habe ich intereſſant geſprochen, ſehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen ſehr viel für die Philoſophie. Sie hätten, ſagt er, jetzt Ihr ſpeculatives Nachdenken faſt nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, ſei die Einheit. Dieſe Einheit ſei zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem Syſtem. Kämen Sie dahin, und dies hänge allein von Ihnen ab, ſo wäre von keinem andern Kopfe ſo viel und ſchlechterdings eine neue Epoche zu erwarten.“ —

Durch die bisherigen Zuſammenſtellungen haben wir nunmehr den Kampfplatz kennen gelernt, auf dem die nachfolgenden Briefe ſich bewegen, und das innere Verhältniß der Perſönlichkeiten. Beide Denker ſuchten damals den tiefſten Mittelpunkt des menſchlichen Geiſtes, Fichte die ſpeculative theoretiſche Einheit, Schiller die praktiſche Vollendung deſſelben, das praktiſch abſolute Ich; die Verwandtſchaft beider Unterſuchungen näherte ſie einander, aber Schiller, der ſeinen Pfad von Fichte durchkreuzt glaubte, wie man aus dem zweiten Briefe erſieht, ſtieß ihn lebhaft zurück. Er argwöhnte in Fichte's Abhandlung die Abſicht einer

*) Schiller's und Humboldt's Briefwechſel, S. 108.

Schiller außerdem noch durch den Förmlichkeitsdruck der Schultyrannei *), durch eine ungewöhnlich feurige und ungeduldige Natur und einen, durch die Sentimentalität Rousseau's und den Schwulst Klopstock's verdorbenen Geschmack um vieles erhöht wurde. Freundschaft, Liebe, Unwille, Armuth, Einsamkeit, alles trug später dazu bei, seinen Geist durch die Erinnerung starker Leidenschaften und tiefer Leiden zu bereichern und in hohem Grade auf sich selbst verwiesen, reproducirt er sein eignes Leben und seine eignen Gedanken beständig auf der Bühne. Das Studium Shakespeare's zeigt einen weniger sichtbaren und direkten Einfluß auf seinen Geist, als er selbst zu vermuthen scheint; das Studium der Geschichte hingegen äußert ihn in weit höherm Grade. Von der Zeit an, wo er die Vergangenheit beharrlich durchforscht, werden seine dramatischen Charaktere naturgetreuer, seine Menschenliebe wird vernünftiger und ruhiger. Er macht sich frei von Rousseau, der revolutionäre Geist verläßt ihn nach und nach und er betrachtet die gewaltige Chronik des Menschengeschlechts nicht mit der Glut des Knaben, sondern mit der Ruhe des Staatsmanns. Um diese Zeit be-

*) So nennt Schiller selbst, in der Ankündigung der Rheinischen Thalia, seine Räuber: „ein durch den naturwidrigen Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt gesetztes Ungeheuer." B.

ginnt er die Bezeichnung zu verdienen, welche Göthe so wahr und ausdrucksvoll auf ihn angewandt hat — er wird praktisch. Mit dem Studium der Geschichte jedoch kommt auch die Krisis des Zweifels, die Periode des Skepticismus und beängstigender Gefühle. Indeß überwältigt er auch diese, dringt durch in die reinere Luft der idealen Philosophie, die er nachher nie wieder verließ, und findet hier die Lösung seiner Zweifel, eine Religion für sein Gemüth. Fast zur selben Zeit nun, wo sein Verstand durch die Philosophie beruhigt wird und er größere Tiefe gewinnt, erlangt auch sein Geschmack, durch das Studium der alten Meisterwerke, harmonisches Ebenmaß und Besonnenheit und von da an erreicht sein Styl, in der mit Stattlichkeit verbundenen Einfachheit und der in Ungezwungenheit sich am besten zeigenden Kraft, die größte Höhe seiner Schönheit. Eine glückliche Ehe, ein festgegründeter Ruf, ein für seine Bedürfnisse ausreichendes Einkommen tragen dazu bei, ein bisher ruheloses Leben, einen bisher vagen und unbestimmten Ehrgeiz in gesetzte, ernste Würde zu verwandeln. Von nun an giebt er sich gänzlich hin dem Streben nach dem höchsten und reinsten Ziel, welches die menschliche Kunst erreichen kann. Zwar ist seine äußere Hülle erschüttert und seine Gesundheit für immer hingeschwunden, doch bei ihm hat der Körper keinen Einfluß auf den Geist. Er lebt in seiner Kunst, er

erreicht das ideale Daſein, welches er geſchildert hat, er wird zu der reinen Form, dem Urbild der Geſtalt, welche er in dem Gedicht „das Ideal und das Leben“ vor uns hingeſtellt hat, indem er, von dem Körper geſchieden, in den himmliſchen Gefilden, wie ein Geiſt, unter den Göttern lebt. Noch erkennen wir in ſeinen Werken den Einfluß zweier ungewöhnlichen Männer, mit denen er in inniger Freundſchaft lebte — Wilhelms von Humboldt und Göthe's *). Den erſtern erkennen wir in den myſtiſchen, typiſchen, Kantiſchen Erzeugniſſen; den letztern in dem lichtvollern und heitern Geiſt ſeiner lyriſchen und erzählenden Dichtungen. Glücklicherweiſe erlangte Göthe endlich das Uebergewicht und indem Humboldt von dem Schauplatz zurücktritt und Schiller's Umgang mit Göthe inniger wird, bringt auch Jener aus der Dunkelheit zum Lichte durch. Er erkennt das wahre Ideal der Kunſt, den klaren Ausdruck des ruhig heitern Gedankens, die griechiſche Athene, welche über die Typik der ägyptiſchen Naith den Sieg davon trägt. Der letzte Einfluß, den die pro-

*) Der vertrauliche Umgang zwiſchen Göthe und Schiller muß um ſo merkwürdiger ſcheinen, weil er faſt rein intellektuell war. Göthe ſagt in einer ſeiner Unterhaltungen mit Eckermann (I. 343): „es bedurfte für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden.“ B.

fane Literatur auf ihn hervorbrachte, entsprang aus den Werken des eben damals übersetzten Calderon's *) und äußerte sich, nach dem Zeugniß Göthe's, tief und bemerkbar. Doch lebte er nicht lange genug, als daß derselbe in seinen eignen Schöpfungen hätte hervortreten können.

Wir unterlassen jede in's Einzelne gehende Kritik von Schiller's dramatischen Dichtungen, da sie durch verschiedene Uebertragungen, durch mehrfache Mittheilungen in den gelesensten Zeitschriften und durch die sorgfältige Behandlung, die ihnen Carlyle in seinem Leben des Dichters hat angedeihen lassen, dem englischen Publikum mehr oder weniger bekannt geworden sind. Unsre Grenzen würden es nicht gestatten, diesen Schöpfungen die ausführliche und in's Einzelne gehende Betrachtung, welche sie erfordern, zuzuwenden oder auf eine Controverse mit andern Kritikern einzugehen, von denen wir, vielleicht hin-

*) Der erste Theil der meisterhaften Uebersetzung Calderon's, von A. W. v. Schlegel, erschien 1803. Gries fand den Dichter von diesem Werke ganz entzückt. Hingegen äußert sich Göthe bei Eckermann (I. 218): „So hat z. B. Calderon, so groß er ist und so sehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen, Schillern aber wäre er gefährlich gewesen, er wäre an ihm irre geworden, und es ist daher ein Glück, daß Calderon erst nach seinem Tode in Deutschland in allgemeine Aufnahme gekommen."

sichtlich der Verdienste oder Mängel derselben, abweichen möchten. Mit einem Wort, es scheint uns, daß ihr höchster Werth, gleich dem der dramatischen Dichtungen vieler großen Dichter, von Byron bis empor zu Shakespeare, nicht der rein dramatische ist. Diese Eigenschaft findet sich vielleicht in den frühern Trauerspielen in einem höhern Grade, als in den letztern. Die Räuber werden, im Ganzen genommen, von allen Schillerschen Stücken noch immer am häufigsten aufgeführt *). Betrachtet man seine gereiftern Dichtungen, so ist, was die intellektuelle Seite betrifft, Wallenstein die großartigste; hinsichtlich der Wortpoesie, der Musik und des Ausdrucks ist die Braut von

*) Der wahre Prüfstein dramatischen Talents, abgesehen von dem poetischen, zeigt sich darin, wie es sich praktisch der Bühne anpaßt. Ein Stück von sehr untergeordnetem literarischen Werth kann sich auf den Brettern erhalten, während dies unendlich mehr dichterischen Werken nicht gelingt und zwar nur durch seine dramatischen Eigenschaften, nämlich durch die Uebereinstimmung der Handlung mit den herrschenden Gefühlen des Publikums. Dies erklärt uns auch, wie Stücke, welche der Leser fast verachtet, wie „Menschenhaß und Reue“, und „die Spanier in Peru“, auf der Bühne eine solche Lebenskraft besitzen. Kotzebue's dramatisches Talent ist, wenn man von dem intellektuellen oder poetischen Werth absieht, wirklich wunderbar und verdient das sorgfältigste Studium aller derer, welche für die praktische Bühne schreiben; und Schiller wußte dies recht gut. B.

Messina die lieblichste; in Rücksicht auf Gefühl und Auffassung aber ist es die Jungfrau von Orleans, welche am meisten das Herz anzieht und die Phantasie rege macht. Dasjenige Drama aber, in welchem Schiller mit dem größten Erfolg seine Kunst von sich selbst befreit und seine eigne Individualität seine Schöpfungen am wenigsten formt und auf dieselben Einfluß übt, scheint uns Wilhelm Tell. So wie nämlich das Hauptverdienst Schiller's als Mensch, wie als Künstler, in seinem ernsten Streben lag, eben so lag hierin auch sein Hauptfehler als Bühnendichter. Er konnte nicht, wie ein solcher wirklich soll, gleichgültig veluti in speculum, Laster und Tugend, das Gemeine und Erhabene reflektiren; er konnte der Versuchung nicht wiederstehen, seinen Charakteren diejenigen Gefühle, welche er in dem Publikum hervorrufen wollte, selbst bei unpassender Gelegenheit, in den Mund zu legen. Alle seine Lieblingscharaktere sprechen zu viel und zu sehr, wie Schiller dachte und fühlte. Moralisch einer von den am wenigsten selbstsüchtigen Menschen, ist er intellektuell im höchsten Grade egoistisch. Wer aber, nach dessen Meinung der Dramatiker, der Dichter, zugleich die Stelle des Predigers vertreten soll, könnte dies wohl nicht sein? Er liebte die Wahrheit zu sehr, als daß er sie durfte schweigen lassen, wann sich immer die Gelegenheit darbot, ihre Orakel zu verkünden. Die verschlun-

gene Verschiedenartigkeit, die vielfachen Windungen des menschlichen Charakters liegen meist außer dem Bereich seines gewissenhaften und stattlichen Geistes. Er vermeidet so (wenigstens in seinen spätern Werken) den Göthe anklebenden, abgedroschenen Vorwurf, welchen man mit gleicher Wahrheit auch wider Shakespeare anwenden kann, daß er nämlich die Verirrung liebenswürdig mache und dem Verbrechen Reiz verleihe. Seine Charaktere sind meistentheils mehr Verkörperungen großer Prinzipien und Wahrheiten, als biegsame und vielgestaltige Vorstellungen der menschlichen Natur, welche, zur Poesie idealisirt, die Schöpfungen Shakespeare's so lebendig und deutlich machen.

Schiller ist also im Ganzen größer als Dichter, denn als Dramatiker; zwar ist dies auch bei Shakespeare der Fall, jedoch aus ganz verschiedenen und entgegengesetzten Gründen; Shakespeare nämlich entschlüpft der Plumpheit theatralischer Vorstellung durch die ungemeine Feinheit seiner Phantasie, wie sie sich im Caliban, im Ariel, in der Titania uns zeigt. Schiller hingegen durch eine zu statuenartige Strenge und Härte, so daß wir das Spiel der Adern unter dem Marmor nicht wahrnehmen.

Schiller's wahre Mannichfaltigkeit zeigt sich jedoch in seinen kleinern Gedichten am deutlichsten; eine Mannichfaltigkeit nicht nur der Charaktere, sondern auch der Gedanken, der Gefühle, der Phantasie, des Ausdrucks

und des Metrums, so daß einzelne Proben seiner Gedichte keine genaue Idee von der Vortrefflichkeit der Gesammtheit zu geben vermögen. Der Werth dieser Sammlung besteht aber hauptsächlich darin, daß sie die deutlichste Erklärung des Dichters gewährt, indem sie sowohl die Bekenntnisse seiner Seele, als die Uebungen seines Geistes enthält. Denn was Jean Paul von Herder gesagt hat*), kann fast eben so auf Schiller angewandt werden, daß „war er kein Dichter, so war er bloß etwas besseres, nämlich ein Gedicht," und man sollte daher seine sämmtlichen dichterischen Erzeugnisse studiren als Erläuterungen des menschlichen Gedichts — Schiller! — Durch die reiche Mannichfaltigkeit seiner Verse zieht sich, als harmonisches Grundprinzip, ein in ungewöhnlichem Grade offner, gedankenvoller, erhabener und reiner Charakter, daher sich auch bei ihm, wie bei manchen großen Rednern, Lieblingsgedanken wiederholen, weil der ernste Eifer des Dichters dem Gedächtniß gewisse Wahrheiten einzuprägen wünscht, und ehe wir nicht die ganze Sammlung gelesen, vermögen wir weder den ganzen Werth jedes einzelnen Gedichts zu erkennen**), noch die erhabene Natur des Dichters in allen

*) Vorschule der Aesthetik. Th. 3.

**) Ein Gedicht ist wirklich oft der beste Commentar, die beste Erklärung des andern. B.

ihren Phasen zu begreifen. Hier kann man besser als in allen Biographien die Entwicklung seines großen, thätigen Geistes verfolgen; das überströmende Feuer der ersten Periode, die sanfte Melodie der zweiten, sowohl in Freude als im Zweifel, in kummervoller Leidenschaft, oder in dem ersten Schimmer mildheitrer Kunst, und endlich die besonnene Ruhe des gereiften Geistes, welche die dritte Periode charakterisirt, — alles dies zeigt uns, wie in einem Spiegel, den Wechsel eines fortschreitenden Laufes, die Entwickelung einer Natur, die nach Veredlung ringt, wie eine Pflanze nach dem Licht. Dem gewöhnlichen englischen Leser wird, besonders in einer Uebersetzung, der verschiedenartige Werth zwischen Schiller's Gedichten der ersten und denen der zweiten Periode vielleicht nicht sehr deutlich erhellen und zum Theil gewiß deswegen, weil unter uns in den letzten Jahren, absichtlich und systematisch, alles Mögliche gethan worden ist, was irgend den wahren Geschmack im poetischen Ausdruck verderben kann; denn die Meisten unsrer jungen Dichter wetteifern mit einander, wer am affektirtesten schreiben kann, männliche Gedanken sind zu gesuchten Einfällen zusammengeschrumpft, die Diktion ist in einen verweichlichten Barbarismus, den man „poetischen Ausdruck" nennt, verdreht worden und ein Gedicht wird nicht als Ganzes betrachtet, sondern als ein Faden, der schimmernde phantastische Verse zusammenhalten

ſoll, welche, wie bei Shelley, den Leſer nur daran hindern, die Grundidee zu begreifen, wenn unter dem prunkenden Wortſchwall wirklich eine Grundidee begraben liegt. In Schiller's reifern und vollkommenern Gedichten hingegen bemerkt man kein Haſchen nach „poetiſchen Ausdrücken," keine ungehörigen hübſchen Verſe, die mit der Hauptſache nichts zu ſchaffen haben. Sein Begriff von einem Gedichte, wie kurz es auch immer ſei, weiſt auf eine unendlich höhere Kunſt, als phraſendrechſelnde Dichterlinge träumen. Er ſtudiert ein Gedicht als Ganzes, welches irgend einen einzelnen Gedanken enthält, oder eine beſtimmte Wahrheit begreift, und wenn auch zuweilen dunkel, wegen ſeiner Gedrungenheit und Concentration, verwirft er gleichwohl voll Verachtung den Flitterkram herbeigezogenen Zierraths. In den frühern Gedichten Schiller's zeigt ſich freilich oft, zwar nicht Affektation, aber doch Extravaganz, indem er nach ungewöhnlichen Ideen und hyperboliſchen Ausdrücken ſucht und ſich ſo den ſeltſamen Einfällen unſrer neuern Schule näher ſtellt. Zwar verbeſſerte er vieles davon bei der ſpätern Herausgabe ſeiner geſammelten Gedichte, indeß die Spuren des unklaſſiſchen und verirrten Geſchmacks, aus welchem dergleichen Ueberſchwenglichkeiten des Ausdrucks entſpringen, ſind in den Gedichten an Laura, den Briefen zwiſchen Julius an Raphael u. ſ. w., noch deutlich genug zu erkennen. Der

Parodie oder einer Widerlegung seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, deren erste Hälfte so eben in den Horen erschienen war; dies schien ihn um so mehr zu verletzen, als derselben mit keinem Worte erwähnt wurde. Fichte suchte ihm zu beweisen, daß beide Werke nichts mit einander gemein hätten, als die erste Grundlage und die allgemeine Tendenz. Wir charakterisiren beide, so weit es zum Verständniß des folgenden Briefwechsels nöthig ist.

Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, einem Werke, das wenigstens um seiner allgemeinen culturphilosophischen Resultate willen nicht seine Bedeutung verlieren wird, stellt sich gleich zu Anfang auf den höchsten praktischen Standpunkt seiner Untersuchung.

Der Vernunftstaat, die Herrschaft der Vernunftgesetze, wie sie durch das Wesen der Menschheit gefordert ist, kann nicht auf einmal und ohne Uebergang an die Stelle des gegenwärtig herrschenden Naturstaates und seiner zwingenden Gesetze treten: es bedarf eines Mittelstandes zwischen beiden, der nur in der harmonischen Ausbildung bestehen kann, wo wir ohne äußern Zwang, durch die eigene glückliche Natur getrieben, das Schöne und Gute vollbringen. Diesen Zustand haben im glücklichern Alterthume die Griechen besessen; jetzt ist unsere Bildung eine durch-

allgemeine Charakter ſeines ſpätern poetiſchen Styls iſt alſo die Abweſenheit des manirirten Ausdrucks und eine Männlichkeit der Verſification, die uns hin und wieder an Dryden und manchmal an Byron erinnert *), jedoch jener verfälſchten Compoſition ſchroff entgegenſteht, welche in den letzten Jahren nach dem Miſchmaſch-Eklekticismus alles deſſen ſtrebte, was in Keates und Coleridge, Wordsworth und Shelley nur immer Schlechtes vorhanden iſt.

Jeder Vergleich zwiſchen Göthe und Schiller wäre nur ein müßiger Verſuch, unähnliche Dinge mit einander

---

*) Zwar erreichte er, unſrer Meinung nach, niemals, hinſichtlich des Styls, die nervige und lichtvolle Deutlichkeit Drydens, oder die unſtudirte Beredſamkeit und reiche Melodie, welche die beiden letzten Geſänge des Childe Harold, die beſten Stellen des Don Juan und die wohlklingenden Verſe Manfred's charakteriſiren. In den ſpätern Gedichten jedoch gleicht er dieſen Meiſtern des Ausdrucks darin, daß er die Wortpoeſie mehr in ganzen Stellen, als in einzelnen Verſen ſucht und iſolirte Geziertheit und das Geklingel rhetoriſchen Ausdruckes vermeidet. Treffend auch ſagt Göthe von Schiller's Styl, daß er am beſten iſt, wo er nicht philoſophirt; denn wo dies der Fall iſt, verfällt er in den ſchlimmſten Fehler, den der Styl eines Dichters haben kann, nämlich in Dunkelheit. Ein Dichter ſollte ſich ſeine Hörer oder Leſer immer als eine Menge, als eine Volksverſammlung vorſtellen und daher iſt Dunkelheit für ihn eben ſo unpaſſend, wie für einen Redner auf der Rednerbühne. B.

zu vergleichen, und hat sich stets als solcher erwiesen*). Wir werden keine Zeit damit verlieren, zu zeigen, wo der eine von ihnen größer, oder der andre kleiner ist. Sie waren Brüder im Leben, mögen sie zusammen leuchten in ewigem Glanz, sie die unsterblichen Dioskuren, die Zwillingssterne! — Auch werden wir diejenige Discussion der Kunsttheorien unberührt lassen, welche die Erwähnung Schiller's und Göthe's unter den metaphysischen Kritikern ihres Vaterlandes gewöhnlich hervorruft; möge das Gerede von „Objektiv" und „Subjektiv," welches dazu beigetragen hat, die rationelle Kritik in Deutschland zu verderben, nie in der englischen Literatur Zugang finden, da es nur das Publikum durch Definitionen verwirrt, welche die Kunst nie annehmen wird. Denn diese läßt sich nicht zur Wissenschaft herabsetzen, sie läßt sich nicht in die Fesseln wissenschaftlicher Phraseologie schlagen. Wir können keine Reihe von Schulausdrücken erfinden, um ohne Weiteres zu beweisen, daß ein Gedicht groß ist, wegen seiner Objektivität und ein anderes nicht so groß, wegen seiner Subjektivität. Das Schöne entschlüpft jeder technischen Definition; die Kunst, das Schöne zu beurtheilen, näm-

*) Göthe selbst sagte zu Eckermann (I. 221): „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können." B.

lich die Kritik, muß dem Geiſt, den ſie erforſchen will, durch alle ſeine ſeltſamſten Windungen folgen und [illegible] Milton bewundern, wo er ſubjektiv, [illegible], wo er objektiv iſt.

Es giebt eine Klaſſe von Dichtern, in denen das Selbſtbewußtſein kaum wahrnehmbar iſt, während es wieder in andern hohe Intenſivität beſitzt und ſie ganz beherrſcht. Unter den erſtern ragen Shakeſpeare und Homer hervor; unter den letztern kennen wir Dante und Milton, Schiller, Byron und Burns.

Mit den letzten beiden zeigt Schiller, in mehrfacher Beziehung, eine größere Aehnlichkeit*), als vielleicht mit irgend einem ſeiner eignen Landsleute; er iſt ihnen nämlich in dem Gefühl ſeiner Individualität ähnlich, das ihn nie verläßt, in der Gewalt, mit dem Ergötzen an dem Gedicht auch Intereſſe für den Dichter zu vereinigen, in der Unterordnung der Sentimentalität unter das Gefühl und in der Verkörperung des Eigenthümlichen in die beliebteſten und gefälligſten Formen. Während er ihnen alſo hierin gleicht, weicht er nicht minder von ihnen in andern Stücken ab, je nach den Verſchiedenheiten des Le-

*) Göthe ſelbſt hat die, in einigen Punkten, zwiſchen Byron und Schiller ſtattfindende Aehnlichkeit wahrgenommen. (Eckermann, I. 305.) B.

bens, der Gewohnheiten, der Erziehung, des Herzens und des Gewissens in dem englischen Lord, dem deutschen Gelehrten und dem schottischen Landmann. Alle drei jedoch besitzen als charakteristisches Kennzeichen der Gleichartigkeit, daß ihre Poesie sie selbst darstellt; sie suchen, um einen Gedanken Schiller's selbst zu borgen, die Wahrheit immer im Herzen, während Andere sie draußen in der Welt suchen; beide jedoch können die Wahrheit finden; oder, um mich wiederum der edlen und genauen Unterscheidung Schiller's zu bedienen, ob nun das Licht sich in eine solche Vielfältigkeit von Farben bricht, daß seine Individualität darin verloren geht, oder die Farben in einem einzigen Glanz vereinigt, es ist immer das Licht, welches die Welt belebt und erhellt *).

Unser gefeierter Kritiker, der so viel dazu beigetragen hat, nicht nur das englische Publikum mit den Meisterwerken Deutschlands bekannt zu machen, sondern auch (mag übrigens die Verschiedenheit des Geschmacks in Betreff seines Styls sein, welche sie wolle) das moralische Gefühl, mit welchem man literarische Werke betrachten sollte, zu erhöhen und den gewöhnlichen Irrthum zu entthronen, daß der Zweck der Kunst sei zu gefallen, führt mit einer Art von Zustimmung, einen unüberlegten Aus-

*) Siehe Schiller's Gedichte „Licht und Farbe."

ſpruch an: „daß die Leſer bis zu ihrem 25ſten Jahr gewöhnlich Schiller, nachher aber Göthe vorziehen.“ Wenn jedoch Herder und Novalis Recht haben in ihrer Meinung, daß die wahren Elemente der Weisheit und Poeſie in der Jugend am friſcheſten und reinſten gefunden werden, ſo tritt jener Ausſpruch Schiller keineswegs zu nahe; denn gewiß nur in dem Verhältniß, als die Glut für Alles, was im Gedanken edel und im Charakter heroiſch iſt, inmitten der Sophismen, des Ueberdruſſes und der Zweifelſucht des ſpätern Lebens, den ſchwächern Gemüthern entſchwindet, nimmt auch der Heiligenſchein um Schiller's Geiſt, der nur ein Abbild alles Edlen und Heroiſchen iſt, einen ſchwächern Glanz an. Was jedoch die ſtärkern Naturen betrifft, welche noch immer das Gefühl der Begeiſterung hegen, während ſie ſehen lernen, gleich den Welterfahrnen*), ſo iſt kein Grund denkbar, warum ſie Schiller im reifern Alter weniger entzücken ſoll, als in der Jugend. Göthe mag wohl einem Leſer beſſer gefallen, deſſen Gemüth einen größern Lebenskreis umfaſſen kann; wenn jedoch daſſelbe nicht an Höhe verliert, was es an Ausdehnung gewinnt, ſo wird ſein Auge ſich noch immer mit eben ſo inniger Verehrung nach dem erhabenen Stern hinwenden, der nicht weniger heilig iſt, als das Sonnen-

*) Carlyle, Miscell. vol. III. p. 65. B.

licht, wenn er auch die, unmittelbar um uns befindliche Atmosphäre weniger berührt *). Das große Gewicht, welches man, mit so vielem Recht, auf die Meinung Carlyle's legt, nöthigt uns auch, obschon mit tiefster Ehrerbietung, eine Ansicht desselben zu bestreiten, welche gar sehr gewagt zu sein scheint und zugleich unsrer Meinung nach den Maaßstab sehr tief herabsetzen möchte, zu dem unser Kritiker selbst sich bemüht hat, das Urtheil des großen Publikums über Kunstwerke zu erheben. „Den Humor, sagt nämlich Carlyle, hält man mit Recht für die schönste Eigenschaft des poetischen Geistes. Der, welcher ihn entbehrt, hat nur ein halbes Gemüth, mögen auch sonst seine Gaben noch so groß sein. — Nun aber können wir uns unter allen Schriftstellern, von wirklich poetischem Geist, auch nicht eines einzigen erinnern, der in dieser Beziehung einen so gänzlichen Mangel litte wie Schiller" **).

Zuvörderst nun läugnen wir, was die Behauptung im Allgemeinen betrifft, gänzlich, daß man mit Recht den Humor „für die schönste Eigenschaft des poetischen Geistes" halten könne. Carlyle, der hier für Göthe in die Schranken tritt, in welchem die Gabe des Humors im reichsten

*) Schiller's „Licht und Wärme". S. 60. B.

**) Carlyle, Miscell. vol. III, p. 47. B.

Maaß entwickelt war, und selbst einen sehr feinen und geistreichen Humor besitzt, thut seiner Sache mehr Eintrag, als er ihr nützt, indem er seine Behauptung so sehr auf die Spitze treibt. Wir kennen keinen Dichter, selbst Shakespeare und sogar Aristophanes nicht ausgenommen, in welchem der Humor als die „schönste Eigenschaft" betrachtet werden kann; und die größten Dichter sind im Allgemeinen hinsichtlich ihres Humors gewiß nur wenig ausgezeichnet gewesen. Man findet sicher nur wenige Spuren davon in dem Verfasser der Ilade oder in dem spätern Homer der Odyssee, und Carlyle wird doch nicht etwa haben wollen, daß wir die einst dem Homer zugeschriebene komische Epopöe für ächt homerisch halten sollen; obgleich er — selbst dies zugegeben — kaum darin die schönste Eigenschaft des dichterischen Geistes Homers finden möchte. Auch Milton's „elephantenartiges" Ringen nach Humor scheint uns nicht, wie in der That Carlyle selbst einräumt, irgend etwas zur Befestigung seiner Behauptung beizutragen. Jedoch ist Milton keine alleinstehende Ausnahme; denn weder in Virgil, noch in Lukrez, noch in Dante, noch in Tasso, noch im Spenser können wir finden, daß der Humor „die schönste Eigenschaft" sei. Kurz, wir möchten fast lieber zu dem Entgegengesetzten übergehen und sagen, daß, mit einigen wenigen Ausnahmen, die größten Dichter jedes Landes in keiner Eigenschaft

einen deutlichern Mangel gezeigt haben, als in der des Humors. Es wäre nun aber wirklich hart zu sagen, daß sie „nur ein halbes Gemüth hatten"; denn wäre dem so, so müßten wir in diesem Fall mit Hesiod denken, „daß die Hälfte besser ist als das Ganze", das Ganze Aller, mit Ausnahme Shakespeare's und (wenn Carlyle darauf besteht) auch Göthe's.

Dies genüge hinsichtlich der Behauptung im Allgemeinen; was aber die Anwendung derselben auf Schiller betrifft, so müssen wir auf gleiche Weise Einspruch thun. Zwar ist vollkommen richtig, daß Schiller sich nicht dem Humor hingab, denn dies vertrug sich nicht mit der eigenthümlichen Erhabenheit seines Geistes und seiner Hinneigung dazu, wie Carlyle so treffend sagt, „eher in die Höhe, als um sich zu blicken." Indeß sind wir zuvörderst der Meinung, daß, wenn er sich dem Humor auch nicht ergab, es ihm doch nicht daran fehlte und daß dies nicht nur aus Wallensteins Lager, sondern auch aus der poetischen Epistel eines Ehemanns an einen andern („die berühmte Frau"), aus einigen seiner Epigramme, aus Turandot und der wunderschönen Uebersetzung aus dem Französischen des Picard, der er den Titel „der Parasit" gegeben hat, zur Genüge hervorgeht. Ferner aber, mag nun Schiller Humor besessen haben oder nicht, so muß doch Carlyle von seinem Gedächtniß gar sehr im Stich

gelaſſen worden ſein, wenn er ſich keines andern Schriftſtellers von wirklich poetiſchem Geiſt erinnert, der „einen ſo gänzlichen Mangel“ daran zeigte; denn ein nur geringes Nachdenken würde ihm eine ziemlich lange Reihe der gefeierteſten Namen vorgeführt haben. Zwar beſtreiten wir den Werth des Humors nicht, noch ſuchen wir ihn herabzuſetzen, jedoch glauben wir, daß das wahrhaft Poetiſche der Kunſt und das wahrhaft Edle des Geiſtes durch jeden Verſuch, dasjenige, was Carlyle treffend „das Organ des Niedrigen“ nennt, zur ſchönſten Eigenſchaft des poetiſchen Geiſtes zu machen, auf eine gar traurige Weiſe heruntergewürdigt wird. Wir wollen Hogarth bewundern, ohne es zu beklagen, daß Raphael nur „ein halbes Gemüth“ beſaß.

Hiermit nun überlaſſen wir dieſe Arbeit ihrem Schickſal, und würden es nicht bloß aus rein ſelbſtiſchen Gründen bedauern, wenn ſie ſo vernachläſſigt werden ſollte, wie es die ganze Poeſie ſprichwörtlicherweiſe geworden iſt. Denn ſo wie der Lernbegierige aus dem Leben Schiller's edle und nützliche Lehren hinſichtlich der Tugend männlicher Ausdauer, der Nothwendigkeit fortgeſetzter Geiſtespflege, des Bündniſſes zwiſchen Arbeit und endlichem Erfolg, zwiſchen Redlichkeit und Genie entnehmen kann, ebenſo iſt in ſeinen Gedichten das enthalten, was keine Mangelhaftigkeit des Ueberſetzers verwiſchen oder gar er-

tödten kann, nämlich ein großer, kräftiger Verſtand, der ſich immer an die edelſten Gefühle wendet, immer diejenigen erhöht, die er anredet, immer darnach ſtrebt, dem Menſchen in ſeinen Kämpfen mit dem Schickſal Stärke zu verleihen und die äußere Welt ſowohl als die innere mit goldner Kette an den himmliſchen Thron zu befeſtigen. Die Schönheit des Ausdrucks, die Harmonie des Rhythmus kann zwar dem Ueberſetzer entgehen, jedoch Schiller's Poeſie beruht weniger in der Form als in dem Weſen, weniger in der ſubtilen Eleganz der Worte, als in der kräftigen Geſundheit der Gedanken, welche, gleich dem Menſchen, ſich nach jedem Klima verpflanzen läßt. Die Miſſion ſeiner Muſe iſt eine göttliche, ſie verliert ihre geiſtigen Vorrechte nicht, wenn ſie auch ihres ſtattlichen Pompes und ihrer feſtlichen Gewande beraubt wird; denn ihre Gewalt, zu bekehren und zu erleuchten, zu läutern und zu erheben, beruht nicht auf ihrem äußern Glanz, ſondern auf den Wahrheiten, die ſie verkündet.

Druck von J. Petſch in Berlin.

aus zersplitterte, ein steter Kampf der geistigen Kräfte, eine Theilung der Beschäftigungen, die unsere Anlagen und Wünsche in Widerstreit mit einander bringe, wobei nur die Gattung gewonnen, das Individuum aber verloren habe. Energisch und für die damalige Zeit heilsam, greift er die „Barbaren" an, die jegliches Gefühl lästern und auszurotten bemüht sind, und dadurch doch nichts erlangen, als „die Sklaven ihres Sklaven," eines abstracten Gebotes, zu sein. Es ist ein beredter Commentar zu den bekannten Epigrammen gegen Kant's moralischen Rigorismus. — Davon kann nur die Pflege des ästhetischen Sinnes heilen, und so stellt er als höchstes Ideal hin eine durch Cultur des Gefühls, durch bewußt gebildeten Schönheitssinn harmonisch vollendete Menschheit, einen „Staat des schönen Scheins," der bis jetzt freilich nur in feingestimmten Gemüthern als Wunsch und Bedürfniß ausgebildet und verwirklicht sei, wie die reine Kirche und die reine Republik, nur im begünstigten Kreise Weniger sich erwarten lasse. —

Fichte war in seiner Abhandlung und in seiner gesammten Theorie weniger in Widerspruch mit jener Ansicht, als daß er dort eine ganz andere Frage behandelte, hier dem Schiller'schen Resultate eine allgemein theoretische Bedeutung und dadurch zugleich eine andere Wendung gab. Er weist auf, wie durch

Berichtigungen.

S. 6 ist in der 2. Anmerkung das B. nach Carlyle zu lesen.
S. 60 ist das B. der 1. Anmerkung fortzulassen, dagegen
S. 103 zur 1. Anmerkung hinzuzufügen.

Im Verlage von **Gustav Hempel** erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Preußens Helden

im

Krieg und Frieden.

Eine Geſchichte Preußens

seit dem großen Kurfürſten bis zum Ende der Freiheitskriege,

in Biographien ſeiner großen Männer.

Von **Dr. Fr. Förſter.**

In Lieferungen von 4 Bogen Text nebſt Kunſtblättern.

Preis einer Lieferung nur 5 Sgr.

Jeden Freund einer gediegenen hiſtoriſchen Lektüre, nicht minder jeden Freund des Vaterlandes, machen wir auf dieſe ausgezeichnete neue Erſcheinung ganz beſonders aufmerkſam. — Der Herr Verfaſſer, einſt ſelbſt Mitkämpfer für Deutſchlands Unabhängigkeit in den Zeiten der allgemeinen Begeiſterung von 1813/15, deſſen Kriegslieder noch im Munde des Volkes leben, hat zu vielen der wichtigſten Perſonen aus jener Zeit in Beziehungen geſtanden, die ihm die Mittheilung mancher unbekannten und intereſſanten Thatſachen geſtatten, welche, neben den Nachrichten aus anderen nur ihm zugänglichen, bisher unbenutzten Quellen, über einzelne Ereigniſſe der Preuß. Geſchichte ein ganz neues Licht verbreiten.

Die Senſation, welche das Erſcheinen dieſes Werkes in Preußen und ganz Deutſchland erregt hat, iſt außergewöhnlich, ſo daß ſeit der kurzen Zeit der Ausgabe der 1. Lieferung ſchon zwei neue Auflagen nothwendig geworden ſind.

Preussische Stände-Gallerie.

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen:

Die **Portraits** von

Fürst zu Solms-Hohen-Solms-Lich.

Hofmarschall von Rochow.

von Auerswald.	**Meviſſen.**
Fürst v. Lichnowski.	**Camphausen.**
von Beckerath.	**Fürst zu Lynar.**
Graf von Arnim.	**Hanſemann.**
Freiherr von Vincke.	**von Saucken.**
Graf von Schwerin.	**Milde.**

Diese Portraits sind durch jede deutsche Buchhandlung zu beziehen.

Bei Abnahme aller kostet das Blatt 10 Sgr., einzelne Portraits kosten 15 Sgr.

Künstler ersten Ranges haben bei der Herausgabe dieser Portraits mitgewirkt, und ist deshalb jedes weitere Wort der Empfehlung überflüssig.

Verlagsbuchhandlung von **Gustav Hempel** in Berlin.

Charlotte von Kalb

und

ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe.

Von

Dr. Ernst Köpke,

Professor am Friedr.-Werderschen Gymnasium zu Berlin.

Berlin 1852.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Besser'sche Buchhandlung.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Freifräulein Edda von Kalb,

Hofdame Ihrer königlichen Hoheit der hochseligen Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Hochverehrtes Fräulein,

Als Sie die Denkwürdigkeiten Ihrer Frau Mutter in meine Hand legten, riefen Sie nicht bloß die alte ererbte Verehrung wach, welche ich für die Verewigte aus der Überlieferung meines älterlichen Hauses treu bewahrt habe, sondern stellten mich auch vor einen reichen Schatz von Lebens- und Herzenserfahrungen, welcher mir die Größe der edlen Frau und ihre Bedeutsamkeit zu klarem Bewußtsein brachte.

Je reicher aber das Geschenk ist, welches Ihre Gewogenheit mir bereitet hat, desto mehr fühle ich meine Armuth, Ihnen genug und dem Werthe der Gabe würdig zu danken.

So niederdrückend für mich diese Erfahrung ist, ich darf es doch nicht fehlen lassen, in meiner Weise Ihnen wenigstens meine dankbare Gesinnung auszusprechen.

In dieser wurzelt die nachfolgende Darstellung. Und wenn ich es in diesen Blättern versucht habe, mit

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dem, was ich ſagen konnte und ſagen durfte, mit Hülfe Deſſen, was Ihre Güte mir aus der Hinterlaſſenſchaft der Verewigten zur freien Benutzung darbot, die Beziehungen Ihrer verehrten Mutter zu den Heroen unſerer Litteratur darzuſtellen, ſo wollen Sie in meiner That nur den Dank erkennen, den ich Ihnen für die Fülle des Genuſſes und der Belehrung ſchuldig bin, und den in dieſen Zeilen öffentlich zu bekennen, mir zur Ehre gereicht.

Sie haben die Manuſcripte Ihrer edlen Mutter „für die Freunde der Verewigten" beſtimmt. Möchte ich mich dieſes Namens nicht unwerth gezeigt haben; ich würde dann die frohe Hoffnung hegen, auch zu den Freunden der Lebenden mich zählen zu dürfen.

Berlin, den 28. Juni 1852.

Dr. Ernſt Köpke.

Das Titanengeſchlecht, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts der deutſchen Menſchheit neue Bahnen des Geiſtes öffnete, iſt dahin. Die Gedankenſchlachten ſind geſchlagen, verklungen iſt der Ruf der Streitenden, und über das weite Gefilde des Kampfes dahin führt der Epigone ſeinen Pflug, oft unfühlend, auf welch heiliger Erde er ſteht, oft kaum ahnend, daß er in den Boden ſeine Ausſaat legt, welcher für dieſelbe gedüngt iſt mit dem Blute jener Rieſenleiber, die wie Coloſſe die enge Welt beſchritten. Daß ſeine Saat fröhlich grünt und treibt, und daß, wenn auch im Schweiße ſeines Angeſichts, dennoch mit leichterer Mühe er die Frucht ärntet — er verdankt es jenen gewaltigen Naturen, die ihm den Boden ebneten und die Stätte bereiteten, in die er, ein Erbe der Vergangenheit, ſeines eignen Daſeins Wurzeln ſchlagen kann. Je tiefer ein edlerer Sinn in den Schacht der Erkenntniß ſich eingräbt, deſto klarer leuchtet ihm entgegen, daß er nur wenig — und wie wenig! — aus eigener Kraft vermag und daß alles, was er ſelber zu Tage gefördert zu haben meint, ihm aus den Goldadern der Vergangenheit zugefloſſen iſt. Sein Denken alſo wird ein Danken. Nur Unſittlichkeit bricht, wie ſie es nennt, mit der Vergangen-

heit. Des sittlichen Menschen Ehrenschuld dagegen ist es, in frommer Anerkennung dessen, was Ahnen ihm gewonnen, ihre Gebeine in heiliger Scheu zu sammeln, beizusetzen und ihres Gedächtnisses getreue Hüter zu sein.

In dieser Betrachtung finde ich für mich die Entschuldigung, wenn ich an die mir geheiligten Reste einer edlen Frau gehe, und es unternehme, ihren Namen bei denjenigen aufzufrischen, welche mit ernsterem Sinn, als dem eines momentanen Gefallens, an das Studium unserer deutschen Literatur gehen. Ist es zu Zeiten allein schon wünschenswerth, mitlebenden Genossen Bilder großartiger Charaktere zur Nacheiferung und sittlichen Stärkung vorzuführen, so scheint es dann besonders unabweisliche Pflicht, das Angedenken Heimgegangener zu erneuern, wenn man für sie eine Stelle in dem Entwicklungsgang unserer Kunst und Wissenschaft glaubt nachweisen zu können. Es ist dies eine Pflicht, wie gegen die Todten, so gegen die Lebenden.

„Dem 80. Jahre nahe legte Charlotte von Kalb die Erinnerungen ihrer Jugend nieder, erblindet, für die Anschauung der Welt um sie verschlossen, erwachten in ihrer Seele die Bilder der Vergangenheit mit erhöhter Lebendigkeit, es ward die Erinnerung ihres Lebens Leben, das Dasein ihr dadurch werth." So lauten die ersten Worte, welche einem Büchlein*) vorangeschickt sind, das in nur einigen Exemplaren als ein Manuscript „Für die Freunde der Verewigten" gedruckt dem Schreiber dieser

*) Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuscript. Berlin, 1851. 8. 207 S.

Zeilen als eine liebe Gabe geſchenkt wurde. Was für die Wiſſenſchaft der Literatur aus dieſem Manuſcripte flüſſig gemacht werden konnte und durfte, glaubte ich derſelben nicht vorenthalten zu dürfen, und mit Hülfe der ſonſt noch zerſtreuten Nachrichten über Charlotte v. Kalb, mit Hinzunahme mancher mündlichen Mittheilung und ſchriftlichen Aufzeichnung, welche ich der mir verehrten Erbin ihres Namens und ihrer geiſtigen Energie verdanke, habe ich es verſucht, nicht ihr Leben darzuſtellen und zu ſchildern, ſondern über ihr Verhältniß zu den Heroen unſerer Literatur — ſoweit gehen auch gerade ihre Denkwürdigkeiten — mir ſelbſt Aufſchluß zu ſuchen, und dieſen meinen Fund dem literariſchen Publikum mitzutheilen.

Dreißig Jahre ihres Lebens, die Jahre von 1761 — 1791, umfaſſen die Denkwürdigkeiten der edlen Frau. Wenn ich in dieſer Schrift denſelben gefolgt bin, ſo habe ich freilich bei der Verfolgung meines Zweckes manche Schönheit des Originals verwiſchen müſſen. Wünſchenswerth wäre es geweſen, die verehrte Erbin des Manuſcripts hätte ſich entſchließen können, daſſelbe dem größeren Publikum darzubieten, um dieſem den Mitgenuß der Schilderungen zu geſtatten, welche dieſe Memoiren geben. Es haben dieſelben einen hohen künſtleriſchen Werth und geſchichtliche Glaubwürdigkeit. Das Leben und das Geſchick des Individuums iſt mit weiſer Berechnung der Wirkung auf einen hiſtoriſchen Hintergrund gelegt, ſo daß wenigſtens in dem erſten Theil das Bild der Zeit und ihrer Sitte in lebendigen Farben und mit dem Reiz, welcher ſtets der wahrhaften Erzählung des Selbſterlebten eigen iſt, gege-

innere Nothwendigkeit das ſchon vorbereitet ſei, was Schiller mittelſt eines freien Bildungsproceſſes erreicht haben wolle: er deducirt, während Schiller poſtulirt. Die theoretiſche und die praktiſche Thätigkeit des Ich müſſen durch eine mittlere dritte verbunden und in ihr als identiſche geſetzt ſein; dies iſt das Gebiet des Aeſthetiſchen und der ſchönen Kunſt. „Sie macht den transſcendentalen Geſichtspunkt zum gemeinen;" das Höchſte wird in ihr auf unmittelbare Weiſe uns nahe gebracht, und der Anſchauung dargeboten. Der Philoſoph erhebt ſich und Andere mit Arbeit auf dieſen Geſichtspunkt, der ſchöne Geiſt ſteht darauf, ohne es beſtimmt zu denken, denn er kennt keinen andern, und er hebt diejenigen, die ſich ſeinem Einfluſſe überlaſſen, ebenſo unvermerkt zu ihm empor, daß ſie des Ueberganges ſich nicht bewußt werden. Die ſchöne Kunſt allein bildet den ganzen vereinigten Menſchen.*)

Hierbei erhebt ſich die Frage: hat Fichte das äſthetiſche Gebiet als das dritte höchſte, die beiden andern als ſich unterordnende gedacht, oder als das mittlere zwiſchen beiden, welches auf unmittelbare Weiſe den Ueber-

*) Man vergleiche: „über Geiſt und Buchſtab in zweiter Brief." Sämmtliche Werke, Bd. VIII. S. 277 f. „Syſtem der Sittenlehre" (1798), Bd. IV. S. 353.

den wird. Darin aber liegt ja gerade der Werth von Denkwürdigkeiten, daß sie in getreuem Bilde die Zeit mit all ihren Irrthümern und Wahrheiten wiedergeben; darum besonders haben Memoiren historische Bedeutung, die derjenige nicht verkennen kann, der bei historischen Forschungen auch aus diesen Quellen zu schöpfen sich genöthiget gesehen hat. Auf der Hand freilich liegt es, daß ich die Schilderungen der edlen Frau in ihrem ganzen Umfange nicht habe in meine Blätter hinübernehmen können, noch dürfen. Nur was dazu dienen mochte, das Bild ihres Charakters nach allen Seiten abzurunden, und die Elemente anzudeuten, unter deren Einfluß ihr Wesen sich entwickelt hat, das habe ich für diese Blätter benutzt.

Daß Charlotte von Kalb bei der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten mit künstlerischer Überlegung zu Werke ging und von der Absicht geleitet wurde, ihrer Schrift historischen Werth zu geben, kann nicht bezweifelt, wer dieselbe gelesen; sagt sie doch auch selbst ein Mal: „Um die gesellschaftlichen Verhältnisse jener Tage anzudeuten, ist dies Verhältniß erwähnt worden. Zwanzig Jahre später wäre eine solche Verbindung keinem Hindernisse begegnet. Dazumal war gegenseitig frecher Ungestüm.“ Und wie sie denn absichtlich an einem Bilde nicht sowohl ihrer Jugend, als vielmehr der Zeit arbeitete, welche an ihrer Jugend bildete, so findet sich natürlich in den Denkwürdigkeiten eine unendliche Mannichfaltigkeit, ein überschwenglicher Reichthum des Stoffs. Keine Sphäre der menschlichen Thätigkeit im vorigen Jahrhundert ist ohne Berücksichtigung geblieben; sie giebt den Blick frei in die gährenden Ele-

mente, aus denen eine neue Zeit nicht ohne gewaltige Erschütterungen sich entwinden sollte. Das ahnungslose Treiben des grundbesitzenden Adels, die lauernden Schritte der Geheimgesellschaften an Höfen und in Residenzen, der erwachende Rationalismus in der Kirche, der Wunderglaube, die politischen Sympathieen für Amerika, das Hinaufdrängen der gebildeten unteren Stände in die Kreise der Aristokratie, die ganze Masse wundersam durcheinander stürzender Materien schildert das Buch in lebendigsten Farben. Und ich für mein Theil stehe auch nicht an, diesen Erzählungen und Bildern vollständigen Glauben zu schenken, zum Theil nach dem, was sonst schon aus jener Zeit bekannt ist, zum Theil aber auch weil ich gelernt habe, die Genauigkeit und Treue zu bewundern, mit welcher Frau v. Kalb über diejenigen Themata berichtet, welche ich in den nachfolgenden Blättern einer genauen Prüfung unterworfen habe. Jahreszahlen und Daten stehen freilich nur drei-, höchstens viermal im ganzen Buche. Aber die Gruppirung des Stoffes läßt es nicht allzu schwer erscheinen, diesen Mangel anders woher zu ersetzen.

Als den Charakter ihrer Erzählung möchte ich bezeichnen, daß die Verfasserin weniger hinneigt zur Entwicklung der Ereignisse eines aus dem anderen, also zur pragmatischen Geschichtsschreibung, als vielmehr zur Schilderung von Situationen und von Stimmungen. Bild auf Bild folgt aufeinander. Sie arbeitet darum eher mit dem Griffel eines Novellisten, der die Situation zum Mittelpunkt seiner Darstellung macht, um an ihr die Charaktere in ihrer Geltung sich abspiegeln zu lassen, als mit dem eines

Romanſchreibers, deſſen Aufgabe es iſt, den Charakter ſo zu entwickeln, daß er ſelbſt als der Thäter ſeiner Thaten erſcheint, daß die Situationen und Schickſale, von ihm erſt hervorgerufen, gleichſam die nothwendigen und darum natürlichen Ausdrücke ſeiner Bildungsphaſen werden. Charlotte v. Kalb malt die Ereigniſſe ſo, daß leicht erkannt werden kann, wie ſie auf die einzelnen Zeugen derſelben wirken. Daraus folgt ihre Vorliebe für die Schilderung von Seelenſtimmungen, die ſie mit wenigen Strichen meiſterhaft zu zeichnen weiß. Wo ſie es dagegen abſichtlich darauf anlegt, Romanhaftes zu geben, wie in ihrer Erzählung beim Mahle in Manheim, und in dem Roman „Cornelia", der ebenfalls nur als „Manuſcript für Freunde" gedruckt iſt, da wird ſie in der Anordnung des Stoffes, bei aller Schönheit einzelner Partieen, unklar; ſie führt unnütze Perſonen ein, lenkt durch eine unpaſſende Einleitung von dem Hauptziele ab, ſo daß ich bei dem Berichte über jene Erzählungen mich genöthigt geſehen habe von der Behandlung ganz abzuſehen und nur das eigentlich Hauptſächliche überſichtlich zuſammenzuſtellen.

Charakteriſtiſch für die Verfaſſerin iſt ferner auch der oft myſtiſche Ton ihrer Wendungen und die Dunkelheit der Sprache, welche freilich für denjenigen ſchwindet, der ſich mit Luſt in das Buch hineinlieſt. Der findet Gedankenfülle und Reichthum der Vorſtellung, welche ſich allerdings den kürzeſten und knappſten, doch nicht immer bequemſten Ausdruck gefunden hat. — Aber dieſe Färbung der Sprache möchte ich keineswegs wegwünſchen. Sie gehört zu dem Weſen der Frau Charlotte v. Kalb.

Vollſtändig erblindet und im hohen Greiſenalter ging ſie an die Abfaſſung des Werkes. In den Stunden der Arbeit lag ihr die Welt ſo weit entfernt, daß ſie auch kein Bedürfniß fühlte, ſich derſelben in gewöhnlicher Weiſe, ich möchte ſagen in der Sprache der Welt verſtändlich zu machen. Wie eine Pythia ſaß ſie da und ſpendete die Räthſel der Weisheit, tiefen Sinnes voll für den, der ſie löſen mochte und konnte. Ihr Stil hat einen orakelhaften Ton, der aber der einzig natürliche Ausdruck ſein mußte für eine Frau, die ſich an der Gränze des Lebens fühlte, und nur in einzelnen Worten die Geſchichte ihrer Vergangenheit und Jugend ſtiren wollte und einer fremden Hand in die Feder dictirte.

Ja, fühlte ſie einerſeits den Drang, ſich mittheilen zu müſſen, wäre es auch nur, um den Ihren den Maaßſtab an die Hand zu geben, mit welchem ſie gemeſſen ſein wollte, ſo empfand ſie andrerſeits eine heilige Scheu, den Schleier zu lüften, den ſie ſorglich über die Zeit gebreitet, in welcher ſie gelebt und gewirkt. Sie hatte ſelbſt eine Ehrfurcht vor ihren eignen Wunden, welche die Welt ihr geſchlagen und rührte nur ungern an deren Narben. Dieſe Empfindung ſchuf die wunderbare Gedrängtheit ihres Ausdrucks, in welcher ſie häufig Worte in fremdartiger Bedeutung gebraucht, die Sätze unverbunden neben einander ſtellt, auch innerhalb derſelben die Beziehungsform des Prädikats zum Subject fehlen läßt. Auch wendet ſie häufiger die Inverſion an, als ſich ein Schriftſteller ſonſt wohl erlauben möchte. Aber alle dieſe Erſcheinungen ihres Stils ſind durchaus berechtigt und vollenden das Charakterbild der

hohen Frau für den, der sich in ihre Empfindung versetzen kann und bedenken will, daß sie nicht schrieb, sondern dictirte oder erzählte, daß also der mündliche Vortrag und die belebten Züge ihres Antlitzes, das in der Erinnerung heiliger Stunden gleichsam zu leuchten begann, das Fehlende ergänzten und der Rede Klarheit und Durchsichtigkeit gaben. So wollen denn auch die Blätter Charlottens von Kalb mehr laut als leise gelesen werden. Der Leser fühlt dann auch den Schwung der hohen Seele noch, in der diese sich erhob, wenn sie die schönen Tage einer schmerzenreichen, aber auch durch hohen Genuß verschönten Jugend an sich vorüberziehen ließ. Sie schöpfte aus keiner anderen Quelle als aus der unversiegbaren ihrer reichen Erinnerung. Wo diese in kleinen Dingen sie verläßt, sucht sie nicht nach fremder Hülfe, Fehlendes zu ergänzen; freimüthig bekennt sie, wo das Gedächtniß ihr fehlt. So da, wo sie von dem Manne spricht, welchen der Coadjutor von Dalberg als Verweser seiner Privatgeschäfte angenommen. Sie sagt einfach: „Seinen Namen finde ich nicht mehr in meinem Gedächtniß.“ Kein Wunder! Wie lange Jahre lagen zwischen den Aufzeichnungen und den Erlebnissen! Darum aber wollen wir auch nicht zürnen, wenn hie und da die Reminiscenzen einzelner Reden, wie an dem Stil zu erkennen, mehr dem Gedankeninhalte, als der Form nach wiedergegeben sind, und wenn die Zeugnisse aus der heiligen Schrift, die sie in warmem Herzen trägt, und die Citate aus anderer Lectüre nicht immer ganz wortgetreu wiedergegeben sind. Zu bewundern bleibt vielmehr, wie Vieles, und das Viele wie fest und sicher das

treue Gedächtniß bewahrt hat. Auch bei ihr macht sich die alte Erfahrung geltend, daß der Verlust des Augenlichtes gleichsam zum Ersatz andere Seelenkräfte stärkt und sie fast Unglaubliches tragen läßt.

Wann Charlotte v. Kalb daran gegangen ist, ihre Erinnerungen aufzuzeichnen, erkennen wir aus der Seite 138. Sie spricht von Frau v. Stein und von Göthe und sagt: Das Grab der Charlotte von Stein grünet längst von Blum' und Moos bedeckt. — Auch er entschlief und der Pilger sucht ihn schon in seiner fürstlichen Gruft.

Auch Charlotte v. Kalb hat vollendet! Sie war die letzte, welche aus eigner Anschauung von jenen Tagen zu erzählen wußte, die aus sich eine neue Zeit geboren. Mitten in der großen Bewegung hat sie gestanden, und unter den leidenschaftlichen Stürmen der Drängenden und Bedrängten jene Ruhe und Klarheit der Seele behalten, die sie oft zur Beherrscherin der Verhältnisse gemacht hat. Wer im Stande ist, in dem Kampfe der Elemente Gesetz zu sehen und Regel, der beherrscht die Naturgewalten. Und wenn auch ihre Seele oft, todesmüde vom Ringen mit sich selbst und mit ihrem Geschick, nach heftigen Erschütterungen zusammenzubrechen drohete, sie faßte sich mächtig zusammen, richtete sich auf, und der stillernste Blick gebot überallhin die Ruhe und den Frieden, welchen die Seele bereits wiedergewonnen. Keiner ahnte die Thränen, die sie vergossen. Wer möchte sie auch zählen! — Nun grünet auch ihr der Hügel, von lieber Hand gepflegt. Das Auge, welches Irdisches zu sehen schon hier lange verlernt,

dem ewigen Lichte iſt es geöffnet, und unvergänglichem Wiederſehen.

Ihr iſt die Erde leicht!

Charlotte Marſchalk von Oſtheim wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershauſen im Grabfeld geboren. Die Familie gehörte zur Fränkiſchen reichsunmittelbaren Ritterſchaft, welche ſich damals in 6 Cantone theilte. Die Marſchalke von Oſtheim gehörten dem Canton Röhn und Werra an und in der Matrikel von 1759 ſtehen die Güter Tankenfeld, Mariesfeld, Trabelsdorf und Waltershauſen als Beſitzthümer derer Marſchalken von Oſtheim verzeichnet. Geſichertes Vermögen, adlige Sitten, ein frommes Gemüth, ein patriarchaliſcher Sinn waren die theuren Erbgüter, welche nicht bloß von Sohn zu Sohn forterbten, ſondern auch von den Frauen derſelben gepflegt auf die weiblichen Glieder des Hauſes übergingen. Die Gegend von Waltershauſen ſelbſt wurde durch die maßigen Thäler, die waldbewachſenen Berge, den friſchen Bergeshauch, den Duft der Wieſen, der erquicklich über die Lande wehete, den Bewohnern lieb und werth. Allmählige Verbeſſerungen in den Wohnlichkeiten, Erweiterungen der Garten- und Parkanlagen verſchönerten das Eigenthum und namentlich auch die nächſten Umgebungen des Wohnhauſes, die nach Süden geöffneten Thäler und Bergabhänge gefatteten den Strahlen der Sonne eine volle Wirkung, ſo daß ſelbſt an grünem Buſch die berühmte Oſtheimiſche Kirſche zur dunkelſten Gluth hier gedeihen konnte*).

*) Ein Oſtheimer, der als Chirurg in Spanien geſtanden,

Charlotte Marschalk von Ostheim wuchs in dem Hause ihres Vaters gemeinsam mit einem Bruder Fritz auf. Zwei Schwestern wurden erst später geboren. Ihre Jugend verlebte sie ohne das sonst allgemeine Spielwerk der Puppen und ohne die weiblich sorgende Geschäftigkeit für dieselben. Sie blieb daher empfänglicher für die Umgebung, für die Sagen ihrer Heimath, und bewahrte sich die Lust, nach den Ereignissen der Vergangenheit zu forschen und den Spuren derselben nachzugehen. Die Wittwe eines Rathes und Freundes ihres Vaters, eine zu Nancy geborne Lotheingerin, leitete ihren ersten Unterricht und gab ihr das Französische Element, welches die Bildung der damaligen Zeit noch besonders verlangte; auch gestattete sie ihrer Pflegebefohlnen und deren Bruder hinreichende Zeit zu Streifereien in die Umgegend. Da erfuhren denn die Kinder mancherlei, was einen um so tieferen Eindruck auf sie machte, je weniger sie durch die Macht großstädtischer Eindrücke abgestumpft oder durch Mannichfaltigkeit der Spielsachen ihre

hatte sie mit in seine Heimath gebracht, sie auf seinen Rasenhügeln angepflanzt, und so eifersüchtig gehütet, daß Niemand einen Kern davon erhielt; ja als er fühlte, daß es zum Sterben ging, befahl er seinen Knechten, das Gebüsch auf dem Hügel auszuroden, in seinen Hof zu bringen und da zu verbrennen. Freilich geschah Alles so wie er gewollt, aber einige Sträuchen waren gerettet, sie pflanzten die Ostheimische Kirsche fort, welche heut zu Tage vielleicht nur noch in dem Garten des v. Türkschen Waisenhauses in Klein-Glienicke bei Potsdam gefunden wird, und die eigenthümliche Pflege verlangt, daß der Strauch alle 15 Jahre abgehauen wird, um von Frischem in dem ringsher vielfach umgestürzten Rasen zu treiben.

Phantaste zu raschem Wechsel ihrer Spiele und Anschauungen überreizt hatten. Und wenn es wahr ist, daß die ganze Zukunft des Menschen in den ersten Eindrücken liegt, die er von seiner Umgebung davonträgt, so will ich hier in wenigen Worten desjenigen gedenken, was Charlotte selbst in ihren Memoiren als einflußreich auf ihre Denk- und Empfindungsweise bezeichnet. Den Kindern fiel auf, daß sich den 11. Februar die Großmutter, Frau Elisabeth geborne v. Winzingerode, vor ihnen nicht sehen ließ und in stiller und ernster Beschaulichkeit den Tag hinbrachte. Es war der Todestag des Großvaters. Ein treuer alter Förster fand sich, der auf eine rührend einfache Weise von dem Tode des Herrn v. Ostheim zu erzählen wußte. Auf dem Treibjagen zu Oberfeld beim Herrn v. Stein war er, vom Schlage getroffen, plötzlich dahingestorben. Schon Tags vorher hatte er die Vesperglocke für das Ausläuten einer Leiche gehalten. Schweigend hatte er sein Käpplein vom Haupt gezogen, die Hände gefaltet und im stillen Gebet sich seinem Herrn befohlen. Und anderen Tages brachte man seine Leiche ins Dorf um dieselbe Zeit, da er gestern gesagt: man läutet ja zu einem Begräbniß.

Sechs und zwanzig Jahr war der jetzige Herr Aegidius alt, als er nach des Vaters Tode vom Elsaß nach Franken übersiedelte. Mit ihm kam ein neues regeres Leben. Pläne für Änderungen in den Wohnlichkeiten und Anlagen wurden entworfen; man schritt zur Ausführung, um das Schloß würdig für die Heimführung einer Braut auszustatten. Herr Aegidius Marschalk von Ostheim

vermählte sich mit der Mutter Charlottens, einer Freiin vom Stein, deren Familie ebenfalls der Fränkischen Reichsritterschaft angehörte. Sie selbst besaß Sprachkenntnisse und Belesenheit in religiösen und historischen Schriften, wie damals wenige. Ein Sohn ward geboren, der sich zur Freude der hoffenden Ältern entwickelte. Er starb in früher Jugend in dem Momente, als ein Bruder das Licht der Welt erblickte. Nach schmerzenreichen Jahren berechtigte der Zustand der Mutter zu neuen Hoffnungen. Die Großmutter lebte der festen Zuversicht, es werde wieder ein Knabe geboren werden; alles Kinderzeug, was zur Bekleidung eines Mädchens dienen konnte, wurde fortgeschafft, der Namen bereits bestimmt; da hieß es: Ein Töchterchen ist geboren, und die Großmutter rief: Du solltest nicht da sein! Das ist der Gruß, mit welchem Charlotte im Leben bewillkommt wurde. Sie gedachte dessen, als sie heimathlos durch die Welt ging. Denn oft wiederholte die Großmutter das Wort, so daß der Bruder von ihrer Rede die letzten Worte auffing, um mit dem Namen „da sein" die Schwester zu bezeichnen. Sie war und blieb seine einzige Spielgenossin und der Gegenstand einer liebenswürdig bevormundenden Sorgfalt.

Im Frühling suchte Charlotte Blumen und Kräuter, um der Mutter zu helfen, Heilsäfte daraus zu bereiten, wenn sich in ihrer Noth etwa des Dorfes Bewohner Hülfe flehend an die Gutsherrschaft wendeten. Im Herbst zog man in den Steigerwald, nach Trabelsdorf. Die Hausfrau blieb im Dankenfeld.

Bei den Herbstbesuchen im Steigerwald ereignete sich

ganz ſichert zu dem ſchlechthin höchſten, dem ſittlichen, welches aber eben darum an ſich ſelbſt nicht der höchſte Standpunkt iſt? Nur die erſte konnte Schiller's Anſicht ſein. Was Fichte betrifft, ſo können, da dies ganze Verhältniß von Aeſthetik und Moral von Fichte völlig unausgebildet gelaſſen iſt, aus ſeinen Werken außer dem Angeführten keine ausdrücklichen Belege dafür oder dawider gegeben werden; doch läßt die ganze Conſequenz ſeiner damaligen Denkart, für welche die ſittliche Freiheit der höchſte Ausdruck des Vernunftbewußtſeins war, und noch ein tiefer liegender theoretiſcher Grund kaum daran zweifeln, daß er ſich zur entgegengeſetzten Anſicht bekannt haben würde. Der äſthetiſche Sinn und Trieb iſt, wenn auch das Höchſte, doch das Höchſte in Geſtalt der Unmittelbarkeit, der Natur: das Weſen des Geiſtes iſt Freiheit; nur in dieſer kann er die ihm angemeſſene Wirklichkeit erreichen, auch die höchſte Naturgeſtalt der Idee muß daher von ihm überſchritten werden und in die Form der freien Sittlichkeit ſich auflöſen.

Weſentlicher jedoch, als dies Alles, iſt die Bemerkung, daß ſpäter für Fichte an die Stelle des äſthetiſchen Standpunktes der religiöſe getreten iſt: von dieſem gilt ausdrücklich, was Fichte dort dem äſthetiſchen beilegt, er beſitze das Höchſte, den tranſſcendentalen Geſichtspunkt, auf unmittelbare Weiſe; und ohne

einst ein betrübender Vorfall. Zum Besuch erschien des Herrn v. Osheim Schwester, mit ihren beiden Töchtern Käthchen und Lorchen. Die erste sollte von ihrer Wärterin durch einen Saal geführt werden. In demselben Moment, wo ihn Beide betraten, stürzte ein Bild von der Wand herab, das Kind verfiel in Krämpfe, deren wiederholten Anfällen es erlag. Die schöne Kindesleiche lag in der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen, mit Kerzen erhellten Kapelle. Der Anblick all der Herrlichkeit im Tode, und die still unter dem Duft von Weihrauch schlafende Gestalt machte auf Lorchen einen tiefen Eindruck. Nach dem Begräbniß fehlte sie; vergeblich suchte man sie in Garten und Hecken. Eine Wärterin brachte ihre Schuhe, das einzige, was man von ihr, in einem der Gänge des Schlosses gefunden. Sie leiteten indeß auf die richtige Spur. Man fand das Kind in einem Schranke unter Tüchern mit gefaltenen Händen liegen. „Sie wollte auch so sein wie Käthchen."

In dem älterlichen Hause selbst entwickelte sich durch die würdige Hausfrau begünstigt ein reicher und mannichfaltig-geistiger Verkehr. Man las, man musicirte gern. Von den erscheinenden Gästen machte den tiefsten Eindruck der Deutsche Herr v. Stein, der in dem Besitz einer reichen Kommende, in allen Vorzügen körperlicher Schönheit das ernste Vorbild freiwilliger Armuth und Entsagung gab. Der Eindruck, den sein Wesen auf die jugendlichen Gemüther der Kinder hervorbrachte, war durchaus religiös-erhebend; sehr schön sagt Charlotte: was man von ihm erzählte, beseelte uns zu dem Glauben: Ich weiß, daß

mein Erlöser lebt. Frühzeitig führte Charlotten die Sitte des Hauses in die Kirche. Ohne daß sie daheim nach dem Inhalt der Predigten befragt wurde, faßte und behielt sie Manches. Als einst ein Candidat die Kanzel betreten und von dem Teufel, der umhergehet wie ein brüllender Löwe, geprediget, da graute sie sich allein zu sein, und ohne den Schutz des Bruders den Gang entlang zu ihrer Pflegerinn zu gehen. Die Mutter wurde bedenklich, sie ordnete eine religiöse Unterweisung an, die ihr auch durch andere Sprüche die erschütterte Haltung des Gemüths wiedergewinnen sollte.

Kinder sind leicht zu Thränen geneigt, auch in der Freude. Bei Tisch saß Charlotte meist neben dem Vater. Er hatte die Sitte, ihr die Hand auf das Haupt zu legen. Sie schauerte unter der sanften Berührung und Thränen rieselten aus dem freudig verklärten Auge über die Wange. Der Vater meinte sie verletzt zu haben. „C'est une bénédiction, mon père," sagte Charlotte.

Gern beschäftigte sie sich mit dem Spinnen; sie freute sich der Bleichen und des Gewerbfleißes, der in dem Werrathal nicht bloß für den eigenen Gebrauch, sondern auch für den Vertrieb Linnen- und Damastgewebe schuf.

Die Sommermonate wurden geselligen Vergnügungen gewidmet, zu denen die Ankunft der Schwester ihres Vaters die Veranlassung zu geben pflegte. Befreundete Familien der Nachbarschaft, durch die feindressirten Waltershauser Windhunde, welche die schriftliche Einladung in kleinen Kapseln am Halse trugen, gerufen, nahmen Theil an den Festen, die von Fülle und Wohlhabenheit zeugten.

Die plötzliche und überraschende Ankunft des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen gab dem Familienfest eine tiefere Bedeutung und eine höhere Weihe, so daß alle Anwesenden noch nach Jahren davon zu erzählen wußten und der Fürst selbst auf die Einladung des Herrn v. Ostheim, das nächste Jahr wieder das Fest mitzufeiern, die Antwort gab: Dieser Tag war, wie alles wahrhaft Achte, ein Solitär, ein gleicher kommt doch nicht wieder.

Bald reisete die Tante auf ihre Besitzungen ins Itzthal zurück. Charlotte geleitete sie; sie lernte hier die erstverpflanzten Kartoffeln kennen, sah Kloster Banz, erlebte die Erscheinung der Vierzehn Heiligen und die Gründung einer Kirche. Ganz katholischer Ritus umgab sie, obschon ihre Tante das katholische Bekenntniß noch nicht abgelegt hatte. Sie ging mit den Verwandten nach Bamberg, und der Pflege einer eifrig gläubigen Katholikin überlassen, wurde sie dem Einflusse derselben, so wie dem ihres Bruders, eines vertriebenen Jesuiten, der in Bamberg Aufnahme gefunden hatte, hingegeben. Bald glaubte sie sich — und auch dies ist ein Zeichen ihrer inneren Erregtheit — Verfolgungen ausgesetzt, bald wurde sie durch Träume geängstet, in denen sie den Vater krank oder wohl gar todt sah, bis dann wirklich zur Verwunderung ihrer Umgebung und zu eigenem Schmerz und Entsetzen die Nachricht von dem im November erfolgten Tode des Vaters eintraf. Der Schmerz ihrer Tante, der Schwester des Verblichenen, war so heftig, daß sie Charlotte zu sehen vermied. Diese blieb der Frau Adami nun gänzlich überlassen. Sie schleppte sie in Kirchen und Kapellen herum, für die Seele

des Abgeschiedenen zu beten. Die Weihnachtszeit kam heran. Charlotte sah die Festgepränge der heiligen drei Könige und die Darstellung der Geburt Christi; sie sah ein Wachsbild des Christuskindleins, welches ein Pater aus Loretto mitgebracht. Im Frühling, nach dem Verlauf einer Epidemie, vor welcher auch die jüngeren Geschwister aus dem Hause geflüchtet worden waren, wurde Charlotte von dem Geistlichen und einer Pflegerin nach Waltershausen zurückgeführt. Ernst wurde sie empfangen. Vieles hatte sich verändert. In engeren Räumen ward das Leben und schweigsamer dahingebracht.

Neue Träume scheuchten aus dem stillen Genuß des Daseins auf. —

Die Mutter hatte während der Epidemie die Kirche nicht besucht. Sie sehnte sich nach dem Genuß des heiligen Abendmahls und bereitete sich zu demselben durch ein eifriges Lesen der heiligen Schrift würdig vor, in welcher sie manchen Vers mit Rothstift bezeichnet hatte. „Laß mich auch einen rothen Spruch lesen," rief Fritz und er las: Ich habe ihnen Deinen Namen kund gethan und will ihnen kund thun, auf daß die Liebe, damit Du mich liebest, sei in ihnen und ich in ihnen (Joh. 17, 26.). „Also wird Deine Liebe auch mit mit sein?" sprach der Knabe. „Wahrlich, Mutterliebe ist ewig!"

Nach dem Abendmahl erkrankte sie schnell und gefährlich; an Rettung verzweifelte der Arzt, sie selbst bereitete sich zum Scheiden, mit Gelassenheit rief sie den Geistlichen, wies auf ein Buch hin, und wie der mit Ernst und Innigkeit das dort bezeichnete Lied las, verstarb sie.

Unnennbares Weh ergriff das Herz Charlottens: sie suchte nach der geliebten Todten, bis endlich von einem innern Drange geleitet, sie dieselbe in entlegener Kammer fern von den bewohnten Zimmern, und einsam fand. Weinend warf sie sich über die Leiche. Wie lange sie an derselben gelegen, sie wußte es nicht zu sagen. Plötzlich vernahm sie rufende Stimmen, sie fühlte sich emporgerafft, und mehr gezogen als geleitet wurde sie durch die Zimmerreihen und den langen Corridor dahingeschleppt. Durch ihr eigenes Weinen hindurch tönte ihr der Klang hin und wieder eilender Tritte, und das Dröhnen fernab zugeschlagener Thüren; dann hörte sie hinter sich den Corridor schließen, endlich das väterliche Haus selbst, und fast bewußtlos wurde sie, von ihren Geschwistern getrennt, Verwandten zugeführt, in deren Pflege sie Ruhe finden sollte. Ihre Schwestern und den geliebten Bruder sah sie zuerst nur auf Spaziergängen und an Feiertagen wieder, dann nahm sie mit ihnen und den Kindern benachbarter Familien an einem für sie besonders eingerichteten, und auf ihre Fähigkeit berechneten Gottesdienst eines höchst würdigen Geistlichen Theil. In der neuen Heimath selbst war ihr die Mitsorge für das Hauswesen übertragen. — Drei Sommermonate wurden auf einem anderen Schlosse zugebracht, ein Tanzmeister erschien, gemeinschaftliche Spiele wurden vielfach geübt; aber der Hang nach dem Alleinsein ergriff sie mächtiger denn je; sie wurde in den Augen ihrer Spielgenossen dadurch noch würdiger und oft zur Entscheidung kleiner Streitigkeiten herbeigerufen.

Wohl sprach man davon ernstlicher, an eine gründ-

liche Unterweisung Charlottens zu geben, und sie in irgend eine Pension zu geben. Sie blieb indeß mit ihrer Schwester gemeinsam, Nachts durch das Bild der Mutter, welches ihr im Traume erschien, mannichfach bewegt. Charlotte sagt von sich: als Kind habe ich ausgeweint.

In ihrem zehnten Jahre kam sie mit den Schwestern in das von Türk'sche Haus nach Meiningen. Dort erhielt sie den ersten geregelten wissenschaftlichen Unterricht, der durch die geistvolle humoristische Auffassungsweise Lorchens, der jüngeren Schwester Charlottens, eine ganz eigenthümliche Würze erhielt. Der Verkehr mit dem Hildburghausenschen Erbprinzen und den Prinzessinnen wurde für beide Töchter bedeutsam, namentlich wurde Charlotte mit allen Kinderschriften bekannt, welche der Erbprinz in einer kleinen Bibliothek gesammelt hatte.

Ihre leichte Erregbarkeit in dieser Zeit bekundete die Erschütterung, mit welcher sie die Nachricht von der Hinrichtung von Nelten Tost aufnahm, der, früher in ihrem älterlichen Hause verkehrend, den Kindern ein Böcklein eingefahren und einen Garten angelegt, und nun den alten Martin erschlagen hatte. Sie schrie heftig auf, und fiel besinnungslos nieder, und man dachte kaum, daß sie sich wieder erholen würde, so daß, wenn Ähnliches sich in dem Orte ereignete, Charlotte jedesmal entfernt wurde. „Einst ging Schiller," schreibt Frau v. Kalb, „durch die Waldung, wo, wie man sagte, der Mord geschehen war, einige Buchen durchkreuzen den Pfad; ich ging allein, sagte er, heftig bewegten sich die Äste; wie Klage und Ächzen war das Rauschen der Zweige umher. Bei der Rückkehr

nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: Hier lag Martin erschlagen.“ Auch Fr. v. Wolzogen erzählt von diesem Ahnungsvermögen des Dichters.

Ein Jahr später, im Herbst, wurde Charlotte mit ihrer Schwester zu dem Oheim v. Stein, dem Bruder der Mutter und des Deutschen Herrn, nach Nordheim geführt, damit ihnen die die Pocken eingeimpft würden. Man kam jedoch nicht dazu, das Vorhaben auszuführen, weil die trostlose Nachricht von dem Tode des Deutschen Herrn, der in Russischen Diensten durch eine feindliche Kugel vor Belgrad war getödtet worden, die Ausführung des Vorhabens aufs Ungewisse hinausschob.

Nach Meiningen zurückgekehrt, brachten die Geschwister v. Ostheim ihre Sonntage gern bei der ihnen verwandten Familie des Geh. R. von Wolzogen zu, der selbst, freilich durch Kränklichkeit gefesselt, an den Sprüchwörterspielen und improvisirten Comödien, die meist nach biblischen Erzählungen ersonnen waren, lebhaften und thätigen Antheil nahm, bis er denn nach kaum eines Jahres Verlauf starb und die Söhne auf die Karlsschule nach Stuttgart kamen.

Neben diesen freieren Beschäftigungen, welche die Freiheit und Elasticität der Seele bezeugten, liefen auch ernstere Thätigkeiten, welche mehr für den Lebensgebrauch vorbereiteten. Charlotten wurde ein Theil der Sorge für das Hauswesen und die Abnahme der Rechnungen übergeben und frühzeitig der Sinn für eine geregelte Wirthlichkeit erweckt, der durch das ganze Leben hindurch in ihr

lebendig blieb, nur daß bei der Heimathlosigkeit, die sie vor Allem tief empfindet, und bei dem raschen Wechsel ihres Aufenthalts, ihr die Möglichkeit weiser Berechnung verkümmert und oft ganz abgeschnitten wurde.

Auch Lehrer wurden berufen, sie und ihre beiden Schwestern in das Gebiet der Wissenschaften einzuführen. Und dies geschah mit einem solchen Ernste, daß selbst während einer längeren Abwesenheit der Frau v. Türk, bei welcher die Fräulein v. Ostheim eine heimische Stätte gefunden hatten, von dem Lehrer ein Tagebuch über die Leistungen der Schülerinnen geführt werden mußte. Rührend ist hier erzählt, wie Charlotte dem Lobe freiwillig entsagte, um ihrer jüngsten Schwester Wilhelmine unverdienten Tadel zu ersparen. Die rasche Entschiedenheit, mit welcher sie dem Lehrer seinen Mißgriff vorhielt, mögen weichherzige Gemüther zu kräftig finden. Die Lectüre des Cleveland, den sie in dieser Zeit in die Hand bekam, ergriff sie tief, Vitaubé's Biblische Geschichten erschienen ihr langweilig, dagegen was Racine von diesem Stoff behandelt, und die historischen Schriften von Voltaire hinterließen einen bleibenden Eindruck und namentlich merkte sie sich Manches an Sentenzen, deren Gedankentiefe sie mit hellem Verstande durchdrang. Mystische Bekehrungsgeschichten, welche der Lehrer ihr in die Hand gab, erschienen ihr so grausig und niederbeugend und nährten den Keim der Wehmuth und ernstsinnigen Verschlossenheit in ihr also, daß sie ihr wieder entzogen wurden, freilich nachdem sie manches schädliche Element in die zu gedankenhafter Verarbeitung des Gefühls immer thätige Seele geworfen hatten.

Dagegen ergriff sie mit regem und freudigem Sinne den Unterricht einer vergleichenden Religionsgeschichte und den religiösen Vorstellungen verschiedener Völker und Zeiten folgte sie mit der ganzen Stärke ihres Auffassungsvermögens; und die innere Wärme wurde durch Kirchenbesuch und das Anhören der Grabreden, welche ihr Lehrer gestorbenen Schülerinnen zu halten pflegte, zu ihrer eignen Erquickung genährt. Auch manche Zustände traten vor ihre Seele nicht ohne Eindrücke zu hinterlassen, weil entweder schon eine klarere Einsicht gewonnen war, sie zu durchschauen, oder der Reiz des Geheimnißvollen, der sie umgab, wenigstens zu Nachforschungen anleitete.

Das Wesen der Maçonnerie, welche die Mitte und das Ende des vorigen Jahrhunderts bewegte, und Begünstigung in dem allgemeinen Glauben an geheimnißvolle Einflüsse überirdischer Mächte suchte und fand, dagegen auch Verfolgungen durch die Anschuldigungen Solcher erlitt, die für den Entwicklungsgang der Geschichte kein Verständniß hatten, das Wesen der Maçonnerie trat Charlotten nahe. Sie sah Personen, die für das Logenwesen thätig waren, andere, die Verborgenheit und Schutz vor Verfolgungen suchten. Phantasie und Herz wurden durch solche Erscheinungen angeregt. Tempelherr von Hund, dessen auch die Memoiren der Markgräfin von Anspach erwähnen, ging nicht ohne nachhaltige Wirkung auch an ihr vorüber. Schön charakterisirt sie diesen Wohlthäter der Menschheit, dessen Einfluß auch Meiningen die Anlage von Schulen und Seminarien zu danken hat, wenn sie von seiner Liebe zur Tonkunst sagt: Musik war seine Erholung, ja sein Gebet.

Sie ſuchte ſpäter ſeine Leiche auf, und fand ſie von den Dienern verlaſſen, in der Ecke eines Saales auf einer zerbrochenen Thür liegen.

Die Zeit der Einſegnung war unter ſolchen Beſchäftigungen der Seele herangenahet. In ländlichem Aufenthalt in der Nähe von Meiningen ſollte ſie vor ſich gehen. Der Lehrer geleitete ſie dorthin in die Pflege des Predigers und während jener ſie zu einer freien geiſtigen Heimath leitete, belehrte ſie dieſer über die Pflichten des chriſtlichen Lebens. Ungeſellig und ſtörrig war Charlotte lange ſchon geſcholten worden, gerügt hatte man ihre Luſt zur Abſonderung, und wie ſie ſich gern von lauter Fröhlichkeit unjugendlich abſondere. „Dich betrübt nichts," wurde ihr ſogar vorgeworfen, ſicherlich weil nur „Wenige wiſſen, daß der Gedanke weder jauchzt noch klagt, daß nur erſt, wenn er übergeht in Empfindung und Geſinnung, er Trauer, Freude und Vorſatz wird." Was ſie aber ſtill und ernſt machte, war das Verlangen nach einem inneren Leben, die Sehnſucht, ſich ſelber Etwas ſein zu können; dies Myſterium brach in ihr hervor, ſie ſuchte mit inniger Sehnſucht den Schutz des Allmächtigen und heiligte ſich in ſtillem Ernſt, und wahrhaft innerlicher Erweckung und Belebung zu dem Genuß des Sacraments. Sie fühlte, daß Gott ihr nur durch ſeinen Sohn verſtändlich ſei, und was Unberufene an ihr gerügt hatten, von unſerem Standpunkt aus erkennen wir es nur als das Ringen einer großen Seele, an ſich die Wahrheit jenes Wortes darzuſtellen: So lebe ich denn, doch nun nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir.

Zweifel hat Fichte recht gehabt mit dieſer Erweiterung: er hat ſeine eigene und auch Schiller's frühere Ueberzeugung berichtigt, die beide die Religion, als expliciten Zuſtand und beſondere Form des Bewußtſeins, merkwürdiger, aber für die damalige Zeit gewiß ſehr bezeichnender Weiſe, völlig ignorirt hatten, der Eine in der Moral, der Andere in der Schönheit der Seele ſie abſorbirend.

Der weitere Streit beider Männer in den vorliegenden Briefen betrifft nun ihre Theorie der Triebe und das Eintheilungsprincip derſelben. Es genügt, beide vergleichend neben einander zu ſtellen, wie ſie Fichte in der Abhandlung „über Geiſt und Buchſtab," Schiller in ſeinen „Briefen über die äſthetiſche Erziehung" dargelegt hat.

Nach jenem iſt das Ich, der Geiſt, in der Wurzel Trieb; Trieb aber nur durch Einſchränkung; „ohne dieſe wäre er reine That." Aber eben weil das Ich zuerſt ſich eingeſchränkt, gebunden findet durch das unmittelbare „Gefühl" (Empfindung), als das urſprünglich Freie jedoch hinauszugehen vermag über jede ſolche Einzelheit und Unmittelbarkeit, kann es die Wahrheit des Vorgeſtellten in freier Erkenntniß anſtreben; und ſo entſteht der Erkenntnißtrieb, der Trieb der Forſchung, welchem nur an der Nachconſtruction des Wirklichen gelegen und der befriedigt

Nach ihrer Einsegnung geht Charlotte mit Frau von Türk, welche seit längerer Zeit bedenklich kränkelte, in das Oberland in ein Bad. Vom Badeleben wenig angeregt kehrte sie nach Meiningen zurück. Wieder trat ihr das Mauerthum nahe, sie sah den Herzog Ferdinand von Braunschweig und Prinz Karl von Hessen, „das geheimnißreiche Wesen," und in ihrem Gefolge zwei Männer, von denen der eine in geheimer Mission nach Italien gehen sollte, der andere, in Frankfurt a. M. Meister vom Stuhl, durch ernstedlen Sinn sich auszeichnete. Es ist derselbe, in dessen Familie Charlotte später mit ihrem Gemahl einen schönen Nachmittag auf ihrer Reise nach Manheim verlebte. Diese Erscheinungen hatten sie mit neuer Sehnsucht nach ernster Lectüre erfüllt. Stolbergs Fülle des Herzens ꝛc. kam ihr in die Hand, und wurde leidenschaftlich gelesen. Gegenwärtig war Charlotten gerade die Erinnerung an dieses Buch noch in spätem Alter, weil die graziöse Schelmerei ihrer Schwester Lorchen es witzig genug übersetzte in la farce du coeur et les élans du sentiment. Zu so ernster Lectüre mahnte auch die trübe Aussicht, ihre mütterliche Pflegerin durch den Tod zu verlieren. Die langen Leiden derselben linderte sie durch freundliche Schickung in die eigenwilligen Launen der Kranken und durch stilles und unermüdliches Ausharren am Krankenbett. Ein Dank wurde ihr dafür, des Charlotte mit inniger Genugthuung gedenkt. Es sind dies die vertraulichen Mittheilungen, welche die Sterbende über die Wünsche und Hoffnungen ihres nun verklingenden Lebens in das Herz der jugendlichen Pflegerin einsenkte. In ihren Armen verschied die

Leidende. Trost fand die Hinterbleibende nur in der Lectüre, in den Umschreibungen und im schriftlichen Wiedergeben des Gelesenen. Auch die Besuche ihres Bruders, welcher seine Ferien bei den Seinigen zubrachte, führten ihr neue Lust und neue Freuden zu. Zu einem schönen und stattlichen Jüngling herangewachsen, schildern den Freiherrn Marschalk von Ostheim die Zeitgenossen als vollendeten Cavalier, der, mit dem angebornen Adel der Erscheinung und einer feinen Empfindung für Ehre, die Meisterschaft in allen ritterlichen Künsten und eine unerschöpfliche Fülle jugendlichen Übermuthes, wie er aus dem Bewußtsein nie versagender Kraft strömt, zu schönem Ebenmaaß verband, der einen energischen Drang besaß nach geistigen Anregungen und ernsten für das praktische Leben nutzbaren Studien. Er schien das Haupt der Familie und jetzt schon wies Charlotte auf ihn und seine Entscheidung hin, als eine unglückliche Leidenschaft ihre Schwester Wilhelmine in Verhältnisse zu reißen drohete, die ohne eine gewaltsamere Lösung den Betheiligten ein Unheil geworden wären.

Vielfach eingeladen finden wir in den nächsten Monden und Jahren Charlotten mit ihren Geschwistern bei Befreundeten und Verwandten in der Umgegend und Nähe von Meiningen. Hildburghausen, Coburg und manche Landsitze edler Familien wurden zu ernsten und heiteren Festen besucht, bis denn 1779 etwa, oder 1780, Charlotte sich von ihren Schwestern trennte, um fast ein Jahr in der verwandten Familie der Frau v. Seckendorff und in Gesellschaft deren Tochter Mathilde zuzubringen. Ein inniges

Freundschaftsverhältniß knüpfte sich zwischen Beiden, während auch die Mutter mit liebevollster Gesinnung ihr zugethan war. „Ich muß damals," schreibt Charlotte, „einer lebhaften Erregung, die in Anderen Anschauung erweckt, fähig gewesen sein. Ältere Frauen besonders näherten sich mir mit Herzlichkeit." — Mit den Seckendorffs besuchte sie Kulmbach, und sah unter sinnigen Betrachtungen die Reliquien der Gräfin Orlamünde. Der folgende Aufenthalt in Baireuth wurde dann mit Erlangen vertauscht, wohin eine Einladung die Frau v. Seckendorff mit ihren Töchtern gerufen. Charlotte freute sich besonders dieser letzten Reise, sie durfte hoffen, den geliebten Bruder wiederzusehen, der auch durch seine Züge das Bild der theuren Mutter ihr lebendig wieder vorführte. In einem Lustort vor der Stadt, wo die Reisenden Halt gemacht, um durch erneute Kleidung die Verwandten in Erlangen zu ehren, sah sie den Fritz v. Ostheim wieder, der mit dem Enkel der Frau v. Seckendorff den Erwarteten entgegengeritten war. Neue Bekanntschaften, allerlei Conrea und Bälle führten Charlotten zu neuen Beobachtungen und Beschäftigungen. Die Ähnlichkeit, welche Hofrath Wendt mit dem Leß in seines Freundes Hermes Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" haben sollte, Anderes, was er über die Porträts in jenem Buche zu sagen wußte, veranlaßten die Lectüre des Romans, den Charlotte noch nicht kannte. Außer dem „Leben des guten Jünglings Engelhof" von Westenrieder hatte sie überhaupt noch keinen Roman gelesen; und entzückend war der Genuß, den die neue Lectüre verschaffte durch die Natürlichkeit der

Charakteristik, die Wunderbarkeit und dabei doch Einfachheit der Geschicke, in welche der Verfasser seine Personen zu führen versteht. Doch drohete die Freude in Erlangen ernstlicher gestört zu werden. Fritz v. Ostheim hatte sich umgeben mit einer Schaar junger Studirender, die sämmtlich durch Schärfe des Witzes, aber auch durch körperliche Gebrechen allerlei Art sich auszeichneten. Man nannte sie scherzweise Ostheims Leibgarde. Einer aus dieser Schaar wurde von einem außerhalb der Genossenschaft stehenden Studenten auf witzige aber hämische Weise mit Schlägen bedroht. v. Ostheim sah sich als den natürlichen Beschützer seines Freundes an. Vergebens suchte er seinen Gegner auf Straßen und Plätzen. Da fand er des Abends die Thür des Hauses, in dem jener wohnte, offen. Er eilte die Treppe hinauf. Die Thür des Wohnzimmers war verschlossen, er drang durch den Kamin und den umgestürzten Ofen in das Zimmer des Entsetzten, vollzog eine in seinen Augen gerechte Züchtigung und zog sich in selbstgewählter Verbannung vor der Verfolgung des Universitätspersonals nach Nürnberg zurück. Während dieser Handel ausgeglichen wurde, ging Charlotte mit den Seckendorff'schen Damen auf deren Landsitz, die Leinleite, um hier den Winter zuzubringen. Die Abgeschiedenheit von Menschen und Büchern bot wenig Erquickliches; Charlotte nähete und strickte nach besten Kräften und sah oftmals durch ein Fernglas in die weite Landschaft hinaus, ob sich nichts rege und keine fremde Erscheinung die Einförmigkeit unterbrechen wolle. Zu ergötzlicher Unterhaltung schritt man zur Abfassung des Leinleiter Wochenblattes und zur Stiftung ei-

nes sinnreich erdachten Leiterordens, dessen Großmeister der Kater des Schlosses wurde. Eine höchst komische Scene wurde herbeigeführt durch das unfreiwillige Geständniß, welches Mathilde von einer Neigung zu einem Manne machte, dessen Namen sie, wie sie denn eben noch in Gedanken mit ihm beschäftigt war, anstatt des Bedienten laut rief, so daß das ganze Haus durchsucht wurde, um dieser Person theilhaftig zu werden, von der man glaubte, sie habe sich eingeschlichen und sei dem Fräulein plötzlich erschienen. Gegen die Weihnachtszeit kam Fritz v. Ostheim mit dem Enkel der Frau v. Seckendorff in das Schloß. Ein fröhliches Weihnachtsfest lohnte für manche Langeweile; und schöne Stunden feierten Herz und Gemüth in der Umgebung geliebter Wesen und im Mitgenuß der Freude Anderer. Am 28. Dec. 1780 eilten die beiden jungen Männer nach Erlangen zurück und bald darauf ging Charlotte v. Ostheim mit den beiden Frauen nach Baireuth, wo sie bis Pfingsten noch zu verbleiben gedachten. Die geistigen Genüsse, welche sich Charlotte hier zu verschaffen wußte, waren die Lectüre von Richardsons Grandison und von seiner Clarissa. Letztere machte allerdings nicht den tiefen und rührenden Eindruck, wie etwa auf Gellert, der fast in Thränen verging, doch aber gesteht sie, daß auch sie erkannt habe, es sei Clarissa eine tiefsinnige Allegorie des weiblichen Seins. Auch an Musik erfreute sie sich hier, wie denn eine Stimme des Wohllauts in ihr lebte, nicht um im Wetteifer Beweise irgend einer Kunstfertigkeit nieder zu legen, sondern lediglich um in der Ausübung der Kunst eine dankbare Anerkennung der veredeln-

den und bildenden Kraft derſelben zu geben, deren Einwirkung auf ſeine Seele ſich nicht entziehen kann, wer würdige Muſik in rechter Weiſe betreibt.

Nach Pfingſten reiſte Charlotte über Coburg nach Meiningen zurück. Das Wiederſehen ihrer Geſchwiſter that ihr wohl; übrigens aber erſchien ihr Vieles fremd und öde geworden. Von den Befreundeten fehlte die Mehrzahl, die alte liebgewordene Wohnung war mit einer neuen vertauſcht und die Fülle jener geiſtigen Anregungen, in welcher Charlotte zuletzt noch gelebt, war jetzt wenigſtens hier auch kaum zu finden. Ihr dem Ernſten zugewendetes Gemüth ließ das Bedürfniß kirchlicher Erbauung recht lebhaft wieder in ihr werden. Und der würdige Geiſtliche J. G. Pfranger, der auch als Dichter jener Zeit genannt wurde, — er iſt der Verfaſſer des Mönches auf Libanon, in welchem er Nathan den Weiſen fortſetzt — war es, der immer von Neuem ihr die Glückſeligkeit des inneren Lebens zu erwecken verſtand. Sie freute ſich an ihm die Änderung nicht zu bemerken, welche ſie namentlich bei jüngeren Predigern im Vortrag wahrgenommen hatte. Seit einigen Jahren war nämlich die Charakteriſtik der Bibel von Niemeyer Muſter der Nachahmung geworden. Die aus derſelben hergeleitete Manier, ſowohl „auf der Kanzel als im Umgange Perſonen und Begebenheiten zu conſtruiren und die Sprüche zu paraphraſiren,“ ſchien ihr von dem beruhigenden Genuß des Bibelwortes abzulenken und deſſen lautere und erwärmende Wirkung zu hemmen. Sie ſah in ſolchem Verfahren eine Profanation, welche die Subjectivität der willkürlichen Deutung an die Stelle der un-

mittelbaren Wirkung des Bibelwortes drängen will. Sie ſuchte nach wie vor die erhabene Einfachheit deſſelben auf die Tiefe ihres Gemüthes wirken zu laſſen.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährten die Geſangſtunden, welche Charlotte v. Oſtheim in Gemeinſchaft der Prinzeſſin von Meiningen bei dem Italiener Galliazzi nahm, einer excentriſchen Perſönlichkeit, welcher der lyriſche Schwung ſo zur andern Natur geworden war, daß er ſelbſt auf nüchterne Fragen nur in erhöhtem Ausdrucke zu antworten wußte. Sein Unterricht, der wegen der Kürze ſeines Urlaubs in raſcher Folge hinter einander gegeben wurde, beſchränkte ſich anfänglich freilich auf Meſſen und Pſalmen; da er indeß in Metaſtaſios Opern ſehr zu Hauſe war, ſo drangen die Erinnerungen an dieſe bald hindurch, und der Concertgeſang wurde dann unter ſeiner Leitung an dramatiſchen Scenen geübt.

Unter ſolcher Beſchäftigung ging der Sommer 1781 dahin. In demſelben Jahre verließ Fritz v. Oſtheim die Univerſität Erlangen, um in Göttingen weitere Studien zu machen. Demüthige Kühnheit bezeichnete in Charlottens Augen ſein Erſcheinen, als er in Meiningen auf dem Wege nach ſeiner neuen Univerſität die Seinigen beſuchte, und auch in der Nähe der Reſidenz ſeinen mütterlichen Verwandten ſich wieder vorſtellte. Seine Gegenwart erweckte fröhliche Hoffnungen und eröffnete heitere Blicke in die Fernen. Sein liebenswürdiges, freies und doch von zartem Gefühl geordnetes Betragen ließ ihn die herzliche Neigung der Älteren und die zarte Mitempfindung der Jüngeren gewinnen. Man fühlte es auch ihm an, daß

er mit heiterer Lebensluſt ſich in dem Kreiſe der Seinen bewegte. Nur ein Aergerniß hatte er, und dies war, daß man ſich den Genuß der Gegenwart verbittern konnte durch den Gedanken an ſeine Abreiſe und durch ein vorweggenommenes Bedauern, ihn bald nicht mehr zu ſehen. Mit einer gewiſſen Herbigkeit wies er das oft ausgeſprochene Bedauern zurück, und verſprach bei ſeiner Abreiſe noch Stoff zu ſcherzhaften Erinnerungen zu hinterlaſſen. Und als eines Abends die Geſellſchaft bei der Tante verſammelt war, erſchien in ihrem Reiſewagen die erwartete Gouvernante. In der Dämmerung trat ſie in das Zimmer, ſprach viel von der Veranlaſſung zu ihrer verſpäteten Ankunft, von den Reiſeabenteuern, von éducation und conduite, und empfahl ſich für den Augenblick, um nach ihren Sachen zu ſehen, die ſie im Wagen gelaſſen. „Eine charmante Perſon," hieß es hinter ihr her, als ſie ſich zurückgezogen. Aber ſie kam nicht wieder, man vertheilte ſich, um zu forſchen wo ſie geblieben, der Wagen war wieder abgefahren; man hörte, daß die Gouvernante mit demſelben davon ſei und erkannte nun erſt, daß Fritz v. Oſtheim mit dieſem heiteren Stückchen ſich von den Seinen verabſchiedet hatte. Er ließ ein liebes Bild ſeiner Erſcheinung zurück. — Die Seinen ſahen ihn nicht wieder!

Der Winter 1781 zu 1782 führte Charlotten wieder nach Meiningen zurück, wo lebhaft bei Hofe an der Aufführung des Julius von Tarent gearbeitet wurde, an der ſie ſich indeß nur als Zuſchauerin betheiligte. Ihre Schweſter Wilhelmine verlobte ſich mit dem Grafen Wald-

ner und folgte ihm im Anfang des Jahres 1782 als Gattin auf seine Güter in den Elsaß. Ohnmächtig wurde sie in den Wagen gehoben und hinterließ die Ihren in tiefster Wehmuth über die Trennung und über den Abschied. — Auch sie hat Charlotte nicht wiedergesehen!

Mit dem Frühlinge kam Beruhigung; auch eine Verwandte, Frau v. Wolzogen, bezog Bauerbach und machte sich wieder heimisch in Franken. Durch sie wurde Charlotte mit Schillers Räubern bekannt. „Ich las das Trauerspiel wiederholt," schreibt sie, „doch Manches konnte ich nicht erfassen. Einzelnes mir von höchster Bedeutung. Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche subtile Wahrheit; so allein der Schonung würdig. Das in reiner Wesenheit Wahrgenommene erkennen, welches kein Widerspruch löst, denn es ist von und für den unendlichen Geist des Lebens. Welcher Inhalt in den Worten: „Du hassest ihn, Du hassest mich doch auch?" — Die Monologen, worin das Ideal des Guten wie des Lasters ausgesprochen ist. Eine Stelle hat mich besonders ergriffen: „Wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind, da würde ich die schweigende Öde mit meinen Phantasieen bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des Elends zu zergliedern. Werden wir so den Abend des Lebens beschließen — ist also das erkennende Bewußtsein?" — Weissagende Rede, Macht der Dichtung, du nährst dich aus der Quelle des tiefsten Leids!" Als Charlotte diesen Empfindungen, die noch in späterem Alter so rege in ihr waren, daß sie aus dem Gedächtnisse die Schiller'schen Worte citiren konnte, sich

hingab, ahnte sie nicht, wie nahe sie dem Dichter einst stehen sollte und daß sie berufen sei, auf seine Entwicklung zur Unsterblichkeit so bedeutsam einzuwirken! Aber ich irre mich nicht, wenn ich behaupte, daß gerade die Lectüre der Räuber ein Wesentliches dazu beitrug, daß sie sich mit erhöhterer Theilnahme später dem Dichter nahete, zumal da er auch selbst bei dem unheilvollen Gang ihres nächsten Geschickes, schon ehe er sie gesehen, herzliche Worte der Theilnahme für sie hatte.

Unheimlich kündete ihr der Herbst die Zukunft an. Die Erscheinung eines geisteskranken irren Geistlichen, der ihre Schwester Wilhelmine einst geliebt, kreuzte jetzt wiederholentlich die Pfade ihres Lebens. — Fritz verhieß für den Frühling 1783 seinen Besuch, um die Schwester in den Elsaß zur Gräfin Waldner zu führen. Lorchen, die gern um die Erfüllung von Hoffnungen und Plänen das Schicksal befragte, legte ihren Finger in ein aufgeschlagenes Buch. Die Stelle, welche der Zufall ihr unter den Zeigefinger legte, mahnte ernst: „Je mehr das Glück Dich anlächelt, je näher schwebt des Unglücks Flug über Deinem Haupt.“ — Unablässiger Sturm umdröhnte das Haus ihres Ohkims, in das man sie und die Schwester, ohne daß Beide den Grund erkennen konnten, gerufen hatte. Im sorgenden Gemüth die Vorzeichen erwägend, hörte sie von einer Kartenlegerin; freilich ohne an deren Kunst zu glauben, trat sie zu ihr, und sich scheuend, nach dem Geschick und nach dem Grunde einer ihr unerklärlichen Angst zu fragen, vernahm sie den dreimal wiederholten Ausspruch, daß eine Trauerpost in Aussicht stünde. —

iſt, wenn ſein Begriff zuſammentrifft mit dem Weſen des Wirklichen.

Den directen Gegenſatz dazu bildet der praktiſche Trieb: er will die reine Vorſtellung in die Wirklichkeit einführen, dieſe ſeinem Wunſche, ſeinem Vorſatze, dem ſchlechthin von ihm Geforderten gleich machen. — Aber endlich bleibt noch der Trieb übrig, welcher auf eine beſtimmte Vorſtellung ausgeht, rein um der Vorſtellung, keineswegs um der Erkenntniß des Dinges willen, ebenſo wenig um praktiſch die Wirklichkeit danach umzugeſtalten.

„Wir wollen ihn vorläufig ſo bezeichnen, wie man bisher einen Zweig bezeichnet hat, als den äſthetiſchen" — ſagt Fichte. Es iſt der reine Kunſttrieb des innern Bildens und Geſtaltens, der auch den ſpeculativen Kopf, namentlich den ſyſtematiſchen Denker bezeichnet, welcher ſchöpferiſch die ſpeculativen Ideen immer in neue Formen zu gießen vermag, und der eben den Philoſophen von „Geiſt" von dem bloßen Formelnkrämer und „Buchſtäbler" unterſcheidet: — und darin beſteht „der Unterſchied von Geiſt und Buchſtab in der Philoſophie."

Dieſe Eintheilung tadelt Schiller nun heftig und findet beſonders den Begriff des äſthetiſchen Triebes „ſchielend und unſicher," „einiges darin aber vortrefflich" (Zweiter Brief): er ſetzt ihr die eigene

Die Umgebung ſchien ihr wunderbar zerſtreut und beklommen. Endlich ſprach man, da man nicht länger ſchweigen konnte und durfte, von einer Krankheit des Bruders Fritz, dann von ſeiner Lebensgefahr, und in dieſer Nachricht erkannte die ahnende Seele die ſeines Todes! Auf ſeinem Sterbebette hatte ihn noch die Botſchaft von dem Tode Wilhelminens getroffen, die, nachdem ſie dem Gatten ein Kind geſchenkt, ihm vorangegangen war.

„Es giebt Zuſtände, in denen wir beharren ſollen, weil jede Zerſtreuung Untreue gegen uns ſelbſt iſt. Hat der Schmerz die äußerſte Gewalt geübt, ſo können wir nie mehr völlige Heiterkeit gewinnen, denn plötzlich iſt früheres Hoffen und Wünſchen uns entrückt.“

Fritz v. Oſtheim war das Opfer ſeines ritterlichen Sinnes geworden. Die Gunſt, welche die Gräfin H. auf dem Balle, den ſie auf ihrem ſchönen Landsberg gab, ihm erwies, hatte die Eiferſucht eines Engländers alſo erregt, daß er mit unzarter Veröffentlichung einer Correſpondenz drohete, welche Gräfin H. mit ihm geführt hatte. Herr v. Oſtheim, der zunächſt in dieſelbe Einſicht nehmen ſollte, zerriß, ohne es geleſen zu haben, das nicht an ihn gerichtete Billet, und warf im Beiſein des Engländers die kleinen Stücklein aus dem Fenſter. Ein mörderiſcher Kampf folgte, in welchem Friedrich Marſchalk von Oſtheim zum Tode verwundet wurde. Er war der letzte männliche Sproß ſeines Hauſes.

Auch den Tod der Schweſter hatte ſich Charlotte vorhergedeutet aus einem Traum. Sie hörte von einer zu ihr tretenden Geſtalt die Worte, welche, wie ſie nachmals

erfuhr, die letzten ihrer Schweſter geweſen. In der Geſtalt ſelbſt erkannte ſie ſpäter die zweite Gemahlin des Grafen Waldner.

Wie ſchwer trug Charlotte an dem doppelten Verluſt; und wie bei dem Tode der Ältern ſich ihr die Empfindung der Heimathloſigkeit mit all ihrem Weh auf das Herz legte, ſo fühlte ſie ſich jetzt der Stützen beraubt worden, mit denen gemeinſchaftlich ſie ſoviel Leid getragen. Aber ein unvergänglicher Troſt blieb ihr. Wie oft las, empfand ſie, ja erſchauete ſie, was im Evangelio des Johannes zu leſen iſt (11, 21—33.): „Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben;“ und wie erquickte ſie das Bewußtſein der Auferſtehung, die, weil ſie glaubte, tröſtend ihr aus des Erlöſers Worten entgegenklang. Die tiefe Religioſität der hohen Frau ſpricht ſich in keinem Momente ihres Lebens ſchöner, einfacher und großartiger aus, als hier bei der Erzählung vom Tode der Ihren, wo ſie im Greiſenalter, nachdem ſie längſt ſich hat verſagen müſſen, die Worte der heiligen Schrift mit eignen Augen zu leſen, aus dem tiefen Schacht ihrer Erinnerung die früh erprobten, beſeeligenden Worte des Evangeliums, ſich ſelber zu unvergänglichem Troſte zurückruft.

Auch Lorchen ward in dieſer Zeit in Verhältniſſe geführt, die ſie von Charlotten mögen ferner gehalten haben. Der Präſident v. Kalb, derſelbe, welcher als Kammerjunker Göthen nach Weimar geführt, und nach durchmeſſener Laufbahn im Juni 1782 den Weimar'ſchen Staatsdienſt quittirt hatte, ſah in der Verbindung mit einer begüterten Erbin neue Hoffnungen erblühen, ſich bedrängen-

den Verhältnissen glücklich entwinden zu können. Er warb um die Hand des Mädchens, das saß noch im Kindesalter stand, und der Oheim, Herr v. Stein, der auch wünschen mochte, daß Herr v. Kalb sich der Pflege der Ostheim'schen Allodialgüter annehmen möchte, verlobte sie. Die Vermählung folgte sehr rasch. Den Eindruck, welchen, freilich ein Jahr später 1784, Eleonore von Kalb macht, und den häuslichen Verkehr, in dem doch bis zur eigenen Vermählung auch Charlotte sich bewegte, schildert von Knebel in seinem Reisetagebuche, welches er an seine Schwester Henriette richtet. (Nachl. III. p. 360 ff. vom 2. Juli 1784.) Er nennt Eleonoren ein Lamm von Herzen und Unschuld. — „Ihr Charakter ist zu hold, zu bescheiden und furchtsam um hervorzutreten, in indolente Zartheit eingewickelt, und bedarf eines feinen Bewegungsmittels von außen, um zu süßer Fruchtbringung hervorgelockt zu werden." und vom 5. Jul. p. 365. „Reine kindliche Wahrheit und Gutes verlangen hab' ich nie auf einem Gesicht mehr ausgedrückt gefunden. Jeder Muskel spannt sich in lieblicher Rundung dazu und ist voll dieses Ausdrucks. Von allen Gestalten und Gesichtern an unserm Mittagstisch war es bei weitem das einzig edelste." Auch pag. 364 sagt Knebel, daß sich ihre Züge beim Vorlesen und der Aufmerksamkeit verschönerten.

Von Ritter, wie damals Schiller sich nannte, kamen Charlotten in dieser Zeit (1783) einige Zeilen zu Gesicht, in denen er sich ausließ über den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, da er sie in der Gesellschaft Lorchens bei Frau v. Wolzogen und deren Tochter von fern erblickte: „O sehe

ich ſie die Trauernden, — ein Trauerflor ſchmückt höher noch die Grazien. — Drei ſind es ja — und Eine noch — wie nenne ich ſie? — Pſyche! von ihnen ſo erſehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erſt geleſen, wie Pſyche, von den drei Grazien erflehet, nun fürder wandeln will in ihren Reihen." —

Die folgenden Tage und Monate vergingen unter ſtiller Trauer und ernſter Theilnahme mitempfindender Seelen, beides aber gewann keine belebten Farben und ſchloß die lichten Gedanken aus, ſo daß das Leben kalt und farblos vor ihr lag. Sie weilte zu Trabelsdorf, dann zu Dankenfeld, das von waldigen Höhen ringsumgeben in der tiefen Stille des Steigerwaldes lag. Nur nach Abend hin ſchaute ſie in die freiere Landſchaft hinaus; doch führte von der an das Schloß lehnenden Kapelle eine Allee von Lerchenbäumen auf die Höhe des Waldes. Den Pfad ſchritt Charlotte gern und weiter zu einer freieren Stelle im Walde, wo vor Zeiten unter den drei mächtigen Eichen die deutſchen Vorväter ihren Göttern geopfert. Nun trug die mittelſte das roh ausgeſchnitzte Bild der Genovefa und ihres Schmerzenreich; deren Sage in mancher Geſtalt noch im Munde des Volkes ging. Von dieſer Stelle aus blickte ſie gern in die weithin geöffneten Wieſen hinab, welche in der Ferne der Main begränzte. Hier fand ſie zuweilen die Benedictiner von Kloſter Ebrach, die ſich wohl bis zu dieſer Stelle ergingen, um ſich an dem friſchen Quell zu erlaben, der hier aus dem Felſen quoll. Auch beſuchte ſie die Mönche in dem Kloſter ſelbſt.

In dieſer Zeit kam nach dem Abſchluß des Friedens

von Verſailles, Ende September 1785, der Bruder des Präſidenten, Heinrich von Kalb, aus Amerika zurück, wohin er mit den Franzöſiſchen Truppen als Offizier des Regiments Deux ponts gezogen war. Mit Bedeutſamkeit ſprach er in den erſten Tagen von ſeinen Erlebniſſen. Seine Erſcheinung rief manche Gäſte in die ſtille Umgebung. Er galt als ein tüchtiger Offizier, und von ihm heißt es in Schillers Brief an Körner vom 18. Aug. 1787: „Herr v. Kalb kann nach dem Tode des Kurfürſten von der Pfalz der Zweite in der Armee und eine ſehr wichtige Perſon werden, ohne daß er ſeine franzöſiſchen Dienſte dabei aufzugeben hat, wo er in 8 bis 10 Jahren Brigadier ſein muß. Er iſt der Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerſt empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche ſich gewundert hat, daß er ſich nicht ſchon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht — aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Menſch bleiben durfte, der er iſt."

Präſident von Kalb rieth ſehr zu einer Verbindung ſeines Bruders mit Charlotten. Wie man in jenen Zeiten und Ständen das Ehebündniß nur wie eine Sicherung der Exiſtenz anzuſehen gewohnt war, ſo wurde auch dieſes geſchloſſen, gegenſeitig ohne Wunſch und ohne Neigung. Daß ſie die Verbindung ſchließen konnte, ohne durch irdiſchen Vortheil beſtimmt zu ſein, erſchien Charlotten als die Lichtſeite derſelben. In dem Saale zu Dankenfeld, wo einſt das Bild herabgefallen war, wurde vor dreien Zeugen am 24. October 1783 die Trauung vollzogen, und

nachdem noch die erſten Wochen der Ehe in der Heimath zugebracht waren, führte der Gemahl Charlotten zu längerem Aufenthalt nach Baireuth. Im Dezember langten ſie dort an; das Neujahr 1784 traf ſie noch hier, und wurde von Charlotten mit dem Ernſte begrüßt, der jeden ergreift, der ſich vor verwirrten Verhältniſſen weiß, und die Mittel ſucht, ſie zu allſeitiger Befriedigung zu entwirren. Charlotte kannte die Welt zu wenig, und ihr Gemahl, der in der Welt gereift war, mochte ſich vielleicht in ihr ſo fremden Anſchauungen bewegen, daß ſie ſich ſcheuen konnte, mit ihren Urtheilen hervorzutreten. Das ihr imponirende Gewicht ſeiner Superiorität in Lebenserfahrungen konnte ſie nicht aufmuntern; ſie mochte ſich ihm gegenüber gedrückt und unfrei fühlen, und ſo blieb ſie mehr und mehr auf ſich ſelbſt und ihre Bücher gewieſen, weil ihres Rathes und ihrer Theilnahme nicht begehrt wurde, und ſie ſich nicht zutraute, vermeintlicher gereifter Einſicht gegenüber ihre Anſicht zur Geltung bringen zu können. Sie beanſpruchte nur ihr Theil an der Führung der Wirthſchaft und las dann Franzöſiſche Memoiren, aus denen ſie mannichfache Unterhaltung und Belehrung ſchöpfte, und Humes Geſchichte von England.

In dieſe Zeit wendete ſich der Präſident von Kalb nach Wien, um dort die Entſcheidung über gewiſſe Geſuche ſelbſt zu betreiben, und Heinrich v. Kalb ging mit ſeiner Gemahlin nach Waltershauſen zurück. Der Urlaub, welchen er hatte, lief ſeinem Ende entgegen, und bevor er ſich in ſeine Garniſon begab, trachtete er danach, ſich dem Herzoge Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, dem

nachmaligen Könige von Baiern, zu empfehlen. Heinrich von Kalb wünſchte, daß Charlotte ihn in den Elſaß begleiten möchte.

Am 5. Mai reiſten beide von Waltershauſen, der fränkiſchen Heimath, bei Schneegeſtöber und eiſiger Kälte ab. Zunächſt führte ſie der Weg nach Würzburg, wo ſie ſchon lauere Lüfte und grüne Auen begrüßten. Die Erſtlings-Früchte des Jahres wurden ihnen bereits in Würzburg dargeboten; dann ging die Fahrt von hier durch den Speſſart nach Frankfurt. Einen für das Gemüth erquicklichen und das Herz öffnenden Nachmittag verlebte Charlotte hier im Garten eines würdigen Meiſters vom Stuhle, der im Geleit der oben genannten Prinzen, ſchon in Meiningen ihr und ihrem Geſchick die Theilnahme eines Freundes zugeſichert hatte. Den alten Freimuth vermißte der edle Mann in ihr. Sie wies auf ihre Heimathloſigkeit in Leben und Geſinnung, und klagte ſich an, ſich ſelber entfremdet zu ſein. Er tröſtete: die Heimath werde ſich wieder finden, und mahnte ſcheidend: Bleibe Dir ſelbſt getreu!

Hiemit möchte ich den erſten Theil der Memoiren Charlottens abſchließen. Die Jahre der unſelbſtſtändigen Wahl ſind mit ihren Freuden und Schmerzen, ſind mit den Geſchicken, für welche ein Menſchenleben auf dieſer Stufe kaum verantwortlich gemacht werden kann, vorübergezogen. Das Leben hat Charlotten, um ſie für das Leben zu reifen, in eine harte Schule genommen. Sie berechnet die Jahre ihres Daſeins nur nach Verluſten und zählt ihr Alter ab an den Wundenmalen ihres Herzens. Sie war berechtigt, mit fröhlichen Hoffnungen in das Leben zu

treten, in Wohlhabenheit und gediegenem Beſitze war ſie geboren. Treue Altern, ein Kreis wohlmeinender Verwandten umſtanden ihre Wiege. Aber der Gruß der Großmutter ſchon wies ſie aus dieſer Glücksfülle zurück. Sie band ihr Daſein an das Leben eines theuren Bruders. Der Vater ſtarb, die Mutter folgte ihm bald, und die Fremde, die ſie umgab, konnte bei dem beſten Willen ihr ſolche Verluſte nicht erſetzen. Kalt angehaucht von dem äußeren Leben, flüchtete ſie ſich in ſich ſelbſt zurück und fand in der Beſchäftigung mit ihrem Geiſte und ihrem Gemüth die Freuden des Lebens, die ihr von außen her ſpärlich zugemeſſen wurden. Ohne die Schonung und die vertrauenerweckende Zärtlichkeit zu finden, unter deren warmem Strahl der fröhliche Sinn ſich entfaltet, verſchloß ſie ſich je länger je mehr in ſich, zumal da auch der Bruder den Beſtimmungen ſeines männlichen Lebens nachging und von ihr getrennt wurde. Da galt ſie wohl für unmittheilſam, für unempfindlich und ſtörrig; aber ſchon ein ſolches Urtheil zeigt, wie wenig ſich ihre Umgebung Mühe gegeben haben mochte, die Tiefe ihrer Seele zu ergründen.

Mißverſtanden in ihren geheimſten Regungen, war ſie allerdings der Gefahr ausgeſetzt, das zu werden, wofür man ſie hielt, hätte ſie nicht in dem Glauben eine Stütze gefunden, die ihr, ſelbſt in den troſtloſeſten Zeiten, Kraft und Stärke zu tragen verlieh. Die Macht der bibliſchen Worte auf das Gemüth hatte ſie frühzeitig an ſich ſelber erfahren. Sie beſaß eine genaue Kenntniß derſelben, und ihre Denkwürdigkeiten ſind durchwoben mit bibliſchen Erinnerungen, die gerade in den Momenten, wo wir auf ſie hingewieſen

werden, eine unglaubliche Gewalt auf das Gemüth der Schreiberin gehabt haben mögen. Es sind schlagende Stellen, mit denen sie ihr niedergedrücktes Herz aufrichtet, wie sie nur derjenige kennt, der gewohnt ist, seinen Trost aus der Bibel zu schöpfen. Dabei aber war sie frei von aller Frömmelei, wenn man darunter den unnützlichen Gebrauch des Namens Gottes verstehet, oder auch die freiwillige Versagung von erlaubtem Genusse dieser Welt, für welche doch einmal der Mensch geboren ist. Nur ernster und bedeutungsvoller wurde für sie das Leben und ihr eigener Sinn geheiliget, in allem Geschehenden Gottes Fügung zu erkennen, die sich ihres Zweckes bewußt, den Menschen seiner Bestimmung entgegenführt. Doch weiset sie, eben weil sie Christin ist, den Fatalismus entschieden zurück, „aber den Determinismus, (welchem weder die Berechnung der Vernunft, noch der Affect der Neigung je entgehen kann), wird der Nachdenkende am Ende jeder Lebensbahn erkennen.“ — Auch dachte sie viel über Religion, weil sie die Grundfesten ihres Glaubens dadurch nie erschüttert fühlte. Ihr Denken ging von Gott aus und kehrte stets ebendahin wieder zurück. Und wenn sie sich zu Zeiten in die Einsamkeit des Klosterlebens hineindenken mochte, so dachte sie sich da den Ort der Erkenntniß — Feier — Andacht — Ergebung, und in einen solchen sich zurückziehen zu dürfen, mußte für eine Seele wie die ihre eine freundliche Aussicht sein. „Früh,“ sagt sie, „fragt' ich nach Gedanken, nach Erkennen, das zur Seeligkeit uns vorbereitet. Wenn ich so Köstliches sammelte, meinte ich, Andere hätten ähnliches Verlangen; doch die nächsten ver-

ſtanden nie, was ſolcher Werth, was dieſes Sehnen bedeute; ich wähnte, das Wohl der Geſellſchaft beſtände in gleichem Fortſchreiten, freundlichen Genüſſen und erhöhter Anſchauung."

Wohl mag es nun Manchem bei einem ſo religiöſen Gemüth, welches mit ſolcher Klarheit ſich ſeine Stelle im inneren Leben der Menſchheit anzuweiſen verſtehet, wunderbar erſcheinen, daß es die Ahnungen und Träume hütet, und noch nach dem Verlauf vieler Jahre genau bewahrt hat, welche Mahnungen dieſem oder jenem ſchweren Ereigniſſe vorangegangen ſind. Aber gerade ein ſolches Weſen, was ſo auf ſich ſelbſt und ſein Inneres verwieſen iſt, was eigentlich nur mit ſich ſelber lebt, iſt auf eine ganz andere Weiſe, als andere Menſchen, aufmerkſam auf die Stimmen und Stimmungen der Seele. Es horcht mit ernſterer Aufmerkſamkeit auf ihre Regungen und ſucht nach den feinen Beziehungen, welche die eine Äußerung derſelben mit der anderen verbinden und verknüpfen. Zu dieſer erhöhteren Theilnahme an der eigenen Seelenthätigkeit, durch welche die Seele nur noch reizbarer werden muß, kam nun bei Charlotten eben noch der feſte, unerſchütterliche Glaube, daß zufällig auf Erden nichts ſei, daß alſo auch den ſcheinbar zufälligen Dingen eine tiefere Bedeutung inne wohne. Nehmen wir hiezu noch die abgeſchloſſene und dem größeren menſchlichen Verkehr nicht zugängliche Heimath Charlottens, in welcher eben der Abgeſchiedenheit wegen die Eindrücke, welche eine Seele aufnimmt, viel weniger verwiſcht werden durch ein profanes Treiben der Welt und deshalb tiefer wurzeln und länger

Eintheilung entgegen, von (ſinnlichem) Stofftriebe, den er auch den Trieb nach Exiſtenz oder Empfindungstrieb nennt, und den (vernünftigen) Formtrieb. Beide aber drücken nur einſeitig unſer Weſen aus. Nur wer ſich (dies führen die Briefe über die äſthetiſche Erziehung umſtändlich aus), jenen Gegenſatz von Sinnlichkeit und Vernunft verſöhnend, zugleich als Materie und als Form, als ſinnlich und geiſtig erregt fühlt, hat eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und darin ein Vorbild desjenigen, wozu er durch Ausbildung zu werden vermag. Dies wird erreicht durch den Spieltrieb, welcher ebenſo ſinnlich als geiſtig, ebenſo phyſiſch als moraliſch iſt, und darin beſteht, in den Fluß der Erſcheinung, in die Veränderlichkeit der Dinge ſtets das Ewige und die Idealität hineinzuſchauen, den Gegenſatz zwiſchen „Sinnenglück“ und „Seelenfrieden,“ durch den der gewöhnliche Menſch zerriſſen iſt, in das ſelige Gefühl der innern Eintracht mit ſich ſelbſt aufzuheben. Nur in dieſem innern Spiele vermag der Menſch ganz Menſch zu werden, und aus dieſer Stimmung allein entſpringt im Sein die Schönheit der Seele, in der Darſtellung die Schönheit der Kunſt. *)

*) Dieſe abſolute Autonomie des äſthetiſchen Sinnes, die alle Anforderungen und Bedürfniſſe des Geiſtes erſetzen

nachklingen, so haben wir hierin einen Grund für die Erscheinung, daß den Träumen ein größeres Gewicht beigelegt werden konnte. Ja auch die an Verluste so frühzeitig gewöhnte und so oft getroffene Seele achtete ängstlich mit lebhafterer Erregtheit auf neue Anzeichen drohender Gefahr. Ich glaube, man könnte aus solchen Elementen sich sehr wohl die wunderbare Erscheinung deuten und erklären, daß bei einer so großen Klarheit des Verstandes und Religiosität der Gesinnung dennoch sich die Phantasie dem Grauen vor dem Einwirken der Naturgewalten hingeben konnte, zumal da ja der Glaube an deren Einfluß bei Charlotten nicht weiter gehet, als daß sie meint, es werde für die ernsten Stimmungen, in die wir durch Leid versetzt werden sollen, die Seele gleichsam erst vorbereitet und allmählig gewöhnt, sie zu tragen.

Die rein wissenschaftlichen Beschäftigungen Charlottens hatten etwas Unregelmäßiges und Turbulentes. Durch einen sicheren Takt indeß fand sie die ernste und wirklich fördernde Lectüre, den geistbildenden Stoff für sich heraus. Wir wissen, wie spät erst der Roman in ihre Hände kam, wie dagegen geschichtliche Werke von früh an ihren Lesestoff ausmachten. Bei dem raschen Wechsel der Lectüre und bei der unmethodischen Folge derselben konnte freilich Gründlichkeit im Wissen weniger gewonnen werden, aber die Freiheit der Selbstbestimmung und die Charakterbildung wurde vollkommen gewahrt und gesichert, weil Alles, was dem Charakter fremdartig war, mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde. Diese Beschäftigung vornehmlich mit historischen Schriften hatte Charlottens Geist ei-

genthümlich geschärft. Sie suchte und forschte nach dem inneren Zusammenhang der Erscheinungen und war bemüht, die letzten Gründe derselben auszufinden. Dadurch erhielten die Ereignisse eine tiefere Bedeutung für sie und einen sittlichen Gehalt. Sie lernte auch hier das Zufällige von dem Wesentlichen unterscheiden. Diese Methode, Zustände zu beurtheilen, übertrug sie auch auf Personen, welche ihr im Leben nahe traten, und nach Göthes Urtheil wurde sie gerade dadurch befähigt, für Freunde Freund zu sein. Er sagte ihr einst: „Sie sind der Freundschaft fähig, weil Sie persönliche Beziehungen, die Andere nur suchen, zu meiden verstehen.“ Sie drang überall auf das Wesen und achtete den Schein als Schein. Denkt man nun, daß über diese ganze geistige Erscheinung der Glanz kindlicher Bescheidenheit ausgegossen war, daß sie mit einer gewissen Schüchternheit, „mit klösterlichem Zagen“ in die Welt trat, so fühlen wir mit, was ein greiser Freund, der Lehrer ihres Lehrers Pfranger, ihr zum Gruß schrieb, als er ihr ein Schächtelchen übersandte, in welchem im Moos ein Veilchen lag:

Das arme Veilchen, sieh', o sieh',
Da lebt's im todten Moos.
Kamst, armes Veilchen, kamst zu früh
Aus Deiner Mutter Schooß.
So, Freundin, trittst Du allzufrüh
In unsre Tage ein,
Wo Deinesgleichen Blüthen sind,
Nur Blume Du allein!

Und wahrlich, sie griff in ihrer ganzen Art und Weise zu sein, über ihre Zeit hinaus, darum ward sie von den Men-

ſchen, wie ſie gewöhnlich zu ſein pflegen, kaum verſtanden, und nur die größten Geiſter waren im Stande, ihren ganzen Goldgehalt zu wägen und den Reichthum ihrer Seele ganz zu würdigen. Dieſer Ruhm aber und dieſes Glück, mit wie vielen Thränen iſt es erkauft! Schmerz iſt der Lehrer der Weisheit, und weiſe ſein heißt das Weh einer Vergangenheit mit ſich tragen. Und welche Vergangenheit hatte Charlotte mit ſich zu tragen! Den Ältern folgte der hochverehrte Oheim, dem — der geliebte Bruder, die theure Schweſter. Sie begrub Alles, was ſie lieb gehabt hatte, und das Gefühl der Heimathloſigkeit, das ſich ihrer bald nach dem Tode der Ältern bemächtigte, das Bewußtſein, fremd zu ſein und zu bleiben in einem Kreiſe, der ſie nicht verſtand, erfüllte ſie mit unnennbarem Weh! Darum ſagt ſie denn auch in den Aphorismen von 1815: „Hätt' ich einen heimathlichen Winkel finden können, ſo wären meine Stunden wohl früher erhellt geweſen, aber ich ſollte noch mehr Druck und Trübe erfahren, und zu meiner Erkenntniß gehört Entlaubung — Sturm — Froſt — Erſtarren.“ Sowohl aus dieſem Gefühl heraus, als auch aus dem Bedürfniß ihres Geiſtes möchte ich es erklären, wenn wir in den folgenden Blättern ſehen, wie ſie ringt, ſich die Welt nach ihrem Bedürfniß zu geſtalten, wenn ſie ſich den unvergänglichen Größen unſeres Vaterlandes anſchließt, ja feſtklammernd ſie ergreift, ſich der Seele derſelben, weil ſie ſich ihnen ebenbürtig fühlte, einprägt, um ihres Daſeins eine ihrer würdige Spur zu hinterlaſſen, und ſich dereinſt ſagen zu können: Ich habe nicht umſonſt gelebt.

Mir iſt aus dieſen jungen Jahren ihres Lebens ein

Bild zu Geſicht gekommen, in der Kleider- und Haartracht, wie ſie der Zeit angehörte, dargeſtellt. Die Züge des Antlitzes ſind, wenn auch nicht gerade ſchön, doch, namentlich um den Mund, lieblich. Die weitgeöffneten dunkeln Augen unter der großen Stirn beherrſchen eigentlich das ganze Geſicht, über welches dadurch eben eine ſo durchſichtige Klarheit gegoſſen iſt, daß es mir beim Anſchauen des Bildes erging, wie bei dem Blick in eine recht roſig glühende Abendröthe. Da fühlen die Augen des Beſchauers von ſelber den Drang, ſich ſo weit wie möglich zu öffnen, um all die milde Lichtfülle, welche über die Landſchaft ausgegoſſen iſt, aufzuſaugen. — Die Haltung, in welcher ſich die Geſtalt darſtellt, iſt vornehm aber nicht durch Majeſtät niederdrückend. Eine edle Beſcheidenheit war über die ganze Erſcheinung hingebreitet, die indeß den Ausdruck ererbten und angebornen Adels zur vollen Geltung kommen ließ. — Ein anderes Bild ſoll heute noch in Waltershauſen ſich befinden. Es ſoll ein großes, in die Wand eingelaſſenes ſein, welches Charlotten am Klavier darſtellt. Daſſelbe iſt, wenn noch vorhanden, mit dem Gute ſelbſt in das Eigenthum des heutigen Beſitzers Dr. Sartorius übergegangen.

Inzwiſchen hatte Schiller in Bauerbach eine ſichere Stätte gewonnen, wohin er ſich aus den beengenden Verhältniſſen geflüchtet hatte, in die er durch die Unſicherheit ſeiner Flüchtlingslage zu Mannheim und durch die Rückſichten gekommen war, welche Herr von Dalberg als Intendant der Mannheimer Bühne nehmen zu müſſen glaubte.

Die Lectüre der Geſchichte des Don Carlos von St. Réal gab dem Dichter einen neuen Stoff, den er für eine dereinſtige dramatiſche Behandlung zu bewältigen und zu geſtalten ſuchte. Den Reſt des Jahres 1782 und die erſte Hälfte des Jahres 1783 brachte er in dieſer waldigen Einſamkeit der Rhönberge zu, gaſtlich aufgenommen von der Familie von Wolzogen, deren Söhnen er auf der Karlsakademie zu Stuttgart nahe getreten war. Im Juli 1783 indeß machte ſich Schiller wieder auf den Weg nach Manheim. Dorthin riefen ihn ſeine alten Freunde, die ſeinen geheimnißvollen Aufenthalt aufgefunden, dorthin lud ihn die heitere Ausſicht, nun auch ſeinen Fiesko auf die Manheimer Bühne bringen zu können, nachdem Herr v. Dalberg Möglichkeit und Bereitwilligkeit brieflich eröffnet, dahin zog ihn wohl auch der innere Drang, ſich wieder mit der Welt zu verſtändigen und neue und größere Anregungen, als die Einſamkeit ihm bot, in ſich aufzunehmen, ſo wie Zuſtände und Charaktere auf ſich wirken zu laſſen. Vom 28. Juli 1783 iſt der erſte Brief an Frau v. Wolzogen aus Manheim datirt, und aus dieſem, wie aus den folgenden ſehen wir, wie der Dichter nicht nur das friſche Leben an ſich vorüberziehen läßt, ſondern ſich gern in den Strom deſſelben hineintaucht, um aus all dem Getriebe des ſtädtiſchen Lebens und Verkehrs für ſich den ſicheren Schatz, ein ſchöneres Eigenthum davonzutragen.

Sein Verkehr mit Dalberg, mit Schwan, ſeine Beſuche, die er bei Frau v. Laroche in Speier machte, andere, die er entgegennahm, erhielten ihn in einem dauernden Verkehr mit den geiſtigen Intereſſen ſeiner Zeit. Über-

dem wurde im Januar 1784 sein Fiesko aufgeführt und eine auf Jahresfrist eingegangene Verpflichtung verband ihn mit Manheim und mit der dortigen Bühne. In diese Zeit fällt die Stiftung eines innigen Freundschaftsbündnisses mit Frau v. Kalb. Beide trafen im Juni oder schon im Mai 1784 einander, wenn Charlotte v. Kalb in eigentlicher Bedeutung spricht, da sie von einer Fahrt, die sie nach dem nahen Waldheim gemacht, sagt, daß dieselbe von dem Maientag begünstigt gewesen. Schiller schreibt unter dem 7. Juli an Frau v. Wolzogen: „Vor einem Monat waren Herr und Frau v. Kalb hier und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite, und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Manheim zu zeigen. Jetzt sind sie wieder in Landau — haben aber versprochen, öftere Besuche hier abzulegen.“ Über das Begegnen selbst und über den ersten Aufenthalt äußert sich Charlotte v. Kalb in ihrem Manuscript: „Des andern Tages reisten wir über Darmstadt, und kamen spät nach Manheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. — Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den

Hut und sprach: „Ich muß eilend in das Schauspielhaus.“ — Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht ja nicht den Namen „Kalb“ auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.“

„Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; allein jene heitre Gelassenheit des Gemüths — möchte sie immer möglich sein!“ —

„Am folgenden Tage sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet. Was klar der Geist ersonnen, ist Lust dem Aug', ergreift entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl — auch ich vermag! Belebt durch solche Genüsse verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunst!“

„Dann besuchten wir die Jesuitenkirche, die nur allzu bunt, wie man denn auch die zahlreichen Bilder daselbst das bunte Evangelium nennt! Hier wurde uns bekannt, daß diese Kirche durch den Zoll der Rheinbrücke, welchen die Jesuiten zwanzig Jahre lang erheben durften, erbaut worden sei. Früher als bei der Abreise, wollten wir über diese Rheinbrücke nach dem nahen Waldheim, der schöne

Hain, der mir geeigneter, gefälliger war, als der prächtige Park Schwetzingen.“

„Begünſtigt von dem Maientag, noch mehr durch die milde Freiheit der Seele, wähnend, Schöpfer des Lebens zu ſein, ſo verborgene Quellen ahndend; daß einſt Denken und Wollen lieblicher, als jetzt der Begeiſterung Trauer. Das Wohl des Daſeins wähnt, die Kraft, die unter ſo Viele vertheilt, ſei ihr Eigenſtes, es ruft die Liebe zu dem All, in noch nicht getrennter Fülle der Begeiſterung, und blühend erſprießt das Wort, welches die Flamme der Jugend dahin ſäet. Wer da kennt die Beſeeligung des Worts, der hat empfunden die Offenbarung des Geiſtes. — Erſt ſpät ergötzen uns der Lyra Fabeln, das Herz verſteht nur Worte die ihm verliehen.“

„Den letzten Abend im Schauſpielhaus. Ein Drama ward aufgeführt, zur Förderung der Tugend, durch Darſtellung des Laſters. — So hat dieſe Kunſt das Predigt-Amt vom heiligen Antonius erfaßt; die da nicht zu weinen vermögen, die Unverbeſſerlichen, erdulden wenigſtens in dieſem Tempel die Gefahren der Langenweile. — Die franzöſiſchen Bühnenſtücklein, obgleich witziger, dienen doch auch ſolcher Schmach, und weben eitle Tücke in manches deutſche Köpfchen.“

„Den Abend waren wir mit Iffland, der dem Herrn von Kalb bekannt war, ſuchten nach Redensarten, — wie leicht begegnet uns da die erniedrigende Affectation.“

Von zweien Seiten unabhängige Zeugniſſe des gegenſeitigen Eindruckes! Große Seelen rüſtet die Natur ſtets mit einer feineren Fühlung für die ſie umgebende Welt aus,

vermöge deren sie leichter im Stande sind, das Große und Bedeutsame aus der Hülle des Zufälligen herauszufinden. So nur kommt es, daß das Große sofort das Große erkennt; Beide finden sich, ohne sich zu suchen. Und wer wollte leugnen, daß gerade hier das erste Begegnen über das fernere Schicksal der hohen Frau und des Dichters entschied, welche nach kurzem Gespräch einander so ergriffen hatten, um für das Leben — so lange das Schicksal wollte, daß sie einander etwas sein konnten — von einander nicht zu lassen. Solche Geistesbündnisse schließt kein Zufall, sie sind die Erfolge, zu denen der Instinkt den Genius führt, sie sind die nothwendigen Ergänzungen Eines durch das Andere.

Charlotte von Kalb wendete sich mit ihrem Gemahl nach Landau, in welche Festung er zu einem der dort garnisonirenden Regimenter commandirt war. Die Eindrücke der vergangenen Tage, welche für sie selbst Offenbarungen gewesen waren, faßt sie zusammen mit den Worten: „Welch ein Tag! — o Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht — o Dunkelheit! — bist du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen, vermag sie nicht! — Das Leben erblühte — heut' ein Erstorbenes." Doch erfaßt sie auch in Landau das Leben von seiner innerlichsten Seite. Sehr viele der Offiziere, mit denen sie verkehrte, waren in Amerika gewesen; die neuen Ansichten, welche diese aus der neuen Welt mit zurückgebracht, wirkten,

wenn auch noch unverſtanden, vielleicht eben deßhalb wie eine niederdrückende Schwüle, die dem heftigen Ausbruch des Ungewitters vorhergeht, lähmend und beängſtigend auf das Gemüth. Frau von Kalb eilte gern aus den engen Straßen und Wällen, um fern von der Stadt und den beſuchteren Umgebungen in der ländlichen Stille, im Verkehr mit der Natur zu dem Verſtändniß der Sprache ihres eigenen Herzens zurückgeführt zu werden. Mit freundlichem Auge folgte ſie der leichten Bewegung ſchlanker Geſtalten in ländlicher Thätigkeit. Die milde Natur bildet den Menſchen zu ihrem Schmuck, wenn heiterer Fleiß mit Ruhe abwechſeln darf in ihrem Dienſt. Auf dieſem Spaziergange machte ſie die Bekanntſchaft der ſchmerzverſtörten Joſephine, deren Geſchichte ſie ſo rührend zu erzählen weiß, weil ſie ſelbſt in ihrem Herzen den Schlüſſel zu einem Verſtändniß und zu einer richtigen Würdigung ſolcher Liebe beſitzt. Tiefere Eindrücke boten ihr eines Offiziers Erzählungen von den Mönchen in La Trappe bei Breſt, und der Verkehr mit dem Oheim und ſeine zwei Neffen aus der Provence. Wenige Züge reichen ihr hin, die inneren Beziehungen zu fixiren, in welche ſie mit dieſen Perſonen ihres Umganges trat, und ſelbſt in der geringen Zahl ſolcher, ich möchte faſt ſagen, anekdotenartig hingeworfenen Berichte ſpricht ſich der Sinn für ein Edleres und Höheres aus, als ihr eigentlich die nächſte Umgebung und das Garniſonleben zu bieten im Stande war. Sie beſaß jene wunderſame Kraft geiſtiger Naturen, ſich den Menſchen und den Verhältniſſen alſo gegenüberzuſtellen, daß ſie das geiſtige Licht, welches ſie ſelbſt aus denſelben erſt hervorlockte,

Wir fragen hier nicht, ob dieſe Theorie der Triebe befriedigen könne, ebenſo wenig, ob ſie auch nur zu einem pſychologiſchen Principe der Aeſthetik genüge: wir conſtatiren bloß das Factum, daß beide Denker in ihren Abhandlungen von ganz verſchiedenen Materien handelten, daß daher der von dem Einen erhobene Streit eigentlich objectlos war, während ſie in ihren letzten Abſichten und Reſultaten ſich durchaus hätten verſtändigen können oder müſſen. Dennoch iſt es höchſt intereſſant zu ſehen, wie eigenthümlich und ihrer Individualität getreu beide kraftvolle Geiſter gegen einander ſich behaupten, und eben darum unbeſiegbar und unüberzeugbar ſind Einer durch den Andern. Völlig ſeines Genius werth, ja erhaben erſcheint uns jedoch die Weiſe, mit der Schiller im vierten Briefe ſeine tiefe Geringſchätzung gegen die damalige Bildung und die Geſetze ausſpricht, welche dieſe ihm auferlegen wolle, und mit welcher Geiſteshoheit er ſich gelobt, immer nur dem inneren Zwange der Wahrheit zu folgen.

ſoll, — ein Grundzug des damaligen Bildungsſtandpunktes von Goethe und Schiller — wird auch in Bezug auf Speculation und alle transſcendentalen Fragen des Menſchen ſehr entſchieden von Schiller ausgeſprochen im Briefwechſel mit Goethe, Bd. II. S. 231—234. Es iſt dies eine neue erweiternde Wendung von dem, was ſeine Lehrgedichte, die „Künſtler," das „Ideal und das Lekka" u. a. enthalten.

auch voll und ungetrübt auffing. Darum erscheinen auch die Personen, mit denen sie verkehrt, bedeutsam, weil sie es versteht, jede sich in ihrer eigensten Natur entwickeln und darstellen zu lassen. Dann aber ist ja wohl jeder Mensch ganz und ist bedeutsam, wenn er allen schiefen und künstlichen Beziehungen entrückt, sich und sein Eigenthum frei und ungekünstelt geben darf.

Weil es indeß dazumal nicht Sitte war, daß ein Offizier mit seiner Frau in der Garnison wohnte, denn man hielt in Frankreich den wechselnden Aufenthalt für Frauen unziemend und befremdend, so führte Herr von Kalb seine Gattin nach Manheim zurück, und schien nicht übel Lust zu haben, später sich in der Pfalz ansässig zu machen. Ende Juli 1784 fand diese Übersiedelung von Charlotte von Kalb nach Manheim Statt. Bei einer Aufführung des König Lear traf sie in der Loge wieder mit Schiller zusammen, welcher auch nach der baldigen Heimkehr Heinrichs von Kalb in seine Garnison, ein treuer Freund der Einsamen blieb. Sie sah in den nächsten Monden dem Mutterstande entgegen, und wie sie denn nur von Dienenden umgeben war, die weder Sinn noch Gemüth für sie haben konnten, so gab sie sich allein mit geweihetem Sinne und heiterer Stille des Gemüthes den schönen Hoffnungen hin, mit welchen sie in eine duftige Ferne und Freude verheißende Zukunft hineingriff. „Könnte man in diesem Leben Auferstehung fühlen," schreibt sie, „dann wäre es in der Stunde, wo das Auge der Mutter den Erstgebornen segnet." Beinahe aber hätte sie die Freude, einen Erstgebornen lieben zu dürfen, nur kurze Zeit genießen können.

Ein plötzlicher Schreck, welcher ihr in der Nacht des zweiten Tages nach der Geburt des Kindes von einer Trunkenen oder Verrückten, die sich bis an ihr Lager drängte, bereitet wurde, brachte sie an den Rand des Grabes. Sprachlos fand man sie am anderen Tage, bis allmählige Besserung langsam die Zunge wieder löste. Später erfuhr erst Frau v. Kalb, daß Schiller den Hülfe bringenden Arzt herbeigeholt. Nachdem sie genesen, begegnete Heinrich v. Kalb dem Dichter, der sich lebhaft darüber beklagte und es unverzeihlich fand, daß man ihn von der Besserung der leidenden Frau nicht unterrichtet habe. Heinrich v. Kalb bat ihn mitzukommen. „Erkennen Sie selbst," sagte er, indem er ihn der Gattin zuführte, „nun ist Alles wieder gut — die jugendliche Natur hat überwunden." Erfreut durch dieses unverhoffte Wohl schien er tief bewegt, und Charlotte vernahm nach so lang entbehrter Mittheilung gern trauliche Rede, und ein mildes Licht ergoß sich in ihr Gemüth, welches sie so warm und dankerfüllt aufnahm, daß sie von den Eindrücken dieses Wiedersehens mit sinnigem Worte noch im Greisenalter zu sagen wußte.

Zuweilen versammelte Herr v. Kalb die Genossen seiner Gefahren in Amerika zu heiterem Mahle; auch Friedrich Schiller wurde hiezu geladen, und mancher geistig belebten Stunde entsann sich Charlotte gern. Vornehmlich lebhaft stand in ihr die Erinnerung an einen Mittag, wo Jeder der Gäste ein Ereigniß seines Lebens mittheilte. Von dem Charakter des Mahles und von den Gesprächen, die dort gepflogen wurden, glaube ich den

freilich wohl poetisch gehaltenen Bericht zu entdecken in einem kleinen abgesondert gegebenen Aufsatze, „Das Mahl“ überschrieben, welcher sich hinter den eigentlichen Memoiren der Frau von Kalb findet. Die Erzählung ist nicht der Art, daß man sie wörtlich als wirklich zu nehmen habe, sondern wie bei Göthe giebt sie die Wahrheit im Kunstgewande der Dichtung. Mit mannichfachen Zwischenreden sowohl innerhalb der Erzählungen selbst, als nach ihrem Schlusse, bewegen sich dieselben bis zu Ende. Ich halte es nicht für ungeeignet, wo es eben darauf ankommt, auf die geistigen Beziehungen Charlottens hinzuweisen, wenigstens im Auszuge den Gang der Unterhaltung mitzutheilen. „Nach Monaten kehrte der Major wieder,“ so beginnt sie, „sogleich zeigte er uns seine Anwesenheit an und am folgenden Tage besuchte er uns. — Nachdem er Manches von Bekannten und Unbekannten erzählt, sagte er: Nur kurze Zeit kann ich diesmal hier verweilen; lassen Sie uns in diesen Tagen gute Stunden erleben. Frau Charlotte wird ein Mahl bereiten lassen, und auch mir erlauben, einige Gaben darzubringen. Die gastliche Feier ward bestimmt.“

Als Gäste nennt die Verfasserin vier Personen, Heinrich (v. Kalb), Friedrich (Schiller), William (ein Kriegescamerad Heinrichs) und Charlotte. Sie versammelten sich in einem rothausgeschlagenen Zimmer; im Kamin loderte die gastliche Flamme. Wir lesen die Speisen angedeutet, welche genossen, die edlen Weine, die getrunken wurden; auch fehlte der perlende Champagner nicht. Da ging von William der Wunsch aus, ein Jeder möge

ein erdichtetes oder erfahrenes Liebesabenteuer mittheilen. Heinrich ſtimmte ein; nur keine Klage verlangte er zu hören, die ſich mit zarten Thränen ſchmückt. William dagegen wollte dieſe geſtattet wiſſen, dagegen ſolle man nichts von Ehecontracten ſagen, denn da könne er nicht mitreden. Und Heinrich begann von einem Offizier zu erzählen, mit welchem er gemeinſam die freie Zeit des Urlaubs genoſſen. Als dieſelbe verſtrichen, und beide ſich zu ihrem Regimente zurückbegeben wollten, geſtand er dem Erzähler, wie er ſich von einer Schauſpielerin Melinda nicht trennen könne, und wie er unter dem Vorgeben einer Krankheit um längeren Urlaub bitten würde. Heinrich, durch nichts gefeſſelt, reiſte zum Regiment, um dort ſeines Freundes Wünſche zu befürworten. Aber ſchon in Fr. ereilte ihn jener, und erzählte, wie er an dem Abende nach der Trennung bei Melinda zugebracht und von ihr aufgefordert worden ſei, ſie morgen als Emilia Galotti zu ſehen. Er war dem Verlangen nachgekommen. Sie ſpielte für das Publikum hinreißend. Ihm ſelbſt aber erſchien ſie in ſo fremdem Ausdruck, die Darſtellung ihrer Liebe, wie ſie ſolche gab, ſo ganz anders, als er ſie noch am Abend zuvor in ihrem Zimmer ſelbſt erfahren, keine Ähnlichkeit fand er in ihr zwiſchen Geſtern und Heut. „Mein guter Appiani könnte mich für eitel halten,“ ſchien eine ſo verletzende Wendung für ihn zu enthalten, daß er ſich der Beifall jauchzenden Menge durch die Flucht entzog und betäubt auf ſein Zimmer gelangte. Wenige Zeilen Melinda's luden ihn noch denſelben Abend zum Beſuch, um den Beifall ihres Spieles auch in ſeinen Augen zu leſen. Der Offizier

ſchrieb wenige Worte unter jenes Billet: Ein fremdes Weſen erſcheint Du mir heut. Dein Bild iſt meiner Phantaſie entwichen — die Schatten kann ich nicht erfaſſen, nicht verſöhnen. Melinda — Emilia! ich liebe Euch Beide. —

Williams Späherange hatte wohl entdeckt, daß Heinrich nicht Erfundenes, ſondern Empfundenes erzählte. An Friedrich wendete er ſich: Selbſtbekenntniſſe erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von dem Soldaten zu ſagen pflegt: „In jedem Städtchen ein ander Mädchen," — ſo auch von dem Dichter: Zu jedem Gedicht eine andre Laura.

In vino veritas, begann der Dichter und erzählte von Frau v. Wolzogen und ihrer Tochter, die, an der Werra zu Haus, nach Stuttgart kamen, dort Söhne und Brüder, die auf der Carlſchule weilten, zu beſuchen. Der Dichter fand Zutritt bei ihr, und ebenſo auch ein andrer Akademiker, den er Winkler nennt. Schlanker Geſtalt, dunkel umlockten Hauptes, mit bedeutſamem Naturell, nahte dieſer der blonden Dorothea, die von ſeiner Erſcheinung betroffen nicht ohne Erregung und Erröthen ihres Herzens geheimſte Empfindungen ſelbſt verrieth. Die Frauen reiſeten ab, und als Dorothea Thränen beim Scheiden vergoß, irrte der Dichter, wenn er wähnte, auch ihm gälten ihre Thränen. Das ſehnliche Verlangen des Dichters, ſeine Räuber in Mannheim zu ſehen, verwickelte ihn in Drang und Widerwärtigkeiten, aus denen er ſich unter dem Namen Fr. Ritter in die Einſamkeit der Rhönberge in den Schutz der edlen Mutter v. Wolzogen flüchtete. An den Ufern der

Werra, im moſigen Grunde, auf den Hügeln umher wurde dem Dichter das Herz weit; und ſein Streben und Sehnen, die Hoffnungen, welche ſeine Bruſt keimen ließ, theilte er der Mutter mit und geſtand ihr, daß er ſie an den Beſitz Dora's knüpfte. Die Mutter gab ihm das Tagebuch ihrer Tochter zur Einſicht und er fand in demſelben das Geſtändniß einer Neigung für Winkler, der, ohne Empfindung für den Eindruck, den er hervorgerufen, mit leichter Begrüßung und gewandter Eile im ſpäteren Leben an ihr vorübergegangen ſei. — Aber noch liebenswerther erſchien dem Dichter nach dieſem Bekenntniß, welches er geleſen, Dorothea; und als er dem Rufe als Theaterdichter nach Manheim folgte, ſchied er mit dem Wunſche: hier einſt ſeine Heimath zu finden.

Auch an dieſe Erzählung ſchloſſen ſich Zwiſchenreden, und Charlotte, der das dritte Loos gefallen, begann angeblich nach einem Manuſcript, welches ſie unter dem Nachlaß einer Verwandten entdeckt, von einem Weſen zu erzählen, das nicht in verengter Sphäre, ſondern in freiſinnigem Streben Freud' und Trauer gefunden.

Sophie galt als die Tochter der Frau v. Wilknitz und lebte mit derſelben auf einem Landgute, nahe einer kleinen Reſidenz. Baron Ludolf wirbt unter der Zuſtimmung der beiderſeitigen Verwandten um ſie. Bei einem Feſte indeß, welches dem Baron in dem Pavillon des Gartens gegeben wird, bricht ſie, die Abſicht der Ihren ahnend, in Thränen aus, ſo daß ein edler Mann, der den Grund ihres Herzenskummers erkennt, ſie zur Mutter zurückführt, welche gerade mit einem Maler aus Wien, Darvin, in der Allee weilte.

Die Mutter war betroffen, ſie fürchtete, dies Ereigniß werde in der Geſellſchaft Tadel und gehäſſige Deutung hervorrufen. Darvin verſprach, den Baron auf andere Schönheiten des Balles aufmerkſam zu machen, und Sophie wurde wieder heiter, als nach Verlauf einiger Zeit ſeine Verlobung mit Fräulein Manſtein angezeigt wurde. Unterdeſſen hatte Darvin wiederholentlich der Mutter vertrauliche Briefe, welche von Wien ihm geſchickt waren, mitgetheilt, und ſomit vorbereitet, Bedeutſames zu vernehmen, hörte Sophie, daß ſie der Frau v. Wilknitz Tochter nicht ſei, ſondern aus einer Ehe ſtamme, welche die Tochter eines Augsburger Patriciers mit einem Venetianer eingegangen. Beide hätten ſich gelobt, eine älteſte Tochter in Venedig klöſterlich zu erziehen, die zweite dagegen nach deutſcher Sitte und Lehrweiſe. Die Mutter habe Zwillinge geboren, Sophie ſei der Verwandten Frau v. Wilknitz übergeben, die Ältern ſeien als geſtorben betrauert, und nun ſeien auf Wunſch der Pflegemutter Sophiens bei einem Ordensgeiſtlichen in Wien Nachforſchungen nach dem Schickſal der Schweſter Julia durch Darvin angeſtellt worden. Die Nachrichten ſelbſt waren unzuſammenhängend und ungenügend, aber ein Käſtchen kam, darin drei ſeidne Gewande, ein grünes, ein graues und ein ſchwarzes, dicht, weich und glänzend. Sophie legte ſich das graue an; es kleidete vollkommen und darum gelobte ſie ſich, an jedem guten Tage ſich damit zu ſchmücken. Ein zweites Käſtlein lieferte herrlichen Venetianiſchen Schmuck und brachte auch ein Bildniß der Schweſter Julia, in grauer Seide gekleidet und ein buntes mit Gold durchwirktes Netz um die

Locken. Um der Schweſter ähnlich zu ſehen, wünſchte Sophie ein gleiches zu beſitzen, und Darvin ſchaffte es herbei. — Herbſt, Winter, Frühling gingen raſch vorüber. Im Sommer hieß es, man erwarte in der Reſidenz den Beſuch hoher Gäſte; ein Fürſt, ſeine Gemahlin mit den Prinzeſſinnen und dem Erbprinzen wurde erwartet. Und um Zeuge des feierlichen Einzuges ſein zu können, begab man ſich vom Landſitze zur Stadt, Sophie in ihrem ſchönſten Schmuck. Unter den Cavalieren des Fürſten war eine edle Perſönlichkeit bemerkenswerth. Darvin erkannte ſie als Graf Howarth, die Umgebung indeß nannte ihn Baron Albin. Darvin nahete ihm, da reichte ihm der Graf zum Zeichen, daß er ihn erkannt habe, die Hand. Er mußte an den Frauen vorübergehen, und indem er ſie begrüßte, erbebte er, rief Julia, Julia! Man ſuchte ihm ſeinen Irrthum zu benehmen. „Der Name ändert nichts,“ rief er aus; „das Geheimniß iſt gelöſt, ſie iſt es dennoch! — Niemand kann dies Bild mir rauben, ſo ſah ich ſie ſtets! Und jetzt biſt du mir in aller Wahrheit nahe. O ſprich, Julia! nur einen Laut!“ — Die Frauen entfernten ſich eilig, während Darvin den Grafen auf ſein Zimmer begleitete, um ihm den Aufſchluß über die Ähnlichkeit von Sophie und Julia zu geben. Um ſo begieriger, als er das verwandtſchaftliche Verhältniß kennen gelernt hatte, ſuchte er die ſo plötzlich begonnene Bekanntſchaft fortzuſetzen. Er kam auf das Landgut. Seiner Rede Zauber wendete ihm die Herzen zu, Sophiens Gemüth drängte ſich ihm entgegen, nur zuweilen ſcheuchte die unheimlich dunkle Glut ſeines Auges ſie in ſich zurück. Da endlich geſtand

er: „Sophie nur allein kann mit Julia mich versöhnen, von Ängsten befrein; denn schmerzhaft tödtlich ward Julia beleidiget. — Von ihr ewig geschieden zu sein, ist meines Lebens heftiges Leid!“ — „So lange der Glaube lebt,“ lautete die Antwort, „darf das Leid nicht siegen! — „Julia! Sophie!“ rief er, „kannst Du mir vergeben — mir das höchste Wort betheuern?“ — „Zu empfinden, zu denken vermag ich,“ sagte Sophie, „doch nicht zu betheuern.“ Er verlangte das eine Wort Versöhnung, nur Mitleid ward ihm! Der ewigen Ruhe wollt' er sich weihen. „Du hast versagt, mir das höchste Wort zu betheuern,“ sagte er später einmal, da er in allegorischem Bilde den Glauben, die Hoffnung und die Liebe gezeichnet und Sophie die richtige Deutung getroffen hatte, „Du hast versagt, mir das höchste Wort zu betheuern! — Gewähre es nie, — kein sterbliches Ohr vernehme von Dir „Liebe!“ Und als er kurz vor seinem Scheiden noch einmal um dieses Wunsches Gewähr bat, antwortete Sophie: „Isidor, Liebe ist aller Gesinnungen Einheit!“ Er ging, Sophie sah ihn nie wieder, nur eine Nachricht kam, die da sagte, daß er im Glauben Versöhnung seiner Schuld und Ruhe gefunden habe. — Darvin allein wußte von seiner Schuld und seinem Geschick zu erzählen. Der Graf hielt sich in Venedig auf, und Gegenständen der Kunst eifrig nachjagend, hörte er von herrlichen Gemälden im Pallast Valori. In der Herrin des Hauses erkannte er eine ihm aus jungen Jahren von Wien her bekannte Dame. Er fand bei ihr ihre Nichte, in zarter Jugend und Unbefangenheit, welche einen Johanneskopf aus der reichen Sammlung copirte. Sie

erblickte ihn, der von ihrem Weſen ſo ganz eingenommen, gleichſam beſiegt ſchien. Es war dies ein Raub, den er gegen ſeinen Willen an ihrer glücklichen Unbefangenheit, an ihrer bewußtloſen Schönheit beging. In anmuthiger und vertraulicher Begegnung ſchwanden Tage und Wochen dahin, von Familienverhältniſſen war die Rede nicht, nur die Herzen öffneten ſich, und dem Bunde derſelben gab ſich Julia in kindlicher Gläubigkeit hin, welche ſie ſich durch den frommen Sinn und die Liebe zur Kunſt, die ſie von dem Gewühl der Welt abſonderte, getreulich bewahrt hatte. Es kam zum Scheiden. Ein Wiederſehen verhieß Julia, da ſie ſich mit ihrer Tante auf eine Villa unfern Wien zu begeben gedachte. Sie ſchickte dem Grafen den heiligen Johannes, eine Mahnung der treuen Hingebung. Der Graf hatte gedacht, den Reiſenden entgegen eilen zu können, um ſie nach ihrer neuen Heimath zu geleiten. Geſchäfte riefen ihn aber nach Ungarn. Er berichtete Julien hievon und indem er eilte, durch beſchleunigte Abreiſe eine ſchnellere Wiederkunft ermöglichen zu können, eilte die Tante mit Julien, um ſeiner Abreiſe noch zuvor zu kommen. Sie fanden ihn in Wien nicht. Sie eilten des Grafen Bildergallerie zu ſehen und Julie freute ſich in der Hoffnung, ihren Johannes wieder zu begrüßen. In der Gallerie fand ſie ihn nicht. Der Aufſeher meinte, er würde im Cabinet des Grafen hängen und führte Julien in den Salon. Eine Dame nahete: „Sie wünſchen meinen Gemahl zu ſprechen? Doch geſtern iſt er abgereiſt.“ — Die Tante, Juliens Erbeben merkend, entgegnete ſchnell: „Nur das Gemälde möchten wir ſehen, welches dem Gra-

Uebrigens vermuthen wir, daß dieſer Brief, wie er in einem dreifachen Concepte unvollendet vor uns liegt, gar nicht abgeſendet worden ſei. Fichte würde ihn kaum unbeantwortet gelaſſen haben und dieſe Antwort, wie ſeine übrigen Briefe, aufbehalten worden ſein. Wir machen dabei auf den äußerlich merkwürdigen Umſtand aufmerkſam, daß der Brief Schiller's an Goethe, der zu Anfang dieſes Vorwortes erwähnt iſt und in dem Schiller ſeinen Handel als einen völlig beendeten betrachtet, vom 6ten Juli 1795 datirt iſt. Ihm entſpricht das Datum des zweiten Briefes von Fichte, vom 27ſten Juni, auf welchen ſich das eben erwähnte Schiller'ſche Schreiben bezieht. Wie konnte nun dennoch Schiller erſt am 3ten und 4ten Auguſt, mehr als einen Monat ſpäter, auf eine Beantwortung dieſes zweiten Briefes denken? Möglich, daß Briefe dazwiſchen verloren gegangen ſind, worauf einzelne Spuren in dieſer Antwort Schiller's zu deuten ſcheinen, die übrigens ohne fühlbare Lücke an den vorigen Brief ſich anſchließt. Was daher auch die Veranlaſſung dieſes Schreibens geweſen ſein möge, wir verdanken ihr eine der merkwürdigſten Selbſtcharakteriſtiken Schiller's.

In den mannigfaltigen Reflexionen und Vergleichen mit unſerer Zeit, zu denen dieſer Briefwechſel genugſam Veranlaſſung giebt, wollen wir dem kundigen

ſen aus Venedig überſendet worden." — „So folgen Sie mir zu ſeinem Cabinet." — Julie weilte vor dieſem Bild, ſprach dann leiſe: Unmöglich — dennoch! Dann kein Zeichen, kein Wort, ſchweigend erbleichte ſie, wurde hinabgeführt, und von der Tante und dem ſie begleitenden Ordensgeiſtlichen in den Wagen gehoben. — Der Graf kehrte zurück, hörte mit argſinnigem Tadel, mit Hohn über Juliens Betragen ſprechen. Er ſuchte ſie, es drängte ihn, ſich auszuſprechen. Vergebens. Sie war und blieb verſchwunden. Der Graf ließ ſeinen Sohn in ein Adelscollegium aufnehmen, übergab die Erziehung ſeiner Tochter ihrer Mutter, entfernte ſich von Wien. Ein Landgut in Böhmen, deſſen Namen er fortan führte, wurde ſeine Heimath. —

Frau v. Wilknitz ſollte das Carlsbad gebrauchen, Sophie begleitete ſie. Eine treugemeinte Werbung brachte ſie in mannichfache Gemüthsnoth. Ihr Gelübde hatte der Graf. Sie war nicht frei. In der Nacht ſinnend, wie ſie den ſich wirrenden Knoten löſe, wird ſie, ohne zu wollen, Zeugin eines Begräbniſſes. Man beſtattet den Iſidor Albin, den gottſeligen Johanniter! Wehmüthig und ſchweigſam fühlte ſie, wie ſie den Tagen nicht gehörte. Sanft löſete ſie ſich aus den Verhältniſſen, die ſie umgaben. Julie rief ſie nach Florenz. Beide haben ihr Leben in thätigem Sinn der Jugend gewidmet. „Um Irrthum und Zweifel zu mindern," ſo ſchließt Charlotte ihre mehrfach unterbrochene, nach manchen Seiten hin weit ausgeſponnene Erzählung, „muß der Geiſt ſich höheren An-

ſchauungen ergeben; der Gedanke allein verſöhnt, ſchafft Liebe — Heiligung!“

Nach einem kurzen Geſpräch über die klöſterliche Erziehung der Frauen, welche auch Schiller empfiehlt, indem er die ſittliche Verderbniß, welche man den Klöſtern beſonders vorwirft, dadurch gewiſſermaßen entſchuldigt, daß er ſeine Genoſſen bedenken heißt, wie allerdings Erhabenheit ſinken und Flachheit ſich nie erheben könne, beginnt William ſeine Erzählung.

Als er in dem Jeſuitercollegio erzogen wurde, wuchs daſelbſt mit ihm Carlo, der Sohn eines Bildhauers, auf. Freundſchaft verband Beide. Und da die Zeit der Trennung nahete — der Eine ſollte in den Militärdienſt treten, der Andere ſeiner ererbten Kunſt wegen nach Italien gehen — ſo beſuchten ſie einander auch in der älterlichen Wohnung. William weilte gern im Antikenſaal und fand daſelbſt eines Tages ſeinen Freund eine in einer Niſche ſtehende, bis dahin von William noch nicht geſehene Veſtalin abzeichnen. Entzückt nahete er dem Bildwerke. Da reichte Carlo demſelben die Hand, leiſe ſtieg es vom Fußgeſtell und entſchlüpfte in das Nebenzimmer. Es war Carlo's Schweſter geweſen, Clara, die als Veſtalin ihm geſtanden. William wurde mit ihr bekannt gemacht. Eine innige und fromme Liebe entſpann ſich zwiſchen Beiden. Kurz vor ſeinem Scheiden ſah er ſie im Dome im Gebet — „für ihn,“ ſagte ſie ihm. Ein heiliger Moment öffnete Herz und Mund. Sie neſtelte ein Kreuz von der Kette, das ſie ihm gab, er ſteckte einen Ring, ein Geſchenk ſeiner Mutter, an ihren Finger; ſo verlobten ſie ſich für die Dauer der

Zukunft. Sein Weg führte ihn weit über Meer; das Kreuz auf seinem Busen war ihm ein Talisman gegen Sturm und Wetter. Nach sechs Jahren kehrte er zurück. Die Wohnung war leer, die Pforte verschlossen, kein menschliches Regen im Hause. Nach langem Harren kam eine Antwort auf seinen Brief an Carlo von Rom her, aber keine Nachricht von Clara. Auszuharren gelobt er unter dem Gläserklang seiner theilnehmenden Freunde. So enden die Erzählungen.

Sinnige Gaben bescheerte William seinen Tischgenossen noch vorm Scheiden. Südfranzösische Früchte in symbolisch verzierten Kästchen. Eines, die Zahlen eins bis neun mit einem Lorbeerkranz umgeben, als Zeichen tragend, verehrte er an Friedrich, ein anderes mit einem Schuß bezeichnet, den er bei dem Sturm auf Charlestown, als er der Erste in die Festung drang, eingebüßt hatte, an Heinrich; für Frau Charlotte gab es Buch, Feder und Brief, und sich selbst hatte er einen Pfeil und eine Kanone gezeichnet: „Wen Amors Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares' Gewalt."

Um Mitternacht trennten sich die Gäste. Ein ernster Nachklang ist diesem Feste in der Erzählung Charlottens gegeben. „Eines Abends ward leise die Thür geöffnet; Heinrich ging dahin, kehrte sogleich zurück und ihm folgten William und Friedrich. Ohne ein Zeichen des Grußes nahten sie dem Kamin. William, in einen Mantel gehüllt, mit dem Hute die Augen bedeckt, sein ganzes Wesen schmerzlich erfaßt." Er kam, um Lebewohl zu sagen. Auf einem Besuch, den er seiner Schwester im

Clariſſinnen-Kloſter zugedacht, hatte er das Marmorbild der Veſtalin wiedergefunden und war zum Tode erſchreckt niedergeſunken. Zum Leben zurückgerufen, hatte er vernommen, wie dies ein Weihegeſchenk ſei, welches auf Clara's Grab geſtellt werden ſollte. So vernahm er ihren Tod und eilte nun in die wilde Welt des Krieges hinein, ſein Ziel zu ſuchen, denn den Todten gehörte er an.

Ich habe den Inhalt des einzeln ſtehenden Aufſatzes den Leſern dieſer Blätter, denen die Memoiren der Frau v. Kalb nicht zugänglich ſind, nicht vorenthalten wollen, weil ein wirkliches Ereigniß nicht bloß der Scenerie, in welche die Erzählungen gelegt werden, zu Grunde zu liegen ſcheint, ſondern auch der Inhalt der Erzählungen mit der Herzensentwicklung derjenigen Perſonen, denen ſie in den Mund gelegt ſind, in innigem Zuſammenhange ſteht. Heinrich von Kalb leugnet nicht, Selbſterlebtes zu berichten, ebenſowenig William, und von Schiller wiſſen wir, daß er in inniger Liebe der Schweſter ſeines Freundes von Wolzogen zugethan geweſen. Nur Charlotte von Kalb bewegt ſich, wie es ſcheint, in einer freieren Erfindung. Als William fragt: „Iſt, was wir vernommen, erfahren, erlebt? oder Gebild der Phantaſie?“ erwiedert Friedrich: „Die Phantaſie nährt und ſchmückt ſich immer durch Erinnerung.“ — Wie weit nun hier die Erinnerung mitgewirkt bei dieſer Erzählung und wie weit die Phantaſie, iſt heut nicht mehr zu ermitteln. Wahrheit aber, poetiſche Wahrheit enthält auch ſie in der Löſung der Verhältniſſe. Aber auch dadurch hat Charlottens Erzählung ein eigenthümliches In-

tereſſe, weil ſie in einzelnen Zügen an einen Vorfall erinnert, welcher im vorigen Jahrhundert Aufſehen in Europa machte und den der Verfaſſer der Schrift „Göthe und ſein Jahrhundert“ mittheilt. Nicht die Sage vom Grafen von Gleichen habe den Stoff zur Stella gegeben, ſondern das Abenteuer eines Deutſchen Grafen, der in Portugal eine junge Dame von hohem Geſchlechte aus dem Kloſter entführt und zu Wien das Bubenſtück wiederholt. Wohl möglich, daß Charlotte das Ereigniß kannte, aber auf eigene Weiſe nach den Erfahrungen ihres Herzens aufſchmückte. — Außerdem aber finde ich auch noch anderweit verbürgte Wahrheit in den zwiſchen den Erzählungen liegenden Geſprächen. Von Schiller iſt es bekannt, daß er in der Unterhaltung gern einen allgemeinen Satz, wie er ſich aus der Betrachtung des Nächſtliegenden ergab, als Thema fixirte. Und dieſer ſeiner Gewohnheit iſt auch in dieſen Geſprächen der Dichter vollkommen treu geblieben, ſo daß wir auch hierin noch einige Züge für das Portrait gewinnen, welches wir nach den Angaben Charlottens von ihm entwerfen könnten.

Der Verkehr zwiſchen beiden hochbegabten Seelen, Charlotten und dem Dichter, drehete ſich um die Fragen über die höchſten geiſtigen Intereſſen, über Kunſt und Wiſſenſchaft. Aphorismen, welche Frau von Kalb über Lear mittheilt, laſſen den Gang des Geſpräches heut noch erkennen. Auch Perſonen wurden beſprochen; und wenn Schiller in dem Briefe an Frau von Wolzogen vom 13. Nov. 1783, welcher noch vor der näheren Bekanntſchaft mit Frau von Kalb geſchrieben iſt, von der Unbe-

deutenheit der Frauenzimmer in Manheim ſpricht, ſo hebt er eine Schauſpielerin hervor, mit welcher er gern und oft verkehrte. Dieſe wird in den Memoiren der Frau von Kalb Amalia genannt, und des Dichters Neigung zu ihr ſo tief angedeutet, daß er bei Nennung ihres Namens erröthete.

Ausflüge und Beſuche in der Nachbarſchaft führten dem Umgange und der Bekanntſchaft neue Menſchen zu und erweiterten nach Maaßgabe ihres Könnens den Geſichtskreis Charlottens. So beſuchte ſie auf ſeiner Villa zu Waldheim den Geheimen Rath von Moſer, der auch für Schiller Achtung hegte, weil Alles, was eine Kraftäußerung zeigte, von ihm geehrt ward. Sie fand in dem Geh. Rath einen ernſten Sinn, Heftigkeit ſprach aus den Falten und Furchen ſeiner Züge, das Auge tief und düſter, in ſeinen Äußerungen eine herbe Gutmüthigkeit. Er hatte durch manche Irrung Widriges erfahren, denn ſo iſt das Geſchick. Auch dauerte das innige Verhältniß des Dichters mit Frau von Kalb bis in den Anfang des Jahres 1785. Da ſchien es Schillern, als müſſe er das Verhältniß zur Manheimer Bühne aufgeben, weil es für ihn ſo beſchränkend zu werden drohete, daß ſeine innere Exiſtenz gefährdet wurde. Nicht ohne lebhafte Erregung theilte er ſeinen Entſchluß ſeiner Freundin mit.

Sie fühlte, welcher Verluſt ihr bevorſtand: „Seitdem ich Sie kenne,“ ſagte ſie ihm, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit.“

Und auch Schiller bekannte den Einfluß der hohen Frau

auf ſich gern: „Ich war beängſtiget, es Ihnen auszuſprechen, das Feuer meiner Seele hat ſich in Ihrem reinen Lichte entzündet, muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel laſtet? — Ihre Gegenwart gab mir eine Begeiſterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt.“ Und weiter fuhr er fort: „Das Saitenſpiel unſerer Seelen weiß von einer höheren Harmonie.“

Und wie nun Charlotte ſelbſt, in dem Gedanken einer möglichen Trennung von dem Manne, unter deſſen belebendem Einfluß die Blüthen ihrer Seele aufgebrochen und gereift waren, vergeblich nach Mitteln ſuchte, ihn für den Kreis ſeines Wirkens und für ſich zu erhalten, und rathlos ausſchaute, da überwältigte ſie der Schmerz, und die edle Ruhe, die frei von wechſelndem Affect der ſchönen Seele Charakterzug war, ſchwankte einen Moment unter der Laſt der inneren Noth.

„Sie wiſſen nicht,“ rief ſie, „was dieſer Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir geſandt. Momente ſind uns nur im reinen Sein gegönnt und dieſe Gabe beſſerer Stunden, auch ſie wäre dahin. O wären Sie von irdiſcher Sorge frei, nicht ſo nach Ruhm ſtrebend — des Friedens vertilgender Feind!“

„Vor Allem weiß ich wohl,“ erwiederte der Dichter, „wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — ſie iſt die Verklärung der flammenden Seele! mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieſes Sehnen trüben, nie ſolchen Glanz entweihen kannſt.“

„Du ſagen Sie, — Du ſage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allſeeligen ſind Ein Du, das Du iſt einer ewigen Verbindung Siegel!“

Und als die Zeit der Trennung gekommen war, und Schiller den Aufenthalt in Manheim aufzugeben ſich gedrungen fühlte, da ſagte ſie: „Schmerz iſt mir die Trennung, doch Sie kennen die Einſamkeit, die gottgeweihete Stille; Ihnen iſt offenbar dies ſeelige Geheimniß, was ſo wenige erfaſſen können. — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen Beide: wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund, der ſcheidet nie.“

Wir weinten nicht, ſo erzählt die Greiſin, keine Klage berührte mehr die Lippen — es fehlt dem Müden zum Klagen ſelbſt der Muth, ein ſtummer Blick durchirrt die Öde, Jeder zagt des Anderen Wort zu vernehmen.

Es befinden ſich hinter den eigentlichen Memoiren der Frau von Kalb noch einzelne Aufſätze und eine Anzahl von Ausſprüchen über Perſonen und Zuſtände aus verſchiedenen Jahren. Unter dieſen Aufſätzen iſt der erſte eine Abſchiedsſcene, ein Geſpräch zwiſchen Maya und dem ſcheidenden Finante. Die angedeutete Situation giebt dem Leſer ein Recht, an den Abſchied Schillers von Charlotten zu denken und darum ſtehe ich nicht an, gerade an dieſer Stelle von jenem kurzen Dialog zu reden. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß derſelbe nur Reminiſcenz ſei: dann wäre nicht abzuſehen, weshalb er nicht an ſeiner Stelle in den Memoiren ſtände. Vielmehr meine ich in dieſem Geſpräche den poetiſchen Nachklang jener Stunde zu hören, die für Beide gleich ſchmerzlich war, weil die

Möglichkeit des Wiederſehens Beiden ſo fern lag. Es iſt der künſtleriſche Ausdruck für das, was in gewaltiger Leidenſchaftlichkeit in dem Moment des Scheidens die Herzen bewegt hat. Fimante ſcheidet, weil die Welt ſeinen Geiſt und er ihre Wiſſenſchaft und ihre Gunſt fordert. „So wirſt du die Liebe nicht mehr verſtehen — der Freundinn nicht mehr gedenken," klagt Maya. „Warum dieſe ſchmerzenden Worte. — Du kennſt nicht meine Trauer um Dich!" ruft er. — „Aber was kannſt Du verlieren? Du biſt ſo ſelbſtbeſtimmt — ſo dachte ich mir das Weib nicht!" Und ſpäter: „Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. — Da fand mein Genius Deine Töne, ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſre Seelen eins! — Ich liebte die Begeiſterte und immer wär' ich Dein, hätt' ich den Muth für dieſe Liebe. — Nein ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich gleich ängſtiget und entzückt! — Nur der freie Mann beugt die Natur unter ſein Geſetz." Sie erwiedert: „Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennſt Du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgeſinnten, nichts rächt ſich ſchrecklicher als das Leben, welches man ohne das Herz zu achten unternimmt."

Beide indeß ſcheiden von einander, indem ſie nach ernſtem Seelenkampf willig Verlangen und Hoffnung zum Opfer bringen. Eine reine Freundſchaft, ein klares durchſichtiges Verhältniß, von keinem unbefriedigten Wunſche getrübt, von keiner Leidenſchaft angehaucht, bleibt die Frucht dieſes Abſchiedes.

Und Schiller ging im April 1785 nach Leipzig in neue Bahnen ſeines Lebens ein, verſcheucht durch die Verdrießlichkeiten, welche ſeine Stellung zur Bühne in Mannheim mit ſich brachte, und angelockt durch den verheißenen Verkehr mit Körner und Huber, den er ſich gewiß mit allem Zauber ſeiner für edle Freundſchaft ſo leicht empfänglichen Seele ausmalte. Charlotte von Kalb blieb mit ihrem Sohne noch ein Jahr in Mannheim, ab und zu von dem Gatten und ſeinen Freunden aufgeſucht, öfters auch ſelbſt abweſend, um in der Nähe von Mannheim mit geiſtig hochſtehenden Menſchen in jenem Verkehr zu bleiben, aus welchem allein die durſtende Seele ihre Nahrung ziehen konnte. Auch die Erinnerung, der ſie lebte, hatte „keine Anklänge, für die," ſo ſchreibt ſie, „die Sprache keine Worte findet. — Heiliges Empfinden, Schwermuth iſt mein Genuß, Nacht iſt mein Tag, ich forſche nach dem Inhalt der Plagen."

In dieſer Stimmung trat ſie in einen innigeren Verkehr mit der Frau v. Laroche, in deren Geſprächen ſie reiche Belehrung fand. Sophie v. Laroche war damals nach Schillers Urtheil noch die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die, zwiſchen funfzig und ſechzig alt, das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hatte, und da Charlotte in ſich „läſtigen Schwerſinn und trübe Befangenheit" entdeckte, hatte ſie ihr für die Mittel zu danken, die böſen Geiſter bannen zu können. Für dies, ſo wie für die Bekanntſchaft mit manchen Perſonen, die in der Geſchichte des Tages und der Literatur erwähnt wurden, bewahrte Charlotte der Frau von Laroche ein dankerfülltes Gemüth,

und ſinnigen Leſer nicht vorgreifen, ſofern er überhaupt nur liebt oder es gewohnt iſt, die Gegenwart an den Maßſtäben der Vergangenheit zu meſſen. Ein hochbegabter, aber mit ſeinen Zeitgenoſſen unzufriedener Geiſt hat unſer literariſches Thun und Treiben als bloßes Epigonenthum einer großen Vergangenheit bezeichnet, und man hat zu häufig es ihm nachgeſprochen; denn nichts iſt ungerechter, als dies. Unſere Aufgaben ſind ſchwieriger, umfaſſender, weil die Reflexion erſtarkter, der Stoff größer iſt, den wir zu bewältigen haben, weil endlich eine ſehr entſchiedene, in die Maſſen verbreitete Durchſchnittsbildung und glückliche Form es um ſo ſchwieriger macht, das Aechte vom bloß Scheinbaren zu unterſcheiden: da gilt es um ſo mehr, ſich zu vertiefen und zu orientiren an den alten, urwüchſigen Geiſtern, die nur ſich ſelber gefolgt ſind und auf die eigene Kraft ſich verlaſſen haben. —

Im Mai 1846.

Der Herausgeber.

aus dem ſie ſpäter noch bekannte: „Sie that mir wohl und unvergeßlich achtend gedenke ich der würdigen Frau.“ Die Familie von Laroche hatte den Winter von 85—86 über ihren Wohnſitz in Manheim aufgeſchlagen. Am Namenstage (alſo wohl im Mai 1786) theilte Charlotte das Familienfeſt, und bald darauf an Mariä Himmelfahrt ſah ſie Sophie von Laroche bei ſich, als dieſe mit Juwelen geſchmückt mit den Kindern und dem Oheim aus dem Dom vom Hochamt kam. Sie hatte Sophien nie ſo ſchön geſehen. Das war aber auch das letzte Mal, daß beide Frauen ſich ſahen. Die Familie Laroche verließ Manheim und empfahl ſich der Zurückbleibenden durch zarte Aufmerkſamkeit. Charlotte von Kalb fand am Tage nach dem Beſuch „den dunkeln, dunkeln Nelkenſteck, weiße Feigen und glührothe Pfirſichen,“ deren Seltenheit und Schönheit ſie am Namenstage unter den Geſchenken der Frau von Laroche bewundert hatte. Auch ein Brief lag dabei, worin ihr Alle noch ein Wort des Andenkens ausſprachen. Charlotte empfand mit ſtiller Wehmuth den Nachhall ſo milder Geſinnungen. „Wie oft ſcheidet das Wohl aus dem Leben,“ ſagt ſie; „was die Erinnerung nicht zu bewahren vermag, iſt uns ewig verloren.“ Bei Frau von Laroche lernte ſie Bonſtetten und Matthiſſon kennen. Des erſteren leicht fließende Rede und perſönliche Anmuth ließen ihn angenehm erſcheinen, dieſer erſchien ihr ſcheinbar ſanftmüthig, doch beſorglich nach Wohlſtand ſtrebend. Sie ſah mit Beiden Heidelberg, wo auch Jung-Stilling und Münch ſich anſchloſſen. Gaſtfreundlich nahm ſie Jung auf. Im Austauſch ihrer Geiſteswerke brachten ſie

die Tage hin, und als eines Abends die Männer eigene Dichtungen mittheilten, las Jung den Moses vor, den er gedichtet, weil Frau von Kalb ihm gesagt, daß ihr seine Erzählung Josephs besonders gefallen. Matthisson las „Die Burgruine" und Hartmann eine Ode auf Augustin. Sie selbst, von den Freunden zu einer Mittheilung aufgefordert, entschloß sich die Geschichte von der dunkeln Nelke aufzuschreiben und vorzulesen, auf welche wir später noch einmal zurückkommen werden.

Im Spätherbst 1785 war der Schwager Charlottens, der Präsident v. Kalb und ihr Gatte in Mantheim anwesend, um eine endliche Bestimmung über den zukünftigen Aufenthalt der hohen Frau zu treffen; und da der Gemahl in der Pfalz keine Anstellung gefunden, so war der Grund seines Bleibens gelöst. Er ging in die Garnison zurück, wo er noch ein Jahr blieb, und Frau von Kalb verließ in der Mitte 1786, „nicht gefesselt, nicht zurückblickend" die Pfalz. Freilich sagte es ihr jeder Meilenzeiger, daß nunmehr die Lüfte rauher, die Früchte herber würden. Die leichte Behaglichkeit, welche sie in jenen Auen gefunden, war dahin. Sie wendete sich in die güldne Aue auf das Landgut ihres Schwagers, und bezog zu Kalbsried mit ihrem Knaben den einen Flügel des Hauses, während der Präsident, von der Gicht gefesselt, in seinen Kammern blieb. In den Wintertagen wanderte Charlotte mit dem Kleinen von 11—1 Uhr im Freien, und als der Frühling wieder kam, da verfolgte sie die baumreichen und schattigen Ufer der Helme, die durch den Garten floß, und sich nicht fern dem Orte in reichem und üppigem Wiesengrunde in die Unstrut er-

goß. Unterhaltung und Belehrung gewährte überdieß eine reiche Büchersammlung, welche Charlotte oft, wenn der dargebotene Stoff wirkliche Erquickung darbot, von Tagesanbruch bis nach Mitternacht unausgesetzt benutzte. Zu historischen Schriften drängte überdem die rasche Lebendigkeit des Knaben, für den, da er in die Belehrungsfähigkeit hineinwuchs, minder vielleicht der geeignete Stoff als wohl mehr die Methode der Gruppirung und Anordnung des Stoffes geschaffen werden mußte; Voltaires, Robertsons, auch Rollins historische Schriften wurden zum Theil jetzt erst kennen gelernt, theils in ihren Eindrücken wieder erneuert; auch Herder trat hier zum ersten Male vor die Seele der hohen Frau, und sie „erkannte die geistige Macht seiner offenbarenden Anschauungen."

Auch von Schiller kam ihr Gruß und Sendung zu. Sicherlich hatte er selbst mit ihr nach Mantheim correspondirt; die Briefe aber sind verbrannt worden. Ein ewiger Verlust, der um so schmerzhafter zu empfinden ist, weil er uns den Blick in die Klarheit eines Verhältnisses erschwert, welches in dieser Weise vielleicht nur in jener Zeit jenes Jahrhunderts möglich war. Wir stehen noch in Schillers Sturm- und Drangperiode, wie solche ja alle Gemüther, die das Gewöhnliche um eines vollen Scheitels Höhe überragen, durchgemacht haben. Die Schranken des Conventionellen, das Geziemende, wenn man das Hergebrachte so nennen darf, wurde auch durch dieses Verhältniß durchbrochen, das eben dadurch an Gluth und Leidenschaftlichkeit gewann, daß nicht Form der Form, sondern unvermittelt durch die Form die Seele der Seele gegenübertrat.

Was den Verhältnissen dieser Art an Äußerlichkeit gebrach, wurde an Innerlichkeit ersetzt. Wohl möglich, daß zu anderen Zeiten weder solche Verhältnisse entstehen können, noch wenn sie entstehen, sich so lauter erhalten können. Aber nur dann, wenn sie sich in dieser sittlichen Höhe erhalten, sind sie der nothwendige Ausdruck einer Entwicklungsphase, durch welche Gott nicht allein das Genie hindurchführt, nicht den einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit. Für mich ist daher ein solches Verhältniß wie das von Schiller zu Frau von Kalb nicht eine in sich vereinzelte Erscheinung, sondern der höchste Ausdruck jener Richtung, welchen die in ihrer Entwicklung fortschreitende Menschheit des vorigen Jahrhunderts annimmt, indem sie mit urkräftiger Frische hindrängt, die in ihr gekränkte Natur wieder in ihre alten Rechte einzusetzen und die durch Jahrhunderte unterdrückte Gefühlsentwicklung vielleicht gewaltsam nachzuholen.

Schiller, der sich jetzt in Dresden aufhielt, war bereits von Charlottens Plänen, Mauheim zu verlassen, unterrichtet. Der Schauspieler Beck bestätigte in einem Briefe von Ostern 1786 an den Dichter die beschlossene Abreise. Wir erfahren dann aus dem Dezember 1786, daß Schiller seinem Freunde Körner den Auftrag ertheilt, ihr das vierte Heft seiner Thalia nach Kalbsried zu senden; und auf einen ausführlicheren brieflichen Verkehr nach Thüringen hin, weiset die Äußerung, die der Dichter in einem Briefe vom 30. Dez. 1786 thut: „Von Charlotten habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte sie alle Tage, was dann auch entscheiden wird, ob und wann ich sie besuche;“ und

vorher, wo er von dem ihm nothwendig gewordenen Umgange mit Körners ſpricht, ſagt er: „Ich hoffe, daß meine Wünſche — in Kalbsried — einige Zeit länger unentſchieden bleiben werden.“ Liegt hierin ſchon der Inhalt der Correſpondenz angedeutet, ſo läßt ſich Charlotte noch entſchiedener über denſelben aus, indem ſie ſchreibt: „So erhielt ich Briefe aus D(resden), darin war die Sprache der Unbefangenheit, wie das Gemüth ſie nur mittheilen möchte einem Weſen, das auf der Bahn des Lebens wir nie zu verlaſſen gedenken. In der Nähe wünſchte F. einige Monate zu ſein, um dann in Jena und Weimar für fernere Zukunft zu wirken. Ich konnte — ich durfte nicht dazu rathen, meinte aber, er möchte nach Jena eilen, um zu hören, oder Vorleſungen zu halten. Er war noch unſchlüſſig, ob er das Studium der Geſchichte oder Arznei-Wiſſenſchaft wählen ſolle. Im Februar (1787) ſchrieb er mir darüber, weilte aber noch in D., wo dann ein leidenſchaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich ſchien, ihn erfaßte.“ Die Ablehnung Charlottens, Schillern in Kalbsried zu ſehen, mochte ſelbſt wohl erſt nach Neujahr an ihn abgegangen ſein, denn noch unter dem 5. Januar 1787 ſchrieb er an Körner: „Von Charlotte habe ich noch keine Antwort, und das kommt wahrſcheinlich daher, weil meine Briefe an ſie vierzehn Tage unterweges bleiben.“ Endlich aus dem April konnte er Grüße von ihr an Körnern ſagen, und von ihrer Abſicht ſprechen, einige Monate in Weimar zuzubringen. Auch hatte ſie ihm einen jungen Schweizer, einen Landſchaftszeichner, empfohlen.

Während ihres Aufenthaltes in Kalbsried hatte aber

neben diesen freundlichen Beziehungen, in welchen Frau von Kalb zu neuen und alten Freunden verblieb, sie auch manche Sorgen zu bekämpfen und manches Leid durchzumachen. Eine bitzige Epidemie wüthete in der Umgegend, ihre beiden Frauen erkrankten und sie selbst machte an ihrem Augenlicht und ihrer Sehkraft die traurigste Erfahrung. Daß sie kurzsichtig war, hatte sie schon längst bemerkt, hier aber, nachdem sie die Augen durch Lesen und Nachtwachen übermäßig angestrengt, entdeckte sie eines Morgens, als sie wieder ein Buch zur Hand nahm, wie sich ein Schatten über das Papier hinergoß, die Zeilen sich zu vollkommener Unterscheidungslosigkeit verwirrten. Sie entdeckte ferner, wie sie nur mit dem linken Auge gesehen und das rechte nur einen Schein des Lichtes bewahrt habe. Sie entsagte dem Bücherleben, und doch fand sie in ihrer einsamen Dämmerung Ruhe und Frieden, dagegen in dem ihr gebotenen Umgang Zwielicht und Verwirrung. Die sieben Monate ihres Aufenthaltes in der goldenen Aue verstrichen für sie „wie ein flaches Gefilde ohne Unterbrechung.“ Sie hatten für die Erinnerung den friedsamsten Gehalt von denen, die sie in Thüringen zubrachte. Der Präsident von Kalb, der von dem zunehmenden Augenleiden seiner Schwägerin gehört hatte, und selbst durch sein Leiden an das Bett gefesselt war, vermittelte für Frau von Kalb einen auf Monate bestimmten Aufenthalt bei Frau von Üchtritz in Gotha, welche mit derselben bereits in Franken in Berührung getreten war. Der freundlichen Einladung gab Charlotte um so bereitwilliger nach, je mehr sie für sich unter ärztlicher Be-

handlung Hülfe und für die genesende Dienerin Stärkung hoffen durfte. Im April 1787 verließ sie die noch mit Schnee bedeckte goldene Aue, und ging nach Gotha, allerdings in jener tiefen Wehmuth, ohne eigentliche Heimath zu sein, aber doch angeregt durch die Neuheit der Verhältnisse, in welche sie trat. Sie lernte hier Gotter kennen, der als Geheimer Secretär damals in seiner Geburtsstadt lebte und für die Bühne und deren Aufnahme freilich nicht im nationalen Sinne aber doch mit Rührigkeit und Talent wirkte. Er gefiel zu jenen Zeiten durch den Vortrag seiner eigenen und fremder Producte, obschon er für den oft schwülstigen Schwung unserer damals noch jungen Poesie keine Empfindung, sondern nur Hohn und Spott hatte. Und vielleicht trat er damit der Empfindung der Frau von Kalb oft zu nahe, die an die jugendlich einherstürmende Muse Schillers gewöhnt, ihm und Leuten seiner Art ein: „Höhnet solche Flamme nicht," entgegenruft, „denn wer wird sie später lichtreicher erkennen, wenn sie in der Jugend nicht schon geahnet wird." Auch mit Frau von Buchwald wurde sie bekannt, deren in manchen Memoiren jener Zeit preisend gedacht ist. Von ihr erfuhr auch Charlotte unter Anderem, daß ein jüngerer Bruder der Frau v. Buchwald für sie in jüngeren Jahren eine warme Liebe empfunden. Derselbe wurde später Ritterhauptmann des Cantons Rhön und Werra, und endete, wenn anders sein berühmter Arzt, Weigand in Heilbronn, sein Leiden richtig erkannt, an Gift, welches von seinen Gegnern ihm beigebracht war. Noch in der

Agonie bewahrte er ſeine treuen Geſinnungen gegen Charlotten.

Ruhig wären in dieſem Verkehr einige Monate verſtrichen, als Frau von Kalb, um den Augen eine bedeutendere Hülfe zu gewähren, als ihnen in Gotha zu Theil werden konnte, nach Weimar ging. Sie bezog eine Wohnung, in welcher auch Wielands Tochter, Sophie Reinhold, wohnte. Charlotte konnte es als ein freundliches Geſchick preiſen, daß ſie mit dieſer Frau leicht erregbaren Gemüthes und angenehm lebendiger Erzählungsgabe in ein näheres Verhältniß treten konnte, welches durch einen Brief der Frau von Laroche eingeleitet wurde, den Frau Reinhold an Charlotte von Kalb überbrachte. Durch die Tochter wurde dieſe auch in Wielands Hauſe bekannt, und als die Reinholds nach Jena gezogen waren, machte ſie wohl dann und wann mit Wieland ſelbſt einige kleine Reiſen dorthin und auch nach Erfurt, bei welchen Gelegenheiten derſelbe dann die Gewohnheit hatte, Projecte zu neuen philoſophiſchen Romanen ihr mitzutheilen, für welche der berühmte Mann einer geſpannten Aufmerkſamkeit und lebhaften Theilnahme gewiß war. Auch Reinhold, der früher Mönch geweſen war, und mit einer gewiſſen Wärme und Begeiſterung von dieſem erhöhten Moment jener Lebenszeit ſprach, erregte ihr warmes Intereſſe. Für das Augenleiden fand Charlotte von Kalb bei Hufeland, der von Göttingen in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, erwünſchte Hülfe. Bis zum Jahre 1804 genoß ſie ſeiner ernſten und nachdrücklichen Behandlung. Wie ſie denn aber den Umfang ihrer Leiden nicht ahnte und ihr die Ge-

sahr, in der ihre Augen schwebten, schonend verheimlicht wurde, so genoß sie das reiche Leben, welches ihr in Weimar dargeboten wurde, mit vollen Zügen. Sie trat in den Kreis jener hohen Geister ein, welche die Träger der Zeitentwicklung in Deutschland waren. Von der liebenswürdigen Frau v. Schardt, einer gebornen v. Bernsdorf, welche manchen herben Schmerz, manche bittere Erfahrung unter der feinen Grazie der Schalkhaftigkeit verbarg, wurde sie der Frau v. Stein, sobald diese im Spätsommer, während dessen die Hoheiten noch in den Bädern weilten, von Kochberg zurückgekehrt war, von Neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten sie sich in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb trug noch die ersten Eindrücke, die jene damals im weißen Taftgewande, eine dunkle Rose im braunen Haar, von einem Blondenschleier faß verdeckt, auf sie machte, in frischer Erinnerung. Ja, sie hatte damals in Meiningen sich selbst Rosaschuhe fertigen lassen, weil sie jene so gut kleideten. Freilich war Frau von Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß. Von Göthe wußte sie vieles zu erzählen, damals noch Ungedrucktes kam zur Mittheilung, und Charlotte von Kalb betrauerte in später Zeit nur das vielfältige Vergessen und Verlieren aus der Erinnerung, zu dem sie kam, weil sie nicht, wie so viele Andere, ein Tagebuch führte. Auch in Briefe erhielt sie Einsicht, deren einer von Göthe an Wieland gerichtet ein Geständniß enthielt, dessen Frau von Kalb sich noch im

Alter erinnerte. Er sagt von Frau von Stein: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keinen Namen für uns: — die Vergangenheit — die Zukunft — das All!“*) —

Auch Herdern lernte Charlotte kennen. Sie fand ihn, wie sie ihn aus seinen Werken sich gedacht hatte. „Seine persönliche Erscheinung entsprach dem Gewicht und der Anmuth seiner literarischen Wesenheit. Beredtsamkeit war in seiner Macht durch schwülstige Rede nie entweiht, und seine Predigten gleich dem Psalter, mächtig glühendes Feuer der Andacht.“ Häufig hörte sie dieselben und empfand ihre Würde und die Kraft der Überzeugung. Sie fühlte es wohl, wie er es in diesen verstand, „das Leben zu erwecken und die ewige Pilgerschaft zu erhellen.“ Er reichte das Manna zu dieser Wanderschaft. Auf einer Partie nach Tiefurt zu einem Landsitze der verwittweten Herzogin Amalia sah sie ihn und seine Gattin zuerst. Sein Gruß war mild und seine Art, mit Menschen zu verkehren, löste leicht das Geständniß der Gesinnungen. Dankbar erkannte Charlotte es an, wie er den Ausdruck

*) Dasselbe sagt Göthe in einem Gedicht, welches er am Sonntag den 14. April 1776 an Frau von Stein sendet:

Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie hast es uns so wir gemant?
Ach du warst in' abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

1.

Fichte an Schiller.

Oßmannſtädt, den 21. Juni 1795.

Ich glaubte, auf den 24. verſprochen zu haben, rechnete aber ſicher, Ihnen den Dienſtag das, was ich für das erſte Stück (der Horen) beſtimmte, zu ſchicken. Hier ſo viel als fertig iſt. Das übrige — den Schluß des zweiten Briefs und den dritten, der aber nicht lang werden wird, auf den Dienſtag.

S. 15 iſt eine Strophe aus Goethes Meiſter, den ich nicht hier habe, aus dem Gedächtniß citirt. Haben Sie doch die Güte nachzuſehen, und das Citat zu berichtigen, wenn es ſo nicht richtig iſt. Uebrigens habe ich den Aufſatz mit Fleiß bearbeitet, die etwanigen Härten der Conſtruction hier und da ſind abſichtlich, und ich glaube nicht, daß er die geringſte Aenderung vertrüge. Mit der etwas tiefen Disquiſition in der Mitte des zweiten Briefes hoffe ich den Leſer durch den Verfolg auszuſöhnen; und über die demokratiſch ſcheinen könnende Stelle folgt zu Anfang des dritten eine Erklärung.

derſelben ſtets gern und huldſam entgegengenommen. Der Blick in ſeine reiche und tiefe Seele war ihr gegönnt; ſie „ſah — was ſie noch nie erblickt — die Leiden derer, die ſich tieferen Forſchungen geweiht.“ Ja ſie erklärt, daß die erhabenſte Anſchauung und Freude ihr nicht geworden wäre, wenn ſie ſeiner Gegenwart ſich nicht erfreut — Ihn nicht vernommen hätte. Rührend iſt es, zu ſehen, wie es ihr darum zu thun iſt, ihre Geſinnungen gegen den würdigen Mann zu veterben. Sie ruft der Nachwelt zu: „Sammelt bei Ihm, und Ihr werdet unendlich mehr finden, als in dem Triebſand der Zeit.“ — Der Verkehr zwiſchen ihr und Herders war denn auch bei ſo aufrichtiger Verehrung, mit welcher Charlotte dem edlen Manne zugethan war, ein innerer und inniger. Sie war viel ſowohl mit Anderen als allein in ſeinem Hauſe, und in ihrem beſcheidenen Sinne freuete ſie ſich, daß er ſie hat „dulden“ wollen. Später hat Frau von Kalb ihn gaſtlich in Kalbsried aufgenommen, und Zeugniß ihrer herzlichen Beziehungen zu Gottfr. Herder mag auch ſein, daß ſie ſeinen 1790 gebornen Sohn in Gemeinſchaft mit der Herzogin Amalie aus der Taufe gehoben hat.

So ſehr auch Frau von Kalb in dem Kreiſe dieſer Perſonen, der ſpäter noch durch manche hervorragende Erſcheinung vergrößert ward, ſich mannichfach angeregt fühlen mochte, ſie erkannte doch, daß ſie in ihrem Inneren anderen Zeiten angehöre, und daß ihr hier nicht ernſtes Wohl noch Friede beſchieden ſei. Sie gehörte noch nicht zu denen, die den Kampf des Lebens hinter ſich hatten und mit der Ruhe eines überlegenden Geiſtes auf eine gewal-

tig durchlebte Vergangenheit zurückblicken mögen. Sie stand noch so in dem gewaltigen Drängen ihrer Seelenkräfte mitten inne, daß sie sich fremd fühlen mußte in dem Verkehr mit allen denen, die das bereits gewesen waren, was sie jetzt war, und die sich aus der Periode des Sturmes und des Dranges zu lichtvoller und klarer Ruhe ihrer Erscheinung und sogar ihrer Empfindung hindurchgekämpft hatten. Die Weimaraner waren ihr im Jahr 1787 um eine ganze Entwicklungsepoche ebenso weit voraus, als Göthe dazumal noch dem Fr. Schiller; der ganze Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweisend als entgegenkommend. Charlotte v. Kalb mochte darum wohl denjenigen, der viel Genossen findet, nicht reicher aber gefesselter und in seiner Vollendung aufgehalten und verzögert nennen. Und gerade jetzt, wie nie, fühlte sie es: „Dem Weibe vor Allem ist die Einsamkeit noth, da allein findet sie den Frieden in sehnsuchtsloser Gegenwart. „„In der Welt habt Ihr Schmach!““ Dieses Wort ist besonders für das Weib ausgesprochen.“ Wie oft wurde Charlotte von dem unheimlichen Gefühle bedrängt, daß die Commune der Gesellschaft schaal, leer und wohl verächtlich sei, und ein melancholischer Ernst, der in ihr erwachsen, empfand sich heftiger in so unharmonischem Geräusch. Vielleicht in dieser Empfindung ergriff sie auch die Gelegenheit, welche sich ihr bot, von Weimar aus längere Ausflüge in nahe gelegene sächsische und thüringische Gebiete zu machen. Sie ging nach Coburg zu Befreundeten und Verwandten; sie war in Rudolstadt, um von dort ein Fräulein von Ortel nach Weimar mit zurückzuführen, welches sich zum Besuche

bei Fräulein von Lengefeld aufhielt. Hier kam Charlotte von Kalb mit den Lengefelds in nähere Beziehung, ohne zu ahnen, wie nahe Charlotte v. Lengefeld dem Dichter treten würde, an dessen Fortschritt und Gedeihen Frau von Kalb den innigsten Freundesantheil nahm. Die jugendliche Natur des geistreichen Mädchens ergriff sie tief, und die liebreiche Güte von Caroline von Beulwitz, nachmals verehelichten von Wolzogen, war dieselbe geblieben, wie sie solche schon früher in Meiningen hatte kennen gelernt. Spät Abends erst kam Frau von Kalb nach Weimar zurück. Einige Briefe, wie es ihr schien, drei, und darunter einer aus Dresden von Schiller wurden ihr übergeben. Sie war zu ermüdet, als daß sie sich dem ruhigen Genuß der herzlichen Mittheilung hätte hingeben können; sie legte sie aus der Hand. Am anderen Morgen griff sie mit einer lebhaften Begierde nach den Briefen; aber anstatt der drei fand sie nur zwei, gerade der aus Dresden fehlte. War es ein Traum, der ihr gerade den dritten vorgespiegelt? Fragen mochte und konnte sie nicht nach demselben; er ist und war verschwunden.

Am 21. Juli 1787 sah Charlotte Schillern in Weimar wieder. Von dieser Zusammenkunft schreibt Schiller an Körner: „Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der

erſten Stunde unſeres Beiſammenſeins nicht anders fühlte, als hätte ich ſie erſt geſtern verlaſſen: ſo einheimiſch war mir alles an ihr, ſo ſchnell knüpfte ſich jeder zerriſſene Faden unſeres Umganges wieder an.“ — Schiller brachte den folgenden ganzen Tag, Sonntag den 22. Juli bei ihr zu. Er lernte daſelbſt ſchon einige der Weimar'ſchen Heroen und Heroinen kennen. Er gedenkt ſelbſt eines Grafen Solms und der Frau von Imhof, einer Schweſter der Frau von Stein, welche ſogar die Bereitwilligkeit hatte, ſich für ihn nach einem Quartier umzuſehen. Über Frau von Kalb läßt ſich aber der Dichter ſelbſt noch folgender Maaßen aus: „Charlotte iſt eine große ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geiſt, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich, wie ſchöne Partien in einer weiten Landſchaft, überraſchen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieſer Geiſt auf den Eurigen wirken wird. Herr von Kalb und ſein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unſere Vereinigung im Oktober zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet ſie deswegen auch, in Weimar die geringſte Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armſeligkeit weg nach Dresden treiben ſoll. Sind wir einmal da, ſo läßt man Euch für das Weitere ſorgen. Die Situation des Herrn v. Kalb am Zweibrück'ſchen Hofe, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Churfürſt von der Pfalz ſterben ſollte, läßt ſie vielleicht

zehn bis funfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten."

„Von dem kleinen Fritz habe ich Euch noch nichts gesagt. Es ist ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht; er wird recht gut behandelt und hat schon sehr viele Züge von Güte und Gehorsam gezeigt. Charlotte geht wenig in Gesellschaft, wird aber nunmehr in diesem Punkt eine Veränderung treffen."

Seine freie Zeit brachte Schiller in der Gesellschaft der Frau v. Kalb zu; mit ihr ging er spazieren, sie schaffte ihm einen Bedienten, half für seine häusliche Einrichtung mit weiblich zarter Geschäftigkeit Sorge tragen und machte ihn mit Personen und Zuständen, und mit den Formen, sich in beide zu schicken, bekannt. Beide machten aus ihrem Freundschafts-Verhältniß, von welchem schon früher in Weimar Manches gesprochen zu sein schien, kein Geheimniß, und die Gesellschaft hatte auch Rückhaltung genug, dem Austausch ihrer Geister sich nicht störend aufzudrängen. Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit, die bis zum Muthwillen ging, und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter, der sich von neuem unter den Strahlen ihres Geistes warm werden und zu frischem Frühlingsleben erwachen fühlte. Leicht und bequem fand er sich, von ihr ermuntert und ermuthigt, in das ihm fremde Gebiet der höfischen Form; die sittliche Natur aber, die ihn trug und hob, gab ihm bald die Zuversicht und das Vertrauen, nicht anders sich zeigen zu dürfen, als er wirklich war, und wo er anzustoßen schien, half Charlotte von Kalb mit sicherem Gefühl für das Schickliche nach, die auch wohl, um ihm

die Erwerbung der gesellschaftlichen Formen zu erleichtern, ihn in manche höfische Gesellschaft mit sich führte. Vor Allem aber dankte er ihr, daß Herder sich freundlich für ihn erklärte und ihm gewonnen wurde. Durch sie wurde er auch in Weimar der Sophie Reinhold bekannt, und noch in demselben Monate begleitete er diese mit Charlotten nach Jena zurück. Charlotte fuhr indeß denselben Abend wieder nach Weimar. Schiller jedoch blieb sechs Tage dort und ward dann von Frau v. Kalb wieder abgeholt, welche den letzten Abend in Jena mit ihm in angenehmer Gesellschaft bei Griesbach zubrachte. Gern sah ihn die Herzogin Amalie und hatte die feine Aufmerksamkeit, in zarter Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Frau von Kalb auch diese an manchen Abenden zu sich nach Tiefurt zu bescheiden. So am 28. Jul. und an anderen Tagen 1787. In stilleren Stunden hörte Charlotte seinen Carlos, der auf sie, zumal in den Scenen, welche nach Schillers eigener Aussage auf sie gleichsam berechnet waren, erstaunlich viel Wirkung machte. Sie war aber leidend; und bei ihrer Kränklichkeit und Schwäche konnten solche Stunden gemeinsamen Genusses sich nur seltener finden, weil es Charlotten öfters an Sammlung des Geistes und an Sinn für die Beschäftigung gebrach. Manches faßte sie daher auch beim ersten Lesen nicht ganz. Dagegen trat sie auch mit Körners durch Briefe in eine nähere Beziehung, die schon vorbereitet war durch Schillers mannichfaltige Berichte über Charlotte und durch ihren anerkannten Einfluß auf die poetische Gestaltung seines Don Carlos. So schreibt denn Schiller

unter dem 8. August 1787: „Kannst Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir schwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotten zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum? Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen."

„Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet.

Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur diese Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr, und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben." Während Schiller sich auf diese Weise über seine Stellung zu Charlotten äußert, finden wir in ihren Memoiren nur Erinnerungen an einige Gespräche, welche sie mit dem Freunde ihrer Seele geführt. „Ich habe Sie nicht gesehen," sagte er, als er sie in Weimar wiederfand, „auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name ist uns heilig, wir mögen ihn nicht aussprechen vor den Gleichgültigen. So ist mir manches verborgen geblieben. Noch habe ich bisher gescheut

zu fragen, ob Sie einen Brief, den ich im Juni aus Dresden abgeschickt, erhalten haben? Eine Antwort darauf habe ich nicht empfangen.“ Charlotte war betroffen, ihr wurde es nun klar, daß sie nicht im Traume den dritten Brief an jenem Abend gesehen; als sie von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, klar aber auch, daß ihr der Brief entrückt worden sei. „Es ist mir leid,“ sprach Schiller, „denn unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen.“

Anderer Verkehr ist von Schiller in seinen Briefen an Körner angedeutet. Am 28. August 1787 feierte Charlotte in Schillers Gesellschaft den Geburtstag von Göthe, wozu Herr von Knebel in dessen Garten eingeladen hatte. An demselben Tage begegneten Beide auch der jungen Herzogin Luise, von welcher Frau von Kalb eine ausgezeichnete, in großem Stil angelegte Charakteristik in ihren Memoiren entwirft.

„Am Bedeutendsten war uns Beiden unter den Frauen die Herzogin Luise. Ich kann den wiederholten Eindruck ihrer Persönlichkeit und die Wahrnehmung ihres Verhaltens in ihrer Zeit nur bezeichnen mit dem Ausdruck: „Sie war eine plastische Natur!“ Viele nahten ihr mit ehrfurchtsvollem Zutrauen. — Selbsterwählter Haltung — die in sich keinen Wechsel noch Affecte duldete, die selbst die Klage des Schmerzes der Natur verbietet — ein solches Wesen ist auch gerecht in der Beurtheilung Anderer — denn es weiß wohl: würde ich mein Gesetz verletzen, so wäre ich wie sie! Stets ebenmäßig, unbefangen, frei wie die Jungfräulichkeit, unzugänglich jeder kleinlichen Ansicht.

In ihrer Nähe zu sein war uns Freude, denn Jedes weilt gern, wo Keines, durch Zwang gefesselt, besonnen sein Schärflein mittheilt und reichen Gewinnß empfängt. In solchem Verein spielend, ziehen minder oder mehr die bunten Fäden der Anmuth und Güte, durch gefälligen Sinn bewacht; denn mit schnödem Sinn und kaltem Spähen findest du nie einen heitern Tag."

„Behagliche Würdigkeit, dieses Wort bezeichnet vor Allem die Herzogin Luise; doch was bedarf es zu dem Glück, einer solchen Persönlichkeit nahe zu sein, die reine Anschauung ihrer Wesenheit zu gewinnen? Das Erkennen einer ächt weiblichen erhabenen Bildung, rein und hell mußte das Gemüth sein, welches ihren Werth, die Gaben ihres Geistes zu würdigen fähig. Stets gleichmäßigen Sinnes konnten wir jeden Muth für sie gewinnen, nur nicht den Muth der Freudigkeit. Könnte es mir gegeben sein, die Anschauung dieser Fürstin zu erwecken."

„Man hätte ihr vielleicht Indifferenz zugeschrieben, aber wer über Personen und Handlungen selbst mit ihr sprechen konnte, fühlte wohl, daß sie eine klare Anschauung der Zustände und Verhältnisse in sich gebildet hatte. So war sie auch mit Keinem ihrer Umgebung im Widerstreit, weil ihr die Verschiedenheit der Ansichten bedingt schien. Gern red' ich von dieser Fürstin, denn was Verehrung und Liebe zu denken vermag, flößte sie mir ein, — die Harmonie des Ernstes und der Güte ist der Genius, der uns bei ihrem Andenken beseelt."

Der Verkehr mit Schiller wurde unabweisbare Gewohnheit. Da er unter dem 11. Sept. 1787 den Verlauf

Mit meinem Abſchreiber bin ich ſehr übel angekommen, und ſchäme mich ſehr, Ihnen ein ſolches Manuſcript zu ſchicken. Doch iſt die übel ausſehende Hand leſerlich, wie ich hoffe, und ich habe es ſorgfältig durchgeſehen, ſo daß man ſich feſt darauf verlaſſen kann. Ich laſſe bitten, die Interpunction, auf die mir es ankommt, und die andre, oder andere und dergleichen, zu beobachtn.

Ich habe Ihren Brief erſt dieſen Abend erhalten und ſogleich dies ausgefertigt.

Ich hatte v. Ziegler aufgetragen, morgen zu Ihnen zu gehen.

Meine drei Briefe können leicht mehr füllen, als zwei Bogen, aber ich halte es für ganz unthunlich, ſie zu zerreißen.

Dienſtag oder Mittwoch mehreres. Die Meinigen grüßen!

Der Ihrige
Fichte.

„Buchſtab" in der Ueberſchrift ſteht, der Etymologie nach, mit Fleiß. „Buchſtaben" gibt eine erwäſſernde Zweideutigkeit. Iſt es aber ſchlechterdings unteutſch, ſo haben Sie die Güte es zu verbeſſern.

seiner Tage schildert, schreibt er: „Jetzt gehe ich sehr wenig aus; Tags zweimal zu Charlotten u. s. w.“ Bei Frau v. Imhof und bei ihr bringt er seine Abende zu, und da liest die Schröder ihm und ihr Göthes Iphigenia vor in jener ersten Gestalt, wie sie von Stahr in Oldenburg ist herausgegeben worden. Größeren Gesellschaften entzog er sich gern, um nur mit Charlotten verkehren zu können, und doch denkt er an eine Verbindung mit Wielands jüngster Tochter, wenn anders Körners den Handel ebenso vernünftig finden sollten, wie er. Charlotte von Kalb weiß von diesem Monologe seiner Vernunft nichts.

Während auf diese Weise der Sommer und Herbst dahingebracht wurde, hatte Heinrich v. Kalb an Schiller geschrieben, und seine Ankunft in Weimar für den September angesagt. Widrige Proceßsachen machten dieselbe nothwendig. Schiller erwartete von der Anwesenheit des Herrn von Kalb eine Wendung seines Geschickes insofern, als der Aufenthalt Charlottens geändert werden konnte. Dankbar erkennt Schiller die unveränderte Freundschaft des Majors an, welche um so mehr zu bewundern sei, da er seine Frau liebe und Schillers Verhältniß zu derselben kenne. Ob aber seine Billigkeit und Stärke dem Gerede der müssigen Menge und ihrer Ohrenbläserei werde gewachsen sein, das stehe in Frage, denn wenn auch der Glaube an seine Frau niemals bei ihm wanken werde, so habe er doch ein empfindliches Ohr für die zischelnde Welt, die ein Mal nicht im Stande ist, derartig reine Verhältnisse in ihrer Wesenheit zu erfassen und zu

verſtehen. Im Auguſt deſſelben Jahres iſt der Entſchluß des Ehepaars ſchon feſtſtehend, da Herr von Kalb über Meiningen reiſet, in jenen Gegenden zuſammenzutreffen und einſtweilen ſich gemeinſam niederzulaſſen. Doch war Heinrich von Kalb noch im Oktober nicht in Thüringen, und ehe Schiller ihn nicht geſehen, wollte, ja durfte er auch nicht Weimar verlaſſen, wozu er eigentlich von den Dresdenern gedrängt wurde. Endlich um die Mitte November 1787 kam Herr von Kalb nach Kalbsried und dahin reiſete auch Frau Charlotte ab, um in acht Tagen mit dem Gemahl nach Weimar zurückzukehren. Schiller benutzte die Zeit ihrer Abweſenheit, nach Meiningen zu gehen, dorthin hatte ihn ſeine Schweſter, die Gattin des Bibliothekars Reinhardt, und Frau von Wolzogen geladen. Zwiſchen dieſem Beſuche und dem Flüchtlingsaufenthalt in Bauerbach lag ein Zeitraum von fünf Jahren. Wie reich aber hatte er dieſen durchlebt und wie innerlich geändert betrat er den ihm heiligen Boden. Die Freundſchaft mit den Körners, die Leiden und Freuden in Mannheim, Charlotte, Weimar, alſo wie er es ſelbſt nennt „eine ganze Epoche ſeines Denkens“ hatte ſich in die fünf Jahre hineingedrängt, kein Wunder daher, daß ihm kein Platz ſeiner ſtillen Freuden mehr zuſagte. Jene Magie, fand er, wie weggeblaſen.

Als Schiller von ſeinem Aufenthalte in Meiningen nach Weimar im Anfange des December zurückkam, fand er Charlotte v. Kalb und ihren Gemahl dort wieder. „Er iſt ganz der alte,“ ſchreibt er unter dem 8. Dec. 1787 an Körner, „wie ich aus dem erſten Anblick urtheilen

konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesprochen. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt." Indessen fühlte sich Schiller doch dem Gatten Charlottens gegenüber nicht frei, denn er setzt diesem Bericht eine Bemerkung hinzu, und zwar in Klammern, weil sie die Frauen des Körner'schen Hauses nicht lesen sollen: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." — Er besuchte jetzt das Wieland'sche Haus sehr häufig.

Diese Veränderung war freilich bedingt durch den ganzen Gang seiner inneren Bildung. Charlotte v. Kalb gehört ebenso der Zeit stürmischer, titanisch-ausgreifender Gewalt des Dichtens an, wie Charlotte v. Lengefeld der beruhigten Periode, in die Schiller durch die maaßvolle Würde und edel-ruhige Form des Antiken, dessen Studium er namentlich auf Wielands Antrieb begonnen hatte, versetzt war. Charlotte v. Kalb war in jener ersten Entwicklungsphase Schillers der Genius, der die überfluthenden Wogen der Empfindung Schillers zu beschwören und zu sänftigen wußte. Wieland erkennt in seinen ersten Werken, welche dem Don Carlos vorangehen, starke Zeichnung, große und weitläuftige Compositionen, ein lebhaftes Colorit lobend an, aber er vermißt Correction, Reinheit, Geschmack, ebenso wie Delicatesse und Feinheit. Schiller meint, daß sein Don Carlos ihm beweisen werde, daß er diesen mangelnden Attributen näher gekommen sei. Und an dieser Stelle ganz besonders suche ich den Einfluß und das Verdienst von Charlotte

v. Kalb auf den Dichter. Schiller preiſet an ihr ſelbſt die affectloſe Ruhe, die Beherrſchung der innerſten Bewegungen; ſie leitet ihn in die Welt und giebt ihm die Kunſt, ſich mit Maaß zu bewegen, Menſchen zu beobachten und ſich fremder Art und Weiſe mehr anzufügen; ſie lehrt ihn, die Berechtigung Anderer, anders ſein zu dürfen, als er ſelbſt in ſeinem Sinne zugeben möchte, anzuerkennen und Duldſamkeit zu üben. Ihre ſchöne Aufgabe dem Dichter gegenüber war alſo die, ſein Feuer zu läutern und zu einer mild wärmenden Flamme zu ſänftigen. Durch ſie lernte er erſt den Adel und der Seele wahre Hoheit kennen, die ſich ſchöner und herrlicher in der Entſagung und in der Bewältigung des um ſich greifenden Willens bekundet, als in der gigantiſchen Kraft, hiſtoriſch berechtigte Erſcheinungen gering zu achten oder gar als hemmende Schranken zu überrennen. Durch die ganze Zeit des innigen Verkehres mit Charlotte geht die Ausarbeitung des Don Carlos hindurch, und wie er allmählig hineinwuchs in das ſchönere Maaß und in die Harmonie der Empfindungen, und wie er allmählig ſich hob zu der plaſtiſchen Ruhe des Ausdrucks, ſo zeigt er nur, wie je länger, je mehr er die Einwirkung Charlottens in ſich aufnahm und in ſich verarbeitete. Gerade auch darum hat der Don Carlos die wunderbare Ungleichheit in der Behandlung, die durch keine Feile ſpäterer Zeit hat getilgt werden können; darum verräth er in ſeiner Anlage einen allmählig ſich erweiternden Geſichtskreis des Dichters, der unter der Arbeit ſelbſt ein Familiendrama zu einer hiſtoriſchen Tragödie erhebt, und über einen zweiten leidenſchaftsloſen Helden voll philoſophiſcher

Tiefe und Ruhe den ersten leidenschaftlichen vergißt, der nur durch sein edles Feuer und sein unglückliches Loos einiger Beachtung werth erscheint.

Den Winter von 1787—1788 verlebte Schiller unter ernsten Studien. Charlotte führte den Weimar'schen Kreisen ihren vielseitig gebildeten Gemahl zu, so daß sie den Dichter nur drei-, höchstens viermal wöchentlich sah, um ihm dann mit freundlichem Wort auch über die hypochondrischen Stimmungen hinwegzuhelfen, in denen er selbst erklärte, daß er für die Kräfte seines Geistes fürchte. Übergangsperioden, in denen man alten Formen des Daseins entwächst, ohne daß man neue ganz zu beherrschen weiß, erzeugen solche Stimmungen. Kämpfe, die man nur mit sich und allein durch- und zu Ende kämpfen kann, geben die Empfindung des abgeschiedenen Alleinseins und erzeugen die Sehnsucht nach Hülfe und Ergänzung. Darum schließen sich auf solchen Entwicklungsstufen leicht Freundschaftsbündnisse und innigste Verbindungen für das Leben. Nach einer solchen trachtete der Dichter. In diese Winterszeit des Jahres 1787 fällt auch ein gemeinsames Mahl, welches Schiller mit Wilhelm von Wolzogen bei Kalbs einnahm. Unter dem 20. Dec. 1787 schreibt er von demselben aus Weimar an Frau v. Wolzogen. Von der gepflogenen Unterhaltung schreibt er indeß nichts, sondern verweiset auf die zu erwartende mündliche Mittheilung ihres Sohnes.

Inzwischen hatte der Präsident von Kalb die Güter und Finanzen der Familie verwaltet und sicherlich nicht mit so viel Glück als er an Anstrengung und Sorge zur

glücklichen Gestaltung der Verhältnisse aufwendete. Die Güter, welche die Marschalke von Ostheim besessen hatten, gingen bei den mannichfachen Versuchen, durch kleinere Opfer größere Gewinne zu erzielen, allmählich verloren. Zur Regelung solcher Verhältnisse wurde denn auch im Februar des Jahrs 1788 die Familie von dem Präsidenten nach Waltershausen gerufen, um die nöthigen Vollmachten zu unterzeichnen. Auf der Rückreise wurde Charlotte v. Kalb von ihrem Schwager bis nach Gotha zu dessen Schwägerin Frau v. Üchtritz geleitet. Und als sie eben mit den Ihren zu einem Mahl fahren wollte, ließ sich ihr Schiller melden. Daß sie diesen Besuch nicht annahm, hat Schiller ihr verdacht und doch war es besser, meinte sie, daß sie sich nicht sahen, denn die Geistesklänge wären durch die Noth der Zeit, in welche sie durch die häuslichen Sorgen versetzt worden, wohl verstimmt gewesen. Ähnliches begegnete Schillern mit Charlotten auch in Weimar, wo sie bei einem krankhaften Anfall ihm wieder mußte absagen lassen.

Was aber Charlotte schreibt, wird durch Schiller bis auf die geringfügigen Nebenumstände bestätigt. Sein Brief vom 15. April 1788 an Körner sagt nämlich Folgendes: „Huber habe ich wiedergesehen, aber nur im Fluge und so, daß wir einander wenig haben genießen können. Mittags am 9. kam er an, und den folgenden Morgen sind wir zusammen nach Erfurt gefahren, wo sein Gesandter die Nacht geblieben war. Weil ich Charlotte in Gotha vermuthete, so war sogleich mein Entschluß gefaßt; ich ritt von Erfurt aus dahin, um unterdessen, bis Huber

nachkäme, ein Rendez-vous zu veranſtalten. Aber der Teufel ſtellte ſich wiederum dazwiſchen, daß Huber und ſie nicht zuſammenkamen. Sie war juſt bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten, ſteifen Geſichtern, wo ſie nicht gleich loskommen konnte, und Huber konnte ſich keine Stunde in Gotha verweilen, weil ſein Geſandter dem Herzoge ausweichen wollte. So iſt alſo abermals aus dieſer Zuſammenkunft nichts geworden und — es ſoll nicht ſein.“ Am 25. April 1788 war Frau v. Kalb mit ihrem Gemahl ſchon wieder in Weimar und konnte durch Schiller herzliche Glückwünſche zur Geburt der Körner'ſchen Tochter nach Dresden ſenden. Ihrem eigenen Knaben hatte ſie Blattern inoculiren laſſen und gehörte ſomit ſicherlich zu den erſten Frauen, welche das Vorurtheil gegen die Jenner'ſche Wohlthat überwunden hatten.

In der Mitte des Mai 1788 ging Schiller nach Volkſtädt bei Rudolſtadt, und trat in die innige Verbindung mit der von Lengefeld'ſchen Familie. Eine Correſpondenz mit Charlotten hob wieder an, ſcheint aber nicht gar lebhaft geweſen zu ſein. Im Juni etwa mag ſie ihm gemeldet haben, daß ſie den Einfall habe, zu einer Cur ſich nach Karlsbad zu begeben, und daß die Rückkehr Göthes nach Weimar nahe bevorſtehe, während Herder ſich zu ſeiner Reiſe nach Italien rüſte; und im Juli gewährte ſie Schillern die Ausſicht, für einige Tage vielleicht in die Rudolſtädter Gegend zu kommen. Charlotte ging indeſſen nach Meiningen, von wo ſie im September nach Weimar zurückkehrte. Vier Monate hatte ſie nun ſchon den Dichter nicht geſehen; auch Körners war ſie

fremder geworden, so daß sie den Dichter bitten mußte, ihr Andenken bei Jenen wieder aufzufrischen. Grund und Veranlassung zu den seltener gewordenen brieflichen Mittheilungen deutet Schiller an in seinem von Rudolstadt 20. Oct. 1788 datirten Briefe. Er schreibt an Körner: „An Frau v. K. habe ich Deinen Einschluß besorgt. Ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Diese letzte Äußerung ist Ausdruck der Mißstimmung und Gereiztheit, welche der Dichter der hohen Frau gegenüber empfinden konnte, wenn wir bedenken, daß sie mit dem Gefühl des Angemessenen und Schicklichen den herzlich-gemeinten und aus voller Überzeugung ausgesprochenen Anforderungen des Dichters entgegentreten mußte, von denen sie selbst in ihren Memoiren erzählt. Ja, vielleicht ist ein solches Wort in ihm auch hervorgerufen worden durch die Erinnerung an jene Empfindungen, die sie ihn hatte durchleben lassen, als sie fördernd, anregend und antreibend auf ihn wirkte. Der Mensch ist nun einmal seiner Natur nach in dem Grade eigenliebig, daß er seine ihm angewachsene Art und Weise zu sein gern festhält, und aus Bequemlichkeit, oder wenn man lieber will, aus angeborner Trägheit dieselbe nur schwer und ungern verläßt. Er wird mit aller Anerkennung der Förderung und trotz allen Dankes für dieselbe doch nicht ohne alle Widerspänstigkeit sich aus seiner alten Art drängen lassen, und die

unangenehme Empfindung, die ihm das Gefühl, in Neues hineingetrieben zu werden, erregt, macht ihn wohl ungerecht gegen den Treiber selbst. Wär's nicht also, wie möchte man sonst wohl beim Werke der absichtlichen Erziehung und Belehrung auf Ungebärdigkeit der Zöglinge stoßen, welche die unangenehme Empfindung, die ihnen das Gefühl, angespornt zu werden, erregt, zunächst auf den Sporner übertragen? So schroff und scharf freilich will ich hier die Empfindung Schillers nicht aufgefaßt wissen, sondern dieselbe nur mit Hülfe dieser Bemerkung erklären. Frau v. Kalb hat sicherlich auf seinen Fortschritt, und sicherlich auch mehr als ein dieses Zweckes unbewußtes Werkzeug in der Hand Gottes gewirkt; sie folgte seiner Entwicklung mit der bestimmt ihr klar gewordenen Absicht, hier oder dort lehren und meistern zu müssen. Da mag denn auch wohl Schiller durch die fortdauernde und rastlose Erregtheit, in die er durch Charlottens geistige und gemüthliche Anregungen versetzt ward, aus dem Paradiese ruhigen Genusses und aus der Bequemlichkeit des Gehen- und Gewährenlassens hinausgetrieben sein; und die Erinnerung an die Hast, in welcher er fast athemlos Plätze verlassen mußte, auf denen er gemächlich auszuruhen trachtete, die Wiederempfindung solcher ärgerlich erregter Zustände rief jene Äußerung hervor, die wir gern entschuldigen wollen. —

„Wer denkt," sagt Charlotte von Kalb in ihren Memoiren, „darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn betroffen." Mit dieser edlen, ich möchte sagen antiken Ruhe ihrer Seele nahm sie die Schickungen hin, welche ihr der Lauf des Jahres 1788 brachte.

Sie empfand, daß sie ihrem Gatten innerlich nur wenig sein konnte. Sie erkennt an, daß es viele Hüllen des Geistes gebe, deren jede das Recht habe, Unantastbarkeit für sich zu beanspruchen, und nach seiner eigenen Art verstanden zu werden verlangen dürfe. Aber ehe wir zur Höhe solcher Erkenntniß gelangen, schleichen wir durch verworrene Pfade dahin. Sonderbar sei es, meint Charlotte, im Leben oft Personen an einander gebunden zu sehen, die sich bei der verschiedenen Richtung ihres Seelenlebens nichts sagen können und sich doch, nach der Meinung der Welt, Alles gelten sollen. „Besser wär' für Beide ein gänzliches Isolirtsein; denn wie oft sagen wir dann unbewußt feindliche Worte." Ein besonnenes Verständniß schien unmöglich, da die Thätigkeit beider Gatten eine ganz verschiedene war, und bei den durch Prozesse auf das Spiel gesetzten Vermögensverhältnissen eine heimathliche Pflege und Sorgfalt unmöglich wurde. Herr von Kalb ging somit wieder nach Frankreich zurück und zwar allein, weil der Aufwand der Reise und des Aufenthalts in der Fremde zu empfindlich schien. Die Entfernung von mehr denn hundert Meilen ward von Keinem bemitleidet. „Beschlossen war also die Geschiedenheit im äußern und innern Leben — doch nie mit Vorwurf; denn dies Loos war das erträglichste." „Einige Monate nach der Abwesenheit des Herrn von Kalb," fährt Charlotte fort, „erhielt ich ein Schreiben von F., in welchem er mit scharfem Ausdruck mir dargestellt, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen — mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden

2.

Schiller an Fichte.

(Nach dem Concepte.)

Jena, den 24. Juni 1795.

So sehr mich der Anblick Ihres Manuscripts erfreute, mein lieber Freund, und so ungern ich einen Beitrag misse, auf den in der nächsten Lieferung der Horen schon ganz sicher gerechnet war, so sehe ich mich doch genöthigt, ihn zurückzuschicken. Ich müßte dieses, wenn der Inhalt auch noch so sehr meinen Beyfall hätte; denn sowohl seine unförmliche Größe, die sich aus dem Anlaufe, welchen Sie nehmen, nun wohl errathen läßt, als die (wenigstens was diese ersten Proben betrifft) trockene, schwerfällige und — verzeyhen Sie es mir — nicht selten verwirrte Darstellung schließen ihn schon an sich von den Horen aus; ich muß es aber um so mehr, da mich der Inhalt desselben nicht viel besser als die Form befriedigt. —

„Ueber Geist und Buchstaben in der Philosophie" überschreiben Sie diese Briefe, und die ersten drei Bogen handeln von nichts, als von dem Geiste in den schönen Künsten, ohne daß man den Gegenstand,

konnte: — „„Es iſt an ſich nichts gut — nicht ſchlecht — aber geiſtige Anerkennung, ein gleiches Wollen muß ſein — und wenn ein Blitz das Leben erhellt, ſo iſt es offenbar geworden, was die Weſenheit ſein könnte und die Erkenntniß unvertilgbar.““ — Ja, er ſprach mit ſo heftigen Klagen und Vorwürfen, bewußt der ſchnöden Öde, die damals mich umgab. „„Dieſe Erſtarrung der Falſchheit ſolle man nicht dulden. Wir wiſſen längſt von uns, wie von wahrhaftigen Weſen, aber in dieſer Region ſind wir uns gegenſeitig furchtbar wie Sterne, die ſich anziehen und ewig wieder abſtoßen.““

„„Die vergangenen Wintermonate waren uns eine zerſtörende Zerſplitterung, — Sie haben über die Verſtimmung jener Tage geklagt: ſie waren unmöglich ein Verſtehen, ein wechſelſeitiges Durchdringen der Weſenheit. Dies iſt das Ideal, was ich Freundſchaft nenne. Es iſt ein Wahn, wenn Sie meinen, ohne ein beſtimmtes Abbrechen den Frieden wieder zu gewinnen.““

„„Noch in Jugend — ja in unvergänglicher Jugend des Geiſtes und des Gemüths, bedürfen Sie nur die Trennung von allem Ertödtenden, daß ſich Ihre Seele wieder frei entfalten könne, — ſonſt bleibt ewig Ihr Bewußtſein entſtellt und getrübt. Darf ich rathen — ſoll ich wollen? — So kommen Sie in dies Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. Sie finden daſelbſt Bekannte, die Ihre Freundinnen werden können, und ſo würde ein ſchöneres und freieres Leben unter uns walten. — Der Ihnen dieſes Blatt einhändigt, wird wieder zu Ihnen kommen, um Ihre Antwort abzuholen; ich irre wohl nicht, wenn ich

meine, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl ſich wieder gewinnen und erhalten könne.““

„In dieſem Schreiben war die freimüthige Innigkeit, wie ich ſie vormals gekannt, — und es war mir, wie ein Strahl des Himmels, dieſe hohe Bedeutung der Geſinnung wieder in ihm zu finden, und gelänge es uns, die bekannte Bahn mit erhöhtem Frieden zu betreten, — der höchſte Lebenszweck wäre dann erreicht. Aber in Rückſicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten ſehr viele Zweifel entſtehen. Kein anderer Grund zu dieſer Veränderung des Aufenthalts war zu finden, als nur ſein Name! Wie hätte dieſer Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus ſeinem Briefe ſprach, ſich immer gleich bleiben können? — und ohne ſein ernſtes — abſolutes Wollen wäre jeder Schritt dafür beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein ſolcher ernſter, entſcheidender Wille mußte durch ſeine Erſcheinung ſelbſt, die mich dazu perſönlich aufforderte, beſtimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Geſellſchaft nicht haben darf und wodurch wir beide aus ihr ſchieden. Wenn es uns gelänge, ſo hätte ich wenigſtens die Sorge der Unvollkommenheit. „„O, zu der Zufriedenheit gehört ſo viel Ruhe — und wie ſehr würde dieſe geſtört werden! Ich wünſche viel — aber ich fürchte Alles, ich theile keine Meinung Anderer, auch ſie nicht; aber die Geſellſchaft würde ſich rächen, wenn wir uns trennen wollten. — Es iſt nicht entſcheidend, was ich hier ſage. Sind Sie nicht dieſes Vorſatzes, ſo werden Sie nach W. kommen, entweder, um mir den Entſchluß

zu geben, Ihrem Willen zu folgen, oder Ihre Meinung aufzulöſen.““

„Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeſchickt und eben ein ſolches erhielt er wieder; denn meines Lebens Looſe waren ja darin enthalten. — Es vergingen Wochen, Monate, und ich erhielt keine Antwort. Da ſchrieb ich, um ihm zu melden, daß ich ſeinen Brief erhalten und durch denſelben Überbringer ihn beantwortet hätte. „„Haben Sie dieſen erhalten, ſo glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; iſt dies aber nicht der Fall, ſo kann ich, da ich Ihren Brief bewahre, ihn zum zweiten Mal beantworten.““

„„Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weiſe behindert worden, ihn erwägend zu beantworten. In einigen Tagen reiſe ich mit Wolzogen nach Franken — vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend u. ſ. w.““

Hierin möchte ich den Grund jener Mißſtimmung finden, von welcher wir Schiller haben ſprechen hören. Charlotte blieb den Sommer 1788 in Weimar, und nur auf kurze Zeit weilte ſie in Meiningen. Sie blieb ohne Nachricht von ihrem Gemahl; die Herzogin Mutter und Herder waren in Italien, die Herzogin Luiſe in einem Bade. „In Einförmigkeit vergingen die Tage, und war man ſo unbedacht, ſich lebhaft zu äußern, ſo fiel dies verhärtet, wie alles Unverſtandene, wieder auf uns zurück.“ — Am 12. Nov. 1788 kam Schiller nach Weimar zurück. Charlotte erzählt: „Frau von Imhof, die mich beſuchte, ſprach, daß er ihr einen Brief von Lottchen überbracht, und er recht gefällig von ſeinem

Aufenthalte erzählt habe. — So kam er zu mir und übergab mir auch einen Brief, worin sie um meine Freundschaft bat. Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: „„Ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen — aber verschieden ist unsre Ansicht für unsre Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind.““ — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen.“

„Wer gar nichts wünschen — gar nichts hoffen könnte, der wäre groß! Denn ihm verhüllte nichts im Sinne jene große Welt des Herrn, und er empfinge ihr unendlich Gutes jeden Tag! —“

Am 27. Nov. schrieb Schiller an Caroline von Beulwitz: „Frau v. Kalb habe ich heute besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief.“

Charlotte ward durch das Alter ihres Knaben, der eine sinnige Auffassung zeigte, nunmehr zu einer ernsten Sorge für seinen Unterricht gerufen. Riedel, der Erzieher des Erbprinzen, ging ihr mit Rath und Hülfe an die Hand, er schickte einen jungen Mann, der Vormittags ihn unterrichtete, und Nachmittags auf Spaziergängen ins Freie den Unterricht wiederholte. Mit freudiger Theil-

nahme folgte die Mutter der Entwicklung des Knaben. Das individuelle Naturell und die Erhaltung deſſelben war ihr das Bedeutendſte; und ihre ganze Erziehungsmaxime führte ſie auf die wenigen einfachen Sätze zurück, daß aufmerkſame Pflege und Benutzung der Zeit das ſei, was man Erziehung nennen, und nichts dem Kinde ohne Berückſichtigung ſeiner Individualität aufgedrungen werden dürfe, ohne mit ſeiner Natur in Widerſpruch zu gerathen oder zerſtörend auf dieſelbe zu wirken. Je kräftiger und geſünder ein Kind ſei, um ſo mehr könne man auf die Einheit ſeiner Entfaltung hoffen. Mit rührendem Eifer ſtrebt ſie danach, den Knaben zum Frieden und zur Selbſtbeſinnung zu führen, und erkennt es doch auch, daß mit dieſem Lichte von Jugend auf geleitet zu werden wohl eine Glückſeligkeit ſei, die wir nicht von unſeren Weltverhältniſſen fordern dürften. „Alle Zeiten und Religionen reden von einem Verluſt, und dieſer iſt wohl damit gemeint.“ Die ruhige Einfachheit ihrer Exiſtenz brachte ihr eine behagliche Heiterkeit, und ſelbſt unter einer äußerlich beſchränkteren Exiſtenz ein befreiteres Leben.

In dieſer ruhigeren Stimmung traf ſie auch auf Göthe, der ſich den Sommer 1788 vom 18. Juni Abends einige Monate in Weimar aufhielt. In gemeinſchaftlichen Partien und auf kleinen Collationen vereinten ſich die Bekannten, ohne daß die Geſellſchaft den rechten Fluß der Unterhaltung finden konnte. Es war dieſelbe nicht ſo theilnehmend und lebhaft wie früher, und oft lagerte ſich auf den Lippen feierliches Schweigen. Göthes Gemeſſenheit mochte vielleicht die freiere Rede binden. Frau

v. Kalb gedenkt noch lebhaft einer Scene bei Frau v. Stein und dankbar der Beziehungen, in welche ſie zu Göthe trat. „Göthe ſtand am Fenſter," ſo ſchreibt ſie, „hatte eine Glasſcheibe in der Hand und einen Bogen, zeigte, wie bei jeder Bewegung des Bogens der Sand auf dem Glaſe verſchiedene Figuren bildete. Das Geringſte war ihm bedeutend, was zum Geſetz der Ordnung gehörte, und ſo intereſſirte ihn dies wunderbare Spiel lebhaft, und wie unzerſtörbar die geheimnißvolle Ordnung der Natur, konnte wohl auch dies Experiment beweiſen; die Winde zerſtreuen den feinen Sand, doch der leiſe Strich des Bogens zwingt die Körnchen zu beſtimmten ſchönen Formen. Es beſchäftigten uns ſeine Verſuche in lebendig angeregter Theilnahme mit ihm. — Dieſe Sandfiguren haben ſich mir oft als Thema zum Nachdenken zurückgerufen — könnte die Menſchheit doch auch immer mit harmoniſchem Klang zur Ordnung zurückgerufen werden! — G.'s prägnanter Ausdruck bezeichnete zuweilen wie vorausſchreitend und vorausſagend: es wird ſich auch kryſtalliſiren! — O wohl! wenn wir einſt nur ſchöne Strahlen darin zu erkennen vermögen. — Gemeinſam gab man ſeit dieſem Tag Collationen in dem Tempelhauſe; da fanden wir leichter die ſonſt erloſchene Rede. Seine Abreiſe nach Italien war wieder beſtimmt, und zeigte er, aus Gunſt oder auf Bitten, Gemälde und Seltenheiten, die er früher aus dem Südlichen mitgebracht hatte. Wie Weniges von dem Unvergänglichen hat die Menſchheit bewahrt! Es fehlte mir nicht an Verehrung, aber an Anweiſung und Auge, um die Kunſtgegenſtände noch würdiger zu er-

sassen. Durch die bedeutsame Anschauung angeregt, herrschte mehr Sinnigkeit und Scherz und besonders ergötzte der Frau von Schardt launige Anmuth, und so trennte uns die Mitternacht in erfrischter heiterer Stimmung."

„Noch kann ich gedenken, daß Göthe, als er von mir Abschied nahm, mir einige Bücher überbrachte, es waren Übersetzungen von Voß und Stolberg, und auch auf der Reise nicht von ihm vergessen, erhielt ich manches Sonett und Epigramm, was man nachher in seinen Schriften gelesen hat."

Es ist mir verstattet, einen dieser bisher ungedruckten Briefe, der aus dem Schiffbruch der Zeit gerettet ist, hierher zu setzen. Er ist zu Venedig geschrieben. Ich gebe ihn in diplomatischer Genauigkeit, so wie das Original, das sich im Nachlaß der Frau v. Kalb gefunden, mir vorliegt.

„Ihr freundliches Schreiben war das erste Wort was nach meiner Abreise zu mir von Hause kam. Von Herders hab ich noch gar nichts gehört. Hier schicke ich ein Blätchen Epigrammen welche ich den Freunden mitzutheilen bitte. Es sind dieses Früchte die in einer großen Stadt gedeihen, überall findet man Stoff und es braucht nicht viel Zeit sie zu machen. Ich habe mich recht umgesehen, indessen ist es immer nur unvollkommen wie ein Reisender sehn kann. In Gesellschaft Durchlaucht der Herzoginn werde ich manches wiedersehen und mein Aufenthalt in Venedig wird mir in mehr als einem Betracht nützlich sein, da er vergnüglich genug war. Wenn ich nur auch diese vergangene sechs Wochen einen Freund

oder eine Freundinn bei mir gehabt hätte! Unter andern löblichen Dingen die ich auf dieſer Reiſe gelernt habe iſt auch das: daß ich auf keine Weiſe mehr allein ſeyn, und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann. Erhalte uns ein gut Geſchick den Frieden und gebe uns zuſammen eine freundliche Wohnung.

Sagen Sie Herdern daß ich der Thiergeſtalt und ihren mancherley Umbildungen um eine ganze Formel näher gerückt bin und zwar durch den ſonderbarſten Zufall. Auch habe ich durch die Betrachtung der Fiſche und der Seekrebſe viel gewonnen.

Noch iſt mir der Aufenthalt hier von einer andern Seite merckwürdig geworden. Da man jetzt immer von Conſtitution ſpricht, die wunderlichſte und complicirteſte Conſtitution in der Nähe, mit lebendigerem Intereſſe zu ſehen.

Ich habe wie ſie bemercken können meine Thätigkeit auf allerley Gegenſtände ausgedehnt und ſo meine Zeit mannichfaltig zu nutzen geſucht es ſind die vier Wochen gar ſchön herumgegangen, nur manchmal zeigten ſich kleine Bewegungen der Ungeduld. Kommt nun Durchlaucht die Herzoginn, ſo wird eine neue Lebensart angehen, neue Freuden eintreten die uns hoff ich bald zurückführen ſollen. Mein ſehnlichſter Wunſch iſt Weimar bald wiederzuſehen und die ſchöne Jahrszeit mit meinen Freunden zuzubringen. Empfehlen Sie mich Ihrem Hrn. Gemahl und den übrigen Freunden. Bleiben Sie mir gewogen. Die H. wird den 6ten oder 7 Mai hier ankommen.

V. d. 30 Apr. 90. G.

Daß Charlotte auch eine Correspondenz mit der Herzogin Amalie nach Italien gepflogen, geht aus deren Briefen an Knebel (Nachlaß I. p. 199 ff.) hervor, in denen diese auch ihre Theilnahme an dem Geschicke des Herrn v. Kalb ausspricht, der durch den Gang der französischen Ereignisse bei der Abdankung der fremden Regimenter außer Dienst gekommen war.

Inzwischen war Herder im Frühling 1789 von seiner italienischen Reise zurückgekehrt. Charlotte rettete sich aus den mannichfachen Stürmen, die sie innerlich beunruhigten, in seine ruhige gedankentiefe Nähe und stark genug, ihn und seine Ansichten zu fassen, war sie ein gern gesehener Gast im Herder'schen Hause. Den inneren Kummer, der sie drückte — Herr v. Kalb hatte fast in Jahresfrist nicht geschrieben, seine Reisen im nördlichen Frankreich zehrten an dem Vermögen, sie wußte nicht, was ihr Knabe einst sein nennen dürfe — ergoß sie in die Brust des weise rathenden leidenschaftlosen Mannes, dessen Hülfe ihr in Zeiten der Noth bereit war. Zur Stärkung ihrer Seele reichte er ihr Montaigne, und aus den Gesprächen, die sie mit Herder über diesen Schriftsteller und seine Ansichten führte, hat sie einige Gedanken, die sie in treuem Gedächtnisse bewahrt hat, in ihren Memoiren niedergelegt. Es sind Gedanken über die Freundschaft, ihre Arten, und die moralischen Verpflichtungen der Freunde unter sich, die sie aus Montaigne entlehnt, und deren Wahrheit ihr in dem Umgange mit Herder erwiesen wurde. Auch aus den Herder'schen Gesprächen hat Charlotte v. Kalb sich manches, und namentlich, was das Glück und Unglück behan-

delt, aufbewahrt. Er nannte das Glück eine geheimnißvolle Fähigkeit an ſich, eine ſubjective Eigenſchaft, wie Geſundheit, Körperſtärke, aber die Mittel, es zu feſſeln, kannte er doch auch nicht. Gewiß gern hätte er es ſeiner Freundin wieder geſchaffen, aber „ſein Geſchäft war wie das Waſſerſchöpfen mit einem Sieb. Der Geiſtesſtrahl, den er ergoß, verlief auch immer wieder und er fand ſeiner Mühe wenig Dank. — Was iſt Genuß ohne Sicherheit, wie kann äußeres Glück helfen, wo das innere Gleichgewicht fehlt? — was ausgezeichnete Eigenſchaften, wenn man ſie nicht recht anzuwenden weiß?“

Möge hier noch die Charakteriſtik Platz finden, die Herder von Charlotte v. Kalb entwirft und welche ſie ſelbſt wiedergiebt: „Sie können noch zu keinem feſten Entſchluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu ſehen, die ewig nur in ſchwankenden Bildern vor Ihnen ſteht. Mit Feuer und Geſchick beginnen Sie, aber Ihr Blick ſchaut nicht die Schranken, noch die Untiefen der Lebensbahn. So laſſen Sie ein Project nach dem andern fallen; doch Wenige haben den Troſt beim Verluſt, den Sie beſitzen, die Elaſticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantaſie bleiben unerſchöpflich.“

Das Verhältniß mit Schiller kam ſeit ſeinem heimlichen Verlöbniß mit Charlotte von Lengefeld nicht wieder in Gang. Schiller ſcheint der Anſicht geweſen zu ſein, als läge in der Seele von Frau v. Kalb eine kleine Eiferſüchtelei der Freundſchaft, die das getheilte Intereſſe nicht ertragen könne. Er verkehrt noch gern mit

von welchem gehandelt werden ſoll, auch nur von weitem zu Geſichte bekommt. Ich ſollte meynen, **Geiſt im Gegenſatz gegen den Buchſtaben**, und **Geiſt als äſthetiſche Eigenſchaft**, wären ſo himmelweit verſchiedene Begriffe, daß es einem philoſophiſchen Werke ganz und gar an dem letztern gebrechen kann, ohne daß es ſich darum weniger qualifizierte, als ein Muſter einer reinen Darſtellung des **Geiſtes** aufgeſtellt zu werden. Ich ſehe alſo in der That nicht ab, wie Sie ohne einen Salto mortale von dem einen zu dem andern übergehen können, und noch weniger begreife ich, wie Sie von dem Geiſte in den Goethe'ſchen Werken, den man unter der Aufſchrift Ihrer Abhandlung ſchwerlich erwartet hätte, zu dem Geiſte in der **Kantiſchen** oder **Leibnitziſchen** Philoſophie einen Weg finden werden.

Aus der zweyten Lieferung Ihres Manuſcriptes ſehe ich nun zwar wohl, daß Sie keinen ſo großen Umweg gemacht zu haben glauben; denn nachdem Sie vorher dem äſthetiſchen Geiſte Geiſtloſigkeit entgegengeſetzt haben, ſetzen Sie ihm durch eine mir unbegreifliche Operation den **Buchſtaben** entgegen, und nennen **Buchſtäbler** die, denen die Fähigkeit dazu gebricht.

Für ſo zweckwidrig ich dieſe Einleitung in Rückſicht auf den abzuhandelnden Gegenſtand halte, ſo

ihr, wenn auch seltener, er findet sie gesünder und heiterer als im vorigen Winter; aber er schreibt doch in einem Briefe vom 9. März 1789, er habe einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in sich aufkommen lassen, denen sich auch sein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen müsse; und als er erfahren habe, daß sie in ihrem Freundschaftseifer bedrängen könne, warnt er Körner, ihr seine Ankunft lieber etwas zweifelhafter zu machen und eher weniger zu versprechen, als er Hoffnung habe halten zu können (11. Jun. 1789), Äußerungen, die nicht ohne eine gewisse Ungerechtigkeit sind und von einer Empfindlichkeit dictirt sind, die der Dichter in sich aufnahm, als Charlotte wenn auch nicht ablehnte, aber, wie einer älteren Frau geziemte, es an sich kommen ließ, die angetragene Freundschaft eines jungen Mädchens, der Charlotte von Lengefeld, sogleich und in stürmischer Hast anzunehmen. Indessen sah sie im Juli 1789 Körner, seine Gattin und deren Schwester bei sich in Weimar, als Schiller schon seit der Mitte Mai in Jena weilte. Wahrscheinlich war auch er bei diesem Besuche Körners bei Frau v. Kalb, auf welchen diese schon lange gehofft hatte. Sie spricht in ihren Memoiren von einem viertägigen Besuche Schillers; sie fand ihn mehr als je in sinnender Beachtung. Auf Momente schien es ihr, als wenn er wieder eine Annäherung suchte, in welcher er sich offen geben wollte, und vertraulich sich mittheilen könnte. Ein sonniger Lebensstrahl glitt noch einmal durch ihr Leben, und fand sie um so erregter, als sie bedachtsam

ſein wollte; Entzückung glühete, wenn auch nur auf Augenblicke in der ſcheinbar erſtorbenen Seele! Aber die Zeit verſtrich, ohne daß die Herzen ſich ganz geöffnet und ihre Befangenheit abgeworfen und die öde Alltäglichkeit trat wieder in ihre Rechte.

Da kamen auch gegen Weihnachten 1789 die Brüder von Kalb nach längerer Abweſenheit und gänzlichem Verſtummen nach Weimar, und verlangten der nothwendigen Erziehung wegen, wenn nicht die völlige Trennung von Mutter und Sohn, ſo doch andere Beaufſichtigung und fremde Pflege. Sie verſtummte vor Leid; Schwermuth laſtete ſo auf ihr, daß man ſie für krank hielt, und da der Zuſtand der Betäubung und halber Bewußtloſigkeit wuchs und die Natur Stärke und Wärme verlangte, ſo ſandte ihr ihre Schweſter alten Ungarwein, um davon zu trinken. Sie nippte nicht, ſie trank wohl die kleine Flaſche aus. Ein tiefer Schlaf überfiel ſie, der über die Nacht hinausdauerte; der Arzt fürchtete den Ausbruch einer noch ſchwereren Krankheit. Als ſie erwachte, war freilich die Plage der Starrſucht gebrochen; aber andere Leiden blieben laſtend auf der Bruſt, und der Schmerz, daß man ihrer Leitung nicht trauen mochte, entfremdete ihr auch den theuren Knaben, der in der Welt ſie heimiſch gemacht hatte. Ihr Seelenleid erregte tiefes Mitgefühl. Die Herzogin Luiſe nahete ſich freundlich, als ſie Charlotten wiederſah, und drückte ihr ſtumm die Hand. An ihrer Bewegung erkannte Charlotte, daß ſie wußte, was ſie betroffen. Im Frühjahr 1790 reiſte der Major v. Kalb wieder ab. Als ob er lange Zeit abweſend ſein würde,

also ordnete er sein Haus. Charlotte weilte eine Zeitlang bei ihrer Schwester auf dem Ried, kehrte aber wohl im August nach Weimar zurück. (Herder $^{20}/_{9}$. 1790. an Knebel).

Während des Winters war Schiller von Jena aus einige Male in Weimar gewesen. Ihn führten zum Theil Geschäfte hinüber, zum Theil der Wunsch, seiner Verlobten nahe zu sein, die mit ihrer Schwester sich in Weimar aufhielt. Charlotte sah ihn nie. Sie verließ ihre Wohnung nur, um zu Herders zu gehen, und dorthin ging er nicht. In dieser Zeit war es, wo sie sich ihre Briefe von Schiller zurückerbat, um solche einmal wieder zu lesen, und mit den seinigen zu sammeln und zu heften. Als er in der Mitte des Februar 1790 zu dem Coadjutor von Dalberg nach Erfurt ging, um von dort mit Frau Caroline von Beulwitz, deren Schwester und seiner Braut, nach einem Aufenthalt von drei Tagen, der von Rudolstadt heranreisenden Mutter von Lengefeld entgegenzueilen, gab er eigenhändig an Charlotte die Briefe zurück. Sie bewahrte dieselben in einem mit schwarzem Maroquin überzogenen Kästchen. Frau v. Schardt sah dasselbe: „Thun sie es weg," rief sie, „so sahen die Särglein aus, worin ich meine Kinder begraben!" — „„Es waren todtgeborne Kinder,"" schreibt Charlotte — „„das Wort hat eine Gewalt!""

Und als Charlotte nun dazu schritt, die heiligen Reste eines köstlichen Lebens zu sammeln und zu ordnen, und alle Briefe treu verwahrt bei einander fand von dem an, der in hellen Geistesfunken glänzte, bis zu dem einfachsten

Billet hinab, da ergriff ſie tiefe und innige Wehmuth, ſie gedachte des Sarges und gedachte des Kindes, das ihr in dieſer Zeit der Herzensnoth noch ſollte geboren werden. Schriftlich, weil ſie der mündlichen Rede vor innerſter Bewegung nicht mächtig zu ſein fürchtete, bat ſie eine treue Pfälzerin, die ihres Sohnes liebſte Pflegerin geweſen und nun ihrer Herrin behülflich war, dieſe abgefallenen Blüthen, die abgewelkten Blätter von dem Baume des Lebens aneinander zu reihen, ſie möchte des Knaben Dienerin und des vielleicht Nächſtgebornen Wärterin bleiben und für den Fall des Todes die heiligen Papiere bewahren und dahin geben, wohin ſie gerichtet. Eine Antwort erfolgte nicht ſogleich. Charlotte ſaß ſinnend über den Briefen, als die Dienerin eintrat. Gefragt, ob ſie den Brief erhalten, und was ſie beſchloſſen, äußerte ſie in graſſem und grellem Wort einen Wahnſinn, der plötzlich über den klaren Blick ihres Geiſtes einen Schleier geworfen. „Das Fritzle nehm ich mit!“ ſo ſchrie ſie, und Charlotte mußte die Trennung von einer ihr treu ergebenen Perſon für ein Glück erachten. Aber zu allem Schmerz der Seele geſellte ſich nun jenes Grauen, welches den ſinnigen Menſchen ergreift, wenn er plötzlich und unerwartet der dämoniſch wirkenden Naturgewalt und ihrer unheimlichen Erſcheinung gegenübergeſtellt wird. Noch hielt ſie die theuren Blätter in treuer Hand. Das Vertrauen zur Menſchheit war wankend in ihr geworden. In dem ehelichen Verhältniß, welches nicht nur in dem gewöhnlichen Treiben der Menſchen, ſondern in ſeiner höchſten Bedeutung das gegenſeitige Vertrauen, das innigſte Verſtändniß

bedingt, fand ſie bei den vollkommen verſchiedenartig ſich äußernden Naturen, und bei den entgegengeſetzten Wegen nicht die Stütze, die ſie zur Ruhe leitete; ihr Freundſchaftsbund, unter deſſen goldenem Strahl ſie alle Blüthen ihrer Seele reichlich entwickelt und entfaltet hatte, war in ſeinen Grundfeſten durch Mißverſtehen und Mangel an Offenheit zerriſſen; die treugewillte Umgebung geſtörten Sinnes entfernt, wo ſollte Charlotte ein Vertrauen zu der Menſchheit ſich bewahren, da ſie ohnedies durch das Augenleiden an den Jammer der Menſchheit gemahnt war, und in ihren neuen Mutterhoffnungen ſich den uralten Befürchtungen hingab, die in ſolchen Lebenslagen das traurige Erbtheil vom Fluche Eva's zu ſein ſcheinen. Und in jenem Mangel an Vertrauen rief ſie: „Inniges kann nur von dem Einen verſtanden werden, den Anderen verwandelt es ſich in Hohn! — Ich ehre uns, wenn ich dieſe Blätter nun vernichte!“ —

Und ſie warf ſie in die Flammen! Nicht alle zugleich, nicht plötzlich. Nach und nach ſtarben ſie, von den Flammen ergriffen, wie im Schmerze ſich windend, langſam dahin. Die leichte Aſche, der letzte verglimmte Funken der erſten rief zu gleicher Opferung auch die letzten. Unerhörter und nicht zu tragender Schmerz um ungeheure Verluſte hat wohl bei kräftigen Naturen, die ſich dem lähmenden Einfluß deſſelben entwinden und zu neuer Thätigkeit erheben wollen, die Folge, daß ſie alle Erinnerungszeichen, die an das Frühere gemahnen, mit raſcher Hand aus dem Geſichtskreis entfernen. Im Bewußtſein der Schwäche und des Erliegens ein Streben nach Kraft und ein Zeichen

des Muthes, ein neues Leben, gehe es, wie es wolle, zu beginnen!

„Mit Wehmuth ſah ich weinend nach dieſer Opferung," ſagte Charlotte, „und wie ſpät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war."

In der ernſten Stille, mit welcher ſie ſich umgab, trafen ſie die raſch auf einanderfolgenden Nachrichten von dem ungeſtümen Fortgange der franzöſiſchen Revolution. Das Regiment Royal suède wurde aufgelöſt. Herr v. Kalb eilte nach Paris zu dem Chef deſſelben, dem Grafen Axel Ferſen. Er hielt in ſeinem Muth und in den ihm angebornen Geſinnungen den Untergang des Königthums für eine Unmöglichkeit. Er ſah die königliche Familie; er durfte dem Könige ſelbſt den warmen Ausdruck ſeiner treuen Geſinnung darbieten, er ärndtete Worte des Dankes und der Huld. Er wußte um Ferſens geheimen Rettungsplan, durfte aber, da das Regiment aufgelöſt war, ohne einen dem Plane verderblichen Verdacht zu erregen, nicht in Paris, nicht in Frankreich weilen. Herr von Kalb ging nach Thüringen zurück, täglich der Erwartung, daß ein Brief des Grafen Ferſen ihn nach Paris zur Theilnahme an den Gefahren, mit denen die Rettung des unglücklichen Königes verbunden ſein mußte, berufen würde. Er hoffte vergebens.

Die verwittwete Herzogin war aus Italien zurückgekehrt und ließ ſich in Weimar nieder. Herr und Frau v. Kalb hatten das Glück, ſich ihrer Huld erfreuen und öfters in ihrer Nähe ſein zu dürfen. Eine feine Begabung, Eindrücke der Schönheit und der Kunſt in ſich aufzuneh-

men, hatte der Fürstin die Natur verliehen, die Bildung entwickelt, so daß gern die Edelsten und Besten ihr Bestes der Herzogin darbrachten. So hat sie Charlotte kennen gelernt, sie hat die Thränen der hohen Frau gesehen, wenn Vorlesungen, Musik, der Zauber geistvoller Schönheit auf sie wirkte. Ihre Gegenwart entwickelte die Gedanken leicht zu freier und anmuthiger Mittheilung. Mochte nun freilich die Politik auch in diese Kreise sich so eindrängen, daß neue Zeitungen zur Mittheilung kamen, so wurde doch öfter aus den Schriften zeitgenössischer und früherer Dichter gelesen. Übersetzungen des Shakespeare und der Alten wurden gelesen. Geistvolle Erklärung begleitete belebend die Lectüre. Bei Dramen wurden die Rollen mit Bedacht vertheilt, Aufführungen und Darstellungen versucht und Charlotte sah hier die Iphigenia von Göthe zum ersten Male und in einer Vollkommenheit, wie sie dieselbe nie wieder gesehen. Nach ihrer Erinnerung spielte Corona Schröter die Iphigenia, Göthe den Orest und Knebel den Pylades.

Vielleicht gehört hierher ein undatirtes Schreiben Göthes „An Frau Major v. Kalb", welches im Original in 4to vor mir liegt:

„Von Ihrem herzlichen Antheil an der gestrigen Aufführung war ich überzeugt und ich freute mich, Sie gegenwärtig zu wissen. Warum kann man doch nicht oft solche ernsthafte Versuche machen? und wie weit würde man durch Wiederholung, Übung, Urtheil und Empfindung geleitet werden!"

„Wie gern trüge ich manchmal etwas von meinen früh-

ren Wercken vor, wie gern etwas von dem was mich gegenwärtig beschäftigt, denn was bildet schneller, was muntert reiner und lebhaffter auf als freundschaftliche Theilnahme und daß es nicht geschah, nicht geschieht, sollte die Ursache blos in einer trüben Vorstellungsart über gewisse Verhältnisse liegen? da ich andre so hell und heiter sehe. Ich darf nicht umwenden, denn sonst sagte ich vielleicht was besser in der Feder bleibt. Leben Sie recht wohl und haben Sie tausend Danck für Ihr freundl. Wort. G."

Da brachen die politischen Stürme aus, die selbst auch Göthe in ein Feldlager führten. Möglich, daß ich irre, wenn ich auf Göthes Abreise von Weimar ein Billet beziehe, welches ohne Angabe des Datums im Original vor mir liegt:

„Leben Sie recht wohl, theure Freundinn und gedencken Sie mein, wenn die große Anzahl Ihrer Freunde sich in Ihrer Erinnerung versammelt, im Guten.

Es freut mich sehr, daß wir diesmal in wenigen Stunden uns näher gekommen sind. Doch hätte es noch besser werden müssen, hielten Lässigkeit, Unglaube und Zerstreuung nicht Menschen, die einander angehören sollten, selbst in der Nähe auseinander.

Leben Sie recht wohl. G."

Der Präsident v. Kalb negoziirte neue Ankäufe von Salinen- und Hüttenwerken in Paris, bedeutende Summen wurden zum Ankaufe von Saaralp verschrieben und aufgenommen. Man hoffte reiche Entschädigung für rechtzeitige Opfer und günstigen Ausgang für den Kampf um

das Allodialvermögen der Familie. Umsonst. Alles ging verloren und der Präsident v. Kalb starb.

Hier enden die Memoiren der Frau v. Kalb, soweit sie in dem Rahmen des Geschichtlichen ein Bild der Seelenzustände geben, durch welche die hohe Frau in einem mit ihr schonungslos umgehenden Leben hindurchgeführt ist. Die Färbung derselben ist entschieden tragisch; und selbst die Momente der Freude sind von einem Schmerzenszuge nicht frei, durch welchen sie wehmüthig auf den Leser wirken. Ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit ist hinlänglich erwiesen durch die Beläge aus den gleichzeitigen Correspondenzen, welche für das, was Charlotte v. Kalb giebt, die geeigneten Daten liefern. Sind sie somit schon ein herrlicher Beitrag zu der äußeren Entwicklungsgeschichte unserer Litteratur, so liefern sie auch für den innern Gang derselben wesentliche und erhebliche Momente. Frau von Wolzogen faßt dieselben, die wir einzeln nachgewiesen haben, zusammen, wenn sie in Schillers Leben sagt: „Die Bekanntschaft mit Frau v. K—. wurde bei dem längeren Aufenthalte derselben in Manheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig gebildete Frau, mit der er in näherem Verhältnisse stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königinn Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernste Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhält-

niſſe eigen; auch wirkte ſie günſtig auf Schillers Haltung im geſelligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundſchaft in leidenſchaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er den innigſten Antheil an ihrem Schickſal." — So Frau v. Wolzogen. Und wer möchte nicht, wenn er ſich die Lebensbeziehungen der Frau v. Kalb und ihre ruhige, affectfreie Erſcheinung vergegenwärtigt, das Original zur Königin Eliſabeth in ihr erkennen; ja auch, wer die Hingebung des Dichters an ſie, wer ihr Pflichtbewußtſein ermißt, der findet Scenen zwiſchen der Königin und Don Carlos oder dem Marquis v. Poſa in dem Verhältniß des Dichters zur hohen Frau gewiſſermaßen präformirt. Liegt ſchon hierin eine große Bedeutung Charlottens für unſere Litteratur, ſo liegt eine größere in ihren dauernden engeren Beziehungen zum Dichter. Geiſtig hochbegabt, in ſinniger Beobachtung ihrer ſelbſt und der wunderſamen Verhältniſſe um ſie her aufgewachſen, mit ſtolzem, ſelbſtbewußtem Aufblick zu dem Idealen, dem ſie ſich nahen durfte, ohne, von ſeinem Glanze geblendet, den Blick niederzuſchlagen, ebenbürtig den hellgebornen heitern Joviskindern, die mit entſiegeltem Auge ſchauen, ſo trat ſie dem Dichter entgegen und fand aus all dem wilden Funkenſprühen „der noch verzehrenden Kraft" des Dichters die reine und lautere Flamme, aus ſeinen wilden Liedern die Harmonie einer Seele heraus, die durch ihre ſtille und innig erfreute Theilnahme zu milderer Gluth, zu melodiſcherem Ton ſich ſänftigte. Sie war es, die in taktvoller

zweckwidrig iſt ſie noch insbeſondere für das gegenwärtige Bedürfniß der Horen. Ein großer Theil meiner Briefe (über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts) behandelt den nämlichen Gegenſtand, und bei aller Mühe, die ich mir gegeben, ihn mit einer gewiſſen Sinnlichkeit auszuführen, und den abſtracten Inhalt durch die Darſtellung zu beleben, ſo findet man doch allgemein eine Unſchicklichkeit darinne, dergleichen abſtracte Unterſuchungen in einem Journal zu placieren. Durch Ihren Aufſatz über Geiſt und Buchſtab hoffte ich den philoſophiſchen Theil des Journals zu bereichern, und der Gegenſtand, den Sie wählten, ließ mich eine allgemein verſtändliche und allgemein intereſſirende Unterſuchung erwarten. Was erhalte ich nun und was muthen Sie mir zu, dem Publicum vorzulegen? Die alte, von mir noch nicht einmal ganz geendigte Materie, ſogar in der alten ſchon von mir gewählten unbequemen Briefform, und um den Leſer ja recht zu verwirren, nicht in der geringſten Verbindung mit der meinigen, noch öfter in einem völlig unbewieſenen Widerſpruche mit mir: und dies alles nach einem ſo excentriſchen Plan, daß es unmöglich wird, die Partien Ihres Aufſatzes in ein Ganzes zuſammenzuhalten. Wäre Ihre Ausführung nur wenigſtens eine Widerlegung meiner Theorie, ſo möchte es noch hingehen, der Leſer hätte doch das

Erſcheinung ihres Weſens und in der Rhythmik ihrer Seele die brauſende Luſt lenkte, die verwilderte zähmte, ſie war es, der die Grazie das Feuer gegeben hatte, für Freunde Freund zu ſein. Ihre Geſtalt geht ſtill und einfach durch jene ſchönſten Gedichte Schillers hindurch, die, wenn ſie auch erſt einer ſpäteren Periode ſeiner Dichtungszeit angehören, dennoch unter dem Eindruck des dem Dichter zum klaren Bewußtſein gekommnen Weſens der hohen Frau gedichtet zu ſein ſcheinen. Sie lieh die Farben zu jenen erhebenden und entzückenden Gemälden.

Und das erkennt Schiller in einem herrlichen Briefe an, deſſen Original jetzt in den Beſitz eines Handſchriftenſammlers übergegangen iſt. Bei der Abnahme der Copie iſt die Angabe des Datums vergeſſen worden. Er iſt indeß geſchrieben nach einer theilnehmenden Begrüßung des Dichters von Seiten der Frau von Kalb wegen einer der Schiller'ſchen Dichtungen, vielleicht des Wallenſtein, welcher den 22. Apr. 1799 über die Bühne zu Weimar ging. Der Brief lautet:

„Charlottens Geiſt und Herz können ſich nie verläugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk ſtellt jedes ſchöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüſſe einer beſchränkten Wirklichkeit es zuweilen entſtellen konnten. Die edle Menſchlichkeit ſpricht aus dem gefühlten Kunſtwerk zu einer edlen menſchlichen Seele und die glückliche Jugend des Geiſtes kehrt zurück."

„Ihr Andenken, theure Freundinn, wird ſeinen vollen Werth für mich behalten. Es iſt mir nicht bloß ein ſchönes Denkmal dieſes heutigen Tages, es iſt mir ein

theures Pfand Ihres Wohlwollens und ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth."

„Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin. Schiller."

Nach der ersten Aufführung der Piccolomini fühlte sich Charlotte v. Kalb gedrungen, dem Dichter ein freundliches Wort zu sagen. Er erwiedert ihr: „W. 31. Jan. 1799. Sie machen mir viele Freude, daß Sie mich einen so schönen Nachklang meiner gestrigen Darstellung hören lassen. Die Menge hielt sich an das, was geschieht und gehandelt wird, aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht, und welche tiefer liegt, als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können. Und so muß man selbst ein productives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung, als durch diese Werkzeuge möglich war, den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich, denn im Ganzen dieses Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen."

„Dank Ihnen für Ihre lieben Zeilen. Ich hoffe es morgen, oder wenn Sie lieber haben übermorgen mündlich zu thun. Schiller."

Auch dieſer Brief iſt nur in der Copie im Nachlaſſe der Frau v. Kalb erhalten. Von den nachfolgenden vier, die mir verſtattet ſind, hier wieder zu geben, weil Charlotte v. Kalb ſelbſt erkannte, daß ſolche Zeilen vorenthalten, ein Raub am Allgemeinen ſein möchte, habe ich die Originalien in Händen; von dem erſten iſt indeß die letzte Seite abgeriſſen und durch eine Copie erſetzt; von den andern iſt zum Theil die Rückſeite ganz oder theilweiſe weggeriſſen, oder wie man am zackigen Schnitt ſiehet, mit einer Scheere weggeſchnitten. Die Schrift iſt ſehr klar, ſicher und flüſſig. Die beiden nächſten ſind in 8°, die beiden letzten in 4°. Dieſe Briefe ſollen Zeugniß ſein von der warmen Theilnahme, welche auch in ſpäterer Zeit der Dichter Charlotten bewahrte.

Jena, den 8. May 93.

„Eine ſehr angenehme Überraſchung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Theilnahme an mir."

„Bloß meine üble Geſundheit iſt Schuld, daß Sie mir in der Verſicherung des erſten zuvorgekommen ſind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundinn in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Urſachen, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzuſorgfältig zu beveſtigen — wie ich unter andern Umſtänden nicht unterlaſſen würde. Dieß

entſchuldige mich gegen Sie, daß ich nicht eifriger geweſen bin, mein Andenken bey Ihnen zu erneuern.“

„Was Sie mir in Beziehung auf den lieben Fritz auftragen werden, wird eine ſehr nahe Angelegenheit für mich ſeyn, und ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr ich Ihnen für dieſes Zeichen Ihres Vertrauens verpflichtet bin. Darum bitte ich Sie, laſſen Sie meinen Antheil an dieſer Sache ſo groß ſeyn als immer möglich iſt. Es könnte mir nicht leicht etwas angenehmeres begegnen, als in dieſer Sache zu Ihrer Zufriedenheit beyzutragen, und Ihnen hierinn einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird.“

„Für meine Geſundheit erwarte ich von der eintretenden milden Jahreszeit viele Erleichterung. Ich habe einen gefährlichen Winter glücklicher, als ich hoffen konnte, zurückgelegt, und ſo*) lange meine Krankheit fortfährt wie bißher mein Gemüth zu verſchonen, werde ich mich nicht für unglücklich halten. Meine Natur hat noch viele Stärke, und wird ſich, wie es ſcheint, ſo tapfer als möglich wehren, und den Ausſchlag noch einige Zeit lang zweifelhaft machen.“

„Laſſen Sie mich die angenehme Nachricht hören, daß es Ihnen in ihrem einſamen Aufenthalt gefällt, und daß Sie ſich einer gleichförmigen Geſundheit und heiteren Stimmung erfreuen. Schiller.“

*) Die Copie beginnt hier.

Jena, den 29. Jul. 93.

„Gerne, meine vortrefliche Freundinn, möchte ich Ihnen heute ausführlicher schreiben, aber meine nahe Abreise, die auf Donnerstag festgesetzt ist, giebt mir so vielerley zu thun, daß ich kaum zur Besinnung komme.“

„Ich gebe mit Adlerskron noch nicht alle Hoffnung auf, denn die Haupt-Einwendung Ihres Mannes gegen ihn, daß ihn sein Stand Ihnen gleichsetzen und also nicht frey genug auf ihn zu wirken sein möchte, wird sich heben lassen. Er wird Rath und Führung annehmen und ich zähle hier mehr auf die unfreiwillige Deszendenz (die von keinem Standesverhältniß abhängt) als auf die freiwillige. Mir scheinen die erheblichen Vortheile, welche gerade sein Stand für sein Erziehungsgeschäft und auch für sein gesellschaftliches Verhältniß zu Ihnen haben wird, alle jene Inconvenienzen aufzuwägen. Wenn Ihnen also der junge Mann nur sonst gefällt, und meine vorläufige Schilderung rechtfertigt! Ich habe ihm deßwegen mit der heutigen Post gemeldet, „daß es gut gethan sein würde, wenn er sich nach Waltershausen auf machte, und sich als Gast und Bekannter von mir bey Ihnen einführte.“ Den Aufwand, den etwa dieser Besuch ihm verursachen dürfte, würden Sie ihm dadurch hinlänglich ersetzen, daß Sie ihn (im Fall er Ihnen als Hofmeister nicht anstände) als Freund vom Hause behandelten und ihn einige Wochen bey sich behielten, in welcher Zeit er dann seine Maaßregeln nehmen könnte.“

„Wenn er übrigens Ihren Absichten auch nur im Ganzen genommen zusagt, so wollte ich Ihnen doch rathen,

zuzugreifen, weil ich befürchte, daß wir keine große Wahl haben werden. Doch läßt sich in Schwaben vielleicht ein Subject aus . . .“ [Hier iſt auf dem letzten Briefblatte eine Lücke von fünf Zeilen ausgeſchnitten, die dann auf der Rückſeite natürlich auch den Schluß des Briefes und die Unterſchrift des Namens weggenommen hat.] „in 12 Tagen, gewiß eintreffen würde. Ihren erſten Brief werden Sie ſo gütig ſein bei H. D. Gmelin abgeben zu laſſen. Nachher iſt dieß nicht mehr nöthig.“

„Ich nehme alſo für dieſe Gegend auf 8 Monate von Ihnen Abſchied. Seyn Sie verſichert, daß ich, ich mag ſeyn wo ich will, alles was Sie und die Ihrigen betrifft in einem getreuen und dankbaren Herzen trage.“ (Schluß fehlt.)

Der junge Mann, welcher als Hauslehrer für Fritz v. Kalb vorgeſchlagen wurde, konnte das Verhältniß nicht eingehen. Eine neue Bitte um Beiſtand in dieſer Erziehungsangelegenheit erging an Schiller, der denn auch in nachfolgendem Briefe den als Dichter ſpäter bekannt und auch uns lieb gewordenen Hölderlin vorſchlug.

Schillers Brief über Hölderlin iſt folgender:

Ludwigsburg in Schwaben, d. 1. Octobr. 93.

„Die vielen Zerſtreuungen, in denen ich bisher gelebt habe, und wozu noch die gewohnten Anfälle meines alten Übels kamen, haben mich verhindert, Ihnen früher zu ſchreiben. Das Wiederſehen der Meinigen und ſo vieler Jugendfreunde, die, wenn auch ſonſt nichts anders, die lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit einem theuer

macht, hat mich in diesen 2 Monaten sehr angenehm beschäftigt, und vor 14 Tagen hat die Niederkunft meiner Frau mit einem gesunden und muntern Sohn meiner Freude die Krone aufgesetzt. Mutter und Kind befinden sich beide sehr wohl, und ich bin wenigstens so glücklich, jetzt der einzige Kranke in meinem Hause zu seyn."

„Die Schwierigkeit gut und angenehm zu wohnen (worauf ich jetzt, da ich fast immer zu Hause leben muß, am meisten zu sehen habe) hat mich veranlaßt Heilbronn zu verlassen, und Ludwigsburg zu meinem Wohnort zu machen, wo ich sehr gut logiert, und meinen Verwandten und Freunden ungleich näher bin. Ich finde aus eben dem Grunde hier auch weit mehr Unterhaltung, als in Heilbronn, und verspreche mir einen leichten und erträglichen Winter."

„Ich bin während dieser Zeit in der bewußten Sache nicht ganz unthätig gewesen, und wünsche nur, daß ich sagen könnte, mit besserm Erfolg als das vorige mal. Einen jungen Mann habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat, und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich dies zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe) nicht ohne poetisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1797 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein

Äußeres ſehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anſtand und Artigkeit. Seinen Sitten gibt man ein gutes Zeugniß; doch völlig geſetzt ſcheint er noch nicht, und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von ſeinem Wißen noch von ſeinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dieſes Urtheil bloß auf die Bekanntſchaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf ſeinen Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter als nachſichtiger beurtheilen, daß, wenn Ihre Erwartung ja getäuſcht werden ſollte, dieß zu ſeinem Vortheil geſchehe."

„Mit den Bedingungen, die Sie ihm anbieten werden, iſt er vollkommen zufrieden, und die liberale Behandlung, ..." (das letzte Blatt iſt mit der Scheere weggeſchnitten).

Mit Hölderlin ſtand zugleich auf der Wahl ein junger Mann, der ſpäter ebenfalls von ſich die Welt hat zeugend ſprechen laſſen, Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Der Familie von Kalb wurde die Entſcheidung zwiſchen den beiden ihr unbekannten Perſönlichkeiten dadurch leichter, daß Hegel freiwillig und zu Gunſten Hölderlins den Antrag ablehnte, dagegen in jenes Verhältniß eintrat, welches ihn im Herbſt 1793 zu Herrn Steiger von Tſchugg nach Bern führte. Hölderlin übernahm die Führung des Fritz von Kalb, und zu derſelben Zeit, in welcher Hegel nach der Schweiz ging, verließ Hölderlin Tübingen, um ſich nach Waltershauſen, dem Orte ſeiner Beſtimmung, zu begeben. Von hier

aus sind einige seiner Briefe an seinen Bruder, an seine Mutter gerichtet. Was sich für unseren Zweck, die Charakterschilderung der Frau v. Kalb, aus denselben ergeben mag, ist freilich nur ein Geringes, dennoch aber reicht auch dies hin, einen Blick in die liebenswürdige Seele Charlottens zu thun. Mehr gewinnen wir aus dem Fragment eines ungedruckten Briefes von Hölderlin an Hegel, welchen Friedrich Förster aus dem Nachlasse des Letzteren der Frau von Kalb mittheilte. Dasselbe hat in ihrer „Charlotte" einen Platz gefunden und lautet:

Waltershausen, 10. Juli. 1795.

„Deine Seen und Alpen möcht' ich wohl zuweilen um mich haben; die große Natur veredelt und stärkt uns doch unwiderstehlich. Dagegen leb' ich im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau v. Kalb wirst Du schwerlich in Deinem Bern finden. Es müßte Dir sehr wohl thun, an diesem Strahl Dich zu sonnen. Wäre unsre Freundschaft nicht, Du müßtest ein wenig ärgerlich sein, daß Du Dein gutes Schicksal mir abtratest. Auch sie muß beinah denken, daß sie verloren habe bei meinem blinden Glücke nach allem, was ich ihr sagte von Dir. Sie hat mich schon sehr oft gemahnt, an Dich zu schreiben; auch jetzt wieder."

Hölderlins Briefe an die Seinen, welche Christ. Theod. Schwab in Hölderl. Werk. Band II. gegeben hat, lassen einen Blick in den Verkehr des Hauses und in das Wirken der edlen Frau thun, welche wohl erkennend, welch' geistige Kraft ihr in dem Lehrer ihres Sohnes zugeführt

sei, [illegible] seiner Läuterung und weiteren Fortbildung den regſten und wärmſten Antheil nahm. Sie tritt mit Hölderlins Mutter perſönlich in Verkehr, um der älteren Frau fröhliche Hoffnungen und Ausſichten über die Zukunft ihres Sohnes zu erwecken. So konnte Hölderlin unter dem 21. Aug. 1794 an ſeinen Bruder ſchreiben: „Beigelegter Brief iſt von der Majorin an unſre liebe Mutter. Es iſt ein Beweis, wie ſelten man ſeine Schuldigkeit thut, bei der Erziehung, wenn ein Erzieher, der im Allgemeinen nach Überzeugung und Gewiſſen handelt, bei tauſend Fehlern, die er macht, als etwas Seltnes betrachtet wird.“

An Hölderlin ſelbſt aber wendet Charlotte all die zarte Sorgfalt, welche die freie Entwicklung ſeiner geiſtigen Kraft ihr zu verlangen ſchien; und großartig erſcheint uns auch hier wieder ihre Natur, die Selbſtüberwindung genug beſitzt, in Achtung vor dem Genius ſelbſt die Launen deſſelben zu ertragen. Überall wo wir Charlotten begegnen, finden wir ſie feurig ergriffen von den Zeichen des Geiſtes, wie und wo immer ſie ſich kund geben, aber auch in heiliger und ernſter Ruhe weniger durch Wort und abſichtlich gewendeten Zuſpruch, als vielmehr durch ihre Erſcheinung ſelbſt zur Gemeſſenheit und Eurhythmie die wildgährenden Kräfte ſänftigen und ordnen. Ein ſolches Bild giebt ſie uns auch in dem Waltershauſen 1794 datirten Briefe, welchen Hölderlin an ſeine Mutter richtet: „Wenn wir in Geſellſchaft zuſammen ſind, wird meiſt vorgeleſen, abwechslungsweiſe bald von Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tiſche

Intereſſe der Vergleichung, — aber verzeyhen Sie, daß ich es ſage, — ſie widerlegt und erbaut, dabey entblößt von allem, was den Leſer bei gutem Muthe erhalten könnte. Es thut mir leyd es zu ſagen; aber — es liege nun woran es wolle — ſo befriedigt mich weder die Einkleidung, noch der Innhalt, und ich vermiſſe in dieſem Aufſatz die Beſtimmtheit und Klarheit, die Ihnen ſonſt eigen zu ſeyn pflegt!

Ihre Eintheilung der Triebe kommt mir ſchwankend, willkührlich und unrein vor. Es fehlt an einem Eintheilungsgrund, man ſieht nicht, welche Sphäre erſchöpft iſt. Der Trieb nach Exiſtenz oder Stoff (der ſinnliche — Empfindungstrieb) hat gar keine Stelle darinn, denn es iſt unmöglich, den Trieb nach Mannigfaltigkeit mit dem nach Einheit in Eine Claſſe zu bringen. Aus dem practiſchen Trieb, ſo wie Sie dieſen definieren, läßt er ſich ohne die gewaltſamſte Operation nicht herausbringen.

Da die zwey erſten Triebe nicht rein unterſchieden ſind, ſo konnte auch der dritte daraus abzuleitende äſthetiſche Trieb nicht anders als ſchielend und unſicher ausfallen. Kurz, in der Beſtimmung dieſes dritten äſthetiſchen Triebes herrſcht noch eine nicht zu hebende Verwirrung, obwohl manche einzelne Beſtimmungen darin vortrefflich ſind und mich vollkommen befriedigen. — Doch ich kann nicht hoffen, in einem

oder auf Spaziergängen oft in Ernſt und Scherze, wenn es jedem gelegen iſt, davon geſprochen. Wenn ich aber über einer eignen Arbeit etwas zerſtreut bin und Geſichter ſchneide, ſo weiß man ſchon wie's gemeint iſt und ich brauche nicht unterhaltend zu ſein, wenn ich nicht in der Laune bin." In demſelben Briefe ſpricht auch Hölderlin ſeine Freude darüber aus, daß ihn Frau v. Kalb während des Winteraufenthalts in Weimar bekannt machen werde mit Herder, Göthe und Wieland. Er nennt ſie hier die vertrauteſte Freundin jener großen Männer. An demſelben Tage, an welchem er dieſen Brief ſchrieb, wurde er auch dem Herzoge von Meiningen vorgeſtellt, der den Mittag über im Kalb'ſchen Hauſe zu Gaſte war. Und wie Charlotte wahren Herzensantheil an Hölderlins Förderung nahm, und ihm in die höheren geſellſchaftlichen und geiſtigen Kreiſe Zutritt zu verſchaffen bemüht war, ſo nahm ſie auch auf ſeine Freunde, in denen ſie geiſtige Friſche und Triebkraft erkannte, jene ſchöne Rückſicht, die, weil ſie von einem mitempfindenden Herzen eingegeben war, auch jene antrieb, ſich in ihrer ganzen Bedeutung ihr gegenüber zu zeigen. Auch hier übte ſie jene früherhin ſchon bezeichnete und bethätigte Kraft, ſich die Menſchen ſo gegenüberzuſtellen, daß ihr dieſe mit den gewöhnlichen, meiſt inhaltloſen Formen alltäglichen Lebens nicht zu nahen wagten. Auch ſuchte ſie wohl den Hölderlin bei den mannichfaltigen neuen Anregungen, die ſie ihm ſchaffen konnte, in dem Verkehr mit ſeinen alten Freunden deshalb zu erhalten, weil ſie es erkannt hatte, wie ſehr der Menſch zu Zeiten an dem Gefühl der Vereinſamung leide

und wie nöthig ihm zu fröhlichem Wachsthum das Bewußtsein sei, mit den Wurzelfasern einer wahren Freundschaft an dieses Leben gebunden zu sein. Und wem war mehr Noth, daß ihm die Empfindung, in der Welt durch herzliches Interesse gebunden zu sein, lebendig erhalten wurde als unserem Dichter, der durch den Gang seiner Bildung sich eher derselben entfremdete als anschloß? Erst als Hölderlin alle Bande alter Genossenschaft zerrissen, da zerrüttete er sich und seinen Geist. War Charlotte eine so feine Seelenkennerin, daß sie jetzt schon einsah, was zur Errettung des Dichters noth thue? So wirkte sie auf Hölderlin, daß er Hegeln nicht vernachlässigte, so erfreute sie sich des Grußes von Neuffer. Hölderlin wurde durch all dies so eigenthümlich bewegt, daß er 1794 noch an Schillern schreiben konnte: „Die seltene Energie des Geistes, die ich an der Frau v. Kalb bewundere, soll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um so mehr, da alles beiträgt, mich zu heiterer Thätigkeit zu stimmen. Könnt' ich doch die mütterlichen Hoffnungen dieser edlen Dame realisiren."

Ein Jahr lang hatte Hölderlin an der Erziehung von Fritz v. Kalb gearbeitet, ohne die innere Befriedigung zu finden, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Der Knabe war kränklich und für solche Zustände hatte Hölderlin dem Kinde gegenüber die richtigen Maaßstäbe nicht, obschon sein redlicher Wille, zu helfen und zu nützen, eine solche Anerkennung finden mußte, daß man, als er den Wunsch aussprach, sich dem ihn innerlich beengenden Verhältnisse zu entziehen, von Seiten der

Frau v. Kalb, wie Schillers in ihn drang, zu bleiben und das begonnene Werk nicht liegen zu laſſen. Man geſtattete ihm ſogar von Waltershauſen ſich mit ſeinem Zöglinge nach Jena überzuſiedeln, wo freilich die Nähe von Schiller und Fichte ihn noch mehr ſeiner nächſten Aufgabe entfremden mochte und ſeine dichteriſche, all ſeine geiſtige Kraft beanſpruchende Thätigkeit ihn ſo ungeduldig und reizbar machte, daß er, wenn er ſeine eignen Mißgriffe in der Leitung ſeines Zöglings erkannte, das Verhältniß, in dem er ſich bewegte, nur noch beengender, noch unerträglicher fand; „hart angegriffen“ nennt er ſelbſt in dieſer Zeit ſeine Geſundheit und ſein Gemüth. Dennoch beſtimmte ihn die eindringliche Bitte Charlottens, welche im Dezember 1794 ihren Sohn und ihn nach Weimar abholte, ſie zu begleiten. Hier ſah er Herdern und bei Frau v. Kalb auch Göthen wieder, dem er bereits früher einmal, ohne ihn zu kennen, bei Schiller begegnet war und Berichte über Charlotte von Kalb gegeben hatte. Aber das Werk der Erziehung konnte auch hier nicht gefördert werden, Ärzte ſchienen dem Knaben nöthiger, und bei leichterer Gelegenheit, denſelben anderweit zu unterrichten, Hölderlins Hülfe entbehrlicher. Frau v. Kalb erbot ſich daher ſelbſt, ſeinem Jammer, wie er es nennt, ein Ende zu machen. Hölderlin nahm ſie beim Worte, und trotz des Widerſpruches, den er fand, löſete er ſchnell und entſchieden das Band, welches ihn an das Kalb'ſche Haus feſſelte. Charlotte verſah ihn für das nächſte Vierteljahr mit Geldmitteln, verhieß auch fernere Hülfe, ihm den Aufenthalt in Jena möglich zu ma-

chen, und bat ihn, ja alle Monate ein paar Mal nach Weimar zu kommen. „Sie zeigte," ſo ſchreibt er, „noch beim Abſchiede ihren ganzen, edlen Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundſchaft für mich." So ſah ſich Charlotte auch von dieſem Verhältniſſe, welches ihr lieb geworden, getrennt. Ihr blieb nichts als die Erinnerung an manche ſchöne Zeit.

Von ihrem ferneren Verkehr mit Schiller zeugen folgende Briefe:

Weimar, 25. Jul. 1800.

„Es war uns ſehr erfreulich, theure Freundin, wieder nach langer Zeit etwas von Ihnen zu hören, obgleich der Inhalt Ihres Briefes mir Kummer macht. Wie beklag ich es, Sie in einer Lage zu wiſſen, die Ihrer ſo wenig würdig iſt, und ſtatt einer freien und heitern Thätigkeit Sie Pflichten übernehmen zu ſehen, die ſich weder mit Ihrer Geſundheit noch mit der Unabhängigkeit zu der Sie gewöhnt ſind, vertragen. Ich zweifle gar nicht, daß Sie auf die moraliſche Bildung junger Perſonen ſehr glücklich wirken können, aber ich zweifle ob die kleinen Details, die von einer ſolchen Beſchäftigung unzertrennlich ſind, die anhaltende Aufmerkſamkeit welche ſie erfordert und der Zwang den ſie auflegt Ihrer Art zu ſeyn und zu wirken jemals angemeſſen ſein werden. Ihr Geiſt muß durch ein lebhafteres Intereſſe gereizt werden, als dieſe an ſich gemeine Beſchäftigung je gewähren kann. Dazu können, nach meinem Urtheil, nur mittelmäßige Fähigkeiten paſſen, Ihr Geiſt aber will eine höhere Richtung und einen

kühneren Gang nehmen. Sie ſind, wenn ich es kurz ſagen ſoll, viel zu individuell gebildet, und dieſe Beſchäftigung verlangt gerade das Gegentheil, eine ganz allgemeine generiſche Form.“

„Wenn Sie mir aber antworten, daß die äußren Umſtände Sie nöthigen, dieſen Entſchluß zu ergreifen, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob dieſe Unternehmung Sie nicht in größere Unkoſten und in Sorgen verwickelt, die Ihnen drückend und unerträglich werden können. Nur bei einer großen Anzahl von Penſionärs läßt ſich allenfalls etwas gewinnen, aber Sie würden ſich nur auf wenige einſchränken können, und es fehlt Ihnen zu Ihrer Ehre, die Kleinlichkeit der Geſinnung, welche nöthig iſt, im Kleinen zu gewinnen und zu erſparen. Alſo kann ich auch, von Seiten des Nutzens, nicht zu dieſem Schritt rathen.“ (Das letzte Blatt des Briefes iſt abgeriſſen.)

Die zwei folgenden Briefe ſind im Original an Freunde von Handſchriften fortgegeben. Ich habe ſie nur in Copieen vor mir, von denen die eine ohne Datum:

„Ich habe Hoffnung Ihr Quartier zu bekommen und wir danken Ihnen ſehr, daß Sie uns auf dieſen Fall einige Geräthſchaften noch im Hauſe wollen ſtehen laſſen. Sie ſollen Ihnen ſorgfältig in Acht genommen werden.“

„Es thut mir aber ſehr leid, daß Sie ſelbſt dieſen Winter nicht in Weimar ſeyn werden, welches uns dieſen Aufenthalt werther gemacht haben würde. Trennen Sie ſich ja nicht ganz von unſerer Nachbarſchaft, das würde uns betrüben. Bleiben Sie den alten Freunden getreu, die

kennt man einmal mit allen ihren Schwächen und Tugenden."

„Meine Frau empfiehlt sich Ihnen aufs freundschaftlichste. Sie leidet seit einiger Zeit etwas weniger an ihren Krämpfen; zu ihrer Erheiterung und Bewegung machen wir jetzt eine kleine Reise nach Rudolstadt."

„Versichern Sie Herrn v. Kalb meine Hochachtung, ich werde mit herzlichem Antheil hören, daß er eine angenehme Sphäre für seine Thätigkeit und die Erfüllung seiner Wünsche gefunden."

„Leben Sie selbst heiter und glücklich und lassen bald wieder von sich hören.

Mit herzlicher Verehrung

Der Ihrige
Schiller."

Weimar 21. Jan. 1802.

„Ihr Gedanke wieder in unsere Nähe zu kommen ist uns sehr erfreulich gewesen. Wir selbst hatten Ihnen schon vor langer Zeit diesen Rath geben wollen und nur der Widerwille, den Sie zuweilen in Ihren Briefen gegen die hiesigen Verhältnisse geäußert, hielt uns ab, Ihnen die Proposition zu machen."

„Freilich werden Ihnen manche Veränderungen, die sich in den letzten 3 Jahren hier zugetragen, den Ort nicht lieber machen, aber Sie finden doch Ihre alten Freunde wieder, die nicht überall zu finden sind. Nur viel theurer werden Sie es hier zu leben finden; in diesem Punkt hat sich viel verschlimmert, und wie sehr Sie sich auch ein-

schränken wollten, so würde doch eine Summe von 1000 Thalern jährlich erfordert werden. Wenn Sie aber keines Ihrer Kinder bei sich haben, so kommen Sie natürlich viel wohlfeiler weg. Es käme darauf an, es wenigstens auf ein Vierteljahr zu versuchen."

„Im Sommer werden wir wahrscheinlich selbst nicht hier seyn, da wir unsern Freunden in Dresden versprochen, wieder hin zu kommen; dieß würde aber vor Ende Julius nicht ausgeführt werden."

„Meine Frau wird Ihnen über alles das weiter schreiben. Ich habe nichts hinzuzusetzen, als daß Sie mir, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen, herzlich willkommen seyn werden. Niemand kann mehr als ich wünschen, daß Ihr Leben immer heiter und froh sein möchte, und was die aufrichtigste Freundschaft dazu beitragen kann, das ist Ihnen von Seiten meiner gewiß.

Schiller."

So weit die Briefe, welche, nach der Opferung der übrigen und ersten geschrieben, die spätere Zeit überdauert haben. Die herzlichen Beziehungen treuer Freundschaft drücken sie entschieden aus, und selbst in den kleinen Sorgen, welche Charlotte empfinden mochte, bewies sich Schiller als einen sorgsam rathenden Freund, der in der dankbaren Erinnerung dessen, was er der hochbegabten Genossin seiner jüngeren Jahre verdankte, nicht bloß einen warmen und herzlichen Gefühlsantheil an dem Geschick seiner Freundin nahm, sondern auch durch die That gern seine wirksam fördernde Theilnahme bekundete. Seine

Hülfe that der hülfsbedürftigen Frau wohl und erwärmte ihr Gemüth stets von Neuem, welches nie verlernt hatte, ihm zu vertrauen.

Göthe achtete in der hohen Frau noch mehr die geistig ebenbürtige, als die herzlich befreundete. An sie gehen Sendungen mit seinen und Anderer Neuigkeiten, sie wird von ihm um Deutung und Urtheil gebeten, und man erkennt leicht hieraus, welch einen Werth er ihrem Geiste und dessen Äußerungen beilegte. Davon zeugen zuerst drei Billets, welche mir im Original vorliegen, die aber, wie so Manches, was Göthe geschrieben, ohne bestimmtes Datum, an dem sie erlassen sind, an Frau von Kalb gingen. Er schreibt:

1.

„Sie können glauben daß ich auch oft an Sie denke, wenn ich gleich nicht erscheine und das ist freylich ein unfruchtbarer Antheil. Meine Existenz neigte sich immer zur Einsamkeit und ich dencke es wird endlich auch dabey bewenden. Heute Abend werde ich mit Vergnügen aufwarten und wünsche Sie mit Ihrem Hrn. Gemahl allein zu finden. G."

2.

„Viel Danck sey Ihnen gesagt daß Sie mir erlauben wollen, heut Abend, über die Nähen und Fernen, die ich immer weniger begreife, einige freundschaftliche Erfahrungen zu machen. G."

3.

„Gern will ich Ihnen glauben, daß Ihnen unser kaltes Schattenreich wunderbar vorkommt. Fast noch nie

haben ſich die Verhältniſſe ſo zerſprengt und iſolirt als diesmal. Mit viel Freude erwarte ich Sie heute Nachmittag. Nur wünſche ich Sie, ſo lange die Sonne noch ſcheint, in meinem freundlichen Garten Zimmer zu ſehen. G.

Hier einswellen ein alter Freund.“

Folgendes Billet habe ich nur in der Copie vor mir. Es iſt ebenfalls ohne Datum, ſcheint jedoch wegen des Mährchens, welches ſicherlich das von der Lilie in den Geſprächen der deutſchen Ausgewanderten iſt, und wenn ich recht deute, wegen des Hinweiſes auf den Verluſt ſeines jüngſt gebornen Sohnes, von Göthe im Jahre 1795 geſchrieben zu ſein. Es lautet:

„Dank für Ihr freundliches Wort. Liebevolle Theilnahme befördert in ſolchen Fällen die gute Wirkung, die wir nur von der Zeit hoffen können.“

„Ich verlange zu hören was Sie über meine neueſten Productionen ſagen. Beſonders freue ich mich auf Ihre Auslegung des Mährchens.“

„Leben Sie wohl, ich hoffe Sie bald zu ſehen.

G.“

Dieſe ohne Angabe der Zeit, wann ſie geſchrieben ſind, auf uns gekommenen Billets geben ſchon einen ſicheren Beweis von der Achtung, welche Frau v. Kalb auch bei dieſem Dichterfürſten genoß. Ja ich geſtehe, ſchon die ganze Färbung dieſer wenigen Zeilen läßt ſolche bedeutender erſcheinen, als die vorangehenden Briefe von Schil-

ler. Die sententiöse Schreibweise Göthes zeigt schon, daß er gewöhnt sei, an Frau v. Kalb nichts Bedeutungsloses zu geben.

Noch mehr gilt dies aber von folgenden mit Datis versehenen Briefen und Billets, von denen die beiden ersten und das letzte nur in Copieen aufgefunden sind:

„Mein Dank, werthe Freundin, für Ihren lieben Brief soll nicht leer erscheinen und da ich nichts eigenes finde das Ihrer Gesinnungen werth wäre so schicke ich Ihnen ein Paar Oden welche Herder aus dem Lateinischen eines Deutschen des vorigen Jahrhunderts übersetzt hat, die Ihnen gewiß Freude machen werden. Eine ganze Sammlung davon wird in die zerstreuten Blätter kommen. Die Bekanntschaft mit diesem vergessenen Landsmanne wird bey jedem Epoche machen der Poesie liebt und Menschheit ehrt."

„Mein guter Meyer ist nach Dresden wo er einen Genuß finden wird dessen er allein fähig ist, seine Abwesenheit macht eine große Lücke in meine Existenz, ich fülle sie mit Hoffnung und mit dem Gedanken an die Reichthümer aus die er sich und uns überbringen wird."

„Ich habe in dieser letzten Zeit noch manche Sorgfalt auf meinen losen Fuchs gewendet der gegen Pfingsten wieder einen Versuch machen wird sich in der Welt auf seine Weise zu produciren. Sonst habe ich noch mancherlei gearbeitet das später wohl auch vor Sie kommen und Ihnen Freude machen dürfte."

„Der Herzog befindet sich wohl und vergnügt, sein Interesse an den Dingen weckt manches aus dem Schlum-

kurzen Briefe nur das Allernöthigste über diese Materie zu sagen. Sie werden das Urtheil anderer darüber hören; dieses und die Zeit wird mich rechtfertigen.

Nun noch ein Wort über Ihren Vortrag. Sie schreiben, daß Sie Fleiß darauf verwendet hätten. Wir müssen aber ganz verschiedene Begriffe von einer zweckmäßigen Darstellung haben, denn ich gestehe, daß ich mit der Ihrigen in diesen Briefen gar nicht zufrieden seyn kann. Von einer guten Darstellung fordere ich vor allen Dingen Gleichheit des Tones, und, wenn sie ästhetischen Werth haben soll, eine Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechslung zwischen beiden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall ist. Ich weiß wohl, daß man tiefsinnige Deductionen niemals in ein Spiel für die Einbildungskraft verwandeln kann, aber ein lichtvoller Ausdruck.....*) Wie endlich zu einem guten Vortrage Härten nothwendig seyn können, begreife ich vollends nicht.

Sie untersagen mir, eigenmächtige Aenderungen in Ihrem Manuscripte zu machen, als wenn ich es gewohnt wäre, dergleichen vorzunehmen ohne Einwilligung der Verfasser. Habe ich an Ihrem ersten Aufsatze geändert, so haben Sie Selbst mich dazu autorisirt, auch war es ein dringendes Bedürfniß. Das

*) Hier ist eine Lücke im Concept.

mer. Übrigens lebt alles nach alter Weise. Einige neue Schauspieler theilen und beschäftigen das Publicum.“

„Fichte ist noch nicht gekommen, sobald seine Einladungsschrift, die er vorausschickt, abgedruckt ist erhalten Sie solche. Aus seinen Briefen scheint es er habe vor in ein sonderbares Horn zu stoßen.“

„Leben Sie recht wohl und lieben Sie mich, sagen Sie mir manchmal ein Wort, ich schreibe auch und schicke was, damit, wenn wir uns wiedersehen, auch kein Augenblick durch Erneuerung der Bekanntschaft verlohren gehe, wie wohl diesmal geschehen ist.

W. d. 29 Apr. 94. G.“

„Hier, liebe Freundin, kommt Reineke Fuchs der Schelm und verspricht sich eine gute Aufnahme. Da dieses Geschlecht auch zu unsern Zeiten bei Höfen, besonders aber in Republiken sehr angesehn und unentbehrlich ist: so möchte nichts billiger sein, als seine Ahnherrn recht kennen zu lernen.“

„Von Fichtens philosophischen Blättern sende ich nichts, wenn Sie von dem Inhalte irgend Notiz nehmen wollen, so wird ein mündlicher Vortrag höchst nöthig sein. Seine Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es konversirt sich auch mit ihm sehr gut und da er uns verspricht den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir Andre nicht aufmerksam genug sein.“

„Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Gustel ist

wohl, froh und klar, wünſchen Sie ihm mit mir daß er ſo bleiben könne."

„Noch muß ich ſagen, daß ſeit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und in ſeinem Umgange manches Gute hoffe. Leben ſie recht wohl und kommen bald mit uns zu genießen was wir auch beſitzen und erwerben mögen.

W. d. 28 Jun. 1794. G."

„Sogleich habe ich mich, l. Freundinn, wegen des Weinverkaufs umgethan, meine Negociation will aber nicht gelingen, man lobt den Wein, ſucht aber gegenwärtig keinen ſo theuern, indem man eher eines Tiſchweines bedarf. Hätte ich doch nicht geglaubt daß meine Freundinn ſich vom Geiſte der Speculation würde anhauchen laſſen. Soviel ſage ich nur für den Augenblick, kann ich etwas beſſeres melden, ſo ſoll es mir Freude machen. Dieſe Tage war ich in Dresden, Deſſau, Leipzig und habe gute Stunden daſelbſt zugebracht. Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

W. d. 29 Aug. 1794. G."

„Den Brief vor 14 Tagen habe ich erhalten und in Hofnung Sie bald zu ſehen bißher nichts erwiedert. Körners ſind fort und ich muß geſtehen daß es mir leid that Ihr Verhältniß gegen dieſe Societät ſo wunderlich verrückt zu ſehen. Vorgeſtern war ich auf einige Stunden in Weimar nun bin ich etwa noch acht Tage hier. Ich

werde von Ihrem Briefe nichts erwähnen, allein von Ihrer Eröffnung den Gebrauch machen den Sie wünschen. Möchte daraus eine gute Wirckung entſtehen! Das Leben geht hin und die Luſt daran will ſich ſo ſelten einſtellen. Leben Sie recht wohl. Jena d. 22 Mrz. 96.

Goethe."

„Hier iſt das Buch zurück, iſt hoffe es in Ruhe hier, auch als eine Gabe von Ihnen zu genießen, wie ich Ihren Brief oft wiederleſe in ſtillen Stunden. Es verfliegt ſo viel in der Luft, warum ſollen auch ſolche Worte im Feuer aufgehen. Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß ich ihn zu kurz fand und daß ich immer ſo fort geleſen hätte und nun immer wieder von vorn anfange. Sie irren ſich nicht ſo ganz, wenn Sie mir ſchreiben. Leben Sie recht wohl.

D. 1 May 96. G."

„Meine eigne Abſicht trifft mit Ihren Wünſchen, wertheſte Freundin, recht gut überein. Zu Ende dieſer Woche wollte ich ſo von hier abreiſen und ich werde meine Abfahrt beſchleunigen, um durch dieſe kleine Aufmerkſamkeit zu zeigen wie ſehr ich Ihnen und Ihrer würdigen Frau Tante gefällig zu ſein wünſche."

„Leben Sie recht wohl. Ich hoffe Sie bald wieder zu ſehen und werde dem Schloſſvoigt anzeigen daß er ſich auf einen neuen Beſuch vorzubereiten hat.

Jena d. 7 Jun. 1796. Goethe."

So weit dieſe Briefe, die, ſo wenige ſie ſind, doch immerhin einen Blick thun laſſen in das ſchöne Verhältniß, in welchem die hohe Frau mit dem Rieſengeſchlecht unſerer Litteratur ſtand, und in die hohe Achtung, welche ſie bei den Männern genoß, deren Geiſt, wie der ihre, aus dem Licht geboren war.

Alles, was ſie in den Jahren der friſcheſten Empfindung innerlich erlebt, ſcheint Charlotte von Kalb niedergelegt zu haben in dem wunderbaren Buch, dem ſie den Titel „Cornelia“ gegeben hat.

Ernſt und Leonore Carloſt gehen an den Rhein nach Kunde von den Ihren, die vom Kriege betroffen, kein Zeichen ihrer Rettung gegeben haben. Die Reiſe iſt ohne Erfolg, und während Ernſt noch in der Umgegend umherreiſt, bleibt Leonore in Mainz. Eine Geſtörte, die ſtill in den Zimmern Leonorens ihr Weſen treibt, gewinnt deren Theilnahme für zwei Nonnen, welche dem Brande ihres Kloſters entronnen, auf der Nonnenau eine neue Heimath ſich gegründet haben. Cornelia von Hohenfels und Aloiſa haben ein an Wechſeln des äußeren Geſchickes, ſo wie an Kämpfen des Gemüthes, an Leiden der Seele reiches Leben hinter ſich. Pater-Antonio iſt ermächtigt, Leoneren ein Manuſcript mitzutheilen, welches von Cornelias Jugend Zeugniß giebt.

Cornelia von Hohenfels, eines Landjägermeiſters Tochter in Franken, verliert früh die Mutter und wird durch deren Tod zur Pflege ihres neugebornen Bruders Albert gerufen. Die Leiden des Knaben und ſeine Heilung durch

Simon, den seine Anhänglichkeit an die evangelische Lehre aus Ungarn vertrieben, die Bildung Corneliens durch die Einwirkungen der älteren Brüder und des Oheim Domherrn gehen in raschen Zügen geschildert an dem Leser vorüber. Wir sehen Cornelien im Frühling Heilkräuter suchen, wir begleiten sie zur Försterfamilie nach Waldaschach, und der lieblichste Duft idyllischer Einfachheit umgiebt uns in den Schilderungen der kleinen Leiden und Freuden. Der Besitz des Hauses mehrt sich durch die Besitzergreifung erledigter Lehen, und in Gesellschaft geistlicher Herrn wirken die Resultate weiser Zeitbetrachtungen auf sie ein, wie diese angestellt wurden von solchen, die mit offnen Augen der Entwicklung einer neuen Zeit entgegengingen. Wie in das Verständniß eines ihr bisher fremden Gebietes der Anschauung, so wird Cornelia auch in neue und tiefere Erkenntniß ihres eigenen Herzens geführt. Eine Wanderung zu einer Marienkapelle bringt sie in Gefahr, von der Höhe eines Abhanges herabzustürzen. Sie wird gerettet, wie sie in der Entzückung über die Erscheinung vermeint, durch einen Engel. Eine Reise nach Wiesbaden führt sie in den Kreis einer liebenswürdigen Familie von Burg, in deren Gesellschaft sie durch Frau Therese zu einem tieferen Verständniß eignen Gemüthslebens auf Mutterweise sanft geleitet wird. Das Verhältniß mit der Familie von Burg wird durch gegenseitige Besuche auf ihren Herrensitzen inniger und endlich besiegelt durch ein Verlöbniß mit Augustin, dem jüngst aus der Fremde heimgekehrten Sohn der Frau Therese, dem Retter Corneliens, als von der Höhe der Marienkapelle herab jäher Sturz ihr drohete. Die

Verlobten durchleben einen Winter in aller Grazie einer tiefempfundenen, mild durchwärmenden Liebe. Cornelie weilt bei den Schwiegereltern. In die neuen Anlagen der Frau Therese geführt, wird sie dem Bruder Thomas bekannt, dessen Erzählung von seinem Leben und dessen Wirren und Verwicklungen einen tiefen Eindruck macht auf die Hörer. Ohne von seinen Eltern zu wissen und sagen zu können, wuchs er auf, und galt in der Welt wie ein Ausgestoßener; Hohn traf ihn überall und Schmach. Unendlich rauh von dem Leben berührt, überall zurückgestoßen, in allen seinen Wünschen gekränkt, zog er sich nach abenteuerreichen Jahren, obschon voll kriegerischen Muthes, voll Waidmannslust, voll Freude am Schaffen in das Kloster zurück, welches er verließ, um hier in der Öde, die für Menschen bewohnbar gemacht werden sollte, in christlicher Demuth und unermüdlichem Schaffensdrang zu wirken. Sein Leben ist ihm so lieb geworden, daß er sich weigert, da endlich Namen und Besitz ihm geboten worden, von seiner Schöpfung zu scheiden.

Inzwischen verläßt Augustin die Heimath, väterliche Verwandte aufzusuchen. Die Nachricht von seinem Tode kommt zurück. Starrer Schmerz befällt die unglückliche Braut und langsam erst erholen sich die gelähmten und in ihren tiefsten Wurzeln geknickten Kräfte. Auch von ihrem Bruder Albert muß Cornelia scheiden; in eine Unterrichtsanstalt wird er durch Pater Franceskо abgeholt. Den unglücklichen Mönch ergreift eine leidenschaftlich glühende Liebe zu der jungfräulichen Braut. Er sinkt zusammen mit wildem Ausruf, da er, von seinen Oberen abgesendet,

den Schleier über Cornelien breitet, als sie nach vollendetem Noviziat das Nonnengelübde ablegt.

Der zweite Abschnitt führt uns nach Italien. Antonio, der Benedictiner aus Ebrach, der in Rom für seinen Orden zu wirken hat, wird aufgefordert, sich an der geistigen Heilung zu betheiligen, deren ein fremder Mönch Francesko bedarf. Antonio würdigt die Leiden des jungen Mannes richtig, innige Freundschaft verbindet Beide, so daß nach seiner ersten Anwesenheit in Italien, Antonio zum zweiten Male dorthin gehet, als er von Francesko selbst zur Hülfe in der Seelennoth gerufen wurde. In der Charwoche trifft in der Kirche Francesko auf Albert. Unzertrennlich bleiben Beide, und als Francesko mit dem heranwachsenden Bruder Corneliens durch Italien reiset, richtet er seine Briefe an Antonio, der inzwischen nach Deutschland zurückgegangen ist, und an eine befreundete Genossin Cornelias, an Aloisa, welche ihm tröstend beigestanden, als er bei der Einkleidung Cornelias zusammengesunken. Sie zeugen von starken Seelenkämpfen und von Ringen nach Besonnenheit und Ruhe aus den wilden Bewegungen des Gemüthes, athmen aber auch schon jenen Frieden, da sich denn eine irdische Liebe zu einer himmlischen verklärt hat. — Auch durch Südfrankreich gehen die Reisenden.

Der dritte Abschnitt schildert den Antonio in priesterlicher Thätigkeit bei Custines Heer am Rhein und in Mainz. Die französische Revolution in ihren bedeutendsten Momenten geht vor den Augen des Lesers vorüber. Felix Wimpfen ist der Erzählende, der aus eigener

Anſchauung berichtet. Der Kloſterbrand und die Verwüſtung zu Mainz hat inzwiſchen die Nonnen verſprengt, und Aloiſa und Cornelia haben zu Burgheim bei dem neuen Beſitzer, dem Freunde Auguſtins, Eduard v. Stein und ſeiner Gattin eine Heimath gewonnen. Dorthin kommt die Nachricht von dem Tode Franceskos und der Verwundung Alberts, der ſich in die Kämpfe gegen die Revolution geſtürzt. Endlich trifft er ſelbſt wieder ein und geneſet unter der pflegenden Hand ſeiner Schweſter.

Der vierte Theil iſt dem Leben Aloiſens geweiht. Ein Manuſcript überbringt der Domherr Johannes von Köln, „Siehe die geweihte Nelke!“ überſchrieben; es weiſet Aloiſen eine Verwandtſchaft mit einem edlen Geſchlechte nach. In demſelben erzählt Amadeus, wie ſeiner Amtswohnung gegenüber ein ſtets verſchloſſenes ſtattliches Haus gelegen, an deſſen einem Fenſter er ſtets einen Nelkenſtock in dunkeln Blumen prangend gefunden. „Die Pracht der dunkeln Farbe mahnte an innige Andacht.“

Bei einer Feier im Dom gelingt es ihm, einer Frau ſich dienſtgefällig zu erweiſen, deren jungen Tochter ein Dieb ihr Gebetbuch entwendet hatte. Amadeus ſchafft es wieder, und ſchaut in demſelben die dunkle Nelke als Bezeichnung des Liedes, welches geſungen worden. Auch ſah er, wie von der Stadtmauer her die Matrone zu dem ſtillen Hauſe Zugang ſuchte und fand. Von einem Spaziergang, welcher den Domherrn auf die hohe Umgebung der Stadt führte, ſcheuchte Regen und Unwetter den Heimkehrenden in den Schutz des Hauſes mit der dunkeln Nelke. Die Matrone hieß ihn willkommen, auch Aloiſa, eine äl-

tere Tochter, begrüßte ihn als einen längst Bekannten. Der Geistliche wiederholte die Besuche und eine reiche Liebe mit all ihrem Wohl und Weh bemächtigte sich seines Herzens. Das Zimmer, in welchem die dunkle Nelke prangte, umschloß die Unbefangenen, die im traulichen Gespräche mit Bruder und Mutter sich dem Rausch einer erst noch geahnten Liebe hingaben. Den Priester ruft seine Pflicht in die Ferne. Die Trennung ist ihm nicht zu ertragen. Er eilt herbei. Es gelingt ihm, Aloisen zu sehen. Der Bruder tröstete den in Schmerz und Harm Zusammengebrochenen: „In dem Herzen der Mutter, des Bruders bist du, Amadeus, mit Aloisa vereint.“ Wo dies Gespräch geführt wurde, prangte die dunkle Nelke.

Am Tage des Begräbnisses der Äbtissin brachte ein Franziskaner an Aloisa mit den dunkeln Nelken einige Zeilen als ihr Vermächtniß. Aus diesen schloß Eduard v. Stein richtig, daß Aloisa der Liebenden einziges Kind sei. Die rothe Nelke gilt auch hier als ein Symbol der innigen Neigung, gerade so wie es auch der Spanische Mönch, Francesco de Rioga, in dem in Übersetzung mitgetheilten Gedicht deutet. —

Aloisa berichtet später von ihrer eigenen Jugend. Mit Gespielinnen gleichen Alters wuchs sie in ländlicher Zurückgezogenheit auf. Von ihrer Umgebung trat ihr nur eine ältere Frau bedeutungsvoller entgegen, die in stiller Geschäftigkeit für die Ordnung des Hauses Sorge trug. Aloisa verlor ihre Pflege früh, und nachdem sie einige Zeit fremden, wenn auch treuen Händen eines Priesters und einer Wärterin anvertraut geblieben, wurde sie einem Klo-

ſter zugeführt, welches an ihr ſeine erziehende Kraft bethätigen ſollte. Dort rückte die Zeit der von ihr ſelbſt erſehnten Einkleidung heran. Ein ſtrenger Prieſter, der an ihrer ſymboliſchen Deutung von dem Wunder der Speiſung mit den fünf Broden Ärgerniß nahm, verſagte ihr dieſelbe, und über die ſchmerzliche Zurückweiſung konnte ſie nur der raſche und ihr unerwartete Wechſel des Kloſters tröſten. Eine Vertraute führte die Beſtürzte und in ihrem innerſten Leben tief Erſchütterte in eine Abtei, deren Vorſteherin ſtets die Älteſte des gräflich-lichtenſtein'ſchen Hauſes war. Würdig wurde die Jungfrau begrüßt, mit zarter Sorgfalt gepflegt, ohne daß ſie wußte, wer ihre Aufnahme dort bewirkt und ihre Ankunft vorbereitet hatte. Durch die ſittliche Ruhe und die adlige Hoheit ihrer Erſcheinung wirkt die Äbtiſſin auf das Gemüth Aloiſens. Sie lernt Selbſtbeherrſchung in erſchütternden Affecten. Durch die unzart betriebene, wenn auch verzeihliche Nachforſchung eines Freiers nach ihren Ältern und nach den Verhältniſſen ihrer Geburt, wird Aloiſa ſelbſt erſt auf Fragen aufmerkſam gemacht, deren Löſung ihr Gemüth beunruhiget. In dieſer Lage wirkte es auf die erregte Stimmung Aloiſas beſänftigend, daß die Äbtiſſin von ihrem Leben und ihren Leiden erzählte. Ihre Jugend floß harmlos dahin. Dem Grafen Rudolf von Lichtenſtein vermählt, erfuhr ſie frühzeitig Leid die Fülle. Der vielgeachtete Mann ſtand an der Spitze einer Geheimgeſellſchaft, deren Anforderungen ihn oft auf Reiſen führten, welche ihn längere Zeit in Anſpruch nahmen. Der Einſamen zur Geſellſchaft ſendet er die Wittwe eines ihm Freund ge-

nämliche würde auch hier der Fall seyn, wenn nicht der Fehler tiefer läge.

Vergeben Sie die Freymüthigkeit, mit der ich Ihnen meine Meynung eröffnete. Ich mußte, um nicht der Willkürlichkeit beschuldigt zu werden, Gründe für meinen Entschluß angeben, der bei dem großen Bedürfnisse der Horen nicht wohl begreiflich seyn möchte. Habe ich mich an einigen Stellen zu lebhaft ausgedrückt, so mag der sehr natürliche Unmuth über eine fehlgeschlagene Erwartung mich entschuldigen.

Leben Sie wohl und lassen Sie den Freund nicht entgelten, was der Redacteur nicht wohl verschweigen konnte.

Der Ihrige
Schiller.

wesenen Offiziers Alberti zu, deren Leben in einzelnen Zügen wiederholt, was Charlotte von Kalb in dem ihren selber erfahren hat, wie z. B. die Erscheinung der Verrückten nach der Geburt des Knaben.

Die Nachricht von dem in der Ferne erfolgten Tode des Grafen Rudolf überbrachte der Prieſter Amadeus, sein Freund und Beichtiger. Und diese Trauer und der Blick in ein ödes, freud- und farbloſes Leben führte die Gräfin, besonders auf Amadeus' Rath, in die Abtei, wo sie in der Erziehung der ihr anvertrauten Töchter dem Leben allmählig wieder einen neuen Reiz abgewann. Ihr zur Seite stand in geistlicher Theilnahme am Werke Frau Alberti, bis dieser nach Jahren der Anheimfall der im Norden Deutschlands gelegenen Güter an ihren Sohn gemeldet wurde. Dahin ging sie ab.

Während dieser Zeit war auch Aloisa in die Abtei aufgenommen. Und nachdem sie Jahre lang der Pflege und verdient Vertrauen erweckenden Thätigkeit der Äbtissin sich erfreut, beschloß diese bei dem herannahenden Alter jüngeren Kräften die Bürde der ernsten Sorge um das Wohl der Jugend zu überlaſſen. Sie erwartete nur noch den Prieſter Amadeus, welcher die Lösung und Ordnung der Verhältnisse der Wittwe seines Freundes verheißen hatte. Anstatt seiner kam die Nachricht seiner Erkrankung. Die Äbtissin eilte mit Aloisa auf das Landgut des Prieſters; sie fanden in seinem Zimmer keinen anderen Schmuck als die dunkel rothe Nelke, das Symbol seiner innigen Liebe und Treue. Er segnete Aloisa als sein Kind und starb.

In ſtiller Trauer und in ernſter Heiligung für das Leben, das ſie nun nur den Gedanken leben wollte, verweilte Aloiſa bei der Aebtiſſin; ſie begleitete ſie auf die nordiſchen Güter der Frau Alberti, beide kehrten mit dieſer an den Rhein zurück. Da ſtirbt Frau Alberti in Wiesbaden, und Aloiſa wird in das Kloſter berufen und ihr die Vergünſtigung der Einkleidung ohne Noviziat dort gewährt, wo auch Cornelia nach der Zertrümmerung ihres Lebensglückes und aus dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen ein ſicheres Aſyl gefunden hatte.

Daß Beide aus dieſem Kloſter durch den Brand, welcher mit dem Revolutionskriege ſich dorthin wälzte, verſcheucht wurden, das erzählte der erſte und der dritte Theil. Sie fanden bei Eduard v. Stein in Burgheim gaſtliche Aufnahme, bis ſich Beide in einen eigenen Beſitz Cornelias nach der Nonnenau zurückziehen, den dieſe aus den Trümmerreſten ihres Vermögens zur Ausführung frommer Werke ſich hat gründen können.

So weit der Roman, oder wie wir ſonſt dieſe wunderbare Erzählung Charlottens nennen wollen. Denn derſelben jenen Namen zu geben, möchte ich von dem Standpunkte eines Kunſtkritikers aus entſchieden Anſtand nehmen. Vergeblich forſchen wir nach einer Entwicklungsgeſchichte eines Charakters, welche uns deſſen Werden verführte, wir vermiſſen die Einheit und das planmäßige Hinlenken der einzelnen Theile zu dem Ganzen, was als Urbild in der Seele der edlen Verfaſſerin gelegen haben könnte. Wir finden dagegen manche Dunkelheit, welche

dadurch entſtand, daß die Verfaſſerin Tagebücher verſchiedener Perſonen gewiſſermaßen in einander ſchachtelte, wir finden Intereſſen angeknüpft, die ſich plötzlich und unvermerkt uns wieder entziehen. Die Perſonen der Einleitung gehen verloren, wir hätten auch ohne Leonore Carloß in den Beſitz der Erzählung geſetzt werden können; ja die Perſon der Heldin ſelbſt, nach welcher die Verfaſſerin die Schrift bezeichnet hat, Cornelia, hört mit dem erſten Theile entſchieden auf, für uns Etwas zu ſein; andere Perſonen, andere Zuſtände und doch ſo noch verwandte, ja bekannte drängen ſich in den Vordergrund.

Und doch, ja, trotz dem Allen ergreift die Erzählung mit einem mächtigen Intereſſe.

Dies aber wird erregt durch die Geſellſchaft ſelbſt, in welche uns die Verfaſſerin führt. Sie verſteht keine niedrigen Seelen zu zeichnen. Die Perſonen, mit welchen ſie uns verkehren heißt, hat ſie alle mit einem idealen Drange ausgerüſtet, mit einem Streben nach einer ſittlichen Veredlung und Größe, welche reizend und erhebend, alſo mit der Wirkung jedes ächten Kunſtwerkes auf den Leſer wirkt. Ich möchte hierin, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Schiller'ſche Schule erkennen. Wie deſſen Geſtalten, ſelbſt die der Böſewichter, geadelt ſind durch den ſittlichen Schwung, der Schillers eigenſte Natur ſelbſt war, ſo auch in der Erzählung der Frau von Kalb. Wir verkehren mit Weſen, welche Läuterung ſuchen und finden, und in dem Streben ſich bewegen, die Schlacken der erdgebornen Menſchen abzuſtreifen. Sie bekunden dies in einer Reihe ſchöner, warm gefühlter, aus dem Leben

gegriffener Situationen, und in der Symbolik, welche ſie in das Leben legen. Die dunkle Nelke giebt davon Zeugniß.

Dann aber auch gewinnt die Verfaſſerin den Leſer durch die rührende Einfalt idylliſcher Schilderungen. Welcher Liebreiz iſt ausgegoſſen über die Geſchichte des Forſtmeiſters und ſeiner Liebe und Werbung; welche tiefe Frömmigkeit athmet die Erzählung von der Gewiſſensnoth des unglücklichen Ungars, der ſeines Glaubens wegen mit dem ſterbenden Vater Heimath und Geliebte verläßt, um die Freiheit ſeines Bekenntniſſes ſich zu wahren. Wie innig bewegt uns die greiſe Dichterin, die aus allen Wirren des Lebens ſich den kindlichen Ton der Rede bewahrt hat, und das ſüße Verſtändniß der Sprache, in welcher Waldesduft und Blüthenhauch, Glockenklang und Scheideblick der Sonne zu dem empfindungsvolleren Menſchen reden. Wer ſo ſchildern kann, wie warm muß der empfunden haben!

Die mächtigſte Wirkung der Erzählung liegt aber darin, daß wir vor lauter Selbſterlebtem ſtehen. Wer die „Charlotte" geleſen, jene Memoiren der Frau von Kalb, der könnte Zug für Zug in der „Cornelia" mit Hinweis auf jene Denkwürdigkeiten belegen. Die in der frühen Jugend Charlottens aufgenommenen katholiſchen Eindrücke ſind hier zu dem breiten Hintergrunde der ganzen Erzählung ausgelegt; das Leben des freiherrlichen Adels auf ſeinen Gütern findet ſich hier wieder, Corneliens Verluſt der Mutter, ihre Liebe zum jüngeren Bruder, ſeine Pflege in der Krankheit, das Sammeln von Heilkräutern mahnen an die Erlebniſſe Charlottens. Wir begegnen

dem Almoſenſammelnden Mönche wieder, wir vernehmen das Geſpräch mit dem Meiſter der Loge in Frankfurt und ſeine Mahnung: Bleibe dir ſelbſt getreu; wir leſen von dem Leiden der jungen Mutter, welches ihr die Erſcheinung der Geſtörten ſchuf, und von der bereiten Hülfe eines Abate, der in ſeiner Thätigkeit und Rede gar ſehr an Schillers Erſcheinen in Mannheim erinnert; kurz auf allen Schritten und Tritten begegnen wir bekannten Phyſiognomieen und Porträts derjenigen Geſtalten, welche ſchon unſer Intereſſe in der „Charlotte“ rege gemacht haben.

Nicht zu bezweifeln iſt es, ja, als ſie lebte, hat es die Verfaſſerin gern bekannt, daß ſie in der Cornelia ihr Leben mit ſeinen inneren und äußeren Erfahrungen in romanhafter Form hat niederlegen wollen. Und iſt dem ſo, daß die Cornelia nur der künſtlich aufgefangene Reflex der eignen Erlebniſſe iſt, ſo gewinnen wir durch dieſe Einſicht auch einen Faden, der das ſcheinbar Auseinanderliegende zu inniger Einheit verknüpft.

Charlottens Geſtalt und Weſen erſcheint in der Cornelia in zwei Perſonen, als Cornelia und als Aloiſa. Wenn Charlotte ihr eigenes Leben und deſſen wunderſamen Gang durchſchaute, ſo mußte ſie erkennen, wie ſie durch zwei Phaſen ihrer Entwicklung hindurchgeführt war, und dieſe beiden Erſcheinungen in zwei verſchiedenen Bildungsepochen ſind Cornelia und Aloiſa.

Ich habe oben ſchon angedeutet, wo mir der erſte Theil ihrer Denkwürdigkeiten aufzuhören ſcheint; greifen wir um Weniges weiter, etwa bis dahin, wo in der innerlichſt erſchütterten Seele Charlottens die Harmonie des Friedens

wieder hergeſtellt iſt, die großartige Mitempfindung der Seelenzuſtände unſeres Dichters leidenſchaftslos geworden und ihr eigenes Gemüth ſich in ſich ſelbſt zurückgezogen und ſeine eigene Heimath gefunden hat, ſo haben wir das Bild der hohen Frau in der Cornelia, die, nachdem ſie vergeblich verſucht, außer ſich und um ſich eine Heimath zu gewinnen, den Schleier nimmt, um in ſich ſelbſt zurückkehren zu können, um von den getäuſchten Hoffnungen, das weitere Leben an der Seite eines vielgeliebten Gatten zu durchmeſſen, von den Wunden und Verluſten wieder zu geſunden.

Die geſundete Cornelia iſt Aloiſa. Die affektfreie Ruhe, nach welcher Charlotte Cornelia rang, hat dieſe Charlotte Aloiſe errungen. Die lichte Klarheit, die über Wollen und Handeln ausgegoſſen iſt, macht ſie zu einer liebwerthen Erſcheinung; überall tritt ſie einher mit dem Beſtreben, nicht ſowohl abgeriſſene Fäden wieder anzuknüpfen, als vielmehr neue Felder für eine Thätigkeit ſich zu eröffnen, der ſie ſich in dem Streben, dem Geiſt und dem Gedanken zu leben, hingeben konnte. Und hier iſt es nicht ohne Bedeutung, daß ſich Aloiſa und Cornelia der Jugenderziehung widmen. Wir gedenken jenes oben mitgetheilten Briefes von Schiller, der doch auch vorausſetzen läßt, es habe Frau v. Kalb allen Ernſtes daran gedacht, die Leitung und Führung junger Mädchen ſich zur Aufgabe ihres vereinſamenden Lebens zu machen. Wenn Schiller ihr dieſes Vorhaben wiederrieth, ſo war er ſicherlich im Rechte; denn er kannte ihr Weſen, und jenen nur auf großartige Anſchauungen gerichteten Sinn

Charlottens. Aber von edlem Sinne zeugt es immerhin, ſich ſelbſt, ſtill wirkend, ſeine Welt ſchaffen zu wollen, und merkwürdig bleiben die Anſichten, und für unſere Erzieherinnen wohl zu beherzigen die Winke, welche ſie über die weibliche Erziehung in der Cornelia äußert:

„Das geiſtige Glück wird ſeltner, ſeitdem die Frauen aus der Einſamkeit ſchieden,“ und ferner:

„Unſre Gebieterin beharrte in ſanfter Wachſamkeit, ſie vermochte das jugendliche Leben zu ehren und ſich der Kindheit zu erfreuen. Nur das Weſen iſt beglückt, ſagte ſie, welches ſeiner Kräfte inne geworden; durch dies Vermögen wird man willig Schranken anerkennen und ſie achten. Nachdenken vernimmt, Forſchung ſammelt; an Vergängliches ſich binden, iſt ſchon Verluſt. Noch will ich rathen: tadelt kaum, auch lobt ſelten; Beides erregt Mißgunſt und es ſchwindet ſinnige Traulichkeit. — Folgt dem Ruf des Herrn dahin, wo ſelige Liebe waltet.“

Ferner: „Der Arbeit wurde das Nothwendigſte allein werth gehalten, dies kannſt du nicht entbehren. Wechſel und Tand ſchafft Überdruß und veranlaßt Verſchwendung. Wohlanſtändigkeit iſt die Wiſſenſchaft eines Weibes.“

„Das unbefangene Gemüth bewahren und durch Erkenntniß bereichern, ſoll das Streben des Weibes ſein.“

„(Dem Aufſicht übenden Abte) lag beſonders am Herzen, ſtrenge Geſinnungen zu fördern, ſchwachſinnigen Wahn zu entfernen. Weſen des Lichts werden Vergängliches verſchmähen, allein ſchwerlich wird das Weib jedem Trug entgehen; das Leben hat Kindheit, Jugend und Alter. Die Kindheit leitet ein Engel, die Jugend die

Liebe, das Alter ſoll die Weisheit leiten, ſie reift durch Leid und Einſicht. Doch jeder Affect, er ſei der Bewunderung oder Neigung geweiht, gewiß, jeder iſt ſchädlich.“

„Man tadelte, daß wir ſo wenig Unterweiſung erhielten, doch was man den Frauen zu lehren meint, iſt doch nur Spreu oder eitel Schnitzwerk. Unwiſſenheit iſt Unſchuld.“

„Sie rügten jede Übertreibung in Rede und Affect, da es eitel Geſchwätz bleibt, das wir nicht vertheidigen können, und meiſt wieder verwerfen müſſen. Was können, was dürfen wir behaupten oder erklären wollen mit dem Ausruf: „„himmliſch! einzig! ganz außerordentlich! — bis zum Entzücken intereſſant!““ — Das bedeutet ein Schaugericht von Eitelſinn, das aufgelöſt wie Seifenblaſen ſinkt. — Wurden ähnliche Zierlichkeiten in ihrer Gegenwart ausgeſprochen, äußerten ſie: Dies gehört auch in das Lexikon: des travers et follies! und die Meiſterin ſagte: N'avalez point ces jactances! Rechtes Maaß duldet keine Übertreibung, ſie erregt nur Verworrenheit und Leerheit!“

Hätte Charlotte nach ſolchen Grundſätzen und Anſichten ſelber eine nachwachſende jüngere Generation zu erziehen übernommen, wohl möglich, daß ſie ihr und der Welt zur Freude gereicht haben würde. Die Wahrheit der Empfindung wäre ſicherlich angebaut worden, welche die heutige Erziehung durch ein Anlügen von Empfindungen und ein Andichten von Gefühlen leider oft genug prinzipienmäßig untergräbt und vernichtet. „Zu den Lobrednern des ſo nichtig Sentimentalen darf man wohl ſagen: du biſt im Irrthum über Menſch und Gott!“ —

Dies Prinzip der Wahrheit und der der eignen Kräfte bewußten Klarheit finden wir in dem Leben der edlen Frau durchgängig gewahrt. Freilich hat sie den Gewinn deſſelben theuer genug erkauft. „Für Frauen iſt die Einſamkeit die Lehrerin des Lebens," ſagt ſie ein Mal. Und in die Schule der Einſamkeit iſt ſie frühe gegangen, denn das Geſchick hat ſie in jungen Jahren abſtreifen heißen, was den Menſchen mit der Freude äußeren Beſitzes lockt und an das Leben bindet. Verluſte auf Verluſte haben ſie ſtets auf ſich ſelbſt zurückgewieſen und ihr den Gedanken aufgedrungen: „das Wohl von Andern abhängig zu meinen, iſt der ſchädlichſte Irrthum; Eines iſt nur: Mitleid mit uns und Andern. — So geneſet die Seele!" Wie zur ſittlichen Erkenntniß eignen Werthes und der Pflicht, ſo führte die Einſamkeit und das Alleinſein Charlotten auch zu dem innigen Verſtändniß der Religionswahrheiten. Sie ſagt ſelber: „Selbſtſein kennt keinen Zwieſpalt, nur in Einigung wird uns das Chriſtenthum verſtändlich!" — An ſich ſelber hat ſie die Wahrheit ihrer Maximen erkannt.

Nur Weniges mag ich noch über die fernere Lebenszeit Charlottens hinzufügen. Ihren Aufenthalt nahm ſie an der Seite ihres Gemahls nach 1790 bis zum Jahre 1800 abwechſelnd in Weimar, Kalbsried und Waltershauſen. Im Jahre 1801 beſuchte ſie Offenbach, Wiesbaden und Homburg; im Jahr 1802 hören wir von einem Aufenthalte in Weimar, denn die Herzogin Amalie ſchreibt an Knebel am 28. Apr. 1802: „Die Lotte Kalb

iſt bei uns; ſie iſt noch nicht bei mir geweſen, ſie ſoll aber noch die nämliche ſein;" und das Jahr 1805 ſah ſie einige Monate in Trabelsdorf. Im Jahre 1804 ſtarb Heinrich von Kalb, und Charlotte ging nach Berlin, wohin ſie beſonders die Freundſchaft mit Fichte und der geiſtige Verkehr rief, in den ſie auch hier mit großen Genien des Jahrhunderts — ich denke beſonders an Wilhelm von Humboldt — treten durfte. Im Jahre 1820 erblindete ſie ganz. Ihre Wohnung hatte ſie im königl. Schloſſe nehmen dürfen, und hier ließ ſie an ihrem inneren Geſicht die Vergangenheit vorübergehen, und bewahrte ſich die rege Theilnahme für die Ereigniſſe der Gegenwart. Zu Ruhe und Frieden mit ſich und der Welt hatte ſie ſich durch die Wirren des Lebens hindurchgekämpft, ſo daß ſie 1828 ſchreiben konnte: „Manchmal habe ich mich dem Gedanken hingegeben, daß derjenige, dem Gott die Liebe zur Eingezogenheit einpflanzte, gleichſam mit einem Sinne mehr als Andere geboren ſei;" und ſchon in einem Briefe aus 1827 ſagte ſie: „Mein Leben wird immer ſtiller, aber ich bin ſo zufrieden. Trübe Gefühle kommen mir nur aus der Vergangenheit; aber ſo iſt das Daſein; ſchmerzliche Erfahrungen müſſen uns reifen und zur geiſtigen Fähigkeit würdigen; dadurch wird das Licht in der Dunkelheit unſrer Tage gezündet, und wir fangen dann erſt an zu unterſcheiden; in dieſem Zuſtand iſt der Gleichmuth vor Allem nothwendig, und ohne dieſe Stimmung überſehen wir Vieles, und werden von andern bedrängt." Dieſen Gleichmuth hatte ſie ſich im hohen Grade angeeignet und empfahl ihn gern, ſo auch in einem Briefe aus demſelben Jahre: „Nur die

3.

Fichte an Schiller.

Oßmannſtädt, den 27. Juni 1795.

Die Verworrenheit der Begriffe, die Sie mir zutrauen, iſt ein wenig arg. Ich konnte Ihnen nicht zumuthen, daß Sie die Aufgabe, gegen den gewöhnlichen Sinn der Worte, der mir keinen Sinn zu haben ſcheint, faßten, wie ich ſie gefaßt habe; aber ich konnte erwarten, daß Sie einem Mann, von deſſen philoſophiſchem Talent Sie bis jetzt vortheilhaft geurtheilt, und dem Sie einen ehrenvollen Platz in den Horen beſtimmt hatten, zutrauten, er möchte vielleicht durch Richtung ſeines Nachdenkens auf einen beſtimmten Gegenſtand etwas an demſelben entdeckt haben, welches Sie ohne dieſe beſtimmte Richtung Ihres Nachdenkens nicht ſehen; nicht aber, daß Sie auf einmal in ihm den verworrenſten aller verworrenen Köpfe vermuthen würden! Ich habe mich geirrt, wie ich ſehe.

Die Sache iſt die: Sie haben meine Aufſchrift unrichtig, oder, daß ich es gerade herausſage, Sie haben die ganze Idee gar nicht verſtanden; denn der Sinn, den Sie ihr geben, iſt kein Sinn. So viel ich

Ehrfurcht für das, was wir in uns und Andern Geiſt nennen, iſt das Gute und Erhabene im Leben; daher ſind die Affecte als Schranken des Guten und des Lichtes ſo quälend."

So reiſte ſie in heiliger und ernſter Stille dem Tode entgegen. Im Jahr 1832 ſchrieb ſie: „Wenn ich Orte nennen hörte, in denen ich gewohnt, freue ich mich immer, daß ich davon weg bin, und jetzo eine kleine Zelle unter dem Himmel habe; wenn wir einſt nicht mehr in dem Irdiſchen ſind, werden wir uns auch ſo freuen es verlaſſen zu haben, und dies Bewußtſein wird ganz Seligkeit ſein."

Und dieſe Seligkeit iſt ihr geworden. Am 12. Mai 1843 ſtarb Charlotte von Kalb.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

Schiller's und Goethe's

Xenien-Manuſcript.

Schiller's und Goethe's

Xenien-Manuscript.

Zum erstenmal bekannt gemacht

von

Eduard Boas

und

herausgegeben

von

Wendelin von Maltzahn.

Berlin.
Verlag von Louis Hirsch.

1856.

II? = #

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Freifrau

Emilie von Gleichen-Rußwurm

geb. von Schiller

zur Feier des 25. Juli 1856

hochachtungsvoll gewidmet.

Der Herausgeber.

Vorrede des Herausgebers.

Die nachfolgenden Blätter enthalten die im Jahre 1852 aufgefundenen Hefte der Xeniendichtung, worin Schiller und Goethe ihre Epigramme großentheils eigenhändig eingetragen haben. Ein so merkwürdiges und besonderes Ereigniß, wie die des Xenienkampfes, finden wir bei keiner andern Nation; es war der Kampf des freien und schönen Geistes gegen die Despotie des Hergebrachten, gegen die plumpe Anmaßung des Philisterthums, gegen Heuchelei, Pietisterei und tiefgewurzelten Autoritätenglauben. Schiller und Goethe richteten vereint ihr Geschoß wider

die Feinde. Das Resultat des Streites waren die Xenien, die ihren Namen einem Witze des Martial verdanken; das Schlachtfeld wo die Kämpfer erschienen: Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Drei Generationen der literarischen Welt, von dem Sänger des Messias bis auf Jean Paul und Schlegel wurden von den Spitzen dieser Pfeile scharf getroffen. Die Geschichte dieser eigenthümlichen Erscheinung hat uns Eduard Boas in seinem ausgezeichneten Werke: Schiller und Goethe im Xenienkampf, Stuttgart und Tübingen 1851, in zwei Bänden,

mitgetheilt — den Angriff, und die Gegenwehr. — Das Originalxenienmanuſcript beſaß der verſtorbene Hofrath Eckermann in Weimar, von dem es Boas zur Herausgabe erhielt. Boas ward durch den Empfang dieſes koſtbaren Kleinodes — ſeit dem Jahre 1796 noch von keinem neugierigen Blick entweiht — auf das Freudigſte überraſcht, und währte es eine ganze Zeit bis er ſich überzeugen konnte, „daß es ſich hier nicht um einen Scherz, um eine heitere Täuſchung handele. Wirklich da lagen ſie vor ihm, da hielt er ſie in der Hand, die ächten Handſchriften der Xenien, die ſich

weiß, iſt Geiſt in der Philoſophie, und Geiſt in der ſchönen Kunſt gerade ſo nahe verwandt, als alle Unterarten derſelben Gattung, und ich denke den Beweis dieſer Behauptung nicht ſchuldig zu bleiben. Dagegen möchte ich von Ihnen hören, wie man ſagen könne, Geiſt der Philoſophie (nicht etwa der Leibnitziſchen, Kantiſchen Philoſophie), ſo wie man etwa ſagt, Geiſt des Preußiſchen Religions-Edicts. Die Philoſophie hat urſprünglich gar keinen Buchſtaben, ſondern ſie iſt lauter Geiſt, und es war darum zu thun, dieſen Geiſt zu faſſen und aufzuſtellen. Wie mögen doch wohl die Menſchen dazu gekommen ſeyn, zu philoſophiren, wenn etwa Philoſophie wie alle eigentliche Erkenntniß haarſcharf abgeſchnitten wäre. Es muß dazu doch wohl eine urſprüngliche Anlage im Menſchen geben? Wie, wenn dieſe Anlage ein Trieb nach Vorſtellung um der Vorſtellung willen wäre, welcher auch der letzte Grund der ſchönen Kunſt, des Geſchmacks u. ſ. f. iſt? Hätten Sie ſich dieſe Fragen, auf welche hoffentlich ſelbſt der Anfang, die drei erſten Briefe meiner Abhandlung leiteten, aufgeworfen, ſo hätten Sie ſich wahrſcheinlich Ihr übereiltes Urtheil erſpart. — Ich habe die Aufgabe nie anders genommen als in dieſem Sinne. In dieſem Sinne habe ich ſie in meinen öffentlichen Vorleſungen behandelt, wie vielleicht Herr von Humboldt bezeugen kann. Ich

in ihrer reichen, frischen Unmittelbarkeit zeigten."

Das Manuscript umfaßt 113 Distichen, worunter 41 ganz unbekannte, und sehen wir hier wie die Xenien einer spitzen und scharfen Krystallbildung gleich, sich im raschen Wachsthum anschießen. Die Frage der Eigenthumsrechte welche Schiller und Goethe an den Stachelversen haben, wird in Bezug auf eine namhafte Anzahl von Distichen, jetzt vollständig gelöst, da viele Xenien durch die ursprünglichen Ueberschriften, — nachher oft nur mit Chiffern bezeichnet, — hier mehrmals Deutungen nachweisen, die

auch von den scharfsinnigsten Commentatoren nie ergründet werden konnten. Die einzige Zeugin bisher die uns darüber Bericht ertheilte, war Charlotte von Schiller, daß aber die Aussagen dieser vortrefflichen Frau auch nicht immer die richtigen gewesen, belehrt uns die aufgefundene Handschrift.

Das Originalmanuscript und die vollendete Bearbeitung desselben (Abtheilung I. und II.) fand der Herausgeber unter Boas nachgelassenen Papieren. In der ersten Abtheilung hat der Verfasser die kritischen Stimmen zusammengestellt, die seinen Xenienkampf ankündigten; die zweite

Abtheilung giebt den genauen Abdruck der Xenienhefte mit Erklärungen und Anmerkungen. Die Abtheilungen III bis V. sind von dem Herausgeber hinzugefügt. Sie enthalten, Notizen und Ergänzungen zu Boas Xenienkampf, Erklärungen einzelner Epigramme, die in diesem Werke keine Deutungen gefunden, interessante Aufschlüsse von dem Verhalten und dem Treiben der Gegner (Antixenisten). Mittheilungen aus ungedruckten Briefen von: Manso, Trapp, Langer, Jacobs, Gleim u. a. an Friedrich Nicolai, dessen Nachlaß sein Enkel der Dr.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 10450/057

Gustav Parthey in Berlin, die große Güte hatte dem Herausgeber zu gestatten einzusehen. Ferner Beiträge und Berichtigungen zu den Gegenschriften (Anti-Xenien) bestehend in Auszügen aus Zeitschriften die dem Verfasser des Xenienkampfes unbekannt geblieben, oder von ihm nicht vollständig benützt werden konnten. Diejenigen Nachträge die von Boas herrühren, welche sich zum Theil in den nachgelassenen Papieren befinden, sind mit seinem Namen bezeichnet worden. Einige periodische Schriften die der Herausgeber noch gern verglichen hätte, waren leider nicht zu ermitteln.

Der Inhalt der hier dargebotenen Blätter möge beweisen, daß der Ausſpruch des trefflichen Max Waldau — der auch nicht mehr unter uns wandelt — vom Jahre 1851: „daß an ſolch mächtigen Baum, wie der Lenienkampf, im Laufe der Zeit noch manches, im Augenblick verwehte Blatt anfliegen würde“ zur Wahrheit geworden.

Berlin im Juli 1856.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite.

Vorrede des Herausgebers.

I. Stimmen der Kritik 3

II. Aus dem Jenien-Manuscript 83

III. Zu den Erläuterungen der Jenien 149

IV. Aus dem Lager der Feinde 187

V. Zu den Anti-Jenien 213

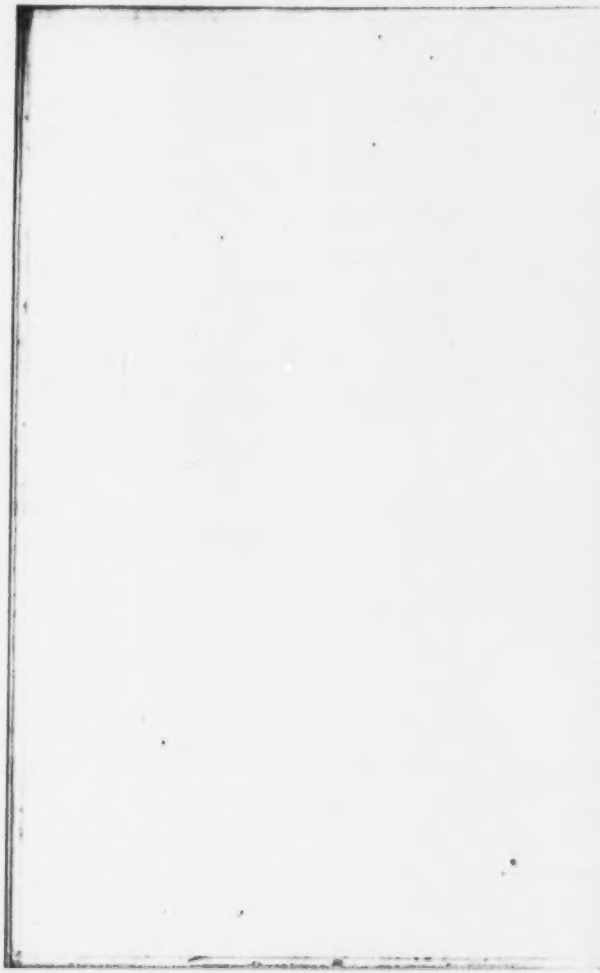

I.

Stimmen der Kritik.

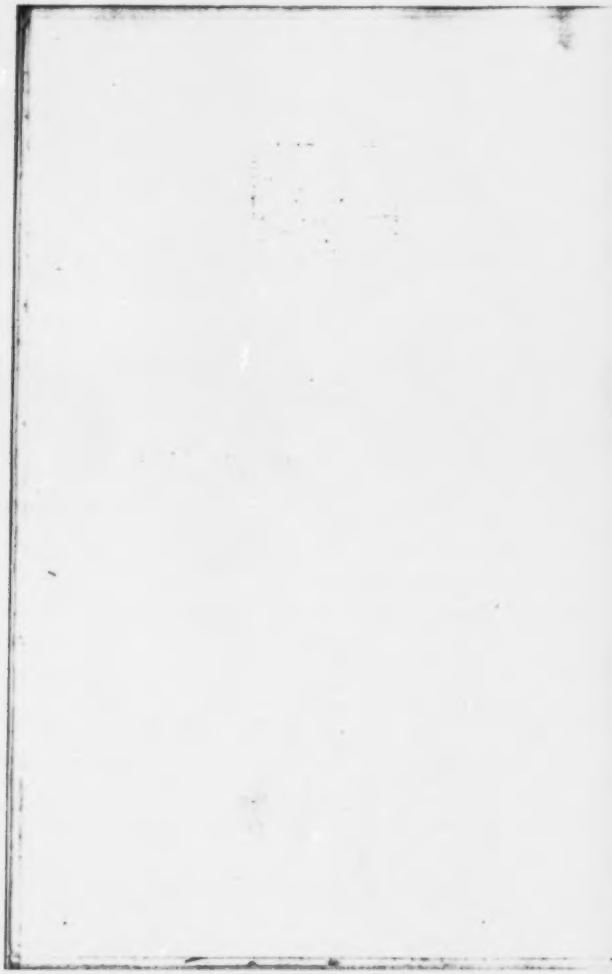

habe nie geglaubt, daß ſie von einem gründlichen Kopfe, wenn er darüber nachdenkt, anders verſtanden werden könne; ich glaubte mit Ihrem guten Willen dieſe Frage für die Horen zu bearbeiten, und ich fiel wie aus den Wolken als ich las: „Geiſt im Gegenſatze gegen den Buchſtaben," u. ſ. f.

Sie haben mir Unrecht gethan, und ich hoffe, daß Sie, wie jedem rechtlichen Manne ziemt, dieſes Unrecht gut machen wollen. Ich werde den Aufſatz vollenden und Ihnen zuſenden — nicht für die Horen, wie ſich verſteht — und dann werden Sie vielleicht die Verachtung zurücknehmen, mit der Sie mir jetzt begegnen. Wo nicht, ſo werde ich ihn allerdings an einige der vorgeſchlagenen Schiedsrichter abſenden. Bis dahin bleibt die Sache unter uns beiden.

Ich hoffe, Sie ſollen dann einſehen, was Sie eigentlich ſchon jetzt hätten einſehen können, daß das bis jetzt Vorgetragene unabtrennlich von der Sache war, und daß ich keinen ſo weiten Anlauf genommen, als Sie glauben. Ich erſchrecke über den Wahnſinn und die unedlen Motive zugleich, die Sie mir leihen mußten, da Sie dies nicht einſahen. — Daß der Aufſatz 9—10 Bogen füllen würde, habe ich Ihnen geſagt; und er würde nicht mehr eingenommen haben.

Wer keinen Geiſt hat iſt geiſtlos. Derſelbe erzeugt entweder gar kein Kunſtproduct, philoſophirt

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Wohl mag mein Buch noch manche Lücke enthalten, aber man muß dergleichen Arbeiten doch endlich einmal zum Abschluß bringen, wenn man fühlt, daß man einstweilen nicht im Stande ist, noch etwas dafür thun zu können.“ Mit diesen Worten übergab ich dem Publikum das Werk: Schiller und Goethe im Xenienkampf, und es wurde nachsichtig aufgenommen. Solch ein Schlag an den Felsen ist oft nicht übel angebracht, da er leicht Quellen eröffnet, die außerdem verborgen geblieben wären. Auch mir wurden nach dem Erscheinen des Xenienkampfes Aktenstücke eingehändigt, welche für dies Literaturereigniß von höchster Wichtigkeit sind, und ich betrachte es nun als eine Ehrenschuld, dem ganzen Kreise der Theilnehmenden dasjenige darzubringen, was sich mir durch besonderes Wohlwollen erschlossen hat.

Bevor wir jedoch weiter gehen, wird es für unsern Stoff förderlich und ergiebig sein, wenn wir die kritischen Stimmen vernehmen, welche der Lesewelt meine Arbeit ankündigten. Es sind bei dieser Gelegenheit so bedeutende und tief in die Sache eindringende Worte gesagt worden, daß es für die Xenienliteratur ein wahrer Verlust wäre, wollte man

dieſelben ungeſammelt in einzelnen Zeitſchriften verhallen laſſen. Wir haben uns ja die Aufgabe geſtellt, das allſeitige Fortwirken jener literariſchen Revolution zu betrachten, darum muß es uns werthvoll ſein, ein ſicheres Zeugniß zu erlangen, wie ſich der Kampf in unſern Tagen wiederſpiegelt. —

Zuerſt gebe ich einen Aufſatz aus der Beilage zur Augsburger allgemeinen Zeitung Nr. 71 vom 12ten März 1851, deſſen Verfaſſer die Sache mit Lebhaftigkeit erfaßt und begreift:

„Wer die Dichtungen der beiden großen Männer nicht bloß geleſen und wieder geleſen hat, ſondern wer in ihnen gleichſam aufgelebt iſt, wird an ſich eine eigene Erfahrung gemacht haben. Je älter wir wurden, deſto älter und reifer ſchien uns der Dichter zu werden. So bringt ein helles Gebirgswaſſer die Kieſel auf dem Grunde dem Auge ſehr nahe, bis es im längeren Hineinblicken immer tiefer zu werden ſcheint. Wir lernten den einen oder den andern in den wunderlichſten Stimmungen kennen, zogen ihn immer öfter zu Rathe, wo er dann ſtets mit einem ruhigen Wort aus der Verwirrung der Leidenſchaften zu befreien wußte. Wenn wir rechte Urſache zu haben glaubten, mit der Welt zerfallen zu leben, da beſchämte plötzlich den Unmuthigen die lebendige Freude des Dichters an dem lieberwärmten Daſeyn. Nun können wir uns kaum mehr trennen, er begleitet uns überall, auch wenn wir die Bände nicht mit uns tragen; wir ſehen mit ſeinen Augen oder bilden uns wenigſtens ein zu ſehen. Er beſtimmte und läuterte Neigungen und Verſtändniß, und es entſtand allmählig etwas wie ein perſönlicher Umgang.

In dieſem Sinne ſpricht jeder von ſeinem Goethe, von ſeinem Schiller, wie er ihn begreift und wie er ihm gehört;

ſie ſind uns nicht bloß Dichter und Lehrer, ſondern Begleiter und Geſellſchafter, und wir ſind ſtolz darauf, daß wir mit beiden auf ſo vertrautem Fuße ſtehen. Hätten wir einen bittern Feind, und er lobte uns verſtändig den Meiſter, ſo vergäßen wir in dem Augenblick allen Groll, und nichts kann uns einen Freund ſo ſehr verleiden, als wenn er den Liebling kränkt. In Sachen des Geſchmacks erprobt ſich die Wahlverwandtſchaft der Geiſter am ſicherſten und begegnen ſich die Gegenſätze am empfindlichſten. Es iſt oft nachgewieſen worden, wie die höchſten philoſophiſchen Begriffe und Anſchauungen allmählig übergehen auf die Umgangsſprache und Gemeingut der Nation werden. Ebenſo erkennen ſich an den Worten der Meiſter tauſend wildfremde Menſchen im Leben wieder: es bilden ſich förmliche Genoſſenſchaften, und endlich iſt Allen das Eine gemeinſam.

Man hat die Deutſchen verſpottet, daß ihre Einheit nur in der Literatur zu finden geweſen, aber aus den Büchern heraus haben wir uns in die andere Einheit hineingelebt. Seit wir durch jene etwas gemeinſam beſaßen, ſind wir erſt ſtolz geworden auf unſern Beſitz, und wenn nur ein Volk anfängt, etwas auf ſich zu halten, wer will ihm eine beſſere Zukunft noch abſprechen? Daher ſchreibt ſich die Berechtigung der vielen Bücher und Schriften über das eine unſchätzbare Gut; daher die nie ermüdende Theilnahme der Einzelnen. Eben weil ein perſönliches Verhältniß zu Schiller und Goethe beſteht, wird uns jede Kleinigkeit wichtig die aus der Vergeſſenheit gezogen uns Neues bringt. Es geht uns manchmal wie mit den Sächelchen, auf die wir beim Suchen unvermuthet in einem abgelegenen Fach unſeres Pultes ſtoßen. Wir betrachten ſie ſtill lächelnd oder wehmüthig, jedenfalls

neugierig: wie ein Wunder ſteht das Erlebte wieder vor uns, jene Zeit, wo dieſe Schleifen und Bänder, oder der geſchickt entwendete Handſchuh, oder dieſe flüchtigen Worte eines flüchtigen Billets ein bedeutendes Beſitzthum waren, das uns kein Menſch hätte abhandeln können. Dann beſinnen wir uns, wie doch alles bedeutungslos geworden, wollen den blaſſen Kram ins Feuer werfen, und endigen doch damit, alles wohlgeordnet und ſorgfältig zu verſchließen. Aehnlich geht es dem Leſen bei den Commentaren zu den Dichtern. Er ſtellt ſich erzürnt, daß man nutzloſen Tand vom Verderben gerettet, und doch — wenn er ſelbſt das dichteriſche Gut verwalten ſollte, er hätte nicht den Muth, ein kleines Briefchen, er hätte ihn nicht, das geringſte Zettelchen für immer zu vernichten.

Dieſe neue literariſche Schrift giebt uns ein unmittelbares und treues Bild der literariſchen Zuſtände vor und nach der Xenien-Epoche. Für das nähere Bekanntwerden mit den Perſönlichkeiten unſerer Lieblinge finden wir die reichſte Quelle. Wir ſind jenen Zuſtänden ſo außerordentlich fremd geworden, daß wir jetzt unbefangen darüber urtheilen können. Ein untrüglicher Maßſtab für den Werth eines Kunſtwerkes iſt die Dauer ſeiner Wirkung. Gälte nur die Zahl der Bewunderer, die Gattung Eugen Sue und Alexander Dumas hätten längſt den nie ſterben wollenden Homer mit ihren Majoritäten aus der Welt votirt. Ihre Werke ruhen auf der breiteſten Baſis, wo alle Griſetten, alle Commis Voyageurs mitgezählt werden. War auch Shakeſpeare's Name Jahrhunderte lang erloſchen, plötzlich erwachte ſein Gedächtniß, plötzlich „ertönt ſein Lied der unbekannten Menge", und es wird fortklingen, ſo lange es ein britiſches Volk, ſo lange es eine Nation giebt welche die Sprache des Dichters verſteht. Auch

bei Lebzeiten unſerer Meiſter war der Beifall nicht ſo unbeſtreitbar wie er jetzt iſt. Erſt wenn man aus dem Gebirge heraus und je weiter man in die Ebene kommt, zeigt ſich, was über dem Kamm hervorragt. Es war damals in der Literatur Wonnemond, ein wahres Maikäferjahr, und unter dem Geſumme an den Blüthenbüſchen unterſchied nur der ſichere Blick den Tagfalter und den Nachfalter von dem übrigen, was kroch, flog und brummte. Das Erſcheinen der Horen, ihr anfangs raſcher, faſt unerhörter Erfolg hatte allenthalben den Neid erregt. Die Dreikreuzerkerzchen und Stümpfchen, die ſich auf ihren Scheffel geſtellt, ärgerten und quälten Schillern mit ihren kritiſchen Bemerkungen. Die Armen! Sie fühlten ſich als zurückbleibende Concurrenten und fühlten ſich unglücklich. Wer es zu keinem Kunſturtheil brachte, griff in das reine Bewußtſein und fand das Genie unſittlich; wer auch das Genie nicht unſittlich finden konnte, trug Klatſchereien weiter und verdächtigte den bürgerlichen Wandel der Dichter. So kam die Xenien-Verſchwörung zu Stande, und zwar auf Schiller's Anregen.

Wer jemals hinter die Couliſſen des Buchhändler- und Literatenthums geſchaut, der weiß, wie viel Kühnheit und wie viel Vorſicht zu einem Angriff gegen literariſche Gevatterſchaften gehört; der Budenneid iſt nirgends größer, und hier mitunter ſogar geiſtreich und witzig. Da giebt es Lehnsherren, hohe Gönner der Mittelmäßigkeit, ſobald der Mittelmäßige ſich im Schwarm der Anbeter befindet. Da entſtehen bilaterale Verträge und Aſſekuranzgeſellſchaften für die Unſterblichkeit. Streifſt du nur an, ſo beginnt der ganze Stock zu ſchwärmen. Zwar ſind die Thierchen klein, aber eben darum kriechen ſie dir überall auf die Haut, um zu ſtechen. Schiller

und Goethe wagten das Außerordentliche, sie griffen mehrere Duzende zumal an, und die ganze Republik gerieth in Aufruhr. Schiller zeigte sich viel stürmischer und unbesonnener, aber gerade darum gehören ihm die zermalmenden und wirksamsten Xenien an. Es prasselt und lodert, aber wir hören gern den Lärm der Vernichtung, die uns zugleich erwärmt. Goethe, als Weltmann, gebraucht solche herkulische Waffen nicht, er ficht mit Pariser Klingen, seine Angriffe sind auf den Stoß berechnet, seine Bosheiten liegen dem Verständniß der Menge versteckter, gehen dem Betroffenen aber um so tiefer. Schiller will gleich losschlagen, einen nach dem andern abfertigen; Goethe ermahnt ihn, die Gastgeschenke zu sammeln. „Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet", schreibt er, „dann brennen sie besser." Er hörte im Geiste das Knistern, und es roch ihm schon nach versengter Wolle. Noch kurz vor der Veröffentlichung verräth Goethe seinem Vertrauten Meyer nicht das geringste; er wußte wohl, daß Ueberraschung eine halbe Niederlage für die Feinde sei. Schiller dagegen konnte es von Anfang an nicht über's Herz bringen, Einzelnes an Humboldt und Körner mitzutheilen. Einen ergötzlichen Spaß giebt es nun, als den beiden großen Verschwörern kurz vor Abschluß noch der Kapellmeister Reichardt unter die Arbeit kommt. Er hatte Goethe angegriffen und ahnte nicht, welchem nahen Würgengel er sich damit empfohlen. Unbarmherzig, obgleich er Goethe einige Dienste gethan hatte, kam er mit auf die Proscriptionsliste; überhaupt ging es zwischen den Duumvirn her, wie im vierten Akt des Julius Cäsar: „Auch euer Bruder muß sterben, Lepidus. Ihr willigt drein?" — „Ich willige drein." — „Zeichne ihn, Antonius!"

Zwar waren die Großen vielfach ungerecht, und doch thut ihnen dies jetzt keinen Abbruch mehr, denn wir haben sie sogar mit ihren Fehlern liebgewonnen, ähnlich wie Wilhelm Meister mit großem Behagen die reizenden unnennbaren Gegenstände hinwegräumt, die Marianne mit naiver Gemüthsruhe auf Sesseln und Clavier abgelegt hatte. Jetzt wenigstens erscheint es uns nur wie eine kameradschaftliche Schwäche, wenn Schiller in seinem Gastgeschenk für Voſſen's Louise aus purer Freundschaft „Tönen des Alterthums horcht.“ Wir denken dabei an das Hochzeitslied in der „Louise“, wo der ahnungsvollen Braut im Hymnus die Zeit geschildert wird — ja, sie singt es selbst — wo sie ihrem Ehemanne am Arm recht respektabel schwer werden soll, wo das Küssen beschrieben wird, daß man's im Nebenzimmer schnalzen hört. Vielleicht fand Schiller gerade dies antik, weil es an den heroischen Appetit homerischer Helden erinnert, wenn das blühende Fett der Schweine unter die Gefährten vertheilt wurde.

Wenn auch der Xenienkampf nur eine Episode im Wirken beider Männer ist, so zeigt er uns doch lebendig jene großen und kleinen Beschwerden, die selbst solche hohe Naturen wie Schiller und Goethe nicht ohne großen Kampf überwinden mußten, ehe sie volle Anerkennung bei ihrem Volk erwarben. Sie waren entmuthigt über die geringe Theilnahme, die sie fanden, während erbärmliche Mittelmäßigkeit sie schulmeistern wollte. Da zerrten an ihnen die phantastischen Frömmler, bei denen, nach der romantischen Rohheit der Jugend, die Gnade durchgebrochen; da predigte in der Schweiz eitle Selbstüberschätzung und sittliche Splitterrichterei; da galt es, die Anmaßung der Berliner Aufgeklärten zu züchtigen, die, die immer einen Jesuitengeruch vor der Nase zu

haben behaupteten. Da konnte ein beſſerer Geſchmack nicht aufkommen vor der platten Alltäglichkeit der Kotzebue'ſchen Titular-Komödie mit Huſarenmajors, Commerzienräthen und den Fürſten, die am Schluß des Stückes den Rock über dem Stern aufknöpfen. Da verdarb den Reſt guten Geſchmacks die klägliche Bürgerlichkeit Schröder'ſcher und Iffland'ſcher Stücke, wo ſilberne Löffel eingeſteckt, auf Pfänder geliehen und mit dem Pranger gedroht wird. Ueberſchätzte Schiller ſeine Kräfte und Kenntniſſe, wenn er den Philologen der Heyne'ſchen Schule ſpöttiſch die homeriſchen Würſte zuſchickte, ſo iſt es für uns Deutſche um ſo wohlthuender, daß unſere großen Männer ſchon damals die Franzöſelei und ziellose demokratiſche Begeiſterung einiger Stubenhelden ernſthaft beſtraften, wenn wir auch beklagen müſſen, daß dabei auf den unglücklichen Georg Forſter einige Steine fielen, die allzuhart trafen. Der Hauptangriff ging aber auf die Reſte der ehemaligen „Gelehrten-Republik.“ Die ehrſame Stadt Leipzig war die Reſidenz der meiſten jener Autoritäten geweſen, die eine lange Zeit für Poeten galten. Unter den Gottſched, Gellert, Gleim, Weiße, Pfeffel, Klopſtock befand ſich ein einziger weißer Rabe, der Dichter der Emilia Galotti. Den gelehrten ſteifgeſeſſenen bürgerlichen Leuten mußte es, als Goethe mit ſeinem Berlichingen, Schiller gar mit ſeinen Räubern ſich herauswagte, klar und ausgemacht ſcheinen, daß nur noch die Wölfe aus Polen die Leipziger Meſſe zu beunruhigen brauchten, damit die Barbarei und Ungeheuerlichkeit im römiſchen Reich völlig wiederhergeſtellt wäre. Aber nicht allein jene wackern Autoren von makelloſem Lebenswandel ſahen ihren Nebelſchimmer vor dem Doppelgeſtirn erbleichen, auch die Miſchlinge zwiſchen den Schöpfungsabſchnitten fühl-

ten recht wohl, daß ihre Zeit gekommen. Wie waren die Herren erſchrocken beim erſten Anblick des Xenien-Attentates, ſie, die von oben zwar zierlich friſirt und aufgepudert waren, aber unten mit dürren Beinchen noch in den Schnallenſchuhen der weiland geprieſenen Paſtorenpoeſie ſteckten."

Nun folgt ein kurzer Abriß von dem, was ich über die Witterung geſagt, welche nach dem Xienſturm im literariſchen Deutſchland herrſchte, und dann ſchließt der Aufſatz:

„Die beſte Entſchuldigung für die Xenien bleiben die Antixenien, für uns Deutſche leider ein beſchämender Spiegel. Denn nicht ſo raſch ändert ſich der Charakter eines Volkes, und damals zeigten ſich unſre Gelehrten frech und froh in ihrer dürftigen häßlichen Nacktheit. Goethe und Schiller hatten nach den polemiſchen Gaſtgeſchenken noch eine Reihe beziehungsloſer Diſtichen folgen laſſen, wo die unſchuldigen und lieblichen Blumenverſe den Beſchluß machten. Auf den Sturm, ſchrieb Goethe, ſolle die Klarheit folgen. Was damals von der Anordnung der Xenien geſagt war, läßt ſich jetzt auf die literarhiſtoriſche Wirkung der Gaſtgeſchenke beziehen. Nach dem Xeniengewitter war die Luft auf lange Zeit von dem Geſchmeiß gereinigt. Aber auch bei den Dichtern folgte auf den Sturm die Klarheit. Und welche Klarheit! Als die Gegenſchriften rallentando verſtummten, brachte Schiller ſeinen Wallenſtein, Goethe Hermann und Dorothea, ein Gedicht, das an Vollendung der Iphigenie nicht nachſtand."

Hieran reiht ſich ein Artikel in den Hamburger Jahreszeiten, Nr. 14 vom 2. April 1851, der durch Kürze und Inhaltreichthum beinahe ſelbſt einem Epigramm vergleichbar iſt. Zwar hat der Autor ſeinen Namen nicht genannt, doch aus guter Quelle weiß ich, daß der Aufſatz aus Barn-

hagen von Enſe's Feder ſtammt, deren friſche, feine Schreibart ſich überhaupt nicht wohl verläugnen läßt. Darin heißt es:

„Schon der Titel giebt den rechten Geſichtspunkt für dieſes Buch, es iſt eine Kriegsgeſchichte, die der Verfaſſer zu ſchreiben unternommen hat, die Geſchichte eines Kampfes, der zu den wichtigſten der in Deutſchland geführten gehört, und auch heute noch, da doch ſeitdem ganz andere politiſche Kämpfe dem Volke aufgedrungen ſind, ſein literariſches Intereſſe behauptet, ja nicht ohne Zuſammenhang mit den großen politiſchen Entwickelungen unſerer Zeit iſt. Das Beiſpiel, eine Maſſe ſchlechter Autoritäten und falſcher Anmaßungen, hohlen Dünkels und erſchlichenen Anſehens durch geiſtige Ueberlegenheit und Sturmgewalt niederzuſchlagen, haben uns vor fünfundfünfzig Jahren die erſten Männer der Nation, Schiller und Goethe, durch die Xenien gegeben; und ſo wacker haben ſie aufgeräumt, daß alle Reaktion dagegen erfolglos geblieben iſt! Denn Reaktion gab es auch in dieſem Falle genug, obſchon man dies ziemlich vergeſſen zu haben ſchien, und den Sieg als einen faſt ohne Kampf errungenen zu betrachten pflegte. Alle bisherigen Erklärer der Xenien, — denn die meiſten von dieſen waren zu Räthſeln geworden und bedurften für die Späterlebenden eines Commentars — hatten die Gegner faſt ganz außer Acht gelaſſen. Eduard Boas iſt der erſte, der uns auch dieſe gehörig vorführt, und ihre Waffen und Operationen zeigt. Ein belebtes, reizvolles Gemälde entrollt ſich vor unſern Augen, eine ganze literariſche Welt, berühmte und vergeſſene Streiter, ſtrahlende Helden und dunkle Troßbuben, die größte Mannigfaltigkeit der Geſtalten bewegt ſich vor uns, und wem es um mehr zu thun iſt, als um ein Schauſpiel, der kann hier die reichſte, die fruchtbarſte Be-

gar nicht, oder er verfertigt Eins oder ein philoſophiſches Buch, das alles Aeußere, nur nicht den innern Geiſt deſſelben hat. Wie nennen Sie den letztern zum Unterſchied von dem erſtern? Ich nannte ihn Buchſtäbler. Ich habe anfangs dem Geiſte Geiſtloſigkeit, und dann den Buchſtaben, entgegengeſetzt?? Keineswegs. Dem Geiſt im beſtimmten Kunſtproduct habe ich den Körper oder Buchſtaben deſſelben entgegengeſetzt, und unter Arbeitern in der ſchönen Kunſt geiſtreiche und Buchſtäbler, nicht aber unter Menſchen überhaupt, unterſchieden. Zu welchem Stümper machen Sie mich! Sie müſſen den Aufſatz ſehr flüchtig geleſen haben.

Wenn meiner Eintheilung der Triebe nichts weiter mangelt, als daß der Trieb nach Exiſtenz, oder der Stofftrieb nicht darunter geht, ſo iſt ſie wohl geborgen. Ein Trieb nach Exiſtenz vor der Exiſtenz; alſo eine Beſtimmung des Nichtſeyenden!! Aller Stoff entſteht durch Einſchränkung des Selbſtthätigen, nicht aus ſeiner Thätigkeit. (Etwas anders iſt die Darſtellung des Stoffs im Gemüthe; dieſe gehört begreiflicher Weiſe unter den Erkenntnißtrieb.) Der Trieb iſt erſt durch die Einſchränkung Trieb; ohne ſie wäre er That.

Das Weſen der Popularität ſcheint nur im ſynthetiſchen Gange zu liegen. Ich hatte zu dem Ein-

lehrung finden. Eduard Boas hat mit dankbarer Anerkennung des von tüchtigen Vorgängern — Düntzer, Viehoff u. a. — geleisteten, seine Aufgabe höher gestellt, als diese, und sie mit eben so großem Forscherfleiß als Scharfsinn glücklich erfüllt, und ein Werk geliefert, das seiner Natur nach hin und wieder eine Berichtigung, eine Controvers erleiden, aber in seiner Gesammtheit nicht wohl übertroffen werden kann. Das Buch ruht auf jahrelangen Studien, auf sinnigem, beharrlichen Eifer, auf unendlichen Hülfsmitteln. Es kommt zu gelegener Zeit. Möge es eine seiner würdige Aufnahme finden!" —

Es möge nun eine Kritik aus dem Feuilleton der in Wien erscheinenden politischen Zeitung: Der Wanderer, Nr. 162 vom 6. April 1851, hier ihren Platz finden. Man hat mir den anonymen Verfasser durch einen Namen bezeichnet, welcher in der modernen Literatur mit gerechter Achtung genannt wird, doch da ich der Sache nicht ganz gewiß bin, will ich ihn lieber verschweigen. Demnächst muß ich erklären, daß ich die Ansicht des Recensenten über Goethe's Briefe an Frau von Stein durchaus nicht theile; mir ist dieser volldustende Blumenstrauß lieb und werth, wenn sich auch seine Rosen zuweilen mit Melonen und Pfirsichen gruppiren mögen. Der Artikel beginnt nämlich:

„Ein neuer Beitrag zur Schiller- und Goethe-Literatur, und ausnahmsweise einmal ein erfreulicher. Wir sagen: ausnahmsweise, und sind unseren Lesern die Erklärung dieses Ausdrucks schuldig. Es wird seit Jahren von den Buchhändlern ein förmlicher Handel mit den Reliquien Schiller's und Goethe's getrieben, der alle Grenzen überschreitet. Wenn der Friseur der beiden Herren die ihnen abgeschnittenen Haare aufbewahrt hätte, der Kammerdiener ihre Nägel, der

Trödeljude ihre abgelegten Kleider, und die drei Spekulanten nun, unter dem Aushängeschilde der Pietät, mit diesen werthlosen Resten brüderlich ein Geschäft etablirten, so würden sie die Verleger, die mit dem Inhalt ihres bestaubten Papierkorbs wuchern, kaum überbieten. Was ist nicht Alles gedruckt worden, und was mag noch bevorstehen! Wer gedenkt nicht mit Entsetzen dieses Brief- oder richtiger Zettelwechsels zwischen Goethe und der Frau von Stein, aus dem man erfährt, was der Gott an dem und dem Tage gegessen und getrunken, und ob er das Compott zum Diner gelbst geliefert hat oder nicht! *) Wer schaudert nicht, wenn er sich erinnert, daß bei Gelegenheit der Säkularfeier des Dichters schon seine Knaben-Exercitien aus vergilbten Schreibbüchern herausgeklaubt und vor ganz Europa herum präsentirt worden sind! Während die beiden Männer, welche Deutschland in künstlerischer Beziehung zur Ebenbürtigkeit mit den übrigen Nationen erhoben, unter ihrem Volk lebten und wirkten, ließ man sie ruhig Spießruthen laufen, und glaubte schon viel zu thun, wenn man die literarischen Gassenjungen nur nicht durch Händeklatschen und Bravorufen in ihrer Frechheit bestärkte; jetzt macht man Dalai Lama's aus ihnen. Das ist eine Satisfaction, für die sie sich bedanken würden und da sie selbst nicht mehr protestiren können, so muß die besonnene Kritik es in ihrem Namen thun.

Das vorliegende Werk versetzt uns aus der frommen Zeit der Himmelfahrt und Glorifikation unserer Helden, in der wir gläubig aufwuchsen, in die rohen Tage der Kreuzigung zurück. Ei, da weht eine rauhere Luft! Von Weihrauch

*) Der Recensent hat vollkommen Recht. D. H.

iſt nichts zu verſpüren, die Glocken haben Ruhe, oder werden von den damaligen Küſtern für ganz andere Leute gezogen, aber es wimmelt von Kriegsknechten mit Ruthen und Spießen, und zur Erquickung wird Eſſig ſtatt Weines gereicht. Schiller giebt die Horen heraus, in denen bekanntlich faſt alle ſeine unſterblichen Abhandlungen erſchienen; ach Gott, was ſind ſie langweilig! Goethe iſt eifriger Mitarbeiter, liefert ſeine Elegien, ſein Märchen und wie Vieles mehr; du lieber Himmel, wie wenig genügt dies Alles den Anforderungen, die der letzte Recenſent an einen Genius ſtellt. Dagegen wird ein Lorenz Stark von Johann Jakob Engel unter verächtlichen Blicken auf den Wilhelm Meiſter bis über die Sterne erhoben, ja es giebt Kritiker, die aus Dummheit oder Bosheit Goethe für den anonymen Verfaſſer erklären und ihm für das Meiſterwerk die Iphigenie und den Taſſo vergeben. Seltſamer Weiſe hatten die Herren keine Gladiatoren-Natur; ſtatt ſich langſam zu Tode geißeln zu laſſen und nur für würdige Drappirung des Mantels im Momente des Zuſammenſinkens zu ſorgen, machten ſie Kehrt und zeigten der erſtaunten Welt, daß die Leier ein Inſtrument iſt, womit man unter Umſtänden auch um ſich hauen und namentlich platten Köpfen, welche für die in den Saiten ſchlummernde Harmonie kein Ohr haben, einen tüchtigen Schlag verſetzen kann. Das Reſultat des Kampfes waren die Xenien, die berühmten Epigramme, die einem Witze Martial's ihren Namen verdankten.

Eduard Boas hätte ſich ſchon durch die Wiederherausgabe und die Commentirung der Xenien ein anerkennungswürdiges Verdienſt erworben; er hat dies Verdienſt durch die im zweiten Theile hinzugefügten Auszüge aus den Erwiederungsſchriften der Gegner noch bedeutend erhöht. Die

Xenien selbst haben einen zweifachen Werth. Einmal einen historischen, indem sie ein reizendes, farbiges Bild des Literatur-Zustandes jener Periode darbieten, der sie angehören. Dann aber auch einen absoluten, indem sie einen Schatz der köstlichsten philosophischen und ästhetischen Weisheit enthalten. Diese wunderbare Mischung des Vergänglichen und des Ewigen ist es, auf der ihre bleibende Bedeutung beruht. Ein gemalter Mückentanz, wie auch immer gelungen, wäre nicht unsterblich geworden, das dazu nöthige Gewicht erhielt er nur durch die Beigabe, der er als Folie dient. Die Dichter zeichneten erst mit einigen scharfen Strichen das sumsende oder stechende Insekt; dann stellten sie der Carricatur die Normal-Erscheinung gegenüber und sprachen das Gesetz aus. Das war eine furchtbare Methode, die ihr Ziel nicht verfehlen konnte.

Boas hat seinen Commentar mit richtigem Takte fast ausschließlich auf die historische Seite der Xenien beschränkt. Das höhere Moment derselben ist längst in's Bewußtsein der Nation übergegangen, aber wer kennt noch diese Hermes, Reichardt, Dyk, Salzmann u. s. w. Die einst berühmte Schriftsteller und gefeierte Nebenbuhler von Schiller und Goethe waren. Diesen that die Commentirung so noth, wie zusammengetrockneten Mollusken ein Tropfen frischen Wassers. Jeder hat jetzt seinen Tropfen erhalten und nun wimmeln sie wieder lustig durcheinander und fordern zu Vergleichungen mit dem Treiben unserer Tage heraus.

Fast unglaublich ist der Inhalt der Gegenschriften, wenn man bedenkt, daß Schiller zur Zeit der Xenien, außer den Räubern, außer Cabale und Liebe und Fiesco schon den Don Carlos, Goethe aber fast alle seine bedeutenden

Dichterwerke geliefert hatte. Man ſollte meinen, ſo außerordentliche Leiſtungen hätten, ſelbſt wenn die immer bedenkliche Aufnahme des Handſchuhes nothwendig befunden wurde, etwas Pietät gebieten müſſen, aber es zeigt ſich keine Spur davon; auf der einen Seite ein prachtvoller feuerſpeiender Berg, der eben ſo viel flüſſiges Metall, als Lava zu Tage fördert, auf der andern ein ſtinkender Schlamm-Vulkan. Der Herausgeber that wohl daran, den Vorhang wieder aufzuziehen, hinter dem die Zeit dies Schauſpiel bereits verſteckt hielt, denn das Widerwärtige und Ekelerregende deſſelben wird vom Belehrenden bei Weitem überwogen."

Nachdem der Recenſent einige Proben aus den Antixenien gegeben hat, fügt er noch hinzu: „Es iſt merkwürdig genug, daß Schule und Kirche in dieſem Turnier den unſaubern Preis davon trugen, während dem Rector Manſo in den Xenien nur ſein handgreiflicher Pedantismus vorgeworfen war, und der Superintendent Fulda gar nicht darin vorkam. Der Curioſität wegen wollen wir noch bemerken, daß der alte Gleim in einem kläglichen Epigramm winſelnd erklärte, er könne, nach der Lektüre der Xenien, Goethe's Iphigenie nicht mehr leſen, und das thue ihm leid. Daß die köſtliche Gnomenreiſe der Votivtafeln auf den Kopf geſtellt, und faſt jeder der tiefſinnigen Ausſprüche, die jetzt wie Bibelworte von Mund zu Mund gehen, verdreht wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Der Erfolg iſt bekannt. Wer Koth nach den Sternen wirft, dem fällt er ſelbſt in's Geſicht. Das gilt für alle Zeiten."

Jetzt begegnen wir auf dem Felde der Kritik einem Schriftſteller, der ſein ſeltenes Talent vorzüglich durch friſche und ſcharftreffende Charaktergemälde im romantiſchen Rahmen

bewährt hat. Max Waldau (Spiller von Hauenschild) gab in den Blättern für literarische Unterhaltung, Nr. 113 vom 9. August 1851, einen Aufsatz über mein Buch, durch den ich ungemein wohlthuend berührt worden bin, weil er das sinnigste Eingehen in meine Intention mit unbestechlichem kritischem Rechtsgefühl vereint. Nichts kann dem Autor erwünschter sein, als eine solche Wärme der Theilnahme, als eine solche Mischung von Lob und Tadel, die ihn zugleich belebt und belehrt. Max Waldau sagt:

„Die vorliegende gründliche-Schilderung eines so auffallenden und bedeutsamen Phänomens wie der Xenienkampf muß als ein überaus erfreulicher Zuwachs für das Gros unserer Literaturgeschichte bewillkommt werden, und sind wir dem Verfasser um so mehr zu Dank verpflichtet, als in der That nur ein so sehr von Liebe zur Sache befeuerter Fleiß sich mit Aussicht auf Erfolg der Aufgabe widmen konnte, einen so verwickelten Knäuel möglichst zu entwirren. Je klarer und anschaulicher das Dargestellte selbst geworden ist, desto klarer treten auch die Hindernisse hervor, die zunächst überwunden werden mußten, wäre Boas nicht ohnehin als eben so rastloser als rüstiger Forscher auf allerschwierigstem Felde bekannt, so würde man nicht umhin können, oft ausdrücklich den Muth zu rühmen, der sich selbst dort, wo alles pfadlos zu werden schien, nicht vom Vorwärtsdringen abschrecken ließ.

Die historische Thatsache, die Xenienfehde selbst, bietet, je nachdem sie vom Standpunkte ihrer Zeitgenossen, oder von dem unserigen betrachtet wird, zwei wesentlich verschiedene Bilder.

Man darf nicht verkennen — und dieser Umstand tritt sogar bei Gelegenheit des Xenienkampfes sprechend hervor —

daß in den Tagen, welche der Fehde zum Hintergrunde dienen, trotz aller Spaltungen immerhin noch Etwas wie ein Zusammenhang in der gelehrt-schönwissenschaftlichen Welt existirte. Corporatives Zusammengehören und solidarisches Zusammenstehen war allerdings nicht durch Umrißlinien bestimmt, aber esprit de corps war nichts desto weniger vorhanden, und selbst ein äußeres Band ließe sich im Wesen der damaligen Journalistik finden. Dieser quasi-Körper, gebildet von gelehrten Dichtern und poetisirenden Gelehrten, hatte die Tradition, als souverainer Senat berufen zu sein, die respublica literarum durch alle etwanigen Stürme zu leiten. Stillschweigend oder ohnmächtig grollend war ihm dies Recht bisher immer zugestanden worden, er hatte stets das letzte entscheidende Wort behalten. Es wäre demnach der ganz natürliche Lauf der Dinge gewesen, wenn die erste Empörung ein bündiges Verdammungsurtheil gegen die Rebellen, die Fehde göttlicher und menschlicher Ordnung, zuwege gebracht hätte, da der Senat sich doch nur schier in corpore angegriffen sah, und man seinen historischen Rechten ein nagelneues literarisches Naturrecht entgegensetzte. Ward ja doch den Senatoren an der Toga gezerrt, wies man ihr doch, statt curulischer Sessel, die Schulbank oder gar den Erbsensack in der Armensünderecke zu; — die entsetzlich gewaltige Beredsamkeit zweier Grachen zugleich donnerte an ihr Ohr, was Wunder, wenn sie zeterten: „Videant consules ne quid detrimenti capiat respublica!" Oder stürmten nicht die Titanen den Olymp, und waren Jene, die sich für unsterbliche Götter hielten, obgleich keinem Sterblichen die olympische Heiterkeit fremder war als ihnen, nicht schon ex officio verpflichtet, die Verwegenen mit Lastblöcken und Donnerkeilen zu vernichten? Man

erwartete auch nichts Anderes, denn formell ſchienen ſie im Rechte, und wenn das große Publikum, der ſkandalfrohe Haufe, auch im Augenblicke dem kühnen Handſtreich der Xenienſchleuderer Beifall zujubelte, er gab darum ſeine alten Freunde nicht auf und ſchwelgte in der Hoffnung auf ein tüchtiges Handgemenge. Deſſen, daß der Angriff ſchon die entſcheidende Schlacht geweſen, war Niemand und die Sieger ſelbſt nicht bewußt. Die Schriftſtellerwelt aber, vom Quartantenritter bis zum Artikelſchmiede, war entrüſtet, und, ſo viel warme Verehrer auch die Angreifer ſchon damals beſaßen, keine Stimme von einigem Gewicht mochte den Angriff offen und laut in Schutz nehmen. Nach irgend einer Richtung hin war Jedermann der Anſicht, daß — ein Unrecht geſchehen ſei.

Der Standpunkt von heute kehrt die Sache nahebei um. Immerhin mag es der Aufſtand der Grachen geweſen ſein; die heutige Geſchichtsanſchauung läßt die Grachiſchen Wirren als einen Aufruhr des Senats gegen berechtigte Foderungen erſcheinen. Zudem erlag diesmal der Senat, und hätte auch Manſo gern den prügelnden Saturnius geſpielt, und hätte auch manch Anderer gern wie Septimulejus für einen mit Blei gefüllten Kopf ſiebzehn Pfunde Goldes verdient, die Gelegenheit dazu fand ſich eben nicht. Auch die Blitze des Zeus ſehen wir nicht in Nicolai's oder Reichardt's Händen, wir meinen ſogar, daß die Mehrzahl der Getroffenen nur dem vernichtenden Angriffsſtrahle die Weihe zur Unſterblichkeit verdanke. Vor unſern Augen ſtehen die „Rebellen" von 1796 als hohe, unantaſtbare Göttergeſtalten da, ſie leben noch und haben Altäre und Opfer, während alle Dii minorum gentium, die ihrerzeit Hekatomben foderten, todt und vergeſſen ſind. Was in jener Zeit noch eine Zukunft war, der Erfolg auch

und die Folgen der That, all dies wirkt auf unſer Urtheil ein, und läßt endlich die Abwehr ſich in arg grellem Lichte zeigen. Aber es iſt ein Anderes: draußen, mitten im blitzeſpeienden Unwetter gefährdet zu ſtehen, oder — wie wir jetzt thun — hinterher, wenn der Sturm verbrauſt iſt, behaglich die gereinigte, erfriſchte Luft zu ſchlürfen, und ſich des wohlthätigen Einfluſſes bewußt zu werden, den der Kampf in der Natur auf die Natur ſelbſt ausgeübt hat. Es iſt ein Anderes: einen Platz zu räumen, den man lange Zeit, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, unangefochten eingenommen hat, oder völlig parteilos, wie wir, einem Dritten Rang und Würde zuzuerkennen.

Trifft Boas ein erheblicher Vorwurf, ſo iſt es der, daß er alles, was zur Vertheidigung gehört, ganz unter dem Einfluſſe der heutigen Anſchauung ſchildert, und, während er Schiller's und Goethe's ſtets mit Emphaſe gedenkt, auf Seiten ihrer Gegner faſt nicht das geringſte Anerkennenswerthe in Akt ſetzt. Dieſe werden hierdurch ſo ſehr „Pygmäen", daß ſich, hätte er Recht, faſt der ganze Kampf nicht begreifen ließe. Die Epigonen werden freilich, vom Meiſter beſtimmt, ſich Nicolai nur als langweiligen, breitſpurigen, urphiliſterhaften Proktophantasmiſten vorſtellen können, wie er den jetzt ſchon den meiſten wenig mehr, als durch die bekannte Beelzebubsſtelle im Fauſt erinnerlich iſt. Gleichwol kann nur grobe Ungerechtigkeit dem Manne alles Verdienſt abſprechen. Daſſelbe gilt, wie von Jacobs und andern Verletzten, auch im hohen Grade von Manſo. Mehr als ein Ne sutor ultra crepidam hatte Dieſer nicht verwirkt. Eine ſolche Abfertigung war am Orte, und hätte ſollen zu dauernder Warnung in

Breslau an die Katheder geheftet werden, denn Manso's Schatten spukt dort ab und zu noch jetzt."

Nachdem Max Waldau sich gründlich und treffend über die Theilung der Epigramme zwischen Schiller und Goethe ausgesprochen, fährt er fort: „Die Deutung der Xenien wird, wo sich etwa noch eine oder die andere Lücke kundgibt, jetzt da eine so umfassende Arbeit vorliegt, unschwer zur Vollständigkeit gebracht werden können. Es ist eine bekannte Sache, daß der Zufall oft, und müßte er die Gestalt eines alten Anekdotenjägers annehmen, gern zu Hülfe kommt, wenn erst die überlegte Forschung das Möglichste gethan hat. An solch mächtigen Baum, wie das Werk, von dem wir reden, wird gewiß im Laufe der Zeit noch manches, im Augenblick verwehte Blatt anfliegen. Alte Deutungen erhielten ihre endgültige Fassung, irrige wurden emendirt und neue gefunden. Das Wie mag man, da wir nicht die Absicht haben, zu excerpiren, bei Boas selbst nachlesen."

Es folgen nun einige Bedenken in Bezug auf meine Xenienerläuterungen, welche späterhin sorgsam angemerkt werden sollen. Dann schließt Waldau seinen Aufsatz mit den Worten: „Dies ist der Angriff. Die Palme gehört Schiller, was freilich bei den Eigenthümlichkeiten beider Dichter Niemand Wunder nehmen kann. Hier war es, wo sein intuitives, unmittelbares Fassen, jene rasche Prägnanz seines Urtheils, die sich, namentlich im Briefwechsel, Goethe gegenüber so glänzend bekundet, und endlich die rücksichtslos geniale Frische, mit der sich seine Arbeiten schmückten, dem stätigen Erwägen und der überlegenen Weltklugheit seines Partner den Vorsprung abgewinnen mußte.

Der zweite Theil bringt die Abwehr. Sie bietet im

theilungsgrunde der Triebe erſt aufzuſteigen, weil ich nicht von demſelben herabſteigen wollte zu den einzelnen Trieben. Ob meine Beſtimmung ſchwankend ſey, wird ſich zu ſeiner Zeit zeigen; bis dahin bitte ich Sie, zu glauben, daß ich meinen guten Eintheilungsgrund gehabt habe. Sie finden denſelben ſchwankend, weil Sie die Ausdehnung deſſen, was ich vorläufig äſthetiſchen Trieb genannt habe, nicht vermuthen; und weil Sie ſelbſt anders beſtimmen und eintheilen. Wir ſind verſchiedener Meinung; und ich brauche Sie nicht zu erinnern, daß es von unſern Gründen abhängt, wer Recht habe. Sie hatten die meinigen noch nicht gehört, und bis dahin blieb die Sache unter uns gleich. Aber in welchem Tone entſcheiden Sie, und was berechtigt Sie zu dieſem Tone? Ich muß mir freilich gefallen laſſen von Leuten, die ich nicht achte, behandelt zu werden wie ein Schüler, der ſeine Lection herſagt; aber von Ihnen iſt es mir nicht gleichgültig, weil ich Sie hochachte.

Es ſollen ſchon jezt nachtheilige Folgen meines Princips auf die Geſchmackslehre ſich geäußert haben? Ich wünſchte dieſelben zu wiſſen; aber wie, wenn es Punkte betrifft, über die wir nicht Eins ſind?

Nach meinem Gange konnten die Reſultate der Geſchmackslehre hier noch nicht aufgeſtellt werden, denn ich ſchrieb nicht über dieſe, ſondern über den

Großen und Ganzen eine sehr traurige Schau. Das Gefühl, einen gewaltigen Strafakt zu vollziehen, neben beneidenswerther Sicherheit, wie sie nur aus dem Bewußtsein unantastbaren Eigenwerthes entspringen kann, gab bei den Angreifern auch dem mattesten und kleinsten Hiebe noch eine gewisse Größe, während auf Seiten der Gegner selbst die Größten im Kampfe mehr oder minder klein, Einige sogar niedrig auftraten. Es sind ihrer Wenige, aus deren Rachezeilen sich auch nur annähernd das ruhige Selbstbewußtsein einer „Ebenbürtigkeit trotz alledem" herauslies't, das man ihrer damaligen Stellung nach hätte erwarten können. Die Klügsten schwiegen und die Lautesten schienen unverschämt aus Verlegenheit, wie ja Menschen, die keine Tournure haben, in der Gesellschaft stets ihre Unbehülflichkeit durch Keckheit zu cachiren suchen, ohne zu bemerken, daß sie dadurch erst recht an's Licht gestellt wird. Die Herren fühlten zwar nicht, daß ihre Geltung eine usurpirte war, aber sie handelten instinktiv so als ob sie es fühlten, als ob sie wüßten, daß sie bisher einen Senat ohne Senatoren gebildet hätten.

Der Sieg der Xenienschleuderer offenbarte sich rasch dadurch, daß die Angegriffenen im Innern an sich selbst irre wurden, und, nachdem sie so den Boden erst unter sich wanken fühlten, alle Mittel ihrer Vertheidigung ergriffen. Auch an die Trotzigsten kam ein panischer Schrecken heran; eine düstere Ahnung raunte ihnen, wie einst den Danaern vor Ilium zu, daß es sich hier nicht darum handele, gegen den Wurfspeer Hektors oder die Pfeile des Paris stand zu halten, sondern daß der Ferntreffer Apollo selbst den silbernen Bogen erklingen lasse und, zur Strafe für die Beleidigung seines Priesters, beschwingten Tod durch das Lager sende. Aufre-

gung und Verwirrung herrſchten allenthalben; dann kamen die Eruptionen der Wuth. Wo dieſe nur eine ohnmächtige war, gebar ſie plumpe, bäuriſch-flegelhafte Wechſelbälge; wo ſie ſich aber mit niedriger Geſinnung paarte, verkroch man ſich ſcheinheilig hinter die Decenz, die Pietät, die Moral und ein Dutzend ähnlicher Altweiberſchilder, ſetzte aber dabei natürlich erſt recht allen Anſtand außer Augen. Dieſer jämmerliche Schanzenbau und dieſe ſchmutzig perſönliche Vertheidigung machen es Boas, dem Geſchichtſchreiber des Kampfes, nicht ſchwer, die ganze Geſellſchaft widerwärtig und unbedeutend zu geben; aber einmal traten nicht Alle in dieſer Weiſe auf, zweitens waren Viele unter ihnen bekanntlich nichts weiter als abſolute Nullen, und endlich ſteht es eben ſo feſt, daß ſich die Xenien an manch wackerm Manne übel vergriffen hatten. Den Starken wird noch mehr gegeben, den Schwachen wird alles genommen! Das ſteht ſchon in einem ſehr „alten" Schriftſteller — und dieſen hat ſich Boas hierin zum Muſter genommen.

Der Gegenkampf wird in ſeiner ganzen Ausdehnung auf das überſichtlichſte geſchildert, und beanſprucht unſer Intereſſe um ſo mehr, als er eine große Menge vergrabenes und vergeſſenes Material zu Tage fördert und zum Ganzen vereint. Referent geſteht, daß er bei Boas mancherlei zum Erſtenmal ſah, und muß ſich, da ihm keine weiter zu benutzenden neuen oder unbeachteten Quellen bekannt ſind, mit der Anzeige begnügen, daß auch in dieſem Theile das Vollſtändigſte geboten wird, was ſich, ſo lange der Zufall nicht Stoff zu Nachträgen liefert, wahrſcheinlich für lange oder immer bieten läßt.

Wir hatten unſere ehrliche Freude an dieſer trefflichen Arbeit und dürfen jedem Leſer, nach dem Maße ſeines In-

tereſſes an der Sache in gleicher Weiſe Genuß und Anregung verſprechen."

Sämmtliche Beurtheilungen, mit denen wir uns bisher beſchäftigt haben, führten — obwohl ſie aus den verſchiedenſten Gegenden des deutſchen Landes ſtammen — das gemeinſame Symbol: „Der Buchſtabe tödtet, nur der Geiſt gibt Leben." Jetzt aber gelangen wir zu einer Recenſion, welche jenen Schildſpruch geradehin umkehrt. Sie erwuchs am Ufer des grünen Rheins, im romantiſchen Schatten des Cölner Domes. Ihr Verfaſſer heißt Heinrich Düntzer, und ſie ſteht in Herrig's Archiv für neuere Sprachen und Literatur, Jahrgang 1852, Bd. 1. S. 73—96. Hier findet ſich kein Verſtändniß für meine eigentliche Aufgabe: ein lebhaft treues Bild der merkwürdigen Zeit zu entwerfen, durch welche Deutſchlands Literatur ſo nachhaltig erſchüttert worden; hier wird nicht danach gefragt, ob ich dieſe Aufgabe gelöſt oder verfehlt habe.

An die Spitze ſeines Artikels ſtellt Düntzer den originellen Satz: „Wir erkennen es mit Dank an, daß es ihm gelungen iſt, nicht allein einzelne, ältere Beurtheilungen der Xenien und einige Xenienſchriften, die mir unerreichbar geweſen, zur Einſicht und Berichterſtattung zu erhalten, ſondern auch manche bisher unbekannte Daten, die ohne ſeine Bemühung vielleicht nie zur Oeffentlichkeit gelangt ſein würden, an's Licht zu ſtellen." Dann aber ergeht er ſich, auf dem breiten Raum von vierundzwanzig großen, engbedruckten Octavſeiten, in einem faſt unfruchtbaren Mäkeln und Buchſtabenklauben. Kein Schreibverſehen, kein Druckfehler, kein Irrthum, wenn er auch noch ſo unweſentlich wäre, entſchlüpft ſeinem philologiſchen Späherblicke. Darüber geräth die geiſtige

Bedeutung des Werkes ganz in Vergessenheit; man fühlt sich, wenn man sich endlich mühsam durch die lange Kritik gearbeitet hat, nicht erfrischt und gefördert, sondern vollkommen abgestumpft. Düntzer kämpft mit großer Beharrlichkeit für einzelne seiner Xenienerklärungen, die ich aus guten Gründen zurückweisen mußte; er verlangt, ich hätte den Sinn von Epigrammen ausführlich erläutern sollen, welche keinem gebildeten Menschen unklar sein können. Mein Buch ist weder für Hinterwäldler noch für Mädchenpensionen geschrieben; ich hatte nur das Amt, die dunkeln persönlichen Beziehungen zu deuten, und da bin ich mir bewußt, das Mögliche geleistet zu haben. Was Düntzer hierbei nachholt, ist von sehr geringem Belang, doch werde ich im dritten Kapitel, wo ich den Commentar vervollständigen will, alles nur irgend Wesentliche, mit Hinzufügung seines Namens, abdrucken lassen. Dagegen fehlt mir Raum und Lust, auf die vielen „Berichtigungen" einzugehen, welche völlig haltlos sind, und wodurch er nur an Freiligrath's Worte erinnert:

Ringsum Hexen! Welch Gewühl!
Die Alte dort gezüchtigt!
Aufhebt sie ihren Besenstiel —
Hilf Himmel, sie „berichtigt"!

Wie sehr Düntzer durch die Lust, zu berichtigen, vom geraden Wege abgelenkt wird, dafür nur ein einziges Beispiel: Am Schlusse seines Aufsatzes sagt er: „Da Boas in den Nachklängen der Xenien so weit geht, so hätte man auch ein Zurückgehen auf die Vorgänger der Xenien erwartet, unter denen eine besondere Erwähnung und nähere Beschreibung verdient hätten Bahrdt's Kirchen- und Ketzer-Almanach auf das Jahr 1781, worin freilich fast nur Theologen und solche,

die irgendwie mit kirchlichen und religiösen Dingen in Berührung gekommen, aufgeführt werden, der Almanach der Belletristen und Belletristinnen für's Jahr 1782 und der Almanach für Dichter und schöne Geister auf das Jahr 1785, worüber wir vielleicht zu anderer Zeit zu berichten Gelegenheit finden werden." — Wahrlich, man weiß nicht, ob man solche Aeußerungen für Ernst oder Scherz nehmen soll. Ja, ich habe jeden Nachklang der Xenien zu erfassen gesucht, mochte es nun ein reiner oder ein verstimmter Orgelton sein. Aber ich halte die Xenien für ein Originalwerk und glaube nicht, daß es jener alten elenden Almanache bedurft hat, um sie aus Goethe's und Schiller's Hirn zu entlocken. Und nicht einmal neu ist Düntzer's Einfall, denn er gesellt sich damit nur zu K. W. Oemler, der, in seinem absurden Büchlein über Schiller, den Dichter gleichfalls sagen läßt: „Es ist ein Ketzeralmanach geliefert worden. Die Xenien sind aus der Erinnerung an Bahrdt's Ketzeralmanach entstanden. Bahrdt wollte in seinem Fach den Staub und Moder fegen, wir wollten dies gern im Allgemeinen zu bewerkstelligen suchen." [1])

Nachdem wir nun diese Reihe kritischer Stimmen vernommen haben,[2]) müssen wir uns noch einer neuen Erscheinung im Kreise der Xenienliteratur zuwenden, nämlich dem Buche: „Die Schiller-Goethe'schen Xenien. Erläutert von Ernst Julius Saupe, Subkonrektor am Gymnasium zu Gera. Leipzig 1852." Ich würde mich mit einer bloßen Anzeige dieses Werkes begnügen, denn lite-

[1]) S. Xenienkampf Theil II. S. 242 u. S. 296.

[2]) Gern hätte ich außerdem noch manche andere tüchtige Beurtheilung hier abdrucken lassen, aber der Raum gestattet es nicht.

rarische Eifersüchtelei und Stoffneid liegen mir fern, auch ist der Gegenstand wichtig und verwickelt genug, um mehrere Bearbeiter in Anspruch zu nehmen. Warum sollten unsre Bücher nicht nebeneinander bestehen können? Ich bin durchaus kein Anhänger vom Monopolwesen. Aber eine Stelle im Saupe'schen Vorwort veranlaßt mich denn doch zu einer kurzen Erörterung, wegen deren ich den Leser einstweilen um Verzeihung bitte.

Saupe sagt: meine Schrift sei „unstreitig das Umfassendste und Gediegendste, was bis jetzt, nicht bloß über die eigentlichen Xenien, sondern über sämmtliche Distichen des Schiller'schen Musenalmanachs von 1797 geschrieben worden ist." Dann setzt er hinzu: „Noch vor Ankündigung des zuletzt genannten Werkes hatte ich die vorliegende neue Ausgabe der Xenien vollendet, und war eben daran, dieselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben, als ich zunächst durch die Mittheilung einer Verlagsbuchhandlung, dann durch eine freundliche Zuschrift des Herrn Boas selbst, Kunde von unserer Konkurrenz erhielt. Dies veranlaßte mich, meine Arbeit vorläufig, als ein schweigsames Zeichen vieljährigen Fleißes bei Seite zu legen, weil sie wenigstens für die nächste Zeit überflüssig geworden zu sein schien. Erst als ich nach gewonnener Einsicht in das Boas'sche Werk, und nach Vergleichung meiner Arbeit mit jenem, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie nach Bestimmung, Anlage, Ausführung und Umfang wesentlich von demselben verschieden sei, und recht wohl daneben Platz finden könne, ohne irgendwie einen Rangstreit hervorzurufen, entschloß ich mich, mein Manuscript wieder aufzunehmen und durch eine sorgfältige Revision für den Druck vorzubereiten. Ich war so glücklich, hierbei noch die wesentlichen

Berichtigungen und neuen Beiträge zum Verständnisse der Xenien benutzen zu können, welche Herr Düntzer gegen das Ende des vorigen Jahres bei Beurtheilung der Boas'schen Schrift in dem Herrig'schen Archiv niedergelegt hat."

Aus dieser Stelle scheint hervorzugehen, der Verfasser habe in meinem Buche durchaus nichts Neues für seinen Zweck gefunden, dagegen wären ihm Düntzer's „Berichtigungen" sehr zu statten gekommen, und auch beim Commentar der Epigramme sind meine Deutungen immer nur verbessernd erwähnt. Wohl weiß ich und kann es bezeugen, das Saupe's Schrifft abgeschlossen war, als er Kenntniß von der meinigen erhielt, aber so ganz nutzlos, wie er sich das Ansehen gibt, möchte sie ihm doch wohl nicht geblieben sein. Wer in unsern Büchern beispielsweise die Erläuterungen zu X. 273, 274, 275, 282, 295, 299, 300, 302, 303, 304, 305, 306, 310, 316 vergleicht, der wird sich sagen müssen, daß hier eine höchst merkwürdige Sympathie stattfindet. Ganz eigenthümlich ist das Verfahren, welches Saupe bei X. 282 einschlägt. Er setzt zuerst ruhig die Lösung „Salzmann" hin, die ich im Anhang zum ersten Theil des Xenienkampfes gegeben, und dann verwirft er mit vornehmer Miene die Lösung „Sinngedicht", die ich eben durch jene verbessert hatte. Doch genug hiervon! Ich zwang mich, diese wenigen Worte niederzuschreiben, denn ganz unterdrücken durfte ich sie nicht. Saupe macht es wie ein Wetterprophet, der seine Weissungen zurücklegt, bis das Kalenderjahr abgelaufen, worauf sie sich bezieht; dann läßt er sie drucken und, man muß ihm zugestehen, daß alles auf's Haar eingetroffen ist.

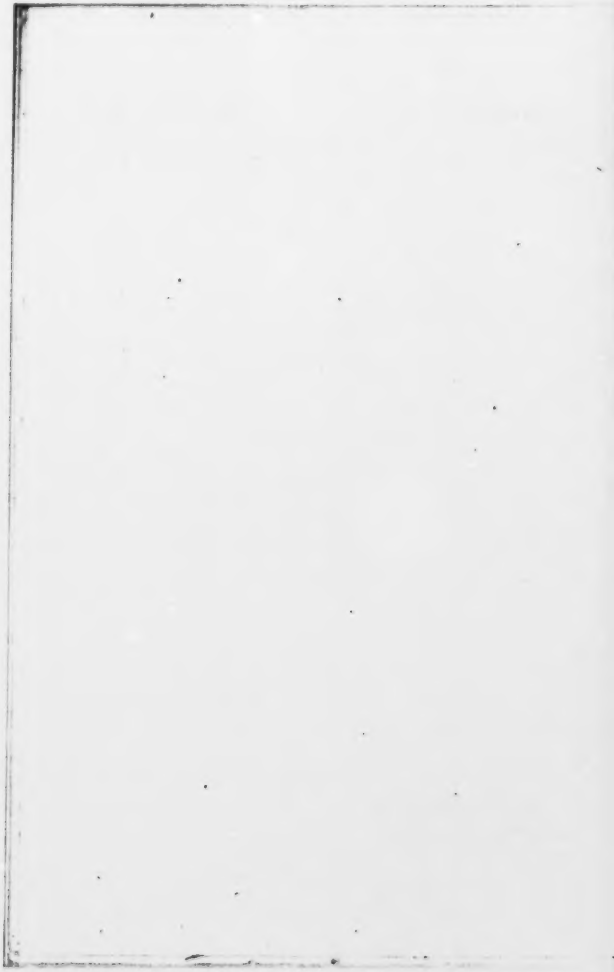

II.

Aus dem

Zenien-Manuscript.

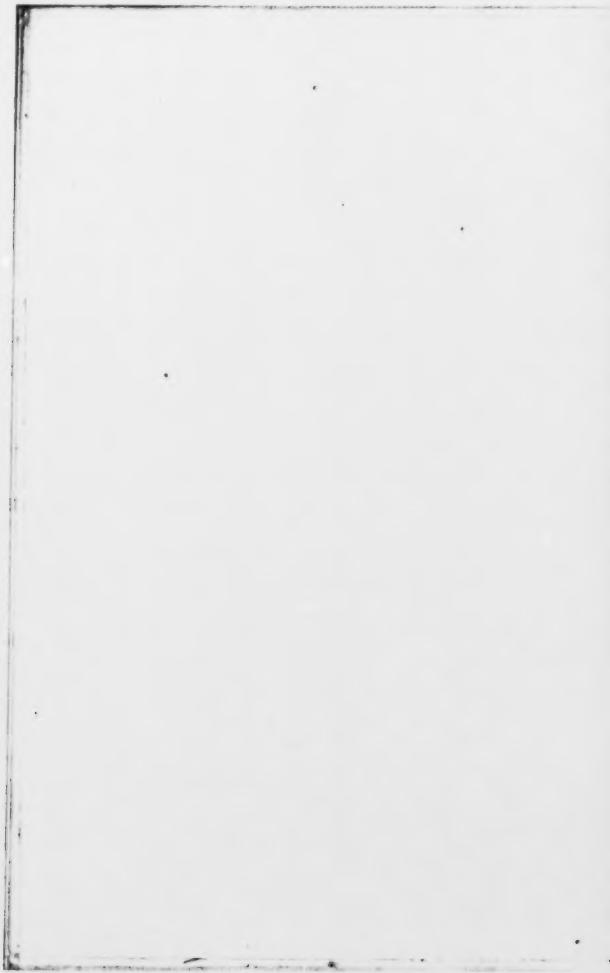

Geiſt der Philoſophie; und bei einem ſynthetiſchen Aufſteigen ſollte und mußte Eins durch das andere beſtimmt werden. Die Reſultate werden ſich finden. Doch ſollte ich glauben, daß ſchon hier eine ſonſt nirgends befindliche Klarheit über mehrere dunkle Aeußerungen Kant's in der Geſchmackslehre, über deren Reſultate ich mit ihm größtentheils einig bin, verbreitet werde. Doch was ſage ich? Gerade bei dieſen Stellen befinden ſich Ihre Fragezeichen.

Daß wir über den populären philoſophiſchen Vortrag ſehr verſchiedene Grundſätze haben, erfahre ich nicht erſt ſeit heute; ich habe es ſchon aus Ihren eigenen philoſophiſchen Schriften geſehen. Sie gehen größtentheils analytiſch, den Weg des ſtrengen Syſtems; und ſetzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie faſt allenthalben ſtatt des abſtracten Begriffs ſetzen. Ich ſetze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme: — das hat Sie verleitet, meine erſten Briefe zu ſchnell für ſeicht und oberflächlich zu halten. — Nachdem die ſtreng philoſophiſche Dispoſition fertig iſt, mache ich mir nach ganz andern Grundſätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine ſehr gemeine Erfahrung an und führe ſo den Faden, ſcheinbar nach der bloßen Ideenaſſociation, über die aber unſichtbar das Syſtem wacht, fort, beſtimme nirgends

Während ich mich mit dem Xenienkampf beschäftigte, konnte ich den geheimen Wunsch nicht los werden, das ursprüngliche Manuscript zu besitzen, welches die Botenfrau zwischen Weimar und Jena hintrug, und in welches beide Dichter ihre Epigramme, frisch wie sie entstanden waren, einschrieben. Allmälig steigerte sich dieser Wunsch zu der Ahnung, daß ich es wirklich erlangen würde. Aber ich lachte selbst über solche Phantasien, denn uns ist ja bekannt, wie Goethe, und namentlich Schiller, jede Vorarbeit, jede fertige Handschrift, so bald sie ihren Zweck erfüllt hatte, den Flammen überantwortete. Sollten die Freunde nun grade gegen das Xenien-Manuscript milder gewesen sein? — gegen ein Manuscript, von Persönlichkeiten durchwürzt, deren Unterdrückung die Dichter späterhin, bei kaltem Blute, aus gewichtigen Gründen beschlossen hatten? Diese Erwägung mußte mir zeigen, daß mein Verlangen ein thörigtes sei, und endlich gab ich jede Hoffnung auf.

Am letzten Januartage 1852 kam ich auf der Eisenbahn in Weimar an. Es war schon finstrer Abend; Einheimische und Fremde strömten massenhaft dem Theater zu, wo Hen-

riette Sonntag heute die „Martha“ singen sollte. Durch besondere Gunst erlangte ich noch ein Billet und drückte mich in die dunkelste Ecke des Parterre, um dort dem verheißenen Sphärenklang zu lauschen. Aber bald wurde meine Aufmerksamkeit von der Bühne abgelenkt, denn nahe bei mir erschien ein Mann, dessen joviale Züge, dessen große bedeutende Augen mir bekannt waren. Er klappte einen Feldstuhl auf, den er unter seinem kurzen Mantel hereingebracht hatte, und ließ sich behaglich nieder. Trotz des ringsum herrschenden Klatschfeurs erkannte ich ihn jetzt — es war Eckermann. Als ich ihn begrüßte, sagte er mit gewohnter Herzlichkeit: „Gut, daß Sie da sind; ich habe Ihnen etwas aufbewahrt, das Ihnen von großem Interesse sein wird. Kommen Sie bald zu mir, dann sollen Sie es sehen!“ Einige Tage nachher besuchte ich ihn, und er hohlte nun sorgsam, unter Schloß und Riegel, einige beschriebene Heftchen hervor. „Das sind Original-Handschriften aus der Xenienzeit!“ sprach er. „Goethe gab sie mir selbst und seitdem hat sie noch kein Auge erblickt. Sie aber sollen die merkwürdigen Blätter haben!“ Es dauerte ein ganzes Weilchen, bis ich mich überzeugen konnte, daß es sich hier nicht um einen Scherz, um eine heitere Täuschung handele. Wirklich, da lagen sie vor mir, da hielt ich sie in der Hand, die ursprünglichen Hefte der Xeniendichtung, worin Goethe seine ersten Epigramme eintragen ließ, und worin dann auch Schiller den vollen Sprudel des Witzes und der Satyre ergoß. Die ächte Handschrift der Xenien, noch von keinem neugierigen Blick entweiht, zeigte sich mir in ihrer reichen, frischen Unmittelbarkeit.

Das hierdurch neugewonnene Material ist ganz vorzüglich wichtig:

1) weil man die Xenien, einer spitzen und scharfen Krystallbildung gleich, im raschen Wachsthum anschießen sieht;

2) weil die Frage der Autorschaft und des Antheils beider Dichter — mindestens in Bezug auf eine namhafte Anzahl von Distichen — nun vollständig gelöst wird;

3) weil die anfänglichen Ueberschriften mehrmals Bedeutungen nachweisen, die von den Commentatoren nie ergründet werden konnten;

4) weil das Manuscript mehr als vierzig neue, bisher noch völlig unbekannte Epigramme enthält.

In ein durchaus neues Stadium tritt jetzt die Auseinandersetzung der Eigenthumsrechte, welche Schiller und Goethe an den Xenien haben. Bisher war Charlotte von Schiller die einzige Zeugin, die uns darüber Aufklärung gab, und es schien mir wie ein Uebergriff der Kritik, wollte sie ohne sicherbegründete Gegenbeweise die Aussagen jener trefflichen Frau verwerfen. Durch Auffindung der ersten Xenienblätter, welche großentheils von den Verfassern eigenhändig geschrieben sind, empfängt nun aber ihre Glaubwürdigkeit einen starken Stoß, denn wir sehen daraus offenbar, daß sie mehrere Distichen falsch bezeichnet hat. — Unser sonstiges, nur auf kritische Scheidekunst beruhendes Chorizontenthum, hat Max Waldau sehr treffend characterisirt. Er sagt:

„Boas scheint uns mit Recht nicht sonderlich von der Wichtigkeit eines durchgängigen Scheidungsprocesses durchdrungen zu sein; er nimmt ihn auf, und geht auch in Beantwortung dieser Frage weiter, als man vor ihm gekommen war: — er würde es aber in jedem Falle, selbst mit Unlust, gethan haben, da er einen bereits vor ihm angeregten Punkt nicht umgehen konnte, ohne sein Bild für unvollständig zu erklären.

Für die Literargeschichte hat nur die ganze Thatsache des Xenienkampfes hohe und ernste Bedeutung; nicht dies oder jenes Distichon beschwor das Unwetter herauf und brachte die Revolution, die neue Zeit der deutschen Literatur in Schuß: die Xenien konnten nur en masse ihre großartige und nachhaltige Wirkung haben. Weitern literarhistorischen Zwecken wird also die Mühe der Chorizonten keinen Vorschub leisten, und in der That sind auch psychologische Streiflichter für die Charakteristik der beiden Dichter Alles, was sich dabei gewinnen läßt. Das ist nun eine wunderliche Sache, denn es versteht sich von selbst, daß wir das Räthsel nur lösen, weil wir die Bedeutung des Räthselwortes im Voraus wissen. Wir schließen aus den durch Namen bestimmten Xenien auf die Eigenthümer zurück, was wir, als uns von der Weise der Dichter ohnehin bekannt, zuerst als Mittel für die Bestimmung verwendet haben; bestenfalls bringen wir das von den uns bereits vorschwebenden Charakterbildern Entlehnte denselben hernach wieder mit einigen Ertragsprocenten in Einnahme. Gervinus bezeichnet in wenig Zeilen treffend jene Distichen, die für ein solches Experimentiren von Werth sind. Sie haben am meisten Charaktergepräge, weil sie ihre Verfasser am leichtesten verrathen. Aus ihnen ergeben sich denn auch die von

Boas[1]) zusammengestellten Grundlinien der epigrammatischen Weise Schiller's und Goethe's: — diese sind das letzte nutzbringende Resultat der Scheidung, aber zugleich nicht ganz das Verdienst späterer Chorizonten, da die Dichter selbst hierin das Beste gethan hatten. Nahebei giebt auch J. W. Schäfer zu, daß die Bestimmung der übrigen, minder prägnanten Disticha, wenn nicht unmöglich, doch müßig sei. Wir glauben, daß die Durchführung der itio in partes am meisten Reiz als eine Scharfsinnsprüfung für den Scheidekünstler selbst hat. Dieser Reiz ist groß, obgleich auch die glänzendsten Erfolge keine weitern Consequenzen haben, er läßt die einmal ausgesprochene Frage nicht mehr ruhen, und ist sogar, wie man sehen wird ansteckend.

Was die durchgängige Zutheilung erschwert, und immer noch eine Controverse zulassen wird, ist ein zwar angezweifelter, aber darum doch nicht unwahr gemachter Umstand. Es hat nämlich offenbar während der Dichtung der Epigramme zwischen ihren Vätern etwas wie eine Gedankenfusion, wie ein Ideentausch stattgefunden. Wir wundern uns darüber, daß Boas eine J. W. Schäfer'sche Bemerkung über einen Ausspruch Goethe's, der sich bei Eckermann findet, eher unterstützt als zurückweist. Jene Aeußerung: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall," ist weder unwahrscheinlich, noch gar, wie Schäfer meint, „der Natur des dichterischen Schaffens zuwider." Es ist nie einem Dichter eingefallen, eine derartige Behauptung, zumal so accentuirt wie hier, auszusprechen, und daß wir in diesem Falle nur den Künstler selbst für

[1]) S. Xenienkampf. Theil I. S. 47.

competent halten, kann uns niemand verargen. Es ist selbst beim Epigramme eine baare Unrichtigkeit, daß Gedanken und Form in Einem und vor allem a tempo geboren werden müssen. Letzteres wird nur selten geschehen und unter die Ausnahmsfälle glücklicher Improvisation gehören. Die Theorie mag hundertmal sagen: So muß es sein! Die Praxis macht es doch, wie sie nicht anders kann. An das wirklich Fertige läßt sich immer jede beliebige Regel anpassen, daß die Regel aber jemals vorwiegend als Nöthigung, Gesetz und Basis der Production aufgetreten, wäre etwas schwer zu erhärten. Bei solchem Zusammenarbeiten, wie bei Entstehung der Xenien, ist nun gar ein Entlehnen und Gestalten des fremden Gedankens ganz unausbleiblich. Die Details ihrer Genesis unterstützen Goethe's Worte, und weisen das gegenseitige Eingehen direct nach; und endlich zeigt der Briefwechsel zur Evidenz, wie oft im Verkehre der beiden Dichter vom Andern Erdachtes, auch außerhalb des Xenienkreises, eigenst eigen gestaltet wurde. Das Durchsprechen von Plänen, Aenderungsvorschläge, neue Skizzen von Scenen, all diese Akte kritischer Thätigkeit, gleichviel ob dem Manuscripte oder Gedrucktem gegenüber vorgenommen, bringen fremde Gedanken in fremde Form, und wurden bekanntlich gerade zwischen Goethe und Schiller nie abgelehnt, sondern sorgfältigst benutzt. Ueberhaupt mußte man der Kritik jeden fruchtbringenden Einfluß auf das Werden oder die Zukunft einer literarischen Arbeit absprechen, wenn man jenen Satz gelten ließe, und die Kritik selbst würde dadurch fast nur zu jener scheeläugig schadenfreudigen Mißgriffsdenunciantin degradirt, als welche sie G. E. Lessing so sehr zuwider war. Befremdlich bleibt es, wie gerade eine achtbare kritische Stimme eine Formel

finden konnte, die alle direkte Kritik für Unfruchtbarkeit verdammt."

Waldau hat oben meinen innersten Gedanken ausgesprochen: ich wäre herzlich froh gewesen, hätte ich über die Sonderung der Epigramme kein Wort zu verlieren brauchen. Der Bücherstaub, durch den ich mich bei literarhistorischen Arbeiten winden mußte, konnte mich noch nicht so sehr zum Philister stempeln, daß ich unempfindlich wäre gegen den geheimheimnißvoll poetischen Reiz, der in einer untheilbaren Schöpfung unserer beiden Dichterheroen liegen würde. Aber diesen Reiz haben sie bereits selbst zerstört, indem sie an der Untheilbarkeit rüttelten und einzelne Gruppen von Distichen in ihre Werke aufnahmen. Den ganzen Xenienkreis durfte jeder von ihnen abdrucken lassen, doch gesonderte Eigenthumsrechte durften sie nicht geltend machen. Sobald es, der ursprünglichen Satzung entgegen, dennoch geschah, war damit den Kritikern die Pflicht auferlegt, den angedeuteten Trennungsweg weiter zu verfolgen. Goethe's Worte, die er zu Eckermann sprach, hatten für mich durchaus keine innere Unwahrscheinlichkeit, nur glaubte ich, sie wären ihm von der Unlust über eine unerwartete, spitzfindige Frage der Zelter'schen Schülerin eingegeben worden,[1]) deren Schlinge er mit diplomatischen Wendungen abzustreifen suchte. Jetzt kommt wieder neues Licht in diese Angelegenheit, und so fliehen allmälig die letzten Nebelschatten, welche die schöne Epigrammendichtung vor den Augen ihrer Zeitgenossen umflorte.

Auch die Vollzahl der Distichen, von denen ein großer Theil nicht in den Almanach aufgenommen wurde, übersehen

[1]) S. Xenienkampf. Theil II. S. 280.

wir nun deutlicher. Das Eckermann'sche Manuscript enthält im Ganzen hundert und dreizehn Epigramme, woraus die Dichter nur zweiundsiebzig für den Druck erwählten. Ich stelle hierzu noch fünfzehn andere Xenien,[1]) die uns aus dem ersten Entwurf bekannt geworden sind, und es ergiebt sich, daß von diesen 128 Distichen beim Druck nicht weniger als einundfünfzig zurückgelassen wurden. Nach solchem Verhältniß müßte sich die wahre Xiensumme von 414 gewiß auf sechshundert steigern, um so mehr, da Schiller einen ganzen Cyclus seiner Stachelverse: „Das Gericht über die Freier" verworfen hat. Rechnet man außerdem noch zweihundert und fünfzig Votivtafeln nebst andern Epigrammen, die im Almanach theils gruppenweise, theils einzeln zerstreut sind, hinzu, und erwägt man, daß wohl auch diese durch eine scharfe Redaction sehr gelichtet wurden, dann findet man, daß die beabsichtigte Zahl von „tausend Distichen" beinahe erreicht war. Welch eine unendliche Geistesfülle gehörte dazu, in der kurzen Zeit von sechs Monaten, neben größern Arbeiten, noch eine so enorme Summe von feinen, sinnigen Epigrammen zu dichten!

Nach dieser Vorerinnerung wollen wir das neuerrungene Manuscript entrollen.

Goethe schreibt dem Freunde am 23. December 1795: [2])

„Den Einfall auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Material sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir cultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musen-

[1]) Nr. 67. 82. 83. 117—128.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Erster Theil. S. 278.

almanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein Paar zur Probe."

Am Schluß des Briefes heißt es jedoch: „Die Xenia nächstens."

Einige Tage später — am 26. December — folgte dann die verheißene Sendung, von den Worten begleitet:

„Mit hundert Xenien, wie hier ein Dutzend beiliegen, könnte man sich sowohl dem Publico als seinen Collegen auf's angenehmste empfehlen."

Die Stamm-Epigramme, welche durch diese Zeilen bei Schiller eingeführt wurden, sind von Goethe's Secretair auf das erste Blatt eines Heftchens in Kleinfolio geschrieben und sie lauten:

(1.) Deutsche Monats-Schrift.

(X. 256.)

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und bist du
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Product?

[Goethe.]

(2.) Jacobi's Taſchenbuch.

(S. 247.)

Viele Läden und Häuſer ſind offen in ſüdlichen Ländern,
Und man ſieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.

[Goethe.]

Früher wurde dies Xenion auf die ſüddeutſchen Taſchenbücher gedeutet, bis ich nachwies, es enthalte nur ein allgemeines Bild aus Goethe's italieniſchen Reiſeeindrücken. Die Ueberſchrift bezeichnet uns nun das „Taſchenbuch von J. G. Jacobi und ſeinen Freunden. Königsberg und Baſel", wovon die Jahrgänge 1795, 1796, 1798 und 1799 erſchienen ſind. Zu den mitarbeitenden Freunden gehörten Herder, Klopſtock, v. Stolberg, Pfeffel, Voß u. a. Johann Georg Jacobi wurde 1740 zu Düſſeldorf geboren und ging im Alter von achtzehn Jahren nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren. Er kam in freundſchaftliche Verbindung mit dem Profeſſor Klotz, der ihm, als er bald darauf nach Halle berufen wurde, dort gleichfalls eine Profeſſur auswirkte. Nun machte Jacobi die Bekanntſchaft Gleim's und dieſer bewog ihn, ſeinen Hang zur Dichtkunſt nicht einſchlummern zu laſſen. Gleim verſchaffte ihm 1796 eine Präbende am Stift zu Halberſtadt, wo er Muße hatte, ſeine bald ſanften und gefühlvollen, bald haltlos tändelnden Schriften zu verfaſſen. Auf der Rheinreiſe, im Jahre 1775, traf ihn Goethe, und lieferte ihm bald darauf bedeutende Beiträge für ſein Jour-

ſchärfer, als vor der Hand nöthig iſt, bis zuletzt die ſcharfe Beſtimmung ſich von ſelbſt ergibt. Bei mir ſteht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, ſondern vor oder nach dem Begriffe, was gleich iſt; ich ſehe darauf, daß es paſſe; ich glaube, die in den Briefen gebrauchten paſſen ſehr genau. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuere Schriftſteller, die in dem Ruhme des guten Vortrags ſtehen, es ſo gehalten, wie ich es zu halten ſtrebe. Ihre Art aber iſt völlig neu, und ich kenne unter den alten und neuern keinen, der darin mit Ihnen zu vergleichen wäre. Sie feſſeln die Einbildungskraft, welche nur frei ſeyn kann, und wollen dieſelbe zwingen, zu denken. Das kann ſie nicht. Daher, glaube ich, entſteht die ermüdende Anſtrengung, die mir Ihre philoſophiſchen Schriften verurſachen, und die ſie Mehreren verurſacht haben. Ich muß Alles von Ihnen erſt überſetzen, ehe ich es verſtehe; und ſo geht es andern auch. Was man meinen früheren Schriften auch alles vorwerfe und ſo gegründet auch der Tadel ſeyn mag, den man gegen ſie führt, ſo ſind ſie doch häufig geleſen und gemerkt worden, und man hört hie und da erzählen und nachſagen, was darin ſteht. Ihre philoſophiſchen Schriften — ich rede nicht von Ihren poetiſchen, nicht von Ihren hiſtoriſchen, wovon z. B. die Geſchichte der Belagerung von Antwerpen ein Meiſterſtück iſt, das

Die beiden Dichter schätzten den Redacteur Schütz [1]) nicht sonderlich, aber sie mochten ihn lieber zum Freunde, als zum Gegner haben. Damals wurde eben eine umfangreiche Beurtheilung der Horen für die Literatur-Zeitung vorbereitet. Die Stelle des Schiller'schen Briefes vom 25. December 1795, welche darüber an Goethe berichtet, ist beim Abdruck verändert worden; im Original lautet sie:

„In zehn bis zwölf Tagen werden Sie die Horen in der L. Z. recensirt lesen. Den poetischen Theil hat glücklicherweise Schlegel und nicht Schütz recensirt. Dieser hat sich bloß das Philosophische und Historische vorbehalten."

Darauf erwiederte Goethe:

„Es ist recht gut, daß die Recension des poetischen Theils der Horen in die Hände eines Mannes aus der neuen Generation gefallen ist; mit der alten werden wir wohl niemals einig werden."

(5.) Voßens Almanach.

(T. 248.)

Immer fort du redlicher Voß! Beym neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

[Goethe.]

---

[1]) S. Xenienkampf. Theil I. S. 80 f. 82.

Am 26. October 1795 meldet Schiller dem Freunde:

„Ich habe die zwey neuen Muſenalmanache geleſen, die über die Maßen dürftig und elend ſind. Voß hat 29 Stücke in den ſeinigen geliefert, worunter Sie vergeblich ein einziges gutes ſuchen werden, und die meiſten abominabel ſind."

Die geſperrten Zeilen ſtehen nicht im Briefwechſel, weil Goethe ſie unterdrückt hat.

(6.) Minerva.

(S. 264.)

Trocken biſt du und ernſt, doch immer die würdige Göttin!
Und ſo leiheſt du auch gerne den Rahmen dem Heft.

[Goethe.]

* (7.) Flora.

Flora, Deutſchlands Töchtern gewidmet. O! brächte Pomona,
Brächte Hymen doch auch Früchte den Guten herbey.

[Goethe.]

„Flora, Deutſchlands Töchtern geweiht. Eine Monatsſchrift, herausgegeben von L. F. Huber." [1])

[1]) S. Lenzenkampf. Theil I. S. 105—107 die Anmerkung zu S. 149 und 150.

Ich lese die Bedeutung des Epigrammes: Die Töchter Deutschlands sind beklagenswerth, wenn sie sich nur mit der Blüthe des Brautstandes begnügen sollen, wenn ihnen nicht auch am Traualtar Früchte winken. Bekanntlich hatte Huber, um Therese Forster zu heirathen, sich von seiner verlobten Braut, Dora Stock, getrennt. Goethe kannte die letztere und ihre Schwester Minna von früher Kindheit her, denn er hatte während der Leipziger Universitätsjahre, bei ihrem Vater Unterricht im Aetzen und Radiren genommen. Wo er in seiner Selbstbiographie hierüber berichtet, gedenkt er auch der beiden Töchter des wackern Stock: „von diesen ist die eine glücklich verheirathet (Minna Körner) und die andere eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben." [1]) Als Schiller im April 1785 nach Leipzig kam lernte auch er „die lieben Mädchen" kennen. Minna, eigentlich Anna Maria Jacobine, feierte am 7. August ihre Hochzeit mit Körner, und Schiller dichtete zu dieser Verbindung ein Karmen, welches zuerst 1807 im Taschenbuch für Damen, wahrscheinlich aus Huber's Nachlaß, mitgetheilt wurde.

(8.) Die Horen.

(S. 266.)

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen.
Wenige gehen den Schritt wie ihn das Publikum hält.

[Goethe.]

---

[1]) Goethe's Werke. T. A. Band 21. S. 136.

(9.) Merkur.

(X. 239.)

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten der Seltene, zeigt.

[Goethe.]

(10.) Urania.

(X. 238.)

Deinen heiligen Nahmen kann nichts entehren, und wenn ihn,
Auf sein Sudelgefäß, Ewald, der frömmelnde schreibt.

[Goethe.]

Im ersten Theil des Xenienkampfes, wo die Anmerkung zu vergleichen ist, [1]) steht durch einen Druckfehler „entweihen“ statt „entehren.“ — Die Urania enthielt ein religiös schwärmerisches Lied von Goethe, [2]) und ich sprach die Ueberzeugung aus: Ewald habe das Manuscript noch aus der Zeit seines Freundschaftsbundes mit dem Dichter aufbewahrt. Dagegen äußert Düntzer: „Die Vermuthung, daß Ewald Goethe's

[1]) S. 141.

[2]) Johann Ludwig Ewald's Urania für Kopf und Herz, erschien 1793 bis 1796 in 4 Bänden, die beiden ersten in Hannover, der dritte und letzte in Leipzig. Das schöne Lied „Sehnsucht“ von Goethe im ersten Bande S. 53 befindet sich nicht in den Werken des Dichters.
Anmerkung des Herausgebers.

Lied „Sehnſucht“ aus dem Jahre 1775 beſeſſen, iſt unhaltbar. Wie hätte Ewald in dieſem Falle es wagen dürfen, das Lied in ſeiner neuen Zeitſchrift zu veröffentlichen? Goethe hatte ſeinem alten Freunde, auf deſſen Wunſch um Beiträge, dieſes Gedicht und die zwei von Lenz daſelbſt erſchienenen mitgetheilt.“ Iſt es möglich, daß irgend Jemand — auch ohne Commentator Goethe's zu ſein — glauben kann, der Dichter würde ſich zum Mitarbeiter eines Mannes hingegeben haben, über den und ſein Journal er in einem ſo tief herabwürdigenden Tone urtheilte?

(11.) Genius der Zeit.

(T. 237.)

Dich o Dämen erwart ich, und deine herrſchenden Launen,
Doch im härenen Sack ſchleppt ſich ein Kobold dahin.

[Goethe.]

* (12.) Archiv der Zeit.

Unglückſeelige Zeit! wenn einſt aus dieſem Archiv dich
Schätzet die Nachwelt, wie kommſt du ihr ſo bettelhaft vor.

[Goethe.]

Dies Epigramm blieb ſpäter fort, und man erſetzte es durch das pikantere Xenion Nr. 255, welches vielleicht von Schiller herrühren mag.

(13.) Schillers Almanach.

(S. 283.)

Nun erwartet denn auch, für seine herzliche Gaben,
Liebe Collegen von Euch, unser Kalender den Dank.

[Goethe.]

Aus dem Manuscripte geht hervor, daß ich im Irrthum war, als ich Schiller für den Verfasser dieses Xenions hielt.

* (14.) Fichtes Wißenschaftslehre.

Was nicht Ich ist sagst du ist nur ein Nicht ich. Getroffen, Freund! So dachte die Welt längst und so handelte sie!

[Goethe.]

Fichte hatte durch seine Vorträge in Jena und durch die Schrift: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre. Jena 1794" ein philosophisches System begründet, welches zu Anfang nur auf den Fortbau des Kantischen angelegt war. Goethe benutzte hier die Grundformel dieses Systems, um daraus den Satz zu ziehen, daß Ichsucht immerdar die Triebfeder des menschlichen Strebens gewesen sei. Später wurde das Xenion ausgelassen, weil Schiller jene Formel im Wettstreit der Philosophen (X. 380) vollständiger anwendete.

* * *

Hiermit schließen die ersten Epigramme, die Schiller von dem Freunde empfing. Am 23. December sollten es nur „ein Paar“ sein, bald darauf waren sie zu „einem Dutzend“ angewachsen, und ehe der Brief abging, dichtete Goethe noch die beiden letzten hinzu, welche sich nicht auf Zeitschriften beziehen. Schiller wurde durch die muntern Stachelfliegen höchlich erfreut, und antwortete am 26. December: [1])

„Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter [Nr. 6—11]. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert vollmachen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da!“

Nun zählt er diejenigen auf, gegen welche man Pfeile schleudern wolle, wobei Ramdohr, Verfasser der Charis, und Thümmel mit seinem Stallmeister Göschen nicht vergessen sind. Goethe erwiedert hierauf:

„Ich freue mich sehr, daß die Xenien bei Ihnen Eingang und Beifall gefunden haben, und ich bin völlig der Meinung, daß wir weiter um uns greifen müssen. Wie werden sich Charis und Johann prächtig nebeneinander ausnehmen.“ [2])

---

[1]) Im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe muß Nr. 136 auf 137 folgen; auch das Datum von Nr. 136 ist verdruckt.

[2]) Dies Schreiben fehlt im Briefwechsel; Riemer hat es in den „Briefen von und an Goethe“ S. 135 veröffentlicht.

Ramdohr's „Charis" hat in X. 119 [1]) ihr Gaſtgeſchenk empfangen, und Göſchen als Johann begegnet uns unten bei Nr. 37.

Schiller ſchrieb unter Göethe's Epigramme gleich ein eigenes, und zwar das ſchöne Sinngedicht, welches ſpäterhin den Votivtafeln beigeſellt wurde. [2]) Ich habe bereits in der Anmerkung dazu eine polemiſche Beziehung angedeutet, und daß es eine ſolche wirklich enthielt, iſt unzweifelhaft, denn es entſtand zu einer Zeit, wo von anderen als perſönlichen Xenien noch gar nicht die Rede war.

(15.) Poetiſcher Dilettant.

(Tab. vot. 539.)

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, rühmſt du dich Dichter zu ſeyn?

[Schiller.]

In ſeiner gewohnten Weiſe griff Schiller nun die Sache ſogleich gründlich und tüchtig an: er nahm den alten Martial, um das erwählte Vorbild im Original zu ſtudiren. Bei dieſer Gelegenheit fand er einige Epigramme, die ihm zur Ueberſetzung wohl geeignet ſchienen, und die er alſo auf der nächſten Seite des Xenienheftes abſchrieb:

[1]) Xenienkampf. Theil I. S. 92.
[2]) Ebendaſelbſt S. 252.

Ista tamen mala sunt. Quasi nos manifesta negemus.
Haec mala sunt, sed tu non meliora facis.

Die Schiller'sche Verdeutschung findet sich unter Nr. 110.

Qui gravis es nimium potes hinc jam lector abire.
Quo libet; urbanae scripsimus ista togae.

Von diesem Sinngedicht scheint kein weiterer Gebrauch gemacht worden zu sein.

Triste supercilium durique severa Catonis
Frons et aratoris filia Fabricii
Et personati fastus et regula morum
Quidquid et in tenebris non sumus, ite foras.

Diese Distichen wurden der ganzen Xenienſammlung als Motto vorgesetzt.

Eccerubet quidam, pallet, stupet, oscitat, odit.
Hoc volo. Nunc nobis carmina nostra placent.

Eine Uebersetzung von Schiller folgt unten bei Nr. 111.

Am 3. Januar 1796 wollte Goethe auf einige Wochen nach Jena kommen und seinen Wilhelm Meister mitbringen, doch meinte Schiller, in der frohen Erwartung des Wiedersehens, daneben soll es auch heißen: nulla dies sine epi-

alles unwiderſtehlich feſſelt und mit ſich fortreißt; ich rede ebenſowenig von Ihrer philoſophiſchen Gründlichkeit und Ihrem Tiefſinne, den ich verehre; ich rede nur von Ihrem Styl — Ihre philoſophiſchen Schriften ſind gekauft, bewundert, angeſtaunt, aber, ſo viel ich merke, weniger geleſen und gar nicht verſtanden worden; und ich habe im größern Publicum keine Meinung, keine Stelle, kein Reſultat daraus anführen hören. Jeder lobt, ſo ſehr er kann, aber er hütet ſich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin ſtehe?

Der Anſchein der Härte in meinem Periodenbau kommt größtentheils daher, daß die Leſer nicht declamiren können. Hören Sie mich gewiſſe meiner Perioden leſen, und ich hoffe, ſie ſollen ihre Härte verlieren. Aber Sie haben Recht, unſer Publicum kann einmal nicht declamiren, und man thut beſſer, wie Leſſing, ſeine Maasregeln darnach zu nehmen.

Ich glaube jedoch den geſchärften Ton nicht verdient zu haben, mit dem Sie ſich über meine Aeußerung, daß der Aufſatz nicht leicht Aenderungen vertragen dürfte, erklären. Sie hatten in meinem erſten Aufſatze Aenderungen vorgeſchlagen, die dem Sinne Abbruch thaten, und wo ich um die Wiederherſtellung der erſten Leſeart bitten mußte. Da jetzt wegen der Kürze der Zeit der Aufſatz mir nicht wieder zur Re-

grammate! — Einſtweilen ſchrieb Schiller eigenhändig folgende Stachelverſe in das Heft:

(16.) Ramler im Gött. M. Alm. 1796.

(Der an Zeus Ruhebett hängt, hangen wird und hing.)

Geh Karl Reinhard, du lügſt. Das iſt deine, nicht Ramlers Arbeit,
Der an des Nachbars Reim flicken wird, flickte und flickt.

[Schiller.]

Karl von Reinhard [1]) gab den Göttinger Muſenalmanach von 1795 bis 1804 heraus. Im Jahrgang 1796, S. 68 ff., findet ſich ein Gedicht von Ramler: „Lob der Stadt Berlin, bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daſelbſt zur Reife gekommen war.“ Darin heißt es:

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Den ungeſtümen Winden ihren Lauf,
Und wägt den Mond und ſpaltet Sonnenſtrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Weſen lange Kette
Bis an den allerhöchſten Ring,
Der an Zevs Ruhebette
Hängt, hangen wird und hing!

[1]) Lexikon. Theil I. S. 159. I. 25.

Ueber Ramler's „Reimflickerei“ wolle man die Anmerkung zu X. 74 vergleichen. Vielleicht wurde das vorstehende Epigramm wegen der Worte „Reinhard, du lügst“ durch Goethe gestrichen, der unterm 10. Juni an Schiller meldete:

„Beim Durchgehen der Xenien würde ihn im Allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir, bei aller Bitterkeit, uns vor criminellen Inkulpationen hüten.“

Eine gewisse juristische Taktfestigkeit und Lebensklugheit ist dem Dichter aus seinem Fachstudium stets eigen geblieben.

* (17.) Vignette.

Durch das Getreide liefen mit brennenden Schwänzen die Füchse,
Feuer fing da die Saat und der Philister erschrack.

[Schiller.]

Goethe hat dies Xenion nochmals in eine andere Form gegossen, aber die erste Idee dazu war von Schiller, und dessen Gattin befand sich im Recht, als sie die Umgestaltung mit seiner Chiffre bezeichnete.[2]) Wir haben hier ein recht deutliches Beispiel von der Betheiligung beider Dichter an einem

[1]) Xenienkampf. Theil I. S. 77.

[2]) S. unten Nr. 70.

einzelnen Epigramm, wie Goethe sie bei Eckermann schildert, und wie Max Waldau sie gegen Schäfer in Schutz nimmt. Es scheint fast, als hätte Schiller beabsichtigt, jene biblische Scene als Vignette für den Xenienalmanach stechen zu lassen, sobald Goethe jedoch die neue Fassung eintrug, durchstrich er im Manuscript seine ursprüngliche Lesart. — Düntzer läßt sich hierüber vernehmen: „Bei X. 43 tritt Boas unserer Bemerkung entgegen, daß man hier eher an Goethe denken müsse; weil derselbe im Briefe vom 30. Januar sage, sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, da es sehr unwahrscheinlich sei, daß Goethe sich auf das schon vollendete Epigramm beziehe. Boas will diese Unwahrscheinlichkeit nicht anerkennen. Allein das Xenion ist offenbar ein Uebergangsepigramm; an solche konnten aber die Dichter in der ersten Zeit der Xeniendichtung, wo es besondere, auf bestimmte Personen gerichtete Angriffe und Ausfälle galt, unmöglich denken. Goethe deutet in jener Briefstelle an, sie wollten Reichardt zum aufgekündigten Gehorsam durch die Xenien zurückbringen; er bedient sich hierbei einer Vergleichung mit dem Sultan, der die Pascha's, die ihm den schuldigen Tribut der Einkünfte verweigern, durch Sendung eines andern Pascha's zu ihrer Pflicht zurückführen oder aus dem Wege schaffen läßt, wobei er die Xenienfalve, in Vergleichung mit den Pascha's von drei Roßschweifen, als einen Pascha von drei brennenden Fuchsschwänze bezeichnet. Die hierin liegende Vergleichung der Xenien mit den Feuerbränden an den Fuchsschwänzen scheint dem Dichter aber so wohl behagt zu haben, daß er dieselbe später zu einem eigenen Epigramm benutzte. Indessen könnte auch Schiller den Vergleich aufgegriffen haben, und somit die Bezeichnung der Frau

von Schiller doch zu Recht bestehn, obgleich nicht zu leugnen ist, daß ihr hier jeder feste Anhaltspunkt fehlen mußte, wenn man nicht etwa annehmen will, Schiller habe gleich nach dem Empfang von Goethe's Brief dieses Fenion gemacht und ganz frisch seiner Gattin mitgetheilt. Wer möchte hier eine sichere Entscheidung wagen!" — Die Thatsache verhält sich in der Wirklichkeit folgendermaßen: Anfangs Januar entwarf Schiller das obige Distichon, ohngefähr vierzehn Tage später änderte Goethe dasselbe um, und am 30. Januar diktirte er den Brief, worin des Bassa's von drei brennenden Fuchsschwänzen gedacht wird. Aber ich habe absichtlich Düntzer's ganze unfruchtbare Controverspredigt hierher gesetzt, um zu zeigen, wie leicht es sei, in solcher Weise vier und zwanzig Seiten „Berichtigungen" zu schreiben.

(18.) Hermes Romane.

(S. 14.)

Willst du zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Mahle die Wollust, nur mahle den Teufel dazu.

[Schiller.]

Im Almanach unter der Aufschrift „Der Kunstgriff" gleichlautend abgedruckt, nur daß dort der erste Vers „Wollt ihr" und der zweite „Mahlet" beginnt.

* (19.) An einen Herrn † ♄ †.

Schnell' ich den Pfeil auf dich. Nein, du haſt Gnade gefunden,
Nimmt ſich ja Xenius Zeus ſelber der Hungrigen an.

[Schiller.]

Statt „Hungrigen" ſtand anfangs „Darbenden" geſchrieben. Auf wen das Xenion geht, läßt ſich ſchwer beſtimmen, doch ſcheint der Name „Kotzebue" nahe zu liegen. Xenius war der Beiname des Zeus als Gäſtebeſchützer; wer die Gaſtfreundſchaft brach, verging ſich an Jupiter ſelbſt.

(20.) Jetzige Generation.

(Tab. vet. 585.)

War es ſtets ſo wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen,
Nur das Alter iſt jung ach und die Jugend iſt alt.

[Schiller.]

Im Muſenalmanach S. 49 als einzelnes Diſtichon abgedruckt und mit Schillers Namen unterzeichnet.

* *
*

Am 3. Januar war Goethe in Jena eingetroffen, und Tages darauf empfing Humboldt folgende Nachricht von Schiller:

„Seitdem Goethe hier iſt, haben wir angefangen, Epigramme von einem Diſtichon, im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über 20 fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, ſo ſoll ſortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden."

Nun finden ſich in dem Xenienheft nachſtehende Epigramme, von Goethe's eigner Hand geſchrieben, die ohne Zweifel während des Jenaer Aufenthaltes verfaßt worden ſind:

(21.) ℜ†††

(X. 27.)

Ehmals hatte man Einen Geſchmack, nun gibt es Geſchmäcke!
Aber ſagt mir: wo ſitzt dieſer Geſchmäcke Geſchmack?

[Goethe.]

* (22.) Hildegard von Hohenthal.

Gern hört man dir zu wenn du mit Worten Muſik machſt
Miſchteſt du nur nicht ſogleich hundiſche Liebe darein.

[Goethe.]

„Hildegard von Hohenthal von Wilhelm Heinse. 3 Theile. Berlin 1795—96," ein Roman, worin alles, was der Verfaſſer gedacht, gefühlt, geahnt und geſchwärmt hatte, niedergelegt iſt, während ſeine bacchantiſch-ſchwelgeriſche Phantaſie gleichzeitig alle Bande der Sittlichkeit zerſprengt. Heinſe war 1749 geboren und beſaß von früher Jugend auf eine reiche, üppige, glühende Einbildungskraft, die ihn antrieb, den ganzen Kreis der Künſte: Poeſie, Muſik, Bildnerei mit ſchwärmeriſcher Liebe zu umfaſſen. Wieland wurde das Vorbild ſeiner erſten Dichtungen, dann überſetzte er den Petron und ſchrieb Laidion, oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe. Schon damals, im Jahre 1774, äußerte Goethe brieflich gegen den Conſul Schönborn in Algier: „Heinſe, den Sie aus der Ueberſetzung des Petron's kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Laidion, oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe. Es iſt mit der blühendſten Schwärmerei der geilen Grazien geſchrieben, und läßt Wieland und Jakobi weit hinter ſich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags durch die Ideen-Welt, in denen ſich's herumdreht, mit den ihrigen coincidirt."[1]) Johann Georg Jacobi berief den jungen Dichter 1776 nach Düſſeldorf, als Theilnehmer an ſeiner Iris[2]) und 1780 beſuchte Heinſe das langerſehnte Italien, wo er drei Jahre im höchſten Taumel der Luſt durchlebte. Bei der Heimkehr fand er zu Mainz, als Vorleſer des Kurfürſten, einen ruhigen Hafenort, um den „Ardinghello", die „Anaſtaſia" und „Hildegard" vollenden zu können. Als Goethe, im November 1792, Jacobi in Pem-

[1]) S. die Anmerkung 1. S. 43.

[2]) Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen. S. 57.

pelfort besuchte, traf er ihn dort, und erzählt: „Heinse, mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwiedern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.“ Den besten Scherz indeß erlebte Goethe während seines Karlsbader Aufenthalts im Sommer 1795, worüber er den 8. July an Schiller berichtet:

„Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen: sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinse's Mantel einhüllte, und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthum gerissen wird.“

Heinse starb 1803, als Bibliothekar in Mainz.

(23.) Erreurs et Verite.

(T. 18)

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote! von Wandsbeck;
Wahrheit sie war dir zu schwer, Irrthum den brachtest du fort.

[Goethe.]

Charlotte von Schiller hat dies Xenion fälschlich ihrem Gatten zugetheilt.

(24.) Das Brüderpaar.

(K. 123.)

Als Centauren gingen sie einst durch Wälder und Berge,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

[Goethe.]

Statt „durch Berge und Wälder" steht im Almanach: „durch poetische Wälder". — Auch dies Epigramm ist also von Goethe und nicht von Schiller, wie dessen Gattin glaubte.

(25.) National Zeitung, in der Ankündigung.

(K. 319.)

Wie die Nummern des Lotto so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen; doch daß niemand dabey was gewinnt.

[Goethe.]

Ursprünglich in der Handschrift hieß es im Hexameter: „so ziehen wir hier die Autoren", und im Pentameter: „doch daß leider nicht Einer gewinnt". Nachmals wurde das Xenion unter der Ueberschrift „Gelehrte Zeitungen" ganz allgemein hingestellt, allein wir sehen, daß es

eigentlich auf ein bestimmtes Ziel gerichtet war, nämlich wider die „National-Zeitung der Deutschen, herausgegeben von Rudolph Zacharias Becker“ (X. 71).[1]) Dieser kündigte das neue Blatt im Reichsanzeiger, Jahrgang 1795 No. 22 an und sagte dabei: „die alte Klage, daß unter uns Deutschen, statt der edlen Triebfedern des Kosmopolitismus und Patriotismus, niedriger Lokalismus, ja sogar Sekten-, Klassen- und Zunftgeist und Egoismus herrsche, wird in unsern Tagen immer lauter.“ Becker erklärt dies aus der „Absonderung unserer Nation in eine Menge von Staaten, deren Verbindung zu einem politischen Körper zu schlaff ist, zu wenig Berührungspunkte hat und kein großes gemeinschaftliches Interesse gewährt.“ Um den nachtheiligen Einflüssen solcher Zersplitterung entgegenzuwirken, gründet er nun die Nationalzeitung, „worin alle Bewohner der Erde, deren Muttersprache die deutsche ist, als ein Volk betrachtet werden sollen.“ Die Mitarbeiter aber sollen „keine religiöse, politische oder literarische Partei begünstigen, keine Vorliebe für Meinungen oder Personen äußern, sondern blos der Wahrheit huldigen und ihrem Dienste ganz gewidmet sein.“

* (26.) Auswahl.

Streiche jeder ein Distichen weg, das ihm etwa mißfiele;
Wollt ich wetten es bleibt keines von Tausenden stehn.

[Goethe.]

---

[1]) S. Xenienkampf. Theil I. S. 75.

viſion geſchickt werden konnte, that ich in aller Unſchuld, mit dem freundſchaftlichſten Herzen, und in der zutraulichen Meinung, daß ich an einen Freund ſchreibe, der nicht geneigt ſey, die Ausdrücke auf die Goldwage zu bringen, jene Bitte. (Mit tiefer Beſchämung denke ich daran, daß ich gleich nachher die Familiarität begieng, Sie mit einem ökonomiſchen Auftrage zu beläſtigen. Vergeben Sie, ich habe unſere Verhältniße nicht gewußt; aber gewiß wird mir ſo etwas nicht mehr wiederfahren.) Die Entdeckung aber, daß alles, was ich ſchreibe, ein ſo dringendes Bedürfniß der Correctur habe, macht mich, wie ſie ſoll, ſehr aufmerkſam. Ich werde es nicht an Fleiß fehlen laſſen, den Grund davon aufzufinden und wegzuräumen. Wenigſtens begreife ich jezt noch gar nicht, warum Sie in dem jezigen Aufſatze dies und jenes angeſtrichen, außer daß ich ſehe, daß Sie es nicht richtig verſtanden haben.

Ich nehme den Wink zu Ende Ihres Briefs, daß wir dennoch Freunde bleiben wollen, mit dankbarer Freude für vollkommenen Ernſt. Ich hoffe, daß die Freimüthigkeit, mit der ich die Ihrige beantworte, der Wiederherſtellung unſerer Freundſchaft kein Hinderniß in den Weg legen ſoll. Aber ich glaube vorausſezen zu dürfen, daß Freundſchaft zwiſchen uns ſich nur

Im Hexameter ſtand erſt „ein Diſtichon aus“. — Man ſieht hieraus, daß die Uebergangsxenien nicht erſt nachträglich hinzugedichtet wurden, ſondern zum Theil gleich mit dem vollen Epigrammenzug entſtanden.

* (27.) An die Herren H. J. K.

Lumpen! redet lumpig von mir, doch ſaget: es war ihm
Ernſt! und redet ſodann Lumpen ihr lumpig von mir,

[Goethe.]

Goethe wählte gern ſolche Buchſtaben zur Ueberſchrift, hinter deren anſcheinender Abſichtsloſigkeit ſich noch eine ſpecielle Beziehung verbergen ließ.[1]) Hier möchte eine unſanfte Anſpielung auf Kotzebue kaum zu verkennen ſein.

* (28.) Moriz.

Armer Moriz wieviel haſt du im Leben gelitten!
Aeakus ſey dir gerecht, Schlichtegroll war es dir nicht.

[Goethe.]

Karl Philipp Moritz, 1757 zu Hameln geboren, kam mit zwölf Jahren zu einem Hutmacher in die Lehre, ging

[1]) Xenienkampf. Theil I. S. 69. Die Anmerkung zu Nr. 51.

aber, als er vierzehn Jahre zählte, nach Hanover, wo er die Schulen besuchte und mit bittrer Armuth kämpfte. Bald gab sich Genialität und Fleiß, bald Plumpheit und Trägheit in seinem Wesen kund. Auf gut Glück zog er nach Erfurt, studirte ein wenig Theologie, wanderte dann über Leipzig, wo er Mitglied einer Schauspielertruppe werden wollte, nach Barby, und hielt sich eine Zeit lang bei der dortigen Herrnhutergemeinde auf. Jetzt besuchte er ein Paar Jahre die Universität Wittenberg, war dann bei Basedow in Dessau und wurde 1778 Lehrer am Waisenhause zu Potsdam. Nicht lange hielt er es in dieser Stellung aus, sondern ging nach Berlin, wo er Lehrer am grauen Kloster wurde und sich nun dem Lehrstand mit glühendem Eifer hingab. Moritz unternahm 1782 eine Reise nach England, die er großentheils zu Fuß zurücklegte, und 1786 gab er seine Professur auf, um endlich das heißersehnte Italien zu schauen. In Rom lernte er Goethe kennen, den er seit früher Jugend wahrhaft angebetet hatte. Am 1. December 1786 schrieb Goethe in sein römisches Tagebuch: „Moritz ist hier, der uns durch Anton Reiser und durch die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es ist ein reiner, trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben." Der Dichter wurde ihm ein inniger Freund, und Moritz, der dessen hohe Geistesüberlegenheit unbedingt gelten ließ, hing mit Entzücken an seinem Munde. So übte Goethe bedeutenden Einfluß auf ihn; er versenkte sich ganz in die Kunst des klassischen Alterthums, und der Aufenthalt in Rom war eine neubelebende Quelle für seinen Geist. Auf der Rückreise ging er nach Weimar zu Goethe; dieser machte ihn dem Herzog bekannt, welcher vielen Antheil an seinen Schicksalen nahm und ihn im eigenen Wagen nach Berlin zurück-

führte. Dort wurde er nun Professor an der Akademie der bildenden Künste, Hofrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 1793. Moritz hat viel geschrieben, namentlich über Sprache, Styl, Mythologie und Alterthumskunde, aber das originellste seiner Bücher bleibt der psychologische Roman: „Anton Reiser. 4 Thle. Berlin, 1785 bis 1790," worin er seine Jugendgeschichte, mit manchen Erdichtungen durchwebt, ansprechend erzählt. Nach seinem Tode brachte Schlichtegroll's Necrolog merkwürdiger Deutschen. Jahrgang 1793[1]) eine umfassende Biographie von Moritz, die ihm Eitelkeit, Egoismus, mangelhafte Bildung und Prunksucht zum Vorwurf machte. Sowohl Goethe als Schiller, der mit Moritz gleichfalls persönlich befreundet war, fühlten sich dadurch unangenehm berührt, und verhängten ein strenges Strafgericht über Schlichtegroll.[2]) Uebrigens mag

[1]) Band II. S. 169—276. S. unten Abtheilung III. Die Erläuterung des Lenions: Zeichen des Raben.

[2]) S. Lenienkampf. Theil I. S. 67. Vermuthlich rührte auch Moritz's Nekrolog von Böttiger her — obgleich Jördens (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Band VI. S. 872.) K. G. Lenz als den Verfasser desselben nennt — wenigstens wissen wir durch Friedrich Jacobs (Schriften. Band VIII. S. 230.), daß nicht Schlichtegroll ihn verfaßt, sondern ein andrer Autor, „der sich in psychologischer Zerlegungskunst allzusehr gefiel." In den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen (Band I. 1796. 27 St. S. 269.) heißt es in der Besprechung des Nekrolog's: „Moritz. Eine Geistes-Section, oder Skeletirung, als wir noch keine gesehen haben, bis endlich das bloße Knochengerippe vor den Augen dastehet. Ob es gut gethan seyn möchte, diese Anatomie oft zu wiederholen, und ob alsdann der Anatom nicht manche Bestimmung und Erklärung als Hypothese ableiten müßte, ist eine andere Frage. Aber hier steht sie am rechten Orte; es betrifft ein so genanntes Genie, im deutschen Sprachgebrauch: einen Kopf, dessen herr-

wohl im Hexameter des obigen Xenions nicht blos auf das stürmisch bewegte Dasein des Todten angespielt werden, sondern auch auf die Schrift: „Moritz. Ein abgenöthigter trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Von Joachim Heinrich Campe. Braunschweig 1789.“ Darin wurde Moritz von dem reichen Buchhändler empfindlich angegriffen, indem er dessen Verfahren in Geld- und Contrakts-

---

schende Seelenkraft die Phantasie ist, die auch seinen Charakter bildet, ihn für das wirkliche Leben unbrauchbar und zum nachäffenden Sonderling macht. Um Nachahmer abzuschrecken, kann diese anschauliche Darstellung guten Nutzen haben.“ — Daß Moritz aber der Verfasser der nichtswürdigen Recensionen von Kabale und Liebe war, die in der Berliner Vossi'schen Zeitung vom Jahr 1784 stehen, wird Wenigen bekannt sein; wir theilen daher hier die erste derselben, aus dem 87 St. vom 20 Julius dieser Zeitung, mit:

„In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unsern Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht deklamiren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederhelungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes, oder unverständlichen Galimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füssen treten, und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase.“ —

Dieser verläumderischen Anzeige, welche großes Aufsehen erregte, folgte nun in derselben Zeitung (107 St. vom 4. September 1784) eine große, ausführliche Kritik des genannten Stückes, worin der Verfasser, um seinen Ausspruch zu rechtfertigen, dasselbe Akt für Akt — in den gemeinsten und pöbelhaftesten Ausdrücken — durchnimmt. Leider ist hier nicht der Ort, dieses höchst merkwürdige Moritz'sche Machwerk abdrucken zu können. Anmerkung des Herausgebers.

angelegenheiten mit den schärfsten und schwärzesten Farben schildert.

* (29.) Woldemar und Allwill.

Euch erhabne Gestalten hat nicht der Künstler gebildet
Sondern die Tugend hat selbst sich verkörpert in Euch.

[Goethe.]

„Woldemar. Flensburg 1779“ und „Eduard Allwill's Briefsammlung. Königsberg 1792,“ zwei poetisch-philosophische Werke von Friedrich Heinrich Jacobi. Der Verfasser, 1743 zu Düsseldorf geboren, entwickelte sich geistig nicht so schnell wie sein Bruder,[1]) und während dieser die Universität besuchte, wurde er als Handlungslehrling nach Genf geschickt. Hier erwachte sein Drang nach höherem Wissen; mit neunzehn Jahren kehrte er ins väterliche Haus zurück und verheirathete sich bald darauf, aber die Comptoirarbeiten genügten seinem strebenden, ringenden Geiste nicht. Er machte Wieland's Bekanntschaft und gab ihm die erste Idee zum Deutschen Merkur. Auch Goethe, mit dem er schon früher in Briefwechsel gestanden, besuchte ihn 1775; er erfreute sich an Jacobi's origineller, tiefgemüthlicher Richtung gegen das Unerforschliche hin, und besprach mit ihm die Ethik des Spinoza, welche den Dichter wunderbar gefesselt hatte. Bald darauf erschien in der Iris[2]) eine Auswahl aus Eduard Allwill's Papieren, ein Roman in Brie-

[1]) S. die Anmerkung zu Nr. 2. S. 43.

[2]) 4. Bd. 3. Stück 1775. S. 193—236.

ſen, dem jede künſtleriſche Verwicklung und Löſung mangelte. Aber wenn man darin auch das freie, kühne Schöpfertalent vermißte, ſo fühlte man ſich doch durch ſinnige, liebevolle Gemüthswärme wohlthuend berührt. Im Jahre 1779 ließ Jacobi ſeinen Woldemar drucken und Goethe verſpottete damals das Buch auf eine empfindliche Weiſe, ja er nahm, in luſtiger Geſellſchaft auf der Ettersburg, eine beſchimpfende Exekution damit vor, denn die „Selbſtvergötterung", welche ihm daraus entgegenduftete, war dem Dichter über alles zuwider. Lange ſtockte nun der Briefwechſel beider Freunde, bis Goethe im November 1782 ſeine Iphigenie als Pfand der Verſöhnung an Jacobi ſchickte. Als darauf der Woldemar 1794 vervollſtändigt und umgearbeitet herauskam, brachte er eine ſchöne Zueignung an Goethe mit. Dieſelbe beginnt:

„Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, ſchwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern! — Wie keinem Andern! Du fühlſt dieſes Wort, alter Freund, und drückſt mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern. Zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem unſere Freundſchaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären ſchon von Kindesbeinen an? und Du gabſt zur Antwort: dieſe Liebe wäre ſo neu, daß ſie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen ſein würde. — Ein edler Wein iſt ſie geworden! — — Liebend, zürnend, drohend riefſt Du mir zu in jenen Zeiten: „Der Genügſamkeit, die ſich mit Theilnahme an Anderer Schöpfungsfreude ſättige, zu entſagen; nicht länger zu gaffen, ſondern in die eigenen Hände zu ſchauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunſt und allerlei Kraft."

Goethe ſprach am 26. April 1794 einfach und herzlich ſeinen Dank für die Gabe aus: „Was ſo ein Wort, das uns an frühere Zeiten ſo lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber ſo gern ſchwätzte! Geſchrieben iſt es ganz für' trefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird."

Trotzdem möge man aber das vorſtehende Xenion nicht etwa für unbedingt lobend halten; es verbirgt eine Kralle unter dem Sammetpfötchen.

Das Erſcheinen des Wilhelm Meiſter hatte nämlich wieder eine Störung zwiſchen den Freunden hervorgerufen. Goethe ſendete den erſten Band an Jacobi und dieſer pries wohl den wunderſamen Reiz der Darſtellung, doch tadelte er das Sündhafte in den Frauencharakteren als „Verirrungen des Geiſtes und des Herzens". Der Dichter nahm Lob und Tadel ziemlich gleichmüthig auf; er theilte Jacobi's Brief an Schiller mit, und dieſer entgegnete darauf, unterm 1. März 1795:

„Die Jacobiſche Kritik hat mich nicht im geringſten gewundert; denn ein Individuum wie Er muß eben ſo nothwendig durch die ſchonungloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi iſt einer von denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre Ideen ſuchen, und das was ſeyn ſoll höher halten, als das was iſt; der Grund des Streits liegt alſo hier ſchon in den erſten Principien, und es iſt völlig unmöglich, daß man einander verſteht. Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unſittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objekts

fließt, und daß die Art, wie Sie daſſelbe behandeln, nur von Ihrem Subjekt ſich herſchreibt, ſo würden Sie allerdings dafür verantwortlich ſeyn, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moraliſchen, ſondern weil Sie vor dem äſthetiſchen Forum fehlten. Aber ich möchte ſehen wie er das zeigen wollte."

Goethe's Epigramm iſt nun eine Erwiederung jener Kritik, und zwar eigentlich nur Schiller's Entwicklung, auf Jacobi's Schriften rückwärts angewendet, die nicht durch ſchöpferiſche Kunſt, ſondern durch bloße Moral zur Welt gebracht wurden. Zwar blieb das Xenion aus dem Almanach fort, aber der Briefwechſel mit Jacobi ſtockte jahrelang, bis er ſich 1799 neu belebte und dann erſt durch deſſen Tod 1810[1]) für immer unterbrochen ward.[2])

Jetzt hat Schiller in dem Manuſcripte ein einzelnes Xenion dazwiſchen geſchrieben:

* (30.) W†† und J††

Deine Größe Berlin pflegt jeder Fremde zu rühmen,
Führt der Weg ihn zu uns ſtutzt er ſo klein uns zu ſehn.

[Schiller.]

Der Sinn des Diſtichons ſcheint: jeder Fremde, welcher die Stadt Berlin nur aus ihren Beiträgen zur Literatur,

[1]) Den 10. März.

[2]) Vgl. Goethe's Briefwechſel mit Jacobi, Leipzig 1846; und das treffliche Buch Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders zu Goethe. Von Dr. Ferdinand Deycks. Frankf. a. M. 1845.

alſo aus dem kleinlichen Getreibe eines Nicolai, Bieſter, Ramler, Jeniſch, Gentz kennt, muß, wenn er die Stadt erblickt, über ihre Größe ſtaunen. Dagegen wird es ihn überraſchen, Weimar und Jena, aus denen ſo bedeutende literariſche Schöpfungen hervorgegangen, als ein Paar kleine Städte zu finden. — Das Epigramm bezieht ſich wohl zugleich auf eine ſatyriſche Epiſtel von Jeniſch im Archiv der Zeit 1796:1) „Schriftſteller-Eitelkeit und Kleinheit großer Städte" betitelt. Darin wird ein junger Mann genannt, der aus der Provinz nach Berlin kommen will, um hier ſein poetiſches Talent heller leuchten zu laſſen. Jeniſch ſucht deſſen Illuſionen zu zerſtören, indem er ihm die inneren Zuſtände Berlin's vor Augen hält:

„Wahr bleibt's! Der ſchönſte Schauplatz für Genies
„Iſt eine große Stadt, und beſſer iſt's,
„Auf dieſem Schauplatz ſtumm zu figuriren,
„Als anderswo vor'm klatſchenden Parterr
„Den Hamlet ſpielen." — Alſo wähnſt Du, Freund!
Doch — nicht verſchiedener iſt Poeſie
Und Proſa, als von Deinem Glauben hier
Die Wahrheit iſt. Die Dinge, mein Herr Bruder,
Die Dinge fernen! und die Nähe wiſcht
Den Glanz oft weg, den uns die Ferne lügt.

Hierauf folgt nun wieder ein Goethe'ſcher Xenienchklus, den deſſen Sekretair in das angefangene Heft eingeſchrieben hat.

---

1) Januarſtück S. 373 ff.

* (31.) Hesperus oder 45 Hundspostage.

Iſt es auch nicht der Schreiber des Buchs, ſo iſt es vermuthlich
Doch der Träger der Hund, der von dem Buche ſich nährt.

[Goethe.]

„Hesperus oder 45 Hundspostage. Eine Biographie von Jean Paul. Vier Heftlein. Berlin 1795.“ Im erſten Capitel wird erzählt, daß ein Spitzhund dem Herausgeber die einzelnen Abſchnitte des Buches zugetragen bringe, und das Xenion meint alſo: die ganze Schrift ſei ein Knochengerippe, wovon nur jener Hund ſich nähren könne. Eine ächte, volle Künſtlernatur, wie die Goethe'ſche, mußte an Jean Paul's formloſen Darſtellungen den Mangel aller plaſtiſchen Abrundung, alles blühenden Fleiſches empfindlich vermiſſen. Als Goethe den Hesperus zuerſt an Schiller ſendete, nannte er denſelben einen „Tragelaphen, d. h. einen fabelhaften Bockhirſch von der erſten Sorte.“ Außerdem ärgerte ihn das Aufſehen, welches der Hesperus in Weimar machte, und er meldet, unter dem 15. December 1795, an Schiller: „Uebrigens ſind jetzt die Hundspoſttage das Werk, worauf unſer feineres Publikum ſeinen Ueberfluß von Beifall ergießt; ich wünſchte, daß der gute Mann in Hof bei dieſen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände.“ Schiller antwortete: „daß in Weimar jetzt die Hundspoſttage graſſiren,

*) Vergl. I. 41 und I. 422—428.

auf gegenseitige Achtung gründen könne. Die meinige für Sie kann durch ein übereiltes Urtheil nicht geschwächt werden; nur fortgesetzte Ungerechtigkeit würde sie aufheben, und diese erwarte ich nicht von Ihnen. Sie aber haben mir die Achtung und das Vertrauen, das ich erwarten zu können glaubte, versagt. Ich könnte von nun an nichts für Sie seyn, als Ihr demüthiger Anhänger und Schüler, und das will ich nicht seyn. Aber ich erwarte zu seiner Zeit Genugthuung.

Ich lege den Brief, den ich beantwortet, bei, weil nicht zu vermuthen ist, daß Sie eine Abschrift von ihm haben. Ich erbitte mir ihn aber, zu meiner Rechtfertigung im Nothfall, zurück.

Fichte.

iſt mir ordentlich pſychologiſch merkwürdig, denn man ſollte ſich nicht träumen laſſen, daß derſelbe Geſchmack ſo ganz heterogene Maſſen vertragen könnte, als dieſe Produktion aus Clara du Plessis iſt. Nicht leicht iſt mir ein ſolches Beiſpiel von Charakterloſigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen."

(32.) Dyk und ſeine Geſellen.

(S. 45.)

Jahrelang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

[Goethe.]

Dies Xenion, von Charlotte Schiller ihrem Gatten zugetheilt, führt im Almanach die Ueberſchrift: „Bibliothek ſchöner Wissenschaften." Ganz unglaublich iſt es, wie Schiller beim Auswählen der Epigramme für ſeine Gedichtſammlung verfuhr. Während er viele der ſchönſten, ſinnigſten Diſtichen zurückließ, nahm er ganz farbloſe auf und verſtümmelte noch obenein ihren epigrammatiſchen Charakter durch Abänderung des Titels. So nannte er das obige Xenion: „Die Danaiden", und entzog ihm damit jede Bedeutung als Sinngedicht, und nun erfahren wir gar, daß es nicht von ihm, ſondern von Goethe herrührte.

Die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften [1]) brachte eine langgedehnte Beurtheilung der Horen. Davon kamen allein 40 Seiten auf Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung, welche ganz in Nicolai's Styl heruntergerissen werden. Am Ende heißt es: „Möchte es doch Männern, die sich unter H. Campe zur Prüfung der deutschen Sprache und Reinigung der Sprachfehler unserer Schriftsteller verbunden haben, gefallen, einigen neuern kritischen Philosophen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, oder einige Abhandlungen, sei's von Hr. Schiller oder von seinem Freunde Hr. Fichte, der es ihm in der Abentheuerlichkeit der Schreibart schon um ein großes zuvorthut, ins Deutsche zu übersetzen."

(33.) Platons Gespräch von Stolberg.

(T. 116.)

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friedrich Stolberg,
Graf und Poet und Christ diese Gespräche verdeutscht.

[Goethe.]

Auch dies Epigramm hat unsere Chorizontin irrthümlich mit Schiller's Namen bezeichnet. Im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe fehlt folgender wichtige Brief, den ich hier zum ersten Male abdrucken lasse. Goethe schreibt dem Freunde:

„Haben Sie schon die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gelesen? Die Blößen,

[1]) Band 55. St. 2. S. 283—330.

die er darin giebt, sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe darin zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht, die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volks anschaulich zu machen, man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite und es giebt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren, und zwar in der Continuation, gedacht werde. Bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich nach und nach zusammenstelle, finde ich es doppelt nöthig und nicht zu umgehen. Ich denke gegen Rezensenten, Journalisten, Magazinsammler und Compendienschreiber sehr frank zu werke zu gehen und mich darüber in einer Vor- und Nachrede gegen das Publikum unumwunden zu erklären und besonders in diesem Falle keinem seine Renitenz und Rezitenz passiren zu laßen. Was sagen Sie z. B. dazu, daß Lichtenberg, mit dem ich in Briefwechsel über die bekannten optischen Dinge, und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältniß stehe, in seiner neuen Ausgabe von Erxlebens Compendio [1]), meiner Versuche auch nicht einmal erwähnt, da man doch gerade nur um des neuesten willen ein Compendium wieder auflegt, und die Herren in ihre durchschoßenen Bücher sich alles geschwind genug zu notiren pflegen. Wie viel Arten giebt es nicht, so eine Schrift auch nur im Vorbeigehen abzufertigen, aber auf keine derselben konnte sich der witzige Kopf in diesem Augenblicke besinnen."

---

[1]) Anfangsgründe der Naturlehre von J. C. P. Erxleben, mit Zusätzen von G. C. Lichtenberg. 6te Aufl. Göttingen 1794.

In dieſem Briefe, der unvollendet und ohne Datum abgeſchickt iſt, liegt ſchon ein ſehr beſtimmtes Samenkorn zu den Xenien, und Schiller antwortete darauf am 23. Novbr. 95:

„Ihr Unwille über die St., L. und Conſorten [1]) hat ſich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indeß das iſt die Histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seyn Sie verſichert, wenn Sie einen Roman, eine Comödie geſchrieben haben, müſſen Sie ewig einen Roman, eine Comödie ſchreiben. — — — Stolbergs Delictum wünſchte ich in Augenſchein zu nehmen. Können Sie mir's auf einen Poſttag verſchaffen, ſo wird es mir ſehr lieb ſeyn. Bei dieſem Menſchen iſt Dünkel mit Unvermögen in ſo hohem Grade gepaart, daß ich kein Mitleid mit ihm haben kann."

Goethe ſendete nun das Buch mit den Worten:

„Hier ſchicke ich Ihnen ſogleich die neueſte Sudelei des gräflichen Saalbaders. Die angeſtrichene Stelle der Vorrede iſt's eigentlich, worauf man einmal, wenn man nichts beſſeres zu thun hat, losſchlagen muß."

Schiller las und ſchrieb nun zurück:

„Die St. Vorrede iſt wieder etwas horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmeley — auch in einer Vorrede zum Plato Jeſum Chriſtum zu loben!"

---

[1]) Dieſer Stelle in dem gedruckten Briefwechſel (I. Band S. 253) fehlt es, ohne das Vorhergehende am rechten Zuſammenhang. Da die Namen hier nicht ausgeſchrieben ſind, ſo las ich, nebſt Düntzer, irrthümlich: „Stolberg, Lavater und Conſorten."

* (34.) Annalen der Philoſophie und des philoſophiſchen Geiſtes.

Zum philoſophiſchen Geiſt ſchreibt dieſe Schenke ſich. Geiſt zwar
Dürft ihr nicht ſuchen, jedoch leidlichen Brandtwein und Bier.

[Goethe.]

Die Ueberſchrift bezeichnet das Journal von Ludwig Heinrich von Jacob, gegen welches auch Fenion Nr. 54 und Nr. 253 [1]) gerichtet ſind. Daſſelbe hatte eine abſprechende Kritik der Horen gebracht, deren Verfaſſer Profeſſor Mackenſon in Kiel war.

(35.) Reichsanzeiger.

(S. 252.)

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,
Abgeſchmackt wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

[Goethe.]

Im Almanach beginnt der Pentameter: „Geistreich, wie es hineinschallet" u. ſ. w.

---

[1]) J—b; und Nr. 253: A. d. Ph.

(36.) Schillers Almanach von 1796.

(S. 249.)

Du erhebſt uns erſt zu Idealen und ſtürzeſt
Gleich zur Natur uns zurück! glaubſt du wir danken dir das?

[Goethe.]

* (37.) Göſchen.

Einen Helden ſuchteſt du dir um deinen Charakter
Darzuſtellen, und fuhrſt in den Bedienten Johann.

[Goethe.]

Im Manuſcript ſtand zuerſt: „Um deine Geſinnung"; die Aenderung: „deinen Charakter" iſt von Goethe's eigner Hand.

Joachim Friedrich Göſchen, Buchhändler in Leipzig, geſtorben 1830, ſtand früher mit beiden Dichtern in guten Verhältniſſen. Schiller machte, als er von Mannheim nach Sachſen kam, durch Körner deſſen Bekanntſchaft; ſie wurden befreundet, und Göſchen verlegte die Thalia, den Carlos nebſt einigen anderen Werken. Auch Goethe's Schriften, acht Bände ſtark, erſchienen in den Jahren 1787 bis 1790 bei ihm. Inzwiſchen hatten ſich die angenehmen Beziehungen aber getrübt, und Göſchen wurde gleich anfangs durch Schiller „als Thümmel's Stallmeiſter" zur Xenienbuße verurtheilt. Er war nämlich der Verleger von „Thümmel's Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786" (1791), und hatte das

Buch mit großer Vorliebe ausgeſtattet. Auf der Vignette des erſten Theils ſieht man den Autor im Reiſewagen, ihm gegenüber ſitzt der Mops, und auf dem Bock thront ſein Bedienter Johann. Von dieſem heißt es im Texte: „Johann beſorgte von außen Alles, was nöthig war, ſeinen elenden Herrn weiter zu bringen, und er wäre mit dieſem unruhigen Geſchäfte mir auch nur läſtig an meiner Seite geweſen, ſo ein ehrlicher Kerl er auch ſeyn mag. Schon die heitere Miene, mit der er bald die Wolken, bald die Schafe, die uns begegneten, anlächelte, ſchickte ſich gar nicht in die Nachbarſchaft meines Ernſtes.“ Wahrſcheinlich hatten Goethe und Schiller in jenem Vignettenbilde, oder in dieſen Worten etwas gefunden, das ſie an Göſchen's Perſönlichkeit erinnerte, und es hatte ſich darauf ſchon vorher eine ſcherzhafte Anſpielung begründet, die ihnen beiden geläufig war, denn Goethe brauchte nach Schiller's urſprünglicher Aeußerung nur den Xenientitel „Johann“ zu nennen, ohne befürchten zu müſſen, daß der Freund ihn mißverſtehen könne.

Nun finden wir ein einzelnes Diſtichon, das Schiller dazwiſchen geſchrieben hat:

(38.) Gelehrte Societäten.

(X. 286.)

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in Corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus.

[Schiller.]

Anfangs hieß es im Text: „Jeder, ſteht er nur einzeln“ und: „Stehn ſie zuſammen, ſogleich“ u. ſ. w. Dann änderte Schiller: „Jeder, ſiehſt du ihn einzeln“, und: „Sind ſie beyſammen, ſogleich“ u. ſ. w. Die Lesart: „Sind ſie in Corpore, gleich“ hat Goethe eigenhändig hinzugefügt. [1])

Es folgen jetzt wieder vier Goethe'ſche Epigramme, die von deſſen Sekretair eingeſchrieben ſind:

(39.) Calender der Muſen und Grazien.

(X. 246.)

Muſen und Grazien oft habt ihr euch ſchrecklich verwirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht.

[Goethe.]

Der Pentameter lautete zuerſt: „Doch dem Pfaffen noch nie“, aber Goethe durchſtrich ſpäter das Wort und ſetzte „Pfarrer“ dafür.

* (40.) Reiſen ins ſüdliche Frankreich.

Wie es hinter dem Mieder beſchaffen und unter dem Röckchen,
Lehret, wißt ihr es nicht, zierlich der reiſende Freund.

[Goethe.]

---

[1]) Schiller nahm das Diſtichon in die Gedichte mit auf, und lautete die Ueberſchrift B. B., wurde aber in der zweiten Ausgabe (1804) durch G. G. verbeſſert.

* (41.) Die gefährlichen Verbindungen.

Warnung reitzet uns oft, ich seh' es, denn jegliche Schöne,
Lieſt und wünscht insgeheim sich der Verbindung Gefahr.

[Goethe.]

Beide Epigramme gehen auf Thümmel's Reiſe und schlieſſen sich an Xenien 37 an. Sie treffen die schlüpfrigen „Verbindungen" des Autors mit der kleinen Margot zu Caverac und mit dem frommen Clärchen zu Avignon, denen er besonders glühende Farben zu geben wuſte. Muthmaſslich wurden sie von der Xenienſammlung ausgeſchieden, als Goethe am 30. Juli 1796 schrieb:

„Ich wünschte, daſs alles wegbliebe, was in unſerm Kreiſe und unſern Verhältniſſen unangenehm wirken könnte; in der erſten Form forderte, trug, entſchuldigte eines das andere; jetzt wird jedes Gedicht nur aus freiem Vorſatz und Willen eingeſchaltet und wirkt auch nur einzeln für ſich."

* (42.) Mittelmäſsigkeit.

„Macht ihr euch Feinde zur Luſt?" Im litterariſchen Deutſchland
Giebt's nur Einen, er paſst in den Pentameter nicht.

[Goethe.]

Vielleicht auch noch mit Beziehung auf Thümmel. Die Xenienbichter ſagen: „Mittelmäßigkeit“ ſei der eigentliche Feind, gegen den ſie zu kämpfen hätten, und dies Wort ließe ſich im Pentameter nicht anbringen.

* * *

4.

Schiller an Fichte.

(Nach einem dreifachen Concepte.)

Jena, den 3. und 4. August 1795.

Es thut mir leid, mein lieber Freund, daß ich zu einem Streite über unſere Manier zwiſchen uns beiden Gelegenheit gegeben habe, der nie geendigt werden kann, und den ich nie hätte anfangen ſollen. Ein misverſtandenes Beſtreben nach Billigkeit verführte mich dazu, ich wollte bei Ausſchließung Ihres Aufſatzes von den Horen den Vorwurf der Willkür und Caprice vermeiden, und deshalb mein Verfahren motivieren; ich vergaß aber, daß eben das, was jenen Aufſatz von den Horen ausſchloß, allen meinen Gründen den Zugang zu Ihnen ſperren mußte. Ich hätte mir nämlich billig ſelbſt ſagen ſollen, daß eben, weil Sie ſo ſchreiben, und weil Sie von dieſer Schreibart ſo denken, weil Sie ein ſolches Individuum ſind, Ihnen durch keine Gründe, die mein Individuum zur Quelle haben, würde beizukommen ſeyn, denn der äſthetiſche Theil des Menſchen iſt das Reſultat ſeiner Natur, und durch Räſonnement laſſen ſich wohl ein-

Hier reiht ſich nun ein halber Folio-Bogen an, der ganz von Schiller mit Diſtichen beſchrieben iſt.

(43.) Nekrolog.

(K. 44.)

Unter allen die von mir berichten biſt du mir der Liebſte,
Wer ſich lieſet in dir, ließt dich zum Glücke nicht mehr.

[Schiller.]

Schiller's Ueberſchrift lautete: „Schlichtegroll"; die Abänderung iſt von Goethe's Hand. [1])

(44.) Nicolai.

(K. 218.)

Haſt du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutſchen,
Fritz Nicolai, ſehr viel haſt du dabey doch verdient.

[Schiller.]

[1]) Vergl. weiter unten Nr. 80.

(45.) Litteraturbriefe.

(E. 144.)

Auch Nicolai ſchrieb an dem trefflichen Werk? Ich wills glauben.
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem trefflichen Werk.

[Schiller.]

* (46.) Nicolai.

Zur Aufklärung der Deutſchen haſt du mit Leſſing und Moſes
Mitgewirkt, ja du haſt ihnen die Lichter geſchneutzt.

[Schiller.]

Bekanntlich hatte ſich Nicolai 1759 mit Leſſing und Moſes Mendelsſohn zur Herausgabe der „Briefe, die neueſte Litteratur betreffend“ verbunden, welche denn auch ſieben Jahre lang, in 24 Theilen im Verlage von Nicolai erſchienen.

* (47). Nicolai auf Reiſen. [1]

Schreiben wollt er und leer war der Kopf, da beſah er ſich Deutſchland,
Leer kam der Kopf zurück, aber das Buch war gefüllt.

[Schiller.]

[1]) Hierzu iſt das Xenion Nr. 189 „Philoſophiſche Querköpfe“ zu vergleichen.

* (48.) Abſchied von Nicolai.

Unerſchöpflich wie deine Plattheit iſt meine Satyre,
Doch für das laufende Jahr nimm mit dem Hundert vorlieb.

[Schiller.]

Man ſieht hieraus, wie feſt Schiller ſeinem ſprudelnden Humor vertraute, da er nicht zweifelte, die Salve gegen den Erzfeind Nicolai bis zu einer ſo enormen Zahl ſteigern zu können.

(49.) Vorſatz.

(S. 207.)

Den Philiſter verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle mein fröhlicher Vers, der nur das Gute verſchont.

[Schiller.]

Im Almanach: „Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt."

* (50.) E. v. B.

Alles ſchreibt, es ſchreibt der Knabe, der Greis, die Matrone,
Götter erſchafft ein Geſchlecht, welchem das ſchreibende ſchreibt.

[Schiller.]

Auf eine einzelne Person läßt sich dies Xenion nicht wohl beziehen, und ich lese die Ueberschrift: „Erholungen von Becker.“ [1]) Dieses Unterhaltungswerk begann mit dem Jahre 1796; es war damals nur der erste Band erschienen, welcher Beiträge von K. Fr. Kretschmann, Chr. A. Tiedge, Chr. F. Weiße, A. W. Schlegel, A. G. Meißner, J. Fr. Jünger, G. W. C. Starke, W. G. Becker und der Karschin brachte. Will man nicht etwa annehmen „das Kind“ sei nur ein Wortspiel mit Johann Friedrich Jünger (geboren 1759), so muß damit schon A. W. Schlegel (geboren 1767) gemeint sein, der eine Erzählung: „Morayzela, Sultanin von Granada“, [2]) geliefert hatte. Der Greis ist der brave Kreissteuereinnehmer Christian Felix Weiße (geboren 1726), von dem das Buch „Leid und Freude, eine Revolutionsscene in einem Schauspiele“ enthielt. Die Matrone wäre also Anna Luise Karschin (geboren 1722, gestorben 1791) aus deren Nachlaß eine Ode: „Sapho bei Erblickung des Lichts“ mitgetheilt wurde.

(51.) an ♀ † †.

(Tab. vet. 542.)

Du vereinigest jedes Talent, das den Autor vollendet,
O entschließe dich Freund, nichts als ein Leser zu seyn.

[Schiller.]

---

[1]) Vergl. Xenion Nr. 276: „Erholungen. Zweytes Stück.“

[2]) Dieser Beitrag ist in der literarischen Uebersicht, die Böcking von Schlegel's Werken in dem Verzeichniß von Schlegel's hinterl. Bibliothek gab, nicht mit aufgeführt. D. H.

Dies Epigramm, deſſen Beziehung auf Wilhelm von Humboldt ich nachgewieſen habe,[1]) iſt im Almanach zu den Votivtafeln geſtellt worden.

* (52.) Reichsländer.

Wo ich den deutſchen Körper zu ſuchen habe, das weiß ich,
Aber den deutſchen Geiſt, ſagt mir wo findet man den?

[Schiller.]

(53.) Deutschland.

(S. 95.)

Deutſchland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

[Schiller.]

Beide Diſtichen, wovon nur Nr. 53, unter der Aufſchrift: „Das deutſche Reich", einen Platz im Almanach erhielt, treffen die Idee einer Einigkeit Deutſchlands, welche ſchon damals zur begeiſterten Ausſprache kam. Namentlich war dieſe Idee neuerdings wieder durch N. Z. Becker erregt worden, als er ſeine Deutſche Nationalzeitung

[1]) Xenienkampf. I. S. 253. Nr. 542. — An ****. Musenalmanach S. 178.

ankündigte. [1]) Dieſe Ankündigung ſcheint den obigen Xenien ganz beſonders als Zielſcheibe gedient zu haben, denn es heißt darin ausdrücklich: „Die Abſonderung des deutſchen Volkes in eine Menge von Staaten, deren Verbindung „zu einem politiſchen Körper“ zu ſchlaff iſt, unterdrücke die wahre Vaterlandsliebe und rufe unedle Gefühle hervor.“

(54.) Rhein.

(I. 97.)

Treu wie dem Schweitzer gebührt bewach ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

[Schiller.]

Eine frühere Lesart im Manuſcript lautet: „Aber der Gallier hüpft über den Rücken mir weg.“

* (55.) Donau.

Gegen den Aufgang ſtröm ich, der Freyheit, der Muſen Gefilde
Laß ich hinter mir lang, eh der Euxin mich noch trinkt.

[Schiller.]

---

[1]) S. die Anmerkung zu Nr. 25.

Der Sinn ist leicht verständlich: „Lange, bevor mein Strom das schwarze Meer (Pontus Euxinus) erreicht, geht er schon durch Länder, wo man weder der Freiheit, noch den Künsten huldigt!“

* (56.) Rhein und Donau.

Warum vereint man zwey Liebende nicht? Euch verhießen aus unserm
Torus die Götter schon längst einen unsterblichen Sohn.

[Schiller.]

Schon Karl der Große hatte den Plan entworfen, durch einen Kanal den Rhein mit der Donau, und also den atlantischen Ocean mit dem schwarzen Meere zu vereinigen. Schiller meint: aus dem Bündniß beider Ströme müßten für Deutschland die segensreichsten Folgen entstehen. König Ludwig von Baiern hat in neuerer Zeit das großartige Werk zur Ausführung gebracht.

(57.) Rhein bey Coblenz.

(I. 98.)

Schon so lang umarm ich die Lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung erfreut.

[Schiller.]

(58.) Mayn.

(S. 101.)

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröſtet erblick ich
Seit Jahrhunderten her ſtets noch das alte Geſchlecht.

[Schiller.]

Im Almanach: „Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht."

(59.) Spree.

(S. 104.)

Sprache gab mir einſt Ramler und Stoff mein Ceſar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

[Schiller.]

(60.) Der anonyme Fluß.

(S. 112.)

Faſtenſpeiſen dem Tiſch des frommen Biſchofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

[Schiller.]

(61.) Die geiſtlichen Flüße.

(X. 110.)

Unſer einer hat's halter gut in geiſtlicher Herren
Landen, ihr Joch iſt ſanft und ihre Laſten ſind leicht.

[Schiller.]

Dies Xenion ging gleichlautend in den Almanach über, nur wurde beidemale das Epitheton „geiſtlich" durch Sternchen erſetzt, und das Wort „Landen" in „Länder" umgewandelt.

(62.) Pleisse.

(X. 104.)

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bächlein, es ſchöpften zu durſtig
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.

[Schiller.]

* (63.) Weser und Elbe.

Von der Sonne fliehen wir weg, die Grazien ſcheuen
Unſre Ufer, von Thors krächzenden Stimmen geſchreckt.

[Schiller.]

Klopstock und dessen Schule, die ihre Bardiete und Oden mit den wilden Göttergestalten des nordischen Mythos ausstatteten.

Für „krächzenden" hatte Schiller zuerst „lärmenden geschrieben.

(64.) Ilm.

(T. 103.)

Meine Ufer sind arm, doch hörte die leisere Welle,
Führte der Strom sie vorbey manches unsterbliche Lied.

[Schiller.]

Jetzt heißt es statt „hörte" — „hört", und statt „führte" — „führt."

(65.) Salzach.

(T. 111.)

Aus Juvaviens Bergen ström ich das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salz sehr gebricht.

[Schiller.]

Für „Erzstift" stand vorher „Hochstift." Im Almanach S. 226: „an Salze gebricht."

Zwischen diesem und dem folgenden Xenion, welches die

zelne Vorſtellungsarten ändern, aber nie die Natur umkehren. Wären wir blos in Principien getheilt, ſo hätte ich Vertrauen genug zu unſerer beiderſeitigen Wahrheitsliebe und Capacität, um zu hoffen, daß der eine den andern endlich auf ſeine Seite neigen würde; aber wir empfinden verſchieden, wir ſind verſchiedene, höchſt verſchiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rath. Die einzige Art, wie wir uns hier mit einander vereinigen können, iſt dieſe, daß wir gemeinſchaftlich die Maxime der geſunden Vernunft adoptiren, welche lehrt, daß man Dinge, welche man einander nicht gleich ſetzen kann, einander auch nicht entgegenſetzen müße

Freilich muß ſich auch über Würdigung der Naturen und über den äſthetiſchen Theil des Menſchen etwas beſtimmen laſſen können, aber nach Ihren eigenen Grundſätzen, wenigſtens vor der Hand, nicht nach Vernunftprincipien. Sie geſtehen dies ſelbſt einmal in Ihrem Aufſatze, und Ihre wiederholten Appelle an fremde Urtheile in unſerer gegenwärtigen Streitigkeit beweiſen, daß Sie in dieſem Gebiet nicht von der Vernunft, ſondern von dem Gefühl und der Totalität des Individuums die Entſcheidung erwarten. Ich bin hierin vollkommen Ihrer Meinung, aber eben darum werden Sie mir verſtatten, daß ich in der

Flüsse schließen sollte, hat Schiller im Manuscript für den Abschreiber folgende Anmerkung gemacht:

(„Hier muß noch zu 10 Distichen Platz [1]) offen bleiben.“)

(66.) Les fleuves indiscrets.

(S. 113.)

Jetzt kein Wort mehr ihr Flüße. Man siehts, ihr wißt euch
so wenig
Zu bescheiden als einst Diderots Steine gethan.

[Schiller.]

Später wurde im Pentameter „Schätzchen“ für „Steine“ gesetzt. Die frühere Lesart war eine wiederholte Beziehung auf Diderot's „Bijoux indiscrets.“ [2])

So weit war man mit der Xeniendichtung, als Goethe sich zur Abreise von Jena anschickte. Er wollte die bunten Stachelverse, welche während seines Aufenthaltes bei Schiller zur Welt gekommen, nach Weimar mitnehmen, um sie dort gleichmäßig abschreiben zu lassen. Bevor er den Wagen bestieg, schickte ihm Schiller das Manuscript, so weit wir es

[1]) Hier hinter stand „gelassen“, welches Wort aber von Schiller wieder ausgestrichen wurde. D. H.

[2]) Vergl. d. Anmerkung zu Xenion Nr. 113: „Les fleuves indiscrets.“

bisher kennen gelernt haben, und schrieb nachstehendes Billetchen dazu:

„Hier folgen vier Almanache und sechs und sechszig Xenien. Ehe Sie Weimar erreichen, werden, mit denen, die Sie schon fertig haben, noch an achtzig daraus werden. Reisen Sie glücklich, unsere guten Wünsche sind mit Ihnen.“ [1])

Ganz kurz darauf am 18. Januar 1796, ging wieder ein neues Epigramm von Schiller, zur Vervollständigung der „Flüße“ gehörend, an Goethe ab. Dasselbe steht nicht im ursprünglichen Xenienheft, sondern findet sich im Briefwechsel der beiden Dichter, Theil II. S. 2:

(67.) Die Gesundbrunnen zu N. N.

Seltsames Land! Hier haben die Bäche Geschmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

[Schiller.]

Eine Reminiscenz aus dem Jahre 1791, wo Schiller in Karlsbad war, um dort den Brunnen zu trinken. Wir besitzen eine hübsche Zeichnung von ihm aus jener Zeit, die wir seinem Freunde, dem Maler Johann Christian Rein-

[1]) Das Billet Nr. 147 im zweiten Theil des Briefwechsels. Es steht am falschen Orte, da es zwischen Nr. 139 und Nr. 140 hingehört.

hardt (geboren 1761, gestorben in Rom 1847) zu danken haben. Der Dichter mit leichtem Sommerrock und breitkrämpigem Hute angethan, sitzt quer auf einem Esel, behaglich sein Pfeifchen rauchend.[1])

Uebrigens schreibt Schiller, den 12. Juni 1795, an Goethe: „Der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lange er getrunken wird."

Die Xenien, welche Goethe beim Abschied von Jena „schon fertig" hatte, und die er dann eigenhändig in das angefangene Heft eintrug, sind folgende:

(68.) Frankreich.

(X. 309.)

Wahrheit sag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

[Goethe.]

Schon dadurch, daß der Capellmeister Reichardt sein Journal „Frankreich" zu einem preisenden Organ der Revolution machte, hatte er Goethe's Gunst verscherzt. Das obige Xenion, welches später die Aufschrift „Das Motto" empfing, war bereits verfaßt, ehe man noch von den persönlichen Angriffen des Herausgebers Kenntniß genommen. Es gehörte eigentlich zu der Zeitschriftenrevue, welche Goethe allmälig zu

[1]) S. Illustrirte Zeitung. Leipzig. 1848. Nr. 280.

vervollständigen suchte, indem er die Xenien Nr. 25. National-Zeitung in der Ankündigung, Nr. 32. Dyk und seine Gesellen, Nr. 34. Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes, Nr. 35. Reichsanzeiger und Nr. 68. nachtrug.

* (69.) An die Herren A. B. C.

Kriechender Epheu du rankest empor an Felsen und Bäumen,
Faulen Stämmen; du rankst, kriechender Epheu, empor.

[Goethe.]

Der Buchstabe B. und der Inhalt des Xenions erinnern sehr an Böttiger.[1])

(70.) An die Xenien.

(X. 42.)

Laufet hin ihr lustigen Füchse mit brennenden Schwänzen
Und verderbet der Herrn reife, papierene Saat.

[Goethe.]

Bei Nr. 17. haben wir Schiller's ursprüngliche Fassung dieses Epigramms kennen gelernt. Nun finden wir die Form,

[1]) Vergl. die Anmerkung zu Nr. 27. An die Herren H. J. L.

welche ihm Goethe gab und die Schiller dadurch legitimirte, daß er die seinige im Manuscripte durchstrich. Endlich wurde das Xenion „Feindlicher Einfall" betitelt, und im Almanach lautet der Hexameter: „Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen".

* (71.) Bürger.

Zu den Todten immer das Beste, so sey dir auch Minos,
Lieber Bürger, gelind, wie du es selber dir warst.

[Goethe.]

Der Sinn des Epigrammes mahnt an eine Randbemerkung zu Schiller's Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, wo es von der bekannten Recension der Bürger'schen Gedichte heißt: „Jene Rüge konnte blos einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigene Kultur jenes seltene Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und mußte man unter den höchsten Maßstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben sobald es ernstlich wollte, genug zu thun."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

(72.) Der Teleolog.

(T. 13.)

Welche Verehrung verdient der Weltenſchöpfer der, gnädig,
Als er den Korkbaum erſchuf, gleich auch die Stöpſel erfand.

[Goethe.]

Dies und die nächſten beiden Epigramme, welche auch im Almanach dieſelbe Reihenfolge bilden, ſind eine Xenientrilogie gegen Fritz Stolberg, und es ergiebt ſich nun, daß Düntzer mit Recht die Ausſage der Frau von Schiller bezweifelte, die ihren Gatten für den Verfaſſer des obigen Sinngedichts erklärt hat.

(73.) Der Antiquar.

(T. 16.)

Was ein chriſtliches Auge nur ſieht erblickt ich im Marmor:
Zeuvs und ſein ganzes Geſchlecht grämt ſich und fürchtet den Tod.

[Goethe.]

(74.) Der Kenner.

(S. 27.)

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt ich entbehren;
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich.

[Goethe.]

Düntzer hat zuerst nachgewiesen, daß alle frühern Erklärer im Irrthum waren, wenn sie das Xenion auf Racknitz und dessen „Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker" deuteten. Es geht, gleich dem vorigen Epigramm, auf Friedrich Stolberg's „Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien", Königsberg, 1791. 4 Theile, worin sich folgende Stelle findet: „In der Apotheke von Loretto, einem Eigenthum der santa casa, werden 330 Vasen von Fayence gezeigt, deren Malerei von Giulio Romano und Rafaellino della Villa ist, nach Handzeichnungen des großen Rafael. Auch in diesen irdenen Geschirren ist Rafael's Geist unverkennbar. Mögen immer des Alterthums ausschließende Bewunderer von griechischen Vasen reden, ich würde eine ganze Sammlung, wenn ich sie besäße, gern für eine dieser rafaelischen Vasen hingeben."

Am 20. Januar berichtete Goethe:

„Die Epigramme sind noch nicht abgeschrieben, auch fürchte ich, Sie werden mir so vorauslaufen, daß ich Sie nicht einholen kann. Die nächsten vierzehn Tage seh' ich wie schon verschwunden an."

Gleich darauf, am 22. Januar, schreibt Schiller dem Freunde: „Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie nur gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen. Ich zweifle deßwegen, ob ich, bei meinem Müssiggange, Ihnen soweit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größern Sachen entschließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer seyn, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor."

Dem Briefe waren, wie ich mit Sicherheit vermuthe, folgende Xenien beigefügt, die von Schiller selbst in das angefangene Heft eingetragen sind:

(75.) Vornjias.

(S. 266.)

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte Freund, währt mir dein Heldengedicht.

[Schiller.]

(76.) Taßos Jerusalem von Manso.

(E. 34.)

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

[Schiller.]

(77.) Campe der Uebersetzer.

(E. 132.)

Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

[Schiller.]

Die Ueberschrift lautet jetzt: Der Purist, und im Hexameter heißt es: „von fremden Wörtern" statt von „gallischen Wörtern".

(78.) Für Töchter edler Herkunft.

(E. 12.)

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sie befördert zu sehn.

[Schiller.]

(79.) Pantheon der Deutſchen.

(T. 267.)

Deutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt,
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

[Schiller.]

(80.) Schlichtegroll der Todtengräber.

(T. 44.)

Weislich haſt du den Kiel mit einer Spade vertauſchet,
Wer ſich lieſet in dir, ließt ſich zum Glücke nicht mehr.

[Schiller.]

Wir haben bereits unter Nr. 43 die urſprüngliche Lesart des Diſtichons gefunden; Schiller ließ davon nur den Pentameter ſtehn, und fügte einen ganz neuen Hexameter hinzu. Weil man ſich jedoch ſpäter entſchloß, die erſte Form beizubehalten, ſo wurde das obige Xenion im Manuſcript durchſtrichen.

(81.) Philosophische Annalen.

(T. 253.)

Vierzig Eſelein ziehen den Bettlerkarren durch Deutſchland,
Den auf ſchmutzigem Beck Jakob der Kutſcher regiert.

[Schiller.]

Wahl eines ſolchen äſthetiſchen Mittelmannes gleicher Weiſe meine Empfindung zum Führer nehme.

Ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutſchen Publicum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühſamen und hartnäckigen Kriſe endlich mit ſich einig geworden iſt, ſein Anſehen reſpectiren ſollte. Es gibt nichts roheres, als den Geſchmack des jetzigen deutſchen Publicums, und an der Veränderung dieſes elenden Geſchmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, iſt der ernſtliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falſch gewählt waren, ſondern weil das Publicum eine zu frivole Angelegenheit aus ſeiner Lectüre zu machen gewohnt iſt, und in äſthetiſcher Rückſicht zu tief geſunken iſt, um ſo leicht wieder aufgerichtet werden zu können.

Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in jetzigen Zeiten, die unbegreifliche Inconſequenz, welche das ganz Elende auf demſelben Schauplatze, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftloſigkeit auf der andern Seite, erwecken mir, ich geſtehe es, einen ſolchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urtheil

Im Almanach lesen wir: „Woche für Woche ziehet der Bettlerkarren" u. s. w. Mit den „vierzig Eselein" sind wohl Jakobs Mitarbeiter gemeint.[1]) Ich habe das Epigramm im ersten Theil des Xenienkampfes irrthümlich Goethe'n zugeschrieben, weil ich glaubte, es gehöre zum Turnus der Goethe'schen Ur-Xenien, welche ihren Stachel gegen Zeitschriften richteten.[2])

Am Fuß des Briefes, der diese Xeniensendung begleitete, schrieb Schiller noch zwei Distichen hinzu,[3]) die ihm vielleicht erst während des Correspondirens eingefallen waren:

(82.) An einen gewissen moralischen Dichter.

(X. 11.)

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch was wollt ich
Eben vergessen und kam, ach wie gereut mich's! zu dir.

[Schiller.]

* (83.) Der Kantianer.

Sollte Kantische Worte der hohle Schädel nicht fassen?
Hast du in hohler Nuß nicht auch Devisen gesehn?

[Schiller.]

---

[1]) Vergl. die Anmerkung zu Nr. 34.
[2]) S. oben Nr. 1—12.
[3]) Briefwechsel II. S. 7.

Goethe erwiederte am 23. Januar:

„— In den letzten Epigrammen die Sie mir senden, ist ein herrlicher Humor, und ich werde sie deßhalb alle abschreiben lassen; was am Ende nicht in der Gesellschaft bleiben kann, wird sich wie ein fremder Körper schon separiren." — Wirklich sind diese Xenien sämmtlich in den Almanach aufgenommen worden, nur daß man bei Nr. 80 die anfängliche Fassung restituirte und daß Nr. 83 wegblieb.

Da der Darmstädter Hof zum Besuch nach Weimar kam, so hatte Goethe mit Cour, Diner, Concert, Souper und Opernproben vollauf zu thun; außerdem beschäftigte ihn das achte Buch von Wilhelm Meister. Schiller schickte ihm unterm 24. Januar einige Xenien, „daß die Observanz nicht verletzt" wurde.

Aber auch Goethe war, trotz der unendlichen Zerstreuungen, nicht müßig im Weinberg der Satyre.

Das letzte Blatt dieses Xenienheftes bringt uns noch zwei Distichen Goethe's, die er merkwürdigerweise auch auf die Rückseite seines Briefes an Schiller, vom 10. October 1795, eigenhändig hingeschrieben hat. Zu jener Zeit war an die Epigrammendichtung noch nicht zu denken; der Brief mochte also wohl durch einen Zufall an ihn zurückgelangt sein, und er notirte rasch die beiden Xenien darauf, während sie ihm einkamen. Dieses Umstandes erinnerte sich Goethe gewiß, als er lange Jahre nachher den Briefwechsel redigirte, darum ließ er die beiden Sinngedichte nicht abdrucken, obwohl andere Xenien, welche den Briefen angehängt waren, nun auch mitgetheilt wurden.[1]) Die beiden Epigramme lauten:

---

[1]) S. Nr. 67. Nr. 82. und Nr. 83.

(84.) Triumph der Schule.

(T. 164.)

Welch ein erhabner Gedanke! uns lehrt der unsterbliche Meister
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

[Goethe.]

Im Manuscript stand im Pentameter „zu spalten den Strahl" u. s. w.

* (85.) Zweifel des Beobachters.

Das ist ein pfäffischer Einfall! Denn lange spaltet die Kirche
Ihren Gott sich in drey wie ihr in sieben das Licht.

[Goethe.]

Nr. 85 wurde, aus leicht begreiflichen Ursachen nicht in den Almanach aufgenommen, doch Nr. 84 eröffnet dort den Kreis derjenigen Xenien, die sich auf Optik und Farbenlehre beziehen.[1]) Goethe muß sie aber auf einem andern Blatte fortgesetzt haben, so daß ich leider nicht im Stande bin, sie noch ferner aus der Urschrift nachzuweisen. Die neuentstandenen Kinder seines Humors überreichte er, nebst allerlei

[1]) S. Xenien 164—175.

literarischen Epigrammen, am 27. Januar seinem Freunde Schiller und legte ihnen folgende Zeilen bei:

„Mit der ganzen Sammlung unserer kleinen Gedichte bin ich noch nicht zu Stande; hier kommt einstweilen mein Beitrag von dieser Woche. Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über, und dann ist es eine herrliche Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinaus zu spielen, wo dann einer oder der andere gewiß Feuer fängt, der sonst die Sache hätte vor sich vorbeistreichen lassen."

Hierauf antwortete Schiller:[1]) „Sie haben mich mit dem reichen Vorrath von Xenien, den Sie geschickt haben, recht angenehm überrascht. Die den Newton betreffen, werden Sie zwar auch durch den Stoff kenntlich machen, aber bei dieser gelehrten Streitsache, die niemand Lebenden betrifft, hat dieses auch nichts zu sagen. Die angestrichenen haben uns am meisten erfreut. Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Journal Deutschland, welches Unger edirt, wo er sich über die Unterhaltungen[2]) und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat." Schließlich sagt Schiller: „Hier wieder einige Pfähle

[1]) Im Briefwechsel steht dies Schreiben, Nr. 142, am falschen Ort; es ist die Antwort auf Nr. 146, und Goethe's Brief Nr. 148 muß unmittelbar darauf folgen.

[2]) Der Ausgewanderten.

in's Fleisch unserer Collegen. Wählen Sie darunter was Ihnen ansteht."

Am 30. Januar schreibt Goethe zurück:

„Aus Ihrem Briefe seh' ich erst, daß die Monatsschriften Deutschland und Frankreich Einen Verfasser haben. Hat er sich emancipiret so soll er dagegen mit Karneval-Gips-Dragéen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen,[1]) weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drey brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch, giebt es Gott, anlangen werden."

Tags darauf, den 31. Januar, versichert Schiller nochmals, daß Reichardt auch Herausgeber des Journals Deutschland sei, und fährt dann fort: „Für unsere Xenien haben sich indessen allerlei Ideen, die aber noch nicht ganz reif sind, bei mir entwickelt. Ich denke auch, daß, wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freyer ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Pa-

[1]) Die politische Gesinnung; s. oben Nr. 68. Frankreich.

rodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; eben so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hierin unsere Arbeiten in einander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen."

Sämmtliche neue Xenienpläne, so kühn sie auch sein mochten, wurden ausgeführt. Leider hat er das Gericht über die Freier, aus bloßen Formrücksichten, weil es sich an's Ganze nicht recht anschließen wollte, im Juni wieder verworfen; nur das Xenion Nr. 414:

An die Freyer.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freyer lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu den Ringen der Platz.

ist davon übrig geblieben. Die Todtenerscheinungen in der Unterwelt sind die Xenien Nr. 332 bis Nr. 370, woran sich dann die Comödie in Epigrammen, oder eigentich eine Doppelkomödie anschließt, nämlich „die Philosophen" Xenion Nr. 371 bis Nr. 389,[1]) und „Shakespeare" die Xenien Nr. 390 bis Nr. 413.

Inzwischen hatten denn die flotten Distichen auch ein

[1]) Die Xenien Nr. 371 bis Nr. 389 hat Schiller in seine Gedichte aufgenommen.

neues glattes Gewand erlangt. Goethe meldet am 4. Februar:

„Die erste Abschrift der Xenien ist endlich fertig geworden, und ich schicke sie sogleich, um so mehr, da ich vor dem 14ten dieses nicht nach Jena kommen kann. Sie sehen zusammen schon ganz lustig aus; nur wird es gut seyn, wenn wieder einmal eine poetische Ader durch die Sammlung durchfließt. Meine letzten sind, wie Sie finden werden, ganz prosaisch, welches, da ihnen keine Anschauung zum Grunde liegt, bei meiner Art wohl nicht anders seyn kann."

Die Epigramme, welche den Brief begleiteten, bilden im Almanach die Xenienreihe Nr. 208 bis Nr. 229, nur die Xenien Nr. 209 und 218 waren schon früher gedichtet. [1])

In Schiller's Erwiederung vom nächsten Tage heißt es: „Die Sammlung wächst uns unter den Händen, daß es eine Lust ist. Es hat mich gefreut, auch mehrere politische unter den neuen anzutreffen, denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten. Sie finden vierzig bis zwei und vierzig neue von mir; gegen achtzig andere, die zusammen gehören, und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig sind, behalte ich noch zurück. Reichardt ist gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte."

---

[1]) S. oben Nr. 68 und Nr. 44.

Man sieht, Schiller überließ den Einzelkampf gegen Reichardt vollständig an Goethe, welcher auch nicht säumte, den Componisten seiner Lieder in X. Nr. 145 bis Nr. 147 zu geißeln. Schiller selbst gefiel sich mehr, mitten im bunten Massengefecht; die achtzig zusammen gehörigen Epigramme, die er noch nicht ganz fertig hatte, sind die Xenien Nr. 332 bis Nr. 413, und die vierzig anderen, die dem Briefe beilagen, richteten ihre Pfeile wohl auch gegen allerhand literarisches Volk. Zwei Tage später, am 7. Februar, sendet er dem Kampfgenossen wieder „einige Dutzend neue Xenien, die heut und gestern in Einem Raptus entstanden."

Ich glaube diese Epigramme aus dem Manuscript mittheilen zu können, denn das zweite Heft des Xenienmanuscriptes enthält ein und dreißig Schiller'sche Distichen. Sein Abschreiber hat dieselben nett und sauber eingetragen; nur die letzten fünf sind von des Dichters eigner Hand hinzugefügt:

(86.) Die Kunst zu lieben von Manso.

(Z. 35.)

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan.

[Schiller.]

Die Worte in der Ueberschrift „von Manso" hat Schiller eigenhändig beigesetzt.

(87.) An den Lobredner Manſos.

(X. 42.)

Meynſt du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leyheſt?
Er bleibt klein wie zuvor, du haſt den Höcker davon.

[Schiller.]

Jeniſch und die folgenden Ausleger bezogen das Epigramm auf Jean Paul, weil derſelbe in Xenien Nr. 41 genannt iſt. Aber ich habe bereits dies als Irrthum bezeichnet, [1]) und nun wird durch Schiller's Ueberſchrift jeder Zweifel entfernt; im Almanach hat dies Xenion den Titel: „An den Lobredner."

(88.) Manſoiſche Reimerey.

(X. 40.)

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein Caput mortuum iſt.

[Schiller.]

Im Almanach mit der Ueberſchrift: „Prosaische Reimer."

---

[1]) S. Xenienkampf. Theil I. S. 66.

* (89.) Auf zwey Sudler, die einander loben.

Nicht ſo, nicht ſo ihr Herrn. Wollt ihr einander zu Ehren
Bringen, muß vor der Welt einer den andern verſchreyn.

[Schiller.]

Dies Xenion ſteht in Verbindung mit Nr. 87, und geht auf einen Recenſenten in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, [1]) der Manſo's „Kunſt zu lieben“ ganz beſonders herausgeſtrichen hatte: etwa Friedrich Jacobs?

(90.) Allgemeine deutſche Bibliothek.

(F. 234.)

Zehnmal geleſne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Bley ſtumpfer und bleyerner Witz!

[Schiller.]

Im erſten Theile des Xenienkampfes glaubte ich, aus demſelben Grunde wie bei Nr. 81, Goethe für den Autor dieſes Xenions halten zu müſſen.

---

[1]) Band 53. St. 2. S. 296—335.

nennt, daß es mir — vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster machte, — daß ich mich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publicum zu schreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publicum zu schreiben. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeynt und geliebkoset wird, folge ich blos dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie Versuchung gefühlt habe, eine Schule zu gründen, oder Jünger um mich her zu versammeln, so hat diese Verfahrungsart (die einzige, welche ich, im Vorbeigehen gesagt, einem Philosophen anständig finde) keine Ueberwindung gekostet. Bei dieser Stimmung meines Gemüths muß es mir freilich sonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publicums machen und nicht machen, gesprochen wird. Hätten Sie die letztern mit der Aufmerksamkeit gelesen, welche von dem partheylosen Wahrheitsforscher zu erwarten war, so würden Sie ohne meine Erinnerung wissen, daß eine directe Opposition gegen den Zeitcharakter den Geist derselben ausmacht und daß jede andere Aufnahme, als die, welche sie erfahren, einen sehr

* (91.) Die kritischen Wölfe.

Wenn sie von Menschenwitterung gelockt, dich hungernd umheulen,
Wandrer, schlage du nur Feuer, sie laufen davon.

[Schiller.]

Der Hexameter begann zuerst: „Wenn sie, vom Pferdegeruch gelockt" u. s. w., die Abänderung hat Goethe eigenhändig darübergesetzt.

* (92.) Die Dylische Sippschaft.

Weil ihr in Haufen euch stellt, so glaubt ihr mehr zu vermögen?
Desto schlimmer jemehr Bettler je fauler die Luft.

[Schiller.]

Die Kritiker in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche bei Dyk erschien. [1])

[1]) Vergl. das Lexion Nr. 69.

(93). Profeßor Meiners in Göttingen.

(S. 283.)

Weil du doch alles beſchreibſt, ſo beſchreib uns zu gutem Beſchluße
Auch die Maſchine noch, Freund, die dich ſo fertig bedient.

[Schiller.]

Da das Xenion im Almanach nur die Ueberſchrift „M†††" trug, ſo ſchwankten die Commentatoren zwiſchen Auguſt Gottlieb Meißner und Chriſtoph Meiners. Ich entſchied mich für den Letzteren, doch Düntzer wollte dieſe Deutung nicht gelten laſſen, und ich muß erwarten, ob er ſie nun vielleicht anerkennt.

(94.) Wer es haben will.

(S. 140.)

Nimms nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird. Verlangſt du
Das Vergnügen umſonſt, daß man den Nachbar vexirt?

[Schiller.]

Anfangs wurde das Diſtichon, wie es ſcheint, ganz allgemein hingeſtellt, doch ſpäter wendete man es auf Campe und deſſen Nachbar Eſchenburg an.

* (95.) Alte Jungfern und Manſo.

Niemand wollte ſie freyn, ihn niemand leſen, ſo ſey denn
Jede Ehe verwünſcht, jedes geleſene Werk!

[Schiller.]

* (96.) Uebergang.

Aber wie bin ich es müde durch lauter Fratzen und Larven
Mich zu drängen, o führt Verſe zu Menſchen mich hin.

[Schiller.]

Die Ueberſchrift des Xenions fehlte im Manuſcript, und Goethe hat ſie nachträglich beigefügt. Man ſieht dieſem Hefte an, daß es durch ſeine Hände gegangen iſt, als er am 26ſten Juli dem Freunde ſchrieb:

„Könnten Sie mir nicht, wie Sie beim Almanach vorwärts rücken, das Manuſcript herüberſchicken; ich habe in den Xenien manche Stellen verändert, auch hier und da Ueberſchriften gefunden, vielleicht wäre etwas davon zu gebrauchen.“

Schiller hat dies und die nächſten drei Diſtichen wohl eingeſchaltet, weil Goethe kurz vorher den Wunſch geäußert: es möchte wieder einmal „eine poetiſche Ader“ durch die Sammlung fließen.

* (97.) Charlotte.

Hunderte denken an sich bey diesem Nahmen, er gilt nur
Einer, auf diesem Papiere findet sie, sucht sie ihn nicht.

[Schiller.]

Die Deutung auf Charlotte Schiller würde freilich am nächsten liegen, wenn nicht der Zusatz, daß sie ihren Namen hier weder suche noch finde, einigermaßen dagegen streiten möchte.

* (98.) An XXX.

Ja ich liebte dich einst, dich wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.

[Schiller.]

Dies Distichon ist im Manuscript so sorgsam ausgestrichen, als hätte man es mit Absicht unleserlich machen wollen. Dasselbe gehört unmittelbar zu dem vorhergehenden, und belehrt uns genugsam, daß hier nicht an Schiller's Gattin zu denken sei. Der Name Charlotte war von innerlichster Bedeutung im Leben beider Freunde, denn Goethe hatte Charlotte von Stein, Schiller Charlotte von Kalb geliebt. Beide vorübergegangene Verhältnisse kannte man in Weimar sehr genau, und unser Dichter wollte viel-

leicht dem räthſelſüchtigen Publikum eine recht harte Nuß zum Knacken hinwerfen.

* (99.) An meine Freunde.

Heilig wäre mir nichts? Ihr habt mein Leben begleitet
Freunde und wißt es, was mir ewig das heiligſte bleibt.

[Schiller.]

Es hieß am Schluß: „das heiligſte iſt", doch Goethe ſetzte „bleibt" dafür.

(100.) An Heroſtratus.

(S. 158.)

Nein du erbitteſt mich nicht. Du hörteſt dich gerne verſpottet,
Hörteſt du dich nur genannt — darum vergeß ich dich Freund.

[Schiller.]

Heroſtratus, ein Bürger von Epheſus. Die Sucht, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, hatte ihm den wahnſinnigen Plan eingegeben, Diana's prachtvollen Tempel in Brand zu ſtecken. Er büßte die That mit dem Tode, und die Volksverſammlung der Jonier ſetzte feſt, ſein Name ſolle einer

ewigen Vergeſſenheit übergeben werden. Doch gerade dieſe Verordnung mußte dazu beitragen daß Heroſtrats Andenken bewahrt blieb.

Im Almanach ſteht: „darum verſchon ich dich" und lautet die Ueberſchrift: „An ***." Ich habe das Xenion auf Böttiger gedeutet, es aber irrthümlich Goethen zugeſchrieben.

(101.) An XXX.

(X. 134.)

Gerne plagt ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen,
Du biſt zum Ernſt mir zu leicht, biſt für den Scherz mir zu ſchwer.

[Schiller.]

Im Almanach: „An **." Statt „zu ſchwer" heißt es hier: „zu plump." Düntzer proteſtirte dagegen, daß ich dies Epigramm auf Thümmel bezog, und ich muß nun wirklich jene Deutung widerrufen, denn wir haben die Xenien, welche ihm gewidmet waren, unter Nr. 40 und Nr. 41 kennen gelernt.

* (102.) An einen Quidam.

Arg genug hab ichs gemacht, ich habe niemand geſchonet,
Aber ich ſchonte doch dich, hab ich nicht viele geſchont?

[Schiller.]

Sowohl der Sinn als die Beziehung des Xenions ſind ſchwer zu finden. Es ſcheint an einen Kritiker gerichtet, der „Viele“ zu loben pflegte, die nun mit ihm geſchont wurden. Sollte vielleicht der Hofrath Schütz gemeint ſein? — Die Lesart „viele“ iſt von Goethe eingeſchaltet; Schiller ſchrieb zuerſt: „hab ich nicht alle geſchont?“

(103.) An Herrn Leonhard XXX.

(T. 266.)

Deinen Nahmen lieſt man auf zwanzig Schriften, und dennoch
Iſt es dein Nahme nur, Freund, den man in allen vermißt.

[Schiller.]

Im Almanach mit der Ueberſchrift: „Herr Leonhard M***“, lautet der Text: „Deinen Nahmen les' ich auf zwanzig Schriften.“[1]) Schiller hat der Ueberſchrift, wohl nur für Goethe, den vollen Namen „Meiſter“, von Klammern umſchloſſen, beigefügt.

[1]) Durch einen Druckfehler ſteht im erſten Theil des Xenienkampfes S. 145: „auf hundert“ Schriften.

(104.) Die Hörſäle in G†††.

(S. 209.)

Prinzen und Grafen ſind hier von den übrigen Hörern geſchieden,
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier.

[Schiller.]

Dies Xenion iſt im Almanach nur: „Hörsäle auf gewissen Universitäten" betitelt, und ſteht hier „geſondert" ſtatt „geſchieden." Der Verfaſſer der Trogalien war im Unrecht, als er es auf Platner's Lehrſaal bezog. Uebrigens findet ſich dies Epigramm im Manuſcript durchſtrichen; man ſcheint alſo die Abſicht gehabt zu haben, es fortzulaſſen, weil dieſelbe Unſitte auch in Jena herrſchte, und weil deshalb jeder Leſer ſich ſagen mußte: den Sack ſchlägt man und den Eſel meint man.

* (105.) Der Heinſiſche Arioſt.

Wohl, Arioſto, biſt du ein wahrhaft unſterblicher Dichter,
Denn da du hier nicht ſtarbſt, ſtirbſt du, du Göttlicher nie.

[Schiller.]

Von Wilhelm Heinſe [1]) erſchien: „Arioſto's raſender Roland. Aus dem Italieniſchen in Proſa überſetzt. Hannover 1782—1785," 4 Theile. Es war ein ſehr verunglücktes Werk, daß Heinſe, mit ſeinem ſonſt ſo feinen Gefühl für alles Muſikaliſche, den Arioſt aus ſeiner Heimath nach Deutſchland hinüberwandern ließ und ihn dabei der prächtigen Muſik ſeiner Sprache, des Verſes und Reimes, entkleidet hatte. Dennoch forderte er in der Vorrede von den deutſchen Landsleuten, ſie ſollten aus dieſer abgeblaßten proſaiſchen Nachbildung begreifen lernen: „wie die herrlichſten Menſchen ſeit einigen Jahrhunderten von Arioſto's Gedichten bezaubert worden wären."

* (106.) Gedikes Pindar.

Wunderlich finden zuweilen ſich menſchliche Nahmen zuſammen,
Von Herrn Gedikes Hand ließt man hier Pindarn verdeutſcht.

[Schiller.]

„Pindars Olympiſche Siegshymnen, verdeutſcht von Friedrich Gedike. Berlin und Leipzig 1777" und „Pindars Pythiſche Siegshymne, mit erklärenden und kritiſchen Anmerkungen, Berlin und Leipzig 1779", verdeutſcht von demſelben. Gedike war am 15.

[1]) Vergl. die Anmerkung zu Nr. 22 S. 59.

Januar 1754 auf einem Dorfe in der Priegnitz geboren und ſtarb 1803 als Gymnaſialdirektor und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Er gehört zu den würdigſten Philologen Deutſchlands; ſein Eifer für die griechiſche Literatur hob und förderte deren Studium in Preußen, wo man ſie eine Zeit lang vernachläſſigt hatte. Auch ſeine Ueberſetzungen ſtehen weit über dem Gewöhnlichen; ſie ſind den Originalen mit großer Sachkenntniß, ſogar mit Geſchmack nachgebildet, und wenn ſie auch der hohen poetiſchen Begeiſterung entbehren, muß man doch ihre ſprachliche Vollendung anerkennen. — Die Xenien Nr. 105 und Nr. 106 ſollen ſich an Nr. 76 anſchließen, aber Manſo's Ueberſetzung iſt mit ſchlagenderem Witz gegeißelt.

(107.) Klopſtock.

(S. 22.)

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

[Schiller.]

Selbſt Jeniſch, dem man doch ſonſt keine allzugroße Diskretion nachrühmen kann, wagte nicht, es auszuſprechen, daß dies treffende witzige Xenion gegen Klopſtock's Meſſiade, gegen die geheiligte Bibel des achtzehnten Jahrhunderts, gerichtet ſei. Die Ueberſchrift im Almanach hieß: „Der erhabene Stoff", und ſo deutete jener Anführer der Xeniencommentatoren es auf Lavater's „Jeſus Meſſias, oder

bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts abgeben würde. Beinahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt dieses Gepräge, und wenn es gleich aus äußern Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgültig seyn kann, ob mich ein großes oder kleines Publicum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publicum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publicums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen, und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird. Ich habe nie sehr gesucht, von dem guten oder schlimmen Effect meines schriftstellerischen Daseyns Erkundigungen einzuziehen; aber die Proben von beiden sind mir un-

die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen. Winterthur 1783—1786." Alle spätern Erklärer wiederholten die Auslegung, aber nun erfahren wir endlich durch Schiller selbst, daß es nach Klopstock zielte, und zwar auf den Beginn der Messiade. Hiernach ist denn auch die irrige Angabe von Düntzer, in dessen „Freundesbilder aus Goethe's Leben" [1]) zu berichtigen.

* (108.) Der schlechte Dichter.

Glaubt nicht der arme Mensch mit Jupiters Tochter zu leben,
Und ein Knochengeripp folgt ihm zu Tisch und zu Bett.

[Schiller.]

Dies Xenion ist im Manuscript ausgestrichen, und für eine spezielle Deutung zu allgemein gehalten.

(109.) Eschenburgs Beyspielsammlung.

(I. 139.)

Nicht bloß Beyspiel Sammlung, nein selber ein warnendes Beyspiel,
Wie man nimmermehr soll sammeln für guten Geschmack.

[Schiller.]

[1]) S. 113.

* (110.) Nach Martial.

„Welch unnützes Geschwätz" Und läugnen wir denn, was bekannt ist?
Unnütz freilich, doch du — treibst du was besseres, Freund?

[Schiller.]

* (111.) Nach eben demselben.

Sieh dort erblaßt ein gewißer, erröthet, entsetzet sich, gähnt, kocht
Rache! Verse, so recht! Jetzo gefallet ihr mir.

[Schiller.]

Die beiden Distichen Nr. 110 und Nr. 111 finden sich oben S. 52 im Original.

Nun folgen noch fünf Epigramme, welche Schiller eigenhändig in das Heft geschrieben hat:

(112.) Schriften für Damen und Kinder.

(K. 149.)

„Bibliothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder:"
Also für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.

[Schiller.]

Der Hexameter lautete anfangs: „Bibliothek für das andere Geſchlecht, Spruchbüchlein für Kinder". Unter dem Diſtichon ſieht man im Manuſcript einen Strich, wahrſcheinlich als Merkzeichen, daß Nr. 125 (X. 150) unmittelbar darauf eingeſchaltet werden ſolle.

(113.) Wahrheit und Schönheit.

(Tab. vot. 444.)

Aus der ſchlechteſten Hand kann die Wahrheit mächtig noch wirken,
Bey der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

[Schiller.]

Im Almanach S. 154 heißt die Ueberſchrift: „Mittheilung" und der Hexameter lautet: „Aus der ſchlechtesten Hand kann Wahrheit" u. ſ. w. Dort gehört es mit Nr. 115 zum Kreiſe derjenigen Votivtafeln, welche die Unterſchiede der gemeinen und der ſchönen Natur beleuchten.

* (114.) Das Liebliche.

(X. 39.)

Alles kann mislingen, wir könnens ertragen, vergeben,
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſeyn.

[Schiller.]

Dies Epigramm verbindet sich ganz dem Gedanken-Cyklus des vorigen, doch wurde es in den Almanach, mit persönlicher Beziehung auf Manso, den Xenien eingereiht, unter der Aufschrift: „Das Unverzeihliche".

(115.) An X X X.

(Tab. vot. 445.)

Theile mir mit was du weißt, ich werd es dankbar empfangen,
Aber du giebst mir dich selbst, damit verschone mich Freund.

[Schiller.]

Steht in den Votivtafeln als individuelles Beispiel für die Abwägung des schönen Geistes und des Philisters. Ich habe das Distichon auf Böttiger gedeutet.

(116.) Das Widerwärtige.

(X. 9.)

Dichter und Liebende schenken sich selbst. Doch Speise voll Ekel,
Dringt die gemeine Natur sich zum Genuße dir auf.

[Schiller.]

Auch hier ist wieder, beispielsweise, die gemeine Natur der schönen gegenübergestellt. Im Almanach steht im Pentameter „Drängt" statt „Dringt". Und so sehen wir denn die kleine Distichenfolge Nr. 113 bis Nr. 116, welche ein innerlicher Zusammenhang verband, vielfach zerstreut und zersplittert.

Hiermit ist nun das Xenienmanuscript zu Ende, aber wir wollen dem weitern Verlauf der Dichtung, so gut wir können, noch einige Blicke schenken.

Schiller verlor jetzt Zeit und Laune durch Unwohlsein; auch Goethe klagte, daß ihn weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt habe. Der Letztere kam Mitte Februar nach Jena, und kurz vor dieser Reise, oder während des Aufenthaltes bei Schiller, scheinen folgende Xenien entstanden zu sein. Man ließ dieselben nach einem vorgefundenen einzelnen Blatte in der Quartausgabe von Goethe's Werken[1]) abdrucken, und ich bin jetzt überzeugt, daß ihm die Autorschaft sämmtlicher neun Distichen zusteht.

Wir sahen ihn noch eben zweierlei epigrammatische Stoffe bearbeiten: die Vergehungen der Optiker und die des Redakteur Reichhardt, durch den die Xenien zugleich auf den politischen Boden hingelenkt wurden. Beide Gegenstände finden sich hier neben einander, deshalb trifft man gewiß nicht weit beim Ziele vorbei, wenn man die Entstehung dieser Sinngedichte in den Monat Februar setzt:

---

[1]) Band I. S. 30.

* (117.) [Apollo.]

Saiten rühret Apoll, doch er ſpannt auch den tödtenden Bogen:
Wie er die Hirten entzückt, ſtreckt er den Python in Staub.

[Goethe.]

* (118.) Die Zergliederer.

(Tab. vot. 468.)

Spaltet immer das Licht! wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was, euch allen zum Trutz, Eins und ein Einziges bleibt.

[Goethe.]

Das Diſtichon bezieht ſich auf die Anhänger der Newton'ſchen Theorie, denen Goethe in ſeinen „Beyträgen zur Optik. Weimar 1791 und 1792. Erſtes und Zweytes Stück" heftig opponirt hatte; in den Votivtafeln findet es ſich an der Stelle, wo die nützlichen wie die ſchädlichen Wirkungen von Wahrheit und Irrthum geprüft werden.

* (119.) [Bloße Wiederholung.]

Neu iſt der Einfall doch nicht; man hat ja ſelber den höchſten
Einzigſten reinſten Begriff Gottes in Theile getheilt.

[Goethe.]

Dies Epigramm hängt mit dem vorigen zuſammen, und beide ſind eigentlich nur der mildere Ausdruck für Nr. 84 und Nr. 85.

* (120.) Die Syſteme.

(Tab. vot. 476.)

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus.

[Goethe.]

Auch dies Diſtichon ſchließt ſich den vorſtehenden an; es geht auf die Newton'ſche Schule, und iſt den Votivtafeln am paſſenden Orte eingereiht.

(121.) Delikateſſe im Tadel.

(Tab. vot. 534.)

Was heißt ſchonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein, der dich ſelbſt über den Fehler erhebt.

[Goethe.]

Im Almanach S. 176 iſt der urſprüngliche Text ganz bedeutend abgeändert worden; er lautet hier:

Delikatesse im Tadel.

Was heisst zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

Düntzer macht die Bemerkung hierzu: „Wir haben hier ohne Zweifel die älteste Gestalt des Epigramms. Die Aenderung mag von Schiller seyn, aber das Epigramm selbst muß von Goethe seyn, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet." [1])

* (122.) Frisches Futter.

Bald ist die Menge gesättigt vom demokratischen Futter,
Und ich wette, du steckst irgend ein anderes auf.

[Goethe.]

Der Kapellmeister Reichardt, den Goethe auch in Xenion Nr. 216 beschuldigte, daß er seine politische Farbe wechsele, je nachdem es ihm vortheilhaft schiene.

[1]) Xenienkampf. Band I. S. 250.

* (123.) Demüthigung.

Was in Frankreich vorbei iſt, das ſpielen Deutſche noch immer,
Denn der ſtolzeſte Mann ſchmeichelt dem Pöbel und kriecht.

[Goethe.]

Früher bezog ich das Epigramm auf Lavater, doch glaube ich jetzt vielmehr, daß es im ironiſchen Sinne auf Reichardt geht, der ſich 1790 der preußiſchen Camarilla gegenüber mit ſtolzer Feſtigkeit benommen hatte.[1]) Düntzer meint „der ſtolzeſte Mann“ ſei hier gar keine einzelne Perſon, ſondern ſolle im allgemeinen „die ſtolzeſten Männer“ bedeuten.

* (124.) [Verſteckte Abſicht.]

„Pöbel! wagſt du zu ſagen; wo iſt der Pöbel?“ Ihr machtet,
Ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.

[Goethe.]

Die Herausgeber von Goethe's Werken haben ſeit 1840 die beiden vorſtehenden Diſtichen in die „Jahreszeiten“ (Herbſt 69 und 70) aufgenommen.

---

[1]) S. die Anmerkung zu Nr. 216.

gesucht aufgedrungen worden und es geschieht noch bis auf den jetzigen Augenblick.

Dies erinnert mich an diejenige Stelle Ihres Briefs, wo Sie Sich auf den Ausspruch des Publicums über uns beyde nach zehen Jahren berufen. Was nach zehen Jahren geschehen wird, weiß ich zwar nicht; ich zweifle aber nicht im geringsten, daß wenn Sie, wie zu hoffen, alsdann noch leben, noch lehren und noch schreiben, Sie dafür sorgen werden, Ihre Philosophie und Ihr Individuum bei Zuhörern und Lesern im Andenken zu erhalten, ich hingegen, wie zu vermuthen ist, alsdann weder mehr lehre noch mehr schreibe, und mit meiner Philosophie so still wie jetzt, durch das Publicum gehen werde. Daß aber in hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sind, Ihre Schriften zwar citirt und ihrem Werthe nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden, dies liegt ebensosehr in der Natur der Sache, als es darin liegt, daß die meinigen (von denen, versteht sich, welchen sie zufällig in die Hände fallen, denn darüber entscheidet die Mode und das Glück) alsdann zwar nicht *mehr*, aber auch nicht *weniger*, denn jetzt *gelesen* werden. Und woher möchte dieses kommen? Daher, weil Schriften, deren Werth nur in den Resultaten liegt, die sie für den Verstand enthalten, auch wenn

(125.) Schriften für Damen und Kinder.[1])

(Z. 150.)

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

[Goethe.]

Als ich im erſten Theil des Xenienkampfes[2]) die ausführliche Nachweiſung gab, daß die Xenien 149—150 gegen Huber's Flora und deſſen Verhältniß zu Thereſe Forſter gerichtet ſind, wurde dieſe Erklärung, welche den Stempel innerlicher Wahrheit trägt, von allen Seiten als gültig anerkannt. Nur Düntzer weiſt ſie zurück, indem er ſagt:

„Mit demſelben, wenn nicht mit größerm Rechte, wird man hierbei an Reinholds Damenbibliothek und an Müchler's kleine Frauenbibliothek denken, welche wohl nicht weniger, als Huber's Flora, Fabeln und andere für ein mehr kindliches Alter paſſende Aufſätze enthalten haben mögen (?!). Die Bezeichnung Bibliothek, ſowie der Gegenſatz zwiſchen Kindern und Weibern, deuten mehr auf jene, die ſich Frauen und Damen durch ihren Titel empfahlen, als auf dieſe, welche für Deutſchlands Töchter beſtimmt war. Auch iſt kaum zu zweifeln, daß, hätten die Xeniendichter einen Hieb auf die Flora beabſichtigt, ſie dieſe, wie andere Zeitſchriften, als Göttin mit

[1]) Vergl. Xenion Nr. 112.

[2]) S. 107. und f.

bestimmter Namensbezeichnung eingeführt haben würden. Sehr richtig hat Boas unter dem Freunde Schiller's, der nach Schwab, auf die Anklage verschmähter Liebe hin, in seinen theuersten Verhältnissen tief gekränkt worden war, Huber verstanden, aber diese Kränkung Huber's bestand keineswegs in einem dieser beiden Xenien, sondern im Xenion Nr. 347[1]), wo von Forster gesagt wird, er habe auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum gepflanzt; denn bekanntlich ward Forster's Gattin, welcher man die Aufreizung des edlen Freiheitsfreundes Schuld gab, später Huber's Frau, wonach jene Aeußerung Schwab's ihre vollständigste Erledigung findet."

Nur ganz kurz will ich diese Auseinandersetzung wiederlegen, die ich nicht verschweigen durfte, weil man mich sonst leicht beschuldigen konnte, ich hätte wichtige Controverse mit Absicht unterschlagen. Oben bei Nr. 7[2]) sahen wir, daß Goethe Huber's Flora wirklich gleich anfangs den „Göttern und Göttinnen" beigesellt hatte. Dort war dies Benehmen gegen seine Braut die epigrammatische Spitze des Distichons, doch Schiller wünschte wohl nicht, Dora in den Streit zu verflechten, deshalb wurde jenes Xenion zurückgelassen. Die Freunde verabredeten daher, den ungetreuen Huber auf eine andre Weise zu strafen; sie führten den verabredeten Plan gemeinsam aus, denn Schiller dichtete Nr. 112 und Goethe fügte Nr. 125 hinzu.[3])

In Xenion Nr. 347 ist nur von Forster und dessen Gat-

---

[1]) Im Almanach S. 285: Phlegyasque miserrimus omnes admonet. Siehe weiter unten.

[2]) Seite 45.

[3]) Seite 125.

tin die Rede, allein Huber wurde in den Xenien persönlich angegriffen; das wußte auch der wohlunterrichtete Biograph, welcher seinen Nekrolog für den Berliner Freimüthigen, Jahrgang 1805. Nr. 34 schrieb. Dort heißt es:

„Auch gegen ihn flog in jener unglücklichen Stunde, wo zur Schande Deutschlands und zur Freude aller milchbärtigen Bolzendreher die Pandorabüchse der Xenien geöffnet wurde, ein giftiger Pfeil, in die Galle eines gekränkten Weibleins getaucht. Tief mußte ein solches Benehmen den Mann empören, der sich unvermuthet im Rücken verwundet, und wegen einer Sache, die durchaus nicht vor's große Publikum gehörte, den Zeugen der literarischen Klatsch- und Waschweiber Preis gegeben sah."

Charlotte von Schiller nennt ihren Gatten als Verfasser des Epigramms, und ich mußte ihr beistimmen, ehe ich wußte, daß auch Goethe in dieser Sache lebhaft Antheil und Partei nahm.

* * *

Bis Mitte März verweilte Goethe in Jena bei Schiller, der damals sehr leidend war, und dessen Geist noch außerdem durch die traurigsten Familiennachrichten, von Schwaben her, umdüstert wurde. Uebrigens lag die größte Masse der polemischen Xenien bereits im Februar vollendet; der einzige Hauptbestandtheil des Ganzen, wovon wir nichts erfahren haben, ist der „Literarische Zodiakus" (X. 68—90), und derselbe mag wohl erst später entstanden sein. Goethe äußerte darüber, nach vielen Jahren, gegen Eckermann: „den Thierkreis, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung."

Bald nach Goethe's Rückreise besuchte ihn Schiller in Weimar; dann lebten die Freunde in Jena vereint, wo sich auch Körner eingefunden hatte, der nun, als Xenienvertrauter, zur fernern Ausführung des Plans berathend mitwirkte. Man beschloß nämlich, die Grenzen die man sich ursprünglich gesteckt hatte, auf eine ernste, ästhetische Lebensauffessung und den anmuthigen Kreis des Frauendaseins zu erweitern. Am 6. Juni empfing Freund Körner die Nachricht von Schiller: es gäbe wieder viel neue Xenien, fromme und gottlose. Jetzt übernahm Schiller die Zusammenstellung, und Goethe schrie ihm gleich nach der Heimkehr, unterm 10. Juni: „Hier folgen die versprochenen Epigramme; es sind doch dreißig an der

Zahl! Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe. — — Das eine, „der Gefährliche", habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf."

Schiller erwiederte: „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Musen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu bescheren."

Die hier erwähnten Goethe'schen „Xenien der Liebe" müssen wohl die Distichen „Vielen" (X. 618—635) oder „Einer" (X. 636—654) sein.

„Gar zu gern" — heißt es in Schiller's Brief vom 18. Juni — „hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt, denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieser Art liefert, werden die Xenien sehr gefällig endigen." Jene Sinngedichte, deren Schiller hier gedenkt, sind muthmaßlich seine Gaben zu dem Cyklus „Vielen", und zwar die Blumen-Xenien Nr. 624, 625, 626 und 631. Goethe antwortete am 22. Juni:

„Xenien habe ich wieder einige Dutzend, nur gerade nicht von der nothwendigsten Gattung."

Unterm 24. Juni meldete Schiller dem Freunde:

„Die Xenien erhalten Sie Montag frühe ganz gewiß. Es sind, nach Abzug der weggebliebenen noch sechs hundert dreißig bis vierzig, und ich denke nicht, daß mehr als fünfzehn oder zwanzig von diesen werden ausgemustert wer-

den. Da der Zusammenhang und die Vollständigkeit wohl noch achtzig neue nöthig machen, so wird die Zahl wohl auf siebenhundert bleiben."

Drei Tage nachher schickte Schiller die Sammlung, die er durch hundert neue Doppelverse bereichert hatte, an Goethe; außerdem hielt er etwa achtzig Xenien zurück, und sagte in seinem Schreiben:

„Ich bin eben daran, diese — es sind gerade die freundlichen — mit einigen neuen zu vermehren, die eine glückliche Stimmug mir dargeboten hat. Ueberhaupt hoffe ich, daß der Schluß sehr gut ausfallen soll."

Höchst wahrscheinlich waren jene freundlichen Distichen, um die es sich hier handelt, keine andern, als die Gastgeschenke, welche Schiller der reinen, ächten Weiblichkeit darbrachte, und die ich im ersten Theil des Xenienkampfes[1]) X. Nr. 655—668 zusammengestellt habe. Als Goethe in Besitz derselben gekommen, antwortete er:

„Die neuen Xenien von der würdigen und zarten Art sind Ihnen sehr glücklich gerathen; ich habe zur Completirung dieser Sammlung auch von meiner Seite allerlei Aussichten, wenn sich nur die Stimmung dazu findet."

Schiller hatte dem trefflichen Genossen folgenden Vorschlag gemacht: „Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünschte ich Sie zu veranlassen, daß Sie durch die wichtigsten Antiken und die schönen italienischen Malerwerke eine Wanderung anstellten. Diese Gestalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen

[1]) S. 293—295.

über jede einen schönen Einfall darbieten.“ Wie es scheint, hat Schiller selbst das Epigramm:

Der Genius mit der umgekehrten Fackel. [1]

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so aesthetisch doch nicht.

für den angegebenen Zweck gedichtet.

Nun gab es große Noth mit der Anordnung des aufgehäuften Xenienvorrathes. Schiller's vielfache Versuche, all die verschiedenen Gruppen zusammenzubringen, mißglückten ihn; so hatte er das „Gericht über die Freier“ schon hinausgeworfen, und nun wollte er gar die ganze Epigrammendichtung nur zerstückelt dem Almanach einverleiben. Unter die polemischen Xenien sollten Chiffren, unter die unschuldigen der Name des Autors gesetzt werden. 'Goethe's Distichen, welche zur „Eisbahn“ gehörten (Tab. vot. Nr. 602—617) hatte er in Ein Gedicht zusammengerückt, und nicht bloß die einzelnen Ueberschriften, sondern auch zwei Epigramme daraus: „Mittelalter“ und „Individualität“ weggelassen. Er wollte dies auch bei andern kleinern Gruppen versuchen, namentlich hatte er Lust, die „Newtoniania“ so zu ordnen,

[1] Im Musenalmanach S. 87. (Nr. 433); in den Gedichten Band I. S. 340.

und Goethe's politiſche Xenien [1]) wurden ebenfalls aus dem Ganzen losgetrennt.

Nicht nur Goethe empfand es ſchmerzlich, das ſchöne Karten- und Luftgebäude ſo zerſtört, zerriſſen, zerſtrichen und zerſtreut zu ſehen, auch Körner bedauerte die Vereinzelung des mächtigen Epigrammenkreiſes. Da faßte Schiller am 1. Auguſt über Nacht einen friſchen Entſchluß. Was ihn bei der Redaktion vorzüglich in Verlegenheit brachte, waren die philoſophiſchen und rein poetiſchen, kurz die unſchuldigen Xenien, welche ja überhaupt dem erſten Plane fremd geweſen. Wenn man dieſe alſo in den vorderen ernſthaften Theil des Almanachs ſetzte, und die luſtigen Diſtichen, unter dem Namen „Xenien" am Schluſſe folgen ließ, ſo war mit Einemmal geholfen. Goethe erfreute ſich des gefundenen Ausweges, den er für den ganz richtigen hielt, weil der Almanach dabei ſeine frühere Form nicht einbüßte, ſich aber durch Vor- und Nachſpiel vor allen andern auszeichnete.

Nun ging Schiller daran, die „Votivtafeln" zu ordnen, und ſchon unterm 5. Auguſt ſchrieb er an Goethe:

„Ich ſende Ihnen hier eine Anzahl Xenien, die ich aus den Ihrigen und den meinigen gemiſcht, in Einen Strauß zuſammen gebunden habe, damit doch auch, in Abſicht auf die ernſthaften Stücke, die Idee einer beiderſeitigen Vereinigung in etwas erreicht werde."

Goethe fand, daß die ci-devant Xenien ſich in ihrer jetzigen Geſtalt ſehr gut ausnahmen, und als ihm Schiller darauf ſchrieb, der vierte Almanachsbogen ſei bereits unter der Preſſe, antwortete er am 13. Auguſt: bei der Redaction der Xenien

[1]) X. Nr. 559—574.

hoffe er gegenwärtig zu ſein, um ſeine neueſten unterzubringen, auch wünſche er, daß die Eisbahn mit umgedruckt werde, weil ſie, wie ſie jetzt daſtehe, wohl ein Ganzes zu ſein verſpräche, ohne es indeß zu leiſten.

Unterm 15. Auguſt meldete Schiller an Körner: die Idee mit den Xenien iſt nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernſthaften, philoſophiſchen und poetiſchen ſind daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn [im Almanach] angebracht. Die ſchönſten von dieſen kennſt Du gar nicht,[1]) und wirſt Dich ſehr darüber freuen. So haben wir außer mehrern kleinen Ganzen ſiebzig, achtzig, die zuſammengehören, in einer Folge vereinigt, und uns beide unterſchrieben, ohne anzumerken, von welchem unter beiden die einzelnen ſind. — Die ſatyriſchen, welche eine Anzahl von 230 ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach."

Die hier angegebene Zahl hat Düntzer zu einem komiſchen Irrthum verleitet. Er ſagt: „Am 15. Auguſt waren nur 230 ſatyriſche Xenien zur Aufnahme fertig, und ziehen wir auch von den gegenwärtigen 414 Xenien einige in die Sammlung aufgenommene freundliche ab, ſo müſſen doch von da ab bis zur Beendigung des Druckes noch an 150 neue entſtanden ſein. Welche Xenien zu dieſen neuentſtandenen gehören, verdient eine nähere Unterſuchung." — Dieſe Folgerung iſt völlig auf Luft gebaut. Die Dichter hatten ihr überreich ausgeſtattetes Epigrammen-Manuſcript daliegen, und konnten bei der Redaction von denen, die zurückgelaſſen waren, noch genug auswählen, um eine beliebige Summe voll

[1]) Körner kam am 27. April nach Jena und blieb dort bis Mitte Mai; die rechte Fülle der Votivtafeln iſt alſo erſt nach dieſer Zeit entſtanden.

zu machen, ohne im letzten Moment ihre Arbeit von vorn anzufangen.

Goethe pries die außerordentliche Schönheit der Schillerschen Votivtafeln und brachte das Manuscript derselben am 18. August nach Jena mit, wo es dann in die Druckerei wanderte. Schiller schrieb späterhin an Körner: „Goethe sind die tabulae votivae, an denen er selbst sehr wenig Antheil hat, das liebste von mir [im Almanach]; auch ich halte von den tabulas votivas am meisten." — Vom 18. August bis Anfangs October, wo der Almanach erschien, verweilte Goethe in Jena, und während dieser Zeit wurde die Xeniensammlung gewiß noch durch einzelne scharfspitzige Pfeile vermehrt. Schiller hatte dem Freunde brieflich mitgetheilt, daß Stolberg den Wilhelm Meister, das sechste Buch ausgenommen, feierlich verbrannt habe, und daß von Baggesen ein satyrisches Gedicht auf den vorjährigen Almanach spuke, worin die venetianischen Epigramme mit einem Nachttopf verglichen würden, den man über den Leser ausschütte, nachdem man zuvor lauter idealische Gestalten an ihm vorübergeführt. Goethe erwiederte am 26sten Juli: „Die Auto da Fe der Stolberge und die Epigramme der Baggesen sollen ihnen übel bekommen; sie haben ja so nur einen Credit, weil man sie tolerirt hat, und es wird keine große Mühe kosten, sie in den Kreis zu bannen, wohin sie gehören." — Für Stolberg war bereits tüchtig gesorgt, doch wurden ihm damals vielleicht noch, als besondere Zugabe, die Xenien 278 und 279 gewidmet, während Baggesen als Gastgeschenk das Xenion Nr. 249 empfing. Fast zu derselben Zeit, am 22. Juli, schrieb Körner [1]) dem Freunde nach Jena,

[1]) Im Briefwechsel muß dies Schreiben mit K. unterzeichnet werden, und nicht mit S.

ſie hierin noch ſo vorzüglich wären, in demſelben Maße entbehrlich werden, als der Verſtand entweder gegen dieſe Reſultate gleichgültiger wird, oder auf einem leichteren Weg dazu gelangen kann: da hingegen Schriften, die einen von ihrem logiſchen Inhalte unabhängigen Effect machen, und in denen ſich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprincip in ſich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unerſetzlich und nie erſchöpft iſt.

So lange Sie alſo, lieber Freund, in Ihren Schriften nicht mehr geben, als was jeder, der zu denken weiß, ſich aneignen kann, ſo können Sie ſicher ſeyn, daß ein anderer nach Ihnen kommen, und was Sie geſagt haben, anders und beſſer ſagen wird; — denn der Verſtand ſchreitet bekanntlich ewig weiter und iſt in keinem Punkte ſeiner Bahn ein Unendliches. Aber nicht ſo dasjenige, was die Einbildungskraft darſtellt. Ich gebe zu, daß jetzt und künftig manches — vielleicht das Beſte — in meinen Schriften von der Beſchaffenheit iſt, daß es ſich ſchwer, ja manchen gar nicht mittheilen läßt, und den Vorwurf, den Sie mir dadurch machen, will ich Ihnen mit Freuden zugeben. Aber ſobald gewiß iſt, daß der größte Theil der Wirkung, die ſie machen (gleichviel bei wie wenigen oder wie vielen), äſthetiſcher Art

im Journal Deutſchland [1]) ſtehe eine Kritik von Friedrich Schlegel über den Muſenalmanach auf 1796. Der Ton klinge freilich an manchen Stellen hart und anmaßend, aber das ſei nur Recenſentencoſtüm, und Schiller könne kaum einen wärmeren Verehrer haben, als Schlegel. Trotzdem ließ Schiller dies „Recenſentencoſtüm“ nicht gelten, ſondern klopfte es in X. 302, 305, 306 und 307 recht herzhaft aus. Auch die Epigramme auf Schlegel's Griechſucht, X. 320—331 können erſt damals entſtanden ſein, weil der Aufſatz, den ſie treffen, gleichfalls erſt im ſechsten Stück von Reichardt's Deutſchland abgedruckt war. Die Salve gegen Schlegel war noch vollſtändiger, als wir ſie im Almanach leſen, wie ſich aus einem einzigen Xenienblatt ergiebt, das ſich unter Schiller's nachgelaſſenen Papieren vorfand, und Hoffmeiſter [2]) zuerſt mittheilte. Daſſelbe enthält drei Epigramme:

* (126.) Poet, Erdichtung und Wahrheit.

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir ſagen,
Leſer, ſagſt du mir erſt, wozu die Wirklichkeit nützt.

[Schiller.]

Dies Diſtichon gehört ganz in den Kreis der „Votivtafeln“, doch iſt es nicht darin aufgenommen worden.

---

[1]) St. IV. S. 348.

[2]) Nachleſe. Band III. S. 70.

* (127.) Sokrates.

Weil er unwiſſend ſich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weiſen.
Freund, wie viel weiſer biſt du; was er blos rühmte, du biſt's.

[Schiller.]

* (128.) Sokrates.

Dich erklärte der Pythia Mund für den weiſeſten Griechen.
Wohl! der Weiſeſte mag oft der Beſchwerlichſte ſeyn.

[Schiller.]

Hoffmeiſter hatte keine Ahnung, daß dies Xenien ſeien, ſondern ſagte ganz ernſthaft: „Es iſt erfreulich, in den beiden letzten Verspaaren einige Gedanken zu leſen, welche ſich an den griechiſchen Weiſen knüpfen, von welchem Schiller ſonſt faſt ganz ſchweigt.“ Ich habe die vorſtehenden Xenien bereits [1]) in ihr Recht eingeſetzt, und es iſt wohl unzweifelhaft, daß Nr. 127 und Nr. 128 auf Friedrich Schlegel gehen. Um ſeine „Grăcomanie“ zu perſifliren, wurde er mit Sokrates verglichen, den das delphiſche Orakel für den Weiſeſten Griechenlands erklärt hatte, worauf er zu ſeinen Schülern ſprach: „Wißt ihr, worin meine Weisheit beſteht? Darin, daß ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Schlegel glaubte,

[1]) Xenienkampf. Band I. S. 303.

die „Agnes von Lilien“ in den Horen ſei von Goethe; er recenſirte ſie deshalb ſehr ſcharf, und äußerte nachher, als er die wahre Verfaſſerin erfuhr, jetzt bedauere er ſeine Strenge. Nun ſchrieb Schiller — den 16. Mai 1797 — an Goethe: „Der Laffe meinte alſo, er müſſe dafür ſorgen, daß Ihr Geſchmack ſich nicht verſchlimmere. Und dieſe Unverſchämtheit kann er mit einer ſolchen Unwiſſenheit und Oberflächlichkeit paaren daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt.“ Nr. 128 bezieht ſich wohl auf den oben angeführten Brief Körner's vom 22. Juli 1796. Darin heißt es, „die Recenſion enthielte gute Bemerkungen, und ſei der Ton zuweilen hart oder anmaßend, ſo komme es nur daher, daß Schlegel ſeinen Richterberuf durch ſtrenge Forderungen beglaubigen wolle.“

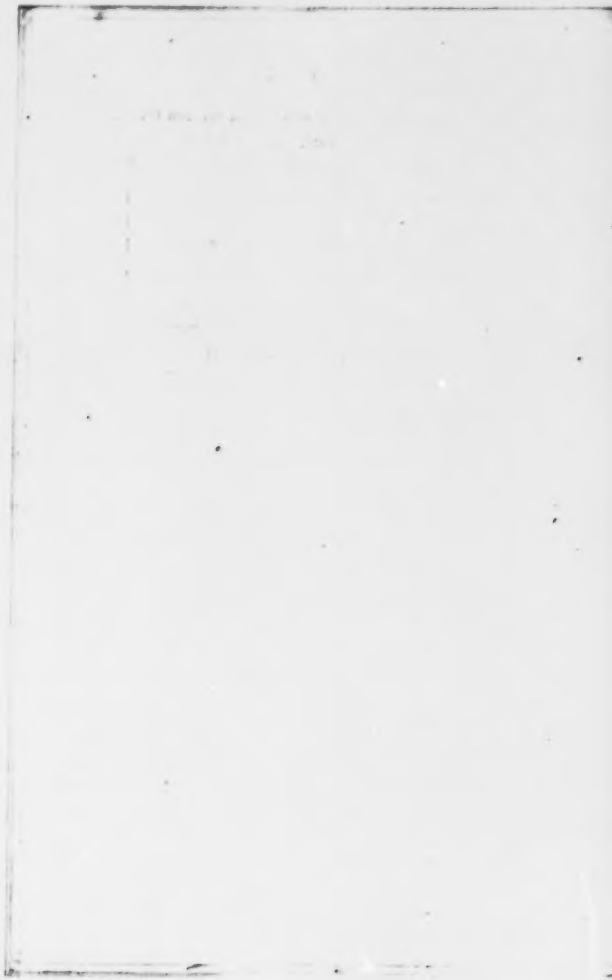

III.

Zu den Erläuterungen.

Wer den ersten Theil des Xenienkampfes mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird dem Verfasser bezeugen, daß er redlich bemüht war, den Commentar der weitumfassenden Epigrammendichtung sicher und gründlich festzustellen. Jemehr man sich aber in einen solchen Stoff versenkt, desto weniger kann es ausbleiben, daß man hin und wieder bestimmtere Deutungen findet, daß man hier einen Zweifel löst und sich dort in einen neuen verwickelt. Da wir nun durch den Gewinn des Xenienmanuscriptes veranlaßt worden sind, diesen höchst wichtigen Beitrag zur Goethe- und Schiller-Litteratur herauszugeben, so wollen wir gleichzeitig, wo es nur irgend möglich ist, die Erläuterungen der epigrammatischen Räthsel verbessern und erweitern.

Zeichen der Jungfrau.

(S. 76.)

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmollt sie auch oft — wer verzeyht Launen der Grazie nicht?

[Schiller.]

Zeichen des Raben.

(S. 77.)

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das Nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

[Schiller.]

Daß die zierliche Jungfrau auf Wieland geht, ist durch Schiller's eigene Worte verbürgt, aber der Rabe machte noch immer Schwierigkeiten. Schiller berichtet unterm 28sten October 1796 an Goethe:

„Woltmann glaubt steif und fest, daß mit dem nekrologischen Raben, der hinter Wieland krächze, niemand anders als .... gemeint sey."

Im Original des Briefes heißt der ausgelassene Name: Böttiger, und Woltmann hat wohl die einzige richtige Deutung getroffen. Noch in spätern Jahren, als Böttiger in Dresden lebte, war es bekannt, daß er die Nekrologe aller namhaften Schriftsteller, die ein gewisses Alter erreicht, vorräthig im Pulte liegen hatte, damit er nur noch das Datum ihres Todes auszufüllen brauchte, um sie eilig in die Druckerei schicken zu können. Es soll ihm sogar begegnet sein, daß er, durch falsche Nachrichten getäuscht, die Nekrologe von Männern veröffentlichte, welche sich noch einer ungestörten Gesundheit erfreuten. Wieland zählte damals dreiundsechszig Jahre, deshalb lauerte hinter ihm schon Böttiger, welcher mit Lebenden nicht anzubinden wagte, aber hastig auf jeden Todten

losstürzte. Daß Böttiger in den Xenien tüchtig gepritscht worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Goethe theilte unterm 30. Januar 1796 an Schiller das neueste Heft vom „Journal des Luxus und der Mode" mit, weil es S. 18 eine Abhandlung über Martial's Xenien enthielt. Dieser Aufsatz stammte aus Böttiger's Feder; Goethe wußte das und fügte hinzu:

„Der Verfasser denkt wohl nicht, daß ihm auch ein Xenion für's nächste Jahr zubereitet werde."

Böttiger selbst muß den Sinn des obigen Epigrammes gekannt haben, denn sein Sohn sagt ausdrücklich in dessen Biographie S. 30: er sei für Aufrichtigkeit und guten Willen durch die Xenien gestraft worden. Das Xenion (155) An ***[1]) möchte aber wohl zu allgemein gehalten sein, als daß irgend Jemand einen Grund hatte, es sich anzunehmen.

Ophiuchus.

(S. 81.)

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen,
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete Balg.

[Schiller.]

Düntzer macht hierzu eine Erklärung, welche von der im Xenienkampf abweichet und nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist,

[1]) S. S. 117 das Xenion: An Herostratus.

weshalb wir sie gern wiederholen: „Irren wir nicht, so ist unter dem Ophiuchus Meyer's Archiv der Zeit und ihres Geschmackes zu verstehn. Im Märzheft 1795 hatte das Archiv einen höchst anmaßenden Artikel gebracht, in welchem der Verfasser die Armseligkeit der deutschen Literatur an vortrefflichen prosaischen Werken bedauert, und über ein Dutzend der besten deutschen Schriftsteller unbarmherzig den Stab bricht. Hiergegen trat Goethe in dem Aufsatz „Litterarischer Sansculottismus [1]) auf, worauf denn Meyer eine sehr demüthige Erwiederung einrücken ließ. Dies meldet Goethe an Schiller mit den Worten: „Der gezüchtigte Thersites (Goethe hatte jenen Artikel als „die verworrenen Prätensionen eines Thersiten" bezeichnet) krümmt sich, wie ich höre, ganz erbärmlich, bittet ab, und fleht nur, daß man ihn leben laße." Unser Xenion scheint nun zu besagen: das vor kurzem so fürchterlich auftretende Archiv der Zeit sei jetzt, nachdem es gebändigt worden, nicht mehr zu fürchten. [2])

K. * *

(X. 126.)

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermisst, dir erwerben,
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

[Schiller.]

---

[1]) Die Horen. Jahrgang 1795. V. Stück. S. 50–56.

[2]) S. das Xenion Nr. (255.): A. d. Z. und die Anmerkung hierzu im Xenienkampf. I. S. 139.

iſt, ſobald iſt dieſer Effect für alle folgende Zeiten, in welchen man die Sprache des Autors verſteht, geſichert. Ob, wie und in welchem Grade der Extenſität und Intenſität meine Schriften äſthetiſch wirken, das, ſehen Sie wohl ein, iſt etwas, was hier nicht verhandelt werden kann. Die minor mag alſo unter uns auf ſich beruhen; aber gegen die propositio major werden Sie, wie ich hoffe, nichts einzuwenden haben.

Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß wenn ich das Aeſthetiſche allein für unſterblich erkläre, dieſes keinen Vorzug gegen das andere begründen ſoll; denn Unſterblichkeit kommt beiden Arten von Werken zu, nur mit dem Unterſchied, daß von der einen Art Schriften die Folgen und von der andern der individuelle Effect ewig lebt. (Wenn Ariſtoteles nicht mehr geleſen wird, ſo iſt ſein Einfluß auf ſeine Wiſſenſchaft und folglich ſein Ruhm dennoch ewig, auch wenn ſein Name vergeſſen würde.) Aber ich mußte Ihnen dieſes ſagen, weil Sie unſer beider Schriften in einem Punkte vergleichen, worin ſie nach meiner Ueberzeugung erſtaunlich auseinander weichen.

Auch kann ich in Rückſicht auf den philoſophiſchen Vortrag keine Vergleichung meiner Manier mit der eines andern gelten laſſen, am wenigſten mit der

Jenisch bezog das Epigramm auf Kant, doch diese absurde Erklärung wurde von Boas vornherein zurückgewiesen. Andere Commentatoren lasen hier Kosegarten; im Xenienkampf [1]) finden wir eine tadelnde Stelle aus Friedrich Schlegel's Recension des Musenalmanachs für 1796, welche jene Deutung allenfalls zu rechtfertigen schien, und auch Düntzer hat dieselbe gutgeheißen. Aber es wollte uns dennoch nicht recht einleuchten, daß die Xenienbichter, die sonst immer nur den eignen Heerd vertheidigten, gerade für einen ganz unwichtigen Mitarbeiter die Lanze ergriffen haben sollten. Die Sache liegt auch ganz anders, und die Chiffre in der Ueberschrift heißt: „Knebel."

Ueber Goethe's römische Elegien [2]) gab Reichardt's Deutschland [3]) folgendes Urtheil ab: „Diese im Sinne der Alten gedichteten Elegien sind schön, sehr schön, meisterhaft; stellen ganz und hochgenoßne Lebensmomente auf dem reichsten, üppigsten Boden der Erde mit einer Wahrheit und Wärme dar, die den Leser mit lebendiger Sinnlichkeit überströmt, wie italienische Luft. Aber, bei allen Musen und Grazien, wie kommen diese Kinder der muthwilligsten Sinnlichkeit in den mit einem so reinen Kreise umschloßnen Tempel der Horen? Wer möchte wohl den darstellenden Künstler, der dieser Dichter in so hohem Grade ist, abhalten, einen in die Sinne fallenden Gegenstand mit ächter Kunst zu behandeln; die Kunst kann ihm vielmehr nicht genug Ehrensäulen setzen, denn sie wird durch ihn, wie durch keinen bisher, be-

[1]) Theil I. S. 95 ff.
[2]) Die Horen, Jahrgang 1795. VI. Stück. S. 1–44.
[3]) Band I. S. 90 ff.

reichert. Aber Bilder ſeiner muthwilligen Sinnlichkeit und Laune in den offnen Hallen des Tempels aufzuſtellen, der ſich dem reinen Intereſſe der Menſchheit widmete, dem die Mutter die Tochter, der Vater den Sohn mit innerer Sicherheit zuführte, um ernſte Belehrung, ächte Geſchmackbildung der erwachenden Sinnlichkeit, der zu früh gereizten Begier entgegen zu ſtellen. — Welch ein gebieteriſches Schickſal vermochte alſo das Urtheil des ſtrengen Herausgebers zu lenken? —"

Als nun das Januarſtück der Horen 1796 Knebel's Ueberſetzung der „Elegien des Properz" brachte, ſäumte Reicharot nicht, in ſeinem Journal [1]) dagegen aufzutreten. Er ſagte: „Als Kunſtwerk betrachtet, haben die hier gelieferten Ueberſetzungen gewiß keinen geringen Werth; ſie geben den Sinn des Originals überall mit großer Richtigkeit, ohne irgendwo die Mühe zu verrathen, die dies dem Verfaſſer gekoſtet haben muß; ſie ſind treu und gewiſſenhaft, leicht und fließend, einige harte Verſe ausgenommen. Was die Moralität dieſer Gedichte betrifft, ſo wird jeder Leſer, der ſich unſers Urtheils über die im erſten Jahrgange der Horen befindlichen Elegien des deutſchen Properz noch erinnern, leicht ermeſſen können, was wir von den Elegien des römiſchen in Rückſicht auf die Stelle, die ihnen hier vergönnt iſt, halten. In eine Zeitſchrift, deren Tendenz ſo rein, ſo ſittlich, ſo erhaben ſeyn ſollte, gehören dieſe ſo wenig, als jene. Müßte indeßen eine Vergleichung angeſtellt werden, ſo könnten wir, bei aller Achtung vor dem großen Genie unſers vaterländiſchen Dichters, nicht umhin, ſeine Elegien noch in

[1]) Band I. S. 384.

einem höhern Grade unvereinbar mit dem Geiſt und Zweck der Horen zu finden, als die des Römers. Ein immer trunkener Liebhaber und ein ſprödes Mädchen ſind (das Verdienſt der dichteriſchen Behandlung in beiden Fällen bei Seite geſetzt) doch noch nicht ein ſo unſittlicher Stoff, als ein in Wolluſt ſchwimmender neben einer ſtets gefälligen römiſchen Schönen. Ueberdies welcher Abſtand zwiſchen dem kleinen Kreiſe gebildeter Freunde der Dichtkunſt, die ſich Abſchriften von den Elegien des Properz verſchafften, und dem großen, gemiſchten, auf moraliſche Belehrung und beſonders auf Veredlung ſo beſtimmt und ausdrücklich angewieſnen Publikum, welchem die verdeutſchten Elegien, und jene neueren Seitenſtücke, durch die Druckerpreße zu Tauſenden zugeworfen werden." —

In beiden Reichardt'ſchen Recenſionen ſind Moral und Kunſt einander gegenüber geſtellt; während ſie ſowohl an Goethe als an Knebel eine hohe Kunſtfertigkeit zugeſtehen, wird ihren Dichtungen die Moralität abgeſprochen. Um nun Goethe ſelbſt ganz aus dem Spiel zu laſſen, wendet der Xenienbichter ſich an Knebel, und tröſtet ihn: er könne ſich die Moralität, die der Tadler vermiſſe, leicht erwerben, doch er möge ſich freuen, denn den künſtleriſchen Genius, der ſich nie erwerben läßt, habe ihm Natur gegeben.

Auch muß die Angabe von Boas [1]) berichtigt werden — wo es von Körner heißt: Schiller möge vielleicht das obige Xenion an dieſen gerichtet haben, weil von ihm der Aufſatz: Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik; (Horen 1795) iſt, der manchen Tadel erfuhr — daß Körner's Vaterſtadt Leipzig und nicht München war.

[1]) Xenienkampf. Theil I. S. 96.

An die Moralisten.

(X. 127.)

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel.

[Goethe.]

Nachdem nun das vorige Xenion wirklich erklärt ist, zeigt sich, daß es mit diesem in fester Verbindung steht, und seine Deutung auf Herzog Ernst II. von Gotha eine unrichtige war. Dagegen war diesem Fürsten höchst wahrscheinlich das Xenion (Nr. 270): Reinecke Fuchs, gewidmet,[1]) wovon später die Rede sein wird.

Der Leviathan und die Epigramme.

(X. 128.)

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser;
Aber versuch es einmal, Fisch! in den Lüften mit uns.

[Goethe.]

---

[1]) S. Xenienkampf. Theil I. S. 96 die Anmerkung zu X. 127, und daselbst S. 300 die Anmerkung zu X. 270.

Der Leviathan hat ſchon alle möglichen Geſtalten annehmen müſſen; nach den literariſchen Spießruthen ſoll es Nicolai, nach der Danziger Ausgabe Baggeſen ſein und nach Düntzer ſteckt Manſo hinter der Maske. Aber das Xenion hängt noch mit den beiden vorhergehenden zuſammen; der Leviathan iſt Reichardt, und auf ihn werden die Verſe 20 bis 23 aus dem 40 Capitel des Buches Hiob angewendet: „Kannſt du den Leviathan ziehen mit dem Hamen, und ſeine Zunge mit einem Strick faßen? — Kannſt du ihm eine Angel in die Naſe legen, und mit einem Stachel ihm die Backen durchbohren? — Meinſt du, er werde dir viel Flehens machens, oder dir heucheln? — Meinſt du, daß er einen Bund mit dir machen werde, daß du ihn immer zum Knechte habeſt?" —

In demſelben Sinne ſchrieb Goethe an Schiller:

„Wir kennen dieſen falſchen Freund ſchon lange, und haben ihm bloß ſeine allgemeinen Unarten nachgeſehen, weil er ſeinen beſondern Tribut regelmäßig abtrug. Sobald er aber Miene macht, dieſen zu verſagen, ſo wollen wir ihm gleich einen Baſſa u. ſ. w."[1])

In dem erſten Theile des Xenienkampfes iſt der Text des Xenions unrichtig abgedruckt,[2]) und unter den Epigrammen in der Ueberſchrift ſind wirklich die Xenien zu verſtehen, die Reichardt auffordern, ſtatt im Bereiche wäſſriger Kritiken, einmal in Lüften mit ihnen zu kämpfen.

---

[1]) S. die Anmerkung zu Nr. 17 und Nr. 70.

[2]) Im Pentameter muß es „mit uns" ſtatt „mit mir" heißen.

Ein deutsches Meisterstück.

(X. 133.)

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das einzige fehlt nur noch, es ist kein Gedicht.

[Schiller.]

Franz von Kleist ließ die ersten Proben seines Gedichtes: „Zamori, oder Philosophie der Liebe", in der deutschen Monatsschrift, October 1792, abdrucken, und machte (S. 149) folgende Anmerkung dazu: „Die Philosophie der Liebe, wovon ich hier den dritten Gesang mittheile, und welche jetzt unter der Presse ist, hat die Absicht, den Gang dieser Leidenschaft in der menschlichen Seele, den Einfluß, den sie auf unsre ganze Denk- und Empfindungsart, sowohl im Moralischen als Physischen, lebendig darzustellen. Da aber ein ganz didaktisches Gedicht ermüdet und gewöhnlich seinen Zweck, zu belehren, verfehlt, so hab' ich mit meinem Gedichte das Schicksal zweier Menschen verflochten, und es dadurch dem Epischen näher gebracht. Ich habe, trotz der großen Einheit, da in zehn Gesängen nur drei Personen handeln, so viel Interesse wie möglich in das Gedicht zu legen gesucht; ob es mir gelungen? wird bei Erscheinung des Ganzen mein Vaterland entscheiden."

Geschichte eines dicken Mannes.

(X. 142.)

(Man sehe die Recension davon in der N. deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

[Schiller.]

Der Geheime Legationsrath Bode in Weimar neckte einst Friedrich Nicolai mit dem Vorwurf: er sei nicht mehr im Stande, einen Roman zu schreiben. Da Bode außerordentlich dick von Körper war, so behauptete Nicolai, daß er bis zur nächsten Messe die Geschichte eines dicken Mannes liefern wolle und beide wetteten deshalb. Zwar erschien das besprochene Buch 1794, und Nicolai benutzte es, die Kantische Philosophie darin zu verspotten, aber Bode erlebte es nicht, denn er war inzwischen (1793) gestorben. Mit Bezug auf diese Entstehungsgeschichte des Romans sagte Schiller im Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung: „Da es etwas so leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter seinen Bekannten aufzujagen und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit

der ſchönen Geburt zu ergötzen.“ Einer dieſer würdigen Freunde recenſirte Nicolai's Buch in der Neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek,[1]) und ſeine Kritik begann mit den Worten: „Geſetzt, lieber Leſer, du hätteſt Dir den Magen Deines Geiſtes mit mancher ſchwer zu verdauenden Speiſe unſerer Zeit überladen, und wünſchteſt ein Elixier à la Lucien, à la Foote, à la Hogarth, das die Blähungen dir ſanft abtreibe, ſo kann ich dir auf Glauben dieſen dicken Mann empfehlen.“ Schon hier ſcheint der plakte Recenſent auf Schiller's philoſophiſche Aufſätze zu ſticheln, und im Verfolg werden die Anſpielungen noch deutlicher. Er hatte ſich Je.[2]) unterzeichnet, und es war alſo Ernſt Chriſtian Trapp zu Wolfenbüttel, den Boas mit Unrecht „einen ernſten, ſtillen Pädagogen“[3]) genannt, wovon wir uns im nächſten Capitel noch mehr überzeugen werden.

Auf gewisse Anfragen.

(X. 137.)

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgest?
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem rufenden nicht.

[Schiller.]

---

[1]) Band 19. S. 404 ff.

[2]) G. Parthey, Die Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek. S. 43.

[3]) Xenienkampf. Theil II. S. 34.

Zu diesem Xenion hat Boas folgende Notiz angemerkt: „Ich hatte nicht für nöthig gehalten, den Sinn dieses Xenions noch besonders zu erklären, weil ich es für unmöglich hielt, daß jemand denselben mißverstehen könne. Düntzer belehrt mich indeß vom Gegentheil, denn er hat das Epigramm merkwürdig verkehrt aufgefaßt. In seiner Recension heißt es wörtlich: „Die Antwort auf die Frage, ob er dem Rufe des Genius folgen solle, lautet Ja, doch ehe der Antwortende die Antwort noch beendet hat, erinnert er sich, daß der Fragende leicht etwas für den Ruf des Genius halten könne, was nichts weniger als dieses sei; deshalb verbessert er sich, und bittet, ja nicht dem Rufe des Genius zu folgen, falls er glauben sollte, denselben zu vernehmen. Diese Deutung allein stimmt mit der Interpunktion." — Man weiß wahrlich kaum, ob man derartige Auslegungen für Ernst oder Scherz halten soll. Das „Ja" bezieht sich weder auf den Ruf des Genius noch auf die Folgeleistung, sondern nur auf die Frage selbst und ist ironisch an die Spitze der Antwort gestellt. Der Pentameter lautet, in schlichte Prosa übersetzt: „Ja, wenn du mich einmal fragst, so muß ich dir antworten: nein! folge dem rufenden nicht!"

Mineralogischer Patriotismus.

(X. 162.)

Jedermann schürfte bey sich auch nach Basalten und Lava,
Denn es klinget nicht schlecht, hier ist Vulkanisch Gebürg!

[Goethe.]

Das Xenion geht, wie wir jetzt gefunden haben, auf: „J. F. Freiherrns zu Racknitz Schreiben an einen Freund über den Basalt. Dresden 1790.“ Der Hofmarschall Racknitz, der sich gern in alle Wissenschaften mischte, [1]) reiste nach dem sächsischen Städtchen Stolpen, im Meißener Kreise, bei welchem ein altes Bergschloß auf einem Basaltfelsen liegt, und machte dann in der oben genannten Schrift seine Beobachtungen und Folgerungen bekannt, deren Resultat [2]) mitgetheilt wird: „Nach dieser Voraussetzung, daß eine unter dem Wasser entstandene Gährung die Veranlassung zur Entstehung der Basalte gegeben hat, lassen sich nun beide Theile vereinigen, indem die Neptunisten darinnen, daß ohne den Beitritt des Wassers die Gährung nicht erfolgt, folglich ohne Wasser kein Basalt entstanden wäre, die Vulkanisten aber darinnen Recht haben, daß die Basalte so, wie die vulkanischen Produkte, aus einer durch den Beitritt des Seewassers veranlaßten Gährung entstehen.“ Racknitz wollte also die streitenden Parteien versöhnen, doch sehen wir, daß der strenge Neptunist Goethe den unberufenen Vermittler spottend zurückwies.

Zu den Goethe'schen Xenien, die gegen Isaac Newton's Farbentheorie gerichtet waren, [3]) ist aus den Tübingischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1797, [4]) wo der dritte Band von Gren's Journal der Physik. Halle 1796, besprochen wird, welcher den Aufsatz des Professor Voigt: Versuche über farbigtes Licht, Farben

[1]) S. Xenienkampf. Theil I. S. 57 die Anmerkung zu Nr. 17.
[2]) S. 9 u. f.
[3]) Xenienkampf. Theil I. S. 114 die Xenien Nr. 164—173.
[4]) 82 St. S. 652—653.

Manier eines lediglich didaktiſchen Schriftſtellers. Meine beſtändige Tendenz iſt, neben der Unterſuchung ſelbſt, das Enſemble der Gemüthskräfte zu beſchäftigen und ſo viel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will alſo nicht blos meine Gedanken dem andern deutlich machen, ſondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf ſeine ſinnlichen Kräfte, wie auf ſeine geiſtigen, wirken. Dieſe Darſtellung meiner ganzen Natur, auch in trocknen Materien, wo der Menſch ſonſt nur als genus zu ſprechen pflegt, macht zur Beurtheilung meiner Manier einen ganz andern Standpunkt nöthig, und indem Sie mir einen Home und dergl. Leute entgegenſetzen, beweiſen Sie deutlich, daß Sie nie über mich hätten urtheilen ſollen. Sie ſagten mir in einem der vorigen Briefe, daß ich meine Spekulationen in Bildern vortrage und daß man mich erſt überſetzen müſſe, um mich zu verſtehen. Das thut mir leid, aber warlich nicht meinetwegen.

Zeigen Sie mir in allen meinen philoſophiſchen Aufſätzen einen einzigen Fall, wo ich die Unterſuchung ſelbſt (nicht bloße Anwendungen derſelben) in Bildern abhandle. Das wird und kann nie mein Fall ſeyn, denn ich bin beinahe ſcrupulös in der Sorgfalt, meine Vorſtellungen deutlich zu machen. Habe ich aber die Unterſuchung mit Präciſion und logiſcher Strenge geführt, ſo liebe ich es und beob-

und ihre Miſchung, enthielt, folgende Stellen nachzutragen:

„Hr. v. Goethe, der gar zu gerne ſeine vermeintlich neue Farbentheorie auf den Trümmern der Newtoniſchen erbauen möchte, und es noch zu erleben hofft, zu ſehen,

Newton als neblichten Stern weichen dem ſtrahlenden Mond,

wird ſich freylich aufs neue ärgern, wenn er ſieht, daß Herr Voigt ſeine Beyträge zur Optik hier zwar anführt, aber ſie nicht einmal einer Prüfung würdigt. Er, der ſchon längſt in Proſa auf Ehre verſichert hat, Newton habe ſich ſchändlich geirrt, verſichert es nun auch in Schillers Muſenalmanach in Verſen. Leider iſt aber das Publikum viel zu ungläubig; die Urſache liegt am Tage; es weiß zwiſchen Goethe dem Dichter, und Goethe dem Phyſiker zu diſtinguiren. Recenſent findet ſich übrigens nothgedrungen, für die Fortſezung jenes Almanachs den Herausgeber dieſes Journals, Herrn Prof. Gren, förmlich zu denunciren, als welcher ſogar behauptet, des Herrn Goethe's Einwürfe beruhen auf einem Mißverſtand. Alſo viel Lermen um nichts! —"

Neueste Farbentheorie von Wünsch.

(T. 175.)

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.

[Goethe.]

Düntzer erinnert, daß Boas hierbei eine Briefſtelle verſäumt habe zu wiederholen, die er früher in den Nachträgen zu Goethe's Werken [1]) abdrucken ließ. Goethe ſchrieb an Zelter [2]) und da auf dem Blatte noch Raum übrig blieb, füllte er ihn mit geiſtvollen Aphorismen, wozu auch folgende Sätze gehörten:

„In der Geſchichte der Naturforſchung bemerkt man durchaus, daß die Beobachter von der Erſcheinung zu ſchnell zur Theorie hineilen, und dadurch unzulänglich, hypothetiſch werden. (Am wiederwärtigſten ſind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoriſten, ihre Verſuche ſind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abſtrus und wunderlich.)

Ein ſolcher war der gute Wünſch. Dergleichen Geiſter finden ſich leicht mit Worten ab und hindern die Fortſchritte der Wiſſenſchaft: denn man muß ihnen doch nacherperimentiren und aufklären, was ſie verdüſtert haben. Da nun aber hiezu nicht viele berufen ſind, ſo läßt man's auf ſich bewenden und ſchreibt ihren Bemühungen einigen Werth zu, welches niemanden zu verdenken iſt."

Aus dieſer Stelle ging nur der eingeklammerte Satz in Goethe's Werke über. [3])

Der Profeſſor Chriſtian Ernſt Wünſch, geboren zu Frankfurt a. d. Oder 1744, geſtorben 1828, entwickelte in ſeinen Verſuchen und Beobachtungen über die Farben und des Lichts, daß es nur drei Farben gebe, nämlich: Orange, Grün und Violett.

---

[1]) Theil II. S. 256.

[2]) Briefwechſel. Band 5. S. 116.

[3]) Goethe's Werke. T. A. Band III. S. 303.

Baalspfaffen.

(T. 214.)

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen zum Bessern!
Warlich! du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn!

[Schiller?]

Max Waldau hält Schiller für den Verfasser dieses Epigramms. [1])

Das züchtige Herz.

(T. 228.)

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig befolgst.

[Schiller.]

Nachdem wir oben bei Xenion Nr. 126 [2]) Reichardt's Recensionen kennen gelernt haben, und uns erinnern, daß er an die scharf getadelten Horen manche Plagiate beging, [3]) ist der Sinn des Xenions leicht verständlich. Es sagt: „Die

[1]) Blätter f. liter. Unterhaltung. 1851. Nr. 113.
[2]) S. oben S. 152.
[3]) Xenienkampf. Theil I. S. 130 die Anmerkung zu X. Nr. 225.

moraliſche Delikateſſe möchten wir dir gern erlaſſen, wenn du nur keine literariſche Diebſtähle begehen wollteſt."

Der Hausierer.

(I. 230.)

Ja das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Dass als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begiebt!

[Schiller.]

Deutschlands Revanche an Frankreich.

(I. 231.)

Manchen Lakay schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung,
Gut! Wir spedieren euch hier Kr**** als Mann von Verdienst.

[Schiller.]

Die beiden vorſtehenden Xenien gehen auf Karl Friedrich Cramer, geb. 1752. Er war der Sohn des berühmten Theologen Johann Andreas Cramer, der als Canzler der Univerſität Kiel 1788 ſtarb. Durch ihn gewann der Sohn ſchon frühe eine begeiſterte Vorliebe für Klopſtock und ſchloß ſich in Göttingen dem dortigen Dichterbunde an. Er wurde ſpäter Profeſſor in Kiel, wo er mit Baggeſen eine

Zeitschrift „Menschliches Leben. Erstes bis sechzehntes Stück. Altona und Leipzig 1792—1795“ herausgab, welche enthusiastische Aufsätze über die französische Revolution von ihm enthielt. Auch in Gesellschaften und auf dem Katheder redete Cramer den Pariser Ereignissen heftig das Wort, verdächtigte sich dadurch, und der Minister Bernstorf, ein alter Freund seines Vaters, nahm ihm endlich die Professur ab. Er verließ die Heimath, und Voß schildert ihn[1]) in seinem damaligen Zustande: „Cramer hatte die ewigen Begriffe von Freiheit, die, ohne Bestimmung einer Regierungsform, nur gegen Willkür und Gewaltsamkeit sind, oft so schief aufgefaßt, so wunderlich ausgedrückt, daß ich dem zürnenden Stolberg rieth, um die Freiheit in üblen Ruf zu bringen, müßten die Gewalthaber Cramern zum Fortschreiten durch Auszeichnungen ermuntern, durch höheres Gehalt oder durch ein Adelsdiplom. Der sich selbst allein schädliche Mann ward, weil er in adligen Gesellschaften unerfreuliche Dinge hinplauderte, dem edlen Bernstorf als ein gefährlicher angezeigt. Bernstorf ermahnte den Sohn seines Freundes, warnte, drohte; umsonst, Cramer trotzte, seiner Unschuld sich bewußt; und es geschah, was bei gelassener Behandlung zu vermeiden war. Bald nachher, da Bernstorf noch Cramer's Reue und Herstellung wünschte, trafen sich Cramer und Fritz Stolberg in Plön, Freunde von der Kindheit her und Duzbrüder. Der Unglückliche, der seinem Fritz nichts zu Leide gethan, der nur dem Adel Bürgertugenden gewünscht hatte, ward wie fremd übersehen, wie verpestet gescheut; er ging in des Wirths Garten und weinte sich aus.“ — So floh er denn nach

[1]) „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“

Frankreich. Der „Citoyen Cramer" eröffnete zu Paris eine Druckerei und Buchhandlung, sein Haus wurde dort der Sammelplatz vieler berühmter Persönlichkeiten, und das Reichardt'sche Journal „Frankreich" lieferte interessante Mittheilungen aus Cramer's Tagebuch. Um die Franzosen in unsere Literatur einzuführen, übersetzte er ihnen die Werke deutscher Dichter, und vergaß dabei auch Schiller nicht. Er sah das Vaterland nicht wieder; 1807 starb er, um in fremder Erde von seiner trüben Pilgerfahrt auszuruhen.

Das Paket.

(T. 230.)

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit seyn!
Ich erbreche, da fällt von und für Deutschland heraus.

[Goethe.]

Das Journal Deutschland.

(T. 231.)

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

[Schiller.]

Düntzer bemerkt hierzu: „Auffallend genug hat Boas mit allen bisherigen Erklärern die Beziehung von X. 250 auf X. 251 überſehen. Wie das eingegangene „Journal von und für Deutſchland“ durch den Vogel der Minerva, die Eule, ſich ankündigte, mit welcher Paketſendungen verſiegelt waren, ſo läßt das neue Journal Deutſchland ſich durch einen blaſenden Spielmann, der gleichfalls ein Anverwandter der Minerva iſt, in die Welt führen.“ Ich erinnerte mich wohl, daß Minerva das Flötenſpiel erfunden haben ſoll, aber ich wußte noch nicht, daß ein Spielmann! zu ihren Attributen gehört, ſondern mir ſchien die Beziehung des obigen Xenions ganz aus Deutſchland genommen, wo bei feierlichen Aufzügen immer die Muſiker vorangehen. Durch ſolche Deutelungen packt man dem Dichter philologiſch-mythologiſche Feinheiten auf, an die er ſein Leben nicht gedacht hat, und es wird ſie niemand wiederholen.“ [1])

Guter Rath. [2])

(X. 269.)

Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

[Martial.]

Saupe überſetzt dies Epigramm:

[1]) Anmerkung von Boas.
[2]) Martial. XIV. 185.

Lies, vom bereiten Virgil, o fleißiges Männchen, „die Mücke",
Daß nach den Possen du nicht „Waffen und Männer" besingst.

Daß Virgil's Aeneide mit den Worten: „Arma virumque cano" anfängt, bedarf wohl kaum der Hinzufügung.

Reinecke Fuchs.[1]

(T. 270.)

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? der Stoff ist ja von gestern und heut?

[Goethe.]

Goethe erzählt in seinen Annalen beim Jahre 1794, daß er mehrere Exemplare seiner Bearbeitung des Reinecke Fuchs an den Herzog von Sachsen-Gotha gesendet habe, und zwar in einer Kiste mit physikalischen Instrumenten verpackt, die er von dem Fürsten entliehen. Da jener Bücher im Briefe nicht besonders erwähnt war, so öffnete man die Kiste erst nach längerer Zeit, und Goethe machte sich tausend Grillen, „bis endlich nun Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse, wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heitren Theilnahme unglücklicher Weise zu Theil wurden." Man mag aus diesen Worten leicht den kalten Empfang des Scherzgedichtes entnehmen, welcher wohl die Veranlassung zum vorstehenden

[1]) S. oben die Anmerkung zu Nr. 137.

Xenien gab. Herzog Ernst II. schätzte die mathematischen Wissenschaften hoch, konnte sich aber mit dem Genieweſen nicht befreunden. In der Literatur bevorzugte er die französische Schule, und wenn ihm auch galante Abentheuer und erotische Schilderungen weder im Leben, noch in der Dichtkunst zuwider waren, so verlangte er doch, Thümmel's lüsterne Halbbekleidung statt der Goethe'schen Nacktheit, für sie. Auch der Reinecke wurde mit stillem Hautschauer bei Seite gelegt, und der Fürst ließ es ruhig hingehen, daß man dem Dichter in Gotha höchst unartig begegnete. [1]) Wenn man alles Gesagte zusammenhält, wird man auch wohl Goethe für den Urheber des Xenions erklären müssen.

B * *.

(S. 275.)

Wäre Natur und Genie von allen Menschen verehret,
Sag', was bliebe, Phantast, denn für ein Publikum dir?

[Schiller.]

Alle früheren Erklärungen dieſes Xenions wollen uns nicht genügen, auch die nicht, die Boas in den Zuſätzen zu dem ersten Theil des Xenienkampfes [1]) auf Friedrich Bou-

[1]) S. den Brief an Schiller vom 26. October 1796. Briefwechsel II. S. 237.

[1]) S. daſelbſt S. 300.

terweck bezog. Wir glauben jetzt überzeugt zu sein, daß es gegen Karl Friedrich Benkowitz gerichtet ist. Derselbe war 1764 im Hannoverschen geboren, studirte Theologie und ging dann als Hauslehrer nach Pommern und Schlesien, bis er in Glogau als Kammersecretair angestellt wurde. Er mischte sich gern in die Literatur ein, mehrere Zeitschriften brachten Beiträge von ihm, und namentlich ließ er, zur Zeit, wo man von vielen Seiten her auf Schiller loeschlug „Ein Gegenstück zu Schiller's Götter Griechenlands" in der Litteratur und Völkerkunde von Archenholz [1]) abdrucken. Nun war der Augenblick gekommen, um jene Unbilden zu rügen, die Schiller damals erdulden mußte; nicht nur Stolberg wurde gezüchtiget, [2]) auch Franz von Kleist empfing ein Gastgeschenk, [3]) und Benkowitz durfte nicht leer ausgehen. Zwar fruchtete die Strafe bei ihm so wenig, als bei den andern, denn er schrieb auch ferner noch Dinge, worin Unnatur und Plattheit um die Palme stritten, z. B. der Zauberer Angelion in Elis, eine Geschichte seltsamen Inhalts. Berlin, 1798 und 1800, 2 Bände, und die Jubelfeier der Hölle, oder Faust der Jüngere, ein Drama. Berlin und Leipzig, 1808. Da er oft unter den Anfällen einer schweren Hypochondrie litt, versuchte er, sich durch eine Reise nach Italien zu heilen, und schilderte dann dies Land in mehreren Schriften. Aber die Kur blieb ohne Erfolg; jene Anfälle kehrten zurück, und im

[1]) Jahrgang 1789. September. S. 262 ff.

[2]) S. die Xenien Nr. 117 und Nr. 118 im Xenienkampf. I. S. 91.

[3]) S. die Anmerkung zu Xenion 133, im Xenienkampf. I. S. 100.

achte es zugleich als Wahl, eben das, was ich dem Verſtande vorlegte, auch der Phantaſie (doch in ſtrengſter Verbindung mit jenem) vorzuhalten. Ich verweiſe Sie, wenn Sie dieſe Bemerkung verificiren wollen, auf das ſechste Stück der Horen, weil gerade hier die Anwendung bequemer iſt. Wenn Sie hier in dem neunzehnten, zwanzigſten, ein und zwanzigſten, zwei und zwanzigſten und drei und zwanzigſten Briefe, wo eigentlich der nervus der Sache vorkommt, eine unzweckmäßige Sprache finden, ſo weiß ich in der That keinen Punkt der Vereinigung unſerer Urtheile mehr.

Wenn ich gegen jede Inſtanz proteſtire, ſo geſchieht dieſes nicht darum, weil ich nichts dabei zu hoffen habe, denn wenn ja darnach geurtheilt werden ſollte, ſo könnte ich es noch immer darauf wagen; und die Inſtanz, welche Sie vorſchlagen, nämlich Goethe, möchte Ihnen am wenigſten gefallen. Goethe kann aber nicht gerecht gegen Sie ſeyn und ſein Urtheil nichts wider Sie beweiſen. Er iſt viel zu fremd in dem philoſophiſchen Gebiet, als daß er mit den äſthetiſchen Uebertretungen, die er Ihnen vorwerfen würde, könnte ausgeſöhnt werden. Sonderbar genug iſt es, daß Sie von mir erſt hören müßen, wie wenig Goethe dazu taugt, Ihre Parthie zu ergreifen. Ebenſo ſonderbar iſt es, daß Sie mir ab-

Jahre 1807 gab er sich selbst den Tod durch einen Sturz aus dem Fenster, das im dritten Stockwerk lag.

Unter vier Augen.

(X. 281.)

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaubs, für den einen
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.

[Schiller.]

Höchst wahrscheinlich haben wir hier wieder die Frau Dr. Böhmer[1]) vor uns, welche sich zur Zeit der Xenienbichtung mit August Wilhelm Schlegel vermählte. Der Sinn würde dann lauten: „Wenn sie auch nur für denjenigen, den sie jedesmal liebt, unter vier Augen Verstand besitzet, so können dennoch Viele ihren Verstand rühmen, da sie schon Viele geliebt hat. Schiller hegte wohl eine besondere Abneigung gegen diese Frau, weil sie, als Böhmer's Gattin, in Mainz zum Freundinnenkreise von Therese Forster gehört hatte. Die letztere soll wohl zu den „Schwestern", welche in der Ueberschrift von X. 273 bezeichnet sind, gehören, und Schiller nannte dort die Heldin des Epigrammes noch „Madame B. **, theils um an die Mainzer Zeit zu erinnern, theils um Schlegel zu schonen.

[1]) Vergl. die Xenien Nr. 273 und Nr. 274.

Charade.

(N. 282.)

Nichts als dein erstes fehlt dir, so wäre dein zweytes geniessbar,
Aber dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack.

[Schiller.]

„Von allen Xenien hat mir dies am meisten Unruhe gemacht. Da die alte, immerfort nachgebetete Auflösung Füllehorn ganz unmöglich war, so wollte ich durchaus das Richtige ergründen, doch fand ich nichts, was zuverlässig haltbar schien. Als mein Xenienkampf bereits gedruckt wurde, ging es mir plötzlich durch den Sinn — Salzmann, und das hatte eine günstige Sphinx zugeflüstert. Christian Gotthilf Salzmann, der Verfasser des Karl von Karlsberg. Leipzig 1784—1788,[1]) ist der Mann, dem nur das Salz fehlt, um genießbar zu sein. Ludwig Tieck gab mir die Versicherung, man habe schon damals, als der Almanach erschien, in vertrauten literarischen Kreisen diese Lösung für die einzig passende [?] anerkannt. Die Xenien Nr. 281 und Nr. 282 sind gewiß von Schiller; nur das Entbehren der rechten Deutungen konnte auf Goethe schließen lassen.“[2])

---

[1]) S. das Xenion Nr. 148.

[2]) Anmerkung von Boas.

Der Virtuose.

(X. 298.)

Eine hohe Noblesse bedien ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

[Goethe.]

Dülon schrieb seine Denkwürdigkeiten nieder, und Wieland gab sie unter dem Titel: „Des blinden Flötenspielers Dülon Leben und Meinungen, 2 Theile. Zürich 1807—1808" heraus.

Professor Historiarum.

(X. 299.)

Breiter wird immer die Welt und immer mehr neues geschiehet.
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod.

[Schiller.]

Düntzer macht hierzu die Notiz: „daß X. 299 nicht auf Schiller sich beziehe, hat Boas mit Recht bemerkt, auch scheint uns die Beziehung auf Heinrich gegründet; dagegen hat Boas eine auch in der Ueberschrift angedeutete Beziehung

nicht erkannt. Heinrich wird nicht als professor historiae, sondern als professor historiarum bezeichnet, weil ihm die Geschichte ein Conglomerat einzelner Geschichten war, und ihm, der an den einzelnen Daten klebt, deshalb die Geschichte von Tag zu Tage wächst. Dabei wird die Eifersucht auf seine Professur hervorgehoben, daß ihm kein Anderer seine Zuhörer abwendig mache, weil ja das Einkommen ohnedies schmal genug sei." [1])

Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

(I. 347.)

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freyheitsbaum pflanzt!

[Schiller.]

Schon am 21. December 1792 schrieb Schiller an Körner: „Forster's Betragen wird gewiß von jedem gemißbilligt werden, und ich sehe voraus, daß er sich mit Reue und Schande aus dieser Sache ziehen wird. Für die Mainzer kann ich mich nicht interessiren, denn alle ihre Schritte zeigen mehr von einer lächerlichen Sucht, sich zu signalisiren, als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen Andersdenkende gar nicht reimt." Elende Menschen wußten damals das Gerücht auszusprengen: Therese Forster

[1]) S. Schiller's Brief an Körner vom 10. November 1789.

habe ihren Mann nur deshalb angespornt, nach Paris zu gehen, damit er dort ins Verderben stürze, und sie ungehindert Huber's Gattin werden könne.

Im Freimüthigen [1]) findet sich ein Brief von Huber, der am 22. April 1804, also kurz vor seinem Tode, geschrieben ist; darin sagt er:

„— Von den Klätschereien in Betreff unserer, die damals in die politische Spannung mit eingriffen, nehme ich gegen einen Mann, wie Sie, keine Notiz; aber unbegreiflich bleibt mir der von Uebermuth berauschte Muthwille eines mir sonst so ehrwürdigen Dichters, diesen eben so dummen als boshaften Stoff in Xenien zu verarbeiten. Wie leicht wäre es, aus Forster's, meiner und meiner Frau Correspondenz die unwiderleglichen Beweise aufzustellen, daß von jenen Klätschereien gerade das Gegentheil die Wahrheit war." [2])

Haller.

(X. 353.)

Ach! Wie schrumpften allhier die dicken Bände zusammen,
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.

[Goethe.]

Düntzer erinnert hierbei, daß Riemer von Goethe sagt: „Eine scherzhafte Anwendung von Klopstock's Sentenz, einige

[1]) Jahrgang 1805. Nr. 35.

[2]) Siehe oben S. 135.

Tugenden würden belohnt und andere verziehen, war ihm sehr gewöhnlich.[1]) Aber auch Schiller hat dieselbe Klopstock'sche Stelle angeführt, und zwar schon als zwanzigjähriger Schüler der Karlsakademie. Dort hielt er im Jahre 1779 die Festrede zum Geburtstag der Gräfin von Hohenheim, und in derselben heißt es:

„Wir Menschen richten bloß die Außenseite der That. — — Aber wie anders gebärdet sie sich vor jenem Richter, der den Gedanken, eh' er geboren war, sah, und eh' er vollbracht ward, kraft seiner Allwissenheit belohnte oder verdammte —

„Wir krümmen vor Dem der Tugenden höchste
„Sich in's Kleine — wie fleugt ihr Wesen
„Verstäubt in die Luft aus!
„Einige werden belohnt — die meisten
„Werden vergeben!!!"[2])

Außerdem wissen wir, daß Haller schon während des medicinischen Studium Schiller's bewunderter Führer war, daß er jedoch dessen Aussprüche nicht unbedingt anerkannte. Ja, er unterwarf sogar Haller's Körperlehre des Menschen in seiner Dissertation „Philosophie und Physiologie" einer scharfen Kritik, und Herzog Karl, alles überwachend, verbot deshalb den Druck der Abhandlung, weil es unschicklich sei, daß ein junger Mensch, wenn er auch Talent besitze, sich erkühnen wolle, einen Mann von Haller's Verdiensten herabzusetzen. In der verurtheilten Dissertation sagt Schiller, nachdem er einen Lehrsatz des berühmten Physiologen unter-

[1]) Briefe an und von Goeth. S. 377.

[2]) Hoffmeister's Nachlese. Band 4. S. 37 und 38.

ſucht und widerlegt hat: „Aber wie Haller ſo auf der Oberfläche ſchweben konnte, das begreife ich nicht. Haller iſt zu groß, als daß er durch dieſen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus.“ [1])

Das Geſchenk. [2])

(S. 430—431.)

Ring und Stab! O ſeid mir auf Rheinweinflaſchen willkommen!
Ja wer die Schaafe ſo tränket, der heisst mir ein Hirt!
Dreymal geſegneter Trank! Dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Schickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf.

[Schiller.]

Daß dieſe Diſtichen an den Coadjutor von Dalberg gerichtet ſind, beſtätigt ſich durch eine kurze Notiz in Schillers Tagebuch. Dort bemerkte er eigenhändig am 1. März 1796: „Zwölf Bouteillen Rheinwein vom Coadjutor.“

[1]) Hoffmeiſter's Nachleſe. Band 4. S. 63.
[2]) Im Muſenalmanach S. 71.

Der Homeruskopf als Siegel. [1]

(X. 432)

Treuer alter Homer! dir vertrau ich das zarte Geheimniss,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

[Schiller.]

Den Homeruskopf, von dem hier die Rede iſt, beſaß Schiller ſelbſt. Er ſchrieb am 14. März 1790 dem Buchhändler Göſchen:

„Meine Frau hat bey ihrem letzten Aufenthalt in Leipzig einige Gemmen von Weadgewood [2]) bey Roſt gekauft, die überaus ſchön ſind. Ich hätte gern auch einige für mich, und ihre liebe Frau iſt ſchon ſo gütig, mir einige auszuſuchen, warum ich ſie recht freundlich bitte. Ich wünſchte eine Leyer, eine Pſyche, einen Apollo oder Apollokopf und einen Homer.“ [3]) Schiller empfing den Kopf des griechiſchen Sängers und ließ ihn als Ring faſſen, den er ſtets zu tragen pflegte. Der Kopf iſt weiß, auf blaugrauem Grunde, doch da derſelbe heraustritt, ſo eignete er ſich zum Siegeln wohl nicht.

---

[1]) Im Muſenalmanach S. 85.

[2]) Ein engliſches Steingut. Es führt ſeinen Namen nach Joſiah Wedgewood, einem armen Töpfer, der es 1731 erfand.

[3]) Sonntagsblatt zur Weſerzeitung. 1851. Nr. 3.

Der Genius mit der umgekehrten Fackel. [1]

(E. 433.)

Düntzer findet hier eine Beziehung auf Leſſing's berühmte Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ [2]

Zum ewigen Frieden.

(Tab. vot. 506.)

Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

[Goethe.]

Bei Gelegenheit von Kant's Schrift: „Zum ewigen Frieden. Ein philoſophiſcher Entwurf. Königsberg 1795“, machte Käſtner folgendes Epigramm:

Vom ewigen Frieden. [3]

Auf ewig iſt der Krieg vermieden;
Befolgt man, was der Weiſe ſpricht,
Dann halten alle Menſchen Frieden,
Allein die Philoſophen nicht.

---

[1] Der Text dieſes Epigramms iſt bereits oben S. 139 mitgetheilt.

[2] S. Leſſing's Werke. Neue Ausgabe von W. v. Maltzahn. Band 8. S. 199.

[3] Käſtner's geſammelte Werke. Berlin. 1841. Band I. S. 89.

Vielen.

(Tab. vot. 818.)

Auf ihr Distichen frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben.
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

[Goethe?]

Mannigfaltigkeit.

(Tab. vot. 819.)

Reich ist an Blumen die Flur, doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön, wähle dir Leser nun selbst.

[Goethe?]

Hierzu bemerkt Max Waldau [1]) in seiner sinnigen und treffenden Weise: „Die beiden einleitenden Distichen glauben wir Goethe vindiciren zu müssen. Die Noten der Frau von Schiller, die sonst in diesem Abschnitte über allem Zweifel stehen, sind hier bedeutungslos, weil die Verse keine Beziehungen enthalten, die den Chiffern ihre Zuverlässigkeit geben. Der Gedanke dieses kleinen Bouquets gehört ganz Goethe, also wahrscheinlich auch die Introduction; der Ton im „Neuen

[1]) Blätter für liter. Unterhaltung. 1851. Nr. 113.

ſprechen, über den Geſchmack und den ganzen Ton Ihrer Schrift zu urtheilen, und dieſes Amt Goethe'n übertragen, der in ſeinen eigenen Manuſcripten und Schriften über dieſen Punkt mich zum Richter anerkennt und meine Urtheile befolgt.

Ich glaube übrigens, daß Sie wohl thun, wenn Sie Sich einmal mit ihm darüber erklären; denn es könnte doch ſeyn, daß Sie ihm glauben, was Sie mir nie glauben werden.

Es iſt ein trauriges Naturgeſetz, daß ſelbſt unter Zeitgenoſſen, die in dem Jahrhundert, worin ſie leben, eine eigene Familie formieren ſollten und könnten, eine ſo enorme Differenz und ein ſo unauflöslicher Streit obwaltet, daß das Eigenthümliche immer iſolirt bleibt, u. dergl.; — daß dieſes ſelbſt unter den Philoſophen, die von der wahren Schätzung der Dinge Profeſſion machen ſollten, gerade am meiſten ſtattfindet u. dergl. — Wir haben in Einer Zeit gelebt und die Nachwelt wird uns als Zeitgenoſſen zu Nachbarn machen, aber wie wenig haben wir uns vereinigt! —

Der verkennt mich ganz, der mich als Lehrer ſchätzen will. Dazu hat weder die Natur mich berufen, noch mein Bildungsgang mich qualificirt.

Pausias", eine so specifisch-Goethe'sche Wendung wie „doch einige sind nur dem Auge, — Andre" u. s. w. und endlich die Schärfe aller diesem Kreise einverleibten Distichen Schiller's unterstützen unsere Behauptung, obgleich wir sie gegen Hoffmeister, Boas und die Chiffern Charlotte von Schiller's aufrecht erhalten müssen." — „Was mich [1]) betrifft, so verlasse ich freudig meine bisherigen Bundesgenossen, denn ich trete ja nicht zum Feinde über, sondern zu einem recht treuergebenen Freunde unserer Literatur, die den einzigen Mittelpunkt für uns Deutsche bildet. Max Waldau hat mich durch alles, was er sagte, belehrt und überzeugt, und von ganzer Seele wünsche ich jedem ehrlichen Buche einen solchen Kritiker, der keinen philologischen Schwamm, sondern wahre Liebe und inniges Verständniß für die Dichtkunst im Herzen trägt."

Geranium. [2])

(Tab. vet. 630.)

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Asters,
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

[Goethe.]

[1]) Boas Anmerkung zu dieser Stelle der Waldau'schen Besprechung seines Xenienkampfes.

[2]) Xenienkampf. Theil I. S. 284.

In F. Gustav Kühne's Europa[1]) steht ein Aufsatz über Charlotte von Ahlefeld, aus dem wir folgende Stellen als Ergänzungen zu den Aufzeichnungen, die Boas und Schindel[2]) von dem Leben und Wirken dieser Frau gaben, hier mittheilen:

Charlotte von Seebach war am 6. December 1781 geboren, sie hatte schon im zehnten Jahre Aufsätze gemacht, welche von ihrer Gönnerin Frau von Stein, Goethe'n vorgelegt und von diesem äußerst günstig beurtheilt wurden; er hegte von der jugendlichen Verfasserin große Erwartungen und suchte ihr aufkeimendes Talent zu ermuthigen, da sie im elterlichen Hause nur wenig Aufmunterung fand. Ihr erster Roman „Liebe und Trennung, Weißenfels 1797" erschien anonym, so wie alle ihre folgenden Werke, deren vollständiges Verzeichniß in dem obengenannten Buche von Schindel zu finden ist. Am 2. Mai 1798 wurde Charlotte mit Johann Rudolf von Ahlefeld vermählt, sie empfing in der Wohnung der Frau von Stein den priesterlichen Segen; ihre Ehe war aber eine sehr unglückliche, und nach vielen Sorgen und Leiden endete ihr Leben am 27. Juli 1849 in Teplitz. Sie ruhet neben Seume; die Zweige desselben Baumes beschatten beide Gräber.

---

[1]) 1851. Nr. 35.

[2]) Die deutschen Schriftstellerinnen. Theil I. S. 5—8, und Theil III. Nachträge hierzu.

IV.

Aus dem

Lager der Feinde.

Der Xenienkampf war eine unerwartete Revolution des freien und ſchönen Geiſtes gegen die Despotie des Hergebrachten, gegen die plumpe Anmaßung des Philiſterthums, gegen Heuchelei, Frömmelei und tiefgewurzelten Autoritätenglauben. Wie immer in ſolchem Fall bedrohte eine gewaltige Reaktion die beiden Stürmer, überall regten die erzürnten Maulwürfe ſich und hätten gar zu gern Goethe's und Schiller's Bildſäulen unterwühlt. Aber ihre Fundamente ſtanden feſt begründet im Herzen der deutſchen Nation. In dem zweiten Theil des Xenienkampfes fanden wir die „Eindrücke und Urtheile“ welche der Xenienalmanach vom Norden bis zum Süden unſeres Vaterlandes hervorrief. Hierbei ſind nun ebenfalls einzelne Urkunden nachzutragen, welche Theilnahme und freundliche Geſinnung uns zugängig machten.

In Gotha herrſchte große Aufregnng und Beſtürzung, denn man hatte recht tüchtige Pfeile in dies benachbarte Lager geſchleudert. Daß ſelbſt die Grillen des Herzogs von der Xenien-Fliegenklatſche getroffen waren, kam dabei natürlich nicht in Betracht, wenigſtens nicht zur Ausſprache; dergleichen durfte, wenn man es auch im Stillen ahnte, niemals

laut erörtert werden. Außerdem waren Schillers aſtronomiſche Epigramme[1]) ziemlich allgemein gehalten, und Goethe's Reinecke Fuchs[2]) lag, gleich einem eleuſiniſchen Geheimniß, in viele Schleier eingewickelt. Aber die Reaktion ſchnallte doch auch hier den roſtigen Harniſch an und nahm das lange Donquichote-Schwert von der Säule. In dem zweiten Theil des Xenienkampfes[3]) iſt von einer epigrammatiſchen Geburt die Rede geweſen, welche ſich aus Gotha erhob, und Boas hielt, weil ihm damals die ungedruckten Stellen des Schiller-Goethe'ſchen Briefwechſels noch nicht eröffnet waren, Friedrich Jacobs für den Verfaſſer[4]). Jetzt können wir indeß darüber beſſere Auskunft geben.

Am 29. October 1796 ſchreibt Goethe dem Freunde:

„Gotha iſt auch in großer Bewegung über unſere Verwegenheit. Hierbei ein Blättchen Diſtichen — vom Prinzen Auguſt — der die Sache noch artig genug nimmt."

Schiller erwiederte: „Die Gothaiſchen Diſtichen ſind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich geſtehe doch, daß mir dieſe Art, unſere Sache zu nehmen, gerade die allerfatalſte iſt. Es blickt nichts daraus hervor, als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn jemand demſelben zu Leibe geht, zu thun, als ob

---

[1]) I. 180. Tab. vot. 592—593.

[2]) I. 270.

[3]) S. 6.

[4]) C. F. Wüſtemann, in der trefflichen Einleitung zu Jacob's Hellas, Berlin 1852, hat bereits dieſen Irrthum vermuthet. — So eben trifft die Trauerbotſchaft von dem Tode Wüſtemanns (d. 1. Juni) ein.

man es bloß geduldet hätte; erſt es dem Guten entgegenzuſetzen, und dann ſich zu ſtellen, als ob es grauſam wäre, es mit demſelben vergleichen zu wollen. Der Pentameter:

„Unſer Waßer erfriſcht u. ſ. w.“ [1])

iſt merkwürdig und ganz erſtaunlich expreſſiv für dieſe ganze Klaße.“

Prinz Auguſt, der Sohn und Thronfolger des Herzogs Ernſt II. von Sachſen-Gotha, zählte damals vier und zwanzig Jahre, und war ein launiger, aber auch zugleich ein launiſcher junger Herr. Er gefiel ſich beſonders in Schöpfungen einer leichten Satyre, und Goethe nahm ſeine literariſchen Scherze willig hin [2]). Unterm 25. November 1795 ſchreibt der Dichter an Schiller:

„Ein Brief von Prinz Auguſt, den ich Ihnen beilege, wird Ihnen Vergnügen machen; es iſt keine der ſchlimmſten Productionen ſeiner ganz eigenen Laune;“ worauf Schiller erwiederte:

„Der Brief des Prinzen Auguſt hat mich unterhalten; er hat, für einen Prinzen beſonders, viel guten Humor.“

Die erwähnten Diſtichen waren wohl auch nicht gedruckt, ſondern mögen nur im Manuſcript an Goethe gelangt ſein. Uebrigens wurde durch die xeniſtiſchen Ereigniſſe keine dauernde Spannung hervorgebracht, denn als Goethe im Auguſt 1801

---

[1]) Boas hat ſchon früher im Xenienkampf. Theil II. S. 7 dargethan, daß dies Diſtichon eine Erwiederung auf Xenion Nr. 88 war und Jacobs vertheidigen ſollte, der mit Manſo und Schatz im erfriſchenden Waſſer von Sulzer's Cisterne ſpielte.

[2]) Goethe's Werke. T. A. Band 21. S. 29.

nach Gotha kam, nahm ihn der Prinz „nach altem freundſchaftlichen Verhältniß“ in ſeinem Sommerhauſe wirthlich auf. Die ganze Zeit, während der Dichter hier verweilte, wurde eine im Engen geſchloſſene Tafel gehalten, wobei auch der Herzog niemals fehlte, und an Goethe's Geburtstag erſchien beim Nachtiſch die ganze Dienerſchaft des Prinzen im ſtattlichen Zuge, mit dem Haushofmeiſter an der Spitze, welcher eine große Torte trug, um welche ſo viel bunte Wachsſtöcke flammten, als die Zahl der heute vollendeten Jahre betrug.

Nach dem Tode ſeines Vaters, im Jahre 1804, wurde Prinz Auguſt regierender Herzog, allein die veränderte Lebensſtellung ſcheint nicht vortheilhaft auf ihn eingewirkt zu haben. Goethe traf den Fürſten 1808 in Karlsbad wieder, und was er nun in ſeinen Annalen von ihm berichtet, das klingt ganz anders, als was wir ſo eben geleſen haben: „des regierenden Herzogs Auguſt von Gotha darf ich nicht vergeſſen, der ſich, als problematiſch darzuſtellen und unter einer gewiſſen Form, angenehm und widerwärtig zu ſein beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängſtlich, eine Einladung zu ſeiner Tafel anzunehmen, weil man nicht vorausſehen konnte, welchen der Ehrengäſte er ſchonungslos zu behandeln zufällig geneigt ſein möchte.“[1])

Wenden wir uns von Gotha nach Berlin, ſo finden wir hier eine ſehr emſige Thätigkeit, denn im Hauſe des alten Nicolai hatten die Antizeniſten ihr Hauptlager aufgeſchlagen. Nicolai benahm ſich wie ein erfahrener Feldherr, der vom

[1]) Ueber Goethe's Stellung zum Prinzen Auguſt vergleiche auch Eckermann's Geſpräche, Theil III. S. 108.

Sturm der Revolution über Nacht aus ſeiner feſten Poſition, die er für ganz unnehmbar hielt, vertrieben worden iſt. Für den Augenblick zog er ſich vom Kampfplatz zurück, ſammelte aber, hinter ſichern Verſchanzungen, die Schaar der Getreuen, und entwarf Pläne, wie die Feinde angegriffen werden müßten, um ſie für ihre revolutionäre Umtriebe zu ſtrafen.

Durch die freundliche Zuvorkommenheit ſeines Enkels des Dr. Guſtav Parthey in Berlin, der die Einſicht des noch vorhandenen ungedruckten Briefwechſel Nicolai's gütigſt geſtattete, ſind die nachfolgenden Briefe, genau nach den Originalen, welche auf den Xenienkampf Bezug haben, um ſo lieber mitgetheilt, da ſich darin einige Gegner von ganz ehrenhafter Seite zeigen.

Zuerſt begegnet uns Manſo, der aus Breslau unterm 2. December 1796 an Nicolai ſchreibt:

„Ich hoffe, mein theuerſter und werthgeſchätzteſter Freund, daß Ihnen Hr. Dyk die Gegengeſchenke zugeſchickt haben wird, und wünſche gar ſehr, daß Ihnen die Paar Einfälle, die auf Sie Bezug haben, nicht mißfallen mögen. Ich hatte davon noch mehrere, z. B.

„Nachtkopf bin ich!" ſo ſchreit in die Weinberge Jena's
Schillerns.
Nachtkopf ſchallt es ſofort luſtig aus ihnen heraus.

Aber ich fürchtete, Sie möchten ungehalten auf meinen unzeitigen Dienſteifer werden, und ſo habe ich ſie lieber unterdrücken, als mir Tadel von Ihnen zuziehen wollen. Bei dem allen glaube ich, daß es am beſten iſt, den ganzen Angriff als Bagatell zu behandeln, ohne Hohn mit Hohn, Grob-

heit mit Grobheit zu vergelten, und ſo zu zeigen, daß man den Ausfall für das nimmt, was er in Wahrheit iſt — für Studenten-Muthwillen. Ernſthaft dabei zu thun, würde mich wenigſtens nicht kleiden, und Stillſchweigen die Herren überreden, ſie hätten ihre vermeintlichen Feinde ganz unterdrückt, oder ſie zu fortgeſetzten Neckereien verleiten. In der Bibliothek d. ſch. W. bin ich geſonnen, den M. A. zu recenſiren, ihnen die Wahrheit ganz in meiner gewöhnlichen Manier zu ſagen, und zu loben und zu tadeln, was des Lobes oder Tadels werth iſt, die Xenien aber in einem durchaus ſpaßhaften Ton abzufertigen. Was uns auf der andern Seite bei dieſer verachtungswerthen Behandlung, wieder zum großen Troſt gereichen muß, iſt, daß unſere Angriffe auf die Kantiſche Philoſophie keineswegs ohne Wirkung geblieben ſind. Unſtreitig haben ſie in der A. L. Z. die Recenſion von einer Brochüre Schellings und Garves kleinen Schriften geleſen. Wahrlich, ſo hätten die Herren vor einem halben Jahre nicht über Kantiſche Scholaſtik und den Nutzen der Populär-Philoſophie geſprochen. — —"

Dieſer Brief wurde ganz kurz nach dem Erſcheinen der „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen" 1797[1]) geſchrieben. Manſo war der Haupturheber dieſer Schmach- und Schandblätter, doch ſcheint es, als ob ihn ſchon jetzt das Geſpenſt ſeiner eignen Pasquille verfolgt, denn das Lächeln iſt nicht ächt, mit dem er ſich und andre überreden will, daß es ſich hier nur um einen Scherz handle. Die er-

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 74 u. f.

Der Lehrer muß gelehrt ſeyn und es gibt vielleicht unter allen Schriftſtellern, die man kennt, wenigſtens im philoſophiſchen Felde, keinen, der es ſo wenig iſt, als ich, und in einem ſo enormen Grade wenig, daß wenn ich Ihnen ſagen wollte, was ich in meinem ganzen Leben von Philoſophie u. dergl. geleſen habe, Sie nicht wiſſen würden, ob Sie — — —

(Das Concept iſt unvollendet.)

wähnten Epigramme, welche auf Nicolai Bezug haben, sind folgende, Seite 10:

Nicolai und Schiller.

Zärtlich hat Nicolai dich nicht behandelt, doch kannt' er,
Warlich er kannte das Klotz, das er zu spalten begann.

Derselbe an denselben.

Schwaben hab' ich durchreist und manchen Schwaben gesehen:
Aber ein Schwabe, wie du, hat sich mir nirgends gezeigt.

Wir erhalten jetzt noch einen Nachtrag hierzu, der das Xenion Nr. 189: Philosophische Queerköpfe, parodiren will, und erfahren außerdem, daß Manso den Kreis derartiger Gegengeschenke nur aus Rücksicht auf Nicolai vermindert hat.

Nicolai hatte die Gewohnheit, gleich beim Empfang von Briefen, sich die Grundzüge seiner Antwort auf dem Rande derselben anzumerken. Wo nun Manso erklärt, er wolle den Musenalmanach in der Bibliothek der schönen Wissenschaften recensiren, und ihn nach Verdienst loben oder tadeln, da steht die Notiz dabei: Vortrefflich! Dann bei der Stelle wo jener sagt, die Xenien sollten in einem durchaus spaßhaften

Tone abgefertigt werden, hat dieser wieder hinzugesetzt: Doch unpartheiisch ein Paar gute loben! und wir wissen nun wie sein Antwortschreiben abgefaßt war.

Am 30. Jannar 1797 kam folgender Brief von Manso:

„Sie haben ganz recht, in der Bibl. d. sch. W. muß Schillers Almanach mit aller Unpartheilichkeit und mit dem gehörigen Anstand behandelt werden. Ich bin gesonnen, wenn ich ihn recensire, gar nichts über die Xenien zu sagen, oder höchstens mich dahin zu äußern: „man habe im Publikum schon zu oft und wiederholt über diesen Anhang gesprochen, als daß es nöthig sey, noch ein Wort darüber zu verlieren". Die mir zugefügte Beleidigung hat überhaupt auf mein Urtheil über den Werth beider Verfasser der X., wie Sie mir ohnehin zutrauen werden, nicht den mindesten Einfluß. Ich habe seit der Zeit (behalten Sie dies indeß für sich) Goethe's neuen Roman für H. Bohn[1]) recensirt und denke ihm die Anzeige diese Woche noch zuzuschicken. Sollten Sie auch nicht durchgängig in mein Urtheil einstimmen können, so, hoffe ich, werden Sie doch mit meiner Behandlung völlig zufrieden seyn. Das Lob, das ich ihm gegeben habe, zeugt, wie ich glaube, von Aufrichtigkeit und Empfindung seines Werthes, und der Tadel ist ohne die geringste Bitterkeit: denn ich habe den Ausdruck, nachdem die ganze Recension fertig war, noch einer besondern Prüfung unterworfen. — — Daß ich auch aus den Gegengeschenken die Hälfte der Distichen ausmerzen würde, werden Sie, nach dieser Erklärung, von selbst vermu-

[1]) Karl Ernst Bohn in Kiel war Verleger der Neuen allgemeinen Deutschen Bibliothek vom 1—55 Band (1795—1800) von dem 56—107 Bande hatte wieder Friedrich Nicolai den Verlag.

then. Indeß bin ich hier nicht der einzige Schuldige, und überdem sagen alle: es wäre beßer, wenn ich es nie geschrieben hätte, aber verdient hätten die Herren die Behandlung allerdings; und so will ich mich nur nicht darüber grämen. Man wird auch dies, wie so vieles andere in der Welt, vergeßen." —

Von Manso's löblichen Vorsätzen kam nur die Recension über Goethe's Wilhelm Meister zur Ausführung; sie befindet sich in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]) und ist mit Ta unterzeichnet. Den Recensenten ehrt die Art wie er über Goethe urtheilt und theilen wir den Schluß dieser Kritik mit, da wir sie leider nicht vollständig ihres großen Umfanges wegen hier können abdrucken laßen; er lautet:

„Wir haben dem Werke eines geachteten und Achtung verdienenden Dichters keinen unbedingten Beyfall geschenkt, wir haben sogar mehreres daran getadelt; aber wir fürchten nicht, daß er, seine eigenen früher schon angezogenen Aeußerungen vergessend, uns darum in die Classe derer setzen werde, von denen es Theil 3 S. 172 [im Wilhelm Meister] heißt: „Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkannten Verdiensten zu verfahren; es fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere, aber neu erscheinende Talente; es macht an jenen übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen alles gefallen." So gewöhnlich dergleichen erhöhete Forderungen seyn mögen: so sind wir uns wenigstens bewußt, daß uns deren keine bey unsrer Beurtheilung geleitet hat, und

[1]) Band 31. 1797. Intelligenzblatt Nr. 22. S. 209—217.

wenn wir uns einiges an dem Plan und der Ausführung des Werks auszuſtellen erlaubten, doch das Edelſte deſſelben, der lebendige Geiſt, der darin wohnt, und die Kraft, die es erfüllet, nicht von uns verkannt worden ſind."

Aus Manſo's Aeußerung: er ſei bei den Gegengeſchenken nicht der einzige Schuldige, beſtätigt es ſich, daß der Verleger, Magiſter Dyk in Leipzig, auch eine Anzahl von Epigrammen dazu geliefert habe.[1]) Die Hoffnung des armen, reuigen Manſo aber: der ganze Streit würde bald vergeſſen ſein, erfüllte ſich gerade für ihn am wenigſten, denn die auf ihn gemünzten Xenien wurden in Breslau ſprüchwörtlich und verfolgten ihn ſein Leben lang.

Inzwiſchen war nun Nicolai's: Anhang zum Schiller'ſchen Muſenalmanach erſchienen, und um die Wiege dieſer unglücklichen Mißgeburt drängten ſich die Freunde des Papa's, ſich gebehrdend, als ſei ein wahres Feenkind zur Welt gekommen. Vorn an der Spitze dieſer Gratulanten, zeigt ſich uns der alte Grenadier, Vater Gleim, den es recht übel kleidet, daß er noch eine ſtudentiſche Kraftſprache führen will, nachdem er bereits zum Greis, wo nicht zum Kinde geworden. In ſeinem Schreiben aus Halberſtadt, vom 5. Februar 1797 ſagt er:

„Dank und Dank, und nichts als Dank für den prächtigen Anhang an das heimliche Gemach, überſchrieben: Almanach! Er wird von großem Nutzen ſein! So konnte die Buben kein andrer zu Boden werfen; der guten Laune ſeines Machers haben wir uns herzlich gefreut!"

An Gleim reihte ſich der Hofrath Ernſt Theodor

---

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 74.

Langer, Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Goethe hatte 1768, während seines Studienjahrs in Leipzig, diesen Mann kennen gelernt, und fühlte sich ihm dankbar verpflichtet, weil derselbe, durch eignes gründliches Wissen taktfest gemacht, nicht nur seinen Heißhunger nach Kenntnissen auf die rechte Bahn leitete, sondern dessen lehrreicher Umgang sogar Krankheit und Schmerzen fast verschwinden ließ. Als Langer an der Stelle von Behrisch, Hofmeister bei dem jungen Grafen von Lindenau wurde, machte ihm dessen Vater ausdrücklich die Bedingung kein Verhältniß mit Goethe anzuknüpfen, doch gerade dieser Vorbehalt machte ihn neugierig, ein so gefährliches Subjekt näher kennen zu lernen. Sie trafen sich mehrmals am dritten Ort, Goethe gewann bald Langer's Neigung; dieser holte den Freund zur Nachtzeit ab, sie spazierten zusammen und sprachen von interessanten Dingen. Dann begleitete ihn Goethe bis an die Thür seiner Geliebten, denn auch der ernste, wissenschaftliche Langer, äußerlich so streng erscheinend, hatte sich den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers nicht entziehen können. Alle übrigen Bindemittel der Freundschaft vereinten die jungen Männer schon, und bald sollte auch noch ein inniger Austausch über religiöse Dinge als letzter und festester Baustein dazukommen. Langer war, nach Goethe's eignen Worten, in Glaubenssachen rein und treu gesinnt; man konnte ihn den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Trotz seiner Gelehrsamkeit, zog er die Bibel allen andern überlieferten Schriften vor und gestand ihren göttlichen Ursprung zu. Goethe, krank und abgeschieden, hörte

ihn mit großer Andacht; Langer warnte zwar, daß man ſich durch feſten Glauben nicht etwa zur Schwärmerei verleiten laſſen ſolle, aber der leidende duldende Jüngling konnte dennoch das neue Teſtament nicht ohne überſtrömendes Gefühl erfaſſen. Langer gewann den Proſelyten dergeſtalt lieb, daß er ihm manche Stunde opferte, die ſeiner Geliebten beſtimmt war, und daß er ſich der Gefahr ausſetzte, wie Behriſch von dem Grafen übel angeſehn zu werden. Goethe erwiederte ſeine Neigung auf's Dankbarſte, und hat ihm noch nach vielen Jahren ein ſchönes Erinnerungsmal errichtet.[1])

Wie hatte ſich Langer ſeitdem verändert. Ein kalter, aufgeblaſener Philiſter war er geworden, der im ſichern Verſteck der Anonymität malitiöſe Kritiken ſchrieb, dem die Freundſchaft an ſeinem wunderbar großen Jugendgefährten durch Neid vergällt war. Er ſchrieb an Nicolai, den 25. Februar.[2])

„— Sie können leicht denken, daß Ihr Anhang zum heilloſen Muſenalmanach es war, der mir die tröſtliche Ueberzeugung verſchaffte. Zwar hab' ich — weil man in unſerm Ulubrae das Exemplar ſich aus den Händen riß — ihn mehr verſchlungen als geleſen; doch iſt mir der Totaleindruck noch gegenwärtig genug, um hinzufügen zu dürfen, daß Sie als ein ehrlicher, ſeiner Sache gewiſſer Mann zu Werke gegangen ſind, und das übrige poetiſche Verdienſt der beiden Marktſchreier vielleicht höher angeſchlagen haben, als nöthig war. Was aber ſoll daraus werden, wenn das Ding ſo fort geht?

[1]) In Dichtung und Wahrheit, ſ. Goethe's Werke T. A. Band 21. S. 145—148.

[2]) Dieſer und der nachfolgende Brief, obgleich ſchon von Boas im Xenienkampf. II. S. 295 mitgetheilt, ſind des Zuſammenhanges wegen hier wiederholt worden.

Alles vermuthlich noch viel gröber und klotziger, als während dem Klotzischen Unfuge selbst! Meiner Neigung, wenigstens für neuere Literatur, gibt eine solche Aussicht den Rest; und der gute Bhn. mag in Zukunft meine Stelle durch andre ersetzen, denen mehr Witz und Laune zu Gebote stehn, als mir. Schlimm genug, daß ich auch nur ein oder zweimal mit den saubern Dichtungen mich habe abgeben müssen."

Langer hatte sich also bereits zweimal mit den Xenien abgegeben; seine Recensionen, schwülstig und platt und vom Parteigeist diktirt, stehen in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek.[1]) Die Abkürzung Bhn. heißt wieder Bohn. Eine dritte Beurtheilung Langer's befindet sich wahrscheinlich in den „Blättern aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz, die in dem folgenden Abschnitte besonders erwähnt werden wird.

Am 13. April schrieb Langer wiederholt über denselben Stoff:

„— Seitdem ist Ihr Anhang abermals und mit eben so viel Vergnügen von mir gelesen worden. Gerade weil der heillose Almanach zu so viel tollen und unnützen Schreibereien Anlaß gegeben hat und immer noch gibt, wird Ihr Aufsatz alles andere sicher überleben, und als treue Darstellung unserer neuesten Aesthetik gewiß überall aufgehoben werden; denn bey aller Frechheit hat es an Freymüthigkeit lange schon gefehlt." —

Eine plumpere Gehässigkeit und kriechendere Schmeichelei,

---

[1]) Band 31 Stück I. S. 235—240, und Band 34 St. 1, S. 145 bis 155: Eine Beurtheilung der Anti-Xenien. Vergl. Xenienkampf. Theil II. S. 41 und S. 231.

läßt sich nicht leicht ersinnen. Langer recensirte nun auch die Gegenschriften der Xenien in der Neuen allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]) und versäumte dabei nicht, an Nicolai noch einmal widrigen Weihrauch zu streuen.

Wenn einer von den heftig angegriffenen Schriftstellern harte Worte gegen Schiller und Goethe gebrauchte, so rechtfertigt sich das von selbst, denn er befand sich in leidenschaftlicher Erregung. Aus diesem Gesichtspunkt müssen wir den folgenden Brief betrachten, den Friedrich Jacobs aus Gotha vom 12. März, an Nicolai absendete:

„Ihr Anhang zu den Xenien hat uns einige vergnügte Abende gemacht, und ich habe, hochzuverehrender Herr und Freund, eine Anzeige für unsre soidisans gelehrten Blätter entworfen, über deren Aufnahme man jedoch Bedenklichkeiten machte, weil man eigentlich nichts, was jene ungesitteten Poltergeister betrifft, aufnehmen wollte. Sobald sie, wie ich hoffe, noch abgedruckt wird, sende ich sie Ihnen mit den andern gesammelten Anzeigen Ihrer mir gütigst zugesendeten Verlagsartikel.

Meine Freunde und ich sind der Meinung einstimmig, daß Sie um Ihrerwillen nicht Ein Wort über dieses aus emiticus bestehende Desert zu sagen gehabt hätten. Es hieße denen Herren Göthe und Schiller allzuvieles Gewicht einräumen, wenn man glauben wollte, daß ihre plumpen Einfälle die Achtung nur mindern, geschweige denn tilgen könnte, die jeder, dem das Wohl unsrer Litteratur etwas gilt, Männern zollt, welche so unstreitige Verdienste um jenes haben, als Sie — Verdienste, die sich jene Herren, die nur um ihres

[1]) S. Xenienkampf. Theil II. S. 231—239.

lieben Ich willen arbeiten, nimmermehr erwerben werden. Allein die Sache hat noch eine andere Seite! es war nöthig und nützlich, die Schmach zu rächen, die unsrer Litteratur in jenen unglückseligen Distichen widerfuhr; es war nöthig für Welt und Nachwelt gegen diesen Unfug zu protestiren, daß er nicht festen Fuß unter dem Theil des Publikums faßt, dem Name und anmaßliche Autorität über Alles gilt — zu sorgen, ne res publica detrimenti capiat. Und das haben Sie wacker gethan, und verdienen also wiederholt den Dank der Beßergesinnten.

Sie werden sich freuen, daß zu diesen Beßergesinnten der ungleich größere Theil des hiesigen Publikums gehört, der über das jungenhafte Benehmen, das der Abfassung und mehr noch der Herausgabe der Xenien zur Last fällt, äußerst indignirt ist. Ich wünschte, Sie hätten unsern wackern Thümmel darüber sprechen hören, unsern Gotter, die es freilich schmerzen mußte, die Blüthe des guten Geschmacks, die sie, wenigstens in frühern Jahren, so emsig pflegten, unter so unreinen Händen dahin welken zu sehen.

Freilich waren diese Männer, von Stimme auf dem Parnaß, nicht minder unzufrieden mit den „Gegengeschenken" und allerdings ist es nicht gut, nicht schicklich für Männer von Würde, in Beleidigungen und Plumpheit mit andern zu wetteifern. — Die Berlocken sind eine, wie mich dünkt, noch armseligere Nachäffung des armseligen Vorbilds. Als ihren Verfaßer nennt man den Magister Voigt zu Leipzig, Uebersetzer von de Lilles Gärten.

Vielleicht, wenn die Vorsteher unsers litterarischen Gemeinwesens durch jenen Unfug geweckt werden, desto eifriger für Aufrechthaltung des guten Geschmacks zu wachen, wenn

sie in Consequenz und Standhaftigkeit Ihrem Beyspiel folgen, und dies soll, wie ich hoffe, in der Bibliothek der sch. Wiss. gewiß der Fall seyn, kann das Uebel noch etwas Gutes hervorbringen. Vielleicht stand dort oben geschrieben, daß die Buben so arg lärmen sollten, um ihre Meister zur Herstellung der guten Ordnung zu wecken; aber freilich sind dies nur Vielleichts."

Dies interessante Schreiben giebt also die Gewißheit, daß Jacobs, wie Boas vermuthete, Mitarbeiter an der Gotha'schen gelehrten Zeitung war, doch um so auffallender erscheint es, daß unter den fünf antixenistischen Schriften, die er darin recensirte[1]), sich gerade Nicolai's Anhang nicht befindet. — Thümmel und Gotter nehmen sich in ihren edlen Zorn etwas dünkelhaft-aufgeblasen aus, aber dem wackern Jacobs kann man nicht böse sein, denn er hat jede Schuld durch die herrlichen Zeilen gesühnt, die er vierzig Jahre später als Greis in das Schiller-Album schrieb:

Widder im Thierkreis hieß ich Dir einst. O! wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vließ den Beherrschern des nächtlichen Reiches zum Lösegeld,
Und Du, Göttlicher! kehrtest zurück zu den sehnenden Völkern.[2])

Auch Manso erscheint nun wieder und giebt sein Urtheil über den Anhang kund. Doch nicht in unbedingter Huldigung ergeht er sich, sondern rügte an dem Buche ganz offen-

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 229.

[2]) Schiller's Album, 1837 S. 113; auch in Boas Xenienkampf II. S. 292 mitgetheilt, aber nicht ganz genau.

5.

Fichte an Schiller.

P. P. *)

Die Angelegenheit, mit welcher ich durch die beigelegte Schrift Sie näher bekannt zu machen wage, gehört ohne Zweifel vor den Richterstuhl des gelehrten und denkenden Publicum, und fällt zunächst der Beurtheilung solcher Männer anheim, die Ihnen gleichen. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist die Lehre, welche den Streit veranlaßt hat, zum wenigsten einer ernsthaften und bedächtigen Erwägung werth; auf alle Fälle aber kann über sie nur durch Gründe, keineswegs aber durch Gewalt entschieden werden. Man ist auf dem Wege, durch den öffentlichen Ausruf, daß sie atheistisch sey, dieselbe kurz und gut, und tumultuarisch zu verurtheilen. Man ist auf dem Wege, die Gewalt den Ausschlag gegen sie geben zu lassen, und eines sic volo sic jubeo statt aller Gründe sich

*) Ein gedrucktes Circular, mit welchem Fichte seine „Appellation an das Publicum" den bedeutendsten damals lebenden deutschen Theologen und Philosophen zusendete. (Anmerkung des Herausgebers.)

herzig, was er der Rüge werth findet. Sein Schreiben vom 4. April beginnt:

„Ich bin Ihnen, theuerster Freund, noch den Dank für Ihren mir gütigst mitgetheilten Anhang zum Schschen M. A. schuldig, und bitte sehr um Verzeihung, wenn ich solchen erst heute entrichte. — — Ich kann leicht denken, daß die Urtheile über Ihre Gegenschrift in Berlin sehr verschieden ausfallen müßen. Der Parteigeist findet in großen und für die Litteratur sich interessirenden Städten ungleich mehr Nahrung, als in kleinern, und noch dazu von und für den Handel lebenden. Wie hätte er bei einer solchen Gelegenheit unthätig schlummern sollen? Hier bei uns ist die Verschiedenheit der Urtheile über die Verfasser der Xenien und Ihre Antwort nicht groß. Nur eine unbedeutende Anzahl spricht für die erstern, und folglich auch gegen Ihren Anhang, und auch diese wird eigentlich nicht laut, sondern unterhält sich mehr in ihren eignen Zirkeln darüber. Was ich selbst von Ihrer Arbeit denke, will ich Ihnen, da Sie mich dazu auffordern, ganz unbefangen und ohne Zurückhaltung gestehn. Ich habe das Ganze mit Vergnügen gelesen und bin mir bewußt, daß ich es nicht anders gefunden haben würde, wenn ich auch nicht mit in den Streit verwickelt wäre. Der Ton ist, wie man ihn verlangt, kaltblütig und doch wegwerfend, der Witz treffend und doch nicht unhöflich und mehrere Stellen wirklich glücklich. Aber ich wünschte, daß Sie Zeit und Lust gehabt hätten, sich kürzer zu fassen und die Ausfälle mehr an einander zu reihen. Es ist zu viel Müßiges und sind zu viel Wiederholungen mit untergelaufen, die der Wirkung nachtheilig werden — ein Vorwurf, den Sie offenbar mit leichter Mühe hätten vermeiden können. Indeß bescheidet sich der billige Leser leicht, daß man

auf eine Flugschrift nicht den Fleiß verwendet, den man einem Werke von Umfang widmet, und erinnert sich gern des ubi plura nitent."

Solch ein Brief ehrt beide, den Schreiber wie den Empfänger, denn der Eine hatte Aufrichtigkeit genug, einem Freunde die Wahrheit zu sagen, und der Andere besaß den redlichen Willen, sie ohne Empfindlichkeit anzuhören; und muß Nicolai wohl in seiner Antwort den Wunsch ausgesprochen haben, Manso möchte ihm die getadelten Stellen bestimmter nachweisen, und dieser genügte der Forderung durch folgendes Schreiben vom 18. Mai:

„— Ich habe Ihren Anhang zum Schillerschen Musen-Almanach noch einmal durchlaufen, und will Ihnen die Stellen, die ich, kürzer wünschte, und in denen ich auch einige Wiederholungen zu finden glaube, sehr gern anzeigen. Die vorzüglichsten stehen S. 95—99 vergl. S. 133, ferner S. 121—128. Dann S. 152 ff. vergl. S. 131, endlich S. 193 u. f. Außerdem kommen Sie mehrmals auf die Nothwendigkeit der Selbsterkenntniß, auf das grämliche Wesen (z. B. S. 111 und S. 198) der beiden Herren, und auf das isolirte Leben derselben zurück. Ich behaupte keineswegs, daß Sie dies alles nicht hätten sagen sollen (im Gegentheil, es ist recht gut, daß Sie's gesagt haben), auch gebe ich Ihnen nicht Schuld, daß, wenn Sie diese und ähnliche Saiten berühren, Sie unverändert dieselbe Melodie spielen. Ich habe vielmehr sehr wohl bemerkt, daß bald zu dem Gesagten noch etwas hinzugesetzt, bald das Unwesen der beiden Klopffechter in ein neues Licht gestellt, bald ihnen irgend ein neuer Hieb versetzt wird. Indeß hindert dies nicht, daß man nicht wünschen sollte, es möchte Ihnen geglückt seyn, den Herren das alles kürzer und

ohne so oft zu den Gemeinplätzen von Eigenliebe, Selbstdünkel u. s. w. zurückzukehren, kurz: ihnen alles eben so eindringlich, aber mit geringerem Wortaufwande zu sagen."

Zu guter Letzt begegnet uns ein recht schaaler Gesell, der seine Gemeinheit passend mit buntflickigen Hanswurstkleidern bedeckt; es ist wieder derselbe Ernst Christian Trapp zu Wolfenbüttel, dessen kritische Witzlaune wir bereits oben bei Xenion 142[1]) kennen gelernt haben. Unter dem 27. Mai schreibt er an Nicolai:

„— Ihren anhang zu dem Schillerschen M. A. habe ich mit großem vergnügen gelesen. ob die leute sich wol noch schämen können?

sagen Si mir doch, ist der Niethhammer, wan er gereizt wird, auch so schrecklich wi der Fichte? der herr hat sein Journal der filosofi in meine hände gegeben, das ich ihm täte, was in der N. A. D. B. rechtens ist. sollte der N. nun schrecklich sein, so müste ich zittern.

ich weis nicht, ob Si kürzlich Wolfenbüttelsche verse gelesen haben, oder welche lesen mögen. hir sind ein paar zur probe:

mein imperativ

lebe! so ruft es in mir, nur nicht als tir, als gewäcks nicht: leb als mensch! so geschiht, was dein schöpfer gebeut.

der kategorische imperativ

du solst! — und was? — du solst! — erkläre dich doch weiter! —
du solst, du solst, du solst, du solst, du bärenhäuter!

[1]) S. oben Seite 134.

Xenia, di zehnte muſe

one rock, und geharniſcht, ein derbes galliſches fiſchweib,
fleſchet ſi frech ihr gebis. — ſagt wi littens di neun?

Ideal

ſagt, wo blib Ideal, der vogel, den Bürger nicht haſchte?
ach, mit den Xenien ſchlug (würg-engel Göthe) ihn tot.

Nach dieſen Proben von Trapp's Poeſie, zu denen ſich bald ein noch plumperer Beitrag finden wird, möchte ihn wohl niemand mehr für den Verfaſſer der fein-ironiſchen Xenienrecenſion halten, welche die Hamburger neue Zeitung[1]) brachte. Von Trapp's Epigrammen gehen die erſten beiden auf die Terminologie der Kant-Fichte'ſchen Philoſophie; das dritte vergleicht die Muſe der Xenien mit den pariſer Dames de la halle, welche während der Revolution eine ſo berüchtigte Rolle ſpielten, und das vierte erinnert an Schiller's Kritik der Bürger'ſchen Gedichte, in denen unſer Dichter das Ideal vermißte.

Hier müſſen wir noch eines Briefes gedenken, der zur Erläuterung einer Mittheilung im nächſten Abſchnitt dient; der Schreiber deſſelben iſt der Kanzler Johann Friedrich Le Bret in Tübingen und Abt in Lorch, er war im Jahre 1732 geboren und ſtarb 1807. Seine Briefe an Nicolai aus den Jahren 1790—1801, die uns ebenfalls noch vollſtändig

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 26—35.

aufbewahrt sind, enthalten sehr interessante Nachrichten über Würtemberg und Nicolai hat dieses reiche Material zu seiner Reisebeschreibung benutzt. Le Bret's Brief aus Stuttgart vom 20. Sept. 1797 lautet:

„Im literarischen Fache fährt man in Tübingen von Seiten der Horen-Männer noch immer fort, ungesittete Ausfälle zu thun, und ich kann mir nicht vorstellen, was Gaab will, wenn er in der Tübinger gelehrten Zeitung sich solche Feindseligkeiten gegen Sie erlaubt. Ich habe Ihren Anhang zu Friedrich Schillers Musen Almanach mit wahrem Vergnügen gelesen, und danke Ihnen recht sehr für die Mittheilung desselben. Welch ein Unterschied zwischen Ihrer Urbanität und Ihrem Attischen Salz und den Zotten und Ungereimtheiten der Horen-Männer! Man sagte mir hier, Goethe hätte sich einige Zeit hier aufgehalten; ich sah ihn aber nicht: er reißte von hier nach Tübingen, wo er seine Horen-Freunde gesprochen haben soll. Von da will er durch die Schweiz nach Italien reißen — —"

Der Professor Johann Friedrich Gaab in Tübingen, geboren 1761, war seit dem Jahre 1793 Herausgeber der Tübinger gelehrten Zeitung, d. h. der Tübingischen gelehrten Anzeigen, und Nicolai hatte von ihm die heftigsten Angriffe und Verunglimpfungen zu erleiden. In dem folgenden Capitel werden wir Gaab's Recension von Nicolai's Anhang zu Schiller's Almanach mittheilen.

Im Anfang des Jahres 1798 erschien Nicolai's neuer Roman: Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen. Nebst zwey Urkunden der neuesten deutschen Philosophie. Berlin und Stettin", welcher durch seinen Helden, einen

Leinweber von Profeſſion, die Kant'ſchen Philoſopheme verſpotten ſollte. Das war etwas für Trapp's Gaumen, und er ſchrieb, ganz entzückt darüber, am 29. Juni 1798:

„wi mir Ihr leineweber gefällt? als wenn ich ihn ſelbſt gemacht hätte: ich zih ihn dem dicken manne vor. aber welche bosheit von Ihnen, das es gerade ein leineweber ſein mus, der zur geſunden vernunft zurükkert. nu, nu, die herren professores, magistri und magistelli werdens Ihnen ſchon eintränken, das Si ſo vil licht an einem ſo dunkeln orte ſcheinen laßen; und di exzellenzen werden ſich zu den profeßoren etc. ſchlagen. à propos von exz. und vom dicken mann: ich hatte in der rezenſion des letztern geſagt, das er di blähungen der ſele uns abtreibe. das veranlaste di exzellenz zu folgender Xenie:

Dieſes Buch iſt durchaus nicht in Geſellſchaft zu leſen,
Da es, wie Recenſent rühmet, die Blähungen treibt.

darauf hab ich folgende antwort gemacht:

wenigſtens nicht in deiner, geblähteſter aller geblähten,
geh in dein kämmerlein du, bet und nims elixir.

das hab ich ſchon vor jar und tag gemacht: wenn Si doch nur einmal ſo lange in Wolfenbüttel bliben, das man Ihnen ſeine ſibenſachen vorleſen könnte u. ſ. w.“ —.

Trapp alſo hielt mit voller Sicherheit das Xenion 142, das doch unzweifelhaft von Schiller herrührt, für ein Goethe'ſches Produkt, und erwiederte es in ſeiner ſchmutzigen Lieblingsweiſe.

Auch das Berliniſche Archiv der Zeit und ihres

Geschmacks vom Jahre 1798[1]) brachte eine große Besprechung des Gundibert unter dem Titel: Schreiben an einen Freund; worin der anonyme Verfasser, nachdem er die Entwickelung und Entstehung dieses Buches weitläuftig auseinandergesetzt und einen Vergleich zwischen Kant dem Stubenphilosophen und Nicolai dem Geschäftsmann auszuführen versucht hat, am Schluß des Aufsatzes sagt: „daß man den Gundibert mit Interesse lesen kann, ohne darum seinen Ueberzeugungen untreu zu werden, glaube ich schon genug gezeigt zu haben. Uebrigens ist mein innigster Wunsch, daß aus dem Gundibert alles das Gute entspringen mag, was daraus gar wohl entspringen könnte. Dahin rechne ich, daß die Kantische Schule, in ihrer eigenthümlichen Sprache, noch mehr auf Deutlichkeit und Bestimmtheit hinarbeitete, als es bisher geschehen. Dann aber, daß die Kantische Schule nun auch bald einmal einen ernsthaften Anfang mache, aus ihrer eigenthümlichen Sprache in die populäre überzugehen! — — Die höhern Wirkungen der Kantischen Philosophie, in Niederschlagung des Scepticismus und des arroganten Dogmatismus, sind und bleiben außerhalb des Gesichtskreises des größern Publikums. Würde aber Kants Moral, oder sein Staatsrecht für den gesunden und kultivirten Menschenverstand appretirt, dann halte ich es für unmöglich, daß ein zweiter Gundibert dagegen auftreten, und es mit der Beize des Lächerlichen angreifen könne!“

Es thut uns leid, nach dem Zusammentreffen der so widrigen Persönlichkeit Trapp's, vom alten Nicolai scheiden zu sollen, denn dieser war ein Mann, der es, trotz aller ihm

[1]) Band II. October. S. 361—373.

innewohnenden Pedanterei, mit der deutschen Literatur doch gewiß gut und ehrlich meinte. Nach Schiller's Tod ließ er in der Neuen Berlinischen Monatsschrift von 1805 [1]) einen Artikel drucken, worin er jenen den vortrefflichen Schiller nannte und von der allgemeinen Trauer über den frühzeitigen Tod eines der größten deutschen Schriftsteller sprach.

[1]) Im Octoberstück.

V.

Zu den Anti-Xenien.

zu bedienen; indem nunmehro die Herausgeber und Verfasser der angeschuldigten Aufsätze durch ein Churfürstlich Sächsisches Requisitionsschreiben bei den Herzogen zu Sachsen, Ernestinischer Linie, angeklagt sind, und über das begangene Verbrechen, „über den Frevel, der nur mit Unwillen vernommen werden könne, „und der alle angrenzenden Staaten in Gefahr setze," gar kein Zweifel übrig gelassen, sondern lediglich auf „ernstliche Bestrafung" angetragen wird; — und dieß unter Bedrohungen gegen die Universität.

Die Angeklagten werden ohne Zweifel auch vor dem Richterstuhle, vor welchen man sie zieht, Rechenschaft zu geben wissen, wenn man nur Rechenschaft will; aber ihr Hauptzweck muß seyn, diese Sache vor den wahren Gerichtshof derselben zurückzubringen. Sie wollen keine günstigere Sentenz, als ihnen gebührt, sie wollen ihren Richter nicht bestechen, sie wollen nur wirklich vor ihn gestellt werden. Diese Zurückstellung vor das wahre Tribunal ist — ich glaube es und wage es zu denken, daß Sie es mit mir glauben, — eine allgemeine Angelegenheit. Das gelehrte Publicum kann sich nicht sein Urtheil, der einzelne Gelehrte kann sich nicht das Recht, nur von ihm beurtheilt zu werden, entreißen lassen.

Ich ersuche Sie daher — und diese Bitte ist der Zweck meines Schreibens — durch mündliche oder

Der Genius der Zeit.

Herausgegeben von A. Hennings.[1])

Als Voss den zweiten Theil des Lenienkampfes bearbeitete, bemühten sich der Verfasser und der Herausgeber vergebens, ein Exemplar von dieser Zeitschrift aufzufinden, und es konnten daher nur aus derselben Auszüge, die andere gleichzeitige Journale brachten, mitgetheilt werden. Wir freuen uns, jetzt das Versäumte, nachdem uns endlich ein vollständiges Exemplar[2]) hiervon zur Einsicht vorliegt, da die antigenistische Thätigkeit dieser Zeitschrift so bedeutend war, hier nachholen zu können.

[1]) Lenienkampf. Theil II. S. 47. Nr. VII. vergl. Lenienkampf. Theil I. S. 140 die Anmerkung zu L. 257.

[2]) Es erschien in Altona in den Jahren 1794—1800. Dieses Journal, welches noch das Nebenblatt: Der Nusager. Ein Begleiter des Genius der Zeit, (ebenfalls von Hennings) 1—6 St. 1798 und 1799 hatte, war die Fortsetzung von dem Schleswigschen Journal, das Campe, Trapp u. a. für die Jahre 1792 und 1793 in 24 Stücken ebendaselbst herausgaben, und das Schleswigsche, eine Fortsetzung des vormals Braunschweigischen Journals.

Hennings unterhielt ein ſtarkes, fortgeſetztes Feuer gegen die beiden Xenienſtreiter, welches er im December 1796, S. 430, mit einem Proleg eröffnete, dem das Epigramm auf den Genius der Zeit [1]) an die Stirne geſtellt war; es heißt dort:

„Auch ich erwartete einen guten Dämon, von fröhlichen Horen herbeigeführt, leicht geflügelt, wie einen Götterboten von ihren Sitzen herabſteigender Gedanken, oder zu ihnen emporſteigender Phantaſien. Aber nicht blos im härenen Sack ſchleppte ſich ein Kobold daher; im blutigen Gewande mit raſſelnden Feſſeln eilte raſend vorüber der verwilderte Genius unſerer Zeit, und im Troß führte er Pasquille, und nannte ſie Xenien. — Vielleicht bringt der Friede uns bald einen lieblichern Genius zurück, von fröhlichen und reinen Horen begleitet, welche die Furien des offenen und heimlichen Kriegs verſcheuchen, und wohlthuend und redlich ihr Füllhorn über uns ausſchütten, aus dem dann keine Revolutions- und Schiller'ſche Muſenalmanache mehr herausfallen werden. Ihm wollen wir zurufen:

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du ſtreuſt Keime der göttlichen aus. [2])

Hierauf folgte [3]) eine Beſprechung des Xenienalmanachs, deren hauptſächlicher Inhalt hier mitgetheilt werden muß: „Das Titelkupfer dieſes Almanachs iſt eine üppige, halbtrunkene Mänade, die unter Baumgerippen auf gepflaſtertem Bo-

[1]) Xenienkampf. I. S. 140.
[2]) Tab. vot. I. 439.
[3]) S. 432—437.

den, in elfenbeinerner Figur, martialiſch einherſchreitet. Der gelöſte Gürtel fliegt rauh im Sturmwinde hinter ihr her. Der Titel iſt weißes Schweizerpapier, das Papier des Almanachs iſt ſchmutzig und grob."

„Je edler das Talent iſt, deſto mehr verdient der unedle Gebrauch deſſelben eine laute Rüge, damit nicht mit mindern Talenten begabte Nachahmer ſich auf das Beiſpiel ſtützen, und ſo das, was noch mit Salz und Witz gemiſcht iſt, völlig pöbelhaft werde. Wer die Muſen ehrt oder die hohe Gabe des Himmels zu ſchätzen weiß, ſollte ſich vorſehen, eine Bahn zu öffnen, auf der es ſo leicht iſt hinten nach zu laufen, wenn die abgeſchoſſenen Pfeile des Witzes in Kothwürfe verwandelt werden. Anfangs entſteiget noch hie und da ein volatiliſcher Geiſt empor, der manchem geſchwächten Kopf Nervenſtärkung ſcheint, aber bald verwandelt ſich der Hauſe in mephitiſche Dünſte, welche die Luft verpeſten."

„Reine keuſche Muſen, wo wart ihr, als eure Zöglinge ſich nicht blos an dem Muthwillen der Kinder begnügten, die mit Fröſchen ſpielten und ihnen Steine zuwarfen, als ſie den Charakter, die unleugbaren Verdienſte, ja ſelbſt das Unglück nicht ſchonten, um ihrer beleidigten Eigenliebe ein Opfer zu bringen." Nach einer langen Klagrede über die Entheiligung der Poeſie, fährt Hennings fort: „Und iſt denn in dieſem Muſenalmanach alles ſchlecht und verwerflich, oder erforderte die Unparteilichkeit nicht, auch das Schöne anzuführen? Frägſt du ſo, Leſer? — Schiller und Goethe lieferten die meiſten Beiträge, das iſt genug geſagt; aber daß ſie, untreu ihrem hohen Berufe, durch Rachſucht, durch Plumpheit, durch Plattheit, durch Perſönlichkeit, durch Armſeligkeit, wohl gar durch Schadenfreude ihre Muſe ſchänden konnten, wirft den Trauer-

flor über den Genius der Zeit, (da, je mehr die Schönheit glänzt, die wir immer ſehen, immer bewundern möchten, deſto mehr ihre entſtellenden Flecken beleidigen.")

„Man wird mir den Beweis ſchenken, daß dieſer Muſenalmanach durch ſeine Anſpielungen auf leicht zu errathende Männer, durch perſönliche Beleidigungen auf namhaft gemachte Männer, die allgemeine Achtung verdienen, zu einem Pasquill geworden iſt, das nach Bahrdt mit der eiſernen Stirn [1]) das ſchändlichſte iſt, welches wir in der deutſchen Literatur haben. Der Unwille jedes rechtſchaffenen Leſers wird die Wahrheit dieſes Urtheils fühlen. Eben ſo wird man durch das Leſen der Epigramme leicht überzeugt, welche Rachſucht die Galle der Dichter beſeelte. Glimpflich genug, wenigſtens nur mit einem Epigramm, ward der Genius der Zeit beehrt, weil er blos die Zofen der Horen angriff, die den veralteten Gaſſenmädchen zu viele Schminke auflegten, aber unerſchöpflich ſind die Perſonalitäten gegen den Herausgeber des Journals Deutſchland, der ſich freilich der undankbaren Arbeit unterzog, den Prüden oder pretieuses ridicules die Larve abzuziehen. Der um die Bildung des guten Geſchmacks und der reinen Denkungsart ſo ſehr verdiente Nicolai muß auch dafür büßen, daß er den Horen nicht fröhnte und, ſchon ein Gegner der neuen Philoſophie, es nicht billigt, daß Schiller die Philoſophie äſthetiſch aufputzt oder flimmern läßt und die äſthetiſchen Werke philoſophiſch verdunkelt. Aber ſelbſt dafür, daß er früh dem Strom des Verderbens, der dem ſchönen Gerichte

[1]) Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn, oder die deutſche Union, gegen Zimmermann. Ein Schauſpiel in 4 Akten vom Freiherrn v. Knigge. 1790. Dies Pasquill war von Kotzebue und erſchien bei Kummer in Leipzig. Anmerk. d. H.

und dem gefährlichen Buche Werthers Leiden folgte, entgegen arbeitete, muß er noch jetzt büßen, da doch offenbar, so siegreich auch der Poet Goethe seyn mag, eben so siegreich der Moralist Nicolai ist. Die deutsche Welt würde sehr vieles gewonnen haben, wenn damals gleich Nicolai mehr Eingang gefunden hätte, und das, was bei dem Dichter blos Phantasie ohne eigenes Gefühl war, auch von dem Leser blos dichterisch-schön gefunden und nicht romanenhaft nachempfunden worden wäre. Auch für den Dichter würde dies heilsam gewesen seyn. Er würde dann sorgsamer gesucht haben, den regelmäßigen Weg der schönen Künste und die Ehrerbietung für Sittlichkeit nie aus den Augen zu setzen, in seinen Kunstwerken korrekter, in seinem Ton bescheidener zu seyn, in beiden nicht so oft wie jetzt mit dem Publikum seinen Spaß zu treiben und so seinen Muthwillen nicht zu der Höhe der Immoralität, der Inurbanität, und der Geschmacklosigkeit steigen zu lassen, die im Schillerschen Musenalmanach herrscht. Will man sich ganz von dem Umfang der Angriffe überzeugen, den sich die beiden Dichter erlaubt haben, so mache man einen Auszug der mehr als vierzig Namen von Männern und Schriften, die sie sich zu mißhandeln erlaubt haben, unter denen gewiß ein jeder gern und ehrenvoll steht, so wie er die wenigen bedauert, die das Unglück gehabt haben, von ihnen gelobt zu werden."

Diesen Aufsatz unterzeichnete Hennings mit seinem „A. H."; aber das erste Stück des Jahrgangs des Genius 1797 enthält [1]) einige Strafgedichte auf Schiller und Goethe, welche nicht von ihm sind. Es herrscht darin zwar ein gewisser

[1]) S. 49—54.

An einige Dichter

in Schiller's Almanach.

Glüht nicht dein Geiſt vom edlen Feuer,
Schlägt nicht ein fühlend Herz in dir,
O ſo entweih' nicht Phöbus Leier,
Es iſt nichts Göttliches in dir!

Die Muſe ruft zu hohen Bildern
Den Freund der Wahrheit und Natur,
Sie ſingt nicht, Menſchen zu verwildern;
Ihr Göttlichſtes iſt menſchlich nur.

Nie hat für der Mänaden Chöre
Orpheiſch Saitenſpiel ertönt;
Es ward, der Menſchheit größte Ehre,
Von holden Grazien gekrönt.

Gleich Bächen unter Blumen fließet
Der Dichtung ſanfte Schwärmerei,
Nicht wie ein wilder Strom vergießet
Sich tobend ihre Tirannei.

Sie zankt und hadert nicht; ſie mindert
Des Lebens ſeltne Freuden nicht.
Wo Kummer Wahrheit iſt, da lindert
Die Wahrheit tröſtend ein Gedicht.

Sie giebt im hohen Flug den Schwachen
Die Hand, zerbricht des Sclaven Joch;
Stürzt ihn nicht unter lautem Lachen —
Der Hölle Lache — tiefer noch.

Glüht nicht von Haß und Mord und Rache,
Sinkt zur Verfolgung nicht herab,
Weiht gern und ſchön der Menſchheit Sache
Die Gabe, die ihr Menſchheit gab.

Der Dichter ward nicht zu verwunden,
Zum Unheil ſtiften nicht der Mann.
Unedel iſt es, zu verwunden,
Wenn man nicht wieder heilen kann.

Willſt du, weil Thorheit dich empöret,
Der größte aller Thoren ſein?
Weil Bosheit einen Staat umkehret,
Willſt du ihn böſer überſchrein?

Zeig edle Tugend, zeig dich größer,
In wahrer Weisheit zeige Muth;
Nur Tugend macht die Menſchheit beſſer,
Und Tugend iſt nur fromm und gut.

Ergreifeſt du, bereit zum Streiten,
Des Satyrs Geißel, Hane zu!
Die Laſter magſt du gern beſtreiten,
Doch Menſchen, Satyr, laß in Ruh!

Mag wer da will die Geißel ſchwingen.
Muß es, ſo mögen Henker ſein!
Wir ehren die, die Lieder ſingen,
Zu beſſern oder zu erfreun!

*

An die Delatoren.

Verkrieche dich im Höllenſchlunde,
Verkrieche dich, Angeberei,
Verleumdung flieh', im ſchwarzen Bunde
Mit Rachſucht und Verrätherei.

Was hat das hohe Licht der Wahrheit,
Was hat die Menſchheit dir gethan?
Verbirg dich, blendet dich die Klarheit;
Dein Auge, nicht das Licht klag' an!

Heb' nicht den Dolch auf die Bekenner
Der großen Lehre: Menſchenpflicht!
Du zitterſt? Darum höhnſt du Männer,
Doch edle Männer zittern nicht.

Sie ſchrecket nie des Frevlers Sprache,
Sie ſind zu groß durch Menſchenrecht.
Sie führen laut der Menſchheit Sache,
Und dieſe Sache iſt gerecht.

Die Wahrheit führeſt du im Munde,
Den Dolch im Buſen, Fanatism!
Vergrößerſt gern die tiefe Wunde
Des Bruders Wüthrich: Deſpotism.

Du ſchlugeſt ſie durch ihn. Ihr beide,
Verbrüdert zu der Menſchheit Hohn!
Der Tugend Gram iſt eure Freude,
Ruinen, Moder euer Thron!

Da ſitzet ihr im Hohngelächter,
Scheucht alle Tugend vor euch her;
Der Wahrheit Freund wird ein Geächter, [1]
Der Tugendfreund ein Märtyrer.

Ihr ſingt. O, gräßlich iſt die Stille,
Der weite Tod in der Natur.
Die Menſchheit ſank. Der Mörder Wille
Ertönet in der Oede nur!

Er ſchallt; doch ſchrecklich flucht die Mörder
Das leere Echo: eigne Wuth.
Sie fallen, Mörder gegen Mörder,
Ergrimmt im Raſen eigner Wuth.

Hierauf folgte nun „Schlichtegroll's Nachricht“ [2]) u. ſ. w. — Zu demſelben Stücke des Genius der Zeit finden wir dann die Xenien noch zweimal erwähnt. Hennings beſpricht nämlich die Gegengeſchenke von Manſo und Urians Nachricht von Claudius. [3]) Der erſtern Kritik ſtellt er

[1]) „Geächteter“. — Das Gedicht iſt namentlich gegen die politiſchen Xenien auf Reichardt, Cramer, Forſter u. ſ. w. gerichtet.

[2]) S. Xenienkampf. Theil II. S. 45.

[3]) S. 260—279.

das Distichon[1]) voran, welches die Gegengeschenke eröffnet, und fügt hinzu:

„Man kann es freilich der Echo nicht verargen, wenn diese Nymphe, so züchtig sie auch selbst ist, wiedergiebt, was sie empfängt; und ob denen Unrecht geschehen kann, welchen nur ein geringer Theil ihres Unrechts wieder vorgesetzt wird, mögen diejenigen beurtheilen, die im Kriege Repressalien und in Gerichtshöfen Retorsionen erlauben. So wenig sich aber auch dagegen sagen läßt, so gereicht es doch den Verfassern dieser Gegengeschenke zur größern Ehre, daß sie fühlen, wie sehr dergleichen ärgerliche Zänkereien der Achtung für Wissenschaften und ihren Verehrern schaden, und daß sie gern den Kampf abbrächen, zu dem sie nothgedrungen haben greifen müssen. Wir stimmen ihnen von ganzem Herzen bei, wenn sie sagen:

Aber was wird denn zuletzt aus diesem Zanken und Schimpfen?
Setzt euch ruhig und schreibt etwas Gescheutes für's Volk.

So sehr jeder Freund der Musen und Verehrer der Talente über den Nachtheil trauert, den die tumultuarischen Scenen des Parnasses erregen, eben so sehr vermißt er das Gute, das dadurch verloren geht. Es ist unleugbar, daß in der gelehrten, wie in der politischen Republik viele Mißbräuche herrschen, die eine Rüge verdienen, oder besser noch eine Beschämung, durch die im Gegensatz aufgestellten Beispiele des wahren Schönen und Guten. In dem Gebiete des geläuterten Geschmacks sollten die Erzeugnisse des höhern Geistes und

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 75 „Das Echo".

ſchriftſtelleriſche Ablegung Ihrer vielgeltenden Stimme zur Zurückſtellung und durch Verbreitung dieſer Schrift in Ihrem Wirkungskreiſe zur wirklichen Ausübung dieſer Rechte, beizutragen; erbiete mich Ihnen mit Wärme zu jedem litterariſchen Dienſte in meinem Zirkel und unterzeichne mich mit inniger Hochachtung und wahrer Ergebenheit.

Jena, den 18. Jenner 1799.

Nachſchrift von Fichte's Hand.

Sie ſind einer der erſten, mein ſehr verehrter Freund, von denen ich wünſche, daß Ihnen dieſe Schrift gefallen möge und an welche ich bei der Abfaſſung derſelben oft gedacht habe.

Ein anderer iſt der Herr G. R. v. Goethe. Nun habe ich meine guten Gründe, dieſe Schrift an keinen Geheimen Rath und überhaupt an keinen Menſchen, der auf die Entſcheidung des Rechtshandels, in den man nun einen philoſophiſchen Diſput verwandelt hat, einigen Einfluß haben dürfte, ſelbſt zu geben. Vielleicht läßt Goethe von Ihnen ſich eine Unterſcheidung gefallen, die ich nicht machen durfte; und ſo bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben.

ſelbſt ihre Kritiken mit der Fülle der Grazien übergoſſen ſein. Mit entzückter Vorliebe nimmt der echte Freund der Muſen die Werke talentvoller Dichter auf" u. ſ. w. In dieſer Weiſe geht es fort; Voß und Herder empfangen glühendes Lob, aber man kann ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn man gleich daneben leſen muß: „Wer ſieht nicht mit angenehmer Erwartung Goethens Heldengedichte in ſechs Geſängen[1]) entgegen, das Voſſens Louiſe nach einem völlig neuen Plane veranlaßte? Wer wünſcht ihn nicht immer von der Seite zu ſehen, von der er ſich in ſeiner Agnes von Lilien[2]) in den Horen zeigt?"

Hennings[3]) war ein Ehrenmann, er hatte ein offnes Herz für das deutſche Volk, aber ſein ewiges Predigen über Humanität und Urbanität wurde phraſen- und tiradenhaft. So geſchah es auch hier, indem er voll Salbung den Stab über die Kenisten bricht: „Aber wie ſollen wir wieder zur Reinheit keuſcher Muſen und zum geſitteten attiſchen Ton gelangen, wenn die erſten Köpfe Deutſchlands, von denen man erwartet, daß ſie den Ton angeben, ſelbſt ſich herabſetzen? Je weiter die Anarchie geht, je gefährlichere Leidenſchaften im Spiele ſind, je zügelloſer dieſes Spiel iſt; je tiefer der Geſchmack ſinkt, in die das Edelſte und Beſte geräth, deſto mehr müſſen Männer von Anſehn und Talent ſich enthalten, in den Ton der Niedrigkeit und des Böſen zu verfallen, aus dem es ihnen oblieget, den Geſchmack am Schönen und am Guten zu retten. Müſſen wir daher nicht muthlos werden, wenn man

[1]) Herrmann und Dorothea.

[2]) Von Caroline von Wolzogen.

Er ſtarb 1826.

ſieht, daß die Coryphäen des Schönen und Edlen dem Corybanten-Chor voranlaufen, daß ſie ſelbſt die erſten Geſetze der Menſchheit, Achtung für Würde, Achtung für Rechtſchaffenheit aus den Augen ſetzen, und daß ſie unter den großen Haufen zu den Niedrigſten oder zu den Schlechteſten — jenes durch Beleidigung der Urbanität, dieſes durch ſichtbaren Verfolgungsgeiſt — hinabſteigen? Kann eine Anarchie verderblicher ſein als die? Wo ſollen wir Anſtand, wo Würde, wo Gefühl, wo Geſchmack, wo Tugend, wo Edelſinn hernehmen, wenn dort Einer Kothwürfe austheilt, hier der Andere die Fackel der Verfolgung ſchwingt?"

„Iſt denn alles Edle, alles Erhabene, alles Schöne, alles Gute von der Erde entflohn, und ſind wir der Auflöſung und dem Verſinken im Schlamme preisgegeben? Iſt es ſo weit gekommen, daß Philoſophen ſich zanken wie in Gelagen; Dichter mit Koth und Feuerbränden um ſich werfen; Männer von Anſehen und Würde reden wie der Pöbel; Geiſter, mit hohen Talenten ausgerüſtet, im Kampfe gegen den Strom der Zeiten, ganz dieſem Strome folgen, gleich einer Lawine, die auf die andere ſtürzt, und im Zerſchmettern der untern das ſchöne Gefilde doppelt zertümmert! Es iſt Zeit, euch aufzufordern, ihr, die ihr hohe Gaben beſitzet, die ihr hohe Stellen einnehmt, mit der Hoheit, die euch geziemt, mit der Größe, zu der ihr berufen ſeid, mit den Tugenden, die man von euch fordert, mit den Pflichten, die euch obliegen, hervorzutreten und ganz eure eigene Würde zu zeigen! Dieſer Beruf ehrt höhere Talente und Mächte. Laßt, ſo lange noch Geiſteskraft in euch rege iſt, zum Beſten der Menſchheit nichts unverſucht! Wie wenig bleibt euch von eurem Daſein übrig, wenn ihr eure Kräfte nicht auf dem Altar des Wahren, des Guten und

des Schönen opfert! Und ihr, die ihr jetzt die edelsten Gaben des Himmels so wenig und zum Theil so schlecht nützet, bedächtet ihr: wie vielen Schaden ihr thut, wie viel Gutes ihr thun könntet — wie würdet ihr über euch selbst Thränen vergießen, erröthen und euch ermannen: Mein Aufruf ist: Seid wahr, seid gut, seid edel, seid erhaben, seid groß, seid gerecht!"

In der Beurtheilung von „Urians Nachricht" wird Matthias Claudius nach Gebühr abgefertigt, und am Schlusse heißt es: „den zweiten Theil, oder die kleinen Gedichte des Herrn Claudius, in dem man — seitdem dieser längst abgestorbene Dichter seine vorige, innige, treuherzige und daher allgemein geliebte Gutmüthigkeit abgelegt hat — keinen Ersatz durch Salz und Witz findet, überlassen wir seinem Schicksal, da wir weit entfernt sind, die Anwälte des Schillerschen Almanachs gegen den Herrn Claudius werden zu wollen. Nur wünschen wir, daß es, in der Beantwortung des Almanachs in seiner Xenienmanier, bei den Gegengeschenken bleiben, und künftighin jeder, der gegen Schiller und Goethe etwas sagen will, es mit der Superiorität thun möge, die Urbanität, Wahrheit und Moralität ihm so sehr leicht über sie geben können."

Im nächsten Stücke, vom März 1797, liefert der Genius der Zeit[1]) einen Aufsatz: „Ueber Bedeutung und Alterthum der Xenien". Der Wohnort des Verfassers ist Halle, und er nennt sich Xenophilos. Aber eine einfache Erklärung der Sache genügt ihm nicht, sondern er stachelt sein philologisches Holzpferd, damit es kühne Witzsprünge machen soll.

[1]) S. 429—433.

Eine Frau, die vollkommen berechtigt ſchien, auch einmal, über die Küchenzettel weg, auf die Zeit- und Tageblätter der neueſten Literatur zu blicken, fragt angeblich: was denn eigentlich Xenien ſind? Darauf antwortet der Autor: „Dies Wort, Madame, iſt ſehr alt und ſchon in der homeriſchen Urwelt zu Hauſe. Hatte man den Fremden — der unter dem ſchirmenden Gebiete Jupiters das Recht der Gaſtfreundſchaft geltend machte — gebadet, geſalbt und mit Speiſe, Trank und erquickender Ruheſtätte gelabt, ſo gab man ihm noch ein Andenken mit auf den Weg, deſſen er ſich auch in der Ferne erfreuen und vor Kinder und Kindeskindern geziemend rühmen konnte. Ein ſolches Gaſtgeſchenk oder Souvenir hieß in der damaligen Sprache ein Xenion.“ Nun ſucht der Verfaſſer ſich zur Satyre aufzuſchwingen, und fährt fort: „Aber freilich waren Geber und Gabe ſchon damals nicht immer von der gutmüthigſten Art. Es gab auch damals ſchon unfreundliche Gaſtgeſchenke. Auch die Sitte, ſtatt der Xenien, mit Ochſen um ſich zu werfen, iſt alt, iſt echt homeriſch. Durch folgende Stelle (Odyſſee, XX., 287 f.) können die neueſten Xenien das Alter ihres Stammbaums vor jedem Wappenherold und Hofgenealogen beweiſen, und es bis zu den Freiern der Penelope hinaufführen:

„Unter den Freiern war ein ungezogener Jüngling;
Dieſer hieß Kteſippos und war aus Samä gebürtig;
Und er erhob die Stimme und ſprach zu den trotzigen Freiern:
Höret, was ich euch ſag', ihr edelmüthigen Freier!
Zwar empfing der Fremdling ſchon längſt ſein gebührendes Antheil,

Eben wie wir; denn es wäre nicht recht, und gegen den Wohlſtand,
Fremde zu übergehn, die Telemachos Wohnung beſuchen —
Aber auch ich verehr' ihm ein Gaſtgeſchenk[1]), das er ſelber
Gebe der Magd zum Dank, die ihn badete, oder der andern.
— Alſo ſprach er, und warf mit nervigter Rechte den Kuhfuß,
Welcher im Korbe lag, nach Odyſſeus. Aber Odyſſeus
Wandte behende ſein Haupt, und barg mit ſchrecklichem Lächeln
Seinen Zorn, und es fuhr der Ochſenfuß gegen die Mauer."

Xenophilos fügt noch hinzu: Merkwürdig iſt es, daß kurz darauf der kluge Lehrer Theoklymenos dieſen Freiern, in ihrer ſchrecklichen Verblendung, ein ſehr trauriges Schickſal vorausſagt:

„Ach, unglückliche Männer, welch Elend iſt euch begegnet!
Finſtere Nacht umhüllet euch Haupt und Antlitz und Glieder,
Und Wehklagen ertönt, und Thränen netzen die Wangen!!"

Noch nicht zufrieden, kommt der Genius der Zeit im Juniſtück, abermals auf die Xenien zurück, ſo daß Schlegels Athenäum wohl Recht hatte, Hennings wegen ſeiner unaufhörlichen Xenienklage zu verſpotten. Wir finden dort[2]) einen Aufſatz: „Ueber den einreißenden inurbanen

[1]) ἀλλ' ἄγε οἱ καὶ ἐγὼ δῶ ξεῖνιον.

[2]) S. 232—246.

Ton unſrer Gelehrten", deſſen Verfaſſer ſeinen Namen durch die Buchſtaben H. L. B. und ſeinen Wohnſitz mit O. bezeichnet. Er beginnt: „Mit geſpannter Erwartung, wozu uns Schillers hoher Genius, ſein geläuterter Geſchmack, ſeine ſtrenge Kritik und ſeine Auswahl berechtigte, öffneten wir ſeine Liederſammlung auf das Jahr 1797, um uns an dem ſüßen Spiele der Muſen und Grazien zu erquicken; — aber wie grauſam wurde dieſe Erwartung getäuſcht! Hier hofften wir alles zu finden, Schönheit und Reiz, Größe und Anmuth, Wahrheit und Güte; und fanden den Altar der Charitinnen durch unreine Opfer entweiht, die ihre würdigſten Prieſter in einer unſeligen Stunde darzubringen gewagt hatten. Welch eine Erſcheinung auf den Blumengefilden der Dichtkunſt! Welch niederſchlagende Ausſicht für die Zukunft! Wenn ſelbſt geweihte Prieſter des Tempels und Altars nicht mehr ſchonen, was wird dann das Heer Uneingeweihter thun? — Der Unwille der aus dieſer Betrachtung reſultirte, zeigte ſich allenthalben. Dieſer Ton, dieſe inurbane Sprache in leichten Diſtichen, dieſe Geißelung der würdigſten Männer unſrer Nation, war allgemein unerhört. Man überließ ſie der lauteſten Mißbilligung, und erklärte einſtimmig den in den Xenien herrſchenden Ton für Beleidigung der Humanität, für unedel, pöbelhaft und der ſtrengſten Rüge würdig."

Nun folgt die Erklärung: Schillers Muſenalmanach ſei nicht die einzige Schrift, worin „dieſer unanſtändige Ton und dieſer förmliche Cynismus" herrſche, ſondern auch die Philoſophen, namentlich Nicolai, habe ſich deſſelben Vergehens ſchuldig gemacht. Breite Lamentationen müſſen wir über den Gegenſtand mit anhören, welche nur gedrehte Wiederholungen jener Hennings'ſchen Sätze ſind, welche immer den mißſ-

verſtandenen Wahlſpruch: Humanität und Urbanität im Schilde führen.

Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.

Berlin, 1—6 Jahrgang, 1795—1800.[1])

Die Herausgeber dieſer Zeitſchrift waren: Friedrich Eberhard Rambach, Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer und Ignatius Aurelius Feßler. Aus dem fünften Stücke, vom Mai des Jahrgangs 1797[2]) theilen wir die Sinngedichte mit, von denen Boas[3]) nur das letzte hat abdrucken laſſen:

Die Mitte.

(X. 94.)

Iſt nicht die Mitte zwiſchen Zweien künſtlich gezogen?
Solon, o Solon, du ſchweigſt? Ziehe die Mitte
doch du!

---

[1]) Lenienkampf. Theil II. S. 50. Nr. VIII.

[2]) S. 420—421.

[3]) Lenienkampf. Theil II. S. 48.

Das moralische Publikum an die Dichter.

(T. 177.)

Bessern die Dichter uns nicht? Wir zahlen in sächsischem Gelde.
Setzet den Biedern den Preis; Kalbfleisch und Rindfleisch hat ihn!

An die Obern.

(T. 236.)

Sitzet ihr Hohen! Es wandeln, euch dankbar, sehr ruhig die Bettler.
Gebet, politisch, ihr nichts; andere müssen es wohl.

Der seltene Wieland.

(T. 239.)

Selten zeigt im Merkur sich Wieland, und ist da zu Hause?
Griechenland sah er und Rom, reiset der Seltene noch?

Die Geschlechter

Müssen wir lieben: glaubt uns, wir thun es willig und gerne;
Schweiget nur stille davon; fingt man erst, hört man bald auf.

Hierauf folgt das letzte und sechste, ein Seitenstück zur Elegie im Januarstück des Genius der Zeit.[1]) Ferner ist noch zu bemerken, daß die Recension des Musenalmanachs in Distichen aus dem unparteiischen Correspondenten (Hamburger neuen Zeitung)[2]), im Januarstück 1797[3]), die Christoph Daniel Ebeling in Hamburg, zum Verfasser haben soll (!?) hier zuerst „ihren gebührenden poetischen Glanz", in Verszeilen abgedruckt, erhalten hat.

Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz.

Ein freywilliger Beytrag zum Archiv der neuesten Kirchengeschichte.

In allen Buchhandlungen. 1797. (In vier Lieferungen.)[4])

Oben[5]) haben wir die Vermuthung ausgesprochen: der Verfasser der nachstehenden Distichen, die dieses Journal brachte, möge Ernst Theodor Langer sein; und da Boas diesen Beitrag zu den Anti-Xenien nicht ermitteln konnte, thei-

---

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 58.
[2]) Ebendaselbst S. 26 f.
[3]) S. 48 bis 53.
[4]) Xenienkampf. Theil II. 70. Nr. XIII.
[5]) S. 199.

len wir denſelben mit, er ſteht auf der letzten Seite (199) der zweiten Lieferung:

An gewiſſe Xenien.

Nec hospes ab hospite tutus.

Gaſtgeſchenke ſeyd ihr? war der Wirth — Prokruſtes? die Gäſte
Hinken gezerrt und zerfezt von der Bewirthung hinweg.
Xenien möget ihr ſeyn. Wir bleiben euch Fremde.
Doch laßt uns.
Iſt denn, Barbaren, für Euch jeglicher Fremde*) ein Feind.

*) Hostis enim apud majores nostros is dicebatur, qui quem nunc peregrinum dicimus. Cic. de Offic. L. I.

Polypaemon, ein Unhold in Attika, wurde Prokruſtes: der Verſtümmler genannt, weil er ſeine Gäſte zu Tode marterte. Kehrte ein groß gewachſener Fremder bei ihm ein, ſo legte er ihn in ein kurzes Bett und verſtümmelte ſeine Glieder, bis es ihm paßte. Kleine Leute dagegen wurden in große Betten gelegt und ſo lange auf das grauſamſte gereckt, bis ſie den Geiſt aufgaben. Endlich erſchien Theſeus in ſeinem Hauſe und ſchlug den Böſewicht todt.

8.

Schiller an Fichte.

Jena, den 26. Januar 1799.

Meinen beſten Dank für Ihre Schrift, verehrteſter Freund! Es iſt gar keine Frage, daß Sie ſich darin von der Beſchuldigung des Atheismus vor jedem verſtändigen Menſchen völlig gereinigt haben und auch dem unverſtändigen Unphiloſophen wird vermuthlich der Mund dadurch geſtopft ſeyn. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Conſequenz für Ihre perſönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn ſo wie die dieſige Regierung denkt, war nicht das Geringſte dieſer Art zu befahren. Ich habe in dieſen Tagen Gelegenheit gehabt, mit Jedem, der in dieſer Sache eine Stimme hat, darüber zu ſprechen, und auch mit dem Herzoge ſelbſt habe ich es mehrere Male gethan. Dieſer erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewiſſe Dinge nicht auf dem Katheder geſagt wünſche. Doch iſt dies letzte nur ſeine Privat-

Humaniora.

1796 und 1797.

(Leipzig bei P. P. Wolf.)

Von dieſer Zeitſchrift erſchienen zwei Bände, jeder von drei Stücken. Der ungenannte Herausgeber war Ludwig Ferdinand Huber, er aber ſelbſt hat nur wenige Beiträge zu derſelben gegeben. Im zweiten Bande [1]) befindet ſich ein Artikel, deſſen Verfaſſer nicht gewußt zu haben ſcheint, wie ſchwer Huber in den Stachelgedichten verletzt worden war, denn ſein Schreiben an den Herausgeber lautet:

Auch über die Xenien.

Wie, mein Freund? Ohngeachtet die Xenien gerade Ihnen nichts zu Leide gethan haben, ſind Sie doch auf die guten närriſchen Dinger ſo übel zu ſprechen? Können Sie denn den gaſtfreien Herren in Jena und Weimar zumuthen, daß ſie ſich in ihren luſtigen Gelagen um ſolche Plattitüden, wie Zucht und Ehre und Sittlichkeit, hätten bekümmern ſollen? Wie wenig haben Sie die ernſthaften Diſtichen in den beiden Muſenalmanachen, wie wenig die philoſophiſchen Aufſätze in den Horen beherzigt, da Sie daran ein Aergerniß nehmen konnten! Wenn Sie alle die Subtilitäten, die Diſtinktionen, die Definitionen, die Anthiteſen, die Ihnen in jenen

[1]) Sechstes Stück. S. 477 bis 486.

Meisterwerken, alles gebührenden Respekts ohngeachtet, mitunter wohl ein wenig langweilig oder lächerlich vorkommen mochten, besser studiert hätten, so würden Sie jetzt nicht das Hunderiste in das Tausendste mengen, und mit Rücksichten, mit Gesetzen, wohl gar mit Anmuth und Würde und was weiß ich allem angestiegen kommen wollen, wenn es den Herren beliebt hat, sich einmal einen rechten Spaß zu machen. Ich weiß wohl, es ist Ihnen gegangen, wie vielen andern: Sie haben die Trockenheiten und Dunkelheiten der Kantischen Philosophie, die für redliche Herzen und freie Geister mehr Reizendes als Abschreckendes haben, allererst in dem zierlich pedantischen Jargon der Neokantianer wirklich ganz unverständlich und unausstehlich gefunden; vielleicht sind Sie gar, wie manche andre, auf den Verdacht gerathen, als suchten diese Herren gewisse Besorgnisse, die der derbe, freie Sinn verschiedener Lehren dieser Philosophie bei gewissen Leuten erregen konnte, für Gewisse unter diesen Gewissen aus dem Wege zu räumen; es schien Ihnen vielleicht, als wollten unsre deutschen Encyklopädisten gerade da anfangen, wo die französischen jetzt gerne aufhören möchten, und vielleicht verglichen Sie die vor unsern Augen sich entspinnenden Schicksale der Kantischen Lehre mit der Geschichte des Christenthums, als diese Religion, durch die Doctores subtilissimos des vierten Jahrhunderts von ihrem Freiheits- und Gleichheitsgeist gesäubert, den weltlichen Thron hinanstieg. Aber jetzt wenigstens sollte Ihnen doch alles klar seyn. Alles, was Sie bis jetzt in dem poetischen oder prosaischen Vortrag dieses obersten Aufklärungsausschusses und seiner Kanzellisten nicht begriffen haben, das hieß eben nichts anders, als: wir sind berechtigt, Xenien zu schreiben. Manch-

mal schon, wenn mir über dem Sachtrieb, dem Formtrieb, und hauptsächlich dem Spieltrieb, die Gedanken vergiengen, wenn ich, gerade indem ich recht klug werden wollte, gewahr wurde, daß mich alle diese artigen Sächelchen noch etwas dümmer machten, als ich von Natur bin, hatte mir ein solcher Sinn dunkel vorgeschwebt; manchmal schon, wenn ich dem Doktor am aufmerksamsten zuhörte, war es mir, als sähe ich den Hanswurst hinter ihm ein Gesicht schneiden. — Glückseliges Germanien! Vor dir verkriecht sich das alte Griechenland, denn du gebiehrst deinen Sokrates und deinen Aristophanes, deinen Weisen und deinen Lustigmacher, in einen und denselben Personen.

Aber ich merke es schon, Sie sind noch nicht bekehrt; Sie beharren hartnäckig darauf, auch einen Gang für die Sache der beleidigten Humanität zu thun; Ihre unglückliche Kühnheit verleitet Sie, selbst den Distichen zu trozzen, die über's Jahr vielleicht auf Sie und Ihr Journal herabregnen werden; gewürzt mit spanischem Pfeffer, oder mit Assa fötida, auch wohl sehr ungewürzt, aber doch immer so losgebunden von manchen Gesetzen, die andern ehrlichen Leuten heilig sind, daß ehrlichen Leuten wohl davor bang seyn kann?

Nun so sei es! Ich habe Sie gewarnt, jezt will ich unter Ihrem Panier in den Kampf treten. Die Humanität, für welche wir streiten, sey uns hold und gewärtig: dann können selbst Distichen von uns abprallen. Vor allen Dingen müssen wir die Stärke und Schwäche unsers Gegenparts recht zu schäzen wissen: eine Operation, welche die Herren mit sich selbst vorzunehmen versäumt haben, und dadurch leicht in den Fall gewisser andrer Halbgötter kommen könnten, von denen ein gereimter Distichus sagt:

Singe, Muſe, den Fall der meſchanten Giganten,
Die ſich vor lauter Hochmuth ſelbſt endlich nicht erkannten.

Zuerſt alſo die Stärke dieſer ſchlimmen Wirthe: ſie iſt Genie und Muthwillen. Ihre Schwäche iſt Eitelkeit, ſo kindiſche, ſo lächerliche, ſo reizbare Eitelkeit, als bei irgend einem mittelmäßigen Schriftſteller, bei irgend einer ſchönen Dame, nur gefunden werden kann. Dies alles, wohl durch einander gerüttelt, und endlich von Nicolai in Gährung gebracht, hat Xenien gegeben. Man hatte bey den Horen in manchem Betracht eine lächerliche Rolle geſpielt; man hatte ſich indeſſen lange Zeit über die Beſchuldigungen der Marktſchreierei, der Lotterienkünſte, der Affektation, der Geſchraubtheit, der Leerheit, des Mangels an der Auswahl, und da man deren ſo fähig war, des Mangels an ernſter Achtung für das Publikum und für ſich ſelbſt, erhaben geglaubt, bis endlich Nicolai mit der Thüre in's Haus fiel, den Nagel tüchtig auf den Kopf traf, dabei aber freilich ſelbſt manche Blöſſe gab. Jetzt bewegten ſich die göttlichen Pflegväter der Horen in ihren hohen Wolken, ſie machten ihre Zurüſtungen und ſtiegen hernieder — als muthwillige Buben, die links und rechts mit Koth um ſich warfen, hier einem Narren eine komiſche Fraze ſchnitten, dort rechtlichen Leuten Haſenſchwänzchen anhiengen, und ſich über alle die Rückſichten hinwegſetzten, welche ſonſt als ſittliche Gränzen des Wizes gelten. Da gieng es über einen jeden her, der ſich je mit Worten, Werken oder Thaten an den Horen, oder an ihren Vortänzern, verſündigt hatte; ja man mochte ſich vielleicht auch nur mit Privaturtheilen nicht recht vorſichtig benommen haben, ſo ſollte man jetzt ſeine Portion Aerger zu verſchlucken bekommen.

Es war im Grunde poſſierlich, weil man in den Heren das Publikum zuweilen ennuyirt hatte, ſich dafür rächen zu wollen, indem man auf einmal ſo *überamüſant* wurde, und ich traute Göthen wohl zu, daß er ſich den ganzen Anſchlag, ſamt allen den kleinen Rückſtänden von Autorrache, die ſein Waffenbruder bei der Gelegenheit abtragen wollte, mit von dieſer luſtigen Seite gedacht hätte. Ueberhaupt weiß ich nicht, warum mich das Schuz- und Truzbündniß zwiſchen dieſen beiden Leuten manchmal an *Mephiſtopheles* und *Fauſt* erinnert. Goethe fühlt auf ſeinem Haupte den unvergänglichen Dichterkranz, indeß Schiller, bei allen ſeinen Vortrefflichkeiten, das Schickſal nun wohl dahin hat, in ſeiner Poeſie von Gedanken, in ſeiner Proſa von Bildern und Blumen zu ſtrozen.

Aber, als Götter in den Wolken, oder als Buben auf den Straſſen, immer iſt Ausſchließlichkeit, Herrſchſucht und die Art von Verachtung Andrer, welche die Verächter ſelbſt vor der Sittlichkeit und Humanität herabwürdigt, der traurige Charakter dieſer Herren. Damit noch nicht zufrieden, daß die große Ueberlegenheit ihres Genies und Talents ſie von ſelbſt privilegiren würde, wollen ſie den Freibrief, den ihnen die Natur gab, auf alle ihre Schwächen und Unarten ausdehnen. Der vorzügliche Geiſt übt ſeine Herrſchaft aus, indem er würkt; er unterwirft ſich die Köpfe, indem er ſich der Dinge bemächtigt. An das Geſez dieſer Identität iſt ſein Reich gebunden; ſchweift er darüber hinaus, ſo theilt er mit allen Dunſen und Gelen die Lächerlichkeiten des Dünkels und der Eitelkeit.

Ich kann einen wichtigen nationellen Unterſchied nicht unbemerkt laſſen, den uns Deutſchland und Frankreich in der

Geſchichte ihrer litterariſchen Univerſalmonarchien darbieten. Die franzöſiſchen Schriftſteller, deren Ehrgeiz, mit vorzüglichen Talenten vereinigt, ſie verleitete, nach Alleinherrſchaft zu ſtreben, erkannten einen Strom des Nationalgeſchmacks, nach welchen ſie ſich unabläſſig fügten und ſchmiegten, gleichwie in einer freien, das heißt, geſezlichen Verfaſſung der politiſche Ehrgeiz dem öffentlichen Geiſt, den er lenken will, ſchmeicheln und ſich unterwerfen muß. Die Männer von Genie, welche in unſrer Gelehrtenrepublick die Tirannei affektiren, behandeln hingegen das Publikum, wie der große Lama ſeine Gläubiger, oder wie Kaligula das römiſche Volk: ſie tiſchen ihm, wenn es ihnen einfällt, ihre Exkremente *) auf, oder fordern von ihm für vierfüſſige Protege's **) die Ehre des Conſulats. Aber ſpüren ſie endlich einen gewiſſen Grad von Miß-

*) Siehe passim die Horen und die zwei Schillerſchen Almanachs. Wo die beiden Lamas ihren Auswurf vermiſcht haben, um dem Volke das rührende Schauſpiel ihrer Zweieinigkeit zu geben, da läßt er ſich meiſtentheils ohne Mühe wieder abſondern, indem bei dem einen der Abgang immer ſehr leicht iſt, der andere aber bisweilen an Hartgeiſtigkeit laborirt. Wir bitten für die Metapher um Verzeihung; es iſt nicht etwa das böſe Beiſpiel, was uns verleitet hat, ſondern wir halten wirklich für erläuternd.

**) Siehe unter andern in den Horen die herzzerbrechenden Lieder die Theon mit ſeiner Theano wechſelt: Die Unſchuld und Frömmigkeit dieſer guten Kinder verſöhnt wirklich mehr als zu ſehr die Katulliſche Leichtfertigkeit gewiſſer Elegien. Siehe auch den unausſprechlichen hohen Liebhaber einer Agnes von Lilien, der ſo ganz als deutſcher Michel ſeine Taſſe Kaffee nachdenklich bei'm Paſtor ausſchlürft, und deſſen Adreſſe Baron von Nordheim iſt. Auch in den Lenien findet man Beiſpiele, daß die Herren mit dem Geſchmeiſſe, das ſie nur lekt und

vergnügen bei ihren Unterthanen, ſo werden Xenien unter dieſe geworfen, wie Iwan Waſſiliewitſch ſich zuweilen den gnädigen Spaß machte, wilde Bären auf den Straßen ſeiner Reſidenz loszulaſſen.

Nicolai ſoll, fordern ſie, Leſſings Namen nicht nennen. Aber wahrlich, ihnen ziemt es noch weniger, den Namen dieſes immer thätigen, mit ſeinen Gedanken immer voranſchreitenden, und ſeinen Zeitgenoſſen immer voranhelfenden Kopfes abzuſprechen, der die Gränzen der Menſchheit in ſeinem eignen Geiſte nie hinter vornehmer Trägheit und übermüthigen Geringſchäzung ſeines Publikums zu verbergen ſuchte, der ſicherlich mit der Weisheit ſeines Jahrzehends nie ſo geziert, ſteif, fantaſtiſch, oder orakelmäßig und prieſterartig umgegangen wäre, der ſich nie zu litterariſchen Fehden rüſtete, nie gegen Heuchelei, Dummheit, oder Wahn die Geiſſel ſchwang, um blos ſeine beleidigte Suprematie zu rächen, oder ſich den Küzel eines frevelhaften Muthwillens zu vertreiben, den man vielmehr gern gereizt, gern herausgefordert ſah, weil jeder Streich, den er ſeinen Gegnern beibrachte, mit irgend einem Triumf der Wiſſenſchaft, der Wahrheit, der Aufklärung verbunden war.

Es iſt zu befürchten, daß mit der Erſcheinung dieſer Xenien ſich die Pforte zu dauernden und groſſen Skandalen unſrer Litteratur geöffnet haben wird. So manche mittel-

---

nie ſticht, (S. den letzten Schillerſchen Almanach, S. 259.) gar ſäuberlich umgehen, und mit ihrem Wedel Zeichen der Gnade austheilen. Sapienti sat; denn wenn wir dieſe Beiſpiele hier namhaft machten, würden wir wirklich dem böſen Exempel zu viel Gewalt einräumen.

mäßige oder elende Scribenten werden es den Männern, die sich nie auf diese Weise mit ihnen hätten abgeben sollen, an sansculottischer Frechheit wettzumachen suchen. Diese aber werden — den Wein austrinken müssen, den sie gezapft haben; sie werden ihn bis an die letzten Hefen des schmalen oder unschicklichen Witzes, des bübischen Muthwillens, des rücksichtslosen Uebermuths, austrinken müssen, und es schiene fast, als wollte ein unerbittliches Schikſal auch noch mit diesen Trübsalen die Zerrüttung des Zeitalters vollenden, das von der in Deutschland emporkommenden, ernsten, männlichen, gründlichen, vorsichtigkühnen Philosophie Rettung und Heil zu erwarten, berechtigt war, das aber aus den pedantischen oder fantastischen Spielereien, die mit dieser Philosophie getrieben wurden, freilich schon längst eine robespierresche Wortherrschaft sich entspinnen sah, zu welcher dies tolle Xenienwesen einen mächtigen Fortschritt machen kann.

Di meliora piis!

Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten.

Von dem Wandsbecker Bothen.

Hamburg, 1797. Bey Friedrich Perthes und Comp.[1])

Dieses Schriftchen von Claudius — der erste Verlagsartikel des berühmten im Jahre 1843 verstorbenen Buch-

[1]) S. Xenienkampf. Theil II. S. 87. Nr. XVII.

händlers Friedrich Perthes — wurde ſchon im Hamburgiſchen unpartheyiſchen Correſpondenten vom 21. December 1796. Nr. 204 angezeigt und aus derſelben das Eingangsgedicht: „Von der neuen Aufklärung oder Urian und die Dänen“ nach der bekannten Melodie des Liedes Urians Reiſe um die Welt, abgedruckt. Die meiſten der gleichzeitigen periodiſchen Schriften wiederholten es; auch erſchien es in Muſik geſetzt beim Clavier zu ſingen in Berlin bei Rellſtab, und von C. G. Tag in Leipzig bei Linke; ebenſo ſchnell verbreitete ſich aber auch eine Antwort darauf: „Wir Dänen an Asmus. Eine Parodie“, die zuerſt der Genius der Zeit im Märzſtück von 1797 [1]) brachte.

Die Tübingiſchen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1797 [2]) gaben von Urians Nachricht eine ausführliche Anzeige, darin heißt es: „Wer kennt nicht das allgemein beliebte Volkslied Urians Reiſe um die Welt? Hier theilt Urian uns auch ſeine Gedanken über die neuere Aufklärung mit. Wir müſſen aber geſtehen, daß wir ihm mit weit gröſſerem Wohlgefallen über das erſte, als über das letztere Thema zugehört haben. Man vermißt hier die glückliche Laune und den in ſeltſamen Contraſten überraſchenden Wiz, ſo wie die gutmüthige Schalkhaftigkeit, die in jenem Gedichte herrſchen, beynahe gröſtentheils. Nur ein Paar Stellen, könnte man ſagen, dürften eine Ausnahme machen. Was die Urtheile über die Aufklärung ſelber betrift, ſo kann derjenige, der des guten Claudius neueſten Arbeiten und Grundſäze kennt, ſchon

[1]) S. 433.

[2]) 58 St. S. 462—464.

voraus ahnden, was er hier werde zu erwarten haben, zwar keinen der finſteren und ekelhaft zelotiſchen Obſcuranten, aber doch einen Mann, der auf dem Punkte iſt, ſeine ſonſt ſo gerade lichte Vernunft durch ſeine myſtiſche Frömmeley beſchwäzen und unter den unbedingten Glauben gefangen nehmen zu laſſen. Daß nicht alles den Namen der Aufklärung verdient, was dafür ausgeboten wird, wer weiß es nicht? Aber das viele wahrhaft Gute unſrer Zeit ſollten Männer, wie Aſmus, die ſo viel reinen Wahrheitsſinn ſonſt haben, am wenigſten verkennen wollen, oder zu verkennen auch nur den Schein geben. Bey einigen treffenden Ausfällen, die nur der Afteraufklärung gelten können, enthält dieſer Chorgeſang doch verſchiedene ſchiefe, einer falſchen Deutung und Anwendung fähige, Gedanken. Die Kleinigkeiten, auf die ſich das Motto bezieht „pati hostilia, ne indignetur, qui fecit“ [1]) ſind hauptſächlich gegen die Xenien in Schiller'ſchen Almanache gerichtet. Es ſind nur ſechs Blätter, und einige ſind wirklich ſehr unbedeutend, wie z. B. S. 14 (Der alte Chevalier). Einige ſind dunkel, wie S. 15 (Der Wilhelm), S. 19 (Der politiſche Pfeffer). Einige ſind blos die eigenen Pfeile der Xenienſchreiber, die auf ſie ſelbſt wieder zurückgeſchoſſen werden, z. B. S. 15 (Der berühmte Almanach) (Eigenes Fett) S. 18 u. ſ. w. Drolligte Laune hat die Erzählung, der Vorfall (S. 16—17). Auch das Diſtichon (S. 16) nach S. 67 des Almanachs. [2]) Edel und herzlich iſt die tabula votiva, die der Verf. (S. 22) der des Alma-

[1]) Dies Motto ſteht auf der Rückſeite des Titelblattes.

[2]) Vergl. Xenienkampf. Theil II. S. 88—91.

meinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf diese Letztern machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren.

Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für sich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der Weimarischen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publicum konnte nicht Statt finden, als höchstens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rücksicht auf die Beschwerde, welche Churſachſen gegen Sie zu Weimar erhoben, und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten. *)

Was meine besondere Meinung betrifft, so hätte ich allerdings gewünscht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer besondern Schrift ruhig und selbst ohne die geringste Empfindlichkeit gegen das Sächsische Consistorium abgelegt hätten.

*) Dieser Vorwurf wird erledigt durch die deutlich ausgesprochene Absicht der „Appellation," nur gegen das Churfürstlich-Sächsische Confiscationsedict sich zu vertheidigen. Vergl. Fichte's Leben und Briefwechsel, Bd. I. S. 356, und das Schreiben Fichte's an den Herzog von Weimar, ebendaselbst Bd. II. S. 413.

(Anmerkung des Herausgebers.)

nächs entgegenstellt. [1]) Die drey letzten Gedichte würden unter die besten dieser Sammlung gezählt werden dürfen, wenn sie es nur nicht mit Goethe, dem Menschen zu thun hätten. [2]) Die Xenien züchtigen meist doch nur den Schriftsteller."

Berlocken

an den Schiller'schen Musenalmanach auf das Jahr 1797.

Jena und Weimar. [3])

Durch Friedrich Jacobs kennen wir [4]) den Namen des Verfassers. Es war Christian Friedrich Traugott

---

[1]) Du sollst nicht Heiliges anrühren!
Das Gute nicht unnützlich führen!
Du sollst den Schmetterling verachten!
Du sollst nach Seyn im Herzen trachten!
Du sollst das Schöne nützlich wenden!
Du sollst nicht Freundes Antlitz schänden!

[2]) Von diesen Gedichten hat Boas (im Xenienkampf. Theil II. S. 90 und 91) nur das erste und letzte mitgetheilt; das zweite lautet:

Der Kain.

Nichts großes bringt er Euch. Er hat den
besseren Abel
Erwürgt; und irret über Land und Meer,
Unstät und flüchtig nun umher;
Und seine ganze Kraft ist nur in seinem
Schnabel.

[3]) S. Xenienkampf. Theil II. S. 92 Nr. XIX.

[4]) S. oben S. 201.

Voigt, 1770 in Leſſing's Vaterſtadt Camenz geboren, geſtorben 1814 als Prediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig. Früher hatte er: Die Gärten, ein Lehrgedicht in vier Geſängen, nach Delille. Jena 1796 überſetzt. Dann gab er den Triumph des deutſchen Witzes. Leipzig 1798—1799. 2 Theile, heraus; eine Sammlung von Sinngedichten, worin er auch einzelne Xenien aufnahm. Voigt ließ das Büchlein mit einem Kupferſtich: „Die Xenienritter" ſchmücken, der bereits genauer im Xenienkampf [1]) beſchrieben worden iſt; wir verſtehen jetzt ſein beſonderes Intereſſe an dem Epigrammenſtreit, in den er ſich — wiederum ein Geiſtlicher — unberührt und unberufen eingemiſcht hatte. [2])

Mit Bezug auf das Xenion 142 [3]) iſt noch aus den Berlocken folgendes Diſtichon nachzuholen:

G. R. B.

Viel umfasst das Grab an dem vielumfassenden B — —;
Denn es umfasste sein Bauch dreymal noch mehr als sein Kopf.

Geheim-Rath Bode. — Joachim Chriſtoph Bode, geboren 1730 zu Braunſchweig; Hautboiſt, Muſiklehrer, Componiſt, Ueberſetzer, Buchdrucker, Buchhändler und eifriger

[1]) Theil II. S. 250.
[2]) Ebendaſelbſt S. 146.
[3]) Vergl. oben S. 150 die Anmerkung.

Freimaurer. Als Geſchäftsführer der Wittwe des berühmten Bernſtorff, kam er 1778 nach Weimar, wo er 1793 ſtarb.

Dornenſtücke.

Nebſt einem Memento mori für die Verfaſſer der Xenien.

1797. Mannheim. [1])

Im Allgemeinen litterariſchen Anzeiger 1797, [2]) worin Janus Eremita (Johann Chriſtian Gretſchel) eine Beurtheilung der Antixenien voll Tüchtigkeit und Sachkenntniß gab, heißt es: „Wer den Bogen ſo geſchickt zu führen weiß, darf ſich kühnlich ins Vordertreffen wagen, wenn er auch, aus andern Gründen, Bedenken tragen ſollte, mit offenem Viſir zu erſcheinen. Gewiß ſind dieſe Dornenſtücke weder der erſte ſchriftſtelleriſche Verſuch ihres Urhebers, noch auch deſſen erſter Ausflug in das Feld der Satyre. Da indeſſen die Entlarvung eines pſeudonymen Schriftſtellers immer ein unbefugtes Unternehmen bleibt, ſo wollen wir den muthmaßlichen Verfaſſer dieſer kleinen trefflichen Sammlung ſatyriſcher Gemälde nicht näher bezeichnen, ſondern dieſelbe als ein angenehmes Geſchenk hinnehmen,

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 102 Nr. XX.
[2]) Nr. LVII S. 601.

deſſen Urheber, er ſei, wer er auch wolle, unſern wärmſten Dank verdient.“ Wir treffen hier alſo einen Autor, der in der Literatur als Satyriker, einen wohlbekannten Klang beſaß, deſſen Stellung ihn aber veranlaßte, hier pſeudonym aufzutreten. Boas hat hierzu folgende Anmerkung notirt:

„Ich bin ſehr geneigt, Georg Chriſtoph Lichtenberg, dieſen feinſinnigen Satyriker, für den durch Janus Eremita angedeuteten Verfaſſer zu halten. Zwar iſt die Vorrede Paul Ehrenpreis unterzeichnet und aus einem Thal an der Weſer datirt; zwar weiß ich, daß Lichtenberg in Göttingen lebte und daß dieſe Stadt nicht an der Weſer liegt, aber nur eine Strecke von etlichen Meilen trennt ſie von dieſem Fluß, und Lichtenberg konnte ja wol eine kurze Ferienreiſe dorthin unternommen haben. Wenigſtens ſcheint er mir der einzige damalige Schriftſteller, auf den die Worte des Allgemeinen litterar. Anzeigers mit gutem Recht bezogen werden können.“

Trogalien zur Verdauung der Xenien.

Vescere sodes. Hor.

Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797. [1])

In den Tübingiſchen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1797 [2]) heißt es von dieſer Gegenſchrift: „Man findet

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 120 Nr. XXII.
[2]) Im 87. St. S. 696.

hier doch zuweilen einen drolligten Einfall, wie S. 24 das 86ſte Epigramm (Vermuthung) und das 91ſte (Die neumodigen Diſtichen) [1]; aber auch viel Gemeines und Mittelmäßiges. Die vier Bogen ſind um drei Bogen zu groß."

Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797.

Von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin. [2]

Hier folgt nun der feindliche Angriff auf Nikolai, den die Tübingiſchen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1797 [3] brachten, deſſen Verfaſſer, den Profeſſor Johann Friedrich Gaab, wir bereits oben [4] aus dem Briefe des Kanzler Le Bret an Nikolai, kennen gelernt haben:

Es war zu erwarten, daß Hr. Nicolai auf die Angriffe, die im neueſten Schiller'ſchen Muſenalmanache gegen ihn gemacht wurden, nicht ſchweigen, eben ſo, daß er es bey einer kurzen Beantwortung nicht würde bewenden laſſen; aber wir müſſen bekennen, unſre Erwartung iſt weit übertroffen wor-

[1] Xenienkampf. Theil II. S. 134 und S. 135.
[2] Xenienkampf. Theil II. S. 146 Nr. XXIII.
[3] 45. St. den 5. Jun. S. 353—358.
[4] S. 207.

den. Hier iſt ſeine Erklärung! Gegen ein Paar Duzend muthwillige, mitunter freylich derbe Epigrammen rüſtet er vierzehn volle Bogen ſchwerer Proſa aus. Die doppelte Weiſſagung der Xenien (S. 250 d. Alm.) iſt alſo, wenn ſchon nicht auf die dort beſtimmte Art, doch der Hauptſache nach, in die Erfüllung gegangen: Es hat ein Blatt gegeben. Wir zweifeln übrigens, ob dieſer Anhang, den der Sch. Al. vermuthlich an den Mann bringen ſollte, nur einer zweyten, geſchweige einer dritten Auflage, wie dieſer, ſich werde zu erfreuen haben — denn wie benimmt ſich der Veteran? Er verſichert zwar gleich im Eingang, für ſich würde er geſchwiegen haben, und für ſich rede er auch nicht — das eigene Bewußtſeyn ſeines Werthes und die vielen Freunde (wir möchten nicht dafür ſtehen, daß er dieſe Atteſtate nicht noch einſt gedruckt dem Publikum zum Beſten geben werde) erheben ihn über ſolche Angriffe auch eines Goethe und Schiller's: nur der guten Sache der Literatur und der Wahrheit zu lieb (ſeine alten Deviſen!) habe er ſich auf den Rath ſeiner Freunde entſchloßen, ſeine Meinung über dieſen Almanach und dieſe Xenien ins Archiv der Literatur niederzulegen. Aber man wird nicht weit leſen dürfen, ſo wird man bald finden, was es für eine Bewandniß mit dieſem vornehmgroßmüthigen Tone hat: denn die nur allzuoft hervorbrechenden leidenſchaftliche Aeußerungen, ſo ſehr der entrüſtete Mann ſeinen Aerger auch bald hinter frohſinnige Laune und jetzt wieder unter zurechtweiſende ruhige Altklugheit zu verſtecken ſucht, beweiſen nur zu deutlich, daß es ihm weit mehr um ſeine eigene Sache, als um die Sache der Literatur, die der Beſcheidene ſo gerne mit der ſeinen verwechſeln möchte, zu thun iſt. Von S. 1—65 ſpricht er, wie er ſelbſt in der Einlenkung bekennt, ausſchlieſſend für

ſich und von ſich. Mit ſeiner gewöhnlichen Redſeligkeit wiederholt er, was wir ſonſt in den Reiſen geleſen haben, läßt ſich abermals eines breitern über den Misbrauch der Kantiſchen Philoſophie und ihrer Terminologie vernehmen, zergliedert die gegen ihn gerichtete Schillerſche Fabel — eine Zergliederung, die, wenn ſie nur nicht zu gedehnt wäre, wegen ihrer Richtigkeit und Laune in der That mit Vergnügen geleſen würde — und bringt ſonſt auch allerley alte und neue Späschen an. Nach der Einlenkung S. 65 ſollte der Leſer erwarten, Herr Nikolai würde vielleicht jetzt eher die Ausfälle der Xenien gegen ſo manche andere verdienſtvolle Männer umſtändlich rügen: aber kaum im Allgemeinen werden dieſe berührt: immer hat Er es mit G. und S. zu thun, immer kommt er wieder auf ſich zurück, nimmt um ſeiner Rache vollen Lauf zu laſſen, ſeine Zuflucht bald zu gehäſſigen und unſtatthaften Folgerungen und Inſinuationen, wie S. 70 aus Gelegenheit des Epigrammes: Die Philiſter, bald zu allerley zuſammengeraften Anekdötchen, wie z. B. S. 160 und 165, bald zu Ernſt, bald zu Scherz, der, wie es kommt, jetzt wizig, jetzt plump wird (wie beſonders S. 99—100). Von S. 112 ſcheint ihn mit einmal eine ſchwerfällige moraliſirende Laune anzutreten, die ihn viele Seiten und Blätter hindurch verfolgt. In einem hofmeiſternden Tone giebt er S. und G. allerley gute Lehren und Ermahnungen, die auf das γνωθι σεαυτον hinführen, kramt ſeine Erfahrungen aus, und macht ſeine Leſer nicht undeutlich auf ſeine eigenen Tugenden und Verdienſte aufmerkſam: mitunter wandelt ihn wieder auch die Gernklugheit, der Gernwiz an, und er fällt damit über die neueren Philoſophen und Dichter her, und ſo geht es in einer Ideefolge, wie ſie nur ein aufgebrachter Zuſtand der

Seele beſtimmen konnte, fort, bis er des Schreibens endlich ſelber müde wird, oder bis das Geſchreibe doch endlich ein Büchlein iſt. Was nun die Literatur durch dieſe Schrift gewinnen könnte, ſehen wir nicht ein. Für die empiriſche Seelenlehre dürfte ſie intereſſant ſein: denn ſie iſt der lebendige Ausdruck eines peinlich verlegenen Gemüthszuſtandes, bey dem gekränkte Eitelkeit gerne die Grosmuth und Weisheit ſpielen möchte. Herr Nikolai hat in der That ſeine kranke Sache durch dieſe Vertheidigung nur ſchlimmer gemacht, und Schweigen wäre in jedem Falle klüger geweſen. Die Eindrücke vieler Erinnerungen, die hier gegeben ſind, müſſen geſchwächt werden oder ganz ihre Kraft verlieren, wenn man bedenkt, daß es Hrn. Nikolai, wie dieſe Schrift abermals verräth, hauptſächlich um ſich zu thun iſt, wenn man ferner ſich des Urtheils nicht erwehren kann, daß ſo manches, was er ſeinen Gegnern zur Beherzigung giebt, zuförderſt gegen ihn geltend gemacht werden kann. Auch würde das Publikum gewis jetzt nicht in der Stimmung ſeyn, von ſeinen Verdienſten um die Literatur zweydeutig zu denken, wenn er immer mit der Würde, mit der edlen Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit, die den ächten Wahrheitsfreund auszeichnen, der Wahrheit, deren Märtyrer er werden zu müſſen ſo oft ſchon geklagt hat, gedient hätte. Eine Warnung ſeines Freundes, Leſſings, mit dem er ſich ſo gerne zuſammenſtellt, und deſſen Nahmen er ſo oft im Munde, und ſo oft vergebens führt, würde ihm, wenn er ſie von dem Antritte ſeines literariſchen Lebens an befolgt hätte, ſehr heilſam geweſen ſeyn — wir meinen die, welche irgendwo in den Liter. Briefen zu finden iſt: Mistrauiſcher gegen ſich ſelber zu ſeyn und ſeine erſten Einfälle für Verſuchungen des böſen Geiſtes eher zu halten, als ſie

ſo geſchwind und zuverſichtlich immer dem Publikum vorzulegen. So würde Nikolai weniger geſchrieben, beleuchtet, kommentirt, kritiſirt, bewizelt u. ſ. w. und ſo ſich weniger Verdrießlichkeit zugezogen haben. Denn wer hat Schuld an all den Unannehmlichkeiten, die, wie er im Eingange dieſer Schrift zu verſtehen giebt, den Abend ſeiner Tage trüben? Wer hat ihn zum Vormunde, zum Sprecher des teutſchen literariſchen Gemeinweſens beſtellt? Wer heißt ihn über Dinge reden, die er nur halb oder nicht verſteht, wie über Sitten und Verfaſſungen von Ländern, die er nur flüchtig durchſtreift hat, oder über kritiſche Philoſophie, und oft darüber mit Ungezogenheit reden? Oder iſt es artig, wenn er Männer wie Fichte, Heydenreich u. a. Auerköpfe und Hohlköpfe nennt? Wer zwingt ihn zu vergeſſen, daß ſeine Freunde, denen er wenigſtens einen Theil ſeiner, wenn ſchon auch nicht blos zufällig, ſondern mit Recht, durch viel umfaſſende Kenntniſſe und ſeltene Thätigkeit erworbenen, Celebrität dankt, geſtorben ſind, und daß die Blüthenperiode ſeiner Genanntheit und ſeines Anſehens nur vorüber iſt, daß er alt wird und — Alter nicht vor Thorheiten ſchützt? Ob endlich das am Schluſſe angeführte Atteſtat von Kant, das Herr Nikolai aus der Vorrede zu den Anfangsgründen der Rechtslehre mit ſo triumphirender Selbſtzufriedenheit für ſich ausſtellt, bey der Einſchränkung, die es in ſich faßt, die er aber nicht gelten laſſen will, weil er auch ſeinen Curſus in der ſpekulativen Philoſophie gemacht habe, und beſonders, wenn, wie der Zuſammenhang darthun dürfte, Kant ihn gar unter den unkritiſchen Ignoranten, von denen dort die Rede iſt, möchte begriffen haben, ſo unzweideutig und ſo ehrenvoll ſey, und ob Herr Nikolai es nicht klüger als ein testimonium pauper-

tatis ganz mit Stillſchweigen hätte übergehen ſollen, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn."

Düntzer giebt noch die Notiz, daß jene Verſe, deren ſich Nicolai als Gegen-Xenie bedient[1]) nichts anders ſind, als die Parodie folgender Strophe aus einem Liede von Mathias Claudius:

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geſchmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben. —[2])

Kraft und Schnelle des alten Peleus.

Im Jahr 1797.[3])

Die poetiſchen Genoſſen des alten Peleus brachten ihm, um jeden Eindruck der Xenien zu verwiſchen, zu ſeinem Geburtstage am 2. April 1797, ein Geſchenk:

50 Xenien. Gleim gewidmet 1797. o. O.

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 156; im Anhang S. 82.

[2]) S. (Claudius) ſämmtliche Werke. Theil III. 1778. S. 128, die vierte Strophe von dem Liede: „Täglich zu ſingen".

[3]) Vergl. Xenienkampf. Theil II. S. 158 No. XXIV. u. S. 167.

Dagegen hätte ich, wenn ja Etwas gegen die Confiscation Ihres Journals gesagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewiesen, daß das Verbot Ihrer Schrift, selbst wenn sie wirklich atheistisch wäre, noch immer unstatthaft bleibe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen Alle, auch die Philosophen von der Gegenpartei, beigetreten seyn, und der ganze Streit wäre in ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Mensch sich wehren muß, gespielt worden.

Mündlich das Weitere! Leben Sie wohl, mein verehrter Freund! Ganz der Ihrige.

Schiller.

Die Verfasser dieses Druckschriftchens waren hauptsächlich Klamer Schmidt und Gottlob Nathanael Fischer; „wie verschieden aber der Geist und der Ton und die Bestimmung dieser Distichen von den Schiller'schen und Goethe'schen waren, sieht man sogleich aus dem ersten derselben:

Was sind Xenien?

Xenien, wenn ihr mich fragt, sind liebe Geschenke der Freundschaft;
Ob auch von Sündern entweiht, dennoch erfreulich und süß." [1])

[1]) Klamer Eberhard Karl Schmidt's auserlesene Werke. von W. W. Johann Schmidt und Friedrich Lautsch. Stuttgart und Tübingen 1826. S. 235, wenn es hier heißt: „die im Musen-Almanach von Schiller im Jahre 1797 erschienenen Xenien hatten Gleim selbst zwar nicht unmittelbar berührt, aber sie hatten, muthwillig, neckend und zum Theil schwer verwundend in den Kreis der Häupter geschlagen, die er zu den Seinen zählte, und die er oft mit Verehrung bekränzt hatte. Er sprach selten und nur gezwungen von diesen Xenien" — so verstanden die Herausgeber nicht die Deutung der Schiller'schen Epigramme:

Frage.

(X. 343.)

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in Kalendern sich liest?

Parodien auf die Xenien.

Ein Körbchen voll Stachel-Roſen den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verſtande der Xenien.

Motto: Herr, wer iſt's? 1797. Gedruckt auf ſchwere Koſten des Verfaſſers! [1])

Wenn Düntzer bezweifelt, daß Gottlob Nathanael Fiſcher der Autor dieſes Büchleins ſei, ſo kann ihm dies nicht verarget werden, denn Boas Angabe iſt nur als eine bloße Vermuthung nach einer Andeutung: „die Parodien rührten von einem Lehrer der Halberſtädter Domſchule her," hingeſtellt, weil der Rektor Fiſcher wohl der einzige war, der ſich mit poetiſchen Arbeiten befaßte.

Außerdem wünſcht Düntzer, zu dem folgenden Epigramm als Erläuterung, die betreffende Stelle aus Wilhelm Meiſter abdrucken zu laſſen:

Antwort.

(X. 344)

Ach! ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Sehnelle,
Die einſt des G*** herrliche Saiten belebt.

In derſelben Biographie heißt es vom alten Gleim S. 113: „Die Xenien haben freilich auch ihn ein wenig empört, und wie man ſagt, ſoll der alte Petrus!! darin auf ihn gehen."

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 64. No. XXV.

Wir glauben's nicht.

Newton hat sich geirrt. Kann seyn! Doch — Freund, mit Philinens
Kämmchen kämmet man nicht ein Newtonischen Kopf.[1])

„Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hause, um seine Haare, die von der Reise noch verworren aussahen, in Ordnung bringen zu lassen. Das können Sie hier! sagte sie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigste Weise, seinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen, und sich in ihrer Gegenwart frisiren zu lassen. Man muß ja keine Zeit versäumen, sagte sie; man weiß nicht, wie lange man noch beisammen bleibt. Der Knabe, mehr trotzig und unwillig, als ungeschickt, benahm sich nicht zum besten, raufte Wilhelmen, und schien sobald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal seine Unart, stieß ihn endlich ungeduldig hinweg und jagte ihn zur Thür hinaus. Nun übernahm sie selbst die Bemühung, und kräuselte die Haare unsers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob sie gleich auch nicht zu eilen schien, und bald dieses, bald jenes an ihrer Arbeit auszusetzen hatte, indem sie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knieen die seinigen zu berühren, und Straß und Busen so nahe an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.“ [2])

---

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 176

[2]) Goethe's Werke. T. A. Band 16. S. 106.

Mücken-Almanach für das Jahr 1797.

Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letzter Wille der Xenien im Jahre 1797. — Pest. [1])

Der Verfaſſer dieſes wunderlichen Machwerks ließ, ohne irgend dazu aufgefordert zu ſein, die Erklärung drucken: er ſei bereit, ſeinen Namen öffentlich zu nennen. Aber die Kritik gab ihm den Rath, ſich eines Beſſern zu beſinnen und ſein Inkognito beizubehalten. [2]) Die Tübingiſchen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1797 [3]) gaben von dieſem Almanach nachſtehende Beurtheilung: „Gemeine Gedanken, ſchlechte, gegen alle Proſodie ſündigende, Diſtichen, Grobheiten ohne Wiz, das Ganze unter aller Kritik!“ — Von Boas fand ſich folgende Notiz hierzu: „Ludwig Tieck erzählte mir: man habe ihn zu jener Zeit mehrfach als Autor des Mückenalmanachs genannt, doch könne er verſichern, daß er die Schrift bis jetzt (1852) noch nicht einmal geleſen habe.“

Düntzer verlangt von den folgenden Diſtichen vollſtändigere Erläuterungen:

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 130. Nr. XXVII.

[2]) Ebendaſelbſt S. 234.

[3]) Im 78 St. S. 634.

Descende coelo et die, age tibia.

Leise auf zierlichen Füssen giengen wir Abends um sieben
Hin in den Göthischen Klub, klinkten behend an der Thür.

An me ludit amabilis insania?

Plötzlich stürmete auf uns ein schreiender Haufe von Damen,
Adliger Referendars, Juden und Gensd'armerie.

Cum tot sustineas et tanta.

(Die Frauen.)

Was macht Göthe? fragt eine. Was macht Göthe? die andre;
Was der geheime Herr Rath? Was der Herr Präsident?

Moribus ornes, legibus emendes.

(Die Referendarien.)

Sind Herr Göthe wohl auf? Und drücken Sie sehr die Geschäfte?
Aber der Fürst ist gerecht, weiss, was er an Ihm wohl hat.

Bescheid.

(Die Xenien.)

Gestern drei Viertel auf Achte haben Dieselben genieset.
Alsobald nieste der Klub; aber wir klatschten dazu!

Schon im zweiten Theil des Xenienkampfes [1]) hat Boas bemerkt: es sei hier Goethe's Abendkränzchen geschildert, und der Verfasser müsse demselben wohl nicht fremd gewesen sein, denn die Darstellung enthalte, trotz aller Karrikatur, eine gewisse Unmittelbarkeit. Dies Kränzchen wurde 1796 eröffnet, es fand damals jeden Freitag, späterhin alle vierzehn Tage, im Goethe'schen Hause statt und der Dichter selbst beschreibt es in seinen Annalen: [2])

„Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer. Ein jedes Mitglied gab von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort, die neusten physisch-chemischen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeschloßen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde sogar in sich aufnah-

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 185.

[2]) Goethe's Werke. T. A. Band 27. S. 59 u. f.

men, hielt von ſelbſt alles ab, was einigermaßen hätte läſtig ſeyn können. Akademiſche Lehrer geſellten ſich hiezu, und wie fruchtbar dieſe Anſtalt ſelbſt für die Univerſität geworden, geht aus dem einzigen Beiſpiel ſchon genugſam hervor, daß der Herzog, der in einer ſolchen Sitzung eine Vorleſung des Doctor Chriſtian Wilhelm Hufeland angehört, ſogleich beſchloß ihm eine Profeſſur in Jena zu ertheilen, wo derſelbe ſich durch mannigfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreiſe vorzubereiten wußte.

Dieſe Societät war in dem Grade regulirt, daß meine Abweſenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geh. Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre den Folgen einer gemeinſam geregelten Thätigkeit zu erfreuen."

Wie ſehr beide Schilderungen auch von einander abweichen mögen, ſo können ſie doch ganz gut zuſammen beſtehen, denn ſie ergänzen ſich gegenſeitig. Während Goethe den ernſten Mittelpunkt jener Freitagabende darſtellt, giebt der Mückenalmanach ein Bild von dem Drum und Dran, von einem überſchwenglichen, äſthetiſirenden, weirauchſtreuenden Publikum, wie es ſich, aus Männern und Frauen beſtehend, bei ſolchen Gelegenheiten überall einzudrängen ſucht. Was Johannes Falk von den geſelligen Verſammlungen im Goethe'ſchen Hauſe berichtet, [1]) gehört nicht hierher, denn es trifft eine viel ſpätere Zeit und ſehr veränderte Verhältniſſe; auch

[1]) Goethe aus näherm perſönlichen Umgange dargeſtellt. S. 177 ff.

hat Falk oft mit den Farben einer erfindungsluſtigen Phantaſie gezeichnet.

An die Xeniophoren.

Ein kleines Messpräsent. 1797. [1])

Der Verfaſſer dieſes matten Produktes war Johann Smid [2]) in Bremen, derſelbe, der dort von 1799 bis 1804 das Hanſeatiſche Magazin herausgab. Sein Schriftchen wurde wenig beachtet, und ſogar im Allgemeinen Literariſchen Anzeiger, der doch eine ſehr ausführliche Kritik der Antixenien lieferte, nicht einmal erwähnt. Smid ſuchte aber die Lücke auszufüllen, indem er im genannten Blatte 1797 in der Beilage zu Nr. 82 [3]) ſelbſt darauf hinwies und es eine der witzigſten Gegenſchriften der Xenien nannte, die der Aufmerkſamkeit des Publikums nicht entgehen dürfe. Wenigſtens iſt dieſe Anzeige S. unterzeichnet und rührt wahrſcheinlich vom Autor ſelbſt her.

---

[1]) Xenienkampf. Theil II. S. 193 Nr. XXVIII.

[2]) Auch in dem Allg. Bücherlexikon von Heinſius und Kayſer wird Smid als der Verfaſſer dieſes Bogens angegeben.

[3]) S. 844.

Die Ochſiade

oder freundſchaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Göthe mit einigen ihrer Herren Collegen,

vom Kriegsrath Cranz. Berlin, 1797. [1])

Von dieſer boshaften Schrift des berüchtigten Pasquillanten August Friedrich Cranz; brachte die Eudämonia, oder deutſches Volksglück, ein Journal für Freunde von Wahrheit und Recht, im fünften Stücke des fünften Bandes von 1797 [2]) folgende Anzeige:

Kurze und erbauliche Betrachtung beym Leſen der Cranziſchen Ochſiade, oder Ochſigen Cranziade im 4. St. der Geißel.

„Als der Löwe krank war, hatte der Eſel den Muth, „ihm auch noch einen Hufſchlag zu verſetzen, und hauete laut ipso fori!

„Die Anwendung dieſer bekannten Fabel macht ſich von ſelbſt.

Berlin. ein fleißiger Leſer der unvergleichbaren Geißel.

Die Eudämonia erſchien 1795 zuerſt in Leipzig, dann in Frankfurt am Main und hörte mit dem Jahre 1798 auf.

---

[1]) S. Lexikon. Theil II. S. 206 Nr. XXX.

[2]) S. 450.

Beiträge zu derſelben gaben hauptſächlich der Legationsrath J. C. Ph. Rieſe in Frankfurt am Main, der geheime Kammerrath v. Göchhauſen in Eiſenach und ſein Bruder, der Oberconſiſtorialrath v. Göchhauſen, Hoffmann und Hofſtätter in Wien, der Oberhofprediger Starke in Darmſtadt, der Regierungsdirektor Grolmann und Schmidt in Gießen. [1]) — Der Redakteur der Geißel, herausgegeben von Freunden der Menſchheit. Ubſal [2]) 1797: C. F. Rehmann, war im Jahre 1798 Mitglied des peinlichen Obertribunals in Mainz.

Feldgeſchrey eines Neſtes kritiſcher Speck- und Fledermäuſe

bei dem Anbiß einer friſchen Speckſeite.

Erlauſcht und aufgezeichnet von einem angehenden Schornſteinfeger. 1798. (8 Seiten.)

Von dieſem uns gänzlich unbekannten Schriftchen kam ein Exemplar in der T. O. Weigelſchen Bücherauction zu Leipzig im Jahre 1851 vor, das ſich in einem Bande mit

---

[1]) Ueber die Tendenz dieſes Schandblattes vergleiche den Aufſatz in der Allg. Literatur-Zeitung 1796 Nr. 12. S. 90 f. und Huergelmer, (?) der politiſche Thierkreis oder Zeichen unſerer Zeit. Zweite Auflage. Strasburg 1800. S. 280 ff.

[2]) d. i. in Altona bei Bollmer.

2.

Fichte an Schiller.

Berlin. den 9. Juni 1803.

Ich muß, mein Verehrungswürdigſter Freund, gleich Anfangs um Verzeihung bitten, wegen des Gegenſtandes, mit dem ich Sie, den ich ſo ſehr mit dem Höchſten zu unterhalten wünſchte, diesmal zu unterhalten gedenke. Immer glaube ich, abgeſehen von der Natur dieſes Gegenſtandes, doch in Abſicht der Perſon mich nicht ganz unrichtig zu addreßiren, indem ich keinen andern Mann kenne, dem ich, ſo wie Ihnen, die Geneigtheit zutraue, ſich in meine Lage hinein zu denken, und dem ich ſie mit ſolchem Vertrauen ſagen könnte.

Ich möchte Sie nämlich, ſo wie Sie einſt eine ähnliche Güte für mich gehabt, um Ihre Vermittlung in einer ökonomiſchen Angelegenheit bitten. Daß ich, der ſchon längſt andern wackern Leuten daſſelbe leiſten ſollte, und der es auch zuweilen nach ſeinen Kräften gethan, ſelber wieder Anderer Hülfe bedarf, ertrage

Antizenien befand. Boas machte sofort dem Herausgeber diese Mittheilung, aber bis heute wollte es nicht gelingen, den Empfänger dieses Schriftchens zu ermitteln, und kennen wir weiter nichts davon als den oben genannten Titel. Vielleicht daß diese Notiz den jetzigen Besitzer des Schriftchens veranlaßt, dasselbe bekannt zu machen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Carl August's

erstes Anknüpfen

mit

Schiller.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

BIBLIOTHECA
JENENSIS

Seiner Königlichen Hoheit

dem durchlauchtigſten

Großherzog Carl Alexander

von Sachſen

zum 3. September 1857

unterthänigſt gewidmet

von

Emilie von Gleichen-Rußwurm

geb. von Schiller.

1.

Dem Sachsen Weimarischen Rath

Dr. Schiller

jetzt zu Darmstadt.

Darmstadt den 27 December 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Carl August H. z. S. W.

2.

Weimar den 9ten Febr. 85.

Mir iſt es ſehr angenehm, wenn die ſchriftliche Beſtätigung Deſſ-jenigen, was ich Ihnen zu Darmſtadt verſprach, Ihnen angenehm war. Von Hertzen wünſche ich, daß es zu der Zufriedenheit Ihres künftigen Lebens beitragen möge. Geben Sie mir zuweilen von Ihnen Nachrichten und von Demjenigen, was in der litterariſch und mimi-ſchen Welt, welche Sie bewohnen, vorgeht. Leben Sie wohl!

Carl August, H. z. S. W.

3.

W. den 29. Oct. 80.

Werther Herr Hofrath!

Der G. R. R. Voigt hat mir Ihren neuen Taſchen Calender eingehändiget. Ich danke Ihnen recht ſehr für dieſes hübſche und merkwürdige Werk. Heute ſchicke ich ein Exemplar davon dem Reg. Herzog von Braunſchweig, dem es gewiß gefallen wird. Für den Antheil, welchen Sie und Lottchen haben an meiner Höllenfahrt und Rückkunft daher nehmen wollen, bin ich Ihnen ebenfalls recht ſehr verbunden. Ich bitte mich Ihrer Frau zu empfehlen und Beide erſuche ich von meiner wahren Hochachtung und Freundſchaft überzeugt zu ſein. Leben Sie Beide recht glücklich und wohl!

Carl Auguſt, H. z. S. W.

4.

Weimar den 11. Septbr. 91.

Hoffentlich liebes Lottchen, wird der Krankheitszuſtand H. Schillers nicht von Dauer ſein und er ſich bald ſo wieder erholen, daß ſein Geiſt von den Unregelmäßigkeiten des Körpers befreit, wieder im Stande ſein wird für die Bedürfniſſe des wieder hergeſtellten Begleiters zu ſorgen. Da der Mangel der Einnahme hoffentlich nur ein Jahr dauern wird, ſo ſchicke ich Ihnen ſo viel als etwa nöthig ſein möchte, um die Lücke auszufüllen, welche nach Abzug des Zuſchußes Ihrer Frau Mutter, und meiner Penſion noch an dem Nothwendigſten übrig bleiben möchte. In einem Jahre wird es ſich zeigen wie alsdann die Umſtände ſein werden, und alsdann werden ſich Mittel finden den Gang der Dinge bequem fortzuſetzen.

Verzeihen Sie, daß ich mich alleweile auf die beſtimmte Erhöhung der Penſion H. Schillers nicht einlaßen kann. Möge Sie das Glück begleiten und Ihnen Ihren H. Gemahl geſund wieder ſchenken.

Leben Sie wohl!

Carl Auguſt, H. z. S. W.

ich, wie ich ſoll, in Geduld. Drei Jahre unabläßiger Arbeit an der Wiſſenſchaftslehre, faſt ohne alles lucrative Geſchäft, bei der abſoluten Unmöglichkeit, jene Meditations-Reihe zu unterbrechen, wenn ſie nicht ganz aufgegeben werden ſollte, haben das Wenige, was uns übrig geblieben, aufgezehrt; noch bin ich in denſelben Meditationen befangen, und ich ſehe höchſt unangenehmen Störungen entgegen, wenn ich mir nicht noch gegen ein Jahr ſorgenfreie Muße verſchaffen kann. Noch habe ich auf meinem ehemaligen Hauſe zu Jena 1100 Rthlr. auf die Weiſe, welche die Beilage enthält, ſtehen. Ich wünſche dieſer, für einen Entfernten und Entfremdeten ohnedieß unangenehmen Anforderung entledigt zu ſeyn; der Werth derſelben brächte mich bis zu beſſern Zeiten; und es geſchähe mir der größte Dienſt, wenn Jemand, ſey es nur aus Theilnahme an meiner Lage, meinem Studium und meiner Ruhe, ſie mir gegen 1000 Rthlr. baar Geld abnähme. Der Käufer des Hauſes K. hat keinen Termin bezahlt, kaum ſind die Intereſſen herauszutreiben geweſen, er verdient überhaupt keine Schonung, ſondern ohne weiteres ausgeklagt zu werden; und ich habe ſchon vor Einem Jahre demſelben S., von deſſen treuer Bedienung in einer andern Angelegenheit Ihnen vielleicht Hr. Zelter ein Wort geſagt, den Auftrag dazu gegeben. Nicht nur der ge-

5.

Sehr werther Herr Hofrath!

Indem ich Ihnen den Brief von Coppenhagen zurückſende, ſo ſtatte ich Ihnen meinen Glückwunſch ab, daß Sie ſo thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen geben wünſchen, wie ſehr ſie Ihren Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren laßen. Es freut mich, daß Sie Jena nicht verlaßen wollen, ſondern daß Sie nur einſtens eine Reiſe zu Ihren Däniſchen Freunden zu machen gedenken. Dieſe Veränderung wird, in einer guten Jahreszeit unternommen, Ihnen gewiß Vergnügen und Nutzen verſchaffen. Ich werde gerne beitragen Ihnen den Vorſatz angenehm zu machen der Univerſität Jena durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen Sie von der Wahrheit der Werthſchätzung und Freundſchaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe u. mit der ich verbleibe

Des Herrn Hofrath

ſehr wohlwollender Freund,

Weimar d. 8. Januar 1792. **Carl Auguſt, H. z. S. W.**

6.

Im Lager vor Mayntz d. 23 Juli 93

Sehr werther Herr Hofrath!

Die guten Wünsche aller Deutschen haben unsern Waffen Glück gebracht; das Elend, welches Maynz erlitten, hat gestern sein Ende erreicht; die Garnison capitulirte; in etl. Tagen zieht sie aus.

Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eines meiner lebhaftesten Anliegen. Möge Ihre vaterländische Luft Ihnen und meiner Hoffnung entsprechen.

Ihrer Gemahlin bitte ich meine besten Empfehlungen abzustatten, u. ihr Glück zu ihrer bevorstehenden Campagne zu wünschen.

Mit der unverbrüchlichsten Freundschaft verbleibe ich

Ihr

sehr wohlwollender Freund,

Carl August, H. z. S. W.

7.

Mein werther Herr Hofrath!

Ich habe mit wahrem, theilnehmenden Vergnügen in Ihrem Briefe vom 27 v. M. die frohe Nachricht geleſen, daß Sie Vater von einem geſunden Knaben geworden ſind, und daß Ihre Gattin ſich nach Umſtänden wohl befindet. Ich nehme wirklich zu aufrichtigen Antheil an Ihrem Schickſal, als daß ich mich nicht über jedes Sie betreffende frohe Ereigniß mit Ihnen freuen ſollte.

Empfangen Sie daher meine herzlichen Glückwünſche zu der Geburt Ihres Sohnes.

Möge er Ihnen recht viele Freude machen, und der Menſchheit einſt nützlich werden!

Richten Sie der Mutter meine Grüße aus, und rechnen Sie ſtets auf meine beſondere und freundliche Werthſchätzung.

Ihr

ſehr wohlwollender Freund,

Werdt im Elſaß d. 22. Oct. 1793. **Carl Auguſt, H. z. S. W.**

8.

W. den 9. Juli 1795

Für die überschickten Horen, werther Herr Hofrath, sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank.

Die Elegien hatten mir sehr wohlgefallen, da sie mir der Autor vorlas oder hererzählte; indeßen glaubte ich immer er würde sie noch etwas liegen laßen, ehe er sie öffentlich erscheinen ließ. Wenn sie vor dem Druck in den Händen mehrerer Freunde wäre gegeben worden, so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, blos errathen zu laßen; andere unter geschmeidigeren Wendungen mitzutheilen, noch andere ganz zu unterdrücken. Die Furcht wird immer bei mir erregt, wenn ich etwas in einem neuen genre von einem Schriftsteller auftreten sehe, dessen Nahme imponirt, und wo das Werk noch nicht den vollkommensten Grad der Ausbildung erhalten hat, daß so viele Nachahmer dann hinzugeschwommen kommen, welche durch die geschmacklosesten Genieen den Augenblick oder die Epoque weiter hinausschieben wo die deutsche litteratur wirklich den Grad von humanität erlangen wird, nach welchem alle Schriftsteller streben, denen es ernstlich an der Sache gelegen ist. Die schönen Weiber haben zwar die Eigenschaft, daß sie sich zuweilen ein Vergnügen machen moden zu erfinden und

zu tragen, die allen Nachahmerinnen lächerlich ſtehen, wenn dieſe nicht die Bildung und den tact beim Anlegen derſelben der Erfinderin beſitzen; und dieſes Gleichniß könnte manchmal auf Dichter paßen, und manche ſchriftliche Durchlaßungen entſchuldigen; aber ich ſollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Nahmen, den ihnen das Schickſal verliehen hat, zu Vorſtehern und Stammhaltern des litterariſchen Volkes geſtempelt ſind, dieſe Launen verbannen ſollten. —

Verzeihen Sie es meiner Empyri, wenn ich irre. Werthſchätzungsvoll verbleibe ich

Des Herrn Hofraths

ergebenſter Freund,

Carl Auguſt, H. z. S. W.

9.

Weimar d. 11. Juli 99

Der von Ihnen gefaßte Vorſatz dieſen Winter, und vielleicht auch den folgenden hier zuzubringen, iſt mir ſo angenehm und erwünſcht, daß ich gerne beitrage Ihnen den hieſigen Aufenthalt zu erleichtern. 200 rh. gebe ich Ihnen von Michaeli dieſes Jahrs an Zulage. Ihre Gegenwart wird unſern geſellſchaftl. Verhältniſſen von großen Nutzen ſein, und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hieſigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen ſchenken, und ſie durch die Mittheilung der noch im Werden ſeyenden Stücke, beehren wollen. Was auf die Geſellſchaft wirken ſoll, bildet ſich gewiß auch beſſer, indem man mit mehreren Menſchen umgeht, als wenn man ſich iſolirt. Mir beſonders iſt die Hoffnung ſehr ſchätzbar, Sie öfter zu ſehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundſchaft wiederholt verſichern zu können, die ich für Sie hege, und womit ich verbleibe

Des Herrn Hofraths

ſehr wohlwollender Freund,

Carl Auguſt, H. z. S. W.

10.

Weimar d. 16. Nov. 1802.

Dasjenige was beikommender Harnisch in sich enthält möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen. Den freudigsten Antheil nehme ich an Ihrer Wohnung, wenn dieses Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verschaffet.

Leben Sie wohl!

Carl August, H. z. S. W.

11.

Weimar d. 6. Juni 1804.

Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, werthester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu laden wünschte, daß Sie so handeln, und so die Lage der Sache beurtheilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwiedere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen durch welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermögte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältniß dem größeren vorgezogen zu haben. — Schreiben Sie mir aber wiederholt Ihre Wünsche und leben wohl.

Carl August, H. z. S. W.

12.

W. den 8. Juni 4.

Empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank. Ich freue mich unendlich Sie für immer den Unſrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm ſein, wenn meine Idee realiſirt würde, daß die Berliner beitragen müßten Ihren Zuſtand zu verbeßern, ohne dem unſrigen dadurch zu ſchaden.

Leben Sie wohl!

Carl Auguſt, H. z. S. W.

13.

W. 29 — 1. 5.

Ein Paar Tage habe ich es verſchoben Ihnen meinen beſten Dank für das überſendete ſchriftliche zu ſagen. Die Ueberſetzung las ich zuerſt mit der größten Aufmerkſamkeit, mit dem größten Vergnügen und mit lebhaftem Gefühle.

Hinterdrein las ich erſt das Original wieder durch, und endlich habe ich in den wichtigſten Stellen eines mit dem andern verglichen. Dieſe zwei letzten Beſchäftigungen haben mich mit Bewunderung über Ihr Meiſterwerk erfüllt. — Racine ſelbſt, wenn er Sie verſtehen könnte, würde gewiß Ihrer Ueberſetzung ſeinen ganzen Beifall geben. Obendrein haben Sie ein ſehr verdienſtliches Werk zu Stande gebracht, dem teutſchen Sinne das Vorbild der vortrefflichſten franzöſiſchen Dichtung begreiflich zu machen. Ich wünſche, daß die Aufführung des Stücks nur leidlich von Statten gehe, alsdann wird Niemand ungelabt aus dem Schauſpielhauſe gehen. — Nochmals meinen wärmſten Dank.

Carl Auguſt, H. z. S. W.

forderte, ſondern ein weit höherer Werth liegt ohne Zweifel in der Hypothek. D. Paulus wollte das Haus für 1200 Rthlr. (wie es nun kommen wird) kaufen, und D. Niethammer hat mir von Zeit zu Zeit geſchrieben, daß Liebhaber ſich dazu gemeldet. — Es iſt mir aus ehemaligen Beiſpielen beigefallen, daß zuweilen die fürſtliche Kammer zu Weimar auf Hypotheken im Lande zur Unterſtützung Geld herzugeben pflegt. Könnten Sie etwa den Director der Kammer, Herrn G. R. Schmidt, der meiner Frau Onkel iſt, durch ſeine eigene Geneigtheit, oder durch G. R. Goethe, oder Voigt, zu dieſem Geſchäft bewegen? Ich halte die Sache auch darum um ſo impetrabler, indem ich verſichern und nachweiſen kann, daß zu dem Ankaufe des Hauſes weder meine Penſion, noch ſonſt im Lande verdientes Geld, ſondern ſchweizeriſches, in das Land gezogenes Geld verwendet worden; indem ich glaube, daß die Regierung meinen Verluſt bei ihnen ſehr ungern ſehen würde, und indem ich ein ſolches Arrangement, als einen mir von der Regierung erwieſenen Dienſt, gern und dankbar aufnehmen würde. — Sollten Sie, verehrter Freund, dieſen Vorſchlag nicht unausführbar finden und bald darüber ſich etwas thun laſſen, ſo erbitte ich mir einige Worte Nachricht. Die Zahlung muß nicht in Einer Summe, ſondern ſie könnte in Terminen geſchehen; nur würde

Weimar d. 30. Sept. 1793.

Sehr werther Herr Hofrath!

Mit vielem Vergnügen habe ich die gute Nachricht von der glücklichen Entbindung Ihrer Frau aus Ihrem Brief erfahren und zugleich, daß Sie mich zur Pathin Ihres Sohnes bestimmt haben. Seyn Sie versichert, daß ich dieses gütige Anerbieten mit Freude und Dank annehme als ein Beweis Ihres Zutrauens und gütigen Gesinnungen für mich, die ich gewiß zu schätzen weiß. Ich wünsche einst im Stande zu sein Ihnen ausgezeichnete Beweise meiner Werthschätzung und der aufrichtigen Theilnahme an Allem, was Sie und Ihre Frau betrifft, geben zu können. —

Eben so sehr wünsche ich, daß Sie mit neuer Gesundheit aus Ihrem Vaterlande zurückkehren mögen. — Leben Sie indessen recht wohl und erhalten Ihre freundschaftlichen Gesinnungen

Ihrer

sehr wohlwollenden Freundin

Louise, H. z. S. W.

Grüßen Sie Ihre Frau in meinem Namen aufs allerbeste!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10451/058

Weimar d. 21. October 1799.

Die gewiße Hoffnung, Sie Herr Hofrath, bald auf immer hier zu sehen, macht mir viele Freude, und wird durch die angenehme Aussicht eines näheren Umganges mit Ihnen, wozu Sie mir Hoffnung geben, noch erhöht. Es freut den Herzog, daß Sie in Zukunft ihm den Plan Ihrer Theaterstücke mittheilen wollen, und ich zweifle nicht, daß die Maltheser ihm noch gefallen werden, da das Ganze so viel Schönes und Eigenes haben wird. Was mich anbelangt, so würde ich es ungemein bedauern, wenn Sie das schöne Vorhaben aufgeben wollten. —

Ich bin über die gütige Art, womit Sie das kleine Geschenk, welches Ihre Frau Gemahlin von mir erhalten, aufnahmen, ungemein gerührt, und wünsche, daß es Ihnen bisweilen an Diejenige erinnern möge, die Ihnen Beide mit vieler Freundschaft und Theilnahme ergeben ist.

Louise H. z. S. W.

Ich erhalte so eben Ihren Brief vom 20. mit dem neuen Musen-Almanach und danke Ihnen recht schön für beides, und sehe mit Vergnügen aus Ihrem Brief, daß Sie den Plan für die Maltheser bald dem Herzog zeigen werden.

Versichern Sie Ihrer Fr. G. meiner herzlichen Theilnahme an ihrem Wohlbefinden.

Mit vielen Dankſagungen ſchicke ich Ihnen den Bücherkatalog zurück, und ſollten Sie vielleicht einem Ihrer Bekannten in Jena Aufträge wegen dieſer Auction geben, ſo bitte ich Sie zu erlauben, wenn es Ihnen keine Ungelegenheiten macht, daß dieſer zugleich die auf beiliegendem Zeddel aufgezeichnet ſind, für mich beſtellen darf, und Sie werden mich ungemein dadurch verbinden. Was den Preis anbelangt, ſo muß ich geſtehn, daß ich darinnen unerfahren bin, und mich alſo auf Anderer Einſichten verlaßen muß.

L. H. J. W.

Dem

Sächsischen Schauspieler Rath

D. Schilland

Ihr Freund

Dambach.

Darmstadt d. 27ten Dec. 1784.

Mit vieler Ungeduld sehe ich Ihrer
Schrift entgegen, ich wünsche Ihnen den Charakter als
Rath in meinen Diensten, ich wünsche Ihnen Glück
zu diesem meinem Entschluß geben zu können. Leben
Sie wohl!

Ihre Ludwig

Friedrich von Schiller's Bibliothek.

Mit einem Facsimile aus seinem eigenhändigen Bücherverzeichnisse.

Zum 10. November 1859.

Berlin.
J. A. Stargardt,
54. Charlottenstraße.

BIBLIOTHECA

„Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. HH., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens öffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte."
Schillers akadem. Antrittsrede in Jena 1789.

ich bitten, den erſten zu beſchleunigen, und nicht unter 400 Rthlr. zu ſetzen.

Ich bin, wie geſagt, noch gänzlich befangen in der Wiſſenſchaftslehre; nicht um ſie zu finden, oder zu verbeſſern, ſondern um ſie zur reinen Klarheit zu erheben. — Was ich in der Ankündigung, welche Ihre und Goethe's gütige Aufmerkſamkeit erregt, verſprochen, das, und mehr noch, werde ich halten. Es wird ſich ſodann unter anderm zeigen, daß die angeblichen Verbeſſerer und Weitergeher Recht haben würden, wenn ſie — nur wüßten, wovon dermalen eigentlich die Rede ſey, und daß ſie etwas ſagen würden, und in die Zeit eingreifen, wenn — ich ſage nicht keine Wiſſenſchaftslehre, ſondern kein Kant, ja kein Leibnitz vor ihnen gelebt hätte. Der ganze Streit über Subjectivismus oder Objectivismus liegt tief unter den Principien derſelben. Allenthalben fällt man aus Furcht vor einem erdichteten Subjectivismus in den todten Objectivismus; — was man auch in Worten ſage! Es gilt nicht, die Vernunft zu beſchreiben, ſondern die Vernunft zu ſeyn.

Diese kleine Büchersammlung wurde von mir im Herbste des Jahres 1851 von des Dichters ältestem Sohne Carl Freiherr v. Schiller, (geb. 14. Sept. 1793, † 21. Juni 1857) Oberförster, in Neuenstadt am Kocher, erworben. (Die Originalbriefe desselben sind bei der Sammlung.)

Auf eine von mir um ausführlichere Mittheilungen ihm vorgetragene Bitte erhielt ich folgende schriftliche Antwort:

„Diese Bücher blieben nach dem Tode meines Vaters nebst noch vielen andern im Besitze meiner Mutter, und erst als mein verstorbener Bruder sich am Rhein niederließ und nach dem Tode meiner Mutter kam die Bibliothek meines Vaters in dessen Besitz. Nach seinem, meines Bruders Tode übernahm ich diese Bücher und habe solche seither behalten. Wo die in dem Verzeichnisse von meines Vaters Hand aufgeführten jedoch fehlenden Bücher hinkamen, kann ich nicht sagen.*)

Woher mein Vater diese Bücher und wie erhalten hatte, kann ich ebensowenig sagen; wahrscheinlich kaufte er dieselben bei einem Antiquar, oder bekam solche geschenkt z. E. von Paulus, der kürzlich in Heidelberg starb, und meinem Onkel Wolzogen.

Ebensowenig kann ich sagen, zu welchen Arbeiten mein Vater diese Bücher benutzt hat.

Von der Hand meines seeligen Vaters besitze ich leider nur sehr wenig Schriftliches, lauter abgerissene Stücke, wie wir es fanden, da mein Vater alle seine Arbeiten, nachdem solche abgeschrieben waren, selbst verbrannte, was mir jetzt sehr bedauern müssen."

Die Sammlung selbst ist reich an Memoiren, ein Umstand, der

---

*) „Gelegentlich wünscht' ich doch zu wissen, ob mir von den zur Auction geschickten Büchern viele liegen geblieben, denn es sagte neulich jemand in Weimar, daß ich so viele Bücher erstanden hätte, welches kein gutes Zeichen wäre." Schiller an Göthe. Briefwechsel, 2. Aufl. II. S. 240.

„Wenn es Sie nicht belästigt, so wollte ich Sie bitten, sich von Niethammer eine Note darüber geben zu lassen, was ich ihm für meine und der Herzogin Bücher, die in der Eckart'schen Auction erstanden wurden, zu bezahlen habe." Schiller.

Schiller und Goethe's Briefwechsel II. S. 382.

theils aus Schillers Arbeiten*), theils aus seiner Vorliebe für historische Denkwürdigkeiten leicht erklärlich ist. Den Zusammenhang zwischen dieser Sammlung und einer Reihe von Schiller'schen Arbeiten habe ich am Besten nachweisen zu können geglaubt, wenn ich des Dichters und seiner Freunde eigene Worte anführe:

„Ich habe mich mit Herrn Hofrath Schiller zur Herausgabe der ersten Abtheilung dieser Sammlung von Memoires verbunden. Er wird sowohl an der universal-historischen Uebersicht, wie an den Anmerkungen und der Durchsicht der Uebersetzungen so sehr Theil nehmen, als ihm seine Gesundheit und seine übrigen Geschäfte immer erlauben."

Schillers Memoiren I. Abth. 4. Bd. Vorerinnerung S. 1.

„Diese Gattung historischer Schriften (Memoiren), denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den competenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beinahe ausschließlich anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Karaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, giebt ihnen eine Mine von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen malt und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatze oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Kolorit zu den

*) „Das Quellenstudium für Fiesko hatte ihm nicht viel Weitläuftigkeiten gemacht, ein Buch des Cardinals Retz, die Histoire des Conjurations, die Histoire des Genes und der dritte Theil von Robertson's Geschichte Karls V. bildeten den ganzen literarischen Apparat, aus dem der Dichter das Material für seine Erfindung entnahm." Goedeke, Goethe u. Schiller, 2. Aufl. S. 311.

nackten Umriſſen des Geſchichtsſchreibers und machen ſeine Helden wieder zu Menſchen, indem ſie ihn durch ſein Privatleben begleiten und in ſeinen Schwachheiten überraſchen. Von manchem Rechtshandel in der Geſchichte der Staaten und der Menſchen legen ſie uns gleichſam die Aktenſtücke vor, und die Menge der Zeugen ſetzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrogenen Geſchichtſchreiber vorenthalten."

Schillers Memoiren I. Abth. 1. Bd. Vorber. S. 6—7.

„Täglich wird mir die Geſchichte theurer. Ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des 30jährigen Krieges geleſen und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon; daß doch die Epoche des höchſten Nationenelends auch zugleich die glänzende Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viele große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geſchichte ſtudirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt Du, daß ich es noch würde nachholen können?"

Schillers Briefwechſel mit Körner I. Thl. S. 57. vergl. auch Goedeke, Goethe u. Schiller 2. Aufl. S. 311.

(Mit welcher Vorliebe Schiller Werke in franzöſiſcher Sprache las, zeigt, daß er ſelbſt Locke in einer franzöſiſchen Ueberſetzung ſtudirte. — Schillers Briefwechſel mit Körner Thl. I. 152.)

„Mit der Hälfte des Werthes, den ich einer hiſtoriſchen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der ſogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geiſtes für die Frivolität einer Tragödie."

Schillers Briefw. mit Körner Thl. I. 238.

„Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anſtrengung, bin ich mit Unluſt belohnt worden. Meine Niederländiſche Geſchichte, das Werk von 5 höchſtens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angeſehenen Mann machen." Ebendaſ. S. 238.

„Es iſt ungeheuer, was ſie mich Arbeit koſtet (die Geſchichte des Abfalls der Niederlande), nicht die Erzählung ſelbſt, ſondern das Materialienſammeln." Ebendaſ. S. 262.

„Wenn ich aber auch nicht Hiſtoriker werde, ſo iſt dieſes gewiß, daß die Hiſtorie das Magazin ſein wird, woraus ich ſchöpfe, oder mir die Gegenſtände hergeben wird, in denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geiſt übe." Ebendaſ. S. 237.

„Einen Roman wüßte ich Dir nicht zu nennen, aber willſt Du mit mir das nächſte Jahr zuſammentreten und mir den Plan aus-

führen helfen, eine Sammlung ausgezogener Memoires herauszugeben? Es ist just eine Arbeit, um keinen Tag ganz ungenutzt zu verlieren; ich habe sie schon vor einem Jahr ausgedacht und bin fest dazu entschlossen. Die Sache ist blos ein langsames Lesen, das einem bezahlt wird. — Einen Verleger will ich schon dazu schaffen."

Ebendas. S. 371.

„Wie wär's, wenn ich mich über die Fronde machte? Du mußt nicht lachen. Das Sujet interessirt mich, auch wäre es nicht übel, wenn der Abwechselung halber eine Verschwörung an die Reihe käme, die sich mehr durch interessante Charaktere als durch tragische Situationen auszeichnete." Ebendas. S. 377.

(Ueber die Herausgabe der Memoiren s. ebendas. II. S. 1 u. f. S. 44. 61. u. a. O.)

„Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Uebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Dafür bin ich sicher, daß mich die Historie nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können."

Schillers Briefw. m. Körner III. S. 397.

„Sollte Dir etwa irgend ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt militärisch und politisch in eine anschauliche Form näher bringen könnte, so wie z. B. gewisse Memoires, so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muß die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen und finde beinahe doch nichts."

Ebendas. S. 398.

„In der wirklichen Welt hast Du nicht Gelegenheit, Materialien für das Leben Deiner Figuren zu sammeln, also bleibt nichts übrig, als das Studium geistvoller Geschichtschreiber, die uns aus eigner Erfahrung in das Innere der menschlichen Natur einen Blick eröffnet haben. Von dieser Art kenne ich nur zwei, Tacitus und Retz." Körner. Ebendas. 399.

„Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm möglich war in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die histor. oder Sachkunde, welche sie erfordert, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Einseitigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hülfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umständen."

Briefw. zwischen Schiller u. Wilh. v. Humboldt S. 58.

Die Sammlung selbst enthält:

Ein von Schiller eigenhändig geschriebenes Bücherverzeichniß, 3½ Seiten fol. Am Schlusse: „Daß vorstehendes Bücher-Verzeichniß von Schillers eigener Hand geschrieben ist, beurkundet der älteste Sohn C. Fhr. v. Schiller.“

„Das von meinem seeligen Vater selbst geschriebene Bücher-Verzeichniß enthält die Bücher doppelt mit dem Bemerken, daß, die nicht im Verzeichniß roth angestrichen sind, sich auch im Nachlasse meines Bruders nicht mehr befanden.“

Aus d. beiliegenden Briefe d. C. Frhr. v. Schiller v. 4. Dec. 1851.
Siehe auch das Facsimile am Schlusse des Verzeichnisses.

1—6. Actes, mémoires et autres pièces authent. concern. la paix d'Utrecht. 6 vls. 12. Utrecht 1714. Fzbd. *Sauberes Expl. Mit vielen Wappenabbildungen. Früher im Besitz von Sigism. Gottl. Hilliger Scabinus Electoralis Lips., mit dessen Portr.*

Vergl. d. Memoiren-Samml. v. Schiller II. Abth. 23. Bd. S. 249 ff.

7—10. Du Mont. Mémoires polit. pour servir à la parfaite intelligence de l'histoire de la paix de Ryswick. 4 vols. 12. A la Haye 1699. Fzbd. *Das Expl. ist mit dem Wappen der Familie Linckeriana de Lützenwick. — „Für 2 th. 6 gr. gekauft.“*

Benutzte Schiller zu seinen geschichtl. Werken über die Niederlande, den 30jähr. Krieg. Ueber Wallenstein siehe Bd. I. S. 27—31. — Vergl. die Memoiren II. Abth. 22.

11—21. Limiers. Hist. du regne de Louis XIV. 9 tom. en 10 vols. portr. Amsterd. 1718. Fzbd. *„ex bibliotheca Walch.“*

Vergl. d. Memoiren-Samml. II. Abth. 21 u. 22.

22. La vie de Gaspard de Coligny. 12. éd. à la sphère. Cologne, Pierre Marteau. Fzbd. *Schönes Expl.*

Ueber Coligny vgl. histor. Mem. II. Abth. 8. Bd. Die Unruhen in Frankreich von 1572.

23—27. D'Estrades (Comte). Lettres, mémoires et négociations 5 vols. 8. Brüssel 1709. Fzbd.

28—35. Actes et mémoires des négotiations de la paix de Nimegue. 8 vols. 8. A la Haye 1697. Fzbd. *Mit d. Wappen der Familie Linckeriana de Lützencick.*

36—38. Histoire de Suger, Abbé de S. Denis, Ministre d'état et regent du royaume sous le regne de Louis le Jeune. 3 vols. 8. Paris 1721. Fzbd.

39—45. Vertot, Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jerusalem — appellés depuis Chevaliers de Rhodes et aujourd'hui chevaliers de Malthe. 7 vols. 8. Paris 1772. Marm. Fzbd.

Darin viele von Schiller angestr. u. benutzte Stellen.

„Inzwischen (1800—1803) hatte Schiller seine alten Papiere über die Maltheser wieder vorgenommen, und es stieg eine große Lust in ihm auf, sich gleich an dieses Thema zu machen."

Schwab, Schiller's Leben S. 716. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II. S. 403.

Ferner Schillers Vorrede zu d. Gesch. des Maltheserordens nach Vertot von Niethammer bearb. 1792. In d. Werken Bd. II. 301. Schillers Wke. (1856) Bd. 7. S. 329. „Die Maltheser."

Interessant ist der Vergleich dieses Fragments mit d. Expl. u. d. angestr. Stellen, zu denen besonders alles den Großmeister Jean la Valette Betreffende (den Helden des beabsichtigten Stückes) gehört. — Es möchte nicht schwer sein, den vollständ. Plan Schillers daraus abzuleiten.

S. auch Schill. Briefw. mit K. III. Bd. S. 300. „Ich habe große Lust, mich nunmehr in der einfachen Tragödie, nach der strengst. griech. Form zu versuchen und unter den Stoffen, die ich vorräthig habe, sind einige, die sich gut dazu bequemen. Den einen kennst Du — die Maltheser; aber noch fehlt mir das punctum saliens zu diesem Stücke, alles andere ist gefunden. Es fehlt an derjenigen dram. That, auf welche d. Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird. Die übrigen Mittel, der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht, alles ist reiflich ausgedacht und beisammen."

Schillers Briefw. m. K. III. S. 216.

„Um doch etwas zu thun, habe ich über die Disposition meiner Maltheser-Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog sogleich bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit diesem Stoff recht gut gehen, das punctum saliens

ist gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung."

Schiller an Göthe, Briefwechsel 2. Ausg. Bd. 2. S. 257.

Vergl. ferner Thalia 3. Bd. 10. Hft. S. 120. Belagerung der Johanniter in Rhodus.

Auch entnahm Schiller aus Vertot den Stoff zum Kampf mit dem Drachen. — vgl. Goedeke Grundriß S. 971.

46—47. Mémoires de la Regence de S. A. R. M. le Duc d'Orléans durant la minorité de Louis XV. 2 vols. 8. avec un grand tableau en acier (carricature) „monument consacré à la posterité en memoire de la folie incroyable." Amsterd. 1719. Fzbd.

47a. Bongars, (President et ambassadeur sous le roy Henry IV.) Lettres latines (et frc.). 12. Paris (Osmont) 1664. Fzbd.

Ueber Heinrich IV. vergl. Sammlung histor. Memoiren, hrsg. v. Schiller II. Abth. Bd. 12.

48. Recueil de diverses pieces à l'histoire de Henry III. 2 tom. pet. en 12. Cologne (P. Marteau) 1663. *Pgtbd. SchönesExpl. Ce recueil, qui se joint à la collection des Elsevir, contient le journal de Henry III. l'Alcandre le divorce satyrique, ou les amours de Henry le Grand, la confession de Sancy — plus: discours merveilleux de la vie etc. de Catherine de Medicis; jouxte la copie impr. à Paris 1663.*

Nach einer Notiz in den Schillerschen Memoiren 2. Abth. 9. Bd. S. 404 soll die Schrift „de divortio" u. noch sicherer „la confession de Sancy" von D'Aubigné sein. Ueber die Schrift: „discours merveilleux" — vergl. d. Anmerk. in Samml. historischer Memoiren II. Abth. 10. Bd. S. 357 u. ebend. S. 372 Anmerk. 13. Vergl. auch „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangegangen." Schillers Werke Bd. 11. S. 63 ff.

49—51. Choisy, Memoires pour servir à l'histoire de Louis XIV. 3 prts. en 1 vol. 8. Amst. 1727. Fzbd.

Viele Stellen mit Bleistift angestr. u. mit handschr. Notizen von Schiller ?

52—54. Villars, Memoires du duc de Villars, Pair de France, Maréchal-Gener. des armées d. S. M. 3 vols. 12. Frcft. 1734. Hfzbd.

Vergl. d. Memoiren-Samml. hrsg. v. Schiller II. Abth. Bd. 24. S. 158 ff. Bd. 26. S. 205 ff.

55—56. Bussy-Rabutin, Mem. suiv. dès maximes d'amour. 2 toms. 8. Paris 1697. Le même — L'usage des adver-

sitez ou l'histoire de plus illustres favoris — sur l'imprimé à Paris 1697. Fzbd.

Vergl. d. Samml. histor. Mem. hrsg. v. Schiller. II. Abthl. 21. Bd. u. Schillers Briefw. mit Körner I. S. 384.

57—58. Bussy-Rabutin; memoires, oeuvres mêlées, l'usage des adversitez. 4 toms en 2. 12. Amst. 1721. cart. *Titelaufschrift von Schiller.*

59—60. Memoires tres fideles et tres exacts des expeditions militaires qui se sont faites en Allemagne, en Hollande et ailleurs depuis le traité d'Aix la Chapelle jusqu'à celui de Nimegue par un officier distingué. 2 toms en 1. 8. Paris 1734. cart.

61. Vendosme, Hist. des campagnes de Monseigneur le Duc de Vendosme (par Bellerive). 8. Paris 1715. cart.

62. La France d'apres nature — ouvrage très utile pour bien se mettre au fait des intrigues des ministres de la cour de Versailles contre l'auguste maison d'Autriche. 8. Imprimé à Cologne chez les heritiers de P. Marteau 1747. cart.

Dieser Bd. scheint mit besonderer Aufmerksamk. von Schiller durchgearbeitet zu sein. Nicht nur sind auf vielen Seiten handschrftl. Verbesserungen, sondern auch vor dem Titel eine von Schiller eigenhänd. geschr. Inhaltsanzeige v. 8 Seiten.

63. Bentivoglio, Lettere — publ. da G. Chr. Fischer. 8. Giena 1746. Hfzbd.

Bentivoglio als Quelle findet sich erwähnt in d. Gesch. d. Abfalls d. Niederlande.

64—65. Memoires de Mr. Joli, conseiller au Parlament conten. l'histoire de la regence d'Anne d'Autriche et des premieres années de la majorité de Louis XIV. jusqu'en 1665; avec les intrigues du cardinal de Retz. 2 prts. 8. Amst. (Bernard) 1718. — Memoires de Mad. la Duchesse de Nemours. ib. 1718. *schönes Expl. Schliesst sich den Memoiren von Retz u. d. Conjuration de Fiesque an.*

Auch in den Memoiren der Mad. Duchesse de Nemours S. 26 ff. siehe über „le livre de la conjuration de Louis de Fiesque."

Memoir. v. Retz vergl. Samml. histor. Memoires II. Abthl. 18. Bd.

66. Lettres de Mr. le Chevalier Temple — durant son ambassade à la Haye — sous le regne de Charles II. par

Jones. 12. A la Haye 1700. *Unbeschn. u. von bibliogr. Werth.*

67—70. Memoires de Sully, Ministre de Henry le Grand. fig. et portr. Tom. V—X en 3 vols. 8. Liege 1788. cart.

Schiller hat nie mehr als diese Bände besessen, wie auch aus seinem Verzeichnisse hervorgeht („manque"), was nicht überraschen wird, wenn man weiß, mit wie wenig Hülfsquellen er sich behelfen und wie gering seine Mittel zur Anschaffung von Werken waren. Erst in Jena scheint er ein eigentlicher Bücherkäufer geworden zu sein.

Diese Memoiren wurden benutzt zu den von Schiller herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully der histor. Mem. II. Abth. 1—6. Bd., wozu Schiller noch eine besondere histor. Einleit. „Geschichte der franz. Unruhen, welche d. Regierung Heinrich IV. vorangingen," geschrieben.

„Der Werth dieser Denkwürdigkeiten des Herzogs v. Sully," sagt Schiller, „ist zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreisung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigsten Aufschlüsse über das geheime und öffentliche Leben eines vortrefflichen Königs und seines nicht minder vortrefflichen Ministers und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Gesch. v. d. J. 1570 bis zur Regentschaft der Maria von Medicis." Siehe auch Briefwechsel mit Körner Bd. II. S. 189.

71—73. Temple (Ambassadeur du Roi de la Gr. Bretagne auprès de Mess. les états gener. des provinces unies) Memoires de ce qui s'est passé depuis le commencement de la guerre en 1672 jusqu'à la paix conclue en 1679.

Testament politique de Mss. J. Bapt. de Colbert, où l'on voit tout ce qui s'est passé sous le regne de Louis le Grand jnsqu'en l'année 1684. A la Haye 1794.

Lettres et negotiations de Mr. van Hoey — pour servir à l'hist. de la vie du cardinal de Fleury. Londres 1743. 8. *Diese 3 Werke sind zusammengebunden. Die Inhaltsanzeige u. Aufschrift eigenh. von Schiller.*

74—77. Le Gendre, Louis, Nouv. histoire de France. 8 parties. en 4 vols. 8. Paris 1719. cart.

Le Gendre wird citirt in den Memoiren v. Schiller II. Abth. 9. Bd. S. 223.

78. Lo Squitinio della liberta originaria di Venezia, con un

discorso di Luigi Helian ambasciatore di Francia; e con note storiche. 12. (ed. à la sphère.) Cologne 1681.

„Gregor Leti hoc scrutinium denuo editurus text. originar. Italiam omni licet diligentia adhibita nanciscì nequaquam potuit, quam ob rem illud ex Ameloti de la Houssay versione gallica de novo in linguam Italic. transtulit, quae praesens illius est editio. vergl. Schreibers freimüth. Gedanken S. 104. — handschrftl. Bemerk. von ?

Ueber dies Werk vergl. auch Schillers Gesch. der merkwürd. Rebellionen S. 125 ff. „Dieser Squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen ꝛc." Angebunden:

78a. Chronica Veneta di D. G. Ant. Pacifico. c. fig. Venet. 1697.
Vergl. Gesch. der merkw. Rebellionen, hrsg. v. Schiller. S. 107. Verschwör. d. Marquis v. Bedemar gegen d. Republ. Venedig.

79—80. Bassompierre (Marchal) Mem. conten. l'histoire de sa vie. 2 vols. 12. Ed. à la sphère Amst. 1692. *Pgtbd. Schöne Elzevirausg. Titelaufschrift von Schillers Hand.*
Das Exempl. stammt von Paulus und trägt dessen Namen. Viele angestr. u. eingesch. Stellen wie handschrftl. hinzugef. Zahlen zeigen von einer sorgfält. Benutzung von Seiten des Dichters. Werden auch citirt in d. Mem. II. Abth. 15 Bd. S. 432. Anmerk. zu S. 44 u. S. 433. Anmerk. zu S. 54. 81. 101. S. 436 ff. 16. Bd. S. 410 ff.

81. Almanach royal année 1739. gr. 8. Paris. Fzbd.

82. Theyls, mem. pour servir à l'histoire de Charles XII. roi de Suede conten. ce qui s'est passé pendant le sejour de ce prince dans l'Empire Ottoman. 8. Leyde 1722. cart.
Carl XII. war eine der für Schiller interessantesten Persönlichkeiten. Vergl. seine Bemerk. über Voltaire's Charles XII. u. a.

83. Montecuccoli, memorie, poste in luce per il Sig. Enr. di Huyssen, Consigliere di guerra per S. M. il Czar di Moscovia. 2 part. in 1. 8. Col. 1704. Pgtbd.
Ein sowohl für die Kriegsführung als für d. Gesch. d. Kriegs des 17. Jhrhderts. wichtiges Werk. (Wallenstein, 30j. Krieg.)

84—87. Feuquiere, Marquis de, Memoires. 4 vols. 8. Londres 1736. *br. unbeschn.*

88. Pompadour, Lettres et reponses écrites à Mad. la Marquise de Pompadour depuis 1753-1762. 8. Londres 1772. *br. unbeschn. Mit einigen schriftl. Notizen von Schiller ?*

An der öffentlichen Ehrenbezeugung, die Ihnen erwiesen, habe ich, als an einer Ehre, die die Erzieger sich selbst erwiesen haben, den freudigsten Antheil genommen.

Haben Sie die Güte, den Herrn G. R. Goethe meines hochachtungsvollsten Andenkens zu versichern.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Fichte.

89—90. Memoires de Mad. la Marquise de Pompadour. 2 toms. 8. Liege 1766. br. unbeschn. *mit einigen handschriftl. Notizen von Schiller ?*

91. Ducatiana ou remarques de feu M. Le Duchat sur divers sujets d'histoire et de litterature par F(ormey). Tom. I. 12. Amst. 1738.

92. Bellieure et de Silleri, memoires, un journal contenant la negociation de la paix traitée à Vervins l'an 1598, entre Henri IV. Philipp II. et Charles Emanuel Duc de Savoye. 2 parties en 1. 12. A la Haye 1696. Pgtbd.

Hierin sind einzelne Briefe angestrichen (von Paulus) dem das Expl. gehörte und dessen Namen es trägt. — Vergl. die allgem. Samml. hist. Memoiren II. Abth. 14. Bd. Nachlese von Bemerk. zu den letzten Regierungsjahren Heinrich des IV. S. 12.

93. Remarques sur le gouvernement du royaume durant les regnes de Henry IV., Louis XIII. et Louis XIV. 12. Cologne. P. Marteau. 1688. Fzbd.

Mit handschriftl. Notizen von Schiller. — Mehrmals in dem von Schiller herausgegebenen Memoire benutzt, z. B. II. Abth. Bd. 16, S. 429. 433.

94—95. Anquetil, L'Intrigue du cabinet sous Henry IV et Louis XIII terminée par la Fronde. 2 vols. 8. Maestr. 1782. Pgtbd. *mit einem wichtigen bibliographischen Verzeichnisse.*

Mit eigenh. Widm. „F. D. Paulus, d. 7. Sept. 99. S."

Das Expl. stammt aus der Zeit, wo Schiller und Paulus vereint an die Herausgabe der Memoiren gingen und sind es im Bd. I. besonders S. 348 bis 352 und 363 bis 369, die Stoffe zur Benutzung geliefert. Vergl. auch Memoiren II. Abth. 16. Bd. S. 7 u. 54. Vergl. auch Schiller und Körner's Briefw. I. S. 377.

96—101. Desessarts. Les siècles litteraires de la France, ou nouveau dictionaire histor. crit. et bibliogr. 6 vols. 8. Paris 1800. br. unbeschn.

102. Voltaire oeuvres. Tom VI. Histoire de Charles XII. roi de Suede. Dresde 1752. cart.

Expl. von B. v. Wollzogen mit Autograph.

„An den Charles XII. habe ich mich noch nicht gemacht; bis jetzt wollte ich nur Genuß, dieser aber würde mich beschäftigen." Sch. Briefw. m. K. I. S. 87.

„Der Charles XII. entzückt mich. Ich finde ihn mit mehr Genie sogar geschrieben als das Siècle de Louis XIV. Er verbindet das Interesse einer Robinsonade mit dem philosophischen Geiste und der kräftigen Schreibart des letzteren.

Zugleich hat mir das Ganze einen großen Anſtrich von Alterthum. — Es iſt ein Traum aus den Zeiten des Perſeus und Jaſon — ich glaube unter den Macedoniern und Scythen herumzuwandern. — Carl hat erſtaunlich viel täuſchende Aehnlichkeit mit dem Alexander des Curtius. So wünſchte ich mir eine Geſchichte des Königs von Preußen." Ebend. S. 90.

„Carl XII. hat mich auch immer unter Voltaires hiſtoriſchen Arbeiten vorzüglich intereſſirt. Es iſt ein ſo ſchönes Ganzes, eine Art von Epopee. Ich bin begierig, ihn noch einmal zu leſen, wenn Du fertig biſt." Ebend. S. 92.

103. Lettres du maréchal duc de Belleisle au maréchal de Contades; avec des extraits. 8. A la Haye 1759. cart. *aus einer Jenaer Auction.*

104. Recueil de diverses pieces servans à l'histoire de Henry III. (et IV. sic handschriftl.) Roy de France et de Pologne. 4. Cologne. P. Marteau 1663. Fzbd.

Inhalt: I. Journal des choses memorables. II. Divorce satyrique ou les amours de la Reyne Marguerite de Valoys. III. Histoire des amours du Roi Henry IV., escrite par Louyse de Lorraine. IV. Confession catholique du S. de Sancy. V. Discours merveilleux de la vie de la Reyne Catherine de Medicis. — *„ex auct. Corn. de Zech Merseburgi habita 1793." handschriftl. Notiz auf der letzten Seite.*

Vergl. die Stiftung der Ligue unter Heinrich III. und deſſen Regierungszerrüttung. Mem. II. Abth. 9. Bd.

105—110. De la Hode, Histoire de la vie et du regne de Louis XIV. enriche de Medailles. Frcf. u. Basle 1740. 6 Thle. in 3 Bdn. 4. *schönes Expl.*

Aufſchrift wohl v. Schiller. Vergl. Mem. II. Abth. 22. Bd. ff.

111—113. Boulainvilliers, Etat de la France avec des mémoires historiques, avec une nouvelle carte de la France. 3 vols. fol. Londres 1727. Fzbd. *schönes Expl. Urſprüngl. in der Bibliothek v. Joh. Ad. Laurentius, mit Bibliothekszeichen.*

114—116. Castelnau, Seigneur de Mauvissiere. Memoires illustr. et augm. par Laboureur avec près de 400 armoiries. 3 vols. fol. Brux. 1731. Hfzbd. *schönes Expl. Brunet 30 frcs.*

Citirt in den von Schiller herausgegebenen Memoir. II. Abth. 10. Bd. S. 366. Anm. 25 und S. 372. Anm. 11 und 2. Abth. Bd. 11. S. XLVIII (Biogr. Fragmente über den Herrn v. Brantome). Vergl. auch Briefwechſel zwiſchen Schiller u. Göthe I. S. 143. Auch Quelle z. Geſch. d. D. Carlos.

„Deine Ueberſetzung des Gibbon hat mir eine vorläufige Idee von dieſem gegeben. Er hat einen Blick des Genies, mit dem er die Fakta auffaßt, daß ſie ſich unter ihm erneuen. Er ſtellt ſie mit Beurtheilung dar, und erzählt ſie geiſtvoll und kräftig; aber ich ſtimme Dir bei, daß ſein Stil nicht vollkommen iſt, daß man ihm eine Künſtlichkeit anmerkt, ein Beſtreben, eigen, concis und geiſtreich zu ſchreiben, das ihn öfter hart und dunkel macht. Im Erzählen lob' ich mir immer die Franzoſen; oder iſt es bloß ihre Sprache, die ihnen vor andern erlaubt, ſich mit Leichtigkeit und Anmuth darin zu bewegen."

Sch. Briefw. m. K. II. S. 48, ſiehe auch ebend. S. 63.

„Geſtern las ich viel in Gibbon. Die Geſchichte der chriſtlichen Religion und ſeine Gedanken darüber gefallen mir ſehr; er führt die Verſchiedenheit ſehr gut und ſchön aus, wie die Geiſtlichen und Geſchichtſchreiber die Religion anſehen müſſen und ſie unterſuchen; ich glaube, es ſind viele Ideen darin, die Ihnen gefallen würden." — Lotte an Schiller.

Schiller und Lotte, S. 130.

„Körner ſchickte mir dieſer Tage ein Fragment, das er aus Gibbon überſetzte; es iſt Mohamets Portrait und die Geſchichte der erſten Gründung ſeiner Religion. Dies iſt das erſte, was ich von Gibbon leſe. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinſel dargeſtellt; aber im hiſtor. Styl liebe ich doch mehr die Leichtigkeit der Franzoſen. —" Schiller an Lotte.

Ebend. S. 259. Vergl. auch S. 228. 268.

„Er ſprach mir noch, als ich ihn das letzte Mal im Herbſt 1802 ſah, mit leidenſchaftlicher Wärme von dem Plan einer Geſchichte Roms, die er ſich für höhere Jahre aufſparte, wenn ihn vielleicht das Feuer des Dichters verlaſſen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geſchichte dieſer an dramatiſcher Größe gleich. Beſonders wurde Schiller ſo lebendig durch die Idee ergriffen, wie ſich die größten welthiſtoriſchen Verhängniſſe im Alterthum und der neuen Zeit gerade an die Oertlichkeit dieſer Stadt anknüpfen."

Sch. Briefw. m. Humboldt 59.

So möge denn dieſe Sammlung — als heilige Reliquie — eine Stätte auf deutſchem Boden finden! Ich nehme ſowohl Gebote auf die ganze Sammlung, als auf einzelne Werke entgegen und bitte ſolche mir bis ſpäteſtens den 10. November d. J. einzuſenden.

J. A. Stargardt
in Berlin, Charlottenſtr. 54.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

1. Correspondance de Voltaire & de Berlin
10. Ana
2 Memoirs militaires et politiques
5. Siecles Littéraires de la France
18.

---

67. Collection Universelle.
3. Ceffelnau.
3. Boulainvilliers.
1. Louis XI. p. le Mathieu.
3. Histoire de Liger.
1. Almanach Royal.
4. Le Gendre Histoire de France.
3 Memoirs de Villars.
2 ——— Bassompierre
1 ——— Pelli
1 ——— Pompadour.
1 ——— Rochefoucault
——— Secrets p. Mad.e d'Arnoy.
——— Chev. de Temple.
——— Bellegarde et Silleri
——— Gramont.
——— Bussi
——— Pelaquieres.
——— Hamach.
——— Mercoeur.
——— Forbin.
——— Choisy
——— Blanchard
——— Montecuculi

2 Anquetil Intrigue de Cabinet.
1 Moniteur du Sacre de Roi
1 Louvois Lebrun.
1. Memoire de Chalais XIV.

Das Bezeichnete wird dem
Magnifico Herrn Syndicus
Meyer zu gefälliger Beachtung
mit Verbindlichkeit
übersandt.
Gotha Gotthard von Schultes

Schiller-Denkmal.

Festausgabe.

Erster Band.

Berlin.
Riegel's Verlags-Buchhandlung.
1860.

Nach dem 10. November 1859.

„Hier iſt ewige Jugend bei niemals verſiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichſt du die goldene Frucht."

Die Literatur eines Volkes iſt und bleibt ſeine eigentliche Geſchichte, der zuſammengedrängte Inhalt all' ſeiner Erſtrebungen, Thaten und Ziele; was ſelbſt an monumentalen Ueberlieferungen eine Zeit der Nachwelt zum Entziffern hinterläßt, findet immer erſt durch die Schrift ſeine volle Würdigung, rechte Deutung und wahre Bedeutung. Das Alterthum und das Mittelalter hat ſeine Geſchichte durch Bau- und Kunſtwerke in viel bedeutſamen Umfange auf uns gebracht; die Literatur beider Zeitalter dagegen iſt zum großen Theile nur unvollkommen erhalten. Was aber Hiſtoriker und Dichter jener Zeiten hinterlaſſen, ſind im Grunde vollgültigere, erkennbarere Zeichen und Züge beider Geſchichtsphaſen; erkennbar und verſtändlich für Jedermann, gültig und unzweifelhaft durch die Feuerprobe der hiſtoriſchen Kritik. Die Manifeſtationen des Menſchengeiſtes geben ſich im Alterthum und in der Neuzeit auf weſentlich verſchiedene Weiſe kund. Wenn in frühern Zeiten, namentlich im Alterthum, die That allein den Mann charakteriſirte, jede Individualität ſich gleichſam plaſtiſch darſtellen mußte,

um zur Geltung zu gelangen, vermag in unserer Zeit der Einzelne, mag er Held oder Weiser sein, immer weniger seinen persönlichen Einfluß der Allgemeinheit fühlbar zu machen, weil der Charakter der Neuzeit ein gemeinsames Weltdrama darstellt, in dem Jeder verschwinden muß in der Idee und dem Zusammenhange des Ganzen, weil eben dies unbeendete Drama, in dem Jeder seine Rolle nur durchführt, um seines Theils mitvollenden zu helfen, was er nicht, nur das Ganze allmälig zum Abschluß bringen kann, immer größere Dimensionen annimmt und höhere Ziele verfolgt.

Je näher wir der Neuzeit rücken, deste mächtiger greift das Schriftthum in unser gesammtes Leben, und hüllt die Subjectivität des Einzelnen mehr oder weniger ein. All' unser Denken, Thun und Fühlen wird gar oft zum Objecte, wenn auch nur zum literarischen, entweder als des Individuums eigenes Produkt, oder als Object der Kritik. Darum ist in der Neuzeit die Literatur zum Quell der gesammten Bildung, zum Regulator all' unserer Bestrebungen geworden; sie ist selbst Keim- und Triebkraft zur künftigen Größe eines Volkes, denn sie ist ja der Geist selber, der sich in ihr kundgibt.

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Zunge der deutschen Literatur, wenn wir von einzelnen frühern Literaturphasen in ihren Isolirungen absehen, völlig gelöset. Wohl waren seit Erfindung der Buchdruckerkunst mächtige Strömungen, die vieles Veraltete und Abgestorbene mit sich fortrissen und begruben, durch Deutschland und Europa gebrauset, es bedurfte aber langer Jahre, ehe die Wasser sich abklärten und ein geregeltes Strom-

B.

Fichte an Schiller.

Berlin, den 20. Juli 1803.

Zuvörderſt, mein verehrter Freund, nehmen Sie die Verſicherung meiner Erkenntlichkeit für die Güte, mit der Sie meinen Wunſch erfüllt. Der Dienſt iſt in mancherlei Rückſichten groß für mich; und es liegt am Tage, daß ich denſelben lediglich Ihrem Wohlwollen verdanke.

Die ausgefertigten Papiere werden Sie durch Herrn von Wolzogen erhalten haben. Derſelbe wünſchte, daß ich in Jena Einleitungen zum Gebrauch derſelben treffen möchte, und es iſt am 16. d. ein Brief von mir, dieſes betreffend, an D. Niethammer abgegangen. Indeß erhalte ich von demſelben einen von jenem Dato, in welchem er mir eine bevorſtehende Reiſe ankündigt; ich muß befürchten, daß weder jener, noch ein heute geſchriebener ihn zu Hauſe treffe, und ſehe mich daher genöthigt, Ihnen, den ich über jenen Punkt nur von meiner lebhaften

gebiet fanden. Die Lehr- und Wanderjahre unserer Literatur reichen bis zu der angegebenen Frist, von der ab junge, frische, kühne Meister sich der Führung und Regelung auf diesem geistigen Gebiete bemächtigten. Wir dürfen dreist behaupten, daß das seitdem verflossene Jahrhundert einen bleibenden Glanz über das deutsche Volk verbreitet hat, den es fast einzig und allein seiner Literatur verdankt. Und drei Genien sind es vorzugsweise, welche die Pforten der geistigen Erhebung und Entwickelung ihrem Volke erschlossen, welche mit göttlicher Kraft Kunde gaben von den Schätzen, die in den Tiefen des deutschen Geistes und Gemüthes schlummern. Es trat mit Lessing, Goethe und Schiller eine zwar vorbereitete, aber von Vielen selbst ungeahnete und anfangs unbegriffene ideale Hoheit, lebensvolle Kunst und dichterische Meisterschaft in die Erscheinung, daß wir Epigonen noch lange von jenen Muster- und Meisterbildnern angeregt werden und zu lernen berufen sind. In der unläugbaren Wahrheit dieser Behauptung liegt eben die sichere Gewähr für die Unsterblichkeit jener Namen, die doch, wie der Eine selbst sagt, sonst nur Rauch und Schall sind.

Wenn von dem geographischen Begriff Deutschland Alles verweht, wenn selbst das erträumte deutsche Einheitsreich nach Jahrhunderten längst wieder zertrümmert und von Vielen vergessen sein wird, der Name Lessing, Goethe und Schiller muß jedem Herzen tief eingegraben bleiben, dessen Mund einmal den Namen Deutschland gelallt.

Die deutschen Zukunftsträume sind wundersamer Art; wir wollen hohe, feste Ziele erstreben und sind uns, faßt man die Wirklichkeit klar und besonnen in's Auge, zum großen Theil des

rechten Weges nicht bewußt. Läugnen wir doch nicht, daß allzuviel Theorieen den Blick getrübt haben und die politische Praxis eine andere werden muß, wenn die einseitigen Dränger der Gegenwart uns nicht auf Abwege führen sollen. Aber der deutsche Genius wird und mag über uns Alle wachen, daß wir Helle von Dämmerung und falschem Zwielicht unterscheiden und nur das wollen, was wir können, das aber auch wagen, was uns wahrhaft noth thut. Politisch ist unser Vaterland mehr zerklüftet, als Viele zugeben mögen; im Geiste, und das ist der alleinige Trost für die traurigen Verhältnisse der Gegenwart, der einzige Bürge für eine bessere Zukunft, sind wir mehr als Andere wiederum wünschen, einig und eins.

Der Genius der deutschen Geschichte hat uns in den letzten Wochen angelächelt und seinen Segen über uns Alle gesprochen. Es ist ein nicht genug hervorzuhebender Zufall, daß gerade in diese Zeit der nationalen Eifersüchteleien, kleinstaatlichen Machinationen und großmächtlichen Kämpfe ein Jubelfest fiel, das in seinen Vorbereitungen und seinem Verlaufe eine ideelle Einigung, eine gemeinsame geistige Weihe über die deutsche Nation brachte, von der wir in der Culturgeschichte unsers Volkes kein früheres Beispiel anführen können, ein Jubelfest, dessen Bedeutung und Wirkungen weit hinaus über die Grenzen des engern deutschen Vaterlandes getragen werden. Kein Volk der Erde hat jemals ein gleiches oder nur ähnliches Fest gefeiert, denn kein Volk hat wie wir einen Dichter des reinsten Patriotismus, des erhabensten Ideenschwunges, der geistigsten Verklärung der Humanität. Wir Deutsche haben angesichts der ganzen

civilisirten Welt einen beneidenswerthen Sieg errungen, zwar einen Sieg ohne äußern Gegner und innern Kampf, aber eben um so nachhaltiger und tiefer, weil er aus der Einheit des geistigen Seins, Fühlens und Ringens der ganzen Nation entsprungen.

Das deutsche Volk hat damit den ersten großen Markstein seiner künftigen Verschmelzung und Verbrüderung errichtet, die Anfänge zu einem wahrhaft nationalen Programm entworfen; das geistige Einheitsfest war ein fester Grundstein zu dem großen Baue, an dem wir noch Jahrhunderte uns abmühen werden.

Der einfache Geburtstag eines deutschen Dichters, unsers Schiller, warf einen wunderreichen Glanz in die zerrissene Gegenwart, erwärmte alle Herzen, hob alle Geister aus der Oede ihrer alltäglichen Umgebung hoch empor. Und fragt man, warum sich Alle, die deutsch denken und fühlen, sich so einig, einmüthig und begeistert unter die Festbanner, die am 10. November durch alle deutschen Gauen wehten, jubelnd schaarten, so ist für den, der treue Antwort geben will, diese Antwort ein mit Stolz erfüllendes Bekenntniß.

Vor Allem einigte die deutschen Geister und Herzen ein tiefinnerer Drang nach Erhabenem, Wahren und Schönen; das deutsche Volk wollte und mußte einmal seinem eigenen Genius, diesem ewig treuen Horte alles Guten, Edlen und Geistigen, einen Altar bauen; es wollte einmal seine Tagessorgen und gewohnten Beschäftigungen vergessen, um in einem höhern, reinern Cultus sich selbst, voll, frei bewußt zu werden. Und dies wollte nicht allein das deutsche Volk, es that es auch und zwar ohne Zuthun und

Einwirken ſeiner Behörden; es feierte ein geiſtiges Volksfeſt im höchſten und wahrſten Sinne des Wortes. Sind wir doch in dieſer Zeit des drängenden Erwerbes, der genußſuchenden Arbeitsluſt der Gefahr oft allzu nahe geweſen, über dem Materiellen, Vergänglichen das Bleibende, Höhere zu vergeſſen. Wie ein geiſtiger Mahnruf trat die Jubelfeier an uns Alle heran und hob uns über uns ſelbſt empor.

Das deutſche Volk wollte und mußte einmal ein Feſt des Gedankens feiern, alſo ein ächt deutſches Feſt. Ein Volk, das die größten Denker aller Zeiten ſein eigen nennt, iſt doch fürwahr berufen und berechtigt, den Dichter, der in ſeinem idealen Streben den hervorragendſten Denkern an die Seite geſetzt zu werden verdient, eine allgemeine Geiſtes-Tempelfeier zu widmen! Aber nicht allein den Dichter der reinſten, erhabenſten Gedankenwelt wollten wir verherrlichen, wir feierten in ihm auch den charaktergroßen Mann. Das war kein geringeres Feſtmoment in dieſer Zeit der Unentſchiedenheit, Schwäche und Lauheit. Schiller ſteht hocherhaben da, ein Vorbild uns Allen, denn er war der reinſte, edelſte, nur nach dem Höchſten ſtrebende Charakter, deſſen Energie wahrhaft bewundernswerth. Seine Strebeluſt und Geiſteskraft hob ihn über alles Widrige und Niedrige hoch empor. Es gab nichts Kleines, Geringes für ihn; was er erfaßte, wurde durch ihn groß, bedeutend, erhaben. So lebte und dichtete er, nicht wie Andre vor und nach ihm, ſondern in einem höhern (wenn ich ſo ſagen darf koloſſalem) Style. Dieſes geiſtige, ſittliche und künſtleriſche Emporringen zerſprengte aber auch allzufrüh die irdiſche Hülle, die den ſeltenen, reinen Geiſt umſchloß.

In dem eben Angeführten habe ich die Angelpunkte des großen Nationalfeſtes, das in dieſem Sinne all' überall angeregt worden war, näher bezeichnet. Viele feierten allerdings weniger bewußt, aber doch immer feierten ſie den Liebling ihrer Seele, den Dolmetſcher ihres Denkens, Fühlens und Ahnens. Daß natürlich nun auch dieß gemeinſame Nationalgefühl der Feſtfeier eine hie und da ſelbſt ſcharf ausgeprägte national-politiſche Färbung verleihen mußte, kann nur der nicht begreifen, der es nicht will, oder gegen jedwede nationale Erhebung ſich überhaupt ſtemmt. Wenn es wahr iſt, daß ein deutſcher Cultus-Miniſter einige Wochen vor dem Säcularfeſte durch die Nachricht dieſer bevorſtehenden Jubelfeier äußerſt überraſcht geweſen und ſich dann höchlich über die großen Dimenſionen der Feſttage gewundert haben ſoll, ſo zeugt dieß nur auf's Neue von dem großen Unterſchiede, der ſich leider noch immer zwiſchen der ganzen, vollen, geiſtigen Einheit des deutſchen Volkes und denen, die zur Wahrung der höchſten Intereſſen dieſes Volkes berufen ſind, in vielfach greller Weiſe kundgibt.

Aus dieſen und andern Urſachen tauchten allerdings Feſtgegner auf; man braucht aber nur die Lager dieſer Oppenenten leichthin zu überſchauen und findet es dann mehr als gleichgültig, ob dieſe Geiſteswiderſacher dießeits oder jenſeits der Berge wohnen. Es iſt aber leicht begreiflich, daß die große, gemeinſame Feſtfeier, dieſes Aufgehen des Volkes in einen Gedanken, ein Denken, Fühlen, Hoffen und Wünſchen, manchen Lebenskreiſen unerwartet gekommen, Vielen unbequem geworden, ja Einzelnen ſelbſt gefährlich dünken mußte. Thörichte Seelen! Den Gang der großen, ewigen Ent-

wickelung hemmt keine Coterie, kein Einzelner, wohl aber geht der Geist der Geschichte über derartige Widerstandsleister unerbittlich und vielleicht rasch zur höheren Tages- oder vielmehr Geistesordnung über.

Das deutsche Volk gab in der Säcular-Feier seinem nun einmal erkorenen Lieblinge sein Tiefstes, Bestes, Herrlichstes, d. h. den vollen Inhalt seiner reichen Liebe, reinen Begeisterung und geistigen Verehrung. Es war kein einzelner Festtag; eine große Jubelwoche, wie sie kein Volk der Erde jemals gefeiert hat, zog an uns Allen im überreichen Glanze vorüber. Wie ein mächtiger Geistesstrom durchwogte der Festjubel die ganze von Deutschen bewohnte Erde. Wo zehn Deutsche beisammen waren, mochte es auf einer Insel des Mittelmeers, in einer südamerikanischen Stadt, oder in dem unwirthlichen Norden Sibiriens sein, ein unsichtbares Band vereinigte Alle zum geistinnigen Schillerfest-Vereine. Alle civilisirten Nationen nahmen Theil an unserm Jubel-Feste, eben weil kein Volk, keine Literatur der ganzen Erde einen Schiller sein nennt. — Ein Jeder brachte seine Gabe, sein geistiges Rüstzeug zum hohen Festbaue; kein Lebenskreis hatte seine Betheiligung zurückgehalten, der Gelehrte, Dichter, Geschäftsmann, Arbeiter, die schüchterne Jungfrau, Arm und Reich, Hohe und Niedrige, Alle, Alle weiheten dem edelsten Dichterfürsten der Liebe, Wahrheit, Schönheit, dem gottgesandten Priester des höchsten Menschenthums den Tribut hingebendster Liebe, überschwänglichen Dankes, denn es galt ja, den erhabensten Heros der Idealität zu verherrlichen; ja selbst Herrscher im purpurnen Königsgewande neigten sich still, stumm und andächtig vor diesem Könige der Geister.

So feierte das deutsche Volk seinen eigensten, wahrsten Dichter, den Herold des deutschen Geistes, den deutschen Genius selber, und gab ein lebendiges, vielverheißendes Zeugniß von der ihm innewohnenden Kraft, geistigen Freiheit und zukünftigen Größe.

Es kann nun wohl dem deutschen Volke kein erfreulicheres Geschenk gemacht werden, als durch den Versuch, die bedeutendsten literarischen Festgaben, Reden, Prologe, Festspiele, Gedichte, Lieder, Urkunden u. s. w. zu sammeln, auszuwählen und zu ordnen, also den geistigen Charakter und Inhalt der Säkular-Feier in einem treuen Spiegelbilde festzuhalten und in einem literarischen Schiller-Denkmale niederzulegen. So leicht dieß Unternehmen auf den ersten Augenblick auch scheint, so viel Schwieriges und Zeitraubendes hat es in seinem Gefolge. Wäre alles verfügbare Material gleichzeitig zur Sichtung und Benutzung mir zugänglich und überwiesen, ließe sich der Umfang und die Anordnung des Ganzen von vornherein klarer übersehen und feststellen. Trotz aller Hemmungen und Schwierigkeiten hoffe ich dennoch ein ächt nationales Werk aus den zahllosen gedruckten und ungedruckten Weihegaben zu gestalten.

Dieß Schiller-Denkmal ist und wird selbstredend ein Monument des deutschen Geistes sein, gleichsam ein deutscher Geistes-Dom, zu dem ein Jeder seinen Baustein beigetragen, oder beitragen konnte; es stellt ein wichtiges und höchst interessantes Culturbild unserer Zeit selbst dar; jede Stadt, Landschaft hat sich in demselben geistig portraitirt und ein Gesammtbild darzustellen geholfen, das von den nachfolgenden Geschlechtern mit Liebe, Pietät

und Dank aufgenommen werden wird. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß das Schiller-Denkmal sich zugleich zu einem eben so umfassenden, als höchst werthvollen literarischen Album stempelt. Die klangvollsten, besten Namen deutscher Wissenschaft und Kunst stehen hier zwar neben noch ungenannten, aber doch nennenswerthen Autoren, Alle unverwandt nach einem hohen Ziele aufstrebend.

Ich glaube hier am Schlusse dieser aus dem Tiefinnersten niedergeschriebenen Bekenntnisse eine Rückschau mir erlauben zu dürfen, um vielleicht einen eignen nicht uninteressanten Beitrag zur Schiller-Jubelfeier geben zu können. Im Spätsommer des Jahres 1840 tauchte zuerst in Leipzig der Gedanke auf, alljährlich ein „öffentliches Schillerfest" zu veranstalten. Ein längst dahingeschiedener begeisterter Verehrer Schiller's ersuchte mich wiederholt, einen „Aufruf" zu diesem „Schillerfeste" zu erlassen. Ich wollte anfangs diese Aufforderung bedeutendern Händen überweisen, doch gedrängt von dem Verlangen des literarischen Freundes erließ ich den nachstehenden (in Nr. 268 des Leipziger Tageblattes vom 24. September 1840 enthaltenen) Aufruf, den ich um deßwillen hier wieder zum Abdruck bringe, um einmal den Geist, aus dem das „erste deutsche Schillerfest" entsprossen, zu charakterisiren, ferner um die große Aehnlichkeit jener Zeit des ersten Aufrufs mit der gegenwärtigen Weltlage erkennen zu lassen und endlich meinen berechtigten Antheil an der deutschen Schiller-Feier thatsächlich zu begründen:

„Allgemeiner Aufruf zu einem Schillerfeste.

Es ist jetzt eine aufgeregte Zeit, erfüllt von hastigen, politischen Träumen, bewegt von mannigfachen Befürchtungen eines nicht mehr allzufernen Weltkampfes. Drei Erdtheile stehen zum Theil kriegsgerüstet da; aber dessen ungeachtet blühen Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaften jugendlicher als je auf, gleichsam von der erwachenden Gefahr herausgefordert zum völligen Erschließen ihrer eigensten und geheimsten Kräfte. Wohl müssen diese allseitig in- und gegeneinander wirken, soll die Erziehungsgeschichte der ganzen Menschheit zu immer höheren und edleren Resultaten gelangen.

Inmitten dieser bedenklichen Zeit aber lasset uns in friedlicher Einigung ein ächt deutsches Fest begehen, das dem reinsten, edelsten, kühnsten und jugendkräftigsten der deutschen Dichter, gleichsam dem deutschen Genius selber, gelten soll. Und soll ich hier noch fragen, welcher unsrer Dichter der geliebteste? Von allen Lippen tönt es einmüthig: „Schiller!“ und ewig „Schiller!“ Ihm, dem heiß geliebten Lieblinge der begeisterten Jünglingsschaar, wie der stillern innigern Jungfrau und zarten Frau, ihm, dem ächten Freunde des reifern Mannes und vielerfahrenen Greises sei ein Tag gewidmet, ein schöner heller Festtag; ihm, dem Sänger der ewigen Freiheit und des unverlöschlichen Rechtes sei ein lebendiges Wort der Erinnerung, ein volltönendes Lied geweiht!

Nehmt den Menschen und den Völkern der Erde die wunderthätige Kraft und Wirkung der heiligen Poesie, ich will dann nicht fragen, was aus der Menschheit werden würde! In ewigen Schlaf müßten Alle versinken, und es gäbe kein Erwachen für Alle, die in kalte Nacht gehüllt. Poesie ist die ewige Fackel der Liebe und der Wahrheit, die aller Orten und zu allen Zeiten leuchten wird; Poesie baut unsern Himmel schon hier auf Erden und versöhnt uns selbst mit unsern Thränen.

Darum lasset uns einmal Eins und einig sein, Ihr Alle, die Ihr mit Begeisterung dem Genius unsers Schillers ergeben und entsprossen, lasset uns ein Fest der Poesie, des höchsten Genius der Menschheit begehen am 10. November, am Geburtstage unseres geliebten Dichters.

Zu diesem Festtage sind Alle geladen, die Schiller lieben und die Schätze der deutschen Poesie als ein heiliges, unverletzliches Gemeingut betrachten und verehren. Es ist der aufrichtige Wunsch des Unterzeichneten (der im Einverständniß vieler gleichgesinnter Männer diese Zeilen niedergeschrieben), daß am 26. h. m. Abends 7 Uhr im Saale des Schützenhauses alle Männer, die in einer Vereinigung für geistige Interessen das Höchste finden, sich zu einer berathenden Versammlung einfinden mögen. Wohl darf ich mich der frohen Hoffnung hingeben, daß demnach aus allen Stän-

Erkenntlichkeit unterhalten haben würde, unmittelbar in jener Angelegenheit zu schreiben. — — —

In voriger Woche hat sich die göttliche Strafgerechtigkeit sehr herrlich an dem Mittelsitze der Barbarei, in welchem ich dermalen lebe, offenbaret.

Das Berliner Publicum hat im Verlaufe dreier Tage die Züchtigung erlitten, Goethe's unsterbliches Meisterwerk, die natürliche Tochter, förmlich auszupochen, und Brockmann, einen Menschen unter aller Kritik — die Accente fallen bei ihm, wie das natürliche Athemholen es bringt, selber dictirend malt er und rührt er (als Beaumarchais in Clavigo), und nur eine gewisse Bauerntreuherzigkeit und erträglich sonore Stimme macht sein ganzes Verdienst, — mit Enthusiasmus zu applaudiren. — Daß das erstgenannte Goethische Stück sehr langweilig ist und daß man bei ihm verteufelt aufpassen muß, und daß es keine Handlung hat, darüber sind Hof und Stadt einig. Ein Theaterkritiker in der Ungerschen Zeitung — man glaubt, es sey unser alter Freund Woltmann — tritt hierbei mit vieler Gutmüthigkeit ins Mittel. Er ermahnt das kleine auserwählte Häuflein, dem er freilich den hohen Genuß, den es in jenem Werke findet, nicht ganz verkümmern mag, zu der Bescheidenheit, das entgegengesetzte Urtheil des großen Haufens denn doch aber auch zu respectiren; er meint, es

den und Lebenskreisen Männer und Jünglinge erscheinen, die gern ein Nationalfest mitfeiern wollen, das uns fürwahr gerade in dieser Zeit so wünschenswerth und fast unentbehrlich dünken sollte.

Leipzig, am 22. September 1840.

Ein Verehrer Schillers."

„So wandre nun hinaus in's geliebte Vaterland, du reiches Buch des deutschen Geistes, treues Denkmal der begeisterten Liebe, trag' deinen vollen, frischen Inhalt allen deutschen Herzen zu, damit alles Hohe, Erhebende und Schöne, Wärme, Kraft und Leben ausströme und Wurzel fasse, frei und fröhlich emporblühe und Frucht trage zum Heile des Vaterlandes, zur Freude der Menschheit!

Berlin, am 10. December 1859.

Die Redaction des Schiller-Denkmals:
Dr. Karl Tropus.

Die deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung konstituirt zu dem in §. 1 der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet."

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Die Konstituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger, nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt Euch, nicht blos um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnißfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unsern volksthümlichen Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n, —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, daß wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hilfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort giebt es im Vaterlande, so abgeschieden von den großen geistigen Besitzthümern unseres Daseins, daß nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so daß in diesem Namen eine Weihestimmung, einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewußtsein, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermißt, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen läßt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und laßt nach dem Festgruß für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Kapellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die

ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, daß der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme nicht wirkungslos verlodere, sondern daß die hundertjährige Jubelfeier von Schiller's Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: Berlin, Breslau, Koburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), Wien.

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. Oktober 1859.

Die konstituirende Versammlung der Deutschen Schiller-Stiftung:

Dr. Berthold Auerbach aus Dresden. Dr. Ludwig Blum aus Stuttgart. Dr. Ludwig Braunfels aus Frankfurt a. M. Heinrich Brockhaus aus Leipzig. Geh. Medizinalrath Dr. Karl Gustav Carus aus Dresden. Generalintendant Dr. Franz Dingelstedt aus Weimar. Dr. Johann Georg Fischer aus Stuttgart. Dr. Ernst Förster aus München. Advokat Adolar Gerhard aus Leipzig. Dr. Karl Gutzkow aus Dresden. Professor Dr. Friedrich Haase aus Breslau. Dr. Julius Hammer aus Dresden. Dr. Gustav Haubold aus Leipzig. Graf Stanislaus Kalckreuth aus Weimar. Dr. Moritz Lazarus aus Berlin. General-Konsul Ernst Merck aus Hamburg. Hoftheaterregisseur Ferdinand Pinscher aus Darmstadt. Karl Rick aus Wien. Major Serre auf Maxen aus Dresden. Karl Beigt aus Weimar. Staatsminister a. D. Dr. Ernst von Wietersheim aus Dresden. Dr. Friedrich Zabel aus Berlin. Dr. Georg Zimmermann aus Darmstadt.

Berlin und die Marken.

Berlin.

Königliches Patent.

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs.

Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden, Prinz von Preußen, Regent, thun kund und fügen hiermit zu wiſſen:

Die hundertjährige Geburtstagsfeier Friedrichs von Schiller hat in Uns den Wunſch hervorgerufen, das Andenken des großen Dichters durch eine zur Förderung des geiſtigen Lebens im deutſchen Volke geeignete Stiftung zu ehren. Deshalb haben Wir beſchloſſen,

für das beſte in dem Zeitraum von je 3 Jahren hervorgetretene Werk der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt einen Preis von „Ein Tauſend Thalern Gold“ nebſt einer goldenen Denkmünze zum Werthe von „Ein Hundert Thalern Gold“ zu beſtimmen.

Die jedesmalige Ertheilung dieſes Preiſes an den Verfaſſer behalten Wir Uns ſelbſt nach folgenden näheren Maaßnahmen vor:

§. 1. Es wird eine aus Neun Mitgliedern beſtehende Kommiſſion zuſammentreten; ſie wird von Unſerm Miniſter der geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten jedesmal zu

Anfang desjenigen Jahres, in welchem der Preis ertheilt werden soll, theils aus ordentlichen Mitgliedern der Königlichen Akademie der Wissenschaften, theils aus anderen dazu einzuladenden Notabilitäten Deutschlands gebildet.

§. 2. Die Beschlüsse der Kommission bedürfen der absoluten Stimmenmehrheit.

§. 3. Die in Berlin anwesenden Mitglieder der Kommission erwählen bei ihrem ersten Zusammentreten einen geschäftsführenden Sekretair und einen Ausschuß von drei Mitgliedern. Der Sekretär kann auch zum Ausschußmitglied gewählt werden, darf jedoch eine dieser beiden Wahlen ablehnen.

§. 4. Die Kommission beschäftigt sich zunächst mit der Auswahl der zur Preisbewerbung geeigneten Werke und bereitet die darüber zu entwerfende Liste so zeitig vor, daß sie nach Verlauf eines Monats geschlossen und dem Ausschuß übergeben werden kann.

§. 5. Für den ersten am 10. November 1860 zu ertheilenden Preis kommen die seit dem Jahre 1857 hervorgetretenen Werke in Betracht; für die späteren Preisertheilungen sind jedesmal die neueren, seit dem letzten Zusammentreten der Kommission bekannt gewordenen Werke zu berücksichtigen. Werke, welche vor dem Beginn des jedesmaligen dreijährigen Zeitraums herausgegeben oder auf der Bühne erschienen sind, bleiben jedenfalls ausgeschlossen.

§. 6. Zur Auswahl werden nur solche in deutscher Sprache verfaßte neue Originalwerke der dramatischen Literatur zugelassen, welche durch eigenthümliche Erfindung und gediegene Durchbildung

in Gedanken und Form einen dauernden Werth haben. Dabei sind solche Werke besonders zu berücksichtigen, welche zur Aufführung auf der Bühne sich vorzugsweise eignen, ohne doch dem vorübergehenden Geschmack des Tages zu huldigen. Es gilt gleich, ob die Form eine metrische oder prosaische sei.

§. 7. Der Ausschuß prüft die sämmtlichen von der Kommission zur Auswahl vorgeschlagenen Werke und erstattet darüber einen schriftlichen Bericht an die Kommission, welcher bis Ende Juni's abgeliefert sein muß und durch den Sekretär bei sämmtlichen Mitgliedern in Umlauf gesetzt wird. In der Mitte Septembers findet dann in Berlin die Schlußsitzung statt, von welcher die auswärtigen Mitglieder der Kommission mit dem Anheimgeben, sich persönlich dazu einzufinden, rechtzeitig zu benachrichtigen sind. In dieser Sitzung wird unter gewissenhafter Berücksichtigung der Gutachten der etwa abwesenden Kommissions-Mitglieder über die Preisertheilung entschieden.

§. 8. Der von der Kommission gefaßte Beschluß wird in einem von allen Mitgliedern unterzeichneten Berichte Unserm Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten angezeigt und von diesem Uns zur Bestätigung vorgelegt.

§. 9. Die Preisertheilung wird durch Unsern Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten am 10. November zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

§. 10. Sollte kein Werk des Preises würdig befunden werden sein, so wird nach Verlauf der nächsten dreijährigen Periode der Geldpreis für das alsdann gekrönte Werk verdoppelt, oder es sind geeigneten Falls zwei Preise zu ertheilen. Bei längerem

Mangel an preiswürdigen Werken kann auf Antrag der Kommission eine dem Preis gleichkommende Geldsumme auf eine oder die andere Weise zur Anerkennung und Förderung deutscher Dichtkunst verwendet werden. Der Preis darf nicht öfter als zweimal demselben Autor ertheilt werden. Bei der zweiten Ertheilung fällt die Denkmünze hinweg.

§. 11. Die von Mitgliedern der Kommission verfaßten Werke sind von der Preisertheilung ausgeschlossen.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben zu Berlin, den 9. November 1859.

(L. S.) Wilhelm, Prinz von Preußen, Regent.
Fürst zu Hohenzollern. v. Patow. v. Bethmann-Hollweg.

Urkunde für den Grundstein des Schiller-Denkmales.

„Wir, der Magistrat und die Stadtverordneten der Haupt- und Residenzstadt Berlin urkunden und bekennen, was folgt: Ein Jahrhundert ist heute verflossen, seit Johann Christoph Friedrich von Schiller zu Marbach in Schwaben das Licht der Welt erblickte. Dem deutschen Vaterlande warm ergeben im tiefen Denken, begeistert für die höchsten Ideale der Menschheit, Charakter im Kampfe mit den Mühen des Lebens, vor Allem Herrscher im Reiche der Dichtkunst, ward Schiller in schwerer Zeit ein leuch-

komme ſo ziemlich auf Eins hinaus, woran man ſich amüſire, und ſey eines des andern werth. Er ſchließt ungefähr mit dem Reſultate: dergleichen Sachen ſetzen zum Leſen in einem verſchloſſenen Zimmer vor einem oder zwei Freunden zwar recht gut, auf das Theater aber gehöre es anders. Und dies iſt noch ſo ziemlich die freundlichſte Stimme, die ſich öffentlich hören laſſen!

Leben Sie recht wohl!

Ganz der Ihrige

Fichte.

tendes Vorbild ſeinen Zeitgenoſſen, zur Belehrung, zur Ermuthigung, zur Erhebung. Dem lebenden Geſchlechte iſt nach 100 Jahren unvergeſſen, was der große Dichter und Denker für deutſche Sprache, deutſche Kunſt und deutſche Wiſſenſchaft durch ſeine Werke von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwirkend geſchaffen. Deſſen zum dankbaren und dauernden Zeugniß haben wir die Errichtung eines ehernen Standbildes Friedrichs v. Schiller in unſerer Stadt beſchloſſen und es werden im Ausdruck gemeinſamer Verehrung der Staat, die Stadt und die Einwohnerſchaft an den Koſten der Ausführung Theil nehmen. Der Grundſtein zu dieſem Standbilde iſt aus Anlaß der Säkularfeier des Geburtstages des deutſchen Dichters heute, am 10. November des Jahres 1859 nach Chriſti Geburt, des 20. der Regierung Sr. Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm IV., unter der Regentſchaft Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen, altem Herkommen gemäß in feierlicher Weiſe gelegt worden. Möge jedes Glied des preußiſchen und deutſchen Volkes, welches künftig zu dem vollendeten Denkmal aufſchaut, eingedenk bleiben der großen Wahrheit, daß nur aus den Tiefen des deutſchen Geiſteslebens deutſches Weſen und deutſche Kraft ſich auferbauen. Dazu ſegne Gott der Allmächtige den König und das Volk des theuren Preußenlandes. Dazu ſegne er das ganze deutſche Vaterland jetzt und immerdar."

Urkundlich unter dem Stadtſiegel.

Berlin, 10. November 1859.

Der Magiſtrat und die Stadtverordneten der hieſigen Haupt- und Reſidenzſtadt.

Anſprache

des Ober-Bürgermeiſters, Geheimen Ober-Regierungsrathes Krausnick, bei der Grundſteinlegung des Schiller-Denkmals.

„Die Bürgerſchaft iſt zuſammengetreten, um auf Grund des Beſchluſſes der beiden Communalbehörden zur bleibenden Erinnerung und dauernden Anregung der Verehrung den erſten Stein zu dem Denkmal eines Mannes zu legen, der durch ſein geiſtiges Schaffen den erſten Platz unter den geiſtigen Führern Deutſchlands einnimmt. Wir begehen heut' den Jahrestag der Geburt Luther's, Scharnhorſt's und Schiller's. Luther's Gedächtniß verkündiget die evangeliſche Kirche, und von ihr iſt das Gedächtniß ſeines Werkes erſt vor einigen Tagen gefeiert worden. Scharnhorſt, dem beſonnenen Kriegsverwalter, dem Waffenſchmied deutſcher Freiheit hat ſein dankbarer König ein Denkmal in der Nähe der Königswohnung errichtet. Schiller, dem Dichterheroen, der ſo großen Einfluß auf den Geiſt ſeines Volkes geübt, will die dankbare Verehrung unſerer Stadt hier ein ſolches errichten. Zwar gehört er nach dem Sinne, der mit der Mitgliedſchaft ſonſt verknüpft iſt, dieſer Stadt nicht an, ſeine Heimath war in einem anderen Orte, in einem Lande, aus deſſen Fürſtenfamilie wir zwei erlauchte Mitglieder unſeres Königshauſes verehren. Schiller hier zu feſſeln, iſt uns leider nicht gelungen. Der Angehörigkeit nach, die der Geiſt ſchafft, iſt er aber der Unſere. Durch ſeine Werke iſt er Geſammteigenthum des deutſchen Volkes geworden, und ſomit gehört er auch uns an. Wie nun

ganz Deutſchland ſich in ſeinem Beſitze einig weiß, und heut' den Tag, der ihn geſchenkt, feſtlich begeht, ſo wollen auch wir heute ſeines Gedächtniſſes uns erfreuen. Wohl ſind es noch eine Reihe anderer hochbedeutender Männer des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, die ſich mit ihm ein Anrecht auf Verehrung erworben, aber keiner, wie er, hat aus dem Geiſte ſeines Volkes geſprochen. Was dem Einzelnen das Herz erregt, welchen Empfindungen er ſich auch hingiebt, er findet Alles in Schiller's hochpoetiſchen Worten. Keiner wie er hat ſo Anklang in den Gemüthern gefunden, und darum iſt er auch der Liebling des deutſchen Volkes geworden. Unter Kampf mit äußeren Verhältniſſen bildeten ernſte hiſtoriſche und philoſophiſche Studien, verbunden mit reifen Lebenserfahrungen, ihn zu voller Kenntniß des menſchlichen Herzens, und hieraus erwuchs er bei ſeinen hohen Begabungen, bei einem eignen redlichen und frommen Herzen, bei dem heiligen Ernſt, mit welchem er die Aufgabe des Dichters betrachtete, zum erſten dramatiſchen und Lieblingsdichter ſeines Volkes. So wie Göthe den Ernſt Schiller's gerühmt, ſo leuchtet dieſer Ernſt auch aus allen ſeinen Werken hervor. Gedankentiefe, Ernſt und Größe der Geſinnung kennzeichnen ihn, namentlich aber eine hohe Ehrfurcht vor dem Heiligen. Nach ſeiner Anſicht ſollte die Schaubühne der Kanzel gleich ſein. Dies möge ein Kundigerer an einer andern Stelle näher entwickeln; was hier geſagt worden, genügt, um den Eifer zu erklären, mit welchem man aller Orten bemüht iſt, Schiller Dank zu bringen, für das, was man aus ſeinen Werken und Dichtungen geſchöpft. So erklärt ſich auch der Eifer, mit welchem in unſerer Stadt ein Kreis achtbarer Männer ſich bemüht hat, eine

würdige Feier des Säcularlages hervorzurufen, so wie der Gedanke und der Beschluß der Errichtung des Standbildes. So erklärt sich endlich die allgemeine Bereitwilligkeit, zu dessen würdiger Herstellung mitzuwirken, von dem erhabenen Regenten herab bis zu dem Einzelnen, der sein Scherflein dazu beisteuert. Und so möge denn ein würdiges Standbild erstehen über dem Grundstein, zu dessen Legung jetzt geschritten werden soll."

Worte bei der Grundsteinlegung zu Schiller's Denkmal in Berlin am 10. November 1859,

gesprochen von

Dr. Ad. Sydow, Prediger an der Neuen Kirche.

So ist nun der Grundstein gelegt, welcher das Standbild eines der größesten und einflußreichsten Geister des deutschen Volkes tragen soll.

Wir, eines der frühesten Geschlechter seiner Nachgebornen, wollen damit einen Theil des ihm schuldigen Tributs dankbarer und liebender Verehrung abtragen, zu welchem sein großer Freund in den Worten aufrief:

So feiert ihn, denn was dem Mann' das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Anm. Die Rede ist im Ganzen wortgetreu; etwaige Abweichungen vom ursprünglichen Wortlaut im Einzelnen berühren nichts Wesentliches im Sinn. Sydow.

Von einer begeisterungsvollen Bewegung fühlen wir uns mitergriffen und getragen, die an dem heutigen Tage Millionen Herzen in allen Gauen unseres Deutschen Vaterlandes durchzuckt und durchglüht, ja die an dem geistigen Bande Deutscher Zunge weit über den Ocean hinausgeht, und deren Schwingungen selbst von Solchen empfunden werden, zu denen der unsterbliche Geist unseres edelsten Denkers und Dichters nur durch das Wort der Uebertragung sprechen kann.

Zwei Gnaden erweiset der weltregierende Gott einem Volke, das er zu einem weltgeschichtlichen Culturvolk berufen will: daß er ihm Männer ausrüstet mit der Kraft des offenbarenden Geistes, die seine Quellengeister werden an jenem Born des Lichtes und des Lebens, der dem Geschlecht der vernünftigen Wesen ewig springt, und daß er ihm den Sinn giebt, dem Rufe dieser Geister folgend, zu schöpfen.

Nicht umsonst hat die Gottheit uns, den germanischen Stamm, hineingesetzt in das Herz unseres Welttheils, den germanischen Stamm mit dem tiefen, frommen Gemüth und dem hellen Auge der Forschung, mit dem Mannesschwerdt des Krieges und des Gedankens.

Sie hat uns Männer genug gegeben, uns zu führen, und hat, der heutige Tag bezeugt es, uns auch nicht unempfindlich gemacht, es zu erkennen; aber unter allen giebt es keinen, den das gesammte Volk der Deutschen mit dieſem einmüthigen allverbreiteten Gefühl der tiefſterfahrenen Wirkung, mit dieſer ſtolzen Freude den Seinen nennte, wie Schiller.

Und darum ſoll ihm an dieſer Stelle, in dieſer Hauptſtadt

des Deutschen Nordens das Denkmal erstehn, zu welchem sich Fürst und Stadt und Bevölkerung in erhebender Zusammenstimmung vereinigen.

Solche Denkmäler sind einer Nation wie heilige, schützende Palladien, sie sind auf ihrem Gebiete gleichsam sacramentliche Symbole; nicht bloße Zeichen der Erinnerung an einen großen Todten, sondern dem, der sich ihnen mit Verlangen und liebendem Verständniß naht, Pfänder und Spender des Geistes dessen, der da lebt.

So lange sie uns unsern großen Kurfürsten und unsern großen König nicht wegholen, wird auch Preußens Staat in Macht und Ehren stehn; und so lange Deutsche Herzen zu Standbildern ihres Schillers pilgern und aufblicken, so lange wird auch das Deutsche Volk sich seiner Brudereinheit bewußt sein, und Deutscher Geist und Deutsches Wort wird die Welt Wahrheit, Licht und Recht, Gesittung, Schönheit und edle Menschlichkeit lehren.

Wir haben hier ein ernstes Werk bereitet und nach dem Spruch des Meisters wollen wir es weihen mit einem ernsten Wort: wir haben ein frommes Werk bereitet, denn es ist ein Werk der dankbaren Pietät. Sie gilt dem Sterblichen nur, weil der Ewige es ist, der ihn zum Werkzeug seiner Güte und Gaben an Millionen erkoren, und der echten Begeisterung und Liebe kann nichts ferner sein, als jeder menschenvergötternde Cultus, gelte er der äußern Macht oder der Gewaltigkeit im Reiche der Geister.

Jeder Genius weist uns nach oben und der unsres Schiller in seinen leisesten Lauten wie in seines Sanges brausendstem Strom führt unsre Seelen empor zu dem guten Vater über den Sternen.

Aber woher hatte er den Vater? Iſt nicht von heiligen Lippen uns das Wort gekommen: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich? und iſt Schiller unter denen, die an dieſen Lippen gehangen, um von ihnen Worte des ewigen Lebens, um von ihnen das, was dem armen ſündigen Menſchen noth iſt, um von ihnen die volle Genüge zu erlauſchen?

Wie viele chriſtliche Gemüther ringen in rührendem innern Kampf nach einer Antwort auf dieſe Frage, die ſie nicht glauben bejahen zu können, um der Wahrheit willen, und nicht glauben verneinen zu können, um der Liebe willen? Wir aber, als wahrhaftige und beſonnene Männer, können nicht wollen, daß unſre Ehrerweiſung in unausgeglichenem Widerſpruch geſchehe mit den heiligen Ueberzeugungen, die unſer Chriſtenleben tragen.

Schiller wird von manchen kirchlichen Seiten her verurtheilt, ja, wir müſſen ſagen, verketzert, und unſer heutiges Beginnen hier insbeſondere als ein unchriſtliches verworfen.

Aber trotz alledem und alledem iſt als Thatſache anzuerkennen, die auch von unſrer eigenen Bruſt bezeugt wird, Schiller bleibt nach wie vor und unangetaſtet der geliebte Denker und Dichter der weiten chriſtlichen Volksgemeine und Tauſende giebt es nach wie vor, die ſich bewußt ſind, grade durch ihn die kräftigſten Hülfen zu ihrer Vermittelung mit allem Heiligen und Großen empfangen zu haben. Ja, warum beſchränke ich ſeine Einwirkung auf die chriſtliche Volksgemeine? Iſt er nicht über die Grenzen der chriſtlichen Confeſſionen hinaus tauſend Seelen ein Dolmetſcher des Göttlichen geworden?

Woher dieſe imponirende Erſcheinung? Bei einer ſo ernſten

Sache geziemt es uns, keinen Perſonen weder zur Liebe zu reden, noch zu Leide, ſondern die Wahrheit unbefangen zu erkennen und auszuſprechen.

Schiller hat an dem kirchlichen Weſen ſeiner Zeit keinen lebendigen Antheil genommen. Obgleich, ein Jahr vor ſeinem Tode, ſchreibt er an Zelter die merkwürdigen Worte:

„Daß es hohe Zeit iſt, etwas für die Kunſt zu thun, fühlen Wenige: aber daß es mit der Religion ſo nicht bleiben kann, wie es iſt, läßt ſich Allen begreiflich machen. Und da man ſich ſchämt, ſelbſt Religion zu haben und für aufgeklärt paſſiren will, ſo muß man ſehr froh ſein, der Religion von der Kunſt aus zu Hülfe kommen zu können.“

„Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, iſt ein andrer Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen — es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Proteſtantismus, deſſen Metropole es einmal zu ſein beſtimmt iſt. Ich wünſchte nur auf ſechs Wochen Berliner Akademiker zu ſein, um einen Beruf zu haben, mich über dieſe Sache vernehmen zu laſſen; aber es fehlt ja dazu nicht an Leuten, und ſollte nicht z. B. Schleiermacher der Mann dazu ſein.“

Aber bei allem Werth dieſer Aeußerung bleibt im Ganzen das Urtheil beſtehen, Schiller hat an dem kirchlichen Weſen ſeiner Zeit keinen lebendigen Antheil genommen; — dieſer hätte nur darin beſtehen können, auf daſſelbe direkt reformatoriſch zu

wirken, und das war nicht ſeine Miſſion. Er hat dieſe Entfremdung vom kirchlichen Inſtitut mit den meiſten ſeiner großen Zeitgenoſſen gemein. Nun iſt es ein an die Sicherheit des Axioms reichender Schluß, daß, wenn die reichſten und gebildetſten Geiſter einer Nation und eines Zeitalters ſich der Kirche entfremden, dies nur ſeinen Grund haben kann in einem allgemeinen und tiefliegenden, ſchuldvollen Mangel. Läge derſelbe etwa im Chriſtenthum, das doch nie veralten kann und in ſich ſelbſt die Beſtimmung und zulängliche Kraft trägt, alle Menſchengeiſter unter das ſanfte Joch ſeiner göttlichen Wahrheit und Liebe zu beugen? Oder läge er darin, daß die edelſten und größeſten Menſchen in Leben und Wiſſenſchaft auch die Unempfänglichſten werden müßten, den menſchheitlich erlöſenden und befruchtenden Geiſt des Chriſtenthums in ſich aufzunehmen? Doch gewiß Beides nicht! So bleibt denn nur als geſchichtliches Urtheil — denn über den inneren Lebensgang der Perſönlichkeit kann allein Gott urtheilen — daß das Kirchenthum der Zeit, wie es war, nicht fähig geweſen, ſeine Beſtimmung und Pflicht im Dienſte des Chriſtenthums an der fortgeſchrittenen und fortſchreitenden Welt zu erfüllen. Denn die große Pflicht und Aufgabe der Kirche, den ewig gleichen Lebensgeiſt des Herrn in die lebendige Entwickelung der menſchlichen Generationen hineinzutragen, muß von menſchlichen Perſonen gelöſt werden, und dieſe ſind unvollkommen, und damit, wie alles Irdiſche, auch jedes jeweilige Kirchenthum.

Es ſollte uns Kindern der neueren Geſchichte nicht ſchwer werden, das anzuerkennen, denn dieſelbe Erſcheinung tritt in jenem Jahrhundert auf, in welchem der Strom der Entwicklung ent-

sprungen ist, auf dem unser Aller Lebensschiff treibt. Ist der Mann, der im 16. Jahrhundert der philosophischen Wissenschaft der christlichen Welt die ihr gebührende Freiheit und Selbstständigkeit errang, ist Cartesius vom Christenthum gefallen, wenn er der denkenden Vernunft das Recht des Zweifels und die Pflicht der Prüfung an dem Gegebenen eroberte? Ist jener seinem kühnen Geist vertrauende Seefahrer gegen das Christenthum angesegelt, wenn er die wahre Gestalt unsres Weltkörpers aus den hergebrachten Vorstellungen über die Gestalt befreite und alle Combinationen der Völkerverhältnisse umgestaltete? Ist ein Copernikus, ein Galiläi vom Christenthum gefallen, wenn er in der That des freien Gedankens von dem ruhenden Mittelpunkt unsres Weltsystems aus die sich bewegende Erde erblickte, ein Stern unter Sternen und damit in die religiöse Lehrbildung tiefer eingriff, als Viele es noch ahnen? Sind jene Männer vom Christenthum gefallen, die in der Wiederbelebung der Wissenschaften, die, wenn man so sagen darf, durch die Entdeckung des classischen Alterthums Bildung und Geschichte wieder in das versetzten, was sie in ihrem Wesen sind, in den lebendigen Fluß? Sind jene reformatorischen Männer vom Christenthum gefallen, wenn sie den seligmachenden Glauben geltend machten in dem Element, in welchem er allein seinen Sitz hat, in dem Gewissen, in dem Ueberzeugungsleben der freien, sittlichen Persönlichkeit? Aber aus den Voraussetzungen, Satzungen und Lehren des damaligen Kirchenthums sind sie alle gefallen!

Lasset uns ohne weitere Vermittelung den Schluß ziehen. Verstehn wir unter Kirche die abgeschlossene hierarchische Insti-

9.

Fichte an Schiller.

Berlin, aus dem Jahr 1803.

Goethe's natürliche Tochter habe ich die beiden Male, da ſie hier aufgeführt wurde, mit aller Aufmerkſamkeit geſehen und glaube zu der möglichſten Anſchauung, die man aus dieſer Quelle haben kann, mich erhoben zu haben. So ſehr ich Goethe's Iphigenie, Taſſo — und nur in anderem Fache ſeinen Hermann und Dorothea ſtets geliebt und verehrt habe, ſo ziehe ich doch dieſe Arbeit ihnen allen vor und halte ſie für das dermalige höchſte Meiſterſtück des Meiſters. Beſonders ſcheint ſie mir ein ſo ſtreng geordnetes, in ſich ſelber zuſammenhängendes organiſches Ganze zu ſeyn, daß ich es kaum für möglich halte, daraus Etwas wegzulaſſen. Was in dem erſten Theile ſich noch nicht erklärt, z. B. die geheimen Andeutungen auf das Verhältniß des Herzogs zu ſeinem Sohne, deſſen und des Herzogs verborgene Complotte,

tution, ſo war Schiller mit ihr zerfallen; verſtehn wir unter ihr, was ſie wahrhaft iſt, die Gemeine der Gläubigen, ſo gehörte der Chriſt Schiller ihr an! Wo und ſoweit das neuere Kirchenthum in die fehlerhaften Grundſätze des älteren zurückſinkt, wird es unkräftig werden, die Entwickelung der Menſchheit erleuchtend und ſegnend zu beherrſchen, und kräftige und wahrhaftige Seelen werden ihre eigenen Wege gehn und ihrem Glaubensleben eine Geſtalt geben, die man unkirchlich nennen mag und die in einzelnen Fällen ſelbſt unchriſtlich werden kann. Schiller's Glaubensleben hat nicht das kirchliche Gepräge, doch wer es unchriſtlich nennte, verriethe damit nur einen ganz fremdartigen Maßſtab des Urtheils. Wir aber fühlen dem großen und reinen Herzen ab, daß in der tiefſten Tiefe ſeines Weſens Erlöſung und Friede wohnten, und ſein Leben, treu und ſtark in Liebe, Arbeit und Leiden iſt dafür Beweis. Grade in dieſer Geſtalt ſeines innern Lebens, wie ſie aus der Zeit zu erklären, hat der Herr der Kirche ihn an tauſend Herzen als Helfer und Freund brauchen wollen und allein brauchen können, die bei ihrem Zerfall mit dem Kirchenthum in ihrer Schwäche nicht die Kraft gehabt hätten, die idealen Güter der Menſchenſeele in einem heilskräftigen Glauben zu retten.

Schiller gleicht ſeinen eifernden kirchlichen Anklägern gegenüber jenem Manne im Evangelio, der im Namen des Herrn böſe Dämonen aus den Menſchen trieb und dem die Jünger wehren wollten, weil er nicht in ihrem Kreiſe dem Herrn folge. Der aber ſagt ihnen: „wehret ihm nicht, denn wer nicht wider mich iſt, iſt für mich.“ Wer will auftreten und ſagen, Schiller ſei wider den Herrn geweſen? er, deſſen ſittlich-geiſtiges Weſen auf

dem Stamm des Christenthums gewachsen und auf keinem andern wachsen konnte, er, dessen Wirken auf die Deutsche Nation den geistigen Boden in derselben, wie kaum ein Anderer, zur Aufnahme aller idealen Güter der Menschheit bereitet? Getrost und unbeirrt lasset uns gewiß sein, daß der, dessen Blick die Jahrhunderte überschaut und über den Gesichtskreis beschränkender Ausschließlichkeit der Formen weit hinausgeht, Schiller's Dienst billigend mit eingewebt hat in die Geschichte seines Reiches!

Der Meister hat gesprochen: „Der Segen kommt von oben", so wollen wir dem Segen des Höchsten unser Werk befehlen.

Eine neue, schöne Zierde unserer Stadt soll denn an dieser Stätte die Gestalt des edlen Geisteskämpfers erstehen in der siegreichen Erhabenheit über alle die Zufälligkeiten, Verkennungen und Verkümmerungen der Erscheinung, wie allein die plastische Kunst sie ihren stillen, dauernden Schöpfungen einzuhauchen vermag. Wir, die Gegenwärtigen, wollen unseren Kindern und Kindeskindern sie aufrichten, ein Zeugniß liebender Dankbarkeit und Verehrung, daß die kommenden Geschlechter sich je und je wieder an ihm aufrichten zu allem Wahren, Guten und Schönen!

Ja, so sei es!

Rede auf Schiller,

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften
am 10. November 1859
von **Jacob Grimm.**

Der ehrwürdige Altmeister der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung Jacob Grimm war von dem gelehrtesten deutschen Vereine zum öffentlichen Schillerfest-Redner auserkoren. Da es uns nicht vergönnt ist, Grimm's „Rede auf Schiller" wörtlich zum Abdruck zu bringen, geben wir den Ideengang des Redners nach dem Referate einer Berliner Zeitung und fügen einige der hervorragendsten Stellen wörtlich ein, so daß der Geist und Hauptinhalt der gewichtvollen Rede dennoch leicht erkennbar sein wird. Jacob Grimm leitete seine Rede mit folgenden Worten ein:

„Als Petrarca vor schon fünfhundert jahren von Frankreich
„aus zu Cöln, damals der gröfzten deutschen stadt, unsern
„boden betrat, zog ihn ein schauspiel an, wie es seine augen
„nirgendwo erblickt hatten. es war Johannisabend, er sah
„scharen des volks wallen an des Rheines ufer, zierlich ge-
„kleidete, mit kräutern gegürtete frauen ihre weifzen arme
„auffstreifen und zum strome tretend unter gesängen oder
„leise gemurmelten sprüchen diese kräuter in die flut werfen.
„auf sein befragen erfuhr dann der fremde gast, es sei ein
„althergebrachter brauch, den man alljährlich wiederhole,
„auch in künftigen zeiten nicht unterlassen dürfe. dem volks-

„glauben gelte für wahr, daſz mit den eingeworfenen, Rheinab
„flieſzenden kräutern (und vermutlich waren dazu beſtimmte
„auserleſen) alles unheil des nächſten jahres weggeſchwemmt
„werde. dieſe ſchöne ſitte, deren genaue ſchilderung uns
„entgeht, deren wirkſame übung der welſche dichter vom
„Rhein auch nach der Tiber verpflanzt wünſchte, iſt dennoch
„nachher, wie das meiſte aus unſrer vorzeit erloſchen; neue
„feſte treten an die ſtelle der alten. Welchen ausländiſchen
„mann nun heute ſein weg durch Deutſchland an einem
„oder dem andern ende geführt hätte, ſeinem blick wären
„in allen oder faſt allen ſtädten feſtliche züge heiterer und
„geſchmückter menſchen begegnet, denen unter vorgetragnen
„fahnen auch ein prächtiges lied von der glocke erſcholl,
„ſelbſt dramatiſch dargeſtellt wurde. der frohernſte geſang,
„die gewaltige faſſung, hätte ihm jeder mund berichtet, ſei
„von unſrer gröſzten dichter einem, deſſen vor hundert jah-
„ren erfolgte geburt an dieſem tage eingeläutet und began-
„gen werde. glocken brechen den donner und verſcheuchen
„das lange unwetter. ach könnte doch auch, wie mit jenen
„blumen das unheil entfloſz, an hehren feſten alles fortge-
„läutet werden, was der einheit unſeres volkes ſich entgegen
„ſtemmt, deren es bedarf und die es begehrt!“

„Des unſterblichen Sängers Andenken zu feiern, ſei die allgemeine Aufgabe dieſes Tages. Der einzelne Dichter ſei es, in welchem ſich die Natur des Volkes, welchem er angehört, in ſichtbarer Weiſe ausprăge. Leuchteten auch die höchſten Muſter, griechiſche und römiſche, einem Volke voran, ſo müſſe es dennoch ſein

eigenstes Wesen in die Dichtkunst hineintragen, wenn sie bedeutungsvoll werden solle. Längst seien der Staat und die Poesie der Vorzeit ausgestorben gewesen, und von beiden nur Trümmer übrig geblieben, so daß die, wenn auch lebensvolle, Dichtung des Mittelalters das Volk nicht mehr zu erwärmen vermochte. Da leuchteten im vorigen Jahrhundert zwei Gestirne an dem Himmel unseres Vaterlandes auf, *ohne* welche unsere Literatur fast nur auf niedrigen Stufen stehen geblieben wäre, *durch* welche sie aber zu den Höchsten emporgehoben worden. Nach langer Ruhe hätte die Natur diese beiden Geister hervorgebracht, deren Glanz über das Vaterland, über ganz Europa sich ausbreitete. Göthe und Schiller ständen sich so nahe, daß es unmöglich sei, sie in der Betrachtung zu trennen. Zwar gehe Göthe seinem Genossen um zehn Jahre voraus und überlebte den zu früh Geschiedenen um 25 Jahre; zwar seien sie eine Zeit lang sich nicht näher getreten, da Göthe anfangs Schiller gemieden, dieser die Ruhe jenes nicht ertragen; aber in dem Jahrzehend ihres gemeinsamen Verkehrs hätten sie unverrückt und sich wohl bewußt, trotz ihrer Verschiedenheit, auf *ein* Ziel hingesteuert und den heilsamsten Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Sich unter einander verständigend wandelten sie jeder die eigene Bahn, und jemehr sie abwichen, um so mehr ergänzten sie sich. Wohl selten flössen für die Beobachtung eines so reichen Dichterlebens die Quellen so reichhaltig, als für diese beide. Zu beklagen sei nur das Eine, daß sie in der unvergleichlichen Selbstschilderung Göthe's „Dichtung und Wahrheit" für die Zeit des engern Bundes mit Schiller versiegen. Schiller erscheine empfindsam, schwärmerisch, Göthe mild, gemessen; jener sei der

Sentimentale, dieser der Epische; Schiller farbig, Göthe einfach, und sollte einmal ein Vergleich zutreffen, so würde Göthe Gottfried von Straßburg, Schiller Wolfram von Eschenbach an die Seite zu stellen sein. So erkläre sich leicht, daß Schiller zuerst in Süd-Deutschland, Göthe in Mittel- und Nord-Deutschland Beifall gefunden. Bedeutsam sei es, daß beide an den thüringischen Hof gezogen worden, der schon im Mittelalter deutsche Sänger in Schutz und Pflege genommen.

Die beiden Hauptgattungen der Poesie, Epos und Drama — wenn man von der lyrischen Dichtung absehe — hätten die erstere in Göthe, die letztere in Schiller ihre Vertreter gefunden. Wohl sei es wahr, daß der epische Fluß eines gewaltigen Ereignisses, von welchem das Volk durchdrungen sein müsse, und in welchem die Person des Dichters selbst verschwinde, unserer Zeit nicht mehr zusage, während das Drama, in welchem die Handlung nicht nur einfach einherschreitet, sondern mit allen sich sonst verbergenden Triebfedern vor den Augen des Zuschauers sich entwickelt, einen eigenthümlichen Reiz ausübe. Von großer Bedeutung für Schiller seien Lessing's Dramen gewesen; im „Fiesco" mache sich der Einfluß von Emilia Galotti, im „Carlos" der des Nathan bemerklich. Seine dramatische Begabung sei so groß gewesen, daß selbst die prosaische Form in den „Räubern" und „Kabale und Liebe" der Dichtung keinen Eintrag gethan habe. Im „Wallenstein", besonders im „Lager", und später im „Tell" hätte er die höchsten Ziele erreicht. Nicht ganz gleich stehe ihnen „Maria Stuart," „die Jungfrau" und die „feindlichen Brüder". Es sei kein Zufall, daß die aus fremder Geschichte entlehnten Stoffe sich zu minder

vollendeter Form unter seinen Händen gestalteten, als die vaterländischen. Ein ganz anderer sei Göthe gewesen, der sich gern der behaglichen Erzählung hingab. Selbst in seinen Dramen sei die Ruhe der Handlung vorherrschend und am Schlusse höre man nicht das gewaltige Krachen, wie es der Tragödie gemäß sei. Wenn man festhalte, daß Schiller der Sentimentale, Göthe der Naive sei, so erkläre sich, warum jenem die Darstellung von Männern, diesem die von Frauen besonders gelungen sei, und woher es rühre, daß Frauen sich stärker von Schiller's Männern, Männer stärker von Göthe's Frauen angezogen fühlen.

Während Göthe mit besonderer Vorliebe mit naturwissenschaftlichen Studien sich beschäftigt, fühlte sich Schiller mehr von der Geschichte und Philosophie angeregt. Es sei wahr, daß er gern wieder von den geschichtlichen Forschungen abließ, wenn das Nöthige erlangt war, aber anerkennen müsse die historische Schule, daß dem geschichtlichen Vortrag in Deutschland durch Schiller eine das größere Publikum ansprechende, lebendige Form erst geschaffen worden sei. Bemerkenswerth sei es übrigens, welchen unverwischbaren Eindruck die dramatische Gestaltung historischer Persönlichkeiten auf die Vorstellungen des Volkes, den Historikern zum Verdruß, ausübe. — Das Gebiet der Philosophie beschritt Schiller mit dem besten Erfolge, seit Kant ihm die Bahn gebrochen. Er versuchte, die Abstractionen Kant's objektiver zu machen, und dieses Ergebniß sei sein volles Eigenthum. Poesie und Philosophie zeigten darin eine große Uebereinstimmung, daß sie die Werkzeuge ihrer Ausrüstung bei sich selbst trügen und nicht, wie andere Wissenschaften, anderwärts entlehnen müßten. Daneben aber er-

ſcheine der wichtige Unterſchied, daß dem Dichter eine ſofertige, dem Philoſophen eine langſamere Einwirkung auf das Volk zukommt. Jener gehe geradezu auf das Gemüth des Volkes los, dieſer erreiche es erſt auf Umwegen“

Der Redner berührte nun die ſchnöde Verdächtigung und Angriffe, welche gegen den „Glauben“ und die „mangelnde Vaterlandsliebe“ beider Dichter erhoben. Doch laſſen wir den Feſtredner ſelbſt ſprechen:

„Vielfach iſt der glaube unſerer beiden groſzen dichter
„ſchnöde verdächtigt und angegriffen worden von ſeiten
„ſolcher, welchen die religion ſtatt zu beſeligendem friede zu
„unaufhörlichem hader und haſz gereicht. zu den tagen der
„dichter war die duldung größer als heute. welche verire-
„genheit heiſzt es, dem der blinder gläubigkeit anheim fiel
„oder ſich ihr nicht gefangen gab, frömmigkeit einzuräumen
„und abzuſprechen; der natürliche menſch hat, wie ein dop-
„peltes blut, adern des glaubens und des zweifels in ſich,
„die heute oder morgen bald ſtärker bald ſchwächer ſchlagen.
„wenn glaubensfähigkeit eine leiter iſt, auf deren ſproſſen
„empor und hinunter, zum himmel oder zur erde geſtiegen
„wird, ſo kann und darf die menſchliche ſeele auf jeder
„dieſer ſtaffeln raſten. in welcher bruſt wären nicht herz-
„quälende gedanken an leben und tod, beginn und ende der
„zeiten und über die unbegreiflichkeit aller göttlichen dinge
„aufgeſtiegen und wer hätte nicht auch mit andern mitteln
„ruhe ſich zu verſchaffen geſucht, als denen die uns die kirche
„an hand reicht? jedermann weiſz daſz Leſſing, ſich aus den

„Lebenken windend, oft ganz unverhalten redet, auf ihn geht
„die bezeichnung eines freigeiſtes oder freidenkenden voll-
„kommen ſo rühmlich als zutreffend, da ſie ihrem wortſinne
„nach etwas edles und der natur des menſchen würdiges
„ausdrücken, dem mit freien, unverbundenen augen vor die
„geheimniſſe der welt und des glaubens zu treten geziemt.
„warum verkehren und verunſtalten ſich doch die beſten,
„reinſten wörter! Göthe hat ſich an zahlloſen ſtellen, die
„hier nicht auszuwählen wären, zumeiſt im Fauſt, über die
„höhen und tiefen unſeres daſeins mit voller kühnheit dar-
„gegeben, anderemal wo es der zweck ſeiner mittheilungen
„erbrachte, ſcheu und behutſam, ſein Meiſter birgt ſchätze
„von enthüllungen in kräftiger und bläſſerer dinte geſchrie-
„ben; man muß von ſich ſelbſt abtrünnig geworden ſein,
„um wie Stolberg ſolch ein buch, nach ausſchnitt der be-
„kenntniſſe einer ſchönen ſeele, fanatiſch den flammen zu
„überliefern. Aus ſtellen des dramatiſchen dichters läßt ſich
„ja eigentlich kein beweis gegen ihn ſelbſt ſchöpfen, weil er
„in rolle verſchiedenſter perſonen redet, deren geſinnung er
„uns aufdecken will, in die er ſich verſenkt hat, und warum
„ſollte einen dichter nicht auch ſonſt luſt oder bedürfnis an-
„wandeln ſich in empfindungen anderer menſchen zu ver-
„ſetzen, die lange noch nicht ſelbſt ſeine eignen ſind, dann
„aber auch nah an dieſe ſtreifen? in den drei worten des
„glaubens und des wahns läßt Schiller unverſchleierte blicke
„in ſein innerſtes werfen, ſchmerzhaft elegiſche töne beſin-
„gen die götter griechenlands und den untergang der alten

„welt, während der eisenhammer und der graf von Habs-
„burg sich auch in die wunder der christlichen kirche finden.
„doch hat ihm diese liebevolle hingabe an den gegenstand
„nirgends den freien weg seiner gedanken verschlagen, im
„gegensatz zu philosophen die sich darauf einlassen die lehre
„der offenbarung mit ihrem eignen system zu verschmelzen
„und dann verlorne leute sind. unter der überschrift 'mein
„glaube' dichtete Schiller:

welche religion ich bekenne? 'keine von allen,
die du mir nennst,' und warum keine? 'aus religion,'

„die religion lebt in ihm und die lebendige ist auch die
„wahre, vor ihr kann nicht einmal von rechtgläubigkeit die
„rede sein, weil scharfgenommen alle spitzen des glaubens
„sich spalten und in abweichungen übergehen. aus männern,
„deren herz voll liebe schlug, in denen jede faser zart und
„innig empfand, wie könnte gekommen sein, das gottlos
„wäre? mir wenigstens scheinen sie frömmer als vermeinte
„rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher
„zu gott leitende edle und freie im menschen.

„Nicht anders und fast ebenso wird es um die vor-
„würfe stehen, die man wider die vaterlandsliebe und po-
„litische reife der beiden dichter ausstreut. Schillers feurige
„jugend hätte gern auch in die räder des raschen lebens
„mit eingegriffen und er fühlte sich gleich vielen andern
„seiner zeit vom ausbruch der französischen bewegung ent-
„zündet; seine räuber, sein Fiesco glühten schon früher für
„freiheit und menschenwol, im Posa, der den held des

halte ich für bedeutende Winke auf die folgenden Stücke, die schon hier einen geheimen Schauer und furchtbare Ahnung einflößen sollen.

Daß ein solches Stück von irgend einer Schauspielertruppe nach seinem wahren Geiste ergriffen und dargestellt werden sollte, darauf ist wohl ohne Zweifel Verzicht zu thun. Dagegen scheue ich mich nicht, dem wahren Zuschauer anzumuthen, durch die Beschränktheit der Darstellung das Ideal hindurch zu erblicken. Daß theils schon wegen des Mangels dieser Erhebung solche Stücke für den gewöhnlichen Beschauer hinter mittelmäßigen und flachen zurückstehen, wo Geist — oder Ungeist — und Darstellung natürlich besser zusammenfallen, theils auch wegen der Aufmerksamkeit, die ihr organischer Zusammenhang fordert, während in gewöhnlichen Stücken man allenthalben Einzelnes, nämlich Sandkörner bekommt, — und bei dem gänzlichen Mangel an Organ für das innere Leben und Handeln meistens unverstanden bleiben — daher Goethe sich die ganzen zwei letzten Akte durch die seichte Relation hätte sparen können, daß Eugenie dem Gerichtsrath ihre Hand gegeben: — dies ist ebenso unvermeidlich. Ich für meinen Theil aber komme vielleicht darum, weil ich selber fast täglich durch irgend eine Plattheit gedrückt werde, mehr

„ſtückes überflügelte, ſteht ſein damaliges weltideal. als ſein „geiſt ſich geklärt und gekühlt hatte, ſehen wir ihn aller„wärts für ordnung und vaterland begeiſtert in die ſchran„ken treten:

heilge ordnung, ſegensreiche
himmelstochter, die das gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die herein von den gefilden
rief den ungeſellgen wilden,
eintrat in der menſchen hütten,
ſie gewöhnt zu ſanften ſitten
und das theuerſte der bande
wob den trieb zum vaterlande.

„im Tell läſzt er Attinghauſen ausrufen:

die angebornen bande knüpfe feſt,
ans vaterland, ans theure ſchlieſz dich an,
das halte feſt mit deinem ganzen herzen!
hier ſind die ſtarken wurzeln deiner kraft,
dort in der fremden welt ſtehſt du allein,
ein ſchwankes rohr, das jeder ſturm zerknickt.

„für deutſche freiheit war Wallenſtein und Tell entworfen, „über deſſen that ſich ſtanzen, die das dem kurfürſten erz„kanzler überreichte exemplar begleiteten, treffend ausſprachen. „der allgemeine menſchliche jubel, den die chöre des liedes „an die freude anfachen, wird nie erlöſchen. Zu dieſen und „ſo groſzen wirkungen reicht Göthe nicht an. in Hermann „und Dorothea iſt ein liebliches bild des nach zerſtörendem „krieg wieder einkehrenden friedens und des vaterlandes

„preis gedichtet. so wenig abgewendet von Deutschland
„hatte den dichter der ihn entzückende aufenthalt in Italien,
„daſz er auch dort seine begonnenen edlen werke immer be-
„dachte und fortführte, gleich nach seiner heimkehr sie zu
„veröffentlichen begann, und der dichter, der uns 1790
„den Fauſt gab, wäre nicht der allerdeutscheſte gewesen?
„Niemals ist in beiden dichtern der leiseſte zwiespalt
„über politische meinungsverschiedenheit wahrzunehmen, sie
„waren ihres strebens für unsere nation so sicher und
„sich so bewuſt, daſz davon keine rede gewechselt zu wer-
„den brauchte."

„In der vergleichenden Betrachtung beider Dichter fortfahrend, wies der Vortragende zunächst auf die Verschiedenheit ihrer Balladen hin. In den Schiller'schen zeige sich eine eigne elegische Stimmung, die Göthe'schen näherten sich mehr der ruhigen, klaſsischen Weise. — Eine Art Gemeinsamkeit zeigte sich wieder in den Xenien, welche die dicke Luft reinigen sollten, die auf jener Zeit hie und da laſtete. Es waren zum groſsen Theil schlagende, oft unbarmherzige Kritiken, schnell, „im Raptus niedergeschrieben." — Was ferner die Art, wie sie über die Sprache geboten, betreffe, so hätte Göthe die gröſsere Sprachgewandtheit beſessen, in der vielleicht kein anderer deutscher Schriftsteller es ihm gleich thue. Seine Wendungen seien gleich und eben, seine Rede reichlich und gemeſsen, kühn und zurückhaltend. Hierin erreiche ihn Schiller nicht, der über ein groſses Heer von Worten, mit welchen er Groſses ausrichtete, gebot. Man könnte sagen, daſs Schiller mit einem Griffel in Wachs geschrieben, Göthe auf glattem Per-

gament mit Blei in ſchwungvollen Linien gezeichnet habe. Eben darin, daß Schiller in engeren Kreiſen ſich bewegte, liege ſein ſtärkerer Einfluß auf das Volk. Bei Göthe fänden ſich undeutſche, vorher unvernommene, der Menge noch nicht gangbare Worte, ſo daß ſein Styl etwas Vornehmes habe. Schiller wiſſe mit dem vorhandenen Sprachſchatze vollkommen und tüchtig Haus zu halten und wohl darin zu ſchalten.

Er ſage ferner darum der Menge mehr zu, weil er es verſtehe, ſie zu ſich zu erheben, während Göthe ſich zu ihr herablaſſe. Auch dadurch, daß die Schauſpiele Schiller's die Rechte und Freiheiten des Volkes ſichtbarer und mächtiger in Schutz nehmen, habe er an Popularität gewonnen."

Der Redner ſagte unter Anderem an dieſer Stelle:

„Schiller iſt und bleibt hauptſächlich auch darum populärer,
„weil, nach ſeinem eben dargelegten vorrang, ſeine ſchau-
„ſpiele dramatiſch mehr ergreifen und auf der bühne öffent-
„lich wirken, weil ſie die rechte und freiheiten des volks
„ſichtbar darſtellen und weil ſeine lieder die würde unſerer
„natur erhebend allen menſchen die bruſt erwärmt und
„ideale bilder des lebens geſchaffen haben. er iſt zum hin-
„reifzenden lieblingsdichter des volks geworden und geht ihm
„über alle anderen."

„Es folgte alsdann eine kurze Betrachtung der äußeren Verhältniſſe, unter denen Schiller gelebt. Manche harte Stunde ſei ihm beſchieden, vielfache Noth und Entſagung auferlegt geweſen, ſo daß in ſeinen Liedern ihn oft die Klage überwältigte. Aber dieſe Empfindungen waren nicht die andauernden; es floß in ſein

Leben oft neue Heiterkeit; bis er in sein von Krankheiten gebeugtes Mannesalter eintrat.“

Ueber die Schillern wenige Jahre vor seinem Hinscheiden zu Theil gewordene Adelsverleihung ließ sich der Festredner folgendermaßen aus:

„Nicht einmal drei volle jahre vorher wurde Schillern der „adel zu theil und seitdem erscheint der einfache, schon dem „wortsinn nach glanz streuende name durch ein sprachwidrig „vorgeschobnes von verderbt. kann denn ein dichter geadelt „werden? man möchte es im voraus verneinen, weil der, „dem die höchste gabe des genius verliehen ist, keiner ge„ringeren würde bedürfen wird, weil talente sich nicht wie „adel oder krankheiten fortpflanzen, alle welt aber glaubt „es steif und fest daß dichter geboren werden und hier galt „es einem als könig im reich der gedanken waltenden. schon „1788 hatte Bürger gesungen:

mit einem adelsbrief muß nie der echte sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen,
denn edel sind der götter söhne schon,
die muß kein fürst erst adeln wollen,

„was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. dem un„erbittlichen zeitgeist scheinen solche erhebungen längst unedel, „geschmacklos, ja ohne sinn. denn ist der bürgerliche stand „so beschaffen, daß aus ihm in den adel gehoben werden „mag, müßte auch aus dem bauerstand in den des bürgers „erhöhung gelten. jeder bauer kann aber bürger, jeder „bürger besitzer eines adelichen guts werden, ohne daß ihnen

„die perſönliche würde geſteigert wäre. ein geſchlecht ſoll „auf ſeinen ſtamm, wie ein volk auf ſein alter und ſeine „tugend ſtolz ſein, das iſt natürlich und recht; unrecht aber „ſcheint, wenn ein vorragender freier mann zum edeln ge„macht und mit der wurzel aus dem boden gezogen wird, „der ihn erzeugte, daſz er gleichſam in andere erde über„gehe, wodurch dem ſtand ſeines urſprungs beeinträchtigung „und ſchmach widerfährt; oder ſoll der freie bürgerſtand, „aus dem nun einmal Göthe und Schiller entſprangen, „aufhören ſie zu beſitzen? alle beförderungen in den adel „werden ungeſchehen bleiben, ſobald dieſer mittelſtand ſeiner„ſeits ſtolz und entſchloſſen ſein wird, jedesmal ſie auszu„ſchlagen. ein groſzer dichter legt auch nothwendig ſeinen „vornamen ab, deſſen er nicht weiter bedarf, und es iſt „undeutſcher ſtil oder gar hohn Friedrich von Schiller, „Wolfgang von Göthe *) zu ſchreiben. über ſolchen dingen „liegt eine zarte eihaut des volkgefühls. in ſeine künftigen „ſtandbilder mag nur gegraben werden **Schiller.**“

„Der Redner ſchloß mit der begeiſterten Aufforderung, für die Errichtung Schillerſcher Denkmale thätig ſein zu wollen, damit ſie in unſerem Bewußſein immer wieder und wieder das Andenken an die unſterblichen Verdienſte des großen Dichters wachrufen mögen.“

Den Schluß dieſes Auszuges vervollſtändige noch der Schlußſatz der ganzen Rede:

„O des wunders und der umkehr! vor hundert oder anderthalb

*) „geſchweige Johann Chriſtoph Friedrich, Johann Wolfgang.“

„hundert jahren in seinem schulstaub hätte kein classischer „philolog eine erhebung deutscher dichtkunst, wie sie von „ihnen bereitet ward, nur für möglich gehalten; heute in „volles recht eingesetzt strahlt sie selbst auf schöpfungen grie„chischen alterthums zurück, denn was in seinen anfängen „ganz auseinander stand, darf höher oben sich nah treten, „und kein frost des nordens drückt uns mehr. man sagt, „daſz weinjahre jedes eilfte wiederkehren und daſz dann öfter „zwei gesegnete lesen hintereinander fallen; die natur ist mit „dem saft der trauben freigebiger als mit ihren genien. „nebeneinander stiegen sie uns auf, jahrhunderte können „vergehen, eh ihres gleichen wieder geboren wird. ein volk „soll doch nur groſze dichter anerkennen und zurückweichen „lassen alles was ihre majestätische bahnen zu erspähen hin„dert. deste mehr wollen wir sie selbst zur anschau und zu „bleibendem andenken vervielfachen, wie der alten götter „bilder im ganzen lande aufgestellt waren. schon stehen beide „zu Weimar unter demselben kranz. mögen auch hier in „weiſzem marmor oder in glühendem erz vollendet ihre „seulen auf plätzen und strafzen erglänzen und deren barba„rische namen tilgen!“

von des lebens gütern allen
ist der ruhm das höchste doch:
wenn der leib in staub zerfallen,
lebt der groſze name noch.

Ansprache

des Rectors der Universität, Geh. Reg.-Rathes Professor Dr. Koerth.

Gehalten in der Aula am 11. November.

Der beispiellose Anklang, hochgeehrte Versammelte, die erhebende Begeisterung, mit welcher in allen deutschen Gauen der Gedanke aufgenommen worden, wie eine allgemeine Volksangelegenheit und ein Volksfest nach einem Jahrhundert die Geburtsfeier eines Mannes zu begehen, der auf keinem anderen Throne saß als auf dem Parnassischen der Muse, hat einen tiefen und unmittelbaren, von jeder Nebenabsicht unabhängigen Grund, den Grund, daß der Gefeierte mehr als irgend ein Dichter in die Herzen des Deutschen Volkes eingedrungen ist. Unzählige Stimmen haben dies in diesen Tagen verkündet und erwiesen, und werden es noch thun. Mein Beruf und meine Absicht ist es nicht, den Gefeierten, sei es als Menschen oder als Dichter oder als Philosophen oder Geschichtsschreiber in längerer Rede darzustellen und zu würdigen: ich habe als Rector der Universität, wie ich hier erscheine, den beschränkteren Auftrag, die Huldigung, die ihm heute an dieser Stelle dargebracht wird, mit wenigen Worten einzuleiten und auf ihre Besonderheit hinzuweisen. Gestatten Sie mir daher einige durch diesen Zweck selbst gebotene Betrachtungen, die nicht den Reiz der Neuheit haben; sie sind ein Gemeingut aller, die in diesen Tagen als Sprecher auftreten.

Unter den verschiedenartigen Richtungen, welche Schiller in einem Leben von weniger als einem halben Jahrhundert genommen,

hat er die höchste Wirksamkeit und den höchsten Ruhm als Dichter erreicht; er bildet mit seinem ihm innig befreundeten nächsten Kunstgenossen, der über zehn Jahre vor ihm geboren in glücklichem Alter ihn sieben und zwanzig Jahre überlebte, die höchste Blüthe und den Glanzpunkt der Deutschen Literatur, ist mit diesem zusammen ihr weit strahlendes dioskurisches Doppelgestirn, ein Schmuck des Deutschen Volkes, anerkannt von allen gebildeten Völkern. Der wahre und große Dichter, unter welchem Volke er auch geboren sein und zunächst gewirkt haben mag, ist ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Die Poesie erhebt den Geist, erwärmt und erheitert das Leben. Wer nicht, wie Shakspeare von der Musik sagt, Poesie in sich selbst hat, wenn er sie auch nicht ausübt, das Gemüth welches von ihr nicht berührt wird, die Brust in der sie nicht wiederklingt, in der nicht irgend ein poetischer Blutstropfen rinnt, ist verödet. Die Dichtung eröffnet die Tiefen des Herzens, sie erschließt dem geistigen Auge das ganze Gewebe der menschlichen Leidenschaften; ja in ihrer höchsten Kunstform, der tragischen, in welcher unser Dichter die schönsten Preise errungen hat, legt sie an einzelnen Gestalten und Begebenheiten den dunklen Gang der Weltgeschicke und eine Fülle der Erkenntniß göttlicher Weltordnung dar, und löst die großen und schmerzlichen Dissonanzen des Lebens versöhnend auf in höherer Harmonie. Ihr Spiel ist der tiefste Ernst, ihre Täuschung die vollste Wahrheit. Sie reinigt die Leidenschaften durch die Leidenschaften. Auch die höhere Wissenschaft wird von der Poesie befruchtet. Jene hat in dieser ihre Wurzel gehabt. Das ursprünglichste Erzeugniß des dichterischen Geistes ist der Mythos, aus welchem als dem Keime alle Wissen-

ſchaft entſpreſſen iſt: darum liebt, wie Ariſtoteles ſagt, der Philoſoph den Mythos; und obgleich nach Platoniſcher Anſicht Poeſie und Philoſophie ſich widerſtreben, wird dieſe durch jene genährt; dieſe erkaltet, vertrocknet, magert ab, wenn ſie des poetiſchen Sinnes ganz entblößt iſt, in welchem zuletzt doch alle ſchöpferiſche Kraft liegt. Gerade in Schillers Blüthezeit hat man daher nicht ganz mit Unrecht die Einheit der Poeſie und Philoſophie als die höchſte Stufe der Erkenntniß angeſehen, ungeachtet aus dieſer Anſicht die Gefahr entſteht, daß die Wiſſenſchaft, was ſich damals auch begab, ſich ins Phantaſtiſche und Nebelhafte verliere, oder die Poeſie, ſtatt unmittelbar zu ſchaffen, zu einer reflectirten werde. Schiller ſelbſt iſt zugleich Dichter und Philoſoph geweſen; doch weit entfernt, daß er in jene Gefahr verfallen wäre, verklären ſich in ihm beide Geiſtesrichtungen wechſelſeitig: durch ſein Philoſophiren, welches vorzüglich auf das Aeſthetiſche gerichtet war, brachte er das Weſen und die Geſetze der Kunſt zum Bewußtſein, und vermählte der Phantaſie und dem Gefühl die Tiefe und Klarheit des Gedankens; und wiederum befähigte ihn die Ausübung der Poeſie ſicherer über die Kunſt zu philoſophiren, und bewahrte ihn dagegen, daß ihm die Theorie der Kunſt zu einem Geſpinſte inhaltloſer und todter Abſtraktionen würde. Die Durchdringung beider Geiſtesthätigkeiten iſt eben auch nicht ſo neu. Auch die größten tragiſchen Dichter des Alterthums ſind von philoſophiſchem Geiſt erfüllt, und haben ſelbſt der Reflexion, die man an Schiller oft tadeln hört, großen Spielraum gegeben, Euripides augenſcheinlich, aber auch Sophokles und ſogar Aeſchylos mehr als man gewöhnlich glaubt: und umgekehrt iſt der erhabenſte Philoſoph des Alter-

thums Platon trotz ſeiner theoretiſchen Abneigung gegen die Poeſie ein Dichter-Philoſoph. Wenn nun, wovon ich ausging, die Poeſie wie die Wiſſenſchaft eine Wohlthat für das ganze menſchliche Geſchlecht und ſomit weltbürgerlicher Natur iſt, ſo iſt ſie darum nicht dem Vaterländiſchen und Volksthümlichen entfremdet. Auch der größte Philoſoph und Künſtler oder Dichter kann ſich dem Einfluß des Volksgeiſtes nicht entziehen; ja gerade diejenige Poeſie pflegt man ſeit langer Zeit als die lebendigſte anzuſehen, die aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen iſt, und die man daher Volkspoeſie genannt hat. In ihrer unvollkommenen Geſtalt lege ich dieſer, ich geſtehe es offen, nicht den hohen Werth bei, den ihr viele zuſchreiben; aber iſt in der Dichtung das Volksmäßige mit dem Künſtleriſchen gepaart, ſo iſt ſie die edelſte und kräftigſte Erſcheinung: ſie iſt mit der Philoſophie zuſammen der Volksgeiſt ſelbſt, von den Gebildetſten und Erleuchtetſten ins Bewußtſein gefaßt, ſoweit der Poeſie Bewußtſein zukommt, was der Schillerſchen wie der Sophokleiſchen gewiß zukommt, und zwar der geläuterte, von allen Schlacken gereinigte Volksgeiſt. In dieſem Sinne pflegt man die älteſte gebildete Poeſie, die Homeriſche, als ein Erzeugniß des geſammten Helleniſchen Volkes zu bezeichnen und ihr auch darum einen vorzüglichen Werth beizulegen. Es iſt ein Glück für ein Volk, wenn es einen Dichter hat, der den Volksgeiſt und das Schönſte und Tiefſte deſſelben in ſeinen Werken darſtellt, und ein Glück für den Dichter, wenn das Volk in ihm den eigenen Geiſt und Sinn veredelt und verklärt wiederfindet, wie die Hellenen im Homer. Ein ſolcher Dichter wird ſich der größten Anerkennung und der größten Einwirkung er-

in die unbarmherzige Geſinnung, daß man allerdings das Höchſte und immer nur das Höchſte darſtellen ſoll, ohne Mitleid mit der Unbehaglichkeit und Langweile der Ungebildeten, deren Beſſerung nie beginnen wird, ſo lange ſie noch Etwas ausdrücklich für ihren Gaumen Zubereitetes finden.

Unter den hieſigen Schauſpielern hat in dieſem Stücke ohne Zweifel Mad. Fleck, als Eugenie, den Preis. Beſonders war ihr Spiel im zweiten Akte, im Ausdruck ihrer freudigen Empfindung, in dem Sonette, in der dichteriſchen Phantaſie, die darauf folgte, ſodann bei Anlegung ihres Schmuckes, dem Ausbruch ihrer hohen freigebigen Geſinnung u. ſ. w. begeiſtert und begeiſternd. — Eigentlich verdorben aber hat ſie nichts, deß ich mich erinnerte. Mattauſch, als König, war ſtattlich und würdig. Iffland ſtellte den zärtlichen Vater, beſonders im dritten Aufzuge, hinſchwindend im geglaubten Verluſt, recht gut dar; aber er blieb ein Vater aus einem ſeiner Familienſtücke; die Vornehmheit des erſten Vaſallen und des Vaters dieſer hohen Tochter, der finſter drohende politiſche Komet blieben zufolge ſeines Unvermögens für Dinge der Art undargeſtellt. Noch verdient Beſſel, als Weltgeiſtlicher, einer nicht unehrenvollen Erwähnung. Er ſpielte mit Kraft, und

freuen. Wie ſchwer es nun allerdings iſt, den Geiſt eines Volkes, zumal eines ſo zerriſſenen und zerſplitterten wie die Deutſchen, bis zur Klarheit des Begriffes zu faſſen und in wenigen Worten zu beſtimmen, ſo ſcheint es doch zugeſtanden, daß dem Deutſchen Geiſte vorzüglich die Innerlichkeit und der Idealismus zugeſchrieben werden müſſen; und gerade durch beides iſt der Gefeierte vorzüglich ausgezeichnet. Es iſt nicht ſowohl die vollendetſte Objektivität und antike Geſtaltenbildung, ſondern die edelſte Subjektivität, das Herz, das Gemüth, die Empfindung, die uns aus ſeinen Dichtungen anſpricht; bei allem iſt ſein ganzes volles Herz. In dieſer Stimmung kommt er dem Deutſchen Volksgeiſte entgegen; durch ſie hat er ſich auch die beſondere Neigung des zarteren Geſchlechtes erworben: denn das innere Gefühlsleben iſt der ſchönſte Schmuck edler Deutſcher Frauen, ihre ächt Germaniſche Mitgift der Natur, gegenüber dem fremden Tand, und das Deutſche Weib, welches von Urzeiten her in dem Germaniſchen Leben eine würdigere Stellung eingenommen hat, darf bei der Auffaſſung unſeres Volksgeiſtes nicht vergeſſen werden. Ferner, daß die Richtung unſeres Dichters durchaus die ideale iſt, wem ſollte man das, was von aller Mund ertönt, erſt beweiſen wollen? Er athmete im Aetherduft des Ueberſinnlichen und leitet uns zu dieſem hinüber; der letzte Zweck der Kunſt iſt ihm, wie er ſelber ſagt, die Darſtellung des Ueberſinnlichen. In ſeiner reinen Seele ſpiegelte ſich nur das Edelſte der wirklichen Welt ab; das Sinnliche, Unwürdige, Gemeine hat er gehaßt und von ſich abgewieſen. Er iſt der ſchaffende Genius der untheilbaren Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Schönen. Seine Muſe iſt jungfräulich keuſch;

sie hat durch ihre hohe sittliche Reinheit, der Sophokleischen ähnlich, die Weihe des Heiligen empfangen, was auch der Zelot dagegen sagen mag, und ist hierdurch erhoben und erhebend. Die Schaubühne war ihm eine sittliche Anstalt. Aber sein Idealismus ist nicht ein träumender; derselbe scheidet ihn nicht von dem wirklichen Leben; vielmehr rankt sich in seiner Dichtung, um einen eigenen Ausdruck von ihm anzuwenden, das Edle und Treffliche mit seinen Thaten an das Leben an, und er verklärt das Wirkliche zum Idealen.

Hier bin ich näher bei dem Punkte angelangt, hochgeehrte Versammelte, auf dessen Betrachtung ich für diese Feier an dieser Stelle vorzugsweise hinleiten wollte. Dem Jüngling ziemt die Richtung auf das Ideal: ist die Jugend nicht dem Ideal zugewandt, ja schwärmt sie nicht sogar für dasselbe; so geht das Leben nur zu leicht in der Materie unter, das Geschlecht läuft Gefahr in eine sittliche Erniedrigung zu versinken, und wenn die Jugend es ist, auf welcher die Hoffnung für die Zukunft beruht, so geht dann auch diese Hoffnung zu Grunde, weil der Fortschritt der Gesittung nur durch das Streben nach dem Ideal gedeihen kann, wenn letzteres auch nur das Endziel und das Schlußglied, ja sogar ein jenseits liegendes Schlußglied einer unendlichen Reihe ist, welchem die Menschheit sich nähern soll, ohne es vollkommen zu erreichen. Schiller ist der Dichter des Ideals, und hat er bei seinem Auftreten allerdings auch die älteren Zeitgenossen mächtig angeregt, so hat er doch ganz besonders die Jugend seiner Zeit und namentlich die Jugend der Universitäten begeistert, anfänglich durch die Kraft und Kühnheit seiner ersten Erzeugnisse, die noch

des Maßes und der ächten Kunſtform entbehrten, dann durch die Tiefe des Gefühls und die Idealität, für welche die Jugend eben vorzüglich empfänglich ſein ſoll und ihr edlerer Theil auch in der Regel empfänglich iſt. Möge es dem Greis erlaubt ſein, hier eine Jugenderinnerung einzuflechten, und möge ihre Einflechtung nicht für zu kleinlich gelten. Ich gehörte zu der akademiſchen Jugend der höchſten Blüthezeit Schillers, wenige Jahre vor ſeinem leider zu früh erfolgten Hinſcheiden. Als ich, vom Jahre 1803 an, in Halle ſtudirte, pflegte die von Göthe und Schiller vortrefflich für den höhern Stil ausgebildete Weimarſche Schauſpielergeſellſchaft zur Sommerzeit in dem benachbarten kleinen Badeort Lauchſtädt Vorſtellungen zu geben, für welche beſonders auf die Studirenden der Univerſität Halle gerechnet werden mußte. Göthe's und Schiller's Stücke zogen dieſe mächtig an, aber ich glaube nicht zu irren, mehr die letzteren. Kam ein ſolches zur Aufführung, ſo wurden in Halle die Nachmittagsvorleſungen auf Begehren ausgeſetzt, und die Studirenden wallfahrteten zu Wagen, zu Roſſe und zu Fuße nach Lauchſtädt: ſie bildeten die weit überwiegende Maſſe der Zuſchauer, und ihnen zuliebe wurde ſo früh geſpielt, daß oft vor Sonnenuntergang der Rückmarſch angetreten werden konnte. Es war eine Zeit der ſchönſten Begeiſterung der akademiſchen Jugend für dieſe ideale Poeſie. Zwiſchen jener Zeit und der jetzigen liegt mehr als ein halbes Jahrhundert: große Welterſchütterungen haben ſich unterdeſſen ereignet, die ganze Welt hat ſich umgeſtaltet, und große Fortſchritte ſind gemacht worden; die Empirie iſt unermeßlich angewachſen und hat Wunder gewirkt. Ob das rein geiſtige bedeutend vorwärts gegangen, ſoll hier nicht

untersucht werden; doch ist gewiß, daß die politischen Verhältnisse im Deutschen Vaterlande eine Bewegung vorwärts gemacht haben, und dies liegt auch der geistigen Entwickelung nahe. Hört man nun häufige Klagen über das Verwiegen der alles verschlingenden sogenannten materiellen Interessen, die doch allerdings nicht zu verachten sind, weil der äußere Wohlstand die nothwendige Grundlage aller höheren Bildung ist und die Bequemlichkeit des Lebens dem Geist in dem Maße freiere Entfaltung gestattet als der Kampf mit des Leibes Nahrung und Nothdurft sie hemmt; so mag es uns ein trostreiches Zeichen der Zeit sein, wenn wir jetzt in Deutschland den Sinn für das Ideale so erweckt sehen, daß einerseits gerade das auf die materiellen Interessen zunächst angewiesene Bürgerthum überall und insonderheit in dieser Hauptstadt, wo freilich mehr vielleicht als irgendwo der erwerbende Stand mit den geistigen Richtungen und ihren Vertretern sich eng zusammenschließt, dem Heros der Idealität huldigt, anderseits die Jugend der Universitäten, die uns zunächst steht, noch von derselben Begeisterung für ihn glüht wie bei seinen Lebzeiten. Es wird auch gestattet sein noch ein anderes zu berühren, was die Jugend mit unserem Dichterhelden verknüpft, und was eben auch eine wesentliche Seite des Ideals ist. Schiller athmete den Geist der Freiheit in einer Zeit, da ihre Morgenröthe im Deutschen Vaterlande noch nicht angebrochen war, und die Liebe zur Freiheit, der ächten, ist mit der Vaterlandsliebe eng verbunden, wo nicht mit ihr einerlei. Gerade in den Jahren, in welchen Sie, geliebte akademische Mitbürger, Ihre Universitätsstudien zu beginnen pflegen, brach in ihm der Freiheitsdrang aus, damals noch stürmisch

und ungemäßigt, weil er dadurch getrübt wurde, daß der Jüngling dem willkürlichſten und drückendſten Deſpotismus gegenüberſtand; aber in edelſter Geſtalt hat er ſpäter fortwährend das ſittliche Prinzip der geiſtigen und politiſchen Freiheit verkündet, und der „Mißbrauch raſender Theren“ machte ihn nicht irre an dem Grundſatz, daß „der Menſch frei geſchaffen und frei ſei, und wäre er in Ketten geboren“. Eben dieſer begeiſterte Freiheitsſinn in ſeiner Reinheit und Idealität, fern von Zügelloſigkeit, Umwälzungswuth und vorzeitigem Hervordrängen, hat ihm die akademiſche Jugend jederzeit befreundet, und mit demſelben die verwandte Vaterlandsliebe, die nur den Freien zukommt; ſie ſtehen einer Jugend, die in der freien Wiſſenſchaft lebt, beſſer an als feiler Knechtſinn, und unſere früheren jugendlichen Mitbürger haben ſie in den nächſten Zeiten nach der Gründung dieſer Univerſität mit ihrem Blut beſiegelt.

Die Berechtigung der akademiſchen Jugend zur Theilnahme an einer dieſem Dichter geweihten Feier iſt demnach eine ganz vorzügliche. Die Theilnahme derſelben daran iſt bei uns aus ihrem eigenen Antrieb hervorgegangen, und ihre Berechtigung durfte ihr nicht dadurch verkümmert werden, daß bei dieſer Feier etwa die Lehrer ſich hätten in den Vordergrund ſtellen wollen. Die Lehrer und die Lernenden der Univerſität bilden Eine Körperſchaft: Ein Körper iſt von Einem Geiſte beſeelt, und welches Glied des von Einer Seele beherrſchten Leibes jedesmal auch das thätige ſein mag, es wirkt für den ganzen einigen Leib und die einige Seele, deren Willen es ausführt. In ehrendem Vertrauen auf die ächte Begeiſterung und den richtigen Sinn unſerer reifen

Jugend iſt die Veranſtaltung und Ausführung dieſer Feſtlichkeit als einer den Lehrenden und den Lernenden gemeinſamen vorzugsweiſe in der Hand der letzteren gelaſſen, und nur die Eröffnung oder Einleitung derſelben dem zeitigen erwählten Vorſteher der geſammten Körperſchaft übertragen werden. Nachdem ich dieſe Einleitung vollzogen habe, trete ich ab, und übergebe jüngeren Kräften die Ausführung. Mögen dieſe auf den Schwingen der Begeiſterung uns mit ſich emportragen zu der außerweltlichen Heimath der ewigen Urbilder, in deren Anſchauung der Unſterbliche die Unſterblichkeit ſich gewann!

Rede

zur Vorfeier von Schiller's hundertjährigem Geburtsfeſte.

Gehalten am 9. November
in der Königl. Akademie der Künſte von Profeſſor Dr. **Ernſt Guhl,**
Secretär der Akademie.

H. V.

Der Strom einer warmen und edlen Begeiſterung zieht in dieſen Tagen durch alle deutſchen Herzen! Was ſonſt durch Schranken mannigfachſter Art geſondert und getrennt iſt, heut fühlt es ſich innerlich verwandt und verbrüdert, von Einer Mutter geboren, von Einem Geiſte beſeelt. Wo Deutſche heut beiſammen ſind, hier im theuren Vaterlande oder jenſeits des Oceans, iſt es ein Band der Liebe, das ſich um aller Herzen ſchlingt, iſt es das

Gefühl eines hohen gemeinsamen Beſitzes, das auch die durch Härte oder Ungunſt der Zeiten von der Heimath Geſchiedenen des Segens geiſtiger Gemeinſchaft theilhaftig macht.

Und wohl haben wir Recht, den Tag zu feiern, an dem uns ein Genius geboren ward, in welchem ſich die beſten Seiten unſeres nationalen Strebens und Bewußtſeins verkörpert und zu edelſter Thätigkeit verwirklicht haben. Ja, Schiller iſt uns darum ſo groß und theuer, weil wir alles, was wir unſerer beſonderen nationalen Anlage zufolge für edel, würdig und ſchön halten, in ſeinem Weſen und in ſeinen Schöpfungen wieder erkennen; noch theurer und dem Herzen des Volkes jedenfalls noch näher gerückt, weil er ihm nicht blos, wie Goethe die abgeſchloſſene fertige Geſtalt des vollendeten Dichters und Menſchen zeigt, ſondern weil er es an ſeinem Ringen und Streben theilnehmen läßt, und für das Volk der begeiſterte Aufſchwung zu den Höhen des Ideales von größerer Wirkſamkeit iſt, als das ruhige Thronen auf der erreichten Höhe ſelbſt. Und wie Leſſing einſt in ächt deutſchem Sinne geſagt, daß „nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt, um hinter die Wahrheit zu kommen," den Maaßſtab ſeines Werthes abgebe, ſo öffnet ſich Sinn und Verſtändniß des Volkes am willigſten auch dem Dichter, der ihm dies raſtloſe Streben nach der höchſten Vollendung zeigt und der es vermag, jede einzelne Stufe dieſer inneren Entwickelung dichteriſch zu verewigen.

Und dies hat Schiller in ſo hohem Grade vermocht, daß auch kein Schritt auf der ſchwierigen und dornenvollen Bahn ſeiner Ausbildung von ihm gethan worden iſt, ohne daß ſich die

Elemente und Ergebniſſe derſelben künſtleriſch geſtaltet und zu poetiſchen Schöpfungen verkörpert hätten.

Es würde nicht ſchwer ſein, dies von den verſchiedenſten Seiten nachzuweiſen und an ſeinen Werken die Perioden zu bezeichnen, die er in der Entwickelung ſeines Charakters, wie ſeiner dichteriſchen, ſittlichen und politiſchen Anſchauungen durchlaufen hat, und ohne Zweifel wird dies heute von Vielen und in vielfacher Weiſe unternommen werden.

Ich aber, von dem Kreiſe der Meiſter aus allen Kunſtgebieten umgeben, im Angeſicht derer, denen die Pflege der höchſten künſtleriſchen Intereſſen des Staates anvertraut iſt, ſo wie dem weiteren Kreiſe der Schüler gegenüber, die ſich dem hohen und ſchweren Künſtlerberufe geweiht haben, glaube keinen paſſenderen Gegenſtand für unſere gemeinſamen Betrachtungen erwählen zu können, als daß ich Schillers Verhalten zu den bildenden Künſten näher ins Auge zu faſſen ſuche.

Denn ſind nicht in der That Poeſie und bildende Kunſt auf das Engſte und Unzertrennlichſte mit einander verbunden? Iſt nicht der letzte Grund alles künſtleriſchen und poetiſchen Schaffens einer und derſelbige? Ja, darf man nicht behaupten, daß in Architektur und Muſik, in Poeſie und bildender Kunſt *derſelbe* beſeelende Hauch lebt, und daß nur die Wahl der verſchiedenen Formen und Mittel des Ausdrucks es iſt, welche die Vielheit der einzelnen Künſte hervorruft?

Schiller ſelbſt iſt ſich dieſer Gemeinſamkeit der Künſte ſehr wohl bewußt geweſen, wie er es denn auch als eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung bezeichnet, daß ſie ſich,

ohne Verrückung ihrer objektiven Gränzen, doch in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. „Die Musik in ihrer höchsten Veredelung, sagt er, muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik mit ruhiger Klarheit umgeben."

Wie sollten also nicht gerade wir uns veranlaßt fühlen, den Dichter zu ehren, der, mehr vielleicht als ein Anderer, den hohen Werth und die allgemeine Bedeutung künstlerischer Thätigkeit anerkannt und vor aller Welt gepriesen hat. Und zwar that er dies nicht blos durch poetische Verherrlichung künstlerischen Wirkens, er that es zugleich, seiner eigenthümlichen Doppel-Natur zufolge, als Denker und als Philosoph. Denn Schiller war fern von der ängstlichen Anschauung derer, die da meinen, es ließe sich mit der künstlerischen Schöpfungskraft nicht die ernste Arbeit des Gedankens vereinigen; einer Anschauung, die durch die höchsten Erscheinungen der Kunstgeschichte widerlegt wird und die im Grunde nichts anderes als eine Schwäche und ein Zeichen der Furcht ist, die künstlerische Leistung würde den Anforderungen des Gedankens nicht zu entsprechen im Stande sein.

Schiller theilte diesen Irrthum nicht. Eine ernste, denkende Natur, blieb er dieser Richtung seines Wesens auch mitten in der poetischen Produktion getreu; ja es gab eine Zeit in seinem Leben, in der er sich in die strengsten wissenschaftlichen Forschungen ver-

tiefte, und die Künſtler vor Allen haben Grund, dieſe ſeine Thätigkeit dankbar anzuerkennen, obſchon ſie ſonſt der Gattung dieſer Studien im Ganzen nicht allzu hold zu ſein pflegen. Denn es leuchten unter den wiſſenſchaftlichen Arbeiten des Dichters insbeſondere die Forſchungen hervor, welche er auf die Natur und das Weſen der Künſte richtete.

Ueber die letzteren hatte Kant damals ſein großes Wort geſprochen; er hatte die Kunſt, die man bis dahin theils als bloße Nachahmung der Natur betrachtet, theils zur Dienerin fremder, ihrer eigentlichen Natur fern liegender Zwecke herabgewürdigt hatte, in ihr volles Recht eingeſetzt, und indem er ihr vollkommene Unabhängigkeit von allen äußerlichen Zielen zuſprach, ſie zu einer der edelſten und nothwendigſten Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes erhoben. Von dieſen, in Kant's „Kritik der Urtheilskraft" ausgeſprochenen Gedanken ward Schiller auf das Lebhafteſte ergriffen und nun drängte es ihn, das, was Kant in ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe und ohne genügende Bekanntſchaft mit dem konkreten Gehalt der einzelnen Künſte ſelbſt ausgeſprochen, mit dieſem Gehalt zu erfüllen und auch für die lebendige, warme Anſchauung zugänglich zu machen. Im Jahre 1790 war Kant's Kritik der Urtheilskraft erſchienen; 1791 las Schiller dieſelbe und nun entſtand, ſeit dem Jahre 1792 eine Reihe äſthetiſcher Aufſätze „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden", über „die tragiſche Kunſt", „über das Pathetiſche und über das Erhabene", über „Anmuth und Würde", welche ſich alle eine Ergänzung und Belebung der Kant'ſchen Anſichten in dem eben angegebenen Sinne zur Aufgabe ſtellten. So entſtand endlich (1795) der Aufſatz

einige Rohheit in der Art der Aeußerungen, die der Verfasser freilich nicht beabsichtigt hat, könnte man gutwillig auf seinen Aufenthalt auf dem Lande schieben. Bethmann, als Gerichtsrath, spielte nicht gerade unsorgfältig, wie ihm vorgeworfen worden, aber was läßt sich aus diesem eintönigen Organe machen? Herdt, als Mönch, behielt seine Natur, die Accente zu setzen, wo der Athem es fordert, bei; aber man verstand ihn doch und konnte seine Rolle sich ergänzen. Die Rolle der Hofmeisterin war einer Sängerin, die aus Vorsicht, wenn sie mit ihrer Stimme auf die Neige kommen sollte, sich auf die Recitation legen will, übertragen worden; und diese mußte der Zuschauer, wie ich ihn haben will, ganz aus dem Nichts erschaffen. Ich glaube den Dichter in dieser Rolle verstanden zu haben, die Worte derselben habe ich aber bei beiden Aufführungen nicht verstanden und hier ist bei mir eine völlige Lücke.

Eine Frage: wie denkt sich der Dichter die äußere Darstellung der Nation an dem Hafen, — dieses Chores, aus dem seine einzelnen Repräsentanten sich loswinden und in die Handlung verflechten; was man gewöhnlich auch nicht faßt, indem die Ungersche Zeitung meint, sie kämen wie ungefähre Spaziergänger. Soll wirklich, wenigstens zu Anfang, das unermeß-

„über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen", der von den Geſchichtsſchreibern unſerer Poeſie mit Recht als eine der ſeltenſten Schriften unſerer Literatur bezeichnet wird und der noch heute die Aufmerkſamkeit der Künſtler im höchſten Grade verdient.

In ihm verſuchte Schiller, zu einer Zeit, als die mächtigſten Ideen des Fortſchritts und der ſtaatlichen Befreiung die Welt bewegten, und zu einem Fürſten gewendet, der als Freund dieſer Ideen bekannt war, die Künſte in ihrer allgemein menſchlichen, ſittlichen und politiſchen Bedeutung zu erfaſſen und ihnen die Stellung zu ſichern, die ſie auch in einem ſo reichen und ſo gewaltſam aufgeregten Leben beanſpruchen durften. Sie ſollten, ohne von ihrer Freiheit und Selbſtbeſtimmung zu verlieren, als Mittel zur Erreichung menſchlicher Vollkommenheit dienen, ja eine ſolche Vervollkommnung ſollte nach Schiller ohne die Betheiligung der Künſte gar nicht einmal denkbar ſein. So iſt auch ſchon der Titel zu verſtehen, indem es ſich nicht darum handelt, den Menſchen zu einer äſthetiſchen Bildung zu erziehen, ſondern die äſthetiſche, d. h. die künſtleriſche Bildung als einen nothwendigen Beſtandtheil aller freien und würdigen Entwickelung des einzelnen Menſchen, wie des Menſchengeſchlechtes ſelbſt nachzuweiſen.

Niemals vielleicht iſt der Geiſt der Forſchung und dichteriſches Vermögen, niemals Denker und Dichter in einer Perſon ſo enge verbunden geweſen, als in Schiller, während er dieſen Aufſatz ſchrieb. Während der Denker ſich mit den lebenswarmen Anſchauungen des Dichters bereicherte, konnte ſich zugleich der Dichter an dem lichten Glanze hoher Ideen zu neuen Schöpfungen er-

wärmen. Denn es iſt eine höchſt merkwürdige — und den von der Furcht geiſtiger Arbeit befangenen Künſtlern höchſt lehrreiche — Erſcheinung, daß Schiller, nachdem ſeine Muſe lange gefeiert und er ſich lange vom Schaffen zurückgehalten, gerade jetzt wieder von dichteriſcher Schöpfungsluſt ergriffen wird und insbeſondere auf dem Gebiete der Lyrik die reichſte Thätigkeit entfaltet. In die Tiefen der Forſchung war er niedergeſtiegen und mit den Schätzen der Poeſie kehrt er zu friſchem Schaffen zurück! Nach dem Golde der Wahrheit hatte er geſucht, und die Perle der Schönheit hat er gefunden!

Und wie ſchwer hat er ſich ſelbſt die Arbeit des Denkens gemacht! Wie ſorglich die Wege gelegt, um ſie von den verſchiedenſten Seiten alle zu dem Einen Ziele zu führen! Wie ängſtlich hat er ſich ſelbſt Zweifel und Einwände geſchaffen, um ſchließlich die lohnende Wahrheit um ſo heller erglänzen zu laſſen!

Seine Unterſuchungen gehen von dem aus, was damals alle Gemüther beſchäftigte — von der Natur des Staates. Er ſieht zwei Formen deſſelben vor ſich, den Natur- oder Nothſtaat und den Staat der Idee; beide beeinträchtigen die Entfaltung des Individuums, jener durch die rohe Gewalt der Naturmächte und der Leidenſchaften, die keine Regel dulden wollen; dieſer durch die einſeitige Herrſchaft des abſtrakten Geſetzes, welches die Mannigfaltigkeit der menſchlichen Natur nicht gelten laſſen will. Dort wird die Sinnlichkeit herrſchen; hier ſoll die abſtrakte und unerreichbare Sittlichkeit zum Geſetz erhoben werden. Unter beiden wird ſich der Volkscharakter in falſcher und einſeitiger Richtung ausbilden; beide müſſen daher vermittelt, ihre Härten

ausgeglichen werden und zwar kann dies nur durch eine dritte Form geschehen, durch einen Volkscharakter, der „ein sinnliches Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit" gewähre. Nur so könne der sinnliche Mensch, der Mensch in der Zeit, zum vollkommenen Menschen, wie Schiller sich ausdrückt, „zum Menschen in der Idee" verwandelt werden. — Aus jener Forderung „eines sinnlichen Pfandes der unsichtbaren Sittlichkeit" ersehen Sie schon, daß dieses Dritte nur durch die Kunst erreicht werden kann. Nur die Kunst werde beiden Seiten der menschlichen Natur, die im Staate zur Geltung kommen, gerecht; nur die Kunst könne den Gegensatz zwischen Natur und Bildung vollkommen ausgleichen. Daher geht denn auch Schiller auf die Griechen zurück, die wir recht eigentlich als das Kunstvolk der Geschichte bezeichnen können. Diese werden von ihm als Muster und Vorbilder aufgestellt, Natur und Kultur „in eine schöne Menschheit zu vereinigen." Zwar verkennt er nicht die Größe und die Fortschritte der eigenen Zeit — aber er klagt, daß die Kultur uns einseitig mache und er führt Beispiele solcher einseitigen Entwickelung an, wonach der Mensch: „anstatt die Menschheit selbst in sich auszuprägen", nur zu oft zum Abdruck seiner Geschäfte und seiner Wissenschaft werde. Wir müssen also unsre „Totalität" wieder zu gewinnen suchen, jedem Einzelnen sich der Begriff der vollkommenen Menschheit erschließen.

Zur Erreichung dieses Zieles nun hat uns die Natur selbst die Wege gewiesen, indem sie außer zwei Trieben, die sich stets feindlich in uns bekämpfen, einen dritten uns eingepflanzt hat, der zur Versöhnung führt. Den einen jener feindlichen Triebe be-

zeichnet Schiller als Sinnentrieb — er geht aus dem Bedürfniß der materiellen Existenz hervor, stellt den Menschen unter die Gewalt der Empfindung, drängt zum Leben. Den andern nennt Schiller den Formtrieb; er ist der Ausdruck seiner geistigen Natur, wonach der Mensch sich als Vernunft weiß; die Vernunft aber ist nur als allgemein gültige Regel und so drängt dieser Trieb zum Gesetz und zur Gestaltung. Was so entsteht, bekämpft sich und muß sich ewig bekämpfen: das Leben duldet keinen Zwang, das Gesetz oder die Gestalt keine Zufälligkeit. Hier ist keine Vermittelung möglich, es sei denn durch ein Drittes, das, gleichberechtigt mit jenen Beiden, beide in sich aufzunehmen vermöge. Das aber geschieht durch einen Trieb, den Schiller nach einer Aeußerung Kant's den Spieltrieb nennt, den wir aber hier gleich als den Trieb zur Kunst bezeichnen dürfen. Sein Ziel ist nicht das Leben in seiner bunten Willkür, nicht die Gestalt in ihrer herben Strenge — es ist, was die berechtigten Seiten beider in sich trägt: die **lebende Gestalt** oder die **Schönheit**. „Das höchste Ideal der Schönheit, sagt Schiller hier, ist in dem möglichst vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form zu suchen" und dichterisch ausgedrückt werden Sie diese Wahrheit in den schönen Worten erkennen:

Nur der **Körper** eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die **Gestalt**.

Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von Euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Nun aber begnügt sich Schiller nicht damit, dies als allgemeine Wahrheit hinzustellen; tiefer steigt er in die Werkstätte des Gedankens und tiefer ergründet er die Geheimnisse der menschlichen Natur selbst, um jenem allgemeinen Ideal bestimmten Gehalt und volles menschliches Leben zu geben. Denn die Schönheit ist eine mannigfaltige; auflösend und anspannend, schmelzend und energisch zugleich, ist sie geeignet, jede gute Seite der menschlichen Natur zu steigern, jede schwächere zu ergänzen; den sinnlichen Menschen bewahrt sie vor der Abspannung, den geistigen vor zu großer Anspannung. In keinem dieser beiden Zustände aber kann der Mensch die ganze Menschheit offenbaren und so wird er erst durch die Schönheit, indem sie in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, zu einem in sich vollendeten Ganzen erhoben. Auf diese Weise gelangt dann Schiller ganz folgerichtig zu dem Schlusse, daß der Mensch nur dann ganz Mensch sei, wenn er *spiele*, d. h. wenn er Kunst übe oder genieße, und daß somit in der Kunst die Grundlage aller höheren Bildung enthalten sei; — ein Gedanke, den er schon früher in den schönen Worten ausgesprochen hatte:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezogenen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land,
An höh'ren Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Kant war, wie er von dem Erwachen der neueren deutschen Poesie nur wenig berührt worden, auch wenig mit dem Entwickelungsgange der Künste vertraut und es ist Schiller, der sich darüber hinausgedrängt fühlte, zu großem Verdienste anzurechnen, daß er, bei aller Unzulänglichkeit dieses Theiles der damaligen Forschung, doch wenigstens darauf hingedeutet hat, daß nun auch in der That und Wirklichkeit der Fortschritt der Menschheit zur Freiheit, zur Sittlichkeit, zum Wissen durch die Einflüsse der Kunst bedingt worden sei. So ist es aufzufassen, wenn er die Schönheit als unsre zweite Schöpferin preiset: so erscheint ihm der ästhetische Zustand des Menschen als Mittel, um von dem physischen Zustande, worin er der Natur unterliegt, zu dem moralischen zu gelangen, worin er dieselbe beherrscht; so feiert er den Uebergang von der formlosen Gottesverehrung des Orients zu den feinbelebten Gestalten der griechischen Götter als einen der größten Fortschritte der Geschichte und so sucht er schließlich in den Anfängen der Kunstübung zugleich die ersten Regungen menschlicher Gesittung faktisch nachzuweisen. Und was er in unserm Aufsatze gedankenmäßig und historisch begründet, das spricht er poetisch in einem gleichzeitigen Gedicht aus:

„Da gebieret," heißt es in dem Spaziergange,

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel belebt, redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein. —
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt,
Da zerrinnt vor dem wandernden Blicke der Nebel des Wahns
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht!

Damit schließt sich der Kreislauf dieser Entwickelung. Die Kunst wird aus dem Wesen des freien Geistes geboren; und sie tritt ein in die Geschichte, um die geistige Befreiung des Menschengeschlechts mit vollziehen zu helfen. Groß ist Schillers Ruhm, diese ernste Wahrheit mit dem Reiz des pulsirenden Lebens bekleidet und in das allgemeine Bewußtsein eingeführt zu haben. Noch größer aber der, diesen großen Gedanken sittlicher Reinigung und geistiger Befreiung zu allen Zeiten gleich treu geblieben und nimmer in ihrer poetischen Verherrlichung ermüdet zu sein!

So hat der unsterbliche Mann mit ewig jugendlichem Eifer die Flamme einer reinen, auf das Höchste und Exelste gerichteten Begeisterung geschürt und so ist er der Dichter unserer Jugend und der Lehrer unseres Volkes geworden, das ihn heute überall mit gleicher Liebe feiert und das sich in seiner gemeinsamen Verherrlichung froh seiner eigenen Größe und geistigen Einheit bewußt werden möge! Wir aber, die wir in der Kunst unseren Lebensberuf gefunden, wollen dem großen Dichter doppelt dankbar sein, da er den Kün-

sten einen so hohen Ehrenthron errichtet hat, wie Niemand vor ihm gethan. Wir wollen darin zugleich — Meister wie Jünger, Lehrer wie Schüler — eine Mahnung sehen, rastlos und unverdrossen den Anforderungen unseres Volkes und unserer Zeit nachzukommen, und nie zu anderen Zielen aufzublicken, als zu den höchsten und ersten, die *seine* Leitsterne gewesen und zugleich der Grund seiner Größe geworden sind! Wir wollen es nicht vergessen, daß er auch *uns* zugerufen hat:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben:
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!

Rede des Stadtrath Hermann Duncker.

(Festmahl im Krollschen Saale am 11. November.)

Hochgeehrte Versammlung!

Als Der, des Name heut auf allen Lippen schwebt, im 25sten Jahre seines irdischen Lebens stand, hat er, angeregt durch ein überraschendes Zeichen theilnehmender Verehrung aus der Ferne, gegen eine vertraute mütterliche Freundin diese Aeußerung gethan:

„Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuen mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet,

und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann, meine Theuerſte, freue ich mich meines Dichterberufs und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniſſe.“

Wenn je ein ahnungsvoller Glaube nicht gelogen, ſo iſt es der, von welchem dieſe Worte eingegeben wurden. Keinem deutſchen Manne iſt bei ſeinem Scheiden der Zoll der Thränen dankbarer Bewunderung reichlicher gezollt, zu keines Geſchiedenen Andenken iſt eine Säkularfeier veranſtaltet worden wie dieſe. — Wenn ſonſt der Gedenktag eines in der Literatur oder Kunſt hervorragenden Geiſtes begangen wird, treten zum feſtlichen Mahle diejenigen zuſammen, die um die Förderung einer ſpeziellen Wiſſenſchaft, einer einzelnen Kunſt in redlichem Streben bemüht ſind; die Theilnahme erweitert ſich höchſtens auf die dem beſonderen Fache oder dem gefeierten Meiſter deſſelben mit ihren Neigungen zugewandten Männern. — *Heut* erblicke ich in dieſem Saal Vertreter aller Stände, aller Wiſſenſchaften und Künſte, jeder bürgerlichen Arbeit; ich ſehe den dunkeln Kreis der Männer unterbrochen durch der Frauen, durch der Jungfrauen heitern Schmuck. Und ſolchen Anblick gewährt nicht nur unſre Feſteshalle, er wiederholt ſich in dieſen Tagen, in dieſen Stunden an den verſchiedenſten Orten, und alle dieſe Räume, wie weit ſie ſind, umſchließen nur *einen* Akt der Feier, die ihren hauptſächlichſten Schauplatz in unſerer Stadt, wie überall, wo Deutſche zuſammen wohnen, auf dem Markte des *öffentlichen* Lebens ſuchte, um im vollen Sinne des Wortes ein *Volksfeſt* zu ſein. Dieſe Geſtaltung der Feier, indem ſie die ungewöhnliche, die außerordentliche Bedeutung des Gegenſtandes derſelben ausdrückt — es könnte ſcheinen, als ob

ſie das Wagniß erhöhte, der Feſtesſtimmung Worte zu leihen. Für mich — daß ich es freimüthig ſage — hat ſie daſſelbe verringert. Ja, dieſer allgemeine Charakter des Feſtes allein konnte den Zweifel beſiegen, ob ich es unternehmen dürfe, an dieſer Stelle das Wort zu ergreifen. Bringe ich doch dazu keine andere Berechtigung mit, als die, welche Tauſende mit mir theilen: von „der Kindheit fabelhaften Tagen“ an mit innigſter Freude die Dichtungen des Gefeierten in mich aufgenommen zu haben, in ihrem wachſenden Verſtändniß herangewachſen und von dem Genuß anderer Kunſtſchöpfungen, von der Arbeit des Lebens mit der gereifteren Liebe des Mannes zu ihnen zurückgekehrt zu ſein. Aber wie Er in dem Herzen Tauſender lebt, das vornämlich ſoll ja bei dieſer allgemeinen Feier offenbar werden. Deshalb wollte das Komité, daß bei dieſem Volksfeſt zuerſt eine Stimme aus dem Volke, aus der Bürgerſchaft dieſer Stadt, die ihre Verehrung für ihn ſo begeiſtert kund giebt, den Dichter preiſen ſolle und in dieſem Sinne habe ich der ehrenvollen Aufforderung Folge leiſten zu dürfen geglaubt.

Erwarten Sie alſo nicht von mir, verehrte Anweſende, eine ausgeführte Skizze von der Natur, von dem Entwickelungsgange der gewaltigen Perſönlichkeit, die wir feiern. Und ſchwerlich würde, auch wer dieſer Aufgabe gewachſener wäre, verſuchen wollen in dem engen Rahmen einer Tiſchrede zu faſſen: die Zeichnung des klaren Verſtandes, der feurigen Seele, der reichen Einbildungskraft, des tiefen Gemüthes, mit denen der Genius ausgeſtattet war, den wir in der Sprache der ſterblichen Menſchen „Schiller“ nennen. Als Dannecker die Formen in Marmor bilden

liche Leben des Hasens sichtbar seyn, oder soll der Zuschauer es nur mit dem Auge seiner Phantasie sehen? Hier trugen blos gegen das Ende des vierten Aufzugs zwei oder drei Leute einen Koffer Studentengut und ein Paar kleine Ballen in der Tiefe der Bühne vorüber. Mir schien dies entweder zu viel oder zu wenig!

Eine Anekdote, wie die hiesige Direction in Verlegenheiten sich hilft. Die Rolle der Nonne war in der ersten Vorstellung mit Madame H. besetzt, die sich also benahm, daß das Publicum in ein lautes Gelächter ausbrach, und diesmal nicht mit Unrecht. Die Direction strich daher den zweiten Tag diese Rolle, eine von allen den unnützen, die in den beiden letzten Akten auftreten, mochte sie denken; — wie doch erst von Eugenien alle Mittel mit steigender Angst versucht werden müssen, ehe sie zum letzten, äußersten greift, und wie nebenbei dadurch alle Stände des seinem Sturze nahenden Reichs nach ihrem innigsten Geiste an uns vorübergeführt werden müßen, diese Einsicht ist ihr nicht anzumuthen: — ließ aber die Rolle der Eugenie unverändert, so daß nun der gewagte Blick in den Gewaltsbrief ohne Zwischenglied auf die Verweigerung, ihn zu sehen, aus Furcht, einen geliebten Namen zu erblicken, folgte.

wollte, die ſich dieſer Genius geſchaffen, denn „die Seele iſt's, die ſich den Körper baut," da ſagte er: „ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden, als koloſſal." Er ſagte das mit tiefem Verſtändniß ſeiner Aufgabe und ſeiner Kunſt. Das Koloſſale in der Plaſtik iſt das Ausdrucksmittel des „Erhabenen" und vor Allem dies Prädikat gebührt der geiſtigen Natur unſeres Gefeierten. Was aber der glückliche Bildhauer der Anſchauung, der Empfindung in einem genialen Werke offenbaren konnte, das dem denkenden und bewußten Verſtändniß der Nation näher und näher zu bringen, ſind zahlreiche der Erkenntniß von Schillers Individualität, der Erforſchung ſeines Lebens und Bildungsganges gewidmete Schriften bemüht. Und noch mancher Forſcher, noch mancher Denker wird mit ſeinem Beitrag hinzutreten, bevor die Kulturgeſchichte mit dieſer grandioſen Erſcheinung abſchließt. Noch hat jeder neue Verſuch, in das Verſtändniß des Lebens, der Werke Schillers einzudringen, neue Schätze aufgedeckt. Und wenn die Grenzen ſeiner poetiſchen Geſtaltungskraft dem kritiſchen, dem vergleichenden Geiſt unſerer Zeit nicht verborgen blieben, ſeine ſittliche Größe iſt immer heller, immer leuchtender hervorgetreten, je vollſtändiger die Materialien zur Erkenntniß ſeines Lebens und Arbeitens wurden.

Die Wirkung dieſes Lebens auf den mannigfachen geiſtigen Gebieten, denen es ſich zuwandte, hier zu entwickeln, kann ich eben ſo wenig verſuchen wollen, als ich verſuchen konnte, mehr als andeutungsweiſe die Kraft zu ſchildern, die ſolche Wirkung hervorbrachte. Ein berufenerer Mund könnte Ihnen, und ich denke, er wird es, Schillers Verdienſte um unſere National-Literatur

darlegen, um unsere Sprache, die von ihm die zartesten, die klangvollsten Töne gelernt, die er in seinen schönsten Versen zum durchschimmernden, verklärten Leibe des Gedankens gebildet. Ein Anderer könnte Ihnen seinen Einfluß auf die Philosophie und Geschichtschreibung entwickeln, welche ihm doch, als er seinen Dichterberuf mit voller Klarheit erkannt hatte, nur Mittel zum Zwecke wurden. Wieder ein Anderer könnte in Ausführung des tiefbedeutsamen Göthe'schen Worts:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

Ihnen aufdecken die Erfolge seines unverdrossenen, nimmer rastenden Strebens an dem Drama, auf der Bühne sein Ideal zu verwirklichen. Aber könnte irgend wer Ihnen auch beschreiben, was jeder Einzelne von uns für die Erleuchtung seines Geistes, die Bildung seines Herzens und Gewissens ihm schuldet? was er in den tausend und abertausend jugendlichen Gemüthern gewirkt, denen zuerst aus seinen Werken entgegenwehte der wunderbar stärkende und belebende Hauch idealer Dichtung? Könnte irgend wer beschreiben — wovon Sie, verehrte Frauen und Jungfrauen, als einer theuren Erfahrung das dankbarste Gedächtniß festhalten — die stille Lust, den süßen Schmerz, die edlen Regungen, die seine Poesie in dem Mädchenherzen weckt, in jener halb träumenden, halb wachenden Zeit, wo die Knospe zur Blüthe sich erschließt? was sie in dem Knaben wirkt, der, noch ohne klares Bewußtsein der darin verborgenen tiefen Schätze, die Balladen recitiren lernt, und zum Jüngling reifend, die Ideen-Poesien, die großen Kulturgedichte, die Dramen in sich

aufnimmt? Können wir mit dem Verstande ermessen, welchen Einfluß die Macht der Schönheit, die Erhabenheit der Gesinnung in diesen Dichtungen auf die Sittlichkeit der heranwachsenden Generationen übt? wie viele sie getrieben, und heut und ferner treiben wird:

„daß sich spannt des Fleißes Nerve, daß beharrlich ringend unterwerfe der Gedanke sich das Element; wie viele sie spornt zu dem „Ernst, den keine Mühe bleichet.“ und dem allein nach unseres Dichters Wort „rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born.“

Wahrlich, wenn wir diesen Gedanken ausdenken von den unschätzbaren sittlichen Wirkungen des Dichters, wir werden sagen:

Wenn die bürgerliche Gesellschaft recht und wohl thut, den großen Königen und Staatsmännern, die sie mit Kraft und Weisheit gelenkt, den großen Helden und Feldherrn, die sie mit Tapferkeit beschützt, Denkmale zu setzen in Erz und Stein; sie handelt nicht minder recht und würdig, wenn sie — wie es ja nun auch in dieser Stadt beschlossen und begonnen ist — ein Gleiches thut den Sängern des Volkes, die durch die schöne Verkündigung des Guten und Wahren der Gemeinschaft sittliche Glieder heranbilden.

Und Schillers Dichtungen haben noch unmittelbarer auf das politische Schicksal unseres Volkes gewirkt. Oder wer wollte den bedeutsamen Einfluß verkennen, den es auf die des öffentlichen Lebens entwöhnte Nation geübt haben muß, daß Schiller, am Vorabend der ungeheuren Krisis, die ihr bevorstand, das Bild der Völkergeschichte vor ihr entrollte, daß er Könige

und Helden die deutsche Bühne beschreiten ließ, die bisher nur gewohnt war, den kleinbürgerlichen Jammer sich breitmachen zu sehn, daß er für Freiheit und Vaterland zu jedem Opfer bereit, und von der Begeisterung für diese Güter über ihren Stand, ja über ihr Geschlecht hinausgehobene Gestalten einem Volke zeigte, welches in kleinlichen Interessen zu verkommen drohte, daß er die Weltgeschichte als das Weltgericht dem sinnlichen Auge vorführte. Denn, um auch hier mit dem Sterbelied zu reden, das dem Unsterblichen der Freund gesungen:

Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —

Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen, sie durchtobten ja damals, als Wallenstein, als die Jungfrau, als Wilhelm Tell über die Bretter schritten, welche die Welt bedeuten, die wirkliche Welt, sie wälzten sich näher und näher heran zu der Dichter friedlichem Asyle, sie sollten schon ein Jahr nach Schiller's Tode da, wo er gefleht hatte:

Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben

den Tag durchkämpfen, der des Vaterlandes tiefsten Fall entschied. — Es ist von ihm durch glorreiche That erstanden. Es gedenkt in unauslöschlicher Dankbarkeit seiner Helden, der be-

geisterten Schaaren, die den großen Kampf siegreich bestanden. Gedenken wir heute auch des geistigen Antheils, den der Gefeierte dieses Tages an dem Aufschwung jener Zeiten hatte, wo so manches Jünglings Muth, der zur Fahne zog, befeuert wurde durch das großartige Soldatenlied:

Wohlauf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!

wo in tausend Herzen der Mahnruf hallen mochte:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Freilich, nirgend bei großen Entwickelungen im Völkerleben läßt sich abwägen, läßt sich beweisen, wie stark dieses, wie stark jenes Motiv eingewirkt. Aber daß von den Geisteskämpfern unseres Volkes, welche die fränkischen Sclavenketten gebrochen, die unsere Literatur getragen, vor allen Schiller geholfen hat, auch die äußeren Bande zu sprengen, in die uns Frankreich geschlagen hatte, — dieser Vorstellung wird, ohne zu irren, die dankbare Empfindung gegen den Gefeierten sich hingeben dürfen.

Aber nicht die Dankbarkeit, deren mannigfache Motive ich anzudeuten versuchte, allein ist es, welche der Stimmung unserer Feier den Inhalt giebt. Es lebt in ihr noch ein anderes Gefühl, es lebt in ihr auch: Stolz! Ja, Gott sei Dank, endlich einmal deutscher Stolz!

Wie Göthe den frischen, gewaltigen, den lauten Schmerz über den Tod des geliebten Freundes durch das „stolze Wort" übertönen ließ: „Er war Unser!" so mag auch heute, wo der Schmerz über das Vergehen des Vergänglichen vergangen ist in

der Freude über das, was uns Unvergängliches von ihm geblieben, jener stolze Ruf: „er war unser!“ das Textwort dieser Freude sein, dieser Freude, die kein Sinnengenuß, kein äußeres Glück erregt hat, die vielmehr, wie die von ihm besungene, der Götterfunken ist, an dem die Flamme reinster Begeisterung sich entzündet.

Ja er war unser; nicht bloß, weil er äußerlich unserer Zeit nahe steht, unserem Volke angehört, sondern weil er mit den tiefsten Wurzeln seiner geistigen Existenz in unserm Zeitalter, in unserer Nationalität wurzelt: weil die Gedanken, die Gefühle, die Stimmungen dieses Zeitalters in ihm einen der mächtigsten Verkünziger fanden, weil er wesentlich dazu beitrug, ans Licht zu fördern, was unentdeckt in dem tiefen Schacht des Gemüthes unseres Volkes ruhte. — Wenn ich damit Schiller als einen echt modernen, echt deutschen Dichter hinstelle, können mir etwa als gültige Einwendungen entgegengestellt werden seine Vorliebe für die antike Kunst, sein klassischer Idealismus, seine hie und da hervortretende Neigung für Stoffe oder Kunstmittel, welche der Wirklichkeit, die ihn umgab, fern lagen? Diese Erscheinungen in seiner Entwickelungsgeschichte sind öfter getadelt, mindestens beklagt worden, ohne daß immer genügend erwogen worden ist, wie denn die geschichtliche Wirklichkeit beschaffen war, die unsern Dichter umgab und welch ein Unterschied obwaltet zwischen der nationalen Existenz Deutschlands im 18. Jahrhundert und dem politischen Zustand von Hellas zur Zeit der griechischen Tragiker oder Englands zur Zeit William Shakespeares. Und wenn es auch wahr ist, daß Schiller seine Kraft zuweilen in einer Weise

verwendet hat, die einzelnen seiner Schöpfungen die durchschlagende Wirkung auf die Masse entzogen, wenn in anderen die Beziehungen auf die griechische Welt das allgemeine Verständniß erschweren, hätte er der populärste Dichter unseres Volkes werden können, wenn er nicht trotz alledem und alledem vor Allem modern und deutsch wäre? Er ist es, um aus dem Kreise seiner Weltanschauung, — wie es in dieser Versammlung sich ziemt, — vornehmlich diese und diese bedeutungsvollste Beziehung herauszugreifen, er ist es im eminentesten Sinne in seiner Auffassung der weiblichen Natur. Oder wer hätte inniger und tiefer ausgesprochen, was das Weib dem Deutschen gilt und giebt, als der Dichter von „Würde der Frauen?“ und wo ist die deutsche Braut, die deutsche Hausfrau so lieblich, so treu geschildert, als in dem Liede von der Glocke? Wie hat dem Dichter hier sein reines Gemüth und seine tiefe Ehrfurcht vor den sittlichen Grundlagen der Gesellschaft die schönsten Schilderungen des deutschen Hauswesens eingegeben. Und wenn er die Gesellschaft selbst bezeichnet als getragen durch die heilige Ordnung „die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet,“ wenn er schildert: wie in ihr „sich tausend fleißige Hände regen, in der Freiheit heil'gem Schutz,“ wie sie dem Könige die Ehre seiner Würde, dem Bürger die Ehre seines Fleißes giebt, faßt er da die staatliche Gemeinschaft nicht durchaus im Sinne des modernen, des deutschen Geistes? Wer aus einzelnen Aeußerungen einer wehmuthsvollen Resignation schließen möchte, daß in dem Manne, der in ungebändigter Jugendkraft angestürmt war gegen die Unnatur bestehender sozialer Verhältnisse, daß in dem Schöpfer des Marquis

Posa, nach den politischen Erschütterungen, welche er erlebt, der Antheil an den realen Verhältnissen des öffentlichen Lebens erkaltet sei, und daß er, abgewendet von der Gegenwart, die Freiheit nur noch „in dem Reich der Träume" gesucht habe, der kann — anderer Beweismittel zu geschweigen — aus jenen bekannten Strophen, deren Inhalt ich eben in Ihr Gedächniß zurückgerufen, erkennen, wie unserem Dichter auch auf der Höhe seines Lebens die harmonische Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände aus dem Prinzip der bürgerlichen Freiheit am Herzen lag. Freilich hatte es ihn, wie so viele andere Mitlebende und Mitstrebende um schöne Hoffnungen für die Menschheit ärmer gemacht, daß, als der geistigen Revolution der deutschen Sturmperiode die wirkliche Revolution jenseits des Rheins gefolgt war, diese statt in freiheitliche Staatsordnungen in blutigen Despotismus ausging. Aber diese Erfahrungen konnten seine tapfere Seele jenem Prinzip nicht entfremden, sie konnten ihn nur bestimmen, es tiefer zu fassen. Solcher Vertiefung danken wir Aussprüche wie diesen:

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reib'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Darin liegt ihm die Auflösung des Problems, mit welchem wir ihn immer und immer wieder beschäftigt finden, des Problems:

den Gegenſatz der Harmonie in der Natur und der Unvollkommenheit der Kulturwelt aufzuheben: durch die geiſtige Freiheit zur harmoniſchen Ordnung zurückzukehren, wieder zu gewinnen für die moderne Zeit, was nach ſeiner Auffaſſung die ſchöne Welt Griechenlands beſeſſen. Als die größten Hinderniſſe, welche dem Fortſchritt zu ſolchem Ziel entgegenſtanden, betrachtete er die Erſchlaffung der ſogenannten höheren, die Rohheit der untern Stände, welche er in der ihn umgebenden Wirklichkeit wahrgenommen hatte. Die Kunſt — ſo meinte er — müßte die Nation erſt über den kümmerlichen Zuſtand, in dem er ſie vorgefunden, innerlich erhoben haben, ehe eine Beſſerung der äußeren Formen ihrer Exiſtenz zu erwarten ſei. So eng hing ſein künſtleriſches und ſittliches Ideal zuſammen, und ſo überwiegend iſt in ihm das ſittliche Pathos, daß ſein Dichten nicht ſowohl das ſtille Ablöſen der aus der poetiſchen Stimmung erwachſenen Frucht iſt, als das bewußte Streben, vorwärts zu kommen und die Menſchheit vorwärts zu treiben. Den Erfolg ſolchen Strebens für die Welt — dieſe Säkularfeier verkündet ihn in dem Dank und Jubel von Millionen Deutſcher, ſie verkündet ihn in den Zungen aller Kulturvölker der Erde. So konnte nur ein Geiſt wirken, der gewaltig fortſchritt „in's Ewige des Wahren, Guten, Schönen“ und hinter dem „im weſenloſen Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

Wieder und wiederum, verehrte Anweſende, habe ich den tiefſten Ausdruck für die Größe des Gefeierten nur in jenem erhabenen Epilog ſeines Lebens finden können, den ihm der Freund geſprochen. Es iſt die ergreifendſte, die würdigſte Erſcheinung

vielleicht in der Kulturgeſchichte aller Völker, dieſe Freundſchaft unſerer Dioskuren, weil das unzweideutigſte Zeugniß für Beider **ſittliche** Größe. Mit einer wahrhaft rührenden Verehrung, ja man könnte faſt ſagen Demuth, drückt Goethe ſich überall aus, wo er von Schiller redet. Um neben jenem herrlichen öffentlich geſprochenen Wort, von den dem Privatleben angehörigen Aeußerungen nur eine weniger bekannte zu erwähnen: Goethe ſagte nach Durchleſung einer Aufzeichnung von Tiſch- und Theegeſprächen Schillers:

> Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitze ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſche, wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rückſicht und Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein.

Wenn Schiller hier von Goethe ſelbſt als ein unerreichtes ſittliches Ideal anerkannt wird, dann haben wir anderen ſchwachen Menſchenkinder gewiß alle Urſache, an dieſem Ideal mit Bewunderung, mit dankbarer Verehrung hinaufzublicken; weil es aber unſer nationales Daſein iſt, was in ihm ſich idealiſch verklärt, haben wir ein Recht zugleich ſtolz in die Welt zu rufen:

Er iſt unſer!

So bleibe er unſer bis in die fernſten Zeiten! So bleibe er uns und wir ihm! Wir ihm, indem wir nacheifern dem Vorbild ſittlicher Energie, das er aufgeſtellt, und indem wir Alle, der Miniſter wie der Volksſchullehrer, der Gelehrte und der Künſtler, wie der gewerbfleißige Bürger, jeder an ſeiner Stelle und nach

Da ich in meinem letzten Briefe des Auspochens erwähnte, so muß ich nun hinzusetzen, daß es ganz notorisch ist, daß — Sch.... die Auspocher bestellt und vorher angeworben. Ich schreibe Ihnen dieß zu jedem Gebrauch, denn es ist stadtkundig, nur will ich es nicht Ihnen geschrieben haben. So behauptet man auch, daß der Verfasser der erwähnten Beurtheilung in der Ungerschen Zeitung nicht Woltmann, sondern Herr Iffland selber sey.

ſeinem Vermögen, dienen der hohen Aufgabe, welcher Er ſich mit ſeiner gewaltigen Geiſteskraft geweiht hatte: durch Ausbreitung der Bildung und Humanität immer mehr zu verdrängen ſo Erſchlaffung, wie Rohheit,

Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme,

Deutſche Männer, deutſche Frauen und Jungfrauen! dem Andenken Friedrich Schillers, dem ewigen Leben und Wirken ſeines Geiſtes im deutſchen Volk

ein Hoch!
ein dreimal donnerndes Hoch!

Rede des Profeſſors Dr. Hotho.

(Feſtmahl im Krollſchen Saale am 11. November.)

Hochgeehrte Verſammlung!

Ihr ſtürmiſches Hoch gab dem Vorredner Recht, Schiller als Menſchen voranzuſtellen.

In letzter Vollendung der Poeſie, in tieferer Ergründung der Menſchen und Dinge, in reicherer Kenntniß überbietet ihn Mancher: Der Adel der Seele, der bleibt ſein Ehrenkranz, unverlierbar. Daß dieſer Adel bewältigend fortwirkt, das feiert heute das deutſche Volk.

Dennoch, was Schiller bringen mag, Er will nicht durch

Größe der Sache allein, er will uns erſchüttern durch die kühne Neuheit und Weihe der Form.

Geſtatten Sie mir, den Verlauf auch dieſer Triumphe hervorzuheben.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch war die Nüchternheit und Moral der Proſa in die deutſche Dichtung tief eingedrungen. Der rhetoriſch erhabene Klopſtock, der ſpielend ſcherzende, weiſe Wieland, der kritiſch befreiende Leſſing hatten ſie keineswegs völlig ſchon überwunden. Eins fehlte ihnen: Urſprüngliche Kunſt. Gewaltſam bricht ſie ſich endlich Bahn. Lenz, Klinger, Goethe erheben ſich. Naturverbrüderung wird zur Loſung. Der angeborene Genius ſoll walten, nicht der erzogene; der Naturlaut verjüngten Gemüths ſoll die Sprache der Schule und Logik beſiegen.

Fern von ihnen wächſt Schiller auf. Auch Er in Sturm und Drang. Doch gegen einen ganz anderen Feind, der nicht ſchon dem Lichtſtrahl der Schönheit weicht: gegen Kerkerdruck der Verhältniſſe, ſchmachvollen Mißbrauch, Laſter, Schlechtigkeit Hoher wie Niederer. Je rieſengrößer das Ungethüm, je ungezähmter der Thatenſturm, der die empörte Natur an Bosheit und Mode zu rächen hat.

In dieſem dramatiſch wühlenden Kampfe, dieſer ſchwärmenden Lyrik kann Schiller uns nicht einen goldklaren Wein in Kriſtallſchalen bieten. Die tumultuariſch erobernde Form entſpringt dem lodernden Inhalt ſelber.

Doch ſeine Helden erfahren in bitterer Tragik, daß nur ein gefälſchtes Bild der Welt ſie aufgeſtachelt zu falſchem Anſturm.

Mit gehelltem Blick ſchon für läuternde Schönheit, — noch ſchwärmend in Durſt nach Freundſchaft und Freiheit — ſchließt Schiller ſeinen Don Karlos ab. Die ſpaniſche Kirche, Philipps Thron muß er unerſchüttert fortbeſtehen laſſen. Deſto unwiderſtehlicher treibt es ihn, den ſiegreichen Abfall der Niederlande als treuer Hiſtoriker zu berichten; minder in Thatſachenerforſchung genau, als klar im Verſtändniß des Menſchlichen, lebendig in Schilderung und frei in gereiftem Urtheil.

Er lebt jetzt unter dem Fürſtenpaar, das ihn hochhält. Er ſelbſt wird Gatte, Vater. Er lehrt und erhebt die ſtaunende Jugend. Und in der Wirklichkeit mehr und mehr weiß er die heiligen Güter alle gerettet, die erſt verderbt und verloren ſchienen. Nur die höchſte Veredlung der Menſchheit gilt es noch. Für ſie mitzuwirken auf neuer Bahn ſoll ſein Ziel und Lohn ſein.

Schon aber legt ihm ſchweres Erkranken neue Feſſeln um Bruſt und Schläfe. Auch dieſem Dornenpfad folgt er, echt chriſtlich, in ſtummer Geduld; in der ſtillen Entſagung, die ſelbſt aus den Leiden nur Kraft ſich ſammelt zu lichterem Aufblick und reinerer That.

Er bedarf dieſes Muthes. Noch iſt viel in ihm auszugleichen. Der ſtrengſte Richter gegen ſich ſelbſt, fühlt er tief, daß die Einbildungskraft ſein Denken, der kalte Verſtand ſeine Dichtung ſtört.

Kant, der nordiſche Genius deutſchen Verſtandes, entzieht ihn auf lange der Poeſie. Doch auch als Denker über Kant hinaus ſchöpferiſch, forſcht Er dem Beruf des künſtleriſch ſchaffenden Genius nach, um durch ihn, ſich die Räthſel der Welt zu löſen. Das wirkliche Leben, — erkennt er, muß dem nothwendigen

Zwieſpalt verfallen bleiben von Trieb und Pflicht, Bedingtheit und Freiheit. Der Schönheit allein iſt die Macht vergönnt, den verlorenen Einklang herzuſtellen. Nicht im wirklichen Leben ſelber: als deſſen lebendig befreite Form.

Dies Friedensamt mache das Kunſtwerk zum Spiel, gehorſam nur dem eigenen Geſetz, keinem Nebenzweck dienend, und nur durch vollendete Schönheit ſchon ein milder Erzieher.

Durch ſolche Gedanken der Laſt noch weiter ergründenden Denkens ledig, weiht Schiller ſein Wirken jetzt einzig der Kunſt. Er trennt ſie vom ſonſtigen Leben los, weit und weiter, zu einſamer Würde. In ihr Aetherreich ſoll aus dem Lebensgewühl nur ſo viel dringen, daß nicht Individuum nur Gattung werde.

Das reinſte Maaß dieſer Läuterung war dem Alterthum natur- und kunſtwahr zugleich gelungen. Goethe hatte es, ſeinen Sinns, ſchon jenſeits der Alpen ſich angeeignet. Schiller gewinnt es in Goethen ſelber.

Sie ſtehn ſich jetzt nahe; immer ſich fördernd, immer befeuernd: Goethe gefeſtigt durch Schillers Strenge; Schiller in dem gehobenen Gefühl: „dem Vortrefflichen gegenüber gäb' es keine Freiheit als die Liebe.“

So ſtehn ſie Caſtor und Pollux da, — nicht Einer ſterblich, durch Wechſelliebe unſterblich Beide.

Was Schiller in dieſem Bunde vollbracht, wir hören es ringsher aus jedem Munde.

Er geht im Gedicht jetzt den Götterſchritt, der befriedigt über dem Irdiſchen wandelt.

Statt der Leichenphantaſien ſpricht der Metallton der Glocke

ſein heiligend Wort über alles ſittlich Beglückende; ſtatt des Verbrechers aus verlorener Ehre beſingt er den Drachen-, den Löwenkampf und taucht in die Tiefen des Meeres nieder. Die Bühne ſchließt er zur Weltbühne auf: ſtatt der Räuber mit Wallenſtein, ſtatt Fieske's mit Tell, ſtatt Kabale und Liebe mit der Braut von Meſſina — ihm ſelber die Krone dramatiſcher Kunſt, von der vollſten Pracht ſeiner Lyrik umglänzt.

Er vollbringt noch Höheres. Deutſche Empfindung, deutſchen Geiſt bringt Er zu Ehren bei allen Völkern. Sie beneiden ein Feſt, das Keinem noch ſo beſchieden war. Kein Feſt der Erinnerung nur: wie Er in ſich ſchon Süden und Norden verflecht, ein Feſt der Liebe, der Einigung in der Ehrfurcht vor dem Ernſt Seiner Größe.

Dieſe Ehrfurcht ſoll fortwalten immerdar, daß der Deutſche Ihm gleiche von Geſchlecht zu Geſchlecht: in Leiden und Glück nach jedem höheren Gut begierig; treu in Glauben, im Handeln ſtark, rein in Sitte, tief in Erkenntniß, herrlich in Kunſt.

Das Land, das ihn geboren und großgezogen,
Das einige Deutſchland, das Herz Europas,
es lebe hoch!
Der Dichter der Deutſchen, auch wo ſie wohnen,
Friedrich von Schiller,
er lebe hoch!

Rede des Professors Dr. Virchow.

(Festmahl im Krollschen Saale am 11. November.)

Nachdem Sie, hochverehrte Anwesende, aus dem beredten Munde der Männer, welche vor mir gesprochen haben, Schillers dichterische und nationale Bedeutung haben entwickeln hören, so fürchten Sie vielleicht, daß es meine Aufgabe sei, Ihnen ein Bild seiner ärztlichen Thätigkeit zu entfalten. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall. Denn obwohl Schiller aus eigenem freien Entschlusse das Studium der Medizin erwählt hatte, und obwohl mein Freund Palleske auch in dieser Richtung die Reputation des großen Mannes in sorglichster Weise zu schützen bestrebt gewesen ist, so hat doch ein sonderbares Mißgeschick es verhindert, daß jemals in der Familie Schillers das ärztliche Wissen einen hohen Stand erreicht hat. Der Vater war vom Feldscheer allmählich zum Hauptmann und Major aufgestiegen, der Sohn wurde als Regiments-Chirurg landflüchtig, um sein Anrecht auf den Thron der Dichterfürsten mit stürmender Hand zu verfolgen. Wunderbar genug! Dieselbe Akademie, in deren eng umgrenzten Mauern der junge Mediziner Schiller die Räuber dichtete, ließ Georg Cuvier erst die Theologie und dann das Rechtsstudium vergessen um der Anatomie willen; der größte und geistvollste Kenner des Thierreichs, der zuerst gelehrt hat, auf den steinernen Blättern der Erdrinde die Geschichte thierischen Lebens zu lesen, hat die Richtung seines Forschens in der Karlsschule empfangen. Realismus und Idealismus gedeihen auf demselben Boden, zwei gleich-

kräftige Stämme, zum Beweis, daß der Menſch nicht ein ſo einfaches Erzeugniß äußerer Verhältniſſe iſt, wie einſeitiges Wiſſen es glauben machen möchte: die inneren Anlagen können wohl verkümmern unter dem Druck der äußeren Lage, ſie können ſich mächtig entfalten unter der Gunſt des Geſchickes, aber ſie ſind da vor der Lage; ein früheres Geſchick hat ſie geſchaffen.

Woher hat Schiller ſeine Anlagen? Seine körperliche Bildung glich, wie alle Zeugen ausſagen, der Mutter, und gewiß iſt es kein Zufall, daß unter ſeinen Nachkommen wieder die weibliche Linie es iſt, welche das Bild des Vaters am treueſten wiederſpiegelt. Es ſind nun 5 Jahre her, daß ich das Glück hatte, zu Würzburg den ganzen, freilich kleinen Ueberreſt der Familie verſammelt zu ſehen. Der älteſte Sohn, würtembergiſcher Forſtmann, und der einzige Sohnesſohn, öſterreichiſcher Offizier, ſchienen mehr den großväterlichen Typus (unterſetzter Bau, ſtarker Kopf, ſanguiniſch-phlegmatiſches Temperant) wiederzugeben; jedenfalls war es ſchwer, in ihnen die Art des Dichters zu erkennen, welche doch die ſchlanke, hohe Geſtalt, der zugleich ſcharf und fein gezeichnete Kopf, die blaſſe, nervöſe Erſcheinung der jüngſten Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen, in überraſchender Weiſe darbietet. So mag es wohl geſtattet ſein, auch die innere Anlage, die Treue, die Zärtlichkeit, die Mäßigung, die Anerkennung fremden Verdienſtes, die Richtung auf das Ideale in höherem Maaße der Erbſchaft der Mutter zuzuſchreiben, als es gewöhnlich geſchieht.

Ganz ſicher iſt es, daß auf den Gang ſeiner ſpäteren Entwickelung Frauen den größten Einfluß hatten. Zuerſt ſeine treff-

liche Schweſter Chriſtophine, die nächſte Vertraute des Knaben, die ausdauernde Freundin des Mannes. Früh wendet ſich ſeine Begeiſterung in der klöſterlichen Abgeſchiedenheit der Akademie der einzigen Frau zu, welche den Schülern naht, angethan mit dem Gewande der Schönheit und zugleich der Erhabenheit, der Gräfin Franciſca. Dann kommen die Wolzogen's, Mutter und Tochter, Louiſe Viſcher, Charlotte von Kalb, Caroline Beck, Sophie Albrecht, die Familie Körner, endlich die Schweſtern von Lengefeld. Immer war er liebesbedürftig, aber auch immer reich an Liebe, getragen und gehoben durch die aufrichtigſte Neigung, die edelſte Hinneigung! So ſehr bedurfte er ihrer, daß, wo immer er ihrer entbehrte, ſein Geiſt ſchwer- und kleinmüthig auf ſich zurückging; ſo ſehr hob ſie ihn, daß auch in den kummervollſten Tagen mit ihrer Hülfe er tapfer auszuharren vermochte!

Die Männer haben den Vergleich nicht zu ſcheuen. Was ihm der opferfreudige Muth ſeines Streicher, die verſtändige Hülfe Reinwald's, der großmüthige, uneigennützigſte Beiſtand Körner's, die umfaſſende Bildung Wilhelm von Humboldt's, was ihm endlich die Freundſchaft des gewaltigſten Goethe waren, wer wollte es bezweifeln? Sie waren es, die ſein äußeres Geſchick beſtimmen, die ſeinem Wiſſen Breite, ſeinem Blick Freiheit, ſeinem Streben Ziele geben halfen, aber die volle Begeiſterung, das ſtete Ringen nach dem Ideal, die ſinnliche Erregung des Künſtlers — dieſe floſſen ihm reich und immer neu aus dem Herzen ſchöner Frauen zu. Wie konnte es anders ſein bei einem Dichter, der das Ideal der Schönheit mit ſo brennender Gluth aufſuchte! Erſt die Ehe giebt ſeinem Herzen Ruhe, Befriedigung, Gleichgewicht, und erſt

von da an quillt ganz ungeſtört und unerſchöpft jener wundervolle Born dramatiſcher Dichtungen, vor denen wir im Zweifel ſtehen, ob wir mehr die Gewalt der Sprache oder das Maaß des Gedankens, oder die Sicherheit des Zieles anſtaunen ſollen.

Vieles haben ihm die Frauen gegeben, aber weit Mehreres hat er ihnen zurückerſtattet. Wem mehr, als ihm, der die Würde der Frauen in faſt ungerechtem Gegenſatze gefeiert hat, verdankt das weibliche Geſchlecht jene Sicherheit der Stellung, welche es gegenwärtig in Deutſchland, zumal im Norden, einnimmt? Denke man doch nur an das, was vor ihm war, ſo wird es leicht erhellen, wie durch ſeine Dichtung die deutſche Frau erſt ganz und vollſtändig als Frau anerkannt iſt.

Es iſt freilich lange Zeit her, als die germaniſchen Stämme zuerſt in das Licht der Geſchichte traten und durch ihre ſtrenge und keuſche Ehe, durch ihre Schätzung weiblicher Würde das Staunen des Römers erregten. Da galt das Weib nicht als die Nutzen und Genuß bringende Dienerin des Mannes, wie ſie das entartete Alterthum, wie ſie noch jetzt der Orient kennt; da fehlte ſelbſt jener Schatten von Unterordnung, welcher ſchon die helleniſche Heroenzeit verdüſtert. Da war das Weib die treue Gefährtin, die ſtarke Helferin des Mannes, wie ſie noch jetzt auf den einſamen Höfen Norwegens waltet.

Aber das Verderben kam von Süden her, mit der Bildung. Die Sitte verfiel, da ſelbſt die Kirche nicht Stand hielt, und als endlich eine immer ſchroffere Spaltung des früher einigen Volkes ſich in ſtarren Standesunterſchieden feſtſtellte, da konnte keine Poeſie das Weib mehr retten. Weder Minne- noch Meiſterſang

gaben dem adligen oder bürgerlichen Weibe zurück, was ihm der Volksgesang gewährt hatte. Die bloße Sinnenlust, auch wenn sie die Mystik des Marienkultus in sich aufnimmt, kann wohl eine Zeitlang in die schmalen Grenzzäune äußerer Zucht eingezwängt werden, aber bald sinken diese zertrümmert zusammen und herein bricht jenes wüste Sinnenleben, das noch zu Schillers Zeit die Höfe und den Adel gefangen hielt und dem auch Bürger und Bauern nicht zu entfliehen vermochten. Aber doch blieb unter diesen noch die Tradition der alten Sitte am meisten wirksam, und von hier aus war es, daß Schiller zuerst in seiner Louise Miller die erschlafften Gemüther tief zu erschüttern wußte. Es ist kein Widerspruch, daß er fast immer unter Frauen des Adels seine geliebtesten Freundinnen hatte, denn nur hier fand er die Bildung, welche sein Geist forderte, aber es ist darum nicht minder wahr, daß er erst in seinem letzten Werke, in dem bäuerlichen Drama des Tell, einen Stoff fand, das in sich gesicherte und beglückte Familienleben zu schildern. So sehr strebte er über sich selbst hinaus, daß er denjenigen Stoff, den er selbst als den höchsten ihm vorschwebenden bezeichnet hat, das heroische Idyll von der Vermählung des Herakles mit der Hebe, niemals zu bewältigen vermochte.

Was er in der Dichtkunst nicht ganz erreicht, im Leben ist es ihm geworden. Die Schranken der Stände sind gebrochen, der Bund der Sittlichkeit mit den Sinnen, den er zuerst philosophisch zu ergründen suchte, ist geschlossen. Die deutsche Frau ist wieder, was sie sein soll, das schöne Ziel sittlichen Strebens, die beglückende Bewahrerin lieber Pflichten. Möge es immer so

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

bleiben! Mögen die deutſchen Frauen ihrem Volke immer ſein, wie ſie dem ſtaunenden Römer erſchienen!

Und jetzt, meine Herren, füllen Sie Ihre Gläſer und laſſen Sie uns unſeren Frauen den Dank des Dichters von Neuem darbringen! Geſtatten Sie mir, daß ich zuerſt aus ihren Reihen die fürſtlichen Frauen des weimariſchen Hauſes, die treuen Pflegerinnen ererbter Familiengröße, daß ich die einzige noch lebende Tochter des Dichters beſonders hervorhebe!

Die Frauen — ſie leben hoch!

Prolog.

Von **Paul Heyſe.**

(Geſprochen im Königlichen Schauſpielhauſe.)

Die tragiſche Muſe ſpricht:

In großer Stunde, an geweihtem Ort,
Wo Jeder lauſcht, — wer nimmt zuerſt das Wort?
Den theuren Namen, der in dieſem Haus
Auf allen Lippen ſchwebt, — wer ſpricht ihn aus?
Nicht unberufen trat' ich vor Euch hin,
Der Deutſchen Bühne greiſe Hüterin,
Die Muſe, die dem irren Menſchengeiſt
In frommem Schauder ſeine Grenze weiſt.
Denn wer iſt, der an Schiller's Ehrentag
In freud'gem Dank mich überflügeln mag?

Ward nicht der Kranz, der meine Schläfe ſchmückt,
Von ſeiner Hand mir voll auf's Haupt gedrückt?
Lag ich nicht tief im Schlaf, da mit dem Britten
Frankreich und Spanien um den Lorbeer ſtritten?
O Zeit der trägen Schmach! Durch meinen Traum
Vernahm ich Tellheim's und Galotti's Stimmen,
Sah einer Zukunft Morgenröthe glimmen
In Natan's mildem Blick — und achtet's kaum;
Und achtet's kaum, daß Gögens Eiſenhand
An meine Thür gepocht — bis Er erſtand.
In meine Ruhe ſtürmt ſein Siegeslauf,
Beſchämt, beſtürzt ſchlug ich die Augen auf
Und trat, von ihm geführt, aus meiner Haft,
Umſtrahlt von Flammen heil'ger Leidenſchaft,
Ein wilder Fehderuf mein erſtes Stammeln.
Um meine Pfade lehrt' er mich verſammeln
Was freigeboren war und gut und jung
Und gläubig lechzte nach Begeiſterung.
Doch als das Lebensblut, das lang geſtockt,
In brauſend ſchwoll, vom Frühlingshauch geleckt,
Wie trat in mütterlich beſorgtem Sinn
Natur ſo ernſt zu ihrem Liebling hin
Und wies ihm, der dem Ew'gen ſich geweiht,
In der Geſchichte Buch das Bild der Zeit
Da rang im Sturm und Drang, der ihn umgab,
Er ſeinem Buſen Maß und Klarheit ab,
Da beugt' er, kaum befreit durch kühne Flucht,
Sich ſelber unter des Geſetzes Zucht,
Und aus dem Meer, das allen Trotz entſiegelnd
Mit der Vernichtung Schrecken ihn umwallt,
Stieg auf, im Antlitz die Gestirne ſpiegelnd,
Der Schönheit unvergängliche Geſtalt.

(Gedämpfte Accorde.)

Gegrüßt, ihr Schatten, deren ſtolzer Reigen
So wohlbekannt mir heut vorüberſchwebt!
Nicht trauervoll dürft ihr die Wimper neigen;
Dies iſt kein Todtenfeſt: der Todte lebt,
In euch, in uns. An des Jahrhunderts Neige
Wie ſteht er ſchön mit ſeinem Palmenzweige!
Du aber ſchreiteſt freudenlos voran,
Du Räuberfürſt, ein ausgeſtoßner Mann,
Der ſich vermaß in loderndem Erkühnen,
Durch Frevelthat die Schuld der Welt zu ſühnen.
Unſel'ger Irrthum! Niemand heilt die Welt
Der außer ihrem Friedensbann ſich ſtellt. —
Wer folgt dir, der ſo hoch die Stirne trägt
Und um die Schultern, freier Pflicht zu ſchwach,
Den herzoglichen Purpurmantel ſchlägt?
Der Mantel fällt — ſo muß der Herzog nach.
Dich trog der Schein — geh unter, Flackerſtern!
Der Selbſtſucht Schlacken bargeſt du im Kern,
Und ſpurlos über deinem Sturz einher
Rollt ſeine Flut das unfruchtbare Meer. —
Ihr aber heilt gebietriſch Zoll der Thränen,
Ihr troſtlos Liebenden. Ach, ſo zerſchellt
Das weiche Herz am ſtarren Haß der Welt,
So kann der ſchönen Jugend reinſtes Sehnen
Nicht ſprengen ihrer Feſſeln ſchnöden Druck,
Und ſtatt der Myrthe mit Cypreſſenſchmuck
Kränzt euch der Tod — Luiſe — Ferdinand!
Vorbei! Ein König naht. Um ſeine Stirn
Seh' ich den Nachtſchwarm bleicher Sorgen ſchwirren,
Ein Bettler in des Erdengotts Gewand,
Rings um ihn her verödet Haus und Thron!

Bayerische Staatsbibliothek München

Du Mann des Argwohns, haſſeſt du den Sohn,
Weil alle Herzen, die ſich von dir wenden,
Ihm ihrer Neigung vollen Schatz verſchwenden?
Nach einem Menſchen rieſſt du in der Noth
Der Einſamkeit, und den ein Gott dir zeigte,
Dem ſich vertrauend deine Seele neigte,
Dein blinder Wahn verſtieß ihn in den Tod.
Gieb Raum dem Größren, der zu deuten brennt
Die Räthſelſchrift am nächt'gen Firmament.
Friedland, die Sterne täuſchen! Durch die Nacht
Kreiſ't Tücke ſpinnend der Dämonen Macht
Und wirft dem, der an ſeinen Stern geglaubt,
Das Netz der Schuld verderblich übers Haupt.
Du blickſt dich um? Wem winkſt du mit der Hand?
Ihm, der um dich den frühen Tod gefunden,
Der neben dir wie deine Jugend ſtand?
Wie edel wallt ihr hin, wie ſchön verbunden!
Der Sturm, der euch geſtürzt, uns reißt er hin.
Und du auch, königliche Büßerin?
Wie nimmt der Reif auf deinen blaſſen Wangen
Den Dichter, der dein Richter iſt, gefangen!
Erhebe deine Stirn! Die bittre Flut
Des Schickſals wuſch dich rein von Tarnier's Blut;
Verklärt entſteigſt du deiner Leiden Bad.
Du aber, Jungfrau, lebſt durch deine That,
Du Hirtin, die der Herr zum Ritter ſchlug,
Die hoch zum Siege Schwert und Fahne trug.
Wer fällte dich in deiner Sendung Mitten?
O ſchöne Schuld — du ſelbſt! Denn nicht zum Heil
Wird je vom Weib der Männer Bahn beſchritten;
Ein friedeſelig Herz ward ihr zu Theil.
Die Heldin ſenkt das Schwert, aus Feindesangen

Mitleid, das ſie zum Weibe macht, zu ſaugen.
Wir aber ſtehn und ſehen tiefbewegt
Die Wunderkraft des vollen Herzens walten,
Die wie ein Blitz durch alle Wunder ſchlägt.
Und immer mehr der glänzenden Geſtalten?
Die Mutter dort, die ihre Tochter ſchaut
Feindſel'ger Brüder fluchumworbne Braut;
Und dort, den Knaben führend an der Hand,
Ihn, der vom Joch befreit ſein Alpenland!
Wer kennt es nicht, das Freiheitsſchwanenlied,
Mit dem der Geiſt des Dichters, ſchon umwittert
Vom Todeshauch, in reinre Lüfte ſchied,
Und deſſen Nachhall heut die Welt durchzittert?
(Die Muſik verklingt.)
Vorbei, ihr Schatten! Wehmuth faßt den Geiſt,
Gedenk' ich, daß mit ſeinem beſten Blut
Er euch genährt, da ihr ihn dicht umkreiſ't,
Sprachloſe Schemen aus der ſtygiſchen Flut.
Die ihr nun wandelt ewig ſchön und ſtark,
Zu ungeſtüm ſogt ihr an ſeinem Mark;
Mit Lebensglut durchglühte' er euren Staub,
Bis er dahinſank, ſelbſt der Schatten Raub.
Doch ich, in Nächten, wo er mit euch rang
Und Geiſterwort in ſtrenge Formen zwang,
Trat ſtill an ſeine Seite, ungeſehn,
Die Stirn ihm kühlend mit des Kranzes Wehn,
Die Lippe, der Geſang in goldnem Fluß
Entſtrömte, rührt' ich an mit ſanftem Kuß,
Und ſtand zu Häupten ihm an jenem Tag,
Da — ach, zu früh! — dies große Herz erlag.
Zu früh? Stirbt auch zu früh, wer ewig lebt?
Zu dem hinauf, in ihm ſich ſelbſt zu ehren,

Jugend und Alter sieh den Blick erhebt?
Und doch — Ein hohes Glück sollt' er entbehren:
Er fand kein Volk! Die Seele wandt' er ab
Der engen Gegenwart, die ihn umgab,
Und legte, lauschend auf der Zukunft Ruf,
Ans Herz der Menschheit, was er strebend schuf.
Er ahnte kaum, in schmerzlichem Entsagen,
Wie bald aus des Jahrhunderts bangen Wehn
Die junge Freiheit würde auferstehn
Und seinen Namen stolz im Banner tragen.
Er schied, bevor ein Deutschland ihm gedankt,
Was er der Menschheit gab. Doch sein Vermächtniß,
Wie auch entbrannt der Kampf der Geister schwankt,
Den Seinen blieb's in heiligem Gedächtniß.
Nun hocherfreut sehn wir sein edles Bild
Durch die bewegte Welt gewaltig schreiten,
Dem Göttlichen sein irdisch Recht erstreiten,
Das aus dem Born der ew'gen Wahrheit quillt;
Nun Erben jenes Heils, das Er entbehrt,
Ihr Nachgebornen, seid Ihr seiner werth,
Und seid es werth, geschaart zu seinen Füßen,
Mit Jubelruf den Genius zu grüßen

Rede von Julius Losker,

gesprochen auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Vor hundert Jahren — dieser Blick zurück,
Er ist zum Tageslicht im Vorwärts-Schauen;
Er ist an Kämpfen reich, an Sieges Glück,
Der volle Morgen strahlt aus Dämm'rungs-Grauen,

Es wollten Nebel, Wolken vor sich drängen,
Doch bricht die Sonne durch mit Jubelklängen. —

Das achtzehnte — welch herrliches Jahrhundert.
Zwei Friedriche, die groß durch That, durch Wort,
Sie glänzen ihm, in aller Zeit bewundert,
Der Deutschen Schiller und der Preußen Hort!
Die Macht des Fortschritts ließen sie erstehen,
Drum kann der Dichter mit dem König gehen!

Die Neun, die Zahl — welch räthselhaft Erscheinen —
Drei Dichter gab sie jener großen Zeit.
Die Neun und zwanzig — Lessing, diesen Einen!
Die Neun und vierzig — Göthe's Herrlichkeit!
Die Neun und fünfzig — Schiller's ew'ge Jugend
Den Sänger jeder Schönheit, — jeder Tugend!

Und der Novembertag, dem jetzt die Feier,
Die allgemeine gilt im deutschen Land,
Dem edlen Dichter, der in seine Leier
Für Wahrheit, Freiheit griff mit fester Hand;
Es ist der Tag zu großem Heil erkoren:
Auch Martin Luther ward an ihm geboren!

Drum seh'n wir jetzt sich alle Männer schaaren,
Als Heeresbann zur großen Geister-Schlacht,
Der Nacht Gespenster treiben sie zu Paaren,
Es leuchtet, wärmt der Gottes-Sonne Pracht!
Der sie geführt auf solchen Ehren-Bahnen,
Der Friedrich Schiller prangt auf ihren Fahnen. —

Der Friedrich Schiller, Meister der Gedanken,
Wie Meister schöner Form und Huldgestalt!

Mag er mit Blättern, Blüthen sie umranken,
Doch klar und scharf erscheint ihr Vollgehalt!
Was in gewalt'ger Denker Haupt erglühte,
Der Schiller lehrt es kindlichem Gemüthe.

Drum feiern wir den Friedrich Schiller Alle!
Drum steht sein Ruhm unsterblicher als Erz!
Es klingt Ihm hoch heut wie mit Einem Schalle!
Das deutsche Volk weiht Ihm sein deutsches Herz!
So lange Wahrheit, Freiheit, Recht bestehen,
Wird Deutschlands Volk Sein Schillerfest begehen!

Prolog von E. Brachvogel.

(Zur Eröffnung der dramatischen Festvorstellung auf dem Roellschen Theater zu Berlin den 10. November.)

Wie nach Olympia in verklung'ner Zeit
Der Griechen Völker jubelnd ausgezogen,
Bekränzten Haar's, in lichtem Feierkleid,
Umrauscht von der Begeist'rung mächt'gen Wogen,
Und aller Stämme Eifersucht und Groll
Verstummte vor dem heiligen Entbrennen,
Sich einmal wieder, gleichen Geistes voll,
Ein engverbunden, ganzes Volk zu nennen,
So einen heut' sich alle deutschen Zungen
Zu einem Lied, von einem Geist durchdrungen.

Vor hundert Jahren, selbst sich unbewußt
In trüber Dämm'rung, Deutschlands Völker schliefen,
Aus der sie, nicht des Sanges freie Lust,
Nein, die Trommeten wild zum Streite riefen.

Doch während Haß und Weh' die Welt durchzieht,
Germanien scheint zerrissen und verloren,
Dem Flecken Marbach hell ein Stern entglüht,
Ein Geisteslicht, durch Himmelshuld geboren,
Ein Leitstern von des dürren Lebens Qualen
Empor zum gold'nen Land des Idealen!

O Schiller, der in allgewalt'gem Drang
Aus seines Busen must'scher Wunderquelle,
Wonach die Zeit in Weh wie Lust nur rang
Entsandte auf der Dichtung Riesenwelle,
Des Vaterlandes freien Geist zu nähren,
Die Wahrheit zu entzünden allen Gau'n,
Die Schönheit neu dem Leben zu gebären,
Der Menschheit reinen Tempel zu erbau'n!
Du Fürst der Geister! Von den ew'gen Sphären
Sieh' her auf uns! Dein Volk kommt, Dich zu ehren!!

Hat größ'ren Genius noch die Welt gesehn,
Der so der Leyer Saitenspiel bemeistert,
Das deutsche Volk durch heilige Idee'n
Vom Throne bis zur Hütte tiefbegeistert? —
Die Hoheit seines Lied's hielt in der Schmach
Der Frankenherrschaft tröstlich uns zusammen,
Rief deutsches Selbstbewußtsein wieder wach
Und schürte unsres Rachezornes Flammen!
Sein sprühend Wort fuhr uns in's nackte Eisen,
Durch unsre Banner rauschten seine Weisen!

Wer will Dir folgen, strahlender Prophet!
Wer mag nach Dir sich aus dem Staub erheben,
Auf lichtem Pfad, von Gotteshauch umweht,
Die Zauberharfe ähnlich zu beleben,

Um's ewige Geſetz des Schönen, Wahren
In holder Sitt' und Tugend Blüthenhain
Die nüchterne, zerriſſ'ne Welt zu ſchaaren
Zu brüderlich unſterblichem Verein? —
Zurück hat Gott den Genius genommen,
Wie Schiller kam, wird doch kein And'rer kommen!

Doch auf der Erde ließ er uns zurück
Den reichſten Schatz erhabenſter Gefühle,
Sie ſagen uns in dieſem Augenblick:
Das deutſche Volk ruft Gott zu ſtolzem Ziele,
Sie mahnen, daß ſich unſre Seele wende
Zum Ewigſchönen auch im ſchwerſten Leide,
Sie einen heute jauchzend unſre Hände,
In unſren Herzen klingt das Lied der Freude!
Wer Himmelstochter jemals dich beſeſſen,
Kann dieſer Stunde Hoheit nie vergeſſen!

Ja, Freude leuchte um den Feſentag,
Wo wir zurück auf Schiller's Wiege ſchauen,
Und ein Bewußtſein, wie ein Wetterſchlag,
Elektriſch zuckt durch alle Heimathauen!
O Volk, mein Volk! Laß dieſer Freude Flammen
In eine Rieſenloh' zuſammenſchlagen,
Die Geiſter, ſo von Schiller's Geiſte ſtammen,
Zum Himmel auf als heil'gen Dank uns tragen!
Ob auch der Tod das Loos des Schönen werde,
Du lebſt unſterblich auf der deutſchen Erde!! —

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Erſter Theil.

1784—1788.

Berlin,

Verlag von Veit und Comp.

1847.

Epilog

(und Einleitung zum ſechſten Bilde: Apotheoſe Schillers)

von **Rud. Löwenſtein.**

(Feſtvorſtellung auf dem Kroſiſchen Theater.)

Der Vorhang fiel, die Bilder ſind zerronnen,
Die Euch der Künſtler kund'ge Hand gewebt,
Wie ſie dereinſt zu warmen Daſeins Wonnen
Des großen Dichters Schöpferhauch belebt;

Er, der geſchmiedet an des Jammers Eiland,
Durchwühlt von Schmerz, verfolgt von Haß und Neid,
Geduldet, gleich Prometheus, bis als Heiland
Der Tod ihn von der Kette Laſt befreit.

Der ganzen Menſchheit galt ſein ſchmerzlich Ringen,
Und Menſchen bilden war's, worauf er ſann,
Und dem Jahrhundert flog auf mächt'gen Schwingen
Er mit der Wahrheit Fackel kühn voran.

Heut ſchweigt der Haß, heut ruht des Neides Geier:
Den Dichter trug empor zur Sternenbahn
Des Gottes Aar — und zu des Heros Feier
Sind weit Elyſiums Pforten aufgethan.

Und da in ſeiner Bruſt einſt eng verbündet
Des Griechen Würde und des Britten Stolz,
Da mit der deutſchen Kraft, von ihm entzündet,
Die wälſche Anmuth anmuthvoll verſchmolz,

So nahen heut die Dichter fernster Zeiten
Und, neidlos, zu des trauten Barden Preis
Beleben sie der Lyra Gold und breiten
Zu seinen Füßen frischen Lorbeers Reis.

Er aber steht heut, zum Olymp erhoben,
Der Erde nah — nur ihrem Leid entrückt,
Vom Aetherglanz Unsterblicher umwoben,
Zum Göttermahl des Vaters Zeus geschmückt.

Die Sphären rauschen, licht und immer lichter
Erglänzt das All von freier Götter Zug,
Und auf die Locken senkt dem sel'gen Dichter
Die Poesie des heil'gen Lorbeers Schmuck.

Die Poesie! — die holde Zeusentflammte,
Mit ihm ist sie zur Welt zurückgekehrt:
In seines Herzens hehrem Tempel flammte
Zum Himmel hoch der keuschen Musen Heerd.

In Sturmesbraus, in wilder Wogen Rauschen,
Wie in des Hirten sanfter Melodie
Lehrt uns, der nahen Gottheit Stimme lauschen
Und sie verstehn — allein die Poesie.

Sie knüpft die Hände am Altar der Treue,
Sie spendet Hoffnungstrost der Dulderin
Und wirft den Schuldigen in bitter Reue
Zu Füßen des erzürnten Gottes hin.

Was sie erfaßt mit den geweihten Händen,
Wird durch der Milde Zauberstrahl verschönt;

Zum Abgrund lehrt ſie uns die Blicke wenden
Mit feſtem Sinn — — ſie läutert und verſöhnt!

Der Heldenjungfrau gab ſie die Verehrung
Zurück, die ihr von Frevler Hand geraubt,
Und mit der Strahlenkrone der Verklärung
Umgoß ſie mild Marias ſchmerzvoll Haupt.

Die Poeſie! — Sie flecht um Heldenſtirnen
Der Ruhmeskränze unverwelklich Grün,
Sie weckte auf der ew'gen Alpen Firnen
In roſ'gem Licht der Freiheit Morgenglühn.

Und „Freiheit" tönt' es von den Bergen nieder,
Das Echo hallt es wieder tauſendfach —
Die Freiheit war die Seele ſeiner Lieder,
Sie rief der Schläfer müde Seelen wach,

Sie zuckte, gleich des Blitzes Gottgerichte,
In des Tyrannen grollumpanzert Herz — —
Und aus der Tiefe ſchürfte ſie zum Lichte,
Zu mildem Klang der Friedensglocke Erz.

Ja Fried' und Freiheit, Lieb' und Freude klangen
Aus ſeiner Saiten ſchwingendem Metall! — — —
So lang ſich treue Herzen noch umfangen,
So lang der Liebe Hauch bewegt das All,

So lang empor noch zu den ew'gen Räumen,
Zum höchſten Thron den Menſchen Sehnſucht zieht,
So lange lebt in deutſcher Jugend Träumen,
In deutſcher Männer freier That ſein Lied.

Und wie in jedem Lenz der Eichen Kronen
Und Frühlingsglöckchen, neu geweckt, erflehn,
So spresset neu auch sein Kranz nach Aeonen
Und seiner Glocke Klang kann nie verwehn.

Drum öffnet Eure Brust und hemmt nicht länger
Den mächt'gen Strom der Jubelharmonie,
Und ruft ein dreifach Hoch dem ew'gen Sänger,
Ein dreifach Hoch der deutschen Poesie!

Zum Schillerfeste

in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache.

Von **H. F. Maßmann.**

Weihegesang.

Weise: Integer vitae u. s. w. von A. H. Flemming.

Sei uns gegrüßt nun, hehre Feierstunde:
Ja, da geboren Deutschem Vaterlande
Rettend ein Herold ew'gen Dichtergeistes,
Göthe's Genosse.

Mehr als Genosse, „Bringer zweiter Jugend"
Ihm und dem Volksthum, neuer Himmelsfunken
Spender und Sprüher, Geistesallbeweger
Warst Du, o Schiller. —

Kurz ward des Lebens Spanne Dir gemessen:
Deine ersehnter hast uns Du verkündet
Rauschenden kühnen Flügelschlag der Zukunft:
Allen Genesung.

Heil Dir und Segen, glücklich Volk der Völker,
Dem solche Söhne werden stets geboren
Zwischen der Wahrheit und der Dichtung ewig
Perlenden Quellen!

Fließet in Eins nun, Dichtungsglut und Wahrheit;
Strömt zu der Freiheit Mündung hell zusammen:
Tränket der Menschheit salz'ge Meeresfluten
Mit Eurer Klarheit!

Erster Spruch.

Bei jedem Fest, gilt's auch den Dichterfürsten
Und gilt es auch jahrhundertlicher Feier,
Wir heben stets, mit wahrem Liebedürsten,
Das erste Glas Dem, dem aus voller, freier
Bewegung unsers Herzens Huldigungen
Zu jeder Zeit am hellsten sind erklungen.

Dem König drum! Doch — leise sei's gehöret,
Daß nicht dem hohen Herrn die heil'ge Stille
In seinem schweren Leide sei gestöret!
Ach — unerforschlich ist der Gottheit Wille.
Getrost doch danken wir dem höchsten Leben,
Daß es den treuen Bruder Ihm gegeben —

Daß es dem Staat den Schirmherrn hat geschenket,
Den starken Hort in Vaterlandes Nöthen,
Daß wir, in schwere Träume noch versenket,
Geführt uns seh'n zu neuen Morgenröthen.
Ja, es durchzuckt uns freud'ger Ahnung Beben;
Drum laßt vereint die hohen Brüder leben!

Zweiter Spruch.

Sie rauſchet, ſie perlet
Die himmliſche Quelle,
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Himmliſche Quelle,
Die du ſenkeſt nieder
In den Buſen der Deinen
Die Kunſt der Lieder,

In den Buſen der Deinen,
Die du auserkoren
Wieder zu bringen,
Was ſchmerzlich verloren,

An deinen Ufern
Fröhlich zu einen,
In deinem Quellbad
Geiſtig zu reinen:

Schäum' auch und perle
Zu unſeren Feſten,
Daß würdig wir preiſen
Deiner Söhne beſten!

Wie aus ſchwangerer Wolke
Bricht Sturm und Segen
Trat ſeinem Volke
Einſt Schiller entgegen:

Daß es rauſchet und ſchäumet
In des Jünglings Geſängen,
Wie ein Roß ſich bäumet,
Die Feſſeln zu ſprengen:

Und empor ſich ringen
„Rumorend“ die Räuber,
Daß ſie lange verbleiben
Der Gemüther Betäuber.

Bald aber klärt ſich
Die himmliſche Quelle
Und die Glocke — ſie klinget
Kriſtallenhelle.

Und raſch entſteigen
Die reinſten Geſtalten,
Die von der Bühne
Noch heute walten

Und walten werden
In fernſten Zeiten,
Zu hohen Zielen
Das Volksthum zu leiten. —

Und als er geſchöpfet
Aus tiefſter Tiefe,
Der Buſen ward ruhig,
Als wenn ihn riefe

Ein himmliſches Rufen
Zur ewigen Quelle:
Und im frühen Brechen
Das Auge ward helle. —

Uns hat er gelaſſen
Die reinen Geſtalten,
Daran wir uns freuen
Und ewig halten.

Uns hat er gelaſſen
Sein raſtloſes Ringen,
Sein ſittliches Streben
Zu höchſten Dingen.

Uns hat er erſchloſſen
Die himmliſche Quelle,
Daß der Kampf nicht ermattet,
Das Auge bleibt helle.

So bleibt uns denn **Schiller**
Ein Vorbild der Geiſter,
Daß wir ringen im Forſchen
Stets kühner und dreiſter;

Daß wir kämpfen im Buſen
Stets frommer und friſcher;
Daß die Dichter nie werden
Nur Wermuthmiſcher;

Sondern Söhne des Lichtes
Von Gottes Gnaden
Und in himmliſcher Quelle
Das Auge nur baden.

So ſei es, ſo werd' es:
Drauf ſtoßet die Becher!
Und laſſet vor Allem
Nun **Schiller** hoch leben!

Dritter Spruch.

Oeffnet nochmals mir die Pforten:
Laſſet Euch mit **Schiller's** Worten
Eures Geiſtes Saiten rühren;
Laßt zum **Lied der Glock'** Euch führen!

„Heilge Ordnung, ſegensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum **Vaterlande!**"

Ja, das theuerſte der Bande,
Heil'ger Trieb zum **Vaterlande!**
Zu dem großen, ewig Einen,
Das wir all' einmüthig meinen,
Ahnen, ſehnen, hoffen, glauben,
Das kein Kaiſer uns ſoll rauben
An der Wolga, Wien und Seine. —
Dieſes große, ewig Eine,
Mag's in aberhundert Jahren
Schiller's Seherwunſch erfahren!

„Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in muntrem **Bund**
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund:

Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß."

Ja, das iſt des Mannes Ehre,
Iſt der Freiheit heil'ge Frucht.
Dem Verächter Trutz und Wehre,
Dem Verrath — Cayenne's Bucht!
Treue ſoll in Deutſchland thronen,
Frauenhuld und Männermuth;
„Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!"

Solchen Stand in hundert Jahren
Soll das Vaterland erfahren!
Darauf klinget im Verbande:
„Hoch und Heil dem Vaterlande!

Vierter Spruch.

„Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band;
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ehrt des Dichters frommes Streben,
Der mit himmlischer Gewalt
Pries der Frauen stilles Weben,
Pries der Frauen Huldgestalt.
Was er sang, hall' ewig wieder,
Nimmer ende Frauenpreis! —
Wie er schallt durch Schillers Lieder,
Keinen bessern je ich weiß.

„Und mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht;
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

Drum, wie wir beim Fest vereinet,
Dessen Stunde rastlos flieht,
Denke Jeder, die er meinet,
Wie das Herz zum Herzen zieht;
Doch den Dank laßt alle schauen,
Füllt die Gläser bis zum Rand:
Leben hoch die holden Frauen,
Die ein gütiger Gott erfand!

Künstler Spruch.

Was sind das für zwei Helden, die wie auf Wache steh'n,
So trotzig als beharrlich auf's Fest hernieder seh'n?
Gar wohl sind sie berechtigt, Geburtstagsfestgenossen.
Mit dem, den heut wir feiern, und gleichem Geist entsprossen.

Willkommen **Martin Luther**, willkommen **Scharnhorſt** frei!
Ihr ſchickt Euch recht ſammt **Schiller** zur allerſchönſten Drei.
Wenn Lehr' und Wehr und Dichtung —, was fehlt dem Vaterlande,
Wenn Glaub' und Kunſt ſich einen mit freiem Wehrmannsſtande!

Und habt Ihr nicht befreiet, Ihr Drei das Vaterland,
Befreit von welſchen Banden, von Bann, von Zopf, von Schand'?
Vom Bann der freien Forſchung, vom Zopf der freien Künſte,
Und von der Knechtſchaft Schande, die uns der Korſe münzte?

Und die nun wieder drohet der Enkel, wie von Rom
Dem Glauben leiſe nahet ein glüher Lavaſtrom? —
Laßt uns auf Wache ſtehen am Rhein und Alpenrande,
In Kunſt und Wiſſenſchaften, daß deutſche Kraft nicht ſtrande.

Laßt halten uns in Ehren vereint ſtets Wort und Schwert:
Sie ſind die heil'gen Wehren für Haupt, für Herz, für Heerd.
Drum heb' ich dieſen Becher voll vaterländ'ſcher Reben
Und laß', ihr Schillerzecher, auch **Luther-Scharnhorſt** leben!

Feſtweihe von Fr. Förſter,

im wiſſenſchaftlichen Kunſtverein geſprochen

von der Königl. Hof-Schauſpielerin Frau Ehelinger.

Auf! naht mit Kränzen und Geſängen
Ihm, dem Befreier einer Welt!
Der Knechtſchaft Ketten galt's zu ſprengen:
Und Friedrich Schiller heißt der Held.
Wie ſtand es um der Menſchheit Rechte,
Als er das Licht der Welt erblickt?
Da gab es Herren nur und Knechte,
Der Freiheit Lebenshauch erſtickt.

Der Dichter ging auf rauhen Wegen
Von ſeiner Wiege bis zum Grab,
Ihn ſchirmte nicht der Muſen Segen,
Nicht freh griff er zum Wanderſtab.
Bei Nacht und Nebel mußt entweichen
Er aus dem ſchönen Heimathland,
D'raus ihn mit rohen Schwabenſtreichen
Barbariſch Fürſtenwort verbannt.

Untreu verhüllten ſich die Sterne,
Ach! nirgend das erſehnte Thal!
Weit weit in nebelgraue Ferne
Entfloh geträumtes Ideal.
Du ſtandeſt mit geſenktem Blicke,
Verzweiflungsvoll mit düſtrem Muth,
Schon zog dich's von der hohen Brücke
Hinunter in des Stromes Fluth.

Vom Untergange dich zu retten,
Eilt treubewährten Freundes Hand;
Bald fühleſt du mit Zauberketten
An's holde Daſein dich gebannt.
Dich zu beſel'gen, zu beglücken,
Die Liebe dir den Tempel baut,
Dein Haus mit Freuden auszuſchmücken
Du führteſt zum Altar die Braut.

Und als Profeſſor nun berufen
Zogſt du zum ſchönen Saal-Athen;
Die Jugend zu des Lehrſtuhls Stufen
Drängt, wie man's nie zuvor geſeh'n.
Sie feiern dich mit hohen Ehren,
Andächtig lauſcht Studentenſchaar,

Sie wollen alle Schiller hören,
Doch zahlen — keiner Honorar.

Nicht hielt den Geiſt in dumpfen Schranken
Des Glaubens Zwang, ſinnloſes Wort,
Im Reich wahrhaftiger Gedanken
Ergriffſt du kühn der Wahrheit Hort.
Und die die ſchöne Welt regierten,
Sie kehren freundlich bei dir ein,
Voran die Horen den Reigen führten
Und Hebe ſchenkt dir Götterwein.

In goldner Freiheit Morgenlichte
Despotenthum in Trümmer bricht,
Da ſprachſt Du's aus: Die Weltgeſchichte,
Sie iſt das ew'ge Weltgericht.
Und als, noch rein von Blut, der Franken
Freiſtaat dich aus zum Bürger rief,
Das ſchwellte höher die Gedanken,
Als eines Kaiſers Adelsbrief.

Doch — kalte Küche! leerer Keller!
Für ſaure Arbeit karger Lohn;
Den beſten Theil bei Pfennig und Heller
Der Apotheker trug davon —
Der Dichter darbt! — An Nordland's Grenze
Ein deutſcher Fürſt hilft dankerfüllt.
Die That ſchmückt mehr als Ruhmes Kränze.
Holſtein-Auguſtenburg, dein Schild!

Da ſchufſt du ewige Geſtalten
Im Thal der Ilm in ſchöner Zeit,
Die aus dämoniſchen Gewalten
Des Dichters Zauberſtab befreit.

Johanna, Tell, Messina's Brüder,
Den Carlos, Posa, Wallenstein,
Maria Stuart — ewig wieder
Erstehn sie uns im Frühlingsschein.

Was keinem Kaiser je in Waffen
Gelang, und keines Königs Macht:
Ein einig deutsches Reich zu schaffen,
Du, Friedrich Schiller, hast's vollbracht.
In deinem Geiste sind wir Brüder,
In deinem Geiste sind wir eins,
Senk' dich, du heil'ger Geist, hernieder
Und freu' dich unsres Festvereins.

Wir feiern dich in deinen Liedern,
Zum Schwur erhebt sich treue Schaar:
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"
(Alle erheben sich und wiederholen Hand in Hand:)
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Und nun das gefüllte Glas zur Hand:
Hoch! Schiller hoch! und hoch das Vaterland!

Festgedicht von Chr. Fr. Scherenberg.

gesprochen im literarischen Sonntags-Verein (Tunnel) am 8. November.

Wenn's hoch sich aus bethauten Saaten schwinget
Die goldne Himmelsleiter frühlingsluft,
Durch alle Scala schmetternd Jubel singet,
Hinauf sich wirbelt in die blaue Luft,

Bis ſäuſelnd es wie Sphärenklang verklinget,
Bis Sang und Sänger nur noch Aetherduft:
Dann ſagen wir von dem Pſalmißenreigen,
Dem leichtgeflügelten: Die Lerchen ſteigen,

Lockt durch die Mainacht ſehnend ſchmachtend Flöten
In duft'ger Schatten traute Heimlichkeit,
Triumpht es wie ſanfarende Trompeten,
Gluckſt wellenweich es Perl an Perl gereiht,
Girrt ſprühend es wie leuchtende Raketen,
— Iſt's Liebeswonne oder Liebesleid? —
Von dieſer Luſtirenen Jubelklagen
Da ſagen wir: Die Nachtigallen ſchlagen.

Doch ſteigts und ſchlägts wie Lerch' und Nachtigallen
Aus Höhen, Tiefen, Jubel oder Klag',
Ob Frühlings oder Herbſtes Schnee gefallen
Aus innerer Sonnen treuem Blüthenhag,
Steigt unſer Blut nach ſeiner Töne Wallen,
Schlägt unſer Herz ihm zu in Wechſelſchlag; —
Dann fühlen wir beim blutverwandten Klange:
Wir Menſchen ſind's, mit unſerem Geſange.

Und ſolcher Sänger trug auf Sangesflammen
Die deutſchen Herzen all aus Süd und Nord,
— Was kümmert's ihn, woher die Leiber ſtammen? —
Hoch über die vermauerten Gauen fort
Zu einem warmen Herzensſchlag zuſammen;
Und Amen ſäuſelte ſein Schattenwort:
Ich bracht' zuſammen Dich, das war das Meine,
Nun bleib' zuſammen auch, das iſt das Deine!

Das ſei das Unſ're! Nicht mit Stein und Erzen
Bezahlen wir das Blut dem Pelikan,

Wenn getränkt das Kind er ſeiner Schmerzen,
Bis er am Lied geſtorben wie der Schwan.
Die eine Flamme in den deutſchen Herzen,
Die er als Liebes-Opfer hier empfah'n,
Die eine Flamme, Brüder, laßt uns nähren,
Den todten Schwan zum Phönix zu verklären.

Toast auf Schiller von Th. Fontane,

geſprochen im literariſchen Sonntags-Verein (Tunnel) am 8. November.

Es ſprach Apoll: „ich bin der Lieder müde,
Zu Ehren all der Damens und Damëte,
Ich mag nicht mehr, was unwahr und was prüde."

Und ſiehe da, anbrach die Morgenröthe
Der deutſchen Kunſt, vom Berge ſtieg zu Thale
Die hehre Doppelſonne Klopſtock-Göthe.

Geboren war die Welt der Ideale;
Hell ſchien das Licht; nur für die nächt'gen Zeiten
Gebrach uns noch das Feuer der Fanale;

Gebrach uns noch das Feuer, das von Weiten
Zu Waffen ruft, von hohem Bergeskamme,
Wenn's gilt für Sitte, Land und Thron zu ſtreiten;

Gebrach uns noch die hohe, heil'ge Flamme,
Die unſern Sinn von Kleinheit, Sehnſucht reinigt
Und uns zuſammenſchweißt zu einem Stamme;

Und Schiller kam — und Deutſchland war geeinigt.

Zwei Commers-Lieder

der akademiſchen Schiller-Feier am 11. November 1859.

Weiſe: „Friſch auf, Kameraden" ꝛc.

Friſch auf, ihr Geneſſen, den Becher zur Hand!
Seht köſtliches Labſal uns blinken,
Laßt ihn kreiſen und klingen, gefüllt bis zum Rand
Laßt fröhlich jubelnd uns trinken,
Daß klingend er künde, hell und frei,
Was dem Herzen das Liebſte und Höchſte ſei!

Er erklinge der Wahrheit, dem ewigen Licht,
Dem Licht, das dem Himmel entſtammet,
Das mächtig die Nebel des Wahns durchbricht,
In der Dichtung ſo golden uns flammet!
Wer die Wahrheit nicht liebt, nur den Heuchelſchein,
Der ſoll nicht Genoſſe des Bundes ſein!

Der Freiheit gilt es, dem heiligen Gut,
Umlagert von tauſend Gefahren!
Wir ſchwören, und gält' es auch Leben und Blut,
Die Freiheit des Geiſtes zu wahren.
Wer in ſchnöden Feſſeln ſich brüſten mag —
Er bleibe uns fern bis zum jüngſten Tag!

Und die Treue, die biedre, begrüßen wir
Mit rauſchendem Becherklange;
Es töne ein Hoch, ein donnerndes ihr
Aus verbrüderter Herzen Drange.
Wer die Liebe verläugnet, die Treue bricht —
In unſere Kreiſe gehört er nicht.

Und Hoch der deutſche Dichter und Held,
Der uns männlich Bewußtſein erſtritten!
Hoch Schiller, der Freiheit errang der Welt,
Und der ihr zu Ehren gelitten!
Drum rufe jetzt laut, wer rufen kann:
Hoch Schiller, hoch! du deutſcher Mann!

Es will der vergrämten alten Welt
Ein jugendlich Morgenroth ſtrahlen;
Schon beginnt's, von den Alpen bis an den Belt,
Das Vaterland roſig zu malen,
Sei willkommen, verklärender Morgen Du,
Dir ſagen wir Herzen und Hände zu.

Krofigk, z. Z. Student in Berlin.

Weiſe: „Stimmt an mit hellem, hohen Klang" ꝛc.

Es lebe hoch das Vaterland,
Wir halten es in Ehren,
Umſchlungen von der Einheit Band,
Laßt uns ihm Treue ſchwören!

Der Mahnruf Schiller's töne ſtark
Weithin auf deutſcher Erde
Durchdringe Herz und Sinn und Mark,
Daß Deutſchland einig werde.

Der Freiheit heil'ger Morgenhauch,
Er weh' in unſrer Mitte,
Hoch lebe alter, deutſcher Brauch,
Hoch unſrer Ahnen Sitte!

Hoch lebe endlich deutſcher Sang,
Den wackre Meiſter üben!
Weiht, Brüder, unſerm Dichter Dank,
Laßt uns ihn ehren, lieben!

Johannes Meiſner, Stud. phil.

Zu Schillers hundertjährigem Jubelfeſt.

Muſik von **L. Erk.**

(Geſungen in vielen Vereinen.)

Auf, auf, du deutſcher Bardenchor!
Auf, auf, du deutſcher Sang!
Nach Marbach ziehet, pocht an's Thor
Mit Laut' und Hörnerklang!
Von Oſten und von Weſten her,
Von Süden und von Norde,
Wie Wog' an Woge im weiten Meer,
Erſchallt des Jubels Wort:
Auf, Sänger auf! hoch ſchwillt die Bruſt,
Nach Marbach zieht uns Freud' und Luſt!

Des deutſchen Sängers Harf' erklingt,
Und Alles horcht und lauſcht;
Der Genius ſeine Fackel ſchwingt,
Der Freiheit Flügel rauſcht.
Ein Sangesmeiſter uns erſtand,
Der kühn die Welt umfaßt:
Sein Name fliegt von Land zu Land:
Heil dir, du Himmelsgaſt!
Heil dir, du Land, das dich gebar!
Heil, Schiller dir, du deutſcher Aar!

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Erſter Theil.

1784—1788.

Das Leid, der Undank sind versöhnt,
Die man dir angethan,
Horch, deines Liedes Hall ertönt,
Die Enkel jubelnd nahn,
Und ein Jahrhundert sagt mit Dank
Dem andern deinen Ruhm,
Und schlürpft des Lebens Göttertrank
In deinem Heiligthum.
Auf, Sänger, auf! Hoch schwillt die Brust,
Dem Genius singt in hehrer Lust!

Dr. Fr. Märcker.

Das Lied vom Schiller.

(Gesungen im jüngern Lehrer-Verein am 9. November.)

Wie heißt der Mann, der deutsche Mann,
Im grünen Lorbeerkranze:
Sein Auge hebt sich himmelan
Und flammt in lichtem Glanze:
Der Sänger dort voll Feuergluth,
Voll Mannesernst, voll Jugendmuth?
:,: Das ist der Friedrich Schiller. :,:

Wie heißt der Mann, dem Alles lauscht,
Wenn seine Töne schwellen,
Deß Wort so voll, so kräftig rauscht
Aus nie entdeckten Quellen,
So ungestüm wie Wogendrang,
So wunderbar wie Glockenklang?
:,: Das ist der Friedrich Schiller. :,:

Wie heißt der Sänger, der mit Macht
Der Schwachen Muth entzündet,
Die Freiheit uns nach langer Nacht
Prophetisch hat verkündet,
Die Freiheit, rein wie Jeanne d'Arc,
Wie Wilhelm Tell so löwenstark?
:,: Das ist der Friedrich Schiller. :,:

Wie heißt der Mann, der deutsche Mann,
Dem alle Herzen schlagen,
Der durch sein Lied uns himmelan
In kühnem Flug getragen,
Der Sänger voll von Feuersgluth,
Voll Mannesernst, voll Jugendmuth?
:,: Das ist der Friedrich Schiller. :,:

C. v. Niebusch.

Schiller.

Ode von Ernst Ferdinand August.

Beim Klang der Harfe weckte der Mutter Lied
Mit süßem Wohllaut früh in des Knaben Brust
Gottinnige Sehnsucht. — Thränenschimmernd
Blickte Dein Auge zum Sternenhimmel.

Hoch schlug der Freiheit schwellender Gluthenstrom
Ans Herz des Jünglings, brandete rauschender
Zurück den Wogendrang des Busens.
Wilder entströmten die Flammenbäche.

Und sieh! im Sturmdrang stiegen Gebild' empor
Der kühnsten Dichtung. — Zeigten dem Schauenden
Nicht Meer, Fiesko, Miller, Posa
Graun und Entzücken in bangem Wechsel? —

Auch weht vom Gluthstrom sanfterer Saitenton
Wie Himmelsodem seelenerquickend her.
Hell schall'n der Freundschaft und der Liebe
Wonneberauschende Jubelklänge.

Dein Geist, — dem Aar gleich, wenn er auf Fittigen
Hochschwebend ausruht, rings in den Aetherraum
Der Augen Späherpfeile sendend, —
Schaut' in das All, in der Seele Tiefen.

Und lechzend trankst Du reiner Erkenntniß Quell
Mit deutschen Denkern, lasest im Weltenbuch
Des irdschen Wechsels ew'ge Regel.
Reicher erschloß sich dem Blick des Sehers

Der Kunst Geheimniß, größer und herrlicher
In Sonnenklarheit schwebte das Götterkind
Vor Deinem Antlitz, — da erschufst Du
Werke des hehresten Dichterruhmes,

Maria, Friedland, Tell und Johanna d'Arc.
Entsproßt der Urkraft, die in Vergängliches
Des Ew'gen Keim senkt, wurden Dir ja
Himmelanstrebende Siegespalmen.

Dein Lied, ein Andacht kündender Glockenruf,
Dein Lied, ein Lustgang über das Saatgefild
Durch Berg' und Waldthal, durch der Städte
Buntes Gewühl, — wie beschwingts die Seele!

Was einſt in Hellas dichtend die Muſe ſchuf,
Wie lebt' es klangvoll Dir im beſeelten Laut!
Dir reichte Hebe dort die Schaale,
Wo dem Apollo die Seel'gen lauſchen.

Wardſt Du Genoß doch jenes Unſterblichen,
Der, was Natur beut, ſinnig der Kunſt vermählt
Mit niegetrübten Lichtgedanken
Höhen und Tiefen beſtrahlt des Lebens.

Wardſt Göthe's Freund. Hoch flammte das Zwiegeſtirn
Am Himmel Deutſchlands. Dank und Bewunderung
Und Lieb' entglommen, — Dir vor Allen
Glühende Liebe, dem Herzensſänger.

Zum 10. November 1859.

Ein Name nur lebt heut' in allen Herzen,
Die je der Dichtung Stimme hold gerührt
Und aus des Lebens ſchickſalsvollen Schmerzen
In eine ſchön're Heimath hingeführt,
Ein Bild umleuchten ſtrahlend nur die Kerzen,
Dieſelben Flammen, die er einſt geſchürt,
Verkünden heut' im ein'gen Feuermeere
Den ewigen Geſtirnen ſeine Ehre.

Denn er auch war zur Ewigkeit gedrungen
Und wandelte den Göttern gleich im Licht,
Das Leben, das uns räthſelvoll verſchlungen,
Mit ihrem Auge ſah er's als Gedicht,

Und wenn vom Drang des Irdiſchen bezwungen
Schon vor der Zeit erloſch ſein Angeſicht,
Sein Genius athmet fort in tauſend Tönen
Im holden Reich des Hohen und des Schönen.

Welch' eine Fülle herrlicher Geſtalten
Beſchwor nicht ſeine Zauberhand herauf;
Wie luſtig ſchilderte ſie Liebeswalten,
Wie tief ergreifend des Geſchickes Lauf,
Der Freiheitsbanner mächtiges Entfalten,
Wie flammend Meteore gehen auf:
Denn nie gehemmt von des Gemeinen Schranke
Hob ſich im Adlerfluge ſein Gedanke.

So hat er an das Ewige und Wahre
Gekettet an den Himmel feſt die Welt,
Damit er uns die Schönheit offenbare,
Sein Dichten all in ihren Glanz geſtellt.
Geſchlechter geh'n und kommen wie die Jahre
Und raſtlos folgt dem Helden nach der Held:
Er ſah im Wechſel dieſer Nichtigkeiten
Das heilig Bleibende für alle Zeiten.

D'rum rauſchet nicht allein durch unſre Gauen,
In der Begeiſt'rung Schwung und edlem Sinn,
Wie Waffenklang den Männern, ſüß den Frauen
Wie Roſen, ſein unſterblich Lied dahin,
Der Wolke gleich, die in der Wüſte Grauen
Vor Moſes zog als Fackelträgerin,
So fliegt es über Berg' und Oceane
Der Menſchheit vor als ihrer Zukunft Fahne.

Für alle Völker hat er zwar gedichtet
Und jedes ſpendet ſeinem Grab den Kranz,

Wenn heut' am Südmeer ſich die Dämm'rung lichtet
Beſtrahlt ſein Bild zuerſt der Sonne Glanz,
Weiß' Geiſtes Aug' zum Heliken ſich richtet,
Sieht ihn in freud'ger Griechengötter Tanz —
Doch war er unſer, denn was er geſungen
Im deutſchen Laut allein iſt's hell erklungen.

So feiert ihn, vor vielen auserkoren,
In Wort und Erz, als Deutſchlands liebſten Sohn!
Und wenn, was wir gebaut, in Staub verloren,
Errichtet ſtolzer ihm den Dichterthron
Ein beſſeres Geſchlecht, das freigeboren
Sein Sang begeiſterte im Schickſalsdroh'n,
Fort wird er durch Jahrtauſende ſich erben,
Nur mit der Menſchheit kann auch Schiller ſterben.

Karl Frenzel.

Bilder zur ſtillen Schillerfeier.

Mit Fackelglanz und vollen Glockenklängen,
In Bild und Wort und lautem Jubelchor,
Auf Märkten und in Sälen heute drängen
Der Menge Huldigungen ſich hervor.
Doch ſterben muß der Klang, der Glanz entſchwinden,
Der Stunde ſchöne Regung flieht im Nu,
Wenn wir nicht Zeit zu ſtiller Feier finden
Noch in des Herzens heil'ger Tempelruh'.
Da töne Schiller's Glocke ihn zu ehren,
Die Fackel der Betrachtung möge ſprühn
Und leuchten an der Schönheit Hochaltären,
Die ſeiner Lieder Roſen dicht umblühn.

Und droben mögen Schillerbilder strahlen,
Doch zarter sei der Stoff, als Erz und Stein:
Es soll die Phantasie die Bilder malen,
Und die Empfindung soll die Farbe sein. —

Wer ist's, auf den im Kreis die Freunde lauschen? —
Am Stamme dort die ragende Gestalt?
Er liest — und seine mächt'gen Worte rauschen
Wie ein Gewitter durch den schwülen Wald. —
Ein Dichter ist es — und von zwanzig Jahren,
Wo noch kein Frost des Herzens Gluth gekühlt,
Wo man noch nichts gethan und nichts erfahren
Und doch so Großes träumt, so Tiefes fühlt.
Er selbst ist jener Moor, aus todtem Zwange
Sich sehnend nach Natur, nach Thatensturm,
Der in der Sympathie gewalt'gem Drange
Die Opfer reißt aus dem Tyrannenthurm.
Der Donner schweigt — ein Windstoß in den Bäumen
Wirft Eichenblätter ihm aufs freie Haupt,
Wol mag er da vom Lorbeerkranze träumen,
Der bald so voll die Schläfe ihm umlaubt. —

Ein zweites Bild: — wie rasch der Traum verblaßte!
Der Flüchtling sieht im ärmlichen Gemach;
Doch, ob auch rauh des Lebens Noth ihn faßte,
Noch blieb das Ideal der Seele wach.
Es schützt der Muse Kuß auf seinen Lippen
Vor Zweifeln ihn mit heiliger Magie; —
Beim Spiel des Freundes hört er hinter Klippen
Von fern den Strom der reinen Harmonie.
Jetzt naht er ihm; — die Seele jung zu baden
Ihm draus den ersten Trank die Liebe bringt:
Wie Herkules, der Erdenqual entladen,

Unsterblichkeit aus Hebe's Becher trinkt. —
Ich seh geknüpft das Band der edeln Seelen
Auf mondbeglänzten, stillem Abendgang;
Wie kann dem Hoffen die Erfüllung fehlen?
Es giebt ja Kraft und Milde guten Klang.

Der irre Adler jetzt die Ruhe findet,
Auf sichern Fels der Häuslichkeit gebaut,
Der, drunten in der Erde fest gegründet,
Mit seinem Gipfel in den Himmel schaut.
Und auch die Freundschaft, die er früh besungen,
Dem Manne beut sie jetzt den vollsten Kranz,
Aus dessen Blüthen Früchte sind entsprungen
Von reifster Fülle und von höchstem Glanz.
Das Ziel vereint: zwei feindliche Naturen
Berühren sich im innigsten Verkehr —
Und leuchten ewig nun als Dioskuren
Den bangen Schiffern auf der Künste Meer. — —

Ein Bild noch seh' ich strahlend sich erheben,
Es zeigt des Dichters höchsten Erdenlohn,
Wenn vor dem göttlich reinen Künstlerstreben
In Dankbarkeit sich beugt die Nation:
Durch seiner Jungfrau gottgesandte Worte
Sind Tausende berührt mit Zauberschlag,
Im Nu gebildet ist die Ehrenpforte,
Entblößten Hauptes schaun ihm Alle nach.
Die Herzen beugen sich dem Ueberwinder,
Als König zieht er durch des Volkes Reih'n,
Und Mütter heben hoch empor die Kinder
Und prägen ihnen seine Züge ein.
Des Dichters Blick durchdrang die Weihrauchwolke,
Im Dank er eine stille Mahnung fand:

Und als Vermächtniß weiht er seinem Volke
Im Tell das Hohelied vom Vaterland! —

Die heut versammelt stehn, sind Millionen,
Doch jede Lippe seinen Namen preist;
Voll Ehrfurcht öffnen auch in fernsten Zonen
Sich alle deutschen Herzen seinem Geist.
Er zieht hindurch! — Wir fühlen seinen Segen,
Doch auch die ernste Mahnung, die uns naht:
„Seid einig, einig!“ ruft er uns entgegen, —
„Nicht im Empfinden nur, auch in der That!“

Th. Z.

Am 10. November 1859,

(Gesprochen bei der Schillerfeier in der ersten städtischen höheren Töchterschule.)

Vorüber zieht der Tage ernste Reihe,
Rauscht des Jahrhunderts sichrer Flügelschlag,
Hier Glück und Lust, Erhebung, fromme Weihe,
Dort Leid und Schmerz bringt wechselnd jeder Tag.
Bald ist's ein Held in vollem Ruhmesglanze,
Der eines Volkes Jubel froh vereint,
Das morgen trauernd im Cypressenkranze
Um das dahingeschiedne Große weint. —

Was aber heut mit stolzer Freude Wogen
Germaniens Stämme wundersam bewegt,
Kein König ist's, vom Krönenreif umzogen,
Deß mächt'ge Hand das geld'ne Scepter trägt,
Hoch über Deutschlands segensreiche Gauen
Vom starren Fels zum Meer, so nah als fern,
Weit über grüne, Wald umkränzte Auen
Erstrahlt des höchsten Dichtergeistes Stern!

Hell leuchtet durch der Zeiten graue Schleier
Der Name „Schiller“ auf in lichtem Glanz!
Es schmückt Dich, großer Geist in hehrer Feier
Des Ruhmes immergrüner Lorbeerkranz. —
Wie aus der Seele kam, was Du gesungen,
Was Dich bewegt in Liebe, Lust und Schmerz,
Tief in die Seelen wieder iſt's gedrungen
Und treu bewahrt's des deutschen Volkes Herz.

Wer folgte kampfesmuthig nicht vom Dome
Zu Rheims der „Jungfrau“ kühnem Siegeszug,
Wie das Geſchick in wechselvollem Strome
Zur Ueberwindung, zur Verklärung trug!
Zum Firmamente mit des Sehers Gabe
Hebt „Wallenſtein“ den ſtolzen Feldherrnblick,
Verrath und Mißtraun opfert ihn dem Grabe,
Treulos wie er, wird ihm das einſt'ge Glück.

Wo quillt die Thräne nicht aus tiefſtem Herzen,
Wenn mit des Leidens rührender Gewalt
Entgegen geht den bittren Todesſchmerzen
Der ſchottiſchen Maria Huldgeſtalt.
Voll heil'gen Muthes, kräftig, ohne Bangen
Hält „Tell“ den ſichren Bogen hochgeſpannt,
Dem Vaterland die Freiheit zu erlangen
Bleibt feſt wie Erz des Schützen kund'ge Hand.

Wer trug nicht Leid um „Beatricen's“ Blüthe,
Um Iſabellens herbe Mutterqual,
Wo ſchlägt ein Herz, das nicht für Carlos glühte,
Für eines „Poſa“ göttlich Ideal! —
So rollt vor der erſtaunten Menge Blicken
Der Dichter uns des Lebens Bilder ab,

So folgt er treu den wechselnden Geschicken
Des Menschen, von der Wiege bis zum Grab.

Der Ehre Hochgefühl, des Mitleids Thränen
Ruft Deiner Lieder Zauberklang hervor,
In Kampfesmuth, in heißer Liebe Sehnen
Hebt sich begeistrungsvoll die Brust empor;
Er fühlt die Nachwelt Deines Geistes Wehen —
In mächt'ger, all'gewaltger Freude Drang,
Auf zu des Himmels lichten Aetherhöhen
Steigt eines ganzen Volkes Jubelklang.

Allüberall, wo Deutschlands Söhne wohnen,
Wirst mit gerechtem Stolz Du heut genannt,
Von niedrer Hütte bis zu Königsthronen
Als Herrscher in des Geistes Reich erkannt!
Noch wird man Deiner Lieder Klängen lauschen
Bis zu dem Nebelgrauen fernster Zeit,
Jahrhundert auf Jahrhundert mag verrauschen,
Dich krönt der Lorbeer der Unsterblichkeit! —

Alice Kurs.

Zum heutigen Tage.

(Am 14. November.)

Du hast, mein Volk, das Wiegenfest des besten
Und größten deiner Sänger jetzt begangen:
Der Feier Jubeltöne wiederklangen
In Nord und Süd, im Osten und im Westen.

Und Stadt und Land sah man, zu frohen Festen
Geschmückt, im blanken Feierkleide prangen.
So sind drei frohe Tage hingegangen,
Und noch am vierten zehrt man an den Resten.

Nun aber, liebes Deutſchland, ſollt' ich meinen,
Haſt du genug der feſtlichen Gelage,
Genug geliebt, geſungen und gefeiert.

Willſt deines Sängers würdig du erſcheinen,
So rüſte dich zum großen Werkeltage;
Lang', viel zu lange ſchon haſt du gefeiert!

Dr. Ernſt Dohm.

Weihelied.

Mel.: „Wir hatten gebauet" ꝛc.

Die Becher füllt Alle
Mit funkelndem Wein,
Und mit des Liedes Schalle
Zieh' Jubel bei uns ein.

Mit offenem Blicke
Iſt unſer die Welt,
Die Freiheit bleibt zurücke,
Wenn uns die Wahrheit fehlt.

Ihr Brüder, das Eine,
Die Wahrheit allein,
Verbannt iſt, wer dem Scheine
Den Arm vermag zu leih'n.

Weg Formen und Schranken,
Weg Sorgen und Zorn,
Dem Siege der Gedanken
Entquillt der Thaten Born!

Dem irdiſchen Streben
Gibt Weihe und Kraft
Des freien Geiſtes Leben,
Das Göttliches hier ſchafft.

Dem Gott in uns Allen,
Dem geiſtigen Sein,
Soll dieſes Lied erſchallen,
Volltönig, wahr und rein.

So reicht Euch andächtig
Zum Bunde die Hand,
Der Geiſt ſei in uns mächtig
Durch Gott für's Vaterland!

Dr. Karl Trepus.

Potsdam.

Feſt-Ode zur Schillerfeier,

gedichtet von Hamann.

Wo — Wohin ziehn wir im Triumph des Feſtzugs
Durch das Volksgewühl der bewegten Straßen?
Wo iſt, wo der Altar des großen Mann's, den
Heute wir feiern?
Schafft uns Raum! Es nahn aus den engen Gaſſen,
Nahn aus weiten Marmorpaläſten alle,
Bürger, Krieger, Künſtler, Gelehrte, Frauen,
Alle ſich ſammelnd.
Fernher, fern, ſo weit nur die deutſche Zunge
Gott im Himmel flehend ihr frommes Lied ſingt,

Fern am Thron des nordiſchen Kaiſers, fern im
Weſten des Ocean,
Wo des Schickſals Scepter die deutſchen Brüder
Hintrieb, nahn dem Altar des Vaterlandes,
Sie, anhebend deutſchen Geſang dem deutſchen
Sänger der Freiheit.
Hin zum Altar! Laßt uns ihn neu bekränzen,
Laßt von ihm aufſteigen der Lieder Weihrauch
Ihm, dem Dichter, Dir auch, des Dichters Mutter,
Mutter der Helden.
Dir, Germania! Rede, wo iſt Dein Tempel?
Ja, Du ſprichſt: Er iſt in der Bruſt des Deutſchen,
Iſt im Geiſt, dem Geiſt, der den Thron der Lüge
Nieder in Staub ſchlägt.
Nicht aus kalten Zügen der Marmorbüſte,
Nein, vom lichten Thron des Gedankenreiches
Wirft Dein Aug', o Schiller, der großen Seele
Siegende Blitze.
Dort im Reich der Geiſter ein Dichterkönig
Wohnſt Du, Göttern gleich, nicht in Marmortempeln,
Keine Mau'r, von Menſchen gebaut, kann faſſen
Deine Verehrer.
Zieht hinaus ins Freie! Der Tempel Gottes,
Der ſein hohes Himmelsgewölbe hinſtreckt
Ueber all' die Lande, wo Deutſche wohnen,
Faßt Millionen,
Millionen. Aber wohin Ihr ziehn mögt,
Auf Feld, Wald, Thal, Anger, es trennt die Brüder
Weiter Raum, das Reich der Gedanken nur kann
Alle ſie ſammeln.
Da lichtſtrahlend biſt Du vom hohen Sitze
Gegenwärtig allen, die überall Dir

Huld'gung bringen. Da iſt der Süd dem Norden,
Weſten dem Oſt gleich.
Alſo ſchwebſt auch hier Du in unſrer Mitte,
Alſo ſind auch hier die Millionen alle
Gegenwärtig unter uns, hier Germania,
Unſere Mutter.
Hier am Waldesufer des Havelſtromes
Herrſcht Dein Geiſt ſchon lange, noch eh' Du dachteſt,
Glänzte hier im Licht der Gedankenfreiheit
Friedrichs Thronſitz.
Er ſprach's, da bewegte der Stein ſich, Schloß trat
Neben Schloß, und Göttergeſtalten glänzten
Aus dem Wald und Farbengebild belebte
Schimmernde Säle.
Hier ſang Kleiſt den Frühling, es dichtete Leſſing
Hier Miß Sara, aber der König ſelber
Schuf in Zaubertönen die höchſten Weiſen
Edeler Tonkunſt.
Und was er begonnen, hat Friedrich Wilhelms
Reifre Kunſt vollendet, erhaben ſteht ſie
Vor Dir, unſre Stadt, von den Bergen ſchauen
Mächtige Bauten.
Großer Dichter, groß in der Kunſt, wie nur noch
Einer neben Dir von den Söhnen Deutſchlands,
Hoch galt Dir die Kunſt, doch ein Andres galt Dir
Höher: die Freiheit.
Aber Freiheit kannteſt Du nur, wo Sitte
Herrſcht. So war die tragiſche Kunſt Dir höchſte,
Wo der Held ſich ſelber beſiegt, ſein Anblick
Heldengefühl ſchafft.
Dieſe Freiheit — ſind wir von unſern Kön'gen
Nicht zu ihr berufen? — Der große Freibrief

Unſrer Städte kündet es an, der Freibrief
Unſeres Landes.
So zum Geiſt erhabener Kunſt und Mannheit
Aufgeweckt von Friedrich und ſeinem Stamme,
Nahn wir Dir, o Schiller, Du zweiter Friedrich,
König der Dichtkunſt.
Dankbar nahn wir alle, Dein Wort ſchuf Klarheit
Unſerm dunklen Streben: iſt ein Beruf, der
Nicht von Deinem Worte geadelt, danke
Kraft Dir zum Guten?
Doch nicht was wir ſchaffen iſt Deiner würdig,
Nimm den Opferkranz, den aus Deinen Liedern
Wir zum Dank Dir winden, o Schiller, ſie ſind
Groß und unſterblich.
Und Germania freue ſich ihrer Söhne,
Wenn entzückt ſie lauſchen der Mannheit Lied und
Anmuth, wie da ſelbſt Du es ſangſt, und wieder
Hall' es im Herzen!

Feſt-Rede

im Namen der Künſtler an Schiller zu ſeinem hundertjährigen Geburtstage gehalten von Hamann.

Darf ich es wagen mit den ſchwachen Worten,
Die meiner Rede Verſatz nicht erreichen,
Den Kranz, den das Jahrhundert bei der Wiederkehr
Des Tages der Geburt dem großen Dichter ſchuldet,
Im Namen ſeiner Jünger hier am Fuße
Der edelen Geſtalt als Weihgeſchenk
Ihm darzubringen? Darf ich's, den die Kunſt
Zu ihrem Prieſter nicht geweiht, nein, der verzagt,
Wie auch das Herz ihn trieb, im Thal gemeinen Strebens

Zurückblieb von der Spur des großen Meisters?
Und doch, er wird verzeihn, wenn ich es wage.
Er weiß, die Kraft des felsenfesten Willens,
Die ihn emportrug, iſt nicht ein gemeines Erbtheil
Der Sterblichen, und bei der großen Frage,
Zu ſein das, was man möchte, oder gar nicht ſein,
Iſt unter Tauſenden nicht Einer, der wie Schiller
Sein Daſein lieber als den Willen aufgiebt.
Wer rang wie er mit jenem Despotismus,
Der Seelen wie die Kräfte der Natur
Nur für die Größe ſeiner Macht ausbeutet,
Der keinen andern Freibrief von dem Frohndienſt
Des Landesherrn erkennt, als die Geburt,
Und keinen Adel, den Natur verleiht.
So laſtete das Joch des Würtemberger Herzogs
Auf Schillers Seele, die mit tiefem Groll
Sich wider eine Menſchheit füllt, die ſolchen Druck
Des Zwanges ausübt oder ihn erträgt,
Die, dem Genuß verfallen, hergebrachtes Recht
Zu ihrer Selbſtſucht oder Feigheit Decke braucht.
„O wenn doch eine Heidenſchaar", ſo denkt er,
„Vertilgte dies nichtswürdige Geſchlecht!"
Und dieſer Groll erzeugt ſein erſtes Werk,
Die Räuber: ein Naturſchrei, der ein dreifach Weh ruft,
Weh über ſeine Zeit, ein Weh, das tauſendfach
Weit ſchallend nachklingt durch Europa's Länder.
Auffährt aus ſeiner Feſte Taumel der Despot;
Der Dichter ſieht, und mit zerrißnem Herzen
Seufzt er verzweifelnd ob der Niedrigkeit,
Womit ſelbſtſücht'ger Stolz die Brüder brandmarkt
Und ſelbſt die Liebe, ewig trennend, mordet.
Kabal' und Liebe nennt er dieſes Bild.

Sprecht nicht von Unnatur, leſ't nur die Blätter,
Die jene Zeit uns malen, überall
Der gleiche Frevel: Ränke, Uebermuth
Der Einen und der Andern Betteln um die Gunſt
Der Höhern, und in beiden gleicher Taumel
Unſittlichen Genuſſes. Nirgend ſah
Des Dichters Auge Fähigkeit ſein Selbſt
Zum Opfer darzubringen auf dem Altar
Des Vaterlandes. Dieſes Bild drängt ſtets
Sein furchtbares Gewirr der Dichterſeele
Von neuem auf, und ängſtigt nun auch uns
In den verzerrten Zügen Genuas.
In dem Gemälde Fieskos: die Unmöglichkeit
Der Beſtrung. — Doch der Kraft des Dichters iſt
Unmöglich nichts. Die Hoffnung lebt in ihm:
Die Bühne ſoll dem argen Geiſt der Zeit
Ein Spiegel werden, wo die eigne Schreckgeſtalt
Ihm neben edlern Bildern Graun erweckt,
Sie ſoll veredeln. Dieſer Lichtſtrahl ſendet
Dem Dichter ſchön're Phantaſie'n, es ſteht vor ihm
Ein Königsſohn, der ſeine Leidenſchaft
Dem Wohl des Volkes opfert, und ein Held, der kühn
Vor's Auge tritt dem finſterſten Tyrannen
Und Freiheit von ihm fordert, Marquis Poſa
Von Philipp. Ach, wie täuſchte ſich der Dichter
Im Ziel, das er der Bühne ſetzte. — Mannheim
War nicht ein Tempel prieſterlicher Kunſt.
Dort galt (wie ſelten iſt es anders) nur
Die flücht'ge Wirkung, die für Mußeſtunden
Die lebensluſt'ge Menge feſſelt. Schiller
Sank mit Entbehrung ringend auf das Siechbett,
Und zu dem Körperſchmerz geſellte ſich

Die Seelenqual. „Darum hab' ich mein Haus,
Mein Land, die übernomm'ne Pflicht verlassen."
So dacht' er, doch der Gott, der in der Noth
Dem Dulder nah ist, weckt in weiter Ferne
Ihm Freunde, die nach Leipzig hin zu sich
Ihn riefen, und sein Körner war für ihn,
Was Marquis Posa seinem Karlos war,
Der große, sittlich feste, weiterfahr'ne Geist,
Der einen kranken, noch unklaren Sinn
Heilt, und aus dumpfer Luft hinaus in's Freie,
In die von Gotteshauch durchwehte Schöpfung führt.
Und wie des Dichters Geist im ed'lern Kreise
Von seinem Groll genas, verklärt sich seine Dichtung,
Und selbst das Laster, selbst die Tyrannei,
Verführerischer, größer, legt die Widrigkeit
Der Züge von sich; auch die Sprache reinigt
Vom Gischt der Schlacken sich. Des Dichters Lied,
Das zwischen Taumel wilder Sinnengluth
Und zweifelsücht'ger Geisteskühnheit schwankte,
Ward zum Triumphgesang der höchsten Freude,
Die alle Menschenbrüder sich an's Herz,
Das tiefbewegte, zieht, und selbst die Hölle
Mit Himmelseligkeit erfüllen möchte.
Sein sicht'rer Blick fliegt über jene Nebel,
Mit der die Heimath seinen Sinn umrüstert;
Die Weltgeschichte rollt sich vor ihm auf,
Und auf dem Pfad zur Weisheit findet er
Der Philosophen weisesten, den großen Kant,
Der sich, ein Geistesreformator, dem Verderben
Der Zeit entgegenstellte, von der eitlen Lust
Der Lebensfreuden und den Träumereien
Des Tiefsinns auf den Ernst der Pflicht hinwies.

Und dieſer ſtrenge Führer leitet ihn empor
Zum Ideal des Schönen, dem Gebilde
Der edlen Kraft und höchſten Anmuth, wo ſich
Der Mißton, der die Wirklichkeit durchſchallt,
In reinen Wohlklang löſt, und jeder Kreis
Des Lebens ſtrebt zur ew'gen Harmonie.
Und als er dieſer ſeligen Idee
Wie einem Stern nachging, hinter ſich
Der Erde Kampfbahn laſſend, wo in Arbeit
Und Streit Staubwirbel aufſteigt und Geſchrei
Der Aechzenden, fand er an ſeiner Seite
Den Mann, den längſt der Lorbeer als den Liebling
Der Muſen krönte. Beide Dichter ſahen jeder
Des andern Trefflichkeit, und aller Neid,
Der die gemeinen Seelen trennt, lag tief
Zu ihren Füßen. O großart'ges Schauſpiel
Der Freundſchaft zweier Geiſter, die das Schickſal
Zu Gegnern ihrer Größe hingeſtellt!
War Goethe groß in friſcher Kräftigkeit
Der Uranlagen, war ein Schoßkind er
Der heiteren Geſellſchaft edler Kreiſe,
War zartempfindend er der tiefe Quell,
Der den vom Himmel eingeſog'nen Thau
In leichter Anmuth ſchäumend wiederſprudelt,
War in unbänd'ger Jugend er ein Waldſtrom einſt
Und dann ein Alpenſee, des ruh'ger Spiegel
Der Welt ihr Bild zurückgiebt, ſo war Schiller
Ein Wolkenhimmel, der des Zornes Blitze
Donnernd herabwirft und die peſterfüllte Welt
Im Feuer reinigt und nach fortgewehtem Sturm
Aus heiterm Blau der ew'gen Höhe lächelt.
So waren beide nur zwei Weiſen, wie Natur

Bayerische Staats-Bibliothek München

1784. 1785.

Juni 1784.

Zu einer Zeit, da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Menſch auch jetzt noch vermag. Der beſſere Theil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drükken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen — daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob ſeine Zeitgenoſſen werth wären, daß er für ſie arbeitete. — Dies iſt die Veranlaſſung, daß ich mich mit drei Perſonen, die insgeſammt werth ſind Ihre Werke zu leſen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verſtanden, habe ich ein Lied von Ihnen zu compo-

Erhaben oder lieblich uns erscheint, ein jeder beides.
Und ob der Erste auch vom irdschen Boden
Zur Hoheit seiner Ideal' emporstieg,
Ob umgekehrt der Andre von dem Ideal
Zur Erd' hinab, in beiden lebt das Schöne,
Wo Ideal und Wirklichkeit sich eint.
Ich nenn' euch ihre Meisterwerke nicht,
Sie sind ja allen alle gegenwärtig.
Doch während Goethe rückwärts schauend die vergang'ne
Aufregung seines Herzens in die Seelen hauchte.
Die dichtend er zu eigenster Gestalt belebte,
Griff Schiller in das allgemeine Leben
Vorwärts gekehrten Blicks, und seine Schöpfungen,
Sie stellen mit den Zügen der Vergangenheit
Die Zukunft dar, zu der die Welt berufen,
Ein jedes Bild ein Theil des Weltgerichts.
So wirkte sein unsterblich hoher Geist,
Zu göttlicher Gerechtigkeit sich klärend,
Rastlos, als seine Hülle schon in Staub
Zerfiel, bis er ein Herkules aus seiner Asche
In heil'gem Feuer auf gen Himmel stieg.
Und seine Donner haben unsre Väter
Erschreckt, und seine Blitze haben unser Land
Gereinigt, seine Feuer unsre Dichter
Mit Gluth erfüllt. Und während andre Geister
Des Vaterlandes Ketten willig trugen,
Da haben Schillers Jünger zu dem Schwerte
Gegriffen wie zur Lei'r und freudenvoll
Den Tod für's Vaterland gelitten. Körner,
Des Freundes unsres Schiller ächter Sohn,
Du riefst mit der Jungfrau Worten aus:
„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,

Die Saat iſt reif, ihr Schnitter, zaudert nicht."
Und Well' an Welle ſammelt ſich das Volk
Und wirft anſtürmend des Tyrannen Dämme,
Sie überfluthend nieder. Ja, da wurde
Des Dichters Tell zur Wahrheit, unſres Zwingherrn,
Des übermüth'gen Franken ſtolze Burgen
Zerbrach der Unſern Muth, und Deutſchland, das zerrißne,
War wieder Eins im Geiſt: ein Vaterland
Und eine Freiheit gab es wieder. — Ja, vergebens
Ward unſres Volkes Sinn zurückgelenkt
Zu der entſchwund'nen Zeiten Geiſt und Werken.
Wie auch den Feingebildeten die Phantaſie
In der Romantik Spiel berauſchte, wie die Männer,
Die ſich die Weiſen nannten, im Gedankenwahn
Sich ihre Welt erſchufen, unſer Volk
Blieb der Vernunft und ſeinem Schiller treu,
Und ſeine Jugend lernte jedes Hochgefühl,
Das ewig wahr aus des Gemüthes Tiefe
Emporquillt, aus den Werken unſres Meiſters. —
Und dieſe Jugend wuchs heran, jetzt ſtehn wir
Als Männer hier. Der Samen, den in kleinem Kreiſe
Der Dichter ausgeſtreut, hat Gottes Geiſterwehn
Weithin getragen, auf dem Hauch der deutſchen Zunge,
Und tauſendfältig ſteht in goldner Frucht
Durch alle Lande Schillers Ausſaat da.
O ſelig Loos, das aus der Zeiten Füllhorn
Auf uns gefallen, ſelig, die der ew'ge Gott
Zu unſres Sängers Jüngern hat berufen,
Selig, wer aus dem Vorbild Schillers, ſeinen Lehren,
Das Prieſteramt der ſchönen Kunſt erkannt!
Ja, ſein Beruf iſt ſelig! Doch er wähne nicht,
Daß zum Genuß allein er auserſehn!

Der Feind verdirbt den Boden ſeiner Felder,
Der Feind ſä't Unkraut unter Schillers Saat,
Der Feind verſäumdet ſeiner Aehren Geld.
So waffnet euch mit Kraft, ihr, ſeine Jünger!
Laßt nicht das Vaterland, den Boden, Euch zertreten,
Laßt nicht auf ihm des wilden Taumels Unkraut
Statt Freiheit wuchern, nicht der Lüge Drachen
Der Wahrheit Geld begeifern! Wehrt und kämpft!
Doch über allem Kampf erhaben, ſteigt empor
Zur Sternenhöh' der Schönheit, wo ew'r Vaterland,
Ein ein'ger Lichtbau in dem ew'gen Glanz
Der freien Wahrheit ſtrahlt, und euer großer Meiſter
Als Hoherprieſter ſegnend auf euch ſchaut
Vor der Geweihten Schaar, die unſre Feſtgeſänge
Im lauten Jubelchore wiederholt!

Brandenburg an der Havel.

Zum 10. November 1859.

Mel.: Schier dreißig Jahre biſt du alt.

Schon hundert Jahre ſind es heut,
Da ward im Schwabenland
Zu Marbach ein Knäblein geboren,
Das war zu Hohem erkoren,
Wie Jedem iſt wohlbekannt.

Kaum vierzehn Jahre war er alt,
So thät des Herzogs Wort
Zur Akademie ihn führen;
Da lernt er wohl Ordre pariren,
Doch Menſchen, die fand er nicht dort.

Da ſchrieb er auf dem Krankenſaal
Verſteckt beim Lampenlicht,
Wie Alles faul ſei geworden,
Von Rauben und von Morden
Ein ſchreckliches Gedicht.

Und als er drauf als Medicus
Nach Mannheim heimlich reiſt,
Thät Wuth der Herzog kochen;
Er gab ihm Arreſt zwei Wochen
Für ſeinen Dichtergeiſt.

Kein Wörtchen ſoll er ſchreiben mehr,
Als nur von Medicin;
Da empfahl er ſtill ſich dem Tyrannen
Und machte ſich flugs von dannen;
Zur Bühne trieb's mächtig ihn hin.

Wohl zog er lange hin und her,
Von Sorg' und Noth beſchwert;
Doch die Noth, die hat ihn geſtählet,
Mit der Kraft ſich die Schönheit vermählet;
So ward er des Lorbeers werth.

Dort an der Saale grünem Strand
Sollt' er den Heerd ſich bau'n.
Da hat er ſo mächtig geſungen,
Daß rings ſein Lied iſt erklungen
Durch alle deutſche Gau'n.

Nicht ſang er, wie ſo Mancher ſingt,
Um Fürſtengunſt und Lohn:
Denn des Volkes Freuden und Schmerzen,
Die fühlt' er im tiefſten Herzen,
Des Vaterlands treuer Sohn.

So weit die deutſche Zunge klingt,
Schlägt für ihn jede Bruſt.
Iſt zu Staub ſein Leib auch zerfallen —
Sein Geiſt, der lebt in uns Allen
In fröhlicher Jugendluſt!

Neuſtadt-Eberswalde.

Das Erwachen des deutſchen Genius.

Nacht war es und verſtummet deine Lieder,
Der Minne- und der Meiſterſang,
Statt deutſchen Wortes, treu und bieder,
Ertönte welſcher Laute Klang.
Da ſprengten deines Kerkers Pforte
Der Helden drei aus deutſchem Blut,
Gewappnet mit dem deutſchen Worte,
Mit deutſchem Sinn und deutſchem Muth.

Sie ſtiegen zu dem ewig Schönen,
Zu Hellas goldnem Muſenquell
Und ſchöpften draus Germaniens Söhnen
Den Göttertrank, ſo rein und hell.
Da floß vom dem geweihten Munde
Der gottgeſandten Rede Fluß,
Und neu erſtand ſeit jener Stunde
Des deutſchen Volkes Genius.

Sie griffen in der Leier Saiten,
Sie rührten ſie mit ſichrer Hand,

Und wie die Töne ſich verbreiten,
So lauſcht entzückt das deutſche Land.
Doch Einer war von Gott erſehen,
Er traf der Klänge reinſtes Gold,
Durch ſeine hohen Sänge wehen
Gedanken, rein und wunderhold.

Er brach vom ſtarken Arm die Bande
Und trat die Feſſel in den Staub,
Er ſtieß den Nachen kühn vom Strande
Und wurde nicht der Wogen Raub.
Er ſchwang ſich auf den Hippogryphen,
Er löſ't ihn von dem Pfluggeſpann,
Er ſpornt ihn durch des Raumes Tiefen
Und ſtieg zum blauen Aether dann.

Ja ſchaut an ihm, wie das Gemeine
Man ſtolzen Muthes niedertritt,
Erwählt das Edle und das Reine,
Nicht ſchaudert vor dem kühnen Ritt;
Wie man die Ferſe ſich beflügelt
Mit dem, was ſchön und ewig wahr,
Und ſei es, mit dem Tod beſiegelt,
Empor ſich ſchwingt, ein Königsaar.

Was ſtaunt ihr? Wundert euch, Philiſter,
Ob ſeinem Meteorenſchein;
Er war nicht Pfarrer und nicht Küſter, —
Er war ein Menſch, doch wahr und rein.
Er hatte Aemter nicht noch Poſten,
Er war ein freier deutſcher Mann,
Er fragte nicht nach Müh' und Koſten,
Doch ſtrebt er zum Olymp hinan.

Schaut hin und lernt und lernet leben,
Lernt ſtreben, lernt auf euch vertrau'n,
Und lernt mit dem, was Gott gegeben,
Den Tempel eures Glücks erbau'n.
Gemeſſen nach dem wahren Werthe
Iſt jeder biedre, deutſche Mann
Mit freiem Sinn und kühnem Schwerte
Der That, des Geiſt's ein König dann.

G. Zimmermann.

Angermünde.

„Dem Verdienſte ſeine Kronen!"

Wo nur die deutſche Sprache blüh't
Und deutſcher Sinn in Herzen glüh't,
Da regt ſich hohes Streben;
In Nord und Süd, in Oſt und Weſt
Sah' ich zum ſchönſten deutſchen Feſt
Die Banner rings ſich heben.

Dem lieblichſten, dem hellſten Stern
An unſerm Himmel möchte gern
Ein Jeder Grüße bringen;
Denn welch' ein Herrſcher, welch' ein Held
Kann in der ganzen deutſchen Welt
Um Schillers Lorbeer ringen!

Wer lebt wie Er in Aller Mund!
Wer hat in jedes Herzens Grund
Sich je ſo tief geſenket!

Wer hat durch ſeines Wortes Macht
So viele Seelen aus der Nacht
Zum hellen Licht gelenket!?

Dem Krieger, der in wildem Muth
Nur Sieg erwarb um Brudersblut —
Schon dem wird Ruhm und Feier:
Wie iſt's vielmehr der Edle werth,
Der ſiegte ohne Krieg und Schwert,
Der Mann mit gold'ner Leier!

So grüßt denn Alle, nah und fern,
Mit Luſt den reinen klaren Stern
Am deutſchen Dichterhimmel,
Damit ſein hoher Ehrentag
Ein jedes Herz entheben mag
Dem niederen Getümmel.

Und jede zarte deutſche Hand,
Die jemals ſchon ein Kränzchen wand,
Sie winde eins dem Weiſen,
Und jeder offne deutſche Mund —
Thut er mit Luſt die Wahrheit kund —
Der möge laut ihn preiſen!

Doch, wer nicht Kränze winden kann
Und Lieder ſingen, möge dann
Darob nicht müßig klagen.
Ein Jeder — ſei er noch ſo klein —
Kann durch ſein Scherflein einen Stein
Zum Tempelbau hintragen.

So wird ein Denkmal, hoch und hehr,
Erſtehen, das im Zeitenmeer

Die Wellen nie zerſtören,
Und noch der letzte deutſche Sohn
Muß hell den wundervollen Ton
Von Schillers Glocke hören.

C. Priewe.

Zum Schiller-Feſt.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Ertönt das Lob des Einen;
Wohin das Auge ſtaunend blickt,
Sieht's in dem Einen hochentzückt
Millionen ſich vereinen. —

Wohlan! auch wir ſind auf dem Platz
Und haben Theil am großen Schatz,
Wie alle unſ're Brüder.
Der größte deutſche Muſenſohn
Goß auch in unſ're Herzen ſchon
Das Feuer ſeiner Lieder.

D'rum ſchaart euch Alle, Groß und Klein,
Zum dichten, fröhlichen Verein
Am Jubeltag zuſammen,
Und laßt die Herzen neu erglüh'n,
Und laßt empor zum Himmel ſprüh'n
Der Freude lichte Flammen!

Wer häßlich iſt, der ſchmücke ſich,
Wer hoch gewachſen, bücke ſich,
Um Alles auszugleichen.
Seht nicht ſo ſcharf auf Rang und Stand,
Nein, laßt uns brüderlich die Hand
Zum Bund der Freude reichen.

Und Keiner bleibe ohne Noth
Dem Feſte fern; denn das Gebot
Des Tages lautet: Freude!
Wer unſern großen Schiller kennt
Und ihn beim rechten Namen nennt,
Der komm' und trinke Freude!

C. Priewe.

Seehauſen in der Altmark.

Feſtrede des Rathsmanns Stopje.

Oede und ſtill zwar iſt die Natur um uns her, doch mit lautem Jubel begrüßen wir den heutigen Tag, als den 100jährigen Geburtstag Friedrich von Schiller's, des großen Dichters der deutſchen Nation. Seine Werke ſind es, die ſo recht zum deutſchen Herzen ſprechen und das tiefſinnige, biedere, deutſche Gemüth vertreten. Seine Werke ſind ein Gemeingut Aller geworden und ſein Name wird unſterblich fortleben.

Nicht nur im ganzen deutſchen Vaterlande, ſondern auch außerhalb deſſelben iſt der heutige Tag ein Tag allgemeiner Freude. Auch wir feiern denſelben. Und damit wir eine würdige Feier nicht nur für heute begehen, ſondern das Andenken Schiller's uns

niren versucht. Außer der Art, die ich gewählt habe, gab es noch zwei: jede Strophe anders, oder wenigstens drei Melodien, für die erste und dritte, für die zweite und vierte, und für die letzte. Aber beides schien mir dem Charakter eines für sich bestehenden Liedes weniger angemessen. Abänderungen in Rücksicht auf Tempo, Tact, Stärke und Schwäche bleiben natürlicherweise bei jeder Strophe nothwendig, und die angegebenen sind blos die unentbehrlichsten.

Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen*).

Mannheim, 7. December 1784.

Nimmermehr können Sie mir's verzeihen, meine Werthesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die soviel Enthusiasmus und Wohlwollen ge-

*) Diesem Briefe waren die Portraits Körner's, Huber's und ihrer Verlobten Minna und Dora, von letzterer gezeichnet, und eine Brieftasche, von Minna gearbeitet, beigefügt; desgleichen Körner's Compositien von Amaliens Arie, in der ersten Scene des dritten Acts der Räuber. — Minna und Dora waren die Töchter des seiner Zeit sehr geachteten Kupferstechers Stock in Leipzig, bei welchem Goethe während seines akademischen Aufenthalts Unterricht im Aetzen und Radiren nahm. S. Aus meinem Leben, achtes Buch (T. A. von 1840. Bd. 21. S. 136), wo er

auf immer bewahren und es unſern Kindern und Enkeln übertragen, weihen wir dieſe Anlagen ſeinem Namen:

Schillerhain wollen wir ſie nennen! Schillerhain ſollen ſie genannt werden auf ewig, Schillerhain!

Zur beſonderen Erinnerung dieſer Weihe haben wir dieſe Linde gepflanzt und in dieſen bekränzten Stein die unauslöſchlichen Buchſtaben ſeines Namens geſchrieben. Wie Schiller als Dichter der Liebling des deutſchen Vaterlandes geworden, alſo wird dieſer Hain der Lieblingsort für uns und unſere Nachkommen werden.

Wir wollen deshalb vereint mit regem Eifer und großer Sorgfalt unſern Schillerhain pflegen und hegen und richten die Bitte zu dem Allgütigen, daß er mit dem neuen Namen auch neuen Segen und reichliches Gedeihen auf unſere Pflanzungen ſpenden möge.

Wenn dann nach ſpäteren Jahren aus dieſen Sträuchern Bäume geworden, werden die Lieder des großen Dichters unter dem Schatten der Eichen erſchallen und unſere Anlagen ein Aufenthalt der Nachtigallen ſein. Noch einmal bitten wir:

„Gott beſchirme unſern Schillerhain.“

Königsberg in der Neumark.

Feſt-Prolog zur Schiller-Säkular-Feier.

Was regt ſich heut auch in den fernſten Landen,
Als zög's auf Flügeln über Berg und Meer,
Wo deutſche Herzen ſich zuſammen fanden?
Was wogt in Wort und Weiſen um uns her?

Iſt uns das nie geahnte Heil erſtanden,
Daß Deutſchlands Volk ein Volk von Brüdern wär'?
Was iſt es, das uns will in dieſen Tagen
Zur Sonnenhöhe der Begeiſt'rung tragen?

Es iſt ein Geiſt, der weht aus todten Lettern
Bald wie die Luft des Südens weich und klar,
Bald ſtark wie Stürme in des Nordens Wettern;
Bald donnernd wie die Stimme der Gefahr,
Bald ſchmeichelnd wie von tauſend Liebesgöttern
Im Frühling eine leicht beſchwingte Schaar.
Der Genius, ein Held von Lied und Leier,
Er ruft uns heut zu ſeiner Wiegenfeier.

Dem deutſchen Dichter ſchmückt ſich Herz wie Hallen,
Ihm perlt und ſchäumt die allgemeine Luſt.
Wenn Wermuthstropfen in die Becher fallen,
Ein ſchmähend Gift aus einer engen Bruſt,
Der Feſtgeſang mag unbeirrt erſchallen,
Wir alle ſind uns ernſt und fromm bewußt,
Man darf den ewig großen Schöpfer droben
Auch in Geſchöpfen ſeiner Größe loben.

So kommt herzu, Ihr gleichgeſtimmten Seelen,
Ihr Frauen geht dem Ehrenzug voran.
Wie er Euch ehrte, brauch' ich's zu erzählen,
Wie er der Minne keuſchen Preis erſann?
Drum dürft Ihr als die Erſten heut nicht fehlen,
Von denen er ſich reichſten Dank gewann.
Der Blumen ſchönſte mögt von Euren Wegen
Ihr Eurem Dichter froh zu Füßen legen.

Ihr Männer aber, könnt Ihr je vergeſſen,
Daß er den Muth der echten Freiheit ſang —

Daß er, wie karg das Glück ihm auch bemeſſen,
Mit Männerſtolz des Lebens Leid bezwang —
Daß er, ein Schmied in glutherfüllten Eſſen,
Mit rüſt'gem Fleiß der Wahrheit Eiſen ſchwang —
Daß ihm ein Freund, wie ſich kein zweiter einet,
Ein Göthe ihm viel Thränen nachgeweinet?!

Und Du, o Jugend, Deine Ideale,
Wie hat er ſie mit Immergrün bekränzt!
Wie hat er Dir in unbefleckter Schaale
Den duft'gen Wein der Poeſie kredenzt,
Nicht daß Du Dich berauſcheſt an dem Mahle
Und daß Dein Blick in wildem Feuer glänzt —
Nein, daß der Trunk Dich ſtärke, friſch im Leben
Den Helden Deiner Träume nachzuſtreben.

Was er uns weihte, hat's nicht aller Stunden
Uns alle mit der Weihe Kraft berührt,
Ob wir's in ſtiller Einſamkeit gefunden,
Ob auf der Bühne lauten Markt geführt?
Wer hat der Dichtung Zauber nicht empfunden,
Wen hat ſie nicht in tiefſtem Grund gerührt,
Wenn, die ſie ſchuf, die herrlichen Geſtalten
Erlagen der Geſchicke finſterm Walten?

Wenn jetzt aus ihren nie erreichten Grenzen
Gebilde ſich vor Euren Blicken nahn,
Nicht wollen ſie in eitlem Prunke glänzen,
Nur deſſen Beifall wollen ſie empfahn,
Dem heut vor hundert vollen Lebenslenzen
Die holden Muſen in das Antlitz ſahn.
So möget unſrem Dichter Ihr zu Ehren
Auch ſeinen Kindern nicht den Eintritt wehren.

Und Poesie, Du süße Wunderblüthe,
Du strahl' uns heut mit Deinem hellsten Schein
Und präge ehern jeglichem Gemüthe
Das theure Bild des deutschen Dichters ein,
Daß jeder dauernd es im Busen hüte
Dem Kleinod gleich in wohlverwahrtem Schrein —
Dann wird zum Heil des Wahren, Edlen, Schönen
Das Fest sich mit dem rechten Segen krönen.

Lüty, Königl. Kreisrichter.

Frankfurt an der Oder.

Fest-Gedicht

zur Schillerfeier im Stadt-Theater gesprochen.

Wenn längst verrauscht die Wonnezeit der Rosen,
Wenn selbst die bunte Aster abgeblüht,
Indeß der Herbstwind schon mit rauhem Tosen
Durch kahlgeword'ne Eichenwälder zieht,
In welchem sonst des Zephyrs sanftes Kosen
Leis murmelte ein süßes Schlummerlied — —
Wenn die Natur den Schlaftrunk schon genommen,
Dann ist das Herz uns traurig und beklommen.

Ist's doch die Zeit, wo uns mit leisem Mahnen
Ein Bild gezeichnet der Vergänglichkeit
Und unser Herz durchbebt manch ernstes Ahnen.
Doch wieder ist es auch dieselbe Zeit,
Die, sausend in den ewig gleichen Bahnen,
Manch hold Geschenk uns freundlich hat geweiht:

Indem der Laren und Penaten Werthe
Sie unſer Herz von neuem ſchützen lehrte.

Heut rief dieſelbe Zeit uns hier zuſammen,
Ein ſchönes Feſt, ein heil'ges zu begehn.
Denn es iſt heilig, wenn Gedankenflammen,
Vom Genius entfacht, zu höchſten Höh'n
Als glüh'nde Geiſterſchiffe aufwärts ſchwammen,
Das ewig Schön' und Wahre zu umweh'n; —
Wie durch die That die Allmacht doch erhoben,
Da ſie die Kraft zu dieſer That gewoben.

Drum iſt auch heilig unſre Schillerfeier:
Wir danken ja, daß Gott den Mann uns gab,
Der durch den ſüßen Ton der mächt'gen Leier
Den Tod beſiegte, wenn auch längſt das Grab
Ihn hat umſchloſſen mit dem mächt'gen Schleier;
Der morſche Körper nur ſtieg müd' hinab. — — —
— Ein Säculum entfloh im Tanz der Horen,
Seitdem uns unſer Schiller ward geboren.

Dahin iſt ein Jahrhundert! Wenn Aeonen
Verfloſſen ſind, und lang uns Nacht umfängt,
Wird dennoch Schiller auf der Erde wohnen,
Ein Phönix, den kein Zeitenſturm verdrängt.
Nichts raubt ihm ſeine grünen Lorbeerkronen,
Die Mit- und Nachwelt ihm auf's Haupt geſenkt,
So lang in Deutſchlands grünen Eichenhallen
In Deutſchen Weiſen Deutſche Lieder ſchallen.

Er war der edelſte der Deutſchen Dichter:
Voll Kraft, voll Seele, ſüß, gedankenſchwer;
Des Guten Freund, des Böſen ſtrengſter Richter,
Und mehr als das: — ein Deutſcher Mann war er.

Sein Denken und sein Reden um so schlichter,
Je höher wogte das Gedankenmeer,
Und während Millionen ihn beneiden,
Blieb er so schlicht, so einfach, so bescheiden.

Er war's, der weit, weit über Deutschlands Marken
Das Deutsche Lied, das Deutsche Wesen trug.
Der Genius Deutschlands fühlte sich erstarken
An seines Lied's gewalt'gem Flammenflug,
Daß Deutsche Kraft, wildwogend, dann die Barken
Des Corsischen Eroberers zerschlug:
Er hatte frühe ausgestreut die Saaten,
Die dann gereift zu Deutschlands schönsten Thaten.

Ja, freue dich, du großes Land der Weisen,
Du Denkerland vom Gotthard bis zum Belt.
Sei stolz, mein Deutschland, hat sich doch im Preisen
Des deutschen Geist's dir jedes Volk gesellt!
Der Deutsche Genius schwebt in großen Kreisen,
Des Herrschens sich bewußt, heut ob der Welt:
Denn jedem Volke, das da lebt hienieden,
Gehört der Theure an, der längst geschieden.

Den Manen des Verklärten ist's gelungen:
Der Zwietracht Geister schlugen sie in Bann.
Ein Band der Lieb' hat Deutschland heut umschlungen,
Der inn'gen Liebe zu dem theuren Mann.
O, bleibe fest, du Band, das heut errungen,
Und lehre unserm Vaterlande dann:
Wo Deutsche Brüder freundlich sich gesellten,
Da trotzte stets Germanien den Welten.

Heinrich Mahler.

Sachſen und Anhalt.

Anmerkung der Redaction.

Um das Urſprüngliche und Charakteriſtiſche der verſchiedenen Beiträge ſelbſt bis in das Kleinſte hinein zur vollen Anſchauung und Geltung zu bringen, mußten und müſſen wir der einzelnen Autoren eigenthümliche Schreibweiſe, Othographie und Interpunction, ſo ſehr ſelche zuweilen auch von dem allgemein Ueblichen abweichen, durchweg unangetaſtet laſſen.

Leipzig.

Rede

des Professors Dr. Wuttke in der Aula der Universität,

am 10. November.

An dem Tage, den heute nach hundert Jahren Deutschland festlich begeht, lagerte französisches Kriegsvolk am Main, hielt Gießen besetzt und vertheidigte Münster wider den Ansturm der Briten und Hannoveraner — zogen gemächlich russische Heerhaufen aus Schlesien ab in ihr Winterlager mit den Trefäen von Kunnersdorf, und dieses Land, das wir bewohnen, war die trauernde Stätte des selbstmörderischen Kampfes von Deutschen gegen Deutsche. In Dresden lag das Reichsheer, zwischen Meißen und Nossen zog sich die Linie der Oesterreicher: ihnen gegenüber, nordwestwärts, standen die Preußen, von denen ein Trupp auf Freiberg rückte. Ein zweites preußisches Heer führte im Eilmarsch über Spremberg bei Stolpen zur Elbe hin der König von Preußen. In's vierte Jahr bereits zerfleischte, um schnöden Länderbesitz der Fürsten, einheimischer, erbitterter Krieg das heilige römische Reich deutscher Nation. Wohl gab es damals noch ein deutsches Reich sammt Kaiser und Reichstag, doch spaltete es der Fürsten Selbstsucht und allenthalben im Lande schaltete ihre despotische Willkür. Wenige Monde war es erst, daß in Würtemberg der berühmte Rechtsgelehrte Johann Jakob Moser, weil er dem Herzoge als Landschafts-Consulent unbequem fiel, nach Hohentwiel abgeführt worden, um dort an sechs Jahre bücherlos in einsamer Haft zuzubringen. Wie erstorben war das Rechtsbewußtsein der Nation,

die ſich als Nation nicht mehr fühlte. Starre Rechtgläubigkeit umfing mit Nacht, und des Volkes ſtumpfe Maſſe ſchleppte ſich mit niederwärts gekehrtem Blicke. Wer noch Anſpruch auf Bildung machte, der hatte ſie der Fremde entlehnt.

Ehrenwerth zwar, jedoch ſchwach, waren die Regungen eines beſſeren Triebes, des erſten Heraustretens aus dieſem Jammer. Mühſelig ſuchte die ſchwerfällig einherſchreitende Wolffiſche Philoſophie in den Schulen an die Zucht ſtrenger Begriffe und richtiger Folgerungen zu gewöhnen. Nicolai's und Mendelsſohn's aufklärendes Denken ſtand noch einſam, das erſte Jahrzehnt Klopſtock's und Leſſing's entfaltete erſt ihre weittragende Kraft, und die Muſe eines Gottſched und Breitinger, eines Gleim und Gellert, eines Kleiſt und Geßner bewegte ſich ſcheu und ſteif in einem niederen Bereiche: das alles war nur der Schimmer einer Morgenröthe, der eine aufgehende Sonne erſt verkündigte.

Und nach hundert Jahren, *heute*, jubelt einmüthig ein ganzes Volk, daß damals im kleinen würtembergiſchen Marbach *Friedrich Schiller* das Licht der Welt erblickte, Er, den es mit Stolz und Liebe den Seinigen nennt, Er, in dem es ſeines eigenen Weſens edelſten Ausdruck verehrend begrüßt, deß glänzendes Bild noch Licht und Wärme ſtrahlen wird in kommende Zeiten. In Deutſchland und außer den deutſchen Marken und jenſeits des Weltmeeres, überall wo hochgemuthete deutſche Männer und Frauen wohnen, waltet Feſtesfreude, belebt der Gedanke, daß heute der Ehrentag Schiller's iſt, und höher ſchlagen die Herzen, denn herrlich bekundet ſich in dieſem Gleichklang der Geiſt, der jetzo in unſerem Volke lebt, der ſo ganz anders iſt, als er vor einem Jahrhunderte war!

Wie Schiller glänzend einher wallte, wie er ſeine Zeitgenoſſen aus ihrer Dumpfheit aufrüttelte und mit ſich in ſeinem raſtloſen Streben himmelan emporhob: das würde genügen zu Schiller's begeiſtertem Andenken, wenn auch mit ſeinem Daſein ſein Wirken

gen mich athmeten, und von den ſchätzbarſten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, ſieben Monate ſchweigen konnte. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederſchreibe, welche mich vor mir ſelbſt demüthigt, und daß ich meine Augen in dieſem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederſchlage, die über meinem Schreibtiſch hangen, und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen ſcheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beſchämung und die Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, iſt Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um dieſe unerhörte Nachläßigkeit zu entſchuldigen, nur ſie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.

Ihre Briefe, die mich unbeſchreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmſte aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigſten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfaſſung

---

auch der beiden Töchter erwähnt. „von dieſen iſt die eine glücklich verheirathet, und die andere eine vorzügliche Künſtlerin; ſie ſind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben.“ — Chriſt. Gottfr. Körner iſt am 2. Juli 1756 zu München geb., ſt. zu Berlin am 13. Mai 1831. Ludw. Ferd. Huber, geb. zu Paris im Sept. 1764, ſt. 1804 zu Leipzig. Johanna Dorothea Stock, geb. zu Nürnberg am 6. März 1760, ſtarb zu Berlin am 26. Mai 1832. Anna Maria Jacobine (Minna) Stock, geb. zu Nürnberg am 11. Mai 1762, mit Körner ſeit dem 7. Auguſt 1785 verheirathet, ſt. zu Berlin am 20. Auguſt 1843.

geſchloſſen hätte und nicht ſeines Lebens Frucht Gebilde von unvergänglicher Kraft wären, die das Reich des Geiſtes erweiterten. Als vor bald 55 Jahren ſein Auge brach, war wieder, wie bei ſeiner Geburt, der Himmel finſter und dräuend. Der Fluch des politiſchen Unverſtandes ging an Deutſchland in Erfüllung und es ſchien, als ſtehe das deutſche Volk an ſeiner Neige. Schon war ein Theil des Reichskörpers die Beute eines fremden Eroberers, und das zerriſſene Reich war ſichtbar im Untergehen. Es brach, ſeine Trümmer verfielen dem Feinde, machtlos ſtanden die ehedem Gewaltigen vor dem Sieger. Jedoch des deutſchen Geiſtes Tiefe und Stärke hatte Schiller offenbart, und lodernde Gluth war von ihm in die Herzen unſeres Volkes ausgeſtrömt. Stumpfe Ergebung, hoffnungsleeres Verzagen konnte nimmermehr die Stimmung der Männer und Frauen werden, die ſeinem Sinn ſich genähert, an ſeiner Hoheit ſich erheben, mit ſeinen Reden die Seele geſchwellt. Zur That erhebend waltete Schiller's Genius in den trübſten Jahren der vaterländiſchen Erniedrigung, denn der zündende Funke der Begeiſterung, der uns Rettung ſchuf in äußerſter Noth, war vor Allen gegeben durch ihn. Und weiter in den ruhigen Jahren fortflammend, von Jahr zu Jahr tiefer griff er ein in unſeres Volkes beſtes Leben. Seine Gedanken waren in den Geiſt des deutſchen Volkes gelegt, eine aufgehende Saat, und wirkten fort und fort mit jugendlicher Kraft. Ob auch die Staaten Deutſchlands in ihrer Trennung verſchiedene Stufen behaupteten und das Band der Gemeinſamkeit lockerten: er knüpfte die Deutſchen zuſammen, verbrüderte die Geſchiedenen und erfriſchte das Bewußtſein Eines großen Vaterlandes. Abweichend nach Staaten und Stämmen bleiben wir Deutſche uns gleich in gemeinſchaftlichem Geiſtesleben: ja, was uns alle anſpricht, bewegt und beſeelt, was wahrhaft volksthümlich, was ächt deutſch iſt, das ſuchten, das fanden wir auf den Gebieten des höheren Lebens, der Wiſſenſchaft und Kunſt — und indem am heutigen Tage, in

dieſen Stunden allüberall unter Deutſchen unſerm erſten Schriftſteller, dieſem Heroen des Geiſterreiches, dieſem wahrhaften Haupte des deutſchen Volkes gleichſtimmiger Preis zutönt, wie nie vorher einem deutſchen Manne, fühlten wir uns wirklich ein einig Volk von Brüdern, als ein einiges Deutſchland! Gerechten Hochgefühls voll ſchauen wir auf das ſtolze Ausland und ſetzen gegen ſeinen geprieſenſten Ruhm und Schmuck die Schöpfungen unſeres Schiller, der es bewies, daß dem erhabenen Schwunge der deutſchen Sprache keines anderen Volkes Rede vorangeht. Jüngern des Dichters, der da rief: „Seid umſchlungen, Millionen!“ wird nimmermehr die Nationalität zur begrenzenden Schranke, weil ſie in ſeiner freien Auffaſſung des Menſchenthumes willig die Hand bieten mit freundlichem Sinn dem fremden Nachbar. Welche beſſere Bezeugung ſeiner Allgemeingiltigkeit gibt es wohl als die, daß ein Ausländer findet, er trage unter den Deutſchen am wenigſten den Stempel der Nationalität? „Sein Charakter“, ſo urtheilt ein großer engliſcher Denker, ſo urtheilt Carlyle, „iſt allerdings deutſch, wenn deutſch ſo viel als wahr, gediegen und edelmenſchlich heißt, ſein Gedankengang aber und ſeine Art und Weiſe ſich auszudrücken iſt, bis auf die bloßen Wörter, europäiſch.“ Seine Ehre liegt nicht in unſerm Lobſpruch, ſeine Ehre iſt unſer Fortſchreiten in ſeiner aufſteigenden Bahn, iſt unſere freudige Zuverſicht auf den Siegeslauf des Geiſtes.

Es würde weder dieſem Ort noch dieſer Verſammlung ziemen, blos einzuſtimmen in den allgemeinen Jubel. Eingehende Betrachtung deſſen, was an Schiller groß iſt und ihn groß machte, möge dieſe feierliche Stunde zu einer Veranlaſſung nutzbringender Erwägungen machen.

Hätten wir in Schiller's Erhabenheit eine himmliſche Gabe anzuſtaunen, die ihm, die uns in ihm geſchenkt, ſo wäre unſere Bewunderung eine unfruchtbare. Jene göttliche Eingebung wäre eben eine Gnade, und das Genie, das ihm verliehen, uns verſagt

worden, wäre für uns eine bequeme Entſchuldigung unſerer Kleinheit. Allein dem iſt nicht alſo. Was Schiller geworden iſt, das wurde er vermöge ſeines ſtrebenden Eifers, durch ſeine innere Anſtrengung, da er vor keiner Schwierigkeit zurückwich, da er niemals befriedigt ausruhte. Von früher Jugend ſtellte er ſich die ſchwierigſten Aufgaben und ſetzte volle männliche Kraft an ihre Löſung, und in der Mitte ſeiner Laufbahn, umrauſcht von des Lebens Schmeichelklängen, ſetzt er von neuem an, um ſich auf einen höheren Standpunkt zu ſchwingen. Sein feſtes Wollen hat ihn zu dem Schiller gemacht, den wir bewundern. Er ſelber hat das Geheimniß ſeines Weſens aufgeſchloſſen, als er ſagte: „Der Wille macht den Menſchen groß und klein. Es wächſt der Menſch mit ſeinem größeren Ziele.“ Ein ſo kurzes Gedicht, wie das von der Glocke, trug er zwölf Jahre mit ſich herum, ehe er es an die Welt hinausgab: aber wie herrlich, in wie entzückender Vollendung ſteht es nun da! Wir kennen nur ſeine fertigen Dramen, blos ſein letztes Werk geſtattet uns den Einblick in ſeine Arbeit, weil er es unvollendet hinterließ, weil die Papiere in unſern Händen blieben, aus denen der „Demetrius“ hervorgehen ſollte. Und da erfahren wir überraſcht, wie er ſich ſelber mit der Feder über alles Rechenſchaft gab, daß er nach weitſchichtigen Vorbereitungen die Perſonen ſich ſchriftlich beſtimmte und den Gang jedes Geſprächs, daß er die Seiten angab, die herauszuheben wären, und die Gründe, warum Mancherlei auszuſcheiden ſei; wir leſen ganze Auftritte, die er gedichtet hat, um von ihnen nichts als ein paar Beziehungen zu bewahren. So bedächtig, ſo gewiſſenhaft, ſo mühſam ſchuf der ruhmgekrönte Meiſter, der ſchon am Ende ſeines Tagewerkes ſtand! Sollte dem Jugendlichen mindere Unverdroſſenheit eigen geweſen ſein? Gewiß nicht. Er wußte wohl, daß der Wahrheit tiefverſteckter Born nur dem Fleiße rauſcht, den keine Mühe bleichet. Der Zufall hat uns auch einige Bruchſtücke aus dem „Wallenſtein“ erhalten, von denen ſich nichts oder nur ein paar

Verſe in der Ausgabe vorfinden. Ein jüngeres Geſchlecht vermeinte wohl durch angeflogene Genialität den Fleiß zu erſetzen und liebte mehr das Vielſchreiben als des Vorbereitens Mühſal. Was fand jedoch allgemeine Gunſt, was hatte dauernden Beiſtand, was iſt wirklich reif und gediegen von all dieſen leichten, raſchen Geburten? Gewiß taucht in Ihrer Erinnerung, hochzuverehrende Anweſende, das Wort auf, das Euripides zu einem vergeſſenen Dichter ſprach. Euripides hatte dieſem geſtanden, daß er in den letzten drei Tagen mit größter Anſtrengung nicht mehr als drei Verſe zu Stande gebracht habe, und Jener mit der Selbſtgefälligkeit der Schwachen geſagt, er habe in derſelben Zeit mit größter Leichtigkeit hundert Verſe gemacht. „Ja“, bemerkte ihm darauf Euripides, „die Deinigen werden aber auch nur drei Tage, meine immer leben.“

Ein ſo nach Vollendung trachtender Mann wie Schiller hatte wohl ein Hauptziel, aber durchmaß mehr als eine einzige Bahn. Er ward beides, Gelehrter und Dichter zugleich, oder vielmehr, er ſchwang ſich zu jener Vielſeitigkeit, in welcher die echte menſchliche Bildung wurzelt. Denn wie das Hinabſteigen in die Tiefe einer einzelnen Wiſſenſchaft dem Gange in das Dickicht der Waldung oder in eine angenehme Thalſchlucht gleicht, ſo gewinnt doch die umfaſſende Verſtellung von der Erde nur der, welcher von ihren Höhen Wälder und Schluchten, Gefilde und Gewäſſer zugleich überblickt. Schiller's Gelehrſamkeit lag allerdings weit ab von dem herkömmlichen Pedantismus der ſich viel dünkenden Quisquilienkrämer: unſere Zeit lernt aber mit richtigerem Geſchmacke wahre Erkenntniß von deren Zerrbild unterſcheiden. Ich erinnere an allgemein Bekanntes. Das Studium der Naturwiſſenſchaften bereitete ihn zum Arzte vor, und nachdem er die Heilkunſt verlaſſen und mehrere Jahre dem dichteriſchen Schaffen gewidmet, kehrte er ſich der Welthiſtorie zu und überraſchte mit einem Werke, auf deſſen Bedeutung hin er mit voller

Berechtigung an die damals blühendſte Univerſität berufen ward. In einem Jahrzehnt akademiſcher Thätigkeit hielt er Collegien erſt über Gegenſtände der Geſchichte, dann über Gegenſtände der Philoſophie und ſprach in Zeitſchriften zu der geſammten Nation. Endlich entſagte er dem Lehramte des Profeſſors, um, leider! ſeine letzten Kräfte der dramatiſchen Kunſt zu weihen, der ſein Jugendtraum gehört hatte.

Wir wiſſen es, dem Verdienſte des Forſchers werden nicht gleiche Kränze gewunden, wie ſie das Haupt des glücklichen Dichters ſchmücken, aber im Buche der Weltgeſchichte iſt auch der Gewinn des einſamen Gelehrten verzeichnet.

Seltſamerweiſe hat die Strenge des Maßſtabes, welchen Schiller, er, der immer die höchſten Anforderungen machte, ſelbſt an ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen anlegte, zu ihrer geringſchätzigen Würdigung andere Beurtheiler verführt und verleitet. Diejenigen, welche ſich an Schiller's eigene Aeußerungen über ſeine geſchichtlichen Studien klammern, hatten und haben keine Ahnung davon, wie der tiefblickende Meiſter ſich der ganzen Mißlichkeit einer geſchichtlichen Erneuerung untergegangenen Lebens klar bewußt war und daß er an ſeinen Verſuchen tadelte, was überhaupt an der hiſtoriſchen Arbeit bedenklich iſt. Schiller's Antrittsvorleſung nimmt eine weſentliche Stelle in der Philoſophie der Geſchichte ein, ſein Bericht vom beginnenden Abfall der Niederlande trat ebenbürtig neben das Vorzüglichſte, was die Geſchichtſchreibung dargeboten, auch abgeſehen davon, daß Schiller in die Darſtellung einen Schwung und eine Klarheit brachte, wie ſie unter den Deutſchen nur der gleichzeitige Johann Müller allein beſaß. Wenn ich an dieſem geſchichtlichen Gemälde die Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung gegen bisherige und gegen bevorſtehende Verunglimpfungen in Schutz nehme, ſo ſpreche ich als Fachmann: lieber jedoch führe ich das unverwerfliche Zeugniß an, das ihm ein Gelehrter Belgiens aufſtellte, Theodor Juſte, der vor vier Jahren denſelben Zeitabſchnitt

wie Schiller und noch ausführlicher als dieſer beſchrieb, und Schiller's Erzählung nicht nur ein Meiſterwerk genannt hat, ſondern auch 67 Jahre nach ihrem Erſcheinen erklärt, daß ihr unter den neueren Geſchichtsdarſtellungen jener Zeit unbeſtritten der erſte Rang gebühre. Während Schiller über die gewöhnlichen Vorurtheile der Auffaſſung hinausſchreitend die oft mißkannte Menſchenwürde zum Leitſtern nahm und in dem freien Willen der Menſchen den Schwerpunkt aller Thätigkeit erkannte, war er gleichzeitig beſtrebt, jede einzelne Erſcheinung mit dem Rückblick auf das große Ganze zu denken und aufzufaſſen.

Dieſe Erwägung des Zuſammenhanges und der Einheit leitet auch den Gang ſeiner philoſophiſchen Anſicht. Es entſpreche der Eintracht im Weſen der Einklang im Sein. Bezog ſich der Wolffiſche Rationalismus, die Schulphiloſophie ſeiner Jugend, verwiegend auf die Begriffswelt, ſo ſuchte Schiller das Gefühlsleben zugleich zu umfaſſen, um aus der Ganzheit der Menſchennatur zu demjenigen zu gelangen, was den Menſchen beſtimme nach Ziel, Richtung und Laufbahn. Der Kantiſche Kriticismus, den er als Mann mit glühender Seele erfaßte, hielt vor dem Widerſtreit der Vernunftforderung und des menſchlichen Begehrens und konnte deshalb Tugend nur in der Selbſtüberwindung finden, welche der Pflicht die Neigung zum Opfer bringt. Schiller überwand dieſen Gegenſatz mit der Erkenntniß, daß was befriedigen ſolle, übereinſtimmen müſſe mit unſerer unentſtellten Natur. Vor dem Kampfe des Göttlichen und des Irdiſchen ſtand er nicht ſtill, noch ſtörte ihn die bange Wahl zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden, weil der nach Wahrheit Trachtende nicht ſchwankt zwiſchen der ſelbſtiſchen Eigenſucht und der Liebe, die im ewigen Ganzen ihren Mittelpunkt hat. In treuer Pflege des edlen Keimes, der in der Tiefe der Bruſt bereits ruht, erziehe ſich der Menſch zu einer ſo gereinigten Empfindungsweiſe, daß ihm die Tugendübung kein Opfer mehr koſte, daß er ſittlich handle, weil ſo zu handeln

ihm inneres Bedürfniß und Nothwendigkeit ist, daß er Schönes vollbringe, weil er nichts Anderes vollbringen kann. Also verlangt Schiller, daß der Gedanke zum Nothwendigen und Ewigen aufsteige, daß dieses der Inhalt seiner Triebe werde, daß der Mensch, handelnd und bildend, das Göttliche zeige. Und so lehrte er im Bewußtsein der Geistesheiterkeit als Endergebniß das Aufgehen der Naturnothwendigkeit in der Vernunftfreiheit. Von der Höhe dieses Standpunktes betrachtete er Zweck und Art der Kunst. Unter dem Eindruck der Schönheit, im Wohlgefühle der Entzückung, verleiht die Kunst dem unverderbenen Menschen die sittliche Stimmung und leitet ihn sanft auf den rechten Pfad. Der schön empfindende Mensch hat nicht nöthig, erhaben zu wollen, weil er edel begehrt. Wer aber als Mensch die Eintracht nicht gefunden, zu der die menschliche Natur angelegt und bestimmt ist, der *wolle* als vernünftiger Geist vernünftig. Das Schöne und Erhabene sind berufen die beiden Führer des Lebens zu sein. Mußte nicht Schiller, wenn die Kunst den Menschen zur Sittlichkeit erzieht, die Forderung machen, daß der Mensch die Wahrheit aus sich herausstelle in die Schönheit, damit nicht allein der begreifende Verstand sie betrachte, sondern der *ganze* Mensch ihr huldige, weil auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergriffen hat, und stellte er diese Forderung, ergab sich nicht dann für ihn der Beruf eines Priesters des Schönen?

Mit dieser großartigen Anschauung ist sogleich der Gehalt seiner *Dichtungen* beschrieben. Ihre Aufgabe war, die Menschen zu erheben und ihren Sinn zu beflügeln, mit hohen Gedanken sie zu erfüllen und mit Begeisterung für diese Gedanken zu tränken. Einführen in das Reich des Geistes soll die Muse und in ihm heimisch machen. Die tiefsten Vorstellungen bemüht sich Schiller in leichten lyrischen Gedichten dem Verstande des Ungelehrten nahe zu bringen und in großen Schauspielen an dem Bilde menschlichen Ringens anschaulich zu machen, wie das Treibende kein Schicksal

und kein Zufall, ſondern das Wollen der Menſchen iſt, und lebendig zu machen, daß das Höchſte iſt die Hingabe des Menſchen für den ſittlichen Zweck. In dieſer Eigenart Schiller's, mit welcher er alle vorangegangenen Dramatiker übertraf, wurzeln auch diejenigen Eigenſchaften, die man verurtheilt. Iſt es doch ſeine Abſicht, aus dem Beſonderen das Allgemeine hervorzukehren, Weisheit zu verbreiten und auf einen Zuſtand hinzuweiſen, der noch nicht vorhanden, der erſt zu verwirklichen iſt. Aus dieſer Anſicht ergab ſich ſeine redneriſche Haltung, für dieſen Nutzen öffnete er die Rede den Prachtſprüchen, die in der zweiten Reihe ſeiner Dramen an die Stelle der leidenſchaftlichen Kraftſprache, der Donnerworte ſeiner Jugendwerke traten. Heilſam iſt die Prüfung, und nichts wäre übler, als blindes Lobpreiſen, denn der Tadel ſchläfert nicht ein, ſondern reizt und erweckt. Mögen daher immerhin Schiller's Kunſtgebilde der ſchärfſten Zergliederung unterworfen werden: die erſchütternde Wirkung, die ſie äußern, raubt ihnen kein Tadel. Gering ſind die Mängel an dem Verſuche des Jünglings, neben der Großartigkeit des Stückes der „Räuber“! Der greiſe Ludwig Tieck, der von ihm angegriffene Romantiker, fällte das Urtheil von den Räubern: „Schiller habe mit ſeinem größten Werke angefangen; ein Werk von ſo wirklich titaniſcher Kraft habe keine andere Dichtungsart, keine andere Literatur aufzuweiſen.“ Seiner Schwingen Gewalt kündigte ſich darin an, daß er in den „Räubern“ kein perſönliches Geſchick, ſondern eine furchtbare Frage von ſchwerſtem Gewicht behandelt. Immer und immer, in „Fieske,“ „Kabale“ und den übrigen Dramen iſt ein das Gemüth beſchäftigender großer und würdiger Gegenſtand der in den Vergängen verhüllte Kern, und das Getreibe der Perſonen, das er vorzeigt, nur das verſinnlichende Beiſpiel. Aufwärtsſteigend führt Schiller endlich im „Tell“ die dramatiſche Kunſt auf eine Höhe, in welcher die Handlung nicht mehr eines Menſchen Schickſal, ſondern die Großthat eines ganzen Volkes ausmacht. Sagte Tieck: Kein an-

deres Volk hat ein Stück wie die „Räuber," ſo dürfen wir hinzufügen: Kein Volk beſitzt ein Stück gleich dem „Tell."

Kalte Bewunderung ſuchte Schiller niemals, und der kalte Lobſpruch des Verſtandes ward ihm auch nicht geſpendet: aus dem Herzen ſprach er, mit dem Herzen ward er geſchätzt. Wirken will er auf die Menſchheit, indem er ſie erſchüttert und begeiſtert. Schiller's Leben galt dem Kampfe gegen die gemeine Wirklichkeit, mit der niedern Erfahrung, welche die Regel der Thoren bleibt. Andere will er werben zu Mitſtreitern für dieſen heiligen Kampf. Als Schüler ſchrieb er an einen Freund: „O Karl, wir haben eine ganz andere Welt im Herzen als die wirkliche Welt iſt." Recht gab er der wirklichen weder damals noch in ſeiner Reife. Die Welt im reinen Herzen iſt ja die urſprüngliche, nur die ſchöne Natur iſt ja die wahre, echte. Sie allein iſt die, welche ſein ſoll, welche wir ſuchen, welche wir anſtreben. Hinweggewaſchen werden ihre Entſtellungen, und die ewigen Forderungen des Geiſtes und die großen Güter der Menſchheit in's Daſein gerufen. Dieſe Ziele kündet Schiller mit ſeelenvollem Schwunge in hohem Adlerfluge. „Werfet von Euch die Angſt des Irdiſchen," ruft er den Seinigen zu, „fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich!" Mag, wen der Schein des Tages betrügt, die von Schiller angefachte Begeiſterung für das Ideale eine haltloſe Schwärmerei ſchelten: wir preiſen ihn, als den Pfleger des idealen Sinnes unter uns Deutſchen, als den Hort unſerer Jugend, der er die leidenſchaftliche Spannung des unermüdeten Strebens nach dem Reinen und Erhabenen einflößt. Seinem Ideenſchwunge folge ſie, ihm ahme ſie nach!

Rede

des Professors Dr. Wuttke in der Centralhalle.

am 10. November.

Das Hoch, welches vor einer Stunde in der Mitte unserer Stadt dem größten Sohne Deutschlands erscholl, das heute millionenfach über den ganzen weiten Umfang des deutschen Volks ertönt, spricht es laut aus, daß der von Schiller gepflanzte Adel der Gesinnung noch lebt, daß die Herzen noch kraftvoll und muthig für die hehren Güter schlagen, die er wies, daß unser Vaterland darum nach trüben Tagen einer lichteren Zukunft entgegenblüht. Unser Preis galt Keinem, der befehlen und unterdrücken kann, Keinem, der seinen Ruhm auf Blut und Elend schrieb: in einem freien Feste huldigen freie Männer einer Hoheit, welche Verehrung mit schöpferischen Thaten eroberte. Gewiß, Unsterbliches bedarf unseres Lobes nicht und gewinnt nichts mit unserer Feier: wir aber bedürfen, in unserer Enge, der Aufrichtung an ihm, „der als ein Herold die Schönheit verkündet, der uns das Herz für die Freiheit entzündet, Höhen der Menschheit für uns auch erflog!“

Wir wissen es wohl, was der Name Schiller bedeutet, unter dem wir uns sammeln, und wir sind heute auch ein offenes, lebendiges Zeugniß schuldig, daß des deutschen Volkes große und ehrenwerthe Gesammtheit nichts gemein hat, nichts gemein haben will mit jenem Häuflein schwarzer Finsterlinge in seiner Mitte, die unsere mustergiltigen Größen lästern und begeifern, weil ihr Streben ist, Nacht über uns zu breiten, damit in der allgemeinen Dunkelheit und Dummheit ihr schlechtes Treiben gedeihe.

Fürwahr, nicht der schwunghaften Gewalt der Sprache Schiller's noch ihrer Volltönigkeit, nicht dem zauberischen Wohllaut seiner Verse, noch der Pracht seiner Bilder, auch nicht dem ihm entpressenen Reichthum an schönen und großartigen Gestal-

war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum erstenmal vor's Auge bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Theuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine bessere Stunde vor — auf einen Versuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schöneren Laune meines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblick *noch* Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke sein, einen Menschen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte so, wie ich, zu beantworten! Wie mußten Sie sich eine That reuen lassen, die Sie an dem Undankbarsten auf dem Erdboden verschwendeten! — Aber nein. Das letztere bin ich niemals gewesen, und habe schlechterdings keine Anlage es zu sein. Wenn Sie nur wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, so fordere

tungen galt unſer Ruf: Schiller für immer! Er galt dem tiefen und erhebenden Gedankengehalt, welcher den Kern aller Schillerſchen Schöpfungen ausmacht, er galt dem edlen Streben, das ſie alle durchzieht. Seine Abſicht war es ja gar nicht, zu beluſtigen und zu unterhalten, zu zieren und zu ſchmücken — denn dies bedeutete herzlich wenig — Schiller's großes Verhaben war, ſein Volk zu erhellen und den erhellten Geiſt zur edlen That zu beflügeln.

Sein Weſen war das eines Reformators. Mit einer Kühnheit, die an Verwegenheit grenzte, trat er vor die Welt. In den Idealen, denen er nachſtrebte, fand er dazu Grund und Berechtigung. Losgeſprochen nannte er ſich von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſetzt einen Bürger des Univerſums. Als ſolchen fühlte er ſich, als ſolcher ſprach er. Er ſtieg nicht zu dem Volke herab, er zog das Volk zu ſich empor. Herausführen wollte er es aus der Beſchränktheit ſeines Stilllebens zu einem großartigeren Wandel. Entſcheidende Lebensanſichten drücken den Menſchen zu Boden oder richten ihn aufwärts. Lehre Unfreiheit, und Du bildeſt Sklavenſeelen. Die Freiheit und die Würde des Menſchen aber iſt die unwandelbare Grundidee Schiller's; ihren höheren Zielen ſoll durch ſie die Menſchheit zuſchreiten. Dazu ſpornt er mit aller Macht die ſchaffende Selbſtthätigkeit an. Denn nicht in ruhige Beſchaulichkeit, ſondern in die wackere Handlung ſetzt er des Menſchen Beruf, und alſo wendet er den edlen Gedanken zum tugendhaften Entſchluß um und hebt den Willen empor zur That, zur ſittlichen That. Statt der Blendwerke des verführeriſchen Klügelns leite den Menſchen ſein reines Gemüth, denn im tiefſten Lebensgrunde ruht das Aechte und Wahre. Großes zu vollbringen iſt Wenigen gegeben, edel aber ſei Jeder, und Jeder helfe munter als dienendes Glied zum Ganzen im Bunde der rührigen Kräfte und füge in nie ermattender Beſchäftigung Sandkorn auf Sandkorn zum großen Bau der

Ewigkeiten. „Es ſpanne ſich des Fleißes Nerve, beharrlich ringend unterwerfe der Gedanke ſich das Element.“ Freudig und gehoben darf er dann ſagen:

Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis:
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Ein Vorbild hat Schiller ſeinem Volke ſelbſt gegeben an ſich. Ihm ſo wenig wie dieſem lächelte eine freundliche Sonne. Aus Niedrigkeit entpreſſen, von Noth bedrängt, mit Widerwärtigkeit ringend ſtrebte er ohn' Wanken ſeinem Ziele nach, ein Führer der Menſchheit zum Schönen und Erhabenen zu werden. Mit der Gewalt ſeiner eigenen Stärke brach er ſich Bahn, ſeinem Volke lehrend, den gleichen Sinn zu beweiſen. Von ihm ſelber gilt, was er von der deutſchen Muſe ſang:

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediciers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt,
Rühmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Sein Freund Göthe ſagte von ihm: „Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſichten und Bedenken. Das war ein rechter Mann, ſo ſollte man auch ſein!“

Sein Jahrhundert war ſeinem Ideal nicht reif. Beklagend, daß ſeine Zeitgenoſſen ihn nicht völlig verſtanden, dämpfte er ſeine Stimme, doch hoffend auf die Freiheit und den Adel der Zukunft. Rührend klingt heute, was er 1784 an eine mütterliche Freundin damals ſchrieb, als ihm von unſerm Leipzig aufmunternde Briefe

von Unbekannten zukamen:*) „Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert Jahren, wenn mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ Was Schiller kaum zu ahnen wagte, erfüllt sich. Denn Gedanken, welche der ewigen Wahrheit entstammen, üben ewigen Zauber. Das lautere Gold, das er in seinen Werken ausgab, wird ein Schatz der Deutschen bleiben und sein hehres Bild im Strahlenglanze leuchten, so lange ein deutsches Volk besteht! —

Trinkspruch

des Rectors der Universität, Geheimrath von Wächter, bei der Festtafel im Hôtel de Pologne am 11. November.

Wir feiern, geehrte Damen und Herren, wir feiern an dieser Stätte nach alter deutscher Sitte bei fröhlichem Festmahle und klingenden Bechern das Andenken an den großen Mann, welchem gestern und heute von tausend und abertausend Zungen die jubelnsten Huldigungen dargebracht wurden; wir feiern den Tag, an welchem heute vor 100 Jahren im kleinen anspruchlosen Marbach an den Ufern des Neckar, in einem Garten Deutschlands, uns der Dichter geboren wurde, der seinen und Deutschlands Ruhm weit über die Marken des Vaterlands hinaus getragen hat, dem wir viele der schönsten und ergreifendsten Stunden des Lebens und die veredelnsten Anregungen verdanken. Da geziemt es sich wohl, daß Einer von uns es, wenn auch schüchtern, versucht, dem, was Alle

*) Sein Schreiben ist an die Woltzogen gerichtet. Zugleich mit jenen Zuschriften aus Leipzig empfing er eine gestickte Brieftasche. Wir haben dies ihn hocherfreuende Geschenk, das als ein theures Andenken erbeten worden ist, in unserer Schiller-Ausstellung in diesen Tagen im städtischen Museum auslegen können.

fühlen, wenigſtens annähernden Ausdruck zu geben, und Sie im Namen des Ausſchuſſes, welcher die Feier zu leiten die Ehre hatte, einzuladen — die einzige Einladung, die vom Ausſchuſſe heute Abend an Sie ergehen wird — Sie einzuladen, durch feierlichen Zuruf die Gefühle der Verehrung und des Dankes zu bekunden, von denen Sie gewiß Alle gegen unſern großen Dichter belebt ſind.

Erwarten Sie keine ausführliche Rede, keine gründliche Analyſe der Verdienſte unſers Dichters. Wir haben heute und geſtern an anderen Orten, wir haben auch in den verfloſſenen Jahren an dieſer Stätte Treffliches darüber gehört; auch geſtehe ich offen, daß ich mich nicht im Stande fühle in freier Tafelrede Gleiches oder Annäherndes Ihnen zu bieten. Ich wollte nur Dem, was Sie Alle fühlen, Worte verleihen und Sie auch noch an ein Paar Worte Schillers erinnern, die er ergreifend über ſeine Gegenwart, prophetiſch über ſeine Zukunft ausſprach. Was iſt es denn, das unſere Bruſt erfüllt, wenn wir an unſeren Dichter denken? Es iſt die Erhebung und Veredelung, die wir ihm nach allen Seiten unſeres Seins danken, die reine Flamme für alles Wahre, Schöne, Edle, die er in uns zu wahren ſucht, — für das Wahre, Schöne, Edle, zu dem er uns mit der hinreißenden Gewalt des reinen Geiſtes und der ſchönſten dichteriſchen Form zu begeiſtern weiß. Er iſt der wahre Dichter des Volks; jedes Alter, Jungfrau wie Matrone, Jüngling, Mann und Greis, jedes Geſchlecht, jeder Stand, der ſchlichte Handwerker wie der reiche Kaufherr, der Gelehrte in ſeinem einſamen Studirzimmer wie der Fürſt auf dem Throne, wenn ſie aus reinem Born für Gefühl und Geiſt reichen Genuß und Erquickung für Wollen und Thun, Stärkung im Guten ſchöpfen wollen, finden in ſeinen Werken die reichſte, jedem Verſtändniß zugängliche Quelle.

Hat er eine unreine Empfindung je angeregt oder genährt? Iſt je eine zweideutige zum Unrecht verführende Phraſe ſeiner

Feder entſchlüpft? Beantworten Sie ſich nur die eine Frage: Wenn uns Schiller nicht geboren wäre, oder wenn er nicht geſchrieben, nicht gedichtet hätte, welche unendliche Lücke hätten wir Alle in unſerer geiſtigen Entwicklung, jeder Einzelne und die ganze Nation? Denke Jeder von uns an die Stunden zurück, die er in den verſchiedenſten Lagen des Lebens mit Schiller's Werken in der Hand zubrachte, an die Erhebung und an die Anregungen, die ſie uns gaben, an die Keime zu guten Entſchlüſſen und zu mancher guten That, die ſie in ſich getragen haben. Ich will nur an Einzelnes erinnern: Denken Sie an Ihre erſte Liebe, an die Zeit, in der Sie wie ein Gebild aus Himmelshöhen mit züchtigen, verſchämten Wangen die Jungfrau vor ſich ſtehen ſahen und ein namenloſes Sehnen Ihr Herz ergriff! Wie wahr hat der Dichter das Beglückende, Durchglühende dieſes Gefühls ergriffen, es uns Allen zum rechten Bewußtſein gebracht und in uns Allen es veredelt! Oder denken Sie an den erſten Freundſchaftsbund, den Sie für das Leben ſchloſſen; wie ſchön hat er uns die heiligen Pflichten der Freundſchaft an's Herz gelegt und in uns den Entſchluß gekräftigt, feſte, treue, zuverläſſige Freunde zu ſein. Soll ich von der Menſchenliebe reden: „Seid umſchlungen Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ Welche große Lehre liegt in dieſen Worten, wie ſagen ſie uns, daß wir uns jedes Leidenden, jedes Unglücklichen annehmen ſollen, aber nicht blos mit dem kalten Thaler, ſondern mit Herz und warmer Hand. Denken Sie an den Frauencult! Ein großer Römer rühmte es ſchon vor vielen Jahrhunderten ganz beſonders von den Deutſchen, daß ſie die Frauen zu ehren wiſſen. Wie hat unſer Dichter es uns an's Herz gelegt, an dieſem Ruhme feſtzuhalten, der die hohe Culturſtufe einer Nation kennzeichnet. Denken Sie endlich an das Vaterland; wie ſuchte er demſelben die Bruſt zu öffnen, wie forderte er uns auf, uns an daſſelbe anzuſchließen mit aller Kraft, wie verkündigte er uns ſeine Größe. Er hat allerdings in bedrängter

Zeit gelebt, in der ſein Wort nur prophetiſch für die Zukunft klang. Er verlangte Freiheit des Gedankens und des Wortes! Nun, wir haben dieſes errungen; aber er verlangt auch von uns, alle beſten Kräfte dem Vaterlande zu weihen und einig zu ſein, damit es einſt die Stelle einnehme, die ihm gebührt, das maaßgebende Wort im Herzen Europa's zu ſprechen.

So könnte ich noch viele der wichtigſten Beziehungen des Lebens nennen, zu denen er ergreifend und veredelnd, wie Keiner, den fruchtbarſten Keim zur rechten That in uns gepflanzt hat. Aber ich will davon ſchweigen. Sie ergänzen ſich ſelbſt das Fehlende. Nur an ein Wort des Dichters in einem ſeiner Briefe will ich noch erinnern, das Ihnen vielleicht entgangen iſt. In der Zeit ſeiner Entwicklung, aber auch bitterer Erfahrungen, des Kampfes mit vielem Mißgeſchicke, in der Zeit, in der ſein Ruhm erſt als eine noch junge Pflanze auf Deutſchlands Boden zu ſproſſen begann, ſchrieb er folgende ergreifende und prophetiſche Worte an eine edle Freundin: „Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub längſt verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ — Ja, „mit meinem oft harten Verhängniſſe?“ Das ſprechen wir mit bittrer Wehmuth aus; er mußte kämpfen mit dem Schickſale und mit Undank und mit Vernachläſſigung, wie in jenen Zeiten ſo mancher große Mann, ich erinnere nur an Leſſing; ſo mußte auch er ſich durchkämpfen durch Sorge und Ungemach. Die Nachwelt thut freilich jetzt Alles, um das Verſäumte wieder gut zu machen und dem großen Todten im Grabe Dank zu zollen. Auch die Mitwelt hatte geſtrebt, noch nachzuholen, aber leider erſt, als er ſchon am Grabe ſtand. Die Nachwelt will — und ſo feiert ſie am Edelſten ſein Andenken — einen ähnlichen Vorwurf nicht wieder auf ſich laden, ſie will künftig der Lebenden ſich anders

annehmen, als die Vorfahren ihrer Größen ſich angenommen. Doch kann ich für die Vergangenheit als Leipziger, und kann Leipzig überhaupt einen großen Troſt ſchöpfen. Von wannen wurde die erſte freundliche Hand geboten, die ihn mit dem Schickſal verſöhnte? Wohl hatte er einzelne Freunde in nächſter Nähe, aber von fern reichte ihm faſt Niemand die Hand; da waren es zwei ſchöne Jungfrauen, wie an ihnen Leipzig auch heute noch reich iſt, wie ſchon ein Blick auf unſere Verſammlung zeigt; ſie und ein Sachſe von echtem Schrot und Korn boten ihm, dem perſönlich Fernſtehenden und Unbekannten die Freundſchaftshand und zogen ihn nach Leipzig und da ward er wieder warm im Glauben an die Menſchheit, ermuthigt, ſeinen großen Weg weiter zu gehen. Nicht hier, ſondern an andrer Stelle ſchrieb er das Gedicht „Reſignation", hier aber, in Leipzig ſchrieb er das Lied an die Freude und Leipzig war es, das ihm den erhebenden Grund dazu gab. Ebenſo können wir von Sachſen rühmen, daß der erſte Schritt, in ſeinem Geiſte den Dichter zu ehren und in ſeinem Geiſte zu handeln, für die jetzigen und künftigen Dichter, die mit dem Schickſale ringen, zu ſorgen, von Sachſen ausging.

Nun laſſen Sie mich aber noch die andere Seite jenes Wortes unſeres Dichters hervorheben: „Wenn ich denke, daß man mir vielleicht in hundert und mehr Jahren Thränen und Bewunderung zollt. —" Wie herrlich iſt dieſes Wort in Erfüllung gegangen! Ja, Thränen, daß wir ihn nicht noch unter uns haben, daß er glücklichere Tage hätte erleben ſollen! Aber wie wird ſein Andenken im vollen Herzen geſegnet!

Sehen Sie zurück auf heute und geſtern; auf dem ganzen Erdenrunde, wo deutſche Herzen ſchlagen — wie ich geſtern ſchon an anderer Stelle ſagte — und ſelbſt von fremden Nationen wird ſein Andenken gefeiert. So ward uns davon, um nur das Eine anzuführen, geſtern von Moskau, der fernen Hauptſtadt des alten Rußland, eine erhebende Kunde; die „dortigen Freunde der Literatur"

ſandten uns eine Depeſche, in der ſie ſagen, daß ſie vor unſerm Genius ſich beugen. O, hätte er das ahnen können, hätte er ahnen können, daß das Volk in ſeinen tiefſten Schichten bis hinauf zu ſeinem Fürſten — ich erinnere Sie nur an unſern eigenen König und an den König von Würtemberg — daß ſie Alle gleich begeiſtert ſind für die Feier ſeines Jubelfeſtes.

Und blicken wir zurück auf unſer Leipzig, welches geſtern auf die edelſte Weiſe das Feſt begangen hat; Schiller hat davon geſungen, wie „Freiheit und Gleichheit“ von Vielen falſch verſtanden worden, er hat uns gemahnt, es muß eine heilige Ordnung herrſchen und der Menſch muß erſt ſich ſelbſt beherrſchen lernen, dann erſt kann man getroſt bei einer ſtarken Regierung den einzelnen Kreiſen eine Selbſtregierung anvertrauen. — Hätte er Zeuge ſein können, wie das Volk geſtern ſein Feſt gefeiert, wie es ſich ſelbſt beherrſchte! er würde von der tiefſten Freude über das deutſche Volk erfüllt geweſen ſein. Auch hierin ſehen wir die Wirkung des Schiller'ſchen Geiſtes. — Stimmen wir denn ein in den Dank gegen Schiller, nicht nur mit Worten, ſondern mit der That; lieben und ehren wir, ſo wie er es will, die Frauen, ſeien wir treue, biedere und hingebende Freunde, halten wir am Vaterlande feſt und widmen ihm unſere beſten Kräfte! In dieſem Sinne ſtimmen Sie mit mir ein in den Ruf: „Schiller hoch!“

M. Zille's Freimaurer-Rede

in der Loge „Apollo“ am 11. November.

Die ſonnigen Tage der Schiller-Jubelfeier ſind mit ihren großartigen Feſtklängen und Feſtgeſtalten an uns vorübergezogen und erfüllen immer noch unſere Herzen mit dem freudigſten Wiederhall und Nachhall. War nun das Feſt der Ausdruck reiner und

edler, erhabener und vergeiſtigter Menſchlichkeit, ſo haben wir auch als Maurer Urſache, uns dieſes Feſtes zu freuen, und dies um ſo mehr, da Schiller unſerm Bunde zwar nicht angehört, aber doch demſelben auf das Innigſte nahe ſteht. Daher geſtatten Sie mir wohl, geliebte Brüder, das Verhältniß, welches zwiſchen Schiller und der Freimaurerei ſtattfindet, in kurzen Zügen anzudeuten.

Schiller hatte weder in Jena, noch in Weimar Gelegenheit, Freimaurer zu werden oder freimaureriſch thätig zu ſein. Die Loge zu den 3 Roſen in Jena hatte bereits 1764 ihre Arbeiten eingeſtellt, und die 1771 geſtiftete Loge Amalia in Weimar war 1782 unthätig geworden und nahm erſt 1808 ihre Arbeiten wieder auf. In einem Briefe von Weimar, 10. November 1787, ſchreibt Schiller an ſeinen Freund Körner: „Bode hat mich ſondirt, ob ich nicht Maurer werden wolle. Hier hält man ihn für einen der wichtigſten Menſchen im ganzen Orden. Was weißt Du von ihm?“ Körner antwortet unter dem 18. September von Dresden: „Er hat im Orden eine wichtige Rolle geſpielt, als das Hund'ſche Syſtem in den vereinigten Logen eingeführt wurde. Seit einigen Jahren, beſonders ſeit dem Wilhelmsbader Convent, iſt er als Beſtreiter des Jeſuitismus im Orden bekannt. Wenn er Dich zum Proſelyten machen will, ſo iſt es für die Illuminaten, welche einige Frauenzimmerlogen in Beſitz genommen haben.“ Schiller erklärt nun offen im 10. ſeiner Briefe über Don Carlos: „Ich bin weder Illuminat noch Maurer.“ Warum nicht? Eben wohl deshalb, weil ihm die unlautere Maurerei ſeiner Zeit entgegentrat, und nicht die geläuterte und gereinigte Geſtalt derſelben, wie ſie z. B. Schröder dargeſtellt hat. Und ſomit bemerkt er im 11. der Briefe über Don Carlos: „Nennen Sie mir den Ordensſtifter oder auch die Ordensverbrüderung ſelbſt, die ſich bei den reinſten Zwecken und bei den edelſten Trieben von Willkürlichkeit in der Anwendung

von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte?“ In diesen Worten haben wir wohl den eigentlichen Grund, weshalb Schiller dem Bunde nicht beitrat: ihn stieß die Heimlichkeit mit ihren wunderthätigen Vorspiegelungen und die Herrschsucht der Systemmacher und Systemführer ab.

Wie nun aber selbst in der stricten Observanz und in allen Systemen der Geist der Maurerei, der Geist edler Menschlichkeit, nicht unterdrückt werden konnte, sondern sich regte und wirksam erwies, so ist denn auch die Maurerei mit ihrer Geistesmacht dem Dichter nahe getreten und hat ihn zu dichterischen Schöpfungen begeistert. Er sagt im 10. seiner Briefe über Don Carlos: „Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuten thätigen Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere vollständiger und kürzer durch ein einziges Subject ausführen, durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen ... Es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth: Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und als lebendige wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen.“ Die Ideen, welche den Marquis bewegen, sind, wie es im 2. Briefe heißt: „allgemeine Duldung und Gewissensfreiheit.“ Ferner wird uns Posa im 3. Briefe so geschildert: „Der Mensch zeigt sich dem Marquis in mehreren Varietäten; in mehreren Himmelsstrichen, Ver-

ich Sie auf, mein Herz auf die ſtrengſten Proben zu ſetzen, und mich dieſe bisherige Nachläßigkeit auf alle Arten wiedererſetzen zu laſſen.

Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine ſo nachtheilige Rolle ſpiele.

Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geſchenke das Angenehmſte waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftſtellerei widerfahren iſt, daß dieſe fröhliche Erſcheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schickſale ſchadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich ſage nicht zu viel, daß Sie, meine Theuerſten, es ſich zuzuſchreiben haben, wenn ich die Verwünſchung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir ſchon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieſes ſage, ſo weiß ich, daß Ihre gütigen Geſtändniſſe gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn ſolche Menſchen, ſolche ſchöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?

Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieſes Jahr noch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwiſchenkunft einiger Umſtände macht dieſen Vorſatz wenigſtens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf der Jubilatemeſſe Leipzig beſuchte. Welche ſüße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch ſogar die geringſte Freudenerinnerung

faſſungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmälig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Großen und Ganzen. Aus ſich ſelbſt tritt er heraus, im großen Weltraum dehnt ſich ſeine Seele in's Weite." Wie tief Schiller von dem Geiſte der Freimaurerei durchdrungen war, erſehen wir beſonders aus ſeinen Briefen „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen;" da heißt es u. a. im 9. Briefe: „Der Künſtler ſtrebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen — und werfe es ſchwingend in die unendliche Zeit.

Der Geiſt edler Menſchlichkeit hatte ferner in Chr. Gfr. Körner Geſtalt gewonnen. Körner war Maurer und Schiller's nächſter Freund. Wie der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner eine der farben- und duftreichſten Blüthen unſers deutſchen Schriftthums iſt, ſo iſt auch die Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Männern eine der edelſten, welche die edelſten geſehen. Schiller und Körner ſind ein Freundespaar, das ſich würdig reiht an David und Jonathan, Oreſtes und Pylades, Damon und Phintias, Ludwig den Bayern und Friedrich von Oeſterreich, Luther und Melanchthon. Körner iſt gleichſam der Bote der Maurerei, als Schiller's Schutzgeiſt ausgeſendet, damit ihr Liebling von Irrwegen bewahrt und immer auf den Gipfeln der Menſchheit erhalten werde. „Meine Seele dürſtet" — ſagt Schiller in einem Briefe vom 10. Februar 1785 — „nach neuer Nahrung, nach beſſeren Menſchen, nach Freundſchaft, Anhänglichkeit und Liebe." Körner antwortet den 2. Mai von Dresden: „Es thut mir ſo wohl, daß ich mich gegen einen Freund ergießen kann, der mich ſo ganz verſteht, der mit ächter Wärme an jeder begeiſternden Idee theilnimmt, der mit mir empfindet, ſchwärmt,

Plane entwirft und Ideen zergliedert.“ Schiller ruft aus: „O wie ſchön und wie göttlich iſt die Berührung zweier Seelen, die ſich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen!“ Die Freundſchaft Schiller's und Körner's beruhte auf der innigſten Geiſtesverwandtſchaft, ſie war ein Bund edler Seelen, die ſich gelobten, ſich gegenſeitig zum Streben nach Vollkommenheit anzufeuern. Sehen wir nun an einigen Beiſpielen, wie Körner dieſem Gelübde nachkam. Körner war es, der Schiller's Dichtergröße vom Anfang erkannt hatte. „Alles, was die Geſchichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakeſpeare noch nicht erſchöpft hat, wartet auf Ihren Pinſel.“ Rührend und zugleich erhaben iſt es, wie beſorgt Körner ſeines Freundes Schritte begleitet. Als dieſer in Weimar ſich an Wieland beſonders anzuſchließen ſchien, ſchrieb Körner am 24. Dezember 1787: „Deine faſt ausſchließende Anhänglichkeit an Wieland erregt einige Beſorgniſſe bei mir. Es könnte leicht kommen, daß es ihm gelänge, Dich zu ſich herabzuziehen, da er ſich zu Dir nicht aufſchwingen könnte.“ Schiller gedachte Wieland's Oberon zu einem Operntext zu benutzen. Der Freund ſchreibt: „Daß Du aus dem Oberon eine Oper machen willſt, behagt mir nicht. Warum nicht ſelbſt ein Sujet erfinden?“ Nachdem Schiller ſeinen Mißmuth über die Erfolge ſeines dichteriſchen Schaffens ausgeſprochen, antwortet Körner: „Wie viel fehlt noch, ſo ſchämſt Du Dich, blos zur Kurzweil anderer Menſchen zu exiſtiren, und wagſt es kaum, einem Brotbäcker unter die Augen zu treten! Willſt Du Dich ſelbſt zum Handlanger für die niedrigen Bedürfniſſe gemeiner Menſchen herabwürdigen, wenn Du berufen biſt, über Geiſter zu herrſchen?“ So geht Körner immer an Schiller's Seite, warnend, aufmunternd, rathend, helfend, das hohe Ziel im Auge behaltend, daß Schiller's Beruf der eines Dichters ſei und zwar eines Dichters von höchſter Vollendung, von muſtergültiger Vollkommenheit. So hat Körner, mit Schiller ſtehend auf den Höhen der Menſchheit,

an deſſen Größe neidlos und liebend gearbeitet. In der That, es war eine heilige Freundſchaft. Die Welt ſteht ſtaunend vor den Rieſenwerken des großen Dichtergeiſtes; freuen wir uns, daß ebenbürtig neben ihm in ſtiller Größe ein helfender und ſchützender Geiſt ſteht, der weſentlich dazu beigetragen, daß ſich Schiller's Größe vor der Welt entfaltet hat; freuen wir uns, daß dieſer Schutzgeiſt ein Maurer war. Körner vollbrachte an Schiller die erhabenſte Maurerarbeit, die jemals gethan worden iſt.

Schiller ſchreibt unter dem 18. Februar 1802 an Körner: „Es iſt eine erſtaunliche Klippe für die Poeſie, Geſellſchaftslieder zu verfertigen — die Proſa des wirklichen Lebens hängt ſich bleiſchwer an die Phantaſie, und man iſt immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubniß zu ſagen) der heilloſeſte von allen iſt.“ Dieſes ſcharfe Urtheil trifft allerdings wohl die erſten Freimaurerlieder, welche zum Theil Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen waren. Wollte man eine Sammlung der beſten Freimaurerlieder veranſtalten, welche im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts entſtanden ſind: ſo möchten dieſelben wohl einen Ton voll hellen und reinen Wohlklangs geben, dem auch Schiller ſein Heil! zurufen würde. Hätten wir auch nicht derartige Lieder aufzuweiſen — Schiller ſelbſt hat uns reich gemacht mit ſeinem Harfenſpiel: ſeine Lieder ſind Freimaurerlieder, ſeine Dichtwerke ſind freimaureriſche Dichtungen. Preiſen ſie nicht alle den Adel und die Würde der Menſchheit? Rühmen ſie nicht die Arbeit, die nie ermattende Beſchäftigung, den Bau der Ewigkeiten? Iſt er nicht ein Oberprieſter der Weisheit, Stärke und Schönheit? Feiert er nicht mit mächtigen und lieblichen Tönen den Zuſammenklang der Seelen, die Freundſchaft und Gemeinſchaft der Geiſter? Schaut ſein Seherblick nicht in die goldnen Gefilde der Zukunft, wo Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit herrſchen, wo alle Menſchen eine gereinigte Familie von Brüdern bilden? Ja, gewiß wir haben ein Recht,

Schiller auch als unſern Sänger zu bezeichnen, zu rühmen, zu feiern, wie ja ſeinen Namen bereits ſeit Jahren die Loge zu Williamsburg in Nord-Amerika mit Stolz trägt. Heil Dir, Du wunderreicher Sangesmeiſter! Du hehres geweihtes Dichterhaupt! Wir verehren und preiſen Dich mit jubelnden Herzen als den Erſten und Größten unter denen, die wir im Geiſte unſere Brüder nennen! —

Schiller und die Gegenwart.

Feſtrede des Dr. Rudolf Gottſchall im Gewandhauſe am 11. November.

Hundert Jahre ſind verfloſſen, ſeit Friedrich Schiller das Licht der Welt erblickt, und mehr als fünfzig Jahre, ſeit der große Dichter dahingeſchieden.

Was ſind fünfzig, was ſind hundert Jahre für den Genius der Weltgeſchichte, der ſeine Epochen nach Jahrtauſenden mißt? Und doch — in dieſer kleinern Zeitſpanne gehen oft merkwürdige Wandlungen des öffentlichen Sinnes und der öffentlichen Meinung vor; oft wird die Menſchheit in neue Bahnen geriſſen; ſie blickt nur vor ſich, nicht mehr hinter ſich; das Leben der Völker wird von neuen Intereſſen bewegt, ja die geiſtige Atmoſphäre, die ſich über alles Denken, Empfinden und Wollen legt, wird durch unſichtbare Luftſtrömungen allmählich, anfangs unmerklich, doch mit ſtets wachſender Fühlbarkeit umgeſtimmt.

Wir feiern Friedrich Schiller, wie er es kaum in den kühnſten Ahnungen geträumt, wenn er in der Anerkennung einer Nachwelt, die ſein Angedenken ſegnet, Troſt ſuchte für die Enttäuſchungen des Lebens. Dieſe Tage ſind wie rothe Kalendertage des Genius, die feſtlich begangen werden, ſo weit die deutſche Sprache reicht! Keine Stadt, kein Städtchen in Deutſchland, welches nicht des großen Dichters gedächte! Die Marksteine des politiſchen Deutſchlands ſind nicht die Grenzſcheiden dieſer Begeiſterung. Das große

Slavenreich im Oſten erkennt die Macht des deutſchen Genius an, welcher auch über ihm aufgegangen und dem ſtrebenden Volksgeiſte die Zunge löſen half; in Petersburg und Warſchau wird Schiller gefeiert wie in Paris und London, wo verſprengte deutſche Volksgemeinden in dieſem wehmüthigen Dichtercultus das Vaterland verherrlichen und fremde Nationen mit fortreißen zum Preiſe des unbeſtreitbar Großen, das unſer Eigen iſt. Ja, in der neuen Welt, wo der germaniſche Geiſt mit raſtloſer Energie Land auf Land ſich erobert und ſeine Banner wehen läßt über endloſen Savannen, in den Einöden der Felsgebirge und an den Küſten zweier Oceane, beſinnt er ſich auf die ferne Heimath und das geiſtige Band, das ihn mit ihr verknüpft, und in das Flüſtern der Urwälder, in das Rauſchen der Rieſenſtröme, in den Lärm der Arbeit, welche die Wildniß lichtet und neuen Geſchlechtern der Menſchen die Stätte bereitet, ertönt, wie ein Brudergruß, der in jeder Bruſt ein Heiligthum erſchließt, der Name: Friedrich Schiller!

Griechenland hat die Sieger im Wettkampfe des Geſanges gekrönt, Rom auf dem Capitol den Lorbeer um die Stirn großer Dichter Italiens geſchlungen — — aber nicht minder herrlich iſt dieſe allgemeine Dichterfeier, welche die Hütte bekränzt findet wie den Palaſt, und Millionen von Stammesgenoſſen verbrüdert. Es tönt durch die Welt wie die großartigen Rhythmen eines helleniſchen Cultus, als wäre wiedergeboren das Reich des Schönen, als feierte ganz Deutſchland ſeine Panathenäen, indem es einen Dichter bekränzt, deſſen Muſe die ernſte Schönheit jener Göttin beſitzt, deren Tempel ſtand auf dem Vorgebirge von Sunium und auf der Akropolis von Athen! Schon ſetzt die Culturgeſchichte ihren Griffel an, um dieſe Tage in ihren Büchern zu verzeichnen und dabei zu bemerken: das Deutſchland von 1859 iſt ein Land, dem die Dichtkunſt voranſteht unter den höchſten Intereſſen des Lebens, und das die Gedenktage ſeiner Dichter zu den größten

Feiertagen macht! Und doch würde Klio ſich irren, wie ſie oft ſich geirrt, und indem ſie die Thatſache deutet, nur eine halbe Wahrheit verkünden.

Wohl hat dieſe Feier eine culturgeſchichtliche Bedeutung, indem ſie den unverwüſtlichen Kern des deutſchen Sinns und Geiſtes wieder unverhüllt zu Tage legt; aber aus den oberen Strömungen der Gegenwart taucht ſie hervor, wie eine Anomalie; was der Tag uns bringt, kennzeichnet zum großen Theil den Abfall von Schiller und ſeinem Ideal, und es wird die würdigſte Aufgabe des Jahrhunderts ſein, die verüberrauſchende Schillerfeier zu einer dauernden zu machen!

Nicht überſchwenglich war die Anerkennung von Schiller's Zeitgenoſſen; ſelten ſolche Huldigungen, wie dieſe Stadt ſchon damals dem Dichter darbrachte; groß die Zahl der Gegner, die geringſchätzig auf ſein Talent herabſahen, oder feindlich ſeinem Wirken entgegentraten, mühſelig ſein Kampf mit dem Leben — das Gute und Freundliche, das ihm zu Theil wurde, verſchwindet ſpurlos gegen die Anerkennung der Jetztwelt — — und doch war der Sinn und die Empfänglichkeit für die Poeſie damals in weiteren Kreiſen verbreitet, es ging durch die Welt eine dichteriſche Wärme und Entzündlichkeit, von welcher die Gegenwart keine Ahnung mehr hat; es war ein Aether des Ideals über das Leben gebreitet, der jetzt wie durch chemiſche Auflöſung verflüchtigt iſt. An Nullen, die vor jede Eins ſich hängen, hat es zu keiner Zeit gefehlt, und ein ſolcher Dunſtkreis von Verehrern ſchwebt auch um die Sonnen und Nebenſonnen unſerer Tage — — aber damals war es eine begeiſterte Apoſtelſchaar, welche den Ruf des Meiſters hinausſtrug in die Lande!

Ja, unſere Zeit iſt durch eine tiefe Kluft von der Zeit Schiller's getrennt!

Daß fünfzig Jahre eine ſo weite Scheidung bewirken konnten, das zeigt für die Raſchlebigkeit unſerer Epoche.

In der That, sie ist eine Zeit des Fortschrittes! Die romantischen Ritte und Fahrten, das rührende Abschiednehmen und entzückende Wiedersehen, wie sich dies Alles durch Schiller's Leben zieht, sind im Jahrhundert der Eisenbahnen eine Unmöglichkeit geworden. Näher rücken sich die Wohnstätten der Menschen; der Gedanke, der raschen Möglichkeit folgend, läßt das Gefühl der Trennung kaum mehr aufkommen. Und das feuerspeiende Eisenroß selbst — — ist es nicht ein unromantischer zur Maschine gewordener „Drachen," dessen Dampf im Verübersliehen selbst die Schatten der Dryaden und Hamadryaden aus dem Versteck ihrer Berge und Wälder scheucht? Riesendampfer, schwimmende Städte, gleiten über den Ocean; der im Metall schlummernde Blitz lernt Wort und Schrift und schreibt seine Zeichen über den Raum hinweg; ja über die Tiefen des Meeres, die nur das Senkblei kennt, fliegt der Gedanke schneller als der Sturm, der die Wogen aufwühlt, als der Blitz, der in sie niederzuckt, von einem Welttheil zum andern, ein Götterbote, gegen den Mercur und Iris nur lahme Gestalten einer armen Phantasie sind.

Wohl eine große, schöpferische Zeit, eine Zeit, welche das Werk der Columbe und Guttenberge weiter führt, dem Handel die entlegensten Zonen öffnet, der Stoffe Gewalt sich dienstbar macht in immer neuer Art, die bedeutenden Zirkel, die der Weise im stillen Gemach entwirft, in Kreise eines weitweiten Wirkens verwandelt, eine städtegründende Zeit, welche neue Haupt- und Weltstädte in Jahrzehnten aus der Erde der transatlantischen Welt zaubert, wo das „eleusische Fest" ohne der Götter Hülfe immer von Neuem gefeiert wird, von der Aexte Schlägen krachend der Wald stürzt, ohne daß es der schnellen Artemis bedarf, und ohne Apoll's goldene Lyra sich der Stein zum Steine fügt.

Wie anders die Zeit Schiller's, welche wohl in den Träumen allgemeiner Völkerverbrüderung schwelgte, aber diesen Aufschwung der materiellen Interessen einer mit Energie fortstreben-

den Cultur noch nicht kannte! Wohl hat Schiller's Genius eine Ahnung von dieſer Bedeutung, und einen aufgeſchloſſenen Sinn für dies große Streben. So ſingt er in ſeinem „Spaziergang“:

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſ't an das wundernde Ohr.
Auf den Stapel ſchüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerſte Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

Freilich empört ſich auch wieder ſein Gemüth gegen das große Welt- und Handeltreiben, und er ſingt in ſeinem Gedicht an die Freude:

Wohl von größerm Leben mag es rauſchen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauſchen.
An der Themſe, auf dem Markt der Welt.
Tauſend Schiffe landen an und gehen:
Da iſt jedes Köſtliche zu ſehen,
Und es herrſcht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüſſen ſchwillt,
Auf des ſtillen Baches ebner Fläche
Spiegelt ſich das Sonnenbild.

Wer indeß im „Lied von der Glocke“ die ſeltene Meiſterſchaft betrachtet, mit welcher die Technik des Glockenguſſes dichteriſch behandelt iſt: der wird gewiß einräumen, daß gerade Schiller's Genius auch dem Streben des Jahrhunderts auf dieſem Gebiete eine dichteriſche Seite abgewonnen hätte.

Nicht die Fortſchritte der materiellen Intereſſen halten die größte Kluft offen zwiſchen Schiller's Zeit und der Gegenwart — nein, es iſt ihre Gedankenatmoſphäre, welche ſo gänzlich verſchieden iſt vom Geiſte jener Zeit.

Die unſrige hat die Poeſie noch nicht erfaßt, die in ihr liegt, wie ſehr auch hervorragende Talente danach ringen. Dagegen hat dies weitgreifende Streben nach außen eine gewiſſe Verödung

des innern Lebens hervorgerufen, für welche die Schiller'ſchen „Ideale" nicht viel mehr ſind, als die abgeblaßten Tapetenbilder eines Feſtſaales, der nur für beſondere Feierlichkeiten geöffnet wird!

Je mehr die Schillerfeier dieſer Tage gegen eine ſolche Verödung proteſtirt, deſto mehr müſſen wir es uns klar machen, daß ein ſolcher Proteſt ebenſo nöthig wie erfreulich iſt.

Die Gebildeten der ganzen Nation waren damals eine große Gemeinde, in welcher der Cultus des Schönen andächtig begangen wurde. Jedes neue Dichterwerk trat wie ein Ereigniß in dieſen Kreis; die Thaten des Genius galten mehr als die Thaten der Weltgeſchichte. Mitten in der Aufregung des revolutionären Paris fand Wilhelm von Humboldt, der ſpäter preußiſcher Miniſter wurde, die Muße, ſeine geiſtvollen Betrachtungen über Goethe's „Hermann und Dorothea" niederzuſchreiben. Die Herrlichkeit des äſthetiſchen Ideals war über unſerem Volke mit einer Glorie aufgegangen, welche alles Andere überſtrahlte!

Es iſt wahr, unſere Zeit iſt freier geworden von einer Einſeitigkeit, die ſich im Olymp des Denkens und Dichtens von den gleichzeitigen Bewegungen des Tages abſchloß; doch dafür hat ſie auch jene warme Begeiſterung eingebüßt, welche der Begeiſterung des Dichters entgegenkam und wiederum ſie ſelbſt zu neuen Schöpfungen entzündete. Es giebt große Kreiſe der Gebildeten, denen die Dichtkunſt eben ſo fern liegt, wie etwa die Muſik der Sphären; für andere wieder iſt ſie eine Sache der Schulbildung und der Mode geworden — wo aber wird ſie anerkannt als eine Macht, welche das Leben erfüllt und geſtaltet? Nicht einmal von denen, welche der dunkle Trieb der Nachahmung oder eine kleinliche Abart des Ehrgeizes hinaustreibt auf den lauten Markt mit dem, was eine gebildete Sprache für ſie gedichtet und gedacht hat!

Ja, die innere Welt der Empfindung hat an Tiefe verloren! Die ideale Freundſchaft eines Carlos und Poſa, die ideale Liebe eines Max und einer Thekla — ſie waren nicht blos über die

Bretter ſchwebende Schattengebilde, ſie waren empfunden aus dem innerſten Leben heraus und wurden nachempfunden von vielen tauſend Herzen! Unſere Zeit kennt kaum eine andere Freundſchaft, als die Gemeinſamkeit der Intereſſen — der Zauber einer unbegrenzten Hingebung ſcheint entſchwunden! Und was von idealen Lichtern hineinſpielt in die Liebe der Geſchlechter — wie wird es verdunkelt von dem praktiſchen Sinne der Berechnung, den aufgewühlten Wogen der Frivolität, den kecken Spielen des Witzes! Ja, im Gegenſatze zu hingebender Empfänglichkeit, wie ſie der Epoche Schillers eigen, überwiegen jetzt die verneinenden Geiſter des Witzes, deſſen hüpfende Funken, die niemals eine läuternde Flamme bilden, aus der Reibung der gewaltigen Räder unſerer Culturbewegung als geiſtige Mächte hervorſpringen. Der Witz aber iſt von Hauſe aus ein Gegner des Ideals; der auflöſende Witz, der Witz mit dem Secirmeſſer in der Hand, der egoiſtiſche Witz, der ſich ſelbſt Triumpfe bereitet, wenn er in den Staub zieht, was nach Geltung ringt! Und was fliegt jetzt ſo von Haus zu Haus, wie die Blätter des Witzes? Er iſt die Waffe, mit welcher ſich die Welt des materiellen Intereſſes, des Gewinndurſtes, des Lotteſpieles jeder Art gegen die geiſtigen Erſcheinungen, die ihr Geſpenſter dünken, zur Wehr ſetzt; es iſt nicht ein Kind des göttlichen Humors, der die lachende Thräne im Wappen führt, ſondern ein Kind der Blaſirtheit, aus deren ausgebranntem Krater ſeine verlornen Funken noch emporſprühen mit der wehenden Aſche!

Dieſe witzhaſchende kritiſche Nüchternheit unſerer Zeit, dies ſelbſtgefällige Spiel der Geiſter, die ſich von jeder Größe genirt fühlen, dieſe nothdürftige Einſchränkung der Empfindung auf den Hausbedarf — wie paſſen ſie zu Schiller's Weltanſchauung, zu ſeiner in großen Gefühlen und Geſinnungen ſchwelgenden Muſe? Möglich, daß jene Zeit zu weit ging in der Sehnſucht nach den Idealen, im Verkehr mit den Heidengöttern und dem Olymp der Schulſtuben, um den ſich unſer Volk nicht kümmert — aber die

an Ihre Bilder verdunkelt! — **Minna** und **Dora** werden es wohl geſchehen laſſen müſſen, wenn ſie mich bei meinen neueren poetiſchen Idealen über einem kleinen Diebſtahl an ihren Umriſſen ertappen ſollten.

Ich weiß nicht, ob Sie, meine Wertheſten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortſetzung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechſels würdig halten können, doch bitte ich Sie mit aller Wärme es zu thun. Nur eine engere Bekanntſchaft mit mir und meinem Weſen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Idee zurückgeben, die Sie *einſt* von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genoſſen, aber (das iſt das Stolzeſte, was ich über mich ausſprechen kann) dieſe wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich *dieſe* Rolle in der Welt ſpielen will, aber vielleicht ſöhnt die Sache ſelbſt Sie wieder mit Ihrer Vorſtellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutſche Publicum ſeine Schriftſteller, nicht nach dem Zuge des Genius, ſondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieſer Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das leugne ich nicht, daß ich ſie (wenn meine Verfaſſung mich über Kaufmannsrückſichten hinwegſetzte) in einer andern Sphäre würde beſchäftigt haben.

Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, ſo ſoll dieſem Brief auf das ſchlen-

unſrige droht in das entgegengeſetzte Extrem zu verfallen, und ohne Ideale und Götter, ohne den heiteren Schmuck der Phantaſie, ohne die Gluth der Empfindung und den Schwung der Begeiſterung, nur die kahlen Wände des Lebens mit trockenen Ziffern zu beſchreiben!

Oder ſind dies nur Auswüchſe des Augenblickes, Vergängliches, was der Oberfläche angehört und nicht aus innerſter Tiefe kommt? Wird die Gegenwart wieder zu edler Beſinnung erwachen, aus dem Taumel eines nach außen gerichteten Strebens, welches ohne innere Größe nicht wahrhaft groß iſt, ſondern nur einen rieſigen Schatten wirft über Land und Meer, wie ihn das Licht der untergehenden Sonne zeichnet — wird ſie zurückkehren in die Tiefen des Geiſtes, zum innern Lichte, zum Sonnenaufgange des Guten und Schönen, der maßvoll harmoniſchen Bildung des Seelenadels und der Herzensgüte, des Gedankenſchwunges und der Begeiſterung? Ja, dieſe allgemeine deutſche Schillerfeier bürge uns dafür, daß der deutſche Geiſt das Reich des Ideals nur verlaſſen hat, um mit reicherer Lebensfülle in daſſelbe zurückzukehren!

Doch auch in der Poeſie iſt Schiller's Geiſt und Richtung ein „Mädchen aus der Fremde" geworden. Es iſt mehr als ein Spiel der Laune und Phantaſie, wenn wir uns ausmalen, welcher Empfang dem Dichter Schiller von unſerer Gegenwart bereitet werden würde, wenn ſie, ſtatt ſeinen elyſeiſchen Schatten zu feiern, zum erſten Male zu Gericht ſitzen ſollte über ſeine Schöpfungen.

Der Realismus, der heutzutage das große Wort führt und die geheimnißvolle Werkſtatt des Dichtergenius in ein photographiſches Atelier der Wirklichkeit zu verwandeln ſucht, würde mit Schiller's dichteriſcher Erſcheinung kurzen Prozeß machen. Sie paßt nicht in ſeine Schablone — nur „Wallenſtein's Lager" und das „Lied von der Glocke" würden Gnade finden vor ſeinen

Augen. Wo aber würde er sonst in Schiller's Werken ein Bild unseres wirklichen Lebens rühmen können? wo die nationalökonomischen Studien, welche die weit vorgeschrittene Dichtkunst unserer Tage mit alchymistischem Zauber in baares Geld der Poesie zu verwandeln weiß?

Schiller's Gedichte — „Rhetorik, Gedankenlyrik nicht ohne Schwung, doch ohne warme Sprache der Empfindung!" Wir kennen ja die ästhetischen Kategorien der Tageskritik. Wie wenig Märchengeister spuken darin! Unsere Toilettentische sind zu verwöhnt durch die zierliche Miniaturlyrik, um solche gedankenschwere „Ideale" zu ertragen!

Und die Bühnen! Wie viele Dalberge würden einen Fiesko unaufführbar finden! Die gewaltigen Manuscripte würden mit den Begleitschreiben der Hoftheater wieder in das Pult zurückwandern. „Viel Talent, aber keine Technik — der Dichter müßte erst bei Frau Birch in die Lehre gehen!"

Und dann — welche Bedenken stellen sich den Räubern, dem Fiesko, dem Carlos, dem Wilhelm Tell entgegen! „Kein vorschriftsmäßiger, kein rücksichtsvoller Styl — hier und dort ein greller Abschluß, welcher den Applaus des Publikums beeinträchtigt, das so gern versöhnt nach Hause geht!" Eine oder die andere, vielleicht kleinere Bühne würde den Versuch wagen — das Stück würde an der mangelhaften Darstellung, am Geschmack der Menge, an der ungünstigen Constellation des Theaterabends scheitern und für lange Zeit begraben sein!

Und die Kritik? Sie hat schon selten genug dem lebenden Dichter eine Anwartschaft auf Unsterblichkeit gegeben; sie ist ihm oft gehässig entgegengetreten; sie würde heute, wo sie unparteiisch erscheint, Lob und Tadel so in die Wagschale legen, daß sie sich aufheben und die Wage zum Stehen kommt, weil diese Kritik Nichts zu vergessen pflegt, als das Gewicht des Genius, und Alles auf das Niveau ihrer eigenen Mittelmäßigkeit herabdrückt!

Wir übertreiben nicht, wir ziehen nicht zu unrechter Zeit dieſe Schattenbilder in den Lichtglanz hoher Feſttage; es ſind nicht Spottlieder, die wir dem Triumphator der deutſchen Dichtung nachſingen, wie Cäſar's Legionen ihrem ruhmgekrönten Feldherrn — nein, wir wollen nur Schiller's Geiſt wachrufen in der Gegenwart, ſeine äſthetiſche „Charte“ zu einer Wahrheit machen, der gedankenvollen Lyrik, der großen geſchichtlichen Tragödie wieder die Stätte bereiten und Allen zurufen: „Wer Schiller feiert, der bekenne ſich auch zu ſeinem Streben und achte, was auf ſeinen Bahnen wandelt!“

Und doch knüpft die Gegenwart, wie weit ſie auch in andern Richtungen von Schiller abweichen mag, in doppelter Hinſicht ein neues erfreuliches Band mit dem Genius des großen Dichters an.

Die Verherrlichung des Genius geht Hand in Hand mit der Fürſorge für das Talent! In der Schillerſtiftung iſt ein Werk begründet, welches eine dauernde Schillerfeier in unſerm Sinne einſchließt. An ſtrebſamen Zeitgenoſſen will die Nation wieder gut machen, was ſie an einem großen Dichter verſchuldet, deſſen Leben ein beſtändiger Kampf mit der Noth des Daſeins war! Der Flüchtling in Bauerbach und Mannheim, wie der Profeſſor in Jena — wie mußte er, mitten in den bangen Zweifeln, welche den Genius ſelbſt am Wachsthum ſeines oft verdunkelten Ruhmes beſchlichen, noch an der Sorge für Zukunft und Vergangenheit dahinſiechen! Wie wurde er aus dem offenen Himmel des Zeus immer wieder zurückgerufen in die Drangſale der Erde, bei deren Theilung er zu ſpät gekommen. Die Schillerſtiftung iſt die thatſächliche Anerkennung, daß dies Loos des Talentes unwürdig iſt, die Anerkennung einer praktiſchen Zeit, welche nach dieſer Seite hin jener Zeit der idealen Begeiſterung den Rang abläuft, die ihre Lieblinge vergötterte und doch dem Hungertode preisgab!

Und noch eine höhere Bedeutung hat dies Feſt, in welcher

Schiller's thatkräftiger Genius sich wiederfinden würde! Hier ist der Punkt, um den das Ideal des Dichters wieder die ganze zersplitterte Gegenwart versammelt; hier ist der Punkt, wo ihre immer wieder aufleuchtende Empfänglichkeit für die Idee liegt. Reifere Erkenntniß und ein kräftigeres Wollen, eine längere Reihe von Erfahrungen haben nach dieser Seite hin unser Volk gestählt; die nach außen gerichtete Thatkraft hat die öffentlichen Interessen in ihre Kreise gezogen in ganz anderer Weise, als es die Unsterblichen des Weimarer Musenhofes konnten — und in die politische Strebsamkeit, in das nationale Ringen ertönen mit früher kaum geahnter Weise und Tragkraft die Worte des Sängers der „Ideale." Seine hohe Begeisterung für das Vaterland und die Menschheit, seine prophetischen Blicke in die Zukunft, seine „Posa" und „Tell" sind dieser Welt nicht fremd, wie es „Max" und „Thekla" sind — sie sind ein Theil ihres geistigen Lebenswerkes, und wenn die Nation ihrer gedenkt, so schüttelt sie ab von sich den Alp wüstgenialer Träume und Mißgeburten des Witzes, den Alp einer breiten Lebensprosa, die sich zur Dichtung lügt, den ganzen Taumel im Rade der blinden Glücksgöttin — sie erwacht gleichsam zu ihrem besseren Selbst; sie erobert sich wieder aus ihrer Verlorenheit und wird jenes Volk von Denkern und Dichtern, welches der Menschheit heiliges Palladium wahrt, den heiligen Graal für alle Geschlechter und alle Zonen, wie es über sie verhängt ward im Rathe der Weltgeschichte!

Ein einig Volk, einig im Geist, in der Liebe zu den Ideen, einig im Innern, einig nach Außen!

Und zu ihm tönt hernieder vom morgenrothen Rütli des Schiller-Tell die weihevolle Botschaft:

> Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
> In keiner Noth uns trennen noch Gefahr.

Heilge Sonne der Humanität, der Schönheit — geh' auf über unserem Geschlechte! Dich feiern wir, indem wir Schiller

feiern! Es iſt kein einſeitiger Cultus des Genius, es iſt die Feier der höchſten Güter der Menſchheit, deren Verkünder er geweſen! Auf raffe ſich unſer Volk an dieſen großen Tagen, die weit hineinleuchten in das Land, wie die Feuerzeichen der Väter am Oktobertag, kündend die Befreiung von der Herrſchaft des vielgeſtaltigen Wahnes, den Glauben an das Ideal und die Begeiſterung für die unſterbliche Macht der Dichtkunſt! —

Prolog von Dr. Hermann Marggraff,

geſprochen im Stadttheater am 10. November.

Den Dichterſpruch: „Seid einig, einig, einig!“
Der Deutſche kennt ihn und er macht ihn wahr;
Er macht ihn wahr in dieſem Augenblick,
Wo das Gefühl, das ſich in unſrer Bruſt
Begeiſtert regt, in Millionen Herzen
Von theuern Lands- und Sinns- und Sprachgenoſſen
Gleichſtimmig wiedertönt, ſo weit im Kernlaut
Der heil'gen Mutterſprache ſtark und tief
Sich offenbart der menſchliche Gedanke.

Denn wo des Kreml goldne Zinnen ragen
Im Mittelpunkt des reichen Czarenreichs;
Wo ſtolz die Alpen ſteigen in die Luft,
Der Schutzwall treuer Eidgenoſſenſchaft,
Wo ſich durch prächt'ge Kais die Seine windet;
Wo auf der Themſe breitem Wellenrücken
Die Flaggen aller Nationen weh'n,
Im Schaum der allgerechten Brittenfreiheit;
Wo fern die Fluth des großen Oceans
New-Yorks geräum'ges Hafenbecken füllt;
Wo „ſtill die Myrthe, hoch der Lorbeer ſteht,“

Und wo in Livlands dürrem Boden nur
Die Birk' und Föhre kümmerlich gedeihn:
In fernen Sitzen des Barbarenthums,
Wie in der minaretenreichen Hauptstadt
Des Islams, dem das niedergehende
Gestirn des Halbmonds nur noch kärglich leuchtet —
Allüberall, wo Deutsche, abgesprengt
Vom Mutterland wie Funken von der Sonne,
Noch deutsche Sprache, Sitt' und Bildung pflegen,
Wird heut ein allgemeines Fest der geist'gen
Verbrüderung gefeiert; keine Mundart
Und kein Bekenntniß trennt uns mehr; vergessen
Ist jeder Zwist; wir sind vereint — vereint
Im Namen, nein, im Geiste Friedrich Schiller's,
Den wir heut dankbar feiern als Symbol
Der geistigen Gemeinschaft und als Vorbild
Des unermüdet sittlich reinen Strebens! —
Ein Zug gewaltiger Gestalten, die
Der Dichter schuf, wird heut an euern Blicken
Vorübergehn! Ihr werdet tiefe Sprüche
Voll ernsten Sinns und mächt'gen Klangs vernehmen!
Die Bretter biegen unterm schweren Fußtritt
Des Fatums sich, und drückend liegt ein alter,
Noch ungesühnter Fluch auf dem Geschlecht,
Das auf Orakel seine Hoffnung baut,
Statt sich durch eigne Kraft vom Fluch zu lösen!
Und sind wir rein von Schuld? Grollt nicht das Schicksal
Auch unter unsern Füßen? Ist der Frieden,
Der uns umgiebt, mehr als des Friedens Maske?
Ein Seher ist der Dichter; o vernehmt,
Was durch den Chor der Dichter uns verkündet:
„Sorge giebt mir dieser neue Frieden,

Und nicht fröhlich kann ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geſchieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief ſchon hat der Haß gefreſſen,
Und zu ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Die ſich nie vergeben und vergeſſen;
Noch hab' ich das Ende nicht geſehn."
Und weiter noch vernehmt des Dichters Spruch:
„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen;
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe."
So warnt der Chor, doch ach, er warnt vergebens;
Herein bricht das Verhängniß unabwendbar,
Und durch die Hallen tönt das mächt'ge Wort:

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld!" —

Wir ſind gewarnt, wir kennen unſre Schuld.
Uns mahnt der grauvoll blut'ge Bruderzwiſt,
Uns mahnt der Brudermord, uns mahnt des Chors
Verhängnißvolle Spaltung, daß fortan
Wir einig bleiben, wie wir heute ſind.
Nicht einig blos im Dienſt der Wiſſenſchaft,
Der Schönheit und der Kunſt, nein, einig auch
Im Dienſt des Vaterlands in kräft'ger Abwehr
Ausländiſcher Gewalt und Liſt und Tücke.
Vergeſſe nie das jüngere Geſchlecht,

Dem unſrer Zukunft Banner ward vertraut,
Des Dichters und des Mahners Warnungswort:
„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht!“ - -
Auch ihm, dem edlen Dichter, war das Leben
Der Güter höchſtes nicht! Er hat als Held
Gerungen und gekämpft und nachgetrachtet
Koſtbarerm Gut als dieſe Welt es bietet.
Das Leben, das gemeine, flücht'ge, hat er
Dem Ungemeinen, Ewigen geopfert;
Und darum lebt er, darum lebt er uns
Und künftigen Geſchlechtern — er, der Dichter
Des Heldenthums und Held des Dichterthums,
Groß, edel, ſtark im Kämpfen und im Ringen,
Die Weltgeſchichte ſchreibend im Gedichte,
Und dichtend in Geſtalten der Geſchichte;
Voll Stolz auf das Erhab'ne ſeines Strebens,
Voll Demuth vor dem tiefen Sinn des Lebens!

Cantate von Adolar Gerhard,

in Muſik geſetzt von E. J. Richter, geſungen im Gewandhaus-Concert am 10. November.

Chor.

Schwebt empor, ihr Feierklänge,
Schwingt euch, jubelnde Geſänge,
Auf zum Aether, rein und hell!
Dort im Chor der ſel'gen Geiſter
Grüßet den verklärten Meiſter
An des Lichtes ew'gem Quell!

Einzelne Stimmen.

Durch der Erde Nebelſchranken
Drang er früh zum Licht hinan:

Mit dem Banner der Gedanken
Brach sein Heldenstolz sich Bahn.

Falschen Götzen nicht zu fröhnen,
Zog's ihn nach der Wahrheit Land,
Zu dem Urbild alles Schönen
War sein Seherblick gewandt.

Und der Gottheit mächtig Walten
Ahnend leis' in tiefster Brust,
Schuf er edlere Gestalten,
Ew'gen Daseins sich bewußt.

Was die Seele füllt mit Beben
Und mit freud'gem Thatendrang,
Rief er wach — es athmet Leben
Im harmon'schen Gesang.

Vier Solostimmen.

Hoher Sänger! edler Streiter!
Ob auch herbes Loos dir fiel,
Kämpftest du, ein Gottgeweihter,
Für der Menschheit goldnes Ziel.

Rastlos ringend, siegreich immer,
Heil'gen Ernstes, reinster Glut,
War dir dieses Leben nimmer
Aller Güter höchstes Gut.

Chor.

Heil dir, der vollbracht die Sendung,
Eh' die Hülle sank in's Grab!
Schau in himmlischer Vollendung
Segnend heut' auf uns herab!

Soloſtimmen und Chor.

Deine Werke ſind geblieben,
In den Herzen lebſt du fort,
Lieben wird dein Volk dich, lieben
Bis zum letzten deutſchen Wort!

Chor.

Schwebt empor, ihr Feierklänge,
Schwingt euch, jubelnde Geſänge
Auf zum lichten Sternenkreis!
Und dir, höchſter Geiſt der Geiſter,
Der du gabſt uns dieſen Meiſter,
Dir ſei Ehr' und Ruhm und Preis!

Jubelhymne,

geſungen beim Feſtzuge auf dem Marktplatze am 10. November.

Mel.: Nach einer ältern Compoſition von Mendelsohn-Bartholdy.

Schwingt euch auf, ihr Feſtgeſänge,
Dringt hinauf zum Himmelsthron!
Laßt der Feier heil'ge Klänge
Stimmen zu dem Jubelton!
Jauchzet auf, Ihr deutſchen Brüder,
Juble ſtolz, mein Vaterland,
Wo der König aller Lieder,
Schiller, ſeine Wiege fand.
Schau in dieſer frohen Stunde
Mild herab, verklärter Geiſt,
Den heut' auf dem Erdenrunde
Jede deutſche Zunge preiſt.

nigſte ein zweiter folgen. Frauenzimmer ſind ſonſt unverſöhnlicher als wir, alſo muß ich den Pardon von ſolchen Händen unterſchrieben leſen.

Mit unauslöſchlicher Achtung der

Ihrige

S.

Leipzig 11. Januar 1785.

Ihr Stillſchweigen, edler Mann, war uns unerwartet, aber nicht unerklärlich. Menſchen, die wir verehren und lieben, ſind wir nicht gewohnt zu verdammen, ſo lange ein Grund zu ihrer Entſchuldigung übrig bleibt. Daß Sie unſere Briefe auf eine Art aufgenommen hätten, die Ihrer unwürdig geweſen wäre, hielten wir nicht für möglich. Jedes von uns erklärte ſich das Außenbleiben Ihrer Antwort nach ſeiner eigenen Art; und jetzt freuen wir uns, daß unſere Ahnung Gewißheit geworden iſt, daß wir den als Freund lieben können, den wir als Dichter verehrten.

Die erſte Abſicht unſerer Briefe an Sie iſt nunmehr erreicht. Wir wiſſen, daß unſere Aeußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünſchten, und nun könnten wir unſeren Briefwechſel ſchließen. Soll er fortgeſetzt werden, ſo müſſen wir Freunde ſein, ſonſt hat er für beide Theile in der Folge mehr Beſchwerliches als Anziehendes. Wir wiſſen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unſere ganze Freundſchaft an-

Freiheit klang in Deinen Liedern,
Freiheit jedem Erdensohn;
Und Du schufst ein Volk von Brüdern,
Von der Hütte bis zum Thron.
Und bei Deines Geistes Weben
Reichen alle sich die Hand;
Was Du niemals hast gesehen,
Siehst Du heut: Ein Vaterland!
Deutsche, sucht Ihr Euren Dichter,
Suchet Ihr der Freiheit Held?
Blickt hinauf zum ew'gen Richter,
Sucht ihn überm Sternenzelt.

Kommet, deutsche Festgenossen,
Reichet Euch die Bruderhand.
Das Jahrhundert ist verflossen,
Und ein Jubel ruft durch's Land, —
Laßt die Freudenfeuer glänzen,
Da ein Schiller unser war;
Schmücke, Volk, mit frischen Kränzen
Deines Sängers Hochaltar.
Zu dem Meister der Gesänge,
In der Götter sel'gem Chor,
Dringt hinauf, ihr Festgesänge;
Brauset frei zu ihm empor! —

Livius Fürst, Student der Medicin.

Jubellied.

Gesungen bei der Festtafel im Hotel de Pologne am 11. November.

Mel.: Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein ꝛc.

Ein Singen und Klingen von Ort zu Ort,
Viettausendfach hallet es wieder,

Weit über den Ocean brauſet es fort:
Die Welt iſt ein einziger Jubelakkord,
Und deutſch iſt die Sprache der Lieder.
Welch Wunder, o redet, wie ward's vollbracht?
Das iſt Schillers geiſterbeherrſchende Macht!

Verſtummt iſt die Zwietracht, beſchwichtigt der Streit,
Rings lodern die lauterſten Flammen,
Als kehrte ſie wieder, die goldene Zeit,
Da alle Herzen in Luſt und Leid
Das Vaterland knüpfte zuſammen.
Wer war's, dem ſo herrliches Werk gelang?
Das war Schillers göttlicher Schwanengeſang!

Er zieht uns empor zu den reineren Höhn.
Wer möchte dem Seher nicht trauen?
Nicht lockt er mit ſchmeichelndem Gaukelgetön, —
Die Welt, wie iſt ſie ſo groß und ſchön
In ſeinem Lichte zu ſchauen!
Auf, laſſet uns huldigen, Jung und Alt,
Ewig Schillers leuchtender Heldengeſtalt!

Adolar Gerhard.

Lied von Adolf Böttger,

beim Fackelzug von den Studenten am 10. November geſungen.

Mel.: Ein freies Leben führen wir ꝛc.

Brüder, reiht Euch feſtlich hier
Zu geweihtem Bunde,
Schiller's Genius feiern wir
In vereinter Runde.

Jubelklang und Fackelglanz
Wirbl' empor zum Sternenkranz:
Heilig iſt die Stunde.

Seines Herzens edle Gluth
Hat die Welt durchlodert,
Daß der Menſchheit Mark und Blut
Nirgends ſteckt und modert.
Für der Freiheit Ideal
Hat er mit des Wortes Strahl
Kühn herausgefodert!

Wie ſo manches Jahr entglitt
In der Zeiten Schnelle,
Seit als Jüngling er beſchritt
Dieſes Hauſes Schwelle.*)
Eine Tafel ſei geweiht
Dem Gedächtniß künft'ger Zeit:
Heilig iſt die Stelle.

Sinkt auch rings als Erdenſtaub
Erdengröße nieder:
Er wird nicht der Zeiten Raub,
Leuchtet ewig wieder.
Seines Geiſt's Erinnerung
Bleibt unſterblich, friſch und jung,
Jung wie ſeine Lieder.

*) Auf der Hainſtraße im kleinen Joachimsthal (Vetter's Hof Nr 31) hatte Schiller 1785 und 1789 gewohnt.

Dem Vaterlande.

Geſungen bei der Feſttafel im Hôtel de Pologne am 11. November.

Vorſpruch: An's Vaterland, an's theure ſchließ' dich an
Das halte Gut mit deinem ganzen Herzen,
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.
Schiller.

Mel: Wo Muth und Kraft in deutſchen Seelen flammen ꝛc.

An's Vaterland, je mehr die Stürme grollen,
Je mehr auf Liſt der Erbfeind ſinnt und ſann,
Je ungeſtümer rings die Wogen rollen,
An's Vaterland, an's theure, ſchließt euch an!
Laßt nur die Stürme ſauſen!
Laßt nur die Wogen brauſen!
Auch unſer Lied erſauſt und brauſet drein:
Ein einig Volk von Brüdern laßt uns ſein!

O haltet feſt mit eurem ganzen Herzen
Am Vaterland, das ewig Großes ſchafft,
Und leuchtet ihm mit eures Geiſtes Kerzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln eurer Kraft.
Laßt nur die Stürme ſauſen ꝛc.

Zwar ſchmerzt uns noch ſo manche tiefe Wunde
Und aufgelockert iſt ſo manches Band;
Drum ſchaffen wir im treuen Bruderbunde
Zuerſt ein ein'ges geiſt'ges Vaterland!
Laßt nur die Stürme ſauſen ꝛc.

Wir fühlen, wie in glühend heißen Tropfen
Die Liebe heut ſich auf uns niederſenkt,
Wie Millionen Herzen heute klopfen
In gleichem Takt und Jeder Gleiches denkt!
Laßt nur die Stürme ſauſen ꝛc.

Der Bund iſt heut gefeſtet und geſchloſſen,
In Schillers Sinn gegründet iſt das Haus;
Drum bringt, des deutſchen Geiſtes Eidgenoſſen,
Ein Lebehoch auf Deutſchlands Zukunft aus!
Laßt nur die Stürme ſauſen ꝛc.

Hermann Marggraff.

An das Vaterland.

Geſungen in der Centralhalle am 10. November.

Und wär' es zerriſſen das heilige Band —
Und könnte man Freude nicht ſchauen,
Und ginge die Klage durch's Vaterland
Mit Sorge und heimlichem Grauen —
Heut webet „ſein Geiſt" ja lebendig und neu
Am heiligen Bande mit Liebe und Treu'.

Wir kennen den Geiſt, der da wirket und webt
In Männern und Frauen und Kindern,
Und was von dem Geiſte im Innern uns lebt,
Vermag ja der Feind nicht zu hindern, —
Es iſt unſers Schillers Gedicht und Wort,
Die geiſtige Fülle, der geiſtige Hort! —

Wohlauf denn, getroſt in die Zukunft geſchaut!
Das Vaterland ſoll nicht verzagen!
Treu wird ja gewebt und gewirkt und gebaut
In dieſen feſtlichen Tagen!
„Deutſchland und Schiller!" die Loſung iſt rein, —
Gott ſegne ſie weithin mit friſchem Gedeih'n!

Ludwig Würkert.

An die deutsche Jugend.

Gesungen in der Centralhalle am 10. November.

Deutsche Jugend, tritt heran,
Tritt im Geist zum Feste,
Was viel Männer vorgethan,
Thue nach auf's Beste!
Trink', im Innern stark und rein:
Trinkt mit uns den deutschen Wein,
Bis zum letzten Reste!

Deutsche Jugend, tritt heran,
Tritt zur That, der freien!
Schaue Marquis „Posa“ an,
Laß vom „Tell“ Dich weihen!
Bau' in Dir das lichte Haus,
Und dann blicke stark hinaus
Auf die starken Reihen!

Deutsche Jugend, tritt heran
An der Hoffnung Stabe!
Schillers Worte sind kein Wahn,
Gehen nie zu Grabe,
Werden niemals schwach und alt,
Ihre heilige Gewalt
Fühlen Greis und Knabe.

Deutsche Jugend, tritt heran
Mit dem reinsten Streben,
Und, wenn Dir die Feinde nah'n,
Wolle nicht erbeben!
Ueber Hohn, Gewalt und Spott,
Blick empor zu Deinem Gott,
Er wird Sieg Dir geben!

Ludwig Würkert.

Den Frauen.

Geſungen bei der Feſttafel im Hôtel de Pologne am 11. November.

Volksweiſe.

:,: Von all der Blüthenpracht, die wächſt im deutſchen Land,
Vom blauen Donauſtrom bis an des Meeres Strand — :,:
Nenn' ich die Liebſten Euch, die je der Lieder Preis,
Des Mann's, des Jünglings Luſt, und Troſt dem müden Greis,
In ſchwer und guter Zeit wie Engel anzuſchau'n:
Das ſind die holden Frau'n! Das ſind die deutſchen Frau'n!
Das ſind die deutſchen Frau'n! Heil Euch Ihr Frau'n!

:,: Im deutſchen Eichwald ſprießt in dichter Dornen Hut,
Verehrt als Heiligthum, der keuſchen Roſe Gluth! :,:
Sie blickt ſo wonniglich, ſo ſittſam, lieb und bang —
Dem Jüngling ſchwillt das Herz in edler Thaten Drang!
Die Roſe nenn' ich Euch, ſie unſres Volkes Zier:
Jungfrau, Dein ſüßes Bild laut jubelnd preiſen wir!
Heil Deiner Wunderpracht! Heil, Jungfrau, Dir!

:,: Wenn ſchwer in Sorgenlaſt des Mannes Muth erkrankt,
Wer iſt's, dem Thatenkraft auf's neu ſein Herz verdankt? :,:
Wer hält des Hauſes Heerd in ſicherm Schutz verwahrt,
Daß dort der Friede ſich mit Glück der Liebe paart?
Wer füllt der Kinder Bruſt mit frommem Gottvertrau'n?
Das ſind die treuen Frau'n! Das ſind die deutſchen Frau'n!
Das ſind die deutſchen Frau'n! Heil Euch, Ihr Frau'n!

:,: Der treuſten Liebe Bild, die ruhlos ſorgend wacht,
Für Ihrer Lieben Wohl ſich opfert Tag und Nacht! :,:
Die Glück und Leben wagt, wo erſt ſie Leben gab, —
Die uns noch Segen bringt aus ihrem ſtillen Grab!

Ihr rufen freudig wir laut hier im Chore zu:
Mutter, Gott ſegne Dich! Hoch, liebe Mutter, Du!
Mutter, Gott ſegne Dich! Hoch, Mutter, Du!

:,: Und wie wir heut vereint zu Schillers Ruhm und Preis,
Der lieben Frauen viel erſchau'n in unſerm Kreis: :,:
Wir thun begeiſtert hier, was Schillers Wort gelehrt,
Der Euch und Euren Ruhm in ew'gen Liedern ehrt!
Wir rufen laut, wo wir in Euer Auge ſchau'n:
Heil Euch, Ihr lieben Frau'n! Heil Euch, Ihr deutſchen Frau'n!
Heil Euch, Ihr deutſchen Frau'n! Heil Euch, Ihr Frau'n!

Theodor Apel.

An die Frauen.

Geſungen in der Centralhalle am 10. November.

Es wechsle mit Ernſte der heitere Scherz,
Ein Wort nun für jedes treu liebende Herz,
Ein Wort für die ſonnige, wonnige Welt
Vom Pleißenſtrom hin bis zum Rheine und Belt!
Juvivallera, juvivallera ꝛc.

Und fragt ihr, was iſt mit dem Worte gemeint?
O ſeht doch, wie prächtig die Welt uns erſcheint!
Die Frauenwelt iſt es, die Jungfrau, ſo rein,
Die Gattin, die Mutter, das Großmütterlein!
Juvivallera ꝛc.

Wie hat ihrer Aller doch Schiller gedacht,
Der Sterne, der lichten, in dunkelſter Nacht!
Wie hat er ſo ſinnig und innig geehrt
Die Röslein und Roſen am häuslichen Heerd!
Juvivallera ꝛc.

Die Liebe, die Liebe, die ewig uns blüht,
Die Liebe im reinſten, im tiefſten Gemüth:
Sie ſchmücke und weihe mit Duft und mit Glanz
Auch heute des Feſtes hochherrlichen Kranz!
Juvivallera ꝛc.

D'rum auf denn, und ehret und rühmet ſie laut
Die Jungfrau, die Gattin, die Mutter, die Braut,
Hell grüßet und ſinget und jubelt hinaus:
Die Frauenwelt lebe! es lebe das Haus!
Juvivallera ꝛc.

Ludwig Würkert.

Feſtlied,

geſungen beim Feſtmahl der Buchhändler im Schützenhauſe am 10. November.

Wenn Gott ein Volk will recht mit Gunſt beglücken
Schenkt er ihm einen Genius,
Dem alle Muſen auf die Stirne drücken
Der echten Dichtung Weihekuß.
Freue dich, Deutſchland, und jubele laut:
Dir ward das köſtlichſte Kleinod vertraut.

So ward in Schiller uns zum Heil geboren
Der Schönheit Evangelium;
Er ſchuf zum Tanz der Grazien und Horen
Der Väter rauhe Sprache um.
Freue dich, Deutſchland, und jubele laut:
Dir ward das köſtlichſte Kleinod vertraut.

Der Jugend Drang, der Liebe erſtes Lallen,
Des Mannes Kraft, der Frauen Werth —
Des Staubgebornen ganzes Erdenwallen
Hat ſein unſterblich Lied verklärt.
Freue dich, Deutſchland, und jubele laut:
Dir ward das köſtlichſte Kleinod vertraut.

Nicht überwuchern kann mehr das Gemeine,
Nicht ſiegen mehr der Lüge Nacht,
Wo unſres Schiller edle, wahre, reine
Und ewig ſchöne Muſe wacht.
Freue dich, Deutſchland, und jubele laut:
Dir ward das köſtlichſte Kleinod vertraut.

Ihm, der uns ſang das Hohelied der Freude,
Ihm ſchlägt heut' freudig jedes Herz!
Zu ſeinem Ruhm ſchallt ringsum Feſtgeläute,
Steigt Volksjubel himmelwärts.
Freue dich, Deutſchland, und jubele laut:
Dir ward das köſtlichſte Kleinod vertraut.

Stimmt ein denn, ſeines Geiſtes Fackelträger!
Erdröhnen ſoll der weite Saal
Vom Hoch der Sortimenter und Verleger.
Dem Meiſter gilt's — leert den Pokal!
Freue dich, Deutſchland, und jubele laut:
Dir ward das köſtlichſte Kleinod vertraut.

Bernh. Schuhmann.

zubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß.

Ihrer Thalia sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit. Wenn Sie hiervon von Zeit zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie übrigens im Genuß Ihrer eigenen Ideen schwelgen, mögen Ihrem Geist und Herzen Luft machen, — und Menschen, die Sie zu fassen vermögen, werden Sie auch für die Früchte Ihrer Erholungsstunden segnen, während daß Sie durch größere Werke, wie man sie von Ihnen zu erwarten berechtigt ist, zugleich die Forderungen Ihres Zeitalters und Ihres Vaterlandes befriedigen.

Leben Sie wohl. Unser gemeinschaftlicher Wunsch ist, Sie glücklich zu wissen. Möchten wir doch dadurch etwas dazu beitragen können, daß wir uns näher an Sie anschließen! —

Der Ihrige

K.

Die deutſchen Dichter.

Geſungen in der Centralhalle am 10. November.

:: Stoßt an! Schiller ſoll leben, dreimal hoch! ::
Wein des Geiſtes ſchenkt er, ſo feurig und rein:
Werth ſoll er beim Feſtmahl der Geiſter ſein!
:: Schiller, Glückauf! ::

:: Stoßt an! Göthe ſoll leben, dreimal hoch! ::
Tief und klar iſt ein See er auf deutſcher Flur,
Drin ſpiegelt ſich Menſchheit und Welt und Natur.
:: Göthe, Glückauf! ::

:: Stoßt an, Klopſtock ſoll leben, dreimal hoch! ::
Der mit mächtig tönender Sprache Klang
Das Heiligſte, Höchſte ſo herrlich beſang.
:: Klopſtock, Glückauf! ::

:: Stoßt an! Leſſing ſoll leben, dreimal hoch! ::
Wer nicht thut, was Nathan der Weiſe lehrt,
Der iſt nicht des Lichtes der Neuzeit werth.
:: Leſſing, Glückauf! ::

:: Stoßt an! Herder ſoll leben, dreimal hoch! ::
Unter Palmen er wandelt, der Menſchheit Prophet,
Vom Lebenshauche der Gottheit umweht.
:: Herder, Glückauf! ::

:: Stoßt an! Wieland ſoll leben, dreimal hoch! ::
Fühlet, deutſches Herz, wenn die Freude dir ſchwand,
In Oberons luſtiges Zauberland.
:: Wieland, Glückauf! ::

:: Stoßt an, Jean Paul ſoll leben, dreimal hoch!
Was in des Herzens Tiefen die Seele geſchaut,
Hat thränenlächelnd er uns anvertraut.
:: Jean Paul, Glück auf! ::

:: Stoßt an! Seume ſoll leben, dreimal hoch! ::
Er ſpazierte, ſuchte, den Stab in der Hand,
Das Recht und die Freiheit von Land zu Land.
:: Seume, Glückauf! ::

:: Stoßt an! Körner ſoll leben, dreimal hoch! ::
Für das Vaterland ſang er — und fechte er — und fiel —
Und ſiegte mit Schwert und mit Saitenſpiel.
:: Körner, Glückauf! ::

:: Stoßt an! Uhland, ſoll leben, dreimal hoch! ::
Arndt, Rückert, Grün, Lenau ein Hoch Euch erſchallt!
Euch Sängern **Allen** im Dichterwald!
:: Deutſchland, Glückauf! ::

Moritz Zille.

Toast des Buchhändlers Naumburg
bei der Feſttafel im Hôtel de Pologne am 11. November.

Der Sprache, die ein Luther
Mit Donnerſtimme ſprach,
Als er der Geiſtesfreiheit
Die erſten Bahnen brach;

In der ſodann ein Leſſing
„Nathan den Weiſen" ſchrieb,
Und die mit Göthe, Schiller
Die höchſten Blüthen trieb;

Der Sprache, die sich schlinget,
Ein unzerreißlich Band,
Um alle deutschen Herzen,
Im ganzen Vaterland;

Der Sprache so voll Tiefe,
Voll Weisheit und voll Kraft,
Der lieben deutschen Sprache
Dies Glas voll Rebensaft!

Zum 10. November.

Loht weit die Freudenfeuer glänzen,
Die Fahnen flattern durch die Luft,
Sein Standbild auch magst Du bekränzen,
Und beten in der Fürsten-Gruft;
Weh' dem, der Lied und Worte hätte,
Und heute nicht ihn jubelnd preist,
Doch dieses Tages Feierstätte
Sei, deutsches Volk, Dein Herz zumeist!

Du hast verrathen und verlassen
Dich selbst, im Innersten zerfetzt,
Umschließest Du, die blind sich hassen,
Die Kinder einer Mutter jetzt,
Des Blutes Stimme auch ward stiller,
Wo sich verzehret das eig'ne Mark,
Nur in dem Namen Friedrich Schiller
Fühlst Du noch einig Dich und stark.

Manch' ernste Mahnung ging verloren,
Laß nicht auch diesen Klang verweh'n,
Und feierst Du, daß er geboren,
So denk' auch an sein Auferseh'n,

Er hoffte nicht auf ſein Jahrhundert,
Doch rief ſein Wort die künft'ge That —
Erſchrecken wär' er und verwundert,
Säh' er das Wachsthum ſeiner Saat!

Wo möchteſt Du vor ihm Dich bergen,
Der alle Völker frei geträumt —
Geknechtet unter fremde Schergen
Sind Deutſche noch, und Deutſchland ſäumt!
Mit Tell ſchritt er vorbei der Stange,
Den Gruß verweigert ſtolz ſein Muth —
Und Deutſchland zitternd noch und bange
Neigt ehrfurchtsvoll ſich einem Hut!

Wach' auf! Hörſt Du die Glocken läuten?
Der Ruf, der hoch vom Himmel kam,
Vermagſt Du ſeinen Sinn zu deuten?
Entglüht die Wange Dir in Scham?
Schon hundert Jahre ſind verfloſſen,
Seit er begonnen ſeine Bahn,
Längſt iſt ſein Sängermund geſchloſſen,
Du haſt gehört und nichts gethan!

Genug der Boten ſind entſendet,
Genug der Zeichen ſind geſeh'n,
Zu viel der Worte ſchon verſchwendet,
Nun müſſen Thaten auch geſchch'n:
Läßt zürnend Du von Dir ihn weichen
Den Gott der Zukunft und des Lichts,
Wird er aus ſeinem Buch Dich ſtreichen,
Und Du verſinkſt in ew'ges Nichts!

Noch einmal iſt er heut erſtanden,
Sein letzter, mächtigſter Prophet

Und zeigt auf Alles, was in Banden
Umſonſt noch nach Erlöſung flieht;
Laß alle Ketten heute fallen,
Frei ſei der Glaube, frei das Wort,
Und frei Du ſelber, ſo vor Allen
Sei deutſches Volk der Freiheit Hort.

Nach außen ein's und ein's nach Innen
Laß ſtolz und froh Dein Banner weh'n,
Wer mag mit Dir den Streit beginnen,
Wer ſoll im Kampf mit Dir beſteh'n!
Und kehrer das Jahrhundert wieder
Im Ring der Zeit, der ewig kreiſt,
Blickt auf die freie Welt hernieder
Des freien Sängers freier Geiſt!

Albert Traeger.

Epilog

zu Schiller's hundertjähriger Geburtstags-Feier.

Vorüber ſind die Tage hoher Luſt,
Woran ein ganzes Volk ſich hat entzückt —
Ein ganzes Volk, des Stolzes ſich bewußt,
Mit dem es ſeinen Dichter hat geſchmückt.
Es war das Feſt das erſte Frühlingszeichen,
Das erſte friſche Grün von jenem Baum,
Der, wenn nur erſt die Wurzeln ſich verzweigen,
So feſt wird ſtehen wie die deutſchen Eichen —
Ein Volk, ein Stamm! — Nur ſchafft ihm Luft und Raum.

Drei Tage eines Fest's — drei Hammerschläge,
Womit der Grundstein deutscher Einigkeit
Ward eingesenkt. — Wer zählte wol die Wege,
Die sie noch gehen muß in Kampf und Streit?
Bis sich erhebt der starke Unterbau,
Das Fundament, worauf das Haus soll stehen!
Nur Deiner Kraft, mein deutsches Volk, vertrau',
Wie Du ein Vorbild kannst im Dichter sehen,
Der aus sich selbst so Großes hat vollbracht,
Im Fleiß der Arbeit und des Willens Macht.

Ein stattlich Haus — wie es der Dichter schaut —
Und drinnen waltet Liebe, Freiheit, Sitte!
Ein einig Vaterland, o helft und baut,
Das Ziel rückt näher, zählet nicht die Schritte.
Laßt Schiller's Wort nur nicht verloren gehen:
„An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an!"
Dann wird dem Volk ein Schillerhaus erstehen,
In dem es ruhmreich mit ihm leben kann.

Euch auch, Ihr Frauen, ist es beschieden,
Schmücken zu helfen das köstlichste Haus:
Waltet in Euerm häuslichen Frieden,
Streuet den Samen der Tugend aus,
Lehret den Kindern das Edle erfassen,
Führt sie in's Reich des Schönen ein,
Daß sie dereinst in den Rahmen passen
Deutscher Größe würdig zu sein!

Und so waren jene Feuer auf den Höhen heil'ge Flammen,
Kündend, daß ein deutscher Sänger sie in Eintracht hält zusammen!
Kommt ein Sturm, der sie will trennen, wird uns noch das Fest gemahnen:
Handelt fort in meinem Geiste, wandelt fort in meinen Bahnen!

Und ſo treten wir vom Feſte — hochbegeiſtert und ermuntert —
In die Werkſtatt unſ'rer Tage, in des neuen Geiſt's Jahrhundert,
In des neuen Geiſt's Jahrhundert — jenem Ziele zugewandt: —
Schaffend, bauend, ringend, ſtrebend für ein einig Vaterland!

Karl Schwarz.

Zeitz.

Feſtlied

zur Schiller'ſchen Säcular-Feier

den 10. November 1859.

Ob auch Jahrhunderte im Zeitenſchooße
Im Wechſel auferſteh'n und untergeh'n,
Das Ewige, das Wahre, Schöne, Große
Bleibt wie die Sonne an dem Himmel ſteh'n;
Was ſind doch alle irdiſchen Genüſſe?
Ein buntes Gaukelſpiel! ein eitler Traum!
Zu bald nur bieten ſie uns Abſchiedsgrüße,
Zu raſch entblättert ſich des Lebens Baum.

Ein deutſcher Dichter von dem erſten Range
Hat ein ergreifend Bild uns aufgeſtellt,
Sich ihm geſtaltend aus der Glocke Klange,
Das dieſe Wahrheit uns vor Augen hält;
Die Jugendzeit, das Glück der erſten Liebe,
Der Hochzeitskranz, die Wiege und das Grab,
Das ganze wechſelvolle Weltgetriebe
Rollt ſich in dieſem Bilde vor uns ab.

Am heut'gen Tage ſind's nun hundert Jahre,
Seitdem er einſt das Licht der Welt erblickt,
Deß Genius aufflog gleich dem jungen Aare,
Und deſſen Lied uns heute noch entzückt;
Zwar hemmen wollt' ihn der Geſchicke Zügel,
Doch über die gemeine Noth empor
Schwang ſiegeriſch ſich ſein gewalt'ger Flügel
In der unſterblichen Heroen Chor.

Elektriſch ſchlugen ſeine Werk' und Lieder
Gleich Blitzen in dem Reich der Geiſter ein,
Sie hallten rings in tauſend Echo's wieder,
Und gleich dem Lauf des vaterländ'ſchen Rhein
Erbrauſte bald im Sturz mit Donners Hallen
Sein kühner Bilder- und Gedankenſtrom,
Bald rauſcht er hin in majeſtät'ſchem Wallen
Wie Gleck' und Orgelklang im heil'gen Dom.

Und wie ſich im kryſtallnen Silberſtrome
Die Sonn' und Sterne ſpiegeln hell und klar,
Und wie die ew'ge Lampe brennt im Dome,
So war des Dichters Bruſt ein Hochaltar,
Ein Hochaltar, von Gottesglanz umfloſſen,
Von dem in tauſend Strahlen hoher Sinn,
Begeiſterung und Bildung ſich ergoſſen,
Dem Vaterland zu köſtlichem Gewinn.

Erſt nach ſo manchem Kampf und Sturm des Lebens,
Nach manchem herzdurchbohrenden Gefühl,
Winkt' endlich zu dem Lohn des hohen Strebens
In Weimar unſerm Barden ein Aſyl;
Ja, unter eines Karl Auguſt's Aegide

Da gingen mild're Sterne für ihn auf,
Doch allzufrüh, bald nach dem Glockenliede,
Beſchloß der Hohe ſchon den Lebenslauf.

Auch wir ſind hier, des Barden zu gedenken,
Der Mit- und Nachwelt raſtlos fortbewegt,
Sind hier, den Blick auf's Edlere zu lenken,
Was Gott in jede Menſchenbruſt gelegt;
Ja, wir ſind hier, ihm den Tribut zu zahlen,
Der Millionen Geiſter überwog,
Deß Nam' unſterblich in Germania's Annalen
Prangt, weil er durch die Kunſt ſein Volk erzog.

Ja, Schiller, was Dein Volk an Dir beſeſſen,
Das Du vom Staub geflügelt ſternenan,
Das wird vom Volke nun und nie vergeſſen,
Das ſchwindet nie im Zeitenocean;
Ein Pharus wirſt Du in der Tage Stürmen
Gigantiſch daſtehn, und, mit Glockenton
Und Strahlen redend, Dich gen Himmel thürmen,
Und Leitſtern ſein für jede Nation!

Doch ſeht, welch' leuchtend Bild erſcheint von oben
In gold'nen Wolken hoch und koloſſal,
Das Haupt vom heil'gen Lorbeerkranz umwoben,
Im Arm die Lyra! Und zum Weltchoral
Läßt er das rief'ge Saitenſpiel erbeben,
Daß rauſchend niederſtrömt der Töne Meer,
Und Seraphim im hellen Glanze ſchweben,
Zum Takt die Flügel regend, um ihn her!

„Heil," ſingt er, „Heil Dir, Deutſchland, in den Tagen,
Wo mit dem Chaos eine Schöpfung ringt,
Die auf der Länder ungelöſte Fragen

Vielleicht nun bald erſehnte Antwort bringt!“
Dein Wahlſpruch ſei in Freuden wie in Schmerzen:
„An's Vaterland, an's theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinem ganzen Herzen!
So walle glorreich Deine Heldenbahn!“

Ja, göttlich Streben, Tugend, Seelenadel
Sei ſtets der Menſchheit leuchtendes Idol,
Und wie ſich nach dem Norden kehrt die Nadel,
So richte ſich der Geiſt nach dieſem Pol.
Mag Irdiſches wie Glockenton verhallen,
Was aus dem Menſchengeiſt die Gottheit ſchuf,
Das klingt in tauſendfachen Wiederhallen
Der ganzen Welt durch alle Zeiten nach!

Ernſt Ortlepp,
derzeit in Zeitz

Wollmirſtedt.

Prolog zur Schiller-Feier.

Was will das Mädchen, ſchön und wunderbar,
Das kommt aus fremdem, unbekannten Lande?
Den blüh'nden Lorbeerkranz trägt ſie im Haar,
Und Blumen, Früchte birgt ſie im Gewande.
Ihr Aug' iſt heut ſo freudig, ſiegesklar,
Als müßten ſpringen alle Sklavenbande.
Es drängen Tauſende in ihre Nähe,
Doch Jeder ehrt des Mädchens Würd' und Höhe.

Es ſchwebt daher der leichtgehob'ne Fuß,
Und hochgeſchürzt iſt ſie zu weiter Reiſe,

Mannheim, 10. Februar 1785.

Unterdeſſen, daß die halbe Stadt Mannheim ſich im Schauſpielhaus zuſammendrängt, einem Autodafe über Natur und Dichtkunſt — einer großen Opera — beizuwohnen und ſich an den Verzuckungen dieſer armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuerſten, und weiß, daß ich in dieſem Augenblick der Glücklichere bin. Jetzt erſt fange ich an, meine Phantaſie, die unruhige Vagabundin, wieder liebzugewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hieſigen Aufenthalts ſo freundſchaftlich weg- und zu Ihnen führt. Es iſt kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Horizont um mich her zernichtet — es iſt wirklicher Eigennutz, meine ſüßeſte Erholung von meiner jetzigen freudenloſen Exiſtenz, daß meine Seele um Sie ſchweben darf. Augenblicke, wie der gegenwärtige, wo alle meine Empfindungen in wollüſtiges Trauern dahinſchmelzen, wo ich in mich ſelbſt zurücktrete und von meiner eigenen Armuth ſchwelge; ſolche Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle ſchwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimath Elyſium wandert, ſollen den Freunden meines Herzens geheiligt ſein. Wenn Sie zuweilen mitten unter den berauſchenden Zerſtreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmuth überraſcht werden, die Sie nicht gleich erklären können, ſo wiſſen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat ſich mein Geiſt bei Ihnen gemeldet.

Für Reich' und Arme hat ſie einen Gruß,
Mit Jedem redet ſie nach ſeiner Weiſe;
Doch wem ſie auf die Stirn haucht einen Kuß,
Den weiht zum Dichter heimlich ſie und leiſe;
Von ihr geküßt, geweiht iſt er ein ächter
Prophet und Lehrer künftiger Geſchlechter.

Vor hundert Jahren ſtand bei einem Kind
Die Himmelsbotin weihend an der Wiege;
Das Kind erwächſt, wird Jüngling und entſinnt
Lebendig ſich der göttlich hohen Züge.
Indeß der Welt das Ideal zerrinnt,
Schaut er's im Innern voller Hochgenüge,
Und mit des Jünglings ſich zum Mann Entfalten
Entſtehen die lebendigſten Geſtalten.

Und wie ein Phönix aus der Aſch' empor
Steigt bei des heut'gen Feſtes Frührothsglänzen
Der Dichter, und zugleich mit ihm ein Chor
Holdſel'ger Weſen, die in heitern Tänzen
Umſchlingen ihn — doch plötzlich tritt hervor
Die hehre Schöpferin des ew'gen Lenzen,
Die Muſe iſt's, das Mädchen aus der Ferne,
Und ſie umleuchten wunderbare Sterne.

Sie nimmt den Lorbeer von dem eignen Haupt,
Das Dichterhaupt mit dieſem Kranz zu ſchmücken,
Und wie er ſteht, vom Siegerpreis umlaubt,
Sieht man ganz Deutſchland ihm die Hände drücken,
Nicht Deutſchland nur — der große Dichter raubt
Die Herzen all und füllt ſie mit Entzücken.
Er hat auch uns, und unſre Huldigungen
Sei'n heute dem Unſterblichen geſungen!

C. Caspar.

Quedlinburg.

Rede,

gehalten auf dem Markte vom Rechtsanwalt Schellwien.

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

So hat der Mann geſprochen, der heute in allen Gauen Deutſchlands und weit hinaus über die deutſchen Grenzen gefeiert wird, Friedrich Schiller, und ſo durfte er ſprechen in edlem Selbſtgefühl.

Das iſt ſein Ruhm und unſer Stolz, daß der deutſche Geiſt aus ureigener Kraft ſo Großes vermocht hat.

Wollte ich ſagen, was Schiller geleiſtet in Kunſt und Wiſſenſchaft, nicht die Zeit, die mir vergönnt iſt, würde ausreichen, nicht das Maß meiner Kraft. Nein, nicht preiſen will ich ihn — der Lorbeerkranz umwindet unbeſtritten des Dichters edle Stirn. Nur dem Gefühle möchte ich Ausdruck geben, das alle Herzen bewegt, wenn Schiller's theurer Name genannt wird, dem Gefühle, das am heutigen Tage Millionen Menſchen deutſcher Nation auf die Straßen und Plätze hinausführt und ſie verſammelt um ſein geliebtes Bild.

Was iſt es denn, womit er ſo mächtig die Herzen bezwingt? Was hat er für uns gethan, daß wir ihn alſo lieben? Er hat uns den Menſchen gezeigt in ſeiner höchſten Würde. Er hat uns

gelehrt, frei zu ſein, ob auch in Ketten; er hat uns tief durchdrungen mit dem Bewußtſein, daß der Menſch aus eigener Kraft eines reinen und ſtarken Willens fähig iſt, der ſich behaupten kann trotz aller Hemmungen der Außenwelt; er hat uns erfüllt mit der lebendigen Ueberzeugung, daß es eine ſittliche Weltordnung giebt, einen heiligen Willen, der den dahinrauſchenden Strom der Zeit, der die wechſelnden Geſchicke der Völker und Menſchen in ewiger Ruhe beherrſcht.

Ja, er hat dieſe Schätze des Glaubens erſt wahrhaft in uns befeſtigt, denn er hat uns mit der hinreißenden Macht des Geſanges gelehrt, daß die Menſchenbruſt dieſe Schätze, als ihr eigenſtes Weſen, in ſich ſelber birgt, daß nichts, was draußen iſt, ſie ihr entreißen, daß aber auch nichts, was draußen iſt, ſie ihr geben kann.

Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

Und darin war er ganz eines Sinnes mit einem andern großen Sohne Deutſchlands, der auch an einem 10. November geboren ward, mit Martin Luther.

Was Immanuel Kant mit ehernem Griffel in die Tafeln der Wiſſenſchaft eingezeichnet hat, Schiller hat es in unſterblichen Geſängen dem Volke verkündet, und mehr als das, er hat des Philoſophen ſtarre Tugend zur Schönheit verklärt und die Pflicht zur Liebe.

So ging er dahin, reinen Wandels, durch ſein kurzes Erdenleben, unberührt zwar nicht von den Sorgen, doch von dem Schmutze des Lebens, ein freier Mann, emporragend über den Dunſt der Erde, das Haupt umblitzt von ſonnigen Gedanken.

So ging er dahin, ſelber ein leuchtendes Vorbild. Aber er klopfte auch fort und fort mit ſeiner begeiſterten Rede an die Bruſt der Menſchen, zumal der Jugend, und erweckte darin den

Quell des wahren Lebens. Und, wie Viele haben, von ihm befreit, dumpfen Geistesdruck abgeschüttelt, wie Viele haben, von Schiller'scher Begeisterung gehoben, sich aufgerichtet in edler stolzer Männlichkeit, in wie Vielen hat das frei gewordene Selbstbewußtsein der frischen Bergluft seiner Gedanken zugejubelt gleich der Königin, als sie die Kerkermauern verließ:

„Laß mich in vollen,
In durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft!"

Und nicht blos einem Volke, nicht einem Zeitalter nur wollte er angehören. Weit hinaus über die Schranken der Endlichkeit trug ihn der freie Gedanke, trug ihn sein edles großes Herz.

„Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern."

Ja der Welt und allen kommenden Geschlechtern ist er ein leuchtender Stern und wird es sein. Vor allen aber gehört er uns an, uns, dem deutschen Volke. Denn er war unser! Denn deutscher Geist ist es, dessen Tiefe sein Dichten und Denken offenbart, die deutsche Sprache ist es, deren Kraft und Schönheit seine zaubergewaltige Rede enthüllt hat. Wohl dem Volke, das solche Männer zu den Seinen zählt, solche Propheten seines einigen Geistes, wohl ihm, wenn es in ihnen sich selber ehrt! Ein solches Volk kann nimmermehr das Bewußtsein seiner Einheit einbüßen, ihm erwächst aus der heimischen Erde immer erneute und unbezwingliche Kraft und

„Jener Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt."

Ein solches Volk mag sich die höchsten Ziele stecken — es kann sie erringen.

Wohl uns, daß Schiller uns geboren ward!
Er ward uns geboren und er iſt uns geſtorben. Allzufrüh für uns verſtummte der geſangreiche Mund.

„Auch das Schöne muß ſterben, das Menſchen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Bruſt rührt es des ſtygiſchen Zeus!“

Aber das Schöne iſt unvergänglich. Er iſt von uns gegangen, und doch iſt er in unſerer Mitte; er ſtarb, und doch lebt er — in unſern Herzen. Betrauern wir nicht, was nimmermehr ſterben kann. Aus allem Großen und Guten quillt nichts als Freude, reine Freude. Erheben wir uns an dem Andenken unſers geliebteſten Dichters zu ſolcher Freude, und ſagen und ſingen wir mit ihm:

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken
Himmliſche, dein Heiligthum.

Zum 10. November 1859.

Denn er war unſer!
Göthe.

Willkommen, Morgenröthe, die ſich windet
Mit Roſenfingern aus der Dämm'rung Grau!
Der Mond erblaßt, und Stern um Stern verſchwindet
Im Aethermeere an des Himmels Blau;
Friſch weht des Oſtes Hauch; der Wand'rer findet
Noch ſtarr im Reif den herbſtlich reichen Thau;
Die Nebel fließen vor des Windes Flügeln,
Der Sonne Gold glänzt freundlich auf den Hügeln.

War's auch des Oſtes Hauch, der Töne brachte
Aus Thälern nah und fern wie Chorgeſang?
Der tauſend Banner in den Zügen flaggte
Die heitern, feſtgeſchmückten Straßen lang?

Der sanft das Laub der Eichen rauschen machte,
Das Frauenhand zu vollen Kränzen schlang?
Nein! der Begeistrungssturm, der glutbentzündet
In eines Volkes Dank sich laut verkündet.

Wo in des Erdballs meerumrauschten Zonen
Germanisch Blut noch in den Adern wallt,
Wo deutsches Leben, deutsche Sitten wohnen,
Für deutsches Recht die deutsche Faust sich ballt,
Wo unverfälscht bei fremden Nationen
Das deutsche Wort, das deutsche Lied erschallt:
Allüberall da klingt's in hellen Tönen,
Des deutschen Genius Wiegenfest zu krönen.

Von seines Vaterlandes Bergen steigen
Dem Dichter Flammen hoch mit lichtem Schein,
Mit Herz und Hand treu zu einander neigen
Sich brüderlich der deutschen Stämme Reih'n,
Im Chorus stimmen zu der Freude Reigen
Die Millionen alle brausend ein.
Der Tag ist sein! hochleuchtend, sonnenscheinig,
Der Tag des Dichters findet Deutschland einig.

O Schiller! könnt' ich in der Sprache sagen,
Die Deiner Leyer wunderbar entschwebt,
Was Du uns bist! wie alle Herzen schlagen
Voll tiefsten Danks für das, was Du erstrebt! —
Wie dürfte Dich mein Lied zu rühmen wagen,
Doch wie treu Nebel, der am Boden klebt,
Doch Blitz und Sonnenschein durchdringt die Weite,
So bricht Dein Geist sich Bahn bei Deinem Volke.

Wie sollen wir ihn feiern?! wie ihm danken?!
Kann's mit Gesang und Jubelruf geschehn?

Soll'n wir um seine Büste Blumen ranken?
Auf jedem Markt sein hehres Bild erhöh'n?
Beglücktes Volk! dring' ein in die Gedanken,
Laß seiner Freiheit Odem Dich umweh'n!
Den schönsten Lorbeer reicht ihm das Jahrhundert,
Das ihn versteht und immer neu bewundert.

Uns aber lasset seine Lieder singen,
Uns freudig unserm großen Lichter weih'n,
Den Lorbeer um die Dichterstirn zu schlingen,
Auf! blüh'nde Jugend, führe unsre Reih'n! —
Und könnten Du Dich heute niederschwingen
Aus jener Welt zurück in dieses Sein,
Du würdest allen Ruhm im Menschenleben
Für diesen einen Tag des Dankes geben.

Ode an Friedrich von Schiller

zum 10. November 1859.

O steig hernieder, Göttin des Saitenspiels,
Des Götterstyxes zarte Bezauberin,
Steig sonnengleich von deinem Throne
Nieder, zu singen des Tages Festlied!

Die Nacht enteilt; auf goldenem Zweigespann
Erglänzt empor des rosigen Morgens Licht;
Frohlocket laut, des hohen Festes
Festliche Zeit mit den Göttern preisend!

Und fesselfos entströme Thuiscos Brust
Und unaufhaltsam heiligen Feuers Gluth,
Die aus des Liedes ungeahnten
Wellen empor zu dem Himmel dringe!

Wie, oder zögert ihr im entfernten Land
Vom Staub Erzeugte? Stimmet, o ſtimmet ein,
Wo ihr auch herſchaut, Millionen,
Sei's vom Britanner umwogten Eiland,

Sei's auch vom Norden, wo mit der Barden Chor
Bragur, des Feſtſangs Ordner, den Reigen führt,
Wo ungeſtüm Walhalla's Tempel
Dröhnt von dem Fluge der deutſchen Weiſen!

Schon hör' ich's rauſchen! oder iſt's Phantaſie?
Schon lauſcht der Elbe fliehender Silberſtrom,
Schon hebt ſein Haupt der greiſe Rhenus
Höher empor aus geſtürzten Wogen!

Uneingedenk der ſegnenden Arbeit ſtrahlt
Im Feierkleide der Bürger, des Ruhmes werth,
Mit friſchem Lorbeer eilt der Jungfraun
Blühender Chor des geliebten Dichters

Stirn zu umwinden. Hört, wie die Luft erſchallt!
Wie fern des Echo's ſcherzende Melodei,
Wie Thal und Grotten Dich begrüßen
Leiſen Geliſpels, Dich, edlen Sänger

Des deutſchen Volkes! reichlicher Blüthenduft
Aus vollen Körbchen, Roſen und Lilien,
Zahllos zu Kränzen traut gewunden,
Huldigen ſtill dem geweihten Haupte;

Allüberall, wo lauteren Sinneskraft
Die Bruſt noch ſchmückt mit männlichen Tugenden,
Wo hoffnungsvoll der deutſchen Muſe
Heher Gedanke das Herz durchbebet:

Allüberall tönt's freudeverkündigend,
Von Berg zu Thal, vom Fels bis zum Meeresſtrand:
Heil Dir, o Schiller, Heil! — und lauter
Hallet es wieder in tauſend Stimmen.

Sei unſer Schutzgeiſt! wandle auf lichten Höhn,
Der unverhüllten Wahrheit Verkündiger!
An Deinem Buſen lern' der Jüngling
Tugend und Liebe zugleich empfinden!

In's ſanfte Herz ergieß Dich! im Endlichen
Denk' es und ſchlage für das Unendliche,
Das Deines Liedes, Deines Geiſtes
Lauterſter Genius ahnend ſuchte!

Doch wohin ſtrebt, o Muſe, dein kühner Sang?
Verzeih' dem Fremdling, du Unſterbliche,
Der nicht vermag, ſo ſehr auch dürſtend,
Würdig genug, Ihn im Lied zu preiſen!

N.

Magdeburg.

Feſtrede,

gehalten im Lehrer-Geſangverein von J. Fude.

Ja! Er iſt unſer!

Ein Jahrhundert iſt vergangen, und Manches hat der Sturm der Zeit ſpurlos hinweggeweht, oder es iſt dem todten Papiere übergeben worden, ſein Name ſteht in den Herzen, darum lebendig und unvergänglich. Schon haben zwei Menſchenalter hindurch

Unzählige ſein Brot gegeſſen und ſeinen Wein getrunken. Jedes Geſchlecht, jedes Alter hat ſich an ſeinen Ausſprüchen erquickt, an ſeinen Idealen gehoben und erbauet. Faſt in alle Schichten der Geſellſchaft iſt er eingedrungen, in die Salons der Fürſten, wie in die ſtillen Dachſtuben mancher Handwerker. Einiges von ihm findet ſich ſelbſt da, wo man nur Bibel und Geſangbuch kennt.

Ja! Er iſt unſer!

Vor ſeiner hehen Muſe ſchwindet die ſtarre Sprödigkeit des religiöſen Bekenntniſſes, wie die politiſche Zerriſſenheit unſerer Tage. Katholiken, Juden und Proteſtanten, Sachſen, Baiern und Oeſterreicher, alle Gauen des deutſchen Vaterlandes begehen heute einmüthig ſeinen Ehrentag, aus reiner Liebe und warmer Verehrung. Und fragen wir, warum er grade von allen Dichtern der Liebling der Nation geworden iſt, ſo dient zunächſt zur Antwort, weil er vorzugsweiſe die Richtung des deutſchen Geiſtes, mit ihren Mängeln ebenſo wie mit ihren Vorzügen, repräſentirt, die ſich ihrer Geiſtesfreiheit und Gemüthstiefe bewußten Humanität, die alle Erſcheinungen ſogleich mit den höchſten Ideen in Verbindung ſetzt. Ohne unſer Wiſſen tragen wir ſeine Ideen in uns, und mehr als wir es ahnen finden wir ſie ausgegoſſen in den Werken unſerer Literatur. Die poetiſche Subſtanz unſerer nationalen Sprache iſt vorzugsweiſe die Sprache Schiller's, die für uns denkt und dichtet.

Ja! Er iſt unſer!

Dies ſtolze Wort, es findet heute ſeinen Wiederhall an dem fernen Geſtade des atlantiſchen Oceans, in der neuen Welt; es findet ſeinen Wiederhall auf dem britiſchen Inſelreiche, in Frankreich, wie in Rußland. Wohl können wir uns in mancher Hinſicht nicht meſſen mit anderen Völkern; wir haben keine meerbeherrſchende Flotte, es fehlt uns noch immer die nationale Einheit und die daraus hervorgehende Kraft — aber in einem Stücke

Dieſer Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher ſehen als meiner wahren Empfindung, und doch iſt er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls. Für Sie, meine Beſten, kann ich ſchlechterdings keine Schminke auftragen, dieſe armſelige Zuflucht eines kalten Herzens kenne ich nicht. Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlaſſen wollen: „Dieſe Menſchen gehören Dir, dieſen Menſchen gehörſt Du.“ — Urtheilen Sie deswegen von meiner Freundſchaft nicht zweideutiger, weil ſie vielleicht die Miene der Uebereilung trägt. — Gewiſſen Menſchen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergeriſſen. Edlere Seelen hängen an zarten Seilen zuſammen, die nicht ſelten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünſtler kennen ſich oft an den erſten Accorden, große Maler an dem nachläſſigſten Pinſelſtrich — edle Menſchen ſehr oft an einer einzigen Aufwallung. Doch vernünfteln möchte ich über meine Empfindungen nicht gern. Ihre Briefe — und wir waren Freunde. Für Sie ſpricht Ihr erſter freiwilliger Schritt, und dann Ihre edle Toleranz gegen mein Schweigen — für mich ſpreche, wenn Sie wollen, Carl Moor an der Donau. Wäre dann aber auch das noch zu wenig, ſo könnten wir unſere fünf Köpfe zu Lavater tragen.

Wenn Sie mit einem Menſchen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus ſeinen Thorheiten ſchließen kann, daß die Natur ein eigenes Pro-

können wir dreist mit jedem Volke der Erde in die Schranken treten: mit unserer poetischen Literatur. Sie ist zur Weltliteratur geworden, und daß sie diese Höhe erreicht, daran hat nächst Goethe unser Dichter gearbeitet, gearbeitet mit seinem ganzen Herzblute. Er strahlt als Stern erster Größe an dem poetischen Sternenhimmel aller Völker, und wenn das deutsche Reich in Trümmern ginge, dieser Stern kann nicht wieder untergehen, denn unsere Literatur ist unsterblich geworden.

Und doch schien es, als ob auch dieser Geist dem Vaterlande verloren gehen sollte. Ausgestoßen aus der Heimath, verfolgt als Flüchtling, ohne Aussichten und ohne Subsistenzmittel konnte der Arme lange Zeit keine Stätte finden, wohin er sein Haupt legen konnte. Mit blutendem Herzen dachte er schon daran, nach Rußland oder nach Amerika zu gehen. Da bot ihm eine hohe, hehre Frauenseele, die Frau von Wolzogen, ein sicheres Asyl auf ihrem Gute in Thüringen. Aber auch sein ferneres Leben ist kein von Grazien umgaukeltes Leben gewesen. Ein kranker Körper, die Sorgen um die Existenz, sie haben ihn nimmer verlassen wollen. Und als er endlich das Ziel erreicht, die Hand nach dem Lorbeer ausstrecken konnte, da brach er zusammen. O! wir verstehen seinen Schmerz, wenn er in seinem Jugenddrama die rauhe Wirklichkeit in Trümmern schlägt und auf diesen Trümmern weint; wir verstehen seinen Schmerz, wenn er in wehmüthiger Resignation ausruft: „Rauh ist alles irdische Wesen," wenn er aus dem Endlichen in das Unendliche sich sehnend klagt:

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nicht berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Keiner hat den Zwiespalt zwischen der Realität und Idealität schmerzlicher empfunden, als unser Schiller, aber er ist in

dieſem Schmerz nicht untergegangen, wie viele unſerer Dichter. Er hat gekämpft als Mann, gekämpft gleich jenen Heroen des Alterthums, deren Kraft ſich immer mehr ſteigerte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein ſcheinbarer Unſtern ihnen zu bekämpfen gab. Makellos iſt er aus dieſem Kampf als Sieger hervorgegangen, und auch darum iſt er der Liebling der deutſchen Nation geworden, denn nicht gern trennt der Deutſche das Poetiſche von dem Sittlichen, und ſchon an dem Leben unſeres Dichters kann ſich Jeder erbauen.

Wollen wir jedoch die großen Verdienſte unſerer Dichterfürſten recht würdigen, ſo dürfen wir nicht unterlaſſen, einen Blick auf die Zeit zu werfen, die ihnen unmittelbar vorauf ging. Es war eine troſtloſe Zeit, abgelebt und greiſenhaft. Faſt ſchien es, als ob unſere Sprache zu einer bloßen Mundart herabſinken ſollte. Die höheren Stände bedienten ſich des Franzöſiſchen, die Männer der Wiſſenſchaft des Lateiniſchen, die Sprache der Poeſie aber war im höchſten Grade verwildert und roh, ſteif und pedantiſch. Eben ſo waren auch die geſellſchaftlichen Zuſtände der damaligen Zeit. Da begann von der Poeſie aus eine Wiedergeburt deutſchen Weſens und deutſchen Geiſtes, und unſere Väter erlebten das nie dageweſene Schauſpiel, daß die Literatur auf den Thron gehoben und zur Richterin des Beſtehenden gemacht wurde. Dabei iſt nun höchſt merkwürdig, daß dieſe Wiedergeburt der Poeſie nicht hervorgerufen wurde durch eine große nationale Erhebung, wie dies bei andern Völkern der Fall geweſen iſt. Ich erinnere an Griechenland und Perikles, an Rom und Auguſtus, erinnere an Frankreich und an England. Unſere Dichter waren ganz allein auf ſich ſelbſt angewieſen, und doch haben ſie in der kurzen Zeit eines Menſchenalters Unglaubliches geleiſtet.

Das Meiſte aber hat, wenn wir die Kürze ſeines Lebens mit in Anſchlag bringen, Schiller gethan, namentlich auf dem dramatiſchen Gebiete. Sein dramatiſches Talent trat gleich bei ſei-

nem ersten Werke, bei den Räubern, in glänzender Weise hervor. Trotz der Schwächen offenbart es doch schon den dramatischen Genius. Aber mit jedem neuen Werke klärte und läuterte sich seine Muse mehr und mehr, so daß wir bei keinem Dichter einen so stetigen Entwickelungsgang verfolgen können, als bei ihm. In seinem letzten großen Werke, im Tell, sehen wir ihn zur Idee seiner Jugend, zur Idee der Freiheit zurückkehren, aber ohne Gefahr, in die früheren Fehler zu verfallen. Die Freiheitsidee hat ihn indeß sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen, ja sie hat ihn gewissermaßen getödtet, indem er den Geist nicht beugen wollte unter die Forderungen des kranken Körpers. Welch' einen Reichthum von Charakteren hat er im Dienst dieser Idee geschaffen, und dabei findet sich nirgends eine Wiederholung. Besteht nun auch seine Stärke vorzugsweise in Männercharakteren, so hat er doch auch bei den übrigen niemals die dramatischen Gesetze verletzt und hat den Menschen nie unter die Würde seiner Gattung herabsinken lassen. Unsere neueren Dramatiker könnten Manches von ihm lernen.

Außer den Dramen hat er im Verein mit Goethe einen Kranz von Balladen hinterlassen, der eine wahre Zierde unserer Literatur ist. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die kunstvolle Composition, die Schönheit der Sprache oder die dramatische Durchführung, die alles gleich in Scene setzt. Doch wo sollte ich die Zeit hernehmen, wollte ich hier alles aufzählen, was ihn auszeichnet und was er geschaffen. Eine Dichtung jedoch kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen; wird sie doch an dem heutigen Abend fast überall gefeiert: ich meine die Glocke. Kein Wunder, daß sie gerade die Lieblingsdichtung des ganzen Volkes geworden ist. Sie berührt großentheils Zustände und Empfindungen, die Jeder in seinem eigenen Leben schon einmal durchgemacht hat und stellt diese mit einer so sinnlichen Lebendigkeit und Wärme, mit einem so hinreißenden Schwunge der Sprache

dar, daß auch der Stumpfſinnigſte davon ergriffen werden muß. Mit den bewußtloſen Anfängen des menſchlichen Lebens beginnend, ſteigt ſie durch alle Entwickelungsſtufen des häuslichen wie des öffentlichen Lebens, überall mit dem Gedanken an unſer Herz klopfend: es iſt hienieden Alles wandelbar und die höchſte aller irdiſchen Entwickelungen kann nicht die letzte ſein. Nur ein Schiller vermochte das große, reiche Gemälde des menſchlichen Lebens an die Arbeit eines Glockenguſſes zu knüpfen, nur ihm konnte ſich die Glockengießer-Werkſtätte erweitern zum Schauplatze der Welt. Was er indeß von der Glocke ſagt, das gilt auch von ſeiner Muſe. Nur ewigen und ernſten Dingen geweihet, ſchwebt ſie hoch über dem niedern Erdenleben, iſt ſie eine Stimme von oben, die noch dauern wird in den ſpät'ſten Tagen und rühren vieler Menſchen Ohr. Mag auch die Kritik hier und dort an ſeinen Dichtungen etwas auszuſetzen haben, immer wird ſie doch von jeder ſeiner Dichtungen bekennen müſſen: „Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!“ So feiert ihn denn, damit die Nachwelt ganz ihm gebe, was einſt die Mitwelt ihm verſagt.

Prolog

zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers.

O Jubeltag, wo ſich die Herzen einen,
Die Geiſter ſchaaren eines ganzen Lands!
Den ein Jahrhundert nennt mit Stolz den Seinen,
Ihm reicht ein liebend Volk den Ehrenkranz,

In Sturm und Drang hat einſt ſein Herz geſchlagen
Für jedes Schöne, was auf Erden blüht:
Der Freiheit galt ſein Ringen und ſein Wagen,
Dem Höchſten, was die Menſchenbruſt durchglüht.

Ein Denker, dem vor ſeiner Wahrheit graute,
Der forſchend in der Vorzeit Schächte drang,
In den Erſcheinungen das Weſen ſchaute
Und in dem Weſen den Zuſammenklang: —

Ein Dichter, dem die Himmliſchen verliehen,
Zu bilden reich-geſtaltig, weisheitsvoll,
Zu ſtrömen aus in ſüßen Harmonien,
Was ihm aus geiſterfüllter Seele quoll. —

Für uns hat gelebt er und gelitten,
Für uns war er gelächelt und verbannt,
Für uns hat er geſtrebt, hat er geſtritten, —
Und unſer Dichter wird nur er genannt.

So feiert ihn, laßt Feſtgeſang ihm tönen,
Den ihr mit friſchem Lorbeer heut umlaubt!
Dem Genius gilt's des Wahren und des Schönen,
Es gilt dem guten Geiſt, an den ihr glaubt!

Fr. Dietz.

Dresden.

Ansprache des Bürgermeisters Heubert bei der Einweihung der Schillerstrasse

am 10. November.

Der Jubel der Begeiſterung, der am heutigen Tage in den Gauen unſers deutſchen Vaterlandes ertönt, — er iſt auch in unſere Stadt eingezogen, auch in unſerer Stadt ſchlagen heut alle Herzen, die für das Wahre, Edle, ewig Schöne erglühen, höher in der Erinnerung an Friedrich von Schiller! auch unſere Stadt hat heut an vielen Orten und Enden ein feſtlich Gewand zu Ehren des Tages angethan und, wenn der Tag ſich neiget, wird ſie noch ihre Freude an dem Tage aus tauſendfältigen Lichterſchein hinauf zum Himmelsdom erglänzen laſſen! Doch wie bald iſt des Feſtes Jubel verhallt, des Feſtes Schmuck erbleicht, das Feſtgeleuchte erloſchen! Der Magiſtrat der Stadt glaubte darum, im Sinne ihrer durch Sitte und Bildung ſo hoch ſtehenden Bewohnerſchaft zu handeln, wenn er Bedacht nahm, dem heutigen Tage ein dauerndes, nachhaltigeres Angedenken zu ſichern und dadurch den kommenden Tagen mit ihren neuen Geſchlechtern ein Zeugniß zu hinterlaſſen, wie theuer der Gegenwart, dem heutigen Dresden, der Name „Schiller“ iſt. Er beſchloß zu dieſem Zwecke einer der Straßen der Stadt dieſen Namen beizulegen und wenn ihm die äußere Bautzner Straße vor Allem zur Trägerin deſſelben berufen ſchien, ſo fand er den Grund hierzu nicht bloß in der äußern Stattlichkeit derſelben, ſondern auch und hauptſächlich darin, daß ſie es iſt, welche die nächſte Verbindung zwiſchen der Stadt und dem traulichen Nachbardörfchen Loſchwitz vermittelt, die Erinnerung an Schillers Aufenthalt in Dresden aber eng zuſammen-

hängt mit der Erinnerung an seinen Aufenthalt in Loschwitz, dort wo ja der große Meister eine seiner herrlichsten, weihduftendsten Geistesblüthen der vollen Entfaltung entgegenführte. Wie bereits bekannt hat Sr. Majestät, unser allverehrter König, huldvoll aller höchstseine Genehmigung zu der vom Rathe beschlossenen Straßenbenennung ertheilt, und so empfange denn hiermit die äußere Bautzner Straße den Namen „Schillerstraße" und trage von nun an denselben zu Ehren des deutschen Dichterfürsten und so lange, als dessen Name, dessen Genius im Munde und Herzen des deutschen Volkes leben wird! Sie aber, alle hier Versammelten, fordere ich auf mit mir einzustimmen in ein: Hoch den Manen Schillers!

Rede des Dr. Berthold Auerbach bei der Einweihung der Schillerstrasse

am 10. November.

Gegrüßt seist du sonniger Tag des zehnten November, gegrüßt seist du ewige Sonne über uns und du ewiger Sonnenstrahl, der an diesem Tage aufging im deutschen Herzen, im Herzen der Menschheit; der Tag, an dem Friedrich Schiller der Welt gegeben ward. Er hat aus den Tiefen seines Geistes Sprüche der Weisheit geschöpft, die zum Gemeingute, zum Sprichwort, wie man es nennt, zur Weisheit auf der Straße geworden sind — und eine Straße führt nun seinen Namen. Die Berge, der Strom, sie sind ewig, und ewig ist auch das, was aus dem Urquell des ewigen Geistes geschöpft ist. Wir sehen hier die Berge, den Strom, auf denen Schillers Auge geruht und in unseren Herzen leben seine Gedanken. Der Strom hier, die Elbe, hat Aehnlichkeit mit Schiller, sie hört nur deutsche Laute, von der Quelle bis

ans Meer, und Schiller ſelbſt hat um ſich her nie andere Laute vernommen als deutſche, er hat nie anderen Boden betreten als deutſchen und hat das ganze All der Menſchheit umfaßt, denn über jedem abgegrenzten Lande wölbt ſich der ewige Himmel. Dieſe Straße hier iſt Schiller gewandelt, in tiefſter Seele vom reinſten Glück ſchöner Männerfreundſchaft genährt. Sie werden es mir, der ich ſeit zehn Jahren unter Ihnen wohne, nicht verargen, wenn ich mir geſtatte, Ihnen etwas ins Gedächtniß zu rufen, was Schillers Seele, wenn auch in dieſer Weiſe unausgeſprochen, bewegte. Schiller, der Schwabe, kam nach Sachſen und ſchloß hier mit einem Sachſen, mit Körner, den ſchönſten Bund echter Männerfreundſchaft. Sei uns dies zugleich ein Sinnbild, wie es nur bedarf, daß die Angehörigen der verſchiedenen deutſchen Stämme einander kennen, um einander zu lieben Im Herzen muß jene Einheit geſchloſſen werden, die aus den verſchiedenen Stämmen der Deutſchen die ſtarke große unzertrennliche Einheit ſchaffen muß und wird. Alle die nun wandeln dieſe Schillerſtraße ſeien deſſen eingedenk. — Hier iſt eine ſichtbare Schillerſtraße, es giebt aber auch eine unſichtbare, eine Schillerſtraße des Geiſtes. Wer im Leben ſtrebt nach Wahrheit, wer ſich in warmer Liebe hingiebt ſeinem Mitmenſchen, dem großen, geſammten deutſchen Vaterlande und den höchſten Zielen der Menſchheit, der wandelt die Schillerſtraße des Geiſtes. „Ich lebe ein Bürger kommender Geſchlechter, dies Jahrhundert iſt meinem Ideale nicht reif," ſo ruft Schiller-Poſa. Nun denn, das neue Jahrhundert iſt angebrochen. Schiller iſt unſer Mitbürger, wir ſind die Mitbürger Schillers. Machen wir uns würdig, Schillers Mitbürger zu ſein. Alle die da wandeln, hier hinaus, um ſich am ewig ſtärkenden Blicke über Berg und Thal zu erfriſchen und ſich in trauter Geſelligkeit mit einander zu erfreuen, mögen auch eingedenk ſein, daß ſie die Schillerſtraße wandeln und ſich zu ſeinem erhabenen Gedanken erheben. Geſegnet ſeien alle Die, die da woh-

nen in dieſer Straße und die künftig darin wohnen werden, geſegnet ſeien Die, die da jetzt hier wandeln und in fernen Zeiten wandeln werden. Geſegnet ſeien Die, die da wandeln auf der Schillerſtraße des Geiſtes — wie auf der Schillerſtraße hier.

Rede des Rektors Dr. Klee auf dem Altmarkt

am 10. November.

Heute vor hundert Jahren, um dieſe Stunde, war Freude in einem beſcheidenen Bürgerhauſe einer kleinen ſchwäbiſchen Stadt. Ein Knabe war geboren, von dem die Eltern nicht ahnten, daß er, auf einem anderen Gebiete, ein Befreier deutſchen Geiſtes werden ſollte, wie der, der an demſelben Tage bald drei Jahrhunderte vor ihm das Licht erblickt hatte, wie Martin Luther. Nach kurzer froher Kindheit erwächſt in ſtrenger Zucht, in hartem Zwang der Knabe zum Jüngling. Gewaltig erſchüttern ſeine erſten Werke die Zeitgenoſſen; er aber ſtrebt in unabläſſiger Arbeit vorwärts, ſich ſelbſt bekämpfend, durch Noth und Mangel, wie ſie ihn bedrängen, nicht gehindert. Und er fühlt ſich in ſich ſelbſt belohnt; wie krank ſein Körper ſei, ſein Geiſt wirkt frei und mächtig, ſchaffend. Karger Lohn, reichlicher Ruhm wird ihm zu Theil; Schiller iſt der Name, der das deutſche Volk durchdringt, erhebt. Freundlicher geſtaltet ſich das Leben für ihn, da bricht der Tod die gewaltige Kraft, im ſchönſten, reifſten Mannesalter. Trauer, tiefer Schmerz erfüllt weithin die Herzen. Aber er iſt nicht todt; was er geſchaffen, lebt, in ihm er ſelbſt; es lebt, es weckt, es wirkt, es zündet. Und heute! ſo weit die deutſche Zunge klingt und weiter, in Deutſchland, in Europa, auf dem ganzen Erdenrund feiern, nicht Tauſende, feiern Millionen Dich, Schiller, und danken Dir für Lehre, für Freude, für Erhebung. Ja, das Wort Deines großen Freundes, Deines Goethe, iſt erfüllt, was

dem Manne das Leben nur halb ertheilt, die Nachwelt hat es Dir gegeben! Aber so schön die Zeichen dieses Dankgefühls sind, mit ihnen ist nicht Alles abgethan. Da ist unendlich mehr nöthig. Seinen großen Männern soll ihr Volk nachstreben, und Jeder kann es in seinem Kreise, in seiner Weise, denn Eines ist es, dem Jeder nachstreben kann, Eines, was alle großen Männer vereint, es ist die Wahrheit, ihre Priester auf den verschiedensten Gebieten sind sie alle gewesen. Und so auch Du, den wir heute feiern als den großen kampfestüchtigen Menschen, als den großen deutschen Dichter. Weit ab von allem Niedern und Gemeinen drang Dein edler Geist den höchsten Idealen nach, die dem Menschen gegeben sind, sie prägte er aus im Lied, im schlichten Wort, in lebenden Gestalten. Und tief drangst Du ein in Deines Volkes Herzen; da ist kaum Einer, den nicht Deines Geistes Hauch berührt. Wo er aber hinweht, dieser Geist, da weckt er Wahrheit, weckt Menschlichkeit, entzündet zur Freiheit, erhebt zum Ewigen. So danken wir Gott, daß er solchen Mann gesendet, so danken wir dem Manne, der uns Muster ist und Meister, Lehrer und Freund, so geloben wir, die Ideale zu verwirklichen, für die er glühte, lebte, starb. Und so möge sein Gedächtniß fortleben in seinem Volke, so möge Schillers Bild ihm mahnend vor der Seele stehen, sein Geist weckend und bildend in ihm fortwirken, so möge, wie wir es heute thun, nach aber und aber hundert Jahren, das deutsche Volk ihn feiern, liebend, dankend, ehrend, ein Volk frei, stark und mächtig, ein einig Volk von Brüdern. Sie aber, Bürger und Bewohner einer Stadt, in der Schiller Ruhe und Erquickung fand an der Brust seines treuen Freundes, seines Körner, Sie stimmen mir bei, wenn ich rufe: Es lebe unser großer, unser edler, unser deutscher Dichter: Friedrich Schiller hoch!

ject mit ihm vorhatte; der in ſeiner Liebe ſchrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leiſten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als ſich ſelbſt, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das ſo wenig iſt, was er ſo gern ſein möchte — wenn Ihnen ein Menſch wie dieſer lieb und theuer werden kann, ſo iſt unſere Freundſchaft ewig, denn ich bin dieſer Menſch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenſo gut ſind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter ſchon längſt widerlegt ſein wird.

Werden Sie nach dieſem Geſtändniß vorbereitet ſein, ein zweites zu hören? O meine Beſten, Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt. Ich habe einen ſo unglücklichen Hang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlaſſungen meine Hoffnung ſchwindelnd fortreißen, daß oft der kleinſte Umſtand mir ein Saamenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieſes Nämliche fängt mir an mit Ihrer Freundſchaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geſtändniſſe trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfniß eines Freundes lebhafter — — —

— — — — — — — — — — 22. Februar.

als jemals fühlte. (Hier bin ich neulich durch einen unvermutheten Beſuch unterbrochen worden, und dieſe zwölf Tage iſt eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt, als ich mir habe träumen laſſen — die Epoche in meinem Leben macht.) Ich kann nicht mehr in Mannheim

Festspruch des Dr. Berthold Auerbach

beim Festbankett in der Harmonie am 9. November.

Verehrte Festgenossen!

Wir stehen mit einander auf der Schwelle eines Jahrhunderts, wir stehen tiefbewegt auf dieser Schwelle — Was ist aus der Welt, aus unserer deutschen Welt geworden seit dieser Stunde vor hundert Jahren? In einer kleinen Stadt am Neckar wurde ein Mehrer des deutschen Geistesreiches geboren. Denn wie die deutschen Kaiser Mehrer des Reiches hießen, so dürfen wir dies stolze Wort auf den Dichter übertragen. Der Dichter schafft eine neue Welt in der gegebenen über der gegebenen. Friedrich Schiller hat uns Allen unsterbliche Brüder, Schwestern, Freunde, Lehrer und hohe Vorbilder gegeben, und sie wandeln fort von Geschlecht zu Geschlecht und sprechen: wir waren nahe denen, die vor Euch, sind es Euch und werden es denen sein, die nach Euch kommen. — Wer dürfte es wagen, das erste Wort zu finden für alle die tiefbewegten Herzen, die festlich hier zusammen kamen? — Der mir gestellten begrenzten Aufgabe gemäß will ich Ihnen nicht erklären, sondern nur kurz Sie darin erinnern, was Schiller als Dichter und Aesthetiker uns Allen ist. Um von der Fülle des Stoffes nicht zu weit geführt, von dem erhabenen Moment nicht überwältigt zu werden, habe ich diese kurzen Worte festgestellt. — Zwei Dinge giebt es auf Erden, die immer dieselben, immer stetig wiederkehren, und doch immer neu empfunden werden, als wären sie nie dagewesen. Diese beiden sind: Frühling und Liebe. Und ein Drittes giebt es, das sie beide in sich vereinigt; der helle Sonnenschein, der über die Erde fließt, er ist festgehalten in ihm, die Blüthe duftet unverwelklich, der Vogel singt unaufhörlich durch ihn und die zitternden Pulse des Menschenherzens sind in wohltönende nie

verhallende Rhythmen gebannt durch ihn — der Dichter iſt's, der Frühling und Liebe in ſich eint und feſthält in ſeinen Schöpfungen. Und wie Frühling und Liebe immer von neuen Herzen neu empfunden werden, ſo auch der Dichter. Jedes neue Geſchlecht gewinnt ihn neu; jeder findet in ihm Das, was er ſucht, denn die reine Kunſt, die ſich keinem beſchränktem Zwecke unterordnet, hat das tauſendfältige Leben in ſich und gleicht der ewigen Natur. — Die Dichtkunſt iſt aber nicht bloße Naturgabe und vor Allem wie ſie Schiller in ſich und aus ſich vollendete, iſt ſie zugleich das lautere Ergebniß klarer unbezwinglicher Willenskraft. — Wenn Schiller von der deutſchen Dichtkunſt ſingt:

Rühmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

ſo gilt das von ſeinem Selbſt vor Allem. Mit Einem Wort: Schiller dichtete ſich ſelbſt. — Wenn man ſieht, wie er von naturaliſtiſchen Anfängen ſich aufbaute, rein und ſtreng wie ein edel bemeſſenes Kunſtwerk, wie er die Lücken ſeines Wiſſens, die Unklarheiten ſeiner Erkenntniß mit Drangabe ſeiner ganzen Kraft ausfüllte und klärte, ſo wird die Verehrung für das von ihm Geſchaffene zugleich zur Verehrung für den Schaffenden.

Wir können kurz drei Epochen in Schillers Dichtung bezeichnen: die Gährung, die Klärung und die claſſiſche Lauterkeit; und auf allen dieſen Stufen klingt der Dreiklang ſeines und des deutſchen Lebens wieder: Sehnſucht, bis zur kühnſten Empörung und tiefſten Elegie ſich ſteigernde Sehnſucht nach rein ſchönen Lebensformen, Trieb nach Anſchluß an eine große lebendige Gemeinſamkeit, und Vertiefung in die großen Aufgaben der Menſchheit. Die Vollkraft der in ſich niedergehaltenen und doch unzerſtörbaren deutſchen Geiſtesmacht ſchnellte empor im kühnſten Widerſpiel des Lebens. Genährt von den Vorbildern griechiſchen und römiſchen Heldenthums, entzündet von jenem Urfeuer,

das unter der Oberfläche des verretteten Zeitlebens braunte, trat Schiller mit einer unerhörten Macht in die Bewegung der Geister ein. — Geschick und Genius drängten ihn in sich zurück. Er mußte die gewordene Welt — die Geschichte, und die Welt der Möglichkeit und Gedankennothwendigkeit — die Philosophie in sich durchleben. Dieses theils äußerlich aufgedrungene, theils innerlich nothwendige Versenken in Geschichte und Philosophie, nach der ersten Sturm- und Drangperiode, gab dem Dichter die höchsten Weihen. Wie die Priester des Alterthums, wie die Jünger der eleusinischen Geheimnisse in Abgeschiedenheit lebten, sich badeten, um dann in das Innerste des Heiligthums zu treten, Opfer zu bringen, Orakel und die höchsten Lehren zu empfangen; so tritt Schiller, nachdem er untergetaucht in den Ocean der Geschichte, nachdem er die unbegrenzten Regionen des Gedankens durchflogen, neu verklärt in das Innerste der Dichtkunst ein, sich selbst zum Opfer zu bringen und aus sich selbst Orakelsprüche zu empfangen. Aus dem Versenken in Geschichte und Philosophie sind die großen Strebungen der Menschheit in Thun und Denken sein Selbst geworden, und darum haben nun seine Gestalten jenes Ueber-Lebensgroße, dem es ist das menschheitlich Große, Typische in ihnen. Die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, die der Menschheit nicht möglich ist, sie ist in der Menschheit vollendet, die Schiller heißt. Die Menschheit, das ist der stetige Gesichtspunkt, unter dem Schiller lebt und schafft, er wird aus dem begrenzten Ich zu dem großen Wir, sein Leben und seine Werke sprechen es aus: die Vollendung des Menschen als Individuum ist nicht letzter Zweck, der schöne Mensch lebt und wirkt für die schöne Menschheit.

Schiller hat aus sich das Ideal gemacht, das die Natur in ihm wollte, jenes Ideal, das, wie er selbst definirt, „aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen sich erzeugt;“ er hat die große Seele, die die Natur ihm gab, treu bewahrt und

zur schönen Seele gebildet. — Und darum schuf er nun die Ideale. Er hat die edlen Gewohnheiten in sich und handelt aus ihnen frei als geklärtes Naturell; er hat eine feste Stimmung seines reinen Seeleninstrumentes, dem er die reinsten Harmonieen entlockt. — Er hat sich ein Klima in seiner Seele geschaffen und erhalten, das unabhängig ist von den atmosphärischen Stimmungen der Zeitläufe, und darum versetzt er uns sofort aus allen Zeiten und Stimmungen heraus in das Klima Seines Geistes. — Durchmessen wir in Gedanken rasch jenen großen Bogen von den Räubern bis zum Tell, in dessen Worten und Gestalten wir freie Alpenluft athmen, so haben wir den Umkreis dessen, was der Dichter war, wurde und aus sich machte. — Schiller wird in der Regel mehr von seinem Inhalte, als von seiner künstlerischen Macht und Formvollendung aus verehrt, so zu sagen mehr als Prophet wie als Dichter, mehr als Verkündiger ewiger Wahrheiten, wie als weiser Ordner des kunstmäßig gestalteten Lebens. Und doch ist er gerade als Künstler, als bewußter Künstler, doppelt groß. Es giebt keinen Zweiten außer ihm, selbst Lessing nicht ausgenommen, der über Wesen und Bedingungen der Kunst so weitgreifende umfassende Darstellungen gegeben. Und daß dies der ausübende Künstler selbst gethan, ist von unermeßlicher fortzeugender Kraft. Er giebt uns nicht nur den Genuß seiner Dichterwerke, sondern auch die Erkenntniß dichterischen Wirkens und der Dichterwirksamkeit in der Geschichte der Menschheit. — Was Schiller wollte und was er ist, er hat es selbst ausgesprochen mit den Flammenworten, in denen unsere Sprache durch ihn neu aufloderte, mit jener Inbrunst — wir dürfen es stolz bekennen — die nur dem deutschen Denker- und Dichtergeiste gegeben.

Es ist nichts als die Wahrheit, wenn man sagt, Schiller ist der Dichter der Freiheit, der ungebrochenen sich selbst aufbauenden Manneskraft. Es ist nichts als die Wahrheit, wenn man sagt:

Schiller iſt der Dichter des Vaterlandes — ja er hat dieſes unbekannte Land, genannt Vaterland, für Viele erſt entdeckt. Es iſt nichts als die Wahrheit, wenn man dieß ſagt, aber es iſt nicht die volle, iſt nicht die ganze Wahrheit. Schiller iſt der Dichter der Schönheit, der ſchönen Menſchheit, in ſeinen Schöpfungen hat er's gezeigt, in ſeinen Lehren verkündigt: es gilt vor Allem Dichten und Trachten nach der Schönheit, denn ſie iſt der Inbegriff aller bürgerlichen und menſchlichen Tugenden. „In der ſchamhaften Stille deines Gemüthes — ruft Schiller dem Dichter zu: erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Gieb der Welt, auf der du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen.“ Jetzt, da der Rhythmus der Zeit zu einem neuen Jahrhundert anhebt, dürfen wir froh bekennen: du haſt der Welt, auf der du wirkteſt und noch wirkſt, die Richtung zum Guten gegeben. Durch Schiller und Göthe — es iſt Pflicht auch *ſeinen* Namen hier zu nennen, Schiller ſelber würde es nicht dulden, ihn zu feiern ohne den erhabenen Genoſſen voll Anmuth und Würde — durch unſere klaſſiſchen Dichter iſt der deutſche Geiſt eingetreten in den Olymp, der in unbewölkter Höhe über der Erde ſich erhebt. Eine ununterbrochene Dynaſtie der höchſten Geiſter ſchließt ſich an einander. Auf jener Aetherhöhe, wo keine Thäler und keine Buchten die Strömungen der ewigen Atmoſphäre unterbrechen, da reicht von Homer, Aeſchylus, Sophokles, Euripides zu Shakeſpeare, zu Leſſing, Göthe und Schiller herüber *eine* ununterbrochene Kette.

Wenn wir uns denken können, daß es ein Weltgericht der Geiſter gäbe und die Völker treten heran und: wer biſt du? Ich bin das Volk des Sophokles, — ich bin das Volk des Shakeſpeare — ich bin das Volk des Schiller — in jenen ewigen Höhen könnten

ſich die Völker nur nach denen nennen, in denen ſich die höchſte Ausprägung ihres innerſten Seins und Strebens darſtellte.

Wir ſind das Volk Schillers. Ja, wie du dich ſelbſt zum Ideal erhoben, ſo biſt du uns zum Ideal unſerer ſelbſt geworden: dein Bild ſchaut uns an in der hellen Erkenntniß wie im Sorgendrange als das Bild unſerer ſelbſt und wie du trotz aller Drangſale, nicht von Sorge, nicht von Krankheit niedergedrückt, deinen ewigen Zielen nachgingſt und ſie glorreich errangſt, ſo ringen wir trotz aller Drangſale, unabläſſig dem Ziele zu. — Und wie die Gedanken deines Geiſtes zu lebendigen Geſtalten geworden und unter uns wandeln in der Stille des Seins wie in der Bewegung des Lebens, ſo haſt du — was dem Griechenvolke, deſſen ewiges Muſter dir verſtand, in ſolcher Umfaſſung, in ſolcher Allverbreitung nie gegeben war — uns ein Feſt gegeben ſonder Gleichen in der Geſchichte. An des Jahrhunderts Schwelle erhebſt du dein Volk vor ſich, durch dich. Seht die Flammenzeichen lodern auf den Bergen, ſeht die Flammenblicke zucken in Aller Augen; es iſt Schillers Dichtergeiſt, der die Höhen erleuchtet, die Herzen entzündet. Die Mannhaftigkeit, die Liebe, die Schönheit, die du auf die Erde zaubern wollteſt, ſie ſind zur Wirklichkeit geworden, jetzt, durch dich, für dich. Wir rufen es in das neue Jahrhundert hinein und ein Echo von Jahrhundert zu Jahrhundert antwortet uns, Millionen Stimmen, die noch ruhen in dem einzigen ewigen Werde der Schöpfung, rufen mit uns: Es lebt, es lebe hoch der Geiſt Schillers!

Feſtſpruch des Dr. Karl Gutzkow

beim Feſtbankett in der Harmonie am 9. November.

Beglückender Ruhm, ein Liebling ſeines Volkes zu heißen!
Wie dieſer Ruhm erworben wird, iſt ſchwer zu ſagen; denn oft dem Größeſten ward er nicht zu Theil.

Was iſt's, das unſerem Friedrich Schiller die vollſten, glühendſten Kränze unſerer Herzenshuldigung erwarb?

Die Erkenntniß ſeines hohen Dichterſchwunges, ſeiner Denktiefe, ſeines ſittlichen Adels?

Ein Geheimniß der Liebe iſt ſchwer zu ergründen und ſelbſt der deutſche Kern in Schillers Weſen erſchließt nicht ganz das Räthſel dieſer bevorzugenden Liebe des deutſchen Volkes. Goethe übertraf Schillern in Schilderungen deutſcher Art und Sitte. Nicht, daß Schillern die Gabe des Volksthümlichen verſagt war — der deutſche Bürger ſpricht aus dem Muſikus Miller, der deutſche Krieger aus Wallenſteins Lager, der deutſche Landmann aus Wilhelm Tell — aber im Gegentheil, ob auch ſelbſt Schillers eigenes Leben noch ſo ſehr mit den deutſcheſten Farben ſich malt vom Zopf des Karlsſchülers an, bis — um hoffähig zu werden, zur Erhebung in den Adelsſtand, der Deutſche liebt gerade an Schillern, daß er ſich bei ihm nicht wiederfindet. Je mehr Schiller ſein Volk in die Ferne führte, deſto gefeſſelter folgte es ihm. Die Hütte lernte durch ihn den Palaſt kennen, das kleinbürgerliche Leben die große Staatsbegebenheit, die an die Erde gebundene Endlichkeit das Unendliche über den Sternen, bei den Göttern Griechenlands, auf den glückſeligen Inſeln der Phantaſie und der Ahnung. Und ſelbſt dem Worte: „Schiller war ja ein Kosmopolit!“ lächelt der Deutſche und weiß ſich an ſeinem Liebling wohl zurecht zu legen, wie ein Weltbürgerthum zu Schillers Zeit ein geläuterter Patriotismus war.

Was iſt es nun, das Schillern zum Liebling des deutſchen Volkes macht? Müſſen wir denn heraus mit der Sprache und offen eingeſtehen: Weil wir mit ihm — ſchwärmen können? Wunderliches Wort, das nur uns Deutſchen angehört! Wir verurtheilen dieſe uns zur andern Gewohnheit gewordene Ekſtaſe des Gemüthes und werden dennoch in dieſen Feſtes-Tagen hundertfach das Geheimniß unſerer Liebe zu Schiller durch das zaube-

riſche Wort des Ideals gelöſt hören. Und auch wir, die wir jetzt auf Schiller, als Liebling der Deutſchen, in der Runde anklingen wollen, würden nicht minder auf die neue Beſiegelung dieſer Herzensliebe uns „Brüder unter'm Sternenzelt“ nennen, würden unter'm Läuten und Schmettern und Flimmern aller Huldigungen, die Comitéphantaſie nur erfinden kann, im Preiſe des Ideals unſere volle Genüge finden und nichts vernehmen von einer Stimme, die etwa ſprechen wollte: Du unbekennenes Volk! Kaum ſtarrten die deutſchen Gauen von blinkenden Waffen, die ſich zum blutigen Kampfe rüſteten; kaum verrollten die Donner beweinenswerther Schlachten; kaum nahte ſich mit ungewiſſem, kein Vertrauen erweckendem Schritt die himmliſche Geſtalt des Friedens, bot den lächelnden Gruß, den wir nicht anzunehmen wagten; da ſtürzeſt du dich in einen bacchantiſchen Feſtrauſch, der etwas Erſchreckendes haben könnte, wenn er an die Zeiten des ſinkenden Griechenlands erinnerte, als Griechenland ſeine Freiheit verlor und nichts mehr hatte, als nur noch ſeine Bildſäulen und ſeine Dichter! Selbſt das Wort, daß das in ſchmerzlichen Irrungen und in einer tiefen Spaltung befindliche Vaterland durch dies Feſt doch zufällig wieder jeden Stamm, jeden Gau, jedes Gefühl, jede Meinung zu Einem Dankopfer der gemeinſamen Nationalität vereinigt ſieht, mag ich nicht hören, wenn das deutſche Volk nicht vor Europa die ungewöhnlichen Formen, die dies Feſt bei uns angenommen hat, durch den Gegenſtand ſelbſt zu vertreten weiß, Antwort gebend auf den Vorwurf: Mit ſo maaßloſem Jubel feiert ein männliches Volk wohl eine große erlöſende, geſchichtliche, befreiende That, nicht die zufällige Geburt eines noch ſo bewunderten oder geliebten Dichters!

Edler Schiller! Tritt in deiner hohen würdevollen Geſtalt aus den unbeſtimmten Dämmerungen der enthuſiaſtiſchen Begeiſterung dieſer Tage und erleuchte dein Volk und die Welt über die wunderbare Schwingung, die dein Geburtsfeſt dem öffentlichen

Geiſte Deutſchlands gegeben! Nicht dein Talent feiern wir ja, ſondern die Arbeit deines Talentes! Nicht den göttlichen Urſprung deiner Muſe, ſondern dein menſchliches Mühen in ihrem Dienſt! Nicht das, was dir die Himmliſchen freiwillig von ihrer Unſterblichkeit gaben, ſondern das, was du ſterblich, mit Aufopferung deines Lebens, ihnen abgerungen! Der Geiſt der That, der befreienden, erlöſenden, lebenſchaffenden That iſt es ja, der das deutſche Volk aus Schiller's Leben und Dichten wie mit Rieſenarmen, ſtählend und entflammend, umfängt und den im Zuſammenklang aller deutſchen Herzen gerade in dieſem Jahre feiern zu dürfen uns wie ein gottgeſandtes Geſchenk vom Himmel kam!

Oder ergreift nicht das Herz ein Erzittern des Muthes, wenn es den Kampf mit dem Leben erblickt, den Schiller gekämpft? Griff ſeine Hand nicht nach den Zügeln des Geſchicks und lenkte den Wagen „vom Steine hier, vom Sturze da," ſo, wie Göthe nur ſchön geſagt, nicht ſelbſt erlebte? Schiller's ſtählerne Kraft im zerbrechlichen Körper, ſein energiſches Wollen, im Schaffen und Nutzen der Zeit ſein unermüdlicher Treufleiß, bei jedem Beginnen ſein Prieſterernſt und an jedes Beginnen der Einſatz des Lebens, bis die heilige Flamme, zu leuchtend für die irdiſchen Bedingungen ihrer Nahrung, ſo rührend früh erloſch — das iſt das klingende Rauſchen von Wehr und Waffen, mit denen die That, das Leben des Helden dahinſchreitet.

Ein Held war Schiller nicht nur in ſeinem menſchlichen Sein, ſein ganzes Dichten und Denken hatte das Ziel auf die That geſtellt. „Ich ſuchte die Natur," ſpricht Goethe von ſich und von Schiller: „Schiller ſuchte die Freiheit." Die Freiheit jener geiſtigen Welt, die ſich neben der natürlichen und über ſie erbaut. Der Eine ergründet die Schöpfung, der Andre ergänzt ſie. Schiller dichtete, um etwas zu geben, etwas zu ſagen, etwas zu beweiſen; er riß ſein Volk zu befreienden Thaten empor; — Thaten, wie ſie erſt in der Seele des Men-

ſchen vollzogen ſein, im Herzen überwunden haben müſſen, ehe ſie Ausdruck ſuchen können im Leben, im Staat, in der Kirche, der Sitte. Schiller war der Erzieher ſeines Volks. Jedes ſeiner Gedichte ſchon wurde ein Glockenruf mehr zu einem idealen Gottesdienſt, zu dem ſich die Menſchen in Schaaren drängten. Sich im Ideal zu erhalten, das iſt unſere höchſte Kraft. Religion, Vaterland, Liebe, Freundſchaft, Treue durchs Leben und Treue bis zum Tode, jedes Band der Herzen hienieden müßte verkümmern, wenn der Druck der Erdenſchwere ſeine höhnenden Geſetze allein geltend machen wollte. Schön ſpricht Goethe von der Natur, aber das Goethe'ſche Wort hallt Ergebung wieder in das einmal nicht zu Aendernde, ſetzt Beſſerung von der Zeit voraus, mahnt höchſtens, daß zuvor erſt Jeder allein das Gute ſuchen möge. Schiller'ſches Wort — und es rollt wie Feuer durch unſere Adern; ein Schwung der Bewährung überkommt die Seele; das Gemeine ſinkt; im allgemeinen Chore ſteigt die Menſchheit zu jenen Geſtalten voll Anmuth und Würde, die die Urbilder des Guten ſind, Schatten, geworfen zwar in einer himmliſcheren Sonne, als der unſrigen, doch erreichbar, doch der ſittlichen Anſtrengung zugänglich. Wenn die Xenien ſagten: „Schöne Naturen zahlen mit dem, was ſie ſind, gemeine mit dem, was ſie thun;" — Schiller lehnte dies ſittliche Zahlen mit dem, was wir thun, nicht ab. Er ſprach: „Der Menſch hat keinen andern Werth, als in ſeinen Wirkungen."

Wie Schiller der deutſchen Geſchichte ein Dichter der That war, beweiſen die nationalen Wirkungen ſeiner Schöpfungen. Das vielgetheilte Deutſchland der ſiebziger Jahre mit ſeinen engherzigen Lebensformen bekämpften ſeine „Räuber", aus deren jugendlichen Uebertreibungen für die Empfindungsweiſe ein friſcher Waldduft der Natürlichkeit zurückblieb. Den geheimen und offenen Schäden des deutſchen Duodez-Staatenlebens jener Tage trat „Kabale und Liebe" gegenüber, zeigte mit Fingern auf ſouveräne, nur der

bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. — Mit dem Theater hab' ich meinen Contract aufgehoben; also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Connexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negotiire, so armselig ich mich auch sonst bei solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem anderen lassen Sie mich's frei heraussagen, meine Theuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals

Hofgunſt verantwortliche Cabinetsminiſter, auf Fürſten, die ihre Unterthanen wie Sklaven verkauften, feierte mit Himmelsglorien Patriotenbegeiſterung, wenn ſie auch auf Erden dem witzelnden Hohn der Gewaltſchergen zum Opfer fiel. Wie ſich um das thronerſchütternde Wort: „Sire! Geben Sie Gedankenfreiheit!“ die Hoffnungen einer kommenden Zeit ſchaarten, fühlen wir noch jetzt, ſo oft es aus weihevollem Künſtlermund geſprochen wird. Zu dunkel glühte zwar der Finger der aufgehenden Eos. Blutig ſchrieb die franzöſiſche Revolution die Forderungen des Zeitgeiſtes nieder. Schiller, zum Bürger der franzöſiſchen Republik ernannt, mäßigte die nachſtürzende Haſt des Bruchs mit der Vergangenheit und arbeitete, mit Gefahr, verkannt zu werden, an der für Deutſchland zuvor zu vollziehenden Revolution der Selbſterziehung, der Vertiefung des Charakters, der Belehrung durch die Geſchichte, deren ernſteſte Epochen er dem Volk mit Beredtſamkeit erſchloß. Vorahnend, daß die Frage der deutſchen Freiheit nach Innen, damals wie jetzt, bei Vaterlandseneth zurücktritt gegen die Frage um Deutſchlands Kraft, Ehre und Beſtand nach Außen, haftete ſein Auge, wie das des Sehers, an der Geſtalt Napoleons und ſchuf der Nation ein Gegenbild im Wallenſtein, noch ehe die Kriegsgefahren die innerſten deutſchen Marken erreicht hatten. Wie dann ſeine Seele das geheime Bangen der Deutſchen über die immer näher und näher rückende Prüfung mit- und vorausfühlte, verrieth ſein Genius, vielleicht ihm ſelber unbewußt, in jener bewunderungswürdigen Schnellkraft, mit der er Eine große Kataſtrophe der Geſchichte nach der andern auf die Bühne verpflanzte. Durch Schiller gewöhnte ſich das deutſche Volk, dem gigantiſchen Schickſal ins Antlitz zu ſehen und feſtzuſtehen dem Athem der Geſchichte. Vor dem bejammernswerthen Zuſammenbruch des Vaterlandes erloſch ſein edles Auge, aber wie die vorahnende Sorge einer ſterbenden Mutter ließ er ſeinem unglücklichen Volk ſeine großen dramatiſchen Schöpfungen als Quellen

des Troſtes und der Hoffnung zurück. Schon entrollen ſie Bilder der Erlöſung, der Befreiung von langem Druck, Bilder des ausharrenden Muthes. Sie unterbrechen den ehernen Gang des gewaffneten Schreckens durch die Mahnungen an Milde und Menſchlichkeit. Sie führen das ewig nur am Frieden betheiligte Weib mitrathend in den Streit der Männer ein. Ja ſelbſt des Kindes harmloſe Frage: „Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind!“, geſprochen beim ſtillen Heimgang unter'm nicht geſehenen Hut des Landvogts, vergegenwärtigte dem Leid des gedemüthigten Vaterlands, daß ein Sichgewöhnenmüſſen des Hauſes und des täglichen Daſeins an die Schmach einer langen Fremdherrſchaft im Lande darum doch noch nicht die Hoffnung ausſchließt, daß einſt wieder von Berg zu Berg die Feuerzeichen lodern können. Und der Knabe ergreift die Armbruſt des Vaters! Das Weib die Axt und ſchützt ihr Hausrecht —! „Und wenn im Kampf die Muthigſten verzagen“, verläßt ſie die Trift, auf der ſie ihre Lämmer weidete —

„Dann wird ein Weib die Oriflamme tragen
Und wie die raſche Schnitterin die Saat
Den ſtolzen Ueberwinder niederſchlagen!“

Welcher Jüngling riß ſich im Befreiungsjahr von ſeiner Liebe los und folgte nicht den Drommeten, die in den Kampf riefen wie Max Piccolomini? Und welchem von Denen, die für's Vaterland den Tod erwarben, legte ſich nicht der ſchönſte Kranz, den ein Krieger in ſeines Volkes äußerſter Lage, wenn er den Sieg erringen will, ſuchen muß, auf ſein Ehrenbett mit dem Wort des ſchwediſchen Hauptmanns, das die Ueberlebenden tröſtete:

„Man ſagt — er wollte ſterben!“

Das, das iſt das Geheimniß unſerer Liebe zu Schiller! Die Erhebung unſerer Herzen! Der Muth zur That! Der treue Beiſtand, den die Nation in allen ihren Lagen bei ihrem Liebling findet! Muth und Freudigkeit weckt, was uns an Schiller

erinnert. So lieblich, ſo reich, ſo tief anheimelnd bei Göthe uns anmuthet, was in ſeinen Schöpfungen an deutſche Art und Sitte erinnert, es iſt wie Epheu, der ſich trauernd träumeriſch an das Vergangene ſchmiegt. In Schiller iſt Alles Zukunft. Palmen winken oder der Lorbeer. Deshalb, deshalb feiern wir das hundertjährige Gedächtniß ſeines Namens ſo klingend und weithin-ſchallend, wie das Schlagen — an einen ehernen Schild! Hoch der Dichter der That! Ein Hort des deutſchen Vaterlandes!

Rede des Staatsminiſters v. Beuſt

beim Feſtbankett in der Harmonie am 9. November.

Faſt möchte es vermeſſen erſcheinen, daß ich das Wort begehre, nachdem ſo begeiſternde und bewältigende Reden in dieſem Saale vernommen und mit verdientem Jubel aufgenommen wurden. In der That bin ich auch nicht ſo kühn, mich den beredten und berühmten Sprechern vor mir zur Seite ſtellen und ihnen auf das weite und reiche Feld folgen zu wollen, welches zu beſchreiten ſie würdig waren und das ſie in einer für uns ſo erhebenden Weiſe auszubeuten verſtanden. Wenn ich das Wort ergreife, ſo geſchieht es, um einer Pflicht zu genügen, der Pflicht der Dankbarkeit, zunächſt um die freundlichen Worte nicht unerwiedert zu laſſen, welche der geehrte Sprecher vor mir an mich und die Behörden richtete, welche bei der Errichtung der Schillerfeier thätig mitwirkend geweſen ſind, ſodann aber auch im Gefühle aufrichtiger Befriedigung darüber, daß Anordner und Theilnehmer des Feſtes daſſelbe ſeiner eigentlichen Beſtimmung zu erhalten gewußt haben. Mein geehrter Vorredner hat den Behörden Worte der Anerkennung geſpendet, ich nehme ſie als ein ehrendes Zeugniß dankbar an, kann aber dieſelben mit der Verſicherung erwiedern, daß Alle, die dabei mitgewirkt haben, mögen ſie dem Staate oder der Gemeinde angehören, keinen Dank beanſpruchen, weil ſie nur Etwas

thaten, was für sie keine Anstrengung war, sondern ihnen vom Herzen ging; und wenn es mir erlaubt ist, mit besonderer Rücksicht auf den engeren Kreis zu sprechen, der mir näher steht, so kann ich auch die Versicherung hinzufügen, daß wir nur einem Gefühle gefolgt sind, von dem wir das Bewußtsein hatten, daß es ein richtiges sei.

Man hat die Schillerfeier als Nationalfeier verkündet, auch wir haben sie als eine solche begrüßt.

Das deutsche Volk, wir müssen es schon gestehen, wenn wir aufrichtig sein wollen, das deutsche Volk geräth sehr oft dann in Wärme, wenn ihm dazu von Außen der Anstoß gegeben wird, sei es, daß es sich für Erscheinungen und Ereignisse begeistert, die seinen eigenen Verhältnissen fremd sind und ihm selten großen Nutzen bringen, sei es, daß es eines Druckes müde wird, welchen das Ausland längere Zeit auf ihm lasten machte. Hier handelt es sich doch einmal um eine Begeisterung, die von Innen heraus sich Bahn bricht, um einen Aufschwung, der deutschen Ursprungs ist, und deutschen Character trägt. Und der Mann, dessen Name diese Begeisterung hervorruft, sein Schaffen und Wirken gehört nicht einem einzelnen Stamme oder Lande an, er ist ein Gemeingut deutscher Nation, deutschen Namens, deutscher Zunge und gilt es nun einer Wallfahrt zu Ehren dieses Namens, so mögen alle von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten herab, dabei sein und keiner möge sich ausschließen und weil dem so ist, so fragen wir nicht darnach, weß Geistes und Sinnes Dieser oder Jener sei, der seine Stimme dabei erheben will, die Gesammtheit möge nur dafür sorgen, daß nicht der Einzelne seinen besondern Sinn hineinlege und aus dem Dichter etwas Anderes mache, als er war und sein wollte, daß nicht der unsterbliche Name, der da ein strahlender Brennpunkt sein soll, für die Gemeinsamkeit deutschen Denkens und Empfindens zu einer Brandfackel der Zwietracht unter den Deutschen werde.

Eines der Ideale, welchen unſer großer Dichter nachſann, iſt im Laufe des Jahrhunderts, das ſeit ſeiner Geburt verfloſſen iſt, und das wir heute beſchließen, ſeiner Verwirklichung um Vieles näher gekommen. Achtung der Menſchenwürde, Liebe der Menſchen unter einander, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit: wer ſollte verkennen, daß ſie heute nicht mehr, wie damals, nur in vereinzelten Erſcheinungen, ſondern im Geſammtbilde unſerer öffentlichen Zuſtände hervortreten, wer auch ſollte leugnen, daß ſo manches Wort des großen Dichters zu dieſer heilſamen Entwickelung fruchtbringende Keime gelegt hat, und wenn nun heute alle Claſſen des Volkes ohne Unterſchied der äußeren Lebensſtellung ſich deſſen zugleich mit dankbarer Erinnerung an den Dichter freuen, wie ſollten wir es nicht, die wir berufen ſind, dieſen Weg des geſunden und wahren Fortſchritts zu gehen und auf ihm zu wirken?

Die geehrte Verſammlung wolle mir aber geſtatten, mit dieſer aufrichtigen Darlegung auch ein Wort der Mahnung zu verbinden, und möge mein geehrter Vorredner mir vergeben, wenn ich damit zwiſchen die Lichteffecte, welche er auf unſer Zeitalter fallen ließ, auch einige Schatten werfe.

So gerechte Urſache wir, die heutigen Zeitgenoſſen, haben, auf jene glücklichen Wandelungen mit Befriedigung zu blicken, und ſie den Manen des verklärten Dichters mit Stolz entgegenzuhalten, ſo wollen wir doch auch nicht vergeſſen, daß jede Feier erſt dadurch ihren Werth und ihre Weihe empfängt, daß ſie eine ernſte iſt. Der Ernſt einer Feier bedingt aber Selbſtprüfung, Selbſterkenntniß, und dem Gedanken, der mich bei dieſer Betrachtung beſchleicht, dem kann ich freilich nicht beſſer Ausdruck geben, als indem ich mich frage, ob unſer großer Dichter, könnte er heute unter die Lebenden zurückkehren, ſich wohl unter uns ſo wohl und heimiſch fühlen würde, als unter ſeinen Zeitgenoſſen. Ich wenigſtens vermöchte dieſe Frage nicht zu bejahen; unſere Zeit mit ihrer Beweglichkeit, mit ihrer Unſtätigkeit und Heimathsloſigkeit,

Feier dazu beitragen, daß das deutsche Volk sich recht innig mit seinen Werken vertraut mache und in seinen Geist, in seinen wahren Geist eindringe. Thut das das deutsche Volk, empfindet es dann mit ihm jene tiefe Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligen, die wie ein göttlicher Hauch alle seine Werke durchweht, wird es darin gewahr, welche unendliche Kraft in dem männlichen und christlichen Ertragen der Widerwärtigkeiten des Lebens liegt, erkennt es darin die Macht des Volksgeistes, welcher seiner geschichtlichen Ueberlieferungen sich bewußt bleibt und in der Wahrheit und in der Treue seine Kraft und seinen Ausdruck findet, dann wird es auch erstarken für manche schwere Prüfung und manchen harten Kampf, den ihm vielleicht die Zukunft beschieden hat. Als Schiller seine Laufbahn vollendete, da ging Deutschland einem tiefen Falle entgegen; noch unter dem frischen Eindrucke seiner Worte und Lieder hat sich Deutschland ermannt, hat sich Deutschland empergerafft. Es war der gute Genius Deutschlands, der aus dem Dichter gesprochen hatte. Möchte er auch heute über uns walten, ihm weihe ich dieses Glas. „Der gute Genius Deutschlands hoch!"

Weihegruss des 10. November vom Advokat Siegel,

beim Festbankett in der Harmonie.

Die Glocke schlug, Der 10. November ist angebrochen, Schauen wir hundert Jahre zurück! Wir sehen „ein Kind an der Mutter Brust", wir hören frommes Taufgeläut, Schiller erblickte das Licht. Und als ihm die Glocke zum zweiten Mal tönte, als der Jüngling den Bund der Taufe bekräftigte, da „stürmte er ins Leben wild hinaus" und — strebte nach Licht. Ruhig und klar schon fand ihn das dritte Geläut, als er „ein treues Weib errungen." Männlich wirkte er für das Licht. Als aber zum vierten Male die Glocke klang „schwer und bang," da hörte er ihren Ton nicht mehr: Er wohnte im Licht.

Heute werden unsre Glocken keinen Ton haben für den Dichter der Glocke, aber Millionen andere Glocken werden läuten: nämlich die Millionen Herzen, an die der Hammer Schillers geschlagen. Und wir dürfen hoffen, daß dies Geläute „Freude jeder Stadt bedeute!“ Wie aber könnten wir hier dieser Freude bessere Worte geben, als wenn wir des Liedes gedenken, das er selbst einst zu festlicher Tafel bestimmte, indem er sang: „Brüder fliegt von Euern Sitzen“ ꝛc. (Der Redner schaltete hier die bekannten Schlußverse ein bis zu den Worten: „einen sanften Spruch aus des Todtenrichters Munde“ und schloß dann): Ja Allen, Allen — und einst auch uns „einen sanften Spruch aus des Todtenrichters Munde!“ Aber um ihn zu erwerben, müssen wir erst leben! Leben d. h. Wirken! Wirken, so lang' es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da Niemand wirken kann. Nun wohlan! Noch ist es Zeit! Ein neuer Tag ist angebrochen, ein Tag, der in mehrfacher Hinsicht für uns von Bedeutung ist, ein Tag, der in mehrfacher Hinsicht an Männer des Lichts mahnt! Begrüßen wir ihn daher mit dem Ausruf: Es werde Tag in allen unsern Verhältnissen. Es werde voller Tag! es werde Licht!

Prolog

zu Friedrich v. Schillers hundertjähriger Geburtstagsfeier.

Gedichtet von Dr. Julius Pabst, gesprochen von Frau Bayer-Bürk am 10. November im Königl. Hoftheater.

Ein Zauberwort, es fliegt von Mund zu Munde,
Wie heller Glocken festliches Geläut,
Geschlagen hat die große Feierstunde,
Die einer Welt das hehre Schauspiel beut,
Daß Eines Namens deutungsvolle Kunde,
Von Volksesjubel tausendfach erneut,
Und Allem, was uns theuer, eng verbündet,
Mit gleicher Macht in allen Herzen zündet.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10452059

Nicht zündet dies, nein mit gewalt'gem Schalle
Nach Nord und Ost, nach Süd und Westen dringt,
Wo irgend deutsche Herzen schlagen, alle
In gleicher Huld'gung frohem Feste zwingt,
Und hier auch in der wüst'gen Halle
Ein magisch Band um alle Seelen schlingt,
Daß dem Altar des Genius zu Füßen,
Als Schwestern, Brüder wir uns all' begrüßen.

Denn unser war Er, Den mit heißem Danke
Zugleich den Ihren nennt die halbe Welt,
Und wo Sein Nam' ertönt, da weicht die Schranke,
Die trennend sonst sich zwischen Völker stellt,
Es herrscht mit gleichem Zauber der Gedanke
An Hafnen, Mexiko, wie am Rhein und Belt;
Nur Kleines ist für kleinen Kreis erkoren,
Das Große wird für alle Welt geboren.

Und so geschah's, als nun vor hundert Jahren
Im Neckarthal, im kleinen Schwabenland, —
Wo einst, der Deutschen alten Ruhm zu wahren,
Der Staufen und der Zollern Wiege stand, —
In Großem ausersehn, zum Wunderbaren,
Ein Knäblein sich dem Mutterschooß entwand,
Bewacht an seines Lebens goldnem Morgen
Von treuster Mutterliebe zarten Sorgen.

Ich nenne nicht den Ort und nicht den Namen,
Ihr Alle kennt das Haus des Bürgers schlicht;
Der Himmel spiegelt sich im engen Rahmen,
Der Sonne Glanz aus düft'rer Wolke bricht,
Der Aehre goldne Frucht aus flücht'gem Samen,
Aus dunkler Nacht des Geistes mächtig Licht,

geweſen bin, und mehr als das alles, o meine Beſten, ich werde glücklich ſein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein ſolches Geſtändniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftſtellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundſchaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.

Werden Sie mich wohl aufnehmen?

Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade herausſagen, ich habe zu Mannheim ſchon feierlich aufgekündigt, und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreiſe, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unausſprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben ſein; denn der Gedanke an meine Abreiſe macht mir Mannheim zu einem Kerker, und der hieſige Horizont liegt ſchwer und drückend auf mir, wie das Bewußtſein eines Mordes — Leipzig erſcheint meinen Träumen und Ahnungen wie der roſige Morgen jenſeits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner ſo innigen prophetiſchen Gewißheit, wie dieſe iſt, daß ich in Leipzig glücklich ſein werde. Ich traue auf dieſe ſonderbare Ahnung, ſo wenig ich ſonſt auf Viſionen halte. Etwas Freudiges wartet auf mich — doch warum Ahnung? Ich weiß ja, was auf mich wartet und wen ich da finde!

Ich ſollte Ihnen ſo unendlich viel ſagen, das Ihnen einen Aufſchluß über den Paroxysmus von Freude geben könnte, der mich bei dieſer Ausſicht befällt. Bis hierher haben Schickſale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz

So schwellen auch der Dichtung Himmelsgaben
Zu reichster Fülle Glanz aus diesem Knaben!

Was Er uns ward und ist, mit Flammenzügen
Geschrieben steht's in unser Aller Brust,
Durch Kampf und Leiden schwang Er sich zu Siegen;
Des hehren Zieles freudig sich bewußt,
Und zugewandt mit seligem Genügen
Dem Idealen nur in reinster Lust,
So drang Er in der Glorie des Weisen
Als Held und Dichter zu den Sternenkreisen.

Doch wie Es's ward? — Wer blickt in jene Tiefen
Der Dichterbrust, in jenen ersten Streit
Der Elemente, die nur noch halb schliefen,
Als Druck und Zwang in früher Jugendzeit
Den Zwiespalt wach in Seiner Seele riefen,
Die qualvoll ringend nach Erlösung schreit,
Und freiheitsdurstig endlich sprengt die Bande,
Und sehnend strebt zu neuem Vaterlande.

Und frühe von des Kummers Last betroffen
Verläßt Er Seines Vaterhauses Port,
Denn mächtig treibt Ihn ein unendlich Hoffen,
Und ein prophetisch dunkles Glaubenswort:
So wandle, rief es, denn der Weg ist offen,
So wandle immer nach dem Aufgang fort,
Dir öffnet sich der Himmel, weicht die Erde,
In reinste Lust verklärt sich die Beschwerde!

So kämpfend, duldend reift die Feuerseele,
Der Erde bleibt die Schlacke nur zum Raub,
Daß sich der Geist dem Ewigen vermähle,
Streift von den Schwingen er den irdschen Staub,

Und daß Er zu den Auserwählten zähle,
Bezeuget früh des Lorbeers grünes Laub;
Verkannt sich nur das eitle Streben dünket,
Der wahren Größe stets die Palme winket.

So schuf auch hier unsterbliche Gebilde
Er an des gleichgestimmten Freundes Hand,
Das Ideal erhab'ner Frauenmilde,
Und Posa's heil'ge Gluth für's Vaterland,
Hier, wo in Sachsens heiterem Gefilde
Am Elbgestad' ein still Asyl Er fand,
Hier griff begeistert Er in seine Leier,
In heil'gen Stunden weiheveller Feier.

Wenn hier vorbei die Wogen ernster rauschen,
Wenn schöner hier im Wald der Vogel singt,
Und traumversunken gern die Wandrer lauschen,
Das ist Sein Geist, der mild herüberdringt,
Vergang'ner Zeiten süßgeheimes Tauschen,
Das von dem Freundesbund die Kunde bringt,
Durch welchen hier an Seines Körner's Seite
Der Dichter jene Stätten ewig weihte.

Da tritt herein in Seine Lebensbahnen
Ein gottgesendet hehres Fürstenpaar,
Der Eine, in dem Diadem der Ahnen,
Vom Haus Wettin ein Sprößling, groß und klar,
Der unter Seines Geistes lichten Fahnen
Ein neu Athen versammelt wunderbar;
Der Andre, mit dem Blicke des Titanen,
Abstammend von der Griechen Dichter-Ahnen.

Und sieh, dem langersehnten Ideale,
Verwirklichung sich lächelnd nun gesellt,

In Thüringens an Sängen reichem Thale
Erblüht dem Dichter eine neue Welt,
Und an der Ilm Gestaden und der Saale
Der Arm der Liebe ihn umschlungen hält,
Und herrlich strahlet über Deutschlands Fluren
Das leuchtende Gestirn der Dioskuren.

In reichem Wechsel schreiten jetzt zur Bühne
Des Dichters Meisterschöpfungen hervor,
Es fällt ein Wallenstein der Schuld zur Sühne,
Die Jungfrau schwebt verklärt zum hehren Chor,
Messina's Fürstin deckt die Schmerzensmiene
Des todten Lieblings mit dem Trauerflor;
Es fällt das Haupt der Königin der Schotten,
Und nieder stürzen Geßlers freche Rotten.

So steht Er da in hehrer Geistesfülle,
Von Gott begnadet mit der Dichtung Kraft,
Die, ob gebrechlich auch des Körpers Hülle,
Doch rastlos das Unsterbliche erschafft,
Bis plötzlich Ihn hinweg ein höh'rer Wille
Aus Seines Wirkens Zauberreich entrafft,
Das Herz, das allem Edlen hoch geschlagen,
Zur Wahrheit reinstem Quell empor zu tragen.

Und jetzt, wo ein Jahrhundert hingeschwunden,
Seit jenem Tag, der einst der Welt Ihn gab,
Wo Seinem Herzog, Seinem Freund verbunden
Er friedlich schläft im hehren Fürstengrab,
Jetzt soll kein Schmerz erneu'n die alten Wunden,
Uns trösten soll des Glaubens starker Stab,
Denn wer wie Er gedacht, gefühlt, gehandelt,
Unsterblich groß durch alle Zeiten wandelt.

Und wie der edle Freund von Ihm gesungen,
Der Sein Verdienst vor Allen anerkannt,
„Von Schillers Kraft fühlt sich die Welt durchdrungen,
In Seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat Er Sich emporgeschwungen,
Nie Allem, was wir schätzen, engverwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!"

(Der Vorhang öffnet sich, die kolossale Statue Schillers in Gyps wird sichtbar. Im hinten Hintergrunde Matrosen, der Geburtsort des Dichters.)

Ja, Friedrich Schiller ist es, den wir feiern,
Sein Ruhm erschalle voll und unbegrenzt,
Sein Standbild, das wir jubelnd hier entschleiern,
Von Seines Ruhmes ew'gem Strahl beglänzt,
Genossen, die Ihr stolz Ihn nennt den Euern,
Er sei von uns mit Lorbeer jetzt bekränzt;
Genossen, Priester an der Kunst Altare,
Um seinen Meister sich ein Jeder schaare!

Ja, Friedrich Schiller, Mann der Kraft, der Treue,
Dein heil'ger Trieb zu Fürst und Vaterland,
Er schlinget um das deutsche Volk aufs Neue
Ein theures, unauflöslich starkes Band,
Wir fühlen uns beseelt durch Deine Weihe,
Dein Ruf „seid Einig" tönt von Land zu Land;
Um Deinen Namen wird ein Volk sich einen,
Das deutsche Volk, es nennt Dich stolz den Seinen!

(Während im Orchester unter Glockenläuten hinter der Scene, die Melodie „Was ist des deutschen Vaterland" leise beginnt, und die Huldigenden paarweise auf die Statue zuschreiten, um ihre Kränze an deren Stufen niederzulegen, fällt langsam der Vorhang.)

Trinkspruch auf das deutsche Vaterland,

ausgebracht beim Abend-Bankett am 9. November 1859.

Auf Freunde, Festgenossen auf!
Laßt eurer Freude vollen Lauf
Und feiert laut im Jubelton
Des Vaterlandes treusten Sohn!
Nur wenig Stundensand verrinnt
Und sieh' der große Tag beginnt.
„Ja, Deutschland, bald ist's hundert Jahr,
Daß **Schiller** dir geboren war!"
In Deinen Gauen weit und breit
Freut sich ein Volk von Brüdern heut
Und einig ist in *Seinem* Preis
Am deutschen Stamm heut jedes Reis.
So, Brüder, einer Mutter Kind,
Seid stets so brüderlich gesinnt,
„Seid einig, einig" wie Er sprach,
O sprecht's von ganzer Seele nach.
Es knüpf' ein unauflöslich Band
Euch heut an's *Eine* Vaterland.
Du Vaterland! Hochheil'ger Laut,
Des Kindes Mutter, Jünglings Braut,
Dem Manne du das treue Weib,
Viel theurer, als der eigne Leib,
Das er mit starkem Arm beschützt,
Für das er froh sein Blut verspritzt —
Wie klingt dein Name hehr und traut
Du Dom, von Gott dem Herrn erbaut,
Wer auch nur einmal dich geschaut,
In deiner ganzen Herrlichkeit,
In deiner Mannen Tüchtigkeit,

In deiner Frauen Züchtigkeit,
In deiner Städte alter Macht,
In deines Landes reicher Pracht —
Wie ich dich seh' im wachen Traum,
Du stolzer deutscher Eichenbaum,
Der trägt die Last der Wenne kaum.
Ihm bebt das Herz vor Lust und Leid,
Daß er auf ewig dir geweiht,
Auf ewig fest in deinem Bann,
Dich nun und nimmer lassen kann.
Mein Vaterland! beschirm' dich Gott,
Daß du, trotz deiner Feinde Spott,
Trotz ihrer argen Kunst und List,
Doch wieder das geworden bist,
Was du schon warst zu jener Zeit,
Als Barbaressa dich gefreit,
Die jugendkühne, deutsche Maid!
Ja schwinge stolzer, deutscher Aar,
Zum Sonnenlicht dein Flügelpaar!
Rauscht stolzer heut, ihr deutschen Eichen,
Deutschland darf keinem Lande weichen!
Gerechter Stolz geziemt den Mann,
Der dreist, wie wir, es sagen kann:
„Wo ist ein Land, das besser wär'?
Ein Volk, so mild, so stark in Wehr,
Gesegnet so mit allen Gaben,
Ein Land, ein Volk, wie wir es haben?
Ja, Brüder, nehmt das Glas zur Hand,
„Hoch deutsches Volk und Vaterland!"

Julius Hübner.

Tafellied,

gesungen beim Festbanket in der Harmonie am 9. November.

Mel.: Wer ist der Ritter ꝛc

Solo.

Wer ist es, den so hoch man ehrt,
Daß jeder Mund ihn preist?
Ist's nicht ein Held, mit Geist bewehrt,
Dem voll der Becher kreist?
Wer ist die hohe Lichtgestalt,
Das Auge blau und klar?
Von Jugendfrische heiß durchwallt,
Und doch schon hundert Jahr?

Chor.

Mein Vaterland, mein deutsches Land,
Du hast ihn oft mit Stolz genannt
Den Deinen, den Deinen.
Ein Held ist's sondrer Art.

Solo.

Ist's nicht ein König? Im Gebiet
Der Herzen mächtig, reich?
Gedankenmächtig, reich an Lied,
D'ran ihm kein Andrer gleich?
Und statt der güld'nen Kron' umschlingt
Der Lorbeerkranz sein Haupt;
Der Stab, den er statt Scepter schwingt,
Ist grün von Eich' umlaubt.

Chor.

Mein Vaterland, mein deutsches Land,
Du hast ihn oft mit Stolz genannt.
Ein Held ist's, ein König,
Ein König sondrer Art.

Solo.

Iſt's nicht der Meiſter, dem der Guß
Der Glocke ſo gelang,
Daß rein der Worte reicher Fluß,
Rein der Gedanken Klang?
Der Meiſter, der in reicher Zahl,
Die Kunſt zum Fußgeſtell,
Gebilde ſchuf, groß, ideal,
Wie Wallenſtein, wie Tell?

Chor.

Mein Vaterland, mein deutſches Land
Du haſt ihn oft mit Stolz genannt,
Den König, den Meiſter,
Den Meiſter ſondrer Art.

Solo.

Iſt's nicht der Wächter, der, als tief
Verſunken wir in Schlaf,
„Seid einig, einig, einig!" rief
Bis daß ſein Ruf uns traf?
Hat nicht prophetiſch er gelehrt,
Daß ſtark nur, was vereint?
Hat nicht mit Thatkraft er bewehrt
Uns gegen jeden Feind?

Chor.

Mein Vaterland, mein deutſches Land,
Du haſt ihn oft mit Stolz genannt,
Den Meiſter, den Wächter,
Den Wächter ſondrer Art.

Solo.

Der Wächter, Meiſter, König, Held —
O ſagt mir, wie er heißt?
Iſt's nicht der deutſchen Bruderwelt,

Des deutschen Volkes Geist?
Ist's nicht der Geist, deß starke Kraft
Das Volk, das deutsche, trägt?
Der Geist, der wahres Leben schafft,
Deß Denken uns bewegt?

Chor.

Mein Vaterland, mein deutsches Land,
Du hast ihn stets mit Stolz genannt!
Und jubelnd tönt's heute:
Hoch lebe Schiller! Hoch!

Ernst Pfeilschmidt.

Zwölf Glockenschläge an Schillers Wiege.

Tafellied in der Mitternachtsstunde vom 9. bis 10. November 1859.

Mel.: Vom hoh'n Olymp ꝛc.

Vergessen, was uns schmerzt, sei jetzt, sei heute!
Gleich mitternächt'gem Glockenschlag
Verstumm' es vor dem lauten Ruf der Freude,
Verstumm' es vor dem jungen Tag!
Störende Geister des Mißmuths entflieht!
Weichet von hinnen beim jubelnden Lied!

Triumphgesang! Triumphgesang erschalle
Bei des Jahrhunderts Scheidegruß!
Ertöne durch die festgeschmückte Halle!
Gieb diesem Tag den Weihekuß!
Jubelnde Lippen und Herzen voll Preis
Wandeln zum Jüngling den zitternden Greis.

Heran, heran, ihr Deutschlands Töchter, Söhne,
Mit Lorbeerkränzen in der Hand!

Was Gau und Glaube trennte, das versöhne
Das Fest, das heut uns hier verband!
Friede der Hütte und Heil dem Pallast,
Wenn wir uns lieben, wenn keiner uns haßt.

Triumphgesang! Triumphgesang durchdringe
Die Nacht und ruf den Morgen wach!
Triumphgesang! — Triumphgesang erklinge
Zu Schillers Ruhme tausendfach!
Strahlende Kerzen, durchflammet den Saal!
Blühet, ihr Blumen, dem vollen Pokal!

Herbei, herbei! Wir stehen an der Wiege,
In welcher Deutschlands Leben lag.
Hier feiern wir des deutschen Geistes Siege,
Der jungen Freiheit ersten Tag.
Sonnen entbrennen Es glüht ihre Pracht,
Ob sie auch lange verhülle die Nacht.

Nicht Schwerter sind's, nicht blutige Paniere,
Was großer Völker Zukunft schafft.
Daß Deutschlands Volk mit neuer Kraft sich ziere,
Verbürgt des deutschen Geistes Kraft.
Einig im Geiste und einig in That,
Sä'n für die Nachwelt wir reifende Saat.

Triumphgesang dem größesten der Geister,
Den des Jahrhunderts Schoos gebar!
An seiner Wieg' ein Lied der Glocke Meister,
In dem der Geist des Posa war!
Lieder, Gestalten durch Schönheit geweiht
Schuf er. Sie leben für ewige Zeit.

und meine Muſen mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine ſolche Revolution meines Schickſals, daß ich ein ganz anderer Menſch — daß ich anfange Dichter zu werden.

Den Don Carlos, von dem Sie den erſten Aufzug in der Thalia finden werden, bringe ich — in meinem Kopfe nämlich — zu Ihnen mit, in Ihrem Zirkel will ich froher und inniger in meine Laute greifen. Sein Sie meine begeiſternden Muſen, laſſen Sie mich in Ihrem Schooße von dieſem Lieblingskinde meines Geiſtes entbunden werden.

Der magiſche Nebel, in den das Gerücht gewöhnlich Schriftſteller einhüllt — Ihre glänzenden Ideale von mir, werden freilich ganz erſtaunlich durch meine wirkliche Erſcheinung verlieren. Sie werden einen ganz erbärmlichen Wundermann finden; aber gut bleiben Sie mir gewiß. Innige Freundſchaft, Zuſammenſchmelzung aller Gefühle, gegenſeitige Verehrung und Liebe, Verwechſelung und gänzlicher Umtauſch des perſönlichen Intereſſes ſollen unſer Beieinanderſein zu einem Eingriff in Elyſium machen. Ich würde unglücklich ſein, wenn meine reizende Hoffnung nicht eine ähnliche in Ihnen entflammte, wenn hier unſere Empfindungen nicht ebenſo harmoniſch zuſammenflöſſen, als ſie es ſonſt zu thun ſchienen.

Ich bin feſt entſchloſſen, wenn die Umſtände mich nur entfernt begünſtigen, Leipzig zum Ziel meiner Exiſtenz, zum beſtändigen Ort meines Aufenthalts zu machen. Ich hoffe, daß ich das zu Stande bringen kann; doch das

Heran, heran, ihr Deutschlands holde Frauen!
Hier ist ein Leben aufgeblüht,
An dem, was Mutterfreude schafft, zu schauen:
Der Geist ist's, der verborgen glüht.
Anmuth entblättert und Jugendkraft fällt.
Neu aus dem Geiste gebärt sich die Welt.

Herbei, herbei ihr deutschen Väter alle,
Und stimmet ein in's Wiegenlied!
Verbrüdert euch bei der Posaunen Schalle,
Daß ihr ein deutsch Geschlecht erzieht!
Töchter des Schönen und Söhne des Rechts
Bauen die Wohlfahrt des künft'gen Geschlechts.

Die Nacht entflieht vor dieses Kindes Preise,
Die Nacht der Zwietracht und des Wahns.
Es tagt, es tagt. Es tagt in weitem Kreise,
Diesseits, jenseits des Oceans.
Einig für immer, durch Einigkeit stark,
Kennen wir nimmer die grenzende Mark.

Geboren neu an Schillers Wiegenfeste,
Ein Brudervolk in jedem Streit,
Sei uns zum Heil, zur Ehre ihm das Beste,
Das Herz, dem Vaterland geweiht!
Herzen voll Thatkraft zum Opfer gebracht,
Sühnen die Schuld wir, die muthlos uns macht.

Heran, herbei! Triumphgesang verkünde
Der Welt den heiligen Entschluß!
Heran, herbei! Triumphgesang verbünde

Uns bei des Festtags Morgengruß!
Kränze dem Kinde! Dem Vaterland weih'n
Heut wir die Herzen. Hoch auf sein Gedeih'n!
Ernst Pfeilschmidt.

Wächterruf.

In der ersten Stunde des 10. November 1859.

(Gesungen beim Festbankett in der Harmonie.)

Mel.: Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd ꝛc.

Wohlauf nun, ihr Freunde, den Becher gefüllt,
Horch! zwölfe hat's endlich geschlagen,
Die festliche Sehnsucht, jetzt ist sie gestillt,
So hört denn und lasset euch sagen:
;,: Heut, Freunde, heut ist es hundert Jahr,
Daß Schiller, ja Schiller geboren war! ;,:

In jeglichem Herzen lebt sein Gesang,
Unsterblich in jeglichem Munde,
Sein Volk ging mit Ihm durch Sturm und Drang
Und lauschte der göttlichen Kunde:
;,: Von der Freiheit des Geistes, dem hohen Beruf,
Wozu der Allvater den Menschen erschuf. ;,:

Die Liebe sang Er, die Zaubermacht
Der himmlisch hohen Gefühle,
Und seine Fackel beleuchtet die Nacht
In der Leidenschaften Gewühle.
;,: Als dem Freunde die bräutliche Myrthe erblüht,
Da weiht Er der Freude sein hohes Lied. ;,:

Und heute noch tönt es durch jede Bruſt,
Heut fühlen wir Alle von Neuen,
Der Sänger nur bringt zu dem Mahle die Luſt,
Nur Er kann das Herz uns erfreuen,
:,: Ihm klinge und ſinge der Becherklang
Aus vollſter Seele des Herzens Dank :,:

Ja, ſtürme und brauſe du, Hochgeſang,
Und rauſche von Lande zu Lande,
Ertöne wie Freiheitsglockenklang
Und ſprenge die Feſſeln und Bande,
:,: Wo een Geiſt man zwängt in's Sclavenjoch,
Da zerbrich es auf immer nur einmal noch! :,:

So wacht nun, erwachet um Mitternacht
Ihr Alle, die ihr noch träumet,
Dem deutſchen Geiſte ſei es gebracht,
Dies Glas, eh' der Wein noch verſchäumet:
:,: So weit die Sonne die Erde erhellt,
Dem deutſchen Geiſte gehöre die Welt! :,:

Julius Hübner.

Schillerglocke.

Feſtgruß zum 10. November.

Wie tönt die Glocke freudig heute!
Durch Himmelshöh'n wie Engelſang
Trägt feierlich, ihr Feſtgeläute
Des Dichters Ruhm in vollem Klang.

Und es umſchlingen Millionen
Sich innig heut in ſeinem Preis,

Wo irgend deutsche Brüder wohnen,
Weiht Herzensdank Ihm Kind und Greis.

„Concordia" wie Er im Liede
Die Glocke taufte, die Er schuf,
So tönt es durch die Lüfte: „Friede"
Und „Freude" tönt der hehre Ruf.

Es eint die Brüder ihr Geläute,
Umschlingt sie mit demantnem Band:
„Seid einig, einig" so wie heute
Auf ewig! du mein Volk und Land!"

Julius Hübner.

Tafellied zur Schillerfeier
am 10. November 1859.

Mel.: Freude, schöner Götterfunken ꝛc.

Aus dem Brunnen der Gefühle,
Aus des Geistes tiefstem Quell
Schöpfen in des Fest's Gewühle
Unsre Lippen warm und hell.
Und indeß aus Blick und Mienen
Sich Begeist'rung zugesellt,
Fluthet es herab von ihnen,
Fluthet in die weite Welt.
In die Herzen, aufgeschlossen
Von der Freude Sonnenschein,
Fluthet brausend es hinein,
Wo Gedankensaaten sprossen.

Blumen blühen, Blumen sterben,
Völker kommen, Völker geh'n;
Kronen müssen sich vererben:
Nur der Geist kann fortbesteh'n.
Aus dem Geiste strömt in Fülle
Leben durch die Zeiten fort.
Doch des Geistes Werk und Hülle
Ist das geistgeborne Wort.
Aus dem Worte blüht der Frieden,
In dem Worte ruht der Streit.
Aller Völker Heil und Leid
Wird vom Thron des Worts entschieden.

Herrschend in des Geistes Kriege
Ueber Geisterheere zieht
Frei voran zu heil'gem Siege
Himmlischer Begeistrung Lied.
Sänger hauchen kalten Herzen
Warmen Liebesodem ein,
Und der reichste Quell der Schmerzen
Wär' ein sängerloses Sein.
Sangeshelden, Sangesfürsten
Mit des Liedes freier Macht,
Euer Aller sei gedacht!
Deutschlands Volk braucht nicht zu dürsten.

Doch, wie es aus Einer Schale
Leben trinkt und Einigkeit,
Also Einem bei dem Mahle
Sei der Lorbeerkranz geweiht!
Einem in der Blumenhalle
Brause unser Festgesang!
Brausend mit der Becher Schalle,

Fei're ihn des Liedes Klang!
Einig, wie in diesem Kreise
Einig in der Lust des Weins,
Ist das deutsche Volk heut' eins
In des größten Dichters Preise.

Herrscher in dem Geisterreiche,
Dichterfürst, deß Zauberruf
In der abgestorb'nen Eiche
Deutschlands neues Leben schuf:
Schiller, Mann aus Licht geboren,
Schiller, Deutschlands reiche Zier,
Schiller, der uns auserkoren
War zum Heil, Dich feiern wir!
Lieder, Kränze Deinem Namen
Weihen wir in sel'ger Lust,
Und aus stolzerfüllter Brust
Tönt ein dreifach „Hoch!" als Amen.

Ernst Pfeilschmidt.

Deutsche Dichterstätte.

Vier kahle Wände unter niedrem Dach,
Ein Tisch, ein Stuhl, ein hartes, strohern Bette,
Ein bleicher Mann im drückenden Gemach:
Wer kennt sie nicht, die deutsche Dichterstätte?
Da tönt an's Ohr, statt holder Lieder Laut,
Dumpf lärmend nur der Gassen wüst' Gewimmel,
Und was vom Himmel er durch's Fenster schaut,
Das graue Stück ist all' sein Erdenhimmel.

Sehnsüchtig in die Weite strebt sein Blick:
Wund stößt die Sehnsucht sich an starren Mauern:
Taglöhnerdasein, qualvoll herb Geschick!
Die Seele zuckt in ew'gen Fieberschauern.
Der Kraft kein Feld, dem Geist kein offner Raum,
Dem heißen Streben keine freien Wege:
Und keine Stätte, wo der Ruhe Traum
Im Arm der Liebe sich um's Haupt ihm lege.

Müd, mit dem Tage schläft der Kummer ein,
Es kommt die Nacht mit ihren Geisterreigen:
Still sitzt der Dichter noch beim Lampenschein
Und starrt tiefsinnend in das dunkle Schweigen.
Die Einsamkeit hört seines Herzens Schlag:
Ruhlose Schatten halten ihre Runde:
Tausend Gedanken ruft im Geiste wach
Die Mitternacht, die alte Geisterstunde.

Durch seine Seele rauscht ein mächtig Lied,
Das hohe Lied von bessern, goldnen Zeiten:
Doch vor des Tages kaltem Blick entflieht
Das Traumgebild, das ihm gewinkt vom Weiten.
Was träumst du auch? Ist golden nicht die Zeit?
Das Reich des Goldes herrscht ja rings auf Erden:
Sing' Jubelhymnen seiner Herrlichkeit,
Da wird für dich auch goldne Zeit es werden.

Die Welt ist kalt: was kümmert sie der Mann?
Sie nimmt dahin all' seines Geistes Gaben:
Sie singt die Weisen, die er still ersann,
Dran tausend Herzen ihre Freude haben.
Wer ließe nicht gern wiegen sich sein Leid

In heitre Traumesruh zu müß'ger Stunde?
Wer tränke nicht ſich gern Vergeſſenheit,
Vom Wein der Dichtung ſchlürfend bis zum Grunde?

Da wird der Schmerz noch zauberſchön verklärt,
Der an das Herz tritt hart und herb und böſe:
Doch wißt ihr auch, wie lang, wie lang es währt,
Bis daß ſein Schrei in Melodie ſich löſe?
Ihr wißt es nicht: ihr ſeht nur bunt geſchmückt
Die öde Wirklichkeit mit Klang und Bildern,
Und preiſt den Dichter darum hochbeglückt,
Der euch vermag die Bitterkeit zu mildern.

Ein bittres Glück! das nur in Träumen lebt,
Um das Geſchick des Lebens zu vergeſſen:
Du armer Träumer, der zum Höchſten ſtrebt,
Und in den tiefſten Winkeln ſtets geſeſſen:
O Dichterleos! O Glück der Poeſie!
Wann ruhteſt ſorglos Du am eignen Heerde?
Gejagt vom Schatten düſtrer Phantaſie,
Vom Fluch der Noth durchirrſt du ſcheu die Erde.

Tritt du heran, du edles Dichterbild,
Das dem Jahrhundert hoch voran geſchritten:
Auf Deinem Antlitz, Schiller, ernſt und mild,
Steht tief geſchrieben, was du einſt gelitten.
Steig' du hernieder von dem todten Stein,
Ein lebend Denkmal ſoll dir neu erſtehen:
In deinem Namen ſoll geholfen ſein
Den Geiſtern, die im Elend trüb vergehen.

Ihr, deren Daſein hold die Kunſt verſchönt,
Ihr Glücklichen, im Sonnenſchein der Freuden:
Und ihr, in deren Kummernächte tönt

Ein tröstend Lied wie leises Glockenläuten:
Ihr jungen Herzen, denen hochergliüht
Im Geisteofeuer der Begeistrung Streben:
Du Zecherkreis, von Sang und Luft umsprüht,
Mit seinem Lied laßt auch den Dichter leben!

Mein deutsches Land, du Land voll Klang und Schall!
Noch hat dein Volk es nicht verlernt, zu singen;
Viel hundertstimmig tönt's im Wiederhall,
Aufrauscht der Geist auf hellen Liedes Schwingen.
Doch heimathlos im Staub der Dichter irrt,
Die Streu der Noth ist seines Hauptes Bette:
O Zeit, wann kommst du, wo dem Aermsten wird
Auf dieser Erde eine frohe Stätte?

K. Weller.

Loschwitz bei Dresden.

Schiller geboren!

Schiller geboren!
Freude durchhallet die häuslichen Räume,
Heilig von ahnender Hoffnung geschwellt;
Durch den duftigen Schleier der Träume
Thau aus dem Kelche der Göttlichen fällt.
Schiller geboren!
Freue dich, Freiheit ersehnende Welt!
Lächelnd schlingen die schwebenden Horen
Freudig den Kreis.
Schwellender spresset das junge Reis

Blühenden Lorbeers, dem blühenden Sohne
Der lyriſchen Muſe zur duftenden Krone.
Freue dich, Freiheit verlangende Welt!
Dir iſt die Dichtung als Kämpfer geſtellt.
Schiller geboren!
Schwebend ſchlingen die tanzenden Horen
Freudig den Kreis, da der Knabe geboren.
Sei uns gegrüßt, du geſegneter Tag,
Hohe Sonnenwende der Zeit!
Aus der Nacht, die auf Erden lag,
Haſt du die ſchlafenden Geiſter befreit
Freue dich, Freiheit verlangende Welt!
Dir iſt die Schönheit als Kämpfer geſtellt.

Schiller geboren!
Mächtig hinaus in die ſonnige Weite
Drängt nun der freie, befreiende Geiſt,
Raum erkämpfend in Höhe und Breite,
Wo er uns drückende Feſſeln zerreißt.
Schiller geboren!
Freue dich, Freiheit verlangende Welt!
Lächelnd ſchlingen mit tanzenden Horen
Völker den Kreis;
Schwellender ſproſſet das zarte Reis
Dunkelen Lorbeers, dem ringenden Sohne
Der tragiſchen Muſe, zur prangenden Krone.
Freue dich, Freiheit erſtrebende Welt!
Der ſich die Schönheit als Kämpfer geſtellt.
Schiller geboren!
Freudig ſchlingen mit lächelnden Horen
Völker den Kreis, da der Jüngling geboren.
Sei uns gegrüßt du gewaltiger Tag,

Weitere iſt für dieſen Brief zu weitläufig, — es ſei auf mündliche Erklärungen aufgeſpart. Hinter die räthſelhafte Decke der Zukunft kann der Menſch ohnehin nicht ſehen. Ein Moment kann meinen jetzigen Entwürfen ja eine ganz beſondere — glückliche — Richtung geben. Geſegnet ſei der Zufall (ſagt Ferdinand von Walter), er hat größere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft und wird beſſer beſtehen an jenem Tag, als der Witz aller Weiſen. — Alle ſchriftlichen Verbindungen, alle Träume der Phantaſie — ſo ausſchweifend ſie auch oft ſein mögen, ſind doch immer nur beſtandloſes Schattenſpiel gegen das Angeſicht zu Angeſicht. Ich fühle, wie theuer Sie mir jetzt ſchon ſind, aber ich weiß gewiß, daß dieſes warme Gefühl für Sie durch unſere perſönlichen Erkennungen und Berührungen unendlich entflammt werden wird. —

Ich habe unter den hieſigen Mädchen eine Minna und Dora geſucht, aber unſer hieſiger Himmelsſtrich verſteht ſich nicht auf ſolche Geſichter. Ich weiß nicht, was Sie dazu ſagen werden — aber ich geſtehe Ihnen, Ihre Bildniſſe waren mir nicht neu, und doch ſchwöre ich Ihnen, daß ich mich auf kein ähnliches beſinne — — ich würde der Eitelkeit nicht haben widerſtehen können, Ihnen meine Zeichnung zu ſchicken, aber die größere Eitelkeit, daß vielleicht Dora mich zeichnen werde, hat mich zurückgehalten. Um's Himmelswillen aber beurtheilen Sie mich nicht nach einem Kupferſtich, den man kürzlich von mir in die Welt geſetzt hat, — ſonſt können

Hohe Sonnenwende der Zeit!
Aus der Nacht, die auf Erden lag,
Haſt du die ahnenden Geiſter befreit.
Freue dich, Freiheit erſtrebende Welt!
Dir iſt die Kraft zu der Schönheit geſtellt.

Schiller geboren!
Wie hier die Dinge auch wandeln und kreiſen;
Nie ſtirbt der große, der ſchaffende Geiſt,
Immer in neuen Geſtalten und Gleiſen
Er aus ſich ſelbſt uns're Freiheit beweiſt.
Schiller geboren!
Freue dich, Freiheit erſtrebende Welt!
Jauchzend ſchlingen mit freudigen Horen
Völker den Kreis.
Kräftig durchflechtend das Lorbeerreis,
Wächſt auch die Eiche dem kämpfenden Sohne
Germaniſcher Muſe zur herrlichſten Krone.
Freue dich, Freiheit erkämpfende Welt!
Der ſich die Kraft zu der Schönheit geſtellt.
Schiller geboren!
Jubelnd ſchlingen mit ſtrahlenden Horen
Völker den Kreis, daß der Mann nun geboren.
Sei uns gegrüßt, du belebender Tag,
Hohe Sonnenwende der Zeit!
Von der Nacht, die auf Erden lag,
Haſt du die drängenden Geiſter befreit.
Freue dich, Freiheit erkämpfende Welt!
Dir iſt in Schiller dein Streiter geſtellt.

Schiller geboren!
Freude durchſchallt die germaniſche Erde,
Ahnend von Hoffnung der Zukunft geſchwellt;

Freude: daß Deutſchland nun wachſe und werde,
Wo ſich die Eintracht zur Schönheit geſellt.
Schiller geboren!
Freue dich, Freiheit erſehnende Welt!
Strahlend ſchlingen mit jubelnden Horen
Völker den Kreis.
Drängender ſproſſet das ſtarke Reis:
Eiche und Lorbeer, dem kräftigen Sohne
Volksfreier Dichtung zur ſtrahlenden Krone.
Freue dich, Freiheit erringende Welt!
Der ſich in Schiller ein Bürge geſtellt.
Schiller geboren!
Glücklich ſchlingen mit glücklichen Horen
Völker den Kreis, daß der Dichter geboren!
Drum ſei gegrüßt, du geſegneter Tag,
Hohe Sonnenwende der Zeit!
Von der Nacht, die auf Erden lag,
Haſt du das ringende Deutſchland befreit.
Freue dich, Freiheit erringende Welt,
Wo zu der Kraft ſich die Eintracht geſellt.

Heinrich Matthaey.

Die Schillerlinde.

An hellen Stromes Strande ſteht
Ein Dörflein ſtill und ſchlicht,
Durch das noch manche Sage geht,
Von Rede und Gedicht.

Dort kenn' ich einen Lindenbaum,
Der grünt ſo früh als ſpät;
Im Morgen- und im Abendtraum
Sein Rauſchen uns umweht.

Kaum daß in erster Frühlingsnacht
Die Erde sproßt und keimt,
Er auch sein Haupt mit grüner Pracht
Schon wundervoll umsäumt.

Wenn alle Andern noch im Schlaf
Entmarkt sind und erschlafft,
Die frühe Linde lieb und brav
Schon Duft und Kühlung schafft.

Aus den ergrünten Zweigen schallt
Schon süßes Sängerlied:
Der kleine Chor aus dunklem Wald
Zum hellen Baume zieht.

In seinem Blüthendufte wiegt
Der Bienen Arbeitsschaar
Sich auf und ab, und fliegt und fliegt
Zum Baume Jahr für Jahr.

Und wenn sich dann sein grünes Laub
Gedunkelt und geschwellt,
Und heiß des Sommers gelber Staub
Auf Flur und Blumen fällt,

Dann steht er da in stiller Pracht,
So männlich und so grün,
Läßt ruhig bei der Wolkenschlacht
Die Blitze um sich sprüh'n.

Wie auch der Donner dröhnt und hallt:
Der Baum steht stolz und stark!
Er trägt den Funken der Gewalt
In sich in dem eignen Mark.

Laut durch die schlanken Zweige rauscht
Der Sturm wie Kampfgewühl;
Doch ruhig an dem Stamme lauscht
Der Mensch dem hehren Spiel.

Und wenn das Laub dann bleicht und fällt,
Die Bäume rings umher
Entblättert stehen in der Welt,
Von Duft und Blüthen leer:

Dann steht der Baum noch frisch und grün
In voller Blüthenpracht,
Und durch die stillen Lüfte zieh'n
Viel Lieder in der Nacht.

Und manches stille Menschenpaar
Sitzt unter'm Lindenbaum,
Und lauscht den Liedern sinnig klar,
Im still geweihten Raum.

Die Linde singt so heimlich laut
Von einem Königssohn,
Von einer frech geraubten Braut,
Von Blut und Mord am Thron.

Und wieder tönt's wie Schlachtendrang,
Wie Liebeslust und Werk,
Von hehrem Völkerfreiheitsklang
Im Baume fort und fort.

Und alles was die Brust bewegt,
Das Leben uns verschönt,
Des Geistes Pulse höher trägt,
Auch aus der Linde tönt.

Und drüben von den Höhen schaut
Ein Haus so still und klein,
Da blickt so heimlich und so traut
Das Sternenheer hinein.

Denn durch die Sternenwelten schwebt
Der hohe freie Geist,
Der einst das stille Haus belebt,
Das jedes Kind Dir weist.

Und Haus und Linde blicken sich
So still verstanden an,
Und grüßen sich so inniglich
Auf unerkannter Bahn.

Die Linde flüstert, Lüfte weh'n,
Und durch den Abend schwebt
Der Geist, der diese Flur geseh'n,
Der diese Flur belebt.

Der in dem stillen Hause dort
Der Menschen Geist geweckt,
Und hier am heimlich trauten Ort
Das Lindenreis gesteckt.

Der Geist durchzog beherrscht die Welt:
Hier — wuchs das Reis empor,
Und um den Lindenbaum gesellt
Sich aller Sänger Chor.

Das ist der eine Lindenbaum,
Der grünt so früh als spät,
Im Morgen- wie im Abendtraum,
Mit Liedern uns umweht.

Er iſt ein Denkmal ſeiner Zeit;
Ihr grünes Monument,
Das Deutſchland lange weit und breit
Die „Schillerlinde“ nennt.

Heinrich Matthaey.

Meißen.

Zum 10. November.

Sei gegrüßt, Du Tag des Segens,
Sei gegrüßt zu tauſend Malen! —
Denn es ſennen Deutſchland's Völker
Sich in Deines Lichtes Strahlen.

Von dem Belt bis zu den Alpen,
Von der Weichſel bis zum Rheine,
Tönt der Ruf, daß zu dem Feſte
Deutſcher Völker Stamm ſich eine!

Alle bringen ihre Blumen,
Die im Spätjahr noch zu finden,
Sie um ihres Dichterfürſten
Allgeliebtes Haupt zu winden.

Wenn der Jubel laut erſchallet
In dem alten Meißner La..de,
Tönt er auch aus voller Seele
In der Stadt am Elbeſtrande!

Zwei Schillerkränze.

Festdichtungen zum 10. November von W. Milberg.

I.*)

Wenn rauher Stürme Wehn den Wald entlaubt,
Der Wandervögel leichtbeschwingte Schaar
Hinweg sich flüchtet nach dem wärmern Süden, —
Dann kehrt, im Austausch von Natur und Kunst,
Ein andres Völkchen traulich bei euch ein,
Der Mimen frohe Schaar, die schnell sich eint,
Um auf „den Brettern, die die Welt bedeuten",
Euch in der Scene schimmernder Gestalten
Des Lebens bunten Wechsel zu entfalten.

Noch ist die Bühne leer, noch wandelt nicht
Des Künstlers lecker Fuß durch die Coulisse,
Und doch wie dürfte jene diesmal schweigen,
Heut' wo durch alle Lebenskreise dieser Stadt
Seit Tagesgrau'n der frohe Jubel braust,
Wo der Gewerbe edler Bürgerfleiß,
Wo der Behörden treu verbundner Rath,
Wo ernste Wissenschaft und sinn'ge Kunst,
Und selbst der Kinder hoffnungsvol'ge Schaar,
Wo Alle, Alle festlich sich vereinen,
Zu huldigen dem Herrlichen, dem Einen.

So gönnt der Bühne denn ihr heil'ges Recht,
Nennt's nicht, mit leisem Tadel Ueberladung,
Wenn auch — als Zwischenspiel von größern Festen —
Dem edlen Dichter hier ein Altar steigt,

*) Gesprochen zur Eröffnung der musikalischen Festfeier im Meißner Theater.

Wenn ihm, der mit des Wohllauts Zauberworte
Einſt „des Geſanges Macht“ ſo ſchön gedeutet,
Im edeln Klang melodiſcher Accorde
Auch Polyhymnia ihr Feſt bereitet.

Ja! mit der Bühne war ſein Geiſt vermählt,
Sie hoben ſich in ſchöner Wechſelwirkung.
Er gab ihr wieder den verlornen Glanz,
Haucht ihr den glüh'nden Athem ſeiner Seele,
Das ächte Pathos der Antike ein,
Und trieb von ihr mit ſcharfer Zornesgeißel
Alles was unrein, undeutſch war und modernd:
Die fränk'ſche Lüſternheit, die weiche Rührung,
Den faden Scherz, die Feilheit der Geſinnung.

Dafür vergalt ſie ihm mit ew'gem Lohn.
Wie Großes er auch ſchuf in ſeinen Liedern,
Wie tief er auch das Senkblei ſeines Geiſtes
Ließ ſteigen in der Forſchung trüglich Meer,
Wie meiſterhaft auch Klio ihn gelehrt,
Der Zeiten Bild geſchichtlich zu verklären, —
Erſt auf der Bühne leichtem Bretterhaus,
Nach vielen Mühens wechſelvollem Schwanken,
Da warf er ſeines Strebens Anker aus,
Da ſchuf er ſeine glücklichſten Gedanken.
Sie ward zur Heimath ihm. In ſeinen Dramen
Errang er mächtig ſich für alle Zeit
Des Dichters höchſten Preis, den großen Namen!

Und doch, — und wenn ihn auch die deutſche Bühne
Als ihrer Prieſter Würdigſten verehrt,
Bebt doch in eurer feſtlichen Verſammlung,
Und draußen rings im großen Vaterland,

Wo heute nur der Name Schillers tönt,
Gemeinſam, unabweisbar das Gefühl,
Daß nicht der Unterhaltung leichter Wurf,
Der flücht'gen Muſe ſchnell verrauſchend Spiel
Das Weſen ſeines Wirkens ganz erſchöpft,
Nein, daß mit ſeines Namens hehrem Klang
Ein größerer Gedanke ſich verkettet,
Daß er mit ſeines Geiſtes Feuerdrang
Von dumpfem Druck die Herzen hat erwecket,
Daß er — gewiß kein Frevel iſt dies Wort —
In's Leben trat ein Gottgeſandter Bote,
Und daß in ihm, begeiſternd fort und fort,
In allem Thun ein ſittlich Feuer lohte.

Ja! dieſer Jubel, der durch Deutſchland ſchallt,
Von dem allmächtig Alles ward entzündet,
Hoch und gering, auch wer erſt kühl und kalt,
Ja, dieſer Jubel, der uns All' verbündet,
Dem Deutſchen gilt er, gilt dem Bürgerſohn,
Der als ein Dichterfürſt von ſeinem Thron
Herabſtieg und dem Volke ſich geſellte,
Der in den Stämmen deutſcher Nation
Sich brüderlich in ihre Reihen ſtellte,
Ein Geiſtesjünger jenem Gottesſtreiter —
Wenn er auch ſelbſt auf des Verdienſtes Leiter
Demüthig ſich vor Jenem beugen würde —
Der einſt am ſelben Tag zur Welt geboren!
So laßt uns ihm, — den längſt der Lorbeer ziert,
Des Dichterruhms bedeutungsvolles Zeichen, —
Den Dank jetzt zollen, der ihm auch gebührt,
Im Eichenkranz die Bürgerkrone reichen.

(Bekränzung der Büſte.)

Und wie er groß und herrlich vor uns steht
In seines Geistes mächt'gem Ueberragen,
So sagt das heil'ge Laub, das seine Schläf' umweht,
Daß auch ein deutsches Herz in ihm geschlagen!
Zum höhern Leben stieg er rasch empor,
Zu bald entrückt ihn uns des Himmels Welte.
Doch tausendstimmig ruft des Volkes Chor:
Er war der ächte Dichter aus dem Volke!

II.*)

(Das Orchester spielte die Melodie des Liedes: „An die Freude.")

Wohl kennt ihr Alle den gewalt'gen Sinn,
Der laut aus diesen Tönen zu uns spricht.
Des großen Sängers ewiges Gedicht,
Das „Lied der Freude" reißt uns stürmisch hin,
Auf jauchzt das Herz, die Lippe feuertrunken"
Schlürft aus der Freude schäumendem Pokal,
Zur Flamme lodert auf ihr „Götterfunken",
Zum frohen Tempel wandelt sich der Saal.

Wir denken innig Dein, verklärter Meister! —
Was heute rings im deutschen Vaterland,
In Ost und West ein lautes Echo fand,
Was alle Herzen eint und alle Geister,
Ein tief Gefühl von der gewalt'gen Macht
Mit der Du das Jahrhundert hast durchdrungen,
Ihm, lichtvoll strahlend in des Geistes Nacht
Hast Deines Geists Gepräge aufgedrungen, —
Dies ist der Sinn auch unsrer Huldigungen.

*) Aufgeführt vor dem Festball auf der Königl. Landesschule St. Afra.

Sie zwar die Räuber, aber den Schiller nicht mehr begreifen; denn jener Kupferſtich iſt finſter wie die Ewigkeit, und der Kupferſtecher hat mir funfzehn Jahre mehr auf die Rechnung geſetzt, als ich mich erinnere gelebt zu haben. — Die Brieftaſche von Minna habe ich neulich in Darmſtadt eingeweiht, den erſten Act des Carlos, den ich bei Hofe vorlas, darin aufzubewahren, und eine unvergleichliche Fürſtin, die Frau Erbprinzeſſin, hat ſie bewundert. Der Umſtand iſt Kleinigkeit; aber Dingen, worauf mein Herz einen Werth ſetzt, kann nichts ſo geringes begegnen, das nicht merkwürdig für mich wäre.

So viel ich Ihrer Geduld auch durch dieſen coloſſalen Brief zumuthe, ſo muß ich doch noch einmal auf das Vorige zurückkommen. Alſo es iſt ausgemacht, daß ich in drei bis vier Wochen Mannheim verlaſſe. Ich gehe geradewegs nach Leipzig und (aus einigen hauptſächlichen Gründen) erſt von da aus nach Weimar. Urtheilen Sie nun, wie unerträglich mir die Stunden ſein werden, die mich bis dahin noch zu Mannheim gefangen halten. Zum großen Glücke läßt mich die rheiniſche Thalia nicht zu Athem kommen. Unzählige Briefe liegen mir zur Beantwortung da, aber ich habe alle Laune verloren, bis ich in Leipzig bin — zuverläſſig iſt das Epoche meines Lebens.

Wie unausſprechlich viele Seligkeiten verſpreche ich mir bei Ihnen, und wie ſehr ſoll es mich beſchäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundſchaft und wo möglich Ihres Enthuſiasmus für mich werth zu bleiben. Schreiben

Und wenn des hehren Tages Morgenſonne
Schon einmal unſern Weihedienſt beſtrahlte,
Wenn da des ernſten Mannes tiefes Wort,
Und kühner Jugend brauſende Jubelwonne
Vor Deinem Standbild jenen Zoll bezahlte,
Der Dir gebührt als kühnem Bahnenbrecher,
Des Edlen Vorbild, ſchnöden Treibens Rächer,
Dir, „hinter dem im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine," —
So möge jetzo bei des Tages Reigen
In andrem Sinne Dir ein Altar ſteigen.

Denn alle Muſen ſind Dir treu und hold.
Schon in des Lebens ſturmumwölktem Lenze
Flocht Dir Erato ihre duft'gen Kränze. —
Dann in gewalt'ger Rhythmen erles Gold
Zu faſſen alles Herrliche und Schöne,
Neu zu erfriſchen die beſtäubte Scene,
Und als der Bühne Vorhang aufgerollt
Vor jenen Brettern, die die Welt bedeuten,
Perlen zu bieten aus dem Strom der Zeiten, —
Dieß lehrte Dich die tragiſche Melpomene. —
Und wie Dir Klio ihren Griffel lieh
Und all' die andern ſegnend mit Dir zogen,
Hielt auch Terpſichore, das frohe Kind,
Umſchlungen Dich den Sinnenden, den Weiſen
Anmuthig feſt in ihren Zauberkreiſen
Und Du beſangſt „des Tanzes" liebliches Wogen.

So iſt Dir unſer heut'ges Thun nicht fremd,
Kein Frevel iſt's an Deinem heil'gen Schatten,
Wenn frohe Jugend feſtlich ſich vereint,
In Deinem Sinn, durch „künſtliche Verſchlingung,

Maßvoll und an des Rhythmus goldnem Zügel
Des Weltalls Harmonieen nachzubilden."
Doch eh' des Festes Jubel weiter brauft,
Gönnt uns zuvor, den Bürgern dieses Hauses,
Euch in bedeutungsvollen stummen Bildern
Des großen Dichters em'ge That zu schildern.

Dreifach, ihr wißt es, ist der Dichtung Ziel:
Bald lyrisch tündet Jubel sie und Klage,
Bald flicht sie episch Blumen um die Sage,
Am höchsten aber in der Scene Spiel,
Umfaßt sie nur dem Spiegelbild der Dramen
Die ganze Welt in ihrem Zauberrahmen.

So schauet denn, wenn sich der Vorhang hebt,
Hier in drei Gruppen, euch gar wohlbekannten,
Erst Hector, der aus süßer Liebe Banden
Hinaus in's Blachfeld kampfbegierig strebt.
Es ruft das Vaterland, es ruft die Pflicht,
Drum will er „all sein Sehnen, all sein Denken
Nun in der Lethe stillen Strom versenken,
Doch Hectors Liebe stirbt im Lethe nicht."

(1. Tableau: Hector und Andromache.)

Dann auf die nächsten wendet euren Blick,
Auf Samos Fürsten, den ein seltsam Glück
Und Göttergunst auf Weg und Steg begleitet,
Von dem der Gastfreund, düstrer Ahnung voll
Und ferner schauend des Geschickes Groll,
Nicht mit zu sterben, voll Entsetzen scheidet.
Dieß war sein Wort: „Willst Du vor Leid Dich wahren,
So flehe brünstig zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den herben Schmerz verleihn.

König! Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den, mit immer vollen Segenshänden
Die Götter ihre Gaben streu'n."
(II. Tableau: Polykrates und Amasis.)

Zuletzt schaut ihr den Schöpfer kühner Heere,
„Des Glückes abenteuerlichen Sohn"
Vom Dichter ausgeprägt zu ernster Lehre,
Der, maßlos jagend nach des Ruhmes Lohn,
Und droben in der Sterne ew'gem Glühen
Sich Deutung suchend für sein irdisch Mühen
Ein Opfer fiel des Wahnes und der Ehre.
(III. Tableau: Wallenstein und Seni.)

Vergebt, wenn wir so würdige Gestalten,
In denen ganz das Herz des Dichters schlägt,
Längst von der Kunst unsterblich ausgeprägt,
In leichtem Umriß eurem Blick entfalten.
Das Urbild, wie's in seiner Seele lag,
Bleibt unerfaßbar doch den äußern Sinnen,
Und wer's nicht innerlich begreifen mag,
Und wen nicht der Begeistrung Herzensschlag
Hinaufführt zu des Dichters höchsten Zinnen,
Dem bleibt des Dichters wahres Sein in Nacht,
Der wirds auch bei der reichsten Bühnenpracht
Durch allen Farbenzauber nicht gewinnen.

Noch einmal mögen (weil es sich gebührt,
Nach Einzelnem das Ganze zu genießen),
Die edlen Geister, die wir vorgeführt,
Zu einer Gruppe sanft zusammenfließen.
Und hat ihr Anschau'n euer Herz gerührt,

So darf die kleine Feier fröhlich schließen,
Darf hoffen, daß sie würdig war der Räume,
Wo Lessing web die ersten Jugendträume

(Schlußtableau.)

Dir, hoher Meister, den der Lorbeer ziert,
Längst dargebracht von würdigeren Händen,
Was kann Dir dankbar unsre Liebe spenden?
Nimm denn noch einen Kranz, der Dir gebührt.

Du sangst voll Macht Dein hohes Lied der Freude,
Gabst ihr im Lebensernst ihr holdes Recht.
Von tausend Lippen wird es tönen heute
Und von Geschlecht fortbrausen zu Geschlecht.

Drum mag ein Rosenkranz die edlen Schläfe krönen,
Von Deutschlands Töchtern und von Deutschlands Söhnen,
Von frischer Jugend dankbar Dir geweiht;
Und wenn es erst dem Manne mag gelingen,
In Deine Tiefen völlig einzudringen,
Auch fröhlicher Jugend war Dein Lied geweiht.

Laßt hell und laut die Jubeltöne schallen,
Und Freude sei die Losung von uns Allen!

Frankenberg.

Prolog
zu Schiller's Säcular-Geburtsfeier.

Dir gilt des ewig heil'gen Tages Ehre,
Unsterblicher, den heut der Seraph krönt,

Durch's deutsche Land hin über weite Meere
Dein Name heut von jeder Lippe tönt;
Des Volkes Hymne steige und bekehre
Den Feind, der vaterländ'schen Stolz verhöhnt.
Wie weit entrückt auch deutschen Stammes Glieder,
Durch Wind und Wogen klingt es einig wieder.

Altäre schmücken Dir entfernte Zonen
Und Echo's der Begeist'rung werden laut,
Dir reichet man die würdigste der Kronen
In hehren Tempeln, die der Kunst erbaut;
Es schweigen heute große Nationen,
Auf Deutschland man mit neid'schem Blicke schaut –
Des Vaterlandes Grenzen sind zu enge,
Es wogt die Fluth, daß sie die Fesseln sprenge.

Für das, was Du erstritt'st im Kampf der Geister,
Des Dankes Opfer Dir die Nachwelt bringt;
Seit wir Dich unser nennen, heben dreister
Das Haupt wir, wo des Sieges Palme winkt;
Dem Strebenden bleibst Du erhabner Meister,
Der durstig aus der Wahrheit Quellen trinkt,
Und wessen Brust erfüllt ein höh'res Ahnen,
Folgt muthig Deinen lichtumfloss'nen Bahnen.

Mit Allgewalt mußt' es die Herzen fassen,
Was sich Dein kühner Genius erkor,
Es weckte die gedankenträgen Massen,
Zog sie aus der Gewohnheit Zwang empor;
Was scheue Herrscherfurcht nur mochte hassen,
Durch Dich sich rächend trat es frei hervor,
Der Zeitideen Strudel schäumt' und gährte,
Bis er zu schön'rer Ruh' in Dir sich klärte.

Wie liebend Deine Brüder Du umschlungen,
Wie Deine Seele sich in's All ergoß,
Es hat's Dein Lied der Freude uns gesungen,
Das den geweihten Lippen überfloß,
Und laut und freudig hat es nachgeklungen,
Wo Edles nur ein edler Sinn genoß;
Der Menschheit galt des Dichterherzens Regen,
Der Menschheit Herz schlägt heute Dir entgegen.

Der Drang nach allem Edlen, Hohen, Reinen
War durch Dein Wesen Innerstes bedingt;
Verachtend stets den Knechtsinn des Gemeinen,
Der ewig nie nach der Vollendung ringt,
So mußtest Du ein Priester uns erscheinen
Des Göttlichen, das Zeitliches bezwingt,
Und was durch Schrift und Wort Du einst vertheidigt,
Es hat's Dein Leben, hat's Dein Tod bekräftigt.

Durch Dich erstand uns die gesunk'ne Bühne,
Von der herab das Schicksal mahnend spricht;
Hier zeigest Du, daß sich die Schuld nicht sühne,
Wenn sie den ird'schen Richter auch besticht;
Doch die gerechte That, die freie, kühne,
Blickt furchtlos auf in's endliche Gericht —
So durch Dein weltumfassend Dichterstreben
Blüht uns die Kunst und weckt der Völker Leben.

Des Guten und des Schönen Flamme nähren,
Das war Dein ernster, heiliger Beruf,
Und zu der Menschheit hohen Missionären
Erhebt Dich Deines Volkes ein'ger Ruf;
Durch Zeit und Raum wird dauernd sich's bewähren,

Was nie ermüdend hier Dein Eifer ſchuf,
Beſtehendes vom Unbeſtänd'gen ſcheidend
Und ew'ges Recht und ew'ges Licht verbreitend.

Wenn wieder ein Jahrhundert iſt geſchieden,
Sei Dein Vermächtniß unſerm Volk zu Theil,
Bring' in der Zeiten Spaltungen Du Frieden
Bring' Einen Sinn, zeig' Du das Einz'ge Heil;
Es keim' der edle Kern, den Du hienieden
Gepflanzt, zum Baum, deß Früchte uns nicht feil.
Was auch der Zukunft Schooß uns mag geſtalten,
Es ſei gezeugt durch Deines Geiſtes Walten!

Blick' Du herab aus Sternenregionen,
Wo Freudenthränen Engel heut geweint,
Sei Führer Du verlaſſ'nen Nationen
Zum Kampfe mit des Lichtes frechem Feind,
Ein Fürſt ſollſt Du in deutſchen Herzen thronen,
Die unſichtbar Dein Scepter heute eint;
Mit Geiſtes Kraft gewappnet ſteh'n die Heere,
Führ' ſie zum Sieg, zu Deutſchland's Ruhm und Ehre!

Albert Werner.

Chemnitz.

Prolog,

gedichtet und am 11. November im Theater geſprochen von Dr. C. Frißſche.

So kam der Tag, begrüßt von Millionen,
Thalien's Tempel ſtehn zum Feſt geſchmückt,
Die Nachwelt reicht ihm der Vollendung Kronen,
Dem Hochverklärten, der ſie noch entzückt,

Auf Lichtgedanken zu den Sternenthronen
Dem Drang der Sorgen und der Noth entrückt,
Und mit der Sprache feierlichen Tönen
Sie freundlich führt zum Reich des ewig Schönen.

Wir wollen heut ihm diese Stunden schenken,
Sein bestes Leben hat er uns geschenkt,
Wir wollen heut noch seiner nur gedenken,
Wie man des Liebsten über'm Grab gedenkt;
Und wenn wir uns in ihn so tief versenken,
Wie er sich in die Menschheit selbst versenkt,
Dann wird es uns wie Frühlingshauch berühren,
Und unser Herz wird seine Nähe spüren.

Vergessen sei, was am geschäft'gen Tage
Den Kopf Euch füllte, für die kurze Zeit,
In freud'gem Rausch betäube sich die Klage,
In heit'ren Frieden löse sich der Streit,
Aus jeder Brust nur eine Flamme schlage,
Ein Dankesopfer, dem Verdienst geweiht,
Das dauernd sich an seinen Namen bindet,
Um seine Stirn den reichsten Lorbeer windet.

Vor hundert Jahren ward er uns geboren,
Erschütternd webt sein Geist noch in der Welt,
Ihr ahnte nicht, als sie ihn früh verloren,
Wie würdig er dem Zweiten sich gesellt,
Der von den Göttern schien zum Glück erkoren,
Als Leuchte auf der Menschheit Höh'n gestellt,
Der selbst empfing, gewebt aus Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!

Und unserm Schiller war ein Kampf das Leben,
Ein Kampf nur mit dem Leiden, mit dem Tod,

Die Phantaſie ließ ihn zu Göttern ſchweben,
Doch bei den Menſchen fehlte ihm das Brot.
Wie oft ſaß er und ſchrieb mit froſt'gem Beben,
Was feurig glühend jede Bruſt durchlob't,
Bis ihn der Freund, der glückliche, erkannte
Und ihm zuletzt die bittren Sorgen bannte.

Er aber ſaß am Strome der Geſchichte,
Wo ſchwellend ſich die Flut der Völker brach,
Des Schickſals unerbittlichem Gerichte
Sann er mit ernſtem, tiefem Geiſte nach,
Bis alles ihm in ungetrübtem Lichte,
Das höchſte Gut, das Schlimmſte, vor ihm lag,
Dann wußt' er längſt entſchwundene Geſtalten
In ew'gem Reiz der Nachwelt zu erhalten.

Wie er der Menſchheit kräft'gem Wachsthum lauſcht',
Begrub ſich auch ſein freier Forſcherblick
Tief in den Menſchen, und verſtändlich rauſchte
Vor ihm die kleine Welt voll Schmerz und Glück.
Die Weisheit, die er von den Meiſtern tauſchte,
Gab er in reichſter Fülle uns zurück;
Wir fühlen ſie mit klaren Harmonieen
Bewältigend in unſre Seele ziehen!

Nun winken uns die hohen Ideale;
Ermunternd feſſeln ſie den ſtumpfen Sinn,
Wir fliehen freudig das Gemeine, Schaale,
Und wenden uns zum Edlen, Guten hin,
Wir fühlen überraſcht mit einem Male
In ihm allein den herrlichſten Gewinn,
Doch glauben wir ſie ſtrebend zu erreichen,
Seh'n wir ſie ſchon zu reinern Höh'n entweichen.

So malte er uns in lebend'gen Bildern
Das Leben selbst mit seiner Meisterhand,
Wie wußt' er uns die zarte Glut zu schildern,
Der Leidenschaften aufgestörten Brand.
Doch kunstgerecht seh'n wir die Wuth sich mildern,
Die Schönheit legt um alles ihr Gewand,
Was auf den Bretern soll vorüberwandeln
Und nach dem Spruch des strengen Schicksals handeln.

In manchem Werk von höchstem Kunstgepräge
Hat so die Kraft des Künstlers sich bewährt,
Und wenn er irrte auf entleg'nem Wege,
Hat er zum Wahren sich doch schnell gekehrt.
Ward gegen ihn auch Neid und Mißgunst rege,
Für uns wird er durch seinen Tod verklärt,
Wir müssen ihm, was er gefehlt, verzeihen,
Ihm unsre Liebe und Bewund'rung weihen!

O Weimar, Weimar! Dort ist heil'ge Erde,
Dort steht sein Haus, wir treten still hinein,
Betrachtet nun mit stummer Schmerzgeberde
Das morsche Bett, die Kammer feucht und klein!
Und das Klavier mit rost'gen Saiten werde
Von Geisterhand gespielt, melodisch rein
Erkling' es sanft, wie aus vergang'nen Tagen,
Als er entschlief, noch heut' um ihn zu klagen.

Doch folgt mir weiter auf das Feld der Todten,
Wohin mich jetzt geheime Sehnsucht ruft;
Als Sängerfürst hat er der Welt geboten,
Wir finden ihn dort in der Fürstengruft.
Er schlummert dicht beim großen Götterboten,
Durch Lorbeerkränze säuselt kühl die Luft;

Sie mir doch bald; nehmen Sie mich nicht zum Muſter in unſern Correſpondenzen. Sobald als Sie entſchloſſen ſind mich aufzunehmen (oder abzuweiſen?) — ſchreiben Sie mir. Ich bin immer der gewinnende Theil, weil ein Brief mir vierfach bezahlt wird; aber bei Ihnen will ich nicht gewinnen, darum mußte dieſer Brief viermal ſo groß ſein.

Auf einige andere Artikel ſchreibe ich morgen ganz gewiß an Huber.

Leben Sie recht wohl, ewig geliebt von

Ihrem

S.

Dresden, 3. März 1785.

So haben ſich denn alſo unſere Seelen trotz aller Entfernung gefunden — wir ſind Freunde — und bald wird der erſte Blick und Händedruck den Bund unſerer Herzen verſiegeln. — Arbeiten, die keinen Aufſchub leiden, hindern mich auf Ihren herrlichen Brief ſo viel zu antworten als ich wollte, aber aufſchieben konnte ich meine Antwort deswegen nicht. Sie müſſen ſobald als möglich auch von mir wiſſen, wie ſehr ich mich nach dem Augenblicke ſehne, da wir Sie mit offenen Armen empfangen werden. — Auch ich kenne den Durſt nach Sympathie aus Erfahrung. Sie ahnen, daß der Ihrige bei uns geſtillt werden wird, und wir ſind ſtolz genug zu glauben, daß dieſe Ahnung Sie nicht täuſcht. —

Wir seh'n die Welt sich um den Sarg vereinen
Und unserm Todten stille Thränen weinen!

Schon aber schwellt ein süßer Freudenschauer
Die bange Brust, sie hebt sich stolz und kühn,
Gleich einem Schleier sinkt die düst're Trauer
Und alle Blicke seh' ich heller glüh'n,
Verschwunden ist die kalte Grabesmauer,
Und ringsum spross't ein heit'res Frühlingsgrün:
Er ist schon längst in seinem Volk erstanden,
Der Schillergeist befreit's von finstern Banden!

Zum Fackelzug am Schillerfeste.

Mel.: Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd ꝛc.

Frisch auf, nun die Brände, die leuchtenden, schwingt
Und werft ihre Gluthen zusammen,
Wie blendend durch nächtliches Dunkel dringt
Das flackernde Meer der Flammen!
Vielhundert Flammen ein einziger Schein,
Vieltausend Herzen ein heil'ger Verein.

Dein Genius entzündete jede Brust,
Wohin ihn sein Flügel getragen,
Von Land zu Lande lodert die Lust,
Der Enkel dem Ahnen hört sagen:
Es ist Schiller der deutsche Sängerheld,
Erobernd durchzieht noch der Todte die Welt.

Was er der staunenden Menschheit gelehrt,
Dankt ihm noch das spät'ste Jahrhundert,
Er hat den Blick uns zum Höchsten gekehrt,

Von Mitwelt und Nachwelt bewundert,
Wie er die Nebel des Wahnes durchbricht,
Ihm nach zum reinen, unendlichen Licht!

Es werden in seinem Geiste verwandt
Die Völker von Osten und Westen,
Wer feurig den Flug zum Ew'gen gewandt,
Den führt er zum Reinsten und Besten,
Die dürstenden Herzen sie werden gesund,
Sie schließen den herrlichsten Bruderbund.

Sein Name ist das erhab'ne Panier
Im Kampf für das Edle und Gute,
Nur muthig, ihr Brüder, so siegen wir,
Wie mancher auch einsam verblute,
Der Feldherr ruft uns von hoher Wacht,
Sein Wort erschüttert die finstere Nacht.

Die Fackeln verlöschen, erstickt ihre Gluth,
Das Feuer im Herzen laßt brennen,
Uns treibe nicht blinde unselige Wuth,
Die Welt soll das Heil'ge erkennen,
Der Preis, um welchen wir streiten, ist rein,
So sollen auch unsere Waffen es sein!

Dr. C. Fritzsche.

Radeberg.

Prolog

bei der hundertjährigen Jubelfeier des Geburtstages Friedrich v. Schillers.

gedichtet und gesprochen von Friedrich Freund, Schuldirector in Radeberg.

Es lebt nur Eine Freude,
Durch's ganze Vaterland,
Es sind heut einem Manne
All' Herzen zugewandt.

Ein Name heut ertönet
Durch alle Gauen hin,
Das ganze Volk heut wallet
In festlichem Beginn.

Ihr kennt den großen Dichter,
Deß Liebe ungetheilt,
Als große Ruhmeshalle
Sein Volk auf Erden weilt.

Was ist's, das unsern Sänger
Hat hier so hoch gestellt,
Daß heute in Begeist'rung
Ihn feiert alle Welt?

Das ist, er war ein Dichter
Des Volkes ganz und gar,
Wie ihn die Gottheit sendet
Zu künden recht und wahr.

Ein Dichter unsers Volkes,
In Wort und Leben gleich,
Hat er, gleich wie ein Priester,
Erbaut des Schönen Reich.

Dafür hat er gewirket
Mit seiner ganzen Kraft,
Nur für sein Volk gestrebet,
Nur für sein Volk geschafft.

In Wort und Leben wuchs er
Aus deutschem Boden auf,
Hat nie nach fremden Landen
Gelenket seinen Lauf.

Drum sprach er auch zum Herzen
Des Volkes ganz und gar,
Was unser Volk beweget,
Legt er in Worten dar.

Gehorsam, Freiheit, Ordnung,
Der goldnen Eintracht Bund,
Kein Andrer that so herrlich
Die theuren Güter kund.

Des Vaterlandes Liebe,
Wie herrlich sang er sie,
Der Frauen Würde pries er,
Des Lebens Harmonie.

Und wie er sang, so lebt' er,
Als Sänger wie als Mann
Gleich hoch und edel strebt er,
Und großen Ruhm gewann.

Nur einem Ziele jagt er
Mit Manneskraft stets nach:
Zu schaffen Volkes Tugend;
Das gab den Flügelschlag

Dem starken Dichtergeiste,
Er legt sein Leben dar,
Als Opfer seiner Liebe
Auf Deutschlands Hochaltar.

Drum ist er auch geschieden
Aus diesem Leben bald,
Schmeckt nun den süßen Frieden
Mit seiner Allgewalt.

Zwar ist er heimgegangen
Zu jenen lichten Höhn,
Doch fort im Volke lebt er
Wie hoher Geister Wehn.

Wer ist es, frag' ich heute,
In dieser Zeiten Lauf,
Um den sich schaart geeinigt
Das deutsche Volk zu Hauf?

Es ist der Name Schiller,
Der wie ein Schutzgeist schier
Das Volk führt all' zusammen,
Wie um ein Reichspanier.

Drum naht Euch, die Ihr wollet
Den Kranz der Liebe weihn
Dem Mann, der heut uns schaarte
Zu dieses Fest's Verein.*)

Dem Mann, dem heut gefeiert
Ein Fest wird allzumal,
Wie es noch nicht gehalten
In diesem Erdenthal.

So zieren wir den Edlen,
Der sein Volk hat geziert,
Der hoch es hat gehoben,
So weit der Geist regiert.

Durch ihn steht deutscher Name
Hoch auf dem Erdenrund,
Er that des Deutschen Geistes
Geheimste Schätze kund.

Mit ew'gem Ruhmeskranze
Er all sein Volk umwand,
Darin sein höchstes Streben,
Sein höchstes Ziel er fand.

Doch wollen wir blos heute
Ihm Zoll der Ehre weihn?
Nein, streben woll'n wir Alle,
Daß bei uns wohl gedeih'n

*) Hier wurde des Dichters Büste bekränzt.

Die Güter, die ihn zierten,
Die Güter, die er pries,
Auf die, als höchste Ziele,
Sein ganzes Volk er wies.

An's Vaterland, an's theure,
Schließt Euch und Thaten schafft
Aus dieser reinen Liebe
Mit festgeeinter Kraft.

O könnt' ich heut doch rufen
Mein ganzes Volk nur wach,
Daß es wie Einer stünde,
Verfechte seine Sach';

Daß wir wie Einer stünden
Und übten allzumal
Die Tugenden, einst schmückend
Des Dichters Geistesstrahl.

Dann blühte auf die Eintracht,
Die er so schön besang,
Dadurch er manche Herzen
Zu bessern Thaten zwang.

Dann blühten all' die Güter,
In reichster Füll' empor,
Die in der Glocke Liede
Zum Preise er erkor.

Ja Schiller, Deine Glocke,
Sie ist ein Dichtersang,
Dadurch Dein Geist hienieden
Sich ew'gen Ruhm errang.

Drum läute Deine Glocke
Fortan durch Deutschlands Gaun,
Sie sage Deinem Volke,
Wodurch sich's kann erbaun.

Zu einem ein'gen Volke
In Wort und Thaten gleich,
Zum heil'gen Tugendhorte,
Zum starken deutschen Reich.

Halle an der Saale.

Zum 10. November.

Was hör' ich Wunder sagen!
Welch wonnereiches Bild!
Ein Kindlein, hoch getragen

Auf Deutſchlands blankem Schild,
Von allem Volk erhoben
Vom Fels bis zu dem Meer,
Das Haupt von Glanz umwoben,
Der Blick ſo licht und hehr.

Dem Kindlein kommt zu dienen
Der Männer ſtarke Schaar,
Mit ſittig holden Mienen
Zieh'n Frau'n und Mägdlein dar,
In Fluren und in Hallen
Mit Mund und Herzensſchlag
Muß laut ſein Preis erſchallen
Heut' an dem Freudentag.

Und rings im Schmuck der Kränze
Grünt all' das deutſche Land,
Wie jüngſt im Blüthenlenze
Die Erde prangend ſtand;
O Wunder! wie verkehret
Hat ſich des Jahres Brauch,
Der Sturm, der herbſtlich fähret,
Wird linder Frühlingshauch.

O Freudentag, erkoren!
Vom Himmel uns gefügt,
Daß heute neugeboren
Das Kind im Arm uns liegt,
Das heut' vor hundert Jahren
Dem deutſchen Volk geſchenkt,
Des Volkes frohe Schaaren
Im Jubelfeſtzug lenkt.

Einſt in dem Lande Schwaben
Sprang's von der Mutter Schooß,
Es wuchs zum blühenden Knaben
Und ward zum Manne groß,
Und als dem Kindlein länger
Die Jahre ſind entflohn,
Da ward es Deutſchlands Sänger
Und Deutſchlands großer Sohn.

In tauſend hohen Weiſen
Rührt' es des Volkes Herz,
Es trug aus dumpfen Kreiſen
Das Leben himmelwärts,
Zum hohen Göttermahle
Uns Alle lud es ein
Und bot in gold'ner Schale
Uns ſeinen Feuerwein.

Und was der Buſen ſtiller,
Was laut die Lippe tönt;
Das Kind iſt unſer Schiller,
Den ein Jahrhundert krönt;
Von Lieb' und Treu' umfangen
Lebt uns ſein Bild und Wort
In ewiger Jugend Prangen
In alle Zeiten fort.

Dr. Schwetſchke.

Zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtsfeste,

am 10. November 1859.

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben Nur halb verliehen, soll ganz der Nachwelt geben.
Göthe.

Tönt heut' mit festlichem Geläut', ihr Glocken,
Ihr Winde tragt den Klang durch alle Luft
Und streut die Töne aus gleich Blüthenflocken:
Ein König ruht in Weimar's Fürstengruft,
Ein König ohne Kron', im Schmuck der Locken,
Der hoch gadelt trotz des Standes Kluft,
Denn heut' vor hundert Jahren ward geboren
Er, den das Volk zum Liebling sich erkoren.

Und ob er auch des Lebens Noth getragen,
Ein König ist er in der Geisterwelt,
Er triumphirt auf seines Ruhmes Wagen
Vom Süd zum Nord, vom Rheine bis zum Belt;
Und weil für ihn Millionen Herzen schlagen,
So klingt sein Name bis zum Sternenzelt,
Denn hoch begnadet von dem höchsten Richter
Ist er unsterblich, Deutschlands großer Dichter.

Wohl hat der blasse Tod ihn auf die Bahre
Im schönsten Mannesalter hingestreckt,
Doch auch, daß seinen Ruhm die Nachwelt wahre,
Sein Haupt mit ew'gem Lorbeer mild bedeckt,
Und so im Kreislauf der entschwund'nen Jahre,
Hat ihm die Zeit Bewunderer erweckt:
Doch was er auch gedichtet und gesungen,
Der Jugend ist sein Lied zumeist erklungen.

D'rum die Ihr aus dem Becher oft getrunken
In freier Jugend lebensfrischem Blühn,
Laßt heut' der Freude schönen Götterfunken
In Euren Herzen hell und rein erglüh'n;
Ist Euch vielleicht der Hoffnung Stern gesunken,
Seht seine Jugend an, so stark und kühn,
Wie er ankämpfend stets ist vorgedrungen,
Bis er das höchste Ideal errungen.

Der wahren Freiheit galt ja stets sein Streben,
Weil stolz sein Genius die Knechtschaft mied,
Ihr war geweiht sein ganzes Dichterleben,
Und als er sterbend aus dem Leben schied,
Hat er aus tiefstem Herzen noch gegeben
Dem deutschen Volk den Tell, sein Schwanenlied,
D'rum haltet fest dies heilige Vermächtniß
Und wahrt den Freiheitshymnus im Gedächtniß!

Der Geist der Freiheit tönt wie Waldesrauschen,
Wie mächt'ger Orgelklang vom Himmelsdom,
Und willst, mein Volk, Du seiner Mahnung lauschen,
So klingt es aus der Dichtung vollem Strom:
„O mögest nie die Freiheit ein Du tauschen
Um trügerischen Schein und leer' Phantom,
Sei frei in Wort und That, wie im Gedanken,
Dann wirst Du sieghaft brechen alle Schranken!"

D'rum laß, mein deutsches Volk, Dich jetzt gemahnen,
Sei einig doch in dieser trüben Zeit,
Und eingedenk der Thaten Deiner Ahnen,
So rüste Dich den Schweizern gleich zum Streit;
Erklingt der Schlachtruf dann um Deutschlands Fahnen,

Bist Du zum Siege wie zum Tod bereit,
Und wenn's zu widerstehen gilt Tyrannen,
So wirst auch Du der Thatkraft Bogen spannen.

So feiert ihn! Nicht nur mit frohen Tänzen
Umgaukelt heut' sein Bild, aus Stein und Erz,
Im Auge müssen Freudenthränen glänzen,
Er hat mit uns getheilt ja Lust und Schmerz,
D'rum fort mit Schaugepräng' und Flitterkränzen,
Sein Denkmal bleibt allein des Volkes Herz,
Ob auch Jahrhunderte dann hin noch gehen,
Die Zeit wird sein Gedächtniß nicht verwehen.

Theodor Gesky, stud. phil.

Der weimarische Musenhof.

Seht ihr die Nebel niederwallen
Auf ein beglücktes stilles Thal?
Es flammt durch seine grünen Hallen
Der letzte Abend-Sonnenstrahl,
Des Tages laute Stimmen schweigen,
Die heilige Nacht, sie zieht herauf,
Und am gewölbten Himmel steigen
Die ew'gen Sterne leuchtend auf.

Und seht ihr unter Lorbeerbüschen
Des Tempels Säulen ragend stehn,
Wo sich „unsterblich Lieder" mischen
Der „Welle leiserem" Getön?
Seht ihr den hohen Festzug schreiten,
Der Seher gottgeweihte Schaar,
Das heil'ge Opfer zu bereiten
Dort an dem flammenden Altar?

Jetzt, da Ihre Freundschaft an allem theilnimmt, was uns betrifft, noch etwas von dem, was wir waren — und sind. Ich liebte Minna vier Jahre lang, ohne es ihr und mir selbst zu gestehen. Jetzt ist es drei Jahr, daß ich mich ihr entdeckte. Wir kämpften seit dieser Zeit mit Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich schienen — hatten des Kummers viel — waren genöthigt uns zu trennen, um uns unserem Ziele zu nähern. — Jetzt entwickelt sich alles zu unserem Vortheil — der Zeitpunkt, der uns auf immer vereinigt, ist nicht mehr entfernt — eine selige Zukunft wartet unser — Dora und Huber freuen sich mit uns, daß wir am Ziele sind. Dies ist die Stimmung, in der Sie uns finden werden — und nun bleiben Sie noch zurück, wenn Sie können. —

Von ganzem Herzen

der Ihrige

K.

Dresden, 2. Mai 1785.*)

In einer unaussprechlich seligen Stimmung setze ich mich hin, an meinen Schiller zu schreiben. Seit meinem Hiersein ist es die erste ruhige Stunde, in der ich mich ganz dem süßen Gedanken an meine jetzige Lage überlassen habe. Ein Brief von meiner Minna, der eben ankam, hat mein Gefühl noch erhöht. Jetzt fange ich zu leben an. Bis-

---

*) Der erste Brief an Schiller nach Leipzig, der daselbst am 17. April angekommen war.

Es wallen feſtlich die Gewänder,
Es weh'n im linden Hauch der Luft
Um hehre Stirnen Kranz und Bänder,
Rings um den Hain fließt Opferduft,
Und vier erhabne Häupter ragen
Hoch aus des Feſtes Zug empor,
Es mahnt uns, wie aus grauen Tagen,
Der Götterſänger heil'ger Chor.

Und zu des Tempels Pforte näher,
Mit Eich' und Lorbeer grün umlaubt,
Zieht in der Schaar geweihter Seher
Voran ein hochgeliebtes Haupt;
Das theure Haupt! — Und ſoll ich's nennen,
Was heut' auf jeder Lippe ſchwebt,
Dem alle Herzen heut' entbrennen,
Das groß für alle Zeiten lebt?

Und in der Reihe der Geweihten,
Die in dem Opferzuge wallt,
Da ſchaut der Blick den hohen Zweiten,
Olympiſch Antlitz und Geſtalt.
Deß Stirn ſein jugendlichſten Zeiten
Das Diadem der Macht umſchlang,
So glanzvoll mag kein Andrer ſchreiten,
Ja, das iſt Goethe's hoher Gang.

Der Dritte! — Demokritiſch Lächeln
Umſpielt den fein geſchnitt'nen Mund,
Und ihn umſchwebt wie weſtlich Fächeln
Der Liebesgötter ſüßer Bund,
Die Grazie mit holdem Koſen

Hat sie des Sängers Haupt geschmückt,
Den vollen Kranz der duft'gen Rosen
Auf Wieland's Silberhaar gedrückt.

Es naht ein Denker und ein Dichter
Jetzt in dem heil'gen Opferzug,
Der freier stets, und reiner, lichter
Den Blick in höchste Fernen trug,
Des Priesterthums geweihte Binde,
Die hehren Schläfe hüllt sie ein;
Daß laut ein stolzes Wort es künde:
Auch Herder wird unsterblich sein!

Erschlossen steht des Tempels Pforte,
Es sind die Thore weit gethan,
Der Hüter an dem heil'gen Orte
Er harrt, die Waller zu empfah'n,
Er eilt den Kommenden entgegen,
Er ruft, begeistert und bewußt,
Auf seinen Bau der Götter Segen,
Auf Deutschlands Sänger — Karl August.

Fest steht des Tempels Pracht begründet
In dem beglückten stillen Thal,
Des Opfers Gluth, sie ist entzündet
Am lichten, vollsten Himmelsstrahl,
Und durch das Dunkel trüber Nächte
Flammt rings ein zauberisch gold'ner Schein:
Es strahlt das Wahre, Schöne, Rechte
Verklärt in Weimar's Hochverein.

Den Manen Schillers.

Ein Nachklang des Jubel-Feſtes.

Ein Dichterloos: Im kühnſten Flug verderben!
Gigantiſch ringend um das Höchſte werben!
Die wunde Bruſt voll ſüßer Melodie! —
Verkündet nun von Millionen Zungen,
Was düſtern Nächten ſiegend abgerungen:
Das Evangelium der Poeſie!

Nun huldigen in glänzenden Paläſten
Der Majeſtät des Genius die Beſten
Und ſchmücken den verwaiſten Dichterthron;
Auch in der kleinſten Hütte klingen wieder
Am Heerd der Armen ihres Dichters Lieder:
Um ihren Liebling weint die Nation.

Das ganze Volk nach Tages Müh' und Qualen
Begeiſtert ſich an ſeinen Idealen,
Erwärmt das Herz an ſeinem hehren Wort.
Des deutſchen Volkes Weh und heiße Thränen,
Sein ſtolzes Träumen, ſein geheimes Sehnen:
In ſeines Dichters Werken lebt es fort.

Wie wurde, da, im Zwange des Tyrannen,
Das deutſche Volk nicht wollte ſich ermannen,
O Schiller, Dein prophetiſch Dichten wahr!
Du ſangeſt von der Schweiz und ihren Hütern:
„Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr."

Noch rauſcht Dein Wort im deutſchen Lande prächtig:
„Seid einig! einig! einig!" Stolz und mächtig,

Ein einzig Volk, das keine Schranke trennt!
O wenn dies Wort in deutschen Herzen zündet,
Dann bau' dem Sänger, der es Dir verkündet,
Du, seiner würdig Volk, ein Monument.

An Schillers Geiste wird empor sich ranken,
An seinen ewig leuchtenden Gedanken
Die Gegenwart, — das späteste Geschlecht.
Denn was er sang in wunderbarer Klarheit
Das Heiligste: die Freiheit und die Wahrheit,
Das bleibt der Menschheit Ruhm und göttlich Recht.

Der junge Tag wird einst die Nacht bezwingen;
Die Welt bewegt ein schöpferisches Ringen:
„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit."
Und an der Zukunft lichten Tempelhallen
Baut unsres deutschen Dichters Geist vor allen,
Und diese Säulen schaun die Ewigkeit.

Hermann Francke.

Dessau.

Festrede an Schillers hundertjährigem Geburtstage,

im Herzoglichen Hoftheater zu Dessau gehalten von Karl Elze.

Wer heute der Sonne in ihrer Laufbahn hätte folgen können, würde Zeuge eines eben so seltenen als erhabenen Schauspiels gewesen sein: er hätte die Deutschen einig gesehen, einig in der begeisterten Liebe zum Schönen, Guten und Wahren, einig in der treuen Pflege der höchsten Güter der Menschheit. Nicht nur in

den Gauen des eigenen Vaterlandes, sondern weit über seine Gränzen hinaus

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt

sind heute unsere Stammesgenossen versammelt, um das Fest dessen zu feiern, dessen dichterische Schöpfungen uns unvergängliche Festgaben sind. Durch ganz Europa, ja durch die ganze gebildete Welt schlägt heute der deutsche Puls mit hörbaren Schlägen. Vor wenigen Stunden hat diese Sonne im riesigen Schatten des Kremls, in welchem einst auch der falsche Demetrius sein Schwert geschwungen, die Feier unserer Landsleute gesehen, und wer ihr gen Westen über das Weltmeer folgen könnte, würde dieselbe festliche Begeisterung, dieselbe treue Anhänglichkeit an das oft geschmähete und doch immer geliebte Vaterland auch dort erblicken, wo der Niagara braust und der Vater der Gewässer seine schlammigen Fluten durch den stillen Urwald wälzt. Auch dort bedeutet heute das unsterbliche Lied von der Glocke den rauhen Pionieren des fernen Westens Friede und Freude. Zu dieser Stunde spiegeln sich die Freudenfeuer vom Rütli im See der Waldstädte und leuchten von den Zacken der Alpen hinab in das dunkle Thal des Schächen. In der Stadt, in welcher der blutdürstige Alba sein Schaffot aufgepflanzt; an dem Strome, wo die gottgeweihte Jungfrau gekämpft und ihr unterdrücktes Vaterland wieder aufgerichtet hat; auf der nebelumflossenen Insel, wo der blutbefleckte Palast der schönen Stuart steht — überall prangt heute in festlichem Schmucke das Bildniß desselben geweihten Hauptes, überall tönen aus freudig bewegten Herzen dieselben feierlichen Klänge wieder. Brauche ich ihn noch zu nennen, den Namen des Gefeierten? Ihn lieben Palast und Hütte, Greis und Kind, der Gelehrte in seiner Zelle und der Krieger auf seinem Rosse, und alle nennen mit Ehrfurcht den Namen: **Friedrich Schiller!**

Ein Jahrhundert ist heute verflossen, seitdem er als ein leuchtender Stern unserem Vaterlande aufging. Ein ganzes Jahrhundert — freilich eine winzige Spanne im Leben der Menschheit, aber ein unendlicher Zeitraum nach dem Dasein des Einzelwesens gemessen! Und welch ein Jahrhundert! Wie Viel und wie Großes hat sich nicht in seinen Schooß zusammengedrängt! Welche blutigen und folgenschweren Umwälzungen im Leben der Völker und Staaten; welche unübersehlichen Fortschritte in Wissenschaft, Literatur und Kunst; welche weltbewegenden Erfindungen in Gewerbefleiß und Handel! Wie Herrliches hat namentlich der deutsche Geist in diesem Zeitraum der Menschheit zum bleibenden Eigenthum gewonnen! Fällt doch in dieses Jahrhundert die klassische Blütezeit unserer Literatur — eine Blütezeit, welche unzertrennlich an die beiden Namen Schiller und Göthe geknüpft ist, die alle Bäche und Flüsse unserer Poesie in sich aufgenommen haben und sie wie ein breiter Zwillingsstrom dem Meere der Zukunft entgegenführen.

Und nun, an der Gränze dieses Jahrhunderts, werde abermals Göthes Mahnung erfüllt:

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Mögen immerhin stumpfe Gleichgültigkeit und mißgünstige Kritik, roher Materialismus und blinder Glaubenseifer unsere Festfreude schmähen und unsere Feier als Götzendienst verschreien. Dieselbe Anklage ist von denselben Seiten bereits vor zwanzig Jahren, als das Standbild unseres Dichters in Stuttgart errichtet wurde, gegen seine Landsleute geschleudert worden, aber von dem strahlenden Schilde der nationalen Poesie wirkungslos abgeglitten. Wir lassen uns nicht irren; wir wissen, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme ist. Wir wollen es sühnen, was die Mitwelt an dem Dichter verschuldet hat, von dem in vollem Maaße das Wort gilt:

Wo du das Genie erblickst,
Erblickst du auch die Marterkrone.

Wir wollen dem Dichter den Dank darbringen, den wir ihm alle schulden. Denn wer ist unter uns, in dessen Geist Schiller nicht goldene Samenkörner der Bildung gestreuet, den er nicht zur Tugend und zum Streben nach allem Edeln und Guten begeistert, dem er nicht in unruhigen und trüben Stunden Beruhigung und Tröstung, in heitern Stunden reinsten Genuß gewährt hätte? Der Dank der Nachwelt und der wahre Sold des Dichters ist der Ruhm. Was der Dichter „in traurig schönen Jahren" geschaffen, wirkt auch nach seinem Tode fort und fort und erheischt den Zoll der Dankbarkeit von Geschlecht zu Geschlechte.

Unsere Feier ist aber nicht bloß eine Dankesfeier, sie ist auch eine Feier des eigenen Aufschwungs, ein Sporn zur Nacheiferung, eine frische Entzündung des göttlichen Funkens in unserer Brust, — sie ist endlich und vor Allem eine Feier volksthümlicher Erhebung und vaterländischer Entwickelung.

Der Dichter ist der Dolmetscher unserer Gefühle und Gedanken; er kleidet es in Worte, was halb bewußt, halb unbewußt in dem Herzen eines Jeden ruht. Dadurch also, daß wir sein Andenken feiern, bekräftigen wir, was er in unserem Namen gesprochen hat; wir schaaren uns um das Panier, das er in unserer Mitte aufgepflanzt hat — um das Panier der reinen harmonischen Menschlichkeit, welche in der Kunst, die der Mensch allein besitzt, ihren vollendetsten Ausdruck findet. Das deutsche Volk müßte seinen Charakter verleugnen, wenn es nicht wie Ein Mann und mit lautem Zuruf den Dichter der Ideale umringen sollte. Können wir es vergessen, daß Schiller uns in seinen Dichtungen auch auf der Bahn zu dem schönsten und geliebtesten Ideale vorangeschritten ist, das wir in unserer Brust tragen, zu dem Ideal des einigen, starken und freien Vaterlandes? Vergessen in einer Stunde, wo soeben der furchtbare Ernst der Geschichte wiederum an unsere

Thür geklopft und uns gemahnt hat, diesem hohen Ziele unablässig zuzustreben? Können wir es vergessen, daß wir den Dichter feiern, dessen Marquis Posa aus überwallender Brust nicht bloß zu König Philipp das Wort gewagt: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! — den Dichter, der den edeln Attinghausen mit erkaltenden Lippen nicht blos den Schweizern zurufen läßt: Seid einig, einig, einig! Von treuer Liebe zu seinem Lande und Volke erfüllt und für edle Freiheit und Volkswohlfahrt begeistert, ragt Schiller in dieser Beziehung hoch über Göthe empor, der sich den Angelegenheiten der Nation entfremdete und sich von ihrer freien staatsbürgerlichen Entwickelung abwandte. Schiller hat alle Stände brüderlich versöhnt, alle Gauen des Vaterlandes zu gleichem Streben und gleicher Bildung vereint — er hat uns wenigstens im Reiche der Dichtung zu einer einigen Nation gemacht. An uns ist es, das von ihm begonnene große Werk fortzusetzen und zu vollenden. Wie heute um die Leier in der Hand des Sängers, so möge sich unser Volk auch um das Schwert in der Hand des Feldherrn schaaren, wenn — vielleicht bald — die Stunde des Kampfes schlägt.

Ist Schiller groß durch das, was er erreicht hat, so ist er noch größer durch die Art, wie er es erreicht hat, und ist darum ein unsterbliches Vorbild für die Jugend. Ihm war die Poesie ein wirklicher Dienst der Musen; sie war ihm Tugend und Sittlichkeit, Politik und Religion. „Von jeher, so schrieb er im Jahre 1795 an eine Freundin, war die Poesie die höchste Angelegenheit meiner Seele, und ich trennte mich eine Zeit lang bloß von ihr, um reicher und würdiger zu ihr zurückzukehren. In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes, um desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziele zu führen den Muth hat. Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen Dreien das Ideal vorzeichnet, welchem sich anzunähern ihre höchste Vollkommenheit ist.“ In allen

Wandlungen seines Lebens, im unbesonnenen Taumel der Jugend, in Mangel und Krankheit, wie auf der Höhe seines Schaffens, gewahren wir an ihm dasselbe rastlose Ringen nach Vollendung. Darin liegt der Kern seiner Größe; und in diesem Bewußtsein konnte er auch auf seinem Sterbebette sagen, daß ihm „heitrer, immer heitrer" zu Muthe sei. Er ist in dieser Hinsicht der nächste Geistesverwandte Lessings, und führt uns nicht bloß durch seine Werke, sondern auch durch sein Leben dem Ideale entgegen.

Sein Leben — ein Drama, bewegter, anziehender und rührender als je eines aus seiner Feder geflossen — ist uns schon oft und vortrefflich erzählt worden und lockt uns doch immer wieder von Neuem. Wir lesen und lauschen und lassen nicht eher ab, als bis am Schlusse des Stückes der Vorhang — ach viel zu zeitig! — fällt. Wir versetzen uns im Geiste nach Marbach. Wir sehen sie vor uns, die sorgliche, innige Mutter und den wackern, strebsamen Vater, und theilen ihren Jubel, als ihnen heute vor hundert Jahren, am Geburtstage Luthers, nach zehnjähriger Ehe der erste — und einzige — Sohn geboren wird; wir hören des Vaters inbrünstiges Gebet an das Wesen aller Wesen, daß es dem Sohne an Geistesstärke zulegen wolle, was er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen gekonnt. Das Gebet ward erfüllt, und Schiller brachte in der unermüdlichen Thatkraft, der biedern Rechtschaffenheit und dem nimmer rastenden Ehrgeize ein herrliches väterliches Erbtheil mit auf die Welt. Er war kein Wunderkind, sondern ein Knabe wie andere und entwickelte sich, wie alle großen Geister, in der Stille und Beschränkung in einem Lande, wo auf allen Bergen sagenreiche Ruinen ragen und alte Volkslieder sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Aber frühzeitig sollte sein Kampf mit dem Leben beginnen; in der That, von dem Augenblicke an, wo er in die vom Herzog Karl neubegründete Akademie aufgenommen wurde, bis zu seinem Tode ist sein Leben ein ununterbrochener Kampf gewesen. „Mit

einem blauen Röcklein nebst Kamisol ohne Aermel, so erzählt Schillers jüngster Lebensbeschreiber, funfzehn lateinischen Büchern und einer Baarschaft von 43 Kreuzern ging der dreizehnjährige Friedrich seiner neuen Laufbahn in der Karlsschule entgegen." Hier wurden die Zöglinge gerade in dem Alter, wo die Brust des Jünglings sich dehnt und er der freien Entwicklung am bedürftigsten ist, wo die gebildete Jugend sich in dem schäumenden Kelche der akademischen Freiheit zu berauschen pflegt, der strengsten und engherzigsten Abrichtung unterworfen. Das Kommandowort führte sie zum Studium wie zum Spiel, zum Mahle wie zum Schlafe. Die besten Geister der Vorzeit und Gegenwart durften sie nur verstohlen lesen; Shakespeare wurde confiszirt. Der einzige große Mann, der aus der Karlsschule hervorgegangen, ist eben Schiller, der sie moralisch vernichtet hat und nicht durch sie, sondern trotz ihrer groß geworden ist. So trug Schillers Erziehung einen knechtischen Charakter, während Göthe, der nie eine Schule besuchte, im Uebermaaß der Freiheit erzogen wurde. Und er war ein Liebling des Herzogs, von welchem dieser hoffte, daß er einmal ein „recht großes Subjectum" werden könne, eine Hoffnung, die freilich in ganz anderer Weise in Erfüllung ging, als sein fürstlicher Gönner gedacht und beabsichtigt hatte. In der Karlsschule war es auch, wo Schiller zum ersten Male Göthen gegenüber stand, der, mit seinem fürstlichen Freunde Karl August aus der Schweiz zurückkehrend, der Akademie einen Besuch abstattete — ein häßlicher, linkischer Bursche dem in stolzer Schönheit strahlenden Apollo gegenüber! Damals ahnten sie beide nicht, daß ihr Schicksal sie zu einem der erhabensten Freundschaftsbündnisse zusammen führen, daß sie Seite an Seite in einer Fürstengruft ruhen und dereinst auf demselben ehernen Postamente desselben Lorbeerkranzes theilhaftig werden würden.

Die Akademie wurde überstanden, allein die Erziehung und der Druck hatten damit ihr Ende noch nicht erreicht. Je gewalt-

her habe ich nur vegetirt und zuweilen von künftigem Leben geträumt.

Mich verlangt nach intereſſanter Beſchäftigung. Auf dem Punkte, wo ich ſtehe, wird mir der Genuß der größten Seligkeit verbittert, wenn ich mir bewußt bin Zeit verſchwendet zu haben, nicht etwas zu thun, wodurch man einen Theil ſeiner Schulden dem Glücke abträgt. Und da thut mir's ſo wohl, daß ich mich gegen einen Freund ergießen kann, der mich ſo ganz verſteht, der mit ächter Wärme an jeder begeiſternden Idee theilnimmt, der mit mir empfindet, ſchwärmt, Plane entwirft und Ideen zergliedert, ſowie es der Gegenſtand erfordert.

Um ganz glücklich, das heißt beim Genuß der angenehmſten Empfindungen mit mir ſelbſt zufrieden zu ſein, muß ich ſo viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältniſſen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den anderen anfeuern, einer ſich vor dem anderen ſchämen, wenn er im Streben nach dem höchſten Ideale erſchlaffen ſollte. Wir gehen auf verſchiedenen Bahnen, aber einer ſieht mit Freuden die Fortſchritte des Anderen.

Meine erſten jugendlichen Plane gingen auf ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Aber immer war mein Hang mich dahin zu ſtellen, wo es gerade an Arbeitern fehlte. Die intereſſanteſte Beſchäftigung hatte für mich nichts Anziehendes mehr, ſobald mir eine dringendere aufſtieß. So flog ich von einer Gattung Wiſſenſchaften zur anderen.

samer sich Schiller durch die Räuber, mit denen er sich in seinem 21. Jahre Angesichts der Nation für mündig erklärte, zu befreien suchte, desto strenger und enger wurde ihm die Bahn vorgeschrieben, in der sein Feuergeist sich bewegen sollte, bis der Druck seine höchste Spannung erreichte, bis ein verzweifelter Kampf in dem Dichter tobte, ob er dem Gott in seiner Brust oder den Menschen mehr gehorchen sollte. Konnte der Ausgang zweifelhaft sein? Er entfloh mit seinem treuen Streicher, und auf seiner Flucht leuchtete ihm die in Festesglanz strahlende Solitüde, auf welcher nichts dunkel war, als das Kämmerlein seiner mitwissenden, weinenden Mutter.

In Mannheim, wo er zuerst die Ambrosia des Ruhmes gekostet hatte, war Schiller nun frei und auf einen Schauplatz reger Geistesthätigkeit versetzt, wo die kurpfälzische deutsche Gesellschaft und die vornehmste Bühne Deutschlands blühten. Schiller war sich und der Literatur zur guten Stunde geboren. Seine Laufbahn begann, als die Lessings zu Ende ging, welcher wie ein Gewitter die literarische Atmosphäre gereinigt und den Boden für die Könige, die da bauen, befruchtet hatte. Die Bühne namentlich hatte sich für ihren Lieblingsdichter in würdige Bereitschaft gesetzt. Sie hatte sich zu einer sittlichen und politischen Anstalt emporgeschwungen und wurde als solche selbst von den Fürsten anerkannt und gepflegt. Vom Theater sollte die Belebung des Nationalgeistes ausgehen. Hätte man nicht erwarten sollen, daß Schiller sich unter so günstigen Verhältnissen bald eine ehrenvolle Stellung in Mannheim erringen würde? Doch nein! Nur niedere Organismen entwickeln sich rasch und erlangen schnell ihre Reife; Schiller aber gehört der höchsten Ordnung von Organismen an, und seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. In banger Furcht vor Verfolgung, von Nahrungssorgen gepeinigt, verkannt und im Stiche gelassen von denen, welchen er sein vollstes Vertrauen und seine ungestümsten Hoffnungen entgegen ge-

tragen hatte, mußte er seinen Wanderstab weitersetzen und fand eine Zeit lang eine stille Zuflucht bei seiner mütterlichen Freundin, der Frau v. Wolzogen. Wenn gleich als Theaterdichter ehrenvoll in den Strudel des Mannheimer Lebens zurückgerufen, vermochte er noch immer nicht das Schiff seines Lebens in den Hafen zu steuern, bis ihm der Rettungsanker in dem begeisterten Briefe erschien, in welchem ihm der edle, unvergeßliche Körner, der Vater des jugendlichen Freiheitssängers, seine Freundschaft entgegen brachte.

Freudig ergriff Schiller die Hand der Freundschaft, die nach seinem eigenen Worte alle Wunden liebend heilt, um sie nie wieder loszulassen, und wurde durch die Liebe seines Körner ein dreifach und vierfach beglückter Mann. In ihm fand er die lang entbehrte Ergänzung seines Wesens. Während der bei der Theilung der Erde zu kurz gekommene Poet beim Zeus in dessen Himmel weilte, wußte der besonnene Freund — ein würdigster Vertreter des sächsischen Stammes — sein irdisches Leben mit geschickter und wohlthuender Hand zu leiten und zu ordnen. Von ungleich tiefer greifendem Einflusse auf Schiller war es jedoch, daß er für seine sentimentalische Poesie gerade in dem reflektirenden Sachsen das wahre Verständniß, den rechten Grund und Boden fand. Seine Poesie ist nichts weniger als schwäbisch, denn der Character der schwäbischen Poesie ist naiv, und zur naiven Poesie, selbst in ihren größten Vertretern Homer und Shakespeare, befand sich Schiller in einem bewußten, von ihm selbst ausgesprochenen Gegensatze. Ein feiner Instinkt ließ ihn ohne Zweifel diese Wahlverwandtschaft seines dichterischen Wesens mit dem sächsischen Volkscharakter herausfühlen, und in dem beglückenden Gefühl, seine geistige Heimath gefunden zu haben, ergeß er die Fülle seines Herzens in das Lied an die Freude. In diesem Licht betrachtet erscheint uns die von Sachsen ausgehende Schillerstiftung als die realistische Antwort auf des Dichters idealistischen Willkommgruß.

In Sachsen beginnt Schiller seine Läuterung: hier reifte er zum Manne. Seine Bahn bewegte sich immer mehr aus der Peripherie der literarischen Welt nach ihrem Mittelpunkte, nach Weimar, hin, das er im Jahre 1787 zuerst betrat. „Ich bin jetzt, so schreibt er einem Freunde, wohin ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln.“ Der Hof und Göthe waren leider abwesend, und zu seinem Glücke zog ihn die Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin für jetzt noch von Weimar ab und lockte ihn zum dritten Male in ländliche Zurückgezogenheit. Sein erstes Landleben zu Bauerbach ward vom milden Schein der Menschenfreundlichkeit erhellt; das zweite zu Loschwitz strahlte ihm im Lichte der Freundschaft; das dritte zu Volkstädt endlich im Glanze der aufgehenden Liebe. Diese Liebe und der Drang nach einer gesicherten bürgerlichen Stellung bewegen ihn zur Annahme der ihm angetragenen Professur in Jena, auf deren Antritt bald seine glückliche Verheirathung folgte. Hier versenkte er sich in das Studium der Philosophie und Geschichte; aus den Tiefen der erstern schöpfte er die erhabene Lehre seiner Kunst, aus denen der zweiten die großen Stoffe für seine dramatischen Dichtungen. Aber während er so an seiner eigenen und an der Bildung seines Volkes arbeitete, hatte er mit dem Mangel zu kämpfen — denn erst spät wurde mit seiner Professur ein spärlicher Gehalt verbunden — und der Dämon der Krankheit heftete sich an seine Fersen. Da, als ihn sein Vaterland darben ließ, kam ihm Rettung und Hülfe aus demselben Dänemark, welches jetzt einen so erbitterten Krieg gegen alles Deutsche führt. Der Dichter genas nur kümmerlich, und mit gebrochenem Körper sehen wir ihn die letzte, die klassische Periode seines Schaffens beginnen, von welcher vorzugsweise Göthe's herrliches Wort gilt:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Schiller's klassische Periode fällt mit seiner Verbindung mit Göthe zusammen. Es ist eine der erhebendsten Thatsachen unserer Literaturgeschichte, daß diese beiden größten Dichter nach beiderseitigem langen Widerstreben einen Freundschaftsbund mit einander schließen mußten, der beide so hell verklärte und beiden erst die rechte Weihe und Geisteshöhe gewährte. Schiller hatte Ursache genug, mit Unmuth und Bitterkeit auf das Glückskind Göthe zu blicken, der ein Günstling der Natur wie der Menschen, im Schooße des leiblichen und geistigen Ueberflusses gebettet war. Wer kann es ihm verargen, daß ihn Göthe stets daran erinnert, wie hart das Schicksal ihn behandelt hat. Es beweist seine Geistesgröße, daß er sich dessenungeachtet mit freudiger Hingebung an Göthe anschloß, von dem er später seinem andern Ich schrieb: Mit Göthe messe ich mich nicht, er hat weit mehr Genie als ich! Und auch Göthe seinerseits mußte einen Geist als ebenbürtig anerkennen, von welchem er gestand, daß er ihm „Ideen tausendfach" zurückgab. Er hat ihm den größten Nachruf gesungen, den je ein Dichter dem andern gewidmet hat. Gerade wegen ihrer Gegensätze ergänzten sich die beiden Dichter. Göthe ist groß geboren, Schiller groß geworden. Göthe holt im leichten Fluge die Poesie vom Himmel herab; sie ist ihm ein liebliches olympisches Spiel. Schiller hingegen ringt sich mit ihr von der Erde empor; ihm ist sie ein heiliger Lebensberuf. Darum besitzt Schiller unsere Liebe, Göthe unsere Bewunderung. Schiller steht uns näher; er hat ächt menschlich gerungen und gelitten; Göthe hat nie gelitten; Schiller ist der Dichter des deutschen Herzens, Göthe der des deutschen Kopfes, und darum hat der Deutsche auch Schiller überall mit in die Fremde genommen, wo sein Herz das alte geblieben, sein Kopf aber erneuert worden ist.

Schiller wandte sich jetzt ausschließlich der dramatischen Dichtung zu. Er fügte seinen Wallenstein als Schlußstein in die Wölbung des alten Jahrhunderts und legte mit der Maria Stuart den Grundstein des neuen. Wie unser größter Tondichter neun große Symphonien, so hat er seinem Volke neun große Dramen hinterlassen, welche wie ein Musenchor für immer die Haine des deutschen Parnasses schmücken werden. Die letzte Schöpfung seines Geistes, Wilhelm Tell, war auch seine größte; in ihr hat er im Vorgefühl des nahenden Todes sich selbst sein Sterbelied gesungen:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen.

Schiller's Tod verbreitete einen betäubenden Schrecken, und ehe die Mitlebenden zur Besinnung gekommen waren, war auch schon seine Beerdigung erfolgt, die einen so dunklen Schatten auf Weimar wirft. Des Dichters Gebeine ruhen nun in der Familiengruft Karl August's, aber sein Geist lebt unsterblich fort in seinen Werken. Noch strömt der lebendige Quell seiner Dichtung unerschöpflich für uns und unsere Nachkommen. Drum, wer der Stärkung und Labung bedarf, der eile aus dem Wuste der Eintags-Literatur zu diesem erquickenden Borne. Trinket daraus, ihr Männer, und ahmt dem König Ludwig nach, der da gesungen hat:

Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich in Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag.

Schöpfet daraus, ihr Frauen, und schmückt euch mit der stillen Blume der weiblichen Würde und Anmuth, die an dieser reinen Quelle blüht. Und ihr Jünglinge und Jungfrauen, füllet hier die

Krüge eures Geistes mit lebendigem Wasser für die Wüstenreise durch's Leben. Euch Allen ruft der Dichter zu:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

An einem Marksteine der Zeit, wie der heutige Tag es für uns ist, wo wir im Geiste ein ganzes vergangenes Jahrhundert überblicken, fühlen wir uns auch versucht, den Schleier der Zukunft vorahnend zu lüften. Welche Bedeutung für unser Volk wird Schiller dereinst an seinem zweihundertjährigen Geburtsfest haben? Wie viel wird alsdann von seinen Werken im Strome der Zeiten untergegangen, wie viel wird stehen geblieben sein? Werden in diesen den Musen geweiheten Hallen noch die Heldengestalten seiner Schöpfung zu lauschenden Hörern sprechen? Wird in hundert Jahren abermals das Lied von der Glocke in den holden Tönen des trefflichen Tonsetzers erklingen, welchem Schillers irdischer Geburtstag zum Geburtstage für eine höhere Welt wurde?

Noch hat Schiller's Bedeutung für das deutsche Volk ihre Sonnenhöhe nicht erreicht, sondern ist eben jetzt in eine neue, verheißungsreiche Epoche getreten. Durch die großartige Stiftung, die seinen Namen trägt, wird von ihm in Zukunft neben der innerlichen auch eine äußerliche Kräftigung und Befreiung unserer National-Literatur ausgehen, deren dieselbe in höherem Maße bedarf, als alle ihre Schwestern. Schiller hat durch sein Beispiel gezeigt, daß der Dichter und der Schriftsteller überhaupt sich seinem hohen Berufe, wie der Künstler seiner Kunst, rückhaltlos und mit seinem ganzen Wesen hingeben muß. Aber Schiller's Beispiel hat leider auch bewiesen, wie oft die Literatur gerade ihre treuesten Jünger dem Mangel Preis giebt, und darum heißen wir eine Anstalt freudig willkommen, welche für die Nachkommen seinen Mangel in Fülle, sein Leid in Freude zu verwandeln verspricht.

Verbreitet und vertieft sich Schiller's Einfluß so in immer

weiteren und lebensvolleren Kreiſen, ſo wird er doch vorausſichtlich noch höher ſteigen, wenn erſt ſeine Werke nicht mehr Eigenthum eines Einzelnen, ſondern wie Luft und Licht Gemeingut der Nation geworden und dadurch immer unauflöslicher mit ihrem allgemeinen Gedankeninhalt verſchmelzen ſind.

Mögen ſich dann die Schickſale unſeres Vaterlandes wie immer geſtalten; mag die Sprache, welcher Schiller ſo unübertreffenen Zauber und Adel verliehen hat, veralten; mag das Volk, dem er ſeine Dichtungen aus dem Herzen und in das Herz geſchrieben hat, ſeinen Geiſt in andere Bahnen lenken — Schiller und Göthe werden wie zwei Säulen von vollendeter Schönheit im Tempel aller zukünftigen Literaturen ragen; ſie leben gleich den Dichterhelden des Alterthums für alle Zeiten und alle Völker, denn ſie gehören nicht bloß ihrem Volke, ſie gehören der Menſchheit an!

Köthen.

Feſtrede,

gehalten von Dr. Karl Schmidt, Oberlehrer am Herzogl. Gymnaſium zu Köthen.

Hochgeehrte Anweſende!

Unſere Gedanken ſammeln ſich in dem Bilde des Mannes, deß Name heute gefeiert wird, ſo weit die deutſche Zunge klingt. An demſelben Tage, an dem einſt von armen Bergleuten der Bergmann des Geiſtes geboren ward, der in die tiefen Schachten des Menſcheninnern hineinſtieg und das lautere Gold des Evangeliums von den Schlacken der Geiſtlichkeitskirche ſonderte: — an

demſelben Tage, nur 276 Jahre ſpäter, heute vor 100 Jahren, ward er, Friedrich Schiller, — ein anderer Held des freien proteſtantiſchen Geiſtes, in dem kleinen Hauſe zu Marbach geboren. Er war nicht dazu gekommen, im ruhigen und ſeligen Selbſtgenuſſe die Schönheit darzuſtellen und zu genießen, wie Göthe es that: er ſollte mit dem „Kampfgeklirr ſeiner Jamben“ in den Freiheitskrieg des deutſchen Geiſtes ziehen. Darum ſind feurige Phantaſie und enthuſiaſtiſche Freiheitsliebe das Element, in dem er athmet, und die auf ſeiner Stirn als Siegel der Gottheit leuchten. Ihm ſchlug „das größte Herz im wärmſten Buſen“, und aus dieſem vollen Herzen und mit einer tiefen Seele hat er den Schlachten des Geiſtes die Fahne vorgetragen und ſeinen Siegen den Hymnus geſungen. Mit Männerſtolz und mit dem unbeugſamen Muthe der Ueberzeugung hat er das hohe Lied der Freiheit angeſtimmt, und mit einer unverwüſtlichen Geiſteskraft iſt er in aller ſaueren Arbeit des Lebens ſtets ſich ſelbſt treu geblieben, — ununterbrochen dem Ewigen dienend in der böſen Zeit und in der Feſtigkeit ſeines Charakters Wahrheit, Schönheit und Freiheit ſpiegelnd. Er war ein ächter und rechter Mann, ein Mann des Werdens und des Ringens, der nicht mehr groß iſt durch Das, was er gethan, als durch Das, was er gewollt hat. Ein Menſch war er, und das heißt ein Kämpfer ſein, — aber ein Menſch, der in dem Heereszuge der Menſchheit als der Edelſten einer voranzieht, und ein Kämpfer, der die höchſten und ſchönſten Kleinodien der Menſchheit mit erobern hilft. Darum auch nennt ihn Göthe ſo einfach wie wahr den „prächtigen Menſchen.“

Dieſe Größe der Geſinnung, in der Schiller unerreicht daſteht, ſpiegelt ſich, wie in ſeinem Leben, ſo in ſeinen Werken.

Zunächſt und zuerſt in ſeiner Religion. Er knüpfte ſein Daſein mit der energiſchen Gluth eines gotterfüllten Herzens an das Göttliche an: — das Herz, das dem Unendlichen ſtets entgegen ſchlug, — das Daſein, das in der Veränderlichkeit der

Dinge stets das Ewige festhielt. Darum empfand er eine entschiedene Abneigung gegen die theologischen Ansichten seiner Zeit, gegen den Verstand des deistischen Rationalismus, wie gegen den Buchstabenglauben der Orthodoxie, und darum konnte er ihnen gegenüber selbst zu den „Göttern Griechenlands" sich flüchten. Und weil das Christenthum seiner Zeit so tief unter dem Schutte einer seichten Theologie begraben war, darum auch konnte er, ein wahrer und wahrhafter Christ, welcher mit jeder Faser seines Daseins an dem Ewigen hing und den göttlichen Ideen diente, (indem er mit dem Vergänglichen der Theologie das Bleibende des Christenthums verwechselte) ausrufen:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum? Aus Religion."

Gleich kühn nach dem Ewigen ringend, trat er in der Philosophie auf. Als poetischer Philosoph suchte er mit dem Tiefblicke des Denkers und mit der Anschauung des Poeten die Wahrheit und die Schönheit zu vermählen. Und als philosophischer Poet schuf er eine Gedankenlyrik, die in ihren Begeisterungsgesängen an Tiefe der Ideen ihres Gleichen nicht hat und darum aller Herzen entzündet und unwiderstehlich mit sich fort reißt. Selbst die Sprache führt in eine Idealwelt hinauf — in die Welt, wo im stolzen Gange der selbstbewußte Mensch über die unbewußte Natur triumphirt und wo die sittliche Gesinnung und die Freiheit Herrscher sind.

Am größten jedoch hat Schiller das große Wort seines Lebens in seinen Tragödien ausgesprochen. Die Charaktere, die er hier auftreten läßt, sind von gigantischer Kraft und von beherztem Freiheitsmuthe. Voll trotzigen Schlachtenrufes wollen sie nur durch das gelten, was sie leisten, und indem sie so ihren eigenen Willen geltend machen, stehen sie zugleich im Dienste des ewigen Geistes, der zu sich erhebt, was sich seinem Willen fügt und vor dem untergeht, was ihm widerstrebt. Jede seiner Tragödien ist,

was er selbst von der Geschichte sagt, ein „Weltgericht.“ In ihnen allen steht der Dichter der Freiheit, der Abgeordnete der ganzen Menschheit vor uns, um uns aufzufordern, daß wir den Glauben an die Menschheit nicht verlieren sollen. In dem großen urweltlichen Freiheitsschrei der „Räuber“ wird bereits das Thema aller seiner Tragödien angeschlagen: der Kampf des sittlichen Idealismus gegen den herkömmlichen Egoismus, der Streit der ewigen gottgebornen Vernunftrechte gegen die Macht und Gewalt des Herkommens. Dieses Thema erhält im „Fiesko“ seine Variation als Kampf des Ehrgeizes und der republikanischen Pflichttreue, um in „Kabale und Liebe“, der „Tragödie des dritten Standes“, als Kampf der Standesvorurtheile zu erscheinen. Im „Don Carlos“, der „dramatisirten Erklärung der Menschenrechte“, kommt sodann der Conflict des Despotismus mit der Humanität zum Ausbruch, und die Leidenschaft der Welterlösung in Posa wie die Leidenschaft des Herzens in Carlos verkünden gemeinsam allgemeine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, um diese Ideale in der Hand des Despotismus, in die sie dieselben legen, untergehen zu sehen. — Vom „Don Carlos“ ab veredelt sich der revolutionaire Tragödiendichter zum Reformator, der im „Wallenstein“ die individuelle Freiheit proclamirt, die nur in und durch Selbstbeschränkung bestehen kann, in „Maria Stuart“ die religiöse Freiheit verkündet, die in Entsagung und Ergebung in einen höheren Willen ihr Wesen hat, — in der „Jungfrau von Orleans“ die nationale Freiheit, die den fremden Unterdrücker stürzt, auf die Fahne pflanzt, um — nachdem noch in der „Braut von Messina“ in vollendetster Sprache der großartige aber verunglückte Versuch gemacht ist, die antike Tragödie, welche die Aufopferung des freien Willens verlangt, in die Neuzeit zu verpflanzen, um im „Tell“ dann die politische Freiheit zu verherrlichen, mit dem heiligen Mahnrufe:

Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für alte Literatur eingeprägt — ich beſchloß Autoren herauszugeben. Garve's und Platner's Vorträge erweckten in mir eine Neigung zur Speculation, und: vitam impendere vero wurde mein Wahlſpruch. Um dieſe Zeit mußte ich mich für eine der drei Facultätswiſſenſchaften beſtimmen. Theologie würde mich gereizt haben, wenn nicht die Philoſophie ſchon Zweifel in mir erregt hätte, wodurch mir die Sclaverei eines ſymboliſchen Lehrbegriffs unerträglich geworden war. Die unangenehmen Situationen praktiſcher Aerzte verleideten mir die Medicin. Jurisprudenz blieb allein übrig. Ich wählte ſie als Brodſtudium und angebliche Beſchäftigung, aber mir ekelte vor dem buntſcheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widerſinnigkeit dem Gedächtniß eingeprägt werden mußten. Ich ſuchte philoſophiſche Behandlung rechtlicher Gegenſtände, Entwickelung allgemeiner Begriffe, pragmatiſche Geſchichte von den Urſachen und Folgen einzelner Geſetze — und fand nirgends Befriedigung, als allenfalls bei Pütter im Staatsrechte; einem Fache, das ich gerade am wenigſten nach meinem Geſchmacke fand, weil ich mich durch zwanzig armſelige Streitfragen durchwinden mußte, um zu einer fruchtbaren Idee zu gelangen. Fruchtbarkeit war es auch, was ich in einigen Theilen der Philoſophie vermißte, und ich warf mich in das Studium der Natur nebſt Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfniſſe und Gewerbe der Menſchen. Es war etwas Herrliches dem in Gedanken, das Feld dieſer Wiſſenſchaf-

An's Vaterland, an's theure schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.

Das ist Schillers Schwanengesang — der Höhepunkt zugleich seiner philosophisch-poetischen Weltanschauung. Die Freiheit wird hier als die durch sich selbst gebändigte Kraft dargestellt. Und dieses „Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet."

Nur 45 Jahre 5 Monate und 29 Tage hat Schiller hier gewallet. Und doch ist diese Zeit lang genug gewesen, um ihm ein Andenken „dauernder als Erz" zu sichern. Er hat — sagt Göthe — als ein Mann gelebt und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Und dem zustimmend, rufen wir ihm heute, an seinem hundertjährigen Geburtstage, die wunderbar schönen, schmerzlichstolzen Worte desselben Weisen nach:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach mildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und dieser Mann, dessen hundertjährigen Geburtstag wir eben feiern, — der ächte deutsche Mann, an dessen Hand die deutsche Nation bereits vorwärts gezogen ist und den sie in der Zukunft nicht verlassen darf, wenn sie ihre eigenen Ideale der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe nicht verlieren will; — der edle Mensch, dem sie Alles hingab, um das Höchste zu gewinnen, und der sein Leben einströmte in seine Zeit, daß Jeglicher von ihm genährt und gepflegt ward; — der große Dichter, der mit seinen Siegesgesängen so tief in das Herz des deutschen Volkes hineingegriffen hat, der den Jüngling entzückt (denn das müßte ein schlechter Jüngling sein, dem nicht an Schiller's Idealen

das Herz höher schlüge!), der den Mann zur That antreibt und seinem Thun zuruft: „Seid einig, einig, einig!“, der dem Weibe von ihrer Würde singt in seinem herrlichen Liede: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen in's irdische Leben;“ — der Genius, an dem wir anderen Kleinen uns anklammern müssen, um an ihm groß zu werden: — — Er lebe hoch! —

Worte auf Luther-Schiller,

gesprochen am hundertjährigen Geburtstage Schillers und am Geburtstage Luthers von Dr. Karl Schmidt, Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Köthen.

Hochgeehrte Anwesende!

Der 10. November ist nicht blos Schillers, er ist auch Luthers Geburtstag. Derselbe Tag gab beide Helden der Welt — so verschieden und doch so ähnlich!

Luther: — Der Richter des Katholicismus mit den Leidenschaftsgluthen, die den Mann der That auszeichnen, — der tiefsinnige Denker, der mit seinen Gedanken, die nicht bloß Flügel, sondern auch Hände und Füße haben, Minerva und Pantheon mit all' ihren Götzen zerschlägt, — der Componist der protestantischen Freiheitshymne: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ —

Schiller: — Der Titanenkämpfer, der das Leben zu Geist zu verklären und das Sinnliche mit dem Vernünftigen zu durchhauchen strebt, — der ganze Mensch, in dessen Worten seine volle Seele liegt, — der Dichter des Willens, der That, der Freiheit, des männlichen Charakters, aber auch des Jubelliedes: „Freude, schöner Götterfunken!“ — In Beiden derselbe Geist, — der Geist des 10. Novembers! — Das ist der Geist, der das

religiöse Gefühl von seinen äußeren Fesseln befreit hat, der den Religiösen allein unter die Verantwortung seines Gottes stellt, mit dem seitdem alle Helden des Protestantismus, Spener so gut wie Schleiermacher, gekämpft haben. Es ist der Geist, der in der Musik seine gewaltigen Schwingen erhob, der mit imperatorischer Gewalt in den Fugen Bach's declamirte, der Mozart seine Welt von Gefühlen in Töne gießen ließ, und der in Beethoven, dem Titanen in dem Reich der Töne, genial, kühn, prometheisch herrschte. Es ist der Geist, der aus der Poesie herausredet, mit dem Shakespeare, der absolute Dichter des Dramas, Weltgeschichten aufrollte und die Tiefen des Menscheninnern enthüllte, — der Lessing, dem Manne, an dem jeder Zoll ein König ist, dem Richter des Geistes, die eisernen Worte seiner Kritik dictirte, mit dem Göthe, der Dichterfürst, in seinen Gedichten eine ganze Psychologie, alle lebendigen Prozesse des schlagenden Herzens aufdeckte. Der Geist ist's, in dem der Königsberger Weise sein unsterbliches Werk: „Die Kritik der reinen Vernunft" schuf, in dem Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" von der Tribüne herunterschleuderte, und in dem Hegel seinen Geisterdom aufbaute, — der Geist, der die Gesetze des Himmels entdeckte, der mit dem Dampfwagen den Raum und mit der electro-magnetischen Telegraphie die Zeit überwand, in dem der Großmeister der Natur-Wissenschaften, A. v. Humboldt, zu unser Aller Ruhme seinen „Kosmos" als ein Vermächtniß des Genius der Zukunft übergab — der germanische Geist, der gerade jetzt vor hundert Jahren in der Gestalt des großen Preußenkönigs gegen Romanismus und Slavismus kämpfte, und der heute nach Einheit ringt. Dieser Geist, der ächt deutsche Geist, der Geist des 10. November, der Geist Luther's und Schiller's, der Geist unserer Zukunft — — Er lebe hoch! —

Er ist unser!

Zur Schillerfeier am 10. November 1859.

Ein Ton des Jubels hallt durch alle Lande,
Ein Ruf der Freude dringet himmelwärts!
Im Purpur und im fürstigsten Gewande
Schlägt höher heute jedes deutsche Herz;
Denn eine Festessonne brach uns an,
Wie sie Germanien's Völker nimmer sah'n.

Es gilt des Tages herrlich hohe Feier
Dem großen Deutschen, der mit Adlerflug
Zum Aether sich erhob mit seiner Leier
Und das Panier des Wahren, Schönen trug.
Der sein Jahrhundert in die Schranken rief
Und uns errang der Freiheit Adelsbrief!

Ein Geistes-Fürst, schwingt über Millionen
Erglüh'nde Herzen er sein Scepter kühn,
Denn wo er herrscht, da muß die Freiheit thronen,
Und wo er singt, da muß die Liebe blühn.
Und wo er Fackeln schleudert in die Nacht,
Da braust der Sturm — es stürzt Tyrannenmacht!

Wer sang so hold der Treu' und Keuschheit Klänge,
Der deutschen Frauenwürde preisend Lied?
Die Herz und Hand geweihten Lobgesänge,
Sie glüh'n dem deutschen Jüngling im Gemüth;
Zum heil'gen Kampf sein blinkend Schwert sie sei'n,
Und Greisen Jugendkraft sie noch verleih'n.

O Schiller, Heros aller Sangesmeister,
Wir fühlen Deine Näh' in heil'ger Stund'!
Aus Himmelshöh'n, dem lichten Reich der Geister,

Schwebst Du hernieder heut zum Erdenrund;
Du schaust Dein Volk, in seiner alten Treu'
Bezeugend Dir, wie werth ihm Großes sei.

Der Freudenfeuer deutsche Opferflammen
Erglänzen von den Höh'n in gold'ner Pracht,
Millionen Herzen schlagen treu zusammen,
Millionen Wünsche klingen durch die Nacht.
Ein Sinn, ein Streben jede Brust durchbebt:
Hoch unser Schiller, der uns ewig lebt!!

Hermann Gecht.

Herbst.

Schiller.

Ein dramatisches Gedicht zu des Dichters hundertjährigem Geburtstage

gedichtet von Alfred Bienengräber.

Prolog.

Gleich wie nach dunklen, sternenlosen Nächten
Der Dämmerung Schein zuerst den Osten klärt,
Und bald das Morgenroth den finstern Mächten
Mit rosigem Strahl der Erde Herrschaft wehrt,
Bis endlich ihren Glanz die Sonne sendet
Und siegreich, sieggewohnt den Kampf vollendet:

So brach nach langen, dunklen Schattenzeiten
Dem deutschen Land der Tag des Geistes an!
Es dämmert — Licht fängt an sich zu verbreiten,
Es bricht allmälig sich, doch sicher Bahn,
Bis daß dein Name, Schiller, in dem Kranze
Der Meister strahlt in der Vollendung Glanze.

Und hundert Jahre sind seitdem verflossen,
Wo du der Himmelssonne Licht geschaut,
Und tausendfaches Heil hat sich ergossen
Durch das, was dir dein Genius anvertraut!
Die Saat des Geistes wird niemals verblühen,
Ob tausend Jahr' ihr auch vorüberziehen.

Du stillst der Brust geheimnißvolles Sehnen,
Du weckst der Tugend Liebe wunderbar,
Nichts ist im Reich des Wahren, Guten, Schönen,
Das nicht dein Mund uns machte offenbar.
Du zeigst uns das, was immerdar wird währen,
Und lehrest uns es lieben und verehren.

Du singst von deutscher Männer Heldenthaten,
Du singst von deutscher Treu' und Biederkeit,
Singst Deutschlands Berge, Ströme, Fluren, Saaten,
Singst deutscher Jugend Lust und Fröhlichkeit,
Du singst von deutscher Frauen treuer Liebe,
Singst deutscher Männer vaterländ'sche Triebe.

Drum wird, so lange Deutschlands Berge ragen,
So lange Deutschlands stolze Eichen grün;
So lange deutsche Herzen liebend schlagen,
So lange deutsche Augen Muth noch sprühn:
Ja ewig, bis das All wird untergehen,
Wird auch dein Name, auch dein Ruhm bestehen.

Und überall, wo in den deutschen Gauen
Du Deutschlands Kindern Freud' und Glück gebracht,
Wird man mit Stolz und Ehrfurcht auf dich schauen,
Wird deiner mit Begeist'rung stets gedacht! —
So grüß' ich dich denn jetzt in diesen Hallen,
In denen stets dein Ruhm wird laut erschallen!

Des Dichters Weihe.

Der Dichter erscheint in einem von der Natur üppig ausgestatteten Thale und legt sich zur Ruhe nieder.

Dichter:

Hier will ich ruhen; diese grünen Matten,
Der Bäume geisterhaftes Säuseln und
Der Quelle Rieseln, die dort aus dem Fels
Hervorbricht, lädt den müden Wand'rer ein.
Glaubt man im Thale Tempe doch zu schwelgen
Und griech'schen Himmel über sich zu sehn,
Der wiederstrahlt in dunkelblauer Färbung
Aus des Penens silberklarer Fluth!
Doch ach! die Seele fehlt dem ganzen Bilde,
Der Hauch, der einst poetisch es umfing:
Nicht lebt die Dreade, keine Dryas
Winkt uns im Windeswehen freundlich zu;
Die alten Götter hat man uns geraubt,
Zerpflückt die Blumen, die dereinst geblüht.
Doch wer Gefühl noch hat für solche Wahrheit,
Wie die Natur sie liebend offenbart,
Wie nicht der todte Buchstab' sie uns vorschreibt,
Dem leben noch die Götter, und er sieht
Den Gott der Juden, Christen und der Türken
Als einen ew'gen auf dem Sternenthron;
Ihm ist der Glaube aller Völker nur
Die Hülle der Religion, die er
Erkennt in der Idee des Göttlichen!

Er entschlummert, es erscheint die Poesie in Gestalt einer schönen Frau und weihet ihn zu ihrem Sänger.

Poesie:

Dein letzter Schlaf sei dies, den unbewußt
Des hohen Ziels du schläfst, zu dem dein Geist

Dich tragen ſoll. Die alte düſtre Hülle,
Die des Gedankens Klarheit dir verwehrt,
Wirf ab und wache auf, ein neuer Menſch!
Mein Schüler ſollſt fortan du ſein auf Erden,
Zwar Schüler mir, doch Meiſter bei den Menſchen.
Wen ich mit meinem Auge angeblickt,
Mit meinem Glanz umſtrahlt, mit meinem Geiſt
Umſchwebt, dem iſt die Gabe des Geſanges
Verliehen und was dunkel ihm noch war,
Erhellt. Er ſieht vor ſich das ſchöne Ziel,
Das andern ſtets verborgne, klar und deutlich.
Fahr zu, du junger Schiffer, lande glücklich,
Daß ich den Lorbeer um das Haupt dir winde.
Den rechten Weg erkennt, wer Rechtes will,
Doch oft ermattet ihm die Kraft, eh' er
Zum fernen Ziel gelangt; drum möge dich
Die Hoffnung treulich immerdar begleiten,
Wem ſie als Freundin dient, der wanket nicht,
Der fühlt in ihr ſtets neue Kraft und Stärke.

Chor der Geiſter.

Ob das Herz auch will verzagen,
Hoffnung bleibt, die nimmer wankt,
Hoffnung, die in trüben Tagen
Treu ſich um das Herz uns rankt.

Hoffnung rankt ſich um die Herzen,
Wie der Epheu um den Baum,
Hoffnung heilet alle Schmerzen,
Weckt der Seligkeiten Traum.

Wenn des Baumes Kräfte ſchweigen,
Epheublatt verläßt ihn nicht,

Grünt noch an den todten Zweigen,
Grünet, wenn der Stamm auch bricht.

Also ranket sich die Hoffnung
Auch um Tod und Grabesnacht,
Grünet fort bis zur Vollendung
Einst der ew'ge Tag uns lacht.

Während des Gesanges verschwindet die Göttin, der Dichter erwacht, noch halb im Traume spricht er.

Dichter:

Wo bin ich? Welches Bild der Phantasie
Umgaukelt meine Sinne? — Ach! es war
Ein Traum!
Ich bin erwacht aus einem Traum! —
War Alles, was ich sah, nur Schaum? —
Nein, nicht war's bloßer Schein!
Denn was im Traum man hat erschaut,
Das ist des Schicksals dunkler Laut,
Drum muß es Wahrheit sein: —
Was ich gefühlt seit lange unbewußt,
Klar steht es jetzt mir vor der Seele, seit
ch dich gesehn, dich Göttin Poesie.
An deinen Lippen hängt mein trunknes Auge,
Aus deinem Blicke sang' ich heil'ge Gluth.
Ein neuer Muth kühlt meine Brust, ein neues,
Vertrauensvolles Hoffen lebt in mir,
Und neues Leben strömt durch meine Adern.
Das Land, dem meine Sehnsucht immer galt,
Das ich geahnt in tausend Jünglingsträumen,
Das ich gesucht so lang und nie gefunden,
Ich hab's geschaut und du mein Ideal

Du herrschest dort als Göttin Poesie!
Wohlauf! Nicht Ruh und Rast ich eher brauche,
Eh ich auf deine Stirn den Brautkuß hauche!

Des Dichters Verklärung.

In einem kleinen dunklen Zimmer liegt der Dichter, dem Tode nahe. Sein Haar ist ergraut, doch aus seinem Auge leuchtet noch das Feuer der Jugend.

Der Dichter:

Alles Irdische vergeht,
Weder Freud' noch Leid besteht,
Blatt und Blume stirbt und Baum,
Doch es grünet ewig fort
In des Herzens tiefstem Ort
Die Erinnerung — ein Traum!
Das Leben ist der Tod, und Tod ist Leben;
Das lehrt uns Baum und Blume der Natur.
Und wie die Lebenskraft, die sich mit Gold
Verbindet, bald das Gold mit Rost zerfrißt,
So muß, was Leben fühlt, dem Tod verfallen.
Der Lebensgrund allein wird ewig leben,
Es ist der Geist, den keine Zeit gebar.
Drum ob der Körper auch in Staub zerfalle,
Das Auge, das geschaut, sich ewig schließt,
Nicht stirbt der Geist, zerfließet nicht in Nichts,
In ew'ge, ungemess'ne Räume. Nein,
Der Geist, er lebt, und was er schuf, wird leben.
Der wilde Krieger und Erob'rer kommt
Und geht, und Blut bezeichnet seine Bahn;
Drum ist mit Blut im Buche der Geschichte
Sein Name aufgezeichnet. Traurig Loos:
Für wilde Mordlust stets ein Beispiel sein!

ten zu erweitern, um dadurch die Macht des Menſchen über die ihn umgebenden Weſen zu vergrößern und ihm neue Quellen von Glückſeligkeit zu eröffnen. Dies beſtimmte beſonders meine Beſchäftigungen in Göttingen in den Jahren 76 und 77. Ich kam nach Leipzig zurück, ſollte Doctor werden, und gerieth dadurch auf einige philoſophiſche Unterſuchungen über das Naturrecht, die mich ziemlich lange intereſſirten. Nun kam die Gelegenheit zu reiſen. Sie kam plötzlich, und ich reiſte unvorbereitet ohne beſonderen Zweck. Ich hatte mir das Reiſen überhaupt als etwas wünſchenswerthes gedacht, und anfangs war mein Gedanke, ſo viel Vortheil davon zu ziehen wie möglich. Aber dazu war ich zu ſehr Neuling in der Welt. Ich verweilte bei einzelnen Gegenſtänden, die ich noch nicht geſehen und gehört hatte, und überließ mich zu ſehr dabei meinem Hange zum Nachdenken, um einen großen Vorrath von Erfahrungen und Kenntniſſen einzuſammeln. Ich brütete oft noch über Bemerkungen, die die Ereigniſſe des vergangenen Tages veranlaßt hatten, wenn ich auf einen neuen Gegenſtand meine Aufmerkſamkeit richten ſollte. So geſchah es, daß ich zwar kein reichhaltiges Tagebuch von meinen Reiſen mitbrachte, aber meinen Beobachtungsgeiſt hatte ich geſchärft, meinen Geſchmack mehr gebildet, und beſonders meine Begriffe über menſchliche Fertigkeiten erweitert. — — Ich werde ſo eben geſtört — nächſtens mehr!

der Ihrige

K.

Wie anders lebt der Ruhm des Dichters fort,
Im Lauf der Zeiten ewig frisch und grün.
Er lebt im Geist der spätesten Geschlechter;
Das Lied, das er gesungen, tönet wieder,
Wenn längst der Wind verweht hat sein Gebein. —
O Muse, wird mein Name mit mir sterben,
Werd' ich vergessen sein, wenn todt mein Leib'
Dann war ich nicht dein wahrer Schüler, nein,
Dann glaubt' ich nur zu sein, was nie ich war.
Ich habe todt mich oft geträumt, doch lebend
Im Geiste der Jahrhunderte! Wird je
Dies Traumbild in Erfüllung gehen oder
War ohne Werth mein Schaffen und mein Streben?
Die Kräfte schwinden mir, mein Geist wird bald
Der Körperfesseln ledig sein und frei.
Je näher ich dem Tod mich fühle, desto
Erfreuter schlägt mein Herz dem Freund entgegen.
Ich schließe dich in meine Arme, o!
Es wird jetzt „immer besser, immer heitrer!"

Der Dichter senkt sein Haupt und entschläft. Die Poesie erscheint auf einer Wolke und windet ihm den Lorbeerkranz um die Schläfe.

Poesie:

Du warst mein Schüler, Meister bist du jetzt,
Der Lorbeer kränzet ein unsterblich' Haupt.
Dich wird nach hundert und nach tausend Jahren
Mit gleichem Ruhm die Nachwelt dankbar preisen.
Du hast erstrebt, du hast erreicht das Ziel,
Das ich dir einst gezeigt im Jugendtraum.
Auf, folge mir zu deiner Sehnsucht Land,
Du Schiffer hast erreicht den ew'gen Strand.

Die Wolke verhüllt langsam den Dichter und er verschwindet mit der Poesie unter dem

Gesang der Geister.

Wir steigen empor in die Ferne
Zum unzähligen Heere der Sterne,
Wir führen den Dichter hinauf;
Unsterblichkeit ist ihm gegeben,
Sein Ruhm und Name wird leben
Im ewigen Zeitenlauf.

Epilog.

Das Wort, das großer Männer Ruhm verkündet,
Wird ausgesprochen und verklingt gar bald,
Es gleicht dem Strom, der in das Weltmeer mündet,
Und ihm gebührend seinen Zoll bezahlt.

Rastlos spielt er zum Meere neue Wellen,
Und doch vermehrt er nie den Ocean,
Des Weltmeers Tiefen bergen selbst viel Quellen,
Die ihm erhalten seine ew'ge Bahn.

So ruhet auch in wahrhaft großen Geistern
Der Keim des Ruhms und der Unsterblichkeit.
Und ob auch Menschen ihre Werke meistern,
Sie tödten nicht den Hauch der Göttlichkeit.

Doch auch des Ruhmes Glanz, der sie umstrahlet,
Wird nicht erhöht durch eines Menschen Wort,
Umsonst, daß man mit Lobesworten prahlet,
Der Meister lobt sich selber fort und fort.

Der Kranz, der sich um seine Schläfe windet,
Er grünet fort in alle Ewigkeit,

Ob auch der Throne Glanz und Macht verſchwindet,
Geſchlechter ſterben in dem Sturz der Zeit.

Und dennoch haben wir zu deinem Preiſe
Gefeiert jetzt, o Schiller dieſen Tag?
Das iſt einmal des Menſchen alte Weiſe,
Die ihm die Zeit zu rauben nicht vermag

Wir preiſen da, wo wir nur danken können,
Erheben den, der ſchon erhoben iſt,
Vergöttern das, was niemals zu erkennen
Dem ſchwachen Menſchengeiſt verliehen iſt.

Die Worte, Schiller, die dich jetzt erheben,
Sind ausgeſprochen und verwehn im Wind,
Doch deine Worte werden ewig leben,
Da ſie von Gottes Hauch durchdrungen ſind.

Schleſien und Lauſitz.

Breslau.

Festrede,

gehalten von Dr. Rud. Gottschall am 10. November.

Der Gedanke einer geistigen Gemeinsamkeit, meine Herren, hat etwas Großartiges und unendlich Erhebendes, der Gedanke, daß, was unser Herz höher schlagen macht, gleichzeitig viele Tausende und Millionen zu festlicher Bewegung begeistert. Und so ist es am heutigen Tage! In diesem Augenblicke tönt ein Name wieder, soweit die deutsche Zunge reicht — — weit hinaus über die Grenzmarken unseres engeren Vaterlandes, mitten im Geräusch fremder Weltstädte, an der Seine und Themse, wie an der Weichsel und Newa — — hinaus über den Ocean bis an die Ufer des fernen Riesenstromes, der sich seine Bahn durch einsame Urwälder bricht — — ja schneller als des Gedankens Blitz am leitenden Draht über die Tiefen des Oceans gleitet, schwebt dieses Namens Wiederhall von einem Erdtheile zum andern — Millionen jauchzen ihm zu — — es ist als hätte die ganze Welt des Geistes am heutigen Tage nur ein einziges Echo, welches den einen Namen zurückhallt — — den Namen Friedrich Schiller.

Man hat zu allen Zeiten Feste gefeiert, den Herrschern der Erde, den großen Feldherren und Staatsmännern, den Erfindern und Entdeckern — — aber am heutigen Tage feiern wir ein Dichterfest — und ein solches Fest ist unerhört in den Jahrbüchern unserer Geschichte. Es weht herüber wie ein Hauch aus dem fernen Griechenland, wo vor versammeltem Volke sich der Lorbeer um die Stirne des siegenden Sängers schlang, wie ein Hauch vom römischen Kapitol, wo Italien seine Dichter krönte. —

Dort freilich! feierte man die lebenden Dichter — — wir aber feiern — den Todten!

Pindar und Sophokles und Petrarca hörten den Jubel der Tausende, die sich huldigend um sie drängten — — aber in die einsame Gruft des Dichters dringt er nicht, den in stiller Mondnacht nur wenige treue Genossen zu Grabe trugen.

Doch wir feiern nicht den Todten, wir feiern den Unsterblichen — denn große Dichter sterben nicht! Zu dem unsichtbaren geistigen Schatze, den jedes Volk sich aufhäuft in seinem Werden und Wachsen, seinem Streben und Kämpfen, steuern sie den größten und unvergänglichen Theil; die oft geschmähte Wahrheit flüchtet sich in das Reich des Schönen, das sie uns erschließen, und tritt, das leuchtende Siegel des Genius auf der Stirne, noch vor die fernsten Geschlechter, die sich ihr huldigend beugen.

Das ist die Bedeutung eines Dichterfestes, welches zugleich ein großes Volksfest ist!

Heute vor hundert Jahren wurde Friedrich Schiller in einem würtembergischen Städtchen geboren!

Wir kennen sein Leben — — es war der fortwährende Kampf eines großen Geistes mit kleinen Verhältnissen, eines unbegrenzten Strebens mit beengenden Schranken, einer idealen Begeisterung mit der Mission des Erdendaseins! Verbannung und Flucht, Noth und Sorge, mühseliges Festwurzeln in bescheidener Lebensstellung, Wechsel freudiger Anerkennung und kritischer Zweifel, aufreibende Krankheit und vorzeitiger Tod — — das ist die Summe dieses Dichterlebens.

Und es ist ein rührender Zug, daß er es uns gerade in den heitersten Bildern geschildert, die seine ernste Muse schuf! Wir sehen den „Pegasus im Joche“ und den offenen Himmel des Zeus, in welchem er den Poeten empfängt, der bei der Theilung der Erde zu spät gekommen.

Doch dies nur selten von der Ahnung künftiger Glorie be-

rührte, meist dunkle Erdenleben hinterließ der Nation ein glänzendes Vermächtniß — — einen Schatz großer Werke, zugänglich dem ganzen Volke, wie es einst die Werke der unsterblichen Genien Griechenlands gewesen!

Nicht eine stille Gemeinde von Eingeweihten, stolz auf ihr besonderes Verständniß, begeht im abgeschlossenen Kreise ein weihevolles Fest — nein, meine Blicke schweifen über diesen Platz; ich sehe alle Stände vertreten; ich sehe neben der akademischen Jugend die Banner der Gewerke und Innungen wehn; ich sehe die Männer, welche dem Dienste des Staates und der Wissenschaft ihr Leben weihn, neben den Männern, welche mit redlicher Arbeit in der Werkstatt für das Gemeinwohl schaffen und bauen; ich sehe einen Kranz von Frauen, der die Festtribünen schmückt — Alle feiern ihn, und wie aus unsichtbarem Füllhorn streut er über alle seine Blumen aus, die sich zum Kranze winden für jedes Wirken. Den Bürgern ruft er zu:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis!
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Die Künstler redet er an:

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben.

Den Gelehrten feiern seine Verse:

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Cirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Und zur Huldigung der Frauen mahnen seine Worte:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben!

Doch nicht nur weil sein Sinn offen war für jedes Wirken, ist er ein Dichter des Volkes; er ist's, weil er sein höchstes Streben erfaßt und wiedergespiegelt, das Streben und Ringen dieses deutschen Volkes, welches ein englischer Schriftsteller selbst ein Volk von „Denkern und Dichtern" genannt hat.

In unser Volk hat gerungen, gekämpft, geblutet für die Idee; das Ideal neigt sich nicht nur aus den Wolken herab zu seinen großen Geistern; es ist heimisch in jedem Palast, in jeder Hütte; es wird geboren mit Jedem unter uns; es ist die Verklärung, die unser Gemüth über das Leben haucht.

Schiller ist der Dichter des Ideals — und darum ist er unser größter Volksdichter!

Nicht jene sind es, die dem deutschen Volke nachgehn auf allen Wegen seines Alltagslebens, die es begleiten in seine Werkstatt, ihm ablauschen, wie es den Hammer und Meißel schwingt und das Alles mit breiten Zügen auf das Papier malen!

Nicht jene sind es, die sich mühn, die Gesänge nachzuahmen, welche harmlose Lebenslust auf den Lippen des Volkes trillert.

Nicht jene sind es, welche die Windrose der Volksgunst studiren, um ihren Dichtermantel in den richtigen Zugwind zu hängen.

Nein, Schiller ist es, Schiller, der nur dem Leitstern seines Genius folgend, unerschrocken über die Höhen des Lebens dahinschritt, nicht wie ein Nachtwandler, den ein Ruf aus der Tiefe weckt und zu Falle bringt, nein, wie ein Eingeborener des Lichtreiches, dessen Wort die idealen Klänge weckt, die in allen Herzen schlummern, der das Volk emporzieht zu seiner Höhe, mitfortreißt in den erhabenen Taumel seiner göttlichen Gedanken. Unverstanden ist nimmer, was lebendig ist in unserer Empfindung:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth!

So hat Schiller die tiefsten Gedanken in eine Form von

unsterblicher Klarheit gekleidet, in welcher sie der größten Bildung noch bedeutsam, aber auch dem einfachsten Gefühle verständlich sind.

Und welches sind die Ideale des großen Dichters, welche auch Ideale seines Volkes geworden?

Zunächst die göttliche Vollendung im Reich der Kunst, in der Harmonie der Form, in der Welt des Schönen, wo die irdische Qual verstummt und wir das reine Urbild dessen schauen, was sich sonst nur getrübt unsern Augen zeigt:

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.

Dann aber der sittliche Ernst des Strebens, die Kraft des Willens und die Größe der Gesinnung:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Und diese sittliche Tüchtigkeit feiert der Dichter in jedem Kreise des Wirkens! Kein größeres Bürgerlied ist je gedichtet worden, als das „Lied von der Glocke," in welchem das bürgerliche und häusliche Leben unseres Volkes mit dieser reinen und großen Gesinnung erfaßt wird. Und in der Welt des Gefühles, die Freundschaft eines „Posa" und „Carlos," die Liebe eines „Max" und einer „Thekla" wird stets in edler Glorie allen Gemüthern voranleuchten, welche einer, von jeder Berechnung freien, unbegrenzten Hingebung fähig sind!

Noch heimischer ist Schiller's Muse bei jenen großen Gegenständen, von denen er selbst sagt:

Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn;
Es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken.

Es ist der Genius des Vaterlandes und der Menschheit, der mit erhabenem Flügelschlage durch Schillers Dichtungen

Leipzig, 7. Mai 1785.

Könnte meine herzliche Achtung für Sie, mein Bester, noch viele höhere Grade zählen, so hätte sie zuverlässig durch Ihren letzten Brief den höchsten erreicht. Ihr edles Herz lernte ich frühzeitig lieben, Ihren ausdauernden Muth, Ihre Entschlossenheit habe ich längst bewundert, jetzt aber verehre ich Ihren Geist. Ja, liebster Freund, verehren muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen sich dem Genuß ihrer Wonne mit süßer verführerischer Erschlappung dahingeben, und den besten Theil ihres Daseins in einem berauschenden Traume verschwelgen, der in einer solchen Periode nach Thaten dürstet, und — erlauben Sie mir Ihre eigenen Worte — darauf denkt, dem Glück einen Theil seiner Schuld abzutragen. Es freut Sie, Theuerster, daß Sie an mir den Menschen fanden, dem sich so etwas anvertrauen und mittheilen läßt, und mich könnt' es stolz machen, daß Sie mich werth halten, die schönste und größte Seite Ihres Geistes mir zuzusprechen. Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längsterstrebten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Thatenbegierde ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern — Sie, mein Wertester, spannen jetzt neue und kühnere aus, und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der anderen alltäglichen Menschen ein muthloses Anker werfen.

Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der

dahinrauscht. Und wieder ist hier der Dichter eins mit unserm Volksgeiste, der treu am heimathlichen Boden hängt, aber auch Sinn hat für alles Große und Schöne im weiten Umkreis der Erde, in ihm sein zweites unsichtbares Vaterland findet, und über den schönen Gauen der Heimath sich einen vertieften Himmel wölbt mit allen Sternen, welche der ganzen Menschheit leuchten!

Die Liebe zum Vaterlande ist in den meisten großen Dichtungen Schiller's die treibende und begeisternde Macht. Sie glüht in der Brust des starren Verrina, welcher den ehrgeizigen Fiesko in das Meer stürzt; sie sitzt im hohen Rathe der Königin Elisabeth in Maria Stuart; sie spricht mit feurigen Zungen aus der Jungfrau von Orleans; sie glüht mit dem Morgenroth über den hohen Alpenfirnen des Tell und dem Bruderbunde des Rütli; sie spricht aus dem Munde des sterbenden Attinghausen:

An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

Alle diese dramatischen Dichtungen waren patriotische Thaten in einer Zeit, in welcher das Joch fremder Unterdrückung schwer auf Deutschland lag, und das „Reiterlied aus Wallensteins Lager" ertönte mit den schmetternden Fanfaren seiner Verse in den Bivouaks der Befreiungskriege und begleitete Lützows wilde verwegene Jagd in den heiligen Kampf.

Und wie auf dem Altar des Vaterlandes, so lodern auf dem Altar der Menschheit Schillers Dichtungen als eben so viele Opferflammen. Ihr goldenes Zeitalter herbeizuführen, war der Trieb und Drang jenes Jahrhunderts, dem Schiller angehört; in allen Geistern gährte die Hoffnung und Sehnsucht nach künftigen bessern Tagen:

Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht!

Die edle Kraft, die sich gegen unwürdige Verhältnisse em-

pört und in wüste Bahnen getrieben wird, wirkt schon berauschend in der wildfeurigen Jünglingsgestalt eines Carl Moor, der ein Rächer der beleidigten Menschheit werden will und zum Verbrecher wird. An der Macht kleinlich zerreibender Verhältnisse gehen Ferdinand und Louise unter in „Kabale und Liebe" — und der Tod schlägt die Brücke über die Kluft der Stände. Und dieser Marquis Posa selbst — wohl hat man ihn getadelt; denn er ist nur ein verkörperter Gedanke, der Gedanke des Lichts und Rechts und edler Menschlichkeit, der Gedanke dieses zukunftfreudigen achtzehnten Jahrhunderts!!

Und doch — er erscheint nur als ein Hofprediger der Humanität, der seine Kanzel in das Eskurial gebaut und im großen Reiche des zweiten Philipp, in welchem die Sonne nicht untergeht, auf eine Sonne hinwies, welche dort niemals aufgegangen.

Wir sehn, es sind vorzugsweise die dramatischen Dichtungen, in denen Schiller die hohen Gestalten seiner idealen Träume uns vorführte. Auch darum war er ein Volksdichter, weil er den hohen Beruf der Schaubühne erkannt hat, das Volk zu begeistern und zu erheben, ein Beruf, für welchen zu wirken die große und oft verkannte Aufgabe der Gegenwart ist!

Darum feiert unser Volk seinen großen Lieblingsdichter — und diese Feier selbst wird eine der schönsten Thaten, die der längst Begrabene, doch ewig Lebende vollbringt!

Denn sie ist die Bürgschaft unserer geistigen, unserer nationalen Einheit! Wir fühlen uns eins, stark und groß in unserem Dichter! Und von wo der Feind komme, wir stehen gewappnet gegen ihn, dies Palladium in der Hand, im Herzen, wie das heitere Volk der Griechen, sicher seiner Unsterblichkeit, bei Marathon und Salamis den Sturm der Despotenheere brach! In uns lebt der Geist, die Kraft, das Feuer unserer Dichter; unser ist das heilige Erbe der Kultur, der Schönheit, der großen Gedanken, der Humanität! Wir wissen, *wofür* wir zu kämpfen haben, und eine

Nation, die das weiß, ist unüberwindlich, und wie schon einmal Schillers Dichtergeist mit unsichtbaren Gewalten das Joch der fremden Zwingheere zerbrochen und die Schlachten der Befreiung schlagen half, so wird er zum zweiten Male mit Sonnenblick und Adlerflug über den entrollten Bannern schweben, wenn eine fremde Petarde an die Thore Deutschlands klopft, und der Sieg nach außen bringe uns dann den dauernden Gewinn im Innern, mache die hohen Ideale des Dichters lebendig, rufe die Freiheit aus dem Reich der Träume und das Schöne aus dem Gesang in die beseelte Wirklichkeit!

Und darum stimmen wir Alle ein in den Jubelruf: Friedrich Schiller lebe hoch!

Eröffnungsworte am Feste des Breslauer Handwerker-Vereins,

am 10. November Abends zur Schillerfeier.

Vom Tischler Bernardelli.

Wie an einem milden Frühlingsmorgen die Sänger des Waldes und der Fluren das rosige Licht des jungen Tages begrüßen und dieses Hallelujah der wiedererwachten Natur in den Herzen des lauschenden Wanderers sein schönes Echo findet, so wetteifern heut die Begabtesten der deutschen Männer, in erhebenden Worten das Lob des großen Dichterfürsten zu verkünden und in den Herzen des ganzen Volkes hallt es in schöner Harmonie dankend wieder.

Hundert Jahre rollten schon dahin seit der Geburt des herrlichen Sängers, mehr denn 50 Jahre deckt schon die heilige Muttererde sein Gebein; aber lauter und immer lauter spricht

sein Mund zu uns; das Licht seines unsterblichen Geistes durchdringt immer tiefer die Schichten der Bevölkerung.

Es wäre wohl ein thörichtes Beginnen, meine Freunde, wenn meine schwache Kraft es auch nur versuchen wollte, dem hohen künstlerischen Werthe der erhabenen Werke unseres Schiller mit schönen Worten die gebührende Anerkennung zollen zu wollen; diese schöne Pflicht haben die Männer der Wissenschaft wohl treulich geübt; die schlichten Männer des Handwerks, welche sich in diesen festlichen Räumen zusammen fanden in brüderlichem Verein mit ihren edlen Freunden, sie wollten, wenn auch nur in einfachen Worten, auch ihren Gefühlen Ausdruck geben: sie wollten Zeugniß geben, daß auch in ihr Ohr der klare Glockenton des großen Meisters geklungen, daß der schlichte Handwerker und Arbeiter sich endlich aufgerafft aus des Lebens Alltäglichkeit und sich seines hohen Berufes als Mensch bewußt geworden, daß auch er das Bedürfniß fühlt, nachdem er sein schweres Tagewerk unter steten Sorgen vollbracht, seinen Geist an den herrlichen Geistesquellen zu erfrischen und an seiner eigenen geistigen Entwickelung zu arbeiten.

Doch nicht mit Worten ist's gethan; drum gingen rüstig wir an's Werk und unsere hochherzigen Freunde halfen uns eine Anstalt in's Leben rufen, die uns zum Ziele führen soll. Es ist dies, meine Freunde, unser Handwerker-Verein, dem wir an dem Gedenktage Fr. Schillers die Weihe geben wollten. — Nachdem die ersten Pflichten für seine Existenz erfüllt, treten wir mit dem jungen Sprößling des Geistes unter die Volksgemeinde, und empfehlen ihn dem Wohlwollen der geistesbegabteren Brüder, die uns ihren Beistand zur weiteren Fortbildung gewiß nicht versagen werden; unser wärmster Dank wird es ihnen lohnen. Und dann, ihr Glieder des Vereins, haltet euer Wort, bleibet treu dem Unternehmen; ein Jeder ist berufen, mit allem Ernste und aller Kraft mitzuwirken; verzaget nicht, wenn ein gehoffter Erfolg nicht

immer sobald die gemachten Anstrengungen krönt; der feste Wille wird uns auch hier die Hindernisse beseitigen helfen.

Ja, meine Freunde, vergesset nicht, daß wir nur durch wahre Bildung des Geistes und des Herzens jene Selbstständigkeit erlangen werden, welche uns allein aus den drückenden Verhältnissen, in denen wir leben, befreien kann. Darum vorwärts! Vereint vorwärts! Dies ist ja unser Wahlspruch. Und auf diesem Wege soll der große Dichter unser Leitstern sein. Er erweckte in unseren Herzen die Liebe zur Freiheit, belebte die Kraft zum Denken und gab dem Menschen seine Würde als Mensch zurück, und [illegible] tete die Schranken der Vorurtheile, die den Menschen von den Menschen trennten; er feierte in seinen herrlichen Werken den hohen Werth des Weibes und befreite es von den unwürdigen Fesseln. Er zeigte uns in seinen schönen Bildern, daß die wahre Freiheit nur auf der sittlichen Kraft eines Volkes beruhen kann, und lehrte uns das Vaterland, das theure, lieben. Sein Mahnruf: „Seid einig, einig, einig!“ tönt heut stärker denn je in unser Ohr: nur ein einig Volk wird im Stande sein, seine Freiheit zu erringen und zu bewahren; nur ein freies Volk kann wahrhaft glücklich sein. Und so laßt uns denn, meine Freunde, den Gedenktag des größten deutschen Dichters in heiterer Weise begehen, stimmen auch wir ein in den Jubel der ganzen Nation, mögen diese Stunden dazu dienen, unsere Kraft zu stärken zu neuem Vorwärtsstreben! Ich fasse alle unsere Empfindungen in zwei kurzen Worten zusammen: Hoch die Freiheit! Hoch das Vaterland!

Erdenwallen und Apotheose.

Allegoriſches Feſtſpiel mit lebenden Bildern

von

Rudolph Gottſchall.

Perſonen:

Friedrich Schiller. Sorge. Mangel. Noth. Die Kritik. Zelot. Hofmann. Philiſter. Schauſpieler. Die Muſe. Der Lob. Germania. Karl Moor. Fiesko. Posa. Wallenſtein. Jungfrau. Maria Stuart. Wilhelm Tell. Erſte Frau. Erſter Krieger. Erſter Bürger. Erſter Künſtler. Frauen, Krieger, Bürger, Künſtler.

Ein Dachzimmer. — Tiſch mit einer Lampe. — Stuhl.

Erſter Auftritt.

Schiller (die Feder in der Hand).

Wie anders ſieht's hier auf dem Blatt,
Als es im Herzen glühend ſtand!
Die Farben blaß, die Schwingen matt —
So weit der Weg vom Kopf zur Hand.
Das Bild, das ich im Geiſte trug,
Hier mal' ich's nieder Zug für Zug!
Was eine volle Roſe war,
Iſt nun entblättert ganz und gar!
Und ob es auch der Welt genüge —
Mir ſcheint es eine große Lüge.
Ich glaube nicht an meine Kraft,

Die Ganzes will und Halbes ſchafft.
Ja, Zweifel muß das Herz beſchleichen,
Das nach den höchſten Kränzen ſtrebt!
Wir können's nimmermehr erreichen,
Was doch ſo mächtig in uns lebt.
(Die Glocke ſchlägt zwölf Uhr.)
Die Geiſterſtunde — Mitternacht —
Heut' iſt's des Geiſtes Stunde nicht!
Was ich erlebt, geträumt, gedacht —
Heut' wird es nimmer zum Gericht.
Das ew'ge Streben nach Vollendung
Treibt in die niebeſchleſſ ne Bahn.
Der Glauben an die große Sendung
Wird über Nacht zum großen Wahn.
Jetzt bringt des Lebens Noth und Pein
Allmächtig auf die Seele ein.
Die allertiefſten Schatten fallen
Auf eines Dichters Erdenwallen,
So nah er auch in Schaffenswonne
Gerückt der hehen Geiſtesſonne!
Wer nimmt in dieſer Erdenzeit
Die Wechſel auf Unſterblichkeit?
Die Träume rollen, wogen, ſchweben —
Vorüber zieht mein eig'nes Leben!
O wie der wilde Freiheitsdrang
Mich fortgeſtürmt in heißem Streben
Und doch der alten Kette Klang
Mir immer nachgeſchleift durch's Leben!
Aufſteigt das Bild der Jugendzeit,
Wo unter feurigen Genoſſen
Das Herz, von jeder Qual befreit,
Der Dichtung Eden ſich erſchloſſen.

Und was ich fesselles geträumt,
Es schien die junge Schaar zu bannen,
Der Räuber „Löwe", der sich bäumt
Gewaltig gegen die Tyrannen!

(Musik. Bild: Schiller, den Karlsschülern die Räuber vorlesend, nach dem bekannten Bilde zu arrangiren.)

Ich floh der engen Schule Zucht
Und eines Fürsten Eisenwillen —
Des Herzens heißen Drang zu stillen,
Trieb's mich hinaus in freier Flucht!
Streng trat der Herzog mir entgegen,
Verdammend, was mir heilig war.
Da sucht' ich mir auf eig'nen Wegen
Das Glück in Nöthen und Gefahr.
Das heimathlose Haupt zu betten
Bot mir die Freundschaft ihre Hand —
Nicht frei von Angst, doch frei von Ketten,
Die um den Geist ein Wille wand.
Ich lernt ihn achten, diesen Willen,
Der eisern Gutes doch gewollt,
Und hab' am Fürstengrab im Stillen
Die heiße Thräne ihm gezollt.
Und weiter trieb's mich ruhelos —
Die Träume wurden zu Gestalten.
Den Baum der Dichtung sah ich groß
Die Krone über mir entfalten.
Doch war das Heute! wie das Gestern!
Von Sorge, Mangel, Erdennoth,
Von diesen düstern grauen Schwestern,
Gepeinigt oft und stets bedroht!
Die Sorge mit der Dornenkrone,
Naht heut' wie stets dem Erdensohne.

Zweiter Auftritt.

Sorge (die Dornenkrone in der Hand) von links.

Sorge.

Von der Wiege bis zum Grabe folg' ich Dir, ein Kind der Nacht —
Und von jedem Freudentage pflück' ich ſchönſter Blüthen Pracht.
Vor dem Morgen ſollſt Du zittern, wenn das Heute! Dich entzückt —
Hinter jedem Glücke laur' ich — und Du biſt nur halb beglückt,
Keine Schickſalswetter ſchleudr' ich, doch mein Trepſen höhlt den Stein —
Auf die bleiche Wange zaubr' ich einen fieberrothen Schein.
In des Dichters holden Wahnſinn flüſtr' ich mein geheimes Wort,
Und des Geiſtes Blüthenfülle iſt entblättert und verdorrt.
Monumente mag die Zukunft Deinem Angedenken weih'n,
Doch die Gegenwart verwandelt mein Medusenhaupt in Stein.
Ob mich einſt ſein Namen banne, der ein großes Werk beſchützt —
Heut' noch ſteh' ich vor dem Dichter, auf mein altes Recht geſtützt.
Mit dem Geiſt der Mitternächte wachſen meine Geiſter groß —
Was er ſchafft, gehört dem Volke — mir gehört ſein Erdenloos!

Mangel.

Wie die Schlange durch's Geſtrüppe kriech' ich durch ſein Leben hin —
Eine ewig ungewünſchte, häßliche Begleiterin!
Hat er doch genug des Goldes in des Geiſtes tiefem Schacht —
Daß kein irdiſch Gold ihn lohne, ſteh' ich ſorgſam auf der Wacht!
Meine kargen Heller zähl' ich ihm verdrüßlich in die Hand —
Nie von ſeiner Schwelle weich' ich — und ſo will's ſein Vaterland.

Noth.

Ein geſchwächter Schatten bin ich, doch verſtänd'gen Dankes werth.
Ja, ich bin des Dichters Muſe; er beſingt, was er entbehrt.

Sorge.

An die Schwelle, graue Schweſtern! An der Schwelle ſteht und harrt,
Bis der Tod die Dichterleiche einſam in die Erde ſcharrt!

(Ab mit Noth und Mangel.)

Schiller.

Das ſind ſie, die mich ewig mahnen,
Und deren Hand an's Herz mir greift,
Wenn in die unbegrenzten Bahnen
Der Geiſt in ſel'ger Freiheit ſchweift.
Für Weib und Kind die bangen Sorgen
Erwachen mit dem neuen Morgen,
Und jedes irdiſche Behagen
Bin ich verdammt, mir zu verſagen.
Doch bad' ich mich im Sonnenſtrahle
Der ewig jungen Ideale,
Und ſchöpf' ich aus dem Quell der Kunſt —
Da kommen ſie mit trübem Sinnen
Und läſtern über mein Beginnen!
Der Menge wandelbare Gunſt
Iſt flücht'gem Treiben zugewendet!
Hab' ich ein großes Werk vollendet,
So blutet meine Seele ſtumm —
Es ſchmollt Kritik und Publikum!
Da nah'n ſie, die Verſtändnißloſen,
Die mir ſo oft das Herz bedrückt,
Da ſie von meiner Dichtung Roſen
Stets nur die Dornen abgepflückt!

Dritter Auftritt.

Schiller. Die Kritik. Zelot. Hofmann. Philiſter. Schauſpieler.

Kritik.

Dich begrüßt die Kritik, mein wack'rer Poet, die älteſte aller Sybillen —
Sie beſchaut dein Werk mit prüfendem Blick ſorgſam durch die ſauberſten Brillen.
Sie zergliedert es ſcharf mit chemiſcher Kunſt und verdampft es in ihren Retorten,
Und findet zuletzt nur ein hohles Gebräu von ſchwülſtig pathetiſchen Worten.

mich auf meiner romantiſchen Reiſe zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückſeligkeit ſo brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl' es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahnete. — Verbrüderung der Geiſter iſt der unfehlbarſte Schlüſſel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts. Wenn auch der verwegene Flug unſeres Denkens uns bis in die unbefahrenſten fernſten Himmelsſtriche der Wahrheit geführt hat, ſo erſchrecken wir mitten in dem entdeckten Klima über uns ſelbſt und unſere todte Einſamkeit: „Fremdlinge in der ätheriſchen Zone irren wir einſam umher, und ſehen mit thränenden Augen nach unſerer nordiſchen Heimath zurück." Dies lag aufgedeckt vor dem großen Meiſter der Natur, darum knüpfte er die denkenden Weſen durch die allmächtige Magnetkraft der Geſelligkeit aneinander. Und was exiſtirt im unermeßlichen Reiche der Wahrheit, worüber Menſchen wie wir, verbrüdert wie wir, nicht endlich Meiſter werden ſollten? Freuen Sie ſich, theurer Freund, daß unſere Freundſchaft das Glück hatte da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menſchen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unſterbliche Dauer. Ihre Materialien ſind die Grundtriebe der menſchlichen Seele. Ihr Terrain iſt die Ewigkeit und ihr non plus ultra die Gottheit. —

Es würde mich traurig machen, Beſter, wenn Sie in einer einzigen Anwandlung von Nüchternheit — in einer einzigen klügelnden Minute Ihres Lebens, das was ich jetzt geſagt habe, für Schwärmerei nehmen wollten. Es iſt keine

Kein wahres Gefühl, das zum Herzen uns dringt und Nichts natürlich und innig.
Wortschwall, der berauscht und selten ein Vers, der einfach, lieblich und sinnig.
Kein sangbar Lied, hochgehend stets des Gedankens stürmische Wogen,
Aufwühlt die Sentenz des Forums Stand wie einst die römischen Togen.
Und Stück auf Stück — nie geschmackes schweifst du aus den gemessenen Bahnen!
Den Ossa thürmst du auf den Olymp, wie die hunderthänd'gen Titanen!
Carl Moor, Franz Moor, ein Gestaltenpaar, vor dem die Grazien schaudern!
Und die Horde dazu — wer hörte sie nicht mit Abscheu singen und plaudern!
Fiesko, welch' ein Fastnachtsstück mit republikanischen Phrasen,
Es ermordet der Held sein verkleidetes Weib, verblendet in thörichtem Rasen!
Berrina spricht, wie Brutus sprach, der Tyrannen glühender Hasser,
Und wirft zuletzt die Tragödie selbst mit ihrem Helden in's Wasser.
Das Leben am Hofe entstellt, verzerrt, die Maitresse das edelste Wesen —
Das ist in grell unschöner Gestalt in „Kabale und Liebe" zu lesen!
Was Karlos will und was Posa will, ist die dunkelste Hieroglyphe —
Wer des Stücks Inhalt zu begreifen wünscht, der lese die kritischen Briefe.
Thekla und Max, welch' süßes Gezirp, welch' verliebtes platonisches Fasten —
Als liebte ein Kind der Pension den fleißigen Gymnasiasten!
Johanna d'Arc — was soll uns die Welt unerklärlicher Zeichen und Wunder?
Es war die Pucelle von Orleans an Leib und Seele gesunder!
Betschwesterlich hast du Maria uns, die Königin der Schotten geschildert!
Wir sehn wie zu wild auflodernder Lust ein Zögling der Kirche verwildert!
Wie gleich zwei Frau'n auf offenem Markt zwei Königinnen sich zanken —
Dann in der Braut von Messina scheint dein Geist bedenklich zu kranken —
Das ist antik und romantisch zugleich — es geht in die Kirche das Fatum —
Zum Weichselzopf verflicht sich hier dies Schicksal vom neuesten Datum!
Dazu ein Chor, der reiflich erwägt, wie unnatürlich das Ganze —
Wohl glänzt der Vers, doch hast du ihn blank geputzt mit dem billigsten Glanze!
Der Wilhelm Tell, ein Freiheitsheld, der mordet aus sich'rem Verstecke
Und sorgsam prüft, wie am besten sein Pfeil dahin den Gewaltigen strecke!

Der Scharfschütz fehlt, wo das Volk sich verschwört, denn einsam liebt er's zu
pascheu —
Das ganze Gedicht ein dramatisches Netz mit hundert zerrissenen Maschen!
So hab' ich dich jetzt ganz aufgelöst und des Volks Irrthümer berichtigt,
Und was du erschnüft, den schillernden Glanz, in Dunst und Nebel verflüchtigt.
Verschwinde denn rasch! Du bist und bleibst ein Nichts, das die Nichtigen
preisen.
Ein Dichterphantom, das die Menge besticht — dixi! das war zu beweisen!

Schauspieler.

Viel Dank für deine Stücke, doch — wir müssen arg sie kürzen.
Auch ließe sich wohl hier und dort der Vers pikanter würzen.
Carl Moor, Franz Moor — das waren doch die allerbesten Rollen.
Da griff dein jugendlich Talent gewaltig aus dem Vollen.
Ein wilder Wahnsinn auch gefällt, ein Wahnsinn mit Methode.
Doch etwas Rührendes mein Freund — das ist die neuste Mode.
Du greifst mir immer noch zu hoch — wozu der große Rahmen?
Am wohlsten fühlt sich unsre Kunst doch in — Familiendramen.

Hofmann.

Ja in uns're Kreise drängt sich dieser neue Dramaturg,
Der ein Deserteur vor Zeiten und ein Regimentschirurg.
Seine Muse ohne Feinheit und die Grazie der Franken —
Lauter hochgestelzte Worte und piedestische Gedanken!
Kein Salonton, zum Entsetzen ungenießbar seine Weiber —
Duftgewob'ne Schattenbilder, Engelsköpfe ohne Leiber.
Seine Helden unmanierlich, wie der Freiheitsschwärmer Posa —
Seine Verse ohne Anmuth, ungenießbar seine Prosa.
Kein Arom für feine Geister, das dem Mahl die Würze giebt!
Keine allerliebsten Scenen, wie sie Frankreichs Muse liebt!

Zelot.

Hebe fort dich, Geisterbanner, der des Volkes Sinn berauscht,
Welches seiner Lyra Klängen allzu andachtsvoll gelauscht.
Kultus treibt man mit dem Abgott, stellt ihn hin auf den Altar,

Es umtanzt ihn festlich jubelnd die bachantisch wilde Schaar.
Was dir fehlt, das ist der echte fromme glaubensvolle Sinn —
Vom Olymp kommt deine Muse, eine Marketenderin,
Welche allzuheidnisch Nektar und Ambrosia kredenzt,
Und in deren Aug' der Taumel frecher Götterfeste glänzt.
Deine abergläub'gen Helden trachten nur nach Erdenruhm —
Deine hohen Ideale stammen aus dem Heidenthum. —

Philister.

Was die Glocke betrifft, die gefällt mir wohl — da sind' ich das eig'ne Erlebniß!
Geburt, Hochzeit und Feuersgefahr und auch ein ehrlich Begräbniß.
Doch ich und mein Weib, wir können nicht für deine Tragödien schwärmen —
Halb schläft man ein, dann wacht man auf von ihrem betäubenden Lärmen,
Ungern läßt mein schwachnerviges Weib vom tragischen Fieber sich schütteln;
Den Iffland lobt sie, den Kotzebue — die wirken mit sanfteren Mitteln.
Hysterisch ist sie, mein Freund, allein historisch nicht im Geringsten.
Historie bleibt langweilig stets schon in der Schule dem Jüngsten.
Was Ideal: Wir wollen uns sehn, wie wir natürlich gewachsen.
Drum lass', mein Freund, in künftiger Zeit all deine romantischen Fazen
Und setze nur mich, wie du mich siehst, mit Weib und Kinder in Scene —
Einträglicher ist ein solches Stück und viel solider als jene.

Kritik.

So laßt ihn allein! Er mache sich klar den Eindruck unsrer Erscheinung!
Ich führ' euch wie stets; denn das Publikum hat niemals eigene Meinung.
(Ab mit Philister, Zelot, Hofmann und Schauspieler.)

Schiller.

O auf die ferne Nachwelt harrt
Der Dichter, wenn die Gegenwart
Des Busens eig'ne Zweifel nährt —
Einst kommt ein Tag, der ihn verklärt.
Auch giebt es große Augenblicke,
Wo frohe Ahnung faßt den Sinn,

Daß ich mit meines Volks Geschicke
Unwandelbar verwachsen bin.
Müd' bin ich, jedes Bild zu schauen,
Das traumhaft mir dahin geschwunden,
Und wie ein ahnungsbanges Grauen
Umflort's die zugemessnen Stunden
Am Herzen nagt's wie bange Qual —
Nach Odem ringt das wilde Leben!
Zur Sonne will auf ihrem Strahl
Des Geistes Adler siegend schweben —
Doch fesselt ihn die Erdennacht,
Des Lebens Schmerz, des Todes Macht!

Vierter Auftritt.

Muse.

Einen Gruß noch, einen letzten — denn ein Tröster naht sich Dir,
Drückt auf Deine blasse Stirne des ersehnten Lorbeers Zier,
Küßt Dir von den bleichen Lippen den entschwund'nen Erdentraum,
Führt Dich zu den ew'gen Geistern in den schrankenlosen Raum.

Schiller.

Mehr Licht! Hinauf — hinan —
Die Erdenwelt wird trüber!
Du sanfter Genius!
Führ' mich zum Licht hinüber.

Fünfter Auftritt.

Germania.

Chor.

Hier wo wir zeitlos thronen
Auf hehrem Geisteshron —
Da flechten wir die Kronen
Dem großen Erdensohn.

Germania.

Erduldet hab' ich viel — mit Schwert und Speer
Setzt' ich mich oft gen Oſt und Weſt zur Wehr.
Oft rang ich blutend in den Finſterniſſen,
Vom innern Zwieſpalt ward das Herz zerriſſen
Tief hing Gewölk um meine Eichenkronen —
Mich feſſelten des Cäſars Legionen!
Da tönte Schillers majeſtätiſch Wort —
Vom Rütli tönt's im morgenrothen Glanze,
Und riß gewaltig meine Völker fort —
Aufjauchzt ſein „Reiterlied" zum Schwertertanze.
Und widerhallt's aus allen ſeinen Liedern:
Daß wir ein einig Volk, ein Volk von Brüdern!
So führt ihn ein, von Erdenqual befreit,
In die Walhalla der Unſterblichkeit,
Um mit verdientem Lorbeerkranz zu krönen
Den Auserwählteſten von meinen Söhnen.

Sechſter Auftritt.

Muſe. Schiller. Vorige.

Germania.

Willkommen hier im reinen Geiſterreich,
Wo nur des Lichts Geſtalten Dich umſchweben,
Und hinter Dir verſinken ſchattenbleich
Die bangen Bilder aus dem Erdenleben.
Es ſchwindet, was im Strom der Zeiten treibt —
Was Du erſchufſt, Dein ewig Erbe bleibt.
So mögen Dich im Reich des ewig Schönen
Auch die Geſtalten Deiner Muſe krönen!

(Auf einen Wink der Germania erſcheinen von links Carl Moor, Fiesko, Poſa, Wallenſtein, die Jungfrau, Maria Stuart, Tell.)

Carl Moor.

O heiße wilde Jugendluſt,
Du nimmermüder Thatendrang —
Wie ſtürmſt Du aus der freien Bruſt
In feurig loderndem Geſang!
Zwar noch verirrt ſich hier der Muth, der kühne —
Doch dem Verbrechen folgt die edle Sühne.

Fiesko.

Es lebt Fiesko, ein unſterblich Haupt —
So lang' der Ehrgeiz lebt, der Kronen raubt!

Poſa.

Malteſerkreuz, Du meines Mantels Zier —
O ein bedeutſam Sinnbild biſt Du mir
Von jenem Kreuze, das die Menſchheit trägt,
Wenn Wahn und Herrſchſucht ſie in Feſſeln ſchlägt.
Mein Wort iſt eine Leuchte fernen Zeiten,
Die für das Recht der Unterdrückten ſtreiten

Wallenſtein.

Soldatenglück, wie auch Dein Würfel fällt —
Im Krieg gehört dem Krieger nur die Welt!
So ſteig' ich, ein bewundert Meteor,
Aus dem Gewühl bewegter Zeit empor —
Und nach dem höchſten Kranze will ich faſſen,
Den Sternen treu, die treulos mich verlaſſen.

Jungfrau.

Du Hirtenſtab, umkränzt mit heitern Roſen,
Bald kränzt das Schwert der blut'gen Roſen Kranz!
Doch ſanfte Stimmen hör' ich ſchmeichelnd koſen,
Die Liebe ruft aus Kampf und Schwertertanz —
Doch meine Sendung muß ich ſtumm erfüllen,
Mein Herz beſiegen und mein Haupt verhüllen.

Maria Stuart.

Die heit're Roſe wird zur Paſſiflore —
Ein hartes Schickſal läutert meinen Sinn!
Doch ſelbſt bis an des Todes off'ne Thore
Folgt heißer Liebesrauſch der Büßerin!

Wilhelm Tell.

Die Unbill räch' ich, die mein Herz zerriß —
Mir nach, mein Volk, den Unterdrückern Tod!
Von hohen Firnen weicht die Finſternis —
Und heilig kränzt ihr Haupt das Morgenroth!
Du Land der Gletſcher und der Waſſerfälle —
Verjag' den fremden Herrn von deiner Schwelle.

(Carl Moor, Fiesko, Poſa, Wallenſtein, Maria Stuart, Wilhelm Tell treten auf die linke Seite Schillers.)

Schiller.

Und ſeid ihr unvergänglich, ihr Geſtalten,
Die ich auf Erden ſchuf in bangem Streben,
So mögt ihr ſtets in meinem Volke walten
Und ſeinen Sinn zu großer That erheben!

Germania.

Soweit der deutſchen Sprache Zauber waltet,
Hat dein Panier ein dankbar Volk entfaltet.
Weit über's Meer, bis in des Urwalds Lichtung
Ertönt dein Name, großer Fürſt der Dichtung!
Und es verbrüdern heut' zu deinem Preiſe
Sich alle Stämme, alle Lebenskreiſe!

Siebenter Auftritt.

Chor.

Dem Auserwählten Heil und Preis
Und Schmuck der Lorberkronen.

Er bannt in ſeinen Zauberkreis
Entzückte Millionen.

Erſte Frau.

Zu deinen Ehren winden
Wir Kränze und Guirlanden.
Du ſangſt im Heiligthume
Der Kunſt zu unſ'rem Ruhme.
Du haſt gefeiert edeln Sinn,
Der Anmuth zarte Götterblume!
So nimm des Dankes Opfer hin,
Das deutſche Frau'n mit freud'gen Händen
Dir heut' und ewig ſpenden.

Erſter Krieger.

Zu des heut'gen Tages Feier
Nimm das Schwert zu deiner Leier!
Freudig ſenken wir die Waffen,
Helden haſt du uns geſchaffen,
Und dein Lied iſt Schlachtgeſang!
Klopft der Feind an unſ're Pforte,
Feuer gießen deine Worte
Uns in's Herz — und Thatendrang!

Erſter Bürger.

Arbeit, Fleiß und ernſtes Streben,
Schlichte Müh' iſt unſer Leben.
Raſtlos Werk der thät'gen Hand!
Nimm darum die Bürgerkronen,
Die den großen Sänger lohnen,
Der des Volkes Sinn verſtand!

Erſter Künſtler.

Du führteſt aus der Zeit gemeinen Schranken
Uns in den reinen Aether der Gedanken.
Du zeigteſt uns in dunkler Welt den Strahl,

Der sie verklärt, das ew'ge Ideal.
Mag Aiterkunst im Staub der Erde walten —
Du lehrst uns das Unsterbliche gestalten.
Der Schöpfergeist, der spröde Form bezwingt,
Darf nicht dem flücht'gen Bild des Tages dienen —
Und wem, wie dir, der größte Wurf gelingt —
Ist unverhüllt das Göttliche erschienen.

Germania.

So kränz' ich ihn jetzt, den herrlichen Sohn, mit dem nimmer verwelkenden Kranze,
So oft getrennt in verderblichem Wahn — dich krönt mein Volk jetzt, das ganze.
Ein einiges Volk in West und Ost — es lodern die Fackeln zusammen
Des festlichen Zugs in gemeinsamer Glut — — und es steigt dein Bild aus den Flammen!

(Germania faßt den Dichter und führt ihn in den Tempel.)

Der Vorhang fällt.

Prolog der Germania zum Schillertage

von Dr. S. Meyer.

Am 9. November im Stadttheater gesprochen.

Schon steigt empor, verklärt vom gold'nen Siege,
Ein heil'ger Festtag allen deutschen Gau'n —
Da tritt die Mutter an des Kindes Wiege,
Ihm in das sinn'ge Auge tief zu schau'n.

Nie kann mein Herz sich von dem Deinen trennen,
Kein Kind hing fester an Germania,
Ich darf der Söhne Edelsten Dich nennen,
Wer stand dem Mutterherzen je so nah?

Von meinen Fürſten, die im Heldenthume
Für meine Größe kämpften, meinen Glanz,
Wer hat vom unbeſtritt'nen, höchſten Ruhme
Gereicht mir einen edler'n, voller'n Kranz?

Von allen Kaiſern, die in meinem ſchönen,
In meinem tauſendjähr'gen Reich geblüht,
Wer hat von allen meinen großen Söhnen
Erobert mir ein größeres Gebiet?

Die Kräfte, die in meiner Sprache ſchliefen,
Du grubeſt aus dem Schacht das edle Erz,
So haſt Du ganz mit ſeinen heil'gen Tiefen
Erobert mir das volle Menſchenherz.

Du dehnteſt meines Reich's geſchloſſ'ne Grenzen
So weit hinaus mit Deiner Zauberhand,
Von Deiner Dichtung ewigfriſchen Lenzen
Iſt überblüht das deutſche Vaterland.

Nun überragſt Du, eine Alpenfirne,
Den Dichterwald — von unumwölkter Höh',
Ein Schmerzenszug umhüllt noch Deine Stirne,
Ob ich es löſchen ſoll — das Märtyrweh?

Doch nein! Es ſoll der Schmerz in Deinen Zügen
Dein Bild im Auge Deines Volks erhöh'n,
Dein Geiſt — er läßt Dich zu den Sternen fliegen,
Dein Schmerz, er macht Dich erſt ſo menſchlich ſchön.

Die Narbe, die Du in dem Kampf erſtritten,
Sie ſteht ja Deinem Angeſicht ſo gut,
Sie zeugt, daß Du aus Deines Volkes Mitten,
Daß Du aus Deines Volkes Leid und Blut.

Schwärmerei — oder Schwärmerei iſt wenigſtens ein vorausgenoſſener Parorysmus unſerer künftigen Größe, und ich vertauſche einen ſolchen Augenblick für den höchſten Triumph der kalten Vernunft nicht. Aber dieſer Brief iſt auch nur für uns und die Verwandten unſerer Empfindung.

Danken Sie dem Himmel für das beſte Geſchenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeiſterung. Das Leben von tauſend Menſchen iſt meiſtens nur Circulation der Säfte, Einſaugung durch die Wurzel, Deſtillation durch die Röhren und Ausdünſtung durch die Blätter; das iſt heute wie geſtern, beginnt in einem wärmeren Apriltage und iſt mit dem nämlichen October zu Ende. Ich weine über dieſe organiſche Regelmäßigkeit des größten Theils in der denkenden Schöpfung, und den preiſe ich ſelig, dem es gegeben ward, der Mechanik ſeiner Natur nach Gefallen mitzuſpielen und das Uhrwerk empfinden zu laſſen, daß ein freier Geiſt ſeine Räder treibt. Man ſagt von Newton, daß bei Gelegenheit eines fallenden Apfels das ungeheure Syſtem der Attraction in ſeinem Gehirn aufdämmerte. — Durch wie viel tauſend Labyrinthe von Schlüſſen würde ſich ein gewöhnlicher Geiſt bis zu dieſer Entdeckung haben durchkriechen müſſen, wo das verwegene Genie durch einen Rieſenſprung ſich am Ziele ſah. Sehen Sie, beſter Freund — unſere Seele iſt für etwas Höheres da, als bloß den uniformen Tact der Maſchine zu halten. Tauſend Menſchen gehen wie Taſchenuhren,

Noch hat kein Dichter höher ſich geſchwungen
Und trug mit ſich den Menſchen himmelwärts,
Kein Dichter iſt ſo tief hinabgedrungen
In die Familie, in des Volkes Herz.

Dein Lied lebt in der Kön'ge ſtolzen Mauern,
Erhebt und ſänftigt und ermahnt und droht —
Wo Müh' und Leid in nied'rer Hütte trauern,
Da iſt Dein tröſtend Wort des Herzens Brot.

Nichts Hohes, das uns nicht aus Deinem Munde
Noch höher, edler mag entgegenblüh'n;
Nichts Schönes blüht auf dieſem Erdenrunde,
Dem Du verſchönend nicht Dein Wort gelieh'n.

Man nennt den Dichter Dich der Ideale,
Man zweifelte an Deiner Schöpferkraft; —
Doch durch die Adern Deiner Heldenmale
Wie rinnt es da voll Leben, Blut und Saft!

Nur Ideale Deine Kerngeſtalten?
Nur in der Träume Dämmerung gereift?
Zeigt mir die Hand von feſteren Gewalten,
Die tiefer in des Volkes Leben greift!

Aus Idealen plötzlich mich erhoben
Ins Leben hat des Dichters Zauberhand!
Seht, um Germania hat ſie geweben
Der deutſchen Einheit ſtrahlendes Gewand.

Vom Bett des Rheines bis zum Donauſtrande
Erfüllt nur ein Gedanke jedes Herz,
Ein Name klingt — vom Meer zum Alpenrande
Von jeder deutſchen Lippe himmelwärts.

Nur unter eine Fahne will ſich reihen,
Was ſonſt ſich nie in eine Form gedacht.
Es ruht die böſe Zwietracht der Parteien,
So Großes hat der Dichter mir vollbracht!

Selbſt meinen Kindern, die, von mir geriſſen,
Verloren irren am entleg'nen Strand,
Der Dichter haucht auf ihre Schmerzenskiſſen
Den ſchönen Traum von einem Vaterland.

Und zwiſchen allen Hohen, allen Niedern
Aufrichtig, innig ein Zuſammenſchluß —
Das deutſche Volk ein einig Volk von Brüdern
In der Verehrung ſeines Genius.

Könnt' ich gebieten dieſes Tages Sonnen:
„O bleibet ſtehen über'm deutſchen Land!"
Könnt' ich, wie es der Dichter mir geſponnen,
Durch alle Zeiten tragen dies Gewand!

Ja könnt' ich's tragen fort durch alle Zeiten!
Doch nur dem flücht'gen Feſttag iſt's geweiht —
Wie würd' ich ſtolz durch alle Völker ſchreiten:
„Mein Schiller hat gewoben mir dies Kleid!"

„Doch ach! mein Brautgewand — wie bald zerriß es!"
So ſeufz' ich morgen ſchon im alten Weh —
Wann aber drückt den kehrenden Ulyſſes
An's Herz Germania-Penelope?

Noch tauſend Helden werden um mich werben,
Um meine Gunſt noch tauſend Sänger frei'n,
Die Liebe aber läßt ſich nicht vererben,
Das Herz des deutſchen Volkes — es iſt Dein!

Zum Gedenktage Schiller's.

Der Morgen sinkt auf hohe Alpen nieder,
Den Schweizer Rütli grüßt sein Flammenbrand!
Doch heut, o Dichter, machen Deine Lieder
Zu einem Rütli unser Vaterland —
Ein deutscher Bruderbund zu fernen Landen —
Ob Oceane auch dazwischen branden!

Mag ein Jahrhundert auch vorüberrauschen —
Im Reich der Geister ist's ein Augenblick!
Dem Dichter werden späte Zeiten lauschen,
Ein Dichterwort ist wie ein Weltgeschick —
Den Keim begräbt kein irdischer Bestatter —
D'raus wächst ein Riesenbaum — ein Weltbeschatter!

Und angestrahlt von Schiller's geist'gem Lichte,
Regt sich die deutsche Brust zu kühner That!
Empor, mein Volk, dich ruft die Weltgeschichte
Zu hehem Vorsitz in der Völker Rath!
Kein Brennusschwert — vorbei sind seine Tage!
Du wirfst das Schwert des Geistes in die Wage.

Er schwang dies Schwert, vorleuchtend allen andern;
Es ist sein Blitz, der diesen Tag erhellt,
Und dessen Strahlen um die Erde wandern,
Verbrüdernd die vom Meer geschied'ne Welt.
Es leuchtet aus des Wahns zerriss'nen Schleiern
Und mahnt uns, stets — den Genius zu feiern.

Ja heute schmückt die stillen Dichterstätten,
Wo er geweilt, der festlich frohe Kranz —
Die gern erlebt des Lorbeers Zierde hätten,
Als noch sein Aug' gestrahlt von Lebensglanz!

Sehnsüchtig, ihm Unsterblichkeit zu schaffen,
Beeilte sich der Tod, ihn fortzuraffen.

Kein Stern des Glückes strahlte seiner Wiege,
Sein Leben war an ird'schen Freuden karg!
So schüttet jetzt die Fülle seiner Siege
In tausend Kränzen auf den Dichtersarg —
Und laßt's auf seinem Sarkophage prangen:
Die Saat, die er gesä't, ist aufgegangen!

Rud. Gottschall.

Weihegruss von Dr. R. Gottschall.

gesprochen bei der Festfeier im Circus

am 9. November.

Im Vaterland, in allen Zonen
Mit Lorbeerkronen, Bürgerkronen
Wird heute der Poet gekrönt,
Der mit gedankenreichen Klängen,
Mit weihevollen Festgesängen
Das Leben und die Welt verschönt.
Ein Dichter echter deutscher Art,
So männlich stark, so weiblich zart,
Ein Mann des Volks, der ohne Wanken
Gekämpft für Wahrheit, Recht und Licht,
Der um die herrlichsten Gedanken
Der Dichtung holden Zauber flicht;
Der sich aus Hellas Götterreichen
Die reine Gluth der Kunst geraubt,
Und mit dem Kranze deutscher Eichen

Bekränzte sein unsterblich Haupt.
Er neigt sich segnend heut hernieder,
Ein Volk reicht sich die Bruderhand,
Und aus dem Samen seiner Lieder
Ersteht ein einig Vaterland!
Kein Grenzpfahl hemmt und keine Schranken
Verwandter Namen Brudergruß!
Drum hoch der Mann der Lichtgedanken,
Hoch Schiller und sein Genius!

Toast,

gesprochen bei der Festfeier im Circus am 9. November.

In diesen Räumen heiß' auch ich willkommen,
Die ihr vom bretternen Gerüst der Scene,
Wie aus dem Lied des Dichters Wort vernommen,
Entzückt gelauscht der wahren Melpomene.
Wen seine Gluthen trunken überkommen,
Weß Herz geschwellt des Sängers heil'ge Töne,
Ist her zu diesem Jubelfest entboten,
Zu kränzen das geliebte Haupt des Todten.

Und wohl mit Recht! Was einst im höchsten Glanze
Athen und Rom, Florenz, Ferrara sahn,
Geschah bei uns; mit Staunen sieht das ganze
Germanenland, was er allein gethan.
Die deutsche Muse, mit bescheidnem Kranze,
Kaum noch gekannt auf ihrer stillen Bahn,
Hat er geleitet in des Volkes Mitten,
Und die Bewundrung kam ihm nachgeschritten.

Des Räubers Trotz und Posa's Freiheitsstreben,
Der Schottenkön'gin thränenvolle Haft,
Der Frankenjungfrau gottbegeistert Leben,
Den Herzog Friedlands, meuchlings hingerafft,
Den edlen Tell, den Glorien umschweben,
Wo Freiheit irgend starke Völker schafft, —
Ihr ließt sie gern an euch vorüberwallen
Und ihre Red' im Herzen wiederhallen.

Doch hat er eure Lieb' nicht nur gewonnen
Auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten,
Wo er des Schicksals Räthselspruch entsponnen,
Und sein erhabnes Walten wußt' zu deuten.
Aus seinem Lied auch sprechen eure Wonnen,
Wie sie der Jugend Tage mild erfreuten,
Aus seinem Lied auch reden eure Schmerzen,
Und Einen Ton hat er für alle Herzen.

Vor Andern aber werth ist er euch Frauen,
Die ihr der Sitte milden Scepter schwingt,
Die Lieb' ihr lasset in die Herzen thauen
Und Himmelsrosen in das Leben schlingt.
Die zarte Jungfrau schenkt ihm ihr Vertrauen,
Wie ihre Neigung ihm die Mutter bringt,
Und Alle meinen, es verschwänd' die Liebe
Fast aus der Welt, wenn uns nicht Schiller bliebe.

In der Erinnerung geweihtem Haine
Schwebt, leisen Flugs, vor euch sein göttlich Bild;
Ihr seht es nahn in seiner Himmelsreine,
Und schöner glänzt das liebliche Gefild!
Sie schwebt herab im goldnen Abendscheine,
Die herrliche Gestalt, elysisch mild;

Sie hebet ſtill den zartgewobnen Schleier,
Und Liebe tönet durch die heil'ge Leier.

Die Liebe war's, die Reim und Vers erfand,
Und Ton und Sang und alle Melodien;
Die Liebe kennt' allein ein ſüßes Band
Um Fremde, weit entfernte Völker ziehen;
Und wo die Liebe nicht beherrſcht' ein Land,
Da würden Luſt und Freude bald entfliehen.
Ja Liebe ſchwingt aus irdiſchem Gewimmel
Das Herz hinauf zum ewigblauen Himmel!

Das iſt der Liebe mächt'ger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet;
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet;
Es löſt der Menſch nicht, was der Himmel bindet!
So wiederhellet ihr euch tauſendmal,
Und was ihr auch erfahren, was empfunden,
Habt ihr in Schiller wieder euch gefunden!

Doch auch für uns wirft er aus reinſtem Spiegel,
Umwebt von Strahlen, euer Bild zurück,
Wenn er uns zeigt, wie ihr mit ſanftem Zügel,
Des Mannes Willen lenkt durch euren Blick,
Auf eure Stirne drückt der Würde Siegel,
Uns führt zur Zeit des Ideals zurück,
Und alle Lebensfülle uns läßt ſchauen
Im keuſchen Buſen edler, deutſcher Frauen.

So ſeid willkommen uns, die ihr zu kränzen
Dies Jubelfeſt nicht ſtolzen Sinns verſchmäht!
Vereint mit Euch ſoll uns das Leben glänzen;
Von eurem Zauber duftig überweht.

Darf ich, beneidet, euch dies Glas kredenzen,
Nun denn, ihr Festgenossen, so ersteht,
Und ruft mit mir in dankbarem Vertrauen:
Es leben hoch, es leben lang die Frauen!

Dr. Max Karow.

Toast,

gesprochen bei der Festfeier im Circus am 9. November.

Bringet mir Blüthen zu duftigen Kränzen,
Blüthen mit Perlenthau glänzend besetzt,
Blüthen, die, Sternen gleich, himmlisch erglänzen,
Wenn Freudenthräne, sie küssend, benetzt.
Blüthen aus Seinem bezaubernden Eden,
Das Er geschaffen für Alle, für Jeden.

Beseligend ist Seine Nähe
Und alle Herzen werden weit;
Denn Seine Würde, Seine Höhe,
Entfernt nicht die Vertraulichkeit.

Er bracht' uns Blumen, bracht' uns Früchte
Gereift auf einer Himmelsflur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer geistigen Natur.

Er theilet Jedem eine Gabe,
Dem Blüthen, Jenem Blumen aus.
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder geht beschenkt nach Haus.

Bringet mir Blüthen, daß ich Ihn kränze,
Blüthen mit Perlenthau glänzend besetzt,
Auf daß Sein Eden uns immerdar glänze,

Ihm ist kein Endpunkt auf Erden gesetzt.
Ob auch Sein Geist bei den Himmlischen wallet,
Sein Sang doch ewig auf Erden erschallet.

Und ob er auch einst im Lebensunmuth sang:
So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasie'n,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich flieh'n?

Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens gold'ne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heit'ren Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt.

Doch schallt aus Seiner Brust der Freude Hochgesang:
Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken
Himmlische Dein Heiligthum.

Und mit Sich zieht er uns aus Lebens-Noth und Qual
Hinüber in das Heimathland der Freude,
Hinüber über Sorgen — Berg und Thal
Auf Seiner Freude Sternenweide.
Vergessen ist bei Seinem Freuden-Sang
Des Lebens Last und Erden Wehelang.

Drum bringt mir Blüthen, daß ich Ihn kränze,
Blüthen von Perlenthau glänzend bestrahlt,

Wunder nicht! daß jedes Aug' hell erglänze,
Daß Himmelsfreud' auf dem Antlitz Euch ſtrahlt.

Denn er ruft freudig uns zu aus den Fernen:
Hofft! glaubt! und liebt; denn über den Sternen
Habt Ihr in des Himmels Zonen
Einen lieben Vater wohnen!

Unſerm unſterblichen deutſchen Lyriker Schiller, der uns durch Geiſt und Gemüth hoch erhob, bringen wir einen vollen Becher dar, und rufen ihm aus vollem Herzen nach:

Dank! Dank! Dank!

Stadtrath Pulvermacher.

Feſtlied,

gelungen am 10. November im Schießwerder.

Mel.: Schiller's Reiterlied.

Wohlauf, Kameraden, zum feſtlichen Zug!
Den Lichterfürſten zu krönen,
Der leuchtend voran uns die Fahne trug,
Die Fahne des Wahren und Schönen,
Er hat ſie dem Volke gepflanzt in's Herz,
Sein Banner leitet uns himmelwärts!

Das ganze Volk, es verehret ſein Haupt
Und huldigt dem edelſten Sohne,
Die Schläfe, die heute der Lorbeer umlaubt,
Sie trug einſt die Dornenkrone;
Sein Auge, erglühend wie Morgenroth,
Verhüllte die Sorge, umwölkte die Noth.

Hinauf zu den Höhen gerichtet den Blick,
Hinweg von dem Tande der Erde!
„In deiner Bruſt, dort keimet dein Glück,

die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydroſtatiſch, wie das Blut durch ſeine Venen und Arterien, der Körper uſurpirt ſich eine traurige Dictatur über die Seele; aber ſie kann ihre Rechte reclamiren, und das ſind dann die Momente des Genius und der Begeiſterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino.

Das Bisherige, Freund, ſollte keine Ausſchweifung, keine Digreſſion ſein. Wir wollen durch eine dreifache Verbrüderung unſere Bahnen gehen, aber Enthuſiasmus iſt ja der erſte Gewinn von unſerem Bunde. Ich wollte Ihnen beweiſen, wie viel Enthuſiasmus bewirken kann — alſo wiſſen Sie nun auch, was unſer Bündniß bewirken wird.

Ueber den Bau unſerer Freundſchaft habe ich tauſend Ideen, deren ich entweder jetzt ſchon in Briefen, oder bei unſerem perſönlichen Umgange in Dresden los zu werden gedenke. Kalte Philoſophie muß die Geſetzgeberin unſerer Freundſchaft ſein, aber ein warmes Herz und ein warmes Blut muß ſie formen. Doch es iſt unmöglich, daß ich Ihnen jetzt ſchon die unzähligen mir zuſtrömenden Gedanken darüber preisgeben kann, die nun erſt in meinem Kopfe ſich läutern und reinigen müſſen. So viel iſt gewiß, daß ich von Euch aufgefordert ſein möchte, den Riß zu dem ſchönen ſtolzen Gebäude einer Freundſchaft zu machen, die vielleicht ohne Beiſpiel iſt.

Ihre Wanderung durch die Wiſſenſchaften, liebſter Freund, die Sie mir ſo lebhaft beſchrieben haben, darf

„Dort birgst du es ohne Gefährde,
„In deines Herzens stillem Revier,
„Da glühen des Schicksals Sterne dir."

Er hat dich, o deutsches Volk, gelehrt,
Die Güter der Erde verachten,
Er zeigte dir himmlische Güter, so werth,
Nach ihnen zu streben, zu trachten,
Er legte ein hohes, ein heiliges Pfund
In deines Herzens tiefinnerſten Grund.

Und bräche verheerend herein die Fluth —
Wie von Sternen ein Schimmern und Blinken,
So trägt deine Hand dies köſtliche Gut,
Es läßt dich wohl nimmer verſinken,
Von deinem Genius ewig geweiht,
So trotzeſt du allen Stürmen der Zeit.

O traget ihn hoch, den edelſten Herr,
Aus des Volkes Hütte geboren!
Ein Gott hat des Dichters lebendiges Wort
Zu ſeiner Hülle erkoren,
Dem Menſchen wird durch des Dichters Mund
Die ewige Blüthe des Göttlichen kund.

S. Meyer.

Feſtlied.

geſungen am 10. November in Schießwerder.

Mel.: Freudig, die ich meine ꝛc.

Tönet, frohe Chöre,
Unſers Schiller's Preis!
Rings zu ſeiner Ehre
Glüh'n die Herzen heiß.

Laßt die Freudenfeuer
Lodern im Nord und Süd,
Kränze kreiſt ihn treuer
Als ein rein Gemüth.

Von den sel'gen Auen
Bracht' er Blüth' und Frucht,
Bracht' er uns zu schauen,
Was die Ahnung sucht,
Was die Kummernächte
Süß mit Trost erhellt,
Was zum ew'gen Rechte
Kühn die Seelen schwellt.

Wo die Augen glühen
Frisch in Jünglingsmuth,
Wo sich Männer mühen
Für der Wahrheit Gut,
Wo in Schloß und Hütten
Zucht und Liebe wohnt,
Freut Euch, daß inmitten
Hold sein Gruß auch thront!

Aus dem Truggewühle
Wirrer Sinnennacht
Hebt im leichten Spiele
Seines Liedes Macht,
Ueber Zeit und Räumen
Läßt's im Schönheitsland,
In der Dichtung Träumen
Finden, was uns schwand.

Mißtraut nicht dem Scheine,
Der Euch freundlich winkt!
Im Gesang alleine
Ew'ge Wahrheit klingt.
Wandeln muß das Leben
Sein vergänglich Kleid,
Doch dem Lied gegeben
Ward Unsterblichkeit.

Da im ew'gen Glanze
Lebt des Helden That;
Unterm Lorbeerkranze
Keimt der Zukunft Saat.
Was, von Gott begeistert,
Uns der Dichter sang,
Einst der Welt bemeistert
Sich's in Thatendrang.

Ruh' auf dieser Stunde
Unsers Schillers Geist,
Der in Herz und Munde
Kräftig sich erweist!
Auf die Becher! Schwöret:
Frei sei, edel, rein,
Wer des Ruhms begehret,
Schillers Freund zu sein!

Wilhelm Großer.

Festlied,

gesungen am 10. November im Schützwerder.

Mel.: Wer ist der Ritter ꝛc.

Die Freude lockt uns zum Mahl,
Blinkt aus dem goldnen Wein;
Doch wer zeigt ihren Himmelsstrahl,
Von allen Flecken rein?
Wer hebt den trüben Sinn empor
Zum ew'gen hehren Licht?
Wer öffnet das verschloss'ne Thor,
Aus dem die Wonne bricht?
:,: O deutsches Land, o Vaterland,
Der Name ist dir wohlbekannt.
Ein Dichter, dein Sänger
Erfüllt das deutsche Herz. :,:

Wohl hasset du der Fesseln Zwang,
Brachst manche Kett' entzwei.
Noch heut fühlst du des Herzens Drang,
Zu werden eins und frei.
Wer gab Don Carlos dir, den Tell,
Der Freiheit zündend Wort,
Wer führt die Bahn dich licht und hell
Bis zu der Wahrheit Port?
:,: O deutsches Land ꝛc.

Der Glaube lebt, die Hoffnung grünt,
Und treue Liebe siegt;
Der Wahn, der Irrthum ist gesühnt,
Das heil'ge Banner fliegt.
Der Frauen Huld, der Frauen Werth,
Wer hat ihn ganz erkannt?

Wer hat die hehre Gluth genährt,
Wer ſchlingt das Zauberband?
;: O deutſches Land ꝛc.

So nenne mir den Zaubermann,
Der heut uns hier vereint,
Der durch des Sanges mächt'gen Bann
Zum Freunde macht den Feind,
Der über Berge, über's Meer
Der Eintracht Fahne hebt,
Und in der ſel'gen Geiſter Heer
Verſöhnend uns umſchwebt!
;: O glücklich Land, o Vaterland,
Das heut, durch ihn geeint, ſich fand;
Dein Sänger, dein Schiller,
Erfüllet ganz dein Herz. ;:

F. A. K.

Feſtlied,

geſungen am 10. November im Schießwerder.

Mel.: Gaudeamus igitur.

Gaudeamus igitur,
Daß er nicht geblieben
Beim chirurgiſchen Beſteck —
Gern warf er das Meſſer weg,
Und er hat geſchrieben!

Einſt in ſeiner Jugendzeit
Sollt' er Wundarzt werden;
Doch da ſprach das Schickſal: „Geh',
„Heile mir das tiefre Weh,
„Heil' den Schmerz der Erden!"

Und er warf die Pflaſter hin —
Seines Zwangs entbunden,
Hat er das Geſchick erfüllt,
Und er goß den Balſam mild
In Millionen Wunden.

Wenn auch ſeine hohe Kraft
Keine Meſſer führte —
Jedes Volk und jedes Land
Weiß, wie die berühmte Hand
Glücklich operirte.

Ja zur Kur gebrauchte er
Oft der heißen Gluthen,
Und so stillte er den Schmerz,
Und so manches arme Herz
Hörte auf zu bluten.

Unter den Chirurgen war
Er der größte Meister;
Hat die Feder nur geführt,
Doch er hat damit kurirt
Aug' und Herz und Geister.

S. Meyer.

Zur Schillerfeier.

Vorgetragen bei dem Schillerfeste des Handwerker-Vereins in Breslau am 10. November 1859.

Alles jubelt, Alles feiert,
Freude ist das ganze Land;
Seines Herzens Antheil steuert
Auch der Mann mit harter Hand.
Hobel, Hammer — heut bei Seite!
Bessres er heut schaffen kann:
Und voll Lust, im Festtagskleide
Schließt er sich dem Festzug an.

Sagt, wem gilt das Festgepränge,
Und wem wird das Hoch gebracht?
Ihm, deß helle Glockenklänge
Unser so im Lied gedacht:
„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde:
Ehret uns der Hände Fleiß."

In dem wunderbaren Liede
Hat er sich und uns geehrt;

Denn zur Arbeit — Glied zum Gliede —
Auch des Geistes Werk gehört.
Schaffen rüstig unsre Hände,
Was des Lebens Noth uns heißt,
So giebt uns des Denkers Spende,
Was des Geistes Hunger speist.

Arbeit ist des Bürgers Zierde:
Schiller war ein Arbeitsmann,
Der sich Freiheit, Ruhm und Würde
Durch der Arbeit Last gewann.
Schiller war der gute Bürger,
Den des Friedens Arbeit ziert,
Den der Glanz, den sich der Bürger
Mit dem Schwert erwirbt, nicht rührt.

Arbeit ist des Mannes Freude,
Segen ist der Mühe Preis:
Freudig schuf er — auch im Leide,
Ward auch oft die Stirn ihm heiß.
Und nun schaut nach hundert Jahren
Auf des Kindes ersten Blick,
Das der Arbeit Glück erfahren,
Noch das ganze Volk zurück.

Ehrt den König seine Würde,
Die ihm angeboren ward:
Heller glänzt des Hauptes Zierde,
Die den Genius offenbart.
Mit dem grünen Lorbeerkranze,
Der sein edles Haupt umgiebt,
Strahlet er in ew'gem Glanze.
Ewiglich vom Volk geliebt.

Ehret ihn sein geist'ges Schaffen,
Ehret uns der Hände Fleiß:
Brüder, laßt uns nie erschlaffen,
Sichern uns der Ehre Preis!
Keine Arbeit kann uns schänden,
Wie die Arbeit immer heißt —
Laßt uns schaffen mit den Händen,
Laßt uns schaffen mit dem Geist!

Und so an des Sängers Feste
Sei der eigne Bund geweiht!*)
Alles Herrlichste und Beste
Sei uns Ziel für alle Zeit!
Schiller's Geist soll uns umschweben,
Schiller's Wort uns heilig sein!
Laßt den Dichterfürsten leben
Allezeit in dem Verein!

Prediger Th. Hofferichter.

Dem Handwerker-Vereine

zu Schillers Jubelfeier den 10. November 1859 gewidmet.

Mel.: Freude, schöner Götterfunken ꝛc.

Sinnend blickte in die Ferne
Einst der Seher kühn hinaus —
Spähte nur nach einem Sterne
In dem großen Sternenhaus;
Froher, als er ihn gefunden,
Den voll Zweifel er gesucht,

*) Der erst kurz zuvor begründete Handwerker-Verein verband mit dem Schillerfeste zugleich das Weihefest seiner Stiftung.

Floſſen ihm die Lebensſtunden,
Rief, wenn Feinde ihm geflucht:
„Seid umſchlungen Millionen!
Dieſen Gruß der ganzen Welt!“
Brüder — dieſer Stern geſellt
Sich, wo Menſchen menſchlich wohnen! —

Gleichheit heißt der Stern, der wieder
Gänzet ein zerriſſen Land. —
„Schweſter mit dem Leinwandmieder,
Bruder mit dem Ordensband!“
Rufet noch in unſern Tagen
Sein gegeb'nes Wort uns zu
Und wer wollte dann noch wagen
Keck zu ſtören unſre Ruh'?
Laßt am Hundertjahresfeſte
Seine Werke leben hoch!
Alſo feiern wir ja doch
Schillers Wiegenfeſt auf's beſte!!!

E. Falkenhayn, Regiſtrator.

Am 10. November 1859.

Heyſa! Juchheia! Duldeldumdei!
Das geht ja hoch her! Bin auch dabei!
Es klingen die Gläſer, es perlet der Wein,
Es ſprühen gar geiſtige Funken.
Da ſtellt ſich natürlich Kapuzinerlein ein
Hat immer ja mit Euch getrunken
Und auch mit geſprochen, wie ſich's wohl verſteht.
Niemalen Nichts ohne Kapuzinerlein geht.

Heyſa! Juchheia! Dudeldumdei!
Wer ſagt, daß Deutſchland ganz einig ſei?
Da giebt's ja ein Weißes, ein Gelbes, mit Schwarz
Sich ſtreckend von Süden nach Norden.
Ein Grünes, ein Blaues, vom Schwarzwald zum Harz
Und Eines das roth einſt geworden.
Und Jedes von Ihnen will ächt Deutſchland ſein
Und hüllt ſich allein doch in ſeine Farb' ein.

Heyſa! Juchheia! Dudeldumdei!
Der Zopf, der Zopf, der iſt noch dabei!
Iſt etwa der Handel und Wandel ganz frei?
Und ſind ſie einmüthig im Bunde?
Der Baier behauptet, daß Großſtaat er ſei,
Der Sachſe nicht minder zur Stunde.
Hannover und Heſſen und dreißig und mehr,
All' ſind ſie ja Deutſche; doch Einigkeit — leer.

Heyſa! Juchheia! Dudeldumdei!
Weg, weg Politik! Was ſoll ſie dabei?
Die Freude, der Jubel allein heut regiert,
Den Jubeltag Schillers zu krönen.
Die Diplomatie hat uns immer genirt,
Heut muß ſich der Deutſche verſöhnen.
Durch Deutſchland's Auen, von Norden nach Süd
Allein heut der Jubel für Schiller erglüht.

Heyſa! Juchheia! Dudeldumdei!
Auch Frau'n beim Gelage? da bin ich dabei!
Wie ſprühen die Augen, wie lächelt ihr Mund,
Sie lieben den Dichter der Liebe.
Wie hebt ſich der Buſen und giebt ſeufzend kund:
Ach! wenn es doch immer ſo bliebe;
Doch Jugend und Schönheit, ſie müſſen vergeh'n,
Die Seele, Ihr Schönen, bleibt ewig Euch ſchön.

Heysa! Juchheia! Dudeldumdei!
Es klingen die Gläser! Gesang ist dabei!
Ein deutsches, ein kräftiges Wein-Minne-Lied
Ertönet dem Meister zu Ehren.
Ein Lied, das aus ächt deutscher Kehle entfleh't,
Kann fröhliche Geister beschwören.
Ob Jetztzeit, ob Vorzeit, ob Zukunftsmusik,
Wir singen und trinken und lieben mit Glück.

Heysa! Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! Bin auch dabei!
Es klingen die Gläser, es perlet der Wein
Und Jubel erfüllet die Herzen.
Bald glüh't um den Köpfen ein Heiligenschein,
Vergessen sind Leid, Sorg' und Schmerzen.
Wenn dann neu Jahrhundert im Fluge vergeht,
Der heutige Jubel von Neuem ersteht.

Text von Pulvermacher.
Composition von C. Schnabel.

Schweidnitz.

Festrede zur Schillerfeier

von Th. Hoffrichter, Prediger der christkatholischen Gemeinde zu Breslau.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen.
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.
Friedrich Schiller.

Meine Freunde!

Eine Jubelwoche, wie sie wohl nur selten vorgekommen in der Geschichte eines Volkes, liegt hinter uns. Ueberall wurden die glänzendsten Festlichkeiten veranstaltet. Intelligenz und Kunst,

Sie niemals gereuen. Es ist immerhin von entschiedenem Nutzen, wenn man in einem Felde zu Hause, und in den übrigen kein ganzer Fremdling ist. Sie haben Ihren Geist in verschiedenen Sphären des Denkens geübt, und laufen nicht mehr Gefahr, sich pedantisch in Ihr Hauptfach hineinzugraben.

Meine jetzige Beschäftigung zu Gohlis wird die Thalia und der Carlos sein. Freilich, liebster Freund, wird das Vergnügen meiner jetzigen Existenz durch den perspectivischen Anblick des höheren Vergnügens, das mich in unserem engeren Zirkel zu Dresden erwartet, um ein Großes gestört. Sie wissen ja, Lieber — es ist die allgemeine Quelle der menschlichen Klagen, daß ihnen die Hirngespinnste der Zukunft den Genuß des Augenblickes rauben. Sobald wir beisammen sind, schneide ich meine Zeit in drei Theile. Einer gehört dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menschen. Das ist freilich auch nur so eine Papierdistinction, doch Sie verstehen mich ja.

Unsere lieben Mädchen sind nunmehr in Gohlis, und was mit Huber indessen geschehen ist, werden Sie ja wohl von ihm selbst schon erfahren haben. Von Mannheim habe ich angenehme Nachrichten erhalten. Schreiben Sie mir bald wieder, liebster Freund, und lassen Sie uns wenigstens durch Briefe unsere jetzige Trennung hintergehen.

S.

aufrichtige Liebe und innige Verehrung vereinigten sich, um etwas Großes, etwas Herrliches zu schaffen. Festaufzüge und Festreden, künstlerische Aufführungen und Darstellungen, sowie heitere, belebte Festmahle gaben der gehobenen, begeisterten Stimmung zahlloser Festgenossen einen Ausdruck, und nicht blos hier und da ward das Fest gefeiert, sondern fast überall, mit wenigen Ausnahmen in allen Städten des Landes, in den größten wie in den kleinsten, sah man die Festfreude aus strahlenden Augen leuchten, und die Menschen jedes Alters, jedes Standes, jeder Berufsart, jeder politischen und religiösen Richtung, die sich jemals auch nur in der schwächsten Weise erwärmt gefühlt haben für das Edlere im Menschenleben, vereinigten sich und reichten einander die Hände zu einer gemeinschaftlichen würdigen Feier dieser großen Erinnerungstage. Ja, meine Freunde, wie weit der Aelteste unter uns immer auch zurückblicken möge in die Vergangenheit, er wird niemals unser Volk so innig gesehen haben in einem Gedanken, niemals so durchdrungen von einem Gefühl der Freude und des nationalen Stolzes, niemals so eng verbunden zu einer Alles umfassenden und Alle erhebenden nationalen Feier. Denn sogar weit über die Marken des deutschen Landes hinaus erstreckte sich die allgemeine Festfreude — wo immer Kinder unseres Volkes in größerer Anzahl auf fremder Erde leben: in Warschau, in Paris, in London, in Konstantinopel, in zahllosen Ortschaften des amerikanischen Continents — überall waren die Deutschen am 10. November zur schönen, weihevollen Nationalfeier vereinigt, und selbst fremde Nationalitäten ließen es sich angelegen sein, diesen Tag festlich und würdig mit uns zu begehen, als wenn es nicht das Fest eines Volkes, als wenn es ein Fest der gebildeten Menschheit wäre.

Was hatte dies Fest, dessen letzte Klänge noch in uns nachzittern, zu bedeuten? Wem galt die Feier? Und was bestimmt Euch, die Mitglieder einer vereinzelten religiösen Gemeinschaft, zu

der Nachfeier dieses jubelreichen Festes, zu der wir uns hier versammelt haben?

Vor hundert Jahren, meine Freunde, am 10. November 1759, wurde in einem unscheinbaren Hause in einem kleinen Städtchen des Schwabenlandes ein Kindlein geboren, welches, von liebenden Eltern sorgsam gepflegt, frühzeitig die reichsten, die herrlichsten Gaben des Geistes entfaltete und zum Jünglinge, zum Manne gereift und durch die Prüfungen des Lebens geläutert, sich als ein Genius unseres Volkes, als ein Genius der Menschheit offenbarte, der mit Lied und Wort das Menschenleben geweiht, dem Menschen auf strahlender Höhe die leuchtenden Zielpunkte seines Strebens enthüllt hat. An die Wiege dieses Kindes, dieses echten Gottgesandten, trat in diesen Tagen das dankbare Volk, um ihm die Anerkennung und Verehrung zu zollen, die dem Ringenden, Lebenden in verdienter Weise nicht geworden ist, und die Schuld zu sühnen, die einst unsere Väter durch Vernachlässigung des großen Sängers und Sehers auf sich luden. Denn der gefeierte Mann, heut der Stolz und die Freude einer hochgebildeten, auch durch ihn erhobenen und geistig gekräfteten Nation, hat, wie es so oft der Geistesgröße ergangen ist, während er aus der Tiefe seines Gemüths und seiner Gedanken heraus eine strahlende, lichthelle Welt erschuf, seine geistige Kraft aufreiben müssen in der kleinlichsten Sorge um das tägliche Leben. Auch auf der Höhe seines Ruhmes angelangt, sah er sich nicht befreit von der drückenden Last, und selbst als man den Lorbeerkranz legte auf das Grab des Frühvollendeten, war es nur eine kleine Zahl treuer Freunde, die voll tiefer Wehmuth das Dichtergrab umstand. Das deutsche Volk, meine Freunde, will nicht wieder solchen Vorwurf auf sich laden, will sich nicht wieder nachsagen lassen, daß es seine großen Dichter, seine edelsten Geister mit der Sorge um das äußere Leben ringen ließ — es hat die Schillerfeier, das große Fest dieser Tage, ausgezeichnet durch eine große, edle, nationale

That — die Schiller-Stiftung, zu der auch der Aermste im Volk, der nicht ganz unempfänglich ist für das Höhere, das Ideale, sein Scherflein beigetragen hat, wird hinfort die deutschen Dichter, die mit ihrer geistigen Kraft arbeiten für den Ruhm und die Fortbildung der Nation, und denen doch kein freundliches Lebensloos beschieden ward, soviel als möglich sicher stellen gegen des Lebens äußeren, die innere Kraft erschöpfenden und verzehrenden Kampf. Und so wird selbst der traurige Lebenskampf des Dichters, der die Nation anspornte zu dieser gerechten, ihrer selbst würdigen Fürsorge, zu einem Segen werden für Viele, so wird Schiller's Name verherrlicht fortleben auch in diesem nationalen Werke, wie der Dichter selbst fortleben wird in selbsteigener Herrlichkeit durch die Werke des Geistes, die er schuf.

Ja, meine Freunde, in selbsteigener Herrlichkeit wird Schiller fortleben von Geschlecht zu Geschlecht. Kaum irgend eine Nation zählt wohl der Dichter so viele, wie unser deutsches Volk. Aus tiefsinnigem Gemüth, mit klarem Geist, mit weisem Wort haben sie in des Liedes harmonischen Klängen geredet zu ihrem Volk, haben sein innerstes Herz getroffen, haben die heilige Flamme der Begeisterung für alles Wahre, für alles Schöne und Gute darin geweckt und haben, edle Gefühle anregend, erhabene Gedanken ausfäend, die geistige Entwickelung und die sittliche Veredlung des Volkes so gefördert, das deutsche Volk auf eine solche Stufe der Bildung und der Gesittung erheben, daß es sich ohne Bangen und ohne Ueberhebung an die übrigen Nationen des Erdkreises kühn mit der Frage wenden darf: wer überragt mich darin? Wieviel große Namen wir aber auch zu unserm Ruhme zählen, sie werden in ihrem Einflusse auf die geistige Entwickelung und auf die sittliche Erkräftigung unseres Volkes doch alle übertroffen von dem Einen, dem die Feier dieser Tage galt. Aus dem deutschen Dichterwalde, von dem ein anderer Sänger unseres Volkes singt, ragt hoch über die mächtigsten, hoch über die präch-

tigsten Wipfel als eine ewig grüne Eiche mit ewig prangenden Geistesblüthen Friedrich Schiller hervor, daß auch der Geringste zu ihm aufblicken und an ihm sich erlaben, daß Geschlecht um Geschlecht an ihm seine Herzensweide haben kann.

Ja, meine Freunde, Friedrich Schiller ist der Dichter für Alle, ist der ewige Dichter. Und was ist es denn, was diesen Dichtergeist so hoch erhoben? Ist es blos die Schönheit seiner Sprache, der melodische Klang seiner Worte, die Pracht seiner Bilder, der Reichthum und die Tiefe seiner Gedanken — oder was ist es denn, was so die Herzen aller Menschen erfaßt, was so mit gleicher Begeisterung den Jüngling wie den Mann, den Knaben wie den Greis, den Höchsten wie den Geringsten, den Hochgebildeten wie den einfachen, schlichten Geist erfüllt? O wohl, meine Lieben, fühlen wir uns in Schiller's Dichtungen gefesselt auch durch den äußeren Schmuck und Wohllaut seiner Rede, wie durch die Kraft und die Fülle seiner Ideen; in nichts, wodurch andere Dichter ihren Ruhm begründet haben, steht Schiller irgend einem deutschen Sänger nach. Doch darin allein liegt noch nicht seine Größe, das allein erhebt ihn noch nicht so mächtig über alle anderen Sänger des Vaterlandes, das allein hätte ihn noch nicht zu einem Volkslieblinge gemacht, wie kein anderer Dichter es ist, das allein gäbe ihm noch keinen Anspruch darauf, auch von anderen gesitteten Völkern so geehrt und verherrlicht zu werden, wie in der eigenen Nation. Aber Schiller ist in der That nicht blos der Sänger eines Volkes, er gehört allen Völkern, er gehört, wie die größten Dichter aller Zeiten, der gesammten Menschheit an, weil er in Wahrheit ein Sänger des Menschenlebens ist. Daß Schiller, eben so groß als Denker wie als Dichter, mit seinen höchsten und erhabensten Gedanken hinabgestiegen ist in das Gebiet des scheinbar Geringfügigen und Gewöhnlichen, daß er gerade die einfachsten Verhältnisse des menschlichen Lebens in seinen Liedern verherrlicht und mit idealem Inhalt erfüllt hat, daß er den

Menschen nicht immer blos hingewiesen auf eine erdichtete, nur im Reiche der Träume vorhandene Welt, sondern daß er ihn gerade das irdisch-menschliche Leben als das höchste und schönste ehren und lieben gelehrt, — darin liegt die wunderbare Macht seines Gesanges, darin die Erklärung, warum jedes reine und unverderbene Menschenherz von seinen Klängen sich so mächtig angezogen fühlt, warum Jeder ihn so leicht versteht, Jeder ihm huldigt und ihn liebt. Und nun begreifen wir auch, warum Schiller nicht blos ein Liebling unseres Volkes ist, warum auch fremde Nationen, in deren Sprache seine unsterblichen Werke übertragen wurden, ihn ehren wie ihre eigenen, heimischen Dichterfürsten, und zu ihm aufblicken, als wäre er aus ihrer eigenen Mitte heraus hoch emporgewachsen, ein ewig frischer Lebensbaum. Das wahrhaft Menschliche muß ja Anklang finden in jedem Menschenherzen und darum unter den Kindern jedes Volkes, unter den Edlen und Guten jeder Nation. Das wahrhaft Menschliche ist nirgends in der Fremde, seine Heimath reicht so weit, als des Menschen Schritt, so weit, als des Menschen reiches und tiefes Gemüth. Die fremden Völker, welche Theil nahmen an unserer Schillerfeier, ehrten sich selbst; denn sie bekundeten damit ihr Verständniß eines Dichters, der vom Menschenleben so wahr, so tief, so würdig gedacht, das wahrhaft Menschliche so geheiligt und verherrlicht hat, wie kein anderer Sänger, und sie bekundeten durch die Feier gerade dieses Mannes zugleich ihren eigenen Sinn und ihre Liebe für wahre, echte Menschlichkeit. Denn in der That, meine Freunde, den größten Dichtern aller Zeiten und aller Völker ist Friedrich Schiller gerade durch seine kindlich reine und ideale Auffassung des Menschenlebens, die ihn zur höchsten Verherrlichung desselben führte, an die Seite getreten. Welches Volk kann sich rühmen, ein Lied zu besitzen, wie das Schiller'sche Lied von der Glocke, jene heilige Feier des Menschenlebens, in welcher jedes Wort ein Glockenklang der Andacht ist? Welcher Dichter

hat lieblicher und zugleich tiefer, anmuthsvoller und zugleich erhabener die reine menschliche Freude besungen und verherrlicht, als Schiller in seinem Liede an die Freude? Welcher Dichter hat größer und würdiger von des Weibes Würde und Bedeutung im menschlichen Leben gedacht, als dieser große Meister des Gesanges in seinen Worten;

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben —

welcher Sänger herrlicher und göttlicher von der Treue und von der Freundschaft gesungen, als er in seiner Bürgschaft:

Und die Treue — sie ist doch kein leerer Wahn!

Und wie er reicher, edler, tiefer das individuelle Leben des Menschen erfaßte und es durchgeistete, so auch das gesellschaftliche Leben der Menschheit, das Leben der Gemeinschaft. Feierte und weihte er jenes in seinen Liedern, so wirkte er für eine höhere Auffassung und für höhere, vollkommnere Formen des staatlichen Lebens vorzugsweise in seinen Dramen. Man hat Schiller den Sänger der Freiheit genannt — und in Wahrheit — er ist es. Oder was wäre es denn, was noch jetzt bei jeder Darstellung seiner unsterblichen Schöpfungen tief in der Menschenbrust den reinsten Wiederhall erweckt, wenn nicht die überall hervorbrechende Sehnsucht nach der Erlösung aus mangelhaften, unvollkommenen Zuständen, nach der Befreiung aus beengenden, lähmenden Fesseln, nach einer den menschlichen Geist und die freie Regsamkeit der menschlichen Kräfte nicht mehr beschränkenden, die freie Entwickelung des menschheitlichen Lebens, den Fortschritt und das Völkerglück bedingenden Gestaltung der menschlichen Gesellschaft? O, wie viel, meine Freunde, verdankt gerade ihm unser Volk in Bezug auf seine Entwickelung zur Freiheit! In einer Zeit, meine Lieben, wo unser Volk noch religiös und politisch geknechtet war, wo erst ein schwaches Bewußtsein von seinem Recht, von seiner Macht

und von seiner Würde in ihm aufdämmerte, da warf Schiller seine Freiheitsklänge wie Blitzfunken hinein in die dunkle Nacht, und noch jetzt strahlen sie, den Weg erhellend und die Lust zum Vorwärtsstreben, die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Wahrheit und des Rechts aufrecht erhaltend dem ringenden Menschen — leuchtende Meteore, vor denen der lichtscheue Finsterling und der despotische Gewalthaber sich bekreuzt. Schiller ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Freiheit nur dann ein sicheres, bleibendes, Segen um Segen in wohlthätigen Schöpfungen hervorbringendes Besitzthum der Völker werden kann, wenn sie hervorgeht aus der fortschreitenden Bildung, wenn sie emporwächst mit dem Bewußtsein des Menschen von seiner Würde; denn

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Und wie er deshalb nur mit Schmerz hinblickt auf die Entfesselung roher, geknechteter Kräfte, die nun nur im Werke der Zerstörung Rache suchen werden, so mahnt er andererseits mit aller Kraft und Entschiedenheit die Völker und die Fürsten, der wahren Freiheit nachzugehen und nichts zu unterlassen, was sie fördern kann:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und so weist er in seinen Räubern hin auf das ewige, dem Menschen angeborene Recht, so läßt er durch seinen Marquis Posa die Fürsten mahnen, den Völkern Gedankenfreiheit zu geben, so stellt er in seinem Wilhelm Tell das Vorbild eines Volkshelden hin, der freudig und opferbereit sein Alles daran setzt für die Freiheit und die Selbstständigkeit seines Volkes.

Wenn Schiller, meine Lieben, so groß, so edel, so erhaben vom Menschenleben auch eben nur gedacht und gesungen hätte, so würde er sich damit doch die Unsterblichkeit errungen haben. Was wir aber höher noch an ihm achten, das ist, daß er sich selbst

groß, edel und rein gezeigt in seinem Leben, daß er die bessernde Hand zuerst gelegt an sich selbst, um aus sich selbst einen edlen, vollkommnen, seiner menschlichen Würde entsprechenden Menschen zu bilden. Und wie er deshalb zu seiner eigenen Veredlung und Vollendung die Freundschaft und die Gemeinschaft der Besten und Edelsten seiner Zeitgenossen suchte, so ward er selbst von ihnen gesucht und wuchs gebend und empfangend zu immer größerer Schönheit und harmonischer Geistesbildung hinan. Ein Freund der größten Männer seiner Zeit, ein Freund Wilhelm von Humboldt's, des großen Staatsmannes, ein Freund Goethe's, des ihm ebenbürtigen Dichterfürsten, ein inniger Verehrer seines großen Zeitgenossen, des Weltweisen Immanuel Kant, der kühn, wie er, dem Geiste neue Bahnen brach, vereinigte er in sich alles Große und Herrliche, was in dem Geistesleben des Menschen liegt. Von Jugend auf ein Feind aller Lüge und aller Heuchelei, war sein ganzes Wesen Wahrheit, Aufrichtigkeit und Lauterkeit, ein Feind aller pfäffischen und despotischen Unterdrückung des Menschengeistes, entwürdigte er sich niemals durch einen knechtischen Sinn, und was er in seinem Liede pries:

Festen Muth in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut! —

das war der Inhalt seines eigenen sittlichen Strebens; ein Feind endlich alles Niederen und Gemeinen, richtete er seinen Sinn stets auf das Höchste, das wahrhaft Göttliche, und das Wahre, das Gute und das Schöne nicht blos in der Welt der Dichtung suchend, sondern in dem realen Menschenleben, erhob er dieses wie in der Idee so in sich selbst zum göttlichen.

Und hier, meine Freunde, finden wir den Grund, durch den sich die freireligiösen-Gemeinden bestimmt gesehen haben, nicht blos den innigsten Antheil zu nehmen an der allgemeinen Feier dieser Jubelwoche, sondern in ihren besonderen Kreisen dem großen Dichter und Denker Friedrich Schiller eine besondere Festfeier zu widmen. Fühlen wir uns durch unsere Ueberzeugungen und durch unsere Grundsätze überhaupt verbunden, da nicht fern zu bleiben, wo sich unser ganzes Volk, ja die ganze gebildete Menschheit einig weiß in einem großen und schönen Gedanken, einig in einem reinen und lauteren Gefühl; werden wir überhaupt niemals fehlen, wo es gilt, den großen Männern, die sich um die geistige Fortbildung des Menschen unsterbliche Verdienste erworben haben, die ihnen gebührende Krone des Dankes und der Anerkennung darzubringen — wie hätten wir nicht unsere ganz besondere Liebe und Verehrung an den Tag legen sollen, wo es darauf ankam, das Andenken eines Mannes auszuzeichnen, den wir mit gutem Grund als einen der Unsrigen betrachten können? Denn Schiller mit seiner ganzen Anschauung und mit seinem Streben nach echter, reiner Menschlichkeit gehört zu den großen Männern unserer Vorzeit, die als unsere Vorläufer die freireligiöse Bewegung vorbereitet haben. Zwar, meine Freunde, müssen wir von allen großen Geistern der Vorzeit sagen, daß sie das wahre Menschenthum gefördert haben, zwar zieht durch die ganze Geschichte der Menschheit die Ahnung hindurch, daß das Göttliche zu suchen sei im wahrhaft Menschlichen, und immer wieder bricht sie im Laufe der Zeiten in einzelnen heileren Geistern hervor; doch von keinem Anderen — mindestens in unserm Volke — ist sie bereits in früherer Zeit so klar, so bestimmt und zugleich so schön als innerstes und heiligstes Bewußtsein ausgesprochen worden, als von ihm. Wir können sagen, daß auch Schiller den unbekannten Gott suchte, dem zu des Apostel Paulus Zeit die Griechen in Athen einen besonderen Altar mit der Aufschrift errichtet hatten: „Dem unbe-

kannten Gotte.“*) Aber Schiller war glücklicher als die Athener und der Apostel Paulus. Für ihn blieb dieser Gott kein unbekannter, wie jenen, noch suchte er ihn, wie dieser, nur in einer erdichteten Welt. Schiller fand das Göttliche in dem wahrhaft Menschlichen, und die Pflege des Menschlichen ward ihm bereits zur Religion. Ist nun die Religion der Humanität die Religion, die auch wir unter uns pflegen, die auch wir immer weiter in der Menschenwelt auszubreiten suchen, so ist Schiller einer unserer ersten Apostel. Mit seinem Worte:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion —

steht der große Dichtergenius mitten unter uns. Die strengen Anhänger der Glaubensreligionen wenden sich eben deshalb von ihm ab und nennen ihn irreligiös, wie uns. Aber, meine Freunde, indem Schiller seinerseits, wie wir, alles Confessionelle, Alles, was die Menschen trennt und theilt, in der Religion verwarf und sich nur an das hielt, was Alle verstehen, weil es ihr eigenes Wesen ist, was eben deshalb Alle einigen und mit einander verbinden kann, an das wahrhaft Menschliche, offenbarte er seinen tiefreligiösen Sinn und bahnte einen Weg an zur Vereinigung Aller — der Katholiken, der Protestanten, der Juden und welchen Namen die Religionsgesellschaften, sich trennend und scheidend, sich immer auch gegeben haben; und wenn in diesen Tagen Hunderttausende sich vereinigt haben, um gerade diesem Manne ein Fest zu bereiten, wie es selten einem Menschen geworden ist, so ist dies nicht etwa ein Beweis von der großen Irreligiosität unseres Volkes, sondern vielmehr ein glänzendes und namentlich uns zu den frohesten Hoffnungen erweckendes Zeugniß, wie tief bereits die wahre, die humane Religion in dem Herzen unserer Nation ihre Wurzeln geschlagen hat. Freuen wir uns deß, meine Freunde,

*) Act. XVII. 23.

Dresden, 8. Mai 1785.

Noch einen Nachtrag, lieber Schiller, zu meinem letzten Briefe. An einen Freund, der mich noch nicht ganz kennt, ſchreibe ich gern von mir ſelbſt, damit er weiß, was er ſich von mir zu verſprechen hat, und ich des Redens darüber bei jedem einzelnen Falle überhoben ſein kann. Mein Glaubensbekenntniß über Kunſt habe ich noch abzulegen. Es ſteht nichts davon in meinem letzten Briefe.

Von meiner erſten Erziehung klebte mir lange Zeit der Gedanke an: der Künſtler arbeite nur für ſein und anderer Menſchen Vergnügen. Eltern und Lehrer hatten ſich ſo viel Mühe gegeben den Hang zum Vergnügen bei mir zu unterdrücken, es war ihnen gelungen durch eine Art von leidenſchaftlicher, mönchsartiger Frömmigkeit mich ſo ſehr zur Reſignation zu gewöhnen, daß ich über jede Stunde, die ich ohne Vorwiſſen und Erlaubniß meiner Vorgeſetzten mit irgend einer Ergötzlichkeit zugebracht hatte, Gewiſſensbiſſe fühlte, und nie zufrieden war, als wenn ich eine beſchwerliche und unangenehme Arbeit vollendet hatte. Es fehlte mir nicht an Gefühl für dichteriſche und muſikaliſche Schönheiten, aber ich erlaubte mir nicht lange bei ihrem Genuß zu verweilen. Indeſſen entſtand frühzeitig bei mir ein Ekel vor aller Mittelmäßigkeit in Werken der Kunſt. Daher der Mangel an Trieb ſelbſt zu arbeiten. Ich fühlte, wie viel es mich Anſtrengung koſten würde, um mich einiger-

und suchen wir unsererseits den großen Religionsgenossen hauptsächlich dadurch zu ehren, daß wir nicht ermüden auf dem Wege, den er uns vorangegangen ist! Denn wie weit wir auch bereits die Anschauungen und die Grundsätze der humanen Religion eingedrungen sehen in das innerste Wesen unseres Volkes, so fehlt es doch noch gar sehr an jener Kraft und Stärke des Bewußtseins, die zu Thaten führt, so wird es doch bei den entgegenwirkenden Bemühungen der Glaubensreligionen noch gar vieler Anstrengungen und Kämpfe bedürfen, ehe die humane Religion zu einem Gemeingut unseres Volkes wird. Und von unserem Fleiße, von unserem Eifer und von unserer Begeisterung wird es wesentlich mit abhängen, daß sich der Traum des Dichters erfüllt:

Alle Menschen werden Brüder.

Arbeiten wir also rüstig fort, meine Freunde, und beginnen wir, wie er, zuerst mit uns selbst, uns zu wahren, rechten, tüchtigen Menschen zu bilden.

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben!

Betrachten wir zunächst unsere Gemeinschaft als die von uns zu bildende und zu gestaltende reine und erhabene Glocke, die mit ihren Feierklängen unser ganzes Leben weiht. Wie die metallne Glocke ihre Stimme erhebt bei allen wichtigeren Vorgängen des menschlichen Lebens, so weihe in uns unsere Gemeinschaft alles Menschliche zum Göttlichen. Immer tiefer hinein in die Herzen aller Menschen wird dann dringen ihr festliches Geläute, immer inniger, immer fester schließt dann den Lebensbund der Menschheit die humane Religion mit ihrem Rufe:

Herein, herein,
Gesellen alle! Schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name sein!
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeinde. —

die Menſchengemeinde, meine Freunde, die große Menſchengemeinde,
in der Keiner fehlt, in der Jeder mit unſerm Dichter jubelt:
Seid umſchlungen, Millionen! —
Dieſen Kuß der ganzen Welt!

Liegnitz.

Zur hundertjährigen Jubelfeier Friedrichs von Schiller
den 10. November 1859.

Was wehen heut für Jubelklänge?
Iſt denn in einer Herbſtesnacht
Mit Sang und blühendem Gepränge
Urplötzlich ſchon der Lenz erwacht?
Trotz des Novembers Nebelgrauen,
Da ſchwingen ſie von Ort zu Ort
Sich ob den reifbeperlten Auen
Von Land zu Lande fort und fort.

Allüberall wo Deutſche wohnen,
Sei es im Norden oder Süd,
Sei's in des Oſt, des Weſtens Zonen,
Dieſelbe Jubelroſe blüht!
Sie ſpiegelt ſich im Oceane,
Im grünen Rheinſtrom, Sund und Belt,
Sie ſchwimmt auf leichtem Blätterkahne
Hinüber in die neue Welt.

Und iſt es denn ein Feſttag heute,
Den einig Deutſchland ſo begrüßt
Mit ſeiner Liebe Feſtgeläute?
So einig, wie es ſelten iſt!

Ja wohl, ein Feſttag wird begangen,
Wie keiner noch begangen ward,
Mit ſo andächtigem Verlangen,
Mit ſolcher Andacht, heilig, zart.

Und wem denn gilt die feſt'ne Feier?
Iſt es ein Held, der einſt erſtand?
Iſt es ein Retter? Ein Befreier?
Zerſprengte er manch ſchmachvoll Band?
Hat er für Deutſchlands Recht geſtritten,
Als es am Boden niederlag?
Hat er für's deutſche Volk gelitten,
Eh auf ihm ſtieg der Freiheit Tag?

Er hat geſtritten und gelitten
Um Deutſchlands allerhöchſtes Gut,
Das unter roher Schergen Tritten
Verſcharret lag in Schutt und Blut!
Die ſchönſte Perl' in Deutſchlands Krone
Hat blitzend er hineingeſtellt,
Daß herrlich alle deutſchen Throne
Mit ihrem Glanze ſie erhellt.

Ja ihm, der heut vor hundert Jahren
Dem Mutterſchooße ſich entwand,
Ja ihm, an deſſen heim'ſchen Laren
Der Genius der Dichtkunſt ſtand;
Der, ſchwergeprüft, ſich durchgerungen,
Empfangen hat des Ruhmes Zier,
Zu früh doch ward vom Tod bezwungen,
Ja unſ'rem Schiller ſinkt ein wir':

Ihm, der der deutſchen Dichtkunſt Fahne
Geſchwungen kühn in ſchwerer Zeit,

Der von des Unglaubens Wahne
Die deutsche Bühne hat befreit;
Der in die Männerbrust gesäet
Des freien Wortes geil'ne Saat,
Die heute rauschend uns umwehet,
In Aehren, drinnen reift die That.

Der stets, so lange Jugendherzen
In Deutschland schlagen, sie beseelt!
Den sich bei ihren tiefsten Schmerzen
Zum Trost die deutsche Jungfrau wählt!
Der in des Liedes Goldpokale
Kredenzet uns den Wein der Lust!
Der uns aus übervollter Schaale
Gießt Muthesfeuer in die Brust.

Was ihr da mächtig höret schallen,
Gleich einem feierlichen Sang,
Hin durch der Erde Tempelhallen,
Ist seiner Glocke hehrer Klang!
Der Meister selbst hat sie gegossen;
Die reinste Mischung aller Zeit
Ist in die schöne Form geflossen,
Die er dem deutschen Volk geweiht.

Drum an des Tages Feierklänge
Soll sich mein Lied bescheiden reih'n
Soll zu dem jubelnden Gepränge
Ein kleines Jubelscherflein weih'n
Das deutsche Volk zum Ehrenmale,
In Nord und Süd, in Ost und West,
Einig in seinem Liebesstrahle,
Fei'rt seines Schiller Jubelfest!

C. Kissel.

Festgesang.

Mel.: Ich bin ein Preuße.

Was klinget durch des Herbstes Grauen heute
Melodisch süß durch Deutschland hin und her!
Was schwingt sich wie ein heilig Festgeläute
Von Ort zu Ort, hin über Strom und Meer?
Ist denn zu unsrem Frommen
Der Lenz schon angekommen?
Und flötet schon mit zaubervollem Schall
Aus jedem Haine eine Nachtigall?

Und nicht allein im deutschen Vaterlande
Ein neuer Frühling seine Düfte sprüht,
Auch an der Seine und am Themsestrande,
An Sund und Belt die Jubelrose blüht!
Sie blüht am Delewara,
Sie glüht am Niagara,
Wo nur ein deutsches Auge um sich blickt,
Wird es von ihrer Schönheit auch entzückt.

Und wem denn gilt dies helle Festgeläute!
Und wem denn diese Jubelrose blüht?
Und wem zu Ehren sich ganz Deutschland heute
Ein Festgewand um seine Glieder zieht?
Und wem denn reicht zum Lohne
Man solche Liebeskrone?
Ihn, der des deutschen Vaterlandes Zier,
Den Friedrich Schiller also ehren wir.

Ja ihn, der um der Menschheit hohe Güter
Gekämpfet unverzagt und ritterlich!
Ihn, der der deutschen Manneswürde Hüter,
Nie sklavisch beugte vor Despoten sich.

In ihn, der unter Schmerzen
In alle deutschen Herzen
Gepflanzt der Liebe und der Schönheit Saat,
Gesenkt den Keim zu jeder edlen That.

Doch leider kein Augustisch Alter blühte
Der deutschen Dichtkunst noch auf Erden hier!
Und keines Mediciers Huld und Güte
Hat je gelacht, o deutscher Dichter, dir!
Du hast es schwer empfunden
In trüben Leidensstunden;
Doch hast du nie um Fürstengunst gefleht,
Weil ja der Sänger mit dem König geht.

Da schweben sie, die er heraufbeschworen
Durch seine Kunst aus der Geschichte Schacht,
Die durch sein Zauberwort er neugeboren
Und hat beseelet mit Gedankenmacht:
Die hohen Ideale
Im Geisteslichtes Strahle,
Die immerdar den Bühnenraum erhellt
Und auf den Brettern bauten eine Welt.

Fiesko mit dem allzukühnen Drange,
Die Jungfrau mit der heilig hohen Gluth;
Wie röthet edler Stolz des Posa Wange
Und wie beseelt Maria Stuart Muth.
Dem großen Kriegeshelden
Kann hier kein Sternbild melden,
Wie nahe seines Hauses Fall schon sei,
Und dort sprengt Tells Geschoß die Tyrannei.

Und weiter noch, in langer stolzer Reihe
Daher zieht seiner Prachtgestalten Schaar,

Die einst von ihm empfingen hier die Weihe,
In die er Schönheit goß und Wahrheit klar.
Es fügt sich Bild zu Bilde
Zum reichsten Ruhmesschilde,
Und Lied an Lied reiht sich zum stolzen Chor
Und schwingt sich über Zeit und Raum empor.

Drum wie denn könnten wir wohl besser ehren
Hier unsren großen Dichterfürsten heut,
Als daß wir ihm in vollen Jubelchören
Darbrächten uns'rer Herzen Festgeläut:
Du, wo du auch magst wohnen,
In welchen heil'gen Zonen,
Geist uns'res Friedrich Schiller, heilig, klar,
Nimm deines Volkes Liebesgrüße dar.

C. Nissel.

Eine Rose.

Am 10. November 1859.

Durch einen waldesfrischen Garten
Voll immer neuem saft'gen Grün,
Darin in Duft und reichen Farben
Viel Blumen sprießen und verblühn,
Geht eine Frau. Mit ernstem Sinnen
Durchmißt sie stet'gen Schritts den Raum;
Wo sie vorüber ist gegangen
Verschwinden Blume, Gras und Baum.
Sie aber im Vorübergleiten
Wählt schweigend manche Blüthen aus,
Die sie an ihrem Busen ordnet
Zu einem schönen bunten Strauß.
So wie verwelkt ein Blümchen sinket,

Das sie an ihre Brust gedrückt,
Hat sie auch im Vorübergleiten
Schen rasigen Ertag gepflückt.
Doch wenig Blüthen, wunderholde,
Von Licht und Pracht ein reich Gemisch,
Sie bleiben an der Brust des Weibes
Im ew'gen Glanze grün und frisch.
Und unter diesen Feenkindern
Strahlt eine Rose hehr und licht,
So farbeglühend, tausendblättrig,
Und jedes Blatt ein Duftgedicht. —
Es ist die Erde dieser Garten
Und jenes Weib, es ist die Zeit;
Wo sie vorüber ist gegangen,
Sinkt Alles in Vergessenheit.
Nur wenig Blüthen trägt sie weiter,
Die sie auf ihrem Weg gepflückt;
Es sind der Menschheit Flammengeister,
Die, an das Herz der Zeit gedrückt,
In hoher Pracht, in ew'ger Frische
Erschließen ihr unendlich Sein,
Die nimmerwelk in Gluth und Farbe
Der Welt den reichsten Segen streun.
Und jene Rose, die vor Allen
Im Blumenstrauß der Zeit erglüht?
Was fragt ihr noch, ihr kennt den Namen,
Ihn feiert heute unser Lied.
Nicht meines Wort's bedarf's, zu kränzen
Um seine Stirn ein Immergrün,
Wie mag ich auch den Sänger preisen —
Was Er gesungen, preiset ihn.
Wie immer Blüthe auch um Blüthe

Verwelkt vom Busen sinkt der Zeit,
Trägt diese ihre Feenrose
Entgegen der Unsterblichkeit.

A. Lomniz.

Oppeln.

Prolog zum 11. November,

verfaßt vom Regierungsrath Humbert.

Noch trauerst Du im dunklen Wittwenschleier,
Germania, bei des Kyffhäusers Gruft;
Noch tönte nicht des mächt'gen Zauberers Leyer,
Die Deinen Kaiser aus dem Schlafe ruft.
Noch irr'st Du unstät, edelste der Frauen,
Und suchst umsonst ein ehern Fundament,
Ein festes Haus den Kindern aufzubauen,
Denn ach! ihr Zwist – , er hat's umwühlt, zertrennt,
Und Dir blieb nur die schmerzerfüllte Thräne
Der Mutter, um die Missethat der Söhne.

Auf, Barbarossa, auf, und neu erstehe
Im längst Ersehnten nach so trüber Nacht!
Führ' hin zum Felsaltar zu ew'ger Ehe
Die Braut in unvergänglich schöner Pracht,
Und eisern sei der Trauring, der sie kette
An Deiner Rechten! — Ach, Du schlummerst fort?
Ist's noch nicht Zeit zur hohen Hochzeitsmette?
Vernahm Dein Ohr nicht meines Rufes Wort?
Doch siehe! – sanfter Morgenröthe Schimmer
Umwallet plötzlich des Kyffhäusers Trümmer.

Sei mir gegrüßet, liebliche Aurore,
Die Du der Hoffnung zarte Rosen streu'st!
Heroldin der erschloss'nen Sonnenthore,
Sprich, wie der Tag, den Du verkündest, heißt,
Und wer die Völker, die begeistert wallen
Zu einem Ziel, vom fernsten Nord und Süd
Und West und Ost, hin zu des Tempels Hallen,
Aus denen ein noch nie erklung'nes Lied,
Den Genius preisend, der uns heut geworden,
Deutschland durchrauscht in feurigsten Akkorden?

Was sonst nach Glaub' und Sitte ist geschieden,
Nach Alter, Rang, Geschlecht und Nation,
Fühlt sich heut Eins in Freude und in Frieden,
Eins von der Hütte bis zum Fürstenthron,
Dir ward die Macht verliehen, zu versöhnen,
Dir, unsers Schillers hocherhab'nem Geist,
In dem die Nachwelt die Geburt des Schönen,
Des Fleisch und Blut geword'nen, dankbar preist.
Deutschland, frohlocke! denn bleibt er Dir theuer,
Nach Kreuz und Tod blüht Dir der Ostern Feier.

Doch, nur in keuschem, reinen Sinn begehe
Du dieses deutschen Geistes Jubelfest;
Die Ehre gieb in ihm Gott in der Höhe,
Den Thronen deine Treue, stark und fest.
Es sei der ekle Götzendienst Dir ferne,
Den Gallien mit seinen Helden treibt,
Und falsche Politiktendenz, die gerne
Sturmworte auf die Heilspaniere schreibt.
Dein Schiller, er sei Dir der Hochgekrönte,
Nur weil am Urgeist sich sein Geist verschönte.

maßen zu befriedigen. Von Natur bin ich zur Trägheit geneigt; es bedarf einen Sporn, um mich in Thätigkeit zu setzen. Und dieser fehlte hier. Der Gedanke von Pflicht vermochte alles über mich, aber Vergnügen zu empfinden und zu wirken war für mich kein Ziel, das ich des Ringens werth gehalten hätte. Auch in der Folge, da ich schon freier und aufgeklärter dachte, hatte der Hang zu vielumfassender Wirksamkeit, verbunden mit dem Mangel an richtigen Begriffen über die erhabene Bestimmung der Kunst, mich bloß auf solche Beschäftigungen eingeschränkt, die ich für unentbehrliche hielt, um die dringendsten Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Nur spät entstand bei mir der Gedanke: daß Kunst nichts anderes ist als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen erweckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert. Daher jetzt meine unbegrenzte Verehrung des wahren Virtuosen in jeder Art. Jetzt fehlt mir's nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen sie darzustellen. Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspänstigen Elementen zu kämpfen hat, wann ihn eine begeisternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der

Wie von den Seraphim wir hörten sagen,
Daß ihnen in dem Licht, so sie umfließt,
Von immer höher'm Liebesflug getragen,
Stets tiefere Erkenntniß sich erschließt,
Daß immer seliger ihr himmlisch Leben,
Und immer göttlicher ihr Selbstgefühl
Und immer heil'ger ihr anbetend Beben,
Und immer ew'ger ihres Schwunges Ziel,
Weil ihrem Schauen, aus des Lichtes Meeren
Nur immer licht're Ströme sich gebären.

So ehren wir in unsers Sängers Wallen
Ein solch' seraphisch- ird'sches Ebenbild;
Denn seines Harfenspieles lieblich Schallen,
So göttlich kräftig und so englisch-mild,
Klang ja wie Echo echter Himmelstöne,
Dem Dichtersinn in Fülle offenbart,
Verständniß weckend für das ewig Schöne
In allen Herzen rechter deutscher Art,
Die reiner sich und höher aufgeschwungen,
Je tiefer sie des Echo's Sinn durchdrungen.

Wenn so die Schönheit, aller Wahrheit Hülle,
Zu einer Jüngerschaft Euch Deutsche weih't,
Dann reifet Ihr auch für des Wesens Fülle,
Zu der die Form Euch freien Zugang beut.
Die liebend sich im Morgenroth umfassen,
Gemeinsam lechzend nach der Sonne Licht,
Die werden nicht von ihrer Eintracht lassen,
Wenn es hinein in Deutschland strahlend bricht,
Das nur in seiner Einheit Festes-Läuten
Sich seiner Wahrheit Sinn vermag zu deuten.

Verklärter Schiller! aus des Lichtes Auen
Schau' freundlich nieder auf die Huldigung
Dir dargebracht von allen deutschen Gauen,
Als vollster Einheit Ververkündigung.
Dein Geist empfing die unbefleckte Weihe,
Die nicht nur Dein Jahrhundert hoch erfreut,
Die uns auch wach rief, Dir in gleicher Treue
Verkennen wird der Zukunft fernste Zeit.
Heil, Schiller, Dir, zum Segen uns gegeben,
Zum unverwelklichen, zum deutschen Leben!

Festgedicht,

gesprochen im Theater am 10. November.

Es war bestimmt, dem Volk zu werden
Ein Heiland, selten nur ein Kind
Von denen, die auf dieser Erden
Die Herrscher und die Herren sind.
Des Volkes Lust, des Volkes Schmerzen
Der Hochgeborne kennt sie nicht,
Und nimmer geht sein Wort zu Herzen
Dem Mann des Volkes, treu und schlicht.

Dem Volke selber muß entflammen,
Dem Bürgerthum entsprossen sein,
Wer seines Volkes Herz entflammen,
Es trösten will in Noth und Pein.
Er muß des Volkes Sprache sprechen,
Und warmer, wahrer Liebe voll,

Des Volkes geist'ge Ketten brechen,
Wer ihm ein Heiland werden soll!

In einem Bäckerhaus in Schwaben
Bot einst — es sind jetzt hundert Jahr —
Den muntern, neugebornen Knaben
Die Mutter ihrem Gatten dar.
Der Vater trug mit Dankeslallen
Das Kindlein zu dem Fenster dicht,
Und ließ das helle Licht ihm fallen
In's liebe kleine Angesicht.

Da zogen jubelnde Gesellen
Vorbei, der Knabe wurde wach,
Denn ihrer Lieder frohes Gellen
Ertönte schallend in's Gemach.
Die Mutter sprach: „Des Liedes Segen
Begrüßt ihn in der ersten Stund'.
So mag der Herr denn gnädig legen
Des Sanges Gold ihm in den Mund."

So betete mit inn'gem Flehen
Die treue Mutter, frommgesinnt.
Und was sie bat, das ist geschehen:
Denn Friedrich Schiller war das Kind,
Ein Dichter, wie wir keinen haben,
Gekannt vom Rheine bis zum Belt,
Der große Friederich von Schwaben,
Ein echter, rechter Sangesheld.

Es singt das Knäblein, freudetrunken,
Es singt das Mägdlein voller Lust
Schon „Freude schöner Götterfunken"
Aus frischer, froher, freier Brust.

Es tönet seiner „Glocke" Hallen,
So weit die deutsche Zunge klingt,
Und seiner Lieder Töne schallen
In jedem Kreise, wo man singt.

Wo wär' in Deutschlands weiten Gauen
Ein Mann, der seinen Ruhm nicht kennt!
Wo wär' ein deutsches Weib zu schauen,
Das ihn, den Göttlichen, nicht nennt!
Und seine weltberühmten Dramen:
Fiesko, Räuber, Jungfrau, Tell,
Wer nennt nicht diese hohen Namen,
Wer kennt nicht diese Sterne hell!

Er hat gar manche nächt'ge Wolke
Mit seines Wortes Schwerdt zertheilt,
Und seinem lieben deutschen Volke
Gar manche Wunde lind geheilt;
Hat deutsches Wort und deutsche Sitte
Vor allem Volk so hoch gestellt,
Daß Däne, Römer, Welsch' und Brite
Die heut'ge Feier mit uns hält.

Er hat der deutschen Sprache Tiefen,
Des deutschen Sanges hohe Macht,
Die, tief verborgen, lange schliefen,
Entzaubert und an's Licht gebracht.
Von Wahn und Wust hat er entledigt,
Von geist'ger Knechtschaft uns befreit,
Die Freiheit hat sein Mund gepredigt,
Von Gott im Himmel selbst geweit.

Er ist es, der im Bund mit Göthe
Den deutschen Sinn, den deutschen Geist

Und deutschen Sang so hoch erhöhte,
Daß glücklich uns die Mitwelt preist,
Und daß das staunende Jahrhundert
Der alten und der neuen Welt
Dies hohe Dichterpaar bewundert
Und seinen Größten beigesellt.

Und hundert Jahre sind verflossen,
Seit ihn ein deutsches Weib gebar!
Viel Jahre schon hat er geschlossen
Sein helles mildes Augenpaar. —
Der große Friederich von Schwaben,
Der Schiller starb — doch stirbt er nicht,
Lebt ewig fort, ob längst begraben,
So lang' in Deutschland deutsch man spricht

A. Harnisch.

Nimptsch.

Zur Säkularfeier der Geburt Friedrichs v. Schiller.

Willkommen Tag, nach dem die deutsche Brust
Begeistert sich gesehnet schon so lange;
Willkommen Tag, an dem die deutsche Lust
Laut wiederhallt im hehen Festgesange.
Wo überall heut deutsche Zungen klingen,
Germaniens Söhne Opfergaben bringen.

Dem großen deutschen Dichterfürsten gilt,
Was froh heut Deutschland, was die Welt beweget;
Was ewig schön ist — Schiller hat's erfüllt,
Was ewig groß ist — Schiller hat's gepfleget.

Begeistert griff Er in die Himmelsauen,
Die öde Welt mit Blumen anzubauen.

Denn was der Musen reichste ihn gelehrt —
Er gab es wieder in den reinsten Klängen;
Was gütige Götter Seiner Brust gewährt —
Das schenkt Er uns in lieblichen Gesängen.
Sein Lied, Sein Wort, durchstrahlt von Seherblicken,
Er schuf's allein, die Menschheit zu beglücken.

Was Er gepflanzt — hat ew'ges Leben, bleibt,
Ob auch in Trümmer sinken Reiche, Thronen.
Wo ist noch Saat, die solche Früchte treibt?
Und soll die Welt nicht solch' Verdienste lohnen?
Was einst die Mitwelt Ihm vergaß zu geben,
Das sei nunmehr der Nachwelt Doppelstreben.

So sei der heut'ge Tag denn Allen werth,
Aus jedem Auge soll die Freude blinken!
Das Volk ist brav, das seine Dichter ehrt. —
Gleichgiltigkeit macht seinen Glanz versinken.
Auf! auf! Laßt heut uns Schillers Ruhm vermehren,
Der laut erschallt auf beiden Hemisphären.

Wilhelm Heinel.

Dem Andenken des grossen Todten.

Wohl ziemt es sich, daß Jubellieder schallen,
Wenn Deutschland seinen größten Dichter ehrt,
Daß wir ihm schmücken unsre Festeshallen,
Wenn's Herz im Wonnerausch mit ihm verkehrt, —
Daß alle Schranken Schillers Ruhme fallen,
Wo's gilt, zu feiern seinen ew'gen Werth.

Der Himmel ſelbſt müßt' trauernd niederſchauen,
Wenn Schweigen herrſchte heut in Deutſchlands Gauen.

Doch auch der Schmerz verlanget ſeine Rechte,
Verdrängen kann ihn uns're Bruſt nicht ganz;
Wenn er nicht ſeine Opfer heut auch brächte,
So fehlten Blumen in dem Feſteskranz.
Den Tag verſchönt das Dunkel banger Nächte,
Und Erdenleid erhöht den Dichterglanz:
Es hat zum Höchſten Schiller ſich geſchwungen,
Weil mit dem Leben er oft ſchwer gerungen.

Tyrannenhaß im Herzen tiefgebettet
Für Freiheit er die Himmelsfahne ſchwang,
Zerbrach die Banden, welche ihn gekettet,
Und ſchüttelt' ab vom Geiſte jeden Zwang.
Er hat ſich für die Nachwelt ſelbſt gerettet.
Dafür umfing das Leben ihn ſo bang.
Mit Nektar füllt er Andern gern die Schale —
Ihm reichte oft Entbehrung die Pokale.

Nicht denken woll'n wir lang' der Zeit, der ſchweren,
Wo Deutſchland Knechtung droht' des Corſen Wuth,
Wo ließ der Dichter ſeine Stimme hören,
Sang an Karl Auguſt's Thron für deutſches Gut,
Germanien Ermuth'gung zu gewähren,
Zu wecken, was ſo lang', ſo träg geruht.
Den Geiſt, der ſpäter Deutſchland neugeboren,
Hat Friedrich Schillers Lied heraufbeſchworen.

Doch wo zu ſtark der Geiſt regt ſeine Schwingen,
Des Körpers Kraft oft früh zuſammenbricht. —
Es will der Keim im Buſen Früchte bringen,
Der Seele Gluth verlangt das Tageslicht. —

Ob auch das Werk den Kräften wird gelingen? —
Es fragt danach des Dichters Wille nicht —
Er drängt ihn, und die That muß auferstehen,
Sollt' auch dabei die Form in Stücken gehen.

Mag's düstre Auge auch zum Schlummer mahnen —
Vergebens — ihn kennt nicht sein Schöpferdrang:
Noch weiter strebt er auf des Ruhmes Bahnen,
Nur Eines will er: seines Volkes Dank.
Sein Geist sieht wehen schon der Freiheit Fahnen,
Es lauscht sein Ohr schon ihres Rufes Klang.
Den Wachen recht viel Freude zu gewähren
Muß Kräftigung er durch süßen Schlaf entbehren.

So brach die Kraft — des Geistes Hülle siechte —
Am Lebensmarke fraß der frühe Tod.
Die Freunde sahn's — doch in ihm rief es: Dichte!
Und diese Stimme war ihm nur Gebot.
Ihm galt's zu sammeln noch viel schöne Früchte,
Was er gethan, schien ihm erst Morgenroth.
Und bei der Seinen, bei der Freunde Klage
Verwies er sie auf schön're, beff're Tage.

So kam des Maimond's neunter Morgen wieder,
Ein Frühlingsmorgen, den der Herr gemacht;
Doch Schiller — einen besseren schon sieht er,
So schön, wie er entzückt ihn hat gedacht.
Er ahnt's — und fühlt's — ein Ruf — und so verschied er,
Der Tod hat ewig Freiheit ihm gebracht.
Auf schwebte er, dorthin, wo Millionen
Beim guten Geist, beim lieben Vater wohnen. — —

Todt Schiller — todt — Das macht's nicht, daß wir klagen.
Solch' Tod verbürgt ihm die Unsterblichkeit!

Den Lorbeer sollt' der Sänger ewig tragen,
Stets kräftig, tüchtig bleiben, alle Zeit.
Wenn aber doch die Herzen traurig schlagen —
Die Wehmuth ist ihm nicht umsonst geweiht:
Was man mit seiner Hülle ließ geschehen,
Das ist's, was uns zu Herzen heut muß gehen.

In schlichtem Sarge ruht der große Todte,
Kein Prunk um ihn, kein heller Kerzenschein;
Als ob Gefahr das Leben hier bedrohte,
Sieht man den Diener nur bei ihm allein.
Dem Schöpfer von der Freiheit Morgenrothe
Soll fremde Hand die letzten Dienste weihn,
O Glück, daß Deutschland sich die Schmach ersparte,
Daß Männerstolz sich mit der Freundschaft paarte.

Die Zeit der Mitternacht war schon vergangen,
Die Straßen lagen öd und menschenleer,
Ein Glöcklein ruft im Wehmuthton, im bangen:
Bewohner Weimars, zu dem Sarge her!
Doch die hält süßer Schlaf schon längst umfangen,
Sie kümmerte der Todte ja nichts mehr.
Aus Tausenden, aus den Bewohnern allen
Begleiten Zwei des Dichters letztes Wallen. — —

Solch Beispiel darf die Brust mit Wehmuth schwellen,
Doch auch ermuth'gen soll's uns für und für.
Die Zukunft kann in's wahre Licht nur stellen,
Was treu geschafft, was wir gewirket hier.
Drum, wenn umtoben uns des Lebens Wellen:
Auf Schiller aus der Brandung blicken wir!
Mag unsern Werth die Gegenwart verkennen,
Dafür wird dankbar uns die Nachwelt nennen.

Wilhelm Heinel.

Hermsdorf unter'm Kynast.

Zur Säcular-Feier den 10. November.

Höret ihr die Jubelchöre?
Millionen feiern heut'
Diesen Festtag ihm zur Ehre,
Dem die Herzen sie geweiht.
Ein Gedanke nur entquillet,
Ein Gefühl nur jeder Brust,
Die die reinste Lust erfüllet,
Ihres Schiller sich bewußt.
Chor. Sänger du dort über Sternen,
Wo die mildern Lüfte weh'n,
Schau' herab aus deinen Höh'n
Zu der Erde Nebelfernen.

Fleckenlos im Strahlenschimmer
Liegt dein Leben vor uns da,
Ja hienieden schon war immer
Die Unsterblichkeit dir nah.
Ueber'n Staub emporgehoben
Und versenkt in süßem Traum,
Weiltest du schon hier dort oben
Ueber Zeit und über Raum.
Chor. Sangst mit der Begeist'rung Tönen
Unvergängliches der Welt,
Die entzückt sich dir gesellt
In dem Reich des ewig Schönen.

Ob auch düster sich gestaltet
Oft wohl deines Lebens Loos,

Muſik ganz gewidmet, ſo würde ich etwas darin geleiſtet haben. Jetzt fühle ich zu ſehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich ſtreben würde. Und nachholen läßt ſich dies nicht, wenigſtens nicht beiläufig. Wenn ich nur dahin noch komme, anderen einige noch unbetretene Bahnen zu öffnen, wenn es auch für mich ſelbſt zu ſpät iſt ſie voranzugehen! — Ruhig zu ſein, am Ziele ſeiner Wünſche, Schiller neben ſich — wer weiß, was dies alles noch aus mir machen kann! Wenigſtens muß Schiller nicht zu ſehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl beieinander ſein ſoll.

K.

Dresden, 11. Mai 1785.

Den wärmſten, brüderlichſten Händedruck für Ihren letzten ſeelenvollen Brief, lieber Schiller. Fürchten Sie nicht meinen Hang zum Vernünfteln, er wird mich nie abhalten, mich dem lebhafteſten Gefühl ohne Zurückhaltung zu überlaſſen. Kalte Vernunft ſoll mir nie meine edelſten Freuden zerſtören. Sie ſoll ihnen *fröhnen* vielmehr, mich gegen die Einwendungen einer ſchwindſüchtigen Klügelei dabei beruhigen. *Licht* und *Wärme* iſt das höchſte Ideal der Menſchheit. Ich weiß wohl, daß eins das andere oft aufhebt. Aber beides im möglichſten Gleichgewicht zu halten, iſt der vollkommenſte Zuſtand, ein würdiges Ziel unſerer Beſtrebungen. —

Das *Sie* in unſeren Briefen iſt mir zuwider. Wir

Herrlich doch hat sich entfaltet
Deine Kraft, so reich, so groß.
Aber aus des Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Mußtest früh den Ausgang finden
Du, der uns so hoch beglückt.

Chor. Doch du hast dich aufgeschwungen
Zu der Sänger heil'gem Kreis,
Und erringest dort den Preis,
Wie du ihn schon hier errungen.

Deine hohen Ideale
Werden dort zur Wirklichkeit,
Von der Wahrheit Götterstrahle
Ward erhellt, was du geweiht.
Uns're Blicke wir erheben
Auf zu dir mit inn'gem Gruß,
Dank, daß uns so viel gegeben
Mild dein hoher Genius.

Chor. O wie wir dich alle lieben,
Unser Lied gilt deinem Ruhm,
Unser Herz dein Eigenthum,
Nimmer kann dies Bild sich trüben.

Wilhelm Gabriel.

Löwenberg.

Tafellied

zum 10. November.

Mel.: Vom hoh'n Olymp herab ꝛc.

Die Frauen ehrt! so sang einst in die Saiten
Der Dichter voll Begeisterung.

Laßt ihnen uns heut und zu allen Zeiten
Darbringen unsre Huldigung!
:: Hebt die gefüllten Pokale empor,
Preiset die Frauen und Mädchen im Chor :;

Der Rose gleich, von Anmuth rings umgeben,
Erscheint der Jungfrau holdes Bild
Und trägt die Liebe siegend in das Leben,
Daß Himmelwonne uns erfüllt.
:; Liebe hebt uns zu den Göttern empor;
Preiset die Mädchen im festlichen Chor! :;

Dem Epheu gleich, der sich dem Baum vermählet,
Hält fest die Gattin bis zum Tod
Am Manne, den sie liebend sich erwählet,
In Freud' und Leid, in Glück und Noth.
:; Liebe verbleibet, wenn Alles entflieht;
Preiset die Frauen im festlichen Lied! :;

Dem Weinstock gleich, umrankt von edlen Reben,
Steht segensreich die Mutter da.
Der Mutterliebe danken wir das Leben,
Und jedes Gute, was geschah.
:; Liebe bringt Gutes und Edles hervor;
Preiset die Mütter im festlichen Chor! :;

Heil allen Schönen! — Ihrer Lieb' und Güte
Und ihrer süßen Zaubermacht
Sei huldigend mit dankbarem Gemüthe
Ein voller Becher dargebracht!
:; Preiset die Frauen, die Mädchen im Sang,
Beim festlichen Mahle, beim Becherklang! :;

Schmidt von Sorau.

Neiſſe.

Zur Schillerfeier.

1.

Den Knaben wollt' der Despotismus zwingen,
Der Jüngling mußte vor dem Stocke fliehen,
Der Mann in Noth ſich und Verkennung mühen,
Bis ihm der Tod gelöſt die wunden Schwingen.

So ließ das deutſche Volk den Dichter ringen
Vor hundert Jahren, — aber heute blühen
Die Lorbeerwälder all' für ihn, es glühen
Die Stämme all', den Trinkſpruch ihm zu bringen.

Ja, viel Begeiſterung wird heut verwendet,
Als ob der Despotismus ſchon geendet,
Als ob des Dichters Wort ſei wahr geworden.

O Genius, noch kauft für einen Orden
Der deutſche Philipp Alba's, zu ermorden
Die Poſa's, die Dein Wort dem Volk geſendet.

2.

Den Beſten ſeiner Zeit hat er genügt,
Geprieſen ſei er drum für alle Zeiten,
Voran ſoll er ein leuchtend Vorbild ſchreiten,
Wo deutſches Weſen ſtrebt, und kämpft und ſiegt.

Sein Feſt umſchließt den ganzen Erdenball,
Was aber ſpricht die wunderbare Zeitung?
Ein einig Deutſchland! das iſt die Bedeutung,
Das iſt der Kern von dieſem Jubelſchall.

Mit Schillers Namen haben wir bewehrt
Den heil'gen Drang, den Feindliche verpönen,

Die Stämme alle wollen ſich verſöhnen
Im Genius, der alle hat verklärt.

So ſei bekränzt du herrliches Panier!
Geprieſen ſei dein ewig theurer Namen!
Ein einig Deutſchland, — ſo geſcheh' es, Amen!
Ja, Amen! — Schiller lebe! rufen wir.

Hermann Neumann.

Guben.

Zur Schillerfeier
am 10. November 1859.

Ein Stern umkreiſt den Sonnenball,
Ein Stern ſo hehr und licht,
Der weithin durch das Weltenall
Mit ſeinen Strahlen bricht!

Von dieſem Sterne tönt ein Klang
So hell und wunderſam:
Er fliegt, umtönt von Feſtgeſang.
Auf ſtolzer Rieſenbahn.

Und heller flammt ſein lichter Glanz
Am Firmamente auf.
Denn wie mit reichem Strahlenkranz
Geſchmückt erſcheint ſein Lauf.

Was ſoll der Feier-Klänge Zahl,
Die mächtig da ertönt? —
Woher der lichte Flammenſtrahl,
Der ſeinen Lauf verſchönt?

Das iſt ein Geiſterklang ſo rein,
Der feſtlich dort erſchallt:
Das iſt ein heller Ehrenſchein,
Der ſtrahlend ihn umwallt! —

Ein Geiſt bewohnte dieſen Stern
Auf ſeinem Himmelsſing,
Den ſchon ein Engel ſeines Herrn
Zu ſchön'ren Sternen trug.

Doch ſeine Harfe blieb zurück
Mit ihrem Zauberklang,
Die von der Erde Schmerz und Glück
In hohen Liedern ſang.

Und dieſe Harfe tönt von dort
Hin durch die weite Welt,
Von Berg zu Thal, von Ort zu Ort
Empor zum Himmelszelt;

Sie ſtrahlt geſchmückt von Geiſteshand
In lichtem Ehrenſchein,
Weil heute in dies Pilgerland
Ihr Meiſter trat hinein;

Sie ſtrahlt ihm nach zum Sternenzelt,
Das heute er bewohnt,
Wo ihm, dem Liebling einer Welt,
Ein lieber Vater lohnt.

Das iſt der hohen Klänge Zahl,
Die hell den Stern umtönt:
Das iſt der lichte Flammenſtrahl,
Der ſeinen Lauf verſchönt!

A. Scheuermann.

Franken.

Würzburg.

Akademische Festrede

zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers, gehalten am 10. November 1859 in akademischen Musikhause von Professor Dr. Franz Hoffmann.

Hochansehnliche Versammlung!
Hochgeehrteste Mitbürger und Freunde!

Zur Feier eines Festes sind wir heute in diesen Räumen versammelt, welches mit gleicher Liebe, mit gleicher Begeisterung in diesen Tagen, so weit die deutsche Zunge klingt, gefeiert wird und welches weit über die Gränzen Deutschlands hinaus, wo immer Deutsche zusammen leben, selbst in den Herzen fremder Nationen, begeisterten Widerhall findet. Es gilt einem Manne, dem wir alle, wie wir hier sind, gleich Millionen unseres Stammes seit dem ersten Erwachen unseres Geistes die edelsten, erhebendsten Anregungen, die reinsten geistigen Genüsse, die mächtigsten Erweckungen, die tiefgreifenden Förderungen unserer höchsten Bestrebungen zu danken haben; es gilt einem der größten Männer des vorigen und des laufenden Jahrhunderts, es gilt dem Lieblinge der deutschen Nation — Friedrich Schiller. Vor heute vollen hundert Jahren wurde dieser in seiner Art einzige Mann in einem kleinen Städtchen Schwabens in einem ärmlichen Hause seinen trefflichen Eltern geboren und Deutschland und der Welt geschenkt. Vierundfünfzig Jahre sind verflossen, seit es dem unerforschlichen Rathschlusse des Allerhöchsten gefallen hat, den großen Mann — nach menschlicher Vorstellung weit allzufrüh — aus den irdischen Regionen abzurufen. Auch anderer großer Männer

hat Deutſchland, hat die Welt ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode, ein volles Jahrhundert nach ihrer Geburt und länger in hehen Ehren, ſelbſt mit Begeiſterung gedacht, und ſie in Feſten verherrlicht. Aber entweder wurden ſie doch durch ſpätere Genien in ihrer Sphäre mehr oder minder verdunkelt, oder, wenn auch nicht, ſo wußten ſie doch nicht Herz und Gemüth ihrer Nation, den ganzen Menſchen in der Nation, wenn ich ſo ſagen darf, bis auf den Grund zu ergreifen und dauernd zu feſſeln. Welches erhebende Schauſpiel bietet ſich hier unſeren erſtaunten Blicken dar, wenn wir den großen Gang des Schiller'ſchen Geiſtes betrachten! Welcher Dichter hätte den Sonnenglanz dieſes unvergleichlichen Genius verdunkelt, ſeit er in den letzten Jahrzehnten des vorigen und in den erſten Jahren des laufenden Jahrhunderts Deutſchland und die Welt mit ſeinen dichteriſchen Schöpfungen zu Bewunderung und Entzücken hingeriſſen hat? Nach ihm Keiner! Wer er auch ſei, Keiner! Ihm iſt die Palme geblieben, und hatte er ſchon gleich mit ſeinen erſten genialiſchen, wenn gleich noch unreifen und zum Theil excentriſchen Schöpfungen ſich Eingang in Geiſt und Herz der deutſchen Nation zu verſchaffen gewußt, ſo eroberte er ſich dieſelbe vollends, als er nach tiefen geſchichtlichen und philoſophiſchen Studien unter vielfältigen äußeren Bedrängniſſen und im heldenmäßigen Kampfe gegen die beklagenswerthen Leiden eines hinfälligen Körpers mit unerhörter Geiſtes- und Gemüthskraft und überreichen Schöpfungsvermögen in allen Hauptgattungen der Poeſie, am gewaltigſten aber in der dramatiſchen, in faſt unbegreiflich raſcher Folge zahlreiche dichteriſche Meiſterwerke an das Licht ſtellte, welche die Bewunderung aller kommenden Zeiten ſein werden. Es hat dieſen Schöpfungen nicht an Tadel und Bemängelungen aller Art gefehlt. Was hat ſich nicht alles an ihnen verſucht, ihren Werth in der Schätzung der Zeitgenoſſen herabzudrücken! Da hat ſich der triviale Alltagsverſtand gegen ſie als gegen idealiſtiſche Schwärmereien erhoben, da zuckte die pietiſtiſche

Kleingläubigkeit erschrecken die Achseln über die verwegene Kühnheit dieses Feuergeistes, da grollte der beschränkte Confessionseifer und selbst die Romantik dem freien Flügelschlage des Genius, der absolute Begriff brachte ihn unter seine Kategorieen glücklich unter und das redefertige Literatenvolk zerrte und zupfte an Dem und Jenem nach Herzenslust. Aber Schiller ging unversehrt durch diese Feuerproben mitten hindurch, die deutsche Nation ließ sich durch alle Ausstellungen der Kritik und der Krittelei auf die Dauer nicht irre machen, ihr großer Seher und Dichter wurde ihrem Geiste und Gemüthe von Tag zu Tage theurer, von Tag zu Tage machten seine dichterischen Werke größere Eroberungen bis in die niederen Schichten des Volkes, und von den Thronen durch die Mittelstände herab bis zu den Hütten der Dörfer ist kein Name gefeierter und keiner geliebter, als der des unsterblichen Schiller. Was der Dichter in früher Jugend im Vollgefühle seiner geistigen und physischen Kraft von sich selber sang, das gilt hier von der unverwüstlichen Jugendkraft seiner genialen Dichtungen:

„ — , Stark wie Eichen stehet noch dein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
Niederfällt des Todesspeeres Schaft . . .
Kühn durch's Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken."

Wie die Gedanken des lebenden Schiller kühn durch das Weltall steuerten, so werden die Ideen und die zu Kunstwerken ausgeprägten Gedanken des verewigten Schiller die Runde um das Erdall machen und nichts fürchten — als die Schranken — der Fähigkeit und des Verständnisses. Vorerst aber machen die Gedanken Schillers seit geraumer Zeit jedenfalls schon die Runde durch die sämmtlichen Gauen Deutschlands, und heute, an dem der Feier seines hundertjährigen Geburtstages geweihten Feste, muß der letzte Rest von Zweifel verschwinden, wenn einer noch vorhanden war, daß Schiller der deutschen Nation der ehrwürdigste und gefeierste seiner Genien, der theuerste und geliebteste seiner Dichter ist. Fragen wir uns

ſind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt ſein könnten. — Ich wünſche Dir Glück, Freund, daß Deine Thätigkeit ein beſtimmtes Ziel hat. Mir fehlt's noch daran. Ich habe allerhand Plane, aber überall muß ich erſt ſammeln, und dazu finde ich mich jetzt nicht aufgelegt. Verarbeiten möchte ich gern, was andere geſammelt hätten. Ich wüßte Beſchäftigung für mehr als einen guten Kopf, der mir in die Hand arbeiten könnte. Aber ein guter Kopf läßt ſich nicht ſo zum Handlanger anſtellen, und ein anderer iſt nicht zu brauchen. Ich werde alſo wohl ſelbſt an die Arbeit müſſen, entweder zur Geſchichte der ausgearteten Cultur oder zur Simplificirung der Jurisprudenz. Beides liegt mir ſehr am Herzen. Auch Staatswirthſchaftstheorie möchte ich gern ſimplificiren. Je einfacher die Theorie und je leichter zu überſehen, deſto mehr bleibt für den künftigen Geſchäftsmann Zeit übrig, andere Seelenkräfte auszubilden, andere Kenntniſſe einzuſammeln, die in ſeiner Sphäre von Wichtigkeit ſind. — Freilich habe ich noch einige ziemlich reife Ideen im Kopfe, die ich gern gleich jetzt in irgend einem Gewande dem Publicum vorlegen möchte, als: über die Mittel gegen Ausartung, über Künſtlerverdienſt u. ſ. w. Letzteres könnte einen Aufſatz in die Thalia geben. Nur Schreiben wird mir ſo ſchwer. Ich habe noch gar nicht die Sprache genug in der Gewalt. Ueber dem Suchen nach dem Ausdruck, über dem Feilen an den Perioden, verliere ich oft den Gedanken. Was ſoll ich thun, um dieſen Mangel zu erſetzen? Iſt

aber: welcher ist denn der Zauber, den dieser hervorragende Geist geübt hat und übt, um zwischen sich und seiner Nation ein Verhältniß zu begründen, welches so einzig in seiner Art ist, daß es ein gleiches in der ganzen Welt nicht gibt und kaum je gegeben hat?

Jener Zauber, welchen Schiller seiner Nation angethan hat, entspringt daraus, daß er das am meisten allseitige Spiegelbild der tiefsten Charakterzüge des deutschen Volkes in seiner Dichtung, Denkweise und Gesinnung dargestellt und herausgebildet hat. Jedes höher gebildete Volk liebt denjenigen Genius aus seinem Stamme und Blute am meisten, der die Grundzüge seiner besonderen edleren Anlagen, seiner Ideale und seiner Tugenden am tiefsten in sich selber trägt und dem es am meisten gelungen ist, dieselben in einer der gesammten Nation zugänglichen Form darzustellen. Das deutsche Volk ist dasjenige unter den Erdenvölkern, welchem der Ruhm nicht streitig gemacht werden kann, unter allen das universalste, das menschheitlichste zu sein, d. h. zugleich das am meisten substantiell philosophische, das am meisten religiössittliche und sittlichreligiöse, das am meisten idealistische und eben darum am meisten ächtrealistische und reelle, das am meisten Schweres duldende und doch ausdauernd das Höchste anstrebende, und endlich das am meisten tief und ächt poetische, also das begeisterungsbedürftigste und empfänglichste für die Offenbarung des Idealen in den sinnlichen Formen des Schönen und der Verklärung der irdischen Erscheinungswelt in der Wiedergeburt der idealisirenden Phantasie. Wenn das deutsche Volk ein Genie aus seinem Fleische und Blute hervorwachsen sah, in welchem sich alle Richtungen seiner geistigen und sittlichen Anlagen wie in einem Brennpunkte vereinigten, um von diesem Punkte aus in geistsprühender Weise seine Strahlen nach allen Richtungen zu ergießen, und wenn dies Genie zugleich mit dem freiesten, tiefsten, wärmsten, feurigsten Gemüthe, mit der reichsten, schwungvollsten Phantasie ausgestattet war und mit aller Sprachgewalt, deren sich ein großer Geist zum

Ausdrucke aller Abstufungen des Kräftigen und Zarten, des Starken und Milden und aller Schattirungen der Erscheinungen des Himmels und der Erde bemächtigen kann, dann mußte dieses deutsche Volk über kurz oder lang in allen seinen Schichten von einem solchen Genius im Tiefsten ergriffen und nicht mit bloß vorübergehendem Enthusiasmus, sondern mit dauernder Begeisterung für denselben erfüllt werden. Und solchen Genius hat die deutsche Nation gefunden in dem edlen Friedrich Schiller!

Das Interesse des deutschen Volkes für seinen nationalsten Dichter mußte sich noch erhöhen seit der Zeit, von welcher an seine Lebensschicksale und sein eigenthümlicher Entwickelungsgang genauer bekannt wurden. Welches ergreifende Schauspiel eröffnete sich hier dem geistigen Blicke! Ein genial begabter, mit den edelsten Gemüthsanlagen ausgestatteter jugendlicher Geist von der kräftigsten Sinnlichkeit, überschwellender Phantasie und von dem idealsten kühnsten Freiheitsdrange, hervorgewachsen aus einer ächt deutschen, religiössittlich tüchtigen Familie, geräth früh in einer trüben Zeit politischer Zustände unter den unerträglichen Druck eines seinen edelsten Strebungen, Neigungen und Gefühlen widerstreitenden Despotismus. Er muß den Aetherstrahl des Genius, der in heller Lohe aufleuchten möchte, gewaltsam zurückhalten, er muß den übermächtigen dichterischen Schöpfungsdrang in erzwungenes Geheimniß hüllen. In diesen Sklavenketten in glühendem Zorne knirschend, sich mit der ganzen Gewalt seines energischen Willens und Geistes gegen den ihm angethanen Zwang innerlich stemmend, schafft er, von dem Geiste des großen Briten, von dem kühnen Flügelschlage des Göthe'schen Genius in Götz von Berlichingen angehaucht, „die Räuber", ein gigantisches Werk, dessen geniale Schöpferkraft den großen Dramatiker verkündigt, ja ein Werk, dessen ideelle Anlage die großartigste ist, wenn ihm auch die künstlerische Meisterschaft der äußeren Gestaltung noch fehlt. Die kühnen, da und dort in das Grelle auslaufenden Schilderungen

dieser Jugendschöpfung, dergleichen übrigens in vielen Stücken Shakespeare's in kaum minderem Grade vorkommen, sind zum Theile verschuldet durch die doch wohl verzeihliche Uebersprudelung seines reichen, noch nicht zur völligen Herrschaft über sich selbst gelangten Geistes. Zum Theile aber sind sie aus der Gewaltsamkeit der Gemüthslage entsprungen, in welche ihn die seinem ganzen Wesen widerstreitende und unerträgliche Unterdrückung versetzt hatte. Es gelang ihm, sein gewaltiges Werk auf die deutsche Bühne zu werfen und alle Welt über eine so gigantische Schöpfung in Erstaunen zu versetzen. Jetzt konnte er, von gesteigerten Gefahren umdrängt, von noch tieferem Unmuthe und Haß gegen seine Unterdrückung ergriffen, ohne Vermessenheit zu dem gleichwohl kühnen Wagniß schreiten, seinen Fesseln zu entrinnen, und, die Luft der Freiheit athmend, den Winken seines Genius zu folgen. Er sprengte seine Fesseln und flog mit Entzücken der Freiheit entgegen, welche ihm verhieß, alle seine glühenden Ideale verwirklichen zu können. Aber die Welt ist hart und rauh, und auch Schiller mußte ihre Härte und Rauhheit auf herbe und bittere Weise erfahren. Unsere innige Theilnahme läßt uns die schweren Leiden beklagen, mit welchen er die kühne That seiner Befreiung büßen mußte. Jedoch die Geschicke der Menschen stehen in Gottes heiliger Hand, und wir glauben und wissen, daß die ewige Liebe bei Allem und Jedem, was sie zuläßt und sendet, von den weisesten Absichten geleitet wird. Wir wissen, daß auch die edelste Gemüthsanlage und selbst das begabteste Genie der Prüfungen zur Läuterung und Reifung bedarf, wir wissen dagegen nicht und können es bezweifeln, ob Schiller, der gerade vermöge seiner außerordentlichen Begabung wie jede dämonische Natur an mehr als einem Abgrunde hinstreifte, zu der Höhe und Tiefe seiner Ausbildung, zu der Reinheit und Lauterkeit seiner Gesinnung, zu der stahlfesten Charakterstärke seines innerlich doch so milden, so glühend liebevollen Wesens gelangt wäre, wenn er jene bitteren

Leiden nicht zu erdulden gehabt hätte. Und empfinden wir alle es nicht auf das lebendigste, daß uns dieser große Mann gerade darum um so theurer geworden ist, weil er durch schwere Prüfungen wie ein siegender Held hindurchschritt, und nach verhältnißmäßig kurzen Sonnenblicken des Lebens, die zugleich seine größten Anstrengungen und Leistungen umschlossen, durch das tragische Geschick eines frühen Todes seiner Familie, der deutschen Nation und der Welt entrissen wurde? Liegt es nicht mit in unserer Kenntniß der Schicksale Schillers und der Hochachtung, die uns sein edles Kämpfen und Siegen einflößt, daß wir keinem anderen Manne unser Herz so öffnen wie ihm, und seinen Belehrungen, Erweckungen, Ermahnungen und Warnungen lieber lauschen und williger folgen, als denen jedes Anderen unter den Heroen unserer Literatur? Was läßt sich daraus nicht für die Wirksamkeit Schillers in der deutschen Nation und weit über sie hinaus noch erwarten! Das ist die stillwirkende Macht edel ertragener Leiden, das ist der Segen liebevoll und gottergeben gebrachter Opfer im Dienste der ewigen Idee!

Schiller hatte sich durch seine Dichtungen, so wie durch seinen edlen Sinn, der auch durch seine jugendlichen Ueberschwenglichkeiten unverkennbar hindurchblickte, schon vor der Zeit und zu der Zeit seiner kühnen That der Selbstbefreiung aus unerträglichen Banden edle Freunde erweckt, die nun hilfreich in sein Leben eingriffen und ihn über das Schwerste seiner äußeren Lage mit hinwegbringen halfen. Es ist hier erfreulich zu sehen, wie edlem Sinne edle Freunde begegneten. Vor Allen ist Schleichers und Christian Gottfried Körners zu gedenken, dessen letzteren treue und ausdauernde innige Anhänglichkeit auch für Schillers innere Entwickelung von nicht geringer Bedeutung wurde. Als endlich Schiller unter der Protection des unvergeßlichen Herzogs Carl August von Weimar, des edlen Gönners des Dichterfürsten Göthe, in Weimar und Jena eine Zufluchts- und Frei-

stätte seines rastlosen Wirkens gefunden hatte, da erschloß sich ihm ein Kreis hervorragender Männer seiner Zeit, deren Umgang für ihn eben so erweckend und befruchtend war, als er ihnen aus der Fülle seines Geistes verschwenderisch mittheilte. Ich nenne von diesen hervorragenden Männern nur Herder, Wilhelm von Humboldt, Fichte, Schelling und Hegel, um eine allgemeine Vorstellung von der geistigen Atmosphäre zu erwecken, in welcher sich jener geistige Austausch bewegte.

Es war zu erwarten, daß, wenn diesem lebendigen, reichen und tiefen Geiste Gelegenheit geboten würde, den Lehrstuhl einer Hochschule zu besteigen, mächtige Anregungen und Wirkungen aus seiner Lehrthätigkeit erwachsen würden. Schiller suchte und fand diese Gelegenheit. Es ist bekannt, welchen enthusiastischen Beifall die akademische Jugend Jena's den begeisternden und belehrenden Vorträgen Schillers zollte. Heute noch ist Jena und im verstärkten Maße stolz darauf, den großen Mann, der, wenn er auch weniger auf die Methode der Geschichtsforschung, doch um so viel mehr auf die Veredlung der Geschichtschreibung gewirkt hat, als Einen aus dem glanzvollen Kreise ihrer ausgezeichneten Lehrer nennen zu können. Als Lehrer an einer einzelnen deutschen Hochschule gehört er aber dem gesammten Universitätsleben der deutschen Nation an, und wir dürfen stolz darauf sein, den genialen Dichter, Philosophen, Geschichtsforscher, Politiker und Kritiker auch in diesem Sinne zu den Unseren zählen zu dürfen. Seine energische Lehrwirksamkeit wurde indeß neben dem Drange nach neuen dichterischen und besonders dramatischen Schöpfungen allmälig durch das stets zunehmende Siechthum seines Körpers gehemmt und zuletzt aufgehoben. Wie man aber auch immer den Werth seiner geschichtlichen Forschungen beurtheile, jedenfalls haben dieselben, zu denen ihn in erhöhtem Maaße seine Lehrwirksamkeit geführt hatte, eine noch ungleich größere Bedeutung für die letzte und reifste Epoche seiner dichterischen Schöpfungskraft, in welcher

nicht bloß seine unsterblichen Balladen, sondern vor Allem auch jene dramatischen Meisterwerke schuf, durch die er der größte Dramatiker der Deutschen und einer der größten aller Zeiten geworden ist.

Aber um diese erhabene Höhe zu erklimmen, bedurfte Schiller noch einer anderen Staffel als seiner tiefeindringenden philosophischen, geschichtlichen und kritischen Studien, eines congenialen dichterischen Geistes, der aber als treuer und warmer Freund in seine Ideen einginge, seine Absichten verstände, seine Kunstbegeisterung bekräftigte, sowie andererseits seinen Feuereifer zügelte. Und auch diese Hülfe, von der einzigen Seite her, von welcher sie möglich war, sollte ihm im vollsten Maaße zu Theil werden. Göthe und Schiller hatten sich schon längst persönlich kennen gelernt, aber ihre Naturen und Richtungen für zu entgegengesetzt erachtet, um in ein näheres Verhältniß zu einander einzugehen. Anfangs war es mehr Göthe, der sich zurückhielt, ja abstieß, während Schiller die Annäherung versuchte. Als sie aber nicht gelang, zog sich Schiller mit edlem Stolze zurück und beharrte in dieser Zurückziehung, bis Göthe in seiner durch mancherlei Umstände herbeigeführten zunehmenden Vereinsamung das Bedürfniß der Annäherung an den einzigen Mann empfand, der, wenn auch in einer seiner Natur widerstrebenden Weise, durch die Flügelschläge des Genies die mächtigsten Wirkungen hervorgerufen hatte. Als der Bund geschlossen war, führte er rasch für beide Dichter zu Ergebnissen, aus welchen der deutschen Nation Ströme von Segnungen erflossen sind. Hatte Schiller schon früher in Mannheim den Gedanken gefaßt, durch eine Verbindung aller Dichter eine geistige Nationaleinheit zu schaffen, indeß Göthe im Jahre 1783 seinem Schwager Schlosser in Heidelberg den Plan einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft entworfen hatte, so führte jetzt der Erstere einen ähnlichen Plan aus und gründete unter Zusage der Mitwirkung der namhaftesten geistigen Kräfte in

Deutschland eine Zeitschrift: die Horen. Schiller ging mit dieser Zeitschrift auf nichts Geringeres als auf ein epochemachendes Werk aus, und wenn sie nicht Alles leistete, was sie versprach, so waren daran weder ein Nachlaß der Thätigkeit Schillers, noch seine eigenen herrlichen Beiträge im Geringsten Schuld, sondern neben einer zu ausschließlichen Tendenz die theils nicht rechtzeitig, theils gar nicht erfolgte Erfüllung der Zusagen der zur Mitarbeitung aufgeforderten Männer, was dann hie und da zur Aufnahme von Mittelgut nöthigte. Ueberdies aber hatte die Zeitschrift mit Vorurtheilen des Publicums und mancherlei Mißwollen auch gegen das viele Ausgezeichnete, was in den Horen geboten wurde, zu kämpfen. Wie viel Recht und Unrecht sich aber auch in den lauten Posaunenstößen der Kritik gegen die Horen mischen mochte, genug, die schweren Wetterwolken waren über der Zeitschrift gelagert und damit über Schiller, den Herausgeber, und über Göthe, den treuen Mitarbeiter, dessen in den Horen mitgetheilte Ausgewanderten Verwerfung und sogar Erbitterung hervorgerufen hatten. Beide Dichter waren aber die Männer nicht, sich solche Behandlung schweigend gefallen zu lassen, und ihre energische Reaction gegen die erduldeten Angriffe — sie hatten ohnehin noch so manches Andere gegen das literarische Publicum auf dem Herzen — schuf das unsterbliche gemeinschaftliche Werk der Xenien. Das Niedagewesene solchen genialen geistigen Sprühregens untermischt mit Donnern und Blitzen brachte bekanntlich ein ungeheures Aufsehen und eine gewaltige Aufregung hervor. Die Xenien wirkten wie ein Gewitter reinigend, aber auch befruchtend, ganz besonders auf die beider Dichter selber. Wurden sie durch die Xenien mehr von Anderen isolirt, so schlossen sie sich um so fester aneinander und schlugen den besten Weg ein, den gegen sie aufgeregten Sturm zu beschwichtigen. Sie ließen sich nicht dazu verleiten, gegen die vielfältigen Ausfälle wider sie, auf Veranlassung der Xenien, durch neue Xenien zu antworten, sondern bereiteten sich vor zu neuen poetischen

Schöpfungen. Göthe hatte nur aus der Seele Schillers selber herausgesprochen, wenn er ihm schrieb: „Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien müssen wir uns großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln.“ Hätten die Xenien auch keinen anderen Erfolg gehabt, wiewohl sie solchen gehabt haben und immer auf's Neue haben werden, als den, die beiden größten deutschen Dichter näher aneinander zu schließen und sie in wechselseitiger Anregung zur Schöpfung ihrer edelsten und herrlichsten Kunstwerke anzuspornen, so hätten sie schon dadurch allein genug gewirkt für die deutsche Literatur und müßten darum stets in gesegnetem Andenken erhalten werden, wenn auch die Kritik nicht alle Ausfälle der beiden vereinigten Dichter gut heißen kann.

Schiller und Göthe schritten nun zur Ausführung ihrer edlen Entschließungen, wobei es herzerhebend ist, zu sehen, wie neidlos und treu sie sich gegenseitig anregten, ermahnten und warnten, und gegenseitig aus der Tiefe ihrer Seele und ihres Geistes sich ergänzten. Aus dieser edlen, herrlichen, bis zum Tode Schillers ausdauernden Wechselwirkung, die also ein volles Jahrzehnt erfüllte, gingen einerseits die reichsten und großartigsten Werke Schillers hervor, aber andererseits ist die Wirkung Schillers auf Göthe kaum geringer anzuschlagen, indem jener diesem aus der Fülle seiner Ideen rückhaltlos das Beste und Tiefste mittheilte, ihn zum klareren Verständnisse des in dessen eigener Weltanschauung halb unbewußt liegenden Idealismus führte und vor Allem in ihm die zurückgetretene Lust an poetischem Schaffen wieder in jugendlicher Frische erweckte. Dieser Erweckung verdankt die deutsche Literatur die Wiederaufnahme und Fortführung wie mittelbar die spätere Vollendung der größten aller Schöpfungen Göthes, des Faust, und die Entstehung des herrlichen epischen Gedichtes Hermann und Dorothea, Werke, durch welche Göthe mit am

meisten dem Herzen der deutschen Nation nahe getreten und ihm theuer geworden ist. Nachdem Schiller etwas über ein Jahrzehent des hehen Glückes gemeinschaftlichen Wirkens mit Göthe, dem einzigen ihm ebenbürtigen Dichter seiner Zeit, zu dem Zwecke: „vermittelst der Dichtkunst zunächst die deutsche Nation und weiterhin die Menschheit durch Wahrheit und Schönheit zur Höhe des reinen Menschenthums emporzurichten", genossen und seine unsterblichen dramatischen Meisterwerke geschaffen hatte, brach sein sterblicher Leib unter der gewaltigen Last seiner geistigen Anstrengungen zusammen. Schon in früher Jugend hatte Schiller ein Vorgefühl frühen Todes und in dem Jugendgedichte: „Melancholie an Laura" singt er, unbewußt, wie es sich in viel höherem Sinne dereinst an ihm erfüllen sollte:

„Unglückselig! unglückselig! die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen
Ach! die süßeste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer ....
Laß' — ich fühl's — laß', Laura, noch zwei kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eig'nem Strahle lösch' ich aus!"

Ja, im eigenen Strahle seines Genies ist seine Lebensflamme ausgelöscht für die irdische Welt, aber nicht, indem sie sich in vergänglichen Freuden verzehrte, sondern indem sie das Irdische im Himmlischen und Göttlichen sich verzehren ließ. Indem wir den sterblichen Schiller verloren, haben wir den unsterblichen Schiller in seinen unvergänglichen Werken gewonnen und in ihnen lebt sein Geist und leuchtet und lodert seine geistige Lebensflamme in erhellenden Strahlen fort durch alle kommenden Zeiten.

Ich habe nur einige Hauptmomente aus dem reichen Leben Schillers in Ihre Erinnerung zurückzurufen unternommen. Gestatten Sie mir noch, einen Blick auf unseren Heros als Philosoph und Dichter zu werfen!

Es ist allgemein anerkannt, daß unserem Schiller auch als Philosoph, abgesehen von seinen dichterischen Werken, deren Ideengehalt der Philosophie so nahe steht, eine namhafte Bedeutung zugestanden werden muß. Vorzugsweise ist es die Aesthetik oder Kunstphilosophie, worin er in seiner Weise sich glänzend gezeigt hat. Bevor Schiller zum Studium der Kantischen Philosophie gelangt war, schweiften seine philosophischen Ansichten umher zwischen Wolf, Garve, Mendelssohn, Rousseau und den englischen Moralphilosophen, besonders Fergusen und Shaftesbury, und huldigten im Grunde einer deistischen oder doch deistisch gefärbten Weltanschauung. Doch hat er allerdings schon in seiner Dissertation: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, mit genialem Blicke den Materialismus wie den einseitigen Spiritualismus zurückgewiesen, indem er den Menschen als die innigste Verbindung (er sagt Vermischung) zweier Substanzen, der Seele und des Körpers, erfaßte, worin die ganze künftige Aesthetik Schillers wie im Keime bereits eingewickelt lag.

In den philosophischen Briefen von Julius und Raphael, in welchen unter Julius Schiller und unter Raphael, wenigstens in Betreff des letzten Briefes, Körner verborgen ist, ist der Einfluß der Glückseligkeitsmoralphilosophen wohl noch merkbar, aber, wie es scheint, unter Einwirkung des Leibnitz, Spinoza, Lessing und Herder, tritt uns hier schon eine dem Inhalte nach höhere Stufe des philosophischen Denkens entgegen, die sich zu einem theosophischen Systeme in den Grundzügen gestaltet hat, welches, so wie es über den Deismus hinausgeht, auch in seinem eigentlichen Kerne über den Pantheismus hinausführt, jedenfalls dem gemeinen Pantheismus nicht angehört und die Keime jenes höheren Theismus in sich enthält, der die endliche Ueberwindung der Extreme des Deismus und des Pantheismus in der Versöhnung und Vereinigung der relativen Berechtigung beider Systeme herbeiführen wird. Gott erscheint in diesem Systementwurf Schillers nicht

es wirklich Ueberſetzen, was dazu hilft, ſo will ich mich gern dazu entſchließen.

Lebe wohl, ich werde abgehalten. —

K.

Gohlis, 3. Juli 1785.*)

Ich habe Luſt, Dir heute recht viel zu ſchreiben, denn mein Herz iſt voll. Ohnedem wirſt Du mich vielleicht dieſen Nachmittag unterwegs erwarten, und weil ich dieſe Hoffnung nicht erfüllen kann, ſo ſoll wenigſtens meine Seele Dich begleiten. Die Zeit war vorgeſtern für meine Wünſche zu kurz, und ich hätte eine Injurie gegen meine Kameraden begangen, wenn ich Dich als mein Eigenthum hätte behandeln wollen. Alſo mag dieſer Brief hereinbringen, was neulich verloren ging.

Beſter Freund — der geſtrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, ſo lange ich lebe. Gäbe es Geiſter, die uns dienſtbar ſind und unſere Gefühle und Stimmungen durch eine ſympathetiſche Magie fortpflanzen und übertragen, Du hätteſt die Stunde zwiſchen halb acht und halb neun Vormittags in der ſüßeſten Ahnung empfinden müſſen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, —

*) In die Zeit zwiſchen dem vorigen und dieſem Briefe fällt die perſönliche Bekanntſchaft Schiller's mit Körner.

als der in absoluter Jenseitigkeit verharrende Gott, nicht als absolute Idee, nicht als absolute Substanz, sondern als sich selbst denkender Geist, der sich selbst in der freigeschaffenen Welt offenbart und in ihr gegenwärtig ist. Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Die einzige Erscheinung in der Natur ist das denkende Wesen. Die Naturwelt bezeichnet nur die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch. Alles ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die dem denkenden Wesen ähnlich ist. Jede neue Erfahrung in diesem Naturreiche ist nur Widerschein eines Geistes. In jedem Körper ahnt das denkende Wesen einen Geist. Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Jede Vollkommenheit, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Begierde nach fremder Glückseligkeit ist Wohlwollen. Liebe ist nur Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums, Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt. Nur eine entartete Philosophie spottet den himmlischen Trieb der Liebe aus der menschlichen Seele hinweg und führt statt des Wohlwollens den Eigennutz als einzige Triebfeder unserer Handlungen ein. Aber die uneigennützige Liebe ist möglich, ist wirklich in unzähligen Handlungen der Menschen. Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Gränzen nie ineinander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Axe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach

Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe verschenkt, Egoismus leiht. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit anlangt, die, auch auf die Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Man darf diese Äußerungen nicht dahin mißdeuten, als ob Schiller die Unsterblichkeit der menschlichen Seele leugnen oder in jedem Sinne ignoriren wolle, sondern er will nur Sittlichkeit und Tugend nicht auf die Hoffnung des Lohnes weder im diesseitigen, noch im jenseitigen Leben gegründet.

Raphael — Körner erklärt in seiner Antwort, daß an dem Aufbau dieses Systementwurfs die Phantasie mehr beschäftigt gewesen sei als der Scharfsinn, und das es ihn (Julius — Schiller) nicht befremden dürfe, die Behauptung zu hören, daß dies System die Probe einer strengen Kritik nicht aushalte. Er verweist ihn dann deutlich genug auf das Studium der Kantischen Schriften, indem er hofft, daß eine Zeit und Stimmung kommen werde, wo ihm die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menschlichen Wissens interessant werden könnten, und eine andere Zeit, wo es ihm nie wieder einfallen werde, über die Schranken zu klagen, welche die menschliche Wißbegierde nicht überschreiten könne. Gleichwohl zeigt er eine Ahnung davon, daß in diesem theosophischen System des Julius — Schiller eine Richtung des Denkens, wenn auch nur in schwankenden und zerflossenen Umrissen, angedeutet ist, welche den, der einmal diesen Weg betreten, nie ganz wieder losläßt, und es ihm nicht verstattet, in der Kantischen Nichtwissenheitslehre in Rücksicht übersinnlicher Dinge dauernde Befriedigung zu finden.

Als nun Schiller sich dem Studium der Schriften Kants zuwendete, wurde er von diesem gewaltigen Geiste mächtig ergriffen und auf einige Zeit, wenn auch nie ganz, in dessen Bahnen hineingezogen. Kant bestärkte ihn in seinem Idealismus, bestätigte

ihm die Ueberzeugung von der völligen Untrennbarkeit des Unsterblichkeitglaubens von der Idee des über das Universum waltenden selbstbewußten Gottes und führte ihn der immer klareren Erkenntniß entgegen von dem Berufe des Menschen, durch sittlichen Willen in rastloser, alle Hindernisse besiegender Thatkraft die ewigen Ideen des Wahren, Guten und Schönen, somit das Reich Gottes, in der Menschheit zu verwirklichen.

Inmitten dieser durch Kant in ihm angeregten Forschungen befann er sich auf die, wenn auch wie in Nebel gehüllten, so doch ihrem innersten Wesen nach genialen Ideen seiner Jugend, und führte sie, geläutert durch das dialektische Feuer der Kantischen Philosophie, in vertieftere Umbildung bald in abstrakteren Untersuchungen, bald in Geist sprühenden lebendigen Darstellungen, siegreich über die Gränzen der Kantischen Philosophie hinaus und zu einer Höhe, von welcher herab er sogar über die Ergebnisse der zunächst gefolgten großen Systeme Schellings und Hegels hinausweiset.

Die kühnen philosophischen Streifzüge Schillers gingen allerdings hauptsächlich in das Gebiet der Kunstphilosophie, aber vermöge des inneren Zusammenhanges aller Ideen warfen die von ihm errungenen ästhetischen Wahrheiten in mannigfaltiger Weise neues Licht auf eine Reihe von Problemen der Anthropologie und Psychologie, und ganz besonders der Ethik und Politik, wie der Philosophie der Geschichte, ja auf die Grundfragen der Philosophie überhaupt. Der Dichterphilosoph Schiller ebnete so — bewußter als Göthe, der gleichfalls eine ganze Welt philosophischer Ideen in sich trug — die Wege zu der neuen Philosophie, welche man mit Recht ihrer Grundtendenz nach als Vereinigung und Versöhnung der in Kant noch starren Gegensätze bezeichnet hat. Als Schlußsteine der Schiller'schen Kunstphilosophie treten die Nachweisungen hervor: 1) es gibt eine naive und eine sentimentale Dichtung, jene dient der Natur, diese dem Geiste; die ideale Poesie ist

Verschmelzung beider Arten, Vereinigung von Natur und Geist, 2) die Kunst befreit den Menschen von der Macht der Sinne und der Abstraktion des Verstandes, sie ist Versöhnung beider Gegensätze, 3) die Menschheit zerfällt praktisch in Realisten und Idealisten; der wahre Mensch ist Natur und Ideal zugleich.

Die Freiheit der Kunst von allen außer ihr gelegenen Zwecken folgte für Schiller aus der Absolutheit der Idee des Schönen. Aber eben die Absolutheit der Idee des Schönen verlangt für die Kunst in ihren tiefsten Lebensquellen wie in ihren höchsten Erscheinungsformen absoluten Inhalt und Gehalt, welche ihr vermöge der innern Einheit aller Urideen, die nur gleichsam die unterschiedenen Farben des einen Lichtes sind, nur aus der Totalität der Ideen entspringen können. So sehr daher Schiller an dem Grundsatze der Kunst festhielt, so ging er doch stets darauf aus, seinen Dichtungen den edelsten und erhebendsten Inhalt zu sichern. Schon Kant hatte geäußert, daß, so sehr das Schöne an sich als interesseles zu fassen sei, die Kunst unausweichlich zur Erschlaffung führen werde, wenn sie nicht bei aller ihrer Freiheit moralische Ideen in sich aufnehme. Die Wirkung der Kunst auf unser höchstes Seelenvermögen war gar nicht in Abrede zu stellen. Schiller begriff die Schönheit als die Bürgerin zweier Welten, indem sie ihre Existenz in der sinnlichen Natur empfange und in der Vernunftwelt das Bürgerrecht erlange, woraus sich erkläre, daß der Geschmack als Beurtheilungsvermögen des Schönen zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte trete und diese beiden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbinde. Aus der Sinnlichkeit soll also die Kunst den Menschen in die Vernunftwelt führen. Die Menschheit steht nicht in dem reinen und richtigen Verhältnisse zur Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit herrscht da, wo sie dienen sollte, über den Geist. Die Menschheit hat ihre wahre Würde verloren. Die Kunst hat neben der Religion die Aufgabe, sie wieder herzustellen. Hat gleich die ganze Kunst

in allen ihren Formen diesen Zweck, so kann derselbe doch am wirksamsten durch die Dichtkunst, die höchste Form der Kunst, und wieder unter den Formen der Dichtkunst am wirksamsten durch die dramatische, insbesondere die tragische, Kunst erreicht werden. Aber indem Schiller der dramatischen Dichtkunst und ihrer Schwester der Schauspielkunst einen so erhabenen Zweck gibt, will er — von allem Rigorismus entfernt — das Vergnügen des Lesers und Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Die Quellen des freien Vergnügens aber findet unser Kunstphilosoph mit Recht in dem Guten, dem Wahren, dem Vollkommenen, dem Schönen, dem Rührenden, dem Erhabenen. Die Freude am Guten ist sittliches, die Freude am Wahren und Vollkommenen ist intellektuelles Interesse. Obgleich sich Schiller der Kantischen Behauptung mit Recht nicht anschließen konnte, daß das Sittliche nur Werth habe, wenn es gegen die Sinnlichkeit erkämpft sei, weil man nicht sagen kann, daß die noch nicht versuchte Unschuld, in welcher jener Kampf noch nicht aufgetreten, und eben so wenig sagen darf, daß die vollendete Tugend, welche jenen Kampf siegreich beendet hat, ohne sittlichen Werth sei, so muß doch eingeräumt werden, daß unsere Einbildungskraft mächtiger ergriffen wird, wenn wir das Sittliche im Kampfe vor unseren geistigen Augen sich bewähren sehen. Schiller begriff also leicht, daß diejenige Kunst, welche Sittlichkeit ergreifend zur Anschauung bringen wollte, unausweichlich Sittlichkeit im Kampfe und im Siege durch Handlungen vorstellen mußte. Je größer die der Sittlichkeit sich entgegenstellenden Hemmungen hervortreten, um so größer ist die Wirkung auf die Einbildungskraft und durch sie auf den ganzen inneren Menschen, wenn sie siegreich überwunden wurden. Als solche Hemmungen glaubte Schiller Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften, physische Nothwendigkeit und — recht verstanden — das Schicksal bezeichnen zu dürfen.

Wenn Schiller unter den Hemmungen des tragischen Helden

auch des Schicksals gedenkt, so ist nichts falscher als die Meinung, daß er darunter eine blinde Nothwendigkeit, ein Fatum, verstanden habe. Vielmehr ist es bis zur Evidenz erweislich, daß er sich die sittliche Nothwendigkeit der allwaltenden selbstbewußten und heiligen Gottheit darunter dachte.

Von diesen tiefgedachten Begriffen aus erhob sich nun Schiller auf den Gipfelpunkt seiner Einsicht in die Natur des Tragischen, nach welcher die Tragödie als dasjenige Kunstwerk erscheint, welches dichterische Nachahmung ist einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten, also einer vollständigen Handlung, welche uns Menschen als Kämpfende in einem Zustande des Leidens zeigt in der Absicht, unser (tragisches) Mitleid zu erregen.

Hiemit hatte Schiller den bloß subjektiven Geschmacksstandpunkt der Kantischen Aesthetik siegreich überwunden, und indem er die objektive Erkennbarkeit des Tragischen erwiesen hatte, vermöge des inneren Zusammenhanges aller ästhetischen Wahrheiten, zugleich die Möglichkeit einer Kunstphilosophie als Inbegriffs objektiver Erkenntnisse über die gesammte Natur des Schönen in allen seinen Formen dargethan und Lust und Muth zum völligen Ausbau derselben wie Wenige vor ihm erweckt.

So groß auch Schiller in seinen Schriften über Aesthetik und Verwandtes erscheint, so spürt man darin doch überall den Dichter. Er nähert sich wohl oft der wissenschaftlichen Behandlung ohne doch je ganz im Gewande des reinen Metaphysikers aufzutreten. Seine philosophische Begabung ist so groß, daß man kühn behaupten darf, Schiller würde als Systemschöpfer unter den größten Philosophen aller Zeiten geglänzt haben, wenn er mit der ganzen Energie seines Geistes sein Leben der Philosophie allein hätte widmen wollen und können. Allein er wollte nicht, weil er nicht konnte, und er konnte darum nicht, weil der poetische Schöpfungsdrang zu übergewaltig in ihm war und es ihm unmöglich machte, in voller Hingabe an die philosophische Forschung und vollends an

die reine Metaphysik jene ungetheilte Geistesbefriedigung zu finden, welche z. B. einen Aristoteles, Kant und Hegel charakterisirt.

Wie tief indeß die philosophische Begabung in Schillers Geist angelegt war, erkennt man schon aus dem Grundcharakter seiner Poesie. Könnte man sie treffender bezeichnen, als mit dem Namen der Ideenpoesie? Freilich muß im Grunde jeder große Dichter in seinen Schöpfungen Ideen zur Erscheinung bringen, und ein schlechthin ideenloser Dichter wäre überhaupt keiner. Aber es bildet doch einen mächtigen Unterschied, ob ein genialer Dichter sich naiv mit tiefer Empfindung an die Erscheinungen des Lebens hingibt, sie poetisch je nach seinen Stimmungen reproducirt und wie bewußtlos zur Idee verklärt oder doch die Idee durchscheinen läßt, oder ob er ursprünglich schon von der Idee ergriffen, Herz und Gemüth mit ganzer Intensität für sie begeisternd, auf den Flügeln schöpferischer Einbildungskraft in das Reich der Sinnlichkeit eilt, um den Geburten der Idee, als gleichsam Seelen, sinnlich schöne Leiber zu gestalten. Nichts ist falscher, als Göthe den objektiven, realen Dichter, Schiller den subjektiven, idealen Dichter zu nennen. Vielmehr sind beide als ächte Dichter subjektiv und objektiv, ideal und real, nur daß Göthe vom Realen zum Idealen sich erhebt, während Schiller vom Idealen zum Realen herabsteigt, und man könnte nur fragen, ob Göthe so hoch zum Idealen sich erhebt, als Schiller zum Realen herabsteigt.

Was Göthe fast wie von selbst in den Schooß fiel, das mußte sich Schiller erst durch große Anstrengung und Arbeit unter den schwersten inneren und äußeren Bedrängnissen erringen. So genial die ersten Jugendergüsse seiner enthusiastischen, flammenden lyrischen Gedichte waren, so konnten sie doch nicht als gelungene Kunstbildungen gelten. Idealismus und Realismus waren in Schiller gleich mächtig vorhanden, aber sie fielen zum Theil fast wie zwei gespaltene Hälften vermittelungslos auseinander, zum Theil gährten sie in wilder Vermischung untereinander, und jener

ſtreifte daher nicht blos an das Phantaſtiſche und Excentriſche heran, ſondern auch in daſſelbe hinein, dieſer artete nicht ſelten in das Grelle und Rohe aus. In ſeinem raſtloſen Vorwärtsſtreben erkannte Schiller bald ſelbſt dieſe Spaltung und dieſes Chaos und arbeitete dann mit gewaltiger Kraft unermüdlich an der Ueberwindung dieſes Mißverhältniſſes. Wie ſehr er erkannte, daß ſeinem Dichten der ideale Gehalt hervorſtechend eigenthümlich bleiben müſſe, ſo durchſchaute er doch zugleich, daß die vollendete Kunſtform ihm unerreichbar bleiben werde, wenn er nicht des Göthe'ſchen Realismus mächtig werde, wenn alſo in ihm das Ideale ſich nicht von innen heraus mit dem Realen verſöhne. Aus dieſem energiſchen Streben der Ineinsbildung des Idealismus und Realismus, in welcher ſie beide erſt recht zu ihrer Wahrheit erhoben wurden, ſind die vollendetſten Schöpfungen der Schiller'ſchen Muſe hervorgegangen. Aber vermöge des in ihnen waltenden kräftigeren Pulsſchlages des Idealen haben Schillers Dichtungen an univerſaler Wirkſamkeit jene Göthes weit überflügelt, ſind der deutſchen Nation in ihrer Geſammtheit tiefer zu Herzen gegangen und haben ſich durch die ihnen inwohnende propagandiſtiſche Macht raſcher bis zu den fernſten Nationen verbreitet.

So groß die Tiefe und der Ideengehalt der lyriſchen Poeſie Schillers iſt, ſo kann man doch nicht behaupten, daß er die bezaubernde Lyrik Göthes erreicht, geſchweige daß er ſie übertroffen habe. Nur in dem höheren Lehrgedicht und in der dem Epiſchen und Dramatiſchen ſich nähernden Romanze und Ballade kann man Schiller die vollendete Meiſterſchaft nicht abſtreiten. Auch wird man ſagen dürfen, daß kein Dichter Ideen ſo poetiſch zu geſtalten gewußt, keiner mit ſolcher Wärme und Gluth des Gemüths Begeiſterung zu entflammen vermocht hat, und daß nur Wenige mit ſolchem Reichthum der Phantaſie einen ſolchen Adel der Form, einen ſolchen Reiz der Sprache, eine ſolche Muſik der Rhythmen zu verbinden gewußt haben.

Auch für die epiſche Poeſie, in den Formen, in welchen ſie allein noch in ſo vorgeſchrittenen Culturzuſtänden möglich iſt, verrieth Schiller eminente Begabung. Aber, zur höchſten Form der Poeſie, der dramatiſchen, durch ſein Dichtergenie berufen, riß es ihn über erfolgreich verſuchte Anfänge in dieſer Gattung hinweg zur Erfüllung ſeiner Hauptlebensaufgabe als Dichter.

Sobald Schiller durch eindringendes Studium der Geſchichte ſich großartiger Stoffe bemächtigt hatte, deren ſein an Ideen und Formen reicher Geiſt zur Verſöhnung und Ineinsbildung des Idealismus und Realismus der dramatiſchen Kunſt bedurfte, und ſobald ihm durch ſeine intenſiven philoſophiſchen Forſchungen jene tiefe Weltanſchauung aufgegangen war, durch welche er die Bedeutung eines weſentlichen Gliedes im großen Entwickelungsgange der deutſchen Philoſophie zwiſchen Kant und Fichte einerſeits, und Schelling und Hegel andererſeits ſich für alle Zeiten errungen hatte, ſchloß er dieſe Studien im Weſentlichen für immer ab, wandte ſich mit erhöhter Energie ſeines geläuterten Geiſtes wieder der Dichtung zu und ſchuf in raſcher Folge außer einer Reihe ſeiner unübertroffenen kleineren Poeſien jene ewig bewunderungswürdigen Tragödien: Wallenſtein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina und Wilhelm Tell.

Nur der ächte Idealismus, in welchem die Idee die übergreifende Macht über den Realismus iſt, ſo daß ſich das Ideale nicht im Realen als in einem ihm Fremden verliert oder neutraliſirt, ſondern in ihm als in ſeiner eigenen Selbſterſcheinung als das Ideale verwirklicht und ſinnliche oder leibhafte Geſtaltung gewinnt, vermag in einem großen Dichtergenie den großen Tragödiendichter hervorzubringen. Alle großen Trägödiendichter waren daher in dieſem höheren Sinne Idealiſten. Der ächte Idealismus iſt indeß nicht jener der abſtrakten Idee als des abſoluten Gedankens, der ſich angeblich ohne Gedanke eines Denkenden zu ſein, ſelbſt denken ſoll, ebenſowenig jener des abſtrakten Wollens, der ohne

das Wollen eines Wollenden zu ſein, das unermeßliche All bewußtlos hervortreiben ſoll, der ächte Idealismus iſt vielmehr der Idealismus des concreten Geiſtes, in welchem Gedanke und Wille, Wille und Gedanke die ewig unauflöslich verbundenen Aeußerungs- und Verwirklichungsweiſen des abſoluten Geiſtes und der durch ihn geſchaffenen Geiſterwelt ſind. Dieſen großartigen Idealismus hatte Schiller mit der ganzen Energie ſeines Willens und Geiſtes, mit der ganzen Innigkeit und Gluth ſeines Herzens ergriffen und wenn er auch mehr ahnete als begriff, zu welchen Tiefen der Erkenntniß das von ihm gefundene Princip der Vereinigung des Idealen und Realen in ſeiner Anwendung auf Gott und den Menſchen, auf Religion und Philoſophie führen konnte und mußte, ſo hat er doch damit in genialer Intuition demjenigen Syſteme der Philoſophie präludirt, welches zwar ſchon ſeit Jahrzehnten gleich einer durch Wolken verhüllten Sonne in Deutſchland wirkſam iſt, aber eben wegen ſeiner für die Meiſten nicht unmittelbaren Sichtbarkeit noch immer wie ein öffentliches Geheimniß erſcheint.

Der ächte Idealismus iſt das Syſtem der Freiheit. Schiller, der als Idealiſt Tragödiendichter werden mußte, iſt daher der Dichter der Freiheit geworden, und eben weil er, der Ideendichter, der Dichter der Freiheit geworden iſt, darum hat er wie kein Anderer unauslöſchlich im Geiſte und Herzen der geſammten deutſchen Nation Wurzel gefaßt.

Schon in ſeinen dramatiſchen Jugendwerken, in den Räubern, im Fieske, in Kabale und Liebe und im Don Karlos iſt doch bereits die Idee der Freiheit die belebende Idee aller dramatiſchen Bewegungen und Verwickelungen. In den Räubern erklärt der durch eine verhängnißvolle Verwickelung eigener und fremder Schuld zum Räuber gewordene Karl Moor, deſſen edle Anlagen durch ſchlechte Erziehung und eigene wilde Leidenſchaftlichkeit unter dem Einfluſſe einer tiefzerrütteten Zeit und Umgebung verwildert

philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspective der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den anderen elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Sylbe genannt worden, und doch las ich in Huber's Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund! Nur unserer

worden, allen Unterdrückern der Menschenfreiheit und Menschenwürde den unerbittlichen Krieg, um für Alle, nicht etwa bloß für sich, die Freiheit zu erkämpfen, und schon hier tritt der glühende Enthusiasmus des Dichters für die ganze Menschheit und ihre Rechte wie ihre Veredelung hervor. Die bittere Erkenntniß, welche bei Karl Moors großer, wenn auch verirrter Natur, begreiflich wird, daß er zur Erreichung seines Zieles in der Leidenschaft seines empörten Herzens sich auf falsche, unerlaubte, frevelhafte Wege verirrt hatte, reifte in ihm den großartigen Entschluß, sich zur Sühne seiner in angemaßter Willkür an der bürgerlichen Gesellschaft begangenen Verbrechen freiwillig den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern und, indem er den auf seinen Kopf gesetzten Preis auf einen von harter Noth bedrückten Familienvater lenkte, noch im selbstherbeigeführten büßenden Untergange die Großheit seines Wesens zu offenbaren. Zugleich ist die Absicht des Dichters nicht zu verkennen, daß der Leser oder Zuschauer durch das im Untergange Carl Moors und im Triumphe der im Staate zu Recht bestehenden Ordnung sichtbar werdende Walten der göttlichen Gerechtigkeit erschüttert werden sollte.

Im Fiesko ist es der freiheitdurstige Plan des alten Verrina, die dynastisches Gelüste verrathende Herrschaft des Dogen A. Doria zu stürzen und seiner Vaterstadt Genua die Freiheit erringen. Weit entfernt von dem egoistischen antisocialen Gedanken, bloß für sich frei sein zu wollen, oder selber die Zügel der Herrschaft in die Hände zu nehmen, ordnet er sich gerne dem Fiesko unter, stürzt ihn aber mit entschlossener Hand, als dieser nur sich selbst wollend nach der Alleinherrschaft zu greifen versucht.

In Kabale und Liebe wird die Idee der inneren Gleichheit der Menschen bei aller äußeren Ungleichheit verkündigt, indem die tragischen Wirkungen eines sittlich zerrütteten Gesellschaftslebens in den Conflicten der unnatürlich gewordenen Standesinteressen mit dem Herzen erschütternd zur Anschauung gebracht werden.

Im Don Karlos, der den Ruhm des Dichters auf eine höhere Stufe erhob, als alle seine früheren Schöpfungen, und ihm Millionen von Herzen gewann, wird die Idee der Freiheit mit eben so tiefer Begeisterung als künstlerischer Besonnenheit verherrlicht, indem der Dichter mit tiefer Einsicht aus dem Kampfe relativ berechtigter Mächte den tragischen Conflict herleitet und in dem äußerlichen Siege der Unfreiheit ihre innere Unmacht, ihren inneren Tod durchblicken läßt, woraus die Morgenröthe der Freiheit schon hervorscheint, die unaufhaltsam zum hellen und vollen Tage hindurchbrechen muß. Noch bestimmter als in den früheren Tragödien erweitert sich hier die Idee der Freiheit von dem Persönlichen zum Allgemeinen. Posa erklärt als Abgeordneter der ganzen Menschheit aufzutreten. Aber nicht Revolution, sondern Reform ist die große Parole des Dichters.

Es war ein kühner Gedanke, aus dem geschichtlichen Wallenstein einen wahrhaft tragischen Charakter zu gestalten. Das Kühne und Schwierige reizte den großen Geist Schillers. Seine Aesthetik lehrte ihn, daß je furchtbarer ein Charakter im Mißbrauche seiner Freiheit auftrete, desto erschütternder er zum Gemälde erhabenster Sittlichkeit und der Herrschaft der moralischen Weltordnung verwendet werden könne. So schuf er den dämonisch gewaltigen Charakter des Wallenstein, der, wiewohl mit Hamlet'scher Unschlüssigkeit, auf den Wegen eines falschen aber großartigen Ehrgeizes in schwere Schuld sich verstrickt, dessen tragischer Untergang alle Schrecken des Weltgerichts in dem erschütterten Zuschauer wach ruft und indem er die unantastbare Heiligkeit des sittlichen Weltgesetzes siegreich vor Augen stellt, doch zugleich das tiefste Mitleid des Zuschauers erweckt. Die Wirkung ist um so größer, je mehr der Dichter seinen mit allen Zügen cäsarischer Hoheit ausgestatteten Helden, dessen tiefer Glaube an die Astrologie jedenfalls mit zu dem Dämonischen seiner Natur gehört und, wie mir scheint, mit zu seiner Verschuldung, doch zugleich durch Züge der

Liebesfähigkeit dem Zuschauer menschlich näher zu bringen weiß. Vor Allem für den Deutschen erreicht der Dichter die größte Wirkung, indem er dem ungemeinen Ehrgeize Wallensteins die nach dem Sittlichen und Edlen hingewendete Richtung auf die große Idee der deutschen Reichseinheit und Reichsschirmung gegen den Reichsfeind gibt, indem er nicht will, daß irgend eine fremde Macht und gerade jetzt die der Gothen im deutschen Reiche Wurzel fasse, der Gothen,

„Die nach dem Segen unsres deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen."

Mit der bewunderungswürdigsten Kunst entläßt aber der Dichter den Zuschauer zuletzt aus der Tragödie mit dem Gefühle der Beruhigung und Versöhnung, indem er uns den Gedanken nahe legt, „daß für einen Charakter, wie der Wallensteins war, der nicht leben wollte ohne zu handeln, die Zukunft nichts mehr bringen konnte, und daß der milde Sinn, die Reinigung seines Herzens von aller Leidenschaft, sein besseres Selbst, das sich in der letzten Stunde in voller Schönheit offenbart, den dem Tode Geweihten nicht unvorbereitet werde überrascht haben, daß, nachdem er seine Schuld durch den schnellen Tod gebüßt, er der göttlichen Gnade werde theilhaftig werden." Wahrlich, diese Tragödie Wallenstein ist eine der größten Schöpfungen des menschlichen Dichtergeistes und trotzdem, daß sie etwas aus den Zügen der jetzt geltenden Anforderungen der Kunst herausgeht, bleibt sie doch durch ihren weltumfassenden ideal-realen Lebensgehalt weder hinter einer Schöpfung des Aeschylus und Sophokles, noch Shakespeares und Göthes zurück.

Für Deutschland hat diese großartige Tragödie zugleich die unermeßlich wichtige Bedeutung, daß in ihr sein großer Tragödiendichter aus der umhüllenden Atmosphäre des einseitigen, verwaschenen Kosmopolitismus seiner Zeit bestimmter heraustritt und die große Idee der Vaterlandsliebe, der sittlichen Berechtigung und Noth-

wendigkeit der Begeisterung für das deutsche Vaterland, für die Einheit, Ganzheit und Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme dichterisch verkündet.

Bedeutsam singt der Dichter im Prolog:

„ — Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen . . .
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie
Die kühnre Zeit an euch vorüberführen
Und blicket freier in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne!"

In den Worten Wallensteins:

„Mir ist's allein um's Ganze. Seht, ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich!"

drückt Schiller seine eigene Liebe, seinen eigenen Schmerz über fortwährende Zerrissenheit seines deutschen Vaterlandes aus und diese Klage wird so lange in den Herzen der deutschen Patrioten widerhallen, bis die hoffnungsreiche Ferne beglückende Gegenwart sein wird.

Die Idee der Freiheit ist auch die Seele der Bewegungen in der herrlichen Tragödie Maria Stuart, in welcher der Geist völlig versinnlicht, die Realität durch und durch vergeistigt erscheint. Indem der Dichter hier nicht Partei ergreift für den einseitigen und noch mehr einseitig gewordenen Protestantismus, und dem Katholicismus in seinen tiefen Lebenselementen, selbst mit Innigkeit und Wärme, so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als von dem Protestanten nur immer erwartet werden konnte, eroberte er sich auch die Gemüther der Katholiken und wurde dadurch der verehrteste und geliebteste Dichter des ganzen deutschen Volkes. Nichts gleicht den Schönheiten dieses wundervollen Werkes mit dem Feuer der dargestellten Leidenschaften des Hasses und der Liebe, seinen kühnen und erhabenen Gedanken und Situationen, seinen reizenden und tiefergreifenden Schilderungen der wechselnden Stimmungen der tief bewegten Charaktere und Gemüther. Die kalte, stolze

und heuchlerische Königin Elisabeth siegt äußerlich, ist aber innerlich besiegt, die feurige, fromme Königin Maria mit tiefster Reue ihr (nicht gegen Elisabeth begangenes) Verbrechen durch gottergebenes Ertragen ihrer Leiden büßend siegt im Tode und steigt verklärt zum Himmel auf. Hierin liegt die tiefste Tragik, die uns in vollendeter Kunstform entgegentritt.

Noch theurer, wo möglich, wurde Schiller den Katholiken durch die Jungfrau von Orleans. Hier gab er seiner Nation eine romantische Tragödie, die ein vollendetes Werk dieser Gattung ist. Läßt man einmal die Gattung der romantischen Tragödie zu, und man muß sie zulassen, so erledigen sich von selbst alle oder doch die meisten Bedenken und Einwendungen, die man gegen diese herrliche Schöpfung vorgebracht hat. „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben," rief Schiller bekanntlich dieser seiner Schöpfung nach und alle kommenden Zeiten werden diesen Nachruf des Dichters bestätigen. Und doch ist dieses unsterbliche Gedicht zugleich eine neue Stufe der Verkündigung der Idee der Freiheit, die auf dem Grunde der höheren sittlichen Nothwendigkeit der heiligen Weltordnung Gottes ruht.

Das Königthum tritt hier in seiner ganzen Idealität auf. Schillers großem Geiste und Herzen schwebte in dieser Tragödie die Idee der Einbildung der Religion in den Staat, die Versöhnung der noch zwiespältigen Parteien in demselben durch die göttliche Macht der Religion, die Gründung der Einheit der Staatsmacht zur Entfaltung aller geistigen und natürlichen Kräfte und der Unabhängigkeit und Wehrhaftigkeit des Vaterlandes gegen fremde Mächte lebendig vor. An einer fremden Nation, der französischen, welche längst zur Einheit gelangt war, wollte der Dichter der deutschen Nation ein Vorbild im Spiegel der Poesie aufstellen, dem es in in dieser Richtung nachringen sollte, wenn auch hier nach den geschichtlichen Bedingungen Deutschlands die Formen der Verwirklichung der Gesammteinheit andere und solche sein müßten,

welche das Extrem einer uniformirenden und nivellirenden Centraliſation auszuſchließen hätten.

Die Braut von Meſſina kann man trotz der Apologie Palleskes nicht gegen den Vorwurf retten, daß in ihr das Schickſal nicht als die göttliche Gerechtigkeit erſcheine, welche die Schuld beſtrafe, ſondern, dem Charakter und Willen der auftretenden Perſonen äußerlich, für ſich fertig, im Hintergrund lauere, ſeine Opfer zu verſchlingen. Daß auch in dieſer Tragödie die Perſonen nicht ſchlechthin unfrei handeln, und als zurechnungsfähige Weſen Schuld auf ſich häufen, kann die Anklage nicht hinlänglich entkräften, da dies auch zu Gunſten der antiken Tragödie geſagt werden kann, ohne daß deßhalb ihr auch von Schiller früher ſcharf bezeichneter Grundfehler: Mangel an Immanenz der Idee, weniger vorhanden wäre. Sieht man von dieſem ſchwerbegreiflichen Grundfehler hinweg ſo wie von einigen anderen von untergeordneter Bedeutung, ſo haben wir allerdings ein Meiſterwerk vor uns, welches in der geſammten deutſchen Literatur durch den Verein kunſtvoller Entwickelung mit dem Reichthum tiefer in blühend lebensvoller wahrhaft prachtvoller Sprache ausgeſprochener Ideen ſeines Gleichen nicht hat. Man kann ſogar, wenn man blos auf die vorkommenden Handlungen ſieht, mit Hinrichs verſucht ſein, eine politiſche Tragödie darin zu finden, welche durch das Gemälde der unheilvollen Folgen des Haſſes der fürſtlichen Brüder die Mahnung ergehen laſſen will, durch Verſöhnung der Zwietracht und Herſtellung der Einigkeit die politiſche und ſtaatliche Freiheit zu gründen. Aber man kann ſich doch nicht verbergen, daß dies nicht die Grundtendenz der Tragödie iſt, und daß, wenn ſie es auch wäre, der Dichter ſelbſt ihr durch Einführung des im Hintergrunde ſchon fertigen Schickſals faſt alle Kraft geraubt. Da jedoch dieſer Kunſtverſuch mit dem Schickſal, der ſich wohl aus dem Reiz erklären mag, den es für Schiller haben konnte, ſeine dichteriſche Kraft einmal mit Aeſchylus und Sophokles zu meſſen,

sicherlich nicht aus einem wirklichen Abfall seiner innersten Ueberzeugung von der Wahrheit der Idee der göttlichen Liebe und Versöhnung hervorgegangen war, obgleich er dem Erfolge nach in dem Kunstwerke zu einem solchen wurde, so kann uns nichts verhindern, in der Schilderung der Zwietracht der zwei fürstlichen Brüder einen Spiegel zu sehen, in welchem die deutsche Nation sich selbst erkennen soll, und in der in dem Gedichte auftretenden Mahnung zur Eintracht den eigentlichen Ernst des Dichters zu erblicken.

Mit dem unübertroffenen Meisterwerke Wilhelm Tell, wenn man von unvollendeten Versuchen absieht, beschloß unser Dichter seine irdische Laufbahn. Dieser Schwanengesang Schillers ist eine in Gestalt einer vollendeten Tragödie auftretende Jubelhymne der Freiheit genannt werden. Das Zusammenwirken eines mannhaften Volkes zur Wiederherstellung der durch unmenschliche Bedrückung unterbrochenen Freiheit ist hier mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt. Wie in der Jungfrau von Orleans das Recht und die ideale Hoheit des Königthums verherrlicht wurde, so verkündigt im Tell Schiller mit dichterischer Begeisterung die Idee der ewig unveräußerlichen wahren Menschen- und Volksrechte. Die ganze Gluth seiner eigenen Vaterlandsliebe haucht der Dichter dem edlen Charakter des alten Attinghausen ein, und wer das herrliche Gedicht Schillers an Napoleon kennt, kann nicht zweifeln, daß er durch den Mund des Schweizerpatrioten zugleich zu dem Geiste und Herzen der deutschen Nation sprechen wollte, wenn er den dem Grabe — wie er selbst — nahen Attinghausen mit dem Feuer der Jugend zu Rudenz sagen läßt:

„Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's: ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind nicht zu ertragen!
— O, lerne fühlen, welchen Stamms du bist!

Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht im Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, daß Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!"

Wenn dann der hochbejahrte Attinghausen mit der ernsten Mahnung zur Einigkeit (seid einig, einig, einig!) auf den Lippen stirbt, nachdem er in den letzten Zügen die nahen schweren Freiheitskämpfe seines Volkes und dessen endlichen Sieg im Geiste voraus erblickt hatte, so werden wir unwillkürlich von dem Gedanken ergriffen, daß unser großer Dichter selbst in dem ganzen Schwanengesange seines unsterblichen Wilhelm Tell uns als ein Attinghausen Deutschlands entgegentritt, der mit tiefschauendem Geistesblicke in großen Zügen die bevorstehenden Geschicke seiner Nation voranschaut, mit der ganzen Kraft seiner Seele zur Einigkeit ruft und in der Gewißheit des endlichen Sieges seiner an Geistes- und Heldenkraft jeder andern überlegenen Nation mit den prophetischen Worten vom irdischen Leben scheidend zum Himmel aufsteigt:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Der Einfluß der begeisterten Freiheitsideen der dramatischen Schöpfungen Schillers und der Verherrlichung der Vaterlandsliebe in der Jungfrau von Orleans und im Wilhelm Tell auf die Erhebung Deutschlands gegen den Despotismus Napoleons im Jahre 1813 ist von einer Reihe von Schriftstellern mit Wärme hervorgehoben worden. Wir haben hier ein herrliches Beispiel von der Macht des Geistes in den großen Bewegungen der Geschichte. Diese Macht des Schiller'schen Geistes ist aber in jener längst

vollendeten Wirkung nicht erschöpft, sondern sie dauert fort und wird in jeder neuen durch benachbarte Mächte etwa herbeigeführten Krisis mit verstärkter Kraft sich offenbaren. Schon darum ist das durch ganz Deutschland mit Begeisterung gefeierte Schillerfest eine Erscheinung von größter Bedeutung. Es offenbart einerseits den bedeutenden Fortschritt, welchen die Idee der Gemeinschaftlichkeit aller deutschen Interessen im Bewußtsein der deutschen Nation gemacht hat, verbürgt andererseits die fortdauernde Macht der Idee bei allem Streben nach Förderung der materiellen Interessen im Geist und Gemüthe der Deutschen und eröffnet eine trostvolle Perspective in die vielleicht nicht ferne Zukunft, in welcher es aller einmüthigen Begeisterung und Opferwilligkeit, aller Heldenkraft und unerschütterlichen Ausdauer der Deutschen bedürfen wird, um die nationale Unabhängigkeit und Freiheit zu behaupten und der deutschen Nation diejenige Weltstellung im Kreise der europäischen Völker zu erringen und zu sichern, welche ihr vermöge ihrer geographischen Lage, ihrer Größe und ihrer angestammten Bedeutung gebührt.

Festtoast zur hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's,

ausgebracht am 10. November 1859.

Ganz Deutschland hat sich heut' verbunden
Zu einem großen Dichterfest,
Man hat begeistert sich gefunden
In Süd und Nord, in Ost und West.
Es einen sich die Deutschen alle,
Es schwindet der Parteien Zwist,
Zu bauen eine Ruhmeshalle
Dem, der der Lieblingsdichter ist;

Den Dichterfürſten treu zu ehren,
Und ſeinen Ruhm noch zu vermehren.

Wir haben heut' in dieſen Hallen
Auch uns zum Feſte treu vereint:
Und Jubelklänge hört man ſchallen,
Und Schillers edles Bild erſcheint.
Wir zählen jetzt der Jahre hundert,
Seit er das Licht der Welt erblickt,
Den rings die Welt ſo hoch bewundert,
Weil uns ſein Sang ſo ſehr entzückt.
Sein Name tönt von allen Zungen,
Mit Sangeszauber feſt umſchlungen.

Was er uns war, den heut' wir ehren,
Iſt eingeſchrieben jeder Bruſt,
Der ſeiner Dichtung weiſe Lehren
Bereitet eine hehre Luſt.
Was rein ein Menſchenherz durchglühte,
Das haucht er ein ſo wahr, ſo klar,
In ſeiner Dichtung ſüße Blüthe,
Des Volkes Liebling drum er war.
Drum jubelt für der Dichter beſten
Ganz Deutſchland heut in frohen Feſten.

Des Jünglings Idealen-Glaube,
Sein edler Trotz, des Mannes Streit
Mit finſtrer Macht, die zieht zum Staube,
Der Jungfrau Lieb' und Seligkeit:
Das haucht er ein in ſüße Lieder,
Das bracht' er ſeinem Volke dar;
Sie tönen heut' noch lieblich wieder,
Nicht hohler Klang ſein Sang ja war.

innigen Verkettung, ich muß ſie noch einmal ſo nennen, unſerer heiligen Freundſchaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorſehung, die meine leiſeſten Wünſche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich ſollſt Du ebenſowenig Deine Glückſeligkeit vollendet ſehen können, als ich die meinige ohne Dich. Unſere künftig erreichte Vollkommenheit ſoll und darf auf keinem anderen Pfeiler als unſerer Freundſchaft ruhen. — Unſere Unterredung hatte dieſe Wendung genommen, als wir ausſtiegen, um unterwegs ein Frühſtück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Geſundheit wurde getrunken. Stillſchweigend ſahen wir uns an, unſere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er ſich zu erſticken zwang. Göſchen bekannte, daß er dieſes Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Geſicht war feuerroth, als er uns geſtand, er habe noch keinen Wein ſo gut gefunden, und ich dachte mir die Einſetzung des Abendmahls — „Dieſes thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß." Ich hörte die Orgel gehen und ſtand vor dem Altare. Jetzt erſt fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wiſſen haben wir ihn heilig gefeiert. — Theuerſter Freund, hätteſt Du Deine Verherrlichung in unſeren Geſichtern geſehen — in der vom Weinen erſtickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hätteſt Du ſogar Deine Braut vergeſſen, keinen Glücklichen unter der

Und ehrt ihn heute sein Jahrhundert,
Die Nachwelt einst ihn noch bewundert.

Heiß war des trotz'gen Jünglings Kämpfen,
Er stürmt, ein Titan himmelan;
Nicht Noth, nicht Fessel konnte dämpfen
Des Geistes Flug zur Sonnenbahn.
Karl Moor und Ferdinand erscheinen, —
Charaktervoll des Lebens Bild
Wußt' er der Dichtung zu vereinen, —
Mit Jünglings Trotz, so starr, so wild.
Der Mädchenliebe Treu' sei eigen,
Amalia und Luise zeigen.

Aus wilden Kampfes wirren Gluthen
Strahlt ihm des Lebens Ziel so mild;
Mag auch die tiefe Wunde bluten,
Sein heißes Sprühen ward gestillt.
Nicht soll der Mensch sich unterfangen,
Zu greifen in den Gang der Welt;
Ernst soll er zügeln sein Verlangen,
Durch Stolz fällt auch der edle Held:
Fiesko endet in den Fluten,
Durch Mord muß Wallenstein verbluten.

Mit Demuth sich vor dem zu neigen,
Der unserm Geist sein Ziel gesteckt,
Doch nimmermehr vor unsers Gleichen,
Wenn auch der Leib den Purpur deckt;
Des Menschen Würde streng zu wahren,
In Ketten selber frei zu sein;
Doch freudig in der Brüder Schaaren
Dem Vaterland sein Blut zu weihn:

Johanna, Posa, Tell bewähren,
Sein Dichtungsbild muß sie verklären.

Und welche herrliche Gedanken
Strömt er in seinen Liedern aus;
Ihn fesselten nicht ird'sche Schranken,
Am Götterthrone war sein Haus.
Sein Herz umpfing mit Liebesgluthen
Der schwachen Erdenbrüder Loos;
Sie auf aus Nacht und Druck zu ziehen,
Der Lichtquell seiner Worte floß:
Drum hallt es tausendstimmig wieder:
Wir danken Dir für Deine Lieder.

Was er erschuf, es wird bestehen,
So lang noch tönt ein deutsches Wort;
Sein Name kann nicht untergehen,
Er lebt in Deutschland immerfort.
So laßt uns nun sein Bild bekränzen,
Das hier in unſ'rer Mitte steht!
Und Thränen uns im Auge glänzen,
Daß man dies Freudenfest begeht:
Ein Ruf, aus tausend Zungen spricht er:
Ein Hoch dem großen, deutschen Dichter!

Julius Ruttor.

Zum 10. November.

Der hundertste Herbst ist verflossen,
Seit der Sonne leuchtendem Strahl
Ein herrliches Kind erschlossen
Sein Auge zum erstenmal.
Es lag nicht in goldner Wiege,

Von heuchelnden Schranzen umſtellt.
Und hat doch fürſtliche Siege
Erkämpft der ringenden Welt.

Aus freudloſer Jugend rang es
Empor ſich zum ernſten Mann,
Mit ſuchendem Auge drang es
Zum Licht der Schönheit hinan.
Die Jahre ſchwanden und kamen,
Der leuchtende Genius der Zeit
Schrieb ſeinen herrlichen Namen
In's Buch der Unſterblichkeit.

Des Lieds hochherrlicher Meiſter,
Zugleich ein Sänger und Held,
Ein „Marſchall Vorwärts" der Geiſter
Zog Er voran der Welt.
Und mächtig in alle Herzen
Drang Seiner Stimme Ruf, —
Der ſtark durch Kampf und Schmerzen
Bahn Seinen Treuen ſchuf.

Auf Seinem geflügelten Roſſe
Ritt Er — mit dem Morgenroth
Entgegen dem dunklen Troſſe,
Der die Burg des Lichtes bedroht.
Und doch — der heilige Friede
War Seines Lebens Ziel —
Ihn feiert' Er hoch im Liede
Mit rauſchendem Saitenſpiel.

Die leuchtenden Heiligthume
Der tiefſten Menſchenbruſt
Sang Er, — es lauſchte die ſtumme
Menge in trunkener Luſt.

Er ſang von Lieb und Jugend,
Von echtem Mannesmuth,
Von minniger Frauentugend,
Von Allem, was heilig und gut.

Schon längſt zu ewigem Schweigen
Schloß ſich ſein Liedermund, —
Doch heut' wird Er lebend ſteigen
Aus Seines Grabes Grund.
Von Seinen herrlichen Worten,
Ruft Er durch Deutſchland weit,
Dies Eine gleich Donneraccorden
In dieſe ſtürmende Zeit:

„Als Deutſchlands Genius erſchein' ich
Aus dunkel drohender Wolk',
Seid einig, einig, einig,
Ein herrliches Brudervolk!"
So ſei es heilig geſchworen
Durch's ganze deutſche Reich, —
Dann wird er auf's Neu' uns geboren,
Ein Sänger und Held zugleich!

Ludwig Bauer.

Kitzingen am Main.

Zum 10. November 1859.

Prolog, verfaßt und gesprochen bei der Schillerfeier von Rektor und Professor Dr. Christian Schad.

Motto: Ans Vaterland, ans theure, schließ Dich an!
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen! . . .
Seid einig — einig — einig!
Schiller

1.

Es war im Mai — verhüllt der Sterne Kranz,
Doch tief im Busch die Nachtigallen schlugen,
Als sie um Mitternacht bei Fackelglanz
Den schmalen Sarg durch öde Straßen trugen

Sie bielten still an tiefer, feuchter Gruft.
Da brach der Mond wie traumhaft goldner Regen
Aus trüben Wolken, und im linden Duft
Ergoß die erste Rose ihren Segen.

Still schloß die Gruft sich mit dem stillen Mann,
Der sein Jahrhundert aus dem Schlaf gerüttelt
Und wie ein junger Aar im wilden Tann
Die Flügel rauschend, fesſellos geschüttelt.

Was er in seiner letzten Erdennacht
Geträumt von Reitern und von wilden Rossen:
Das ward erfüllt in Jena's heißer Schlacht
Zum tiefſten Jammer seinen Zeitgenossen.

Es kam die Zeit der Schmach, der schweren Noth,
Und Deutschland lag am Boden halbverblutet,
Bis York und Blücher hell wie Morgenroth
Auf's Roß sich schwangen, Helden hochgemuthet.

Und als auf Leipzigs blutgetränkten Au'n
Aus vielen hundert Schlünden es gewittert:
Hat auch im süßen, sel'gen Siegesgrau'n
Des Dichters Sarg zu Weimar mitgezittert.

Er stieg aus seiner Gruft, gewann Gestalt
In seines Volkes Denken und Empfinden,
Und mit unwiderstehlicher Gewalt
Schritt er hindurch gleich frischen Frühlingswinden.

Unangehalten in den Fürstensaal
Und unverwehrt trat er mit sicherm Tritte
In Haus und Hütte, und durch Berg und Thal
Nahm ihn die Jugend jubelnd in die Mitte.

2.

Stieg' Schiller heut' aus Weimars Fürstengruft
Und schritt' durch Deutschlands weite breite Gauen, —
Sein Hauch und Blick wie süßer Waldesduft,
Der stählt und stärkt, zu bilden und zu bauen, —

Und fünd', ein ächter Mann aus ganzem Holz
Geschnitten wie die alten deutschen Helden,
Das Vaterland sein einz'ger Ruhm und Stolz —
Und ich als Jünger hätte ihm zu melden:

„Die Männer grollen und verzweifeln schier
An sich und Andern, scheu und dumpfverdrossen,
Und Haß und Hader steht in rother Gier
Wie Pilz' in feuchten Wäldern aufgeschossen.

„Was frommt, wenn Berge von Gefahren dreh'n,
Im Winkel herbes Schmollen, hämisch Höhnen,
Um Kaisers Bart in heißen Streit entloh'n!
Wird keine Hand geboten zum Versöhnen?

„Die Frauen, die der grauen Väterzeit
Noch als des Hauſes „Licht und Leucht*)“ erſchienen,
In ſtrenger Sitte, Zucht und Ehrbarkeit
Und gleich den ſtillen arbeitſamen Bienen:

„Es iſt der Rede ſüßer Honigſeim
Verkehrt in bittre Galle, ſchnöden Geifer,
Zur Fremde worden iſt der Herd daheim,
Auf Markt und Gaſſen ſchleift prunkhafter Eifer.

„Die Kinder, o der harmlos lieben Brut –
Aus wälſchem Land holt man ſchwatzhafte Hennen,
Die mit dem kleinen Volk in eitelm Muth
Durch's Dick und Dünn der fremden Sprachen rennen;

„Statt der Begeiſterung ſchönen Gottesſtrahl
In Blick und Zügen morgenhell zu tragen:
Steht, ach, ſchon der Ernüchtrung roſtig Mal
Thauriſchen Kinderſtirnen eingeſchlagen.

„Die Sänger, Seher, die in Laut und Lied
Den Völkern ehedem vorangeſchritten
Und, wenn der Haß die ſtarren Stämme ſchied,
Nicht ließen ab zu flehen und zu bitten

„Mit Klang und Klage, Drohung oder Fluch
Und — galt es — Schwerter ſchweißten in der Schmiede:
Sie tragen greinend nur das Leichentuch
Dem eig'nen Schmerz noch nach in ihrem Liede.

„Doch nein, doch nein! es iſt auch rings im Land
Ein hoher Sinn, ein hehrer Geiſt erſtanden,
Und Männer wuchſen, die wie Wall und Wand
Den Tod der Ehren auf der Wahlſtatt fanden.

*) Frau (fraw, frouwa, vrouwe) Germanicum von vrô, fro = Sonnengott.

„Und Frauen blüh'n nach ächter, deutſcher Art,
Die blut'ge Wunden mütterlich verbinden,
Und unter Linden ringen dicht geſchaart
Um's Ziel noch Knaben gleich den luſt'gen Winden." —

Feſt ſchläft und ſchlummert Schiller in der Gruft,
Der deutſche Mann aus ganzem Holz geſchnitten,
Doch kommt mit jeder neuen Frühlingsluft
Sein Geiſt auf's Neu' durch Land und Volk geſchritten.

Er ruft: „Tragt Haupt und Herz dem Sonnenſchein
Entgegen, der ſie leuchtend mag befruchten,
Und jagt den tück'ſchen Feind, den wälſchen Schein,
In eurer Berge finſtre, kalte Schluchten!"

3.

Und wieder lagert es gewitterſchwül
Auf ſeines Volkes ernſter Lenkerſtirne,
Und zu den Waffen rief's auf Berg und Bühl,
Vom Wieſenthal bis zur Gletſcherfirne.

Noch liegt und laſtet es auf uns wie Blei,
Noch grollt der Donner nur erſt halb verklungen:
Da naht ſein Wiegenfeſt wie eine Fei,
Mit Roſen die geweihte Stirn umſchlungen.

Es regt und rührt ſich auf und ab im Land:
„Und lagert's auch auf uns noch grau und bleiern —
Das Herz gelüftet und gelöst die Hand!
Den Bund der Eintracht laßt in ihm uns feiern!"

Er ragt im Land als grüner Lindenbaum,
Darin die Sproſſer ſüß und ſchmelzend klagen,
Darin im Lenz webt Duft und Blüthenflaum,
Im Herbſt die Stürme ihre Schlachten ſchlagen.

Er hat des Leidens tiefsten Kelch gelehrt,
Er schrieb im Sturm sternloser Mitternächte,
Das Haupt dem stummen Himmel zugekehrt,
Zu sühnen seines Volkes dunkle Mächte.

Er saß und sann schlaflos am Tisch gelehnt,
Ein Beben ging durch des Klavieres Saiten:
Ob auch sein großes, schönes Auge thränt,
Die Seele saß im Schooß den künft'gen Zeiten.

Oft klopft an's Fenster schon der junge Tag,
Gedankenschwer sank ihm das Haupt in's Kissen,
Ein lichter Traum wie Nachtigallenschlag
Trug ihm das Herz aus Qual und Finsternissen.

Und öffnet früh die Thür' sich leis und lind,
Und schlich herein der Kinder blüh'nder Reigen:
Sah er im Flügelkleid, bewegt vom Wind,
Die eig'ne Jugend aus dem Grabe steigen.

Und schlangen sie sich ihm um Hals und Arm,
Ging durch sein Herz ein großer, tiefer Jammer:
Sie sollten nachschau'n vaterlos und arm
Ihm in die frühgewölbte Todtenkammer.

Ein reiches Erbe ließ er doch zurück,
Daran die spätsten Enkel dankbar zehren:
Der schönen Menschlichkeit erhab'nes Glück,
Den Nibelungenhort der ächten Ehren.

Wenn wer im Land vereinsamt sitzt und weint
Und schluchzt auf seines Glückes Rauch und Trümmern:
So ist es Schiller, der als Sonne scheint
Und läßt die kranke Seele nicht verkümmern.

Wenn stille Größe in dem Kerker lehnt,
Derweil durch's Land der wilde Aufruhr schreitet
Und nach dem Thron der höchsten Güter gähnt:
Ist's Schiller, der für Maaß und Ordnung streitet.

Doch wenn Gewalt sich schaaren und Verrath,
Ein ganzes, großes, edles Volk zu knechten:
Ruft er: „Weh ihm, der Gottes Bild zertrat
Und für die Lüge hebt das Schwert zu fechten!"

Leiht der Verführung eine Maid ihr Ohr,
Daß ihr zu Lilien bald die Rosen bleichen:
Wer ruft aus wirrem, wildem Traum empor?
Der Frauenlob, der Sänger ohne Gleichen.

Und geht ein Jüngling auf die Wanderschaft,
Fällt vor der Fremde hohlen Götzen nieder:
Heim holt er ihn mit stiller Zauberkraft
In's schöne Land der Rosen und der Lieder.

Und rennt und jagt ein Volk nur nach Gewinn,
Mit Gold verschüttend innern Adels Quellen:
Er weckt und läutert den umwölkten Sinn,
Daß es verlangt nach Thaten hoch und helle.

Die Eintracht ist die schönste That im Land,
Sie fließt dahin gleich bergstromklaren Fluthen
Und trägt des Himmels heimathlich Gewand
In seiner Sonn' und Sterne gold'nen Gluthen.

Die Eintracht ist die schönste That im Land,
Wenn sich Geschlechter, Stämme, Gauen schaaren
Und schwören sich mit Herz und Mund und Hand,
Den Herr der Heimath wandellos zu wahren.

Sonne hättest Du beneidet. — — — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Theuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen.

Die nahe und süße Aussicht auf den Besitz Deiner Minna wird freilich Dein ganzes Herz ausfüllen und es für fremde Freuden und Leiden verschließen, aber ich muthe Dir auch jetzt nicht zu, Deine Sympathie an mich zu verschwenden und mit dem Zustande meines Herzens beschäftigt zu sein. Ich will nur haben, daß der Gedanke an Deinen Freund Deine Freude vergrößern soll, und wenn Du zuweilen Augenblicke hast, wo Du anderen Empfindungen Raum giebst, daß dann meine Gemüthsfassung eine Quelle des Vergnügens mehr für Dich sein möge.

Huber's Situation geht mir sehr nahe, und von Herzen wünschte ich, seine Eltern möchten über diesen Punkt mit sich einig sein. Zur ganzen Glückseligkeit unseres Beisammenseins gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt. Ich hoffe einmal von unserer Verbindung alles für seine Bildung, und es gehört zu meinen schönsten Träumen, die Epoche seines Geistes

O brächt' das unvergänglich schöne Fest
Ins Land die Eintracht uns als Angebinde
Und trüge fort den letzten, leid'gen Rest
Jahrhundertlangen Zwists in alle Winde!

Und wie der Dichter sich verzehrend rang
Und strebte bis zum letzten Athemzuge,
Bis er zur goldnen Sonnenhöhe drang,
Nicht mehr berührt vom grauen Wolkenfluge:

So, deutsches Volk, ring' deinem Liebling nach,
Wird in der Welt als Herold aller Tugend,
Der wälschen Schein stets aus dem Sattel stach
In unverwelklich frischer Kraft und Jugend.

So folgst du einem hohen, hellen Ruf:
Mannhaft wie in der Vorzeit großen Tagen,
Wirst du, was Schiller nur im Liede schuf,
Als Banner leuchtend durch das Leben tragen.

Wertheim am Main.

Ueber die Bedeutung der Schillerfeier.

Rede des Professors Föhlisch im Museum am 10. November.

Zum erstenmale seit den Befreiungskriegen vereinigt sich heute die deutsche Nation wieder zu einem großartigen, gemeinsamen

Feste. Fürwahr ein erfreuliches Zeichen der Zeit! Ein seltenes, bedeutungsvolles Schauspiel! Es kann sich dabei nicht darum handeln, einem großen Manne, den man während seines Lebens oft genug die bittre Noth desselben tragen ließ, einmal wieder gewissermaßen schadlos zu halten durch nachträgliche Verehrung, oder einem Dichter, dessen Größe grundsätzliche Gegner herabzuwürdigen suchten, eine Art von allgemeiner Ehrenerklärung zu ertheilen. Schillers Name steht in den Tafeln der Geschichte, wie in den Herzen seiner Nation mit goldnen Zügen eingeschrieben und bedarf der Verherrlichung und Rechtfertigung nicht mehr. Noch weniger kann es eine Zeit, der man Abwendung vom Idealen stets zum Vorwurf macht, auf „die Vergötterung ꝛc. Schillers" abgesehen haben, denn wie es auch im Allgemeinen mit der Berechtigung jenes Tadels stehen mag, so viel ist sicher richtig, daß ein Idealisiren, welches den Gefeierten zum Gott erhebt, in unsern Tagen nicht mehr zu besorgen ist. Am wenigsten aber kann es darauf ankommen, der schöneren und lebensfreheren Hälfte der Nation eine Gelegenheit zu schaffen, unter anständiger Firma sich zu unterhalten, wie man zum guten Zwecke ißt und trinkt, tanzt oder spielt. Wenn man den deutschen Dichter auch mit deutschem Weine, den Sänger „des Tanzes" mit Tanz und Saitenspiel vollkommen würdig feiert: so ist das sicher nicht das letzte Ziel. Ein Fest, dem Fürsten ihre Ehren, Bevölkerungen ihre Mittel freudig zuerkennen, muß eine ernste, ungewöhnliche Bedeutung haben.

Das Schillerfest ist darum eine großartige und herzerhebende Feier, weil Angehörige eines edlen Volkes, durch Stände, Stämme, Staaten und andre Scheidewände getrennt, die noch vor wenigen Jahren im vollen Zuge waren sich blutig zu bekämpfen, hintreten zu der Wiege eines großen Mannes, und mit Göthe sprechen: Er war unser! Weil sie des Zwistes müde die Hände an seiner Wiege brüderlich sich reichen und nach seinen Worten sagen: Laßt uns

einig sein! Weil sie begeistert von dem ächt deutschen Geiste ihres großen Sängers rufen: Laßt uns in seinem Geiste einig sein!

Das Schillerfest ist die Feier der nationalen Einigung im Geiste Schillers.

Wenn wir also die Bedeutung dieses Festes zu erkennen und es im rechten Sinne mitzufeiern gedenken: so müssen wir vor Allem fragen: Welches ist der Geist, der in Schiller lebte und noch lebt? Doch das ist keine Frage:

In Schiller lebt der Geist der Schönheit.

Er war vor allem Künstler, ein denkender, ein genialer Künstler und die Huldigung, die man ihm heute weiht, ist zunächst ein Zoll der Liebe, den man dem großen Dichter spendet. Des Künstlers hohes Amt, die Welt, die ungern oft dem Weisen in das Reich des Idealen folgt, durch den Zauber der Schönheit spielend dahin zu versetzen, war Schiller angeboren. Schon damals als der Knabe das grüne Neckarthal durchstrich,

Da lebte ihm der Baum, die Rose,
Ihm sang der Quelle Silberfall.

Von eines Klopstock hohem Schwunge fortgerissen, entwarf er schon damals, erst 14 Jahre alt, großartige Gesänge*). Als der Jüngling in Stuttgart im militärischen Regelzwang, das Wehen der Sturm- und Drangperiode fühlend, das Studium der Rechte von sich stieß und im Geheimen wilde Freiheitslieder und seine Räuber schrieb, schäumte der Künstler über, bis endlich im jungen Arzte die innere Berufung die äußeren Ketten sprengte, und seine Flucht aus seiner Heimath ihm die Möglichkeit verlieh, ungehemmt in seine wahre Heimath einzuziehen, das Wunderland der Kunst und der Verwirklichung des Schönen. In seinem Gedichtchen

*) Textlichen. Citate zum Theil nach bekannten Biographien, z. B. von J. Scherr, H. Schmidt, die gerade zur Hand waren.

„der Pilgrim" schildert er seine Fahrt und ihre Gründe so einfach als schön:

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst Du ein!
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich sein.

Wohl trat er durch eine goldne Ruhmespforte in ein schönes Reich, wohl verklärte er dort himmlisch unvergänglich das Irdische, aber während er Blüten von ewiger Schönheit dort pflückte und sie in die staunende Welt freigebig ausstreute, brachte ihm die Welt nur tausend Dornen:

Abend wards und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Nicht bloß ewig unerreichbare Ideale, sondern selbst das gewöhnlichste Glück, welches Andern ungesucht zu Theil wird, fand er nicht; er fand den Beifall von Tausenden, aber als er nur eine Stellung suchte, die bescheidenen Bedürfnisse deckte,

Ach! da war überall Nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn.

Die Sorge folgte ihm auf seinen Wanderungen von Mannheim bis nach Jena, sie folgte ihm auf den Lehrstuhl der Universität, und als er überglücklich an der Hand einer theuren Gattin froh in die Zukunft sehen zu können glaubte: da hatte er dem heißgeliebten Wesen das Amt der 14jährigen Krankenpflege aufgebürdet. Sein Leben war ein Leiden, wie tausend Leben sind, aber dieses schmerzenreiche Leben zeigt unwiderleglich, daß Schiller

ein edler Mensch und großer Künstler gewesen. Ein Mann, der der Verwirklichung eines hohen Zieles sein ganzes Leben weiht, der aus gebahntem praktischen Berufe sich in die ungewisse Laufbahn des deutschen Schriftstellers wirft, der auf die liebe Nähe seiner Eltern und Geschwister, die theure Heimat verzichtet, seinem inneren Berufe in Noth und Sorge folgt, der scheinbar im Hafen angelangt unter langer Krankheit, die kaum wochenlang ihn ohne Schmerzen läßt, den Leib mit mächtiger Willenskraft zum doppelten Dienste des Geistes zwingt, der unter allen Leiden unermüdlich thätig, für die Seinen sorglich, der Gattin und den Freunden treu ergeben, unter allem Ruhm bescheiden, mit sich und mit den Besten in Frieden lebt und stirbt: der verdient das Lob, das Göthe ihm ertheilt: das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Ein Dichter, der schon in unvollkommenen Jugendwerken die schöpferische Kraft des Geistes in einer glühenden Sprache und in gewaltigen Gebilden ausgestrahlt, der unermüdlich an seiner Weiterbildung arbeitend, an eines Göthe Seite zum Meister herangereift, bald große Ideen zu herrlichen Gestalten, bald große Gestalten zu herrlichen Ideen dramatisch verklärt, der in treffenden Satiren und gedankentiefer Lyrik die Fülle des Gedankens mit allem Reiz des Versbaus paart, der selbst in ungebundener Rede durch Reinheit, Adel, Wohllaut der Sprache lehrt, wie man die Seelen fesselt, der seine Lebensaufgabe edel und würdig begreift — das ist ein großer, genialer, denkender Künstler, ein König

in den reinen Regionen,
wo die schönen Formen wohnen.

Das Bild, das Schiller im Grafen von Habsburg von dem Sänger entwirft, paßt auf ihn selbst vollkommen:

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold —

sagt er da —

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und weckt der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Durch den Schwung, die Kraft und die Musik seiner Sprache ist seine Poesie durch alle Kreise durchgedrungen, kein andrer Dichter hat sich durch Lied und Leben die Liebe aller Stände, jedes Alters in solchem Maaße erworben; keine Zeit wird ihn aus den Herzen der Jünglinge, die er begeisterte, der Männer, die er fesselte, der Frauen, die er rührte und entzückte, verdrängen. Die Schillerfeier ist eine gemeinsame Spende der Verehrung, die Deutschland seinem Lieblingsdichter zu seinem 100jährigen Geburtstage bringt.

Was ist jedoch die schönste Hülle, in welcher kein Gedanke, keine Seele lebt? Schiller hat durch seinen Reichthum an Ideen mehr noch die Herzen sich gewonnen, als durch den Zauber seiner Verse, die Schönheit seiner Gebilde. Es ist nicht möglich hier den reichen Gedankenstrom, der in seinen Werken wogt und wallt, nur einigermaßen einzugrenzen; es kömmt nur darauf an, der Quelle nachzugehn, aus der er voll und unerschöpflich sprudelt. Diese Quelle aber ist nach Göthe der Gedanke der Freiheit.

In Schiller lebt der Geist der Freiheit!

Erschrecken Sie nicht, meine Damen, vor diesem verrufenen Geiste! Es ist nicht das Gespenst, für welches man es manchmal hält, eine Art von Fieberanfall, in welchem man um Freiheitsbäume tanzt, Guillotinen errichtet und sich den mühsam erworbenen Sparpfennig wechselseitig aus der Tasche zieht. Die Guillotine hat mit der Freiheit gerade so viel zu thun, als der Scheiterhaufen mit der Religion. Haben frühere Jahrhunderte die Wuth der Verfolgung mit dem Geiste der Liebe verwechselt: so haben sie uns eben eines Besseren belehrt. Haben gewaltsame Umwälzungen Madame Roland auf dem Weg zum Tode beim Anblick des

Freiheitsbildes zu dem Ausruf berechtigt: O Freiheit, wie viel Gräuel begeht man in deinem Namen! ja kommen auch jetzt noch einzelne solcher Verbrechen vor, so ist die allgemeine Entrüstung das beste Zeichen, daß man diesen schrecklichen Abweg kenne und vermeide. Die Freiheit ist ein milder, freundlicher Genius, zum Segen der Menschheit gesendet! Er will in den streitigen Gebieten des Wissens und des Glaubens Duldung, Frieden für jedes sittlich berechtigte Streben nach Wahrheit. Er will im Bereich des Staates freudigen, bewußten Gehorsam gegen Gesetz und Recht, will in selbstgezogenen, als nothwendig erkannten Schranken die Schrecken des Umsturzes und der Willkühr beseitigen, die Völker in Einrichtungen beherrschen, welche die friedliche Entfaltung aller guten Kräfte ermöglichen, er will zur Gewaltthat nur schreiten im Fall der Nothwehr gegen offene Gewaltthat. Die neuere Geschichte hat die allmählige Erscheinung dieses Geistes in verschiedenen Gebieten des Völkerlebens zu ihrem wesentlichen Inhalt; die Läuterung und Abklärung desselben, die sich in den Völkern der neuern Zeit vollzog und noch vollzieht, ist auch in den Poesien Schillers, der als Dichter im großen Stile nicht blos an den kleinen Leiden und Freuden des Einzelnen hängt, sondern auch die Ideen ergreift und spiegelt, die die Welt bewegen, deutlich zu verfolgen.

Unklar, in wilder Gährung erscheint die Freiheit in dem Erstlingswerke des großen Dramatikers aus der Zeit der jungen Deutschen Kraftgenies aus dem J. 1781 in den Räubern, als eine phantastische Auflehnung gegen das Gesetz und festgestellte Ordnung, als ein Ungeheuer, wie der bescheidene Dichter das Stück bald selber nannte, wenn auch voll Kraft und Genie ein Ungeheuer, wie die Freiheit eines Danton und Robespierre. Aus solchen anarchischen Gebilden schritt der Dichter fort zur Spiegelung eines republikanisch geordneten Staates im Fiesco, der durch Verschwörung die bisherige Verfassung stürzen will. Allein was die Verschwörung baut, wird die Verschwörung stürzen; der Name

Republik ist nicht die Freiheit, sie ist in die bestimmten alten Formen nicht gebannt, und Perrinas Römerpatriotismus fand kein lebendiges Echo, so wenig als die republikanische Schwärmerei der Girondе. Berechtigter tritt schon das Freiheitsstreben in Kabale und Liebe auf als tiefer Unwille über bevorrechtete Klassen, die dieses Vorrechts durch sittliche Gesunkenheit unwürtig sind, einem Trauerspiel, das den Zuständen jener Tage trotz aller Unnatur der Charaktere nur zu sehr entsprach und darum zündete, obgleich der dritte Stand so wenig im Alleinbesitz der reinen Sitte, als zu dem Anspruch jener Zeit berechtigt war, allein das Volk zu sein. Positiv und in wahrhaft großen Zügen spiegelt sich im Don Carlos der weltgeschichtliche Kampf einer auf Gewissensfreiheit und bürgerliche Rechte gestützten Ordnung mit einem starren Despotismus ab, der alle Freiheit Einzelner vernichtet. In diesem Werke lebt die schöne sittliche Wärme für das Wohl der Menschheit und die höchsten Güter ihres Strebens, Wahrheit, Duldung, uneigennütziges Handeln, welche die Gierie der Zeit Joseph's II. bildet. Mit Don Carlos, der 1785 zuerst in ungebundener Rede in Leipzig trefflich gegeben, außererdentlichen Beifall fand, tritt fast 10 Jahre lang ein Stillstand in der Schöpfung großer Dichterwerke ein. Auf die Zeit des ungestümen Freiheitsdranges folgt eine Periode der eigenen Befreiung von Unwahrheit und Unnatur. Diese Selbstbefreiung erfolgte durch geschichtliche Studien, die Schiller 1798 den Lehrstuhl der Geschichte in Jena durch Göthes Verwendung verschafften. Der Freiheitskampf der Niederlande unter Wilhelm dem Oranier, der Glaubenskrieg der Deutschen unter Gustav Adolf, Völker und Helden, die die Idee der Freiheit auf dem Gebiet des Staates und der Kirche ins Leben zu führen trachteten, reizten dabei den Dichter zur glänzenden Verherrlichung. Schillers Läuterung erfolgte ferner durch gründliche philisophische Studien; die Schriften des großen Königsberger Weisen Kant wurden 1791 der Trost und die Erholung seines schweren Krankenlagers. Kants

Idealismus und sittliche Richtung entsprachen seinem innersten Wesen, und der feurige Dichter durchdrang die trockene Spekulation des kühlen Weisen. Kants Idealismus, sagt man, ist vorüber, ist in höhere Stufen aufgenommen, allein er lebt in weiten Kreisen durch Schillers überall gelesene Gedichte. Schillers innere Vervollkommnung erfolgte endlich auch durch die Erfahrung und die schreckliche Entwickelung der französischen Revolution. Als man am 26. August 1792 in Paris den Sieur Schiller, publiciste allemand zum citoyen français ernannte, erfüllte ihn ein tiefer Schmerz über die Ausartung der französischen Freiheit, die er am Schluß der Glocke schreckend malt. Obgleich er aber durch die Zeitereignisse das Interesse an der Politik verlor, so verlor er darum das Vertrauen zu der Menschheit nicht. Nachdenken und Erfahrung hatten ihm gezeigt, daß die äußere Freiheit ohne die innere, daß der Staat des Rechts ohne Liebe zum Rechten unmöglich ist, daß jedoch die ruhige Bildung des Guten und des Wahren sich weder bezwingen noch erzwingen läßt. Und dieser ruhigen Bildung wendete er sich jetzt mit jugendlichem Feuer und jenem Glauben zu, der stets das Zeichen großer Seelen ist.*)

Als Schiller Hand in Hand mit Göthe wieder vor die Augen der überraschten Zeitgenossen trat, da schien er ihnen ein anderer geworden und war doch derselbe geblieben. Seine Schriften athmeten zwar keinen gewaltsamen Weltverbesserungsdrang, wie einst die Räuber, aber er begann die Horen, „um an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von

*) Ob glühte keine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die auch sie verjüngt
Von jenem Blute, der früher oder später
Den Widerstand der dumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben der sich Recht erstritten
Gott selbst hervordrängt, bald gewaltig schmiegt,
Damit das Gute wirke, mächte, fromme,
Damit der Tag des Guten endlich komme!"

(Göthe, Epilog zur Glocke.)

dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig zu sein.“ Zwar glühten seine Zeilen nicht mehr von Tyrannenhaß wie im Fiesco, aber er schleuderte das satirische Feuerwerk der Xenien zwischen die Reihen blinder und schwacher Zuschauer hinein mit dem ausgesprochenen Vorsatz:

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

Er erbitterte nicht mehr die Gemüther gegen die Verdorbenheit in einzelnen Ständen wie durch Kabale und Liebe, sondern er schuf sittliche Gedanken zu einer Reihe ausgezeichneter, poetischer Erzählungen um; er verherrlichte ein schönes, gebildetes Dasein, den Segen ruhiger Entwicklung durch gedankenreiche, lyrische Ergüsse, unter welchen besonders das Lied von der Glocke, die verschiedenen Strahlen Schiller'schen Geistes in einem Brennpunkt sammelnd, farbenreiche Bilder des häuslichen und öffentlichen Lebens durch die dramatische Handlung des Glockengusses zu einem wohlgerundeten Ganzen verbindet. Er sprudelte nicht mehr von allgemeiner Freiheit und Weltbürgerthum in großen Strahlen über, wie in Don Carlos, wohl aber dichtete er Spiegelungen von Recht und Vaterland. Jetzt wurde Wallenstein, der anfangs ein Held politischer Freiheit werden sollte, zu einer Verherrlichung der ewigen Gesetze und Rechte, denen sein ungezügelter Ehrgeiz zum Opfer fällt. Jetzt erstand die leuchtende Erscheinung der Jungfrau von Orleans, welche die religiös entflammte Kraft des Volkes zum Siege über fremde Unterdrücker führt; jetzt sang er den herrlichen Hymnus auf das gute Recht und auf die rettende Vaterlandsliebe, den Wilhelm Tell, in welchem ein ganzes Volk zum Helden wird, welches das angestammte Recht des Reichs, die lieben freien Berge des Vaterlandes kühn vertheidigt.

So war Schiller ein anderer und doch derselbe; der Freiheit galt sein erstes und sein letztes Lied, aber die düstre Glut hatte

lenken zu helfen. Du und ich ſind ihm unentbehrlich, wenn die gewünſchte Revolution in ihm bewirkt werden ſoll, und das Glück unſerer wechſelſeitigen Vereinigung wird durch ihn einen großen Zuwachs erhalten. Mache Dir's alſo zu einer angenehmen Pflicht, mein Lieber, ſeine Sache in's Reine zu bringen. Das wird geſchehen, ſobald der Graf Redern ſeinem Vater gute Hoffnungen macht. Beunruhige dieſen alſo ſo lange bis er geſchrieben hat, und ſchreibe Du ſelbſt an Huber's Vater, ihn über die ökonomiſchen Artikel zu beruhigen. Huber ſelbſt iſt zu blöde und muthlos, die Sache zum Ziele zu bringen, andere müſſen für ihn wirken, und Du kannſt ſehr viel thun. Ich erwarte mit Ungeduld Deinen nächſten Brief, wo Du mir ſagen wirſt, daß ein Schritt mehr in der Sache gethan iſt.

Ich habe jetzt einige Fragen an Dich zu thun, Deine Verbindung mit Göſchen betreffend. Iſt Euer Verhältniß ſo, daß Du z. B. in ſeiner Handlung Verleger eines Buches ſein kannſt, wovon er bloß die Commiſſion zu beſorgen hat? — Mir liegt darum viel daran, dieſes zu wiſſen, weil ich dann mein Autor-Commerce ganz anders tractire und, nach einer vorhergehenden Verabredung mit Dir, ſelbſt den Verlag meiner Sachen zu übernehmen Luſt hätte.

Zweitens habe ich noch ein Unternehmen im Sinn. S. und G. haben die Indiscretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu laſſen, nachdem die erſte Edition

sich zur reinen Flamme des Rechtes und des Vaterlandes, zum ruhigen Lichte der Wahrheit und Sittlichkeit verklärt. Wahrheit und Sittlichkeit in der Hülle der Schönheit ist das Emblem des Banners, um welches er alle Parteien zu sammeln trachtete. „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze" dachte er sich „an des Jahrhunderts Neige," „den reifsten Sohn der Zeit."

Das Ideal veredelter Menschheit war das Kleinod, das er in der kristallenen Schale der Dichtung bot. Sein schönes Ideal ist in die allgemeine Bildung übergegangen, die auf seinen wie auf Göthe's und anderer Heroen Schultern ruht. Man liebt es freilich auf diese Bildung vom hohen Pferd herabzusehen. Allein sie verdient, so unvollkommen sie in Einzelnen erscheinen mag, im Ganzen alle Achtung und Beachtung. Im Süden entpressen, im Norden Europa's gezeitigt, ist sie durch Entwicklung der Jahrhunderte zu einer reifen Frucht geworden, die Jeder genießt, auch wenn sie ihm nicht mundet. Ihr Kern ist Freiheit, selbstständige, begründete Ueberzeugung, der man dann, wie sie auch sei, äußere Freiheit und Achtung gewährt, so bald sie sittlich ist. Sie ruht auf einer Sittlichkeit, die in der zeitigen Gewöhnung, in der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Guten ihren Halt, und ihren Lohn in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung und in dem Gefühl der Ehre hat. Sie nimmt die Ergebnisse der Wissenschaft stets in sich auf und nöthigt Jeden, sich mit ihr in's Klare zu setzen; am meisten Sympathie hat sie jedoch mit der Kunst, weil sie vorzüglich durch das ästhetische Gefühl vermittelt ist. Daraus erhellt der hohe Beruf des wahren Künstlers. Der Künstler bildet den Geschmack nicht blos, sondern damit den Sinn für alles Höhere, für Sittlichkeit und Wahrheit zugleich; alles Edle ist untrennbar verbunden, wie alles Niedrige, Gemeine. Mahnend ruft der Dichter daher den Künstlern zu:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Deßhalb wollte Schiller schon in einem früheren schönen Aufsatze neben Kirche, Schule, auch das Theater als wichtige Bildungsanstalt angesehen wissen, und in seiner späteren reifsten philosophischen Schrift, in den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen, sprach er den Gedanken ausführlich durch, daß des Künstlers Aufgabe ist, den Menschen durch das Schöne zu erziehen, „weil es die Schönheit (d. i. das ästhetisch gebildete Gefühl) ist, durch welche man zur Freiheit wandert."

Wir sehen, daß in Schillers philosophischen, historischen, poetischen Schriften stets derselbe Grundgedanke wiederkehrt, dessen Läuterung das Leben und Wirken Schillers spiegelt. Und wohl uns, daß man diesen großen Gedanken, der Schillers Werke, wie die Geschichte der neueren Zeit und ihre Bildung durchzieht, in seinem Sinne faßt! Die Freiheit Schillers ist auf Recht und Sittlichkeit und treuer Liebe zum Vaterlande gegründet, sie ist nicht denkbar ohne Liebe zum Wahren, Guten, zum höheren Leben überhaupt. So lange man dieser Freiheit huldigt, wird nicht leicht der Feind das Vaterland, der Umsturz das gute Recht, der Dämon des niedern Sinnenlebens den Adelbrief der menschlichen Natur, das höhere Leben des Geistes, zerreißen und unter seine Füße treten!

Das Schillerfest ist eine gemeinsame Huldigung, dem Geiste Schillers, dem Geiste ächter Freiheit und schöner Bildung dargebracht.

Die hohen Güter, welche Schiller feiert, sind allgemeine Güter, die Allen leuchten, wie die Sonne über uns. Ebenso gehört der große Genius nicht allein dem Volke, das ihn geboren, dem Orte, an welchem er gewohnt, der Zeit, in welcher er gelebt,

er ist nach Schillers Worten „der Zeitgenosse aller Zeiten.“ Zu der Ruine des alten Reiches konnte damals Niemand Vertrauen gewinnen, der Name Weltbürger erschien den Besten als der schönste Ehrenname, und Schillers hoher Geistesflug war mehr als der Anderer auf das Ganze und Allgemeine gerichtet; er sagte schon der Mutter, als sie ihrem Kinde rieth, im Vaterlande einst zu bleiben: „Liebe Mutter, ist nicht die Erde unser Vaterland?“ Auch in des Mannes Seele glühte die Begeisterung für Menschenwohl und Menschenglück jener Zeit, in welcher Intoleranz, Leibeigenschaft, Standesunterschiede und harte Strafgesetze sich milderten, der Mensch dem Menschen, der Bürger dem Bürger freundlich näher trat. Der Geist, welcher das Lied an die Freude, den Charakter des Marquis Posa schuf, wollte alle Menschen frei und glücklich sehen. Und dennoch und gerade deßhalb sagen wir:

In Schiller lebte ein deutscher Geist.

Von deutschem Blute geboren, im deutschem Lande erzogen, von deutschen Männern gebildet, von deutschen Frauen geliebt, unter deutschem Drucke erstarkt, ist seine Empfindung, sein Denken, sein Handeln, sein ganzes Dichten und Trachten deutsch. Schon der ganze Typus seiner äußeren Erscheinung war deutsch. Das edle Haupt auf schlankem starken Halse, das goldblonde Haar, die breite hohe Stirn, der Spiegel der Geistesfreiheit und Idealität, das sanfte blaue Auge, die kühne Adlernase, die kräftige Lippe — dieß ausdrucksvolle Haupt ist deutsch. Und mehr noch sein Charakter, die Tiefe und Weichheit und Schärmerei der Empfindung, die Kraft des Willens, die sittliche Reinheit und Treue, der hohe Gedankenflug, sein Glaube an die Zukunft und die Menschen, sein Sinn für Wahrheit und Recht, der Drang, sie Allen ohne Unterschied auch mitzutheilen, sind Züge, die der Deutsche sich zur Ehre, der Fremde ihm oft zum Nachtheil rechnet. In seiner Seele lag das Streben, durch freie Forschung zur Wahrheit fortzuschreiten, auf freier Sittlichkeit den Staat des Rechts zu gründen,

welches die große Aufgabe des deutschen Geistes insbesondere ist. Unserer Sprache hat er sich in hoher Meisterschaft bedient, sie in ihrer ganzen Fülle, Kraft und Tiefe beherrscht und damit das innerste Gemüths- und Geistesleben unsres Volkes ausgedrückt. Für unser Vaterland hat er zunächst geschrieben und mehr und mehr sich diesem selber zugewandt. Als Napoleon sein Spiel mit fremden Nationalitäten begann, als er die Vernichtung deutscher Volksthümlichkeit zur Hauptaufgabe seiner Staatskunst machte, da kam in tausend Seelen die Liebe zum lang vergessenen Vaterland zu ihrem Rechte, und das nebelhafte Weltbürgerthum verschwand. Da tönte seine Glocke die weihevollen Verse:

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Web, den Trieb zum Vaterlande!

Da rief er in der Jungfrau von Orleans allen Schwankenden die kräft'gen Worte zu:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Da ermahnte der alte Attinghausen im Tell die deutsche Jugend.

Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!

Ihr hinterließ er sterbend die gewichtige Aufforderung:

Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Seid einig — einig — einig —

Nicht umsonst! Solcher Zuruf fand ein begeistertes Echo

und hat beigetragen, das Vaterland vom fremden Drucke zu befreien, als die Stunde schlug.

Auch nach den Befreiungskriegen, als nach dem großen Aufschwung des patriotischen Gefühls man demselben wieder die kühnen Flügel beschnitt: da hat Schiller der deutschen Jugend leise zugeflüstert:

Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an!

als der Strom des Völkerlebens, vom jähen Sturz ermattet, in glatten Bahnen schleichend floß, als viele Geister sich dem höhern Leben entfremdet dem Genusse und Gewinne überließen, hat er auf sehnende Gemüther den frischen Thau des Idealen gegossen; als Andre vom Mißbrauch freiheitlicher Ordnung erschreckt in dieser Nichts als Untergang erblickten, hat er die Liebe für geordnete Freiheit wach erhalten; als von Neuem der alte Geist religiösen Hasses und geistlichen Zwangs zu erwachen schien, hat er die Fackel der Geistesfreiheit geschwungen und Tausende sind ungesehen im stillen Zuge seiner Führung nachgefolgt.

Der heut'ge Tag dankt begeistert dem großen Dichter für alle die Verdienste, die er um das Vaterland sich erworben durch die Ehre, daß sein Volk, welches sich um sein Bildniß schaart, ihn zum würdigen Vertreter des deutschen Geistes erklärt, in welchem es sich einig fühlt.

Das Schillerfest ist die Feier der Einigung im deutschen Geiste, der in dem Dichter waltete und waltet.

Schließen wir uns denn auch der großen Feier, die man im ganzen weiten Vaterlande wie im engeren glänzend begeht, mit unserem einfachen Feste freudig an! Es kommt ja bei jedweder Feier weniger auf den äußeren Glanz, als auf das Eingehen in den Sinn derselben an. Wiederholen wir denn auch den Ruf, der heute am Main und an der Oder, in Wien und in Berlin, ja weit über die weiten Bundesländer hinaus ertönt: „Er war unser!“ Wir haben unsere Geschichte, unsere Bildung, unsere

Nation! Laßt uns unsre großen Männer ehren, ob sie auf Deutschlands Kaiserthron oder in der Dachzelle des Dichters lebten, ob sie das Schlachtfeld oder das stille Reich des Denkens groß gemacht. Sie machten Deutschland Ehre, laßt uns in ihnen Deutschland ehren! Ein Volk, das seine großen Männer ehrt, zeigt, daß die Ideen, für welche sie gelebt, gestritten und gestorben, noch nicht erloschen, daß es noch Leben, Hoffnung auf Dauer hat.

Auch wir fühlen die Bedeutung des Rufs, der alle Freunde des Vaterlandes, Anhänger verschiedener Bekenntnisse und Parteien heute einigt: Wir sind Söhne eines Vaterlandes! Laßt uns einig, laßt uns von heute einig sein!

Heute vor hundert Jahren, in einer Zeit, als Nord- und Süddeutschland im siebenjährigen Kriege wieder sich zerfleischte, als alle Nachbarstaaten wieder die Gelegenheit benutzten, die alte Zwietracht der Deutschen für sich auszubeuten: da ward in Friedrich Schiller der Mann geboren, der mehr als Andere berufen war, auf einer festen Grundlage ein schönes Haus mitzuerbauen, in welchem die getrennten Brüder wieder sich vereinen, und ein starkes Band zu schlingen, durch welches gewalt'ge Meister die äußerlich geschiedenen zu einer geistigen Einheit verbinden sollten. Diese gemeinsame Grundlage — es ist die deutsche Wissenschaft; dieses schöne Haus — es ist die deutsche Kunst; dieses einheitliche Band — es ist die theure Muttersprache; und diese gewaltigen Meister — es sind die großen Denker und Dichter deutscher Nation; der volksthümlichste und weithin wirksamste der Dichter aber ist Friedrich Schiller.

In seinem Geiste laßt uns einig sein!

Er ist uns ja kein fremder, er hat unsere Bildung ganz durchdrungen, wir athmen ihn von Jugend an. Er ist ja kein Geist der Zwietracht und des Streites, er sucht nur Frieden und Versöhnung. Er faßt nur zusammen, was den streitenden Parteien gemeinsam ist, und überläßt es gerne dem Einzelnen, die

Wege tiefer und weiter zu verfolgen. Bei dieser Gesinnung kann man verschiedener Richtung angehören, kann Bayer oder Badner sein. Die Liebe zur Duldung und zum Rechte, zur Wahrheit und zur Schönheit, die Begeisterung für Menschenwohl und Vaterland schließt keine Richtung aus. In Schillers Geist lebt Deutschlands guter Genius. Mit ihm hat es noch Zukunft! Ohne ihn ist es verloren! Drum wollen wir nicht blos, drum müssen wir in ihm uns einigen! Wir müssen es beweisen, daß wir der Freiheit und der Ordnung würdig sind, und nicht wie andre Völker die Freiheit bald der Ordnung, die Ordnung bald der Freiheit opfern! Wir müssen zeigen, daß uns nichts gefehlt, um eine Nation zu sein, als Eintracht, und daß es dazu der strengen Einheitsformen andrer Völker nicht bedarf. Wie aber auch nun Deutschlands Loose fallen — Ehre Schiller, dem großen Dichter, Denker, Deutschen! Ehre dem Dichter, der durch das Schöne sein Volk erzieht, dem Denker, der es zur Menschlichkeit erzieht, dem Deutschen, der es zur Freiheit und Einigkeit erzieht! —

Festprolog,

gesprochen im Museum am 9. November.

Der Freude volle Feierklänge dringen
Mit Allgewalt heut über Süd und Nord.
Weit über Berg und Meere sie erklingen
Mit ihrer Stimmen herrlichstem Akkord,
Und alle Herzen mächtig sie umschlingen
Mit Einem Namen, Einem Zauberwort:
Es gilt der deutschen Muse Lieblingssohne,
Dem sie gegeben ihres Reiches Krone.

Die niedre Hütte an des Neckars Strande
Zum Tempel sich der Genius erkor,

Und sie, die arme, Allen unbekannte,
Sie ward geweihet von der Musen Chor.
Als Ruhmeshalle ragt im Vaterlande
Sie über stolze Schlösser hoch empor;
Sie strahlet heut in hundertjähr'gem Glanze,
Geschmückt aufs Neue mit dem Lorbeerkranze.

Wie jener fremden Zone Wunderblume
Erst hundertjährig ihre Blüthe zeigt,
So naht uns heut der Geist im vollen Ruhme,
Dem ein Jahrhundert seine Palme reicht.
Dem in dem namenreichen Heiligthume
Der deutschen Dichtung nur der Eine gleicht,
Den ihm die Muse hat zum Freund gegeben,
Zum Heil für uns und für ihr beider Streben.

Was er uns gab aus seines Geistes Quellen
Wer mag es künden durch den schwachen Laut,
Er selber nahet auf der Töne Wellen,
Die unserm Ohr und Herzen sind vertraut,
Und wie sie leise bald und lauter schwellen,
Des Dichters Bild in jedes Auge schaut.
Was sich im Leben feindlich tritt entgegen,
Verbindet sich durch dieses Tages Segen.

Es schweben vor uns jene Lichtgestalten,
Die, ihres Schöpfers schönstes, ew'ges Bild,
Uns sehen lassen jenes Schicksals Walten,
Deß Ahnung oft mit Schauer uns erfüllt.
Sie zeigen jene mächtigen Gewalten,
Die oft mit Trauer diese Welt umhüllt;
Doch aus des Lebens wechselvollem Kriege
Dringt stets das Wahre, Gute zu dem Siege.

Was in der Seele Innerstem sich findet,
Ward seines Geistes klarem Auge kund.
Und jeder Regung, die das Herz empfindet,
Den schönsten Ausdruck lieh der Dichtermund.
Der Völker Schicksal hat er uns verkündet,
Wie sie geschlossen ihrer Freiheit Bund.
Und was er schuf, es trägt der Schönheit Siegel
Und hält uns vor der Wahrheit reinsten Spiegel.

Doch heute Ihn, vereint in höh'rem Drange,
Des Vaterlandes weites Rund begrüßt
Und lauschet freudig seiner Worte Klange,
Der heut in vollerm Strome sich ergießt,
Begleitet ihn auf seinem Siegesgange
Zur Ruhmespforte, die sich ihm erschließt.
Er tritt heut ein in jene ew'gen Hallen,
Wo keine Opfer mehr dem Tode fallen.

Ob kurz der Tag, deß Sonne er gewesen,
Ob ein Jahrhundert hinter ihm sich schließt,
Es ringt sich heute sein verklärtes Wesen
Durch Tod und Zeiten, deren Macht zerfließt,
Die sich unsanft als Beute ihn erlesen,
Der als Unsterblicher uns nun begrüßt,
Den tausendstimmig auf dem Erdenrunde
Als Neuerstand'nen preiset diese Stunde.

Die Zeit enteilt, und unter ihrem Tritte
Sinkt mancher Name in Vergessenheit.
Ihm brachte sie mit jedes Jahres Schritte
Stets fest're Bürgschaft der Unsterblichkeit.
Stets heller strahlt er in der Dichter Mitte,
Denn seines Ruhmes Herold ist die Zeit.

Die And're tödtet, giebt ihm neues Leben;
Auf ihren Flügeln sehen wir ihn schweben.

Was in dem stillen Thale er gesungen,
Was nur geweihter Freude Ohr vernahm,
Ist immer weiter, lauter stets erklungen
Auf seines Geistes Fittig wundersam.
Der Erde Rund fühlt heute sich umschlungen
Vom Worte, das aus seinem Munde kam.
Das Vaterland tönt rings von seinen Liedern,
Und ferne Pole hören wir erwidern.

Auch diesen Räumen möge er erscheinen
Auf seinem Siegeszuge durch die Welt,
Und Alle uns um jenes Banner einen,
Das siegreich er im Zeitensturme hält.
Er zähle uns zur großen Schaar der Seinen,
Auf die ein Funke seines Geistes fällt.
Er weihe diese Stunde durch sein Nahen,
Um unsrer Liebe Huld'gung zu empfahen!

So lasset Eingang zu den Herzen finden
Den Geisterhauch, der heute uns umweht.
Er möge, was getrennet ist, verbinden,
Erhellen, was noch dunkel vor uns steht,
Des hohen Sinnes Flamme uns entzünden
An seiner Worte ew'ger Majestät.
Es möge schwinden vor ihm das Gemeine,
Und nahen uns das Schöne und das Reine!

Lehramts-Praktikant Platz.

vergriffen war — und G. trieb es ſoweit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauch aus ſeiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieſer niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen dieſe Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, ſelbſt eine neue Auflage meiner Stücke zu veranſtalten. Mehrere Gründe ſind es, die mich dazu bewegen. Erſtlich bin ich es meiner ſchriftſtelleriſchen Ehre ſchuldig, die Plümike'ſche Verhunzung meiner Stücke wieder gut zu machen. Zweitens weiß das Publicum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erſchienen ſind. Drittens kann ich vorausſetzen, daß eine durchgängige correctere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publicum intereſſant und für meinen Namen von wichtigen Folgen ſein werde; und dann bin ich viertens geſonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Act: Räuber Moor's letztes Schickſal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen ſoll. Die Ausgabe müßte auch alle äußerliche Verſchönerung haben, und es iſt keine Frage, daß die Speculation einſchlagen werde.

Ueber die Art der Ausführung dieſes Projects bin ich nur uneinig mit mir ſelbſt. Was die Thalia betrifft, ſo wird in einigen Wochen eine Anzeige von mir in der beſten Zeitung erſcheinen, worin die Urſachen der bisherigen Verzögerung kürzlich angegeben ſind; denn meine Abreiſe aus Mannheim entſchuldigt dieſen Aufſchub hinlänglich. Das ganze Unternehmen dieſer neuen Edition

Schweinfurt.

Rede zur Feier des Schillerfestes,

gehalten von Dr. S. Pfaff, k. Studienlehrer.

Hochansehnliche Versammlung!

Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort: mit diesem Ausspruche unseres Dichters lassen Sie mich die Feier einleiten, die uns heute zu seinem Andenken in diesen festlichen Räumen versammelt hat. Dieser Aufforderung zu entsprechen, ist für die Männer, welche es übernommen haben, zu diesem Feste einzuladen, eine Pflicht, denn sie sind es dem allgemeinen Anklang, den ihr Vorschlag gefunden, sowie der bereitwilligen Theilnahme aller, die zur Verherrlichung dieses Tages beitragen konnten, schuldig, kurze Rechenschaft abzulegen von dem, was sie gewollt, und in ihrem Namen ergreife ich das Wort, um mich dieser Pflicht zu entledigen: es ist aber noch viel mehr für uns Alle, die wir hier vereinigt sind, ein Bedürfniß, das auszusprechen, was uns heute zusammengeführt hat, und was wir Alle im innern Herzen spüren, in Worten freudiger Huldigung vor seinem Bilde niederzulegen. Ist es ja doch auch im gewöhnlichen Laufe des menschlichen Lebens jedem, der sich des höheren Werthes desselben irgend bewußt ist, ein inneres unabweisliches Bedürfniß, von Zeit zu Zeit sich selbst Rechenschaft abzulegen, und im gleichmäßigen Wechsel der Monde und Jahre wiederkehrende Ruhepunkte sich festzusetzen, von denen aus er den zurückgelegten Lebensabschnitt zusammenfassend überschaue: so drängt sich uns jetzt das Bedürfniß auf, über die Wirkungen uns klar zu werden, die Schiller mehr oder weniger auf jeden unter uns, wenn auch häufig unbeachtet, ausgeübt. Denn wie die irdische Luft unsichtbar uns von allen Seiten umgiebt, ohne daß wir ihre

segensreichen Wirkungen weiter beachten oder ihr eigenthümliches Wesen uns deutlich zu machen suchen, so ist auch die geistige Atmosphäre, in die hinein wir erzogen und gebildet werden, von den mannigfaltigsten Elementen durchzogen, die nur aufmerksamer Beobachtung, zu der wir uns nur selten entschließen, sich enträthseln; wie könnten wir deshalb die Mahnung überhören, die der heutige Tag, an dem vor hundert Jahren unser Schiller das Licht der Welt erblickte, an unser Volk stellt, und uns theilnahmlos von der begeisterten Bewegung fern halten, welche im Süden wie im Norden unseres Vaterlandes, an der Donau wie am alten Vater Rhein heute alle Herzen, die nicht den niedern Berührnissen des Lebens völlig hingegeben sind, ergriffen hat! Zwar der Verherrlichung durch uns bedarf der Name Schiller's nicht, er steht unauslöschlich auf den Tafeln der Geschichte; aber wir müssen zeigen, daß wir würdig sind, ihn den unsern zu nennen. Denn in seinen großen Männern ehrt jedes Volk sich selbst; sammeln sich doch in ihnen wie in einem Brennpunkt die geistigen Strahlen ganzer Zeiträume, um weithin zu leuchten und den Namen des Volkes, dem sie entstammt sind, zu verherrlichen. Vor allem aber sind es die Dichter, denen solche Anerkennung gebührt. Andere Heroen der Geschichte, die in die Geschicke der Völker mit gewaltiger Hand unmittelbar eingreifen, hebt die Macht der Verhältnisse von selbst auf die erhabene Stufe, die ihnen auch äußerlich den Glanz verleiht, der ihrem Wirken gebührt; der Dichter kann sich selten oder nie solcher Würdigung erfreuen. Dem Dienst der Musen geweiht, hält er sich fern von jenem Feld, wo die bewegenden Mächte der Geschichte in gewaltigem Zusammenstoß sich messen, sein Saitenspiel ist seine einzige Waffe, und wie der Ton kaum gehört in den Lüften verhallt, wenn ihn nicht verwandte Stoffe verstärkt zurückgeben, so muß des Dichters Wort in gleichgestimmten Herzen seinen Widerhall finden, daß es durch Jahrhunderte mächtig forttöne. Und dem wahren Dich-

ter wird dieser Anklang in seinem Volke nicht fehlen. Wohl strebt sein Geist den Idealen nach, die der irdischen Beschränktheit entnommen in unvergänglicher Schönheit seinem geistigen Auge sich darstellen, aber wenn er nun, was er so erschaut, in lebendigen Gestalten zu verkörpern sich anschickt, dann greift er mit sicherer Hand hinein in sein Volk und seine Zeit, und so wird er der wahre Wortführer und Ausdeuter dessen, was viele dunkel geahnt, manche zu fassen versucht, aber nur er im verklärenden Gewande der Schönheit auszusprechen verstanden hat.

Schiller ist ein solcher Wortführer für sein Volk, und die dankbare Anerkennung dafür wird ihm Deutschland nie versagen, aber die Bedeutung eines solchen Festes, wie es heute ein ganzes Volk begeht, reicht weiter, und ein noch tieferes Bedürfniß sucht sich hier auszusprechen. Lassen Sie mich auch diesem Worte leihen. Es ist das Geschick Deutschlands gewesen, daß es in seiner nationalen Gestaltung die Einheit nicht erreichte, die sich mehr und mehr als Lebensbedingung für ein Volk wie das deutsche erweist; selbst die größten, folgenschwersten Thaten deutscher Männer, auch auf rein geistigem Gebiet, wie die, an welche der heutige Tag uns gleichfalls erinnert, sind die Veranlassungen immer weiter gehender Spaltungen geworden, und seit Jahrhunderten weist die die deutsche Geschichte kein Ereigniß auf, nennt sie keinen Helden oder Herrscher, dem alle Stämme in gleicher Weise sich zuneigten; aber trotzdem ist der Trieb in der gemeinsamen Wurzel des vielgespaltenen Stammes unverwüstlich kräftig, und was in äußerlicher Gestaltung noch nicht gelungen, das sieht das deutsche Volk wie in einem Unterpfand erreicht in seinen Dichtern; hier gilt, Zeuge ist der einstimmige Jubel des heutigen Festes, kein Welf noch Waiblingen, sondern ein brüderliches, gemeinsames, ein wahrhaft deutsches Zusammenklingen aller Stimmen, auch hinaus über die Grenzen unseres Vaterlandes, selbst jenseits des Oceans, ja überall, so weit die deutsche Zunge klingt. Deß-

wegen ist es auch ein ernstes Werk, das wir bereiten, aber nicht der Ernst, freud- und hoffnungsloser Sorge, sondern der heitere Ernst der sich des gegebenen freut, weil es die Bürgschaft besserer, wenn auch nicht müheloser zu erringender Zukunft ihm bietet. Und diese können wir getrost annehmen. Denn aus ureigenen Kräften, die sie aus dem lange verschütteten Quell des ächten Volksgeistes geschöpft, hat die deutsche Dichtkunst ihre Höhe erreicht, aus der Verwilderung und dem unsäglichen Jammer des dreißigjährigen Krieges, aus der völligen Verkommenheit unserer Sprache, aus der Sittenlosigkeit und der fremdem Wesen sclavisch sich hingebenden Schwäche der höheren Stände und der Rohheit der niederen hat sie sich zur Kraft und Reinheit erhoben, die sie zwar zur spätesten, aber, wir dürfen es kühnlich sagen, eben deßwegen auch zur reifsten und vollendetsten Frucht der modernen Bildung gemacht hat. Und dieses Ziel erreichte sie ohne äußere Hülfe und Unterstützung, ohne die Aussicht auf glänzenden Lohn, den fürstliche Gunst bietet, oder die aufstrebende Blüthe nationalen Wohlstandes erwarten läßt, und mit Recht konnte Schiller es aussprechen: rühmend darfs der Deutsche sagen, selbst erschuf er sich den Werth. Diesen Ruhm und die Hoffnung, die er für uns enthält, verdanken wir unsern Dichtern, und dieser Gedanke ist es, der dem heutigen Fest seine höchste Bedeutung verleiht.

Aber warum gerade heute diese Feier, warum auf Schiller's Scheitel die Ehren häufen, die ihm kaum mehr als andern, jedenfalls aber nur in Gemeinschaft mit andern gebühren? Wir dürfen diese Frage erheben, und wir dürfen sie mit Stolz erheben. Denn wie die Wunderblume, die, wie die Sage erzählt, erst nach hundert Jahren ihren vollen Wachsthum erreicht, dann in um so reicherer Pracht ihre Blüthen vor den bewundernden Blicken entfaltet, so blüht auch einem Volke sein Lebensmai, der Frühling der Poesie, nur einmal, aber in deste herrlicherer Fülle; und nicht allein nur hat Schiller den Gipfel classischer Vollendung

erreicht; in reichster Mannigfaltigkeit, ein Beweis für die umfassende Anlage und Aufgabe des deutschen Geistes, sehen wir jene großen Namen neben dem seinen glänzen, die einen Verein bilden, wie ihn keine andere Literatur der neueren Zeit aufzuweisen im Stande ist. Die bahnbrechende Begeisterung und das erhabene Vaterlandsgefühl Klopstocks, das tiefe Verlangen nach Wahrheit und das unbestechlich reine Urtheil Lessings, das feine Gefühl für die ächte Schönheit und die edle Humanität Herder's, endlich der alles umfassende Geist und die vollendete Genialität Göthe's, wer wollte es wagen, den Ruhm solcher Männer zu schmälern? Wir sicherlich nicht, und am wenigsten zu Ehren Schiller's, der fremder Ehren nicht bedurfte, und eben deßwegen um so anerkennender war für fremdes Verdienst, auch wo es die Grenze, die seiner Leistung gesteckt war, hinter sich ließ. Aber doch ist es ein richtiges Gefühl, was Schiller im vollsten Sinne des Wortes zum volksthümlichsten Dichter gemacht hat, das ihn, während die Werke jener Männer theils allmählicher wenn auch unverdienter Vergessenheit anheimfallen, theils mehr gelehrter Beschäftigung und Betrachtung dienen, oder wenigstens in den engeren Kreisen einer mehr ausschließlichen Bildung ihre Heimath gefunden haben, bei Alt und Jung, bei Vornehm und Gering, bei Männern wie bei Frauen, das ihn zum allgemeinen Liebling des deutschen Volkes erhoben hat. Eine solche Thatsache bedarf der Rechtfertigung natürlich nicht, wohl aber der Erklärung, und diese zu geben, seien mir noch einige Worte vergönnt.

Man hat Schiller oft bedauert, daß ihn, im Gegensatz zu seinem großen Freund und Genossen Göthe, das Schicksal nicht auf freundlichem dornenlosem Pfade geführt, und gewiß mit tiefster Theilnahme wird Jeder die Mühsale und Kämpfe betrachten, die ihm widerwärtige Einflüsse und Verhältnisse verschiedenster Art auf seinem Lebenswege verursachten; aber einen unermeßlichen Vortheil, der wenigstens dem Dichter zu gut kam, hatte er vor jenem

voraus, er war der jüngere und konnte zu den Füßen der größten Meister, an den Mustern jener wie an ihren Fehlern das lernen, was ihn fördern konnte. Während Klopstock das Feld mit überwältigender Kraft erst eroberte, Lessing es von fremden Eindringlingen wie von heimischem Unkraut reinigte, Göthe in rastlosen Versuchen die rechten Wege fand und bahnte, war es Schiller vergönnt, auf den Schultern jener Männer, ausgerüstet mit dem, was sie errungen, dem erhabensten Ziele nachzustreben, das der dichterischen Kraft gesteckt ist. Wir sehen in ihm vaterländische Begeisterung, das ernsteste Streben nach sittlicher Wahrheit, das tiefste Gefühl für den hohen Beruf der Menschheit mit dem bewußtesten Sinn für die Schönheit poetischer Darstellung und der vollkommensten Meisterschaft in der Behandlung unserer reichen Sprache in glücklicher Mischung vereinigt und das alles niedergelegt in der höchsten, gewaltigsten Dichtungsart, der Tragödie. Es ist ein Gesetz geschichtlicher Entwickelung, das in den Wandlungen der Poesie waltet, daß der ruhigen Breite der epischen Darstellung, an der die naive Phantasie jugendlicher Völker und Zeiten sich ergötzt, erst die reiche Entfaltung lyrischer Empfindung in allen Stufen menschlicher Gefühle folge, bis endlich beides in einem Geiste vereinigt, sowohl der innere Reichthum der erregten Empfindungen und Leidenschaften als die volle Wahrheit der bewegten äußeren Welt, jene Werke hervorbringt, in denen wie vor unsern Augen die großen Fragen der Menschheit gelöst werden. Hier ist nicht mehr die gemessene Erzählung, der man in ungestörter Heiterkeit nachgeht, noch das sanfte Spiel der Stimmungen und Gefühle, das uns wie auf den Wellen der Melodie hinträgt und zarte Mitempfindung weckt, hier sehen wir das gewaltige Schicksal, welches die Menschen erhebt, wenn es die Menschen zermalmt, geheimnißvoll und offenbar über die Bühne schreiten; in die tiefsten Tiefen des Lebens und der Menschheit steigt der Dichter hinab und was er dort gefunden, stellt er leibhaftig vor

uns hin, so daß wir in unabweislichem Mitgefühl fortgerissen werden in die ungeheure Verwicklung, welche die Gewaltigsten in den Staub wirft, aber nur um die unwandelbaren Gesetze, welche die Geschicke der Menschen beherrschen, aus dem Kampf zu voller Klarheit zu läutern. Zu diesem höchsten Berufe des Dichters, zum tragischen, war Schiller im vollsten Sinne bestimmt, denn er war im vollsten Sinne ein Character. Nicht bloß der Gunst der Musen, nein auch seinem festen, nur auf das Edle, Wahre gerichteten Streben verdankt er den überwältigenden Eindruck, den seine Schöpfungen hervorrufen. Zwar zeigten sich schon früh in dem Knaben die Zeichen der einstigen Größe, und deutlich sah man auf seiner Stirne das Siegel, das der Genius seinen Erwählten aufdrückt, aber eine mühelose Entfaltung war seinem Geiste nicht angemessen und beschieden, und wie er überhaupt den wahren Werth des Menschen nicht sowohl in dem sah, zu was die Natur ihn bestimmt, als in dem, wozu er sich selbst gebildet hatte, so suchte er selbst auch im eifrigen Forschen und Ringen nicht blos seine dichterische Kraft zu bilden und zu üben, sondern sie auch mit den Gedanken zu erfüllen, die er für die allein der tragischen Muse würdigen hielt, weil sie die unwandelbar wahren, in dem bleibenden Wesen des Menschen begründeten sind.

Den ernsten Gang seiner Arbeiten und Entwicklungen, zu denen theils die harte Schule des Lebens, theils der innere Trieb seines eigenen Geistes ihn führte, ins einzelne zu verfolgen, ist dieses Ortes nicht, fassen wir aber kurz die Summe seiner Bestrebungen zusammen, so dürfen wir ihn wohl mit Recht den Dichter der Freiheit nennen, die den Geist von dem blinden Walten der Natur wie von der trüben Herrschaft der Leidenschaften befreit, und ihn sich unterordnen lehrt den ewigen Gesetzen, die in jedes Menschen Brust gelegt sind, wie sie sich in dem großen Gange der Geschichte verwirklichen. Den wahren Gehalt dieser Idee zu entfalten, war vielleicht das letzte Ziel, das er sich ge-

steckt. In diesem Streben war er recht ein Kind seiner Zeit, aber auch ein unvergänglicher Lehrer aller folgenden durch die sittliche Energie, mit der er, unbeirrt von dem Beifall wie von dem Widerspruch der Menge, jene Aufgabe zu lösen bemüht war. Die Zeit seiner ersten Bildung fällt in jene Sturm- und Drangperiode unserer geistigen Entwickelung, in der man die Poesie von dem Zwang überlieferter Formen und der steifen Convenienz des Herkommens mit einem Schlag losriß, und selbst die hergebrachte Sitte des Lebens zu naturgemäßen Verhältnissen zurückzuführen trachtete. Während aber die einen die Consequenz dieses Princips bis zum Extrem verfolgten und in Zuchtlosigkeit des Geistes wie des Lebens ruhmlos verkamen, die andern sich schweigend vom Getümmel des Kampfplatzes zurückzogen, um in ungestörter Ruhe zu bilden, was der Menge nie zugänglich werden sollte, da ergriff Schiller mit starker Hand die Fahne, um das, was jene in stürmischem Anlauf begonnen, durch muthige aber besonnene Ausdauer für sein Volk zu erringen. Auch der äußere Anstoß fehlte ihm nicht; denn sein Geist litt am meisten unter dem unnatürlichen Druck von Verhältnissen, die wir jetzt allerdings meist nur von ihrer komischen Seite zu betrachten gewohnt sind; für ihn war es bitterer Ernst, das lehrte ihn das Schicksal seines geistesverwandten Landsmannes Schubart, was Wunder, daß er in kühnem Entschluß den Zwang abschüttelte, der nicht blos den Regimentsmedicus Schiller in der beengenden Steife der Uniform, sondern auch den Dichter und den Flug seiner Begeisterung in vorgeschriebenen Formen und Geleisen zurückhalten wollte. Wir wollen nicht verkennen, was unser Dichter den edlen Absichten und der in ihrer Art nicht verwerflichen Leitung seines, man darf ihn wohl so nennen, Lehrers, des Herzogs Karl, verdankt, aber Schiller war eben, wie seine Zeit, einer solchen Schule entwachsen und brach in seinem Erstlingswerk, den Räubern, mit jugendlichem Uebermuth in offene Empörung aus gegen den ganzen Bestand

öffentlicher Ordnung. Doch in diesem Taumel blieb oder war Schiller gar nie befangen, rasch schritt er weiter und so sehen wir ihn in seinem nächsten Stück, im Fiesko, bemüht, das Vorrecht der überlieferten Ordnung auch gegen die scheinbar berechtigte Macht des überwiegenden Geistes aufrecht zu erhalten, in Kabale und Liebe die feste Grundlage sittlich bürgerlichen Lebens gegen die schrankenlose Gewalt despotischer Willkür, die eben als solche auch wider Willen zum Werkzeug des herzlosesten Egoismus herabsinkt, vertheidigen, und endlich in seinem Don Carlos das höchste Princip des modernen Staates, die Freiheit des Gedankens, der die Welt nach den in sein Innerstes gelegten Gesetzen gestaltet, verkündigen, aber ohne die Schranken zu verkennen, welche dem einzelnen Sterblichen, auch wenn er im Dienste dieser Idee steht, nicht ungestraft zu überschreiten erlaubt ist. Deshalb konnte ihn auch der furchtbare Mißbrauch, den die französische Revolution mit jener Wahrheit getrieben, in seiner tiefsten Ueberzeugung nicht irre machen, wohl aber war sie ein weiterer Sporn für ihn, den Bedingungen ihrer Verwirklichung im Leben der Völker und ihrer Entwickelung weiter nachzugehen; und hier sehen wir denn jene tiefe Vaterlandsliebe sich aussprechen, die seine Dramen mit ihrer Glut erfüllt, und zündend in die Herzen aller Leser und Hörer hinüberschlägt. Die Ansprüche seines äußeren Berufes hatten ihn in glücklicher Uebereinstimmung mit den Anforderungen seiner dichterischen Bestimmung hingeführt zu den Büchern der Geschichte; was er in ihren Blättern gelesen, und was die ungeheuren Ereignisse der eignen Zeit ihm vorhielten, das verkörperte er, ohne den Muth sinken zu lassen in Momenten, wo selbst die Muthigsten verzagten, in steigender Vollendung zu Bildern erhabenster sittlicher Mahnung und unerschütterlicher patriotischer Hoffnung. Vorahnend schilderte er im Wallenstein das tragische Geschick jenes dämonischen Mannes, der von der schwindelndsten Höhe irdischer Macht und Größe, auf die ihn seine günstigen

Sterne erhoben, in tiefem Sturze herabſank, weil dem Bau ſeines Staates die Grundlage fehlte, die allein ihm Dauer verſchaffen konnte, verſetzt in der Maria Stuart uns in Verhältniſſe, wo im energiſch erregten Nationalbewußtſein die inneren Gegenſätze verſchwinden, und alles ſich mit vereinten Kräften um das gemeinſchaftliche Haupt, den Herrſcher, ſchaart, wies in der Jungfrau von Orleans hin auf die unzerſtörbare Kraft des Nationalgefühls, das in dem ſchwächſten Werkzeug das Mittel der Rettung findet, und ſchilderte endlich im Tell den unerſchütterlichen Muth männlicher Vaterlandsliebe, die im Kampf für Recht und Freiheit nicht die Größe der Gefahr ängſtlich erwägt, ſondern allein den Werth der Güter im Auge hat, für die er einſteht. Solche Keime ſtreute Schiller aus, und wenn es ihm ſelbſt auch nicht vergönnt war, ihr erſtes freudiges Emporblühen zu erblicken, wir erkennen, was er gewirkt, und unerläßliche Pflicht iſt es für uns, den Dank der Anerkennung ſeinem Namen nicht vorzuenthalten.

Doch dieſe Andeutungen mögen genügen; es iſt nur eine Seite, die ich berührt, wer könnte auch daran denken, den ganzen Reichthum ſeiner Ideen und in ſo engem Raume zu erſchöpfen. Doch von welcher Seite auch wir uns ihm nähern, überall erkennen wir in ihm das gleiche ſelbſtverläugnende Streben nach dem Wahren, Schönen, Guten, die er, ſo weit es menſchlicher Kraft und Einſicht zu erfaſſen vergönnt iſt, in ihrem gemeinſamen letzten ewigen Grund zu begreifen, redlich bemüht war. Auch hier folgte er einem Zuge ſeiner Zeit, dem Zuge nach philoſophiſcher Erkenntniß, aber wenn er gleich auf dieſem Felde nicht minder ſich ebenbürtig an die großen Forſcher, welche die deutſche Wiſſenſchaft zu ungeahntem Glanz erhoben, ſich anreihte, und der fruchtbarſte Anſtoß nach verſchiedenen Seiten von ihm gegeben wurde, für ihn war es nur Berührung zu dem Beruf, den er mit innerſter Sicherheit für den ſeinigen erkannt hatte, für die Poeſie; denn ihm war eben die große Aufgabe geſtellt, die weltbewegenden Ge-

des Fiesko und der Räuber koſtet mich ſechs Wochen, alſo gerade die Zeit, die ich noch in Gohlis zubringe, und wo ich ohnehin nicht gern etwas Weitläufigeres unternehmen mag. Außerdem brauche ich höchſt nothwendig Geld; denn Du kannſt leicht urtheilen, was mich das Vierteljahr, ſeitdem ich in Leipzig bin, gekoſtet hat. Ueberdem hat mich meine Reiſe gegen fünf Carolinen mehr gekoſtet, als ich mir träumen ließ; von der Mannheimer Poſt habe ich noch keinen Heller Subſcriptionsgeld erhalten, und meine gewiſſe Ausrechnung, daß das zweite Heft der Thalia jetzt fertig ſein würde, hat auch fehlgeſchlagen. Ich habe mich hier ganz aufgezehrt, und weil ich nicht vorausſehe, daß die Thalia zu Ende der ſechs Wochen fertig ſein kann, ſo muß ich auf etwas anderes denken.

Wenn Du alſo nach reifer Ueberlegung meines Plans fändeſt, daß Du ſelbſt in Göſchen's Handlung theil daran nehmen könnteſt, ſo kann die Sache ſogleich abgethan ſein. Du würdeſt Dich mit mir entweder in einer Summe überhaupt vereinigen, oder mir den Bogen bezahlen — und dieſes überließe ich dann ganz Deinem eigenen Ueberſchlag. Der Umſtand iſt der, daß dieſer Plan für Dich (oder Göſchen) mehr als nicht nachtheilig, für mich aber von ſehr großem Vortheil iſt; denn ich bin für meine drei Stücke bisher erbärmlich bezahlt worden, und ich glaube doch, daß mir das Publicum einigen Erſatz ſchuldig iſt. Außerdem habe ich noch eine Rückſicht dabei: Huber beſorgte mit Recht, daß ſeine

ranken, die seine Zeit beherrschten, zu verkörpern, die Ideale selbst in das Reich der Formen herabzuführen und in die blühenden Farben des Lebens zu kleiden; aus der begeisterten Hingabe an diesen Beruf schöpfte er jene Kraft des Geistes, die trotz der Ungunst äußerer Verhältnisse seinen früh geknickten, einem nur zu baldigen Tod entgegeneilenden Körper zu jener rastlosen Thätigkeit anspannte, die wir nur mit schmerzlicher Bewunderung betrachten können; aus dieser Quelle strömt aber auch jene unvergängliche Frische, die alle jugendlichen Gemüther anzieht, jener Schwung der Begeisterung, der auch den Nüchternsten mit fortreißt, jener Adel der Gesinnung, der jede für das Höhere empfängliche Natur an sich fesselt, endlich jene reine Zartheit der Empfindung, die ihn zum erklärten Liebling der Frauen gemacht hat; denn den ernsten Gang der Geschichte zu betrachten und in die finstern Tiefen, welche die Schattenseiten des menschlichen Herzens uns öffnen, sich zu versenken, ist ein vielleicht nicht zu beneidendes Vorrecht der Männer; der weibliche Geist wird sich immer mehr von bei allem Wechsel der Zeiten stets gleichen Gefühlen des menschlichen Herzens, im sanften Lichte schillerischer Darstellung verklärt, zuwenden; aber aus dem überströmenden Füllhorn tiefer Gedanken, die in allen seinen Gedichten ausgestreut sind, aus dem reichen Kranze lebensvoller Gestalten in seinen Dramen wie in seinen unübertroffenen Balladen werden wir alle immer reiche Nahrung für die höchsten Anforderungen der Bildung suchenden Geistes schöpfen. Denn was unmittelbar aus der Seele quillt, das dringt auch unfehlbar in die Herzen aller Hörer und ruft jene Liebe hervor, die aus der Bewunderung wahrer Größe hervorgeht. So war es Schiller schon in seinem Leben; die treuste Freundschaft tüchtigster Männer, die begeisterte Hingebung edelster Frauen, und die ehrendste Anerkennung der Besten seiner Zeit haben ihm die sicherste Gewähr gegeben, daß er gelebt für alle Zeiten. Hinzufügen können wir einem solchen Urtheil nichts,

aber es ist unsere Sache, es mit freudiger Ueberzeugung uns anzueignen; so möge es mir gestattet sein, um abschließend sein ganzes Wesen zusammenzufassen, die Worte, die Göthe ihm und sich zum schönsten Denkmal gesetzt hat, und die unvergessen bleiben sollen, wo immer jener Männer und ihres Freundschaftsbundes ohne Gleichen gedacht wird, mir anzueignen:

Ja er war unser! Wie beauem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald rasch gewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort,
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Ihm glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der dumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald gedultig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut;
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut,
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon viele sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt,
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Diesen Kranz unvergänglicher Anerkennung hat Göthe im tiefen Gefühl des Schmerzes über den Verlust seines dahingeschiedenen Freundes ihm auf sein Grab gelegt; uns aber ist er nicht gestorben; für uns ist er längst zu jenen lichten Höhen entrückt, von wo sein verklärtes Bild mit den andern geistigen Heroen der Menschheit vereinigt in unauslöschlichem Glanze herabstrahlt;

ſo ſprechen wir denn dieſe Worte als Zeichen und Gelöbniß, daß in unſerem Volke ſein Geiſt und Streben in lebendiger Wirkſamkeit durch die Jahrhunderte fortdauern wird.

Nürnberg.

Feſtrede bei der Schillerfeier.

am 10. November auf dem Aegidienplatze gehalten von Prof. Dr. Kleyſer.

Wir ſind heute zu einem ſeltenen und ungewöhnlichen Feſte verſammelt. An dieſem Tage, vor hundert Jahren, wurde Friedrich Schiller geboren. Wenige Monate zuvor hatte der ritterliche Ewald von Kleiſt, derſelbe, der in dem Lenze unſeres neu erwachenden geiſtigen Lebens den Frühling beſang, auf den blutigen Feldern von Kunersdorf den Tod des Helden gefunden. Durch alle Marken Deutſchlands zogen die Schrecken des Krieges, und ein unſterblicher König, faſt größer noch im Unglücke als im Siege, erfüllte ganz Europa mit dem Rufe ſeiner Thaten. Jener Krieg war das Vorſpiel noch gewaltigerer Dinge. Gährungen, Bewegungen, Kriege und Erſchütterungen drängten ſich unaufhörlich, bis ſie am Schluſſe des Jahrhunderts in einer einzigen großen Umwälzung zuſammentrafen. Dieſe ergriff wie ein raſender Feuerbrand Völker und Fürſten beider Erdhälften, und ſchlug das morſche Gebäude des alten deutſchen Reiches in ungefüge Trümmer. In die Mitte dieſer Welterſchütterung hat die Vorſehung das Leben unſeres Schiller geſtellt. Vom Kampfe wogender Elemente ergriffen, hat er die Fülle ſeines Geiſtes entfaltet, angeſichts des gewaltſamen Umſturzes in zauberiſchen Schöpfungen den Morgenſchimmer einer beſſeren Zukunft verkündigt, und noch ehe der

Sturm vorüber war, hatte er sein kostbares Leben ausgehaucht. Aber seine Wirkungen sind geblieben und treten heute mit erneuter Stärke vor unsere Seele. Sammeln wir uns für einige Augenblicke, um in gehobener Stimmung dem raschen Fluge seines Geistes zu folgen.

Die Jugend Schillers verfloß in einfacher, fast beschränkter Bürgerlichkeit. Seine Schulbildung war die gewöhnliche, und die wohlmeinenden Eltern benutzten die nächsten Gelegenheiten, um ihrem Sohne baldmöglichst ein Amt, eine Stellung zu verschaffen. Schon hier äußerte sich die übermächtige Kraft des eingebornen Geistes. Der junge Schiller wendete sich folgsam bald diesem, bald jenem Fache zu: aber jederzeit durchbrach sein dichterischer Trieb die ihm angelegten Fesseln. Was in dem Jünglinge schroff hervortrat, das ist in höherem Sinne die Eigenthümlichkeit seines ganzen Lebens geworden. Schiller ist in die verschiedensten Zweige des Wissens eingedrungen: aber die Dichtkunst blieb das innerliche Band, welches die getrennten Theile zu einem harmonischen Ganzen vereinigte. Auf den unbedeutendsten Blättern, wie in seinen vollendeten Meisterwerken, tritt uns unmittelbar der ganze, reine Mensch entgegen, mit seinen Empfindungen und Leidenschaften, mit seinen Neigungen und Hoffnungen: nichts bei ihm, auch gar nichts schmeckt nach irgend einem Fache, oder gar nach dem Handwerke. Einen solchen Weg mit festem Bewußtsein einzuschlagen, ist schon an sich das Merkzeichen einer ungewöhnlichen Natur, und es wäre bedenklich, denselben Allen ohne Unterschied empfehlen zu wollen: diese Wahrheit jedoch enthält Schillers großes Beispiel, daß es in wahrhaft menschlichen Dingen nichts so Tiefes, nichts so Verwickeltes giebt, das nicht in irgend einer Weise zum Verständnisse gebracht, nicht irgendwie dem Gefühle nahe gelegt werden könnte.

Zu einer Zeit, in welcher alles häusliche, öffentliche und kirchliche Leben in hohle Formen versunken war, mußte ein Mann

von Schillers klarem Gepräge mit allen äußeren Verhältnissen in offenen Widerstreit gerathen. Aus diesem Kampfe mit beengenden Schranken gingen seine ersten Arbeiten hervor: die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, — Werke, welche so verschieden beurtheilt, über die Maßen gepriesen und leidenschaftlich verdammt, dennoch für immer als sprechende Denkmale seines ringenden Geistes stehen bleiben werden. Auch darf man die grellen Farben, die in ihnen vorherrschen, nicht ausschließlich der Persönlichkeit des Dichters beimessen. Jene Schauspiele konnten nur darum so gewaltig wirken, weil sie den weitverbreiteten Stimmungen der damaligen Menschen, selbst in ihrer Verwirrung und Ueberspanntheit, einen öffentlichen Ausdruck geliehen haben. Denn so ergeht es im Leben der Einzelnen, so ergeht es im Leben der Völker: was unreif gedacht, und zur Unzeit gesprochen und gethan ist, das geht spurlos vorüber; der Gedanke aber, der in den Gefühlen Aller wurzelt, der streift die Hülle ab, die ihn umschlossen hält, und wie Stürme selbst die Früchte des Herbstes reifen, so fördert gerade der Gegendruck ihn völlig zu Tage.

Auf jene Schauspiele voll ungezügelter Kraft trat in der dichterischen Thätigkeit Schillers ein längerer Stillstand ein. Er arbeitete im Verborgenen, sammelte, sichtete, bereicherte sich mit neuem Stoffe und brachte Maß und feinere Gestaltung in die Erzeugnisse seines Geistes. Schon in dem Don Carlos ist dieser Fortschritt wahrzunehmen; deutlicher und wirksamer erkennen wir ihn im Wallenstein, und so steigt der Dichter von Stufe zu Stufe zu größerer Vollendung fort, bis zu dem schmerzlichen Augenblicke, der den zarten Faden seines Lebens für immer zerschnitt. In den herrlichen Werken seiner späteren Jahre sehen wir nicht mehr stürmische Leidenschaften an sich selber zerschellen: — der selbstbewußte Kampf mit dem Schicksale wird fortan der große Vorwurf des Dichters. Dieses Schicksal ist ihm nicht blindes Verhängniß, sondern eine sittliche Weltordnung, die Vorsehung, die ewige Liebe selbst, die alles menschliche Leben zugleich erweitert und

beschränkt. Wir lernen erkennen, daß es in der Geschichte, wie in der Natur eine Zucht und Ordnung giebt, die wir nicht verletzen dürfen, ohne die erste Bedingung unseres Daseins, die eigene Freiheit zu vernichten. Die Gestalten, welche Schiller in diesen Rahmen brachte, erhielten dadurch um so größere Bestimmtheit, und so sind Marquis Posa, Wallenstein und Thekla, Elisabeth und Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell zu Gebilden geworden, deren Züge mit ihrer eigenthümlichen Färbung, mit ihrem Lichte wie mit ihrem Schatten, ganz unauslöschlich vor unseren Blicken schweben.

Es giebt diesen Persönlichkeiten hervorstechenden Ausdruck und verleiht ihnen eine fesselnde Anziehungskraft, daß sie auf dem geräumigen Hintergrunde des öffentlichen Lebens ruhen. Bald sind es die Entwürfe großer Könige, bald die Bewegungen des Volkes, bald die Leidenschaften der Parteien, bald die Kämpfe für Freiheit und Vaterland, aus denen ihre Thaten hervorwachsen. Den Triebfedern ihrer Handlungen hat Schiller die eigene Wärme und den jugendlichen Aufschwung seines Zeitalters einzuhauchen gewußt. Hier ist es schwer, sich der Mitbetheiligung zu erwehren: man fühlt sich ergriffen und fortgerissen, man stellt sich auf die eine oder andere Seite, man erkennt den Gegensatz und ergreift Partei. Bei dieser unwiderstehlichen Wirkung seiner Kunstwerke ist es denn gekommen, daß die verschiedensten Meinungen ihn zu ihrem Chorführer erwählt, von ihm ihre Beweismittel entlehnt haben. Vergebliches Bemühen! Schillers hoher Genius widerstrebt diesen gewaltthätigen Zumuthungen. Seine leitenden Gedanken sind Wahrheit, Sittlichkeit, Menschlichkeit. Diese verherrlicht er, wo er sie findet: weder die Könige noch die Volksführer haben dabei irgend ein Vorrecht, und weder die einen, noch die andern werden geflissentlich herabgewürdigt. Eben darin besteht seine Größe, daß er weit über die verwehenden Parteien des Tages hinausragt, daß sein reicher Geist ein Spiegel geworden ist für jede Zeit und

für alle Jahrhunderte. Wäre dies anders, wie könnte heute die ganze Nation, von den Fürsten herab bis zu den Niedern des Volkes sich vereinigen, um seinem Genius ihre Dankbarkeit auszusprechen, ihre Verehrung zu zollen?

Diese Höhe des Standpunktes, weit entfernt von vornehmer Kälte und Gleichgiltigkeit, wurde von einer unversieglichen Begeisterung für alles menschlich Große getragen, und mit dieser hat Schiller auch die Wiedererstehung unseres nationalen Lebens mächtig gefördert. Er konnte nicht unmittelbar in das praktische Leben eingreifen: dazu war die ganze Zeit nicht angethan. Die Gegensätze, welche der beendigte Kampf gegen Frankreich erzeugte, lagen noch in weiter Ferne; hundert Wünsche um den Besitz wirklicher Dinge und wirklicher Rechte, wie sie erst später hervortraten, wurden damals kaum geahnt. Der äußere Druck, der auf dem Vaterlande lastete, vereinigte zuletzt das ganze Volk in einem einzigen Gefühle — in dem der Sehnsucht nach Befreiung von dem französischen Joche. Mit dieser von allen Seiten hervorgerufenen Stimmung trafen Schillers allgemeine Ideen in ergreifender Wirkung zusammen. Stellen und Auftritte aus der Jungfrau von Orleans oder Wilhelm Tell, obschon auf fremde Verhältnisse angewendet, wirkten damals auf die empfänglichen Gemüther ebenso anregend, als ob sie ausschließlich einheimischen Begebenheiten gegolten hätten. Schillers Beispiel begeisterte den edlen Theodor Körner zu seinem: Leyer und Schwert. Ohne das Vaterland kaum zu nennen, half Schiller durch seine Meisterwerke das vaterländische Gefühl emporrichten, und wie die Lerche in die Lüfte steigt, um in wirbelndem Liede den kommenden Frühling zu verkünden, so sagte Schillers ganze Erscheinung allem Volke, daß Deutschland noch bestehe, daß es lebe und leben werde.

So ausgedehnt indessen der Einfluß seiner größeren Werke sein mochte, so ist Schiller fast mehr noch durch seine kleineren Gedichte der Dolmetscher seines Volkes geworden. Er hat Ge-

fühle in uns wach gerufen, so frisch und lebendig, als ob sie nie gewesen wären, oder Jahrhunderte hindurch geschlummert hätten. In Liedern, in welchen die Klarheit der Gedanken, der Wohlklang der Rede und die Lieblichkeit der Bilder zu einer wunderbaren Einheit zusammenfließen, hat er unser häusliches Leben verklärt, unser innerstes Sinnen und Trachten veranschaulicht, den Blick in die Unsterblichkeit geöffnet. Er hat dem geflügelten Tanze sinnige Bedeutung, dem Spaziergange höhere Weihe gegeben, an die Glocke die ernste Betrachtung menschlichen Lebens geknüpft. Zwar sagen eben deswegen die Fremden von uns, daß wir gerne in Empfindungen schwelgen und darüber die Wirklichkeit vergessen, und allerdings liegt in der unbestimmten Welt der Gefühle eine große Gefahr: aber dennoch entgehen wir damit der noch gefährlicheren Klippe, welcher andere Völker zutreiben, inmitten äußeren Pompes und glänzender Herrlichkeiten öde und inhaltlos zu verkümmern. Die Zucht des häuslichen Lebens, die geistige Verschönerung unserer Geselligkeit, der genossenschaftliche Drang unseres Gemüthes — sie sind und bleiben unter uns die Grundlagen des Oeffentlichen, die wirksamen Triebfedern deutscher Verbrüderung. Diese sittliche Macht hat Schiller durch seine unsterblichen Lieder bleibend unter uns aufgerichtet. Mit diesem Bollwerke haben wir eine schmachvolle Fremdherrschaft überdauert und abgeschüttelt, und sollte man zum zweiten Male versuchen wollen, diesem innersten Wesen der Nation Gewalt anzuthun, jene sittliche Macht würde uns zum zweiten Male zum Siege führen.

Es ist nur die höchste Entfaltung seines Wesens, es ist wie Knospe und Blüthe an dem weitverzweigten Baume seiner Dichtung, wenn Schiller in allen seinen Werken die Aufgabe des weiblichen Geschlechts zur Verherrlichung bringt. Und in der That! wie sollte das ideale Leben eines Volkes, wie sollte die Liebe zur Heimath selbst gedacht werden können, ohne die Mitwirkung der Frauen? Aber die Verehrung, welche Schiller dem Weibe zollt,

ist weder geschmeidiges Höfeln noch zierliche Buhlerei, noch hohles Schaugepränge. Er erhebt die Frauen zu Wächterinnen zarter und einfacher Sitte, zu Beschirmerinnen des häuslichen Heerdes; er hat ihren Händen jenes heilige Feuer anvertraut, das unsichtbar, aber mit nachhaltiger Milde alle Bande des Lebens verknüpfen soll. Er hat die Weiblichkeit zur Aufgabe des Weibes gemacht, und in der Anerkennung ihres Berufes die Frauen geehrt. In allen seinen großen Dichtungen sind es Frauen, welche das Schicksal versöhnen, die Leidenschaften mildern und auf die sanften Wege des Lebens zurückführen, und so wollen auch heute edle Jungfrauen den Werth dieser Feier durch ihre Theilnahme erhöhen. Ich lade sie ein, am Fuß dieser Büste dem großen Dichter die Zeichen ihrer aufrichtigen Huldigung darzubringen.

Möchten unsere Enkel am Schlusse des kommenden Jahrhunderts die unvergänglichen Verdienste des Hochgefeierten in noch klarerem Lichte schauen, als wir! Möchten sie ebenso mit ungetrübtem Gefühle auf die Vergangenheit zurückblicken, wie wir heute mit fester Zuversicht der Zukunft entgegensehen. Möchte dann vollständig in Erfüllung gegangen sein, was ein ebenbürtiger Dichter über dem Grabe des unsterblichen Sängers als dringende Mahnung aussprach:

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Festrede,

gehalten bei der Festfeier des literarischen Vereins im Rathhaussaale am 9. November, von J. C. Hoffmann.

Tiefe Bewegung aus Hochgefühl gemischt und aus Bangigkeit erfaßt mich beim Anschaun dieses alten von der Kunst geweihten, mit frischen Gewinden prangenden, im Lichterglanze strahlenden Saales und dieser großen stillen Versammlung. Es ist

neue Equipirung ſeine Eltern vielleicht am meiſten abſchrecken könnte, und darum wünſcht er, ihnen die Ausgaben vom Seinigen zu erleichtern. Er hat für den Figaro und Ethelwolf zwar noch einige ſiebenzig Thaler von Göſchen zu fordern; weil dieſer aber bis jetzt von dieſer Sache ganz geſchwiegen hat, ſo beſorgte er, daß es ihm ſchwer fallen würde, ihm das Geld zu geben. Ich könnte Huber dann großentheils aus dieſer Verlegenheit helfen und ihm und mir wäre gedient, ohne Dich zu riskiren. Antworte mir ausführlich, liebſter Freund, überlege aber, daß Huber und ich nothwendig Geld brauchen, denn ich für meinen Theil bin jetzt ganz auf dem Sande, und ich habe keine Hoffnung vor einem Vierteljahre einen Pfennig von Subſcriptionsgeldern zu ſehen, wenn ich nicht ganz und gar darum betrogen bin. Wirſt Du mit mir über meinen Vorſchlag einig, ſo thäteſt Du mir einen großen Gefallen, wenn Du mir jetzt gleich einen Theil avanciren könnteſt. Göſchen habe ich von der Sache noch kein Wort ſagen wollen.

Doch genug von dieſer Kaufmannsmaterie. Heute wollten wir den Beiden entgegenfahren, aber das Wetter iſt ſehr ſchlecht, und ich zweifle, ob ſie kommen. Ich hätte Dir noch tauſenderlei Ideen mitzutheilen, aber bald ſind wir ja beiſammen, und ich will mir die Freude mündlich machen. O, mein beſter Freund, wie ſchön liegt die Dresdener Zukunft vor meinen Augen, wie fange ich jetzt an mich meines Lebens zu freuen, weil ich es wür-

mir, als schwebten um mich die Ahnengeister und belebten sich die Bilder der Wände, die den Triumphzug des letzten mittelalterlichen Königs schmücken, um zu fragen: Was wollt ihr hier bei uns mit Feierkleid und Gepränge, mit Harmonien und Festgesang? und als hätte ich den längst geschwundenen Geschlechtern, die ehedem durch diese Halle wandelten, in Ihrem Namen, verehrte Versammelte, die Antwort zu sagen: Auch wir begrüßen einen Triumphator bei seinem Einzug und bringen einem Helden, den alle Stämme deutscher Nation sich zum König erkoren, in diesem ehrwürdigen Raum unsere Huldigung dar. Da möchte das Herz der Zunge Beredsamkeit leihen, den erwählten Liebling zu rühmen, daß die Alten vergnüglich lauschten bei der Enkel Freude und die Geister sich befriedigt wieder zur Ruhe sammelten.

Doch der Phantasietraum zerrinnt vor der Wirklichkeit, und der Stolz wandelt sich in Zagen bei Ueberlegung meiner Aufgabe und beim Anblick meiner Hörer und Richter. Werden meine Worte des Mannes würdig sein, den ich preisen will? Werden sie Ihnen Neues erzählen über den Allverehrten, von dessen Leben und Schaffen bis hinab in die unterste Hütte ein mehr als oberflächlicher Ruf gedrungen ist?

Fern sei von mir die Anmaßung dieses Gedankens. Hell strahlt sein Bildniß jedem Auge: wie sollte ich mit einer Beschreibung seiner Züge vor Kundige treten? Laut strömt sein Lob aus jedem Munde: wie sollte ich in neuer Weise den Gefeierten zu rühmen mich vermessen, den nur hie und da ein Parteigänger in eitler Selbstbespiegelung oder trübem Fanatismus zu tadeln wagt? Durch Kampf und Streit hat sich das Urtheil über Schiller geläutert, und diese festlichen Tage mögen der Nachwelt bezeugen, wie die Nation den Zwist der Gelehrten entschieden hat.

Was kann Ihnen demnach meine Rede zu sein begehren? Doch wohl nur der Ausdruck unserer gemeinsamen Stimmung an unseres Freundes Ehrentag. Möchte mirs wenigstens gelingen all

das Lob geziemend in kurze Worte zu fassen, was jedes von Ihnen auf dem Herzen hat!

Wir spielen in diesen Tagen ein Schauspiel mit, ganz einzig in der Geschichte unseres Volkes und gewiß auch selten in der Weltgeschichte. Eine Nation erhebt sich, dem Genius ein Dankfest zu geben; eine vielgespaltene Nation einigt sich zu dem Preise des Einen, und des Oceans Wogen rauschen den Hochgesang deutscher Patrioten herüber an die heimische Küste. Höher trägt der Germane wieder das Haupt und schlägt das Aug' auf vor dem Fremdlinge, das sich schamvoll senkte ob unserer Zwietracht; ein starkes Brudergefühl erwärmt die Getheilten von der Ostsee bis hinab, wo weit die Donau durch die Puste zieht; jeder Stamm, jede Stadt, jede Corporation beeifert sich zum gemeinsamen Feste den möglichen Tribut zu bringen.

Wir begingen wohl vor dreizehn Jahren mit würdig ernster Haltung ein heiliges Volksfest, dem größten deutschen Sohne geweiht, der zuerst den Zwang starrer Satzung gelöst hat; aber es war ein Todestag, kein Geburtstag; auch ließ sich das trübe Bewußtsein nicht bergen, daß die von Luther angebotene Geistesfreiheit nachher mit Blut und Bruderhaß zu bezahlen war. Und wiederum nach drei Jahren als der hundertjährige Geburtstag des großen Dichters erschien, da vernahm man aus bedeutenden Städten die Kunde, daß Vereine und Schaubühnen sein Andenken geheiliget hätten, und auch zu uns eilte die Schaar seiner Verehrer, also daß dieser Saal die Menge nicht faßte; aber gleichwol, hätten wir die Götheseier unterlassen, der Säculartag des Unsterblichen wäre in Nürnberg spurlos vorüber gegangen. Göthes Ehrentag hat sich keineswegs zum Nationalfest gestaltet, weder bei uns noch irgendwo in Deutschland; arm und kalt ging er vorüber, wenn gleich von der Augustsonne beschienen. Und doch stand uns Göthe der Zeit nach näher; die Mehrzahl gedachte noch der Jahre, in denen der Olympier in heiterer Ruhe auf dem deutschen Par-

nasse thronte. Und doch hat uns Göthe Kraft und Arbeit über ein Menschenalter länger geweiht. Wer möchte ferner noch heute mit dem veralteten Satz an's Licht treten, er habe minder als sein frühverstorbener Freund fürs Volk ein Herz gehabt?

Wie erklärt sich nun die öffentliche Begeisterung, die von Woche zu Woche zunahm, je näher Schillers Geburtsfest rückte? Wie rechtfertigt sich die allgemeine Sympathie für den Mann, der zuerst in stürmischer Jugendwallung dem Beruf entfloh, für den er sich vorbereitet, später nur wenige Jahre und mit Unterbrechung Wissenschaften lehrte, die er keineswegs völlig beherrschte, und eigentlich sein Leben lang nichts weiter als ein Literat war? ein Literat, der von Stadt zu Stadt mit der Feder nach Brot ging und selten so viel erübrigte, um fremder Unterstützung oder Darleihen entrathen zu können; der unstät zwischen Mannheim und Bauerbach, Leipzig und Dresden, Jena und Rudolstadt schweifte, fast niemals dauerndes Behagen, und erst zu Weimar, schon halb dem Grabe verfallen, endlich seine Ruhe fand? Ist es doch in diesen Tagen, als seien die Deutschen aus sich selbst herausgetreten, bei denen die Dichtkunst beliebt, der Dichter gering im Werth ist, er müßte denn auch einen bürgerlichen Erwerb und von seinen Werken nachweisen können, daß sie Spielereien seiner Freistunden seien. Maler, Bildhauer, Musiker läßt man gelten; den Poeten achtet man als eine Art Müßiggänger.

Und gleichwohl ist jeder Pfad geheiligt, den Schiller betreten, jeder Bau, den er bewohnt hat, vom Bäckerhaus in Marbach bis zum Weinberghäuschen in Loschwitz, vom Bauernhaus in Gohlis bis zur bescheidenen Wohnung auf der Esplanade zu Weimar, deren einfaches Geräthe von seinem prunklosen Dasein zeugt. Ein neu aufgefundener Brief, ein neuentdecktes Gedicht, ein neues Stück Papier mit einem Zug seiner Feder weckt Empfindungen, wie im gläubigen Sohn der alten Kirche eine heilige Reliquie;

ja beim bloßen Namen Schiller beben die zartesten Saiten unserer Seele.

Allerdings ist es schon die in den letzten Jahrzehenden mehr und mehr gewachsene Verbreitung und das vertiefte Verständniß seiner Werke, was diesen sympathetischen Zug einigermaßen erklärlich macht. Schwerlich hat ein Schriftsteller ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod einen so weiten Leserkreis beherrscht. Der Knabe lernt seine Balladen, der Jüngling schwärmt mit seinen Lauraliedern, der junge Mann studirt seine Dramen, der Geschichtsfreund liebt die Durchsichtigkeit seiner pragmatischen Darstellung, der Denker klimmt mit ihm die schmalen Steige hinan, die er zur Erkenntniß des Schönen gebahnt hat. Jeder Deutsche, an welchen die Bildung auch nur mit dem Saume des Kleides gerührt, hat von Schiller wenigstens etwas gelesen; ja der gemeine Mann denkt und redet in seinen Sprüchen, die der Wind wie Samenkörner durch die Luft weht. — Wie haben uns ferner die Gelehrten von Hofmeister bis Palleske sein Wesen durch Betrachtung, Vergleichung und Erzählung nahe gebracht; wie haben sie die innerste Werkstätte seines Schaffens durchleuchtet mit der Lampe der Forschung! — Wir haben aufgehört im hohen Stile productiv zu sein; wehmüthig gedenken wir der Frühlings- und Sommertage, wo Saaten keimten und Früchte reiften, und genießen dankbar der Ernte. Wenn wir im Großen und Ganzen unsere Weltanschauung unendlich reifer, tiefer und freier wissen als die unserer Großväter, so hat die Wissenschaft so beredt als gründlich nachgewiesen, welche Bergleute die Goldschachte zuerst aufgeschlagen; und je mehr der historische Blick sich schärft, deste höher steigert sich die Verehrung für die Männer der That, für die Göttersöhne, welche die Wahrheit und Schönheit vom Himmel holten. Meteore leuchten in der Nähe und für den Augenblick, aber Fixsterne in der Ferne und auf Jahrtausende. Auch Iffland wurde vor hundert Jahren der Welt geschenkt: wer gedachte seiner

außer ein alter Freund, dessen Festschrift niemand beachtete? Wir ehren unsern Schiller wie einst der Prinz von Augustenburg, als er ihm den Jahrgehalt anbot, als einen Lehrer der Menschheit, als einen der höheren Geister, die aus dem ewigen Urquell getrunken, und daß er das gewesen, hat die riesige Ausbreitung seiner Schriften und die laute Stimme der Kenner zum Volksbewußtsein gemacht.

Aber wir wissen auch, er war auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften der letzte von den reifen Söhnen seines an ursprünglichen weltbewegenden Naturen überreichen Jahrhunderts. Wir fühlen es, mit Schiller nehmen wir zugleich Abschied von einer ganzen Kulturperiode, in welcher die feinsten Fasern unseres Seelenlebens wurzeln, von jener Periode, in der Germanien um den Preis in der Dichtkunst rang; wir empfinden es, nach der Schillerfeier ist in Deutschland, so lange wir leben, keine ähnliche von gleicher Ausdehnung möglich. Damals, als wir dem Gedächtniß Göthes gehuldigt hatten, sprach wohl jugendfrisch der eine Geselle zum andern: Ueber zehn Jahre in diesem Raume wieder! und der ältere setzte bedächtig hinzu: So Gott will. Aber nach der jetzigen Feier kann uns kein Gott mehr zu einem Dankfest helfen wie dieses, das alle Deutsche zur Betheiligung rief. Am 10. November 1759 schlug der letzte Dichter großen Stils, nicht allein in Deutschland, sondern in Europa und auf Erden bis auf unsere Tage der letzte, zum erstenmale die Augen auf. Ich kenne die Geistreichen, die Barocken, die Gefühlstrunkenen, die Naturheiligen, die Zerrissenen, die Frivolen, die Freiheitsredner, die Frommen, die sich seitdem im Garten der Poesie gesammelt und wechselsweise mit Ungeberde ausgejätet, was ihre Vorgänger gepflanzt haben. Welche Partei hat in Deutschland — um hier vom Heimischen zu reden — für die Dauer die Nation gewonnen? Welchem der zahlreichen heutigen Poeten glühen die Herzen? etwa zwei Lyriker ausgenommen, graue Häupter, an deren Popularität

gleichen Antheil der Patriot mit dem Dichter hat. Ich unterschätze mein Jahrhundert nicht, aber seine Lorbeern grünen anderswo als im Haine der Musen. Ruhet in Segen, ihr Priester Apolloes, die ihr am Rande des letzten mitten im Kanonendonner den sanften Empfindungen eine Freistatt bautet, und zwischen Königs- und Völkermord, als der Wahnsinn triumphirte und die Unschuld blutete, das Banner der Menschheit emporhieltet, auf welchem Humanität, Wahrheit und Schönheit als Wahlspruch stand! Und du strahlendes Dioskurenpaar, zu dessen Doppelgestirn mancher Schiffer im Sturm die Hände hob, habe den Dank der Kinder, daß du die Väter hilfreich gerettet hast.

Wir können und wollen sie nicht trennen die zwei Seher, welche der Enthusiasmus für das Göttliche in der Erscheinung zum Seelenbunde zusammenführte. Doch der neidlose Freund, der ja selbst den Hingang des andern in unsterblichen Versen bedauert hat, wird es mir zu gute halten, wenn ich mich in der Jubelrede für jenen von ihm abzuwenden und mit einseitiger Vorliebe dem zugethan scheine, der ein volles Jahrzehend seinem reichen Leben vor allen Menschen Richtung und Inhalt gab. Denn immer kehrt mir im Geiste die Frage zurück: Warum hat doch Schiller in der Nation mehr Sympathien als Göthe? warum ist die Schillerfeier mehr Sache des Volks geworden?

Dem Glücklichen sieht man behaglich in der Ferne zu; aber an's Unglück drängt sich theilnehmend die Liebe. Schillers Geschick windet sich dornenvoll durch Pfade von Noth und Krankheit und unerwartet reißt ihn der Tod in den Jahren gereiftester Kraft mitten aus seinen Entwürfen. Erst hält wohlmeinender Despotismus den Aufschwung des jungen Adlers zurück, und als er die Fesseln zerrissen, krallt sich Sorge und Armuth an seine Flügel. Doch immer aufwärts, aufwärts den Flug! Wie hell da oben die Sonne! wie klein dort unten die Erde! Die Genien der Freundschaft und Liebe umflattern den kühnen Vogel des Donne-

rers, und der Göttervater nickt ihm Beifall zu; — da haucht ein giftiger Drache den stolzen Segler an, wie er arglos über den Wolken spielt; gewaltig ringt die innere Kraft mit dem Siechthum — lange bis der Starke erschöpft und entseelt zu Boden sinkt. Der arme Schiller! durchschauert uns das Mitleid, wenn wir seine vierzehnjährige Leidensgeschichte lesen; der große Schiller! triumphirt die Bewunderung; denn sie gewahrt die Seelenstärke, welche der Denker und Dichter den Körperqualen entgegensetzt; nicht die duldende des Märtyrers, sondern die thätige des Kriegers, der mit der Todeswunde gerade am tapfersten ficht. Aus Mitleid und Bewunderung aber mischt sich am reinsten die Farbe der Liebe. Dem Helden in der Tragödie fliegen die Herzen zu, weil er das seltene Beispiel giebt von der Uebermacht des Geistes über die Sinnenwelt und in uns die Ahnung eigner Göttlichkeit stärkt. Schiller schrieb Tragödien mit dem Herzblut; denn er lebte ein Trauerspiel; und weil er sein Heldenthum bewährte bis ans Ende, darum bewundert ihn sein Volk unter Thränen, darum liebt es ihn.

Doch das Unglück eines großen Menschen fesselt uns dann noch stärker an ihn, wenn seine Seele der unsrigen anverwandt ist. Der Gallier spielt mit des Lebens Mächten: er tändelt mit der Liebe, macht das Eheband zur Rosenkette, tauscht launenhaft Freiheit und Despotismus, preist das Wort vor dem Inhalt, erregbar vom Schein, ein Sohn des Augenblicks, dem das Ewige wenig Sorge macht. Der Brite schaltet mit der Erde Gütern, wie ein solider Gutsbesitzer auf seiner Domäne: nimmt den gesunden Verstand zum Hausverwalter, nützt den Brauch, lobt Theorien erst, wenn sie erprobt sind, mehr einsiedlerisch denn gesellig, treu und anhänglich ohne Schwärmen, ein starrer Praktiker, dem der gute Boden, weil er rationellen Anbau verschmäht, neben schöner Frucht viel Unkraut trägt. Deutschland ist das Herz unseres Erdtheils; sein warmer Quell treibt die nährenden

Adern wahren Menschenthums durch die Glieder. Unbekümmert um das eigne Gedeihen, unbeachtet von außen, führt er dem Gesammtorganismus die Säfte zu, woraus sich dessen sinkende Lebenskraft immer wieder herstellt, Tiefe des Gemüths und des Geistes. Das Ausland pflegt uns zu Lob und Spott eine Nation von Denkern zu nennen und unsere überwallende Nächstenliebe auf Gutmüthigkeit und Mangel an Weltblick zurückzuführen. Wir aber rechnen die Neigung, das Alltägliche mit dem Höchsten zu verbinden und für Menschenglück mehr als für Mädchen und Geld zu schwärmen, unserem Volke zum Adel an. Und deshalb gerade ist uns Schiller werth vor allen unsern Dichtern, weil er vor ihnen allen zugleich Denker ist und Menschenfreund im deutschen Sinne, der in der Bildung seines Geschlechts fürs Wahre, Gute und Schöne die Aufgabe seines Lebens sieht und an deren Lösung alle Kraft setzt, da sie das Herz ihm rührt. Mag der Musiker seine Lieder schwer componirbar finden und der Aesthetiker über seine Reflexionspoesien die Achsel zucken: dennoch reißt das Lied an die Freude zu jener innerlichen Freudigkeit empor, die uns die liebste ist, zu einer Erhebung, die verwandt ist mit Andacht. Pflegen wir doch vom Entzückten zu sagen, er schwebe in höhern Sphären; wie sollten wir nicht vor allem gern einem Dichter folgen, der uns in höhere Sphären zu ziehen weiß? Schiller ist ein Poet, dem es mit seinen Ideen heiliger Ernst war, kein Tändler mit Bildern, kein Händler mit Reimen, kein Spieler mit Worten, kein Diener der Mode, ein Priester der Schönheit, in deren Heiligthume die Wahrheit wohnt, ein Prediger, dem das Wort von innen kam; darum predigte er auch — verzeihen Sie mir den Spruch; ich will ihn wahrlich nicht profaniren — gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. — Niemand seit Luther hat der deutschen Harfe so mächtige Töne entlockt: seine Stimme ist metallen, kräftig und lebensfrisch; seine Sprache ist reich an kühnen Bildern, blühend, voll neuer Wendungen, gesund wie die

schaft. Was sichert diesen Tragödien den Beifall der Enkel und Urenkel, bei allen Fehlern, die schon der Dichter und nachher die reifere Kritik entdeckte? Allerdings die Tiefe des Planes, die Fülle der Handlung, die Urkraft der Charaktere, der Reichthum der Gedanken, die Gewalt oder Schönheit der Sprache, kurz alle die Eigenschaften, welche einem auch in Einzelnem fehlerhaften Kunstwerk einen bedeutenden Gesammtwerth leihen mögen. Aber es strömt aus ihnen noch immer eine ganz eigenthümliche magnetische Kraft, die dem Zuschauer durch alle Nerven schleicht, bis sie ihn aufgeregt und enthusiastisch trunken gemacht hat. Wie Saul mit der Prophetenschaar fängt er dann an zu weissagen, von der Verzweiflung des Heuchlers, von dem Sturze der Scheidewand zwischen Ariel und Bürger, von Völkerglück auf den Trümmern der Tyrannei, von der höhern Gerechtigkeit im verworrenen Laufe der Weltgeschichte, von des Glaubens Kraft im Dulden und Handeln, von der Wiedereinsetzung der Natur in ihre entheiligten Rechte. Mit einem Worte, es sind die großen bewegenden Ideen, für die wir selbst oder unsere Väter gestritten, welche Schillers Dramen durchdringen, wie der Saft den Baum, wie den Leib der Nervengeist. Das achtzehnte Jahrhundert hat sie geboren, das neunzehnte hat sie großgezogen. Ein Kampf zwischen Freiheitsdrang und Despotismus geht nun bald ein volles Säculum durch alle Länder der civilisirten Welt. Der Genius unseres Geschlechtes ringt darnach, sich zu verjüngen, daß Mensch dem Menschen, Volk dem Volke wieder gleichberechtigt gegenübertritt und eins dem andern zu Lösung höherer Aufgaben freiwillig die Hand reicht. Geben Sie uns Gedankenfreiheit! ruft Marquis Posa dem Philipp zu. Die Kritik kämft sich wunderklug mit ihrem Beweise von der Unstatthaftigkeit solcher Situation; aber des Mathesers Forderung braust mit tausendfachem Wiederhall durch die nordischen Alpen. Bald spielen leise, bald branden stürmisch die Wellen gegen die alten Dämme an, mit denen dumpfe Zeiten den majestätischen

dig genießen will. Ich ſage mit Julius von Tarent: In meinen Gebeinen iſt Mark für Jahrhunderte. Lebe wohl, Theuerſter. Ewig

Dein

S.

Dresden, 8. Juli 1785.

Sonderbares Schickſal! Von Jugend auf ſehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabenſten heiligſten Sinne dieſes Wortes, aber immer wurden die Bedürfniſſe meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich ſie mir wünſchte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer ſolchen Glückſeligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich ſtrebte nach dieſen, und bei dieſem Beſtreben nahm meine Sehnſucht mir ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkte nähere, wo ich ſie ganz mein nennen kann, da meine Glückſeligkeit ſchon einen Gipfel erreicht hat, der mich faſt ſchwindelnd macht — nun ſoll auch jener frühere Wunſch in vollem Maße befriedigt werden. — Iſt dies nicht zu viel für einen Menſchen, wie ich? — Ich kann mich bei den unausſprechlich ſeligen Ausſichten, die meiner warten, einer gewiſſen Aengſtlichkeit nicht erwehren.

O Götter laßt ihn ewig ewig dauern,
Den ſüßen Wahn u. ſ. w.

ruft Admet in dem Augenblicke, da ihn ſein Glück über-

deutschen Strom zu kleinen Mühlbächen auseinander gezogen haben. Seid einig, einig, einig! haucht der sterbende Attinghausen und bindet die hadernden Stämme durch sein heiliges Vermächtniß. Schiller ist nirgends für uns abgethan, nirgends der Geschichte verfallen; er denkt unsere Gedanken, redet unsere Sprache, kämpft für unsere Zwecke. Kein Wunder; denn er ist der ersten einer, die unserm Leben ein würdiges Ziel gegeben; der kundige Chiron, der dem jungen Achill den Bogen zu spannen und den Pfeil zu richten gelehrt hat. Den Zeitgenossen nur halbverständlich, weil sie noch Kinder waren, ist er an Ansehen im deutschen Volke mit jedem Jahrzehend gewachsen, je tiefer seine volksthümlichen Ideen unter uns Wurzel schlugen, bis nun endlich an diesem Feste die reine Flamme liebender Dankbarkeit gegen unsern unsterblichen Lehrer hoch auflodert zu den ewigen Sternen.

Ja zum Himmel empor: denn er war nicht des Himmels Feind, wie wol mitten hinein in den Preisgesang noch hie und da eine Unke heult. Muß dem Christenthum Haß geschworen haben, wer nicht mit den Stolbergen vor jedem Crucifix kniete? Hätte der Kirche geflucht, wer sie in den rührendsten Bildern verherrlichte? oder von Gott sich abgewandt, der die drei Worte des Glaubens schrieb? Doch wozu einen verschlafenen Stundenrufer über die Zeit belehren, wenn er im Gäßchen Mitternacht singt, nachdem uns schon das Frühroth in die Fenster scheint? Wer ihm Glauben schenkt, mag ruhig weiterschlummern, uns andern aber es zu Gute halten, wenn wir abgeneigt sind mit der Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts zu brechen. Der Schüler Kants war kein Lavater und, wer die Götter Griechenlands sang, kein Redacteur der Kreuzzeitung. Aber stempelt denn der Glaube an Gott, Tugend und Menschenwürde zum Abtrünnigen? Wirkte den Zwecken Christi entgegen, wer die geistig sittliche Erhebung seiner Brüder sich zur Lebensaufgabe stellte? Wozu vor Ueberzeugungsgenossen noch weitere Beweise? Vielleicht hätte ich mir

überhaupt diesen Mißton ersparen können. Denn auch Sie lieben ja wohl mit mir Schiller eben deshalb am innigsten, weil er zwar die Gespensterfurcht verschollener Zeiten bis auf den letzten Rest aus seiner Seele gebannt hatte, aber dennoch warm für das Göttliche fühlte, kein Spötter, kein Zweifler, kein Gleichgültiger, sondern mit dem tiefsten Denker des Jahrhunderts ein ernster Prediger jener Hauptsätze, die von Alters her wie sanftes Mondlicht auf die dunkeln Pfade der Sterblichen leuchten. Gerade in der tiefen Hochachtung vor dem Heiligen und Sittlichen, die ihn beseelte, erkennen wir das innerste Merkmal seines deutschen Charakters. Des Germanen Blick strebt vertrauensvoll nach oben und kehrt dann sinnend in die eigene Brust zurück. Diese Innerlichkeit ist uns ins Herz gesenkt seit jenen Tagen, wo noch Wodans Stimme durch die Eichen rauschte. Der frivole Witzling widert uns an; dem Dichter, der mit Gott und Tugend den Bund geschlossen, öffnet sich des Deutschen Gemüth zum unauflöslichen Seelenverein.

Der sittliche Geist unseres Volkes aber ist verschwistert mit der segensreichen Himmelstochter, der heiligen Ordnung; sein Freiheitstrieb fern von phantastischem Uebermaß. Der lästert Schillers Namen, wer ihn in Verbindung bringt mit jener undeutschen Zerstörungswuth, die jenseits des Rheines wahnbethört durch Städte und Gaue schritt. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten, singt der deutsche Freiheitsdichter, welcher allerdings Männerstolz vor Königsthronen gelehrt, aber auch nie die Majestät der Menge angebetet hat. Ein Gegner der Parteien und ihrer Leidenschaft, liebt er diejenige Form der inneren Freiheit, die sich auf Recht, Sitte und Bildung stützt, und setzt den letzten Rest seiner Lebenskraft an die Anbahnung der äußern. Als er seinen Tell schrieb, schwang Napoleon das eiserne Scepter. Ans Vaterland, ans theure schließ dich an! rief er damals unter Fürsten und Völker. Ungeduldig trägt seit Armin der Deutsche ein fremdes Joch, lässiger die Ohnmacht heimischer Herren;

Treue geht ihm noch über die Freiheit. Aber mehr noch als Patrioten hinwiederum sind wir Weltbürger. Ist erst der Fremden Unbill abgewehrt, gleich fliegt auch die Liebe zu den Millionen über den Erdball. Schiller war Kosmopelit und kein Deutscher, rufen die Gegner. Eben recht ein Deutscher, weil er Kosmopelit war.

Ja es weht uns allenthalben theure Heimathluft an aus seinen Liedern und Sprüchen und namentlich auch aus seinen Dramen, ob wir in Philipps Saal oder in Marias Kerker oder in der Hütte des Schweizers weilen. Hinweg über kleinliche Rücksicht, die dem Historiker ziemt und den Poeten beengt, malt er ein veredeltes Bild fremder Zustände, aus welchem die Blutsverwandtschaft mit den eigenen uns entgegenspringt und unsere Freuden, Leiden, Hoffnungen, Neigungen und Wünsche in verklärender Beleuchtung sich wiederspiegeln. Gebricht ihnen bei solcher Behandlung der Charakter des Naiven, so erntet dagegen den entschiedensten Beifall, was er selbst das Sentimentale nennt. Die Nation im Großen findet das erstere kalt, weil sie selbst über die naive Kulturstufe hinausgeschritten und für deren künstlerische Auffassung schwerlich je reif ist. Man preist — und das eine Beispiel genüge — Schillern als den Dichter der Frauen, und mit Recht, nicht allein, weil er in ihrem Sinne gesungen, sondern auch namentlich weil er ihr Geschlecht auf Geldwolken emporgehoben hat. Und dennoch hat er kein Gretchen geschaffen und kein Clärchen. Aber er hat der Anmuth, Würde und Liebe der Frauen unvergängliche Sprüche gewidmet und den hereischen Aufschwung für das Edle und Rechte, dessen das schwache Geschlecht fähig ist, in Scenen verherrlicht, die uns bezaubern, weil wir durchdrungen sind von der Ueberzeugung, daß wirklich die Frauen himmlische Rosen in's irdische Leben flechten. Raube dem deutschen Manne den Glauben an die göttliche Natur des Weibes, und du hast ihm seine Seele zerrissen.

Verehrte Verſammlung! das deutſche Volk empfindet und weiß, warum es ſeinem Schiller ein Feſt feiert, wie keinem ſeiner Dichter. Denn an die Thatſache, daß er allezeit groß und vollthümlich gedacht, gefühlt, gedichtet und geſchrieben, reiht ſich noch die andere für uns nicht minder wichtige an, daß er eben ſo gelebt und gehandelt hat. Mit Abſcheu verwerfen wir die Maxime genialer Leichtfertigkeit, die den Mann trennt von ſeinem Werke, und treten unſern Schriftſtellern mit dem Anſpruch entgegen, daß ihr Leben die Aufrichtigkeit ihrer Grundſätze verbürge. Schillers Perſon ſcheut nimmer das Tageslicht:

Denn hinter ihm in wechſelndem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ich rede hier nicht von groben Fehlern, für welche die Genialität oft nur allzuwillig den Freibrief erhält; aber auch ſo gar nichts Trübes iſt in dieſer ſpiegelreinen Seele, nachdem ſie aus der Gährung der Jugend ſich einmal geklärt hat. Wie kindlich und brüderlich bleibt ſein Verhältniß zu Eltern und Geſchwiſtern! Die Mutter bezeugte noch im Sterben, daß er der beſte Sohn geweſen, und die faſt neunzigjährige Schweſter bewahrte mit rührender Pietät ſein Andenken. Wie reich erſcheint ſein Herz in den Briefen, die er mit der Braut gewechſelt, und als er Gatte und Vater war, ſiehe da erweiſt es ſich noch reicher, weil er den Seinen all ſeine Schätze von Lieb' und Vertrauen erſchließt. Da hängt er an Weib und Kind mit der vollen Zärtlichkeit eines deutſchen Hausvaters, der in der Familie ſo gern die Welt vergißt, und ehrt die Gattin mit der beſten Ehre, indem er ſie zur Theilnehmerin macht von ſeinen beſten Gedanken. Denn ſie war ihm Geneſſin ſeines innern Lebens, nicht bloß Verſenkerin und Mehrerin des Hauſes. Sein inneres Leben aber pulſirte kräftig und raſtlos im Lernen und Forſchen, im Sinnen und Schaffen. Iſt eine Aufgabe gelöſt, ſo wacht auch ſchon ungeduldig das Verlangen nach einer neuen, wo möglich höheren. So ſtrebt er,

ungeblendet von Erfolgen, frei von Eitelkeit, immer ſicherer mit dem Wachsthum der Klarheit, unabhängig im Urtheil, gegen Schmeichelei unbeſtechlich, gerechtem Tadel zugänglich, den Blick nur auf die gute Sache gerichtet, von fremdartigen Rückſichten unverwirrt, dem Ideale des Schönen zu. Dankbar für jede kleine Förderung ſeines anſpruchloſen Daſeins, mied er doch den glatten Parkettboden der Großen; ſeine Kunſt entfaltete die Blume nicht am Strahl der Fürſtengunſt — auch darin ein deutſcher Sänger, daß er ſich ſelbſt den Werth erſchuf. Göthe ſtand ſchon auf dem Gipfel des Ruhmes; ohne Demüthigung durfte der jüngere Mann ihm huldigen; aber der große Dichter war auch des Fürſten allmächtiger Rathgeber; rückhaltend bleibt Schiller in der Ferne, bis der Hochgeſinnte ihm ſelber die Hand reicht. Von nun an aber wie flammt im reinen Seelenbunde ſein mittheilſames Herz auf in neidloſer Hingabe an den Gleichgeſtimmten, von dem er ſich gekannt, geliebt und in ſeinen großen Entwürfen gefördert weiß, und den er hinwiederum mit der vollen Energie ſeines Weſens auf's neue zum Dichter macht! Ein ſeltener, einziger, vielleicht nur zwiſchen deutſchen Dichtern möglicher Verein, auf welchen der Schutzgeiſt unſeres Volkes ſegnend herniederblickte. Oreſt und Pylades führen zuſammen die Schweſter heim, die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts.

So überliefern wir denn heut' und in den nächſten Tagen das fromme Gedächtniß unſeres, ja unſeres Schillers der Nachwelt, mehr zum eigenen als zu des Dichters Ruhm. Er bedarf unſeres Zeugniſſes nicht; denn ob auch das heutige Geſchlecht ihn verkennen würde, ein kommendes müßte ſo gewiß ſeine vergilbten Blätter an's Licht ziehen, als Shakſpeare wieder auferſtanden iſt. Uns, uns ſelbſt macht unſere Dankbarkeit Ehre, und wenn die Entſchlafenen noch Antheil nähmen am menſchlichen Treiben, ſo würde vielleicht Schiller mit männlicher Rührung zum Freunde ſagen: Jetzt blühen unſere Saaten. Aber ſicherlich gedenkt nach

hundert Jahren, wenn sie gereift sind, irgend ein Enkelsohn in unserer Stadt, ja vielleicht an dieser Stätte der Schillerfeier der Ahnen.

Schiller, ein Mann und Vorbild.

von Joseph Rank, gesprochen bei der Festfeier des literarischen Vereins im Rathhaussaale am 9. November.

Drei Jahre sind es her, als eines Tages in das Schillerhaus zu Weimar ein junger Fremder trat und mit bewegter Stimme fragte:

„Wohnt Schiller hier und ist er zu sprechen?"

Der Hausaufseher sah den Fremden an und erwiederte: „Schiller *wohnte* hier — allein — der Dichter lebt nicht mehr."

Betroffen prüfte der Fremde die Mienen des Hausaufsehers und als er in denselben die Richtigkeit der Antwort las, wechselte er die Farbe, senkte den Blick zu Boden, sagte stille für sich: „Er lebt nicht mehr!" und drehte sich um, das Haus zu verlassen; an der Schwelle noch einmal inne haltend gestand er jetzt: er komme aus weiter Ferne her, habe erst in jüngster Zeit die Werke Schillers kennen gelernt, habe sie mit Erstaunen und Bewunderung gelesen und sei, ohne vom Dichter mehr zu wissen als daß er zuletzt in Weimar gelebt, herbeigeeilt, dem außerordentlichen Manne seine Verehrung zu beweisen.

„Ich dachte" schloß er sein Bekenntniß: „Schiller *könne* nicht todt sein, Schiller *müsse* noch leben!"

Für wen — und wäre er noch so vertraut mit dem Leben und Tode des Dichters, hätte dieser Ausruf nicht etwas Wahres, etwas tief Empfundenes?

Der sollte nicht mehr unter uns sein, dessen Worte unserm Herzen lebendiger tönen als die Worte unsers nächsten Freundes und Lehrers?

Der ſollte ein Opfer des Todes ſein können, der ſelbſt ſo viel herrliches Leben erzeugte in ſeinen Werken?

Kann denn ein Herz nicht mehr ſchlagen, das der unerſchöpfliche Quell ewiger Wahrheit geweſen? Kann eine Lippe verſtummen, die der Weisheit geweihet, ein Auge brechen, in deſſen Glanze ſich die Unſterblichkeit ſpiegelt?

Wenn Schiller ſtarb — warum ſind wir hier, um ihn als wahrhaft Lebenden zu feiern? Wenn Schiller nicht mehr iſt, wozu wird er in feſtlichen Räumen heute und morgen im ganzen Vaterlande, ja weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus als Unvergänglicher gefeiert? Wenn Schiller todt iſt mit den Todten, warum preiſen wir ihn hier als einen Verbannten, reden ihn an wie Einen, der wahrhaft unter uns wandelt?

Nein, Schiller iſt nicht todt — er lebt und wird leben: ſo lange die Wahrheit unvergänglich iſt, die er vertrat, ſo lange die Schönheit bleibend iſt, die er gebildet, ſo lange die Treue unſterblich iſt, die er verfechten, ſo lange die Freiheit ein ewiges Gut iſt, die er gepredigt; Schiller lebt und wird leben, ſo lange noch ein edleres Menſchenherz ſchlägt und Hoffnung und Liebe und Freundſchaft und Sehnſucht nach Idealem als wahrhaft ewige Gaben des Lebens gelten! . . .

Man hat geſtritten, in welcher Eigenſchaft Schiller wahrhaft groß geweſen: als Philoſoph oder als Dichter? Ich ſage, er war groß in beiden Eigenſchaften, weil er groß war als Menſch und weil Philoſophie und Dichtung bei ihm nur brüderliche Triebe ſind aus Einem Mutterſtamme: ſeinem großen Herzen! Hätte das Schickſal unſern Dichter in bedeutenere Verhältniſſe geſtellt, hätte es ihn in großen Conflikten verſucht — gewiß, auch ſein Leben wäre groß und berühmt wie ſeine Schöpfungen, wie ſeine Philoſophie; allein das Schickſal hat es vorgezogen unſerm Dichter enge und drückende Grenzen des Daſeins zu ziehen und ſo wird es einer liebevollachtſamen Wanderung durch ſein Leben

bedürfen, um in dem großen Dichter auch den großen Mann und Menſchen zu entdecken. . .

Morgen ſind es hundert Jahre, da wird in einem Städtchen Schwabens ein Knäblein geboren in Verhältniſſen, die man ärmlich nennen könnte, in einem Hauſe, das vor Wohnungen der Armuth wenig voraus hat, unter Umſtänden, die keineswegs zeigten, daß der kleine Erdenbürger vom nächſten Nachbar oder der Stadt oder gar vom ganzen Lande als Wunder erwartet werde; ein leichter ruhiger Nebel hüllt die Stadt und Gegend ein, auf dem Platze vor dem Hauſe gehen die Leute weder zahlreicher noch raſcher ab und zu und die Waſſer eines Brunnens rauſchen nach wie vor eintönig in die Weitung ihres Beckens nieder. . . Nur in dem Hauſe ſelber, zwiſchen vier engen Wänden, wird des Kindleins freudiger gedacht, wird es doch von einem ſeligen Mutterherzen empfangen, von einem frohen Vater als erſtgebornes Söhnlein, als künftiger Träger ſeines Namens begrüßt! . . Und der Vater nimmt den lieben Neugebornen in die Arme und ſieht ihn an mit wunderbaren Augen und hebt ihn empor zum Vater aller Menſchen und ſpricht mit tiefbewegter Stimme:

„Du Weſen aller Weſen, zu Dir bete ich, daß Du meinem Sohn an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte!“

Und das Weſen aller Weſen hört dieſe Worte und vernimmt, daß hier ein Vater ausnahmsweiſe nicht um Geld und Gut für ſeine Kinder bete und ſchauert in Gnaden und läßt einen Genius niederſteigen, der des Knaben Stirne küſſe und ihm in die Wiege ein Geſchenk mitgebe . . . und das Geſchenk iſt nichts als die ſchlichte Gabe des Wortes und das Wort wird dem Knaben in ein tiefes, herrliches Herz gelegt und wird geſegnet von dem Weſen aller Weſen und getauft mit dem Feuer der Liebe; und mit dieſer Liebe im Herzen wächſt das Knäblein auf und wird zum Jüngling und wird zum Manne — und kaum ſind vier Jahrzehende vor-

über, ſo hat die kleine Gabe des Wortes ihre Wunderkraft bewährt und ihre Wirkung gethan:

Hat Trauernde getröſtet und Liebende verklärt, hat die Herzen von Müttern erleuchtet und Künſtlern erhabene Wege gezeigt, hat Verzagende aufgerichtet und Irrende zurecht gewieſen, hat den Böſewicht beſtraft und die Tyrannen gerichtet, hat die Schwachen geſchützt und dem Rechte zu ſeinem Recht verholfen ...

Das war Schiller; ſo geräuſchlos trat er in das Leben, ſo unſcheinbar wurde er ausgeſtattet und ſo tiefgreifend hatte er ſchon nach kurzem Daſein dem Leben ſeine Spuren aufgedrückt.

Aber ſo bewundernd wir auf dieſe Erfolge des Dichters blicken, ſo betrübt muß unſer Auge auf der Dornenbahn ruhen, die der erhabene Wanderer zurückzulegen hatte. Bald auf ſchmerzlicher Flucht und bald verborgen, bald von Hoffnungen geſchwellt und bald aus allen ſeinen Himmeln geworfen, faſt bis zu ſeinem Lebensende von Ort zu Ort getrieben und nirgends ſo glücklich, um recht Fuß zu faſſen — der Noth, der Krankheit ausgeſetzt und überdies von Neidern und Verleumdern ſtille und offen befehdet — ſo ſehen wir den Liebling unſerer Nation, den heute Tauſende und Tauſende feiern, durch das Leben wandern, kämpfen und ringen, um endlich viel zu frühe den Mühen und Leiden des Lebens zu erliegen... Allein die Art, wie unſer Dichter gelitten und gerungen, die Feſtigkeit, mit der er Stand gehalten in allen Lagen des Lebens, um ſeine Sendung zu vollführen, darin findet ſich die Handhabe, ihn als Mann zu würdigen und als Vorbild hinzuſtellen ...

Wir ſehen: das Schickſal ſtellt unſern Dichter von Jugend an in eine beſcheidene dunkle Tiefe des Lebens — und er — er läßt ſeine Seele feſten Schrittes den ſonnigen Höhen des Trefflichen entgegen wandern.

Wir ſehen: das Unglück verſchlägt ihn bald und drohend in die ſtürmende See des Lebens — er aber lächelt und hält die Fahne des Schönen und Guten ſiegreich über den Wogen empor.

Schiller wird vom Schickſal leiblich arm in's Leben geſtellt — und er — bereichert die Welt dagegen mit geiſtigen Schätzen.

Schiller ſchmachtet frühe in den Feſſeln tyranniſcher Erziehungsſtrenge — und er — er wird zum Lehrer der Liebe und predigt im Kerker ſchon: der Menſch iſt frei und wär' er in Ketten geboren.

Schiller wird flüchtig und muß die theuere Heimath verlaſſen — und er führt millionen trauernde Herzen in die Heimath ſchöner Ideale ein.

Schiller muß Zuflucht ſuchen und lange verborgen leben, damit ihn die Hand der Tyrannei nicht erreiche — und er — er iſt raſtlos thätig, die Menſchheit aus der babyloniſchen Gefangenſchaft der Gewalt und Unwiſſenheit zu führen.

Einmal flüchtet Schiller von Mannheim nach Frankfurt und auf der Brücke über den Main iſt's, wo er verlaſſen ſtehen bleibt und traurig in die Fluthen des Stromes blickt — vielleicht mit dem Gedanken: Da unten wäre mir wohler als eben, gejagt und verlaſſen von aller Welt — er aber geht von dannen und kämpft ſein Leben lang mit allen Waffen des Geiſtes für die Lehre: es iſt der höchſte Triumph des freien Menſchen, größer zu ſein als ſein irdiſches Schickſal!

Schiller hat unglücklich geliebt, er wurde in Mannheim von der Hand gewieſen, wich in Bauersbach einem glücklicheren Bewerber, wurde in Dresden förmlich getäuſcht und verrathen — womit rächte er ſich am ganzen Geſchlechte? . . Die Frauen ſeiner Werke erglänzen im höchſten Schimmer der Verherrlichung und ſelbſt, wo er gezwungen iſt, den ſtrahlenden Farben Schatten beizufügen, geſchieht es mit aller Schonung weiblicher Würde!

Während Schiller oft nicht wußte, wo ſein müdes Haupt hinlegen, bettete er das Herz von Millionen auf die milden Lehren ſeines Geiſtes; während die Sorge des Lebens links an ſeiner Seite ſtand, beſprach er ſich heitern Auges mit der Weisheit zu ſeiner Rechten; oft nur ein Hungerblümchen war es, das das Glück vor ſeine Wohnung pflanzte und er pflegte indeß einen

wältigt. — Du mußt jetzt Nachsicht mit mir haben
Freund. Meine Seele kann Dir jetzt nicht mit dem Grad
von Begeisterung entgegenströmen, wie es vor acht bi
zehn Jahren geschehen sein würde. Ich bin zu voll jet
von dem Gedanken an meine Minna, zu zerstreut durc
mancherlei Angelegenheiten, zu beschäftigt mit der Sorg
den Bau unseres gemeinschaftlichen Glückes zu gründen
Ich sinne bloß darauf, alles zu entfernen, was uns in
Genusse unserer Freuden stören könnte. Wenn dann di
Stätte wird bereitet sein, die uns aufnehmen soll, wenn
ich alles werde erschöpft haben, um die Dauer unsere
Zustandes, so viel als menschliche Vorsicht vermag, zu
sichern — dann biete ich jedem von Euch Trotz, mich an
Wärme zu übertreffen. Keine convulsivischen Anfälle
keine Abwechselung von Trunkenheit und Erschlaffung
sondern steter Genuß ineinanderstrahlender Seelen, nur
nach der jedesmaligen Stimmung verschieden: bald Mit
theilung gegenwärtiger Freuden, bald eröffnete Aussichten
für die Zukunft, bald Anfeuerung zur Thätigkeit. Glaub
mir, daß ich den Ausdruck Deines Gefühls in seinem
ganzen Umfange verstehe. Ich würde mich mit Dir messen
wenn ich jetzt nicht in einer anderen Art von Stimmung
wäre. Du weidest Dich ungestört an dunkeln Ahnungen
der Zukunft. Mein Loos ist jetzt, diese Zukunft mir mit
der größten Deutlichkeit zu denken, das Detail des Cou-
lissenspiels zu besorgen, wodurch die Wirkung des Gan-
zen befördert, wenigstens jede Störung gehindert werden
soll; alles aufzubieten, um den schönsten Traum in seinem

Garten des Schönen und Guten, deſſen himmliſche Blumen die Freude der Nachwelt bleiben; grau und finſter blickte ihn die Zukunft an bei jedem Schritte, den er vorwärts that – und mitde lächelnd ſchaut ſein blaues Auge darüber hinweg auf die höchſten Ziele des Menſchen; während ihm die Mitwelt von allen Seiten faſt nur ſtarre Härten entgegenſetzte, ſtellte er in den Briefen über äſthetiſche Erziehung ſeinen Grundſatz der Liebe hin: „Strenge gegen dich ſelbſt mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus!“

Eine Feuerprobe des Herzens iſt die Art, wie ein Menſch ſich als Kind zu ſeinen Eltern, als Bruder zu ſeinen Geſchwiſtern, als Vater zu ſeiner Familie verhält; man gehe dem Leben Schillers nach, höre die Berichte aller Augenzeugen, leſe die Briefe, die er ſelbſt an die Seinigen geſchrieben und frage noch: wo ein beſſeres Kind, ein zärtlicherer Bruder und ein liebevollerer Vater und Gatte zu finden iſt?

Eine Probe des Charakters iſt die Stellung des Menſchen zum Menſchen als Nächſter, zum Freunde als Freund und zum Lehrer als Schüler; — auch nicht eine Stimme ſeiner Erzieher und Nachbarn iſt gegen unſern Dichter laut geworden, ſein Zug zur Freundſchaft war tief und glühend und wie er ihn im Leben gegen Streicher, Körner und Göthe bewieſen, ſo läßt er ihn erglänzen nachahmungswerth in ſeinen Geſängen und Dramen!

Eine Zierde des Herzens iſt die Beſcheidenheit und ein Schmuck des Charakters iſt die Dankbarkeit; — ſo feurig und raſtlos Schiller auch dem höchſten Erreichbaren nachſtrebte, ſo blieb ihm dennoch Selbſtüberhebung immer ferne und noch in den Tagen, wo er ſchon ſicheren Fußes auf dem klaſſiſchen Boden wandelte, ertönen ſeine Klagen: daß er doch ſo wenig zu leiſten vermöge! Und ob er dankbar war? Wir erinnern an ſein Verhältniß zum Herzog von Auguſtenburg, der dem kranken Dichter drei Jahre lang einen Gehalt gewährt, um ihn über die nächſten

Sorgen hinwegzuführen: Schmerz und Krankheit vergessend rafft der dankbare Dichter seine besten Kräfte zusammen, um ein Geschenk zu machen mit den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen — einem Werke, das werthvoll für Jedermann, einem jungen Fürsten besonders unschätzbar sein muß! Wir erinnern an Schillers Verhältniß zum Weimarer Hofe: klägliche 200 Thaler Jahrgehalt sind es, die man ihm als Professor in Jena gewährt; da werden ihm von Berlin aus 6000 Thaler jährlich für seine Uebersiedlung geboten — und er schlägt den Antrag aus — weil neben andern Gründen sein Fortzug dem guten Herzog von Weimar wehe thun könnte!

Diese Züge — sprechend genug für den trefflichen Menschen im Dichter, erschöpfen die großen Eigenschaften seines Geistes und Herzens noch nicht; Schiller gehörte nicht zu jenen Männern, die in dem engen Kreise der Eltern- und Kindesliebe, der Freundschaft und Dankbarkeit, der Pflicht und Sorge für das tägliche Leben vollständig aufgehen; er war so ungewöhnlichen Sinnes, daß er Blick und Herz noch über die Schranken des Hauses und sympathischer Beziehungen hinaus für das Loos des Nebenmenschen, des Vaterlandes, ja der gesammten Menschheit offen hielt! Denn lehrend und erhebend ist er ohne Unterlaß für die höchsten Ziele thätig, er trauert mit den Betrübten, er freut sich mit den Frohen, er reicht die Hand denjenigen, die ungewiß ihres Weges sind, er gießt Feuer der Belebung in Herzen, die ersterben wollen, er richtet nach dem Ideale den Blick derjenigen, die der Last des Tages und des Gemeinen erliegen wollen; — so ruft er den Künstlern zu:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!

Dort mahnt er die Egoisten und Kaltsinnigen:

Die Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich!

Da muntert er den arbeitsamen Bürger auf:

Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!

Er tritt durch verſchloſſene Thüren zu dem Einſamen und mahnt ihn zur Freundſchaft — und wieder ſteht er warnend vor den Gedankenloſen und hält ſie von dem Drängen nach äußeren Genüſſen ab:

An dem Scheine mag der Blick ſich weiden;
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht!

Und all' dieſe Sorge und Belehrung für Andere übernimmt der Dichter, während er ſelbſt den Sorgen und Schmerzen faſt erliegt! . . Wahrlich, ſolche Tugenden ſind geeignet, uns nachdenklich zu machen über uns ſelbſt und uns zu beſtimmen, unſer Haupt vor ihm, dem Höheren, zu beugen. . .

Aber noch eine Tugend, eine der erhabenſten, ſteht aus, die wir betrachten müſſen: Schiller war ein Mann ſeines Volks, ein freier Mann inmitten deſpotiſcher Zeiten, ein freier Bürger eines ſklaviſchen Jahrhunderts!

Um dieſe Tugend recht zu würdigen, muß man ſich erinnern, welcher Art die Zuſtände waren, unter denen der größte Theil unſeres Vaterlandes damals litt und ſeufzte.

Da ſehen wir mit Entſetzen und Betrübniß große und kleine Höfe aus Paris ihr Lebensmuſter holen, in Verſchwendung und Sittenloſigkeit wetteifern und unter ſich jede Selbſtändigkeit zu Boden treten; da ſehen wir mit wenigen Ausnahmen einen Adel, der in den Reſidenzen als frivoler Trabant der Höfe prangt oder ferne auf ſeinen Gütern den Tyrannen unter Tyrannen ſpielt; wir ſehen mit Bedauern ein Beamtenthum, das in ſeinen Spitzen zwar an die Höfe gezogen, doch jeder Willkür preisgegeben, ein

dumpfes und furchtsames Leben führt; wir sehen Bürger in Städten und Residenzen, die entweder kriechend von der Gnade der Höfe leben oder, eingekeilt zwischen endlose Zollschranken, ihr Geschäft durch Bestechen bei Behörden zur Noth in Gang erhalten; ach — und welchen Anblick bietet uns der Zustand unseres Vaterlandes fern von Residenzen, fern von Städten! Verkümmerung und Nacht und Trostlosigkeit fast überall! Man trifft nur selten auf einen Schimmer von Recht, nur selten auf wahre Pflege der Erziehung; der Landmann, jetzt die stärkste Sehne unserer Kraft, war wenig mehr als Leibeigner und Geben und Dulden und Dulden und Geben bilden den lieblichen Wechsel seines Daseins. Selbst der Gelehrte trabt ehrbaren Schrittes vor dem Karren der Gewalt einher und holt für sie aus Griechenland und Rom die schönsten Blumen der Schmeichelei! Was Wunder, wenn Kraft und edle Sitte, wenn Mannessinn und Bürgertugend spärlich sich behaupten, das zarte Geschlecht selbst, von dem üblen Beispiel der Zeit ergriffen, vielfach die Reinheit der Gesinnung verliert — und der Genius des Vaterlandes sich weinend weg von unsern Fluren wendet?

Unter solchen Verhältnissen tritt in Schwaben ein Jüngling auf, um kühn und feurig als Reiner durch seine mackelvolle Zeit zu schreiten; er wagt es, den Händen eines Gewaltherrn zu entgehen, der ihm zwar Wohlthaten erwiesen, der ihn aber zwingen will, die Gottesgabe freien Denkens und Dichtens von sich zu werfen; er wagt es, seinem Herzog ungehorsam zu werden, um einem höhern Herrn zu gehorchen, der ihm ein erhabenes Talent nicht umsonst in's Herz gelegt; er flieht — und bewerkstelligt seine Flucht im Angesichte des Hohenasbergs, wo ein ähnlicher Schwärmer, Schubart, bereits lebendig begraben liegt; er flieht, obwohl er weiß, daß er hinter sich die Brücke zu friedlicher Existenz vielleicht für immer abbreche; er flieht, obwohl er einen Vater in Sorgen, eine Mutter in Schmerzen und Thränen zurücklassen

muß: die Ideale seines Geistes sind mächtiger als die Wehen und Gefahren dieses Lebens, bessere Zeiten, schönere Jahrhunderte schweben vor seinen Blicken, Jahrhunderte persönlicher Freiheit und allgemeiner Humanität, für die er zu wirken sich berufen fühlt und so schwankt er, als er Stuttgarts Thore und Wachen hinter sich hat, nur noch einen Augenblick — im Gedanken an seine arme Mutter, die er doch so gerne schonen möchte: doch die Flucht wird ausgeführt und die Dornenbahn eines Predigers für Menschenwürde und Bürgerwohl betreten. Der Gefahr heimathlicher Despotie noch kaum entgangen, wagt er es, in „Cabale und Liebe" das Treiben eines Nachbarhofes zermalmend anzufassen und dessen Nichtswürdigkeit und Seelenverkäuferei an den Pranger zu stellen; noch von Versteck zu Versteck wandernd, ist er kaum in Bauerbach angekommen, als er, mit feuriger Seele suchend, die Tyrannei in größeren Erscheinungen erfaßt, dem spanischen Philipp einen freiheitliebenden Sohn und das freie Volk der Niederländer entgegenstellt und im Marquis Posa das Princip der Humanität leibhaftige Gestalt annehmen läßt; — und also weiter und weiter treibt ihn sein Geist und sein Loos und immer straffer spannt er die Saiten seiner Lyra: Menschenwohl und Gesetz, Gedankenfreiheit und Humanität, Aufklärung und Veredlung aller menschlichen Verhältnisse besingend; wo ihm ein Stoff nur immer eine Handhabe bietet, um ein Recht zu schützen, ein Unrecht zu sühnen, eine Tapferkeit zu preisen und eine Tugend auf den Schild zu heben — in Liedern und Balladen, in gelehrten Aufsätzen und in Dramen verfolgt er dieselben Zwecke und nicht blos den Armen vor dem Reichen, den Schwachen vor dem Mächtigen sucht er in seinem Rechte zu schützen — er vertheidigt auch den Fürsten gegen Gewaltmißbrauch der Menge, in „Maria Stuart" eine Königin gegen ihre königliche Schwester — ja, wo es ihm zu thun ist, ein großes, nachahmungswürdiges Beispiel aufzustellen, da macht er von seinem Poetenrechte Gebrauch und

verändert für seine Zwecke die Thatsachen der Geschichte: er verwandelt ein Wüstling „Don Carlos" in das Ideal eines Königssohnes, um eine leuchtende Sonne in's Dunkel des spanischen Hofes zu stellen, er veredelt den Charakter einer Maria Stuart, um ihren Untergang zu einem Muster sterbender Duldung zu machen, er nimmt als Protestant keinen Anstand, in der Jungfrau von Orleans dem ächt gläubigen Gemüthe des Katholiken mehr als gerecht zu werden — überall, wo man seinem Wirken folgt, gewahrt man, daß er dem Wundermanne gleicht, der Alles, was er berührt in Gold verwandelt; denn sein Herz beseelt und treibt nur Eine Sehnsucht: Die Humanität soll siegen, die Gerechtigkeit soll herrschen, das Gute soll Raum gewinnen, das Schöne soll Gestalt annehmen und unter den Menschen wandeln; wer in dem Garten seiner Philosophie und Dichtung sich ergeht, soll sein Auge und Herz an dem Edelsten weiden und gerührt davon auf den Schauplatz der Wirklichkeit zurückkehren, um ein besseres Dasein fördern zu helfen. Das ist auch der Sinn, wenn er in den Briefen über ästhetische Erziehung von vornherein den Grundsatz aufstellt: „Die Schönheit ist es, durch die der Mensch zur Freiheit wandelt!" Darum haßte er jede Gewalt, sie möchte der Welt durch ihre riesigen Dimensionen noch so sehr imponiren — und als es jenem Corsen Frankreichs gelang, die civilisirte Welt zu Boden zu schmettern, als Fürsten und Völker vor dem dreieckigen Hute eines Despoten knieten, da hielt sich unser Dichter aufrecht und pflanzte in Wilhelm Tell den Hut eines Geßlers auf die Stange — zum Hohn und Gelächter eines freien Volkes! . .

Das war Schiller; — wer möchte da noch fragen: ob er ein **Mann, ob er ein Vorbild** sei? . .

Und von diesem Manne — sagt man — **daß er starb** . . . .

„Es war am 9. Mai 1805, der Dichter war wiederholten Anfällen von Brustkrampf erlegen und konnte sein Lager nicht mehr verlassen. „Er hatte den Himmel wiederholt gebeten," erzählt

Frau v. Wolzogen, „ihn vor langem Hinsterben zu bewahren, er wurde erhört. Am Tage vor seinem Scheiden wurde ihm „immer besser, immer heiterer", er verlangte, man solle den Vorhang des Fensters öffnen, er wolle die Sonne noch einmal sehen; mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß; am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein, die in vollkommene Schwäche überging; der Athem fing an zu stocken; noch einmal fühlte seine am Bette knieende Frau den Druck seiner Hand — es fuhr ein electrischer Schlag über seine Züge, dann sank sein Haupt zurück und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden . . In der Nacht vom 11. zum 12. Mai wurde Schiller begraben — und wunderbar! — wie von den Halbgöttern der Alten die Sage geht, daß sie auf einen Berg oder in eine Höhle oder in einen Tempel traten und verschwanden: so fand man auch Schillers Gebeine nicht mehr, als man sie später vom Jakobsfriedhof in die Fürstengruft übertragen wollte; — nur dem tiefen, wehvollen Studium des Freundes Göthe gelang es, die wahrscheinlichen Reste zusammen zu finden . . .

Wären wir kindisch genug, im Sinne der Alten mit Halbgötterei zu spielen, welch' ein Anlaß wäre hier gegeben, unsern Dichter auch zum höheren Wesen, zum Halbgott zu machen; aber wir sind weder so frivol, noch so befangen, um Schiller zu etwas Anderem zu machen als was er war: zu einem vortrefflichen Menschen! Daß er ganz und durchaus nur Mensch war, daß er seine Schwächen hatte und manchem Irrthume verfiel, daß er seine irdischen Leiden menschlich fühlte und im Schweiße seines Angesichtes sein Brod und seine Ausbildung erwarb — das gerade ist es, was den Dichter uns so nahe führt! An ihm sehen wir wieder, wie hoch der ewige Gott vom Menschengeschlechte denkt, daß er es würdigt, dann und wann solche Männer zu den seinigen zu zählen; an ihm sehen wir wieder, wie liebevoll der Ewige unseres Vol-

kes gedenkt, daß er von Zeit zu Zeit ihm ſolche Heldenerſcheinungen weckt!

Dank, erhabene Vorſehung, für dieſe hohe Liebe! Dank Dir für dieſen großen Sohn des Vaterlandes! Daß Du ihn nicht umſonſt haſt unter uns wandeln und wirken laſſen — Du ſiehſt es: die ganze Nation daheim und in der Fremde blickt auf ihn als Freund und Lehrer, als Vorbild und Mann!

Und Du, verklärter Geiſt des unſterblichen Dichters, ſieh' auch Du auf uns, die wir Deinetwillen jetzt ein Schauſpiel geben, wie es niemals dageweſen: — denn unſere Nation iſt einig einig — in Deinem Namen einig!

Huldigungs-Gedicht,

geſprochen bei der Feſtfeier des literariſchen Vereins im Rathhausſaale am 9. November.

(Anſchließend an die Ouvertüre.)

Sie tritt zurück die Allgewalt der Töne,
Die eines Dichters meiſterhafte Schöpfung
Im Reich der Harmonieen uns verſinnlicht: —
Sie tritt zurück; denn wie auch immer ſie
Auf Ohr und Herz zu wirken ſich verſtehe,
Wie auch des Mimen Kunſt das Auge reize,
Und, was der Dichtergeiſt im Worte giebt,
Durch ſeiner Stimme Klang zum Herzen führe —
Es bleibet doch die ſchöne Schale nur,
In der der Kern gleich einer Perle ruht.

Der Genius des Dichters iſt allein,
Im Worte wirkend, die geheime Kraft,

Die uns erhebt, begeiſtert und uns heiligt;
Er iſt die Macht, die große, die die Saiten
Des tiefſten Innern anſchlägt und erfaßt,
Und ſelbſt erſchüttert, wo es ſchlummern wollte;
Durch ihn wird uns ein edleres Empfinden,
Ein Mitgefühl erſchloſſen und geweckt,
Das Liebe bietet, wo man ſchilt und haßt.
Mit ihm entfliehen wir der Welt der Sünden,
Um, was der Dichter ſtets erſtreben ſollte,
Nicht von dem Hang zum Kleinlichen befleckt,
Im Reich des Idealen uns zu finden.

Und feſtlich ſolchen Genius zu ehren
Rafft ſich empor das deutſche Volk von heute,
Auf daß, was ihm die Mitwelt hat verſagt,
Nun voll und ganz die Nachwelt geben möge.

Wir fühlen es, wir ſchulden den Tribut. —

Es ſteht das Alter und bekennet offen,
Sein Schiller war nicht einem engen Kreis,
Nicht der Gelehrten Kaſte nur geboren; —
Er hat das Menſchliche im großen Ganzen
Erfaßt, mit ſeines Geiſtes edlem Streben
Durchdrungen, und Geſtalten ſo gewonnen
Die, weil empor das Volk ſie mächtig zieh'n,
Ihn auch zum Liebling ſeines Volkes machen.

Und wie das Alter dort, ſteht hier die Jugend,
Und fühlt es warm in ahnungsvoller Seele,
Daß Schiller Du auf guten Weg ſie leiteſt.
Zu edlem Stolz treibſt Du den Jüngling an,
Du fachſt das Feuer ſeiner ſchönſten Triebe,

Du kräftigst ihn, zu tragen Gram und Bürde,
Lehrst überzeugend, was er soll und kann,
Und bildest ihn zum Mann voll Kraft und Würde.
Nicht anders wirket auf die reine Seele
Der Jungfrau Deines Wortes Zauberkraft.
Du kanntest sie, des Herzens edle Neigung,
Die uns die Weihe gibt, um zu erscheinen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n, Du kanntest
Den Muth in unsrer Brust, den einst Jeanne d'Arc
Der Welt bewies, und hast ihn uns enthüllt,
Den Seelenkampf des Weibes in Luisen,
Hast ihn verherrlicht in Mariens Bild,
Der Mutter Schmerz gezeigt in Isabellen.

Voran du Jugend unsers großen Volks,
Wenn anders nicht, geschützt durch Wissensstreben,
Mach' dich bereit, zu krönen deinen Dichter!

(Die Sprecherin tritt mit dem Kranz in der Hand der Büste näher.)

Ich gebe Ausdruck unserm Dankgefühl. —

(Bekränzung der Büste unter Musikbegleitung, während welcher die Sprecherin fortfährt:)

Da wir den Lorbeer um die Stirn Dir legen —
Was uns Dein mühsam Streben hat erdacht,
Was uns Dein Wort als goldne Frucht gebracht,
Wir schwören Dir's im Herzen treu zu pflegen.

Dein Geist gewinne Seelen allerwegen;
Je mehr der Sinn für's Bessere erwacht,
Je mehr das Licht verscheucht die dunkle Nacht,
Je mehr wird wahr: Du lebtest uns zum Segen!

(Hier geht die Musik zu einem feierlich imposanten Schluß über.)

Julius Merz.

ganzen Umfange zu realiſiren, und die Freuden ganz zu erſchöpfen, wovon unſere Vereinigung die Quelle ſein wird. —

Mit Redern habe ich geſtern geſprochen, er wird nun gewiß an den alten Huber ſchreiben, und vielleicht mit mehr Eifer, als er vorher gethan haben würde. Er ſchämte ſich ſeiner Saumſeligkeit, und machte ſich wirklich Vorwürfe darüber, als ich ihm begreiflich machte, wie viel auf ſeine Thätigkeit ankäme. Dies für Huber zum Troſt. Nach meiner Abrede mit dem alten Huber kann ich ihm über das Oekonomiſche nicht eher als nach meiner Verheirathung beſtimmt ſchreiben. Ich habe mit Fleiß dieſen Termin geſetzt, um der ganzen Idee ein beſſeres Anſehen von Solidität oder eigentlich Alltäglichkeit zu geben. Wenn ich nach Leipzig komme, kann ich dem alten Huber mündlich ſeine Zweifel benehmen, die er gewiß gegen mich äußern wird. Unterdeſſen iſt nichts verſäumt. Nach ſeinen letzten Aeußerungen gegen mich nehme ich die Sache für entſchieden an, und ignorire ganz, daß er wieder wankend geworden iſt (wenn dies nicht vielleicht Affectation iſt), bis er mir ſeine Bedenklichkeiten eröffnet.

Ueber die Geldangelegenheit müſſen wir uns einmal ganz verſtändigen. Du haſt noch eine gewiſſe Bedenklichkeit mir Deine Bedürfniſſe zu entdecken. Warum ſagteſt Du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? warum ſchriebſt Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchſt? Kommt es bloß darauf an, einige currente Ausgaben zu beſtreiten, ſo iſt vielleicht das hinreichend, was

Schlussgedicht,

gesprochen bei der Festfeier des literarischen Vereins im Rathhaussaale am 9. November.

In jenen Tagen, wo die Blätter fallen,
Der Wind unheimlich über Steppeln weht,
Und nicht das kleinste Blümlein mehr von allen,
Die sie geschmückt, auf Flur und Aue steht,
Wo Millionen zu den Gräbern wallen,
In denen alles Irdische vergeht,
Ist unter Sturm und Graus in deutschen Landen
Aus schlichtem Keim ein Wunderbaum entstanden.

Ein Wunderbaum! Denn wenn die Saaten sprossen
Von Zephyrs leichten Weben angehaucht,
Vom warmen Frühlingsregen übergossen —
Da wächst der Keim ohn' das es Wunder braucht.
Doch wenn des Winters Sturm mit eis'gen Schlossen
Ihn überdeckt, die Erde frierend raucht,
Da kann der Keim sich nicht zur Frucht gestalten,
Wenn andre Kräfte nicht belebend walten.

Doch seht, er wuchs! Aus seinem schwachen Stamme,
Der seine Wurzeln schlug in Eis und Schnee,
Trieb eine innere, gewalt'ge Flamme
Die Zweige mächtig in die luft'ge Höh';
Ihr Feuerstrom ließ sich von keinem Damme
In Fesseln schlagen; — wie im Sturm die See
Wuchs er hinaus weit über jene Schranken,
In denen er, ein Zwergbaum, sollte ranken.

Doch als der Frühling kam mit seinen Blüthen,
Da siechte bald dahin der Wunderbaum; —

Der alles Irdiſche beſchirmt hienieden,
Ihm gönnte er der Sonne Strahlen kaum.
Wenn Alles ſühnt des milden Abends Frieden,
Ihm war er wie ein unerfüllter Traum;
Er trotzte kühn des Winters rauhen Stürmen,
Doch vor dem Frühling kennt' er ſich nicht ſchirmen.

Ihr kennt die Früchte, die der Baum getragen; —
Sie leben noch, wenn auch der Stamm gefällt,
Und werden künftigen Geſchlechtern ſagen,
Wie ihn geliebt, wie ihn geehrt die Welt.
Nur Einer durfte neben ihm noch ragen,
Mit ihm beherrſchen das geweihte Feld; —
Doch er hat ſchon vom Keim, dem er entſproſſen,
Der Sonne Gunſt unwandelbar genoſſen. —

Des Lebens wilden Stürmen preisgegeben
War ſchon die Blüthe, als die Knospe ſprang;
Doch muthig trat ſie in das kalte Leben
Und trotzte kühn des rauhen Schickſals Drang.
Im Kampf und Ringen wuchſen Kraft und Streben,
Es übertönt den Sturm des Dichters Sang,
Und um ſo kühner ſchlug er in die Saiten,
Mußt er dahin durch Nacht und Dunkel ſchreiten.

Wem klingt nicht aus der Jugend ſchönen Tagen
Noch in der Seele fort des Dichters Lied;
Wie Maienduft und Nachtigallenſchlagen,
Wenn Frühlingsluft uns durch die Seele zieht?
Wem ſtählt es nicht die Bruſt zum friſchen Wagen,
Wenn Thatendrang im Männerherzen glüht?
Was von des Dichters Leier je erklungen,
In alle Herzen iſt es eingedrungen. —

Es klagt die Welt den Frühling an, den holden
Daß er den Sänger von der Erde ſchied,
Der aus der erſten Blüthen zarten Dolden
Erſtehen ließ ſein wunderbares Lied;
Daß er ihm alſo undankbar vergolten,
Wird nimmer ſie der ſchweren Klage müd:
Wo Alles ſtirbt, da ward er uns geboren,
Wo Alles lebt, da ging er uns verloren! —

O klaget nicht, daß er im Lenz geſchieden,
In ſeines Geiſtes ungeſchwächter Kraft,
Im vollen Schmucke ſeiner reichen Blüthen
Der bleiche Jüngling ihn dahingerafft,
Als noch voll Feuer ſeine Adern glühten,
Eh' ihn des Winters Schauer ſchon erſchlafft;
Die Lenzluft wird durch ſeine Lieder rauſchen,
So lange Herzen ihren Tönen lauſchen!—

Preiſt auch den Herbſt, der ihn der Welt geboren
Den Sänger, der für alle Zeit gelebt!
Denn ewig iſt, was aus dem Geiſt erkoren,
Der ſchirmend über allen Welten ſchwebt.
Nicht bannen läßt es ſich im Kreis der Horen,
Wenn auch zum letzten Schlag der Hammer bebt; —
Was ſich dem Schooß der Himmliſchen entwunden,
Iſt nicht an ird'ſcher Stunden Zahl gebunden. —

So magſt auch du mein Lied die Pflicht erfüllen,
Die heute allen Herzen auferlegt;
Dem geiſt'gen Auge ſoll ſich nicht verhüllen
Das Bild, dem jedes Herz entgegenſchlägt.
Es folgt die Hand nur einem ew'gen Willen,
Die auf ſein Haupt den Kranz des Ruhm's gelegt; —

Wie viel auch der Jahrhunderte entweichen,
Den Lorbeer wird **Dir, Schiller,** jedes reichen.

J. Priem

Erlangen.

Festrede

an Friedrich Schiller's hundertjährigem Geburtstag, gehalten am 10. Novbr. 1859 im Auftrage des Königl. akademischen Senats, von Dr. Ludwig Döderlein, K. Hofrath und Professor der Philologie und Beredsamkeit.

Hochansehnliche Festversammlung!

Lassen Sie uns den heutigen Festtag mit einem zweifachen Freudenruf willkommen heißen: daß Friedrich Schiller unserem deutschen Vaterland geschenkt ward, und daß unsere Zeit diesen Schiller auch zu würdigen weiß. Wir müßten uns des einen dieser Güter schämen, wenn das andre fehlte, denn eine Gnade, die vergessen, verschmäht oder mit lauem Dank genossen wird, bringt dem Empfänger Unehre statt Segen. Von diesem Vorwurf, so reich und dabei seines Reichthums nicht auch werth zu sein, will unser deutsches Volk sich heute frei und rein halten. Es ist ein erhebendes Bewußtsein, daß an diesem Tag Millionen deutscher Brüder um Einen Mann, um Ein Bild, um Einen verklärten Geist wie um Eine Fahne sich versammeln, zum Zeugniß, daß doch nicht alle und jede Einheit mangelt, und zur Erquickung nach dem manichfachen Unmuth, der seit Anfang dieses Jahres auf jedem Freund des Vaterlandes lastete. Von der deutschen Nordküste bis an Italiens Grenze, von den Rheinlanden bis an Oesterreichs östliche Marken lodern Feuer in den verschiedensten Gestalten der Freude, und die ausgewanderten Brüder im fernsten Osten wie

jenſeits des Weltmeers melden durch Wort und That, daß auch ſie des Mitbegründers deutſcher Geiſtesbildung nicht vergeſſen wollen. Und, was mit beſonderem Dank erkannt ſein will, die vielen Gegenſätze, die ſich ſonſt innerhalb Deutſchlands geltend machen zu Deutſchlands Wohl und Weh, ſie verſtummen heute. Kein Norddeutſchland und Süddeutſchland, kein Lutherthum und Pabſtthum, kein Fortſchritts- und Erhaltungsſtreit, nirgend ein Mißton, laut genug um die große Harmonie zu ſtören, nirgend, ſo Gott will, ein Mißbrauch dieſes Freudentages zur Kundgebung von Parteianſichten!

Mich ruft mein Amt und ein Auftrag unſerer Hochſchule an dieſen Ehrenplatz, den ich ſonſt, wie gern! einem kundigeren, würdigeren Sprecher räumen würde. Doch bleibt mir die Hoffnung, durch ein erregtes Gemüth und warme Begeiſterung für den Helden unſeres Feſtes das erſetzt zu ſehn, was Sie an hellem Geiſt und redneriſcher Kunſt vermiſſen dürften. Aber mit ſeltener Freudigkeit (ich geſteh es) folg' ich meinem ehrenvollen Beruf, zu Schillers Preis das Wort zu ergreifen, gleich als wär' ich auch eines inneren Berufes vor andern mir bewußt. Denn ich gehöre zu dem dünn gewordenen Häuflein noch Lebender, die ſich rühmen können, den herrlichen Mann von Angeſicht geſchaut, mehr noch, ihn gekannt, mehr noch, ſeine Gunſt und Freundlichkeit genoſſen zu haben. Das darf ich zu den ſchönſten Erinnerungen meiner Knabenzeit zählen, ſie ſind mir zu einer Weihe für mein Leben geworden. Noch ſeh' ich ihn, den leutſeligen Freund meines elterlichen Hauſes, ſo lebhaft als wär' es geſtern, wie er, ein hochgewachſener, etwas hagerer Mann an der Fenſterbrüſtung lehnte und auf das freundlichſte bald zu den Meinigen, bald zu dem zehnjährigen Knaben ſprach, immer mit auffallend geſenktem Haupte, ſo, wie ihn die Mehrzahl ſeiner berühmteſten Bildniſſe darſtellt, aber nicht völlig treu darſtellt; denn in ihnen macht dieſe ſeine Gewohnheit den Eindruck einer Schwäche oder Müdig-

keit, im grellen Widerſpruch mit der militäriſchen Haltung, die ihm aus ſeiner Jugendzeit eigen geblieben; in der Wirklichkeit war es nur ſeine Milde und Freundlichkeit, die ſich durch jene Senkung des Hauptes kund gab, ſinnbildlich, als wolle er jedem, zu dem er ſpräche, freundlich entgegenkommen oder ſich zu ihm herablaſſen; und ein natürliches Wohlwollen, das ſtets um ſeinen Mund ſpielte, bürgte dafür, daß dieß keine vornehme Herablaſſung war, die durch das Bewußtſein der Ueberlegenheit zugleich auch demüthigt. Den guten Mann ließ ſeine Erſcheinung noch früher erkennen als den großen Mann. Meines Entſinnens verhielt er ſich auch in Geſellſchaft trotz ſeiner Mittheilungsgabe doch mehr ſchweigſam als redſelig, nach der Art ſeines kernhaften Volksſtammes, deſſen gründlich gebildete Söhne ſo gern mehr zu ſein als zu ſcheinen wünſchen, und es vorziehn im ſtillen zu denken und zu fühlen, als ſich hören zu laſſen und ſich ſelbſt ſprechen zu hören. Ja, eine edle Schüchternheit lag in ſeinem Weſen, die ihn eben ſo ſchön kleidete wie jenen ebenbürtigen Meiſter neben ihm deſſen achtunggebietende Erſcheinung; eine Schüchternheit, die eine ſchwere Probe zu beſtehen hatte, als er in einer fremden Stadt, vermeintlich, ganz unbekannt, der Aufführung ſeiner Jungfrau beiwohnte. Da ward er dennoch erkannt, und ſeine Anweſenheit durch Zuflüſterung verrathen; und ſo fand er beim Austritt, den er möglichſt lange hinausſchob, die geſammte Zuſchauerſchaft und noch weit mehr vor dem Hauſe in dichtem Haufen verſammelt. Ohne Verabredung öffnete ſich eine Gaſſe, in lautleſer Stille entblößte ſich jedes Haupt, aber allen ſagte ein richtiges Gefühl, daß ein ſtürmiſches Lebehoch dieſen Mann mit dem beſcheiden geſenkten Haupt mehr verletzen als erfreuen würde.

Säß' ich nun im traulichen Freundeskreiſe, kaum könnt' ich der Verſuchung widerſtehn, mich in weiterer Mittheilung perſönlicher Ergebniſſe zu ergehen, mit einer Art Ruhmredigkeit zu erzählen, wie Schiller mit lächelnder Bereitwilligkeit ſich herabließ,

dem neugierigen, durch seine Güte keck gemachten Knaben die Geheimnisse seines Arbeitstisches zu verrathen, in welcher Art er die Geschichte Tells auf die Bühne bringen, ob er den grausenhaften Apfelschuß zur Anschauung kommen oder nur erzählen lassen werde; allein ich will nicht vergessen, daß ich nur zu seiner, keineswegs zu meiner Ehre zu sprechen befugt bin, und daß Erinnerungen, die mich tief bewegen, keine Anziehungskraft für Sie besitzen.

Schillers Lebensgang Ihnen vorzuführen, seine äußeren Schicksale wie die allmähliche Entwickelung jenes Geistes, der erst nur als maßloses Kraftgenie in die Welt eintrat, und dann als maßvoller Dichtergenius aus der Welt schied, das wäre keine unwürdige Ausfüllung dieser Stunde. Allein die würdige Aufgabe verlangt auch eine würdige Lösung, der ich mich nicht gewachsen fühle.

Aber noch weniger erwarten Sie eine tiefeingehende Schilderung von Schillers Geist und Wirken. Sie wäre nicht möglich, ohne einen Standpunkt über dem Helden zu nehmen und eine Art Richteramt zu verwalten. Das mag, das wird auch wohl anderwärts am heutigen Tage geschehen, in den großen Städten, die sich Mittelpunkte der deutschen Intelligenz nennen; immerhin löblich, wenn durch einen ebenbürtigen Geist und Mund; uns aber möge es niemand als Armuthszeugniß deuten, wenn wir uns dem wohlthätigen Gefühl einer hingebenden Bewunderung überlassen. Vor Vergötterung wollen wir uns bewahren; sollten jedoch meine Worte eine einseitige, vielleicht gar ungemessene Bewunderung verrathen, dann darf und wird ihnen weniger meine persönliche Vorliebe zur Entschuldigung, als der Zweck dieses Festtages zur Rechtfertigung gereichen.

Und wenn (um einem Lobredner Dantes nachzusprechen), in jedem großen Dichter zwei Dichter leben, deren einer allen Zeiten und Ländern angehört, und sich zum Organ allgemein menschlicher Gefühle und Zustände macht, während der andere

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10453/060

das besondere Gepräge seines Zeitalters trägt und abspiegelt, die Freuden und Schmerzen, die den Menschen seiner Zeit gerade besonders eigenthümlich sind, dann lebten gewiß in dem einen Schiller jene zwei Dichter, dann machte ihn diese Doppelnatur unwidersprechbar zu einem großen Dichter.

An diese Worte lassen Sie uns einige Betrachtungen knüpfen, wie Friedrich Schiller als ein großer Dichter in der Weltliteratur dasteht, und wie er besonders als ein deutscher Dichter wirkte, indem er ein ächt deutsches Herz von Natur zu seinem Beruf mitbrachte und theile unbewußt theils mittelst seines hohen Kunstverstandes die Saiten anzuschlagen wußte, die am sichersten und tiefsten in deutschen Gemüthern wiederklingen.

Es bedarf kaum einer Rechtfertigung, wenn ich Ihnen heute nur den reifen, geläuterten Dichter vorführe, und zwar besonders den Bühnendichter, weil Schiller als solcher einen allgemeinern Einfluß geübt, als selbst durch seine beliebtesten Gedichte und übrigen Geisteswerke. Die älteren Werke seines noch gährenden Genius verriethen nur die ihm inwohnende Kraft zur künftigen Meisterschaft. Allein bei einem Uebergang vom Gesellen zum Meister — gestatten Sie mir dieses Bild — gab er der Welt ein seltenes Beispiel von tiefer Einsicht zugleich und von großer Seelenstärke. Seine Erstlingsdramen, die Räuber besonders, hatten das damals sich verjüngende Deutschland in Feuer und Flammen gesetzt. Einer solchen Kühnheit der Gedanken, einer solchen Kraft der Sprache, einer solchen Macht des Stoffes waren die Zeitgenossen des frommen, ruhigen Gellert noch nie begegnet. Schiller erschien als der Heros und Gipfelpunkt jener Sturm- und Drangperiode, welche die nahenden Stürme jenseits des Rheines verkünden halfen. Die lauteste Begeisterung bei der Jugend, und brennende Ungeduld nach neuen Früchten desselben Geistes! — nur bei den älteren Stimmführern des Geschmackes ein bedenkliches Schweigen oder Kopfschütteln. Da, mitten im Siegeslauf, stand der Gefeierte

plötzlich still, als machte eben der rauschende Beifall seinem Herzen bange. Er trat zurück vom Schauplatz, nicht als ein Fliehender, sondern um ein festes Lager zu schlagen. Er sagte sich selbst, daß jene fesselose Kraft und Eigenthümlichkeit, der er den schnell erregten Jubel der Menge verdanke, nicht den Beifall der Muse noch der Nachwelt zu gewinnen vermöge. Viele Jahre schwieg er, gleich als hab' er sich erschöpft, in Wahrheit aber, um sein gelehrtes Wissen mit seinem schöpferischen Geist in's Gleichgewicht zu setzen, um die Philosophie auch schulmäßig, die Weltgeschichte auch gründlich sich anzueignen; und besonders um sich mit jenen Geistern der alten Welt vertraut zu machen, welche die Jahrtausende bereits überdauert und die Feuerprobe überstanden haben. Durch Versenkung in ihr Wesen wollte er von ihnen, den edlen und strengen Freund Körner an seiner Seite, die schwere Kunst erlernen ein unsterblicher Dichter zu werden wie sie, und den wohlfeilen Ruhm, als gefeierte Tageserscheinung zu glänzen, verachten lernen. Und nach seinen ernsten Studien steht er als ein Beispiel vor uns, wie ein großer Geist seinen gleich großen Vorbildern einem Lehrling ähnlich folgen kann, ohne an eigner Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren. Denn als Schiller nach dem langen Schweigen endlich mit seinem Wallenstein hervortrat, da staunte die Welt über die Umwandlung. Abgethan war das Wohlgefallen an Kraftausdrücken und Ueberschwänglichkeit und titanischem Wesen, am Häßlichen und Gräßlichen, an der Darstellung eines satanischen Franz Moor und eines thierischen Hassan. Der Meister war fertig.

Ob dieser wiedergeborene Schiller zu den großen Dichtern der Weltgeschichte zählt? Die Mehrzahl von uns glaubt daran, und wenigstens spricht ihm keiner von uns einen Platz unter den Dichtern überhaupt ab. Allein die Deutschen müßten aus sich selbst herausgetreten sein, hätte nicht beides seinen Widerspruch gefunden. Schon als Schiller auf dem Höhepunkt seines Ruhmes

ich hier beilege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. (Du verlierst an jedem Thaler 9 Pf. bei der Verwechselung.) Ich würde Dir gleich mehr ſchicken, wenn ich nicht hier noch allerlei Handwerksleute zu bezahlen und erſt in Leipzig wieder Geld zu empfangen hätte. Aber ſobald Du im mindeſten in Verlegenheit biſt, ſo ſchreibe mit der erſten Poſt und beſtimme die Summe. Rath kann ich allemal ſchaffen. — Wenn ich noch ſo reich wäre, und Du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungsſorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben: ſo würde ich es doch nicht wagen, Dir eine ſolche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande biſt, ſobald Du nach Brod arbeiten willſt, Dir alle Deine Bedürfniſſe zu verſchaffen. Aber ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu ſetzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringſten meine Umſtände zu verſchlimmern. Auch kannſt Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Intereſſen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß biſt. Es iſt unſtreitig am beſten, wenn Du Deine Schriften Göſchen in Commiſſion giebſt. Ich ſchieße alsdann aus einer anderen Kaſſe, die nicht in Göſchen's Handlung iſt, die Druckerkoſten vor, und mache mich von dem Ertrage bezahlt, den Göſchen nach Abzug der Commiſſionsgebühren mir berechnet. Dir ſteht es alsdann frei den Ertrag abzuwarten, oder Dir von mir darauf vorſchießen zu laſſen. So werde ich's auch mit meinen eigenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten machen und

ſtand und alles der erhabenen Erſcheinung zujauchzte, erhoben ſich Stimmen, die vor dem gefährlichen Irrthum warnten, den Helden des Tages für einen wahren Dichter zu halten, und dem verblendeten Volk auf ihre Weiſe den Beweis vom Gegentheil zu führen unternahmen. Und das waren nicht eben verächtliche Stimmen, durch ſonſtige Verdienſte nicht ohne Einfluß auf das öffentliche Urtheil; ſie meinten es auch ehrlich und wollten nur noch weiſer als weiſe ſein; daher ſchien es den anders Geſinnten der Mühe werth, ihnen entgegenzutreten; einem vor allen, einem, der das Handwerk gleichfalls verſtand und ein Recht hatte, mitzuſprechen: „Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für „einen Dichter und ſogar für einen großen Dichter“ zu halten, wiewohl die „neuſten Imperatoren und Dictatoren unſerer Literatur verſichert haben, er ſei keiner. Es fragt ſich nur, wer dann gelten ſoll.“ Dieſer eine hieß Göthe und ließ ſich ſo in ſeiner Weiſe vernehmen, als er hocherbaut von dem ſchon oft geſchauten Wallenſtein heimkehrte; den thatſächlichen Beweis fügte er ſelbſt bei: „Es iſt mit dieſen Stücken wie mit einem ausgelegenen Wein: je älter ſie werden, deſto mehr Geſchmack gewinnt man ihnen ab.“ Ein wahres Wort und der beſte Prüfſtein, um ein vortreffliches, klaſſiſches Kunſtwerk von einem guten, löblichen zu unterſcheiden. Das gute feſſelt den Leſer während der erſten Leſung mehr als bei der wiederholten, bei welcher der oberflächliche Reiz der Neuheit abgeſtreift iſt, während das Klaſſiſche oft anfangs kalt läßt, ſich erſt allmählig dem Leſer aufſchließt, dann aber ihn auch in ſeine Tiefen blicken läßt, und das treue beharrliche Werben mit immer neuem, ſteigendem Genuſſe lohnt. Wie viel Gutes entſtand neben Schiller, zum Theil nach ſeinem Vorbild und in ſeinem Geiſt, hat damals gezündet und entzückt, und iſt nun ſpurlos verſchwunden und vergeſſen!

Wer jedoch Schiller als Dichter, nur nicht als großen Dichter gelten läßt, pflegt ihn neben Göthe zu ſtellen, und mit

ihm zu messen. Vermochte ein deutscher Kunstrichter sogar in Göthe nur ein schönes Talent, nicht einen großen Geist zu erkennen, so hat sein Urtheil weniger Anhang gefunden als das Urtheil, welches Schiller unter Göthe stellte, weil Göthe ein reiner, Schiller ein philosophischer Dichter, oder nur ein gereimter Redner sei. Die weitere Verfolgung dieses Ausspruchs würde mich in ein Gebiet verlocken, das dem heutigen Tag fern liegt. Wollen wir uns nur an Göthe's kanig ernstes Wort erinnen: „Wunderliches Volk, die Deutschen! sollten doch froh sein, zwei Kerls zu besitzen wie Schiller ist und wie ich bin; statt dessen machen sie uns nur zum Zankapfel; und statt uns beide harmlos zu genießen, streiten sie sich auf Tod und Leben, wer von uns beiden mehr werth sei!“ Wir handeln weise, wenn wir diesem Winke folgen und keinen dieser Geister auf Kosten des andern preisen. Gewiß waren beides grundverschiedene Geister. Schiller suchte das Besondere zum Allgemeinen, und wird dadurch allegorisch, Göthe schaute das Allgemeine im Besonderen, und erhielt das Allgemeine zugleich mit; Schiller schuf seine Ideale aus der Fülle seines Geistes und Gemüthes, Göthe entlehnte sie nur aus Natur und Wirklichkeit und gestaltete sie nach seinen dichterischen Zwecken; Schiller gefiel sich in schwungvollem Schmuck, Göthe in natürlicher Einfachheit; Schiller versenkte sich gern in die Tiefen der menschlichen Philosophie und stärkte durch sie sein Denken, Fühlen und Wollen, Göthe ruhte lieber am Busen der von Gott geschaffenen und schaffenden Natur, beschauend, ergründend, genießend. Wer immer nur das eine, diese letztere Art, gelten läßt als wahre Poesie — vielleicht behält er Recht vor dem Richterstuhl einer strengwissenschaftlichen Kunstlehre; die Freunde der Kunst aber gewinnen unstreitig, wenn sie beides, Schillers und Göthes Weisen, nur für zwei verschiedene Wege zu Einem Tempel halten dürfen, die so gleich berechtigt und gleich anmuthig sind, wie es die Kunstschönheit neben der Naturschönheit, wie es die vollkommene Männergestalt neben dem gleich

vollkommenen Frauenbild, wie es der Tagesglanz neben dem Sternenhimmel iſt.

Wunderbar wohlthuend bei der Grundverſchiedenheit dieſer beiden Geiſter iſt der Einklang ihrer Seele, ihre ungetrübte Freundſchaft. Jeder ſchien am Andern das zu verehren, was er an ſich ſelbſt vermißte, und die eigene Natur auf dieſem Wege ergänzen zu wollen. Solche Nebenbuhler ohne Neid ſind ein wahres Götterſchauſpiel. Auch weiß jedermann, daß ſie — der ſeltenſte Fall und die ſchwerſte Aufgabe im Reiche der Dichtkunſt! — in ihren Schöpfungen ſich unterſtützten. „In Wallenſteins Lager athmen Hauche des Göthe'ſchen Lebens, in Hermann und Dorothea weht Schillerſcher Geiſt" Selbſt jene freiwillige Unterordnung des jüngeren Meiſters unter den älteren macht auf jeden, dem nicht unbedingte Freiheit das allerhöchſte Gut, vollkommenes Selbſtvertrauen und Unabhängigkeitsgefühl die erſte Tugend ſcheint, einen wohlthätigen, oft ſelbſt rührenden Eindruck. Als zwei Fürſten, die gemeinſam, in Eintracht, ohne Eiferſucht die deutſche Dichtkunſt und deren Verehrer beherrſchten, ſo ſtehen beide da in der deutſchen Kunſtgeſchichte; ſo ſind ſie in der ruhmreichen Stadt ihres gemeinſamen Wirkens vom ſinnigen Künſtler hingeſtellt, auf Einem Sockel, ſich wechſelſeitig den Lorbeerkranz zuerkennend; ſo werden ſie auch gemeinſam in aller Zukunft wandeln als zwei gleich große Dichter.

Was ihn uns Deutſchen noch beſonders werth macht, iſt ſeine bürgerliche Sittlichkeit. Andern Völkern wird es leichter, über dem großen Mann den kleinen Menſchen, über den bewundernswerthen Erfolgen die verächtlichen Mittel und Wege, über der genialen Ungebundenheit die Sünden gegen bürgerliche Zucht und Ordnung zu vergeſſen und zu verzeihen, und der ſchreienſte Meineid heißt nur ſo lange verwerflich, als ſein Erfolg noch ſchwankt; nach dem Erfolg gilt er als Heldenthat — gleich als entſchuldige die Staatskunſt, gleich als adele der Gewinnſt das,

was ohne das Gelingen Abscheu erregt. Anders fühlt das deutsche Gemüth, und es bedarf entweder einer sittlichen Entartung oder eines künstlichen Aufschwungs zu weltgeschichtlichen Anschauungen, um an eine sogenannte höhere Moral zu glauben, ganz verschieden und oft im Zwiespalt mit jener gemeinbürgerlichen Sittlichkeit, die uns als Knaben einst in der christlichen Kinderlehre eingeprägt wurde. War Schiller als Dichter ein Idealist, der immer — mehr als mancher gut hieß — in den höchsten Höhen schwebte, so hielt er sich als Mensch streng im Kreise der bürgerlichsten Sitte.

Während neben ihm der Hofmann, der Staatsmann, der Weltmann Göthe, mit äußeren Gütern gesegnet ein behagliches, ja ein glänzendes Leben führte, theilte Schiller mit vielen seines Gleichen das Loos, bei der Theilung der Welt zu spät erschienen zu sein, und Künstlers Erdenwallen mit dessen irdischen Entbehrungen und Sorgen darzustellen. Doch Dank dem Schicksal! wenigstens durfte er nie ein Gegenstand des niederdrückenden Mitleids sein, wie es mancher Dichter vor und neben ihm ohne Schuld oder durch Schuld geworden. Mit einem Wort, er gab das Bild eines unbescholtenen Familienvaters, der, so wie andere, sich auf stete Arbeit und ehrlichen Erwerb angewiesen sah, und sein höchstes Lebensglück im Kreis einer ebenbürtigen Gattin und theurer Kinder fand. Diesen Stand und diesen Sinn weiß der Deutsche mehr als manch anderes Volk zu schätzen, und diese Bürgerlichkeit seines Lebens, von ihrem Zerrbild, dem Spießbürgerthum, himmelweit verschieden, zieht sich, ohne dem Schwunge seines hochadeligen Geistes Eintrag zu thun, wie der rothe Faden des Segels durch sein innerstes Wesen; sie ist's, die ihn zu unserem volksthümlichen Dichter stempelt. So sag' ich, nicht: zu unserem Volksdichter; denn dieser muß auch den untern Schichten verständlich sein und herabsteigend auch das rohe Gemüth erfassen können; ein herrlicher Beruf, wenn er sich nicht beschränkt, dem rohen Geschmack zu schmeicheln. Aber das war nicht Schillers Beruf und Kunst.

Seine Dichtung spricht zu den Gebildeten wie zu den Halbgebildeten, die nach weiterer Bildung dürsten. Oder giebt sich Schillers Volksthümlichkeit noch nicht genug in dem Sprachgebrauche kund, der von selbst, ohne von Wissenschaft und Kunstlehre gebildet und festgesetzt zu sein, zur Herrschaft gelangt ist? Denn wen nennen wir den Dichterfürsten? Nicht ihn, sondern Göthe. Und was ist Schiller? Ihn nennen wir unsern Dichter. Jedem seine Ehre, aber eine verschiedene wie sie Jedem zukommt! Der eine steht ehrfurchtgebietend über uns wie ein Fürst, der Andere tritt uns zugleich traulich nahe wie ein Freund.

Und so wenig Göthes hoher Stand seiner Hochachtung schadete, so unbestreitbar half Schillers bescheidene Stellung ihn zum Liebling seiner Nation machen.

Steht so Schiller schon durch sein äußeres Leben und seine sittliche Würde der Mehrzahl unserer Nation näher, so mehr noch durch die ideale Sittlichkeit seiner Dichtungen. Es würde, wo nicht vermessen, doch wenigstens anmaßend lauten, für uns Deutsche auf Kosten anderer Völker eine größere Sittlichkeit im Leben zu beanspruchen, aber eines steht fest: der christlichen Sittenlehre mit ihren Grundlagen, Gottesfurcht im Herzen und Wahrhaftigkeit im Handeln, ist das germanische Volksbewußtsein treuer geblieben als unsere Gränznachbarn im Süden und im Westen. Denn diese halten wohl mit ritterlichem Sinn die Ehre höher als Gut und Leben, aber nicht zugleich, wie Sittlichkeit und Christenthum gebieten, die unsichtbare Ehre vor Gott höher als die sichtbare vor den Menschen; ihre Sitte bringt der persönlichen Achtung, wenn diese gefährdet ist, unbedenklich Recht und Wahrheit zum Opfer, ohne Verdammniß oder Mißbilligung fürchten zu müssen. Zu dieser Art Ehrgefühl darf kein Deutscher sich laut und ungescheut bekennen, ohne sittenlos zu heißen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht sind bei uns Gott Lob noch Mächte, die sich, wenn auch oft durch Handlungen verletzt, doch von der Volks-

meinung geehrt, nicht von der Kirche allein anerkannt und gefeiert sehen.

Nun, dieser altdeutschen Sittenlehre, die der Welsche von jeher als eine hausbackene belächelte, der Herzenseinfalt, Wahrhaftigkeit und Treue, huldigte auch Schiller, ihr Geist durchzieht und beherrscht jetzt noch seine Dichtungen, wie er im Leben ihn beseelte. Niemand von uns wird seine Götter Griechenlands, einst ein Aergerniß frommer Seelen, unsittlich nennen, als wünsche er, der Dichter, eine Rückkehr zum Heidenthum. Ist's ja doch das unbestrittene Recht der Dichtkunst, des Bühnendichters vor allen, sich bis zur Täuschung in eine fremde Natur, in deren Denken und Fühlen zu versetzen, und je mehr er mit der Verleugnung seines Selbst täuscht, desto größer der Triumph seiner Kunst. Oder war Schiller etwa ein heimlicher Papist, weil er seinen Mortimer das Papstthum so hinreißend preisen läßt, wie es irgend ein Papist vermöchte? Und wie sollen wir von Göthe denken, wenn er, gleichsam er selbst, sich rühmt, „er habe sein Sach auf nichts gestellt?"

Man sagt dem deutschen Geschmack nach, er zeige mehr Sinn für den Stoff als für die Form; kein Zauber der Verskunst und der Dichtersprache vermöge ihn für einen nichtigen Inhalt zu entschädigen oder mit einem unsittlichen zu versöhnen; eine Einseitigkeit gewiß, falls das Urtheil richtig, doch keine mehr beklagenswerthe, als ihr Gegentheil, die Ueberschätzung der schönen Form zum Schaden des sittlichen Inhalts: denn das Schöne bildet den Schmuck des irdischen, das Gute zugleich den endlichen Zweck des ewigen Lebens.

Diesem Bedürfniß des vaterländischen Geschmacks, überall einen sittlichen Hintergrund zu erkennen, nicht blos anschauliche Sittengemälde, sondern Stoffe mit sittlichem Gehalt und Endziel sich vorgeführt zu sehen, diesem entsprach der achtungswerthe Iffland, mit dauerndem Erfolg, so sehr er auch nach Stoff und

Form auf dichterische Schwungkraft verzichtete; demselben Bedürfniß trotzte ein phantasiereicherer Bühnendichter, dessen Namen zu nennen an einem Schillerfest nicht ziemt; er mit seiner bald unverhohlenen, bald übertünchten Unsittlichkeit wirkte seiner Zeit auf die rohe Lachlust und die weinerliche oder gleißnerische Empfindsamkeit. Für Schiller blieb der Ruhm vorbehalten, eine höhere Aufgabe zu lösen. Iffland's Jäger hatten Unterhaltung und Befriedigung gewährt; Schillers Räuber hatten den stürmischen Beifall der leidenschaftlichen Jugend errungen; Schillers Wallenstein aber setzte Alles, Alt und Jung, die Männerwelt und die Frauenwelt, die Kunstkenner und die Kunstfreunde und alles was außer dem Heiteren und Schönen zugleich auch für das Erhabene Empfänglichkeit besaß, in eine neue, fast unbekannte Bewunderung und Begeisterung. Deß war ich selbst Zeuge, kein eidesmündiger freilich; ich wohnte als Knabe, neben des sitzenden Schillers Knie stehend, der Aufführung bei. Und spricht sich diese Begeisterung heute nicht mehr so laut aus wie vor sechzig Jahren, so hat sie jetzt, seit ihrem Gegenstand der überwältigende Reiz der überraschenden Neuheit abgeht, nur an Ruhe zugenommen, ohne in Lauheit überzugehen; sie gleicht einer gereiften Frauenschönheit, welcher naturgemäß die frischen Reize der aufblühenden Jungfrau fehlen.

Heiterkeit suchen wir im Lustspiel, ein ernsteres Lebensbild im Schauspiel, aber im Trauerspiel eine Stimmung, die durch die Anschauung des Lebens uns über das Leben erhebt. Schiller hat sich in allen drei Aufgaben mit Glück versucht, im Trauerspiel aber den Kranz gewonnen. In seinen Meisterstücken läßt er das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit erscheinen, welche keiner menschlichen Verschuldung hindernd entgegentritt, aber auch keine Schuld ungestraft läßt, zum erhebenden Trost für den Beschauer, daß, so lange Gott lebt, das Böse nie einen dauernden Sieg über das Gute davonträgt. So wenig dieser künstlerische Zweck eine Schablone für alle Trauerspiele aller Völker und aller Zeiten sein

ſoll, in den Schilleriſchen zeigt er ſich insgeſammt als gemeinſamer Leitſtern. Dieſe fromme Seelenſtimmung dient einer noch erhabneren Sittlichkeit, als welche das vollendetſte Schauſpiel darſtellen kann und darf, und findet im deutſchen Volk noch immer einen fruchtbaren Boden. Es dient uns zur Genugthuung, daß der falſche Piccolomini mit der Verödung ſeines Hauſes ſeine heuchleriſche Freundſchaft büßt, hart genug büßt, um noch ſchwerer beſtraft zu erſcheinen, als ſein verrathener Freund, und daß die herzloſe Königin von England am Schluß, alsbald nach ihrem unrechtmäßig errungenen Triumph über die gemordete Schweſter, verlaſſen von ihren Freunden, ihrer Ehre, ihrer Seelenruhe daſteht; denn jede Schuld rächt ſich auf Erden.

Aber wer verbürgt uns, daß Schiller mit dieſer erhabenen Kunſtauffaſſung neben der kleinen Zahl von Kunſtkennern auch die Maſſe der bloßen Kunſtfreunde hingeriſſen hätte? Daß es geſchah, das war das Werk jenes zweiten in demſelben Schiller lebenden Dichters, der — wie ich am Eingang gedachte — die aufgeregten Gefühle ſeiner Mitwelt theilte und in das Leben und die Gegenwart eingriff. Er athmete die Luft jener Zeit, welche die überheimiſche Umwälzung vorbereitete, mit dieſer verlief und ihr zunächſt folgte. Die Verkennung und Leugnung der allgemeinen Menſchenrechte, von manchem Fürſten jener Zeit ungeſtraft geübt, von vielen Völkern rettungslos erduldet, empörte ſein Gemüth und erhielt ſein Blut in Wallung. Er bekannte ſich zu den Freiſinnigen ſeiner Zeit; handgreiflich genug in der Art, wie Koſinsky ſein haarſträubendes Schickſal erzählt, das ihm nur eine unbeſchränkte Tyrannenmacht zu bereiten vermochte; dann wie des deutſchen Fürſten gedacht wird, der ſeine eignen Unterthanen um ſchnödes Gold verkaufte, um auswärtigen Machthabern im heißen Africa oder jenſeits des Weltmeers für fremde Zwecke zu dienen, zu bluten und zu ſterben; ein unglaublicher Greuel, der auch in des geiſtesverwandten Schubart Liedern wiedertönte und jedes

freie Herz empörte. Diesem allgemeinen Gefühl der Entrüstung und der stillen Sehnsucht nach Befreiung und vernünftiger Freiheit gaben Schillers Erstlingsdramen lauten Ausdruck. Das zündete; thatsächliches, auch ohne die damals schon verbrauchten Schlagwörter von Freiheit und Gleichheit und allgemeinen Menschenrechten. Ruhiger zwar gestaltete sich derselbe Freiheitssinn in seiner Altersreife, maßvoller erschien er in seinen Meisterwerken; aber niemals hat er seinen glühenden Haß gegen Gewaltherrschaft verleugnet, weder im Don Carlos, der den Gewissenszwang befehdete, noch im Wallenstein, der die Jesuitenherrschaft am Kaiserhofe und die Eigensucht des Kaisers selbst in's Licht stellte, noch im Tell, seinem Schwanengesang, der die Schmach einer Fremdherrschaft zur Anschauung brachte, gleich als wollte er für die Befreiungskriege vorbereiten, noch ehe die Knechtung vollendet war. Was diese Bühnenhelden in Schillers Auftrag aussprechen, das sind vielfach theils prophetische Worte, die unter unsern Augen sich allgemach erfüllen, theils fruchtbare Samenkörner, die für uns aufgehen; sie sollen und werden uns ewig an den Sämann erinnern, und uns gegen ihn dankbar für seinen Antheil an der Neugestaltung unserer Zeit finden.

Wenn also Schiller durch die Sittlichkeit seiner Stoffe und deren Behandlung seine Deutschen befriedigt, verlangt er vielleicht dafür deste mehr Nachsicht mit den Mängeln seiner Form?

Wohl hat es auch da nicht an strengen Richterstimmen gefehlt, die seine Sprache schwülstig, seine Verse nachlässig, seine Reimkunst unrein nannten. Sie, Verehrteste, erwarten hier keine Prüfung oder Widerlegung dieser Anklagen. Angenommen, nicht zugestanden, sie wären gegründet, und Schillers Verskunst besäße nicht die vollendete Rundung von Platens Muse, was dann? Wie Shakespeares kräftiger Mercutio die Fechter haßt, „die nach dem „Rechenbuch fechten," so sehn wir auch in Schiller keinen Dichter, der nach dem Rechenbuch Verse baute und reimte. Und doch —

wie viele seiner Verse leben im Munde seines Volkes, und erfreuen jeden durch ihren Wohlklang nicht minder als durch ihren Tiefsinn. Er war kein großer Sprachforscher, kein umfassender Sprachenkenner, kein gelernter Musiker noch Metriker, und doch besaß er eine natürliche Gewalt über die Sprache wie wenige, und eine Beredsamkeit, die, um mit und nach ihm selbst zu sprechen, bald „mit süßer Rede schmeichlerischem Tone lockte," bald „einen Donnerkeil im Munde führte." Und wie im großen, so wußte er mit dieser Kunst der Rede auch durch die unscheinbarsten Mittel, jedoch auch dann kraft seiner Bekanntschaft und eigenen Gleichartigkeit mit dem deutschen Gemüth und dessen Tiefen, stets den unmittelbarsten Weg zum Herzen zu finden. Wenn Wallenstein seinen zärtlich geliebten Freund bei sich zurückzuhalten bemüht ist: „Max, bleibe bei mir, geh nicht von mir, Max!" und dann: „Max, du kannst mich nicht verlassen! ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann," da fühlt sich jedes Gemüth ergriffen von dieser gehäuften, an sich entbehrlichen Wiederholung des geliebten Namens. So ist's, mein' ich; warum es so ist, den Grund dieses Zaubers, der uns rührt, den mag die Wissenschaft der Seelenkunde enthüllen. Soll ich nun noch die unvergleichliche Kunst erwähnen, wie er in den Dramen vaterländischen Stoffes auch die eigensten Eigenheiten der deutschen Sprache treu und wirkungsreich vernehmen läßt? wie Wallenstein und seine Generale in derb deutscher Redeweise sprechen, und Tells Landsleute in ungewohnten Ausdrücken, die den Schweizer anheimeln, und den Nichtschweizer mitten in die Schweiz versetzen? und das alles mit Tact und mit Maß, ohne je die Würde des Drama zu verletzen, und ohne die Absicht merken zu lassen, die verstimmen würde?

Auch die Frauenideale, die Schiller wetteifernd mit Göthe schuf, gewannen ihm die Herzen des deutschen Volkes, nicht blos der deutschen Frauenwelt. An Verehrung des schönen Geschlechts

mit dem, was Huber in unſeren Verlag giebt. — Die neue Auflage von Deinen Schauſpielen iſt eine ſehr gute Speculation, wogegen ich nichts habe, ſobald ſie Dich nicht im Carlos unterbricht. Doch ich begreife, daß Du jetzt nicht mit völliger Ruhe an dieſem arbeiten kannſt. Lebe wohl!

Dein Freund

K.

Am 11. Juli 1785.

Du haſt recht, lieber Körner, wenn Du mich wegen der Bedenklichkeit tadelſt, die ich hatte, Dir meine Verlegenheit zu geſtehen. Ich fühle es mit Beſchämung, daß ich unſere Freundſchaft herabſetze, wenn ich neben ihr Deine Gefälligkeit noch in Anſchlag bringen kann. Mir hat das Schickſal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, Dir gab es auch noch die Macht es zu thun. Du biſt alſo ja nur glücklicher geſinnt als ich — und doch war ich Alltagsmenſch genug, durch meine Zurückhaltung ſtillſchweigend einzuräumen, daß Deine Ueberlegenheit im Glücke meinen Stolz empfindlicher ſchmerzt, als die Harmonie unſerer Herzen ihm wohlthut. Ich hätte ja zu mir ſelbſt ſagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in ſeine Glücksgüter ſetzen, als in ſein Herz, und ſein Herz gab er Dir ja ſchon. Ich hätte mir ſelbſt ſagen ſollen: derjenige Menſch, der gegen Deine Fehler und Schwächen ſo duldend war, wird es noch mehr gegen Dein Schick-

blieb auch das Alterthum nicht zurück, und im Ruhme ritterlicher Huldigung und Ergebenheit glaubte auch das Romanenthum, in Frankreich besonders, uns rauheren Germanen eher voran als nachzustehn. Und doch, welch ein Unterschied in dieser Verehrung! Jene feiern mit Vorliebe die weibliche Schönheit und anderes *was* den Mann vergnügt, und darum *weil* es den Mann vergnügt; hierin erkennen sie den Hauptwerth des Weibes, und darum verlohnt sichs in ihren Augen um die Frauengunst mit jeglichem Opfer zu werben. Unendlich höher achten *wir* das weibliche Geschlecht. Zwar will auch unser Dichter die Frauen darum geehrt wissen, weil sie „himmlische Rosen in's irdische Leben flechten," aber nicht darum allein; nicht blos um *das* was sie *thun*, auch um das was sie *sind*, was sie *an und in sich* sind. Die unergründliche, seelenvolle, innige, sinnige Natur des weiblichen Gemüthes, seine selbstlose, aufopferungsfreudige, unendliche Liebe, seine innerliche Schönheit, neben welcher der größte Liebreiz sammt Witz und Geist und Geistesbildung nur als leichte Zugabe erscheint, — *sie* ist das, was Schiller mit Göthe und mit der Romantik wetteifernd am liebsten in's Auge faßt. Aber lassen Sie mich bei dieser leisen Andeutung eines unerschöpflichen Stoffes stehn bleiben, und nur den Namen Thekla, für die „sich das Spiel des Lebens heiter ansieht, weil sie den innern Schatz im Herzen trägt, und die, wenn sie es genustert, zu ihrem schönern Eigenthum zurückkehrt" oder die Namen Elisabeth von Frankreich und Johanna von Orleans, ja selbst die edle Büßerin Maria von Schottland nennen. Diese Gestalten mögen Zeugniß geben, wie Schiller das Frauenherz in seinen tiefsten Tiefen kannte und ehrte, und es mit ebensoviel Liebe als Kunst von seinen schönsten Seiten darstellte.

Schillers deutsches Wesen in dessen ganzer Eigenthümlichkeit machte ihn zum verständlichen und leicht zugänglichen Liebling seines Volks, nicht blos der Hochgebildeten. Doch war ihm

Deutſchland nicht die Welt, deutſche Dichtkunſt nicht ein vollgültiger Erſatz für all das Treffliche, was auch die Fremde bot. Deßhalb verleugnete er zu Zeiten die eigene Schöpferkraft, um verwandte Geiſter des Auslands und der Vorzeit bei uns einzubürgern; Athens Euripides und Britanniens Shakespeare, Frankreichs Racine und Italiens Gozzi hielt er werth, auch unter uns neben ihm und Göthe und Leſſing zu glänzen. So that er das ſeinige, um das Deutſchthum vor jener Selbſtüberſchätzung und jener Einſeitigkeit zu bewahren, die an unſeren weſtlichen Nachbarn ſich mit Beſchränktheit ihres Blickes und Schönheitſinnes gerächt hat und ferner rächen wird, bis ſie ihrem ſtolzen Glauben an den franzöſiſchen Geſchmack als den einzig wahren entſagen, und nach Deutſchlands Beiſpiel auch fremder Größe ein unbefangenes Auge zuwenden. Wenn Schillers eigene Schöpfungen ihm einen Werth verleihen, den wir bewundern wie eine Himmelsgabe, ſo zählt ihm ſeine Uebertragung des Makbeth und der Phädra zugleich als ein Verdienſt, mit dem er auch ſeine ächtdeutſche Natur bekundet hat, und für das wir ihm Dank ſchulden.

Hier ſteh' ich am Ziel meines Vortrags, mit nichten an der Gränze meines Stoffes. Das Endziel ward mir geſteckt theils durch das Gefühl, nicht zu Ihrem Lehrer, nur zum Dolmetſch ihrer Empfindungen hierher berufen zu ſein, theils durch das Bewußtſein, daß der Erſchöpfung eines Stoffes auch die Sättigung folgen würde, eine Sättigung, die ſo leicht zur Ueberſättigung führt.

Waren meine bisherigen Worte beſtimmt, in Ihrer aller Herzen, Verehrteſte, wohlthätige Erinnerungen an unſern Meiſter hervorzurufen, ſo darf ich zum Schluß auch ein beſonderes Wort an Sie richten, theure Commilitonen, einen herzlichen Wunſch für Sie, eine dringende Bitte an Sie, oder auch, was meinem Lehrerberuf zuſteht, eine freundliche Ermahnung. „Halten Sie unſern Friedrich Schiller auch fernerhin in Ehren, Ihr Lebenlang!“ Nennen Sie dieſe Aufforderung keine unnöthige, gleich als wenn

Ihre Ansicht bereits unerschütterlich, Ihr Gefühl unwandelbar sei. Denn wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle! Ihr Geist und ganzes Wesen ist noch in der Entwickelung begriffen, in einem Werden, um das wir gestandenen Männer Sie beneiden dürften, wenn nicht auch das Alter und der Stillstand seinen Werth behauptete. Gar schön ist's, alt sein; nicht alt sein, ist gleichfalls schön, sagt ein alter Dichter. Aber wehe Ihnen, wenn Sie im zwanzigsten Lebensjahr das bereits erreicht hätten, was uns Fünfzigern und Sechzigern wohl ansteht, Festigkeit und Abgeschlossenheit in jeder Lebensansicht. Sie sind zu altersreif, um dieses Wort mißzuverstehen oder zu mißdeuten. Einer festen Grundlage bedarf jeder aufsteigende Prachtbau, und auch ein geistiges Streben kann fester Grundsätze nicht entbehren; aber wenn Ihr ganzes Wesen einem bereits fertigen Gebäude gliche, so wäre das Unnatur, und Sie hätten damit aufgehört jung zu sein. Endloses Streben ist alleiniges Leben.

Sie sind, mein' ich, großentheils in Umgebungen groß geworden, in denen Friedrich Schiller noch als großer Dichter galt, als geeignet, unsere deutsche Jugend erziehen und die deutsche Welt erfreuen zu helfen. Herweghs berühmtes Wort: „Wozu Schiller und Göthe noch für uns?" hat wenigstens in den Gegenden, die wir übersehen, keinen Wiederhall gefunden, keinen Erfolg erlebt. Allein wie leicht führt Ihre Fortbildung oder Ihr Beruf Sie in Kreise, wo Herweghs Wort auf Gleichgesinnte stieß, die Ihre Liebe und Bewunderung ein blindes Vorurtheil aus der Knabenzeit schelten. Da gilt es, sich nicht irren lassen in seiner Jugendliebe. Allein der Gefahr, an ihr irre zu werden, dürfen Sie nicht ausweichen. Und da ziemt und hilft es nicht, das Ohr zu verschließen, sich hinter das Gefühl zu verschanzen, die Gleichberechtigung des verschiedensten Geschmacks einzuräumen und so einen schnellen Frieden zu schließen. Denn ich wiederhole Ihnen, es sind nicht eben schlechte Leute, die, unfähig sich zu des Dichters Größe zu erheben, ihn nur anbellen und in den Staub ziehn

möchten; nein, es gab lange vor Herwegh, es gibt und wird auch ohne sein Losungswort noch künftig Männer geben, die von einem festen Standpunkt aus in ehrenvollster Ueberzeugungstreue seine Dichtungsweise befehden, ohne sie darum zu verachten. Gegen diese gilt es, wenn Sie dem Freund ihrer Jugend treu zu bleiben wünschen, gewappnet zu sein. Die glühendste Begeisterung schützt Sie da nicht, Sie müssen das Schlachtfeld gründlich kennen, um den Waffen des gegnerischen Geschmacks Stand zu halten. Um das zu können, dazu bedarf es mancher Wissenschaft und Bildung, vor allem aber einer nicht blos flüchtigen Jugendbekanntschaft mit dem Dichter selbst, nein, einer vertrauten Lebensfreundschaft, mit ihm, der den Geist immer neu belebt und belehrt, und dem Gemüth um so inniger sich anschließt, je treulicher wir ihm anhangen und je zudringlicher wir ihn suchen. Verschmähen Sie das nicht, meine Freunde! erringen Sie die Herrschaft über das, was er uns gab, dann wird das was er war, sein Geist, wenn auch keine Herrschaft über Sie, doch einen Einfluß auf Sie üben, der sich als Wohlthat und Förderung fühlt. Wer dem „wunderbaren Mächen aus der Fremde, das die Herzen weit zu machen versteht," nicht Unterhaltung, sondern Bildung danken will, der darf wohl ihre verschiedenen Gebiete durchwandern, Dichter aller Art begrüßen, mit vielen Freundschaft schließen, aber will er nicht durch ewiges Wandern selbst ein Heimathloser werden, dann muß er irgendwo auch sich eine ständige Hütte bauen, muß zu wenigen oder auch nur zu Einem als zu seinem erkorenen Liebling und erprobten Herzensfreund für und für zurückkehren. Schiller ist für viele dieser Eine geworden und geblieben, und ich selbst weiß, was und wieviel ich meinem sechzigjährigen Umgang mit ihm verdanke, jenem Dichter und Menschen, dessen innerstes Wesen sein Freund, der Dichterfürst, mit Einem heut allenthalben wiedertönenden Wort malt:

Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle fesselt, das Gemeine.

Ihnen, meine Freunde, gönne ich die gleiche wohlthätige Erfahrung; dieſe ſich in Wirklichkeit anzueignen, ſteht in Ihrer Hand.

O möchte dieſer Tag mit ſeiner weitverbreiteten Feier den alten Glauben bewähren, daß der lauten Begeiſterung, wenn ſie zugleich eine lautere iſt, eine Anſteckungskraft inwohne! Laſſen Sie wenigſtens uns, verehrte Anweſende, die wir aus unſerm Dichter Nahrung ſogen, aus ihm bald wohlthuende Heiterkeit, bald künſtleriſchen Genuß, bald erhebende Erbauung ſchöpfen, uns, die wir ihm heute unſere Huldigung darbringen, laſſen Sie uns alle, alle ſo lange wir leben, für Friedrich Schiller Propaganda machen, zu unſerer eigenen Freude, zum Frommen des nachwachſenden Geſchlechts, und zu Deutſchlands Ehre.

Lied für Männerchor.

Gedicht von L. Geyer, Muſik von G. Börner.

Hier im Kreiſe,
Hochentglüht,
Tönt zum Preiſe
Dir ein Lied.
Du Verklärter
Schwebſt empor,
„Vielentbehrter"
Schallt's im Chor.

Ueber Geiſter
Macht geübt
Haſt Du Meiſter
Allgeliebt;
Wobſt die Bilder
Kühn und groß,
Lenkteſt milder
Oft ihr Loos.

Und auf immer
Schufſt Du ſie,
Denn ihr Schimmer
Bleichet nie!
Haſt gewaltig
Dich gezeigt,
Vielgeſtaltig
Unerreicht.

Und von oben
Wie ein Stern,
Nun erhoben,
Winkſt Du fern;

Willſt uns ziehen
Sanft zu Dir,
Herzen glühen
Ewig Dir!

Schwaben.

Marbach.

Festrede zur Einweihung von Schiller's Geburtshaus.

von J. H. Fischer.

So stehst du denn vor uns, stille Geburtsstätte jenes Marbacher Kindes, dessen Name seit acht Jahrzehnten die Welt erfüllt, für die Zukunft gesichert durch die Anstrengung der wackeren Männer, die ihre Stadt und ihre Nation ehren wollten, indem sie die Wiege ihres größten Mitbürgers erwarben, und durch sinnvolle Künstlerpietät der Gestalt zurückgegeben, in welcher sie Schiller, den Knaben, umfing. Dank den Männern und den vielen beitragenden Händen von Deutschen aller Länder, daß sie ein theures Gut auf diese Weise der Verehrung des Vaterlandes übergeben! Jene Menschen, an die wir in diesen unvergeßlichen Tagen der hundertjährigen Geburtsfeier Schillers besonders denken, sind lange dahin; aber wir sehen sie im Geiste vor uns, in diesem idealen Raume. Wir sehen einen Vater und eine Mutter eines der merkwürdigsten Menschenkinder auf die Arme heben. An dieser Stätte ist er gewandelt, der Knabe, diese Mauern hat er seine Heimath genannt, dieser Hügel und dieses Thales mit seinem Neckarstrome hat er sich gefreut. Er ist nicht reich geboren und hat die Schule einer harten Jugend oft bitter schmecken müssen. Heute preisen wir alle Prüfung, die ihm beschieden war, denn sie hat einen Reichthum in ihm gezeugt und gereift, von welchem Jahrhunderte sich nähren werden. Dieses Haus ist durch Den, den es geboren, ein Gegenstand der Weltgeschichte geworden, ein Nationaldenkmal, so unvergeßlich und ruhmvoll als die Wiege der Zierden Athens und Roms. Und warum es uns einer der sonnigsten Punkte auf vaterländischer Erde bleiben wird, das ist, daß es uns Den gegeben, den das deutsche Volk unter all' seinen

großen Dichtern ſich am Liebſten als Vorbild denkt, in deſſen Ringen nach Stärke und Vollendung, nach Reinheit und Freiheit es am gernſten ein Beiſpiel ſeiner eigenen Wünſche und Hoffnungen erblickt. Und das möge dir, du Jugend, die du der Geburtsſtadt Schillers angehörſt, das möge der ganzen deutſchen Jugend zu einem beſonderen Sporne werden. Es vergehen Jahrhunderte, bis ein Geiſt von Schillers Größe erſcheint, und wer mag wiſſen, ob es Deutſchland je wieder beſchieden ſein wird, einen ſolchen Geiſt zu beſitzen? Aber tüchtige, willensſtarke Männer bedarf jede Zeit, und wird jede Zeit haben, wenn die verliehene Kraft den edlen Stolz unverrückt im Auge behält, mit ihrem ganzen Vermögen nach den höchſten Zielen zu ſtreben. Das hat Schiller gethan; daran ſonne und ſtähle auch du dein Herz! Ein Gelehrter aus einer fremden Nation, der Engländer Carlyle, hat geſagt, daß er in Schiller das höchſte Tugendideal eines Sterblichen angeſchaut habe; das iſt ein hohes, herrliches Zeugniß! Und Männer der Tugend, der Wahrheit und Begeiſterung, der Liebe für Vaterland und Menſchenrecht wird vielleicht eine baldige Zukunft beſonders nöthig haben. Wenn der Anblick und das Andenken dieſer Stätte die Kraft ausübt, daß jede Bruſt, der ſie theuer iſt, jenes Wehen des Entſchluſſes durch ihr Inneres verſpürt, ſo wie Schiller mit ſeiner großen Kraft haushielt, mit der eigenen kleineren Gabe zu wuchern, dann hat dieſe Stätte die rechte Bedeutung. Wir ſind nicht die Thoren, daß wir mit Gegenſtänden, die wir noch von Schiller beſitzen, die ſeine Hand berührte, Abgötterei treiben; aber wir ſind ſo dankbar und pietätvoll, ſie theuer zu achten als Mahnungszeichen, wie viel ein Gegenſtand an Werth und Hochſchätzung ſteigt, wenn er von Menſchen ſtammt, die unſere Verehrung und Liebe in jedem Zeichen und Zuge feſt halten möchte, als wollten wir uns damit einen Theil ihrer Seele, ihrer Wirkſamkeit, ihrer Vortrefflichkeit und Größe aneignen. Das iſt der rechte Strom, womit die Berührung von Reliquien uns durch-

ſal ſein. Warum ſollte er Dir Blößen von dieſer Art zum Verbrechen machen, da er Dir jene vergab?

Verzeih mir's, beſter Freund. Frühe Vorurtheile der Erziehung, und die immer und ewig zurückkehrende Erfahrung haben mein beſſeres Wiſſen überſtimmt. Meine Philoſophie kann für die Schamröthe nicht, die mein Geſicht unwillkürlich färbte.

Ueber Glücksgüter werden wir beide wohl von einerlei Meinung ſein. Süße Empfindung iſt es dem edlen Manne, ſie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung iſt das Werk einer ſchönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere Tugend und eine ſüßere Wolluſt als dieſe giebt. Siehſt Du, mein Theuerſter, ich, dem dieſe Quelle ſchöner Thaten verſtopft iſt, ich muß ſo denken; zu meiner Beruhigung muß ich den Werth Deiner Großmuth heruntерſetzen, muß ich Vorzüge und Genüſſe des Geiſtes und des Herzens auf Unkoſten jener erheben, ich muß das thun, weil dieſe, aber nicht jene, in meiner Gewalt ſind. Je höher meine Verbindlichkeit gegen Dich ſteigt, deſto höher muß ich Dir meine Freundſchaft anrechnen; und ich kenne Dich zu gut, als daß ich nicht voraus überzeugt ſein ſollte, Du würdeſt viel lieber den Werth dieſer letzteren übertreiben, als mir die erſtere ſchwer machen.

Für Dein ſchönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieſer iſt die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rouſſeau den

zittern ſoll, ſo ergreifend und reinigend, als die Schauer des Erhabenen uns durchwehten, und an's Unvergängliche mahnten, da wir unter dem Glockenſchall, den Schiller ſo unerreichbar ſchön geſungen, dieſer Stätte genaht ſind. Das iſt der ächte, der edle und fruchtbare Sinn, mit dem wir ſein Geburtshaus weihen. Uns und den Generationen nach uns ſoll es ſagen: Aus dieſem kleinen Punkte hat ſein herrlicher Geiſt zu einem Genius der Nation und der Menſchheit ſich erweitert. Wer über dieſe Schwelle tritt, ſoll es dankend erkennen, daß er einen Theil der Ehre und des Stolzes genießt, die von Schiller auf den deutſchen Namen ausgegangen ſind. Und wenn die nachbarliche Höhe dieſer Stadt, die nach Schiller genannt iſt, einſt ſein Denkmal zieren wird, ſoll ſeine Vaterſtadt es wohl wie eine ſeltene Ehre und Auszeichnung hochhalten, aber auch wie eine Erinnerung, daß das Vaterland nur an die ſeine unverwelklichen Kränze austheilt, die dem Dienſte ihrer Zeit und ihres Volkes mit ganzer Kraft des Geiſtes ſich hingegeben haben.

Heilbronn.

Rede zur Weihe der Gedenktafel am Schillerhauſe,

von J. C. Mayer.

Während in dieſen Tagen in allen Gauen Deutſchlands und weit über deſſen Grenzen hinaus den Manen des großen unſterblichen Dichters Huldigungen dargebracht werden, wie ſie nur wenigen Sterblichen zu Theil wurden, begehen wir die Feier ſeiner Geburt in einfacher beſcheidener Weiſe, aber herzlich und tief gefühlt. Dieſe Feier, welche alle Herzen durchdringt, die für das Wahre, Schöne und Gute empfänglich ſind, hat in jetziger Zeit ihre doppelte Bedeutung. Sie gilt dem Dichter, der volksthümlich geworden iſt, wie nicht Einer, deſſen Gedichte in Aller Mund

und in allen Herzen leben und fortleben werden, so lange noch eine Blüthe von Cultur auf Deutschlands Boden sproßt, sie gilt dem Dichter, der nicht in den Prunksälen der Großen, auch nicht an den Tischen der Reichen sang, sondern eine Gabe hatte für Jedermann: für Groß und Klein, für Hoch und Niedrig, für Jung und Alt; er hat ausgetheilt wie ein Fürst, weil seine Schätze unerschöpflich waren.

Aber diese Feier gilt auch dem deutschen Manne, der ein Vorkämpfer war für Licht und Recht, ein Vorkämpfer für die höchsten Güter der Menschheit: für Gewissens- und Gedankenfreiheit. Sie gilt dem Manne seiner Zeit, der das Nationalgefühl des deutschen Volkes hob und das politische Bewußtsein steigerte und stärkte — und sowie einst an dem denkwürdigen 18. Oktober und lange Jahre nachher noch auf allen Bergen Deutschlands die Flammensäulen emporloderten zum Gedächtniß, daß deutsche Kraft das Joch der verhaßten Fremdherrschaft abwarf, so steigen auch an dem Geburtstage des großen Mannes die Feuersäulen wieder auf, als Symbol der deutschen Einigkeit und des Lichtes, das deutsche Wissenschaft uns bringt. Und dies Bewußtsein macht uns stark, und mit Stolz blickt Deutschland auf seinen Dichter und deutschen Mann!

Heilbronn aber hat besondere Ursache in diesen Tagen stolz um sich zu blicken, weil Schiller beinahe 10 Monate in seinen Mauern weilte. Bekanntlich hat der geistige Zwang, den er in Stuttgart erleiden mußte, und der so weit ging, daß ein herzogliches Verbot ihm alles Dichten untersagte, ihn im Jahre 1782 zur Flucht veranlaßt: er hatte des Herzogs Gunst verwirkt und fürchtete ein ähnliches Loos, wie Schubart. Eilf Jahre lebte er im Auslande, bis die Sehnsucht nach dem geliebten Schwaben wieder in seiner Brust erwachte, und da er es nicht wagen durfte, gleich nach Württemberg zurückzukehren, so zog er es vor, vorerst hier zu bleiben. In einem Schreiben vom 16. August 1793 an

den regierenden Bürgermeister Heilbronns sprach er den Wunsch aus, „in einer Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung blühe und mit den Reizen einer schönen fruchtbaren Gegend so viele Cultur der Sitten vereinige," den Winter über zu verweilen, und empfahl sich und die Seinigen dem landesherrlichen Schutze des Magistrats. Wir dürfen aber auch stolz darauf sein, daß dieser Magistrat damals schon den Werth und die hohe Bedeutung Schillers anerkannte und ihn dadurch ehrte, daß er ihn begrüßen und ihm durch eine Kanzleipersson vergnügten Aufenthalt wünschen ließ, eine Aufmerksamkeit, die damals nur wenigen Fremden zu Theil geworden sein mochte.

Von einer Person, die wir liebten und verehrten und die uns durch den Tod entrissen wurde, sind uns alle, auch die kleinsten Andenken werth und theuer: wir bewahren sie sorgfältig auf und ihr Anblick erinnert uns stets an den geliebten Todten. — Solche kostbare Andenken besitzen wir an dem Briefe Schillers und an diesem Hause, das uns seinen Aufenthalt in unserer guten Stadt zurückruft. Um dieses Andenken stets frisch zu erhalten und um unseren Nachkommen zu zeigen, daß wir das 100jährige Wiegenfest unseres Dichters auch durch äußere Zeichen ehrten, geben wir eine treue Copie jenes Briefes als Festgabe aus und schmücken dieses Haus mit einer Gedenktafel für alle Zeiten. Wir empfehlen solche dem Schutze der hiesigen Einwohnerschaft, und indem wir die Hülle fallen lassen, begrüßen wir das Andenken an den großen Todten durch ein freudiges Hoch!

Zum 10. November 1859.

(Vor einer Büste Schiller's.)

Den Tag, der Einen Helden*) schon geboren,
Und kühn des Lichtes heil'ge Fahne schwang,

*) Dr. M. Luther

Hat Gott auch dir zum Werben auserkoren
Und dich geweiht zum Helden im Gesang!
Der Tag ging hin, doch ging er nicht verloren;
Er kömmt zurück mit lautem Freudenklang
Und steht vor uns, gepriesen und bewundert
Und hinter ihm entrann ein staunendes Jahrhundert.

Was du vereinst tief in das Herz gesungen,
In's Herz der vielgetheilten Nation,
Dem ist, was keinem Anderen, gelungen,
Dem Stärksten nicht, dem Höchsten auf dem Thron:
Hier flieht der Zwietracht Geister und bezwungen
Von deiner Lyra gottbeseelt, reinem Ton
Steht heute — sehet hin! ein Sieg der Siege! —
Deutschland, Deutschland vereint — an seines Sängers Wiege!

Und er verdient's! — In starken, wie in mildern
Gestalten trat vor uns sein Genius!
Das Wahre, Schöne, Gute, — welchen Bildern
Prägt' er es ein! Wie wohl gelang der Guß!
Wenn seine „Glocken" mit den bunten Schildern
Zusammenläuten: — welch' ein Hochgenuß!
Und weit, weit über irdischem Gedichte —
Da las er „Weltgericht" im Buch der „Weltgeschichte!"

Welch' trübe Zeit war's! Alles lag gebunden —
Der Sprache Geist — das freie Manneswort —
Die deutsche Treue — schlangenhaft umwunden
Von welscher List! Die Eiche schien verdorrt;
Nur Lorbeer, mit dem Blut aus unsern Wunden
Grausam getränkt — nur dieser blühte fort
Und schmückte — zum Gedächtniß, was wir waren! —
Das marmorkalte Haupt des trotzigen Cäsaren

Kein Adler war's, ein räuberiſcher Geier,
Den Frankreich damals hintrug in die Schlacht!
Da kam ein Schill dem Heere der Befreier
Vorangeſprengt — bis in des Todes Nacht; —
Da kam ein Schiller, der die ſanfte Leier
Des deutſchen Lied's zum ſcharfen Schwerte macht;
Verloren ſchien nur Thoren ihre Mühe!
Ein Held kommt nie zu ſpät; ein Held kommt nur — zu frühe!

Er war ein Winkelried, ein Wegebahner,
Auch wenn er ſtarb, eh' er die Freiheit ſah —
Er war uns ein homer'ſcher „Schlachtenmahner",
Und hat als Mann geſchaffen, was geſchah.
Seht, aus Athen entſtürmten jetzt Spartaner —
Und ſein verklärter Geiſt blieb ihnen nah,
Und wie er kämpfte, bis der Feind geſchieden,
So mahnt er Alle heut' zur Eintracht und zum Frieden!

Drum neigt vor ihm ſich Krone und Tiara,
Vor ihm die phrygſche Mütze, Helm und Hut;
Heut preiſt man ihn am Rande der Sahara,
Wo ſchattenlos ein deutſcher Krieger ruht:
Sein „Hoch!" ertönt am Sturz des Niagara
Im Farmerhaus bei deutſchem Rebenblut,
In Grönland's Eis, am fabelhaften Peibo,
Am früchtereichen Nil, am donnernden Ohio.

Er war ein großer Menſch — doch Menſch geblieben:
Er hat geſtrebt, drum hat er auch geirrt;
Dem Höchſten galt ſein Ringen und ſein Lieben,
Doch hat auch ihn der Erde Dunſt verwirrt.
Wir richten nicht, der Schatten ſei vertrieben,
Der auch vielleicht ſein klares Licht umſchwirrt;

Als Gottes Gabe soll er uns erfreuen;
Doch keinem Götzen soll man Gottes Weihrauch streuen.

Er, der Antike sinnigster Verehrer,
Der lernend einst zu Hellas Füßen saß, –
In Einem sei er heute unser Lehrer,
Im Schönsten, was der Mensch sich giebt — im Maß!
„Vergötterung" — wahrlich, sie drückte schwerer
Sein edles Herz, als wenn man ihn vergaß!
Doch Sarg und Wiege dürfen wir ihm schmücken
Und dankbar einen Kranz Ihm auf die Stirne drücken!

Eduard Eyth.

Ludwigsburg.

Zu Schillers hundertjährigem Geburtstage.

Wohin das Auge heut' mag schweifen,
Von Süd gen Nord, von Ost gen West,
So weit nur deutsche Laute reichen:
Allwärts ein rauschend Freudenfest!
Der Jahre hundert sind entschwunden,
Seit erstmals Dem das Licht erglänzt',
Den jubelaut die Welt bewundert,
Deß Stirne längst der Lorbeer kränzt.

Sein Name haucht in alle Herzen
Begeisterung, die nie verglüht.
Hell jauchzt der Jüngling ihm entgegen,
Dem zauberfrisch die Welt erblüht;
Den Mann ergreift es zwiefach mächtig
Des Dichters allgewaltig Wort,

Und ſelbſt den Greis, gebeugt, bedächtig,
Es reißt zur Jugendgluth ihn fort.

Schaut, wie ſein Banner er entfaltet,
O ſchaut, wie's in den Lüften wiegt!
Kein Zwang kann ihn darniederhalten,
Den herbſten Druck er kühn beſiegt;
Nicht läßt er ſich in Feſſeln ſchlagen,
Sein Geiſt will nur, was ewig wahr;
Das Höchſte muß er ſich erjagen — —
Die Sonne blendet nicht den Aar.

Ob auch „aus dieſes Thales Gründen"
Er einen Ausgang ſich erſehnt:
Doch läßt er nie den Muth entſinken,
Nie wird ſein klares Aug' bethränt.
Ob von des Stromes wilden Wogen
Umfluthet ward der Heimath Port:
Ihn treibt allzeit „ein mächtig Hoffen",
Ihm bleibt ein „dunkles Glaubenswort".

Was freien Menſchen einzig eigen,
Was himmliſch-hehr die Bruſt entzückt,
Was ſüß ertönt auf gold'nen Saiten,
Was göttlich-ſchön das Leben ſchmückt,
Was ſelbſt die Edelſten beſeligt,
Was wonnig Herz um Herz berauſcht:
Im Liede hat er's uns gegeben,
Den Göttern hat er's abgelauſcht.

Der Wahrheit gilt ſein freudig Ringen,
Sein Sinnen, Sehnen, Forſchen, Müh'n;
Doch draußen nicht — nein, nein! tief innen
Sieht er der Wahrheit Strahlen glüh'n;

Tief innen auf des Herzens Grunde,
Da baut er ihren Hochaltar,
Und bringt der Weisheit treu verbunden,
Ihr Opfer stets um Opfer dar.

Gewiegt im Schooß des ewig Schönen,
Deß Zauber Göttlichem entflammt,
Erklimmt er keck die höchsten Höhen
Der Kunst der Künste, gottentflammt;
Voll Inbrunst hält er sie umschlungen,
Von ihren Pfaden weicht er nie;
Die feurigsten der Huldigungen,
Dem ewig Schönen weiht er sie.

Ein Heros tritt er in die Schranken
Für Geistesfreiheit, Recht und Licht.
Sein Wort zerbricht die stärksten Bande;
„Der Mensch ist frei!“ — Ihr glaubt es nicht?
Und würd' in Ketten er geboren:
Die Freiheit ist sein Angebind';
Wenn erst vom Wahn er frei geworden,
Ist er des ew'gen Vaters Kind.

Dann blitzt aus jedem Aug' die Würde,
Wie sie sein Seherblick erkannt;
Dann ist die Menschheit hoch gefürstet,
Für jede Tugend heiß entbrannt;
Dann fliehen scheu die finstern Mächte,
Zerstieben muß der Lüge Saat;
Die Liebe hält empor die Rechte
Und übt geräuschlos Liebesthat.

Dann bleibt kein nebelhaft Gebilde
Des großen Dichters Ideal;

Die Bruderkette schließt sich wieder
In Einer Sonne lichtem Strahl.
An's Vaterland, an's liebumfloß'ne,
So Greis, als Jüngling schließt sich an;
Dann steigt ein gold'ner Tag aus Osten,
Und heiter Friede bricht sich Bahn.

Wohlan denn, deutsches Volk, erfasse
Mit deutschem Ernst dies Ideal!
Es heischt von Dir des Muthes Thaten
Und duldet Wanken nicht, noch Wahl.
Versenk' Dich in der Wahrheit Tiefen,
Ergötz' Dich an der Schönheit Glanz,
Und was erhaben, das nur übe,
Dem Vaterlande weih' Dich ganz!

Dir aber, Tag der reinsten Freude,
Dir jauchzen unsern Gruß wir zu.
Den Edelsten der Edeln Einen
Dem deutschen Volke schenktest du!
Mag auch Jahrhundert um Jahrhundert,
Dem Staube gleich, im Sturm verweh n:
Ein Name bleibt allzeit bewundert,
Und nie wird Schiller untergeh'n. J. P. Glöckler

Stuttgart.

Festrede zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers,

gehalten am 10. November von Dr. J. H. Fischer.

Das ist ein seltener Tag, der uns heute aufgegangen ist, seltener noch, als die Geburt außerordentlicher Menschen. So oft bei ungewöhnlichen Erscheinungen pflegt die Welt im Zwiespalt

zu liegen über ihrem Bekenntniß Für und Wider, Begeisterung und Verleugnung, Liebe und Haß scheidet die Meinungen. Heute hat sich Palast und Hütte aufgethan, Gelehrsamkeit, Künste und Werkstätten wetteifern, um gemeinsam den Tag auszuzeichnen, an dem vor hundert Jahren Friedrich Schiller die Welt betrat. Daß diese festlichen Räume uns gastlich aufgenommen, daß auf unserer Schaubühne gestern und morgen die gewaltigste Schöpfung des Dichters erscheint, wir danken es dem Willen unseres hochsinnigen Königs, der in seinem Theile den großen Sohn seines Volkes ehren wollte. Wie muß dieser Tag denen, die Schillers Blut angehören, die Thräne der Freude in's Auge drängen! Und wie hoch schlägt die Brust unseres ganzen Stammes, daß es unser Landsmann ist, dessen Name in der westlichen wie in der östlichen Erdhälfte als ein Weltereigniß aufglänzt, dem kein Herz widerstehen will. Diese Thatsache, daß es Einen gibt, den alle deutschen Gemüther mit gleicher Freudigkeit den Ihren nennen, wodurch sie am lautesten ihre nationale Zusammengehörigkeit aussprechen, das ist mehr, und beweist stärker als jede Kritik. Und selbst diejenigen, die eine Berechtigung unserer Festfreude nicht zu erkennen vermögen, sie wissen es nicht, wie hoch sie Schiller ehren in demselben Augenblick, in welchem sie rufen, daß die Ehre nicht dem Geschöpf, sondern dem Schöpfer zu geben sei. War es nicht gerade Schiller, der lebenslang nicht seine Ehre, sondern die des Menschheitsgenius suchte, der ihn trieb, dessen treuester und reinster Diener er war, und in dessen Verherrlichung allein er seine Sendung erkannte? Würde nicht Er am lautesten gegen eine Feier protestirt haben, welche seine Person an die Stelle dieses Genius gesetzt hätte! Sein Ruhm ist nur der Ruhm, den Sinn und Geist, der der Welt einerschaffen ist, so ernstlich zu suchen und so mächtig auszusprechen, als ihm dazu die Kraft gegeben war. Darum hat auch unser Fest sich keineswegs angeschickt, vor den Gebeinen in der Gruft zu Weimar, noch

Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthuſiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freiſtätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rouſſeau kleiner fühle, will ich hier größer handeln, wie er. Deine Freundſchaft und Güte bereitet mir ein Elyſium. Durch Dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückſeligkeit wird ſteigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir, und durch Dich getraue ich mir, dieſe zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, dieſe Thränen werden wiederkommen, wenn dieſe Laufbahn vollendet iſt. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer iſt glücklicher, als Du?

Eine Freundſchaft, die ſo ein Ziel hat — kann niemals aufhören.

Zerreiſſe dieſen Brief nicht. Du wirſt ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer ſeltenen Empfindung leſen, und auch im Grabe wirſt Du ſanft darauf ſchlafen.

Leb' tauſendmal wohl. Mein Herz iſt zu weich. In einigen Tagen ſchreib' ich Dir wieder. Lebe wohl.

S.

Dresden, 17. Juli 1785.

So iſt's recht, daß die Geldangelegenheit ganz unter uns durch Briefe abgethan iſt. Ich hoffe, daß es nun keiner mündlichen Auseinanderſetzung darüber bedürfen

vor den Denkmälern in Erz zu knieen, sondern dem Geiste zu opfern, der so groß und herrlich ist, daß er die Offenbarung seiner Größe eben nur an die auserwähltesten Gefäße knüpft. So dürfen und so wollen wir den Genius feiern, denn es wäre Undank oder Hochmuth, da, wo der Ordner der Geschicke seine Berufenen selbst auszeichnet, in dem Werkzeug den Geist nicht erkennen zu wollen. Wissen wir doch wohl, was wir thun, wenn wir unserer Jugend die großen Männer preisen und sie in die Geheimnisse ihres Schaffens hinabsehen lehren, wenn wir ihr suchendes und ahnendes Gemüth, das nach Gestalt und Ausdruck ringt, vor andern an den großen Dichtern zu entzünden suchen, bei denen sie im überzeugendsten Worte ausgesprochen findet, was wie unerlöste Geister in ihr gebunden lag. Wenn die äußere Erfahrungswelt die Ereignisse so oft wie Zufälligkeiten durch einander wirft, so bietet uns die Dichtkunst in ihrer tiefsinnigen Symbolik den Zusammenhang; ihre Logik wird uns zur Logik der inneren Nothwendigkeit. Und wenn es wahr ist, daß die besten Dichter die treuesten Historiker der Menschheit sind, so haben wir's nahe, warum auf Schiller der allgemeinste Enthusiasmus sich vereinigt. Schiller ist, ob die Millionen seiner Verehrer es sich selbst mehr oder weniger gesagt haben, einer der fundamentalsten Geister der Weltgeschichte; denn es giebt nur wenige, die wie er den Menschen und sein Vollbringen so grundhaft aus sich selbst erklärt und auf sich zurückgeführt hätten. Halten wir darum den Enthusiasmus für ihn in Ehren als einen Beweis für die tiefe Lust, die dem Deutschen für Gründlichkeit und Wahrheit unzerstörlich inne wohnt! Nicht jenen nachbetenden Enthusiasmus, der nur ein paar Klänge von Schiller hat am Ohr vorübergehen hören, sondern den, der weiß, daß Schiller erkennen und zu ihm zurückkehren, eine Aufbauung der Menschenehre und der deutschen Ehre ist. Ihn aus seinen eigenen großartigen Voraussetzungen zu konstruiren, ihn als Typus persönlicher und nationaler Selbst-

läuterung zu begreifen, iſt ein Hauptkapitel des Verſtändniſſes unſerer Literatur. Man hat ſo oft geſagt, daß er wie nur Wenige dem deutſchen Geiſte zum Bewußtſein ſeiner Kraft und Hoheit verholfen, daß er mehr als alle der Dichter der Freiheit und Menſchenwürde ſei. Freilich! denn wenn er dieß nicht war, ſo würde er aufhören, groß zu ſein. Gieng doch ſein ganzes Dichter- und Denkerleben nur auf das eine Ziel, die Bedeutung der Menſchheit für Eins zu erklären mit ihrer moraliſchen Kraft und Unabhängigkeit. Er hat nicht weniger gefordert als die volle Beherrſchung der ſinnlichen Welt durch den Geiſt, und hat dem menſchlichen Willen die Macht zugeſchrieben, den Naturzwang dadurch aufzuheben, daß er das Abſolute in einen Akt freier moraliſcher Entſchließung verwandle. Darum verwarf er, was nicht in jedem Augenblick der vollen ſittlichen Berechtigung ſeiner Exiſtenz gewiß iſt; darum wollte er auch die Geſetze der Schönheit nur aus den Grundlagen des Sittengeſetzes aufgebaut ſehen, und darum iſt er mehr denn Einer der Dichter des Gewiſſens. Und hierin liegt der Hauptpunkt, in dem das Geheimniß ſeiner Hoheit und ſeiner ganzen koloſſalen Erſcheinung zu ſuchen iſt. Ihm war Kunſt und Schönheit nie ein Spiel um des Spieles willen; er vertiefte ſich nie in ſchöne Formen, ohne den innerſten Kern der Geſinnung darin eingeſchloſſen zu haben, denn er wollte überall den ganzen Menſchen in's Feld geführt ſehen, und machte Ernſt mit dem Glauben an eine ethiſch und äſthetiſch vollendete Menſchheit. Deßhalb konnte ſein Schwerpunkt auch nicht in der Lyrik noch Epik liegen, weil er das unwiderſtehliche Bedürfniß beſaß, Empfindung und Anſchauung in die Poeſie des Wollens und der That, in's Drama umzuſetzen. Und im Drama liegt ſeine Stärke nicht allein darin, Helden und Heldinnen unter den höchſten idealen Maßſtab zu ſtellen, ſondern noch ganz beſonders in der Kunſt, mit der er uns auf den pſychologiſchen Herd hineinblicken läßt, aus dem ihre Charaktere werden und ſich erklären, in der kon-

sequenten Methode, mit der er ihre Entfaltung durch die schwierigsten Verwicklungen hindurch so mannhaft vor uns abrollt. Shakespeare in seiner urmächtigen Plastik hat in seinen Dramen, wenn wir Macbeth und Hamlet etwa ausnehmen, seine Charaktere unmittelbar fertig dargestellt; ohne ihre psychisches Werden, ihr Wodurch und Warum besonders zu betonen, läßt er sie gleich von Anfang als vollendeter Engel oder Teufel, als ausgemacht edel oder niederträchtig, stark oder schwach, lächerlich oder verächtlich erscheinen. Bei Schiller dagegen war überall die Darstellung des sittlichen Kampfes die Hauptsache, die gewissenhafte Beweisführung des Zusammengreifens von seelischer Anstrengung, welche den Bildungsprozeß des Charakters ausmacht. — Es wäre hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob diese oder jene Art von poetischer That die größere sei; aber es ist keine Frage: Darin, daß Schiller uns immer den Ringenden, den sich auf die Höhe Arbeitenden vorhält, beruht ein großer Grund unserer Liebe zu ihm; es ist kein Zweifel: darin, daß ihm an der Aufzeigung der moralischen Wahrhaftigkeit so viel gelegen ist, darin liegt eine ungemeine pädagogische Heilkraft, eine starke herzbildende Schule für deutsches Wesen und Bedürfniß. In diesem Sinne vornehmlich ist Schiller zeitumgestaltend, und nach dieser Seite vor allen ist er unser Meister geworden. Die unerschütterliche Ausdauer grundlegender Studien, die Disziplin der Gedankenarbeit, die hierfür nöthig war, kann uns am besten die Ueberzeugung liefern, wie streng er die Aufgabe des moralischen Ernstes an sich selber stellte. Darin liegt aber auch ein so großer Reiz für unsere Theilnahme, daß sein ganzes, aller Weichlichkeit so fernes eigenes Streben immer das treueste Abbild seiner Anforderungen an das höchste menschliche Wollen gewesen ist. Diesem Wollen dankt es die Nachwelt, daß sie sagen darf: er ist überall groß, er ist auch im Kleinsten nicht unbedeutend gewesen. Welche Wirkung, die der einfache Mann mit der metallenen Stirne, mit der gebietenden Lippe, aus-

übt! Hat doch Göthe selbst, als er den Wallenstein in der Hand hielt, mit einem Schauer von Ehrfurcht über die riesenhaften Geistesthaten des Freundes gestaunt. Wir haben ihn genannt, den Namen Wallenstein; wo lebt ein Drama, das größer wäre? Wo wickeln sich dämonischer und tiefsinniger als in dieser labyrinthischen Seele die Fäden dichterisch ineinander und auseinander? Und wo ist einem Helden der Träger seines bösen Schicksals packender und sinnbestrickender an die Fersen geheftet, als diesem Wallenstein in der Person des unbeugsam hartfäustigen Buttler? Laufen nicht im letzten Akt der Tragödie die Wolken des Verhängnisses wie Berge gegen einander, daß Friedland und die Gräfin Himmel und Erde wanken fühlen! Hier sind keine gesprochenen Worte mehr, hier ist nur noch Ereigniß und Ereigniß, bis der starre Feldherr, eingekeilt davon, seine Schuld mit dem Untergang gesühnt. Aber auch in einer andern Gattung — wie ist Schiller einzig in seiner Glocke! In diesem sonnenhellen Liede, wie hat er die Arbeit des Gewerbes und seine Sorge, wie die Liebe, die Familie mit ihrer Freude und Trauer verklärt! wie die Ehre und das Bewußtsein des bürgerlichen Berufes erhoben! Wie ist es unvergeßlich schön und rührend, die Freuden und Schmerzen, die das Leben dem Einzelnen bringt, durch den Mund der Glocke zu einer Angelegenheit der ganzen Gemeinde gemacht zu sehen, und die Fragen des Staats durch ihren Klang dolmetschen zu hören! Sie ist wahrlich eine stolze Predigt, diese Glocke! — Und auch hier, wie überall, der in Lust und Wehe von ganzem Herzen mit dem Volke in Mitleidenschaft stehende Dichter; auch hier die Hebung der Menschenehre durch veredeltes Selbstgefühl, und die ernstlichste Begeisterung für Reinheit der Menschensitte! Und Schiller's Begeisterung ist nie zu verwechseln mit Berauschung; denn wo er glüht, da ist er sich auch der Gründe immer vollkommen bewußt; und es ist Blasirtheit und Sittenlosigkeit zugleich, sein Erhabenes und Gesinnungsvolles für überlebt und unentbehrlich zu halten.

Bei ihm gilt kein Hinterhalt, keine beſchönigende Liſt; mit geöffneter Bruſt tritt jede ſeiner Dichtungen auf uns zu: „Hier bin ich, wie ich bin!“ ganz Ueberzeugung, ganz Liebe, oder ganz Entrüſtung; und wie ich bin, ſo will ich, daß auch der Menſch und ſein Ideal, dem ich allein dienen will, etwas ſei! Der Name Schiller in ſeiner antiken Hoheit und Selbſtſtändigkeit iſt der niederſchlagenſte Gegner der armſeligen Selbſtwegwerfung, der Feigheit und Perfidie. Mögen ſie erſchrecken an ihm, die Maſchinenheizer moderner Zerſetzung und Menſchen-Verbildung! Unzählige aber bekennen heute, welch ein Reichthum ihnen durch den außerordentlichen Mann geworden iſt: Unzählige, die als Bühnengrößen, als Denker, als Dichter und Künſtler, Unzählige, die für den Lehrſtuhl oder die Kanzel, die in der Werkſtätte, im Familienkreiſe oder unter der Fahne an ihm ſich gebildet und erbaut haben. Es iſt nicht gemacht; es iſt herzliche Freiwilligkeit, daß die Abzeichen unſerer Gewerbe und Genoſſenſchaften heute ſo ganz beſonders hell und leuchtend ſich geſchmückt haben, daß Alter und Jugend, daß Meiſter und Geſelle ſo freudig ſich rührt. Es iſt nicht unklare Schwärmerei, es iſt der Zoll der Bewunderung und des wohlbewußten Dankes für den Lehrer und Bildner, der, ohne uns zu kennen, den Menſchen in uns geliebt und erheben, und der unſer Vaterland herrlich gemacht hat. — Die Wogen dieſer Jubelfeier werden bald zerfloſſen ſein, und es iſt möglich, daß die Ungunſt künftiger Zeiten, daß die Fluth ſchaumiger Literatur Schiller's Namen auf Augenblicke überwuchert; aber ſo gewiß, als Jahrhunderte, die hinter uns liegen, in Zeiten des Unzeſchmacks und der literariſchen Schwäche nach den Alten zurückgegriffen haben, ſo gewiß werden kommende Geſchlechter, wenn ſie nach einem Ankergrunde des Geiſtes ſuchen, Schiller wie ein verſchüttetes, aber immer herrliches Heroenbild wieder hervorziehen. So unberechenbar viel die Vergangenheit und Gegenwart an ihm ſchon gewonnen und genoſſen hat, ſo viel wird die Zukunft, inſonder-

heit an ſeinen proſaiſchen Arbeiten, die viel weniger als die poetiſchen zum Gemeingut geworden ſind, für die Weitererziehung der Menſchheit noch auszuſchöpfen haben. Und ſo wollen wir, um die er ein gemeinſames Band geflochten, ſeien wir ſeines Blutes oder nicht, ſei ſeine Wiege die unſere oder nicht, ihn feſthalten, ob wir ſein Geburts- oder Todtenfeſt begehen, ob die Stürme des Herbſtes oder die Maien des Frühlings um ſeinen Scheitel rauſchen.

Prolog

zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich Schillers, von Theodor Löwe.

Geſprochen am 9. November auf der königlichen Hofbühne zu Stuttgart, als Einleitung zu „Wallenſteins Lager“ und die „Piccolomini.“

Des Vorhangs Falten ſind emporgeflogen,
Die euch verhüllten dieſe bunte Welt;
Und wie des Meeres aufgeregte Wogen
Sich glätten, wenn kein friſcher Hauch ſie ſchwellt,
So iſt nun hier das Schweigen eingezogen
Und ihm hat der Gedanke ſich geſellt:
In dieſes Hauſes lichterhellter Runde
Beginnt des Feſtes erſte Feierſtunde!

Und welch ein Feſt! Zu einem Wiegenbette
Im Geiſt zu pilgern ſteht ein Volk bereit,
Und blickt gerührt nach jener niedern Stätte,
Die ein erhabner Genius geweiht!
Im ganzen Reiche rüſten um die Wette
Die Städte ſich zu einem Liebesſtreit;
Denn keine will zurück der andern ſtehen,
Den Dichtertag in Würde zu begehen:

Den hohen Tag, da die Novembererde
In Ihm den wärmſten Frühlingskuß empfing;
Mit jenes Kindes erſtem Schrei ein Werde
Durch die gebundne Welt des Geiſtes ging;
Der Dichtung Gott mit liebender Geberde
Die Leier zu des Knaben Häupten hing
Und weihend ſprach: Laß ihre Saiten tönen
Der Freiheit nur und nur dem Ewig-Schönen!

Und ſo geſchah's! — Von heil'ger Gluth durchdrungen
Schritt er die Bahn des Ruhmes ohne Halt.
Wie ſtolz hat er ſein Saitenſpiel geſchwungen,
Wo es der Menſchheit höchſte Güter galt!
Wie ſprach er kühn mit donnerlauten Zungen
Das Urtheil der despotiſchen Gewalt,
Und wußte doch der Liebe zaubriſch Walten
In reinſter Mädchenblüthe zu entfalten.

Sein Singen war ein feuriges Verkünden
Von einem nie erſchöpften Wunderhort.
Den Geiſt der Männer wußt' er zu entzünden,
Die Jugend riß er ſtürmiſch mit ſich fort.
Dem Wunſch, der Sehnſucht, die im Herzen gründen
Des deutſchen Volks, lieh er ſein ſchwungvoll Wort,
Tiefgreifend in die Bücher der Geſchichte
Verklärte er die Wahrheit im Gedichte.

Gleich goldnem Wein in einer Demantſchale
Erſchien der Born, der ſeiner Bruſt entfloß;
Erblüht, gereift im lichſten Sonnenſtrahle,
Was ihm in ſtillen Nächten ſich erſchloß.
Ein König in dem Reich der Ideale
Schwang er ſich auf mit ſeinem Flügelroß,

Dem Druck der Erde leicht ſich zu entziehen,
Die ihm den Lorbeer, nicht das Glück verliehen.

So auf des Ruhms erhabnem Fußgeſtelle
Sah, hochbegeiſtert, ihn die Mitwelt ſteh'n.
So werden noch in ew'ger Glorienhelle
Ihm unſre nachgebornen Enkel ſeh'n.
Unſterbliches verſandet keine Welle
Der raſchen Zeit, kein Sturm wird es verweh'n.
So bleibt er ſteh'n in's ſpäteſte Jahrhundert,
Wohl nie erreicht und drum ſo hochbewundert!

Wir, die an ihn das erſte Anrecht haben, —
Denn unſer Boden trieb das hohe Reis,
Die ſchönſte Blüthe wohl am Stamm der Schwaben,
Ihn, den den Seinen nennt der Erdenkreis, —
Wir brachten ſtets ihm unſres Dankes Gaben
Bei jeder Wiederkehr des holden Mai's
Und ſchaarten uns, wie unterm Heeresſchilde
Das Waffenvolk, treu unter ſeinem Bilde.

Und heute nun, o herrliche Erſcheinung!
Erhebt ſein ganzes Volk ſich, nicht zum Streit
Für Herrſcherrecht und finſtre Glaubensmeinung,
Dem theuren Dichter iſt der Drang geweiht!
Sein Wiegenfeſt zeigt die erſehnte Einung
Der Stämme, die Parteigeiſt oft entzweit,
Und ſtrahlend trägt, daß er „Seid einig" mahne,
Den Namen Schiller heut die deutſche Fahne.

O ſchaut hinaus, wie ſelbſt in fremden Landen
Die Schaar der Brüder ſich in Reihen ſtellt,
Die heimathferne, ſich zuſammenfanden;
Wie ſelbſt in jener jugendlichen Welt,

Wo der Atlantis grüne Wogen branden,
Die Meerluft feſtliche Paniere ſchwellt!
Wo deutſches Wort und deutſche Lieder klingen,
Regt die Begeiſt'rung ihre Rieſenſchwingen.

So ſchreiten wir vereint dem Tag entgegen,
Da er dem Schooß der Mutter ſich entwand,
Zu Füßen ihm die Zweige hinzulegen,
Ihm, der ſo rein auf reiner Höhe ſtand,
Aus deſſen Haupt ein hoffnungsvolles Regen
Der beſſern Zukunft ging durch's Vaterland!
Doch wir ſind arm; den Kranz, um ihn zu ſchmücken,
Wir müſſen ihn von ſeinem Reichthum pflücken.

Auf dieſen Brettern, die euch oft der kalten
Und trübverworrnen Wirklichkeit entrückt,
Wo, was er ſchuf, lebendig zu geſtalten,
Die Spieler ſelbſt im Innerſten beglückt,
Soll ſich das glänzende Gebild entfalten,
Dem der Vollendung Stempel aufgedrückt,
Ihm mit des Dankes vollſten Feiertönen
Die lorbeerreiche Stirne neu zu krönen.

So ſchmettert denn, ihr krieg'riſchen Fanfaren
Ihr Heerespauken raſſelt dumpf darein,
Ihr Banner mit den kaiſerlichen Aaren
Entrollet euch im blut'gen Morgenſchein!
In's Lager ziehn die ſchlachtgewohnten Schaaren,
Geführt von ihrem Feldherrn Wallenſtein,
Und mit ihm naht, daß er das Herz uns löſe,
Der Dichter ſelbſt in ſeiner ew'gen Größe.

Festgruss.

Wie leuchtend in des Morgens Glühn
Der Frühe Wolken rosig blühn!
Die Sonne rückt in ihre Bahn,
Gebirg und Meer mit Strahlen krönend,
Und hochher schwingt die Fittgel tönend
Durch Sturmgewölk ein wilder Schwan.

Kommst du von Ufern an dem Meer
Wo Schiller ewig bei Homer
Und allen Sängern thront im Licht,
Und sandten dich herab als Boten
Die Manen nach dem großen Todten?
Denn heut ist dort ihr Schiller nicht.

Was rief ihn von den Himmeln ab
Zur Stätte von Geburt und Grab?
Warum verließ er dich, Virgil?
Zog ihn zur dunklen Erde wieder
Zum Loos der Sterblichen hernieder
Von Jenseits noch ein Mitgefühl?

Sah zürnend ein zu brechend Joch
Sein Genius? Erglüht nicht noch
Der Schmerz in tausend Herzen bang,
Und bluten nicht noch tausend Wunden,
Für die der Trost in schweren Stunden
Allein sein göttlicher Gesang?

Ja nur des Dichters Wort belebt,
Erhebt aus Leiden und durchbebt
Mit Lust die Seelen; er spricht Recht
Dem heiligsten Gefühl, und schreitet

wird. Von jeher habe ich das Geld ſo gering geſchätzt daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mi theuer waren, davon zu reden. Es ſollte mir weh thun wenn Du mir zutrauen könnteſt, daß ich einen Wert auf Handlungen legte, die Leuten von unſerer Art blo natürlich ſind. Nicht einen Augenblick habe ich gezwei felt, daß ich bei umgekehrten Verhältniſſen eben das vo Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe alſo nicht, daß Du das jemals in Anſchlag bringen wirſt, wenn von dem was wir einander ſind, die Rede iſt. —

Lebe wohl jetzt, wir ſehen uns bald.

K.

Meine Theuerſten!

An dem Morgen des Tages, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht.

Wünſchen kann ich Euch nichts mehr. Jetzt habt Ihr ja Alles. Euer Glück zu vergrößern, müßte der Himmel Eure Sterblichkeit aufheben.

Euer Glück ruht in Euren Herzen, es kann alſo nimmermehr aufhören. Aber wenn Ihr nichts mehr zu wünſchen findet, wenn das Wonnegefühl, Euch zu beſitzen, Eure ganze Seele füllt, ſo ſchenkt wenigſtens einen Seitenblick noch der Freundſchaft. Vergeßt nicht, daß ſie für Euch betet, für Euch Thränen der Freude weint, und ſich ſo ungern von dem lieblichen Traume trennt, Eure Tage verſchönern zu helfen. Entlaßt ſie ihrer Pflichten

Den Pfad, der zu der Höhe leitet,
Voran dem menſchlichen Geſchlecht.

Ein Leitſtern ſeinem Volk zu ſeyn
Glänz' Schillers Ruhm ſtets ſonnenrein!
So hoher Kraft und Würde voll
Hat keine Muſe noch geſungen;
Hat reichrer Wohllaut je geklungen
Als ſeinem Saitengold entquoll?

Nun gibt von aller Herz und Mund
Einmüthig dies Gefühl ſich kund:
Beglückt wer dieſen Tag erlebt!
Wenn einſt dieß Feſt — dem Licht entſchleiert
Ein künftiges Jahrhundert feiert,
Wie vieles iſt bis dann erſtrebt!

O lebe, Schiller, fort und fort
Im deutſchen Volk, ſtets tön' dein Wort
Wie Freundeswort voll reiner Gluth,
Begeiſternd weihe ſtets aufs neue
Das Gold der Sitten, deutſche Treue
Und deutſchen Ernſt und deutſchen Muth!

Schwing dich hinüber, Götterſchwan,
Und ſag' es dort den Sängern an,
Den Männern der Unſterblichkeit,
Den Weiſen auf der goldnen Wolke,
Daß Schiller heut bei ſeinem Volke
Den Feſttag ſeines Ruhms erneut!

Hermann Lingg.

An Schiller,

den Dichter von: „das Ideal und das Leben," (früher: „das Reich der Schatten.")

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt –

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Schiller.

Vom Götterſohn haſt Du geſungen
In wunderbar tiefſinn'gem Lied,
Der ſchwer geprüft, doch unbezwungen,
In Flammen von der Menſchheit ſchied,
Den alle Schickſalsſtürme faßten,
Doch dem, von Kämpfen nur geſtählt,

Jenſeits, befreit von Erdenlaſten,
Der Jugend Göttin ward vermählt.

Vor Allen im Heroenkreiſe
Von Hellas war Herakles groß;
Gefeiert haſt in ſeinem Preiſe
Du, unbewußt, Dein Thun und Loos,
Nur daß des Raums, der Sinne Schranken,
Ein Geiſtgewalt'ger, Du zerſchlugſt
Und in die Lichthöh'n der Gedanken
Des Armes Wunder übertrugſt.

Arbeiten zwölf hat ihm geſendet
Der harten Schickſalsmächte Groll;
Eh' Du der Mannheit Bahn vollendet,
War Dir die gleiche Zahl ſchon voll;
Zwar haſt Du nicht den Speer geſchwungen
Und nicht geführt den Keulenſchlag:
Doch Mächte durch haſt Du gerungen,
Und kämpfend fand Dich jeder Tag.

Gejauchzt in kindlich froher Feier
Hat eine ſinnl'ch heitre Welt
Dein Retter, Sieger und Befreier,
Der Drachen, Eber, Leu'n gefällt:
Du haſt gereifterem Geſchlechte,
Das denkend in ſich eingekehrt,
Der Barbarei, des Wahnes Mächte,
Unholde Nachtbrut, abgewehrt.

Du räumteſt, edler Sitte Wächter,
Den dumpfen Stall des Augias;
Des Rechts, der Menſchlichkeit Verächter
Traf, tödtliches Geſchoß, Dein Haß;

Die Säulen künden, die uralten,
Wo ihn gehemmt des Weltmeers Braus:
Du ſchrittſt ſiegreich, unaufgehalten
Jenſeits der Sinnenwelt hinaus!

Den Himmel trug, den weitgeſpannten,
Der ſterblichen Alkmene Sohn;
Im Aufruhr ſtürmender Giganten
Beſchützt' er des Kroniden Thron:
Du haſt zum Kampf des Herzens Rieſen,
Den Leidenſchaften, Dich geſtellt,
Starkmüthig, nicht zurückgewieſen
Die Wucht der ſchickſalsſchweren Welt

Um Frauenliebe zu gewinnen
Hat ſeinen Ungeſtüm bezähmt
Der Held, — im Weiberſaal zu ſpinnen
Der Löwenſieger ſich bequemt;
Du ſchied'ſt dem Manne zu die Bürde
Des Kampfs, der Pflicht, des Ruhmes Glanz,
Doch, ritterlich, für Frauen-Würde
Flocht'ſt Du der Roſen vollſten Kranz.

Es glänzt ein Baum auf fernen Fluren,
Nicht Brücke führt dahin, nicht Steg:
Vertrauend leiſen Geiſtesſpuren
Trifft nur ein Glücklicher den Weg;
Die goldne Frucht — profanen Händen
Durch ewiges Geſetz entrückt, —
Haſt Du, ſie neidlos auszuſpenden,
Vom Heſperiden-Baum gepflückt.

Von heißem Kampf, raſtloſen Mühen
Um's höchſte Ziel, zu früh verzehrt,

Doch durch des Geiſtes inn'res Glühen
Vom Staub gehoben und verklärt,
Fuhrſt Du, von jener Kraft getragen,
Die nie an's Ird'ſche ſich verlor,
Auf flammenroßbeſpanntem Wagen
In ew'ger Schönheit Reich empor.

Und Hebe bleibt Dir eigen immer!
Aus Deiner Dichtung Tiefen taucht,
Leuchtend von Morgenrothes Schimmer,
Ein Geiſt, der ew'ge Jugend haucht.
Nie kannſt Du Deinem Volk veralten!
Heros des Lichts, o! führe Du,
Bezwingend neidiſche Gewalten,
Verjüngter Herrlichkeit es zu!

Herbſt iſt's, doch durch die dürren Aeſte
Rauſcht, Hoffnung weckend, Lenzeswehn;
Gilt's unſres Dichters Wiegenfeſte?
Gilt es auch Deutſchlands Auferſtehn?
Bald, im geeinten Vaterlande
Schall' ihm ein ſtolz'rer Jubelruf,
Der in der Knechtſchaft Nacht, der Schande,
Den Geiſtern ſchon die Freiſtatt ſchuf!

Guſtav Pfizer.

Cantate zu Schillers hundertjähriger Geburtsfeier.

Gedicht von J. G. Fiſcher, Muſik von Fr. Rücken.

Hefungen im königl. Rathhauſe am 10. November.

Chor.

Die Freude glüht, die Herzen ſchlagen,
Und dir, o Meiſter, gilt ihr Strom;

Auf Säulen, von dir ſelbſt getragen,
Erglänzt des Feſtes hoher Dom.

Soli.

Es lag auf deinem Volke
Des Todes tiefer Schlaf,
Als deine Kraft die Seelen,
Du Heldenſeele, traf.

Da gieng durch alle Herzen
Dein göttliches Geſchoß,
Und von der Freude Strömen
Das Leben überfloß.

Da trank die Erde wieder
Des Wohllauts Herrlichkeit,
Die lange lag begraben
Vom Drang der böſen Zeit.

Chor.

Du riefſt zu neuem Leben
Dein Volk, du herrlich Haupt,
Und nie biſt du geſtorben
Der Welt, die an dich glaubt.

Die Freude glüht, die Herzen ſchlagen,
Und dir, o Meiſter, gilt ihr Strom;
Auf Säulen, von dir ſelbſt getragen,
Erglänzt des Feſtes hoher Dom.

Ulm.

Friedrich Schillers Christenthum.

Gedächtnißrede, gehalten am 10. November von Friedrich Albrecht.

Meine geliebten Brüder und Schwestern!

Wohl seit Menschengedenken ist noch nie ein solches Fest gefeiert worden als das, welches das deutsche Volk an diesem Tage feiert. Ein Name klingt von Mund zu Mund wie ein Zauberwort, das uns plötzlich die schönsten Gebilde dichterischer Phantasie vor die Seele stellt. „Friedrich Schiller" heißt dieser Name. Heute ist es hundertjährig, daß er, der nun überall Gefeierte, in unserm Schwabenlande, zu Marbach, in dem unscheinbaren Bäckerhaus am Markt, das Licht der Welt erblickte. Es erfüllt uns mit Rührung und Begeisterung, wenn wir hören, wie nicht nur in allen größeren Städten unseres geliebten Vaterlandes, sondern auch in ferner Fremde, in Moskau, Petersburg, Stockholm, London, Paris, ja vom Orient am Bosporus, wo Hero und Leanders „altergrauen Schlösser sich entgegenschauen" bis in den tiefen Westen Amerika's, allüberall die Deutschen sich zusammenschaaren, um das Andenken an diesen Einen würdig zu feiern.

Ich verhehl' es mir nicht, daß in den allgemeinen Jubel auch mancher Unverstand, ja sogar manches trübe Element sich einmischt. Mancher, der am wenigsten will, daß Schillers Geist die Menschheit durchdringe, betreibt die Feier am eifrigsten, um durch Häufung von Aeußerlichkeiten das innere Verlangen des Volkes zu beschwichtigen; mancher, der die Fackel im Zuge am höchsten hält, thut es nicht, um Schillers wahres Bild um so heller und deutlicher erscheinen zu lassen, sondern um die Augen derer zu blenden, die nach ihm suchen. Aber daß ein solches Fest trotz manchen offenen und heimlichen Widerwillens mit einer solchen

Siegesgewalt überall wie eine unabweisbare Nothwendigkeit sich aufdrängt, daß man selbst dort, wo man Schillers Geist am wenigsten erkennt, oder weil man ihn erkennt, am meisten vernehmt, aus Klugheit sich beeilt, nicht nur eine Festesfeier, sondern sie möglichst pomphaft zu veranstalten, das — meine Lieben — das ist (man mag noch so vornehm auf die freireligiösen Gemeinden herabsehen) der größte Triumph, den unsere Sache feiern konnte, und zugleich eine ermuthigende Mahnung für uns, allem Mißverstand und aller Verdächtigung gegenüber in unsern heiligen Bestrebungen auszudauern.

Mich dünkt, wir werden uns zuerst die Frage beantworten müssen: Warum gerade diesem ein solches Fest, wie weder Deutschland noch irgend ein Volk eines sah? Etwa darum, weil er der größte und begabteste Dichter seines Volks gewesen wäre? Darüber ließe sich allenfalls noch streiten. Schiller selbst schien in Göthe den begabteren Dichtergenius anzuerkennen. Auch wissen wir, daß dieser in keinem Gebiete des Wissens ihm nachstand, und daß er durch ein fast doppelt so langes Leben bis ins höchste Greisenalter voll rüstiger Schaffenskraft und durch die glücklichsten Verhältnisse begünstigt, auch eine viel umfassendere Thätigkeit entfalten konnte. Und doch, als vor zehn Jahren Göthes hundertjähriger Geburtstag heranrückte, dachte Niemand an eine allgemeine Festfeier, trotzdem daß der Tag in eine dazu viel günstigere Jahreszeit*) fällt. Warum wurde gerade Schiller mehr wie ein anderer Dichter der Welt der Liebling seines Volkes? Man sagt, weil ihn das ganze Volk, den Göthe jedoch nur die Gebildeten begreifen. Nun ja, aber worin liegt der Zauber, für welchen eben das ganze Volk das Verständniß hat? Etwa in der schönen Form und dem unterhaltenden Inhalt von einem halb Dutzend Gedichte, die im Munde der Menge heimisch sind? Es ist noch weit etwas ande-

*) 28. August.

res, was das Volk für ihn begeistert. Es ist die treubewahrte, unverderbene Jugendgluth, die, durch Nichts gestört, nach dem Höchsten, nach dem Idealen strebt, es ist die Liebenswürdigkeit seines ganzen inneren Wesens, ist seine tiefe Religiosität.

Seine Gegner verketzern ihn, weil er ein Feind aller Religion gewesen sei. Wer hat Recht? Beide Theile, je nachdem man das Wesen der Religion auffaßt.

Was ist Religion?

O meine Lieben! Wie drängen auf diese Frage sich die verschiedenen Priesterschaften mit ihren Antworten herbei. Da rufen die Nachkommen der alten Magier: „Hier ist Zendavesta, das Buch des Lebens. Hier steht's geschrieben.“ Da kommt der jüdische Rabbiner: „Was weiß Euer Buch. Hier ist die Thora, das Gesetz, dessen Grundzüge der Herr unter Donner und Blitz mit seinem Finger in die Tafeln schrieb.“ Da kommt der muhamedanische Mufti: „Ich hab' im Koran die rechte Offenbarung, die der Prophet mit der Feder aus dem Fittig des Erzengels niedergeschrieben hat.“ Aber sollte das Christenthum nicht den richtigen Begriff von Religion aufstellen? Ja welches denn? Das römisch-katholische, das lutherisch-protestantische, calvinisch-reformirte? Jedes hat seinen besonderen Katechismus und ruft: „Bei mir ist die wahre Religion.“ Von allen diesen Religionen ist jede eine andere. Jede hat eine angeblich ganz untrügliche Gottesoffenbarung, aber es widerspricht eine der andern. Da entspinnt sich der Streit und am Ende behauptet jeder: Wer zu einer anderen Partei sich hält als zu der meinigen, der hat eine falsche, wer zu keiner sich hält, der hat gar keine Religion.

Diesen Parteirechthabereien gegenüber spricht Schiller:

Welche Religion ich bekenne? — „Keine von allen,
Die du mir nennst.“ Und warum keine? „Aus Religion.“

Friedrich, der große Weise auf Preußens Throne, schreibt in einem Briefe:

„Ich halt' es mit Calvin, mit Ganganelli*) oder Luther nicht;" ähnlich ein deutſcher Dichter früherer Zeit, Friedrich v. Logau:

„Luthriſch, päpſtlich und calviniſch — dieſe Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch iſt Zweifel, wo das Chriſtenthum wohl ſei."

Schiller ſpricht den gleichen Gedanken noch beſtimmter aus; er erklärt keiner von allen zu ſeiner Zeit beſtehenden Religionsgemeinſchaften anzugehören, und zwar nicht darum, weil es an Religion ihm fehle, ſondern weil er Religion habe.

Meine Lieben! Unſere Sache, die Sache echter Humanität, iſt zwar uralt wie die Menſchheit ſelber, aber die Gemeinſchaft, die dieſer Sache dient, beſteht erſt ſeit kurzer Zeit. Auch wir haben „aus Religion" uns losgeſagt von den ſogenannten Religionen, die unter der Obhut ihrer Prieſterſchaften bisher neben und gegen einander beſtanden. Auch wir müſſen dieſelben Verurtheilungen, als fehle es uns an aller Religion, erdulden, wie ſie der große Dichter zu erdulden hat. Iſt nun das, was er ſeine Religion nannte, auch daſſelbe, was uns als Religion gilt?

Um ſeine religiöſe Anſchauung erkennen zu lernen, werden wir ſolche Dichtungen, bei denen er in fremde Seelenzuſtände ſich hineindenken muß, von denen zu unterſcheiden haben, worin ſein eigenes Denken und Fühlen ſich offenbart. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er einen Fridolin, den frommen Knecht, einen Grafen von Habsburg, den Prieſterfreund, eine Maria Stuart, die eifrige Papiſtin, anders ſprechen laſſen muß, als er ſelber denkt, und daß, was er ihnen in den Mund legt, nicht zum Zeugniß für ſeine religiöſe Anſicht genommen werden darf. Anders iſt es mit jenen Dichtungen, in denen ſeine eigene Seele ſich ſpiegelt.

Wie ſtand es mit Schillers Glauben an Gott?

O welch einen Sturm hat nicht ſein ſchönes Gedicht „An die Götter Griechenlands" heraufbeſchworen! Wie haben die

*) Papſt Clemens XIV.

nicht — ſie ſind ihre Glückſeligkeit, und wie viel bleibt ihr übrig, wenn Ihr gar nichts mehr wünſchen wollt?

Sehnſucht, ſich nie von dem lieben Weſen zu ſcheiden, das einſt unſerem Herzen ſo theuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum ſeien ſie heute das Symbol Eurer Liebe und unſerer Vereinigung.

S.

* * *

Am 7 Auguſt 1785.

Heute vor fünftauſend Jahren hatte Zeus die unſterblichen Götter auf dem Olympus bewirthet. Als man ſich niederſetzte, entſtand ein Rangſtreit unter drei Töchtern Jupiter's. Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen, und die Freundſchaft behauptete ihren Rang vor Beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung und die ſtreitenden Göttinnen zogen ſich vor den Thron des Saturnius.

Es gilt nur ein Adel auf dem Olympus, rief Chronos Sohn, und nur ein Geſetz, wonach man die Götter richtet. Der iſt der Erſte, der die glücklichſten Menſchen macht.

Ich habe gewonnen, rief triumphirend die Liebe. Selbſt meine Schweſter die Tugend kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anweſende unſterbliche Götter.

Und wie lange beſtehen Deine Entzückungen? unter-

Prieſterſchaften dagegen geeifert! Sie, die am allermeiſten der verderbten Gegenwart die gute alte Zeit entgegenhalten, geberdeten ſich im höchſten Zorneseifer, als der Dichter auch einmal die alten, ganz alten Zeiten, ihren Glauben und die darauf ſich gründende Lebensanſchauung auf Koſten der Gegenwart erhob. Er redete jene alten Götter an:

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!

Und ſo ſchildert er jene Zeit mit den glühendſten Farben ſeiner dichteriſchen Phantaſie! Sehnſüchtig ruft er ſie zurück:

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder
Holdes Bilthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick.
Ach von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.
Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordens ſchauerlichem Wehn:
Einen zu bereichern unter allen
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.

„Da habt ihr die Gotteslästerung", ſo ſchrieen die Kircheneiferer. „Was brauchen wir noch weiteres Zeugniß? Steht es da nicht deutlich, wie es ihm leid thue, daß die Vielgötterei Griechenlands dem Einen Gott, an den wir glauben, weichen mußte? Beklagt er es nicht wie ein Unglück, daß nach dem Falle jener Götter der Eine Gott den Thron der Welt einnahm?"

O über den Unverſtand, der auch hier des Bibelſpruchs vergißt: „Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt iſt es, der lebendig macht." Es wäre der vollſtändigſte Blödſinn, aus dieſen Worten

die Berechtigung zu dem Vorwurf herleiten zu wollen, Schiller habe im Ernſt die Menſchheit um Jahrtauſende zurückgewünſcht, er habe im Ernſt der Vielgötterei vor dem Glauben an den einigen Gott den Vorzug gegeben. Wer aber je aus Beſchränktheit darüber noch im Zweifel ſein kann, der leſe nach, was er in ſeinem Aufſatz über „Die Sendung Moſes“ ſchrieb:

„In einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der moſaiſchen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volk verbreitet und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchengeſchlechts all die Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließlichen Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war.“

Und wer kennt nicht das ſchöne Gedicht „Die Worte des Glaubens.“ Dieſe ſind ihm: Freiheit, Tugend, Gott.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Bei ſolchen Bekenntniſſen wird auch der ängſtlichſte Gewiſſensrichter ausrufen müſſen: Er iſt doch nicht unter die Gottesleugner zu zählen, ſondern glaubt an Einen Gott. Steht aber dieſer

Vers nicht im offenbaren Widerſpruche mit dem Liede „An die Götter Griechenlands?“ — Nur dem Scheine nach. Bei richtigem Verſtändniß löst das Räthſel ſich leicht. Der Eine Gott, an den Schiller glaubte, iſt allerdings ein himmelweit anderer, als der der Kircheneiferer. Wohl iſt ſein Gott Herr über Zeit und Raum, aber nicht außerhalb der Zeit und des Raums.

Steh du ſegelſt umſonſt! — Vor dir Unendlichkeit.
„Steh du ſegelſt umſonſt! Pilger — auch hinter mir!“
Senke nieder
Adlergedank, dein Gefieder!
Kühne Seglerin Phantaſie
Wirf ein muthloſes Anker hie!

Unendlich iſt die Welt, unendlich iſt Gott. Zwei Unendlichkeiten können nicht über oder neben einander, ſie müſſen in einander ſein, einander durchdringen. Darum iſt der einige Gott des großen Dichters nicht etwas, was einſt ohne Welt war und ſein konnte, er iſt der Geiſt, die Kraft, das Leben in der Welt, ſich als höchſter Gedanke, als Allweisheit offenbarend in den Geſetzen der ewigen Weltordnung. So ſchreibt er in ſeinem Aufſatz „Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts:“

„Gott und Natur ſind zwei Größen, die einander vollkommen gleich ſind. Die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott, in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen.“

Und dieſer eine Gott, der ſeinen allweiſen Willen in der Weltordnung und ſich ſelbſt in dem Wechſel der Erſcheinungen als das unveränderte Geſetz, als der ruhig beharrende Geiſt offenbart, iſt nach Schiller ein Gott des Segens und der Liebe. Er will das Glück ſeiner Geſchöpfe. Darum ruft der Dichter in ſeinem „Lied an die Freude:“

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Nun, meine Lieben, wenn wir mit Jesu rufen: „Unser Vater“ oder mit Paulus: „Wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, durch den wir uns abermals fürchten müßten, sondern einen kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: „Abba lieber Vater“, oder mit Johannes: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm,“ so werden wir auch den Gottglauben Schillers einen echt christlichen nennen müssen. Wenn dagegen andere sich darauf berufen, daß der Christengott wegen der angeblichen Versündigung eines ersten Menschenpaars die noch ungeborenen Geschlechter für mitschuldig erklärt, sie verflucht und zu ewigen Höllenpeinen verurtheilt hat, nicht eher beruhigt und versöhnt, als bis er Blut sah — das Blut des Unschuldigen, der zum Opfer ihm dargebracht werden mußte, dann allerdings steht Schiller außerhalb des Christenthums — ebenso wie auch ich.

Jetzt werdet ihr sein Lied „An die Götter Griechenlands“ begreifen. Der Dichter war tief betrübt über die Satzung der Kircheneiferer. Dieser finstere Gott mit seinem Fluch und seiner Hölle war gerade der Gegensatz von dem seinen. Der Glaube daran schien ihm ein Rückschritt gegen die heitere Lebensanschauung der Griechen. Und so finden wir die Erklärung zu dem Liede in dem Verse:

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt.
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.

Das Gedicht sollte kein Glaubensbekenntniß sein, sondern eine Beschämung, eine Demüthigung für die Finsterlinge. Es galt ihnen zu zeigen, daß der Glaube an jene „fabelhaften Wesen“ unter den Menschen mehr Glück verbreitet habe, als der Glaube an einen Gott, der da wolle, daß man die schöne Erde als ein von ihm verfluchtes Jammerthal betrachte und an einem zerknirschten,

winselnden Knechtsgefühle ein größeres Wohlgefallen habe, als an einem freudig dankbaren Kinderherzen. Für den Gott der Liebe kämpfte er in diesem Gedicht gegen den Gott des Zorns und der Rache. Er legt zwischen die Zeilen die Frage: Was frommt der an sich richtige Glaube an Einen Gott, wenn man diesen Einen unseliger Weise sich unliebenswürdiger, unfreundlicher denkt, als einst der Wahn die vielerlei Götter sich dachte?

Wir kommen nun zu der weiteren Frage: Wie verhält sich Schiller zum Glauben an die Unsterblichkeit?

Ich weiß es nicht, welche Kämpfe ihr, meine Lieben, in Betreff dieser Kirchensatzung durchgekämpft habt, aber das weiß ich, daß ich in den Seelenzuständen, die der Dichter so ergreifend, oft so leidenschaftlich, immer aber poetisch schön abschildert, die eigenen abgespiegelt sah. Fast möcht' ich glauben, daß ein jeder, der nicht vorurtheilsvoll und befangen genug ist, den eingelernten Glauben für den besten zu halten, weil er darin geboren, in den gleichen Kampf zwischen Kirchenlehre und Zweifel gerieth und zu keiner Versöhnung kam, wenn nicht auf einem höheren Standpunkt des Glaubens. Hören wir, was Schiller spricht:

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Und in dem wunderbar herrlichen Gedicht, in welchem der Dichter die ganze Stufenleiter des menschlichen Lebens nach den Klängen der Glocke schildert, spricht er Worte, die gewiß in unsrer aller Brust den lebhaftesten Wiederhall gefunden haben:

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde

Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.

Außerdem iſt noch ein Gedicht bekannt worden, das er nach dem Tode eines Freundes zum Troſte für deſſen Hinterlaſſene ſchrieb, das er aber nicht in ſeine Sammlung aufnehmen ließ. Darin heißt es:

Oder wären dieſe heißen Thränen
Nach Unſterblichkeit, dies bange Sehnen,
Dieſes ew'ge Streben der Natur
Fortzudauern, Traum und Täuſchung nur?
Kein Atomenſtäubchen geht verloren,
Wird im Kreislauf immer neu geboren,
Und mein Geiſt, ein Strahl des ew'gen Lichts,
Sollt erlöſchen? Würd' auf ewig — Nichts?
Und der Frevler dürfte ohn' Erröthen
Frech den Biedermann mit Füßen treten?
Beide würden der Verweſung Raub,
Wären gleich vor Gott — wie Staub und Staub?
Und der Wunſch, in ſeligen Gefilden
Meines Geiſtes Kräfte auszubilden
Wär' ein Traum? Nein — ſo giebt's keinen Gott,
So iſt Weisheit Wahnſinn, Unſchuld Spott.

Gerade die Heftigkeit, der Ungeſtüm dieſer Verſe verräth es, wie aus des Dichters Glauben der Zweifel ſchielt. Ohnedieß iſt die Vergleichung des menſchlichen Fortlebens mit dem in ewigem Kreislauf wiedergeborenen Atomenſtäubchen für den Glauben gefährlich, und in der That wiſſen wir, daß auch der Dichter Zeiten hatte, wo er dem Unſterblichkeitsglauben, ſoweit er eine Fortdauer der menſchlichen Perſönlichkeit in ſich ſchließen ſoll, mit noch heftigerem Ungeſtüm entſagt hatte. Den Beweis giebt ſein Gedicht: „Reſignation:"

Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangſt?

Ehrwürdig nur, weil Hüllen ſie verſtecken
Die Rieſenſchatten unſrer eig'nen Schrecken
Im hohen Spiegel der Gewiſſensangſt.

Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balſamgeiſt der Hoffnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten
Das nennt dein Fieberwahn — Unſterblichkeit.

Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
Gabſt du gewiſſe Güter hin.
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen.
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?

Es iſt ein Rieſenkampf, der hier gewaltig in der Bruſt des Dichters tobt, ein Kampf, der auf die Worte ausgeht:

Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.

Aber in dieſen Worten liegt kein Sieg, kein Triumph der Dichter ſchließt nur einen Waffenſtillſtand aus Erſchöpfung und Ermüdung. Wohl mag dieſe Lehre gelehrt werden ſein, ſolange es Menſchen gab, die mit einem vorgeſchriebenen Glauben in Widerſpruch geriethen. Doch kann ſie Niemanden, auch den Dichter nicht, befriedigen. Zwei Grundſätze ſtehen hier wie gleichberechtigt und doch feindlich einander gegenüber: Genuß und Glauben. Es fehlt die Einheit und damit die Verſöhnung.

O meine Lieben! Wie mancher iſt erſchrocken, wenn er jene ungeſtümen Zweifel las, erſchrocken vor ihnen, erſchrocken vor ſich ſelbſt. Er bat in größter Seelenangſt zurück in den gewohnten Glauben ſich flüchten wollen, aber ſo ſehr er zu glauben vorgab,

wohl auch ſich ſelbſt überredete zu glauben, überall lag ihm der Zweifel im Wege, und es ſtieg ſeine Angſt um den Glauben zu kommen zugleich mit der Heftigkeit ſeiner Behauptungen. Das iſt ein unſeliges Schwanken herüber und hinüber.

Wo nun endlich findet der Menſch ſicheren Grund und Boden? Wo Verſöhnung in dieſem unleidlichen Zwieſpalt?

Ich ſprach es vorhin ſchon aus: Auf einem höheren Standpunkt des Glaubens.

So lange der Glauben ein blindes Nachſprechen gewiſſer Kirchenſatzungen, ein befangenes Fürwahrhalten gewiſſer Parteirechthabereien iſt, ſo lange iſt er und kann vor dem Zweifel nicht ſicher ſein. Vor allem muß der Menſch zur vernünftigen Einſicht kommen, daß es für ihn unmöglich ſei, die Zukunft, auch nur die von einem Jahrzehnt, zumal die über das Grab hinaus, zu erforſchen und ergrübeln zu können. Die hunderterlei je nach den verſchiedenen Prieſterſchaften auch verſchiedenen Phantaſiegebilde von dem jenſeitigen Leben ſind im Grunde nur eben ſo viel Anmaßungen, wiſſen zu wollen, was Gott dem Menſchen verborgen hält. Wozu jenes Herumtappen der Einbildung, die den Boden der Wirklichkeit verläßt, um in andern Regionen zu ſchwärmen, die aus einer krankhaften Sehnſucht nach einer fernen himmliſchen Heimath das Zunächſtliegende verſäumt und vernachläſſigt? Wozu all dieß Grübeln, wenn wir Glauben haben an Gottes Weisheit und Güte? Sie offenbart ſich mir in ſeiner ewigen Weltordnung. Daraus lern' ich mit ſagen: Weiß ich auch nicht, was ſein wird, ſo weiß ich ich doch, daß es recht ſein werde. Heißt das auf die Zukunft verzichten? Nimmermehr. Was Gott nach ſeiner ewigen Weltordnung uns vorbehalten hat, das wird unſer Theil auch ohne daß wir darüber grübeln. Was aber nicht iſt, das erwirbt uns weder unſer Sehnen noch Glauben. Auf dieſem höheren Standpunkt des Glaubens auf Gottes Weisheit und Güte hört alles unnütze Grübeln auf, aber auch jeder beunruhigende

Zweifel. Er führt uns zurück auf den Boden der Wirklichkeit und bereitet uns eine schöne Heimath auf Erden.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund *)

Heimgekehrt mit unsern Gedanken vom Himmel auf die Erde sehen wir uns in einen menschlichen Beruf gestellt, der manches schöne Recht aber auch eine Fülle von heiligen Pflichten uns auferlegt. Wir erkennen uns als Glieder des Ganzen, hineingefügt, um unsere Stelle zum allgemeinen Wohle auszufüllen. Nichts bleibt unverloren, was wir Gutes thun und wollen. Da lernen wir mit dem Dichter sprechen:

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist — es bleibt.

Die Gegenwart steigt im Preise. Der Mensch lernt die flüchtige Minute schätzen.

Denn der wichtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick. **)

Und wenn es wirklich, wie Schiller in seinem Gedichte „An die Freunde" sang, andere schönere Zeiten gab, als die unsern sind, wenn wir von schöneren Ländern hören, in denen uns zu leben nicht vergönnt ist, wir haben die Gegenwart zu ergreifen, wie sie ist:

Wir, wir leben. Unser sind die Stunden.
Und der Lebende hat Recht.

Da ist nichts mehr von dem Jammer der Resignation. Und so wie Schiller in dem Lied: „An die Freude" den Glauben und den frohen Lebensgenuß nicht wie dort als Gegensätze aufstellt, sondern in dem Gott der Liebe ihre Versöhnung findet, so wehrt

*) Aus Schillers Gedicht: „Das eleusische Fest."
**) Aus Schillers: „Die Kunst des Augenblicks."

er in andern herrlichen Gesängen dem Irrthum, als ob er unter dem Genuß den Taumel sinnlicher Vergnügungen verstände. Wohl anerkennt er auch deren Berechtigung, wenn sie nicht selbstsüchtig auf Kosten Anderer, wohl gar zum Schaden des Ganzen gefordert werden. Immer muß Weisheit mit Liebe vereint den Menschen bestimmen, ob er genießen darf, oder entsagen muß.

Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber.
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Den höchsten Genuß und ob alle Ideale wie Träume verschwänden, den seligsten Frieden giebt dem Menschen die

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört.*)

Wir sehen auch hier den Dichter der Kirchensatzung feindlich gegenüber stehen. Sie spricht von einem Paradies und dem ersten Menschenpaar, dem ein sorgloses Nichtsthun als das Glück seiner Unschuld, und nach der Vertreibung aus dem Paradies die Arbeit als Fluch seiner Schuld gegeben war. So wie nun Schiller die ganze Paradiesessage in trefflichen Vorträgen**) auf eine der Kirchensatzung vielfach widersprechende Weise behandelte, so trat er namentlich jener Anschauung, die in der Arbeit einen Fluch für die Menschheit gesehen wissen will, aufs allerentschiedenste entgegen. Wer kennete nicht die herrlichen Worte aus der Glocke:

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rühret sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

*) Aus „Die Ideale."

**) Schillers: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde."

brach ſie ernſthaft die Tugend. Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beſchütze, verlacht ſelbſt das furchtbare Fatum, dem auch ſogar die Unſterblichen huldigen. Wenn Du mit dem Beiſpiel der Götter prahlſt, ſo kann ich es auch — der Sohn des Saturnus iſt ſterblich, ſobald er nicht tugendhaft iſt.

Die Freundſchaft ſtand von ferne, und ſchwieg.

Und Du, kein Wort, meine Tochter? rief Jupiter — Was wirſt Du Deinen Lieblingen Großes bieten?

Nichts von dem Allen, antwortete die Göttin, und wiſchte verſtohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. Mich laſſen ſie ſtehen, wenn ſie glücklich ſind, aber ſie ſuchen mich auf, wenn ſie leiden.

Verſöhnet Euch meine Kinder, ſprach jetzt der Göttervater. Euer Streit iſt der ſchönſte, den Zeus je geſchlichtet hat, aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schweſter Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe keinen Günſtling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwiſchen Euch beide trete die Freundſchaft und haſte mir für die Ewigkeit dieſes Bundes.

Dresden, 14. Auguſt 1785.

Der erſte Brief aus dem Hafen, aber auch der kürzeſte, den wir uns noch geſchrieben haben. Ich habe heute noch nicht das Bedürfniß, an Dich über meine Lage zu ſchreiben, ich bin noch zu unruhig, noch zu betäubt dazu. Nur ein Paar Zeilen mußteſt Du von mir haben, da ich heute

Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis.
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Arbeit Fleiß.

Jetzt, meine Lieben, werdet ihr's wohl begriffen haben, warum Schiller ſagen mußte und konnte:

Welche Religion ich bekenne?
Keine von allen, die du mir nennſt.
Und warum keine?
Aus Religion.

Alle die beſtehenden Kirchenparteien zogen ſeinem Geiſte wie ſeinem Herzen allzu enge Schranken:

„Seid umſchlungen Millionen!"

ſo jubelt ſein Herz voll heiliger Liebe. Die Erde iſt ihm ein Gotteshaus, die Menſchheit eine große Familie von Brüdern und Schweſtern.

War Schiller ein Chriſt?

Beſteht das Chriſtenthum in den Tridentiner Konzilsbeſchlüſſen der katholiſchen Kirche, oder in den Artikeln der Augsburger Konfeſſion der Evangeliſchen, oder im Heidelberger Katechismus der Reformirten, ſo war er keiner. Solchen Chriſten gegenüber vertheidigte er einen Weltweiſen,

„der aus Chriſten Menſchen wirbt."*)

Beſteht aber das chriſtliche Geſetz in der Mahnung: „Liebe Gott und den Nächſten wie dich ſelbſt!" ſollen wir uns daran halten, daß Jeſus geſagt hat: „Daran will ich erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, ſo ihr Liebe habt unter einander," liegt die chriſtliche Moral in der opferfreudigen Ausübung dieſer Liebe, die was ſie nicht will, das man ihr thue, auch einem Andern nicht thut, dann iſt das Chriſtenthum nichts anderes, als die echte Humanitätsreligion und der verketzerte Dichter ein geweihter Chriſtusjünger.

*) Aus ſeinem Gedicht „Resignation."

Die Humanitätsreligion nennen auch wir unſer Chriſtenthum. Ehrfurchtsvoll legen wir die Palme auf unſers Schillers Sarg und wiederholen uns mit freudigem Ernſt ſein heiliges Gelübde:

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut,
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Amen.

Günzburg.

Prolog,

geſprochen am 9. November.

Ein voll Jahrhundert iſt dahin gefloſſen,
Seit der geboren, der das hellſte Licht —
Als Schwabens Sohn — auf Deutſchland ausgegoſſen,
Und ein Jahrtauſend wird es mindern nicht.
Wohl hat ihn anfangs ſeine Zeit verſtoßen,
Die noch am „wälſchen Fieber" hat geſiecht. —
Allein, wann eine Sonn' iſt aufgeſtiegen
Muß ſie zuletzt den Nebelflor beſiegen.

Nun huldigt ihm das Volk, das er geläutert,
In deſſen Seelen er die Weihe goß,
Dem er die geiſtge Umſicht hat erweitert
Durch das, was ſeinem Genius entfloß:

Die trübſten Tage hat er ihm erheitert, —
Und aufgeriegelt ihm der Zukunft Schloß —
Was in Begeiſterung er hat geſungen,
Iſt auch in's Herz, woraus es quoll, gedrungen.

Wie jedem Deutſchen ward auch ihm im Leben
Von wen'gen Edlen nur ein Dank gezollt:
Und dafür, daß er ſich dem Volk ergeben —
Hat Mancher unberechtigt ihm gegrollt;
Entſeelet mußt' er erſt der Erd' entſchweben,
Bis Enkel Hand nun ſein Verdienſt entrollt.
Jetzt erſt, ſo ſpät, als wie in heil'ger Reue,
Fei'rt ſie ſein Wiegenfeſt, mit hehrer Scheue.

Auch wir verſuchen es, mit gutem Willen,
Soweit als reichet uns're ſchwache Kraft,
Den Drang des Herzens wenigſtens zu ſtillen,
Der, was er kann, wenn Kleines auch, erſchafft:
Den Ehren-Kranz mit Blumen ihm zu füllen —
Sei noch der letzte Spätling aufgerafft!
Mag mancher Kranz wohl herrlicher erſcheinen —
Mit beſſ'rer Liebe kann ſich keiner einen!

Wo Lilien duften, Purpur-Roſen glühen,
Und Myrth' und Lorbeer ſich zur Krone flicht,
Wird da den Blick das Veilchen auf ſich ziehen?
Das, tief im Moos verſteckt, beſcheiden ſpricht:
„Wohl gerne möcht' ich Dir, daß Funken ſprühen,
Die Stirne krönen mit demant'nem Licht!"
„Laß, Schiller, heut, wo Deutſchlands Jubel ſchallen,
„Auch unſer Dankes-Stammeln Dir gefallen!"

Augsburg.

Schiller.

Klio, die ernſte Muſe der Geſchichte,
Hat und Melpomene um ihn gerungen;
Nun ſtrahlen beide, ſchweſterlich verſchlungen,
In jenem Kranz tiefſinniger Gedichte.

Nicht Dichtung bloß — Gerichte und Geſichte
Hat er im Trauerſpiel uns zugeſungen:
Er zeigt, in die er ſchauend vorgedrungen,
Die Zukunft in der Vorzeit Spiegellichte.

Der Herzbezwinger und der Geiſtbefreier!
Volksliebe ſäumt ſein Bild als gold'ner Rahmen.
Und ſeinen Herbſttag roſig Frühlingswetter.

Wir ſchulden Doppelantheil dieſer Feier:
Ein Abglanz liegt von ſeinem großen Namen
Ja ſelbſt auf der Geſchichte dieſer Blätter!*)

(Feſtſonett der Allgem. Zeitung.)

*) Es ſei uns erlaubt, beſcheiden daran zu erinnern, daß Schiller in vertrautem Verkehr mit dem verſtorbenen Freiherrn v. Cotta die erſte Idee zur Herausgabe der Allgemeinen Zeitung gefaßt hatte, deren Ausführung dann der Hiſtoriker und Publiciſt Poſſelt und Dr. Zahn von Cotta übernahmen.
Redaction der Allgem. Zeitung.

Breisgau, Pfalz
und
Elsass.

Karlsruhe.

Schiller als Lyriker, Geschichtschreiber und Philosoph.

Vortrag, gehalten am 11. November im Museum von Dr. Theodor Löhlein.

Hochgeehrteste Festversammlung!

Weit über des Vaterlands Grenzen hinaus, selbst über dem Weltmeer, ist in diesen Tagen ein Begeisterungsjubel erschollen, der alle schärferen Stimmen der Kritik siegreich übertönt. Wohl sollen sie nicht verstummen für immer, wohl bleibt ihnen ihr ewiges Recht, das Recht der Wahrheit unantastbar; aber an dem Säkularwiegenfeste Schiller's mögen wir sie nicht vernehmen, oder nur in dem durch Liebe gemilderten Tone. Denn wir feiern ihn, und jede Feier entspringt aus der Verehrung und Begeisterung Quellen. Wie aber das Urtheil in diesen festlichen Tagen der Begeisterung den Vortritt gestattet, so konnte auch nur in dem aufrichtigen Enthusiasmus für unseren großen Dichter der ehrenden Aufforderung entsprochen werden, in diesem hochansehnlichen Kreise von Schillerfreunden das Wort zu nehmen, da eine ruhige Prüfung der Kräfte und der Aufgabe mir verbot, vor Ihnen aufzutreten und kaum zu lösende Schwierigkeiten fand. Solche liegen gewiß nicht in irgend einem Mangel an Stoff, sondern gerade in seiner bekannten Fülle, und wenn je ein Redner auf die entgegenkommende Stimmung des Enthusiasmus hoffen konnte, so ist in diesem zu einem wahren Musentempel geschmückten Festesraum eine solche Hoffnung glänzendste Gewißheit. Wenn ich daher mit Tausenden von Rednern nur auszudrücken habe, was in Allen lebt, und so die allgemeine Stimmung, wie sie sich zum Feste concentrirt, nicht unwürdig zu begleiten suche, so möge Ihre große Liebe für Schiller und ein freundlich huldreiches Wohlwollen die

Mängel der Rede ſchonend bedecken, welcher die Aufgabe geſtellt iſt, auf Schiller's Werke außer den Dramen hinzuweiſen oder, nach den hauptſächlichen Richtungen derſelben, Schiller als Lyriker, Geſchichtſchreiber und Philoſoph in einigen weſentlichen Zügen zu ſchildern. Zu dieſem Zweck möchte ich Sie an Schillers Entwickelung und Hauptſchriften in den genannten Gattungen erinnern, um daraus eine kurze allgemeine Charakteriſtik abzuleiten.

Gewiß war die Poeſie der unmittelbaren Empfindung, die reine Lyrik, nicht Schillers Domäne, obwohl er in ſeinem Leben empfand, was Freude, und noch mehr was Schmerz ſei; jedoch leugnet kein Kenner unſeres Dichters, daß viele ſeiner Gedichte auf das Gemüth ergreifend wirken und zur Darlegung ſeines geiſtigen Weſens und ſeiner Entwickelung nicht unerheblich beitragen. Ebenſo iſt wohl kein Einwurf gegen die Anſicht zu befürchten, daß Schillers proſaiſche Schriften, welche hiſtoriſche und philoſophiſche Stoffe behandeln, vorzüglich die Elemente darbieten, um die Tiefe und Richtung ſeiner geiſtigen Anſchauungen, ſowie ſeine wunderbare Kunſt der Darſtellung in's Licht zu ſetzen. — So reden wir zuerſt von

Schiller als Lyriker.

Da unſer Dichter in ſeinen früheſten lyriſchen Erzeugniſſen nicht nur ſeiner poetiſchen und religiöſen Erregtheit, ſondern auch ſeinem durch beengende Umgebung gepreßten Herzen den entſprechenden Ausdruck verlieh, ſo iſt ihr Charakter gewiß ſehr leicht zu erklären, und weil der Dichterjüngling in jener perſönlichen Stimmung zugleich die allgemeinen Zuſtände ſeiner Tage empfand oder ahnte, ſo tragen die älteſten Gedichte Schillers, die wir nicht alle in den Ausgaben leſen, zugleich weſentlich bei zur Signatur der Zeit überhaupt. Es iſt dies jene merkwürdige Periode unſerer Geſchichte, da neben der Krankheit des Sentimentalismus eine

titanische Kraft sich regte, welche Sturm lief gegen alles Bestehende und den Drang in sich fühlte, auf den Trümmern der verhandenen Welt eine absolut neue zu erschaffen, die das Bild eines vollkommenen Naturzustandes darstellen sollte. Diese Sturm- und Drangperiode erscheint nun allerdings sprechender in den ersten dramatischen Schöpfungen Schillers, deren Charakter im Don Carlos noch kennbar, aber schon eine edlere Richtung gewinnt und die Endschaft seiner Geltung erreicht. Allein die ersten lyrischen Ergüsse sind gleichfalls voll Sturm und Drang, es sind wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus, wie er selbst sagt, und befolgen das Dichterprogramm jener Tage, daß Leidenschaft die Quelle der Poesie sei und sich auch in der Darstellung zeigen müsse, aber Leidenschaft, nicht in ihrer Tiefe, in der sie ein trefflicher Gegenstand der Poesie, besonders der tragischen ist, sondern ungestüm, wild, phantastisch, schauerlich. Obgleich so Schiller damals unselbstständig war, ganz als Zögling seiner Zeit erschien, Uebertreibung in Gedanken und Ausdruck liebte und selbst später gesteht, daß er unsichere Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks gegeben habe: so sind doch schon die Spuren genialer Kraft, die Gabe einer malerischen und musikalischen Sprache und das Vermögen, Ungesehenes und Unbestimmtes darzustellen, über allen Zweifel erkennbar. Bald trat eine Pause ein. Da hören wir nicht mehr:

Leverklang aus Paradieresfernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Raf' ich in mein trunk'nes Ohr zu ziehn.

Oder: Kühn durch's Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken.

Und er fliegt nicht mehr des Windes Flug durch die schwebende Welt, bis er Anker wirft, wo kein Hauch mehr weht und wo der Markstein der Schöpfung steht. Vielmehr beginnt der Jüngling das Maaß zu erstreben, ohne welches die Kunst so wenig

denkbar iſt als ohne Ideal. Er wird ſelbſtſtändiger; doch immer klingen grelle Töne der früheren Weiſe in Sinn und Wort noch nach, bis er durch eine erſte Zucht ſeines Geiſtes und durch wackere Arbeit an harmoniſcher Ausbildung eine höhere Stufe erreichte.

Bald iſt er ein Mann von 30 Jahren, der durch Studium und die davon unzertrennliche Entſagung das ſchöne Erträgniß gewonnen hat, daß der gewaltſam derbe Charakter ſeiner Muſe einer größeren Feinheit wich, daß er dem äſthetiſchen Geſetz als treuer Bürger die Huldigung bringt. Leſen wir in dieſem Betracht nicht ſchon mit Freuden die Götter Griechenlands und bewundern darin eine höhere Kunſtbildung und äſthetiſche Herrſchaft! Aber bald, nachdem er dort, wie er ſelbſt ſchreibt, nur die lieblichen Eigenſchaften der griechiſchen Mythologie ins Licht und nur eine aus ſchiefen Vorſtellungen zuſammengefloſſene Auffaſſung des göttlichen Weſens in Schatten geſtellt und ſo aus poetiſchem Bedürfniß den Ausruf gethan: kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur! — bald erhebt er ſich zu einer höheren Betrachtung der Menſchheit auf dem Gange ihrer Cultur und ſucht die Mittel ihrer Erziehung zu deuten: Kunſt und Wiſſenſchaft, Glaube und Sitte.

So erinnern Sie ſich, wie Schiller in den Künſtlern das Schöne als Symbol des Wahren und des Guten anſchaut und die Kunſt, das heißt die Offenbarung des Schönen, als das ſinnliche Mittel zur Erhebung des Menſchen in den Zuſtand der Vollkommenheit faßt. Dieſer vollkommene Zuſtand oder dieſes abſolute Daſein — heiße es nun Wahrheit, Erkenntniß oder Sittlichkeit — iſt ihm das Ideal oder Urbild, welches nicht an ſich, ſondern nur in ſeinem Symbol oder Sinnbild, im Schönen, zur Erſcheinung komme.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Trangſt Du in der Erkenntniß Land.

Das Vollkommene oder Göttliche kann das blöde Auge des

an ſo viele ſchreibe. Huber habe ich von der Reiſe geſchrieben. Meine Anſtalten im Logis ſind mir gelungen, es gefällt meiner Frau, und ich bin unausſprechlich glücklich. Lebe wohl, nächſtens mehr.

Dein

K.

Beider Gruß, von meiner Frau und Schwägerin.

Gohlis, 6. September 1785.

Endlich einmal wieder einen Brief. Es iſt der erſte, den ich ſeit meiner Zurückkunft von Hubertsburg ſchreibe, und der muß nothwendigerweiſe an Euch ſein.

Huber wird Dich, liebſter Körner, meinen Unfall haben wiſſen laſſen. Kurz vor Stötteritz bin ich geſtürzt und habe die rechte Hand gequetſcht. Mir war ein bischen bange für Folgen, doch hoffe ich nun das Beſte, und ein kleines Ueberbleibſel an der Hand ſoll mir herzlich lieb ſein, weil es mich mein Leben lang an Deinen glücklichen Einzug in Dresden erinnert, — und was wären unſere Freuden, wenn ſie uns nicht auch etwas koſteten?

Du und Deine liebe gute Minna ſind jetzt ſo glücklich, daß ich fürchten möchte, der gütigen Vorſicht durch meine Wünſche in's Amt zu greifen, die ſich aus der Verſchönerung Eurer Exiſtenz das ſüßeſte Geſchäft gemacht hat. Lebet ewig ſo, und der letzte Eurer Tage ſei ſo ſchön, ſo entzückend, als der Brautmorgen.

Menſchen nicht in ſeinem vollen Glanze ſchauen; darum erſcheint es ihm in der Hülle der Schönheit. So kann er das Göttliche, die Vollkommenheit faſſen:

Die, eine Gierie von Trionen
Um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geſeh'n auf ihrem Sonnenthrone
Die furchtbar herrliche Urania
Mit abgelegter Feuerkrone
Sieht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſteh'n.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegenweh'n.

Wenn aber die Kunſt die Brücke zum Höchſten iſt, ſo ſind die Künſtler den Prieſtern und Propheten zu vergleichen, die zwiſchen Gottheit und Menſchheit vermitteln, daher er ihnen zuruft:

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch, mit euch wird ſie ſich heben!

Von dieſer Höhe der Kunſtauffaſſung (die ihn im 30. Lebensjahr befriedigte) ſchwang ſich Schiller zum Gipfel ſeiner Ideenanſchauung und zugleich poetiſchen Geſtaltung erſt nach einer größeren Pauſe; wie denn ſeine lyriſche Muſe ſchon einmal längere Jahre verſtummt war, um ihrem Sänger gehaltreichere Töne zu ſpenden. Im Mannesalter (30—36 Jahre) unterwarf er ſeinen Geiſt einer weiten überaus wohlthätigen Zucht, ſchritt tapfer vorwärts in der Ueberwindung aller Willkür der Kunſt, vertiefte ſich in die Philoſophie des Königsberger Denkers Immanuel Kant, verband damit einige Forſchungen und gelangte zuletzt, unter weſentlicher Förderung ſeiner zwei großen und beinahe einzigen Freunde, Göthe und Wilhelm von Humboldt, zu der Erkenntniß und Uebung des Grundgeſetzes aller Kunſt, er lernte Maaß ken-

nen und halten. Fragen wir aber, welche Stoffe der Lyriker sich in der Periode seiner Classik gewählt, so waren es vorzüglich Gedanken, wie sie weder die bildende noch die musikalische, sondern nur die Kunst der Sprache darzustellen vermag. Erst als er seinen Geist mit Ideen bereichert und seinen philosophischen Sinn geschärft hatte, begann er wieder zu schaffen. Und wie schuf er?

Indem er seine Ideen in die Anschauung übersetzt, beherrscht er seinen Stoff als Künstler; als solchen bewährt er sich aber auch in der Komposition und Ausführung. Er ist also Kunstpoet; und durch die Art, wie er die Geschichte der Menschheit und das menschliche Leben behandelt, ist er Philosoph; doch läßt sich der poetische Hauch nirgends vermissen, die Phantasie schafft Gestalten und Vergänge als Träger und Rahmen für seinen Grundgedanken, der sich wieder in einer Menge von Sentenzen über Menschenleben und Natur auseinandersetzt. Wer jenen Grundgedanken erkennen will, darf freilich den Weg von der Blüthe des Denkens rückwärts zur Wurzel nicht scheuen, er wird aber für seine Mühe den Preis gewinnen, daß er Schillers reifen Dichtergeist, den edlen Urquell hoher Ideen wahrhaft bewundern kann.

Soll ich sie nennen — jene unsterblichen Gedankengedichte, den Ruhm der denkenden Nation, jene Prachtbilder aus dem Leben der Menschheit und des Menschen, wie den Spaziergang und das Lied von der Glocke? oder aus dem Gebiete der Kunst, wie die Macht des Gesanges und das Mädchen aus der Fremde? oder aus der Sphäre jener Gegensätze, welche den Menschen zum ewigen Kämpfer machen, der Gegensätze von Glauben und Wissen, Hoffnung und Besitz, Ideal und Wirklichkeit — Gedichte wie das Glück, die Ideale, Ideal und Leben? Nein, diese Gedichte besprechen käme einer Geringschätzung Ihrer Schillerliebe gleich, wovon ich so weit entfernt bin, daß ich nur die Gewißheit Ihrer

Zustimmung zu dem Urtheile ausspreche: Schiller war kein lyrischer Dichter wie Göthe, aber ein philosophischer wie kein anderer.

Dieser Hindeutung auf die Entwickelung und Eigenthümlichkeit der Schiller'schen Lyrik mögen sich nur wenige Worte anreihen zur Erwähnung der Balladen und Romanzen, deren liebliche Töne und edle Bilder schon den Knaben fesseln und noch das Alter erfreuen. Sie mit ihrem halbepischen Charakter weisen uns zu der kurz anzuschließenden Frage über Schillers Fähigkeit zum Epos. So wenig als Schillers Leben dem ruhigen Verlauf des Epos gleicht, so wenig ist er zum epischen Dichter geboren. Zwar hatte er in jüngeren Jahren den Gedanken in einem biblischen Epos Moses zu besingen, als Klopstocks heilige Harfe den religiös erregten Jüngling gewaltig umtönte; und auch später bespricht er den Plan, Friedrich den Großen und Gustav Adolph in Ottaven zu feiern, die gewiß in dem edlen Vollklang des befreiten Jerusalem entquollen wären, wie er denn schon in seiner Uebertragung des zweiten und vierten Gesanges der Aeneïde sich als Meister der freien Wieland'schen Stanze erprobt. Allein wie Virgil durch die verwandte rhetorisch-pathetische Art ihn anzog, so fehlte ihm überhaupt die homerische Ruhe zur Epopöe. Wenn er jedoch sich wenig epische Gabe, dagegen im Drama am allermeisten mit Recht zutraut, so darf doch sein entschiedenes Talent für das Epigramm nicht unerwähnt bleiben. Die Xenien wirkten einem Gewitter gleich; es war ja Grund genug, die Luft zu reinigen, seine Satire stürmte wild einher, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen.

Aus der dichterischen Entwickelung Schillers heben sich als höchst bedeutungsvoll die Jahre hervor, die er mit geschichtlichen und philosophischen Studien ausfüllte.

An diese wollen wir uns nun in den Hauptmomenten erinnern und nur im Vorübergehen anmerken, daß Schillers novellistische Produktionen ihren Werth vorzüglich in der Dar-

ſtellung haben und daß der Geiſterſeher vor die übrigen Stücke darum hervortritt, weil er wie Göthe's Wilhelm Meiſter aus dem achtzehnten Jahrhundert herausgeboren uns eine merkwürdige Seite des Zeitalters der Aufklärung, nämlich das Wunder- und Geheimnißweſen, im Spiegelbilde zeigt, wie es auch von Göthe im Groß-Kophtha geſchildert iſt. Bei weitem folgereicher als ſeine novelliſtiſche Thätigkeit, war ſeine hiſtoriſche und philoſophiſche.

Betrachten wir zunächſt

Schiller als Hiſtoriker.

Daß Schiller ſich durch hiſtoriſchen Sinn vor Göthe auszeichnete, iſt bekannter, als daß er ſchon im neunzehnten Lebensjahre, noch als Eleve der Militairakademie, einen Abriß der Geſchichte von Würtemberg bis zum Jahre 1740 abfaßte, die, von ihm ſelbſt nicht zum Druck beſtimmt, erſt in dieſen Tagen von der Preſſe angeboten wird. Früher ſchon hatte er gerne Plutarch geleſen und nachher bot ihm die Geſchichte Stoff zum Fiesco und Don Carlos. Seine Werthſchätzung derſelben ſpricht er (im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre) in dem Wunſche aus, er möchte zehn Jahre nach einander Geſchichte ſtudirt haben. Solche Anſicht von der Hiſtorie, die Gabe, lebendig zu erzählen, und die materiellen Umſtände des Lebens führten unſeren Dichter zu jenen Abhandlungen und Werken, um derer willen er unter den Hiſtoriographen genannt wird. Im Jahre 1787 (im achtundzwanzigſten Lebensjahre) arbeitete er mit Luſt an ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande, worauf ihn Don Carlos geführt hatte, und ſchrieb an ſeinen Freund Körner, den Vater des Dichters von Leyer und Schwert, daß man einen Dichter verehre, einen Geſchichtſchreiber bewundere, und wenn Robertſon, der engliſche Geſchichtſchreiber, mit dichteriſchem Geiſt geſchrieben hätte, ſo würde man ihn verehren und bewundern. Der Freund Körner ermuthigte unſern poetiſchen Hiſtoriker nicht: wohl, ſagte

er, habe Schiller als Dichter Sprache, Kunſtfertigkeit, Phantaſie vor Tauſenden voraus; aber als Geſchichtſchreiber ſtehe er Tauſenden in Allem nach, was vieljähriges Studium erfordere. Schiller pries dagegen wieder die Geſchichte mit den Worten: „Am Ende eines hiſtoriſchen Buches habe ich meine Ideen erweitert, neue gewonnen; am Ende eines verfertigten Schauſpiels vielmehr verloren.“ Ja, er findet ſelbſt, daß er für die Geſchichte tauge, und es ſchwant ihm, daß er eher dem Montesquieu als dem Sophokles nahe komme. Indeſſen ſah er doch recht gut voraus, daß er durch ſeine Arbeit in der Hiſtorie ſich ſelbſt einen weſentlicheren Dienſt leiſten werde, als der Hiſtorie, und dem Publikum einen angenehmeren, als einen gründlichen dem Gelehrten. — Wie richtig und ſelbſtverläugnend hat Schiller ſich auch hier beurtheilt! Das Buch von der niederländiſchen Rebellion iſt kein Ergebniß einer vollkommenen Forſchung, aber geiſtvoll und anziehend, und nicht durch epiſch anſchauliche Darlegung von Zuſtänden, ſondern durch Hervorhebung von ſittlichen Gedanken, durch pſychologiſche Auffaſſung, durch treffliche Charaktergemälde und rhetoriſchen Glanz ausgezeichnet. Dieſen Eigenſchaften verdankt nun auch das Buch ſeine Wirkung, die der Verfaſſer vorausſah; es wurde viel und gern geleſen. Uebrigens ward Schiller auf Grund deſſelben zum Profeſſor an der Univerſität Jena (Frühjahr 1789) berufen, wo er zuerſt über Geſchichte, ſpäter über Aeſthetik las. Seine Antrittsvorleſung über die Frage: *was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?* ward von dem dreißigjährigen Profeſſor in dem Griesbach'ſchen, d. h. größten Auditorium in Jena von mehr als 400 Studenten gehalten und war ein Ereigniß. Der Glanz und die Neuheit des Vortrags blendete, und Viele wurden dauernd durch die Behandlung gefeſſelt, die der Docent gegen Ende ſeines erſten akademiſchen Semeſters in einem Briefe an ſeine Braut mit den Worten bezeichnet: „meine Studenten freuen ſich erdent-

lich, wie es schnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre.“ Es charakterisirt auch seine Richtung, wenn er die Form der Voyages du jeune Anacharsis von Barthélemy lebt, und wenn er nicht den Tacitus, sondern den Livius gern liest, wie es denn auch bezeichnend ist, daß aus der griechischen Tragik der sentenziöse und pathetische Euripides ihn ansprach. Seinen Styl nennt er noch nicht historisch, überhaupt noch nicht einfach.

Fragen wir jetzt, was Schiller in Jena Historisches schrieb, so gab er einzelne Theile seiner universalhistorischen Vorlesungen und historische Memoiren heraus, zu denen er Vorreden und Einleitungen verfaßte. Allenthalben beweisen diese kleineren Produkte, daß ihr Verfasser die einzelnen Thatsachen, die ihm isolirt erscheinen, philosophisch verbindet, d. h. (nach seinen eigenen Worten) die Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet und das Aggregat zum System erhebt; ebenso ist in jenen Schriften bewunderungswürdig, wie er zu kombiniren versteht, aus wenigen Zügen ein Gesammtbild von Zuständen gestaltet und überhaupt mit Geist auffaßt und darstellt. Solche Eigenschaften lassen uns begreifen, wie Schiller zwar darauf Verzicht leistet, zu einem musterhaften Professor der Geschichte sich zu qualificiren, aber sich mit dem Gedanken trägt, der erste Geschichtschreiber Deutschlands zu werden, ein Plutarch des Vaterlandes, und er überschätzte sich wohl nicht, wenn er sich die Kraft zuschrieb, kleine Ganze kunstmäßig zu gestalten und philosophisch und moralisch zu behandeln.

Allein von seinen Plänen wurde nur der 30jährige Krieg, der ihn schon früher (in Dresden 1786) beschäftigt hatte, ausgeführt und erschien in Göschen's Kalender für Damen; freilich nach dem Urtheil Johannes von Müller's hätte Herr Schiller das herrliche Werk einem Kalender für die Nation einverleiben

können. Daß das Hauptintereſſe Wallenſtein war, iſt als Vorſtudium für die Tragödie bedeutungsvoll, das Buch wirkte aber günſtig auf die allgemeine Kultur, da es Gemüth und Phantaſie anſprach, viel geleſen wurde und das Intereſſe des Volkes für Geſchichte zu wecken vermochte. Das allgemein menſchliche und nationale Verdienſt iſt dabei unbeſtritten, ein wiſſenſchaftliches nahm er ſelbſt nicht in Anſpruch.

Erlauben wir uns aus den gegebenen Elementen ein ſchließliches Urtheil über Schiller als Hiſtoriker, ſo wird ihm wohl in die Schule ächter Hiſtoriographie kein Einlaß gewährt werden; denn der poetiſche Zweck überragt bei ihm den hiſtoriſchen.

Gerade wie Schiller, nach dem Ausſpruch Wilhelm v. Humboldts, der Natur entgegeneilte, ehe ſie ganz auf ihn wirken konnte, und ihr Bild nicht aus ihr ſelbſt ſchöpfte, ſondern es aus eigener Kraft ſchuf — ebenſo verhielt er ſich zur Geſchichte, welche nach ſeinem Bekenntniß überhaupt nur das Magazin für ſeine Phantaſie war, ſo daß die Gegenſtände ſich mußten gefallen laſſen, was ſie unter ſeinen Händen wurden. Auch geſteht er ſelbſt zu, er werde immer eine ſchlechte Quelle für einen Geſchichtſchreiber ſein, aber vielleicht — meint er — werde er auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit hie und da mit der philoſophiſchen oder inneren zuſammentreffen. Deſſenungeachtet war Schillers hiſtoriſche Arbeit höchſt wichtig: einmal für ſeine eigene Ausbildung und ſeine poetiſchen Schöpfungen (Wallenſtein), ſodann für die Geſchichtſchreibung im Allgemeinen. In letztem Betracht mag nur kurz an die Neuheit der Geſchichtsbetrachtung und Geſchichtsdarſtellung erinnert werden; denn er philoſophirt und faßt die Hiſtorie in dem weiten und tiefen Sinn der Kulturgeſchichte, ſo daß mit der politiſchen die Geſchichte der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Kirche und der Philoſophie, der Sitten und des Handels zu verbinden ſei, und ſeine Darſtellung iſt ſo blühend und lebendig, daß man ihm die Schöpfung eines hiſtoriſchen Kunſtſtyls zuſchreibt.

Die allgemeinste Bedeutung der Schiller'schen Historik liegt wohl darin, daß er eine Freiheit verficht, die auf Humanität beruht, fern von jedem Sanskulottismus, wie er denn sagt, der Einzelne müsse moralisch frei sein, ehe er vom Gesetz freigegeben werden darf, und zweitens darin, daß er durch philosophisch-moralische Behandlung den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden und sein Ideal des Weltzustandes zu verwirklichen strebt. Hauptmittel dazu schien ihm die Kunst zu sein, deren philosophische Betrachtung einige blühend schöne Abhandlungen hervorgebracht hat, die uns nun noch zur Besprechung vorliegen und auf Schiller als Philosophen hinleiten.

Schiller als Philosoph.

In jenen Jahren, da er die Leier bei Seite gelegt, hatte Schiller sich nicht allein in die Folianten der Geschichte, sondern auch in die Tiefen des menschlichen Denkens, in die Philosophie, versenkt.

Eine schöne Anlage zu dieser Wissenschaft aller Wissenschaften, aller Künste und des Lebens, war ihm gegeben und sprach sich schon in seinem Jünglingsalter aus. Nachdem er Theologie, seine erste Wahl, aufgegeben, weil er sie in der herzoglichen Schule nicht studiren konnte, und Jurisprudenz, weil er nicht darin fortschritt: so hatte er Medizin gewählt, die seiner Neigung zum Philosophiren entsprach. So studirte der Jüngling den gedankenschweren Naturforscher und Dichter A. v. Haller, den Philosophen Mendelssohn und andere Denker. Und im Jahre 1779, gegen dessen Ende er neben seinem Fürsten den Herzog Karl August von Weimar und den 30jährigen Göthe zum erstenmale in Stuttgart sah, hatte er sich als Thema zu einer Abiturienten-Abhandlung die Philosophie der Physiologie gewählt.

Erinnert eine solche Wahl zunächst freilich an den nachmaligen Regimentsmedikus, so ist sie aber auch bedeutungsvoll durch

Schillers Richtung auf das denkende Durchdringen seiner Wissenschaft. Aus jener Arbeit des 20jährigen Akademisten, in der die Wechselbeziehung des leiblichen und seelischen Lebens betrachtet war, sprach das Feuer des Genius, und der menschenkennende Herzog war weniger über die ausgezeichnete Begabung seines Eleven im Zweifel, als daß er auf Dämpfung jenes Feuers dachte. Uebrigens hat sich der Herzog damals durch einen bekannten Ausspruch als Prophet gezeigt: wenn Schiller fleißig zu sein fortfahre, so werde er gewiß einmal ein recht großes Subjektum werden.

Schillers zweite philosophische Schrift über den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen (1780) zeigt ebenfalls philosophische Anlage und ist namentlich dadurch merkwürdig, daß der Idealist die menschliche Thätigkeit auf das Sinnliche zurückführt, und daß sich der Dichter durch Belege aus Shakespeare und aus einem life of Moor, tragedy by Krake verräth, unter welchem Titel er seine Räuber citirt.

Dieß waren die Anfänge des Schiller'schen Philosophirens. Die Fortsetzung folgte erst nach 6 Jahren: hernach aber erblühte fast jedes Jahr eine von tiefem Geist und ästhetischem Sinn erfüllte Blume, die uns doppelt lieblich entgegenduftet, weil jede Erinnerungsspur von der Arbeit des Gärtners verschwunden ist.

Schiller studirte in Jena vorzüglich die Werke von Kant. Wie dieser ihn befriedigte und in seinem Wesen vollenden half, so war er selbst mit dem auch künstlerisch begabten Plato verwandt; denn Plato faßte und übte die Philosophie nicht blos als reines und höchstes Erkennen, sondern zugleich als Erhebung der Seele über die sinnlichen Schranken, so daß die Philosophie ihm als Führerin zur Wahrheit und zur Gottähnlichkeit erschien. Durch die platonisirende Richtung auf ein überirdisches Urbild des Vollkommenen oder auf ein Ideal unterschied sich unser phi-

losophirender Dichter auch von Göthe, den man dem realistischen Aristoteles an die Seite gestellt hat, und Schiller selbst sagt: „Göthe's Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole.“ Auch ist nicht zu übersehen, daß die Freundschaft mit dem hochgebildeten und hochgesinnten Wilhelm v. Humboldt Schillers Richtung zum Idealismus stets befestigte. Dieser Idealismus vollendete sich durch mehrjähriges Studium, aus dem unser Dichter ebenso als ein Gereifter hervorging, wie Göthe nach der italienischen Reise erschien, so daß man die letztere mit Kant in der Weise zusammengestellt hat: was die italienische Reise für Göthe, das war Kant für Schiller; Göthe schaute die Schönheit der Natur und Kunst, Schiller übte seinen Geist in der Anschauung von Ideen. Was die Art seines Philosophirens betrifft, so ist Schiller eigenthümlich. Er philosophirt nicht wie Kant, der Kritiker des Geistes selbst auch nicht wie Lessing, der Ringer nach Wahrheit, und hat doch das gleiche Ziel. Alle Philosophie will schließlich Versöhnung des im Menschen vorhandenen Zwiespalts, erstrebt also dasselbe durch menschliche Kraft für den Geist, was die Religion dem Gemüthe im Glauben bietet. Schiller aber löst den Konflikt seines Innern nicht durch Denken, sondern durch Schaffen; denn die Philosophie war nicht sein Beruf, sondern die Kunst, und alles Denken hatte für ihn nur den Zweck, den Dichter zu fördern.

Suchen wir nun kurz die philosophischen Ideen Schillers der Erinnerung zu wiederholen, so ist vor Allem der allgemeine Gedanken hervorzustellen, daß alles Geistesleben ursprünglich und zuletzt eine ideale Einheit ist, während es sich in der Wirklichkeit außerordentlich vereinzelt. Diese völlige Sonderung der geistigen Arbeitsgebiete fordert Schiller entschieden:

Wenn ihr im Suchen euch trennt,
wird erst die Wahrheit erkannt.

Das Ziel aller Entwickelung aber ist wieder eine harmonische

Mein bisheriges Daſein in Gohlis war einſiedleriſch, traurig und leer. Die Natur ſelbſt war nicht mehr ſchön — düſtere, feindſelige Herbſttage mußten ſich mit Eurem Abſchied verſchwören, mir den Aufenthalt hier ſchmerzlicher und ſchwerer zu machen. Was ſoll ich denn auch hier? — Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude, wie der Reiſende an den Ruinen Griechenlands, ſchwermüthig und ſtill vorüber. Nur das Vergangene macht mir ſie theuer. — Ich ſehe nichts mehr darin, als das, was ſie mir geweſen waren. Die ganze Gegend da herum liegt da wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele iſt dahin.

Huber's Angelegenheit verzögert ſich allzuſehr für meine Wünſche, ich kann es unmöglich mehr abwarten. Ich muß zu Euch — und auch meine Geſchäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich ſie finden. Schreibe mir, beſter Körner, mit dem erſten Posttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf.

Deine liebe Minna und das gute Dorchen bitte ich gar ſchön, die nothwendigen Meubles in unſer Logis ſchaffen zu laſſen. Beide wiſſen ſchon, was ich brauche. Wenn Du mir ſchreibſt, ſo bezeichne mir den Namen meines Hauſes, daß ich allenfalls den Koffer gleich dahin abgehen laſſen kann.

Meine Hand zittert noch ſo ſehr, daß ich zweifle, ob Du meine Schreiberei wirſt leſen können. Dieſer Tage

Einheit: es wird dann die in der Natur ursprünglich gegebene eine durch Kultur erworbene sein.

Indessen hat unser Dichter vorzüglich einzelne Fragen der Philosophie, und zwar der Philosophie der Kunst oder Aesthetik muster- und meisterhaft beantwortet und dadurch die neuere Aesthetik begründet. Es ist nicht möglich, auf alle bezüglichen Schriften hinzuweisen, aber dankbar, die schönsten und eigenthümlichsten Gedanken daraus anzuführen.

Unter den Ideen des Wahren, Guten und Schönen ist ihm das Schöne die höchste, weil sie Wahrheit und Sittlichkeit verhülle und das Ideal mit der Wirklichkeit verbinde.

Wenn die Seele des Menschen — so führt er in einer reizenden Abhandlung aus — sich in Harmonie zwischen den sinnlichen und sittlichen Mächten befindet, so ist sie schön und erscheint in Anmuth. Wenn aber in der Seele ein Kampf entsteht zwischen jenen Mächten und der Mensch unterwirft seine Neigung der Pflicht oder seine Natur der Vernunft, so handelt er erhaben und die Erscheinung der siegenden sittlichen Kraft heißt: Würde.

Schiller besaß die Lessing'sche Gabe, ästhetische Begriffe und Gebiete zu sondern. Dieß beweist nicht nur Anmuth und Würde, sondern auch der Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, worin namentlich die Richtungen von Göthe und Schiller selbst, als den zwei Trägern jener Dichtungsarten, aufs Klarste entwickelt sind. Jeder Dichter hat ein ästhetisches Ideal. Göthe fand es in der Natur, Schiller in der Sehnsucht; Göthe bildete das wirkliche Schöne ab, Schiller bildet das schöne Ideal vor; Göthe ahmte die Natur nach, Schiller sucht sie als etwas Verlorenes; Göthe fühlte sich mit ihr verwandt, Schiller ihr entfremdet. So sind die Gebiete des Naiven und Sentimentalischen, des Klassischen und Romantischen, der Göthe'schen und Schiller'schen Richtung geschieden, und es möchte nur noch anzuführen sein, daß die Schrift überaus reich ist an Beurtheilungen unserer

Literatur und daß Schiller unter dem Ausdruck sentimentalisch eine berechtigte Richtung im Gegensatz zu ihrer nächsten Verwandten, der sentimentalen Art oder Empfindelei, verstanden wissen wollte.

Endlich weisen wir noch auf die höchste Idee Schillers hin, wie sie sich in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ausspricht und seine ästhetische Philosophie abschließt. Durch Ausbildung des Menschen — entwickelt er dort — zu dem Geschmack und Verständniß des Schönen, welches die göttliche Idee versinnlicht, oder durch ästhetische Erziehung des Menschen wird das höchste Ziel erreicht: Veredlung der Herzen. Wenn Vernunft und Sinnlichkeit durch die Schönheit ausgeglichen sind, dann entsteht die vollendete Humanität, wo Pflicht und Neigung sich decken, wo Kunst und Wissenschaft der ganzen Gesellschaft gehört, dann ist das Ideal Wirklichkeit.

Versuchen wir nun die einzelnen Züge unseres Erinnerungsbildes von Schiller als Lyriker, Historiker und Philosoph zusammenzufassen, so dürfte sich der gemeinsame Charakter und die gemeinsame Grundlage jener dreifachen Thätigkeit unschwer ergeben.

Der Gesammtcharakter unserer Schriften besteht wohl darin, daß keine Gabe von Schillers Wesen sich einseitig entwickelt hat, vielmehr seine verschiedenen großen Fähigkeiten einander dienen und miteinander verbunden wirken. Sein Verstand, der in die Tiefe und Höhe der Spekulation ihn führte, war mit einer Phantasie vermählt, die ihm eine Welt von Bildern und Idealen zauberte; wenn jener trennte, was nicht vermischt werden darf, so verband diese, was wirklich ferne auseinander liegt. Auf dieser Vereinigung der trennenden und verbindenden Kräfte des Geistes beruht Schillers Eigenthümlichkeit und eine Fülle von Schönheiten, aber auch die Schwierigkeit, seine Schöpfungen alle den Kategorieen der Schulsysteme entschieden unterzuordnen. Oder ist das nicht eine eigene Größe und ein Vorzug vor den Dichtern, die nur nach der Regel dichten?

Jene Eigenthümlichkeit Schillers in unſeren Schriften zu erkennen, dazu bedarf es nur einer kurzen Erinnerung.

Sind nicht die Mehrzal ſeiner Gedichte vorzüglich reich an Gedanken, Ideen und geſchichtlichen Momenten? Heißt er nicht mit Recht der philoſophiſche, der kulturhiſtoriſche Dichter? Wer bewundert nicht ſeine edle Spekulation in den Künſtlern? Wer geht nicht entzückt mit ihm den großen Spaziergang durch die Geſchichte? Von ſolchen ſeiner Produkte gilt gewiß auch das Epigramm:

Wie Geſchichte
Manches weckte ſie uer herrlichen Gedichte,
Dauert jedes ſeiner herrlichen Gedichte,
Wie Geſchichte.

Wie aber Geſchichte und Philoſophie in Schillers Lyrik erſcheint, ſo iſt in ſeinen hiſtoriſchen Schriften Phantaſie und philoſophiſche Anſchauung nirgends zu verkennen. Wie verknüpft er die Jahrhunderte und bringt ihr Reſultat in eine einzige Idee, die in der Folgezeit ihre Bedeutung fand!

Und in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen iſt es nicht blos der vorwiegende Gegenſtand, der dem Gebiete der Dichtkunſt angehört, ſondern die Durchführung ſelbſt iſt das Werk des poetiſchen Künſtlers.

Dieſe Verbindung von Poeſie und Philoſophie macht bei Schiller ein Ganzes, und gerade dadurch iſt er wohl ächt deutſch, wenn auch nicht national im ſtrengſten Sinne (ſo wenig als Göthe und Leſſing), der Liebling der Nation der Denker und beſonders wegen ſeines idealen Pathos der Liebling der Jugend und der Frauen. Wenn jedoch unzweifelhaft Schillers Geſinnung in Poſa's Worten liegt:

Denn jetzt ſteh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Carlos Spielgeſelle, —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm ich Sie ....

ſo gab er doch auch ſprechende Beweiſe von ſeiner Liebe zum theuren Vaterlande in Wallenſtein und Tell und äußerte an Körner: „Kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Vorſtellungsart ſeinem Vaterlande entfliehen.“

Iſt es nun richtig, daß wir dem idealen Zug und dem pathetiſchen Feuer Schillers die Hauptwirkung ſeiner Produkte auf das Gemüth zuſchrieben, ſo haben wir damit ſchon die gemeinſame Grundlage ſeines Weſens, nicht blos des poetiſchen, ſondern auch des menſchlichen bezeichnet, denn bei Schiller läßt ſich Menſch und Dichter nicht trennen.

Jene Grundlage iſt im Allgemeinen der Idealismus. Wie ſollte der Eleve der Militärakademie die Fülle des realen Lebens ſchauen, wie ſie vor Göthe's jungen Augen ſich in angenehmer Folge ausgebreitet? Schon aus Mangel an Weltanſchauung mußte Schiller zum Idealismus greifen, und er erfaßte ihn mit glühender Seele, deßhalb liebte er den großen Briten, der auch nicht blos für ſein Zeitalter lebte, lange nicht wahrhaft; als idealiſcher Dichterjüngling ſuchte er den idealen Menſchen in Poeten, wie er ihn in ſich fühlte und in jedem Dichter ſpäter verlangte (vergl. die Recenſion Bürgers); aber er fand in Shakſpeare nur die unmittelbare, oft derbe Natur, die er nur durch Vermittlung der Reflexion, nur im Spiegel ſeines Geiſtes aufzunehmen vermochte. Stellte er ſich ſo in der Jugend ferne von Shakſpeare, ſo liebte er dagegen den Sänger der Meſſiade ſchwärmeriſch.

So war Schiller für Ideales empfänglich. Er hatte aber auch die Gabe, ſeiner Natur gemäß zu ſchaffen, und ſchuf er denn nicht edle Geſtalten, aus denen nicht blos einzelne Ideen, ſondern ein ganzes inneres Leben der Idee, ein Ideal, hervorglänzt? Das eben macht Schiller um ein Haupt größer als manch anderen Dichtergenius, daß ſein Herz und ſein Willen nicht

mit dem Urbild ſeines Geiſtes und ſeiner Phantaſie in Widerſpruch ſtanden, ſein Ideal war kein blos äſthetiſches, ſondern zugleich ein perſönlich ethiſches. Ein Dichter deſſen Muſe das Gewiſſen war und der aus ſeiner Vertiefung in die Probleme der Philoſophie nicht Begriffsklarheit und Schärfe allein, ſondern namentlich eine erhabene ethiſche Anſicht von der Würde des Menſchen gewann, — ein ſolcher Dichter war gewiß fähig, ſeine Ueberzeugung im Leben zu bewähren! So hebt er durch ſeine Dichtung wie durch ſeinen perſönlichen Werth unſere Seele und ſtärkt unſer Gefühl durch die Kraft ſeines Willens; aber wir lieben ihn nicht unmittelbar, weil der früheren Zeit ſeines Lebens der anmuthige Reiz fehlt, der unſern Beifall erweckt; wir lieben ihn, weil wir ihn achten, doch — ſo iſt es ja eine ächte Liebe. Und haben wir nicht allen Grund, ihn zu achten? Blicke zurück, du Schillerfreund, auf die raſtloſe Arbeit dieſes kurzen Leben, wie der Dichter Anreiz und Stoffe in der Geſchichte, Ideale und Zwecke in der Philoſophie ſich ſuchte, um durch Poeſie ſein Bild von der vollkommenen Menſchheit zu geſtalten! Schaue hin auf jenes ſeltene Schaffen, wie ſeine ſittliche Kraft mit einem ſchmerzgequälten Körper ſiegreich rang, wie ſein Schaffen ſein Leben war, wie er Krankheit und Tod nicht fürchtete, außer wegen ſeiner Arbeit und ſeiner Familie, wie er noch mit innerer Freude arbeitete wenige Schritte vom Grab! Mag auch ſein Leben nicht frei ſein von Widerſprüchen, Verirrungen und Schwankungen, iſt der ideale Dichter nicht ſelbſt ein Ideal, dem ein abgöttiſcher Kultus gebührt, ſo iſt ſein Leben doch mindeſtens bedeutungsvoll als Sinnbild des Menſchen, deſſen Leben ja einem Kampfe gleicht, in dem er ſchmerzlich den Zwieſpalt der auf ſich beſchränkten Menſchennatur fühlt:

Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort iſt niemals hier.

So iſt Schiller ein Sinnbild des Menſchen überhaupt. Für Viele aber iſt ſein Leben ein treibender Anreiz und Stachel, freilich nicht ſowohl durch das, was er war und geworden, als durch die Art, wie er nach dem gerungen hat, was er werden wollte, hat er eine vorbildliche Bedeutung, vor Allem für die Jünger in Wiſſenſchaft und Kunſt, für alle Pfleger des Geiſtes und des höheren Lebens. Ja, er hat gerungen wie ein Held, heiß gekämpt und ſchwer gelitten als ein fürſtlicher Kämpfer, ein königlicher Dulder, — Alles um den hohen Gedanken, das durch falſche Kultur geſtörte Ideal der Menſchheit wieder herzuſtellen durch die Kunſt, die er mit der Geſchichte und Philoſophie verband.

Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

Wie gerne winden wir dem todten Helden und Sieger an ſeinem Gedächtnißtage den verdienten Kranz! Wie begeiſtert heben wir ihn empor auf das Haupt des Denkmals ſeiner Ehre unter jubelnden Siegestönen! Aber dauernder als Marmor und Erz iſt Schillers Denkmal in der Liebe, die aus Millionen Herzen ihn umſchlingt.

Schiller als Dramatiker.

Vortrag, gehalten am 11. November im Muſeum vom Hoftheater-Direktor Dr. Eduard Devrient.

Wie bedeutend und ſegenbringend auch Schiller auf allen Gebieten ſeines Denkens und Dichtens gewirkt, auf keinem hat er ſo gewaltige Senſationen hervorgebracht, auf keinem die Nation ſo mit ſich fortgeriſſen, als auf dem Gebiete der Dramatik. Die Bühne hat den größten, den populärſten Antheil an den Wirkungen ſeines Genies. Dies mag es rechtfertigen, daß ein dramatiſcher Künſtler hier das Wort ergreift, um den Huldigungen Ausdruck zu geben, welche dieſer Tag dem gefeierten Dramatiker bringt.

Einen großen Geist begleiten auf seinem Entwicklungsgange ist der einzige Weg, ihn zu verstehen. Die Betrachtung des Momentes, in welchem er in die Geschichte tritt, lehrt uns seine Bedeutung schätzen.

Als Schiller mit seinem Erstlingswerke, die Räuber, auf der Bühne erschien — es geschah zu Mannheim im Jahre 1782 — war die erste Nachahmung der Franzosen durch die volksthümlich deutschen Gattungen des bürgerlichen und des Ritterstückes verdrängt. Lessing und Göthe hatten denselben ästhetische Berechtigung gegeben. Eine wilde Nachahmung Shakespeare's, Ueberschwänglichkeit des Gefühls, und der Ungestüm der Geistesgährung, welche diesen Moment der europäischen Entwicklung überhaupt kennzeichnet, bewegten damals den Kreis der jugendlichen Literaten. So scheint es, als sei die Zeit auf Schillers Räuber hinlänglich vorbereitet gewesen, und dennoch erschreckte die Kühnheit, mit welcher der Jüngling, von selbst erlebtem Druck überspannt, die klopfenden Pulse der fieberhaft erregten, zur Raserei der französischen Schreckensepoche anstürmenden Zeit vernehmen ließ. In diesen beiden Brüdern Karl und Franz Moor schuf er verahnend die entsetzlichen Gestalten der verirrten Kraft und der verfälschten Tugend, des selbstsüchtigen Sophismus und der Bosheit, welche, um ihre Ziele zu erreichen, vor keinem, auch den grauenvollsten Freveln nicht, zurückweicht.

Nach zehn Jahren sollte man diese Gestalten auf der politischen Weltbühne sehen.

Dies giebt dem Erstlingswerke unseres Dichters eine kulturhistorische Bedeutung und darum, trotz aller ästhetischen Ausstellungen, welche mit Grund dagegen erhoben werden, einen für immer berechtigten Platz auf dem deutschen Repertoir.

Schwankender treffen wir den Dichter zwei Jahre später im „Fiesco" an. Er stürmt nach Idealen umher, ohne sie zu erreichen; seine Fantasie reißt ihn nach ungewissen Zielen fort. Das

Selbſtbekenntniß davon liegt in ſeiner Unſicherheit über den Schluß des Stückes, den er verſchiedentlich und ganz im entgegengeſetzten Sinne abänderte.

Lebendiger führt er uns dagegen noch in demſelben Jahre mit ſeinem dritten Stücke „Kabale und Liebe“ auf die Mitempfindung ſeiner Jugendſtimmung gegen die ihn umgebende Welt und deren Verderbniß zurück. Hier iſt die Zeichnung der Geſtalten freilich immer noch exaltirt, oft bis zum Aeußerſten übertrieben, dennoch erkennen wir in derſelben die Wahrheit der Dinge, finden vor Allem die Ueberſchwänglichkeit der Jugendſchwärmerei, wie ſie zu jener Zeit die Rechte des Herzens gegen herzloſe Zuſtände verfocht; wir finden den Dichter auf dem beſtimmten Standpunkte des Kontraſtes ſeiner Jugendideale gegen die gegebene Welt und er reißt uns wider unſeren Willen zur Sympathie fort.

In dieſen drei Jugenddramen gehört Schiller ganz ſeiner Literaturepoche an; er iſt der genialſte Schößling der Sturm- und Drangperiode.

Mit dem „Don Carlos,“ welcher erſt nach einer Lücke von drei Jahren (1787) auf der Bühne erſchien, beginnt bereits die Wendung der dichteriſchen Eigenthümlichkeit, nicht nur der Form, ſondern auch der Weltanſchauung nach. Die Individualität verſucht hier nicht mehr ſich *gegen* die Welt durchzuſetzen, ſie iſt ſchon bereit, dem höheren Menſchheitszwecke ſich aufzuopfern.

Merkwürdig iſt, daß Schiller, der bis dahin der Schauſpielkunſt ein ganzes Arſenal ſiegreicher Waffen zugeführt, der die Kunſt in würdiger Verfaſſung am Mannheimer Theater angetroffen hatte, nun für den höheren Aufſchwung, den er zu nehmen im Begriff ſtand, der Schauſpielkunſt zu mißtrauen begann. Er ſchrieb Don Carlos nicht für den Bühnengebrauch, das Stück iſt ein Bücherdrama; und als der Dichter dem Drängen des Schauſpielers Reinike, welcher damals die Leipzig-Dresdener Bühne leitete, wich und das Gedicht für die Darſtellung einrichtete, hielt er es

für nöthig, es gewaltſam abzukürzen, wichtige Motive, ja den Schluß zu verändern und das Ganze in Proſa zu übertragen. — Mit alle dem hatte der Dichter ſich, wie um den durchgreifenden Erfolg der Aufführung, ſo um das Reſultat des Verſuches gebracht: wie weit die damalige Schauſpielkunſt fähig geweſen, Trägerin ſeiner Schöpfungen zu ſein; er hatte ſein Mißtrauen gegen den eigentlichen Zweck der dramatiſchen Poeſie — die lebendige Darſtellung — nur verſtärkt, was ſogar nach dem langen Zwiſchenraume, der bis zu ſeinem nächſten Drama verlief, noch ſeine Wirkung äußerte.

Zwölf Jahre waren es, in denen Schiller das Drama aufgegeben zu haben ſchien, jene Jahre, welche aber die große Wendung ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit vollendeten. Aus höherem Drange nach Vervollkommnung ſeines Seelenlebens, nach Reinigung und Befreiung ſeiner Anſchauungen hatte er ſein Genie in die Schule der Geſchichtsforſchung und des ſtrengen Denkens gegeben. Wir ſehen ihn geläutert aus dieſer Feuertaufe des Geiſtes hervorgehen und eine glanzvolle Schöpfung ſeiner neu verjüngten Kraft, den „Wallenſtein," der erſtaunten Welt darbringen.

Göthes Einfluß, der würdige Zuſtand des Weimar'ſchen Theaters bewogen ihn, ſich der Bühne wieder anzuvertrauen, und wenn gleich nun die, nicht für die Bühne gedachte Form des Werkes ſich nur gewaltſam den theatraliſchen Forderungen anbequemen ließ, ſo that dies dem weitreichenden Erfolge dieſes größten deutſchen Dramas doch keinen Eintrag; das hiſtoriſche, verſificirte Drama zog im Wallenſtein wie ein Siegesgott über das deutſche Repertoir hin.

Und doch war die Bühne wenig vorbereitet für die Aufführung großer hiſtoriſcher Stoffe, auch hatten die Anfänge in der jambiſchen Sprache, welche Brawe, Dalberg, Leſſing im „Nathan," Schiller im „Don Carlos" verſucht hatten, noch keine Wurzeln in der Entwicklung der Schauſpielkunſt geſchlagen; mit dem Wallenſtein aber war die Zeit erfüllt und als das neue Jahrhundert

anbrach, war der deutſchen Dramatik das Gebiet großartiger Produktion in vollendet ſchönen Formen eröffnet.

Dieſer erneute und erhöhte theatraliſche Erfolg ſeines dramatiſchen Genies gab dem Dichter das Vertrauen zur Bühne, zur deutſchen Schauſpielkunſt zurück und von nun an ſehen wir ihn ſich an dieſe, der dramatiſchen Poeſie verſchwiſterte Kunſt eng anſchließen, in rüſtiger Thätigkeit ſie zu ihrem, wie zu ſeinem eigenen Ruhme, von einer Aufgabe zur andern führen, den ganzen Kreislauf der Gattungen vollendend.

Im nächſten Jahre (1800) trat Schiller in die Bemühung, Shakeſpeare der deutſchen Bühne vertrauter zu machen, mit ſeiner Ueberſetzung des „Macbeth", ein, dann gab er ſeine „Maria Stuart", in Bau und Durchführung wohl ſein vorzüglichſtes Stück, das ſich dem Wallenſtein in der Behandlung anſchließt. Die „Jungfrau von Orleans", worin er, weniger glücklich, den Ton der Neuromantik anſchlug, erſchien im folgenden Jahre. Er verpflanzte Gozzi's märchenhafte Schöpfung, „Der Turandot" und die italieniſchen Masken im Jahre 1803 auf die deutſche Bühne und verſuchte durch ſeine Tragödie „Die Braut von Meſſina" die antike Schickſalsidee und antike Formenſchönheit in gedankenreichſter Poeſie der neuen Zeit anzunähern. Dann aber ſehen wir ihn — im darauf folgenden Jahre — mit „Wilhelm Tell" zur deutſchen Reichsgeſchichte, zu ſeiner Jugendbegeiſterung für Recht und Freiheit, zum vaterländiſchen Ton zurückkehren und endlich, während er mit dem großen Stoffe des „Demetrius" beſchäftigt iſt, noch in ſeinem Todesjahre (1805) der Bühne ſeine Bearbeitung von „Racine's Phädra" geben. Zu allen dieſen, ihrer Gattung nach ſo ſehr verſchiedenen Stücken noch ſeine früheren Ueberſetzungen franzöſiſcher Luſtſpiele: „Paraſit" und „Neffe als Onkel", hinzugerechnet, ergibt, daß Schiller mit ſeinen dramatiſchen Werken die deutſche Schauſpielkunſt eine förmliche und vollſtändige Schule hat durchlaufen laſſen.

habe ich einen Secretair im Hauſe, dem ich den Fiesko nach der Veränderung für das Theater dictire. Uebermorgen in vierzehn Tagen wird er hier gegeben, aber unmöglich kann ich ihn abwarten. Schreibe mir nur mit dem baldigſten.

Lebe wohl, Beſter. Das Schreiben wird mir noch ſauer. 10,000,000,000mal empfiehl mich den Beiden. Ich bin ewig der Deinige.

S.

Sonnabend, 10. September 1785.

Dieſen Abend, Punkt ſechs Uhr erhalte ich Deinen Brief, und in eben dem Augenblicke kommt Dr. Albrecht und macht mir Hoffnung, daß ich morgen früh vier Uhr mit ihm nach Dresden reiſen könnte, wenn wir zuſammen Extrapoſt nähmen. Weil mir dieſer Vorſchlag ſehr willkommen iſt, da ich auf dieſe Weiſe ſehr bald nach Dresden käme, und noch überdies durch die Geſchwindigkeit meiner Abreiſe der gepreßten Situation des Abſchiednehmens von einigen guten Menſchen entgehe, ſo werde ich ihn vermuthlich annehmen. Ganz zuverläſſig weiß ich es zwar noch nicht, denn ich habe unmöglich Zeit gehabt zu überdenken, ob die kurze Friſt von neun Stunden zu meiner völligen Beſtellung hinreichen wird; auf allen Fall aber wirſt Du, Liebſter, Jemand morgen Abend als den 11. September in Deinem Quartier zurücklaſſen, der mich zurechtweiſen kann.

Der Gewinn, der aus dieſer erfolgreichen Thätigkeit für die Entwicklung des deutſchen Dramas hervorgegangen, iſt unſchätzbar. Schillers Kraft in der dramatiſchen Kompoſition, in Bau und Gliederung der Handlung, in der Prägnanz ſeiner Situationen, der Oekonomie ſeiner Wirkungen iſt unbeſtreitbar. In dieſen weſentlichſten Eigenſchaften des dramatiſchen Dichters iſt Schiller ſo ſtark, daß ſeine Stücke populär ſein würden, wenn ihre Sprache ſelbſt unbedeutend wäre. Das nackte Scenarium ſeiner Stücke nimmt ſchon geſpannten Antheil gefangen. Was den Organismus der dramatiſchen Handlung betrifft, ſo hat Schiller in „Maria Stuart“ und „Braut von Meſſina“ geradehin zwei vollkommene Muſter geliefert; und wenn ein Zeitenſturm — wie er einſt zerſtörend über die dramatiſchen Dichtwerke Athens hingeweht iſt — alle Schiller'ſchen Stücke bis auf die eine Scene des Apfelſchuſſes in „Wilhelm Tell“ vernichtete, ſo würde man aus dieſem Bruchſtücke allein den großen dramatiſchen, den vollendeten Bühnendichter erkennen.

Populärer noch als die Anerkennung dieſer hervorragenden Eigenſchaften unſeres Meiſters iſt der Ruhm ſeines poetiſchen Ausdrucks. Die Schlagreden der Schiller'ſchen Stücke ſind ſprüchwörtlich geworden, mehr als die eines andern Dichters; ſeine Sentenzen leben im Munde des Volks und allbezwingend wirkt auf Hoch und Niedrig die Melodie, wie der energiſche Gedankenſtrom ſeiner Sprache. Schiller iſt unter unſern klaſſiſchen Dichtern der am meiſten theatraliſche; er hat unſerem Drama die Flügel verliehen zu dem Wettfluge mit dem anderer Nationen. Wenn Leſſing unſer Drama zur vollſten Achtung, Göthe es zur Bewunderung erhob, ſo dankt es Schillern die ideale Weihe, die hinreißende Beredtſamkeit, die himmelanſtrebende Begeiſterung.

Aber gerade an dieſe allbewunderte Eigenſchaft knüpft ſich auch der Tadel, den der Dramatiker Schiller zu tragen hat. Er iſt bekannt genug, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Man ſagt: ſeine lyriſch didaktiſche Kraft überwältige den dramatiſchen Dichter, er vermöge nicht, ſeine Geſtalten völlig gegenſtändlich zu machen; Schiller ſelbſt rede aus allen ſeinen dramatiſchen Perſonen und darum mangle ihnen die Manchfaltigkeit der Charakteriſtik.

Da dieſe Feſttage dazu dienen ſollen, daß alle Deutſchen ſich der ganzen Eigenheit ihres großen Dichters vergewiſſern, ſo darf man auch wohl davon Anlaß nehmen, jene herkömmlichen Ausſtellungen vorübergehend zu ſichten und den Stachel jenes Vorwurfes zu ſtumpfen, wenn man ihn nicht ganz abzubrechen vermag.

Daß die objektive Kraft Schillers an ſich ſehr groß war, lehrt ein Blick auf die Reihe jener dramatiſchen Geſtalten, welche ſich als charakteriſtiſche vornehmlich ankündigen.

Dem Franz Moor, Muley Haſſan, dem Präſidenten, Sekretär und Hofmarſchall in „Kabale und Liebe“, wenn ſie auch das künſtleriſche Maaß, die Beſcheidenheit der Natur vermiſſen laſſen, iſt doch die Kraft objektiver Erfindung nicht abzuſprechen. Tritt doch aus dieſen übertriebenen Zeichnungen der erſten Periode die des Muſikus Miller mit Meiſterzügen hervor, welche den anerkannteſten Charakteriſtiker ehren würden. Wie lebendig iſt hier die plebeiſche Derbheit, die kleinbürgerliche Beſchränktheit, ja Gemeinheit, mit dem richtigen Sinn, der moraliſchen Sicherheit und einem gewiſſen poetiſchen Schwunge gemiſcht! Wie fein iſt die Abkunft aller Ueberſchwänglichkeit des Gefühles bei der vergötterten Tochter von dieſem Vater erklärt, der es ihr ſüß vormalen kann, wie er die Geſchichte ihres Grames zur Laute ſetzen will, um damit von Thür zu Thür zu betteln.

Dieſe einzige Geſtalt ſchon muß Schillers charakteriſtiſche Kraft außer Zweifel ſetzen.

Und wer möchte ſie dem Dichter von „Wallenſteins Lager“ abſprechen? Von dieſem lebensvollen Bilde, in dem wir die ſchärfſte und dabei knappſte Zeichnung der eigenthümlichſten Ge-

ſtalten bewundern müſſen, deren jede eine ganze und beſondere Gattung vertritt, und alle doch wieder nur die eine: die der Wallenſtein'ſchen Soldateska.

Und wie ſchließen ſich dieſen die Geſtalten des wilden Ille, des leichtſinnigen Iſolani, des ehrbaren Wrangel, dann die feiner durchgebildeten des Queſtenberg und Octavio Piccolomini an; des ehrgeizig ſtarren Buttler und der Mordknechte Deveroux und Macdonald, die uns jene Zeichnungen aus dem Lager vervollſtändigen.

Welch eine ſichere und detaillirte Charakteriſtik treffen wir nicht in „Maria Stuart“ an! In der Königin Eliſabeth, dem Lord Burgleih, Paulet und den unübertroffenen Geſtalten des treuloſen Leiceſter, des fanatiſchen Mortimer. Selbſt in der „Jungfrau von Orleans“ müſſen wir die überaus feine Charakteriſirung des leichtſinnigen, genußſüchtigen, aber ſanften und edlen Dauphin bewundern.

An allen dieſen Schöpfungen tritt die Subjektivität des lyriſchen Dichters ſo gut wie gar nicht hervor; der Tadel hat ſie auch vermieden und ſich vornehmlich auf die Geſtalt des Marquis Poſa, auf gewiſſe Momente des Königs Philipp, des Wallenſtein, Tell und Max Piccolomini, auf die — freilich nicht zu rechfertigenden — überall verſtreuten lyriſchen Ergüſſe gerichtet.

Zur Vertheidigung der angefochtenen Charakterzeichnungen iſt es an der Zeit, auf etwas noch zu wenig Erwogenes hinzuweiſen, nämlich auf den Einfluß, welchen die lebendige Interpretation der Schauſpielkunſt auf die Beurtheilung der Gedichte ausgeübt hat. Man hat noch wenig unterſucht, viel weniger zugeſtanden, wie ſehr die Anſchauung von dramatiſchen Charakteren durch ihre übliche Darſtellung auf der Bühne — die ſich ſo unwiderſtehlich einprägt — befangen wird.

Der Tadel mangelhafter Charakteriſtik trifft vornehmlich Schillers Dramen der zweiten Periode, alſo die Verſſtücke. Nun

hatte bei ihrem Erſcheinen der Zauber ihrer Formenſchönheit, der gedankenreiche, tiefpoetiſche Ausdruck ſo große Senſation hervorgebracht, daß die Schauſpielkunſt verſucht war ſich auf dieſe rhetoriſche Seite mit aller Vorliebe zu werfen. Schiller ſelbſt, die Richtung der Weimar'ſchen Schule überhaupt, die, im Geiſte des attiſchen Theaters, das rhetoriſche Moment dem charakteriſtiſchen voranſtellte, beſtärkten in dieſer einſeitigen Richtung. Reaction gegen die proſaiſche Realität, zu welcher die Darſtellung der bürgerlichen und Ritterſtücke ausgeartet war, trieben die Weimar'ſchen Freunde die Schauſpielkunſt in das Extrem einer idealiſtiſchen Deklamationsmanier, welche den charakteriſtiſchen Ausdruck vernachläſſigen ließ. So hat alſo Schillers perſönlicher Einfluß ſelbſt dazu beigetragen, die Charakteriſtik in ſeinen Werken zu verhüllen und ſie verkennen zu laſſen; was ſich denn bis auf unſere Tage fortgepflanzt hat.

Gelingt es nun von dieſer Tradition ganz loszukommen und in der Auffaſſung jener angefochtenen Charakterzeichnungen umgekehrt zu verfahren, d. h. die Charakteriſtik der redneriſchen Schönheit voranzuſtellen, dabei leiſe Züge hervorzuheben, irreleitende unterzuordnen, bloße Andeutungen zu überzeugendem Leben zu bringen, ſo würde hierauf das Reſultat der Beurtheilung gewiß ein ſehr verſchiedenes werden.

Die Rolle des Marquis Poſa z. B. erſcheint gewöhnlich als ein Ideal von aufopfernder Freundſchaft, von ganz uneigennütziger Hingebung, und doch iſt Poſa dieſer fleckenloſe Charakter keineswegs. Er iſt ein Schwärmer, mit allen Schattenſeiten ſeiner Gattung. Seine glühende Leidenſchaft für Freiheit und Menſchenglück läßt ihn wenig wähleriſch ſein in den Mitteln für ſeine Zwecke, wenig rückſichtsvoll für die Freiheit und das Glück ſeiner Nächſten. Er begünſtigt die unſinnige und verbrecheriſche Liebe ſeines Freundes, um dieſen dadurch aus ſeiner Schwermuth aufzureißen, ihn durch die Königin lenken zu können. Er wendet

ſich zum Könige, als er glaubt ſich deſſelben bemächtigen und für ſeine Ideen benutzen zu können, und verhehlt dies ſeinem Freunde nicht nur, nein, er läugnet es ſogar auf deſſen Frage; und als ſein gefährliches Spiel nun doch verloren iſt, ſtürzt er ſich in den Opfertod, vornehmlich um in des Freundes Seele ſeine menſchheitsbeglückende Idee zu heiligen. Er opfert ſich ſelbſt ebenſo übereilt und rückſichtslos ſeiner Idee, als er ſeinen Freunden dafür geopfert hat. Dabei vergeldet er ſeine ſchlechten Mittel zu gutem Zwecke mit dem Zauberſcheine einer ſchwärmeriſchen Sophiſtik, mit welcher er nicht nur Andere, ſondern vornehmlich ſich ſelber täuſcht. — Dieſe Schauſeite des Charakters hat Schiller allerdings mit der glänzendſten Schönheit ausgeſtattet, die Darſtellung hält ſich traditionell an dieſe, weil ſie die herzengewinnende iſt und ſelten verräth ſie, daß Marquis Poſa, trotz ſeiner edlen und erhabenen Seele, ein unzuverläſſiger Freund, ein Schwärmer und ein Intriguant iſt. Publikum aber und Kritiker verſchließen ſich gegen die Wahrnehmung dieſer überaus feinen und intereſſanten Charakteriſtik — obſchon Schiller ſie in ſeinen Briefen über Don Carlos deutlich entwickelt hat — weil ſie ſich von jener beſchönigenden Auffaſſung, ſelbſt wider Willen, gewinnen laſſen.

Der Vorwurf, welchen man der Zeichnung des Königs Philipp aus ſeiner vorübergehenden Hingebung an Marquis Poſa zu machen pflegt, wird entwaffnet, wo die Darſtellungsweiſe Ludwig Schröders eingehalten wird und die ſchaurige Thronseinſamkeit dieſes mächtigen Selbſtherrſchers, ſein verzehrendes Mißtrauen, ſeine geſpenſtige Iſolirung aus dem Kreiſe des Menſchlichen und eine ceremoniöſe Zurückhaltung, welche nur in ſeltenen Momenten eine leidenſchaftliche Erhebung der Stimme zuläßt — die ganze Erſcheinung beherrſchen. Da befremdet es dann nicht, daß der unnahbare Despot von dem menſchlichen Bedürfniſſe der Mittheilung und Hingebung einmal überwältigt wird; ja es gibt dies nur ein um ſo feineres Moment der Charakteriſtik ab.

Die Ausstellungen, welche die dichterische Durchführung der Person des Wallensteins erfährt, kommen bei einer konsequenten Durchführung der Darstellung desselben nicht auf. Denn daß der unbeugsame Mann in seiner Bedrängniß einen gewinnenden Ton anschlägt, um den Reiteroberſten Max Piccolomini bei sich zurückzuhalten, ist doch wohl dem Feldherrn ganz angemessen. Daß später, bei Beobachtung der Sterne, der Verlust des jungen feurigen Anhängers ihn schmerzlich überkommt, verletzt die Zeichnung des ehrgeizigen finstern Politikers an und für sich nicht. Es kommt auch hier Alles darauf an, ob der Ausdruck auf Stimmung und Charakter lehnt, oder auf den Wohlklang der Rede, und freilich haben berühmte Schauspieler das Beispiel gegeben und erhalten: durch gemüthswarmen und gewinnenden Redeton, der ganzen Rolle des Wallenstein, besonders der vorhin bezeichneten Stellen, mehr rhetorische als charakteristische Geltung zu verschaffen.

Auch dem Monologe Tell's, in der hohlen Gasse, ist es so ergangen, darum macht man ihn dem Dichter als eine blos rhetorische Deklamation zum Vorwurf, den bei unbefangener Betrachtung das Gedicht keineswegs verschuldet. Gerade diese Scene darf für ein Meisterstück leidenschaftlichen Ausdruckes gelten; die wilde Situation treibt eine wahre Hetzjagd der verschiedensten Vorstellungen in dem Gemüthe des friedliebenden Mannes, der, zu einer gewaltsamen That gezwungen, noch zum Abwarten verdammt ist.

Der selbstgewählte Tod des Max Piccolomini würde dem Dichter nicht als eine affektirte Großthat vorgeworfen werden, wenn die Darstellung der Abschiedsscene niemals die Absicht zeigte, diesen Todesentschluß bewundern zu lassen. Würde die Scene immer mit jener rathlosen Verzweiflung gespielt, in welche der junge Offizier aus Zwiespalt zwischen Pflicht und Ergebenheit für seinen General geräth, eine Verzweiflung, die durch sein vernichtetes Liebesglück um so unsinniger wird und ihm keinen Ausweg als den Tod zeigt, in den er nun schonungslos auch sein braves Re-

giment reißt, ſo würde nicht nur der wahrhaft tragiſche Abſchluß dieſer Rolle außer Zweifel geſetzt werden, ſondern der dichteriſche Erweis würde auch klarer hervortreten, daß ein Verrath, wie der des Wallenſtein, alles menſchliche Glück ſeiner Nächſten zerſtört und reinen Gemüthern, die ihm unlösbar anhangen, nur die Wahl unter Freveln läßt.

Vielleicht haben die hier gegebenen Andeutungen gezeigt, daß der Gehalt von Schillers Dramen noch nicht erſchöpft iſt, daß der Schauſpielkunſt der neidenswerthe Vorzug gegönnt iſt, mit edler Uneigennützigkeit dem leichten Gewinn an des Dichters poetiſcher Schönheit zu entſagen, nicht mit dem glänzenden Schleier ſeines blühenden Ausdrucks ſich nur zu ſchmücken, nein, ſelbſt ihn fallen zu laſſen, wo es gilt die verborgene Wahrheit ſeiner Charaktere zu enthüllen, ſo von der Bühne herab den großen Dichter nach ſeinem vollen Werthe lebendig interpretirend, ſeine Vertheidigung gegen die Kritik zu führen.

Aber was ſind endlich die großen künſtleriſchen Eigenſchaften Schillers alle — mögen ſie nun vollſtändig anerkannt oder beſtritten werden — was iſt die Größe in Auffaſſung und Geſtaltung ſeiner Stoffe, der Reichthum ſeiner Erfindungen, der ſpannende und ergreifende Bau ſeiner Wirkungen, ſeine ganze ſceniſche Gewalt, die Fülle ſeiner Charakteriſtik, der Reiz und die Pracht ſeiner gedankenvollen Sprache, die Schönheit ihrer Formen, was iſt das Alles gegen das Bedeutendſte und Theuerſte in ihm: die große ſittliche Perſönlichkeit, der reine, der religiöſe Geiſt, der aus ſeinen dramatiſchen Werken leuchtet! Was Jean Paul auf ſeinem Sterbebette von ſich zeugte: er habe in ſeinem Leben kein Wort gegen die Tugend geſchrieben, von Schiller dürfen wir es bezeugen. Ueber ſeinen ausſchweifendſten Darſtellungen der menſchlichen Leidenſchaft ſchwebt immer gegenwärtig die Richterin der Seelen.

Dieſe durchgeiſtigte Perſönlichkeit konnte nicht gewaltiger und eindringlicher wirken, als von den Brettern herab, die die Welt

bedeuten, in der Kunst, welche die Menschheitsentwicklung in ihren großen geschichtlichen, wie in den kleinsten Zügen des einzelnen Seelenlebens darzustellen hat. Und diese erhabene Bestimmung der dramatischen Kunst finden wir denn auch, unter allen unsern Dichtern, am ausgesprochensten durch Schiller vertreten.

Welch eine Stelle er der Schaubühne, unter den Mitteln zur Bildung und Veredlung, im Staate anweist, hat er ausführlich schon in der bekannten Mannheimer Vorlesung dargethan. Es mag eine Erinnerung an die vorragendsten Momente derselben hier am Platze sein. Er sagt:

„Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit, in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihre Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, und die Wahrheit, unbestechlich wie Rhadamantus, Gericht hält.

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der menschlichen Gesetze endigt. — Das ganze Reich der Fantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

„Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur, ihr ist noch ein weiteres Feld eröffnet. Nicht nur die Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie, auch die Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Auch die Thorheit, die ebenso sehr als Verbrechen und Laster das Glück der Gesellschaft stört, zieht sie vor ihr Gericht. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält und die tausendfachen For-

men derſelben mit heilſamen Spott beſchämt, und dieſer verwundet den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Geſetz und Gewiſſen ſchützen uns oft vor Verbrechen und Laſtern; Lächerlichkeiten zu erkennen, verlangt einen eigenen feineren Sinn, den wir nirgends mehr, als vor dem Schauplatz üben.

„Und nicht blos auf Menſchen und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. — Sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſein und nachſichtsvoll über ihn zu richten. Denn nur wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe meſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Die Bühne macht den Menſchen mit dem Menſchen bekannt und deckt das geheime Räderwerk auf, nach welchem er handelt.

„Die Großen der Welt hören hier nur, was ſie nie oder ſelten hören; Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier: den Menſchen.

„Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, beſſeren Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterſtrömt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Sie kann den größten Einfluß auf den Nationalgeiſt äußern. Was kettete Griechenland ſo feſt aneinander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? Nichts Anderes als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staates, der beſſeren Menſchheit, das in denſelben athmete. Wenn ſo in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſere Dichter unter ſich einen feſten Bund zu dieſem Endzwecke errichten wollten, wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihre Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihten, mit einem Worte, wenn wir es erlebten, eine wirkliche Nationalbühne zu haben, ſo wären wir auch eine Nation.“

Man hat dieſe praktiſche Nutzanwendung des Schönen eine

Zeit lang lächerlich zu machen gesucht, man hat geglaubt, Schillers Standpunkt einen überwundenen nennen zu dürfen, man hat davon zurückkommen müssen. Schiller ist den Träumen seiner Jugend treu geblieben, da er ein Mann war, seine philosophische Reife hat auch seine Ueberzeugung von der Erziehung des Menschengeschlechtes durch das Schöne nur größere Reife gegeben und seinen dramatischen Werken die läuternde, erhebende Richtung. Und je mehr seitdem die Popularität der Bühne gewachsen ist, je mehr sich der Einfluß ihrer Wirkungen ausgedehnt hat, und je mehr dagegen die dramatische Kunst hinter den rascher gestiegenen Ansprüchen der Bildung und des Geschmacks der Zeit zurückgeblieben ist — was man mit Recht als Verfall der Bühne bezeichnet hat — um so bestimmter ist die Anerkennung von der staatlichen Bedeutung des Theaters geworden, um so lauter und allgemeiner die Forderung: daß Schillers Gedanken von der großen sittlichen und nationalen Wichtigkeit der Bühne zu einer staatlich geregelten Thatsache werden möge.

„Das Schauspiel ist der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters." Den Spiegel, welchen Schiller seinem Vaterlande in seinen Dramen dargereicht, hat es werth und theuer gehalten. Schillers Tragödien haben Theil an der Erziehung der Geister und Gemüther von schon mehreren Generationen des deutschen Volkes — und dennoch müssen wir heute es anerkennen, wir sind Alle noch in seiner Schuld. Dem richtigen Verständnisse, der getreuen Darstellung seiner Dramen liegt noch ein weites Gebiet offen, die letzten Zwecke seiner Dichtungen harren noch ihrer fördernden Gestaltung, Schauspielkunst, Publikum und Kritik — und der Staat — haben noch nachzuholen, um den Geist des großen Dichters ganz zu erreichen und die von ihm befruchteten Lebensgebiete ganz mit ihm zu durchdringen. Aber dafür eben verdient er den größten Dank, den höchsten Preis, daß er uns zu immer neuer Thätigkeit mit ihm, für ihn erweckt.

Vielleicht alſo ſind nur noch dreißig Stunden zwiſchen uns. Tauſend Grüße unſeren Lieben.

Dein

S.

Vom goldenen Engel Nr. 4, eine Treppe.

Guten Morgen in Dresden, lieber Körner! Die vorige Nacht um zwölf Uhr kam ich hier an.

Meinen Brief vom 10. September haſt Du hoffentlich erhalten. Da ich nicht weiß, ob Du in der Stadt oder im Weinberge zu finden biſt, ſo ſchicke ich dieſes Billet nach Deinem Hauſe. Sei ſo gut und ſchicke mir vor allen Dingen den Burſchen zu, weil ich ihn brauche. Laß mich durch ihn zugleich erfahren, gegen welche Zeit ich Euch drei allein beiſammenfinden kann.

Deine Frau und Dorchen grüße tauſendmal. Wie ſchlägt mir das Herz, Euch wieder ſo nahe zu ſein, Euch ſobald niederzuſehen!

S.

Folgenden Brief Schiller's an Huber aus den erſten Tagen des Dresdener Aufenthalts wird man hoffentlich nicht ungern eingeſchaltet ſehen.

Dresden, den 13. September 1785.

Ich weiß zwar noch nicht, mein Lieber, ob dieſer Brief heute wird abgehen können, daß Du ihn morgen Abend in Händen haſt, indeſſen will ich doch den Fall

Es iſt die Unerſchöpflichkeit des göttlichen Geiſtes, die uns in hochbegabten Menſchen beglückend berührt.

Seine Begeiſterung für das Edle, Schöne, Erhabene und Würdige möge denn das unendliche Gebiet, das die dramatiſche Kunſt mit ihren Wirkungen überſtrömt, erfüllen, ſeine Eigenthümlichkeit — die wir eine national deutſche nennen dürfen, in ihrer ſittlichen Reinheit, der Verachtung des Gemeinen, dem Streben nach der ächten Freiheit, dem Ringen nach Vervollkommnung und nach Erkenntniß der höchſten Dinge — möge dieſe Eigenthümlichkeit je länger je mehr in Mark und Blut unſeres Volkes übergehen, damit, ehe noch ein zweites Jahrhundert ſeit ſeiner Geburt verfließt, wir mit ganzem vollem Recht ſagen können: „er iſt unſer und wir ſind ſein.“

Heidelberg.

Worte,

geſprochen auf dem Paradeplatz vor der Büſte des Dichters am 10. November 1859, von Direktor Dr. Weber.

Mir iſt der ehrenvolle Auftrag geworden, bei dem heutigen Feſte an dieſer Stätte dem Geiſte Schillers ein feierliches Hoch auszubringen. Es kann dabei nicht meine Abſicht ſein, das Leben und Wirken des Dichters zu ſchildern, dies wird an anderer Stelle in angemeſſener Weiſe geſchehen. Ich will hier nur andeuten, was Schiller für uns iſt, nur die Seiten berühren, die ihn zum Lieblingsdichter des deutſchen Volkes gemacht haben, nur die Züge und Eigenſchaften hervorheben, denen wir die ſeltene Erſcheinung zu danken haben, daß in unſerem geſpaltenen und zerriſſenen

Vaterlande am heutigen Tage Ein Gefühl Aller Herzen durchzieht, das Bewußtsein nationaler Einheit einen lebendigen Ausdruck findet.

In Schillers Gedichten weht der Hauch der Freiheit, lebt das Gefühl der Menschenwürde, der Menschenrechte, der Vaterlandsliebe.

In jener gährenden, tiefbewegten Zeit, in die seine Jünglingsjahre und sein angehendes Mannesalter fielen, und die man bezeichnend die Zeit des Sturmes und Dranges genannt hat, da hat er eifrig mitgerungen, den Menschengeist zu befreien von den Banden der Convenienz, von der Macht verjährter Vorurtheile, von den tausend Fesseln, womit Gewohnheit, Herkommen und veraltete Gesetze und Gebräuche die Menschheit gefangen hielten und den freien Lebensgang hemmten; er hat die Schranken niedergeworfen, welche die Stände in kastenartiger Gebundenheit von einander schieden, er hat dem Grundsatz Geltung zu verschaffen gesucht, daß Seelenadel über Stand und Geburt gehe, daß Tugend, Geistesgröße und Charakterstärke ein höherer Adelsbrief seien, als eine zweifelhafte Ahnenreihe, daß Ehrgeiz, Standeshochmuth und starres Festhalten am Ueberlieferten die Quelle unendlichen Elendes und Jammers in sich schließen.

Als die französische Revolution mit dem Grundsatz der „Freiheit und Gleichheit" die Welt erschütterte und ihr „Krieg den Palästen und Friede den Hütten" auf der Spitze der Bajonette über den Rhein trug, da suchte Schiller, damals Professor in Jena, an der Geschichte vergangener Zeiten und in gedankenreichen Dichtungen den lebenden Geschlechtern die Lehre einzuprägen, daß das Glück des Lebens nicht durch gewaltsames Niederreißen aller Formen und Schranken begründet werde, daß die wahre Freiheit im Innern wehne und sich kund gebe in der Herrschaft der Seele über die Welt der Erscheinungen und des Wechsels, daß nur ein geordneter, harmonisch-gebildeter Geist der Freiheit

fähig ſei. Vor dem Sclaven, wenn er die Kette breche, müſſe man erzittern, nicht aber vor dem wahrhaft freien Manne. — Sie hatten Unrecht, jene gewaltigen Männer, die im Anfang der neunziger Jahre zu Paris die Welt nach ſelbſtgeſchaffenen Theorien umgeſtalten wollten, in Schiller einen Geſinnungsgenoſſen zu erblicken und ihm durch ein Diplom, das noch jetzt von Danton's Hand unterzeichnet in Weimar aufbewahrt wird, das Ehrenbürgerrecht eines citoyen français zu verleihen; er theilte ihre himmelſtürmenden Anſichten keineswegs; er wendete ſich mit Abſcheu von den Schreckensmännern, die den neuen Weltbau der Freiheit und Gleichheit auf Blut und Leichen aufführen wollten. Wer kennt nicht das Lied von der Glocke, jene „Tonleiter aller menſchlichen Empfindungen," worin der Dichter in ſo edler Weiſe die heilige Ordnung preiſt, die ſegensreiche Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, die der Städte Bau gegründet und vor dem Verderben warnt, wenn rohe Kräfte ſinnlos walten und das Volk zerreißend ſeine Ketten zur Eigenhülfe ſchrecklich greift, wenn Würgerbanden umherziehen und Weiber zu Hyänen werden, denn der ſchrecklichſte der Schrecken — ſei der Menſch in ſeinem Wahn.

Die Revolution gebar aus ihrem gährenden Schooße ihren gewaltigen Bezwinger. Als Schiller am ſtillen Plätzchen zu Jena, wo noch jetzt ein Denkſtein die Stelle zeigt, ſeinen „Wallenſtein" ſchrieb, da begann Napoleon in Italien ſeinen Siegeslauf, der ihn bald zum Gebieter Europas machte. Das deutſche Reich ſtand noch aufrecht, aber es glich einer alten Ritterburg, an der ſchon manche Mauer umgeſtürzt war, und die bereits in ihren Grundveſten zu wanken begann. Schiller erlebte ſeinen Fall nicht; aber kaum hatten einige Verehrer den todten Sänger in einer ſchönen Mainacht ohne Gepränge und Leichenfeier in die ſtille Gruft geſenkt, ſo wurde in Paris jener Vertrag geſchloſſen, der den deutſchen Reichskörper in drei Gliedmaßen zerriß, die ſeitdem

keine politiſche Heilkunſt wieder zu einem lebendigen Ganzen zu verbinden verſtanden hat. Es folgten die Tage von Jena, von Tilſit, von Erfurt, zum Theil ganz nahe an der Stätte, wo ſeine Gebeine ruhen, und eine ſchwere Zeit brach über Deutſchland herein, wo jedes freie Wort Verderben brachte, wo die ehrliche Mahnung an den Zuſtand der Erniedrigung einen wackern Mann durch kriegsrichterlichen Spruch in den Tod führte. In dieſen ſchwülen Tagen waren Schillers Dichtungen ein Lichtſtrahl auf dunkeln Wegen: ſie wieſen die empfänglichen Seelen in das Reich der Ideale, wo allein die wahre Freiheit und das wahre Lebensglück wohne; ſie goſſen Troſt, Ruhe und Hoffnung in's wunde Herz und ſtählten den Sinn durch hohe Vorbilder zum Ertragen wie zum dereinſtigen Handeln. Die verklärte Geſtalt des Marquis Poſa im „Don Carlos“ wurde das Ideal der ſtrebſamen deutſchen Jugend. Wie Er zu leben und zu ſterben für Freiheit und Menſchenbeglückung galt für die würdigſte Lebensaufgabe; wie Er den König Philipp, ſo ſuchte jener hochherzige Schill und ſeine tapfern Gefährten mit der loyalſten Geſinnung ihren König zum Handeln zu nöthigen und ihn durch ſelbſtgewählte Mittel in die Lage zu bringen, daß er dem Kampf für die Freiheit ſeinen Lauf laſſe: wie Er knüpften ſie ihr Leben an ihren Plan und gingen beim Scheitern deſſelben freudig in den Tod. In der „Jungfrau von Orleans“ und noch mehr im „Wilhelm Tell“ wurden die jungen Geſchlechter an fremden Beiſpielen belehrt, welche Kraft in der begeiſterten Vaterlandsliebe liege, wie auch ein niedergeworfenes, verrathenes Volk durch Erweckung des Nationalgefühls, durch einträchtiges Handeln, durch Feſthalten am alten Rechte, ſeine Freiheit, ſeine Unabhängigkeit und eine würdige Stellung in der Reihe der Nationen erringen könne.

Waren in dieſen Tagen der Noth und Erniedrigung Schillers Dichterworte ein Stecken und Stab auf dunkeln Pfaden, ſo wurden ſie eine ſtarke Wehr und Waffe, als die Zeit zum Handeln

kam. Im Prolog zum Wallenstein hatte Schiller im Jahre 1798 von diesem Kriegshelden gesagt:

Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und ungesättigt immer weiter strebend
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Wer erkennt hier nicht die prophetischen Seherworte, die eben so gut auf Napoleon als auf Wallenstein gedeutet werden können! Auch Napoleon fiel; aber die Mittel und Kräfte, die ihn zu Falle brachten, waren edlerer Art, als jene wild dämonischen Naturen, die fast zwei Jahrhunderte früher die Bluthat in Eger vollführten. Und auch zu dieser Veredlung hat Schiller mehr als alle andern Stimmführer des Volkes beigetragen: jener Idealismus, zu dem er die Seelen emporgerichtet, hat sich im wilden Kampfe herrlich bewährt, das deutsche Volk hat bewiesen, daß es die Wahrheit des Spruches begriffen habe:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Die Freiheitskriege waren ein Kampf der edelsten Begeisterung für die höchsten Güter der Nation, und daß dieser Kampf rein und unbefleckt geblieben ist von Thaten, vor denen die Nachwelt zu erröthen gehabt hätte, davon lag der Hauptgrund in der veredelten Gesinnung, in der Kraft der Humanität, welche unsere großen Dichter zu erwecken gewußt, in der idealen Lebensspeise, womit sie in den Tagen der Noth die verlangende Seele genährt hatten. Der edle Same trug edle Früchte. Sie suchten die Menschheit für die Ideen des Schönen, Guten und Wahren zu entzünden, die wilden Triebe und Leidenschaften durch schöne Menschlichkeit zu bändigen, und ihre Bestrebungen wurden herrlich belohnt. Was unser Zeitalter an bürgerlicher Freiheit, an Rechts-

sinn, an Tugend und Ehrgefühl vor der Vergangenheit voraus hat, das danken wir zum guten Theil den geistigen Einflüssen unserer großen Dichter und Schriftsteller, unter denen Schiller in erster Linie steht. Denn er hat stets, wie Plato in Raphaels Schule von Athen, auf den Himmel, auf das Reich der Ideen, als die Heimath der Seelen hingewiesen; unter seinen Händen hat selbst das Gewöhnliche eine edle Gestalt gewonnen. Dies hat Niemand mehr anerkannt als Göthe, da wo er von dem heimgegangenen Freunde den schönen Ausspruch that:

Interessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Ich will Sie nicht länger ermüden, meine verehrten Zuhörer! Ich könnte Ihnen noch manche andere Seite vorführen, durch welche sich Schiller einen Ehrenplatz in den Herzen des Volkes errungen hat; ich könnte Ihnen schildern, welchen Einfluß er auf die Veredlung des Familienlebens geübt hat, dadurch daß er dem Verhältniß der Geschlechter ein ideales Gepräge verlieh, daß er die Liebe über die niedrigen Triebe der Sinnlichkeit hinaus in ein verklärtes Licht stellte, daß er den heiligen Bund der Ehe auf die Sympathie der Herzen, auf die Uebereinstimmung der Seelen zu gründen bemüht war, daß er die Frauen zu ehren gebot, welche himmlische Rosen ins irdische Leben flechten; aber ich denke mir, daß Sie mit Spannung dem Ende meiner Worte entgegensehen. Nur Eine Bemerkung lassen Sie mich noch über die Bedeutung des Tages hinzufügen. Ist auch die heutige Feier zunächst ein Fest der Pietät und Dankbarkeit für alle die hohen Güter und edlen Gaben, die uns Schiller hinterlassen; so hat sie doch auch noch eine andere Seite: sie beweist, daß die deutsche Nation, wie gespalten sie auch in kirchlicher und politischer Hinsicht erscheinen mag, doch noch auf Einem Gebiet sich als ein Ganzes fühlt, auf

dem Gebiet des Geiſtes, der Kunſt, der Wiſſenſchaft; der heutige Tag giebt Zeugniß, daß die deutſche Nation noch ein gemeinſames Palladium beſitzt, das ſie ſich nicht rauben laſſen wird, daß noch auf dem gemeinſamen Heerde des Vaterlandes eine heilige Flamme glüht, die wir alle mit gleicher Liebe und Hingebung zu hüten und zu wahren entſchloſſen ſind.

Rede,

gehalten im Muſenmsſaale am 10. November 1859 von Dr. K. B. Stark, o. ö. Profeſſor der Alterthumswiſſenſchaft in Heidelberg.

„So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben."

Mit dieſer Aufforderung ſchließt Göthe jenes herrliche Bekenntniß über ſeinen dahingeſchiedenen Freund. Und ſelten hat ſich eine Dichtermahnung im Laufe der nächſten Jahrzehnte ſo raſch und reich erfüllt, als dieſe an Schiller. Ja freilich war auch der erſte Theil der Worte an Schiller eine Wahrheit geweſen: blicken wir hin auf die äußeren Schickſale deſſelben, in die kleine Parterreſtube des Marbacher Hauſes, wo er heut vor 100 Jahren in dieſes Leben hineintrat, hin auf die Flucht des Jünglings aus unerträglichen Verhältniſſen ſeines urſprünglichen Berufes, der Heimath, auf die oft tiefe äußere Noth des jahrelang unſtät Umhergetriebenen, auf die ſchwere Krankheit, die ihn überfiel, als er kaum einen feſten Sitz, ein ſtilles Familienglück errungen, die ihn nie ganz wieder verließ, auf die engen äußeren Verhältniſſe des unabläſſig Strebenden und Ringenden, auf den frühen Tod des nicht ſechsundvierzigjährigen Mannes, ja ſelbſt noch auf den ſtillen unfeierlichen Zug in dunkler Nacht zu dem düſtern Grabgewölbe — das Leben hatte ihm nur halb ſeine Gaben ertheilt.

Und wie hat die Nachwelt in immer höherem Maße die Schuld des Lebens getilgt. Es giebt heutzutage keinen deutſchen Schriftſteller, deſſen Werke ſo maſſenhaft verbreitet wären in Paläſten und Hütten, in dem Hauſe des norddeutſchen Bauers wie der Schweizerhütte am Fuße der Alpen, unter den Gliedern der verſchiedenſten religiöſen Bekenntniſſe; keiner deſſen Gedichte in ſo viel tauſend Schulen gelernt und begeiſtert deklamirt werden, der auch dem Alter die eigene Jugendfriſche ſo unmittelbar wieder hervorzaubert. Unbewußt iſt ſchon unſere Lebensſprache durchzogen von einer Fülle ſeiner Bilder und Sentenzen, ja wir müſſen uns oft beſinnen, wenn wir ſie bei ihm wiederfinden im geſchriebenen Wort, ob ſie der Dichter dem Leben, das Leben dem Dichter gegeben. Kein Dramatiker mit Ausnahme des deutſch gewordenen Shakeſpeare feſſelt noch heute in ſeinen Schauſpielen ſo dauernd und allſeitig das Publikum: mit einem Zauber wird die Maſſe des Volkes durch ſeine Geſtalten auf den Brettern, die die Welt bedeuten, nicht allein in Deutſchland, auch ſelbſt in fremder Zunge, z. B. in Italien beherrſcht.

Und wie ſtrebt die individuelle Liebe, die in hiſtoriſcher Treue und Fürſorge ſich ausſpricht, wie das Dankgefühl der Nation, das durch die Kunſt den Künſtler ehrt, Schillers Lebensſpur mit Denkſteinen zu bezeichnen, ihn in Erz gegoſſen oder mit dem Pinſel auf der Leinwand oder auf der Bühne als dramatiſche Geſtalt offen dem Volke hinzuſtellen! Eben wird das Geburtshaus zu Marbach von einem der erſten und talentvollſten Baumeiſter Schwabens ganz wieder in den Zuſtand von 1759 verſetzt. Bänke und Namen bezeichnen ſeit lange die Schillerhöhe bei Rudolſtadt und Loſchwitz; wo das Lied an die Freude zuerſt gedichtet wurde, in Gohlis verſammelte der 10. November ſeit Jahrzehnten eine Feſtverſammlung. „Hier ſchrieb Schiller ſeinen Wallenſtein“ dieſe Worte in Granit gegraben, ziehen Fremde fortwährend in den Garten des Schillerhauſes zu Jena. Und das letzte beſcheidene

Wohnhaus zu Weimar bewahrt als ſtädtiſches Eigenthum in ſtrenger Treue ſein Arbeitszimmer und Reliquien aller Art häufen ſich hier. Wie markiret man ſeit lange um wenig Zeilen von Schillers Hand, die einſt ſo unermüdlich ſchreiben mußte um zu leben! Seine Gebeine ruhen nun ſeit 32 Jahren in einer Fürſtengruft.

Danneckers des Jugendfreundes Werk, die Büſte von Schiller, iſt in unzähligen, oft kaum noch kenntlichen Wiederholungen verbreitet. Es ſind gerade 20 Jahre, daß in koloſſaler Größe Schiller von der Meiſterhand des Dänen Thorwaldſen, der in Rom von deutſchem und antiken Geiſte umweht war, gebildet in Stuttgart aufgeſtellt wurde. Und vor zwei Jahren fiel die Hülle unter dem begeiſterten Zurufe des Volkes von dem Dioskuren-Paar zu Weimar: neben dem vornehm edeln, ruhig waltenden Göthe, der vertraulich ſeine Hand auf die Schulter des Freundes legt und in der Rechten den Kranz nicht für ſich allein behalten will, wendet ſich Schiller in innerer Erregung nach Oben, gleichſam höherer Eingebung lauſchend. Auf der Bühne iſt Schillers Geſtalt durch eines der beſten neueren Schauſpiele, durch Laube's Karlsſchüler eingebürgert Den jungen Dichter, der die Räuber lieſt, verbreitet eine gelungene Lithographie in die entlegenſten Orte. Sein Name deckt die große ſich immer erweiternde Stiftung, die den Dichter und Schriftſteller der drückenden Sorge um die Zukunft ſeiner Familie zu entheben beſtimmt iſt.

So iſt es denn kein urplötzlicher Wahn, der die Gemüther ergriffen hat, keine künſtlich gemachte Begeiſterung, keine Thätigkeit irgend einer Partei, welche heute an Schillers hundertjährigem Geburtstage, ſo weit die deutſche Zunge reicht, ſo weit deutſche Herzen ſich in fremden Landen zuſammenfinden, die Tauſende und aber Tauſende verſammelt in mannigfacher Kundgebung der feſtlichen Freude, des Dankes, der geiſtigen Erhebung. Es iſt dieſe Stimmung geworden und gewachſen in immer ſteigernder Progreſſion aus vereinzelten Kreiſen zu einem großen Zuſammenklang

des deutſchen ſonſt ſo zerriſſenen Volkes. Es iſt erfüllt, was der Dichter in prophetiſcher Sehnſucht geſchaut, als ihm dem Schwaben nach Mannheim im zarten Geſchenk und brieflichen Erguß aus der norddeutſchen Stadt der Geiſtesgruß von vier mit ihm zuſammenklingenden Seelen gebracht ward; „wenn ich's nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr ſolche Zirkel ſind, die mich unbekannt lieben, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub längſt verwehet iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann meine Theuern, freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit meinem oft harten Verhängniß."

Auch wir haben ſoeben Bürgerſchaft, Univerſität, die Diener des Staates, Glieder aller Stände, Alter und Jugend, Männer und Frauen unter dem Bruſtbilde des Dichters geſtanden, ihn gefeiert in Wort und Geſang, mit dem Lorbeer und der Eiche, in feſtlichem Schmucke der Stadt; wir finden uns nun hier verſammelt, dieſer Feſtſtimmung gehoben durch die Töne von zwei großen deutſchen Meiſtern einen umfaſſenderen Ausdruck im geſprochenen Wort zu geben, uns deſſen bewußt zu werden, was unmittelbar uns ergriffen hat.

Wohl mag es uns nahe liegen herauszuheben, was Schiller auf Pfälzer Boden erlebt und geſchaffen, wo ihm zuerſt ein Aſyl und eine Stätte der Thätigkeit für ſein Talent gegeben ward, wo zuerſt ein deutſches Nationaltheater ihn als dramatiſchen Dichter den Seinigen nannte, wo er geliebt und gelitten, wohl mögen wir ihn uns heute gern denken, wenn er mit Freunden hierher nach Heidelberg geeilt und wenn vor dem uns benachbarten Wohnſitze der La Roche ihm der ſtille Platz am Neckar in dem Blick auf das nahe Gebirge die Herrlichkeit der Landſchaft erſchloß, wohl könnten wir verſucht ſein, Schillers Verhältniß zu dem Buchhändler Schwan näher zu bezeichnen, der hier ſpäter gelebt hat und

ſehen, und Deinen Geburtstag darin ignoriren. Es iſt der erſte Brief, der von Dresden handelt, und er verdient alſo mit jedem anderen Inhalt verſchont zu bleiben.

Was bisher meine heißeſten Wünſche erzielten, hab' ich nun endlich erlangt. Ich bin hier im Schooße unſerer Lieben aufgehoben wie im Himmel. Ich würde es wagen, Dich in das Innere meiner Seele hineinzuführen und Dir die Geſchichte meines Herzens von geſtern an zu beſchreiben, wenn ich Dich ſo lange könnte vergeſſen machen, daß ich Dichter bin. Laß Dir's alſo mit trockenen Worten malen. Mir iſt wohl, und in der jetzigen Faſſung meines Gemüthes kenne ich keine andere Beſorgniß mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerſtörenden Zeit. Erblicke in mir Dein eigenes Schickſal. Wie mir jetzt iſt, wird Dir in wenigen Wochen auch ſein. — Betrachte mich alſo als den

— — „ſel'gen Spiegel Deiner Seligkeit."

Ich ſchreibe Dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg, über mir höre ich unſere lieben Weiberchen herumkramen in häuslichen Geſchäften, und mitunter auf dem Clavier klimpern. Wie viel Stimmung giebt mir das zu einer Unterhaltung mit Dir!

Unſere Hierherreiſe war wirklich ſehr angenehm, ſchade nur, daß der Abend und die Nacht uns beim Eintritt in die ſchöne Landſchaft überfielen. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers grüßte ich die merkwürdigen Plätzchen wieder, die ſich meinem Herzen unter der neulichen Reiſe vorzüglich ausgezeichnet hatten, als

auf unserem Kirchhofe ruht. Wohl haben wir ein Recht als eine der ältesten und auch heute nicht der kleinsten Universitäten, Schiller als den Unseren zu begrüßen, der auf dem Katheder gelehrt, dem die akademische Jugend nicht bloß im Hörsaal, nein im eigenen Hause nahe stand, der mit seiner Begeisterung hunderte von Zuhörern mit sich fortriß und den göttlichen Funken in Männern, wie unserem Creuzer entzündete. Wir können sagen, daß die geschichtlichen Studien, denen ein Schiller das große Publikum gewann, hier vor Allem ihre Pflege gefunden, ihren Zauber auf jugendliche Gemüther noch heute bewährt.

Doch nein! Einem Schiller gegenüber sind wir nicht Pfälzer, scheiden wir nicht die Akademie aus dem Volke ab, wir stehen als Deutsche, als eine große Gemeinde, die nach sittlicher Bildung ringt, als Menschen Schiller gegenüber. Ihn als Ganzes, als eine große Persönlichkeit wollen wir fassen, wollen wir ehren, wollen wir auf uns wirken lassen.

Wir treiben keinen Heroendienst des Genius, der so schön und berechtigt auf griechischer Glaubensstufe heute nur zur Menschenvergötterung, zur schwächlichen Selbstbespiegelung führt. Wir wollen aus Schiller keinen Heiligen machen, ängstlich und sorgfältig jeden Flecken von ihm abwischen, ihn nicht in eine Form hineinzwängen, die ihm fremdartig wäre. Nein! Aber als eine Persönlichkeit stehe er vor uns eigenster Art, die aus einem Einheitspunkt heraus sich gebildet, die in fortwährendem glühendem Vorwärtsstreben und sich Umgestalten begriffen, doch immer wieder zu dem Born ihres eigenen Selbst zurückgekehrt ist und aus ihm immer neu geschöpft hat, als eine Persönlichkeit, in der das wirkliche Leben und die Welt der Phantasie nicht zwei ruhig neben einander hergehende, sich nicht berührende Dinge sind, sondern in deren inneren Schicksalen und Erlebnissen wir vorgebildet finden die idealen Verhältnisse, an denen wir uns in seinen Werken erheben, als eine Persönlichkeit endlich so recht

in eine Zeit der Umgestaltung gesetzt, um die innersten treibenden Ideen derselben zu gestalten, ja fast über eigenes Wissen und Wollen hinaus prophetisch in künstlerischer Form zu verkünden.

Nicht geben wir heute literarhistorisch den einzelnen Werken seiner dichterischen Muse nach, um kühlen kritischen Sinnes große Schwächen mit noch größeren Glanzseiten abzuwägen, nicht fragen wir heute, ob man ihn wohl einen Philosophen, einen Historiker nennen dürfe — genug, daß ihm Philosophie und Geschichte die Schwestern der Poesie waren, daß er dieser nur mit ihnen und durch sie ganz mächtig wurde, daß ihm der Einheitspunkt dieser drei verschiedenen Auffassungen des Geisteslebens lebendig vor der Seele stand, genug daß er noch heute in seinem Abfall der Niederlande, seinem dreißigjährigen Kriege, seinen ästhetischen Aufsätzen wirkt. Im Hinblick auf alle Richtungen seines literarischen Schaffens und auf die Wechselfälle seines so vielfach verschlungenen Lebenswegs, dessen Thatsachen ich bei Ihnen, hochverehrte Anwesende, als allbekannt voraussetzen darf, wollen wir uns Schiller vergegenwärtigen, wie er als ganze Persönlichkeit in seiner gereifteren Epoche sich seinen Freunden in Schwaben nach langer Trennung darstellte, wie er erscheinen mochte, wenn in lebendigster Wechselwirkung mit Göthe und Wilhelm von Humboldt er in seiner allaufregenden Superiorität über alles Niedere und Gewöhnliche, dem auch ein Göthe, ein Humboldt sich gewissermaßen unterwerfen fühlten in seiner vollen Liebenswürdigkeit, die Jedem sein Recht werden ließ, die sich ganz dem nahegebrachten Gegenstand hingab, erschien.

O, daß er unter uns für einige Augenblicke lebendig werden möchte, unter uns hinträte seine schlanke, hohe, gebeugte Gestalt, mit dem auf schmaler Stütze ruhenden, gehobenen Haupte, daß unter seiner breiten Stirn aufleuchtete der milde Glanz des begeisterten Auges, daß das kühn gezeichnete Profil der Adlernase, daß die Unterlippe seines Mundes uns die ganze Keckheit und

Selbstständigkeit seines Strebens entgegenbrächte, die fliegende Röthe uns vergessen ließe, wie blaß und schmächtig diese Wangen schon waren, welche Todesängste darüber hingezogen, daß seine Worte in rascher Heftigkeit, wechselnd mit sanfter Weichlichkeit uns entgegenströmten, die Bewegung der Arme die Worte lebendig begleitete! Auch die geniale Unordnung seines Anzuges, auch die Reste alter Ungeschicklichkeit möchten wir an ihm nicht missen. Was wir ihm gegenüber empfänden, wir müssen es nun auf mühsamerem Wege im reflektirenden Wort auseinanderlegen.

Kann der Redner irgend hoffen, daß ihm in einer Versammlung so vieler, mehr dazu Berufener dieses Ziel einigermaßen gelinge, daß Schillers Persönlichkeit, als ganze und lebendige uns entgegentrete, so stützt er diese Hoffnung auf die ihm von Kindheit an darin zu Theil gewordene persönliche Erfahrung. Ehe er Schiller gelesen, noch viel früher als er hat Schiller kritisiren hören, wandelte ihm des Dichters Gestalt auf den Spielplätzen seiner Kindheit, traten ihm die Scenen seines Lebens aus den Erzählungen in der eigenen Familie wie dem Munde der langjährigen Freundin und Schwägerin Schillers und so vieler anderer Augenzeugen entgegen. Und aus seiner Schülerzeit ist ihm eine der liebsten Erinnerungen eine Wallfahrt mit Freunden unternommen hin zu dem stillen Asyl von Bauerbach, zu dem Ort, wo der Don Carlos entstand.

Mensch zu sein, aber es nur sein zu können als Glied der ganzen Menschheit, als Glied endlich einer alle Geschöpfe umfassenden, in der Gottheit ihren Schlußpunkt findenden Kette der Sympathie, der Vollkommenheit und Glückseligkeit, ist der Grundgedanke in Schillers Person. Nicht ist es das Vollgefühl des Genies, das sich hinausgestellt weiß über die Masse, sich als Genie gerade dem Göttlichen verwandt weiß, das instinktartig aus dem Drange seiner Natur schafft, was den Grundton in Schillers Bildung bildet. Nicht hat das Streben individueller Schönheit und Voll

kommenheit, unbekümmert um anderer Vollendung ihn vorwärts geführt, nein, der Mensch als solcher, mag er zunächst Dichter oder nicht Dichter sein, steht ihm als Lebensideal vor, aber wahrer Mensch ist ihm nur denkbar in dem Gefühl der Sympathie mit der Gesammtheit der Menschen, in der Thätigkeit aus dieser Sympathie.

Dieser Grundgedanke ist bereits ausgesprochen in seinen ersten Liedern an Laura, er bildet die Grundlage in dem Lied an die Freude, er klingt wieder in dem Künstler, in dem eleusischen Feste; seinen begeisterten Ausdruck hat er gefunden in der Bezeichnung des höchsten Zieles, das eine gute stehende Schaubühne nach seiner Ansicht erreichen soll! — „Und dann endlich, wenn Menschen aus allen Zonen und Kreisen abgeworfen alle Fesseln der Künstelei und Mode durch eine allwebende Sympathie verbrüdert in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprunge sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum, es ist diese ein Mensch zu sein."

Dieses Ideal des Menschen zunächst abgelöst von allen nationalen Banden, von der Macht der Sitte und des äußeren Gesetzes, von der verschiedenen Stellung der Geschlechter, gegründet auf den Glauben an den göttlichen Funken in eine beschränkte Form eingesenkt und allen fühlenden Wesen gegeben, ist Schillers praktisches und künstlerisches Ziel, ein Ziel als dunkle Idee seine Jugend beherrschend, in seinem Leben wie in seiner Kunst von Stufe zu Stufe mehr gereinigt und veredelt. Wie es der einzelnen Persönlichkeit zunächst Berechtigung gab zur Geltendmachung aller in ihrer Natur gegründeten Ansprüche; wie sie von vornherein alle gegebenen äußeren Schranken nicht zu brechen braucht und mit dem Dichter „kühn durch's Weltall steuern die Gedanken, fürchte nichts als seine Schranken," so schließt dasselbe Ideal mit diesem Setzen der einzelnen Persönlichkeit, als nothwen-

dig die Liebe, das ſich nur vollſtändig Fühlen in und unter der Menſchheit, und dadurch war von vornherein in Schillers Weſen die Selbſtſucht des Individuums, auch die Selbſtſucht des größten Genie's verurtheilt. Es war der einzelnen Natur ein Spiegel im Ganzen und Großen und die Frage vorgehalten, wie ſie dieſem Ganzen ſich einfügen könne. Es war dem Dichter unter den Menſchen ſein Platz angewieſen, einfach ausgeſprochen in dem an Charlotte von Kalb gerichteten Worte: „Wohl alle ſind erfahren im Dulden, Leiden, müſſen gefeſſelt ſein: wer es auszuſprechen vermag, den nennen wir Dichter.“

Mußte ein ſolcher Grundgedanke, ausgeſprochen in der vollendeten Kunſtform des Wortes, bewährt in dem perſönlichen Leben nicht zünden zu jeglicher Zeit, ſeitdem das Bewußtſein einer Menſchheit überhaupt in der Welt lebendig geworden iſt? Er mußte aber zünden vor Allem in jenem Jahrzehnt vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, wo, man kann ſagen, die ganze gebildete Welt, dieſſeits und jenſeits des Oceans durchzogen war, fieberhaft erregt in dem Gefühl der Unhaltbarkeit und des Zerfallens der beſtehenden Lebensformen, wo ſie ſich zuſammenfand in der dunkeln verworrenen Sehnſucht nach der Natur, nach einer neuen auf die Natur gegründeten menſchlichen Ordnung. Ja dieſer Grundgedanke des Menſchenthums und der Sympathie der Menſchheit, er zündet noch heute trotz aller Veränderung in den herrſchenden Lebensanſichten, er gewinnt die Maſſen des Volkes, doch nicht dies allein, Herzen aus allen Völkern unſerem Dichter. Er zieht ebenſoſehr die zartbeſaiteten duldenden Seelen hin an das Dichterherz, wie er die ungeduldig drängenden, überkräftigen Naturen berauſcht. Es iſt das Gefühl: er hat als Menſch, als ein gedrückter, nach Befreiung und Erhebung ſtrebender Menſch in dieſer Sympathie gedichtet, er ſteht mit uns, nicht über uns in ſtolzer Einſamkeit, er zieht uns mit hinauf auf die Sonnenhöhen des Ideals.

Jedoch Schiller würde kein großer Dichter ſein, keine reiche

Persönlichkeit, wenn dieser Grundgedanke in ihm nur als dunkler Mittelpunkt gelebt, ungefermt, roh und ungegliedert ausgesprochen wäre. Nein, in dieser Entwickelung und Ausarbeitung, in dem sich Ausleben desselben liegt seine Bedeutung und unser tieferes Interesse an ihm.

Zwei Betrachtungsweisen machen literarhistorisch an ihm sich bemerklich, beide werden in der That dem aufmerksamen Betrachter von Schillers Leben und Werken abwechselnd näher stehen, doch müssen sie beide sich gerade bei ihm einigen. Auf der einen Seite ist man bei jedem Zurückgehen auf die Jugendwerke des Dichters überrascht, wie hier dieselben Klänge angeschlagen sind, die noch in seinen vollendetsten Schöpfungen rein und voll austönen, wie das specifisch dramatische Talent die philosophische Gott, Welt, Menschheit im Zusammenhang denkende Reflexion, ja die Gewalt der erhabenen Sprache wie des bittersten Humors sich dort bereits glänzend offenbarten. Schillers eigener Ausspruch, „wir sind in alle Ewigkeit wir selbst", scheint sich an ihm ganz zu bewahrheiten, und doch folgen wir seinen Studien, seinem Anschluß an Rousseau und Shaftesburn, an Shakespeare, an Kant, an Göthe, an die Griechen, seinem sich Versenken hier in Geschichte, dort in reinste Speculation, so kommt es uns vor, als wenn derselbe Schiller uns als ein drei und vierfacher erscheine, wie er alles erst geworden sei durch die Receptivität vor Anderen. Wer jedoch ein Auge hat für das Werden eines Menschen und nicht auf einen schließlich doch sehr trockenen Schematismus ausgeht, wird bei Schiller am Augenscheinlichsten erkennen, daß sein ganzes Wesen wie künstlerisches Schaffen auf jenem einen Grundprincipe ruhte, wie die Hauptrichtungen unmittelbar neben und ineinander von vorn herein embryonisch gegeben waren, allerdings in den Hauptepochen seines Lebens ihre wechselnd hervorragende Bedeutung aber schließlich doch nur in ihrem Zusammenklange das Höchste von Schiller geleistet ist.

In drei Hauptrichtungen hat Schiller jenen Grundgedanken seines Wesens vor Allem offenbart und auseinander gelegt: in der Bewährung der Kraft der Freiheit, in der Erkenntniß und Bethätigung der Menschenbildung durch Schönheit, in der Verkündigung des Glaubens an die Ewigkeit der sittlichen Weltordnung und die Forderung ihrer Verwirklichung in den Formen des irdischen Lebens.

„Wir bewundern die Kraft in jeder Späre.“ „Es giebt eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte.“ „Alle Geister streben nach Zustande der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, Alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen.“ „Sehen Sie sich um in Gottes herrlicher Natur, auf Freiheit ist sie gegründet und wie reich ist sie durch Freiheit! Ihre Schöpfung wie eng und arm.“ Diese letzten Worte im Munde des Marquis Posa zu Philipp, wie die vorhergehenden, bei verschiedener Gelegenheit von Schiller ausgesprochenen drücken unmittelbar jenes volle Bewußtsein der Kraft der Freiheit, die Forderung der freien Selbstbestimmung für den Menschen als einen ethischen und ästhetischen Gesichtspunkt unseres Dichters aus. Und in der That sein Leben wie seine Werke sind uns ein fortwährendes Zeugniß für diese Kraft der Freiheit. Sie erweist sich uns im abwehrenden endlich die äußeren Bande sprengenden Kampfe gegen jede fremdartige, auch süßeste Gewalt über den eigenen Lebensberuf. Sie erweist sich in noch höherem Maaße, was freilich der oberflächlichen Betrachtung meist entgeht, in der scharfen Selbsterkenntniß, Selbstkritik, Selbstbekämpfung innerer roher Mächte.

Gegen Neigung und Wunsch unter die strenge Zucht eines fürstlichen Pädagogen genöthigt, bricht er offen mit dem für ihn auserwählten Studium der Jurisprudenz. In der Medizin glaubte er sich jener Thätigkeit in und für die Menschheit näher gebracht. Er zerreißt aber schließlich das ganze wohlgeordnete Netz militä-

rischer Dienstbarkeit und bricht für den Augenblick mit seiner ganzen Vergangenheit, mit Vaterland und Familie, um auf eine unbestimmte Hoffnung hin im anderen Lande seinen Dichterberuf bekennen zu können. Und was ist es, das Schiller aus dem idyllischen Leben von Bauerbach, aus jenem Zusammenleben edelster Freundschaft mit Frau von Wolzogen wieder nach Mannheim führt, was ihn von Mannheim aus Freundeskreise, aus den Banden gewaltigster Leidenschaft für eine wunderbare weibliche Natur wie Frau von Kalb forttreibt in den unbekannten Norden, was ihn nach zwei Jahren glücklichster Vereinigung mit Körner in Leipzig und Dresden wieder in das Ungewisse hinausstößt um ihn endlich an das kleine und doch so reiche Asyl des Geisteslebens nach Weimar zu führen, als der Drang sich seinem innersten Berufe treu zu bleiben, Keiner Macht auch der der Liebe und Freundschaft nicht schließlich die Bestimmung über das eigene Selbst zu überlassen? Und wie steht er hier, als er endlich in Jena einen äußern Beruf, als er in Rudolstadt einen festen Mittelpunkt für sein Herz gewonnen, so lange noch fast spröde gegen die literarischen Kreise, vor Allem gegen die Sonne um die sie sich bewegten, wie zurückhaltend gegen das fürstliche Wohlwollen und daher demselben nicht die äußere Berürftigkeit nahebringend! Wie weiß er hier jeden Einfluß, der ihn schließlich als Partei beherrschen will, von sich abzuweisen!

Größer, edler ist aber sein Kampf mit noch anderen Gewalten, die ihm näher waren. Schon in Mannheim sehen wir ihn unter Fieberschauern an Fiesko, an Kabale und Liebe arbeiten. Seit 1792 war sein Leben nur ein Wechsel von kurzer Erholung und schwersten, oft an den Todesrand führenden Körperleiden. Und nicht er litt allein, er sah Frau und Kinder oft um sich schwer erkrankt. Er hat diesen Körper beherrscht, den leidenden Geist in gewaltigster Reizung, in tiefen Nächten, unter Zusammenfassung aller Kräfte immer neue Schöpfungen abgerungen und — das

ist die Hauptsache, nicht Schöpfungen einer überreizten Phantasie, nicht durchzogen von dem Hauch der Bitterkeit, selbst der Wehmuth, nicht allmälig dahinschwindend an Kraft mit dem körperlichen Instrumente, nein immer vollendeter in immer reineren Wohllauten ertönend.

Jedoch noch höher steht uns die Kraft der Freiheit in Schiller, die selbst über sich Herr wird, die selbst sich leuchtet und reinigt ethisch wie ästhetisch. Wohl konnte Schiller von sich selbst sagen, was er seinen Posa bekennen läßt: „ich bin gefährlich, weil ich über mich gedacht;" er verläugnete nie sein großes Interesse, ja sein Wohlgefallen an gewaltigen Verbrechern. In seiner Freigeisterei der Leidenschaft hat er einmal den offenen Bruch mit geheiligten Banden der sittlichen Welt ausgesprochen. Seine eigene äußere Erscheinung in früherer und späterer Zeit ist aber das beste Zeugniß, wie die Sinnlichkeit, die zur Gemeinheit werden kann, wie der Drang nach Selbstständigkeit, der zum kecken Trotz führen kann, in seinem ganzen Wesen, speciell in seinem Gesicht mehr und mehr überstrahlt und verklärt worden ist durch die Himmelstochter, „die Begeisterung" für das Ewige, jenseits der irdischen Welt Liegende. Selten hat ein Dichter nach dem Schaffen des Werkes eine so scharfe und die schwachen Seiten treffende Kritik über sich geübt, wie Schiller über die Räuber, über den Don Carlos, selten ein so klares Bewußtsein über die Art und Grenzen seines Schaffens errungen, als er. Und wie groß steht er uns, wie groß Göthe in jenem Freundschaftsbund da, der nach jahrelangem Nebeneinanderhergehen, nach jenem beiderseitigen Vollgefühl ihrer Verschiedenheit, ja nach jener Mischung von Haß und Liebe in Schiller geschlossen wurde auf dem vollen Bewußtsein ihrer gegenseitigen Bedürftigkeit in dem Streben nach gemeinsamer künstlerischer Läuterung.

Diese Kraft der Freiheit, die in unserem Dichter lebt, sie führt ihm nach jener Sympathie der Geister in der Menschheit,

ohne die er als Mensch sich nicht fühlt, das Ideal edler Freundschaft zu als eines Bundes freier Seelen zu gegenseitiger Veredelung und Durchbildung. Was die Freundschaft ihm gewesen in einem Streicher, Beck, Körner und Huber, in Wilhelm von Humboldt und Göthe, endlich in edlen und leidenschaftlichen Frauennaturen wie Frau von Wolzogen, Frau von Kalb, Sophie Albrecht, das Schwesterpaar Steck, seine Schwägerin Caroline von Wolzogen wollen wir hier nur erwähnt haben. So fremdartig uns bereits dieser freie Geisterbund erscheint, so groß die Gefahren in ihm zu allen Zeiten waren und sind, oh! urtheilen wir nicht ab über eine Zeit und über Menschen, denen sie inneres Bedürfniß und Mittel der Veredelung war.

Doch die Freiheit lebt in Schiller auch als ein Ideal für die ganze Menschheit. Nicht erkennt er hier zunächst die Nation als Grenze an, ja er erklärt es wohl für ein armseliges kleines Ideal für eine Nation zu schreiben, bei einem Fragment der Menschheit kann der philosophische Kopf nicht stehen bleiben. „Geben Sie Gedankenfreiheit", diese Forderung an Philipp II. ist die vielgedeutete Losung aller liberalen Parteien der modernen Völker geworden. Der Lügenbrut wird der Untergang verkündet, der Inquisition soll der Teich an die Brust gesetzt werden. Und doch wie weise zieht der Dichter seine Grenzen! Er ist sich bewußt nicht für die praktische Durchführung eintreten zu können und zu dürfen, das einzige Mal, wo er darnach brennt es zu thun, ist es nach Paris zu gehen, um Ludwig XVI. zu vertheidigen. Er nennt den Verkünder der politischen Freiheit einen Bürger derer, welche kommen werden; in diesem lebt das Ideal nicht einer bestimmten Staatsform, sondern „der sanftern Jahrhunderte, die Philippe Zeiten verdrängen, wo Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandelt."

Eine dichterische Natur, der diese Kraft der Freiheit des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit Lebensluft und Zielpunkt

zum Beiſpiel die Abſchiedsſtelle zwiſchen Staupitz und Hubertsburg. Als auf einmal, und mir zum erſtenmal, die Elbe zwiſchen zwei Bergen heraustrat, ſchrie ich laut auf. O, mein liebſter Freund, wie intereſſant war mir alles! Die Elbe bildet eine romantiſche Natur um ſich her, und eine ſchweſterliche Aehnlichkeit dieſer Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichteriſchen Kindheit macht mir ſie dreifach theuer. Meißen, Dresden und ſeine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländiſchen Fluren. . .

Zwölf Uhr in der Nacht war es, als wir über die Brücke fuhren. Ich ſah hinter mir in der Neuſtadt, in der Gegend, wo ich Körner's Haus vermuthete, einige Häuſer erleuchtet, und mein Herz wollte mich bereden, daß Körner's darunter war. Im goldenen Engel traten wir ab, und den anderen Morgen ſchickte ich in die Neuſtadt, mich nach Körner's Aufenthalt zu erkundigen, weil ich vermuthete, daß er im Weinberge wäre, und unſern Bedienten kommen zu laſſen. Der Bediente brachte mir Grüße von den Weibern, und K. war noch bis eins im Collegium. Ich ließ mich in einer Portechaiſe hintragen, weil es ganz entſetzlich regnete, und die Freude unſeres Wiederſehens — und eines ſolchen Wiederſehens — war himmliſch.

war, mußte nothwendig die poetiſche Form vor Allem wählen, in der die Freiheit der einzelnen Perſönlichkeit kämpfend, unterliegend und doch innerlich ſiegend gegenüber den Mächten der Sitte, des Staates, der dunkeln Schickſalsgewalt zu Tage tritt, alſo das Drama und ſpeciell die Tragödie. Und ſo hat das Drama dem jugendlichen Dichter zuerſt tauſend Herzen gewonnen, ſo hat er am Schluß ſeiner kurzen Lebensbahn mit aller Kraft dem dramatiſchen Schaffen gelebt. Wir müſſen ihn einfach den größten deutſchen Dramatiker nennen. Es mußten ihn im bürgerlichen Leben vor Allem jene tiefen ſittlichen Conflikte der einzelnen freien Perſönlichkeit mit der Sitte eines heuchleriſchen Familienlebens, mit der Stellung des niedergedrückten Bürgerthums gegenüber der Willkür der Fürſtenhöfe erfaſſen, ihn in der geſchichtlichen Welt vor Allem die Zeiten innerer Umwandlung und Löſung der alten Bande und Neugründung beſchäftigen, ſo der Kampf in einer italieniſchen Republik zwiſchen Tyrannis und ächt republikaniſcher Geſinnung, die Begründung ſchweizeriſcher Selbſtſtändigkeit, der Rettungskampf des 15. Jahrhunderts, aus dem das neue Frankreich hervorging, die Zeiten der Reformation, des Aufſtandes der Niederlande, die inneren religiöſen und politiſchen Kämpfe des 16. Jahrhunderts in England und Frankreich, endlich jene verhängnißvolle Zeit des 30jährigen Krieges mit Geſtalten, wie Guſtav Adolf und Wallenſtein. Und alle ſeine tragiſchen Perſonen von Karl Moor bis Wilhelm Tell tragen von jener Kraft der Freiheit, die in Schiller lebte, einen Grundzug in ſich. Sie alle feſſeln uns gerade dadurch, ſie feſſeln uns zugleich in einer Sprache, die ſelbſt übervoll quillt, die jedes Ding in ſeinem vollſten Umfang uns entgegen bringt: dieſes Satte, Volle, Runde ſeines Ausdruckes, welches die Gedanken und das Gefühl erregt und ſich tief jedem empfänglichen Gemüthe einprägt, iſt ſelbſt nur der Ausdruck jener innern Kraft der Freiheit.

Iſt die Kraft der Freiheit die Grundbedingung zum wahren

Menſchen in Schiller, ſeine Führerin auf dem Wege der Ausbildung der menſchlichen Natur zur wahren Kultur im irdiſchen Leben iſt die Schönheit und deren Bethätigung die Kunſt. „Kunſt iſt die Freiheit in der Erſcheinung.“

„In Fleiß kann Dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer ſein,
Dein Wiſſen theilſt Du mit vorgezognen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch haſt Du allein . . . .
Die furchtbar herrliche Urania
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie als Schönheit vor uns da,
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn . . . .
Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt Euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenflug der höchſten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.“

Dieſe wenigen Worte aus dem herrlichen Gedichte, das uns die Erziehung der Menſchheit durch die Kunſt von Stufe zu Stufe vorüberführt, das ſie uns als die Amme der Kindheit wie als die Geleiterin des Menſchen am Ende der Tage, in die Arme einer höheren Wahrheit zeigt, enthalten das vollſte Bekenntniß deſſen, was dem Dichter ſein Beruf im großen Ganzen der Erziehung der Menſchheit bedeutete.

Wir verkennen nicht, daß es ein Irrthum war, der Kunſt eine ſo abſolute Stellung anzuweiſen, ehe der religiöſe Kreis und der Kreis ſittlich praktiſcher Thätigkeit daneben feſtgeſtellt war, daß ihr Verhältniß zur Wiſſenſchaft zunächſt von dem Dichter gezeichnet iſt, aber wir möchten unſerer Zeit, der Zeit der materiellen Emſigkeit, des Pochens auf techniſche Geſchicklichkeit, des kahlen Nützlichkeitsprincips, einer Zeit, wo das Band geiſtiger und materieller Welt oft gänzlich und unwiederbringlich zerriſſen

ſcheint, wo zwiſchen religiöſen und politiſchen Parteien kaum ein Platz ſich zeigt für eine harmoniſche Menſchenbildung, ihr möchten wir dieſes Ideal der Kunſt, wie es von keinem der Neuern ſo unermüdlich geſucht, ſo glücklich gefunden, ſo meiſterhaft ausgeſprochen iſt, recht oft entgegen halten.

Und wie arm waren damals die Mittel dieſes Kunſtlebens, wie wenig hatte Schiller geſehen, gehört an Meiſterwerken, und doch was macht er aus dieſen Elementen! An den Gypsabgüſſen der Mannheimer Sammlung hat Schiller, wie Göthe, zuerſt den Zauber der Plaſtik erfahren; mit Danneker dem Jugendgenoſſen bei ſpäterem Winteraufenthalt in Stuttgart viel durchgeſprochen, von den Kunſtfreunden in Dresden und Weimar, von der eigenen Gattin einzelne Anregung erhalten. All' dieſes rundet feſert in ihm zu einem großen Ganzen ſich ab. Wie ſchildert er in der Macht des Geſanges die ganze Skala bei ſeltenem Kunſtgenuß ſelbſtdurchlebter Empfindungen von höchſter Entzückung und weichſter Wehmuth! Und was war ihm die Schaubühne als Bildungsſchule der Menſchheit, welche Zeit, welche Hingebung hat er ihrer techniſchen Ausbildung in den letzten Jahren ſeines Lebens gewidmet.

Von dieſem Mittelpunkt der menſchheitbildenden Schönheit mußte ihm ihre Macht vor Allem aufgehen in dem Hellenenthum, in der Antike und in der Natur der Frauen. Wohl mag heutzutage mancher Schüler unſeren Dichter an techniſcher Kenntniß griechiſcher und lateiniſcher Sprache hinter ſich laſſen, aber wir danken ihm neben Göthe, Winkelmann und Leſſing die künſtleriſche Neubelebung des griechiſchen Geiſtes in ſeinem ganzen Umfange, wir danken ihm eine fortwährend fließende Quelle idealer Lebenskräfte, eine Bildungsſchule alles Edeln und Hohen für die weiteſten Kreiſe. Seine Ueberſetzungen aus Virgil, der Euripideiſchen Iphigenie und Phönicierinnen, ſeine Götter Griechenlands, ſein eleuſiſches Feſt, ſein Verſuch den antiken Chor in das Drama einzufügen, ſind Reſultate ſolch künſtleriſch erziehenden Strebens für

ſich und Andere. Durch Schiller ſind wir uns des Unterſchiedes antiker und moderner Poeſie erſt bewußt geworden. Wenn er den Künſtler früh von der Mutterbruſt ſeiner Heimath reißen und unter griechiſchem Himmel reifen läßt, ſo will er ihn doch nur gereift, nicht entfremdet der Heimath zurückgeben, und Schiller hat offen genug die Gräkomanie einer jüngeren Generation bekämpft.

Ebenſo iſt ihm in der Frauenwelt die unbewußte Schönheit, die aus Natur geborene zur Natur wieder gewordene Anmuth und Würde und deren Zaubermacht auf den nach Freiheit ſtrebenden Mann aufgegangen.

„Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er,
„Durch die Anmuth allein herrſchet und herrſchet das Weib."

Er zeichnet uns in der Eliſabeth des Don Carlos im Gegenſatz zur Eboli: „jenes Ideal, das aus der Seele mütterlichem Boden in ſtolzer ſchöner Grazie empfangen, freiwillig ſproßt, und ohne Gärtnershülfe verſchwenderiſche Blüthen trägt." Er hat die Frauen verherrlicht im Lied und dramatiſchen Geſtalten der letzten Epoche, er zeichnet aber auch die Gefahren weiblicher Schönheit, wenn ſie „die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen" verlaſſend untreu der edeln Natur den Dämonen der Leidenſchaft verfällt. Und dieſer Preis der Frauen war für ihn kein leeres Spiel der Worte, kein idealer Traum, nein ihm vollſte Ueberzeugung gereift und bewährt in dem Verkehr mit edeln Frauen, vor allem in dem durch die neue Veröffentlichung der Briefe ſo reich beſtätigten Seelenbunde mit ſeiner Lotte. Dieſe war ihm in der That das lebendige Zeugniß einer ſchönen und wahren Natur.

Wir würden das höchſte am Menſchheitsideal, wie es in Schiller gelebt und in ſeinen Werken ſich ausgeſprochen, wir würden die reichſte Stufe ſeines Bildungsganges miſſen, wollten wir hier abbrechen und in ihm nur die Kraft der Freiheit und bildende Macht der Schönheit verkündet finden; nein, wer genauer den beiden Richtungen in ihm nachgegangen, der wird nothwendig

noch auf ein Drittes geführt, und dieſes Dritte iſt nicht etwa ein in ihm durch ein philoſophiſches Syſtem oder durch beſonderen Akt künſtlich Erzeugtes; die Grundlage dazu hat er aus ſeinem Elternhauſe und aus der ſchwäbiſchen Heimath mitgebracht, es iſt nie geſchwunden, wohl verdunkelt, an Anderes angeſchloſſen aber tritt durch die ſtrenge Schule Kantiſcher Philoſophie wie vor allem die eigenen Lebenserfahrungen immer geläuterter und reiner bei ihm auf. Es iſt der Glaube an eine unſichtbare Welt, deren Bürger der Menſch zu ſein beſtimmt iſt, an eine göttliche Weltſchöpfung und einen göttlichen Funken in jede Menſchenbruſt geſenkt, an eine ſittliche Weltordnung, der der freie Menſch frei ſich beugen ſoll, die er zu ſeiner Freiheit mehr und mehr machen ſoll. Als Spiegel göttlicher Seligkeit, ſo ſchuf der große Weltenmeiſter den Menſchengeiſt. Hoffnung und Genuß ſind die zwei Blumen, die auf Erden nie vereint gebrochen werden. „Genieße, wer nicht glauben kann, wer glauben kann, entbehre.“ Es war etwas Großes, als von ihm dem Dichter die Worte des Glaubens verkündigt wurden, als er inmitten der gewaltigſten philoſophiſchen Bewegung, umgeben von der Ariſtokratie des Genius und der Talente ausſprach:

„Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
„Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Er hat es meiſterhaft verſtanden dieſe zarte, wunderbare Pflanze des Glaubens gepflanzt in eine weibliche und kindliche Natur oder einen Sohn kindlicher Zeiten in ſeiner Jungfrau von Orleans, in ſeinem frommen Knecht Fridolin, in dem Taucher, dem Grafen von Habsburg, in Wilhelm Tell zu zeichnen. Er machte den Glauben in ſeiner Verirrung als Sternenglauben zur Grundlage ſeines Wallenſtein. Ja wir haben allen Grund anzunehmen, daß, wenn ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre, er einen Glaubensheld wie Guſtav Adolph, mit dem er ſich lange in Gedanken trug, ja vielleicht einen Mann

wie Luther zum Mittelpunkt einer gewaltigen Poesie gemacht haben würde.

Um nicht mißverstanden zu werden, sprechen wir es also hier noch einmal bestimmt aus: das eigenthümliche Gebiet des Glaubens als Seite des Seelenlebens ist von Schiller erkannt und immer bekannt worden, der objective Inhalt des Glaubens ist darum noch nicht der specifisch christliche, aber er ist unserer Ueberzeugung nach die nothwendige Grundlage zu jenem. Vergessen wir nie, daß Worte, die heutzutage im Vulgärglauben abgebraucht und abgeblaßt erscheinen, ihre vollste Bedeutung bei Schiller wie bei einem Kant hatten, und wenn es sich um eine religiöse Verständigung aller redlich Strebenden handelt, werden wir zu diesen Begriffen von dem persönlichem Gott, von Unsterblichkeit, vom sittlichen Gesetz einfach uns zunächst zurückwenden müssen.

Dieser Glaube an eine überirdische sittliche Welt schwebte aber für Schiller nicht in der Luft, ohne Berührung mit dem thätigen Leben, mit der Aufgabe des Einzelnen wie der Menschheit. Nicht sind es die Götter des Epikur, die da selig leben ohne alle Berührung mit der irdischen Welt, diese dem Zufall, dem Widerstreben und der Anziehungskraft der Atome überlassen, denen Schiller huldigt. Nein, aus jenem Glauben heraus geht die sittliche Beurtheilung alles menschlichen Wollens und Handelns, geht die freudige Anerkennung aller der Lebenskreise hervor, in denen auf Erden jene sittliche Weltordnung möglichst verwirklicht wird und so gewinnen wir für ihn, sowie er sich läutert, Ehe und Familie, Bürgerthum und staatliche Ordnung, das Vaterland, auch die Kirche eine immer höhere Bedeutung. Schiller hat diese praktische Seite des Glaubens nie verkannt, sie ist aber auf der letzten Stufe seiner Entwicklung erst zu ihrem vollsten und reinsten Ausdruck gelangt. Schon in dem Lied Eberhard der Greiner weht uns die volle Liebe zur deutschen, zur schwäbischen Heimath

entgegen. In der Vorrede zu den Räubern bekennt er sich als Vertheidiger der Religion gegenüber den sogenannten witzigen Köpfen, die „die edle Einfalt der Schrift in alltäglichen Affembléen“ mißhandeln und ins Lächerliche verzerren, „denn was ist so edel und ernsthaft, das wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann?“ In seiner eigenen Kritik des Don Carlos spricht er es aus: „durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden.“ Er spricht es aus: „daß in moralischen Dingen man sich nicht ohne Gefahr von dem natürlich praktischen Gefühle entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen oder individuellen Gefühl von Recht und Unrecht vertraut als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen.“ Seine vollendetsten Dramen der letzten Zeit sind aber der künstlerische Ausdruck jenes Schlußgedankens der Braut von Messina:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
„Der Uebel größtes ist die Schuld.

Wie stellt er uns den Gegensatz einer freien sittlichen That und einer That unsittlicher Freiheit in Tell und Parricida gegenüber! Diese Begründung des ganzen menschlichen, zunächst des deutsch bürgerlichen Lebens von der Wiege zum Grab, in Krieg und Frieden, Glück und Noth auf einen einfachen, religiös sittlichen Glauben ist endlich von ihm in seinem Lied von der Glocke für alle Zeiten meisterhaft hingestellt worden.

„Concordia soll ihr Name sein,
Zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.“

„Hoch überm niedern Erdenleben,
Soll sie in blauem Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners schweben.“

„Soll eine Stimme ſein von Oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das bekränzte Jahr."

Und ſo iſt uns der Dichter, der Mann, den wir heute feiern, nicht allein ein Prophet der Freiheit, der Schönheit, nein auch ein Prophet der Einigkeit in deutſchem Bürgerſinn, in heiliger Ordnung, in frommer Sitte, im ſittlichen Glauben. Nicht treffender können wir ſein Bild zum Schluß zuſammenfaſſen, als mit den Worten Göthe's, deren letzte uns in dieſe Betrachtung eingeführt haben:

„Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entflieht,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt.
Damit das Gute wachſe, wirke, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

„Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt,
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen
Mit allem, was wir ſchätzen eng verwandt."

Das Bild ſolcher Perſönlichkeit wird begeiſternd, mahnend, läuternd auf alle kommenden Geſchlechter wirken, wenn wir unſerem Beſten und Edelſten nicht fremd werden ſollen; dann können wir, dann können kommende Zeiten mit dem Dichter noch hinzuſetzen zur Mahnung das tröſtliche Wort:

„So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's — von uns ſich weggekehrt,
Wir haben alle ſegensreich erfahren,
Die Welt verdankt' ihm, was er ſie gelehrt:

Schon längſt verbreitet ſich in ganze Schaaren
Das Eigenſte, was ihm allein gehört,
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend."

Mannheim.

Rede zur Weihe des Schillerplatzes,

gehalten am 10. November vom Oberbürgermeiſter H. Chr. Diſſiné.

Werthe Verſammlung!

Wir feiern heute den Ehrentag eines großen Dichters unſerer Nation, deſſen Begeiſterung für Freiheit, Wahrheit und Recht ihm die Liebe des deutſchen Volkes für immer erworben hat.

Es iſt nicht meine Aufgabe, die großen Verdienſte Schiller's um unſere Literatur und um die geiſtige Entwicklung des Volkes zu ſchildern; dieſes ſoll vielmehr einer umfaſſenderen Rede vorbehalten bleiben.

Dagegen frage ich, welches ſind die Urſachen der freudigen großen Bewegung, die heute alle Gaue Deutſchlands durchzieht?

Sind es die Ideale, die der gefeierte Dichter in goldnen Träumen unſerer begeiſterten Jugend vorführt? Iſt es die zarte Huldigung, die er den Frauen darbringt? Oder ſind es ſeine gereiften Erfahrungen, welche in blühender Sprache wiedergegeben, den Mann wie den Greis mit gleichem Entzücken erfüllen?

So herrlich auch alle dieſe Geiſtesblüthen des edlen Sängers ſtrahlen, ſie allein ſind es doch nicht, die heute mit zündender Gewalt die Herzen des deutſchen Volkes durchdringen, es iſt vielmehr Schiller's Liebe zum theuern Vaterlande, deſſen Einigkeit und Größe ſein heißeſter Wunſch war! —

Unbekannt und in sehr bescheidenen Verhältnissen kam Schiller im Jahre 1782 in unsere Stadt; vor 77 Jahren also betrat sein Fuß zum erstenmal diese Stätte und den Musen geweihten Räume, von wo aus bald nachher sein unsterblicher Genius den Siegesflug nahm und die ganze Welt mit seinem Dichterruhm erfüllte.

Mannheim ist darum vor anderen Städten berufen, die Schillerfeier würdig zu begehen und ich halte mich, wenn ich die warme Theilnahme an dem heutigen Tage betrachte, zu dem Ausspruche berechtigt, daß der Geist der Kunst und Wissenschaft der noch aus der großen Zeit Schiller's und Dalberg's leise zu uns herüberweht, auch heute noch in den Bewohnern unserer Vaterstadt kräftig fortlebt und dem materiellen Treiben siegreich Widerstand leistet.

Zur bleibenden Erinnerung an die heutige Feier beschlossen die Gemeindebehörden auf den Antrag des Fest-Comité's diesen Platz als Schiller-Platz zu weihen; gleichzeitig wurde eine Stiftung genehmigt, die zum Zweck hat, hier ein Standbild des Dichters aufzustellen, wozu bereits Liebesgaben geflossen sind. Möge dessen Vollendung bald erfolgen und möge dieses Standbild in späterer Zeit unserer Kunst-Anstalt ein leuchtendes Vorbild und unserer Stadt eine Zierde sein!

Indem ich nun im Namen der Gemeinde den Act der Einweihung vollziehe, ersuche ich Sie Alle, mit mir auf diesem Schiller-Platze, dem Lieblingsdichter der deutschen Nation ein begeisterndes Hoch zu bringen. — Das Andenken

Schiller's hoch!

Rede des Ober-Regisseurs Wolff

bei der Fest-Vorstellung im Theater-Saale am 10. November.

Wenn ich bedenke, daß ich mit meinen schwachen Worten den Dichter feiern soll, dessen Namen heute auf allen deutschen Zungen,

1 7 8 6.

Dresden, 15. April 1786.

Ich möchte Dir heute ſo gern viel ſchreiben, meine Gedanken ſind Dir ſo nahe, und doch wird es, fürchte ich, bei mir eintreffen, was Du neulich geleſen haſt:

„Schlimm, daß der Gedanke
erſt in die Elemente trockner Sylben
zerſplittern muß, die Seele zum Gerippe
verdorren muß, der Seele zu erſcheinen.“

Das Wetter war ſo ſchön, ich bin ſpazieren geweſen und habe mir Abbt's Schrift vom Verdienſte bei Dir geholt, um meinen Kopf in Bewegung zu ſetzen. Du ſchienſt neulich unbefriedigt von dieſem Buche zu ſein, aber ich glaube, Du warſt zu ſchnell und haſt Dich an einem gewiſſen Chaos des Ausdrucks, an einer Unbeſtimmtheit einiger Sätze geſtoßen. Mir liegt wahres ächtes Gold des Genies darin; noch mehr — ich glaube, wer in die Ideen des Verfaſſers hineginge und gewiſſe hingeworfene Gedanken verarbeiten wollte, würde eine große Provinz in der ſpeculativen praktiſchen Pſychologie aufklären. Vorzüglich Deine und meine Lieblingsmaterien von den

deſſen Gedächtniß heute in jedem deutſchen Herzen lebt, ſo kann ich nicht leugnen, daß mich dabei eine gewiſſe Befangenheit beſchleicht! — Was iſt nicht alles ſeit einem halben Jahrhundert zu ſeinem Preis und Ruhm geſprochen und geſchrieben, geſungen und gedichtet worden! Welch' bedeutende Männer haben nicht das Wort ergriffen, um ſein Andenken zu ehren und ihm, dem Lieblinge des deutſchen Volkes, (— denn das war, das iſt und wird Friedrich Schiller ewig ſein —) ihre Huldigung darzubringen.

Was ſoll ich bieten, was nicht von andern Würdigern vor mir ſchon beſſer geſagt worden wäre? Nichts bleibt mir zu thun übrig, als den ſchönen, erhebenden und begeiſterten Gefühlen, die heute jede deutſche Bruſt durchzittern, einen wenn auch noch ſo ſchwachen Ausdruck zu verleihen!

Heute vor hundert Jahren erblickte Friedrich Schiller das Licht der Welt, der deutſche Sänger und Prophet, der mehr wie jeder Andere dieſe Benennung verdient.

Die hohe Bedeutung des Tages iſt anerkannt von allen Nationen, und von jenſeits des Rheins, des Niemen und des Kanals richtet man die erſtaunten Blicke voller Erwartung auf unſer Volk, das ſich in einem Momente der totalſten politiſchen Zerriſſenheit zuſammenſchaart, um den Geburtstag eines deutſchen Mannes zu feiern, der vor einem halben Jahrhundert bereits leiblich ſtarb, aber geiſtig leben wird, ſo lange man noch deutſch ſpricht, deutſch denkt, und bis nicht eine neue Sündfluth, eine neue Völkerwanderung auch die letzten Spuren der ehemaligen Exiſtenz eines deutſchen Volkes und einer deutſchen Literatur vernichtet haben wird.

Allüberall in unſerm Vaterlande, wohin wir die Blicke richten in Wien und Berlin ſowohl wie in München, Dresden und Stuttgart, in Weimar, Gotha und Koburg wie in Hannover, Darmſtadt, Schwerin und — Kaſſel — mögen die Anſichten ſich ſonſt auch noch ſo ſchroff gegenüberſtehen — überall hat ſich Alles zur feſt-

lichen Feier des heutigen Tages vereinigt und nirgends hat man es verhindern können, daß ſich nicht an dieſes Moment der ideellen Einigung „im Geiſte und in der Poeſie“ die warme, lebendige Hoffnung einer realen Einigung im Fleiſche und im Blute anſchließe!

Bis weit über die Grenzen unſers engern Vaterlandes hinaus fühlt man dieſe Wahrheit, und wo in der Fremde nur einige Deutſche zuſammen leben — an den Ufern der Themſe und der Seine — in den Pußten Ungarns und in den Steppen Rußlands — ja bis über den weiten Ocean hinaus — ihre Herzen ſchlagen heute höher, ſie breiten ſegnend die Hände aus über ihr altes, liebes, gemeinſames Vaterland, ſie vereinigen ihre Gebete mit den unſrigen und die Worte des Liedes:

„So weit die deutſche Zunge klingt“ —

gewinnen eine hohe, nicht nur poetiſche ſondern auch eine praktiſche, politiſche Bedeutung.

Auch wir haben uns heute zur feſtlichen Begehung des Tages vereinigt, der uns unſern Schiller geſchenkt hat; und ich kann nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit die hohe Freude auszuſprechen über die allgemeine Theilnahme, welche die von den Vätern der Stadt ſo ſinnig angeregte und ausgeführte Idee gefunden; da ja, außer den welthiſtoriſchen und allgemein-deutſchen Beziehungen Schiller's, er für uns noch eine ganz beſondere Bedeutung gewonnen hat durch ſeinen wiederholten längern Aufenthalt in dieſen Mauern, und dadurch, daß von hier aus ſein dramatiſches Erſtlingswerk „die Räuber“ wie ein leuchtendes, furchtbar-prächtiges Meteor über Deutſchland aufſtieg, Alt und Jung elektriſirend, einſchlagend wie ein zündender Blitz.

Fragen wir uns nach den Urſachen und Gründen für die große Popularität Schiller's, warum gerade dieſes Feſt eine ſo allgemeine Betheiligung verdient und gefunden hat, und warum dies weniger der Fall war bei unſerm zweiten Dichter-Heroen,

dem Dioskuren Schiller's, Wolfgang Göthe; warum Leſſing's Jubilarfeier von den Deutſchen, die doch er eigentlich zuerſt von der geiſtigen Fremdherrſchaft befreit hatte, indem er darthat, „daß ſie da, wo ſie dienen, zu herrſchen berufen ſeien," warum — ſage ich — dieſes Feſt ganz vergeſſen ward: ſo iſt es in erſter Linie Schiller's Urſprünglichkeit und Naivität, und dabei ſein durch und durch deutſches Weſen, welches — im Vergleich mit der abgemeſſenen, vornehmen Haltung Göthe's, mit der vorwiegend-kritiſchen Natur Leſſing's — die Herzen magiſch an ſich feſſelt. Es iſt vor allen Dingen die hohe Idealität Schiller's in allen ſeinen Gedichten und Dramen, die reine Sittlichkeit in allen ſeinen Werken, ſein überall hervorleuchtendes und durchbrechendes Gefühl für die höchſten Güter der Menſchheit, für Schönheit, Wahrheit und Freiheit, welches ihm ſo allgemeine Sympathieen erweckt. Er iſt der Dichter für alle Volksklaſſen, für alle geiſtigen Richtungen, für jedes Geſchlecht, für jedes Alter; er iſt der glühendſte Freiheitsſchwärmer, der zarteſte Sänger der Freundſchaft und Liebe, voll männlicher Würde und Ernſtes, der Lobſänger des häuslichen Familienglücks, der Verkünder der Gottheit in jeder Menſchenbruſt! —

Dann aber müſſen wir auch die Zeit in Anſchlag bringen, in welche dieſelben Feſte bei Leſſing und Göthe fielen oder vielmehr hätten fallen ſollen. — Bei Erſterem wäre es das Jahr 1829 geweſen, die Zeit der vollſtändigſten politiſchen Erſchlaffung, bei Letzterem war es das Jahr 1849, die Zeit der grenzenloſeſten Aufregung, eine Zeit, die, ohne Maaß und Ziel im bachantiſchen Taumel über ſich ſelbſt hinwegſpringend, ſo viele ſchöne Keime im Entſtehen ſchon vernichtete, ohne ihnen Zeit zu laſſen, Blüthen und Früchte zu treiben.

Ganz anders und glücklicher geſtaltet ſich die Lage in dieſem Augenblick. Alle deutſchen Völker und die meiſten deutſchen Fürſten begegnen ſich in dem Wunſche, in dem Verlangen nach

einer *festen dauernden* Einigung; sie alle haben neuerdings das demüthigende Gefühl empfunden, von dem übermüthigen Auslande als ein Spielball der augenblicklichen Laune betrachtet und behandelt zu werden. — Die Erbitterung darüber war allgemein und allgemein hat man gefühlt, daß eine solche Zeit der Schwäche, der Erniedrigung nicht wiederkehren dürfe, daß aber nur eine feste Einigung in Haupt und Gliedern das einzig-mögliche und das einzig-wirksame Medikament dagegen sei.

Die Zeit rüttelte gar mächtig an dem morschen Bau des deutschen Bundes; das Bedürfniß der Reform tritt mit Riesengewalt an uns heran. Um das gewünschte Ziel zu erreichen, erblickt man überall Versuche aller Art — und hat man bis jetzt auch vielleicht noch nicht den rechten Weg dazu gefunden, in dem Verlangen darnach, in der Anerkennung des Bedürfnisses sind wir alle einig.

Deßhalb auch ergreift man mit Begierde den Anlaß, den der heutige Tag bietet, einen wahrhaft deutschen Mann, der uns Allen *gemeinsam* gehört, *gemeinsam* zu feiern, und in dieser Feier uns selbst und unsern Fürsten, den fremden Völkern und Herrschern zu zeigen und zu sagen:

„Was wir wünschen!" — „Was wir wollen!"

Und das ist mit unseres Schiller's Worten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
„In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Wenn ich auch voraussetzen darf, daß Ihnen Allen das Leben und Wirken, so wie die Schriften Schiller's genau bekannt sind: so gestatten Sie mir dennoch einen kurzen Rückblick darauf, weil uns in seiner geistigen Entwickelung und Thätigkeit zugleich seine hohe Bedeutung für das deutsche Volk, ja für die gesammte Menschheit klar wird.

Während die Stürme des siebenjährigen Krieges in unserm

armen, zerriſſenen, unter einige hundert kleine und große Autokraten ver- und zertheilten Vaterlande wütheten: wurde im Schwabenlande, in Marbach an den freundlichen Ufern des Neckars Johann Chriſtoph Friedrich Schiller geboren.

Unter dem Schutze ſeiner ſchlichten Eltern, ſeines einfachen, ſtrengrechtlichen Vaters, ſeiner zärtlich ſorgenden und liebenden Mutter, in der herzlichen Anhänglichkeit ſeiner treuen nur zwei Jahre ältern Schweſter, wuchs das Kind heran, und entwickelten ſich ſtill und friedlich die erſten Anlagen deſſelben zur künftigen Blüthe. Später zog der ſechsjährige Knabe mit ſeiner Familie nach dem württembergiſchen Grenzſtädtchen Lorch, wie Guſtav Schwab erzählt — „aus dem lachenden Neckarthale in die einſame Stille eines mit Nadelhölzern umſtellten Wieſengrundes;“ und wenn der Aufenthalt in dem ländlichen Lorch, die ſtete Bewegung in der freien Natur fern von dem Geräuſch und Getümmel großer Städte, in dem Knaben einerſeits die Vorliebe für das Landleben, die warme Empfänglichkeit für Naturſchönheiten und den Hang zur Einſamkeit und Melancholie erweckten: ſo ward anderſeits dadurch auch der nie zu beugende Sinn für Unabhängigkeit in ihm begründet, und durch die Eindrücke, die ſeine kindliche Seele bei hohen kirchlichen Feſten in dem benachbarten ſtreng-katholiſchen Gemünd empfing, vielleicht zugleich der erſte Keim gelegt zu jenem lebendigen Intereſſe für die poetiſchen Formen im katholiſchen Kultus, einem Intereſſe, welches noch in manchen ſeiner ſpäteſten Dichterwerke, wie in der „Maria Stuart“ und in der „Jungfrau von Orleans“ einen eben ſo ſinnigen als ſchönen Ausdruck fand.

Den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht erhielt Schiller von dem Paſtor Moſer in Lorch. Durch den Verkehr in deſſen Hauſe und durch den Umgang mit dieſem trefflichen Manne und ſeiner Familie wurde der Wunſch und der Vorſatz in ihm rege, ſelbſt einſt Prediger zu werden. Die Träume der Kindheit — wenn auch in einem andern Sinne — ſind zur Wahrheit geworden.

Zwar hat er nie die Kanzel einer Kirche beſtiegen, aber er ward dennoch ein Lehrer und Prediger. — Die Bretter ſo die Welt bedeuten, das Theater iſt das Feld, von welchem aus er noch heutigen Tages lehrt und predigt, und ſeine Schüler und Zuhörer ſind — ohne Unterſchied des confeſſionellen Glaubens — alle Menſchen, die Sinn für das ewig Schöne und Wahre haben.

Seine fernere Ausbildung erhielt Schiller in der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg, wohin ſein Vater verſetzt ward, und dann in der vom Herzog von Württemberg gegründeten militäriſchen Pflanzſchule (ſpäter Karls-Akademie genannt) auf der Solitude und in Stuttgart.

Seiner Lieblings-Neigung, dem Studium der Theologie, mußte er entſagen, um ſich erſt der Jurisprudenz, dann der Medicin zu widmen; und wahrlich, wir müſſen der Vorſehung danken, daß ſie es ſo gefügt; denn nur dadurch ward uns der Sänger gerettet, deſſen Dichtergeiſt ſich nun und nimmer in den dumpfen Mauern eines württembergiſchen Prieſter-Seminars jener Zeit, wo jede ſelbſtändige geiſtige Regung mit dem Bann belegt war, und nur das Dogma, die hohle Form für allein-ſeligmachend galten, hätte entfalten und entwickeln können. —

Zwar der Zwang der ſtreng-militäriſch organiſirten Karlsſchule, in welcher harte Strafen und ſelbſt körperliche Züchtigungen zu den alltäglichen Erſcheinungen gehörten, konnten dem frei denkenden und ſtrebenden Jünglinge auch unmöglich behagen, und nur mit Widerſtreben konnte er ſich der dort herrſchenden pedantiſchen Schul-Tyrannei unterwerfen. — Aber es ward ihm hier doch wenigſtens nicht jede geiſtige Nahrung ſyſtematiſch vorenthalten; ſo viel Luft und Licht fand er hier doch, die Dichter und Schriftſteller unſerer Nation kennen, lieben, bewundern zu lernen und ſich an ihnen heranzubilden.

Zuerſt war es Klopſtock, den er mit Begeiſterung verſchlang;

in der Meſſiade fand ſein frommes Gemüth willkommene Nahrung für ſeinen religiöſen Sinn, in den Oden ſein feuriger Geiſt für ſeine Vaterlandsliebe, und die erſten dichteriſchen Verſuche Schiller's zeigen deutlich, mit welcher Vorliebe er ſich an dieſen Meiſter anlehnte. Leſſing, der deutſche Leſſing, mit dem unſere äſthetiſche und wiſſenſchaftliche Kritik eigentlich erſt beginnt, erzeugte durch ſein Beiſpiel in Schiller die ihm bis zu ſeinem Ende treugebliebene Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt, eine Aufrichtigkeit, die ſich nachmals in ſo vielen Fällen in der ſchärfſten Beurtheilung ſeiner eigenen Perſon und ſeiner eigenen Werke dokumentirte; Leſſing lehrt ihn das wirkliche antike Schönheits-Ideal und mit ihm das Ziel kennen, wornach er ſtreben ſollte: „helleniſch ſchöne und maßvolle Formen mit deutſchem Gemüth und Geiſt, mit deutſcher Innerlichkeit zu vereinigen.“ —

An Luther's deutſcher Bibel-Ueberſetzung lernte er die Kraft und Kernigkeit der deutſchen Sprache ſchätzen und lieben.

Die hervorragenden deutſchen dramatiſchen Erzeugniſſe jener Zeit aber, Gerſtenberg's „Ugolino“, Leiſewitz's „Julius von Tarent“ und vor allen Göthe's „Götz von Berlichingen“ waren es, welche — neben den Rieſendichtungen Shakſpeare's — den Jüngling ſeinem eigentlichen Lebensberufe zuführten: als dramatiſcher Dichter belehrend und befruchtend zu wirken, und ſo im Geiſte und in der Wahrheit ein Volkslehrer zu werden.

Nimmt man zu ſolchen Muſtern und Vorbildern den fortwährenden Zwang, welchem er in der Schule unterworfen war und der nur dazu diente, in ſeiner Seele neben den ihm angeborenen ſanften, rein menſchlichen Gefühlen die glühende Begeiſterung für Unabhängigkeit und Freiheit zu nähren und groß zu ziehen: ſo war es natürlich, daß er gleich in ſeinen erſten poetiſchen Produkten allen conventionellen Formen der Geſellſchaft den Fehdehandſchuh hinwarf. — Druck erzeugt Gegendruck, die Kriſis konnte nicht ausbleiben, der Vulkan in der jungen Dichterbruſt kochte auf,

ſchäumte über und warf einen glühenden, verzehrenden und verſengenden Lavaſtrom aus — die Räuber! —

Die Wirkung des Stückes war eine erſchütternde, allgewaltige, und iſt die Urſache dieſer Wirkung nicht nur in der unmittelbaren gigantiſchen Naturkraft, die aus demſelben ſpricht, ſondern vor allen Dingen in den krankhaften unterhöhlten geſellſchaftlichen Zuſtänden jener Zeit zu ſuchen, in welcher das Stück erſchien. — Alle Zeitgenoſſen fühlten ſich mehr oder weniger durch bureaukratiſchen Dünkel und autokratiſchen Uebermuth, durch heuchleriſche Pfaffen- und ſündhafte Maitreſſen-Wirthſchaft, oder durch raſſelndes Säbel-Regiment beeinträchtigt, Alle fühlten ſich durch abgelebte, abgeſtandene Formen beengt und gedrückt. — Schiller ſprach, vielleicht mehr inſtinktiv als bewußt, nur das offen und unverholen aus, was Alle empfanden, er verkündet den drohenden Einſturz, die herannahende Auflöſung alles Behenden, und dieſe große Wahrheit erklärt ſchon allein und an und für ſich den unendlichen Jubel, mit welchem das ſonſt in ſeinen Ungeheuerlichkeiten gewiß nicht fehlerloſe Drama in allen Gauen Deutſchlands aufgenommen ward. — Daß die Anhänger des Alten, des Beſtehenden, gegen welche der Angriff zunächſt gerichtet war, dieſe Bedeutung wohl begriffen, und mit Furcht und Entſetzen die möglichen Conſequenzen erkannten, zeigt am deutlichſten der faſt tragikomiſche Ausſpruch jenes Fürſten, den Göthe in ſeinen Briefen an Eckermann erwähnt und den Laube (die Worte dem Herzog von Würtemberg in den Mund legend) in ſeinen Karlsſchülern benützt hat:

„Wenn ich Gott ſelbſt wäre, und im Begriffe die Welt zu erſchaffen, und ich ſähe voraus, daß Schiller's Räuber darin geſchrieben würden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen".

Ein Ausſpruch, bei dem nichts zu preiſen iſt, als daß Derjenige, welcher ihn that, nicht die Macht hatte, ihn zur Wahrheit werden zu laſſen.

Der Adler hatte ſeinen kühnen Geiſtesflug begonnen, um unaufhaltſam den Sternen zuzueilen. — Die Aufführung der Räuber in Mannheim und die unmittelbare Folge: das Verbot des Herzogs von Württemberg, ſich ferner mit dichteriſchen Arbeiten zu beſchäftigen, gab das Loſungswort für Schiller zum vollſtändigen Bruche mit ſeinen beengenden Verhältniſſen. Er floh aus Stuttgart, um in unſerm Mannheim ein vorläufiges Aſyl zu ſuchen. Der Regimentsmedikus Schiller vertauſchte das Secir-Meſſer mit der Feder, und treffend vergleicht in dieſer Beziehung Jean Paul Schiller mit Herder, die beide ſich in ihrer Jugend zu Aerzten heranbilden wollten: „Aber das Schickſal ſagte: Nein! es giebt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes! heilet die tiefern — und — ſie ſchrieben!“ —

In Mannheim, wo Schiller, nach einem längern Aufenthalte in dem benachbarten Oggersheim und auf einem Gute ſeiner mütterlichen Freundin, der Frau von Wolzogen in Thüringen, eine Anſtellung bei unſerm Theater als Dichter und Dramaturg erhielt, feſſelte ihn vor allen Dingen ein Kreis geiſt- und gemüthvoller Menſchen, die einen Vereinigungspunkt in dem Hauſe des liebenswürdigen und hochgebildeten Buchhändlers Schwan fanden, feſſelten ihn die damals glänzenden Theaterverhältniſſe, die unter des kunſtſinnigen Dalberg Leitung der Mannheimer Bühne mit Künſtlern wie Iffland, Boeck, Beil, Beck und Andern einen unvergänglichen Namen in der Kunſtgeſchichte Deutſchlands ſichern, feſſelte ihn die Liebe zu Margaretha Schwan, die in ſo manchen ſeiner ſpätern Gedichte noch einen Ausdruck fand.

Auf der Mannheimer Bühne wurden in dieſer Zeit (im Jahre 1784) Fieske und Kabale und Liebe zum erſten Male aufgeführt und ſo wie in den Räubern der Kampf der rohen Naturkraft mit der überverfeinerten Civiliſation, im Fieske der Kampf der Republik mit der Monarchie geſchildert iſt, ſo bildet in Kabale und Liebe der Conflikt des Bürgerthum mit dem Adel

den Hauptgegenſatz. — Alle drei Stücke wurzeln mit allen Faſern in der Zeit, in welcher ſie entſtanden, ſie geben ein getreues Bild der damaligen Stimmungen, Anſichten und Strömungen und ſind in ſo fern als wahrhaft hiſtoriſche Stücke zu bezeichnen.

Den Menſchen und ſeinen Charakter lernt man am beſten aus ſeinen Handlungen, den Dichter aus ſeinen Werken und Schriften kennen. — Bei keinem unſerer Dichter dürfte die Wahrheit dieſer Behauptung ſo zutreffend ſein, wie bei unſerm Schiller. In jedem ſeiner Werke gibt er ſich ſelbſt, ſich ganz und ungetheilt, und wir lieben in ihm den edlen, wahren, offenen Menſchen nicht minder als den begeiſterten Dichter und Sänger.

Wenn er in der Ankündigung der von ihm in Mannheim herausgegebenen „Rheiniſchen Thalia“ ſagt:

„Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen“;

oder an einer andern Stelle;

„Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andern Feſſeln zu tragen, an keinen andern Thron zu appelliren als an den der menſchlichen Seele!“ —

Wer erkennt nicht in dieſen Worten den Dichter des Carlos wieder, deſſen erſte Acte gleichfalls in Mannheim zu jener Zeit entſtanden, und in welchem Stücke ſich eben ſo wie in den frühern, Schiller's ureigene Individualität in der Miſchung von Carlos ſchöner, reiner Menſchlichkeit und Poſa's idealer Freiheitsſchwärmerei abſpiegelt.

Der Vorwurf, daß Schiller in ſeinen Werken nicht objektiv genug geweſen, mag begründet ſein; aber gewiß liegt in der Subjektivität Schiller's, der ſelbſt in dem kleinſten ſeiner Gedichte einen Theil ſeines Herzblutes für die Menſchheit opfert, zugleich auch die Löſung des Geheimniſſes der begeiſterten Liebe, die er bei ſeinen Zeitgenoſſen gefunden hat, die er bei der Mit-

Quellen der Handlungen, von der Menſchenſchätzung und Prüfung der moraliſchen Erſcheinungen: vorzüglich dieſe haben mich nachdenken gemacht. Ich wünſchte, daß wir Beide das Buch miteinander läſen. Es hat auch noch das Verdienſt für unſere gemeinſchaftliche Lectüre, daß der Stoff die Form überwiegt, daß es roher Demant iſt, an dem wir uns die angenehme Mühe des Schleifens geben können. Wenn ich mich ſelbſt kenne und über mich urtheilen kann, ſo wäre unter allen Köpfen, die mir in der weitläufigen ſchriftſtelleriſchen Welt ſind bekannt geworden, Abbt juſt derjenige, zu dem ich einige Verwandtſchaft fühle. Eine ſolche Miſchung ungefähr von Speculation und Feuer, Phantaſie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Uebrigens auch dieſe Dunkelheit, dieſe Anarchie der Ideen — welche, wie ich faſt glaube, durch eine Zuſammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberſtürzung der Gedanken erzeugt wird, und die Du ſelbſt ſchon bei mir gefunden haſt — auch dieſe finde ich bei Abbt, nur daß er ſich mehr dem ſcharfſinnigen Philoſophen, ich hingegen mich dem Dichter, dem ſinnlichen Schwärmer mehr nähere.

Unendlich viel Anziehendes hat dieſe Gattung von Philoſophie. Ich glaube, wenn Du und ich Muße hätten zu brüten und unſere Ideen gleichſam zu droguiren, ſo wäre eine ſolche Materie die ſchönſte gemeinſchaftliche Beſchäftigung. Unterſuchungen über die Claſſification der Menſchen, Abwägung der Größen und Tugenden — welcher ſchöne Stoff für uns Beide!

welt findet und gewiß auch bei der Nachwelt noch stets finden wird. —

Ich muß die verehrten Anwesenden um Verzeihung bitten, daß ich mich so lange bei Schiller's Jugend und seinen ersten Geistesprodukten aufhielt; es geschah, weil in ihnen bereits deutlich der ganze künftige Mann hervortritt, der sich wohl noch läuterte und klärte, aber niemals veränderte, und weil nebenbei sein Wirken bis dahin in direkter Beziehung zu unserer Stadt, zu unserer Bühne stand. Mit desto kürzeren Worten kann ich bei seinem ferneren Leben in Leipzig und Dresden, in Jena und Weimar vorübereilen.

Die Aufforderung mehrerer Freunde, vor allen des patriotischen Körner (dessen Sohn Theodor, der glühende Freiheitssänger, später auf dem Schlachtfelde mit seinem Blute seine Vaterlandsliebe besiegelte) führte Schiller zunächst nach Leipzig, wo jener unsterbliche Jubelgesang „An die Freude!“ — entstand, der mit gleicher Liebe alle Menschen umarmt, ein Weihegesang der Freundschaft, der Liebe, der Einigkeit, der Freiheit, wie ihn nur wahrhaft gottberufene Menschen in glühender Begeisterung zu der Gottheit hinauf zu jauchzen vermögen. — In Dresden, wohin er seinem Freunde Körner folgte, vollendete er den Carlos, schrieb manche seiner herrlichsten Gedichte, begann den Roman: der Geisterseher und verfaßte seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. — Dem letzten Werke zunächst verdankt er den Ruf des hochsinnigen Kunst-Mäcens Karl August von Weimar, als Professor der Geschichte und Aesthetik nach Jena, wo während eines fast zehnjährigen Aufenthaltes (1789—1799) die meisten seiner philosophischen Abhandlungen und historischen Schriften entstanden, von wo aus er „die Horen“ und später „den Musen-Almanach“ redigirte, wo er — im Wetteifer mit Göthe — seine ersten Balladen dichtete. Diesem, seinem großen Freunde, verdanken wir es auch, daß Schiller, der Jünger und Apostel der

tragiſchen Muſe, der er ganz untreu geworden zu ſein ſchien, ſeinem eigentlichen Berufe wieder zugeführt wurde. Auf Göthe's Empfehlung geſchah es, daß der Herzog Karl Auguſt Schiller von ſeinen beengenden Verhältniſſen in Jena, wo er noch immer mit drückenden materiellen Sorgen zu kämpfen hatte, befreite und ihn zu ſich nach Weimar zog. — Hier zuerſt fand der Dichter eine Heimath, eine bleibende Stätte und durfte zum erſten Male im Leben mit ruhigerm Blicke der Zukunft entgegenſehen. — Die Früchte dieſer Saat blieben nicht aus. — In wunderbar raſcher Folge erſchienen hier im Laufe weniger Jahre Schiller's dramatiſche Meiſterwerke: Die Trilogie „Wallenſtein", „Maria Stuart", „die Jungfrau von Orleans", „die Braut von Meſſina" und „Wilhelm Tell". — Die meiſten ſeiner größern Balladen entſtanden hier; hier ſchrieb er ſein unſterbliches „Lied von der Glocke", hier ſeine „Huldigung der Künſte" und fand neben vielen kleinern Arbeiten noch Zeit, Shakſpeare's „Macbeth", Gozzi's „Turandot", Racine's „Phädra" und die Picard'ſchen Luſtſpiele „der Paraſit" und „der Neffe als Onkel" zu überſetzen und zu bearbeiten. — Die letzte ſeiner dramatiſchen Schöpfungen „der falſche Demetrius" iſt leider nur ein Bruchſtück geblieben; aber der „Torſo" zeigt uns noch, was wir an Schiller beſeſſen, was wir an ihm verloren haben.

Nicht lange ſollte er das ſo ſchmerzlich erſehnte und kaum gewonnene Glück der ſtillen, friedlichen Häuslichkeit im Kreiſe ſeiner fröhlich heranwachſenden Kinder, ſeiner theuern Gattin, die ihm bis zum letzten Augenblick eine treue Gefährtin und Pflegerin war, und je mancher lieben, werthen Freunde genießen. Zu früh entzog der unerbittliche Tod uns den Meiſter. — Am 9. Mai 1805 ſchied er von dieſer Welt im noch nicht vollendeten 46ſten Lebensjahre. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden! Als ein Mann hat er auf dieſer Welt gelebt und gewirkt — als ein Mann iſt er von dieſer Welt geſchieden!

Göthe ſagt in ſeinem Nachrufe an Schiller:

„Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit Allem, was wir ſchätzen, nah verwandt.
Se feiert ihn: denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!“ —

Ja, die Nachwelt hat ihm ewig grünende und blühende, nie verwelkende Lorbeerkränze gewunden und auf's Grab gelegt! — Und dafür ſtärkt uns noch von ſeinem Grabe her der Hauch ſeiner Kraft und muß den Wunſch in uns erweck:n, das was er begann, fortzuſetzen, nach dem Ziele, nach dem er ſtrebte, fortzuſtreben: dann wird er dem deutſchen Volke und der Menſchheit nicht geſtorben ſein! —

Bis zum letzten Augenblick — in allen ſeinen Werken, in allen ſeinen Handlungen — blieb Schiller als Dichter und Menſch ſtets ſich ſelbſt getreu, und das iſt wohl das ſchönſte Zeugniß, das ein Mann erringen kann. — Ueberall finden wir die höchſte Moralität; nie verliert er den Zweck der Volksbelehrung aus den Augen; überall begegnen wir den höchſten Idealen; überall iſt hingearbeitet auf die Erweckung des Gefühls für das Erhabenſte und Schönſte, und zugleich gibt die feurigſte patriotiſche Begeiſterung für die ewige, unveräußerliche Freiheit ſich in ſeinem dramatiſchen Schwanengeſang „Wilhelm Tell“ noch eben ſo friſch und lebendig kund, wie in ſeinem weltſtürmenden Erſtlingswerke „den Räubern“ und ruft uns mit mahnender Stimme die Worte des ſterbenden Attinghauſen, die Schiller beim drohenden Zuſammenſturz des alten tauſendjährigen deutſchen Reiches niederſchrieb, in einem Augenblick, als fremder Hoch- und Uebermuth ſchlimmer wie je in unſere deutſchen Gauen einbrach, immer und immer wieder ins Gedächtniß:

„Drum haltet feſt zuſammen, feſt und einig,
Kein Ort der Freiheit ſei dem andern fremd —
Hochwachten hellet aus auf Euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seid einig — einig — **einig** — !“ —

Und so wie zu dem heutigen Feste, fern von aller philiströsen Sonder-Interessen, sich in ganz Deutschland alle Klassen, alle Stände, alle Alter vereinigt haben: so möge die Erinnerung an diesen Tag nicht für uns verloren gehn, so mögen wir in dieser Einigung zugleich eine Mahnung finden, auch in jeder andern Beziehung fest zusammen zu stehen als ein Land, ein Volk, im Innern und nach Außen zu, und dadurch mit unserer Selbst-Achtung zugleich die fast verlorne politische Achtung der fremden Völker wieder zu gewinnen, indem wir ihnen beweisen, daß die Deutschen in Wahrheit sind und zu sein verdienen, was sie sein wollen, was sie sein müssen — eine Nation! —

Dies Ziel erreicht, wäre gewiß die schönste Verherrlichung des heutigen Tages im Sinne des patriotischen Dichters, und würde die Bedeutung dieses Tages auf unsere Kinder und Kindeskinder hinübertragen! —

Zeigen wird er Mit- und Nachwelt, daß wir den Geist Schiller's erkannt haben, daß er nicht umsonst — ich möchte fast sagen — ein anderer Messias — für uns gelebt hat — für uns gelitten hat — für uns gestorben ist! daß er nicht umsonst — der Herold einer bessern Zukunft — den ewigen Völkerfrühling, das Ideal seiner Jugend und seines ganzen Lebens — verkündigt hat! — Zeigen wir, daß die Saat, die er uns gestreut, nicht auf Sand und steinigen Boden gefallen ist, sondern daß sie in uns keimt und Früchte trägt; dann dürfen wir mit Recht ausrufen:

Friedrich Schiller, der unsterbliche Dichter, der Sänger der Schönheit, der Wahrheit, der Freiheit, einer Freiheit, die auf Recht und Gesetz begründet und eben darum unvergänglich ist, unser deutscher Friedrich Schiller ist nicht gestorben, sondern er lebt ewig in uns fort für nun und alle Zeiten! —

Fest-Cantate

von K. Heil. Musik von L. Lachner.
gesungen am 10. November auf dem Schillerplatz.

„Laßt uns in heiterm Liede preisen
Den Dichter und den deutschen Mann,
Der in des Vaterlandes Kreisen
Gerechte Liebe reich gewann!
Was groß und wahr im Leben waltet,
Was uns erschüttert und erhebt,
Hat herrlich sein Gesang entfaltet,
Der ewig jung im Volke lebt.

Chor.

Seelenadel, Kraft und Wahrheit,
Und ein Herz für fromme Pflicht,
Reiches Denken, Geistesklarheit,
Frohen Muth für Recht und Licht,
Freien Sinn, der treu und bieder
Stets den deutschen Stamm erhob,
Tönen mächtig seine Lieder;
Dafür schall' ihm Preis und Lob!

Ihn trugen lichtvoll die Gedanken
Aufstrebend aus der Tage Drang;
Der Zeit, so wie des Raumes Schranken
Entschwebte magisch sein Gesang;
Wie wahr pries er der Menschheit Würde,
Der Liebe heil'ges Bruderband,
Erhaben über Standesbürde,
Dem Ideale zugewandt!

Chor.

Hier, wo man zuerst erkannte
Seine Größe, seinen Geist,

Wo das Hochgefühl entbrannte,
Das für ihn die Welt durchkreiſt;
Hier ſei uns des Feſtes Feier,
Seine Weihe zweifach werth!
Höher ſchlägt das Herz und freier,
Das den Genius verehrt!!

Gedicht,

geſprochen am 10. November beim Feſtmahl im „Europäiſchen Hofe.“

Wohl zieht die Freude jubelnd ein
In allen deutſchen Gränzen;
Im Glaſe perlt der Purpurwein,
Der Gäſte Augen glänzen,
Und wie's der Dichter uns befahl,
Ertönen Lied und Leier
Im weiten, feſtgeſchmückten Saal
Und adeln unſre Feier.

Doch nimmer können Lied und Wein
Das Feſt zum Gipfel heben;
Die Frauen könnten nur allein
Ihm volle Weihe geben.
Wir dürfen laut, nach Männerart,
Den Dank dem Dichter ſagen,
Den unſre Frauen ſtill und zart
Im treuen Buſen tragen.
O hätten ſie mich auserſeh'n,
Für ſie das Wort zu führen,
Zu Dieſem wollt' um Wort' ich fleh'n,
So wie ſie ihm gebühren;
Der unſre Frauen hoch erhob,

Er ſollte ſelbſt mich lehren,
Wie ihren Friedrich Frauenlob
Die deutſchen Frauen ehren!
Sie bringen Dank und Lob und Ruhm
Nach ihrer ſtillen Weiſe
In ihres Herzens Heiligthum,
In ihres Hauſes Kreiſe.

Ein zarter Keim ſinkt Schillers Lied
In's Herz der Jungfrau nieder.
Und wunderbar! Dem Keim entblüht
Ein Flor geheimer Lieder;
Und wenn der Liebeslenz erwacht
In ihres Herzens Stille,
So ſteht ſie ſtaunend ob der Pracht,
Ob all' der Roſenfülle.
Gewinnt ein braver deutſcher Mann
Die Roſen duftumfloſſen,
So ſegn' er voller Dankes dann
Den Keim, dem ſie entſproſſen.
Laßt uns das Feſt nach Männerbrauch
Durch laute Luſt erheben,
Und doch es mit den Frauen auch
Im Herzen ſtill durchleben.
Im Herzen laßt dem Genius
Ein Denkmal uns erbauen,
Und weiht dem wärmſten Herzensgruß
„Den lieben, deutſchen Frauen!"

Eduard Devrient.

Freiburg.

Ode zu Schillers hundertjähriger Geburtstags-Feier;

gesungen im Museum beim Festball am 9. November 1859.

Dir, Schiller, hehrer Geist,
Den jede Lippe preist
Aus heißem Drang;
Urkräftig, frei und jung,
Und mit dem Flügelschwung
Hoher Begeisterung
Rauschst Du Gesang!

Der Freiheit brachst Du Bahn
Und schrittest kühn voran,
Ein Schwert Dein Wort;
Du hast in düst'rer Nacht
Des Lichtes heil'ge Macht
Begeistert angefacht,
Dem Recht ein Hort.

Die Muse, keusch und zart,
Mit Schöpferkraft gepaart,
Hat Dich beglückt;
Woven das Herz Dir schwoll,
Was Deinem Geist entquoll,
Das hat so groß und voll
Die Welt entzückt.

Und die Erhabenheit
Der schönen Weiblichkeit
Hast Du gekrönt,
Wie sie so pflichtbewußt
In sittlich edler Brust
Mit süßer Liebe Lust
Die Welt verschönt.

Was nur das Menschenherz
Aufrichtet sternenwärts,
Was es durchglüht:
Das hat als Liederkranz
Im reichsten Farbenglanz
Zum Ruhm des Vaterlands
In Dir geblüht.

Drum schallt aus vollem Chor
Glühender Dank empor
Dir, Geistesheld!
So lang' die Wahrheit lebt,
Das Herz nach Tugend strebt,
Schönheit den Sinn erhebt,
Preiß Dich die Welt!

Hofrath Dr. Werder.

Festgedicht zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrichs von Schiller

am 10. November 1859.

Groß iſt der Tag, hochheilig iſt die Stunde,
Wo einem Volke jener Mann erſtand,
Den huldvoll ihm ein Gott zum neuen Bunde
Als einen Boten ſeines Lichts geſandt;
Wo ſich ein Stern erhebt am Himmelsreigen,
Vor dem die andern ehrfurchtsvoll ſich neigen.

Schön iſt das Feſt, wo ſeinen großen Meiſter
Ein dankbar Volk des Dankes Opfer bringt;
Wo hoch erhab'ne, längſt geſchiedne Geiſter
Die Nachwelt noch anbetet und beſingt.
Den Meiſter ehrt das Werk; — die Nationen,
Den Meiſter zu erkennen und zu lohnen.

Vergeßt ihr deutſche Männer drum der Klage,
Vergeſſet düſtrer Zeiten Harm und Leid.
Herbei, herbei zum ſchönen Ehrentage,
Es iſt ein Tag der deutſchen Herrlichkeit.
Viel mehr noch als Triumphe und als Siege
Ehrt uns ein Feſt an unſres Schillers Wiege.

Den Kranz zu winden, auf ihr deutſche Frauen,
Von ſchöner Hand ſei ſorgſam er geſchmückt,
Und keine ſei in allen deutſchen Gauen,
Die nicht ein Sträußchen für den Dichter pflückt.
Dem Sänger gilt's, der einſt in heil'gen Stunden
Den ſchönſten euch, den ſtolzeſten gewunden.

Vor Allen Du, der in des Volkes Herzen
So tief gegriffen mit ſo mächt'ger Hand;
Vor Allen Du, der ſich in Qual und Schmerzen
Durch des Geſchickes Dornenpfade wand;
Vor Allen ſeiſt zur Feier Du erkoren,
Der Tag geheiligt, der uns Dich geboren.

Drum ſteh uns hier in ſtiller Ehrfurcht ſtehen,
Zu Deinem Ruhm gereint mit frommem Sinn;
Und leiſe zieht ein ahnungsvolles Wehen
Erhab'nen Fluges durch die Räume hin.
Es iſt Dein Geiſt, der auf die dankbar'n Söhne
Hernieder ſchwebt im Klange Deiner Töne.

Doch ach, doch ach! O nimmer ohne Zagen
Schau ich zu Deinem lichten Bild hinan.
Was Du gedultet einſt, was Du ertragen,
Als Du gepilgert dieſe ird'ſche Bahn;
Wie ſchnöd' Dir einſt gelohnt Dein göttlich Sehnen,
Dem Enkel noch entlockt es bittre Thränen.

Doch mag das Auge ſcheu zur Erde ſinken
Ob einer Mitwelt allzu kargem Lohn,
Drängt die Bewundrung, Wonne dort zu trinken
In Deinem Auge, Deutſchlands großer Sohn.
Laß mit Bewundrung denn die Schuld vergelten:
Im Sänger preiſen wir nun auch den Helden.

Ein Held warſt Du im Kampfe mit dem Leben,
Du warſt ein Held im Kampfe mit der Zeit;
Der Menſchheit galt Dein Ringen, galt Dein Streben,
Der Wahrheit haſt die Waffen Du geweiht.
Und was Du auch gedultet und gelitten,
Den Sieg haſt Du, den herrlichſten erſtritten.

Ich muß ganz andere Anſtalten treffen mit dem Leſen. Ich fühle es ſchmerzlich, daß ich noch ſo erſtaunlich viel lernen muß, ſäen muß, um zu ernten. Im beſten Erdreich wird der Dornſtrauch keine Pfirſiche tragen, aber ebenſowenig kann der Pfirſichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unſere Seelen ſind nur Deſtillationsgefäße, aber Elemente müſſen ihnen Stoff zutragen, um in vollen ſaftigen Blättern ihn auszuſchwellen.

Täglich wird mir die Geſchichte theurer. Ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs geleſen, und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon: daß doch die Epoche des höchſten Nationenelends auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viele große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geſchichte ſtudirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt Du, daß ich es noch werde nachholen können?

In der Continuation unſerer philoſophiſchen Briefe wollen wir das Thema auf's Tapet bringen: welche Thätigkeit — bei gleichen Kräften — die vorzüglichere iſt, politiſche oder ideale, bürgerliche oder gelehrte? Ich weiß keinen ſchöneren Stoff als dieſen, und in welchem ſich Geſchichte, Philoſophie und Beredſamkeit mehr vereinigen ließen.

Wild tobten einſt des Jünglings Phantaſieen
In ſeines Vorbild's menſchenſcheuem Traum;
Doch hieß Dein höh'rer Genius Dich fliehen,
Von Banden los, zum freien Weltenraum.
Die ſchönſten Lorbeern haſt Du Dir gewunden,
Als Du das Schöne in Dir ſelbſt gefunden.

Was Du gefühlt in Deinem heißen Drange,
In Deines Herzens ſchönem Heiligthum,
Ward kaum verkündet ſchon zum Weltenſange,
Ward Deinem Volk zum Evangelium,
Und andachtsvoll blickt es auf den Propheten,
Mit ihm zu ſingen und mit ihm zu beten.

Ja Alle, Alle ſieh dem Lehrer lauſchen,
Macht er die Worte ſeiner Weisheit kund.
Doch horcht, wie lieblich ſie vorüberrauſchen:
Du lehrſt uns, Hoher, mit des Sängers Mund.
Der Wahrheit, die in ſüßen Melodieen
Dem Ohr ſich beut, kann ſich kein Herz entziehen.

Und was Du von des Herzens leiſem Regen
Geſungen haſt, es iſt ſo lieb und zart;
Der Freundſchaft und der Liebe hohen Segen
Haſt Du ſo treu im Sang geoffenbart.
So ganz dem eignen Herzen ſcheint entfloſſen,
Was Du in der Vollendung Form gegoſſen.

Und wo Du ſingſt von ſtarker Männer Walten,
Hebt ſich ſo ſtolz des Mannes eigne Bruſt.
Bezaubert von den göttlichen Geſtalten,
Erwacht im Jüngling ſchon die Thatenluſt,
Von Dir entflammt im Ringen und im Streiten,
Erhebt Dein Volk nicht in des Sturmes Zeiten.

Und läßt Du die geſchaffnen Bilder wandeln
So majeſtätiſch auf der Kunſt Altar,
Seh' eine Welt vor meinem Blick ich handeln,
Zum Leben wird, was Phantaſie gebar.
Noch einmal kehrt das Blatt der Weltgeſchichte
So wahrheitsvoll im reizenden Gedichte.

Des Lebens Elemente führſt zuſammen
Im Kampfe Du vor unſre Blicke hin.
Das Laſter ſinkt; ein Phönix aus den Flammen
Erhebt die Tugend ſich als Siegerin.
So zeigſt Du uns des Lebens große Schule
Im treuen Bild von Deinem Richterſtuhle.

Und wahrlich Du darfſt es vor Allen wagen,
Den Spruch zu ſprechen über Menſchenwahn;
Vor Allen Du darfſt am Gerichte tagen,
Das unſrer harrt am Ziel der Pilgerbahn;
Denn war ein Herz je rein von Arg und Sünde,
Das Deine war's bis in die tiefſten Gründe.

Singt uns Dein Lied von hohen Seelenfreuden
So wonnevoll: es iſt Dein eignes Herz.
Beklagt Dein Sang der Brüder Noth und Leiden
Mit tiefem Weh: es iſt Dein eigner Schmerz.
Wo eines Engels Bild Du uns gemalet,
Biſt Du es ſelbſt, der uns entgegenſtrahlet.

Was härmten Dich des Lebens Mißgeſchicke?
Verſunken ganz im hohen Ideal,
So folgteſt Du mit unverwandtem Blicke
Entzückt, beſeeligt ſeinem Himmelsſtrahl.
Viel hat Dir Gott zu Deinem Ruhm gegeben;
Das Größte Du, Dein Kämpfen und Dein Streben.

So prangst Du denn im holden Dichterkranze,
Als Held, als Lehrer, edler Erdensohn.
Ein Gott, so schau' ich Dich im lichten Glanze,
Ja stolzer noch erstrahlt Dein Herrscherthron;
Denn was den Göttern schon das Loos bedungen,
Unsterblichkeit, — Du hast es Dir errungen.

Du Genius, Du Vorbild alles Schönen,
Ja alles Hohen reinster Quell bist Du.
Was Du gesungen uns in süßen Tönen,
Ruft es nicht schon Dein mildes Antlitz zu?
Doch Schön'res sind' ich nicht, so lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Du bist die Flagge, die die hohe Kunde
Von deutscher Kunst an fremde Küsten bringt;
Dein Name ist's, der auf dem Erdenrunde
Aus unserm Volk am schönsten wiederklingt.
Du zeugst ein Beispiel göttlicher Naturen,
Von Deines Volkes gottheitvollen Spuren.

Du unser Stern! O blick auf uns hernieder,
Du unires Volkes großes Unterpfand!
Ja uns vor Allen galten Deine Lieder,
Dich nennt den Sohn das deutsche Vaterland.
Ein Deutscher bist Du! Diesen schönen Glauben,
Den kann kein Feind, den kann kein Gott uns rauben.

Gegrüßt, : Tag, in allen deutschen Gauen,
Der uns gesendet dieses Weltenlicht.
Gegrüßt, : Tag! Du sollst uns einig schauen,
So will es heut des Dankes große Pflicht.
Ja, einig sei in Sprache und in Weisen,
So einig auch den Meister zu lobpreisen.

So ſieh uns einig an dem großen Tage,
Soweit ein Herz erglüht für Gott und Recht;
Sieh einig uns, ſoweit die Heldenſage
Den Enkel mahnet an ein groß Geſchlecht.
Soweit der Väter werth, die ſtarken Erben
Bereit, im Kampf für's Vaterland zu ſterben.

Sieh einig uns, ſoweit ſich Freunde finden,
Die Treue reicht zum Schwure ihre Hand;
Soweit ſich Herzen ehren, Herzen binden
Und Minne lebt im alten Bardenland.
Soweit in Liebesglück und Liebesbangen
Jungfräulich glühen der Geliebten Wangen.

Soweit ein Lied erſchallt im Land der Eichen,
Und Hoffnung glüht in deutſcher Mannesbruſt;
Soweit uns flammt des Glaubens hehes Zeichen,
Soweit ein Herz ſich hoher That bewußt.
Soweit, ſoweit ſollſt Du uns einig ſchauen,
Des Dankes Tempel heute Dir zu bauen.

Schon ein Jahrhundert ſteht an Deiner Wiege;
Doch unverwelkt iſt noch Dein Palmenzweig;
Schon ein Jahrhundert ſteht an Deiner Wiege,
Doch Herrſcher biſt Du noch im Geiſterreich.
Was auch das Loos des Schönen auf der Erden:
Erblüht's im Sange, kann kein Tod ihm werden.

Und mag im Weltenſturm die Erde zittern,
Und ſtürzen ſelbſt das ſchönſte Monument,
Die Tiefe wanken, Fels und Berg zerſplittern,
Das Denkmal bleibt, das Deinen Namen nennt.
Ja Dich, o Schiller, werden durch Aeonen
Bewundern dieſes Sternes Millionen.

Karl Graß.

Ettenheim.

Zum Schillertag,

gesprochen am 10. November.

Im Festgewande, groß und hehr,
Stolz, wie ein Sieger, stehen Deutschlands Gauen;
Es zieht ein deutscher Geisterfürst einher
Und huldigend will Deutschlands Aug' ihn schauen
Längst war das Herz dem Lebenden geboten,
Noch ist es sein, dem unerreichten Todten.

Auf dem Parnaß' stund seines Geistes Thron,
Es schlug sein Herz, gequält in niedrer Hütte —
Verfolgt, und bang dem Heimathheerd entflohn
Nahm ihn das deutsche Volk in seine Mitte;
Der Geisterbann sank nun gelöst darnieder,
Frei wie die Lerche stiegen seine Lieder.

Und was er uns aus tiefster Seele sang —
Es galt den Menschenleiden, Menschenfreuden;
Es war ein Kampf, in dem er siegend rang,
Das edlere Bewußtsein zu erstreiten;
Er hat den Menschenwerth emporgesungen
Wie es noch keinem Sterblichen gelungen.

Von Berges Höh'n, weit in die Ferne glüht
Die Opferflamme durch die nächt'gen Breiten;
So schlug dereinst sein freigebor'nes Lied
Mit Zauberkraft in unbefreite Zeiten;
Wie Harfenklänge zogen seine Worte
— Ein Sieg der Liebe — in der Herzen Pforte.

Er sieht den Dank, den ihm die Nachwelt bringt.
Sein Geist ist unter uns, hat uns geleitet.
Europa und die neue Welt durchdringt
Der heut'ge Tag, den ein Jahrhundert scheidet;
Und Nationen, die die Sprachen trennen,
Den großen Namen mit Bewund'rung nennen.

Du ehrst dich selbst, mein edles Vaterland,
Wenn du die Manen deiner Größen feierst,
Und nach Jahrhunderten das Seelenband,
Das sie um dich geschlungen, einst erneuerst —
Das höchste Denkmal — über Stein und Erzen —
Baut deine Liebe in der Nachwelt Herzen.

E. Lynker.

Pforzheim.

Festrede,

am 10. Novbr. 1859 gehalten von Dr. Lamey, Director des Pädagogiums.

Dem Vaterlande,*) dem lieben deutschen Vaterlande gilt unser erster Gruß an dem Tage, da wir seinem Dichter Opfer des Dankes und der Liebe bringen, denn der theure Name umschließt alles, was am Ehrentage Schillers unser Herz bewegt. Denn weithin durch die herrlichen deutschen Städte, über die Grenzen hinaus in fremden Landen vereinigt Ein Gefühl Millionen von Deutschen; und sie ergreifen deste verlangender diesen Moment einer Einigung im Geiste, je schwerer ihnen durch mächtige Einzelinteressen die Einigung auf anderen Gebieten gemacht ist. In Paris, in London, auf dem Kap, in Indien, im fernen Westen von Amerika,

*) Die Feier war mit Uhlands Lied: „Ein mächt'ger Ton will diese Lieder weihen ꝛc." eröffnet worden.

wo ein deutſcher Farmer einen deutſchen Nachbar hat, treten ſie heute zuſammen und gedenken in wehmüthiger Freude der alten Heimath und des vaterländiſchen Dichters.

Wie wohl thut dem Herzen ſolche Gemeinſamkeit! die Gegenſätze verſöhnen ſich, die Bruſt wird weit und erhebt ſich aus dem nichtigen Einzelleben heraus zum Gefühl des großen Ganzen; ſie ſpürt wie getragen vom Wellenſchlage des weiten Meeres mit freudigem Schauer etwas vom Hauch des allwaltenden Geiſtes und iſt innig befriedigt, indem ſie ſich eins mit demſelben fühlt. Ja, ſie erhebt uns wunderbar, ſolche Gemeinſamkeit des Gefühls einer großen Gemeinde, ſie gibt auch dem Schwachen Kraft und ermuthigt Ihren Sprecher zu der Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, das Bild des großen Mannes, deſſen hundertſten Geburtstag wir feiern, vor Ihnen aufzuſtellen. Wenn ich dabei mehr den Menſchen als die Schriftwerke ins Auge faſſe, ſo werden Sie mir dieſe Beſchränkung bei der Größe des Gegenſtandes zu gut halten.

Der zehnte November hat unſerem Vaterlande zwei hohe Männer gebracht: Martin Luther und Friedrich Schiller; zunächſt ein zufälliger Umſtand, der uns aber daran erinnert, daß „die Stammbäume der großen Dichter und Denker der deutſchen Nation der Neuzeit in proteſtantiſchen Kirchenbüchern liegen.“*) Ohne Luther kein Schiller. Sei es; die ehrwürdige Mutter der proteſtantiſchen Kirche, die Römiſch-katholiſche, wird davon nicht arm, denn es bleibt ihr der ganze Ruhm unſerer erſten Litteraturblüthe im Mittelalter und außerdem bis auf den heutigen Tag die Meiſterſchaft in der darſtellenden Kunſt, und ſie konnte und mußte die Eroberungen und Siege im Geiſtesleben der Neuzeit der freier ſtrebenden Tochter überlaſſen. So iſt es kein Zufall, ſondern der nothwendige Gang der Weltgeſchichte, daß Schillers Eltern der proteſtantiſchen Kirche angehörten.

*) Palleske.

Und sie gehörten ihr an mit vollem Herzen und bezogen aus ihr fast den ganzen Inhalt ihres geistigen Lebens. Doch nicht auf gleiche Weise. Denn während der Vater vermöge seiner vorherrschenden Verstandes- und Willenskraft dem Standpunkt näher war, welchen wir heute Rationalismus nennen; gehörte die Mutter, deren Geistesleben mehr im Gefühl und der Phantasie wurzelte, kraft ihrer Innigkeit und Herzenswärme in Sachen des Glaubens derjenigen Richtung an, welche heutzutage Pietismus genannt wird.

Beide Eltern waren erfüllt von echter Frömmigkeit, und in dieser warmen Atmosphäre sog der einzige Sohn die erste Lebensluft. Wenn der Vater im Kreise der Seinen das Morgen- und Abendgebet sprach, oder wenn er aus der Bibel vorlas, so hatte er an dem kleinen Friedrich den aufmerksamsten Zuhörer: die gefalteten Hände, die fromm emporgerichteten bläulichen Augen und die Andacht in dem ausdrucksvollen von lichtgelben Haaren umwallten Kindergesichte gewährten einen rührenden Anblick. Und die Mutter versäumte nicht die vom Vater angeregten Gedanken weiter auszuführen oder den Inhalt der Sonntagspredigt den Kindern nahe zu bringen: ja, es ist der Bericht aufbewahrt, wie Schiller als Kind, da er an einem Ostermontag die Großeltern in der Nachbarschaft zu besuchen ging, und die Mutter vom Gang nach Emmaus erzählte, mit seiner Schwester in Thränen ausbrach, und wie alle drei, auf der Höhe angekommen, niederknieten und das andachtvolle Herz in innigem Gebet ausströmen ließen. In solcher Innigkeit und Kraft des Gefühls liegen die Keime, aus welchen Hohes und Schönes erwachsen kann, aus welchen, nächst seinen besonderen Anlagen, der hohe und schöne Mensch Friedrich Schiller hervorgegangen ist.

Ich muß darüber hinwegeilen, wie es des Knaben höchster Wunsch war den geistlichen Beruf zu ergreifen, und wie es den vierzehnjährigen schwere Ueberwindung kostete, als er, von der lateinischen Schule in Ludwigsburg entlassen, den Eltern zulieb

in die neue militairiſche Pflanzſchule des Herzogs Karl eintreten mußte um die Rechte zu ſtudiren und ſpäter, als es erwieſen war, daß ihm zur Jurisprudenz Sinn und Neigung ſo ganz abging, die Medizin. Aber was ſein eigenſter Beruf war, was ihm Herz und Sinn erfüllte, was ihn über den peinlichen Zwang der Militairſchule und die Seelenqual eines nicht befriedigenden Studiums emporhob, trat bald zu Tag, und es iſt Ihnen bekannt, daß er die Räuber noch in der Karlsſchule geſchrieben hat. Er gab ſie bald nach ſeinem Austritt, als Regimentsarzt angeſtellt, im Selbſtverlag heraus, ein Werk, von welchem er ſpäter ſagt, es ſei erzeugt aus der unnatürlichen Verbindung des Genius und der Knechtſchaft. Es war in der erſten Ausgabe geziert mit einem Titelbild, das einen aufgerichteten Löwen zeigte mit der Unterſchrift: auf die Tyrannen, ein bezeichnendes Bild für jenen wilden erſten Schrei nach Freiheit, an welchem übrigens genau beſehen nicht ſo ſehr das Ungeſtüm und die Uebertriebenheit, als die weiſe Mäßigung in Staunen ſetzt, mit welcher der jugendliche Dichter ſeine ſchauervolle Schöpfung am Schluſſe doch in Ordnung und Geſetzlichkeit ſich auflöſen läßt.

Schillers Stellung ſeit ſeinem Austritt aus der Karlsſchule war in vielen Beziehungen freier geworden: aber die beim Militairſtande nothwendige Subordination laſtete ſchwer auf ihm, und als vollends der Herzog im Verdruß über einige Kundgebungen in Zeitſchriften ſeinem Militairarzt geradezu verbot in Zukunft etwas drucken zu laſſen, was ſich nicht auf ſeine Fachwiſſenſchaft bezöge; als auf dieſe Weiſe Schiller ſich in ſeinem innerſten Leben und Beruf angegriffen ſah, da zerbrach er die Feſſeln und ward ein Flüchtling. Mit dreiundzwanzig Gulden in der Taſche, unter dem angenommenen Namen eines Dr. Ritter, entfloh er in der Nacht des 17. September 1782 aus Stuttgart, fuhr über Illingen nach Bretten, wo er am Morgen beim Poſthalter Paravicini einkehrte, fröhlich das Gebiet von Churpfalz erreicht zu haben, und kam in

der Hoffnung als Theaterdichter eine Anstellung zu finden nach Mannheim.

Aber war es auch recht, daß er floh? durfte der Zögling des Herzogs seinen Wohlthäter, der ihn die acht Jahre leiblich und geistig ernährt und, man muß es sagen, mit Zuneigung gepflegt hatte, so verlassen? durfte er der Eltern, die das Brod des Herzogs aßen, so ganz vergessen und alle Bande zerreißen, mit welchen uns auch die Pflicht an die Heimath fesselt?

Nein, es war nicht recht, äußerlich genommen; und äußerlich genommen ist ihm auch die Strafe nicht geschenkt worden, er hat sie männlich und edel getragen. Als er in Mannheim seine Erwartungen getäuscht sah; als der Mangel dem Flüchtling drohte; als er in Sachsenhausen, von den letzten Kreuzern zehrend mit Sehnsucht auf die Antwort des Mannheimer Theater-Intendanten wartete, den er in seiner Noth um einen Vorschuß zu bitten sich überwunden hatte; als die Antwort kam und abschlägig lautete; als er da still an's Fenster trat und eine Weile den Main hinunter sah ohne den treuen Freund, den Musikus Streicher — denselben, der später durch seine Wiener Flügel auch Ihnen bekannt geworden ist — nur ein Wort des Unwillens merken zu lassen; als er genöthigt war die Unterstützung dieses Freundes anzunehmen und später einen anderen, welcher für die 200 Gulden bürgte, die zur Herausgabe der Räuber aufgenommen waren, in peinlichster Verlegenheit hinhalten mußte, bis ein Mann aus dem Volk, ein Verehrer des jungen Dichters, der Zimmermeister Hölzl in Mannheim, die Summe für ihn zusammenbrachte: da büßte Schiller, indem er die natürlichen Folgen seines Schrittes trug. Und will Jemand nach der inneren Seite fragen und vom höchsten, von dem Standpunkt aus, wo Schillers religiöse Anschauung und das Christenthum zusammentreffen, die Sittlichkeit der That prüfen, zu dem dürfen wir getrost sagen: er hatte Recht, denn man soll Gott mehr gehorchen als dem Herzog von Würtem-

Oſterſeumtag früh.

Nun ſind ſchon acht Tage ſeit unſerer Trennung verfloſſen, und ich habe kaum eine Seite am Carlos gearbeitet. War mir ſchlechterdings unmöglich, Wärme und Laune für ihn bei mir hervorzubringen. Der Vorfall mit der Cenſur hat mich gleich zu Anfang verſtimmt, und unterdeſſen habe ich viel geleſen. Vielleicht geht's die nächſte Woche beſſer, woran ich zwar zweifle.

Ich bin die ganze Zeit über nirgends als ſpazieren geweſen. Geſtern Mittag aß ich bei Becker. Er hatte einen Fremden von Gotha bei ſich, und bat mich mit Oeſer, welches ich nicht wohl abſchlagen konnte. Sonſt bin ich nach dem Eſſen entweder bei Goſels oder im großen Garten geweſen.

Der Mömpelgardter, den ich an Döbbelin empfohlen, hat mich aus lauter Erkenntlichkeit ſo ſehr in der Welt herum empfohlen, daß mich alle Kinder des Elends zu ihrer Inſtanz machen wollen; welches ich mir am Ende doch verbitten würde. Vor drei Tagen bekam ich wieder eine ſolche Gelegenheit, und weil ich entſetzlich verſtimmt war, ſo habe ich Punſch machen laſſen und mir meine Clienten dadurch vom Halſe geſchafft.

Beck hat mir geſchrieben; durch ihn erfahre ich die Beſtätigung von Charlottens beſchloſſener Abreiſe: er meint, daß ſie uns überraſchen würde. Jetzt hat auch er Luſt aus Mannheim zu gehen. Schade, daß er Schauſpieler iſt und es ſein muß. Wie ſchön würde er ſich zu unſerem Bunde ſchicken!

berg. Wer aber in dem übermächtigen Drang nach Befreiung, in dem lauten Ruf auf die Bahn, auf welcher Schiller der Welt das wurde, was er ihr geworden ist, die Stimme Gottes nicht zu erkennen vermag, — nun, der vermag's eben nicht, und wir werden ihm achtungsvoll die Freiheit der Meinung lassen, die wir selber ansprechen.

Als nach einem halben Jahre die Anstellung in Mannheim doch noch zu Stande kam, begann eine Zeit voll Lust und Leid. Das Theater war für Schiller im Geiste Lessings eine Pflanzschule nationaler Bildung, der Platz, wo die Kunst ihre schönsten und höchsten Aufgaben zu lösen hat. Und da er bereits ahnte, was er später aussprach und philosophisch begründete, daß die Kunst als Selbstzweck, das Schöne um seiner selbst willen existire; da die Kunst somit Rang und Würde dicht neben der Religion erhielt: so war ihm nun der Traum seiner Jugend, der Beruf des Predigers, in gewissem Sinne doch noch erfüllt, nur daß er jetzt seine Rede an ganz Deutschland richtete, und daß heute sein Wort von fernen Welttheilen wiederhallt.

Aber bald trat in die göttliche Lust des Schaffens die Noth des Lebens empfindlich herein. Nach den Räubern war Fiesko über die Bühne gegangen, aber nach dem Kontrakt hatte der Dichter vor Jahresschluß noch zwei Stücke zu liefern, und jetzt befiel ihn die Plage des Ortes, das Fieber und machte ihn unfähig zur Arbeit. „Ich esse Fieberrinde wie Brod," schreibt er aus dieser Zeit; er wollte die Genesung erzwingen um den Kontrakt erfüllen zu können, aber unter Sorgen und Arbeit kam Rückfall auf Rückfall und seine Natur wurde aufs tiefste erschüttert. O, warum hat Gott nicht von den Summen, die heute zu Schillers Ehren verwendet werden, einen kleinsten Theil damals in die Hand des Kranken gelegt um ihm durch Rast oder Reise rasche Genesung, vielleicht ein längeres Leben zu verleihen? Oder „mußte er solches leiden"? gab es keinen anderen Weg zum Licht als

durch Nacht? mußte der Körper gebrochen werden, daß der Geist frei würde?

Auch Liebesleid hatte seinen Theil daran, daß ihm Mannheim unerträglich wurde. Zwei, dreimal entbrannte sein leichtentzündliches Herz; aber es schien den Vätern bedenklich das Schicksal einer Tochter an das eines Litteraten zu knüpfen, der noch dazu ein Flüchtling war. Wir können jene Väter bedauern, daß sie nicht fähig waren Schillers äußere Armuth über seinem inneren Reichthum zu vergessen, aber tadeln wollen wir sie nicht — der Großvater Ihres Sprechers war auch einer dieser Väter — sondern ehrlich bekennen, daß wir, wenn der Fall sich ereignete, es in Gottes Namen auch nicht anders machen würden.

Tief verwundet, dem Menschenhaß nahe, der einem so warmen Herzen dreifache Qual bereitet, lehnte sich der trostbedürftige jetzt an einen Mann, der sich dem persönlich unbekannten zum Freunde geboten hatte. Es war Körner mit seinem Kreise, ein Mann vom höchsten und edelsten Streben: das Vaterland nennt seinen Namen mit wehmüthiger Freude, weil es des Sohnes gedenkt, „der Jugend schönster Zier," welcher durch Thaten des Geistes schon als Jüngling Ruhm gewann und im Felde den frühen Tod fand, den schönsten, für's Vaterland. Als Schiller 1785 der Familie nahe trat, waren damit zugleich die Anfänge dieser patriotischen Richtung gegeben. Eine Freundschaft, so wahr, so warm wie heller Sonnenschein, so rein wie Gold und dem Rost und dem Wechsel unzugänglich, knüpfte sich rasch und auf Lebenszeit, und wir verdanken dieser Freundschaft mindestens ebensoviel, als der späteren mit Göthe, denn Körner war es, der den Freund, wenn er auf andere Bahnen einlenken wollte, immer wieder auf seinen eigentlichen Lebensberuf, die dramatische Poesie, zurückrief.

Schiller folgte dem Freunde von Leipzig nach Dresden. In Dresden herrschte, wie in anderen Residenzen, und wir wollen

offen hinzufügen, wie in anderen Orten, die keine Residenzen sind, der Standesdünkel, die Einbildung auf Rang und Reichthum, oder gar auf Titel und Orden: und da Schiller weder Geld noch Orden hatte, so wäre er hier wie in einer Wüste gestanden, hätte ihm nicht Körners Haus eine Oase geboten, wo seine Begriffe von Menschenwerth Geltung hatten, wo das Bedürfniß anregenden Umgangs Befriedigung fand. Der Hymnus an die Freude ist eine Blüthe aus dieser Zeit. Und doch konnte auch dieser Verkehr nicht ganz genügen, zumal da die Familie Körner zeitweilig abwesend war, und wir finden den liebesuchenden Mann bald in einer Liebschaft begriffen.

Ich brauche das niedrigere Wort, denn Fräulein von Arnim, oder wenigstens ihre Mutter, gehörte zu jenen gemeinen Naturen, welche die Liebe, dieses allgewaltige Gefühl, in dessen Bann alle Männer stehen, Könige und Priester, Herren und Knechte, mißbrauchen zur Spekulation: der berühmte junge Dichter war diesen Damen gut genug, um durch seine Huldigungen reichere oder vornehmere Bewerber anzuspornen, und er schmachtete eine Weile in den Fesseln des blinden Gottes. Die Gewalt, in deren Zauber er später Mortimer zeichnet, und durch welche selbst der hohe Sinn der Jungfrau mit Einem Blick Lionels gebändigt wird — der Dichter hat sie hier selbst erlebt, und sein verwundetes Herz konnte erst durch die Aufklärungen der heller sehenden Freunde allgemach genesen.

Schon in Mannheim war Schiller vom Herzog von Sachsen-Weimar, jenem Karl August, dessen Namen länger als die Namen von viel größerer Länder Herren auf die Nachwelt kommt, weil er auf den Geist säete, zum Sächsischen Rath ernannt worden, eine Ehre, die freilich brodlos war, die aber jetzt, wo Schiller neue Anknüpfungen suchte, diesen eine Richtung gab. Er kam nach Weimar, und wie sein Streben, seit sein poetischer Drang mit Don Carlos, dem letzten seiner Dramen der ersten Periode,

gesättigt war, auf Wissenschaft und Theorie ging, so konnte ihm nichts besseres begegnen, als der Verkehr mit anderen großen Männern, mit Herder, der noch damit rang christliche Anschauung und Philosophie in Harmonie zu bringen; mit Wieland, der den jüngeren Dichter lehrte, wie er von den Griechen lernen müßte Maß zu halten; mit Wilhelm von Humboldt, der ihn hundertfach in der Erkenntniß des Schönen förderte.

Göthe war noch auf der italienischen Reise, und als er endlich zurückkam, ging es langsam mit der Annäherung. Die äußere Ueberlegenheit, Glanz und Glück, bei der hohen inneren Begabung Göthes drückten auf den zehn Jahre jüngeren Schiller, der in Zwang und Drang, in Müh' und Noth geblieben war bis auf diese Zeit, und es bedurfte seiner ganzen Verehrung für den großen Mann, um von seiner gemessenen Ruhe, die der reizbare in seiner ersten Verstimmung als kalten Egoismus bezeichnet hat, nicht ganz abgeschreckt zu werden. Die zwei Heroen hätten zwar im Begriffe der Kunst, der beiden gleich hoch stand, sofort einen Punkt der Einigung gehabt; aber wenn der ursprünglichen gottgegebenen Natur nach der eine mehr das Schöne, der andre das Erhabene zur Darstellung brachte, und sie ihrem Wesen nach mehr neben einander als in einander waren, so wollen wir niemand einen Vorwurf daraus machen, daß die Annäherung langsam erfolgte: denn daß sie erfolgte und zu einer so tiefen und herrlichen Freundschaft erblühte, muß uns versöhnen, und gottlob wir haben nicht nöthig den einen unserer zwei größten Dichter kleiner zu machen um den anderen groß erscheinen zu lassen.

Diese zweite Periode in Schillers Leben, die Zeit seiner prosaischen Schriften, ist durch zwei wichtige äußere Ereignisse bezeichnet, die in ursächlichem Zusammhang mit einander stehen: denn er hätte die Professur der Geschichte in Jena nicht angenommen, wenn ihm nicht das Verlangen sich zu verheirathen eine festere Stellung als die eines wandernden Litteraten wünschenswerth

gemacht hätte. Er ward 1789 Professor und schloß 1790 den schönen Bund der Ehe mit Charlotte von Lengefeld, in welcher er die innige, sinnige Freundin gefunden hatte, die es werth war und es verstand Schillers Lebensgefährtin zu werden.

„Was für ein schönes Leben führe ich jetzt", schreibt er an seinen Körner; „ich sehe mit fröhlichem Geist um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell ginzen mir diese Tage hin."

Dieser Silberblick in seinem Leben weckt die Keime zu neuen hehen Schöpfungen der Kunst. Wie Schade, daß die edle Kraft sich des lieben Brodes wegen auch jetzt noch auf viel und vielerlei Arbeit zersplittern mußte, für welche wir anderen gut genug gewesen wären.

Um aus seinen Schulden zu kommen, um dem geliebten Weibe noch einen gewissen Ueberfluß zu schaffen, auch um eine Reise zu seinen Eltern ausführen zu können — lud Schiller ein Uebermaß von Arbeit auf sich. Die Redaktion der Thalia, die Herausgabe der historischen Memoiren, der dreißigjährige Krieg und dabei die Vorlesungen an der Universität — nun, vierzehn Stunden täglich am Arbeitstische scheinen Ihnen vielleicht, die Sie vielstündige Arbeit lieben, nicht zu viel: aber so viel Geistesarbeit, und gerade wie Schiller sie that, nie spielend, allezeit mit heiligem Eifer, mit Aufbietung aller Gemüthskräfte, war für ihn zu viel, und nach einem Jahre brach er zusammen unter der Last.

Es befiel ihn eine Brustkrankheit, während welcher er mehr als einmal dem Tod mit Bewußtsein ins Auge sah, und deren Folgen er die fünfzehn übrigen Jahre seines Lebens ritterlich und mit einer rührenden Schonung seiner Umgebung ertrug.

„Das ist das Furchtbare des Proletariates, der Hand und des Geistes, daß jede Krankheit den absoluten Mangel herbeiführt:"

die Professur war bis jetzt ein Ehrenamt, d. h. ein Amt ohne Besoldung, und mit der Schriftstellerei, auf welcher Schillers Existenz beruhte, war es vorläufig vorbei.

Zwar regte der kranke Adler die Fittiche um sich wieder zu erheben; zwar wälzte Schiller in schlaflosen Nächten und an besseren Tagen Pläne und Dichtungen in seinem Geist — der Wallenstein fing schon an ihn zu beschäftigen — aber schreiben, Geld erschreiben konnte er nicht, und die Möglichkeit einer Wiederherstellung hing davon ab, daß dem leidenden auf Jahre hin die Arbeit aus Noth abgenommen würde.

Da kam, von Gott gesandt, das Geschenk, zu welchem zwei deutsche Männer in Dänemark sich vereinigten, tausend Thaler auf drei Jahre, und machte der Noth ein Ende. Die wackeren Männer verdienen es, daß an Schillers Ehrentag auch ihre Namen genannt werden: es war der Erbprinz von Holstein-Augustenburg und der Graf Schimmelmann.

Auch der Herzog von Weimar gab seinem Rathe jetzt zweihundert Thaler, und so ward, was sich Glücklicheren durch die Gunst der Verhältnisse von selber bietet, unserem Schiller durch eine schwere Krankheit zu Theil: er konnte jetzt die Kur in Karlsbad gebrauchen, die er sogleich wieder durch das Bekanntwerden mit östreichischem Militair und durch die Nähe von Eger zu Studien für den Wallenstein benützte, und die längstgewünschte Reise in die Heimath ausführen.

Und nun, da er gestärkt wiederkehrt, leitet er auf eine neue, unerhörte Weise die dritte und reichste Periode seines Dichterlebens ein durch den Xenienſturm. Es liegt die ganze Tapferkeit von Schillers Heldenseele zu Tag, wenn er, der nach langer Pause sich zu neuen Werken anschickt, die hervorragenden Persönlichkeiten der ganzen deutschen Litteratur und Kritik, im Bunde mit Göthe, schonungslos züchtigt, weil sie den hohen Begriff der Kunst, wie er in den Horen auftrat, nicht verstanden und darum mit allen Waffen verfolgten.

Aber jetzt, nach dem funkelnden Goldregen der Xenien, kamen rasch auch die Balladen, jene kryſtallhellſtrömenden Wogen deutſchen Geſangs, die, ſo allem Verſtändniß und jedem Herzen nah, ungefragt eindringen in die Gemüther und gleich damals die Kritik der Gegner verſtummen machten; und ihnen folgten, ſeit Schiller, inniger und inniger mit Göthe befreundet, ganz in Weimar lebte, die großen Werke Wallenſtein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina und der Tell faſt ohne Pauſe nach einander, bis am 9. Mai 1805, da er eben mit einem neuen Trauerſpiele beſchäftigt war, der Tod den ſechsundvierzigjährigen mitten aus ſeiner Bahn riß.

Aber er lebt, liebe Freunde, er lebt im Herzen ſeiner Nation, und er wird darin leben, ſo lange ſie ſelber nicht ſtirbt. Es iſt nicht der ſüße Wohllaut in ſeiner Saiten Gold; es iſt nicht der Strom der Rede, der ſo hell und ſo gewaltig zugleich iſt und unwiderſtehlich Herz und Sinn mit ſich fortreißt; es iſt nicht der ganze Sternenhimmel einzelner Schönheiten, deren man, je länger man hineinſieht, in ſeinen Werken immer mehr entdeckt, — was ihn zum Dichter des deutſchen Volkes macht: das alles theilt er mit jedem großen Dichter. Es iſt die Idee der Freiheit, der friſche Hauch, die Luft der Höhen, die uns anweht aus jedem Worte von dem wilden Vernichtungskampfe der Räuber bis zur Verklärung im Tell, was das deutſche Volk als ſeinen eigenen Grundzug in ſeinem Dichter findet, in ſeinem Dichter, der unter Freiheit nie die unſittliche Zügelloſigkeit verſtand, ſondern die höchſte ſittliche Würde; der vom Nationalkonvent zum Ehrenbürger der franzöſiſchen Republick ernannt wurde und damals hoffte, „die Möglichkeit ſei gegeben das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen;“ der aber nachher, da er ſah, daß nichts gewonnen war, daß ſtatt der Willkür des Hofes die Willkür der Demokraten, ſtatt der Baſtille die

Guillotine herrſchte, ſich von den Stimmführern zu Paris abwandte; der endlich, da er das Leben des Königs in Gefahr ſah, zu ſeiner Rettung nach Paris eilen wollte und als es dafür zu ſpät war, weil ihn die Ereigniſſe übereilten, das neue Bürgerrecht ſchaudernd von ſich wies. Politiſche Freiheit aber, als unabweisbare Forderung der perſönlichen Würde, blieb unauslöſchlich auf ſeiner Fahne ſtehen.

Wenn wir von Schillers religiöſem Standpunkt reden wollen, ſo iſt es nöthig auf frühe Jahre zurückzugehen. Die ſtarren Glaubensſätze, wie man ſie den Knaben Schiller lehrte, und von welchen wir die derben Spuren noch in den ſogenannten Kernliedern aus jener Zeit antreffen, waren in buchſtäblicher Auffaſſung weder mit der Vernunft noch mit der einfachen Lehre Jeſu in Harmonie. Als nun die erſten Zweifel in Schillers Gemüth fielen, betet er noch:

Beſchütz' uns Heiland, Jeſu Chriſt,
Der du zur Rechten Gottes biſt,
Sei unſer Schild und ſtarke Wehr,
Staub iſt vor dir der Spötter Heer.

Das war 1777. Es war noch der ſüße Moſt des kindlichen Glaubens. Er hat ſpäter nicht mehr zu Chriſtus gebetet, ſondern er ſpricht vom Vater über'm Sternenzelt, von demſelben, zu welchem Chriſtus, der erhabene Dulder, ſelber gebetet hat, und zu welchem er als zu ihrem Vater auch ſeine Jünger beten lehrte. Denn nun ging eine Gährung an, die um ſo gründlicher war, je inniger jener Glauben, je kräftiger der Mann war, in welchem ſie vorging.

Nach zwei Jahren war Schiller ein anderer geworden; wie man in den Briefen des Julius und Raphael lieſt, machte er den Weg durch den Pantheismus hindurch: der ſüße Stoff hatte ſich in Geiſt verwandelt. Es gibt ja keinen echten Wein, der nicht vorher Moſt geweſen. Oder war der Buchſtabe die Krücke, an

welcher das Kind gehen lernte, und die der Jüngling aufhängte im Tempel um freien Schrittes hinauszugehen und auf Bergeshöhen im Glanz der aufgehenden Sonne auch die Nähe des allwaltenden Gottes in freudigen Schauern zu ahnen, oder hinabzusteigen in die Menschengeschichte und Menschengeschicke um in ihrem dunklen Gange noch die Lichtspur eines liebenden Geistes zu erkennen. Schillers Christenthum ist von jener Wiedergeburt an freilich der Kirche seiner Zeit entfremdet, und es ist die Frage laut geworden, ob es ein Christenthum gebe ohne Kirche, ob man Soldat sein könne ohne entweder bei der Reiterei oder beim Fußvolk eingetreten zu sein? Darauf ist zweierlei Antwort. Zum ersten war Schiller eingetreten und hat bis zum achtzehnten Jahr das positive Christenthum sogar in der abschreckenden Gestalt der Kirchenlehre seiner Zeit in sich aufgenommen und durchlebt. Und zum andern, um bei jenem Gleichnisse zu bleiben, steht nicht der Feldherr und sein Generalstab über den einzelnen Waffen? So müssen wir es schon geschehen lassen, daß die hohen Offiziere im Reichsheer Gottes ohne einem einzelnen Regimente anzugehören allen die Richtung anweisen und ihnen um so viel an freier Bewegung voraus sind, als sie dieselben an Einsicht und Tüchtigkeit übertreffen. — Daß übrigens Schillers Herz doch noch für seine Kirche schlug, sehen wir in einem Briefe, welchen er kurz vor seinem Tode geschrieben hat: „Berlin," sagt er, „hat in dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet: das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Licht und veredle den Protestantismus." Wie hätte sich der herrliche Mann gefreut, wenn er's hätte erleben können, wie schön Berlin seine Forderung erfüllt und durch Schleiermacher und seine Nachfolger die Reformation, d. i. den ewigen Vertrag zwischen Vernunft und Offenbarung erneuert hat.

Doch die Freiheitsidee iſt es nicht allein, was Schiller vorzugsweiſe zum Dichter des deutſchen Volkes macht.

Wenn er bei jedem Worte das Ideal in ſeinem Gewiſſen trägt; wenn ſein Denken ſich keinen Augenblick von ſeinem Wollen trennt und das ganze Herz, der ganze Menſch ſich in jeder Schöpfung offenbart, ſo daß Aeſthetik und Sittlichkeit, das Schöne und das Gute eins werden; wenn er in jedem Stande den Menſchen ehrt, er mag ihn finden als Infanten am ſpaniſchen Hof oder als Arbeiter in der Werkſtätte, deſſen Fleiß ihm nicht zu gering ſcheint um ihn mit dem ſchönſten Bürgerſtolz der Würde des Königs gegenüberzuſtellen; wenn er den Bürger ehrt er mag ihn zeichnen als Soldaten im Feldlager oder als Hirten und Landmann — die Banſen und Jetter des Egmont kennt er nicht, das iſt ſein Fehler und ſein noch größerer Vorzug —; wenn er die Frauen ehrt, wie ſie kein anderer Dichter geehrt hat — und hier iſt auf der ganzen Welt die unverrückbare Grenzſcheide zwiſchen Bildung und Gemeinheit, und hier iſt von Alters her dem deutſchen Volke ſeine Stellung unter den Völkern bezeichnet, denn es ehrte allezeit die Frauen hoch; wenn er im Hochgefühl der Freude, das chriſtliche und germaniſche Weſen zuſammenfaſſend, dem unendlichen Drang den ſchönſten Ausdruck findet:

Seid umſchlungen Millionen.
Dieſen Kuß der ganzen Welt!

und ſich damit auf eine Höhe ſtellt, zu welcher weder die Dichter der alten Welt noch die der neuen Völker ſich erheben haben;

oder endlich wenn er in trüber Stunde, als die Sonderintereſſen die Bande der Einheit des deutſchen Reiches vollends zerriſſen, als die Fürſten im Weſten Deutſchlands die Satrapen des franzöſiſchen Konſuls wurden, als Oeſtreich' alleinſtehend vom Sieger niedergeworfen war, und Preußen in verderblicher Neutralität zuſah, mit patriotiſchem Herzen den weithinhallenden Mahnruf erhebt: Ans Vaterland, ans theure ſchließ dich an: da ſpüren

(An die Weiberchen.)

O, liebe Kinder, wie ſehne ich mich nach Euch, wie ſehr verſtimmt mich dieſe freudenloſe Einſamkeit! In einer Wüſte wollte ich mir's noch eher gefallen laſſen: dort hätte ich wenigſtens mehr Raum, Euch in Gedanken um mich her zu verſammeln. Möchtet Ihr ſo vergnügt ſein, als ich es nicht bin. Uebermorgen iſt es ein Jahr, daß wir uns zum erſtenmal von Angeſicht zu Angeſicht ſahen!

Warum müßt Ihr gerade jetzt ferne von mir ſein! Ich würde einen ſo ſchönen Tag feiern können. Aber Ihr — Ihr werdet über lauter Zerſtreuungen kaum daran denken: „wie viele Urſache ich habe, fröhlich zurückzuſehen.“

Ich umarme Euch im Gedanken tauſendmal, und wünſche herzlich, daß Ihr wieder hier ſein möchtet.

E.

P. S. Sonſt iſt nichts an Dich eingelaufen als dieſer Brief. Das Haus ſteht noch; ich habe alſo meine Schlüſſel nicht gebraucht.

Verzeiht mir dieſen ſeelenloſen Brief. Er iſt nicht hübſch, wird unſere Doris ſagen; aber ich kann nicht helfen.

Dresden, 20. April 1786.

Wahrlich, ich fange an zu glauben, daß Ihr Narren ſeid; denn ſo viel Glück als Euch auf Eurer Reiſe begleitet, würde keinem geſcheidten Menſchen zu Theil werden. Mitten im April entſchließt ſich der Himmel ſeine

wir, daß er unſeres Herzens Gedanken ſagt, daß er der Dichter des deutſchen Volkes iſt.

Gebe Gott, der gute Vater über'm Sternenzelt, daß einſt wenn uns alle längſt der Raſen deckt, und unſere Urenkel Schillers Säkularfeſt wieder feiern und ſeinem Andenken „Thränen und Bewunderung" weihen, das deutſche Volk ſich aller Güter in reichem Maß erfreue, die in Schillers hellem Geiſt und warmem Herzen ſeinem Vaterland erblühten.

Lahr.

Bundeslied der deutſchen Jugend am Schillerfeſte.

Sei uns gegrüßt voll Freude,
Du Deutſchlands Ehrentag,
Da helles Feſtgeläute
Erſchallen mag
Von des Rheines Band
Hin zum Meeresſtrand,
Ja fern der deutſchen Grenze
Erſchallen mag!

Weil dort vor hundert Jahren
In Marbachs kleinem Haus,
Wo auch der Sorgen Schaaren
Nie zogen aus,
Schillers Wiege ſtand,
Strahlend Unterpfand,
Von deutſcher Bildung Ruhme
Die Zeit hinaus.

Wie hat er nicht gerungen,
Der junge Geiſtesheld!
Wie warm und rein geſungen
Durch's reiche Arbeitsfeld
Von des Daſeins Luſt
In der Jugend Bruſt,
Des Herzens Glück und Wehe
Uns hingeſtellt!

Nur auf der Tugend Höhe
Reicht er den Lorbeerkranz,
Spricht in des Laſters Nähe
Die Wahrheit kühn und ganz!
Schiller ſtolz und hehr
Schreiteſt du umher,
Du Deutſchlands freie Zierde
Im Siegeskranz.

D'rum an den weiten Marken,
Wie dort in Deutſchlands Herz,
Ihr Schwachen und ihr Starken,
Zwei Worte feſt wie Erz:

Jedes deutſche Haus
Sei ein Bruderhaus,
Und deutſcher Bildung Segen
Blüh' allerwärts!

J. G. Meyer.

Speyer.

Rede zur Weihe der Schillerlinde,

gehalten am 10. November auf dem Feſtplatze von Dr. A. Ehrard.

Hochgeehrte Verſammlung!

In feſtlicher Feier ſind wir vereinigt, um den hundertſten Jahrestag der Geburt Friedrichs von Schiller zu begehen. Und wir ſtehen nicht allein; ganz Deutſchland durchzückt eine Freude, welche in Wort und Klang, in Spiel und Feſtgepränge ſich Luft macht, und hier und da bis zu trunkener Begeiſterung anſchwillt. Billig fragen wir: Wer iſt der Mann, dem dieſe Feier gilt, wer iſt's, dem die Herzen eines ganzen Volkes ſo laut entgegenſchlagen? Wer er geweſen, und wodurch er das Recht auf ſolche Liebe und Verehrung ſich erworben, dieſe Frage iſt um ſo mehr am Platze, als ihre Beantwortung uns am ſicherſten vor einer unklaren, trunkenen, blinden Begeiſterung bewahren und uns in den Grenzen der Wahrheit erhalten wird, der Wahrheit, die allein eines Schiller würdig iſt. Wer war er? ſo fragen wir alſo; wer war's, das ihn zu ſolchem Liebling des deutſchen Volkes gemacht, und warum fühlt ſich bei dem Namen Schiller noch heute jede deutſche Bruſt von gerechtem Stolze gehoben?

Wir antworten: er war ein großer Dichter und ein großer Menſch.

Wahrlich, meine Verehrten, vor der Gefahr, in eine blinde,

ſeiner unwürdige Vergötterung ſeines Werthes uns zu verirren, bewahrt uns ſchon der eine Umſtand, daß es uns verwehrt iſt zu ſagen, er ſei der größte Dichter Deutſchlands geweſen. Denn er hat ja in Göthe einen ebenbürtigen Genoſſen ſeines Ruhmes. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, die oft aufgeworfene und jedesmal überflüſſige Frage, welcher von beiden der größere ſei, hier erörtern zu wollen. Die Geſchichte, die Nation hat das Urtheil geſprochen, und den Lorbeerkranz zwiſchen beiden getheilt. Laſſen wir uns bei der anerkannten Wahrheit genügen, daß Göthe, um in den edlern Producten ſeiner Muſe verſtanden und gewürdigt zu werden, ſchon einen gewiſſen Grad äſthetiſcher Bildung, ſchon ein geiſtiges Entgegenkommen vorausſetzt, und darum in der ganzen Fülle ſeines Genius nur von einem kleineren Kreiſe begriffen werden wird; Schiller iſt und bleibt der Dichter der Nation, der Liebling des Volkes, der Dichter der Jugend und der Frauen.

Fragen wir: warum? Göthe ſelbſt gibt uns die Antwort, wenn er von Schiller ſingt:

Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt: das Gemeine.

Schillers Poeſie iſt durch und durch edel. Wohl hat er eine Jugendperiode gehabt, wo der Moſt noch unvergohren in ihm brauſte, wo nur die geniale Begabung, noch nicht die künſtleriſche Durchbildung, die Bewunderung wach rief, wo er das Maaß noch nicht gefunden, weder des äſthetiſch noch des ſittlich Schönen; aber, meine Freunde, wenn Schiller nichts weiter gedichtet hätte, als ſeine Räuber, ſeinen Fiesco — er würde nicht der große Dichter, nicht der Liebling der Nation, am wenigſten der edler Frauen geworden ſein; vor der Jugend müßte man ſeine Werke verſchließen; ſein Name würde neben dem eines Klinger, Leiſewitz, Bürger, kaum neben Leſſing, gewiß nicht neben Göthe genannt werden. Aber Schiller hat jene Periode überwunden; er hat ſich durchgerungen zur künſtleriſchen Reife und

zum innerſten Seelenadel; ſo verſchmäht er es denn in ſeinen unſterblich großen Meiſterwerken, der gemeinen Wirklichkeit eine poetiſche Seite abzugewinnen, wie er es von Anfang an verſchmäht hat, das Laſter mit dem Liebreiz der ſchönen Form zu umkleiden. Darum iſt er der Liebling edler Frauen; darum hebt ſich an ihm unſer Volk empor; darum iſt unſere Jugend für ihn begeiſtert; und wehe unſrem Geſchlechte, wenn eine Zeit käme, wo unſre Jünglinge in welſcher Blaſirtheit vornehm auf den „Idealiſten“ Schiller herabſehen und ſeinen Geſtalten voll Adel die lüſternen Bilder geſchminkter Leidenſchaft oder die kecken Photographien trivialer Alltäglichkeit vorziehen wollten!

Einen „Idealiſten“ hat man Schiller genannt, und ich meine: nicht mit Unrecht. Es iſt in der That eine ideale Welt, in der er ſich bewegt; er hat dies mit Sophokles, mit Virgil, mit Torquato Taſſo gemein. Aber weil er nicht die reale Wirklichkeit ſchildert, ſondern eine ideale Welt in Gedanken erbaut, gerade darum iſt er ein ſo echt deutſcher Dichter und der Liebling der deutſchen Nation. Den Ruhm der praktiſchen Realität haben andre Nationen vor uns voraus; uns Deutſchen iſt das Reich des Denkens und der Ideen zugewieſen, und es ſcheint ein Beſchluß der Vorſehung Gottes zu ſein, daß wir auch unſre nationale Einheit mehr auf dem Gebiete des Geiſtes und der Literatur als auf dem der Waffen und der Politik verwirklichen ſollen. Murren wir nicht darüber! Erkennen wir es mit Dank gegen Gott, daß gerade in jener Zeit der tiefſten politiſchen Erniedrigung des Vaterlandes unſere Literatur und Poeſie ſich auf ihren Gipfel erhob, und unſer Volk in ihr eine geiſtige Burg beſaß, wohin es ſich flüchten konnte und wo es Kräfte einſog, um auch politiſch wieder zu erſtarken und das Joch des fremden Zwingherrn abzuſchütteln. Meine Freunde, wenn auch Deutſchlands Waffen nicht zur Weltherrſchaft berufen ſind: der deutſche Geiſt iſt berufen, geiſtig die Welt zu beherrſchen, weil er eben ein Geiſt iſt, welcher

nicht der Raupe gleich am Boden der Wirklichkeit hinkriecht und bei trägem Genuß und guten Tagen sich begnügen läßt, sondern mit Adlerschwingen sich in den Aether der Ideen erhebt und nach Wahrheit forscht und die ewigen Gesetze des Rechtes und des Guten und des Schönen zu erkennen und geltend zu machen strebt. In diesem Sinne war Schiller ein idealistischer Dichter, und darum ein beherrschender Geist, ein königlicher Dichter.

Denn ein solcher Geist, welcher nicht nur unsterblichen Ruhm erworben, sondern auch einen Einfluß auf Millionen geübt hat und üben wird, solange die deutsche Zunge klingt, — ein solcher Geist ist wahrlich den Königen der Erde ebenbürtig; und wenn König Gustav IV. von Schweden und unser theurer König Ludwig unsern Dichter in seiner bescheidenen Wohnung aufgesucht haben, so ehrt dieser Besuch ebenso sie wie ihn. Ein König hat seinen Hofstaat; Trabanten die ihn begleiten, Herolde, die seinen Namen verkündigen, Marschälle, die ihn mit Glanz umgeben; aber welcher König hätte einen solchen Hofstaat, wie unser königlicher Dichter? Das Herrlichste was er gedichtet, seine unsterblichen Balladen: sein Kampf mit dem Drachen, sein Ibicus, seine Bürgschaft, sein Taucher, sein Rudolf von Habsburg, künden lauter als Herolde seinen Ruhm; Könige, Fürsten und Helden, ein Wallenstein, ein Carlos, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans, ein Tell, sammt der Fürstin Messinas strahlen den Glanz, mit dem er sie umgeben, auf ihn zurück. Und wenn Monarchen unter Glockengeläute ihren Einzug halten: der Dichter, welcher das Lied von der Glocke gesungen, bedarf eines besonderen Glockengeläutes nicht; jeder Glockenschlag ruft von selbst seinen Namen in unser Gedächtniß. Könige herrschen durch Befehle, die sie geben; Schiller hat uns das Wort aus der Brust genommen, unsern innersten Empfindungen eine Sprache verliehen; in freier Begeisterung stimmen wir ihm bei; er unsre Herzen erobert.

Aber der große Dichter wäre nimmermehr des deutschen Volkes Liebling, wenn er nicht auch als Mensch so groß und edel dastünde. Denn das ist — ich sage es mit Dank gegen Gott und nicht ohne Stolz — das ist deutsche Art, den Künstler und den Menschen nicht zu trennen. Literarische Größen, welche Wissenschaft und Kunst zum feilen Gelderwerb erniedrigen, lassen wir den Parisern; und gegen den Dichter, welche ihren Künstlerruhm zum Deckmantel eines verdorbenen Lebenswandels mißbrauchen, wird unser deutsches Volk nimmermehr Verehrung empfinden. Unser Schiller hat in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen gelebt und lange Zeit sogar mit Mangel gekämpft; er dichtete nicht um Sold und Gold; das Gold der reinen edlen Poesie war es, das in seinen Adern rann und ihn zum Dichten trieb, und er stand in keinem andern Sold, als in dem der Kunst und des künstlerischen Gewissens. Und wie er in bürgerlich bescheidenen Verhältnissen lebte, so stellt sein Leben auch ein Bild echter deutscher Bürgertugend dar. Er war ein mannhafter Charakter, dem Schmeicheln und Menschendienst fremd war, und den das Unglück nicht zu beugen vermochte; er war noch mehr; er war zugleich ein treuer, ein zärtlich besorgter Sohn seiner bejahrten Eltern bis an deren Tod, und ein schöneres Zeugniß kann wohl kein Sohn empfangen, als jenes, das Schillers Mutter über ihn in dem Worte abgab: „Ach, so gibt es keinen Sohn mehr!“ Er war ein glücklicher und treuer Ehegatte; an seinen Kindern hing er mit rührender Liebe, überwachte ihren Unterricht und wurde im Spiel mit ihnen selbst wieder zum Kinde; seinen Geschwistern war er ein zweiter Vater. Er war ein edler Dichter, weil er ein edler Mensch war, und er wäre kein edler Mensch gewesen, wenn er nicht ein christlich-religiöser Mensch gewesen wäre. — Ich scheue mich nicht, meine Verehrten, dies Wort auszusprechen, auch auf die Gefahr hin, hier und da bedenklichen Blicken oder einem Kopfschütteln zu begegnen. Ich

ſcheue mich nicht, es auszuſprechen: weſentlich auch darum iſt Schiller ein Liebling des deutſchen Volkes, weil ſeine Poeſie nicht auf der Grundlage einer heidniſch-helleniſchen, ſondern einer deutſch-chriſtlichen Weltanſchauung ruht. Ich weiß es recht wohl, die Zeit, in welcher Schiller zum Jüngling und Mann heranwuchs, war eine Zeit, welche das tiefere Verſtändniß des Evangeliums als einer Gnadenbotſchaft verloren hatte, und das Chriſtenthum mehr nur in geſetzlicher Weiſe, als einen Complex von Sittenvorſchriften, betrachtete. Unſerm Dichter war weder der innere noch der äußere Beruf geworden, auf die Kirche und Theologie ſeiner Zeit umgeſtaltend einzuwirken; er war ein Kind ſeiner Zeit; die Frage kann nur ſein, ob er mit dem, was ſeine Erziehung ihm bot, treu gewuchert habe. Und da ſpreche ich es nun getroſt aus: Schiller hat nicht zu den frivolen, ſondern zu den gewiſſenhaft ernſten und frommen Männern jener Zeit gehört; das edelſte und beſte, was er an religiöſer Erkenntniß damals empfing und empfangen konnte, iſt in ihm Fleiſch und Blut geworden, und ſtrahlt uns aus ſeinen Dichtungen verklärt entgegen. War die Religioſität jener Zeit auf einen vorchriſtlichen, einen geſetzlichen Standpunkt zurückgeſunken, wohlan, ſo iſt es eben dieſe ernſte Wucht des ſittlichen Geſetzes, welche den Dichter beherrſcht, von dem eine geiſtvolle Frau geſagt, ſeine Muſe ſei das Gewiſſen. Hat es nicht ein jeder unter uns ſchon empfunden, daß Schillers Poeſie weckend, reinigend, richtend, ſtrafend auf das Gewiſſen wirkt? Er iſt ein poetiſcher Moſes, vor deſſen reinem Dichterodem das Gemeine nicht beſtehen kann und das Verwerfliche ſich in Nacht verkriechen muß. Ich ſpreche hier von den Werken ſeiner zweiten, gereifteren Periode. Denn auch er hat Kämpfe durchzuringen gehabt; er hat eine Zeit gehabt in ſeiner Jugend, wo er mit Titanenkraft gegen eine zur Unordnung gewordene Ordnung poetiſch anſtürmte — innerlich edel auch da, aber maaßlos. Er hat dieſe Periode, er hat ſich ſelbſt überwunden. Aus dem Schmelztiegel der Kantiſchen Philoſophie, dieſer

ernsten strengen Schule, welche die Menschen aus der Verflachung in die Tiefe, aus der Eitelkeit des Alleswissenwollens zur Erkenntniß der Wissensschranke zurückführte, — aus diesem Schmelztiegel ging der Mensch und Dichter Schiller geläutert hervor; und auf daß der strengen Denkform der Stoff nicht fehle, verband er mit dem Studium der Philosophie das der Geschichte; wenn Göthe's Poesie auf dem Grunde der Naturbetrachtung und Naturforschung ruhte, so war Schillers innerer Blick auf die Geschichte, auf dieses Ineinanderwirken menschlicher Freiheit und göttlicher Leitung, gerichtet. Diesem Blicke konnte das Christenthum als weltgeschichtliche Macht nicht entgehen. In seinem Lied von der Glocke stellt sich uns das Menschenleben mit all seinen frohen und trüben Erlebnissen echt menschlich, aber auf dem Grunde christlicher Ordnung ruhend und darum nicht ohne religiöse Weihe dar; ergreift ja doch der Dichter selbst die Hoffnung der Auferstehung, wenn er singt:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Aber auch das innerste Wesen spezifisch-christlicher Frömmigkeit hat seinem ahnenden Blick sich erschlossen und einen Ausdruck gefunden in den herrlichen Worten:

Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

Und so werden wir nicht erstaunt sein, wenn Schiller in seinem Todesjahre noch ein unzweideutiges Zeugniß, daß ihm das Christenthum Wahrheit sei, abgelegt hat; nicht erstaunt, wenn wir ihn auf seinem letzten Krankenlager eines Abends die frommen Worte sprechen hören: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist;“ nicht erstaunt, wenn sein Krankenwärter ihn in der Nacht lange Zeit laut beten hörte; auch nicht

erstaunt, wenn er, bereits sterbend, auf die Frage, wie es ihm gehe, die Antwort gab: „Immer besser, immer heiterer.“

Und so meine ich, wir dürfen hoffen, daß Schiller noch ein anderes und höheres Leben erlangt habe, als das Leben des Nachruhms auf Erden. Aber auch dieser Nachruf bleibe ihm unverkümmert! Lassen Sie uns mit dankbarem Stolze auf den edlen Dichter und edlen Menschen blicken, den Gott heute vor einem Jahrhundert unserem Vaterlande und der Welt geschenkt hat. Und damit die Erinnerung dieses Tages nicht verlösche, soll ein lebendiger Baum, eine Schillerlinde, zum bleibenden Gedächtniß gepflanzt werden. Zugleich soll aber an die dreihundert fleißigsten Schüler und Schülerinnen der 4 obersten deutschen Schulclassen eine Schrift vertheilt werden, in welcher Schillers Leben auf eine für die Jugend faßliche Art erzählt ist. Haltet dieses Schriftchen in Ehren, ihr Kinder; denn wenn ihr erwachsen, wenn ihr alte Leute geworden seid, so könnt ihr den Euern sagen: „seht, dies Schriftchen hat auf dem nämlichen Tische gelegen, welchen der große Dichter Friedrich Schiller in Mannheim als Arbeitstisch benützt hat, und auf welchem er an dreien seiner berühmten Trauerspiele gearbeitet hat.“ Dieser Tisch, einst im Besitz des Hofschauspielers Müller, bei welchem Schiller gewohnt hat, jetzt im Besitz des Herrn Pf. Mahla in Gimmeldingen, der ihn uns zu unserer heutigen Feier überließ, ihr seht ihn hier vor euch! Wie manche Nacht mag Schiller an diesem Tisch schreibend zugebracht, wie manchmal das sorgenschwere Haupt auf ihn gestützt haben! Wo ein ehrwürdiges Andenken an unsern Schiller so laut redet, da darf ich schweigen.

Festrede.

gehalten am 10. November auf dem Festplatz von Professor Daumiller.

Verehrte Versammlung!

Festgegründet in der Erden steht des Dichters grünes Mo-

nument, die Linde. Von oben ſchaut auf ſie hernieder die ſteinerne Poeſie vergangener Jahrhunderte, und rauſcht nicht drüben das alte Thema deutſcher Lieder, der vielbeſungene Rhein? der Strom, deſſen Ufer des Dichters Fuß geweiht, als ſeine Feuerſeele noch die Thaten des Fiesco ſang. Oben der alte Tempel, dem höchſten Weſen gewidmet, dem Inbegriffe alles Guten, Wahren und Schönen — draußen ein ſüßer deutſcher Name. So ſteht des Dichters Baum wie der Dichter ſelbſt, halb dem Göttlichen, halb dem Vaterlande zugewendet.

Doch warum ein Baum, warum nicht ein Denkmal von Marmor oder Erz, warum bringt nicht die bildende Kunſt ihre Gaben, die Kunſt, die Seele in den Stein und Geiſt in das Metall zu hauchen vermag? Wohl ſind ſie herrlich die Werke der Plaſtik, und würdige Träger der Erinnerung an verſchwundene Größe; doch mehr noch geziemt dem Dichter, dem Freunde und Liebling der Natur, der Natur unmittelbarſtes Gebilde und Geſchenk. Ihn freuen die eilenden Wellen, die Segler der Lüfte, die donnernde Lawine und der rauſchende Eichwald, er ſitzt an der Quelle und folgt ſinnend dem Laufe der Welle, er ſendet das fremde Mädchen mit Blumen in das ſtille Hirtenthal, er ſieht noch im Bache die Nymphe, auf dem Berge die Dreade, er windet zum Kranze die goldenen Aehren, flicht die blauen Cyanen hinein, ihm dienen das Gold des Abendrothes, der Ströme blauer Spiegel, die erwachenden Lieder des Haines, die ſtille Waldesnacht, ihm dient des Lenzes bräutlicher Schmuck, der Duft der Blumen und der Blüthen Pracht als Silberfaden für das Gewebe der Poeſie; er hört lauter die Pulſe der Schöpfung klopfen, ihn reizt das Wunder der Vegetation und er kleidet es in der Klage der Ceres in den Zauber der Dichtkunſt. Ueberall die regſte Beziehung des Dichters zur Natur, und er erſcheint deſto größer, je inniger dieſelbe iſt Deßhalb nicht Stein und Erz; ihm ſetzen wir den lebensfriſchen Baum, der mit ſtarken Wurzeln aus dem nie verſiegenden Borne

Natur zu verleugnen, die Elemente werden ihren Grundſätzen ungetreu, und die ganze Natur giebt ſich ein öffentliches „Dhmahnti,“ und warum? — um den jüngſten Ober-Conſiſtorialrath Körner aus Dresden mit ſeiner hoffnungsvollen Frau und ſeiner hoffnungsloſen Schwägerin angenehm reiſen zu laſſen. Und was hab' ich armer Verſifer von der ganzen Schönheit des Wetters? Juſt eben jetzt, da ich's allein genießen muß, alſo gar nicht genieße? Mich macht es verdrießlich, denn es erinnert mich an etwas, das mir fehlt — bald hätte ich geſagt, daß ich Euch vermiſſe! Alles lebt und webt hier und freut ſich und fliegt aus und liebt und paart ſich, und ich — mein Zuſtand iſt troſtlos,

Und ich Armer muß allein
trauern und verlaſſen ſein,
blicken nach den Sphären!
Will mich keine Gharitin,
Muſe, Nymphe, Schäferin,
will mich keine hören?

Im Ernſt, ich bin's nachgerade überdrüßig, in meiner eigenen Geſellſchaft zu ſein. Man kann mir ohnehin nicht nachſagen, daß ich ein Spaßmacher oder, wie es unſere Weiberchen heißen, ein angenehmer Geſellſchafter ſei unter fremden Perſonen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da iſt Auditorium und Erzähler gleich ſchlecht. Hätte mir mein Freund Archenholz nicht zum Glück noch ſeinen gedruckten Brief an Neumann geſchickt und mir ſeinen Beſuch auf übermorgen angekündigt, wäre nicht geſtern der Pachter aus

der Mutter Erde trinkt. Und wenn des Frühlings milde Lüfte wehen, wenn die Keime, die dem Auge ſtarben, in das heitere Reich der Farben ſich emporringen, dann möge er ſich immer wieder mit neuem Grün, mit neuen Blüthen ſchmücken und von ſeinem Hügel den lieben Lindenduft verbreiten! Und immer wieder erneuere er das Andenken des Dichters, der, mag er ſich auf dem Gebiete der Lyrik, des Drama's oder der Geſchichte bewegen, nie in das Meer des Schönen untertaucht, ohne eine Perle zu Tage zu fördern, möge er das Andenken des Dichters erneuern, der da ſprach „von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt und ſprach von allem Hohen, was Menſchenbruſt erhebt," der mit Glockentönen die ganze Stufenleiter menſchlicher Empfindungen wach läutet und mit unſterblicher Leier ſich in das Herz der deutſchen Nation geſungen!

Zu des Dichters Baum walle die Jugend, die Freundin der Ideale; iſt ja doch die Jugendzeit die warme, ſonnige Zone, der die kalten Nebel des Lebens noch nicht nahen. In ihr gedeiht die zarte Pflanze der Dichtung am beſten, in ihrem milden Klima entfaltet Phantaſie am liebſten ihre Schwingen. Zu ihr walle das reifere Alter, dem der wuchernde Verſtand noch nicht das Gemüth erſtickt, dem Geſchäft und Beruf und die Sorge um Geld noch nicht das Herz geleert, die Glücklichen, die noch im Stillen dem Schönen opfern, die Werkſtätte noch mit grünen Zweigen und das Arbeitszimmer mit Roſen zieren; zu ihm walle endlich auch das Alter, dem die Fülle der Jahre die Locken gebleicht, wenn es der erreichten oder zerſtobenen Ideale und Träume früherer Tage gedenkt.

Möge Schillers Geiſt, möge der Genius des Edlen und Schönen mit neuem Schöpferhauche unſere Zeit durchwärmen, denn ſie droht kalt zu werden; ſie iſt zwar groß und erhaben, die Gegenwart, ſie ſchreitet mit Rieſenſchritten von Erfindung zu Erfindung, von Entdeckung zu Entdeckung, ſie webt mit Millionen

raſtloſer Spindeln und Schiffchen ihr weites Kleid, ſie hängt die eiſernen Brücken über die toſenden Wogen, ſie durchfurcht mit Rad und Schraube den Ocean, ſie fliegt mit dem Dampfe, ſie ſchreibt mit dem Blitze, ſie zeichnet mit der Sonne, ſie iſt groß und erhaben die Gegenwart — aber in ihren Adern rollt zu viel Eiſen; mögen die zögernden Muſen wiederkehren, zu heilen die Zeit von zwei Uebeln, an denen ſie kränkelt: dem Materialismus und dem ſchlechten Geſchmacke!

Du aber, Linde, wachſe, gedeihe, wölbe die Zweige zum mächtigen Dache, trotze den Stürmen, überdaure Jahrhunderte und ſage noch ſpäten Generationen, daß eine dankbare Nachwelt hier ihren Lieblingsdichter gefeiert!

Feſtrede,

gehalten bei Eröffnung des Banketts am Abende des 10. November 1859 von Profeſſor Georg Rau.

Der volle, wahre Werth eines geiſtig bedeutenden Mannes wird insbeſondere erkannt an ſeiner innern Entwickelung, ſo weit er ſelbſt ſich in dieſer ſeine hervorragende Eigenthümlichkeit errungen hat. Ich glaube deßhalb, dem mir gewordenen ehrenvollen Auftrag, der erhebenden Stimmung, die uns jetzt am Abend des heutigen feſtlichen Tages beſeelt, einen öffentlichen ernſten Ausdruck zu geben, in würdigſter Weiſe nachzukommen, wenn ich, ſchöpfend aus den Werken des Mannes, den wir feiern, und aus den Mittheilungen ſeiner Freunde, verſuche,

ein geſchichtlich treues Bild ſeines innern Entwickelungsganges

in kurzen, das Weſentliche berührenden Zügen Ihnen vorzuführen und ſo einen Beitrag zu liefern zur vollen Erkenntniß ſeiner hohen geiſtigen Bedeutung.

Hiezu iſt nun vor Allem die Erinnerung an die Zeit erfor-

derlich, in welche der Beginn der Laufbahn fällt, welche Schillers geiſtige Thätigkeit durchmaß.

Während eines tiefen äußern Friedens, deſſen die deutſche Nation faſt 30 Jahre lang in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genoß, entwickelte ſich eine gewaltige innere geiſtige Gährung, die faſt alle Gebiete ihres Culturlebens ergriff. Die Reformbewegungen, welche von den Thronen Friedrichs II. und Joſephs II. ausgingen, erſchütterten den Stand der alten politiſchen Gemeinweſen; der beginnende Rationalismus, die Idee unbeſchränkter Toleranz und Freiſinnigkeit in religiöſen Dingen durchzuckten die Kirchen mit der Ahnung ſchwerer kommender Kämpfe; ſelbſt die Stille der Schule und des Hauſes war geſtört durch den Lärm, mit welchem die Bewunderer Rouſſeaus die Grundſätze einer neuen, philanthropiſchen Pädagogik verkündeten. Alle dieſe Bewegungen fanden einen gemeinſamen Berührungspunkt auf dem Gebiete der ſchönen Literatur, wo zu gleicher Zeit ebenfalls eine eigenthümliche gewaltige Aufregung ausgebrochen war, hervorgerufen und getragen durch den Anſtoß ſchöpferiſcher Geiſter, wie Leſſing, Klopſtock, Herder und Göthe in ſeinen genialen Anfängen. Gerade auf dieſem Gebiete nun zeigten ſich dabei die wunderlichſten Gegenſätze, neben der gewaltigen Erhabenheit eines Klopſtock die ordinäre Gemeinheit eines Nicolai, neben der kerngeſunden Urkraft eines Göthe und Leſſing die weichliche ſüßliche Sentimentalität der in dicken Büchern ſchmachtenden, ſeufzenden, weinenden Verfaſſer eines Sigwart und Conſorten — Widerſprüche, die uns jetzt nur mehr als ein ſeltſames pſychologiſches Schauſpiel erſcheinen, damals aber ſelbſt beſſere Köpfe oft verwirrend ergriffen.

In dieſer Zeit allgemeiner Bewegung war es, daß ein geiſtvoller deutſcher Fürſt, der Herzog Karl von Würtemberg, eine Bildungsanſtalt errichtete, in der er die begabteſten Jünglinge ſeines Landes mit ſeltenem Scharfblick verſammelte und in ſeiner

wunderlich aus Altem und Neuem gemischten Weise erziehen ließ; auch Schiller ward als vierzehnjähriger Knabe vom Herzog in seine Schule aufgenommen. Es mag nun des oft gewaltthätigen Fürsten Erziehungsweise sich nicht selten zu einer peinlichen Dressur ausgeprägt haben: sicher ist, daß der seltene Verein so ausgezeichneter jugendlicher Talente, wie sie dort versammelt waren, schon in sich einen Wetteifer entzünden mußte, der die Kräfte Aller gewaltig weckte, und in der That war diese Karlsschule auch eine Pflanzstätte vieler hervorragender Männer auf den verschiedensten Gebieten der Bildung. Dort war es auch, wo sich Schillers Beruf entschied, nicht zum Juristen, nicht zum Mediciner, wie der Herzog wollte, sondern sogleich und mit aller Macht zum – dramatischen Dichter. Die strengste Regel und Zucht des Unterrichts konnte nicht verhindern, daß die Strömungen der Zeit in mancherlei Werken auch den Jünglingen der Karlsschule zur Kenntniß kamen; Schiller warf sich mit aller Macht der verbotenen Liebe auf das Studium der Werke Klopstocks, Lessings und Göthes; ein tüchtiger Lehrer machte ihn bekannt mit Shakspeare. Dies weckte den in Schiller waltenden Genius. Noch auf der Karlsschule entstand sein erstes dramatisches Gedicht; er vollendete es als zwanzigjähriger Jüngling und errang damit, als es im Januar 1782 in Mannheim zur Aufführung gebracht wurde, den entschiedensten, weit reichendsten Beifall. Es sind dies die Räuber, ein soziales Stück, wie der Dichter selbst aussprach, aus seiner Zeit; ein Zeichen der gährenden Zeit; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet alles dessen, was Schiller selbst später am bereitwilligsten als roh anerkannte, ein lautes Zeugniß der gewaltigen poetischen Naturbegabung, die in dem Dichterjüngling vorhanden war. Gehoben durch den Erfolg, ergab sich Schiller sofort ganz seinem Berufe als Dichter und schrieb seinen Fiesco, seine Cabale und Liebe, seinen Don Carlos. In allen dreien herrscht noch, wie in den Räubern, das Charakteristische, daß sie

im Feuer eines gewaltigen innern Dranges gedichtet ſind, in einer Ueberſchwänglichkeit der Empfindungen und Ideen, die den Dichter die wirkliche Welt ganz vergeſſen läßt. Aber eben weil dieſe Ideen, dieſe Anſichten, dieſe Empfindungen das Gemüth der Zeitgenoſſen gleichfalls erfüllten, nur minder bewußt und klar, ſo fand Schiller, dem die Macht hinreißender Darſtellung von Anfang an innewohnte, insbeſondere mit Cabale und Liebe und Don Carlos den entgegenkommendſten, lauten Beifall, und wenn es mit Fiesco weniger der Fall war, ſo lag dies ſicher nur im Stoffe, der als eine aus frivoler Argliſt und blinder Leidenſchaft zuſammengewobene Intrigue keineswegs deutſchen Gemüthern zuſagen konnte, ſo ſehr die Zeitgenoſſen ſonſt den glänzend ausgeſprochenen republikaniſchen Ideen Beifall ſchenken mochten.

Sechs und zwanzig Jahre war Schiller alt; durch ſeine bisherigen Werke war er bereits als einer der erſten dramatiſchen Dichter ſeiner Zeit gefeiert: zugleich galt er mit Recht für einen der größten Lyriker, deſſen Lieder ſeine Zeitgenoſſen mit Begeiſterung ſangen — der Hymnus an die Freude fällt in die Zeit des Don Carlos —

Da mit einem Male hält er inne.

Nicht um ſich dem Genuſſe wohl erworbenen Ruhmes hinzugeben — Schiller kannte keinen Genuß, als fortwährendes Streben und Ringen; nicht etwa, weil ihm die Fülle der Erfindung ſchon verſiegte — trug er doch bereits neue Entwürfe zu dramatiſchen Werken in ſich; auch nicht äußere Motive beſtimmten Schiller zu dieſem Stillſtand, wir wiſſen bereits, daß durch ſolche Schiller nie ſeine geiſtige Richtung beherrſchen ließ. Es war ein großartiger Entſchluß des gewaltigen Mannes, dem ſelbſt ſeine bisherigen Leiſtungen nicht mehr genügten und zwar in einer Weiſe, daß er gegen vertraute Freunde Zweifel ausſprach, ob er überhaupt Beruf zur dramatiſchen Dichtung habe. Er ſchwieg auf Jahre ganz in der Poeſie und wandte ſich andern geiſtigen Ge-

bieten zu, die beide fern genug von der Dichtkunst abgelegen scheinen, der Geſchichte und Philoſophie.

Bewundernswerth iſt nun die Energie, mit welcher Schillers reichbegabter Geiſt ſich auch dieſer Gebiete bemächtigte. Zunächſt in hiſtoriſche Studien ſich vertiefend, drängte es ihn bald zu ſelbſtſtändiger Production, und ſo ſchuf er Werke, die an Schönheit der Sprache, Lebhaftigkeit und Wahrheit der Charakterzeichnung, Anſchaulichkeit der Situationsſchilderung von wenigen Männern des Faches erreicht ſind. Ich meine vor Allen ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande und die des dreißigjährigen Krieges. Dabei erfreut den Leſer die edle ſittliche Wärme in der Beurtheilung von Charakteren und Ereigniſſen eben ſo ſehr, als der geſunde und feine Sinn in der Erkenntniß der Motive. Kurz: Schiller ſtudirte und ſchrieb Geſchichte, als wollte er ganz Hiſtoriker ſein.

Und verfolgen wir ihn auf der Bahn ſeiner philoſophiſchen Thätigkeit, ſo finden wir zwar, daß er hier ſich keineswegs auf einem ihm fremden Gebiete befand. Von Anfang an hatten ihn, dem, wie Wilhelm von Humboldt ſagt, der Gedanke das Element des Lebens war, die tiefſten Fragen der Speculation beſchäftigt und wir bewundern die Kühnheit ſeines Gedankenfluges in den philoſophiſchen Briefen, welche er die Freunde Julius und Raphael ſchreiben läßt. Aber auch von dieſer allerdings mehr genial phantaſirenden als ruhig raiſonnirenden Speculation machte er ſich frei; er trat in die Zucht des größten Philoſophen ſeiner Zeit, Immanuel Kants; ohne jedoch dem Syſtem ſich gefangen zu geben, arbeitete er ſogleich ſelbſtſtändig weiter.

Kant hat keine Seite ſeines großen Gedankenbaues kärglicher, ja man kann ſagen unſicherer bedacht, als die Philoſophie des Schönen. Dieß erkannte Schiller vor Allem und, als wäre dieß das ihm aufbewahrte Gebiet, begann er eine Entwickelung der Idee des Schönen und durchmaß er die ſchwierige Bahn der

Forſchung nach dem Weſen der Kunſt mit einer ſo klaren, mit einer ſo ſichern Beherrſchung aller einſchlagenden Fragen, zugleich in einer ſo vollendeten, bei Philoſophen ſo ſeltenen ſchönen Ausdrucksweiſe, daß weder vor noch nachher dieſe Materien ſo rein, ſo lichtvoll und vollſtändig behandelt erſchienen. Schiller ſtudirte und ſchrieb, als wollte er nichts Anderes mehr, denn Philoſoph ſein.

Inzwiſchen regte ſich, gerade während dieſer abſtracten Studien, allmählig wieder der urſprüngliche Trieb ſeines Weſens; er wandte ſich ner Dichtung langſam wieder zu: noch aber läßt er die Producte dieſer ſeiner poetiſchen Thätigkeit ſelbſt nicht frei aus dem Dienſte der Reflexion; abſtracte Gedanken ſind der Kern, der ſich in dem tief dichteriſchen Boden ſeines Gemüthes zur glänzenden Blüthe lebendiger Bilder entfaltet, und ſo verdanken wir der neubeginnenden Gunſt, die Schiller der Poeſie zugewendet, eine Reihe von Dichtungen der ſchwierigſten Gattung: es iſt didaktiſche Poeſie in vollendetſter Form. Wir erinnern nur an ſein ſchönes Lehrgedicht „die Künſtler“ und an ſeinen „Spaziergang“, eine tiefſinnige Dichtung, in der unter einer Reihe prachtvoller landſchaftlicher Bilder eine Philoſophie der Culturgeſchichte verborgen liegt.

Erſt nach mehr als zwölf Jahren kehrte Schiller in das ihm von Anfang an eigenthümliche Element der dramatiſchen Dichtung zurück, nachdem er zuvor noch, angeregt durch Göthe, in der epiſchen Poeſie jene wunderbaren Balladen und Romanzen geſchaffen, die zu dem Herrlichſten auf dieſem Gebiete der deutſchen Dichtung gehören.

Es iſt von größtem Intereſſe, dieſe Rückkehr Schillers zur dramatiſchen Dichtung zu beobachten; er vollendet mit ihr die Wiederherſtellung der Einheit in ſeinem ganzen dichteriſchen Weſen, in ſeiner ganzen geiſtigen Eigenthümlichkeit. Lange hat er gezögert: endlich aber, nachdem er durch ſeine geſchichtlichen Studien ſich den Reichthum des wirklichen Lebens aller Zeiten erſchloſſen

hatte, durch ſeine äſthetiſchen Forſchungen klar und ſicher über das Weſen und die Macht der Idee geworden war, nachdem er überall, wo er gearbeitet, Meiſterwerke hervorgebracht, folgt er dem alten tiefen Zuge ſeines Dichterweſens und, als ſollte Alles was er bisher geleiſtet, nur Vorbereitung und Vorbedeutung der jetzt erſt errungenen Meiſterſchaft ſein, ſchafft er ſeit 1799 in den letzten Jahren ſeines Lebens eine Reihe dramatiſcher Kunſtwerke, wie Wallenſtein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, und zugleich im Beginne ein Werk, in dem Melos und Drama ſinnvoll verſchlungen ſind, ein Werk, wie keine andere Sprache aufzuweiſen hat, das wunderbare Lied von der Glocke: Alles Dichtungen, die den Stempel der echt idealen Herrſchaft des dichteriſchen Genius über den Stoff an ſich tragen.

Wie ganz anders iſt der Schiller dieſer Periode, als der der erſten: in dieſer ſpricht der Dichter allerdings mit genial kecker Phantaſie ſeine Zeit in aller ihrer trüben Gährung und in ihren unſichern Strebungen aus: jetzt ſteht er über der Zeit, als ein geiſtiger Herrſcher, der ſie mit genialer Majeſtät zu ſich herauf ruft und ſie mit einer Kraft erfüllt, die ſie ſtark macht, in idealer Hingebung des Lebens Kampf und Noth zu beſtehen.

Er ſelbſt iſt mitten im Siege von ſeinen Zeitgenoſſen geſchieden; ſein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele. Aber wie um ſeiner herrlichen Gaben, um ſeines Kämpfens, Ringens und Sieges, ſo iſt er um dieſes Todes willen glücklich zu preiſen: ſein Bild iſt uns geblieben im Glanze jener jugendlichen Reife, die nicht von dem Schatten des alternden Hinſinkens getrübt wird.

In dieſer Begränzung erſcheint uns das Ganze ſeines Lebens ſelbſt, an deſſen reiner Durchführung er ſo getreulich gearbeitet, als ein vollendetes dramatiſches Kunſtwerk, das zugleich ergreift und erhebt.

Erfüllt von dieſer erhebenden Stimmung, im Einklang mit

Ihnen, wie mit viel tauſend deutſchen Herzen, aus denen es heute, ich weiß es, hoffend und jubelnd heraustönt, rufe ich:

Möge der Geiſt Schillers, der echt deutſche Geiſt des herrlichen deutſchen Mannes, der Geiſt des unermüdlichen Strebens nach dem Edeln und Tüchtigen auf allen Gebieten des Lebens, der Geiſt treuer Hingebung an die Idee bis zum letzten Hauche, möge er alle Deutſche einigend durchdringen. Dann, wenn die Stunde der Gefahr kommt, ſei es in der Geiſterſchlacht gegen das Gemeine, ſei es in irgend einem andern Kampfe, in dem es deutſche Ehre gilt, dann wird es ein gemeinſamer Ruf zum Siege ſein, wie es jetzt ein gemeinſamer Ruf freudigſter Erinnerung iſt:

Schiller über Alles in aller Deutſchen Herzen Hoch!

Homburg in der Pfalz.

Zum 10. November 1859.

Eins konnte, deutſches Volk, dir doch nicht wehren
Der Zeiten Schmach: das ſind die Huldigungen,
Die heut, ſo von Begeiſterung durchdrungen,
Du deinem Dichter zollſt, dem edlen, hehren

Wohl ſeinen Ruhm vermagſt du nicht zu mehren:
Sein Name klingt ja längſt in allen Zungen,
Doch dir wird heut ein Kranz um's Haupt geſchlungen,
Weil deinen Schiller ſo du weißt zu ehren

Daß dieſer Tag recht früchtetragend ſchwände;
Wie er vereint dich fand in höherm Sinnen,
Daß, deutſches Volk, dich ſo die Zukunft fände!

Mag dann dein Feind auf's Neue Luft gewinnen,
Daß deiner großen Todten Land er ſchände:
An deutſcher Eintracht ſcheitert ſein Beginnen!

L. Maurer.

Zweibrücken.

Prolog und Feſtrede zur Schillerfeier

am 10. November 1859, von Profeſſor J. M. Fiſcher.

Prolog.

Schiller — feierlicher Klang! Wie viele Herzen erbeben in freudiger Rührung, wenn in dieſer Stunde die Telegraphie allgemeiner Verehrung deinen Namen durch die Länder der Kultur hinträgt, wie Feſttags-Glockenklang, der aus dem Erdengewirre zur ſtillen Sammlung einladet in das Heiligthum deutſchen Gemüthes — der aus den Niederungen materiellen Getriebes erhebt zum Schwunge in die Welt der Ideale — der die ängſtlichen Sorgen im bekümmerten Herzen redlicher Vaterlandsfreunde, wie weinende Kinder, auf Augenblicke wenigſtens in Schlummer wiegt.

Schiller — feierlicher Klang! Wie klingſt du ſo traut, ſo heimathlich, nicht blos in den Thälern deines heimathlichen Vaterlandes — du dringſt hinaus über die buntfarbigen Marken vereinter und nicht Länder mit ſo vielen Mundesarten, mit noch mehr Geſinnungs- und Denkungsarten! Du ſchwingſt dich kühn hinweg über die hohe Waſſerſcheide von Nord- und Süd-Deutſchland — du lauteſt heimiſch nach allen Himmelsgegenden wie im Herzen deines Geburtslandes!

Schiller — feierlicher Klang! Du haſt einen guten Klang,

Elyſium bei mir geweſen, und hätte er mich nicht zu einer großen Waſſerreiſe nach Wittenberg (in ſeiner Geſellſchaft zwiſchen Himmel und Waſſer auf einigen Brettern, rechts und links die Elbe, daß man nicht ausweichen kann und in ſeiner Geſellſchaft) —, ja wo blieb ich? hätte er mich nicht zu einer Reiſe nach Wittenberg auf der Elbe beredet, und verſteht ſich auch ſchon gänzlich geſtimmt; hätte nicht der Profeſſor Becker einen Morgenſpaziergang nach Deinem Weinberge vorgeſchlagen; ja und hätte mir nicht das himmliſche Antlitz meiner Hausfrau, der Frau Hofgärtnerin freundlichſt gelächelt — wäre alles das nicht geſcheben, welch eine Exiſtenz für mich! So aber ſeht Ihr leicht ein, könnte ich Eure Abweſenheit gar wohl verſchmerzen, wenn ich nicht eben einige ſeltſame Capricen hätte. Ich hoffe übrigens, da ich Eure Freundſchaft zu mir kenne, Ihr werdet einer Neuigkeit, die mich ſehr nahe angeht, Eure Theilnehmung nicht verſagen, und dem Glücke Eures Freundes eine Thräne der Freude weihen. Ich entdecke Euch alſo, daß — — — daß mich die Neumann'ſche Familie ſchätzt, wie mir Archenholz betheuert hat.

Der Huber iſt ein Schlingel — ich meine den Sohn — daß er zurückbleiben will. Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und Deinem Weibe anhängen, heißt's in der Bibel, und hier iſt noch etwas darüber. — Aber ſo viel kann Richter's Caffeehaus und die kindliche Pflicht! Den Mai nicht in Dresden bei uns zuzubringen! Den Monat der Freude! Pfui - - aber laß Kunzens dieſen Brief nicht leſen.

der sich nicht verstimmt unter den Einflüssen politischer Wetterwendigkeit, der nicht verstummt unter dem Mißklange kirchlicher Disharmonie — dein ernster Mahnruf lautet von Land zu Land noch fort und fort in der Stunde der Gefahr: Seid einig, einig, einig! — und dein Segenswunsch zur Glockenweihe der Concordia schallet von Stadt zu Stadt:

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Schiller — feierlicher Klang! Dein Name dringt heute weiter als die deutsche Zunge klingt — hinauf zu den stamm- und sprachverwandten Herzen jenseits des Kanals im Norden — hinein in den romanischen Westen, ja weit hinaus in den slavischen Osten — und wenn er gegen Süden „über den Bergen" weniger Anklang findet, so schallt er um so lauter aus den Schweizer-Alpen als Echo in die Heimath zurück. — Der Glaspalast in London erglänzt heute von der Verherrlichung deines Namens — die Weltstadt an der Seine bringt dir ihre Huldigung in den elysäischen Feldern — und die Prachtstadt des Czaaren, an der Mündung der Newa feiert dein Geburtsfest so theilnahmvoll wie das idyllisch stille Weimar, die bethlehemitische Wiege deines Ruhmes und des Ruhmes deutscher National-Literatur, der dort aufstieg als Morgenstern und einen neuen Tag verkündete.

Selbst jenseits des Ozeans feiern deine ausgewanderten Landsleute dein Angedenken, das treu mit ihnen wanderte, mit ihnen siedelte in New-York, wie allenthalben in neuen Wohnstätten des neuen Erdtheiles zur Lichtung, wie der Wälder so der Geister.

Dein hundertjähriges Geburtsfest begeht heute alle Welt, so weit Kultur nicht blos des Landes sondern des Geistes drang — und auch wir glauben es würdig zu begehen, wenn wir in dem großen Concerte, in welchem die gebildete Welt zu deiner Verherrlichung wetteifert, den einfachen Dreiklang anz-

ſtimmen wagen, aus welchem die Größe deines Ruhmes und die Harmonie allgemeiner Verehrung ſtammt, den Dreiklang: Schiller der Philoſoph — Schiller der Geſchichtſchreiber — Schiller der Dichter.

Feſtrede.

Wie reich und großartig auch der Inhalt der Geſchichtbücher des Jahrhunderts ſein mag, welches von Schiller's Geburt bis zur gegenwärtigen Feier derſelben verfloſſen iſt — Schillers Name ſtrahlt hoch und hell genug, daß er als Huldgeſtirn zur Erleuchtung und wohlthätigen Erwärmung hervorglänzt über den finſterkalten Nachtſtücken wie unter den lebenswarmen Lichtbildern, welche das Panorama der Geſchichte dieſes Jahrhunderts dem Auge ſinniger Betrachtung darſtellt.

Kämpfte Schiller auch nicht mit der Schärfe des Schwertes, ſo kämpfte er mit dem ſchärferen Schwerte des Geiſtes für die unantaſtbaren Güter der Menſchheit — und was er in dieſem heiligen Kriege von dem Tempelgute der Menſchheit ſiegreich erworben, hat er nicht wie ein Eroberer in die Bücher der Weltgeſchichte mit Blut geſchrieben, ſondern durch die Macht ſeines Geiſtes in Dichtung verherrlicht zur Verwirklichung im Leben.

Ihm war auch „die Bühne eine moraliſche Anſtalt" — und wenn er „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen" ſchrieb, war er aus eigener Erfahrung überzeugt „von dem moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten". Er löſte praktiſch die theoretiſche Frage: „Zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte" — und ſeine philoſophiſchen Abhandlungen: über das Pathetiſche — über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden — über die tragiſche Kunſt — über Anmuth und Würde — über die nothwendigen Grenzen im Gebrauche ſchöner Formen — über das Erhabene — ſie zeugen alle dafür, wie erhaben der Schwung

seines Geistes war, und wie weit nach dem Zeugnisse des andern Dioscuren, mit welchem er im Standbilde zu Weimar den Lorbeer des Verdienstes theilt, „wie weit unter ihm lag das Gemeine."

Er war deutscher Denker, wie in seiner Dichtung so in seinen philosophischen Forschungen und Entwickelungen, wie sie der Morgenstern deutscher Denker seines Jahrhunderts, wie sie Kant naturgesund angeregt, aus dem Nebel an das Licht hervorgeführt und lebenskräftig an die Nachwelt vererbt hat, mochten sie auch im Wandel der Zeiten manche Wandelung erleiden, und schwächlichen Augen selbst zum Aergernisse werden.

Schiller's Vernunftanschauung, seine Idealität, erhebt sich auf Grund und Boden positiver Realität des faßbaren Wirklichen im Leben, Wissen und Können, sie erhebt sich aus Grund und Boden der Geschichte der Menschheit, in welcher die Ideen des Wahren, Guten und Schönen, freilich nur durch trübe Mittel, sichtbar werden, ja nicht selten durch menschliche Entartung in ihr Gegentheil umschlagen, und in widriger Verzerrung oder völliger Verkehrtheit den tiefen Grund von Gemeinheit zeigen, bis zu welchem der entartete Mensch herabsinken kann. — Je tiefer aber die Gemeinheit unter Schiller lag, deste höher und zugleich realer, wirklicher und wesenhafter erhob sich seine Idealität.

„Höhere Geister sehen die zarten Spinngewebe einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen, wo der (gewöhnliche) Mensch Nichts sieht, als das in freier Luft schwebende Faktum; aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt."

In diesem Bekenntnisse Schiller's liegt das Geheimniß seiner Wirksamkeit wie der Wirksamkeit aller großen Geister — ein Faktum gibt den Anstoß zum Aufschwunge des Geistes in die

Vogelperspektive, von welcher dieser den ganzen Gesichtskreis aller Ursachen und Wirkungen überschaut und beherrscht.

Idealer Schwung der Einbildungskraft ohne nüchternen, gediegenen Verstand, der auf sichere Wahrnehmung positiver Realität sich stützt, verliert sich in Schwärmerei und verschwimmt im Nebel der Verirrung; diese Gefahr liegt nahe, wenn die Wissenschaft sich vom Leben trennt, und in ihrer Abgezogenheit, Abstraktion, auf die Zurechtweisung durch die konkrete, mit dem Leben verwachsene Wirklichkeit nicht mehr achtet. „Die Philosophie erscheint immer so — schreibt Schiller 1795 an Göthe bei Uebersendung des Gedichtes: „Die Weltweisen" — wenn sie aus eigenen Mitteln, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zugestehen, das Wissen erweitern, und der Welt Gesetze geben will."

Immerhin beachtenswerth bleibt daher der Sinn jener klassischen Sage: Antäos, der Gigante, sei unbezwingbar gewesen, so lange er mit der Mutter Erde in unmittelbarer Berührung blieb, doch leicht besiegt, als Herakles dieser Berührung ihn entrückte. Der Mensch in seiner Stellung zwischen materieller und geistiger Welt verliert seine Haltung in Leben, Kunst und Wissenschaft, wenn er in Ueberschwenglichkeit dem Grunde positiver, realer Wirklichkeit sich entrückt; er versinkt dagegen in der Tiefe gemeinen Materialismus, wenn die Schwungkraft idealen Strebens ganz in ihm erlahmt. Die Gegenwart schwebt zwischen beiden Klippen vielleicht gefährlicher als irgend eine andere Zeit; darum ist es rathsam nicht blos sondern heilsam, an der gigantischen Kraft eines Geistes wie Schiller festzuhalten, und durch solche Berührung sich zu wahren vor Verirrung.

Schiller erwies die Kraft seines Denkens und zugleich den Schwung seiner Idealität auch in seinen geschichtlichen Werken.

„Wo keine Thaten geschehen, da schweigen die Sänger" —

aber auch die Geſchichtſchreiber, wenn ſie nicht in altergraue Vergangenheit ſich vertiefen, im Staube von Archiven ſich vergraben, oder mit Wichtigkeit über eine Nichtigkeit ſich ereifern. Thatenreiche Zeit bildet tüchtige Geſchichtſchreiber. Mancher beſcheidene Stadtſchreiber bewährte ſich als ehrenwerthen Chroniſten, wenn die Geſchichte ſeiner großen oder kleinen Reichsſtadt ſeiner Feder Stoff gewährte. Selbſt ein tüchtiges Stück Geſchichte erlebt zu haben, das ertheilt dem ſonſt naturbegabten Geſchichtſchreiber erſt die wahre Weihe.

Schiller hat eine thatenreiche Zeit durchlebt; er hat ſich darin zum Geſchichtſchreiber gebildet durch die Schule des Lebens; und die Vorbereitung dazu gab ihm die Karlsſchule, die freilich noch nach keinem revidirten Schulplan eingerichtet war. Ein rüſtiger Vertreter der höchſten Intereſſen und heiligſten Güter der Menſchheit, griff Schiller mit kühner Hand nach den gehaltreichſten Stoffen, aus welchen die Weltgeſchichte aller Zeiten geſchaffen und gebildet iſt. Der Hochflug ſeiner Begeiſterung, ſein menſchlich theilnehmendes Gefühl für Wohl und Wehe der Menſchheit, welches durch die Erfahrungen ſeines eigenen Lebens fortwährend in Anregung erhalten ward, ſein naturgeſunder Sinn für Geſchichte, welche dieſen Namen in Wahrheit auch verdient dieſe Eigenſchaften in ſeltenem Vereine ließen ſeine geſchichtlichen Studien nie verkümmern in Pergamentrollen, Zahlen- und Geſchlechtsregiſtern; ſie trugen ihn empor auf den Hochpunkt allgemeiner Ueberſicht und gründlicher Einſicht, und tauchten ihn tief genug in die Lebensquellen, aus welchen die leibhaftige Geſchichte der Menſchheit entſpringt, und in welchen jedem denkenden und fühlſamen Menſchen die Tiefe menſchlicher Verſunkenheit, wie die Höhe menſchlicher Größe ſich ſpiegelt.

Sein durchdringender Blick durchſchaute die Kabinetsgeheimniſſe des menſchlichen Herzens mit ſeinen Leidenſchaften, Lüſten und Laſtern wie mit den beſſeren Regungen und menſchlichen Tugenden

der Selbstbeherrschung und Aufopferung für das Wohl der Mitmenschen im Einzelnen wie im großen Ganzen. So ausgestattet schuf er nach ernstlichen sorgfältigen Studien die beiden Geschichtwerke: „Abfall der Niederlande“ und den „dreißigjährigen Krieg,“ zwei weltgeschichtliche Ereignisse, in welchen, in den damaligen Ländern der Kultur, Freiheit und Knechtschaft des Leibes, des Geistes und des Gewissens unter weltlicher und geistlicher Herrschaft ein volles Jahrhundert im blutigsten Kampfe auf Leben und Tod wider einander rangen.

Und jeden Stoff kleidet Schiller in eine Form voll Anmuth, Würde und Erhabenheit, wie als Philosoph und Geschichtschreiber, so zumeist als Dichter, darum lieben ihn als Mann des Volkes die Völker, darum ehren ihn als Fürsten im Reiche der Dichtung Fürsten und Könige, darum huldigt ihm als Bannerträger edler Menschlichkeit der Adel der Menschheit, die Humanität. — Aus urkräftigem Borne klassischen Alterthums entsprungen, sind die Schöpfungen seines Geistes selbst klassisch, und zugleich Vermittler zwischen Klassizität und Modernität. Ein richtiges Verständniß seiner Dichtungen führt nach einer Seite zur Bekanntschaft mit Mythe und Geschichte klassischer Vorzeit, nach der andern Seite zur Kenntniß mittelalterlicher und moderner Zustände.

Als gemüthvoller Deutscher ist er mit Vorzug der Dichter des deutschen Volkes. Aus seiner lyrischen Dichtung spricht deutsches Herz zu deutschem Herzen, und aus seiner epischen deutsches Gemüth zu deutschem Gemüth, aus seinen Sinngedichten deutscher Geist zu deutschem Geiste, aus seinen Dramen deutscher Charakter zu deutschem Charakter. Wer darum in Wahrheit deutschen Sinnes ist, deutsch denkt und fühlt, der kann Schiller's Feind nicht sein; wer an Schiller Aergerniß nähme, dem wäre es ein Aergerniß, daß die Erde sich bewegt, und daß die Sonne leuchtet und daß er nicht die Macht besitzt, das Licht

der Sonne auszulöſchen und die Bewegung der Erde in ewigen Stillſtand zu bannen.

Seine Lieder klingen lieblich wie Junius-Lieder, nicht ſo lange nur, als die Roſen blühen und die Nachtigallen ſchlagen; ſie überdauern die Gluth des Sirius, jenes ſengenden Geſtirnes, nach welchem der Deutſche die ſchwül drückenden Tage benennt, die ihm nicht gefallen. Seiner Lieder Silberklang verſtummt nicht unter dem Reife des Spätherbſtes, erſtirbt nicht unter dem Schnee winterlichen Alters. Schiller's Muſe „theilet jedem eine Gabe, dem Früchte, jenem Blumen aus; der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder geht beſchenkt nach Haus."

„Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinde, und herrſchet weiſe im häuslichen Kreiſe, und lehret die Mädchen und wehret den Knaben, und regt ohn' Ende die fleißigen Hände und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn — und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer, und ruhet nimmer."

Darum: Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben!

Doch: Prüfe, wer ſich ewig bindet, ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz — die Reu' iſt lang.

Seine Xenien dagegen ſpiegeln voll Witz und Scharfſinn, wie ſcharf geſchliffene Diamanten von reinſtem Waſſer, in Miniatur-Bildern die Zuſtände von Literatur und Leben ſeiner Zeit.

In ſeinen Dichtungen epiſcher Art tritt der geſchichtliche Hintergrund durch den Zauber der Dichtung ſtereoskopiſch hervor, mögen im „Taucher" die Wunder des Meeres aus dem Abgrund auftauchen, oder Sänger und Kaiſer beim feſtlichen Krönungsmahle zu Aachen ſtehen „auf der Menſchheit Höhen."

Vollends plaſtiſche Rundung gewinnt das Geſchichtliche in ſeinen Dramen; dieſe ſind die reifſten Erzeugniſſe ſeines philoſophiſchen Geiſtes, ſeiner dichteriſchen Begabung und ſeiner

geſchichtlichen Studien. Wie das antike Epos unter philoſophiſcher Anſchauung lebensvoller ſich verjüngt in der Tragödie der Griechen, ſo geſtaltet Schillers philoſophiſch-dichteriſcher Geiſt die Geſchichte zum hiſtoriſchen Drama von ergreifendſter Bedeutſamkeit, zur draſtiſch wirkſamen Darſtellung der belebteſten Epochen der Weltgeſchichte in ihren allgemeinen Haupterſcheinungen.

Sein allumfaſſender Geiſt verſuchte ſich in und an klaſſiſchen Werken antiker und moderner Literatur, bald in Ueberſetzung bald in freier Nachbildung. Er kleidete Virgil's zweites und viertes Buch der Aeneide, die noch antik gehaltene Zerſtörung Trojas und die ſchon romantiſcheren Abenteuer des frommen Aeneas, in das moderne Gewand achtzeiliger gereimter Strophe oder Ottava — überſetzte Iphigenie in Aulis und Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides — gab in dem Paraſiten eine Nachbildung franzöſiſchen Luſtſpiels — überſetzte Picard's „Neffe als Onkel," und die Tragödie Phädra von Racine — verſuchte ſich im tragikomiſchen Märchen Turandot von Gozzi am italieniſchen Drama im romantiſchen Style — brachte endlich des dramatiſchen Heros Shakespeare's Macbeth auf die deutſche Bühne.

Indem er ſo der romaniſchen Literatur in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache, wie der antiken von Latium und Hellas, endlich der ſprach- und geiſtesverwandten engliſchen Dramatik die Ehre gab, ehrte er nicht blos ſein univerſales Humanitäts-Gefühl und die Allſeitigkeit ſeiner geiſtigen Richtung, ſondern auch die deutſche Sprache und Nation ſelber dadurch, daß er in ſeiner Mutterſprache jene unvergänglichen Denkmäler errichtete, welche den Meiſterwerken anderer Sprachen und Nationen würdig zur Seite ſtehen und in mancher Beziehung mit Vorzug ſie überragen.

Durch Verkleinerung fremder Nationalität wächſt die eigene

nicht; sie wird nur um so kleiner, wenn sie über dem auch gerechten Tadel fremder Schwäche die eigenen Gebrechen übersieht. Durch würdige Anerkennung fremder Literatur führte Schiller im Vereine mit seinen Zeit- und Geistesgenossen die deutsche Sprache und Literatur in sicherem Fortschritt auf die Höhen des Parnasses.

So entstand Wilhelm Tell als charakteristischer Träger der geschichtlichen Rolle, welche die Schweiz von jenem vierzehnten Jahrhundert an bis heute in der allgemeinen Geschichte der Menschheit spielt — das fünfzehnte Jahrhundert vertritt die Jungfrau von Orleans mit der Oriflamme edelster Selbstaufopferung, die aus der Asche der Heldin in unvergänglichem Lichte für alle Zukunft leuchtet aus dem unseligen Kampfe Frankreichs gegen England. — Für die Hauptereignisse im sechzehnten Jahrhundert erscheinen: Fiesco wider Doria im Ringen um die Herrschaft in der Republik Genua — sodann Don Carlos in menschlich natürlicher Empörung gegen einen im politischen und religiösen Wahne befangenen, unnatürlichen Vater Philipp II. in Spanien — endlich Maria Stuart gegenüber Elisabeth, jede eine Königin, beide von der Schlange politischer und kirchlicher Parteiung umstrickt, welche Spanien, Frankreich, England und die Niederlande abwechselnd zum Schauplatze unseliger Befehdung machte, und die, wenn leider noch nicht ihre Lösung, doch einen folgenreichen Abschnitt fand in dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland, welcher in der Trilogie: Wallensteins Lager, Piccolomini und Wallensteins Tod — das denkwürdigste Geschichtgemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert zur Anschauung bringt.

In der Braut von Messina oder in den feindlichen Brüdern durchringen sich antike, maurische und christliche Weltanschauung, wie sie dort örtlich sich zusammenfanden, um zu zeigen, wie, natürlicher Blutverwandtschaft zum Trotze, ungezügelte Leidenschaft allenthalben zu unnatürlichem Vernichtungskampfe treibt.

Die Räuber und Cabale und Liebe tragen nicht das Gepräge bestimmter Nationalität oder bestimmter Zeit; allgemein menschlicher Natur gehören sie jeder Zeit an, in welcher menschliche Leidenschaft, ohne besondere nationale oder zeitliche Färbung, unmenschlich frevelt im Kampfe roher Natur gegen Kultur, oder privilegirter Stände entarteter Natur gegen die natürlichen Zustände der Civilisation. Beide Dramen bringen das Allgemeine menschlicher Verirrung und Entwürdigung in einem besonderen Falle zur Anschauung, der wieder für alle Fälle gilt; so rein poetischer Natur, erregen sie auch das allgemeinste Interesse der Menge.

Die Huldigung der Künste endlich, dieses unerreichte Gelegenheitsdrama, in dessen Hintergrund das Mädchen aus der Fremde sinnig steht — welch ein Edelstein der Huldigung deutscher Muse, würdig des Diadems für die großfürstliche Huldin der Musen Maria Paulowna, Erbprinzessin von Weimar! — Der Werth dieses Diamantes liegt nicht in seiner Größe, wohl aber gerade bei seiner Kleinheit in der Kunst seiner Fassung und in der Krystall-Reinheit seines unvergleichlichen Glanzes, der: „wie der Iris schönes Farbenbild sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen" — so in Einem Strahle die sieben Künste spiegelt, durch jene Feinheit des Schliffes, wozu nur Schillers Geist die Demantkraft besaß.

Schiller's Sprache und Sprachbildung in Dichtung, Geschichte und Philosophie hat mächtig mitgewirkt, der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste zur Mündigkeit, und für alle Zeit zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Seine schriftstellerischen Werke haben der deutschen Sprache allmälig Eingang eröffnet in fremde Länder der Kultur, und die Deutschen selbst veranlaßt, sich in Bekanntschaft zu setzen mit antiken und modernen Klassikern anderer Nationen, wie mit manchen klassischen Erzeugnissen der eigenen deutschen Literatur aus der

Ich muß Euch den Stadtrichter noch einmal vorführen. Ich habe ihm seinen Vorschlag nicht ganz abgeschlagen, weil ich mir gern eine kleine Lust mit ihm machen möchte. Er ist ganz närrisch in die Idee verliebt, besonders da sie sich auf die höchste Ersparniß gründet. Der schäbige Geizhals muß reisen, und unter allen möglichen Sorten von Reisen ist ihm diese die wohlfeilste. Er hat ausgerechnet, daß der Nachen bis Wittenberg zwölf Thaler kosten sollte. Wenn wir nun zu vieren wären, so käme er für drei Thaler nach Wittenberg. Daher die Sehnsucht nach meiner Gesellschaft. Ich sagte ihm, daß ich unendlich gern von der Partie wäre, wenn ich nicht fürchtete Euch zu beleidigen. Ich hätte die Reise nach Leipzig ausgeschlagen, und würde also nicht wohl eine andere in Vorschlag bringen dürfen, ohne Euch im höchsten Grade zu erzürnen, sagte ich. Das beste wäre, rieth ich ihm, er steckte sich hinter Euch und suchte es durch seine Beredsamkeit und seinen Einfluß dahinzubringen, daß Ihr selbst mir den Vorschlag machtet und es von mir fordertet. Das wird nun ein himmlischer Spaß werden, wenn Euch der Pinsel auf den Zahn fühlt. Alsdann rechne ich darauf, daß die Minna mich bazt, und da werde ich's schief aufnehmen und zum Trotz da bleiben. Der Stadtrichter wird als ein Eintrachtstörer von Euch und von mir angeklagt, und er soll Blut schwitzen. Das für seinen Geiz!

Schreibt mir doch pünktlich, wann Ihr ungefähr in Meißen eintreffen werdet, daß ich mich danach richten

Uebergangsperiode von dem vorigen in das gegenwärtige Jahrhundert.

Die Allseitigkeit seiner geistigen Richtung, die sinnlich frische Anschauung, die Schärfe seines Urtheils bei so kühner aber wohlgezügelter Einbildungskraft, die stets rege Empfindsamkeit seines menschlich edlen Gemüthes, das ist, seine Humanität — endlich die glückliche Wahl allgemein ansprechenden Stoffes, und jene feurige Behandlung, welche auch den spröden Stoff zum glücklichen Gusse bringt — diese Eigenschaften sichern ihm für immer allseitigen Einfluß seiner Wirksamkeit auf den weiten Kreis seiner Leser und Verehrer.

Die bereits allbekannte sogenannte Schiller-Ausgabe, welche in Stadt und auf dem Lande, dort prächtiger hier bescheidener, den kleinen oder größeren Bücherschrank eines jeglichen Schillerfreundes ziert, und welche alle Werke Schiller's nun um denselben Preis bietet, den früher bei noch höherem Werthe des Geldes seine lyrischen Gedichte allein schon kosteten — diese Schiller-Ausgabe seiner Werke gab buchhändlerischer Spekulation den guten Gedanken ein, auch die Schriften eines Lessing, Wieland, Klopstock, Göthe, und was sie sonst noch einem größeren Leserkreise mit Verlässigkeit in die Hände zu legen wünschte, in gleichem Formate um verhältnißmäßig billigen Preis erscheinen zu lassen. So steigerte die Spekulation materieller Industrie, bewußt und unbewußt, durch raschen allgemeinen Umsatz die Interessen geistigen Kapitals, welche deutsche Klassiker in ihren Werken niederlegten, zur Bereicherung und Förderung deutscher Sprache, deutschen Geistes, deutscher Nationalität, bei stets zunehmendem Verkehr auch über die Grenzen deutscher Länder hinaus, zum Genusse und zum Wohle für die gesammte Menschheit, als gediegenste lebenspendende Frucht der Humanität.

Ist die deutsche Sprache in ihrer selbsteigenen inneren Entwickelung für die Zukunft auch nicht in gleichem Grade der

Vervollkommnung fähig, wie seit dem Jahrhundert, da Schiller geboren ward, so gewinnt sie doch im Laufe der Zeiten, vermöge ihrer Berührung mit fremden Sprachen und Ländern, welche Deutschland rings umgeben, noch täglich mehr an Verbreitung nach außen, und mit dieser Verbreitung an Anerkennung des Werthes deutscher Sprache und deutschen Geistes. — Darin liegt vielleicht einiger Ersatz für die Verluste, welche Germanien, das Land des Streites, durch innere Parteiung und Zerrissenheit in unbegreiflicher Verblendung sich selber zuzieht.

Zum Verständnisse Schiller'scher Werke und der Schriften seiner Zeit- und Geistesgenossen bedarf es für Deutsche noch nicht erst eines besonderen formellen Sprachstudiums, wie z. B. bei den Nibelungen und anderen älteren Dichterwerken; es genügt dazu allgemeine Sprachbildung, ein deutsches Herz und mutternatürlicher Verstand. — Eine Zukunft, in welcher das Verständniß deutscher Literatur aus Schiller's Zeit besonderer, formeller, gelehrter Studien in deutscher Muttersprache bedürfte, würde den Zustand einer Barbarei in Aussicht stellen, an welche die Gegenwart zum Glücke noch nicht glauben kann.

Der Gewinn aus Schiller's Meisterwerken ist aber auch kein bloß formeller, sprachlicher, sondern, wie das bei der Beschäftigung mit jedem menschenwürdigen, klassischen Kunstwerke ist und sein soll, ein wahrhaft realer, ein geistiger; und zur Erzielung dieses Gewinnes wirkten eben so gründlich als förderlich und verdienstlich: Schwab, Gözinger, Hoffmeister, Vieheff und so manche Biographen und Kommentatoren einzelner Werke Schillers, welchen es eine Angelegenheit ihres deutschen Herzens war, Schiller's Werke deutschem Verstande und deutschen Herzen recht nahe zu legen.

Mit Recht blickt daher die Gegenwart dankbar auf das Jahrhundert, dem Schiller angehört, und mit Verehrung auf die Werke aus jenem Jahrhundert, wie auf die Männer, die solche Werke

in Kunſt und Wiſſenſchaft zur Ehre deutſcher Nation zu Tage gefördert haben. Schiller aber insbeſondere hat als Philoſoph, als Geſchichtſchreiber und als Dichter die Ideen des Wahren, des Guten und des Schönen, welche ſich in ihm zur Darſtellung vollkommen ſchöner Menſchlichkeit inniglichſt verbanden, und welche unbewußt in dem Herzen jedes beſſeren Menſchen ſchlummern, durch den Klang ſeiner Lieder aus dem Schlummer geweckt, durch das Licht ſeines Geiſtes beleuchtet und durchwärmt, durch den Zauber ſeiner Dichtung mit Anmuth bekleidet, und kraft ſeines mannhaften Charakters, an ihnen die Kraft bewährt zu ihrer Verwirklichung im Leben. — Jede Mußeſtunde der Muſe Schiller's geweiht, iſt des Segens gewiß, welchen die Feier dieſes Tages gewähren ſoll.

Darum Ehre der deutſchen Nation, wenn ſie das hundertjährige Geburtsfeſt des großen Geiſtes feſtlich und freudig feiert — aber nicht blos in vergänglichem Feſtgepränge, in verhallender Jubelfeier, ſondern in treu dankbarer Würdigung ſeiner Werke, und in ſelbſteigener Bewährung rein lauterer Geſinnung, nüchtern verſtändiger Denkart und altgerühmten bieder-deutſchen Charakters.

Epilog zur Schillerfeier.

Kein amtlich gebotener, kein kirchlich angeordneter Feiertag hat uns hier verſammelt; ein Feſttag aller Seelen und Herzen iſt es, den wir heute mit allen unſern Brüdern in den heimathlichen Gauen und ſelbſt in fremden und fern entlegenen Ländern und Welttheilen begehen. Allenthalben in dem deutſchen Vaterlande von der Adria bis zur Nord- und Oſtſee, von den Karpathen bis

zum Jura und dem Ardennerwalde lodern Altäre an Altären in Flammen, welche in der alten und in der neuen Welt, wo nur Deutsche vereinigt leben, ihren Wiederschein finden. Es sind Flammen zu Opfern der Bewunderung, des Dankes und, vor Allem, der Liebe für einen der Edelsten unseres Geschlechts, und — wir setzen mit gerechtem Stolz hinzu — unseres deutschen Volkes, der heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hat, um die Welt mit seinem Lichte zu erhellen und zu beglücken und mit seiner Wärme zu durchdringen. Wie verschiedenartig auch diese Opfer sein mögen, die Verschiedenheit hat ihre Ursache in den Kräften, nicht in dem Willen und den Ansichten der Opfernden, die Alle in dem gemeinsamen Bekenntnisse mit einander übereinstimmen:

Schiller war, Schiller ist, Schiller bleibt der Lieblingsdichter des deutschen Volks.

Jünglinge und Jungfrauen hängen mit der ganzen Glut jugendlicher Begeisterung an dem seelenvollen Lehrer, folgen ihm innigen Vertrauens dem treuen und sicheren Führer, lauschen in andächtiger Stille dem wohlmeinenden und weisen Rathgeber; Männer und Frauen drücken voll Zärtlichkeit den vertrauten Busenfreund an das freudenbewegte Herz, aus dessen innerster Tiefe er, ein vollendeter Markscheider, das Gediegenste und Edelste zu Tage gefördert hat, um es als eben so kundiger Warrein auf der Kapelle des Zartgefühls zu prüfen und zu läutern und den überraschten und entzückten Besitzern des Fundorts in der köstlichsten Fassung wieder zuzustellen; und selbst das matte Greisenauge verklärt sich noch in einem dankbaren Blicke scheidenden Lebens gegen den gemüthlichen Begleiter auf der Lebensreise, der auch noch den abendlichen Himmel mit sanfter Röthe lieblich zu malen bemüht ist. Wo hat das Erhabene einen in Wort und Beispiel würdigeren

Vertreter? wo die Anmuth und Würde einen frommeren Priester, einen wachsameren Hüter, einen zärtlicheren Pfleger? Die Geschichte freuet sich des gründlichen und allseitigen Forschers und des lichtvollen und sinnreichen Darstellers, freuet sich der Wärme, mit welcher er dem Guten das Wort redet, und der schonenden Liebe, womit er das Böse aufdeckt, wo die Wahrheit es zu verhüllen verbietet; sie ist mit dem Drama stolz auf den trefflichen Charakterzeichner und den herrlichen Situationsmaler, der von seinen Freskostrichen bis zu den Miniaturzügen den gleichen Meister beurkundet und, wenn er in seinem unerschöpflichen Bilderreichthum kräftig und zart das Streitige mit dem Milden paart, uns schon den Geist ahnen läßt, der mit seinem belebenden Hauche die Accordharfe des Frauenherzens anweht und dem Wunderinstrumente Klänge entlockt, die wie himmlische Harmonien in das irdische Leben herübertönen, oder in seinem Lied von der Glocke ein spiegelndes Gemälde des menschlichen Lebens durch alle Tonarten vor uns spielen läßt und von einer Tonart zur andern in Akkorden übergeht, die jedem in der Hand zu liegen scheinen. Die deutsche Sprache, für welche er auf der unabsehbaren Wörterflur seines Volke das Schönste gesucht hat, um seine Liebe zu schmücken, strahlt in der lieblichen Frische jugendlicher Unschuld, seitdem er durch seinen sittlich reinen Umgang mit ihr, durch seine keusche Pflege ihrer natürlichen Zartheit einen Reiz und eine Weihe über sie verbreitet hat, daß man aus seinen Gedichten eine Auswahl von Lehren Kernsprüchen machen kann, die sich für die höhere Andacht zu Gesängen eignen in dem freien Tempel der Natur, dem endlosen Schauplatze der zahllosen Wunder der Allmacht.

Dieses weiß, dies erkennt, dieses fühlt der Deutsche, und in diesem Bewußtsein schaart er sich mit allen seinen Brüdern, vom Aufgang bis zum Niedergang, im Norden und im Süden, zu einem einigen, geistigbehen seelengroßen, herzenswarmen Volke in und unter seinem Schiller zusammen.

Das iſt die Macht des Geiſtes, dem ſich die Geiſter frei und leicht und freudig zur Huldigung wie zum Schutze anſchließen.

Das iſt der Zauber des Herzens, deſſen Worte aller Orten Anklang und Wiederhall finden, wenn ſie das Schuldbuch vernichtet und die ganze Welt ausgeſöhnt wiſſen wollen, wenn ſie Millionen zur Umarmung rufen und der ganzen Welt einen Kuß bieten

Und hierin iſt der Segen der Unſterblichkeit verbürgt, den der Genius der Menſchheit über Alle ſpricht, welche der Adel und der Stolz, die Zierde und die Wonne ihres Geſchlechts geworden ſind.

Wir haben dem Gefeierten eine Stätte in unſerer Stadt geweihet, frei und hell und freundlich, wie er ſelbſt geweſen. Sie macht die zarte Jugend ſchon mit einem Namen bekannt, deſſen Träger ihr ſpäter die reichſte Nahrung für den Geiſt bieten und dem Gemüthe ſüßes Labſal ſpenden wird.

Aber der Heros unſeres Feſtes weilt nicht mehr in den Niederungen. Er thronet auf dem Parnaſſe, zwiſchen großen Unſterblichen ein Großer, unter ewig Hohen — hoch!

Mühlhauſen im Elſaß.

Anſprache des Profeſſor Auguſt Stöber,

gehalten am 10 November in der literariſchen Geſellſchaft.

Meine Herren.

So weit die deutſche Sprache reicht, ſo weithin deutſche Bildung waltet; ja, allenthalben, wo Herzen für die höchſten

Güter der Menschheit schlagen, wird heute ein Fest des Dankes und der Huldigung gefeiert. Sind es doch heute hundert volle Jahre, daß einer der reichsten Geister, daß der als Dichter und und Mensch gleich hochstehende Friedrich Schiller, im schwäbischen Städtchen Marbach, seine Erdenwanderung begann.

Auch uns, meine Herren, trieb das tiefste Gefühl der Pietät dem unsterblichen Genius unsere Verehrung zu weihen für Alles, was er uns Schönes und Segenvolles gegeben, in seiner so kurzen aber so wohl ausgefüllten Lebenszeit.

Wir haben zu dieser Feier über keine große Mittel gebieten, keine große Anstalten treffen können. Wir sind gekommen, von innerem Drange getrieben, einfach und bescheiden, ein Kreis gleichgesinnter Freunde des Ewigwahren, des Ewigschönen.

Deutsche, Genossen verschiedener Volksstämme, feiern hier das Andenken eines ihrer edelsten, würdigsten Geistesheiden; ja eines Geisteshelden, der von seinen frühesten Jugendtagen bis zu seinem Tode, durch langes, oft riesenhaftes Ringen und Kämpfen vorwärts dringend, den schönsten Siegespreis gewann, und, in seinen vollendetsten Dichtungen, das Ideal mit dem Leben versöhnte, das Leben durch das Ideal verklärte. Er war der Liebling der Nation geworden, und ist es geblieben: denn er suchte seine Nation zum Bewußtsein ihrer Rechte, ihrer Würde emporzuheben, das Gemeine strafend, das Edle und Schöne an's Licht ziehend überall wo er es verborgen und vergessen fand.

Schweizer huldigen, in unserm Kreise, dem Dichter, der in einem seiner schönsten Gebilde den Retter des Vaterlandes, den Mitbegründer von dessen Unabhängigkeit, in so bezauberndem Lichte darzustellen wußte; der, aus dem Munde des scheidenden, schon halbverklärten Attinghausen, den Eidgenossen die mahnenden Worte zuruft:

„O haltet fest zusammen — fest und ewig!
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd!

Hochwachten stellet aus auf euern Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle. —
Seid einig — einig — einig."

Söhne Frankreichs sind gekommen, das Gedächtnißfest Schillers zu begehn, dem die Nationalversammlung, den 26. August 1792, „als einem Freunde der Menschheit", — wie es im Dekrete heißt — das französische Bürgerrecht verliehen. Sie sind gekommen, dem großen Dichter ihre Ehre zu bezeugen, der, das durch schnöden Witz verhöhnte Bild der reinen Jungfrau, der begeisterten Streiterin, die Frankreich von Englands Joch befreite, aus dem Staube zog und mit neuer Glorie verherrlichte.
Wir Elsässer besonders konnten nicht ausbleiben. Sie weit unsere geistige Bildung hinaufreicht in die Jahrhunderte, wähnen und laben wir uns am Quelle deutschen Geisteslebens. Vom Mönche von Weißenburg herab, dessen „Crist" das älteste Denkmal deutscher Poesie ist, bis zur Neuzeit, ist unsere heimathliche Literatur ununterbrochen mit derjenigen des alten Mutterlandes verwachsen. Dieses geistige Band, das uns an dasselbe knüpft, werden wir hoffentlich so bald nicht abschneiden! Und so muß uns auch Schiller stets eine der wohlthuendsten, gesegnetsten Erscheinungen bleiben.

Sie erwarten gewiß nicht, meine Herren, daß ich Ihnen Schillers Verdienste als Dichter, Geschichtschreiber und Denker auseinander setze. Die Fülle seines Geistes, in jeder von diesen Richtungen, kennen, lieben, würdigen Sie alle, und es giebt ja eine reiche Schiller-Literatur zu der ich keinen weitern Beitrag zu geben vermag. Da wir jedoch das Schillerfest auf elsässischem Boden feiern, so erlauben Sie mir daran zu erinnern, daß der Dichter in seiner schönen Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer", eine elsässische Sage behandelt hat, die noch jetzt in den Thälern bei Zabern, namentlich in Reinhardsmünster, im Munde des Volkes lebt. Freuen wird es Sie wohl auch, meine

Herren, zu vernehmen, daß Dr. Karl Hoffmeister, derjenige Schriftsteller, der Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhange auffaßte und, bis jetzt, am vollständigsten darstellte, ein Elsässer war.

Wie in Deutschland selbst, in pedantischen, engherzigen Kreisen, die ersten dramatischen Werke Schillers mit Mißfallen aufgenommen wurden, so geschah es auch im Elsaß. Hören wir, wie die Straßburger Gelehrten Anzeigen (1784. S. 518 und 519) das Erscheinen des Trauerspiels „Kabale und Liebe" begrüßen:

„Abermals ein Produkt von einem unsrer brausenden und „unverbesserlichen Kraftgenies, die es sich zur Pflicht gemacht zu „haben scheinen, alle, auch die gesundesten Kritiken zu verlachen „und dem Menschenverstande und guten Geschmack zu Trotz die „teutsche Theaterwelt mit den abentheuerlichsten Schauspielen heim„zusuchen. Wann wird doch unser Publikum einmal einen so „richtigen Geschmack für das Wahre, Schöne und in der That „Große bekommen, daß es unsern Dichterlingen durch sein Miß„fallen an den Auswüchsen ihrer verstiegenen Einbildungskraft zu „verstehen geben wird, daß man deßwegen eben noch kein guter „Dichter ist, weil man eine Sprache führt, die von der gewöhn„lichen Sprache der Menschen ganz verschieden ist, und daß zu „einem guten Trauerspiele mehr erfordert wird, als daß man „Räuber, Mörder, Giftmischer, Kuppler und Ungeheuer in Menschen„gestalt unter einander auftreten und sich gegenseitig pöbelhaft „ausbudeln, plündern, morden und vergiften läßt, daß Einem „(um auch in der Kraftsprache zu reden), die Haare zu Berge „stehen, wie die Cedern auf dem Berge Libanen?..." Auf diese Weise geht es tadelnd weiter. Unsre eifrigen Kritiker, die Mitarbeiter an den Straßburger Gelehrten Anzeigen, waren zwar zum Theil tüchtige Leute, beinahe sammt und sonders Professoren am Gymnasium oder an der Universität und in ihren Spezialfächern wohlerfahren; der Geist jedoch, der draußen im Lande frisch

und wild, aber ſchwer und reichtragend wehte, war ihnen nicht faßlich; ſo blieb ihnen auch alle Süße, alle Kraft, die in Schillers jungem Weine zischte und gährte, verborgen und räthſelhaft. Sie ſtießen ſich am Ungewöhnlichen, Leidenſchaftlichen, Polternden in der Form, und es betäubte ſie dergeſtalt, daß ihnen der freie prüfende Einblick in den Geiſtesreichthum, den die ungewohnte Hülle umſchloß, unmöglich war. Sie hätten ſich wohl eines Beſſern beſonnen, wenn ſie des Dichters ſpätere Leiſtungen beſprochen hätten; allein im folgenden Jahre ſchon (1785) ging die ſonſt gewiſſenhaft geführte Zeitſchrift ein.

Schiller wurde übrigens je mehr und mehr im Elſaſſe bekannt und verehrt. Auf mehrere unſerer heimatlichen Dichter, namentlich im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts, übte er ſeinen mächtigen Einfluß. Er wurde bald auch der Liebling des größern Publikums. So oft eine deutſche Schauſpielergeſellſchaft in Straßburg eintraf und ein Schiller'ſches Meiſterſtück gab, ſtrömte die Bürgerſchaft in Maſſe herbei und ergötzte ſich an den hehren Geſtalten, die der große Genius ihr verführte, an den, allen ſeinen Dichtungen entſtrömenden, herzbezwingenden und erhebenden Ausſprüchen ſeines gewaltigen Geiſtes.

Schiller war unſerm vorangegangenen Geſchlechte was er uns noch jetzt iſt und was er ſtets bleiben wird: ein begeiſterter Lehrer der Wahrheit, ein feuriger Verkündiger der Freiheit und Menſchenwürde, ein reiner gotterfüllter Prieſter im Heiligthum des Schönen. Von ihm konnte ſein großer Geiſtesbruder und Freund, Goethe, mit Recht die innigen und wahren Worte ausſprechen:

„Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verflegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich, ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt;

kann. Die Zimmer ſind gebohnt und gebielt. Freilich die ſchönſten Bretter ſind es nicht, dazu war Mademoiſelle Fauſt viel zu geizig.

Apropos, Herr Ober-Conſiſtorialrath, Du mußt in Zerbſt ganz ſchrecklich unruhige Stunden gehabt haben, weil ich in der erſten ruhigen einen Brief von Dir kriegen ſollte, und noch darauf warte; doch Du haſt ihn vielleicht über Nürnberg laufen laſſen, ich will mich alſo immer noch gedulden. Den meinigen, den ich Dir nach Zerbſt ſchrieb, haſt Du hoffentlich bekommen, es war ein Einſchluß von Weimar an Dich darin.

Gearbeitet habe ich noch nichts, aber ſobald Ihr wieder hier ſeid, geht das raſch und warm weg; denn ich habe mir Einiges vorweg geſchafft.

Herzlich ſehne ich mich nach unſerer Wiedervereinigung, das muß ich geſtehen. Unterdeſſen, meine Lieben, denkt zuweilen an mich. — Whiſt habe ich noch nicht geſpielt, überhaupt noch keine Karte in der Hand gehabt, ſeitdem Ihr fort ſeid. Ich glaube, jetzt habe ich's überwunden.

Grüßt mir die gute Kunze'ſche Geſchichte recht herzlich. In einigen Monaten kommen wir ja alle zuſammen. Was macht denn die Schneidern? Ihr ſeht ſie doch auch und werdet ſie recht ſchön von mir grüßen.

Noch einmal lebet wohl — Körner, Minna, Doris und Huber! — daß der verfluchte Kerl nicht mit zurückkommt! Ich ſehne mich ungeduldig nach Eurer Umarmung.

S.

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Gedicht,

vorgetragen am 10. November in der literarischen Gesellschaft.

So weit die Lieder deutscher Dichtkunst schallen,
So weit die Dome deutscher Meister ragen,
Und weiter noch, bis wo mit dumpfem Prallen
Des Weltmeers Wogen an die Inseln schlagen;
In Bretterhütten und in Fürstenhallen
Sieht heute man, wie kaum an frühern Tagen,
Zu deinem Preis die Jünger sich versammeln
Und dir, o Schiller! Grüß' und Lieder stammeln.

Denn hundert Jahre sind's, zu dieser Stunde,
Daß du, o Göttlicher! zur Welt gekommen,
Und dich, in seines Hüttchens stillem Grunde
Der Vater segnend an sein Herz genommen.
Wer ahnte damals, daß von deinem Munde
Gesänge, wie die Welt sie nie vernommen,
Erschallen würden, und daß deinem Haupte
Der Lorbeer blüh', wie er noch kein's umlaubte?

Zum Tempel ward dein einſam Vaterhaus
Und ſeine Schwelle iſt zum Altar worden:
Und zu der Bucht des fernen Schwabengau's
Erſchallt es jetzt aus Süden und aus Norden
Gleich Glockentönen, die im Sturmgebraus
Anſchwell'n zu vollen, mächtigen Akkorden:
Gilt's doch den Tag, o Schiller! zu erheben,
Der dir die Herrſchaft einer Welt gegeben!

Ja, einer Welt. Es iſt die Welt des Schönen,
Die, ferne dem, was von gemeinem Schlag,
Allewig ſtrebt zu heilen, zu verſöhnen,
Zu heben, was verkannt im Staube lag. —
Ob ſie ſich nun in Worten oder Tönen,
In Meißelſchlägen offenbaren mag:
Ihr Weg führt himmelan. Dreimal beglückt,
Wen mit dem Prieſterkleide ſie geſchmückt!

Ha! Jene Klänge, die, im Weiterwallen,
Von Marbach bis an's Herz der neuen Welt
Zu deinem hundertjähr'gen Feſt erſchallen
Mir iſt, als hör' ich, mächtig angeſchwellt,
Nachſchüttern ſie in den geweihten Hallen
Des Münſter's, der zu Straßburg Wache hält,
Und tauſendfältig an die Berge ſchlagen,
Die unſrer Heimat ſchönen Himmel tragen.

So lange wir noch Luthers Bibel leſen
Und hoch der Schönheit ewig Banner ſchwingen;
So lange noch vom Gipfel der Vogeſen
Nebſt Frankreichs Liedern deutſche Lieder klingen;
So lange wir noch, nach ſelbſteignem Weſen,
In Wiſſenſchaft, in Kunſt und Sprache ringen;

So lang' wir uns der Väter werth erweisen,
Wirst du, o Schiller, unser Liebling heißen!

Ja, du bist unser! Welche hat so hell
Wie deine Glocke unserm Ohr geklungen?
Und wer hat je, wie dein gewalt'ger Tell
Am stillen Herd der Heimat uns bezwungen?
Sind deine Lieder nicht, ein frischer Quell,
Allseits befruchtend uns in's Herz gedrungen?
Der um Johanna's Stirn den Kranz dir wandest,
Und — sel'ger Taucher! — ew'ge Perlen fandest?

Wie uns der Augenblick herbeigeführt,
Franzosen, Deutsche, Schweizer und Alsaten,
So stehn wir jetzo, stumm und tiefgerührt,
Vor deinem Bild und freu'n uns deiner Saaten,
Die, wie es solchem Säemann gebührt,
Zur schönen, vollen, reifen Frucht gerathen;
Einträchtig stehn wir da und stammverwandt
Und reichen uns die brüderliche Hand.

O möchten sich an deinem nächsten Feste
Die Enkel, wie wir heut, zusammenfinden,
Und bis dahin die letzten Ueberreste
Des Vorurtheils, des kleinen Hadern schwinden;
Auf daß im Schooß der Hütten und Paläste
Die Herzen sich zu einem Schlag verbinden!
Dann wird dein Geist alliegnend niederschweben,
Und ew'ge Dauer jenem Tage geben.

Fr. Otte.

Straßburg.

Epilog zum Schillerfeste.

Des hehen Festes letzter Ton verklingt,
Und jede Bruſt iſt andachtsvoll gehoben:
Ein heil'ger Schauer dieſen Raum durchdringt,
Als wenn aus ſeinem ſchönen Himmel droben
Des Feſtes König ſegnend niederſteigt,
Sein lieber Geiſt ſich freundlich zu uns neigt.
— Er ſegnet uns! Er ſegnet alle Lande!
Und wieder ruft er unſ're Geiſter auf,
Kühn abzuthun der Erdenſchwachheit Bande,
Zu geh'n der Tugend hehren Sternenlauf.
— Und horch! Es tönt an's Ohr Germaniens Söhnen,
An's Ohr auch uns, die ihre Brüder ſind,
Nicht wie die Stimme lieblicher Kamönen,
Nein, wie der wilde, feſſelloſe Wind,
Der an dem Bau der alten Erde rüttelt,
Daß ſich die tauſendjähr'ge Eiche ſchüttelt,
Geſchüttelt hat ſich ſchon der morſche Baum,
Germaniens Eiche wachte auf vom Traum,
Und wieder ſteht er blühend und belaubt,
Der Stamm, den trauernd wir ſchon todt geglaubt.
Gelöſt der Bann von ſelbſtgeſchaffnen Schmerzen!
Seid einig, einig! ſchallt es durch die Herzen,
Und was der Schweizer auf dem Rütli ſprach,
Schon ward es in dem ganzen Deutſchland wach.
— Wir ſehen einer großen Zeit entgegen,
Das fühlt ſogar der ſchlichte Handwerksmann,
Es fühlt der Landmann Großes in ſich regen:
Des Volkes Geiſt zieht neue Rüſtung an,

Denn würdig will es sein der großen Stunde,
Da jeglicher ein Glied vom deutschen Bunde,
Und da der Fürst zu seinem Volke spricht:
Ihr seid der Bund, wir Fürsten sind es nicht!
Warum denn feiert unsern Sängerkönig
So allgemein das ganze deutsche Land?
Was schallet es so laut und jubelnd ihm,
Daß wir als unsern Meister ihn erkannt?
Gewaltig hat uns Freiheit angesungen
Der Jüngling in des Würtembergers Macht,
Und als er selbst die Freiheit sich errungen,
Hat er noch schön're Opfer ihr gebracht.
Denn aus des Ruhms lüstern Wahnrevieren
Schritt er zu Pola's Paradiesen fort:
Zu wahrer Schönheit wußte uns zu führen,
Zu wahrer Freiheit sein begeistert Wort:
Zur Freiheit, die des Menschen wahrer Adel,
Zur Freiheit, in der Sitte keuschem Arm,
Doch schmettert blitzesgleich sein scharfer Tadel
In die Verdammnis der Empörer Schwarm,
Die in der Schrecken Nacht des Mordes Sehne
Mit grauser Bluigier frevelhaft gespannt,
Und, wie die morderlechzende Hyäne,
Den Sieg der Selbstbeherrschung nie gekannt.
Die maßlos wilde Leidenschaft wird bleich,
Kehrt in sich ein mit niegefühltem Ahnen,
Und in der Sänge holdem Zauberreich
Zeigt ihr sein Lied die menschenwürd'gen Bahnen.
— Sein Schwanensang war Tell. Ein Reich der Brüder
Eröffnet er uns noch und sinket nieder.
— So laßt auch uns ihm eine Thräne weih'n,
Doch eine Freudenthräne soll es sein,

Daß keine Mahnung uns an's Herz gedrungen,
Daß Deutschlands Volk der Schmach Bann bezwungen,
Daß uns das helle Morgenroth verheißt:
Bald iſt es Tag, wie uns ſo ſchön und licht
Ihn zeigt im Tell der herrlich hohe Geiſt,
Wo ſich das Volk die erſte Roſe bricht.
O, Heil dem Manne der Unſterblichkeit,
Der Sohn iſt er dieſer neuen Zeit!

Robert Reh.

Schweiz.

Bern.

Ueber die Bedeutung der Schillerfeier in der Schweiz.

Feſtrede von Ludwig Eckardt.

Motto.

„Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub schon lange verweht iſt, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen der Bewunderung weiht, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniſſe."

Schiller.

Wenn ich im Namen des feſtgebenden literariſchen Vereins heute zu Ihnen rede, ſo bin ich mir der großen Verantwortlichkeit wohl bewußt. Nicht blos in meinem, im Namen von Ihnen Allen ſoll ich ſprechen. Dieſe Aufgabe macht mich befangen; aber ſie erhebt mich auch.

Die alten Chroniken berichten, daß die Väter dieſes Landes 1307 am Mittwoch vor dem Martinstage auf dem Rütli geſchworen haben. Durch eine freundliche Fügung iſt heute wieder Mittwoch vor dem Martinstage, und unſer, Schiller geweihte Feſttag fällt mit dem Jahrestag des Rütlischwurs zuſammen. Im Zufall liegt oft hoher Sinn; heute ſtellt er das Rütli und den Sänger des Rütli's nebeneinander, den Sänger, den nicht nur Rietſchel, der Bildhauer, zu Weimar, den die ganze Nation ſchon längſt auf das gleich hohe Piedeſtal geſtellt hat wie Goethe.

Ich nannte Goethe. Zehn Jahre ſind es, daß wir Goethe's hundertjährigen Geburtstag feierten. In welche Zeit fiel er? Wie das Jahr 1749 ein erſtes Jahr der Ruhe war, — der öſterreichiſche Erbfolgekrieg war eben zu Ende gegangen, und der Friede zu Aachen gab dem ermüdeten Europa eine Spanne Zeit

der Erholung, — fiel auch 1849 in die Tage der Ermattung der Revolution; die Völker waren beſiegt, ihre Hoffnungen waren vernichtet. Und da leuchtete der deutſchen Nation der Name Goethe auf, ein Stern in trüber Nacht. Wo Alles im Staate verloren war, kehrte Jeder in ſich, zu ſeinem Ich zurück und ſomit auch zu Goethe, dem großen Sänger des Ich, der Gefühle des Einzelmenſchen, dem Dichter der Individualität.

Goethe's Feſt wirkte damals beſchwichtigend, beruhigend, tröſtend.

Ein ganz anderes Jahr war das Geburtsjahr des hereiſchen Dichters — Schiller's. 1759! In Deutſchland wüthete der Bruderkampf; Friedrich der Große, mit England im Bunde, kämpfte gegen Oeſterreich, Rußland und Frankreich! Der Süden rang mit dem Orden der Jeſuiten und ſtieß ſie von ſich. Die Schweiz ging an die Gründung der helvetiſchen Geſellſchaft, des zweiten Rütlibundes, der Mutter unſerer neuen Bundesverfaſſung. Und nun — 1859? Iſt es nicht provizentiell, daß Schiller's Feſt in die Zeit der wieder erwachenden Völker, des nahenden Weltkampfes um Freiheit und Menſchenwürde fällt? Zu ihm blicken die Zagenden, die Hoffenden auf; jene begeiſtert, dieſe ſtärkt er. Und mit ihm, dem Dichter der Gattung, der Menſchheit, kehren Alle, aus ſich wieder *herausſtrebend*, zum großen Ganzen, zum Staate zurück.

Wir feiern heute ein Feſt auf der ganzen Erde, ſoweit germaniſche Denkart reicht, ein Weltfeſt, Millionen Geiſter grüßen ſich.

Wenn auch die Schweiz, das Land, deſſen Geburtsſtunde im Rütli Schiller ſo herrlich gefeiert, die Geburtsſtunde des Dichters feſtlich begeht, ſo muß gleichzeitig betont werden, daß wir hier den Tag wol in einem von Deutſchland theilweiſe verſchiedenen Sinne begehen, daß wir nach einer eigenthümlichen, ſchweizeriſchen Feier ſtreben.

Das deutſche Schillerfeſt trägt — und wir begreifen, ja wir loben es — einen weſentlich *politiſchen* Character. Es iſt eine großartige Demonſtration zu Gunſten der nationalen Einheit, die Deutſchland bis jetzt nur in ſeiner Kunſt, in ſeiner Wiſſenſchaft,

Dresden, 24. April 1786.

Weil ich Euch doch dieſen Abend nicht ſelbſt empfangen kann, ſo ſoll es wenigſtens mein Brief. Ich befürchtete nicht genug Schlafſtellen im Poſthauſe anzutreffen und beſchloß alſo lieber wegzubleiben, weil ich doch zweifle, daß mir Dorchen in ihrem Schlafzimmer Platz einräumen wird.

Wie freue ich mich, daß ich Euch mir wieder ſo nahe weiß. Ihr ſelbſt, hoffe ich, werdet mit Vergnügen wieder unter Euer Dach zurückkehren.

Morgen früh denke ich Euch in Meißen beim Caffee Geſellſchaft zu leiſten. Verſprecht mir aber, daß Ihr vor acht Uhr nicht abreiſen wollt. Da es Euch einerlei iſt, ob Ihr gegen eilf oder zwölf Uhr in Dresden ſeid, ſo habe ich einen Einfall gehabt, ob wir nicht dieſen ſchönen Morgen dazu anwenden könnten, Meißen und die Gegend gelegentlich zu ſehen. Es iſt übrigens nur eine Idee — die ich ſehr gern aufgebe, wenn ſie Euch im geringſten geniren ſollte.

Auf Abſchlag alſo: willkommen in Meißen. Morgen ſehen wir uns wieder.

Schlafet wohl

S.

in seinem Goethe und Schiller besitzt. Aehnlich den Freimaurern dient ein Name wie Schiller den Deutschen zum Erkennungszeichen, noch ferne von der Heimath. Dieser Name ist jetzt, indem ich spreche, die Parole des Tages, das Sammelwort eines Volkes von vierzig Millionen mitten im Zwiste der Fürsten. Der zahmste Redner, der heute auf deutscher Erde spricht, spricht — wider Willen — revolutionär, spricht schwarzrothgolden. Ist es doch Schiller, der, heute aus dem Grabe steigend, den Enkeln zuruft: „Seid einig, einig!“ und jeden schwankenden Rudenz mahnt:

Ans Vaterland, ans theure, schließ' Dich an;
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!

Die deutsche Feier ist eine strengernste, und mehr als ein Wermuthstropfen fällt dort in den Becher der Freude. Sie mögen den Dichter rühmen, der — jetzt lebend — vielleicht im Kerker säße oder in der Verbannung lebte, sie mögen ihn phrasenhaft rühmen, — aber der Rest ist dort doch ... Schweigen.

Wir begehen das Fest so frei, so bewußt, mit so reiner, unverzällter Freude wie vielleicht nirgends. Wir feiern den Dichter selbst, in seiner bleibenden Bedeutung, hinaufgehoben über die Strömung des Tages. Doch überheben wir uns deshalb nicht über die unglücklichen, Tell's Freiheit nur im Gedichte besitzenden Stammesbrüder. Wünschen wir, daß sie frei werden wie der Dichter, — und sie werden es, wenn sie nach der Freiheit ringen, ausdauernd, wie der Dichter.

Warum feiern wir den Dichter.

Wir feiern ihn *erstens als den Telldichter.*

Es ist nicht meine Aufgabe, sondern die meines beredtern Nachfolgers, die Bedeutung der Telldichtung für die Schweiz hervorzuheben. Ich will hingegen auf die Bedeutung dieses Dramas für Deutschland, ja für Europa hinweisen, — ein Umstand, der uns auch hier nicht gleichgültig sein kann, ebensowenig als die Thatsache, daß schon der Knabe des Auslandes im „Tell“ die

Freiheit buchſtabiren lernt und die Schweiz im romantiſchen Lichte der Poeſie zu ſehen pflegt. Tell iſt durch Schiller ein Lieblingsheld des ganzen deutſchen Volkes geworden; Melchthal lebt in jeder Jünglingsſeele. Doch nicht dies wollte ich betonen.

Die Bedeutung der Telldichtung für unſere Gegenwart hängt mit der Bedeutung der Schweiz für Europa innig zuſammen. Iſt die Schweiz nichts als ein Ländchen von ſo und ſo vielen Quadratmeilen, gleich Würtemberg oder Sachſen oder Toskana? Oder trägt dieſes Ländchen eine Idee, einen Gedanken der Zukunft mitten in Europa, der ihr unter den Staaten eine noch höhere Stellung anweiſt, als ihr ſchon ſeine alte und rühmliche Geſchichte ſichern würde?

Die Schweiz, der Hochalter der Freiheit in Europa, das Kleinod der Völker nach Zſchokke's ſchönem Worte, iſt der Vorpoſten der kommenden Weltgeſchichte, ein Symbol der künftigen Freiheit Europas. Wie die drei Schickſalsflüſſe des Kontinents — der Rhein, die Rhone und der Teſſin aus Schweizerbergen entſpringen und von unſerer Höhe befruchtend in die Tiefe niederrauſchen, ſo wird auch die Freiheit von den höchſten Spitzen Europas, welche die Sonne zuerſt beſcheint, mühſam aber endlich glücklich hinabklimmen in die nebelbedeckten Thäler. Hier — hier in der Schweiz — liegt die Zukunft Europas.

Und nun beachtet, Freunde, was der Dichter that! Es war eine weltgeſchichtliche That.

Ein Werk wie „Wilhelm Tell" wiegt zehn Schlachten auf. Sterbend wies er — in ſeinem Meiſterwerke — ſeine Zeit, ſeine Nachkommen auf die Schweiz hin, ein zweiter Attinghauſen, und pflanzte — ſinkend — auf den Alpenzinnen die Fahne der europäiſchen Freiheit auf.

Ob er es bewußt that, ob es ein Gott war, der ihn den erſten Sieg der Freiheit beſingen hieß, genug er that's: er ſang im Tell das Wiegenlied Europas.

Wir feiern zweitens — und dies hängt mit dem Ebenentwickelten zusammen — in Schiller den ersten republikanischen Dichter neuer Zeit. Es ist kein bloßer Zufall, daß Pethion, der Jakobiner, Vergniaud, der edle Girondist, Danton, das Haupt des Berges, und Robespierre, der Rächer, mit Schiller im gleichen Jahre geboren worden sind. (Von Staatsmännern auch noch William Pitt und Wilberforce.) Aus Plutarch und Rousseau stammte seine begeisterte Verehrung für die Staatsform, der, sagen wir es offen, doch die Zukunft gehören wird, für die des Freistaats. Sie wird schon in den „Räubern" erwähnt; aber im „Fiesko" bildet ihr Prinzip in einer so ausgesprochenen Weise die Grundlage der Dichtung, daß er sie mitten im monarchischen Deutschland ein republikanisches Trauerspiel zu nennen wagte. Aufopferung ehrsüchtiger Größe, Hingabe an das große Ganze, das lehrt Fiesko's Untergang und Sturz. Posa entwirft die Grundzüge einer freien Verfassung, die drei Telle endlich erkämpfen und machen sie zu einer Wahrheit. Mit der Feier der Republik begann und schloß der Dichter seine Laufbahn. Aber welcher Republik? Nicht die fränkische Trikolore wird es sein, die über die Erde zieht, nicht die rothe Fahne, die in Blut getaucht sein will, das eidgenössische Kreuz im rothen Felde ist das Banner, welches die Welt erlösen wird, das Sinnbild einer gottverklärten Freiheit, eines freudigen Opfermuthes, der sein Ich an das Kreuz schlägt und sich in den Wald der Lanzen wirft, wie Winkelried.

Wir reden selbstverständlich keiner Propaganda der Schweiz das Wort; sie soll nichts als sein. Sie ist eine verwirklichte Idee, und die wirkt durch ihr Sein.

Alle Völker werden auf das Rütli kommen ... Der Dichter ist Prophet ... Drei Quellen rauschten nach der Sage aus der Erde, als die drei Männer schwuren ... ähnlich fließen aus Schiller's Tell weithin Begeisterung tragende Ströme des Gesanges.

Wir verehren in Schiller drittens den Dichter des Volkes.

Er iſt der Erſte, welcher das Volk als Maſſe in die Dichtung einführte, im Wallenſtein, in der Braut von Meſſina, namentlich im Tell; keiner ſeiner Nachfolger verſtand es, ſeiner Spur nachzugehen und das Volk im hiſtoriſchen Drama großartig um den Helden zu gruppiren, wie er es verſucht hatte. Er iſt es ferner, der in „Kabale und Liebe“ die Tragödie des dritten Standes ſchuf und an die ewige Gleichheit der Menſchen mit der Weisheit und — der Vergeblichkeit einer Kaſſandra erinnerte, während die franzöſiſche Revolution bereits mit dröhnendem Schritte herangezogen kam. Er war es endlich, der — ein Sprecher des Volkes — immer die ewigen Rechte betonte:

Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt

Das iſt es, was das Volk ſo mächtig zu ihm zieht, und des Volkes Inſtinkt iſt heilig! Es fühlt, daß Schiller von der Menſchheit groß denkt und wenn ſie im leinenen Kittel ſteckt. Schiller war ein Ariſtokrat des Geiſtes und verachtete die Zwerge der Mittelmäßigkeit, verachtete ſelbſt eine thörichte Mehrheit; aber ſein Herz ſchlug groß und voll der Liebe.

Seid umſchlungen, Millionen
Dieſen Kuß der ganzen Welt!

Seht hin! Das Volk hebt den Dichter der „Luiſe Millerin“ auf den Schild und jubelt um ihn, den Sohn des Volkes, um ſeinen wiedergebornen Siegfried, der abermals ringen mußte und in der Jugendblüthe ſtarb. So lebt er fort, im Gedächtniſſe ſeines Volkes, in ewiger Jugend, ein neues Beiſpiel, daß die Griechen wahr geſprochen: Wen die Götter lieben, der ſtirbt jung. Und wie der Schweizer auf Tell, ſo trägt der deutſche Volksmann alle Züge der Größe auf ſeinen Schiller über und verklärt ihn faſt zu einer mythiſchen Geſtalt.

Wir wollen nüchterner fühlen, dem Freiſtaate gemäß, in dem wir leben, deſſen Grundſatz keine Vergötterung der Perſon duldet.

Demgemäß feiern wir in Schiller weniger den Mann, der so geschrieben, als vielmehr die hohen Ideen des „Volkes" und der Volksfreiheit, die ihn so schreiben ließen.

Goethe ahnte die heranbrechende Zeit, und gerade der zweite Theil seines „Faust" ist der Versuch, aus dem Ich heraus und in das große Weltleben hineinzutreten. Doch er scheitert; denn hier beginnt Schiller's Aufgabe und die eines jüngeren Geschlechts. Faust *stirbt*, wie er die Bedeutung eines freien Volkes erkennt und mit ihm „auf freiem Grunde" leben möchte.

Die Freimachung des Einzelnen war die Aufgabe des achtzehnten Jahrhunderts und Goethe's ewigschöner Stoff: die Freimachung des Ganzen, des Volkes ist die Aufgabe unsers Jahrhunderts, und der Sprecher, der erste, dieser Völkerzeit war Schiller. Napoleon und Schiller stehen an der Schwelle unsers Jahrhunderts, als die zwei größten Gegensätze, als die Repräsentanten der *Herrschsucht* und der *Freiheit*. Napoleon, der Träger einer materialistischen Politik, einer Politik des Stoffes und der Kraft mit dem höhnischkalten Motto: „Die Politik ist das Schicksal von heute!" Schiller, der Daniel, der dem Tyrannen das Mene Tekel an die Wand schrieb, der Vertreter idealer Politik mit dem großen deistischen Gedanken: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Napoleon, der Fiesko — Schiller der Posa unserer Zeit — Napoleon, ein Geßler, Schiller, der deutsche Tell, der den Pfeil gegen den Tyrannen schleuderte und sein Volk in mächtigen Dramen zuerst zum heiligen Kampfe riß.

Der Dichter des Volkes ist auch der *Sänger der Freiheit*; wir erwähnen dies als viertes Moment, und zwar in zweifacher Beziehung.

Wenn Schiller als Dichter und — wir dürfen es hinzufügen — als *Geschichtschreiber* der Freiheit gerühmt wird, und er verdient es, denn er war sich dieser Stellung wohlbewußt, so darf sich die Schweiz in zweifacher Beziehung freuen. Schiller ging

ſchon in den „Räubern“ von der Idee der Freiheit aus; doch erſcheint ſie in ſehr roher, unreifer, unrepublikaniſcher Weiſe. Roh, weil Karl Moor die neue Lehre mit dem Schwerte predigen will; unreif, weil er glaubt, das Böſe ſei das herrſchende und ſiegende Element in der Welt, und die gerechte Sache, von Gott verlaſſen, bedürfe ſeiner. Den Quixotterie; unrepublikaniſch, weil er, ein Einzelner, den Staat angreift, als Minorität die Majorität. In „Fieske“ tritt das Recht der Mehrheit und die Pflicht des Einzelnen, ſich zu ihr zu beugen in den Vordergrund; aber Verrina trägt hier wieder einen anderen der Reife bedürftigen Gedanken, er glaubt, überall ſei der Boden der Republik und will ſie gründen ohne Republikaner. „Kabale und Liebe“ dreht ſich abermals um die Freiheit des Einzelnen, und ſie wird vertheidigt, wenn ſie als berechtigt erſcheint, verworfen, wenn ſie nur ein perſönliches Gelüſte wie an der Milford. Poſa iſt ein Schwärmer und glaubt, wie Karl Moor nur an das Böſe, nur an das Gute im Menſchen; er träumt ſich einen idealen Staat. Erſt Stauffacher legt Hand an, daß das Gute eine Wahrheit werde und baut dabei auf Gott.

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

Der Eindruck der entarteten franzöſiſchen Revolution machte ſelbſt einen Schiller ſchwanken, und er konnte in der „Glocke“ ſagen:

Wenn ſich die Völker ſelbſt befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.

Und nun freut Euch, meine Freunde. Die Schweizergeſchichte war es in der er ſich und die Idee der Freiheit geläutert, rein, makellos wiedererfand. Der Schweizer hebt noch jetzt, wenn er von fremden Revolutionen ſpricht, neben ſeiner Entſchiedenheit mit Vorliebe ſeine Mäßigung in verwandten Bildern ſeiner Geſchichte hervor und von dieſem Geſichtspunkt aus beurtheilt er als ein erfahrner Freiheitskämpfer die Freiheitskämpfe ſeiner

Nachbarn. Die Kraft achtet, der Feigheit ſpottet, den Meuchelmord verachtet und Rache am beſiegten Feind bedauert er auf das Tiefſte. Und mit Recht. Dieſe Erſcheinung in der Schweizergeſchichte war es, welche Schiller der Idee der Freiheit wiedergewann, an der er bereits verzweifelte. Er betont ſie aber auch lebhaft. Walther Fürſt ſagt:

— Bill ge Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Schwert in der Fauſt ſich mäßigt.

Er lobt es ferner, daß Melchtbal des fliehenden Vogtes, der doch den Vater des Augenlichts beraubt, geſchont habe.

— — Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet. — —

Die Tendenz Schillers, die ſchweizeriſche Freiheit als die reine hinzuſtellen, rief den ganzen, ſonſt faſt unbegreiflichen Auftritt Tells mit Johannes Parricida hervor.

Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche Dich und Deine That. — —

Ich wiederhole, in der Schweizergeſchichte fand Schiller die Geliebte ſeiner Jugend, die Freiheit, wieder und begeiſtert konnte er nur rufen, am Ende ſeiner Laufbahn:

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei
Und wär' er in Ketten geboren.

Daß ein Schillerfeſt ein Feſt der Freiheit iſt, kann den Schweizer noch in einer zweiten Hinſicht freuen, ja dieſe macht das Schillerfeſt ſogar zu einem Haus-, zu einem Familienfeſt der Schweiz.

Wie oft heißt es nicht, die Freiheit ſei eine Feindin der Kunſt; nur in der Monarchie gedeihe dieſe. Nun wohlan: faßt ſie dieſe Anklage gegen uns erheben; aber weiſet ſie dann auf Schiller hin, als unſeren lebendigen Beweis, daß die Freiheit nicht im Widerſpruche mit der Dichtkunſt ſtehe, daß dieſe vielmehr aus jener neugeboren hervorgehen werde. Die ganze Kunſt der

Zukunft baut ſich auf den von Schiller zuerſt betretenen Boden der Freiheit auf eine Thatſache, die den oft geſchmähten Republikaner tiefinnig freuen muß.

Namentlich jene Dichtungsform, welcher den Willen des Menſchen und die aus ihm herausgeborne That veranſchaulicht, das Drama iſt es, welches erſt in der Freiheit gedeihen kann, und gerade das Drama iſt es auch, dem einerſeits Schiller die Bahn gebrochen, dem andererſeits die Zukunft vor allen anderen Formen der Kunſt gehört. Die dramatiſche Dichtung wird bei den uns folgenden Geſchlechtern eine ganz andere Bedeutung erhalten, als ſie bei uns hat. Wir haben das Theater zu einem Freudenhauſe leerer Unterhaltung entweiht; es wird bei unſern Enkeln wieder zum Gottesdienſte, zu einem Kultus des Idealen werden, wie es ſich namentlich in der Geſchichte entfaltet, mahnend und erhebend. „Wilhelm Tell“ iſt der Prolog der freien Bühne der Zukunft.

Schiller, der Schöpfer des weltgeſchichtlichen Drama's — mit ihm verglichen iſt Shakſpeare nur Chronikſchreiber — Schiller, der Schöpfer der freien Bühne, hat die Macht des Drama's in ſeinem herrlichſten epiſchen Gedichte: „Die Kraniche des Ibykus“ meiſterhaft dargeſtellt. Wir führen ſie Euch daher heute vor als das ſchönſte Ruhmeslied, das ein Dramatiker ſich ſelbſt ſingen kann.

Ich habe die Momente aufgezählt, welche ein ſchweizeriſches Schillerfeſt rechtfertigen, die Momente, ob denen wir nur reine Freude empfinden können, weil wir in dieſer Beziehung *haben*, was der Dichter *will*. Aber — geſtehen wir es nur offen wir haben noch nicht *Alles*, was der Dichter will. Daher iſt ſein Feſt auch für uns ein Feſt ernſter Mahnung, und es wäre feige von den Sprechern des Tages, wenn ſie der Wahrheit keine Stimme liehen.

Schiller iſt der Dichter des Idealen in einer materiellen Zeit, die mit der Wuth des Vampyrs die Erde aufwühlt und nach Gold ſucht, die Staatsſtreiche macht, um die Aktien in die Höhe zu treiben, deren ganze Politik oft zu einem rieſigen Credit mobilier entartet. Unſer gegenwärtiges Geſchlecht, von Zweifel zerriſſen, an ſich ſelbſt irre, lebt ein ödes trauriges Daſein und müht ſich in einem Kampfe ab, auf daß die Enkel über unſern Gräbern einſt wieder fröhlicher leben. Sehen wir umher: jaget nicht ein Theil der unbefriedigten Menſchheit wie Don Juan nach nach betäubendem Sinnengenuß und freut ſich ſchaler Poſſen, einer lärmenden Höllenmuſik, üppiger Bilder in der Kunſt? Stürzt ſich nicht ein anderer Theil geldhungrig wie Fortunatus in tolle Gefahren? Sucht nicht ein dritter verzweifelnd nach dem verlornen Worte der Wahrheit in Fauſt'ſchen Qualen? Möchte nicht ein vierter wie Ahasver des verhaßten Lebens ſich entledigen? Zerriſſen fliegt das Kleid der Zeit in Fetzen, um das lebende Geſchlecht, zerriſſen wie in den Tagen der römiſchen Kaiſer, da Chriſtus kommen ſollte, wie in dem Zeitalter der Reformation, da eine Welt nach einer neuen Offenbarung Gottes lechzte.

Größer als die Genannten alle ſind jene kräftigeren, glaubensmuthigen Columbusſeelen, die mitten im ſtürmenden Ocean der Zeit an die zu findende neue Welt glauben und dem Rufe Schiller's folgen. Immer, immer nach Weſt. Ihm nach! ruft es uns aus ſeinem ganzen Leben auf jeder Seite zu. Ihm nach, und hochgehalten das Banner des Ideals!

Schiller iſt der Dichter hoher Sittlichkeit. Und deshalb preist er die Würde des Weibes, weil auf dem Weibe der Staat und die Sitte der Geſellſchaft beruht. Wohl dem Weibe von heute, wenn es zu der Stauffacherin aufblicken darf, ohne zu erröthen, und ſich gleicher Tugend bewußt iſt, gleichen Opfers für das Vaterland fähig fühlt.

Schiller iſt der Dichter der Freiheit, ſagten wir; aber nicht

blos der politiſchen, ſondern auch der geiſtigen innern Freiheit. Beſitzen wir auch dieſe? immer? ein Jeder von uns? Sind wir frei von allem Kaſtengeiſte? von allen Vorurtheilen? von aller Philiſterei, wie er —

Denn hinter ihm in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Sind wir frei von der Furcht vor den Menſchen? Männerſtolz vor Königsthronen, ſingt der Dichter und gibt es nicht auch in Republiken noch Königsthrone, Männer und Parteien, die da wollen, daß man ſich vor ihnen beuge? Sind wir — vor Allem — religiös ſo frei wie Schiller?

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt; — und warum keine? Aus Religion."

„Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt."

Schiller war religiös im ſchönſten Sinne des Wortes; ſein ganzes Leben war Religion; aber er war nicht konfeſſionell beſchränkt und eben ſo Feind einer dunkeln Prieſterſchaft, wie er einen rohen Materialismus in Franz Moor der Verachtung preisgab. Seine Stellung war mit der Leſſing's verwandt. Beide riſſen ſich vom konfeſſionellen Bande los, aus religiöſem Sinn, und wurden dadurch in unſerer meſſianiſchen Zeit die Vorkämpfer der religiöſen Reform, die uns — ſo Gott will, bald! — aus dieſem atheiſtiſchen und pietiſtiſchen Getriebe herausführen ſoll, zu dem Gotte zurück, in dem wir leben, weben und ſind. Schiller ſchrieb für dieſe Zukunft mit Bewußtſein; denn während Shakſpeare will, das Drama ſei ein Abdruck des Jahrhunderts, ruft unſer Dichter den Künſtlern zu:

Erhebet Euch mit kühnem Flügel
Hoch über Euern Zeitenlauf;
Fern dämm're ſchon in Euerm Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!

Noch Eines geſtatten Sie mir hervorzuheben.

Dresden, 18. December 1786.

Gott ſei Lob und Dank, daß Ihr an Ort und Stelle ſeid. Auf die Reiſe allein war mir's bange wegen der Minna. Jetzt iſt alles gut. Was Hartwig über die Sache ſpricht, wünſchte ich ſehr zu hören, alſo ſchreibe mir's bald.

Von hier weiß ich Dir noch nichts Neues oder Intereſſantes zu melden. Geſtern war ein gewiſſer Michaelis hier, der Deinen Vater ſehr genau will gekannt haben. Ein dicker wohl conditionirter Onkel — ſo ſah er aus. Die Roſe hat ihn bei mir introducirt und ihn zu ſitzen genöthigt!! Es war prächtig anzuſehen.

Reinhardts haben den Tag nach Eurer Abreiſe zu mir geſchickt, die letzten Nachrichten zu erfahren, wie Minna abgereiſt ſei. Geſprochen habe ich ſonſt niemand. Es hat mich Mühe gekoſtet wieder in die Arbeit zu kommen, und kaum bin ich jetzt in statu quo. Man hat einige Stücke von Journalen nicht finden können, haſt Du ſie irgend weggeborgt? ſo kann ich auch den zweiten Theil der Camille nicht finden.

Morgen oder übermorgen ſchreibe ich Dir vermuthlich mehr. Tauſend herzliche Grüße an alles. Möchtet Ihr doch recht, recht ſehr zufrieden und heiter ſein, und ſo wiederkommen. Lebe wohl, Lieber. Schreibe mir bald wieder. Huber grüßt, das verſteht ſich. Adieu

E.

Und doch war dieſer Mann nichts als ein Dichter . . .

Staatsmänner und ihre papiernen Werke vergingen, Feldherren ſanken unter Kanonendonner in das Grab, und über ihre Schlachtfelder geht ſeither längſt der fruchtbare Pflug . . . nur der Denker, der Dichter, der Künſtler lebt fort und reicht mit ſeinem Streben weit über ſeine Zeit hinaus.

Sei Ihnen Allen daher die Kunſt empfohlen, namentlich im freien Staate, in welchem ſie die hohe Aufgabe hat, den Geiſt des Volkes zu erhalten, und an den Tugenden der Vorgeſchlechter zu entzünden. Dies vermag zumal der hiſtoriſche Künſtler und der dramatiſche Dichter. Eine freie volksthümliche Bühne wäre das ſchönſte Monument, das jedes Volk, das die Zeit dem Schöpfer des neuen Dramas, dem Tell-Dichter ſetzen könnte und ſollte. Und einſt wird, wollen wir hoffend hinzufügen.

Mag dann auch die eiſerne Bahn uns umrauſchen und die hohen Bergeswälle durchſchneiden, eine volksthümliche Kunſt würde den Geiſt des Landes bewahren und die Schweizergeſchichte lebendig machen. Auch die Kunſt bewahrt ein Volk vor dem Untergange.

Conſtatiren wir alſo heute, im Hinblick auf Schiller, die Thatſache: „die Kunſt, die Dichtung iſt ein volkserzieheriſches Mittel, im Staate von höchſter Wichtigkeit.“

Durchdringt uns Alle dieſe Ueberzeugung, dann hat dieſe Feier eine hohe, eine bleibende Bedeutung.

Schillers Glocke.

Von Ludwig Eckardt.

Vorſpruch.

Schiller's Dichtung, ſie iſt der Zeit gewaltige Glocke;
Hoch ob der Wirren des Tag's ſpricht ſie das Ewige aus.

Vivos voco.

Auch Ihr Genoſſen der Zeit, vernehmet die Stimme des Dichters,
Welcher zum Menſchheitsbau mächtig die Lebenden ruft.

Mortuos plango.

Wohl Euch, Ihr Todten, die er in unſterblichen Werken beſungen,
Schlafende Teile im Fels hat er für immer geweckt.

Fulgura frango.

Ueber der Menſchheit Haupt, ſieh', zucken verderbliche Blitze:
Machet ſie frei wie ſein Geiſt, dann nur entgeht Ihr dem Sturm!

Nachhall.

Friede bedeutet die Glocke dereinſt, wenn über die Erde
Dehnt ſich ein einziges Reich, welches die Freiheit beherrſcht.

Zürich.

Prolog,

gedichtet und geſprochen von Georg Herwegh im Theater am 10. November.

Vor hundert Jahren kam ein Schwan gezogen
Vom Geiſterland, ein wunderbarer Schwan.
Nach kurzer Raſt heimwärts iſt er geflogen:
Wir rufen ihm auf ſeine Sternenbahn
Hinauf den Gruß vom niederen Geſtade,
Und denken heut' der ſonnenhellen Pfade,
Die er dahinzog, und der lichten Spur,
In deren Schein verklärt ward die Natur.
Licht floß ihm von der reinen Schwinge nieder,
Licht ſtrahlt' er in des Schickſals dunkeln Gang,

Vom Glanz der Wahrheit blitzte ſein Gefieder,
Und der Gedanke ward bei ihm Geſang,
Der ihn entzückt in trunknem Flug
Bis vor den Thron der Schönheit trug.

Ein Alexander barg in goldnem Schrein
Das hohe Lied von Ilium.
Doch unſern Dichter in dem Heiligthum
Des Herzens ſchloß ein ganzes Volk ihn ein
Und trennt uns groß und kleine Leidenſchaft
Und gegenſeitig bitteres Verneinen —
Dem Genius verbleibt die Kraft,
Uns Alle um ſich zu vereinen.
Wir grüßen Ihn, den Herrſcher unſrer Seelen,
Als gält's in dieſer trüben Zeit
In Ihm den Führer uns zu wählen,
An ſeinem Wort das Schwert zu ſtählen,
Bis wir's gebrauchen in dem Streit.
Wir wiſſen nicht, was uns beſchieden,
Es waltet heut ein böſer Stern:
Wir hatten Krieg und haben keinen Frieden,
Und donnern hör' ich ſchon von fern.
Doch ſeh'n wir auch, wie trotz dem Bleigewichte
Der Finſterniß ein Volk jetzt aufwärts ſtrebt:
Die Freiheit iſt die Flut der Weltgeſchichte,
Und manche Woge ſehn wir, die ſich hebt,
Wir ſehen auch, es ſchwindet das Vertrauen
Auf jeden ird'ſchen Herrſcherſtab;
Drum wollen wir auf jene Krone bauen,
Die Er der Menſchheit wiedergab.
Von draußen kommt kein Brecher ihrer Ketten;
Der eig'ne Adel in ihr wird ſie retten.

Der Menſchheit Bild in herrlichſter Vollendung.
Wie ſich's in tiefem Schauen ihm enthüllt,
Zu offenbaren — das war ſeine Sendung:
Er hat ſie treu erfüllt.
Und ſehnend wenden Millionen heut'
Den Blick zu Ihm, den Blick nach innen:
Und wie uns auch der Lärm der Welt zerſtreut,
Wir ſammeln uns zu weihevollem Sinnen. —

Tief in dem Schönen wurzelte ſein Glaube:
Durch's Schöne führt der Weg aus niedrer Qual,
Durch jene Kunſt, die einſt zum zweiten Mal
Den Menſchen ſchuf — aus der Hellenen Staube
Und ſolcher em'gen Schönheit Zauber wußt'
Zu legen Er in jenen letzten Klang,
Als, mit dem Todespfeil in ſeiner Bruſt,
Den Pfeil, den rettenden, Er für Euch ſang. —
O ſprecht, von Allen, welche Schätz' um Schätze
Thurmhoch auf dieſer Erde aufgeſpeichert —
Hat Einer ſo wie Er die Welt bereichert? —

Der von der Glocke uns das Lied erſonn,
Hat Er nicht ſelbſt, wie ſie, in Freud und Leid,
In Kummer- wie in hoffnungsvoller Zeit
In unſerm ganzen Leben mitgeklungen?
Seit jenem Tag, da mit ureigen neuer
Gewalt des Worts Er Rechnung abgefordert
Der alten Welt und Seines Zornes Feuer
Erſchreckend wie entzückend hat gelodert!
Die Lava war es himmliſchen Genies,
Der ſpäter jener edle Wein entſproſſen,
An die ein volles Dichterparadies

Der ſchönſten Schöpfungen ſich angeſchloſſen.
Es ſorgt das Leben ſchon uns abzukühlen:
Mit zwanzig Jahren wird man ſtets ſo fühlen.

Ihr, junge Herzen, haltet feſt das Aechte
In Eures Dichters erſtem Jugendſchwung —
Ach nur zu frühe vor dem Rauſch der Knechte
Lernt in uns ſchweigen die Begeiſterung.
Bleibt jung! Bleibt jung! Bleibt jung!

Blickt auf den Tell und jene Hirten hin!
Auf Frankreichs Retter, auf die Schäferin!
Vorahnend wollt' Er uns die Quellen zeigen,
Daraus die Geiſter der Erlöſung ſteigen.

Die Zeit, die wir geſehn im Wallenſtein:
„Wo nichts der Bürger galt, der Krieger Alles!"
Bald ſollt' ſie brechen über uns herein,
Die ſchwere Stunde unſres tiefſten Falles.
Wir lagen da zertrümmert und vernichtet!
Der Geiſt, der in Ihm lebt, der hat uns aufgerichtet.
Und wenn wir gut, und wenn wir groß gehandelt,
So war's, weil Er den Menſchen umgewandelt,
Und wenn die Kraft des Volkes Wunder that,
So war's, weil in Ihm aufging Seine Saat.
Mächtig, wie Deiner Wogen Schwall, o Meer,
Prächtig, wie Deiner Lieder Schall, Homer,
So in die Seelen ſang er feurigen Muth,
So in die Seelen ſchwang er himmliſche Gluth,
In Noth und Drängen wuchs an Ihm empor,
An ſeinen Geſängen
Ein Heldenchor.
Und als der Kampf entbrannt war ohne Gleichen

„Um Herrſchaft und Freiheit" in der Welt,
Da ſtanden unſres Schillers Zeichen
Mit uns im Feld.
Und als geſchlagen ward die letzte Schlacht,
Hat uns zum Sieg geführt auch Seine Macht.

Er war im Bild vergangner Zeiten
Der beſſern künftigen Prophet,
Und wird ein Freund das deutſche Volk begleiten,
So lang ein deutſches Volk beſteht.
Im Schmuck der Jugend, wie in grauer Locke,
Wir ſind ihm Alle, Alle treu verblieben —
Er ſelbſt iſt heute jene reine Glocke,
Drauf Vivos voco deutlich ſteht geſchrieben.
Sie kommen all' die Lebenden, die Seinen,
Bezwungen von des Rufes Hochgewalt,
Und wenn ſie einſt als Wetterbrecher ſchallt,
Sie werden Alle wiederum erſcheinen. —

Ihr aber bleibt von ſeinem Feſte fern,
Die ihr Ihm den Tribut der Liebe ſtahlt!
Der Fackeln, die zu löſchen ihr befahlt,
Bedarf kein Stern.
Doch wißt! Ihm, dem auf's Haupt der Muſen Gunſt
Ausgoß jedweder Himmelsſchöne Thau —
Ihm war der Gipfel aller Menſchenkunſt
Der Freiheit Bau.

Ihr habt an Ihm auch Euren Witz geübt,
Auch Seines Wortes klarſten Sinn getrübt,
Des Volkes Augen aber werden hell;
Es ruft: Ich bin Johanna, Ich bin Tell;
Und „wenn kein Meiſter will die Form zerbrechen,

„Mit weiser Hand, zu rechter Zeit",
Tells Dichter wird ein Volk nicht schuldig sprechen,
Das endlich „selber sich befreit."

„Das Reich der Freiheit hat Dir Gott gegründet"
O Schweiz, nur Dir allein?
Sein Wort hat überall gezündet;
Das Reich der Freien, es muß größer sein.
Deutschland und Schweiz! Wie uns Ein Strom, der Rhein,
So hält Ein Geistesstrom uns heut' zusammen,
Und wie wir glühen von denselben Flammen,
Sei unser Gruß Dem, der sie angefacht,
Demselben Genius von uns gebracht!

Erhebt Euch! nicht vor einem Meister,
Der vor sein Volk im Purpur tritt;
Erhebt vor einem Fürsten Euch der Geister,
Der nur für Menschenwürde strikt!
Erhebt Euch heute dem zur Ehre,
Der Euch so oft der dumpfen Schwere,
Der Angst des Irdischen enthob!
Er ist zu groß für unser Lob:
Nur Liebe dringt in Seine Sphäre,
Nur Liebe werd' Ihm d'rum zu Theil:
Heil, Schiller, Heil!

Epilog

zu Schillers Tell, gedichtet von Robert Weber, gesprochen auf dem Theater am 11. November 1859.

Und so geschah's! Der Freiheit junge Sonne
Erquickte jedes Herz im gold'nen Strahl,
Ein selt'ner Menschenfrühling kam, und Wonne
Der Auferstehung quoll durch's sernste Thal!

Verſteckt im Buchen ew'ger Felſenwälle,
Von ſteilen Himmelsmauern rings umhegt,
An deren Fuß des Völkerſtreites Welle
Laut zürnend ihre trübe Brandung ſchlägt,
Trieb Tell's Geſchlecht fortan die munt're Heerde
Und leine Hüll auf ſtrumm behauter Erde.

Der Griffel der Geſchichte hat getragen
Der Väter That, aus alter Tage Rauch;
Kein Märchen iſt's, — der Keim in dieſen Sagen
Schlug aus zur Blüthe in der Freiheit Hauch!
Wie es gekommen, daß nach blut'gem Ringen
Die Ernte jetzt aus tauſend Garben lacht?
Wie ſich's gefüget, daß auf Adlerſchwingen
Das mächt'ge Schickſal uns emporgebracht?
Fragt jene Zeiten, wo das Recht, verbündet
Mit Gottvertrau'n, die Republik gegründet!

Er aber, der in dunklen Schmerzenstagen
Zur Offenbarung ſein Gedicht geweihe,
Der das Geſetz, das heilige, emporgetragen
Hoch ob der Meinung trüben Widerſtreit,
Der Genius öffnete die Flügelpforten
Dem ſchönen Recht, ein Menſch zu ſein,
Und nicht blos uns hat er in Flammenworten
Gemahnt und nicht ſein deutſches Volk allein:
Der Menſchheit hat er ſeinen Tell gegeben,
Er wird in ihm, in ihr unſterblich leben!

Zur Schillerfeier
am 10. November.

Hundert Mal hat Mutter Erde
Unſern Sonnenball umkreiſt

Seit des ew'gen Vaters „Werde"
Hauchte Schillers großen Geist.
Hundert Jahre sind zerronnen,
Und ob längst die Hülle brach,
Leuchtet gleich dem Licht der Wonnen
Seines Geistes Fackel nach.

Kleine Fürsten großer Länder
Sanken spurlos in die Nacht,
Und der Schmuck der Ordensbänder
Ist erbleicht mit seiner Pracht;
Doch ein Fürst im Reich der Geister,
Den Gott selbst gekrönet hat,
Hoher Seelen Herr und Meister,
Dauert ewig wie sein Staat.

Seines Genius Blick durchleuchtet
Hell die Finsternis der Zeit,
Seiner Thränen Naß befeuchtet
Gleich dem Thau die Erde weit.
Mancher schöpft aus seinem Borne
Hochgenuß als Labetrank,
Der Gebeugte, der Verlorne
Folgt dem Retter ohne Wank.

So durch der Propheten Sendung
Offenbart uns Gott sein Reich,
Und wer strebet nach Vollendung
Werde seinen Jüngern gleich.
Schiller, Dir Du Gottgesandter,
Teutschlands Stolz, der Welt Panier,
Freiheitsrichter, stammverwandter,
Ja, auch Zürich zuruft Dir!

Dresden, 20. December 1786.

Bis jetzt iſt unſere Exiſtenz höchſt proſaiſch geweſen
ich beſonders wußte kaum, wo ich mit der Zeit hin ſollte
die mir von Arbeiten frei blieb. Die Abende ſind mi
erſtaunlich zur Laſt, denken mag ich nicht, auch ſchäm
ich mich zu ſchlafen. Geſtern waren wir im goldene
Engel zu Mittag, vorgeſtern Abend bei Albrechts, wo
Whiſt geſpielt wurde. Diesmal aber gewann ich. Be
Reinhardts war ich auch, um Euer Compliment an die
Tante zu beſtellen, und ſoll auch von der ganzen werthen
Familie — die Tante Milliquet nicht ausgenommen —
ſchönſtens grüßen. Meinen Herrn von Noſtiz werde ich
in den Feiertagen aufſuchen. Morgen gedenke ich zu
Neumanns zu gehen.

Was Du mir von Göſchen ſchreibſt, will ich nur
zur Hälfte glauben. Zwiſchen ſeinen Handlungen im
bürgerlichen Leben und ſeinen Ideen dünkt mir überhaupt
nicht viel Harmonie zu ſein, und von einem gewöhnlichen
Beurtheiler, der Dir vielleicht dieſe Nachricht gab, muß
er oft verfehlt oder doch zu hart beurtheilt werden. Der
Uebergang von dem Clententon des Anfängers zum geſetz-
ten Männerton mußte für Göſchen gefährlich ausfallen.
In einer Stunde läßt ſich dieſe neue Manier bei ihm
über den Haufen werfen. Deſto beſſer, wenn er kein
Geld braucht. Meinen M. muß ich ihm offeriren aus
Billigkeit, weil ich weiß, daß er gewinnen wird; ob er
meine Bedingung accordirt, iſt mir dann gleichgültig.

Wie die Männer ſo die Frauen,
Die Du beide hoch geehrt,
Winden Dir in allen Gauen
Kränze, die der Herbſt beſcheert.
Lieder tönen aus den Kehlen
Von der Freiheit Hauch durchglüht;
Denn es iſt ein Tag der Seelen,
Der die Blicke heimwärts zieht.

Warſt Du auch zu überſchwenglich
Für des reifen Alters Froſt,
Fühlt die Jugend mehr empfänglich
Sich für Deine Götterkoſt:
Heute blickt ſelbſt das Alter
Mit Verehrung zu Dir auf,
Und es lauſchet Deiner Pfalter
Hochgetragnem Sturmeslauf.

Dein Jahrhundert vor den Schranken
Reicht Dir eine Lorbeerkron',
Denn im Reiche der Gedanken
Warſt Du ſein getreuſter Sohn
Deines Vaterlands Jahrhundert
Steht gebeugt vor Deinem Pfühl,
Und Du blickeſt faſt verwundert
Auf der Zwietracht wirr Gewühl.

Gieß die Flamme deines Geiſtes
Heut auf Deine Jünger aus,
Feure an und ſprich ein dreiſtes:
„Gott der Herr bewahr' das Haus!"

Denn es iſt die rechte Stunde
Für ein ſolches Loſungswort,
Und es tönt von Mund zu Munde:
Deutſchlands Einheit unſer Hort!

Ed. Billeter.

Baſel.

Prolog zur Schillerfeier.

Vor hundert Jahren ſah in eine Wiege
Klein, ſchmucklos und von ungehobltem Holz
Der Vater und die Mutter, ihre Züge
Gehoben und belebt von Elternſtolz:
Ein neugeborner Knabe füllt den Raum,
Füllt ihre Welt, erfüllet ihren Traum.
Am trüben Wintertage ſpendet er
Ein tröſtend Licht und Wärme um ſie her —
Ein erſter Kindesblick in Elternherzen
Entzündet mehr als Feſtesglanz und Kerzen.

Still iſt's im Hauſe — reine Freude braucht
Nicht rauſchendes Gewühl, ihr Feſt zu feiern,
Zwei Mienen nur, von Wonne überhaucht:
Kein Dienerſchwarm, Theilnahme zu betheuern,
Nicht reicher Gäſte Schwall miſcht ſich hinein,
Um ſich in glatten Worten mitzufreu'n,
Kein Weihrauchfaß, das ſeine Düfte ſpendet,
Kein Prunkgemach, kein Leuchter, welcher blendet. — —

Und jetzt, nach hundert inhaltſchweren Jahren,
Die vieler Länder Luſt und Leid geſehn,

Jetzt drängen Völker ſich in frohen Schaaren,
Das Wiegenfeſt des Kindes zu begeh'n,
Jetzt flammt es allerwärts von tauſend Lichtern,
Jetzt ſchallt es in gewalt'gem Jubelchor,
Jetzt einet ſich von Laien und von Dichtern
Der Mund zum Preis, und Weihrauch dampft empor,
Jetzt ſtrömet Arm und Reich und Alt und Jung
Zur Kindeswiege in Erinnerung.

Zum zweiten Mal gezimmert wird die Wiege,
Das Herz von Millionen ſchließt ſie ein,
Dankbare Liebe bauet das Gefüge
Und legt erinn'rungsvoll das Kind hinein:
Heut ſieht der Eltern Aug' nicht mehr den Glanz,
Nein, eine Welt erſchaut ihn, voll und ganz,
Und doch, der ſchönſte, der vom Kinde leuchtet,
Iſt der, der unſer Aller Augen feuchtet.

Wer iſt denn dieſer holde Wunderknabe,
Der, trotzend irdiſcher Vergänglichkeit,
Sein Leben heut mit eig'nem Zauberſtabe
Aus Staub und Grab unſterblich ſich erneut?
Erneut? — O nein, er lag noch nie im Grabe,
Und wird lebendig bleiben alle Zeit:
So lang die deutſche Sprache nicht begraben,
So lange wird ſie ihren **Schiller** haben.

Mit ihm zugleich ſind Könige geboren
Im Glanz, nicht unter einer Hütte Dach;
Doch längſt iſt ihres Namens Schall verloren,
Und kein Jahrhundert ruft ihn wieder wach;
Zertrümmert ſteht die Wiege, die ſie barg,
Zerfallen längſt ihr reich geſchmückter Sarg;

Und trotzte nicht der Leichenſtein den Jahren,
Wir wüßten wahrlich nimmer, daß ſie waren.

Der Leichenſtein, ihr einziges Vermächtniß
Und Zeuge ihres Namens! — doch auch ihn
Zerſtört die Zeit, und dann grünt kein Gedächtniß
Mit ewig friſchen Blüthen drüber hin.
Doch neidlos **Schiller's** Namen in den Stein
Gräbt jedes Jahr mit ſchärf'rem Meißel ein,
Und reicht: ſtets an des Jahrhundert's Wende
Bekränzen liebend ihn der Enkel Hände.

Ein mächt'ger König haſt auch Du geſchwungen
Das Zepter — und Dein Zepter war das Wort,
Ein herrlich Reich haſt Du damit errungen,
Ein Reich, das wächſt und blüht und nie verdorrt!
Der Menſchheit Liebe haſt Du Dir errungen,
Der Zauber Deines Wort's hält fort und fort
Unwiderſtehlich uns in mildem Zwange,
Und wir gehorchen Dir aus Herzens Drange.

Wir zittern nicht, wie Sklaven vor dem Herren,
Dein Wort ſchmiegt lockend ſich in Seelen ein:
Wir laſſen uns von ihm ſo gern belehren,
Sein Klang iſt ſüß, ſein Inhalt keuſch und rein.
Es naht, wie Duft von heiligen Altären,
D'rauf Lieb' und Schönheit ihre Gaben ſtreu'n:
Des Herzens reichſter Schatz iſt ihm entſiegelt,
Es hebt empor ihn, denn es iſt beflügelt.

Und kann das Wort, das Dichterwort erſterben,
Das Nahrung aus dem warmen Herzblut zieht?
Die ganze Menſchheit machteſt Du zum Erben,
Die ganze Menſchheit dankt Dir ja Dein Lied!

Für ſie haſt Du gekämpft, für ſie gestritten,
Ihr Leid und Weh hat Dir in's Herz geſchnitten,
Die dunklen Loose haſt Du ihr verklärt:
So wirſt Du leben, wie ſie ewig währt.

Mit zarten Händen wandelſt Du das Schöne
Aus jedes Volkes Garten uns zum Kranz:
Nicht nur Dein Vaterland und ſeine Söhne,
Die Welt malt ſich in Deiner Dichtung Glanz;
Die Heldenkraft, ſie lebt in Deinem Lied,
Ob ſie im Mann, ob ſie im Weibe glüht.
Des Schönen Sieg, wenn ſich der Geiſt ihm paart,
Sein Fall, wenn es nur kalten Form erſtarrt.

Die treue Liebe, die in Tod ſich bettet,
Wenn nicht Erfüllung ihre Träume krönt,
Ein ſtarkes Herz, an das Geſchick gekettet,
Das ſchadenfroh ſein mächtig Ringen höhnt,
Des Volkes Drang, das ſelber ſich errettet
Aus Kerkernacht, wenn Freiheits Ruf ertönt —
Das Alles zieht in lebensvollen Bildern
An unſerm Geiſt vorbei — wer kann es ſchildern?

Frei warſt Du, wandelſt keinem Dich zu Füßen,
Die Mächtigſten umgeben Deinen Thron!
Dir hat ein Wallenſtein ſich beugen müſſen,
Gebannt durch Deiner Rede Herrſcherton,
Dich muß als Sieger Frankreich's Mädchen grüßen,
Des Nordens Held empfängt von Dir den Lohn;
Ja, ſelbſt der freiſten aller Männerſeelen,
Dem Wilhelm Tell, dem durfteſt Du befehlen!

Dem Wilhelm Tell! — mit ihm haſt Du beſchloſſen
Die Heldenbahn — mit jenem Freiheitsſang,

Der auch um Uns, die Erben und Genoſſen
Des Tellen ſeinen Zaubergürtel ſchlang
Dem Gürtel, dem Unſterblichkeit entſproſſen,
Denn leben wird die Schweiz durch ihn, ſo lang
Die deutſche Zunge lebt in deutſchen Tönen,
Und in den Herzen blüht das Reich des Schönen.

Drum ſei gegrüßt von Uns zu tauſend Malen,
Sei aus der Schweiz gegrüßt, Du lieber Mann.
Du Geiſt, an deſſen lichten warmen Strahlen
Sich Mann und Weib ſo herrlich ſonnen kann!
O könnten wir mit Liebe Dir bezahlen,
Was Du an uns, was Du der Welt gethan —
Heut wär' für Dich der Tag der großen Erndte,
Heut küßt Dich Alles, Nahe und Entfernte!

Der Glocke Ton, die Du einſt angeſchlagen,
Er zittert fort, trägt Deines Namens Klang
Vor Allen herr, und wird ihn ferner tragen
Durch Raumes Weiten und der Zeiten Drang.
Das volle Menſchenherz mit Luſt und Klagen,
Mit Freud' und Leid ſchwebt ſeiner Spur entlang;
Zu ſchaffen es durch's Wort ward Dir gegeben,
Darum, ſo lang' es ſchlägt, wirſt Du auch leben!

So lang' es ſchlägt! — und tauſend ſchlagen heute,
Geſchwellt von jenem Klang, entgegen Dir;
Er übertönt mit feſtlichem Geläute
Des Tages Noth, der Sorgen bunt Gewirr;
Du biſt in unſern Herzen der Geweihte,
Der Sieger heut — wie gerne beugen wir,
Jüngling und Jungfrau, Mann und Greis, wir Alle,
Uns in der Liebe Demuth Deinem Schalle!

J. Mähly.

Baden.

Aus der Schweiz.

Von Edward Dorer-Egloff.

Jeder auf ſeine Weiſe.

Heiße nimmer es verwegen
Bei des Feſtes hohem Glanz,
Kleine Blüthen hinzulegen
Zu dem ſchimmervollen Kranz!

Wie zu Preis dem Frühlingsſtrahle
Stolz im Garten Roſen glüh'n,
Siehſt du dankbar in dem Thale
Still beſcheidne Veilchen blühn.

Schiller oder Göthe?

Wie wagt ihr nur zu fragen,
Ob Schiller oder Göthe
Als Dichter ſchöner blühe?
Wer ſuchte wohl zu ſagen,

Ob ſchöner Morgenröthe
Als Abendſchimmer glühe?
Es kraft ſich eitles Mühen;
Wir laſſen frei ſie glühen.

Schiller's Wilhelm Tell.

Herrlich ſtehen ſie da — die ſchneeigen Firnen der Alpen,
Wenn wie Roſen im Licht goldener Sonne ſie blüh'n;
Herrlicher leuchten hinaus in die Welt die Thaten der Ahnen,
Seit ſie dein herrlichſtes Lied würdig, o Schiller, verklärt.

Das Zwillingsgeſtirn.

Himmel, dir blühen zum Schmuck die Sterne mit wechſelndem Lichte;
Kaſtor und Pollux; ihr Strahl lenket das Ruder zur See.
Aber germaniſcher Erde erglühn noch ſchönere Sterne:
Göthe und Schiller; ihr Geiſt lichtet zum Ziele die Bahn.

Schiller's Wilhelm Tell.

Wo die Väter am See in des Grütli's ſtillem Gelände
Einſt für Freiheit und Recht ſchloſſen den heiligen Bund,
Sprudelten luſtig ſogleich aus dem Schooße der Erde die Quellen,
Deren geweihete Flut Hirten und Heerden erquickt.

Trefflich erdacht, wenn ein Märchen es nur! Es zeiget im Kleinen,
Was im erhabenſten Maaß unſere Zeiten erfüllt.
Siehe in Schillers Geſang erwuchſen die Quellen zum Strome,
Welcher die Völker umher ſtärkt und zur Freiheit erhebt.

Die Schillerfeier.

„Schiller" erſchallt es im Süden und „Schiller" erſchallt es im Norden,
Hüben und drüben am Rhein mahnet zum Feſte der Ruf,
Wie bei des Frühlings Nah'n im erwärmenden Strahle der Sonne
Alles ſich reget und blüht, drängt es und wogt es im Volk.
Kränze prangen umher: es flattern die Fahnen der Freude
Und in heiligem Ernſt hallet der Feiergeſang.
Herrſcht ein Zauber im Land? Was lang' ſich trennte und ſchmollte,
Fühlt ſich als Brüder verwandt, fühlt ſich ein einiges Volk.
Wirkte der Glaube das Wunder? — Er trennt ja immer die Menſchen!
That es der Mächtigen Schwert? — Schauer entwuchert dem Blut!
Höherer Macht gebühret der Kranz; er gebühret dem Schönen,
Wie uns, vom Himmel geweiht, Schiller es kündet im Lied.
Bleibet dem Sänger zu Dank das Herz für das Hohe uns offen,
O dann bleibt es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.

Werth der Gabe.

Klein, ich weiß es, iſt die Gabe;
Doch als freie kennt ſie an.
Seht, ich gebe, was ich habe:
Damit iſt genug gethan!

Druck von G. Guttſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtraße 91.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schiller-Denkmal.

Festausgabe.

Zweiter Band.

Berlin.
Riegel's Verlags-Buchhandlung.
1860.

Wenn es wahr iſt, daß die Recenſion eingeſchickt worden, woran ich noch zweifle, ſo iſt ſie aus Mannheim. Solltest Du etwas Vernünftiges von neuen Schriften in Leipzig ausfindig machen, das Du ohnehin kaufſt; ſo ſchicke mir's voraus. Ich kann's jetzt nicht über mich gewinnen, vielerlei aus der Geſchichte zu leſen; noch bin ich nicht ganz in meinen poetiſchen Traum zurückgekommen, meine Arbeiten geben mir noch nicht raſch genug. Seitdem Ihr weg ſeid, habe ich in allem ſechs Blatt gemacht, unter denen vier ſeit heute und geſtern ſind. Lies mir doch meine Bogen, und das vierte Heft ſei ſo gut und ſchicke mit einem bloßen Couvert an Beck und an Charlotten. Die Exemplare nimmſt Du von denen, die mir Göſchen ſchicken wird.

Habt Ihr Jünger ſchon geſprochen? Grüßt ihn recht ſehr von mir. Apropos! einen Stollen ſolltet Ihr uns billig ſchicken; zwar Huber liegt nicht ſo viel daran, als mir. Mir iſt ordentlich bange auf die Feiertage. Ich habe mich entſchloſſen, den Februar und März dort zuzubringen, verſteht ſich, wenn die Umſtände es thunlich machen; wenigſtens wenn die Gründe und Gegengründe der Vernunft ſich gegen einander aufheben oder um ein Geringes abweichen, ſo darf, glaube ich, mein Herz den Ausſchlag geben. Adieu. Herzliche Grüße an alles.

S.

Baiern und Oberpfalz,

ſowie die

deutſchen Länder Oeſterreichs.

München.

Feſtrede bei der Feier von Schiller's hundertſtem Geburtstag.

gehalten von Moriz Carriere als Profeſſor der Akademie der Künſte in München.

Das Leben des Menſchen auf Erden iſt kein leichtes Spiel, ſondern die ſchwere Arbeit an der ernſten Aufgabe, die innere Anlage der Perſönlichkeit durch freie ſelbſtbewußte That zu verwirklichen, die entſcheidende Stelle für eine ewige Fortentwickelung zu erobern oder zu begründen. Mitten in einer Welt, die uns bald verlockt, bald hemmt und zurückſtößt, ſoll der Kampf unſere Kraft erwecken, der Schmerz uns läutern und auf das eigne Innere hinweiſen; Sinnenwelt und Vernunft, Pflicht und Trieb, Himmliſches und Irdiſches ſollen wir verbinden und zur Verſöhnung bringen. Den beglückenden Beweis davon, daß dieſe Verſöhnung möglich, ja erſt die volle Wirklichkeit ſei, führt uns die Schönheit, in welcher die Natur ſich in den Geiſt verklärt, das Ewige in die Sichtbarkeit tritt und das Zeitliche durchleuchtet; der herzgewinnende Zauber wie die Weihe der Kunſt beruht darauf, daß ſie die Widerſprüche des Lebens harmoniſch auflöst und das in ſich Vollendete als das Ziel, das mit der Anziehungskraft des Glückes, der Seligkeit begabte Ziel unſres Sollens und Wollens hinſtellt. So hat Schiller in einem ſeiner herrlichſten Gedichte das Ideal und das Leben geſchildert. Das Leben ſteht im Streit, da iſt der Krieg der Vater aller Dinge, die Kühnheit zerſchlägt ſich an der Stärke und die Wunde brennt; aber das Ende iſt der Sieg, und die Anmuth, der Einklang im Werke der Kunſt offen-

bart uns wie die ringenden Gegensätze in einander greifen in freudigem Wetteifer zum gemeinsamen Heil des Friedens und der Liebe. Der Jammer, die Leiden der Menschheit fassen uns selber an oder rühren uns im Mitgefühl: die Kunst zeigt wie sie dem rechten Dulder zum Besten dienen, wie sich in ihrem Feuer das echte Gold der Gesinnung bewährt, wie sie nur der Schatten im Gemälde sind. Die Heiligkeit des Gesetzes steht unsrer Schwäche und Sündhaftigkeit mit erschreckender Majestät gegenüber; das in der schönen Seele sich darstellende Ideal aber zeigt uns wie der Naturtrieb selber sich der Pflicht zum Träger bietet, wie in der Liebe zum Guten das Herz seine Befestigung findet, es lehrt uns das Göttliche aufnehmen in unsern Willen, daß wir die Angst des Irdischen von uns werfen und frei im Ewigen leben. Es erfordert Anstrengung das Schöne zu erreichen, der Nerv des Fleißes muß sich anspannen den Stoff dem Gedanken zu unterwerfen:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefverstreckter Born,
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.
Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Irdischer Bedürftigkeit.

Da reicht Hebe, die Göttin der Jugend, den Becher der Unsterblichkeit dem Herakles, der die irdische Dienstbarkeit nach dem Götterwillen auf sich genommen, im Kampf mit den Ungeheuern zum Wohle der Menschen seine Kraft erprobt und auf dem selbst angezündeten Scheiterhaufen sich von allen Schlacken gereinigt

hat, — ein Gleichniß, das Schiller liebte und das sein eignes tapfres Ringen nach dem Ideal und sein endliches Gewinnen der vollendeten Kunstschönheit versinnlicht. Er ist bald dahingeschieden, als er dies Ziel erreicht hatte, er ist jung gestorben, aber können wir nicht mit Carlyle die Frage Karl XII. über Alexander wiederholen: „Hat er nicht lang genug gelebt, wenn er Königreiche erobert hat?“ — „Diese Königreiche, setzt sein geistvoller englischer Biograph hinzu, wurden von Schiller nicht für eine Nation auf Kosten der andern erobert, sie waren nicht besudelt mit dem Blute der Patrioten, mit den Thränen der Wittwen und Waisen, sie wurden abgerungen dem öden Reiche der Finsterniß zur Erhöhung des Glücks, der Macht, der Würde aller Menschen: neue Formen der Wahrheit, neue Sprüche der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit, gewonnen aus dem formlos Leeren, bestimmungslos Unendlichen, ein Besitzthum für immer, für alle Geschlechter der Erde.“

Und so zeigt uns Schiller in seinem Leben wie in seinen Werken, daß der Mensch und vor allem der Künstler in der Kunst keine bloße Unterhaltung zum Zeitvertreib müßiger Stunden sehen solle, daß sie keine bloße nutzlose Wiederholung und Nachahmung der Außenwelt sein dürfe, sondern daß sie uns aus den Wirrnissen und Nöthen des Daseins zur Freiheit und Klarheit erheben müsse, daß sie nicht versinken dürfe in den Schmutz der Erde, sich nicht hineinwühlen dürfe in die Zerrissenheit und Düsterheit um ein dunkles und widerspruchvolles Bild derselben zur Qual der Beschauer zu entwerfen, sondern daß sie es verstehen müsse, das Licht des Geistes in die Tiefe zu tragen, die Zweifel der verzweifelnden Gemüther zu lösen, und das Wort des Trostes, der Erleuchtung und der Versöhnung auszusprechen. Nicht daß sie auf glatter Oberfläche dahingaukelnd den Blick abkehren sollte von den Schauern des Abgrundes oder ihn mit trügerischen Blumen bedecken; aber sie soll die Wunden heilen, die sie schlägt, die Kluft überbrücken, die

Himmel und Erde trennt, und die Prieſterin einer ſittlichen Weltordnung ſein, die jetzt in dem furchtbaren Gericht über das Böſe, jetzt in der huldvollen Errettung und Erhöhung des Guten, immer als der Wille der Liebe ſich erweiſt.

Daß jedoch die Kunſt dies vermöge, dazu gehört vor allem, daß der Künſtler ſelbſt reinen Herzens ſei und den Frieden in ſich trage. Auch Schiller hat den Kampf der Pflicht kämpfen müſſen, auch in ſeinen Jugendliedern erklingt der Aufſchrei der Leidenſchaft gegen das Geſetz, aber eine ſittliche Wiedergeburt ging bei ihm mit der künſtleriſchen Hand in Hand, und die rohe Naturgewalt in ſeinen Erſtlingswerken lernte er dadurch überwinden, daß er ſelber, geſtählt in der Schule der Noth, im Bunde mit edlen Menſchen Ruhe und Maß in der eigenen Seele fand. In dieſem Sinne ſagt er dann: „Alles was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſein der Mit- und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft ehe er es unternehmen darf die Vortrefflichen zu rühren.“ Dann aber muß zur Reinheit des Herzens die Tiefe und Klarheit des Geiſtes kommen, daß wiederum das Dichtervolk vom rechten Künſtler ſeine Wahrheit habe:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
D'rin die Welt ſich, die ewige ſpiegelt,
Er hat Alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was noch die Zukunft verſiegelt,
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath
Und beherchte der Dinge geheimſte Saat.

Keineswegs kann er alle einzelne Gegenſtände erfahrungsmäßig kennen lernen, zumal die künftigen nicht, aber er kann ſich erheben zur Anſchauung der Grundformen alles Lebens und Geſchehens, und die Weihe des echten Künſtlers beſteht in der

Begeisterung, kraft welcher er die ewigen Musterbilder der Welt erkennt, wie sie vor dem Auge Gottes stehen, wie sie als göttliche Gedanken der Quell und das Ziel aller Entwicklung, das vollendete Urbild für die vielfältig mangelhaften und getrübten endlichen Erscheinungen sind. Dies Urbild darzustellen, ihm sinnenfällige Gestalt zu geben, ist die rechte Aufgabe des Künstlers, ihm kommt es zu, sagt Schiller, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Bestandtheilen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben." Mit diesen Worten ist die Thätigkeit des Idealisirens geschildert, sie ist nur möglich, wenn der Künstler bereits das Ideal im Gemüthe trägt, darnach das ihm Gemäße in den Erscheinungen erkennt und bemißt, die zerstreuten Züge zum Ganzen verbindet oder selbst das Mangelnde ergänzt. Das Ideal ist nichts Unwirkliches, es ist der Kern und die Vollendung des Wirklichen selbst, die Krystallgestalt des Lebens, die alle Elemente desselben in die rechte Wohlordnung bringt, womit alle Verworrenheit verschwindet und die ursprüngliche gesetzmäßige Form der Natur licht und rein hervortritt. Indem der Dichter dies entdeckte, wollte er nicht mehr wie Karl Moor den Bau der Welt zertrümmern, kein Buch mehr schreiben, das der Henker verbrennen sollte, sondern stellte er in seinem Posa den Propheten und Prediger der Humanität, der durch Bildung gewonnenen Freiheit auf, der das entzückende Bild einer harmonischen Gemeinschaft denkender selbstständiger Menschen entwirft um es als das Ziel der Entwickelung hinzustellen, zu seiner Verwirklichung durch fortschreitende Gesittung, durch einsichtige wohlwollende Leitung des Volks und reformatorische Fortgestaltung der Zustände hinzuführen. Und hier begann Schiller wieder bei sich selbst, er begab sich bei dem größten Denker des Jahrhunderts, bei Immanuel

Kant in die Schule, er eignete ſich an, was die Philoſophie vom Weſen des Geiſtes und von der Beſtimmung des Menſchen erforſcht hatte, und indem er dadurch Halt und Klarheit für ſein eigenes künſtleriſches Schaffen erwarb, förderte er wieder die Philoſophie dadurch, daß er mit dichteriſcher Phantaſie und ſcharfem Verſtande den Begriff der Schönheit wiſſenſchaftlich beſtimmte. Dieſe Verbindung von Kunſt und Wiſſenſchaft in ausübender Thätigkeit iſt allerdings Schillers eigenthümliche Gabe und Größe; aber das dürfen wir kühn ſagen, daß alle Künſtler erſten Ranges auf der Höhe ihrer Zeit geſtanden, die Errungenſchaft der beſten Gedanken, der edelſten Bildung in ihren Werken geſammelt und ausgeprägt, in vollendeten Formen der Mit- und Nachwelt überliefert und dadurch die Culturträger und Repräſentanten ihres Volkes und Jahrhunderts geworden ſind, nicht blos ein Aeſchylus oder Dante, auch Shakſpeare und Goethe, auch Händel und Beethoven, Raphael und Michel Angelo, Dürer und Rubens und die hervorragenden Meiſter unſrer Tage.

Das Ideal dem Schiller nachtrachtete, das er veranſchaulichte, war nicht die Schönheit der körperlichen Geſtalt der ruhenden Form, ſondern das geiſtige Leben in ſeinem Werden, der Wille in ſeiner Vollführung durch die That; ſo ward er Dichter und weſentlich Dramatiker. Und hier iſt es wiederum nicht die ſinnige Entfaltung des Individuellen, die Offenbarung der Herzensgeheimniſſe, der Gemüthsinnerlichkeit, was ihn anzog und ihn gleich Goethe zum Seelenmaler gemacht hätte, ſondern es ſind die allgemeinen Gedanken, welche die ganze Menſchheit berühren, es ſind die weltbewegenden Fragen des öffentlichen Lebens, denen er ſich zuwendet, wie es im Prolog zum Wallenſtein heißt:

Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen großen Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Wo um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Darum wird die Weltgeschichte das Studium Schillers, das Material für seine Phantasie, und er sah in ihr eben so sehr das Werk selbstständiger Charaktere und ihres persönlichen Wollens als das Walten einer göttlichen Ordnung und den Sieg der sittlichen Idee. So trat er mit seiner Dichtung unter alle Nationen Europa's, hatte aber stets vornehmlich das rein Menschliche im Auge, so trefflich die lokale Färbung und Zeitstimmung ihm auch manchmal gelang. Er führt uns an den Königshof Philipp's II. nach Spanien, aber um den erhebenden Gedanken des freien und humanen Staats dem weltlichen und geistlichen Despotismus entgegen zu stellen; er führt uns nach England, um uns in Maria Stuart die Schönheit des leidenden Weibes und den himmlischen Trost der Religion in der die Schuld sühnenden Buße des Gemüthes zu zeigen; er führt uns nach Frankreich, und wie die Jungfrau von Orleans von heiliger Begeisterung ergriffen wird, erscheint die Befreiung des Vaterlandes als ein gottgewolltes Heldenwerk; und wenn schon sein Fiesko ein Gemälde des Ehrgeizes im Streite mit dem Republikanerthum auf italienischem Boden entfaltet hatte, so verlegte er den selbsterfundenen Stoff der Braut von Messina gleichfalls nach dem Süden, um mit dessen Farbenpracht seine Dichtung zu schmücken; den Norden sollte sein Demetrius erobern, der nicht nur ein so treues als glänzendes Bild des polnischen Reichstages gibt, der auch nach dem großartigen Plan darstellen sollte, wie der Mensch so lange sieg-

reich und edel ist, so lange er an sein Recht glaubt, wie er aber in Selbstsucht und Mißtrauen untergeht, wenn er diesen Glauben verliert. Die Krone seiner historischen Poesie indeß gebührt den Dichtungen, deren Stoff der Heimath angehört. Indem er in seinem größten Werk, in Wallenstein, uns in den dreißigjährigen Krieg versetzt und dabei wie im Zauberspiegel dem aufsteigenden Gestirne Napoleons sein mahnendes Bild erscheinen läßt, entrollt er zugleich das allgemein giltige Gemälde einer Helden- und Herrschernatur, die in einseitigem Realismus sich den tragischen Untergang bereitet; und indem er im Tell der Volkssage von der Befreiung der Schweiz die künstlerische Vollendung gibt, eröffnet er gleich einer Aussicht in die Ferne aus dem Gebirgsthal den Blick auf den Umschwung der Kultur; an die Stelle mittelalterlichen Ritterthums und mittelalterlicher Hörigkeit tritt das Bürgerthum der Neuzeit, und wenn noch ein Shakspeare das Volk nur ironisch als die haltlose vielköpfige Menge behandelte, ein Goethe nur durch die individuellen Züge seiner Volksscenen im Egmont ergötzte, so war Schiller der Erste, welcher das Volk als organisches Ganzes in seiner Tüchtigkeit, als den würdigen Träger seiner hervorragenden Führer dichterisch veranschaulichte. Sein Drama ward dadurch ein prophetischer Gesang des Trostes und der Hoffnung für Deutschland während des Drucks der Fremdherrschaft, und als die Erhebung in den Befreiungskriegen erfolgte, da zab ihnen Schiller mit Fichte den Ton seiner Begeisterung an. Nicht umsonst war er nicht blos mit Luther, sondern auch mit Scharnhorst an gleichem Tage geboren. Darum erkor das Volk ihn zum Liebling, und wenn eine liederliche Scheingenialität der Romantik über Schillers moralische Tendenzen mitleidig lächelte, eine blasirte Vornehmheit des Geschmacks in den Tagen der Restauration in ihm mehr den Trachter als den Dichter sehen wollte, das Herz des Volkes ward dadurch gewonnen, daß sein Dichten zugleich ein Trachten war, daß er zugleich zur Verwirklichung der Ideen auf-

Leipzig, 23. December 1786.

Beigehend erhalten Ew. Edelgeboren etwas zur Gaumenluſt mit Hubern in Eurer Einſamkeit zu verzehren. Ich lege eine Geiſtesſtolle bei, von der ich wünſche, daß ſie Euch ebenſo ſchmackhaft ſein möge. Minna, die bekanntlich keine Freundin von Stolberg iſt, meint, er könnte was von dem Fette gebrauchen, das er vielleicht von dem Stollen participiren wird. Aufrichtig zu ſein, haben dieſe Schauſpiele meine Erwartung nicht befriedigt. Die Chöre haben einzelne Schönheiten. Im Ganzen finde ich aber wenig wahre Begeiſterung, meiſtentheils nur dichteriſche Phraſen. Die Jamben ſcheinen mir hart. Im Belſatzar ſind die Karikaturen ſehr überladen. Der Charakter des Otanes hat viel Intereſſe. Der Säugling hat, däucht mich, das meiſte Eigenthümliche, und viel ſchöne Stellen.

K.

Dresden, 26. December 1786.

Der Stollen ſammt ſeinem magern Collegen iſt richtig angelangt, und wir danken ſchön, freuen uns herzlich der Gewißheit, daß die liebe Minna ſich beſſert und Ihr alle wohlauf ſeid. Wir ſind's auch ſo ziemlich bis auf eine erſchreckliche Langeweile. Ich weiß nicht, warum ich den Feiertagen ſo viel nachfrage; aber ich möchte mich gern auf einige Tage vergeſſen, und hier iſt Niemand, der mir das erleichterte. Vor einigen Tagen beſuchte ich

forderte, die er als das Ziel und die Aufgabe des Lebens hinſtellte. Allerdings kam dadurch etwas von redneriſchem Gepräge in ſeine Dichtung, das ſchlanke, ſangbare Lied, dieſer unmittelbare melodiſche Aushauch der Seele, die holdſelige Naivität jungfräulicher Charaktere gelang ihm nicht in dem Maße wie Goethe dadurch gerade unſre Bewunderung erweckt: aber wie Schiller das Weſen des Menſchen in den Willen ſetzte, ſo iſt die ſelbſtbewußte Arbeit, die geſchichtliche That, der Mannescharakter ſein Gebiet: Er war ſelber der Dichter der Idee durch die Macht des Willens, der mit einem Ueberſchuſſe von Selbſtthätigkeit, wie das Wilhelm von Humboldt bezeichnet hat, ſich weniger den Dingen als ein ruhiger Spiegel gegenüberſtellte, vielmehr den Stempel ſeiner eigenen großen Natur ihnen aufdrückte; er begabte ſeine Geſtalten ſtets mit dem klangvollen Metall der eignen Stimme, und legte ihnen ſeine eignen Gedanken in den Mund. Er war der Dichter nicht ſowohl durch die Gnade der Natur in glücklich harmoniſcher Entfaltung des eignen Innern, wie der helleniſche Goethe, ſondern im Unterſchiede von dieſem mehr der Römer, der durch die Macht des Willens groß wird und einer widerſtrebenden Welt gegenüber das Heiligthum der Poeſie erobern muß. Daher ſein ruhmreicher Bildungsgang, der die urſprünglich wilde Genialität durch das Studium der Philoſophie und Geſchichte läutert; aus der Noth des Daſeins erhebt er ſich um ſo muthiger in das Reich des Gedankens, dort Troſt und Ruhe zu finden. Auch als er für ſeine Kraft das Maß der ſchönen Form und die Vollendung der Kunſt erlangt, bleibt ihm die Poeſie eine ernſte Lebensaufgabe, ein Tempeldienſt und Prieſterthum. Das Gewiſſen iſt ſeine Muſe, wie Frau v. Stael treffend bemerkt: und er gibt ſein beſtes Herzblut willig hin, wenn ſein Geiſt die Stunden ſchöpferiſcher Thätigkeit einem kranken krampfgequälten Körper abringt, und die Nacht zum Tage macht, um in ihrer feierlichen Stille dankbar der Menſchheit zu verkündigen was ein Gott ihn gelehrt und was ihm durchs Leben geholfen.

Auch der Freundschaftsbund mit Goethe war eine schöne sittliche That, war ein Werk des edlen selbstbewußten Willens. Schiller hatte eine gewisse Bitterkeit niederzukämpfen gegenüber dem glücklichen Nebenbuhler, der im Vollgenusse des Ruhms und der Lebensgüter dastand, während er für seine bürgerliche Existenz noch keinen Boden, für die gährende Fülle seines Innern noch nicht die rechte Form gefunden hatte. Goethe sei ihm im Weg, schreibt er an seinen Freund Körner, und setzt hinzu, er stehe demselben mit einer seltsamen Mischung von Haß und Liebe gegenüber, der Empfindung nicht unähnlich, die Brutus gegen Cäsar gehabt haben möge; aber bald richtete er an Goethe das herrliche Bekenntniß: wie er nun einsehe, daß das Vortreffliche eine Macht sei und auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als Macht wirken könne, daß es aber für edle Gemüther dem Vortrefflichen gegenüber eine Freiheit gebe in der Liebe. Goethe ergriff die dargebotene Hand und ward im Wetteifer mit dem jüngern Genossen wieder zum Dichter, was er zu sein fast aufgehört hatte, und Schiller schloß seine eigne Bildung dadurch ab, daß er Goethe's mehr realistische und auf das Individuelle gerichtete Weise seiner idealistischen gesellte. Goethe sagt von sich selber, daß er der Natur huldige und ihr Recht vertrete, Schiller predige das Evangelium der Freiheit. Schiller aber gab nun seinen Ideen die Grundlage einer lebenswahren Natur und machte lebensfähige individuelle Charaktere zu ihren Trägern, während Goethe fortan seinen Gebilden eine symbolische Bedeutsamkeit lieh und mehr und mehr in die Region der reinen Gedanken aufstieg. Die Erstlingswerke Schillers, kecke Würfe einer sturm- und drangvollen Jugend, zeigten geniale Geistesblitze neben hochtönenden Ausbrüchen der Leidenschaft und unreifen Ansichten; und wenn ihm zumeist in Nebenfiguren eine derbe realistische Naturwahrheit meisterlich gelang, so blieben gerade die Hauptgestalten hinter seinen Absichten zurück. Nun aber zeigte er, daß der wahre Idealismus keineswegs sich in abstrakten Gedanken

und Träumen ergeht, keineswegs ein Spiel mit äußerlich wohlgefälligen Formen ist, sondern daß der Geist sich den Körper baut und in der schönen Form das selbstgesetzte Maß seiner innern harmonischen Bildungstriebe hervorbringt, daß der Adel der Form ein Erzeugniß des edlen Gehaltes ist, daß die Ideen sich von leeren Gedankenspielen unterscheiden, indem sie sich in naturgemäßen Charakteren und Begebenheiten verwirklichen. Nun erquickt uns die Alpenluft im Tell und wir stehen in einer landschaftlichen Umgebung, mit deren Wahrheit nur ihre Pracht und Fülle wetteifert; nun erfrischt uns der soldatische Ton im Wallenstein, und wir athmen die Atmosphäre jener Zeit mit vollen Zügen. Nun wandeln wir im Spaziergang an der Seite des Dichters, aber er ermüdet uns nicht mit einer Beschreibung der Gegend, die doch der Maler nur auf einmal mit ihrer unfaßbaren Stimmung im Zug der Linien, im Reiz der Farben, in der Magie der Beleuchtung veranschaulichen kann, sondern der Dichter selbst bleibt der Mittelpunkt und er zeigt uns neben dem geheimnißvollen sich gleichbleibenden Weben der Natur das Wesen der Cultur, wie sie wird und wächst, von der Natur sich trennt und wieder mit ihr vermählt: und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns! Nun spricht er seine Gedanken über Menschenleben und Menschenloos nicht mehr als solche für sich aus, was mehr Sache des Philosophen ist, sondern er führt uns in die Halle wo ein Glockenguß bereitet wird, und indem das Werk selber vor unseren Augen fortschreitet, reiht sich daran die Betrachtung, wie die Glocke uns mit ihren Klängen von der Wiege bis zum Grabe begleitet, und das Haus und die Familie, die bürgerliche wie die religiöse Gemeinde stehen vor unsrer Phantasie und ihr Wesen wird in wohllautenden Versen seinem innersten Kern und seiner tiefsten Bedeutung gemäß ausgesprochen. Nun verklärt der Dichter die Herrschaft der Idee, den Sieg des Geistes über die Natur auch in seinen Balladen, aber diese Natur tritt im Handschuh, im Kampf mit

dem Drachen, im Taucher ſo friſch und ſaftvoll hervor, daß gerade die Anſchaulichkeit der Schilderung zunächſt unſere Theilnahme erweckt.

So weiß eben der echte Idealiſt ſeine Gedanken zu verwirklichen, zu verſinnlichen, ſie mit Realität zu ſättigen. Aber er geht niemals im blos Realen auf, er begnügt ſich niemals mit nachahmender Darſtellung des Gegebenen, er bleibt nirgends dem Gewöhnlichen verhaftet; alles Beſondere wird zum Symbol allgemeingiltiger Wahrheit, jede Geſtalt zu einem gattungsmäßigen Typus von Charakteren und Handlungsweiſen, und überall entbinden ſich aus den Begebenheiten die großen und ewigen Gedanken und ertönen mit herzerfreuender Anmuth, mit geiſterleuchtender Hoheit, mit ſinnbetäubender Klarheit. Kein charakteriſtiſcher Zug der Wirklichkeit wird getilgt; Melchthal bleibt der ſchweizeriſche Bauer, aber er wächſt zum Helden des Bürgerthums empor; Wallenſtein behält den aſtrologiſchen Aberglauben, aber derſelbe wird aufgefaßt als der ahnungsvolle Glaube an das große organiſche Weltganze, wo alles mit allem in innerem Zuſammenhange ſteht, und der Tiefblick in dies Myſterium der Welt erklärt wieder die inhaltsſchweren Ausſprüche des Helden über das Schickſal und die Natur der Dinge. So entrückt uns der echte Künſtler nicht dem Leben, aber er erhebt uns über alle beengenden Schranken, über alles Gemeine, und verklärt uns das Wirkliche nach ſeinem Urbild im Geiſte des Schöpfers; und in ſolcher Hinſicht hat Goethe von einer Chriſtustendenz geredet, die Schillern angeboren war: er habe das Gute in allem mit dem Auge der Liebe geſehen, er habe nichts berührt ohne es zu veredeln, er habe auch in das Gewöhnliche und Unſcheinbare den tiefſten Sinn zu legen und das Unendliche daran zu knüpfen gewußt. Das deutſche Volk aber hätte Schillers Heimgang mit den Worten beklagen können, in welche Wallenſtein bei der Kunde von Max Piccolomini's Tod ausbricht:

Er ſtand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,

Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge,
Den goldnen Duft der Morgenröthe wehend.
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich mir selber zum Erstaunen
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Endlich zeigt sich die Idealität des echten Künstlers auch darin, daß er mehrere Persönlichkeiten, die einander contrastirend entsprechen, sich in unserer auffassenden Phantasie zum Bilde vollmenschlicher Natur ergänzen läßt. So steht der gottbegeisterten Jungfrau von Orleans und dem von ihr hingerissenen Volke die verstandesscharfe besonnene Mannesnatur Talbots gegenüber, so erhebt sich Posa in der Mitte zwischen dem eisernen Philipp und dem gefühlsweichen Don Carlos, so entzücken uns Max und Thekla durch die Innigkeit ihres Gemüths, wenn sie das Recht des Herzens darstellen mitten in einer Welt berechnender planeschmiedender selbstsüchtiger Charaktere, und lieber das Leben zum Opfer bringen, als von der Reinheit ihres Empfindens und Wollens ablassen; wer das für Nebenwerk hält, der verkennt die künstlerische Einheit der Tragödie, welche das ganze volle Menschenthum nach den beiden Polen des Idealismus und Realismus entfalten und das Verhängniß entwickeln sollte, das beide trifft, wenn sie sich scheiden statt an einander Halt zu finden; hat doch der Dichter es auch selber erklärt, daß die Liebe durch ihr ruhiges Bestehen und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung sich der unruhigen Bewegung derselben und ihren Zwecken gegenüberstelle und dadurch ein gewisser menschlicher Kreis sich vollende. Denn der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus; —

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Zeigte uns Schiller den echten Idealisten, der den Bund mit dem Realismus schließt, und erschien er uns als Vorbild strebender ringender Willenskraft, durch die er auch bei seiner einem Shakspeare oder Goethe nicht völlig ebenbürtigen poetischen Naturbegabung sich dennoch ihnen, den größten Dichtern der Neuzeit zunächst anreihte, so erübrigt es noch seine eigenen Worte über Künstler und Kunst darzulegen. Wo immer die Kunst gesunken und gefallen ist, da ist es durch die Künstler geschehen, darum ruft er diesen zu: „Der Menschheit Würde ist euch in die Hand gegeben, bewahret sie!“ Er sieht in den Künstlern die ersten Urheber menschlicher Cultur; nur durch das Morgenthor des Schönen ging der Weg in das Reich der Wahrheit.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand . . . .
Lang eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf,
Still wandelte von Theopis Wagen
Die Vorsicht in den Wettenlauf.

Der Künstler ist ihm der Nachahmer Gottes, er folgt dem erhabenen und heiteren Geist,

Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen,
Mit Anmuth uns bekleiden heißt.

So ist die Kunst auch wieder das Ziel der Culturentwicklung, indem alles erst in ihr den Abschluß der vollendeten Form findet. Darum sagt er den Künstlern:

Der Schöpfer, die der Denker aufgebauet,
Wird er in euren Armen sich erfreu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereitet,
Zum Kunstwerk wird gestaltet sein.

Darin liegt aber auch die Forderung an die Künſtler, daß ſie der Wiſſenſchaft ſich nicht verſchließen, daß ſie dem fortſchreitenden freien Geiſt huldigen und ungehemmt von jeder niedern Rückſicht nur der Schönheit und der Wahrheit nachtrachten. Der Künſtler, ſagt Schiller, iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber es iſt ſchlimm, wenn er auch ihr Zögling, gefährlich wenn er ihr Günſtling iſt; denn unberührt vor ihren Schwächen, unangetaſtet von ihrem Verderbniß ſoll er das Ideal erzeugen. Dieß präge er aus in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit. Das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit muß fallen und wird fallen; dem Künſtler liegt es ob, das Wahre und Nothwendige, das an deſſen Stelle treten ſoll, zugleich im Gewand der Anmuth hinzuſtellen und zum Gegenſtande des Wohlgefallens zu machen, damit der Menſch in der Zeit darnach zum Menſchen in der Idee ſich veredle. So arbeitet die Kunſt an der ſittlichen Erziehung der Menſchheit, indem ſie zugleich die Freude derſelben iſt.

„Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.“ Und ſie ſtrahlt ihre Heiterkeit in den Ernſt des Lebens hinein. Wenn wir auch nur durch Ein Bild, Eine Melodie, Ein Gedicht inne geworden ſind, daß das Ideale kein Traum, ſondern Thatſache, daß die Einigung des Geiſtes und der Natur, des Unendlichen und Endlichen nicht bloß möglich, ſondern vollzogen iſt, ſo glauben wir an die Löſung der Räthſel und Widerſprüche auch auf anderen Gebieten, ſo haben wir einen Hafen des Friedens im Sturm, ein Paradies mitten in der Wildniß gefunden, ſo halten wir feſt an dem Vollendeten als dem wahrhaft Wirklichen, und nehmen alles Andre als Trübung die ſich lichten, als Halbheit die ſich ergänzen, als Sehnſucht die ſich erfüllen wird. So hat Schiller mit der Noth des Daſeins belaſtet dennoch im feurigen Jugendmuth ſeinen Kuß der ganzen Welt geboten, und als die melodiſche Stimme der

Schöpfung selbst es hinausgerufen, daß Freude der Quell alles Lebens, der Preis alles Strebens sei, daß alles Mannigfaltige harmonisch zusammenklinge, weil ein Geist der Liebe schöpferisch alles gestaltet, beseelt und leitet. Es ist wunderbar wie er in dieser Hymne an die Freude alle Wunden der Erde berührt, alle Schmerzen erwähnt: wir sollen gerade mit ihm inne werden, daß trotz Tyrannenketten und Sterbebetten, trotz Zweifel und Haß, trotz Gram und Reue, trotz Noth und Tod dennoch die Freude Grund und Ziel des Daseins ist, dann ist, wenn wir gleich dem Dichter feststehen in der Gesinnung, die er so wuchtvoll ausdrückt:

Festen Muth in schweren Leiden,
Hilfe wo die Unschuld weint,
Heiligkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Ja dann ist die Freude Grund und Ziel des Daseins, wenn wir gleich dem Dichter emporschauen aus allem Drang und aller Wirrniß zu dem Ewigen, zu seiner die Sterne lenkenden Schöpfermacht, zu seiner das Gute lohnenden Güte, zu seiner erlösenden Gnade, — wenn wir gleich dem Dichter selbst den Becher der Lust dem guten Geist weihen.

Und fällt nicht auch heute ein Strahl von der Heiterkeit der Kunst in die Verwirrung und Trübung unserer Zustände? Was wollen sie alle die Feuer auf den Bergen und die Fackeln in den Händen der Jugend, die Festgesänge, die Reden, die aller Orten in Deutschland ertönen? Ist uns nicht in Schiller und seiner Kunst bei aller staatlichen Verschiedenheit ein vaterländischer, ein allgemein deutscher Einheitspunkt gewonnen, ein hohes, geistiges Gut, in dessen Verehrung und Genuß Nord und Süd über die Spaltung der Confessionen und die Zerklüftung der Parteien hinaus

ſich die Hände reichen? Hat er nicht eine Fahne aufgepflanzt, unter der alle Geſchlechter ſich ſchaaren ſeweit die Deutſche Zunge klingt, auch in Englant, Frankreich, Rußland, ja in Amerika und Auſtralien? Und warum ſchaaren ſie ſich in feſtlichen Zügen zuſammen? Weil ſie ſich Ein Volk fühlen, weil ſie dieſem Vaterlandsgefühl einen freudigen Ausdruck geben wollen, weil ſie den Rütlibund der deutſchen Eintracht ſchließen wollen und die Hände erheben mit den Worten:

Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei ſein wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben
Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.

Das iſt die rechte Schillerfeier, das iſt mehr als der Dichter ſelbſt in begeiſterter Stunde geahnt, da ihn den heimathloſen Flüchtling eine Freundſchaftsgabe aus dem ihm noch fremden Kreiſe Körners überraſcht hatte. Er ſchrieb damals der mütterlichen Freundin Frau v. Wolzogen, die ihm eine Zufluchtſtätte bereitet hatte: „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind, die mich unbekannt lieben und ſich freuten mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ An uns aber iſt es mit unverbrüchlicher Geſinnung das durch Schiller geweihte Nationalgefühl fortzuhegen, an uns iſt es gleich ihm dem Geiſt der Wahrheit und der Liebe uns zu eigen zu geben, gleich ihm dem Ideale treu zu ſein.

Prolog von Hermann Schmid.

Gesprochen auf dem K. Hof- und National-Theater in München am 9. November 1859 von Hof-Schauspieler Dahn.

(Dichtbelaubter heiliger Hain, tiefe Dämmerung. Im Vordergrunde Hügel über einen Felsen eine Quelle herab. Eine hohe Männergestalt in weitem weißen Gewande, nach Art der altdeutschen Priester, einen leichten Eichenkranz im Haar, lehnt sinnend am Felsen. Die Musik dauert bei eröffneter Scene einen Moment fort und verhallt dann. Der Priester richtet sich auf und blickt um sich.)

Die Sterne sinken und der Wagen Odins
Neigt sich erbleichend schon zum Untergang,
Vorüber ist die Nacht der Erde wieder
Und Niemand ist dem Heiligthum genaht!
— Zur Pflege ward mir dieser Hain vertraut
Und zur Bewachung dieser heil'ge Quell,
Denn nieder zu der dunklen Erde rieselnd
Aus diesem Born, Gemüth und Seele tränkend
Die heil'gen Fluten der Begeisterung.
Und wenn geboren wird ein edles Sein,
Dann schöpf' ich weihend das krystall'ne Naß
Und schwebe nieder, das erwählte Haupt,
Damit zu salben, daß es aufgerichtet,
Und sicher wandle durch des Lebens Zwang;
Damit es schaut, was aller Welt verborgen,
Damit es ahnt, was nur die Himmel wissen,
Damit es schafft, was Menschen nicht vermögen,
Denn was auch Großes sei, Erhab'nes, Schönes
Wozu sich hebt des Menschen kühner Sinn —
Begeist'rung nur ist die Vollbringerin!

— Und wer vollbracht, wer die geweihten Tropfen
Sich rein bewahrt und frisch und unversiegt,
Wer mit des Vollens ganzer Kraft erschaffen

die Mlle. Wagner, von welcher und ihrem Vater und Bruder ich Euch ganz erſtaunlich viel Schönes ſchreiben ſoll. Neumanns haben wir beide auch beſucht und werden wahrſcheinlich dieſer Tage ein Whiſt dort ſpielen. Geſtern Abend blieben wir zuſammen zu Hauſe und machten Punſch. Heute früh iſt Haaſe bei uns geweſen, der Euch ſehr ſehr grüßen läßt.

Den Säugling von Stolberg habe ich geleſen und wirklich einige ſehr ſchöne Züge darin gefunden, ganz griechiſche Simplicität. Wenn das Jagen nach dieſer nicht überall ſo ſichtbar wäre, ſo könnten die Stolbergſchen Schriften mir gefallen. So aber muß ich geſtehen, daß ich keinen Geſchmack daran finde. Darin haſt Du recht, daß Phantaſie und dichteriſche Malerei ſehr oft die Natur und Empfindung bei ihm verdrängen.

Meine Arbeiten gehen erträglich, nicht ſo raſch, wie ich wünſchte. Ich habe nicht frohe Laune genug, mit Wärme meinem Vorhaben getreu zu ſein. Doch geht es vor ſich, und Du könnteſt immer ein Stück Arbeit [illegible] thun finden, wenn Du zurückkommſt.

Warum mir Göſchen die Thalia noch nicht geſchickt hat, kann ich nicht recht begreifen. Erinnere ihn doch daran.

Tauſend Grüße an alles, was uns lieb iſt. Es iſt mir doch ſehr lieb, daß zehn Tage ſeit Eurer Abreiſe verſtrichen ſind. Vielleicht ſchon die Hälfte der ganzen Zeit. Lebe wohl, Lieber! Schreibe mir bald wieder.

S.

P. S. Deinen Brief hat Huber eben erhalten und

Was in die Bruſt die Gottheit ihm befahl
Dem geben die Geſtalten ſeiner Werke
In dieſen Hain der unverwelklich grünt,
Selbſt unverwelkt ihr feſtliches Geleit' —
Dann ſchreiten hier die großen Menſchen alle
Die vor ihm dieſes Heiligthum erreicht,
Und deren Namen als ein Segenswort
Im Angedenken aller Zeiten leben,
Sie ſchreiten Alle preiſend ihm entgegen,
Sie grüßen ihn und reichen dem Genoſſen
Die Freundeshand . . . Ich aber trete dann
An dieſen Quell und ſchöpfe freudig wieder
Wie ich gethan, als er den Lauf begann, —
Am Schluſſe wieder, am errung'nen Ziel
Biet' ich den Becher, ew'ger Jugend voll
Dem neuen Bürger der Unſterblichkeit!

Ach, . . . ſelten iſt ein ſolcher Gruß vergönnt!
Wie Mancher hat, uneingedenk der Weihe,
Die hohe Kraft zu Niedrigem mißbraucht!
Wie mancher, den der Augenblick verführt,
Ward weggeriſſen mit dem Augenblick,
Denn wer beſteh'n ſoll vor der Nachwelt Auge
Das unbeſtechlich und parteilos wägt,
Der muß ſich ſelbſt vergeſſen ob des Werks
Und keiner rühme ſicher ſich des Kranzes
Zu dem die Jahre nicht, die richtenden
Wie Blumenblätter hundertfach ſich reih'n!

(Leiſe geiſterhafte Muſik.)

Doch horch, melodiſch zitternd trägt die Luft
Geheimnißvolles Klingen mir an's Ohr
Und in den Wipfeln rauſcht es feierlich

Als ſprächen ſie geweihte Botſchaft aus . . .
Willkomm ner Klang, geliebtes Waldesrauſchen,
Ich kenne Dich, ich weiß was Du verkündeſt —
Der Auserwählten Einer tritt heran,
Und ihm entgegen töne Euer Gruß!
Wer kann es ſein? Wen ſoll ich wiederſeh'n
Von meinen Söhnen lauter und erprobt?
Wem ſchlug der Erde Dornen Diadem
Zu neuem Grün und neuem Leben aus?

(Die Muſik wächſt.)

Verſteh' ich Euch, Ihr wunderbaren Stimmen?
Ja Er's, deß' Schaffen ich ſo gern geſchaut,
Der eng' umſtrickt von Erdenleid und Sorge
Doch rein vor Allen mein Geſchenk bewahrt?
Er iſt es — ja! So kann's nur Ihm ertönen
Der im Gebiet des Würdigen und Schönen
Das Würdigſte, das Schönſte ſtets gethan —
Mein Liebling naht, mein Schiller tritt heran!

(Mächtiger Akkord. Die Muſik ſchweigt.)

Noch lag es dämmrig auf den deutſchen Landen,
Manch finſt'ren Schatten ſandte noch die Nacht
Die furchtbar über dreißigjährigem Schutt
Hereingebrochen ein Jahrhundert lang:
In dumpfen Banden ſchmachtete das Volk
Und an dem Horizont die Geiſter ſtiegen
Die erſten Lichter hell und kalt empor
Wie Morgenſterne vor des Tages Nah'n
Da flammt' Er auf, gleich einer jungen Sonne
Verſengend, blendend — aber lebenswarm,
Und alle Keime, die erſtarrt gelegen
Im Volksherzen wachten grünend auf!

Da ließ er in der Jugend Sturm und Drang
Die Bilder, die gewaltigen entſteh'n,
Herausgeriſſen aus des Volkes Leid
Und ihm entgegen ſcholl des Volkes Dank!
In's Leben trat die Dichtkunſt wieder ein,
An alle Hütten, alle Herzen pochend,
Kein einſam „Mädchen aus der Fremde" mehr,
Nein — wie zu Zeiten deutſcher Herrlichkeit
Des Landes Kind, des Landes Segen wieder!
(Nach einer Pauſe — vortretend.)
„Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsſchwer"
Kennt Ihr das Lied? Es iſt ſein Weih'geſang —
Was jemals ihm das warme Herz geſchwellt,
Was ihm die große Seele je gehoben
In den drei Worten ſprach er's mächtig aus!
Gott — Tugend — Freiheit ſind die Silberſaiten
Mit denen er ſein Saitenſpiel bezog,
Die rein von jedem Mißton er bewahrt,
Bis ſie ſo früh die Todeshand zerriß,
„Denn hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
„Lag was ſie Alle bändigt, das Gemeine!"*)
Wenn er den Hörer ſtürmend mit ſich trägt,
Dahin „wo der Markſtein der Schöpfung ſteht" —
Wenn ſich dem unerforſchten Weltgeſetz
Sein großer Räuber unterwürfig beugt,
Iſt's nicht ein Lobgeſang des Ewigen,
Wie noch erhab'ner kein Prophet ihn ſang?
In Schauern weht der Opfermuth der Tugend
Die Größe des Entſagens Euch an's Herz,
Seht Ihr Marias Reuethränen fließen,

*) Aus Göthe's Gedicht auf Schiller's Tod.

Seht Ihr den Helden Euch vorüberſchreiten,
Der mehr den Sternen außer ſich vertraut,
Als in der Bruſt dem ew'gen Angelſtern!
Wenn Poſa fruchtlos für den Freund ſich opfert,
Wenn für das Vaterland Johanna ſtirbt,
Wenn auf des Kindes Haupt der Vater zielt —
Buchſtaben ſind's vom goldnen Buch der Freiheit,
Die wie prophetiſch aller Zukunft leuchten
Als Feuerzeichen von der Alpen Haupt!

— Und fragt Ihr nach dem Zauber, der ihn hielt,
Daß er ſo viel des Herrlichen vollbracht?
Neid und Verkennung reichten übervoll
Ihm der Enttäuſchung bittren Becher dar,
Er wankte nicht . . . Des Lebens Sorgen alle,
Die kleine Natternbrut umziſchten ihn,
Er ſchritt hindurch . . . der ſieche Körper ſank,
Zu früh gealtert . . . er bezwang den Schmerz,
Treu ſeinem Werk zum letzten Athemzug . . .
Der Tropfen war's, den ich ihm eingeflößt,
Die taumelfreie wandelloſe Glut,
Die er gehütet wie vom Anbeginn,
Begeiſt'rung nur war die Vollbringerin!

D'rum ſchlagen ſeine Worte flammengleich
In jedes Herz und fachten Flammen an,
D'rum lodert raſch ihm jedes Herz entgegen,
Das ſelbſt in ſich den Feuerfunken trägt,
D'rum wird er ſein, ſo lang des Menſchen Seele
Mit ungebrochnem Fittig aufwärts ſchwebt,
D'rum lodert jetzt im weiten deutſchen Lande
Zu ſeinem Preis ein Freudenfeuer auf,
Ein Ruf des Danks, Ein Ruf der Freude tönt,

Verſtummt iſt jeder Zwieſpalt und verſöhnt,
Und in der Feſte nie geſeh'nem Glanz
Reicht ein Jahrhundert einig ihm den Kranz!

(Die Muſik beginnt wieder.)

— Und wieder rauſcht es feſtlich in den Wipfeln,
Die Luft erklingt und aufwärts von der Erde
Erſchallt es dumpf wie feierliches Läuten —
— Die Glocken ſind's, ſie geben ihrem Sänger
Nun das Geleit auf ſeinem Ehrengang!
Er ſchwebt heran — ich fühle ſeine Nähe . . .
O komm, mein Sohn, betritt die Heimath wieder:
Was Du vielleicht gehofft, erwartet kaum,
Es iſt erfüllt, verklärt Dein Erdentraum.
Und als unſterblich tönen Deine Lieder!
Sieh, wie Dein Volk, Dein dankbar Volk Dich preist!
Sieh, wie das Alter ſich an Dir erwärmt;
Du lehrſt die Frau'n „und ſie flechten und weben
„Uns himmliſche Roſen in's irdiſche Leben,"
Der Mann verehrt Dich und der Jüngling ſchwärmt,
Er ſchwört, wie Du des Wollens ganze Kraft
Dem Edlen und dem Schönen nur zu weih'n,
Begeiſterung, die himmliſche, zu hüten,
Wie Du zum Opfer gern ſich hinzugeben
Für Gott und Tugend, Vaterland und Freiheit;
Und nah'n die Tage der Gefahr heran,
Dem deutſchen Banner ſchwebt Dein Geiſt voran!

Er ſchwebt herauf, die Wolken theilen ſich
Und ihn umfängt das Strahlen-Reich der Freude
Das er geſchaut im ahnenden Geſang . . .

(Die Bühne hat ſich mit Wolken verhüllt. Dieſelben öffnen ſich und zeigen Schiller, welcher von der Erde herauf ſchwebt, und von den größten Geiſtern aller Zeitalter, Sophokles, Shakſpeare, Dante, Taſſo u. ſ. f. begrüßt wird. Der Prieſter ſchöpft mit einer goldenen Schale aus der Quelle und tritt Schiller entgegen, ſie ihm darzubieten.)

Sei mir gegrüßt! Im Wonneschauer tret' ich
An dieſen Quell und ſchöpfe freudig wieder
Wie ich gethan, als Du den Lauf begannſt!
Am Schluſſe wieder, am errung'nen Ziel
Biet' ich den Becher ew'ger Jugend voll
Dem neuen Bürger der Unſterblichkeit!

Prolog von Friedrich Bodenstedt.

geſprochen vom Hofſchauſpieler Fr. Dahn am 10. November beim Feſtſpiel im königl. Odeon.

Zu einem hohen Feſt ſind wir vereint;
Heut einen Dichterkönig gilt's zu krönen,
Der, hoch wie uns ſein Standbild hier erſcheint,
Emporragt vor den andern Menſchenſöhnen,
Der Euch Zerſplitterte zum Volk geeint
Durch Macht des Geiſts, der Wahrheit und des Schönen —
Ihn, den ſein Volk geliebt, die Welt bewundert
Seit er erſchien, krönt heute ein Jahrhundert.

Zu Marbach war's, im ſonnigen Schwabenland,
In dürftigem Haus, an einem niedern Herde,
Wo dieſes hohen Geiſtes Wiege ſtand,
(Geſegnet ſei der Fleck auf deutſcher Erde!)
Und er wuchs auf und wurde ausgeſandt
Von Gott, daß er dem Volk ein Retter werde,
Es von dem Fluch der Zwietracht und der böſen
Vergötterung fremder Götzen zu erlöſen.

Früh riß der Tod ihn von des Freundes Seite,
Der ſeiner Jugend hohes Vorbild war,
Der reifern Jahre liebevoll Geleite.
Nie ſah die Welt ſolch herrlich Freundespaar

Erhab'ner Geiſter, die kein Haß entzweite,
Im Leben wie im Liede groß und wahr. —
Er ruht im Tod auch mit dem Freund im Bunde
In Weimars Fürſtengruft geweihtem Grunde.

Ihm ward, daß ſie vom rechten Weg ihn führe,
Die Muſe nie zur lockenden Sirene;
Ihm war ſie die Brunhilde, die Walküre,
Die auf zum Kampfe rief, daß jede Sehne
Werd' angeſpannt, die ganze Kraft ſich rühre,
Wenn er der Mächtigen hohe Gunſt erſehne —
Und jedes Lied und Werk, das ihm gelungen,
Hat er der Göttin kämpfend abgerungen.

Sein war das ſchönſte, doch das ſchwerſte Loos;
Ihm warfen nicht bei Spiel und weichen Träumen
Die Götter ihre Gaben in den Schooß:
Er pflückte nur von ſelbſtgepflanzten Bäumen —
Durch Streben nach dem Höchſten ſtark und groß
Gönnt er ſich nie zu raſten noch zu ſäumen;
Stolz fühlt' er ſeine königliche Würde,
Doch trug er auch der Hoheit ganze Bürde.

Mit reinem Sinn dem Göttlichen geweiht,
Entrang ſein Genius auf Ruhmesſchwingen
Sich früh den Schlacken der Alltäglichkeit,
Und leuchtet' Andern vor, ihm nachzuringen.
Dem Vaterland ein Troſt in ſchwerer Zeit,
Ließ er den Blick in hell're Zukunft dringen,
Durch Macht des Liedes läuternd und belebend
Zu neuem, ſchönern Daſein uns erhebend.

Darum, ſo weit die deutſche Zunge klingt,
Iſt er der Liebling ſeines Volks geworden,

Der ein unlösbar Band um Alle ſchlingt
Im Oſt und Weſt, im Süden und im Norden,
Und dem heut frohe Huldigung Jeder bringt
Wer deutſch ſich nennt – ſelbſt an den fernſten Borden
Des Oceans, in fremden Welttheils Wildniß,
Strahlt heute friſch bekränzt des Dichters Bildniß.

Wohl mag ſich heut als Deutſcher ſtolz bekennen
Daheim und fern, wer ſonſt in herber Pein
Sieht, wie ſich deutſche Stämme hadernd trennen,
Vereint ſo mächtig, und getrennt ſo klein!
O, möchten Alle, die ſich Deutſche nennen,
Im Geiſt des Dichters immer einig ſein!
Der Dichter lernt von Gott, die Welt vom Dichter,
Jeder Partei gerecht zu ſein als Richter.

Doch wer vermöchte würdig ihn zu preiſen
In Worten, Ihn, den Meiſter des Gedichts!
Erſchöpfen wir uns auch in neuen Weiſen:
Sie ſind, mit Seinem Lied verglichen, Nichts —
Wir wandeln in von ihm gebahnten Gleiſen,
All' unſre Kunſt iſt Abglanz ſeines Lichts:
Drum wollen wir uns demuthvoll ihm neigen
Und ihn Euch in ureignem Glanze zeigen.

Zu des erhab'nen Meiſters Füßen ſollen
Die ſchönſten Bilder, die ſein Geiſt erſchuf,
Vor Euren Augen glanzvoll ſich entrollen;
Aus ihrem Schlaf weckt ſie der Muſe Ruf.
Der Vorhang ſteige, daß die lebensvollen
Geſtalten auferſtehn zum Feſtbehuf!
Wir aber wollen ſie mit Klang der Saiten,
Wie ſie vorüberwandeln, froh begleiten.

Zum hundertsten Geburtstag Schillers.

Vorgetragen am 9. November im Liebig'schen Hörsaale.

Ein Volk, in das vor allen Nationen
Die Himmlischen der Wahrheit Ernst gelegt,
Das, um Verdienst mit ächtem Ruhm zu lohnen,
Nur strenggewogne Geister dauernd hegt,
Erregt in schönem Aufruhr! Millionen
Von stolzer Freude, Lieb' und Dank bewegt! —
Das wird dem Genius, der, von Gott gesendet,
Der Welt Entzückungen zum Heile spendet!

Ein Jüngling, krafterfüllt, hast du die Bande,
Die deine Schwingen hielten, kühn zerrissen;
Dein kräftig Wollen diente dir zum Pfande,
Den künft'gen Siegesgang vorher zu wissen,
Und frei durchschrittest du die deutschen Lande,
Stets feuriger der edlen Kunst beflissen.
Dein Schaffen war, dein Leben stolzes Wagen,
Drum haben früh die Herzen dir geschlagen.

Titane selbst hast du den Drang gezwungen,
Der mit der Welt im treu'gen Streite liegt,
Den jungen Muth hinreißt zu Huldigungen,
Wenn er der Erde Schranken überfliegt,
Das ernste Herz ergreift, wenn unbezwungen
Den Sinn bewahrend er im Tode siegt! —
Doch wie dein Lied die Seelen auch entflammte,
Du warst bestimmt zu einem höhern Amte!

Den Geist der Liebe solltest du entfalten,
Die Kraft, die sich in Freiheit selbst bezwingt,
Die, gottgeweiht, die drohenden Gewalten
Dem Dienst des Edeln zu gewinnen ringt

Und in vollendet lebenden Geſtalten
Den Glanz des Paradieſes wieder bringt,
Damit, bevor ſie wird in Himmelsauen,
Lichtſchönheit wir im Bild auf Erden ſchauen.

Dem Ideal, das aus der Höhe glänzte,
Haſt du mit neuer Liebe nachgetrachtet
Und Jugendwerke, die das Volk bekränzte,
Mit edlem Selbſtverſchmäh'n geringgeachtet!
Nichts hemmt die Kraft, die ſtets aus ſich ergänzte
Die ſelber Tag macht, wenn die Welt ihr nachtet.
Du kamſt hinan, du klopfteſt an die Pforte,
Und aufgethan ward ſie dem Seherworte.

Das Reich des Ew'gen hat ſich dir erſchloſſen
Und ſeine Wunder hat dein Aug' erblickt,
Dir hat vollkomm'nes Leben Duft ergoſſen
Wie Roſen, die des Morgens Hauch erquickt,
Das Angeſicht der Göttin, huldumfloſſen,
Wie der Geliebten Antlitz dir genickt!
Beſchwingten Muthes, licht- und luftdurchdrungen,
Das Urbild haſt du, haſt die Welt gerungen.

Heroenkraft, der Adel einer Seele,
Die auch im Grauß der Erde nicht verzagt,
Erringt, umfängt die Schönheit ohne Fehle,
Den Preis der Thaten, die ſie kühn gewagt,
Daß Mannheit ſich der Wonnezier vermähle,
Zu einem Bunde, dem es ewig tagt —
Du haſt's in Klängen, die wie Ströme fließen,
Du haſt's mit eigner Lebensthat bewieſen.

Ja, was ein Mann vermag, wenn auch die Schmerzen
Des Daſeyns ihn erſehn zum ſteten Ziel,

wird ihn morgen beantworten. Ich vermuthe, daß er Dir auch die zwei ersten Acte von Jaffier schicken wird. Er läßt herzlich grüßen.

Du bist ja seit Deinem Leipziger Aufenthalt ganz erstaunlich gelehrt worden, sogar Stellen aus dem Horaz!

Kommst Du zu Schreiter, und wie? Von literarischen Freunden ist wohl jetzt nichts Pikantes in Leipzig? Kommt vielleicht Jünger mit Euch hierher?

Dresden, 30. December 1786.

Nun sind vierzehn Tage seit Eurer Abwesenheit verstrichen und hoffentlich wird jetzt bald die Rede von Eurer Zurückkunft sein. Einestheils verdrießt mich's, daß ich die Freuden meines Lebens so sehr von Euch abhängig gemacht habe und nicht einmal einen Monat mehr durch mich allein ganz glücklich existiren kann. Lieber Gott, wie wird das noch werden! Alle Einförmigkeiten unserer bisherigen Existenz fangen mir an nothwendig zu werden, und ich fühle, daß ich vielleicht sehr ungerecht war, mich nach Zerstreuung zu sehnen. Eine Schuld freilich müßt Ihr mir erlauben auf das erbärmliche Aequivalent zu schieben, das Ihr mir in der Stadt Dresden gelassen habt. Ich hoffe, daß meine Wünsche — in Kalbsrieth — einige Zeit länger unentschieden bleiben werden.

Zu meinem Weben und Wirken seid Ihr mir unentbehrlich geworden. Ich bin sehr wenig oder nichts. Ich bin Hubern nichts und er mir wenig. Die Feiertage

Du haſt's gezeigt in edler Muſe Scherzen,
Du haſt's gezeigt im ernſten Saitenſpiel.
Du ließeſt, als zum Leide treuer Herzen
Dein Leib, des Geiſtes Tempel, ſchon zerfiel,
Der höchſten Dichtung Tempel noch erſtehen,
Die nie zerfallen werden und vergehen.

Bewund'rung faßt uns und die Thränen fließen
Dem Dulder, der uns Luſt um Luſt beſcheert.
Die Schöpferquellen ſollten ſich ergießen,
Derweil der Tod an Lebensquellen zehrt!
Ob enger dieſe ſich und enger ſchließen,
Nicht wird der liebeſtarke Geiſt verzehrt,
Er wirkt und waltet fort in heil'ger Stille:
Allmächtig iſt der ſchöpferiſche Wille! —

Erhabnes Beiſpiel hat er euch gegeben,
Das aus dem Bild und aus dem Bildner ſpricht.
Laßt euch von ihm befruchten für das Leben —
Das Leben werde ſchön wie ſein Gedicht!
Durchdringt ſein Wollen, faßt ſein Thun und Streben
Und geht wie er den Pfad hinan zum Licht! —
Die Genien, die der Erde Grund betreten,
Sie ſind in ihrem Gang dem Volk Propheten.

Wie ſie das eigne höchſte Ziel erkannten,
Sich in vollkommnes Daſein zu gebären,
Wie ſtets erhöhter ſie die Kräfte ſpannten,
Sich rein in jeder Prüfung zu bewähren,
Wie ſie von ewig neuer Liebe brannten,
Die Welt in ihrem Kreiſe zu verklären —
So ſoll das Volk, ſich göttlich umzuwandeln,
Geeint im Großen wollen, denken, handeln!

Seht und erkennt, was Er in früh erblühter,
In ſtets bewahrter Jugend euch gelehrt:
Ausdeuten lernt unendlich reiche Güter,
Womit ihr den Beſitz der Welt vermehrt,
Und höchſter Schätze männlich ſtarke Hüter
Sie rein zu halten ſchwingt das Flammenſchwert!
Reif aus, o Volk, in Freiheit und in Schöne,
Wie dieſer gottgeliebte deiner Söhne!

Melchior Meyr.

Am Schillertage von Emanuel Geibel.

vorgetragen am 12. November beim Feſtmahl in den „vier Jahreszeiten“.

Wenn fromm den Kranz aus hundertjähr'gen Zweigen
Ein ganzes Volk für ſeinen Liebling flicht,
Wer nennt' ein ebenbürtig Wort ſein eigen,
Zu künden, was aus allen Herzen bricht!
Drum nur mit Zaudern in des Feſtes Reigen
Voll ſcheuer Ehrfurcht wagt ſich das Gedicht,
Daß es den Pfad des hohen Meiſters heute,
Die Sterne, die ihn führten, nenn' und deute.

Ein armes Dach nur war's im Gau der Schwaben,
Zu dem der Genius ſegnend eingekehrt,
Der Sorge Wohnſitz, die den blonden Knaben
Früh lehrte, wie man duldet, kämpft, entbehrt.
Ach, vor der Zeit in ſtarren Zwang begraben
Und vom verbohlten Feuer angezehrt
Mußt' er die Laufbahn nach des Ruhmes Zinnen,
Ein flüchtig Wild, auf ſteilſtem Pfad beginnen.

Doch hielt die Muſ' ihn aufrecht, wie er klimmend
Aus Jugend-Brunſt und Noth zum Licht ſich rang,
Und kühn des Denkens lautern Strom durchſchwimmend
Hinwegwuſch was ihn noch zum Staube zwang,
Bis ſich, voll Wohllaut ineinander ſtimmend,
Gedank' und Leben, Sinn und Form durchdrang,
Und ſiegreich überm niedern Horizonte
Sein Geiſt im Aetherreich der Kunſt ſich ſonnte.

Und nun aus Kampf und Flammen neu geboren
Entfalter' er die Schwingen hoch und rein;
Doch bleibt, wie klar der Moſt ſich ausgegohren,
Des Rebſtocks Art erkennbar ſtets im Wein;
So ging auch ihm das Eine nie verloren:
Er war ein Sohn des Volks und wollt' es ſein,
Und wo er dichtend Welt und Zeit gemeſſen,
Der Freiheit hat er nimmermehr vergeſſen.

Wie liebt' er ſie! Doch nicht die trunkne Dirne,
Die zu Paris ſich wälzt' in Blut und Koth,
Nein jene keuſche, die mit klarer Stirne
Dem Inquiſitor Trutz und Kampf entbot,
Die ſegnend von kryſtallner Gletſcherfirne
Aufs Werk des Rütli ſchaut' im Morgenroth,
Sie, die allein mit unlösbarem Bande
Dem Ganzen uns verknüpft, dem Vaterlande.

Und wie er ſo in läuterndem Gedichte
Die Sehnſucht ausgoß ſeiner ganzen Zeit,
Ward ein lebendig Buch ihm die Geſchichte,
Und Zukunft lehrt' ihn die Vergangenheit;
Er ſah des Gottes wandelnde Gerichte
Im Kampf der Völker, in der Geiſter Streit,

Und, aus der Leidenſchaften Schuld und Sühne
Das Schickſal deutend, meiſtert' er die Bühne

Hier war ſein Reich. Genährt vom Wein der Alten
Wie ſtrebt' er kühn mit Adlersflug hinaus!
Doch genügt' ihm nicht der ſtrenge Wurf der Falten,
Die ſcharfumrißne Form des Gliederbau's;
Selbſt ewig lodernd füllt' er die Geſtalten
Mit ſeiner Bruſt erhabnem Pulsſchlag aus;
Des eignen Denkens Tiefſinn lieh er ihnen,
Daß ſie uns nah, und doch wie hoch erſchienen!

Und weil des deutſchen Lebens tiefſter Bronnen
Geheimnißreich ihm in der Seele floß,
Und weil in jedes Werk, das er begonnen,
Er dieſe Seele voll und flutend goß,
So war ihm bald des Volkes Herz gewonnen,
Das ſtolz in ihm ſein beſtes Selbſt genoß,
Und, ob es andre fromm bewundern mochte,
Für keinen wie für ihn in Liebe pochte.

Er aber ſchritt, den Blick gewandt nach oben,
Den Pfad des Ruhms mit nur beſchwingter'm Gang;
In Bildern reich und reicher ſtets verwoben
Enthüllt' er uns der Weltgeſchicke Drang,
Und wie von Schwanenfittichen gehoben
Zur Leier ſchwebte rauſchend ſein Geſang;
Raſtlos geſchürt, ach nur zu raſtlos, glühte
Ihm der Begeiſterung Feuer im Gemüthe.

Ach, wie der Baum, den Blüthen ſtets umkleiden,
Am eignen Reichthum hinſtirbt vor der Zeit,
Zu früh erlag er dem verborgnen Leiden,
Ein Opfer, das ſich achtlos ſelbſt geweiht;

Doch ſein erlöſchend Auge ſah im Scheiden
Den Sonnenaufgang der Unſterblichkeit;
Er ging nur hin, um aus des Todes Wehen
In Millionen Herzen zu erſtehen.

Er iſt erſtanden! Seine Worte ſchweben
Wie reine Flammen fort von Mund zu Mund,
Begeiſtert lehrt ſein Lied den Jüngling ſtreben
Und thut dem Greis erhabne Weisheit kund,
Und wo ſich deutſche Männer kühn erheben
Zu hoher That, da ſegnet Er den Bund.
So lebt er glorreich, ewig unvergeſſen,
Heil ihm! Heil unſerm Volk, das ihn beſeſſen!

Gedicht von Paul Heyſe,

vorgetragen am 12. November beim Feſtmahl in den „vier Jahreszeiten“.

Wohl! Preiſt den Dichter um die Wundergaben,
Die ſein erlauchter Geiſt zu Lohn empfing,
Zu Allem ſollt' er noch das Eine haben,
Daß er nicht einſam ſeine Bahnen ging,
Daß neben ihm vertraulich Hand in Hand,
Sein Zwillingsgenius, ſein Goethe ſtand.

Wem rührte nicht die Kunde tief die Bruſt,
Wie lang die Zwei auf ſchroff entlegnen Straßen,
Ein Jeder ſich des eigenen Werth's bewußt,
Mit fremdem Blick ſich kühl von ferne maßen,
Erfüllt vom Wahn zwieſpältiger Natur
Und Beide doch im Dienſt des Einen nur.

Sie hatten ſich's kein Hehl, die halbe Seele
Sich anzubieten, waren ſie zu groß.

Der Sohn des Glücks, dem aus der Liederkehle
Das Weltgeheimniß ſtrömte müheloſ —
Was hatt' er mit dem Duldergeiſt zu ſchaffen,
Der ſich im Kampf geſchmiedet ſeine Waffen.

Ein klarer Strom, kaum aus dem Quell erzeugt
Und ſchon umdrängt von reichen Niederungen,
Ein Gletſcherbach, an Wolkenbruſt geſäugt,
Der ſich durch Klippenhöhn die Bahn erzwungen, —
Wie mächtig doch, vom ewigen Meer gezogen
In vollem Sturz vereinen ſie die Wogen.

So als die Zeit mit ihrem ſtillen Segen
Das hohe Paar einander zugereift,
Da flogen frei die Herzen ſich entgegen,
Da war die letzte Feſſel abgeſtreift.
Und mag die Welt vergöttern und verdammen,
Auf ſich nur lauſchend ſtanden ſie beiſammen.

O welch ein Seelentauſch, im Ueberſchwang
Neidloſer Kraft, welch königlich Verſchwenden.
Natur und Geiſt — wohin ihr Auge drang
Fiel ihnen zu, ſie ſchöner zu vollenden.
Und auch das beſte was ſich Menſchen geben,
Wie herzlich einte ſie Gemüth und Leben.

Und heut nur würde Freund von Freund getrennt,
Und heut nur ſoll die alte Sitte ſchweigen,
Die ihre Namen ſtets zuſammen nennt?
Nein wär's kein Traum, blickt aus dem Sternenreigen
Der Dichter in dieß Feſtgewühl herein,
So ſtimmt er heut — was ließt ihr mich allein?

O daß ein Strahl aus dieſem Doppelſterne
Durchloderte die nachgeborne Welt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10454/061

Die Kälte schmelzend, die in Näh' und Ferne
Verwandte Kräfte starr gebunden hält!
Daß wir die Zwei, die groß sind ohne Gleichen,
An reinem Willen strebten zu erreichen!

Die Kraft ist Schicksal. Unser ist der Wille,
Und brüderliches Ringen hält ihn wach.
O kläng in Eines jeden Leder's Stille
Der Einklang dieses schönen Tages nach
Uns mahnend, daß wir heut mit Herz und Munde
Ein Hoch gebracht dem höchsten Geisterbunde!

Gedicht von Podenstedt,

vorgetragen am 12. November beim Festmahl in den „vier Jahreszeiten".

Heilig sind des Hauses Räume,
Heilig Heimatflur und Herd,
Heilig Blumen, Frucht und Bäume,
Alles was uns Gott bescheert, —
Doch gibt es Eines noch, was heil'ger ist,
Als Haus und Herd, als selbst der Liebe Band,
Das ist — Weh jedem Deutschen, der's vergißt!
Das ist ein einig großes Vaterland!

Wer nie fern von Haus und Herde,
Jammernd nach der Heimat, saß,
Nie geweilt auf Feindeserde,
Nie das Brod der Fremde aß.
Wem Zorn und Trauer nie das Herz verzehrt,
Wenn er zersplittert Dich und klein erfand,
Der kennt Dich nicht, wer niemals Dich entbehrt,
Ein einiges, ein großes Vaterland!

Dich hat uns kein Schwert errungen,
Doch in trüber, trüber Zeit
Hat ein Dichter Dich geſungen,
Sein Geſang ward Wirklichkeit.
Und heute ſehn wir, was wir nie geſehn,
Seit Deutſchlands Volk zum Freiheitskampf erſtand,
Wir ſehn der Einheit Banner vor uns wehn,
Wir ſehn ein großes deutſches Vaterland.

Und in weihevollen Weiſen
Hören wir im Jubelruf
Unſern großen Dichter preiſen,
Der die deutſche Einheit ſchuf.
Der höchſte Lohn war's in de ewigen Stadt,
Der Herrſcherin der Erde, wenn man fand,
Daß Einer werth des Ruhmes ſei: er hat
Sich wohlverdient gemacht um's Vaterland!

Solcher Ruhm gebürt dem Sänger,
Der geſendet ward von Gott,
Uns zu einen, daß wir länger
Nicht der Fremde ſei'n ein Spott.
Das iſt's, warum ſein Volk ihn ehret, preiſet,
Das iſt's auch, was uns feſtlich heut verband —
O, ſei'n wir's immer ſo in Seinem Geiſt!
Ich bringe dieſes Glas dem Vaterland!

Sonette von Julius Grosse,

vorgetragen am 12. November beim Feſtmahl in den „vier Jahreszeiten".

Liebling des Volks — du biſt dahin gegangen
In ewige Nacht, nach einer Bahn voll Licht:

Doch ſtiege heut kein Schatten zum Gericht,
Stieg uns das Blut der Scham wohl in die Wangen.
Du, der die Menſchheit ſah im Siegesprangen,
Die ſtrebend alle Geiſtesfeſſeln bricht;
Du, der voranſchritt in der Prieſterpflicht
Der eignen Läut'rung in der Zeit, der bangen:
Sei heut mit uns im Geiſte! Deutſchlands Söhne
An Kleinmuth heut und Zwietracht wieder kranken.
Auf unſerm Rütli brauſen noch die Föhne,
Und Deutſchlands Schalen auf und nieder ſchwanken.
Ob auch die Nachwelt deine Stirne kröne,
Dein Frieden wohnt noch nicht in unſern Schranken.

Steh auf du Freiheitsherold, der geſtritten
Ein Sanct Georg mit mancher Drachenbrut.
Du haſt verbrannt dich in der eignen Gluth,
Ein Herakles, der Götterneid erlitten.
Mit Flammenſchwertern ſtritt dein Geiſt inmitten
Der Schaaren einſt gen eines Cäſars Wuth,
An deinen Quellen tranken Geiſter Muth,
Daß ſie voran der Wiſſenſchaft geſchritten.
Du warſt kein Mann des Traumes, nein der Thaten,
Des eignen Schickſals in dem Manneswollen.
Gieb Licht den Blinden, die noch zweifelnd rathen,
Da rings um uns ſchon Eiſenwürfel rollen.
Seit in die Welt Cäſaren wieder traten,
Beſchwört kein Friedenslied des Sturmes Grollen.

In deinem Geiſte ſchwanden die Nationen
Als freie Brüder einer ſchöneren Welt,
Du ſahſt die Menſchheit Himmliſchen geſellt,
Belehrt von Göttern, die im Lichte wohnen.

haben mich vollends verdorben. Es iſt ſo etwas Hergebrachtes, daß an dieſen Tagen alles Feierabend machen ſoll. Das Vergnügen iſt an dieſen Tagen eine Art von Arbeit und Beſtimmung. Dieſes dunkle Gefühl hat mich am Schreibtiſch verfolgt und ich mußte ausgehen. Aber immer kam ich unbefriedigt und leer zurück. Würdet Ihr wohl an unſerer Stelle Euch ebenſo nach uns zurückſehnen? Wird mein Bild nicht früher bei Euch erlöſchen, als das Eurige bei mir? Ich fürchte es beinahe, denn bis dieſe Stunde war unſere Theilung ſehr ungleich. Ich habe Euch ganz genießen können, Euch ganz durchſchauen und faſſen können, aber meine Seele war für Euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr waret mir ſo viel und ich Euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig ſein könnte Euch zu ſein.

Ich bin heute ſehr traurig durch die Erinnerung an Euch — an eine böſe Schuld, die ich Euch noch nicht abgetragen zu haben fühle. Der ſchwarze Genius meiner Hypochondrie muß Euch auch nach Leipzig verfolgen. Verzeiht mir das. O, meine Gedanken ſind ſehr oft unter Euch. Zwar ſehe ich Euch nicht in Eurem Leipziger Zirkel, wo meinem Herzen noch ſo viel Fremdes iſt — ich ſehe Euch hier und freue mich, wenn alles nun wieder anfangen wird.

Von Charlotte habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte ſie alle Tage, was dann auch entſcheiden wird, ob und wann ich ſie beſuche.

Wißt Du wiſſen, wie weit ich in meiner Arbeit

Tempel und Städte bauend, frei von Frohnen,
Das Meer befahrend, pflügend auf dem Feld
Die Künste übend, nie von Leid entstellt
Und liebumschlungen alle Millionen: —
Die goldne Zeit des Friedens, der entflogen
Du sahst erfüllt sie wie vordem auf Erden.
Und dir hat deine Muse nicht gelogen,
Ging auch dein Pfad in Dornen und Beschwerden.
So gilt's auch uns noch Kampf in Sturmeswogen,
Eh' die Verheißungen zur Wahrheit werden.

Bis dahin — hier am Bilde sei's beschworen,
Soll uns sein Name ein Vermächtniß sein,
Zur Treue und zur Eintracht uns zu weihn,
Zum Kampf auch, pocht der Feind an unsren Thoren.
Es kommt der Tag, da Deutschland neugeboren
Voran einst schreitend in der Völker Reihn,
Treu seinen Fürsten, wird die Welt befrei'n,
Nicht braucht's des Schwerts und nicht der Tricoloren. —
Und mögen andre Völker unter dreistern
Beherrschern kühn nach blutigem Ruhme schnauben,
Deutschland wird siegen nur mit reinen Geistern.
Dieß Blatt soll Keiner Schillers Kranze rauben:
Er lehrte uns, nie Recht noch Wahrheit meistern,
Er lehrte uns, an Deutschlands Zukunft glauben.

Mit einem Lorbeerkranz auf Schiller's Grab gelegt.

Dein Leben war kein heitrer Reigentanz:
Du warst ein Held mit ganzer Kampfeswegen;
Du hast gesiegt — jedoch den Lorbeerkranz
Nun auf die Gruft kann ihn dein Volk dir legen.

Wie eine deutsche Sonne früh zum Tod
Zogst du durch Nacht und Nebel und Beschwerde:
— Vor Untergang ein flüchtig Abendroth — :
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Doch still! denn eines Halbgotts war sein Loos,
Wie Herakles' Ein Kampf war all sein Leben,
Um endlich aus des Scheiterhaufens Schooß
Sich siegreich zum Olympos zu erheben.

So prangt er, seinem Volk ein Heiligthum,
Ein schönster Stern in Gottes Weltgebäude,
Für flüchtig Weh ward ihm ein ew'ger Ruhm: —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

Felix Dahn.

Vive ut vivas.*)

Horch! Glockenruf vom hohen Thurm.
Was strömt das Volk auf nächt'gen Bahnen?
Es rauscht und braust vom Meeressturm,
Die Berge leuchten gleich Vulkanen.
Wie Sternenregen Funken sprüh'n
Und durch die Städte wandeln Flammen.
Ist das des jüngsten Tages Glüh'n
Und bricht nun diese Welt zusammen?

*) Vive ut vivas! heißt die bedeutungsvolle Devise auf einem alten Wappenbild eines Hauses in dem Schlosse Mühlau bei Innsbruck in Tirol. Es ist das Wappen des „Leo Schiller von Herberen" aus dem Jahre 1594, dessen Vorältern aus Schwaben in Tirol eingewandert sein sollen. Als Friedrich Schiller in den Adelstand erhoben wurde, ward ihm das Emblem in dem alten Schiller'schen Wappen erneut. Die Devise blieb weg, aber sie sprach sich dafür um so kräftiger durch sein Leben selbst aus. A. des Verfassers.

Aufqualmt zur Nacht der Rauch und Dampf,
Das Volk durchwogt die Straßenenge
Und drängt als ob zum Freiheitskampf;
Wie Sturmruf schallt es aus der Menge.
Und doch — wohin ich sehen mag
Nur freudestrahlende Gesichter
Was ist's? Ein großer Völkertag,
Denn Deutschland feiert seinen Dichter.

Ein Völkertag, ein Dichterfest!
Noch sah die Welt nicht seinesgleichen.
In Norden, Süden, Ost und West
Erstehn die hellen Feuerzeichen.
Zum Himmel steigt der heil'ge Brand,
So sternenklar, so sonnenscheinig
Zeigt er dem ganzen Vaterland
In Flammenschrift: Seid einig! einig!

Dies ist der Tag, den Deutschland preist,
Der Schiller seinem Volk gegeben,
An dem einst sprach der „gute Geist“:
Nun lebe, du wirst ewig leben! —
Und Leben sog er, Lust und Leid,
Die Musen reichten ihm die Brüste;
Uns ward sein Lied in trüber Zeit
Die Flammensäule durch die Wüste.

Er lebte recht. Wenn ihm auch bot
Das Leben seine Dornenkronen,
Aufrang er sich durch Nacht und Noth
Zum Liedestrost von Millionen.
Und wie der Strom in Frühlingsnacht
Entquoll es ihm in Dichterworten,

Die pochten mit des Donners Macht
An des Jahrhunderts Kerkerpforten.

Und als das alte Reich zerſtob,
Zerriſſen von der fremden Klaue,
Da war's ſein Geiſt, der ſchaffend hob
Grundſteine zu dem neuen Baue.
Da ſprach ſein Lied vom Vaterland,
Von Freiheit und von Menſchenwürde,
Bis deutſche Kraft ſich wieder fand,
Kühn rüttelnd an der Sklavenbürde.

Er hatte ſchon ſein Volk befreit,
Als es die Feſſeln noch getragen,
Bis es ermannt zum Völkerſtreit,
Den Feind im Freiheitskampf geſchlagen.
So hebt er uns empor und weiſt
Das Ziel, für das wir fürder ſtreiten:
Auf unſern Bannern ſoll ſein Geiſt
Erobernd durch die Völker ſchreiten

Schon zuckt ein Strahl von ſeiner Kraft
Durch fremdes Volk und fremde Lande,
Schon flaggt das Banner ſtolz vom Schaft,
Der aufgeſteckt an fernem Strande.
Schon iſt dort mächtig angefacht
Der Brand des Wahren und des Schönen —
Der heil'ge Brand, beſchirmt, bewacht
Von Deutſchlands halbverlor'nen Söhnen.

Ihr Lied klingt ferne heut empor,
Wohl halb erſtickt von ſtillem Weinen, —
Es möchte gern dem Freudenchor
Der Heimath enger ſich vereinen.

O, fügte der Versöhnung Band
Doch alle Kraft zu einem Walle:
Das große, schöne, deutsche Land —
Das Vaterland hat Raum für Alle. —

Du aber Deines Volks Prophet
Sei seiner Zukunft hoher Lenker.
Bis Deutschlands Neubau groß ersteht,
Sei Du ein Hort dem Volk der Denker.
Blinkt Deines Tages Morgenroth
Auch nicht im Glanze deutscher Waffen:
Dein Genius wird in jeder Noth
In uns die rechte Kraft erschaffen.

Auf den wir lang geharrt, der Held,
Er ist wohl schon in Dir erstanden!
Auch Du kannst für die deutsche Welt
Nicht ruhen in des Todes Banden.
Dein Sein beschränkt nicht Raum noch Zeit,
Dein Sterben war ein Weiterstreben!
Du lebtest, um für Ewigkeit
In Deinem Volke fortzuleben!

August Becker.

Regensburg.

Schiller und die Pflanzenwelt,

ein Vortrag, gehalten am 9. Novemher 1859 in einem Kreise naturwissenschaftlicher Freunde, von Dr. Fürnrohr.

Eine freudige Bewegung hat sich in diesen Tagen aller deutschen Gemüther bemächtigt: es gilt, das hundertjährige Wiegenfest

eines der größten deutschen Dichter würdig zu begehen, und froh des geistigen Fortschrittes bewußt zu werden, den unsere Nation dem unsterblichen Genius Friedrich von Schiller's zu verdanken hat. In mannigfaltiger Form werden die Schöpfungen des großen Dichters während dieser schönen Tage dem Geiste wie dem Herzen wieder näher gelegt und mit neuem Stolz blickt jeder Deutsche auf den Mann zurück, der, gleich groß als Dichter wie als Mensch, den heiligsten Empfindungen, die je eine Menschenbrust bewegten, begeisternde Worte zu leihen verstand. Es dürfte daher auch nicht befremden, wenn die Thätigkeit des großen Mannes in einzelnen Gebieten nicht nur der Kunst, sondern auch der Wissenschaft eingehenderen Betrachtungen unterworfen wird, wenn man in seinen hinterlassenen Werken aufzuspüren sucht, wie gewisse Gegenstände wissenschaftlicher Forschung von ihm aufgefaßt und geistig wiedergeboren wurden. Denn es ist eine dem Genius innewohnende Eigenschaft, daß er in seinem Gedankenfluge keine beengenden Grenzen kennt, sondern Alles in seinen Kreis zieht, bewältigt und verklärt, und dann nach allen Seiten hin leuchtende und zündende Geistesfunken spendet. So möge denn es auch mir in diesem freundlichen Kreise gestattet sein, die Beziehungen zu untersuchen, in welchen Friedrich v. Schiller zur Naturforschung überhaupt und zur Pflanzenkunde insbesondere stand, und wenn uns der Gang seines Lebens und seine auf uns gekommenen Werke darüber nur wenig Aufschluß bieten, dann weiter zu forschen, wie das Object dieser Wissenschaft, die Pflanzenwelt, von ihm erkannt und gedeutet wurde.

Bekanntlich war es eine ungestillte Sehnsucht des Jünglings, seinem Vaterlande einst als Gottesgelehrter zu dienen; die Verhältnisse der Carlsschule nöthigten ihn, einen andern Beruf zu wählen, und er entschied sich zuletzt für das medicinische Studium. Hier hätte Schiller allerdings Gelegenheit finden können, sich mit den Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik, zu befreunden; theils

aber mochte die abstracte Weise, in welcher diese Wissenschaft damals gelehrt wurde, seinem poetischen Gemüthe wenig zusagen, theils betrachtete er auch wohl dieses ganze Studium als ein ihm von Außen aufgedrungenes, seinem inneren Wesen widerstrebendes, so daß er hierin nur leistete, was eben nothwendig war, um zuletzt mit Ehren die medicinische Prüfung zu bestehen und bald darauf als Regiments-Medicus seine erste Anstellung zu finden. Das er übrigens schon damals seiner Brodwissenschaft eine höhere Seite abzugewinnen wußte, geht aus den Probeschriften hervor, die ihm diesen Erfolg verschafften; die eine hatte nämlich eine Philosophie der Physiologie zum Gegenstande, die andere handelte über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Es kann mir billig erlassen bleiben, die bekannten Verhältnisse zu besprechen, welche Schiller zuletzt bestimmten, dem ärztlichen Berufe zu entsagen und auf dem deutschen Parnasse bessere Lorbeern zu sammeln. In dem späteren vertrauten Umgange mit Göthe, dem unsterblichen Entdecker der Metamorphose der Pflanze, scheint letztere kaum jemals Gegenstand des geistigen Austausches zwischen beiden Freunden gewesen zu sein, wenigstens finden wir in Schillers's Werken nichts, was darauf hindeuten könnte. Dagegen enthalten diese einen Aufsatz aus dem Gebiete der ästhetischen Botanik, unter dem Titel: „über den Gartenkalender auf das Jahr 1795.“ Einige vortreffliche Winke zur Hebung des Geschmackes in den Kunstgärten, die dieser Kalender brachte, veranlaßten Schiller auch seine Ansichten darüber auszusprechen und nachzuweisen, daß ebenso wenig das Anlehnen der Gartenkunst an die Baukunst, welche die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen beuge und deren Ausgeburt die barocken französischen Gärten seien, als die regellose Licenz, welche sich in den sogenannten englischen Gärten zur Schau stelle, dem natürlichen Schönheitsgefühle Genüge leiste. Er verkennt dabei nicht, daß die beiden entgegengesetzten Formen, unter denen die Garten-

kunſt bis jetzt aufgetreten, etwas Wahres enthalten und daß beide aus einem gegründeten Bedürfniſſe entſprungen ſeien. Der architektoniſche Geſchmack, auf die Nothwendigkeit einer beſtimmten Form gegründet, habe aber die Natur ſehr häufig nur als Mittel behandelt, ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt angethan und die Ordnung auf Koſten der Freiheit begünſtigt, während der poetiſche Gartengeſchmack, entſprungen aus dem Vergnügen, womit uns der Anblick landſchaftlicher Scenen erfüllt, über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit auf gewöhnlich beſchränktem Raume in's Tändelhafte und oft auch in's Willkürliche verfallen ſei. Zwiſchen dieſen beiden Extremen der Steifheit des franzöſiſchen Gartengeſchmacks und der geſetzloſen Freiheit des ſogenannten engliſchen müſſe ſich jedoch ein ganz guter Mittelweg finden laſſen, wenn man ſich vor allen Dingen deutlich gemacht habe, was man denn eigentlich wolle und mit den zu Gebote ſtehenden Mitteln leiſten könne; es werde ſich dann zeigen, daß es zwar abgeſchmackt und widerſinnig ſei, in eine Gartenmauer die Welt einſchließen zu wollen, aber ſehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entſpricht, ſowohl für das Auge als für das Herz und den Verſtand zu einem charakteriſtiſchen Ganzen zu machen. Schiller ſpricht ſich dann mit vieler Befriedigung über die Ideen aus, welche der Verfaſſer der fragmentariſchen Beiträge zur Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks in dieſem Kalender gegeben; auch die Urtheile dieſes Verfaſſers über die Gartenanlagen zu Hohenheim, ſowie über den Garten zu Schwetzingen und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden finden in dem äſthetiſchen Sinne Schiller's den wärmſten Anklang.

Es iſt mir unbekannt, ob Schiller ſich noch anderwärts über Gegenſtände der theoretiſchen oder praktiſchen Botanik ausgeſprochen hat; wie aber die Pflanzenwelt ſelbſt in ſeinem dichteriſchen Geiſte ſich ſpiegelte, geht aus mehreren Stellen ſeiner klaſſiſchen Werke hervor. In einem ſeiner früheſten Dramen, dem

leider nur Fragment gebliebenen Menschenfeind, läßt er den Träger der Titelrolle, v. Hutten, sprechen:

„Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande; aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mir Wolken in den silberklaren Strom — wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer."

Wir sehen hier einen durch traurige Lebenserfahrungen mit der Menschheit zerfallenen Charakter Ruhe suchen und finden im Umgange mit der anspruchslosen Pflanzenwelt, die ihm nicht blos durch ihre kunstreichen Formen Augenweide gewährt und ihm dadurch das Unschöne des äußern Lebens vergessen macht, sondern ihn auch das Bild ihres Schöpfers erkennen läßt und ihn anregt, seinen Blick von der Erde zu dem höchsten Wesen emporzuheben. Nicht der Natur allein, als solcher, wird diese Wirkung zugeschrieben — bezeichnend nennt er ihre Trefflichkeit eine verdienstlose — es ist ein höherer Hauch, der sie durchweht und belebt, es ist das Wandeln der Gottheit, die er in ihr ahnt und anbetet. Schroff stellt er den Gegensatz zwischen dem Schöpfer und dem Menschen hin, der Wolken in den silberklaren Strom wühlt; er will damit andeuten, wie weit der Mensch in seinem leidenschaftlichen Streben abgewichen sei von dem göttlichen Urbilde, das unverfälscht und ungetrübt noch die ruhige Pflanzenwelt wiedergibt. Welche Fülle erhabener Gedanken liegt nicht in diesen schönen Worten! Sie eröffnen uns den Blick in ein von der göttlichen Wahrheit erfülltes Herz, daß nicht dem Geschöpf, sondern dem Schöpfer die Ehre gebühre, daß der Geist nicht an der Materie haften bleiben, sondern von ihr zu dem Muster aller Vollkommenheit emporsteigen soll. Das war auch von jeher die Ueberzeugung aller ächten

Naturforscher, eines Keppler, eines Haller, eines Linné! sie wurzelt fest in der göttlichen Offenbarung des Christenthums, in deren silberklaren Strom nur die Jünger der materialistischen Schule Wolken zu wühlen suchen.

Man könnte einwenden, daß aus diesen Ergüssen des Menschenfeindes noch nicht auf Schiller's wahre Ansicht von der Beziehung der Pflanzenwelt zu dem Menschen geschlossen werden könne, da diese Aeußerungen ja von einem verstimmten Gemüthe herrührten, das sich an die Pflanze als letzten Nothanker anklammere. Wir müssen diesem Einwurf einige Berechtigung zugestehen, da der Dichter sehr häufig gezwungen ist, seine subjective Ansicht der Objectivität der Dichtung zum Opfer zu bringen, und gerade Schiller in diesem Hingeben an das Object, in der lebenstreuen Darstellung desselben eine vollendete Meisterschaft bewährt hat. Dieser besondere Vorzug Schiller's hat seinem Charakter manche arge Mißdeutung zugezogen und Leute, die nicht zwischen der Person des Dichters und der Dichtung zu unterscheiden wissen, haben ihm nicht selten Bestrebungen zugeschrieben, denen die Seele des edlen Dichters durchaus fremd war. Aus den Bekenntnissen Mortimer's in Maria Stuart wollte man den Abtrünnigen seiner Kirche, aus Marquis Posa den schwindelnden Freimaurer, aus den Göttern Griechenland's den Verfechter des heidnischen Götzendienstes, aus Allem in Summa einen wankelmüthigen Charakter herauslesen. Es liegt nicht in meiner Absicht, diesen sich selbst richtenden Anklagen entgegenzutreten; daß aber Schiller gerade in der oben angeführten Stelle des Menschenfeindes auch seine innerste subjective Meinung aussprach, geht aus mehreren seiner Xenien hervor, bekanntlich einer Sammlung von Epigrammen, worin Schiller in edlem Wetteifer mit Göthe über die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst seine selbsteigenen Ansichten unumwunden darzulegen suchte. Wir finden hier unter Anderem folgendes Distichon:

gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennſt. Jetzt fängt es an ſehr intereſſant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Intereſſe der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsſchlag dieſer Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieſer Arbeit durchdrungen ſein ſollte. Ich habe keine Zeit ſie abzuwarten. Wiſſentlich muß ich mich übereilen — Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchſte Rührung erwartet hätteſt. Hier und da ein Funke unter der Aſche, und das iſt alles.

Herzlich hat es mich gefreut, daß die Geſundheit der Minna ſobald wiederhergeſtellt iſt. Wie glücklich wird es Dich machen, wie fröhlich für uns, Euch geſund und heiter wiederzufinden. Grüße die Vziden recht herzlich. Ich hätte gern mehr an Euch geſchrieben, aber wahrlich es fehlte mir an Stoff, an Mannigfaltigkeit und meine Laune hätte Euch mit angeſteckt. Leb' wohl. Kunzes empfehl mich, der Schneider und Hartwig.

Dieſen Abend ſind wir bei Neumanns. Sonſt übrigens nicht ſehr herumgekommen.

Suche es Göſchen doch auszureden, daß er eine Subſcription zum Carlos veranſtalten will. Es iſt ſo ſonderbar bei einem einzigen Theaterſtück, und er hat in dieſen Dingen immer eine ſo unglückliche Art. Was kommt am Ende dabei heraus — und wenn er über die Nachdrucker ſchimpft, was kann's ihm viel helfen? Die

Das Höchste.

Willst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend Das ist's.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das willenlose Sein der Pflanze. Aus dem im Schooße der Erde verborgenen Keim wächst sie, von des Himmels Thau befruchtet, heran, nach unten mit der Wurzel an die Scholle gebunden, nach oben dem Lichte entgegen den Stamm und die Zweige treibend, und an diesen Blätter, Blüthen und Früchte der mannigfaltigsten Art entwickelnd. Alles in ihrem Haushalte entspricht den Forderungen der Zweckmäßigkeit, überall waltet die größte Ordnung und Gesetzlichkeit, obgleich immer fort Neues schaffend bewahrt sie sich stets den Charakter eines harmonischen Ganzen. Bescheiden nimmt sie dabei mit dem vorlieb, was der beschränkte Wohnort ihr bietet; nie greift sie störend in fremdes Eigenthum ein, um sich auf Kosten Anderer zu bereichern, mit wenigen einfachen Mitteln weiß sie ihre volle Schönheit zu entfalten. Der wilde Sturm der Leidenschaften ist ihr fremd, in edler Selbstgenügsamkeit ist ihr Streben nur darauf gerichtet, ihrer Bestimmung gerecht zu werden. Obwohl zunächst sich selbst Zweck, hindert sie dieß nicht, in den Blüthen labenden Honig, in Wurzeln, Blättern und Früchten reichliche Magazine von Nahrungsstoffen anzusammeln, in welchen wieder Millionen anderer Organismen die Bedingungen ihres Daseins finden, ohne daß sie selbst dadurch erschöpft wird; denn immer wieder treibt sie neue Knospen und sorgt durch tausendfältige Keime dafür, daß auch nachkommenden Geschlechtern ihre Wohlthaten zu gute kommen. Indem sie ihren Lebenszweck erfüllt, beglückt sie eben dadurch auch Millionen anderer Wesen. Betrachten wir nun der willenlosen Pflanze gegenüber das bewußte Thun und Treiben des Menschen! Ihm verlieh der Schöpfer mit dem göttlichen Geschenke der Vernunft auch die Freiheit des Willens, damit er selbstbestimmend in das Leben eingreifen, und seine Welt um sich

herum selbst schaffen könne. Wohl ihm, wenn auch er von dem geistigen Thaue des Himmels befruchtet, über die Gebundenheit der irdischen Scholle sich erhebt entgegen dem belebenden Lichte, das von oben kommt; wohl ihm, wenn von demselben erleuchtet und verklärt seine Unternehmungen blühen und die Früchte seiner Thaten reifen! Wohl ihm, wenn er von der Pflanze lernt, seine Freiheit unter eine höhere Ordnung zu beugen, wenn nicht Eigennutz, Habsucht und andere wilde Leidenschaften die Triebfedern seiner Handlungen bilden, wenn er den göttlichen Mahnruf erkennt, über die Grenzen des eigenen Bedürfnisses hinaus zum Wohle seiner Mitgeschöpfe zu wirken und Saaten zu streuen, an deren Früchten auch kommende Geschlechter Labung finden! Ja gewiß, der Mensch, der dies Geheimniß seiner Bestimmung der Pflanze abgelernt hat und mit voller Willenskraft anstrebt, was diese unbewußt und willenlos leistet, hat das Höchste, das Größte erreicht, denn sein Leben ist ja dann nur der Spiegel der ewigen Weltordnung, die auch in der kleinsten Pflanze klar genug sich darstellt. Mit Recht sagt daher Schiller in einer andern Xenie:

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der Göttlichen aus.

Einen ähnlichen schönen Sinn haben Schiller's Worte in dem Spaziergang:

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne,
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.

Ja es ist das alte Gesetz, dem die fromme Natur huldigt, das sie in ewiger Jugendfrische erhält, bei dessen Erfüllung ihre Schönheit in vielfach veränderter Gestalt immer wieder auf's Neue sich entfaltet! Im Treiben des Menschen dagegen herrscht ein ewiger planloser Wechsel — nur wiederholte Umwälzungen sind

die traurigen Folgen dieser Unbeständigkeit. Schiller drückt in dieser wie in mehreren anderen Stellen zugleich den Abscheu aus, den er gegen die damalige revolutionäre Bewegung in Frankreich hegte; nur in der strengen Gesetzlichkeit, wie sie sich in der ganzen Natur ausspricht, erblickte er das Mittel, auch die Blüthe der Menschheit zu entfalten und den Wohlstand der Staaten wie des Einzelnen zu begründen.

Auch über die Art und Weise, wie das Studium der Natur aufzufassen und zu betreiben sei, finden wir in den Xenien einige Andeutungen. So in dem Distichon:

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs Neu gibt die Vernunft ihr zurück.

Schiller spielt hier offenbar auf die abstracte geisttödtende Art an, mit welcher die damalige Schule die Naturgegenstände behandelte, und statt eine Schilderung des in ihnen waltenden Lebens zu geben, Alles in einen starren, todten Formalismus zu kleiden suchte. Nur eine vernünftige Forschung könne dieser verkehrten Auffassungsweise entgegenarbeiten, diese allein würde das schaffende Leben in der Natur wieder erkennen lassen, das ihr die gläubige Einfalt einst unbewußt andichtete. Dabei ruft er aber nicht minder den Naturforschern und Transcendental-Philosophen die Warnung zu:

„Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch nennt, wird erst die Wahrheit erkannt."

Möchten doch diese warnenden Worte berücksichtigt worden sein! Wir wären dann der vielen fruchtlosen Versuche, die Natur a priori zu construiren, überhoben geblieben, wir hätten dann nicht so viele sogenannte naturphilosophische Systeme auftauchen und wieder zusammenfallen sehen, und die Kräfte, die sich im Speculiren erschöpften, würden eine bessere Verwendung gefunden

haben. Erst in der neueren Zeit ist man von diesen Abwegen wieder zurückgekommen; die Naturforschung hat sich auf's Neue von der Philosophie emancipirt; beide wandeln ruhig ihren Weg neben einander fort, um vielleicht später in einem reiferen Zeitalter, wenn die Wahrheit auf beiden Seiten mehr festgestellt ist, sich wieder zu finden.

Diese Beispiele, denen vielleicht ein in der Schiller-Litteratur mehr Bewanderter noch manche andere beizufügen vermöchte, werden genügen, Schiller's Anschauungsweise der Pflanzenwelt und ihres Studiums erkennen zu lassen. Ihm war die Pflanze das willenlose Abbild der höchsten Vollkommenheit, durch sie fühlte er sich zu dem Schöpfer erhoben, in ihrem bescheidenen und doch so wohlthätigen Wirken erblickte er das höchste Vorbild für das eigene sittliche Streben. Als erstes Erforderniß für ihr Studium galt ihm eine selbstständige, vernünftige Forschung; diese sollte der willenlosen Masse Leben einhauchen und so zu dem Urquell des Lebens selbst zurückführen.

Es ist eine alte Sitte der Naturforscher, die Namen verdienter Männer an Naturgegenstände zu knüpfen und ihnen so auch in der Wissenschaft ein bleibendes Denkmal zu setzen. Auch Schiller's Namen trägt eine Pflanzengattung aus der Familie der Büttneriaceen, die Schilleria, welche Hofrath Reichenbach dem unsterblichen Dichter widmete. Auch von Kunth wurde einer Gattung der Piperaceen der Name Schilleria beigelegt. Beide Pflanzengattungen sind Bewohner der wärmeren Zone.

Mögen denn diese wenigen Worte, die ich dem Andenken des großen Mannes in unserem Kreise zu widmen versuchte, eine kleine Blüthe sein zu dem Kranze der Huldigungen, die in diesen Tagen von dem deutschen Volke, ja von den Gebildeten aller Nationen an der hundertjährigen Wiege des Gefeierten niedergelegt werden. Sei es nun daß diese Huldigungen dem Dichter oder Künstler, dem Geschichtschreiber oder Philosophen gelten, sie alle werden

durchdrungen sein von der Wahrheit der schönen Worte, die Göthe seinem verangegangenen Freunde nachsang:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie versiegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Ja die Nachwelt hat diese Verpflichtung gelöst, sie feiert heute, soweit die deutsche Zunge klingt, sein Gedächtniß! Auch in unserem Kreise sei seiner gedacht! Darum, liebe Freunde, wie einst Schiller voll Begeisterung in seinem Liede an die Freude sang: Dieses Glas dem guten Geist überm Sternenzelt dort oben! — so lassen sie uns heute, seinem Beispiele folgend, auch die Gläser ergreifen und einstimmen in den Ruf: Dieses Glas dem Geiste Schiller's, der in unsern Herzen wohnt! Sein Andenken lebe hoch!

Passau.

Zu Schillers hundertstem Geburtstage.

Sagt, wer darf sich preisend rühmen, daß er solch ein Fest gesehen,
Wie es seinem Friedrich Schiller Deutschland heute darf begehen?
Ja, das ist ein Tag des Segens, ist ein Tag voll Glück und Heil,
Wie er selten noch so herrlich einem Volke ward zu Theil.

Was wir in den letzten Tagen Unheilschweres auch erduldet,
Was im Hader der Partheien gegenseitig wir verschuldet;
Laßt von aller Zwietracht heute schwinden auch die letzte Spur:
Heute sind wir Schillers Erben, heute sind zwir Deutsche nur:

Doch daß seine volle Weihe werde diesem Freudentage,
Reicht die Hand euch zum Gelöbniß an des Dichters Sarkophage,
Ihn in seinem Werk zu ehren, treu zu wahren eure Gunst
Seiner Schule, seinen Jüngern, seiner ächten deutschen Kunst

Nimmer laßt die Bretter, die er weltbedeutend aufgeschlagen,
Welche heute die Gestalten seines Genius getragen,
Seinen Mortimer und Posa, seinen Tell und Wallenstein,
Morgen wieder einen Tempel für die Thiermuse sein.

Und ihr Dichter, die das Leben mit des Glückes Glanz umgossen,
Denkt an diesem Ehrentag auch eurer andern Sangsgenossen,
Statt auf ihre dunkeln Pfade kalt und stolz herab zu seh'n,
Hebt empor mit Freundesarmen sie zu euren lichten Höh'n.

Mehr als lautes Liedersingen, mehr als stolzes Palmenstreuen
Würde den geliebten Meister dieser Schillerdienst erfreuen,
Ihn, der in dem Erdenwallen selbst es einst so tief empfand,
Was dem ringenden Poeten eine treue Bruderhand.

Schiller mit dem großen Freunde hat das Vorbild uns gegeben,
Wie man ohne eitle Selbstsucht theilt ein ruhmgekröntes Streben:
Deshalb bringt ihm auch die Menschheit ungetheilt ihr Opfer dar,
Weil, wie groß er auch als Dichter, er als Mensch nicht kleiner war. —

Deutsches Volk, bei seinem Namen, den wir heute jubelnd nennen,
Mußt du die erhab'ne Sendung, die der Herr dir gab, erkennen:
Mitten in Europa sollst du als der Hort des Geistes steh'n,
Und voran den Völkern allen soll dein Adlerbanner weh'n;

Jenes Doppeladlerbanner, welches Schiller schmückt und Göthe,
Die zum Sonnenglanz verklärten Lessings gold'ne Morgenröthe:
Wenn wir diesen Führern folgen auf der schönbetret'nen Bahn,
Dann bricht uns der Tag der Einheit und der wahren Freiheit an.

Dann beginnt mit dieser Stunde neu die deutsche Zeitgeschichte:
Wenn dann wieder das Verhängniß ruft zum blutigen Gerichte —
Schillers Geist wird vor uns ziehen, thatenmuthig, siegesfreh,
Wie er vor den Vätern ging bei Leipzig und bei Waterloo!

L. Wohlmuth.

Bozen.

Festspiel zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's,

begangen am 9. November 1859 im städtischen Theater.

Scene: Eine Garten-Landschaft.

Ein Genius, das „Mädchen aus der Fremde", tritt auf, einen Blumenkranz in der Hand. Gegen das Publikum gewendet spricht sie:

Genius.

Mit Blumen komm' ich, einem Ruf gehorchend,
Den einst ein Dichtermund an mich entsendet;

(Denn Sehers Worte sind Gebot den Geistern.)
Er hieß mich geh'n, der besseren Sonne Frucht,
Des schönern Lenzes aufgeblühte Rosen
Mit froher Hand den Sterblichen zu spenden.
So lenk' ich fort von Land zu Land die Schritte,
Beglückte Herzen laß' ich hinter mir,
Und eile wieder Glückliche zu machen.
Doch hier, was öffnet sich vor meinem Blick?
Ein weites Land, wie herrlich sind die Auen!
Die Matten grün, die Aehren dicht und golden.
Zum Himmel ragt der Berge glänzend Haupt,
Die reiche Flur schmiegt sich zu ihren Füßen
Und mächtig wogend zieh'n die Ströme hin,
In deren Fluth sich stolze Städte spiegeln.
Erkenn' es nur! – Es ist das deutsche Land,
Der Laut der Sprache kündet mir es an,
In der dieß Volk am freudigsten entgegen
Den Dank und Gruß stets meinen Gaben brachte. –
Verändert sind' ich's heut'. – Einmüthig hat
Nach Einem Ziel sich Sinn und Geist gewendet,
Und, wie im Bann geheimnißvollen Dranges,
Seh' ich die Tausende, soweit das Auge
Mir reicht, zu festlichem Beginn erregt.
(Eine Schaar festlich gekleideter Mädchen tritt auf; sie bringen Blumen und Laubgewinde, womit sie die Scene schmücken.)

Genius (ihrem Treiben zuschauend.)
O deutet mir's, warum an jeder Schwelle,
Die ich betrat, warum die Festeszier?
Warum durch Wald und Feld die tausend Kränze?
In niedre Hütten trat ich ein, und weihend
Umfieng auch dort die stille Feier mich.
Ich zog durch Städte, lang in Reihen wallend

Naht hier der Jünglinge, der Männer Schaar,
Und Festgesänge hallen durch die Straßen,
Und stolze Banner wehen in die Lüfte;
Der Knabe läßt das Spiel, der Mädchen Reigen
Schließt sich dem Zug mit heitern Liedern an,
Und hehre Frauen, anmuthreiche, folgen.
Kaum dring' ich durch's Gewühl, zur Königsburg,
Zur hohen streb' ich auf, in goldner Pracht
Auch ihre Hallen sind dem Feste offen.
Und wie ich lausche, hör' ich durch der Stimmen
Gewoge stets den Einen Namen wieder,
Und wie ihn stolz die Lüfte weiter tragen,
Und wie sich ihm der Menschen Herzen neigen.
Von tausend Lippen fließt der theure Laut,
Und fließt auf tausend and're Lippen über,
Um dieses Tages Feier mir zu künden.

So nenn' ich ihn, den heut' des Sängers Leier
Im Liede feiert, den mit Dankgefühlen
Nachsprechen, Deutschland! deines Volkes Stämme.
O halt ihn werth! Er ist von deinen Besten,
Von goldnem Klang, der Name: Friedrich Schiller!

Die Schaar der Mädchen ist bei den letzten Worten näher getreten, eines derselben spricht zum Genius gewendet):

Mädchen.

Ist der Name, den wir preisen,
Ist Dir unser Thun bekannt,
O so bleib' in diesen Kreisen
Hold dem Feste zugewandt.

Nah' und Fernes zu versöhnen
Sind wir fröhlich hier gesellt.
Denn der Dienst des Guten, Schönen,
Er verbindet alle Welt.

Genius.

So nehmt mich auf, nicht mehr die Fremde bin ich,
Ich fühle mich zu Eurem Land gezogen,

Als hätt' ich, was Ihr lebtet, mitgelebt,
Und in die Tiefen des Vergangnen ſchauend
Steigt Bild um Bild mir wohlbekannt herauf.
Da liegt das Städtchen an d e Neckars Ufern,
Das kleine Haus, umgrünt vom Gartenhag,
Und einen Knaben ſeh' ich vor ihm ſpielen
Mit bleichem Antlitz, ſehnſuchtsvollem Auge:
Dem Knaben leiſe naht ein Frauenbild,
So hehr, wie aus der Wolke Schooß entſtiegen,
Und küßt die Stirne, küßt das dunkle Auge,
Und in dem Kuſſe lag des Dichters Weihe.
Wohl mochte ſie, die Himmliſche, verſchwinden,
Noch immer fühlt er ihres Kuſſes Wehen,
Noch immer muß ſein Auge nach ihr ſchauen.
Der Göttin folgend, aus des Hauſes Enge,
Die Gluth im Herzen, Feuer auf den Lippen,
So zieht er fort, nicht hemmen ſeinen Fuß
Der Erde Feſſeln, zürnend bricht er ſie
Entzwei, und ſteckt auf den erklimmten Bahnen
Des freien Geiſtes Flammenzeichen auf!

Mädchen (unterbrechend).

Stimmet mit beredten Zungen
In das Lob des Dichters ein,
Dem der große Wurf gelungen
Uns von Banden zu befrei'n.
Die Befreiten auch zu führen
Gab ihm Gott das ſchön're Ziel,
Zum Entflammen, wie zum Rühren
Ein gewaltig Saitenſpiel.

Genius.

Nicht will ich ſchweigen von den ſchönen Kränzen
Die auf den fernen Wegen ihrem Dichter
Der Muſe Gunſt auf ſeine Stirn gedrückt.
Ich ſeh' ihn wandeln, unverrückt im Auge

Thalia habe ich noch nicht. Die Exemplare an Beck und Charlotten wirst Du vermuthlich beſorgt haben.

Becker läßt ſich Euch empfehlen. Er ſagt mir, daß Adelung zum Oberbibliothekar in Vorſchlag gebracht ſei, und zwar durch ſeine Betreibung. Becker will uns in die ruſſiſche Geſellſchaft introduciren.

Adieu

S.

Leipzig, 31. December 1786.

Unſere Abreiſe iſt auf morgen über acht Tage feſtgeſetzt. Alſo dieſe Woche noch, Lieber, und wir ſind wieder beiſammen. Laß Dir dieſe kurze Trennung eine Lehre ſein, daß wir nicht beſtimmt ſind, von einander entfernt zu leben. Jetzt bin ich für die Plane gerächt, die Du einmal zu machen ſchienſt, ohne auf unſer Beiſammenſein Rückſicht zu nehmen. Glaubt nicht, daß es mir leicht wird, Euch zu entbehren. Aber dieſe Woche müſſen wir noch aushalten, um Kunzes nicht zu kränken. Du weißt, wie leicht ſie darauf fallen können, daß uns die Zeit bei ihnen lang werde. Sie behandeln uns auf die beſtmögliche Art, ſind nicht eiferſüchtig auf jede Stunde, die wir nicht bei ihnen ſind, ſuchen allen Zwang zu entfernen — kurz, ich habe alle Urſache mit ihnen zufrieden zu ſein. Es iſt mir noch nie ſo wohl mit ihnen geweſen. Außerdem habe ich noch eine angenehme Stunde

Des Himmels Sterne, und um ihn erwachen
Die Geister, und ſie ſteh'n ihm willig Rede.
Die Weisheit ſpricht aus ſeinem Mund, ihm lüftet
Den Schleier die Geſchichte, in den Schacht der Zukunft
Steigt er hinab, und bringt uns goldne Schätze.
Geſtalten ſchafft er, königlich und edel,
Zu ihnen hebt ein ganzes Volk den Blick
Und jauchzt der Dichtung und dem Dichter zu.
Doch mitten in des Schaffens Vollgewalt
Reißt ihn der kalte Tod von dieſer Erde;
Ich ſehe, wie die bleiche Hand noch bebt
Den Griffel, wie der Leier Saiten beben.
Unnennbar geht die Klage durch das Land
Und ſchüttert durch die Herzen . . . .

Mädchen.

Laß die Klage, laß die Trauer,
Störe nicht das Wiegenfeſt,
Das den Stern in ew'ger Dauer
Seines Glanzes ſchimmern läßt!

Kommt mit Kränzen und mit Fahnen,
Kommt mit heller Lieder Klang!
Freude ehrt des Dichters Manen,
Der der Freude Hymnus ſang!

Genius.

Die Freude ſang er, doch das ernſte Wort,
Es quoll mit gleicher Kraft aus ſeiner Bruſt
Und ſchlägt noch jetzt an ſeines Volkes Herzen.
In großen Stunden, wenn von Ungewittern
Die Erde bebt, wenn männliches Erheben
Allein die Rettung aus der Zeiten Noth,
Dann ſchallt der Weckruf aus des Dichters Grabe
Und ſeine Boten ſchickt er aus — Sie kommen,
Von ihren Höhen ſteigen ſie herab,
Und wie ich jetzt die leichte Hülle theile,
So ſtehen redend ſie, verklärte Zeugen da.

Der Dichter spricht aus ihrem Geistermunde,
Hört! deutsches Volk! hör deines Sängers Kunde!

(Während der Genius die letzten Verse spricht, hat sich die Scene verändert. Im Hintergrunde erscheint die Büste Schillers beleuchtet; zu beiden Seiten stehen die Gestalten „Wallensteins“ und „Wilhelm Tells.“ Der Genius tritt an die Büste heran und legt den Kranz vor ihr nieder; die Schaar der Mädchen gruppirt sich zu Seiten des Bildes.)

Wallenstein.

Geräusch der Waffen ringsum. Kein Ende noch
Des jammervollen Kampfs! — Hand wider Hand
Im eignen Vaterland! — O daß ich's nicht
Vollführt, nicht konnte mit dem Schwert zerhauen,
Der endlos sich vermehrend wächst — den Knäuel!
Und Noth auf Noth! — Der Frank, der Däne selbst
Greift in das Mark uns, in das Herzblut ein.
We sind die Schwerter? — Zaudernd ruht die Hand
Am Griff. Das Volk erlahmt, und rathlos steh'n die Fürsten.
O daß mein Geist euch jetzt beseelen möchte,
Kühn, wie er einst in Schlachten euch geführt!
Was Schwab' und Preuß, was Böhmen auch und Holsten!
Ins Eine Lager ruft sie Ehr' und Pflicht,
Und in dem Lager flattern Deutschlands Fahnen,
Laßt sehen, ob sie die Farben nicht mehr kennen.
Und dann zur Schlacht! — das Blutband bindet fest;
Wir ziehen heim zu Eines Volkes Hütten,
Und senken nieder in des Grabes Schooße,
Die trübe Zeit, die lange, kaiserlose!

Tell.

In Schlachten wird die Herrschaft uns geboren,
Am Heerd des Bürgers geht die Freiheit auf.
Der Arme Fleiß, der Sitten fromme Zucht
Schafft Muth und Kraft, und mehrt des Hauses Güter.

Am wachſenden Beſitz erfreuet ſich
Der Mann und preiſt die ſchirmenden Geſetze,
Und Ehr' und Recht, des Hauſes heil'ger Frieden,
Sie ſteh'n geſichert auf der Ordnung Boden.
So wächſt heran ein glückliches Geſchlecht,
In ſich erſtarkt und brüderlich verbunden.
Um Alle ſchlingt ſich frei das theure Band,
Der Trieb zum Vaterlande! -- Gieb die Hand mir, Fürſt!
Die Hand dem freien Bürger! So wie hier,
So ſollen einig Fürſt und Bürger gehen;
Hoch und Gering, wir ſtehen treu zuſammen,
Ein Wall dem Sturme — und er muß ſich brechen.
Sieh! dieß der neue Rütlibund, das Morgenroth
Von beſſern Tagen leuchtet über ihm.
Die nächtlich trüben Schatten ſind zerſtreut,
Im Sonnenſchein die friſchen Saaten grünen,
Das Alte fällt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Genius (zwiſchen ſie tretend)

Und die ihr weilt am großen Werke ſchaffen,
Kommt her zu ihm, der hier im Bilde ruht!
Hier, Streiter! nimm die Weihe deinen Waffen,
Hier ſchöpf', o Jüngling! der Begeiſterung Gluth!
Hier, wenn im Kampf die Kräfte euch erſchlaffen,
Empfanget, Männer! neuen Lebensmuth!
Und wem der Hoffnung milder Strahl vernichtet,
Am Bild des Dichters wird er aufgerichtet!

An dieſe Stätte, reiner zu empfinden,
Kommt Lieb' und Freundſchaft traulich hergewallt!
Hier, um der Wahrheit ſichern Pfad zu finden,
Sei ihrem Streben ein willkommner Halt!

Hier ſammle ſich, um Dauerndes zu gründen,
Zu ſtiller That der Leidenſchaft Gewalt!
Und die ihr ſucht der Seele ſchönen Frieden,
O ſeht den Dichter, ihm war er beſchieden.

Ihm löſte ſich in ſanften Harmonieen
Des Tags Gewühl, der Meinung Widerſtreit;
Des Lebens Mächte, die ſich feindlich fliehen,
Ihm gaben ſie ein brüderlich Geleit.
Er ſah ihn wilden Drangs vorüberziehen
Und ſtand verſöhnend vor dem Strom der Zeit;
Er hat als Leuchte in dem Sturm und Toben
Der Menſchheit Ziele hoch emporgehoben.

So mag noch heut', der einſt vor hundert Jahren —
Ein Stern am deutſchen Himmel — aufgeglüht,
Mag er noch fort und fort ſich offenbaren,
Nachwirkend in der Kommenden Gemüth!
So mag um ihn ſich treu verbunden ſchaaren,
Was ſonſt des Lebens ſtrenge Richtung ſchied!
Der einſt ſein Lied der ganzen Welt geſungen,
Ihn halte ſie, die ganze auch, umſchlungen!

Du aber magſt, o deutſches Volk! vor Allen,
An dieſem Tag, im Innerſten gerührt,
Hin zu dem Bildniß deines Dichters wallen,
Der dich den Weg des Herrlichſten geführt.
Laß ihm zu Füßen deinen Lorbeer fallen,
Den ſchönſten Schmuck, der deinem Sohn gebührt!
Laß ſchauen ihn in dieſen Weiheſtunden,
Die Herzen all — vor ſeinem Herz — verbunden!

(Die Muſik fällt ein, die Gruppe erſtrahlt in magiſcher Beleuchtung, und

während die Mädchen huldigend mit Blumen und Kränzen sich der Büste nähern, fällt der Vorhang.)

Dr. Ferdinand Weller.

Graz.

Festrede.

Am 10. November 1859 in der Aula der k. k. Karl-Franzens-Universität gehalten von Dr. Karl Weinhold, o. ö. Professor der deutschen Sprache und Literatur.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Tapferer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied,
Denn das ird'sche Leben flieht
Und die Todten dauern immer.

Der Gedenktag Friedrich Schillers ist ein Fest der vaterländischen Bildung, wie seit Göthes Säkularfeier kein zweites der deutschen Erde aufstieg. Ueber dem Ehrentage des Dichters von Werther, Iphigenie und Faust lag die Sturmwolke der politischen Bewegung, und nur eine kleine Schaar kehrte das Antlitz der olympischen Sonne des 28. August 1849 zu. Heute aber ist das Herz des gesammten Volkes geöffnet, und allerorten hält man Dankfeste für das Geschenk, das dem Vaterlande mit dem Lieblinge der Deutschen erschien.

Auch wir versammelten uns zu solchem Zwecke auf der östlichen Hochschule deutscher Lande. Slaven, Magyaren und Italiener gesellen sich in diesem Raume theilnehmend uns Deutschen,

denn auch ſie verehren Friedrich Schiller. Uns wie ihnen iſt er einer der größten Dichter und zugleich ein Ideal der Freiheit.

Ein Ideal der Freiheit! — Tauſende rufen heute dieſe Worte und wenige ſind ſich bewußt, was ſie bedeuten, was ſie vornehmlich in Schillers Sinne bedeuten. Denn wie geliebt er iſt und vor wie vieler Augen ſeine Werke offen liegen, ſo ſteht doch den meiſten ſeine wahre Geſtalt hinter einem Schleier. Die Menge umjauchzt ein Bild, das wenig Züge des gereiften Dichters und Denkers trägt, und viele jubeln allein der Parteifahne zu, welche dem Dichter der Totalität in die todte Hand gedrückt ward.

Es wäre dieſes Ortes unwürdig, erfaßten wir nicht die eigentliche Bedeutung dieſer Feier. Nicht die Phraſe des Tages darf den Lehrſtuhl entweihen, ſondern auf ihm ſoll das Wort der Wahrheit und der Schönheit gebieten, der beiden Königinnen, deren treueſter Unterthan Friedrich Schiller war.

Was iſt uns Schiller? — Entwerfen wir ſein geiſtiges Bild!

Wir Menſchen gleichen den Bäumen des Waldes, deren Wipfel mühſam aus dunkelm Dickicht zum Lichte der Sonne hinaufdringt. Wer weiß nicht von der Noth, welche der junge Schiller um Luft und Licht hatte?

Hineingeworfen in aufgezwungenen Beruf, umklammerten überall Hemmungen ſeine ſtrebende Seele. Um ſo begieriger überließ er ſich der Strömung der Zeit, welche Rettung verſprach. In den jungen Köpfen Deutſchlands arbeitete damals ein unruhiger Drang, der die Befreiung von dem bisherigen Rechte der Geſellſchaft forderte, und auch in der Kunſt nur die Stimme des eigenen Herzen anerkannte. Die Loſung Originalität und Sentimentalität war ausgegeben. Man fühlte die Kraft in ſich, mit dem Naturgefühl jedes Geſetz der Vergangenheit aufzuheben, und ſtürmte und drängte der noch geſtaltloſen Zukunft entgegen. Hunderte von Jünglingen verdarben damals in Zerfahrenheit, in Wildheit

und ſelbſt in Wahnſinn; manche überwanden zwar die Gefahr, aber nicht die Krankheit; und nur zwei rangen ſich zur Vollendung hindurch, Göthe und Schiller. Göthe, mit ſchönem Ebenmaß und freier Entwicklung ſeiner Gaben, gelangte früher und ſicherer zur Verſöhnung. Schiller dagegen hatte ſchwerer mit den wilden Mächten des Innern und mit Ungunſt der äußeren Verhältniſſe zu kämpfen; doch auch er ward Sieger und der Kranz des ſittlichen Ruhmes krönte ihn außer dem Lorbeer der Dichtung. Jener Spruch auf Herkules gelte für ihn:

Nicht aus meinem Nektar haſt du die Gottheit getrunken:
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang!

Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und eine Reihe lyriſcher Gedichte enthüllen uns das Weſen Schillers des Jünglings. In Kraft ſteht er vor uns, aber unklar über den Weg des ſtürmenden Fußes, unfähig noch, das Sinnliche durch die Sitte zu bändigen, und grollend der ganzen Welt, die er kaum halb kennt. Er will zertrümmern, was ihm eine Schmach der Zeit dünkt, und durch die Poeſie das Recht des Menſchen retten. In den Räubern ergießt ſich ein zielloſer Freiheitsdrang und ein wildes Räſonnement gegen die feige Bosheit der Geſellſchaft. Im Fiesko zucken politiſche Blitze, republikaniſch und monarchiſch, wüſt und unſicher durch einander. In Kabale und Liebe wird auf dem Hintergrunde damaligen Hof- und Bürgerlebens der Konflikt des Herzens mit der Welt, mehr genial als künſtleriſch geſchildert; und eine verwandte Aufgabe ſollte Don Carlos löſen. Aber der Dichter der erſte:. drei Akte dieſes Dramas ward von dem der zwei letzten weit überholt. Die großen Ideen des Jahrhunderts „von der höchſt möglichen Freiheit der Individuen bei des Staates höchſter Blüthe, und von dem vollendetſten Zuſtand der Menſchheit" traten an die Stelle der verworrenen, wenngleich ähnlichen Phantaſien des Dichters. Er rang ſich zum Allgemeinen hindurch, ſein Blick ward freier, ſeine Bewegung ruhiger. Die beginnende

Bändigung des übergenialen deutet schon die äußere Form des Don Carlos an, indem der Vers unwillkührlich das Unschöne bändigt.

Dieses Drama liegt am Eingange der Periode der Läuterung, welche Schiller mit bewundernswerther Kraft vollzog. Er war von dem Geleisteten unbefriedigt und sich bewußt, daß seinem Geiste Fülle und Reife fehle. Darum wandte er neun Jahre ernster Arbeit [illegible]ran (1787–1796) den Mangel zu tilgen. Er dichtet in dieser Zeit kein größeres Werk; seine Bildungsmittel waren die Geschichte und die Philosophie.

Indem sein Geist nach Tränkung aus allen Strömen des Seins lechzete, um das Gesetz der durchdringenden Idee zu erkennen, däuchte ihn die Geschichte hierzu besonders geeignet, da sie von der Entwicklung der Menschheit aus dem Rohen zur Freiheit handelt. So ergab er sich ihr, durch äußere Nothwendigkeit ohnedem getrieben, fast ausschließlich während fünf Jahren. Doch auch in dieser Zeit verläugnete er sich nicht als Mann des reinen Gedanken. Der gelehrte Stoff war ihm nur Mittel, die Geschichte nach seinen eigenen Worten nur ein Magazin seiner Phantasie. Die Kritik der Ueberlieferung lag ihm fern, und deshalb fehlt ihm die unerläßlichste Eigenschaft des Historikers. Aber er bleibt ein Muster für die ideale Durchdringung und die künstlerische Darstellung eines geschichtlichen Gegenstandes, und ist ein seltenes Beispiel, wie das Genie äußere Mängel durch fühlende Anschauung ersetzt. Schiller ist mehr Epiker. Die Idee von der Erziehung des Menschengeschlechtes gilt ihm mehr als die gesammte Menge der Thatsachen; nicht die Nation interessirt ihn, sondern der Mensch.

Wozu er im Gegebenen seine Kraft angespannt hatte, das wollte er auch in dem Abgezogenen, im Denken selbst verfolgen. Der historischen Zeit Schillers folgt eine philosophische, angeregt durch seine Freunde Christian Gottfried Körner und Wil-

helm v. Humboldt und hauptsächlich befruchtet durch Kants Kritik der Urtheilskraft. Die scharfe Dialektik und tiefe Empfindung des Königsberger Weltweisen hatte Schillern ergriffen und sein Sittengesetz ihn hoch befriedigt. Aber er vermißte, was ihm zumal wichtig war, die Ausführung des Schönheitsprinzipes. So setzte er seine Kraft an eine würdige Lösung dieser Frage und gelangte in der Abhandlung von Anmuth und Würde (1793) so wie in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes (1794) zu den Ansichten, welche die Grundlage unserer Kunstlehre bilden. Die Theorie der Romantiker ist nur eine Kopie der Schiller'schen, und ihre Feindseligkeit gegen ihn entsprang aus dem Neide der Unfähigkeit.

Schiller erklärte die Schönheit als Erfüllung der Forderung der Vernunft in der Sinnlichkeit, oder mit andern Worten als sinnlichen Ausdruck eines Vernunftbegriffs. Sie verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und Denkens, indem sie den Denkkräften die Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern. Die Vermittlung der Empfindung mit dem Gedanken geschieht nämlich durch eine mittlere Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind und deßwegen ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben. Das ist, was Schiller die ästhetische Stimmung nannte. Aus ihr entspringt die ästhetische Kultur, durch welche es dem Menschen von Natur wegen möglich wird, aus sich selbst zu machen was er will. Die Freiheit zu sein, was er sein soll, wird ihm darin vollkommen zurückgegeben, und so darf die Schönheit für unsere zweite Schöpferin gelten.

Die ästhetische Kultur ist demnach die Kultur der Freiheit, und das Grundgesetz des idealen ästhetischen Staates ist Freiheit durch Freiheit zu geben, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Einzelnen vollzieht.

Das sind die Grundzüge der Schiller'schen Kunstlehre, in denen wir die gewonnene Höhe seiner sittlichen Anschauung be-

wundern. In der Kunst nach seinem Begriff hat weder das Sinnliche an sich, noch das rein Verständige eine Stelle; ihr Ziel ist die Herausbildung der Totalität im Menschen. Die Poesie hat somit für Schiller weniger an sich Bedeutung, als vielmehr als Werkzeug jener hohen Arbeit. Er will mit der Idee „den Stoff vertilgen," um die schöne Form und in ihr den freien Geist darzustellen.

Das Wesen seines Schönheitsbegriffes stützte sich auf das Geistige und das Sinnliche zugleich; dadurch war die Verwandlung des Dichtens in bloßes Spekuliren vorgebeugt. Dennoch fühlte Schiller die Gefahr der Einseitigkeit in seiner Theorie und ergänzte diese in der Abhandlung vom Naiven und Sentimentalen (1795). Hier gestand er der Natur ihr eingebornes Recht offen zu, und setzte die Aufgabe der Dichter in Bewahrung der Natur. Je nach den Zeitverhältnissen ihrer Blüthe theilte er sie in zwei Arten: in die naiven Dichter, welche Natur sind, indem sie die reine Einheit des Ursprungs und der Wirkung zum Charakter haben, und die sentimentalen, welche die verlorne Natur suchen, den Gegenstand daher auf eine Idee beziehen und über den Eindruck desselben reflektiren. Das Naive sei Wesen der antiken Poesie, das Sentimentale der modernen.

Schiller hat seine poetische Richtung hiedurch so scharf bezeichnet, daß ihre Vorzüge und ihre Schwächen jedem offen liegen. Die Schwächen sind das Reflektiren, der Mangel an natürlicher Unmittelbarkeit, das Aufgeben der durch sich motivirten Situation. Seine Vorzüge bestehen in der Vergeistigung und Veredlung der dichterischen Aufgabe, in der Kraft, womit er die bunten Erscheinungen der Welt seiner großen Idee dienstbar machte, und in dem Talent, den spröden Stoff zur Kunstform zu bilden.

Schiller war sich am Abschlusse dieser theoretischen Periode über das Wesen der Kunst im Verhältniß zu seiner Begabung völlig deutlich. Der echte Muth und der scharfe Sporn zum Vorgehen auf der neuen Bahn kam ihm durch Göthe. Die beiden

bei Oeser zugebracht. Wir rücken uns näher. Er sprach viel Interessantes über seine Kunst; und wenn das alles nicht wäre, wenn nur meine Frau gesunder und ruhiger wird, so hätte ich drei Wochen unter die Hottentotten reisen wollen.

Ueber das, was Du uns gewesen bist, kannst Du Dir wohl nur in dem größten Anfalle von Hypochondrie Vorwürfe machen. Schäme Dich eines solchen Gedankens. Diese Stelle allein überzeugt mich, wie sehr Du Aufheiterung bedarfst.

Ich rechnete viel auf Deine Arbeit. Sie war anziehend genug, um Dich ganz zu beschäftigen, und ich kenne nichts als Beschäftigung oder Taumel der Zerstreuung, was solche Trennungen erträglich macht.

Suche doch die Papiere, die meine Verhältnisse mit Göschen betreffen, in meinem Pulte; sie stecken in einem Foliobogen von Kunze's Hand beschrieben. Schicke sie mir mit der ersten Post.

Lebe wohl für heute. Grüße Huber, dem ich morgen schreibe. Alles grüßt Schiller.

K.

Freunde sind die großen Vertreter der naiven und der sentimentalen Dichtung, deren Ziel dasselbe, deren Mittel verschieden sind. Sich bewußt, daß ihre Bahnen zwar nicht ineinander, aber neben einander liegen, und daß ein Wettlauf den Fuß des andern befeuern müsse, begannen sie denselben, zur ewigen Freude des deutschen Namen.

Die weitere Entwicklung Schillers hier im Einzelnen zu verfolgen, kann nicht meine Aufgabe sein; es war der rastlose Fortschritt eines gewaltigen Willen zum hell erkannten Ziele.

Im Anfange entstanden namentlich lyrische Gedichte mit sinnlich-geistigem Inhalte oder mit epigrammatischer Fassung der Welt- und Kunstbetrachtung. Dann schuf seine epische Neigung jene prächtigen Balladen, unter denen einige vorzüglich merkwürdig sind als Zeugnisse von Schillers Fähigkeit, den seiner Natur fremden antiken Geist nicht bloß zu begreifen, sondern mit dem seinigen zu verschmelzen. Pläne zu großen Epen, einem Friedrich dem Großen, einem Gustav Adolf, einer Roma blieben unausgeführt, denn er fühlte daß seiner Anlage das Drama am meisten entspreche. Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell und der unvollendete Demetrius sind ewige Denksteine dieses großen Genius. Die Bezwingung des Lebens in einer scharf berechneten Kunstform, die Entwicklung der mannigfachen Charaktere und Ereignisse auf eine Wirkung, welche der Ausdruck einer höheren Idee ist, hat Schiller bewundernswerth mit steigender Meisterschaft in jenen Dramen vollzogen. Seine Weltansicht ward weiter und wahrer, sein Geist täglich tiefer und heller, sein poetischer Ausdruck freier von Reflexion und prosaischen Anflügen. Bei der Höhe seines Kunstideals und bei der unerschöpflichen Fülle des Weltstoffs blieb sein Ziel unendlich. Das ist das Große und Wunderbare in Schiller und das wahrhaft Unsterbliche, das ihn einzig unter allen Dichtern macht, und wovor wir uns heute in ehrfürchtiger Erinnerung

neigen. Er kannte keine Ruhe in der Arbeit um die Vollendung, welche er im Künſtleriſchen und rein Menſchlichen zugleich ſuchte.

Er mochte ſich bei uns im ſtillen Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Zum Ernſten, des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im weſenloſen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Was dieſer große Todte an den lebenden und künftigen Geſchlechtern wirken muß, iſt alſo Veredlung und innere Befreiung. So iſt Schiller unſer Ideal der Freiheit.

Die Dichter der Gegenwart ſollen von ihm den Ernſt der Arbeit, die treue Erfaſſung des Geiſtigen, die Weltbedeutung der Kunſt lernen. Bei vielem Talente herrſcht heute viel leichtfertige Selbſtgenügſamkeit, viel Trägheit und Untreue im Dienſte des Schönen. Mögen unſere Dichter nimmer Schillers Zuruf an die Künſtler vergeſſen:

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch, mit euch wird ſie ſich heben!

Den Männern der Wiſſenſchaft mag ſeine geiſtige Erfaſſung, ſeine ſittliche Bewältigung und ſein ruheloſes Streben anfeuernd vor Augen ſtehen.

Alle aber und vorzüglich die Jugend laſſen nie das leuchtende Bild dieſes Tapfern in ſich erlöſchen, der mit Noth und Druck, mit wilder Jugendanlage und ſprödem Talente rang, und dieſe Feinde wie ein Held niederwarf. Trüge dieſer Feſttag dazu bei, ſolche ſittliche Tapferkeit in uns Allen zu wirken, ſo würde er eine bleibende Frucht ausſtreuen, welche das würdigſte Denkmal Schillers wäre. Und ſo beſeure uns ſein Bild, wie Göthe es liebevoll und wahr zeichnet:

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der dumpfen Welt beſiegt;

Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geruhig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

Feſtrede,

geſprochen am 9. November 1859 von Carl v. Holtei.

Heute vor hundert Jahren erwartete eine brave ſtille Hausfrau im ſchwäbiſchen Städtchen Marbach ihre Niederkunft, und ward des nächſten Tages von einem Sohne entbunden, welchem jetzt Deutſchland, Europa, Amerika huldigen im Namen **Friedrich Schiller.** Die Anordner des hieſigen Feſtzuges, die Genoſſen deſſelben, ein großer Theil der auf dieſem Platze verſammelten Schauer und Hörer empfinden wohl die Wichtigkeit der Stunde, und begehen die hundertjährige Jubelfeier mit gerührtem Ernſte. Aber es mögen auch nicht Wenige dem Tone der Inſtrumente, dem Klange der Lieder, dem Scheine lodernder Fackeln nachgefolgt ſein, die kaum ahnen, was dieſer Aufzug bedeuten ſoll? Die es nicht wiſſen **können,** weil ſie im Joche ihres von Arbeit und Mühſal belaſtenden Daſeins Dringenderes zu thun haben, als zu feiern und zu leſen. Erſtaunt mögen dieſe fragen: was geſchieht hier? weſſen Bildniß ward aufgeſtellt? wer iſt der Mann geweſen? Ein Herrſcher? Ein Feldherr? Ein Staatsbeamter? Wenigſtens doch ein Millionär? weil ſie's ſo ſehr mit ihm

treiben? — Nicht doch, meine Freunde, er war nur ein armer Dichter. Ein Dichter? Verſe hat er gemacht? Bücher hat er geſchrieben? und deßhalb der Jubel? — Ja, ja, deßhalb! Laßt Euch ſagen, Ihr Alle, die Ihr den Namen vielleicht heute zum Erſtenmale hörtet; oder Ihr, die Ihr ihn vernahmt, ohne ſonderlich viel dabei zu denken; laßt Euch ſagen: Es mag noch größere Dichter gegeben haben, — einen edleren, reineren, redlicheren, ſtrengeren gegen ſich ſelbſt gab es nirgend auf Erden. Er goß heiligendes Feuer in die Adern der Jugend; er verjüngt mit ſeiner jugendlichen Himmelsgluth das hinwelkende Alter. Darum haben die Jünglinge, die ſich hier um ſein Bild ſchaarten, mich alten Mann zu reden aufgefordert, damit Jugend und Greiſenthum verbunden, den Unſterblichen preiſen. Glaubt mir's, auch Ihr, die Ihr nicht eine Zeile von ihm kennt; die Ihr vielleicht außer Euerem Gebetbuche kein Buch in die Hand nehmt, die Ihr verwundert zum Zweitenmale fragt: „was haben wir, was hat die Stadt mit einem Dichter zu ſchaffen?" **Ihr alle** ſeid ihm Dank ſchuldig! Denn von ſämmtlichen Lehrern und Verkündigern der Wahrheit, der Menſchenliebe, des Göttlichen auf Erden, iſt Er einer der wirkſamſten geweſen. Er hat guten Samen ausgeſtreut durch ſeine Worte; Er hat edle Geſinnungen verbreitet; Er hat Milde und Wohlthätigkeit befördert; Er hat beigetragen Deutſchlands Selbſtgefühl zu wecken, zu beleben, der deutſchen Stämme Einigkeit vorzubereiten. Er iſt eine Zierde der Nation, und andere Völker beneiden uns um ihn. Wer unter uns jemals Gutes erfuhr von treugeſinnten Seelen; wem Wohlwollen gefällig entgegentrat; wem Hilfe ward in der Noth; wem Dankbarkeit in der Bruſt wohnt, der danke auch unſerem Dichter; denn dieſer hat viel gethan für Menſchenwürde; für Unterdrückung eigennütziger Selbſtſucht. Seine Lehren ſind übergegangen in Thaten. Wenn wir **ihn** feiern, ſo feiern wir eigentlich nur, was in Erregebornen an himmliſchen Gedanken und Regungen überhaupt lebt und waltet.

Ja, wir blicken empor zum Schöpfer des Weltalls in kindlicher Sehnsucht. Dort ist des verklärten Geistes Heimath. Von dort herabgesendet, ewige Ideen zu verkündigen, trat er in die Welt, und erfüllte seine Sendung, krank, leidend, froh entbehrend, männlichen Muthes reich. Dorthin zurückgekehrt weilt er im Lichte. Sucht ihn bei den Sternen. Er ist ein Stern Deutschlands. Kein Deutschland ohne ihn. Deutschland, und mit diesem **Friedrich Schiller** hoch! Dreimal hoch!

Das Löwenlied.

Festgedicht mit sechs Tableaux zur Schillerfeier im Bürger-Casino. Aufgeführt den 13. November 1859.

I.

Du deutsche Glocke kling!
Ein Freudenliedlein sing!
Die Großen und die Kleinen
Sie mögen sich vereinen
Und kräftig sei der Ton.
Horch, horch, sie dröhnen schon! —
Und wie's im Thüringerblute
Metallisch klingt und singt,
Da drängt sich ein Gewühle
Durch's Dorf und eilt und schwingt
Sich über Zaun und Hecken,
Den Nachbar aufzuwecken.
Denn heute geht mit grünem Kranz
Zum hochstadelen Heuratstanz
Durch Blumenhag und Wiese
Des Löwenwirt's Elise. —

Kling, klang, kling!
Das ist ein lustig Ding.
Zu Marbach in dem Schwabenland,
Durch gute Streiche wolbekannt,
Ist einst ein Bader des Weg's gekommen,
Hat in der Schenk' Quartier genommen
Und zog von seinem Herbergbaue
Mit Willen nimmermehr heraus.
Das Mädel nur mit klaren Augen
Wollt' dem gescheidten Gaste taugen.
Und schaut er's an, er kann nicht fort,
Gar überheimlich ist der Ort.
Und jede Sylb' aus ihrem Mund,
Was thut sie Himmelswunder kund!
Er nimmt das Lischen bei der Hand,
Sie aber zerrt am Schürzenband.

Was er verſchweigt, was ſie nicht ſagt,
(Dem ganzen Himmel ſei's geklagt)
Der Nachbartiſch bei Saus und Braus.

Der hat die Geſchichte ſogleich heraus.
Du lieber Gott, ſieh du darein:
Das müſſen Liebesleute ſein.

II.

Der Löwenwirt, das iſt ein Mann,
Der je das rechte Wort gewann.
Der kann die Maid nicht grämen,
Was lieb iſt, ihr nicht nehmen,
Der mißt den Bräutigam im Haus
Nicht nach dem Silbercurſe aus.
Er thut in Gottes Namen
Der Beiden Hände zuſammen:
„Herr Bader, wollt Ihr wacker ſein,
So nehmt mit Gott mein Töchterlein.
Nur Eines habet wol bedacht" —
So hat's der Löwenwirt geſagt.
Kling, klang, kling!
Was war das Eine Ding?
Was hat der brave Wirth begehrt?
Hat er des Bräutigams Herz beſchwert?
Mit Nichten, ei, mit Nichten.
So war ſein Sagen und Dichten:
Herr Bader Schiller, laßt Euch expliciren
Wollt Ihr mich über den Löffel barbieren?

Des Löwenwirtes Töchterlein
Soll dann nur Euer Eigen ſein,
Wenn Ihr geſinnt ſeid und gewillt,
Da droben meinem Wirtshausſchild
Nicht Schand' zu bringen, Schmach und Spott;
Denn meinen Löwen ſchlüg' mir Gott!
Er ſchaut ein Wächter durch die Gaſſen,
Ich hab' ihn oft vergelten laſſen.
Das iſt ein gar bedeutſam Thier,
Der Erdenſchöpfung eine Zier;
Von allem, was da geht und ſchwimmt und fliegt,
Iſt er der König, unbeſiegt,
Dem Ritteremann ein kräftig Zeichen,
Nicht Einer Macht im Kampf zu weichen.
Und hie zu Marbach — ei der Daus —
Der Löwe iſt das beſte Haus.
Den Stolz nimm mit, mein Töchterlein,
Und ſag' es einſt den Kindern Dein.

III.

Der Bader Caſpar und die Braut,
Zum Himmel haben ſie geſchaut
Und Gott gelobt, des Vaters Willen
Treu lebenslänglich zu erfüllen.
Nach Kuß um Kuß auf Aller Mund
Und als gekommen war die Stund'

Zum Kirchgang und zum Tanze,
Das Haupt mit duftigem Kranze
Hob noch einmal Eliſe mild
Empor zu Vaterhauſes Schild
Und ſprach ein fromm Gebetlein ſich
Und ſchritt zur Kirche ſittſamlich. —

Kling, klang, kling!
Du Glocke Segen bring'
Und tön' in alle Weiten,
Die Kunde zu verbreiten:
Zur Kirche zieht ein braves Paar,
Das sieht sich treu allimmerdar,
Das hat sein Haus auf Stein gebaut,
Das hat auf Gott den Herrn vertraut.
Ade, Ade, lieb Töchterlein,
Mögst Du die beste Hausfrau sein.
Und ziehst Du fort, der leise Klang
Nachwalle Dir auf lebelang;
In fremdes Thal, in fremdes Haus
Reich' dieser Wiederhall hinaus
Als Morgenlaut, als Abendgruß,
Daß auch Dein Kind es hören muß —
Das Vaterwort
An jedem Ort.

IV.

Das iſt ein treues Tochterherz,
Das draußen im fremden Leben
Bei Sorge und Kummer und manchem Schmerz
Noch lebt dem Gehorſam ergeben.
Eliſe, ja ich ſehe Dich!
Des Vaters gedenkſt Du emſiglich,
Und was auch komme, ob bitter, ob gut,
Das alles erträgſt Du mit Löwenmut.
Doch hört! In die ſchaukelnde Wiege zur Nacht
Hat der Storch einſt ein lächelndes Knäblein gebracht.
Und Caſpar, der Krieger, mit hellem Blick
Erfleht ſeinem Jungen ein mildes Geſchick.
Da wa'n's, als ſchritten Geiſter,
Der dunklen Zukunft Meiſter,
Durch die verſchleiſſ'ne Thür
Zum Wiegenkind herfür.
Und wie's zur Taufe tönte:
Kling, klang,
Und wie es wiedertönte:
Kling, klang. —
Da ſchwebt des Vaterhauſes Schild,
Des Vaterhauſes Ehrenbild
Der Mutter vor mit hellem Glanze,
Sie ſieht ſich wieder mit dem Kranze.
Beim Wieglein ſitzt ſie manche Nacht,
Hat dies und jenes ſtill bedacht:
Und wie ſie mit dem Knäblein ſpielt,
Denkt ſie wohl oft an's Löwenſchild,
Und ruft im Geiſt dem Knäblein zu
„Ein ſolcher König werd' mir Du!"

V.

Und aus der Wiege ſtieg das Kind
Und lernete das Reden geſchwind,
Ging in die Schule als denkender Knab'
Und predigte laut vom Stuhl herab.
Der Jüngling aber ſprach zur Welt
Zuerſt als hocherzürnter Held

In einem Buch „Die Räuber“ genannt. —
Den Carl Moor, in Glut entbrannt,
Wer kennt ihn nicht in unſ'rem Kreis?
Wem kochte ſein Wort das Blut nicht heiß?
War's nicht der Löwe der Wüſtenei,
Der aufſchrie brüllend: „Ich bin frei!“ —
Den Löwen ſeht ihr auch im Bild
Auf dieſes Buches Titel. Wild
Und ungezähmt ſpringt er heraus;
Wol dem, den er nicht ſchrecken kann! —
Die Carlsſchüler beſchauen das Buch
Voll Brudergift und Vaterfluch.
Der Dichter aber, der träumend wacht,
Schaut ſtill hinaus in die Sternennacht.
„Seht her! Was bedeutet dieſer Leu?
Seid kräftig und muthig und wachet getreu.“
Der Andre d'rauf: „Faß' ich es klar,
Den Bürger Deutſchlands ſtellt er dar.
Mit Kraft und Stolz vereint er gut
Den ſinnigſchönen Edelmuth.“
„Der Schiller ſelber muß es ſein“
So ruft ein Dritter mittenhinein, —
„Der Schiller ſelber! Das iſt ſein Sinn,
Es liegt in dieſem Buche d'rin
Des Löwenwirthes mahnend Wort,
Es liegt darin der Zukunft Hort
Und wie der prächt'ge Leu hier ſpringt empor,
Ein Dichterkönig ſchreitet d'raus hervor.“

VI.

Und was er begonnen mit Löwengewalt,
Vollendet hat er's zu ſchöner Geſtalt.
Wer braucht ſie zu nennen die Helden all,
Fieſco und Carlos und Poſa zumal,
Johannens neugekränztes Haupt,
Und ſie, von Krone und Leben beraubt,
Marien Stuart? Sie leben in Euch!
Und er — die Säule von Thron und Reich,
Der Generaliſſimus Wallenſtein,
Hat Stärke'rer Eure Herzen nam er ein.
Doch ſag mir du, der du, ein Vater, hier
Im Kreiſe ragſt, ſagt alle mir
Ihr Männer, denen vom Himmel herab
Ein Gott den Segen der Kinder gab.
Schlug Euer Herz dem jüngſten nicht
Entgegen in ſüßeſter Liebespflicht?
Du Mutter, leg die Hand auf's Herz:
War nicht des Jüngſten lächelnder Scherz
Die allergrößte Wonne dein?
O laßt es nicht verſchwiegen ſein.
Seht hin! Solch ein nächſter Freudenquell
War auf'm Dichter ſein Wilhelm Tell.
Und als bekommen des Lebens End' —
Sein großes Freiheitsteſtament

Ließ er für ſeiner Enkel Glück
Dem deutſchen Bürgerthum zurück. —
Du deutſcher Bürger, du ſinnige Frau,
Helft wölben des Dichters Ehrenbau,
Tragt vor den Kindern als Löwenſchild
Des theuren Dichters unſterblich Bild
Und pflanzt Ihn tief in die Herzen hinein,
Daß Er Euch Stolz und Troſt mag ſein.
So will's unſer Kaiſer! Zunächſt dem Thron.

Dem goldnen Scepter, der Kaiſerkron'
Heißt er erſteh'n den „Schillerplatz" —
Dem Diadem ein Perlenſchatz!
O jubelt ihm zu, o faßt Vertrau'n
Und helft das Ehrenmal erbau'n:
Jedwedes Herz, gutdeutſch und rein,
Ein Schillerplatz ſoll's ewig ſein.
Ein Hoch dem Kaiſer, der Dichter ehrt,
Ein Hoch dem Dichter, vom Kaiſer geehrt!

Fritz Pichler.

Tafellied,

beim Bankett im Saale der Reſſource am 8. November 1859 geſungen.

Weit hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.
Göthe.

Nach bekannter Weiſe im Chore zu ſingen.

Ein freies Leben führen wir,
Nur ſehr bedingungsweiſe;
Zwar mancher hält für Gold ſein Blei,
Im Grunde iſt doch keiner frei,
Der Thor nicht noch der Weiſe.

Den Einen knechtet ſein Geſchäft,
Den Andern gar ſein Mogen.
Des Dritten hoch begabte Kraft,
Ergibt ſich wilder Leidenſchaft:
Die Ketten muß er tragen.

Was hat der große Göthe nicht
Für Anfechtung erduldet!
Bald waren's Weiber, bald der Wein,
Er konnte nie ſich ganz befrein,
Er trug was er verſchuldet.

Der geiſt'ge Rieſe Leſſing iſt
Dem Kobold „Spiel" erlegen.
Man ſah die allgewalt'ge Hand,
Wenn ſie der Feder ſich entwand,
Oft ſchnöde Karten regen.

Was Freiheit heißt? — Mit einem Wort:
„In der Gewalt ſich haben!"
Damit der Menſch im Innern frei,
Damit er's aus ſich ſelber ſei!
Da liegt der Hund begraben.

Nur wen'ge Erdgeber'ne lohnt
Ein Gott mit ſolchem Lohne.
Der, den wir feiern, ſtrahlte klar
Durch heilig Wollen immerdar
Im Glanz auch dieſer Krone.

Ja, Schiller war ein freier Mann,
Er blieb es bis zum Tode:
Dem Höchſten zugewandt allein,
Vom Staube ird'ſchen Makels rein,
Und nie ein Sklav' der Mode.

Ein freies Leben führte Er,
Ein Leben voller Wonne.
Er ſang: „Im Hain der Muſen hier,"
„Der Wald iſt unſer Nachtquartier,"
„Der Mond iſt unſ're Sonne!"

Heut kehrte Er bei Göttern ein,
Bei armen Bauern morgen;
In Noth und Krankheit frei zu ſein,
Als Dichter — ließ für's Andre ſein
Den lieben Herrgott ſorgen.

1787.

Leipzig, 2. Januar 1787.

Huber wird Dir mittheilen, was ich ihm von meiner Lage geschrieben habe. Minna ist noch immer wohl, und Jedermann findet sie gesunder und völliger nach dem äußeren Ansehen. Ich habe die Freude gehabt, Kunze eine Oeser'sche Zeichnung von vorzüglichem Interesse für zwanzig Thaler zu verschaffen. Es ist der warme Quell aus Herder's zerstreuten Blättern. Amor schläft unter einem Baume in einer reizenden Gegend. Einige Nymphen stehlen ihm die Fackel, und aus Rache löschen sie sie in Quell aus. Dieser Quell ist seit der Zeit warm und macht verliebt. Die Gruppe der Nymphen, die in einiger Entfernung zusieht, ist vorzüglich schön. Kunze borgt sie der Minna zu copiren. Ich erstaunte über den niedrigen Preis der Oeserschen Arbeit. Vielleicht bringe ich eine andere Zeichnung von ihm mit.

Göschen äußerte wegen der Ankündigung, daß er Dir das Concept geschickt hätte und Deine Antwort erwarte. Es wäre keine Anpreisung, auch kein Schimpfwort gegen

Drum ſteht Er da, ein Ideal,
Ein Vorbild zum belehren.
Wir wiſſens wohl, ſtets unerreicht
Bleibt Er, dem nie ein Zweiter gleicht,
Doch dürfen wir Ihn ehren.

Er iſt der wahre Freiheitsheld,
Der Menſchheit galt ſein Streben:
Mit ſich, durch ſich, erhob er ſie.
Er adelt uns, er ſtirbt uns nie,
Nein! Ewig ſoll er leben!

Holtei.

1759.

Er hat geſiegt bei Roßbach und bei Leuthen!
Zwar traf ihn auch der Kunersdorfer Schlag;
Doch, bald gefaßt, weiß er den ſo zu deuten,
Daß er ſchon wieder Hoffnung ſchöpfen mag.
Und Dich, mein Breslau, hat er neu gewonnen,
Und Dich, mein Schleſien, giebt er nicht auf:
Du wirſt an Deines Ruhmes Glanz Dich ſonnen,
Mitwandeln wirſt Du Preußens Siegerlauf.

Der König, den der ſtolze Brite achtet,
Als „Bollwerk für Europa" anerkennt,
Der kämpfend ſinnt und fördert, ſchafft und trachtet,
Sich ſeines Volkes erſten Diener nennt,
Der König wird, ein Vater, für Dich walten,
Sein klarer Geiſt beſeelt ein deutſches Herz! —

Nur Deiner Sprache blühendes Entfalten
Bleibt ihm verborgen; — welch' ein tiefer Schmerz!

Schon kündet Leſſing's mächtiges Bewegen
Die Morgenröthe einer neuen Zeit,
Der kleine Goethe fängt ſich an zu regen,
Klopſtock hat ſich dem heil'gen Lied geweiht.
Doch ungekannt von „Deutſchlands größtem Sohne",
Du kindlich arme deutſche Poeſie,
Empfängſt Du keinen Kranz an Friedrich's Throne,
Gewinnſt Du wohl des Volkes Beifall nie?

Ein trübes Bild! — Novembernächte dunkeln,
Wo herbſtlich Fröſteln über Steppel weht,
Doch einen Stern ſieht man durch Nebel funkeln,
Der über einem Hauſ' in Schwaben ſteht.
In dieſem Hauſ' geboren wird ein Knabe,
Dem gilt der Stern; der Stern begrüßet Ihn.
Aus Wolken tönt das Wort: „Ihm iſt die Gabe,
„Der Liebling Deutſchlands einſt zu ſein, verlieh'n."

„Er ſoll mit wahrhaft deutſchem Ernſt verbinden
„Die ſüße Anmuth lieblichſter Gewalt;
„Er ſoll den Ton der Ueberzeugung finden,
„Der, Himmels Echo, in die Herzen ſchallt;
„Und keine Strophe wird er niederſchreiben,
„Die nicht aus reiner Seele flöſſe, rein!
„Mag Goethe dann der größ're Künſtler bleiben,
„Der größ're Menſch wird ewig Schiller ſein!"

„Daß aber Deutſchlands Muſe dürfe glänzen
„Vor allen andern, ſoll dies hohe Paar
„Sich eng verbunden heben und ergänzen,
„Ein Beiſpiel, wie vor ihm noch keines war!

„Es soll sich wechselnd lieben und belehren,
„Von Neide frei, von Zweifeln, nied'rem Wahn!"
* * *
Wenn wir anbetend unsern Schiller ehren,
So thun wir nur, was Goethe fromm gethan.

Holtei.

Laibach.

Geist und Herz.

Zur Feier von Schiller's hundertstem Geburtstage, gesprochen beim Festbankett den 9. November 1859.

Schwinget hoch des Geistes Fahnen,
Laßt das Herz sich höher heben,
Friedrich Schiller — deinen Manen
Unser Opfer heut zu geben.

Echter Sohn aus deutschem Stamme,
Doch umschlang er alle Welten;
Geist und Herz in reiner Flamme
Seiner Dichtung Dom erhellten.

Wirkliches mit Idealen
Wob er zu der schönsten Einheit,
Daß sie himmlisch leuchtend strahlen
In der Alltagswelt Gemeinheit.

Seines Volkes Herz gewann er,
Allgeliebt und allbewundert,
Und des deutschen Geistes Banner
Trägt er noch durch manch Jahrhundert.

Th. Elze.

Wien.

Prolog

im Theater an der Wien, geſprochen am 9. November im Albrecht-Dürer-Vereine vom Schauſpieler Rott, gedichtet von Friedrich Kaiſer.

Es feiert ſtolz das Heer den Tag im Jahre,
An dem ein Sieg errungen in der Schlacht,
Es feiert fromm der Prieſter am Altare
Den Tag, der einen Heiligen gebracht:
So laſſet uns den heut'gen Tag begehen,
Er ward zum Feſttag für die weite Welt,
Denn einen Sieger ließ der Tag erſtehen,
Der ſich in geiſt'ger Schlacht bewährt als Held,
Denn einen Wunderthäter rief der Tag ins Leben,
Deß Werke weihevoll die Herzen all' erheben!

Entſchwunden iſt ſeit dem Tag ein Jahrhundert,
Doch was er ſchuf — es trotzt der Macht der Zeit,
Begeiſt'rungsvoll der Enkel Schaar bewundert
Die Blüthen, die den Vätern er geweiht!
Verehrt wird er vom Fürſten auf dem Throne,
Dem er mit kühnem Muth ſich gleichgeſtellt,
Und von der Armuth tiefgebeugtem Sohne,
Deß Daſein er — ein milder Stern — erhellt;
Denn was im Leben freudig, ſchmerzlich Euch durchdrungen,
Hat ſein Herz ſchon erfaßt, hat ſein Lied ſchon beſungen.

Die reinſte Liebe, frei vom Sinnenhange,
Begeiſterung für ew'ges Menſchenrecht
Sie adeln ihn im Leben, im Geſange!
Ein tapfrer Streiter zog er ins Gefecht

Das Vorurtheil, den Wahn kühn zu bekämpfen,
Der Wahrheit Bahn zu brechen und dem Licht,
Der Finsterlinge Uebermuth zu dämpfen,
Ihr Walten stellend vor das Volksgericht,
Das Schlangenhaupt der Heuchelei hat er zertreten,
Und ward dem deutschen Volk zum Lehrer, zum Propheten!

Nicht frei von Dornen war sein Weg des Lebens,
Ihn drückte Noth, begeiferte der Neid,
Der auch das Herrlichste, wenn gleich vergebens
Zum Staub herabzuzerren ist bereit!
Wo sind sie jetzt, sie alle, die ihn schmähten?
Des Volkes Ohr blieb für ihr Krächzen taub.
Und ihre Namen, die so stolz sich blähten
Sie wurden der Vergessenheit zum Raub.
Der Name **Schiller** aber wird für alle Zeiten
Der ew'gen Sonne gleich, sein strahlend Licht verbreiten!

Sein Ruhm wird fort vom Pol zum Pole reichen
Durch alle Lande hin mit hellem Glanz,
Des Südens vorbeer und des Nordens Eichen
Verschlungen heute sich für ihn zum Kranz!
Zur neuen Welt sind Deutsche fortgezogen.
Es trennen sie von ihrem Vaterland
Des Weltmeer's unergründlich tiefe Wogen,
In Einem doch besteht noch ein Verband:
Des Dichters Lieder, die im Vaterland gesungen,
Sie werden dort, wie hier, begeistert heut gesungen!

Ihn zu verherrlichen dürft Ihr nicht meinen,
Wenn Ihr sein Bildniß formt aus starrem Erz,
Wenn Ihr Denkmale baut aus harten Steinen,
Sein würdig Denkmal ist – das weiche Herz,

Dort wahret ihm ein heiliges Gedächtniß,
In dieses grabet ein sein hehres Wort,
Und erbt es, als ein geistiges Vermächtniß
Auf Eure kommenden Geschlechter fort.
Nicht seinen Ruhm kann eines Bildners Hand vermehren,
Nein, wir erhöhn sein Standbild, um uns selbst zu ehren!

Vor jenem Tempel soll es einstens prangen,
Deß hoher Priester der Verklärte war,
Wo er mit jenem Licht, von Gott empfangen,
Entzündete das Opfer am Altar!
Und wenn sein Wort die Herzen und die Geister
Durchglühen wird, und mächtig sie erbaun,
Dann soll das Volk den Liebling und den Meister
Verkörpert auch im treuen Abbild schaun,
Dann wird in ferner Zeit noch vor des Tempels Hallen,
Begeistert noch, wie heut, der Ruf
„Hoch Friedrich Schiller" schallen.

Prolog von Carl Holtei,

am 7. November 1839 im Schriftsteller-Verein „Concordia" von Fräulein Rognär gesprochen.

Er sprach: Concordia soll ihr Name sein!
Die Glocke soll, dem Erdendrang entheben,
Mit ihrem Ton zu höh'ren Dingen weih'n;
Soll eine Stimme mächtig sein von Oben.

Und sie entstand durch innigen Verein,
Durch brüderliches Ineinandergreifen,
Durch Unterordnen Vieler, deren Kräfte
Sonst, sich vereinzelnd, auseinanderschweifen
Im wirren Treiben irdischer Geschäfte.

Wo jeder nur ein Ziel vor Augen ſah,
Wo jeder ſich dem edlen Zweck verbunden,
Da gilt das Loſungswort Concordia,
Und glockenrein ſchlägt es die hehren Stunden,
In denen Leute der Geſellen Schaar
Den ew'gen Meiſter ehren will und feiern.

Des Feſt's Bedeutung iſt nicht Allen klar.
Sie wird entſtellt von ſchlechtberath'nen Schreiern,
Die der Parteiſucht unglückſeel'gen Zwiſt
Auf Dichter und auf Dichtung übertragen;
Beim Werke das der Kunſt gewidmet iſt,
Mit falſchem Eifer nach Tendenzen jagen! —

Sie wird entſtellt durch aufgeregtes Streiten,
Ob ſich's gezieme rings im deutſchen Land,
Jetzt Schiller'n ſolchen Jubel zu bereiten,
Da ſich kaum hier und da ein Lorbeer fand
Zu Goethes hundertjähr'gem Ehrentag? —

Sie wird entſtellt durch Jeden, der nicht mag
Aufrichtig, ohne Schwanken eingeſtehn,
Daß viel Bewund'rer, leer und oberflächlich,
Im Wortgepräng' allein die Größe ſehn,
Daß ſie der ſchöne Klang entzückt hauptſächlich! —

Nicht was ſie blendend ſchillert, klingt und glänzt
Macht unſern Schiller, den die Welt der Geiſter
In vielen Tagen mit Triumphen kränzt,
Wie vor ihm keinen andern deutſchen Meiſter.
Nein, unſer Schiller iſt der Genius,
Der ſiegesſtark in himmlisch-reinem Streben
Herab der Himmel zwang, hochbeil'gen Kuß
Der Mutter Erde liebewarm zu geben.

Zur lichten Höhe ſchuf er dunkles Thal,
Dem kühnſten Wollen folgte die Gewährung,
Die Wirklichkeit macht' er zum Ideal,
Was irdiſch lebt, umgab er mit Verklärung.
Und darin liegt der Rieſenfeier Sinn,
Und deßhalb ſollen, die ſich Künſtler nennen,
Den unausſprechlich lohnenden Gewinn
Des hundertjähr'gen Jubeltag's erkennen.

Es gilt der Anerkennung geiſt'ger Macht!
Als ihr Symbol ward Schiller auserleſen,
Weil ihm das Glück hienieden nicht gelacht,
Weil er zugleich der reinſte Menſch geweſen.

Es gilt dem Kriege wider Prunk und Tand,
Dem Kriege wider dieſer Zeit Geſtalten,
Wider den Einfluß welchen Reichthum fand,
Mit ſeiner Proſa übermüth'gem Walten.

Erhebt das Haupt! Wem in der warmen Bruſt
Noch Glaube lebt an ein poetiſch Leben,
Der werde deſſen heute ſich bewußt,
Wenn Jubelhymnen tröſtend ihn umſchweben.
Wo deutſche Sprache ſpricht, ſo dort wie hier,
Erſchallt aus tauſend hunderttauſend Kehlen
Ein tiefempfund'nes „Gott Dich loben wir,"
Weil Deine Huld empfänglich edlen Seelen
Den edlen Boten Schiller zugeſandt,
Das Göttliche gewaltig uns zu künden!

So will ſich Stadt mit Stadt und Land mit Land
Zu einem großen Bruderchor verbünden.

Von Bergen dringt's herab: die Wellen tragen
Es über's Meer; der Lüfte Athem soll
Je allen Zungen allen Völkern sagen:
„In Deutschland sind sie des Gedankens voll,"
„Noch unverdrängt vom angeflammten Throne"
„Herrscht Poesie, begeisternd Weib und Mann."
„Sie reichte ihrem Schiller eine Krone,"
„Als Dichterfürst erkennt sein Volk ihn an."

Prolog von Dionys Grün.

In weiten, kühngeschwung'nen Zirkelbahnen
Umkreist der Dichtung Genius die Welt;
Und Enkeln dämmert nach, was frühen Ahnen
Einst groß und herrlich ihren Tag erhellt —
Der Tag, er schließt den Kreis von hundert Jahren,
Da Schiller's Genius diese Welt betrat —
Wer ahnt' es da, wer mochte es gewahren,
Das Hochgestirn, das unter'm Erdkreis naht?
Denn schwer ringt sich's empor die Himmelsweiten,
Wie rasch sich's niedertaucht in's Meer der Zeiten.

Da zuckt es wie ein Blitz am deutschen Himmel
Aus düst'rer Wolken enggepreßter Hast,
Der kühnsten Luftgebilde bunt Gewimmel
Jagt wild dahin mit ungesch'ner Kraft —
Es steigt empor, abstreifend seine Hülle,
Doch dem Kometen gleich schwankt noch die Bahn —
Ist's segensreich? und deuten's Geistesfülle?
Ist's farbenmächtig nur ein luft'ger Wahn? —
O seht! zu Deutschlands schönster Siegeswonne!
Es klärt, es rundet sich zur großen Sonne.

Doch droben, hoch in ihrer Mittagshöhe
Da leuchtet eine ſchon ſo mild und klar,
Und rings um ſie herum in Fern' und Nähe
Blitzt freudig eine munt're Sternenſchaar —
So mag ein Gott die große Stunde ſegnen!
Wie, wenn ſie ſprödr, in ſtolzer Majeſtät,
Zwei feindliche Geſtirne ſich begegnen,
Und eine Welt von Schönheit untergeht?
Sie nah'n — es droht — Triumph! hoch Deutſchlands Ehren!
Vereint durchwandeln ſie die reinen Sphären.

O Zeit! geheiligt jedem deutſchen Sohne,
Ob Deutſchlands Ruhm in Deutſchlands herbſter Schmach
In Trümmer ſanken ringsher Reiche, Throne,
Noch zittert's tief in unſern Zeiten nach —
Doch über'm Chaos gährender Naturen,
Hoch über'm aufgeregten Meer der Zeit,
Da ſtrahlten Deutſchlands ſchöne Dioskuren
In ruhigklarer, ew'ger Herrlichkeit.
O Volk! ſo groß in deines Geiſtes Walten,
Mag deine Macht ſo einig ſich entfalten!

Wie gern aus unbegrenzten Himmelsweiten
Kehr' ich den Blick auf dieſe wackere Schaar,
Wo Oeſt'reichs Söhne ſich zum Feſt bereiten
Um jenes großen Genius Weihaltar.
Vielleicht — in ſtillen Schauern ſei's geſagt,
Und war von Hoffnung je ein Herz entblößt?
Daß unter uns der Geiſt verborgen tagt,
Der des Jahrhundert's Räthſel uns noch löſt.
Und dieß Geſchlecht den Enkeln froh noch kündet:
An Schiller's Geiſt hat der Geiſt ſich entzündet!

Nachdrucker darin. Die Exemplare der Thalia an Charlotte und Beck sind besorgt.

Minna Bitt Dich bitten, sobald gut Wetter ist, den grün und weißen Sopha nebst den vier Stühlen vom Weinberge herein und in das Cabinet schaffen zu lassen. Ich bin sehr auf die Antwort von G. begierig. Hast Du noch den Weg eingeschlagen, daß Deine Schwester einen Besuch dort macht?

Was Du mir vom Carlos schreibst, ist traurig. Nur nicht wissentlich übereilen, wenn Du hoffst, ihm in Deiner jetzigen Lage eine größere Vollkommenheit geben zu können. Noch ist das Werk in Deiner Hand. Was davon bekannt ist, ist an wahrem Gehalte der kleinere Theil. Schade für hundert Thaler, die Du zur Reise mehr bekommst.

Goethe ist jetzt in Rom. Er hat Urlaub, um seine Schriften zu vollenden und war dazu nach Böhmen gegangen, wo er eine Zeitlang unter Bauern gelebt hat. Herder sagt Göschen. Er soll überhaupt nur zur Generalie angestellt sein, um von allen Regierungsgeschäften Auskunft geben zu können; er wird nicht vermißt, wenn er abwesend ist.

Schreiner sehe ich wenig. Wir stoßen alle Augenblicke auf Dinge, wo wir nie zusammenkommen können; überhaupt eilt mich der überklugen Wesens der dießjährigen Messe. Es ist soviel Schlafsheit dabei, selbst nichts zu wirken und allen, was andere thun, vor seinem Richterstuhl zu ziehen — manchmal möchte ich lieber einen

Der deutschen Kunst.

Vorgetragen beim Schillerfeste am 12. November 1859.

Wenn oben in dem Himmelssaale
Der Kreis der Götter Tafel hält,
Und aus geschwungenem Pocale
Zur Erd' ein Tröpfchen Nektar fällt.

Wie glücklich, wer in goldner Schale
Den Thau des Himmels rein erfaßt!
Er ladet eine Welt zum Mahle,
Die mit ihm, süß berauschet, praßt!

Der Tropfen aus dem Götterbecher,
Der uns entrückt dem Erdendunst,
Der selbst zu Göttern macht die Zecher,
Wir Menschen nennen ihn — die Kunst!

Ein solches Mahl ist uns geworden,
Die Welt ein Künstlerfest beging,
Vom Süden bis zum fernen Norden
Zog sich der Freude Zauberring.

Jetzt naht das Ende von den Festen,
Nun ziemt sich, daß ein Dankeswort
Den Wirthen werde von den Gästen,
Eh' sie vom Mahle ziehen fort.

Dankt Euch, die Ihr zu Preis und Ehren
Dem Sänger — Sänge habt geweiht,
Dank Euch, die Ihr Ihn selbst, den Hehren,
In Form und Bild gabt unsrer Zeit.

Dank Euch, die Ihr mit Zauberklängen
Habt seine Lieder süß durchwebt,
Daß sie in's Herz des Volkes drängen,
Das Wort und Ton zugleich erhebt!

Dank Euch, die weihevoll durchdrungen
Von seiner Werke Gluth und Kraft,
Die Helden, die sein Lied gesungen,
Uns sichtbar, lebend, neu erschafft!

Den Himmelsthau, der hell erglänzet
In Euren Herzen perlengleich,
Vereinigt habt Ihr ihn credenzet
Beim Geister-Mahle, freudenreich!

Ein schönes Ganzes ist geworden
Durch die vereinte Kraft allein,
Drum stimmt in kräftigen Accorden
Vereint der Dankesruf jetzt ein:

Es werde Jedem, der da strebet,
Der Herrscher, wie der Völker Gunst!
Zum Abschiedsgruß die Becher hebet:
Ein dreifach Hoch! der deutschen Kunst!

Friedrich Kaiser.

An die Dichter.

Eine Hymne von Rosenthal, als Trinkspruch für das Schiller-Fest.

Jubelt, Brüder! schwelgt in Wonnen!
Schiller's Geist hat sie geweiht;
Jener Irrwahn ist zerronnen:
Poesie sei tiefstes Leid.
Nicht in Weltschmerz trüb versunken
Steht die Muse starr und stumm,
Dich empfing sie wonnetrunken,
Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!

So verhieß es uns der Meister:
Als die Erde war vertheilt,
Gab uns Gott das Reich der Geister.
Siegreich und erobernd eilt
Der Gedanke durch die Zonen,
Jedes Herz, in das er fällt,
Zu befruchten, zu belohnen,
Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Du, der durch des Lebens Mühen
Wallte mit verklärtem Haupt,
Der mit heiligem Erglühen
An das Ideal geglaubt,
Das ob Raum und Zeiten thronet,
Sieh, wie hehr die Poesie
Ihren Auserkornen lohnet!
Was den großen Ring bewohnet,
Huldiget der Sympathie.

Und wir füllen die Pokale,
Und wir rufen frohdurchbebt:
„Dieses Glas dem Ideale,
Das das Irdische überlebt!"
Dies zu wahren, dies zu schützen,
Ist's was Schillers Ruf uns heißt:
Brüder, fliegt von Euren Sitzen!
Dieses Glas dem guten Geist!

Begeisterung.

Gesprochen beim Schiller-Feste am 12. November 1859.

Heilige Begeisterung,
Dir gilt meines Liedes Schwung!
Zünde, zünde, schöne Flamme,
Lodre auf in Stadt und Land!
Greife kühn von Stamm zu Stamme
Mit der glutbeschwingten Hand,
Von der Alpen stolzem Damme
Bis hinab zum Meeresstrand!
Großen Thaten sei die Amme,
Großen Seelen sei das Band,
Losung sei für Alt und Jung
Einende Begeisterung!

Walle hoch für alles Schöne,
Das die Erde himmlisch macht,
Brenne für den Reiz der Töne,
Glühe für der Farben Pracht!
Bei der dichtenden Kamöne
Halte Du getreue Wacht
Und des Lebens Ernst versöhne
Mild durch deine Zaubermacht!
Loosung sei für Alt und Jung
Kunst und Kunstbegeisterung!

Zucke mit des Blitzes Schnelle
Durch den Bau der Welten hin,
Daß das Dunkel sich erhelle
Für des Forschers regen Sinn,
Sei zu Land wie auf der Welle
Des Entdeckers Leiterinn,
Fördere das Recht zur Stelle,
Sei der Wahrheit Künderinn!
Loosung sei für Alt und Jung
Wissenschaftsbegeisterung!

Heiß erwärmend für das Gute
Wandere von Haus zu Haus!
Mit Verstand, Geduld und Mute
Rüste deinen Kämpfer aus,
Zieht er mit empörtem Blute
Wider Trug und Wahn zum Strauß!
Wo der Fluch des Elends ruhte,
Breite liebreich Segen aus!
Loosung sei für Alt und Jung,
Menschenwohlbegeisterung!

Zeig' uns hinterm Nebelschleier,
Der den Horizont umwebt,
All' die Könige der Leier,
Die uns kühn vorangestrebt,
Alle herrlichen Befreier,
Die für unsern Geist gelebt,
Jeden Edlen, den die Feier
Einer großen That erhebt!
Loosung sei für Alt und Jung
Dankbare Begeisterung!

Einen aber laß mich nennen,
Dem das Herrlichste gelang,
Der, die Stand und Sitte trennen,
Sanft zum Bruderbunde zwang,
Der ein Höchstes ließ erkennen
Ueber Sprach- und Glaubenszwang,
Daß in jedem Busen brennen
Schönheitsluft und Wahrheitsdrang,
Der zu dem, was Gott entstammt,
Der für's Ideal entflammt!

Schiller nenn' ich! Alt und Jung,
Rufet mit Begeisterung
Schiller! Schiller hoch!

Faust Pachler.

Eine Fürstengruft.

Vorgetragen im Künstlerkreise.

Ein Grufigewölbe zu Weimar
Ist ob drei Fürsten gespannt,
Der Eine Karl: Karolus August,
Die Andern: Göthe und Schiller genannt!

Wol solche drei mächt'ge Fürsten
In ihren stillen Trub'n,
Nicht auf der ganzen Erde
Mehr bei einander ruh'n.

Und gleiche mächtge Fürsten,
Vom Schicksal innig verwebt,
Die haben auch auf Erden
Noch niemals beisam men gelebt.

Der Eine beherrschte den Boden,
Als er noch erdenwärts,
Der Andre alle Geister,
Der Dritte — das Menschenherz! —

Es mögen die Bogen zerstürzen,
Die Gräber versinken all',
Die Namen und die Liebe
Doch bringet nichts zum Fall.

Es mögen Vulkane sich öffnen
Und Felsen schleudern zur Stell —
Auf ihren granitnen Mauern
Erstehen die Namen hell.

Es mag ein Wald sich heben;
Bis er einst dichtbelaubt —
Denn kommen doch fromme Waller
Und blößen und neigen das Haupt.

Es mögen selbst Wellen des Meeres
Sich stürzen drüber hin —
Der Schiffer der fernen Nachwelt
Wird betend drüber zieh'n.

Vielleicht in nächtlicher Stille
Vernimmt er aus dem Grund
Ein süßes lieblich Klingen,
Wie eine Geisterkund'.

Wol möglich daß sie die Meere
Vermessen mit allem Fleiß —
Und auf der gesund'nen Stelle
Ein Leuchtthurm flammt zum Preis.

Vielleicht auch, daß Grab und Fürsten
Verschollen, vergessen sind —
Doch suche dann auf Erden
Nimmer ein Menschenkind!

August Silberstein.

Kein Schiller-Gedicht.

Zur hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's vorgetragen in einem Künstlerkreise.

Hunderte von Dichterlingen
Müssen heut' ihr Liedlein singen;
Traun, kein Unglück in der Welt,
Wenn dabei mein Name fehlt.

Er so groß und — wir so klein, —
Laßt uns mäuschenstille sein,
Aber Schiller's Name ruft,
Tausendfach in alle Luft!

Ich begeh' den Festtag mit,
Aber Verse mach' ich nit;
Gute — könnt ihr's denn wie Er?
Schlechte — brauchen wir noch mehr?

Leer' ich dennoch Verse ab,
Die ich hier geschmiedet hab',
So verzeih' mir Schiller's Geist,
Dem's nicht mehr das Ohr zerreißt.

Mein und Hunderter Gekrächz',
Festgepauk' und Reimgeächz'
Geht — ich weiß es — ohne Spur
Still den Weg der Maculatur.

Doch mein Herz, was dieses spricht,
Ei, das eben kann ich nicht!
Daß es warm für Schiller schlägt,
Ihn in sich als Kleinod trägt. —

Daß es Ihn, der Deutschland ziert,
Lieben und verehren wird,
Bis es hört zu schlagen auf, —
Freunde, da verlaßt euch drauf!

Karl Adam Kaltenbrunner.

Prag.

Festrede,

gehalten Abends am 10. November 1859 auf dem Waldsteinplatz von Alois Reinz, I. U. Dr. k. k. Professor der Rechte an der Prager Universität.

Hundert Jahre sind verflossen, seitdem an's Licht der Welt geboren wurde Friedrich Schiller; nur ein Sterblicher, der

Sterblichkeit vorzeitig verfallener Menſch; gleichwohl aber, ſo ſcheint es, zur Unſterblichkeit beſtimmt, ſelbſt hier auf vergänglicher Erde.

Denn wie wir hier verſammelt ſind — Ihr Männer und Meiſter in Werken des Geiſtes, — Jünglinge die keine Falſchheit beſtrickt — geſammtes Volk aus deſſen Herzenstiefen himmelanſtrebende Kunſt emporwächſt und in die höchſte am liebſten niederſteigt — wir alle ſind nur gekommen um auf ſeinem Wege zur Nachwelt den Markſtein des erſten Jahrhunderts zu ſetzen.

So wiſſet denn kommende Zeiten, es lebt ein Geſchlecht, dem vor allen Dichtern Er zu Herzen gegangen iſt. Faſt noch Knaben hingen wir an ihm, wenn er in das Gold ſeiner Saiten griff. Wir erbebten vor dem Könige, der den kaum Geretteten noch einmal in den Abgrund des tobenden Meeres trieb. Todesmuthig rangen wir mit dem Freund zurück nach Syrakus. Mit dem Grafen von Habsburg zogen Ahnungen von des Reiches heiliger Macht — — kaum daß wir es ſahen, zogen in Seinen Liedern Abſcheu vor Verrath und Bosheit, zogen Freimuth neben Demuth, und der Glaube an jede menſchliche Tugend in uns ein. — Wir wurden Jünglinge und gürteten uns zum Kampf wider den Drachen niedriger Leidenſchaft. Fraget Euch Alle ob er Euch nicht zur Seite ſtund und ſteht, der Sänger, der, noch in der alten Zucht des deutſchen Bürgerhauſes erſtarkt, den Hauch der erſten Liebe verklärt hat; Er, der ſelbſt ein Sänger in den Zwinger einer verſunkenen Zeit niederſtieg und den Handſchuh wider ſie aufhob? Verwehre es uns Niemand zu ſagen: Stark das Herz, in dem der Glaube an ein göttliches Geſetz lebendig iſt; zwiefach ſtark aber, wenn es aus Werken der Kunſt die Schönheit der Tugend erfährt.

Aber wir wurden Männer, und betraten die Bühne der handelnden Welt. Da ſteckte wohl noch etwas in uns — von den böhmiſchen Wäldern, und dem Ungeſtüm ihrer Räuber. Allein bald genug kamen die Meiſter, die uns das Maß und Ziel lehrten,

Bayerische Staatsbibliothek München

das allen Dingen gesteckt ist, und die Einschränkung, deren jede Action bedarf. Wir begriffen und lernten, und waren so gelehrig, als sollten unter dem Maß die Kraft und die Wärme, und die Wohlthat der Bewegung selbst ersterben. Daß dies nicht geschah, danken wir gnädigen Gestirnen, unter ihnen dem planetarischen Einfluß seiner von ungemessener Kraft getragenen, in's Unendliche strebenden, idealen Dichtung. — Aber Ideale hieß es weiter, seien Schaum. Und in der That erfuhren wir unter Schmerzen, daß der Mensch aus sich hinaus und in die Realität der Welt hineintreten müsse. Allein bald fanden wir auch, daß er über dem *worin* er arbeitet, dessen nicht vergessen dürfe, *wonach* er arbeite. Auch den Gefeierten zog vom Fluge der Phantasie die Schwerkraft der Wirklichkeit an sich. Zu den Füßen dieses Palastes gemahnt es uns mehr als sonstwo des Bundes, den sein Genius mit dem Ernst der Geschichte geschlossen hat. Allein auch jetzt noch gab es für ihn — wie für seinen Helden, der in den Sternen las — ein Etwas über der Erde: ein Land nie gestillter Sehnsucht, und ein verschleiertes Bild der Wahrheit. Nach dieser hat sein ganzes Herz gedürstet. Wir fragen nicht, *wie* er ihr nachgerungen; er ist unser dadurch, *daß* er ihr nachgerungen; mit Tausenden und aber Tausenden feiern wir in ihm den Dichter der aufwärts ringenden Menschheit.

Dir den Lorbeer erst aufzusetzen, sind wir zu spät geboren. Aber Dein auf Erden oft schweres Verhängniß, sagtest Du einst, würde Dir leicht, wenn man in 100 Jahren noch Deiner gedächte. O daß Du von den Gestaden des Jenseits herüber blicktest, und es inne würdest, daß wir nicht nur Deiner gedenken, sondern Dich lieben. Du warst der arme Poet, der in den Gott verloren bei der Theilung der Erde zurückblieb. Dafür wurdest Du damals Ehrengast im Himmel, und nachmals ein Mächtiger auf Erden. In Dir vereint rufen wir, die Söhne zweier Nationen: Dein Geist lebe fort! Dein Andenken hoch!

Zum 10. November 1859.

Von k. k. Professor Dr. Karl Esmarch, an der Prager Universität.

Es sitzt ein Mann in stiller Mitternacht,
Ein Mann mit hoher Stirn und bleichen Wangen,
Das Auge flammend, das zu lang gewacht,
Die Locken wirr, die um die Schläfen hangen.

Er sitzt und sinnt, und schreibt beim Lampenschein
Gesenkten Haupts, was er gesonnen, nieder:
Greift dann zum Becher, der gefüllt mit Wein
Ihm nahe steht — dann schreibt und sinnt er wieder.

Zuweilen zuckts ums edle Angesicht,
Die Wange hat ein Purpurroth umflossen —
Das ist ein Dichter, und im Hochgedicht
Hat wogend die Begeistrung sich ergossen.

Es ist dein Sohn, o Deutschland! blick hinein,
Tritt in die Geisterwerkstatt hin und staune:
Dein Schiller ist's, er schafft am Wallenstein
Bald seines Ruhmes schmetternde Posaune.

Und endlich, wie vom Schlummer übermannt,
Läßt er die allzutreue Feder sinken,
Des Sessels Lehne trägt die rechte Hand,
Die schwere Stirne stützt er mit der Linken.

Da zog ein Traum an seinem Geist vorbei,
Ihm war, als ob in ungebor'nen Tagen
Er fern in einem fremden Lande sei,
In eine alte stolze Stadt getragen.

Nacht war's um ihn, und auf dem finster'n Raum
Der ihn umfing war grauenvolles Schweigen,

Der Sterne mattes Licht genügte kaum
Der Häuſer hohe Zinnen ihm zu zeigen

Vor ihm lag ein gewaltiger Palaſt
Geſpenſtiſch da, verriegelt war die Pforte,
Und aus den dunkeln Fenſtern war es faſt,
Als ſprächen Geiſter unverſtandene Worte.

Da plötzlich war es in der Ferne hell,
Es wälzte ſich heran wie wogendrauſend,
Von Licht ergoß ein wunderbarer Quell
Aus Fackeln tauſend ſich, und aber tauſend.

Und im Palaſte flammt es hell empor,
Das Wappen blitzt auf ſchimmerndem Portale,
Weit aufgeſprengt erdröhnt das Eiſenthor,
Und Jubelton erklingt im Ritterſaale.

Da in des Dichters Seele ward es Tag,
Von ſeinem Blick der Schleier war gefallen,
Er ſtand in Böhmen, ſtand im heil'gen Prag
Vor Herzog Friedlands königlichen Hallen.

Und wie er lauſcht dem Fackelträgerchor,
Da hört er plötzlich ſeinen Namen dröhnen;
In zweien Sprachen ſchlug er an ſein Ohr,
Im Mutterlaut und in Libuſſas Tönen.

Zwei Männer traten in der Fackeln Glanz
An ihn heran, und auf die Locken ſinken
Fühlt er entzückt den Doppellorbeerkranz,
Den Jeder reicht, zur Rechten und zur Linken.

Und tauſendſtimmig ſchwoll der Sturmakkord
Durch die unendliche, beſtrahlte Menge:

Kaum zu vernehmen war der Männer Wort
Im unabſehbar wogenden Gedränge.

Es Jubels Sinn ward ſeinem Geiſte klar:
Das waren des Jahrhunderts Lorbeerkronen
Der Tag der ſeines Hauſes Feſttag war,
Iſt heut ein Jubelfeſt der Nationen.

Als ſich ſein Blick zu Friedlands Zinnen ſchwang,
Sah er ein Mädchen himmliſcher Geberde,
Aus Thekias Lippen quoll es wie Geſang:
Das iſt der Lohn des Schönen auf der Erde.

Znaim.

Prolog zur Säcular-Feier Friedrich Schillers,

verfaßt von Johann Fux, vorgetragen in der muſikaliſch-deklamatoriſchen Academie im ſtädtiſchen Theater am 10. November 1859.

Es lag in einer tiefgeſunk'nen Zeit
Der deutſche Geiſt und ſenkte ſeine Flügel;
Längſt ruhten im vergeſſ'nen Grabesbügel
Die deutſche Größe und Vergangenheit;
Die deutſchen Herzen immer leiſer ſchlugen:
Es brach die deutſche Einheit aus den Fugen!
Gelockert war das ſtarke Völkerband,
Die Eichenwälder wurden öd' und wüſte —
Es gab vom Belt bis hin zu Adrias Küſte
Ein deutſches Reich und doch kein Vaterland!
Die deutſchen Sitten wurden da zum Spotte,
Denn Alles kniete vor dem fremden Gotte;

natürlichen Aetenmenſchen haben, der auf nichts Anſpruch macht, als das Leben nach ſeiner Art zu genießen.

Lebe wohl. Grüße von allen, vorzüglich von M. u. D. Nur noch eine Woche und alles iſt wieder auf dem alten Fuße.

K.

Dresden, 5. Januar 1787.

Deine gelehrten Bekanntſchaften, Deine große Weltbürgerei, welche Du Dir in Leipzig vorgenommen haſt, iſt, wie es ſcheint, ebenſo ſtill abgegangen, wie meine zu ſtiftenden Gonnaiſſancen in Dresden, d. h. es blieb beim Alten und wir können gegen einander aufheben. Ein wenig lieb iſt mir's doch, weil ich ſonſt gefürchtet hätte, von Dir ausgelacht zu werden. Jetzt ſei ja ſtill!

Es geht mir hier wie Huber. Ich habe erſtaunlich gründliche Urſachen, warum ich es unterlaſſen habe, die bewußten Menſchen aufzuſuchen. Am Ende iſt es aber keine andere, als haare Verzweiflung, etwas zu finden, das mir das Suchen verlohnte (weil doch das Suchen mit einigen Abhängigkeiten verbunden iſt). Ich war alſo nirgends, als wo Du weißt, und dort nicht gar zu häufig.

Die letzteren acht Tage war ich faſt immer auf dem Zimmer, weil ich das Verſäumte einbringen wollte, und ein Katarrh, den ich noch heute nicht ganz verloren, hat mir auch zu dem letztern den Kopf verdorben. Es iſt alſo am Ende erſtaunlich proſaiſch gegangen von allen Seiten. Sollteſt Du glauben, daß mir Becker beinahe etwas ge-

Da zuckten Lichter aus der tiefen Nacht!
Und, plötzlich, flammt auch eine große Leuchte —
Und während sie die Finsterniß verscheuchte
Strömt in die Welt ein Meer von Glanz und Pracht!
Die Leuchte, strahlend über alle Lichter,
War Friedrich Schiller, Unser großer Dichter!

Wer kennt Ihn nicht, Sein edles Angesicht,
Die hohe Stirn von Locken sanft umflossen,
Bekränzt mit ewig grünen Lorbeersprossen —
Wer kennt den deutschen Dichterfürsten nicht?
Du, Friedrich Schiller lebst in allen Tagen
So lang auf Erden deutsche Herzen schlagen,
So lang die Schönheit unter Menschen wohnt,
So lang die Freiheit nicht ein leeres Hoffen,
So lang die Brust für Hochgefühle offen,
So lang Ein Ideal auf Erden thront!
Verklärter Geist, den wir so innig ehren,
Du strahlest nun in jenen höchsten Sphären!!

Wie ein Prophet mit seinem Wunderstab
Schlug Er die Felsen in der todten Wüste:
Ein Quell' entsprang, ein Mai von Blumen sprießte,
Gebannte Geister stiegen aus dem Grab;
Sein Ruf erweckt mit einem Donnerschlage
Das deutsche Volk zum Auferstehungstage — —

Für's ew'ge Recht, das wir geerbt von dort,
Das oft verkümmert in der Faust des Starken,
Für unsrer Freiheit unverrückte Marken
Entflammte sich Sein kühnes Feuerwort:
Ein Karl Moor — zertrat er jene Schlangen,
Die nach dem Erbgut unsrer Menschheit langen! —

Und auch die Wonne, die so süß und mild
Zwei traute Seelen ewig hält umschlungen,
In Seinem Herzen hatte sie geklungen
Und dort verklärte sich ihr Wunderbild;
Wie Max und Thekla innig — zart empfunden
So fühlte Er in träumerischen Stunden: —
Und seine Seele schloß das Größte ein!
Selbst mit des Schicksals Urgewalt zu ringen,
Durch eig'ne Kraft sich hoch emporzuschwingen,
Das wagte Er — ein Herzog Wallenstein!
Sein Kampf des Geistes war Sein hohes Streben
Um Wahrheit, Freiheit, Licht — auf Tod und Leben! —
Sein Herz schlug für das ganze Erdenrund:
„Versöhnt Euch, war sein Ruf, ihr Nationen!
„Umarmt Euch, liebet Euch, ihr Millionen
Und schließet einen allgemeinen Bund!"
Der ganzen Menschheit reichte Er die Hände,
Ein Marquis Posa bis an's Lebensende! —
Dem Vaterland gab Er Sein Herzensblut·
Für's deutsche Land ertönten Seine Lieder,
Befreien wollt' Er seine deutschen Brüder,
Ein Wilhelm Tell — vor fremden Uebermuth;
„Seid einig, rief Er, edle deutsche Sprossen,
„Seid einig, einig, deutsche Eidgenossen!!"

Auch Euch, o Frauen, die ihr Rosen streut
In dieses Lebens kummervolle Stunden
Auch Euch hat Schiller einen Kranz gewunden
Der nie verwelkt in seiner Herrlichkeit.
„Den Frauen, rief Er, Huldigung und Ehre
Damit das stille Dasein sich verkläre!
Uns aber Alle unterm Himmelszelt

Im Leben wie im Tode eng verbunden,
Begleite in den weihevollſten Stunden
Die „Glocke Schiller's" durch die ganze Welt:
Wie Hymnenklang ſoll ſie uns Frieden ſchlagen
Und unſer Herz in ſchön're Welten tragen!!"

So war des Dichters gottgeweihte Bruſt
Ein Harfenſpiel, wo Alles wiederhallte,
Wo Alles ſchöner, herrlicher erſchallte,
Der Menſchen Kummer und der Menſchen Luſt.
Was Er berührt mit Seinem Zauberſchlage
Es blühte auf zum gold'nen Frühlingstage!!
Du warſt der Herold, großer Dichterheld,
Der einen Lenz prophetiſch angekündet,
Du haſt die mächt'ge Fackel angezündet,
Die unauslöſchlich flammt in unſrer Welt!
Und aus den Sternen blickſt Du jetzt hienieder:
Wo aller Orten tönen Deine Lieder!
Du warſt der Fahnenträger Deiner Zeit:
Die Geiſter führteſt Du in höh're Räume,
Dein edles Wollen, Deine ſchönen Träume
Sie werden endlich doch zur Wirklichkeit!
Und Ehre wird Dir jetzt nach hundert Jahren,
Wo ſich um Deine Gruft die Völker ſchaaren!
Und wem von Euch Er je das Herz bewegt,
Und wem Sein Lied in weihevollen Stunden
Ein Wort des Troſtes in die Schmerzenswunden,
Ein Wort der Liebe in die Bruſt gelegt!
Und weſſen Geiſt von Seinem Geiſt beſeelt
In eine Zukunft großer Thaten ſteuert
Und wem noch eine edle Flamme brennt
Hier in der Bruſt aus ſchönen Jugendtagen,

Und weſſen Pulſe noch begeiſtert ſchlagen,
Ja, wer von Euch ſich einen Deutſchen nennt:
Der rufe aus wie alle deutſchen Chöre:
„Hoch Friedrich Schiller, ewig ſei Ihm Ehre!“

Teſchen.

Nacht und Morgen der Deutſchen.

Ein Morgenlied am Schillertage.

Aus Jammer und Not,
aus tiefer Nacht
bricht Morgenrot,
ſiegſtralender Tag erwacht.
Unüberwindliches deutſches Herz,
rüſtig zur Erde und himmelwerts

Komm, laß uns auf der Saga*) Roß
Vergangenheit durchreiten.
Sih da, mit tiefer Nacht bedeckt,
dein Vaterland ſich breiten.
Die deutſchen Stämme, die ſich hart
im Bürgerkriege**) trafen,
vom Bruderblute ſinnverwirrt,
ſie ſchlafen alle, ſie ſchlafen.
Und ob ſie reden und ſich regen,
als wären ſie bei Sinnen:
mondſüchtig Träumen iſt es nur,
ihr Geiſt iſt nicht bei ihnen

Noch dröhnen ihre Waffen,
ihr Herz iſt todesmüde,
ihr Geiſt iſt völlig entſchlafen,
als wärs der ewige Friede.
Wie könnten ſie denn alſo ſich
ſelbſtmörderiſch zerfleiſchen,
verräteriſch vom Feinde noch
hiezu die Waffen heilchen?
Und hörſt du nicht, wie ungefüg
die Reden durcheinander gehn?
lateiniſch dort, franzöſiſch hier***)
daß ſie einander nicht verſtehn.

*) Saga, die Göttin der dichtenden Sage, aber auch die wahrhafte Geſchichtsüberlieferung, im Lüften reitend.

**) Der dreißigjährige Krieg.

***) Latein, damals die Sprache der Gelehrten, Geiſtlichen und Schulen; franzöſiſch die Sprache des Adels und der Höfe, beides auch im reicheren Bürgerſtand.

Und deutsch, als wär's nicht Mutter sprach,
wie fremde sie es lasten!
Und welche Lieder herzeslos!
O Nacht ene Nachtigallen!
Nur einer da und einer dort*),
der aus dem Schlafe alpgedrückt
aufschreit und wiederum verstummt,
weil alle taub sind, geistentrückt.
Und in der Nacht, da schläft das Recht,
da giebt es keine Strafen;
die Klag' in läre Luft verhallt,
die Richter schreiben und schlafen.
Und in der Zeit der Diebe schleicht
der Erbfeind drüben frech und schlau,
und raubt am Reine, an der Maß
sich Land und Leute Gau um Gau.
In fremdem Dienste Schwert und Feder
und Kanzel und Katheder,
in fremdem Laster siechend
gebietend oder kriechend.
O Zeit der Schmach, o Zeit der Not
und Leiden unermessen,
o könnt sie wer für immerdar
verzaubern zum vergessen!

Auch alles teure Angedenken
von früher Macht und Herrlichkeit,
vergessen ist es und versunken
Das Heldentum der Kaiserzeit;
verschollen sind die Ritterlieder,
zerschellt die Harfe, zerrissen der Kranz,
erblichen ist, einst hochgepriesen,
der Frauenwürde Glanz,
die Frau zum Weib hinabgesunken
und alle Sitte ist entzwei;
sie fragen sich, ob auch das Weib
dem Manne ebenbürtig sei.**)
Es schläft das wundenkranke Volk,
Es schläft sein bärtiger Kaiser,***)
solang die Raben krächzen drob,
tief unten im Kiffhäuser.
Das Kirchenlied†) nur ergelt noch,
die Hora dieser Nacht:
im letzten letzten Herzensgrund
schlägt etwas noch und wacht.

Doch einer schläft und schlummert nicht
hält in Geschicke Weltgericht;
den Tag in aller Herrlichkeit
fürt der herauf zu seiner Zeit.

*) Logau, Laurenberg, Rachel, Moscherosch, Grimmelshausen, Greffius, Rattichius u. a. rufen ungehört das Deutschtum auf.

**) „Ob die Weiber Menschen seien oder nicht?" Eine Schrift von 1613. — Unter den Verfechtern der Frauen war Joh. Georgius der unverzagteste und darum bekämpfteste. Alle bedeutenden Schriftsteller nahmen sich der Frauen an und ermunterten sie sogar, selbst zu dichten, was auch viele taten.

***) Friedrich I. Rotbart, schläft verzaubert im Kiffhäuserberg mit seines Reiches Herrlichkeit und wird einst wieder kommen mit ihr zu seiner Zeit.

†) Heermann, Flemming, Angelus Silesius, Rist, Franck, Olearius, Dach und viele andere, vor allen Paul Gerhard.

Und die zuerſt den deutſchen Sinn
in fremdem einſt verloren,
die Schriftgelehrten hat er ſich
zum Vorkampf drum erkoren.
Den einen legt er heilig Wort
ins kindliche Gemüte,*)
den andern froher Schönheit Hort,
helleniſcher Lieder Blüte.
Fünf deutſche Fürſten**) haben hier
ein Banner aufgeſchwungen,
daß deutſche Sprache, deutſcher Sinn
ſoll bleiben unbezwungen.
Auch ſchritten über das deutſche Meer
Shakeſperes Geſtalten daher,
auf ſtolzer Stirne herben Schmerz,
luſtig gekleidet in Pracht und Scherz.
Und Miltons Engel flogen empor,
der ſelige und der ſchwarze Chor.***)

Da rieſelt beider Schauer durch manche deutſche Bruſt,
da hob bedrängte Herzen des Wunders dunkle Luſt;
es dämmert ſacht überm deutſchen Land.
Begann den Kampf mit Winkelverſtand
ein ſpielend Kind, die Poeſie,
Franzoſen dort und Deutſche hie.
Mit einer Profeſſorenperück
zwei Schweizer fechten mit Sieg und Glück;†)
und taumeln ſie auch hüben und drüben,
ihr Kampf iſt nicht vergeblich blieben.
Mochts mancher noch nicht ſchauen:
allwerts begann es zu grauen.

Stille und horch, was in Lüften zieht!
Klopſtocks Meſſias ein Morgenlied.
Wie ſie aufſchauen und lauſchen
Sionas Rauſchen!

*) Die Kirchenliederdichter, voraus Friedrich von Spee, Angel. Sileſius, und die Proſaiker Joh. Arndt, Spener. Thomaſius, der 1687 zu Leipzig die erſte Vorleſung in deutſcher Sprache zu halten wagte und 1688—90 die erſte deutſche gelehrte Zeitſchrift „Monatsgeſpräche“ herausgab.

**) Ludwig aus Johann Kaſimir von Anhalt, Johann, Friedrich und Wilhelm von Sachſen-Weimar ſtifteten 1617 die Fruchtbringende Geſellſchaft zur Pflege der deutſchen Sprache und Sitte.

***) Miltons verlorenes Paradies zuerſt überſetzt 1682 von Theod. Haake und Gruft von Bergen.

†) Ardefrieg Gottſcheds mit Bodmer und Breitinger von Zürich über Dichtkunſt und Sprache um 1740.

Kräftig erhebt sich ein rascherer Ton,
Vaterlandslied von Tuiskos Sohn,
süß wie das Wehen der Tannen,
weiß nicht von wannen.
Aber das eine klingt hell und scharf,
herrlich von seiner Silberharf':
deutsch wird der Deutsche nun wieder,
kündet's ihr Lieder.
O du selige Lerche, Morgengruß!
Erquicklicher erster Stralenkuß.

Und ein andrer stand auf und beleuchtet die Welt
mit dem blitzenden Schwert, mit der Wahrheit Wort,
der Hellenen ursprüngliches Bild in der Hand,
schlägt entzwei nachahmendes tönernes Werk,
ruset hell über Land: Ein Urvolk auch wir
und begabt wie sie, wir dürfen nicht mehr
nachstottern dem nachgeborenen Volk,
trostlosem Mischling von gestern her:
selbst tragen wir Götter im Herzen.
Und wenn ihrs nicht glaubt, mistrauend euch selbst,
seht her, mit der schwachen*) eigenen Hand
gestalt ich Gedanken des Herzens.
Und erwecket von Kraft kommt Bild auf Bild,
so ehrwürdig, so kühn, und so rührend und held,
wie es nur ein Befreiter vermochte.
Seit Lessing Voltären totgeschlagen**)
und Wieland ihn zu Grab getragen,

*) Lessing sagt von sich selbst: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir wol manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt." Seine Schauspiele aber beweisen dieser Erklärung zum Trotz den echten Dichter.

**) In der Hamburger Dramaturgie. Mit Voltären das ganze französische Trauerspiel.

hat abgedankt die Medenation
von Europas Schauspieldirektion.
Die Schauspieler täuschen nicht mehr,
die Gespenster zeigen am hellen Tag
und Helden von Pariser Schlag
und Frauen der Weiblichkeit Zier;
die nicht kennen den Menschen, den Gott erschuf;
bedecken mit Schleppen den Pferdehuf.
An hellenischer Quelle schöpften sofort
auch der rüstige Voß und Winkelmanns Sinn,
und dem einen lächelt die deutsche Luis
und der andre enthüllt mit wissendem Aug
das verhüllte Gebild der Hellenen*)
Und der Erde Schoß tut sich wunderbar auf,
gibt zurück der staunenden lebenden Welt
zwei begrabene Städt voll hellenischer Kunst **)
Zu den Meistern der Kunst, zu hellenischem Sang
läßt dann Herder sofort in unserer Sprach
ertönen die Stimmen der Völker,
rings um den sonnigen Erdball
der Völker Lieben und Leiden.
Glückseliger Urzeit reines Gefül,
freimännlicher Sinn erwecket den Mut,
zu singen, zu bau'n und zu wandeln fortan
nach ureigenem Wesen und Willen.

So war der Botin Gottes nun
der Dichtung Bahn bereitet,
und frühlingsmild im Morgenglanz
die grüne Au gebreitet,
darauf sie mocht entfalten
die Blumen und Huldgestalten,
mocht säen ihrer Lieder Sat,
aufführen hohe Heldentat.

*) Geschichte der Kunst des Altertums 1763.

**) Pompeji und Herkulanum vom Vesuv im Jahre 79 verschüttet, 1711 entdeckt und seit 1738 zu Tag gebracht. Siehe Schillers „Pompeji und Herkulanum."

Das Volk, geweckt vom Lerchenſchlag,
will kommen ſehen ſeinen Tag:
mit Liedern, helden und tenern,
ſeinen Geburtstag feiern,
bevor im heißen Tagewerke
es prüft der Ahnen Stärke.
Des Herzens träumeriſch Klingen:
wer wird es in Worten ihm ſingen?
Der Wünſche Streben und Irren:
wer wird ſie ihm entwirren?
Vergangene herrliche Zeiten:
wer wird ſie geſtalten und kleiden?
wer wird ſie ſchön berichten,
die erhabenen Kaiſergeſchichten?
das Minneſpiel der Ritterſchaft,
der wandernden Väter Heldenkraft,
da Römerreich und Hunnenreich
fiel unter deutſcher Schwerter Streich
und dieſes Leben ward erbaut
wie es die heutige Sonne ſchaut!
unſer eigenes alt und neues Bild,
verklärt in der Dichtung Spiegelſchild:
wer will uns das beſingen
und ſchön vor Augen bringen?
Erſteht! Kommt an und werdet laut!
der Saal iſt fertig aufgebaut
die Bühne aufgeſchlagen:
ihr ſollt uns ſingen und ſagen!
Schon blitzt im Tau der Sonne Glanz,
ſchon grünen die Zweige zum Kranz.

Und Melodien zogen lieb und leiſe
um Ohr und Herz die zauberiſchen Kreiſe,
von Rein und Donau, von den Alpen her,
und von dem grünen Eiland über Meer.*)
Sie hoben ſchwellend rauſchend ſich empor
und öffneten des öden Herzens Tor.
So ſingen muß der Seligen Chor.

Da kam vom Main der feine Knabe,
begabt mit des Geſanges Gabe.
Der zeigt uns, wie er ſchritt und ſtand,
den Ritter mit der Eiſenhand,
der Schurken wie die Hafen hetzt,
in ihren Ränken fällt zuletzt,
weil ſeine Zeit, die Zeit der Kraft,
vorbei die ſchöne Ritterſchaft.
Und unſern düſtern Doktor Fauſt,
wie er mit böſen Geiſtern hauſt,
zu finden aller Wahrheit Spur
in Wiſſenſchaft und in Natur,
und Gretchen, eine Lilie licht,
an ſeiner Bruſt zuſammenbricht.
Dazwiſchen tauſend liebe Lieder,
von tauſend Lippen tönend wieder,
denn jedes wünſcht ſo heiß und rein
zu lieben und geliebt zu ſein.

*) Die Werke der Tonmeiſter: Bach in Leipzig, Händel in England, Haydn in Wien, Mozart aus Salzburg, Beethoven aus Bonn.

Auch eine Griechin läßt er ſchaun;
mit reiner Wahrheit, kindlichem Ver
traun
beſieget wehrlos dieſe Huldgeſtalt
der Männer Ruhm, Liſt und Gewalt.
Und eines Dichters zärtliche Bruſt,
drinn ſpiegelt ſich die Welt mit Luſt,
doch auch die finſtre Wetternacht,
denn Liebe hat ihm Gift gebracht.
Zuletzt der deutſchen Jungfrau Bild,
ſo ernſt verſtändig, ſtolz und mild;
im flehenden Haufen, ſchreckerregt,
wie ſchön ſie Unglück lenkt und trägt,
wie ſchön der wackre Mann zum Lohne
aufs Haupt ihr ſetzt die Frauenkrone.
Aus allem, was Göthe dargebracht,
ein deutſches Antlitz weint und lacht.
Doch fehlt noch was zum vollen Bild,
blieb mancher Wunſch noch ungeſtillt;
die Freiheit, Herzſchlag deutſcher Bruſt,
des Krieges Pracht, die Männerluſt,
des Völkerlebens Wellen,
des Staates heilige Schwellen.

Ein zweiter kam, der frei und krank
dem Zwang des Zopfes ſich entrang
und floh vom Schwabenland daher,
berufen auch zu holder Mär.
Der ſendet auf Falkengefieder
der Welt viel glühende Lieder.
Und was das edelſte Herz gepreßt,
im erhabenen Spiel er ſchauen läßt:
des Geſchickes grauſam Geflecht,
das richtet er mit Dichters Recht.
Lautlos lauſchen und ſchauen
die Hörer mit Luſt und Grauen
und fragen, ob es eitler Schein,
was ſie durchbebt Herz, Mark und
Bein.
Er zeigt den tränenvollen Sieg,
in dem das Reich vom Throne ſtieg,
unter Trompeten und luſtigem Klang
das herrliche zu Grabe ſank,
Europas Kernvolk und ſein Land
weg aus dem Rath der Völker ſchwand.
Da ſingen manchem auf die Sinne,
ward mancher ſeines Volkes inne,
und daß Geſchichte ſtill nicht ſteht
und ob es auf, ob ab geht.
— Die Heldin dann, die Bauernmaid,
die von der Heiligen berufen,
den König mit dem Schwert befreit
und ſeines Stuls entweihte Stufen
mit Bauerntreue neu geweiht
Wie Treu und Glaube die Uebermacht
der Eiſenmänner zu ſchanden gemacht,
der Geiſt die Leiber bezwungen:
das hat er ſchön geſungen.

Aber zuletzt tritt auf der Tell,
ein ganz gemeiner Bauersmann,
aber ein Mann.

worden wäre — und ich ihm! Es kam von einem ernsthaften Gespräche über die Religion und Philosophie, wo es mich überraschte, Wärme bei ihm zu finden. Am Ende ist es vielleicht nichts, als sein weiches Naturell, das er dadurch zu Grundsätzen veredeln will. Mir war's ein Phänomen, das ich nicht umhin konnte zu schätzen. Er kam, welches nun freilich bei ihm kein so großes Phänomen ist, er kam auf sich selbst zu sprechen und gestand, daß er sich von vielen Schwächen habe heilen können, aber von einer einzigen nicht, die er sehr gut einsehe — da, glaubte ich, lag das Wort Eitelkeit auf seiner Zunge; denn mir ist's unbegreiflich, daß er diese nicht einsehen sollte.

Vor einigen Tagen waren wir beim Finanzrath zu Abend gebeten, wo ein Herr Charpentier aus Freiberg mir nicht uninteressant war. Eine anziehende sanfte Physiognomie, viel Gutherzigkeit, welche, glaube ich, durch eine Politur der großen Welt noch gewonnen hat. Stille im Charakter, oder besser Sanftmuth, wird durch die Mäßigung, welche die große Welt giebt, ungemein imponirend. Die Wagner hat mir Neumanns Musik zu „der Freude" gespielt, wo die vorletzten Verse der Strophe mir sehr gefielen:

„Bettler werden Fürstenbrüder."
„Durch den Ris gesprengter Särge"
„Laße den Schaum zum Himmel spritzen."

Ueberhaupt, glaub' ich, hast Du oder wer mir die Composition tadelte, ihr zu viel gethan. Dein Chor ge-

Er ſinnt und ſpinnt und ſackelt nicht viel;
ſein Recht und ſeines Schuſſes Ziel,
das ſieht ſein Adlerauge hell.
Für die ſüßen Knaben, des Weibes Ehre
greift er zum letzten Recht, zur Wehre
und trifft den Dränger gut und ſchnell.
Da fallen des Landes Zwinger und brechen:
es lebt ein Gott, zu ſtrafen und zu rächen!

So quoll ihm Lied auf Lied und immer höher
und doch dem Volke immer näher,
und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
blieb, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Was er im Geiſte klar erſchaut und ſingt,
mit höherem Sinn es jedes Herz beſchwingt,
der luſtgepreßten Herzen Chor
trägt ſeinen Namen hoch empor;
wenn mit gelenkter Stirn die Hochgeſtalt
hin durch die dichte Menge wallt,
hebt man empor die Kinder klein
und rufet lauter und ſtiller:
„Das iſt der Dichter des Wallenſtein,
ſchau, das iſt der Schiller!“
Von ſeinen Lippen log man ihm das Wort
und hoffte: immer ſingt er uns ſo fort!
und freut ſich, daß das Gute wachſe, fromme
und daß der Tag des Edlen endlich komme.
Am hellſten aber hört er ſich erwidern:
„Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern!
„Ja wir ſind eines Stammes, eines Blutes
„und wollen eines Sinnes ſein und Mutes.
Da plötzlich trat heran die ſchwarze Stund,

des Todes Siegel ſchloß den teuern Mund;
und doch ſo reich noch trug er das Gemüt
und von der Liebe noch ſo ſchön umblüht.

Göthe und Schiller, du ſtralend Zwillingspar,
euch nennt mit Mutterſtolze das Volk, das euch gebar;
und niemandem zu Liebe und niemandem zu leid:
doch aller Dichter Fürſten ſeid ihr zu dieſer Zeit.
Vom deutſchen Meeres Strande bis in das Hochtirol
wird es in eurem Anblick den Deutſchen allen wol;
und eure Lieder löſen der Stämme Zwiſt und Streit,
und eure ſchöne Freundſchaft baut unſre Einigkeit.
Und hinter ihnen, ſiehe, welch reicher edler Reigen!
Bald ſchallts in allen Gauen, im Land von allen Zweigen.

Aber horch, was iſt das?
Trara, trara!
Der Krieg iſt da!
Aufrauſchet der Rhein:
„Wo iſt mein Wardein?
„Die Dörfer flammen!
„Ihr Deutſchen auf!
„genug ſeid ihr beiſammen.
„Und die noch ſo behaglich
„ſich ſtrecken,
„die wird das Lied des Krieges
„ſchon wecken.

„Habt ihr geſungen, kommt nun zum Tanz.
„Ihr ſollt zum heißen Tanze reiten
„und mit dem leichten Franzmann ſtreiten
„um Freiheit und der Herrſchaft Glanz.
„Setzt über den Sänger- den Siegerkranz,
„der volle deutſche Tag erglänzt
„erſt wenn ihr zwiefach ſeid bekränzt."

Trompete verſtummt,
das Feldſtück brummt.
Da ſchweigen ſie betroffen:
„Nun ſollen ſelbſt wir ſchwingen
„die Waffen, die wir ſingen?"
Bald zieht, ſchau hin, der helle Hauf,
vom Pflug, vom Buch, vom Werkſtul auf,
und ziehen ſingend ins Gefecht
fürs Vaterland, fürs Recht.
Und alſo fort, du weißt es ja,
bis zum Viktoria.

Hier halte an den Weltentrab,
vom Sagarof ſitz ab.
Siehſt du auch viele noch ſchlafen:
ſie werden ſich alle noch raffen.
Doch nimm dies Kraut, es heißt Gedult,
und nimm davon beim Schlafen und Wachen,
beim Weinen und Lachen.
und trau auf Gottes Hut:
daß aus Jammer und Not,
aus tiefer Nacht
ein Morgenrot
ein ſtralender Tag erwacht!

Thüringen.

Weimar.

Toast bei der Festtafel im Stadthause

am 10. November 1859.

Wie die Städte Griechenlands einſt wetteiferten um die Ehre, den Homer hervorgebracht zu haben, ſo freuen wir uns dankbar, daß der Sänger des deutſchen Volkes, daß Friedrich Schiller, den heute im geſegneten Hundertjahr ſeiner Geburt die ganze Nation, ſo weit die deutſche Zunge klingt, als den ihren beanſprucht, im beſonderen Sinne des Wortes der unſere war. Wie dies ſtolze Wort einſt den Schmerz gewaltig übertönte, als er in unſerer Mitte, ein Opfer unabläſſigen Strebens nach den höchſten Gütern der Menſchheit, dahinſank und wie ein Strom im ſchnell endenden Laufe in voller Mündung ſich in das unendliche Meer ergoß, ſo mahnt uns doppelt gewaltig das Vermächtniß ſeines Geiſtes, aus deſſen reichſter Fülle er von hier aus die in der ſchamhaften Stille des Gemüthes gebornen Gedanken in Geſtalten von unerreichter Schönheit vor die entzückten Blicke ſtellte. Gerüſtet wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus war ſeine Poeſie in das Volk getreten. Ein Römergeiſt, eben ſo fähig, Thaten zu verrichten, wie Thaten zu beſingen, das Banner menſchlicher Würde hoch emporhaltend, wurzelnd im Vaterlande mit ganzer Kraft, rief er in Poſaunentönen den Geiſt unter die Waffen. Ein Herold der Gedankenfreiheit, ein Anwalt der Menſchheit, den Fürſten verkündend ihren gottgegebenen Beruf, den Völkern Heil zu bringen, die Völker aufrufend aus Ohnmacht und Schlaffheit zu Thatkraft und Begeiſterung für Wahrheit und Recht, erhob er, Dichter und Philoſoph, heimiſch in der Welt des Schönen bis zum ahnungsvollen Erkenner der höchſten Geheimniſſe, mächtig unſer Volk von Neuem zu der Welt der Gedanken empor und

zog wie eine Stimme von Oben die Blicke gemeiner Menschheit zum Ewigen hinauf. Gleich erhaben durch Gedanken wie durch Charakter, im Glanze der Sprache wetteifernd mit der Stärke und Tiefe der Empfindung, griechische Schönheit verbindend mit deutscher Innigkeit, die Strenge des sittlichen Ernstes im Kreise der Freunde wie im Schooße der Familie zur sanftesten Weichheit mildernd, in Brüderlichkeit und Liebe Millionen umschlingend, mitten in der Befleckung seines Jahrhunderts in seltener Weise rein, riß er, Dichter und Mensch, die Herzen jedes Geschlechts und jedes Alters mit fort auf der ganzen Tonleiter menschlicher Empfindungen von den himmelstürmenden Liedern an bis zum Friedensgeläute der Glocke. Gebildet in der Schule der Noth, angelegt auf eine Charakterstärke, die den Kampf mit einer ganzen Welt drückender Verhältnisse aufzunehmen fähig war, ringend nach Wahrheit und Schönheit mit einem Ernste, den keine Mühe bleichet, und doch sich bewußt, daß das Höchste und Schönste nicht durch Rennen und Laufen kommt, sondern durch himmlische Gunst, — so steuerte er glaubend und wagend nach dem Wunderlande seiner Sehnsucht, bis er auf dem Gipfel menschlichen Daseins irdischen Blicken entrückt ward und uns die Erkenntniß seines Geistes als theuerstes Vermächtniß hinterließ. — Noch ist dies Vermächtniß nicht ganz entsiegelt, noch die Erkenntniß der Wahrheit und Schönheit, die er in die Menschheit hinabgetaucht, nicht in ihren letzten Tiefen ergründet. Das aber wissen wir, daß das Trachten nach einigen Dingen das A und das O seines Lebens war und daß der sittliche Ernst seines Charakters für ihn der geweihte Ausgangspunkt aller Erkenntniß wurde. Darum! ihn wahrhaftig erkennen und ehren, das heißt, ringen mit ihm nach jener Freiheit, die Natur und Sittengesetz versöhnen mag, weil sie aus Neigung will, was sie aus Pflicht soll: das heißt, wagen und glauben wie er, anstrebend als männlicher Kämpfer nach dem Siegespreis und zugleich demüthig erschließend die kindliche Seele für die göttliche

Gunſt. Ihn wahrhaftig erkennen und ehren, das heißt, nicht ſich zum Geſchöpf ſeiner Zeit machen, ſondern flüchten in die Welt ewiger Gedanken, um mit ſtill geſammelter Kraft zurückzukehren, das Jahrhundert zu reinigen und dem Vaterlande und den Zeitgenoſſen zu leiſten, nicht was ſie verlangen, ſondern was ſie bedürfen, Ihn wahrhaftig erkennen und ehren, das heißt, auch durch die Welt des Schönen, die er erſchließt, ſich hinführen laſſen zur höchſten Schöne gottmenſchlicher Offenbarung und zu dem Frieden, der höher iſt denn alle Vernunft, den auch er ſuchte, als das Anſchauen vollendeter Harmonie in den Gebilden griechiſcher Götterwelt, eben ſowohl zur Anbetung treibend, als zur Liebe reizend, die fremmſte Rührung in ihm erweckte für die kein Verſtand keinen Begriff, keine Sprache keinen Ausdruck fand. Auf, Weimar! auf, deutſches Volk! preiſen und feiern wir ihn in ſolcher Erkenntniß und ſolcher Liebe als einen Segenshort unſeres Vaterlandes, als einen Führer und Erzieher unſers Volkes zu den höchſten ſittlichen Zielen. Dann wird der, der unſer war, unſer bleiben und leben in immer neuer Ehre und neuer Liebe, in neuer Kraft und neuem Segen.

Unſer unſterbliche Schiller!

Heiland.

Trinkſpruch bei dem Feſtmahl im Stadthauſe

am 10. November 1859.

Heute ſind wir über den Augenblick gehoben.

Heute ſind hundert Jahre für uns wie ein Tag. Die unſterbliche Gabe des mächtigen Dichters, die, wie ein ſideriſches Licht, bewegend hingegangen iſt durch tauſend Seelen vor uns und bewegend hingehen wird durch tauſend Seelen nach uns, hebt uns überall über das Einzelgefühl in geiſtige Reihen dauernder, gemein-

ſamer Lebenswirkungen empor. Die Erinnerung an Seine Geburt, an Sein Leben, das übergetreten iſt in ein nie vergehendes Bild, ſtellt unſern aufgeſchloſſenen Blicken kleine, entlegene Punkte der Heimath leuchtend vor, wie ſie durch Ihn eine Weihe für Alle gewonnen haben. Marbach und Oggersheim, Bauerbach und Gehlis, Leſchwitz und Volkſtädt ſind Augenpunkte einer weit verbreiteten Liebe geworden, Stätten einer allgemeinen ſittlichen Andacht, die unzähligen Verehrern es rührend und erbaulich verhalten, welch' unſcheinbare Aſyle, welch' eingeſchränkte, wenig auffallende Erlebniſſe, welch' enge, geräuſchloſe Verbindungen genügten, aus der Tiefe ſeines Herzens und Arbeit ſeines Geiſtes die Größe zu entwickeln, die zum Schatze der Bildung und Erhebung für Mitwelt und Nachwelt gedieh. Und ſo war das kleine Weimar mit den beſcheidenen Mitteln, die es ihm gewähren konnte, Ihm Boden genug, um hier von That zu That dieſe gereifte Größe zu entfalten. Denn hier trat er ja ein als ein vollendeter Meiſter und lebte hier ſeine ſechs reichſten, ſechs letzten Erndtejahre. Die gehaltvollſte Entwicklung aber, die ihn auf dieſe Höhe gehoben, war die des vorangehenden Jahrzehnts, während deſſen er Jena angehörte. In dieſem Muſenſitz hat Schiller die eigene ſtrenge Schule mit Ausdauer durchgemacht, die ihm die Ideenwelt zur klaren Heimath, ſein Talent zum prieſterlichen Beruf, das Opfer ſeiner Kräfte zum heitern Erguß unerſchöpflicher Begeiſterung ſchuf. In Jena hat der immer angeſpannter Strebende den Geiſtesaustauſch mit Wilhelm Humboldt geſtärkt, in Jena den Durchdringenden zum Aether der Poeſie die raſch wachſende Freundſchaft mit Göthe, der lebendig vertraute Umgang und fruchtbare Bund mit ihm beſeligt zu dem Selbſtgefühle der Meiſterſchaft, die er von da an ausprägte in ſo herrlichen Werken. In ſolchem Sinne iſt die edle Nachbarſtadt, wo Schiller am längſten geweilt, ihm eine hohe Schule geweſen. Gering freilich war auch hier das äußere Band, das ihn der akademiſchen Anſtalt verknüpfte. Aber ſo gerade,

nur ſo taugte es ihm und den eigenen Schranken und eigenen Bahnen, die der Genius ihm vorzeichnete. Als in der Mitte ſeines Aufenthaltes dort, ein Ruf an die Hochſchule ſeiner Geburtsheimath ihm zuzing, lehnte Schiller ihn ab, weil er dieſe Pflichten nicht übernehmen könne. „Aber auch ohne dieſes, erklärte er, würde ich Jena und meine freie Exiſtenz mit keinem andern Ort der Welt vertauſchen.“ So heimathlich war ihm Jena, ſo wahrhaft iſt es dem Andenken an Sein edles Leben verbunden. Und wenn wir mit dem größten ſeiner Freunde ausrufen: „Er war unſer!“ müſſen wir in dieſes „Unſer!“ die Muſenſtadt, die ihm ſo treulich war, einſchließen. — Wer dürfte vor Andern ſich Ihn zueignen, deſſen Leben, deſſen unſterbliche Geſtalt der Menſchheit angehört? — Wer kann ſich Ihn zueignen? — Nur wer ſeines Geiſtes, Seines Heiligthums inne wird. Nur wer mit ſeiner Lauterkeit dem falſchen Glück und Prunk der Selbſtſucht abſagt, mit ſeinem Wahrheitsmuth den trägen Troſt gleißender Engherzigkeit wegwirft, und von Ihm es lernt, mit Allem ſich hinzugeben an das Unvergängliche, das ſich dem Geiſte bewährt. — Darum war es nicht zufällig, daß dieſer Auserwählte die ſtille, aber heiße Arbeit ſeiner Weihe durchgekämpft hat in dem Bezirk, der urſprünglich geſtiftet und angepflanzet war für die Wiedergeburt der Wahrheit aus freier Forſchung, in dem Bezirk, der in eben der Neige des Jahrhunderts, da er Schiller zu den Seinigen zählte, auf's Neue ein Sammelplatz wurde der höchſten Anſtrengungen um die Güter, die der Markt nicht bezahlt, die aber den Menſchen aufrichten zu ſeiner ewigen Beſtimmung. Dort bildete Schiller ſich zum Seher neben Lehrern und Jüngern der Weisheit, dort ſteht er für immer der Erinnerung in einer Morgenröthe mit geiſtesverwandten Geſtalten und beſinnigen Freunden: dort in Jena lebt und wirkt noch heute jener entſchiedene Wahrheitsmuth, der ſtill und treu ausdauernde Bildungsfleiß, dies heilige Vertrauen in die Bewährung des Geiſtigen. —

fällt mir ungleich beſſer als ſeiner — aber im ganzen Lied iſt ein herzlich ſtrömendes Freudegefühl und eine volle Harmonie nicht zu verkennen. Sonſt dünkt es mich ein wenig zu leicht und zu hüpfend.

Ueber Tiſche wurde eine Blumauerſche Ode an den Nachtſtuhl vorgeleſen, welche ganz charmant war. Es ärgert mich, daß ich ſie nicht abſchrieb, um ſie Euch zu dem nämlichen Gebrauche zu ſchicken.

Es wird mir ganz ungewohnt ſein, wieder aus Eurem Hauſe zu ziehen. Ich bin ſo nach und nach ganz damit verwandt worden, und auf Deinem Zimmer, welches zu Deiner Schande geſagt ſei, läßt ſich's trefflich arbeiten. Für Dein Bett aber bin ich zu groß oder es iſt für mich zu klein, denn eins meiner Gliedmaßen campirt immer die Nacht über in der Luft.

Lebe nun wohl mit unſeren lieben Beiden. Bald, bald haben wir uns wieder — daß in den erſten Stunden unſers Wiederſehens auch fremde Menſchen von Euch ſchwelgen ſollen, könnte mich faſt verdrießen, wenn ich nicht einſähe, daß es ſo kommen müſſe.

Von Charlotte habe ich noch keine Antwort, und das kommt wahrſcheinlich daher, weil meine Briefe an ſie vierzehn Tage und darüber unterwegs bleiben. Beck hat mir geſchrieben, daß er in Mannheim ſeinen Abſchied gefordert, aber noch keine Reſolution erhalten hat. Adieu, Lieber. Tauſend Grüße überall — Wiederſehen!

G.

Das Jahrhundert der Geburt Schillers iſt abgelaufen, und das neue findet ihn lebend in allen innig ſtrebenden Herzen: Unſer Schiller lebt! und Schiller's Jena, unſer Jena lebe hoch!

Schöll.

Trinkſpruch bei dem Feſtmahl im Stadthauſe

am 10. November 1859.

Wir feiern heut einen Dichter, der wie wenig andere, immer nur im reinſten Aether des Idealen geathmet und geſungen hat. Demnach erachte ich es für keinen Raub an der erhabenen Bedeutung dieſes Feſtes und an dem großen Todten, wenn ich Sie auf einen Augenblick herabrufe von jenen Höhen, auf denen er verweilte, herab auf den feſten Boden des wirklichen Lebens. Denn ich mahne Sie an Etwas, wovon er ſelbſt ſang: „Da ſind die wahren Wurzeln deiner Kraft!“ an das Vaterland.

Sage Niemand, es ſei damit Etwas berührt, was dem Dichter fern gelegen, der es für „das Verrecht und die Pflicht des Philoſophen und des Dichters erklärt, daß er keiner Zeit und keinem Volke angehöre, ſondern ein Zeitgenoſſe aller Völker ſei!“ — War es denn ſeine Schuld und ſeine Wahl, daß er das Vaterland nirgends ſonſt erfaſſen und lieben konnte, als im Reiche der Ideale? War es ſeine Schuld, daß er nur bei fremden Nationen ſtand und bewundern durfte, was er bei der eigenen gewiß mit doppelt freudiger Begeiſterung gegrüßt und geliebt haben würde? daß der ſtolze Ausſpruch, womit er die Königin des meerbeherrſchenden Albion verherrlichte: „Nicht eine Welt in Waffen fürchtet ſie“ — angewandt auf das ſchon im völligen Zerfall begriffene deutſche Reich, wie ein Spott geklungen haben würde? daß nur die deutſchen Vorlande Schweiz und Niederland ihm Stoff gaben zur poetiſchen Verklärung ihrer Freiheitskämpfe, während aus der eigenen Geſchichte Deutſchlands ihm nur einzelne Heldengeſtalten entgegen-

treten, inmitten einer namenlosen allgemeinen Fäulniß und Verwüstung? daß er den glühendsten Wunsch seiner Seele — nach Gedankenfreiheit — eher dem spanischen Despoten vertragen zu dürfen glaubte, als dem Herrscher seines Geburtslandes, dem Kerkermeister Schuberts und Mosers?

Wenn dieser verklärte Geist heute wieder herunterstiegen könnte zu uns, würde er wohl seine erhabenen Ideen von Vaterland, Menschenrechten und Völkerwohl darum weniger als die seinigen anerkennen wollen, weil er sie zum großen Theil, auch in Deutschland, in Fleisch und Blut übergegangen fände? Sollte er sich nicht freuen, sein edles Bestreben, durch die Kraft sittlicher Ideen gute Menschen zu schaffen, dahin erweitert zu sehen, daß man jetzt auch gute Bürger zu schaffen sucht, und die Bildung die er in höhern und mittleren Schichten der Nation ausbreitete, in der Gegenwart bis zu den untern und untersten herabgestiegen zu erblicken? Würde er wohl seinem Volke das mißgönnen, um dessenwillen er die Niederländer glücklich pries, die politische und religiöse Freiheit? Oder würde er nicht ebenso ernst und eindringlich, wie dort den Schweizern, jetzt uns Deutschen zurufen: Seid einig! einig! einig!

Nein, ich vertraue nicht blos, ich weiß, daß ich nichts Fremdartiges zu diesem Feste hinzubringe, wenn ich Sie auffordere, das nächste Glas dem Vaterlande zu weihen. Ich weiß, daß wir im Geiste unsers großen Dichters handeln, wenn wir mit derselben männlichen Entschlossenheit — bis zu dem „Männerstolz vor Königsthronen" — mit derselben Ausdauer und Beharrlichkeit im Ringen, Kämpfen, und, wenn es sein muß, auch im Leiden, womit er an der poetischen Verherrlichung jener höchsten Ideale arbeitete, nach ihrer Verwirklichung im Leben streben.

In diesem Sinne, in seinem Sinne bringe ich dies Glas dem Vaterlande, dem deutschen Vaterlande!

Karl Biedermann.

Schiller und Luther.

Trinkſpruch beim Feſtmahl im Stadthaale am 10. November 1859.

Feſtgenoſſen!

In dem, was uns gewöhnlich als Spiel des Zufalls gilt, liegt oft ein tiefer Sinn und eine ernſte Bedeutung, das fühlen wir gewiß Alle am heutigen gemeinſamen Geburtstage zweier Männer, die, obwohl nicht nur der Zeit, ſondern ſcheinbar auch der innern Lebensrichtung nach weit von einander getrennt, ſich dennoch gerade in dem ſehr nahe berühren, was den heutigen Tag zu einem ſo ſchönen, allgemeinen Feſte des deutſchen Geiſtes weiht. Das deutſche Volk hat ſich einmal daran gewöhnt, den Namen Schiller nicht gern allein zu nennen. Es iſt, als gehörte noch ein anderer Name zu ihm, um jene Polarität des Geiſtes zu bezeichnen, die ſich gerade auf den Höhepunkten der culturgeſchichtlichen Menſchheitsentwickelung und ihrer Träger am deutlichſten offenbarte. So wie wir nun in rein künſtleriſcher Beziehung Schiller und Göthe gern vereinigt nennen, ſo webt der heutige Tag am Feſte und im Munde des deutſchen Volkes unwillkührlich die Namen Schiller und Luther in Eins zuſammen. Beide gehören auch zu einander und ſtehen ſich innerlich ſehr nahe. Beide ſind im ſchönſten, beſten, wenn auch verſchiedenem Sinne des Wortes Männer des Volkes, wie ſie aus ihm hervorgingen und von ihm verſtanden wurden, weil ſie ein Herz hatten für das Volk. Beide ſchrieben und dichteten, wirkten und kämpften, lehrten, lebten und litten für das Volk, wenn gleich auf verſchiedenen Gebieten und in verſchiedener Eigenthümlichkeit. In beiden war ein ächt deutſcher Zug heiligen Ernſtes, tiefinnerlicher Religiöſität und Geiſtesfreiheit, der ihnen die ſtarren Formen eines verknöcherten Kirchen- und Staatsweſens verleidete, und ſie antrieb, ihr Volk auf geiſtigem Wege aus dem finſteren Banne fremden

Geistesdrucks zu erlösen, der dessen Schwingen lähmte und es in bürgerlicher wie in kirchlicher Beziehung zu Sclaven machte. So wie es die Aufgabe des Christenthums war, alle Gebiete des Lebens und der Menschheit allmählig zu durchdringen und verklärend umzugestalten, so hat auch die von Luther begonnene, aber keineswegs vollendete Reformation, als reinigendes, läuterndes Feuer des freien, wiedergeborenen christlichen Geistes, dieselbe Sendung bis auf den heutigen Tag. In solchem Dienste der Reformation und Humanität hat auch Schiller, der Denker, der Geschichtsschreiber, der unsterbliche Dichter, der edle Mensch, der aufopfernde Sohn des Vaterlandes zu seiner Zeit und im Geiste seiner Zeit gewirkt. Er hat sich dadurch, trotz alle dem, was in gewissen Kreisen selbst bei Gelegenheit der gegenwärtigen Jubelfeier dagegen eingewendet worden, als guten Christen, als ächten Protestanten und als Geistesbruder jenes Luther bewiesen, der einst zu Worms vor Kaiser und Reich sein kühnes: „hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" gesprochen, jenes Luthers, dem eben jetzt das deutsche protestantische Volk dort auf der Stätte zu Worms durch dieselbe Meisterhand ein seiner würdiges Denkmal errichten läßt, die den Dichterbund Schillers und Göthes in unserm Weimar auf unsterbliche Weise verherrlicht hat.

Wohlan denn, verehrte Festgenossen, lassen Sie uns heute am gemeinsamen Geburtstage jener Geistesheroen, die beide der Stolz und die Zierde des deutschen Namens sind, anstoßen auf die innige Geistesverwandtschaft Schillers und Luthers und auf deren immer allseitigere Bethätigung in dem Geistesleben der Gegenwart, lassen Sie uns anstoßen auf den Bund der christlichen Religion und Kunst, der christlichen Kirche und Humanität.

Sie leben hoch! —

G. Steinacker.

Toast bei der Festtafel im Stadthause

am 10. November 1859.

Hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!

— so sang einst in jenem unsterblichen Gedicht, dem Epilog zu Schillers „Glocke", Göthe dem Freunde nach, der große Mensch dem großen Menschen, der große Dichter dem großen Dichter; eine Huldigung, rührender und, nach beiden Seiten hin, ehrender von keinem Genius dem andern je dargebracht.

Wir pflanzen sie herüber diese monumentalen Worte, die dort aus trauerndem Herzen unter der dunkeln Cypresse hervorquellen, herüber auf den Boden der heitersten Blüthenpracht: auf den Boden unsrer Festfeier, in einem besondern schönen Sinn. „Hinter Ihm lag das Gemeine" schon deßhalb, weil Schiller — er, der deutsche Dichter, — der ächteste und edelste Priester des reinen Cultus der Frauen war.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Das alles wohl sich zieme, was geschiebt.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.

Diese zartsinnige Lehre, welche eine der erhabensten weiblichen Gestalten der Göthe'schen Muse und aller Zeiten dort dem schwankenden Dichter ertheilt, ihrer bedurfte unser Dichter nicht. Er trug sie im eigenen Busen, er verkündete sie mit hinreißender Beredtsamkeit, mit dem Schwung des edelsten Menschen- und Dichter-Gemüths.

Wer hat die „Würde der Frauen" erhebend wie Er gesungen? wer über die „Anmuth" den Ausdruck der weiblichen

Tugend — reichere Geiſtes- und Herzensſtrahlen ergoſſen? Wer hat das Weib in ſeiner ganzen unermeßlichen Gefühlswelt tiefer erkannt und auf dem Flügel der Poeſie höher emporgetragen, als Er? — Da iſt keine Seite des weiblichen Herzens, die nicht unter ſeiner Hand, auf Seiner äoliſchen Harfe melodiſch ertönte, keine Stufe des weiblichen Lebens und Schaffens, keine Gold-Stufe im Schacht des Frauengemüths, die nicht in Ihm den klar beſchauenden und beleuchtenden Geiſt, den plaſtiſchen Bildner fänden. Kind, Jungfrau, Gattin, Mutter: — in unnachahmlichen, rührenden und feſſelnden Zügen ſtellt Er die keuſchesten, von unvergänglicher Jugend umblüheten Geſtalten vor unſre Seele; auch in dieſem Bezug mit Recht der Dichter der Jugend und der Frauen geheißen: der Frauen, welche die ewige Jugend *beſitzen*, die ewige Jugend *verleihen*, mit dem Dichter ſie verleihen.

Einen heiligen, keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen.
Es lebet, was edel und ſittlich war,
In der Frauen züchtigem Buſen;
Drum ſoll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten;
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe, in ſchönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Der Quell wahrer Weiblichkeit, an dem Er im Leben, für das Leben ſchöpfte, rann Ihm als kaſtaliſcher. Er kehrte wieder und wieder in ihre Stätte, die nichts Gemeines duldet, wo nur der Hauch der Sitte weht, „der Scepter der Sitte waltet.“ Sie nahm Ihn auf, labend und erquickend.

Und es iſt vortheilhaft, den Genius
Bewirthen, giebſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.

Ja, das Gaſtgeſchenk, das die Heimath des Weibes Ihm bot, Er hat es ihr — eine ſegensreiche Wechſelwirkung! — Kleinod

gegen Kleinod, hundertfach zurückgegeben und schöner als wohl irgend Einer auch in dieser Sphäre die Wahrheit bewährt:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Und noch Sein Schwanengesang: die an die geschmückten Stufen festlich vorgerufene Huldigung der Künste, einer Hohen, nun Verklärten geweiht, — auch er, dieser wunderbare Gesang, galt dem beglückenden Frauenwerth, der Frauengröße. —

Sehen wir hin auf das großartige Schauspiel nationaler Geistes- und Herzensreinigung, das heute in der ganzen gebildeten Welt, vor allem in unserm deutschen Vaterlande, sich darbeut: — überall der erhebende Anblick regster Betheiligung der Frauen im edlen Wetteifer pietätsvoller Huldigung. Der Kranz, den sie — selber die Blumen in des Lebens Kranz — auf das Denkmal ihres Lieblingssängers legen, ist der duftigste, der blüthen- und blumenreichste! Neben dem hohen Lorbeer findet er seine berechtigte Stelle. Auch in unsern Mauern, in unserer Mitte sehen wir das Element der Weiblichkeit schön und würdig vertreten. Wie könnte dies auch anders sein? Wie könnten Weimar's Frauen fehlen, wo es den höchsten Ehren Schillers gilt? Das „stolze Wort", das damals am Sarkophage des Verklärten der Dichter-Freund den lauten Schmerz gewaltig übertönen ließ, das Wort: „Er war unser!" so wenig wir es auch als ausschließliches für uns beanspruchen, hallt heut' mit doppelter Berechtigung jubelnd auch aus Herz und Mund der Frauen Weimars wieder. Es hallt wieder nach im Hinblick, im Aufblick auf drei erhabene Frauen Weimars, die Ihm als hellste Sterne glänzten: die fürstlichen Frauen dem Dichter-Fürsten. Auch ihnen senden, mit uns, Weimar's Frauen das stolze Wort nach: Sie waren unser!

Was Schiller zum Preis des Weibes gesungen — die wun-

derſamen Memnonsklänge, hervorgerufen von den milden, unentweihten Frühſtrahlen der Sonne, — am heutigen Tage tritt es mit zwingender Gewalt vor unſern Geiſt. Wir erkennen in dieſer Stunde auf's Neue Seinen unvergeßlich veredelnden Einfluß wie auf allgemeine Geſittung, ſo auf die des Mannes, dem Er die volle Schönheit und Klarheit der Frauenwelt erſchloſſen hat. Eine Welt, in die ein Schiller einkehrt, deren Aether Ihn begeiſternd anwehete, die — vorzugsweiſe — „die Liebe als den Quell ihn erkennen ließ, der aus unſrer göttlichen Natur hervorſtrömt", — eine ſolche birgt ſchon hienieden den Kern und den Funken einer „beſſern Welt".

So danken wir denn der Frau eine der größten Seiten des Dichters, der unſterblich bliebe, hätte er auch nur den Frauenwerth beſungen. — Welch hohes Anrecht auf unſern Dank!

Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band;
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand!

Dieſer Zuruf ſchlägt in dieſen Momenten weihevoll an unſre Herzen. Es „ziehe uns", nach Göthe's großem Wort in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung, „das Ewig Weibliche hinan." — Die Frauen ehren! Wie dort in unſers Jubeldichters Hymnus an die Freude „dem Verdienſte ſeine Kronen!" ſo hier beſonders der Ruf: „Dem Weibe ſeine Kronen!" Wir ſchaaren uns um das Banner, auf dem dieſes Schiboleth prangt, in Seinem Geiſt, mit Seinen hohen Worten:

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei dieſem goldnen Wein
Dem Gelübde treu zu ſein,
Schwört es bei dem Sternenrichter.

Preis, Ehre und Heil den Frauen! Ihnen ein Hoch! Ein dreifaches Hoch! —

Franz Müller.

Festlied von Franz Dingelstedt.

Solo.

Wir grüßen dich, du goldene Sonne,
Die einem seltnen Tage scheint,
Die uns in feierlicher Wonne
Um einen Festaltar vereint:
Da steht ein ganzes Volk versammelt,
So weit die deutsche Zunge klingt,
So weit sie betet, weint und stammelt,
So weit sie — Schillers Lieder singt!

Chor:

Heil ihm, auf welchen als Wiedergebor'nen
Heute mit Stolz zwei Jahrhunderte schaun!
Segen dem Dichter des Volks, dem erkornen
Sänger der Freiheit, der Freude, der Frau'n!

Solo.

Sie nahn, sie nahn, die Millionen,
Die sein begeistert Lied umschlang,
In Hütten tönt und auf den Thronen
Der Meister Glocke Feierklang.
Sieh, wie ihm Blumen aus der Ferne
Das fremde Mädchen opfern geht:
Heut folgt die Erde Einem Sterne,
Der über Marbachs Krippe steht.

Chor:

Lebt er nicht ewig in Marmor und Erzen?
Beugt sich vor ihm nicht die dankbare Welt?
Doch noch erhabener ist er im Herzen,
Ist in der Liebe der Seinen gestellt.

Solo.

All unſer Sehnen, unſer Klagen
Wer hat's gefühlt, geſagt gleich ihm?
Wer uns ſo hoch, ſo weich getragen
Wie Fittige des Cherubim?
Stets war es ſeiner Dichtung Flügel,
Worauf der Jugend Sturm und Drang
Sich über niedre Erdenhügel
In's Reich der Ideale ſchwang!

Chor:

Aber das edelſte, feurigſte Streben,
Das er im Kerne des Volkes erweckt,
Bricht ſich, wie ſein's, noch am feindlichen Leben;
Dämmerung hält uns noch immer bedeckt.

Solo.

O ſchau, verklärter Geiſt hernieder,
Hör', was Dein Volk, das deutſche, ſpricht:
Zwar ſind wir eines Leibes Glieder,
Doch einig, einig ſind wir nicht!
Noch ſtehn ſie feſt, die alten Schranken,
Woran auch brach Dein heißes Herz:
Wir haben Freiheit — in Gedanken,
In Wahrheit Hader, Sorge, Schmerz!

Chor:

Giftiger Tropfen im Becher der Freude,
Wehe, wie trübt ſich der ſonnige Glanz!
Weh! daß dem fertigen Jubelgebäude
Fehlet der beſte, der feſtliche Kranz!

Solo.

Wann ſchlägt die letzte Feierſtunde,
Wann kommt die höchſte Jubelzeit,
Die uns vereint zum heil'gen Bunde,

Tharandt, 18. April 1787.

Hoffentlich seid Ihr glücklich nach Hause gekommen. Ich habe die erste Nacht sehr unruhig hier geschlafen, aber aller Anfang ist schwer; ich hoffe, es soll schon werden. Mir war's, als ich Euch gestern aus den Augen verlor, als wenn ich auf einer wüsten Insel wäre ausgesetzt worden. So äußerst undichterisch und öde! Was wird da herauskommen?

Es ist drei Viertel auf sieben Uhr und um sieben soll das Billet fort. Ich bin noch betäubt und kann nicht viel Gescheidtes denken. Gebt mir in ein Paar Zeilen Nachricht von Euch und was Ihr mir mit der Gelegenheit schicken könnt. Der Klinger liegt noch in meinem Logis. Schickt mir den ersten und die übrigen Theile. Schreiben will ich Euch, sobald sich mein Herz unter freiem Himmel und in schönen Gegenden erheitert hat. — Tausendmal Adieu.

Den Einschluß gebt Huber zu besorgen.

S.

Eine reizende Landpartie, weiß Gott! Da sitz' ich drei Tage und kann nicht vor's Haus. Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein. In diesem erbärmlichen Zustande soll ich mich — nicht nach Dresden zurücksehnen! Es ist eine Aufgabe, die schwer zu beantworten ist; ob ich es schlechter hätte treffen können?

Die uns befriedigt, uns befreit —?
Da neue Seher zweifelnd schweigen,
Sollst du uns unser Kanaan,
Verklärter Geist, von Weitem zeigen,
Das Deine Augen brechend sahn

Chor:

Horch, es erklingt seine Stimme von oben
Deutsch ist, wer selber den Werth sich erschafft;
Wie sich die Muse, die deutsche, erhoben,
Thu' es das Volk — durch die eigene Kraft!

Solo.

Die Zukunft ist uns nicht verloren,
Und wär' das Heute noch so schwer'
Ist nicht ein Volk, das Ihn geboren,
Unsterblich, ewig jung, wie Er?
Auf! In des Festes Opferflammen
Beginnet den gewalt'gen Guß;
Sein Feuer schmilzt den Stoff zusammen,
Sein Athem bringt das Werk in Fluß

Chor:

Hoch unser Schiller, vom Volke erkoren!
Hoch, der unsterbliche, deutsche Poet!
Deutschland hoch, wenn es wiedergeboren
Aus seinem Jubelfest mit ihm ersteht!

Weihelied.

gesungen am 10. November 1859 vor der Schillergruft.

Mel.: Wie schön leuchtet der Morgenstern u.

Zum Anfang.

Fleug auf, o Sang, im vollen Chor,
Schwing dich als Morgengruß empor

Zu lichten Himmelshöhen!
Des deutschen Geistes Einheitslied,
Aus deutschen Herzen, liebergliht,
Ström' aus mit Sturmeswehen'
Töne!
Kröne,
Tiefempfunden,
Engverbunden,
Unsre Feier:
Kränz' des deutschen Sängers Leier!

Sanft ruht in deutscher Fürstengruft
Der ird'sche Staub, doch mächtig ruft
Sein Geist in hehren Klängen.
Er weckt und zündet allerwärts,
Wo irgend schlägt ein deutsches Herz,
In wogenden Gesängen.
Ahnend,
Mahnend,
Schwillt's in hellen
Liedeswellen;
Seelen flammen:
Sieh', Dein Volk steht fest zusammen!

Zum Schluß.

Der frische Lorbeer schmückt den Sarg,
Und was das Herz an Liebe barg,
Wird Opfer, Dich zu ehren.
Die hundertjähr'ge Feier eint,
Was sonst getrennt — das Auge weint
Der „Freude" heil'ge Zähren.
Reue
Treue

Laßt uns ſchwören:
Zu verklären
Schiller's Manen,
Auf des Vaterlandes Bahnen.

G. Steinacker.

Zur Säcular-Feier Schiller's
am 10. November 1859.

„Freude, ſchöner Götterfunken",
Leuchte dieſem Jubeltag,
Wo das Knäblein lebenstrunken
An der Mutter Buſen lag.
Neu belebe jene Hallen,
Wo die Wiege Schillers ſtand:
Marbach, glücklich du vor Allen,
Würtemberg, das Vaterland! —

Chor.

Einen Kranz, ihr Millionen,
Schlinget um den gold'nen Tag,
Wo er in der Wiege lag,
„Ueber'n Sternen muß er wohnen!" —

In des Himmels Flammen-Reichen,
Als ein Herrſcher, als ein Held,
Trat Er in dem Sternenzeichen
Eines „Löwen" in die Welt.
Eine Fülle reiner Triebe
Nahm in ſeinem Innern Raum,
Schoſſen zeitig, warm in Liebe,
Hoch zu einem Lebensbaum.

Chor.

Huldigt ihm, ihr Millionen,
Die ihr seine Hoheit kennt,
Droben über'm Firmament,
„Ueber'n Sternen muß er wohnen!"

Aus des Baumes goldnen Zweigen,
Bei der raschen Stundenflucht,
Wo sich tief die Aeste neigen,
Quillt ein Reichthum geist'ger Frucht.
Wie aus einem Zauberringe
Tritt sein Genius hervor,
Und er trägt auf mächt'ger Schwinge
Hoch sein Schwanenlied empor.

Chor.

Schlingt ein Band, ihr Millionen,
Die von seinem Geist entzückt,
Um Ihn, der heut niederblickt,
„Ueber'n Sternen muß er wohnen!"

Und der Baum, der, schwer getragen,
Ueberreichen Segen gab,
Starb schon in den Streckertagen,
Von der Welt betrauert, ab.
Harfen weinten, Nachtigallen
Schlugen bei der Herzen Weh,
Und der Mar ließ Thränen fallen
Auf sein Grab und Blüthenschnee.

Chor.

Bringt ihm Kränze, Millionen,
Der erhaben, längst verklärt,
Noch die Geister weckt und nährt;
„Ueber'n Sternen muß er wohnen!"

Eine Blume liegt zum Lohne
Auf dem Sarge hingeſtreut,
Und die trägt in ihrer Krone
Dankbar die Unſterblichkeit.
Ein Jahrhundert rollte nieder,
Und Jahrtauſende vergeh'n;
Doch ſein Bild und ſeine Lieder
Werden Ewigkeiten ſeh'n! —

Chor.

Hört es all', ihr Millionen:
„Einen Kuß der ganzen Welt!“ —
„Brüder, über'm Sternenzelt“
Fand erſt Schiller ſeine Kronen! —

Karl Große.

Am 10. November 1859.

Vor Hundert Jahren ward geboren,
Aus deſſen Geiſte uns erſtand
Im Tanz der Grazien und Horen
Ein junges, ſchönes Griechenland.
Denn Schiller war es, deſſen Lieder
Die Altermute trieben aus,
Als alle Götter ſtiegen nieder
In ſeiner Seele goldnes Haus.
Ja! Vater Zeus wob ihm die Binde
Der Herrſchaft in das blonde Haar,
Damit er alles überwinde,
Was herrlich nicht und edel war.
Und Pallas hat er ſelbſt erkoren
Zur weiſen Lebensführerin,
Und wieder aus dem Haupt geboren
Erſchloß ſie ihm der Menſchen Sinn.

Hat mit der Aegis ausgerüſtet
Des Hirnes ſchneidenden Verſtand,
Daß alles, was gemein ſich brüſtet,
Er, wie die Gorge, überwand.
Und aus des Herzens ſtillen Räumen
Stieg Anadyomene auf,
Vollendete in hohen Träumen
Bald als Urania den Lauf.
So ſtieg er höher noch und höher
Umfluthet von des Aethers Glanz
Und flocht, ein neuer Griechiſcher Seher,
Der Menſchheit ihren Siegeskranz.
Und bei der goldnen Leier Klange
Gab er dem Worte die Geſtalt,
Daß es auf ſeinem Weltengange
Bezaubere mit Allgewalt. —
Gleich wie Phoebos Apollons Strahlen
Entlocken aus der Erdenmacht,
Frei von des ſtarren Winters Qualen,
Des jungen Lenzes Farbenpracht,
Und wie aus Delphis heil'ger Grotte
Entſtrömt es dem entzückten Mund;
Es ward der Seher ſelbſt zum Gotte
Und gab uns ſeinen Willen kund.
Der Wahrheit Glanz, der Freiheit Leben
Sie ſind den Erdgebornen all
Als treuer Leiter beigegeben
„In That und Wort, in Bild und Schall"
Und in die reiche Welt des Schönen
Griff er, wie ein Titanenſohn,
Und thürmt beim Sange der Kamönen
Den Oſſa auf den Pelion, —

Und web des Ideals Gebilde
Mit übermächt'ger Meisterhand,
Und seht! auf dem Achillesschilde
Die Erde und der Himmel stand.
Als dann inmitten seines Strebens
Der Götterbote ihm genaht —
Da floß der letzte Tropfen Lebens
Und seine Saaten werden That.
Im unerreichten Jugendschimmer
Bleibt er der Menschheit ewig nah,
Und bietet jetzt und bietet immer
Ihr Nektar und Ambrosia.

Hase.

Jena.

Ansprache des Ober-Bürgermeisters Schenk

auf der Schillerstätte im Garten der Sternenwarte am 11. November.

Die geistigen Führer einer Nation gehören nicht blos der Zeit an, in welcher sie lebten und wirkten; sie bleiben Ehrenbürger der Nachwelt, für welche die Früchte ihrer schöpferischen Thätigkeit ein köstliches Vermächtniß geworden sind. Von solchen Führern des letzten Jahrhunderts, durch deren mächtiges Zusammenwirken das deutsche Geistesleben neu und glänzend sich erhob, ist's vor Allen Einer, der dem deutschen Volke durch seine Schöpfungen für immer auf das Innigste an's Herz gewachsen ist: Unser hochgefeierter Friedrich von Schiller. Zwischen ihm und der deutschen Nation hat sich ein unlösslich Band geknüpft, denn er hat wie kein anderer Dichter es verstanden, mit seinem Worte warm zu den

Herzen seines Volkes, ja zu den Herzen aller Menschen zu sprechen, tief und lebendig auf den Charakter seiner Nation einzuwirken, sein Volk zur wahren Humanität zu erziehen. Seine Lieder verherrlichen die Würde des Menschen, den reinsten Adel der Seele, Geistes- und Gewissensfreiheit und Alles, was das menschliche Leben nur irgend Edles hat. In seinen Werken ist ewige Jugend, höchste sittliche Begeisterung, Thaten erweckende Kraft, glühender Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige, reiner Ernst und Eifer für alles Wahre und Schöne. In solcher Weise hat er sein Volk erhoben, geläutert, zu hohen idealen Zielen herangeführt. Begeistert sieht die deutsche Jugend zu ihm, wie zu einer hehren Lichtgestalt hinauf; durch ihn fühlt sich das Herz der deutschen Frauen, deren Stellung er so tief erfaßt und in seinen Dichtungen verewigt hat, mächtig gehoben, und auf den Mann im reifern Alter wirken all' seine herrlichen Worte, wie liebliche Klänge aus der Jugendzeit dem Gedächtniß bekannt, mit erneueter Stärke in ihrer vollen Bedeutung.

Mit gerechtem Stolze kannst du, unser Deutschland, auf einen Dichter sehen, der dein volksthümlichster Sänger nicht nur für heut' und morgen, vielleicht für alle Zeiten geworden ist, dessen Leben und Wirken einem Siegeszuge des menschlichen Geistes über den Erdball vergleichbar ist. Wie bei seinem Heimgange ein Ton der tiefsten Klage durch das deutsche Volk hindurchging, so feiert jetzt ganz Deutschland, feiert man, so weit die deutsche Zunge klingt, den 100jährigen Tag seiner Geburt als ein nationales Freuden- und Gedächtnißfest und bewährt mindestens in solcher Feier sein Wort: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Mit besonders freudigem Stolze bringt unser Weimarland dem hohen Genius die verdiente Huldigung, feiern die Schwesterstädte Weimar und Jena vereint dieses Ehrenfest. Unserem hohen, kunstsinnigen Fürstenhause, unserm unvergeßlichen Karl August, dem eifrigsten Schützer aller Künste und Wissenschaften, der das Wehen

der Zeit und der Geister verstand, haben wir zu danken, daß der große Dichter, am Ufer des Neckar geboren, an den Ufern der Saale und der Ilm eine neue Heimath gegen die früh verlorene eintauschte, daß er 16 volle Meisterjahre, zuerst unserer Hochschule als gefeierter Lehrer und dann dem weimarischen Musenhofe als glänzende Zierde angehört hat.

Nachgeborene Geschlechter rechnen es sich zur Ehre, Bürger derselben Stadt zu sein, in welcher ein Mann von solcher Bedeutung gelebt und gewirkt hat; mit gehobenem Gefühle betonen wir, daß der volksthümlichste Dichter der Nation ein volles Jahrzehnt in unsern Mauern Heimath gehabt hat, ein volles Jahrzehnt unser Mitbürger gewesen ist. Hier an dieser Stätte, wo wir stehen, hat er einst gewohnt, hat er, wie uns schon dort der Denkstein sagt, gedichtet, hat von hier aus für die edelsten Güter der Menschheit erfüllt und begeistert*). Dieser Garten mit den alten hohen Bäumen noch aus jener Zeit war sein eigenes Besitzthum, für ihn ein Stück Heimathland, von dem er selbst geschrieben, daß ihm der erste Abend auf eignem Grund und Boden von der fröhlichsten Vorbedeutung gewesen sei. Drum steht auch hier auf dieser geweihten Stätte vor uns das Bild des großen nationalen Dichters, von edler Frauen und Jungfrauen Hand mit dankbarem Herzen gewidmet, von uns mit dankendem Herzen

*) An der westlichen Ecke des Gartens befand sich bis zur Errichtung der Sternwarte ein kleines Häuschen von achteckiger Quadrat-Anlage, erhalt mit einer Säulenhalle an dem ersten und einzigen Stock desselben führenden Freitreppe. In diesem Gartenhause schrieb Schiller 1799 den Wallenstein. Im Jahre 1846 errichtete der geheime Hofrath Professor D. Kieser, d. Z. Präsident der Leopoldino-Carolinischen Akademie, an der Stelle, wo das Häuschen gestanden, einen Gedenkstein, bestehend aus einem rohen nordischen, erratischen Granitblocke, welcher die eingehauene Inschrift trägt:

HIER
SCHRIEB
SCHILLER
DEN
WALLENSTEIN
1799.
D. G. KIESER ERBXIT 1846.

entgegengenommen. Hier laßt uns ihm von Neuem unsre Liebe und Verehrung bringen! Ganz Deutschland windet in diesen festlichen Tagen ihm Kränze; legen auch wir einen frischen Lorbeer auf das erhabene Dichterhaupt!“

Zwei ferne Dichter.

Trinkspruch zur Schillerfeier am 11. November 1859.

In Jena, an der Saale Strand,
Sind wir vereint zur guten Stunde,
Hier, wo einst Schiller lehrend stand,
Umdrängt von Hörern in der Runde,
Hier wird von uns gar hochbeglückt
Das schöne Jubelfest begangen,
Nach dem mit Sehnsucht und Verlangen
Manch deutsches Aug' herüberblickt.

Und manches deutsche Bruderherz
Es weilte gern in unsrer Mitte,
Das einst entteilt voll tiefem Schmerz
Dem Heimatland mit Flüchtlingsschritte.
Tönt's nicht wie ferner Glockenklang
An Euer Ohr? wie dumpfes Brausen?
Hört Ihr's nicht durch die Lüfte sausen,
Wie allgewalt'gen Sturmesdrang?

Das ist des deutschen Geistes Gruß,
Der Gruß der fernen deutschen Brüder,
Womit im schwellenden Erguß
Ihr Sang sich mischt in unsre Lieder.
Von Nord und Süd braust es daher,
Von Ost und West mit Liebesschwingen

Doch will ich mir einbilden, daß ich für begangene Sünden büße! Immer kann's nicht so bleiben, und der Himmel wird wieder blau werden über Wittelsbach.

Gearbeitet habe ich doch. Wie? Darauf kommt's nicht an. Mit dem Klinger bin ich fertig und würde ihn gleich mitgeschickt haben, wenn mein Herr Wirth mir nicht angelegen hätte, ihn lesen zu dürfen. Vielleicht macht es ihn menschlich und er schreibt mir einen Thaler weniger an. Schickt mir um Gottes willen Bücher. Ich habe des Tages ein halb Dutzend fürchterlich leere Stunden, wo ich melancholisch werden müßte, wenn ich sie nicht verlesen könnte. Ich stehe alle Morgen um halb sechs, auch fünf Uhr auf, weil ich nicht länger schlafen kann, aber arbeiten kann ich nichts vor acht Uhr.

Wie geht's Euch aber? Seid Ihr zufrieden? Ist Huber fleißig? Ist Minna gesund? Und Körner? — arbeitet er noch gern in dem Weinberge der Commercien-deputation?

Meinem beleidigten Dorchen schicke ich diesen Einschluß zur *schleunigsten, gewissenhaftesten* und *pünktlichst-gütigsten* Besorgung.

Sie möchte so gütig sein und anfragen lassen, wann man die Antwort könnte abholen lassen, oder ob sie geschickt werden würde. Wenn Arnims noch nicht wieder in Dresden wären, so soll die Minna, oder wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen. Aber ich lasse Dorchen recht sehr bitten, die Botenfrau ja nicht weggehen

Um uns in's tiefste Herz zu dringen,
Schallt's fern herüber über's Meer.

Doch horch, aus all dem bunten Chor
Von tausendstimm'gen Jubelklängen,
Die Deutschland's Schillerfest umdrängen,
Schwingt sich ein Doppelsang empor.
Fern tönt es her vom Themsestrand,
Von Englands stammverwandter Küste,
Und grüßt das deutsche Heimatland,
Das lang entbehrte — schwervermißte.

Zwei Dichter sind's von seltener Art,
Die feuchten Blicks herüberschauen,
Und sich zur deutschen Sängerfahrt
Die goldne Liedesbrücke bauen.
Dem Schillergenius verwandt,
Trägt ihres Sanges Prachtgefieder
Den Geist zur Heimat deutschen Lieder,
Aus der sie selber, ach, verbannt!

Ihr kennt sie wohl, denn ihre Namen
Sie strahlen hell in Ruhmesglanz,
Und um ihr Bild in lichtem Rahmen
Schlingt sich der frische Lorbeerkranz.
Sie dürfen nie und immer fehlen,
Wo's deutschen Sanges Ehre gilt,
Denn leuchtend führt im Wappenschild
Ihr Geist und Lied den Schmuck der Seelen.

Längst ist gesühnt des Irrthums Schuld
In edlen deutschen Männerherzen,
Sie harren schweigend in Geduld:
O eine Thräne ihren Schmerzen! —

Drum füllt die Gläser bis zum Rand:
Ein Hoch! den fernen Zwei zu Ehren,
Und — daß das deutsche Vaterland
Sie nicht für immer müß' entbehren!

Gustav Steinacker,
ev. Pfarrer zu Buttelstedt bei Weimar

Altenburg.

Festrede von H. J. Finke.

Hochgeehrte Anwesende.

Ein Gedanke hat heute auf dem Altare des Vaterlandes die Festeskerzen angezündet. Es schlagen die deutschen Herzen einig in diesen geweihten Tagen, einig in der Begeisterung für einen edelsten Sohn des Vaterlandes, der heute vor hundert Jahren in einem kleinen deutschen Städtchen am Neckar das Licht der Welt erblickte. Auch wir segnen die Stunde, die ihn gab, ihn, unseren deutschesten Dichter, unseren Friedrich Schiller. Und nicht nur im großen weiten Vaterlande, über dem Ocean, überall, wo in fernen fremden Landen deutsche Herzen schlagen, oft deutsches Heimweh bangt, und deutscher Geist und deutscher Fleiß Saaten für die Zukunft fremder Nationen streut, vereinigen sie sich heute, seinen Namen zu ehren, sein Gedächtniß zu feiern. Das ist keine künstlich erregte Begeisterung, keine Mode des Augenblicks, auch keine Demonstration einer Partei, das ist etwas tiefinnerliches, im Leben aller deutschen Stämme bewährtes und seit lange gepflegtes, so etwas ist da, ohne gerufen zu sein, wie ein Naturerzeugniß, wie eine schöne Blume, welche sich entwickelt hat aus dem Saamen, den Er den deutschen

Herzen anvertraut, Er, unser unsterbliche Schiller. Zu seinem Marmorantlitz blicken Tausende auf in diesen geweihten Stunden, wie zu einem schönen Stern, der ihre Jugend erhellt und begeistert, der ihnen vorangeleuchtet, der sie geführt hat aufwärts aus dem Staube in das Reich schöner, unvergänglicher Ideale. Von seinen Lippen strömten die Klänge, in denen der erwachte Jüngling, die träumende Jungfrau das süße Geheimniß ihres Herzens ausgesprochen fühlten, von seinen Lippen flossen die schönen Wahrheiten, die Orakelsprüche, die wir uns in allen Lagen und Stimmungen des Lebens in das Gedächtniß rufen, die nicht nur der Jüngling, die auch der gereifte Mann, als den vollendeten Ausdruck seiner eigenen Empfindungen und Gedanken, so vielfach wiederholt. Und wer da im reiferen Mannesalter, im vollen Kampfe mit der Welt, das Reale überschätzend, sich von dem Dichter entfernt haben sollte, er wird immer wieder zurückkehren müssen zu dem hohen sittlichen Menschen, der aus allen Werken Schillers hervorleuchtet, der uns kräftigt und erhebt, da wo wir sinken könnten — kräftigt und erhebt in der Werthschätzung sittlicher Freiheit, Wahrheit und Tugend. Die reinen Glockentöne seiner Poesie läuteten überall im Vaterlande einen Kultus des Schönen und Wahren ein, dem gläubige Herzen begeistert anhängen werden, so lange es deutsche Herzen unter uns gibt.

„Drei Worte nannt er uns, inhaltschwer, Sie gehen von Munde zu Munde, Doch stammen sie nicht ꝛc." Diese Worte des Glaubens, der Glaube an die sittliche Freiheit des Menschen, der Glaube an die Tugend, der Glaube an die Liebe, Allmacht und Ewigkeit Gottes, leuchten aus allen Werken unseres erhabenen Dichters. Nicht der Freiheit des Marktes, nicht dem Wahne extremer Parteien hat der Genius unseres Schillers gehuldigt, er diente weder einem Pöbel in Lumpen, noch einem Pöbel in Seide, sein Ideal war die sittliche Freiheit, für sittliche Freiheit, Wahrheit und Tugend seine Nation, ja die Nationen zu begeistern, darin

erkannte er seine Mission, das war die große Aufgabe eines sich im Dienste der Menschheit aufopfernden Lebens.

Und das ist es, was uns, seinen Schöpfungen gegenüber, zugleich mit der Begeisterung für den Dichter jene höhere Begeisterung einflößt für den alle seine Werke überragenden erhabenen und schönen Menschen.

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Unsterblicher! Dein Tag ist gekommen! Du bist heute gleichsam auferstanden in dem Herzen Deiner Nation. Du, Fürst im Reiche des deutschen Geistes, siehe! ein ganzes Volk blickt heute zu Dir auf in Dankbarkeit und Verehrung. Und wie man an einem hohen Festtage einen werthvollen deutschen Familienschatz enthüllt und sich an den Perlen und Edelsteinen, dem kunstvoll getriebenen Golde, den leuchtenden Diamanten erfreut, und sich zur Ehre des Tages wohl auch damit schmückt, so lassen Sie uns, hochgeehrte Anwesende, den Schatz mindestens überschauen, den uns der Gefeierte hinterlassen hat, als ein kostbares Vermächtniß.

Es tritt uns zunächst, einem ungeschliffenen Diamanten gleich, entgegen die erste Gabe des achtzehnjährigen Jünglings, sein großes Drama, die Räuber.

Ganz gegen seine Neigung war Schiller, durch das Dienstverhältniß, in welchem sein Vater zu dem Herzog Karl von Würtemberg stand, Eleve der Karlsschule geworden.

Unter dem Drucke einer soldatischen Disciplin, die auch den Geist in Reihe und Glied halten wollte, und jede freie individuelle Entwickelung als Subordinationsfehler bestrafte, entstand der

dramatiſche Coloß, ſeine Räuber, nach einem gewiſſen Natur geſetz, das auch im Reiche des Geiſtes herrſcht, je ſtärker der Druck, je höher der Strahl der Fontäne. Wer fühlte in dieſem großartig angelegten, doch maßlos überſprudelnden Jugendwerke, nicht jene hinreißende Beredtſamkeit der Leidenſchaft, die durch den Druck äußerer, den Genius einengender Feſſeln erwacht, über die Ungleichheit der Stände, die Verrechte privilegirter Menſchen und Verhältniſſe, über alles hiſtoriſch Gegebene hinweg nach einem Utopien ſchmachtet? Und doch, wer fühlte nicht neben dieſen Ausſchweifungen eines gereizten Gemüthes, neben allen Uebertreibungen einer überſchwenglichen Jugendphantaſie nicht bereits die Sprache des Genius in Stellen wie die Karl Moors:

„Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Erdkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Wüſte mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elendes zu zergliedern.“

Die Räuber, Kabale und Liebe, Fieske, ſelbſt ſein bereits geläuterter Don Carlos, ſind Werke der Gährungsperiode und nicht blos der Gährungsperiode des Dichters. Die Ideen und Leidenſchaften jener Zeit, die philoſophiſchen Gedanken, welche alle mitſtrebenden Geiſter erfüllten, klingen in ihnen wieder, noch ringend nach objectiver künſtleriſcher Geſtaltung.

Wohl verdanken ſie ihren ungemeſſenen Erfolg der großen dramatiſchen Kraft, dem hehen Pathos, das bereits, namentlich in ſeinem Don Carlos, den größten Tragiker verkündet, der ſeit Shakespeare über die Bühne geſchritten, ſie konnten aber nur in ſolcher Stärke, wie ſie es gethan, auf die deutſche Nation wirken, weil ſie eine mitleidende war, und ſich in den Werken unſeres Dichters in ihrem ganzen idealen Drange, in ihrem innerſten

Leben und Weben ausgesprochen fand. Und so sehen wir immer und überall, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, den Boden bereitet für ihre Seher und Propheten, für die gewaltigen Geister, welche mit der Fackel ewiger Wahrheit zuweilen hineinleuchten müssen in die dichteste Finsterniß der Massen.

Es wandte sich der Dichter nach dieser Gährungsperiode und einem vielfach bewegten Leben, das im Einzelnen zu verfolgen nicht Sache dieser Festesstunde sein kann, mit aller Energie seines Geistes historischen und philosophischen Studien zu. Seine Geschichte des Abfalles der Niederlande ist eine Frucht dieser Periode. Mit welcher Empfindung malt er in diesem großartigen Werke die Leiden eines unglücklichen Volkes, die Leidenschaft und den Haß der Parteien, wie plastisch und wahr zeichnet er die Märtyrer und Helden des großartigen Kampfes, wie kennzeichnet er die finstere Macht, die in der trostlosesten Arbeit, eine edelste Volkskraft zu vernichten, nur ihre eigene Vernichtung erreicht. Zugleich stellt uns sein Genius in diesen historischen Arbeiten ein ewiges Muster hin, Geschichte eindringlich, gefällig und erhebend zu schreiben, nicht den eigenen Geist, sondern den Geist der Zeit herauszuarbeiten aus dem unwahren Wust, mit dem die Leidenschaft der Parteien selbst die Thatsachen überlagert. An die Stelle abgestandener, vom Studium abschreckender Formen treten die schönen Formen seiner klassischen Beredtsamkeit. Und, von welcher unendlichen Wichtigkeit für die Entwickelung unseres Dichters werden ihm diese Studien! Er lernt seine Ideale prüfen an den wirkenden Kräften, die seit Jahrtausenden die Völker bewegten. Besonnenheit tritt an die Stelle leidenschaftlicher Erregung. Er gewinnt den Standpunkt, den der Dichter einnehmen soll, die hohe Zinne, die den Blick nicht am Einzelnen haften und verzweifeln läßt, die ihn erweitert und stark macht, das große, immer vernunftgemäße Ganze zu erfassen; seine Begeisterung wird dadurch nicht gelähmt, sie wird um so feuriger für das Wohl dieses großen Ganzen entzündet, um

ſo lebendiger beſtärkt in dem Glauben an die ewige Gerechtigkeit eines höchſten Weſens, in dem Glauben an eine ſittliche Weltordnung, den Glauben an die ſittliche Freiheit des Menſchen, in dem Glauben an Wahrheit und Tugend.

Ueberall, auch in den proſaiſchen Arbeiten Schillers, in dieſen geſchichtlichen ſowohl wie in ſeinen Briefen über die aeſthetiſche Erziehung des Menſchen, über Anmuth und Würde, über naive und ſentimentale Dichtung, über den moraliſchen Nutzen aeſthetiſcher Sitten, ſpricht der große Geſetzgeber, der Genius, deſſen Grundton uns zwingt zu lauſchen auf jedes Wort ſeiner göttlichen Offenbarungen.

Schiller ſehnte ſich in dieſer Zeit nach einem ſicheren praktiſchen Wirkungskreiſe. Er wurde ihm, durch die thätige Verwendung Goethes, an der Univerſität Jena, wohin er, empfohlen durch ſeine Geſchichte des Abfalles der Niederlande, für den Vortrag der Geſchichte berufen wurde. Hier umfing ihn der lang erſehnte Frieden der Häuslichkeit, an der Seite einer theuren Lebensgefährtin. Im ſteten nächſten Verkehr mit einem Wieland, Herder und Goethe, bereitet ſich die Zeit ſeiner ſchönſten Blüthe vor. Durch die immer innniger werdende Verbindung mit Göthe, durch ſeine endliche Ueberſiedelung nach Weimar ſehen wir ihn ſich wiederum mit voller Seele ganz und ungetheilt der Poeſie hingeben. Werke wie Wallenſtein, Wilhelm Tell, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina, Iphigenia in Aulis, Turandot, Phädra, auch die beſten ſeiner Balladen, lyriſchen Gedichte und Epigramme gehören in dieſe Zeit.

Und während ſich die Welt ſtritt, wer der größte unſerer großen Dichter, während ſich die Gebildeten in Schiller und Goethelager theilten, gingen unſere größten Geiſter Hand in Hand, theilten ſich ihre Schöpfungen mit und erſtarkten an einander in dem fruchtbarſten Austauſch ihrer Gedanken.

Wer der Größte von Beiden?

Was auch die Sonne beleuchtet, ob ihre Strahlen ein buntes Menschengewühl oder eine herrliche ideale Landschaft erhellen, es ist immer die Sonne, welche unser Auge sehen lehrt alle zuvor in Nacht verborgen gewesenen Wunder der Schöpfung. So ist es auch immer nur die eine Sonne, die Sonne des Genius, welche uns erwärmt und erleuchtet in diesen beiden Gestirnen, die da glänzen an dem Himmel der deutschen Poesie. Und wenn wir dich, unsterblicher Schiller heute als einen Propheten, als einen Seher der Zukunft, als einen Fürsten im Reiche der Geister, das Antlitz gewandt gegen den Aufgang des Lichtes, einherschreiten sehen auf dem Piedestal, das dir dein Jahrhundert errichtet, so schauen wir für alle Zeit neben dir, in olympischer Ruhe thronend jenen zweiten gewaltigen, deutschen Geist, der in alle Tiefen des Menschenlebens und der Menschenseele hinabgeleuchtet, und das Silber und Gold ewiger Lebenswahrheiten so unverfälscht zu Tage gefördert. Wohl war er glücklicher wie du, ewig ringender und kämpfender Titane. Ihn sehen wir nur in griechischer Heiterkeit im Leben leben, und vom Leben angeregt dichten, überall bemüht mit erhabener Ruhe die Gegensätze auszugleichen. Du, mit deiner heißen Sehnsucht nach einer besseren Welt, du lebtest kaum in dieser, das Jahrhundert war deinem Ideal nicht reif, du lebtest ein Bürger derer, welche kommen werden; nicht in müßiger Ruhe träumtest du jedoch von einer besseren Zeit, nein, mit der ganzen Begeisterung deiner Seele bautest du den Boden an für die Ernte künftiger Geschlechter. Du sehntest dich nach der Flur, wo die Blumen erblühen, die dir die göttliche Poesie, dein Mädchen aus der Fremde zuführte, dein Volk aber war es, dem du sie zu unverwelklichen Kränzen gewunden.

Es erhebt uns der Adlerflug dieses Geistes überall über die gemeine Wirklichkeit, und indem wir ihm folgen, fühlen wir zugleich unsere höhere Bestimmung als Menschen; von einer sittlichen Erhebung erfüllt legen sich uns alle jene höchsten Pflichten

näher an das Herz, deren Mahnungen wir so leicht im Geräusche des Lebens überhören. Und darin liegt nicht der geringste Werth seiner Dichtungen, insbesondere für die aufstrebende deutsche Jugend. Nicht den Boden der Wirklichkeit soll sie verlieren über unerreichbaren Idealen, aber sie soll auch nicht wurzeln im Staube, sie soll diesen Idealen im Geiste ihres Dichters nachstreben und nachleben, sie soll nicht in kurzsichtiger Mühe den Blick verlieren zu den ewigen Sternen, welche die Menschheit zu allem Schönen und Guten leiten.

Und wenn endlich der Dichter sich so gerne flüchtet aus der rauhen Prosa seiner Zeit in die schöne Welt griechischer Ideale, folgt er ja nur einem Zuge, der das deutsche Geistesleben beherrscht. Was uns Schönes und Ewiges entzückt in den Gebilden und geistigen Werken dieses genialen Volkes, was da Herrliches gediehen unter der schönen Bläue des griechischen Himmels, unter dieser Nation von Poeten, das hat ja deutsche Kunst und Wissenschaft seit lange zu unserem Eigenthume gemacht, und wohl ist es angethan, den Geist, die Phantasie des Dichters anzuregen und in den herrlichsten Blüthen zu entfalten. Die Götter Griechenland's, die Klage der Ceres, Hektors Abschied, — wer wollte diese Meisterwerke Schillers missen, blos weil die Götter der alten Hellenen nicht unserem nordischen Himmel angehören?!

Freier und leichter, in sanft strömender Empfindung fließen seine Elegieen so bald er wandelt unter Cypressen und Lorbeeren, schwärmend für die ideale Gestaltung der Natur, in der sich der griechische Geist gefallen, schwärmend für das goldene Jugendalter einer Nation, für eine Zeit,

> Da der Dichtung zauberische Hülle
> Sich noch liebend um die Wahrheit wand,
> Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
> Und was nie empfunden wird, empfand.
> An der Liebe Busen sie zu drücken,
> Gab man höhern Adel der Natur,

Alles wies den eingeweihten Blicken
Alles eines Gottes Spur.

Wahrlich, es fallen uns die Perlen und Diamanten aus dem reichen Vermächtniſſe unſeres Dichters in ſolcher Fülle zu, daß die deutſche Nation daſteht am heutigen Tage geſchmückt wie keine andere, durch den Reichthum dieſes unſterblichen Geiſtes. Was Schiller in der Tragödie geleiſtet, iſt den Meiſterwerken alter Zeiten und Völker würdig an die Seite zu ſtellen. In ſeinem Wallenſtein hat die deutſche dramatiſche Dichtkunſt ihren höchſten Triumph gefeiert, Goethe ſchon ſagt von dieſem Werke, es habe nirgend ſeines Gleichen. Die dramatiſche Kraft Schillers, zu beleben und zu geſtalten, wie glänzend zeigt ſie ſich namentlich in ſeinen Romanzen. Der Graf von Habsburg, der Gang nach dem Eiſenhammer, der Handſchuh, der Taucher, die Bürgſchaft, die Kraniche des Ibykus, welches Leben bieten ſie im engen Rahmen! Wie plaſtiſch ſpringen die Geſtalten heraus, welche Zeichnung, welch glühende Farben! Der zeichnende Künſtler fühlt ſich gedrängt ſie nachzubilden, der dramatiſche ſie darzuſtellen, jede dieſer Romanzen hat die Wirkung eines ganzen Dramas.

Weil Schiller eben ſo großer Denker wie Dichter war, und den durchdringendſten ſchärfſten Verſtand mit einer ſtets erregten tiefſten Empfindung und ungewöhnlichem Reichthume der Phantaſie verband, ſteht er ganz unerreicht da in ſeinen trefflichen didaktiſchen Poeſieen. Seine Künſtler, und endlich — ſein Lied von der Glocke! Wo hat eine Nation Schöneres in dieſer Gattung aufzuweiſen? Seine Glocke iſt wie kein anderes Werk eines deutſchen Dichters im Munde des deutſchen Volkes.

Deutſches Leben, deutſche Sitte, deutſches Denken, Schaffen und Trachten, ja unſer ganzes Leben mit ſeinen Leiden und Freuden entwickelt er an dem einfachen Stoff eines Glockengusſes, in einer Reihe ſo plaſtiſcher und ſchöner Bilder, daß wir mit den Augen zu ſehen glauben, was uns der begeiſterte Dichter mit Worten gemalt.

zu laſſen, ohne mir von dorther Antwort mitzunehmen, wenn man in der Stadt iſt.

Nachrichten von Euch allen erwarte ich mit Ungeduld. Laßt mich vergeſſen, daß ich hier allein und verlaſſen bin. Ich bin oft bei Euch — und aus mehr als einem Grunde. Glaubt mir das.

Adieu. Adieu.

Huber möchte mir neue Contemporains, und was er ſonſt aufbringen kann, ſchicken. Wenn Briefe angelangt wären, ſo gebt ſie ja der Botenfrau mit. Sie koſtet mich ſechs Groſchen; alſo muß ich ſuchen, allen möglichen Profit von ihr zu ziehen.

Noch einmal adieu.

G.

Dank Euch für Eure Sorgfalt um einen armen Robinſon — Euer liebes gutes Andenken und Mitleiden und engliſches Bier. Alles iſt richtig und glücklich und äußerſt willkommen angelangt, wie ein warmer Regen auf eine verſengte Flur. Eure Geſundheit will ich ordentlich mit Andacht trinken.

Zwei Cryreſſen — auf einen Tag! Das geht dicke zu! Meinen werdet Ihr nunmehr ſchon abgefertigt haben.

Dalberg hat meinen letzten Brief an den bewußten Ort geſchickt, und erwartet alſo die Antwort. Der Carlos iſt für Mannheim angenommen.

Und dieses reiche Leben schloß sich ab in einer kleinen deutschen Residenz.

Unter der Aegide eines Fürsten des Ernestinischen Stammes blühte der Musenhof Weimars, lebte mit einem Goethe, einem Herder und Wieland auch der Lieblingsdichter der deutschen Nation, unser Schiller.

Fürsten desselben, des Ernestinischen Stammes, ein Friedrich der Weise, ein Johann der Beständige, ein Johann Friedrich der Großmüthige waren es, unter deren Schutze dem deutschen Geiste sein kühnstes Volk, die Reformation gelang.

Und wieder ist es ein Fürst desselben, des Ernestinischen Stammes, an dessen Seite der Dichter blühte, der, aus dem Geiste der Reformation heraus, ein Evangelium sittlicher Freiheit, Wahrheit und Tugend verkündet.

Der heutige Tag, der 10. November, wird allen Stämmen deutschen Blutes ein heiliger Tag bleiben. Er schenkte uns Luther, den Apostel der Reformation, er schenkte uns Schiller, den Apostel der sittlichen Freiheit, Humanität, Wahrheit und Tugend.

Und wie heute Deutschland einig dasteht in der Begeisterung für seinen Dichter, so wird, das hoffen wir zu Gott, dem Allmächtigen, auch aller Hader der Parteien verschwinden, so werden alle Stämme deutschen Blutes dasteben wie ein Stamm, wenn es gelten sollte, die heiligsten Güter deutscher Nation zu wahren und zu erhalten.

Und so leget nieder die Kränze der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit, leget nieder den Kranz des Ruhmes vor Euren Dichterfürsten.

Toast,

gesprochen bei der geselligen Vereinigung im Schützenhause.

Das ist ein Tag, den Gott gemacht,
Ihm strahlt das Licht, ihn flieht die Nacht. —

In dieſes Tages Herrlichkeit
Wird uns das Herz ſo warm, ſo weit,
Wenn von den Sternen niederblickt
Der Geiſt, der dieſen Tag geſchickt.

O, Vaterland, mein Vaterland,
Gott hat dir dieſen Tag geſandt,
Damit er allen Völkern weiſt
Was deutſches Herz und deutſcher Geiſt,
Daß alle Völker ſollen ſehn,
Wie wir ein Volk zuſammengehn,
Und aller Zwietracht ſprechen Hohn,
Als eine deutſche Nation.

O, Vaterland, mein Vaterland,
Gott hat dir dieſen Tag geſandt,
Damit du nicht in ird'ſchen Mühn
Läßt Himmelsgüter dir entfliehn,
Nicht ängſtlich auf die Erde ſchauſt,
Am Werk des deutſchen Geiſtes bauſt,
Schmückt er dir deinen Dichter heut
Mit Kränzen der Unſterblichkeit!

Mein Vaterland, mein Vaterland!
Gott hat dir dieſen Tag geſandt,
Er ſei ein Eckſtein deiner Macht,
Er ſei ein Licht in dunkler Nacht,
Er ſei ein Troſt in deinem Leid,
Ein Grundſtein deutſcher Einigkeit!

H. J. Finke.

Eisenberg.

Prolog zur Säcular-Feier von Schiller's Geburtstag

am 10. November 1859.

Durch alle Gauen rauschen Festesklänge,
Ganz Deutschland feiert einen Jubeltag;
Von tausend Lippen schallen Weihgesänge,
Sie tönen über Land und Meere nach.
Begeistert strömt das Volk im Festgepränge
Zu eines deutschen Barden Sarkophag,
Den mit dem edlen Fürsten, mit dem Freunde
In Tod und Leben eng das Schicksal einte.

O tretet heut im Geist an seine Wiege
In kleinen Hauses ungeschmücktem Raum!
Betrachtet ernst des Kindleins zarte Züge,
Umwoben von der Unschuld süßen Traum! —
Daß einst sein Ruhm es zu den Sternen trüge,
Versprach sich auch die kühnste Hoffnung kaum.
Kein Seher sah, daß einst der deutschen Erde
Dies holde Kind zur Oriflamme werde.

Nicht immer theilt die Gunst der Uraniden
Nach Rang und Würden ihre Gaben aus;
Schon oft betrat der Götter Fuß hienieden
Die niedre Hütte, das bescheidne Haus,
Wohin die Unschuld des Gewissens Frieden
Gerettet aus des lauten Markts Gedrang'
Wo noch auf unentweiheten Altaren
Man frommen Sinns verehrt des Hauses Laren.

Heil dreimal dir für alle, alle Zeiten,
Du stilles Haus am grünen Neckarstrand!
Denn über deine niedre Schwelle schreiten
Die Himmlischen, dem Kindlein zugewandt,
Verheißen ihm Unsterblichkeit und breiten
Wie segnend über seinem Haupt die Hand,
Beschenken es mit allen jenen Gaben,
Die nur die Götter zu vergeben haben.

Die Psyche schwebt auf rosigem Gefieder
Um seine Wieg' als lichter Genius;
Die Chariminnen steigen zu ihm nieder:
Pallas und Hermes neigen sich zu Gruß;
Auf seine Lippen haucht der Gott der Lieder
Mit allen Musen sanft den Weihekuß
Und auf die edle Stirn, der Seele Spiegel,
Drückt Zeus Kronion ihm der Hoheit Siegel.

Und schaut! — Was ihm der Götter Gunst gegeben,
Was ihm freigebig die Natur verlieh,
Es sproßt' empor zu reichem, schönen Leben,
Zu einem Ganzen voller Harmonie,
Das durch der Kräfte schön vereintes Streben
Zur edlen Hesperidenfrucht gedieh,
Zur goldnen in krystallenreiner Schale
Und werth zu prangen bei der Götter Mahle.

Ihr kennt es wohl, das Kind, das gottgeweihte,
Dem solch erhaben Loos von oben ward;
Der Dichter ist's, des deutschen Volkes Freude,
Der Mann von deutschem Blut und deutscher Art,
Zu dessen goldnem Wiegenfest sich heute
Das ganze deutsche Volk zusammenschaart;

Denn weh' dem Land, das seine Koryphäen
Engherzig kann und schweigend übersehen!

Der Dichter ist's, der edelste von allen,
Die je das goldne Saitenspiel gerührt,
Den in des Musentempels heil'ge Hallen
Phöbus Apollo selber eingeführt,
Er, dem des Volkes Lobgesänge schallen
Zum Dank, der seinem Liebling wohl gebührt,
Und über dem bekränzten Monumente
Reicht sich ganz Deutschland heut die Bruderhände.

„Ein Dichter nur?!" — so mögen Manche fragen,
Die nie geahnt, was edle Dichtung sei;
„Ein Dichter nur?!" — wird die Beschränktheit sagen,
„Was nützt dem Leben eitle Dichterei? —
„Und einen Dichter zu den Sternen tragen,
„Ist das nicht Thorheit, nicht Abgötterei? —
„Durch Worte nicht, o nein, allein durch Thaten
„Wird sich die wahre Größe stets verrathen." —

Wie? — Wollet Ihr nach solchem Maße messen
Des Dichters Werth, der Dichtung Wunderkraft? —
Wie? — Könntet Ihr stumpfsinnig es vergessen,
Was das lebend'ge Wort für Großes schafft? —
Ist für der Menschheit heiligste Interessen
Der Sinn in Euern Herzen so erschlafft,
Daß für des Geistes reichste, schönste Blüthen,
Für edle Dichtung nimmer sie erglühten? —

Des Dichters Wort ist Gottes Offenbarung,
Und jeder wahre Dichter ist Prophet;
Er bietet Geist und Herzen eine Nahrung,
Die über allen Erdgenüssen steht.

Denn was er singt, ist höhere Erfahrung,
Orakelspruch und heiliges Gebet.
Er dient als Priester in der Weisheit Tempel,
Es trägt sein Wort der ew'gen Wahrheit Stempel.

So waren jene herrlichen Propheten,
Die uns der Gottheit Willen offenbart,
In goldnen Sprüchen, Psalmen und Gebeten
Die höchsten Schätze treulich aufbewahrt.
Die Sache, die sie vor der Welt vertreten,
Ist nicht von irdischer, ist höh'rer Art.
Sie sahen klar, was Andre nie gesehen,
Und was sie sangen, kann nicht untergehen.

Auch Du, Verklärter, dessen Wiegenfeier
Das In- und Ausland jubelnd heut begeht,
Bist solch ein Dichterfürst, aus dessen Leier
Der Gottheit heil'ger Athem uns umweht.
In Deinen Liedern glüht ein edles Feuer,
Das aus dem Herzen zu dem Herzen geht
Und es erwärmt in wunderbarer Weise
Dem Jüngling, wie dem Mann, und selbst dem Greise.

Und was Du sangst, das bist Du auch gewesen,
Und wie Du fühltest, hast Du auch gelebt.
Das ist's — o daß wir's nimmer doch vergäßen! —
Was Dich so hoch in unsrer Achtung hebt.
Die Ideale, die Du Dir erlesen,
Du hast sie zu erreichen Dich bestrebt
Begeisterung für Wahrheit, Recht und Tugend
Beseelte Dich von Deiner früh'sten Jugend.

Wie schlug Dein Herz für alles Schön' und Gute!
Welch goldne Saaten hast Du ausgesä't!

Wie kämpftest Du mit ungebeugtem Muthe
Mit jener Kraft, die fest wie Felſen ſteht,
Mit einem Eifer, welcher nimmer ruh'te,
Für Geiſtesfreiheit, für Humanität!
So ſtehſt Du da in hohem Seelenadel,
Ein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Drum iſt Dir auch, wie Du verdient, geſchehen:
Dich haben Fürſten ſich zum Freund geſellt. —
Es ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Denn er beherrſcht, wie dieſer, eine Welt.
Sie ſtehen Beide auf der Menſchheit Höhen,
Gleich lichten Sonnen hoch am Himmelszelt,
Die ſegensreich in die entfernt'ſten Weiten
Belebend Licht und Wärme mild verbreiten.

Sei uns gegrüßt, Du Liebling der Kamönen,
Des deutſchen Vaterlandes Stolz und Zier,
Du hohes Vorbild allen ſeinen Söhnen
In ächtem Seelenadel für und für!
Du Hoherprieſter alles ewig Schönen,
Wir weihen unſre reinſte Huld'gung Dir. —
Nimm hin den Kranz! Denn was Dir einſt das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

M. Haberland.

Sondershauſen.

An Schillers hundertjährigem Geburtstage.

Welch' geſchäftiges Bewegen,
Welch' ein Jubel, welch' Gedränge!
Wie ſich alle Herzen regen
Dieſer feſtlich frohen Menge!

Wie von Norden und von Süden
Deutſchlands Stämme, oft entzweit,
Eins ſich hier die Hände bieten,
Eins in der zerriſſnen Zeit!

Von den Alpen bis zum Meere,
Wo nur deutſche Sprache klingt,
Wo der Genius, der hehre,
Seine ew'gen Lieder ſingt,
Königsſchlöſſer und Paläſte,
Und die Hütte, eng und klein,
Rüſten ſich zum heil'gen Feſte,
Ihrem Sänger ſich zu weih'n.

Ihm, dem Könige der Geiſter,
Bringen Huldigung ſie dar,
Und ihm, des Geſanges Meiſter,
Lauſchet die entzückte Schaar. —
Alles Große, alles Schöne,
Was ein Menſchenherz durchglüht,
Haucht er in des Liedes Töne,
Wo's unſterblich lebt und blüht

Tief verachtend das Gemeine,
Nur dem Höchſten zugewandt, —
War's die Grazie, die reine,
Die ihm ihre Kränze wand.
In dem Reich der Ideale
Waltet' er mit Schöpferkraft,
Von der Schönheit Himmelsſtrahle
Zeugte ſeine Meiſterſchaft.

Jedem edlen, großen Streben
Lieh er das beſeelte Wort;
Uns vom Drucke zu erheben,
Ward ſein Lied der Freiheit Hort:
Und ſo lang' auf deutſcher Erde
Kampft die Geiſter noch bewegt,
Wird gewiß auf deutſchem Herde
Schiller's heil'ge Glut gepflegt.

Darum tummeln ſich die Scharen
An dem Tag zum heil'gen Zug,
Der ihn vor nun hundert Jahren
In das Erdenleben trug;
Zu den theuern Stätten allen,
Wo ſein großer Name glänzt,
Seh' ich ſie im Geiſte wallen,
Laß mann dort ſein Bild bekränzt.

Schmücket ſie, die Gartenzinne
„Wo der Sterne Wort er las",
Wo er mit geweihtem Sinne
Ernſt in Denkerfülle ſaß;
Wo die ewigen Geſtalten
Friedland, Piccolomini
Ihren Zauberkreis entfalten,
In der lieblichſten Magie.

Seid gegrüßt der Ilme Fluren,
Heil'ger weht um euch die Luft,
Hier, hier ruh'n die Dioskuren
In geweihter Fürſtengruft;
Hier im ſeltnen Geiſterbunde
Stellt ein großes Anverſteh'n,
Neue, ungeahnte Kunde
Durch das Reich der Geiſter geh'n! —

Und so kommt zu seinem Bilde,
Schauet ehrfurchtsvoll empor,
Zu des Himmels Lichtgefilde
Steige seiner Lieder Chor! —
Hüllet ihn den Fürst der Geister,
Hüllt ihn in den Hermelin,
Kränzt ihn, des Gesanges Meister,
Mit des Lorbeers ew'gem Grün!

Doch aus unsern deutschen Hainen
Holt den schönsten Eichenkranz!
Er war unser! — Uns, den Seinen,
Gab sein Leben Licht und Glanz.
Voll von göttlichen Gedanken,
Schwört, euch seinem Dienst zu weih'n,
Und zertrümmert all die Schranken,
Die uns hindern, Eins zu sein!

Ehret so den großen Todten!
Macht euch eures Sängers werth,
Daß ihr, was er euch geboten,
Seine heil'gen Flammen nährt;
Daß das Wahre, Gute, Schöne
Säe seine Himmelssaat,
Und daß Deutschlands freie Söhne
Einig stets in Wort und That!

C. Emmerling.

Gotha.

Rede des Oberhofprediger Dr. Schwarz,

gesprochen beim Festmahl im Saale der Casinogesellschaft am 10. November.

Einen hohen Freuden- und Ehrentag des gesammten deutschen Volkes begehen wir heute. — Ein Volksfest im vollsten und schönsten Sinne des Wortes. Lauter Jubel, in Wort wie in Gesang, beim fröhlichen Becherklang wie beim dunkelglühenden Fackelschein; in den Schulen unseres Volkes, in den Hallen der Kunst, auf den offenen Märkten, in des Hauses geschlossenen Räumen; lauter Jubel ertönet überall, Freudenfeuer brennen auf der Berge Höhen und in der Herzen Tiefen, leuchtend weit über Deutschlands Grenzen hinaus, soweit deutsche Herzen schlagen.

Heute beeifern, heute drängen sich Alle, auch die zerstreuten Glieder unseres Volkes, die über die Berge und die Meere zogen,

dem Volke anzugehören, dem er angehörte. Heute verſtummet aller Streit der feindlichen Söhne Einer Mutter, heute verſchwindet aller Unterſchied der geſprengten Stämme und der entfremdeten Stände; wir ſind heute Eins, wir fühlen uns als ein einziges, großes Volk, in dem ſtolzen Gefühle, daß auch Er die Wurzeln ſeiner Kraft in dieſem Volke hatte.

Und was iſt es, das ſo tief gegriffen in des Volkes Herzen, daß es immer wieder, wie zu einer alten Liebe, zu ihm zurückkehrt, daß ſein lange verdunkeltes Bild immer wieder und ſtrahlender hindurchbricht, daß alle Tadler und Verkleinerer, daß ſelbſt ſeine geiſtloſen Nachahmer nicht vermocht haben, ihn mit ſich in die Vergeſſenheit zu begraben?

Schiller, der Dichter des Ideals, iſt der volksthümlichſte unter allen deutſchen Dichtern, deshalb weil ein tiefinnerlicher Zug dieſes Volkes zum Idealen geht, den es in allen Wendepunkten der Geſchichte, in der Kaiſerzeit des Mittelalters, in der Reformation, in der claſſiſchen Periode unſerer Literatur bewähret hat.

Schiller iſt der Dichters des Ideals, ich möchte am liebſten ſagen: der Dichter der Erhabenheit, der nach Schönheit ringt. — Die großen und klangvollen Worte, die wir an ihm kennen, ſie unterſcheiden ſich dadurch von den Declamationen ſeiner Nachahmer, daß ſie nicht Worte ſind, ſondern das Anliegen einer großen Seele, der Wurf einer kühnen Phantaſie, der Aufſchwung eines ſich emporringenden Geiſtes. Seine ganze Natur iſt Aufſchwung, Flugkraft des Geiſtes. Seine Poeſie beginnt mit der kühnſten Auflehnung des Ideals gegen die Wirklichkeit, es iſt die Poeſie der Empörung, da Seelengröße und Geiſtes-Adel bei den Verbrechern — den Moor's, Fiesco's, Lady Milford's — da Plutarch's Heldengeſtalten und Rouſſeau's Naturzuſtand in der Seele des jugendlichen Dichters den leuchtenden Hintergrund bilden zu der Inſectenwelt bürgerlicher Niederträchtig-

Charlotte läßt ſich Euch herzlich empfehlen. Sie wird einige Monate in Weimar zubringen.

Wenn ein junger Schweizer (ein Landſchaftszeichner) ſich melden ſollte, ſo ſchickt ihn zu mir heraus, er kommt von Charlotten.

Mit der nächſten Poſt ſchreibe ich Dir und vielleicht weitläufig — oder wollen wir's auf engliſches Bier anſtehen laſſen. Bis jetzt war mir's durchaus nicht möglich eine Stimmung zu finden, in der ich über gewiſſe Materien ſprechen könnte.

Arnims werden, wenn ſie noch nicht in Dresden ſind, wahrſcheinlich noch heute kommen. Alſo ſchickt meinen Brief morgen Vormittag noch einmal hin, wenn er ſie heute nicht getroffen hat.

Die verfluchten hübſchen Briefe, die Ihr mir geſchickt, haben mir den Kopf ganz verwirrt. — Die Suppe ſteht mich ſchmachtend an, und mein Wirth kann nicht begreifen, daß man über einem Briefe das Eſſen kann kalt werden laſſen. — Alſo Adieu. Viel Kluges erwartet bis jetzt nicht von meinem Fleiße. Der Wille iſt gut, aber Wind und Wetter kämpfen dagegen.

Mit dem auf den Weinberg Ziehen nehmt ein ſchreckliches Beiſpiel an meiner Tharandter Campagne, vollends in einem neuen Hauſe.

Dem Boten gebe ich alſo nichts, weil ich nicht weiß, wie Du accordirt haſt.

Tauſendmal Adieu. Auf den Montag ſchreib' ich Euch wieder.

S.

keit, zu dem in sittlicher Fäulniß untergegangenen Leben der Höfe und Fürsten.

Wir wissen Alle, welch ein langer Weg, welch ein mühsames Ringen zwischen den Räubern und Tell in der Mitte liegt; wie Schiller sich selbst reinigte von dem Titanenthum, von der Lava-Poesie, von allen den Ueberschreitungen und Ungeheuerlichkeiten der Phantasie; wie seine Seele lechzte nach Naturwahrheit, nach Schönheit und Maß und wie er nur durch die gewaltigste Arbeit an sich selbst den Weg fand von der anfänglichen Sturm-Poesie zu den künstlerisch vollendeten Gestaltungen, zu der reichen und harmonisch-schönen Farbenpracht seiner Balladen, zu den großen, lebensvollen kampf- und kriegbewegten Geschichts-Dramen. Er fand ihn durch Leben und Studium, durch die sittigende und veredelnde Kraft der Ehe, durch den Beistand von Philosophie und Geschichte, durch die Versenkung in die Schönheitswelt der Griechen, durch den reichen und hingebenden Austausch mit dem großen Geistes-Antipoden.

Und doch — so erfüllt mit Wirklichkeit auch diese unsterblichen Heldendramen seiner Meisterperiode dastehen, Wallenstein, Maria Stuart, Johanna, Wilhelm Tell; so sicher und nothwendig hier die tragischen Geschicke sich vollziehen; — er blieb der Dichter des Ideals, der modernste unter den modernen, wie ihn sein Freund Körner nannte; der Gedanke war sein Ausgang und die schaffende Kraft, der, mit der Phantasie sich vermählend, den zarten Schleier der Dichtung webt. Nie vielleicht ist der Denker und der Dichter so nahe zusammengetreten wie in ihm, nie das Band zwischen dem Wahren, Guten und Schönen so fest geschlungen. Vielleicht daß öfter der Gedanke zu rasch und gewaltig vergedrungen, ohne in dem stillen und geheimnißvollen Schooße der Empfindung getragen und genährt zu sein, vielleicht, daß die Farben seiner Phantasie oft zu glänzend, um naturgetreu zu sein; seine Poesie ist überall das Werk hoher und reiner Begeisterung, die Leidenschaft einer erhabenen Seele, die Andacht, die Religion des

Schönen. Er iſt ein Prieſter der idealen Welt. Sittlicher Adel iſt der Stempel ſeines Geiſtes, und Nichts iſt wahrer als jenes Wort Goethe's: „Und hinter ihm im weſenloſen Scheine lag, was uns Alle bändigt — das Gemeine.“ Von ſeiner ganzen Poeſie gilt das Wort in der Glocke: „Hoch überm niedern Erdenleben ſoll ſie im blauen Himmels-Zelt, die Nachbarin des Donners, ſchweben und grenzen an die Sternen-Welt.“

So tief er auch in die Wirklichkeit zu greifen ſucht, er ſteigt doch immer wieder in die lichten Höhe des Ideals, er „holt herunter dort der Menſchen ew'ge Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt.“ — Iſt ihm doch das wirkliche Leben ein nie endendes und nie verſöhntes Streben und Kämpfen, Sieg und Verſöhnung nur im Reiche der Ideale, in der Kunſt, wie er ſingt: „Darum flüchte aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken“ und „was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n, es iſt dennoch das Schöne, das Wahre; es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor, es iſt in Dir, Du bringſt es ewig hervor.“

Und dies Ideal, wie bezeichnen wir es mit kurzen Worten? Es iſt der Bund der Freiheit und der Schönheit, es iſt die ſchöne Sittlichkeit. Wenn Schiller ſo allgemein als der Dichter der Freiheit geprieſen wird und auch Goethe von ihm ſagt: „Alles ſtehe bei ihm unter dem Schema der Freiheit“, ſo dürfen wir freilich nicht ſogleich an die Freiheit im politiſchen Sinne des Wortes und an die politiſche Tendenz-Poeſie denken. Mit dieſer hatte Schiller, der ſich ſogar öfters ſtark gegen die Einmiſchung der Politik in die Kunſt verwahrt, wenig gemein. Aber dennoch hatte Goethe Recht. Die Freiheit, im menſchlichen, im ſittlichen Sinne des Wortes, war der Nerv ſeiner Poeſie. Darum iſt er der große dramatiſche Dichter, bei dem Alles zur Handlung drängt, ſelbſt die Lyrik in ſeinen Balladen dramatiſche Bewegung annimmt. Darum iſt in ſeinen Tragödien, die durchaus moderner Natur, das Schickſal zur ſittlichen Weltordnung erhoben,

nichts Anderes als die Bestätigung des Wortes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Aber diese aus der Freiheit geborene Sittlichkeit, das ist wohl zu beachten, soll sich zur Schönheit verklären. Die Pflicht soll sich mit der Neigung versöhnen, das starre Gesetz sich erweichen durch der Anmuth Gewalt. Das ist, möchte ich sagen, das Glaubensbekenntniß Schiller's, Das sein Fortschritt über Kant hinaus. Das der Grundgedanke aller seiner philosophischen Schriften, namentlich seiner „Briefe über ästhetische Erziehung.“ Die Kunst ist es, der die hohe Aufgabe zugefallen, den Zwiespalt des Menschen zu versöhnen, die Leidenschaften zu reinigen, die Sitten zu veredeln. Sie ist nicht ein schönes Spiel allein, sie hat das ernsteste Ziel: — sie ist die Erzieherin des Volkes!

Und hier lassen Sie mich ein Wort einflechten, das ich nun einmal nicht abzuweisen vermag: — über das Christenthum Schiller's. Sie wissen Alle, es gibt Solche, die sich und Anderen den unbefangenen Genuß an den herrlichen Werken der Kunst zu vergällen wissen, durch die sich sogleich verrängende Frage: Aber wie steht's mit seinem Christenthum? — Auch Schiller ist ihrem Verdammungsurtheil erlegen. Die „Götter Griechenlands“ sind zur Anklage gegen ihn erhoben. Die Götter Griechenlands! — die doch nichts Anderes sind als die Verherrlichung der mit heiterer Poesie umflossenen Welt, der poetisch verklärten Natur-Anschauung der Griechen. Und wer sieht nicht, daß diese Sehnsucht nach einer untergegangenen Welt nur der Act einer ästhetischen Versenkung ist, nicht aber ein ernsthaft gemeinter, prosaischer Wunsch; daß Schiller nicht die Vielgötterei wieder herstellen, nicht den Monotheismus verwerfen will, ebenso wenig wie die Naturwissenschaft der Gegenwart das Gesetz der Schwere?

Wahrlich — hat Schiller auch keine Erbauungsbücher im engeren Sinne geschrieben, er hat sein Volk geistig auferbaut und sittlich veredelt wie kaum ein Anderer und ist noch heute durch die

Größe der Gesinnung und den Ernst des Kämpfens ein Führer zu den höchsten Zielen. Er ist freilich an der Kirche seiner Zeit, die in Geistlosigkeit verschüttet, theilnahmlos vorüber gegangen; aber er, der Gott geweihete Jünger der Kunst, hat diese selbst in ihren Grenzen durchbrechen, sie selbst zur Religion erheben, mit ewigen Gedanken erfüllen wollen, und auch des Christenthums innerstes Wesen ist ihm nicht verschlossen geblieben, wie er wiederholt erklärt, er finde in dieser Religion die Anlage zu dem Höchsten und Erelsten, und ihr Eigenthümlichstes bestehe für ihn in der Erhebung des Sittengesetzes zur freien Neigung, zur Liebe!

Und nun auch noch ein Wort über den Patriotismus Schiller's. Er war vor Allem Dichter und darum Kosmopolit, sein Publicum: die ganze Menschheit, sein Thema: die Weltgeschichte. Sein Leben fiel außerdem in eine Zeit allgemeinen politischen Jammers, er hat den sittlichen Wurmfraß der Kleinstaaterei, die blutigen Schrecken der Revolution, den ehernen Schicksalsschritt des Imperators mit empfunden und die Grenze all dieses Elends, die Morgenröthe der Freiheit, nicht geschaut. Und doch hat er sie im Geiste ahnungsvoll getragen und verkündet. Schon in der „Jungfrau" ist der das geweihete Panier der Freiheit tragende Genius des Volkes, die gottbegeisterte Kraft, die selbst des zarten Weibes Brust mit Erz umgürtet, uns vor die Augen gestellt; Tell aber ist ein prophetisch Werk; hier sehen wir den Befreiungskampf allmälig werden und wachsen, alle Schichten des Volkes ergreifen, und dann wie ein Berggewitter niederrauschen auf die Zwingherren; — mit Tell ist das deutsche Volk gewaffnet gegen den Usurpator! Ja! für Schiller, den Dichter der That, berufte es gar nicht der Ereignisse selbst, nur der ihnen vorangehenden Gewitterschwüle, des voraus ahnenden Instinctes, um seine Muse von dem weichen Lager des Kosmopolitismus aufzurufen in den Kampf: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen." Schiller hätte — Nichts ist uns gewisser —

wenn er die Tage der Erhebung unseres Volkes mit geschaut, nicht zur Seite der Goethe und Hegel gestanden, er hätte mit Fichte und Schleiermacher Reden an die deutsche Nation gehalten, gleich Körner und Arndt wäre seine Leier erklungen von dem Donner des Kriegsgesanges.

Endlich noch einen Blick zurück auf die rasch verzehrte Flamme seines aufsteigenden Genius! Ist es doch, als ob ihn das deutsche Volk mit um so innigerer Liebe umfaßte, je schwerer und ernster er gerungen! — Gerungen mit dem Druck der ersten Jugend, mit den Sclavenketten einer geistlosen militärischen Erziehung, gerungen mit der Noth des Lebens, die er wie eine Bleikugel schleppte auf dem ganzen Wege, gerungen mit einem frühen und qualvollen Siechthum, das das letzte Drittheil seines Lebens mit dem Kampfe des Todes begleitete, gerungen *mit sich selbst*, mit den Verirrungen und Einseitigkeiten seines überfliegenden Geistes, aber gleich den Heroen des Alterthums immer neu gestärkt und erhoben durch die bekämpften Ungeheuer in der eigenen Brust. Ja! durch diese aufzehrende Rastlosigkeit des Schaffens, durch dies fast athemlose Aufsteigen zu den höchsten Zielen, durch diese gewaltigste Anspannung aller Kräfte, Sammlung aller auf Einen Punkt, durch dies *sittliche Heldenthum* ist sein Bild, wenn auch mit einem Zuge der Wehmuth auf dem leidberührten Antlitz, unvergeßlich eingegraben in die Herzen seines Volkes. Wie seine Mutter noch auf ihrem Sterbebette schrieb: „Ach, so gibt es keinen Sohn auf der Welt mehr", und wie sie sich vor ihrem Ende noch das Bild des Vielgeliebten reichen ließ und es an ihr Herz drückte; so spricht das Vaterland heute zu seinem edelsten Sohne, so drückt es heute sein Bild an das Herz.

Vernehmen wir denn noch zum Schlusse den Nachruf des trauernden Dichtergenossen:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß.

Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heitrem Blicke las; —
Doch, wie er athemlos in unserer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig-schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend mit erfahren.

Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt,
Sein Lied begeistert Millionen Zungen
Und klingt von Herz zu Herz, von Land zu Land!
So feiert ihn — und was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben

Ja! „er war unser", dies stolze Wort dürfen auch wir sprechen; an dem Marke seines Geistes ist auch unser junges Leben genährt, sein hoher und begeisterter Sinn bleibt das unvergängliche fortwuchernde Erbe für unser Volk in allen nachfolgenden Geschlechtern.

So feiert ihn — denn was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben!

So erheben Sie Sich denn allesammt! erheben Sie mit mir das Glas! Es gilt dem lichten Genius unserer Nation, dem erhabenen Dichter, dem kühnen Denker, dem freien, edlen deutschen Manne, dem Führer und Erzieher seines Volkes; — er lebe, so lange ein deutsches Volk lebt, durch die Jahrtausende:

Friedrich Schiller lebe hoch!

Zum Schlusse des Fackelzugs
am 10. November 1859.

Mel.: Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude

Die Fackeln liegen aufgehäuft beisammen
Und brennen aus in unsrem Kreis.
Nun laßt es hell und hoch im Liede flammen,
Wem sie geloht zur Ehr' und Preis.

Feierlich schall' es im jubelnden Ton:
Schiller, Germania's herrlichster Sohn!

Er diente kindlichrein dem Ewigschönen
Und sang der Menschheit Ideal.
Gemüth und Anmuth lebt in seinen Tönen
Und weckt das Herz wie Frühlingsstrahl.
Feierlich schall' es im jubelnden Ton:
Schiller, Germania's theuerster Sohn!

Er hat gewaltig auf des Liedes Wogen,
So menschlichgroß und gottgeweiht,
Das deutsche Volk zu Kraft emporgezogen
In ernster, tiefbewegter Zeit.
Feierlich schall' es im jubelnden Ton:
Schiller, Germania's trefflichster Sohn!

Er hat der Völker gutes Recht gesungen,
Der Freiheit Evangelium;
Er hat für Licht und Wahrheit kühn gerungen
Und für der Tugend Heiligthum.
Feierlich schall' im jubelnden Ton:
Schiller, Germania's edelster Sohn!

„Der freie Mensch soll seines Glaubens leben!"
So lehrt' er mit der Liebe Geist,
Er, dem wir stolz die Ehrenkrone weben,
Den aller Zonen Stimme preist.
Feierlich schall' es im jubelnden Ton:
Schiller, Germania's würdigster Sohn!

Adolf Bube.

Meiningen.

Rede zur Schillerfeier,

im Reunionssaale gehalten von Dr. C. Ackermann, Oberhofprediger.

Hochverehrte Festgenossen! „Tag aller Deutschen!“ so wird am 18. Oktober genannt, der Tag jener heißen Völkerschlacht, die unserm Vaterland Freiheit und Ehre brachte. Aber der heutige Tag, der 10. November, kann er nicht auch mit vollem Recht ein Tag aller Deutschen heißen? So weit die deutsche Zunge klingt, in deutschen Gauen, in europäischen Ländern, und jenseits der Meere, wird der heutige Tag, der 100jährige Geburtstag unseres Schiller mit Begeisterung gefeiert. Wie uneins auch sonst, wie zerklüftet auch in vielen Stücken, in der Verehrung für Schiller sind alle Deutschen eins; Ein Gedanke, Ein Gefühl geht im Hinblick auf ihn durch alle deutschen Herzen, das Gefühl, daß unser Vaterland in seinem Schiller, wenn auch nicht den größten, doch einen der edelsten Dichter besitzt.

Es ist bedeutungsvoll, daß Schiller einen und denselben Geburtstag mit Luther hat. An Luther den Reformator reicht zwar Schiller der Dichter nicht hinan. Jener hat eine kirchliche, eine weltgeschichtliche Bedeutung, während dieser zunächst nur eine kulturhistorische Bedeutung hat. Luther hat für den Glauben gekämpft, Schiller für die Bildung; aber gekämpft haben beide, als Heroen stehen beide da, und wenn es wahr ist: „Gleiches wird nur von Gleichen erkannt“, so leuchtet uns in Schiller ein dem Geiste Luther's verwandter Geist entgegen; denn mit Bewunderung blickte Schiller auf Luther hin, und es giebt keine treffendere Inschrift, keine, die Luther's gewaltige Größe so schlagend zusammenfaßt, als die, welche Schiller für ein Denkmal Luther's entwarf: „Martinus Lutherus in terra notus et coelo et inferno!“

zu deutsch: „Martin Luther auf Erden bekannt im Himmel und in der Hölle.“

Mag unsere Schillerfeier hier in Meiningen den Festlichkeiten anderer Orte nachstehen an Umfang und Glanz, — an Innigkeit und Wärme soll sie nicht zurückbleiben hinter ihnen. „Denn er war unser!“ Dieß Wort aus Göthe's Mund darf auch auf unsere Lippen kommen! Schiller war mehrmals hier. Hier lebte seine treffliche ihm gleichgesinnte Schwester, die unter sein Bild die bezeichnenden Worte schrieb:

„Du warst so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
in Deinem weiten Busen Raum!“

Von hier, durch Herzog Georg den Unvergeßlichen wurde Schiller'n im Anfang seines akademischen Lebens eine öffentliche Auszeichnung zu Theil. Und wen von uns umrauschten nicht im Wald von Amalienruh Erinnerungen an Schiller? Wer dächte nicht mit Rührung daran, wie er, der mit dem Schmerzensruf: „o meine Mutter!“ aus seinem Vaterlande floh, dort in Bauerbach eine Zuflucht, eine Freistatt fand? Und mehr als das! er fand dort Liebe, Anklang, Förderung. Dort entwarf er sein Manifest der Geistesfreiheit, seinen Don Carlos. Dort schrieb er die schönen Worte an seine mütterliche Freundin, die heute mit besonderer Kraft lebendig vor uns stehen: „Wenn ich mir denke, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren, wo mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen der Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufs, und fühle mich meinem oft harten Verhängniß ausgesöhnt.“

Schiller's ganzen Werth und ganzen Einfluß auszumessen, seinen Einfluß auf Mit- und Nachwelt, seinen Werth als Mensch und Dichter, kann nicht Zweck und Aufgabe dieser festlichen Stunde sein, wir müssen uns in derselben auf eine engere Einrahmung beschränken. Das, wofür ich jetzt Ihre Aufmerksamkeit in An-

ſpruch nehme, will ich kurz ſo hinſtellen: Das eigenthümlich Deutſche und Große in Schiller's Poeſie.

Am Eingang zu dieſer Betrachtung deute ich wieder auf das zuerſt Berührte hin, auf Deutſchlands Befreiung im Jahre 1813. Wer hat dieſer Befreiung vorgearbeitet? Wer hat ihr Bahn gebrochen? Wer hat die Funkenſaat zu unſern Oktoberfeuern ausgeſtreut? Das hat Schiller gethan, der ſeine Heldenjungfrau rufen läßt:

„Nichtswürdig iſt die Nation,
die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!"

Das hat Schiller gethan, der den Opfermuth entflammte, und der die ſchlaffen Nerven ſtählte! Schiller, deſſen Hauch wir in den Kampfes- und Siegesliedern ſpüren, die ſein Jünger, Theodor Körner, geſungen hat.

Wollen wir nun, wie ich vorhin ſagte, das eigenthümlich Deutſche und Große in Schiller's Poeſie uns zur Anſchauung bringen, ſo laſſen Sie uns dabei ſtets das im Auge halten, wie Schiller neben Göthe dargeſtellt iſt in jener meiſterlichen Gruppe zu Weimar, nicht ſtehend, ſondern fortſchreitend und mit dem Blick nach oben!

Ein Volk von Denkern! ſo nennt man uns oft und allerwärts; es iſt die herkömmliche Benennung, die man uns Deutſchen giebt. Schämen wir uns dieſer Benennung nicht. Das Denken adelt, es führt den Tag des Bewußtſeins in uns herauf.

„Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn!"

ſingt Schiller in ſeinen Künſtlern, wenn er das Wachwerden des Gedankens beſchreibt; und wenn Schiller den Gedanken noch höher ſtellt, indem er ſeine Worte des Glaubens ſagen läßt:

„Hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchſte Gedanke!"

ſo ſpricht er auch damit eine unbeſtreitbare Wahrheit aus; denn

Geſtern konnte ich niemand aufbringen, der noch ſo ſpät nach der Stadt gehen wollte, mein Stück mitzunehmen. Ich ſchicke es heute mit einer Gelegenheit, und morgen um 9 Uhr folgt mein Manuſcript für Göſchen.

Der kleine Arnim, der geſtern hier war, ſagte mir, daß man recht gute Reitpferde auf vierzehn Tage und Monate miethen könnte, das Pferd den Tag zu ſechs Groſchen, außer dem Futter und Stallung. Nun iſt in Dresden ein Mann, der mehrere Pferde beſorgt, monatlich eins für ſechs Thaler, wo ſie recht gut unterhalten werden. Wenn Du Luſt haſt, ſo können wir auf den Sommer Moitié machen: ſo haſt Du Dein eigenes Pferd um nach der Stadt zu reiten, und in den Tagen, wo Du nicht reiteſt, brauche ich's. Ueberlege es einmal.

Adieu. Tauſend Grüße an alle.

Laß mir für vier Groſchen Poſtpapier heute holen, daß es morgen kann mitgenommen werden.

C.

Dresden, 20. April 1787.

Deine Geduld iſt ſehr zu bewundern, wenn Du bei ſolchem Wetter in Tharandt aushältſt. Mich verlangt ſehr zu wiſſen, ob Du arbeiten kannſt, und wie Dir Dein Aufenthalt jetzt gefällt. Deine erſte Poſt kam uns über den Hals, ehe wir für irgend etwas geſorgt hatten. Mit dieſem erhältſt Du das Verlangte. Auf den Sonnabend

der Gedanke ist nicht blos Licht, er ist auch Macht, schöpferische Macht; der Bau der Welt ist kein gedankenloser, sondern ein gedankenvoller Bau.

Freuen wir uns also, daß man uns Deutsche als einheimisch ansieht im Reich des Denkens, und freuen wir uns, daß wir einen Dichter haben, der unserm Denken seine Sprache leiht, der im vollsten und wahrsten Sinn des Wortes ein Prophet des Gedankens ist, ein Prophet und Priester der Idee.

Erkennen wir aber die Aufschrift „Idealismus", unter die man Schiller's Poesie zu stellen pflegt, als richtig an, so müssen wir auch darauf sehn, daß sie richtig genommen und verstanden wird. Denn es tauchen viel Mißverständnisse und Gefahren auf, wenn von Ideen und Idealen die Rede ist, und von ihrer Verehrung.

Wie viel sogenannte Ideen sind nicht Sterne, sondern Sternschnuppen, zerflackernde Meteore! Ja, wie viele sind noch weniger, und noch Schlimmeres als das! Und selbst die echten Ideen und Ideale, — können sie nicht auf Abwege führen, indem sie uns die Wirklichkeit verleiden? können sie nicht zur Qual für uns werden, wenn sie uns rastlos treiben, den fliehenden Regenbogen zu erhaschen? „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen!" Auch unsern Dichter wehten von den Palmengipfeln der Ideen nicht immer lebenskräftige Gedanken an.

Aber trotz mancher Gedankenblässe Schiller's im Einzelnen, ist doch im Ganzen vollkommen wahr, was Goethe an ihm preist:

„Es glühte seine Wange roth und röther
von jener Jugend, die uns nie entflieht."

Schiller's Ideen und Ideale sind von dem, was man gewöhnlich darunter versteht, so fern, wie der Morgen vom Abend; es sind nicht umherschwärmende, sondern nach ewigen Gesetzen aufleuchtende und wandelnde Gedanken, es sind Ahnungen und Erfüllungen des geistigen Gehalts im Leben; es sind Lichtbilder des Wahren

und Schönen, und alles deſſen, was die Welt zu einer Welt Gottes macht, alſo Gedanken mit einem realen Kern.

In dieſem Sinn, nicht mit überſpannten Gefühlen und erhitzter Phantaſie, ſondern mit dem Manneseruſt geiſtiger Zucht und Willensſtärke ſtrebte Schiller dem Idealen zu, und das gab ſeiner Poeſie den edlen Gang, die hohe Richtung.

„Weit hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine:“

wer kennt nicht und wer beſtätigt nicht dieſes Dichterwort?

Unter ſeinen Ideen prägte Schiller in ſeinen Dichtungen keine mit ſo viel Liebe aus, als die Idee der Freiheit. Wird er doch auch ganz allgemein als der Dichter der Freiheit anerkannt. Aber welche Freiheit war ſein Ziel? die ungebundene, die zügelloſe, die keine Schranken achtet? Nein, wahrlich! die hat er nicht einmal in ſeinem erſten vulkaniſchen Erguß mit einer Glorie umgeben! Es iſt, wie ſeine Lebensbeſchreiber ſagen: „die Radikalen haben keinen Verbündeten an Schiller.“ Zwar blickte Schiller, wie damals in Deutſchland Viele, mit Hoffnung auf die Anfänge der franzöſiſchen Revolution. Kaum aber ſah er, wohin ſie ging, ſo wendete er ſich mit Abſcheu von ihr weg; er dachte im ganzen Ernſt daran, für den angeklagten König als Vertheidiger aufzutreten.

Schiller kannte und wollte keine andre Freiheit als die, die eins iſt mit der Sittlichkeit. „Der ſittliche Menſch, und nur der ſittliche iſt frei!“ ſchreibt Schiller in ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung. „Wer mir in ſeiner Perſon,“ äußert er an einer Stelle, „den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich noch in künftigen Welten beugen.“ Im Wollen alſo, im Wollen des Sittlichen und Guten erblickt Schiller die werdende Perſönlichkeit, und das Abfallen der Feſſel, welche der Naturtrieb an uns legt. „Das Thier“ ſagt Schiller, „muß vermöge ſeines Inſtinktes ſtreben, den Schmerz los zu werden; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.“ Aus ſolchen und ähnlichen Gedanken erkennen

wir, was Schiller'n zum Tragödiendichter befähigte. Er faßte das Tragische anders und tiefer, als es gewöhnlich genommen wird. Des Helden Schicksal ist nach Schiller des Helden Schuld; es ist die sittliche Macht, die den Schuldigen nicht blos richtet, sondern auch verklärt. Wie groß, wie eigenthümlich, und lassen Sie mich es sagen, auch wie christlich ist der Gedanke unsres Schiller, daß unter den mancherlei Arten der Tragödie die Principientragödie die höchste sei, d. h. die, wo nicht der böse, sondern der gute, aber nicht ganz lautere Wille zum Verhängniß für den Helden wird, so daß sein Leiden Frucht und Folge ist von seiner wissentlichen Unterordnung unter seine, wenn auch hochherzige Leidenschaft. Das ist's, was uns Schiller besonders im Wallenstein vor Augen stellt.

Welchen Einfluß Schiller durch seinen Zug zur Freiheit und zum Ideal auf Goethe übte, der mehr dem Naturzusammenhang ergeben war, und wiederum welches Maßhalten und welche Formbeherrschung Schiller von Goethe lernte, ist hier nicht zu erörtern; beide haben sich offen und freudig darüber ausgesprochen, und wie schön ist das, was Göthe über das wahre Freiwerden ganz im Sinne Schiller's sagt: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen, sondern daß wir etwas verehren das über uns ist Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm empor, und legen durch unsre Anerkennung an den Tag, daß wir selbst das Höhere in uns tragen, und werth sind, seines Gleichen zu sein."

Wärme dich, du mehr oder weniger erkaltete Gegenwart, wärme dich du frisch aufstrebende Jugend an der hohen und reinen Gluth, die Schiller's Poesie durchströmt. Denn wahrlich, die Idee der Freiheit hat Schiller nicht ohne Begeisterung gedacht, nicht ohne Begeisterung verkündet! Die Macht seiner Begeisterung ist „wie der Bergesstrom aus Felsenrissen," von dessen unwiderstehlichem Drang unser Dichter singt: „froh wie Gottes Sonnen fliegen," so schwingt sich Schiller zum Höchsten und Herrlichsten empor;

die ganze Tonleiter menſchlicher Gefühle hallt und wallt durch unſre Bruſt, wenn wir ſein Lied von der Glocke hören.

Und nicht blos mächtig, auch rein, auch edel, auch frei von aller trüben Beimiſchung aus Fleiſch und Blut iſt die Begeiſterung unſeres Dichters. Ich komme hier zu einem Punkt, der unſern Dichter ganz beſonders ehrwürdig und groß erſcheinen läßt; das iſt die Läuterung und Verklung ſeiner ſelbſt. Was Schiller vom Dichter fordert, „daß er ſeine Invidualität zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinauf läutern müſſe,“ und daß er nur in dem Maße zum Dichten berechtigt ſei, in welchem er ſich ſelbſt vervollkommnet habe, das hat er mit dem redlichſten Fleiße an ſich ſelbſt geübt. „Vielleicht kein Menſch,“ ſagt einer ſeiner Biographen, „hat ſich ſo umgeſchaffen, wie Schiller, und Wenige ſind ſich ſo treu geblieben.“

Man hat es Schiller'n zum Vorwurf gemacht, ſeine Dichtungen ſeien zu ſehr er ſelbſt, er lege ſeinen Helden ſein Ich in den Mund! Aber darin liegt andrerſeits auch ein Lob. Denn ſein Ich, ſein wahres Ich — das iſt ſein edles hochſchlagendes Herz, und dieſes Herz iſt auch das Herz ſeiner Poeſie; ſeine Poeſie iſt Ausdruck, Abdruck ſeiner Innenwelt. „Dich ſchuf das Herz, Du wirſt unſterblich leben!“ Dieß, was Schiller von einem ſeiner Werke ſagt, kann wohl von ſeiner ganzen Dichtung gelten.

Wie kurz, und nach dem vielſagenden Ausdruck ſeines neueſten Biographen, wie „leidberührt“ war Schiller's Leben. Aber wie köſtlich war dieſes Leben, wenn wir auf die Arbeit ſehn, die es enthält! Unſerm Schiller war die Dichtkunſt nicht ein ſüßer Genuß, nicht ein liebliches Spiel, nicht ein willkommenes Mittel, um Glanz, Ruhm und Beifall zu erwerben. Nein! er ſah ſie mit andern Augen an: er erfaßte ſie als einen Beruf, als einen heiligen Beruf; „das Gewiſſen iſt ſeine Muſe!“ wahrlich dieſes Wort, womit eine berühmte Franzöſin unſern Dichter charakteriſirt, es kennzeichnet ihn als einen Deutſchen!

Ueberschwenglich vielleicht, aber doch großartig, schrieb Schiller der Kunst eine Art von Heilandsaufgabe zu, die Erleuchtung und Erlösung des Lebens. „Eine aus Kampf und Noth erlöste selige Menschheit darzustellen" erschien ihm als der höchste Gipfel aller Poesie, und mit welcher Treue gab er sich zu diesem Zweck hin in den Dienst der Kunst, mit welcher Ausdauer arbeitete er an seinem Tüchtigwerden hierzu, — nie selbstzufrieden ruhend, nie gefühlsselig in seinen Werken schwelgend, sondern immer weiter strebend, immer höher trachtend!

Wir stehen am Heiligthum! Sie ahnen, festlich Versammelte, wohin ich Sie jetzt führen will, dahin, wo die Quellen der Dichtung und der Wahrheit, der Religion und Poesie dicht neben einander fließen.

Im Gebiet der Kunst, und namentlich der Poesie, giebt es zwei Hauptgegenstände der Darstellung, das Schöne und das Erhabene. Sie sind verschwistert und verbunden, das Eine hat stets mehr oder weniger am Andern Theil. Aber sie sind doch auch in mehr als in einer Hinsicht von einander verschieden. Das Schöne ist das verhältnißmäßig Vollendetere, weil es aufgeht in der Form, weil es von der Form umschlossen und rein abgespiegelt wird, und weil es unmittelbar gefällt.

Daher Göthe, — denn er ist vorzugsweise der Dichter des Schönen, — ästhetisch oder künstlerisch erwogen, als der größere Dichter erscheint; er trägt den Lorbeerkranz, den Schiller's Hand erfaßt.

Wenn aber auch vollendet in Einer Beziehung, so erweist sich doch nach einer andern Seite hin das Schöne als mangelhaft. Denn ihm fehlt das „Drüber hinaus!" es ist überwiegend diesseitig, innerweltlich, es ist weltselig von Haus aus und von Natur. Anders das Erhabene. Das ragt über die Endlichkeit hinweg. „Es verschafft uns einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern festhalten möchte," sagt Schiller treffend und wahr. Das Erhabene ist, weil es in die Unend-

lichkeit strebt, nicht ganz so formgerecht wie das Schöne; es wirkt auch nicht unmittelbar wie dieses wohlgefällig auf uns ein, sondern es berührt uns stark, erschütternd. Oder ist's nicht so? Hat nicht das Erhabene das mit dem Heiligen gemein, daß es eine gemischte Empfindung von Beugung und Hebung in uns hervorruft?

„Ach ich kann sie nicht verdienen
Deine Kronen, nimmt sie hin!"

Wahrlich, wie Schiller's Jungfrau klagt, so klagen und fühlen wir gar oft! Es ergreift uns nicht blos Bewunderung, — im erhabenen Augenblick kommt auch ein Grauen über uns, wenn das Heilige, das Ueberirdische vor uns steht! Aber dennoch, wie gewaltig es auch wirkt, dennoch wirkt das Erhabene auch wohlthuend. Wir richten uns an ihm in die Höhe! Die Memnonssäule tönt, wenn der Strahl der Morgensonne auf sie fällt. In unserm Leib von Erde wohnt ein Geist, der nicht von Erde ist, er stammt von oben, woher auch das Erhabene kommt; darum erbebt und erklingt unser Geist, wenn er den Laut des Erhabenen vernimmt. Von Göthe's Poesie können wir sagen, sie ist ein Herabschweben zur Erde; die Schiller'sche dürfen wir einen Aufflug gen Himmel nennen.

Verlangen Sie, hochverehrte Anwesende, den Beweis von mir, daß Schiller der Dichter des Erhabenen ist? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Das Erhabene erhebt. Nun blicken Sie umher, weit, weit umher in der Welt! Wo ist ein Land, wo ist ein Menschenkreis, darin Schiller's Poesie nicht diese Wirkung thut? Wo ist ein Herz, ein deutsches und für Hochgefühle empfängliches Herz, das sich nicht erheben fühlte von Schiller's Poesie? Und sollen uns blos die Einzelnen, sollen blos die Kreise der Gebildeten uns davon Zeugniß geben, daß Schiller's Poesie Erhebung bewirkt? Giebt sich das nicht auch im großen Ganzen, in der Zeit und in der Geschichte kund?

Wie versunken in mehrfacher Hinsicht war die Zeit unseres

Schiller! wie flach, wie schaal, wie kleinkrämerlich in Staat und Kirche! Die Poesie war Sinnenreiz, oder „Sturm und Drang," die Moral gab sich zur Magd der Glückseligkeit her und verweichlichte das Herz.

Da erhob sich aus der versumpften Welt der Genius unseres Dichters. Wie ein prächtiges Gestirn zog er weithin seine leuchtende Bahn, und bald, bald sammelten sich Ergriffene um ihn und zogen ihm begeistert nach! Ja, überschauen Sie mit Einem Blick den Bildungsgang unseres Dichters und die Reihenfolge wie den Einfluß seiner Werke, — von Karl Moor zum Posa, vom Posa zum Wallenstein, von da zur Jungfrau, von da zum Tell! welch' ein Werden, Wachsen, Reifen! Ein Steigen — gewiß ein Steigen sehen wir da vor uns! aber in's Dünne, Marklose, blos Geträumte, vielmehr in's Dichte, Volle, Wirkliche! nicht die Vereinsamung, im Gegentheil! die Gemeinschaft des Geistes! das ist Schiller's Ideal! der Staat, das Bürgerthum, das sittlich freie Menschenreich! das ist's, was seine Poesie als den Höhenpunkt bezeichnet, den die Geschichte zu erringen hat! „Der Dichter ein Seher!" o wenn irgend wer, so war es Schiller!

Man hat es an seinem Tell getadelt, daß eine Doppelhandlung darin sei, die des Tell und die des Schweizervolks, und daß darum ein Doppelinteresse hervorgerufen werde durch dieses Stück. Wie seltsam und wie verblendet! Das ist ja eben das Große, das Herrliche und das echt Dichterische an dieser Dichtung, daß der Einzelton mit einem Vollakkord zusammenklingt, daß wir fühlen, der Held ist Held seines Volks, sein ganzes Volk ist heldenhaft, wie Er!

O strömte Schiller's Geist in unsere Jetztwelt über! Dann würde die Ermattung weichen! Ermannung und Hebung würden dann an ihre Stelle treten! —

Lassen Sie mich am Schluß das kurz Erörterte noch einmal kurz zusammenfassen: **Poesie der Idee, Poesie der Freiheit, Poesie der Begeisterung, Poesie des Erhabenen,**

— ſpreche ich unwahr, wenn ich ſage: das iſt Schiller's Poeſie! und ſpreche ich nicht damit das eigenthümlich Deutſche und Große derſelben aus?

Singt, ihr Sänger, ſingt fort und fort die unſterblichen Lieder unſeres Dichters, ſingt ſie mit Begeiſterung und Kraft! Und Ihr Alle, die Ihr hier verſammelt ſeid, nehmt die großen Gedanken unſeres Dichters mit Verehrung in Euch auf! laßt ſie Leitſterne und Sterne der Hoffnung für Euch werden! Stimmt von Herzen ein in das Wort des Dichterfürſten, das er ſeinem verklärten Freunde nachgerufen hat:

„Gar manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unmuthig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt;
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt!
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!"

Coburg.

Schiller als Dichterkönig.

Vorgetragen im Schiller-Verein von Arnold Schloenbach.

Vor unſ'rem Geiſte ſei erbaut ein hocherhobner Königsthron:
Des heil'gen Reiches Krönungsſtuhl, für Deutſchlands großen Dichterſohn!
Die Krone des **Gedankens** blitzt von ſeiner Stirn im reinſten Gold:
Um ſeiner Glieder edlen Bau der **Schönheit Purpur** fluthend rollt:
Sein Scepter ſtrahlet hehr und hell durch alle Lande fort und fort,
Und Jeder beugt ſich ſeinem Strahl: dem wunderbar gewalt'gen **Wort**;
Und wie die ganze Welt ſein **Herz** mit weiter Menſchenlieb' umfing,
Das deutet an des Reichs Symbol: der **goldne Apfel** mit dem Ring;

Das wucht'ge königliche Schwert glänzt ihm voran in blanker Gluth:
Hell ſtrahlt es durch die Lande hin, als unaufhaltſam kühner Muth:
Hoch über ihm, in ſinn'gem Flug, des Ideales ſtolzer Aar,
Und um ihn her des Volkes Strom, zu ſeinem Thron wie zum Altar:
Das iſt der allgewalt'ge Fürſt in Geiſtesmacht und Herrlichkeit!
Der Mehrer ſeines weiten Reichs, fern über Raum und über Zeit!

Freudig beugt ſich ſolchem König
Jeder edle, freie Geiſt,
Deſſen Stirne noch der Gottheit
Heil'ger Flügelſchlag umkreiſt!
Großer König! ſchaue nieder
Auf Dein Volk mit mildem Blick;
Senke Deiner Liebe Palme
Zu des Vaterlands Geſchick. —
Zünde Du mit Deiner Flamme
Neue Geiſtesflammen an;
Rufe aus des Volkes Urkraft
Wieder auf den ächten Mann. —
Schlag uns einen Dichter Bayard
Mit dem wucht'gen Königsſchwert;
Gieb uns Liebe, Treue wieder
Für des Vaterlandes Heerd.
Weihe, läutre uns're Herzen,
Daß wir wieder Dir vertrau'n
Und des Ideales Tempel
Neu mit gläub'gem Sinne bau'n
Daß um Deines Thrones Stufen
Alle wieder dicht geſchaart,
Denen einſt Dein Tubarufen,
Weltgeheimniß offenbart.

Daß in Deinem goldnen Lichte
Jede Bruſt harmoniſch klingt,
Wahrheit werde die Geſchichte,
Die die Seele Dir beſchwingt!

Der Schiller-Jugend.

Trinkſpruch, im Turner-Verein vorgetragen von Arnold Schloenbach.

Der Jugend, deren keuſche Leidenſchaft
Sein Hauch entflammt zu edlem Wagen;
Der Jugend, deren grüne Eichenkraft
Sein Geiſtesſchwert zum Ritterdienſt geſchlagen;
Der Jugend, die in Ehrfurcht niederſitzt,
Wo aufgebaut des Geiſtes Throne,
Wo des Gedankens heil'ge Krone
Von Männerhäuptern niederblitzt;
Der Jugend, deren kühnes Herz
Im Flügelſchlag der Seele ſchwellt,
Und deren eig'ner Groll und Schmerz
Verrauſcht im Pulsſchlag für die Welt;
Der Jugend, die da laut bekennt,
Was ewig wahr und ewig ſchön,
Was auf der Menſchheit gold'nen Höh'n,
Als ew'ges Feuerzeichen brennt:
Ihr dieſer Wein, der echten Schiller-Jugend!
Ihr dieſer Wein, der ewig deutſchen Tugend!

Zur Schillerfeier.

in der Loge am 7. November vorgetragen von Arnold Schloenbach.

Es weht ein heil'ges Mahnen
Durch's ſchöne Vaterland,

ſoll ich die Liaisons dangereuses bekommen. — Am Mittwoch aß ich zu Mittag bei dem Grafen Lippe mit Naumann. Abends waren ſie bei uns, auch Naumann und mein Freiberger Vetter Zeiſig kam dazu. Huber ſcheint ſehr gut bei ihm zu ſtehen. Du hätteſt ſehen ſollen, wie er ihn bei Tiſche ſtreichelte. Die Gräfin Brühl hat die Weiber einladen laſſen. Wir wollen hinaus, ſobald Du Luſt haſt, nach Deiner Zurückkunft. Ich habe Naumann wegen einer Oper vorläufig ſondirt; er ſcheint große Luſt zu haben. Vielleicht wäre in Berlin eine Aufführung zu bewirken, wie man ſie wünſchen könnte. Auch denke ich mir die Schwierigkeit ſo groß nicht, wenn der Dichter nicht zu übermäßige Decorationskoſten veranlaßt. Muß denn die Oper gerade Puppenſpiel ſein? Kann man nicht Pracht genug in die Muſik legen!

Geſtern war ich mit Huber ein Paar Stunden bei Sala, engliſch Bier zu trinken. Wir ſprachen anfangs viel von Illuminaten und geheimen Geſellſchaften, und endigten mit unſerer eigenen werthen Perſon und mit der Deinigen. Ich hatte viel für Euch beide auf dem Herzen. Mit Huber bin ich ziemlich fertig. Mache, daß wir auch bald ein Paar Flaſchen engliſch Bier zuſammentrinken. —

Lebe wohl; ich will Deinen Brief nicht abwarten, damit dieſer gleich mit dem Boten fortkommt.

(Im Conſiſtorio.) K.

Und knüpft in ſel'gem Ahnen
Ein allumſchlingend Band.
Das große Wort der Einheit, —
Es rauſcht aus Schillers Mund!
Aus ſeines Geiſtes Reinheit,
Wird uns die Schönheit kund!
Die Wahrheit ſtrömt allmächtig
Aus ſeinem freien Wort
Und wirket groß und prächtig,
Durch alle Lande fort!
So Einheit, Schönheit, Wahrheit, —
Das iſt die heil'ge Drei!
Die ſchafft in ew'ger Klarheit,
Daß einſt auch Alle frei!!

Hessen und Nassau.

Frankfurt am Main.

Gedächtnissrede zur Schiller-Jubelfeier,

gehalten am 10. November im Kaisersaale vom Oberlehrer Dr. Stern.

„Wenn mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, das ein leitende Wort zu dem hehren Feste zu sprechen, das wir heut in Gemeinschaft mit der gesammten deutschen Nation zu begehen im Begriffe sind, so bin ich gewiß weit entfernt von dem anmaßenden Gedanken, als ob mein Wort zur Glorie des großen Genius, den wir feiern, Etwas beizutragen oder einer Versammlung, wie ich sie hier vor mir sehe, irgend einen neuen Gesichtspunkt für seine Würdigung zu eröffnen vermöchte. — Ich kann es vielmehr nur als meine Aufgabe ansehen, mich zum Ausdrucke der Empfindungen zu machen, von denen diese hochgeehrte Versammlung im gegenwärtigen Augenblicke erfüllt ist. Und ich hoffe, daß mir das gelingen kann, weil ich überzeugt bin, daß es einem Jeden gelingen müßte, der an meinem Platze stünde. Denn wer nichts weiter will, als den Gefühlen, die ihm und in dieser Stunde das Herz bewegen, den freien und ungeschmückten Ausdruck geben, der darf des vollen, freudigen Einklangs mit Allen, zu denen er redet, ja mit der ganzen Nation gewiß sein, die sich zu der Feier des heutigen Tages vereinigt.

Das Fest, mit dem wir Schillers hundertjährigen Geburtstag feiern, ist das Fest seiner tausendfältigen Wiedergeburt im Herzen des deutschen Volks, ein allgemeines Opferfest des Dankes und der Verehrung, die wir dem Gefeierten darbringen, ein Tag der innern Selbstschau für jeden Einzelnen, der auf das zurückblickt, was er von ihm empfangen und ein Weihefest der Nation, mit dem sie sich rüstet, das heilige Vermächtniß ihres großen Meisters und Lehrers in einmüthiger Verbrüderung anzutreten.

Der Dichter unseres Herzens gestattet nicht, daß wir in staunender Bewunderung ihm fremd und ferne gegenüberstehen. Wie er selbst in Allem, was er schafft, sich uns mit seinem ganzen Wesen hingiebt, so zieht er uns mächtig an sich, daß auch wir uns ihm voll und ganz hingeben und erfüllt unser Gemüth mit dem Gefühl der begeisterten Verehrung, für das heut an tausend Stätten der Ausdruck gesucht und nicht gefunden wird.

Wenn wir aber an einem Tage wie der heutige uns vergegenwärtigen wollen, was wir ihm verdanken und was uns so unauflöslich an ihn bindet, so wird das Bild unserer ganzen geistigen und sittlichen Entwickelung an unserer Seele vorüberziehen; denn an jede Stufe unserer fortschreitenden Seelenentfaltung hat Schiller seinen bedeutsamen und unvergeßlichen Antheil gehabt. — Und so fühlen wir uns an jene ersten Jugendeindrücke gemahnt, die wir von ihm empfingen, da uns zuerst der vollklingende Wohllaut seiner Worte entgegentönte und die reiche Harmonie seiner Rhythmen unsere Sinne fesselte. Und als wäre uns unsere edle Muttersprache hier zum ersten Male in dem vollen Adel ihrer Schönheit erschienen, so war es in dieser Gestalt vor Allem, in der wir uns von ihr angezogen und getragen fühlten, in der wir sie lieben lernten und sie uns anzueignen strebten. — Und wie er uns in das innere Heiligthum der Muttersprache und ihrer Schönheiten einführte, so war er es auch, der zuerst die Selbstthätigkeit unserer Phantasie geweckt und geleitet hat, als uns aus jenen Klängen und Rhythmen die farbenreichen und lebensfrischen Schilderungen der Natur und des Menschenlebens entgegentraten, die uns neben der alltäglichen Wirklichkeit eine schönere Welt der Dichtung auferbauten.

Und weiter leitete uns des Dichters Hand, indem er uns für Freud und Leid, für Furcht und Hoffnung seiner Helden zu jener warmen jugendlichen Theilnahme hinriß, die, uns über die eigenen Freuden und Leiden hinwegtragend, eine so reiche und

reine Quelle ſittlicher Selbſtentwickelung wurde; bald aber waren es nicht mehr die Vorgänge, ſondern die edlen und großen Geſtalten dieſer Helden ſelbſt, denen ſich mit unſerer Theilnahme für ihr Schickſal unſere nachſtrebende Bewunderung zuwandte und aus deren Munde ſich einzelne bedeutſame Lebenswahrheiten und Lebensgrundſätze ſo feſt und tief in unſer Herz einprägten, daß ſie wie weithinleuchtende Wegweiſer uns die Richtung unſres eigenen Pfades vorzuzeichnen ſchienen. — Das alles ſind Entwickelungsepochen unſres eignen geiſtigen und ſittlichen Lebens geworden, die wir an der Hand des großen Dichters von Stufe zu Stufe durchſchritten haben, bis wir endlich zum vollen Bewußtſein deſſen gelangten, was er uns nach und nach geworden war: der Bildner unſres Sinnes für die Würdigung des Schönen und Erhabenen; der Lehrmeiſter unſres Herzens für das Verſtändniß menſchlicher Vollkommenheit; der Lenker unſres Willens zu den edelſten Entſchließungen und der Träger unſrer Seele über die Tiefen und Flächen der kleinlichen Alltäglichkeit zu den Höhen der idealen Welt und der ſittlichen Begeiſterung für dieſelbe.

Schillers Größe beruht nicht ſo ſehr in der dichteriſchen Vollendung ſeiner Schöpfungen, wie in der verſittlichenden Wirkung, die er durch dieſelben auf die Nation in allen ihren Elementen, aber auch weit über die Grenzen derſelben ausübte. Wahrlich mit vollſtem Recht nennt man ihn den Träger und Verkünder der geiſtigen und ſittlichen Freiheitsidee. Aber er iſt mehr, weit mehr als das; denn er hat es verſtanden, alle ſittlich berechtigten Richtungen und Beſtrebungen des Menſchengeiſtes und des öffentlichen Lebens in ihrer reinſten Quelle zu erfaſſen, in ihrer idealſten Geſtalt vor unſere Seele zu führen und uns zur bewundernden Würdigung der einen wie der andern hinzureißen, wenn wir auch gewohnt ſind, ſie in der Wirklichkeit des Lebens als entgegengeſetzte, als feindlich widerſtrebende zu betrachten.

Er hat in ſeinem „Tell“ die ſiegreiche Kraft der Freiheits-

idee verherrlicht, mit der ein Volk, im Vollbewußtsein seines unveräußerlichen Rechts, die Willkürherrschaft einer weit überlegenen Fürstengewalt niederwirft; aber er lehrt uns in seiner „Jungfrau von Orleans" auch die hingebende Begeisterung ehren und bewundern, die sich für das heiliggehaltene Recht eines angestammten Königshauses opfert, und erhebt im „Kampf mit dem Drachen" die Glorie des selbstverleugnenden Gehorsams gegen das Gesetz und seiner Träger hoch über die Glorie des ruhmvollsten Heldensieges. — Er hat uns in seinem Posa sein eigenstes Herz entfaltet, in dem er uns das Ideal eines hochherzigen Kämpfers für wahrhaft protestantische Gedanken- und Gewissensfreiheit darstellt; aber er lehrt uns in seiner „Maria Stuart" auch die seelenläuternde Kraft jener hingebenden Selbstentäußerung würdigen, die man mit Recht als eine Verherrlichung der katholischen Kirche bezeichnet und läßt uns im „Grafen von Habsburg" den künftigen großen Herrscher aus der demüthigen Frömmigkeit ahnen, mit der sich der hochgeborene Träger der weltlichen Macht dem niedern Diener der Kirche in der Uebung seiner heiligen Pflicht unterordnet.

Von diesem höchsten Standpunkte der sittlichen Weltanschauung aus lehrt er uns das Menschenleben und die Geschichte in ihrer ganzen Tiefe erfassen und alles Große und Edle nicht nach seinen getrübten Erscheinungen, sondern nach seinen reinen Quellen und nach seinen höchsten Zwecken würdigen; darum aber auch an unser eigenes Leben und Streben den Maßstab dieser idealen Aufgabe und einer begeisterten Hingabe für dieselbe anlegen.

So trägt ein Jeder von uns das Bild dieses großen geistigen und sittlichen Lehrmeisters in der Tiefe seines Herzens, und es gelingt sich das Gedächtniß seines bildenden und veredelnden Wirkens durch die innerste Geschichte unseres Lebens. Denn ein Jeder hat sein eigenes Lebensideal in den Schöpfungen und Gestaltungen des großen Dichters gefunden und sich durch ihn zu

der Höhe des eigenen Strebens emporgetragen gefühlt, für die ihm erſt in dieſer idealen Welt der Blick ſich eröffnete. Er iſt unſerm Herzen ſo theuer, weil wir in den reinſten und edelſten Regungen deſſelben immer auch ihn wiederfinden, und die Fülle unſeres Dankes wird zur begeiſterten Verehrung, wenn uns ſein Bild in der vollen Größe und Reinheit ſeines Wirkens auf uns ſelbſt entgegentritt.

Und wie ſollte ſich mit dem Dankgefühl für das, was er uns und für Millionen gleich uns war und iſt, nicht auch ein Gefühl des berechtigten Stolzes miſchen, daß wir den Genius, der ſo Großes und Erhabenes wirkte, als Deutſche den Unſrigen nennen dürfen. — Man könnte dieſes Stolzes lächelnd ſpotten, wenn wir an dem Ruhm des Dichters, der der Menſchheit angehört, nur darum einen Antheil für uns forderten, weil er mit uns auf derſelben Erdſcholle geboren ward. Aber wir werden von dieſem Stolze nicht laſſen und wir wiſſen, daß wir ein Recht dazu haben. — Denn wenn jeder große Geiſt einen Theil ſeines Werthes aus dem allgemeinen Schatz der Nation empfängt, der er angehört und darum auch Etwas von dem Geiſt dieſer Nation in ſeinen Schöpfungen wiederſpiegelt, ſo gilt das beſonders von dem ſchaffenden Künſtler und vor Allem von dem Dichter, der in der Sprache, als der ureigenſten, aus dem Geiſt und der Geſchichte der Nation hervorgewachſenen Schöpfung, das vorgebildete Material für die ſeinige findet und nur dadurch im Stande iſt, ſie in ihrem eignen Schöpfungswerk zu fördern, daß er die ganze Fülle und Tiefe der ihr innewohnenden Kraft zur Erſcheinung bringt. Und ſo gewiß Schiller in dieſem Sinn zu den bedeutendſten Bildnern unſerer Sprache gehört, der er den Adel ſeiner eignen Seele bleibend eingehaucht hat, ſo gewiß hat er Form und Wort für das Gewicht ſeiner Rede und für den Vollklang ſeiner Rhythmen, für die einſchlagende Kraft ſeiner Gedanken und für die tiefe Innerlichkeit ſeiner Empfindungen nur aus dem unſer-

gründlichen Schatz der Sprache zu schöpfen vermocht, die er von der Nation empfangen hat, und so darf die Nation sich eines bedeutsamen Antheils an seinen großen Schöpfungen rühmen, wie sie allein zu dem vollen und reinen Verständniß derselben gelangen kann.

Aber nicht nur durch ihre Sprache, die sie ihm in den Mund gelegt, hat die deutsche Nation ein Recht auf ihren Schiller stolz zu sein. Es ist der innerste Geist der Nation, den Schiller wie kein anderer Dichter zur Erscheinung und dadurch ihr selbst zum Bewußtsein gebracht hat. Darauf beruht die außerordentliche Volksthümlichkeit seiner Dichtungen in allen Kreisen der Nation. Darum ist aber seine Größe auch mit vollem Recht der Stolz der Nation, die er in diesen Dichtungen verherrlichte. Denn die ideale Welt, die er in denselben auferbaut, es ist wie die Welt des Dichters selbst, so auch die eigenste, ja ich darf sagen die alleinige Welt der deutschen Nation, die darum freilich nicht die mächtigste und die gefürchtetste, wohl aber die größte und edelste aller Nationen ist. Ja jener Dichter, der, weil er zu lange und zu gern bei den unsterblichen Göttern verweilte, die Welt der irdischen Vortheile schon unter die hastig herbeieilende Menge vertheilt findet, es ist nicht nur Schiller selbst, der sich in diesem Bilde darstellt, es ist die deutsche Nation, deren innerstes Wesen uns in demselben entgegentritt; und mögen die Nationen im Osten und im Westen lächeln, wenn wir uns selbst dazu bekennen; ein Tag wie der heutige muß es lehren, wer das bessere Theil gewählt hat, ob derjenige, der es versteht, den Vortheil des Moments zu erfassen, oder derjenige der ihn scheinbar verliert, weil er nicht ruht und nicht rastet, bis er das Ideal einer sittlichen Welt aus seinem Innern gestaltet und auferbaut hat. — In diesem Sinne ist Schiller der wahrhaft nationale Dichter, denn es ist der Geist der Nation, den er in seinen Dichtungen ausprägt und den er darum auch durch seine Dichtungen so mächtig an sich

fesselt. Und wenn er auch seine Helden nicht eben aus der Geschichte und dem Leben des eignen Volkes wählte, so sind es doch vor Allem die deutschen Tugenden, der Treue, der Hingebung und der Selbstverleugnung und vor Allem der aufopfernden Vaterlandsliebe in allen ihren Gestaltungen, die wir an allen diesen Helden bewundern und die der deutsche Geist ihn nicht minder an den Männern fremder Nationen ehren läßt, wo er sie findet, als an seiner eigenen.

Und an das Gefühl des nationalen Stolzes, mit dem wir als Deutsche diesen edelsten und erhabensten der Dichter den Unsrigen nennen, knüpft sich das mächtigste der Gefühle, das der heutige Tag in allen Gemüthern wach ruft, das Hochgefühl einer freudigen Begeisterung, das wir im Hinblick auf die Millionen empfinden, mit denen wir dieses Weihefest des deutschen Genius in einmüthiger Gemeinschaft, in innigster Verbrüderung feiern. — Die Wiedergeburt Schillers im Herzen der deutschen Nation wird vor unsern Blicken zu einer Wiedergeburt der deutschen Nation im Geiste ihres großen Dichters — der Genius der deutschen Nation schreitet in dieser geweihten Stunde durch alle Gauen des Vaterlandes und bindet die Herzen fest an einander durch die Kraft der begeisterten Hingebung für die Idee, von der die weltgeschichtliche Aufgabe der deutschen Nation getragen wird und die sie heut unter dem Namen ihres edelsten Verkünders, unter dem Namen Schillers feiert. Und wie von der Macht dieses großen Gedankens berührt, in allen deutschen Ländern die Gemüther sich zum Bewußtsein ihrer unlösbaren Gemeinschaft für diese Aufgabe der Nation aufrichten, um die hemmenden Fesseln kleinlicher Sonderung und trennender Eifersucht von sich zu werfen, so fühlen sich auch weit über die sichtbaren Grenzen des Vaterlandes hinaus alle deutschen Herzen von der Macht des Wortes ergriffen, das ihnen der Genius der Nation zuruft; und aus allen Ländern Europa's, vom fernsten Osten bis zum äußersten Westen, ja auch

Tharandt, 22. April 1787.

Morgen früh um vier Uhr geht eine Frau von hier nach der Stadt, ich will dieſe Gelegenheit nicht vorbei laſſen, ohne Euch zu grüßen.

Heute war der erſte erträgliche Tag unter ſechſen, die ich hier zubringe. Ich bin auf den Bergen, Dresden zu, herumgeſchweift, weil es da oben ſchon ganz trocken iſt. Wirklich habe ich dieſe Bewegung höchſt nöthig gehabt; denn dieſe Paar Tage auf dem Zimmer zugebracht haben mir nebſt dem Biertrinken, das ich aus wirklicher Deſperation angefangen habe, dumme Geſchichten im Unterleib zugezogen, die ich ſonſt nie verſpürt habe.

Bei ebenſo ſchlechtem Wetter hätte ich in der Stadt doch mehr Bewegung gehabt, auch Plätze gefunden, die man wandeln kann — hier aber iſt alles Moraſt; und wenn ich Motion halber in meinem Zimmer ſpringe, ſo zittert das Haus und der Wirth fragt erſchrocken, was ich befehle. Dieſen Nachtheil meiner Geſundheit weggerechnet, habe ich mich doch ſo ziemlich gegen den Einfluß der ſchlechten Witterung behauptet. Meine bisherigen Arbeiten forderten auch dieſe feinere Stimmung nicht. Es war mehr Ordnen von Bruchſtücken und Ueberſetzung meiner Proſa in Jamben. Eine einzige ſchöne Frühlingswoche muß nun alles thun. Uebrigens ſiehſt Du ein, daß ich viele glückliche Ideen, manche Forderungen meines beſſeren Gefühls wegen der erſtaunlichen Eile abweiſen muß — und auch gut, daß es ſo iſt. — Der Carlos iſt

über des Weltmeers Strömungen hinaus, aus fernen Welttheilen klingt uns das begeisterte deutsche Wort herüber, und wird uns die treue deutsche Hand gereicht als Zeugniß des erneuten Bruderbundes im Geiste der Nation, den keine Zeit und keine Ferne zu lösen vermögen.

Die deutsche Nation, die die Wiedergeburt Schillers in ihrem Herzen feiert, erhebt sich, um der Welt zu verkünden, und ich meine, die Völker draußen werden auf diese Verkündigung horchen, daß sie sich im Bewußtsein und im Dienste ihrer großen weltgeschichtlichen Aufgabe stark und einig fühlt: im Bewußtsein ihrer Aufgabe der Träger und Verkünder der sittlichen Idee und des idealen Gedankens für die Menschheit zu sein, der Hüter und Verkämpfer der allgemeinen Gewissens- und Gedankenfreiheit, der Retter und Beschützer der Menschheit vor dem Versinken unter die Macht des Materialismus und der Selbstsucht. Das ist die Bedeutung, das die einigende Macht des heutigen Festes, zu dem uns der Name Schiller vereinigt: das die Quelle der erhebenden Begeisterung und der wunderbaren Einmüthigkeit, mit der dieses denkwürdige Fest in allen deutschen Landen gefeiert wird.

Und wie unsere Stadt, die Geburtsstadt Göthe's, durch ihre glänzende und würdige Schillerfeier der deutschen Nation verkündigt, daß sie im Namen ihres großen Sohnes auf jeden Wettstreit der Ehre zwischen den beiden Heroen deutscher Dichtkunst verzichtet, so will die Nation von jetzt ab jedem eifersüchtigen Wettstreit der Macht und der Ehre zwischen ihren Stämmen und Staaten ein Ziel setzen, indem Alle nur noch in der opfermuthigen Hingabe für Macht und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes miteinander wetteifern. Wie in unserer Stadt gewissermaßen über die beiden Ufer des Flusses hinüber der Süden und der Norden Deutschlands einander zum gemeinsamen Feste brüderlich die Hand reichen, so will Süd und Nord unsers Vaterlandes jetzt fest vereinigt sein; und es soll kein Fest der Freude und des Sieges

mehr auf deutſchem Boden gefeiert werden, das nicht alle in brüderlicher Eintracht mit einander begehen.

Das iſt die Fahne, die wir heut mit dem hehren Bilde Schillers geſchmückt, zum Wahrzeichen der deutſchen Einheit erheben. Sie iſt ſtark genug, uns unauflöslich mit einander zu verbinden, wenn auch die Form der äußern Einigung noch nicht gefunden iſt; und ſtark genug, die Hemmniſſe aus dem Wege zu räumen, die dieſer Einigung noch entgegen ſtehen. Die Nation, die ſich um dieſe Fahne ſchaart, reicht ihre Hand freudig und zuverſichtlich den Brüdern, die in fremden und fernen Ländern mit ihr und für ſie zu wirken bereit ſind. Aber ſie verkündet zugleich heute der Welt, daß ſie von den Brüdern, die auf ihrem heiligen Boden wohnen, nicht Einen, auch nicht Einen ſich entreißen läßt, nicht Einen von der heiligen Pflicht entbindet, für die gemeinſame Aufgabe der Nation zu wirken. Um dieſe Fahne geſchaart, blickt die deutſche Nation ohne Furcht und Sorge auf die Waffenmacht ihrer Nachbarn in Oſt und Weſt, denn die Macht des Gedankens iſt noch niemals durch die Macht des Eiſens beſiegt worden; ja, unter dieſer Fahne darf die deutſche Nation des endlichen Sieges gewiß ſein; aber nicht eines Sieges, mit dem ſie die Völker um ſich her zu Boden wirft, ſondern ſie zu der Höhe ihres Gedankens emporhebt. Und unter dem Symbol dieſer Fahne wollen wir das Andenken des großen Todten ehren, der ſie uns in die Hand gibt, daß wir ſie vor aller Welt hoch und heilig halten, und daß wir ſie niemals verlaſſen, wider welchen Feind wir ſie auch immer zu ſchützen und zu vertheidigen haben.

Rede des Gymnaſial-Directors Dr. Claſſen,

gehalten im Kaiſerſaale am 10. November.

Hochverehrte Verſammlung! Wohl einem Jeden, welcher am heutigen Tage in einem feſtlich geſtimmten Zuhörer-

kreise zum Ruhme unsers herrlichen Dichters das Wort ergreift, müßte vor der Aufgabe, der die Kräfte keines Einzelnen gewachsen sind, der Muth entsinken, wenn er nicht darauf rechnen dürfte, daß die begeisterte Liebe zu Schillers edler Persönlichkeit, die verbreitete Bekanntschaft und die innige Vertrautheit mit seinen Werken, die ihm von allen Seiten entgegenkommt, die Mängel seines schwachen Wortes ersetzen werde. Darum versuche auch ich, in diesen kurzen Momenten, die einer dankbar zurückblickenden Erinnerung gewidmet sind, Ihnen weder das erhabene Bild seines mächtigen Geistes durch eine eingehende Schilderung vor die Seele zu rufen, noch den Gang seines Lebens in zusammenhängender Erzählung vorüberzuführen. Aber gestatten Sie mir aus Beidem, aus der Betrachtung seiner innersten Natur und seiner äußeren Lebensschicksale einige Punkte herauszuheben, in welchen uns die Entwickelung beider in besonders fruchtbarer Wechselwirkung entgegentritt.

Gewiß wird sich mitten in der festlichen Freude, in welcher heute die ganze Nation ihren Lieblingsdichter feiert, der sinnige Beschauer eines Gefühls der Wehmuth nicht erwehren bei dem Gedanken, daß das Leben des Mannes, dem wir so Großes danken, in fast ununterbrochenem Kampfe mit der Noth des irdischen Daseins, sei es mit dem Drange äußerer Verhältnisse, sei es mit den Gebrechen des eigenen Körpers dahinfloß, und daß in dem Augenblicke, da sich dem Vielgeprüften eine heitere Zukunft eröffnete, die Hand des Todes seinem irdischen Wirken ein Ziel setzte. Zwar an einem Tage, wie der heutige, muß auch diese Klage vor der höheren Betrachtung verstummen, daß dieses selbe hartbedrängte Erdenleben unseres edeln Dichters auch ein steter Sieg seiner Geisteskraft über die beengenden Schranken des Irdischen gewesen, und daß seine unvergleichlich hohen Dichtungen als so viele Zeugen seiner auch in Schmerz und Leid sich immer mehr verklärenden Vollendung für alle Zeiten dastehen. Aber auch

außer dieſem Gedanken, der von der endlichen Ueberwindung des Materiellen durch die Macht des Geiſtigen ſeine beruhigende Macht hernimmt, ſcheint mir im Leben Schillers eine Seite, auf welche er ſelbſt mit beſonders innigem Danke hinblickt, vorzüglich geeignet zu ſein, an ſeinem hohen Feſt- und Ehrentage ins Licht geſtellt zu werden, weil von ihr auf ſein ganzes Erdenwallen ein mild verſöhnender Glanz fällt. Hat Schiller ſich ſeine äußere Lebensſtellung durch mühevollen Kampf erringen müſſen, — ein hohes Gut, das nur edeln Naturen zu Theil wird, iſt ihm wie Wenigen geworden; das Glück der Freundſchaft.

Sie, die uns alle Wunden heilet,
Der Freundſchaft zarte, leiſe Hand,

ſie hat ſtützend und hebend in das Leben unſeres Dichters grade da eingegriffen, wo er ihrer Hülfe am meiſten bedürftig war, und ihn durch die ſittlichen und geiſtigen Kriſen ſeiner gewaltigen Natur mit liebevoller Treue hindurchgetragen.

Es iſt zugleich die bewundernde Freude an der immer reicheren Entwickelung, welche unter ſo wohlthuendem Einfluß der hohe Geiſt des Jünglings und Mannes nahm, und die dankbare Anerkennung der wahrhaft deutſchen Tugend jener Männer, die ihm mit aufopfernder Liebe zur Seite traten, was ein längeres Verweilen bei der Betrachtung der Freundſchaften rechtfertigen möge, die Schillers Leben beglückt haben. Es ſind nur einfache Züge rein menſchlicher Verhältniſſe, zu deren Beſchauung ich Sie einlade, verehrte Anweſende, aber wir werden durch ſie an einige der entſcheidendſten Momente in dem innern und äußeren Leben unſers Dichters hinangeführt.

Es giebt in Schillers Leben keinen Zeitpunkt, in welchem ſeine ſittliche und künſtleriſche Natur von ſchwereren Gefahren bedroht geweſen wäre, als die nächſten Zeiten, nachdem er die Feſſeln eines widerwillig ergriffenen Berufs und die noch härteren des ſeiner Muſe gewaltſam auferlegten Schweigens durch einen kühnen

Entſchluß abgeworfen hatte. Das Phantom eines glänzenden Ruhmes, der ihn in ſchnellem Flug zu Glück und Ehre tragen ſollte, war bald vor der rauhen Wirklichkeit einer der Sorge und Noth mühſam abgerungenen Exiſtenz zerronnen: nicht die beſcheidenſten Anſprüche an eine Berufsthätigkeit, die mit ſeiner dichteriſchen Neigung im Einklang geſtanden, gingen in Erfüllung. Der dreiundzwanzigjährige Jüngling beſaß weder die Charakterfeſtigkeit, noch die Welterfahrung, um ſich einen neuen Weg im bürgerlichen Leben zu bahnen. Damals war es nicht die glatte Höflingskälte des Reichsfreiherrn von Dalberg, nicht die ſtürmiſchen Ausbrüche des Künſtlerenthuſiasmus ſeiner theatraliſchen Freunde, was ihn vor Sorge und Elend ſchützte, und in ſeiner Bruſt den Glauben an ſeinen höheren Beruf nicht ſinken ließ. Es war ein unerfahrener Jüngling, ohne Rang und Vermögen, ungelehrt und ohne hohe Geiſtesgaben, aber mit einem Herzen voll Liebe und Treue, voll tiefen Gefühls für Menſchenwerth und Geiſtesadel, der im ſtillen Gemüth Schillers Hoheit erkannt und ſich mit Leib und Gut ſeinem Dienſte geweiht hatte. Andreas Streicher hat nicht nur jede Gefahr und Sorge mit dem geliebten Dichter getheilt, ſeine geringe Habe, ſeine Lebensplane dem Wohl des Freundes geopfert; er hat was mehr iſt, ſeinen ſittlichen Muth aufrecht erhalten, ſeinen dichteriſchen Genius durch ſeine hingebende Bewunderung angefeuert, und nicht abgelaſſen, für ihn zu ſorgen und zu wachen, bis eine freundlichere Hoffnung ſeine Zukunft erhellte. In anſpruchloſen, aber tief ergreifenden Bildern hat er uns die Ereigniſſe ihres Zuſammenlebens berichtet: wie er auf der ſorgenvollen Wanderung von Mannheim nach Frankfurt in dem Walde unfern unſerer Stadt den vor Erſchöpfung hingeſunkenen Dichter, auf einem Baumſtamm neben ihm ſitzend, mit banger Freundesſorge bewacht; oder wie er in den nächſten Tagen in dem beſcheidenen Gaſthaus zu Sachſenhauſen dem Freunde, der im Zimmer lautlos und mit großen Schritten auf- und abgeht,

im Geiſt die Grundzüge zur Luiſe Millerin entwerfend, mit ſtummer Bewunderung, mit heiliger Scheu, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, zuſchaut. Mögen dieſe rührenden Erinnerungen an Schillers ſchwergeprüfte Jugend, und an den Freund, der ſie wie kein anderer, ihm tragen half, unter uns, denen ſie ſo nahe liegen, in Ehren gehalten werden!

Was unſerm Dichter in jenen trüben Tagen am meiſten Noth that, ein ſittlicher Halt an einem redlichen Gemüthe, das hat Streicher mit bewundernswürdiger Treue ihm geboten. Aber für die mächtig gährenden Kräfte ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes, dem damals ſeine dramatiſchen Jugendwerke, ebenſo großartig in ihrer Anlage, wie in ihren Verirrungen, entſprungen waren, bedurfte er eines tieferen Verſtändniſſes, einer weiſen und maßvollen Leitung, einer höher gebildeten Umgebung, aus welcher ihm zugleich eine edle Anregung und einſichtsvolle Förderung zu Theil werden möchte. Da kam der tiefen Sehnſucht ſeines Herzens, wie er ſie aufs lebhafteſte ausſprach, ohne andern Anlaß, als die reine Zuneigung verwandter Seelen, jener edle Freundeskreis in Leipzig entgegen, deſſen Mittelpunkt Chriſtian Gottfried Körner war. Wir dürfen nicht bei der zarten Anknüpfung, der mit ſtets gleicher Treue und Liebe durchgeführten Ausbildung dieſes edeln Freundſchaftsbundes verweilen. Aber wir wollen in dieſer Stunde dankbarer Erinnerung die heiligen Wege Gottes preiſen, welcher dem herrlichen Dichter gerade in der Zeit, da ſeine geniale Natur einen entſcheidenden Läuterungsprozeß durchzumachen hatte, einen Freund zuſandte, wie Körner. „Ich habe ſein Herz noch nie auf einem falſchen Klange überrafcht!“ ruft Schiller von ihm aus nach Jahren des vertrauteſten Zuſammenlebens; „er hat ein freies, kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer und ein ängſtliches für ſich ſelbſt.“ „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantiſchen Reiſe zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückſeligkeit ſo brüderlich und treulich be-

gleiten will! Ich fühl' es an uns zur Wirklichkeit geworden, was ich als Dichter nur ahnte: Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit!" Mit diesen Worten besiegelt Schiller den frisch geschlossenen Bund und beide haben in rastlosem Streben den edeln Ausspruch wahr gemacht.

Aus Körners Freundschaft sind für Schiller jene fruchtreichen Jahre erwachsen, in welchen er aus eigenem Entschluß die schöpferische Triebkraft seines Genius zurückdrängte, aber zum ersten Male nach der freien Wahl seiner innersten Natur sich mit ganzer Seele den Wissenschaften hingeben durfte, die vor allem den Blick für die menschlichen Dinge frei machen und den Geist auf die ewigen Grundlagen unsers Daseins hinrichten: der Geschichte und der Philosophie. Durch Körners Einfluß und Beispiel wurde Schiller immer mehr angetrieben, die bis dahin oft wild gährenden und schrankenlos brausenden Kräfte seiner edeln Natur in einen ruhigeren Gang zu lenken und auf bestimmtere Ziele zu wenden. Unter Körners liebevoll berathender Einwirkung ist Schiller des Segens einer planvoll geregelten, mit beharrlichem Fleiße durchgeführten Thätigkeit inne geworden, jener

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Von Körner in die weiteren Kreise einer edeln Geselligkeit eingeführt, knüpfte er die mannichfachen Freundschaftsverhältnisse mit trefflichen Männern und Frauen an, die von nun an seinem Leben einen immer reicheren Schmuck, und bald auch seinem Familienglücke die sicherste Grundlage gaben.

Keine aber von den verschiedenen Anregungen, welche Schillers Geist in dem vertrauten Umgang mit Körner empfing, ent-

ſprach ſo ſehr dem tiefſten Bedürfniß ſeiner Natur, und war von ſo nachhaltigen Folgen, als das von den Freunden gemeinſam ergriffene Studium der Kantiſchen Philoſophie. Gewiß ſelten hat ſich, wie bei Schiller, in einem und demſelben Menſchengeiſte eine ſo mächtige Kraft des ſchärfſten und durchdringendſten Denkens mit der vollen Energie der ſchöpferiſchen und geſtaltenden Phantaſie vereinigt gefunden. Als ſchon jene Fülle erhabener Stoffe, deren ſpäter vollendete Geſtaltung die Welt mit freudiger Bewunderung erfüllte, ſein Künſtlergemüth bewegte, ſann zugleich ſein unabläſſig forſchender Verſtand den tiefſten Geſetzen unſeres Geiſteslebens und den Bedingungen der vollkommenſten künſtleriſchen Hervorbringung nach. Nach der innerlich organiſchen Anlage ſeiner Natur vermochte er keines dieſer Bedürfniſſe ſeiner Seele hinter das andere zurückzuſtellen, und mit raſtloſer Geiſtesarbeit ſtrebte er der großen Aufgabe nach: „die reichſte Lebendigkeit des Stoffes in die reinſte Geſetzmäßigkeit der Kunſt zu binden.“ Aber auch der höchſtbegabte Menſch vermag nicht beiden Forderungen in gleichem Maße gerecht zu werden. Jahre lang dauerte in ſeinem Innern das wechſelnde Ringen der ſpeculativen und productiven Kräfte ſeines Geiſtes; und während in dieſem Kampfe ſein ganzes Weſen reifte und erſtarkte, harrte die Welt vergeblich auf die Erfüllung der glänzenden Hoffnungen, welche ſeine erſten dichteriſchen Werke erregt hatten. Aber nicht eher ſollten ſich die Schwingen ſeines Genius wieder zu freiem Fluge entfalten, als bis er ſich durch eine außerordentliche Geiſtesanſtrengung auf dem Gebiete der philoſophiſchen Forſchung zur höchſten Klarheit und Beſtimmtheit durchgearbeitet hatte, deren ſein denkender Geiſt fähig war.

Und in dieſem für die letzte Entwicklung in Schillers geiſtigem Leben entſcheidenden Momente trat ihm als Freund der Mann zur Seite, der durch die Kraft, die Hoheit und den Umfang ſeines Geiſtes, und zugleich durch die ſeltenſte Fähigkeit zum

hingebenden Verständniß einer verwandten Natur am meisten dazu geeignet war, jene nothwendige Krisis in des Dichters innerstem Wesen durch gemeinsame Arbeit zu einer reinen Lösung durch zuführen: Wilhelm v. Humboldt. Gewiß, es ist eines der edelsten Schauspiele auf dem Gebiete des höchsten Geisteslebens, das sich uns in dem Gedankenaustausch dieser beiden Männer eröffnet. Unsere Zeit, die von so viel anderen Interessen des unmittelbaren Bedürfnisses erfüllt und bedrängt wird, hat Mühe zu begreifen, wie beide, der eine im Besitze des universellsten Wissens und mitten auf der Bahn zu der glänzendsten Stellung in Wissenschaft und Staat, der Andre im Vollgefühl seiner schöpferischen Kraft und einen Reichthum der herrlichsten Conceptionen in sich tragend, mit strengem Ernst und eindringender Schärfe bald die subtilsten Fragen des abstracten Denkens behandeln, bald bei der Betrachtung concreter Erscheinungen, namentlich der poetischen Literatur sich in die feinsten Distinctionen und Analysen der Begriffe vertiefen.

Aus den wenigen Jahren eines innig vertrauten Zusammenlebens, in welchem das tägliche geist- und gedankenvolle Gespräch noch den Stoff zu einem lange fortgeführten inhaltreichen Briefwechsel darbot, bildete sich eine solche Harmonie des Verständnisses und Urtheils zwischen den Freunden aus, daß Schiller ein Decennium, nachdem die äußere Gemeinschaft aufgehört hatte, wenige Wochen vor seinem Tode Humboldt zurufen konnte: „Es kommt mir vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen wie da, als wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen konnte. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume."

Für Schiller aber war der entscheidende Gewinn aus dieser strengen Gedankenarbeit unter dem belebenden Einfluß des seelenverwandten Freundes ein beruhigender Abschluß seiner Geistes-

thätigkeit nach der Seite der Spekulation. Nachdem sein intellectuelles Leben die Klarheit und sichere Begründung gewonnen hatte, welche alle ferneren Schöpfungen seiner Poesie durchleuchtet, wandte er sich mit gereifter und geläuterter Kraft wieder dem innersten Berufe seines Genius zu.

Und als wenn mit dem Wachsthum und der immer vollendeteren Durchbildung seines inneren Wesens auch seine nächsten persönlichen Verhältnisse noch an Tiefe und Bedeutung gewinnen sollten, so empfing ihn, als seine schöpferische Dichterkraft die Schranken einer zu mächtigen Reflexion überwunden hatte, und sich zu ihren erhabensten Leistungen zusammenfaßte, an den Pforten seiner neuen Siegeslaufbahn die Freundschaft Göthe's. Beide hatten sich längere Zeit aus zurückhaltender Ferne beobachtet, mehr die abstoßenden, als die anziehenden Pole ihrer reichen Naturen sich zugewandt: da trat wie durch höhere Fügung jener für die Geschichte unserer Literatur ewig denkwürdige Moment ein, daß beide Männer, fast von entgegengesetzten Standpunkten ausgehend, Göthe nach Jahre langer empirischer Beschäftigung in den Kreisen seiner Lieblingswissenschaften, Schiller von jenen allgemeinsten Betrachtungen über die höchsten Probleme und Gesetze unseres Geisteslebens, sich in dem gemeinsamen Bedürfnisse frischer poetischer Entwürfe und Arbeiten begegneten. Eine einzige vertrauliche Unterhaltung über einen bedeutenden, beiden wichtigen Gegenstand eröffnete einem Jeden den Blick nicht nur in die geistige Größe des Andern — diese war ihnen nicht verborgen geblieben, — sondern auch in die Tiefe eines großen Herzens; und in wenig Wochen war ein Bund fürs Leben geschlossen, wie ihn keine andere Nation zwischen zwei Männern von gleichem Geistesrange aufzuweisen hat. „Für mich war es ein neuer Frühling, ruft Göthe aus, in welchem Alles froh neben einander keimte, und aus aufgeschlossenem Saamen und Zweigen hervorging." „Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und et-

bereits überladen, und dieſe anderen Keime ſollen mir ſchrecklich aufgeben in den Zeiten reifender Vollendung.

Die Liaisons dangereuses ſind allerliebſt geſchrieben. Ein fortreißendes Intereſſe — feiner und lebhafter Witz — eine muſterhafte Leichtigkeit für die Briefgattung — dabei treffende wahre Bemerkungen über den Menſchen und Sentiment. Ich geſtehe, daß ich weniges mit ſo vielem Vergnügen geleſen habe. Es iſt in der That ſchade, daß ein großer Theil der Schönheit des Buchs in dem liegt, was man mit gutem Gewiſſen nicht allgemein machen kann — denn das Uebrige iſt ſelbſt für die Bildung zu empfehlen. Die Briefe des kleinen Volanges zum Beiſpiel ſind eine vortreffliche Schilderung der erſten unſchuldigen Liebe. Du wirſt mich für paradox halten, aber ich muß Dir geſtehen, daß es mir feine und wirklich edle Gefühle gegeben hat — ich würde vor dem Frauenzimmer nicht erröthen, das mir geſtände dieſe Briefe geleſen und vortrefflich gefunden zu haben — ich würde es nicht, nämlich wenn ich wüßte, daß dieſes Frauenzimmer Geiſt genug hätte ſie ganz zu verſtehen. Uebrigens wünſchte ich von dieſem und ähnlichen Büchern die nachläſſig-ſchöne und geiſtvolle Schreibart annehmen zu können, die in unſerer Sprache faſt nicht erreicht wird.

An den Charles XII. habe ich mich noch nicht gemacht; bis jetzt wollte ich nur Genuß — dieſer aber würde mich beſchäftigen.

Vom Werther habe ich noch keinen Gebrauch ma-

was dafür empfangen" schreibt Schiller in der Freude über diese unerwartete Uebereinstimmung im tiefsten Grunde ihrer Seelen. Eine reinere Anerkennung des gegenseitigen Werthes, ein tieferes Verständniß und eine liebevollere Förderung für die höchsten Interessen von jeder Seite kann nicht gedacht werden, als wie es in den unschätzbaren Zeugnissen dieser einzigen Freundschaft, deren Besitz und Genuß uns vergönnt ist, zu Tage liegt. Kein Volk besitzt einen gleichen Schatz der Belehrung, um sich in die innerste Geisteswerkstätte seiner größten Dichter den klarsten Einblick zu gewinnen, und an der Entstehung ihrer herrlichsten Dichtungen einen unmittelbaren Antheil zu nehmen. Während wir Goethe die mehr beschauliche Richtung, welcher sein Geist sich allmälig hingegeben hatte, vorwiegend fortsetzen, doch durch den belebenden Verkehr mit dem Freunde angeregt sich zunächst der epischen Dichtung, in welcher er damals sein unsterbliches Meisterwerk schuf, zuwenden sehen, empfing Schiller, der sich eben zur vollen Kraft und Klarheit seines Wesens durchgedrungen hatte, von der einsichtsvollsten und innigsten Theilnahme Göthes an Allem, was er vorbereitete und hervorbrachte, einen doppelt mächtigen und ermuthigenden Antrieb zur Ausführung seiner großen dramatischen Entwürfe. Der verwegene Streifzug der Xenien, in welchem beide im höchsten Selbstgefühl dem Drange ihrer übereinstimmenden kritischen Ueberzeugungen Luft machten, unterbrach nicht die Reihe großartiger Dichtungen, durch welche Schiller die gebildete Welt in Erstaunen setzte. Das war jene großartige Periode seines höchsten Strebens und Schaffens, die Göthe mit unvergänglichen Zügen bezeichnet hat:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!

O daß dieser letzte und herrlichste Flug seines Dichtergeistes

nicht von einer entſprechenden Kraft und Friſche ſeiner leiblichen Geſundheit getragen war! Mit ſtillem Bangen ſahen ſeine Freunde, wie jene Flamme des Genius, in welcher ſeine Poeſie ſich läuterte und klärte, von den ſich langſam verzehrenden Kräften ſeines ſiechen Körpers genährt wurde. Aber er ſelbſt ließ auch in Schmerz und Leid nicht ab von ſeinem hohen Beruf: wie die Poeſie das Element ſeines Lebens war, ſo hat er ſein Leben im reinſten Sinn der Poeſie zum Opfer dargebracht. Das iſt es, was das deutſche Volk empfindet: er hat einen Theil ſeines innerſten Lebens an ſeine edelſten Dichterwerke hingegeben; er hat in leidenvollen Tagen ſeine ſinkenden Kräfte, ſein Herzblut an ihre Vollendung geſetzt. Darum iſt unſer Dank für den Hochgenuß, für die erfreuende, erhebende, Herz und Geiſt veredelnde Wirkung, die aus ſeiner Dichtung in alle Kreiſe der Nation ausgeſtrömt iſt und immer aufs Neue ausſtrömen wird, ein doppelt großer und inniger: ja mag er ſich in dieſen feſtlichen Tagen in den höchſten und glänzendſten Erweiſungen der Ehrfurcht und Bewunderung ausſprechen! Er ehrt unſer Volk! Wer kann es verkennen, daß in dieſer allgemeinen Begeiſterung, in dieſer von Stolz und Hoffnung gehobenen Stimmung, die bei Schillers Gedächtnißfeier ganz Deutſchland durchzieht, das Gefühl ſich kundgibt, daß ſein Geiſt und ſein Streben der edelſte Ausdruck des deutſchen Nationalcharakters ſind? Ja, iſt es doch, als ob die Betrachtung ſeines Lebens und Wirkens uns ein Spiegelbild unſerer eigenen Geſchichte vorhielte. Auch unſerem Volke iſt, wie ſeinem Lieblingsdichter, ein ſchwerer Entwicklungsgang durch innere und äußere Bedrängniß zur Erfüllung ſeiner hohen Beſtimmung beſchieden. O möge Gottes heilige Macht, welche das Leben unſeres geliebten Dichters unter ſchweren Prüfungen, aber durch rechtzeitige Hülfe zu herrlichem Ziele gelenkt hat, auch ſchützend und ſegnend über den Geſchicken des deutſchen Volkes walten! Möge auch ihm unter den Kämpfen und Stürmen erregter Zeiten als die feſte Grundlage jedes Ge-

reihens, Gottesfurcht und Treue, Liebe zu Recht und Gesetz unerschütterlich erhalten bleiben! Möge der Geist des Sinnens und Forschens, wie er zu allen Zeiten ein Schmuck und Erbtheil unseres deutschen Stammes gewesen ist, auch ferner unter uns die Blüthe von Kunst und Wissenschaft bewahren! Möge sich aber auch mit dem unermüdlichen Streben, das in die Tiefe dringt, immer mehr der freie Umblick in die Weltlage und ihre Forderungen verbinden, damit die Formen unseres nationalen Lebens sich seines reichen und mannigfachen Inhaltes immer würdiger gestalten! Und wenn Gott unserm theuern Vaterlande Zeiten vorbehalten hat, in welchen es durch thatkräftiges Handeln Zeugniß abzulegen hat von seinem hohen Beruf, unter den Völkern der Erde entscheidend mitzuwirken — o dann schenke Er uns, wie unserm Dichter, Männer, die mit weiser Erkenntniß dessen, was Noth thut, mit Besonnenheit und Entschlossenheit die edeln Kräfte unsers Volkes zusammen zu fassen, zu lenken und zu großen Zielen zu führen wissen! Auch diese Hoffnung ist kein unwürdiger Theil unserer Schillerfeier.

Ansprache des Dr. Reinganum,

gehalten vor dem provisorischen Standbilde Schiller's beim Festzuge nach dem Römerberge am 10. November.

Mit einem Gefühle, gemischt aus Wonne und Wehmuth, feiert das deutsche Volk den hundertjährigen Gedenktag seines liebsten Dichters, Friedrich Schiller; mit der Wonne, einen solchen Geisteshelden den Seinen nennen zu dürfen; mit der Wehmuth, daß er zu früh dahin schied, mitten in der vollen Kraft seines gehobensten Wirkens.

Friedrich Schiller ist der wahrhaftigste Dichter des deutschen Volkes, mit allen Richtungen des nationalen Denkens und Em-

pfindens auf das innigste verwebt, und keiner, keiner entspricht wie er der deutschen Sinnesweise. Das beruht sicherlich darin, weil er nicht die Lebens-Aufgabe sich gestellt, bloße Kunstgebilde zu formen, welche ihren Werth nur gegenständlich in sich selber tragen, — weil er vielmehr, getrieben von seinem eigensten Genius, zur Aufgabe seiner Schöpfungen das Ideal selbst gewählt, diese weitreichende, unermeßliche, unbegrenzte Gedankenhoheit, welche Alles, dem sie naht, mit dem unbeschreiblichen Zauber der reinsten Schönheit, vollendetsten Sittlichkeit und edelsten Freiheit umgibt. Von dem Ideale waren alle Schöpfungen Schillers durchdrungen; in ihnen die Sittlichkeit und Freiheit zu verkörpern, das war seine Größe, das bleibt sein ewiger Ruhm, in diesem Streben und in diesem Siege steht er einzig unter Allen da.

Und wer möchte darum sagen, daß er, der ideale Dichter, der Wirklichkeit fremd gewesen wäre? Das unmittelbarste Leben seiner erhabenen Geisteswerke zeigte sich in ihren Mitwirkungen auf das ganze deutsche Volk, welches er hinriß und emporhob zu einer Begeisterung, die in die Jahrhunderte hinüberragt. Er weckte die Gedanken und Empfindungen, die in dem Volke schlummerten; er konnte sie nur wecken, weil er die Erkenntniß ihres Daseins in seinem Genius trug.

Die erste Erscheinung Schillers war ein Angriff gegen die Unsittlichkeit und Unfreiheit. Aus den engen Lebensbanden, in welchen man ihn umstrickt hielt, riß sein Geist stürmisch sich los, und in drei Trauerspielen führte er muthig den Kampf gegen verwitterte Zustände, ein Kämpfer der Gegenwart und ein Prophet der Zukunft. Denn erhabenen Geistern ist es vergönnt, vorauszusehen, wie das Völkerleben in der kreisenden Ordnung der Welt sich gestalten wird; und große, frische, rasche Geister können wohl die Unvollkommenheiten unfertiger, lückenhafter, ja widersinniger menschlicher Einrichtungen ertragen; aber das mochten sie niemals begreifen, wie man solche Unvollkommenheiten als eben so

viele Nothwendigkeiten, ja als einen Gegenstand der ernsten Verehrung und sorgenden Pflege behandeln wolle.

Der Wurf war geschehen; und das deutsche Volk schloß sich mitempfindend, liebevoll, hingebend an Schiller an. Treu blieb dann Schiller immerdar sich selbst, treu ihm das Volk.

Schiller war als Weltbürger aufgetreten. Die Freiheit und Einheit anderer Völker und verwandter, von Deutschland losgerissener Stämme stellte er in Geschichtsschreibung und Drama dar; von Deutschland nicht. Wie sollte es auch anders sein? Der Jüngling Schiller sah die jammervollen Engherzigkeiten seines Vaterlandes (des engeren), und den nahenden Verfall des gealterten Reiches. Der Mann Schiller sah, o Schmach! den Fremden im Lande schalten und walten. Aber es war der ächten, freien, idealen Lebensanschauung des deutschen Geistes nicht zuwider, von dem Weltbürgerthume auszugehen, um zu der herzlichen Liebe des Vaterlandes und der vaterländischen Freiheit zu gelangen. Und mochte nun Schiller in seinen späteren, männlicheren, ruhigeren Gebilden und Gesängen die Erhebung der Flandrischen Provinzen für die höchsten Güter des Lebens, oder den Bruderzwist im Innern Deutschlands um Glaubenszwang und Glaubensfreiheit schildern, mochte er den begeisterten Jüngling, der für edlere Staatsformen schwärmt, dem Despoten gegenüberstellen oder die Erlösung der in Freiheit und Einheit sich verbündenden Schweizer vor Augen führen, — jedes Wort und jede That ward im deutschen Volke verstanden und begriffen, hob das Selbstbewußtsein der Nation, und legte die fruchtbaren Keime für eine bessere Zukunft.

Ja es waren die Worte eines Sehers, die Schiller sprach. Er begeisterte die deutsche Jugend seines Zeitalters, unseres Zeitalters, er wird die Jugend aller kommenden Zeiten mit unlösbarem Bande nach sich ziehen. Dem in Schillers Dichterschule großgezogenen Theodor Körner war es gegeben, für das Vater-

land zu kämpfen, zu siegen, und ruhmvoll zu sterben. Schiller ist der Mann, dem ernste und sinnende Männer stets anhängen werden. Er ist der Dichter der Würde der Frauen. Das Niedrige, Gemeine, selbst das Gewöhnliche und Alltägliche ist seinem innersten Wesen zuwider. Er ist in seiner Geistesgröße, in der Erhabenheit seiner Sprache, in dem überall hervorleuchtenden Edelmuthe seiner Gesinnungen, in seiner Tugend und Gerechtigkeit der wahrhaft volksthümliche Dichter.

Ihm ist, dem Unsterblichen, noch das herrliche Loos beschieden, daß nach einem Jahrhundert vor ihm selbst, vor seinem Angedenken das nach Freiheit und Einheit ringende Deutschland sich vereinigt. Um Schiller zu ehren, zu preisen, reichen sich alle deutsche Bruderstämme herzlich die Hände. Möge Heil in diesem Zeichen sein!

Heil dem Vaterlande!

Ewig lebe das Angedenken des großen Geisteshelden, des deutschen Mannes Friedrich Schiller in dem Herzen des Volkes!

Niemals wage ein Frevler, dieses Angedenken zu entweihen! —

Schützen wir Alle dieses Angedenken durch die dem Vaterlande gewidmete Liebe und Treue, durch Eintracht in allem Guten, durch hingebende Förderung des allgemeinen Besten, durch Widmung unserer Kräfte für des deutschen Vaterlands Gedeihen, Ehre, Macht, Größe, Freiheit und innigste Einigung!

Nun fallet ihr Hüllen und gebt dem Volke den Blick frei auf seines Lieblings Antlitz und Gestalt!

Ertönet ihr Drommeten und Sangesweisen und verkündet des Dichterhelden Ruhm!

Fallet ihr Hüllen!

Tischrede des Pfarrers Dr. Steitz

beim Festmahle im „Volkseck“ am 10. November.

Meine Herren! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie aufzufordern zu dem Trinkspruche, der nach altem Brauche dem Gegenstande unserer Festfeier gilt. Der deutsche Dichter, dessen hundertjährigen Geburtstag heute die Nation in allen Gauen des Vaterlandes und weit über die Grenzmarken desselben hinaus in dankbarer Huldigung begeht, ist nicht bloß eins jener hellen Gestirne, welche die große Glanzperiode in der Geschichte unserer Nationallitteratur heraufgeführt und erfüllt haben, er ist auch, wie nicht leicht ein Anderer, der allgemeine Liebling, der geistige Führer, Erzieher und Bildner seines Volks geworden und hat dessen Denkungsweise und Gesinnung auf lange hin bestimmt. Was ihm diese hervorragende Stellung erworben hat, was ihm diesen bleibenden Einfluß sichert, das ist vor Allem der klare Bezug, die feste Uebereinstimmung, die zwischen seiner charaktervollen Persönlichkeit und seinen Werken besteht; es ist der Adlerflug, der ihn, den Herrscher im Reiche des Idealen, über die platte Alltäglichkeit emporträgt in die ewige Heimath des Wahren, Guten und Schönen; es ist die Lebhaftigkeit und Frische, die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die seine Dichtungen beseelt und in allen Hörern machtvoll erweckt „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen“; es ist der hohe sittliche Ernst und der reine Seelenadel, der, allem Gemeinen abhold, in den Hervorbringungen seines dichterischen Schaffens sich überall gleichmäßig kundgiebt, ob er ein Priester mit belorbeerter Stirne uns mit leuchtendem Blick die Geheimnisse der ewigen Urbilder deutet oder ein genialer Zeichner die kräftigen Gestalten der Wirklichkeit mit sicherer Hand uns vorführt, aber gereinigt und verklärt in dem goldnen Aetherdufte der Poesie; es ist der ächt deutsche Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit des persönlichen

Seins, den er mit derselben Entschiedenheit vertreten hat in den Jahren, wo es in stürmischem Gähren ihn trieb, die einengenden Schranken des veralteten Herkommens und der abgelebten Verhältnisse zu durchbrechen, bis hinauf zu jener stillen klaren Höhe, wo seine reiche Bildkraft in maaßvoller Begrenzung und innerer Harmonie die vollendende Weihe empfing, die künstlerische Reife bekundete; es ist endlich die wunderbare Schönheit seiner Sprache, die in ihrem hellen Silberklange eine Kraft und Fülle, eine Hoheit und Würde, eine Pracht und Herrlichkeit entfaltet, vor der wir mit freudiger Bewunderung weilen, mag ihr Strom im majestätischen Falle des Rhythmus dem Katarakte gleich mit donnerndem Wiederhalle stürzen oder in dem ruhigen Flusse kunstvoll gegliederter Perioden ebenmäßig verlaufen. Mit diesen Mitteln hat er seinem Volke eine Gedankenwelt aufgebaut, die in ihrem unerschöpflichen Reichthum, in ihrer schwungvollen Erhabenheit, in ihrer sittlichen Wahrheit und Schönheit, wie ein Riesendom über die Stätten des alltäglichen Lebens emporsteigt: hier träumt der deutsche Jüngling den Traum seiner unbegriffenen Sehnsucht, den Vorboten der zukünftigen That; hier schaut das Gemüth der deutschen Frauen in plastischer Gestaltung, was es in dem innersten Heiligthum seines Selbst vorahnend vernommen; hierher wallfahrtet mit nimmer alternder Liebe der deutsche Mann, wie zu seinen theuersten Jugenderinnerungen, um alle Mißklänge der widerspruchsvollen Wirklichkeit aufzulösen in der harmonischen Einheit dieser idealen Weltanschauung. Nur Eins hat man von manchen Seiten her schmerzlich beklagen wollen, daß der große Gegensatz des Glaubens und Wissens in seiner Entwicklung nicht zu der von ihm rastlos angestrebten vollen Versöhnung gekommen sei und daß er darum nicht die bestimmtere, ihn selbst befriedigende Stellung zu den geschichtlichen Grundlagen der Religion gefunden habe; überlassen wir diese Klage denen, die in so unfruchtbarem Beginnen sich mühen! der große Gang der geschichtlichen Entwicklung, wie er

das Leben der Nationen beherrscht und in der Lebensgestaltung ihrer einzelnen hervorragenden Geister sich treu wiederspiegelt, beruht nicht auf menschlicher Willkühr, sondern auf dem Gesetze innerer providentiell geordneter Nothwendigkeit, er ist darum für uns kein Gegenstand des Bedauerns: unsere Aufgabe ist es vielmehr, ihn zu begreifen; wer aber, wie Schiller, mit der ganzen Kraft seiner Feuerseele dem Gemeinen gewehrt, das Gefühl für das Edle, den Sinn für das Heilige in tausend Herzen belebt und die strenge Würde der sittlichen Idee einem ganzen Geschlechte zum Bewußtsein gebracht, der hat wahrlich auch dem Reiche Gottes Wege bereitet und Bahnen geebnet, der hat der nationalen Wiedergeburt auch auf dem höchsten Gebiete vorgearbeitet, ein geistiger Befreier in der umfassenden Bedeutung des Wortes!

So lange darum, von dem Lebenshauche seiner Poesie erwärmt, deutsche Herzen höher schlagen, so lange deutsche Bildung, in ihm glänzend vertreten, den weltgebietenden Scepter führt, so lange deutsche Sprache, durch ihn geadelt, auf deutschen Lippen ihren kräftigen Wohllaut entfaltet, so lange lebe Schillers machtvoll waltender Genius! er lebe, was er selbst sich als das Höchste gedacht, in dem Andenken, in der Liebe, in dem Herzen seines deutschen Volkes ein wirksames, unsterbliches seliges Leben! er lebe in unserer, in der spätesten Geschlechter dankbarer Verehrung hoch!

Tischrede des Geh. Ober-Finanzrath Rommel

beim Festmahle im „Wollseck“ am 10. November.

Wie wäre es möglich, an dem Tage, an welchem hier in Frankfurt Schillers hundertjährige Geburtsfeier festlich begangen wird, Frankfurts größtem Sohne, Schillers größtem Freunde, kein Wort besonderer Erinnerung zu widmen? Sind doch die

Namen Schiller und Göthe so innig mit einander verknüpft, daß kaum der eine ohne den andern genannt wird, und bilden doch beide Namen in ihrer Verbindung das Symbol der Einheit deutschen Geisteslebens! Ferne sei es von mir, bei dieser festlichen Gelegenheit die litterarische Größe und Bedeutung Göthes schildern zu wollen. Dazu bin ich weder befähigt, noch berufen, und wer wäre überhaupt schon jetzt im Stande, die ganze Bedeutung Göthes nach allen Richtungen in sich aufzunehmen und wiederzuspiegeln? Es ist mir daher versagt, näher nachzuweisen, wie Göthe, an das Volkslied anknüpfend, selbst Volkslieder unvergänglichen Reizes dichtete, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat, oder zu schildern seine Thaten, des Götz und Werther, durch die er, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, das deutsche Volk von Philisternetzen befreite, oder seine Erhebung aus einem erschlaffenden Hosleben und seine Wiedergeburt in dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, der wir die Iphigenia, den Tasso und den Egmont verdanken, oder vor Allem den Einfluß, den die innige Verbindung und Freundschaft mit Schiller auf ihn übte, eine Verbindung, die in der Geschichte der Litteratur aller Völker nicht ihres Gleichen findet, und die Werke höchster Vollendung, die aus dieser Verbindung und in ihrer Nachwirkung hervorgingen? oder endlich Göthes Bedeutung als Naturforscher?

Nein, nur wenige Lichtfunken aus dem Strahlenkranze, der das olympische Haupt Göthes umleuchtet, will ich versuchen zu sammeln. Es gab eine Zeit, in welcher Göthe bei aller Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste als Dichter, in seiner sittlichen Größe als Mensch nur von verhältnißmäßig Wenigen erkannt wurde. Nach den zahlreichen Veröffentlichungen über sein Leben und Wirken, über sein Verhältniß zu seinen Freunden, seiner Familie und seinem Fürsten ist wohl jetzt allgemein anerkannt, daß Göthe ein ganzer, ein voller, ein edler Mensch war und das deutsche Volk kann neben seinem Schiller auch

chen können, es müßte denn sein, daß ich, wie er, auf einem Felsen den Hut verloren hätte.

Apropos — laß doch irgendwo in der Stadt anschlagen, daß mir in der R.schen Gesellschaft ein Hut abhanden gekommen. Deine Minna und Dorchen grüße herzlich von mir. Der Wolf mache mein Compliment nebst schuldiger Danksagung für ihre Mühe. Das englische Bier, wenn es noch nicht bestellt ist, mag ich für 4 Groschen nicht, denn es ist schlechter als das Ludwig'sche. Die Briefe an die Arnim werden wahrscheinlich an Ort und Stelle sein. Sonst sei so gut und sorge, daß sie hingeschickt werden. Jetzt Adieu. Ich bin schläfrig und müde. Diese Woche denke ich Euch einen Caffee beim Hegereiter vorzuschlagen, wenigstens Dir und Huber, wenn es unseren Weiblein zu zeitig ist. — Ihr würdet gegen 7 Uhr dort sein müssen, denn ich stehe jetzt immer um 5 Uhr auf. Ich weiß nicht, woher es kommt, denn mein ernstlicher Vorsatz ist es nicht, auch weckt mich kein Geräusch. Den Tag kann ich noch nicht bestimmen. Adieu. Einschluß besorge sogleich an Huber.

S.

23. April 1787.

Das fehlte noch, daß Du auf Deinem Lusculum mit dem Unterleibe im Streite lägest. Heute ist wieder schreckliches Wetter. Aber obsistere contra. — Die

ſeinen Göthe nicht allein als Dichter verehren, ſondern auch als Menſchen lieben.

Eine Eigenſchaft beſonders zeichnete Göthe aus, die er mit Schiller gemein hatte, mit dem er ja übrigens in ſo vielen Beziehungen verſchieden war. Es iſt das unabläſſige Streben, an ſich ſelbſt zu arbeiten, ſich zu immer größerer Vervollkommnung empor zu ſchwingen, zu ſchaffen und zu wirken, ſo lange es Tag iſt, und ſeine Errungenſchaften ſich und dem Volke zum Segen gereichen zu laſſen. Alles wußte er ſich anzueignen, was zu ſeiner geiſtigen Fortbildung dienen konnte. Gerade vor 100 Jahren, als Schillers Wiege in Marbach ſtand, war der 10jährige Göthe ſchon heimiſch in den Räumen unſeres alten Theaters, aus denen heute die ſchönen Ehrenmale unſerer trefflichen Künſtler hervorgegangen ſind. Hier empfing er die erſte Anregung zur dramatiſchen Poeſie. Wenn aber irgend ein Werk Zeugniß ablegt von Göthes raſtloſem geiſtigen Arbeiten während ſeines ganzen langen Lebens, ſo iſt es jenes titaniſche: der Fauſt, das er in früher Jugend begann, und erſt kurz vor ſeinem Tode vollendete. Ringen und Kämpfen, Ringen bis zum letzten Athemzuge nach Wahrheit und Erkenntniß, das iſt das einzige würdige Ziel des Menſchen. Darum läßt Göthe im Schlußakte ſeines Fauſt die Engel, die Fauſt's Unſterbliches gen Himmel führen, ſagen:

„Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen!“

Was aber hält Göthe, den man ſich nicht geſcheut hat, im Gegenſatze zu Schiller einen Dichter der Knechtſchaft zu nennen, für das höchſte irdiſche Glück, für den würdigſten Preis eines arbeitsvollen Lebens? Auch hierüber giebt uns der Schlußakt des Fauſt Auskunft. Im erſten Akte des Fauſt ſagt Fauſt zu Mephiſtopheles:

„Werd ich zum Augenblicke ſagen,
Verweile doch, du biſt ſo ſchön,
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.

Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es ist die Zeit für mich vorbei."

Dieser Augenblick ist gekommen, Faust hat ein großes Land dem Meere abgewonnen, er sieht im Geist es belebt von freien Menschen, er ist der Schöpfer eines freien Gemeinwesens. Am Ziele seiner irdischen Laufbahn ruft er aus:

„Das ist der Freiheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,
Und so verbringt, umrungen von Gefahr
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr,
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn,
Zum Augenblicke dürft ich sagen,
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick!"

Ja, auch Göthes wie Schillers Namen wird in Aeonen nicht untergehn. Bewahren wir mit kindlicher Pietät die Geisteschätze, die er und Schiller uns hinterlassen haben, und lassen Sie mich in Beziehung auf diese geistige Hinterlassenschaft mit den Worten aus seiner herrlichen, ächt deutschen Idylle schließen:

„Dies ist unser, so laß uns sagen und so es behaupten!"

Es gilt dem Andenken an Frankfurts größten Sohn, an Schillers größten Freund, es gilt dem Andenken Göthes.

Tischrede des Dr. med. Gustav Spiess

beim Festmahle im „Wollsack" am 10. November

Meine Herren! Herrliche, begeisterte Worte haben wir heute schon vielfach vernommen zu Ehren unseres großen Sängers,

und wohl ist keiner unter allen deutschen Dichtern, der es so sehr verdiente, wie Schiller, in den weitesten Kreisen und von den verschiedensten Seiten her gefeiert zu werden. Noch gar Manches an ihm könnte hervorgehoben werden, was bis jetzt kaum berührt werden ist, denn wie alles rein Geistige, ist auch seine Wirksamkeit eine unerschöpfliche und unendliche.

Allein wir würden die hohe Bedeutung unseres heutigen Festes doch kaum zur Hälfte erfassen, wollten wir darin nur die Verherrlichung eines, wenn auch noch so beliebten und volksthümlichen Dichters erblicken. Nein, meine Herren, sprechen wir es unverhohlen aus, es ist noch etwas anderes und höheres, als ein bloß literarisches und ästhetisches Fest, das uns hier versammelt, und zu dem eben deßhalb an allen Orten unseres gemeinsamen Vaterlandes, ja, wo immer Deutsche über den Erdkreis zerstreut sind, Tausende und abermals Tausende unserer Brüder versammelt sind.

Man hat es oft — und vielfach nicht ohne höhnische Seitenblicke ausgesprochen, daß wir Deutsche nur ein einigendes Band besäßen; das sei unsere Wissenschaft und unsere Dichtung. Meine Herren, der Geist ist es, der auch den Körper schaffen muß, und nur was aus dem Geist geboren ist, ist auch von ewiger Dauer und Kraft. — Täuschen nicht alle Hoffnungen, so naht die Zeit mit mächtigen Schritten heran, wo es sich zeigen muß, ob der deutsche, durch Wissenschaft und hohe Dichtung erstarkte Geist den ihm angemessenen Leib sich zu schaffen vermag. Gebe ein gütiger Gott, daß wir in den Tagen der Entscheidung uns bewähren. Zahlreich sind die Zeichen, die es verkünden, daß die Deutschen nicht nur ihre Zusammengehörigkeit immer lebhafter empfinden, sondern auch der hohen Aufgabe sich immer klarer und stärker bewußt werden, die sie inmitten der europäischen Staatenfamilien zum Zwecke der allgemeinen Entwickelung der Menschheit zu lösen haben. Und wo wäre auch eine Zeit geeigneter,

solche Empfindung zu wecken und solches Bewußtsein zu schärfen, als die unsrige! Während im Innern unseres Vaterlandes von gewissen Seiten her alle Leidenschaften aufgeregt werden, nicht um das allgemeine Wohl zu fördern, sondern um niedrige Sondergelüste zu befriedigen, und so das Vertrauen zwischen Volk und Regierung immer mehr untergraben wird, und die verschiedenen Stämme unseres Volkes sich immer mehr entfremden, wohl gar in offenem Hasse sich befehden, sehen wir von außen her die Lüge und die niedrige Gemeinheit bei uns eindringen und leider mit nur allzugroßem Erfolge bestrebt, nicht nur unsere vaterländischen Verhältnisse zu verwirren, sondern den deutschen Geist selbst und deutsches Wesen zu vernichten oder wenigstens zu vergiften.

Trauend und besorgt wendet sich der Vaterlandsfreund ab von diesem Bilde. Sehnsüchtig blicken alle Gutgesinnten nach einem Mittelpunkte, an den sie sich anlehnen, nach einer Fahne, um die sich schaaren möchten. Da führt uns die Vorsehung den hundertsten Geburtstag Schillers entgegen, und wie durch einen Blitzesfunken angeregt, treten an allen Orten des Vaterlandes und wo immer Deutsche sich zusammen finden, Männer zusammen, um den Tag festlich zu begehen, wie noch nie ein Tag ähnlich begangen worden ist, und das lauteste und allgemeinste Echo antwortete ihnen in begeistertster Weise.

In dithyrambischem Fluge hat unser Dichter einst gesungen: „Millionen, seid umschlungen." Heute stehen in Wirklichkeit Millionen um sein Bild vereinigt und blicken dankend und hoffend zu ihm empor. Wo noch solche Empfänglichkeit für die idealen Güter der Nation sich kund giebt, da darf man nicht zweifeln, daß noch eine Fülle ächt jugendlicher Frische und Kraft im Volke vorhanden ist, da mag man wohl die unerschütterliche Ueberzeugung schöpfen, daß, während andere Nationen unseres Welttheils nur welke Greisengesichter uns darbieten und unverkennbar ihrem Verfalle entgegengehen, unser deutsches Volk noch in rüstigem

Emporschreiten begriffen ist. Das ist die erhebendste Seite unseres Festes!

Und welcher Sterbliche wäre befähigter, in Zeiten wie die unseren sind, uns als Vorbild und Führer zu dienen, als Schiller, der mit allen Kräften seiner großen Seele an der geistigen Erhebung seines Volkes rastlos gearbeitet hat, dessen reine, über alles Gemeine hoch erhabene Muse stets nur im Dienste des Vaterlandes thätig war, der ebenso in dem begeisterten Muthe, mit dem er die Sprengung aller niedrigen und unwürdigen Fesseln anstrebte, wie in der damit verbundenen ernstsittlichen Strenge sein ächtdeutsches Wesen bekundet, der wie Keiner die Freiheit, aber auch wie Keiner die Furien der Gesetzlosigkeit und der Losgelassenheit menschlicher Leidenschaften besungen hat.

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Das sind Worte, die heute ganz besonders an uns alle ergehen, und fast mehr noch die Worte, in die unser Dichter einen sterbenden Vaterlandsfreund sein ganzes Vermächtniß für ein ebenfalls getheiltes und nach Einheit und Selbstständigkeit ringendes Volk zusammen fassen läßt, die Worte:

„Seid einig, einig, einig!"

Möge denn Schiller's Geist heute und immerfort, und uns wie alle die Tausende, die heute mit uns dieses Fest feiern, immer mehr reinigen und läutern und unsere Seele immer mehr mit dem rechten Muthe erfüllen, dann wird dieses Fest auch für unser gesammtes Vaterland ein recht gesegnetes sein, dann wird es auch unserem Volke gelingen, aus all' der Gebundenheit sich loszumachen, die es jetzt noch so vielfach umfängt, und als ein einiges und starkes Volk die Stellung einzunehmen und die Wirksamkeit zu entfalten, die ihm so unverkennbar gebührt.

Ein einiges und starkes Deutschland, es lebe hoch! —

Tischrede des Pfarrers Kalb

beim Festmahle im „Wolfseck“ am 10. November.

Von Schillers Werken sind Supplemente erschienen, Nachträge. Erlauben Sie mir, meine Herren, jetzt nach dem Schlusse der officiellen Toaste auch einen Nachtrag zu liefern, einen Nachtrag zu der vorhin vernommenen Parallele zwischen Göthe und Schiller und einen Nachtrag zu den heute wiederholt geäußerten Wünschen einer solchen politischen Größe und Geltung unseres Vaterlandes, welche der Reife unserer Nation entspreche. Erlauben Sie mir, eine kurze Parallele zwischen Luther und Schiller und eine darauf gegründete Hoffnung auszusprechen, welche jene Wünsche ergänzen möge.

Der zehnte November, der heutige Tag, ist auch der Geburtstag Luthers. Des großen Reformators dürfen wir neben dem großen Dichter nicht vergessen. Seine Gegner mögen seine Verdienste leugnen, seine Geistesverwandtschaft mit Schiller kann Niemand in Abrede stellen. Welche Aehnlichkeit in ihrem Schicksalsgang, in ihrer Entwicklung, in ihrer Wirksamkeit, in ihrer Entscheidung auf dem Kampfplatz der Weltgeschichte bei aller Verschiedenheit der Zeiten, in denen sie lebten!

Beide Geisteshelden waren Freunde und Förderer der Wahrheit, wenn sie auch Luther in der Religion fand, Schiller sie in der Philosophie suchte. Beide waren Herolde und Vorkämpfer der Freiheit, der sittlichen Freiheit, welche im Gewissen lebt und die Mutter aller wahren Freiheit ist, anfangs der blos umstürzenden, welche die Tyrannei bekämpft, bis der dröhnende Schritt, womit die Willkühr der Anarchie unter der Maske der Freiheit alle Grundlagen des Rechts aus dem Boden wühlte und das Gebäude der häuslichen und öffentlichen Wohlfahrt in Trümmer legte, den Einen zur Zeit der Bauernkriege und den Andern zur Zeit der französischen Revolution erschreckte und mahnte, der

Freiheit nicht blos eine Gasse zu brechen, sondern auch einen Dom zu bauen, eine Heimath zu gründen im Herzen des Volks. Und Kinder des Volks waren sie, zu Männern des Volks wurden sie beide. An ihrer Nation hingen sie wie das Kind am Mutterherzen, und für ihr Vaterland wirkten sie in Wort und That, in Gebet und Lied so Großes, daß die religiöse Kraft und Weihe Luthers und der sittliche Ernst und Einfluß Schillers fortwirken, leitend, erhebend, verklärend fortdauern werden, so lange es eine deutsche Nation, deutsche Sitten, deutsche Sprache auf Erden gibt.

Merkwürdig ähnlich war sogar ihre Laufbahn, auch in dem heute vom gefeierten Vorsitzer unseres Festmahles in seiner Festrede angedeuteten Sinne: die Freundschaft begleitete auch Luthern hülfreich durch's Leben. Was für Schiller Streicher, Körner, W. v. Humboldt, Göthe war, das waren für Luther Alexis, Staupitz, Spalatin, Melanchthon.

Am wunderbarsten aber und doch so natürlich, weil beruhend auf einem Naturgesetz unserer Geschichte, war ihre Erscheinung beim Uebergang aus einer alten in eine neue Zeit, in eine Zeit, der sie hauptsächlich ihre neue Richtung und ein unverwischliches Gepräge gaben. Darauf bezieht sich mein Trinkspruch. Sei es ein Prophetenspruch!

Luthers Reformation drang siegreich durch, als die Anfänge zur Kirchenverbesserung in England, Böhmen, Italien fehlschlugen. Kraft der Assimilationsgabe des deutschen Geistes für das Große, Gute, Wahre, Schöne aller Zeiten und Zonen, aller Art und Sprache zog er aus dem erwachenden Studium der classischen Literatur die edelsten Säfte für das religiöse Leben, und zwar in der trübsten Zeit, da alle Welt am Erfolg einer Reformation verzweifeln mußte. Damals ward die Deutsche Reformation, eine Gewissensthat Luthers, zur Reformation der christlichen Welt und in der freien Luft des Protestantismus lernte Schillers jugendlicher Geist seinen Gedankenflug.

Schillers und seines ebenbürtigen Freundes dichterischer Genius brachte dem deutschen Volk ein goldenes Zeitalter der Literatur, nachdem Italien, Spanien, England, Frankreich längst ihre classische Glanzperiode gehabt hatten. In der trübsten Zeit des altersschwachen deutschen Reichs, als kein Hoffnungsstern mehr zu leuchten schien, gingen am Geisteshimmel der Nation Gestirne auf, vor denen die meisten Glanzsterne anderer Völker erblichen.

Zu allen Zeiten sprühen zwar die Funken des erfinderischen deutschen Geistes weit hin und werden, vom Ausland aufgefangen und benutzt, zu Flammen, welche den Erdkreis wohlthätig erleuchten und erwärmen und darüber scheint oft der Geist in der Heimath hinter den Fortschritten der Fremde zurückzubleiben. Aber so scheint es auch nur, wie der Löwe scheint zurückzubleiben, wenn — er zum Sprunge ausholt. Nein, darum, weil Deutschland einen längeren und steileren Weg zum Ziele hat und mehr Zeit braucht, innerlich zu reifen und seine ganze Kraft zusammenzufassen, bleibt es nicht auf immer zurück. Wir kommen spät, aber wir kommen. Was sich auf dem Gebiete der Religion und Kunst als Naturgesetz unserer geschichtlichen Entwickelung gezeigt hat, wird sich auch in unserem politischen Leben nicht verleugnen. Wir wollen warten, und werden nachholen, einholen, überholen. Aber wir wollen auch säen die köstlichsten Samenkörner, welche Luther und Schiller uns reichen, in unermüdlicher Geduld säen, auf den Geist säen, auf daß die Kraft unserer Nation ins Mark und nicht in die Blätter schlage. Wir wollen singen mit Schiller: „Es reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen", und von Luther lernen, erwachen aus dem Schlafe, wann der Morgen anbricht, und zu handeln, wann genug geredet ist. Wir wollen hoffen mit Schiller: „was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht!" wollen hoffen, daß uns zur rechten Stunde ein Heldenkaiser geboren werde, wie Luther und Schiller, die Geistesfürsten; wollen hoffen,

daß dann die deutsche Eiche alle deutsche Stämme als Zweige an sich trage, ihr Haupt hoch zu den Wolken trage, vor keinem Sturme erzittere, ihre Wurzeln immer tiefer einsenke, Schutz und Schirm allen Söhnen und Töchtern deutscher Art, Zucht, Sitte, Sprache spende, die unter ihrem Laubdach Luthers Weisen und Schillers Lieder singen; wollen hoffen, daß sie dastehe in alter Pracht und neuer Herrlichkeit und nicht breche bis der Weltbau zusammenfällt. So groß ist unsere Hoffnung, so groß wie unsere Zukunft; Luther und Schiller sind ihre **Propheten**, sie sind uns auch ihre **Bürgen**, denn kein blos verklärender Schein, sondern eine unerschöpfliche verjüngende Kraft ging und geht von ihnen aus; und wer diese verspürt, fühlt, daß ihre Verheißung sich erfüllt! Luther und Schiller, die Bürgen einer großen Zukunft unserer Nation, sie leben unsterblich fort, sie leben hoch!

Zu Schillers Säcular-Feier.

Der hundertjähr'ge Riese ist erstanden,
Der über Völker seine Arme reckte,
Den keine Mächte, keine Fesseln banden,
Der selber frei, zur Freiheit auferweckte.
Wie dorten ein Olymp mein Deutschland war!
Und heut' ein Land voll streitender Pygmäen!
Seht ihr? Es weint der Riesenjubilar,
Wenn wir an seinem Festaltare stehen.
Welch' eine Wiege —! Welche Todtenbahre —!
Die ganze Erde ward zur Geistergruft;
Und heute weht der große deutsche Aar
Auf Völker aus der Einheit Zauberduft.
Wach' auf, du deutsches Volk, zum Einheitsfeste,
Noch in der Poesie sind reine Klänge!
Besitzer seid ihr, und nicht Wandergäste

Durch eurer deutschen Wälder heil'ge Gänge
Habt ihr geprüfet: „Wer sich ewig bindet,"
Ob sich das Herz auch zu dem Herzen fand —?
Wer in sich selbst im Frieden überwindet
Die höh're Welt, wie er sie überwand.
Die Helden, Heldenvölker, die er malte,
Was waren sie —? Der Freiheit Ideale!
Und er, der Held, der über Alle strahlte,
Hat uns gezeigt den Weg zum deutschen Graale.
Ist wohl ein Maifeld oder Todtengarten
Das Land, wo „Marbachs Riese" aufgestanden,
Wo deutsche Männer, deutsche Eichen starrten,
Die des Jahrhunderts Fesseln überwanden?
Ist wohl ein Labyrinth der deutsche Boden,
Wo Minotaurus deutsche Zwietracht ist,
Der an dem Ruhm der großen deutschen Todten,
Und an der Einheit Lebensfaden frißt?
Welch' einen Hymnus soll der Sänger singen,
Dem Sänger, den kein Flügel überfliegt?
Wirf auch ein „muthlos Anker!" Weil die Schwingen
Der Phantasie die starre Welt besiegt.
Hat die Nation sich den Parnaß erkoren,
Der Zauberbilder heil'ge Himmelshöh'n,
Hat sie dem Heros Huldigung geschworen,
Nach dem der Enkel Enkel staunend sehn,
Hat sie dem Genius sich hingegeben,
Dem Genius der lichten Geisterwelt,
Der sie erweckt zum neuen deutschen Leben,
Und den Altar der deutschen Kunst bestellt: —
So wacht denn auf —! die Rettung ist gefunden;
Es einigt nur die schaffende Gewalt;
Die alte Welt stirbt ab an alten Wunden,

Briefe ſind geſtern früh, und der heutige gleich nach ſeiner Ankunft richtig beſorgt worden.

Die Botenfrau muß heute länger warten, weil ich das Paket von der Poſt, das ſie mitnehmen ſoll, nicht eher bekommen kann.

Dacht' ich's doch, daß die Liaisons dangereuses Dir gefallen würden. Ich glaube, daß von dieſer Art gewiß noch manche Schätze in der franzöſiſchen Literatur exiſtiren, die uns unbekannt ſind. Wer dieſen leichten, anmaßungsloſen Ton erreichen kann, hat freilich einen großen Vortheil. Jede Idee von Gehalt wird ihm doppelt hoch angerechnet, weil er ſie nicht ankündigte, weil er auch ohnedies Vergnügen macht. Es iſt wie mit dem Ton der feinen Lebensart in der Geſellſchaft. Die franzöſiſche Nation hat, däucht mich, hierin wirklich etwas Athenienſiſches. Das leſende Publicum iſt verwöhnt, und ein Schriftſteller, dem es an dieſer Art von Cultur mangelt, kommt gar nicht auf, oder vielmehr ſein Aufkommen beruht nicht darauf, daß ihn ein Buchhändler bezahlt, ſondern daß ihn die feinere leſende Welt ſchätzt. Und erſteres hangt wahrſcheinlich großentheils von letzterem ab, da Paris überall den Ton angiebt. — Deine Caffeepartie iſt ein geſcheidter Einfall. Ich bin jeden Tag bereit, weil ich auch an Conſiſtorientagen vor 11 Uhr nicht hier zu ſein brauche, da auf den Mittwoch die Examina angehen. Lebe wohl.

K.

Giebt Dalberg hundert Thaler? Nimmt er die Jamben?

Die neue ziert der Einheit Wohlgestalt.
Der Sprachen Meister werden Völkerhirten,
Wenn ihre Lieder in das Volk gedrungen;
Die Fremdlinge, die ehdem uns umschwirrten,
Sie haben längst ihr letztes Lied gesungen;
Und deutsche Kunst umschwebt in Zauberkreisen
Die deutschen Höh'n, das letzte deutsche Thal;
Die Völker singen ihre Heimatweisen,
Und deutscher Genius schafft überall.
Doch eine Stimme rufet aus der Wüste:
„Wo habt ihr euer großes Vaterland?"
Schläft des „Messias" Sänger an der Küste
Des nord'schen Meeres wohl auf fremden Strand?
Reicht nicht der Dichtung Geist die Eintrachtshände
Von Nord bis zu des Südens Alpenfuß —?
Der deutschen Dichtung ewig grün Gelände
Kennt nur den deutschen Kuß, den deutschen Gruß.
Als Galliens König Childerich geflüchtet,
Aus eigener Schuld sein Vaterland zerrissen,
Und Gillion seine Macht und Kraft vernichtet;
Da sprach ein weiser Freund an sein Gewissen
Ein golden Wappen reicht er ihm, gespalten,
Zum Zeugniß, daß die Eintracht nun zerfahren,
Daß der Parteien stürmische Gewalten
Zum Sturz der Völker und des Königs waren.
Du, deutsches Volk! Hast eine Feldstandarte,
Hast einen Ruhm und einen Ehrenschild;
Drum ruft die Wüstenstimme von der Warte,
Daß es dem Ruhm der deutschen Einheit gilt.
So legt den letzten Pfenning deutscher Ehre
Auf unsers großen Dichters Wiege hin,
Und ihr entsteigt die größte Völkerlehre:

Daß mit der Eintracht Kunst und Lieder ziehn.
Wir sind geeint im schönsten aller Felder:
Ein Volk sind wir um unsers Dichters Grab:
Drum schall' das Eintrachtslied durch unsre Wälder,
Sein Echo zieh' ins fernste Thal hinab. —

An Uhland und die Schwaben.

gesprochen beim Festmahle im „Wolfseck" am 10. November.

Manches Lied ist schon gesungen,
Manches Glas ist schon geleert,
Und gelöst sind Herz und Zungen;
Eines hab' ich nicht gehört.
Noch ein Trinkspruch, Freunde, soll
Klingen laut und jubelvoll:
Einen Festgruß sollen haben
Unsre Brüder dort in Schwaben.

Dort, wo sich der Neckar windet
Durch das rebengrüne Thal,
Wo ein Männervolk sich findet,
Treu wie Gold und fest wie Stahl;
Dort von Staufen's Höhe stieg
Deutscher Ruhm und deutscher Sieg.
Denen, die uns Helden gaben,
Hoch den Männern dort in Schwaben!

Und im reinsten Schmuck der Sitte,
Lebensfrisch, das Auge blau,
Traulich in des Hauses Mitte
Waltet dort die deutsche Frau.
Segen bringt es, was sie thut;
Was sie lenkt, das wandelt gut.

Die uns deutsche Dichter gaben,
Hoch die Frauen dort in Schwaben!

Einen noch will ich Euch nennen,
Einen Fürsten des Gesangs.
Lehrt mich einen bess'ren kennen,
Einen Namen schön'ren Klangs:
Ernst und mild, sich selbst genug,
Ohne Prunk und ohne Lug.
Hoch dem Meister hoher Gaben,
Ludwig Uhland, dort in Schwaben!

Frühlingssegen, reicher, lichter,
Ueber dich, du Schwabenland,
Wo der Helden und der Dichter
Treugepflegte Wiege stand!
Frisch und fröhlich sollst du sein!
Du bist unser, wir sind dein.
Bleibe stets das ruhmesreiche
Land der klugen Schwabenstreiche!

Dr. med. H. Hofmann.

Wiesbaden.

Rede zur Feier des hundertsten Geburtstags Schillers,

gehalten im Kursaale von August Spieß, Professor.

Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt,
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

Wer je die Wahrheit dieser Worte des unsterblichen Dichters empfunden, wer je in stiller Stunde durch ihn begeistert und

erbaut, gestärkt und getröstet worden ist, der stimmt gewiß in dessen Preis des gotterfüllten Sängerthums doppelt freudig und dankerfüllten Herzens heute ein, wo sein großes Ehrenfest begangen wird, soweit die deutsche Zunge klingt. Und wer je an die alleinigende Macht seiner Dichtung geglaubt, wie sie die Herzen gegen einander öffnet und zu allem Guten und Hohen verbindet, der findet heute die herrlichste Bestätigung seines Glaubens, wo Millionen Deutsche als eine große, durch alle Gaue des Vaterlands verbreitete Brüderschaft ihres Führers und Bildners, ihres Vorkämpfers und Propheten in dankbarer Liebe gedenken; wo millionenfach der begeisterte Jubelruf ertönt: Heil, dreimal Heil dem Tag, der vor hundert Jahren uns unsern Schiller geschenkt! Und wer je stolz gewesen ist, dem Volke anzugehören, welches im Ringen nach Wahrheit, im Kampfe für das Gute, im Schaffen und Bilden des Schönen den Völkern der Erde vorangeleuchtet hat, dessen Herz mag heute im gerechtesten Stolze höher schlagen, wo es eingeladen wird, die stille, aber gewaltige Wirkung zu verfolgen, mit welcher der Genius unseres Schiller erobernd durch die Länder geht. Denn er war unser, rufen wir seinem großen Geistesgenossen nach, im Hinblick auf das weite Feld, über welches die Segensströme seiner Dichtung sich ergossen, um fühlende Herzen zu allem Edlen und Hohen zu befruchten. Denn er war unser, rufen wir, wenn wir sehen, wie auch im Auslande das Eigenste, das ihm gehörte, schon in unzähligen Schaaren sich verbreitet hat, wie England ihm huldigt und Frankreich ihn anerkennt, wie der Süden und Norden seine Werke liest, wie in den verschiedensten Zungen der deutsche Gedanke, von ihm zu unsterblichem Leben erweckt, die Gemüther bewegt und die Geister entflammt. Denn er war unser, rufen wir noch einmal heute, wo von den östlichen Marken Europa's von der alten Czarenstadt bis in das ferne Amerika der deutsche Dichter mit begeisterter Liebe gefeiert wird, so daß der Tag, wenn er, allüberall mit Jubel begrüßt, vom alten Europa sich müde weggewendet,

jenſeits des Meeres noch einmal mit feſtlichem Willkomm empfangen wird.

Fürwahr, ein herrliches Siegesfeſt des deutſchen Volkes, wenn das Bild ſeines liebſten Sängers eine halbe Welt hindurch in den Herzen leuchtend aufgerichtet ſteht, und, von Begeiſterung getragen, ſein Name von den Lippen tönt. Ein herrliches Siegesfeſt, welches dem deutſchen Geiſte der gottgeweihte Sänger errungen, welcher deſſen edelſten Gehalt in ſich getragen, ihn im Leben zur höchſten Reinheit durchgebildet und in ſeinen erhabenen Dichtungen zu unvergänglichem Daſein verkörpert hat; der, wie kein Anderer, ein Beiſpiel iſt von des Deutſchen unabläſſigem Forſchen nach dem Quelle der Wahrheit, von ſeinem ernſten, die tiefſten Tiefen des Gemüthes erfaſſenden Ringen nach ſittlicher Freiheit, von ſeinem idealen Sinne, welcher, weggewendet von den Gebrechen einer von Leidenſchaft getrübten, von Egoismus erfüllten Welt, die höchſten geiſtigen Güter, jedes Große und Schöne, jedes Edle und Reine mit glühender Begeiſterung umfaßt.

Und wie könnten wir, die wir die reichen Segnungen genießen, welche er durch ſein großes Wirken uns errungen, des deutſchen Mannes und des deutſchen Dichters Ehrenfeſt würdig r begehen, als wenn wir mit dankbarem Herzen gedenken, wie er geſtrebt und gearbeitet, wie er unter Entſagung und Noth, unter Kämpfen und Opfern, und doch mit raſchem Siegesſchritte von Stufe zu Stufe aufwärts geſtiegen, bis er das hohe Ziel ſeiner ſittlichen und dichteriſchen Vollendung errungen. Denn es war ihm nicht vergönnt, wie ſein Geiſtesgenoſſe Göthe durch ein langes Leben auf den weichen Armen des Glückes hingetragen zu werden, ſo kurz ſeine Laufbahn geweſen iſt, ſo daß weniger als ein halbes Jahrhundert genügte, um ſie von der Wiege bis zum Grabe zu umſpannen, ſo ſchwer und heiß war ſie, ſo daß man von ihm mit vollem Rechte ſagen kann: Er iſt ein Kämpfer geweſen ſein ganzes Leben lang.

Wohl hatte die Natur den reichen Geiſtesgaben, mit welchen

ſie ihn überſchüttet, auch den ſtarken und unbeugſamen Sinn für das Rechte beigefügt, und ihm eine ſeltene Kraft und Ausdauer des Willens gegeben, welche die Gewißheit ſeines endlichen Sieges verbürgten; wohl leuchtete ihm auch in der dunkelſten Nacht der Glaube an ſeinen hohen Beruf als ein troſtbringender Stern hernieder; wohl iſt er der Segnungen alle theilhaftig geworden, durch welche deutſche Art und Sitte dem Erdenbürger den Gang durch dieſe Welt erleichtern. Er iſt unter der Zucht eines wackeren Vaters und unter den Ermahnungen einer chriſtlichen Mutter aufgewachſen; er hat die Strenge des Geſetzes und der Ordnung in wohleingerichteten Erziehungsanſtalten erfahren; er hat in Jünglings- und Mannesjahren manches aufopferungsfähige Freundesherz gefunden; er hat ſich gefördert geſehen durch die Gemeinſchaft mit ebenbürtigen, gleich ihm dem Hohen zuſtrebenden Geiſtern; er hat ſich der Huld eines edlen deutſchen Fürſten erfreut, welcher in der Pflege der Dichtkunſt ſeinen ſchönſten Beruf erkannte; er hat in einem glücklich-beſchränkten Familienleben einen ſicheren und ruhigen Hafen erreicht, wo er an der Bruſt einer treuen Gattin den reinſten Seelenfrieden empfand, und in den Umarmungen blühender Kinder die ſüßeſte Wonne genoß. Deutſcher Ernſt der Geſinnung und deutſche ſtrenge Zucht, deutſche Gemüthsinnigkeit, wie ſie Freundſchaft und Liebe mit ihrem Feuer durchdringt, deutſcher Sinn für das Schöne und Edle haben ſich alle als ſegenbringende Mächte an ihm erwieſen. Und doch iſt er ein Kämpfer geweſen ſein ganzes Leben lang. In Jahren, wo der Ernſt dieſer Welt noch kaum geahnt wird, hat er den ſchweren Kampf der Entſagung gekämpft. Er hat ſchon als dreizehnjähriger Knabe die goldenen Zukunftsträume ſeiner Kinderjahre in Nichts zerrinnen ſehen, welche ſeinem dunklen Drange, mit der Macht des Wortes für die Menſchheit zu wirken, eine feſte Geſtalt in der Thätigkeit eines Predigers gegeben; er hat ſeine und ſeiner Eltern heiße Wünſche einem höheren Willen unterordnen müſſen, der ihm eine andere ungekannte und geliebte Laufbahn beſtimmte. Noch Jahre

lang hat er die schmerzliche Wunde empfunden, welche ihn dieser Kampf der Entsagung gekostet; noch Jahre lang hat er mit stiller Sehnsucht nach dem Wege geschaut, welcher, abgewendet, nach dem Ziele seiner Wünsche und Neigungen führte.

Und kaum, daß er diesen Schmerz überwunden, so wartete seiner schon der schwerere Kampf, welchen er als Jüngling kämpfen sollte. Als seine jugendliche Brust in Begeisterung für alles Edle und Große schwoll und sein Herz in höheren Schlägen der Freiheit entgegenschlug, als sein Genius den kühnen Adlerflug in das Reich der goldnen Ideale versuchte, sah er sich eingeengt durch die Schranken, welche eine starre Ordnung und strenge Gesetze um ihn zogen, er sah sich aufgehalten in dem mächtigen Drange seines Geistes und der göttlichen Gabe seines Sängerthums ihr heiliges Recht versagt. Acht Jahre lang rang sein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; „aber Leidenschaft für die Dichtung ist feurig und stark, wie die erste Liebe.“ Ob auch manches Wundenmal des Herzens von seinen schweren Kämpfen zeugte, er trug seinen hohen Gnadenschatz gerettet in das Leben hinaus. Aber vergeblich die Hoffnung, daß er hier den ersehnten, unangefochtenen Frieden finden würde. Verfolgt in seinem hohen Dichterberuf, sah er sich abermals an den Scheideweg gestellt zu schwerer Wahl, hier des sicheren, Ruhe verheißenden Weges bürgerlichen Lebens, und dort der stürmischen, in tiefes Dunkel gehüllten Bahn des auf sich selbst gestellten Dichters: er wandte schmerzerfüllt dem Elternhaus und der Heimath den Rücken, und wanderte, nur auf seinen Genius vertrauend, hinaus in die unbekannte Fremde. Und wenn er früher sich gehemmt gefühlt durch die enge Umschränkung, so empfand er nun die Leere der Einsamkeit, die Trostlosigkeit des Verlassenseins; er fühlte schmerzlich seine glühende Begeisterung sich brechen an starrem Egoismus und kalter Convenienz, er durchkostete mehr als Einmal die bittere Frucht der Enttäuschung, er mußte sich üben in der schweren Pflicht der Selbstverläugnung, er kämpfte mit Entbehrung und trug Mangel und

Noth, er irrte, ein heimath- und obdachloser Flüchtling, umher, bis in entlegenen Gauen des Vaterlands ein rettendes Asyl ihn aufnahm.

Und als das Schicksal müde geworden war, ihn zu verfolgen, da begann der Kampf mit den Verlockungen der Welt; da galt es, in seinem Innern die Sinnenlust niederzukämpfen und die Leidenschaft zu zügeln, welche ihn aus seiner Bahn zu reißen drohten. Er flüchtete in den heiligenden Schirm einer edlen Freundschaft, daß sie ein allmächtiges Gegengift gegen alle Versuchung sei. Und wie ernst es ihm gewesen mit seinem Ringen und Abwehren des Feindes, der den inneren Frieden stört, bezeugen die Worte, welche er an seine mütterliche Freundin richtete: „Flehen Sie Gott an um Schutz für mein Herz und meine Jugend!“ Und als er sich herausgerettet aus den Gefahren, und liebeberürftig ein Herz suchte, welches ihn liebend umfasse und ihm Friede gebe in dem Treiben der Welt, sah er dreimal seine Hoffnung scheitern, scheitern an den unübersteiglichen Schranken der Weltsitte, an der Festigkeit eines kühlbesonnenen väterlichen Willens, und an dem berechnenden Egoismus, welcher sich eitel mit einer trügerischen Hülle umgab; dreimal wiederholte sich mit immer steigender Gewalt der Kampf einer schmerzlichen Entsagung.

Doch endlich kam die Zeit, wo er ausruhen konnte von den Stürmen des Lebens und den Kämpfen seines Inneren, wo auf seiner Stirne der vermählte Strahl des Sinnenglücks und Seelenfriedens thronte. Es kam die Zeit, wo sich das Leben in freundlichen Bildern vor ihm entfaltete, wo sein Geist sich frei in die Tiefen des Wissens versenken konnte, wo eine edle Liebe sein Herz beseligte, wo eine dreifache Freundschaft ihn förderte und beglückte, wo die großherzige Gesinnung eines deutschen Fürsten, welcher ihn in seine Nähe zog, die Worte zur Wahrheit machte:

Drum soll der Sänger mit dem König gehn,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhn.

Und doch galt es auch jetzt, wo er des Erdenglückes höchste Staffel erstiegen zu haben schien, zu kämpfen, zu kämpfen mit ei-

nem unermüdlichen und bitteren Feinde, mit welchem wir Sterbliche wohl lange ſchmerzlich ringen, den wir aber nimmer beſiegen können. Während er die Tiefen der Philoſophie ergründete und das weite Gebiet der Geſchichte durchforſchte, ſtürmte zweimal eine lebendbedrohende Krankheit auf ihn ein, und führte ihn an den Rand des Grabes, aus welchem er nur um den hohen Preis gerettet ward, daß die beſte Kraft ſeines Körpers für immer gebrochen war. Alle die Jahre, in denen ſein Genius die glorreiche Laufbahn auf der Höhe vollendeter Kunſt durchlief, war ſein Leib unter den lähmenden Druck eines ſelten ihn freilaſſenden Siechthums gebannt. Wie oft ſah er ſich durch daſſelbe an ſeinem ſegensreichen Wirken gehindert, wie oft kämpfte er ihm auch die böſen Stunden ab und zwang es in den ſtrengen Dienſt des Geiſtes, wie oft mußte er dann die hohen Schöpferfreuden büßen mit Ermattung, Leiden und Schmerzen, ſo daß in dieſem Kampfe, in welchem ſein Genius zu immer höherer Vollendung ſich erhob und in freierem Walten Werke für die Ewigkeit ſchuf, ſich ſeine körperliche Kraft erſchöpfte und das Mark ſeines Lebens verzehrte.

So erſcheint uns unſer großer Dichter in den mannichfachen Kämpfen, welche ſein Leben von Anfang bis Ende erfüllen, unter dem Bilde jenes edlen helleniſchen Ringers und Dulders, den er in einer ſeiner tiefſten Dichtungen verherrlicht hat; der die ſchwere Bahn des Lebens wandelt und alle Plagen und Erdenlaſten willig trägt, bis ſein Lauf geendigt iſt.

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kroniens Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Aber ein solcher Kämpfer ist auch des herrlichsten Lohnes gewiß. Was Großes und Erles im Keime in ihm gelegen, das bildete sich, wie die Saat unter Gewitterstürmen gedeiht, zum kräftigsten Leben aus; was irdisch Unreines an seinem Wesen hing, das verzehrte der reinigende Strahl des vom Himmel stürzenden Feuers. Während sein Blick sich klärte zum Schauen der Wahrheit, welche er unter der gewaltigen Arbeit seines philosophischen Studiums bis in ihre Tiefen verfolgte, während sein Geist sich füllte mit den Schätzen umfassender historischer Kenntnisse, strahlte reich und herrlich in seiner Brust das errungene Kleinod einer edlen sittlichen Freiheit. Zu der warmen Begeisterung für das Hohe und zu dem starken Hasse gegen jede Gestalt des Schlechten, die er aus seiner Jugend in jugendlicher Frische sich bewahrte, fügte er auch die Milde edler Menschlichkeit und die Hochherzigkeit einer ächt humanen Bildung hinzu. Wie seine Geistesgenossen Göthe und Humboldt erkannte er in der Entsagung die höchste Stufe sittlicher Reife, und verstand sie reichlich zu üben, wie er sie tief erkannt. Aber er war groß im Opfermuthe für die Seinigen, reich an Hingebung an Freunde und Genossen, sein Herz brannte in Liebe zur Menschheit und war selbst gegen die versöhnlich, welche seine Wege durchkreuzt und seinen Gang ihm erschwert hatten. Nur dem Ewigen des Wahren, Guten und Schönen war sein Auge zugewendet und schlug sein Herz entgegen,

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Und wie er sich als Mensch zu der erhabenen Stufe sittlicher Vollendung durchgekämpft, so war er als begnadigter Sänger, „dem Phöbus die Augen und Hermes die Lippen gelöst, und dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt", auch zum Streiter für das Göttliche erkoren, zum Streiter im Dienste der lichtverbreitenden Wahrheit, der glanzumgebenen Welt des Schönen, und vor allem im läuternden Feuerdienste sittlicher Freiheit. Als

Welchen Brief haſt Du das letztemal zuerſt aufgemacht? wir haben gewettet darüber.

Dein Brief trifft mich in Geſellſchaft. A.'s ſind nicht hier. Dies iſt auch ſchuld, daß ich Dir jetzt im Augenblick nichts antworten kann, als daß ich Dir morgen antworten werde, wo Du Manuſcript erhältſt. Indeß lebe wohl.

Tauſend Grüße an alles.

Dein

S.

Der Charles XII. entzückt mich. Ich finde ihn mit mehr Genie ſogar geſchrieben, als das Siècle de Louis XIV. Er verbindet das Intereſſe einer Robinſonade mit dem philoſophiſchen Geiſte und der kräftigen Schreibart des letzteren. Zugleich hat mir das Ganze einen gewiſſen Anſtrich von Alterthum. — Es iſt ein Traum aus den Zeiten des Perſeus und Jaſon — ich glaube unter den Macedoniern und Scythen herumzuwandeln. Carl hat erſtaunlich viel täuſchende Aehnlichkeit mit dem Alexander des Curtius. So wünſchte ich mir eine Geſchichte des Königs von Preußen.

Du wirſt heute Manuſcript von Carlos erwarten, aber Du findeſt es nicht.

Da mir Göſchen nur fünf Bogen ſchickt, worunter noch ſogar eine Correctur iſt, ſo hat er noch für 13 Bo-

solcher Streiter hat er mit starker Hand in den Gang unserer nationalen Dichtung eingegriffen, und die Macht der Poesie, welche die Völker bezwingt, welche Welten zerstört und auferbaut, zur tiefsten Wirkung gebracht. Er hat in der Epoche des Aufschwunges des deutschen Geistes, ein kriegverkündender junger Titane, sich gegen die veraltete Welt der Geschmacklosigkeit, Convenienz und Unnatur erhoben, und auf dem Höhepunkte seines Lebens und Wirkens als friedespendender Sieger mit seinem großen Geistesverwandten, mit welchem er brüderlich den Thron der deutschen Dichtung theilte, auf Jahrhunderte hinaus eine neue Welt gegründet.

Wie der gährende Most eines gesegneten Jahres die fesselnden Banden zersprengt, so hat sein jugendlicher Dichtergenius mit brausendem Ungestüm im Reiche der Poesie alle Schranken zerbrochen, mit welchem ein engbegrenzendes, strenges Leben den freiheitglühenden Jüngling umgab. Während er in Begeisterung für eine Idealwelt schwärmte, riß ihn sein lodernder Haß zum Kampfe gegen die feindliche Wirklichkeit. In fesselnlosem, Alles zerstörenden Freiheitsdrang stürmte er in der Dichtung, in welcher er der erstaunten Welt sich ankündigte, gegen die gesammte Ordnung der Gesellschaft ein. Von starrem Römersinne durchdrungen, vom mächtigen Strome der Zeitideen hoch emporgetragen, kämpfte er kecken Muthes gegen die herrschende Staatsform an. Und noch einmal trat er, vom Drange des eignen Herzens getrieben, ein trotziger Kämpfer in die Schranken, und stritt gegen berechnende Weltklugheit und strenge Weltsitte für die heiligen Rechte der Natur.

Aber in hellerem Glanze flammte das Feuer seiner Dichtung auf, als er, vom Leben freundlich aufgenommen, und klareren Blickes für die Verhältnisse der Welt, eine andere Botschaft als die des Hasses, als er das hohe Evangelium der Liebe begeistert verkündigte. Nun tönt von seiner Sängerlippe: „Sein umschlungen, Millionen“: nun ruft er, ein friedebringender Herold, das herrliche Wort hinaus: „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt.“ Und wie

er in dithyrambiſcher Begeiſterung in ſeiner Jubelhymne die ganze Menſchheit umfaßte, ſo ward er im Don Carlos ein Verkündiger der großen Ideen der Humanität und des Kosmopolitismus, welche ihre Strahlen erleuchtend und erwärmend über die Länder der Erde verbreiten, und uns einladen, mit freudigem Opfermuthe uns der Beglückung der Völker zu weihen. Aber die wilde Gluth ſeines jugendlich revolutionären Ungeſtüms hatte ſich nun zum reinen Feuer reformatoriſchen Eifers geläutert, als er den finſteren Geiſt einer deſpotiſchen Zeit bekämpfte, und die Gedankenfreiheit als das große Loſungswort einer völkerbeglückenden Zukunft ausſprach.

Des Haſſes müde, von einer verſöhnenden Liebe erwärmt, ruhte er aus von der großen Arbeit ſeiner Jünglingsjahre. Aber ſein nimmer müder forſchender Geiſt drang unabläſſig vorwärts in die Tiefen der Philoſophie, in das weite Feld der Geſchichte, auf die reine Höhe helleniſcher Kunſtvollendung. Ein tieferer, reicherer und edlerer Sänger betrat er die Siegesbahn ſeiner Mannesjahre, und ſtreute Blüthen und ſpendete Früchte in unerſchöpflicher Fülle, köſtlich und herrlich,

Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und wie ſie alle ſtrahlen im verklärenden Lichte hoher Idealität, ſo athmen alle Blumen den ſtärkenden Duft, tragen alle Früchte das nährende Mark der edelſten ſittlichen Freiheit.

Sittliche Freiheit iſt der Anfang und das Ende, ſie iſt der Alles vereinigende Mittelpunkt der vollendeten Schiller'ſchen Dichtung: ſie iſt der belebende Odem, der ſie erfriſchend durchweht, ſie iſt das mächtige Weben, das ſie mit Sturmesflügeln durchbrauſt. Sittliche Freiheit, die den Menſchen erlöſt von Leidenſchaft und Selbſtſucht, die ihn emporhebt über das widrige Schickſal, die ihm zu eigen bleibt, „und wär' er in Ketten geboren"; welche die Völker hinführt

zu der heiligen Ordnung, der segensreichen Himmelstochter, die das Gleiche

Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Sittliche Freiheit, des ernsten Deutschen köstliches Erbtheil, die er „im feindlichen Leben", durch „Wirken und Streben" zu immer reinerem Gehalte läutert; für welche der deutsche Sänger selber gelebt und gestrebt, und deren Palme er glorreich errungen. Und wie er sie in ihrer tiefsten Tiefe erforscht und zur reinsten Höhe in sich ausgebildet, wie er sie in ihrem ganzen Reichthum erkannt und geübt, so hat er auch in seinen Dichtungen ihren tiefuntersten Grund enthüllt, in ihren reinsten Aether erhoben und ihre mannigfache Erscheinung auf das vielgestaltigste verherrlicht. Er hat ihr gewaltiges Wirken und Walten in der Geschichte der Menschheit aufgezeigt, ob er bei einzelnen Stufen der Cultur verweilt, ob er mit festen und charakteristischen Strichen die Entwickelung der Völker zeichnet, in jenen edlen, einzigen Schöpfungen seines Genius, in welchen er den hellsten und sichersten historischen Blick bekundet, und deren tiefe und gehaltvolle Betrachtungen ihm den seltenen Namen des Dichterphilosophen errungen. Und die sittliche Freiheit ist es, deren Licht, in den mannichfachsten Farben gebrochen, seine hocherhebenden Lieder erfüllt, es ist ihre herzveredelnde Macht, wenn er singt von der Treue, die kein leerer Wahn, von der Demuth, die sich selbst bezwingt, von der Reinheit des Herzens, welche Gott und seine Schaaren beschützen, wenn er den süßen Wohllaut preist, der in dem Golde der Saiten schläft, wenn der Gesang der

Erinnyen, beſinnungraubend, herzbethörend erſchallt, und von ihrem Gott ergriffen die hohe Seherin ihre Stimme erhebt:

Rauch iſt alles irdiſche Weſen,
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben ſtet.

Aber in größerer Tiefe und reicherer Entfaltung zeigt ſich ihr Walten in ſeinen erhabenen Tragödien, welche uns den Sterblichen in ſeinem gewaltigen Kampfe mit der furchtbaren Nothwendigkeit, in ſeinem mächtigen Ringen mit den ihn beſtürmenden Leidenſchaften offenbaren, die uns erſchütternd erkennen laſſen, wie unter dem Widerſtreite der Pflichten ſein Herz geſpalten wird, wie die Schuld mit ihrem düſteren Gefolge in ſeine Bruſt einzieht, und unter Prüfung, Leid und Züchtigung des Schickſals ſein Inneres ſich läutert. Wie treten mahnend ihre ernſten Forderungen in der gewaltigen Schöpfung hervor, in welcher ein „verwegener Charakter" von der Zeiten Gunſt emporgetragen, von Herrſchſucht und Rache getrieben, auf die glückverheißenden Sterne vertrauend, mit kühner Hand in die Völkergeſchicke eingreift, und ſeiner unbezähmten Ehrſucht Opfer fällt; wo mit ihm eine ganze Welt der Untreue unter den vernichtenden Stürmen des ſühneforderndn Schickſals zuſammenſtürzt, und die Treue allein gerettet zu dem Himmel flüchtet. Wie zeigt ſich ſtrahlend ihre herzenreinigende Macht in dem Bilde der königlichen Büßerin, welche eine frühe Schuld durch Kerker, Schmach und Erniedrigung ſühnt, und, getroſten Muthes und verſöhnten Herzens der Welt entſagend, ein ſchön verklärter Engel ſich auf ewig mit dem Göttlichen vereinigt. Wie brauſt das mächtige Wehen ihres Geiſtes, wenn die gottbegeiſterte Jungfrau in Männerſchlachten ſtürmt, mit ihrem Glaubensmuthe die verzagenden Schaaren erfüllt und das bedrängte Vaterland von Bürgerkrieg und Feindesmacht errettet. Wie ſpiegelt ſich ihr tiefer Ernſt auf dem düſteren Grunde einer vom Schickſalsfluche belaſteten Welt, wo nur des Todes reini-

gende Kraft Versöhnung bringt, und wo das mahnende Wort an unser erschüttertes Herz ergeht: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld.“ Und wie strahlt sie endlich in hehrem Glanze da, wo aus ihrem reinen Boden die politische Freiheit sich fest und dauernd auferbaut, in jener edlen Schöpfung, in welcher der Weltbürger, der die Menschheit in seinem Herzen trug, nun auch zum begeisterten Vaterlandssänger wird, wo wir von seinen geweihten Lippen das hohe Wort vernehmen: „An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen“, wo er mit warnender Stimme das: „seid einig, einig, einig“ uns zuruft; wo der Dichter, welcher an der Vorwelt Gestalten die kommenden Geschlechter entzündet, nun auch sein Seher auge öffnet, und mit Prophetenmund Deutschlands Erhebung und Befreiung von schmachvoller Fremdherrschaft verkündigt.

So hat sich die uneutweihte Göttergabe unseres herrlichen Dichters in mächtigem Strome in seine vielgestaltigen Schöpfungen ergossen; so hat er, ein gewaltiger Streiter im Reiche des Geistes, mit der Fülle der Macht, die ihm gegeben, mit der unermüdlichen Kraft seines starken Willens gestrebt und gerungen,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme,

Wir aber, die wir heute an seinem großen Ehrentage seiner in Liebe gedenken, wollen uns nicht genügen lassen an jubelnder Begeisterung, an dem gerechten Stolze, daß wir einen solchen Dichter unser nennen, an dem willig gezollten Danke für den reichen Segen, welchen er über die Nachwelt ausgegossen. „Damit der Tag dem Edlen endlich komme“, dazu laßt auch uns mitwirken, indem wir den Samen, den sein unsterblich Sängerwort in unsre Herzen streut, nähren und pflegen, zu voller Blüthe sich entfalten, zu reicher Frucht gedeihen lassen. Und so wir uns seiner Segnungen theilhaftig fühlen, laßt uns Alle, der Jüngling wie der Greis am Stabe, in dem Zeitalter materieller Interessen doppelt

eifrige Werber ſein für das Reich ſeiner heiligenden Poeſie. Wie es aber dem Sterblichen allezeit frommt, an großen Vorfahren aufzuſchauen und ſich zu kräftigen, ſo laſſet in dem, in welchem ihm nachzuſtreben uns verſtattet iſt, uns ſtets ſein erhebendes Vorbild voranleuchten. Sein deutſcher ſittlicher Ernſt durchdringe uns, ſein deutſches ideales Streben ziehe uns mit ſich aufwärts. In der Zeit der hochgeſteigerten Anſprüche an das Leben lehre uns die Kraft der Entſagung, die Bedürfnißloſigkeit des königlichen Dichters, uns in unſeren irdiſchen Wünſchen zu beſcheiden und zu beſchränken. Vor Lauheit der Geſinnung, vor anmaßender und vor feiger Selbſtſucht bewahre uns das Gedächtniß ſeiner ſtolzen Entſchiedenheit, ſeiner Begeiſterung für das Erle, ſeines Eifers für das Rechte, ſeines heiligen Haſſes gegen alles Niedrige und Gemeine. So ſtärkt uns auch heute noch von ſeinem Grabe her der Anhauch ſeiner Kraft und macht uns fähig und würdig, das, was er begonnen, fort- und immer fortzuſetzen.

Prolog von Georg Freudenberg.

geſprochen von Frau Kaſſ-Henaſt in der Feſtvorſtellung des Theaters am 9. November 1859.

Es wogt um mich ein allgewalt'ges Regen,
Das heute alle deutſche Gau'n durchdringt,
Das aller Geiſter Tiefen muß bewegen,
Um jedes Haupt die Kreiſe magiſch ſchlingt.
Es ſtrahlt ſo feſtlich Alles mir entgegen,
Ein Name, der von allen Lippen klingt —
Nur hohem Tag kann hohe Feier gelten;
Soll ich des Feſtes tiefen Sinn Euch melden?

Fürwahr ein hehrer Tag! Denn ein Jahrhundert
Sinkt heute in der Zeiten dunkeln Schooß,

Seit Schillers Stern sich hob, der jetzt bewundert,
Vor aller Welt erglänzt, so licht und groß,
Der ihr die Bahn gezeigt und sie ermuntert
Zu dem, was kaum erweckt, noch regellos,
Und der zuerst mit sonnenhellem Strahle
Erschlossen uns das Reich der Ideale.

Dem Sänger gilt's, dem schon den jungen Busen
Der Dichtung Feuer weihevoll durchdrang,
Auf dessen Jugendlocken früh die Musen
Den Kranz gedrückt, dem Blüth' um Blüth' entsprang;
Auf dessen Vorbild viele Tausend fußen,
Die ihm gefolgt im vaterländ'schen Sang,
Und dessen Namen in die fernsten Zeiten
Bewund'rung stets und Liebe wird begleiten.

„Früh übt sich, wer dereinst bestimmt zum Meister!"
Aus seinem Munde klang's als Loosungswort,
Und früh schon riß er alle edlen Geister
Mit seinen Liedern sturmesmächtig fort;
Im Erstlingsschaffen herrlich schon, beweist er,
Daß in ihm ruht der Dichter reichster Hort,
Und was versprochen einst des Jünglings Werke,
Das gab der Mann in seiner vollen Stärke.

Noch woget wild die Fülle der Gedanken
Und ringet fesselles in dunkelm Drang,
Noch spotten Meer, Riesco keck der Schranken,
In die des Lebens strenges Maaß sie zwang;
Doch bald in höherm Licht die Schleier sanken,
Die Jugendleidenschaft um's Aug' ihm schlang,
Und wie sein Blick unendlich sich erweitert,
Wird seiner Dichtung edles Gold geläutert.

Drum hoher Ernſt und milde Würde kehren
Mit reichem Segen in die Bruſt ihm ein:
Er forſchet nach der Weisheit höchſten Lehren,
Und klar enthüllt ſich Weſen ihm und Schein.
Die Weltgeſchichte muß ihm Lichte gewähren,
Muß ihren Schutz mit voller Hand ihm weih'n,
Sein „Carlos" eint den heißen Drang nach Wahrheit
Mit feſter Ruhe ſelbſtbewußter Klarheit

Und wo des Geiſtes endlos tiefe Quelle,
Mit Maß und Form im innigſten Verein,
Da ſtrömet hell des Sanges lauf're Quelle,
Da kann der Schönheit Fülle nur gedeih'n;
Auch er beſchritt der Dichtung höchſte Schwelle;
Sein „Tell" bezeugt es uns, ſein „Wallenſtein",
Des Drama's Krone, und in duft'gem Kranze
Umranken ſie Ballade und Romanze.

Erhaben war ſein Wirken, nur zum Großen
War immerdar ſein hehrer Sinn bereit:
Mag wild der Freiheit Sturm im Herzen toſen,
In „Tell", in „Poſa" drängen ihn zum Streit,
Mag mild der Liebe Stimme aus ihm koſen,
Wie Thekla's Herz, ſo rein, ſo unentweih't, —
Geſtalten lös't er aus der Erde Banden,
Umkleidet ſie mit Idealgewanden.

Des Weibes höchſte Luſt und tiefſte Schmerzen,
Maria Stuart legt dem Blick ſie dar:
Begeiſt'rung in der zarten Jungfrau Herzen
Wird in Johanna d'Arc uns offenbar;
„Meſſina's Braut" macht wie in ſtarren Erzen
Des Schickſals unerbittlich Walten klar;

Die Glocke strebt in wechselvollen Bildern
Das bunt bewegte Leben uns zu schildern.

So schuf er in der Einheit vielgestaltig,
Und reihte, rastlos schaffend, Bild an Bild,
Was ihm die Brust bewegte mannigfaltig.
In reichen Geistesblüthen ward's enthüllt.
Drum zwang er die Gemüther riesgewaltig,
Drum hat sein Wort sich an ihm selbst erfüllt:
„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
„Denn Beide wohnen auf der Menschheit Höhen!"

Und wie er seine ganze Zeit umschlungen
Mit seines Liedes mächtgem Zauberband,
So hat auch ihn die höchste Gluth durchdrungen,
Die Liebe zu dem theuren Vaterland;
Am reinsten ist sein Saitenspiel erklungen,
Als heim'schen Boden es sich zugewandt,
Und mit der Sprache seelenvollsten Tönen
Auch seines Volks Vergangenheit zu krönen.

Ein deutscher Dichter stand er hoch vor Allen
Und schritt, ein Riese, seiner Zeit voran;
Im Sturme ließ er hoch sein Banner wallen,
Als kühner Führer zeigte er die Bahn.
Wie kräftig ließ er's Feldgeschrei erschallen:
„An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an!"
Wie steht vor unsern Augen flammenscheinig,
Sein Heroldsruf: „Seid einig, einig, einig!"

D'rum, ob ihn mitten auch im regsten Streben
Der Parze grausam schnelle Hand ereilt,
Ob auch sein edles, reiches Dichterleben
Nur wenig Jahre unter uns geweilt:

Dem Tod iſt nimmer er anheim gegeben,
Iſt der Unſterblichkeit doch zugetheilt,
Des Name ſtets auf deutſchen Lippen thronet,
Des Lied in allen deutſchen Herzen wohnet.

Und heute ſchwebt vor Allen hoch erhaben
Sein Bild uns vor in Strahlenherrlichkeit;
Wie kann an ihm der deutſche Sinn ſich laben,
In düſtrer, banger, ſturmbewegter Zeit!
Ein Leiſtern iſt es, wo in Nacht begraben
So Manches, was uns ſonſt das Herz erfreut:
Das Volk, das ſein ihn nennt, darf nimmer zagen,
Muß hoher Sendung Keime in ſich tragen. —

So ſei denn dieſer Tag ein heilig Mahnen,
Dem Vaterlande freudig ſich zu weih'n,
Von ſchöner Zukunft zieh' ein heitres Ahnen
In jeden Buſen, Friede ſpendend, ein.
Dann danken würdig wir des edlen Manen,
Dem heute wir des Feſtes Kränze weih'n,
Dann lächelt mild verklärt auf ſeine Brüder
Des deutſchen Dichters Genius hernieder.

Zum Schillertage.

Gedicht von Erwin Weſter, geſprochen auf dem Schillerbankett am 10. November.

Mein Vaterland, ich küſſe deine Scholle
Voll Inbrunſt heute, frei von jenem Grolle,
Der täglich ſich um dich erneut;
Denn iſt auch noch dein Einheitsband zerriſſen,
Dein Horizont umwölkt von Kümmerniſſen,
Geſegnet biſt du dennoch heut.

gen Manuſcript vorräthig, und ich bin nicht preſſirt. Ich werde noch eine Scene dazu fertig machen, wo nicht den ganzen dritten Act vollenden. Ich zweifle, ob Göſchen auf den ſpäteſten Termin der Meſſe fertig werden kann. Der Druck des Carlos gefällt mir ganz und gar nicht. Für's erſte ſind das die Lettern gar nicht, die ich wollte und die ſich zu dieſem Format ſchicken. Daß ein Jambe zwei Zeilen einnimmt, ſieht höchſt fatal aus, und es iſt ſehr häufig. Ueberhaupt iſt keine richtige Proportion beobachtet: die Perſonen, welche unter dem Auftritt ſtehen, ſind nicht größer gedruckt, als die über den Verſen, und beide haben mit den Verſen ſelbſt einerlei Lettern. Mit eben der Schrift iſt auch der Ort und die jedesmalige Verwandlung der Scene gedruckt.

Am Ende der Auftritte und dem Anfang der neuen ſind zuweilen Striche, zuweilen nicht. Auch das fällt ſchlecht in die Augen, daß das Sie und Ihr und Du u. dgl. immer mit großen Anfangsbuchſtaben gedruckt iſt, wie in einem Briefe oder Memorial. Das ſchlimmſte iſt, daß eine ungleiche Orthographie trotz des Verſprechens dem Corrector hineingekommen iſt; ſeyn und ſein wechſelt ab, wie es dem Setzer eingefallen iſt. Kurz, der Druck iſt tief unter meiner Erwartung und keins meiner vorigen Stücke, den Carlos in der Thalia mitgerechnet, hat ſo viele Fehler gegen das Schickliche und fällt ſo ſchlecht in die Augen. Ich tröſte mich mit der zweiten Auflage.

Lebe wohl, grüße mir alles. Ihr Leute habt ja

Geſegnet biſt du, deiner weiten Gauen
Geſchied'ne Bruderſtämme heute ſchauen
Sie alle ſich geeinigt an.
Vom Norden, wo das Meer beſpült die Marken,
Bis wo die Donau Schiffe trägt und Barken,
Wogt einer Regung Flammenbahn.

Zugleich aus allen Herzen ſchlug die Flamme,
Dieſelbe iſt's in jedem deutſchen Stamme,
Sie gipfelt in dem einen Gruß:
„So lang von deutſchen Lippen Worte fließen,
„Sei dein Gedächtniß hoch und hehr geprieſen,
„O Schiller, großer Genius!

„Wie du hat Keiner in der Dichtung Zungen
„Für Freiheit, Schönheit, Ideal gerungen,
„Für reines, edles Menſchenthum
„Und ſteh'n wir nicht mehr vor des Tempels Schwelle,
„Iſt in dem Tempel heute unſre Stelle,
„So iſt vor Allen dein der Ruhm.

„Der liebſte Sohn warſt du des Vaterlandes,
„Heut iſt dein Geiſt der Träger eines Bandes,
„Das unſer ganzes Volk umſchlingt;
„Und das, will's Gott, nach außen und nach innen
„Bald wird die lang erſehnte Form gewinnen,
„Die einen neuen Morgen bringt."

* * *

Mein Vaterland ich küſſe deine Scholle
Voll Inbrunſt heute, frei von jenem Grolle,
Der täglich ſich um dich erneut;
Denn iſt auch noch dein Einheitsband zerriſſen,
Dein Horizont umwölkt von Kümmerniſſen,
Geſegnet reichlich biſt du heut.

Mainz.

Schillers Einfluss auf die deutsche Bildung und die geistige Entwicklung der Menschheit.

Rede von H. H., gehalten am 12. November.

Meine werthen Freunde! Obwohl Ihr Alle während dieser drei Tage des großen deutsch-nationalen Festes, der Jubelfeier von Schillers 100jährigem Geburtstage und gewiß auch vorher Gelegenheit genug hattet, bessere und gediegenere Worte, als die meinigen sein werden, sprechen zu hören, oder schwungvollere Artikel zu lesen in unseren mit Allem, was Schiller heißt, überfüllten Journalen, so hoffe ich doch, daß das Wenige, was ich bei dieser von Einem unter Euch so gastfreundlich dargebotenen Gelegenheit zu sagen beabsichtigte, um so mehr mit Nachsicht aufgenommen und beurtheilt wird, als es im Kreise vertrauter Freunde gesprochen und nur für diese bestimmt ist.

Ich werde Euch nicht mit der hinlänglich bekannten Lebensschilderung, noch mit einer Aufzählung der unsterblichen Werke unseres gefeierten Heroen lange aufhalten, sondern nur bei der Erörterung der mir gestellten Aufgabe „über den Einfluß Schillers auf die deutsche Bildung und die geistige Entwicklung der Menschheit", seines ersten und seines letzten Werkes kurz Erwähnung thun.

Schiller! Welch eine Zauberkraft liegt für uns Deutsche in diesen wenigen Buchstaben! Warum vermögen sie des deutschen Mannes Herz mit Jugendmuth zu stählen und zu wärmen und der deutschen Hausfrau die innigsten und heiligsten Gefühle zu erwecken? Warum pocht es bei diesem Namen lauter in der reinen Brust der deutschen Jungfrau und warum zuckt es dem

deutschen Jünglinge aus den Augen, so feurig und kühn wie Blitze des Himmels?

Schillers 100jähriges Geburtsfest! Warum jubeln 40 Millionen Herzen in deutschen Landen und lassen die Glocken ihrer Gottestempel freudigen Tons erschallen und Paläste und Hütten im Festschmuck prangen? Warum, Freunde, frohlockt in diesen Tagen die deutsche Brust fern überm Ocean in der neuen Welt, warum begeht selbst an der Pyramiden tausendjährigem Riesenbau der deutsche Mann so festlich diesen Tag?

War er ein Gott, daß man ihm also opfert? Hat man je einen Menschen, so weit wir die Geschichte kennen, also verehrt? — Und doch war er nur ein Mensch, aber ein wahrer Mensch, und der idealisirte Schiller ist das reinste irdische Ebenbild Gottes. Mit ihm und durch ihn brach eine neue Aera in der unabsehbaren Welt des Menschengeistes sich Bahn, und er war einer jener wenigen bevorzugten Propheten unseres Geschlechtes, „welchen die Gottheit bei der Geburt schon einst unsterblich zu werden verlieh.“*) — Es zeigt sich uns in Schiller der ewige Kampf der Ideen mit der wirklichen Welt, das Ringen eines genialen Geistes mit den Unebenheiten und Widerwärtigkeiten des nüchternen Alltaglebens; daher uns denn in seinen Werken überall Ideale entgegentreten und sie alle das Gepräge der idealisirten Menschlichkeit an sich tragen. Dieses Ringen und Streben, dem Geiste allein freie, ungebundene Herrschaft über die ganze Erde zu sichern, ist ein Grundzug des deutschen Nationalcharakters, ein dem deutschen Gemüth entsprossener Baum, der mit seinen weitverzweigten Wurzeln aus Millionen Herzen Nahrung saugt, in Schiller seine schönste Blüthe trug und einst mit dem Segen seiner Früchte alle Völker der Erde beglücken wird. Nehmt dazu noch jene um Schiller und um die Werke seines Geistes schwebende, anspruch-

*) — — — — Pauci, quos aequus amavit
Jupiter aut ardens evexit ad aethera virtus. Virgil.

Mit Recht nannte daher jüngst ein Autor die „Räuber" den Angstschrei und Hilferuf des gefesselten Genies, und dieser tönt noch in allen folgenden Dramen, nur immer schwächer, je mehr das ungestüme jugendliche Blut, umhergeschleudert von des Lebens Wogen langsamer und bedächtiger floß, je mehr er als gereifter Mann erkannte, daß die Welt der Ideen nimmermehr eins wird mit der wirklichen. — Das letzte Werk unseres großen Dichters „Wilhelm Tell" ist ein kostbares Vermächtniß für uns Deutsche und für alle Welt, darin so recht sein echt deutsches Gemüth und der biedere Mannessinn sich kund gibt.

„An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!"

„In fester Eintracht sei die Kraft gefunden,
Die frei und groß für alle Zeiten macht!"

„Seid einig!" läßt er den sterbenden Attinghausen sagen, aber dieser sterbende Greis ist der Dichter selbst, der zu seinem Volke redete. Wie sehr thut es jetzt, da wir den Tag feiern, wo vor 100 Jahren das Licht seines Geistes uns aufging, wie sehr thut es jetzt gerade noth, dieses Mahnrufs eingedenk zu sein: Seid einig! Ist dieses Wort nicht aus unser Aller Herzen gesprochen? Ist es nicht ein Ausfluß jener höchsten Idee des gesandten Propheten von Nazareth: Es soll ein Hirt und eine Heerde werden? Der Hirt ist, von dem der Dichter in festem Vertrauen auf die waltende Allmacht, sagte: „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!" und die Heerde ist die, von welcher er im Uebermaße seiner Menschenliebe singt:

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Den Mann, der Christi Lehre so wahr und tief erkannte, den Mann, der bei schwächlichem Körper mit starkem, unermüdlichen Geiste für alles Edle, Gute und Schöne schaffte und wirkte, dessen Herz überströmte von Liebe für die gesammte Menschheit,

diesen Mann will eine gewisse, ohnmächtige Partei in blindem Zelotismus als einen Heiden und Ungläubigen verschreien und ihm den Namen als Christ nicht zugestehen; mehr noch, er ist ihnen sogar ein Prediger der Immoralität, ein Unterstützer der Auflehnung und Opposition gegen weltliche und göttliche Ordnung. — Dieses Frevels hat der Dichter sich dadurch schuldig gemacht, daß er zu religiös war, um die Dogmen einer einzigen Religion ausschließlich zu bekennen und die andrer als Unglaube von sich zu stoßen. Er sagt selbst: „Unter der Hülle aller Religionen ruht die Religion selbst, die wahre Gotteserkenntniß!“

Gott ist das Gute, wie es bei uns Deutschen das Wort sagt, das alle Menschen gleichermaßen bekennen, anbeten und verehren, wo es sich immer findet, nur unter verschiedenen Formen und in verschiedenen Weisen; und im Grunde hat Jeder seine eigne Gottesidee, seine individuelle Vorstellung, vom höchsten Wesen. Von diesen Wahrheiten ausgehend, hat Schiller den Grund gelegt in seinen der Unsterblichkeit anheimgefallenen Geistesblüthen zu einem zwar an äußeren Unterscheidungszeichen nicht erkennbaren Verbande der Gebildeten aller Völker, in dem die Bekenner der verschiedensten Glaubenssatzungen doch einig sind. Die immer größere Ausdehnung dieser allgemeinen Weltreligion, wenn ich mich so ausdrücken darf, dieses geistigen Einigseins der Menschheit, dieses Gesammtstrebens nach Allem, was gut und edel ist, mit einem Worte die Verwirklichung und Bewahrheitung des Wortes: „Es soll ein Hirt und eine Heerde werden“ hängt einzig und allein von der Ausbildung des Verstandes, Herzens und Gemüthes ab; nimmermehr aber wird in des jetzigen Lebens gährender Fluth der morsche Stuhl Petri die nach Wahrheit lechzende Menschheit an dieses lachende Gestade bringen.

Je mehr daher die Pflege der gesammten Wissenschaften zunimmt, je mehr die göttliche Muse begeisterter Sänger „edler und schöner die Seele macht“, mit einem Worte die höhere gei-

ſtige Cultur ſich über alle Länder der Erde verbeitet, um ſo näher kommt die Menſchheit ihrem großen Ziele. —

Alle dieſe Ideen hat unſer gefeierter Liebling angeregt und allen Menſchen als theures Erbgut gelaſſen. Frei und offen bekennen wir Alle uns zu ſeinen Lehren, die da Satzungen ſind für alle Völker der Erde, und ſtolz, wie keine andere Nation es vermag, blicken wir auf den göttlichen Stifter unſerer neuen Aera. Kann es Euch, meine Freunde, einen Augenblick in Eurer Freude ſtören, wenn eine verwerfliche Kaſte von Ultra's und die wenigen von ihnen Bethörten vergeblich mit ſcheelem Neide Gifttropfen in die Opferſchale zu träufeln ſuchen, die wir dem Unſterblichen ſpenden, und den verdienten Lorbeer, den wir ihm um die im Leben ſo oft vom Gram gefurchte Stirne winden, mit ihrem ekken Geifer zu beſudeln trachten?

Giftpilze Ihr, der Hölle Schlamm entſtiegen,
Wagt Euer Unkraut nicht um's Heiligſte zu ranken;
Zu Staub zermalmt, in alle Winde fliegen
Wird Euer Schmutz vom Schwerthieb der Gedanken.
Vergeblich greift Ihr in des Weltrads Speichen,
Es rollt dahin zu immer hell'ren Lichesſphären,
Die Menſchheit muß ihr großes Ziel erreichen
Und wogen ſehn der ew'gen Freiheit goldne Aehren!

Wenn es den abgeſchiedenen Geiſtern von der Gottheit verliehen iſt, geiſtig herab zu ſchauen in dieſes Erdenthal, in dem ſie einſt gewandelt, dann, Du ſeliger verklärter Geiſt, wird Deine himmliſche Glückſeligkeit ihren höchſten Gipfel erreichen, wenn Du ſiehſt, wie ſo viele Millionen, von einem Gedanken getragen, Dir zum Ruhm und Preis, ihre Feuerzeichen leuchten laſſen auf den Häuptern ihrer Berge und Alle Deinem Genius huldigen freudigen Herzens; dann, Freunde, wird des großen Todten unſterblicher Schatten auch uns zu dieſer Stunde umſchweben, wo wir auf ſein ewig unvergeßliches und unvergängliches Andenken dieſes volle Glas leeren

Zur Schillerfeier.

In der Nacht zwiſchen dem 10. und 11. November 1759.

Der Sturm durchtoſt die ſternenloſe Nacht,
In der ein Weib in bittern Schmerzen wacht,
Bis eines ſüßen Kindleins ſie geneſen;
Jetzt drücket ſie mit ſel'ger Mutterluſt
Das zarte, kaum geborne Weſen
An die mit heißem Dank erfüllte Bruſt.
Da iſt es ihr, als ob ein lichter Glanz
Den Körper ihres Sohnes hell durchleuchte,
Als zög' ſich um ſein Haupt ein Strahlenkranz.
Sie hebt das Aug' empor, das glückesfeuchte,
Und betet laut: „O Herr, gib deinen Segen
„Dem Kindlein mit auf ſeinen Erdenwegen,
„Laß es ein Licht ſein in der dunklen Welt,
„Deſſ' heller Schein die Finſterniß erhellt."

Die Flucht.

Dem Jüngling drängt's die Feder in die Hand,
Er kann nicht müßig, wie die Andern, bleiben.
Und das Gebild, das er im Geiſt erfand,
Muß auf's Papier er dichtend niederſchreiben.
Jetzt lieſt den Freunden er die Räuber vor,
Allein das Auge des Verräthers wachte
Und ihn belauſcht des Fürſt's argwöhniſch Ohr,
Dem man ſein Treiben tückiſch hinterbrachte,
Da ſchmettern ihn die Donnerworte nieder,
Womit Tyrannenwillkür ihm gebot:
„Bei meinem Zorn, du ſchreibſt fortan nicht wieder,
„Sonſt biſt mit Feſtungsſtrafe Du bedroht."
Ihn treibt's zur Flucht nach einem fernen Land,
Denn mächtig hebt ſein Genius die Schwingen,

Familienglück und ſelbſt das Vaterland
Muß er dem Geiſtestrieb zum Opfer bringen.

Wanderjahre.

Bald da, bald dort warf ihn ſein Loos umher,
Die Muſen gaben' himmliſche Geſichte,
Doch ward ihm oft die Lebensbürde ſchwer,
Auf Erden pflückt er keine gold'ne Früchte,
Indeß auf ſeines Genius Ruf
Er hörte, hat er oftmals Noth gelitten,
Indeß er ſeine Meiſterwerke ſchuf,
Hat mit dem Leben er als Held geſtritten.
Indeſſen Kron' und Scepter ihn geſchmückt
Als Fürſt im weiten Reiche der Gedanken,
Sah man ihn, unter ſeiner Laſt gebückt,
Oft kummervoll den Dornenpfad durchwanken.

Liebesglück.

Die Lieb' und Dichtung ſind oft Reif'genoſſen,
Von Beiden wird das Leben ſchön verklärt,
Drum hat ſein Herz ſich früh der Lieb' erſchloſſen
Und hat in ihren Flammen ſich bewährt.
Charlotte war die holde, zarte Blüthe,
Die ihm durch ihren ſüßen Duft erquickt,
Die ihn durch Geiſt, Gemüth und ſanfte Güte
Mit neuem Reiz das Leben ſtets geſchmückt.
Mit einem Kuß weckt' ihn an jedem Morgen
Das theure Weib, das ſeinem Herzen nah,
Doch rief ihn auch der Tag zu neuen Sorgen,
Denn, ach! er war ein deutſcher Dichter ja,
Den nie die Mitwelt nach Verdienſt belohnet,
So lang als Menſch er unter Menſchen geht,
Deſſ' Fuß, indeß der Geiſt im Himmel thronet,
Im Schmutz der niedern Erdenſorgen ſteht.

Die Dioskuren.

Zwei Sterne fanden ſich, zwei von den großen,
Die bisher einſam gingen ihre Bahn,
Zwei Pole, die ſich feindlich abgeſtoßen,
Die zogen endlich ſich magnetiſch an.
Gewiß, geſegnet war die hehre Stunde,
In der ſich Göthe's Herz zu Schiller fand,
In der ſie ſich zum ew'gen Freundſchaftsbunde
Mit feſtem Druck gereicht die Männerhand,
Wer wohl der Größte ſei? Wer kann es ſagen,
Weſſ' Leuchtkraft glänzet in dem ſtärkſten Schein? —
Sie haben ſich gehoben und getragen,
Sie waren groß im geiſtigen Verein.

Der 9. Mai 1805.

Ein Tag der Trauer ſank auf dieſe Welt,
Es loſch heut' eines Sternes Glanzgefunkel,
Ein Licht, das flammend dieſe Erd' erhellt,
Verſank auf ewig heut' in Nacht und Dunkel,
Die Schöpferhand, die Tell und Carlos ſchuf,
Hängt ſchlaff an dem erſtarrten Körper nieder,
Die Stimm', die den Gedankenfreiheitsruf
Ertönen ließ, ſie tönet nimmer wieder.
Doch jetzt erhebt der Geiſt die freien Schwingen
Und nimmt den Flug durch dieſen Erdenraum,
Um allen Völkern ſeinen Gruß zu bringen
Bis an den fernſten Weltenſaum.
Und wie vom hohen Götterſitze
Der Blitz ſenkt ſeinen Feuerſchein,
So ſchlagen Schiller's Geiſtesblitze
Mit Macht in alle Herzen ein,
Am Marterholz hat er gelitten
Und ging zum Ruhmeshimmel ein,

eine ordentliche Wuth mich mit falſchen Briefen zu quä
len. Uebrigens iſt Vetter Zeiſig ein prächtiger Ker
Adieu.

P. S. Laß Huber den Robertſon und Le Bret m
nächſter Poſt an Göſchen ſchicken. Die Botenfrau ma
auch die Wäſche mitnehmen, die ich in unſerem Logi
herausgelegt habe.

S.

Carl XII. hat mich auch immer unter Voltaire's hiſto
riſchen Arbeiten vorzüglich intereſſirt. Es iſt ein ſo ſchöne
Ganzes, eine Art von Epopee. Ich bin begierig, ih
noch einmal zu leſen, wenn Du fertig biſt.

Du haſt Dir wohl zu große Erwartungen von
Drucke gemacht; Huber hatte er doch auch nicht mißfallen
Am beſten iſt es, Du beſtimmſt künftig genau die An
der Lettern durch Beiſpiele und die Zahl der Zeilen
Was Du ſonſt bemerkſt, iſt mir z. B. nicht aufgefallen
und es geht gewiß vielen anderen Leſern auch ſo.

Der Abſchreiber hat 1 Thlr. 16 Gr. für ein Exem
plar verlangt, ohngefähr 1 Gr. 6 Pf. für den Bogen
Ich habe ſie bewilligt, weil ich den Preis billig fand
und bei dieſem gleich zwei Exemplare beſtellt: wovon eins
in dieſer, das andere in der künftigen Woche fertig wird
Heute kommt noch ein Abſchreiber, mit dem ich noch
nicht geſprochen habe. Werde ich mit dieſem einig, ſo
laſſe ich gleich das dritte Exemplar von ihm anfangen
ſowie der erſte eine Lage fertig hat. Wo nicht, ſo muß

Den Lorbeer hat er sich erstritten,
Sein Name wird unsterblich sein
Nach hundert Jahren.
In aller Welt, wo nur zwei Deutsche wohnen,
Da flicht man heut' an diesem Ehrentag
Dem großen Dichter frische Ruhmeskronen
Und ruft ihm heiße Segenswünsche nach.
Selbst in dem Lande, wo der Türke hauset,
Und in dem Urwald von Amerika,
Im Norden, wo der Sturm die Föhr' durchsauset,
Im heißen Süden von Australia,
Wo Deutsche sind selbst in den fernsten Zonen,
In des Nomaden leichtem Wanderzelt
Heißt's heute: Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt.

Kathinka Zitz.

Grosse Erinnerungen.

Zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag.

Weimar.

Fern im dunklen Fichtenlande,
Heute ohne Wetterbande
Lehnt der Wächter goldner Aue
Ettersberg, der altersgraue;
Aber dort im Ilmenthale
Lieblich zwischen grünen Bäumen,
Die vom Lenz der Dichtkunst träumen,
In der Abendsonne Strahl,
Der auf rothen Dächern flimmert,
Liegt die auserwählte Stadt,
Die in gold'nem Namen schimmert
Und den Ruhm des Erdballs hat.

Denn sie war der Edeln Stätte,
Die der Erde Weh vertraut,
An der Menschheit Krankenbette
Trostesreich sich angebaut;
War die Wirthin jener Weisen,
Die im Lichtglanz ew'ger Fernen,
Der auf hoher Stirn sich malte,
Und im Heimweh nach den Sternen,
Das in ihren Augen strahlte,
Irdisch' Sitz und Wohnung nahmen,
Wie sie nach einander kamen.

Traute Stadt in Deutschlands Schooß,
Du, so reich in Deutschlands Liebe,
Wie in Gunst der Gottheit groß,
Weimar, die mit hohem Sinn
Und im Ruhme selt'ner Gäste
Völker lud zum Geistesfeste
Königsharfner-Pflegerin,
Sprich! wo sind die Edeln alle
Deiner stolzen Fürstenhalle? —
Ist die Nachtigall entflogen?
Sind die Schwäne weggezogen?

Weimar, wie es einstens war,
Als es stolz mit Liederklang
Geistesherrschaft sich errang,
Stellt sich meinen Blicken dar.
Und ich schreite durch die Straßen,
Durch die engen, düstern Gassen,
Bis ich auf dem Markte steh'.
Sinnend blick' ich in die Höh',
Und mit seinem Steinaltan
Und dem kleinen Manne dran
Schaut mich ernst das Rathhaus an.

Auf dem Markte regt es sich;
Frau'n in langen Schlepperöcken,
Die den Fächer vor sich strecken,
Seh' ich dort geschwätzig stehn;
Ernste Zöpfe und Perrücken,
Silber an den hohen Stöcken,
Die sie gravitätisch tragen
Und damit das Pflaster schlagen,
Seh' ich kommen und weiter geh'n,
Sehe, wie sie mit Behagen
Zierlich sich die Hände drücken,
Oder vor einander bücken,
Um ein „Serviteur" zu wagen.

Wer wandelt dort die Straße her?
Wer ist der Mann im grauen Kleide?
Die Bürger treten auf die Seite,
Als ob's ein Mann voll' Orden wär.
Und doch trägt er in der Linken
Bücher nur, nicht Ordensband,
Und in seiner rechten Hand
Seh' ein Kännlein hell ich blinken.
Und so freundlich und bescheiden,
Herzlich blickend,
Grüße nickend,
Froh umher nach allen Seiten,
Seh' ich ihn vorüberschreiten.

Schon ist er eine gute Strecke,
Da beugt ein Jüngling um die Ecke
Und ruft dem grauen Manne nach:
„Ei, Oheim, Oheim nicht so jach!"
Der Graurock hört's, ich seh' ihn warten,
„So nimm mich mit Dir in den Garten!"
Und ohne viel des Oheim's Wort'
Zu achten, nimmt er ihm gewandt
Das Kaffeekännlein aus der Hand,
Blickt rasch zu einem Fenster auf,

Woraus ein freundlich Mädchen ſchaut,
Grüßt mit der **Hand**, vom Kuß be-
thaut,
Und wandert lachend mit ihm fort.

Ein junges Weib ſteht mir zur Seite,
Verſunken in des Nachſchaun's Freude;
Si- geh' ich an, mich zu beſcheiden,
Und frage leiſ': Wer ſind die Beiden?
„Wer die ſind!" lacht ſie mich an,
Nickt mit dem Puderköpfchen dann
Und weht ſich Fächerlüfte zu:
„**Muſäus** iſt der graue Mann,
Der Jüngling iſt der **Kotzebue**!"

Muſäus! rufe freudig ich
Und flugs reih'n ſeine Mährchen ſich
Wie liebe Kinder froh um mich,
Und Jugendabenteuerluſt
Erwärmet wieder meine Bruſt.

Doch Kotzebue? Welch' Trauerbild
Zieht mir die Stirne graus und wild?
Wird ſchnell er nicht zum Manne reifen
Und nach des Ruhmes Lorbeer
greifen?
Wie? Weimars glückgewiegter Sohn,
Belächelt mit des Volkes Gunſt
Der große Jünger froher Kunſt
Lebt in dem Haß der Nation?!
O könnt ich ihn beim Arm ergreifen,
Ein Schutzgeiſt, warnend ihn um-
ſchweifen
Und liebend ihm zur Seite geh'n!
Aber weh! was muß ich ſeh'n!
Schwingt der tolle Brutus Sand
Nicht den Dolch ſchon in der Hand?
Ach! mit lautem Jammerſchrei,
Troſtlos ſtürzt ſein Weib herbei,
Krümmt ſich ſchluchzend auf der Leiche.
Weinend mit zerriſſ'nem Herzen,
Steh'n umher die armen Kinder
Und herzlos die Menge dahinter,
Weidet ſich an ihren Schmerzen.
Harr' ich, ſolchen Jammerbildes
Zeuge?
Blutig Schreckbild entweiche! — —

* * *

Rings, wie im Gefühl der Weihe,
Die zu Gott die Herzen kehrte,
Stumm, als ob ſie Andacht ehrte,
Steht der Häuſer bunte Reihe.

Weimar geht im Sonntagskleide;
Krämerladen ſchloſſen ſich,
Von den Thürmen hallt Geläute,
Andachtsvoll und feierlich.
Langſam ſchreiten aus den Thüren,
Ernſtbereit zum Kirchenwandel,
In der Hand geſtickte Tücher,
Silberverſchloſſ'ne Liederbücher,
Bürgerfrau'n im Treſſenmantel,
Auf dem Haupte Bändermützen
Die in Gold und Silber blitzen.

Bei dem Schall der Glockenklänge,
Still durch manches Gäßlein Enge,
Nach der Kirche zu St. Jacob
Auf dem Alten Todtenplan,
Im Festgewand ſtrömt die Menge:
Und ich ſchließe ernſt mich an.

Durch des hellen Frühtags Pforten
Geh' ich zwiſchen Leichenſteinen,
Goldgeziert mit Bibelworten,
Steingehauene Kinder weinen
Ueber Urnen und Gebeinen,
Und dort an der Kirchenwand,
Das Barett in ſeiner Hand,
Im Ornat, mit langem Barte,
Der zum Gürtel niederwallt,
Hält in kräftiger Geſtalt,
Noch das Auge muthentflammt,
Lucas Kranach Todtenamt.

An dem Mann der feſten Treu,
Sachſen's treuen Eckewart,
Gruß in deutſcher Kunſt und Art,
Schreit' ich ehrfurchtsvoll vorbei.
In andächtiger Geberde,
Hoffnungsſchaurig, daß ſich mir
Hohes offenbaren werde,
Oeffn' ich leis die Kirchenthür.

Laute Liederklänge bringen
Mir den Gruß der Frömmigkeit,
Und die Orgeltöne ſingen
Mir Töne ſüßer Jugendzeit. —
Licht' und Orgel jetzt verſtummen,
Noch die letzten Töne ſummen,
Ein Prieſter tritt zum Altar.
An dem weißen Lockenhaar,
An der Stirne, frei und klar,
An dem hellen Augenpaar,
Das die Menge mild begrüßt,
Seh' ich, daß es **Herder** iſt!

Plötzlich waltet Todesſtille.
Und im heiligen Gotteshaus
Gießt der edle Mann die Fülle
Seines hohen Geiſtes aus.
Und ein jedes Herz ſchlägt höher,
Denn es ſpricht der Menſchheit Seher,
Der die Völker weiter Erde
Fromm belauſcht am Heimathheerde,
Bei dem Lärmen ihrer Freuden,
Bei der Klage ihrer Leiden,
An des Nordmeers Muſchelſtrand,
Unter Babels Trauerweiden. —
Und da zum Gebet er ſchreitet,
Und die Hände ſegnend breitet,
Alles Irdiſchen entkleidet,
Bhlet, Gottes Huld zu ehren,
Der bei ſeinem Wehruf taub
Alles in den Staub,
Dem wir alle angehören.

Als ich endlich meine Augen
Wieder ringsum ſchauend wende,
Iſt es leer um mich her
Und der Gottesdienſt zu Ende.

Aber draußen vor den Thüren
Stampft ein muthig Sechsgespann,
Blanke Diener, die es führen
Halten's straff und eifrig an,
Bis ein Fürstenweib in Seide,
Blauen Aug's im blauen Kleide
In dem Wagen Sitz gewann.
Eilig klappt der Kutschenschlag
Und dem Hermelingespann
Eilt in glitzerndem Kasket,
Von weißen Federn dicht umweht,
Ein Läufer leicht und rasch voran.
War sie die mein Auge sah,
Die im Fluge rollt dahin,
Nicht der Muse Pflegerin,
Herzogin **Amalia**?
Und sobald ich's dacht' und sprach,
Stürz' ich schon dem Wagen nach.
Endlich schöpf' ich Athem wieder
Und vor einem großen Haus
Ruh' ich aus.
Wachen wandeln auf und nieder
In des Hauses Pfort' und Halle,
Aber offen scheint's für Alle.

Witwe schon mit neunzehn Jahren
Baute hier Amalia,
Als sie Deutschlands Kummer sah
Um des Geistes Nacht und Trübe,
Ihm ein Haus der Musenliebe —
Kein Gebäude stolz und weit,
Das mit Geld und Ehren lohnte,
Was in seinen Hallen wohnte,
Aber voll Unsterblichkeit.
Eines großen Königs Nichte,
Dessen Thaten uns vergehen,
Und die Schwester theurer Helden,
Die im Glanz des Ruhmes stehn,
In des Geistes Heldenthum.
Sinnvoll flocht sie ihrem Sohne
Ewiges in seine Krone;
Und so schell **Karl August's** Wort,
Und die Ilmenstadt, arm und klein
Ward ein heil'ger Dichterhain,
Aller Deutschen Wallfahrtsort

In dem Herzen rief bewegt,
Daß Gott soviel Geistesschimmer
In so Wenige gelegt
Eil' ich nach der Fürstin Zimmer.

In der Geisterfreunde Bunde,
Ein Portrait in schöner Hand,
Das sie zu vollenden stand,
Blauen Aug's in blauem Kleide
Freundlich sitzt Amalia
An geweihter Tafelrunde.
Wieland mit dem Weltverstande,
Und der Märze aller Zeiten,
Lächelnd unter'm schwarzen Käppchen
Steht Amalien zur Seite;
Dort **Einsiedel**, schön und klug,
Allen freundlich und galant,
Und darum „der Freund" genannt,
Liest aus einem kleinen Buch;
Merger, Bertuch, Gor und Bode,

Knebel und noch andere mehr
Sitzen ſtill im Kreis umher.
Aber tief im Hintergrunde
Steh'n in ſchönem Freundſchaftsbunde,
Den die Welt mit Jauchzen ſah,
Göthe und **Karl Auguſt** da.
Nicht im buntgeſtreiften Rocke,
Kurzen Zopf und langem Stocke,
Wie er mutig keck ſich trug,
Als ſein Herz in Jugend ſchlug,
Steht der Dichtermeiſter Göthe
Seinem hohen Freunde nah;
Rieſengroß, wie ich ihn ſah,
Der drei Alter durchgegangen
Und von Jedem Huld empfangen.
Als ein Greis ſteht er da,
Säulenhaft mit Namen, Jahren,
Die ſchon längſt verwittert waren.
Und mich überfällt ein Grauen,
Ernſt-beſchaulich ihn zu ſchauen,
Mit den ruhig großen Blicken,
Beide Hände auf dem Rücken,
Ewig jung und nimmer alt,
Eine ſteinerne Geſtalt.
Jetzt noch froh gewohnter Weiſe
Wird's lebendig in dem Kreiſe;
Augen glühen,
Worte ſprühen,
Wie ein Blitz
Schlägt der Witz,
Und der Sieg ſpringt hin und her,
Weil er gern bei jedem wär'.
Aber plötzlich iſt geendet,
Was noch eben laut erſcholl,
Aller Augen ſind gewendet
Nach der Thüre unruhvoll.
Aengſtlich ſchreckt der Mund zuſammen
Bei dem leiſen Atemzug,
Doch die Augen werden Flammen.
Wie im Tiefſte höherer Gewalt
Tritt herein, im Inneren zerſtört,
Eine ſchlanke, hag're Mannsgeſtalt,
Die, wie's ſcheint, dem Schmerz der Welt gehört.
Seine edle Denkerſtirne
Ueber hoher Naſ' und ſanftem Munde,
Feurig glänzt ſein Aug', doch mild befeuchtet,
Wie im Ahnen vor der letzten Stunde,
Und **ach**! auf den hohlen, bleichen Wangen
Scheint des Todes Hauch ſchon aus gegangen.
Bei dem großen Gott, dem Schmerzen ſtiller,
Der die Armuth, die in Sorge leidet,
Mit der Dichtung Purpurmantel kleidet.
Das iſt

Schiller.

Und frohlockend grüßen Alle
In der ſtolzen Fürſtenhalle
Schwabens Flüchtling, der im Land
Fern der Heimath Herzen fand.

Aber mir voll Wehmuth fließen,
Wie ich's heiß und innig meinte,
Heiße Thränen auf die Hand,
Thränen, wie sie Deutschland weinte,
Das an seinem Sarge stand —
Und an der Freiheit Grabesrand.

* * *

Hat mich Windesrauschen aufgeschreckt?
Hat die heiße Thräne mich geweckt?
Lieblich noch im Sonnenglanz
Liegt vor mir die Stadt gebreitet,
Die die Welt so laut beneidet
Ach! um einen Todtenkranz.
Trägst zu ew'ger Todtenfeier
Weimar, du den Wittwenschleier?
Schaut dein Antlitz starr und bleich
Immerdar in's Schattenreich.

Wer als du hat aufgenommen,
Die in heil'ger Sendung kommen,
Aber auf des Lebens Höh'n
Mit dem Wurm der Sorge geh'n?
Beich den Blick, den thränenfeuchten
Laß dein Antlitz heller leuchten,
Leg' an ihrem dunkeln Grab
Deinen schwarzen Schleier ab.

Stolz darfst du der Edlen denken,
Froh dein Herz zu ihnen lenken!
Wo man ihre Namen hört,
Wirst als Mutter du geehrt.

Sieh, was soll dein Leid und Sehnen,
Laß dem Vaterland die Thränen,
Das jetzt dankbar an der Gruft
Seines Dichters Namen ruft.

Darmstadt.

Vortrag von Professor Dr. Georg Zimmermann,

gehalten am 9. November im Saale der „vereinigten Gesellschaft."

Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget!
Nicht die eherne Brust rührt es des tragischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber gerißt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am Skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.

Aber ſie ſteigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt.
Auch ein Klaglied zu ſein im Mund der Geliebten iſt herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Es war eine Klage, die das ganze deutſche Vaterland durchſchauerte, als Schiller ſtarb. Nicht nur, daß ſeine Gattin den unergründlichen Schmerz in ſeine Verſe ausſtrömte:

„Ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum. Das Alles
Iſt nun dahin;“

nicht nur, daß Göthe, der hehe Mann, in der folgenden Nacht weinte; Menſchen, die ſich nie geſehen hatten, umarmten ſich ſchweigend, um Theilnahme in dem Gefühle eines gränzenloſen Verluſtes zu finden.

Göthe, der Hälfte ſeines Daſeins beraubt, fiel in die Saiten und ſang:

Ach! Was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und ſollten wir nicht weinen?

Aber dem vereinſamten Heros verklärte ſich die Trauer zur ſtolzen Freude, zur flammenden Begeiſterung:

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Werr
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine!“

Dieſer Gedanke, daß er unſer iſt, daß er, in alle Läuterungsflammen der ſtrengſten und ſelbſt der feindſeligſten Kritik eingetaucht, unſer geblieben, daß er jetzt mehr unſer iſt als jemals, dieſer Gedanke bringt jeden Klagelaut in uns zum Schweigen und ſchwellt unſere Bruſt zur höchſten Freude. Der Name Schiller iſt für jedes deutſche Herz ein Geläute zu einem Feſt-

tage geworden, in den es seine Sorgen, seinen inneren Zwiespalt, in den es jeden Gedanken an die Endlichkeit und Hinfälligkeit des Lebens begräbt. Jedem von uns lächelt der Frühling des Lebens mit allen seinen grünenden Hoffnungen, mit der ganzen trunkenen Fernsicht in alle Größe und Schöne und Seligkeit des Daseins wieder, wenn das Genienbild des einzigen Zauberers vor ihm erscheint: Das Genienbild seines Schiller.

Wir fragen uns: Warum ist Schiller unser Liebling, der Liebling der deutschen Nation?

Es sind fünf Zauberstäbe, mit denen er uns berührt und uns das Herz raubt: Die heimathliche Tiefe seines deutschen Gemüthes, seine Raphaelische Idealität, seine sittliche Freiheit, seine erhabene Grazie und seine tragische Verklärung.

In seinem Geiste geschieht es, wenn ich die Gunst des Augenblickes anrufe, damit sich das zutreffende Wort mir nicht versage, und wenn ich namentlich zu dieser Göttin flehe, sie möge die leichthinschwebende, überall freudig begrüßte Nymphe ihres Gefolges, die graziöse Kürze mir zugesellen und fern halten den allzubedächtigen Geist der Gelehrsamkeit, damit es ihm nicht gelinge, das faltenreiche Gewebe der Periodenbildung und der dialectischen Kunst mir über das Haupt zu werfen.

Wodurch uns Schiller vor allem bezaubert, ist sein deutsches Gemüth. Was in diesem Ausdrucke liegt, das läßt sich freilich in der Form des Begriffes nicht sagen, es ist ein Geheimniß, das die Sprache nur durch ein Geheimniß aussprechen kann, indem sie selbst zum Herzen wird. Andere Dichter haben mit tiefer Absicht und mächtiger Schöpferkraft nach der Nationalität gestrebt, sie haben dem eigentlichen Volksgesange seine stärksten und seine zartesten Tonweisen abgelauscht, und doch rührten diese Meister nicht entfernt an die Gewalt, mit der Schiller uns alle gefesselt hält. Worin liegt diese Gewalt? Sie liegt darin, daß er sagt, was jeder von uns fühlt und anschaut, und daß er

es doch wieder so ganz anders sagt, so heimisch und so fremdartig zugleich, so ganz nach unserer eigenen Weise und doch wie mit den Lippen eines Gottes, so ganz deutsch und menschlich und doch wieder immer aus einem Reiche der Verklärung. Sie liegt darin, daß ihn, wenn er redet, jeder von uns liebt wie seinen Freund und doch jeder von uns in Ehrfurcht sich vor ihm beugt. Zwar ist seine Ausdrucksweise oft von der Art, daß wir, um ihn streng wissenschaftlich zu verstehen, der gelehrten Einsicht und des tieferen Studiums nicht entbehren können; aber die Augen des Herzens durchdringen auch die starrsten philosophischen Formen seines Geistes und blicken wie durch den leuchtendsten Krystall in das Geheimniß seiner Gedanken. Deutsche Frauen legten ihn von jeher aus, ohne Philosophie und Literaturgeschichte, mit dem genialen Blick der Liebe, und wie oft blieb er dem Gelehrten verschlossen, dem dieser Blick versagt war!

Die zweite Macht dieses Geistes ist die Raphaelische Verklärung seiner Idealität. Man hat die Kraft seines Dichtergenius, die Wirklichkeit der Lebensgestalten zu ergreifen und wiederzugeben, beschränkt gefunden und ihn der idealen Zerflossenheit und Verstiegenheit beschuldigt. Er ist freilich von der peinlichen Abbildung der uns umgebenden Zustände und Lebensformen, die jetzt zum herrschenden Tone in unserer Literatur geworden ist und wie ein Alpdruck auf jeder Feuerseele liegt, am weitesten entfernt; aber wenn unsere Zeit den begeisterten Sinn für seine Art das Wirkliche zu idealisiren verloren hätte, so hätte sie das Geheimniß der Kunst verloren. Er wiederholt eben in seinen poetischen Abbildern das Leben nicht mit jener Vollständigkeit, der wir im Reiche der Dichtung entrückt sein wollen; er giebt aus den Dingen einen Auszug mit dem Herzen und für das Herz, und das Herz, in dem alles Wirkliche bei ihm begraben wird, und aus dem es aufersteht, ist wiedergeboren aus dem Geiste, ist das Herz eines Geistes, an dem es sich ruhen läßt, hoch über dem treulosen

ich Gottlieb eins zu ſchreiben geben, womit er in vierzehn Tagen fertig ſein will; alſo bekommſt Du zu Ende der Zahlwoche gewiß drei Exemplare.

Geſtern höre ich von Haaſe, daß Graf Moritz Brühl von Seiffersdorf mit zweitauſend Thlrn. Gehalt nach Berlin als Kammerherr geht. Er hat es von guten Quellen. Alſo iſt's hohe Zeit, dieſe Bekanntſchaft noch zu machen. — Auch ſpricht man davon, daß unſer Hof die ſchwediſche und ſpaniſche Geſandtſchaft eingehen laſſen will, weil von dorther kein Geſandter mehr zu uns kommen würde. So wäre Redern Geſandter in partibus infidelium.

Lebe wohl. M. und D. grüßen. Huber ſchweift herum.

K.

Den 2. Mai.

Jeden Tag habe ich Briefe und Manuſcript von Dir erwartet. Da Du aber in dem geſtrigen Briefe an Huber nichts meldeſt, ſo kann ich die eingegangenen drei Briefe nicht länger warten laſſen. — Die Abſchriften des Carlos ſollen möglichſt beſchleunigt werden. Der zweite Schreiber fordert auch nur 1 Thlr. 16 Gr.; heute will ich noch nach einem dritten ſchicken, weil Gottlieb ſobald nicht fertig werden würde.

Zu Brühls bin ich bereit zu reiſen, ſobald Du zurückkommſt.

Hier iſt nichts vorgefallen. Die Weiblein ſind wohl

Gewimmel dieſes Lebens, wie am Buſen eines olympiſchen Gottes. Mit der erhabenſten zugleich und mit der zutraulichſten Liebe läßt ſich dieſer Olympier, darin verſchieden von ſeinem unſterblichen Freunde, der mit dem Zauber ſeiner Schönheit die Sterblichen umſtrickt, ſie in die Sphären ſeines Lebens hineinzieht und endlich, nachdem er ſie verlaſſen hat, als glänzende Sternbilder an den Himmel ſeiner Dichtung verſetzt; — Schiller läßt ſich zu uns hernieder, um uns alle über uns zu erhöhen und in das reine Bild der Menſchheit, das er in ſeinem Buſen trägt, zu verwandeln. Nirgends geſchieht es dabei, daß er, die Anforderungen an unſere Natur überſpannend, die Gränzgebiete des Irdiſchen verläßt; vielmehr durchwandelt er es mit lieboller und begeiſterter Empfänglichkeit für ſeine friſchen und markigen Geſtaltungen und trägt dieſe doch beſtändig hinan in den Himmel der Verewigung. Andere Dichter, die gleich ihm einen durchgreifenden Zug der künſtleriſchen Erhabenheit an ſich tragen, imponiren uns, ohne uns zu feſſeln, und wir athmen erſt frei auf, wenn ſie uns wieder losgegeben haben. Schillers Erhabenheit dagegen lächelt ſich in die Herzen hinein, und ſo oft wir auch in ſeiner Sprache etwas Uebermenſchliches empfinden, ſo ſind gerade dieß die Alpherntöne für unſer Gemüth, die das Gefühl des ſüßeſten Heimwehes in ihm erwecken. Seine Idealität iſt zu traulich, indem er die Lebensgeſtalten zwar zu durchſichtigen Leibern ihrer Idee umformt, aber das Irdiſche an ihnen ſo wenig aufzehrt wie Raphael, der mit dem glühendſten und doch ſanfteſten Farbenhauche den Himmel und die Erde in einander ſchmelzen ließ. Selbſt da, wo es dem Adler zu eng wird in dem unſicheren, beſchränkten und armen Menſchenleben, wo das Wehegefühl ſeine Bruſt durchſchneidet, daß unſere Erde auf ihrem ungeheuren Rücken für zehn Glückliche nicht Raum habe, wo er das kranke Herz hinanträgt auf die einſame Freiheit der Berge und nur die göttlichen Ideen wie Alpenglühen in ſeiner Nähe leuchten, ſelbſt

da weilt sein Blick auf den grünen Matten, die zu den traulichen Stätten des täglichen Lebens herunterführen, selbst da lauscht er auf das Geläute der Heerdeglocken und auf das fröhliche Lied des Hirten. Je näher er der dunklen Pforte des Todes kam, deste mehr verkündigte er seine gewaltigsten Gedanken, seine kühnsten und stolzesten Gefühle durch Worte so göttlich und so tief und doch so einfach und mild, als wenn sie von Kinderlippen flössen.

Diese Idealität unseres Dichters ist ein Abglanz der sittlichen Freiheit, die auch Göthe an ihm so innig verehrte, daß er von ihm sagte: „Wie er, sollte der Mensch überhaupt sein; vor ihm haben wir uns alle zu beugen!“ Man hat ihn vorzugsweise den Dichter der Freiheit genannt, und sein ganzes Leben war ein Läuterungsfeuer dieses hohen Gefühles, das jede unverdorbene Menschenseele schwellt. Er reinigte es, indem er es von seiner äußeren und endlichen Gestalt zu seiner innerlichen und ewigen Idee, zur Freiheit des Geistes erhob, die der Maßstab für jede Form der Freiheit in der Erscheinung ist. Die Freiheit des Geistes bestand ihm in der Aufhebung der Widersprüche, die unser inneres Leben bewegen. Es war sein unablässiges Streben, den philosophischen Gedanken und die Phantasie des Dichters, die Neigung und die Pflicht, die Natur und den Geist (mit entschiedener Oberherrschaft des letzteren) mit einander auszusöhnen, vor allem aber ein ehrliches Bündniß zwischen der Schönheit und dem Gewissen zu stiften. Den tugendhaften Künstlern erschien er mit dem Palmzweige eines sittlichen Friedensboten.

Seine sittliche Freiheit bethätigt sich vor allem in der reinigenden Kraft seiner tragischen Darstellung. Das Wunderbare an diesem hohen Geiste ist es, daß er diese Reinigung nicht erst durch den gesammten Verlauf seiner Tragödien vollzieht, daß er die von Leidenschaften durchstürmte Menschenbrust nicht erst am Schlusse des Schicksalsbildes zur sittlichen Freiheit aufathmen läßt, sondern daß wir diese schon empfinden, wenn er die erste Taste seiner

tragiſchen Tonwelt berührt hat. Indem er das natürliche Feuer der Leidenſchaften nicht dämpft, ſondern bis zum vulkaniſchen Ausbruche verſtärkt, ſo gelingt es ihm gerade, dieſes Feuer auf dem Altare des Herzens zu einer ſtillen und reinen Flamme zu mäßigen. Er will unſere Leidenſchaften nicht ausrotten, ſondern des Unwahren und Unſittlichen entkleiden und in Dienerinnen der Idee umwandeln.

Die ſittliche Freiheit, die unſeres Dichters Leben ſelbſt zur höchſten Tragödie macht, gewinnt unſer Herz noch mehr dadurch, daß der Heroismus ſeiner echtmännlichen Natur in die zarteſte Liebe hinſchmilzt und dadurch ſeine Geſtalt zur Erſcheinung einer erhabenen Grazie macht. Sein Leben iſt die höchſte Tragödie: von dem Augenblick an, wo er freiwillig auf ſeine Heimath verzichtet, um der Stimme des Gottes in ſeinem Buſen gehorchen zu können, entſagt er zugleich der ganzen Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens; er trägt das Loos der Armuth mit Würde, verleugnet bei der nothwendigſten Rückſicht auf den Erwerb nie den Adel des Künſtlers, belauſcht die feinſten Anforderungen der idealen Schönheit ebenſo achtſam wie die Stimme ſeines Gewiſſens, und indem er den Keim einer todbringenden Krankheit in ſich fühlt, ergreift er mit Kühnheit und Heiterkeit die höchſten Aufgaben, welche der Menſch ſich ſtellen kann; ja er hält ſie wie der Krieger ſeinen Schild im Sterben feſt, bis er zum letztenmale in die Sonne blickt und mit dem Lächeln eines Engels entſchwebt.

Dieſes große Siegel der Erhabenheit hat er ſeinen meiſten Charakteren aufgedrückt: ſie nehmen ihr Geſchick nicht als eine Laſt auf die Schultern, ſondern als eine Heldenehre; ſie tragen es ohne Wanken, ſie glühen und kämpfen für die Idee, welche der Inhalt ihres Lebens iſt, und ſehen um ihretwillen mit feſtem und unerſchrockenem Blicke dem Abgrunde entgegen, der vor ihnen geöffnet iſt. Sie erſcheinen, kühner durch die Todesgefahr ihres

tragiſchen Ausnahmezuſtandes, als purpurgeborene Geiſter, und ſie ſterben im Purpur.

Mit der Waffenrüſtung des Heroismus angethan, durchwandelt er alle Stufengänge der Liebe. Von der ſchwärmeriſchen Freundſchaft, die mit der Innigkeit des Eros ſich verwechſelt und ſich eine Weltanſchauung aus platoniſchen Ideen aufbaut, erhebt er ſich zur edlen Liebe der Geſchlechter. Seinem Genius iſt die Liebe ein hohes und ſchweres Geſchick, das dem Herzen als eine wahre Feuerprobe auferlegt wird, und der Todesmuth die rechte Stimmung, in der ſie es ertragen ſollen. Dieſe Liebe bezeichnet Beatrix, wenn ſie ſagt:

„Bergib du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geſchick erkoren;
Nicht frei erwählt' ichs, es hat mich gefunden."

„Dem Dämon bleibt ſein Opfer unverloren,
Wär' es an öde Klippen feſtgebunden,
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen."

Und Thekla durch die Worte:

„Selbſt die Liebe, wie in Stahl gerüſtet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt ſie auf."

Aber auch dieſe Worte der göttlichen Begeiſterung ſind nur ein entfernter Nachhall für den Ausdruck, der Schillers ganze Liebe bezeichnen ſoll. Der Gegenſtand dieſer Liebe, die das ganze Leben hindurch die ſchönſte Schwärmerei und das reinſte Entzücken ſich bewahrte, war die Menſchheit, und der Ausruf: „Dieſen Kuß der ganzen Welt" auf Schiller's Lippen keine Phraſe. Von ſeinem Herzen gilt das Wort ſeiner Tragödie: „Dies ſchlug der ganzen Menſchheit. Seine Liebe war die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern;" und deshalb verſammeln ſich heute die nachgekommenen Geſchlechter, um das Andenken ihres treueſten Freundes zu feiern, und darum werden ſich nach hundert Jahren

unſere Enkel wieder verſammeln, um dieſes Tages mit feſtlicher Rührung zu gedenken.

Jener erhabenen Grazie ſcheint es nur ein Spiel zu ſein, ſich auf den Höhen des Gedankens und der Geſinnung zu behaupten; gegen ſich ſelber ſtreng, gewinnt ſie mit einer reizenden Milde die Welt für ſich und für ihre Zwecke, die weit über das gewöhnliche Maaß der Menſchheit hinausgehen; mehr durch Anmuth und Lieblichkeit als durch imponirende Majeſtät bewältigt ſie die Gegner des Guten und Wahren und breitet das Reich eines himmliſchen Lichtes über Tauſende von Herzen aus.

Sollen wir noch ein letztes Wort über den Zauber beifügen, den Schiller auf uns ausübt, ſo liegt er am meiſten in der tragiſchen Verklärung ſeiner Geſtalt.

Wenn wir den Gegenſtand unſerer Liebe leiden, wenn wir ihn durch dieſes Leiden ſich reinigen, ſich erheben, ſich verherrlichen ſehen, ſo wird unſere Neigung zur größten Innigkeit geſteigert. Die Blüthe, die aus dem höchſten tragiſchen Mitleid ſich entfaltet, iſt die höchſte tragiſche Liebe, und wer möchte ſie unter unſeren Dichterheroen mehr verdient haben als Schiller? Sein ganzes Leben und Dichten iſt dem Tode des Hercules zu vergleichen: er verbrannte ſich ſelbſt, ſein Ich, ſein irdiſches Daſein auf dem Scheiterhaufen deſſen, was die Menſchen Glück zu nennen pflegen, um den tieferen Sinn, die eigentliche Aufgabe, das Ideal ſeines Lebens zu retten, und wie ſein unſterbliches Theil aus den Flammenqualen empor ſtieg, da wurde ihm Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, auf deren Wangen die glänzenderen Roſen des Verlangens blühten, entgegen geführt; da leuchtete ihm, aus der Tiefe der irdiſchen Schmerzen geboren, die überirdiſche Schönheit entgegen. Das Lächeln der Verklärung, das, ein Kind der ſchwerſten Selbſtentäußerung, um ſeine Lippen ſpielt, iſt der größte Liebereiz, mit dem ein Menſch die Herzen an ſich feſſeln kann. Das ewige Bündniß hat der Dichter mit uns ge-

ſchloſſen durch die Todesweihe, welche er als ein Decius des deutſchen Geiſtes im Kampfe mit allen feindlichen Lebensmächten auf ſich nahm, und dieſer Tod

„übt eine reinigende Kraft,
In ſeinem unvergänglichen Palaſt
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menſchheit zu verzehren."

So entſchwebte uns denn auch unſer Freund, gereinigt zum Diamant der echteſten Menſchheit durch die Liebe der Seinigen, die er durch ſeine himmliſchen Worte ſelbſt in ihnen entfacht hatte. Wenn uns auch manchmal noch der Schmerz um ſeinen allzu frühen Hingang durchſchauert, und wenn wir den Verluſt ſo mancher köſtlichen Gabe beklagen, mit der uns ſein Geiſt ohne das Eingreifen der finſtern Todeshand in die Blüthen ſeines zweiten und ſchöneren Lebensfrühlings beſchenkt haben würde, ſo betrachten wir doch den heutigen Tag als den Tag der Freude, und wir begehen dieſe Feier als die Vorbereitung zu einer noch größeren Freude des kommenden Tages. Die Schiller'ſche Freude iſt es, die heute unſere Herzen entflammt, und wir ſchließen deshalb unſern Vortrag mit jenem Geſange des Dichters, in dem er ein ganzes Feuermeer ſeiner Freude entzündet hat:

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den luſtigen habe,
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet ſich ein.
Sie nahen, ſie kommen
Die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich
Die irdiſche Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,

Himmliſchen Chor?
Schenket mir euer unſterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, ſie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſein.
Sie rauſchet, ſie perlet,
Die himmliſche Quelle;
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Schiller.

Das Höchſte, was uns kann der Dichter geben,
Das iſt ſein Selbſt — ſein Weſen nur allein!
Vor Denen, welche mit und nach ihm leben,
Sei Dieſes würdig ausgeſtellt zu ſein;
Zum reinſten Menſchthum es empor zu heben,
Es ganz zu läutern ſei ſein Ziel allein —
Denn höchſte Gluth muß erſt Er in ſich ſchüren,
Der's wagen will, die Trefflichen zu rühren!

So ſprach der Dichter Schiller — und geblieben
Iſt nicht für ihn ein leerer Schall dies Wort,
Wo ihn das Innerſte nicht angetrieben,
Erklang von ſeiner Leier kein Akkord.

Nicht eine Zeile hat die Hand geſchrieben,
Die nicht entquoll der tiefſten Seele Hort,
Was er auch ſchuf voll ſittlich reiner Klarheit,
Der Ausdruck nur iſt's ſeiner eignen Wahrheit!

Er — dem der Freiheit ſchönſter Sang gelungen,
War ſelber frei in innerſter Natur;
Nach einem edlen Weib nur hat gerungen
Der deutſchen Frauen erſter Troubadour;
Wie er der Freundſchaft Ideal beſungen,
War er ein Freund voll Treu' wie Wen'ge nur —
So wiſſen kaum, von heil'ger Luſt getrieben,
Ob mehr den Menſch wir, mehr den Dichter lieben!

Zum Menſchen Schiller richte deine Blicke,
O Jugend, die begeiſtert auf ihn lauſcht!
Damit nicht blos dein Ohr ſein Wort entzücke,
Sein Sang nicht blos die Phantaſie berauſcht;
Sein ganzes Bild mit voller Seele drücke
Dir ein, und ſorg', daß nie die Zeit es tauſcht,
Laß es in's Herz dir wachſen, in das weiche,
Wie Heil'genbilder in den Stamm der Eiche!

Denn auf des Lebens wild verworr'nen Wegen,
Wo oft ein Sturm des Glaubens Baum entlaubt,
Iſt's dem enttäuſchten Herz wie Himmelsſegen,
Wenn's noch durch Einen an die Menſchheit glaubt,
Wenn's noch ein Ideal darf in ſich hegen,
Das nie der Täuſchung kalte Hand ihm raubt,
Denn zweifellos, im reinſten Schönheitslichte,
Steht er auf ew'ge Zeit in der Geſchichte!

Und auf den Menſchen Schiller ſeht, ihr Dichter!
Nie ſprach er: Was der Genius thut, iſt recht!

Nie wollt' er, daß die Welt ein mild'rer Richter
Ihm ſei, als einem geiſtesarmen Knecht,
Des Geiſtes Hoheit war ihm der Verpflichter.
Auch groß zu ſein — wenn göttliches Geſchlecht
Für ſich verlangt der Genius, ſoll er zeigen,
Daß er auch kann als Menſch den Göttern gleichen!

Ihn trug das Leben nicht auf glatter Welle,
Sein Ende erſt hat Kampf und Noth geſtillt,
Doch keinen Fleck ließ es auf ſeiner Helle,
Nein, wie ſein Tell — o, unvergänglich Bild —
Der Feinde Schiff geſchleudert kühn und ſchnelle
Mit ſtarkem Fußſtoß in die Fluthen wild,
So ſtieß er das Gemeine, das uns Alle
Bedrohet, von ſich ab zu nächt'gem Falle!

Drum — wie wir auch die Dichter Alle lieben,
Die Unſern — heißer doch die Wange brennt,
Das Herz fühlt ſich zu höh'rem Schlag getrieben,
Wenn man den Namen unſres Schiller nennt,
Und daß er ſich ſo tief hat eingeſchrieben
In Aller Herzen — iſt, weil Keiner kennt
Ein Größ'res, als „des Genius hohe Sendung
In Harmonie mit ſittlicher Vollendung!"

Luiſe Büchner.

Zur Schillerfeier.

Eine Humoreske, vorgetragen beim Künſtlerbankett.

Horch! Böllerſchuß und Glockenklang
Und Jubelruf und Sing und Sang
Im bunteſten Gepränge.
Ein Fackelzug, ein Mummenſchwarm
Zu Fuß und Wagen Reich und Arm:
Was raſ't die tolle Menge?

Von Spitzberg bis nach Auſtria,
Vom Belte bis Valencia
So weit die deutſchen Zungen,
Drängt Alles ſich zum Knäu'l geballt,
Und bis zu uns hinauf erſchallt
Ein Strom von Huldigungen.

Zur Rednerbühne wird das Faß,
Es exaltirt das gold'ne Naß
Der Köpfe ſprudelnd Weben.
Nach Thalia's Tempel rennt der Troß,
Auf Erden iſt der Teufel los.
Was hat es denn gegeben?

So fragen tief herabgebengt
Und im Gedränge faſt verzweigt
Der Hochgelahrtheit Dogen.
Und gucken mit dem Perſpectiv
Hinab zur Erde grad und ſchief
Aus ihren Sternenlogen.

Da ſieht man der Perrücken viel
Im alten und im neuern Styl
Mit braun und blonden Locken.
Ein jeder zieht ein ſchiefes Maul
Von Opitz bis zum Richter Paul
Auf lang und kurzen Socken.

Und Hermes wird hinabgeſandt
Mit Schlangenſtab und luftgewandt
Und pfiffigen Geberden.
Er kehrt retour im Augenblick
„Was giebt's?" ruft Voß, „du Galgenſtrick;
Was tobt das Volk auf Erden?"

„Ihr Herren, haben's nur Reſpekt!
Der Erdball iſt wie angeſteckt,
Ein einzig Athenäum.
Vom König bis zum Handwerksmann
Frei'rt Alles feſtlich angethan
Des Schillers Jubiläum."

„Ein Schillerfeſt?" heißt's hin und her,
Ein Schillerfeſt? Es freut mich ſehr,
Daß man ſich den erkoren"
Doch mancher brummt auch in den Bart:
„So hat mich denn die Welt genarrt?"
Und kratzt ſich an die Ohren.

Und Bürger ſpricht zu Bulpius:
„Das iſt mal wieder Ueberfluß
An Hyper — Antitheſen.
Wer hat denn uns je ſo ſetirt,
Als wir das Zeitliche ſalvirt,
Sind wir denn nichts geweſen?"

„Ich bitt! Herr Bruder, gebet Ruh,"
Ruft Merk dem Unzufried'nen zu,
„Und ſeid nicht ſo vermeſſen.
Sein froh wir doch, daß ihm nicht fällt
Das Loos der halben Dichterwelt:
„Auf ew'ge Zeit — vergeſſen!"

„Nicht übel die Philoſophei!
Mir iſt es völlig Einerlei
Wer juſt damit zufrieden.
Ich, meines Theils, ich hätt' es gern"
Brummt Baſedow, „daß in der Fern'
Mir was ſpeciell beſchieden."

und grüßen Dich. Dorchen hat der Albrecht sehr zärt
lich geantwortet.

Ich lese Landtagsacten und fange an, mich für Sach
sen zu interessiren.

Lebe wohl. K.

Noch ein Paar politische Neuigkeiten, da Du kei
Zeitungen liest:

Calonne ist nicht mehr Finanzminister.

Necker ist 20 Meilen von Paris exilirt und da
nicht über Administration schreiben.

Die Hessen sind aus Bückeburg abmarschirt; d
Preußen und Pfälzer hatten schon Ordre sie zu vertreibe

Cagliostro ist aus London verschwunden und hat d
Juwelen seiner Frau mitgenommen. Anbei erhältst D
vier Briefe und zwei Theile Contemporains.

Dresden, 24. Juli 1787.

Heute ist der erste ruhige Tag seit Deiner Abrei
Meine Stimmung ist so, wie ich sie zum ersten Briefe
Dich wünsche. Ich habe mich seit gestern darauf gefreu
die erste einsame Stunde des Morgens mit Dir zuzubringe

Es ist nichts vorgefallen, außer daß in meiner B
förderungssache einige Schritte geschehen sind. Am Son
tage sagte ich dem Präsidenten von meiner Absicht,
nahm mich sehr freundlich auf, sagte mir viel Schmeiche
haftes über mein bisheriges Betragen; kurz ich glaube da
auf rechnen zu können, daß er mir das beste Zeugniß gie

Und Streckfuß zu dem Langbein spricht:
„Den Geisterbrand versteh' ich nicht
In allen deutschen Landen.
Von Tausenden in Dorf und Stadt
Die so viel Wesens machen, hat
Kaum Einer ihn verstanden."

„Und ich", spricht Körner, „liebe Herrn,
Zu wittern dieses Pudels Kern,
Ich mich ganz kühn erdreiste.
Zu lüften heimlichen Verdruß
Dies Schillerfest herhalten muß.
Es sind versteckte Fäuste."

„Wozu der Lärm?!" fragt Göthe kurz
Ist denn die Welt so nah dem Sturz,
Und will man fest sie halten?
Man drückt dem Freunde, eh' er geht
Die Hand noch stärker, und gesteht,
Und spricht: „„Es bleibt beim Alten.""

„Doch mit dem Alten wächst der Zopf
Wie man auch stopfet seinen Kopf
Voll Ein- und Freiheits-Phrasen
Wir Deutsche bleiben was wir sind,
Redselig, tapfer, hoch gesinnt,
Doch Bettern nur und Basen."

Und während so die edlen Herr'n
Versenken sich auf ihrem Stern
In Dissertationen ....
Da klingt es plötzlich in ihr Ohr
Wie ferner düstrer Trauerchor
Und Lamentationen.

Und sieh', mit dumpfem Ruderton
Ein Marktschiff will vom Acheron
Zum Himmelszelt sich wagen.
Genies, die einst im Leben, schier
Verhungert sind, verlangen hier
Die Knochen abzunagen.

Wer zählt die Legionen all'
Der, ach! im ird'schen Jammerthal
Verblaßten Aspiranten?
Und dort in einem lecken Schiff,
Fast strandend an dem Felsenriff,
Das Heer der Musikanten.

„Du hast, o Zeus", so rufen sie
„Versprochen unserem Genie
Den Lohn nach schweren Nöthen.
Der Herbst, der Markt ist nicht mehr dein,
Der Himmel soll uns offen sein
Mit Nectar und Pasteten."

„Dort unten geht es flott heut zu,
Drum hatten wir auch keine Ruh
Hinauf zu dir zu streben.
Gieb uns auch Feste, wie sich's schickt!
Weil's uns im Leben nicht geglückt,
Laß uns im Tode leben!"

Da hebt sich Zeus von seinem Thron
Und spricht mit salbungsreichem Ton:
„Ihr wollt euch selbst betrügen!
Was Schillern wird, habt Ihr nicht Theil
Ihr, einverleibt in seinem Heil,
Ein Theil von seinen Siegen."

„Nicht ihm blos gilt die Herrlichkeit,
Es gilt dem Genius der Zeit,
Mit ihm seid Ihr verwebet;
In seinem Lobe ehrt man Euch.
Besteht die Ceder ohne Zweig,
Die auf zum Himmel strebet?"

.... Und sieh', an einer Säule Rand
Gelehnt, blickt Schiller unverwandt
Wehmüthig lächelnd nieder.
Bescheiden er den Lorbeer senkt,
Den ihm die Nachwelt hat geschenkt,
Hinab auf seine Brüder.

Und das gefiel den Schatten sehr.
Sie sammeln sich, und wie ein Meer
Rauscht's fort durch alle Himmel:
„Wir senden uns're Gaben aus
Zu würzen Freude, Sang und Schmaus
In's irdische Getümmel."

Und jeder suchet im Archiv
Den Vorrath, der so lange schlief,
Von seines Geistes Früchte.
Und Lied, und Witz, und ernstes Wort,
Das schleudern sie so fort und fort
Hinab zur Weltgeschichte.

.... So kommt's nun, daß das Schillerfest
Im Süd' und Nord', im Ost' und West'
(Vergötternd seinen Meister)
Den ganzen Erdkreis inflammirt
Und einzig dasteht, eingravirt
Im gold'nen Buch der Geister.

Carl Gollmick.

Offenbach.

Hymnus an Schiller.

Gesungen bei dem Festmahle der hundertjährigen Jubelfeier seiner Geburt. am 11. November 1859.

(Mel. „Brüder reicht die Hand zum Bunde.")

Blicke mild auf uns hernieder
Aus der Heimath Deiner Lieder,
Herrlicher verklärter Geist!

Liedling von Apollo's Söhnen
Höre, wie mit Feiertönen
Unser volles Herz Dich preist.

Biſt ſo früh von uns geſchieden,
Sehnteſt Dich nach jenem Frieden,
Der dort oben nur erblüht.
Im Gefilde lichter Sterne
Sucht das Auge Dich nun ferne,
Das in Liebe Dir erglüht.

An dem reinen Sonnenſtrahle
Deiner goldnen Ideale
Strebt die Seele himmelan.
Alles Schöne, alles Große
Sproßte aus dem reichen Schooße
Deiner ruhmgekrönten Bahn.

Deutſche Kraft und deutſche Milde
Spiegeln ſich im klaren Bilde
Deiner Muſe allerwärts:
Ewig lebſt Du im Geſange:
Und bei Deines Namens Klange
Jauchzet jedes deutſche Herz.

Ein Jahrhundert iſt entſchwunden,
Seit Du Dich herabgefunden
Zu dem Land, das Dich gebar,
Und in fernſte Tage brauſend
Tön' es fort noch manch' Jahrtauſend:
Schiller heut und immerdar!

Joſ. Pirazzi.

Hanau.

Rückblicke.

Das war wohl eine reiche Sühne,
Vom ganzen Volke dargebracht
In Straß' und Saal, auf Markt und Bühne,
Für jene ſchwere Trauernacht,
Wo mit dem großen Unbekannten
Geleite gab ein einzig Paar,
Wo auf dem Weg zwei Fackeln brannten
Und Alles gar ſo öde war.

So ſtill das Haus, ſo leer die Gaſſen —
Der treue Diener kniet am Sarg —
Man hat ihn ganz allein gelaſſen —
Das eine Licht glimmt trüb und karg

Das Bahrtuch von der Schneidergilde,
Ein Glöcklein nur, kein Kranz noch Sang
O bleibe, Vorhang, vor dem Bilde:
Verzieh'n, vergeſſen iſt es lang.

Schon hat die Fürſtengruft empfangen
Sein früh zerfallenes Gebein;
Iſt auch der Leib in Staub vergangen,
Er ſteht erneut in Erz und Stein:
So weit der deutſche Stamm ſich breitet,
Lebt Schiller's Name, Bild und Geiſt,
Und nun iſt ihm ein Feſt bereitet,
Wie keines die Geſchichte weiſt.

Die an der Wolga deutſch noch reden,
Am Bosporus, am Newaſtrom,
Im Niederland, im Land der Schweden,
In London, in Paris und Rom,
Die ſich zur neuen Welt begeben,
Und alle hier im alten Reich,
Sie wollten ihm die Ehre geben,
Sie waren einmal eins und gleich.

Was ihm die eine Stadt verſagte,
Das ganze Deutſchland gab es jetzt,
Weil ſeiner Gruft kein Baum entragte,
Sind Linden, Eichen ihm geſetzt
Die Glockenſtimmen mußten ſchweigen
Bei ihres Sängers letztem Gang:
Drum ließen viele Glocken ſteigen
Den weihevollen Feierklang.

Im Düſtren ſenkten ſie den Dichter
Zur ew'gen Ruhe lautlos ein:

Nun war der Abend um ſo lichter
Von Feuern, Lampen, Fackelſchein.
Im Zuge ging zahlloſe Menge.
Lorbeer ward um ſein Haupt gelegt,
Und Nachruf fehlte nicht und Sänge,
Und tief war jedes Herz bewegt.

Der Himmel, der im grauen Schleier
So trübe dazumal geblickt,
Er ſelber hat zur hohen Feier
Den wonnevollſten Gruß geſchickt.
Wem ſagte nicht aus reiner Bläue
Das blendend helle Sonnengold:
Europas Herz, ſei wach in Treue,
Der Himmel iſt euch Deutſchen hold!

Dr. R. Suchier.

Grüss dich Gott!

Zum 10. November 1859.

Grüß dich Gott, du Schwabenland,
Wo des Dichters Wiege ſtand,
Wo der Mutter Arm ihn hielt,
Wo im Dorf das Kind geſpielt,
Wo den Knaben heißer Drang
Früh zum Thun und Schaffen zwang,
Wo's ihn trieb und ihn beengte,
Bis er kühn die Feſſeln ſprengte!
Land, zum Dichterſang erkoren,
Das viel Treffliche geboren,
Dir gehört ſein Werden zu:
Schwaben, was iſt reich wie du?

Grüß dich Gott, du Sachſenland,
Wo der Flücht'ge Wohnung fand,
Wo ihn freier Adlerflug,
Erdenfern zur Höhe trug,
Wo er, treu dem Weltberuf,
Ew'ge Meiſterwerke ſchuf,
Wo das raſtlos rege Streben
Bald zerſtört ſein ſtilles Leben!
Land, das nie den Geiſt gekettet,
Das die Dichterfürſten bettet,
Dir gehört der Todte zu:
Weimar, was iſt reich wie du?

Grüß dich Gott, all deutſches Land,
Das den Sänger früh verſtand,
Deutſches Volk, deß Stolz er war,
Ehrenfeſt, tief, ernſt und wahr,
Dem er treu blieb bis zum Grab,
Dem er Ruhm und Ehre gab!
Liebſt es, ſo wie er zu ringen,
Stark beharrlich durchzudringen
Volk der Denker, groß im Wiſſen,
Wo du feiſt, zerſtreut, zerriſſen,
Schiller's Geiſt gehört dir zu:
Deutſchland, was iſt reich wie du?

Dr. R. Suchier.

Butzbach in der Wetterau.

Der 10. November 1759.

vorgetragen bei Eröffnung der Hauptfeier des Schillerfeſtes.

Deutſchland blick auf zu deinem blauen Himmel,
Dort ſchlägt ein Stern ſein goldnes Auge auf!
Frei ſchwebt er überm niedern Weltgetümmel
Und Götterſtrahlen zeichnen ſeinen Lauf.
Horch, deine Ströme rauſchen Freudenlieder,
Die Bäche ſtürzen jubelnd ſich zu Thal,
Auf deine Gauen ſinkt ein Frühling nieder,
Und deine Berge ſtehn im Frührothſtrahl.

Im Herbſt ein Frühling? — hallt es durch die Lande,
Und Alles grüßt den Stern am Himmelsſaum.
Der von der Adria zum Nordſeeſtrande
Die Völker weckt aus langem Wintertraum.
Der goldne Stern, der von der Oſtſee Welle
Zur fernen Alpe ſeine Funken ſprüht,
Die Nacht entfleucht vor ſeiner Sonnenhelle,
Der Mann, das Weib, im Freiheitsdrang erglüht!

Durch alle Herzen geht ein mächtig Fühlen
Und weit und weiter dehnt ſich jede Bruſt;
Der Greis, den Silberlocken ſchon umſpielen,
Fühlt jung ſich in der allgemeinen Luſt.
Im Aug' der Jungfrau ſüß die Thräne zittert,
Der Jüngling goldne Zukunftsträume webt,
Ein Jubelſchrei die Lande rings erſchüttert:
Deutſchland jauchz' auf — dein großer Schiller lebt!!

Margaretha Pilgram-Diehl.

Der 10. November 1859 in Frankfurt.

Wißt ihr, was es bedeutet,
Daß von den Thürmen all
Die Glocken mächtig tönen
Im feierlichen Schall?
Hört ihr die mächt'gen Stimmen
Im jauchzenden Choral,
Sie tragen frohe Kunde
In's weite, deutſche Thal!

Wißt ihr, was es bedeutet,
Daß ſtolze Banner wehn
Und reichgeſchmückte Züge
Durch Frankfurts Straßen gehn?
Hört ihr die deutſchen Sänger
Im ſchön ertönten Chor,
Wie ſchallt ihr Lied gewaltig
Aus tiefſter Bruſt hervor!

Ihr denkt wohl ein Kaiſer
Hält ſich den ſchönſten Lohn,
Dort aus dem alten Dome
Die güldne Kaiſerkron?
Ja, ja, es iſt ein Kaiſer,
Die Kunſt ſein erſter Thron,
Ihm bringen deutſche Bürger
Die ew'ge Lorbeerkron.

Was ragt dort vor dem Römer
So koloſſal empor? —
Echt, edle Menſchenformen
Gehüllt in dunklen Flor.
Erwartend ſteht die Menge,
Dicht Kopf an Kopf gedrängt,
Ein jeder Bannerträger
Die ſtolze Fahne ſenkt.

Welch tief geheilig Schweigen
Ringsum im weiten Raum;
Da läßt des Redners Stimme
Den ahnungsvollen Traum
Hoch, Deutſchlands erſten Sänger,
Hoch, edler Schiller, hoch!
Und wie von Zauberhänden
Hinweg die Hülle flog.

Da zittert durch die Lüfte
Ein mächt'ger Jubelchor,
Im Winde fröhlich flattern
Die goldnen Banner frei.
Und allgewaltig tönet
Ein tauſendſtimm'ger Chor,
Es brauſt aus Felsgeſteinen
Der Bergſtrom voll hervor!

Im alten Kaiſerſaale
Da ſchlagen hell an's Schild
Die edlen, deutſchen Kaiſer,
Ihr Gruß dem Sänger gilt. —
Und hoch aus Himmelshöhen
Fiel lichter Sonnenglanz,
Auf's Haupt des Dichterfürſten,
Das Gold, im Lorbeerkranz. —

Margaretha Pilgram-Diehl.

Gießen.

Festrede zur Säcularfeier des Geburtsfestes Schiller's.

am 10. November 1859 im Namen der Ludwigs-Universität gehalten von Dr. Julius Kaur, ord. Professor der Theologie.

Rector magnifice und Cancellarie magnifice!
Verehrte Collegen!
Theure Commilitonen!
Hochzuverehrende Anwesende!

Die Stunde, welche uns hier versammelt hat, ist eine geweihte Stunde der tiefsten freudig ernsten Festesstimmung, einer Stimmung, wie jetzt im gesammten deutschen Vaterlande, ja über seine Gränzen hinaus, so weit nur die deutsche Zunge klingt, überall den lautesten Widerhall findet, in welcher auch unsere Stadt in festliches Gewand sich gekleidet hat und auf welche der Himmel selbst mit heiterem Wohlgefallen herabzuschauen scheint. Gewiß, kaum irgend einmal ist ein vaterländisches Fest mit so allgemeiner Theilnahme aller Stämme und Bekenntnisse, aller Geschlechter und Alter und Stände begangen worden, und das Wort, welches der Dichter dem sterbenden Attinghausen in den Mund legt:

Hochwachten stellet auf auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig!

in diesem Falle wenigstens ist dieser ernste Wach- und Mahnruf in glänzende Erfüllung gegangen. Wir haben uns, und ganz Deutschland hat sich vereinigt zur hundertjährigen Feier des Tages, an welchem durch Gottes Gnade uns unser Schiller geschenkt wurde. Wir nennen ihn unser mit Stolz,

und so lange das deutsche Volk noch nicht ausgestrichen ist aus der Reihe der Nationen, wird unter seinen Besten er in vorderster Reihe genannt werden. Denn wenn dem Dichter überhaupt die vielseitigste Theilnahme schon darum gewiß ist, daß zum Stoffe seiner Schöpfungen Alles beiträgt, was nur das menschliche Herz bewegt, und daß er in einer Allen verständlichen Sprache redet, so hat gerade er durch die selbst verläugnende Hingebung, womit er seinem von Gott ihm vorgezeichneten Berufe sich widmete und darin sich verzehrte, alle empfängliche Herzen an sich gerissen; er hat alle Verhältnisse unseres Lebens verklärt und geadelt, indem er sie hineinzog in den geweihten Kreis seiner göttlichen Kunst, so daß was uns jetzt im Erdenleben in Lust und Leid das wechselnde Verhängniß bringt in einem seiner bedeutenden und unvergeßlich eindrucksvollen Worte seinen reinsten, seinen versöhnenden Widerklang findet; und was endlich mehr sagen will, als dieses Alles: die Eigenschaften, auf deren vollkommensten Ausbildung Schiller's Größe beruht, sind recht eigentlich Eigenschaften des deutschen Geistes. Wir dürfen darum in diesen Schillerfesten, die jetzt in mancherlei Gestalten über das ganze Vaterland hin die Herzen erfüllen und bewegen, als die eigentliche Seele doch ein Besinnen des deutschen Volkes auf sein eignes besseres Selbst erkennen; wir dürfen in der Ueberzeugung, welche gerade durch die festliche Begeisterung dieser Tage in wahrhaft erhebender Weise bestätigt wird, daß Schiller's Gedächtniß, daß Schiller's Geist in unserem Volke noch lebt, einigen Trost finden für das mancherlei Untröstliche, was in unserem Vaterlande noch allerwärts sich finden mag, und zugleich eine Bürgschaft dafür, daß doch der innerste Kern in unserem Volke noch gesund ist, und daß von diesem gesunden Kern aus die schaffende Lebenskraft die absterbenden oder in's Kraut wuchernden Bestandtheile noch durchdringen und zu einem lebendigen und kräftigen Ganzen wieder vereinigen werde.

Wenn aber so das gesammte Vaterland von einem gehobenen

Geſtern übergab ich dem Kanzler mein Memorial. Ich fand ihn verlegener als vorher. Er ſagte gar nichts von der Sache, ſondern ſuchte ziemlich ungeſchickt ein Geſpräch von anderen Dingen anzufangen. Es iſt übrigens gar nichts daraus zu ſchließen. Ich ſehe es an wie ein Loos in der Lotterie; der Gewinn ſoll mich überraſchen und die Niete nicht traurig machen.

Am Sonntage hatten wir einen fröhlichen Abend, wo ich Dich ungern vermißte. Minna hatte heimlich das Abendeſſen in den Wald bringen laſſen, der uns bei unſerem letzten Spaziergange ſo gefiel. Wir lagerten uns auf demſelben Flecke, wo wir am Donnerſtag ſaßen, ſangen Claudius Serenade im Walde und waren ſehr heiter. Daß Deine Geſundheit getrunken wurde, verſteht ſich.

Ich ſehne mich nach einem Briefe von Dir, und doch kann ich vor Freitag wohl keinen bekommen. Die erſten Tage war's mir bloß, als ob Du auf etliche Wochen nach Tharandt gezogen wäreſt; aber daß ich ſo lange nichts von Dir höre, verdrießt mich. — Noch hoffe ich, Deine Entfernung ſoll meine literariſche Thätigkeit begünſtigen. Ich ſchämte mich neben Dir zu ſtümpern, und meine erſten Verſuche mußten doch ſchülerhaft ausfallen. Nur ein glücklicher Erfolg — und ein geheimer Vorwurf wird mir nicht mehr den Genuß Deiner Arbeiten verbittern. Der träge Stolz, ſich mit der Ahnung von dem, was man leiſten zu können glaubt, zu begnügen, war bisher mein Behelf. Die Wirklichkeit kann mich demüthigen, aber auch begeiſtern, wenn ſie auch nur die entfernteſte

Gefühle bewegt ist, da werden die deutschen Hochschulen am wenigsten gleichgültig zurückbleiben, sondern zeigen, daß sie nicht gesonnen sind, ihren hohen Beruf zu versäumen, in dieser Zeit die Einheit des deutschen Geistes und des deutschen Lebens am unmittelbarsten zu vertreten und zu pflegen. Zumal an einem Feste, wie das heutige, wird die ernste Wissenschaft sich gern zu der heiteren Schwester gesellen, wenn diese mit leuchtenden Blicken den Kranz unverwelklicher Ehren auf dem Haupte ihres Lieblings erneut; sie wird sich erinnern, daß der Mensch nicht bloß durch das Morgenthor des Schönen in der Erkenntniß Land eindrang, sondern daß auch die Schätze, die der Denker aufgehäufet, wiederbestimmt sind, zum Kunstwerk geadelt, das Gepräge höchster Vollendung zu empfangen. Die Lehrer und Leiter der Universitäten werden der frischen akademischen Jugend die Begeisterung für unseren Dichter nicht allein überlassen, sondern zeigen, daß das Feuer einer solchen Begeisterung trotz der Stürme und der Kälte des wirklichen Lebens auch im Herzen des Mannes noch verhält, daß ihre stille Glut auch das Herz des Greises noch erwärmt. Sie werden es sich nicht nehmen lassen, sich mit der akademischen Jugend, die Fackel der Wissenschaft in der Hand, unter die Fahne Schiller's zu stellen, damit auch durch diese Feier das Band, welches Lehrer und Lernende verbindet, fester geknüpft werde und wir unter jenem Feldzeichen zum Kampfe gegen Trägheit und Gemeinheit, gegen Feigheit und Unwahrheit, gegen Eitelkeit und Selbstsucht, zum Kampfe um die höchsten Güter des Lebens kräftig uns sammeln. In diesem Sinne hat die Alma Ludoviciana ihre Räume, welche vor zehn Jahren bei der Säcularfeier des Geburtstages von Göthe, zum ersten Male einem festlichen Zwecke dienten, auch dieser Festversammlung geöffnet, zugleich auch, um die Gelegenheit zu bieten, welche sich bei unseren örtlichen Verhältnissen sonst nicht leicht findet, in ernster Sammlung, wie sie des Gegenstandes unseres Festes

würdig ist, ein eingehenderes Wort zu vernehmen, welches die Bedeutung des Tages zu deuten versucht.

Wie sehr nun derjenige, welcher durch das Vertrauen des akademischen Senates berufen ist, dieses Wort jetzt zu reden, Ihre Nachsicht, verehrteste Anwesende, in Anspruch nehmen muß, zumal der Gegenstand, um welchen es sich handelt, zwar keineswegs seinem lebendigsten Interesse, aber doch dem Kreise seiner besonderen Fachwissenschaft ferner liegt, wie lebhaft er die Männer zurück- und an diese Stelle wünscht, die ihren Beruf, über den Gegenstand unseres Festes zu reden, durch ihre wissenschaftlichen Leistungen vor ganz Deutschland beglaubigt haben; in wie hohem Grade er darauf rechnen muß, daß die Willigkeit der Hörer die Mängel des Redners ergänzen werde — das braucht er nicht zu versichern, und er findet seinen besten Trost darin, daß er auf diese Ergänzung, auf welche er rechnen muß, bei einer Stimmung, wie die dieser Versammlung, auch am sichersten rechnen kann. Darüber aber möchte doch wohl ein vorläufiges Wort noch am Orte sein, daß gerade einem Theologen der Auftrag geworden ist, bei Schiller's Gedächtnißfeier zu reden.

Nun, verehrte Collegen, daß Sie diesen Auftrag ertheilt haben, beweist, daß Sie jene Theologie weder überhaupt wünschenswerth finden, noch jetzt hier zu vernehmen fürchten, die in ihrem Christenthum keine Stelle findet für Schiller und Göthe und eine große Zahl der Männer, auf welche das Vaterland mit gerechtem Stolze blickt, für jene großen Wunderleute Gottes, wie sie unser *Luther* nennt, den ich hier nennen darf, nicht bloß weil es unwürdig wäre, wenn ein protestantischer Theologe die am heutigen Tage von selbst sich aufdrängende Erinnerung an ihn zurückweisen wollte, sondern auch weil er *unser* ist, wie Schiller, im allgemeinsten Sinne des Wortes, als ein deutscher Mann, dessen Name mit der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Sprache unzertrennlich verflochten ist. Ich kenne nun sehr wohl

die verschiedenen einseitig scharfen Ausfälle Schiller's gegen Christenthum und Kirche; aber ich weiß auch daß die Kirche, wenn sie, uneingedenk der Lehre ihres Stifters, daß er nicht gekommen sei, die Welt zu richten, sondern die Welt selig zu machen, das Evangelium aus einer lebendigen, selig machenden Kraft Gottes in ein neues Gesetz verwandelt, von dessen beschränkter Starrheit aus sie den verwerfenden Richterspruch rasch zur Hand hat gegen Alles, was ihren strikten Normen sich nicht fügen — ich weiß, daß dann die Kirche einen großen Theil der Schuld sich selbst beizumessen hat, wenn manche grade unter den geistig Angeregteren nicht bloß ihr entfremdet werden, sondern auch die göttliche Kraft des Christenthums selbst verkennen, weil sie von denen, welche sie hätten verkünden und vertreten sollen, vielmehr verhüllt und entstellt worden ist. Aus einem solchen natürlichen Rückschlag gegen eine großentheils in äußerlichen Formen der Lehre und des Cultus erstarrten Kirche erklärt es sich, wenn Schiller, übersehend, daß das schöne Wort „Menschheit" erst auf dem Boden des Christenthums erwachsen ist, Rousseau als den pries, der aus Christen wieder Menschen mache; wenn er gegenüber einer Kirche, in welcher er von dem ihre Sendung beglaubigenden Wehen des göttlichen Geistes nichts mehr verspüren konnte, vergaß, daß das heimische Pantheon im glücklichsten Falle doch nur in unvollkommenen Ahnungen und in Schöpfungen der Phantasie die wahre Versöhnung des Menschen mit Gott vorbildete, welche der eingeborene Sohn vom Vater auf das Vollkommenste verwirklichte, und wenn er darum die Götter Griechenlands zurückbeschwor, da mit sie die entgötterte Welt mit neuem göttlichem Leben durchdrängen. Aber solche vereinzelte Ausbrüche drücken keineswegs die Grundstimmung seines Gemüthes aus. Vielmehr wohnte in der innersten Tiefe seiner Seele allezeit ein ernster, frommer und dem Wesen nach durch und durch christlicher Sinn, wenn er auch häufig zurückgedrängt wurde und nicht immer in den

üblichen Formen ſich ausdrückte. Es war dieſer Sinn das heilige Erbtheil eines Familienlebens, von welchem vor Kurzen mit Recht geſagt worden iſt, daß es durch ſeine ſittliche Würde und wahrhaft chriſtliche Tugend die ächte Wiege des Genius geworden ſei. Insbeſondere war jene Geſinnung die Mitgabe treuer und frommer Mutterliebe, deren zarte Sorge als ſchützender und ſegnender Engel auch den Morgen ſeines Lebens bewacht hatte; wenn auch dieſer mütterliche Einfluß minder glänzend hervortrat als bei Göthe, und darum minder gekannt iſt, ſo iſt er doch auch bei Schiller nicht minder bedeutend für die ganze Richtung ſeines Geiſtes geworden. Es wundert uns nicht, wenn wir erfahren, daß unter ſolchen Einwirkungen der empfängliche Knabe entſchloſſen war, dem geiſtlichen Stande ſich zu widmen, und daß er nur durch den nicht zu umgehenden Befehl ſeines Landesherrn gezwungen wurde, dieſem Entſchluſſe zu entſagen. Aber die durch nichts zu verwiſchenden, wie durch nichts zu erſetzenden Eindrücke jener Einwirkungen begleiteten ihn durch ſein ganzes Leben, und wenn ſie, wie es in der Weiſe der ächten Frömmigkeit iſt, nicht an die Oeffentlichkeit laut ſich hervordrängten, ſo finden ſie doch namentlich in ſeinen Mittheilungen an Eltern und Geſchwiſter fortwährend einen wahrhaft rührenden Ausdruck. Dieſe Eindrücke überdauerten die Sturm- und Drangperiode der Karlsſchule; ſie bewirkten, daß er in der Zeit, da er im Suchen nach einer feſten Stellung äußerlich ruhelos hin- und hergeworfen wurde, doch die innere Stätigkeit ſeines Gemüthes nie verlor und trotz aller äußeren Bedrängniß niemals ſich ſelbſt wegwarf, und ebenſo, daß er nachher, wo er ſichere und behagliche Exiſtenz endlich gefunden hatte und bereits der Stolz ſeines Volkes geworden war, doch auch niemals ſich ſelbſt überhob, vielmehr an ſich immer den ſtrengſten Beurtheiler ſeiner Leiſtungen hatte; und ſie verließen ihn auch auf ſeinem frühen Sterbebette nicht mit dem Troſte, der dem nicht entgehen kann, welcher inmitten des zeitlichen Lebens

ſchon im ewigen zu leben gewohnt war. Leſen wir ſelbſt in jenem erſten Producte, in welchem der wild gährende junge Moſt am ungeſtümſten die alten Schläuche durchbricht, jene gewaltige Scene, worin der verzweifelnde Sünder ſo gerne überzeugt ſein möchte, daß das Donnerwort „Ewigkeit“ ein leerer Schall iſt, und doch nicht aufhören kann, davor zu zittern: wir werden nicht zweifelhaft darüber ſein können, daß der Dichter hier nicht auf der Seite des Materialiſten und Atheiſten ſteht, ſondern auf der Seite des ernſten Bußpredigers, dem ſeine Pietät den Namen eines verehrten Lehrers ſeiner Jugend, Moſer, beigelegt hat, und wir werden geſtehen müſſen, nur, wer an ſich ſelbſt die Gewalt des Wortes erfahren hat, das wie ein Feuer iſt und wie ein Hammer, der Felſen zerſchmeißt, kann ſo mit Prophetenſtärke dem hartgeſottenen Sünder die Donner des Gerichtes in die Seele rufen und die eherne Wage ihm verhalten mit dem zerſchmetternden Richterſpruch: „Du biſt gewogen und zu leicht erfunden!“ Nachdem aber im gereiften Mannesalter ſein raſtloſer Geiſt zur inneren Ruhe und Klarheit ſich durchgekämpft hatte, da begleitete er in dem unvergleichlichen Liede von der Glocke mit ſanfteren, von keinem Mißton getrübten Accorden das wechſelvolle Spiel des Lebens, um in allen Verhältniſſen den Sinn von dem Vergänglichen hinweg auf die ewigen und ernſten Dinge hinzuweiſen.

Größeres Gewicht jedoch, als auf ſolche einzelne Kundgebungen ſeiner Gedichte, iſt, wenn es ſich um das Verhältniß Schiller's zum Chriſtenthum handelt, auf die ganz perſönliche Richtung des Mannes zu legen. Einer der größten Theologen dieſes Jahrhunderts hat auf eine feine und treffende Weiſe die ausgebildeteren Religionen in zwei Klaſſen geſchieden, in teleologiſche oder ethiſche und in äſthetiſche Religionen. Ethiſche Religionen ſind ihm diejenigen, in welche alle frommen Erregungen als auf ihr letztes Ziel auf einen ſittlichen Zweck hinweiſen, welcher, ſei es an der eignen Perſönlichkeit, ſei es in der Außenwelt, durch freie Selbſt-

thätigkeit zu verwirklichen ist; dagegen finden die ästhetischen Religionen ihre Befriedigung darin, daß sie die Gesammtheit der endlichen Dinge in ihrem jedesmaligen factischen Bestande als ein durch göttliches Walten wohl geordnetes Ganze anschauen, so daß auch die freie That des Einzelnen nur unter dem Gesichtspunkte eines jener Gesammtheit durch höhere Ordnung eingefügten Bestandtheiles betrachtet wird. Während die ästhetische Religion im Griechenthum geschichtlich ihre vollkommenste Verwirklichung gefunden hat, so stellt dagegen das Christenthum mit seinem Gebote der sittlichen Wiedergeburt und Heiligung, mit seiner Idee des Reiches Gottes, welche es als höchstes Ziel des Strebens seinen Bekennern vorhält, den Charakter der ethischen Religion in seiner höchsten Vollendung dar. Wo nun in einer Individualität die Anlage und Neigung vorwiegt, in der vorliegenden Mannigfaltigkeit der Natur und des menschlichen Lebens selbst unmittelbar auch die allgemeine Idee zu erkennen und des so von selbst sich darbietenden Schönen sich zu freuen, im Vertrauen, daß das Schöne gewiß auch das Gute sein werde, da werden wir eine natürliche Verwandtschaft dieser Eigenthümlichkeit mit der ästhetischen Religion anerkennen müssen: es wird uns nicht entgehn, daß dieser Richtung Göthe's Naturell angehörte. Wo dagegen die ganze Persönlichkeit vorzugsweise darauf gerichtet ist, nach den Forderungen der Idee die Wirklichkeit erst zu gestalten und vor Allem das Gute zu schaffen, weil dieses zwar in dem Schönen seine höchste Vollendung sucht, ihm aber zugleich zur unerläßlichen Voraussetzung dient, da liegt eine natürliche Prädisposition zur ethischen Religion vor; und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese unserem Schiller zuschreiben, und obwohl Göthe bei seinem der ganzen Welt der Erscheinungen erschlossenen wunderbar feinen Sinn auch das specifisch Christliche, wie es in den Erfahrungen des frommen Gemüthes und in dem äußeren Leben sich offenbart, mit lebendigerer Wahrheit dichterisch darge-

stellt hat, so dürfen wir darum doch Schiller aus dem innersten Wesen seiner Persönlichkeit nach dem Christenthum näherstehend betrachten. Wenn Christus spricht: „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes!“ — so hat unser Dichter, nachdem er seinen Pflug einmal angesetzt hatte an das von Gott ihm angewiesene Arbeitsfeld, niemals wieder die Hand müßig ruhen lassen, noch feig und träge zurückgesehen. Wenn der Apostel sagt: „Ich vergesse was dahinten ist und strecke mich nach dem, was da vorn ist und jage nach dem vorgesteckten Ziele!“ — so gebührt auch unserm Dichter der Ruhm, daß er in seinem Berufe sich niemals genug gethan hat, sondern unablässig dem Ziele höherer Vollkommenheit entgegenstrebte. Und wenn der Heiland das große Wort ausspricht: „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden,“ — so hat unser Schiller sich thatsächlich zu ihm bekannt, indem er nur so viel gelebt zu haben glaubte, als er für das wahre, und ewige Leben gewirkt hatte, und im Ringen nach diesem wahren Leben sein irdisches Leben verzehrte. Auf diesem sittlichen Ernste, auf dieser unerschütterlichen ethischen Energie beruhte die eigenthümliche Würde, welche, zumal in den späteren Jahren, Schiller's Persönlichkeit mit einem unwiderstehlichen Zauber umgab, der nur auf kleine, eitle Seelen abstoßend wirkte, wie denn z. B. der genial lüderliche Friedrich Schlegel den „bleiern moralischen“ Schiller, wie er ihn nannte, im höchsten Grade beschwerlich fand. Allerdings wollen wir uns nicht verhehlen, daß eine so gesteigerte Selbstthätigkeit leicht in steife Selbstgerechtigkeit übergeht. Schiller aber wurde von diesem Abwege dadurch bewahrt, daß er sich eben als einen Dichter von Gottes Gnaden wußte, der, wie er es in seiner tiefen und klaren Weise wiederholt darstellt, in den seligsten Momenten begeisterten Schaffens erfahren hatte, daß auch dem Dichter jede beste und vollkommenste Gabe von Gott zukommt,

ohne beſondere Mühe und ohne eignes Verdienſt; und was er aus der Tiefe und Fülle ſeines poetiſchen Gemüthes über den geheimnißvollen Verkehr des menſchlichen Geiſtes mit der Gottheit geoffenbart hat, das hat weſentlich dazu beigetragen, die eben ſo ſelbſtzufriedene, als dürre und trockne Moral und die ebenſo plumpe, als beſchränkte Aufklärerei, wie ſie in jener Zeit populär war, in ſchuldigen Mißcredit zu bringen. Nach dieſem Allen aber vergibt meiner Ueberzeugung nach die Theologie ihrer Würde nichts, wenn ſie anſtatt mäkelnd an großen Männern kleine Gebrechen aufzuſtöbern, lieber im großen Sinne ihres Herrn und Meiſters unter dem ſcheinbaren Wider ihn das tiefer liegende Für ihn aufſucht, und wenn ſie, nachdem ſo viel, und ohne Zweifel mit vollem Recht, gegen den überhandnehmenden Materialismus geſprochen worden iſt, nun auch mit Freuden von dem idealen Zuge Act nimmt, der unſerem Volke eingeboren iſt und der bei dieſen Schillerfeſten doch offenbar die eigentlich veranlaſſende und bewegende Macht bildet; denn wenn je Einer, ſo iſt er ein rechter Ritter vom Geiſte geweſen, der, abermals übereinſtimmend mit dem Worte des Herrn: „Der Geiſt iſt es, der da lebendig machet, das Fleiſch iſt kein nütze", ſein Leben daran ſetzte, dem Geiſte und ſeiner lebendigen Kraft die plumpe Schwere des Stoffes zu unterwerfen.

Ich würde auch in der eigenthümlichen Stellung des Theologen zu den eben berührten Fragen die Entſchuldigung für deren ſo ausführliche Erörterung nicht finden können, wenn ich nicht glaubte, damit zugleich auch ſchon den Punkt bezeichnet zu haben, in welchem die Eigenthümlichkeit Schiller's ſich concentrirt und von welchem aus ſein Leben und Wirken am beſten verſtanden werden kann. Es iſt nicht wohl möglich, von Schiller zu reden, ohne zugleich auch Göthe's zu gedenken, und ich habe vorhin bereits die Thatſache durch mein eignes Beiſpiel illuſtriren müſſen. In der That dient auch die Vergleichung beider trefflich dazu,

uns einen jeden in seinem eigenthümlichen Wesen verstehen zu lehren, weil die Größe eines jeden mit auf Eigenschaften beruht, welche dem andern fehlen; sie stehen nebeneinander wie die Heroen der griechischen Vorzeit, von welchen Göthe im 2. Theile des Faust den Centauren Chiron rühmen läßt:

Im hehren Argonautenkreise
War jeder brav nach seiner eignen Weise,
Und mit der Kraft, die ihn beseelte,
Konnt' er genügen, wo's dem andern fehlte.

Daß nun mit dem bequemen Unterschied von subjectiv und objectiv hier nicht durchzukommen ist, dürfte jetzt wohl allgemein anerkannt sein. Denn allerdings war Göthe der objektivere Dichter, insofern er seine Dichtungen in vollkommener Fertigkeit von sich ablöste und sie gleichsam in der objectiven Selbstständigkeit eines eignen individuellen Lebens hinstellte; aber er war höchst subjectiv, insofern er zum Gegenstande seiner Darstellung nichts wählte, als wovon er sich zufällig persönlich angeregt fühlte, und Gestalten, in welche der Dichter die eigne Subjectivität so vollständig hineingelegt hat, wie in Werther, in Tasso, in Faust, hat der für so äußerst subjectiv geltende Schiller niemals geschaffen. Vielmehr war seine Richtung eine durchaus objective, insofern er die Wahl seines Gegenstandes niemals von einer augenblicklichen subjectiven Stimmung abhängig machte, sondern ihn mit Bewußtsein und Absicht dem Gesammtgebiete des menschlichen Lebens entnahm, und insofern er seine subjective Neigung den ewig gültigen Gesetzen, welche über dem Leben walten, unterwarf; und nur darin tritt seine Subjectivität hervor, daß er jenen Stoff diesen Gesetzen gemäß, welche sein Gemüth erfüllten, frei gestaltete. Es liegt also der Unterschied vielmehr eben darin, daß bei Göthe die ästhetische Empfänglichkeit, bei Schiller die ethische Selbstthätigkeit vorwiegt. Man kann Göthe's künstlerisches Schaffen nicht besser charakterisiren als mit seinem eigenen Aus-

ſpruch: „Wer das Beſondere lebendig auffaßt, erhält das Allgemeine mit.“ Schiller dagegen bezeichnet die Richtung ſeines eigenen Geiſtes vortrefflich in den bekannten Diſtichen auf Columbus:

Steu're muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r ſenken die läſſige Hand;
Immer, immer nach Weſt, dort muß die Küſte ſich zeigen,
Liegt ſie doch deutlich und liegt ſchimmernd vor deinem Verſtand,
Traue dem leitenden Gott, und folge dem ſchweigenden Weltmeer,
Wär ſie noch nicht, ſie ſtieg jetzt aus den Fluthen empor:
Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß!

Dort der offene Sinn, welcher den mannigfaltigſten Eindrücken empfänglich ſich hingibt und deſſen genialem Blicke, bald hier bald dort, in der Wirklichkeit ſelbſt der verbindende und belebende Mittelpunkt ſich offenbart, durch welchen das Einzelne zur allgemeinen Weiſe geführt wird; hier der ſchaffende Genius, welcher von dem allgemeinen Gedanken ausgeht, aber deſſen Wahrheit zutraut, daß die entſprechende Wirklichkeit ſich finden und ihm fügen werde. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie es aus dieſem Grundunterſchiede ſich erklärt, daß bei Göthe die contemplative, bei Schiller die ſpeculative Form der Gedankenbildung vorwiegt; daß Göthe es liebte, ſtiller Betrachtung der Natur ſich hinzugeben, um ihr Geheimniß ihr abzulauſchen, während Schiller ſein Intereſſe ausſchließlich der freien That und dem bewegten Leben des Menſchen und ſeiner Geſchichte zuwandte, um in der Weltgeſchichte das Weltgericht nachzuweiſen; daß an Göthe immer das herrliche klare und feurige Auge beſonders bewundert wurde, in welchem die Welt ihren vollkommenſten Spiegel fand, an Schiller aber die prächtige gedankenvolle Stirn. Handelt es ſich aber um eine vergleichende Werthſchätzung beider Dichter, ſo ſcheint mir hierfür Schiller ſelbſt die treffendſte Formel gefunden zu haben. Denn wenn er in ſeiner Abhandlung „naive und ſentimentaliſche Dichtung“ auseinanderſetzt, daß die Größe des

Ausſicht mir öffnet, die meinen Wünſchen entſpricht und mir zugleich die Hinderniſſe zeigt, die ich noch zu bekämpfen habe. —

Mittwochs, im Conſiſtorio.

Ich bin unterbrochen worden. Dein Carlos iſt hier geblieben und wir haben Dir ihn nicht nachgeſchickt, weil Du ihn geſchwinder gebunden bekommen kannſt. Haſt Du etwa Bogen von Goethe's Werken mitgenommen? Suche ſie doch zuſammen und ſchicke ſie uns. — Lebe wohl für heute. Alle grüßen Dich herzlich. Bald mehr.

K.

Weimar, 23. Juli 1787.

Vorgeſtern Abend kam ich hier an. Was uns auf der Reiſe nach Leipzig begegnete, wird Euch die Schneider geſchrieben haben. — In Naumburg hatte ich das Unglück, den Herzog von Weimar um eine Stunde im Poſthauſe zu verfehlen, wo er mir beinahe die Pferde weggenommen hätte. Was hätte ich nicht um dieſen glücklichen Zufall gegeben! Jetzt iſt er in Potsdam und man weiß noch nicht, wiebald er zurückkommen wird.

Am nämlichen Abend ſah ich Charlotten. Unſer erſtes Wiederſehen hatte ſo viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beſchreiben. Charlotte iſt ſich ganz gleichgeblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und

naiven Dichters in der Vollendung bestehe, womit er eine beschränktere Aufgabe löst, die des sentimentalen dagegen darin, daß er die Aufgabe sich höher stellt und ihrer Lösung mit aller Kraft nachstrebt: so gilt dieß auch vollständig von seinem Verhältnisse zu Göthe. Die Art, wie Göthe die Eindrücke aufnimmt und sie gleichsam von selbst zu einem poetischen Ganzen sich verbinden läßt, welches fremdartige und störende Elemente durch seine innere Kraft ausscheidet, hat zur Folge, daß seine meisten Gedichte, und namentlich die kleineren lyrischen, uns durch die unübertreffliche Abrundung und Vollendung entzücken, worin sie in lebendigster Individualität uns entgegentreten. Dagegen lassen die Versuche Schillers, seinen oft überreichen und spröden Stoff durch die Macht des Gedankens zu bewältigen, zuweilen ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung zurück; aber sie entschädigen durch die großartige Anlage, durch den erhabenen Schwung der Gedanken, durch das überwältigende sittliche Pathos, wodurch auch uns das Herz erweitert und erhoben wird, Eigenschaften wodurch Schiller, Göthe's eigenthümliche Begabung ergänzend, diesem in voller Ebenbürtigkeit an die Seite tritt. Wir dürfen wohl sagen, daß in der zarten Empfänglichkeit Göthe's, in dem feinen Sinn für die vollendete Beherrschung des Stoffes durch die schöne Form ein weiblicher Charakterzug sich offenbart, während wir an Schiller die kräftige Selbstthätigkeit des Mannes bewundern, der mit dem feindlichen Leben ringt, um es der Macht des Gedankens und Willens zu unterwerfen; wenigstens würde die Entgegnung, daß doch die Frauen in der Regel Schiller mehr lieben, während die Männer mehr zu Göthe sich hingezogen fühlen, nicht gegen unsern Satz sprechen, sondern dafür.

Versuchen wir nun von dem gegebenen Standpunkte aus, einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen über den Lebensgang Schillers und seine verschiedenen Perioden, mit welchen die Perioden seiner geistigen und künstlerischen Entwickelung durchaus

parallel gehen. Unsere beiden größten Dichter sind durch die waltende Vorsehung gerade in solche äußere Lebensverhältnisse versetzt worden, wie sie zur Entfaltung der eigenthümlichen Begabung, welche der Geber aller guten und vollkommenen Gabe einem jeden in die Seite gelegt hatte, am günstigsten waren. Die lebendige Empfänglichkeit Göthes war von einem reichen und behaglichen Leben umgeben, in welchem ihm kaum andere Sorgen erwuchsen, als die, welche er selbst für den schlimmsten Fall sich erbeten hat, die Sorgen der Liebe, die denn auch in der That das Herz des Knaben schon erschütterten, und, im Laufe seines Lebens in wechselnden Gestalten immer und immer wiederkehrend, noch das Herz des Greises in jene Aufregung versetzten, die er mit jugendlicher Glut in der wunderbaren Karlsbader Elegie ausgedrückt hat. An einer beschränkten und ärmlichen Umgebung wäre sein Genius aus Mangel an Nahrung im Keime verwelkt, und vielleicht hätte seine sittliche Kraft nicht ausgereicht, die eigenthümlichen Gefahren gerade einer solchen Umgebung zu überwinden. Es ist ergreifend, wenn Schiller im Jahre 1789, nicht lange nach seiner ersten näheren persönlichen Begegnung mit Göthe, an seinen Freund Körner schreibt: „Dieser Mensch, dieser Göthe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie vom Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Wir finden die Bitterkeit, die in diesen Worten unläugbar sich ausspricht, vollkommen erklärlich; aber berechtigt ist sie im Grunde doch nicht. Schiller's selbstthätige Kraft bedurfte eines Widerstandes, der sie herausforderte, eines spröden Stoffes, an dem sie sich übte; und an reichlichster Gelegenheit zu dieser Uebung hat es ihm allerdings nicht gefehlt. Die Umgebung, in welche er sich gestellt sah, als sein Genius zu selbstständigem Schaffen reifte, war von der Art, daß er ihr, daß er dem durch sie ihm repräsentirten Treiben der Gesellschaft nur mit zer-

störender Feindseligkeit entgegentreten konnte. Daß sein Ideal dem wirklichen Leben entschieden feindlich entgegentritt, das eben ist das Charakteristische der ersten Periode seiner künstlerischen Entwicklung. Es ist die Periode, welche durch die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe bezeichnet ist, und die der fünfundzwanzigjährige Jüngling bereits hinter sich hatte. Das Bild, welches in diesen Erzeugnissen einer ungeheuren, aber ungebändigten poetischen Kraft entworfen ist von dem Gamaschendienst, dieses tintenkleckfenden Säculums, von der Kabale dieser versumpften Welt, welche die berechtigsten, weil natürlichsten, Gefühle des Herzens zerstört oder vergiftet — dieses Bild ist keineswegs durchaus unwahr, ja wir finden darin einen so kräftigen Realismus, einen so scharfen Blick für die faulen Flecke der damaligen Gesellschaft und eine so treffende Satire darüber, wie es uns in den vollendeteren Schöpfungen der späteren Zeit kaum wieder begegnet. Aber das Bild stellt eben nur die Schattenseiten dar und ist ohne alle vermittelnde Tinten mit so grellen Farben und mit so übertreibenden Zügen gemalt, daß es nicht selten einen Gegenstand zur Caricatur verzerrt zeigt. Und ihm gegenüber steht nun ein Ideal, das in Formen und mit Ansprüchen auftritt, für welche weder in den böhmischen Wäldern, noch irgend sonst wo in der weiten Welt ein Boden zu finden wäre. Dem Dichter blieb bei einer solchen Anschauung und Stimmung nichts übrig, als mit jenem verhaltenen Ingrimm in sich selbst sich zurückzuziehen, welchem er wenige Jahre später in seiner Resignation, einem Nachklang aus den Stimmungen dieser ersten Zeit, den Ausdruck gegeben hat. Ehe wir übrigens diese Periode verlassen, ist hervorzuheben, wie Schiller gleich in ihr seinen eigentlichen Beruf mit Sicherheit gefunden und auf das Eifrigste ergriffen hat, den Beruf, vorzugsweise dramatischer Dichter zu sein. In Göthe's Dichtung herrscht so entschieden die lyrische Richtung vor, daß er selbst in seinen Dramen zum Lyriker wird: bald geht

wie in Iphigenia und Taſſo, durch das Ganze, bei höchſt einfacher Handlung, eine lyriſche Grundſtimmung durch; bald, wenn er eine reichere Handlung und große geſchichtliche Conflicte vor uns entfaltet, wie in Götz und Egmont, ſtellt er wenigſtens einen Helden in den Mittelpunkt, welcher nicht ſowohl durch ſeine wirkliche geſchichtliche Bedeutung und durch ſein Handeln, als durch die Stimmung und Haltung ſeines Gemüthes unſer Intereſſe erregt. Gerade umgekehrt tritt auch aus den lyriſchen Gedichten Schiller's ein dramatiſches Pathos uns entgegen, und ſeine Dramen ſind ihm nicht bloß eine Form, in welcher er eine poetiſche Anſchauung auseinanderlegt, ſondern ſie ſind verfaßt, zwar nicht in der ſtörenden Abſicht, aber doch mit dem beſtimmten Willen, auf das Volk zu wirken; daher von Anfang an ſein praktiſches Verhältniß zur Schaubühne, ſein unverdroſſenes Bemühen, ſeine Stücke auch wirklich aufführbar zu machen. Ueberall offenbart ſich die energiſch nach außen wirkende Selbſtthätigkeit des Dichters: er nimmt zu ſeinem Stoff die großen Ereigniſſe und Conflicte der Weltgeſchichte, die allgemein aufregenden Widerſprüche des geſellſchaftlichen Lebens, und er geſtaltet dieſen Stoff nicht bloß unter der Herrſchaft der ewigen Geſetze, welche ſein Gemüth erfüllen, zu einem poetiſchen Kunſtwerk, ſondern er verkündigt dieſe Geſetze zugleich wie ein Prophet, er will für ſie Propaganda machen, und aus allen ſeinen Schöpfungen pulſirt uns der warme Herzſchlag des Dichters entgegen. Das Volk hat ſich gegen die von dem Dichter ihm geſchenkte Rückſicht nicht undankbar erwieſen: auf den eben angedeuteten Eigenſchaften beruht es, daß Schiller bei weitem unſer populärſter Dichter wurde, bei dem allein eine Feſtfeier, wie die gegenwärtige, denkbar iſt. Die Geſtalten, welche er geſchaffen, die hehen Gedanken, welche er in ſeinen klangvollen und treffenden Worten ausgeprägt, machen ſich mit einer edlen Zudringlichkeit geltend: es giebt keinen Dichter, von welchem ſo viel Schlagworte, ſo viel „ſchöne Stellen“ im Munde des Volkes

cursirten, und es wird uns schwer zu denken, daß diese Staufacher und Melchthal zum größten Theile Schöpfungen seiner Phantasie sind, daß diese uns so lebendig vor der Seele stehenden Personen, vom Marquis Posa bis zum Hofmarschall von Kalb, niemals gelebt haben sollten!

Aus dem Sturm und Drang dieser ersten Periode sehnte sich Schiller nach einer sicheren, ruhigen Stellung. Die Basis für eine solche glaubte er sich durch Gründung einer periodischen Schrift zu schaffen, welche er seit dem Jahre 1784 unter dem Namen der Rheinischen Thalia herausgab. In der Ankündigung wendet er sich an das Publikum: „Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen . . . und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen." Schiller war nicht an die richtige Adresse gerathen. Dieses Publikum hat zwar viel Köpfe, aber kein Herz, und viel Ansprüche, aber wenig Neigung, dem Dichter, der ihm sein Bestes bietet, auch nur mit dem spärlichen Almosen der jährlichen Beisteuer für eine Zeitschrift zu lohnen. Von andrer Seite kam ihm die gesuchte Freundschaft und brachte ihm das volle Herz und eine volle Hand entgegen. Auch das ist bezeichnend für Schiller's Eigenthümlichkeit, daß ihm die selbstverläugnende Begeisterung, womit er ganz für die Sache wirkte, in manchen Herzen solche opferbereite Freundschaft erweckte. Schon drei Jahre vorher hatte der Flüchtling im Hause einer edlen Dame, der Frau von Wolzogen, deren Söhne seine Studiengenossen auf der Karlsschule gewesen waren, ein Asyl gefunden. Als er im Jahr 1792 nach schwerer Krankheit der Erholung bedurfte, baten es sich zwei edle Männer, der Erbprinz von Holstein-Augustenburg und ein Graf

von Schimmelmann, in der zarteſten Weiſe als eine Gunſt aus, ihn ohne alle Bedingungen auf drei Jahre mit einem Jahrgehalte von tauſend Thalern unterſtützen zu dürfen. Auch das jetzt ſich bildende Verhältniß Schiller's zu Körner und ſeinem Kreiſe, dem der Dichter perſönlich völlig unbekannt war, war lediglich durch die Achtung der Freunde vor ſeiner geiſtigen Bedeutung und ſeinem ſittlichen Ernſte begründet worden. In dieſem Kreiſe endlich fand er eine geiſtige Heimath und jubelnd trat er mit ſeinem Hymnus *an die Freude* in ihn ein. In dem aus der Verbindung mit Körner hervorgegangenen Briefwechſel, ſo wie in dem Briefwechſel Schiller's mit Wilhelm v. Humboldt und mit Göthe, ſind uns die unſchätzbaren Denkmale dreier Freundesbündniſſe erhalten von einer Innigkeit und zugleich von einer Würde und einem männlichen Ernſte, wie ſie nicht ſchöner gedacht werden können. Wem etwa, wie es wohl geſchieht, das erſte Intereſſe für die Schiller'ſche Poeſie mit den Jünglingsjahren geſchwunden wäre, der mache ſich mit dieſen Briefen und mit Schiller's leider zu wenig bekannten proſaiſchen Schriften bekannt, um Schiller den *Mann* kennen und achten und lieben zu lernen, und um dann, beſſer vorbereitet, zu ſeinen Dichtungen zurückzukehren und eine unerſchöpfliche Quelle des erhebendſten Genuſſes in ihnen zu finden. Für die Entwicklung des Dichters aber war es von höchſter Bedeutung, daß ihm in Körner zum erſtenmale ein Mann näher trat von nicht geringerer Charakterſtärke und von entſchiedener Ueberlegenheit der geſelligen und wiſſenſchaftlichen Bildung, der mit ſeiner eben ſo eingehenden und unbeſtechlichen, als theilnehmenden Kritik die Arbeiten des Freundes von jetzt an begleitete. Durch hiſtoriſche Studien, zu welchen bereits Fiesko Anlaß gegeben hatte, und welche jetzt in ausgedehnterem Maße an die Beſchäftigung mit Don Carlos ſich knüpften, lernte Schiller das wirkliche Leben gründlicher kennen, und zugleich verloren ſeine Ideale im Umgange mit dem beſonnenen Freund ihre wilde Ueber-

schwänglichkeit. Ideal und Leben standen sich jetzt bei Schiller nicht mehr feindselig gegenüber; aber zur vollendeten Incinsbildung beider hatte er es noch nicht gebracht. Das Ideal steht ihm in dieser seiner zweiten Periode neben, oder über dem Leben. Nirgends tritt dieses Verhältniß mit solcher Bestimmtheit hervor, als in dem bedeutendsten Werk aus dieser Zeit, in Don Carlos. Hier vertritt der Marquis Posa das Ideal und geht unter an dem mißlungenen, oder besser ungeschickten Versuche, es in das Leben einzuführen, und ihm gegenüber wird durch die Repräsenten der Wirklichkeit, durch die Alba und Deminge, eine so gemeine Wirklichkeit vertreten, daß allerdings das Fäserchen in ihnen nicht aufzufinden ist, woran die Idee sie fassen könnte. Nur König Philipp und die Königin bilden die gesunderen Gestalten der späteren Dramen Schiller's vor, ja diese Königin ist vielleicht von allen seinen Frauenbildern das gelungenste. Auch in den Göttern Griechenlands, die am Schlusse dieser Periode stehen, spricht sich noch die Verzweiflung aus, die gegenwärtige Wirklichkeit mit dem Ideal zu versöhnen; dagegen verstreten die wenig später entstandenen Künstler bereits die Forderung, die Wirklichkeit nach der Idee zu gestalten. In diesem schönen, durch Großartigkeit der Anlage und des Ganges, wie durch glänzende Detailmalerei gleich ausgezeichneten Gedichte tritt uns zum erstenmale in voller Kraft und Klarheit eine Vorstellung entgegen, die wieder so ganz bezeichnend ist für die ethische Grundrichtung seines Geistes und die von nun an eine seiner Lieblingsvorstellungen bleibt, die Vorstellung von der Kunst als der Erzieherin des Menschen. In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist dieser Gedanke gründlich und bewert ausgeführt, und es bildet diese Schrift eine Fundgrube pädagogischer Weisheit, namentlich wenn man in vielen Fällen der Kunst, von welcher Schiller die Herstellung der als Ziel aller Erziehung mit Recht gefordrten Harmonie zwischen dem äußeren

Geſetz und zwiſchen der Neigung erwartet, vielmehr eine lebendige Religioſität ſubſtituirt.

Doch gehören dieſe Briefe bereits der letzten Entwicklungsperiode Schiller's an, als deren Anfang wir ſeine im Jahre 1789 erfolgte Berufung an die Univerſität Jena betrachten dürfen. Daß er auch in dieſem ganz beſonderen Sinne der Unſere geweſen iſt, habe ich am Eingange nicht beſonders betonen wollen; denn man kann nicht ſagen, daß Schiller ſelbſt auf dieß Verhältniß einen großen Werth gelegt hat, und die akademiſche Muſe iſt ihm niemals, um mit ſeinen eignen Worten zu reden, weder die hohe, die himmliſche Göttin geweſen, der ſein begeiſtertſtes Wirken galt, noch auch nur die tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt. Aber er hatte jetzt doch eine beſtimmte Stellung in der Geſellſchaft und eine engere Beziehung zu ihr gewonnen, und dieſe Beziehung wurde noch verſtärkt durch die Gründung eines dem Dichter der Frauenwürde die innigſte Befriedigung gewährenden, reinen, ſchönen, wahrhaft muſterhaften Familienlebens, von welchem man auf die ungefähr gleichzeitig von Göthe eingegangene Verbindung nur mit Wehmuth hinüberſehen kann; und andrerſeits gab ihm der neue Beruf Antrieb zu eingehenderer Beſchäftigung mit ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Studien, in welchen letzteren er, als durch eine ſeinem Geiſte homogene Kraft, namentlich durch die begriffliche Klarheit und den ſittlichen Ernſt Kant's gefördert wurde. Schiller blieb zwar auch bei dieſen Studien Dichter; aber ohne Frage erwuchs doch den genannten Wiſſenſchaften aus ſeinen Leiſtungen weſentliche Förderung, und insbeſondere haben ſeine hiſtoriſchen Schriften trotz unläugbarer Mängel doch der Geſchichtſchreibung nicht bloß dadurch genützt, daß er mit der genialen Unmittelbarkeit ſeiner Anſchauung aus einzelnen Zügen meiſt ein gerade das eigenthümliche Weſen bedeutender geſchichtlicher Perſönlichkeiten treffendes Bild darſtellt, ſondern er hat namentlich auch den Begriff der hiſtoriſchen Kunſt

und die daraus folgenden Forderungen zu klarerem Bewußtsein gebracht, wie eine Vergleichung der nach ihm entstandenen Geschichtswerke mit denjenigen, welche vor ihm in Deutschland geschrieben werden durften, schlagend beweist. Von selbstständigen dichterischen Werken aber erschien in den fünf ersten Jahren seines Jenenser Aufenthaltes nicht ein einziges. Er hatte jetzt einen so hohen Begriff von der Aufgabe der Kunst gewonnen, daß er sich selbst noch nicht für stark genug hielt, um ihm zu genügen. Genau „auf unsres Lebensweges Mitte", wie Dante das fünf und dreißigste Jahr bezeichnet, trat auch Schiller hervor aus der einsamen Werkstätte ernster Denkbarkeit, und aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Ereignisse des Menschenlebens, und schickte sich an, reich an Ideen und reich an realem Stoff, mit erneuter selbstbewußter Kraft die sonnigen Höhen der Poesie zu ersteigen. Und wie der große Florentiner als Führer den Virgil zur Seite hatte, so hatte auch Schiller jetzt den größten deutschen Dichter neben ihm zum Geleitsmanne gewonnen. Die Gründung der Zeitschrift Horen war im Sommer des Jahres 1794 Anlaß geworden zu dieser für die deutsche Literatur Epoche machenden Freundschaft. Anstatt jener bitteren Aeußerung Schiller's über Göthe lesen wir jetzt das herrliche, die ganze Größe seines Sinnes wundervoll ausdrückende Wort: „Wie lebhaft hab' ich erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther nur als Macht wirken kann, und daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt, als die Liebe!" Und dafür gibt ihm Göthe, der sich früher durch das geniale Ungestüm Schiller's gleichfalls abgestoßen gefühlt hatte, später das Zeugniß: „Schiller war immer im absoluten Besitz seiner großen Natur .... Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksichten und Bedenken. Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch sein! Schillern war eben eine Christus-

tendenz eingeboren: er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“ Es iſt eine Wonne, dieß herliche Dioskurenpaar Hand in Hand in wechſelſeitiger Anregung und Förderung wandeln zu ſehen! Und neben dem Dichter Göthe hatte Schiller den Denker Humboldt zur Seite. Der Eine ſchärft ſeine Beobachtung für das Einzelne und ſchließt ihm den Sinn auf für die Wunder der Natur im Kleinen, wie im Großen; der Andere belebt in ihm die Macht der überwältigenden Gedanken und ſchärft ſeinen Sinn für reine Formen durch die ewigen Werke des claſſiſchen Alterthums. Er ſelbſt aber vereint mit ſchöpferiſcher Kraft dieſe Elemente. Ideal und Leben ſtehen nicht mehr feindlich gegen einander, nicht mehr getrennt neben einander: die wechſelſeitige Durchdringung beider bezeichnet die Periode der claſſiſchen Vollendung ſeiner Kunſt. Die Zeit des höchſten geiſtigen Schaffens iſt zugleich eine Zeit fortwährenden leiblichen Leidens. Aber er hat keine Zeit krank zu ſein, er muß ja die Aufgabe ſeines Lebens erfüllen! — und mit mehr als ſokratiſcher Selbſtbeherrſchung zwingt die eiſerne Kraft ſeines Willens, zwingt vielmehr die göttliche Kraft ſeiner Begeiſterung den ſiechen Körper zu ſtets willigem Dienſt. Im Schlußjahre des Jahrhunderts tritt noch das erſte ſeiner claſſiſchen Werke, und wohl das größte von allen, der Wallenſtein, hervor. Von da an iſt jedes ſeiner Lebensjahre durch ein neues Meiſterwerk bezeichnet: bis zum Jahre 1804 erſcheinen Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina und Wilhelm Tell. Daneben ſchärft der alte heilige Ingrimm und der vernichtende Spott gegen alles Gemeine und Mittelmäßige und Unwahre die Pfeile ſeiner Xenien, wetteifert er mit Göthe in ſeinen herrlichen Balladen, faßt er in dem verklärenden Spiegel der Poeſie das ganze menſchliche Leben zu jenen unvergleichlichen Geſängen zuſammen, wie der Spaziergang, wie das Lied von der Glocke. Er ſteht auf der Höhe ſeiner Kunſt und ſeines Ruhmes, und was

des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen: so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an.

Ehe ich Euch über sie und auch über mich etwas mehr sage, laßt mich zu mir selbst kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen. Ueberhaupt wißt Ihr, daß ich bald von den Dingen, die mich umgeben und nahe angehen, betäubt werde. Das ist jetzt mein Fall, mehr und mit größerem Rechte als jemals. Ich habe mit keinen Kleinigkeiten zu thun, und die vielerlei Verhältnisse, in die ich mich hier theilen muß, in deren jedem ich doch ganz gegenwärtig sein, erschrecken meinen Muth und lassen mich die Einschränkung meines Wesens fühlen.

Gestern, als am Sonntag, hab' ich keinen Besuch gemacht, weil ich den ganzen Tag bei Charlotten zubringen sollte.

Diesen Morgen habe ich Wieland in einem Billet begrüßt, und erhalte eben die Antwort, daß er mich diesen Nachmittag bei sich erwarten wird. Auch er scheint nicht von aller Unruhe frei zu sein, denn er schreibt mir, meine Erwartungen so tief als möglich herabzustimmen.

Bayer... Staat... Mün...

mehr ſagen will: er ſelbſt ſteht da, nach den vorausgegangenen Kämpfen in ſeinem ganzen Weſen gehoben und verklärt, gereinigt von den Schlacken, welche in früheren Jahren das reine Gold ſeines Weſens und Strebens umhüllten. Da trifft ihn, wie einen Helden mitten im glänzendſten Siegeslauf, der Pfeil des Todes. Sein Gebet, daß ihn Gott vor einem langſamen Hinſterben bewahren möge, iſt ihm erhört worden: faſt bis zum letzten Athemzuge arbeitete ſein mächtiger Geiſt. — Wo iſt der Chriſt, der ſich ſo rein dünkt, daß er den erſten Stein gegen ihn aufheben darf? —

Schiller ſtarb am 9. Mai 1805, in einer gar traurigen Zeit für unſer deutſches Vaterland. Ungefähr ein halbes Jahr vorher war an jenem ſo verhängnißvoll gewordenen 2. December der erſte Napoleon von dem Papſte als Kaiſer geſalbt worden; ein halbes Jahr nachher wurde genau an demſelben Tage Oeſterreich bei Auſterlitz niedergeworfen. Wieder nicht ein volles Jahr ſpäter traf bei Jena und Auerſtädt Preußen die Reihe. Es begann für Deutſchland die Zeit der Schmach und der tiefſten Erniedrigung. Aber, wie es ſcheint, hat unſer Volk mit ſeinem Lieblingsdichter das gemein, daß es gedrückt und bedrängt werden muß, damit ſeine Kraft geweckt und im Widerſtand geübt werde: es beſann ſich in der Stunde der Noth auf ſein beſſeres Selbſt und ſammelte ſeine Kraft, und der Geiſt ſeines Dichters wurde nach deſſen Tode erſt recht lebendig. Merkwürdigerweiſe hatte Schiller im Leben den vaterländiſchen Angelegenheiten äußerſt wenig Theilnahme gezeigt, ja er ſtellte ausdrücklich das nationale Intereſſe dem kosmopolitiſchen nach: das öffentliche Leben des Vaterlandes war eben von der Art, daß es einen Dichter am wenigſtens zur Theilnahme einlud. Aber auch hier hatte ihn der verahnende Sinn und prophetiſche Blick des Genius nicht verlaſſen: er hatte in der Zeit ſeines Lebens die geiſtigen Waffen zugerüſtet, deren ſein Volk nach ſeinem Tode bedurfte. Die Stimmung ſeines Wallenſtein,

ſeiner Jungfrau, ſeines Tell iſt gehoben durch die Begeiſterung für deutſches Weſen, für Vaterland, für Unabhängigkeit und Freiheit, durch die Gedanken, welche nachher das deutſche Volk begeiſterten. Vor Allem aber hatte er ihm wieder in's Herz geſungen den Glauben an das Weltgericht, welches in der Weltgeſchichte ſich nothwendig vollziehen muß; das unerſchütterliche Vertrauen auf den endlichen Sieg des Rechten; den Glauben, daß der Geiſt es iſt, der lebendig macht, und daß der Kraft eines auf das Ewige und Göttliche gerichteten ernſten männlichen Willens keine irdiſche Macht auf die Dauer zu widerſtehen vermag. Auch Schiller war einer von jenen gefährlichen deutſchen Ideologen, gegen welche Napoleon einen inſtinctmäßigen Widerwillen hatte; aus gutem Grunde, denn die Idee, für welche ſie ſtritten, war der Stärkere, der über ihn kommen, und mit der unwiderſtehlichen Kraft des Geiſtes ſeine auf das Fleiſch gebaute Macht in Trümmer ſchlagen ſollte. Damals gieng in höherem Sinne in Erfüllung das prophetiſche Geſicht des alten Attinghauſen von der Einigkeit des deutſchen Volkes und von den flammenden Hochwachten auf den Bergen, die wie mit einem Heiligenſchein ganz Deutſchland umgaben. Unter den Erſten und Edelſten, welche die junge Bruſt dem Feinde entgegenwarfen, um der Freiheit eine Gaſſe zu machen, war der Sohn von Schiller's Freund, Theodor Körner, in deſſen begeiſterten Liedern unſer Dichters Geiſt von ſeinem Geiſt erkannt haben würde. Hatte er doch ſelbſt in ſeinem Reiterlied den Grundton für ſie angegeben und ihren Grundtext in den Schlußworten dieſes Liedes: „Und ſetzet ihr nicht das Leben ein — nie wird euch das Leben gewonnen ſein!“ Man gewann das Leben und Freiheit und Vaterland, weil man das Leben einſetzte, weil man die Hand nicht an den Pflug legte und zurückſah, ſondern dem einen vorgeſteckten Ziele rückſichtslos nachjagte. —

Die Aehnlichkeit mancher Verhältniſſe der Gegenwart mit

zen eben angedeuteten der damaligen Zeit liegt so nahe, daß es eben so unmöglich ist, die Analogie zurückzuweisen, als unnöthig, sie weiter auszuführen. Mögen nur uns die Ereigniſſe in jedem Falle gerüſtet finden, äußerlich und innerlich! Mögen darum dieſe ſchönen Feſte nicht bloß Erinnerungsfeſte ſein an einen großen Todten, ſondern zum Geburtsfeſte ſeines Geiſtes in unſerem Volke werden, ſeines hohen Sinnes und ſeiner ſittlichen Kraft! Mögen Väter und Mütter und die Lehrer des Volkes in Haus und Schule dieſe Geſinnung pflegen in dem heranwachſenden Geſchlechte, und möge die feurige Jugend, mögen vor Allem die Jünger der Wiſſenſchaft, die zur Ritterſchaft des Geiſtes berufen ſind, die heilige Flamme rein und treu bewahren! Möge das Gefühl nationaler Einheit, welches jetzt bei der Schillerfeier uns Alle durchdringt, nie wieder verloren gehen, ſondern immer feſter und feſter alle deutſchen Stämme, alle deutſchen Herzen verbinden! Dann wird auch Der mit uns verbunden ſein, den in jener großen Zeit ein vaterländiſcher Dichter als den erſten unſerer Bundesgenoſſen pries: Der Herr der Heerſchaaren wird mit ſeinem Volke ſein! — Und wer wäre dann wider uns?

Ich habe geſprochen.

Marburg.

Rede,

am 10. November 1859 in der Aula der Univerſität gehalten von Dr. Eduard Platner, Profeſſor und Heſſ. Hofrath.

Durch die Verehrung ſeiner großen Männer ehrt ſich ein Volk ſelbſt, indem dieſelben das Weſen des Nationalcharakters in ſeiner ſchärfſten Ausprägung in prägnanter Energie darſtellen und

das Bild desselben in idealer Fassung zurückstrahlen. Die Pietät gegen die großen Männer ist daher ein Wahrzeichen des Nationalgefühls, indem hier die Verehrung und Dankbarkeit zugleich eine historische Sanction hat. In dieser Zeit des politischen Haders und, worüber vielfältig Klage geführt wird, des vorwiegenden Materialismus ist es daher eine wohlthuende Erscheinung, daß Schiller, der erhabene Dichter des Gedankens und der Freiheit, mit allgemeinem Enthusiasmus durch ganz Deutschland am heutigen Tage gefeiert wird, daß die Begeisterung für die geistigen Wohlthäter der Nation in den Seelen und Herzen noch nicht erstorben ist.

Der Geburtstag eines großen Dichters ist von hoher moralischer sowohl als historischer Bedeutung, wenn man sich die Begabungen und Kräfte vergegenwärtigt, welche mit einem solchen Dasein erwachen und ins Leben treten, die weitgreifenden Wirkungen auf die gesammte Denkart und Gesinnung des Volkes, wenn man sich die Genüsse, Erquickungen und Erhebungen in die Seele ruft, welche die Schöpfungen der Phantasie viel tausend Gemüthern gewährt haben und noch gewähren, wenn man die Summe der Veredlung zieht, welche durch die Macht der Dichtung in der gesammten Nation zur Entwickelung gekommen ist. Wenn etwas vermag das Selbstbewußtsein der Völker zu stärken und zu erhöhen, so ist es die begeisternde Sprache der Poesie. Das Individuum verschwindet sonst in dem Ganzen, hier offenbart es in seiner Größe und Bedeutung eine Macht, welche über jede specielle Berechnung hinausliegt. Der Keim streut hier, wie Schiller sagt, in seiner Entfaltung eine lebendige Welt ewiger Blüthungen aus.

Hatte nun Schillern die Natur reichlich mit intellectuellen und sittlichen Gaben ausgestattet, so war ihm doch die Gunst des Schicksals versagt. Er ist durch eine harte Schule des Lebens gegangen und eben dadurch gestählt und geläutert worden. In seiner Jugendzeit vielfach hin und her geworfen, gewann er erst nach mancherlei Stürmen und schmerzhaften Entbehrungen eine gesicherte Existenz,

in der jedoch seine Genußmittel sehr beschränkt blieben. Als Schiller seine dichterische Laufbahn begann, war, insbesondere durch Herder angeregt, der Humanismus das Stichwort der Zeit. Das Nationalbewußtsein verkümmerte damals in dem Spießbürgerthum, und bei der Erbärmlichkeit der politischen Zustände, worüber Schiller oftmals Klage erhebt, ist es leicht erklärlich, wie man die Schranken der Volksthümlichkeit überspring und den Begriff der Menschheit zur Alleingültigkeit erhob, welcher in seiner Allgemeinheit und Unbestimmtheit der Phantasie einen freien Spielraum gewährt, aber auch in Ermangelung des Individuellen sich leicht in leere Abstractionen verlieren kann. Nun ist es nicht zu leugnen, daß das Nationalinteresse in ein egoistisches ausarten könne, daß die Völker nur Specificationen, gleichsam gebrochene Strahlen der Idee der Menschheit sind und sich demnach kein Volk isoliren, auf seine Existenz beschränken und in der Weise absolut setzen könne, wie dies wohl hin und wieder die Griechen und Römer gethan haben. Auf der andern Seite ist es unzweifelhaft, daß das Band, welches die Menschheit umschlingt, durch die Volksindividualitäten vermittelt werde, und diese also zur Geltung kommen müssen. Der Begriff des Humanismus hatte sich Schillers dergestalt bemächtigt, daß er nur das allgemein menschliche Interesse gelten läßt, das vaterländische aber für ein beschränktes und engherziges erklärt, welches sich nur für unreife Nationen, für die Jugend der Welt eigne. Es sei ein kleinliches, armseliges Ideal, für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste sei diese Grenze unerträglich. Wenn nun Schiller kein dramatisches Werk zur Verherrlichung der deutschen Nation gedichtet hat, denn das kurze Gedicht: Deutsche Treue, findet hier keine Stelle und Wallenstein kann eine solche Verherrlichung nicht wohl genannt werden, so haben doch seine Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Tiefe Kraft und Innigkeit, mithin die Dichtungen selbst, nicht nur ein ächt deutsches Gepräge, sondern das geistige Gebiet unserer nationellen Empfin-

dungs- und Denkweise ist dadurch wesentlich bereichert und erweitert worden. Selbst dieses Hinausgehen über den nationellen Particularismus zum allgemein Menschlichen, welches ja in jedem Volke Anklang finden muß, ist von durchaus deutscher Art. Das ächt Menschliche, die Liebe gegen die Gesammtheit, welche Schiller in seinem ganzen Leben bethätiget und vornämlich seinen idealen Charakter bezeichnet, spricht sich schon in dem Liede an die Freude aus, insbesondere in dem Vers: diesen Kuß der ganzen Welt. In der Ankündigung der Horen wird es als ein Bedürfniß bezeichnet, durch ein allgemeines höheres Interesse, was rein menschlich ist, die Gemüther wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter die Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Die Poesie ist weder eine in Verse gesetzte Moralpredigerin noch bloß eine Erweckerin angenehmer oder aufregender Empfindungen durch ergötzliche Phantasiespiele, wofür man sie hin und wieder früherhin gehalten. Hatten nun schon vor Schiller würdigere Ansichten sowohl theoretisch als in dichterischen Leistungen Eingang gefunden, ich nenne nur, um Anderer nicht zu gedenken, Lessing, Klopstock, Herder, Göthe, so steht doch Schiller in der ersten Reihe derer, welche die Selbstständigkeit der Poesie geltend gemacht haben. Diesen ihren Glanz im eignen Licht, ohne denselben von fremden Elementen zu borgen, diese ihre Hoheit und Selbstherrlichkeit, die Kunstschöpfung als Selbstzweck, hat Schiller eben so in seinen Dichtungen bewährt als philosophisch gerechtfertigt. Mit dieser Selbstständigkeit der Kunst ging auch die Ehre der Dichter Hand in Hand. Wenn ein Mann in Amt und Würden dichtete, so wurde dies früherhin als ein erfreulicher Schmuck, ein bloßer Poet aber nicht für vollwichtig, sondern als ein Mensch ohne bürgerlichen und practischen Nutzen über die Achsel angesehen und mit dem Müßiggänger auf gleiche Linie gestellt. Mancher Poet eignete sich vielleicht nicht zu einem Cancellisten oder regel-

rechten Thorschreiber, und wie sollte man einem solchen Menschen ohne Rang und Titel Ehre und Achtung schuldig sein? Der Umschwung, der in diesen Beziehungen eingetreten, hängt mit der Verjüngung und dem Frühling der deutschen Literatur überhaupt zusammen. Unter den Wegweisern und Marksteinen der neueren Bildung und Cultur nimmt Schiller einen vorzüglichen Platz ein. Durch ihn und durch die Heroen in dem Gebiete der schönen Literatur ist in Verbindung mit philosophischen Leistungen der trockne, schwerfällige, geschmacklose Pedantismus, das Philisterthum in dem Reiche des Gedankens vertrieben worden, ein freier, frischer Geist ist seitdem in alle Zweige der Wissenschaft, insbesondere auch in die Behandlung der Geschichte eingedrungen. Die Forschung überhaupt hat mehr Tiefe, Schwung und Leben, die Untersuchung und Erörterung wissenschaftlicher Fragen mehr Anmuth und Farbe gewonnen.

Bei allen ausgezeichneten Männern mit einer strotzenden Ueberfülle von Kraft, und Schiller war ein solcher, wird dieselbe in stürmischen Evolutionen sich entladen, ehe sie sich in ihrem Centrum sammelt. Sie wird anfänglich in trüber Mischung über die Ufer schäumen, ehe sie als klarer Strom in einem eingefriedigten Bette fließt und fähig ist, den Himmel abzuspiegeln. Der Vesuv muß erst Lava auswerfen, ehe er zur Ruhe kommt. Der berauschende Most verwandelt sich erst durch Gährung in Wein. Nüchterne und prosaische Naturen sind freilich keinem solchen Klärungs- und Läuterungsproceß ausgesetzt, wie ihn Schiller auf seinem Lebensgange bestanden hat. Die soldatenmäßige Einrichtung der Carlsschule, in der Schiller seine Jugend verlebte, wo das Commando in allgebietender Macht herrschte und die Schritte des Geistes auf der Bahn seiner Entwickelung normalmäßig abmaß, wo die selbstständige Kraft über die Gebühr zusammengepreßt wurde, sowie die spätere Stellung Schillers als Regimentsarzt stand in schneidendem Gegensatz gegen das übersprudelnde, aller soldaten-

mäßigen Zucht widerſtrebende Naturell Schillers. Er war wie der Adler im Käfig, oder wie das feurige Roß, welches ungeduldig in den Zügel knirſcht. Conflicte ſind das Element des Drama, und ſo reflectiren ſich in den erſten dramatiſchen Producten Schillers ſeine eignen Lebenszuſtände. Schiller war vorzugsweiſe ein Dichter der That, eine active Dichternatur, in der die ſittliche Energie des Willens vorherrſcht, im Unterſchiede von einer vorwiegend receptiven. Er fühlte ſich daher vor Allem auf dem Felde der Gegenſätze einheimiſch und mächtig und hat in deren Darſtellung ſeine ſchöpferiſche Kraft beſonders bewährt. In den Gegenſätzen treten Gedanken und Charaktere in ſcharfen Umriſſen hervor und gewinnen an Eindringlichkeit, und dieſe iſt allerdings ein Vorzug der Schillerſchen Poeſie.

Das erſte dramatiſche Product Schillers, die Räuber, enthält bereits, wenn gleich als Caricatur, die Elemente und Grundzüge ſeiner ſpäteren Poeſie. Der Bildhauer Dannecker hat geſagt, er wolle Schillern lebig (lebendig), das heiße coleſſal machen. Dieſes Prädicat kann auch den Räubern nicht abgeſprochen werden. Sie feiern die abſolute Freiheit des Subjects von aller Geſetzgebung und äußern Autorität und fündigen den geſammten beſtehenden Verhältniſſen, dem „tintenkleckſenden, ſchlaffen Caſtratenjahrhundert“ Fehde an. Carl Moor will ſich ſelbſt Himmel und Hölle ſein. Das Geſetz habe noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brüte Coloſſe aus. Wenn nun auch die ganze Behandlung und Darſtellung einen zu grellen Charakter hat, an einem Uebermaaß des Affects, an einer gewiſſen Unnatur leidet, ein unaufgelöſter Mißklang durch den Verlauf der Handlung geht und das ganze Bild in zu ſchreienden Farben gemalt iſt, wenn man auch manchen Tiraden, vielen Abenteuerlichkeiten und Ausartungen ins Ungeheuerliche, allerlei Rohheiten und Anſtößigkeiten begegnet, ſo verleugnet ſich doch im Ganzen die Schillerſche Kraft und Hoheit nicht, ſo hat doch die Conception des Stücks etwas Großartiges, Gewaltiges, Titanenhaftes, welches eine erſchütternde Wirkung ausübt. Dabei

ſind die idealen Momente in der Schilderung Carl Moors nicht zu überſehen: Thatendrang, Edelmuth, hochherzige Erhebung über niedrige und gemeine Intereſſen, kühne Mannhaftigkeit und furchtloſe Todesverachtung. Neben dem ungebändigten Freiheitsdrang ſink auch die Motive des Rechts und der Sittlichkeit in der Oeconomie des Stücks wirkſam, obgleich die Begeiſterung dafür in der Perſon des Carl Moor eine durchaus verfehlte und widerſinnige iſt, indem er gleichſam die Weltregierung in die Hand nehmen, die Lücken derſelben ausfüllen und Gott ſelbſt ins Amt greifen will. Daher er denn am Ende des Stücks in bitterer Reue ſein Unternehmen als ein knabenhaftes bezeichnet, und die Gnade Gottes anruft, dem allein die Rache eigen ſei. Das ſittliche Bewußtſein offenbart ſich in dem grauenvollen Gericht, welches das Gewiſſen über die Seele des Franz Moor hält. Aus der Nacht derſelben tauchen die unheimlichen ahnungsvollen Schauer und Schreckniſſe auf, mit denen das Gewiſſen im Innern des Verbrechers wühlt, taucht der Mark und Bein erſchütternde Traum vom jüngſten Gericht auf. Aus den angedeuteten Eigenſchaften der Räuber, über welche wir uns auf keine nähere Kritik einlaſſen, erklärt es ſich übrigens, warum dieſelben bei ihrem Erſcheinen trotz vielfältigen Tadels ein ſolches ungemeines Aufſehen erregten und mehr Epoche gemacht haben, als ſonſt ein Schillerſches Werk, indem ſie mannigfache Nachahmung hervorgerufen und auch denen bekannt ſind, die ſonſt von Schiller wenig oder nichts wiſſen.

Von oppoſitionellem Charakter gegen die beſtehenden Verhältniſſe, nur in einer andern Richtung, iſt Cabale und Liebe, worin „die deutſche Landesſchmach", die ſcandalöſe Maitreſſenwirthſchaft der Fürſten, die Verwerflichkeit und Ehrloſigkeit in den Sitten und der Handlungsweiſe der oberſten Staatsbeamten, der übermüthige Dünkel und heffärtige Stolz der höhern Stände gegen die niedern, die Nichtigkeit und Leerheit des Hofweſens in der Perſon des Marſchall Kalb, an den Pranger geſtellt und der Verachtung preisgegeben

werden. Auch hier reflectiren sich Anschauungen und Erfahrungen, welche Schiller aus der Gegenwart geschöpft hat, so daß das Pathos vorzugsweise aus der Indignation über die Fäulniß und die Verdorbenheit der socialen Zustände entspringt, unter denen auch Schiller gelitten hat. Cabale und Liebe kann wegen diesen weit greifenden Beziehungen nicht als ein bloßes Familienstück betrachtet werden. Wir haben uns bei diesen Trauerspielen deswegen etwas länger aufgehalten, weil sie die einzigen sind, in denen die deutsche Heimath und die Gegenwart gleichsam den Text liefern, und die damaligen Zustände geschildert werden. Bereits der Fiesko, welcher vor Cabale und Liebe erschien, dreht sich nicht um das Privatinteresse, sondern bewegt sich in größern Dimensionen, indem hier eine Weltbegebenheit von allgemein historischer Bedeutung den Inhalt des Trauerspiels bildet. In Beziehung auf den geringen Beifall, welchen Fiesko gefunden, schrieb Schiller an Reinwald: republikanische Freiheit ist hier ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Wird damit die Intention Schillers ausgesprochen, so ist das Thema: die Verherrlichung der Freiheit und Selbstbestimmung gegen Zwang und Unterdrückung, in Fiesko dasselbe wie in den Räubern und Cabale und Liebe, nur auf ein anderes und größeres Gebiet versetzt. Sind nun die genannten Stücke, sowie die frühern von Boas mitgetheilten Dichtungen von einem gewissen Schwulst von Ueberschwänglichkeiten und Unnatürlichkeiten nicht frei zu sprechen, muß zugestanden werden, daß sie hin und wieder auf Stelzen gehen, und der Einfluß Shakespeare's sich in überwiegender Weise geltend mache, so kann doch die Ursprünglichkeit, die scharf markirte Eigenart des Schillerschen Geistes, nicht verkannt werden. Er hat nicht nach fremden Mustern, nicht aus mühsam aufgestachelter Begeisterung, sondern aus innerm Drang, aus eigner Productionskraft die gegebenen Stoffe gestaltet und aus eignen Quellen belebt und befruchtet.

Er scheint sehr ungeduldig mit mir bekannt zu werden ich brenne vor Ungeduld in seine Seele zu sehen.

Einige Bekanntschaften habe ich indeß schon bei Charlotten gemacht: eines Grafen von Solms und einer Frau von Imhof, der Schwester der Frau v. Stein, die Körner aus meiner Beschreibung bekannt ist. Meine Bekanntschaft mit dem ersten ist sehr lebhaft geworden, und bei der letzteren habe ich, wie ich glaube, einen ziemlich erträglichen Eindruck gemacht; was mir lieb ist, weil sie noch denselben Abend in einer großen Assemblee den ersten Laut von mir wird haben erschallen lassen. Die übrigen Weimar'schen Götter und Götzendiener werde ich in dieser Woche schon expediren. Wieland soll mir hierin einige politische Maßregeln vorzeichnen. Goethe ist noch in Italien, Bode in Paris, Bertuch ist auch abwesend, Reinhold ist schon in Jena. Mlle. Schröder sehe ich wahrscheinlich bei Charlotte. Mlle. S. soll ein redseliges, affectirtes und kaltes Geschöpf sein; also aus der Partie wird nichts. Schlagt mir eine bessere vor.

Ich wohne bis jetzt noch im Gasthof zum Erbprinzen. Frau v. Imhof will sich um ein Logis für mich bemühen. So lang ich nicht in meinen vier Wänden bin, erwartet nichts Ordentliches von mir. Ort und Gegenden habe ich noch nicht Zeit gehabt in Augenschein zu nehmen; doch gewann ein niedliches Wäldchen, das zum Spaziergang angelegt ist, schon im Hereinfahren mein Herz. Hier, meine Lieben, werde ich oft unter Euren Schatten herumwandeln.

Den Uebergang aus der früheren in die spätere Periode bezeichnet der Don Carlos, dieses Gebilde einer lautern hochherzigen Seele. Hier schlägt der schwärmerische Enthusiasmus für die idealen Güter des Lebens, für Freundschaft und Wohl der Menschheit, für das Weltbürgerthum im Gegensatze gegen die kleinliche engherzige Staatsklugheit in hellen Flammen auf, hier feiert in der Person des Marquis von Posa die sich entäußernde Liebe zur Gesammtheit den schönsten Triumph über den Egoismus, indem sie mit unverbrüchlicher Treue an der Idee festhält und mit Freudigkeit für dieselbe in den Tod geht. Nie ist die Herzenswärme Schillers, die Tiefe seiner Seele, die Hoheit und Innigkeit seines Gemüthes fühlbarer, als wo er das wahrhaft Große und Edle darstellt. Man fühlt, daß er hier in seinem wahren Elemente sei. Es drängt sich unmittelbar die Empfindung auf, daß Schillers ganzes Bewußtsein vom Großen und Edlen durchdrungen und erleuchtet sei, und dies übt einen unwiderstehlichen Zauber aus. Was Marquis Posa herrliches über Völkerwohl, über politische und Gedankenfreiheit verkündet, ist freilich Schiller selbst und steht mit den damaligen spanischen Verhältnissen im Widerspruch.

Die späteren tragischen Erzeugnisse Schillers sind durch die Einkehr in sein Inneres, durch eine sittliche Selbstprüfung vermittelt, und er hat damit ein glänzendes Zeugniß von dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit abgelegt, mit welchen er sich der Kunst widmete. In der Recension von Bürgers Gedichten sagt er: Alles was der Dichter geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt aufgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit heraufzuläutern, ist sein erstes wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die vortrefflichen zu rühren. Mit dieser Gewissenhaftigkeit und seiner Hinneigung zur Reflexion liegt es zusammen, daß er, insbesondere durch die Kantische Philosophie angeregt, sich von dem dichterischen Vermögen

Rechenſchaft gab und dieſes analyſirte, um ſich ſelbſt objectiv zu werden. Dieſe philoſophiſchen Unterſuchungen ſtanden in genaueſter Beziehung zu ſeinem dichteriſchen Beruf, den er um ſo höher anſchlug, da er der äſthetiſchen Bildung auch eine praktiſche Bedeutung beilegte. Indem ſie den Charakter veredle, vermittle ſie die moraliſche und politiſche Bildung. Denn durch die Schönheit wandre man zur Freiheit.

Schiller nimmt einen dreifachen Trieb an: einen Stofftrieb, einen Formtrieb und einen Spieltrieb, welchen letztern er dem Künſtler zuweiſt. Läßt ſich nun auch gegen dieſe Eintheilung, namentlich gegen den Spieltrieb und deſſen Bezeichnung mancherlei einwenden, ſo bleibt doch die Wahrheit beſtehen, daß ſich im Kunſtſchönen, mithin auch in der Poeſie, Vernunft und Sinnlichkeit, oder Geiſt und Natur durchdringen, daß hier der Geiſt in die Natur, und die Natur in den Geiſt hineinſcheine, ſie ſich alſo in einander reflectiren, daß ſich demnach in dem Kunſtwerk der Gedanke oder die Idee verkörpern müſſe, um Anſchaulichkeit, um Fleiſch und Blut zu gewinnen. Den philoſophiſchen Werth dieſer Anſicht vom Schönen, als einer Einsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen, hat auch Hegel und Viſcher anerkannt, welcher letztere das Schöne in die Einheit der Idee und der ſinnlichen Erſcheinung ſetzt. Die Geſchichte nimmt wie die Kunſt den ganzen Menſchen in Anſpruch, da ſich auch hier im Realen ideale Kräfte in individueller Weiſe bethätigen. Schiller äußert daher in Beziehung auf ſeine Bearbeitung der Geſchichte, welche mit durch äußere Motive veranlaßt ward, ſie ſage ihm deshalb zu, weil er hier alle ſeine Kräfte zur Anwendung bringen könne und der Vorrath ſeiner Begriffe bereichert werde.

Durch den Feldzug auf dem Gebiete der Philoſophie wurde Schiller in einen Zuſtand der Reflexion verſetzt, welcher auf ſeine Schöpferkraft, auf den unbefangenen Erguß ſeiner Gefühle retardirend einwirkte. Im Jahre 1792 ſchrieb er an Körner: die

Kühnheit, die lebendige Gluth die ich hatte, ehe mir eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt ſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung, und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht ohne Zeugen weiß. Bin ich erſt ſoweit, daß mir die Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch meine Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder. Vorher heißt es: die Kritik müſſe ihm den Schaden erſetzen, den ſie ihm zugefügt habe. Daß aber die Kunſtmäßigkeit durch Kritik und fortgeſetzte Speculation zur Natur geworden, ſcheint nicht gelungen. In einem Briefe an Göthe aus dem Jahre 1795 ſtellt er das Kunſtwerk dem philoſophiſchen Weſen entgegen, dort ſei alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt, hier alles ſo ſtrenge, ſo rigid, ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis, und alle Philoſophie Antitheſis ſei. So viel ſei gewiß, der Dichter ſei der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph ſei nur eine Caricatur gegen jenen; und in einem ſpäteren Briefe: ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt, als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe.

Wenn man in der neueren Zeit durch Hegel und ſeit Hegel den Begriff und das Wiſſen über die Kunſt geſtellt und als abſolute Herrſcher in höchſter Potenz proclamirt hat, ſo iſt umgekehrt in der Zeit, wo unter dem Panier von Göthe und Schiller der Cultus des Schönen die Bildung beherrſchte, die Kunſt auf den Thron geſetzt und zu Einem und Allem gemacht worden.

Die Tragödien Schillers aus der ſpätern Periode, nachdem er der Philoſophie den Abſchied gegeben hatte, behandeln ſammt und ſonders hiſtoriſche Stoffe, und zwar in einer Weiſe, welche den Einfluß Göthes nicht verkennen läßt. Sie haben die ideelle Verflüchtigung verloren, und an Realität gewonnen, ſie ſind mit einer größeren Haltung in Maß und Form, mit mehr Abrundung

und einem reineren Kunststyle abgefaßt, als die Jugendproducte Schillers, über die er selbst den Stab gebrochen hat. Sie sind von den üppigen Ranken, von den mancherlei dem Kunstwerk fremden Einmischungen, welche die früheren entstellen, von der Abspiegelung persönlicher Zustände frei, obwohl nicht zu leugnen ist, daß hin und wieder nicht die dargestellte Person, sondern Schiller selbst spricht, wie sich dies auch an einzelnen Stellen des Wallenstein hinlänglich nachweisen läßt. Man hat in dieser Beziehung der Schillerschen Dichtung den Vorwurf der Subjectivität im Gegensatz gegen Göthes Objectivität gemacht. Dieser Vorwurf, obgleich nicht gänzlich abzuweisen, ist doch in sofern ungegründet, als die behandelten Stoffe die verschiedenartigsten sind, als man nicht sagen kann, daß die späteren Dramen gewisse, überall wiederkehrende Lieblingsgedanken veranschaulichen, und so die Dichtung in Manier ausarte. Das Streben Schillers nach Objectivität beurkundet die Art, wie er sich über die Bearbeitung des Wallenstein ausspricht. Stoff und Gegenstand sei so sehr außer ihm, daß er ihn beinah kalt und gleichgültig lasse, und doch sei er für die Arbeit begeistert. Nur an zwei Figuren fehle ihn die Neigung. Zugleich äußert er sich über die vielfachen Schwierigkeiten in Behandlung des Stoffes unter der Bemerkung, daß er hier auf der Breite eines Scheermessers gehe. Daraus ersieht man denn, daß die Composition des Ganzen sowohl als die Gestaltung der Charaktere keine, wenn ich so sagen darf, unmittelbare unwillkürliche Schöpfung sei, sondern daß sich daran wesentlich die Reflexion betheiliget habe.

Man hat Schiller einen Idealisten genannt, und zwar in sofern mit Recht, als die Idee, der sittliche Gedanke, als das überwiegende Element in den Vorgrund tritt und den Pulsschlag der meisten Tragödien bildet, allein man würde in einen Irrthum verfallen, wenn man die in Rede stehende Bezeichnung dahin verstehen wollte, die geschilderten Personen seien fleckenlose Tugendspiegel. Einen Ausbund von Vortrefflichkeiten mit namhaften Edel-

thaten zu machen, und daneben einen durchaus nichtswürdigen Schurken, einen Engel neben einem Teufel, alle weiß und schwarz neben einander, iſt eine wohlfeile Poeſie. Gegen die Auffaſſung einer ſolchen Idealität verwahrt ſich Schiller in den Briefen an Körner, indem er darauf hinweiſt, daß die Idee nicht in den Individuen, ſondern in der Totalität der Conception, mithin in der Handlung zu ſuchen ſei, in welcher ſich die Idee verkörpert. Die Idealität der Charactere iſt darein zu ſetzen, daß das Princip ihres Denkens und Thuns, das punctum saliens, ſich offenbare, und um einen Ausdruck von Schiller zu gebrauchen, in die dunkeln Winkel des Herzens hineingeleuchtet werde. Dieſe Fähigkeit hat er in der proſaiſchen Erzählung: der Verbrecher aus verlorener Ehre in glänzender Weiſe bethätiget.

Die deutſche Tragödie, ſagt Schiller, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterloſigkeit unſeres Zeitgeiſtes, mit einer gemeinen Denkart zu ringen, ſie muß alle Kraft und Charakter zeigen. Die Schönheit iſt für ein glückliches Geſchlecht — Anſpielung auf die Griechen — aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren ſuchen. In dem Erhabenen ſtehen nicht wie in dem Kunſtſchönen Natur und Geiſt im Gleichgewicht, ſondern dieſer geht über jene hinaus, oder, wie es Viſcher bezeichnet, die Idee übergreift die Grenze des Bildes, der ſinnlichen Erſcheinung, und dadurch charakteriſiren ſich allerdings die Schillerſchen Dichtungen, welche nicht ſowohl im Gleichmaß einer ruhigen und abgemeſſenen Bewegung fortſchreiten und das Gemüth auf den Wellen des Rhythmus ſanft ſchaukeln, ſondern die Seele auf den Flügeln der Phantaſie gleichſam im Sturm über die Sandfläche der Erde emportragen und den Geiſt in Spannung ſetzen, wie denn die Gedichte ſelbſt Producte der in höchſte Spannung geſetzten Seelenkräfte ſind. Man fühlt die mächtige Concentration des Geiſtes auf einen Punkt, um den Gedanken mit voller Kraft zu gebären und ans Licht treten zu laſſen. Wer Großes ſchaffen will, ſagt der Dichter,

der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkt die höchste Kraft. Schiller hat seine Dichtweise in der Macht des Gesanges geschildert:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Verattümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm
Erstaunt mit wollustvollem Grauen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht.
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Die eigenthümliche Kraft der Schillerschen Dichtung ist vornämlich die, daß er den Begriff von der Abstraction entkleidet und in Anschauungen verwandelt und dadurch lebendig macht, wenn er auch im Abstracten mitunter hängen bleibt. Je widerstrebender der Stoff, eine desto größere Energie ist erforderlich, um ihn poetisch zu bewältigen. Als wahrer Dichtergeist hat er aber nicht blos Gedanken, sondern auch Schmerz und Lust poetisch verwerthet und in den „Idealen" selbst den Täuschungen des Lebens ein poetisches Colorit verliehen. Die Präponderanz des Geistes über die Natur, die Activität und Spontaneität desselben ist und bleibt die Seele der Schillerschen Muse, so daß nach Maßgabe dieser vorherrschenden Elemente sich Natur und Menschheit in dem idealen Spiegel seiner Dichtungen reflectiren. Daraus ist es erklärlich, wie die Schilderung weiblicher Charaktere Schillern weniger gelingen wie Göthen. Denn die Frauen sind nach ihrer geistigen Organisation wesentlich receptiv, und ihre Sittlichkeit ist nicht sowohl ein Werk der Reflexion, als vielmehr der Natur. Sie sind eben, was man eine schöne Natur nennt. Daher Göthe Meister in ihrer Schilderung ist. Man denke nur an Iphigenie, Leonore in Tasso, an Dorothea in Hermann und Dorothea.

Die Darstellungen Schillers sind vornämlich auf den M
in seiner Willensenergie gerichtet, daher die Liebe der Geschlec
zu einander nicht so in die Organisation seiner Dramen verwach
ist, wie bei Göthe. Es fragt sich nun nach allem diesem,
und wodurch ist Schiller der Liebling der Nation geworden,
er gleich kein Volksdichter gewesen und die Erhabenheit seiner Poesi
vielmehr damit in Widerspruch steht. Es kommt hierbei ein d
peltes Moment in Betrachtung: die Art der Darstellung und
Inhalt. Die letztere übt durch farbenreiche Pracht, durch blend
den Glanz, durch den Reichthum der Bilder und den Schwung
Rede, durch Feuer und Energie eine ergreifende Wirkung auf d
Gemüth aus, indem zugleich schlagende frappante Sentenzen d
sittliche Bewußtsein erheben, oder dem Gedanken eine gr
weite Aussicht aufschließen. Vornämlich ist es aber die Innigk
Aufrichtigkeit, Mannhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Hochh
zigkeit und edle Menschlichkeit, die ursprünglichen, wenn auch j
hin und wieder verdunkelten, Eigenschaften des deutschen Charakte
welche Schillern Herzen und Geister gewonnen haben. In dem ga
zen Mann ist nichts Gemachtes, Illusorisches, Eitles, auf den bloß
Schein berechnetes. Ein heiliger, gewissenhafter Ernst drückt s
in allem seinem Thun und Denken aus. Er ist sich immer tr
geblieben, hat den Meinungen des Tags nie gehuldigt und s
von dem Uebereizten, Krankhaften, Unklaren und Zwitterhaften f
erhalten, welches sich während seiner letzten Lebensjahre in d
Literatur hin und wieder entwickelte. Seine Werke verherrlich
die Freiheit, nicht bloß die politische, wie vornämlich im Tell, so
dern die Freiheit von Allem, was den Menschen in unwürdig
Weise abhängig und dienstbar macht, mithin ebenso die intellectue
als moralische, die Freiheit von den niederdrückenden Aengsten d
Lebens, von Allem, was die Seele hindert, ihrer selbst vollständ
bewußt und mächtig zu werden, von den Vorurtheilen, kleinliche
Rücksichten und Formen der Convenienz, den engherzigen Beschrä

lungen und nichtigen Aeußerlichkeiten, welche der Geistlosigkeit und Trivialität ihr Dasein verdanken, den Schwung der Phantasie fesseln und die wahre Bildung daniederhalten. Großartige Gedanken blitzen auf, welche ihre Schlaglichter auf ganze Gebiete des menschlichen Daseins werfen. Die Schillersche Sittlichkeit ist nicht eine phantasielose, pedantische Hofmeisterin menschlicher Neigungen, keine trockne Grammatik von Geboten und Verboten, sondern in ihrer alles erweckenden Kraft eine Schöpferin des höchsten Selbstgenusses, welche dem Menschen sein wahres Selbst aufschließt, ihn in das Reich unvergänglicher Wesenheiten und zu der Erkenntniß erhebt, daß er seine Heimath nicht in wandelbaren Zeitbildungen und Interessen, sondern in den ewigen des selbstbewußten Geistes zu suchen hat. In wessen Brust die guten Mächte schwach werden, wen Sorge, Kummer und Schmerz niederdrücken, wen die Nüchternheit, die Prosa des Lebens, die Alltäglichkeit matt und stumpf gemacht haben, der nehme die Schillerschen Dichtungen zur Hand, und wenn er nicht ganz in dem Gemeinen versunken ist, so wird ein erwärmender Lichtstrahl in seine Seele fallen, sie wird in dieser reinen Luft von den Dünsten der verdunkelten geistigen Atmosphäre aufathmen, das Herz wird sich den Verheißungen einer höhern Liebe eröffnen und dadurch groß und weit werden, der innere Mensch wird sich aufrichten und erstarken, die Bedrängnisse des Lebens von sich werfen und eine freudige Zuversicht zu dem Guten und Edlen und zur eignen Kraft wird die Feinde seiner bessern Natur besiegen. Er wird seine Selbstgewißheit wiedererlangen, indem der ganze intellectuelle und sittliche Mensch von allen Zumischungen seiner niederen Natur gereinigt wird.

Die Poesie ist wie das Licht, wie dieses in seiner allgemeinen Verbreitung in abgelegene, versteckte Gründe und Schluchten dringt, so jene in alle, auch die entlegenen Regionen des menschlichen Daseins, und verklärt unscheinbare, gering geachtete Lebenszustände. Es ist kein Dach so niedrig, keine Hütte so klein, der Sänger führt

einen Himmel voll Götter hinein. Das Weſen Schillers hat Göthe eben ſo treffend als ſchön in den Verſen charakteriſirt: und hinter ihm in weſenloſem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine. Das ganze Leben des hohen Mannes iſt gleichſam ein Commentar, eine Ausführung dieſes Spruchs. Auf ſeinem Lebensgange begegnen wir nirgends einer unedlen Selbſtſucht, er thut ſich ſelbſt nicht genug und iſt ſo weit von einer eitlen Selbſtbeſpiegelung entfernt, daß er ſelbſt die Mängel und Schwächen ſeiner Dichtungen, namentlich das Uebermaß des Rhetoriſchen in den früheren, als ſtrenger Richter unerbittlich rügt und überall als Schöpfer über dem Product ſteht. Wie treffend beurtheilt er ſein Verhältniß zu Göthe, indem er ſich eher zu niedrig als zu hoch ſtellt. Auch hier bewährt es ſich, wie die Selbſterkenntniß uns am ſicherſten auf das Feld leitet, wo wir mit Erfolg thätig ſein können.

Unabhängigkeit iſt das Lebenselement des Dichters, und nach dieſer ſtrebte auch Schiller, um ſich mit ganzer Seele der Kunſt widmen zu können; daher er Bedenken trug, eine Profeſſur anzunehmen.

Bei Verſtandesmenſchen hat die Gemüthsverfaſſung eine gleichmäßige Temperatur; anders bei Menſchen mit vorherrſchender Phantaſie, alſo bei Dichtern, und zwar um ſo mehr, je reizbarer und empfindlicher ſie gegen die erkältenden Einwirkungen der Welt ſind, und je weniger die Wirklichkeit ihren Erwartungen und Anſprüchen entſpricht. So erhebt denn auch Schiller vielfältig Klage über die Kälte der Menſchen, über die Täuſchungen, die er erfahren, ſo daß er den frohen leichtſinnigen Glauben an dieſelben verloren habe. Er macht ſogar, wenn auch nicht in dieſer feindſeligen Stimmung, doch als Erforderniß einer ungeſtörten Ausbildung den hypochondriſchen Spruch des frühern Kreiſs zu dem ſeinigen: Um wahrer Menſch zu ſein, muß man fern von Menſchen ſein. Die Urtheile und Stimmungen Schillers ſind namentlich vor ſeiner Verheirathung in einem beſtändigen Wechſel begriffen, und er ſagt ſelbſt,

daß ſich Kopf und Herz beſtändig jagen. Bald findet er ſich in dem Profeſſorleben ganz behaglich, bald nennt er den Zirkel alter Profeſſoren eine ſchreckliche Geſellſchaft und freut ſich, daß ſeinen Freund Körner das Univerſitätsweſen anwidere, bald verzagt er kleinmüthig an ſeiner Begabung, bald erhebt ihn das volle Bewußtſein derſelben. Die harten und ſchroffen Urtheile, die er hin und wieder fällt, ſind oft nur Erzeugniſſe eines augenblicklichen Mißmuths und können eben deshalb nicht als Beweiſe ſeiner wahren Geſinnung gelten.

Schiller ſpricht in ſeinen Briefen eine lebendige Sehnſucht nach einem häuslichen Leben aus, welches oft genialen Menſchen nicht zuſagt, und fühlt ſich, nachdem er es gewonnen, vollſtändig befriedigt. Seinen Zuſtand ſchildert er in einem Briefe an Körner: Mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in ein harmoniſches Gleichgewicht gerückt. Die Darlegung dieſer Empfindungen iſt ein ſprechendes Zeugniß von Schillers Gemüthlichkeit und Herzenswärme, von ſeinem Bedürfniß, durch ein liebendes Weſen ſein eignes zu ergänzen und das Zarte und Weiche mit dem Strengen zu paaren. Voß, der Sohn des bekannten Dichters, welcher in längerem Umgang mit Schiller verkehrt hat, erzählt, und dies iſt durch die Zeitungen in die Oeffentlichkeit gelangt, daß Schiller mit ſeinem älteſten Knaben Löwe und Hund geſpielt und beide dann auf Händen und Füßen im Zimmer umhergekrochen wären. Der geniale Schiller, ſagt er, war groß, aber unendlich größer war Schiller im Kreiſe der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menſchliche Seite war in dieſem Göttlichen die göttlichſte.

Schiller hat in ſeinen Briefen an Körner einen Wunſch ausgeſprochen, der am heutigen Tage von der Geſammtheit der Deutſchen in und außer Deutſchland im vollſten Maße erfüllt wird. Wenn ich mir denke, ſchreibt er, daß wenn mein Staub lange ver-

Charlotte iſt eine große ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiſt, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich, wie ſchöne Partien in einer weiten Landſchaft, überraſchen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieſer Geiſt auf den Eurigen wirken wird. Herr von Kalb und ſein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unſere Vereinigung im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet ſie deswegen auch, in Weimar die geringſte Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armſeligkeit weg nach Dresden treiben ſoll. Sind wir einmal da, ſo läßt man Euch für das Weitere ſorgen. Die Situation des Herrn v. Kalb am Zweibrück'ſchen Hofe, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Churfürſt von der Pfalz ſterben ſollte, läßt ſie vielleicht zehn bis funfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten.

Von dem kleinen Fritz habe ich Euch noch nichts geſagt. Es iſt ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht; er wird recht gut behandelt, und hat ſchon ſehr viele Züge von Güte und Gehorſam gezeigt. Charlotte geht wenig in Geſellſchaft, wird aber nunmehr in dieſem Punkte eine Veränderung treffen. Zu Ende dieſer Woche oder Anfang der folgenden wahrſcheinlich, laſſe ich mich der Herzogin vorſtellen.

weſt iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thr
und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterbe
und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhäng
Denſelben Gedanken drückt der Vers aus: Auch ein Klaglie
ſein im Munde der Geliebten iſt herrlich, denn das Gemeine
klanglos zum Orcus hinab. Doch wir wollen uns zum Sc
nicht den todten Schiller, ſondern den lebenden vergegenwärti
wie ihn Göthe ſchildert:

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der dumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Schiller, der Dichter des deutſchen Volkes.

**leſtrede, bei der von den Mitgliedern des Liedervereins und des Ver
für Fortbildung in dem Saale des Rathhauſes am 10. November
veranſtalteten Schillerfeier, gehalten von Wilhelm Mangold,
ao. Profeſſor der Theologie.**

Verehrteſte Feſtverſammlung!

Wenn ein ganzes Volk wie ein Mann ſich erhebt, um ſei
Lieblingsdichters hundertjährigen Geburtstag feſtlich zu begeh
dann wird jede einzelne Stimme, welche dieſer gemeinſamen Fre
einen Ausdruck geben ſoll, von vornherein auf geneigtes Ge
rechnen dürfen; auch ein ſchlichtes und einfaches Wort fin
darum heute eine freundliche Stätte; getragen von dem Bewu
ſein, nur ausſprechen zu ſollen, was unſer Aller Herzen bewe
darf ich deßhalb wohl meine Aufgabe, zu Ihnen über die V

deutung des Mannes, den wir heute feiern, zu reden, ſo ſcheint es, als eine dankbare und eine leichte begrüßen.

Dankbar iſt dieſe Aufgabe gewiß; gilt es doch, ſich liebend in das Bild eines großen Mannes zu verſenken, den wir Alle mit der gleichen Verehrung umfaſſen, ſeine großen Gedanken nachzudenken, das reiche Leben ſeines Gefühls mit ihm zu theilen, und die Offenbarung des Ewig-Schönen zu ſchauen, die uns in ſeinen Schöpfungen ſo voll entgegentritt. Wenn die Löſung dieſer Aufgabe nur auch in der That ſo leicht wäre, wie ſie der begeiſterten Liebe auf den erſten Blick erſcheinen mag! Aber es iſt Schiller, von dem ich reden ſoll, Schiller, deſſen Name zu den beſten zählt, die in Deutſchland genannt werden, der Dichter, der auch nach ſeinem Tode noch bis auf dieſen Tag die lebendigſte Wirkſamkeit unter uns ausübt: wie ſollten alſo die wenigen Minuten, die mir zum Sprechen vergönnt ſind, dazu ausreichen, einen ſolchen Mann in ſeiner ganzen Größe Ihnen vorzuführen? Und wenn ich nun gar die Kraft überſchlage, die ich zur Löſung dieſer Aufgabe mitbringe: dann tritt mir das erhabene Bild Schillers vor die Seele, wie er, durch den Tod gereinigt von den Schlacken des Irdiſchen, und verklärt von der Liebe einer dankbaren Nachwelt, in den Herzen der Beſten ſeines Volkes lebt, — und das Wort erſtirbt mir auf der Lippe, weil es fürchten muß, einer ſo gewaltigen Erſcheinung nicht gerecht werden zu können. Nein, verehrte Verſammlung, erwarten Sie von mir auch nicht einmal den Verſuch einer umfaſſenden Würdigung unſeres großen Dichters!

Indeß unſerm Feſte muß ſein Recht geſchehen, und Zeit und Kraft wird, hoffe ich, wenigſtens dazu ausreichen, einen kurzen Lebensabriß Schillers zu geben und aus der reichen Fülle ſeines Weſens die Seite deſſelben hervorzuheben und zu beleuchten, welche unſern Dichter nicht bloß den Kreiſen der wiſſenſchaftlich oder künſtleriſch Gebildeten, die ihn auch dem deutſchen Bürger

beſonders theuer macht. In dem Rathhausſaale einer alt-ehrwürdigen Stadt, in dem ſchon Jahrhunderte lang die Intereſſen der Bürgerſchaft verhandelt ſind, habe ich zu ſprechen; den Kern unſerer Verſammlung bilden Meiſter und Gehülfen des Handwerks; von dem aus Bürgern unſerer Stadt beſtehenden Liedervereine erging zuerſt die ehrenvolle Aufforderung an mich, hier zu reden; als Vorſtandsmitglied des Vereins für Fortbildung der Jünglinge aus dem Stande der Gewerbtreibenden ſtehe ich hier: dieſer Ort und die mir gegebene Veranlaſſung zum Sprechen, beides weiſt alſo gleich ſehr auf die angegebene engere Begrenzung unſerer Betrachtung hin.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller wurde den 10. November 1759 in dem würtenbergiſchen, auf einem Rebenhügel des Neckar gelegenen Städtchen Marbach in dem Hauſe ſeiner Großeltern mütterlicherſeits geboren. Hierher war ſeine Mutter Eliſabeth Dorothea, eine geborene Kotweiß, mit ihrer älteſten Tochter Chriſtophine zurückgekehrt, ſeit ihr Gatte beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, um ſeine Lage zu verbeſſern, das Meſſer des Wundarztes mit dem Schwert des Kriegers vertauſcht hatte und nun faſt beſtändig ein unſtätes Soldatenleben führen mußte. Zwar ſtand das Regiment, in dem Schillers Vater als Lieutenant diente, gerade in der Zeit, in der ihm ſein erſter und ein einziger Sohn Friedrich geboren wurde, zufällig in einem Lager in der Nähe von Marbach, ſo daß er ſich ſeines Knaben freuen und ihn ſegnen konnte; aber vier Jahre lang hielt ihn doch der Krieg noch fern von ſeinem Hauſe, weßhalb die erſte Erziehung des Sohnes faſt ganz der Mutter anheim fiel. Dieſe Mutter war eine echt weibliche, innige und poetiſche Natur; und wenn wir es auch nicht verkennen wollen, daß die poetiſche Begabung Schillers nicht von der Mutter aufgeerbt, daß ſie vielmehr urſprüngliche Anlage, ein reines und freies Geſchenk des Himmels war, ein Feuerfuß des Genius, der dem Kinde bei

seiner Geburt schon die sangreichen Lippen geweiht hatte: so wollen wir es doch ebenso anerkennen, daß diese Anlage unter den Händen einer solchen Mutter behütet blieb und in der Stille wachsen und gedeihen konnte. Als der Vater später in seine Heimath zurückkehrte, griff er mit kräftiger Hand in die Erziehung ein; aber sein Ernst und die etwas militärische Straffheit seines Wesens, die auf strengem Gehorsam bestand, verschüchterte das leicht empfängliche Gemüth des Knaben nicht, sie diente nur dazu, den kraftvollen Muth zu entwickeln, in dem Schiller von früh auf seinem geliebten Vater glich. Und wohl bedurfte er dieses kräftigen Muthes, um der Entfaltung der ursprünglichen Anlage seiner Natur durch eine Menge von Hindernissen hindurch siegreich Bahn zu brechen! Zwar anfangs schien die Entwicklung Schillers ohne Hemmungen zu verlaufen; denn sein Vater hatte nach manchem Wechsel seines Aufenthalts seit dem Jahre 1768, in dem er als Hauptmann verabschiedet war, auf dem herzoglichen Lustschloß Solitüde als Director einer Baumschule eine behagliche Existenz gefunden; der Sohn hatte seit dieser Zeit regelmäßig die lateinische Schule zu Ludwigsburg besucht und hier im Jahre 1772 als der Besten Einer absolvirt; nun wollte er seiner Neigung folgen, die ihn in dunkeln Regungen zu der Pflege geistiger, überirdischer Güter und ihm deßhalb das Studium der Theologie am anmuthendsten erscheinen ließ: er wollte in eine Klosterschule des Landes übergehen, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten: da griff sein Landesherr, der prächtige, kunstliebende, die Wissenschaft fördernde, aber auch starr eigenwillige Herzog Carl von Würtemberg gewaltsam in seine Lebenspläne ein und verlangte den talentvollen Jüngling als Zögling für seine Karlsschule, eine fürstlich ausgestattete, militärisch eingerichtete Akademie, die der Herzog 1770 auf der Solitüde errichtet hatte und 1775 in die Residenz Stuttgart verlegte. Auf seines Vaters Wunsch fügte sich Schiller dem Willen des Herzogs: da aber für das Studium der

Theologie auf der Karlsschule nicht gesorgt war, mußte er sein
Studienplan ändern und erwählte die Rechtswissenschaft als
Fach. Im Januar 1773 wurde Schiller als Karlsschüler ein
kleidet und mußte nun unter der herben Zucht des Korporalsto
welcher die Anstalt regierte, zwei Jahre lang die ihm fast auf
zwungene Wissenschaft treiben. Fortschritte in derselben mac
er aber keine; seine Natur war stärker als die militärische Reg
und diese Natur fing jetzt an sich zu regen. Er hatte in erlaub
und unerlaubten Stunden die Werke Klopstocks und den G
Göthes, Gerstenbergs und Lessings Schriften eifrig gelesen, sel
Shakespeares Dramen blieben ihm nicht unbekannt; mächtig ergr
ihn der Geist, der in diesen Werken wehte; Verwandtes fühlte
seine Brust schwellen: so wagte er die ersten eignen Production
und die Poesie wurde die Geliebte seiner Jugend, der er a
Treue gehalten hat bis zum Tode. Denn wenn er auch im Jahre 17
zum Studium der Medicin überging, die ihm nicht so trocken
die Jurisprudenz erschien, und sich selbst das Gelübde aufleg
zwei Jahre lang aller Dichtung zu entsagen, um sein Brotstudi
zu fördern, so entwarf er doch noch auf der Karlsschule den Pl
und die erste Ausführung seiner Räuber, des Trauerspiels, d
gleich bei seinem Erscheinen dem Dichter einen berühmten o
berüchtigten Namen in ganz Deutschland erwarb. Diese Dichtu
voll titanischer Kraft, in welcher der Zorn einer freigeborn
Jünglingsseele über den Geisteszwang, unter dem sie Jahre lang
seufzt hat, gewaltsam ausbricht, leidet freilich an schweren
brechen; sie zeichnet nicht Menschen, sondern vollendete Teufel u
fallende Engel; und da, wo sie sich strafend gegen Sünden
Zeit wendet, überschießt sie ihr Ziel und stürmt gegen die sittli
Weltordnung selber an: aber darin ruht ihre unverlierbare
Deutung, daß sie Schiller selbst die Gewißheit seines dichterisch
Berufes brachte. Mochten nun auch die Räuber zunächst
äußere Existenz des Dichters zerbrechen, jetzt, seiner selbst gew

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10455/062

überstand der Genius unbeirrt die Feuerprobe der Noth und fand sicher die Bahn, auf der er zum Heil seiner Nation wirken sollte. Im Jahr 1780 war nämlich Schiller von der Karlsschule entlassen und Regimentsarzt in Stuttgart geworden. Als nun die Räuber gedruckt und im folgenden Jahre mit dem ungeheuersten Erfolg in Mannheim über die Bühne gegangen waren, verbot ihm sein Herzog, den die Ungeheuerlichkeiten der damaligen Schillerschen Muse abstießen, obwohl er den Dichter, den Zögling seiner Akademie, noch liebte, in Zukunft irgend Etwas drucken zu lassen, was nicht vorher seine Censur passirt hätte. Da stand der Dichter am Scheidewege; aber, ein kräftiger und muthiger Geist, opferte er lieber Stellung, Vaterland und Familie, als daß er seinem Genius also die Flügel beschnitten hätte; noch in demselben Jahre verließ er heimlich Stuttgart.

So haben wir den Dichter werden und wachsen sehen und ihn zu dem bedeutungsvollsten Wendepunkt seines Lebens begleitet; seine weitern Geschicke darf ich Ihnen wohl in größerer Kürze vorführen.

Ein wanderndes, armes, aber doch geistig reiches Dichterleben führte Schiller in den folgenden Jahren nach Franken, Mannheim, Leipzig, Dresden, Weimar und Rudolstadt; mit einer Reihe von bedeutenden Geistern Deutschlands, mit gereiften Männern und gebildeten Frauen trat er in Verbindung; der feurige Wein seiner Poesie klärte sich immer mehr ab, seine Bildung strebte einer größeren Vollendung zu. Da verschaffte ihm Göthe, der sich von vornherein für Schiller interessirte und später ein neidloses Freundschaftsbündniß mit ihm einging, zuerst wieder eine gesicherte Existenz; denn auf seine Empfehlung hin berief ihn der edle Herzog Karl August von Sachsen-Weimar zu einer Professur der Geschichte nach Jena, die Schiller im Frühjahr 1789 antrat. Bildungsreiche Jahre verlebte er hier; an den Meisterwerken der Griechen läuterte er seinen Geschmack, große geschichtliche Stoffe lernte er behandeln,

die Philosophie wurde sein eifrigstes Studium. Leider befiel ihn im Jahre 1791 eine Brustkrankheit, deren Folgen seine Gesundheit für sein ganzes Leben zerrütteten; dennoch blieb der Geist bei ihm Herr über alle krankhaften Anwandlungen. Sein Wallenstein, seine Balladen, seine meisten und bedeutendsten Gedichte zeugen dafür; denn sie alle entstanden in Jena. Indeß hier sollte der Dichter sein Leben nicht beschließen; Goethe und das Theater zogen ihn nach Weimar, wohin er im Winter 1799 übersiedelte. Glänzend war der Abend seines Lebens; in rascher Folge erschienen Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und das Lieblingsdrama der deutschen Nation, Wilhelm Tell. Nun stand Schiller auf dem Höhepunkt seines Ruhms, er war der Liebling der Nation; lange sollte er sich dieses Erfolges jedoch nicht mehr freuen. — Schon im Anfang des Jahres 1805 warf ihn ein Nervenfieber auf das Sterbelager. Zwar auf einen kurzen Augenblick flackerte die Lebensflamme wieder auf; am 29. April erschien Schiller noch ein Mal, zum letzten Male, im Theater, dem er die besten Dramen geschaffen; aber schon am 9. Mai brach dieses reiche Leben in Folge eines Rückfalls zusammen.

In die Fürstengruft zu Weimar haben sie ihn begraben; bei seinem Freund Goethe und bei seinem Gönner Karl August ruht er — aber er lebt! er lebt in den Herzen seines Volkes, und gerade darum feiern wir seinen hundertjährigen Geburtstag.

Vor zehn Jahren, am 28. August 1849, hat man in Deutschland auch einen hundertjährigen Geburtstag gefeiert; es war der Geburtstag Goethe's, des Altmeisters der deutschen Dichtung; aber an diesem Feste betheiligte sich nur die Aristokratie der Bildung. Heute ist das anders; es ist ein Volksfest im edelsten Sinne, das wir feiern, ein Fest, das den deutschen Bürger ebenso begeistert, als es die wissenschaftlich gebildeten Kreise in festliche Bewegung setzt. Woher diese Erscheinung? Es muß in den Leistungen

Schillers Etwas liegen, das ihn zu unserm Volksdichter in der erhabensten Bedeutung dieses Wortes weiht. — Und dem ist auch so!

Wenn es überhaupt die Aufgabe des Dichters ist, dem Leben einen unvergänglichen Inhalt zu erwerben, so hat Schiller seine Aufgabe in der Weise gelöst, daß er diesen unvergänglichen Inhalt aus den Tiefen des deutschen Volksgeistes geschöpft hat. Alles, was der Deutsche als sein ureigenstes Wesen erkennt, das findet er in verklärter Gestalt bei seinem Schiller wieder; aus dem sittlichen und politischen Todtenschlaf, der am Ende des 18. Jahrhunderts schwer auf Deutschland lag, hat Schiller das Vaterland mit der ehernen Stimme seines Mundes wieder wach gerufen; so lange hat er in seinen poetischen Schöpfungen gerade die eigenthümlichsten Züge des deutschen Wesens verherrlicht, bis eine junge Generation, unsere Väter, herangewachsen war, der diese Züge nichts Fremdes mehr waren, die sich genährt hatte an dem Schillerschen Geist, und die mit von da aus die nationale Begeisterung empfangen hatte, di. in den Freiheitskriegen ihre Triumphe erstritt. Es ist Schiller, : : Pfleger des deutschen Wesens, den wir heute feiern.

Deutsch ist es doch, seine beste Liebe dem Vaterland zu weihen: nun Schiller mahnt Dich:

Ans Vaterland, das theure, schließ dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!

Und des deutschen Mannes Zierde ist doch auch sein angeborenes Freiheitsgefühl: und wiederum ist es Schiller, welcher singt:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.

Daneben ist das ein echt deutscher Zug, die Freiheit nicht loszureißen vom Rechte, das Recht zu setzen zur Hüterin der Freiheit, damit sie nicht ausartet in frevelhafte Willkühr; bei

Schiller finden wir auch dieſen Zug, wenn er mit männlicher Zuverſicht ausſpricht:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.

Und wenn es endlich deutſch iſt, mit ſeinen Gedanken nicht bei dem Dieſſeits, bei dem bloß Nützlichen ſtehen zu bleiben, ſondern ſich zu ſehnen nach dem Reiche des Idealen, nach dem Reiche des Geiſtes, nach dem Reiche des Ewigen, Guten und Wahren: ſo ſtimmt Schiller auch dieſen Ton der Sehnſucht an, wenn er klagt:

Ach, aus dieſes Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!

Kurz Alles, was deutſch, was treu, was edel iſt, mit unſerm Schiller iſt es verwachſen!

Und da wir ja doch Alle dieſes deutſche Weſen bei uns pflegen wollen, ſo werden wir mit Recht in freier Nachbildung ein Wort Goethes auf Schiller, den Herold des deutſchen Weſens, anwenden dürfen, das Wort:

Es wird die Spur von Deinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehen!

und können mit der fröhlichen Hoffnung ſchließen, daß unſere Kindeskinder ein Schillerfeſt feiern werden, wie wir, wenn ſie anders, was Gott geben mag, nicht abfallen von dem Geiſte unſerer Väter!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10400/007

Caſſel.

Feſtrede,

bei der Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag im Hanauſch'ſchen Saale gehalten von Dr. Wilhelm Falckenheiner.

Verehrte Anweſende!

Sie Alle kennen, Sie Alle ehren die zauberiſche Macht der erſten Liebe. Mag auch für Einzelne unter Ihnen „des Lebens Mai, der nur einmal blüht und nicht wieder", „der erſten Liebe gold'ne Zeit" längſt entſchwunden ſein — der Paradiesvogel ſeliger Erinnerung trägt Sie auf ſeinen bunten Schwingen in das ſchöne Wunderland jener Tage und wiegt Ihr Herz in wonnigen Gefühlen und ſingt Ihnen einen theuern, lieben Namen. Wohl hat dieſer Namen für die Einzelnen unter Ihnen verſchiedenen Klang, aber durch all' ſeine melodiſchen Variationen zieht ein geweihter Grundton hindurch; all' die verſchiedenen Namenszüge ſind mit einem gemeinſamen Namenszuge gar wunderbar und geheimnißvoll verſchlungen, für all' die mannigfachen Empfindungen, die jetzt jene heilige Erinnerung in Ihren Herzen auf- und abwogen läßt, gibt es einen Dolmetſcher, all' jene lichten Geſtalten werden umwallt von einem aus goldnem Morgenduft gewebten Schleier, — und dieſer eine Grundton, dieſer eine Namenszug, dieſer eine Dolmetſcher, dieſer eine Zauberſchleier Ihrer erſten Liebe heißt: Schiller. Ja unſer Schiller iſt mehr als das, er war ſelbſt Ihre erſte Liebe. Welch' edler deutſcher Jüngling hätte nicht für Thekla, welch' ſinnige deutſche Jungfrau hätte nicht beim Brauſen des Eichwalds und dem Zuge der Wolken für Max geſchwärmt, ehe das Herz ſein Ideal hienieden verkörpert fand, — und nachdem dieſer große Wurf gelungen, da waren es eben jene geweihten Geſtalten des Dichters, die Ihnen

den Gegenstand ihrer ersten Liebe mit verklärten Zügen wieder spiegelten. Darum klingen auch die lieben Töne seiner Muse zu uns herüber wie das geheimnißvolle Geläute jener versunkenen Wunderstadt, und wir vernehmen fort und fort in ihnen die Glocken der trauten Heimath, und wir träumen uns dabei zurück an jene unvergeßliche Stätte, wo zuerst aus liebem Munde im Waldesgrün oder daheim im Familienkreise jene Harmonien uns begrüßten, und wir sehen immer noch so lebhaft Farbe und Form des zauberischen Bandes aus der väterlichen Büchersammlung vor Augen, der uns jene Idealwelt zuerst erschloß. Mag es nun auch draußen in der rauhen Wirklichkeit noch so winterlich stürmen, wir haben uns im Innersten unseres Herzens ein Schillerplätzchen gerettet, wo ewiger Frühling herrscht, wo es immer blüht und ewig frische Quellen rauschen, wo trotz der Flucht der Zeiten unser Dichter in ewiger Jugend fortlebt. Darum bringen Sie denn auch heute zu der 100jährigen Jubelfeier seines Geburtstages mehr mit, als ich Ihnen ohnehin würde geben können; so verschieden auch sonst Ihr Denken und Empfinden, so verschieden Kopf und Herz ist, Sie Alle ohne Ausnahme haben, um in dem kühnen Bilde unseres Dichters zu reden, seinen raschen Puls. Die Begeisterung, die sonst die Wirkung der Festrede sein soll, darf ich bei Ihnen schon voraussetzen und ich kann mich deßhalb damit begnügen, Ihrer ersten Liebe, jener feurigen **Schillerliebe**, die Sie Alle im Herzen tragen, die ernste, heilige Weihe zu geben und Ihren Blick von der lieblichen und anmuthigen Seite des Dichters, wie er sie im „Geheimniß" und der „Erwartung" herauskehrt, zu seiner erhabenen Würde, zu seiner ernsten Hoheit hinzulenken. Und darum werde ich aus dem gewaltigen geistigen Horizonte, der sich uns bei dem Namen Schiller heute eröffnet, nur einen Ausschnitt, nemlich seinen **prophetischen Beruf** Ihnen vorführen, wobei es wohl kaum der Bemerkung bedarf, daß wir den Namen „Prophet" nicht in sei-

nem urſprünglichen beſchränkten Wortſinne als Weiſſager, ſondern in jener umfaſſenden Bedeutung, wie ſie uns unſere heilige Prophetie zur Anſchauung bringt, verſtanden wiſſen wollen.

Wohl ſind wir bei dieſer Faſſung unſeres Thema's auf die Angriffe Derer gefaßt, die von heiligem Eifer getrieben, in der Anwendung jenes Namens auf Schiller eine Entweihung des religiöſen Prophetenthums finden. Freilich, wer in mechaniſcher Anſchauungsweiſe befangen, die heiligen Propheten nur als willenloſe Maſchinen des heiligen Geiſtes anſieht und keinen Sinn hat für jenes geheimnißvolle, wunderbare Ineinanderweben des göttlichen und menſchlichen Geiſtes, das allein die lebendige Auffaſſung jener geweihten Perſonen im frommen und doch ſo freien Sinn des von dort auf uns herabſchauenden*) Herder möglich macht, wer es läugnet, daß „Gottesoffenbarung und Poeſie", wie auch Vilmar zugibt, „in ihren Wurzeln und letzten Weſen eins ſeien," — mit dem iſt auf dieſem Punkte die Verſtändigung gar ſchwierig. Und leider hat gerade in neueſter Zeit auf dem Glaubensgebiete eine Richtung ſich verbreitet, die es ſo recht abſichtlich zu verſchmähen ſcheint, die beſonderen chriſtlichen Glaubenswahrheiten an die allgemeinen, im Gewiſſen der Menſchen ruhenden religiöſen Grundlagen anzuknüpfen, ja die ſich (ſo berühren ſich auch hier die Extreme) nicht ſcheut, das Wort „Religion" als einem verwaſchenen, überwundenen Standpunkt angehörig zu bezeichnen. Wir halten nicht viel von dem Spiegelbild ſolcher in der Luft ſchwebenden Rechtgläubigkeit und meinen vielmehr, daß der Baum wahrer Frömmigkeit, gleich den Bäumen des Waldes ſeine Nahrung nicht blos durch ſeine Krone aus dem Thau des Himmels, ſondern auch durch die Wurzel aus der Tiefe ziehe, d. h. aus dem Grunde der menſchlichen Perſönlichkeit. Und wir meinen ferner, es geſchähe unſerer Kirche ein ſchlechter Dienſt damit,

*) An der Wand des Redners hing das transparente Bild Herder's.

wenn ihr ausſchließlich das Bereich der Erbauung überwieſen wird. Die Kunſt kann die Religion nicht erſetzen, aber ſie kann wohl mit ihr ſelbander gehen. Außer dem trockenen Brode, welches dieſe uns bietet, kann das ſüße Manna aus jener Hand uns auch die „Angſt des Irdiſchen“ überwinden helfen. Und aus dem Boden ſolcher pſychologiſchen Anſchauung erſcheint die Analogie zwiſchen der heiligen Prophetie und dem prophetiſchen Berufe Schiller's vollſtändig gerechtfertigt.

Zum Weſen des Propheten gehört zunächſt ein divinatoriſcher Blick in die Zukunft, der heilige Inſtinkt einer feinen Witterung für die Dinge, welche gleichſam in der Luft liegen, ein helles Auge, das die von allen gewaltigen Perſonen und Ereigniſſen auch zeitlich vorausgeworfenen Schatten zu erkennen im Stande iſt. Nicht umſonſt heißen die Propheten in dieſem Sinne: Seher, Schauer. Und ſolche prophetiſche Kraft, wie ſie die heidniſche Vorzeit unſeres Volkes an einer Velleda, als dem Sinnbild germaniſcher Weiblichkeit bewunderte, ſpricht die Neuzeit mit Recht dem männlichen Genius Schiller's zu. Tönte nicht vor dem Ausbruch der Revolution aus den Räubern vernehmlich genug dem Zuſchauer eine Unheil verkündende Stimme entgegen, ähnlich dem düſteren Krähenrufe, welcher dem römiſchen Landmanne Sturm und Regen prophezeite? Glaubt man nicht im Geiſte die rothe Jakobinermütze auf Karl Moor's Haupte zu ſehen, wenn er den Degen auf den Tiſch werfend, eine Republik in Ausſicht ſtellt, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſein ſollten, und dabei ausruft: „Das Geſetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Koloſſe aus.“ Und in welch' ungleich ſchärfern Umriſſen zeichnet ſich nun gar erſt das prophetiſche Bild der Revolution in Fiesco, wo wir ſogar die einzelnen Phaſen von ſtaatlichen Ordnungen, welche die Geſchichte damals durchlief, zum Voraus erkennen! Wer ahnt nicht im Grafen von

Lavagna, der da meint, es sei schimpflich eine volle Börse zu leeren, aber eine Krone zu stehlen, sei maaßlos groß, den Ehrgeiz Napoleons. Beide schwingen sich unter der Maske der Freiheit hinauf zu jener schrecklich erhabenen Höhe, von wo sie den geharnischten Riesen Gesetz tief unten am Gängelbande lenken können, beiden wirft sich die ermattete Republik mit dem Rufe „Heil dem Herrscher" zu Füßen und beide enden mit ihren weiten Plänen im noch weiteren Ocean. Und das eiserne Zeitalter, welches dieser Napoleon auch über Schiller's engeres Vaterland noch heraufführen sollte, wie treffend ist's im Wallenstein zum Voraus entworfen, jenem kühnen dramatischen Griff, den nur Schiller's prophetischer Genius eingeben konnte! Erscheint uns doch die meisterhafte Figur des in den Sternen lesenden Seni gleichsam nur als die plastische Verkörperung jenes das ganze Stück beherrschenden Zuges! Nur zu bald fanden die Trommeln und Pfeifen, fand der kriegerische Klang des Wallensteinschen Lagers seinen furchtbaren Widerhall in dem stillen Ilmthale und näher und näher hörten bei dem Verse; „Es geht ein finst'rer Geist durch dieses Haus" die Zuschauer jenen unheimlichen düstern Schatten vorüberrauschen, der wie ein Kriegsgott durch die Welt schritt! Daß durch ihn die blinde Stärke den vergeblichen Principienstreit wie einen gemeinen Faustkampf entscheiden und das Volk, erschreckt von der Freiheit, die in ihren ersten Versuchen sich stets als Feindin ankündigt, einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen würde, hatte Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung bereits prophezeit. Doch eins lassen Sie uns nicht vergessen; ein Anderes ist der prophetische Scharfblick eines Talleyrand, ein Anderes der unseres Dichters. Was seinen prophetischen Instinkt erst zum wahren Prophetenberufe adelt, ist, daß der Dichter niemals seine innere Welt von dem klar geahnten Gange der äußeren Ereignisse und von den Aussichten abhängig machte, daß er die Zeichen der Zeit trefflich zu deuten

verſtand, ohne daraus je äußeren Vortheil zu ziehen, daß er niemals mit dem großen Strome der Leidenſchaften und vorübergehenden Intereſſen ſchwamm. Der Dichter ſei ein Sohn der Zeit, aber nicht ihr Sklave, er gebe der Mitwelt die Richtung zum Guten, eine wohlthätige Gottheit reiße ihn von der Mutter Bruſt, trage ihn hinauf in den reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur, und wenn er dann Mann geworden iſt, kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen, — ſo verſtand ein Schiller ſeinen prophetiſchen Beruf. Da mochte ihn dann auf der hohen Warte, von welcher er in die Ferne ausſchaute, oft ein Gefühl der Vereinſamung beſchleichen, und das war eben die tragiſche Seite ſeiner Prophetie, wie ſie Schiller in dem berühmten Monolog der Jungfrau von Orleans (Akt IV, Sc. 1) und vor Allem in der Kaſſandra in ſo herzergreifender Weiſe gezeichnet hat. Es iſt Schiller's prophetiſcher Genius, es iſt ſein ureignes Selbſt, das mit den erſchütternden Worten der troiſchen Seherin klagt:

Nur der Irrthum iſt das Leben
Und das Wiſſen iſt der Tod.
Nimm! o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich iſt es, Deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſein.

Ein weiterer charakteriſtiſcher Zug des Propheten iſt die Begeiſterung, der Enthuſiasmus. Wenn es den Prieſtern des Alterthums oblag, über dem äußern Opferfeuer zu wachen, ſo hatten die Propheten eine innere Geiſtesflamme zu hüten. Freilich könnten Sie mir erwidern, ſolch' eine Flamme muß in jedem Dichter glühen, — und doch iſt nicht jeder Dichter darum ſchon ein Prophet. Aber darin zeigt ſich doch ein weſentlicher Unterſchied, ob die Strahlen jenes inneren Feuers von dem Dichter in einem

glühenden geistigen Brennpunkte gesammelt worden oder ob vielmehr jenes innere Feuer mit einer mehr gleichmäßigen, natürlichen Wärme durch die Dichterseele verbreitet ist. Nur der erste Zustand ist die eigentliche Begeisterung, in deren Namen es schon liegt, daß die Natur in dem Geiste, in einer einheitlichen Idee aufgehe, während bei der umgekehrten, nicht minder dichterischen Art der Geist mehr in der Natur aufgeht. Dort wird die Natur in straffer männlicher Weise mehr zum Geiste koncentrirt, hier wird in weicher, weiblicher Weise der Geist in Natur aufgelöst; im Spiegel jener Fluth erblicken wir immer das Bild des über den Wassern schwebenden dichtenden und denkenden Geistes, im Spiegel der letzteren erblicken wir das schöne Bild der bunten Natur. Während der größte deutsche Dichter des letztern Schlages, Göthe, seine Weise so treffend in dem Liede charakterisirt: „Ich ging im Walde so für mich hin, Und nichts zu suchen das war mein Sinn“ — dienen ächter Geistespoesie die Bilder aus der Natur nur zur farbigen Hülle für ernste Gottesgedanken. Das war Prophetenart, und erkennen wir nicht in dem „Talente der Begeisterung“ das sich unser Schiller mit Recht zuschreibt, einen Hauch ihres Geistes? Für den, welcher es liebt, den Genius eines Dichters nicht wie die getrocknete Pflanze eines Herbariums, sondern auf dem Boden seines Wachsthums zu betrachten, ist es gar bedeutsam, daß Schillers Muse unter Fichten groß geworden ist. Düstere Fichtenwälder umkränzten seinen idyllischen Aufenthalt in Bauerbach, Fichten beschatteten den Schillerpavillon in Loschwitz, jenen hohen Dichterhorst, in dem Don Carlos entstand, die Fichten des romantischen Schwarzathals schauten ernst herab auf Schillers „ewig sinnendes Haupt“ während des doppelten Liebesfrühlings von Volkstädt, die Fichten des „Forstes“ winkten ihm herüber in sein Jenaer Gartenhaus. Und gemahnt uns nicht seine Muse selbst wie eine ragende Fichte, so ernst, so himmelstrebend, so gesammelt in sich, während die Göthe'sche Muse mehr

der hellen, freundlichen, in's Breite gehenden, weithin schattenden Buche gleicht. Ja, was die Fichte in der Natur, — ein Bild des stolzen Ich — was der Fichte im Bereiche der Philosophie, das ist Schiller im Bereiche der Kunst. Und neben der Geburtsstätte ist auch die Geburtsstunde der meisten Poesien Schiller's charakteristisch. Wenn der geistreiche Kritiker St. Beuve mit Recht besonders betont, daß Lamartine in früher Morgenstunde, V. Hugo in glühender Mittagshitze zu dichten pflege, so hat es mich immer wunderbar ergriffen, daß Schiller's Geistespoesie, gleich einer im Dunkel ihren Duft ausströmenden Nachtviole, in stillen Nächten, wo die Natur dem Dichterauge verschlossen war und keine Außenwelt zerstreute, ihre Pracht entfaltete, daß sie wie eine einsame Nachtigall aus stiller heiliger Frühlingsnacht zu uns herüberklingt. Unwillkürlich wurden wir dadurch an jenen heiligen Hirten von Thekoa, den Propheten Amos erinnert, der bei nächtlicher Weile auf den einsamen Triften seine erhabenen Visionen empfing. Wohl könnten Sie mir einwenden, daß nicht die Begeisterung überhaupt, sondern nur die ächte, heilige Begeisterung den Propheten mache. Darauf will ich nicht erwidern, daß jeder Enthusiasmus — auch da wo er als Schwärmerei, als Fanatismus auftritt, auch da wo er mit falschen Elementen zersetzt ist — immer doch von der göttlichen Macht einer Idee getragen wird, ich glaube unserm Schiller in höherem Sinne das Talent heiliger Begeisterung zusprechen zu können. Der Kern, der Herzschlag seiner Poesie war stets das Gewissen, der hehre Wächter derselben das Sittengesetz. Wie hoch auch dieser Genius über der spießbürgerlichen, moralischen Kleinkrämerei stand, die von jedem Gedicht einen besonderen sittlichen Zweck, die Moral der Geschichte verlangt, so stellt er, ebenso erhaben über alle Frivolität, doch ausdrücklich die Mission der Kunst in den Dienst der Sittlichkeit, wenn er es für ihre Aufgabe erklärt, durch Herstellung des Gleichgewichts zwischen Denken und Empfinden, Formtrieb

und Stofftrieb in der harmoniſchen Seelenſtimmung jenen ſeligen Frieden hervorzuzaubern, in deſſen reiner Athmoſphäre die Blume der Sittlichkeit ſich frei entwickeln kann. Der Menſch in ſeinem phyſiſchen Zuſtand, ſagt Schiller, erleidet die Macht der Natur, er entledigt ſich dieſer Macht im äſthetiſchen Zuſtand, und er beherrſcht ſie im moraliſchen. Galt ihm doch ſeine Schaubühne ſtets als „moraliſche Anſtalt.“ Mag es ſein, daß Schiller die ſittliche Kraft der Kunſt auf Koſten des Glaubens überſchätzte, — ein Umſtand, der einerſeits in den damaligen troſtloſen, zwiſchen ſüßlichem Pietismus und trockenem Rationalismus getheilten Glaubenszuſtänden und in des Dichters Schwärmerei für das von ihm nur aus zweiter Hand gekannte Hellas immerhin Entſchuldigung findet, — aber unbedingt beſtreiten wir das Recht jenes Vorwurfs den Romantikern, die ihn am erſten und am lauteſten gegen Schiller erhoben haben. Gerade gegenüber jener falſchen Genialität, die das Talent als Freibrief für die Verhöhnung des Sittengeſetzes betrachtet und den Charakter als plumpen Bären à la Atta Troll zu verſpotten liebt, lernt man ſo recht die erhabene Größe Schillers würdigen, die ſich ſchon äußerlich in dem ſelbſt von einem Göthe bewunderten Stolzen und Großartigen des Ganges und der Haltung kund gab. Der Strom der Welt und der Kunſt hat nur dazu gedient, ſeine religiöſen und ſittlichen Grundſätze zu läutern, nimmermehr aber ihn trotz dem „Mißbrauch raſender Thoren“ zur Verläugnung derſelben vermocht. Der große Riß zwiſchen Glauben und Wiſſen iſt auch unſerem Schiller nicht erſpart worden. Der Glauben, den Schiller als Prophet in ſeinen drei inhaltsſchweren Worten verkündet, iſt nicht mehr der kindliche Glauben, der damals an jenem herrlichen Oſtermorgen auf lichter Höhe das Knabenherz erfüllte. Aber Schiller hat es ebenſowohl verſchmäht, jenen Riß in der Weiſe der Romantiker zu übertünchen und in Hahn'ſcher Weiſe von Babylon nach Jeruſalem zu pilgern, als in der Manier des berüch-

tigten Göthe'schen Epigrammes jenen Riß hinwegspotten zu wollten. Wenn er bei Herausgabe der Räuber die Erwartung ausspricht, daß man wenigstens den rechtschaffenen Mann in ihm hochschätzen möge, so hat er damit prophetisch jenen ernsten Zug ausgesprochen, der sich ähnlich wie durch die Tonwelt unseres kürzlich entschlafenen Meisters Spohr, so auch durch Schiller's Ringen als Dichter und Denker hindurchzieht, und der ihn durch die wogenden Zweifel seiner philosophischen Briefe glücklich hindurch zu dem begeisterten Rufe führt: Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt! Und bewährt er sich nicht als einen ächten Jünger unseres Glaubens durch die Anerkennung, daß unsere Zustände nur durch Einkehr „in des Herzens heilig stille Räume" geheilt werden können. Und ist nicht die Sehnsucht nach dem Ausgang „aus dieses Thales Gründen" ein ächt religiöser Zug? Erkennt er nicht ganz im Geiste unseres Glaubens „der Einfalt des kindlichen Gemüths" die Krone zu? Diese sittlich-religiöse Idee ist der Polarstern seines Schaffens und adelt jeden Gegenstand, den seine Kunst berührt, durch ihr heiliges Gepräge. Unsere materialistische Zeitströmung, die nur mit Stoffen rechnet, hat wahrlich keine Ursache auf Schillers idealen Standpunkt geringschätzig herabzusehen. Die bahnbrechende und den Weg bereitende Mission Schiller's, welche in seinem prophetischen Berufe liegt, ist noch lange nicht erfüllt, und ich überlasse Ihnen getrost selbst das Urtheil darüber, ob nicht unserem Geschlecht das Betonen des sittlichen Freiheitsprincips im Sinne Schiller's mehr Noth thut als das Hervorheben der auf dunklen Naturmächten ruhenden Autorität im Sinne Göthe's. Mag auch dem Gelehrtenstande schon durch den Gegensatz der naturwüchsige Göthe zur Erfrischung mehr behagen, — die Masse der Nation findet mit sicherem Instinkt ihre Ergänzung an Schiller's wunderbar ergreifender, prächtiger Geistersprache, und „darum hängt ihr Herz so warm" an ihrem Lieblingsdichter, und trotz aller Parteiverwirrung schwankt doch,

Jetzt Adieu, meine Lieben. Ich muß dieſen Brief abbrechen, weil er gleich auf die Poſt muß. Meine ganze Seele iſt bei Euch — denn ſollte Freundſchaft ein ſo armſeliges Feuer ſein, daß es durch Theilung verlöre? Kein Geſchöpf in der Welt kann Euch die Liebe, kann Euch nur den kleinſten Theil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an Euch gebunden bin. Adieu. Kunzes meine herzlichen Empfehlungen.

E.

Dienſtag früh.

Der Brief wäre hier auf der Poſt unnütz liegen geblieben, weil ich zu ſpät gekommen bin, und erſt Donnerſtags eine Poſt abgeht. Ich erbreche ihn und erzähle Euch, wie es mir geſtern gegangen iſt.

Ich beſuchte alſo Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unſer erſtes Zuſammentreffen war wie eine vorausgeſetzte Bekanntſchaft. Ein Augenblick machte alles. Wir wollen langſam anfangen, ſagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeichnete mir gleich bei dieſer erſten Zuſammenkunft den Gang unſeres künftigen Verhältniſſes vor, und was mich freute, war, daß er es als keine vorübergehende Bekanntſchaft behandelte, ſondern als ein Verhältniß, das für die Zukunft fortdauern und reifen ſollte. Er fand es glücklich, daß wir uns jetzt erſt ge-

um im Wallenstein'schen Styl zu reden, sein Charakterbild nicht in den Gemüthern.

Und weiter zeigt sich darin eine Aehnlichkeit zwischen Schillers Genius und dem Geist der alten Propheten, daß auf beiden Seiten jene idealistische Anschauung sich mit ächt realistischem Sinne paart. Das ist aber das Wesen des wahren prophetischen Geistes, daß er den Blick für die Außenwelt nur beim Unwesentlichen verschließt, um ihn desto mehr für das Wesentliche zu schärfen; war doch der Prophet Jeremia der praktischste Staatsmann seiner Zeit und bekannt ist der derb realistische Spott, den Jesajah über die falschen Götzen ausgoß. So finden wir denn auch beim idealistisch angelegten Schiller einen ächt praktischen Schwabenverstand, „des Schwärmens Ernst gepaart mit des Weltmanns Blick", wodurch man aber noch lange nicht berechtigt ist, ihn nach der neuesten Mode zum Realisten zu stempeln. So etwas konnte nur jener Grau in Grau malenden Weltanschauung begegnen, die sich in lauter identischen Gleichungen, als da sind: Form = Inhalt, Gott = Welt, Ideales = Reales zu bewegen liebt. Nur dann würde ich kein Bedenken tragen, unsern Dichter einen Realisten zu nennen, wenn man das Wort in der mittelalterlichen Schulbedeutung faßte, d. h. darunter diejenige Anschauung verstände, welche der Idee als solcher Realität zuschreibt und in den Ideen den Kern des Lebens sucht; das ist's ja aber gerade, was wir in der Gegenwart Idealismus zu nennen pflegen. Man braucht doch wahrlich nur flüchtig, die Kennedy aus Maria Stuart mit der nurse aus Shakespeare's Romeo und Julie zu vergleichen, um zu wissen, auf welcher Seite Schiller steht. Als solchen Idealisten hat sich aber in aller Form Schiller selbst charakterisirt, wenn er, ein geistiger Cortez, uns den Rath gibt, die Schiffe zu verbrennen, die uns in die platte Wirklichkeit zurückführen könnten:

Brechet muthig alle Brücken ab,
Zittert nicht die Heimath zu verlieren.

Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.

Und zeichnet er sich nicht selbst, wenn er uns belehrt, daß der Idealist nichts vermag, als insofern er einen Schwung nimmt und exaltirt oder begeistert ist, daß er dann aber auch den Charakter einer wunderbaren Hoheit und Größe beweist, während der Realist eine gleichmäßige Stimmung zeigt, die dem ganzen Leben mehr Zusammenhang gibt, oder wenn er uns andeutet, daß für den Idealisten die Menschenwürde, für den Realisten dagegen Menschenglück in erster Linie stehe? Aber zugleich lehrt uns der Dichter, daß die Natur bei der Einseitigkeit beider Weltanschauungen nur durch eine Inconsequenz gegen das System zu befriedigen ist; und diese glückliche Inconsequenz, diese natürliche Reaktion finden wir eben bei Schiller. Diese heilsame Mischung hat ihn davor bewahrt, zum deutschen Rousseau zu werden, jenem phantastischen Genius der Einsamkeit, der auf der stillen Insel des Genfersees sein charakteristisches Monument hat. Es ist auf Anlaß eines bescheidenen Schiller'schen Selbstbekenntnisses bis zur Ermüdung wiederholt worden, daß uns in den Räubern luftige Phantasmagorien statt leibhaftiger Menschen vorgeführt wurden, — aber das ist, soviel wir wissen, noch nicht hervorgehoben, daß jene bizarre Mischung von Engel und Teufel à la Karl Moor, jenes Durchbrechen des Gesetzes unter der Anmaßung der göttlichen Vorsehung, in manchem Helden des deutschen Ritterthums (man denke nur an Götz von Berlichingen und seinen Zug gegen Cöln) eine sehr reale Gestalt gewonnen hat. Und zeugen nicht auch die treffenden Naturschilderungen in den Balladen von einem ächt realistischem Sinne? Glaubt man nicht in seinem Tell, in dem uns ächte Bergesluft anweht, die melodischen Weisen des Flühvogels zu hören, und die Gluth der Alpenrosen, den zarten Schmelz der Genzianen auf den von Schillers Augen nie geschauten Halden vor sich zu sehen? Mag es auch bei unserm Dichter

nicht zu jener harmoniſchen Verſöhnung von Idealismus und Realismus gekommen ſein, wie ſie uns das in der modernen Kunſt geradezu einzige Beiſpiel Shakespeare's darſtellt, von dem Schiller ſagt, daß er hinter ſeiner Welt ſteht wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, — immerhin hat er uns gezeigt, wie man dem Realismus recht wohl gerecht werden kann, ohne den unverwüſtlichen Glauben an das Ideal aufzugeben. Schon frühe als er, damals noch ein junger Mediciner, ſeine Studien über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur mit der menſchlichen machte, hatte unſer Dichter gelernt, der Natur zu geben, was der Natur iſt, um dann aber auch deſto entſchiedener jenes ideale Reich des „ſchönen Scheines" zu wahren, das ſich an dem plumpen Realiſten noch immer wie einſt an dem Jüngling von Sais zu rächen weiß. Es liegt ein tiefer Sinn in den Sagen von den Sirenen und von der Lurley.

Endlich noch eins, verehrte Anweſende! Die Propheten waren ächte, wahre Patrioten und das war auch unſer Schiller.

Gleich ihnen hat er ſich nicht vornehm auf ſich ſelbſt zurückgezogen, ſein Herz ſchlug warm für das Wohl und Wehe ſeines Vaterlandes. Deß zum Zeugniß haben wir als heiliges Vermächtniß, ſein Schwanenlied, den Tell. Gern überlaſſen wir äſthetiſchen Splitterrichtern das zweifelhafte Verdienſt, an einem Meiſterwerke zu mäkeln, das einzelne Mängel, abgeſehen von ſeinen anderen glänzenden Vorzügen, ſchon durch ſeinen patriotiſchen Gehalt reichlich aufwiegt. Die Freiheit, welche Schiller in ſeiner Sturm- und Drangperiode, gleich jenem ariſtophaniſchen Wolkengukukheim, in die Luft bauen wollte, hat nun ihren heimathlichen Boden gefunden, — in dem wunderbar ſchönen Schweizerlande und bei einem Volke, das Fleiſch von unſerem Fleiſche iſt. Da ſuchen wir vergebens die revolutionäre Stimmung der Räuber, die pathetiſchen Deklamationen des Marquis Poſa, — durchglüht von dem reinſten Patriotismus hat ſich das Gold von den Schlacken geläu-

tert. Und darum mahnt der Dichter so recht aus dem Schatze der eigensten Herzenserfahrung:

An's Vaterland, an's theure schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

So hatte Schiller die besonnene Ruhe, den auf das Nahe gerichteten Sinn des wahren Patrioten gewonnen, ohne darum den ins Weite schweifenden, freien Blick des Kosmopoliten aufzugeben. Möchten wir auch in dieser Beziehung „seines Geistes heute einen Hauch verspüren"! Wie ein ernster Mahnruf so klingt bei den drohenden Zeichen der Zeit aus Attinghausens Munde die Aufforderung zu uns herüber, uns fest zusammenzuschließen unter einem gewaltigen Wetter- und Sturmdache. Mögen wir heute von dem Genius unseres großen Dichters und Propheten uns warnen lassen! Aus der griechischen Welt, in die er sich aus der rauhen Wirklichkeit geflüchtet hatte, kehrte er zurück zu seinem deutschen Vaterlande, um seinen prophetischen Beruf auch als ächter Patriot zu üben. Inmittelst ist er durch den Tod in eine Geisterwelt übergegangen, von der er früher in der Griechenwelt nur ein mattes Abbild gefunden hatte. Von dort kehrt sein Geist in der stolzen Kraftfülle, in der er zu der Region aufstieg, fort und fort zurück zu seinem Volke, um es zu reinigen, zu läutern, zu erheben. So thut er heute. Der Zauber seines Namens hat es nach langen trüben Tagen zum ersten Male wieder vermocht, den Zwist der deutschen Stämme zum Schweigen zu bringen und nach dumpfer Muthlosigkeit unsre Nation mit fester Gotteszuversicht, mit stolzem Selbstbewußtsein, mit Glauben an sich selbst zu erfüllen. In Schillers Genius ist Germania zum Gefühle ihrer Kraft wieder erstarkt. Mit stolzer Begeisterung erhebt sich in diesen Tagen das ganze Volk wie ein Mann, und soweit die deutsche Zunge

klingt, ſtimmt es ein in den Triumphgeſang unſeres nationalen Genius:

Rühmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Wie hoch gehoben fühlen wir uns durch ſolche patriotiſchen Harmonien, wie ſtolz ſind wir da auf den deutſchen Namen! Mag auch in ihnen des Dichters prophetiſcher Blick, ſein prophetiſcher Schwung, ſeine prophetiſche Herzensgluth, der Schimmer ſeiner prophetiſchen Gedankenblitze nicht auf uns übergehen, — eins können und wollen wir doch Alle von ihm lernen, ſeinen freudigen Prophetenmuth!

Prolog von Carl Altmüller,

geſprochen am 11. November im Hanuch'ſchen Saale.

Ich hörte wol viel lautes Klagen
Es ſei das Lied im deutſchen Land
In unſern dampfumhüllten Tagen
Geſchmäht, geächtet und verbannt;
Es wanderte mit ſcheuem Fuße,
Der Heimat los, des Willkomms bar,
Die blaugeaugte deutſche Muſe
Einſamen Pfads ſchon manch ein Jahr.

Wo ſonſt die hohen Wipfel rauſchten
Im tönereichen Sängerwald,
Wo unſ're Väter fröhlich lauſchten,
Da ſei der Klang verweht, verhallt;
Es ſei die Liebe uns erkaltet
Und die Begeiſtrung uns verblaßt,
Die Jugend überſchnell gealtet
In Sinnenſturm und Lebenshaſt.

Es ſchienen längſt des Daſeins Räume,
Vom Hauch der Nüchternheit durchfegt,
Zu kühl geworden für die Träume,
Die ſonſt das deutſche Herz gehegt;
Als ob, die unverweiklich ſchienen,
Der Dichtung Keime, Knoep' und Laub,
Zermalmt vom Rad der Dampfmaſchinen
Für immer lägen tief im Staub.

Und nun! — Schaut um in weiten Ländern
Rings in des Vaterlandes Gau'n,
Schaut um, welch wunderſam Verändern,
Welch eiszerſprengend Frühlingstau'n!
Wie wenn mit lindem Fittig flöge
Ob allen Herzen Lenzesluft
Und junge lichte Keime zöge
Aus unſrer Seelen Wintergruft!

Sagt an: woher ſtammt dieſes Bunte,
Gewiß an nah und fernem Ort?
Sagt an: aus welchem Zaubermunde
Erſcholl uns das Entfeſſlungswort?
Wer hat aus ihren kalten Banden
So oſterplötzlich über Nacht,
Daß ſie nun plötzlich auferſtanden,
Die Herzen frei und warm gemacht?

Iſt einer aus der Höh' geſendet,
Der unſ'res Volkes Schmach und Not,
Der die Bedrängniß von uns wendet,
Die rings von Oſt und Weſten droht?
Hat Gott der Herr den Schrei vernommen,
Der eines Volkes Bruſt entquoll,
Iſt weltlich uns ein Heiland kommen,
Der Haß und Zwietracht enden ſoll?

Ich ſeh' bis zu den fernſten Grenzen,
Vom Donauſtrome bis zum Belt
Von einem lichten Freudeglänzen
Die deutſchen Augen aufgehellt;
Harmoniſch wie ein Glockenklingen
So ſtimmt der Jubel überein;
Wem ſolches Wunder konnt' gelingen,
Der muß ein mächt'ger Meiſter ſein.

Und wahrlich ja! ſo iſt es — Dieſer,
Dem ſolch harmoniſch Thun gelang,
Ein Meiſter iſt's, ein Glockengießer,
Und was er goß, hat gold'nen Klang.
Und auch ein herrlicher Befreier
Iſt, dem wir jubeln, dieſer Mann;
Doch mit dem Schwert nicht, mit der Leier
Zieht ſeinem Volke er voran.

Er hat mit ſeinen mächt'gen Tönen
Mit der Begeiſt'rung lautem Wort
Uns Alle in das Reich des Schönen
Emporgezogen fort und fort;
Auch ſteht er da, ein Hoherprieſter,
Und ſeit Jahrzehnten um und um
Mit der gewalt'gen Stimme lieſt er
Sein Schönheits-Evangelium.

Wie einſt die lichte Feuerwolke
Im Yemenland nach Kanaan,
So geht er leuchtend ſeinem Volke
Zum Reich des Ideals voran.
Wol iſt er leiblich längſt geſtorben,
Wol iſt vermodert ſein Gebein,
Doch was er ſtrebend uns erworben,
Wird ewig unſer Erbe ſein.

Und daß wir nimmermehr vergeſſen,
Daß unſern Seelen nicht entſchwand,
Was wir dereinſt in ihm beſeſſen,
Wie wird das heut' ſo ſchön erkannt!
Wie ſchlingen heute um die Lande,
Die ſonſt geſchieden und zerſtreut,
Sich eintrachtfeſtigend die Bande
In dem, was Alle hoch erfreut!

So iſt doch nicht das Lied verſtoßen
Und ihm die Heimat nicht verwehrt,
So wird in dieſem Herrlich-Großen
Doch deutſcher Sang noch heut' geehrt:
So dürfen wir es jubelnd ſagen,
Daß melodienreichem Wort
Das deutſche Land zu allen Tagen
Verbleiben wird ein Schutz und Hort.

Und darum frölich Willkommen
Euch Allen, die Ihr hier geſchaart,
Die Ihr den Freudenruf vernommen,
Daß ewig jung die deutſche Art
Daß — was auch im Verborg'nen bliebe
In ferner Zukunft dunkelm Schooß —
Doch allzeit friſch ergrünt die Liebe
Bei uns zu dem, was ſchön und groß!

Prolog.

Vereinigt iſt im Feſtesglanze
Die ganze deutſche Nation.
Sie naht ſich mit dem Lorbeerkranze
Der Weihe ihrem großen Sohn.

Verfloſſen iſt nun ein Jahrhundert
Seit Er des Lebens Licht erblickt.
Deß Werk die Welt mit Recht bewundert,
Der uns veredelt und entzückt.

Wie eine klare Waldesquelle
Die Siegesbahn ſich ſelber ſchafft,
So ſchuf ſich ſeine freie Seele
Den eignen Weg durch eigne Kraft.
Trotz jeder Feſſel, die beengend
Das Leben um den Jüngling ſchlang,
Erhob ſich, alle Formen ſprengend,
Wie wilder Sturm ſein Erſtlingsſang.

Und herrlich tönte ſeine Leier
Von Allem, was die Menſchheit ehrt,
Von treuer Liebe, Heldenfeuer,
Von Glauben, Hoffnung, Menſchenwerth.
Und ob Du ihn in manchem Leide,
Im Kampf mit bangen Zweifeln ſiehſt
Er ſchwingt ſich auf zum Thron der Freude,
Die ewig, wie ihr Vater iſt.

Er zeigt in Hellas Götterhimmel
Uns höchſter Schönheit Bild verklärt,
Zeigt, wie im grauſen Schlachtgetümmel
Geprüfte Tugend ſich bewährt,
Wie, hoch auf ſittlich reine Höhen,
Gefall'ne Größe ſterbend flieht,
Führt uns an klare Alpenſeen,
Wo Freiheitsſinn unlöſchbar glüht.

Sein Wort ſchlingt um Millionen Seelen
Der edlern Sitte feſtes Band,

Sein Wort wird Deutſchlands Söhne ſtählen
Im Kampfe für ihr Vaterland.
Ergriff ſein Lied, im Tod verklungen,
Doch ſchon mit Macht ein geiſt'ger Sohn.
Zum Sieg, den Deutſchland da errungen,
Half kräftig dieſer mächt'ge Ton! —

Das Walten des gemeinen Helden
Mag weithin glänzen in die Zeit.
Sein Banner zieh' durch halbe Welten,
Gefolgt von Tod, Verbrechen, Leid. —
Die Erde wird ihn kaum bedecken,
Die ſeinen Stolz geduldig trug,
Dann ſchwinden ſeines Namens Schrecken,
Und ſeinen Ruhm trübt mancher Fluch.

Doch Du, o Schiller, der im Leben
Die hohe Geiſteskraft gebraucht,
Um Menſchenherzen zu erheben,
Der Troſt, Muth, Freude weithin haucht,
Deß edles Herz in Glück und Leiden
Für Wahrheit, Recht und Schönheit ſchlug,
Du haſt gelebt für alle Zeiten,
Und niemals ehrt man Dich genug!

Du lebſt bei uns jetzt ein Jahrhundert,
Ob Deinen Leib das Grab umgiebt,
Biſt von der Welt mit Recht bewundert,
Von allen Deutſchen hochgeliebt,
Lebſt, ob wie Laub vom Zeitenbaume
Jahrhundert nach Jahrhundert ſinkt,
So lange auf der Erde Raume
Ein Lied aus deutſcher Seele dringt.

Wilhelm Beckmann.

funden hätten. Wir wollen dahin kommen, ſagte er mir, daß einer zu dem anderen wahr und vertraulich rede, wie man mit ſeinem Genius redet.

Unſere Unterhaltung verbreitete ſich über ſehr mancherlei Dinge, wobei er viel Geiſt zeigte und auch mir dazu Gelegenheit gab. Einige Materien, Religionsgeſpräche zum Beiſpiel, legte er beſonders auf künftige Tage zurück; hierbei ſchien er ſich ſehr wohl zu haben, und über dieſen Stoff, ahne ich, werden wir warm werden. Auch über politiſche Philoſophie wurde viel geſprochen, etwas über Literatur, Goethe, die Berliner und Wien. Von Klinger ſprach er ſehr witzig; Stolberg iſt ſeine Renonce, wie die unſrige; er iſt jetzt ganz in den Lucian verſunken, den er wie den Horaz überſetzen und commentiren wird.

Sein Aeußeres hat mich überraſcht. Was er iſt, hätte ich nicht in dieſem Geſichte geſucht — doch gewinnt es ſehr durch den augenblicklichen Ausdruck ſeiner Seele, wenn er mit Wärme ſpricht. Er war ſehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er ſich bei mir gefiel und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr. Sehr gerne hört er ſich ſprechen, ſeine Unterhaltung iſt weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollſtändig, wie ſeine Schriften, ſein Vortrag nicht fließend, aber ſeine Ausdrücke beſtimmt. Er ſagte übrigens viel Allgliches; hätte mir nicht ſeine Perſon, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft lange Weile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich ſehr angenehm bei ihm

Rheinlande.

Bonn.

War Schiller ein politischer Dichter?

Festbetrachtung bei der Schiller-Feier, vorgetragen von J. W. Loebell.

Nicht, um den großen Dichter, den das deutsche Volk heute mit einer eben so einzigen als erhebenden und erquickenden Theilnahme feiert, würdig zu preisen, trete ich vor Ihnen auf, Hochverehrte Versammlung! Einen solchen Preis überlasse ich billig der Begeisterung der Jugend. Dem bedächtigen, die geistige Verwerthung großer Erbschaften sorgsam ins Auge fassenden Alter wird es ziemen, auf die Art und den Inhalt praktischer Lehren hinzuweisen, welche Schiller in seinen Dichtungen der Nation als ein dauerndes Vermächtniß hinterlassen hat. Dies mit mir zu erwägen, nehme ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch für eine kurze Betrachtung, die ich zu entschuldigen bitte, wenn sie einen untersuchenden, fast grübelnden Ton anschlägt, der sich nur schüchtern mischt in die Jubelklänge dieses Tages.

So gestatte ich mir gleich, mir durch eine Frage den Weg zu meinem Ziele zu bahnen. Schiller ist ein Dichter, der zur Freiheit führen will. Darüber ist Alles einig. Von welcher Art aber ist diese Freiheit? Da wird neuerdings stark betont, daß Schiller ein politischer Freiheits-Dicher sei, d. h. in dem engern Sinn, den man mit diesem Ausdruck verbindet, ein solcher, der durch die Gewalt seiner Rede das Volk begeistern will für, und anspornen zu Thaten, welche bestimmte staatliche Umformungen in der Gegenwart zum Zweck haben. Ob die Einen darin ein rühmliches und ersprießliches, die Anderen ein tadelnswerthes und schädliches Streben sehen, hängt von ihren verschiedenen Standpuncten ab, und ist für die Sache selbst gleichgültig; wesentlich

dagegen die Einsicht, daß die ganze Behauptung auf einem täuschenden Schein beruht. Von einem solchen ein köstliches Bild zu befreien, ist Pflicht, mag er nun als leuchtender Schimmer oder als schwärzender Flecken in die Augen fallen. Die Frage, ob eine politische Poesie in jenem Sinne überhaupt noch Poesie ist, kommt hier gar nicht in Betracht; genug, daß es nicht die Poesie Schiller's war. Anlage und Tendenz seiner Dichtungen im Einzelnen und die ganze Richtung seines Geistes erweisen dies vollkommen. Schiller wählte gern Stoffe, die, wenn seine Absichten eigentlich politischer Natur gewesen wären, ihm den weitesten Spielraum zu ihrer Entfaltung gewährt haben würden. Aber einer solchen ist er weit mehr aus dem Wege gegangen, als daß er den dazu gebotenen Anlaß benutzt hätte. Daß man dabei an alle Perioden der Entwickelung des Dichters nicht denselben Maßstab legen darf, bedarf keiner Erinnerung. In Schiller's Jugendzeit ist die literarische Luft geschwängert mit bitteren Klagen und beißendem Spott über die Unzulänglichkeit der bestehenden bürgerlichen Ordnung zur Abwehr der Ungerechtigkeit und Willkür. Um so unbilliger würde es sein, den reifen, den vollendeten Mann verantwortlich zu machen für Bestrebungen seiner Jugend, die als Verirrungen gelten könnten. Aber Schiller's Jugend-Dramen suchen das Heil der Völker so wenig in einer neuen Grundlage der Staatsformen, daß sie einer solchen Entschuldigung nicht einmal bedürfen. Man hört den von dem Jüngling hochverehrten Rousseau durchtönen, aber immer nur den von dem Jammer der unterdrückten Menschheit tief und leidenschaftlich bewegten, den nach einer Wiedergeburt des Geschlechts heiß verlangenden Rousseau, nie den für den Neubau der bürgerlichen Gesellschaft Gesetze entwerfenden. Bei aller Zornesgluth über den Triumph des Lasters und aller Tiefe des Schmerzes über die schweren Leiden der zertretenen Tugend, mit denen jene Tragödien erfüllt sind, haben doch zwei von ihnen gar keinen politischen Charakter, und wenn

der dritten einer zukommt, ist es ein sehr bedingter. Seine Räuber läßt der Dichter ihren wilden Krieg gegen das Bestehen jeder bürgerlichen Gesellschaft führen, nicht gegen diese oder jene ihrer Formen. Eben so wenig weiset er in Cabale und Liebe auf solche verbesserte Formen hin als auf geeignete Mittel zur Ausrottung der Laster der vornehmen Stände, die er hier mit schonungsloser Strenge geißelt. Fiesco hat er selbst ein republicanisches Trauerspiel genannt, aber dieser Name kann dem Drama nur in so fern zukommen, als es die Leidenschaften der von republicanischen Ideen bewegten Gemüther schildert, nicht in so fern es eine Aufmunterung zur Verwirklichung solcher Ideen, offen oder auch nur versteckt, enthält. In den Schluß eines Stückes pflegt man seinen Kern zu legen, und der Schluß des Fiesco treibt nicht zum Umbau eines Fürstenstaats in einen Freistaat; er mahnt vielmehr davon ab. Denn den Verrina, welchen der Dichter mit voller Umkehrung der Geschichte zum eifrigsten Republicaner des Dramas gemacht hat, läßt er mit nicht minderer Abweichung von der Geschichte, also gewiß mit voller Absicht, nachdem er den Fiesco getödtet, sich dem alten Fürsten unterwerfen, nicht in Verzweiflung, sondern mit der kältesten Besonnenheit.

Im Don Carlos, dem wir auf der nächsten Entwicklungsstufe Schiller's begegnen, spielt allerdings der niederländische Aufstand eine Rolle; aber was der kühne Fürsprecher der Provinzen vom Könige verlangt, ist nicht, daß er die Rechte des Volkes als solche achte, sondern daß er, als das erhabene Ideal eines Herrschers, Geistesfreiheit spende aus eigenem freien Entschlusse. Auch will der Dichter, daß die ganze Volkserhebung zurücktrete gegen die Schicksale der spanischen Königsfamilie, wie er sie in der französischen Novelle, aus der er den Stoff nahm, geschildert fand. Der Aufstand dient ihm eigentlich nur als Hintergrund, auf dem sich die Figuren bewegen. Von ihm selbst findet sich, als er vom gereiften Plane zur Ausführung überging, in einem Briefe die

Aeußerung, Don Carlos ſolle nichts weniger als ein politiſches Stück, ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe ſein.

Die franzöſiſche Revolution brach aus. Selbſt der conſervative Klopſtock begrüßte in feierlichen Oden ihren Anfang als die Morgenröthe eines neuen Tages der Freiheit für Europa. In den Gedichten des nicht lange vorher wegen ſeiner weltſtürmenden Poeſie verrufenen Schiller findet ſich nichts von dieſer Art. Wenn er auch ein oder das andere Mal auf die Begebenheiten in Frankreich eine unbeſtimmte Hoffnung ſetzte, ſo ging dies raſch vorüber, und im Ganzen blieb er der Geſinnung treu, die er ſchon vorher den ſein eigenes Innere abſpiegelnden Poſa hatte ausſprechen laſſen:

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Führt ihn ſpäter der Zuſammenhang eines Gedichtes auf politiſche Revolutionen, ſo wirft er einen ernſt ſtrafenden Blick auf ſie, wie im Liede von der Glocke, wo er die Schrecken des Aufruhrs, wenn man Freiheit und Gleichheit ſchallen hört, maleriſch ſchildert.

Und wie er nun in den glanzvollſten Abſchnitt ſeiner Laufbahn, wo er das unbeſtrittene Scepter der deutſchen Tragödie führte, trat, welch einen Stoff hätten ihm da Wallenſtein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans dargeboten, das Leben der Völker hineinſpielen zu laſſen in das Leben ihrer Führer! Aber wir ſehen im Wallenſtein nur den Feldherrn und ſein Heer, in der Maria Stuart nur die Königinnen und ihren nächſten Kreis. Wer beſaß wie Schiller Pinſel und Farben, dort zu einem erſchütternden Bilde der Leiden des deutſchen Volkes,

hier zu einem ergreifenden der Parteikämpfe im schottischen und englischen? Doch verzichtete er darauf und verzichtete damit auf außerordentliche Bühnenwirkungen. Dazu kennte er nur bestimmt werden von der edelsten Mäßigung, von der Besorgniß, durch eine aufgeregte leidenschaftliche Stimmung den reinen tragischen Eindruck zu trüben, der aus der Theilnahme am Geschick der Hauptpersonen hervorgehen sollte. Etwas mehr tritt in der Jungfrau das Nationalgefühl unter den Franzosen hervor, obschon auch nur als Anhänglichkeit an die Dynastie, und selbst als solches wenig eingreifend in die Handlung. Dem für die Braut von Messina gewählten Stoffe liegt jeder Anlaß zur Einmischung von Volksinteressen fern. Aber das letzte, leider das letzte der von dem Dichter vollendeten Dramen, Wilhelm Tell, höre ich fragen, ist etwa auch dieses kein politisches? Das soll so wenig geläugnet werden, als es geläugnet werden kann. Hier tritt das Volk in den Mittelpunkt, seine Rechte werden in lebendiger Wechselrede durch den Verstand klar und gründlich, durch die Poesie anschaulich erörtert, und wer erinnert sich nicht der die Erhebung des Volkes in einfacher Erhabenheit rechtfertigenden Rede Stauffacher's!

Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr

Verlangen will, ist ihm das Schwert gegeben.
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen,
Gegen Gewalt — wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Im Befreiungskriege haben sie gewiß zahllosen deutschen Kämpfern vor den Ohren getönt, die herrlichen Verse. Es ist, als ob sie für diesen großen Nationalkrieg gedichtet wären. Dies zeigt aber zugleich deutlich die Natur der Fälle, auf welche Schiller seine politisch patriotische Anregung berechnet hat, wie wir auch die den Sturm in seine Grenzen bannende Besonnenheit des weisen Dichters erkennen in der bald nachher von Walther Fürst ausgesprochenen Ermahnung:

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.

Und nicht nur in diesen Worten spricht sich der erhaltende Geist aus, er geht durch das ganze Stück. Diese großartige Darstellung freier Männer, die sich in der Erhaltung uralter fester Grundlagen ihres staatlichen Verbandes selbst ihre Schranke aufrichten, würde dem großen Dichter in solchem Grade nicht gelungen sein, wenn er sie nicht der Ueberlieferung, wie sie im Schweizervolk von Mund zu Mund ging, treu nachgebildet hätte. Und wiederum würde er den Stoff nicht so aufgefaßt haben, wenn sich nicht in dieser Zeit seine Poesie realistischer gestaltet hätte, als je vorher, da sie sonst, wenn auch von einem gewissen Zeitpunkte an allmählich abnehmend, eine überwiegend idealistische war. Ohne Zweifel würde das Gleichgewicht beider Richtungen, welches wir im Tell bewundern, ein dauerndes geblieben sein, wenn Schiller der Poesie und dem deutschen Volke nicht so früh entrissen worden wäre.

Die idealistische Auffassung der Welt und ihres Wiederscheins in der Poesie, die einen Grundton in Schiller's Geiste bildet,

läuterte und verklärte sich auf den mittleren Stufen seiner Entwicklung. Vermöge dieser Auffassung ist für Schiller die Welt der Erscheinung nicht die wahre Heimat des denkenden und fühlenden Menschen, sondern die der Ideen, der Gedanken ist es. Zu diesen lichten Höhen, wo die Sittlichkeit und die Wahrheit wohnen, gelangt der Mensch an der Hand der Schönheit, wenn er sich von den Gebilden der irdischen Erscheinung nicht fesseln läßt, unter ihnen nicht verweilt, in ihnen die Befriedigung der höheren Bedürfnisse seines Geistes nicht sucht, noch findet. Darum heißt es in dem Gedichte: Das Ideal und das Leben, worauf Schiller selbst einen besonders hohen Werth legte, weil er in ihm den Kern seiner Weltanschauung am glücklichsten ausgesprochen fand:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Ortes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!

ferner:

Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

und

— flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken!

Hat die Menschheit in der Gedankenwelt ihre Läuterung gefunden, so wird von dieser dann die Veredelung und Verbesserung des irdischen Daseins, folglich auch die der bürgerlichen Gesellschaft, ausgehen. Bis diese Läuterung aber viel weiter gediehen ist, als auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der Menschheit, werden die Verhältnisse des realen Staates für unseren Dichter nothwendig in den Hintergrund treten. Zuerst die Freiheit im Bereich der Gedanken; die politische kann erst ihr späteres Ergebniß sein.

Das erwähnte Gedicht und andere verwandten Inhalts sind zunächst eine Frucht der philosophischen Studien, in die Schiller

sich vertieft hatte; gewiß ist es aber nicht zufällig, daß sie entstanden, als die Hoffnungen, welche Unzählige gesetzt hatten auf die Staatsumwälzung in Frankreich, als auf den Beginn einer großen realen Freiheit, sich immer mehr als trügerische zeigten. Die philosophische Poesie unseres Dichters wollte Trost bringen durch die Verweisung auf eine ganz andre Stätte der Freiheit. Dazu ergriff er gleich wieder die Gelegenheit, als die neue an der Seine aufgerichtete Alleinherrschaft jede freie Entwicklung erstickte und die Enttäuschung vollendete. Damals, am Grenzpunkte zweier Jahrhunderte sang er:

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Für die Flucht in die Räume des Herzens und in das Reich der Träume gewann Schiller unzählige Gemüther. Nie hat ein Dichter Ideale mit so glänzenden Farben, so blühend, so warm und so frisch darzustellen gewußt; unwiderstehlich lockte und lockt fortwährend der wunderbare Zauber der uns diese Bilder malenden Sprache, in ihrer fast einzigen Verschmelzung des Tiefen und des Populären, des Erhabenen und des Einschmeichelnden. Aber das wahre Leben der Ideen ist mit ihrem Wachsthum in den Gemüthern unzertrennlich verbunden, und wachsen können sie nur, wenn sie sich mit voller Freiheit ungehindert verbreiten, fortpflanzen und entwickeln können. Daß die Freiheit im Reiche der Ge-

beſchäftigt worden, und was unſer Verhältniß betrifft, kann ich ſehr mit ihm zufrieden ſein. Man ſagte mir nachher, daß er es nicht gewohnt wäre, ſobald in den Ton mit einem anderen zu entriren, und unverkennbare Theilnahme, Wohlwollen und Achtung ſprach aus ihm. Er wird ſich näher an mich anſchließen, er verweilte mit Wärme bei meinem Alter und bei der Idee, wie viel Spielraum mir noch übrig wäre. Wir wollen aufeinander wirken, ſagte er, und ob er gleich für Umänderung zu alt wäre, ſo wäre er doch nicht unverbeſſerlich.

Ueber meine Erwartungen und meine Abſicht habe ich, aus guten Gründen, in der erſten Unterredung kein Wort mit ihm verloren. Ueberhaupt kann ich, da der Herzog doch noch nicht ſobald kommt, abwarten, bis er ſelbſt davon anfangen wird. Es ſollte mich wundern, wenn er nicht hierüber etwas im Schilde führte. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, nach deren Verfluß er in den Clubb mußte. Er wollte mich dort gleich einführen, aber ich hatte Charlotten zugeſagt, mit ihr ſpazieren zu gehen. Unterwegs wollte er wegen der Schwan bei mir auf den Buſch klopfen, ich war aber kalt wie Eis und höchſt einſylbig. Es machte mir Spaß, wie er ſich dabei nahm.

Wieland iſt hier ziemlich iſolirt, wie er mir auch geſagt hat. Er lebt faſt nur ſeinen Schriften und ſeiner Familie. Dieſe habe ich noch nicht geſehen, er will mich das nächſtemal darin einführen. Mit ihm werde ich vermuthlich auch nach Jena gehen.

danken aufgesucht und aufgefunden werden könne, dazu gehört nothwendig Gedankenfreiheit in den Reichen der Erde. Es ist die einzige äußere Bedingung dieses kühnen Geisterflugs, aber eine unerläßliche. Darum kann Posa alles, was er dem Könige zu sagen und von ihm zu verlangen hat, einschließen in die Eine Bitte, aus deren Gewährung alles Andere fließen wird:

— — Geben Sie
Gedankenfreiheit!

Das ist das schwer wiegende Wort. Es ist das große Wort der Duldung. Schiller hat darin seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß alle in die Realität dringende Freiheit von der Gedankenfreiheit ausgehen muß. Wir dürfen aber Posa's Bitte in diesem Sinne keineswegs bloß als eine zu den Füßen eines Thrones, und wäre es der mächtigste der Erde, niedergelegte fassen. Zur Herrschaft der Gedankenfreiheit ist es nicht genug, daß die Fürsten sie gewähren, das ganze Volk muß durchdrungen sein von diesem großen Duldungsgefühl, welches Goethe einmal in Bezug auf seine Verkündung in Nathan dem Weisen ein göttliches nennt. Wir alle haben, wie wir Gedankenfreiheit für uns ansprechen, sie auch wieder zu gewähren, Alle müssen sie Allen gewähren. Nur dann können die Früchte, die sie uns bringt, vollständig reifen. Und gibt es wohl ein Volk, welches für die Entwicklung seiner reichen Gaben, für die Erreichung hoher Ziele dieser gegenseitigen Duldung, dieser Achtung der Ueberzeugung Anderer, bei treuem Festhalten der eigenen, so sehr bedarf wie das deutsche? Es sehnet sich nach Einheit, es ruft laut danach, in diesem Augenblick wieder mit verdoppelter Stärke. Die Befriedigung dieses heißen Verlangens treten Einflüsse entgegen, die zu besiegen nicht in der Macht der Einzelnen liegt. Aber Eine Trennung gibt es, welche zwar nicht aufzuheben, aber in ihren die National-Einheit störenden Einwirkungen zu beseitigen, allerdings in unserer Macht steht, wenn wir uns recht durchdringen lassen von dem großen Princip der

gegenseitigen Duldung. Es ist die Trennung der Ueberzeugung, des Glaubens. O, möchte doch heute das begeisterte Andenken an den theuren Mann, der den Ausgangspunkt jeder wahren Freiheit in die Gedankenfreiheit setzte, das Eintrachtsgefühl in den Herzen der Deutschen stärken und heben, und erwecken, wo es noch ganz geschlummert hat!

Doch indem ich so rede, geschieht zur Erfüllung dieses Wunsches schon ein mächtiger Schritt. An diesem Tage, wo das deutsche Volk, wo es auch wohnen möge auf der weiten Erde, zur Theilnahme an dem großen Feste sich drängt, kann es nur erfüllt sein von dem Bewußtsein des Zusammengehörens in den Tiefen des geistigen Daseins, und kann zu dem gefeierten nur aufblicken als zu dem, dessen großes Herz alle Deutschen jedes Standes und Glaubens umfassen und zur wahren Freiheit führen wollte.

Köln.

Tischrede,

gehalten am 11. November 1859 beim Festmahl im Casino von G. Jung, früheren Abgeordneten für Berlin zur Nationalversammlung.

Wenn wir die strotzende Kraft bewundern, mit der eine Pflanze aus der Erde emporschießt, wenn wir mit freudigem Erstaunen sehen wie ihre Zweige sich ausbreiten und wölben zum schützenden Dach und endlich ausbrechen in den Duft, in den Glanz eines unendlichen Blüthenmeeres, — dann, nachdem der erste Rausch der Erscheinung vorüber gegangen, — fragen wir uns: Welch' ein Boden ist dies, dem solche Wunderpflanze entsproß? Zeugt nicht ihre ganze markvolle Existenz von der Kraft und der Tüchtigkeit der Erde, dem sie ihre Lebenskraft entsog? — Ja, so

ist es denn ein stolzes Gefühl, mit dem wir sagen: Es ist deutsches Land, deutsches Volk, deutsche Erde, dem Schiller entsproß, darin er aufwuchs, sich entwickelte, groß wurde bis zu seiner Vollendung, und blieb bis an sein Ende. —

Wie die Pflanze zeugt für ihren Boden, so ist Schiller ein Zeuge der Kraft und des Vermögens deutscher Nation. — Sehen wir uns um in der ganzen Geschichte: Die Fürsten des Geistes wurden nur solchen Völkern geboren, die bestimmt waren zu herrschen und der Weltgeschichte ihren dauernden Stempel aufzudrücken. — Es gingen jene der Erhebung stets voraus, Propheten kommender Größe. So auch unser Schiller, der kurz vor seinem Tode und in Deutschlands tiefster Erniedrigung der Freiheit unsterbliche Sentenzen im Tell niederlegte, und starb noch ehe seine Nation ihm gerecht geworden war, noch ehe sie seinem Winke gemäß in den Freiheitskriegen das Joch des fremden Eroberers zerbrochen hatte. —

Ist aber damit den Manen Friedrich Schillers genug gethan? Hat die Nation seiner Größe damit schon entsprochen, daß sie den fremden Feind aus ihren Grenzen trieb? Auch die Scythen besiegten den Darius und noch früher als die Griechen, und sogar gegen diese, den Persern damals Verbündete, und doch sind die Scythen niemals Hellenen geworden.

Eine Nation, welche wie die deutsche in der Kunst, in der Wissenschaft eine ganze Schaar weltbeherrschender Geisteshereen geboren hat, kann sich auf den Lorbeern der Freiheitskriege nicht schlafen legen, sie muß herrschen in der Geschichte, sie muß den ersten Platz im Rathe der Völker einnehmen, -- das schwerste Gewicht in die Waagschale werfen, darin die Nationen gewogen werden. — Thut sie es aber nicht, so geht ein quälendes Gefühl durch die Brust, daß sie ihrer Bestimmung und ihrem Vermögen nicht gerecht geworden, es läßt ihr nimmer Ruhe, daß in ihrer Tiefe ein Kapital an Kraft nutzlos ruhe, ruhmlos vermodere.

Warum sammeln wir uns heute, wir zerrissenen, zersplitterten Deutschen? Warum wetteifert der Nord mit dem Süd, der West mit dem Ost, alle in der Feier des einen Schiller? Weil wir in ihm den Zeugen unserer Kraft und unseres Vermögens durch unsere Einheit finden, und so sammeln wir uns in der Glorie seines Namens, in der es kein Preußen, kein Österreich, sondern nur ein großes, einiges Deutschland gibt. —

Wir sammeln uns! — denn wiederum hat der eherne Tritt des Schicksals Germania's träumendes Ohr erschüttert, und ehe es recht erwacht war und sich gesammelt hatte, war es schon vorübergebraust und wieder ein Stück Weltgeschichte ohne Deutschland vollbracht worden. — Das hat uns ergriffen, — das gähret und wallet und sucht nach Gestaltung, — es erwacht das Gewissen unsres Vermögens, — wir suchen und spähen umher, und sehen vergeblich uns um nach einem Punkte der Vereinigung; — da finden wir ihn, und in dem lauten Rufe, Schiller! der heute aus Deutschlands entferntesten Gauen zu uns her ertönt, entladet sich Deutschlands gepreßte Brust. — Denn er ist ja unser Zeuge, der Zeuge unsrer Kraft, unsrer Einheit. Er ging ja zu seinen Lebzeiten ein Sturmvogel voran dem Orkane der Befreiungsschlacht. O so möge denn sein heute vor ganz Deutschland wieder heraufbeschworener Geist ein Omen und ein Bote sein der neuen Erhebung deutscher Nation, — der Erhebung, die sie gerecht macht ihrem Helden des Geistes, gerecht ihrer eignen ihr innewohnenden Kraft, — der Erhebung, die in Europa's Völkerrathe ihr den ersten Platz anweist, und sie der übermüthigen Faust des Franken den Becher entreißen läßt, in dem er die Völkerschicksale durcheinander rüttelt.

Es lebe die deutsche Nation und ihre Erhebung!

Düsseldorf.

Festspiel der Düsseldorfer Künstler-Gesellschaft „Malkasten“

am 12. November 1859 von R. Nieto.

(Wallensteins astrologischer Thurm. Der Vorhang vor einer Rotunde ist aufgezogen, in welcher die sieben Planetenbilder, jedes in einer Nische, seltsam beleuchtet, zu sehen sind. Vorn Pult und Ampel, Folianten, Globen, Sphären und Quadranten.)

1. Prolog.

Seni (tritt in tiefem Nachsinnen auf).

Novembers Drittel! Also dies der Tag!
D'rum wogt im Glockenton das alte Pilsen;
Von bunten Lichtern ist die Nacht erhellt,
Hoch über'm Böhmerwalde glüh'n die Feuer,
Und Kinderjubel tönt von Haus zu Haus
Ach! nur das Kind ja freut sich dieser Zeit:
Kaum bleibt den Aeltern Gastmal und Geschenk,
Denn immer noch verstöret, schlimm und schlimmer,
Dein Fest der Krieg, o Kriegsmann Sanct Martin!
Ein Kriegsmann, ja! doch mit der Brust voll Frieden.
Er theilt den Mantel mit dem Dürftigen,
Und deckt mit seinem Wort Priscillian,
Den ersten Ketzer, in der Scheitergluth. —
Du milder Heiliger, wie fügst heut'
Gedanken an Gedanken mir dein Namen!
Ist es der Gang, den ich durch's Lager that,
Ist es das Fest mit seinem Gegensatz,
Was mir die Brust so wundersam bewegt? —
Wie freundlich schimmert mein Planetenkreis!
Vielleicht kommt heute noch zum Thurm der Herr:
Laß mich die Bücher ordnen, die Quadranten.

(Er tritt an's Pult.)

Ja, Friedland, nicht als mildigen Martin
Stellt in das Reich der Kämpfe dich die Zeit,
Dich and'ren Attila, du Geißel Gottes!
Die Ketzerbrände freilich sind verloht,
Doch nicht erloſch der alte Glaubenshaß.
Wer that der frommen Einigkeit Gewalt,
Und trieb die Schlangen auf im Scheoß der Kirche?
Noch einmal dieſer Tag! Entſetzlich Bild!
Was will dein Name mir, furchtbarer Mönch,
Der dieſes Kampfes Furien hat entfeſſelt?
Ja, dein auch iſt der Tag, Martinus Luther!
Sieh' doch, wie feiern deine Folger dich,
Unſel'ger Mann, dem Gutes arg mißrieth,
Du Wandler zwiſchen Dämmerung und Tag!
Sie nennen dich ein Licht in dunkler Zeit,
Das hocherhoben durch die Trübe ſchritt;
Doch in den Geiſtern friſſt die Flamme nach,
Bricht aus in grimmer Gluth der Leidenſchaft,
Und Krieg iſt Loſung, Krieg und wieder Krieg: —
Brandfackelträger, deine Lohe glüht,
Und ihr zum Opfer fällt dein Vaterland! —

Was bändigt nun der Kräfte wildes Gähren?
Was rettet einzig vor Zertrümmerung? —
Soldatenmacht, der Feldherr, die Gewalt! —
O ſchwache Hoffnung, ungewiſſer Hort,
Wenn einſt das Meer durch dieſe Dämme bricht,
Und mit den Trümmern der Vernichtung ſpielt
Die Völkerſee in tollem Wogenbrand!
Hebt denn kein Pharus rettend ſich empor?
Führt kein Plejadenſtrahl zum Port des Friedens?
Sprich, Tag der Zukunft, birgſt du ſolchen Stern,

Wie mir's vormahnend heut die Bruſt durchzittert?
Wie nenn' ich ihn? gieb die Nativität
Des annoch ungebor'nen Fremdlings mir,
Mein Forſchergeiſt. Auf, ahnungsvoller Sinn,
Und ſtelle dieſes Tages Horoscop! —
Die Zeichen wirken günſtig mir herein!
Kaum Hesperus belauſcht die ſtille Stunde;
So wag' ich denn das inn're Bild zu deuten.
Des Noſtradamus Schüler nenn' ich mich;
Laß ſeh'n, ob ſeine Kunſt ſich mir erprobt. —

Geiſter der Nacht, beſchirmt des Alten Werk!
Schling', unſichtbare Schaar, den Segenskreis!
Wach' an der Pforte, Schlange der Magie,
Gemeines ſchreckend mit dem Flammenzahn:
Und hoch vom Empyreum ſenke dich
In meine Seele, Gluth der Seherkraft!
So ſtell' ich meines Geiſtes Segel aus,
Zu ſegeln in den Ocean der Zeiten.
Da liegt er vor mir, groß und wegelos;
Prophetengabe ſei mein Steuermann!
Schon grüß' ich dich, du dunkeler Pilot;
Ich faſſe deine Hand; noch ſchwankt das Boot;
Die Bilder ſchwimmen ungewiß umher:
Zwei rothe Flammen ſchlagen durch die Nacht, —
Zwei Säcula: — halt an! ich deute ſie.
Im erſten ſteh'n wir ſelbſt, ringsum den Krieg,
Und Alle ſchlingt hinab ſein Höllenrachen. —
Mein Herzog! Ha! welch Gräuelzeichen dräut
Im Hauſe deines Lebens! — wieder Nacht! —
Dann dämmert's wieder: — Nordland wächſt empor
Gemach im Niedergange des Jahrhunderts. —

Die zweite Flamme, bleicher, ferner schon!
Den Halbgerankten, den ein Mönch gewagt,
Ergreift die Wissenschaft, die freie Forschung,
Und führt ihn bis zum Schwindelpunkt des Zweifels.
Allmählig fremder theilt sich Süd und Nord:
Da Traumgenuß, hier Handlung und Gedanke.
Wie? Brandenburg in Preußens Königsreif?
Aus seinem Stamm, ein höchster Held im Norden
Erfüllt mit seinem Ruhm dies Säculum!
Dann wilde Zeiten! Welch' ein Blutgeschrei!
Wie der Gedanke rüttelt an den Thronen!
Freiheit und Gleichheit, — unbekannter Klang!
Rings um den Erdball, ein entfesselt Rad,
Schier ein Jahrhundert lang, rollt die Empörung!
Bald straft die Welt ein Kaiser Galliens! — —
Doch sieh', da strahlt an des Jahrhunderts Neige
Mein Seelenstern! O köstlich milder Schein!
Der Künstler naht mit seinem Palmenzweige,
Und langem Streit entringt sich das Gedeih'n.
Allfriede dämmert: über großen Todten
Aufleuchtet eine Zeit der Göttergunst;
Die sendet hell'rer Zukunft Feierboten,
Und deine Söhne sind es — heil'ge Kunst! —
Wer ist's vor Allen, der Versöhnung kündet,
Der neuen Zeit Weltsiegen immerdar?
Hat er als Größter Großen sich verbündet,
Ein Held des Worts, wie vor ihm Keiner war?
Geleite mich, mein Stern, laß' ihn erstehen!
War's der Begabteste an Dichterbrunst?
Nein! größ're Künstler hat die Welt gesehen,
Doch einen rein'ren Priester nie die Kunst.
Denn der nur ist als Würdigster zu nennen,

Der seinen Genius dämonisch zwingt.
Der jede Schlacke läuternd läßt verbrennen,
Und in sich selber zur Erscheinung bringt,
Was er in Kunst und Leben idealisch
Zum Vorbild setzet aller Manneskraft,
Bis er sein Volk und sich universalisch
Vereint zur geistigen Weltbürgerschaft;
Wer, also wirkend in der Zukunft Weiten,
Ein Leben hat gelebt für alle Zeiten. —

Ueber'm schönen Schwabenlande
Webet meines Sterns Magie:
Eingekehrt am Neckarstrande
Ist die Fee der Poesie.
Und ihr starker Sohn entwindet
Der beklomm'nen Jugend sich;
Was ihn fesselt, was ihn bindet,
Faßt er wild und wunderlich,
Aus des Herzens Selbst-Geschichte
Rückgestrahlt, zum Schaugedichte;
Denn der Bühne gilt sein Ringen,
Wirkend in sein Volk zu dringen.

Zwar noch fehlt die inn're Sichtung
Und titanisch tobt die Dichtung;
Doch des Staunens Augenmerk
Bleibt sein Löwen-Erstlingswerk.
Sturm und Drang hat es geboren;
Letzte Robbheit zucket nach;
Wetterkampf, noch unbeschworen,
Brüllt im lauten Donnerschlag. —
Und er malt der Liebe Leiden,
Die dem Ränkespiel erliegt;
Doch versöhnend ist ihr Scheiden,
Wenn im Tod die Treue siegt.

Höher dann prüft er die wachsenden Schwingen,
Wirft über Staaten historisch den Blick:
Durch der Partheien gigantischer Ringen
Fällt mit dem Fürsten die Republik.

Oder in der Etiquette Banden
Grollt ein freiheseelter Königssohn:
Freundschaft weis't ihm Ruhm in Dulderlanden,
Doch ein Block verstellt den Weg zum Thron. —

Da ruht von seines ernsten Spiels Geschäften
Der Dichter: Halt gebeut er seinen Kräften.
Soll er mit neunfachem Kamönenklang
Um seine Rostra die bewegte Schaar
Zur Bildung formen, und nach inn'rem Drang
Die Scene heiligen zum Kunstaltar:
Muß er zuerst sein eig'ner Richter sein,
An sich die inn're Reinigung vollendend.
So denn, im Cirkel die Gedanken wendend,
Schließt Gott und Welt er in sein Forschen ein:
Des Kreises Umfang schrecket nicht den Starken:
Stets weiter stellt er seines Geistes Marken.
Und also lohnt im leichten Tanz der Horen
Ein herrliches Gedeihen seine Kraft:
Kein ächtes Ideal ist ihm verloren:
Heim Alles bringt errung'ne Meisterschaft

Und die Freude kommt geflogen
Flammend aus der Götter Saal;
Thränen zehrt der Iris Bogen
Zum verklärten Sichenstrahl. —
Ach! des Jubels leichte Jambe,
Siechthum, störet dein Geschoß:
Fernher in die Dithyrambe
Wirft der bleiche Thanatos.

Nein! die gesenkte Fackel hebt sich wieder:
Noch trübet sich das theure Leben hin:
Noch rühret ein Orpheussen der Meisterlieder
Den Hades und die finst're Königin! —

Da steht das Bild, der schwer errung'ne Preis.
Ha! ich erkenn' in seinem Widerschein

Ich weiß nicht, was ich Euch über ihn geſagt und was ich vergeſſen habe. Iſt es etwas Wichtiges, ſo wird es mir ein andermal einfallen. Morgen beſuche ich Herder. Was ich dort ſehe und höre ſollt Ihr noch in dieſem Briefe erfahren.

Hier iſt, wie es ſcheint, ſchon ziemlich über mich und Charlotten geſprochen worden. Wir haben uns vorgeſetzt, kein Geheimniß aus unſerem Verhältniß zu machen.

Einigemal hatte man ſchon die Discretion — uns nicht zu ſtören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Geſellſchaft los ſein wollten. Charlotte ſteht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Mit dem erſten habe ich ſelbſt über ſie geſprochen. — Sie iſt jetzt bis zum Muthwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich ſchon angeſteckt, und ſie iſt nicht unbemerkt geblieben.

Heute ſchickt der Kammerherr Einſiedel, den ich weder beſucht noch geſehen habe, zu mir, und läßt ſich entſchuldigen, daß ich ihn nicht zu Hauſe getroffen habe. Er wollte mir aufwarten — ich verſtand anfangs nicht, was das bedeutete, Charlotte aber glaubt, daß es ein Pfiff wäre, mich zu ihm zu bringen, weil er mich der Herzogin vorſtellen ſollte. Dieſe lebt auf dem Lande, eine halbe Stunde von hier. Nun kann ich nicht umhin, mich nächſter Tage präſentiren zu laſſen.

Ein Logis habe ich im Hauſe der Frau v. Imhof erhalten; ich weiß aber noch nicht, wie mir's gefallen und was es mir koſten wird. Heute ſoll ich's erſt ſehen.

Mich selbst und diese Zeit; ein Sternenkreis
Umzieht die Heldenstirn des Wallenstein.

Heil dem Symbol! Mit andren Waffen ficht
Die Welt dereinst! Es ruht der alte Streit:
Der Denker siegt, die Kunst und das Gedicht:
Vorbei ist die Gewalt und ihre Zeit.
Des Helden Ruhm ruht in der Gunst des Eros,
Der Sänger bürgt Unsterblichkeit dem Heros.

Wie seltsam schließt in Zauberkreisen
Rückwirkend mich die Dichtung ein!
Die Mitwelt liegt dem Blick des Greisen
In wunderbarem Ferneschein.

Tritt näher, Traum! Die müde Wimper sinket.
Mein Feldherr naht gleich einer Heldenmähr.
Sein Sternentrost vom Himmel niederblinket,
Und seine Kraft auf Erden ist sein Heer.
Komm', Spiegelbild aus dieser Tage Rohheit,
Durch Dichtermacht verklärt zur edlen Hoheit,
Erschließ' ein Zukunftsräthsel dem Befrager.
Verkünde deine Deutung, Friedlands Lager! –

Er sinkt schlummernd zurück. Der Vorhang fällt. Ouvertüre. Die verwandelte Scene öffnet sich.)

II. Aufführung von Wallensteins Lager.

III. Epilog.

(Erste Decoration.) Scene (erwacht vom Schlummer).
Sie reichen sich die Hand zur Einheit Alle,
Denn ihre Macht ruht in vereinter Kraft.
Was Kleines hier bewirkt im Einzelfalle,
Hat der Geschichte Herrlichstes beschafft.

Doch wer iſt ſolcher Einheit beſter Richter,
Dem der Geſchicke Gang ein Gott erhellt?
Der allumfaſſende, der ächte Dichter;
Denn des Poeten Heimath iſt die Welt.
Um alle Zeiten, alle Völker ſch..ngt er
Das Bruderband der geiſtigen Cultur;
Die Zukunft in's Geſetz der Sitte zwingt er,
Weitwirkend aus des Vaterlandes Flur.
Und dies Geſetz, das Jedem kategoriſch
Der Denker ſtellt zum inn'ren Augenmerk,
Zeigt ſiegend ſeine Dichtung, groß hiſtoriſch,
Und jeden Sieg vertritt ein Meiſterwerk.

So mit erprobter Kraft vollendet
Er ſeines Sangs Triumphe nun,
Zu jedem Höchſten hingewendet,
Von Siegen erſt im Tod zu ruh'n;

Bezwingt, den großen Freund zur Seite,
Sein Schickſal und die Neiderſchaar,
Denn aller Grazien Geleite
Beſchirmt das Dioskurenpaar. —

Schottland's Königin begeiſtert
Uns mit inniger Gewalt;
Leumund und Geſchick bemeiſtert
Dieſe rührende Geſtalt.

Dann, wie der Kathedrale Glocken
Erſchallt der Dichtung Feierpracht:
Die Jungfrau mit den dunklen Locken
Zieht in des Domes Dämmernacht.
An ihrem eig'nen Volke rächet
Der Sänger Galliens Wundermaid;

Was ſich der Spott an ihr erfrechet
Sühnt Deutſchlands Dichterherrlichkeit.

Und mächtig tönt die Glocke nieder,
Ein göttlichſtes der Meiſterlieder.

Da tritt das Fatum in die Scene,
Der alten Vorzeit ſtarres Wort,
Es tobt der Eiferſucht Hyäne,
Und ſättigt ſich an Brudermord.
Es ſühnt verborgenes Verbrechen
Ein Eumeniden-Rächerchor:
Nur Glückes Gunſt iſt nicht zu rächen:
Ihr Opfer wirft das Meer empor,
Das Meer, in deſſen heil'ge Tiefen
Kein Menſchenauge lebend ſtrahlt,
Das nicht der Wunder, die da ſchliefen,
Geheimniß mit dem Tode zahlt.
So lehret frommer Sang der Muſen;
Begierden zwinget nur die Pflicht,
Die mit der Leidenſchaft im Buſen
Den Drachenkampf der Ehre ficht.

Drei Güter erringet ſie, inhaltſchwer,
Was draußen das Leben entraube, —
Vom innerſten Borne ja quellen ſie her, —
Die Freiheit, die Tugend, der Glaube!
Und die Freundſchaft auch iſt ein edelſtes Gut,
Die den Freund verbürgt vor Tyrannenwuth.

Ein Hort auch iſt der fromme Sinn,
Der dienend folgt dem Herrn:
Er führet durch Gefahren hin,
Ein Schild und Leitſtern;

Giebt edlen Herzen ſein Gebot,
Der Liebe treu bis in den Tod;
Entbietet gar zu höchſtem Lohne
Dem Würdigſten die Herrſcherkrone.

Dem Kaiſer Heil! in des Reiches Macht,
Im alterthümlichen Rechte!
Er lenket den Frieden, er lenket die Schlacht
Zum Segen dem Menſchengeſchlechte.
Gern hat ihm der Sänger ſein Lied geweiht;
Doch in ordnungsloſer, in ſchrecklicher Zeit,
Die den Richter entbehrt, den geſtrengen,
Wo blind nur waltet der eiſerne Speer,
Wo die Willkür tobt, iſt kein Inhalt mehr,
Kein Stoff zu freud'gen Geſängen

„Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerde weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt;
Im Glück ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet,
Das iſt unſterblich, iſt des Liedes werth,
Denn von den Sternen reißt es ſeine Rechte,
Und frei erklärt — der Frohnherr ſeine Knechte."
Das war des Tells Geſchoß! Er traf und die Lande!
Nicht wird die Fremde mehr die Heimat drob'n!
Bald ſchaart ein Volk, erlöſt vom Drängerbande,
Im Freiheitskrieg ſich um den Königsthron. —

So ſchließt des Dichters Lauf im Ineinanderſchritte:
Doch iſt ein andrer nun ſein Freiheitsdrang:
Ein Rettungskampf der Ordnung und der Sitte;
Und ſolche Freiheit war ſein Schwanenſang.

Denn ach! ihn ſelber, der dem Tod entrungen
Hat Werk um Werk, trifft endlich dein Geſchoß,
Du langher Thränenter, der ihn bezwungen,
Der Parze Faderſchnitter, Thanatos!
Hinſinkt er in die Leier: laut erklungen
Iſt ſie noch einmal, eh' der Blick ſich ſchloß.
Ein Halbgeſang noch ſchallet jubilirend:
Hinüber reicht der Welt ſein Genius
Noch aus des Todes Abgrund triumphirend
Den Rieſentorſo des Demetrius. —

Doch nein! Das iſt kein Tod, kein Niederſchreiten:
Vom Grab ein Schritt in die Unſterblichkeit,
Ein Leben bei den Edlen aller Zeiten,
Weil er genügt den Beſten ſeiner Zeit.
Stark im Triumph der Kraft iſt er erlegen,
Sein welkend Alter hat ſich ihm genaht;
O'r ihm blüht in Fülle ſeines Ruhmes Segen,
Die letzte ſtets war ſeine beſte That.

Der Menſchheit Würde war in ſeine Hand gegeben!
Er wahrte ſie! Sein würdig ſei die Welt,
Ihn ehrend in des Geiſt's vereintem Streben,
Damit der Tag des Edlen ſich erhellt!
Getroſt er kommt! Es hüllt der Zukunft Schleier!
Sein Endurtheil hallt wieder, inhaltſchwer!
Ein Geiſterband zu ſeines Tages Feier
Schlingt ſich von Land zu Land, von Meer zu Meer.
Ja, vor dem Seelenauge ſtrahlet keiner
Mit würdiger: Die Menſchheit zahlt die Schuld.
Hoch über'm Dunſt der Zänkmler und Verkleiner,
Zeigt mir ſein hehres Haupt der Götter Gunſt
Umleuchtend, wie ein ragend Marmorbildniß

Im Fackelrauch, der um den Sockel brennt:
Flieht, arme Mätler, in des Blödsinns Wildniß!
Gut heiße, wer zum Edlen sich bekennt!
O streuet Lilien mit vollen Händen,
Ihr Frauen, eurer Würde Preis zu Dank!
Ihr Denker zollt des Lorbeers reiche Spenden,
Weil eurem Blick durch ihn die Hülle sank!
Bring' Mann und Jüngling Eiche dar und Rose!
Kein Götzendienst ist eures Lobs Tribut:
Dem Gottesstrahl gilt die Apotheose,
Der sich zu Dienst entflammt der Genien Gluth! —

Auf denn, Heroenbild! brich durch der Falten
Bergende Hüllen! entschleiere dich!
Zeig' ihn im Kreise der hohen Gestalten
Königlich thronend und feierlich! —

(Trompeten und Glocken hinter der Scene.)

Horch! Glockenschall und ehr'ne Kriegeslieder!
Der Traum entflieht; das Leben regt sich wieder.
Von euch, ihr Sterne, eh' ihr niederbleicht,
Verlang' ich dieses Zukunftrichters Namen!
Ihr Morgenwolken, Tagesboten, zeiget
Sein Bildniß mir, laßt nicht den Wunsch erlahmen!
Und ihr, in's Dämmergrau hinabgeneigt,
Des Ruhmes Rosenengel, rufet Amen!
Gewaltig theilt ein Seherblick die Ferne:
Gebt mir sein Bild, ihr zukunftshellen Sterne! —

(Indem er sich zum Hintergrunde wendet, erscheint im Transparent der Dichter, von seinen dramatischen Figuren umgeben.)

Prolog zum Schiller-Concert,

als Einleitung zur Aufführung der „Dithyrambe“, der „Ode an die Künstler“ und zu Beethoven's „neunter Symfonie“. Von Otto Vacano.

Es zeigt das Leben zwei Gesichter,
Eins sonnig hell, eins dämmergrau,
Hier Strahlenpracht der heitern Lichter,
Dort eine farblos fahle Schau,
Hier Schweigerfülle des Genusses
In glühendem Begeistrungsrausch,
Dort fahle Oede des Verdrusses,
Der Armuth und des Kummers Tausch.
Hier glüht der Becher an dem Munde,
Der von dem Schaume frisch genäßt,
Und dort, vielleicht zur selben Stunde,
Begeht man still ein Leichenfest.

In Weimar war's. Die Maiennacht
War trüb von Wolken überdacht;
Die Bürger saßen in den Schenken,
Am Hofe nur war stumme Ruh'.
Wer mochte sonst des Todten denken,
Wer drückt ein Dichter-Auge zu?
Kein Fackelglanz erhellt die Nacht,
Ein einsam Licht ist Leichenwacht,
Kein Glockenläuten schallt vom Dome,
Und kein Gedränge steht um's Haus,
Ein paar gespenstige Fantome
Nur tragen still den Freund hinaus.
Gepränglos und arm und karg,
So war des müden Dichters Sarg.
Die Erde fällt auf die Gebeine,

Der Todtengräber löscht das Licht,
Nur einer steht am Leichensteine
Und beugt das blasse Angesicht
Und spricht: In Armuth und in Noth
Hat dich hinweggerafft der Tod,
Doch ob man hier verkannt dein Wollen,
Den Dank soll dir die Nachwelt zollen! —
So starb — ein Unbeklagter, Stiller —
Am Sitz der Musen, Friedrich Schiller.
Der uns das Lied der Glocke klang,
Ihm fehlte selbst ihr Grabgesang. —
Vorbei, vorbei mit diesen Bildern! —
Nicht ziemt's, den Sterbenden zu schildern,
Es lebt der Dichter ewig ja.
Auch ihm stand in der holden Jugend
Die Muse heiterlächelnd nah,
Auch ihm war Frohsinn eine Tugend,
Und Becherklang und Liebesscherz
Berauschten süß das Jünglingsherz.

So lang die Zeit des Jugend-Regens,
So lang der Most noch gährt und quillt,
So lang im Uebermaß des Segens
Die Schale voll und voller schwillt:
So lange gönnt auch der Betrachtung
Das Menschen-Herz so leicht nicht Raum,
So lange fällt in die Umnachtung
Nur des Genießens heller Traum.

„Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle."

Hier schwankt der letzte Erndtewagen
Mit reicher Körnerfrucht heran,
Und bunte Blumenkränze schlagen
In zarte Fesseln das Gespann;
Es lenket Ceres selbst die Zügel,
Aufjauchzt der Schnitter frohe Schaar,
Und Pan vom sonnbeglänzten Hügel
Brimat schmetternd seine Grüße dar.
Dort in den langgestreckten Zeilen
Der Rebengärten, welche Hast!
Hoch in den Felsen klimmen, eilen
Die Winzer mit der süßen Last;
Lenäen harren schon der Spenden,
Und auf des Lebens Heiterkeit
Sehn freundlich von den Felsenwänden
Die Zeugen der Vergangenheit.
Altäre, Tempel, Villen, Burgen
Erstehn in frischem Rebenschmuck;
Der Epheu decket zart die Furchen,
Die Risse von dem Altersdruck;
Der Traube Gold rankt um die Mauern,
Durch alle Spalten dringt der Duft,
Wie alter Zeiten Ahnungsschauern
In längst verlass'ne Kellergruft.
Und ist's nicht so, als ob der Cust,
Den zwei Jahrtausend eingekullt,
Als ob aus sagenhaften Banden
Nun Dionysos auferstanden?
Das Fass von Rebenlaub umwunden,
Den Epheukranz in jeder Hand,
Und Paar um Paar, wie sich's gefunden,
So fliegt der Winzerzug zum Tanz.

Der Reigen tönt, und Bacchus schweigt,
So lang im Tanz sich Amor zeigt.

„Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schaale!"

Noch einen Trunk! Der Perlenschaum
Im rebenduftenden Pokale
Entrückt in's Reich der Ideale —
O gönnt dem Dichter seinen Traum!
Er sieht im schönen Dionyse
Des heitern Lebens Vollgewinn;
Ihm sind die Götterparadiese
Und der bachantisch wilde Sinn
Ein Bild des jugendfrischen Blühens,
Ein Strahl des seligen Erglühens:
Was ihm verweigerte das Leben,
Im Traum hat's der Olymp gegeben.
Ihm ist Silen, der sorglos Frohe,
Ein hochbegeisterter Prophet:
So wandelt auch das scheinbar Rohe
In edle Formen der Poet,
Und neu in weihender Verklärung
Raubt er den Mythus der Verjährung.
O gönnt dem Sänger, daß er träumt,
So lang der Most im Glase schäumt!

„Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle!"

Es iſt auf der Esplanade, eine Allee vor dem Hauſe, welche mich oft an das Fleiſchmann'ſche und den japaniſchen Garten erinnern wird.

— — Ich komme von Herder. Wenn Ihr ſein Bild bei Graff geſehen habt, ſo könnt Ihr ihn Euch recht gut vorſtellen, nur daß in dem Gemälde zu viel leichte Freundlichkeit, in ſeinem Geſicht mehr Ernſt iſt. Er hat mir ſehr behagt. Seine Unterhaltung iſt voll Geiſt, voll Stärke und Feuer, aber ſeine Empfindungen beſtehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenſchaft, mit einer Art von Vergötterung.

Wir haben erſtaunlich viel über dieſen geſprochen, was ich Euch ein andermal erzählen will. Auch über politiſche und philoſophiſche Materien einiges, über Weimar und ſeine Menſchen, über Schubart und den Herzog von Würtemberg, über meine Geſchichte mit dieſem. Er haßt ihn mit Tyrannenhaß. Ich muß ihm erſtaunlich fremd ſein, denn er fragte mich, ob ich verheirathet wäre. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menſchen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat ſelbſt nichts von mir geleſen.

Herder iſt erſtaunlich höflich, man hat ſich wohl in ſeiner Gegenwart. Ich glaube, ich habe ihm gefallen, denn er äußerte mehrmals, daß ich ihn öfters wiederſehen möchte.

Ueber ſein Bild von Graff iſt er nicht ſehr zufrieden. Er holte mir's her, und ließ mich's mit ihm ver-

Des Dichters schöpferisch Kraft,
Die ihn dem Irdischen entrafft,
Sie ist ein Funke jenes Lichts,
Das einst die Gottheit schuf aus Nichts;
Der Künstler klebt am Staub der Erde,
Bis ihn der Machtruf wecket: Werde!
Ein Doppelweisen zweier Welten
Verbindet er, was beide trennt,
Ein Interpret aus Himmelszelten,
Hebt er den Staub zum Firmament,
Und bringt das lichte Blau hinwieder
Der Menschheit an der Erde nieder.
Sein Reich ist des Gedankens Hort,
Es ist — wer kennt es nicht? — das Wort.

Das Wort, das alle uns erschlossen
Ein überirdisch Wunderreich,
Es sucht sich gerne Bundsgenossen
Und theilet Ruhm und Ehre gleich.
Denn was das Wort an hohen Normen
Verkündet aus dem Dichtermund,
Das macht der Klang in holden Formen
Gefälliger den Menschen kund.
Wenn es in rauschenden Accorden
Zur herrlichen Musik geworden.
So stellt sich denn zum Musenthron,
Dem Wort verschwistert, frisch der Ton.

Soll Ton und Wort, die Doppelflamme,
Verwehen nicht, entzündet kaum,
Umbenge sie, wie Frucht am Stamme,
Ihr Hüllenhaus, der feste Raum!

Es müssen Säulen sich erheben,
Gewölbe hoch darüber schweben,
Saß — licht und frei und doch geschlossen
In Bogen, Winkeln, nach der Schnur —
Der Bau, vom Töne-Meer durchflossen,
Auffängt des Schalles flücht'ge Spur.

Und wenn euch so in reichen Tönen
Das Wort im Raum willkommen heißt,
Vergeßt der Schwester nicht, der schönen,
Die man als „stumme Dichtung" preist;
Denn wie die Dichtung, also mild
Und also zart formt auch das Bild.
Die Hände, drin der Meißel ruht,
Und die uns zaubern Farbengluth,
Sie sind, wie auch des Dichters Lieder,
Nur einer großen Kette Glieder,
Nur Blätter aus demselben Buch
Und Allen, Allen gilt der Spruch:
„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!" —

Wohlan, ihr Strahlen einer Kunst,
Ihr Kinder beider Musengunst,
Vereinigt euch zur hehren Feier,
Und Jedes winde seinen Strauß
Zum Kranz um eines Dichters Leier!
Musik durchtöne voll das Haus,
Es schmücke sich die edle Büste
Des Zöglings der Kamönenbrüste,
Des großen Todten hohe Lieder,
Sie klinge rings die Halle wieder!

„Freude schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum."

Aus dem Schmerz, den Dichtung adelt,
Klärt sich rein die Freude ab,
Was die Menschheit schmäht und tadelt,
Steigt, ein Phönix, aus dem Grab.
Schmerz und Freude, Kreuz und Rosen,
Sie umschlingt ein einig Band,
Sie verschmilzt mit zartem Kosen
Poesie im Wunderland.
In verschwimmenden Conturen
Löst sich dort des Lebens Streit,
Gegensätze der Naturen
Schwinden mit der Wirklichkeit.
Freude-Laut tönt uns entgegen,
Und begraben sei der Schmerz!
Edler Freude wahrer Segen
Hebt zum Himmel auf das Herz,
„Treiben, über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen." —

Seit ihn, den Schöpfer unsrer Lieder,
Das Ammenlied in Schlummer sang,
Ging ein Jahrhundert hin, und wieder
Sei Freude heut des Festes Klang!
Es falle jede Trauerhülle,
Daß sich, was lebt, mit Jubel fülle!
Ihr aber, die zum Fest gekommen,
Tragt ein Gefühl des Dankes fort,

Und herzerschütternd sei vernommen
Des Dichterfürsten Freundeswort:
„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur bald gewährt, soll ganz die Nachwelt geben."

Am Schillertage.

Mit ehr'nen Füßen tritt die Weltgeschichte
Seit jenem Tage über Meer und Land,
Wo Schiller's Geist aus Dunkelheit zum Lichte
Die vielbetret'ne Dornenstraße fand.

Mit Geißelhieben schlug der Krieg die Erde,
Und donnernd fuhr herab des Himmels Zorn,
Damit die schlaffe Welt durchsäuert werde
Aus ihrer Kinder bitterm Thränenborn.

Es riß der Sturm viel wankende Baracken
Auf seinem Wege ohn' Erbarmen ein
Und blies in alle Winde Staub und Schlacken,
Die allzulang geglänzt wie edler Stein.

Und was der Sturm nicht that in grimmem Wüthen,
Das that des Forschens still' Wunderkraft,
Die dürren Aesten laubumhüllte Blüthen
Und starren Felsen süße Quellen schafft.

So fiel das Alte, aus den Trümmern ragte
Das Neue jung und jugendfrisch empor,
Das Dunkel schwand, ein neuer Morgen tagte,
Die Sonne blitzte durch der Erde Thor.

Da sprach der Herr in seiner Gnad' und Milde:
Was nützt es diesem gährenden Geschlecht,
Wenn seines Wissens, seiner Kraft Gebilde
Des Herzens Starrheit unaufhörlich schwächt?

Und liebend haucht' er ſeines Odems Wehen
Dem Sänger in die liederreiche Bruſt. —
Da ſcholl's wie Donner bald, und bald wie Flehen,
Und bald wie Leid und bald wie ſüße Luſt.

Und was er ſang, das ſcholl durch alle Gauen
Und brachte in die Gährung Harmonie;
Da ward es leicht, am Tempelhaus zu bauen,
Weil Kraft und Geiſt vom Herzen Hülfe lieh.

So ward vom Herrn der Sänger auserleſen,
Zu bahnen einer neuen Zeit den Pfad,
Auf dem nach hundert Jahren noch den Weſen
Der Geiſt des ew'gen Fortſchritts lächelnd naht.

Er ſelbſt hat nur das Dämmerlicht geſehen,
Sein Gott rief ihn zu früh zu höherm Licht,
Wo des Gedankens flügelleichtem Wehen
Der Sprache volle Schärfe nie gebricht.

Er fuhr nicht mit des Dampfes ſchnellen Schwingen,
Er ſchrieb nicht mit des Blitzes Zauberſtift,
Er hatte mit dem trägen Stoff zu ringen,
Der ſtets zu ſpät an's Ziel der Wünſche trifft.

Wie Moſes ſterbend von des Berges Rücken
Die Hügelketten Juda's nur erſchaut,
So ſollt' auch er das Haus nicht fertig blicken,
Woran er voll Begeiſt'rung mitgebaut.

Doch, was er baute, nimmer ging's verloren,
Und was er ſäte, prächtig wuchs es groß;
Und heute fällt die reife Frucht den Thoren
Wie auch den Weiſen duftend in den Schooß.

Er ſtarb, zum Staube ſank des Dichters Hülle,
Sein Geiſt flog feſſellos zu Gott hinauf,
Und ſeines Denkens ewig friſche Fülle
Ging raſch im Herzen deutſcher Söhne auf.

Die Völker wallen ſeinem Staub entgegen,
Er ſteht im Ruhmestempel hoch und frei;
Der Marmor dröhnet von des Meißels Schlägen,
Damit ſein Bildniß allenthalben ſei.

Und dennoch ſenken ſie das Haupt in Kummer
Und wandeln fort in ſtillverhalt'nem Leid,
Denn ſeit des großen Dichters letztem Schlummer
Verſcholl die Harfe, die der Herr geweiht.

Iſt Keinem denn die Erbſchaft überkommen,
Der ihre gold'nen Saiten würdig ſchlägt?
Iſt alle Gluth im deutſchen Land verglommen,
Seit Schiller in die Fürſtengruft gelegt?

So wecke, Herr, denn endlich einen Sänger
In vollſter, unentweihter Dichterkraft,
Und ſchmachten laß dein hoffend Volk nicht länger
In ſeines Bannes langer — langer Haft.

W. Herchenbach

Elberfeld.

Prolog,

geſprochen bei der Schillerfeier von Friedrich Roeber.

Ein voll Jahrhundert heute! Sei der Tag
Gegrüßt mit unſers Herzens vollſtem Schlag!

Ja, heute war's, — und ach, wie heute ſtand
In ſich zerriſſen rings das deutſche Land.
Mehr noch, o ſchlimmer noch, von Haß durchglüht
In blut'gen Waffen rangen Nord und Süd,
Und über Süd und Nord die düſtern Flammen
Des Bruderkrieges ſchlugen wild zuſammen!

Dir nur, du ſtilles Neckarthal, beſchieden
Inmitten allen Gräuels war der Frieden!
Er ruhte tief auf Fluß und Wald und Thal,
Er ruhte tief auf dieſem Haus zumal!
Da ſteht es, klein, mit moosbewachſ'nem Dach,
Die Fenſter niedrig, enge das Gemach,
Und drin die junge Mutter, ſelig trunken
Im Anblick ihres holden Kind's verſunken!
Dies iſt die Stunde, da in Weh und Wonnen
Sie ihren erſten ein'gen Sohn gewonnen.
O leuchtend Mutterang', o Mutterluſt! —
O klopfend Herz, war dir es ſchon bewußt,
Was du nicht dir, was du der Welt gegeben
In dieſes neugebor'nen Kindes Leben?
Und Tag um Tag, und Jahr um Jahr verrinnt
Zum trotz'gen Knaben iſt gereift das Kind,
Und Tag um Tag und Jahr um Jahr vergeht,
Vor uns mit glüh'nder Stirn der Dichter ſteht,
Kämpfend und ringend! — Mitten war geſtellt
Er in den niedern Jammer dieſer Welt,
In die gemeine Noth, die lähmend hing
An ſeinen Ferſen, wo er ſtand und ging,
Die ihn hinab ſucht' in den Schlamm zu zwingen,
Wollt' er ſich voll Begeiſt'rung aufwärts ſchwingen!
Und andre Laſt, furchtbarer, ſchwerer noch,

Sie lag auf ihm: er athmete im Joch!
Auf ſeinem Schaffen, Träumen lag der Bann.
Er ſchrieb in Feſſeln — ein gefang'ner Mann!
Da, unter'm Druck, wuchs ihm die eig'ne Kraft,
Er riß ſich los aus ſeiner Kerkerhaft,
Und „in tyrannos“ ließ er wild und kühn
Die Feuerbrände ſeiner Dichtung ſprüh'n!
Dann ging einher er ſeinen rauhen Pfad,
Rauher, wie wohl kein Dichter je ihn trat,
Muthig und ſtolz, ſein ächtes Gold bewährend,
Sich ſelbſt im Kampfe läuternd und verklärend.
Und höher immer, immer höher flog
Und reiner ſtets er ſo von Sieg zu Sieg,
Bis über ſeinem Haupt aus Nebelgrau'n
Er ſah den hellen, heitern Himmel blau'n,
Und hinter ihm, wie einſt, nach ſpäten Tagen,
Sein großer Freund lautrühmend durfte ſagen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!

So ward er unſer auch! — Wie er befreit
Sich ſelber hat, ward er der neuen Zeit
Prophet und Bannerträger! — Was uns pochen
Die Herzen macht, er hat es ausgeſprochen.
Der Menſchheit Anwalt, und ſein tönend Wort,
Anſchwellend klingt's durch alle Zeiten fort:
Freiheit und Menſchlichkeit! — Er hebt empor
Uns über'n Erdenwuſt, — aufſpringt das Thor,
Das goldene, des Himmels und die Schranken,
Die Menſch um Menſch, die Volk um Volk zog, wanken
Und ſtürzen ein, und jede Feſſel fällt:
Im Bruderkuß aufjauchzt die trunk'ne Welt!

Und wieder ſeine Hand führt niederwärts
Zur Erde uns, und Erdenluſt und Schmerz,
Der Menſchheit Streben nach dem höchſten Ziel,
Ihr Müh'n und Irren, all' das bunte Spiel
Des wechſelvollen Lebens, all' ſein Streiten,
Er läßt's an unſerm Aug' vorübergleiten!
Noch beinburchſchauernd hören Franz wir ſpotten,
Noch weint vor uns die Königin der Schotten,
Die ſchöne Königin, — in Qual und Leid
Weinend noch ſteht die Muſikantenmaid.
Auf Frankreichs Flur ſchwingt hoch die Oriflamme
Die Jungfrau noch aus niederm Hirtenſtamme,
Und in Meſſina ſtürzt in Nacht und Graus
Das ſchuld- und fluchbelad'ne Herrſcherhaus.
Es ſchmettern in das Ohr uns die Fanfaren
Von Friedlands beutegier'gen Kriegesſcharen,
Und durch die Gaſſen Genua's brauſt und gährt
Und wogt der Aufruhr noch mit Dolch und Schwert!
Noch beute vor des finſtern Spaniers Thron
O Menſchheit, tritt dein großer freier Sohn,
Und alle Herzen ſind von ihm entzündet!
Und dort, o ſeht, feſt wie die Alpen gründet
Der Schweizer ſeine Freiheit! Jubelnd ſchallt's
Hernieder von den Bergen, jubelnd hallt's
Herauf die Thäler! — Durch die Freiheitschöre,
O du auch, deutſches Volk, o höre, höre!
Das tu, wie ſeit Jahrhunderten, auch beute
Zerriſſen und zerſtückelt ſtehſt, die Beute
Des Haders und der Zwietracht, das zerfetzt
Du trägſt dein Königskleid, das du entfetzt
Dich ſelber haſt des Thrones, — dem der Däne
Im Norden trotzt, im Süden die Hyäne

Des Frankenthums, im Süden und im Osten
Der Wälsche und der Russe, — das verrosten
Dein Schwert du ließest, das der Welt gebot
So weit sie reicht: auch dir in Drang und Noth
Zuruft er, was die frommen kann alleinig,
Sein mahnend Wort: seid einig, einig, einig!

So steht er mit erhobenem Panier!
Was uns zerklüftet auch, in ihm sind wir
Ein Volk aufs Neu', — sein großer Herzschlag bebt
Und zuckt durch jede Brust, und wieder strebt
Zum Ganzen jedes Glied von ihm getragen!
— — — — — — — — — — —
Mit niederm Dach noch, wie in jenen Tagen
So steht das Haus im stillen Neckarthal,
Niedrig die Thür, die Fenster eng und schmal.
Zwei Augen nur, aus Wimpern, thränenfeuchten,
Sah man in jener Stunde selig leuchten
Ueber der Wiege. — Draußen Niemand frug
Nach Mutter und nach Kind. — O welch ein Zug
Strömt jetzt hinzu! Wo solches Schauspiel gab
Je noch ein ander Volk? Hinauf, hinab
In allen Gauen drängen sich die Schaaren!
Mit weh'nden Fahnen kommen sie gefahren
Weit über's weite Meer, so weit gedrungen
Ist deutsche Rede, deutsches Lied erklungen!
O folgt auch ihr den Völkerzügen nach!
Dies ist das Haus, und dies ist das Gemach, —
Hier laßt im Strahl des Lichts die Banner glänzen
Und seine Wiege schmückt mit duft'gen Kränzen!

gleichen. Er ſagt, daß es einem italieniſchen Abbé gleichſehe.

Goethe, geſteht er, habe viel auf ſeine Bildung gewirkt.

Er lebt äußerſt eingezogen, auch ſeine Frau, die ich aber noch nicht geſehen habe. In den Clubb geht er nicht, weil dort nur geſpielt oder gegeſſen oder Taback geraucht würde; das wäre ſeine Sache nicht. Wielands Freund ſcheint er nicht ſehr zu ſein. Muſaeus hat er mir gerühmt. Er klagt ſehr über viele Geſchäfte und daß er zur Schriftſtellerei wenig Zeit übrig behielte. Unter allen Weimarſchen Gelehrten ſei Wieland der einzige, der ſeinem Geſchmack und ſeiner Feder leben könnte.

Von Herder iſt mir hier eine Schrift in die Hand gekommen: Gott iſt der Titel. Der Anfang, der von Spinoza handelt, hat mir gefallen. Das Uebrige hat keine Klarheit für mich.

Herder haßt Kant, wie Du wiſſen wirſt.

Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche ſo kurz war, daß ich ſie Euch ganz herſetzen kann.

Es wird an meiner Thür geklopft.

„Herein.“

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weſte, krumm und ſehr gebückt.

„„Habe ich nicht das Glück, ſagte die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen?““

„Der bin ich, ja.“

Trinkspruch,

gesprochen bei der Schillerfeier von Emil Rittershaus.

Verwandt sind Poesie und Wein! —
Vereinigt ruhn im Wein zusammen
Des Frühlings Duft, der Sonne Flammen,
Daß er am frost'gen Wintertag
Noch Lenzesluft uns bringen mag,
Daß er erhell' ein trüb' Gesicht
Und Herzen füll' mit Sonnenlicht! —
Und wie der Wein, so die Dichtung auch!
Durch die Geister weht ihr linder Hauch
Und siehe, es blüht in sel'ger Lust
Ein Frühling auf in der Menschen Brust.
Die Pulse pochen in raschem Schwung:
Die Alten fühlen sich wieder jung!
Die Seele hebt ihr Schwingenpaar;
Hell wird das Aug', die Stirne klar!
In den Busen senkt sich ein Himmel sacht
Durch der Dichtung heil'ge Zaubermacht. — —
In des Volkes Augen schaut und seht,
Wenn ein Schillerstück über die Bühne geht!
Wie zuckt's und flammt's in der Blicken Licht,
Wenn ein Tell erscheint, wenn ein Posa spricht!
O seht, die Menge, begeist'rungstrunken
Ist sie an des Dichters Herz gesunken!
Ueber das Alltagstreiben, das schaale,
Steigen die Sterne der Ideale.
Die Welt vergißt des Tages Noth,
Ein heilig Feuer im Herzen loht:
Der Wein der Schiller'schen Dichtung glüht
Und sprüht und lebt in des Volks Gemüth —

Und jauchzend die Lippe den Dichter preist! —
Die Poesie ist der Wein für den Geist! —
— — — — — — — — — —

Ein Wein von edler Art, fürwahr,
Wird mehr geschätzt von Jahr zu Jahr!
Die Welt, sie preist mit lautem Ruhme
Des Schillerweines Geist und Blume.
Gar mancher Wein ist abgefallen,
Doch Einer stieg im Werth vor allen:
Ein Wein, so klar, so ächt und rein:
Der edle, Schiller'sche Geisteswein!
— — — — — — — — — —

Wenn sich mit Blüthen schmücken die Reben,
Fährt in den Wein ein seltsam Leben.
Wenn die Welt dem Lenz entgegenträumt,
Hei, wie der Wein dann braust und schäumt!
Der Wein der Dichtung schäumt und kreist
Gewaltig heut' durch manchen Geist
Und durch die Welt mit leisem Mahnen
Bebt's wie ein süßes Frühlingsahnen! —
Des Geisterfrühlings hehre Stund,
Wo die Völker stehen im Bruderbund,
Wo die Freiheit Welt um Welt beglückt
Und den Kranz auf die Stirn der Menschheit drückt.
Der hehren Stunde entgegenschlug
Das Herz, was Schiller im Busen trug!
Ihr war sein Leben und Streben geweiht! —
O käme sie bald, die ersehnte Zeit!
— — — — — — — — — —

Verwandt sind Poesie und Wein —
Dem muß ein Glas geweihet sein,
Dess Büste heut' das Volk bekränzt,

Der uns den reinſten Wein kredenzt! —
Ihr Feſtgenoſſen, erhebt das Glas,
Gefüllt mit der Traube duft'gem Naß!
Mit freud'gem Hoch des Dichters denkt,
Der edlen Wein uns eingeſchenkt,
Der nie mit Waſſer ihn vermiſcht,
Der volle Becher aufgetiſcht,
Der leben wird für alle Zeit! —
Schiller ſei dieſes Glas geweiht!

Duisburg.

Feſtrede,

gehalten vom Oberlehrer Dr. F. A. Lange.

Hochgeehrte Feſtverſammlung!

Die Feier dieſer Stunde iſt eine hohe, eine ungewöhnliche Feier. Es iſt Schiller, deſſen Andenken wir ehren, es iſt ein ſeit ſeiner Geburtsſtunde entrolltes Jahrhundert, das uns dazu veranlaßt. Und welch ein Jahrhundert! Von 1759 bis 1859 — welch eine Fülle und Erhabenheit der Ereigniſſe und Entwickelungen birgt dieſe Reihe von Jahren! Gedenken wir des erſchütternden Weltereigniſſes der franzöſiſchen Revolution — der dunklen Rieſengeſtalt des Eroberers Napoleon — der blitzenden Bayonette des Freiheitskampfes; dann des Aufblühens unſeres Vaterlandes während einer nie zuvor dageweſenen Reihe von Friedensjahren, die ſich verliefen in die Stürme und Kämpfe der jüngſten Vergangenheit! Gedenken wir mit raſchem Ueberblick der Umgeſtaltung des Verkehrs und aller äußeren Lebensverhältniſſe durch die Erfindungen und Unternehmungen der Induſtrie! Dann in die gei-

stige Welt! Da giebt es ja von der Philosophie zur Geschichtschreibung, von der Mathematik zur Chemie, von der Linguistik zur Physiologie kein Gebiet auf dem weiten Felde der Wissenschaften, wo nicht alles neu geworden wäre; kein Gebiet, das nicht unter seinen Vertretern Namen zählt, welche weit über die Größen mancher verangegangenen Decennien und Jahrhunderte hervorragen, und die auch der Zukunft gegenüber ihre Stellung behaupten werden. So die Künste! Ein Mozart und Beethoven, ein Thorwaldsen und Rauch, ein Schinkel und Cornelius liegen mit ihrer Thätigkeit zwischen Schillers Geburtstag und dem heutigen Gedenktage. Ja, es giebt große Zeiten! Wie das Leben des Einzelnen sein Entstehen und Vergehen hat und Frucht und Blüthe zu ihrer Zeit; so die Völker. Es waren die letzten Decennien des vergangenen und die ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts namentlich für Deutschland eine Blüthenzeit der herrlichsten Art; unsere Sache ist es, still und langsam die Frucht zu zeitigen. Wie eine Alpenlandschaft voll riesiger Häupter im Strahl der aufgehenden Sonne, so gemahnt es uns, wenn wir auf all' die Männer zurückblicken, die sich um die Markscheide zweier Jahrhunderte erhoben haben. Bereits in die Ferne gerückt, unverkennbar der Ebene genähert, können wir erst recht überblicken, wie groß die Zeit war, in der Schillers Leben verlief: Um so mehr ist es aber auch, was uns von dem 10. Nov. 1759 scheidet; und über eine gewaltige Entfernung hinweg blicken wir heute auf das bescheidene Giebelhaus eines schwäbischen Landstädtchens, in dem Schiller geboren wurde. Wer mochte in Marbach damals die Wichtigkeit der Stunde ahnen, die heute ganz Deutschland und mit ihm die Hauptstädte des gebildeten Erdkreises in Bewegung setzt? Wer mochte es ahnen, daß nach hundert Jahren auf dem fernen westlichen Continent tausend deutsche Stimmen in festlichem Chor sich vereinigen würden zum großen Wiegenfest eines großen deutschen Dichters? — Und daß es nun so ist, daß in

Paris und London, in der Schweiz und in den vereinigten Staaten in dieſer Stunde einmüthiglich wie in allen Städten und Städtchen des Vaterlandes ein Schillerfeſt gefeiert wird, daß auch wir heute uns hier zu einem Schillerfeſt vereinigt haben; welche Triebfedern haben dazu zuſammengewirkt? welche Kraft hat dieſe Erſcheinung ſeltener Art hervorgebracht? Was iſt es, das unter all jenen großen Männern der Blüthezeit deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft grade Schiller ſo vorzüglich hervorgehoben hat? Nicht Kant, nicht Mozart, nicht Humboldt, nicht ſelbſt Göthe ſind Namen, deren Klang eine ſolche Begeiſterung hervorzurufen vermöchte wie der Name Friedrich Schiller! Was iſt es, das ihn ſo hoch ſtellt? was iſt es, das dem heutigen Feſt eine ſo beſondere Bedeutung giebt? Dieſe Frage iſt es, deren Beantwortung meiner Rede Gegenſtand iſt.

Schiller war Dichter! Es liegt ein eigener Zauber in dieſem ſchlichten Wort. Iſt doch wohl keiner, weder durch äußeren Zwang noch durch innern Trieb, ſo vollſtändig an die materielle Welt und ihre täglichen Intereſſen gekettet, daß er nicht auch die Stunde kennte, da es herabſteigt in die enge Seele wie ein göttlich Weben und Wogen und das Herz ſich den ahnungsvollen Schauern einer Welt der Ideale erſchließt. Und gar gewaltig führt Schiller den Zauberſtab, der auch den Nüchternſten mit einem Schlage in dieſe Welt entrückt; ſelbſt da bleibt ihm die Macht mit ſeinen großen Worten das Innerſte der Seele in Bewegung zu ſetzen, wo ſeine Compoſition, wo die Geſammtfügung der Gedanken die äſthetiſchen Forderungen des Kritikers nicht befriedigen kann. Schon in ſeinen jugendlichen Werken und in ihnen oft ganz vorzüglich zeigt Schiller ſeine Meiſterſchaft in der Bewegung der Herzen. Mit Recht behauptet ein neuerer Kenner, daß, wenn Schillers Räuber verloren gegangen, wenn uns nur der fünfte Akt und die letzte Scene des vierten aufbewahrt wären, wir glauben müßten, den Torſo eines Dichterwerks vom erſten

Range vor uns zu haben. Da donnern die Schrecken des jüngsten Gerichts. Ein Frevler wankt ihnen bebend entgegen; wir sehn sie vor Augen, die entsetzliche Wage. Schwankend kommt der greise Vater, das Gespenst eines Verhungerten. Er wirft die silberne Locke in die Schale der Todsünden und sie sinkt und wiegt das Versöhnungsblut auf. Es erschallt das zermalmende Urtheil. — Da ist alles groß — die Phantasie, der Gedanke, die Sprache, und wir fühlen etwas von den Schauern des Jenseits, wenn wir dem Dichter auf seinem kühnen Wege folgen. Wie hinreißend sind für uns die Bilder einer glücklichen Zukunft in der Freiheit der Völker, wie ein Posa sie dem erstaunten König Philipp malt! Und durchblättern wir den Don Carlos, den Wallenstein — ja Schillers Dichtungen von Anfang bis zu Ende — wie manches schwer wiegende Wort finden wir da, das zum Gemeingut aller geworden ist. Es giebt kein Verhältniß des Lebens, das der Dichter nicht verschönt und erhebt; denn seine Klänge und Bilder, wie sie in früher Jugend sich uns eingeprägt haben, bleiben bei uns am häuslichen Heerd und in der Einsamkeit der großen Natur; im Kampf und im Toben der Leidenschaft und in den sanfteren Regungen innigerer Gefühle. Schiller ist auch auf diesem Gebiete groß — ein geborner Dichterfürst, aber dieser Titel genügt noch nicht zur Begründung der Huldigungen des heutigen Tages. Wenn es auch wahr ist, was Platen singt:

„Ihr unvergängliches Siegel präget
„Auf jedes Schöne die bestandvrehe Dichtkunst"

so ist es doch nicht allein diese Herrschaft im Reiche des Schönen — er müßte sie ja mit unserem Göthe mindestens theilen — es ist zugleich die Beaciserung für das Gebiet des Wahren und es ist vorzüglich endlich seine Beziehung zum Leben, zum Leben der Nation; es ist Schillers nationale Bedeutung, die so von einer Nation gefeiert wird.

Schillers nationale Bedeutung! Es ist ein schwer wiegendes Wort bei einem Volke, das politisch und religiös gespalten, zertreten in einem dreißigjährigen Kriege, entwürdigt in einem Jahrhundert geistiger Fremdherrschaft, beschimpft von Fürsten, die einen ausländischen Götzen anbeteten, sich binnen weniger Decennien durch romantische Träumereien und vergebliche Zuckungen hindurch zu einem Standpunkt nüchterner Forderungen an die nahe Zukunft emporgearbeitet hat. Nationale Bedeutung: Das Wort gilt in Deutschland nicht weniger, nein es gilt mehr, unendlich viel mehr als bei einem Volke, dessen Nationalität sich in ruhiger Geschlossenheit Schritt für Schritt entwickelt hat und so ihrer Größe entgegengeschritten ist. Wer hier nationale Bedeutung hat, muß mit Schöpfer gewesen sein. Schiller hätte sie in diesem Sinne? — Prüfen wir ruhig, Schritt für Schritt!

Der erste Schritt, den wir thun, sei ein Schritt in Wallensteins Lager. Wir erwähnten so eben den Jammer des dreißigjährigen Krieges. Hier werden wir an seine Quelle geführt. Die Kriegsfurie verhüllt uns keinen ihrer Schrecken und doch wie groß, wie anziehend ist das Bild. Wie verstand es Schiller Leben aus der Zerstörung zu ziehen und Kraft aus der Auflösung. Das bunte Gewimmel des Lagers, ein Gemisch aller Nationen ist von einem einzigen Geiste beseelt, von dem Geist eines deutschen Helden; deutscher Kriegsmuth braust in den übermüthigen Jägern und selbst die ächte deutsche Derbheit, der rohe Trotz ungebändigter Naturen vereint sich zu einem harmonischen Ganzen. Und Wallenstein selbst mit dem dunklen Hintergrund seines dämonischen Wesens, seiner räthselvollen Pläne eröffnet eine Aussicht auf die Einigung der zerrissenen Nation durch die gewaltige Faust eines Usurpators. — Ein andrer Stoff eines der bedeutendsten Schiller'schen Dramen, des Tell, ist nicht minder in Wahrheit ein vaterländischer, wenn er auch zunächst einen Vorgang feierte, der die erste Vorstufe wurde zur Trennung der Schweiz vom deutschen

Reiche. Allein jener Vorgang war eine ächt deutsche Wahrung der Freiheit des Besondern im Allgemeinen. Die Kreise in denen er sich bewegt sind für jene Zeiten unbestritten deutsche nach allen Seiten, und wenn seitdem die Schweiz sich in ihrem Bewußtsein fast noch mehr als in der politischen Form vom deutschen Reich getrennt hat, so ist doch selbst dieser Particularismus leider ein ächt deutscher Zug, und unter den tausend Banden der Sprache, der Sitte, der Geschichte, welche die Schweiz an Deutschland fesseln, ist Schillers Tell — das beweist auch die Ausbreitung der gegenwärtigen Feier — keines der geringsten. Unter den Lieblingsplänen Schillers stand auch der, Friedrich den Großen in einem Heldengedicht zu verherrlichen. Wenn es schwer zu beklagen bleibt, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist, so zeigt sich doch auch hier wieder Schillers Sinn für die wahrhaft großen und ächt vaterländischen Stoffe. — Wie er aber schon in der Wahl der größten Stoffe Sinn für die bedeutendsten Punkte vaterländischer Geschichte verräth, so ist er noch mehr in der Art der Behandlung ächt deutsch. Sagt er es doch selbst, daß kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, je in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen wird. Und sind nicht jene Ideen, welche Schiller stets aufs Neue verherrlicht, die Ideen der „Freiheit, Männerwürde, der Treu und Heiligkeit", von denen auch Uhland seinen Sänger in den Hallen des Tyrannen singen läßt, sind sie nicht grade diejenigen, welche wir so gerne und mit Begeisterung die deutschen nennen? Sind es nicht die Gedanken des Ritterthums in seinen schönsten Erscheinungen; nicht die Ideale, für die ein Ulrich von Hutten stritt, da er vor schon fast vierthalb Jahrhunderten eine Erneuerung der deutschen Nation heraufbeschwor? Allein, wenn jene Ideen, die Schiller vor allen verherrlicht, wenn sie vor allem auch deutsche Ideen sind; warum spricht der Dichter dies so selten aus? Warum geschieht es kaum, daß er

jenen Zusammenhang der Wahlverwandtschaft, der ihn zu seinen größten Stoffen zog, andeutet? Warum kennt und bekennt er sich nicht mit freudigem, triumphirendem Stolz, wie es ein Arndt und Schenkendorf thaten, ja wie es schon vor der Zeit Klopstock that, als deutscher Dichter? Es ist so schön, ein deutscher Dichter zu sein; so lohnend, die Leier einem Vaterlande zu stimmen, das noch von dem poetischen Morgenroth des Werdens umspielt wird; so erhebend ein Lied zu singen, in dem jede Note eine trotzige That ist, ein Lied, wie Arndt es sang, das nie verklingende Lied vom deutschen Vaterland! Es ist wahr, Schiller ist kein Vaterlandsdichter im engeren Sinne; allein er war mehr als das — er war der nothwendige Vorläufer, die wahre Grundlage einer jeden zukünftigen Vaterlandsdichtung und er war dies zu einer Zeit, da das Vaterland direkt noch wenig Stoff bot, der einen Dichter begeistern konnte. Aber wenn die öffentlichen Zustände der Gegenwart damals nur ein jämmerliches Zerrbild gaben, wenn bornirte Tyrannei und freche Sittenlosigkeit der Höfe mit überduldigem Spießbürgerthum und elendem Localgezänke darin wetteiferten, ein fein gestimmtes Gemüth in alle Fernen der Phantasie zurückzuschrecken — warum griff er nicht lieber mit seiner mächtigen Hand in die reichen Schätze deutscher Vorzeit? Wo blieben in seinem Gesichtskreis die hohenstaufischen Kaiser: die von der Sage schon in ein Zauberlicht gerückte Heldengestalt Barbarossa's, der tiefe Geist Kaiser Friedrich's des II.? Wo die tragische Gestalt Heinrich's des IV.? wo Otto, wo Karl der Große? Warum statt dessen ein Fiesco; eine Maria Stuart? Warum verherrlichte Schiller die Idee des Vaterlandes lieber an der fränkischen Heldenjungfrau und warum starb er über der Arbeit an einem Demetrius? Wie kam es, daß im Westen und Osten jenseits der deutschen Marken, in Frankreich wie in Rußland seine Begeisterung mit solcher Leichtigkeit Wurzel schlug, während er seinen Wallenstein mit der Kälte des bewußten Künstlers arbeitete? —

Wir können uns nicht verhehlen, Schiller's Herz, allem Großen, Edlen und Schönen geöffnet, ergriff auch alles, was diesen Idealen diente, mit gleicher Begeisterung. War er ein ächter Deutscher, so war er es von Natur, ja er war es fast mehr als er wußte und wollte; denn sein Bewußtsein war das des Weltbürgers. Schiller war unzweifelhaft nach seiner Gesinnung Kosmopolit. Hierin stand er völlig auf gleichem Boden mit Lessing, mit Kant, mit Göthe — ja im Grunde mit fast allen bedeutenderen Geistern des 18. Jahrhunderts. Das Weltbürgerthum war nothwendig eine Lieblingsidee jener Zeiten, in denen zum erstenmal seit den goldenen Tagen des classischen Alterthums die Freiheit des Gedankens ihre veredelnden Blüthen trieb und die höchstgestellten Geister aller gebildeten Nationen sich auf denselben Spuren begegneten. Es war aber der Mangel alles ächten politischen Lebens, der namentlich in Deutschland jenes Weltbürgerthum sich über sein Ziel hinaus ausbreiten ließ. Neben Lessing und Kant finden wir Wieland und Herder schon als unklarere, negativere Kosmopoliten. Jean Paul, Hippel und zahlreiche andre Schriftsteller schließen sich ihnen an und nur zu oft in einem Sinne, der jeden Patriotismus unmöglich macht. So dachte Schiller nicht; am allerwenigsten aber wurde jenes weite Gefühl für die Menschheit bei ihm, wie leider bei Göthe, zur Gleichgültigkeit gegen große politische und nationale Vorgänge überhaupt. Im Gegentheil, Schillers ganze Dicht- und Denkweise war von politischen Ideen erfüllt. Nicht umsonst war es einer seiner heißesten Jugendwünsche, einst ein großer Staatsmann zu werden; die Vorsehung hat ihm diesen Wunsch nach politischem Wirken besser gewährt als er es selbst verstand, indem sie eine Weltlage herbeiführte, bei der grade jene Schiller'schen Ideale der Freiheit und Menschlichkeit, des Kampfes gegen Unterdrücker auf Deutschland Anwendung fanden. Der Gang der Geschichte war es, der die allgemeine Reaktion gegen das Weltbürgerthum hervorrief,

„„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.““

„Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“

„„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius.““

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen.“

„„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.““

Damit empfahl sich die Figur — und ich schreibe fort.

Ich muß hier einen Bedienten annehmen, weil ich zum Verschicken die Leute nicht habe, und alle Tage etwas dergleichen vorfällt. Charlotte hat mir einen ausgemacht, und ich erwarte ihn in einer Stunde. Gefällt er mir, und ist er nur mit fünf Thalern des Monats zufrieden, so bringe ich ihn mit nach Dresden.

Das schwarze Kleid hätte ich ganz entbehren können. Ich kann im Frack zum Herzog und zur Herzogin. Annoncirt werde ich heute. Ich habe den Kammerherrn Einsiedel besucht, der ein herzlich gutes Geschöpf ist, mit dem ich eine Stunde vom deutschen Fürstenbund gesprochen habe. In diesem Hause kann ich Musik hören, ein gewisser Schlick geht dort aus und ein.

Nun will ich doch schließen. Gott weiß, wann Ihr

und dieſe Reaktion beſtimmte die Wirkungsweiſe der Schiller'ſchen Dichtung auf die nächſte Zukunft.

Das 18. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Anticipation. Allenthalben traten theils unreife Ideale vorübergehend in die Wirklichkeit, theils ſtellte ſich die kühne Phantaſie großer Denker und Dichter Zuſtände als nahe liegend und erreichbar vor, zu deren Verwirklichung zahlloſe Zwiſchenſtufen noch zurückzulegen waren. Wie die franzöſiſche Revolution mit ihrem koloſſalen Experiment einen gräßlichen Schiffbruch litt — ſind doch ſelbſt ihre großen ſegensreichen Folgen mehr aus ihren Zerſtörungen als aus ihren poſitiven Schöpfungen hervorgegangen! — ſo träumten unſere edelſten Geiſter, ein Klopſtock und Herder von dem nahe bevorſtehenden Frieden der Welt — ſo kurz vor dem Ausbruch der blutigſten Kriege der neueren Zeit. In der Religion traten Männer wie Kant und Leſſing für die Herrſchaft der Vernunft auf, von dem großen Gedanken getragen, daß kein Zwieſpalt ſein darf zwiſchen dem innerſten Heiligthum der Seele und zwiſchen jenem Erkennen, das zu allen Zeiten und bei allen Völkern je die Edelſten und Beſten (ein unverkennbarer Finger Gottes!) auf dieſelbe Spur geführt hat. Auch dies war eine ideale Forderung, der das Bedürfniß der Gegenwart ſchroff gegenüberlag und die zur voreiligen Aufgebung grade der Züge perſönlichen und individuellen Lebens führte, welche, wo nicht den letzten Zweck, ſo doch gewiß die lebendigſten Triebfedern des religiöſen Lebens ausmachen. Wie die Gedanken der Volksſouveränetät, des Weltfriedens, der Vernunftreligion und manche andre bewegende Gedanken des 18. Jahrhunderts, ſo hat auch die kosmopolitiſche Idee eine unvergängliche Seite. Ja, es giebt einen Kosmopolitismus der Zukunft, wenn es uns denn geſtattet iſt, getroſt in die ferne Zukunft zu verſetzen, was die Gegenwart als Ideal erkannt hat; ein Weltbürgerthum, das die Schranken der Nationen überwindet und als höchſtes leitendes Bewußtſein die Bahnen des Welteerkehrs, geſtützt auf den ewigen Frieden, zu einem

gemeinsamen Ziele der Menschheit lenkt. Dies Weltbürgerthum ist sogar eine der unbedingtesten Forderungen der Sittlichkeit und kein Patriotismus darf uns je vergessen machen, daß über dem Zweck der Nationen der Zweck der Menschheit steht. Allein es ist auch weit entfernt davon das Recht der Nationen auszuschließen. So wenig wie die Familie das Recht des Individuums, oder die Nation das Recht der Familie oder irgend einer andern engeren Gemeinschaft aufhebt, ebensowenig darf das Weltbürgerthum zu einer Preisgebung der Nationalität übergehen; selbst im Ideal nicht. Die hemmenden Schranken der Nationalität sind zu überwinden, so weit sie dem Zweck der Menschheit im Wege stehen, und doch ist das Band einer engen Stamm-gemeinschaft innerhalb der großen Menschengemeinschaft zu bewahren. Diese Forderung verkannte das 18. Jahrhundert, indem es jene erstere zu ausschließlich ins Auge faßte. Eben darin liegt aber auch die Berechtigung der seit den Befreiungskriegen eingetretenen Reaktion gegen das Weltbürgerthum. Diese Reaktion zielte, wie alle die vielen reagirenden Bewegungen unsrer Zeit auf Erhaltung des Eigenthümlichen und Besondern, und mit Recht; denn wenn die einstige Einigung der Menschheit eine unifermirende würde, so wäre ihrer Fortentwicklung nicht minder die Lebenswurzel abgeschnitten, als schon jetzt in der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart zu schauen ist, wie eine Nation der Lebenswurzel beraubt ist, sobald die Unifermirung und abstracte Schematisirung in ihr an die Stelle der natürlich gegebenen Mannigfaltigkeit des Volkslebens tritt. Die Verbrüderung der Nationen als solcher ist ein höheres Ziel als ihre Auflösung in eine gestaltlose Masse. Die Gliederungen in der Einheit zu erhalten, aber auch die Einheit da herzustellen, wo die Gliederung keinen Sinn hat, oder wo sie gar, wie leider noch immer in der politischen Gestalt unseres Vaterlandes in zweckwidrige Trennung ausgeartet ist: das sind die klar erkannten Ziele der Gegenwart. Und daß diese fortgeschrittene Erkenntniß auch in Deutschland Wurzel

gefaßt hat, das iſt zum großen Theil jener geſchichtlichen Entwicklung zu verdanken, die uns, als Schiller bereits im Grabe ruhte, durch das Läuterungsfeuer der Befreiungskämpfe hindurch dem Bewußtſein der Einheit des deutſchen Volkes wieder zuführte. — Schiller ſelbſt aber ſteht dieſer Erhebung nicht fremd, nicht zuſammenhanglos gegenüber. War auch die Zeit noch nicht gekommen, welche das Ziel klar ins Auge faſſen ließ, ſo war es doch gerade ſeine Geſinnung, ſein hoher moraliſcher Schwung, ſein kühner Freiheitsdrang, der im Zuſammenwirken mit der Geſchichte nothwendig in der Stunde des Erwachens eine nationale Wendung nehmen mußte. Vergeſſen wir doch nie, wenn wir von Schillers Stellung zum Vaterland reden, daß es der Sohn ſeines Buſenfreundes, daß es ſein talentvollſter Nacheiferer war, der junge Held Körner, der in Lützow's verwegener Jagd mit einherſtürmte und das kräftige Wort ſeiner Vaterlandslieder mit dem freudigſten Opfertod fürs Vaterland beſiegelte. Da ging die Saat Schillers als ein blutiges Aehrenfeld auf; was lag nun daran, daß er in ſeiner Jungfrau von Orleans franzöſiſchen Patriotismus geprieſen? Wer denkt noch daran, wenn „das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt und es fallen die fränkiſchen Schergen!“ Aber die begeiſternde Kraft im Herzen hat mancher geſchöpft oder genährt an den ſtolzen Worten der Jungfrau:

„Wer rief euch in das fremde Land, den blühenden Fleiß
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Heerd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumet ſchon in eures Herzens eitlem Wahn
Den freigeber'nen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot
An euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes. Eher riſſ't ihr einen Stern
Vom Himmelswagen, als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache iſt gekommen; nicht lebendig mehr
Zurücke meſſen werdet ihr das heil'ge Meer,

Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen uns
Geſetzt, und das ihr frevelnd überſchritten habt.

Was damals Frankreich war, heut war es Deutſchland, was ſonſt ein Phantaſiebild, jetzt war es Wirklichkeit und die kämpfende Jugend gab das Leben freudig hin, um den Unterdrücker diesſeit des Rheines zu vernichten, wie dort den Engländern diesſeit des Meeres ihr Grab bereitet wurde.

So iſt es denn auch ein hoher Vorzug der Wirkung, welche Schiller auf das Nationalgefühl ausgeübt hat, daß daſſelbe unzertrennlich mit den Gedanken der Freiheit und des heiligen Rechtes verbunden iſt. Kein blinder Eroberungsdrang, keine eitle Ruhmſucht könnte aus Schillers Dichtung ihre Nahrung ſaugen. Selbſt die Behauptung eines verjährten Rechtes zur Unterdrückung hat bei Schiller, dem tapfern Verfechter jedes wahren und in der Natur begründeten Rechtes keine Beſchönigung noch Förderung zu ſuchen. Der Dichter der Freiheit kennt ſolche Rechte nicht. Er, dem der Menſch frei iſt, „und wär' er in Ketten geboren"; hat auch die ſtarken Worte Stauffachers geſchaffen:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehn für unſer Land,
Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!"

Und doch entwarf auch derſelbe Schiller wieder in ſeiner Glocke ein ſchauerliches Gemälde von den Gräueln der Revolution und wilder

Anarchie. Nach allen Seiten wirkt er veredelnd und bändigt und läutert so das Nationalgefühl, indem er es erhebt. Wir freuen uns daher auch und sind stolz darauf, daß auch jenseits der Alpen in dieser Stunde, nicht von den landfremden Deutschen, nein von den Italienern selbst zu Turin ein Schillerfest gefeiert wird. Wir freuen uns zu wissen, daß der Lieblingsdichter der deutschen Nation zugleich der Sänger jeder nationalen Befreiung ist. Ferne bleibe daher auch von dem Deutschland, das einen Schiller den seinigen nennt, der Hang nach eitlem Ruhm, der bei unsern Nachbarn so oft schon den eignen und fremden Frieden gestört hat; fern bleibe auch die Sympathie mit der Unterdrückung anderer Nationen; giebt es ja noch der Deutschen so viele, die unter fremdem Joch seufzen und deren Rechte doch auch unveräußerlich droben hangen und unzerbrechlich wie die Sterne selbst!

Und doch würden wir nun den geringsten Theil von der nationalen Bedeutung Schillers sehen, wenn wir nur jene Stellen seiner Dichtungen ins Auge fassen wollten, die direkt politische Bedeutung haben oder sich leicht auf staatliches Leben anwenden lassen. Die politischen Bestrebungen stehen ja nicht so allein im Kreise nationalen Lebens, wenn sie auch mit Recht in einer Zeit in den Vordergrund treten, in der sie allein ihre Aufgabe noch nicht gelöst haben. Das ächte nationale Leben bethätigt sich nach allen Seiten; es entsteht wie aus einem Gusse und entwickelt sittliche Kraft, Schwung und begeisterte Gemeinsamkeit des Handelns in der Förderung aller geistigen und materiellen Kräfte. Und hier ist es, wo Schiller, als Dramatiker namentlich, seiner Mission sich bewußt war. „Unsere Tragödie", sagt er, hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß alle Kraft und Charakter zeigen; das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen."

Dies Streben durch die Erschütterung des Gemüthes veredelnd zu wirken hat Schiller in seinen Tragödien redlich bethätigt. Er

hat es bethätigt, selbst in den Theilen seiner Dichtungen, die der Kritik so oft als Zielscheibe haben dienen müssen — in jenen der Liebe gewidmeten Episoden, die freilich oft zum Ganzen der Dichtung nicht im richtigen Verhältniß stehen. Verfolgen wir z. B. im Wallenstein das von der Kritik besonders angefochtene Verhältniß von Max Piccolomini und Thekla bis zu seiner Katastrophe. Welch ein Anlaß in den Fehler weichlicher Rührung zu verfallen bot sich hier dem Dichter dar; allein er hat ihn mit keuscher Strenge vermieden und ist keinen Schritt breit von der Linie des Erhabenen und Erschütternden gewichen. Insbesondere zeichnet sich hier die meisterhafte Scene aus, in der der schwedische Hauptmann den Tod Piccolomini's schildert.

„Doch Oberst Piccolomini —
Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der Erste, selbst
Sein edles Roß darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch schon wars geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan durchschossen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

Bei dieser Kunde droht die Geliebte zusammenzusinken, allein sie behauptet ihre Fassung und die kühne nächtliche Flucht zum Grabe des Gefallenen ist ihr nächster Gedanke. Schweigend und groß trägt sie den ungeheuren Schmerz.

Und wenn Schiller durch die Verflechtung der Liebesepisoden in seine Tragödien gegen die höheren Anforderungen der Kunst verstieß, so ist dieser Fehler ein glänzender. Er bot ihm Veranlassung das jugendliche Gemüth in seiner ganzen Unschuld und Begeisterungsfülle darzustellen und Gesinnungen voll Kraft und Adel zu verbreiten. Mag man immerhin lächelnd der rosenrothblutigen

Jünglinge gedenken und jener Jungfrauen, die wie „ein Gebild aus Himmelshöh'n" ſo weit von Göthe'ſcher Lebensfülle und Wahrheit entfernt ſind: auch jene Geſtalten haben beigetragen zu dem Werk der Wiedergeburt deutſcher Nation; ſie ſind als ſegnende Genien durch manches junge Herz geſchritten und wo ſie weilten, da war eine Stätte aufgethan für das Gute und Edle. Mußte doch die nationale Wiedergeburt Deutſchlands von einer ſittlichen Wiedergeburt ausgehn.

Wenn man freilich glaubt, jene Epiſoden und die mit ihnen gleichgeſtimmten Theile der Glocke und anderer lyriſcher Gedichte ſprächen ſo recht eigentlich Schillers Weſen aus, ſo kann das wohl nur auf den Eindrücken beruhen, die wir in früher Jugend beim erſten Leſen Schillers erhalten. Es iſt wahr, er arbeitete jene Scenen mit Vorliebe; aber nirgend verläugnet ſich doch in Schillers dramatiſchen Arbeiten, daß ſein eigentliches Ziel die kraftvolle Darſtellung lebendiger Thaten iſt. Hier iſt Schiller bei aller Neigung zum Ideal doch lebenswahr bis zur Rauhheit. Wir erinnern flüchtig noch einmal an die Soldatengeſtalten in Wallenſteins Lager, an den trunkenen Uebermuth eines Illo und Terzky, an Wallenſteins bedeutſamen Verkehr mit dem Bürgermeiſter zu Eger, an Buttlers finſtere Rachepläne und an die wilde Rohheit der Mörder Wallenſteins! Wo iſt da jene verſchwimmende Beleuchtung des überirdiſchen Ideals? Wie nüchtern und kraftvoll zugleich iſt im Tell der Charakter Stauffachers geſchildert, des Trägers der politiſchen Idee des Stücks! Ein längeres Leben würde gewiß dieſe praktiſche Energie in Schiller noch vermehrt haben, allein ſie war hinlänglich ausgebildet um bereits in ſeinen der Nation hinterlaſſenen Werken eine Rüſtkammer zu bieten für Zeiten der Noth. Und dieſe Rüſtkammer iſt reichlich benutzt worden. Schillers Worte im Herzen der Jugend, aus der die neue Zeit fort und fort ſich aufbaut: Welch eine Muttermilch für den Geiſt der Nation!

Und der Geiſt iſt es, wie der Gefeierte geſagt hat: „Es iſt

der Geist, der sich den Körper baut.“ Auf wenige Nationen läßt sich bisher dies kühne Wort so treffend anwenden als auf die deutsche. In den Zeiten der größten Jämmerlichkeit und Zerfahrenheit, da es kaum noch schien, als ob das Wort „Deutschland“ je wieder seinen wahren Sinn erhalten, ja als ob auch nur jemals ein äußerlich befriedigender Zustand im Leben der Bürger hergestellt werden könnte: da war es der Geist, der sich zu regen begann. Klopstock und Lessing brachen die Bahn und Göthe und Schiller vollendeten. Seitdem, wie manche Regung hat sich schon an jene geistige Erhebung angeschlossen! Mit den Wissenschaften und Künsten blühen Handel, Gewerbe und Ackerbau. Der Bürgersinn ist mächtig erwacht und wenn auch der Schlußstein des ganzen Gebäudes noch fehlt, die politische Form nationaler Einheit, so läßt sich doch eins mit Sicherheit sagen: Das Vaterland ist seit Schillers Geburtstag mächtig gewachsen. Und so möge es fortwachsen und blühen und der jugendfrische Geist des großen Dichters in ihm lebendig bleiben; dann wird auch einst Manches, das jetzt noch Traum ist zur Wirklichkeit werden.

Und wie die Heldenjungfrau in Schillers Dichtung plötzlich aus ihren Träumen erwacht und die Stunde des Handelns gekommen sieht, so möge dann auch Germania sich unter den Nationen Europa's emporrichten und rufen:

„Gebt mir den Helm!“

Aachen.

Prolog von C. O. Sternau.

gesprochen im Stadttheater den 10. November 1859.

Hoch geh'n und rasch der Zeiten wilde Wellen
Und nach Jahrhunderten mißt sich ihr Lauf;

Was war, was iſt, auf ihrem Weg, dem ſchnellen,
Löſt bald ſich's modernd in Vergeſſnes auf:
Mit jedes Tages neuen Morgenhellen
Verſchwindet Altes, Neues ſteigt herauf:
Drum muß es groß ſein, Göttliches vollbringen,
Was durch Jahrhunderte ſoll weiter dringen!

Doch wie? ſeht Ihr nicht allwärts heute prunken
Im Feierſchmuck ein hochgeliebtes Bild?
Es trägt der Freude ſchöner Götterfunken
Heut' helle Luft in Stadt und in Gefild:
Der Glocken Lied das heute jubeltrunken
Zum Himmel wallt, es läutet ſturmisch wild —
Dir Friedrich Schiller gilt's, Du haſt begonnen,
In des Jahrhunderts Glanze Dich zu ſonnen! —

In Dürftigkeit, gleich Roſen auf der Haide
War deutſcher Dichtung Blüthe kaum erwacht,
Da traut Du auf im Sängerkönigskleide
Und ſchmücktest ſie mit märchenhafter Pracht,
Und krönteſt ſie mit glänzendem Geſchmeide
Von Diamanten aus der Seele Schacht;
Und zündend, lodernd in der weiten Runde
Entquoll Dein Sang dem hochgeweihten Munde!

Der Genius nicht, vom Himmel ſtammend, ſpendet
Allein die holden Gaben ſeiner Zeit;
Es iſt die Kraft, die, was er gibt, vollendet
In edlem Sinn, in reinſter Sittlichkeit,
Die um dem einen Ziele zu ſich wendet,
Mit ihrem Herzblut ſich dem Einen weiht.
Dir ward die Kraft, Du haſt Dich hingegeben,
Der Kunſt ein heilig Opfer war Dein Leben!

Was aber hat das Leben Dir geboten,
Der Du so reich Dein Vaterland beſchenkt?
Der Krankheit Qualen, die Dein Glück bedrohten,
Der Sorge Pein, die fort und fort Dich kränkt,
Bis man zu früh Dich vielgeliebten Todten
Und mit Dir Großes in die Erde ſenkt, —
Und doch, — das Du beglückt ſo unermeſſen,
Dein deutſches Volk, es hat Dich nicht vergeſſen!

Zu Deinem Ruhm, zu Deines Geiſtes Ehre
Stimmt heut' die Nachwelt einen Rieſenchor,
Der feierlich ſelbſt jenſeits ferner Meere
Begeiſtert ſchallt hinauf zum Himmelsthor;
Und von den Bergen, flammend wie Altäre,
Hell lodern Freudenfeuer Dir empor;
Ja dir zum Ruhm! „denn was dem Mann das Leben
„Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!"

Verklärter Geiſt, an des Jahrhunderts Neige,
Das Dich und Deinen Genius gebar,
Nimm hin des Dankes grüne Lorbeerzweige,
Mit jedem Blatt bringt Dir ein Herz ſich dar;
Als Opferflamme zu den Lüften ſteige
Heut' nur der Dank der Nachwelt vom Altar.
Nimm, daß Dein Ruhm ſich herrlicher verkläre,
Nimm, Friedrich Schiller, hin den Kranz der Ehre!

Dissonanz

zu Schiller's hundertjähriger Geburtstagsfeier.

Ihr jauchzt im Thale der Erinnerungen,
Und wahrlich, Jeder ehrt ſich, der Ihn preiſt!
In allen Tönen iſt Sein Ruhm geſungen,
Aus allen Sprachen wiederhallt Sein Geiſt!

dieſen Brief erhalten werdet. Charlotte hat Euch ſchon geſchrieben.

Lebt tauſendmal wohl, und behaltet mich lieb.

Ewig der Eurige.

G.

Weimar, 28. Juli 1787.

Unſern Briefwechſel, mein Lieber, lege ich mir für jetzt noch als einen künftigen Genuß zurück. Mein Geiſt iſt nicht geſammelt, und meine Zeit nicht in meiner Gewalt. Er ſollte Dich mit meinen Empfindungen bekannt machen, und ich habe bis jetzt noch nicht an mich gedacht. Erſt in einigen Tagen beziehe ich meine Wohnung, bis dahin nimm vorlieb mit einem Zeitungston.

Geſtern habe ich einen vergnügten Tag gehabt. Ich bekam eine Einladung von der Herzogin, und Wieland ſollte mit mir nach Tiefurth fahren. Dieſes geſchah. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, Verſchiedenes von ihm herauszubringen, das mir am Herzen lag. Es wird Dich freuen, wenn ich Dir ſage, daß ſich ein Verſtändniß unter uns bildet, wie ich es mir lange gewünſcht habe. Der Ton, auf den er ſich ſchnell mit mir geſtimmt hat, verräth mir Zutrauen, Liebe und Achtung. So viel ſehe ich offenbar, daß er mich vor den meiſten ſchriftſtelleriſchen Menſchen unſeres Deutſchlands auszeichnet, und hohe Erwartungen von mir hegt. Mit meinen bisherigen Producten (den Carlos ſoll er erſt leſen) iſt er übel

Ihr ſeid's gewohnt, wenn Ihr das Hohe feiert,
Euch mitzufeiern, weil Ihr es ertrugt;
Doch ſüße Lieder ſind genug geleiert,
Und ernſte Worte hat die Zeit gebucht.

Ihr ſollt Geſchichte nicht vergeblich leſen,
Wie Viele, die des Dünkels Nacht umfängt:
Drum denkt nicht bloß, was Er für Euch geweſen,
Was Ihr Ihm nicht geweſen, das bedenkt!

Erhebet Euch an Seiner Dulder Größe
Und werdet Eurer Fehler Euch bewußt,
Und für das Künft'ge wahret Eure Blöße,
Und für's Vergang'ne ſchlagt Euch an die Bruſt.

Dem Feſte ſei die Demuth beigegeben,
Die Reue und die ſchmerzlich tiefe Scham:
Er opferte ſich auf, Sein Volk zu heben,
Doch was für Ihn geſcheh'n, iſt matt und lahm.

Dem niedern Manne gleich, der nichts erworben,
Stand bei dem Ringen Ihm die Sorge nah,
Und als Er endlich wehevoll geſtorben,
War kaum genug, Ihn zu begraben, da.

Wie Jeder, der des Schaffens Laſt getragen
Für Euch und Eure Enkel, ſtumm und ſtolz,
Ward an das Kreuz des Elends Er geſchlagen,
Aus unſichtbare, zähe Marterholz.

Dem kranken Körper drohte die Vernichtung,
Doch nimmer ſaß Er in der Ruhe Schooß,
Und aus dem Flammenarm geliebter Dichtung
Riß Er ſich oft zu ſchnöder Arbeit los.

Und doch! ein Freund des Volkes war Er immer,
Zum Fürſtendiener nimmermehr bereit!
Sein großes Herz war nie dem leeren Schimmer
Der eitelen Herablaſſung geweiht.

Doch ſagt, ſeid Ihr gefolgt auf Seinen Spuren,
Die in der Wetten-Dämmerung Morgenwehn
Durch ſchöne und noch nie betret'ne Fluren
Der ahnungsvollen Zukunft aufwärts gehn?

War't Ihr vom Stolz des deutſchen Mannes trunken,
Der ſelbſt den Blitz zum Strahl des Segens macht?
Habt Ihr den zürnenden Prometheusfunken
Am Altar der Begeiſterung bewacht?

Habt Ihr gehelt das Recht vom Himmel droben
Habt Ihr geſchloſſen heil'gen Völkerbund?
Habt Ihr durch Kraft zum Frieden Euch erhoben?
Seid einig! einig! einig! rief Sein Mund!

Laßt dieſe Fragen und noch andre offen,
Die Antwort traut macht ſelbſt die Beſten reth:
Und wie Er ſtets gehandelt, ſtatt zu hoffen,
So thut es auch, und es entweicht die Noth!

Die Noth der Lahmheit und der Machtzerſtückung,
Der Reflexion, die alle Kraft zerbricht:
Nur der Geſundheit lächelt die Beglückung:
Nur aus der Bildung ſtrömt der Freiheit Licht!

Und wenn es böſe Menſchen auch verkennen
Und nehmen der Beſchränktheit Maske vor;
Dies Licht, es wärmt und leuchtet, ſtatt zu brennen.
Und weh dem Geiſte, der dies Ziel verlor!

Kommt auch das Höchſte nicht mit einem Male,
So ſtrebe Jeder doch, ſo hoch er kann:
Nur reine Seelen haben Ideale!
Und nur ein Ideal erhebt den Mann'

Otto Banck

Trier.

Prolog
von Heinrich Viehoff.

Gott gab dem Menſchengeiſte raſche Flügel: —
Auf denn! und ſchwingt aus feſtlich hellem Saal
Mit mir euch zum entlaubten Rebenhügel,
Von welchem Marbach blickt auf's Neckarthal,
Und laßt uns auf dem großen Strom der Zeiten
Im Flug zurück um ein Jahrhundert gleiten.

Da ſehn wir uns bei ſchlichtem Elternpaare
Das ſtillbeglückt auf eine Wiege ſchaut.
Den Sohn, den ſie erharrten zehn der Jahre*)
Mit holdem Kindesauge blickt er traut
Der frommen, zarten Mutter heut entgegen
Und regt ihr dankbar Herz zu frohern Schlägen.

O Mutter, hätteſt du in jenen Stunden
Das, was ſich jetzt begibt im deutſchen Land,
In ahnungsvollem Geiſt vorausempfunden,
Wie wär' in ſtolzer Luſt dein Herz entbrannt!
Wie groß wär' dir das Kind, das hilflos kleine,
Erſchienen in des Nachruhms Glorienſcheine!

*) Schiller wurde nach zehnjähriger Ehe der Eltern geboren.

Denn ſieh! wie hier in Deutſchlands fernſtem Weſten,
So klingt es, wo der Oſtſee Brandung hallt,
So klingt's in Nord und Süd von frohen Feſten
Allüberall, wo deutſche Zunge ſchallt.
Und rings gefeiert wird in Wort und Tönen
Er, der ein König ward im Reich des Schönen.

Wie manche noch der alten leid'gen Schranken
Die Herzen trennt im theuern Vaterland,
Heut ſind ſie Eins in Einem Hochgedanken,
Sind Einem all' in Einer Lieb' entbrannt.
Hell blickt der heut'ge Tag auf trübe Wogen
Streitvoller Zeit als ſchöner Friedensbogen.

So ruhten einſt die Kämpfe der Hellenen
Auf heil'gem Boden zu Olympia;
Auch heute muß Entzweites ſich verſöhnen,
Ein Eintrachtsfeſt begeht Germania:
Und alle, die als Brüder ihr entſtammen,
Sie fühlen ſich erglüht in gleichen Flammen.

Und weiter ſelbſt, auch jenſeits Deutſchlands Marken,
Nicht nur in ſtammverwandter Briten Land
Und in der Heimath Tell's, der freiheitſtarken,
Auch an der Sein', am eis'gen Nevaſtrand,
Ja über'm Meer klingt unſerm Schiller heute
Manch' jubelnd Hoch zum Gläſerfeſtgeläute.

O ſagt, warum man ſo mit Huldigungen
Verklärt das Haupt des ſchlichten Bürgerſohns,
Als wär' er einem Fürſtenhaus entſprungen,
Geboren an den Stufen eines Throns?
Hat er gethan ſo hohe Geiſtesthaten?
Hat er geſä't ſo reiche Segensſaaten?

Wohl schwang er kühnen Flugs im Heiligthume
Der Kunst sich zu den höchsten Höh'n empor;
Wohl ragt er als ein Fürst, von hellem Ruhme
Umstrahlt, aus aller Zeiten Dichterchor;
So muß er allen Völkern groß erscheinen,
Doch mehr geworden ist er uns, den Seinen.

Als unser Volk zerfleischt war und zerspalten,
Da schuf er ihm ein neues Einheitsband,
Das mit des Geistes stillem, mächt'gem Walten
Sich leise schlang um alles deutsche Land:
Er schuf als ein Panier des Muths, der Stärke,
Uns seine kraftdurchglühten Dichterwerke.

Sie waren, als das Vaterland zerfallen
Im Staube lag, der Einheit mächtig Pfand,
Und dieser Born, zu welchem Alle wallen,
Wer je nur edler Bildung Durst empfand,
An ihm erkennen ewig wir als Brüder,
Was auch die Zukunft bringen mag, uns wieder

Zwar hör' ich hier und dort ihm Einen grollen,
Daß er nicht ganz gelebt dem Vaterland,
Daß er mit seinem Lied, dem wundervollen,
Von Zeit und Heimath oft sich weggewandt,
Und als sein Volk in Knechtschaft seufzt' und bebte,
Ganz wie am guten Tage sang und lebte.

Wer darf ihn tadeln, daß mit stolzen Schwingen
Er fesselos ob seiner Zeit geschwebt?
Wollt ihr den Dichter in den Dunstkreis zwingen,
Wo Kampf und Noth des Tages ringt und strebt?
Wie sollt' er dann mit hellen Seherblicken
Prophetisch reden von der Welt Geschicken?

Der Freiheit, ja, die ſchon in ſeinen Tagen
Mit Dolch und Flammen wild durch's Land geſtürmt,
Der Umſturz und Zerſtörung nur behagen,
Die Trümmer ewig nur auf Trümmer thürmt —
Ihr kennt' er nie in ſeinen Liedern fröhnen,
Der fromme Zögling lieblicher Kamönen.

Doch jene Freiheit, die, dem Licht entſproſſen,
Für Licht und Recht und Wahrheit glüht,
Die mit der Schönheit einen Bund geſchloſſen,
Von jedes Segens Fülle reich umblüht —
Die Freiheit war das Endziel ſeines Strebens,
Sie war der mächt'ge Pulsſchlag ſeines Lebens.

So wirkt denn Alle zu dem Feſt zuſammen,
Auch ihr, die ihr vielleicht dem Edlen grollt,
Euch Alle wärmten ſeines Geiſtes Flammen,
Herbei denn, daß ihr heut den Dank ihm zollt.
Ihm gab ſo wenig ach! ein mühvoll Leben
Drum laßt die Nachwelt um ſo mehr ihm geben.

Und wenn nach aber hundert Jahren wieder
Die fernen Enkel dieſes Feſt begehn,
O daß Germania dann die Söhn' als Brüder
Von feſtem Bund umſchlungen möge ſehn!
Und unſres Dichters Geiſt von Sternenauen
Hernieder auf ein einig Deutſchland ſchauen!

Westphalen und Oldenburg.

Münster.

Dichtungen von Gisbert Freiherrn von Vincke,

vorgetragen im Fest-Concert im Herbanket'schen Saale am 9. November 1859.

Prolog.

Der Töne Macht mit sanfter Allgewalt
Hat uns schon oft in diesen Raum gebannt —
Also auch heut. Doch diesmal will die Tonkunst
Nicht bloß um ihrer selbst das Ohr bestricken,
Sie huldigt fremdem Zweck — und doch kaum fremdem,
Denn engverbündet ist der Musen Reigen,
Und jede Kunst dient gern der Schwesterkunst.

Dem Auge scheint ein andrer dieser Raum,
Weit festlichheitre Zier ihn fröhlich schmückt,
Und umgewandelt scheinen wir uns selbst,
Erfüllt von der Bedeutung dieser Stunde. —

Heut schließt ein voll Jahrhundert seinen Lauf
Seit jenem Tag, an dem in's Leben trat
Der Musen Liebling und der Grazien,
Der nimmer Alternde, deß edle Stirn
Der Lorbeer ewigfrisch umrauscht. Er lockt
In eine Wunderwelt den Knaben schon,
Der Jüngling schwärmt für ihn, den ernsten Mann
Weiß sein gefügeltgoldnes Wort zu fesseln,
Ihm lauscht der Greis, und die Erinn'rung weckt
Noch einmal seiner Jugend sel'ge Tage.
Er wölbt mit leichter Hand die luft'ge Brücke,
Dem farbenpracht'gen Irisbogen gleich,
Die Jeden, der in seinen Bann sich wagt,

Aus dem gemeinen Kreis des Alltagslebens
Zu einer höhern, schönern Welt entführt.
Wo alles Sein und Fühlen sich veredelt.
Das ist des Dichters angestammtes Vorrecht:
Kein Zauber wirkt gewalt'ger als das Wort,
Doch den hat Keiner so wie er geübt!

Die alte Sage der Hellenen kündet,
Daß aus dem Haupt des Zeus Pallas Athene
Im vollen Glanz des Waffenschmucks entsprang.
Also entsprang aus seinem Dichterhaupt
Die Fülle der Gestalten, übersprudelnd
Zuerst und sonder Maß. Der Räuber Moor,
Fiesco und Luise Millerin —
Das war die Dreizahl, der Bewunderung
Und Staunen und — Entsetzen nicht gebiet.

Der Jugend Weisheit ist die rasche That,
Erwog'ner Rath bleibt künft'ger Jahre Frucht.
Es stürzt der Gießbach hoch im Waldgebirg,
Ein wilder ungezügelter Gesell,
Mit keckem Sprung dahin von Fels zu Fels,
Bis er die eb'ne Flur erreicht und ruhig
Als mächt'ger Strom in breiten Windungen
Durch Fruchtgelände segenbringend zieht,
Vorüber an den buntbelebten Städten,
Umgrünt von Rebenhügeln, reiche Fracht
Dem Volke bringend, das am Ufer harrt.
Den Dichter mögen wir dem Strom vergleichen,
Wenn er die schäumendwilde Kraft der Jugend,
Die jede Schranke nur als Fessel achtet,
Durch weises Maß der Schönheit zügeln lernt,

zufrieden, wie er mir aufrichtig gesteht; aber er versichert mir, daß er nie daran gezweifelt habe, ich könnte und würde ein großer Schriftsteller werden. Sein Urtheil über mich ist so ziemlich das unsrige. Ich habe, sagte er, eine starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, ein lebhaftes Colorit, aber nicht Correction, Reinheit, Geschmack. Delicatesse und Feinheit vermißt er auch in meinen Producten. Es kommt nun darauf an, ob der Carlos ihm beweisen wird, daß ich diesen mangelnden Attributen näher gekommen bin. Ich mußte ihm gleich den Abend, als wir nach Hause kamen, ein Exemplar davon schicken, weil Reinhold das seinige nach Jena genommen hatte. Er will den Carlos mit mir lesen und mir im Detail davon seine Meinung sagen. Alle diese Freiheiten, hat er mir oft wiederholt, würde er sich nicht gegen mich erlauben, wenn ich ihn nicht sehr interessirte.

Unterwegs bereitete er mich auf die Herzogin vor. Er suchte mich zur Toleranz für sie zu stimmen, weil er wisse, daß sie verlegen sein würde. Es ging alles nach Wunsch. Ich traf sie mit dem Kammerherrn v. Einsiedel und einer Hofdame im Gartensaal.

In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung. Wir waren zwei Stunden dort; es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwatzt. Ich ging dann mit der Herzogin im Garten spazieren, wo ich sie schönstens, aber beinahe mit so vieler Arbeit, wie Mlle. Charpentier un-

Und auf melodiſchprächt'ger Fluth des Rhythmus
Dem Volk des Geiſtes reiche Schätze bringt.

Den Schaffenden in ſeinen Werken ſehn wir,
Wie ihn zum Meiſter reift die Zeit der Lehre.
Noch ringt im Kampf Don Carlos der Infant,
Und der Begeiſterung lohernd-helle Gluth
Klärt ſich allmälich erſt zum reinen Feuer.
So tritt hervor nach manchen Jahres Friſt
Der Feldherr Wallenſtein, den ſeine Sterne
Zum Abgrund zieh'n; ihm folgen unverweilt:
Maria Stuart, ſtark im bittern Leid,
Johanna, gottbegeiſtert, Beatrice,
Meſſina's unglückſeligholde Braut.
Der höchſte Flug gelang dem Genius
In Deutſchlands trübſter Zeit, als er geſchildert,
Wie ſich ein wackres Volk aus eigner Kraft
Befreit vom langen Zwang der harten Knechtſchaft:
Mit ſtarker Hand erhub der Heimatsliebe,
Der Freiheit mächtig Banner Wilhelm Tell!

Es war das letzte Werk, das er vollendet,
Viel Andres reifte der Vollendung zu.
Denn raſtlos ſchuf ſein Dichtergeiſt. Da trat
Der Jüngling mit der umgekehrten Fackel
Zu früh an ihn heran, und wie ein Held
Im vollen Laufe ſeiner Siegesbahn
Ging er dahin — um ewig fortzuleben
Im Herzen, in der Liebe ſeines Volks.

Deß Zeugniß iſt der heut'ge Tag: ſoweit
In deutſchen Landen deutſches Lied erklingt,
Und wo auf fremder Erde Deutſche wohnen,
Jenſeits des Meeres, das die Völker ſcheidet —

Ein Zauber feſſelt Millionen Herzen:
Zur würd'gen Feier ſeines theuren Dichters
In Einigkeit ſteht deutſches Volk geſchaart!

So hat er einſt für ſeine Zeit gelebt,
So lebt er noch für uns, die nach ihm kamen,
So wird er leben aller künft'gen Zeit!

(Muſikſatz.)

Ihm war die Kunſt kein eitles Spiel,
Kein leichter Zweck des müß'gen Strebens:
Sie galt ihm als das höchſte Ziel,
Als voller Inbegriff des Lebens.
So nannt' er ſie das Morgenthor des Schönen,
Durch das allein der Menſch den Eingang fand
In der Erkenntniß unbegränztes Land!
Er ſprach das hohe Wort zu ihren Söhnen:
„Glückſelig leid Ihr, die — aus Millionen
Die Reinſten — ihrem Dienſt die Kunſt geweiht,
In deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!" —*)

(Nach Aufführung der von Felix Mendelsſohn componirten „Künſtler," von Schiller.)

So ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!

Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

*) Die Künſtler, von Schiller.

Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wankten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtflüßig war das Glück entflohen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Er sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze,
Entfloh die schöne Liebeszeit!*)
Sie sieh, ihn quält des Staubes Beschwerde:
Die Bahn der Kunst ist dornenvoll!
Denn ewig von dem Sohn der Erde
Verlangt die Erde ihren Zoll.

Sie wirft der Sorge düstern Schatten
Auf seinen einst so lichten Pfad,
Ihm will der Schwingen Flug ermatten,
Er fühlt gelähmt die freie That.
Fabricht'ein Geistes Raumes Schranke,
Da wirt die Kunst ihm Schutz und Hort:
Es trägt ihn siegend der Gedanke
Zu seligen Gefilden fort!

(Nach dem Vortrage der von Andreas Romberg componirten „Sehnsucht," von Schiller.)

Und dem Dichter ward die Gabe
Daß er Wunder leicht vollbringt,
Mit dem goldnen Zauberstabe,
Den er allgebietend schwingt.

Hat er oft in guten Stunden
Sich den Himmlischen genaht,
Bleiben sie ihm treu verbunden,
Suchen selbst zu ihm den Pfad.

Um ihn wird es licht und lichter,
Er ist frei vom Bann der Zeit,
Und auf Erden wird dem Dichter
Schon verliehn — Unsterblichkeit!

*) Die Ideale, von Schiller

Lüdenscheid.

An Schiller.

Nachklänge zu Schillers hundertjährigem Geburtstag.

In den Schooß der entzückenden Horen entschwanden
Hundert der Jahre schon, seit Du wardst uns geboren;
Frühe schon nahte auch Dir die letzte der Stunden
Irdischen Daseins, doch Dein Geist er entschwebte —
Getragen von den Genien der Dichtkunst
Empor zu den Sphären Apoll's.

Selber leerend den bittern Kelch des Geschickes
Schufest Du süße Quellen geist'gen Genusses.
Dein Ideal hast Du erreicht, und verkläret
Wirst Du lange noch leben im Herzen der Deutschen. —
Der Lorbeer Dir schmücken die Schläfe
Stets schöner und herrlicher prangend.

Deutsche Erkenntniß und Bildung schreitet voran!
Noch hat nicht Jeder die Früchte derselben gekostet;
Doch wird kommen — wenn auch später — die Zeit,
Wo er Deines Geistes Schöpfungen verstehet. —
Wie Albions Söhne Shakespeare,
So werden die Deutschen Dich nennen.

Trinket doch emsig von den Quellen der Dichtung,
Jeder nach seiner Art, und Alle werden begeistert.
Jungfrauen werden sich Deiner erinnern beim Lieben,
Senket vor ihnen der Jüngling verschämet den Blick —
Und deutsche Männer erringen
Das Große nach Vorbild des Großen.

Mächtig jauchzet Dein Volk empor zu Dir heute,
Doch sein Jauchzen wird kindliches Lallen nur sein
Gegen den Hymnengesang, den's Dir weihet,
Wenn schon längst wir gesunken in Staub. —
Denn Herrliches hast Du geschaffen
Und ewig wird währen Dein Ruhm.

Weiter und heller soll klingen Dein Name und lieblich
Gleich den Accorden entlocket den Saiten der Lyra,
Und von den Genien der Muse aufwärts getragen
Werde der Dank für das, was Du geschaffen. —
Denn nur Dir, Schöpfer des Großen,
Gebühret der Dank der Nationen.

J. B. Oster.

Osnabrück.

Sängers ewiger Ruhm.

(Nach der Weise des Walhallaliedes.)

Lasset hoch die Banner wehen
Ihm, der ew'gen Ruhm errang,
Und empor zu deutschen Höhen
Töne lauter Freudenklang!
Schiller wird die Nachwelt nennen
In des Lorbeers grünem Kranz,
Und die seinen Namen nennen
Feiern unsrer Sprache Glanz.

Feind dem falschen Heuchelschimmer
Echter Vaterlandessohn,
Warf er schnöden Trug in Trümmer
Mit des Siegers edlem Hohn.

Nicht umsonst hat er gesungen:
„Untergang der Lügenbrut!"
Nicht ist durch die Nacht gedrungen,
Wahrheit wird des Volkes Gut.

Keine Wohlfahrt kann gedeihen
Bei der Willkür rohem Spiel.
Sich dem ew'gen Recht zu weihen,
War des Dichters schönes Ziel.
Freiheit ist der Völker Leben;
Er empfand des Sclaven Schmerz
Und ließ hell die Saite beben,
Freiheit sang sein volles Herz.

Offen steht der Zukunft Pforte
Deutschem Wesen und Gemüth.
Deutsch gedacht sind Schillers Worte;
Weithin schallt sein deutsches Lied.
Laßt des Jubels Flamme brennen
In der treuen deutschen Brust,
Daß wir ihn den unsern nennen,
Unsern Stolz und unsre Lust.

C. Rosenthal.

Sängers ewige Jugend.

(Nach der Weise des Lorelei-Liedes.)

Es war ein Hirtenknabe,
Der auf den Thron sich schwang,
Und dessen schönste Habe,
Die Harfe, köstlich klang.
Viel hundert Jahr' vergingen;
Des Königs Platz ist leer;
Doch seine Psalme klingen
Noch immer stolz und hehr.

So wird auch Schiller leben,
In ew'gen Liedern blüh'n;
Es wird sein heilig Streben
In Jünglingsbusen glüh'n.
Aus deutschem Volk entsprungen
Und klar wie deutscher Wein,
Wird er vom Volk gesungen
Und tief empfunden sein.

Vom Alter sind die Haare
Ihm nimmermehr gebleicht,
Er hat das Ziel der Jahre
Zur Hälfte nur erreicht;
Doch hat er noch geschauet
Daß ihn sein Volk versteht,
Ein Denkmal sich erbauet,
Das niemals untergeht.

O Sänger, dessen Jugend
Mit Anmuth sich verband,
Den nur im Glanz der Jugend
Das deutsche Volk gekannt,
Jahrhundert auf Jahrhundert
Wird wohl in Staub verwehn,
Du aber, hochbewundert,
Bleibst ewig jung und schön.

C. Rosenthal.

Schiller.

(Melodie der Loreley.)

Zu Marbach im Schwabenlande
Entsprang ein Wunderquell:
Er schillert in tausend Farben,
Doch ist er krystallenhell.
Auf seinem tief klaren Grunde
Ruh'n Perlen und Edelgestein,
Dem Knaben wird wonnig zu Muthe,
Sobald er blicket hinein.

Es wächst die Quelle zum Bache,
Der Bach zum prächtigen Strom.
Drin spiegeln sich liebliche Ufer
Und Burgen und mancher Dom;
Er schaukelt auf seinen Wellen
Im Kahne manch liebendes Paar;
Er strömt durch die deutschen Gauen
Beglückend schon hundert Jahr'.

Vergöttert von allem Volke,
Befruchtend das ganze Land,
Durchzieht die indischen Reiche
Ein Strom, der Ganges genannt:
So segenbringend fluthet
Auch unser Strom zum Meer;
Der Strom heißt **Friedrich Schiller,**
Germaniens Preis und Ehr'.

A. T. Brück.

Oldenburg.

Schiller als poetischer Begleiter durch's Leben.

Vortrag von Dr. Lübben.

In dem Dichter, zu dessen Säcularfeier wir uns heute hier versammelt haben, vereinigen sich viele Eigenschaften, die ihn zu einem besonderen Lieblinge der deutschen Jugend machen. Die feurige Gluth seiner Empfindungen, die idealische Reinheit seiner

Ziele, der hohe Schwung seines poetischen Ausdruckes, der voll tönende Klang seiner Worte treffen auf so verwandte Stimmungen und Richtungen in jener gesunden jugendlichen Brust, daß es nicht blos erklärlich ist, wenn die Jugend für Schiller schwärmt, sondern daß man es bedauern müßte, wenn ihre Begeisterung sich nicht an ihm entzündete. Die Gluth der Jugend aber verkühlt sich nur zu bald, der Drang und die Noth des Lebens, der zunehmende Druck der Reflexion auf die Einbildungskraft zerstören die Träume und ernüchtern den trunkenen Geist. Was uns früher hoch und erhaben erschien, ist uns später niedrig und klein; was uns früher entzückte, gleichgültig; was uns bezauberte, reizlos und gewöhnlich. Unter diesem Wechsel der Anschauungen, der sich in jedem Menschen vollzieht, hat auch der Dichter unserer Jugend zu leiden. Viele werfen ihn, wenn sie erwachsen sind, ganz hinter sich; manche greifen wohl wieder zu ihm, legen ihn aber bald wieder aus der Hand, nur einige Getreue halten bei ihm aus und bewahren ihm ihr Leben hindurch, wenn auch nicht dieselbe Leidenschaft, doch dieselbe Liebe wie früher. Und doch thut man Schiller ganz entschieden Unrecht, wenn man ihn nur zu einem Jugenddichter erniedrigt und meint, er könne nicht mehr einen gereifteren und geläuterten Geschmack befriedigen. Er ist vielmehr geeignet uns ein poetischer Begleiter durch das ganze Leben zu sein. Dazu macht ihn vor Allem der Reichthum und besonders die Tiefe seiner Gedanken geschickt, eine Eigenschaft, die ihm gerade so eigenthümlich ist, daß man ihn — und mit vollem Rechte — den ersten und einzigen philosophischen Dichter Deutschlands nennt. Es ist bekannt, daß Schiller nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein tiefer Denker war, daß er mit großem Eifer und Fleiß an der philosophischen Bewegung seiner Zeit, die durch Kant angestoßen wurde, Theil nahm und nicht bloß in dem Sinne Theil nahm, daß er, wie jeder denkende Kopf damals, das neue System zu begreifen und zu ergründen suchte, sondern diejenige Seite, die

von demſelben weniger bearbeitet war, ſeiner poetiſchen Speculation aber am nächſten lag, — die Lehre vom Schönen, — mit ſchöpferiſchem Geiſte weiter ausbildete. Zeuge deſſen ſind ſeine äſthetiſchen proſaiſchen Schriften, die eine neue Epoche in der Geſchmackslehre begründet und ſolche Einſichten in die Natur und das Weſen des Schönen verbreitet haben, daß ſie jetzt in das allgemeine Bewußtſein aufgenommen ſind, ohne daß wir uns der Quelle mehr erinnern, woher ſie ſtammen. Aber er war auch als Dichter Philoſoph, ſein Dichtergenie war auf das Engſte an das Denken in allen ſeinen Höhen und Tiefen geknüpft. Die Ideen, die er durch ſein philoſophiſches Nachdenken gewonnen hatte, verwerthete er auch in ſeinen Dichtungen, nicht bloß ſo, daß er hie und da einen philoſophiſchen Gedanken einflicht und als Ornament verwendet, ſondern viele ſeiner Dichtungen, und namentlich die beſten unter ſeinen lyriſchen, ſind durch und durch von ihnen geſättigt und durchdrungen, ſo daß, wie ſein großer Freund Göthe äußerte, er die Ausſprache der Vernunft mit dichteriſchem Munde vorzutragen ſcheint. Es iſt darum der Dichter Schiller nicht von dem Denker Schiller zu trennen. Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, die Entſtehung und Entwickelung der Ideen in ſeinen philoſophiſchen Schriften — namentlich in ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung und über naive und ſentimentale Dichtung — beobachtend zu begleiten, und denſelben Ideen, aber befreit von aller techniſchen Form, wieder in den Gedichten zu begegnen. Beſonders war es die Bildung des rohen Naturmenſchen durch die Kunſt, ehe er der Cultur durch die Vernunft übergeben wird, und andererſeits die Zurückführung des überfeinerten und dadurch ſittlich zerrütteten Culturmenſchen zur urſprünglichen Einfachheit der Natur, was ihn lebhaft beſchäftigte und was er vielfach — proſaiſch, wie poetiſch — ausgeführt hat. Oder er verweilt auch gern bei der Betrachtung, daß das Schöne eine freie Gabe des Himmels iſt, die ihm durch keine Anſtrengung und Qual abge-

rungen werden kann, sondern die müheloſ, als reines Gnadengeſchenk dem Beglückten in den Schooß fällt. Ueberhaupt iſt das Verhältniß des Menſchen zur Kunſt, zur Cultur, zu ſeinem Nebenmenſchen, zur Geſellſchaft, zum Staate, mit Einem Worte die moraliſch-äſthetiſche Seite des menſchlichen Weſens das Feld, das ſein Denken und Dichten am liebſten bebaute. Wenn er nun auch, was er ſelbſt beſcheiden zugeſteht, als Philoſoph zu ſehr Dichter und als Dichter zu ſehr Philoſoph ſein mag, ein Vorwurf, deſſen Berechtigung wir hier dahingeſtellt ſein laſſen, ſo iſt das doch unbeſtreitbar gewiß, daß der Inhalt derjenigen Dichtungen, welche die reife Frucht ſeines philoſophiſchen Nachdenkens bergen, unter denen der Spaziergang, das Glück eine hervorragende Stelle einnehmen, ſich nur dem gereifteren Denken erſchließen, und daß ihre Bedeutung und tiefer Gehalt von der Jugend nur erſt geahnt, geſchweige denn begriffen und verſtanden werden kann. Dieſe Neigung zu philoſophiren kann er auch in ſeinen Dramen nicht unterdrücken; es treibt ihn ſeine innerſte Natur auch in die Darſtellung des äußeren Lebens die innere Welt der Gedanken hineinleuchten zu laſſen. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß dadurch der lebendige Gang der Handlung aufgehalten wird, daß da Betrachtungen über das Leben und das Thun erſcheinen, wo wir das Spiel des Lebens ſelber und die That ſehen wollen, daß Perſonen hohe Gedanken äußern, deren ſie in der gewöhnlichen Sphäre, in welcher wir ſie in der Wirklichkeit erblicken, thatſächlich, oder auch in der augenblicklichen Lage, in welcher das Drama ſie uns verführt, pſychologiſch nicht fähig ſind, aber andererſeits iſt auch nicht zu läugnen, daß dieſer theatraliſche Mangel doch auch wieder ein Vorzug iſt. Man hat wohl ausgeſprochen, daß Schillers Dramen ſich mehr zum Leſen als zur Aufführung eignen, das heißt, anders gefaßt, ſie ſind reicher an Worten, als an Handlung, ſie geben uns mehr zu denken als zu ſehen. Aber gerade dadurch, daß ſie den inneren Sinn mehr in Anſpruch nehmen als

terhielt. Sie zeigte mir alles Merkwürdige: Wielands Büste, die dort aufgestellt ist, ihres Bruders, des Herzogs Leopold von Braunschweig Monument und anderes. Nachher gingen wir in ihr Wohnhaus, das überaus einfach und in gutem ländlichen Geschmack meublirt ist. Hier wurden mir einige schöne Landschaften von Kobell gezeigt. Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie erobert hätte. Und wirklich fand ich dieses in der Art, wie sie mich behandelt hatte. Ihre Hofdame, ein verwachsenes und moquantes Geschöpf, der ich einige Aufmerksamkeit bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regaliren, die sie im Garten für mich suchte. — Diesen Morgen empfange ich wieder eine Einladung zum Thee, Concert und Souper bei der Herzogin.

Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergl. hat oder haben will. Sie ist selbst Componistin, Goethe's Erwin und Elwire ist von ihr gesetzt. — Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Ceremoniels zu verlangen, welches ich mir auch trefflich zu nutze machte. Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behauptete. Charlotte versichert

den äußeren, werden ſie genußreich und bleiben es auch für die ſpäteren Jahre, in denen der Reiz der äußeren Sinne nicht mehr ſo mächtig iſt und die zur vollen Reife gediehene Denkkraft einen würdigen Stoff verlangt, an dem ſie ſich nährt und übt. Freilich kommt es darauf an, was man von der Poeſie verlangt und was man in ihr ſucht. Sucht man in ihr einen bloßen angenehmen Zeitvertreib, eine leichte Unterhaltung, eine müßige Erholung, ſo muß man nicht zu Schiller greifen, denn dieſer befriedigt dieſes gemeine Bedürfniß nicht, dem zu dienen er für eine Entwürdigung ſeiner Kunſt gehalten hätte; dazu iſt er zu ernſt, zu ſtrenge, ſo daß er ſelbſt in den Liedern, die der heiteren Geſelligkeit gewidmet ſein ſollen, die philoſophiſche Seite herauskehrt und mehr zur Sammlung des Gemüthes als zur Zerſtreuung nöthigt. Wer aber dagegen in den Mußeſtunden eine Erhebung über die platte Alltäglichkeit des Lebens verlangt, wer aus dem engen, dumpfen Leben der Wirklichkeit ſich in das freie Reich der Ideale emporſchwingen will, der nehme Schiller zum Führer und Begleiter. Denn Schiller iſt kein Dichter, deſſen Reiz bloß in der Beherrſchung der Form beſteht, die auch einem gemeinen Inhalt Würde, einem gewöhnlichen anmuthige Gefälligkeit und einem niedrigen Adel verleihen kann; kein Dichter, der bloß durch den melodiſchen Wohlklang der Verſe das Ohr bezaubert, kein Dichter, der bloß die Phantaſie mit ſchönen Bildern und verſchlungenen Erfindungen erfreut und kitzelt, ſondern ein Dichter, der durch große und edle Formen auch einen großen und edlen Inhalt mittheilen, der Herz und Sinn ſeiner Leſer oder Hörer für das Große und Edle erwärmen und entflammen und ſie ſittlich und äſthetiſch zum Höchſten emporheben will; denn er hat die höchſte Meinung von dem Dichterberufe:

Es ſoll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.

Die Poeſie ſelber iſt ihm ein Abglanz des Göttlichen. Und die-

jenige, welche am wenigſten von irdiſchem Staube an ſich trägt, die jeden Zeugen menſchlicher Bedürftigkeit ausgeſtoßen hat, iſt ihm die vollendetſte.

Denken Sie ſich den Genuß, ſchreibt er einem Freunde, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — kein Schatten, keine Schranken, nichts von alle dem mehr zu ſehen. Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. — Mag man es immerhin Schwärmerei nennen, wenn er dem Dichter eine ſolche erhabene Aufgabe ſtellt und er ſelber eine ſolche unlösbare Aufgabe zu löſen ſucht, es iſt wenigſtens eine edle Schwärmerei und er kommt damit dem ſchwärmeriſchen Hange entgegen, der ein Erbtheil der ganzen deutſchen Nation iſt. Dieſem Hange iſt nun freilich der Natur der Sache nach die deutſche Jugend am meiſten ergeben, aber auch aus dem Herzen des gereifteren Alters iſt er nicht gewichen; nur hat er hier den ſtürmiſchen Charakter eingebüßt, und das erregte Herz giebt ſich nicht im leidenſchaftlichen Enthuſiasmus kund, ſondern in leiſeren Schwingungen, in einem ſtilleren Aufwallen; der Trieb iſt gedämpfter und weniger feurig, aber erſtickt und erloſchen iſt er nicht. Es giebt Stunden, wo auch der dem Jünglingsalter Entwachſene die Aengſten des Lebens von ſich wirft, Herz und Bruſt ſich wieder frei und weit macht, ſie mit idealem Inhalt zu erfüllen ſich ſehnt und wieder an dem Quell der ewigen Jugend ſich zu laben wünſcht, der in der dichtenden Kunſt rinnt. In ſolchen Augenblicken muß man Schillers Hand ergreifen um gehoben zu werden und ſich ergriffen und gehoben zu fühlen; die ernſte und majeſtätiſche

Hoheit seiner Gedanken, die uns früher nur dämmernd aus der Ferne leuchtete, wird uns dann erst in vollem Lichte entgegenstrahlen. Nur derjenige, dessen Herz ganz ausgebrannt ist, dessen Gedanken sich nur mit Erwerben und Genießen beschäftigen und sich nur um die niedrigen Dinge der Welt bewegen, nur der wird Schiller keine Theilnahme schenken, eben weil er sich nie in einer gehobenen Stimmung fühlt, und eine solche giebt nur die Empfänglichkeit für die Größe des Dichters, der nicht in jeder Stimmung gefällt und auch nicht gefallen will; denn nach dem ewig wahren Ausspruche des Alterthums kann das Gleiche nur vom Gleichen erkannt werden. Daß aber Manche ihn dennoch nicht wieder aufsuchen, rührt weniger von einer bewußten Einsicht in seine Mängel und Schwächen her, die er mit allem Menschlichen theilt, als einerseits aus dem häufig verbreiteten Vorurtheile, daß er nur noch der Jugend genügen könne, er, der doch einst den besten und tiefsten Geistern seiner Zeit genug gethan hat, und andrerseits aus mangelhafter und ungenügender Kenntniß. Man meint schon sich mit ihm auf immer abgefunden zu haben, wenn man in der Jugend sich mit ihm bekannt gemacht hat; und doch hat man dann nur erst von der Oberfläche geschöpft, zu seinem eigentlichen Kerne ist man noch nicht gedrungen und kann es auch nicht. Man gebe sich ihm nur später willig und liebevoll hin, nur nicht in den Stunden geistiger Abgespanntheit, und man wird zur Ueberraschung, vielleicht auch zur eigenen Beschämung finden, daß man Vieles übersehen, Vieles nicht recht gesehen, und daß man Unrecht gethan hat, ihn nebst anderen Jugendschriften in den Winkel geworfen zu haben.

Aber es ist nicht die Würde und Hoheit der Gesinnung allein, die es verdienen, daß man ihn auch zu einem Freunde des reiferen Alters macht, es ist auch die Energie und Fülle des Ausdruckes. Wenn Lessing seine Gedanken kurz, scharf, bestimmt ausspricht, und immer den treffenden, den allein treffenden Ausdruck sucht und fast immer findet, so daß er nicht selten spitz und

ſchneidend erſcheint; wenn Göthe in ruhiger Gelaſſenheit, mühelos und ſeiner ſelbſt gewiß, des reinen und einfachen Ausdruckes Herr iſt, bemüht ſich der dritte unter den Meiſtern der Sprache, den energiſchen und gewaltigen (emphathiſchen) Ausdruck herbeizuſchaffen. Sein Erſtlingswerk, mit welchem er vor die erſtaunte Welt trat, die Räuber, ſo wie ſein letztes, mit dem er aus dem Leben ſchied, Wilhelm Tell, ſind Zeuge davon, daß dieſe Eigenthümlichkeit ihm an- und eingeboren, nicht angelernt und angequält iſt, wie Vielen ſeiner Nachahmer, und den unermeßlichen rauſchenden Beifall, mit dem er gleich begrüßt wurde und der ſelbſt Göthe eiferſüchtig machte, verdankt er zum größten Theile der Energie und dem Feuer ſeiner Sprache. In ſeinen Jugendwerken überbietet freilich die Kraft ſich ſelber und zeigt ſich hier noch roh und wild — und keiner hat ſie darum ſchärfer verurtheilt als Schiller ſelber — aber als er, von beſſerer Einſicht geführt und gereinigt, ſeine üppige Kraft bändigte und an dem goldenen Zügel des Maaßes und der Schönheit leitete, da empfing ſeine Sprache jenen kräftigen Zauber, der die Gemüther ſo unwiderſtehlich feſſelt. Dieſer aber beruht hauptſächlich auf der harmoniſchen Zuſammenſtimmung des Gedankens und des Ausdruckes. Um ein Bund Streh aufzuheben, ſagt Leſſing, muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. So darf man auch nicht, wenn man alltägliche Gedanken ausdrücken will, einen Aufwand ungemeiner Wörter und Redeformen machen, oder man verfällt einem hohlen und nichtigen Pathos. Will man aber große Gedanken, allgemeine Wahrheiten, welche die höheren und höchſten Intereſſen der Menſchheit berühren und die Frucht ernſter Betrachtung ſind, ſo mittheilen und an das Herz legen, daß ſie ergreifend wirken und die Stimmung wieder hervorrufen, aus der ſie geboren ſind, ſo iſt unerläßlich, daß ein ſolcher Inhalt auch in einer entſprechenden

Form ſich darſtelle; da iſt Alles Gemeine, Niedrige, Alles was die beabſichtigte Wirkung ſchwächen oder hemmen könnte, fern zu halten und mit der Höhe und Kraft der Gedanken muß auch in gleichem Verhältniſſe die Höhe und Kraft der Sprache wachſen. Nun aber wiſſen wir, daß Schiller meiſt in einer Idealwelt ſich bewegte; dieſe bedarf aber, um ihre Würde zu behaupten, auch eines idealen Ausdruckes in der Sprache. Dieſer ideale Ausdruck iſt aber ſo ſehr in Schillers Gewalt, daß er wohl zuweilen in den Fehler verfällt Gewöhnliches pomphaft und pathetiſch auszuſprechen, aber nie in den entgegengeſetzten, Hohes und Gewaltiges in einer matten und kraftloſen Sprache wiederzugeben, ja, ſeine geheimnißvolle Kunſt hat eine ſolche Kraft, daß er ſelbſt Gewöhnliches, wenn es nur irgend eines ſchönen Scheines fähig iſt, in die Sphäre der Idee zu verhöhen vermag, daß er um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe zu weben verſteht, ſo daß ſelbſt des Lebens flach alltägliche Gedanken ſich zu unſerm Erſtaunen erheben und ideale Formen annehmen. Und doch wird die Darſtellung, ſo ſinnlich belebt, ſo phantaſiereich ſie iſt, doch nie phantaſtiſch und traumhaft. Trotz des hohen Schwunges bleibt ſie im Bereiche des Verſtändigen und Verſtändlichen. Schillers Sprache iſt das Product einer kräftigen und reichen Einbildungskraft und zugleich eines hellen und klaren Verſtandes. Ein ſo großer Virtuos er auf dem Inſtrument der Sprache iſt, auf ihm laſtet nicht der Fluch des modernen Virtuoſenthums, wie auf vielen ſeiner Nachahmer, daß die Kunſt in eine leere Spielerei ausartet, nur eine tönende hohle Schelle iſt und die Fertigkeit der Technik allen ſubſtantiellen Gehalt verſchlingt. Welches Lebensalter iſt aber im Stande dieſen wundervollen Einklang des Inhaltes und der Form mit Deutlichkeit zu hören und mit innerem Verſtändniß zu begreifen? Die Jugend? Gewiß nicht. Sie kann wohl den hohen Flug der Sprache wahrnehmen, kann ſich empor geriſſen fühlen, kann ent-

zückt sein; aber würdigen? mit Bewußtsein würdigen? nach dem vollen Werthe schätzen? Gewiß nicht. Und warum nicht? Darum nicht, weil ihr noch die Fähigkeit abgeht den vollen Werth des Gedankens zu erkennen und folglich auch die Fähigkeit den Werth der Form richtig zu bemessen. Denn die Gedanken liegen nicht in der Form, wie schöne Früchte in schönen Gefäßen, die beide schön bleiben, auch wenn sie getrennt sind, sondern beide sind in so enge Verbindung mit einander getreten, daß die Zerstörung der Form der Gedanken verstümmelt und der Gedanke, der aus der schönen Form gerissen wird, diese zerbricht. Will man dieses recht handgreiflich fassen, so betrachte man die kleinen im elegischen Versmaaße verfaßten Gedichte Schillers, die eine unverwelkliche Zierde unserer Literatur sind und eine seltene Gedankenfülle im edelsten und kernigsten Ausdrucke bergen. Jeder Versuch, den energischen Inhalt und die energische Form zu trennen, ohne beiden wesentlich zu schaden, muß nothwendig mißlingen. Oder man lese oder besser man lasse sich aus geübtem Munde die Chöre aus der Braut von Messina vorlesen, die wohl den größten Glanz und die vollste Pracht entfalten, deren die Schillersche Diction fähig war, und man wird über die Großartigkeit erstaunen, mit welcher hier edele Gedanken den edelsten Ausdruck gefunden haben. Das ist aber ein Reiz, für den auch das Ohr und der Sinn der späteren Jahre Empfänglichkeit besitzt; diese bloß der Jugend zuzulegen, hieße dem Alter die Befähigung absprechen poetisch empfinden zu können. Zwar ist einzuräumen, daß die Schillersche Diction auf die Dauer monoton wird, daß ihr Wechsel und Mannichfaltigkeit fehlt; aber damit ist nicht eingeräumt, daß man nur in der Jugend bei ihm stehen bleiben kann und im Alter ihn verwerfen muß; er kann uns trotzdem ein Begleiter durchs ganze Leben sein. Wie uns, um mich eines Bildes aus einer niederen Sphäre zu bedienen, der Genuß derselben Speise, und wäre sie die schmackhafteste und nahrhafteste, das Verlangen nach einer anderen, wenn auch we-

niger kräftigeren erregt, wir aber gerne von Zeit zu Zeit unſeren Gaumen wieder daran erfreuen, ſo würde auch der tägliche Genuß unſeres Geiſtes an der Schillerſchen Tafel, die eine kräftige aber einförmige Nahrung bietet, uns ermüden und den Wunſch nach Abwechſelung hervorrufen, aber an Sonn- und Feſttagen möchten wir den Geiſt wieder mit der Koſt ſtärken und beleben, deren Wohlgeſchmack und Nahrhaftigeit er aus Erfahrungen empfunden hat.

So iſt es denn, um mit Einem Worte alles zuſammen zu faſſen, der Adel ſeiner Geſinnung und der Adel ſeiner Sprache, der uns ihn auch dann noch, wenn wir das Jugendalter hinter uns haben, ſo theuer und ſo werth macht. Ich weiß nicht beſſer zu ſchließen als mit ſeinen eigenen Worten, in denen er ſich ſelber porträtirt: „Der Geiſt muß ſich bei der Dichtkunſt wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erſtarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Dazu aber wird erfordert, daß ſie ſelbſt mit dem Zeitalter fortſchreitet, daß ſie ſich alle Vorzüge und Erwerbungen deſſelben zu eigen macht. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menſchheit aufhäufen, muß Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth ſich kleiden in ihrer ſchöpferiſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel ſammeln und mit idealiſirender Kunſt aus dem Jahrhundert ſelbſt, ein Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. Dies aber ſetzt voraus, daß ſie ſelbſt in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vortheile, die gemeinen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finden wollen, die ihn in wirklichem Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein theurer Begleiter durch das Leben ſein ſoll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken

will. Es ist also nicht genug, Empfindungen mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles was uns der Dichter geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." Und Schillers Individualität ist es werth. Das hat keiner lebhafter empfunden als Göthe, der ihm in seinem bekannten Epileg die tiefgefühlte Nachrede widmet:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen.
In seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Zu Schiller's hundertjähriger Geburtsfeier

am 10. November 1859. von Adolf Laun.

(Declamation mit Chor.)

Vom Glockenklang, vom Ton der Lieder,
Vom Dichterspruch und Rednerwort
Tönt heut' das ganze Deutschland wieder
Begeist'rungsvoll von Ort zu Ort;
Es öffnen sich der Tempel Hallen,
Und Lorbeern schmücken den Altar,
Der Pilger frohe Schaaren wallen
Und bringen ihm ihr Opfer dar,
Den liebend jedes Herz bewundert,
Den dankend feiert ein Jahrhundert.

Der des Gesanges Macht besungen,
Er hat sie mächtig selbst bewährt,

Er hat den ſpröden Stoff bezwungen,
Im Licht der Kunſt die Welt verklärt:
Die Feſſeln, die die Geiſter banden,
Gelöſt hat ſie ſein Zauberwort,
Und wie die trüben Nebel ſchwanden,
Ward er der Freiheit Schutz und Hort.
Er wußt' im Wunderland des Schönen
Des Lebens Zwieſpalt zu verſöhnen.

Wonach in raſch durchſtürmten Tagen
Das Herz des Jünglings muthig ringt,
Was lieblich wie aus Feenſagen
Durch eines Mädchens Träume klingt,
Gedanken, die den Mann erheben
Zu ſeines Wollens ed'lem Ziel,
Der Schickſals-Mächte dunkles Weben,
Der Leidenſchaft bewegtes Spiel:
Um Alles wob zu höh'rer Feier
Er ſeiner Dichtung Zauberſchleier!

Die hohen, herrlichen Geſtalten,
Johanna, Tell und Wallenſtein,
Die Bilder, die die Welt entfalten
In ſeiner Dramen ſtolzen Reih'n,
Ein jedes ſeiner mächt'gen Lieder,
Sein ernſtes, tiefgedachtes Wort,
Es hallt in Aller Herzen wieder
Und weckt Begeiſt'rung fort und fort.
Was er mit deutſchem Sinn gegeben,
Es ward ein Theil vom deutſchen Leben.

So hat er ſich den Kranz erworben,
Den ihm des Volkes Liebe weiht,

So wandelt er, der längſt geſtorben,
Ein Lebender durch unſre Zeit:
Der edle Name Schiller windet
Um Deutſchlands Gau'n der Einheit Band,
Im Reiche ſeiner Dichtung findet
Ein jeder Stamm ſein Vaterland,
D'rum wird ſein Ruhm auf mächt'gen Schwingen
Durch aller Zeiten Ferne klingen.

Feſtgruss
zum 10. November 1859.

Wir begrüßen Dich, König der Geiſter,
Dich, den Schirmherrn deutſcher Nation,
Dich, des Geſanges gewaltigen Meiſter,
Dich, des Volkes geliebteſten Sohn!

Wir begrüßen Dich an dem Tage
Wo das Herz mit Jubel ſchlägt,
Wo empor im Flügelſchlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt!

Reiß' entzwei die Wetterwolke
Und erſcheine Deinem Volke:

Wie ein Gott mit Speer und Schild
Steht vor uns Dein Flammenbild,
Wie ein Gott in ſeiner Kraft
Stehſt Du vor uns rieſenhaft!

Ende Deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Qual und Noth,
In den Aengſten der Verwirrung
Laß' uns hören Dein Gebot.

mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfte. Bis jetzt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgends verloren. Charlotte's Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimar'schen Riesen — ich gestehe Dir's — hat meine Meinung von mir selbst — verbessert.

Nunmehr freue ich mich auf die junge Herzogin, von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der Alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut.

Charlotte hat mehrmals mit ihr von mir gesprochen und sagt mir, daß ich bei ihr sein dürfte, was ich bin; daß ich sie für alles Schöne und Edle empfänglich finden würde. In vierzehn Tagen wird sie hier sein. Der Herzog aber kommt erst im September. Eine unangenehme Neuigkeit für mich.

Mein Verhältniß mit Charlotten fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen.

Nunmehr habe ich das Logis in Beschlag genommen, das Charlotte vorher gehabt hat. Es kostet mir

Laß' in einer großen Stunde
Deinen Zauberruf erſchallen,
Daß einander wir zum Bunde
In die Bruderarme fallen!

Brich entzwei des Todes Ketten
Und des Schickſals Tyrannei,
Eil, Dein Vaterland zu retten
Und mach' unſre Herzen frei,

Friedrich Schiller — uns voran,
Dioskure, brich die Bahn!

Wir begrüßen Dich, König der Geiſter,
Dich, den Schirmherrn deutſcher Nation,
Dich, des Geſanges gewaltigen Meiſter,
Dich, des Volkes geliebteſten Sohn!

Wir begrüßen Dich an dem Tage
Wo das Herz voll Jubel ſchlägt,
Wo empor im Flügelſchlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt,

Dioskure, brich die Bahn,
Friedrich Schiller hoch voran!!

Julius Mosen.

Aurich.

Schiller.

Manch' edlen Sängers Lied wird heut
Zu Ehren Deines Ruhm's erklingen,
Und manches Herz in Freudigkeit
Dir ſeines Dankes Opfer bringen,

Und Tauſende in Oſt und Weſt,
Von Welſchland bis zum Nordſeeſtrande,
Sie feiern heut' ein hohes Feſt,
Ein Feſt für alle deutſchen Lande.

Doch nicht im Vaterland allein,
Allüberall, wo Deutſche hauſen,
Hört man im feſtlichen Verein
Laut der Begeiſt'rung Wogen brauſen;
Ob Katholik, ob Proteſtant,
In Ihm vereint ſich jede Spaltung,
Der Schönheit Kultus war ſein Band,
Umſchlingend jegliche Geſtaltung.

Und alles Volk aus deutſchem Land
Sieht man nach Einem Ziele ſtreben,
Sein geiſtig Auge iſt gewandt
Dorthin, wo Du begannſt zu leben;
Nach jenem Städtchen ſtill und klein,
Umkränzt von blühenden Geländen;
Nach jenem Land, wo Korn und Wein
Die Götter frohen Menſchen ſpenden.

Nach jenem Häuschen, wo der Traum
Der erſten Kindheit Dich umgaukelt,
Nach jenem ſtillen trauten Raum,
Wo Mutterlieb' Dich ſanft geſchaukelt;
Dorthin, wo trotz Despotenzwang
Dein Genius ſich frei entfaltet,
Und wo Dein Geiſt in Sturm und Drang
Erſchuf, was nimmermehr veraltet.

Das deutſche Schriftthum lag in Nacht,
Gefeſſelt in des Zopfthums Banden,

Da hat Dein „Räuber" angefacht
Den Sturm in allen deutschen Landen,
Den Sturm, der Alles fegte rein
Von Unnatur und fränk'schem Plunder,
Den Sturm, der Flammen hell und rein
Schlug aus dem lang gehäuften Zunder.

Du schuf'st Gestalten groß und wahr
Und ließ'st sie auf Kothurn nicht schweben,
Und ihre Sprache kühn und klar
Mocht manches feige Herz erbeben;
Und Deines Liedes Flammenwort,
Glutsprühend, blühend, wunderprächtig,
Es war der Freiheit Schirm und Hort
Und klingt für alle Zeiten mächtig.

Du warst der Hutten Deiner Zeit
Und hast Tyrannen wach gesungen,
Du stand'st, wie jener, kühn im Streit
Und hast für Licht und Recht gerungen;
Und ob die Hülle früh zerbrach,
Die Deines Geistes Demant schützte,
Dein Riesen-Geist bleibt ewig wach,
Der wie ein Stern durch's Dunkel blitzte.

Und weil Du hast des Volkes Schmerz
Und seine Leiden tief empfunden,
Und weil Dein edles, freies Herz
Goß Balsam in des Volkes Wunden;
So bringt das Volk in Lieb' und Lust
Dir heut des Dankes beste Gaben,
Und was die frohbewegte Brust
An Liedern und Gesang mag haben.

Und Tauſende in Süd und Nord,
Vom Rheinſtrom bis zum Weichſelſtrande,
Sie feiern Dich, der Freiheit Hort
In jedem Haus, in jedem Stande,
Ob Katholik, ob Proteſtant!
In Dir vereint ſich jede Spaltung,
Der Schönheit Kultus war Dein Band,
Umſchlingend jegliche Geſtaltung.

Und möge ein Jahrtauſend noch
Im Zeitenſtrom vorüberrauſchen,
Es wird der künft'ge Enkel doch
Noch Deines Liedes Zauber lauſchen;
Und ob die Form veralten mag,
In die Du Deinen Geiſt gegoſſen,
Dein Geiſt iſt ewig jung und wach,
Weil er der Schönheit Born entfloſſen!

M. G.

Niederſachſen.

Göttingen.

Zur Erinnerung an die Feier des Schillertages.

Festrede in der Aula, gehalten von Ernst Curtius.

Hochverehrte Versammlung!

Zu ungewöhnlicher Zeit hat die Universität heute ihre Aula geöffnet. Der festliche Schmuck, die gedrängte Menge und ihre feierliche Stimmung zeugt davon, daß keine herkömmliche, sondern eine außerordentliche, eine allgemeine Angelegenheit uns hier vereinigt, eine Angelegenheit, die Jedem von uns eine Herzenssache ist, und der von den Festordnern berufene Redner darf kein anderes Ziel im Auge haben, als daß er ausspreche, was Sie Alle bewegt in dieser festlichen Stunde.

Wir feiern das Andenken eines vaterländischen Dichters, das Gedächtniß eines Todten; aber wir gedenken nicht des Verstorbenen, sondern des Geborenen, nicht des Genommenen, sondern des uns Gegebenen; wir klagen also nicht, sondern wir danken für das, was wir empfangen haben und noch besitzen; denn er ist unser und bleibt unser und unserer Nachkommen unveräußerliches Besitzthum.

Scheinbar überleben freilich die irdischen Dinge den Menschen, der sie benutzte. Das Geburts- und Wohnhaus, das Arbeitszimmer eines berühmten Meisters wird in unverändertem Zustande gezeigt, nachdem der Geist, der darin gewaltet hat, längst abgeschieden ist; zerbrechliche Reliquien werden Jahrhunderte lang aufbewahrt. Aber diesem täuschenden Scheine zum Trotze halten wir alle irdischen Dinge für eitel und nichtig, und glauben, daß nur das Geistige, und daß Alles, was aus dem Geiste stammt, ewig ist. In diesem Glauben fühlen wir uns Alle verbunden; die Wissenschaft pflegt ihn, denn sie stellt uns täglich in lebendigen

Verkehr mit den Geistern der Vorzeit; die Geschichte hat keinen höheren Beruf, als daß sie in dem Lärm der äußeren Begebenheiten die Macht des Geistes nachweist, welche still und geräuschlos sich entfaltet. Die großen Schlachten, welche einst die Bildung Europas gerettet haben, die Freiheitskämpfe unserer eigenen Geschichte, sie sind nicht durch die Kraft der Arme, sondern durch die Macht des Geistes gewonnen worden. Am deutlichsten aber spüren wir diese Macht, wenn der Geist ohne äußere Mittel wirkt. So wirkt des Vaters Geist im Hause fort, der Geist des Lehrers in der Gemeinde seiner Jünger. Darum bestand bei den Alten die schöne Sitte, mit jährlichen Opfern den Geburtstag des verstorbenen Vaters zu feiern, der wie ein guter Genius unsichtbar mit den Seinen fortlebte, und die Philosophen feierten im Musenhaine der Akademie den Geburtstag ihres Plato; er war ihr geistiger Vater und sie pflegten in sich seinen Genius.

Aber weit über die Gemeinschaft des Hauses und der Schule hinaus wirkt die Macht des Geistes, welche sich in der Kunst bethätigt, die Macht des Geistes, der, mit schöpferischer Kraft begnadigt, das Innerlichste des Seelenlebens hinstellt, daß es wie eine Schöpfung der Natur gesehen und gehört werden kann, in Erz und Stein, in Farben und Tönen, vornehmlich aber im Worte, das von allem sinnlich Wahrnehmbaren am meisten von Geistes Art ist. Darum offenbart sich im Dichter am herrlichsten die unvergängliche Macht des Geistes; ihm ist das Siegel der Unsterblichkeit anvertraut; er prägt es den menschlichen Thaten auf, welche er dem Strome der Zeiten entheben will, und mit den Helden, die er feiert, lebt auch der Dichter fort bei seinem Volke allgegenwärtig. Wo ist von diesem hohen Amte der Poesie beredter gezeugt, als in den Worten:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort!

Unſerm Meiſter war das Dichten nicht etwas Willkürliches, das man thun und laſſen kann, ſondern ein Nothwendiges, dem Dichtenden ſelbſt Geheimnißvolles. „Ihm ſtrömten des Geſanges Wellen hervor aus nie entdeckten Quellen“. Er iſt nicht ſein eigener Herr, wenn die Begeiſterung über ihn kommt und ihn der Sphäre des Irdiſchen entrückt:

Es rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.

Und wenn wir die geſenkte Stirn des bleichen Mannes uns vor Augen ſtellen, iſt es nicht in der That, als ob wir ihn ſich beugen ſehen vor jener göttlichen Gewalt in Demuth und Selbſtverläugnung? Denn ſo hoch er vom Dichteramte dachte, ſo unſicher war ſein eigenes Selbſtbewußtſein. Und wenn er nun trotz Mißmuth und Verzagen, trotz aller Schwäche und Gebrechlichkeit des Leibes, die ihm nur ſtundenweiſe ein volles Gefühl der Geſundheit geſtattete, wenn er trotz vielfacher Lebensnoth und einer Ungunſt des Schickſals, die ihn erſt ſo ſpät zur ruhigen Pflege ſeiner Gaben gelangen ließ, wenn er endlich trotz der Kürze ſeines Erdenlebens dennoch ein Meiſter der edlen Kunſt und ein Auserwählter ſeines Volks geworden iſt, ſo daß heute alle Deutſchen mit einhelliger Begeiſterung Gott danken, daß ein Friedrich Schiller ihnen geboren ſei: ſo tritt uns hier die Macht des Geiſtes in aller Herrlichkeit entgegen, und wir feiern an dieſem Tage ein rechtes Siegesfeſt des Geiſtes.

Es iſt ein Feſt in vollem Sinne des Worts, kein Sonderfeſt eines Orts oder Standes, kein von Amts wegen verordnetes, ſondern friſch und unmittelbar iſt es aus dem Bedürfniſſe des Volks erwachſen, und wenn ein Feſt um ſo ſchöner iſt, je größer die Gemeinde der Feſtgenoſſen iſt, je weniger es giebt, die ſich ſpröde abwenden und ſagen dürfen: Eure Feier geht mich nichts

an! je mehr die Unterſchiede und Schranken ſchwinden, welche die Genoſſen eines Volks von einander trennen: ſo haben wir allen Grund, uns der heutigen Feier dankbar zu freuen!

Sonſt gehen ja, namentlich unter unſerem Volke und in unſerer Zeit, die Meinungen der Menſchen in keinem Punkte weiter auseinander, als wenn es die Würdigung geiſtiger Werke betrifft. Da iſt der Geſchmack der Jugend und der des Alters ein ganz verſchiedener, und die Kluft wird immer größer, je raſcher die Zeit vorwärts eilt. Aber noch immer iſt es ſo, und wird, ſo Gott will, noch lange ſo bleiben, daß unſere Knaben an Schillers Worten zuerſt die Macht der Poeſie an ſich verſpüren; den Jüngling feſſelt das Ungeſtüm ſeines ſtürmiſchen Jugenddranges, und je mehr ſein eigenes Denken und Wollen ſich abklärt, um ſo mehr mundet ihm die reifere Frucht des edlen Geiſtes, und Keiner entwächſt der Freude an Schillers Dichtungen, ſo lange er ſich die Empfänglichkeit für Poeſie bewahrt. Auch auf die Liebe der Frauen hat kein Dichter des Volks einen volleren Anſpruch als er, der ihren Beruf, die unſichtbaren Güter des Lebens zu hüten und den Sinn für das Erle und Schöne zu pflegen, ſo warm und lebendig anerkannt hat. Nur mit ihnen in Gemeinſchaft kann er ſeinen eigenen Beruf erfüllen.

Drum ſoll ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten.
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

Aber viel tiefer als der Unterſchied der Altersſtufen und Geſchlechte greift ein anderer in die Geſellſchaft ein, das iſt der Unterſchied der Bildung. Jene Unterſchiede ſind von Natur vorhanden und die Natur iſt unaufhörlich beſchäftigt ſie auszugleichen; dieſer Unterſchied iſt kein urſprünglicher und nothwendiger, und um ſo mehr hat er zu einem Zwieſpalte der Geſellſchaft geführt, den wir beklagen müſſen. Zwar iſt auch hier die Zeit ſchroffer

das Vierteljahr mit den Meubles 17½ Thlr.: viel Geld für zwei Zimmer und eine Kammer. Einen Bedienten, der zur Noth ſchreiben kann, habe ich für ſechs Thaler angenommen.

(den 29ten Juli.)

Geſtern Abend alſo war ich mit Charlotten in Tiefurth. Unſere dortige Geſellſchaft war Wieland, Graf Solms, der hier durch ſeine ausgezeichneten Verſtandesgaben und Kenntniſſe ſehr viel Aufſehen macht, und ein preußiſcher Offizier Schlick und ſeine Frau, die Du vermuthlich dem Rufe nach kennſt, ſpielten meiſterhaft: er das Violoncell und ſie die Violine. Charlotte fuhr nach dem Concert nach Hauſe, weil ſie ſich nicht wohl fühlte; ich mußte aber auf ihr Verlangen zurückbleiben. Das Souper war, im Geſchmack des Ganzen, einfach und ländlich, aber auch ganz ohne Zwang. Charlotte will behaupten, daß ich mich dieſen Abend zu frei betragen habe; ſie zog mich auch auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, ſagte ſie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich gethan, nicht dieſer, ſondern ihr geantwortet, und die Herzogin ſtehen laſſen. Es kann mir begegnet ſein, denn ich beſann mich niemals, daß ich Rückſichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen.

Als wir nach Weimar zurückkamen, fanden wir Gotter mit Etlinger und ſeiner Frau eben aus Gotha angelangt. Es formirte ſich noch eine Punſchpartie zwiſchen Solms, Einſiedel, Gotter und mir.

Standesunterſchiede vorüber, und wir fühlen Alle, daß es nichts Unſittlicheres gibt als den Hochmuth des Wiſſens, auch nichts Unweiſeres, weil der Gelehrte durch ſolche Abſonderung ſich ſelbſt die friſcheſten Quellen geiſtiger Nahrung verſchließt, endlich nichts Nachtheiligeres für das allgemeine Wohl, weil dadurch die von Gott geordnete Einheit des Volks zerklüftet wird und die, welche berufen ſind, das Salz der Erde zu ſein, ihre Geiſtesſchätze als todte Schätze verkommen laſſen. Es iſt anders geworden; in die dumpfen Gelehrtenſtuben iſt die Luft des öffentlichen Lebens eingedrungen, die Männer der Wiſſenſchaft fühlen das Bedürfniß, in vollem Sinne ihrem Volke anzugehören und man iſt eifrig beſtrebt, den Unterſchied zwiſchen gelehrter und volksthümlicher Litteratur auszugleichen. Aber dennoch fühlen wir Alle, wie noch immer gerade die Deutſchen verſchiedener Bildungsſtufen ſich kalt und fremd gegenüber ſtehen, wie die höher Gebildeten verſchiedener Nationen ſich leichter mit einander verſtändigen und mehr zu einem Geſellſchaftskreiſe gehören, als die verſchiedenen Stände des eigenen Volks, und wie dadurch der heilſame Austauſch geiſtiger Güter beeinträchtigt wird. Darum freuen wir uns jedes Momentes, wo die urſprüngliche Einheit und Einigkeit ſich Bahn bricht; wir erbauen uns an jeder kirchlichen Feier, wo Gelehrte und Ungelehrte in gleichem Heilsbedürfniſſe zum Altare gehen, wir freuen uns jedes Mannes, deſſen geiſtige Thaten über die Schranken zunftmäßiger Begränzung hinausreichen, der wie eine Sonne am Himmel ſteht und mit milder Kraft das Eis ſchmilzt, welches zwiſchen den Ständen des Volks ſich lagert. Und thut nicht Schiller dies in hohem Grade? Der Dichter, welcher durch die ſchwungvolle Kraft ſeines Worts die einfachſten Gemüther ergreift und zugleich den Anſprüchen des Kunſtverſtändigen noch heute entſpricht, zwar nicht in denſelben Werken und auf jeder Stufe ſeines Schaffens in gleichem Grade, — aber das macht ihn uns ſo lieb und nähert ihn uns in ſo vertraulicher Weiſe, daß er nicht fertig und

vollkommen vor uns hintritt, nicht mit dem Siegesschritte seines hohen Freundes, des Mannes, „dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt, dem schon vor des Kampfes Beginn die Schläfe bekränzt war“, — sondern wir sehen ihn ringen und kämpfen; wir sehen ihn Trugbildern nachjagen und in den Wolken nebelhafter Unklarheit befangen; aber er ringt zum Lichte, er dringt von einer Klarheit zur anderen; er fühlt immer deutlicher, daß der Naturdrang den Dichter nicht mache, daß zur bewußtlosen Kraft eine klare Erkenntniß des künstlerischen Ziels, zur Bilderfülle der Phantasie eine Bestimmtheit der Begriffe, zur Regsamkeit des Gemüths ein mannigfaltiges Wissen hinzutreten müsse. Darum hat er voll männlicher Entsagung die leichteren Erfolge verschmäht, um des höchsten Kranzes würdig zu werden, und dadurch ist er der Dichter geworden, der allen Bildungsstufen gerecht ist. Der Freund Wilhelms von Humboldt wollte mit dem höchsten Maßstabe gemessen sein.

Aber nicht bloß als Dichter rang er unverdrossen nach immer reiferer Vollendung in Form und Inhalt, sondern auch die Wissenschaft als solche fesselte seinen Geist, und er trat in ihren Dienst auf den Ruf des hochgesinnten Fürsten, welcher mit Recht erkannte, daß die deutschen Universitäten nicht bloß der Ort für strengbegränzte Fachstudien seien, sondern daß jedes hohe geistige Streben, daß auch der Dichter, als Lehrer des Volks, dort seine Stätte finde. Zwar vermochte er aus vielerlei Gründen in seinem Lehramte keine dauernde Befriedigung zu finden; indessen ist die geregelte Arbeit, zu der es ihn verpflichtete, und der geistige Verkehr, den es veranlaßte, von bleibendem Einflusse auf seine Entwickelung gewesen, und er hat selbst nach zwei der wichtigsten Seiten akademischer Wissenschaft, als Historiker und als Philosoph, mit voller Selbstständigkeit gearbeitet.

Das geschichtliche Studium führte ihn in das Alterthum hinein, wie in die neuere Geschichte. Dort war er vorzugsweise

der Empfangende, und wie mächtig ſich auch an ihm, den ſein kritiſcher Freund den modernſten aller neuern Dichter nannte, die Kunſt der Alten in ihrer bildenden Wirkung bezeugt hat, das verkennt Niemand, welcher die früheren und ſpäteren Gedichte vergleicht; das verräth ſchon die Form. Denn ſo wenig ſeine Jugendgedichte ohne Reim zu denken ſind, eben ſo wenig kann man ſich eine große Zahl ſeiner bedeutendſten und reifſten Dichtungen anders als in griechiſchem Versmaße denken. In den neueren Perioden der Menſchengeſchichte war er nicht bloß der Empfangende und Lernende. Hier hat er die Ergebniſſe ſeiner Forſchung mit dichteriſchem Vermögen dargeſtellt, Einer der Erſten, der in deutſcher Rede die Kunſt der Geſchichtſchreibung erneuert hat, und wer unter uns iſt ihm nicht dankbar für die glücklichen Stunden, da er mit tiefbewegter Seele den Freiheitskampf der Niederländer in ſeinem Buche las?

Poeſie und Geſchichte ſtehen in nahem Zuſammenhange; denn wie kann der Dichter die Kenntniß des Menſchenlebens entbehren, wie ſie nur die Geſchichte darbieten kann, und wiederum bleibt alle Geſchichte ein Todtes, wenn nicht eine dichteriſche Kraft ſie anhaucht und ihre verwitterten Züge mit ſchöpferiſcher Phantaſie belebt! Aber viel fremder ſcheint dem Dichterberufe die mühſame und ſelbſtverläugnende, die der lieblichen Unmittelbarkeit des Denkens und Fühlens entſagende Arbeit des Philoſophen zu ſein, und Viele ſeiner Freunde haben es gemißbilligt, daß Schiller ſich auf dieſe Bahn begeben habe. Aber er konnte nicht anders. Ihn quälte, was an Dunkelheit in ſeinem Geiſte war; ihn ergriff die Macht des kritiſchen Gedankens, die von Königsberg aus durch Deutſchland ging und alle denkenden Köpfe aus der trägen Behaglichkeit herkömmlicher Vorſtellungen aufrüttelte. Er hat die ſchmerzlichen Conflikte zwiſchen poetiſcher Begeiſterung und rein verſtändiger Weltbetrachtung ohne Selbſtſchonung mit heroiſcher Willenskraft durchgekämpft, und er iſt aus allen Arbeiten und Kämpfen reicher,

reifer, kraftvoller hervorgegangen; ſeine geiſtigen Schwingen ſind immer ſtärker geworden, und wir danken es unſerm Dichter, daß er ſich nicht genügen ließ an der glänzenden Wirkung, welche er auch ohne dieſe Arbeiten in reichem Maße gewinnen konnte. Denn eben dadurch ſteht er im Mittelpunkte unſerer geiſtigen Beſtrebungen; dadurch hat er die Gegenſätze des Antiken und Modernen, der Wiſſenſchaft und des Lebens, der forſchenden und der ſchöpferiſchen Kraft in ſich ausgeglichen, und wie den Unterſchied der Altersſtufen und Geſchlechter, ſo hat er auch den der verſchiedenen Bildungsgrade überwunden. Schule und Haus feiert ihn, wie ihn die Univerſitäten feiern; Gelehrte und Ungelehrte, Künſtler und Forſcher haben ihren Theil an ihm.

Dieſe Vielſeitigkeit iſt gewiß etwas, was unſere Bewunderung in Anſpruch nimmt. Und doch, wie kommt es, daß dies Wort unſerer Stimmung nicht entſpricht, daß Ihnen Allen ein anderes auf den Lippen ſchwebt, das Wort: wir lieben ihn! Pflegt doch ſonſt eine ungewöhnliche Begabung, ein außerordentliches Verdienſt in uns das Gefühl von Scheu zu erwecken! Warum iſt er uns doch ſo nahe, ſo lieb und theuer, wie ein alter Freund? Das kommt daher, daß wir in allen ſeinen Worten ſein Herz fühlen. Nicht vornehm und ſelbſtgenügſam ſchritt er durch die Welt, ſondern er bedurfte der Liebe und konnte den lebendigen Antheil ſeines Volks zum Leben und Dichten nicht entbehren. Und dieſer Antheil wurde ihm in ſo reichem Maße zu Theil, weil er den Deutſchen mit ihrer eigenſten Empfindungsart entgegentrat. Der Kreis der Schillerſchen Dichtung iſt enger als die Göthe'ſche Welt, aber eben deßhalb heimlicher und verſtändlicher. Es iſt die Welt des bewegten Gemüthes, welche den Hörenden ergreift und in die Bewegung hereinzieht. In Schiller findet Jeder ſich ſelbſt, weil er in ihm ein deutſches Seelenleben mit allen ſeinen Kräften und Schwächen, mit allen Freuden und Schmerzen findet. Er hat die Neigung unſers Volks zu einer weichen Gemüthsſtimmung,

welche ſich auf dem Wege der Empfindung Alles anzueignen ſucht; er hat nicht minder den anderen Trieb, der uns vor den Gefahren dieſer Richtung bewahren ſoll, den Trieb des Nachdenkens, das Bedürfniß zuſammenhängender Erkenntniß. Als Deutſcher hat er alle Qualen einer ruheloſen Reflexion gekoſtet, die ganze dornenvolle Bahn eines unbefriedigten Rationalismus durchmeſſen, als Deutſcher hat er ſein Leben lang mit der Wirklichkeit, die ihn verletzte, im Kampfe gelegen. Und woher dieſer Kampf?

Der Urſprung deſſelben iſt kein anderer, als die ideale Richtung des deutſchen Gemüths, die viel geprieſene und noch mehr geſchmähte. Oder hören wir nicht alle Tage mehr die Idealiſten ſchelten und verſpotten? Sie meiſtern, heißt es, die Welt, ohne ſie zu kennen; ſie ſind eigenſinnig, ungerecht und unbrauchbar; ſie ſind die gefährlichſten Leute, wenn ſie Einfluß gewinnen. Aber was iſt denn das für eine Welt, welche vor der Macht der Ideen ſo ängſtlich gehütet werden ſoll? Haben die Dinge dieſer Welt eine Berechtigung in ſich? Iſt der Menſchengeiſt berufen ihnen zu dienen? Stein und Erz wird erſt des Künſtlers Eigenthum, wenn er den ſpröden Stoff in die Form bringt, die er im Geiſte entworfen hat; ſo werden auch die Verhältniſſe des Lebens erſt unſer, wenn wir ihnen das Gepräge des Geiſtes aufrücken. Und woher die Macht dazu? Daß wir mit dem Fuße auf der Erde ſtehen, hilft uns ſo wenig wie jenem Rieſen, den die Arme des Hercules erdrückten; wir müſſen einen Standpunkt außerhalb der Erde haben, um ſie beherrſchen zu können. Darnach unterſcheiden ſich ja die Menſchen, die Generationen und Völker am meiſten von einander, ob ſie dahin gegeben ſind an die ſichtbaren Dinge und es ſich bei ihrem bunten Scheine wohl ſein laſſen, oder ob ſie eine höhere Welt anerkennen und aus ihr ihre Lebenskräfte nehmen. Es giebt eine falſche Idealität, welche den Geiſt träge macht und in krankhafte Schwärmerei einwiegt: die wahre

Idealität ist die eigentliche Siegeskraft des Geistes, die einzige Quelle großer Leistungen. Der Zug zum Idealen ist unserm Volke tief eingepflanzt; wir sollen uns seiner nicht schämen, denn er ist unser bestes Theil. Ihm verdanken wir die größten Zeiten unsrer vaterländischen Geschichte, ihm verdanken wir die Reformation. Denn unser theurer Martin Luther, dessen wir heute gerne gedenken, hat nicht um sichtbare Güter, sondern um das Heil seiner Seele also Sorge getragen, daß er mit Kaiser und Reich furchtlos gerungen und Leib und Leben daran gegeben hat, und deshalb haben ihn seine Landsleute nicht verlacht und wie einen einfältigen Schwärmer bei Seite stehen lassen, sondern Stadt und Land ist ihm zugefallen, alles Volk hat gefühlt, daß gegen das helle Licht evangelischer Wahrheit alle sichtbaren Dinge gering zu achten seien, und wenn nicht Gewalt den Geist gedämpft hätte, so tönte vom Meere bis zu den Alpen von allen deutschen Lippen ein Bekenntniß. Dieser Begeisterung für die unsichtbaren Lebensgüter, die wir mit dem Namen des Idealismus bezeichnen, verdanken wir des Vaterlandes Befreiung und Wiedergeburt; durch ihre Kraft blüht Kunst und Wissenschaft; durch sie gehoben, glauben wir an einen ewigen Fortschritt geistiger Entwickelung.

Dieser Idealismus war auch der schönste und tiefste Charakterzug Schillers. Daher seine Unzufriedenheit mit der Welt, sein Fremdsein in derselben; denn wo der Nutzen das Ideal ist, dem alle Kräfte fröhnen, kann der nur wie ein Fremdling sich fühlen, dessen Seele voll ist von der Anschauung einer höhern Ordnung der Dinge, welche der wirklichen überall widerspricht. Aus diesem Widerspruche erwächst Kampf; die ungestüme Willenskraft der Jugend will die Welt zertrümmern, welche ihren Idealen nicht entspricht; auch der junge Dichter glaubte nur noch bei den Feinden der bürgerlichen Gesellschaft Tugend zu finden. Aber der Umsturz der Dinge, der jenseits des Rheins vollzogen wurde, belehrte auch ihn über den Unterschied falscher und wahrer Freiheitsideale

und führte ihn zur der Ueberzeugung, daß die wahre Freiheit in der Sitte liege.

Vom Standpunkte dieses geläuterten Idealismus wies er der Kunst ihren sittlichen Beruf an. Der Künstler soll frei von eitler Geschäftigkeit, welche nur den Augenblick ausbeuten will für vergängliche Zwecke, frei von unbesonnener Schwärmerei, welche an die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anlegt, ohne Selbstsucht und gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, aus dem Bunde des Möglichen und Nothwendigen das Ideal erzeugen; er soll es ausprägen in Bild und Wahrheit, im Spiele der Einbildungskraft und im Ernst der Thaten, in allen geistigen und sinnlichen Formen und es schweigend hinstellen in die Zeit. So wird sein Thun eine Offenbarung der übersinnlichen Welt, und indem er für ihre Güter die stumpfe Menge erwärmt und beseelt, befreit er auch sie vom Joche der Sinnlichkeit. Statt des Umsturzes wird so die Umgestaltung, statt der Verdammung der Gesellschaft ihre Verklärung sein Beruf, und anstatt der Verachtung der Menschen ist die Liebe zu ihnen in sein Herz eingezogen mit ihrer unwiderstehlichen Ueberwindungskraft. So sind die Künstler die Lehrer und Berather des Volks, wie jene Weisen Plato's, welche aus der dunkeln Erdenhöhle, wo sich das Auge mit wesenlosen Schattenbildern beschäftigt, auf steilem Pfade hinaufgestiegen sind zur Oberwelt, zur Welt des Lichts, zur Anschauung des Göttlichen, und dann sich voll Menschenliebe zurückwenden, um den Höhlbewohnern Kunde zu bringen von jener höhern Welt und die Sehnsucht nach ihr in ihrem kalten Herzen zu erwecken. So hat er die Kunst als einen Dienst an der Menschheit, als eine Mission des Geistes aufgefaßt; dieser hohen Aufgabe zu Liebe hat er die Mühe nicht gescheut, die dichtende Kraft durch Wissenschaft zu stärken, durch Philosophie zu läutern, und auf die Weise hat er einen Musendienst gestiftet und geübt, wie er in der That vor ihm nicht aufgefaßt worden ist.

Die Welt, in welcher der Dichter lebt, ist über den Schranken erhaben, welche die sichtbare Menschenwelt theilen, und das ewig Wahre muß unbedingte Gültigkeit haben. In dieser Beziehung nennt Schiller es ein Vorrecht der Dichter und Philosophen, allen Völkern und Zeiten anzugehören. Wenn wir aber in Wahrheit sagen dürfen, daß die ideale Richtung ein Grundzug des deutschen Wesens sei, so war Schiller mehr, als er selbst sich dessen bewußt war, ein deutscher Dichter, und indem er unermüdlich das Herz seines Volks gesucht hat und mitten in einer geängsteten und viel bedrängten Zeit mit den Besten seiner Zeitgenossen sich zu gemeinsamer Arbeit verband, hat er wesentlich dazu beigetragen, nach den faulen Zuständen des vorigen Jahrhunderts die Wiedergeburt des deutschen Volksthums anzubahnen. Um dieselbe Zeit, als Fichte den Deutschen das Bild ihrer Volksthümlichkeit vorhielt, um sie an ihren geschichtlichen Beruf zu mahnen, schuf Schiller die Werke, in denen das deutsche Volk seines besseren Selbst wieder bewußt wurde. Beide Männer haben trotz aller Gegensätze und Mißverständnisse doch einen gleichen Beruf erfüllt; beide sind die Verboten einer männlichen Erhebung der Deutschen geworden; beide haben aus gleicher Ueberzeugung Befreiung von fremdländischer Sitte, volle Hingabe an das Vaterland gefordert; beide haben die Begeisterung für des Volks Ehre, für väterliche Sitte, für Tugend und Recht erwecken helfen, welche sich in den Freiheitskriegen bewährt hat.

So hat sich das volksthümliche Bewußtsein, das politische und das religiöse Leben unseres Volks an dem Dichter gestärkt; ja auch das religiöse! Denn auch die Religion ist ihrer Natur nach ideal, in nothwendigem Widerspruche gegen die sichtbare Welt und deren Güter. So freistig uns der Name der „ästhetischen Bildung" klingt, die Schiller fordert, so ist sie doch ihrer Natur nach etwas der Religion nahe Verwandtes; denn sie fordert, wie diese, Läuterung des Gemüthes vom Schmutze des Irdischen,

Ertödtung der Selbstsucht, Haß gegen alles Gemeine, und jede Flamme echter Begeisterung ist eine Opferflamme, die zum Himmel weist.

Eine deutsche Frau, welche durch ein Leben voll hingebender Liebe ihre Zeitgenossen tief beschämt hat, bezeugt in ihren nachgelassenen Tagebüchern, wie Schiller in ihr das Streben nach christlicher Tugend geweckt habe und wie der Wahlspruch ihrer Jugend des Dichters Wort gewesen sei: „Die Tugend, sie ist kein leerer Wahn, der Mensch kann sie üben im Leben, und sollt' er auch straucheln überall, er kann nach dem Göttlichen streben!" Und gewiß alles Umhersuchen nach Wegen, die aus dem Dunstkreise des Erdenthals hinausführen, alles Ringen nach Wahrheit, alles Dürsten nach Quellen eines höheren Lebens muß doch am Ende zu dem hinführen, der einfach und schlicht zu uns gesprochen hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

In diesem Sinne dürfen wir sagen, daß unser Dichter eng verwachsen ist mit allem Besten, das wir haben: die Liebe zu ihm ist darum auch die Liebe zu dem einig Wahren und Schönen, d. h. zu dem Göttlichen, und diese Liebe verbindet uns heute Alle zu einem brüderlichen und volksthümlichen Feste.

Die Universität freut sich mit Ihnen Allen ein gemeinsames Fest zu feiern; denn sie will ja dem ganzen Volke angehören, ihm dienen und von seiner Liebe sich getragen wissen. Unsere Universität schätzt es als ihr besonderes Glück, im Herzen Deutschlands ihre Stätte zu haben, und sie betrachtet es als ihre besondere Aufgabe, Nord und Süd in der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande zu vereinigen; ihr muß also jede nationale Feier vorzugsweise am Herzen liegen.

An äußerem Glanze des Festes können wir mit den großen Städten nicht wetteifern; an innerer Erhebung soll unsere Feier keiner anderen nachstehn, und es kommt für die Zukunft unsers Vaterlandes nicht wenig darauf an, wie treu wir, die wir hier beisammen sind, die Verpflichtungen erfüllen, welche diese Feier uns auferlegt.

Und wozu verpflichtet sie uns?

Sie verpflichtet einen Jeden unter uns, daß er in dieser Welt, welche von Tage zu Tage unruhiger und zerfahrener wird, nach des Dichters Vorbilde ein innerliches Leben führe, ein stilles und gesammeltes Leben des Geistes, daß er wie ein Priester hüte die göttliche Flamme in seiner Brust, die Flamme der Liebe und der Begeisterung für die ewigen Güter, daß ein Jeder wirke, so lange es Tag ist, wie der Dichter wirkte, der immer kämpfen mußte mit der Schwäche des Fleisches und immer siegte durch die Waffen des Geistes und mit ihnen starb, wie ein Held auf dem Felde der Ehre!

Ein rechtes Fest ist keine Abspannung, sondern eine Anspannung aller sittlichen Kräfte, und wie die Hellenen von ihren Bürgerfesten um so muthiger in den Kampf zogen, so soll auch diese Feier uns stärken für die mancherlei Kämpfe, die uns nicht erspart bleiben werden. Denken wir daran, mit welchen Verhältnissen Schiller als Knabe und Jüngling zu kämpfen hatte, wie Laune und Willkür, Unglaube und Unsitte, Vortheil und fremdländisches Wesen das Leben unsers Volks beherrschte, so müssen wir dankbar anerkennen, wie viel in diesem Jahrhundert besser geworden ist, und so dunkel verhängt uns auch die weitere Entwickelung erscheinen mag, ist der rechte Geist in uns lebendig, so muß sich Alles zum Besten wenden. Wir feiern ja ein Siegesfest des Geistes!

Darum wollen wir Hand in Hand uns geloben, niemals matt und zaghaft zu werden, nicht zu grollen mit unsern Brüdern, nicht rückwärts zu schauen, sondern vorwärts zu streben mit Vertrauen auf Gott, der unser Volk nicht verlassen wird; ja geloben wollen wir, den Geist der Eintracht und der brüderlichen Liebe, den Geist der Frömmigkeit und der Treue, den Geist edler Wissenschaft und Kunst mit heiligem Ernste in uns und unter uns zu pflegen.

Das sind unsere Gelübde am Schillertage. Gott segne sie!

Gotter iſt ein zerriſſener Charakter, dem ich mich nie hingeben könnte. Er hat viele, aber franzöſiſche Bildung, viel Geiſt und Witz, aber dabei eine Nüchternheit, die mich abſchreckt. Hier iſt er ſehr anerkannt. Seine Gedichte mußt Du kaufen. Sie verdienen's. Das letzte, das er gemacht hat, iſt ganz vortrefflich, es heißt: „Die Flucht der Jugend."

Gotter und die Ellinger ſind auch von Charlotte's Bekanntſchaft.

Als ich Gotter über den Carlos hörte, erfuhr ich zu meinem Erſtaunen etwas ganz Neues — daß die Scene des Königs mit Carlos nach dem Tode des Marquis die beſte wäre, und nach dieſer Carlos Gefangennehmung bei der Eboli. Die Scene Philipp's mit dem Marquis würde er vielleicht gar nicht berührt haben, wenn er ſie nicht getadelt hätte: ſie wäre in Philipp's Charakter unmöglich. Die Scene des Marquis mit der Königin erwähnt er auch nur inſofern, als er ſagte, es verdrieße ihn, daß die Königin den Marquis um ſeines Opfers willen tadle. Als ich ihn auf die wahre Urſache aufmerkſam machen wollte, zeigte ſich's, daß er nichts davon geahnet hatte. Er verwarf es aber ganz, was ich damit wollte.

Die Wirkung, die der Carlos auf Charlotte gemacht hatte, war mir angenehm, doch fehlte es ihr (weil ſie krank und ſchwach war) oft an Sammlung des Geiſtes, ſelbſt an Sinn. Des Königs ſogenannter Monolog hat auf ſie erſtaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich auf ſie gleichſam berechnet habe, wo-

Nienburg.

Toast,

gesprochen beim Festdiner vom Pastor Bergmann.

Treue Huldigung dem Schönen,
Aufschwung zu der Wahrheit Licht;
Stolze Keuschheit vor Sirenen;
Opferfreudig in der Pflicht.

Echter Weiblichkeit die Ehre!
Ihre Schirmer vor dem Roh'n,
Schwert der Wahrheit unsre Wehre,
Das Gewissen unser Lohn.

Unser Wort dem freien Worte!
Unser Blut dem Vaterland!
Irr'nden eine off'ne Pforte,
Feind jedwedem Sklavenband.

Einig mit der Gottheit Willen,
Hülfbereit in jeder Noth,
Stark, wenn Schicksalsstürme brüllen,
Lebensfreudig auch im Tod.

Fester Gang auf diesen Bahnen
Zu des Ideales Spur,
Schwören wir des Dichters Manen
Und besiegeln unsern Schwur!

Braunschweig.

Prolog von Adolph Glaser.

Gesprochen im herzoglichen Hoftheater am 10. November.

(Mit lebenden Bildern und Musikbegleitung von F. Abt.)

Gleich einer heil'gen, tiefgeweihten Sage
Ruht in des Volkes Herzen, klar und rein,
Ein treu Gedächtniß aller großen Tage
Wo aufging eines neuen Sternes Schein.
Sei's, daß ein muth'ger Held in Schlachten kämpfte,

Ein edler Genius geiſt'ge Feſſeln brach,
Sei's, daß ein hoher Sinn den Aufruhr dämpfte,
Ein großer Geiſt erhab'ne Wahrheit ſprach:
Der Tag, der ihn dem Vaterland gegeben,
Bleibt ewig uns in der Erinnrung leben.

So kann man heut' in Deutſchlands weiten Gauen
In Nord und Süden, wie in Oſt und Weſt
Ein freudig Volk in hehren Gluthen ſchauen,
Zu feiern ein gemeinſam großes Feſt.
Denn hundert Jahre ſind hinabgeronnen
In's Meer der Zeit, ſeitdem ein ſtrahlend Licht
Am Himmel deutſchen Ruhms die Bahn begonnen,
Von der es leuchten wird, bis Alles bricht:
Und Alle, die zu dieſem Feſte kamen,
Sie nennen Friedrich Schillers theuren Namen.

Doch in des tauſendfält'gen Jubels Tönen
Klingt wieder heut' der längſtverklung'ne Laut,
Aus ſchlichtem Haus, wo einſt mit Freudenthränen
Die Mutter ihr geliebtes Kind bethaut.
Sie ahnt nicht, was die Zukunft ihm beſchieden,
Sein ſchuldlos Lächeln giebt ihr höchſte Luſt;
Beglückt ſchaut ſie der Züge ſtillen Frieden
Und zarte Sorge ſpricht in ihrer Bruſt:
„Ihm ruhen in der Zeiten Schooße
„Die heitern und die dunkeln Loose.“

Und in des Elternhauſes trauter Enge
Entfaltet ſich des Knaben ſanfter Sinn,
Des pflichtgetreuen Vaters ernſte Strenge
Giebt ſeinem Weſen tüchtigen Gewinn:
Der frommen Mutter Lieblingswunſch zu ehren,

Wählt er des Prieſters heiligen Beruf;
Doch darf er anderm Willen ſich nicht wehren,
Auf neue Bahn weiſt ihn des Herrſchers Ruf.
So fühlt er früh die eiſernen Gewalten,
Und lernt des Herzens Wunſch verborgen halten

Der Mutter Thränen fließen reich beim Scheiden,
Es mahnt der Vater an die ſchwere Pflicht,
Ach, er begreift gar wohl des Sohnes Leiden,
Doch er gehorcht, ſobald der Herrſcher ſpricht.
Und mit der Elternliebe reichſtem Segen,
Von ſeines heimathlichen Waldes Saum,
Zieht ſtrenger Schule er fortan entgegen,
Es ſchwindet ihm der Kindheit holder Traum:
Doch muthig darf er auf ſein Schickſal bauen,
Und feſten Blickes in die Zukunft ſchauen.

(Bild: Schillers Abſchied von ſeinen Eltern.)

Wie, wenn der Schmetterling die ſtarre Hülle,
Die ihn im Todesſchlaf umfangen, bricht;
So ringt des Jünglings Seele in der Stille
Sich aus den ſchweren Feſſeln an das Licht.
Was weht ihn an? Welch kühn gewaltig Träumen
Schwellt ihm das Herz mit glüh'ndem Freiheitsdrang?
Ein wogend Meer, das ſich mit ſtolzem Schäumen
Gen Himmel hebt, ſo mahnt uns ſein Geſang:
Von großer That, von freier Männer Ringen
Hört man's in ſeinen Räubern wild erklingen.

So iſt ihm nicht im Druck das Herz erkaltet,
Und trotz der Feſſel, die den Geiſt beſchwert,
Sein Genius frei in ſchön'rem Lichte waltet,
Vom niedern Erdentreiben unverſehrt.
Den treuen Freunden an verſchwieg'nem Orte

Verkündend, was er heimlich ſchon erſchafft,
Läßt lodern er die Flammen ſeiner Worte,
Und ahnend fühlen ſie die Gotteskraft.
Der Wiederhall in ihrer treuen Bruſt
Erweckt dann neu in ihm des Schaffens Luſt.

(Bild: Schiller lieſt im Bopſerwald ſeinen Mitſchülern die Räuber vor.)

Es kann wohl Erdenmacht dem Leib gebieten,
Der Geiſt iſt nur ſich ſelber unterthan,
Wenn auch die Dränger arge Bande ſchmieden,
Es wandelt frei der Genius ſeine Bahn
Wer nach dem Höchſten ſtrebt, muß Opfer bringen,
Das freie Schaffen iſt des Dichters Recht;
D'rum, will man zum Gehorſam gleich ihn zwingen,
Der Genius wird nie ein feiler Knecht,
Und gährend wogt's, und aus des Geiſtes Tiefen
Steigt auf jetzt Bild auf Bild, die dorten ſchliefen.

Doch ach! das Edle iſt zum Leid erkoren,
Sobald die Mißgunſt ſeinen Frieden ſtört, —
Wenn ſtill der Dichter in ſich ſelbſt verloren
Nur auf des Geiſtes inn're Stimme hört,
Umſchleicht ihn ſchon Verrath, der ſchnell die Kunde
Von ſeinem Thun zum ſtrengen Herzog trug,
Da naht ihm eine unheilvolle Stunde,
Die ſeine Seele neu in Bande ſchlug:
Verpönt, verboten wird ſein höchſtes Streben;
Was ſoll ihm ohne Dichten noch das Leben? —

(Bild: Schillers letzte Audienz beim Herzoge Karl.)

Will Tyrannei des Geiſtes Flug beengen,
Um ſo gewalt'ger ringt er ſich empor.
Es keimt in ſeiner Bruſt ein ſtürmiſch Drängen,
Des Aufruhrs Stimme läutet ihm in's Ohr.
Ein Mittel bleibt. Nur Flucht vermag zu retten;

Zwar denkt er ſeiner Mutter oft mit Schmerz —
Doch beſſer iſt's, zerreißen ſchnöde Ketten,
Als daß zum Tod verblutet ſtill ſein Herz:
Drum fort! und ohne kleinliches Erblaſſen,
Der Himmel wird den Sänger nicht verlaſſen.

Welch bunt bewegtes, friſches Wandertreiben!
Er prüft die Welt an dem und jenem Ort;
Oft kann er länger nicht verborgen bleiben,
Und mit dem Freunde treibt's ihn weiter fort.
Du heil'ger Wald, mit deinen dichten Eichen,
Empfange den, der ſchweifend dich durcheilt!
Mit deinem Frieden, deinem hehren Schweigen
Beſchirme ihn, wenn ſchlummernd er verweilt,
Ihr aber in der Blätter dichter Menge,
Laßt, Vöglein, grüßend ſchallen Eure Sänge.

(Bild: Schiller und Streicher auf der Flucht.)

Kein Mißgeſchick kann Götterkraft vernichten,
Und was die ſchwer geprüfte Bruſt durchwühlt,
Das ſpricht noch heut' aus herrlichen Gedichten,
Wer hat dies beim Fiesko nicht gefühlt?
Nun lernt er auch des Lebens Wechſel kennen,
Der in Paläſten wie in Hütten wohnt.
Er ſieht, die ird'ſche Macht darf Herzen trennen,
Die Treue wird verkannt, die Schuld belohnt,
Die Macht des äußern Scheins ſieht er gerettet,
Und wahre Tugend ſchuldlos angekettet.

Der Dichter braucht nicht Prunk bei ſtolzen Räumen,
In ſeiner Seele ſtrahlt der Hoheit Glanz:
Die Hütte wandelt er in ſeinen Träumen,
Die Muſe reicht ihm überall den Kranz.
In dürft'gem Raum, beim Klange ſanfter Töne,

Die Bruſt ihm für ein ernſtes Bild entbrennt: —
Daß er das Vorurtheil der Welt verſöhne,
Die treuverbund'ne Herzen grauſam trennt,
Schafft er im Geiſt ein Bild verworr'ner Triebe,
Sein brauſend Jugendwerk: Kabal' und Liebe!

(Bild: Schiller mit Streicher in Oggersheim.)

So wie der Strom den Weg vom Felſen findet,
Durch enge Thalekrümmung ſich ergießt,
Bald über Kies und Sand ſich toſend windet,
Dann klarer wird und ſanfter weiter fließt,
So tritt die Klarheit in die Dichterſeele,
Wenn zu der ernſten Schule wird die Welt;
Zum Schattenbild von Schuld und Schmerz und Fehle,
Sich Lieb' und Freundſchaft tröſtend zugeſellt;
Wenn ſorglos er den ſichern Port gefunden,
Wo ſein gequält Gemüth kann froh geſunden.

Da blüht aus ſeines Herzens tiefem Fühlen
In rein'rem Glanze auch ſein Werk empor,
Anſtatt im Gram der Menſchheit nur zu wühlen,
Ringt ſich der Helden Opfermuth hervor.
Beſtrahlt vom Licht der milden Abendſonne,
Sinnt unſer Dichter edlen Thaten nach,
Von Poſa's Tod, von Carles Schmerz und Wonne,
Sein allgewaltig Lied erſchütternd ſprach:
So findet ihn der Freund, der ſeinem Leben
Den friedlich ſchönen Zufluchtsort gegeben.

(Bild: Schiller bei Körner in Loſchwitz.)

Wenn ſich des Geiſtes Flug zur höchſten Stufe
Erhebt, dann naht die Sehnſucht dem Gemüth,
Die Liebe mahnt, und bei dem ſanften Rufe
Dem Dichter oft ein holdes Glück erblüht.
In Ländlichkeit tritt uns der Ort entgegen,

Wo er das theure Weſen endlich fand,
Mit dem auf ſeines Lebens fernen Wegen,
Die reinſte Liebe innig ihn verband:
„Und der Braut geliebte Locken
„Schmückt der jungfräuliche Kranz,
„Da die hellen Kirchenglocken
„Laden zu des Feſtes Glanz.“
(Bild: Schiller's Trauung.)
„Willſt Du in meinem Himmel mit mir leben?
„So oft Du kommſt, er ſoll Dir offen ſein.“
Was kann die Erde wohl dem Sänger geben,
Was iſt ihm Geld und Gut und eitler Schein?
Bewußtſein eig'nen Werths nur kann ihn ſchmücken,
Und wenn die Liebe ſeine Tage kränzt,
Mag ihn der Armuth Feſſel wenig drücken,
So lang' der Gattin Auge heiter glänzt:
Genügſam blickt aus göttlichen Regionen
Er ſtill hinab, wo andere Menſchen wohnen.

Als nun des fremden Drängers wilde Horden
Mit Füßen traten unſer Vaterland,
Sprach höchſte Weihe aus des Dichters Worten,
Prophetengleich zu ſeinem Volk gewandt.
Wie aus der fremden Herrſchaft ſchweren Wettern
Ein heilig Mädchen, das dem Volk entſtammt,
Sein Land errettet, zeigt er auf den Brettern,
Und alle Herzen wurden hoch entflammt:
Wovon die Jungfrau und der Tell durchdrungen,
Das war ſo recht dem deutſchen Volk geſungen.

So weilt er unbekannt in Leipzigs Mauern,
Als ſeiner Jungfrau gottbegeiſtert Bild
Zum erſtenmal mit freud'gen Siegesſchauern
Der Hörer Schwarm gedankenſchwer erfüllt.

Da plötzlich durch die dichtgedrängte Menge
Tönt's flüſternd: „Er iſt unter uns!“ und bald
Eilt Jeder hin, den Meiſter der Geſänge
Von Angeſicht zu ſehn, und laut erſchallt
Der tauſendſtimm'ge Jubelruf und Segen
Beim Ausgang dem beſcheid'nen Mann entgegen.

(Bild: Schiller's Huldigung vor dem Theater in Leipzig.)

Es iſt der Ruhm kein Wahnbild eitler Thoren,
Des höchſten Ringens Lohn für alle Zeit;
Wer zu erhab'nem Wirken wird erkoren
Den krönt hienieden ſchon Unſterblichkeit!
Drum gönnt dem Dichter auch der Mitwelt Kränze,
Spart ſie nicht auf für ſeinen frühen Sarg,
Daß ihm im hellen Aug' die Thräne glänze,
Das Glück iſt ja auf Erden ihm ſo karg!
Es giebt die Anerkennung ſeiner Werke
Zum neuen Schaffen ihm die neue Stärke!

Ach! kurze Zeit nur weilt er noch auf Erden,
Wo jedes Herz ihm liebend zugethan,
Wo Fürſten ihn an ihren Hof begehrten,
Von fernen Ländern ſelbſt Bewundrer nahn;
Wo ſpät noch ſich der Freund zu ihm gefunden,
Der Einzige, der ſeiner würdig war,
Mit dem ein gleiches Wirken ihn verbunden:
Der deutſchen Dichtkunſt Dioskurenpaar. —
Da hemmt der Tod des edlen Sängers Schritte,
Und reißt ihn fort in ſeines Lebens Mitte.

(Bild: Schiller's Begräbniß.)

„Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
„Vertrauen wir der Hände That,
„Vertraut der Sämann ſeine Saat,
„Und hofft, daß ſie entkeimen werde

„Zum Segen nach des Himmels Rath.“ —
Und trauernd ſenkt des großen Sängers Leiche
In ſeines Lebens Blüthe man in's Grab!
Doch, ob die ſangeskund'ge Lippe ſchweige,
Sein Wirken ſenkt man nicht mit ihm hinab!

Wer heilt der ſchwergetroffnen Gattin Wunde? —
Der ernſte Freund ſelbſt weint ihm Thränen nach,
Ganz Deutſchland trauert bei der Schreckenskunde,
Als allzufrüh ſein Herz im Tode brach.
Entfeſſelt ſchwebt ſein Geiſt in lichten Räumen.
Es bleibt, was er geſchaffen, unſer Theil;
Aus ſeines Erdenlebens ſchönſten Träumen
Quillt unerſchöpflich Freude uns und Heil;
Und wenn kein Grabgepräng ihm ward bereitet,
Des Volkes Liebe hat ihn doch begleitet.

Nie wird die Zeit des Dichters Werk vernichten,
Der ſo den Pulsſchlag ſeiner Zeit erkannt!
Der Freiheit Drang wird Keiner beſſer dichten
Als er gethan, von hohem Muth entbrannt!
Was in der Jugend ungeſtümem Werke
So allgewaltig ihm die Welt gewann,
Das ſpricht gemäßigt, doch mit gleicher Stärke
In ſpät'rer Zeit beſonnen aus der Mann.
Zur Einigkeit, zur Freiheit und zum Recht
Begeiſtert er Germaniens Geſchlecht.

Drum iſt er auch der Liebling uns geworden,
Deſſ' Geiſt unſterblich uns im Herzen lebt,
Drum ſeh'n ſein Bild wir heut' an allen Orten,
Um das der Kranz der höchſten Ehren ſchwebt.
Erblickt ihn, wie, gleich einem Heiligthume,

Umgeben von der Muſen holdem Kranz,
Dem Vaterland und ihm zum hohen Ruhme
Die deutſche Kunſt ihm lieh den Strahlenglanz.
Mag dieſe Stunde neu uns Deutſche lehren,
Das Große zu erkennen und zu ehren! —

(Bild: Schiller's Apotheoſe.)

Wolfenbüttel.

Zum 10. November 1859.

Von Jakob Corvinus (Wilh. Raabe). Geſprochen bei der Feſtfeier.

1.

Die Zeit iſt ſchwer! Dumpf grollt des Volkes Klagen:
Will nie der Morgen ob den Waſſern tagen?
Die Zeit iſt ſchwer! Wann kommt der Strahl der Sonnen?
Wann haben wir den neuen Tag gewonnen?

Die Zeit iſt ſchwer! In Millionen Herzen
Bewegt ſich neu das alte Wort der Schmerzen:
O Vaterland — ſo klingt es fort beſtändig —
Nicht tod biſt Du und biſt doch nicht lebendig!

Wird nie der Retter kommen dieſem Lande?
Wird kein Befreier löſen unſ're Bande?
Wird der Meſſias nie erſcheinen in der Welt?
Wird nie der Baum [illegible] auf dem Walfeefeld'?

So geht es nun in aller Städte Mauern,
In Wald und Feld, bei Bürgern und bei Bauern,
Bei Reich und Arm, bei Männern und bei Frauen —
Tiefſinn're Hoffnung und geheimſtes Grauen!

von ich Dir geſagt, erreichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Scene mit dem König that viel auf ſie, aber alles faßte ſie nicht beim erſten Leſen. Auf ſie wirkte die Schönbrunſche Scene recht ſehr, aber auch ſie verſtand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derſelben wollte.

(den 31. Juli.)

Geſtern Abend war ich von vier bis halb zehn Uhr in Wieland's Geſellſchaft. Es war verabredet, daß er mich um ſechs Uhr in den Clubb führen ſollte. Der Tag war ſchwül und ich fand ihn von der Hitze faſt gelähmt. Wieland iſt hypochondriſch-beſorgt für ſeine Geſundheit, daß er mitten im heißen Sommer nach zehn Uhr Abends nicht ohne Mantel geht. Heute aber litt er durch die Hitze, und eine körperliche Apathie ſprach aus allem, was er ſagte.

Wir ſprachen von Thätigkeit, — und das Gefühl ſeiner Ermattung, glaub' ich, war es, was ihm ſeine heutige Philoſophie eingab; denn er declamirte gegen alle Wirkſamkeit als etwas äußerſt Undankbares. Von der politiſchen erklärte er, daß kein ganz rechtſchaffener Mann einen großen Poſten darin bekleiden oder erhalten könne: das bewies er mit Turgots Beiſpiel, den er äußerſt verehrt. Ich nahm mich mit Wärme der ſchriftſtelleriſchen an, und zwang ihm doch endlich ab, daß er dieſe als etwas Poſitives betrachtete.

Doch auch hier verrieth ſich der Unmuth ſeines Her-

Schwer iſt die Zeit, doch hat ſie gute Zeichen,
Es weicht die Nacht dem lichten Morgen weichen;
Nicht ſtets gehört die Zeit den Neidern und den Haſſern,
Denn Gottes Geiſt der ſchwebt ja auf den Waſſern!

2.

Es galt in unſerm Volk einſt dieſe Sitte:
Ward in Gefahr ein Fürſt gewählet in der Mitte
Der Beſten, hob man ihn lautjauchzend auf den Schild
Und zeigte ſo in ihm dem Volk des Volkes Bild.

Und ſo auch jetzt! In dieſen böſen Tagen
Ward neu die Art der alten Heldenſagen:
Der Freiheit Sänger auf den Schild gehoben,
Wie hält das Vaterland ſo hoch, ſo ſtolz ihn droben!

Um Einen Führer ſchaaren ſich die Stämme,
Die Schranken fallen ein, zerbrochen ſind die Dämme;
Der Franken Herz, das Herz der Schwaben, Baiern, Sachſen,
Zum Herz des Vaterland's in ihm zuſammenwachſen!

Das deutſche Reich, ſo iſt's noch nicht verloren,
Der Deutſchen König iſt auf's Neue ſo erkoren,
Des Geiſtes Reich auf's Neue feſt gegründet,
Des Geiſtes Volk zu Kampf und Sieg verbündet!

Schwer iſt die Zeit, doch gut ſind ihre Zeichen;
Wohl muß die Nacht dem Licht der Sonne weichen!
Nicht mehr gehört die Welt den Neidern und den Haſſern,
Ja, Gottes Geiſt ſchwebt immer auf den Waſſern!

Die Glocken hallen und die Banner wehen
Dem großen Feſte, das wir heut begehen!

Die Herzen ſchlagen und die Augen glänzen
Dem ſtolzen Bilde, das wir heut bekränzen
Am Krönungstag des Geiſt's in That, in Wort, in Liedern. —
Ein einig, ewig Volk, ein einzig Volk von Brüdern!

Hannover.

Poeſie und Kunſt.

Feſtgedicht zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich von Schiller's. Gedicht von E. Kommel. Am 11. November 1859 im Königlichen Hoftheater geſprochen vom Verfaſſer.

Wie durch die Welt des Jubels Klänge ſchweben,
Den Dichter feiernd, der ſo tief und klar
Mit ſeinem Sang durchſtrömt das deutſche Leben,
Begeiſternd, allergreifend wunderbar!
Seit er der Welt zum Heile ward gegeben,
Verſanken in den Zeitſtrom hundert Jahr;
Sein Herz iſt Staub! — Sein Wort iſt nicht verklungen,
Es tönet laut von Millionen Zungen!

Und doch hört man ſo viele Stimmen ſagen:
„Was nützt die Kunſt? — Was iſt denn Poeſie?
Es iſt nicht Zeit zu Liedeslust und Klagen,
Zu Traum und Spiel erregter Phantaſie! —
Die Zeit drängt andern Zielen nachzujagen. —
Und Dichten, iſt verlor'ne Lebensmüh'! —
Es iſt genug gedichtet und geſungen! —
Nur klug und raſtlos nach Gewinn gerungen!"

So helfe Gott mir! daß mein Wort durchdringe
Die Geiſter, die ſo wenig noch erregt,

Daß es wie Feſtgeläut harmoniſch klinge
Durch alle Herzen, die wie mein's bewegt:
Zwar fühl' ich, meine Kraft iſt nur geringe, —
Doch iſt's Begeiſtrung, die mich hebt und trägt! —
Und ſo will Kunſt und Poeſie ich preiſen,
Um Friedrich Schiller Ehre zu erweiſen!

Die Poeſie iſt em'ges Schöpferwerde,
Das aus des Menſchenlebens Tiefen klingt,
Die Götterkraft, die ſich vom Druck der Erde
Befreit empor zu lichten Höhen ſchwingt,
Die ſiegend über irdiſche Beſchwerde,
Prometheus gleich, des Himmels Gluth erringt,
Den trüben Streit des Lebens zu verſöhnen,
Im Ideal des Wahren und des Schönen!

Und Poeſie iſt unſers Geiſtes Walten,
Das alle Wunder der Natur belebt, —
Das alle Farben, Töne und Geſtalten
Beſeelt empor in's Reich des Lebens hebt,
Das Glühn und Blühen, Welken und Entfalten
Zu einem Strom der Harmonie verwebt,
Der in Begeiſtrungsbrauſen laut verkündet,
Daß er in Gott, in Liebesallmacht mündet!

Und wo des Lebens Ströme reicher fließen,
Daß bald der Himmel aus der Tiefe lacht,
Und bald die Wogen donnernd ſich ergießen,
Schaumwerfend ſprühn und glühn in Farbenpracht! —
Wo ſich des Lebens Blüthen ſtill erſchließen,
Wo herrſcht Titanenkraft und Geiſtesmacht,
Wo Herzen glühn und Geiſter ſich erheben, —
Da iſt die Poeſie im Menſchenleben!

Sie lacht unendlich hold aus Kindesblicken,
Sie glüht im Glauben, Hoffen und Vertraun,
Sie strahlt, wo Liebe mag das Herz beglücken,
Sie zuckt wie Wetterschein durch Nacht und Graun;
Sie muß den Mann zur großen That entzücken,
Sie leuchtet in der Würde hehrer Frau'n:
Sie muß in allem Großen, Schönen, Wahren,
Sich als des Lebens Pulsschlag offenbaren!

Kein Herz, das ihren Hauch nicht oft empfunden,
Kein Geist, den nicht ihr Strahl schon oft durchglüht! —
Sie ist dem Künstlergeist so ganz verbunden,
Sie füllt des Dichters Seele und Gemüth: —
Sie ist das Leben, das zu allen Stunden
In jedem echten Kunstwerk neu erblüht;
Denn alle Kunst ist, Poesie erfassen
Und sie dem Stoff vermählt ergründen lassen!

Wenn Phantasie, die rastlos schaffend waltet,
Vom Sinnenzauber reich, vom Geist erhellt
Und vom Gefühl durchglüht ist, — dann entfaltet
Als Poesie sich jene inn're Welt,
Die nun die Kunst begeistrungsvoll gestaltet
In tausend Werken vor die Sinne stellt!
Wo nun der Menschheit Schöpferkraft entsiegelt,
Das All verklärt in ihren Werken spiegelt!

Seht himmelan die Wunderbauten ragen,
Weltbausymbole, Harmonie der Kraft!
Im Marmorbild muß Götterleben tagen,
Im Farbenzauber Lebensgluth und Saft! —
In Toneswogen strömen Lust und Klagen,
Red' und Bewegung Geistesmeisterschaft; —

Doch allerfaſſend, glühend, ſonder Schranken,
Schafft ſeine Welt der Dichter aus Gedanken!

Wie Lerchenjubel, Sang der Nachtigallen,
Erklingt ſein Lied in Lebensluſt und Leid;
Wie Orgelton und Feierglockenhallen
Singt er von Wahrheit, Gott, Unſterblichkeit! —
Bald lind und innig, bald wie Sturmeswallen,
Daß es das Herz durchbebt, den Geiſt befreit! —
Was Erd' und Himmel, Kunſt, Natur und Leben
Erfüllt, — er muß ihm Wort und Sprache geben!

Und wie ſein Blick die Gegenwart durchdrungen,
Horcht er dem Geiſt, der aus der Sage ſpricht;
Vergangenheit lehrt ihm mit tauſend Zungen:
„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“ —
Ihm hellen ſich der Zukunft Dämmerungen,
Und Alles klingt und rauſcht durch ſein Gedicht,
Bis ſchöpfermächtig, tiefe Weltgedanken,
Das Leben rufen in der Bühne Schranken!

Im Drama iſt das Zauberwort geſprochen!
Die Künſte, von der Dichtung Gluth entfacht,
Erbaun die Welt, die bei des Herzens Pochen
Der Dichter ſchuf mit höchſter Geiſtesmacht! —
Des Schaffens letzte Schranke iſt durchbrochen,
Das Kunſtwerk iſt in Lebensgluth erwacht,
Die Kunſtwelt iſt harmoniſch ganz entfaltet,
Das Leben athmet — und das Schickſal waltet!

Und was ſich Großes in der Welt begeben:
Wie Menſchenwürde ſich im Unglück zeigt, —
Wie Leidenſchaften wild zum Abgrund ſtreben, —
Wie reu'ger Schuld ſich Gottes Gnade neigt, —

Wie ſich des Lichtes Geiſter kühn erheben,
Ob aus der Nacht auch grimm die Hölle ſteigt, —
Wie Wahrheit ſiegt, und Lüge muß erliegen: —
Das Alles ſpricht in Lebens-Flammenzügen!

Die Menge ſchaut und lauſcht, im Geiſt entglommen,
Die Herzen pochen — und die Thräne quillt! —
Die Schuld erbebt! — Die Eumeniden kommen! —
Und alles Edle hebt ſich kraftererfüllt! —
So ſtrömt, was allen Weiten erſt entnommen,
Zuſammen in der Dichtung Lebensbild, —
Und fluthet glutterfüllt zurück in's Leben,
Daß Geiſt und Herz nach Licht und Liebe ſtreben!

Und ſo iſt Schiller's Hochgeſang erklungen, —
Obgleich die Welt ihm manche Wunde ſchlug! —
So iſt er tief in's deutſche Volk gedrungen,
Begeiſternd, frei bekämpfend Wahn und Lug!
So hat er ſiegend ſich emporgeſchwungen,
Ein Held, der hoch der Menſchheit Banner trug!
So ſtieg er auf zu Himmelsglanz und Klarheit,
Und lebt in uns — im Geiſt und in der Wahrheit!

So ſteht er noch verklärt auf lichten Höhen,
Ein gotterfüllter Prieſter und Prophet! —
Und muß Begeiſtrung in die Seelen wehen,
Wo noch ein Herz ſein zündend Wort verſteht! —
So lange Menſchen auf zum Himmel ſehen,
Und Herz und Lippe um Vollendung fleht:
Wird ſeiner Dichtung Quell befruchtend fließen,
Des Lebens Blüthen herrlich zu erſchließen!

Zu Schiller's hundertjähriger Geburtstags-Feier

am 10. November 1859.

So weit des Vaterlandes Berge ragen,
Sind stolze Freudenfeuer angefacht,
Ein jeder Berg will's seinem Nachbar sagen,
Die frohe Kunde bis zum Weltmeer tragen:
Mein Deutschland feiert seine schönste Nacht!
In Stadt und Dorf und auf den Höhen
Der Fackeln Schein, der Feuer Glanz,
Und Festgeläut und Fahnenwehen,
Musik und Liederschall und Tanz.

Wen feiert man durch solche schöne Zeichen?
Ist's eine Gottheit, der man opfert heut?
Ist es ein Sterblicher, ein Unsersgleichen?
Darf man dem Menschen Ehrenkränze reichen,
Die man den ew'gen Göttern sonst nur beut?
Er war ein Mensch, doch werth wie Keiner,
Daß man ihn ehrt durch Glockenton,
Er war ein Mensch, jedoch ein reiner,
Des Vaterlandes Erster Sohn!

Er war ein Arzt dem deutschen Vaterlande,
Der Balsam brachte für so manches Leid,
Und aufgerüttelt hat aus Schmach und Schande,
Der fester knüpfte unsers Volkes Bande,
Und uns verwies auf eine schön're Zeit.
Er sah im Geiste sie erstehen,
Er sah sein Volk an Ehren reich,
Er sah es „auf der Menschheit Höhen",
Das deutsche, dem kein andres gleich.

Auch Prieſter war Er, wie ihr wen'ge findet,
Ein großer, gottbegeiſterter Prophet,
Der, mit der Menſchheit Edelſten verbündet,
Das große Evangelium verkündet:
Den Sieg der göttlichen Humanität!
Wer hat wie Er jedwede Tugend
Begrüßt, verherrlicht und geliebt?
Und als ein Vorbild für die Jugend
Die Tugend ſo wie Er geübt?

Er war ein Kämpfer, der mit ſcharfem Schwerte
Stets gegen Rohheit und Gemeinheit focht,
Und der den Menſchen uns nach innerm Werthe
Nur nach des Herzens Adel ſchätzen lehrte,
Und „dem Verdienſte ſeine Kronen" flocht.
O, ſeiner Leier Wonnetöne,
Sie ſagen's uns auf jedem Blatt,
Wie nur für alles Edle, Schöne
Sein warmes Herz geſchlagen hat

Als Dichter wies mit gläubigem Vertrauen
Er auf das unbekannte Jenſeits hin,
Und wagt' es, einen Tempel uns zu bauen,
In welchem wir die Gottheit ſelber ſchauen,
Betreten wir ihn mit dem Schönheitsſinn.
Und dieſer gottgeweihte Tempel,
Der Jugend heil'ger Wallfahrtsort
Er trägt an ſeiner Stirn den Stempel
Der Ewigkeit, wie's Bibelwort.

Sein Lied, das tief in's deutſche Volk gedrungen,
Er ſang's in der Begeiſtrung Feuerdrang,
Zum Ideal hat er ſich aufgeſchwungen,

Mit Teufeln um die Tugend ſich gerungen, —
Gottlob! das deutſche Volk weiß es ihm Dank!
Die Männer ſingen Jubellieder,
Sein Bild bekränzt der Frauen Schaar,
Und Schiller's Geiſt blickt dankend nieder —
O, blieb' er bei uns immerdar!

Wilhelm Andreae.

Feſt-Geſang an Schiller,

geſungen am 10. November im Saale des Kallhofes.

Wohlauf Genoſſen, die Saiten geſtimmt,
Und die Bruſt im Geſange gehoben!
Daß, wem nur im Herzen ein Funke noch glimmt
Einſtimme, den Dichter zu loben,
„Den Sänger des lauterſten Freudenklang's,
Den edlen Schiller, den Herrn des Geſang's."

Wie donnerbrauſend ergoß ſich ſein Lied
In des Volkes bewegte Gemüther,
Und ob aus den Reihen des Lebens er ſchied,
Er blieb ſeines Volkes Behüter,
„Er weckte ſein Volk mit des Liedes Klang,
Das mächtig des Vaterland's Gauen durchdrang."

Aus ihm nur erwuchs uns ein beſſer Geſchlecht
In des Lebens Leiden und Schmerzen,
Die Schönheit ſuchend, die Wahrheit, das Recht,
Voll des heiligen Dranges im Herzen;
„Das ſchlug, für das Höchſte zu ſterben bereit,
Den fränkiſchen Würger im blutigen Streit."

Es führet uns Schiller's himmliſche Kunſt
Zum göttlichen Endziel der Geiſter,

Nicht bergen's uns Wolken und Nebel und Dunſt,
Uns leuchtet ein Vorbild, der Meiſter!
„Eine Fahne ward uns ſein heiliges Wort,
Ein Zuruf, ermuthigend fort und fort.“

Drum auf, Ihr Genoſſen aus Deutſchlands Gau'n,
Ihr, die er ſo kräftig erhoben,
Auch Ihr, meines Vaterland's liebliche Frau'n,
Auf, auf, um den Dichter zu loben!
„Hoch lebe du Sänger des Tugenddrang's,
Du gewaltiger Schiller, du Herr des Geſang's!“

Dr. Wilhelm Bernhardi.

Hameln.

Gruss an Deutschland,

zum Schillerfeſte 1859.

Laßt's in allen Herzen hallen,
Dieſes Liedes gold'nen Klang.
Dir, mein Deutſchland, dir vor allen
Töne dieſer Jubelſang;
Schalle weit in Deutſchlands Gauen,
Von den Alpen bis zum Belt,
In die weite, große Welt —
Auf, zum Aetherzelt, dem blauen!

Auf den Bergen lodern Feuer,
Leuchten weit durch's ganze Land,
Und die heitre Jubelfeier
Schlingt um uns ein Bruderband;
Deutſchland ſchmücket ſich zum Feſte
Für den lieben, theuren Sohn;
Um der Muſen goldnen Thron
Lagern Millionen Gäſte.

Denn der edelſte der Söhne,
Er verſtand der Mutter Flehn:
Laß das Gute, laß das Schöne
Nicht in Deutſchland untergehn!
Zu der Leier Götterklängen
Tönt des Meiſters hohes Wort,
Jubelnd rauſchte der Accord
Hin in ewigen Geſängen.

zens. Er führte mir an, daß er jetzt mehrmals Briefe von jungen Leuten erhielte, die ihm deutlich zeigten, daß man ihn nur für einen Professor halte, der ein Journal herausgebe. Bei lebendigem Leibe fange er an vergessen zu werden, und nach seinem Tode werde es ganz vorbei sein. Ich sagte ihm, daß diese jungen Leute, wenn sie zehn Jahre älter geworden, anders an ihn schreiben würden. Er konnte sich aber nicht zufrieden geben. Man sieht, daß er ungern in's Dunkle tritt. Er brach das Gespräch ab und erinnerte mich, daß ich ihm meine Geschichte versprochen hätte. Diese erzählte ich ihm also bis dahin, wo sich die Idee zu den Räubern bei mir entwickelte. — Hier wurden wir abgebrochen, er ließ sich zum Clubb frisiren und schloß mir so lange seine Bibliothek auf. Meine Geschichte hatte ihn sehr aufmerksam erhalten, er fand Aehnlichkeiten darin mit seiner eigenen.

In seiner Bibliothek (die ich aber kaum anfangen konnte zu durchlaufen) wimmelt es von französischen Feenmährchen, Romanen und dergleichen Schriften, von englischen Romanen und italienischen Dichtern, an welchen seine Bildung und Schriftstellerei hängen mag. Ich fand Gotter's Gedichte, die mir neu waren, und untersuchte die übrigen Fächer für heute nicht weiter. Wir gingen in den Clubb, wo wir nur einige Wenige fanden. Da das Wetter ganz vortrefflich war, schlug er einen Spaziergang im Stern vor. Hier bezahlte er mir meine Geschichte mit der seinigen, die ich Dir aber ein andermal

O, er ſang von allem Schönen,
Was bewegt das Menſchenherz;
Mit dem Leben zu verſöhnen,
Trug er kühn uns himmelwärts.
Von der Tugend ſchönem Lohne,
Von der Freundſchaft bis zum Tod,
Demuth vor dem höchſten Gott,
Männerſtolz vor'm Fürſtenthrone!

Von der Allmacht ſtillem Weben
In der Sphären Harmonie,
Von der Liebe ſüßem Beben
In der Unſchuld Poeſie,
Von der Freiheit, Menſchenwürde,
Weihe für das Vaterland,
Von der Wahrheit ew'gem Band
Und der Frauen zarter Würde.

O, er ſang nur deutſche Lieder
Deutſches Wort hat er gelehrt!
Er iſt einer unſrer Brüder,
Deutſchlands Mark hat ihn genährt!
Brüder, bei des Dichters Manen
Schlingt um Euch ein feſtes Band,
Haltet hoch das Vaterland,
Hoch das Land der tapfern Ahnen.

Horch, es kommen neue Gäſte;
Höret Ihr, im Geiſterſchritt
Kommen All' zum Wiegenfeſte,
Unſre Ahnen feiern mit.
Helden mit der Freiheit Lanze,
Kämpfer für der Wahrheit Hort —
Kühn im Kampf und treu im Wort —
Dichter mit dem Lorbeerkranze.

Fühlt Ihr's in der Bruſt nicht regen,
O, Ihr Deutſchen, fühlt Ihr's nicht,
Welch' ein reicher Blüthenſegen
Aus der vollen Knospe bricht?
Seht, die Höhen ſtrahlen lichter,
Brüder, ſchwört mit Herz und Hand:
Ew'ge Treu' dem Vaterland!
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Hermann Eckert.

Bremen.

Festrede,

zu Schiller's Gedächtnißfeier am 10. November 1859 auf dem Markte gehalten von Dr. J. W. Schaefer.

Bürger Bremens! Deutsche Männer und Frauen!

Ein großer Name hat uns hier versammelt — eine Name, der heute von vielen tausend Lippen ertönt, in vielen tausend Herzen widerhallt. Wir begehen eine hohe, eine bedeutungsvolle Feier, ein wahrhaft deutsches Fest, wie es selten in dem Leben unsers Volkes erscheint. Es ist ein Tag, an welchem wir uns, so weit deutsche Herzen schlagen, soweit unsere herrliche Sprache erklingt, als eine große, durch keine Absonderung, keine Parteiung getheilte Nation, als „ein einziges Volk von Brüdern" fühlen. Es ist eine Feier, welche weithinaus über die Grenzen unsers Vaterlandes ein Echo findet, überall, wohin nur die deutsche Bildung ihre belebenden Strahlen sendet und achtunggebietend die Blicke fremder Nationen zu uns lenkt.

Könnte er hierniederschauen, der große Mann, dessen Eintritt in die Welt wir heute feiern, herniederschauen auf das freudig bewegte deutsche Volk, das mit dankbaren Huldigungen sich zu seinem Feste drängt; sähe er die vielen Tausende und aber Tausende versammelt, die um seinen Namen sich schaaren und in der Sonne seines Ruhmes den Stolz fühlen, Deutsche zu sein, er würde bekennen: „der Traum meiner Jugend, der mir Schwingen der Begeisterung gab unter dem Druck des Lebens, ist mir über alles Hoffen in Erfüllung gegangen; was als Ahnung vor meiner Seele stand, hat sich mir zur schönsten Wirklichkeit gestaltet; ich bin der Dichter meines Volkes! Mit aller Kraft meiner Seele habe ich einst an die Herzen meines Volkes mich gewendet: sie haben

ſich mir geöffnet! Jetzt ſehe ich den ewigen, unlösbaren Bund geſchloſſen! ich lebe und wandle mit allen kommenden Geſchlechtern, der unſterbliche Mitbürger einer großen Nation, die nicht untergehen kann, ſolange die Cultur der Menſchheit dauert."

Ja, deutſche Männer und Frauen! eines ſolchen Feſtes würdig zu leben und gelebt zu haben, das iſt ſchon ein beſeligendes Gefühl inmitten der irdiſchen Laufbahn! Dies iſt das Gefühl, welches Schiller getragen und emporgehoben hat ein mühevolles Leben hindurch. Er hat es empfunden in den ſchönſten Stunden ſeines Daſeins, im Rauſchen des Beifalls, der ſeinem Erſtlingswerke entgegenkam, wie kurz vor ſeinem Ende, als im dichtgedrängten Haufen der entzückten Zuſchauer die Väter ihre Kinder emporhoben, um ihnen den Mann zu zeigen, deſſen Genius mit ſiegender Gewalt in die Bruſt auch des Geringſten im Volke gegriffen hatte. Früh iſt er geſchieden, unſer Schiller, aber mit dem beglückenden Bewußtſein, nicht für die kurze Spanne des menſchlichen Daſeins, ſondern für die Nachwelt, für die Unſterblichkeit gelebt zu haben. Und wie ſein Bild vor unſerer Seele ſteht in jugendlicher Fülle des Strebens, in voller Kraft der männlichen Reife, wie er von der Erde hinweggenommen ward, geiſtesfriſch und ungealtert, alſo ſchreitet er, eine mächtige Heldengeſtalt, durch die Jahrhunderte bis zu den fernſten Zeiten.

Ein Dichtergenius von ſo hoher Bedeutung, von ſo tiefgreifender Einwirkung auf ſein Volk, auf die Menſchheit iſt eine der ſeltenſten Erſcheinungen. Viele Zeitalter können vorübergehen, ehe uns ein Goethe, ein Schiller zum zweiten Male geſchenkt werden. Es iſt die Gnade und Liebe von oben, welche Männer mit hehrer Geiſteskraft ausrüſtet und unter das Menſchengeſchlecht ſendet, um es zu erziehen und zu bilden. Dankbar haben wir an dem heutigen Feſte emporzublicken zu dem Urquell alles geiſtigen Lebens, zu dem Vater des Lichts, der unſer Volk mit den Gütern des Geiſtes reich geſegnet hat. Mahnt es uns doch heute, noch

weiter zurückzuſchauen in die Geſchichte des deutſchen Geiſteslebens, um zugleich an den großen deutſchen Mann zu gedenken, den eben dieſer Tag, den ebenfalls ein zehnter November in's Daſein rief, an Luther, der ein Werkzeug in Gottes Hand war, die Welt mit dem Lichte des Geiſtes zu erleuchten. Auf ihn ſind ſie gepflanzt, unſere großen Denker und Dichter! Am Sonnenſtrahl der Freiheit, die er erkämpft hat, ſind ſie emporgewachſen.

Sie Alle aber, was hat ſie zu großen Männern gemacht? Sind es geiſtige Gaben, welche dem, der ſie beſitzt, müheloſe die reichen Früchte tragen? Viele haben geglänzt durch Fülle des Geiſtes; aber ihr Thun und Schaffen ging vorüber, ohne Segen für die Menſchheit zu bringen. Und wären es die glänzendſten Geiſtesgaben, der Mann wird doch erſt wahrhaft bedeutend, wird erſt wahrhaft groß durch ſeinen Charakter: der große Dichter, in des Wortes echter Bedeutung, war auch ſtets ein großer Menſch. Auf die Höhe der Menſchheit iſt er geſtellt; daher muß ſein Inneres geläutert und durchgebildet ſein, um die Menſchheit in ihrer reinſten und wahrſten Vollendung zur Erſcheinung zu bringen. Im eigenen Gemüth muß er den Kreis des Menſchlichen durchempfunden haben, in die Geheimniſſe der Menſchenbruſt eingedrungen ſein, vertraut mit allen Höhen und Tiefen. Dahin gelangt aber niemand, ohne den Kampf des Geiſtes und des Lebens redlich durchgekämpft zu haben und aus ihm als Sieger hervorgegangen zu ſein.

Klagen wir nicht, daß Schiller nicht leicht vom Glück dahingetragen ward! Im männlichen Ringen mit den Bedrängniſſen des Daſeins iſt ihm die Kraft gewachſen, ſich über die gemeine Wirklichkeit emporzuſchwingen, von allem Nichtigen und Vergänglichen ſich hinwegzuwenden und „aus dem Drange des Lebens in die heilig-ſtillen Räume des Herzens zu fliehen.“ Das Reich der Ideale that ſich ihm auf. Dorthin ſtrebte er im unabläſſigen Forſchen nach Wahrheit, im unermüdeten Ringen nach Erweiterung

und Veredlung ſeines geiſtigen Daſeins, dorthin blickte ſein Lieben und ſein Dichten. Sittliche Hoheit, Menſchenwürde ward ihm das Ziel aller Kunſt, aller Poeſie. An ihre Geweihten richtet er das ernſte Mahnungswort: Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben! Bewahret ſie!

Hehrer Weiheruf der Kunſt! Erſchalle in den feierlichen Harmonieen der Töne!

Feſtgeſang an die Künſtler, nach Schiller's Gedicht, componirt von Mendelsſohn-Bartholdy.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben!
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch, mit euch wird ſie ſich heben.
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane:
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Auf tauſendfach verſchlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.

Zum „Thron der hohen Einigkeit", zu harmoniſcher Verſöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen emporzudringen,

das galt unserm Schiller als der Endzweck alles geistigen Strebens. Daran hat er festgehalten, dahin getrachtet auf allen Bahnen seiner rastlosen Thätigkeit. Diese Begeisterung für das Höchste, der mächtige Ruf seines Genius, war der Lebenshauch seines ganzen Daseins. Sie war es, die den Jüngling aus der Heimat riß, wo eine despotische Zucht seinen Dichtergeist in Fesseln zu legen drohte. Der Genius kann nicht schlummern, nicht verstummen! Schaffen, hinaustreten in die Welt ist ihm Bedingung des Lebens. Schiller setzte seine Hoffnung auf die Nation, deren Beifall zuerst seinen Dichtermuth gehoben hatte. Als er aber ihre Hülfe suchte, stieß sie ihn kalt zurück. Das Schicksal hat ihn hart behandelt, aber seinen Muth nicht gebrochen, seinen Geist nicht niedergedrückt. Die Welt hat ihn oft mit Unwillen und Verachtung erfüllt, aber nie den Glauben an die Menschheit aus seiner Brust gerissen. Hell schlug die Flamme seiner Liebe wieder empor, sobald er edle Menschen fand.

Wer war wärmer, offener, hingebender in der Freundschaft! wer hat tiefer den Adel und die Reinheit der weiblichen Seele erkannt! Und manche treue Freundeshand hat ihn erfaßt und festgehalten, manche hohe Frauenseele hat Muth und Glauben in seiner Brust belebt. Da vergaß er die Entbehrungen, die Täuschungen der Welt; er schuf den Don Carlos, das Werk der liebeglühenden Begeisterung für alles Große und Edle, geschrieben mit den Flammenzügen seines Herzens!

Wie Viele, so reich begabt, so vom Beifall bekränzt, wie er, wären stehen geblieben auf der Stufe, auf der er damals stand. Die Menge war begierig nach neuen Schauspielen: er vermochte die deutsche Bühne zu beherrschen. Man verlangte nach neuen Romanen: er gab einen Beweis, daß er auch hierin Meister sein konnte. Allein nach wenig Schritten hielt er inne. Sein hoher Geist widerstand der lockenden Versuchung der Volksgunst und des Gewinns; er will mehr sein, als ein Günstling der Zeit, er

will nicht zu ihrem Zögling und Diener herabsinken. Mit männlichem Entschluß entzog er sich auf mehrere Jahre der Poesie, um sich erst würdiger zu machen, in ihren Tempel einzutreten, dessen Vorstufen er noch nicht überschritten zu haben glaubte. Erst wollte er das Buch der Geschichte durchforschen, damit sie die Welt der Thaten, die Bahnen menschlicher Culturentwicklung vor seinen Blicken eröffne. Er ward Geschichtsschreiber, er ward Lehrer der Geschichte. Weiter lockte es seinen forschenden Geist zu den höchsten Aufgaben des Denkens. Der Dichter durchwandelte die Lehrgebäude der Philosophie, um hier zu klarer Einsicht zu gelangen, wie sich die Schönheit mit dem Wahren und Guten harmonisch vereinige.

Wie war jetzt seine Brust gehoben von neuen, gehaltvollen Gedanken! wie war seine Phantasie erfüllt von erhabenen Bildern menschlichen Lebens und Handelns! Jetzt fühlte er auf's neue die Kraft, ein Dichter zu sein. Die Poesie ergoß sich in erhöhter Schönheit aus der Fülle des Geistes und des Herzens, die jetzt den Bund der Eintracht und des Friedens geschlossen hatten. Jene seelenvollen Gedichte, die jeder gebildete Deutsche im Herzen trägt, waren die Früchte weniger Jahre. Jene erhabenen Tragödien, von Wallenstein bis zum Wilhelm Tell, jede in ihrem Bau verschieden von der andern, jede reich an mannigfachen Charakteren, an großen Gedanken, jede eine Welt für sich, folgten einander mit wunderbarer Raschheit.

Das waren die letzten, die geweihtesten Dichterjahre seines Lebens, auf welche die Sonne des Glücks, die ihm selten gelächelt, noch ihre milden Strahlen warf. Er hatte ein Weimar gefunden, wo Fürstengunst und allgemeine Verehrung die schönsten Bande um ihn schlangen, einen Freund, wie Goethe, der mit hingebendem Vertrauen den reichen Schatz seines Geistes vor ihm öffnete, der ihn ganz verstand und all sein Schaffen mit liebevoller Theilnahme ermunterte und förderte. Ihm war ein häusliches Glück be-

ſchieden, das ſowohl in der freudigen Thätigkeit ſeines Geiſtes als in den häufig wiederkehrenden Leidenstagen der Krankheit ihm Muth, Troſt und Stärkung gab, ein Glück, das er noch in den letzten Augenblicken empfand, als er, zur ewigen Ruhe entſchlummernd, die Hand der liebevollen Gefährtin ſeines Lebens in der ſeinigen hielt.

Das war ein deutſches Dichterleben! Welche Nation hat ein ſchöneres, ein gehaltvolleres aufzuweiſen? — Ein bewegteres wohl! Wenn Schiller der vaterländiſche Dichter geworden iſt, ſo ward er es nicht durch die engen Kreiſe, die beſcheidenen, beſchränkten Verhältniſſe, in denen er gelebt hat. Der Dichter des Vaterlandes wurde er durch ſein deutſches Gemüth, durch ſeine wahrhaft deutſche Geſinnung. Es war eine Stimme aus ſeinem tiefſten Innern, als er, ein Flüchtling auf deutſchem Boden, ſeinem Volke begeiſtert zurief: „alle anderen Bande habe ich zerriſſen! du allein ſollſt mir jetzt Geſetzgeber und Richter ſein!“ Aber niemals hat er ihm ſeine Dichterwürde zum Opfer gebracht, niemals ſeinen Schwächen geſchmeichelt. Seine Jugenddichtungen ſind erfüllt von dem Gefühl ſittlicher Entrüſtung über die Gemeinheit und Verderbtheit, die er rings um ſich wahrnahm. Um ſein Volk zu erheben, entwirft er im Don Carlos das Gemälde des vollkommenen Staats, der auf ſittliche Freiheit gegründet iſt.

Bald kommt die Zeit großer Ereigniſſe: die alten Formen ſtürzen ein, ein neues Leben erwacht in den Völkern Europa's. Da entfaltet ſein Wallenſtein ein farbenreiches Bild deutſchen Heldenlebens; ſeine Jungfrau reißt die Herzen hin durch den kühnen, glaubensvollen Aufſchwung der Vaterlandsliebe; ſein Tell, der ewige junge Weihegeſang der Völkerfreiheit, mahnt zu männlichem Feſthalten an Recht und Sitte, zur Vertheidigung der angeſtammten Freiheit.

Es waren die letzten Vermächtniſſe des Dichters, Prophetenſtimmen an ſein Volk in der Zeit unſrer tiefſten Er-

niedrigung und Unterdrückung, Heroldsrufe im Freiheitskampfe des Vaterlandes. Wie damals sein Geist unsern Fahnen vorauszog, so wird es auf's neue geschehen, wenn das Vaterland die Begeisterung seiner Söhne zu seinem Schutze aufruft.

Bürger Bremens! Theure Mitbürger! Wir stehen an der Stätte, wo einst der Jubel der Freude erscholl nach wiedererrungener Selbstständigkeit! Wir sind versammelt auf eben dem Platze, wo so oft das Dankeslied freier deutscher Bürger am Jahrestage der Befreiungsschlacht erklungen ist! Hier im Angesichte des ehrwürdigen Rathhauses, des Denkmals eines glücklichen freien Bürgerthums, hier, wo der freie Himmel sich über uns wölbt — hier ist die Stätte, den Dichter voll deutscher Gesinnung, den Sänger der feurigen Liebe zum Vaterlande würdig zu feiern. Hier ertöne dem Andenken unsers unsterblichen Schiller aus voller Brust unser Hoch!

Festgesang von Otto Gildemeister, componirt von Carl Reinthaler,

gesungen auf dem Marktplatze am 10. November.

Heut über allem deutschen Volke
Zum Himmelsdome wallt empor,
Wie eine goldne Opferwolke,
Des Dankes tausendstimm'ger Chor.
Von Berg zu Thal, vom Fels zum Meere,
Ein hoher Name widerhallt,
Wie durch die Reih'n siegreicher Heere
Der Name eines Helden schallt.

Noch schau'n wir nicht, nur hoffend ahnen
Wir seiner Seele großes Ziel,

Und uns voran auf dunklen Bahnen
Rauſcht ſein erhab'nes Saitenſpiel.
Was im Geſang ſein Volk bewundert,
Einſt wird's im Leben leuchtend wahr;
Schon ſteigt empor ein neu Jahrhundert,
Ein größ'res noch, als ihn gebar.

Empor zum Himmelsdome walle,
Wie eine Opferwolke weht,
Mit tauſendſtimm'gem Widerhalle
Ein Dankeslied und ein Gebet:
Daß bald ein Volk von Brüdern wohne
Von Berg zu Thal, von Fels zu Meer,
Und hehr ein Geiſt darüber throne,
So edel, hoch und rein, wie er!

erzählen will. Sie war auch nicht zum dritten Theil geendigt, als wir zum Abendessen im Clubb anlangten. Er hat mir einen großen Beweis seines Vertrauens an diesem Tage gegeben, weil ich auch sehr aufrichtig gegen ihn gewesen war. Er entdeckte mir die Entstehung einiger Gedichte, der komischen Erzählungen und der Musarion. Er würde mir vielleicht einmal ein Buch schicken, sagte er, woraus er di erste Idee zu dem letzteren genommen habe. Ich bat ihn angelegentlich darum. Eigentlich wäre es nicht in der Ordnung, sagte er mir bei dieser Gelegenheit, daß er mir meine Offenherzigkeit mit der seinigen bezahle, denn ich wäre ein junger Mann und er ein alter — doch wolle er mich an Geist zehn Jahre älter und sich um ebensoviel jünger annehmen und es auf diese Art gleichmachen. Das Buch sollte ich einmal haben. Da ich ihn soweit kenne und durch andere Menschen über ihn unterrichtet war, so erstaunte ich wirklich über diese Redlichkeit gegen mich, mir eine Blöße zu verrathen. Bei Tische mußte ich sein Gast sein. Das Abendmahl war der Conversation nach sehr prosaisch; in allem waren heute neun Menschen: einige seichte hiesige Cavaliers und Rath Kraus, dessen Bekanntschaft ich schon gestern gemacht, der ein übrigens guter Mensch ist und sehr zuvorkommend und höflich gegen mich gewesen war. Er hat auf einen Besuch, den ich ihm machen wollte, wo ich ihn nicht traf, drei ebenso fruchtlose Gegenbesuche gemacht, bis ich ihn endlich in seinem Hause traf. Er hat sich zu allen Diensten bei mir erboten.

Holſtein, Schleswig
und
Mecklenburg.

Hamburg.

Festrede

zum hundertjährigen Geburtstage Schiller's von H. Kiesler.

Verehrte Anwesende!

Lassen Sie den Widerhall tausendstimmigen Jubels, der in den eben verhallten Klängen an Ihr Ohr gedrungen, in Ihrer Seele fortbrausen; die edle Tonschöpfung, der Verherrlichung des Andenkens eines großen Menschen gewidmet, hat nie einen würdigern Gegenstand gefunden, hat nie eine höhere, allgemeinere Fest-Stimmung verkündet, als in diesem Augenblick. Lassen Sie das schwache Wort, das sich zaghaft und schüchtern dem erhabenen Inhalt unserer Feier naht, übertönen durch das gewaltige Rauschen der Begeisterung eines ganzen Volkes, deren mächtige Wellen an Ihr Bewußtsein schlagen! Nur das könnte heute die Bedeutung auch des kraftvollsten Wortes sein, daß es hineinschalle in den Einklang der Verehrung und des Dankes, die ganz Deutschland seinem erhabensten Genius weiht; auch das machtloseste wird genügen, um den Ausdruck der Sympathie, die in Ihren Gemüthern lebt, einstimmen zu lassen in die allgemeine Empfindung der Nation, den Strom Ihrer Gefühle in das unermeßliche Meer zu geleiten, das von der Bewunderung und dem Enthusiasmus der gebildeten Menschheit erfüllt ist. Gelänge es mir nur, einem Theile von Demjenigen Worte zu leihen, was bei dieser Feier in Ihren Gemüthern und in den Gemüthern zahlloser Tausende außerhalb dieses Kreises lebt, so hätte ich ohne eigenes Verdienst, ohne einen der eigenen Kraft entsprungenen Gedanken, doch der gebotenen, hohen Aufgabe genügt. Das ist die Herrlichkeit geistiger Größe, das ist die sonst gespaltenen und in weit getrennten Wegen auseinander gehenden Gefühle der Menschen in einem Mittelpunkte vereinigt, daß sie allem Besonderen

und Trennenden entgegen, das gemeinsam Menſchliche in's Bewußtſein ruft; daß ſie Selbſtſucht und Sonderung in Liebe und Hingebung wandelt. Und in welchen Namen, in welche Erinnerung drängt ſich mehr harmoniſche Empfindung, mehr eng verbundenes Seelenleben der Deutſchen Nation zuſammen, als in Schiller? Wie ſein Geiſt ein Element des Deutſchen Volksgeiſtes, ein lebendiger Beſtandtheil Deutſcher Bildung geworden, ſo iſt er auch in Mark und Blut des geiſtigen Daſeins der Einzelnen, in die tiefſten Adern ihres Denkens und Empfindens eingedrungen, ſo daß Keiner das miſſen könnte, was er aus ſeiner reichen Fülle geſchöpft, ohne ein Moment des eigenſten, innerſten Weſens einzubüßen. Die Atmoſphäre, in der unſere Seelen zu athmen gewohnt ſind, iſt ſo angefüllt von dem hohen Geiſte Schiller'ſcher Dichtung, daß es uns iſt, als müßten ſie nicht mehr athmen können in einem Luftkreiſe, dem es an dieſem belebenden Hauche mangelte. Darum iſt es nicht bloß ein Andenken an ihn, das wir feiern; es iſt nicht bloß ein Mitgefühl für ihn, dem es uns drängt einen Ausdruck zu geben; es iſt unſer Denken und Fühlen in und durch ihn, das ſich in unbezwinglicher Sehnſucht zu ſeinem Schöpfer drängt, das ſich mit jubelndem Danke ſeiner reichen und tiefen Quelle bewußt wird. Das iſt die Unſterblichkeit des Genius, daß er ewig fortlebt in der Erzeugung neuen, geiſtigen Lebens, daß die Ströme des Empfindens und Denkens, die der Fels ſeiner urgewaltigen Kraft entſendet, nie verſiegen, ſo lange es empfindende Seelen, ſo lange es denkende Geiſter giebt, durch die ſie fortgeleitet werden. Darum feiern wir heute in dem Geburtstag Schiller's die Erſtehung einer geiſtigen Macht, die uns Alle durchdringt und erfüllt, beſeelt und emporhebt. Wir begrüßen jauchzend den Aufgang eines Geſtirnes, das nicht wieder erloſchen iſt und niemals erlöſchen wird an dem Sternenhimmel des Geiſtes; der Schmerz darüber ſelbſt, daß einſt der geliebte Dichter ſo frühe in der Fülle der Schöpfungskraft von dieſer Erde geſchieden, iſt überwunden in dem jubelnden

Bewußtsein, daß die edelsten Kräfte seines Geistes ewig und unsterblich fortleben in dem Geistesleben seines Volks.

Und daß gerade Schiller diese hohe Volksthümlichkeit, diese durch alle Klassen der Nation verbreitete Liebe und Begeisterung auf dem Wege seines Dichtens und Schaffens gefunden hat, daß gerade seine Schöpfungen sich den Eingang erschlossen haben in die weitesten Kreise, so weit nur die leiseste Ahnung von erlerer Bildung und geistiger Schönheit reicht, ist von der höchsten Bedeutung. Andere Geister haben diese Volksthümlichkeit, diese Verbreitung auf einem anderen Wege gesucht, als er; sie haben geglaubt, herabsteigen zu müssen zu niedrigeren Bildungsformen, um ihre Erzeugnisse der Menge zugänglicher zu machen. Schiller dagegen hat in Sprache und Gedanken dem höchsten Adel des Geistes und der Bildung nicht das Geringste vergeben; er hat keine andere Art der Vermittelung mit untergeordneteren Geistes-Sphären gekannt, als die, sie zu der höchsten emporzuheben. Und er hat auf diesem Wege den glänzendsten aller Siege errungen. Mag immerhin auf dem bürgerlichen Gebiet die Beschränktheit endlicher, irrischer Mittel es erfordern können, daß man zur Herstellung einer billigen Gleichheit des Rechts künstliche Bevorzugungen beseitige, das Allzuhohe auf eine mittlere Ebene zurückführe, um das Niedrigere erhöhend an seine Seite zu stellen. Aber dem Geistesleben mit seinem unerschöpflichen Reichthum ist eine solche herbe Nothwendigkeit fremd. Die Dichtung zumal, sie trägt des Adels die Fülle in sich, um ihn über die ganze Menschheit auszuschütten. Sie hat weder den Wunsch noch das Bedürfniß, irgend ein geistig Großes und Hohes herabzuziehen von seiner Höhe; sie birgt vielmehr die Kraft und das Verlangen, die ganze Menschheit emporzuheben auf die Stufe der Edelsten und Besten. Der Adel der höchsten Bildung soll nicht abgeschafft und nicht geschwälert, es soll vielmehr ihr Adelsbrief für Alle bereit gehalten werden, die sich nach ihr sehnen. Auf diesem Grunde ruht die Stellung, die Schiller zu der Gesammtheit

ſeines Volks eingenommen hat, und darum eben hat er eine weit größere Volksthümlichkeit erlangt, darum iſt er mit ſeinen Schöpfungen viel tiefer in die Nation gedrungen, als Viele, die geglaubt haben, ſich zum Verſtändniß der Menge herablaſſen zu müſſen. Wie das Auge des Volks das feſtliche Gepränge liebt, mit dem mächtige Herrſcher ſich umgeben, ſo liebt ſeine Seele den Glanz und die Pracht der Schiller'ſchen Sprache, die Majeſtät ſeines Ausdrucks, das von Gold und Purpur ſtrahlende Gewand der Herrſchaft im Reiche des Geiſtes. Und in der That, wenn unſere Phantaſie ſich eine Gattung höherer, geiſtiger gearteter, von den Schranken der Sinne minder beengter Weſen vorſtellte, die aus freier Neigung das Organ menſchlicher Rede für ihre Aeußerung gewählt hätten: ich meine, wir würden ſie uns unwillkürlich als in der Sprache der Dichter, und unter ihnen vor allen Anderen in der Sprache Schiller's zu und redend denken. So hat er in uns Allen die Liebe zu unſerer Sprache und damit die Liebe zu unſerem Volk erhöht, deſſen Organ der Einheit, deſſen lebendig verknüpfendes Band die Sprache iſt. Wenn es überhaupt die Heroen unſerer Literatur waren, die ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die trennende Hinneigung der höheren Stände zu fremder Sprache und Sitte überwunden, die durch die Herſtellung einer ſelbſtſtändig nationalen, aber zugleich das reiche Culturleben aller Völker und Zeiten mit warmer Liebe umſchließenden und in ſich aufnehmenden Bildung das vaterländiſche Bewußtſein auch für das politiſche Daſein geſtärkt und vorbereitet, eine innigere Verſchmelzung der geiſtigen Intereſſen aller Volksclaſſen ermöglicht haben, ſo hat Schiller auch in dieſer Hinſicht am tiefſten und weiteſten gewirkt. Mehr als in einem anderen Dichter begegnen ſich in ihm die Gefühle aller Deutſchen und werden ſich eines einheitlichen Inhalts bewußt. Wenn die Deutſchen, die ſeit dem Beginn dieſes Jahrhunderts die Sorge des Daſeins oder Druck und Verfolgung irgend einer Art über den Ocean in eine neue Welt getrieben hat, dem Geiſte und der

Bildung des Mutterlandes erhalten bleiben; wenn bei ihren Nachkommen die Kraft der Mutterſprache nicht erlahmt, ihre Schönheit nicht entartet, ihr Ausdruck nicht verſumpft und verdirbt, wie es bei den Enkeln der Auswanderer früherer Geſchlechter geſchehen iſt, ſo daß ſie zuletzt Licht und Luft einer neuen Bildung in dem völligen Uebergang zu der fremden Sprache haben ſuchen müſſen; wenn Deutſche Sprache, Deutſcher Geiſt und Deutſche Bildung auf dem Wege ſind, im Weſten Nord-Amerikas feſten Fuß zu faſſen und ſich der verwandten Angelſächſiſchen Art ebenbürtig an die Seite zu ſtellen, ſo dürfen wir dem Genius des populärſten Deutſchen Dichters, den wir heute feiern, auch an dieſem Siege den größten Antheil beimeſſen; denn keiner iſt häufiger, ſei es im Gemüthe der Wanderer, ſei es in dem ſparſamen Bücherſchatze, mit dem die Heimath ſie ausſtattete, hinübergegangen, als Schiller. So überwindet der Genius den Raum, wie er die Zeit und den Tod überwindet; ſo pflanzt und bewahrt er den Geiſt der Nationen in einer fremden Welt, und erhält die Liebe zum Mutterlande wach und lebendig in Denen ſelbſt, die das weite Weltmeer von der alten Heimath trennt.

Aber was iſt es denn, was uns ſo mächtig bewegt in einem geiſtigen Wirken, das doch der Wirklichkeit, die uns in ihren Banden hält, fremd iſt? Warum feiert der Jubel eines ganzen Volkes einen Genius, der nicht auf die äußeren Geſchicke der Nationen als Staatsmann oder Krieger mächtig eingewirkt hat, deſſen Thaten der Welt des Geiſtes und der Phantaſie angehören? Ein Blick auf die Natur des Menſchen gebe uns Antwort auf dieſe Frage. An die Sinnenwelt gebunden, ſtrebt er zugleich mächtig über dieſelbe hinaus. Unbefriedigt von den Eindrücken, die ihm von den äußeren Dingen kommen, mit der ewigen, mächtigen Sehnſucht im Herzen nach einem geiſtigeren Sein, das ihn von den Feſſeln der Körperwelt befreie, vermag er doch das Band nicht zu löſen, das ihn an ſie knüpft, vermag er ſelbſt das Geiſtigſte nur durch das Organ der

Sinne, durch das an den Schall, der in das Ohr dringt, gebundene Wort, durch Beziehung auf ein in das leibliche Auge fallendes Bild zu erfassen. Wenn demnach die Seele mächtig nach einer zweiten Welt verlangt, die ihrer geistigen Natur entspreche und sie über das Irdische erhebe, so muß doch auch diese zweite Welt den Sinnes-Organen zugänglich sein, sie muß der irdischen Natur des Menschen eine Handhabe bieten, um sie zu fassen, eine Himmelsleiter, um daran emporzuklimmen. Eine solche zweite Welt schafft ihr der Dichter. Er schafft sie aus der Fülle des Geistes; aber er hat der Geist-gebornen Welt die Farbe und Gestalt des Lebens zu verleihen; er hat sie mit allem Reize der Schönheit zu schmücken, der die Sinne anzieht, um sie zu veredeln; er hat das ungetrübte Blau des Himmels über seine Welt zu spannen; er hat sie auszustatten mit dem Leuchten der Sonne, dem Funkeln der Sterne, der Anmuth der Frauen und dem Grün des Frühlings; er hat das reine Licht des Geistes durch Schatten zu mildern, damit das sterbliche Auge es ungeblendet schauen könne. Er hat die tiefen Lehren der Weisheit in das Gewand der Fabel zu hüllen, die bei der sinnlichen Vorstellung Eingang findet; er hat sie mit dem warmen Hauch der Empfindung zu beleben, damit sie durch das erregte Gemüth, durch das geweckte menschliche Mitgefühl hindurch zur Erkenntniß dringen und unbemerkt auch den Widerstrebenden unterweisen und bessern. Der Dichter hat sein Denken aus dem tiefsten Born des Geisteslebens, aber seine Bilder aus der bunten Welt der Sinne zu schöpfen; seine Ideen reichen an den Himmel, aber Herz und Auge bleiben doch der schönen Erde zugewendet mit ihren blühenden Gefilden, die der Sonne Glanz belebt, mit ihren Seen, in denen sich der Himmel spiegelt. Er befreit die Sinne selber von den Banden des Irdischen, indem er ihnen eine höhere und edlere Befriedigung in einer Welt anweist, die die Formen des Irdischen annimmt, ohne doch seiner fesselnden, blinden Nothwendigkeit unterthan zu sein. Er schafft Charaktere, in denen das höchste Ideal des Menschlichen zur Er-

ſcheinung kommt, aber in der Geſtalt lebendiger Perſönlichkeit, ringend mit den Mängeln und Bedürfniſſen der Wirklichkeit, mit dem harten Widerſtande der äußeren Welt, ſo daß ihr Kampf, ihr Sieg oder ihr Untergang mit unſerer Verehrung auch unſeren Jubel oder unſer Mitleid wecken. Aber daß nun in dieſer Nachbildung des Wirklichen, in dieſem neuen Bunde des Geiſtes mit der Sinnenwelt der Geiſt das ſichere Uebergewicht behaupte, daß er nicht noch einmal der Schranke des Irdiſchen erliege und der ſinnlichen Form, die er in freiem, ſtolzen Spiele gewählt, unterthan werde, daß nicht bei dieſer neuen Vermählung zwiſchen Seele und Leib die Seele abermals an ihrer höchſten Freiheit, an ihrem erhabenen Weſen Einbuße erleide, das bleibt des Dichters höchſte Aufgabe, und dieſe Aufgabe hat kein Dichter reiner gelöſt, als Schiller. Bei keinem hat das Ideal durch ſeine der menſchlichen Faſſung angepaßte Verkörperung ſo wenig von dem höchſten, geiſtigſten Gehalt verloren, wie bei ihm; bei keinem hat das reine Gold erhabener Gedanken einen ſo ringen Zuſatz von Metallen niedrigerer Art erhalten, bei keinem ſind wir ſo vollkommen ſicher, daß die wunderbare, ſchimmernde Brücke, die der Dichter uns baut zwiſchen der Welt der Ideen und der Erſcheinungen, uns aufwärts führt in das Reich des Geiſtes und nicht abwärts in das Gebiet der Sinne. War doch die ſchaffende Macht ſeines Genius nicht ausſchließlich gebunden an den Bereich dichteriſcher Geſtaltung. Mehr als jeder andere Dichter hat er ſeine gewaltige Geiſteskraft zugleich der Geſtalten bildenden Phantaſie und dem höchſten und reinſten, geſtaltenloſen Denken zugewendet; ja er hat Jahre lang faſt inne gehalten mit poetiſchem Schaffen, um ſeine höchſte Kraft den ſtrengſten Forſchungen, welche die mächtigſten Denker ſeiner Zeit und aller Zeiten erfüllt haben, zu widmen. Gerade nach ſeiner Rückkehr von dieſem Gebiete angeſtrengteſter Gedanken-Thätigkeit, als er die Schwingen ſeines Geiſtes nach dem erhabenen Fluge in den reinen Aether der Idee wieder ausruhen ließ im Angeſicht ſeiner lieben Erde und

seiner geliebten, der Erquickung bedürftigen Menschheit, hat er seine schönsten, seinem Volke vor allen lieb gewordenen, anschaulichsten zugleich und seelenvollsten poetischen Gestalten geschaffen. Indem er gleich anderen Dichtern das Geistige versinnlichte, hat er mehr als irgend ein anderer das Sinnliche vergeistigt. Die Schönheit als den Widerschein der Sonne des Geistes auf der Welt der Gestalten erkennen zu lassen, die Empfindung des Schönen auf jene geheimnißvolle Harmonie zwischen Seele und Natur zurückzuführen, in der alle Poesie wurzelt, in der sie allein zur Würde der Wahrheit emporreicht, durch den Adel der Form die Sinne selbst von der knechtenden Herrschaft des Stoffes zu befreien und sie zu reinen Organen des Seelenlebens zu läutern, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge nach seinem eigenen erhabenen Wort „den goldnen Duft der Morgenröthe" eines höheren Lebens zu weben, das sind die Ziele seines Dichterstrebens. Die idealen Charaktere, die er geschaffen hat, gehören im vollen Maße dem Bereich des Menschlichen an, aber sie stehen auf dessen höchster Stufe, an dessen äußerster Gränze; ein Strahl des Lichtes mehr, ein leichter Schatten weniger, und sie würden in gestaltlosem Glanze dem vergebens nachschauenden menschlichen Auge entschwinden; sie würden nicht mehr menschlich leiden, würden über menschliches Mitgefühl erhaben sein. Gerade so, wie sie aus der Fülle seines Genius hervorgegangen sind, nehmen sie als Menschen die wärmsten Empfindungen unseres Herzens in Anspruch, während ihre Hoheit doch zugleich unsere begeisterte Bewunderung erregt. Das Auge unserer Phantasie schaut um so sehnsüchtiger zu ihnen empor, als es fast fürchtet, sie an eine überirdische, körperlose Welt zu verlieren; aber unser Herz schlägt höher in stolzem, freudigem Jubel, daß es sich ihnen in ihrer erhabenen Höhe dennoch menschlich verwandt fühlt. Daher jene gehobene Stimmung, die bei der ersten Erscheinung der Schiller'schen Dramen durch das ganze Deutsche Volk ging, und die in jedem neuen Menschenalter die Jugend ergreift, wenn ihr Sinn sich zuerst dem

Durch mein Engagement zum Clubb hatte ich mir eine Partie verſchlagen, wozu ich mit Wieland gebeten war. Sie war im Belvedere; die Schröder war dabei, Einſiedel und Schlicks.

Auf dem Spaziergange mit Wieland im Stern hatte ich durch ihn einige weimarſche Menſchen kennen lernen, die an uns vorbei paſſirten. Ein Spaß begegnete mir. Wir ſtießen auf drei Frauenzimmer, worunter die mittlere und größte ſehr hübſch war. Eine andere junge und eine alte waren dabei, die ſich ſehr vertraut mit Wieland unterhielten. Ich blieb in einiger Entfernung gleichgültig zurück, unterließ aber nicht meine Augen an der Schönen zu weiden. Als ſie weg waren, fragte ich Wieland ziemlich haſtig, wer dieſe Schöne geweſen. „Ein Fräulein von —“ (ich weiß den Namen nicht mehr) war die Antwort. — Und die anderen? — „Meine Frau und Tochter.“ Ich wurde roth bis über die Ohren, weil ich erſtaunlich gleichgültig nach den letzteren gefragt hatte, denn Wieland hatte mich ſeiner Familie noch nicht vorgeſtellt gehabt, und alſo kannte ich ſie nicht. Er half mir aber aus dieſer Verlegenheit, indem er ſich ſelbſt über die Schönheit der anderen verbreitete. Frau Hofrath Wieland und ihre Tochter aber möchten mich für einen Grobian halten. Stellt Euch mein Herzeleid vor, — Charlotte kündigt mir an, daß ich als weimarſcher Rath, ſobald ich in der Stadt ſelbſt mich dem Hof präſentiren wolle, beim hieſigen Adel und den erſten Bürgerlichen Ceremonien-Beſuche machen müſſe. Ob das gleich nun durch bloße

Verſtändniß dieſer Schöpfungen nähert. Es iſt die höchſte Verklärung des Menſchlichen, die Annäherung an das Erhabenſte, das der innere Sinn zu erfaſſen vermag, das eine ſo hinreißende Macht auf die Gemüther ausübt.

Aber jene zweite Welt des in eine neue, durchſichtigere Körperhülle gekleideten Geiſtes, wie ſie der Dichter uns ſchafft, bleibt nicht in unabſehbarer Höhe unſerer wirklichen Welt, in der wir leben und empfinden, fern und entfremdet. Läßt auch unſer Dichter die ſichtbare Spur der Erſcheinung aus einer höheren, geheimnißvollen Welt verſchwinden, ſo bald ſie Abſchied genommen, ſo bleiben doch in den Blumen und Früchten, die ſie vertheilt hat, den „auf einer andern Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur gereiften," die lebendigen Wirkungen ihrer Gegenwart zurück. Unſere Empfindung kehrt geläutert und gehoben wieder von den Eindrücken jener anderen, erhabeneren Welt und bringt eine tiefere, reinere und zartere Empfänglichkeit für die Erſcheinungen unſeres wirklichen Lebens mit. Das Sittengeſetz, das im Menſchenleben zu gebieten und widerſtrebende Kräfte zu bändigen hat, iſt daſſelbe, das die Welt des Dichters durchdringt; aber es iſt in ihr zu einem natürlichen Lebens-Element geworden, das des Scepters der Herrſchaft nicht mehr bedarf, das nicht mehr „den Sclavenſinn zu binden hat, der es verſchmäht," ſondern „mit des Menſchen Widerſtande auch die Strenge ſeiner Majeſtät" ſchwinden ſieht. Jedes Gefühl, das uns über Selbſtſucht und Niedrigkeit erhebt, jede Thräne des Mitgefühls, die ſich mit der Thräne des Kummers miſcht, die aufopfernde Liebe der Mutter und die dankbar ſich anſchmiegende Zärtlichkeit des Kindes, jede helfende That, jedes der Heiligkeit der Ueberzeugung gebrachte Opfer, Alles, was die Bruſt des Menſchen tiefer erglühen macht, weckt die Verwandtſchaft mit jener höheren Welt in uns, bildet und befeſtigt das innige Band zwiſchen unſerem Herzen und dem Himmel der Poeſie. Es giebt kein höheres, menſchliches Intereſſe, keinen Pulsſchlag geiſtigen Lebens, keine warme Empfindung des Gemüthes,

die ſich nicht in der Welt der Dichter, wie in dem Schattenreiche nach der Vorſtellung des Alterthums, in verklärter Geſtalt wieder fänden; keine, die nicht aus dem Bereich Schiller'ſcher Dichtung herrlicher auf uns zurückſtrahlten, die nicht, von der Sonnes ſeines Geiſtes erglänzend, mächtiger ſich zu unſerer Seele drängten. Wer möchte unter den Ideen und Gefühlen, die unſer Dichter verherrlicht hat, diejenigen vermiſſen, die eine große Geſammtheit erfüllen und einigen, die des Vaterlandes und der Freiheit! Hüten wir uns jedoch, an den Dichter enge Forderungen im Sinne einer beſonderen Richtung, und wäre es auch die edelſte, zu ſtellen, die Unendlichkeit ſeiner Ziele in die Schranken der unſrigen zwängen zu wollen. Die weite, reiche Welt iſt des Dichters Gebiet und Eigenthum; aus ihr hat Schiller ohne Beſchränkung auf nationale Stoffe, ja ohne irgend eine Bevorzugung derſelben, den irdiſchen Inhalt ſeiner Dichtungen geſchöpft. Was er ſeinem Volke iſt, das iſt er ihm vor allem geworden durch die Höhe, zu welcher er die nationale Bildung und Sprache gehoben hat, durch die einſtimmige Begeiſterung ſelbſt, deren Einigungs-Punkt ſeine unſterblichen Schöpfungen gebildet haben. Hätte er auch niemals die Vaterlandsliebe, wie er es gethan, in den herrlichſten Tönen geprieſen, er hätte dennoch durch ſein Dichten und Schaffen, durch den Glanz und die Macht, die er der Sprache, dem eigentlichſten Ausdruck des tiefſten Lebens jedes Volkes, verliehen, durch den Ruhm, mit dem er die Deutſche Literatur gekrönt hat, die Liebe der Deutſchen zu ihrem Vaterlande auf eine höhere Stufe gehoben. Und wenn er der Freiheit in der irdiſchen, bürgerlichen Bedeutung des Wortes niemals gedacht hätte: indem er die höchſte geiſtige Freiheit, deren ſchwaches, leibliches Nachbild jene andere iſt, zu dem erhabenen Inhalt ſeiner Dichtungen gemacht, indem er die Seele über die Schranken der Sinne hinaus in das Zauberreich der Phantaſie gehoben, indem er die Poeſie, die ſelbſt weſentlich Freiheit iſt, in unſere Gemüther eingebürgert hat, hat er der Freiheit in jeder Form und Erſcheinung das erhabenſte

Vorbild geliehen, und alle ihre Freunde müſſen ihn ſchon darum huldigend verehren. Aber er hat in der That der Freiheit auch in ihrer engeren Bedeutung, dem Kampfe wider Unterdrückung und Unrecht im Gebiete des Volkslebens, eine ſo bedeutſame Stelle in ſeinen Dichtungen angewieſen, daß wir dieſer Seite derſelben hier wohl erwähnen und ihren Maßſtab an eine verbreitete Anſicht legen dürfen, welche Dasjenige, was ſie Politik nennt, als einen ungeeigneten Stoff von der Schwelle der Dichtung zurückweiſt. Verkennen wir nicht, was dieſer Anſchauung Wahres zu Grunde liegt. Allerdings ſoll das Treiben der Partheien nicht verwirrend in das Heiligthum der Dichtung dringen, das nur dem ewig Wahren und dem ewig Schönen alle Zeit offen ſtehen ſoll. Auch ſoll für das Streben nach Freiheit, ſo hoher Werth demſelben beiwohnen möge, eine bevorzugte Stelle in dem Schaffen und Weben des Dichters nicht beanſprucht werden. Wenn unſer Dichter bei dem Könige den Sohn des Hauſes zurücktreten läßt, um dem Königreich den Vortritt zu laſſen, ſo räumen wir vielmehr bei dem Dichter dem liebſten Kinde des Hauſes, dem Herzen mit ſeinen Gefühlen, willig den Vortritt ein vor allem Politiſchen. Die Freiheit mißgönnt jener Welt-beherrſchenden Empfindung, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern der erſte und theuerſte Gegenſtand der Dichtung war, nicht „der Gaben beſte, der Blumen allerſchönſte,“ die auch unſer Dichter ihr aus dem reichen Füllhorn ſeines Genius geſpendet hat. Aber auch ſie möchte doch nicht leer ausgehen, da wo „alle Gäſte willkommen ſind,“ wo „der Jüngling und der Greis am Stabe beſchenkt nach Hauſe gehen.“ Auch ihr, der Freiheit, ſchlagen menſchliche Herzen; auch ſie hat ihren Kummer und ihre jubelnde Freude; auch ihr wird Treue bis zum Tod gewidmet; auch ihren Siegen flicht die Begeiſterung Kränze; auch ihren Opfern widmet warmes Mitgefühl ſeine Thränen. Die dürre Lehre, die Theorie der Freiheit hat allerdings keinen Anſpruch an den wahren Dichter zu erheben, ſo wie auch einer Lehre, einer Theorie der Liebe, wenn es eine

solche giebt, ein solcher Anspruch nicht zustehen würde. Aber in so fern auch die Freiheit eine ewige Sehnsucht des Herzens, ein reicher Lebens-Inhalt der Völker ist, darf auch sie sich an die warme Brust des Dichters werfen, um seine glühende Theilnahme werben und den Segen der Verklärung und Läuterung von ihm erflehen. Und wahrlich Schiller hat ihr jene Theilnahme und diesen Segen aus der Fülle seines hohen Dichtergeistes im reichsten Maße gespendet; er hat auch sie aufgenommen in den Himmel seiner Poesie und hat auch sie, gereinigt von jeder irdischen Schlacke, geläutert und neugeboren, aus dem reinen Aether seines Geistes zurückgesendet. Hier wie immer fällt Schiller's poetische Gerechtigkeit mit dem höchsten sittlichen Urtheil zusammen. Darum möge kein Partei-Streben es wagen, seine Entscheidung anzurufen; möge jedes vielmehr voll Demuth vor seinen Richterstuhl treten und Alles, was ihm unlauteres beigemischt ist, vor ihm von sich werfen! Möge sein Andenken, so wie es alle Stämme unseres Volkes, so weit unsere herrliche Sprache reicht, in Liebe und Verehrung zu ihm einigt, so auch alle Parteien in dem Mittelpunkte seiner tiefen, sittlichen Ueberzeugungen einigend versöhnen! Lassen Sie uns in dieser Absicht auf diejenigen Schöpfungen unseres Dichters einen flüchtigen Blick werfen, an denen die Freiheits-Idee einen bedeutenderen Antheil hat.

Seine unter einem seiner mächtigen Natur unerträglichen Druck, dem er sich durch die Flucht entziehen mußte, schwer leidende Jugend mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß sein erstes dramatisches Erzeugniß der ungestümsten Freiheitsliebe in ungehemmtester Weise die Zügel schießen ließ, so daß es dem Kampfe wider die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung selbst eine ideale Färbung zu leihen nicht verschmäht. Enthalten wir uns von dieser Seite über jene glühende Jugend-Arbeit, in der sein Genius feurige Blitze sprüht, ohne zu dem milde glänzenden und wärmenden Lichte, zu dem er ihn bald gesammelt, zu gelangen — eine Arbeit, über die keiner strenger geurtheilt hat, als er selbst — enthalten wir uns über sie

des Lobes, wie des Tadels. Nur mögen wir Nachsicht üben lernen auch gegen Extreme, wenn wir sehen, wie nahe denselben ein von hoher Sittlichkeit durchdrungener Geist — freilich nur einen Augenblick — hat kommen können. Von seinen beiden nächsten Dramen, die diesen Extremen schon sehr fern liegen, und die diese Periode seines dramatischen Dichtens, zumal der Form nach, abschließen, züchtigt das eine mit der schärfsten Geißel die Unthaten der Willkürherrschaft und der Standesvorrechte, die jene Zeit beflecken; das andere schildert den Kampf republikanischer Freiheit mit tyrannischer Herrschaft, aber auch seine Schattenseite, den Ehrgeiz, der, aus jenem Kampfe emporgewachsen, die aus ihm geschöpfte Kraft zur Unterdrückung der eroberten Freiheit zu verwenden sich bereit hält. Das idealste Bild der Freiheitsliebe aber bietet uns jenes Drama dar, das zugleich den wesentlichsten Fortschritt in Sprache und Dichtungs-Form bezeichnet. Die tiefe Wurzel dieser edlen Schöpfung ruht in dem Charakter jener großen Zeit, die den Umwälzungen am Ende des vorigen Jahrhunderts voranging, und die vielleicht ihren erhabensten Ausdruck, ihre reinste und herrlichste Blüthe in Schillers Marquis Posa entfaltet hat. Wie die Gott-geschaffene Welt nach der biblischen Erzählung, so beginnt jede neugeborne Ideen-Welt mit einem Paradiese, in dem der reine Gedanke, von keiner Schuld beladen, uneingedenk der irdischen Schranke, ohne Ahnung der rauhen Arbeit und Mühe, die das harte Erdreich der Wirklichkeit fordert, mit kindlichem Vertrauen auf seine vollkommene Darstellung im Leben der Völker baut und mit der Jugendkraft der Ueberzeugung, mit der unbefleckten Waffe des Wortes die überwundene Welt zu beherrschen und zu beglücken hofft. Die waltende, beseligende Idee jener Zeit war eben die der Freiheit in ihrer edelsten und weitesten Bedeutung. Denn wenn die Freiheit auch von Anbeginn der Menschengeschichte an als das höchste Gut, des Opfers aller anderen und des Lebens selber werth, als die Forderung der Menschenwürde erkannt worden, so wurzelte sie doch

im Alterthum und im Mittelalter in dem Stolze der Persönlichkeit, des Standes, des Volksthums; ihre Verehrer gaben ihr Blut willig für die eigene Freiheit hin; aber sie waren auch bereit, es für die Unterdrückung Anderer zu vergießen. Erst in der Zeit, von der wir reden, hat der Gedanke der Freiheit seine Vermählung mit der Idee der Menschheit gefeiert; damals erst ist er aufgegangen gleich der Sonne am Firmament, um jedes Dunkel des Unrechts und des Druckes auf dem weiten Erdkreise zu beleuchten. Erst da konnte jeder unter menschlicher Willkür Leidende, jede Kraft, die unter despotischem Drucke nicht zu höherer Entwickelung zu gelangen vermochte, der verheißenen, allgemeinen Befreiung froh entgegenjauchzen. In diese Zeit des Menschheits-Jubels fällt Schiller's Don Carlos, und zugleich mit dem ersten Erklingen jener zauberreichen poetischen Sprache, die alle Tiefen der menschlichen Seele erregte, fielen Alle, die mit Posa um Gedanken-Freiheit erflehten, die in den Thränen der geknechteten Niederlande das eigene Leid oder das des Nebenmenschen empfanden, verehrend zu den Füßen des Dichters nieder, sein Werk ward das Symbol der höchsten Schönheit zugleich und der höchsten Freiheit. Aber als nicht lange darauf die Verehrer der neuen Freiheit durch schwere Schuld aus dem Paradiese ihrer Ideale vertrieben wurden, als blutige Verbrechen, unter falschem Vorwande der Freiheit verübt, die drohenden Klippen kennen lehrten, an denen das edelste Streben scheitern kann, wenn es das sichere Steuer des Gesetzes im Sturm der Leidenschaft fahren läßt, wenn es sich auch nur einen Augenblick zu dem verderblichen Bunde mit der entfesselten Wuth versteht, wenn es „dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leiht;" als dann die mißbrauchte Freiheit in Knechtschaft umschlug, als eine im Innern gebändigte revolutionäre Kraft die Unabhängigkeit der Völker Europa's zu bedrohen begann und mit unserem Vaterlande den Anfang machte: da hat Keiner mit mächtigeren Worten, als Schiller, Gesetz, Sitte und Ordnung als die ewigen Grundlagen der Freiheit gepriesen und ihre Verletzung

Dichtung, daß die Majestät seiner Gesinnung sie erfüllt und durchdringt, daß das hohe Ideal, zu dem sie emporstrebt, seine Bürgschaft, seine Beglaubigung, seine Wirklichkeit in der Seele des Dichters findet. Die herrlichsten seiner Gestalten, die unsere innigste Liebe, unsere glühendste Verehrung gewinnen, sind eben die, in welchen wir durch die glänzende, durchsichtige Hülle hindurch den Dichter selbst, sein Herz und sein innerstes Leben erkennen. Er liebt es, zwischen die aus den härteren Stoffen des Erdenlebens geformten Bildungen solche zu stellen, deren Dasein ein Hauch seiner Seele ist, die aus der Heimath, der sie entstammen, aus dem Gemüthe des Dichters, den reinsten, ungetrübtesten Glanz herab zur Erde bringen. So wenn er im Wallenstein die gewaltige Kraft darstellt, die durch die Schwere des eigenen Gewichts zum Abgrund fortgerissen wird, die für ihr schrankenloses Bedürfniß des Wirkens und der Geltung innerhalb der Gränzen des Gesetzes keinen Raum findet und deshalb über sie hinausstürmt und dem Verderben anheimfällt, wenn er ihr im Octavio die kalte und herzlose Macht des Gesetzes entgegenstellt, an dessen eherner Mauer der riesenhafte Eigenwille des Helden scheitert, so hat er die Einigung von Pflicht und Mitgefühl, die Treue, die das Leben und sein höchstes Glück der Strenge des Gesetzes opfert und doch von liebender Verehrung durchdrungen ist für die Heldengröße, die die Stimme des Gewissens zu bekämpfen gebietet, in seinem der edelsten Liebe werthen Max versöhnend zwischen sie gestellt. Wohl tritt das eigene Gefühlsleben des Dichters mächtiger in seine Dichtungen ein, als es sonst bei Dichtern ähnlicher Größe Brauch ist; wohl mögen manchmal seine Gestaltungen in Schatten treten vor dem strahlenden Glanze der Dichterseele, die, wie eine Erscheinung aus einer höhern Welt, in ihre Reihen tritt; aber da diese Dichterseele selbst das herrlichste Gedicht ist, das aus der schaffenden Kraft der Gottheit hervorgegangen, so gewinnen wir dabei den reichsten Genuß mit der höchsten Erhebung. Diese Seele ist so durchdrungen von

dem Ideal des Schönen und Wahren, sie ist so ganz eins mit ihm geworden, sie hat alles Unlautere des Irdischen so sehr von sich abgestreift und ist doch so erfüllt von Liebe zu den Menschen, daß sie uns mit überirdischer Reinheit und Klarheit berührt und zu sich emporhebt, zugleich aber die liebende Hinneigung zu allem Menschlichen in uns erhöht. Jene bedeutsamen Gegensätze zwischen Natur und Bildung, Empfindung und Reflexion, antiker und moderner Welt-Anschauung, naiver und sentimentaler Poesie — Gegensätze, die er selbst mit dem Geiste tiefster Forschung uns erläutert hat — sind in seinem Dichterwesen ausgeglichen und aufgehoben. Die höchste und edelste Bildung erscheint in ihm als die reinste Entwickelung des Natürlichen, als die schönste Blüthe, als die süßeste Frucht, die dem saftvollen, lebenskräftigen Stamme des Naturlebens entsprießen. Das geistigste Ideenleben, das Walten der zartesten und tiefsten Empfindungen ist der Seele unseres Dichters so zur Gewohnheit des Daseins geworden, daß ihr erhabenster Ausdruck mit der Einfachheit und Stärke des Naturlautes, so unmittelbar ergreifend, wie Schmerzensschrei oder Freudenjubel, zu unserem Gemüthe dringt; das reinste Geistige ist ihm in solchem Maße zur Natur geworden, daß es mit der Unbefangenheit des Kindes zu uns redet und mit den höchsten Mächten unserer Seele zugleich unsere ursprünglichsten, kindlichsten Gefühle in Anspruch nimmt. Während er unsere Denkkraft gewaltiger als jeder andere Dichter angeregt, erfüllt er unsere Phantasie mit den reichsten Bildern und unser Auge mit den Thränen des Mitgefühls. Auch sein eigenes Leben war so tief erregt von den Eindrücken der Erde, sein Herz so angefüllt von den wechselnden Freuden und Leiden des Daseins, daß er unser tiefstes menschliches Mitgefühl gewinnt, während die niemals verleugnete Erhabenheit seines Geistes uns doch, wie zu einem Wesen höherer Art, zu ihm hinauf schauen läßt. Noth und Sorge des Irdischen, wenn sie auch, während er auf Erden wandelte, seinen äußeren Verhältnissen nicht fremd ge-

blieben, haben doch niemals sein inneres Leben berührt. Selbst wenn ihn auf Augenblicke das hohe Ideal der Vollkommenheit, das er in sich trug, an seiner Kraft, es zu erreichen, irre machte, hat ihn das Streben nach jenem Ideale hoch emporgehalten und er erscheint selbst in solchen Momenten des Zagens glorreicher als Andere in den Stunden stolzesten Selbstgefühls. Wohl hat auch er die Kleinheit der Menschen erfahren; aber an die Größe seiner Seele hat sie niemals, an die seines Ruhmes nicht mehr in dem letzten Theile seiner irdischen Laufbahn hinangereicht, während der er seinem Volke schon so theuer geworden, daß es zu dem Lebenden mit einer Verehrung, wie sie sonst die Nachwelt erst zu zollen gewohnt ist, emporblickte. Dieser Verehrung hat in dem Moment seines Scheidens von dieser Erde sein edler Freund und der genialste Genosse seines Dichterstrebens den mächtigsten Ausdruck geliehen. Darum gestatten Sie mir, unvermögend, wie ich mich fühle, die Bedeutung dieses Festes in ein Schlußwort, das ihrer würdig wäre, selbst zusammenzufassen, die höchste Feier des Genius dem verwandten Genius zu entlehnen, indem ich die Worte Goethe's wiederhole:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
. . . . . .
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Erster Festprolog.

zu einem Cyclus lebender Bilder aus Dichtungen Schiller's gedichtet von Bernhard Endrulat. Gesprochen im Stadttheater am 11. November 1859.

Der Töne Jubelgruß ist nun verklungen,
Die Rede schweigt, die hier begeistert scholl;
Da naht die Dichtung auch, ihr Blatt zum Kranze
Des Hohen, den wir feiern, darzubringen.
Wohl ist auf sie heut jeder Blick gerichtet,

Karten ausgerichtet zu werden pflegt und ich meinen Bedienten habe, so stehe ich doch in Gefahr, bei einigen angenommen zu werden, und wenn auch nicht, so ist eine halbe Woche schändlich verloren. Ich kann mich, ohne einen großen Fehler gegen die Lebensart zu begehen, nicht davon ausschließen.

Nun lebet wohl, tausend, tausend Grüße. Deinen Brief, lieber Körner, habe ich erhalten, und danke Dir, daß Du den meinigen nicht erst hast abwarten wollen. Ich freue mich Deiner Hoffnungen; möchtest Du Dich auch bald der meinigen freuen können! — In meinem ersten Brief vergaß ich Dir zu schreiben, daß mir Göschen dreißig Thaler gleich bezahlt hat. Mit dem gebundenen Carlos habt Ihr recht gethan, aber den im englischen Band, der durch die Mine bei demselben Buchbinder bestellt ist und nun fertig sein wird, laß abholen und bezahle ihn indessen. Diesen schicke mir auch sobald als möglich zu. Ich schließe diesen Brief in meinem neuen Logis, wo ich nun eingerichtet bin.

Noch einmal Adieu. Euch allen einzeln zu schreiben ist mir bis heute nicht wohl möglich gewesen, aber es geschiehet bald. Behaltet mich lieb. Ich bin ewig

der Eurige

S.

Und Alles harrt, daß ſie mit Feuerzungen,
Mit ſtolzer Kraft hochprieſterlichen Worts
Den Genius preiſe, der ſie groß gemacht.
Doch Angeſichts der höchſten Meiſterſchaft,
Die heut in ihrer göttergleichen Fülle
Gewalt'ger und lebendiger, denn je,
Vor Deutſchlands freudetrunk'nem Volke ſteht,
Vermag ſie's nicht. Und wenn die Hand des Jüngers
Verwegen griffe nach den gold'nen Saiten,
Sie müßt' in Scham und Demuth niedergleiten.

So tritt denn zagend, nur ſcheuem Gruß
Die Dichtung auf. Doch wie, wenn höchſte Wonnen
Ein ſchwaches Menſchenherz mit Macht durchſchüttern,
Wenn glühende Begeiſt'rung, tiefſte Rührung
Nach vollem, ganzem Ausdruck ſtürmiſch ringen,
Die Stimme ſtockt und jeder Laut verſagt,
Daß nur der Blick, die innige Geberde,
Den tiefen Drang zu künden, übrig bleibt, —
So geht's auch ihr: ſie kann, ſie kann nicht reden!
Nein! Stumm das Knie gebeugt vor Deinem Bilde,
Genoß und Liebling der Unſterblichen,
Auf Deines Kleides Saum die Lippen preſſend,
Schaut ſie hinauf zu Dir, ſich ſelbſt vergeſſend;
Die Thräne ſagt's, die ihr im Auge ſchwankt,
Wie tief ſie's fühlt, daß ſie Dir Alles dankt.

Doch ſieh'! da tritt zur Frommverwirrten liebreich
Die treue Schweſterkunſt, bereit zum Beiſtand.
Sie will, da Jene ſchweigt, in ihrer Sprache
Vom hohen, heil'gen Ruhm des Tages pred'gen;
Sie will in alle ſieben Himmelsfarben
Den Pinſel tauchen, will mit ſich'rer Hand

Gestalt bedeutsam an Gestalten reih'n,
Und, Leben täuschend durch des Lebens Schein,
Vor Euch in reichen, schön erdachten Bildern
Des Allgeliebten Größe huld'gend schildern.

Sie eilt an's Werk. Der Rahmen ist gespannt:
Einladend breitet sich der Tücher Weiße;
Auf schöngeschweung'nen Linien fliegt die Hand
Der Göttin auf und ab in freud'gem Fleiße;
Schon lösen greifbar sich von flacher Wand
Die Körper wie nach zaub'rischem Geheiße,
Und alle Farben fangen an zu glühen,
Und herrliche Vollendung krönt ihr Mühen.

Nun steht sie da, die lichte Bilderschaar,
Nun gilt's, zu schauen, was die Kunst ersonnen!
Aus welchem Wunderberne, tief und klar,
Ihr Preis des Dichterfürsten hergerannen!
Doch, was sie Würd'ges ihm vermocht zu weihen,
Sie mußt's aus seiner reichen Fülle leihen!

O tiefer Sinn! Bedeutsam schönstes Zeichen!
Fürwahr, so ist's! Und was der einen Kunst
Hier widerfuhr in seines Zaubers Banne,
Ist aller Theil. — Wo wär' die sich're Kraft,
Die seiner, selbstgenügsam, nicht bedürfte?
Wer ist so reich, von ihm nicht zu empfangen?
Wer steht so hoch, den er nicht überragte?
Wer glänzt so hell, den er mit Licht nicht tränkte?
Ja, was im Dichten, Denken, Streben, Wirken
Durch dies Jahrhundert geht und glühend ringt,
Den Leib der Zukunft unsers Volks zu bauen:
Wir leih'n ihm wohl die Form und die Gestalten,
Sein ist darin des Geistes mächtig Walten!

Denn ſeine Muſe war das Himmelskind,
Sie war das Wundermädchen aus der Fremde,
Das in den dürft'gen Kreis des deutſchen Lebens,
Nach öder Nacht die Spend'rin neuen Tag's,
Mit unbegreiflich ſchönen Gaben trat,
Und ſie, als wären's ſchlichte Feldesblumen,
Verſchwend'riſch dem erſtaunten Volke ſtreute.

Da ſah das arme, das gedrückte plötzlich
Mit königlichem Reichthum ſich beſchenkt.
Auf's Neu' erſchloſſen war die gold'ne Blüthe,
Die einſt vom Thron der Hohenſtaufen glänzte,
Nur herrlicher als damals noch. Und wir,
Die eben noch, den wälſchen Ungeſchmack
In blöder Unſelbſtſtändigkeit verehrend,
Des Auslands Sclaven waren, Spiel und Spott,
Wir hoben ſtolz das Haupt. Mit kühnen Schritten
Geſellten wir zu Griechen uns und Britten,
Der Neid bald, die Bewund'rung der Nationen,
Die heut mit uns den Erdenkreis bewohnen;
Ja, ſei's geſagt: Im weiten Reich der Geiſter
Iſt deutſcher Geiſt ſeitdem der Herr und Meiſter!

Eins aber dankſt Du ihm, mein Volk, vor Allem;
O bleibe deſſen dankbar ſtets gedenk!
Er war der Freiheit feurigſter Apoſtel, —
Der Freiheit, die der Schönheit Schweſter iſt,
Und die mit edlem Maaß ſich reizend gürtet.
Dies theure Bild in immer reinerem Zug
Er zeigt es Dir, wie er's im Herzen trug.

Lang eh' die Zwingburg an der Seine fiel,
Und eh' mit Donnerklang die Marſeillaiſe

Europa's aufgeſtörten Rund durchſtürmte;
Der Schuld'gen und Unſchuld'gen Blut vergießend,
Scholl durch die Gauen Deutſchlands geiſter-weckend
Der kühne Aufſchrei der verletzten Menſchheit:
Sein Jugendlied voll Sturm und Drang: Die Räuber!

Und andere Geſtalten ſtiegen glänzend,
Das ſchöne Antlitz ihres Schöpfers tragend,
Die Loſung des Jahrhunderts auf den Lippen,
Aus ſeiner Bildnerkraft geweihtem Borne.
Gedankenfreiheit fordernd kniete Poſa
Vor Spaniens finſterm Philipp, und Don Carlos,
Der Königsſohn, glüht für des Bürgers Rechte.
Und wenn die Tyrannei, der Glaubenszwang
Siegreich am Ende ſteh'n, hochaufgerichtet,
Im Siege ſind ſie doppelt nur vernichtet!

Und ſoll ich Euch noch jene Dichtung nennen,
Des Dichters Schwanenſang und ſein Vermächtniß,
Der Freiheit laut're Hymne: „Wilhelm Tell"?
Friſch blühend wie ein Alpenroſenkranz
Krönt ſie vor unſerm Blick der Berge Scheitel,
Und köſtlich wie ein klarer Alpenbach
Labt ſie den Geiſt, indeß aus ſeinem Spiegel
Die eig'ne Zukunft uns entgegenſtrahlt.
Sie wird heut' nicht im Bilde vor Euch ſteh'n,
Doch morgen ganz an Euch vorübergeh'n.

Wem aber hat des theuern Sängers Muſe
Den vollſten Kranz geweiht? — Er ſagt's uns ſelbſt:
Erſchien ein liebend Paar, ihm reichte ſie
Der Gaben beſte dar, der Blumen ſchönſte. —
Ja dich, allmächtig ewiges Gefühl,
Dich, das mit weher Wonne, ſüßem Weh

Die Herzen magiſch zu einander zwingt,
Kühn mit der Welt und ihrem Dräuen ringt,
Und ſelbſt des Grabes winterliche Schauer
Zerſchmelzen läßt in treuer, warmer Dauer,
Dich feierte ſein Lied, wie Keines je!
Und wenn des Mannes Sinn, erhab'ner Geiſt,
Den kühnen Herold Dich der Freiheit preiſ't,
So ſagen's Dir viel tauſend Frauenherzen,
Daß Du der höchſten Luſt, der höchſten Schmerzen,
Daß Du der Liebe holder Sänger ſei'ſt!

So zeigt er uns, wie unter klirr'nden Waffen,
Im Schlachtgetümmel, unter Brand und Leichen,
Sein heilig ſüßes Recht das Herz verlangt.
Nicht wandeln, ſpotten läßt ſich die Natur.
Die träu'nde Heldinn wird ein liebend Weib.
Schon will der mordbewehrte Arm der Jungfrau,
Die ſich des Vaterlandes ernſtem Dienſte
Allein geweiht, den Todfeind niederſtrecken,
Da trifft ein Blick des ſchönen Jünglingsauges
Ihr tiefſtes Herz, und mit dem ſcharfen Stahl
Neigt ſich beſiegt ihr ganzes Sein zumal.

Und dich, wehmüthig reizendes Idyll,
Verwob er in ſein größtes Trauerſpiel:
Den holden Liebestraum von Max und Thekla.
Ach, von des wild'ſten Krieges Glut umloht,
Wie könnt' er lieblich ſich zu Ende ſpinnen?
Das Schickſal ſpricht ſein eiſiges Gebot
Und läßt in Nichts die zarten Schimmer rinnen.

O Leid der Liebe! einmal noch erſchüttert
Dein Anblick uns im tiefſten Herzensgrund.

Tritt du hervor in deinen Trauerſchleiern,
O Königinn, vielverklagt und vielbeweint,
Maria Stuart! Ende deinen Gang
Zur blut'gen Sühne mit gefaßtem Schritt,
Ob er auch an des letzten Lieblings Bilde
Erſchütternd dich vorüberführt. Du weißt es,
Daß eine ſüße Botſchaft klingt auf Erden:
Wer viel geliebt, dem ſoll vergeben werden! —
Zu trübe Schau!
So laßt den Blick uns wenden
Zu fröhlicher'n Gebilden! An des Genius Hand
Aus fremden Zonen, reich an Preis und Klage,
Kehr'n wir zurück in's traute Vaterland,
Zu Vaterlandsgeſchichte, Lied und Sage!

Ja, wie der herrlich große Dichter auch
Auf allen Höh'n der Menſchheit heimiſch war,
Doch macht von ſeinem Geiſte jeder Hauch,
Wie ganz er unſer, glorreich offenbar!
An unſern Leiden hat er mitgelitten,
Für unſer Heil mit ganzer Kraft geſtritten,
Und ſprach er's nie auch aus mit ferr'gem Munde,
Doch war er deutſch, zum tiefſten Herzensgrunde!

Am innigſten verweilt bei dem ſein Lied,
Was unſerm Volk geſcheh'n iſt und geſchieht:
Es zeigt dir in der Krönung Kaiſerpracht
Den „Herrn der Welt", den „Richter" einſt „auf Erden";
Es läßt der Burgruine moof'ge Trümmer
Von treuer Liebe wie im Echo klingen;
Und in den Schauern der Waldeinſamkeit,
Wo von der Bälge Hauch die Oefen glüh'n,
Des Eiſenhammers Tact dumpfſchallend pocht,
Verklärt's die Kindesunſchuld Fridolin's,

Dem frommer deutſcher Glaube Engelſchaaren
Zu Führern lieh durch grauſige Gefahren.

Und an ſein Lied der Lieder mahn' ich Euch,
An jenen reinſten Glockenklang der Dichtung,
Ein reiches Abbild deutſchen Lebens drückte
Fürwahr der Dichter hier in flücht'gen Schall,
Und wob in ſinnig-deutungvoller Handlung
Ihm jene höchſte, nächſte Mahnung ein,
In der die Zukunft unſers Volkes ruht.
Von allen Gütern thut uns eines Noth:
„Concordia!“ heißt das oberſte Gebot!

Und ſieh', ſchon gab der Hohe, Edle ſelber,
Was er mit Sehermund uns warnend wies,
Und was er ſegnend ſeinem Volk erflehte:
Uns Alle, die wir deutſchen Namen tragen,
Erzieht ſein Geiſt, in ſeinen Werken wirkend,
Zu einem Volk, von einem Geiſt und Guß!
Sind wir nicht einig, endlos ihn zu lieben?
Iſt nicht ſein Bild der lichte Mittelpunkt,
In dem heut Aller Blicke ſich vereinen!
Ward nicht, was er geſonnen und gedichtet,
Zum Glockenruf, der längſt unwiderſtehlich
Zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine
Verſammelt unſers ganzen Volk's Gemeine?

D'rum gönnt es uns, daß wir den Frühgeſchied'nen
Mit reichen, nie gezollten Ehren kränzen!
So lange Deutſchland noch des Haupts entbehrt,
Das ſichtbar unſers Volkes Glanz und Hoheit
Nach außen ſtrahlt, bleibt er der höchſte Hort,
Der kaiſerliche Stolz des deutſchen Namens!

Und wenn die Liebe, dankbar-ſchwärmend, ſo
Die höchſte Stelle dem Verklärten giebt,
Wenn ſie auf Götterhöh'n ſein Bild erblickt,
Was thut ſie mehr, als jene Unbill ſühnen,
Die Mitwelt und Geſchick ihm angethan,
Als er auf Erden weilte? — Ach, wir wiſſen's,
Daß bei der Theilung ihrer ſchönen Güter
Auch er ein traurig Ausgeſchloß'ner ſtand!
Doch in der Erdenſorgen Schwirr'n und Weben
Klang ihm der hehe Göttertroſt hinein:
„Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein!“ —

Nun iſt er ganz dort oben aufgenommen,
Wohin aus ird'ſchem Druck und Kümmerniß
Sein muth'ger Geiſt verdem emporgeklommen,
Des lichten Zieles endlich doch gewiß.
Vom Himmel iſt ſein reiner Geiſt gekommen,
Zum Himmel flieg, der ſich der Welt entriß;
Nun mag er ſegnend von den ſel'gen Auen
Auf alles deutſche Volk herniederſchauen!

Zweiter Feſtprolog.

zu Schiller's „Wilhelm Tell“ gedichtet von Bernhard Endrulat. Geſprochen im Stadttheater von Friedrich Deurient am 12. November 1859.

Wer heut des Vaterlandes weite Gauen
Mit ſcharfem Geiſterblick durchſchweifen könnte,
Ein neues Wunder würd' er ſtaunend ſchauen,
Wie's keine Zeit verdem zu ſchau'n vergönnte.
Ein Hochgefühl durchwallt Millionen Herzen,
Ein heil'ger Name ſchwebt von Aller Mund,

Und Wort' und Lieder, Töne, Blumen, Kerzen
Thun feſtlich Eine ſtolze Freude kund.

Seid Ihr's noch, traurige Novembertage,
Ihr oft und viel geſchmähten, ſonnenleſen?
Wohl hat ſie Recht, die ewig neue Klage
Von Blätterfall, von rauher Stürme Toben:
Und doch! wie oft entſtand aus Euren Schauern
Des deutſchen Volkes reichſte Blüthenzeit,
Berufen, unverwelklich fortzudauern
Wenn alle Lenze ringe dem Tod geweiht!

November war's. Wie gift'ge Nebel ſpannen
Die Künſte Rom's ſich tödtlich um die Geiſter.
Wo bleibt der Held, den böſen Spuk zu bannen?
Da kamſt Du, Luther, frommer deutſcher Meiſter!
Vor Deinem Spruch, wuchtvoll wie Felſenquadern,
Ha, wie der Lüge Bau zu Boden ſcheß!
Indeß Dein mildes Wort in unſre Adern
Ein neues Leben jugendlich ergoß!

Doch langſam muß das Gute ſich geſtalten,
Und lang und ſchwer war unſre Prüfungszeit.
Hat je ein Land ſo grimmer Zwiſt zerſpalten,
Als unſer armes deutſches Volk entzweit?
Von Feindestritten ſtöhnten unſre Fluren,
Im Mordbrand flog der Städte Fleiß dahin,
Und fremder Herrſchaft tiefgeprägte Spuren
Trug Land und Volk, trug Sprache, Geiſt und Sinn.

Und wieder war's November. Wieder ſchwanden
Die Monde hin in blut'gen Kriegeswirr'n,
Doch ſchöne, friſche Heldenkränze wanden
Sich ſchon um eines deutſchen Königs Stirn.

Und als von Roßbachs Feldern, blutgen Scheines,
Die Sonne des Novembers niederging,
Da war das Joch von jenseit unſres Rheines
Zerſprengt durch Friedrich's wundergleichen Sieg.

Nun brach des deutſchen Namens Morgenröthe
Von allen Seiten an in vollem Schein:
Tönt nicht in Deine Knabenzeit, o Goethe,
Mit Friedrich's Namen Deutſchlands Ruhm hinein?
Und ſieh', zwei Jahre nach dem Roßbachſiege,
November kam, es kam der Luthertag,
Da war es, daß in ärmlich-kleiner Wiege
Die Freude Deutſchlands: Friedrich Schiller, lag!

O Tag des Heils! Nun ſind ſchon hundert Jahre
Seitdem verrauſcht in ſchickſalſchwerem Flug,
Und wenn auch längſt die mitternächt'ge Bahre,
Den du uns gabſt, zur frühen Ruhe trug,
Noch iſt kein Körnlein ſeines Geiſt's verloren,
Kein Fünklein ſeiner Liebe noch verglüht,
Und täglich wird er wieder uns geboren,
Wo Gutes, Schönes, Ewiges erblüht.

Du, blondes Kind, aus deſſen blauen Augen
Der helle, deutſche Heimathhimmel lacht,
Iſt Wer, zu Deinem erſten Freund zu taugen,
Und treuen Führer, ſo wie Er gemacht?
Und du, o Jüngling, dem die Truggewalten
Des Lebens noch den Glauben nicht verzällt,
Iſt Er's nicht, der die leuchtendſten Geſtalten
Dir, Sehnſucht weckend, vor die Seele ſtellt?

Ihr holden Frau'n, die Ihr den ſüßen Rechten
Des Herzens kennt, nicht irdiſch-eitlem Tand,

Dresden, 2. August 1787.

Ich muß Dir gestehen, daß ich wirklich schon böse auf Dich war, als ich am Sonntage keinen Brief von Dir erhielt. Ich hatte ganz gewiß darauf gerechnet, und da Charlotte geschrieben hatte, so begriff ich nicht, was Dich hätte abhalten können, nur ein Paar Zeilen beizulegen. Doch es ist nun alles wieder gut, seit ich Deinen Brief habe. Ich bekam ihn gestern früh. — — Mich däucht, Du hast Ursache mit Deinem Eintritt in W. zufrieden zu sein. Wielands Wärme hat mich gefreut. Ich kann mich nicht überzeugen, daß es bloßes Komödienspiel gewesen sei. Mag ihn doch immer geschmeichelte Eitelkeit empfänglicher für Deinen Werth gemacht haben — wirken mußtest Du doch immer auf ihn, so wie ich mir ihn denke. Er bemerkt, daß Du ihn schätzest, daß Du nicht mit ihm collidirst: warum soll er sich da nicht dem vortheilhaften Eindruck überlassen, den Du auf ihn gemacht hast?

Ich verspreche mir viel Annehmlichkeiten für Dich von seinem Umgange, wenn auch zuweilen kleine Armseligkeiten Dir augenblickliche widrige Empfindungen machen werden. Es muß interessant sein zu beobachten, wie das Studium der alten Literatur auf einen solchen Kopf gewirkt hat: ob es allein der ächte Geist der Classicität war, was er auffaßte, oder ob er zu sehr bei unbedeutenden Nebensachen verweilte. Wäre das Erste, so müßte es eine Freude sein, an seiner Seite dies Gebiet

Kann Eure Stirn ein schön'rer Kranz umflechten,
Als den sein Lied Euch unverwelklich wand?
Umstrahlt von reinem, aethergleichem Lichte,
Schuf er vorbildlich eine Heldinnschaar, —
Ihr wollt's; und was bisher nur im Gedichte
Als Traum gelebt, im Leben wird es wahr!

Doch nicht der Jugend, nicht der Frauen Dichter
Sei er allein; Du ehr' ihn, deutscher Mann!
Der Zeiten und Geschlechter tiefster Richter,
Weist er prophetisch deine Bahn Dir an
Nicht gilt's mehr, schrankenlos in's Weite schweben:
In traute Enge sei der Geist gebannt!
Er hat Dir eine reiche Kunst gegeben,
So gieb Du nun der Kunst ein Vaterland!

O tretet her zu seinem großen Werke,
Dem reifsten, das er sterbend uns geschenkt,
Und trinkt aus seinem Born die freud'ge Stärke,
Die endlich jedes Müh'n zum Ziele lenkt!
Vor seiner wunderbaren Dichterahnung
Lag unsres Volkes Heut und Morgen hell,
Da schrieb er jene ewig-junge Mahnung,
Des Vaterlandes Preislied: Wilhelm Tell.

Denn nicht um Albrecht's, nicht um Geßler's Schergen
Dreht sich der Kampf, zu dem er feurig mahnt;
Zu uns hernieder aus den ew'gen Bergen
Hat er der Freiheit still den Weg gebahnt
Ein Hoherpriester hat er hier gesprochen,
Und zur Vollendung kam, was er verhieß:
Ein Volk von Tellen hat sein Joch zerbrochen,
Und deutsche Fahnen wehten bis Paris!

Wo damals in den großen Weheſtunden
Drei Männer ſich geeilt auf deutſcher Flur,
Da ſtand ein Rütli! Herz und Hand verbunden,
Erklang der Eintracht alter, heil'ger Schwur.
Und wie vereinſt in letzter Nacht des Jahres
Das Schweizervolk die fremden Zwinger brach,
Zur gleichen Stund' am Rheineufer war es,
Daß Vater Blücher nun ſein „Vorwärts!“ ſprach.

Die heil'ge Glut, die er in uns entzündet,
Er hat ihr helles Lodern nicht erlebt,
Doch blieb ſein Geiſt uns immerdar verbündet;
Wir fühlen's heute, wie er uns umſchwebt!
Was einſt zuerſt von ſeinen theuren Lippen
Als unſrer Zukunft ernſte Loſung klang,
Das rauſcht heut, gleich der Brandung um die Klippen,
Gewaltig dieſes ganze Volk entlang.

„An's Vaterland, an's theure, ſich zu ſchließen,“
Se ſtrebt zum Ganzen jegliches Atem!
O geld'ne Zeit, wenn alle Kräfte fließen
Zuſammen erſt in einen großen Strom!
„Seid einig!“ tönt's in allen Bruder-Stämmen,
Die wider die Natur ſo lang ſich ſteh'n,
Dann werden wir die gier'gen Fluthen dämmen,
Die weſtwärts ſchwellend unſern Grenzen dreh'n!

Drum heut, da wie in tauſend Freudenfeuern
Die Liebe unſers größten Dichters leb't,
Laßt uns den heil'gen Bruderbund erneuern,
Den er zuerſt begeiſtert uns gebot;

Und wo heut vor bekränzten Tempelstufen
Des Volkes Fülle sich zusammen fand,
Da ruft uns: „Hoch, hoch unserm Schiller!“ rufen.
Und: „Hoch dem ein'gen, deutschen Vaterland!“
(Das Orchester fällt mit einem Tusch ein, der dreimal wiederholt wird.)

Altona.

Friedrich Schiller und sein Volk.

Festrede, gehalten am 10. November 1859 im großen Saale des Bürgervereins, von Ludwig Wachsmuth.

Hochgeehrte Versammlung!

Es dürfte wohl in diesem weiten, und doch der begeisterten Theilnahme nur zu eng zugemessenen Raume Niemand sein, der nicht die Bedeutung des Festes, das wir heute in glücklicher Stunde, gemeinsam mit Millionen des deutschen Volkes begehen, mit hierher in seinem Herzen getragen hätte; Niemand, der nicht wüßte, warum dieser, mit so freudiger Ungeduld vorbereitete, mit so einträchtigem Verständnisse gegrüßte zehnte November, der zum hundertsten Male der Welt seit der Geburt Friedrich Schiller's wiederkehrt, ein Tag des deutschen Vaterlandes sei, reich an Ehren, reich an Gewinn, reich an Hoffnungen, die — unsre heutige Feier sagt es uns mit Prophetenstimme — keine unerfüllte sein werden in der Geschichte unserer Zukunft.

Was bliebe dem Festredner an einem solchem Tage übrig als auszusprechen, was Jeder mit ihm fühlt? Was Alle mit ihm wissen? Wer in dieser Versammlung erwartet Anderes von ihm? Ja, wer würde es nicht mit Recht als eine Versündigung an dem schönen Sinne dieser Feier ansehen, wenn

der Redner mit dem Worte auch den Gedanken dieses Festes jenseits des Bewußtseins suchen wollte, von welchem heute das ganze deutsche Volk in seltner, ja wir dürfen sagen, in nie erhörter Gemeinsamkeit getragen wird? —

Dies Eine und nur dies Eine ist es, was Sie — geehrte Zuhörer — vom Festredner fordern, daß er aus Ihrem Bewußtsein, aus Ihrem Herzen heraus, dieser festlichen Stunde den Ausdruck, die Weihe des Wortes ertheile.

Und doch, wie unendlich schwer ist diese Aufgabe! —

Wer vermöchte binnen einer flüchtigen Stunde den reichen Inhalt einer mit dem Namen Friedrich Schiller erfüllten Culturepoche unserer Geschichte zu überwältigen? — Wer darf sich solche Gigantenkraft zutrauen, die Marmorblöcke, die ihm von allen Seiten zugewälzt werden, zu einem gewaltigen Tempelbau zu fügen? — Wer vermöchte, was Tausende von Herzen drängt in liebend verehrender Begeisterung auszusprechen, mit erschöpfendem Ausdruck zu einer Summe zusammenzufassen?

Habe ich mich dennoch, mit nur zu bewußter bescheidener Kraft, an eine solche Aufgabe gewagt, so konnte mich lediglich die Hoffnung ermuthigen, daß eben der Gedanke an Friedrich Schiller Sie eher zu einer billigen Nachsicht mit den Leistungen des Redners als zu Erwartungen stimmen könnte, zu denen Ihnen der unsterbliche Dichter in seiner eigenen Größe den Maßstab geliefert; daß Sie dem schwachen Redner nachsehen werden, was Sie selbst dem Begabtesten aller Redner heute zu Gute halten müßten. — Vor Allem aber war es die sichere Hoffnung, daß der festliche Wiederhall, den das Wort des Redners heute in Ihrem Herzen nicht vergebens sucht, auch dem unvollkommen ringenden Ausdrucke die begeisternde Weihe verleihen dürfte.

Ich habe die heutige Feier als eine solche bezeichnet, wie in gleicher Eintracht, gleicher Freudigkeit, keine zweite je auf vaterländischem Boden begangen worden.

Wenn Sie in dem geſchichtlichen Feſtkalender unſeres Volkes blättern, werden Sie freilich der bedeutungsvollen Tage viele finden, deren Feier noch im Gedächtniſſe der Gegenwart lebt.

Es iſt kaum ein Menſchenalter ſeit der dritten Säcularfeier der Reformation verfloſſen. Aber jene Feſtesfreude war keine reine, keine ungetrübte. Wie der Ausgangspunkt der Reformation mit einem unheilvoll blutigen Riſſe durch die Geſchichte des deutſchen Volkes bezeichnet war, ſo ſtieß auch noch, nach drei Jahrhunderten, die Erinnerungsfeier an dieſelbe auf den grellenden Widerſpruch der größern Hälfte des deutſchen Volkes, die ſich nicht der ſiegenden Geiſtesthat der Reformation zu freuen vermochte und auf die noch trübere Erfahrung, daß ſelbſt im Schooße jenes Bekenntniſſes, das ſich nach Luther's manneskühnem Proteſt gegen anmaßende Menſchenſatzung nannte, eine noch heute nicht ganz überwundene Hierarchie erſtanden war, die für den zum Dogma verknöcherten Buchſtaben die Herrſchaft über den frei prüfenden Geiſt, über die Gewiſſen forderte.

Selbſt das im Jahre 1840 begangene, in ſeiner culturhiſtoriſchen Bedeutſamkeit ſo erhebende vierte Säcularfeſt der deutſchen Erfindung der Buchdruckerkunſt durfte kein Feſt des Volkes im unverkümmerten Sinne genannt werden. Denn klang es nicht wie ein bitteres, weltgeſchichtliches Epigramm, daß jenes Erinnerungsfeſt der herrlichſten, deutſchen Erfindung, die freies Wiſſen und freies Denken, wie auf Schwingen des belebenden Sonnenlichtes, den Nationen der Erde zutrug, gerade, und faſt nur allein in ihrem deutſchen Vaterlande, noch die Cenſurinquiſition vorfand, die mit dem Worte auch die Gedanken, mit dem Wiſſen auch die Gewiſſen verſtümmelte? — Mußte doch ſelbſt in einigen Staaten unſeres Vaterlandes jenes Erinnerungsfeſt mit tiefem Schweigen übergangen werden, damit das Volk in den, von obrigkeitswegen ihm zugemeſſenen 365 jährlichen Bußtagen, durch keinen freien und freudigen Feſtgedanken geſtört würde! —

Laſſen Sie mich, bei der Gelegenheit, des unglücklichen Verſuches nicht gedenken, den im Jahre 1843 wohlmeinende Vaterlandsfreunde machten, um in der tauſendjährigen Erinnerungsfeier an den Vertrag zu Verdun, das deutſche Vaterland an ſeine altehrwürdige Größe und Einheit zu mahnen. Was konnte damals der fromme Wunſch des Patrioten weiter finden als ein ohnmächtiges Echo? —

Freilich leben uns noch die Männer, die den unter ihren Augen herangewachſenen Geſchlechtern erzählen könnten von feſtlichen Tagen, an denen das Vaterland in dithyrambiſcher Begeiſterung, von Jubel- und Siegeshymnen, wiederhallte; von den Feſten, mit welchen das deutſche Volk ſeine glorreiche Befreiung vom Joche der Fremdherrſchaft feierte. Noch weilt mancher Greis unter uns, der damals, mit friſchem Jünglingsmuthe, die Schlachten des Vaterlandes geſchlagen, und der ſtolz ſeinen Antheil an der Siegesfreude des Vaterlandes fordern durfte. Aber dürfen wir die unſeligen und unſäglichen Opfer vergeſſen, die dieſer Sieg unſerm Vaterlande koſtete? Alle die Thränen, welche deutſche Mütter in dieſen Siegesjubel hineinweinten? Und vor Allem dürfen wir vergeſſen, ſelbſt heute noch vergeſſen, wie ſchmachvoll das deutſche Volk um jenen Sieg betrogen worden, für den es opferfreudig ſein beſtes Herzblut hingegeben? Vergeſſen, daß es für ein ſtrafbares, dem Hochverrath gleich kommendes Verbrechen erklärt wurde, das eben durch die Heldenthat des Volkes befreite deutſche Vaterland bei dieſem theuren Namen zu rufen? Daß ſelbſt der Tag des großen deutſchen Volksſieges geächtet zu den Todten geworfen wurde?

Nur ein einziges Feſt iſt in Deutſchland begangen worden, in ſeinen bedeutungsvollen Grundzügen am ähnlichſten dem, welches wir heute begehn, das vor einem Jahrzehend gefeierte hundertjährige Geburtsfeſt Göthe's, den die Kunſt des Bildners wie die Geſchichte der Literatur, gemeinſam mit unſerm Schiller —

ein Dioskurenpaar des Genius — mit einem Lorbeerkranz geehrt. Aber jenes Fest fiel hinein in die Wehen einer krampfbewegten, sorgengebeugten Zeit, und — sagen wir's unumwunden — Wolfgang Göthe, so hoch er im Tempel deutschen Ruhmes dasteht, der unsterbliche Stolz aller bevorzugten Geister unseres Vaterlandes, er lebte nicht im Herzen des Volkes, weil er nicht des Volkes gewesen! —

Zürnen Sie nicht, geehrte Zuhörer, daß ich Sie in dieser festlichen Stunde an so viel Trübes mahne. Aber wird der Genesene sich nicht um so dankbarer und freudiger seines neuen Glückes bewußt, wenn er die Leiden der Krankheit seinem Gedächtnisse zurückruft? Weiß nicht derjenige das Gut der goldnen Freiheit am höchsten zu schätzen, der sich des Kerkers erinnert, in welchem er die schleichende Zeit nur nach Nächten gezählt, weil der Tag keinen einzigen freudigen Lichtstrahl für ihn hatte? — Fühlt der Seefahrer, der vor dem heranstürmenden Orkane noch glücklich den Hafen gefunden, im Angesichte des wild brandenden Meeres, den Boden nicht um so sicherer unter seinen Füßen? —

Und ist es uns heute nicht mit den Andern des deutschen Volkes frisch und fröhlich um's Herz, als wären wir von einer langen Krankheit genesen? Als hätte sich die Pforte eines unnachteten Kerkers vor uns geöffnet? Als fühlten wir nach langen überstandenen Stürmen zum ersten Male den festen Boden des Vaterlandes unter unseren Füßen? —

Möge immerhin dem Enthusiasmus dieser Stunde noch manche schmerzliche Enttäuschung folgen, wir lassen nicht von der glücklichen Vorbedeutung, die uns, zum ersten Male in unserm Vaterlande, ein nationales Fest bietet, das durch keine Blutspur, kein Opfer, keinen einzigen Wermuthstropfen in dem Kelch der Freude getrübt wird! — Friedrich Schiller hat seinem Volke keine Thränen abgefordert als jene, wie sie heute noch fließen und noch nach Jahrhunderten fließen werden, die Thränen der

Rührung, des erschütterten Mitgefühls, um das Geschick jener Gestalten, die eine edle Einbildungskraft, des Dichters tragische Muse uns vorgeführt. Selbst der Gedanke, daß Er seinem Volke zu früh entrissen worden, in der Fülle und Vollkraft schöpferischen Dranges, kann uns heute nicht zur Trauer stimmen. Wohl mag ein edler Eigennutz zu der Klage berechtigt sein, daß ein neidisches Geschick der Welt die letzten Garben eines vollen, reichen Erndtesegens vorenthalten, den das Genie Friedrich Schiller's ihr verheißen; die liebende Verehrung der Epigonen preis't das Loos des Dichters, den die Götter zu den Unsterblichen berufen, nachdem er der Welt mit vollen, verschwenderischen Händen das Herrlichste hingegeben, was ein Sterblicher zu geben vermag, die Knospe, Blüthe und Frucht eines schöpferischen Genius. Das Bild Friedrich Schillers, wie's in uns lebt, und noch späten Geschlechtern leben wird, ist durch keinen Zug winterlichen Absterbens verkümmert.

Und ob Er wirklich und wahrhaft des Volkes gewesen? — Ob das deutsche Volk sich mit ungeheuchelter Verehrung zu dem „stolzen Worte" bekennt, das Göthe, in seinem Epilog zur „Glocke", den Manen Schiller's nachgerufen: „Er war unser!"? —

Blicken Sie um Sich — die Thatsachen reden! — In allen Gauen unseres Vaterlandes, nahen und fernen; in allen Städten und Flecken, groß und klein, wohin nur der Name Schiller's gedrungen ist — und wohin wäre er nicht gedrungen? — wird heute, auf keine andere Verabredung hin als die, welche eine stillschweigende Sympathie getroffen, der Schiller-Tag gefeiert als ein Ehren- und Freudenfest, vor welchem alle Schranken und Abstufungen der bürgerlichen Gesellschaft schwinden, vor welchem es nur ein gleichbewußtes und gleichberechtigtes Volk gibt. — Ueberall, allüberall wird der gefeierte Name in festlicher Rede geehrt; überall, allüberall schaut mild, in bleicher Verklärung, die hohe,

gedankenleuchtende Stirne mit dem Lorbeer gekränzt, das Antlitz Friedrich Schiller's, wie's der Meißel des Bildners dem flüchtigen Leben abgerungen, auf festliche Versammlungen; überall gedenken deutsche Frauen, mit zartsinniger Huldigung des Dichters, der von Frauenwürde und Frauenanmuth wie kein anderer Dichter unsres Volkes gesungen; und jede schöne Kunst eint sich mit der Kunst des Mimen, um den herrlichen Schöpfungen unseres Dichters den würdigen Ausdruck zu verleihen. Es feiert mit dem Volke die Schule, die hervorragende Intelligenz der Universitäten; selbst der frömmelnde Finsterling muß sich widerwillig der Bedeutung dieses Tages fügen und das Festsymbol desselben als Kreuz auf sich nehmen. Geizen doch deutsche Fürsten heute um die Ehre, den Gedanken und die Freude dieses Festes mit dem Volke theilen zu dürfen!

Aber auch draußen, in der weiten Fremde, wohin immer ein launenhaftes Geschick, der Drang des Erwerbens oder ein unsteter Wandertrieb deutsche Stammesgenossen versprengt haben mag; an den Ufern der Seine wie der Themse, in den Hochlanden Schottlands, an den bänischen Belten, an der Newa wie an der Moskwa, in der Wunderstadt der Minarets und Moscheen am thracischen Bosporus, überall wo die deutsche Zunge noch nicht den heimischen Laut verlernt hat, wird heute mit deutschem Worte und deutschem Liede der Tag des fernen Vaterlands gefeiert. Und welch begeistertes Echo klingt nicht von drüben her, von jenseits des Oceans, in unsere Festfreude hinein! Durch die Straßen New-York's, Boston's, Cincinnati's und den andern Städten des amerikanischen Freistaates, in denen das deutsche Element zur Gemeinde erstarkt ist, wird heute in feierlich prächtigen Zügen, unter dem jubelnden Zurufe unzähliger Tausende, hoch das deutsche Banner getragen, gegrüßt vom freien Sternenbanner der Union. — Heute rastet in den californischen Diggins der deutsche Schatzgräber von der niedrigen Sclavenarbeit, zu der ihn seine Goldgier verurtheilt,

um den Landsmann aufzusuchen, mit dem er den Festtag der fernen Heimath begehn könnte. In dem vereinsamten Blockhause der Hinterwälder, wo der deutsche „Pionier der Civilisation" den jungfräulichen, noch von keinem Pfluge berührten Boden, mit beharrlichem Fleiße und kräftigem Arme urbar macht, ist heute sicher der Schiller-Tag nicht vergessen. Ob je, in einem kühnen Dichtertraume, unsern Friedrich Schiller die Ahnung beschlichen haben mag, daß an der äußersten Gränzwacht eines amerikanischen Urwaldes, wo rothhäutige Indianerstämme erschöpft vor der vordringenden Cultur Halt gemacht haben, einst sein „Lied an die Freude", begleitet von den Akkorden eines bescheidenen Claviers, gesungen werden würde? —

Wohl fühlen wir solcher Feier auf fremder Erde den Zug eines tiefen Heimweh's an, das sehnsüchtig, aus weiter Ferne, den Boden, die Sonne und die Sitte der Heimath sucht. Aber wen erfüllt es nicht mit patriotischem Stolze, daß heute fremde Nationen mit Erstaunen und Achtung auf das von einer Idee erfaßte und gehobene deutsche Volk blicken, dem sie bisher die Ehre selbstbewußter Nationalität, die Ehre des Vaterlandes abgesprochen? Daß heute das deutsche Volk getrost an sich selbst, an seine Zukunft glauben darf? —

Womit aber hat Friedrich Schiller es verdient, daß die vaterländische Geschichte mit dem Tage seiner Geburt ein Jahrhundert bezeichnet? Womit, daß sein Volk ihm mit solcher Einstimmigkeit die Ehre des Pantheon's zuerkennt? — Sollte doch vielleicht der freudige Impuls dieses Tages vor der ernüchterten Besonnenheit beschämt die Augen niederschlagen müssen? — Sind wir Alle, sammt und sonders befangen von einem idealen Wahne? Ist heute die ganze deutsche Nation ein einziger Marquis Posa? ein einziger sonderbarer Schwärmer? —

Gestatten Sie mir, geehrte Zuhörer, daß ich die Beantwortung dieser Frage an zwei Vorwürfe anknüpfe, die von gewisser

theils noch einmal zu durchreiſen, theils auf neue Entdeckungen auszugehen.

Herder wird als Menſch mehr Intereſſe für Dich haben, und ich zweifle nicht, daß Ihr näher zuſammenkommen werdet. Seine Schilderung traf nicht ſo, wie bei W. mit meiner Ahnung zuſammen, aber ſie widerſpricht dem Begriffe nicht, den man ſich aus ſeinen Schriften von ihm macht. Der Schriftſteller ſcheint bei ihm mehr dem Menſchen untergeordnet zu ſein, als bei W. Wenn Du und Goethe etwa weniger Verwandtſchaft hättet, als ich hoffe, ſo kann H. vielleicht als — ich kann mir nicht helfen — als Menſtruum dienen. Was Ihr über Goethe geſprochen habt, mußt Du mir bald ſchreiben. — Charlotte ſage, daß ich ihr zu ihrer heiteren Laune, von der Du ſchriebſt, von Herzen Glück wünſche. Auf ihren Brief antworte ich nächſtens. Laßt Euch ja durch kleinſtädtiſches Geſchwätz nicht im Genuß Eurer Freuden ſtören. Daß Ihr aus Eurem Verhältniß kein Geheimniß macht, iſt der ſicherſte Weg, die Läſterung zu entwaffnen. Welcher Herr v. Kalb will denn eine Carriere am zweibrückſchen Hofe machen? Der Gemahl der Charlotte oder der andere? Wie ſteht's denn mit dem Proceſſe? Das wäre beſſer, als jede Hof-Carriere. — — Ob Du durch eine ſo kurze Zuſammenkunft mit dem Herzog viel gewonnen haben würdeſt, zweifle ich faſt. Beſſer iſt's, dächte ich, Du wirſt durch vortheilhafte Gerüchte von Weimar aus bei ihm angekündigt. Die Herzogin, der Du präſentirt worden biſt, iſt doch die ver-

Seite, im Voraus ſchon, in leiſen Andeutungen, unſerm heutigen Feſte gemacht worden, und die nur um ſo lauter und rückhaltloſer demſelben nachhinken werden.

Man hat bereits die Schiller-Feier angeklagt, daß ſie in ihrem innerſten Kern eigentlich nur den „Cultus des Genius" bezwecke. — Wäre dem wirklich ſo, bedeutete unſer Feſt nur dies und nichts als dies, ſo dürfte wahrlich ein Volk in ſeiner begeiſterten Ehrfurcht vor dem, was vom ſterblichen Menſchen unſterblich der Welt bleibt, vor den Schöpfungen des Genies, ſich weit mehr ehren als ſchänden. Denn mehr als in dem unverſtandenen, myſtiſchen Symbole einer unbeugſamen Prieſterſatzung, offenbart ſich die Gottheit dem Menſchengeſchlechte in der ſchöpferiſchen Urkraft eines Genies, das nicht am Zeitlichen haftet. Ja, wer, um glauben zu können, noch des „Glaubens liebſten Kindes", des Wunders bedarf, der mag in den Wirkungen eines unſterblichen Menſchengeiſtes, die leuchtend fortdauern, nachdem der Träger deſſelben bereits in Aſchenatome zerſtoben, das Wunder vom Dornbuſch ſchauen und verehren, der in Flammen ſteht und doch nicht verbrennt. Mag immerhin die Menge in den Thaten eines hervorragenden Menſchengeiſtes auch deſſen Irrthümer gläubig mit verehren, wie ſollte nicht ein Gott mild und verſöhnt auf die Sterblichen blicken, die, in dem ehrlichen Ringen nach Wahrheit, zu finden vermeinen, was allein für einen Gott gemacht iſt? Und, laſſen Sie mich fragen, wer ſind denn die, welche die Ehrfurcht vor dem menſchlichen Genius als ein gotteslästerliches Verbrechen zu brandmarken ſich vermeſſen? — Nun denn, es ſind Dieſelben, die kein ſtrafendes Wort dafür haben, wenn ein widerlicher Knechtesſinn ſich anbetend vor den Stufen der Throne windet; die auch einen Nero und Caligula „von Gottes Gnaden" rufen würden, wenn ein genealogiſcher Zufall ſie der Gegenwart als Geißel beſchieden hätte; die Jedem mit Palmen und „Hoſiannah!" entgegen ziehen, der als Zeugniß ſeiner göttlichen Sendung auf

Erden nichts aufzuweisen vermag als den Purpur, in dem er geboren werden und die Attribute der Gewalt. Und wie Viele, die in eifernder Scheelsucht, den Cultus des Genius einen Götzendienst schelten, finden wir in dem Reigen jener niedrigsten aller Götzendiener, die das goldne Kalb umtanzen?

Aber es ist nicht das Genie Schiller's und nur dies, dem das deutsche Volk heute zujubelt. Denn zu hoch in kalter, luftiger Höhe, von wenigen Bevorzugten verstanden und bewundert, thront das Genie über dem Alltagstreiben der Menschheit; über dem, was in Sorge, Leid und Lust jene gewaltige Masse bewegt, welche die Weltgeschichte „die Welt" nennt, als daß es von der Liebe und der Dankbarkeit eines Volkes erreicht werden könnte.

Und war denn Friedrich Schiller überhaupt das größte Dichtergenie — um nur von diesem zu sprechen — aller Völker und aller Zeiten? — Ja, war er auch nur der größte Dichter seines Volkes? —

Wahrlich, wir würden uns nicht schwerer an dem Andenken unsers Schiller, dem die Wahrheit das höchste und heiligste Ziel war, versündigen können, als wenn wir von unserer Liebe zu ihm und der festlichen Stimmung dieses Tages uns hinreißen ließen, diese Frage mit einem zuversichtlichen „Ja!" zu beantworten. Wir brauchen bloß drei Dichternamen zu nennen: Homer, Dante und Shakespeare — Namen, an denen Jahrhunderte, ja Jahrtausende das Merkzeichen der Unsterblichkeit nicht zu verwischen vermochten, um unsern Enthusiasmus für Friedrich Schiller vor solch unbescheidener Uebertreibung zu wahren.

Und sollen wir heute undankbar Wolfgang Göthe's vergessen, der neben Schiller, ein ebenbürtiger Zeitgenosse, geistesverbrüdert dasteht; dessen „Faust"-Dichtung in ihrer kühnen Gedankentiefe unvergleichlich bleiben wird in der Geschichte unserer deutschen Literatur, ja, wir dürfen sagen, der Weltliteratur? —

Nein, nicht das Genie des Geistes war es, wodurch

Friedrich Schiller der unſterbliche Lieblingsdichter ſeines Volkes wurde, es war das **Genie ſeines Herzens!** —

Schiller ſpielte nicht titanenhaft mit den Blitzen, die er den Händen des Olympiers entwunden; einem Prometheus gleich in hingebender Liebe an die Menſchheit, trug er das wohlthätige, himmliſche Feuer ſeinem verkümmerten Volke zu, daß es, zu neuem Leben geweckt, an hell und warm aufleuchtenden Gedanken ſich und ſeinen Werth erkenne.

Niemals hat ein Dichter ſein Vaterland reicher beſchenkt. Er pochte nicht an die Pforten der Paläſte, um für ſich und ſein Lied Einlaß zu begehren. Am Heerde des Bürgerhauſes ließ er ſich nieder, mit goldnem Sangeswort die Herzen über die Schranken eines einförmigen Herkommens, über den Druck kleinlicher Lebensſorgen emporhebend. Aber weil er nur Menſchen und Bürger kannte, weigerte er ſein Lied auch nicht den Fürſten, die es nicht verſchmähten, Menſchen und Bürger zu ſein. Mit vollen Händen theilte ſeine Muſe, das wunderbare Mädchen aus der Fremde, Jedem eine ſchöne Gabe aus. Der Knabe horchte den abenteuerlichen Balladen, die in klingenden Rhythmen ſich ſeiner Einbildungskraft bemächtigten. Die Jungfrau lernte ihr eigenes Herz, ihr ſtilles Lieben und Leiden, erſt an dem Dichter verſtehen; in dem Jünglinge weckte er die edle Schwärmerei für kühne Lebensideale und jenen ſchönen Trotz der Ehre, der das Gemeine und Kleinliche entrüſtet von ſich weiſt. Dem gereiften Manne ſtellte er alle Tugenden unbeirrter Mannhaftigkeit in leuchtenden Muſtern vor die Augen, und vom Manne und Jüngling forderte er Achtung für die Ehre der Frauen, damit Anmuth und edle Weiblichkeit das Haus walte, und auch auf dem lärmenden Markt des Lebens nicht die maßvolle Sitte vergeſſen werde, zu deren Hüterin die Natur das Weib beſtimmt. Auf den Schwingen ſeines begeiſterten Liedes hob er die Freude empor zum Sternenzelt; er verklärte mitfühlend den Schmerz durch die Weihe des Wortes.

Es giebt kaum eine Lebenslage, für die er nicht einen passenden Kernspruch geboten; kaum ein Gefühl, das sich nicht in Worte Schillers kleiden ließe. So ist er unser Dichter am häuslichen Heerde geworden; so bilden seine Werke im wahren Sinne des Wortes „das Familienbuch" des deutschen Bürgerhauses; so schlägt sein Herz unsterblich an dem Herzen des Volkes!

Das war er Jedem — aber dem Vaterlande war er mehr. Er gab ihm Bürger! Erst an seinem Schiller wurde sich das deutsche Volk seiner geschichtlichen und sittlichen Gemeinsamkeit, seiner berechtigten Kraft, des Vaterlandes bewußt! Wir dürfen den Dichter, der mit unbeugsamen, begeistertem Mannesmuthe seinem Volke den Weg zur Freiheit gezeigt, nennen, wie jenseits des Oceans sein edler Zeitgenosse, Georg Washington, genannt wurde, den ersten Bürger seines Vaterlandes! —

Freilich, wer den Begriff männlichen Muthes und männlicher Thatkraft an ein blitzendes Schwert und die Gefahren knüpft, wie sie der Krieger, „der die Blase Ruhm in der Kanonen Mündung sucht", auf dem Schlachtfelde erntet, dürfte darüber lächeln, wenn man von dem Heldenmuthe eines Dichters spricht, der nicht, wie Aeschylos bei Marathon gekämpft oder wie Cervantes in der Schlacht bei Lepante einen Arm verloren hat. Das Bild eines Poeten, der mit überwachtem, abgehärmten Antlitze vor seinem Dintenfasse sitzt und Verse schreibt, ist allerdings nicht im Stande, den Eindruck des ritterlichen Heroismus zu machen.

Aber es gibt Zeiten, in denen auch der Tapferste davor zurückschreckt, den erzürnten Geist der Wahrheit bei seinem ureignen Namen, in eine Welt heraufzubeschwören, in welcher mit der Despotie die Lüge herrscht und die feige Rücksicht. Denn fast immer noch hat der unverhüllte Geist der Wahrheit den vernichtet, der mit mächtiger Beschwörungsformel ihn zu erscheinen gezwungen. Die Märtyrergeschichte aller Apostel der Wahrheit gibt deß Zeugniß. Schiller fand in seinem Vaterlande solche harte Zeiten,

aber er that wozu ſein Herz ihn trieb, was Millionen nicht wagten, wozu ſelbſt den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen der Muth fehlte; er rief die Wahrheit bei ihrem Namen, und ſie kam, und mit ihr kämpfte, mit ihr ſiegte er! Der arme Poet, deſſen von keinem heraldiſchen Helme gekrönter Stammbaum, ſeine Zweige um eine Reihe ehrſamer Bäckerfamilien ſchlingt; der vom Regimente Augé deſertirte Regimentsmedicus Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, Er forderte die Fürſten und Mächtigen vor ſein Tribunal, daß ſie ſeine Anklage vernähmen und gerichtet würden aus dem Munde ihres eignen geſchändeten und mißhandelten Volkes. Dieſes Tribunal war die deutſche Schaubühne, auf der wir die Heldenlaufbahn Friedrich Schiller's verfolgen müſſen. Niemals bis dahin haben die Bretter ſo ſehr die Welt bedeutet, und mehr als die Welt, die Weltgeſchichte, das Weltgericht!

Keiner von Schiller's Zeitgenoſſen aus der Sturm- und Drangperiode der Literatur, Keiner ſeiner unmittelbaren Vorgänger, auch der Freimüthigſte und Kühnſte unter ihnen nicht, ein Gotthold Ephraim Leſſing, hat es gewagt, wie er es gethan, der Zeit auf der Bühne einen Spiegel vorzuhalten und die böſen Gewiſſen erbeben zu machen, daß ſie, gleich jenen Mördern in Schillers Ballade „Die Kraniche des Ibycus", von dem über die Bühne hinrauſchenden ſchauerlichen Flügelſchlag der Eumeniden berührt, die tief in ihrem Innern geborgene Miſſethat verriethen. In „Emilia Galetti" hat Leſſing mit ſeiner Geißel auf die Zügelloſigkeit der damaligen deutſchen Höfe hingedeutet, aber ſie nicht damit gezüchtiget. Er verlegte vorſichtig den Schauplatz ſeines Dramas nach Italien; nach einem unbekannten Deſalo; und die Fabel ſeines Stückes wie die Charaktere trugen ein zu fremdartiges Gepräge, um das Volk tiefer zu ergreifen, als die Fiction des Dichters und die Kunſt der Darſteller es vermochten. Eben ſo war ſein „Nathan" weniger ein Drama, das mit überwältigendem Pathos die Zuſchauer erfaßte, als eine milde, mit didak-

tiſcher Klarheit vorgetragene dramatiſirte Parabel, welche religiöſe Duldung von Allen forderte, die eines freien philoſophiſchen Gedankens fähig waren. Die unſterblichen Verdienſte jener Leſſing'ſchen Dichtung knüpfen ſich nicht an die Geſchichte unſerer Bühne. Wie anders Schiller! — Gleich in ſeinem erſten Stücke „Die Räuber", in dem noch ſeine ganze, an Shakeſpeare erhitzte Jugendkraft gährt, griff er tief in die ſociale Zerriſſenheit der bürgerlichen Geſellſchaft hinein, um die Krankheit derſelben, nach Hippokrates, mit Eiſen und Feuer zu heilen. Ein ungebändigter, alle Formen ſprengender Freiheitsſinn raſ't durch dieſe Dichtung. Aber je mehr das Volk geknechtet war, um ſo begeiſterter jubelte es jener Dichtung zu, die, wie ein dahin brauſender Sturm, den von Miasmen erfüllten Dunſtkreis reinigte, der drückend auf dem Vaterlande lag. Der richtige Inſtinct des Volkes begrüßte in dem Dichter der „Räuber" ſeinen Dichter, und er iſt es ihm geblieben! —

Und in welchem andern Charakter ſeines „republikaniſchen Trauerſpiels" Fiesko hört man lauter das freie Herz des Dichters pochen, als in dem des ſtarren Republikaners Verrina? —

Am unumwundenſten jedoch hat Schiller in dem „bürgerlichen Trauerſpiele", „Kabale und Liebe", die ſchmachvollen Zuſtände ſeiner Zeit an das Licht der Bühnenlampen gezogen. Die Thränen, die heute noch dem Geſchick der unglücklichen Muſikantentochter Louiſe Miller fließen, ſind mehr als ein Tribut, den die poetiſche Wahrheit von dem erſchütterten Zuſchauer fordert; ſie gelten dem Stück Paſſionsgeſchichte aus dem Leben des deutſchen Volkes! Jeder fühlt's an ſich, als hätt' er's mitgelebt! — Und wie bewunderungswürdig zeigt ſich Schiller's edle Unerſchrockenheit, der jede feige Rückſicht verachtende Zorn des Dichters, in jener Scene, in welcher der alte Kammerdiener, im Auftrage Sr. Durchlaucht, der fürſtlichen Maitreſſe den mit ſiebentauſend Landeskindern bezahlten Brillantſchmuck über-

reicht: „Edelsteine, wie dieſe da“ (ſagt er weinend, mit ſchrecklicher Stimme, an allen Gliedern zitternd) — ich habe auch ein Paar Söhne darunter!“ — Wie viele Fäuſte mögen ſich damals, bei dieſer Stelle, nach Heſſen hin geballt haben, wo jener gekrönte Seelenverkäufer, der „Landesvater von Gottes Gnaden“, regierte, der die Knochen und das Blut ſeiner Landeskinder wie Schlachtvieh nach Amerika verſchachert hatte! Wie viele Flüche mögen damals auf den Lippen der erſchütterten Zuſchauer gebebt haben! Eine ſolche einzige Stelle, die einem entwürdigten Volke die lang verlernte Röthe der Scham und des Zorns ins Angeſicht treibt, bleibt nicht unfruchtbar für die Geſchichte! Dieſe Scene allein iſt eine Heldenthat des Dichters, die ſich mit der glorreichſten kriegeriſchen meſſen darf! — In Don Carlos ſchreitet die Begeiſterung des Dichters für freie Menſchen- und Bürgerwürde mit dem Pathos des ſchwungvollen Gedankens im maßvollen Kothurnſchritt über die Bühne.

Das ſchwärmeriſche Ideal eines ſpäten Jahrhunderts, das von einem Philipp II. von Spanien einen Menſchen fordert, findet einen — Großinquiſitor. Aber in dem edlen Märtyrerthum verklärt ſich ſiegend der Gedanke der Freiheit; während die finſtere Majeſtät des katholiſchen Königs, aus der Ruhe des Escurial heraufbeſchworen, wie ein irrer Schatten durch die Dichtung wandelt.

Wie friſch weht uns dagegen der Odem der Freiheit aus Schiller's „Wilhelm Tell“ an! Und wenn das Herz unſeres Volkes noch ſo gedrückt war, es geſundete für ein paar Stunden in der reinen Alpenluft dieſer wunderbaren Dichtung, aus der uns ein mannesfreies Leben und Weben fröhlich entgegen rauſcht, gleich den entfeſſelten Bergwäſſern, die von den Gletſcherhöhen thalwärts eilen, um tief unten dürſtende Menſchen und Fluren zu erquicken. Selbſt die Bewohner der weit geſtreckten Ebenen unſeres Vaterlandes, wurden bei den Tönen des Alphorns, wie's

mächtig durch jenes Drama klingt, von Sehnsucht ergriffen nach dem Lande der Freiheit. Im Tell schwört sich das ganze deutsche Volk den Rütli-Eid.

Jedes dieser Dramen ist ein glorreicher Heldenzug, den Friedrich Schiller für die Freiheit seines Volkes unternahm; mit Recht wird er daher von einem rühmlich bekannten Schriftsteller der Gegenwart „Friedrich der Große von Schwaben" genannt. —

Aber auch in seinen übrigen Dramen, wie in den lyrischen Dichtungen offenbart sich dieser freie Drang des Dichters. Jeder Stoff, den er berührt, wird ihm unter den Händen frei. Er mißt die Dinge nicht nach dem beengenden Maß, welches eine angelebte Gewohnheit, ein vererbtes Gesetzbuch, und religiöse Anschauungen an sie legen. Jeder Stoff, der sich dem Gesetze des künstlerisch Schönen zu unterwerfen vermochte, war für ihn ideal berechtigt. In der griechischen Mythe wie der katholischen Wunderlegende ehrt er die Menschheit, die einst in heiterer Hingebung an jene geglaubt, für diese gelitten; er löst die in der Geschichte gebundenen historischen Charaktere frei auf, und gibt ihnen eine poetisch berechtigte Individualität, wie z. B. in der Wallenstein-Trilogie.

Und wo lediglich seine Phantasie die Gebilde schöpferisch aus dem Nichts hervorgerufen, hat er ihnen, frei wie ein Gott, auch die Seele gegeben. Ein solcher schöpferisch freier Willensakt spricht sich in der Verschmelzung der antiken Anschauung und Form mit dem romantisch katholischen Elemente aus, wie solches in der „Braut von Messina" vorkommt. —

Die Freiheit — bei ihm gleichbedeutend mit allem was edel und schön ist — war seine Muse, und ihr ist er treu geblieben bis zu seinem letzten Athemzuge. Der springende Löwe mit der Unterschrift „In Tyrannos", welchen die Titelvignette der ersten Ausgabe der „Räuber" zeigt, hat niemals aufgehört

ſein Wahrzeichen und Wahlſpruch zu ſein. Nur daß der wilde formloſe Freiheitstrotz ſeiner erſten Productionen ſich mit der Zeit zum maßvoll Schönen abklärte.

Er kannte keine jener feigen Rückſichten, denen ſich ſo viele aufſtrebende Genies, lebensklug ihrer Jugendideale ſpottend, nur zu willig unterwerfen, wenn ſie zu einer ſogenannten „Stellung" gelangen. Der Einfluß des Hofes, an dem er lebte — und jeder Hof, ſelbſt der kleinſte, ſelbſt der eines freiſinnigen Karl Auguſt, bildet ſeine Höflinge — hatte über ihn keine Gewalt. Ich rufe Ihnen in's Gedächtniß, daß der zum Friedrich von Schiller geadelte Profeſſor an der Univerſität Jena ſeinen Schwanengeſang, „Wilhelm Tell" in dieſer Eigenſchaft dichtete, und daß es ihm ſicher nicht um die Gunſt der deutſchen Fürſten zu thun war, als er jene herrliche Stelle niederſchrieb, die ſeitdem der Wahlſpruch jedes unterdrückten deutſchen Volksſtammes geworden:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ewigen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt." —

Friedrich Schiller blieb ewig jung, wie ſein begeiſterter Freiheitsmuth. Feiert doch Göthe dieſe unſterbliche Dichterjugend, dieſen edlen Muth, mit jenen herrlichen Worten, die in keinem Munde bedeutungsvoller klangen als eben in Göthe's:

„Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt;
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt."

Und an ſeinem Schiller wurde auch das deutſche Volk jugendfriſch und jugendmuthig. Es fühlte ſich von des Dichters Sprache wie von einem Zauber angehaucht. Dieſer Sprache, in der ſich nur Hohes und Edles ſagen läßt, und die das Gemeine fern

hält. Es liebte die sittlichen Menschenideale, die der Dichter geschaffen, die nicht wie ein nebelndes Traumgebild, wie eine scheue Dichterlüge der Sehnsucht spotten. Denn fest im Leben fußen diese Ideale, nur daß sie, wie erhabene Götterbildsäulen, hoch das Alltägliche überragen. Das deutsche Volk ist mit Thekla und Max, und Marquis Posa und den andern edlen Schöpfungen Schillerscher Dramen gewissermaßen aufgewachsen; es glaubt an sie. Das Ideal, mit welchem der Dichter sich selbst ringend darstellt, ist eben ein Dichterideal, die unerreichbare Verwirklichung der metaphysischen und abstracten Schönheit und Wahrheit; das Ideal, das als Wolke in der glühenden Umarmung des Dichters verfliegt. — Selbst jener weltbürgerliche Zug, der durch die Seele des deutschen Volkes geht, ist der Seelenzug seines Dichters, der fern von der dumpfen Beschränktheit des Pfahlbürgerthums, in seinem Vaterlande die Freiheit, und in der Freiheit die ganze Menschheit suchte! Es ist als hätte das deutsche Volk im Schiller sich selbst, seine eigne Seele erkannt. Denn oft geht ein Volk mißverstanden und sich mißverstehend durch die Welt und Weltgeschichte, bis ein Dichter dessen innerstes Wesen, wie ein schlummerndes Räthsel, in's wache Dasein auflöst.

Die Engländer, die durch die Thatkraft ihrer historischen Bewegung schon früh in ein, seiner selbstbewußtes, geschichtliches Leben getreten sind, konnten eines solchen Dichters entrathen; und doch liegt erst im Shakespeare die Seele des englischen Volkes offen. Das deutsche Volk der Neuzeit fängt sein bewußtes Dasein in der Geschichte erst mit Schiller an.

Fassen wir Alles das in ein Wort zusammen: **An dem Tage, an welchem das deutsche Volk ganz seines Friedrich Schiller würdig ist, wird es sein Haupt am stolzesten erheben dürfen unter den Nationen der Erde!**

Und müssen wir heute noch erröthen, wenn wir in liebender Bewunderung unseres Schiller gedenken, so ist es wahrlich

wittwete? — Mehr Pünktlichkeit im hiſtoriſchen Styl, wenn ich bitten darf!

Die Huldigung des Herrn Vulpius hat uns viel Spaß gemacht; er iſt mir dem Namen nach als Verfaſſer ſchlechter Schauſpiele und Romane bekannt.

Vor ein Paar Tagen war der alte Wagner bei uns und kündigte Bertuch an, der von Carlsbad nächſtens hierherreiſen und den der Finanzrath — man denke! — bei uns einführen wird; alſo darfſt Du Dir nicht zu viel einbilden. Wir kriegen auch eine weimarſche Rarität zu ſehen, und keine unbedeutende — einen Geſchmacks-Minos. Er ſoll wegen des Architekten Schurig hierherkommen.

Weimar, 8. Auguſt 1787.

Aus der Phyſiognomie meiner Briefe kannſt Du beſſer als aus den umſtändlichſten Zergliederungen meiner ſelbſt auf die jetzige Lage meines Geiſtes und Herzens ſchließen. So lange Du ſie nur hiſtoriſch und im Geſchmack der Memoires findeſt, urtheile keck, daß ich mich ſelbſt noch nicht genieße, daß ich hier noch nicht zu Hauſe bin. Bin ich erſt wieder mein eigen, ſo haſt auch Du mich wieder ganz.

Deinen Brief vom 2. Auguſt habe ich erhalten, er verſetzte mich wieder ganz zu Euch, und das war meine wohlthätigſte Empfindung ſeit langer Zeit. Es giebt für mich kein gewiſſeres und kein höheres Glück in der

nicht darüber, daß unsere Liebe und Bewunderung von frömmelnder Scheelsucht als „Cultus des Genius“ gescholten wird.

Noch ein anderer Vorwurf ist bereits laut und leise unserm Feste gemacht worden. Man hat behauptet, daß das deutsche Volk damit noch einen politischen Zweck verfolge. Weisen wir diesen Vorwurf nicht von uns ab. Gewiß, wir gestehen Alle zu, daß das Andenken Friedrich Schiller's solcher Verherrlichung nicht bedarf. In jedem Bande von Schillers Werken, der sich auf das Bücherbrett des ärmlichsten Hauses verirrt hat, auf der Gallerie des schlechtesten Theaters, wo vielleicht ein Mann aus dem Proletariat, erschüttert von der Katastrophe einer Schillerschen Tragödie, sein eignes Leiden vergißt, ist Schillers Unsterblichkeit herrlicher begründet, als alle, unter dem Eindrucke des heutigen Tages votirte eherne Standbilder es vermöchten. Aber in dem besagten Nebengedanken unsres Festes, wird nicht bloß der Dichter hoch geehrt, es ehrt sich damit das deutsche Volk selbst. Denn dieser verdächtige Gedanke ist der der Eintracht, der Versöhnung! Im Aufblick zu jenem Sterne, der vor einem Jahrhundert Glück verheißend der Geburt Friedrich Schiller's geleuchtet, finden sich heute Millionen Herzen von einem zündenden Strahle der Liebe getroffen. Das bisher zerrissene und zerklüftete deutsche Volk steht heute, wie's noch niemals dagestanden, in einer Umarmung, Herz an Herz, ein einig Volk von Brüdern.

Und so gemahnt uns denn Friedrich Schiller — um mit einem Bilde zu schließen, das wir seinen Dichtungen entnehmen und das Ihnen, nach dieser Rede, als Tongemälde vorgeführt werden wird — an den würdigen Meister unter dessen frommen ernsten Sprüchen der kunstreiche Glockenguß so wohl gelungen ist. Schillers Dichtergeist hat wie eine gewaltige Glocke, „Die Nachbarin des Donners“, mehr als ein halbes Jahrhundert lang dem Geschicke unsres Volkes die weit über das Vaterland hintönende eherne Zunge geliehen. Vivos voco, mortuos

plango, fulgura frango! Aber erſt heute erhält ſie, unter dem Jubelrufe von Millionen, die freudige Taufe: „Concordia ſoll ihr Name ſein!“

„Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine,
Verſammle ſie die liebende Gemeinde!“

Und ſo mag der helle fröhliche Ton, der heute durch unſer Feſt klingt, nicht zu Schanden werden, wenn die Begeiſterung ebbend in dem Leben des All-Tages aufgeht. Möge der Jubelruf, der heute aus Millionen Herzen und Kehlen den Dichter hochleben läßt, noch in ſpäten Geſchlechtern, die das Säcularfeſt nach uns begehen, ſein treues Echo finden!

Laſſen wir den Todten leben, den unſterblichen Todten, der „unſer war“, der uns geblieben iſt, der dem deutſchen Vaterlande bleiben wird.

Ich erſuche Sie, geehrte Zuhörer, ſich zu erheben und den Manen Friedrich Schiller's aus Ihrem vollſten Herzen heraus ein donnerndes „Lebehoch!“ zu bringen.

Friedrich Schiller lebe hoch!

Kiel.

Feſtrede,

gehalten am 10. November 1859 in der Akademiſchen Aula von P. M. Forchhammer.

Hochanſehnliche Hochzuehrende Verſammlung!

Ein großer Dichter unſeres Jahrhunderts, dann Redner, dann Staatsmann, dann Bettler, ſprach im Jahre 1848 vom Balcon des Stadthauſes zu Paris zu dem verſammelten Volk:

jede große Umwälzung müſſe eine große Wahrheit zur Geltung bringen. Man ſah in jenen Tagen an und über den Pforten der Paläſte, der öffentlichen Gebäude, ſelbſt der Krankenhäuſer und der Morgue die Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Unter denen, welche ſie ſchrieben und laſen, waren manche ehrliche Menſchen, welche an die plötzliche Verwirklichung eines Ideals glaubten. Doch die ſchönen Worte waren mit Kreide geſchrieben und bald verwiſcht. Niemand hat ſie ſpäter in Stein gegraben oder in Erz gegoſſen. — Vielleicht hätte jener Redner beſſer geſagt und weniger gewagt, wenn er geſprochen: nicht eine große Wahrheit, ſondern die Wahrheit ſolle zur Geltung kommen, zumal in einer Welt reich an Schein und Lüge. Es wäre das ein Gewinn: mit der Freiheit mehr Wahrheit und Erlaubniß wahr zu ſein.

Schiller's erſte Jugend fiel in eine ähnliche Zeit, nur war die Bewegung, das Vorwärtsſchreiten und das Umſchlagen langſamer. Als er ſein erſtes Schauſpiel dichtete, hatten ſchon die Nordamerikaniſchen Staaten ſich unabhängig erklärt, in Frankreich traten die Parlamente immer kühner auf, in Preußen herrſchte Friedrich der Große, in Oeſterreich Joſeph II.

Die naive Freude an der wachſenden Freiheit, die ſich der menſchlichen Geſellſchaft ankündigte, ging durch alle Stände. Hoch und gering ſah mit Wohlgefallen auf den Widerſtand gegen Willkür, Bevormundung und ſchlechtes Regiment, diesſeits und jenſeits der Meere, und der Beſuch des ſchlichten Bürgers Franklin in Paris war ein Europäiſches Ereigniß. Es konnte einer bekennen, daß er im Herzen Republikaner ſei, und es auch wirklich ſein, und doch ein treuer Diener und Vertheidiger ſeines Landesherrn, wie wir ja einen König kennen, der es als das höchſte Glück geprieſen, in einer Republik wie Athen zu leben.

Es war eine Zeit nicht nur großer Begebenheiten, ſondern auch großer Männer. Die Würde des freien Gedankens und

des Gedankens an die Freiheit verschmähte den Schein; denn die Freiheit erschien plötzlich der überraschten Welt als unendlicher Blüthe entgegenstrebend, noch jene Eine Wahrheit, jene Eine Tugend einer glückseligen Menschheit wie in der Knospe in sich schließend, welche Schiller schon in den Räubern durch jene Erscheinung „anzusehen wie die Sternennacht" verkünden läßt. Die Lebenden hatten noch nicht die Erfahrungen gemacht, welche in späteren Gedichten so ergreifend und leider so wahr geschildert sind.

So konnte es geschehen, daß Schiller's Gedichte und Tragödien, die überall Freiheit athmend weder der Fürsten noch der Unterthanen schonten, dem Schlechten zum Trotz und dem Guten zur Ehre, an den Höfen nicht minder als in der übrigen gebildeten Welt mit lautem Beifall und stiller Verehrung begrüßt wurden. Ja, es wird uns berichtet, daß der Don Carlos besonders günstig in der Hofwelt aufgenommen wurde, obgleich er der Unterordnung der Freiheit und Wahrheit unter die politische Convenienz und Beschränktheit das schärfste Verdammungsurtheil spricht und der sittliche Heroismus in denen erscheint, welche gegen den Fürsten, den Hof und die Regierung den freien Menschen vertreten. Bei der ersten Vorlesung des Don Carlos am Darmstädter Hofe war der Herzog von Weimar zugegen, der Anfang einer Bekanntschaft, deren spätere Bedeutung Carl August wohl voraussah.

Nach Vollendung des Don Carlos, dem der Fiesco und Kabale und Liebe vorausgegangen waren, trat bekanntlich eine längere Unterbrechung seines poetischen Schaffens ein. In Weimar, dann als Professor der Geschichte in Jena hatte er sich mit historischen und philosophischen Studien eifrigst beschäftigt. Ich brauche nicht an die denkwürdigen Erzeugnisse dieser Studien zu erinnern, die zugleich mit seinen Tragödien im engsten Zusammenhang stehen: der Abfall der Niederlande mit Don Carlos, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges mit Wallenstein, die Briefe

über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen und viele der kleineren philoſophiſchen Abhandlungen mit ſeiner Idee nicht nur vom Menſchen wie er ſein ſoll, ſondern von der menſchlichen Geſellſchaft, vom Staat, wie er ſein ſoll; und dadurch wiederum unmittelbar mit ſeinen lyriſchen und tragiſchen Dichtungen. Denn allen dieſen Dichtungen bildet der Staat und der Menſch wie er ſein ſoll die Grundlage, der Menſch — und bei dieſem Einen Mann kann man ſagen Schiller ſelber, denn er war, wie er ſein ſollte, von allem, was er darſtellte, das Beſte. Und weil er das war, weil er als ſolcher aus und durch alle ſeine Gedichte hervorleuchtete, deshalb haben nicht blos ſeine Gedichte, deshalb hat nicht blos der Dichter, deshalb hat er als Menſch die Herzen der Deutſchen, ja, ſo weit ſein Name reicht, die Herzen der Welt gewonnen, und deshalb brachte uns jeder neue Tag neue Nachricht von nah und fern, von den entlegenſten Gegenden des Erdballs über Vorbereitungen zu der heutigen Feier, eines Feſtes, wie es auf dieſem Erdenrund noch nie gefeiert wurde. Die Deutſche leben, ertönt ſein Lob — ſelbſt wo die Furcht die öffentliche Feier zurückdrängt, dennoch im Stillen. Welche herrliche Antwort auf eine Aeußerung Schillers in Anlaß von einem Geſchenk und Briefen von vier ganz fremden Perſonen: ob vielleicht in hundert Jahren man ſein Andenken ſegnen werde.

Wenn in ihm der Dichter, der Geſchichtſchreiber, der Philoſoph und der Menſch immer nur Einer war, ſo war dieſer Eine auch ganz. Von ihm kann nicht geſagt werden

„Ein jeder heißt ein All zu ſein,
Und jeder iſt im Grunde nichts."

Heute zeigt ſich's. Heute findet jeder ſein Beſtes in ihm. — Nur die Kinder, die Kinder im Wiſſen und die Abgeſtorbenen feiern ihn nicht, jene aus Unkunde, dieſe aus Kunde: ſie ſind die geiſtig Unfreien, denen der Heros der geiſtigen Freiheit Gefahr droht. Aber damals und heute, wo ſich irgend Geiſt zeigte, bei

Fürſten, Adel, Bürger und Bauer — wo ſich irgend Geiſt zeigte, da war es jener ſittliche Heroismus der geiſtigen Freiheit, welcher ihm das Beſte, was zu gewinnen war, die Liebe Aller gewann, die Liebe aller Guten, heißt es in dem Brief eines Fürſten an ihn.

Mit eben ſo großer Wahrheit als Feinheit läßt er im Don Carlos von jenem ethiſchen Heroismus, der von dem Dichter auf den Marquis Poſa übergegangen iſt, den König Philipp ſelber ergriffen werden, daß er ausruft: „bei Gott, er greift in meine Seele.“ Der König, zwar mit Widerſtreben, aber nach einem mächtigen Zuge ſeines Herzens muß den anhören, der ihn verſchmäht hat, der ihm in's Angeſicht geſagt „ich kann nicht Fürſtendiener ſein;“ und Poſa ſcheidet mit der Hoffnung, der Fürſt werde ein Diener der Freiheit ſein. So weit war Poſa Schiller. Aber von jetzt an nicht mehr. Poſa braucht das unerwartete Vertrauen ſeines Fürſten nicht in dem Sinn, in dem es gegeben war. Er täuſcht — er in beſter Abſicht — den Vater und den Sohn Der Held der Freiheit wurde unwahr! und ging mit ſeinem Hoffen zu Grunde. — Was wäre aus unſerem Dichter geworden, hätte er gemeint mit Unwahrheit für die Freiheit kämpfen zu können. Sein ſittlicher Heroismus im Dienſt der Freiheit hätte können ihn zum Achill machen, aber nicht zum Odyſſeus.

Wir haben mit jenem Wort am einfachſten und ſicherſten den Kern ſeines Weſens bezeichnet, aus dem ſeine ganze Entwicklung, ſein ganzes Denken, Dichten und Trachten ſich erklärt; aus dem, wenn wir ſeine Freiheit recht kennen, ſich erklärt, warum er ſtets ſich gleich geblieben — denn die irren, die anders ſagen und warum die, welche ihn erkannt, gegen ihn immer gleich geblieben.

Was war denn ihm Freiheit? Er hat es ſelber mit kurzen Worten geſagt: es iſt die Freiheit, welche das Geſetz aufhebt, weil ſie ſelber das höchſte Geſetz iſt, und zugleich höchſte innere

Nothwendigkeit, es iſt die Freiheit, welche das Individuum von aller Beſchränktheit, aller Schwäche, die des Geſetzes bedurfte, befreit, und ſo ihn zur Gattung ſeines Geſchlechts ſteigert, zu jenem vollkommenen, den Ariſtoteles fordert, der die Tugenden des Herzens und des Geiſtes alſo in ſich vereinigt, daß zwiſchen dem Menſchen und dem Staatsbürger kein Widerſpruch, kein Unterſchied iſt. Oder um mit Schiller ſelbſt höher hinauf zu ſehen: es iſt dieſelbe Freiheit, die er im Chriſtenthum findet, indem er in einem Brief an Göthe ſchreibt, was das Chriſtenthum von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheide, ſei die Aufhebung des Geſetzes, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. In dem freien Menſchen Schillers liegen in der That alle Tugenden ſchon enthalten; was er denkt, was er ſchafft, was er empfindet, alles iſt nur der Ausfluß jener von aller Disharmonie unberührten Freiheit. Alles faſſen dieſe ſeine Worte zuſammen:

„Wenn der Menſch ſich ſelbſt zurückgegeben
zu ſeines Werth's Gefühl erwacht, dann gedeihen
der Freiheit erhabene ſtolze Tugenden" —

Doch die Freiheit allein erſchöpft nicht jenen reinen idealen Menſchen, den, wie er ſagt, nach Anlage und Beſtimmung jeder individuelle Menſch in ſich trägt. Sondern er fügt hinzu: mit dieſes idealen Menſchen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechſelungen übereinzuſtimmen, iſt die große Aufgabe ſeines Lebens. Wie der Menſch, geſchaffen zur Geſellſchaft mit Menſchen, in die Welt geſetzt iſt, ſo ſoll auch ſeine Freiheit, deren die erhabenen ſtolzen Tugenden ſind, in die Welt hinaustreten, er ſoll wahr ſein, der ideale Menſch ſoll in dem individuellen Menſchen erſcheinen; und wie die Unwahrheit und das Verſchweigen des freien Menſchen in ihm ihn mit dem Gefühl des Unwerthes niederdrückt, ſo wird er „zu ſeines Werthe Gefühl erwacht" nicht anders können, als wahr ſein, den reinen idealen Menſchen in

ſich heraustreten laſſen: was in ihm wahr iſt, in dem ſoll auch er wahr ſein.

Aber dieſen reinen idealen Menſchen in ſich zu erkennen und er zu ſein, ſcheine ſchwer, weil in den Gemüthern der Menſchen etwas ſei, was dem entgegenſtehe. Aber Schiller ruft ihnen zu: erkühne dich, weiſe zu ſein. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur, als die Feigheit des Herzens entgegengeſetzt: in voller Rüſtung ſei die Göttin der Weisheit aus dem Haupt des Zeus hervorgeſtiegen.

Das alſo war ſeine Anſicht vom Menſchen und ſo war er ſelbſt. Mit vollem Recht ſagt ſein engliſcher Biograph: „der ideale Menſch, der in ihm lag, das Urbild ſeiner ſelbſt, wie er ſein ſollte, war nach einem ſtrengen und ſeltenen Maaß gebildet, und dieſes Sinnbild der Vollkommenheit zu erreichen, war das unabläſſige Streben ſeines Lebens.“

Es ergiebt ſich wohl aus dem Geſagten, wie ſehr die irren, welche behaupten, er habe entſprechend „dem ſein Weſen durchdringenden Gegenſatz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit mit Vorliebe ſolche Charaktere gezeichnet, deren Streben über das dem Menſchen Erreichbare hinausgeht.“ Im Gegentheil, es iſt ihm um nichts mehr zu thun, als die Menſchen zum Streben nach dem Ideal als einem Erreichbaren anzuſpornen. Freilich wußte er ſo gut, als andere, wie ſchwer es erreicht werde, aber er wußte auch, daß ein Ideal, welches unerreichbar ſei, eben dadurch aufhöre ein Ideal zu ſein. Jenſeits des Erreichbaren liegt die Gottheit. Wären Marquis Poſa, Max Piccolomini, Thekla, Beatrice, Tell und andere unerreichbare Charaktere, dann wären unzählige Thränen umſonſt gefloſſen, Menſchen hätten geweint um das Schickſal von Göttern, und diejenigen, welche beim Anſchauen ein Sehnen empfanden, den Beſten gleich zu ſein, hätten eben ſo ſehr Unrecht, als diejenigen, welche dennoch an jenen menſchliche Eigenſchaften und Schwächen entdeckten.

Jetzt mögen wir immerhin zugeben, auch jene geiſtige Freiheit, und jene Wahrheit, die ſich ſelber hingab, war ein Ideal — aber ein Ideal, welches erreicht werden ſoll.

Unſerm Schiller war es nicht genug, daß ſein individuelles Ich den idealen Menſchen, ſo viel er vermochte, darſtelle, er verlangte daſſelbe von andern, von jedem, und nicht nur verlangte er es, er wollte auch das Seinige dazu thun, daß der ideale Menſch in allen wirklich werde, oder, wie er ſich ausdrückt, daß der individuelle Menſch ſich zur Gattung ſteigere.

Daß ſo erhabene Anſichten über den Menſchen und ſeine Aufgabe ihn der auf den Staat gerichteten geiſtigen Bewegung nicht gleichgültig zuſehen ließen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber ſie bewahrten ihn auch, daß er nicht mit der großen Menge haſtiger Enthuſiaſten ſich blindlings in die Bewegung hineinſtürzte. — Schon in den Räubern trat zu jener Erſcheinung, welche verkündete, es iſt nur eine Tugend, eine zweite mit einem blitzenden Spiegel und ſprach: „dieſer Spiegel iſt Wahrheit, Heuchelei und Larven beſtehen nicht," und eine dritte, in der Hand eine eherne Wage und ſprach: „ich wäge die Gedanken in der Schale meines Zorns." Wer das ſchrieb, konnte auch damals nicht meinen, es ſei mit der äußerlichen materiellen Freiheit gethan; und wenn Göthe ſagt: „in ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte, und in ſeine Dichtungen überging, in ſeinem ſpätern Leben die ideelle," ſo iſt dieſer Ausſpruch wohl ſicher zu beſchränken. Es war immer die ideelle Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte, und die ihn Werke ſchaffen machte, welche den Menſchen fördern ſollten in der großen Aufgabe ſeines Lebens, die phyſiſche Freiheit mit der ideellen in Uebereinſtimmung zu bringen in ſich und außer ihm.

In dieſem Sinn jubelte auch er den neuen Erſcheinungen entgegen, als den Anfängen eines beſſeren Zeitalters, wie er es im Don Carlos erſehnt hatte. Die franzöſiſche Republik machte

ihn, wie Klopstock, zum Bürger, und er selbst hatte seit dem Anfang der Nationalversammlung bessere Hoffnungen auf Frankreich gestellt. Später dachte er ernstlich an eine Reise nach Paris. Er wollte für den König in die Schranken treten. Als die Gefahr für das Leben des Königs wuchs, begann er eine Vertheidigung des Königs zu schreiben: sie sollte zugleich einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, wie es einer, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, dürfe. Er schrieb an Körner: „hätte jeder freisinnige Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Besserung geschehen;" er forderte jemand, der gut in's Französische übersetzen könnte. — Die Ausführung verzögerte sich dadurch, und kaum zwei Monate später fiel das Haupt des Königs. — Wenn man bedenkt, daß der Uebertritt von drei Stimmen den König gerettet hätte, so wird man um so mehr beklagen, daß Schiller seinen Plan nicht gleich ausführen konnte. Man sollte nie sagen „es hilft nicht." Vielleicht hatte Schiller ganz recht, wenn er schreibt, „ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen, und sein öffentliches Urtheil, wenigstens nach dem ersten Eindruck, als das Urtheil einer ganzen Nation angesehen werden, gegen welches die Franzosen nicht ganz unempfindlich sein würden." Man sollte nie sagen „es hilft nicht."

Nach den Pariser Greuelscenen gab Schiller die Hoffnung auf, die er einen Augenblick gehegt hatte: „die physische Möglichkeit sei gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen." — „Vergebliche Hoffnung! ruft er jetzt aus, die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht." — Aber die Ansicht gab er nicht auf: der Bau einer wahren politischen Freiheit sei das vollkommenste Kunstwerk

Welt mehr, als der vollſtändige Genuß unſerer Freundſchaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unſeres Daſeins, unſerer Freuden und Leiden. Wir haben dieſes Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir ſollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einſchlagen werde, wird der Gegenſtand meiner folgenden Briefe ſein. Ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß Dir's und den anderen erſt abgewinnen, wenn ich meine Ideen Euch mittheilen darf. Der Anfang und der Umriß unſerer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er ſein; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch nothwendig ihr Grab ſein. Jetzt muß ein ernſthafteres Nachdenken und eine langſame Prüfung ihr Conſiſtenz und Zuverläſſigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Intereſſe des Ganzen einige kleine Leidenſchaften abtreten, und eine herzliche Liebe für Jedes unter uns muß in uns allen die erſte und die herrſchende ſein. Seid Ihr hierin mit mir einig? Wohl. So verſichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen ſein wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe, und davon für jetzt genug.

Kannſt Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir ſchwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu ſchreiben? Und ich kann Dir nicht einmal ſagen, warum? Unſer Verhältniß iſt — wenn Du dieſen Ausdruck verſtehen kannſt — iſt, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil

und ewig die Aufgabe des Menschengeschlechts. Er war daher weit davon entfernt, sich nach dieser Täuschung kleinmüthig zurückzuziehen. Vielmehr, nachdem er von längerer Krankheit wiederhergestellt war, fängt seine glänzendste Thätigkeit in demselben ihm stets inwohnenden Geist erst recht an, denn

Darfst Du Groß's nicht vollbringen,
Sollst Du's sagen, sollst Du's singen.

„Ich möchte nicht gerne, schreibt er, in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes Jahrhundert gearbeitet haben.“ Für Andere, für das Jahrhundert, oder sagen wir, für Jahrhunderte arbeitete er fort und fort. Er nennt es „einen charakteristischen Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet; gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde könne sie Rechte, die sie an sich selbst respektirt, an andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.“

In allen Schöpfungen der herrlichen Zeit seines Dichtens von 1795 bis an seinen Tod bleibt er dem Streben, den idealen Menschen in sich und in der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit zu erheben, treu. Die Tragödien bewegen sich daher in großen Verhältnissen des Staats,

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und indem der Dichter die düstere Zeit an den Zuschauern vorüberführt, ermahnt er sie

Ihr — blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Und freilich, was ihm früher näher geschienen, das war nun in die Ferne gerückt. Es war ihm immer klarer geworden, die historischen Staaten litten an einem Grundübel: sie waren

verkommen durch die Noth, durch eine geſchichtliche Entwicklung, deren bewegende Kraft nicht vorwärts in dem Zweck, den die Vernunft aufſtellt, ſondern rückwärts in den drängenden Urſachen der Noth, des momentanen Bedürfniſſes oder mit der Macht ausgeſtatteten Willkür lag. Weder die Moral noch das Denken hatte bisher vermocht, den Staat, der den reinen Menſchen repräſentiren ſoll, auf dieſe Höhe zu erheben. Der Staat könne dies nur, wenn der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee wieder in Uebereinſtimmung gebracht wird. Dies könne geſchehen ſo, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt und der Staat die Individuen aufhebt (wie im Platoniſchen, fügen wir hinzu, und in jedem communiſtiſchen) oder ſo, daß der Menſch in der Zeit ſich zum Menſchen in der Idee veredelt, ſelbſt Gattung, ſelbſt Staat wird (wie im Staat des Ariſtoteles). Iſt in den einzelnen Menſchen dieſe Veredelung vollendet, dann iſt auch der Staat der Noth in den Staat der Freiheit verwandelt.

Wie nun iſt jene Veredelung in den idealen Menſchen zu bewirken? Mit dieſer Frage beſchäftigen ſich die Briefe an den Herzog von Auguſtenburg über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Ihre Beantwortung hängt auf das Genaueſte mit der Entſtehung und dem Verſtändniß ſeiner Dichtungen, beſonders ſeines letzten und vollendetſten Dramas, des Wilhelm Tell, zuſammen.

Sie werden daher die Rede noch einige Augenblicke auf ein Gebiet begleiten, auf welchem ſelbſt dem philoſophiſchen Dichter die Darſtellung ſeiner Ideen nicht leicht geworden zu ſein ſcheint. — Ein Gedicht aus demſelben Jahr, da er die äſthetiſchen Briefe ſchrieb, „der Spaziergang", ſchildert poetiſch die Stufen der Entwickelung und des Verfalls des Menſchengeſchlechts, des Abfalls von der Natur, wie es philoſophiſch die Briefe thun. Anfangs, ſo lehrt das Gedicht:

Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhen friedlich ein ländliches Dach,

Glückliches Volk der Gefilde, noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.

Der Mensch war mit der Natur Eins. Nun aber erwacht er zur Freiheit. Er beherrscht die Natur, ohne mit ihr zu zerfallen, enger schließt sich der Mensch an den Menschen, Stärte erblühen, die Götter selbst bringen ihre Gaben, und Künste und Wissenschaften erhöhen das Leben. Versöhnt ist der freie Mensch mit dem natürlichen, und das redende Blatt trägt den stummen Gedanken durch Jahrhunderte und lehrt uns noch heute, daß der einzelne Grieche, wie Schiller sagt, sich zum Repräsentanten seiner Zeit eignete, was der einzelne Neuere nie wagen dürfe. Denn im Griechenthum ging Erziehung und Bildung auf den ganzen Menschen, auf die Totalität seines sittlichen und intellectuellen Wesens. — Da trat der Zwiespalt in die Weltgeschichte: Natur und Freiheit fielen auseinander,

„Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los."

Jetzt schwindet aus der Welt „die Wahrheit, der Glaube, die Treue, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur."

Sonder Erbarmen schildert der philosophische Briefsteller den zerrissenen Zustand der von der Natur abgefallenen Menschheit seiner Zeit. „Die Kultur selbst war es, welche der neueren Menschheit die Wunde schlug. Sonderung, Trennung, Zerreißung der Kräfte, Theilung der Arbeit, materiell und geistig, lasse nirgends mehr einen ganzen Menschen in voller Harmonie seiner Fähigkeiten sich entwickeln; bei den civilisirten Classen stehe Erschlaffung der Rohheit und Verwilderung bei den uncivilisirten gegenüber. Die Aufklärung des Verstandes habe keinen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, die Furcht des Einzelnen, zu verlieren, erstücke den feurigsten Trieb nach Verbesserung des Ganzen und die Maxime des leidenden Gehorsams gelte für die höchste Weisheit des Lebens. Sinn und Geist, Poesie und Speculation, hätten ihr streng ge-

ſchiedenes Eigenthum. Die Griechen hätten zwar auch in ihrem herrlichen Götterkreis die menſchliche Natur vergrößert auseinander gelegt, aber die ganze Menſchheit fehle in keinem einzelnen Gott. Wir aber zerlegen das Bild der Gattung in den Individuen in Bruchſtücke, ſo daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſammenzuleſen. Bei uns, ſo fährt er fort, äußern ſich ſelbſt die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſycholog ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloß einzelne Subjecte, ſondern ganze Claſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind. — Die Zerrüttung, Zerſtückelung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfingen, ging immer weiter. Auseinander geriſſen Kirche und Staat, Geſetze und Sitten, getrennt der Genuß von der Arbeit, die Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück gekettet bildet ſich der Menſch nur als Bruchſtück aus, nie entwickelt er die Harmonie ſeines Weſens, und anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht, wenn es an dem einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an dem andern nur den tabellariſchen Verſtand, an dem dritten nur mechaniſche Fertigkeit ehrt, wenn es hier gleichgültig gegen den Charakter nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſt der Ordnung die größte Verfinſterung des Verſtandes zu Gute hält, darf es uns da noch wundern, wenn die übrigen Anlagen des Gemüths (und Geiſtes) vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden, oder in der Sprache des 19. Jahrhunderts, wenn die Geiſtesbildung dem Brodſtudium geopfert wird. — Mag immer das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſch-

lichen Kräfte gewinnen, es ist dennoch falsch, ruft er aus, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig mache; es muß bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche künstlich zerstört ist, durch eine höhere Kunst wiederherzustellen.

Diese Aufgabe weist der philosophische Dichter der Vernunft zu. Sie soll das Gesetz finden und aufstellen: vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg behalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer einen bewegenden Trieb aufstellen, dessen Werkzeug die Harmonie des Schönen, die Kunst ist.

Denn jedes Aeußerste führt sie, die Alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück.

„Die Kunst und die Wissenschaft, sagt er, erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen"; und wenn nicht der Staat selber die Pflicht und die Arbeit übernehmen kann (wie der Grieche fordert), so bleibe nur dem Schönen die Aufgabe, die verlorene Harmonie herzustellen.

So erscheinen also dem Dichter zwei vollkommne Sphären innerer Harmonie in der menschlichen Gesellschaft, die ursprüngliche rein natürliche und die zur Natur zurückgekehrte, mit ihr völlig harmonirende geistige. Aber jene war längst verloren gegangen, und diese noch lange nicht wieder gewonnen. Nachdem er in den früheren Tragödien meistens in den großen Verhältnissen des Staats warnende Bilder jener Entzweiung zwischen natürlicher Wahrheit und freiem Geist aufgestellt hatte, und so, nach dem Ausdruck seiner Forderung, auf sein Jahrhundert gewirkt, indem er ihm die Richtung zum Guten gegeben, indem er ihm die Sehnsucht einhauchte nach einem Dasein, darin die Natur rein und der Geist frei sei, hatte er das Glück, an der Hand seines Freundes Göthe, in der Geschichte ein Volk zu finden, welches

die Idee von einem mit der Natur verschmolzenen Volk verwirklichte, und aus diesem fleckenlosen Dasein ohne Schuld seine Freiheit erkämpfte. Der Wilhelm Tell ist die Verkörperung jener einen Bewegung, nicht mehr eine Warnung, sondern eine Mahnung. Die andere Bewegung aus unserem jetzigen Zustande durch Bildung des inneren Menschen zur geistigen Freiheit und zur Harmonie mit der Natur, zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurück, sei „eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert." Ein Drama, nicht ein Trauerspiel, welches uns diese Bewegung zeigte, hätte das nächste sein müssen. Doch preisen wir ihn glücklich, daß er vor seinem Tode jenes vollendete.

Wenn nun Schiller, der unsterbliche, herabblickt aus seinen lichten Höhen — es ist ein Jahrhundert verflossen, es ist mehr als ein halbes Jahrhundert, da er mahnend, vielleicht prophetisch jene Forderung aufstellte — wie wird er uns, wie wird er Deutschland finden?

„Hätte er, schreibt Caroline von Wolzogen, die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben." Gewiß! Allein er würde auch damals und später und heute nicht minder auf Anderes seinen Blick richten. Neben seinem Wallenstein,

> der ungesättigt immer weiter strebend
> der ungezähmten Ehrsucht Opfer fiel,

würde er einen Feldherrn finden, vielleicht mehr als einen, der wie jener das Schwerste wagte auf eigene Gefahr und ohne Befehl, — aber um seinen König zu retten, um für Vaterland und Recht einzutreten: und er rettete König und Vaterland. Neben seinem Marquis Posa würde er einen freien Freiherrn finden, der kein Vertrauen mißbrauchte, aber trotzdem, daß ihm nicht genug vertraut wurde, dennoch der Welt den großen hoffnungsreichen Trost hinterlassen, daß es nicht die Dinge, nicht die Ver-

hältnisse, nicht die Ereignisse sind, welche den Menschen und die Völker und ihr Geschick leiten und beherrschen, sondern der Mensch selber, wenn er Gott vertraut und der eigenen Kraft; daß Ein Mann, wenn die rechte Freiheit in seinem Geiste wohnt, und die Wahrheit in ihm zur Kraft geworden, wenn er ein Herr vom Stein ist, selbst den stürzen konnte, der sich die materielle Macht fast eines Welttheils dienstbar gemacht hatte.

Und sehen wir auf das, was ihm das Wesentlichste war, was er als die Aufgabe seines Daseins und aller ansah, die Erziehung des Menschen zur harmonischen Entwickelung der Totalität seiner Kräfte, zur Darstellung des idealen Menschen in ihm — freilich würde er noch unzählige Einrichtungen und Gesetze finden, welche den Menschen in der Erreichung dieses höchsten Guts hemmen, und die er als ein Attentat gegen die Menschheit bezeichnet; — freilich würde er sich wundern, wenn er es auch schon vorher gewußt hat, wie viele der Söhne jenes Geschlechts, dem die Wirklichkeit das neue Ideal vernichtet hatte, nun die alte Zeit zum Ideal erheben, und die Zukunft in die Vergangenheit zurückzuschrauben trachten; — freilich würde er mit Kummer im Herzen gewahren, wie in den gebildetsten Ständen am meisten gegen seine Forderung, die eine Forderung des Christenthums nur anders ausdrückt, gesündigt wird. Grade in den Kreisen, in deren Händen die Geschicke der Völker und der großen Völkerfamilie liegen, zeigt sich heute nicht minder als damals, neben großen Ausnahmen, jener Mangel an Ausbildung der Totalität der Kräfte des Geistes und Charakters, und — Dank dem Nepotismus in dieser Welt der junge Mann wird Staatsmann, nicht nur obgleich er keinen Beweis der Befähigung für diesen höchsten Beruf gegeben, sondern selbst weil er ihn für keinen Beruf gegeben. Und von diesem grade würde Schiller verlangen, nicht daß er in einem Fach und durch Eins, sondern, da er vor allem das Ganze umfassen soll, daß er durch die Ausbildung der

Totalität seiner Kräfte genüge, daß er nicht „ein kleines Bruchstück", sondern ein Ganzes sei, damit er der hohen Verantwortung seines Berufs genüge!

Und wenn die Berichte und die Klagen von allen Deutschen Universitäten auch nur zum Theil wahr wären, über Zunahme des Brodstudiums auf Kosten der universellen Bildung, und über Abnahme des Studiums innerhalb einzelner Brodstudien, würde er nicht uns allen, Professoren und Studenten und denen, die es werden wollen, mit den Worten seiner ästhetischen Briefe zurufen: „es ist falsch, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht!"

Aber im Gegensatz davon würde er dann weiter um sich blickend, mit inniger Freude gewahren, wie in den übrigen Ständen der Städte und des Landes, der Kaufmann, der Gewerbsmann, der Handwerker, der Bauer, wie diese Alle — als wäre es eine Wirkung seiner Lehre — sich beeifern, jenem Vorwurf, der einzelne Mensch sei nur ein Ausdruck seines Geschäfts, auf sich keine Anwendung zu gestatten. An diesen allen würde unser weltbürgerliche und zugleich vaterländische Dichter erkennen, wie im Allgemeinen hier ein entschiedenes Streben nach Erweiterung des Gesichtskreises, nach Ausbildung auch derjenigen Geisteskräfte sich offenbare, deren Bereich weit über Geschäft und Beruf hinaus sich erstreckt. Ja, um es kurz zu sagen, heute weiß es jeder: im Innern muß der Mensch frei werden, damit das Volk frei werden könne. Aber auch das weiß jeder, daß eine Wechselwirkung zwischen innerer und äußerer Freiheit besteht, und daß nichts so sehr die Verwirklichung des idealen Menschen in uns erschweren kann, als Hemmungen, welche in den äußern Verhältnissen liegen.

Es wäre ein würdiger Gegenstand, im Einzelnen zu verfolgen, wie viel unser Jahrhundert geleistet in Erfüllung jener „Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert." Und wenn auch viel zu wenig geleistet wäre, dennoch beweisen diese Tage nichts so sehr, als

daß die Menschheit, mindestens die deutsche Menschheit in dem Sinne Schillers an sich gearbeitet hat. Mein theures Kiel, wie schön hast du gestern den Tag gefeiert!

Und wenn nun, nach dem Dichterwort, „er glänzend wandelt dieses Deutsche Volk entlang", dann wird auch sein Auge mit einem Blick des Dankes — „denn die Dankbarkeit nannte er das heiligste Gefühl" — auf unserm Lande weilen. Hören Sie noch eine rührende und erhebende Erzählung, wäre sie auch manchem unter Ihnen bekannt.

Mit dem Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der gräflichen Familie Schimmelmann und anderen Verehrern Schillers hatte der aus Jena heimgekehrte Dichter Baggesen einen Schillerverein gestiftet. Im Juni 1791 hatte dieser Kreis verabredet, in Hellebeck ein Schillerfest zu feiern. Musikchöre sollten im Verborgenen aufgestellt, die Hymne an die Freude gesungen, von Kindern ein Schäferballet aufgeführt werden. Der Tag der Feier war da; Baggesen will mit seiner Frau in den Wagen steigen: da kommt ein Brief von der Gräfin Schimmelmann: das Fest müsse unterbleiben, eben treffe die Nachricht ein, Schiller sei gestorben. — Wie vom Blitz getroffen sinkt Baggesen seiner Frau in die Arme. Es ist unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Sie fahren nach Schimmelmanns Wohnsitz Seelust und dort beschließt man, auf den Vorschlag des Grafen, aus dem Freudenfest eine Todtenfeier zu machen. Man fährt nach Hellebeck. — Baggesen beginnt zu lesen: Freude, schöner Götterfunken. — Da ertönt die Musik, — wie vom Zauber hingerissen, fallen alle in die gewaltige Weise ein, und als der Gesang verstummt, erhebt sich Baggesen, und fährt begeistert fort:

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde, stimmet ein,
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Freiheitshain.

Jede Hand emporgehoben,
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben.

Alle Augen schwimmen in Thränen. Jetzt erscheinen die Kinder mit Blumenkränzen und führen einen Reigen auf. Man ließt, man recitirt Schillers Gedichte, man kann sich nicht trennen, drei Tage bleibt der Verein zusammen, und während die Schriften Schillers durchgenossen werden, weicht der Schmerz über den Tod des Sängers der Hingebung an die gewaltige Wirkung seines Geistes.

Schiller war in der That ernstlich erkrankt, und so hatte sich jenes falsche Gerücht verbreitet. Kaum hatte er die Kunde von jenem Vorgang durch Reinhold erhalten, der sie die heilsamste Arznei nennt, so folgte schon ein zweites belebendes Heilmittel in diesem Brief des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann Beide sind ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte.

Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.“ — Die beiden Freunde bitten dann, daß der Dichter ihnen die Freude gönne, ihm den Genuß derjenigen Ruhe zu erleichtern, welche seine

die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen, und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen.

Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins

geſchwächte Geſundheit fordere, damit die ſeinem Leben drohende Gefahr abgewandt werde, und bieten ihm zu dem Ende auf drei Jahre ein Geſchenk von 1000 Thalern an. — Dann fahren ſie fort: „nehmen Sie das Anerbieten an, edler Mann. Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz, als den, Menſchen zu ſein, Bürger der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben ganzer Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur Menſchen, ihre Brüder vor ſich, nicht eitle Große, die durch den Gebrauch ihrer Reichthümer einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen. — Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten.“

Dieſer Wunſch wurde ihnen erfüllt. Kaum waren die drei Jahre um, da beginnt die glänzende reiche Zeit ſeiner ſchnell aufeinanderfolgenden poetiſchen Schöpfungen. „Das Andenken dieſes Grafen und dieſes Herzogs, ſagt der engliſche Biograph, ſollten wir ehren: ſie verdienen zugleich beneidet und bewundert zu werden.“

Hochgeehrte Verſammlung. Sie nehmen es als ein Verſprechen, mir und Ihnen gegeben, wenn die Rede Ihnen nicht weiter vorgreift in der Vergegenwärtigung der Gedanken, die den Blick des großen Gefeierten auf unſer Land begleiten würden. Auch den Streit laſſen wir unerörtert, ob dieſe That edler Freundſchaft für den Dichter, die in ihren Erfolgen ſo wichtig wurde, von Deutſchen oder Dänen ausgegangen ſei. Nur eins ſei nicht vergeſſen. Baggeſen war die erſte bewegende Kraft zu derſelben, ihm gebührt ein gleicher Theil an dem Ruhm und an unſerm Dank, und Baggeſen war ein Däne. Er würde, daran kann Niemand zweifeln — denn er hatte ja bei der Todtenfeier Schillers geſchworen, ſeinem Geiſte treu zu ſein — er würde mit unſerm großen Lehrer lebhaft einſtimmen in einen Wunſch, in den jeder gerechte Mann einſtimmt, der die Verwirklichung des idealen Menſchen in uns weſentlich angeht, und der im Vertrauen

zu dem, der helfen kann, zum Schluß der Rede als eine Weissagung ausgesprochen werden soll: es ist der Tag nahe, da ohne Gefährde für irgend wen gesprochen und geschrieben wird mit derselben Freiheit diesseits der Belte und der Königsau, wie jenseits, mit derselben Freiheit und mit mehr Wahrheit! Das walte Gott.

Schleswig.

Zum Schiller-Feste.

In deinem Liede weht der Freiheit Hauch,
Es tönt darin der Liebe reinster Hall,
Es wird verklärt von Gottes Sternenaug',
Es lebt in ihm der Menschheit Ideal.
O mög' es heut', mit mächt'gem Feierklang,
Hinschallend über deutsche Lande weit,
Begrüßen, was wir, ach! ersehnet lang' —
„Die Morgenröthe" einer großen Zeit!
Verkünden: daß erschienen nun der Tag,
Wo Ein Gedanke Aller Sinn belebt,
Wo fesselos, mit starkem Flügelschlag,
Der deutsche Aar empor zur Sonne strebt.
Wo kühner schwillt des deutschen Jünglings Brust,
Wo stolzer blickt der freie deutsche Mann;
Ein ganzes Volk der Deutung sich bewußt:
„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an!"
Wo fest vereint, was lang' getrennet war,
Der Eintracht Band die Glieder all' umzieht;
Wo jedes deutsche Herz ein Hochaltar,
Auf dem der Freiheit heil'ge Flamme glüht.

Wo deutſcher Minne Blüthenglanz erſteht,
Aus blauen Augen ſtrahlt der Himmel mild:
Wo der verſchämte Blick um Liebe fleht:
Die deutſche Jungfrau reinſter Liebe Bild.
Wo Schönheit ſich mit ſüßer Anmuth paart,
Wo deutſche Sittſamkeit — kein leeres Wort —
In trauter Häuslichkeit ſich offenbart:
Das deutſche Weib der Tugend reicher Hort.
Wo ſich die Andacht ſchwingt zum Himmelszelt
„Allvater" wiederum die Gottheit heißt —
Im Sonnenſtäubchen, in der Sternenwelt,
Erhab'nen Urquell ew'gen Lichtes preiſt.
Wo man, entbrannt für Wahrheit und für Recht,
Nach allem Hohen, allem Edlen ringt,
Der Geiſtes Kämpen führet in's Gefecht,
Und, ſieggekrönt, ſein rauſchend Banner ſchwingt.

Eduard v. Labunski,
Schleswig-Holſteinischer Offizier a. D.

Schwerin.

Zum 10. November 1859.

Heut hallt's in deutſchen Sängerchören,
Im Glockenklang, im Jubelton:
Den großen Todten laßt uns ehren,
Der Muſe hehren Lieblingsſohn!
Heut lodert auf Germaniens Höhen
Die Opferflamme hoch empor,
Und Jünglinge und Männer ſtehen
Um ihren Schein in buntem Chor.

Weit tönet über Deutſchlands Grenze
Heut Schiller's Name, ruhmerfüllt,
Und deutſche Frauen winden Kränze,
Zu ſchmücken ſein geliebtes Bild.
Und dichtgedrängte Schaaren wallen
Zu ſeines Ruhmes Hochaltar:
Sie ſchauen in Thalia's Hallen,
Was uns ſein Genius gebar.

Wer kann dem Zauber widerſtehen,
Wenn ſein Geſang das Ohr berührt!
Zu des Olymps geweihten Höhen
Wird unſer Geiſt von ihm geführt.
Sind dies nicht Aeolsharfentöne?
Horch, wie es rauſcht und wie es klingt,
Wenn er von Frauenwürd' und Schöne,
Von Tugend, Gott und Freiheit ſingt.

Er tauchte in verborg'ne Tiefen
Der menſchlichen Natur hinab,
Und weckt' Gefühle, die da ſchliefen,
Mit ſeines Geiſtes Zauberſtab.
Die Lieder, die er uns geſungen,
Sind Perlen deutſcher Poeſie,
Dem edelſten Gemüth entſprungen,
Voll Farbenpracht und Harmonie.

Preiſt er den hohen Werth der Tugend —
Iſt's Sonnengold und Himmelsthau:
Malt er den ſüßen Reiz der Jugend —
Iſt's Blüthenduft auf grüner Au
So neue Bilder uns enthüllend,
Voll Anmuth, Schönheit, Lieblichkeit,
Den Schatz der Mutterſprache füllend,
Errang er ſich Unſterblichkeit.

Drum bringt zum heut'gen Jubelfeſte,
Als Opfer auf dem Weihaltar,
Von Eurem Eigenthum das Beſte,
Ein Herz voll treuer Liebe dar:
Ein Herz voll Lieb' für alles Schöne,
Für Freiheit, Recht und Einigkeit,
Damit Ihr Deutſchlands würd'ge Söhne
Und Schiller's Geiſteserben ſeid!

Karl Ludwig Stein.

Pommern, Preuſzen und Poſen.

Stralsund.

Rede,

gehalten am 9. November vom Prof. Dr. Schulze.

Hochgeehrte Anwesende!

Wir haben uns hier versammelt zur Verfeier des hundertjährigen Geburtsfestes Friedrich v. Schillers, und wie hier, so sind für heute und die nächstfolgenden Tage in allen deutschen Landen, ja überall, wo Deutsche wohnen, festliche Versammlungen zu Ehren des Mannes beschlossen, dessen Name einen so hohen und hellen Klang in unserm ganzen Vaterlande hat. Woher diese Theilnahme in allen Kreisen des Volks, bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, woher diese Begeisterung, welche uns alle heute durchströmt? War Schiller denn ein Fürst, ein König? Oder war er auch nur hochgestellt, reich und vornehm? Ach sein Leben verlief in sehr einfachen, eingeschränkten Verhältnissen, lange Zeit hindurch hatte er sogar mit wirklicher Noth zu kämpfen, und die ganze Würde seiner äußeren Stellung bestand in einem leeren Hofrathstitel, einer unbedeutenden Professur, der Mitdirection an einem Theater und zwei Diplomen, deren eines ihn zum Bürger der französischen Republik ernannte, das andere ihn wenige Jahre vor seinem Tode mit 4 Ahnen in den Adelstand versetzte. Und dieser Lebensstellung entsprach auch seine unmittelbare Wirksamkeit. Er hat weder im Staat als Rathgeber eines Fürsten oder als Feldherr, noch in der Kirche irgendwie geglänzt; selbst in der Wissenschaft sind seine Leistungen unerheblich — er war Nichts als ein armer Dichter. So muß also jene Begeisterung allein in seiner Persönlichkeit und seiner Dichtergröße ihren Grund haben. Und hier finden wir denn auch jenen Reichthum und jene Fülle, die sein äußeres Leben vermissen läßt, hier jene Macht und wahre

Würde, durch die er einen so gewaltigen Einfluß auf die geistige Entwicklung unseres Volkes geübt hat und unsere Herzen unwiderstehlich an sich zieht.

Wenn ich nun heute vor dem Versuche nicht zurückschrecke, Ihnen die Größe und Bedeutsamkeit des Mannes in einem kurzen Bilde darzulegen, so mögen Sie dies mit dem lebhaften Interesse entschuldigen, welches ich zu dieser Aufgabe mitbringe, und mit der Hoffnung, Sie werden bei der vertrauten Bekanntschaft mit den Werken des unsterblichen Dichters, die ich bei Ihnen allen voraussetzen darf, die nur kurz angedeuteten Züge dieses Bildes selber ergänzen und beleben. Erwarten Sie bei der Fülle des Stoffes nichts Vollständiges, aber auch nichts Neues, — wer könnte auch bei Schiller noch Neues zu geben hoffen, dessen Leben und Schriften so allgemein durchdacht und durchfühlt sind und so ganz in's innere Leben des deutschen Volkes übergegangen sind, — ich werde mich nur bemühen, die Gedanken und Gefühle, die uns heute alle erfüllen, zu sammeln und einigermaßen zu einem Gesammtbilde des Dichters zu gestalten.

Um aber ein richtiges Bild von ihm zu gewinnen, müssen wir ihn ebensosehr in seinem Leben, wie in seinem Dichten auffassen, der Mensch und der Dichter sind bei ihm völlig Eins. Und wenn es überhaupt als ein Fortschritt und Vorzug der neueren Poesie zu betrachten ist, daß dieselbe nicht bloß, wie es zum Theil bei den Alten der Fall war, als eine Kunst behandelt wird, welche neben dem Leben des Dichters hergeht, und so zu einem bloßen anmuthigen Spiele der Phantasie wird, sondern eben dadurch ihre Wahrheit und ihre Bedeutsamkeit empfängt, daß der Dichter sich selbst und sein ganzes inneres Leben in seine Gedichte hineinlegt, so ist dies in noch ganz besonderer Weise bei unserm Dichter der Fall. Nicht nur, daß die Ideen und Grundlagen seines Wesens, welche in seinem Leben besonders hervortreten, auch seine Gedichte erfüllen und beseelen, sondern auch derselbe Fortschritt, welchen

der Mann in seinem Denken und Wollen macht, dieselbe Läuterung, welche seine Persönlichkeit erfährt, finden wir in seinen Poesieen wieder.

Lassen Sie uns ihn daher zunächst in seiner menschlichen Persönlichkeit betrachten, um auf diesem Grunde uns dann das Bild des Dichters zu zeichnen.

In seiner Persönlichkeit tritt als der Grundzug seines ganzen Wesens jenes hohe sittliche Streben hervor, welches alle seine Handlungen durchdringt und leitet. Dieses Streben, welches wir näher bezeichnen können als das bewußte Streben nach dem Wahren, Guten und Schönen, hat aber eine doppelte Seite. Nach außen hin erscheint es als Freiheits- und Unabhängigkeitssinn, in sich selber als Ringen nach vollkommener Durchbildung des Inneren zu einer harmonischen Gestalt, oder als Streben nach dem sittlichen Ideal. Und beides finden wir in dem Leben des Dichters aufs stärkste ausgeprägt.

Zunächst den Freiheitssinn. Das Wort Freiheit ist ein gar vielseitiges und vieldeutiges. Denn es kommt immer darauf an, wovon der Mensch frei sein will, und mit welcher Berechtigung er nach der Freiheit strebt. Will der Mensch sich frei machen von fremdem Einfluß, von Ordnung und Gesetz, um sein gemeines Gelüste von Schranken zu befreien, so erscheint dies verächtlich; wenn aber wahrhaft hohes geistiges Streben fremden Zwang von sich abwehrt und sich in eine unabhängige Lage flüchtet, um sich eben zu vollenden, so ist dieser Freiheitssinn berechtigt und edel. Und so erscheint er bei Schiller. Schon in der Carlsakademie ward in dem Maaße, wie sein Genius erwachte und sich regte, auch sein Freiheitssinn lebendig, und um so stärker, als in jener Anstalt nicht bloß die äußere Freiheit, sondern auch die geistige durch strenge Zucht eingeengt war. Schiller empfand das Unwürdige seiner Lage und suchte sich, so gut es eben ging, davon frei zu machen. Noch stärker fühlte er den Mangel der

Freiheit, als er jene Anstalt bereits verlassen hatte und noch immer seinen Geist durch seinen Herzog bevormunden lassen sollte. Da entzog er sich solch unwürdigem Zwange durch seine bekannte Flucht von Stuttgart nach Mannheim. Es ist über diese Flucht gar Vieles gesagt. Einer bloß verständigen Betrachtung kann sie leicht als übereilt und unberechtigt erscheinen, zumal wenn man die nächsten Folgen für Schiller selbst mitberücksichtigt. Denn sie ward für ihn die Quelle unsäglicher Noth und Leiden. Aber die höhere Berechtigung zu diesem Schritte hat er dadurch glänzend bewiesen, daß er die Folgen mit Muth und Ergebung auf sich nahm und durch alle Lebensnoth hindurch seinem Streben nach dem Höchsten Bahn schaffte. Man kann sagen: Jene Flucht war er seinem Genius schuldig.

Auch in seinem ferneren Leben hielt sich Schiller frei von allem äußeren Zwang. Und wenn er auch in späteren Jahren mehr, wie in seiner Jugend, den äußeren Verhältnissen Rechnung trug, wenn er auch nicht mehr jene genialе Rücksichtslosigkeit zeigte, so erhielt er sich doch seiner ganzen Umgebung gegenüber in einer eigenthümlichen Unabhängigkeit, und in dem steten Verkehr mit dem Hofe zu Weimar ist er doch niemals Hofmann geworden.

Eine gleiche Freiheit zeigte er gegen die äußeren Verhältnisse überhaupt. Wie ging er mit seinem Gelde um, wie mit seiner Zeit, von der er selbst sagte, daß es ihm rein unmöglich sei, in seiner Thätigkeit eine bestimmte Zeitordnung zu beobachten.

Die stärkste Freiheit aber zeigte er darin, daß er weder von der Noth, die auf der ersten Hälfte seines Lebens lastete, noch von seiner Kränklichkeit, die ihn die letzten Jahre fast nie verließ, sich in seinen geistigen Bestrebungen niederdrücken ließ, ja, daß er sich auch seine Stimmung meist heiter zu erhalten wußte. Es liegt eigentlich etwas Tragisches in der ganzen Lebenserscheinung Schillers; aber dieser Eindruck wird auch für uns gemildert,

faſt jedem Gefühle abgeſtorben, nur die Empfindung dieſer Ohnmacht blieb ihr, und machte ſie elend. Ihr Daſein war nur noch durch convulſiviſche Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannſt urtheilen, wie mir in dieſer Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt ſie an, ſich zu erholen, ihre Geſundheit ſtellt ſich wieder her, und ihr Geiſt wird freier. Jetzt erſt können wir einander etwas ſein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir verſprochen hatte. Alles iſt nur Zurüſtung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geſchrieben.

Ich nehme meine Erzählung wieder vor. Dieſe ganze Woche habe ich Wieland nicht geſehen, anfangs, weil ich ihm Zeit laſſen wollte, den Carlos zu leſen und ſein Urtheil darüber reifen zu laſſen, nachher aber aus einer ſehr billigen Urſache, weil ich nämlich den erſten Schritt von ihm erwartete, den er noch nicht gethan hat. Im Gaſthofe hat er mir zwar eine Gegenviſite gemacht, aber noch nicht in meinem Hauſe; welches zwar nicht nöthig wäre, wenn der beſondere Umſtand mit dem Carlos nicht dazu käme. Vielleicht aber gehe ich dieſen Abend doch hin, weil er vielleicht ſonſt aus Unwiſſenheit meiner Gründe Vernachläſſigung aus meinem Betragen ſchlöſſe. Wie er übrigens vom Carlos urtheilen mag, kann ich aus ande-

wenn wir ihn so bei allem Mißgeschick und Unglück doch durch die Macht seines freien Willens glücklich sehen. Die Güter der Welt sind zwar an Andere weggegeben, aber ihm steht stets der Himmel seines Gottes offen. Er schreitet über die Erde hin, in sich selber das Gesetz seines Lebens tragend, frei vom Unwürdigen und Gemeinen, frei von allem Zwang der Personen und Verhältnisse.

Indem er sich so von außen frei hielt, vermochte er in der gewonnenen Selbstständigkeit auch sein Inneres zu bilden und zu gestalten und nach dem Ideal des Wahren, des Guten, des Schönen zu streben. In unablässiger Thätigkeit sehen wir ihn ringen nach Erkenntniß. Sein Jugendunterricht hatte in seinem Wissen manche Lücken gelassen. Wie müht er sich ab, diese auszufüllen! Zuerst seine geschichtlichen Studien, dann seine philosophischen Arbeiten, mit welcher Gewissenhaftigkeit werden sie getrieben, um seinem Geiste Umfang und Tiefe des Wissens zu schaffen! Wiederholt faßte er noch in den letzten Jahren den Entschluß, das versäumte Griechische zu erlernen, und nur das Uebermaß seiner sonstigen Arbeiten ließ denselben unausgeführt. Das Gute und Schöne aber wurde so recht des Dichters Lebenselement, auf diesem beruhte seine unendliche Liebenswürdigkeit, welche Alle bezauberte, die das Glück hatten, ihm näher zu treten.

Auf der Grundlage nun eines solchen sittlichen Strebens erbauten sich auch seine sämmtlichen Lebensbeziehungen. Er ist ein liebreicher Sohn und Bruder. Mit zärtlicher Sorge ist er bemüht, das Glück der Seinigen zu fördern. Aber wo seine höhere, innere Bestimmung ihn treibt, da darf die Liebe zu den Seinigen ihm kein Hemmschuh werden. Er ist ein treuer Freund. Zwar nur wenige Freunde und Freundinnen zählen wir in seinem Leben. Aber die Freundschaft mit diesen ist auch fest, denn sie beruht auf sittlicher Grundlage, und eben darum bewegte er sich in ihr auch wieder völlig frei, trotzdem er Einzelnen sehr verpflichtet war

Er ist ein zärtlicher Gatte. Aber auch in der Liebe ist er, wie in der Freundschaft, ebenso frei, wie ideal. Man hat nicht ganz mit Unrecht behauptet, Schiller habe überhaupt nie geliebt. In dem gewöhnlichen Sinne ist es wirklich fast so gewesen. Denn gehen wir seine Liebesverhältnisse durch, so finden wir überall, daß nicht der Gegenstand seiner Liebe ihn gleichsam erfaßt und sein Herz entzündet, sondern daß er die aus seinem Innern gleichsam geborene Liebe auf einen Gegenstand überträgt. Und bei seiner geringen Welt- und Menschenkenntniß ist er anfangs vielfach im Begriff, an ganz ungeeigneter Stelle Verhältnisse anzuknüpfen. Als er eben in die Welt hinaustritt, wendet er seine Liebessehnsucht einer Hauptmannswittwe zu, die nach zuverlässigen Nachrichten weder körperliche noch geistige Reize besaß, und doch hat er an sie seine glühendheißen Lauralieder gerichtet. Bald nachher bewirbt er sich kurz hinter einander um die Tochter seiner mütterlichen Freundin v. Wolzogen und um Margareta Schwan in Mannheim und wird beide Male nicht erhört. In Dresden erglüht er leidenschaftlich für ein Frl. v. Arnim und wird von deren Mutter unerhört betrogen. Und als er endlich sich eine Gemahlin gewinnt in seiner Charlotte v. Lengefeld, hat er auch sie nicht sowohl gefunden, als gesucht. Aber der Himmel hatte für ihn Sorge getragen, daß er in ihr eine vortreffliche Frau bekam, mit der er in einer höchst glücklichen Ehe lebte. Interessen was von seiner Liebe gilt, dürfen wir auch von seiner Freundschaft, ja von allen seinen Lebensbeziehungen sagen. In alle trug er seine Innerlichkeit hinein, er selbst war spröde gegen seine Umgebung, Alles mußte sich ihm fügen, oder es blieb ihm ewig fern und fremd. Darum verbanden sich ihm enger auch verhältnißmäßig nur wenig Menschen, und diese eben auf dem Grunde gleichen sittlichen und geistigen Strebens, obwohl er von Vielen geliebt und von fast Allen hoch geehrt ward.

Diese Freiheit von der zufälligen Erscheinung, ja von den

einzelnen Personen und Verhältnissen, machte ihn auch fähig zu jenem Universalismus der Anschauung und der Liebe, zu jenem Weltbürgerthum, welches in dem bekannten Liede an die Freude so mächtig durchtönt, ohne ihn doch zu hindern an der strengsten Erfüllung seiner Pflichten im Einzelnen und im Kleinsten.

Durch sie kennte sich auch seine Persönlichkeit erst vollenden in seiner ächt christlichen Frömmigkeit. Sie wundern sich vielleicht über dies Wort. Ja es haben Viele gerade diese ihm abgesprochen, und von Denen, die das Christenthum in bestimmt formulirtes Bekenntniß und in die Formen des kirchlichen Lebens setzen, darf uns das nicht befremden, darf es uns auch nicht befremden, wenn sie Schiller einen Heiden nennen und in völligem Mißverstehen sich dabei auf seine „Götter Griechenlands" berufen. Es sei mir aber erlaubt, das ächt Christliche in etwas ganz Anderem zu sehen, nämlich in dem freien und sittlichen Geiste, der in Christi Lehren und Leben sich offenbart, und dieser war es gerade, der Schillers Leben seine Weihe und Würde gab. Ja ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, es war eine lebendige Gotteskraft, ein Strahl göttlichen Geistes, der ihn durchleuchtete, und der ihm eben diese wunderbare Macht gab, durch sein Leben und seine Schriften die Liebe zu allem Wahren, Guten und Schönen zu wecken und zu entzünden. Diese Kraft, weil sie von oben stammte, mußte auch nach oben führen.

Haben wir uns so ein Bild von Schillers Persönlichkeit als Mensch entworfen, so können wir uns jetzt zu dem Dichter wenden. Der Mensch vollendet sich eben in dem Dichter, und die ganze Persönlichkeit Schillers strahlt uns aus dem Dichter verklärt wieder zurück. Ja so liebenswürdig auch seine Persönlichkeit sonst ist, so hoch und herrlich sein sittliches Streben und Ringen, wäre er nicht auch der große, gewaltige Dichter, wir hätten uns heute nicht hier versammelt, sein Gedächtniß zu feiern.

Das war eben seine eigentliche Lebensaufgabe, daß all das Große und Schöne seines Wesens und Lebens ihm gegeben war, um Inhalt seiner Poesie zu werden, und dadurch erst ist es der Welt zugeeignet worden als ein ewiger Besitz, daß es aus dem Leben der Vergänglichkeit hineingerettet ist in das Gebiet der Kunst, wo es in ewiger Frische den kommenden Geschlechtern noch strahlen wird, sie erleuchtend und erhebend.

Aber Schiller war kein Dichter, hören wir von Einigen sagen. Aber Goethe sagt, er nehme sich die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten. Und das sei uns genug. Freilich hat Schiller nicht von Anfang an jene Leichtigkeit des poetischen Bildens besessen, die z. B. der römische Dichter Ovid schon als Knabe von sich rühmen durfte, Alles, was er gesagt, sei ihm unwillkürlich zum Vers geworden. Er hat vielmehr mit unermüdlicher Arbeit und Anstrengung sich zum Dichter gemacht und nur dadurch, daß er unverrückt sein ganzes Geistesleben dem Ziele des Dichtens zuwandte, seine poetische Vollendung erreicht. Daß er aber dadurch seinen wahren Beruf erkannte und erfüllte, beweist ebenso diese Ausdauer, wie der Erfolg seiner Thätigkeit. Und wenn er übrigens erst nach langjähriger Arbeit in seinen Poesieen sich jene vollendete Kunstform errang, so offenbarte sich doch ohne Zweifel auch schon in seinen ersten poetischen Productionen sein unbestrittener Dichterberuf. Schrieb doch nach dem Erscheinen seiner „Räuber" der Dichter Schubart: „Außer Schiller wüßt' ich kaum einen jungen deutschen Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar, emporstiegen." Aber gerade dieser Ernst, mit welchem er seinen poetischen Beruf auffaßte, indem er auf ihn seine ganze geistige Thätigkeit concentrirte, ihm die Ruhe seines Lebens opferte, Noth und Leiden auf sich nahm, und als er seine Mängel selbst gewahr wurde, eine Reihe von Jahren auf das Dichten ganz verzichtete, um seinem Wesen größere Tiefe

und Umfang des Wissens zu erringen, und auch dann sein so bereichertes Innere nur zögernd wieder dem poetischen Schaffen zuwandte, dieser Ernst, diese Gewissenhaftigkeit hat auch eine so herrliche Frucht getragen.

Es war aber bei Schillers eigenthümlicher Art des Dichtens auch mehr nöthig, als bei Anderen, daß er erst allmählich zum Dichter reifte. Seine ganze Haltung, der Natur und Welt gegenüber, war, wie wir gesehen haben, die der inneren sittlichen Freiheit. Nicht die äußeren Eindrücke zu verinnerlichen und zu vergeistigen, war der Weg seines Geisteslebens, vielmehr baute er sich unmittelbar in seinem Innern seine Welt auf. Es ist bezeichnend, was von ihm erzählt wird, er habe für die Schönheit der Natur geschwärmt, auch durch poetische Darstellung derselben begeistert werden können, aber durch die schönsten Gegenden sei er theilnahmlos, fast träumend hindurchgegangen. Diese Signatur hat seine ganze Poesie gehabt, nicht bloß im Anfang, sondern noch zuletzt, daß er sich Alles aus seinem Innern her zu construiren pflegte und das so Gestaltete dann sinnlich bekleidete. Es wird diese Eigenthümlichkeit des Dichters noch anschaulicher, wenn wir sie gegen die Goethe's stellen. Dieser ging überall von der Betrachtung der Natur aus und entwickelte sich aus ihr seine Ideen, die darum, poetisch gefaßt und gestaltet, sich auch durch unmittelbare Naturwahrheit und Treue auszeichneten, so daß man Goethe's Poesie eine Vergeistigung der Natur und Wirklichkeit nennen kann. Schiller dagegen, wie gesagt, schuf sich eine von der äußeren fast unabhängige eigene innere und ideale Welt, die er dann dichtend aus sich herausstellte. Daß beide Wege zu einem gleichen Ziele führen können, sagt Schiller selbst in jenem bekannten Epigramm:

„Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen,
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer:
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt."

Und wäre das nicht, so würde auch nie zwischen beiden Dichtern eine so enge und feste Freundschaftsverbindung sich haben schließen können. Denn Jahre lang hatten sich beide schon in der größten Nähe und zum Theil in denselben Kreisen und Verbindungen bewegt, ehe sie sich fanden. Die Grundverschiedenheit ihrer poetischen Natur schien sie förmlich von einander abzustoßen. Erst als Schillers geistige Durchbildung gereift war, wurde eine zufällige Begegnung der Anfang der innigsten, wahrsten und edelsten Freundschaft. Nun hatten sie sich gefunden, und ohne ihre Eigenthümlichkeit irgend aufzugeben, tauschten sie, sich gleichsam ergänzend, vielfach gegen einander ihre Naturen aus, und wenn Schiller fand, daß die Frucht des Umganges mit Goethe gewesen sei, daß er über sich selbst hinausgegangen, das heißt, daß seine Subjectivität sich erweitert und von der objectiven Natur seines Freundes Vieles in sich aufgenommen habe, so rühmt ebenso Goethe, daß Schiller ihn die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht habe.

Für Schiller nun also vollendete sich unter dem Einfluß dieser Freundschaft seine poetische Natur, und nach bescheidenen, fast zaghaften Anfängen in Epigrammen, Balladen und kleineren Gedichten beginnt jetzt die Zeit seiner vollendeten dramatischen Schöpfungen, und in rascher Aufeinanderfolge erscheinen diese köstlichen Meisterwerke: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell". Halten wir diese gegen die Schöpfungen seiner Jugend, so finden wir seine poetische Kunst gereift. Der Gedankengehalt ist tiefer, gediegener, die Weltanschauung beruhigter und billiger geworden, die Charaktere wahrer und wirklicher, die Form klarer und natürlicher, durchsichtig und plastisch. Gleichwohl ist die Art seines Dichtens dieselbe geblieben; der Dichter hat auch hier überall seine ganze Seele, sein sittliches Innere hineingedichtet und dadurch seinen Gedichten ihr eigenthümliches

Gepräge und Leben gegeben: er ist Idealist geblieben. So werden wir denn auch, ohne den Unterschied zwischen den oft formlosen Gedichten seiner Jugend und den vollendeten der späteren Zeit zu verkennen, berechtigt sein, das Eigenthümliche seiner gesammten poetischen Thätigkeit zusammenfassend, diese zu bezeichnen als die Poesie des sittlichen Geistes, und somit als die Poesie der Freiheit und des sittlichen Ideals.

Als Dichter der Freiheit bezeichnet ihn schon Goethe. Die Freiheit, sagt er, gehe durch alle seine Werke. Das soll natürlich nicht heißen, daß sie überall sein Thema gewesen sei; aber wohl ist es der freie Geist selbst, der uns aus allen seinen Werken anweht. Aber Schiller kann auch in besonderem Sinne als der Dichter der Freiheit betrachtet werden. Außer in einigen kleineren lyrischen und didaktischen Gedichten ist die Freiheit wirklich das Thema von vielen seiner Dramen gewesen. So von seinen sämmtlichen Jugenddramen. In den „Räubern" kämpft er gegen die Fesseln, mit denen die menschliche Gesellschaft belastet ist, im „Fiesko" für republikanische Freiheit, in „Kabale und Liebe" gegen brutale Gewalt bevorrechteter Menschenklassen, im „Don Carlos" gegen Despotie in Staat und Kirche. Und gerade sein letztes Drama, der „Wilhelm Tell" ist wieder ein Freiheitsdrama, freilich gar weit verschieden von jener Freiheit, welche sich in seinen Jugenddramen kundgiebt. Um des „Wilhelm Tell" willen hätten die Gewalthaber der französischen Republik ihn wohl nicht zum Bürger erklärt, eine Huldigung, die sie seinen früheren Dramen schuldig zu sein glaubten.

Wie er aber der Dichter der Freiheit ist, so ist er auch der alles sittlichen Strebens. Es würde zu weit führen, wollten wir dies in den einzelnen Werken nachweisen. Aber ich frage Sie alle, ob Sie sich nicht stets durch die Schillerschen Gedichte sittlich gehoben gefühlt haben, ob Sie nicht ihre Liebe zum Guten und Wahren an der hellen Leuchte seines Geistes entzündet haben, ob Sie nicht durch ihn sich stets geläutert und begeistert fanden?

Und damit kehren wir zum Anfang zurück. Mag auch eine strenge Kritik, und eine solche verträgt die dichterische Größe Schillers, manche Ausstellungen selbst gegen seine vollendeteren Gedichte vom Standpunkte der Kunst machen, mag man bald davon reden, daß nicht selten der Gedanke dem poetischen Bilde Abbruch gethan, manche Charaktere mehr ideal als wirklich gezeichnet sind, daß der Styl sich mitunter zu sehr in rhetorischer Breite und in Pathos ergehe, — alle diese Ausstellungen vermögen weder das Gefallen an seinen Dichtungen noch ihre ungeheure Wirkung auf uns zu schwächen, eben weil in ihnen niedergelegt ist eine Offenbarung des hohen sittlichen und freien Geistes, dem er sein ganzes Leben und Dichten geweiht hatte.

Darauf beruht es auch, daß man ihn einen Volksdichter nennen darf. Will man unter einem Volksdichter freilich nur den verstehen, der sich mit seiner Poesie herabläßt zu den Anschauungen des Volkes, um in ihnen zu verbleiben, dann war Schiller das grade Gegentheil eines Volksdichters, er wollte vielmehr überall aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen erheben und nahm seinen Flug oft so hoch, daß man ihm kaum folgen kann. Aber dem edleren Theile des Volkes ist er so Bildner und Führer geworden, und die allgemeine Theilnahme an dem jetzigen Feste beweist genügend, wie er dem Volke an's Herz gewachsen ist. Ja, er ist gewiß ein Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes gewesen.

Ist er aber auch ein nationaler Dichter gewesen? An vielen Stellen hat er warme Vaterlandsliebe gepredigt, — ich erinnere nur an die Worte: „An's Vaterland, an's theure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen", — aber sein Sinn war doch immer über die engeren Schranken des Lebens hinaus auf das Allgemeine gerichtet, und sein eigenstes Leben war nicht beschlossen in den Beziehungen eines bestimmten Volkslebens, sondern umfaßte die ganze Welt, er war Weltbürger. Aber indem er in's Allgemeinste ging, waren seine Wurzeln tief eingeschlagen

in den Geiſt und Sinn des deutſchen Volkes, er war doch wieder mit ſeinem Denken und Gemüth ganz deutſch, er war ein deutſcher Mann und Dichter.

Und dies ſei der letzte Geſichtspunkt, unter welchem ich heute ſein Leben und ſeine Gedichte betrachten will. Das wird uns auch bei der Feier dieſer Tage ein ganz beſonders erhebender Gedanke ſein, daß in ihm uns Gott ein Gut und einen Schatz gegeben hat, an dem ſich deutſches Volksbewußtſein aufrichten kann. Mag das deutſche Volk von ihm lernen die Begeiſterung für alles Hohe und Herrliche, und wie er durch die gewaltigſten Schwierigkeiten und Hinderniſſe hindurch ſeinem Genius Bahn brach und durch die Energie ſeines Willens ſich zu der freien Höhe ſeines Wirkens und Schaffens erhob, wie er der Noth und dem Tod ſein Leben und ſeine Dichterexiſtenz abtrotzte, ſo möge er ein Vorbild des Ringens dem ganzen deutſchen Vaterland werden. Dann wird er würdig von ſeinen deutſchen Brüdern geehrt und gefeiert, und das beſte Standbild wird ihm dann in deutſchen Thaten errichtet werden.

Greifswald.

Schillerfeier.

Strömet, ihr feiernden Töne, zuſammen,
Kleide dich, Lorbeer, in Frühlingsgewand,
Strahle, du Sonne, in heiligen Flammen,
Stürme des Winters, verlaſſet das Land,
Söhne Germanias, reget die Flügel,
Die ein göttlicher Geiſt heut beſeelt,
Und es ſchwebe von Hügel zu Hügel,
Bis ſich der Jubel den Wolken vermählt.

Horcht! auf dem Grunde des Meeres ertönet
Zaubriſcher Klänge harmoniſcher Chor,
Und was dort rudert und kreucht und ſich dehnet
Lauſchet verwundert und ſtaunend empor.
Rauſchen und Säuſeln und Wogengebrauſe,
Jegliche Nymphe im feſtlichen Kleid,
Und Neptun im kryſtallenen Hauſe
Leuchtet von Purpur und Edelgeſchmeid.

Der uns gefeiert, der Freundliche, Hehre,
Alſo der ſanfte Sang nun erwacht,
Dem ſei die heiligſte, göttlichſte Ehre
Heut von des Meeres Kindern gebracht,
Die in frommer Verehrung dir ſingen,
Der du ſo gerne bei uns geweilt,
Wenn wir mit liebreichem Spiele und Klingen
Dir deiner Seele Schmerzen geheilt.

Und dem greiſen Beherrſcher der Wellen
Quillt aus dem Auge die Thränengluth,
Ströme und eilige Bächlein ſchwellen,
Golden erglänzet jegliche Fluth,
Und die erſtarreten Thiere ſie weinen,
Blumen des Meeres ſenken das Haupt,
Und aus dem feuchten Grabe erſcheinen,
Die die gierige Woge geraubt

Hoch zu der Quellen urinnerſtem Grunde
Dehnt ſich der goldene Bote hinauf,
Und ſie vernehmen in Wehmuth die Kunde,
Hemmen voll Ehrfurcht den rieſelnden Lauf.
Geiſter der Berge erwachen behende,
Schaffen und weben; die Höhle erdröhnt,

ren Umſtänden zuſammenſetzen. Gotter hatte das Stück (nach der jambiſchen Theateredition) der verwittweten Herzogin in Tiefurth in einer Geſellſchaft, wobei auch Wieland war, vorgeleſen. Ich war nicht da, und er hatte es auch nur auf alle Fälle zu ſich geſteckt. Wie ich den anderen Tag von ihm erfuhr, ſo hat juſt die erſte Hälfte vor der Geſchichte des Marquis Wirkung gethan, die andere keine oder eine widrige. Gotter behauptet mit Eifer, daß dieſe zweite Hälfte und die ganze Aufopferungsgeſchichte des Marquis durch Dunkelheit der Expoſition, durch Unwahrſcheinlichkeit von Seiten des Königs, durch das geſchwächte Intereſſe an Carlos und dergleichen ganz verloren ginge. Urtheile aus dieſem Pröbchen, was ich mir von dem übrigen Publicum verſprechen darf. Daran wurde nicht gedacht, daß die Rolle des Marquis durch die Kunſt der Darſtellung allenfalls eine Uebertretung der Wahrſcheinlichkeit entſchuldigte. — Man fand dieſes Menſchen Kühnheit in der Natur nicht gegründet, und alſo war alles, was dieſer vermeinte Fehler hervorbrachte, mit dem Fehler verdammt.

Nun mußt Du freilich hinzuſetzen, daß Gotter mich ſchon ſeit vier Jahren haßt, und vielleicht gerade darum ſich zur Vorleſung des Carlos erboten hatte, welches ganz ſein Gedanke war — mußt hinzuſetzen, daß er gerade der Menſch iſt, der ſich gegen jede Wirkung der Kunſt ſträubt, die ihm nicht auf dem Teller ſeiner Kritik zukommt, der nur durch die Regel genießen kann; daß er den Carlos nicht einmal durchaus verſtand, wie ſich nachher

Und bis zum fernen, verſchwindenden Ende
Seltſames, liebliches Läuten ertönt.

Kalte Geſteine und mooſige Ranken,
Goldene Adern und ſilberner Schein,
Wunderlich Leben, ein Wanken und Schwanken,
Will denn heut Alles des Feſtes ſich freu'n?
Und in den goldenen Sälen ein Reigen,
Luſtige Klänge und muntere Schaar.
Sieh! wie die Kleinen ſich ſchwingen und neigen,
Die eine zierliche Elfe gebar.

Doch was beweget ſo plötzlich die Menge,
Daß ſie entzücket die Blicke erhebt,
Und im wirren, im bunten Gedränge
Wie vor dem Scepter des Herrſchers erbebt?
Dort vom Gewölbe in goldenem Feuer
Wunderbar ſchimmernd ein Name erglänzt,
Und in hoher, in ſeliger Feier
Haben ihn ſilberne Sterne umkränzt.

Grimmige Rieſen, empfindende Zwerge
Senken erſchüttert den flammenden Blick,
Und die Krone des Königs der Berge
Tritt vor dem Glanze der Züge zurück.
Inniger Ehrfurcht heiliges Weben
Jegliche Ader des Berges durchfließt,
Und ein zaubriſches, himmliſches Leben
Sich bis zur ſonnigen Matte ergießt.

Fühlet, ihr Eichen, des Frühlings Wärme,
Daß euer herbſtliches Haupt noch geſchmückt,
Seid ihr ſummenden, ſingenden Schwärme
Plötzlich aus heimlichen Gründen entrückt?

Herrlicher, grünen des Iſthmus Gefilde,
Wo bei der Schwerter belebendem Klang
Helden ſich zeigen im krieg'riſchen Bilde,
Die ein gefeierter Genius ſang!

Griechenlands Anmuth erfüllete Schaaren
Haben ſich alle zum Feſte vereint,
Dem Ideale des Schönen und Wahren
Ehre zu opfern, dem Tugendfreund,
Der in des Augenblicks göttlicher Fülle
Fühlenden Völkern die Seelen erweicht,
Und in geſchäftiger, einſamer Stille
Rauſchenden Fluges zum Himmel ſteigt.

Auch in Germanias dämmernden Hainen
Und auf der Wieſe am murmelnden Quell
Schlachtenerprobte Männer erſcheinen,
Und die Schilder erglänzen ſo hell,
Und von dem Klange der ſauſenden Speere
Bebet den deutſchen Eichen das Herz,
Und in der Wipfel wogendem Meere
Spiegelt im Bunde ſich Wonne und Schmerz.

Wie in geweiheten Nächten hernieder
Wodan auf roſigen Bogen ſteigt,
Göttlicher Hauch auf Zaubergefieder
Sich in die Seelen der Menſchen neigt,
Alſo durchbebet die feiernden Lande
Mächtig ergreifend ein feſtlicher Ton,
Und die dunkel empfundenen Bande
Einigen jeglichen Hermannsſohn.

Fühlet, ihr deutſchen Brüder, nicht alle,
Daß euch die geiſtige Kette umſchlingt,

Die auf dem ſchwankenden Erdenballe
Siegend die Seelen zum Bunde zwingt?
Lichtvoll erhaben glänzt bei den Sternen
Unſeres Dichters geheiligtes Bild,
Und durch der Gaue neblige Fernen
Leuchtet es lieblich und freundlich und mild.

Sei du die weckende, wärmende Sonne,
Die den keimenden Eichenſohn nährt,
Dem zu der Väter Freude und Wonne
Voll von Entſchlüſſen die Seele gährt,
Daß in der Tiefe in ewigen Gründen,
Nachbarlich ragend Bäumlein und Baum,
Alle verbrüdert den toſenden Winden
Trotzen im einſamen Waldesraum.

Strömet denn, feiernde Töne, zuſammen,
Kleide dich, Lorbeer, in Frühlingsgewand,
Strahle, du Sonne, in heiligen Flammen,
Die du gewirket der Einigkeit Band.
Söhne Germanias, reget die Flügel,
Die ein göttlicher Geiſt heut beſeelt,
Und es ſchwebe von Hügel zu Hügel
Bis ſich der Jubel den Wolken vermählt!

St. m. D.

Demmin.

Feſt-Prolog und Epilog.

gedichtet und geleſen am 10. November.

Prolog.

Wem tönet der rauſchende Feierklang?
Wem gilt des Tages Gepränge!

Es brauset daher, wie Jubelgesang,
Es eilet die festliche Menge,
Und Gäste von Nah' und von Ferne ziehn;
Froh bebet die Brust sich, die Wangen glühn.
Sag' an mir, o Muse, sag' an, wem zu Ehren
Die feiernden Schaaren sich fort und fort mehren?

Dem Sänger gilt es, dem edlen Mann,
Der heute vor hundert Jahren
Ein Leben voll reichster Frucht begann,
Dem dankbar Gedächtniß wir wahren:
Dem hohen Sänger vom Schwabenland,
Durch des Geistes erhabenste Werke bekannt.
Er herrschte, ein König im Reiche des Schönen:
D'rum eilet sein Land, ihn heut' zu krönen.

Denn was er gebauet, es stehet fest
In des Volkes Herzen geschrieben.
Wir verehren dies Glauben, das nimmer läßt
Von der Menschheit, das heilige Lieben.
Wir verehren den tiefen, unkräftigen Drang,
Der kühn das Gemeine in Fesseln zwang,
Daß frei sich das Ew'ge, das Edle gestalte
Und lieblich zu blühendem Leben entfalte.

Wohl wallten die Wogen mit tosender Fluth
In der Jugend Fülle und Brausen!
Und die Flammen — sie schlugen in wilder Gluth
Zum Himmel mit stürmendem Sausen.
Es rütteln die Räuber mit frevelnder Hand
An der Weltenordnung heiligem Band
Der Geist — er führet daher in Gewittern,
Daß die Regeln, die ewigen, bang erzittern.

D'rob wendet in Zorn sich der hohe Herr;
Er gebeut dem Dichter zu schweigen.
Doch mag er auch wehren dem schäumenden Meer,
Die unendliche Kraft zu zeigen?
Der Dichter, ob Nacht ihm drohe, ob Graus;
Er rettet die Freiheit in's Leben hinaus;
Ob arm er wand're dahin in die Ferne:
Er trägt in der Brust seines Glückes Sterne.

Wohl ergreift ihn schmerzlich des Lebens Noth;
Nicht lähmt sie des Geistes Flügel.
Hell steiget aus Nächten Morgenroth
Und der Muth bricht Schlösser und Riegel.
Schon seh' ich Fiesko Verrina gesellt,
Und der Purpur, der Herrschaft Wahn, zerfällt.
Der Dichtung Schiff bleibt rüstig im Triebe;
Schnell folgt, wie durch Zauber, Kabale und Liebe.

Doch von höherm Cothurne getragen, tritt
In erhab'nerem Ringen und Streben
Den Carlos daher in gemessenem Schritt
Für der Völker Freiheit und Leben.
Was längst in des Sängers Busen rang,
In des Herzens Grunde der mächtige Drang,
Hier bricht aus der Nacht er zu Tageshelle,
Aus der Dämmerung Traum zu des Lebens Wahrheit.

Da plötzlich versieget der Dichtung Born,
Es vertrocknen des Liedes Quellen.
Doch der Sänger schöpfet aus vollem Horn
Der Geschichte silberne Wellen.
Er steiget hinab zu verborgenem Schacht,
Und was in der Stille die Weisen gedacht,

Der Gedanken Fülle, die ahnungsvoll ſchliefen,
Er gräbt ſie hervor aus nächtlichen Tiefen.

Nun kehret er reicher und größer zurück
Zu der Kunſt geheiligten Hallen.
Auf das Höchſte lenket er kühn den Blick,
Nur Vollkommnes kann jetzt ihm gefallen.
D'rum ſendet er zürnend mit heiliger Hand
In der Stoppeln Felder verzehrenden Brand;
Es ſchwirret, geſchnitzt aus zündendem Holze,
Von geſpannter Sehne der Xenien Bolze.

Und ſelber ſchwingt er in jenes Gebiet,
Wo die Formen, die reinen, wohnen,
Aus der Sinnlichkeit Schranken das freie Gemüth
Zu der Schönheit erhabenen Thronen.
Da ſtrahlt es und wogt es, wie Zauberglanz,
Der Balladen duftiger Blüthenkranz
Eröffnet den lieblich geſchlungenen Reigen.
Die grämlichen Tadler alle, ſie ſchweigen.

Noch blieb uns aus jener Zeit ein Lied,
Ein Lied voll Fülle und Leben,
Dem ewige Dauer die Parze beſchied,
Ob Nacht auch ob Allem mag ſchweben.
Es tönet die Glocke ſo hell, ſo klar;
Zur Andacht vereint ſie die gläubige Schaar,
Sie ruft aus Gräbern hinauf nach oben,
Sie bändigt der Wetter zürnendes Toben.

Und wieder herrſcht er in jenem Raum,
Wo die Bretter die Welt bedeuten.
Es folgt der Tragöde dem Fluge kaum,
In dem ſich die Werke bereiten.

Da feſſelt mit zwingender Allgewalt
Uns Friedlands rieſige Heldengeſtalt.
Der Schotten Königin ringt, im Sterben
Verſöhnung für blutige Schuld zu erwerben.

Und muthig erhebt ſich am Zauberbaum
Die Jungfrau mit männlichem Wagen.
Was einſt ſie geſchaut in verzückendem Traum,
Das Banner, ich ſehe ſie's tragen.
Durch Bruderzwiſt ſeh' ich in Schrecken und Graus
Verſinken Meſſinas Herrſcherhaus.
Zu drohendem Kampfe den Chor ſich ſchaaren,
Mit dem Schwerdte der Herrſcher Ehre zu wahren.

Dann waffnet ein Volk ſich zu heiligem Streit
Um der Menſchheit ewige Rechte,
Und der Tell, der kühne Schütze, befreit
Sein Land vom Joche der Knechte.
Ein Fürſtenpaar führt in die frohen Reih'n
Der Künſte Huldigung freundlich ein,
Und reichet vertrauend dem hohen Sohne
Des hohen Vaters die Bürgerkrone.

Und lauter Jubel durchbebt das Land,
Als ſtände der Himmel offen.
Es füget vertrauend der Hand ſich die Hand,
Verbunden in ſeligem Hoffen.
Den Sänger erfreuet des Schaffens Luſt;
Er fühlt nicht die Dornen in wunder Bruſt.
Ihm ſtrahlet in Schmerzen, ihm ſtrahlet im Leide
Vom Auge des Himmels lichte Freude.

Doch, ach, was tönet ſo dumpf daher
Von dem Dome in nächtlicher Stunde.

Die Glocke — ſie athmet ſo tief, ſo ſchwer,
Als brächte ſie ſchmerzliche Kunde.
Wohl endet der Tod des Lebens Müh'.
Dem Sänger rief er ſo früh, ſo früh.
Ruh' aus von ſchmerzlichem Ringen und Streben,
Du Geiſt vom Himmel hernieder gegeben.

Epilog.

In leichtem Fluge iſt die Zeit entſchwunden,
Des Tages Feier eilt zu jähem Schluß.
Und boten wir nicht vollen Feſtgenuß,
Beut ihn der Dichter Euch in ſel'gen Stunden.

Ja, wär' in Trübſinn gleich ein Geiſt gebunden,
Der Sorgen Nacht verbannt des Sängers Gruß.
Wird doch jenſeit des Styx verhaßtem Fluß
Noch ſelbſt des Liedes Zaubermacht empfunden.

So laßt der Dichtung Schleier Euch umſchweben:
Held winkt der Ideale heit'res Land.
Zum Schönen und zum Edlen aufzuſtreben,
Umſchling Euch eng ein unſichtbares Band.
Feſt ſei der Schluß: Wir ſteh'n, wie heut', vereint,
So oft ein edles Ziel dem Blick erſcheint.

Schmeckebier,
Progymnaſial-Director.

Stettin.

Prolog zur Feſtvorſtellung im Stadttheater am 10. November 1859. Von Robert Prutz.

Aus dieſes Saales feſtgeſchmücktem Rund,
Von dieſer Bretter leichtgethürmtem Bau,

Im raſchen Flug der wil'gen Phantaſie,
Auf! folgt in längſt verſchwund'ne Zeiten mir!
Wie in der ſtolzen Freude dieſes Tags
Wir gern die Noth des Augenblicks vergeſſen,
Die gierig uns von allen Seiten drängt,
So flüchten wir aus ſchwüler Gegenwart
Uns in der Vorzeit ahnungsreiche Schatten,
Vergang'ne Tage werden wieder neu
Und ein Jahrhundert rauſcht vor uns zurück

Drei Jahre
Schon wüthete, von Haß und Neid geſchürt,
Auf deutſcher Erde dieſer blut'ge Kampf,
Drin Preußens Friedrich, unſer Stolz, getragen
Vom ſtarken Muth ſeines Genius
Und ſeines Volkes unbeugſamer Treue,
Für ſeiner Krone Recht und für die Ehre
Des deutſchen Stammes rang; es ſtand die Welt
In Waffen wider ihn, er aber ring
Aus ſiebenjähr'gem greuelvollem Kampf
Siegreich hervor, gekränzt mit ew'gem Ruhm,
Der Sonne gleich aus blutigem Gewölk!

In jener Zeiten trüber Drangſal war's,
Im ſchönen Süden unſers Vaterlands,
Am grünen Nectar, wo die Reben blühn,
Da ſchlug
Ein weinend Kind die hellen Augen Augen auf.
An ſeiner engen kleinen Wiege ſtand
Die herbe Noth, die ach nur allzu treue
Begleiterin des künſt'gen Manns; ſie legte
Auf ſeine Stirn die eiſenſchwere Hand,
Die unerbittlich drängende, und weihte

Frühzeitig ihn zum Kampf des Lebens ein. —
Doch ſtanden, ungeſehen, neben ihr
Der Göttinnen auch and're noch; die Kunſt,
Die allverſöhnende, die milden Balſam
In off'ne Wunden träuft; Begeiſterung,
Die an des eig'nen Buſens keuſchen Gluthen
Ein Feu'r entzündet, welches nie verliſcht;
Die Schönheit ſtreute ihre duft'gen Blumen,
Halboff'ne Roſen, glänzend von dem Thau
Der Nacht, — und aus den Wolken neigteſt du,
Allmächt'ge Freiheit, himmelthronende,
Auf dieſes Kindes Wiege dich herab
Und weihteſt
Mit brünſt'gem Kuß den liederreichen Mund!

Das Kind gedieh, wuchs auf, ein munt'rer Knabe,
Ein trotz'ger Jüngling, ringend mit der Welt
Um ſeine Freiheit und das Recht der Kunſt.
Und wie aus harter Felſen dunkler Bruſt
Ein Quell ſich drängt mit brauſender Gewalt:
Die junge Welle rauſcht und ſchäumt und ſprudelt,
Weit über Klippen ſetzt ſie, todesmuthig,
In kühnem Sprung, nagt an uralten Wurzeln,
Begräbt in jugendlichem Uebermuth
Des Waldes Schmuck in ihrem trüben Giſcht
Und gießt verheerend durch die Fluren ſich:
Bis daß der Quell zum Strom wird, der, gebändigt
Durch eig'ne Kraft, die breite Silberwelle
In majeſtätiſch gleichmäßigem Fluß
Durch ſegenſtrotzende Gefilde wälzt —:
So brach aus dieſes Jünglings engem Buſen
Mit Allgewalt der Strom des Lieds hervor,
Gen Himmel brauſten dröhnend die Accorde,

erwiesen hat — aber unangenehm war mir's doch immer, meinem Text allemal einen Commentar beifügen zu müssen. Gotter und Wieland haben sich, wie ich aus allem abnehmen kann, in manchen Fällen und Urtheilen darüber begegnet, und ich muß bei dem letzteren auf die alltäglichsten Einwendungen gefaßt sein. Du wirst Dir wohl vorstellen, daß ich nicht sehr begierig bin, Urtheile über den Carlos zu hören oder zu beantworten, die aus diesem Gesichtspunkte herfließen. Mein Urtheil über das Stück ist bestimmt, und weil ich meine Billigkeit fühle, so fürchte ich, daß Wieland bei dieser Gelegenheit in meiner Idee sinken wird; vielleicht auch ich in der seinigen — aber die Fälle sind diesmal ein wenig verschieden. Daß der Carlos nicht einmal die Wirkung auf ihn gemacht hat, auf unsere erste Unterredung davon gespannt zu sein, beweist mir genug. Ich habe, um ihm Gelegenheit zu geben, vor sechs Tagen den Diderot bei ihm holen lassen und ihn in einem Billet darum ersucht. Er schickte mir das Buch, ohne den Wunsch zu äußern, mich zu sprechen. Ich bin zwar in Ansehung seiner von jedermann, der ihn kennt, auf eine erstaunliche Inconsequenz vorbereitet, aber diese Inconsequenz könnte es eben sein, was es zwischen uns zu keiner Freundschaft kommen ließe. Indessen, wir wollen sehen; ich will nicht voreilig sein.

Vor acht Tagen ging ich im Wäldchen vor der Stadt allein spazieren und fand unterwegs Herder mit seinen Kindern. Ich gesellte mich zu ihm und kam zufälligerweise zu einem recht angenehmen Abend. Herder

Die Sterne hallten jauchzend ihr zurück,
Und voll Entzücken horchte ihm die Welt!

Sie horcht noch heut! Der heut vor hundert Jahren
Geboren ward, er lebt noch heut für uns,
Und wird unsterblich leben allezeit!
Und alles, was dem deutschen Herzen theuer:
Die fromme Sehnsucht, welche himmelwärts
Das feuchte Auge kehrt; die keusche Würde
Der Kunst, die Niemand als sich selbst gehört;
Der heiße Glaube an das Göttliche,
Das durch der Menschheit Adern rinnt; die Liebe
Zum Vaterland, die dreimal heilige;
Das Selbstbewußtsein des gereiften Manns;
Der treu'ge Muth, der in den Sternen greift,
Sein angeborn'es Recht herabzuholen,
Das ihm der Willkür frecher Mund verlagt —
Wir rufen es mit dieses Namens Tönen,
Als Banner weht er unsern Schlachten vor,
Und in des Lebens mühevollen Kämpfen
Ist er der Stern, der unsern Muth belebt. —

Und legt nun heut, in dieses Festes Jubel,
Der brausend sich durch zwei Welten schwingt,
Legt heut der Bühne leichtgeschürzte Kunst
In vielen Kränzen ihr bescheid'nes Reis,
O so gedenkt des hohern Sinnes auch,
Der diese raschbewegten Gestalten
Mit höhern Deutungen erfüllt. Ja wie
Der theure Dichter selbst sein innerst Leben
An dieses heitre Gaukelspiel der Kunst
Verwendete, nicht achtend seiner raschen
Vergänglichkeit: so nähret auch Ihr, auch Ihr

In offner Bruſt das heil'ge Feu'r der Kunſt'
Es iſt des edlen Sinnes Art, daß er
Im bunten Spiegel der Vergänglichkeit
Das Ew'ge ſchaut, das ſich dem Blick verhüllt.
So nehmt auch unſre flücht'ge Gabe heut
Als ein Symbol, d'rin Tief'res ſich verbirgt:
Und laſſen wir des Lagers kriegriſch Toben
In engem Spiegelbild vor euch erſteh'n,
Und meinet ihr das bronzene Metall
Zu ſchau'n, daraus der Glocke reiner Guß
Wohllautend ſich ergießt:
O denkt auch an das Wirken dieſer Zeit,
Der Wolken denkt, die drohend wiederhangen
An unſrer Zukunft trübem Himmel,
Daß wenn der Prüfung ernſte Tage kommen,
Wir treu'gen Muths als Männer ſie beſteh'n!
Der Eintracht ſeid gedenk, der brüderlichen,
Zu der mit erzbeſchwingtem Mund uns ladet
Der Glocke ehrn ſittlichen Gehalt!
Verbannt den Hader, der ſo lange ſchon,
Genährt vom blinden Eifer der Partei'n,
Des Vaterlandes heil'gen Leib zerfleiſcht,
Und laßt uns endlich ſein, was der Poet
Schon an der Schwelle des Jahrhunderts uns
Entgegenrief: ein einig Volk von Brüdern! —
Das wird die rechte Schill'rfeier ſein,
Wenn, wie die Feuer jetzem von den Bergen,
Aus jeder Bruſt, aus jedem Herzen ſo
Die heilge Flamme der Begeiſt'rung lohe:
Und aus des Liedes hoffnungreichen Saat
Bricht, reift und hakt, die geil'ne Frucht der That!

Gedicht von Robert Prutz.

gesprochen am 9. November 1859 im Stadttheater zum Schluß der von dem Comité veranstalteten Schillerfeier.

Verrauscht, ihr Harmonien! Und himmelwärts
Den Blick, den ahnungsfreudigen gerichtet,
Erheben wir in Andacht unser Herz.
Des Grabes Schauer haben sich gelichtet,
Durch dunkle Nacht drang hell der Sonne Schein,
Wie der Poet weissagend es gedichtet.
In vollem Eifer drängt sich groß und klein,
Der Name Schiller schwebt auf jedem Munde,
Und alle Welt stimmt freudejauchzend ein.

O heil'ges Fest, o hochbeglückte Stunde,
Die an der Schönheit segensvollen Hand
Die fernsten Völker eint zum Bruderbunde!
Ja wo noch jüngst der bitt're Zwist entbrannt,
Da schwingt die Kunst ihr göttliches Gefieder,
Die einst als ihren Liebling ihn gesandt:
Und bei dem Jubelklange seiner Lieder
Erkennen wir als Kinder Eines Lands,
Als Söhne heut uns Einer Mutter wieder! —

Zwar was soll ihm der leichtverwelkte Kranz?
Nicht diese Stirn bedarf, daß wir sie krönen,
Sie strahlt in ihrer eig'nen Thaten Glanz.
Das Herz berauscht von nie vernomm'nen Tönen,
Ging er dahin, dem Ew'gen zugekehrt,
Ein Priester er des Guten, Wahren, Schönen:
Der Flamme gleich, die selber sich verzehrt,
Indessen sie mit ihrem gold'nen Scheine
Die dunkle Welt durchleuchtet und verklärt.

So wandelt er in angebor'ner Reine,
Vom niedern Staub der Erde unberührt,
In Wort und Werken er der innigſt Eine!
So hat er uns're Väter einſt geführt,
Da ſie in ewig unvergeſſ'nen Tagen
Die Feinde züchtigten, wie ſich's gebührt:
Und müſſen wir einſt neue Schlachten ſchlagen,
So wird ſein Name wieder mit uns ſein,
Und wieder wird er unſer Banner tragen!

So laßt uns denn bei dieſem Bild von Stein,
Bei Schiller's Angedenken laßt uns ſchwören,
Uns ſeinem Vorbild ganz und voll zu weih'n!
Dem Vaterlande woll'n wir angehören,
Wie er es that in leidensvoller Zeit,
Und keine Lockung ſoll uns mehr bethören:
In dieſer Tage wildverworr'nem Streit
Woll'n wir gleich ihm den Blick auf's Ew'ge lenken,
Das von den kleinen Sorgen uns befreit;
Und wie ſich auch die Schalen mögen ſenken,
Wir wollen ſtehn in männlichem Verein,
Entſchloſſ'nen Muths im Handeln wie im Denken!

Das ſoll die Deutung dieſes Kranzes ſein!
In dem Herbſt mit ſinnvollſchen Zweigen
Schließt er des Dichters edle Schläfe ein:
So wollen wir die ſtarren Herzen neigen
Und ſproſſend ſoll aus uns'rer Seele Grund
Ein neuer Frühling unſers Volkes ſteigen.
Gleichwie ſein Name flammt im Sternenrund,
So ſoll ſein Geiſt uns flammenheiß durchbeben,
Und wie er lebt durch ſeiner Lieder Mund,
So ſoll er auch durch uns're Thaten leben!

Stargard.

Festlied zur Schillerfeier.

beim Festmahl am 10. November 1859 gesungen.

Ein Sänger war's vom grünen Neckarstrande,
Der Sohn seines Volkes Sänger sein.
Sein hohes Herz, schlug ganz dem Vaterlande,
Schlug je ein zweites wohl so laut und rein?
Noch an des Todes Pforte
Rief er die Flammenworte,
Sie klangen mächtig an die Herzen an:
„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an!"

Da, wie die Eisenkette hell zersprungen,
Die Frankreichs Kaiser einst um uns gelegt,
Als längst dem Geist sich himmelwärts geschwungen,
Hatt tausend Fu zu Sturm und Drang erregt:
In Körner's Schlachtgesange,
Dem Schwertlied freudig bange,
Im vollen Chor von Lützow's wilder Schaar
Stieg hoch und kühn des deutschen Volkes Aar.

Wie Sturmeswehn die Feuerzeichen fachte,
So schürte Freiheitsklang den heil'gen Brand.
Des Löwen Muth, des Löwen Grimm erwachte:
Ein ächtes Jahr hat Deutschland nie gekannt —
Voran schwarz-weiße Fahnen!
Ihr männlich ernstes Mahnen
Rief Deutschlands Jugend auf zum Waffentanz
Von Lützen bis zur heißen Belle-Alliance.

Versenket in der Menschenseele Tiefen
Erforschtest du der Schönheit Harmonien;

Du riefst sie all, die wunderbar dort schliefen,
An's Sonnenlicht in Himmelsmelodien.
Du sangst der Freude Weise,
Zu edler Frauen Preise
Brachst du im ewig grünen Waldrevier
Zum duft'gen Strauß der schönsten Reben Zier.

Der Dichter hoch, der weiten deutschen Auen,
Der weiten Menschheit unzerrissen Band!
Und nochmals hoch der Sänger edler Frauen,
Der Liebe, Freiheit sang und Vaterland!
Laßt hell die Gläser klingen,
Ein dreifach Hoch ihm bringen,
Und mächtig, wie sein Geist in uns erglüht,
So töne heute unsrer Freude Lied!

Dr. W. Kopp.

Goldin.*)

Festrede zur Schiller-Feier.

von Dr. med. Lender.

Wie unsere Sonne im unendlichen Raume, so strebt zu einem gleich unbekannten Ziele die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes im endlosen Ablaufe der Zeiten. — Ob dieses Ziel darin besteht, die körperliche und geistige Natur als gleichen Wesens und gemeinsamen höheren Gesetzen unterworfen, das Weltall im Größten und Kleinsten als Mechanismus, seine Geschichte und die der Menschen durch Nachweis eines Grundgedankens, der

*) Diese Rede ging uns beim Abdruck des Werkes erst zu, es wird, wenn wir die städtische Stadt Goldin dem nachbarlichen Pommern vor entreißen, uns Niemand deshalb einen irredentistischen Irrthums zeihen wollen. Die Redaction.

anſchauliche Form und Geſtalt gewinnen ſollte, als ein Reich *höchſter* Vernunft ſtreng bewieſen zu haben; ob dieſes Ziel darin beſteht, den Erdboden in größter Cultur, alle Menſchen unter dem Sittengeſetze, alle Völker der Erde zur Harmonie einer zuſammengehörigen, ſich gegenſeitig erziehenden Gemeinde vereinigt zu ſehen, oder ob wir, noch weitab von dieſem Ziele, durch Hervorbrechen flüſſiger Gluthmaſſen aus dem Inneren unſerer Erde unter den Trümmern ihrer geborſtenen Schale, wie frühere Thiergeſchlechter begraben; ob wir, noch weitab von dieſem Ziele, durch Erkalten unſerer Sonne, die keine unerſchöpfliche Kraftquelle ſein kann, mit allem pflanzlichen und thieriſchen Leben für immer in der grauſigen Kälte des Weltenraumes erſtarren werden; ob ſomit unſer Geſchlecht, wie der einzelne Menſch, den Gedanken ſeines Todes, ſeines Unterganges zu tragen haben wird, *bevor es ſeine Ideale erreicht hat*; ob vielleicht nach Aeonen, wenn unſere Sternbilder zerfahren ſind und zu anderen Gruppen ſich geordnet haben, das veränderte Antlitz des Himmels ein anderes Geſchlecht, als das der Menſchen, auf der umgewandten Erde ſieht, welches die geiſtige Arbeit von Neuem beginnt, doch den Räthſeln der Welt eine größere Kraft des Gedankens entgegenträgt und daher ſeine Ideale, ſein goldenes Zeitalter erreichen wird, — *wir wiſſen es nicht*. — Der blöde Blick der Sterblichen, deren Daſein nur ein Augenblick zwiſchen zwei Ewigkeiten iſt, reicht nicht an den Anfang, nicht an das Ende der Dinge; müßten wir doch, um uns ſelbſt und unſer Ziel klar zu erkennen, außerdem wiſſen, was die unzähligen Geſtirne verbergen, welche in unſer Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; müßten wir doch, um unſer Ziel klar zu erkennen, den Plan ſelbſt des großen Weltbaues errathen, deſſen kleinſter Theil nur in das Bereich unſerer Sinne fällt.

Doch wenden wir uns ab von dem zerſtreuenden, ſchwindelnden Ausblick auf die Welten des Raumes und die Fernen der Weltalter, blicken wir auf die werthvolle Spanne Zeit und Raum,

in welcher das liegt, was uns am theuersten sein muß, die Bedingungen und Ziele unseres Handelns, so wissen wir, daß die Sicherheit unseres Hoffens und alle Freude an unserem Dasein allein auf dem Glauben an die in Plan und Ziel vorbedachte Einheit des Weltbaues ruht, welche schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim jener Entwickelung anlegte, welche das geistige Leben der Menschen aufnehmen und fortführen soll; — so wissen wir, daß jene Einheit uns in der Mitte der Natur, in deren Umrisse und Verlauf wir uns auf unlösliche Weise verkettet finden, unsere Stätte bereitete, indem sie uns eine sittliche Bestimmung anwies; — so wissen wir, daß den Geistern der Menschen zum Streben nach diesem heiligen Ziele, dieser sittlichen Bestimmung besondere Kraft und lebendige Freiheit gegeben ist; — so wissen wir, daß, wie auf dem weiten Gebiete der Erfahrung mit der unermeßlichen Fülle seiner Gestalten und Ereignisse nur die Ideen des Guten, des Schönen, des Heiligen allem Sein und Geschehen Werth geben, so auch Wahrheit, Schönheit, Tugend, an deren Besitz in reineren Herzen die Gefühle edelster Lust sich knüpfen, das Dreigestirn sind, welches in der Nacht menschlichen Ringens und Strebens mit Flammenschrift nach jenem heiligen Ziele hinweiset. —

Dieser Entwickelungsgang und Fortschritt des Menschengeschlechtes jenem hohen Ziele zu ist kein steiger und gleichmäßiger: scheinbar rückschreitend haben sich oft halbe Jahrtausende an Fehlversuchen abgearbeitet, bald drängen sich eine Fülle von Ideen und Schöpfungen auf dem Raume eines Menschenalters zusammen. Aber gerade diese großen Pendelschläge der Extreme, gerade diese Ebben und Fluthen geistiger Kämpfe und Eroberungen sind die Schritte des großen Bildungsganges der Menschheit, die einzelnen Wogen in seinem nie versiegenden Strome.

Wohl sehen wir ein ganzes Volk auf der Bühne der Ge

ſchichte entſtehen, aufblühen, geiſtige Früchte tragen, und wieder vom Schauplatze verſchwinden, doch welchen Beitrag immerhin zur Entwickelung der Menſchheit es geliefert hat, dieſem Beitrage verdankt es allein, daß es nicht der Vergeſſenheit anheimfiel, dieſer Beitrag blieb für das Ganze des Menſchengeſchlechtes unverloren, der wurde dauerndes Beſitzthum, auf dem baute ein jugendkräftiges, neuentſtandenes Volk weiter und weiter jenem Ziele zu, deſſen unerreichbare Ferne wir um ſo mehr ahnen, je mehr wir durch geiſtige Arbeit ſchon errungen haben.

Dieſe Zuſammenhänge im Völkerleben, dieſer großartige Zuſammenhang unſerer Cultur, durch welchen kein Tropfen Wahrheit verſchüttet zur Erde fällt, durch welchen ein jüngeres Volk den Entwickelungsſaften der Menſchheit aus der Hand eines alternden oder ſchon begrabenen Volkes wieder aufnimmt und weiter und höher ſpinnt, dieſe Zuſammenhänge im Völkerleben deuten an, daß unſere geiſtige Entwickelung der über unſeren Häuptern dahin rollende, ſtets anwachſende Strom hoher, der vollendeten Wahrheit, Schönheit, Tugend zuſtrebender Ideen iſt, den der Aberwitz keines Menſchen, keines Volkes zu hemmen vermag.

Eine weiſe Abſicht legte das Gefühl ſittlicher Verpflichtung in die einfachſte, natürlichſte menſchliche Seele, die nur die Luſt ſucht und das Leid flieht; ſie legte die Muſterbilder ſittlicher Ideale in jeden Menſchengeiſt, welcher an dem erziehenden Widerſtande der von ihm unabhängigen Außenwelt außer den formloſen Triebfedern unſeres Strebens, dem Leide und der Luſt, zu einer edleren Sehnſucht der Phantaſie ſich erhoben hat; gleichwohl ſcheint es die Beſtimmung begabter Menſchen zu ſein, nur in mäßigen Höhen und mittleren Regionen zu ſtreben und zu arbeiten; ſie arbeiten für das Wohl ihrer Familie, ihrer Stadt, ihres Volkes, für die Menſchheit arbeiten ſie nicht. Doch hie und da im Laufe der Jahrhunderte, meiſt aus dem Dunkel nie-

driger Sphären, ringt sich eine seltsame Natur empor, welche in ihre Umgebung nicht passen, mit dem gewohnten Maaßstabe nicht gemessen sein will; ihre ursprüngliche, unvergleichliche Kraft, mit der sie schafft, ist ein Wunder; alle Widerstände der Zeiten und Verhältnisse, unter denen schwächere Herzen erliegen, wirft sie siegreich nieder; endlich zersprengt sie die Fesseln ihrer Umgebung, sie nimmt ihr Schicksal in die eigene Hand. — Was sie schafft, ist vorerst nicht wunderbar, — sie knüpft an die geistigen Errungenschaften der verangegangenen Geschlechter; allein bald leistet sie mehr, — endlich rührt sie an das Höchste und Größte, und mit der bloßen Gabe ihrer schöpferischen, fast prophetischen Natur erringt sie, was spätere Zeiten in mühevollem, bewußten Streben nicht mehr zu leisten vermögen — ein Genius der Menschheit steht vor uns — ohne sein Ahnen hat er den Willen einer Ordnung der Dinge vollführt, welche hoch über uns steht; er hat die Menschheit um einen Schritt ihrem heiligen Ziele näher gerückt.

Daher kommt's, daß von jeher die Menschen in diesen mächtig schaffenden, denkenden Geistern ihre eigenste, lebendigste Kraft angestaunt und bewundert haben; daher kommt's, daß die nachgeborenen Geschlechter diesen Wohlthätern der Menschheit unendliche Dankbarkeit, unsterbliches Angedenken mit Freudigkeit zollen; daher sagt Cäsar, des Alterthums größter Feldherr: „Der Lorbeer, welchen wir um die Stirne eines Fürsten des Geistes winden, ist um so herrlicher, als der des Feldherrn, um so mehr es heißen will, die Grenzen des menschlichen Geistes, als die eines vergänglichen Reiches, erweitert zu haben."

Ein solcher Genius der Menschheit, dem kein menschliches Leid erspart blieb, der alle Bitterkeiten des Lebens, Noth, Krankheit, Geringschätzung der Zeitgenossen erfahren und daher noch jung den aufreibenden Anstrengungen seines Geistes erliegen mußte, ein solcher Genius der Menschheit, zu dem wir staunend

macht aus ſchriftſtelleriſchen Menſchen nichts, aus Dichtern und dramatiſchen vollends am allerwenigſten, aus Fremdheit, wie er ſelbſt geſteht, in dieſem Fache des Geiſtes; er hat von mir nichts geleſen, und doch wird Herder beinahe am billigſten gegen mich ſein. Er fragte mich, wie ich arbeite, und da ich ihm ſagte, ich hätte das Unglück, während einer weitläufigen poetiſchen Arbeit mich ſelbſt zu verändern, weil ich noch im Fortſchreiten wäre, und alſo am Ende eines ſolchen Productes anders als bei deſſen Anfang zu denken und zu empfinden, ſo rieth er mir, ſchnelle Brouillons hinzuwerfen und dann erſt langſam darin nachzuarbeiten. Seine Idee war hell und richtig. Ich geſtand ihm, daß ich den Carlos von ihm geleſen wünſchte und ſein Urtheil darüber hören möchte. Er verſprach mir's, und vor drei Tagen habe ich ihm den Carlos geſchickt. Nächſtens werde ich ihn beſuchen. Ich ſprach von ſeinen Schriften, und weil ich noch voll war von ſeiner Nemeſis, ſo führte ich die Unterredung auf dieſe. Es ſchien ihn zu überraſchen und zu freuen, daß ich ganz in ſeine Idee hineingegangen war; und er gab mir viele Aufſchlüſſe darüber, ſagte mir auch, daß er ſich dieſe Nemeſis oder Adraſtea zu einem großen Werke für die Zukunft erweitern und ſie auch durch die phyſiſche Welt ausdehnen würde, als das erſte allgemeine Geſetz der ganzen Natur, das Geſetz des Maßes. Bei Gelegenheit von ſeinem Aufſatz Liebe und Selbſtheit ſagte ich ihm, daß wir in dieſer Materie Berührungspunkte hätten. Ich erzählte ihm einige Ideen aus

emporsehen, weil er, seit er zu den Todten ging, wie ein schönes Licht des Himmels zu uns herniederschaut, ist

Friedrich Schiller,

dessen hundertjährigen Geburtstag würdig zu feiern, mit frommem, ehrerbietigem Sinne heute ein großes, edles Volk sich die Hände reicht, um, abgewandt von den Reizen des Augenblickes und der Weisheit des äußeren Nutzens, sich befreiend von den Pflichten des Tages, um den Altar unseres Vaterlandes einen hehren Kreis von Priestern des Geistes zu bilden.

Unser Volk feiert nicht das Angedenken des Stifters einer Weltreligion, der durch goldene Ketten der Liebe die Herzen der Völker unter einander und mit dem Throne des Himmels verknüpft; nicht das eines großen Gesetzgebers, dessen Weisheit die Leidenschaften seines Volkes in eine schöne Bahn ruhiger, staatlicher Entwickelung für Jahrhunderte hinein zwingt; nicht das eines Philosophen, welcher die Körper als äußerliche Erscheinungsformen eines innerlich Geistigen, als verlarvte Gedanken, die Bewegungen der Massen, ihre Anziehungen und Absteßungen als Veränderungen übersinnlicher Wesen, ihre Liebe, ihren Haß zu beweisen versucht, — welcher die gesammte Welt als ein geordnetes Reich der Dinge darlegt, als einen Haushalt größten Styles, welcher in seiner Gesammtheit der Gesammtheit der Ideen dient und sich von ihr die Summe seiner Aufgabe vorzeichnen läßt, doch die Ordnung, die Art, die Zeit ihrer Ausführung, weil er sich mechanischer Mittel zur Verwirklichung derselben bedienen muß, sich selbst vorbehält, — welcher die unserem Geiste eingeborenen allgemeineren, höheren Gesetze darzustellen versucht, welche, ohne eine besondere Form ihres Daseins zu begründen, sich als die nothwendigen, unmittelbar gewissen Schranken uns aufdrängen innerhalb deren jede Wirklichkeit sich bewegen muß und in deren Rahmen selbst das Universum eingespannt ist. — Unser Volk feiert nicht das Angedenken eines wissenschaftlichen Forschers, der

mit der einschneidenden Kraft seines Geistes in die Tiefen der Erkenntnisse dringt und in dem Wirrwarr körperlicher und geistiger Erscheinungen das Bleibende im Wechselnden, die ursprünglichen Thatsachen der Wirklichkeit nachweiset, um sie nach dem Causalgesetze, an welches wir uns halten müssen, wenn wir überhaupt denken wollen und nach welchem jedes Ding die Ursachen seiner Wirkungen in sich enthält, um sie nach dem Causalgesetze aus ihren elementaren Bedingungen mit Nothwendigkeit herzuleiten; unser Volk feiert das Angedenken eines Dichters, vor dem, wie die Griechen sagen, wir mit ehrfurchtsvoller Scheu hintreten sollen, denn er ist göttlichen Ursprunges — Zeus selbst legte in seine Seele den begeisternden Funken: eines Dichters, der den geheimnißvollen Saiten unseres Innern Töne entlockt von wundersam ergreifender Harmonie, — der das Lied singt, welches in allen Dingen schläft, — der die schlummernden Gedanken weckt, welche unser ahnungsvolles Gemüth in dem dunkeln Kerne der kalten Körper der Natur mit Hingebung sucht, — der den Traum der sinnigen Pflanze versteht, wenn sie der Melodie ihrer eigenen Entwickelung lauscht, — der die gesammte wirkliche Welt verklärend und vergeistigend, mit der Hand nach oben weiset über die Erde hinaus in jenes Reich der Wahrheit, das wir nimmer begreifen können; eines Dichters, dessen frommer Begeisterung und heiligem Schauen allein es gelingen kann, jenen höchsten Gedanken zu ahnen, wenn auch nicht auf menschlichen Ausdruck zu bringen, dessen unbedingter Werth es verdient, das erste Gegebene, der tiefste, feste Grund der Welt zu sein, aus dessen Gesammtsinne die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältnisse des Naturlaufs, alles späteren Seins und Geschehens in der Welt mit dem überredenden Zwange einer begreiflichen Nothwendigkeit sich entwickelt, wenn dieser höchste Gedanke, den Gott gedacht hat und welcher die Bedeutung des Universums verkündet, überhaupt für den Bau und Raum un-

feres Hirns, für die Denkkraft unserer Seele faßbar und ertragbar ist.

Jedes Volk, das sich zu höherer Bildung erhebt, feiert sein Erwachen mit der Dichtung seines Glaubens, seiner ruhmreichen Thaten, seiner Freude an der Gegenwart; endlich zum Nachdenken über die gesammte Erscheinungswelt, zum wissenschaftlichen Denken herangereift, steigert sich seine Sprache zu kunstmäßiger Prosa, steigert sich gleichzeitig seine schöpferische Phantasie zu den Meisterwerken und Musterbildern des Großen und Schönen in der bildenden Kunst und dramatischen Dichtung.

Auf dieser Höhe angelangt, ragen die Schöpfungen einer Nation in den Entwickelungsgang der Menschheit.

Auf dieser Höhe steht unser Volk; auf dieser Höhe steht unser Volk schon jetzt und noch hat es nicht einmal den Gipfel seines nationalen Daseins erreicht, auf dem es seine zerstreuten Kräfte zu staatlicher Einheit verbinden und auf allen Gebieten sein Größtes und Erhabenstes leisten wird.

Wer ist es nun, dessen hoher Sinn und geniale Kraft uns schon jetzt auf jene Höhe gehoben, trotzdem uns das Hochgefühl versagt ist, die großen Söhne eines einigen, großen Volkes zu sein?

Wer ist es vor Allem, der nach der unmäßigsten Vergeudung aller Gefühle, wie im Mittelalter, nach der einseitigsten Pflege des Verstandes, wie bei den Römern, unser ehrbares, besonnenes, inniges Volk zur harmonischen Thätigkeit aller Geisteskräfte, zu einem gesunden Geistesleben, zur Quelle der Menschlichkeit zurückgeführt hat?

Wer ist es, der, nachdem altägyptische und persisch-baktrische Wissenschaft und Glaubenslehre die griechische Philosophie und das Christenthum vorbereitet hatten, wer ist es vor Allem, der den doppelarmigen, gewaltigen Strom griechischer Bildung und des christlichen Ideenkreises in die Fülle deutschen Gemüthes

geleitet, mit deutscher Eigenthümlichkeit vermählt und so den deutschen Geist in seiner ganzen Tiefe und Kraft geoffenbaret hat?

Wem verdanken wir es zumeist, daß die Bildung unseres Volkes die Sonne am geistigen Horizonte ist, welche die Geistesstrahlen aller Völker in sich aufnimmt und mit reinerem Lichte, mit helleren Farben zurückstrahlt?

Auf dieser Höhe hat unser Volk den duftenden Schmuck zweier riesigen Blüthenschafte aus dem Stamme seiner gewaltigen Natur entfaltet:

Göthe und Schiller, zwei Geister, welche, vergleichbar den Doppelsonnen des Weltalls, um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen, um das ewige Gesetz des Schönen, und das Schöne ist das Gute und das Wahre.

Göthe nahm einen so hohen Flug, als wollte er die deutsche Eigenthümlichkeit ganz abstreifen, um allen Völkern der Erde um so mehr angehören zu können; nicht so unser Schiller.

Weshalb unser Schiller? einen Genius der Menschheit feiern wir, und wir deutschen Stammes und deutscher Zunge drängen uns mit unserer Liebe und Verehrung so in den Vordergrund?

Haben wir nicht mit stolzer Freude vernommen, daß, als die erschütternde Kunde von Humboldt's Tod uns traf, die erleuchtetsten, an einer umfassenden Betrachtung der körperlichen und geistigen Welt großgewordenen Männer England's, Frankreich's, Amerika's mit uns in ihrem Schmerze, in ihrer Trauer einen edlen Wettstreit eingingen? weßhalb sind es dann an dem heutigen Tage vor Allem deutsche Herzen, welche an der Seine, Themse, unter dem Halbmonde, jenseits beider Weltmeere zu einer erhebenden Feier sich vereinigen, zu einem Feste des Geistes, wie es die Erde noch nie gesehen? schaute etwa das goldene Götterbild, welches im Haupte Schillers wohnte, weniger hell, weniger verständlich über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus? gehörte er der

Menschheit weniger an, als unsere Philosophen, unsere wissenschaftlichen Forscher?

Wenn Plato sagt, Gottes Verstand und des Menschen Geist nähren sich von Einer Speise und laben sich aus Einer Quelle, von der Anschauung der ewigen Idee, wenn Plato sagt, Gott selbst treibt Geometrie, so denken wir an die tiefen und schwierigen Wissensgebiete unseres Kant, Hegel, Gauß, Bessel, Humboldt, vor denen die Worte der heiligen Sage des Pythagoras stehen:

„Jünglinge, horcht ehrfürchtig und still, ich will zu Geweiheten reden, Profanen schließet die Thüren." —

Dieser Geweiheten, welche ein gemeinsames Band des gleichen reinen Strebens nach Erkenntniß auf's innigste umschlingt, zählt die Erde nur Wenige; wer die höchsten Weihen der Wissenschaft nicht empfangen und sich ein Verständniß der Bedeutung, der Gedanken jener Riesengeister der Erkenntniß erringen will, wird trauerigen Sinnes sprechen: „um einen Weisen zu erkennen, muß man selbst ein Weiser sein." — Ganz ähnlich mit unseren Dichtern. — Die Priester der Kunst fordern als einzige Weihe, um in ihren Tempel eintreten zu können, ein reines Herz, einen edlen Sinn; — ganz anders vor Allem mit unserem Schiller: er ist ein Stern, der über dem Firmamente unseres Vaterlandes am hellsten, glänzendsten leuchtet, weil er seinem Volke am nächsten bleiben wollte; ein Stern, der die milden Strahlen seines Lichtes und seiner Wärme in alle Herzen unseres Volkes sendet; wer in den weiten Gauen unseres Landes sich von der Unnatur, die das Ceremoniell und die Titel seit dem heiligen und römischen Reiche in die Welt brachten, und sein Leben von all' der Jämmerlichkeit befreit hat, welche daran klebt; wer sein durch widernatürliche Genüsse und Vorurtheile verderbtes Wesen abgestreift; wer trotz Verkennung und Armuth seinen Glauben, seine Liebe, seine Hoffnung, den angeborenen Adel unserer Seele sich bewahrt hat; wer mit einem Worte, in unseren Gauen menſch-

lich fühlt und menſchlich denkt, in deſſen Herzen wohnt der Genius Schillers, dem iſt er ein Freund in begeiſterter, ein Vorbild in ſchwankender Stunde.

So verdanken wir es zumeiſt ihm, daß unſere ſtolzen Nachbarn zu dem ſchönen Ausſpruche gezwungen ſind, wahrhafte, höchſte Herzensbildung ſei nur in unſerem Volke zu finden. —

Doch Schillers Wirken reicht in die Vergangenheit, reicht in die Zukunft hinaus: in der Natur herrſcht die Nothwendigkeit, der ſtarre Mechanismus, alle Bewegungen und Erſcheinungen am menſchlichen Körper, an den Wälderkronen der Felſen, an den Planeten, Cometen und Sonnen der ungemeſſenen Räume des Weltalls müſſen erfolgen; ſie ſind die unerbittlichen, nothwendigen Folgen zwingender Urſachen; im Reiche der Geiſter, menſchlicher Seelen herrſcht die Freiheit, die freie Entwickelung dem Schönen, Guten, Wahren zu, die Fähigkeit, ſich eigene ſchöne Ziele zu ſtecken, und daher die Idee eines unendlichen Fortſchrittes.

Durch dieſes Vertrauen auf menſchliche Kraft und menſchliche Freiheit wurde das Alterthum groß: dem Blute der Legionen entſtieg das ewige Rom; durch die gemeinſchaftliche Gefahr des perſiſchen Coloſſes erhoben ſich auf engem Raume die Griechen zu unſterblichen Thaten.

Wer rüttelt nun in unſerm Vaterlande die träge Maſſe der Menſchenſeelen auf, in welche ſonſt vergebens der Gedanke entzündend einſchlägt, aufzuhören, bloße Zahlen, Einheiten einer Summe zu ſein? wer erfüllet die Männer der nicht geiſtigen Berufe mit Menſchenwürde, — dem Gefühle, für die eigene Ehre Alles zu thun und Alles zu leiden, — und mit Menſchenliebe, dem Gefühle, in der aufopfernden Thätigkeit für Andere das Ziel des Daſeins zu ſetzen? wer feuert uns unabläſſig an, die vollen Kräfte zu gebrauchen, wenn wir unter dem Schatten eines Namens, Standes, Beſitzes in Unthätigkeit und Schlaffheit verſinken wollen, um die beſondere Idee zu verwirklichen, zu wel-

cher jeder Einzelne berufen iſt? wer giebt unſerer wachgerufenen, vorwärts drängenden Kraft im ſtaatlichen Leben im Namen der Gerechtigkeit, der gegebenen Thatſachen, der ewigen Unterſchiede in den Anlagen und Leiſtungen der Menſchen Maaß, Grenze und Richtung? wer erhebt ſeine warnende Stimme im Namen des Chriſtenthums, welches die Menſchenliebe, im Namen der Geſchichte, welche die Nothwendigkeit ungehemmter Entfaltung der Geiſteskräfte, im Namen der Wiſſenſchaft, welche die Einheit des Menſchengeſchlechtes in Fähigkeit und Ziel, im Namen der Philoſophie, welche die Erhabenheit des Bildungszuſtandes über den Naturzuſtand lehrt, wer erhebt ſeine warnende Stimme im Namen dieſer mühſam errungenen und theuer erworbenen Reſultate des Entwicklungsganges der Menſchheit, wenn wir dem Zeitenrade ſelbſtſüchtigen Herzens und ſtarren, engen Sinnes uns entgegenſtemmen wollen? wer lehrt uns vor Allem, daß ein Volk, und ſei es im Beſitze der höchſten geiſtigen und materiellen Güter, nie aufhören dürfe, Mann zu ſein und männlich für Alles einzuſtehen? wer war es, der in trüber Zeit den Sinn unſeres Volkes wachgerufen hat, für König und Vaterland, Tugend und Menſchenwürde freudig das Leben einzuſetzen? wer iſt es, der Alles, was unſer Volk mit frommem Sinn umfaßt und in ſeinem Herzen feſthält: Religion, Sitte, Geſetz, Familie, edle Fürſten, Gemeinſinn, durch freies Denken und freie Thätigkeit gehobenes Selbſtgefühl, wer iſt es, der alle dieſe höheren, über jede Vergleichung mit äußerem Nutzen erhabenen Güter in das diamantene Netz ſeiner Dichtungen geſchlungen hat?

Wer iſt der geiſtige Urheber des lebendigen Wachſens eines nationalen Willens, der immer ſtärker und immer von Neuem emporſtrebt und nicht eher ruhig wird, als bis das Einige errungen iſt, was den hochſtrebenden Söhnen der deutſchen Lande bis jetzt noch verſagt iſt, um auch als Helden an die Spitze der Völker zu treten?

Wer iſt es daher, dem wir eine große Gegenwart verdanken

und der uns eine größere Zukunft verbürgt, wenn durch Entfaltung seines Geistes die Nation der Denker in Eine Hand das Schwert der Schlachten gelegt hat; wenn durch Entfaltung seines Geistes selbst die tiefsten Schichten unseres Volkes herangereift sind zu Bannerträgern des Bewußtseins, des Geistes, der Sittenreinheit, der opferfreudigen That?

Es ist Schiller, unser Schiller ist es. —

Mit den Ahnungen unseres Gemüthes, mit den Forderungen unseres sittlichen Wesens, mit der ganzen Wärme unseres inneren Lebens fühlen wir uns in seinen Werken heimisch. — Seine Dichtungen sind nicht das Bild einer heiteren Harmonie, des behaglichen Dahingegebenseins an den Genuß, nein, den Gefühlsinhalt der neuen Zeit mit ihrer ungestillten Sehnsucht, ihrem leidenschaftlichen Drange nach dem Idealen, ihren ungestümen Kämpfen und herben Täuschungen nahm er in seine Seele auf und gestaltete sie zu einem verklärten Dasein; der Dichter seines Volkes wollte seine Zeit nicht überspringen, sondern nach ihrem wahren Inhalte erkennen und begreifen. — Seine Schöpfungen sind für uns ewig; unsere Gedanken, wenn sie dürre und alt werden, werden durch Gemeinschaft mit ihm wiederum frisch und jung, denn die Zeit unseres Schillers wird uns nie sein ein greises Alterthum, sie ist stets die Jugend unseres Geistes.

Das ist er unserem Volke, unserem Vaterlande, was wird er der Menschheit für alle Zeiten sein?

Es ist ein dunkler Schluß aus hellen Thatsachen, daß unsere Erde einst ein Theil der großen Sonne war; es ist eine noch dunklere Annahme, daß unsere Erde durch einen Widerstand leistenden, im Weltenraume vertheilten, feinsten Körper gleich dem Encke'schen Cometen gezwungen ist, auf ihrer Bahn immer kleinere Kreise zu beschreiben und zur Sonne zurückzukehren; es ist außerdem ein Ergebniß der Wissenschaft, daß alle körperliche Kraft, durch welche unser Körper lebt und sich bewegt, ihren Ur-

ſprung nicht aus dem Mutterſchooße der Erde, ſondern aus dem reinſten Sonnenlichte bernimmt. — Wir bewundern daher die Griechen, welche ſagen, wir Menſchen alleſammt ſeien gleicher, himmliſcher Abſtammung; wir bewundern die Worte Plato's: „Die reine Seele lebt nur im Lichte der Freiheit und ſchaut nur nach der Sonne“; vielleicht iſt deßhalb in die Tiefen jeder Menſchenſeele das Geheimniß geſenkt, daß unſere wahre Heimath nicht hienieden, ſondern hoch über uns iſt; vielleicht iſt das der Grund, daß jeder Dichter, der unſer Auge auf die überirdiſche Welt zu lenken weiß, uns mit ahnungsvollem Grauen ergreift; vielleicht wird es nun uns klar, wie unter den Naturvölkern der Erde der beſſere religiöſe Cult mit der Anbetung der Sonne beginnt; vielleicht ahnen wir nun, mit welch' größerem Rechte die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menſchlichen Geiſtes, des Unendlichen, welches bald als beherrſchendes Geſetz, bald als forderndes Ideal den einzelnen endlichen und irdiſchen Geſtalten gegenüberſteht; vielleicht iſt es deshalb uns eingeboren, daß unſer Gefühl mit der heraufſteigenden Sonne hinauf und vorwärts dringt, — wenn ſie im Zenith des Himmels gipfelt, ſich kühnen Flugs zum Unendlichen erweitert, und wenn ſie im Roth des Abendſtrahls weicht und verſinkt, ihr voll Sehnſucht nacheilt, um fort und fort ihr ewiges Licht zu trinken. —

Wer iſt es nun, der unſere Heldenſprache ſo feierlich handhabt, um durch inhaltvolle, edelgeformte Gedankenkreiſe den Blick aller Menſchen, wie kein anderer Dichter, über die Erde hinaus, auf die Sonne, auf das Ueberirdiſche, auf das Unendliche zu richten?

Wer iſt es, der aus der Aetherhöhe ſeines geiſtigen Fluges, wie kein anderer Dichter, den Bewohnern der ſich umſchwingenden Erde zuruft, daß, wie unſer, zu tauſendfältigen Bewegungen fähige, aus den gewichtigen chemiſchen Atomen und ihren feineren Bewegungsformen, dem Lichtäther und den electriſchen Flüſſigkeiten

aufgebaute Körper, deſſen inneres Triebwerk wir ſo gern nach dem Belieben unſerer Vernunft lenken möchten, aus dem Urquell unſeres Lichtes und unſerer Wärme, unſerer Orkane, Donnerwetter und Meerſäulen, der Sonne, entſtammt und zu ihr nach Aeonen zurückkehrt, ſo auch unſer, zum Fühlen, Wollen, Denken berufener, mit der Einheit des Bewußtſeins ausgeſtattete Geiſt ein Fremdling in der räumlich-zeitlichen Welt der Körper iſt, ſo auch unſer, zwar nicht ortloſe, aber an eine unbekannte Stelle unſeres Hirns gebannte, an ſich zwar vielleicht unvergängliche, für unſere Erfahrung nur mit dem athmenden Körper in Wechſelwirkung tretende, in ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit wohl von uns verſtandene, doch jeder bildlichen Anſchauung ſeiner Form entzogene Geiſt nur dem Alles umſpannenden, Alles durchdringenden geiſtigen Urquell entſtrömt ſein kann und zu ihm nach einem Menſchenalter, nach Löſung ſeiner Aufgabe zurückkehrt?

Wer lehrt uns, daß, wie der Lichtſtrahl der Sonne und der fernſten Welten vom Kryſtalle des irdiſchen Felſen in drei Grundfarben, in Blau, Gelb und Roth gebrochen und zerlegt wird, ſo auch jener Gottesſtrahl aus der überirdiſchen Welt, unſer menſchlicher Geiſt, vom kryſtallenen Kerne einer reinen Seele in drei Grundſtrahlen ſich ſpaltet, in Wahrheit, Schönheit, Tugend, als die Leitſtrahlen jedes höheren Lebens? Wer mahnt uns, wie kein anderer Dichter, mit dem Siegespanier der Majeſtät, welches von dem Marmordome ſeiner Stirne weht, in den beſſeren Augenblicken unſeres Daſeins eingedenk unſerer zwiefachen, höchſten Abſtammung, echte Söhne des Lichtes, Träger des edelſten Geiſtes zu ſein?

Wer ſtählt auserwählte Naturen, wenn die äußeren Mißgeſchicke des allgemeinen und eigenen Elends, der Verkennung, der Verfolgung faſt überwältigend hereinbrechen, ſich vor der Vergiftung des eigenen Innern, vor der Verzweiflung an einem höheren Willen zu retten, ja mit der über Freud und Leid erhabenen Ruhe eines

dem Julius, die er auffaßte und ganz für wahr erklärte. Er will die Briefe des Julius und Raphael leſen, und fing nun ordentlich an, auf die anderen Aufſätze der Thalia neugierig zu werden. Ich ſprach vom Geiſterſeher und wie dieſer Aufſatz zu einer Celebrität gekommen war. Es machte ihm Vergnügen, und wir ſetzten dieſe Materie fort. Er hat auch hierin eigene und fruchtbare Ideen, und neigt ſich ſehr zu der Meinung eines wechſelſeitigen Ineinanderwirkens der Geiſter nach unbekannten Geſetzen. Er findet das auch bei den Thieren. Auch die Thiere, ſagt er, ſcheinen oft unſere Gedanken zu merken. Ein lebhafter Gedanke in mir könne einem anderen, der mir nahe ſei, einen ähnlichen erwecken u. ſ. w. Es gäbe Menſchen, die ihr Schickſal im allgemeinen vorher wiſſen, unter welchen er ſelbſt ſei. So erklären ſich Prophezeiungen von Dingen, die doch Facta enthielten, welche von außen entſtehen müßten und nicht in der Ideenreihe lägen. So, ſagte er, combinirte der Prophet, eine Jungfrau würde ſchwanger werden und einen Sohn gebären. — Ich brachte ſeine neueſte Schrift: Gott, auf's Tapet; ich ſagte ihm einiges, was ich über dieſe Materie gedacht hatte, und daß ich aus der Idee Gott die ganze Philoſophie herableiten würde. Er fand etwas eigenes in meiner Ideenreihe und ſagte mir, er wünſche, daß ich dieſe Schrift läſe; ſie würde für mich ſein und enthalte ſeine vollſtändige überzeugende Idee von Gott. Wenn ich ſie gefaßt hätte, würde ich vieles Licht erhalten haben. Lies ſie doch und ſchreibe mir Deine Meinung.

vollendeten Weisen, mit der wolkenlosen Stirne, dem tiefen, klaren Blicken eines Spinoza unverändert unser hohes Ziel im Auge zu behalten und selbst sterbend noch nach ihm hinzuweisen?

Es ist Schiller, unser Schiller.

Die Sonne, zu der sein Genius uns mit Allgewalt emporzieht, zu der er, wie ein gottbegeisterter Seher, als auf unsere Heimath, unser heiliges Ziel, hinweiset, ist nicht allein die Leuchte unserer Welt, der flammende Riesenkörper unseres Planetensystems, sie ist die gesammte übersinnliche, überirdische, geistige Welt; bald heißet sie Kunst und Schönheit, bald Religion und Sittlichkeit, bald Wahrheit und Wissenschaft —

So sind denn seine Gedanken reine Opferflammen, welche verheißend aufwärts leuchten in ein Reich des Lichtes, der Harmonie, der Liebe ohne Schatten, ohne Mißklänge, ohne Kampf und Streit;

so sind denn seine Dichtungen die Sprossen einer Himmelsleiter, welche uns endliche Geister in geweiheten Augenblicken zurückführen an den Thron des unendlichen, des höchsten Geistes, den die abgeschiedenen Völkergeister nach der Größe ihres Beitrages zum Ziele unserer heiligen Bestimmung nahe oder ferne umstehen, dessen Wollen zugleich Vollbringen ist, dessen einer Gedanke von solcher Höhe war, daß es des Universums bedurfte, um ihm Ausdruck, Form und Gestalt zu geben, — in dessen Schooße das Weltall, wie ein Atom im grenzenlosen Aether, ruht;

so sind denn seine Dramen hohe Dome, vor deren Pforten die Worte des Heraklit mit goldenen Buchstaben stehen:

„Tretet ein, auch hier sind Götter!“

in ihrem Heiligthume ergreifen uns heilige Schauer, —

denn aus dem Kelche des Geisterreichs, den Schillers Genius der Menschheit beut, schäumt uns die

Unendlichkeit.

Königsberg.

Festrede,

am 10. November 1859 in der Aula der Universität im Auftrage des akademischen Senates gehalten von Dr. J. Zacher, Professor der deutschen Sprache und Literatur.

So weit die deutsche Zunge klingt, fernhin über des deutschen Landes Grenzen, wo irgend hin der eingeborne Kulturtrieb des Wanderns und Kolonisirens Söhne Deutschlands geführt hat, bis in Ländern und Welttheilen jenseits der Oceane, ja fast über das ganze Erdenrund, und hinaus sogar über den Bereich deutscher Zunge, in anders redender Völker Ländern und Städten, wohin irgend Kenntnis, und mit ihr Achtung der deutschen Sprache und Literatur gedrungen ist: so weit, und überall da wogt heut die Festfeier eines Mannes deutscher Nation. Niemand hat sie anbefohlen, wie von selber ist sie gleichsam aus dem Boden gewachsen. Auch wir sind hier zu gleichem Thun vereinigt. Warum auch wir? und grade hier? Ists denn nicht eine allgemeine, alle Bekenner und Verehrer des deutschen Namens umschlingende Festfeier, und ziemte es nicht, daß wir unterschiedslos aufgiengen in der allgemeinen Festfeier dieser Stadt? Hat die akademische Jugend nur aus bloßer Nachahmung ihre besondere Festfeier begehrt, oder nur um auch hier sich als Corporation zu fühlen, oder aus dem Wunsche sich doch auch mitthun zu sehn, sich mitreden zu hören? denn

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide!

Doch nein! Aus dem Munde ihres Vertreters haben wir so eben in begeistert gehobener aber zugleich besonnen erwogener Rede*)

*) Aus der eben vorangegangenen Rede des stud. phil. Jung

vernommen, daß sie von einer ganz anderen, von einer hohen und edlen Idee getragen ist. Obschon mit Leib und Seele und ganzem Gemüthe noch der Jugend angehörend, und sich freuend, daß es so ist, daß sie noch in den Jahren blüht, wo sie mit Herrscherblick die ganze Welt zu ihren Füßen lachend ausgebreitet sieht, noch unbelästigt von des Körpers und des Lebens Mühen und Gebrechen, noch mit voller Brust aus dem Strome der Begeisterung trinkend, fühlt und erkennt sie doch ebenfalls, daß sie bereits auch vor der Schwelle steht des Mannesalters, und noch mehr vor der Schwelle der Mannespflichten. Und so sehen wir denn auch die auf die Mittagshöhe des Lebens gediehenen Männer hier mit ihr versammelt und vereinigt zum selben Beginnen. Wenn aber irgend wem, so ziemt es uns, die wir im Reiche des Denkers leben und weben sollen, daß wir

mit ernstem Fleiß betrachten
wozu der Festruf uns erklingt:
den schlechten Mann muß man verachten,
der nicht bedacht, was er vollbringt.

Wol freilich hätte ich gewünscht, daß einem anderen die Aufgabe geworden wäre, heut und an dieser Stelle vor Ihnen zu reden, einem, den die Natur selbst ausgestattet hätte congenial dem wortgewaltigsten Dichter mit jener Macht der Rede, daß ihm das Wort von der Lippe quillt, wie

ein Regenstrom aus Felsenrissen,
der da kommt mit Donners Ungestüm,
daß ihn der Wandrer hört und lauscht,
und hört die Fluth vom Felsen brausen,
und doch nicht weiß, woher sie rauscht.
Der mit dem Stab des Götterboten
beherrschet das bewegte Herz;
und taucht es in das Reich der Todten,
und hebt es staunend himmelwärts.

Doch darf ich andrerseits des Mangels mich getrösten in Erwä-

gung des, daß überhaupt nur Raum für flüchtige Andeutung
ſtattet iſt, und daß es auch nur einer ſolchen bedarf bei an
ſchon feſtlich erregter Stimmung der Hörer.

Wer iſt es, dem die Feſtfeier gilt? Iſt es ein Dichter, v
dem das launiſche Schickſal uns nichts errettet hat als den Nam
und ein Meiſterwerk ſeiner reifſten Tage? Ein Meiſterwerk et
wie Homers Geſänge, vor dem wir freilich zwar in ſtaunend
Bewunderung ſtehen, an dem wir uns freilich zwar ſtets erfreu
und erheben, in dem wir freilich zwar immer neue Reize find
deſſen Wirkung wir freilich zwar mit regem Intereſſe durch
Jahrhunderte verfolgen: aber bei dem uns dennoch ein Mis
bagen überkommt, grade dann, wenn wir deſſen inne werden, w
für den Prüfſtein der Vollendung gilt, wenn wir gewahren, d
wir über der Vollkommenheit des Kunſtwerkes den Künſtler v
geßen haben, und daß er um der gleichen Schuld der Verfahr
willen ewig vergeßen bleiben muß. Nein, nicht alſo! und wir a
fühlen das Bedürfnis, daß es anders ſei. Oder ſtreht nicht je
einzelne Verehrer des Dichters, jeder Feſtverein, jeder größe
Ort, an welchen ſich nähere oder mächtigere Erinnerungen ſein
Wirkens knüpfen, des Dichters Bildnis, ſeine Büſte, ſein eher
Standbild ſich vor Augen zu ſtellen, zum unmittelbaren und tä
lichen Gedächtnis ſeiner ſelbſt, ſeiner Perſönlichkeit? Die ga
Reihe ſeiner Werke iſt es, vom erſten Gewitterblitze ſeiner Jugen
begeiſterung an bis zu ſeinem Schwanenſange, die ganze Perſ
des Dichters ſelber iſt es, in ihrem Aufſteigen vom überſprude
den Jugendmute bis zur Verklärung der reifſten Mannesſtra
der dieſe Feſtfeier gilt. Und welche Werke, und welch ein Man
In ihrem Entwickelungsgange welche reiche und erhebende Fol
von harten Kämpfen, von glänzenden Siegen! Wie bewahrheit
und bethätigen ſie beide, der Mann wie ſeine Werke, des Di
ters eigenen Ausſpruch:

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10456/063

Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromus winkt.
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Gleich bei ſeinem erſten Hervortreten war es das Siegel der Kraft auf des Jünglings Stirn, was ihm mit einem Schlage die Anerkennung der Zeitgenoßen eroberte. Und ſolche Erſchütterung war ſehr zum Heile, nicht nur der Literatur, ſondern des deutſchen Lebens überhaupt, je näher beiden wider die Gefahr rückte, ſich in Flachheit und Sentimentalität abzuſchwächen, und in jene behagliche Vorliebe für den Mittelweg zu verſinken, der nur allein zum Mittelmäßigen führen kann. Und mit der Kraft vermählte ſich ein ſittlicher Gehalt, die Entrüſtung einer edlen Seele über Tyrannei auf der einen und über Knechtesſinn auf der andern Seite. Da ſtellte der kühne Jüngling mit begeiſterter Rede Manneswürde gegen Standeswürde, Seelenadel gegen Geburtsadel, des Geiſtes freie Selbſtbeſtimmung gegen die bedrängende Gewalt der äußeren Verhältniſſe. Und was er in feurigen Worten pries, er bewährte durch die eigene That, daß es ihm aus innerſter Seele entſprungen war. Die Feſſel durchbrechend, welche den Aufſchwung ſeines freien Geiſtes in ewige Bande zu ſchlagen drohte, verließ er Familie und Heimat, und wagte entſchloſſen den Kampf mit der Armut und allen Wechſelfällen eines ungewißen Schickſals. Hundert andere wären nach dem erſten kräftigen Anlaufe bei den hereinbrechenden Widerwärtigkeiten verzagt oder verkommen; er aber hielt ſich aufrecht, und eroberte durch die Kraft ſeines Geiſtes ſeinen erſten nachdrücklich helfenden Freund. „Zu einer Zeit, da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Menſch auch jetzt noch vermag.“ Mit dieſen Worten begann Chriſtian Gottfried Körner ſeinen erſten Brief an Schiller, dem bald dar-

auf das Anerbieten eines Asyles nachfolgte, aber auch die zuversichtliche Weissagung: „Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert, und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit.“ Durch die Kraft seines Geistes hatte Schiller diesen Freund gewonnen, durch die Tiefe seines Gemütes und die Güte seines Herzens fesselte er ihn an sich auf Lebenszeit. Im Kreise dieser edlen Familie war er nun wol fürs erste vor dem heftigsten Anprall des verzehrenden Kampfes mit den materiellen Widerwärtigkeiten des Lebens geborgen, aber um so nachdrücklicher erhob sich nun der schwerere und längere Kampf wider die eigene Natur. Es blieb seiner Einsicht nicht verborgen, daß seine bisherigen Erzeugnisse vor dem strengen Richterspruche einer echten Kunstkritik als vollgültige Kunstwerke nicht bestehen konnten. Sollte er sich aber zur Meisterschaft emporschwingen, so mußte er gleichsam aus sich selbst herausgehen. Aus der Welt des Gedankens mußte er herabsteigen lernen in die Welt der Erscheinungen, die geistigen Schöpfungen seines Dichtergenius mußte er bekleiden lernen mit der Körperfülle sinnlicher Wesen, die Unendlichkeit des Ideales mußte er einschließen lernen in die Begrenztheit endlicher Formen, und diese widerstrebenden Elemente des Unendlichen und des Endlichen, des Uebersinnlichen und des Sinnlichen mußte er zu solchen geschlossenen Ganzen zusammenschaffen lernen, als hätten sie mit der Nothwendigkeit natürlicher Wesen von Anfang an organisch zusammengehört. Diese gewaltige Aufgabe konnte er nur also lösen, daß er den Gegensatz des Idealen und des Realen in seinem eigenen Geiste zu einer höheren Einheit vermählte. Eine ganze Reihe von Jahren der ernstesten Studien und der angestrengtesten Arbeit war nöthig, um diesen Läuterungsproceß durchzuführen. Zuerst ward die Geschichte ergriffen. Nicht also, daß der Dichter, seinen Beruf verkennend, sich in kritische Quellenforschung verloren hätte; sondern vielmehr, seinem Berufe getreu,

gestaltend, und für künftige Gestaltung sich heranbildend. Was er zunächst und unmittelbar gestaltete, die beiden Geschichtserzählungen in ungebundener Rede, mit dem Maße zu messen, welches wir heut an das Werk eines Historikers von Fach legen, wäre ungerecht und thöricht zugleich. Sie haben ihr eigenes Verdienst, und sicher kein geringes. Sie zuerst haben eine über die juristischen und reichshistorischen Erörterungen erhebende poetisch veredelte Betrachtung bürgerlicher, politischer und religiöser Lebensverhältnisse nicht nur den Gelehrten und Fachleuten, sondern der ganzen Nation dargeboten, die an dieser Darstellung ihre Anschauungsweise, ihre Gesinnung und ihren Geschmack heranbilden, erheben und läutern konnte. — Darnach war es die Kantische Philosophie die er ergriff, aber wiederum als Denker und Dichter zugleich, forschend, verarbeitend, erweiternd, vertiefend. Als Künstler mit Vorliebe der Idee des Schönen zugewendet, und in die Ergründung der Gesetze des Schönen sich vertiefend, legte er die Ergebnisse seines Nachdenkens in Abhandlungen nieder, welche nicht nur Zeugnis davon gaben, daß er selbst zu klarer Einsicht über sein eigenes Schaffen gediehen sei, sondern auch der Wissenschaft der Aesthetik überhaupt zu principieller Förderung gereichten. Als Dichter wie als Charakter verletzt durch die Kälte des Kantischen kategorischen Imperatives, gab er auch diesem die mangelnde Vollendung, und hauchte ihm die göttliche belebende Seele ein, indem er ihn hinaufhob in den Bereich der Idee des Schönen, und die Forderung also stellte: du sollst nicht nur gut und sittlich handeln, sondern du sollst in dir jene Harmonie des Göttlichen, des Guten, Wahren und Schönen zu erzeugen streben, daß schon dein Wollen selbst kein anderes sein könne als ein Schönes.

Als Schiller zu dieser Klarheit und Harmonie der Einsicht und des Characters sich erhoben und geläutert hatte, und nur der eingeborne Schöpfertrieb sich wieder mächtig in ihm regte, da war nur noch einer in Deutschlands Grenzen — nein, unter allen

lebenden Dichtern des Erdbodens nur noch ein einziger, der ihm die Palme ſtreitig machen konnte. Und nun errang, zum ſchönſten Lohne des ausdauernden Strebens, ſeine durch ſo viele Kämpfe geſtählte Geiſteskraft den herrlichſten Sieg, indem er dieſen einen, der ſeit Jahren ſchon halb abwehrend neben ihm gegangen war, ſich zu ſeinem zweiten Freunde eroberte, und ihn wiederum feſthielt zu einem Freunde auf Lebenszeit, wie jener ſelbſt es ſpäter im Gefühle ſeiner Vereinſamung dem Abgeſchiedenen nachrief:

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt.

Von dieſer Freundſchaft ohne Gleichen läßt ſich in Wahrheit rühmen, was Wilhelm Müller ſo ſchön von der Liebe geſagt hat:

Die Lieb' iſt der Säckel des Fortunat,
Je mehr ſie gibt, deſto mehr ſie hat.

Indem jeder der beiden grundverſchieden angelegten Männer neidlos von dem ſeinen gab, willig von dem anderen empfing, ergänzten und förderten ſie ein jeder zugleich ſich und auch den andern wechſelſeitig. Da entſprangen und reiften in überraſchender Fülle die edelſten Blüten und Früchte, welche die deutſche Dichtung bis auf dieſen Tag als ihren köſtlichſten Schmuck preiſt, jene wundervollen Balladen, jene idylliſch-elegiſchen Gemälde, die, wie die „Glocke", in engem Rahmen die Poeſie eines ganzen Menſchenlebens umſpannen, jene tiefen lyriſchen Gedichte Schillers, in denen er die verborgenſten Geheimniſſe des Genius uns offenbart, jene Schillerſchen ſceniſchen Meiſterwerke, denen an Dramen in deutſcher Zunge nur ſehr weniges, an Bühnendramen nichts an die Seite zu ſtellen iſt.

Doch auch in dieſer Zeit des vollendetſten Schaffens war ihm neben den glückbegünſtigten Freunde das härtere Loos gefallen. Nicht wie jener von breiter und ſicherer behaglicher Baſis

des Wirklichen aufsteigend, und solches zum Wahren poetisch verklärend, sondern aus der Unendlichkeit der Idee herabsteigend in die Endlichkeit des Sinnlichen, und dieses erhebend, läuternd, und mit jenem zu organischer Einheit verschmelzend, verzehrte er in solch angestrengter Arbeit die Reste seiner seit Jahren schon durch eine schwere Krankheit gebrochenen irdischen Kräfte. Er wußte daß er jede seiner Schöpfungen mit seinem Herzblut bezahlte, aber er hatte es ja selbst ausgesprochen das erhabene Wort: „Wer das Leben will gewinnen, geb' entsagend in den Tod!" Und auch hier, wie überall, sich selbst getreu, hielt er durch die göttliche Kraft seines Geistes sich so mächtig aufrecht, daß keine Zeile, kein Wort in seinen Werken verräth, aus welchen Wehen und Bedrängnissen des Körpers sie geboren sind. Und als er so dastand in der höchsten Vollendung seines Wirkens, da rief ihm der Herr, und sprach: Komm herein, du frommer und getreuer Knecht, du bist getreu gewesen bis in den Tod, ich will Dir die Krone der Ehren geben! —

Und so ward er uns entrückt, und hinterließ uns das Bild seines Andenkens in dem vollen Stralenglanze verklärter männlicher Kraft und geistiger Hoheit; und so steht er vor unserem Blicke, und vor dem Blick aller künftigen Geschlechter. Und wenn vieles in Deutschland wird anders werden sein, und wenn Geschlechter auf Geschlechter werden gekommen und gegangen sein wie die Blätter am Baum, — so lange noch Gottes Hauch durch Deutschlands Eichen braust, so lange noch deutsche Rede unter ihren Zweigen erklingt, so lange auch werden Männer und Frauen und Jünglinge und Jungfrauen zu diesem Genius wallen, und an seinen Werken ihre Jugend erheben und kräftigen, ihr Alter erfrischen und erquicken.

Das herrliche Vermächtnis seines Lebens und seiner Werke, entsprungen aus der Kraft und aus dem Ideal, geläutert durch

Für mich enthält ſie zu viel Metaphyſiſches. Der Anfang mit Spinoza iſt ſehr intereſſant. Herder ſagte mir, daß er ſich bei ſeinen Arbeiten äußerſt ſammeln müſſe und, z. B. wie er ſeine Ideen ſchreibe, für alles andere Denken verloren ſei. — Der dritte Band ſeiner zerſtreuten Blätter iſt jetzt zum Druck weggeſchickt. Unter anderen kommt ein Aufſatz darin vor von den Ruinen Perſepolis. Geſehen habe ich aber das Manuſcript nicht. Wir ſprachen von ſeinem Predigen. Er dürfe in der Woche nicht an ſeine Predigt denken, wenn ſie ihm glücken ſollte. Höchſtens Freitags oder Sonnabends könne er ſich darauf beſinnen. Zollikofer beneidet er ſehr um ſeine Gemüthslage und ſeine Situation. Ich fragte an wegen ſeines Rufes nach Berlin. An ihn wäre keiner ergangen, ſagte er mir, aber es hätte doch Grund damit gehabt. Hier hat ſich der König von Preußen ganz eigen gezeigt. Nach einer Predigt, glaube ich, ſagte er zu Spalding: er ſähe ein, daß er alt würde und ſich alſo wohl nach Ruhe ſehnen würde — Spalding verneinte es gar ſehr — Nein, nein, ſagte der König, Sie können Hülfe brauchen; ich ſehe es wohl ein — Sein Dienſt, antwortete Spalding, litte keinen Gehülfen — Darüber ſeien Sie unbekümmert, hieß es, Sie ſollen darum keinen Abgang an Ihrem Gehalte leiden. Ich will Ihnen ihr Amt nur erleichtern — das wünſche er gar nicht, ſagte Spalding. — Ich habe Ihnen einen wackeren Mann dazu ausgeleſen, fuhr der König fort: Herder. — Das klagte nun Spalding in ganz Berlin herum. Der König wurde

die Weihe der Schönheit, hat er uns wie der ganzen Nation als köstliches gemeinsames Erbe hinterlassen. Aber es ist noch ein besonderes Erbe, was er uns insonderheit überwiesen hat, und um des willen wir nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet sind, sein Gedächtnis besonders zu feiern. Er selbst hat es uns ausdrücklich zugesprochen in jener Rede, mit welcher er seine Wirksamkeit an der Universität zu Jena eröffnete. „Unser", so sagt er, „sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung der Vorfahren erworben haben. Wir sollen lernen einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben, denn es sind kostbare, theure Güter, an denen das Blut der besten und edelsten klebt, die durch schwere Arbeit haben errungen werden müssen. Und wer könnte", so fährt er fort, „bei hellem Geiste und empfindendem Herzen dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem Vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem überkommenen reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, welches wir reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben sollen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Etwas dazu beisteuern kann jeder von uns, und jedem Verdienste ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu jener wahren Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."

Das ist das Testament des Dichters an uns.

Des Dichters Werke empfindend genießen, seinen Lebensgang mitfühlend und bewundernd überschauen, mächtig und heilsam von ihm angeregt werden, das kann jeder, der offenen Kopfes und Herzens ist. Aber seine Werke durch und durch, seinen

Entwicklungsgang, und die Folgen seiner Wirksamkeit, die mannigfaltigen Güter, welche uns daraus entsprungen sind, zu erkennen, zu begreifen, und frei von Einseitigkeit und Vorurteil zu würdigen, das ist eben nicht jedermanns Ding. Dazu gehört in letzter Instanz wissenschaftliche Bildung, wie vorzugsweise die Universitäten sie geben, und geben sollen. Es ist nicht dieser Stunde und dieses Ortes, zu entwickeln, wie der gewaltige Dichter durch seine tiefen Schöpfungen die allgemeine Theilnahme für die Ideen und das Ideale geweckt hat, wie er hinüberleitet von der kritischen Philosophie zu der Idealphilosophie, wie er der Vertiefung aller Wissenschaften vorgearbeitet, wie er die Keime einer vaterländischen, einer nationalen Gesinnung, und einer echten Freiheit gepflanzt und gepflegt, wie er die mit diesen beiden Tugenden aufs engste verflochtene Heiligkeit und Weihe eines kernhaften deutschen Familienlebens gefördert hat, wie grade die ausgezeichnetsten Charaktere, welche mit der durchdringendsten Einsicht, und mit eiserner Beharrlichkeit in der gefährlichsten Zeit der Fremdherrschaft für die principielle Verbeßerung der vaterländischen Zustände, und für die Abschüttelung und Zerbrechung des fremden Zwingjoches gewirkt haben, — wie diese grade bei ihm und den Idealphilosophen zur Schule gegangen sind. Es genügt auf diese und auf die vielen andern Verdienste und Segenswirkungen nur mit einem Worte hingedeutet zu haben.

Sind wir nach dieser Hälfte seines verpflichtenden Vermächtnisses rückwärts gewandte, auf das Erkennen gewiesene Epigonen, so sind wir nach der andern Seite desselben vorwärts gewandte und auf das Handeln gewiesene Progenen. An das kommende Geschlecht sollen wir handelnd den Dank abtragen, den wir auch diesem großen Dichter und Charakter schulden für die Güter, deren wir uns gegenwärtig erfreuen, und die er durch seine gewaltige Wirksamkeit so mächtig hat fördern helfen.

Es ist wiederum nicht dieses Ortes und dieser Stunde, Hypo

theſen aufzuſtellen über die Zukunft, oder die Zeichen der Zeit herzählen und deuten zu wollen. Doch ſcheinen ſie zu ſagen, daß wir in den Beginn einer neuen Zeit getreten ſind. Wie dieſe in ihrer ſpäteren Entwickelung gipfeln werde, welcher Sterbliche möchte ſich vermeßen, das vorauszuſagen! Wir wünſchen nur, und hoffen zu Gott, daß ſie führen möge zu einer vollen, mächtigen, und befriedigenden Entfaltung aller der Tugenden, welche Gott ſo reich in das deutſche Volk gelegt hat: damit die deutſche Nation, in ſich geeinigt, und im Vollbeſitze aller der Güter, welche eine große, kräftige und freie Nation adeln und beglücken, daſtehen möge wie ein Felſenhort in Mitten Europas, Friede gebietend ringsum, und ſelber ſchöpferiſch vorleuchtend in allen Segnungen des Friedens; daß ſie dann geeignet ſei, um zu empfangen den wahren Meſſias der deutſchen Dichtung, deſſen Vorläufer nur Schiller wie Göthe geweſen ſind, und auch nur ſein konnten, wie Schiller ſelbſt das klar genug angedeutet hat in der Recenſion Bürgers.

Wie aber auch jene fernere Zukunft ſich geſtalten möge, die Uebergänge zu ihr, welche dieſe und die nächſte, und vielleicht noch mehr Generationen vollauf beſchäftigen werden, ſie verſprechen, wenn es zu innerlich gutem gedeihen ſoll, als zunächſt bevorſtehend nicht eben eine lachende und leichte Zeit, ſondern eine Zeit die Charactere fordern wird von entſchiedener, ausdauernder und reiner Willenskraft, Männer die aus dem Ideale ihre Kraft zu ſchöpfen wißen, und, gleich unſerm Dichter, die ſchwere Kunſt verſtehen, die Idee mit den wirr ſich durchkreuzenden Zuſtänden, Anforderungen und Beſtrebungen des wirklichen Lebens zu verſöhnen und in Harmonie zu ſetzen.

Sind nun auch die Univerſitäten nicht berufen, unmittelbar in das Getriebe des Lebens einzugreifen, ſo üben ſie doch unvermeidlich, und aus der Natur ihres Weſens heraus, eine deſto tiefer eindringende mittelbare Wirkung auf daſſelbe. Denn aus

ihnen geht beſtändig die werdende Generation hervor, welche darnach in den verſchiedenen Berufsſtellungen der Schule, der Kirche und des Staates auf die künftige Entwickelung unſeres Vaterlandes einen ſehr weſentlichen Einfluß übt. Soll dieſer Einfluß aber zum Heile führen, ſo iſt unbedingt nothwendig, daß die Träger deſſelben ſich ſelbſt durchgebildet haben zu klarer Einſicht und zu reinem und feſten Willen. Das aber iſt eine ſchwere, lange und mühſame Aufgabe, zu welcher der ſelbſtbewußte Grund auf der Univerſität gelegt werden ſoll; denn hier iſt der Beginn der eigenen Forſchung, die zur Wahrheit, und mit ihr zu allem Guten und Schönen führen ſoll. Doch

Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born;
Nur des Meißels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſpröder Kern.

Kraft und Muth und Ausdauer iſt allerdings dazu nöthig; aber unſers unſterblichen Dichters erhebendes Beiſpiel mag uns täglich erinnern, was reiner und feſter auf ein großes Ziel gerichteter Wille vermag. Und wollten wir ja ermatten, oder wollten wir gar, dem Vorbilde Schillers ungetreu, uns überheben, dann mag das Beiſpiel des anderen unſterblichen Mannes, den derſelbe Tag dem deutſchen Vaterlande und der Welt gegeben hat, dann mag Luthers Beiſpiel uns erinnern, wo wir Demut im Glück, Troſt im Unglück, und endlich, wo wir Segen für alles redliche und fromme Beginnen zu ſuchen, zu hoffen, und zu erbitten haben.

Und ſo mögen wir denn, Schillers Vermächtnis an uns in treuem dankbaren Herzen tragend, unter Gottes Segen wirken und ſchaffen für alles Heilige, Gute, Wahre und Schöne mit der ganzen Kraft unſeres ganzen Lebens. Denn

Setzen wir nicht das Leben ein,
Nie wird uns das Leben gewonnen ſein.

Schiller, der Dichter und Mann des Volks.

Schillerfestrede, im Handwerkerverein gehalten von Dr. Johann Jacoby.

„Sein Wort wird sich bewahren,
Des Herz in Ketten brach.
Es singt's nach hundert Jahren,
Gewiß ein Schwan ihm nach." —

Meine Herren!

An drei vorangegangenen Montagen ist uns von dieser Stätte aus die Lebensgeschichte Schillers erzählt worden — klar und anschaulich, mit lebendiger Wärme.

Nicht unsere Aufmerksamkeit bloß ward gefesselt, — wir selber wurden in eine frühere Zeit, mitten in die geschilderten Zustände versetzt: wir durchlebten mit dem Dichter seine sturmbewegte Jugend, fühlten und litten mit ihm, — wir nahmen Theil an seiner Arbeit, an der stufenweisen Entwicklung seiner großen Naturgaben, — freuten uns seiner Erfolge, des weitverbreiteten Ruhms wie des stillen Familienglücks, — trauerten endlich über das frühe Dahinscheiden des Mannes, als wär' ein treuer Lebensgefährte — ein Freund uns entrissen. —

Lassen Sie uns heute — zur Feier des hundertjährigen Geburtstages unseres großen Dichterfreundes — einen Rückblick werfen auf sein reiches Leben; — suchen wir die Hauptzüge seines Wesens uns zu vergegenwärtigen, sie zu einem geistigen Bilde zusammenzufassen! Wenn Schillers Geist uns vor die Seele tritt — klar und wahr, wie sein leibhaftes Bild hier vor unsern Augen steht, — dann wird der Werth, die hohe Bedeutung des Mannes — wird uns zugleich offenbar werden, wie wir in seinem Sinne den heutigen Ehrentag würdig zu feiern haben. —

Lassen Sie uns zu dem Ende Schiller in seiner vierfachen Eigenschaft betrachten:

als Dichter, —
als Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde, —
als Prophet des deutschen Volkes, —
als Werkmeister der von ihm prophezeiten Zukunft. —

I. Die Dichtkunst sagt man — versetze uns in eine schönere, vollkommnere, aber eingebildete Welt.

Es ist dies eine irrige Vorstellung. Des Dichters Sinne mögen feiner und schärfer, sie mögen reizbarer und empfänglicher sein als die unsern, — von anderer Art und Beschaffenheit sind sie sicher nicht. Die Empfindungen, denen der Dichter Ausdruck giebt, die Ereignisse, die er darstellt, können daher nicht anderer Art sein als die, welche auch wir empfinden und erfahren: er kann keine andere Natur schildern als die wirkliche, — keine andere Welt als die, in welcher wir selber leben und thätig sind. — Erscheint uns in der dichterischen Darstellung Alles anders, schöner und vollkommener, als wenn wir mit eigenen Augen es sehen, so kann der Grund der Verschiedenheit lediglich in der Form, in der Art und Weise der Darstellung liegen.

Der Dichter sondert nämlich von dem zu schildernden Gegenstand alles Fremdartige, Störende ab, er zeigt uns denselben in ungetrübter Klarheit, in seinem wahren Wesen und Werthe; — zugleich aber, indem er unsern Blick vom Einzelnen auf das Allgemeine lenkt, stellt er denselben Gegenstand in seinem innigen Zusammenhang mit den übrigen Dingen dar, in seinem vollen reinen Einklang mit dem Ganzen, so daß sich die Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen darin abspiegelt.

Der Dichter verschönert also die Dinge nicht, er lehrt nur ihre wirkliche Schönheit erkennen. Indem er sie in das richtige Licht stellt, bewirkt er, daß sie uns als das erscheinen, was sie in Wahrheit und Wirklichkeit sind — als zugehörige Theile, als treue verjüngte Abbilder des Weltganzen.

Tausend Quellen des Glücks und der Freude fließen neben uns — ungesehen, weil unbeachtet. Des Dichters Aufgabe ist es, „den umwölkten Blick zu öffnen und die tausend Quellen dem Durstenden in der Wüste zu zeigen." —

Und — wenn Einer, so hat Schiller diese Aufgabe herrlich gelöst, Nicht den durch Glückszufall Begünstigten, nicht den Gebildeten nur, — dem ganzen Volke hat er den erfrischenden Labetrank gereicht! —

Wohl hat Schiller nicht in der einfachen Sprache des Volks gedichtet. Selbst dem Denkgeübten macht der Reichthum und die Tiefe der Gedanken, die Größe und Kühnheit seiner Bilder, der erhabene Schwung seiner Phantasie und Sprache das Verständniß schwer. Und dennoch ist Schiller der ächte Dichter des Volks, dennoch giebt's keinen zweiten in Deutschland, dessen Dichtungen so in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen, so in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Mag man immerhin Schillers Poesie „Gedankenpoesie," ihn selbst einen „philosophischen Dichter" nennen, — es bleibt dennoch wahr: es hat kein Dichter mehr als er mit dem Herzen gedichtet. — Von dem eigenen Zauber seiner klangvollen Verse fühlt sich Jeder mächtig ergriffen. Selbst der Mindergebildete, der dem hohen Gedankenfluge des Dichters nicht zu folgen vermag, fühlt es den begeisterten Worten an, wie Ernst es dem Dichter um die Sache ist, wie heiß er für alles Menschlich-Schöne erglüht, mit wie gleich warmer Liebe er das Volk, die ganze Menschheit umfaßt. Dies Gefühl für Recht und menschliche Gleichheit, der reine sittliche Adel seiner Gesinnung, die männliche Willenskraft, die in jedem seiner Worte sich kundthut — das ist's, was Schiller zum Lieblingsdichter des Volks gemacht. Und wahrlich! er hat die Liebe verdient: er hat sie mit seinem besten wärmsten Herzblut errungen.

Denn —

II. Schiller war nicht bloß ein Dichter schöner Worte, — er war

zugleich ein Mann der That, ein Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde! Das bezeugt jedes seiner Meisterwerke, das bezeugt vor allem sein größtes und schönstes Meisterstück — sein Leben. —

In früher Jugend schon giebt sich in Schiller ein rastloser, bis zur Leidenschaft begeisterter Thatendrang kund. Nicht ohne Grund nannte der Herzog ihn einen „Feuerkopf". Ein achtzehnjähriger Jüngling — schreibt der Feuerkopf Schiller „die Räuber". Er selbst ist es, der durch den Mund Karl Moor's seinen eigenen „Ekel" ausspricht vor diesem „tintenkleckſenden Seculum", dem jeder „Lichtfunke der Begeisterung ausgebrannt ist". Seine eigene „thatenlechzende Seele" ist es, die aus „Fiesko" spricht, wenn er dem Maler zuruft:

„So trotzig stehst Du da, weil Du Leben auf todten Tüchern heuchelst. — — Du prahlst mit Poetenhitze, der Phantasie marklosem Marionettenspiel — — stürzest Tyrannen auf Leinwand; — bist selbst ein elender Sklave! — — Geh' Deine Arbeit ist Gaukelwerk — Der Schein weiche der That. Ich habe gethan, was Du — nur maltest". —

So denkt, so dichtet der Jüngling Schiller — in einer Zeit engherziger Selbstsucht, in einer Zeit des ärgsten spießbürgerlichen Stumpfsinns. Während die Gedanken seiner Zeitgenossen sich um kleinliche persönliche und häusliche Verhältnisse drehn, ist Schillers Auge auf das große öffentliche Leben, auf die Geschichte der Völker, auf die höchsten Interessen der Menschheit gerichtet. Der Staat, die sittliche Freiheit, die Würde des Menschen — ist der Hintergrund seiner ersten dramatischen Schöpfungen, — ist unausgesetzt der Gegenstand seines Dichtens und Trachtens. —

Und immer mehr steigert, läutert sich aber zugleich das Streben nach Freiheit, bis es endlich am reinsten und schönsten in seinem Don Carlos hervortritt. — Marquis Posa, den beredten

Sachwalter des unterdrückten Volkes, hat Schiller wieder nach dem eigenen Bilde erschaffen. Jetzt freilich sind uns des Marquis freiheits-glühende Worte nur alltägliche, gemeingültige Wahrheiten, — jedem unserer Primaner sind sie verständlich, so verständlich, daß er sich gar nichts dabei denkt. Anders damals, als jene Freiheitsworte — ein neues Licht zuerst aufglänzten — das Wetterleuchten der nahenden französischen Revolution. Vergessen wir nicht, daß vor allen — es Schillern zu danken ist, daß diese Wahrheiten Gemeingut geworden — Gemeingut der Köpfe, denn daran fehlt viel, daß sie Gemeingut des handelnden Lebens geworden. —

Schiller wäre nie ein so großer, herzbeherrschender Dichter geworden, wär' er nicht mehr als Dichter. Wie den Jüngling in seinen Erstlingswerken, sehen wir ihn auch als Mann unausgesetzt das Eine große Ziel im Auge behalten. Es genügt ihm nicht, seine hohen sittlichen Freiheitsgedanken in poetischen Worten und Gestalten — „in der Phantasie marklosem Marionettenspiel" — Ausdruck zu geben: — er will die Welt, das Leben der Gesellschaft selbst nach seinem Freiheitsideal gestalten, — will die Menschen bilden, bessern, veredeln. „Der Schein weiche der That!" so sagte der Jüngling Schiller. Und eben so sagt er als Mann: „das Leben steht über der Kunst", — „die Schönheit ist nur der Weg, durch den man zur Freiheit wandert", — „der Bau einer wahren politischen Freiheit ist das vollkommenste aller Kunstwerke!"*)

Die Kunst ist ihm kein müßiger Zeitvertreib, sie ist ihm strengernster Lebensberuf. Wohl liebt und übt er seine Kunst um ihrer selbst willen; ein innerer Drang treibt ihn zum Dichten; es ist ihm Bedürfniß, das, wenn sein Inneres bewegt, auch außer sich zu gestalten; — immer aber hält er dabei den sittlichen Zweck der Kunst, die Erziehung und Veredlung des Menschen, im Auge. Das eben ist das Große und Herrliche an unserm

*) Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen 1795.

Schiller, — das ist's, was ihn hoch über andere Dichter erhebt. Nur weil Schiller *selbst* ein Mann der That, weil er *selbst* ein so thatkräftiges Leben in sich trägt, vermag er in seinen Kunstschöpfungen den handelnden und leidenden Menschen so *treffend-wahr* zu schildern, die Gestalten seiner Phantasie so aus sich heraus zu stellen, daß sie vor unsern Augen wirklich zu leben scheinen. Schillers *eigener* Thatentrieb, das Streben nach Freiheit und sittlicher Würde, sein *wahrhaft reformatorischer Willensdrang* — das ist es, was ihn zu dem *großen dramatischen* Dichter gemacht — so groß, daß in Deutschland *keiner* und unter den Dichtern aller Völker und Zeiten *nur zwei* — Sophokles und Shakespeare — ihm ebenbürtig zur Seite stehn! —

Wir haben bisher Schillers Dichterleben an uns vorübergehn lassen: aus allen seinen schöpferischen Werken ist er uns als *Mann der That*, als *Freiheitskämpfer* entgegengetreten. Und ein gleiches — wo möglich noch ein schöneres — Zeugniß stellt ihm das eigene *handelnde* Leben aus. Derselbe hohe und reine Gesinnung, die in seinen Werken sich ausspricht, ist — in gleich schöner Form — all seinem Handeln und Leiden aufgeprägt. Es ist Ihnen bekannt, welch *harte* Schule des Lebens er durchzumachen hatte, wie Willkür und Zwang seine früheren Jahre bedrängten, wie er später durch Widerwärtigkeiten aller Art, durch Krankheit, Kummer und Noth in seinem Schaffen gestört wurde. Allein — wenn auch

„ausgesetzt den tausend Stößen,
die unsres Fleisches Erbtheil sind,"

nie wird er sich selbst untreu. Mannhaft besteht er die ihm auferlegten Kämpfe; stets geht er als Sieger hervor. Ja, so groß ist die Kraft seiner Selbstbeherrschung, daß in seinen Geistesschöpfungen auch nicht die leiseste Spur jener Kämpfe zu merken, daß grade zu einer Zeit, wo in seinem Leben die meisten Mißtöne vorkommen, in seinen Dichterwerken der reinste Ton, die höchste Freiheit und Anmuth herrschen. —

abgebracht, und der ganze Plan schlief ein. Herder sagte mir, daß er nicht entrirt haben würde. Ich hätte noch allerlei Interessantes von dieser Promenade zu erzählen, aber soeben will mir's nicht mehr einfallen. Wir werden noch öfters zusammenkommen.

Den Tag darauf machte ich mir eine Zerstreuung und fuhr nach Erfurt, weil ich dort im Stift etwas von Arnims zu übergeben und versprochen hatte, es selbst zu thun. Ich habe noch nie ein Frauenkloster gesehen und wollte es bei dieser Gelegenheit. Die Schwester der alten Arnim ist dort Superiorin, und das jüngste Fräulein ist eine Pensionairin darin. Ich hatte anfangs eine Unterredung vor dem Gitter, dann wurde mir aufgeschlossen, und ich wurde im Kloster — nur nicht in den Schlafzellen — herumgeführt. Ich ließ mir die Einrichtung und Lebensart erzählen, und fand es wahr, was man von den Nonnen sagt, daß sie die höchste Zufriedenheit mit ihrem Zustande heucheln. Es waren lauter fröhliche Gesichter, aber freilich der verdrehten Augen genug.

Weil ich nach langer Zeit vielleicht die erste junge Mannsperson war, die sich im Inneren des Klosters sehen ließ, so wurde ich ziemlich angegafft, und Nonnen wechselten mit Nonnen. Das Fräulein Arnim ist eine sehr hübsche Blondine, die in einigen Jahren schön werden kann. Ein kleines interessantes Gesicht und vortrefflich schöne Haare.

Im Gasthofe, wo ich abgestiegen war, wurde mein Name durch meinen Bedienten verrathen und es sammelte

Und wahrlich, die äußern Kämpfe waren nicht das Schlimmste. Welch gewaltiger innerer Kämpfe bedurfte es, um sich zu jenem vollendeten Gleichmuth, zu jener Höhe maaßvoller Schönheit im Dichten und Handeln durchzuringen! Von religiösen Zweifeln erfaßt, strebt Schiller nach Erkenntniß der höchsten Angelegenheiten den Menschen, — sucht über die Welt, über Gott und Unsterblichkeit, über den Begriff der Freiheit sich klar zu werden. Durch unsern großen Mitbürger Kant angeregt, versenkt er sich in tiefes philosophisches Nachdenken über sein Thun und Treiben, über Bedeutung, Mittel und Zwecke der Kunst. Er wird selbst irre an seiner künstlerischen Begabung; — fünf Jahre lang dichtet er fast keine Zeile. Aber er arbeitet — rastlos wie immer. Unsere Verehrung wird noch erhöht, wenn wir ihm auf das neue Feld seiner Thätigkeit folgen und sehn, daß wir in dem größten Dichter zugleich einen unserer tiefsten Denker zu würdigen haben. Schiller's Aufsätze aus jener Zeit sind herrliche Denkmale von der Gewissenhaftigkeit, mit der er sich selbst prüft, von dem tiefen Ernste, mit dem er die Geheimnisse seiner Kunst zu erforschen bestrebt ist. Auch hier — auf dem religiös-philosophischen, wie auf dem Gebiete der Kunstkritik hat er seinen Zeitgenossen die helle Leuchte der Wahrheit vorgetragen. —

Diese Zeit angestrengter, gewaltiger Denkarbeit ist ein Wendepunkt in dem Leben unseres Dichterfreundes. Fünf Jahre fast hatte seine Muse geschwiegen: da — „ein Regenstrom aus Felsenrissen" — bricht auf's Neu' die Macht des Gesanges hervor. Mit gleicher Kraft wie früher, mit gleichem Feuer der Begeistrung; und doch welch großartige Wandlung — im Dichter selbst, in seinen Werken. Nicht blos ist er des Ziels seiner Kunst sich klarer bewußt, — durch Selbsterkenntniß hat er auch an Welterkenntniß gewonnen, — sein Blick, so lange nach Innen gekehrt, dringt jetzt tiefer in die Dinge, — seine Auffassung des Lebens ist — bei gleicher Wärme — maaßvoller, reifer ge-

worden. Während früher nur allgemeine Menſchenliebe ihn begeiſterte, ſein Herz nur für die Menſchheit ſchlug, iſt jetzt der Deutſche Vaterlandsſinn erwacht:

aus dem Weltbürger iſt ein Vaterlandsfreund, aus dem Dichter allgemein menſchlicher Freiheit — der

III. Dichterprophet des deutſchen Volkes geworden! —

Im Jahre 1789 ſchrieb Schiller ſeinem Freunde Körner:

„Das vaterländiſche Intereſſe iſt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal für Eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich.“ —

Und wenige Jahre darauf (1793) ſchreibt er demſelben Freunde:

„Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden“

und nennt — in ſeinem Lied von der Glocke — „den Trieb zum Vaterlande“ — „das theuerſte der Bande.“

Erinnern wir uns, daß während des Zeitraums, der zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Aeußerungen liegt, der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution erfolgt war. — Unſern Dichter hatte die Revolution mitten in ſeinen philoſophiſchen Studien getroffen. Erſt 1792 wird ſeine Theilnahme an der großen politiſchen Bewegung lebhafter; ja er hat ſogar „große Luſt“, ſelbſt nach Paris zu gehn; — er kann, wie er ſeinem Freunde Körner ſchreibt (den 21. December 1792), „kaum der Verſuchung widerſtehn, ſich in die Streitſache wegen des Königs (Ludwig XVI.) einzumiſchen und ein Memoire darüber zu ſchreiben.“

„Es giebt Zeiten“ — ſagt er bei dieſer Gelegenheit — „wo man öffentlich ſprechen muß, weil

Empfänglichkeit dafür da iſt, und — eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſein.“ — —

Erwartungsvoll hatte er den Blick auf Frankreich gerichtet,

von dort die heiß ersehnte Verwirklichung seiner Freiheitsgedanken gehofft. Bald aber (1796) hören wir ihn klagen:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!" –

Getäuscht in seinen Hoffnungen wird Schiller jedoch nicht ungerecht in seinem Urtheil. Er weiß, daß „die Freiheit in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt und erschreckt*)." Er übersieht es nicht, wie viel von den Verirrungen und Gewaltthaten der Revolution auf die Rechnung der vorangegangenen Tyrannei zu setzen ist, die das Volk zur Selbstsucht erzogen und entsittlicht.

An einen Freund in Paris (v. Wolzogen) schreibt er:

„Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und die Details in's Auge fallen." — „Wer Sinn und Lust hat für die große Welt, der muß sich in diesem weiten Elemente gefallen. — Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. — Wer dieses Auge nun entweder nicht hat oder nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein." — —

So sehen wir: Schiller läßt die Ideen nicht entgelten, was die Menschen verbrechen, verliert nicht die Begeisterung für das Ziel, weil er mit dem Wege unzufrieden ist, auf dem es erstrebt wird. — Sein reger Sinn für Geschichte und Staatsleben, seine tiefen Studien über den Entwicklungsgang der Menschheit geben ihm einen wahren wunderbaren Vorausblick in die Zukunft. Mit seltner Klarheit sieht er die Folgen der weltgeschichtlichen Bewegung — „in dem Heute schon das Morgen" — vorher.

*) Schillers Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" 1795.

Im Anfange des Jahres 1794 — zu einer Zeit, da Napoleons Stern kaum erst im Aufgang ist — spricht er die merkwürdigen Worte aus:

„Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehn und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen — er mag kommen, woher er will — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen wird." — —

Und den gleichen Hellblick, dieselbe prophetische Seher-gabe bewährt er, wo es sich um das künftige Geschick, das Verhängniß des eigenen Volkes handelt. —

Im Wallenstein ergreift Schiller zum ersten Mal einen großen geschichtlich-vaterländischen Stoff. Der dreißigjährige Weltkampf um das politische Recht der Glaubensfreiheit hatte schon früh des Dichters Aufmerksamkeit erregt. „Ich habe" — so schreibt er am 15. April 1786 seinem Körner — „ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!" — Vor allem ist es Wallensteins Heldengestalt, die den Dichter anzieht und den Plan zu einer dramatischen Schöpfung in ihm entstehn läßt. Aber erst 1796 sehen wir ihn ernstlich an die Ausführung gehn. Was ihn zur Wahl des Stoffs bestimmt, sagt er uns selbst in dem 1798 gedichteten Prolog des Stücks: er will den Zuschauer „aus des Bürgerlebens engem Kreis" auf einen „höhern Schauplatz" versetzen, „nicht unwerth des erhabenen Moments der Zeit:"

„Jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen

Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Und um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freiheit, wird gerungen.
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen." –

Und wie herrlich hat Schiller die Aufgabe gelöſt! Den Zuſchauer mitten in das Schlachtgetümmel des großen Weltkampfs führend entrollt er dem Deutſchen Volke ein Bild ſeiner kläglichſten Zerriſſenheit; mit rückwärts ſchauendem Blick die traurigſten Zeiten unſerer Vergangenheit ſchildernd weiſt er zugleich hin auf die noch andauernden Schäden des Vaterlands, auf den herannahenden neuen Weltkampf um Herrſchaft und Freiheit! — — Wenige Monate nach der erſten Aufführung des Wallenſtein war Napoleon Herr von Frankreich und auf dem Wege Herr von Europa zu werden. — —

Noch herrlicher aber offenbart ſich die Prophetengabe unſeres Dichters in ſeinem größten und letzten Meiſterwerke, dem Tell. Hier iſt es, wo Schiller von innigſter Vaterlandsliebe erfüllt, in dem Freiheitskampf der Schweizer dem eigenen Volk den Spiegel der Zukunft vorhält. Eine Mahnung Schillers auf ſeinem Sterbebette iſt's, wenn Attinghauſen ſterbend die Worte ſpricht:

„Haltet feſt zuſammen, – feſt und ewig –
Kein Ort der Freiheit ſei dem andern fremd —
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle.
Seid einig — einig einig

Im Tell, dem Deutſchen Hohenliede der Freiheit, rollt und grollt ſchon der ferne Donner der Völkerſchlacht, die zehn Jahre ſpäter Napoleon's Herrſchaft zertrümmert. In prophetiſchen Bildern wird uns des Vaterlandes Erniedrigung, ſeine Knechtſchaft und Wiedererhebung vor's Auge geſtellt. Treulich hat der Dichter ſelbſt den Rath befolgt, den er ſeinen Poſa dem Carlos geben

läßt: „Achte Deine Jugendträume!“ Im Tell kehrt Schiller zu seiner Jugend zurück. Wieder ist der Held des Stücks — das Volk — Schiller selbst. Wieder ist's das Banner der Freiheit, das er emporhält, — diesmal aber nicht das Banner allgemein menschlicher Freiheit, — die staatliche Freiheit, die Freiheit des Vaterlands ist's, die der Dichter verherrlicht. —

Und auch darin ist Schiller sich treu geblieben, daß er Heil und Fortschritt der Völker nur auf der Bahn innerer, sittlicher Freiheit erblickt. Als Attinghausen in seinen letzten Augenblicken hört, daß die Bauern — ohne den Adel die Befreiung des Landes unternommen, ruft er aus:

„Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Aus eignem Mittel — ohne Hülf der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —
Ja dann bedarf es unserer nicht mehr;
Getröstet können wir zu Grabe steigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten
— — —
Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird Euch die neue beff're Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ — —

IV. Doch — nicht blos nahenden Thaten ein Herold — Schiller ist auch Werkmeister der von ihm verkündeten Zukunft! Gleich jenen hohen Gestalten des alten Bundes kämpft er für das, was er prophezeit. Sein begeisterndes Dichterwort ist's, dem der Deutsche zunächst die Befreiung vom Fremdenjoche verdankt. Schiller selbst erlebte sie nicht — die Zeit der Deutschen Erhebung, aber sein Geist war es, der aus Körners Schlachtliedern athmete, — sein Geist war es, der die Brust der Jugend zu Todesmuth entflammte, mitkämpfte in der großen Völkerschlacht und den deutschen Heeren zum Siege voranleuchtete.

Schiller iſt der Schutzgeiſt unſers Volks — zürnend, mahnend und ſtrafend, wenn wir in Geiſtesſchlaffheit verfallen, — ermuthigend und begeiſternd, wo immer deutſcher Sinn ſich zu regen beginnt. So oft in unſerm Lande das Streben nach Freiheit und Einheit erwacht, erwacht auch Schillers Gedächtniß im Volke; mit erneuter Liebe blickt es auf ſeinen Dichter, blickt auf zu ihm, den Leitſtern in Nacht und Noth. —

So auch in unſern Tagen! — Drohend Gewölk ſtieg auf an der Grenze des Vaterlands. Die ernſte Zeit fand den Deutſchen unbewehrt, ungeehrt — rathlos und thatlos. Da — „aus Leid erwächſt uns Lehre!“ — regt es ſich auf's neu' im Volke, und — auf's neu' iſt Schillers Name das geiſtige Einheitsband, das die getrennten Deutſchen Stämme — das alle Parteien und Klaſſen umſchlingt. Die hundertjährige Wiederkehr ſeiner Geburtsſtunde naht und — in nie erhörter Einigkeit — im Vaterland, in der Fremde, im Elend — rüſtet ſich der Deutſche zur Feier des ſegenvollen Tages. —

Wie aber ſollen wir ihn würdig feiern? — Blicken Sie auf Schiller's Leben, es gibt uns Antwort darauf: Nicht durch eitles Schaugepränge, gleißend ſchöne Reden, nicht durch Feſtzüge und Huldigungen, — — durch Thaten laſſen Sie uns ihn feiern — durch Thaten würdig des großen Dichterpropheten unſers Volks, des Kämpfers für Freiheit und Menſchenwürde!

Iſt — „des Dichters Preis die ſchönſte Krone der That,“*)
ſo iſt — die That, die er erzeugt, des Dichters ſchönſte Krone. — —

*) Schillers Worte.

Ueber Schiller's Lied an die Freude.

Vortrag zur Nachfeier von Schillers erstem Säcularfest in dem Literarischen Kränzchen am 18. November 1859. Von Karl Rosenkranz.

Nachdem wir einige Wochen hindurch über Schiller als Menschen wie als Dichter so viel gelesen und gehört haben, würde es gewiß sehr ungeschickt sein, jetzt noch allgemeine Betrachtungen über ihn anzustellen. Ich beschränke mich daher auf ein ganz specielles Thema, das vielleicht noch im Stande ist, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke zu fesseln.

So geneigt dieselbe mir jedoch entgegenkommen möge, so würde es mich doch nicht verwundern, wenn dieselbe bei der Nennung meines gewählten Thema's sofort wieder sich abwendet, denn ich will über das Lied an die Freude sprechen.

Dies schöne Lied aber, es ist in voriger Woche so oft gesungen und wir haben von ihm so oft in den Zeitungen gelesen, daß es gewiß kein glücklicher Gegenstand zu sein scheint. Ich werde versuchen, seine Wahl zu rechtfertigen.

Gerade nämlich die Thatsache, daß dies Lied in einem Grade, wie kein anderes, bei der Schillerfeier hervorgetreten ist, dürfte wohl ein Problem sein, dessen Ursachen zu beleuchten nicht uninteressant wäre. Das Lied an die Freude gehört gewiß nicht zu denjenigen Dichtungen Schillers, die man unbedingt als classisch zu bezeichnen berechtigt ist. Er selbst ist, wie eine Aeußerung an Körner bezeugt, späterhin nicht mehr mit ihm zufrieden gewesen. In seinem Inhalt wie in seiner Form ist es nicht von Mängeln sowohl leichterer als gröberer Art freizusprechen und gleich der Anfang des Liedes könnte die ästhetische Kritik hervorrufen, weil er die Phantasie ohne Einheit läßt, denn zuerst wird die Freude ein Götterfunken genannt; sofort aber ist dieser Funken ein weibliches Wesen, eine Tochter aus Elysium. Was aber eine Tochter aus Elysium sei, ist bis auf allgemeine Vorstellung, daß es im

Elysium sich selig leben lasse, wieder sehr unbestimmt und es wird sich Niemand erinnern, sonst jemals, auch nirgend bei den Griechen, von Söhnen und Töchtern aus Elysium gehört zu haben. Diese Tochter aus Elysium ist dann plötzlich eine Göttin, die einen Tempel hat, den wir betreten, obwohl in den Elysäischen Gefilden nicht Götter und Göttinnen, sondern nur die Schatten seliger Todten wandeln. Hinterher aber sehen wir diese auf gut heidnisch eingeführte Göttin im Chor der Engel stehen und damit in den christlichen Himmel versetzt werden. Und dann sollen die Zauber dieser Göttin wieder binden, was die Mode streng getheilt hat, obwohl die Mode doch gerade diejenige Göttin ist, die mit unwiderstehlicher Macht und mit sanftem Zwange, gebieterisch und doch ohne Härte, die Menschen vereinigt. Die Mode ist demokratischer Natur. Sie verbreitet die Gleichheit unter den Menschen und nur, wenn man unter Mode die Abgeschiedenheit schroffer Standesdifferenzen verstehen wollte, würde man behaupten können, daß sie die Menschen streng theile; dann aber paßt der Ausdruck Mode nicht.

Diese kurzen Bemerkungen über die erste Strophe sollen nur andeuten, welchen Stoff zu ästhetischen und andern Bedenken dies Lied bieten kann. Sie werden uns dennoch nicht abhalten, von einem tiefen Entzücken durchströmt zu werden, sobald wir die Verse vernehmen. Es muß ihnen eine höhere Gewalt einwohnen, welche diese Mängel als gänzlich untergeordnet verschwinden läßt. Diese höhere Gewalt kann nicht etwa der Musik zugeschrieben werden, denn, wie glücklich sie auch dem Liede eine reizende, sich einschmeichelnde Melodie geschaffen habe, so wurde doch der Tonkünstler erst vom Dichter inspirirt.

Ich glaube, Sie werden mir beistimmen, wenn ich annehme, daß drei von Schillers lyrischen Gedichten bei uns zu allgemeinen Volksliedern geworden sind, das Räuberlied, das Lied an die Freude und das Reiterlied. Wie beliebt auch andere Lieder Schillers seien, eine gleich unbedingte Verbreitung, wie diese drei, hat kein anderes

erlangt. Das Räuberlied malt den wüſten Drang zur Freiheit als zu einem ungebundenen Leben der Willkür. Das Lied an die Freude preiſ't die liebevoll begeiſterte Hingabe an die ganze Menſchheit; das Reiterlied fordert zum Ernſt des Kampfes, zum Daranſetzen des Lebens für die Freiheit auf. Das Räuber- und Reiterlied iſt durch das Theater verbreitet worden; das Lied an die Freude wohl von den ſtillen Zirkeln der Freimaurer, die in ſeinem kosmopolitiſchen Enthuſiasmus eine vorzügliche Befriedigung finden mußten.

Schiller hat das Lied 1785 gedichtet. Man erzählt bekanntlich, daß er, von Gohlis aus nach dem Roſenthal ſpazierend, plötzlich einen jungen Mann überraſcht habe, der im Begriff geweſen ſei, ſich in das Waſſer zu ſtürzen, weil er nicht weiter ſich zu ernähren gewußt. Schiller habe ihn, einen armen Candidaten der Theologie, zurückgehalten, ihm gegeben, was er gerade bei ſich trug, und ihm weitere Hülfe verſprochen. Dieſe habe er dadurch ermöglicht, daß er bei einer Geſellſchaft, die fröhlich beiſammen geweſen, einen Teller ergriffen und für ſeinen Schützling eine Spende geſammelt habe, die ſo reichhaltig ausgefallen ſei, daß er, von Rührung über dieſen Erfolg durchdrungen, das Lied an die Freude gedichtet habe. Sehen wir das Lied auf dieſe Erzählung an, ſo widerſpricht es ihr nicht geradezu, allein nur zwei Verſe ſtehen doch mit ihr in etwas näherer Uebereinſtimmung, nämlich:

Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Freuden ſich erfreu'n.

Alle andere Verſe tragen einen ſo feierlich erhabenen Charakter und drängen ſo ſehr auf einen dem Sternenrichter geleiſteten Schwur hin, daß von jenem Anlaß, einer Wohlthätigkeit aus Freude, keine Spur darin iſt.

Man hat aber noch eine andere Tradition über das Gedicht. Man behauptet, daß es urſprünglich nicht an die Freude, ſondern an die Freiheit gerichtet geweſen ſei. Ich bekenne für mich, daß

sich ein Haufe von dem dortigen Privattheater, mich zu sehen. Keiner aber getraute sich mich anzureden, und ich erfuhr's erst, was es war, als ich in den Wagen stieg. In keinem Gasthofe bin ich so fröhlich bedient und so christlich behandelt worden.

Eben erhalte ich Hubers Brief, und in anderthalb Stunden geht die Leipziger Post ab. Ich hatte Dir einen langen Brief zugedacht, aber ich muß den Rest auf kommenden Montag versparen. In der Geschwindigkeit durchlaufe ich Deinen Brief noch einmal, um Deine Anfragen zu beantworten.

Die Herzogin, die ich meinte, ist die verwittwete. Morgen oder übermorgen erst kommt die junge. Der Mann Charlottes ist es, der die Carriere am zweibrückschen Hofe machen wird. Das Vermögen, um welches processirt wird, wird unter drei Schwestern getheilt, und ist also um vieles geringer. Wegen der Klio werde ich Huber antworten. Dein Arrangement mit Göschen kann sehr recht gewesen sein. Es hat mich ein wenig befremdet.

Charlotte grüßt Euch. Deiner Frau und Dorchen sage recht viel Schönes von mir. Sie werden mir auf's Wort glauben, daß ich noch nicht habe schreiben können, und wenn ich schreibe, so muß ich ganz bei ihnen sein. Adieu, meine Lieben. Adieu Körner.

S.

dieſe Lesart mir für einige Strophen des Gedichts ſogar allein die rechte zu ſein ſcheint, während allerdings andere ſich ſchwerer mit ihr vereinigen laſſen. Schiller hatte ſchon 1783 in der Hymne: der Triumph der Liebe, einen ganz ähnlichen Gedankengang eingeſchlagen, als wir ihn in dem Lied an die Freude in den Strophen finden, die ihre ſegnenden Wirkungen beſchreiben. Er hatte dort ſchon die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen beſungen, denn

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Aber in unſerm Liede klingen auch jene ernſten Laute, wie ſie als Mahnrufe der Revolution vorangingen. Die Gleichheit, die Freiheit der Menſchen, die Gerechtigkeit gegen unſere Brüder, die Opferbereitſchaft für die Wahrheit werden mit ſtärkſtem Nachdruck hervorgehoben. Es ſchärft uns ein

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Nehmen wir an, daß Schiller wirklich die Freude habe beſingen wollen, ſo müſſen wir wenigſtens dem Begriff derſelben eine Ausdehnung geben, der ſie ihrem eigentlichen Sinn zwar nicht ganz entfremdet, ihn jedoch zu einer Bedeutung ausweitet, in welche wir die Vorſtellung eines Enthuſiasmus für die Freiheit, die Vorſtellung einer ſchöpferiſchen Begeiſterung, hineintragen müſſen, denn Freude bezeichnet zunächſt nur den Affect der

Luſt über ein ihr zuſagendes Object. Dies kann auch an ſich etwas Schlechtes, Verwerfliches, ja Verbrecheriſches ſein. Der Böſewicht freuet ſich auch über das Bubenſtück, das ihm gelingt. Der Affect der Freude beſtimmt als ſolcher keinen Inhalt. Er kann ſich auf alles Mögliche beziehen. Dies hat Schiller nun gewiß nicht gemeint. Er hat bei der Freude nur an die reine, an die edle Freude gedacht; nur von ihr kann der Menſch ſich zu dem Vater, zu dem Unbekannten, zu dem Schöpfer, zu dem Richter, zu dem guten Geiſt erheben, der über den Sternen wohnt.

Aber ſelbſt wenn wir den Begriff der Freude in ſo umfaſſender Bedeutung nehmen, ſo werden uns manche Verſe doch ganz unverſtändlich bleiben. Ich frage Sie, ob nicht die fünfte Strophe erſt dann völlig genügend erſcheint, wenn man ſtatt Freude Freiheit ſetzt, denn

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an,
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Von der Freiheit läßt ſich dies Alles ſagen, von der Freude nicht. Auch die achte, ſchon vorhin berührte Strophe läßt ſich wohl aus der Freiheit, nicht aber aus der Freude erklären.

Wollten wir jedoch an der Freiheit als an der eigentlichen Göttin des Gedichts feſthalten, ſo würde eine abſtracte Conſequenz uns auch in Verlegenheit bringen, denn die erſte Strophe würde zwar damit in vollkommenem Einklang ſein, zumal wenn wir uns erinnern, daß ſtatt der matten Phraſe: „alle Menſchen werden Brüder“ urſprünglich die energiſchen Worte ſtanden: „Bettler werden Fürſtenbrüder.“ Allein die dritte, vierte und ſiebente Strophe würden widerſprechen, denn in ihnen iſt unſtreitig von

der Freude die Rede, wüßten wir auch nicht, daß Schiller in einem Brief an Körner seines Gedichts ausdrücklich mit diesem Titel erwähnt:

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur:
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Was sollen wir nun urtheilen? Ich denke, wir müssen die Sache nehmen, wie sie ist. Wir müssen eine gewisse Verwirrung der Begriffe Freude und Freiheit zugestehen oder vielleicht richtiger sagen, daß sich Schiller's Gefühle der Freude die Freiheit unvermerkt untergeschoben habe. Sein auf die gesammte Menschheit gerichtetes, immer mit den höchsten Ideen beschäftigtes Gemüth konnte sich nur in einer Welt ersättigen, in welcher das Uebel und das Böse, der Tod und der Teufel, völlig überwunden waren und das Licht der Freude Alles durchstrahlte. Wir sehen dies ganz entschieden aus der Schlußstrophe, die Schiller später fortgelassen, damit aber dem Gedicht die wahrhaft christliche Krone abgebrochen hat. In der Thalia lautete der Schluß nämlich so:

Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr sein.

Je kräftiger Schiller die Versöhnung, die Liebe, die Eintracht, die Mitfreude schilderte, um so mehr verletzte er Viele durch die Schlußverse der zweiten Strophe, daß wer keine Seele

auf dem Erdenrunde sein zu nennen vermocht habe, sich weinend aus diesem Bund stehlen solle. In den ersten Jahrzehenden, nachdem das Gedicht bekannt geworden, hat zwar, öffentlich wenigstens, Niemand daran Anstoß genommen. Aber zu Anfang unseres Jahrhunderts sprach Jean Paul seinen herben Tadel darüber aus und warf dem Dichter Grausamkeit gegen einen solchen Unglücklichen vor, während derselbe um so mehr der Liebe derer bedürfe, die sich zu freuen Grund haben. Er schlug die Verbesserung vor, zu sagen:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich in unsern Bund.

Ich zweifle nun keineswegs, daß Schiller an Grausamkeit gewiß nicht gedacht hat. Er will ja nicht, daß die Jubelnden den Freudlosen von ihrem Bunde ausstoßen, sondern er meint, daß ein so Vereinsamter mitten unter den Fröhlichen sich gedrückt, verstimmt fühlen und sich daher, in den Schmerz seiner Ungeliebtheit, mit der Thräne im Auge, fortschleichen werde. Er wird ja nicht von den Andern ausgeschlossen, sondern er fühlt sich ausgeschlossen, sei es, daß er ohne Schuld freundlos blieb, sei es, daß er sich nie die Freundschaft eines Andern verdiente und folglich auch von der Empfindung der Schuld nicht frei sein kann. Schiller hat also richtig gezeichnet, denn wer von uns hätte wohl nicht schon an sich selbst erfahren, daß Unglück und Kummer uns aus dem Kreise der Fröhlichen fortscheuchen? Allerdings sehen wir, daß Schiller hier auf einmal von der Freude auf die Freundschaft etwas schroff abspringt und die Berechtigung zur Freude zu sehr in sie concentrirt, denn der einzelne Mensch vermag ja glücklicherweise, auch wenn er äußerlich allein steht, doch mit seinem Geist die Menschheit liebend zu umfassen. Wir sehen also, daß Schiller sich auch vertheidigen läßt. Wie es aber zu gehen pflegt, wurde Jean Pauls Bemerkung vielseitig nicht nur mit Zustimmung aufgenommen, sondern noch weit übertrieben. In solcher Ueber-

dietung ist, so viel mir bekannt geworden, wohl Niemand weiter gegangen, als ein Naturforscher, der sich auch als Dichter einen Namen gemacht hat, Karl Schimper. Dieser hat 1847 in einem Anhang zu seinen Gedichten sich über das Grausamkeitsbedürfniß, das in Schillers Natur gelegen, mit bitterm Hohn ausgelassen und jene beiden Verse aus dem Lied an die Freude, das er ein harlekinscheckiges nennt, geradezu als gewissenlose bezeichnet. „Abscheulicheres, meint er, als das schändliche Reimfüllsel dieser zwei Zeilen, Menschheitniedrigeres, Sündhafteres, sei noch nie durch das Mittel der Sprache zum Vorschein gekommen, nie ein größerer Barbarismus zum Gemeingute gemacht worden.“ „Sollte der, meint er, der das Wort nimmt für die Freude, in unfähigster Kleinheit und Verhärtung nicht einmal ahnen, daß die Freude uns nicht blos großmüthig, sondern auch groß- und reichherzig macht? Sollten die Theilnehmer des fröhlichen Liedes gewöhnt werden, in hellem Jubel ihre Schande zu singen?“ „Warum, sagt er, fiel in der Stunde des Entwurfs oder in irgend einer spätern jenem hier alles heiligen Geistes baaren Freudenspieler nicht ein, gab ihm einmal Tact und Reim den Drang zu solchem Klang, dann doch edelsinnig zu setzen:

Wer's noch nie gekennt, der fehle
Hier doch nicht in unserm Bund!

Soll denn die Freude ausschließen, verwunden, blutdürstig machen, nicht heilen, ersetzen und wenigstens auf Augenblicke vergessen lassen, was Schicksal, Uebereilung und Schwäche Herbes über die Menschheit ausg'ößen?“ Karl Schimper exaltirte sich nun dermaßen in seiner Vorstellung, daß er selbst an den blutsäugenden Vampyren zeigen wollte, wie die bloße Geselligkeit Besseres einzugeben vermöge. Er dichtete daher einen Weihegesang der Vampyre neben Tantalus, in welchem er Schillers Lied an die Freude diabolisch parodirte. Es wird genügen, wenn ich die beiden ersten Strophen daraus anführe:

Seid gegrüßt, ihr Höllenfunken,
Furiencollegium!
Wir betreten feuertrunken
Tiefſter Reue Heiligthum!
Ja, Verzweiflung einigt wieder!
Die die Meinung ſonſt getheilt.
Glüht in uns und geißelt nieder,
Was noch unbefangen weilt!
Seid gegeißelt, Millionen,
Dieſen Hieb der ganzen Welt!
Ahnet wo, von wem umhellt,
Mag der Fürſt des Wahnſinns wohnen.

Wem Verführung je gelungen,
Wer geſchaffen Reuepein,
Wer dem Truge Sieg errungen,
Heißle nun mit Jubel drein!
Ja wer auch nur eine Seele
Je geknickt im Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der fehle
Weinend ſich aus dieſem Bund!
Wer das große Rad bewohnet
Fühle Reue, Ruhe nie;
Zur Verzweiflung leitet ſie,
Wo der Fürſt der Hölle thronet!

Dieſer Ausbruch Schimpers kann wohl nur als eine krankhafte Mißkennung der Intention des Dichters betrachtet werden, denn wenn man das ganze Lied überſchaut, ſo kann kein Zweifel ſein, daß Schiller's Tendenz eben die war, aus der Freude das Mitgefühl für alle Weſen, auch für die geringſten, auch für die unglücklichſten, abzuleiten. Die Freude öffnet unſre Herzen und, jener Anklage Schillers auf herbe Ausſchließlichkeit gegenüber ſagt er ja ſelber:

Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun!

Daß nun dieſes Lied bei uns ein Volkslied geworden, daß es als ein ſolches bei der Feier der vorigen Woche mit ſo großer Allgemeinheit hervorgetreten, muß in einer tiefen Sympathie des Zeitgeiſtes mit dem Inhalt des Liedes ſtehen. Ein Volk, das ein ſo ernſtes Lied an die Freude mit ſo viel Freude ſingt, muß unſtreitig auch viel gelitten haben. Und wenn es dies Lied ſo allgemein, wie jetzt, ſingt, ſo muß es viel von der Zukunft hoffen. Ich kann mich in der Auslegung der Thatſache irren, allein ich wünſchte, mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß das deutſche Volk durch ſeine Einmüthigkeit in dieſem Liede ſeinen Glauben an den unfehlbaren Sieg der Wahrheit, der Freiheit, des Rechts, der Duldung, der Milde und der Liebe ausſpricht. Was man

auch äſthetiſch an dem Gedicht tadeln mögе, was auch in ihm von verſchiedenen Motiven aus als im Einzelnen unvereinbar ſcheine, über den alle Verſe durchtönenden ethiſchen Grundaccord kann kein Zweifel ſein. Schiller will ſagen: Der innerſte Grund der Welt kann nicht das Leiden, nicht der Schmerz, nicht die Noth oder gar das Böſe ſein. Nein, der innerſte Grund der Welt muß Kraft, Freiheit, ſchöpferiſche That, Wonne, Ueberfluß, Güte, Freundlichkeit ſein. Qual und Verzweiflung ſchaffen und erhalten keine Welt.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Daß nun, wie wir uns thatſächlich überzeugt haben, die deutſche Nation den Gedanken Schillers ſo ſtark accentuirt hat, iſt ein nationales Zeugniß, daß ihre Weltanſchauung nicht jene trübe, hoffnungsloſe iſt, die bei einzelnen unſerer Zeitgenoſſen theils als reſignirter Pietismus, theils als ironiſche Verſtimmtheit ſich bekundet. Wie traurig oft der Augenblick ſich geſtalte, wie ſchwer die Sorge uns belaſte, wie ausweglos die Zukunft ſich darſtelle, wir ſollen doch männlichen Muthes im Glauben an den Sieg der Freiheit und Wahrheit ausharren:

Duldet muthig, Millionen,
Duldet für die beſſ're Welt!

Dieſe beſſre Welt wird kommen, denn ſie muß kommen. Iſt ſie doch ſchon in unſerm Glauben an ſie da! Iſt ſie doch im Herzen der Gottheit von Ewigkeit zu Ewigkeit da!

Und wie ſehr die Erfahrung des Einzelnen durch Betrug,

Neid, Härte, Haß, Verrath, die er von einzelnen Menschen erlitten, ihn mit Kummer erfüllen möge, so soll er doch sein Gemüth immer der Menschheit offen halten und immer von Neuem zu vertrauen, zu lieben, nicht müde werden:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Die Versöhnung muß davon ausgehen, daß wir selbst alle feindselige Gesinnung in uns tödten. In Berlin hat ein Geistlicher vorige Woche die Einladung des Magistrats zur Schillerfeier auch aus dem Grunde zurückgewiesen, weil derselbe das unchristliche Lied an die Freude gedichtet habe. Zeloten haben in den Chorversen:

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

eine laxe Gesinnung erblickt, die es leicht nehme mit der Schuld. Ich kann in ihnen nur eine schöne Paraphrase jener erhabenen Worte finden, die wir aus göttlichem Munde vernommen haben: Vater, vergib uns unsre Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Ich glaube, daß ein vorzüglicher Reiz des Schiller'schen Liedes in der enthusiastischen Verherrlichung der Idee der Humanität liegt, welche das Zeitalter der Aufklärung, wie wir es zu nennen pflegen, bewegte und welche in Lessing, Kant und Herder ihre philosophischen Interpreten fand. Diese Idee ist so ewig, wie die Menschheit in Gott selber. Wenn wir auch die Auswüchse der Periode der Aufklärung hinter uns haben, wenn wir uns auch an den Sarkasmen ergötzen, mit denen die Periode der Romantik sie verspottete, so würde es doch wohl die gefährlichste Verirrung sein, zu meinen, daß wir auch dessen, was die Periode der Aufklärung Großes und Aechtes hatte, nicht mehr

bedürften. Das Lied an die Freude ist kein fröhliches Lied. Es ist kein Lied der Freude, sondern ein Lied, in welchem die höchsten Ideale unserm Gemüth vorgeführt und unser Streben zu ihrer Verwirklichung aufgefordert wird. Es ist ein Lehrgedicht, wie Jean Paul sagte; sein Inhalt ist für einen geselligen Zirkel zu schwer, zu gewichtig; die Flammen einer religiösen Begeisterung schlagen aus ihm heraus; die ganze Menschheit selber sollte seinen Chor bilden. Es ist ein Bundeslied, aber eines Bundes der Menschheit. Es ist ein Trinklied, in welchem die Brüder den Pokal kreisen lassen, aber Brüder, die wir nicht ohne die Schwestern denken können, denn die Frauen sollen doch gewiß nicht ausgeschlossen sein, wo die Freude gefeiert wird. Der ein holdes Weib errungen, ruft uns der Dichter zu, soll ja seinen Jubel einmischen. Die gährende Fülle, die pomphafte Sprache, die zwischen Lied und Hymne schwankende Form, die zuweilen dithyrambischen Sprünge, die Kühnheit der praktischen Postulate, all dieser Sturm und Drang ist es, der den Deutschen dies Lied so zusagend macht; aber die Idee der Humanität ist das gemeinsame Siegel, welches jedem Worte des etwas chaotischen Liedes aufgedrückt ist. Die Tiefe der Ueberzeugung, welche den Dichter beseelte, ist das elektrische Feuer, das auch uns sich noch mittheilt und unsre Stimmung mit dem unsterblichen Muthe erfüllt, der für das Ideal zu kämpfen, zu leiden und, seines Sieges gewiß, zu sterben bereit ist. Diesen hohen Ernst hat Schiller als das Princip gefeiert, aus welchem die ächte Heiterkeit entspringt. Der Ernst der humanen That ist etwas Anderes, als die grollende Vertrübtheit, als die hypochondrische Selbstqual, als die thatlose Niedergeschlagenheit, als die unsicher zaudernde Bedenklichkeit, als die aschfarbene Resignation. Der Ernst in seiner gedankenvollen Bestimmtheit ist klar und die Freude folgt seinem Wirken. Diese Energie des Handels hat Schiller gefordert. Wer sich freuen, wer sich wahrhaft menschlich freuen will, muß handeln, muß du

man handeln, muß mit dem Ernſt handeln, der dem Gehorſam gegen die Idee angehört. Darum ſingt der Chor uns zu:

Froh, wie Gottes Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!

Zur Schillerfeier.

Wechſelnde Geſtalten ſchreiten
Durch das bunte Weltgebiet,
Großes ſinkt im Strom der Zeiten
Und das Freundliche verblüht.
Aber wenn um Aſchenkrüge
Oft der Kranz ſich winden muß,
Heute ſteht an einer Wiege
Froh der Menſchheit Genius.

Freudenſtimmen, Glockenklänge
Hallen durch der Zeiten Raum:
In des Hauſes trauter Enge
Ruht das Kind im erſten Traum.
Sieh, da tritt in dichter Reihe
Her der Götter heit're Schaar,
Bringt zur hehren Lebensweihe
Reiche Wundergaben dar.

Der geliebten Wiegenfeier
Säumet keines Gottes Pflicht,
Froh, im Arm die gold'ne Leier,
Naht Apollo ihm und ſpricht:
Nimm was ſelbſt in Himmels Hallen
Rührt der Sel'gen lauſchend Ohr
Und ſo lang Dein Erdenwallen
Harre bang der Götter Chor.

Schon mit flücht'gem Schritt enteilen
Sie dem dunkeln Erdenthal,
Nur die Grazien ſieht man weilen
Und der Muſen ſinn'ge Zahl.
Hochgeliebtes Amt verwalten
Sie im Bunde, treu geſinnt,
Pflegend glückliches Entfalten,
Und zum Jüngling wird das Kind.

Doch des göttlichen Gewinnes
Freut er ſich in heißer Qual.
And're lenken, fremden Sinnes,
Zwingend ihm des Herzens Wahl.
In das Heiligthum der Geiſter
Greift der Hochmuth ſtolz und kalt,
Macht dämoniſch ſich zum Meiſter,
Einer göttlichen Gewalt.

Er nur weiß den Gott zu deuten,
Dem er heilig folgen muß;
Unaufhaltſam durch die Saiten
Rauſcht des Liedes erſter Gruß.
In den frühen Klängen zittert
Ahnend ſchon der Himmelsgeiſt,
Der des Lauſchers Herz erſchüttert,
Der ihn flammend mit ſich reißt.

Weimar, 12. August 1787.

Ich weiß mich nicht genau mehr zu erinnern, wo ich in meinem letzten Briefe stehen geblieben bin; indeß will ich fortfahren. — Am vorigen Sonntag hörte ich Herder zum erstenmale predigen. Der Text war der ungerechte Haushalter, den er mit sehr viel Verstand und Feinheit auseinandersetzte. Du kennst das Equivoque in diesem Evangelium. Die ganze Predigt glich einem Discurs, den ein Mensch allein führt, äußerst plan, volksmäßig, natürlich. Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens — Lehren, die man ebenso gut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könnte. Einfach wie sein Inhalt ist auch der Vortrag: keine Geberdensprache kein Spiel mit der Stimme, ein ernster und nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung dieses allgemeinen Ansehens giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, das ist augenscheinlich. Er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben. Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publicum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein

Treu den ewigen Gewalten
Wandelt er die große Bahn,
Furchtlos durch die Nachtgestalten,
Die ihm finster dräuend nah'n;
Kämpft sich los von Erdenschwächen
Aus der Sinne trüber Macht,
Mit der Sterblichkeit Gebrechen
Ringt er kühn die heiße Schlacht.

Mächt'ger steigt des Sanges Flügel
Und von Orpheus Kraft geschwellt,
Bricht er Fesseln, sprengt den Riegel
Einer unerforschten Welt.
Das Unsterbliche zu schauen
Folgt der Hörer, luftgebannt,
Folgt ihm in des Orkus Grauen
In des Lichtes heit'res Land.

Nur in des Olympos Weiten
Klagt der Gram, die Luft entweicht,
Weil, beraubt der goldnen Saiten,
Jetzt der Gott der Lieder schweigt.
Und ein Mahnen, bang und leise,
Tönt herab vom Wolkenhang,
Daß er aus der Menschenkreise
Aufwärts trage den Gesang.

Denn dem frohen Erdgefilde
Ward der Werdende verliehn,
Das entfaltete Gebilde
Soll im Götterhimmel blühn.
Ach, in ahnungsvoller Stille
Nahet die Vollendung schon:
Der Gehalt ist Götterfülle,
Das Gefäß ist schwacher Thon.

Wie mit ungehemmtem Schritte
Er dem höchsten Ziel genaht,
Um des Daseins schöne Mitte
Hüllt in Dunkel sich der Pfad.
Von unsterblichen Gesängen
Wieder hallt des Himmels Saal,
Götter lächeln; Schatten hängen
Tief herab in's Erdenthal.

Traure nicht, Geschlecht der Stunden,
Das Dein Heros früh entflieht!
Zwei der Welten sind verbunden,
Hier und dort ertönt sein Lied.
Zu des Lebens Quellen leitet
Fern ihn die Unendlichkeit;
Sein erhab'ner Schatten schreitet
Unverloren durch die Zeit.

Und der in der Sänger Haine
Eine Göttereiche stand,
Teutsches Volk, er ist der Deine,
Deiner Größe herrlich Pfand.
Lauschend steht an Deiner Pforte
Fern ein weiter Völkerkranz,
Glüht am halbverlor'nen Worte,
Und Du hast, Du hast ihn ganz.

Nicht umsonst aus jenen Reihen
Leuchtet er in's Erdgebiet,
Wie ein glühend Feuerzeichen,
Das durch Strom und Wüste zieht.

Wo auf hoher Strahlenleiter
Sich der Irdiſche verlor,
Tönt es heilig: Weiter! Weiter!
Folge mir, mein Volk, empor!

Tritt voran den Völkerſchaaren
In der Geiſter erſtem Rang.
Zu dem Schönen, zu dem Wahren
Leite Dich Dein Weltengang.
Wo um ew'ges Recht gerungen
Trage muthig das Panier,
Bis der Hyder Kraft bezwungen,
Und die Menſchheit folge Dir!

Deutſches Volk! In ihm verbunden
Eint ſich Dein zerſtreut Geſchlecht:
Der in einen Kranz gewunden
Wahrheit, Schönheit, Licht und Recht
Hat zur ewig grünen Krone,
Aller Stämme Kraft verzweigt,

Die, dem finſtern Neid zum Hohne,
Prangend in die Lüfte ſteigt.

Die aus einer Wurzel ſtammen,
Die getrennt im niedern Raum,
Flechten oben ſich zuſammen
Zum gewalt'gen Lebensbaum.
Und in ſeine Schatten rette
Sich der höchſten Herrlichkeit
Was aus dem verengten Bette
Warf der trübe Strom der Zeit.

Sang ertöne: Jubel klinge
Weithin durch das Deutſche Land,
Und zum ew'gen Bund verſchlinge
Feſtvereint ſich Hand in Hand.
Jede Wiederkehr erneu're
Wie die Flamme den Asbeſt
Seine Weihe! Alſo feire
Deutſchland, Deines Dichters Feſt!

M. Zimmermann.

Tilſit.

Toast des Gymnasial-Directors Professor Fabian

beim Feſtmahle im großen Kaſino-Saale am 11. November.

An dem Tage, an welchem Deutſchlands Söhne in allen Zonen der Erde die Feier des hundertjährigen Wiegenfeſtes ihres größten Dichters begehen, an dem die Begeiſterung für den Liebling der Nation durch alle Schichten des Volks ſich laut und

unzweideutig kund giebt, und damit Zeugniß ablegt, daß der hohe Geist des großen Mannes an seinem Volke nicht spurlos vorüber gegangen ist, an welchem jenes Wort des Dichters wahrhaft gilt:

Was nur zum Stamm der Deutschen sich bekennet,
Ist heut' des Namens stolzer sich bewußt,

bewußt durch das Gefühl der Gemeinschaft mit seinem großen Sohne, der einer der hervorragendsten Träger der Volksgesittung und Schöpfer des geistigen Lebens seiner Nation ist; — an diesem Tage geziemt es sich wohl, auch des deutschen Volkes selbst zu gedenken, aus dessen Stamm ein so herrlicher Zweig entsprossen ist. Und welch ein Volk! Schon in seiner Kindheit, als es nur für seine Wälder stritt, groß und unbesiegbar. Rom überwältigte ganz Italien und die mächtige Karthago, die Königin der Meere, es überwand den stolzen, kriegsgeübten Enkel des großen Alexander; der tapfere Hispanier, der Gallier, der Britannier, sie alle mußten sich vor seinen Waffen beugen; die ganze Welt lag geknechtet vor seinen Füßen. Aber als es auf dem höchsten Gipfel seiner Größe stand, brach seine Macht an dem Freiheitssinn und dem Heldenmuthe der Germanen. Ihrem Andrange konnte das gewaltige Reich nicht widerstehen. Krachend stürzte der Koloß zusammen, und auf den Trümmern des zerstörten Römerreiches pflanzten die Germanen neue, kräftige, gesunde Zweige, die überall zu blühenden Reichen emporwuchsen. — Und so lange das deutsche Volk einig war, stand es als das mächtigste unter allen Völkern da, und wo es sein Schwert in die Wage legte, war sein Wille Gesetz.

Als darauf von dem alten Herrschersitz der Cäsaren es dem römischen Pontifex gelungen war, zum zweitenmal die Völker in Ketten zu schmieden, da war es wieder das deutsche Volk, welches als Vorkämpfer voranschritt, jene Ketten zerbrach, und der Welt die geistige Freiheit wiedererrang.

Und dieses herrliche Volk, das an Tiefe des Geistes und

Innigkeit des Gemüths, an Bildung und edler Sitte, an Betriebsamkeit und Ausdauer, an Tapferkeit, Treue und Gottesfurcht keinem nachsteht, die meisten übertrifft, dieses edle, große Volk, welches, wenn es einig wäre, stolz allen gegenübertreten und im Rathe der Völker das entscheidende Wort sprechen würde, es ist durch seine Zerrissenheit seit 300 Jahren in Ohnmacht versunken und zum Gespötte der Nationen geworden. Unbeachtet verhallten die Klagen der edelsten Männer über das Elend und die Schmach des Vaterlandes. Ja noch heute wagt es der kleine Dänenkönig, im Vertrauen auf unsere Zwietracht, dem ganzen Deutschland Trotz zu bieten und Völkern deutschen Stammes durch rohe Gewaltmaßregeln seine platte dänische Sprache aufzuzwingen.

Doch schon sehen wir die Morgenröthe jenes großen Tages schimmern, an welchem das deutsche Volk im Bewußtsein seiner Kraft und seines guten Rechts zur Wiederherstellung seiner Einheit sich erheben wird, wie ein Mann. Schon hat ein edler Fürst das wahrhaft deutsche Wort gesprochen: „Fürsten und Völker müssen Opfer bringen.“ Ehre, dreimal Ehre dem echt deutschen Manne! Schon erscheint jener furchtbare Geist, den unser Dichter in seinem Schwanengesange heraufbeschworen, an dem Eisen zerknickt wie schwaches Rohr; schon flattern die Raben krächzend umher, aufgescheucht durch den rauschenden Flügelschlag des nahenden Adlers.

So möge denn nun jener Geist emporwachsen riesengroß, und unter seinem Fuß zertreten das im Staube kriechende Gewürm, das verstrickt in seinen kleinlichen Krähwinkel-Interessen kein Herz hat für die Noth des ganzen Volks und sich nicht zu erheben vermag zu dem Gedanken eines gemeinsamen, großen, achtunggebietenden Vaterlandes. —

Und wenn jener Tag anbricht, dann Barbaressa wach' auf aus deinem 700jährigen Schlafe, lege deine Rüstung an, ergreif' die Fahne und schreite durch die deutschen Lande, und alles Volk

wird dir zujauchzen und ſich vor dir beugen, und ſiegreich wirſt du einziehn in Aachen, deiner Krönungsſtadt.

Wir aber wollen das ſchon jetzt wie ein Zauber wirkende Wort beherzigen, das der Dichter durch den Mund des ſterbenden Attinghauſen, wie aus dem Grabe, zu uns herüberruft: ſeid einig, einig, einig! und in den Herzen unſerer Kinder wollen wir nähren das Gefühl der Entrüſtung über des deutſchen Vaterlandes Entehrung, damit ſie, wenn die Stunde kommt, kampfgerüſtet daſtehen und der Loſung harren.

Wenn wir ſelbſt aber noch jenen ſchönen, großen Tag erleben, an welchem der Kampf für die Einheit Deutſchlands beginnt, ſo möge er uns bereit finden, nicht bloß mit Worten tapfer zu ſein, ſondern für jenes hohe Ziel das Theuerſte, was wir beſitzen, auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen: Hab und Gut, Weib und Kind, Leib und Leben. Denn „nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!“ Wohlan, wer mit mir fühlt, ergreife ſein Glas! Es gilt das Wohl des deutſchen Volks, das Wohl des vereinten, großen, mächtigen, deutſchen Vaterlandes. Es lebe ꝛc.

Danzig.

Die Schillerfeier.

Dichtung von Rudolph Genée. Vorgetragen beim Feſtmahle im Artushofe den 10. November 1859.

Mehr als ein halb Jahrhundert iſt verfloſſen,
Sprach Zeus und zeigte auf des Dichters Thron,
Seit wir dem auserwählten Erdenſohn
Die Himmelsthore freudig aufgeſchloſſen.

Warum denn feiern wir den Tag nicht auch,
Wie's auf der Erde bei den Menſchen Brauch —
Den Tag, da er das Licht der Welt erblickt,
Der uns, ſo wie die Menſchen hat entzückt? —
Drum wer ihn liebt, der mag ihn heut beſingen,
Und ſeine Wünſche ihm und Gaben bringen.

Da Zeus geſprochen, ſammelten ſie ſich bald
Die Schaaren, die des Dichters Allgewalt
Durch ſeinen kühnſten Flug der Poeſie
Befeſtigt in der Menſchen Fantaſie.
Des Himmels Räume wurden faſt zu enge
Für die dem Dichter nah'nde bunte Menge:
Die Heldenjungfrau mit beſcheid'nem Sinn,
Kam neben Schottland's ſchöner Königin,
Der finſtere Philipp dort — vom blut'gen Thron —
Reicht ſeine Hand dem freien Schweizerſohn,
Ja ſelbſt Meſſina's unglückſel'ge Brüder
Sehn zu des Dichters Ruhm ſich heute wieder,
Und wer ſich noch ſo fern im Leben ſtand,
Es feſſelt Alle heut ein gleiches Band. —

Der Dichter aber blickt mit mildem Lächeln
Auf die Geſtalten die ihm wohlbekannt,
Er fühlt — gleich einem Traum aus fernem Land
Von der Geſchichte Geiſt die Stirn umfächeln,
Er ſieht ſie wieder, die entſchwund'nen Geiſter,
Die er der Menſchheit treulich aufbewahrt,
Und froh ergriffen ſpricht der edle Meiſter
Zu Denen, die ſich dicht um ihn geſchaart:
Seid mir gegrüßt, ihr — meines Lebens Träume,
Ihr, meines Lebens Luſt und Pein zugleich!
Nur Schatten zeigen mir jetzt dieſe Räume,

Verklärte Schatten aus dem ird'ſchen Reich;
Doch auch nur Schatten ward ihr mir auf Erden,
Gebilde nur durch meines Geiſtes Müh';
Und könntet — was ihr ward, ihr wieder werden, —
Ihr grolltet wohl mit meiner Poeſie! —

Doch preiſend ſcholl es jetzt aus jedem Munde:
Weh' dem, der dieſe Poeſie nicht ehrt, —
Sie hat die Wirklichkeit zum Ideal verklärt,
Und uns zu Deinem Ruhm vereint in dieſer Stunde!

Nun ſchlang ſich aus der frohen Geiſter Mitte
Der Muſen Kranz um den geliebten Sohn;
Mit leichtem, äthergleichem Götterſchritte
Umwoben ſie des hohen Dichters Thron.
Es brachte Jede eine Göttergabe
Dem Dichter, der auf ſie herniederſah;
Thalia mit dem leichten Hirtenſtabe,
Euterpe, Klio, Polyhymnia!
Nur Eine noch — mit tiefen Ernſtes Sinnen
Blieb vor der andern Reigen ſtill zurück, —
Sie wollte ihn allein und ganz gewinnen,
Und ſehnend ruht auf ihm ihr feuchter Blick.
Er aber ſah's, und rief mit wonn'gem Beben:
Melpomene —! kommſt Du nicht auch zu mir —?!
Hab ich nicht Dir geweiht mein halbes Leben,
Mein beſtes Blut — gehörte es nicht Dir?!
Da ſchlang die Göttliche die ſchönen Arme
Um des geliebten Dichters edles Haupt:
Und ſprach zu ihm: O, daß mein Herz erwarme
An dem, das mir — der Erde ward geraubt!
Seit Du entſchwebteſt zu des Himmels Glanze
Und auf — zu Deinen Sternen mußteſt ziehn,

Seh' ich von meines Hauptes Epheukranze
Nicht einen Keim mehr treiben friſches Grün,
Und mög ein neuer Liebling auch erſcheinen, —
Um Dich werd' ich doch ewig — ewig weinen!
So klagend preßte ſie an ihren Buſen
Mit Thrän' und Kuß das edle Dichterherz,
Und durch die Schaar der Geiſter, wie der Muſen
Ging wie ein Pfeil der Göttin bittrer Schmerz.

Da plötzlich tönten wunderbare Klänge
Aus weiter Fern' empor zum Himmelszelt;
Wie aus der Tiefe ſchollen Lobgeſänge, —
Ach! aber — Töne waren's einer andern Welt.
Doch wie auch Alle noch dem Schalle lauſchen,
Blieb Jedem doch die Deutung unbekannt;
Nur Er — der Dichter — kannte dieſes Rauſchen —!
Es kam aus ſeiner Eichen Heimathland!!
Er hört aus ſeines Volkes frohen Kreiſen
Von deutſchen Brüdern ihren Dichter preiſen!
Und Wort und Lied, — und Glas und Becher klang
Zu ſeinem Lob beim feſtlichen Geſang!

Da konnt' er nicht ſein volles Herz mehr halten, —
Zeus! rief er, ſchenke mir nur einen Tag —
Im Jahr nur einen, frei damit zu ſchalten,
Wenn ich zur Erde niederſteigen mag!
Nur einmal mich auf Erden zu erfreu'n,
Laß meinen Geiſt bei meinem Volke ſein!

Der Gott der Götter hat den Wunſch gehört. —
Ob auch erfüllt — ? —

Laßt's unſre Herzen fragen,
Wenn ſie für den, den dieſe Feier ehrt,

Für unſern Dichter voll Begeiſt'rung ſchlagen!!
Er iſt bei uns, wenn in des Menſchen Bruſt
Das Gute und das Schöne ſich verbindet,
Und wenn, des ew'gen Sieges ſich bewußt,
Sich liebend uns ein höhrer Geiſt verkündet.
Wenn in des Zwieſpalts und der Zweifel Qualen
Der Geiſt der Eintracht mächtig uns ergreift,
Und wenn die Fantaſie nach Idealen
Voll ew'ger Sehnſucht in den Aether ſchweift!
Er iſt bei uns, und nicht in dieſer Stunde,
Und nicht an dieſem Tage nur allein,
Aus jedem Herzen tönt's und jedem Munde:
Er iſt bei uns und wird es ewig ſein!

Lied von A. L. Lun,

beim Fackelzug am 10. November auf dem Kohlenmarkt geſungen.

Zum Feſttag erblüht iſt ein Jahrhundert,
Ein Fels im mächt'gen Zeitenſtrom;
Von Millionen jubelvoll bewundert,
Ein Denkmal in des Volkes Dom,
:,: Das ragend und leuchtend durch Dunkel und Nacht
Glänzt in erhabener göttlicher Pracht. :,:

Der Dichtergeiſt, dem wir den Tag verdanken,
Erſcheint in neuer Verdeluſt;
Hoch wallen auf die Ströme der Gedanken,
Die tief entquellen ſeiner Bruſt,
:,: Daß ſeiner Begeiſterung flammende Saat
Wachſend erblüh' zur lebendigen That. :,:

Und wie ſein Geiſt mit mächt'gem Flügelſchlage
Geweckt der Vorzeit Heldenſchaar,

So weihet ſie ſein Ruhm mit dieſem Tage
Der Zukunft an der Kunſt Altar,
:,: Und lehrt, daß aus dunkelem Strome der Zeit
Ewiges ſtets ſich zum Lichte befreit. :,:

Wohl uns, daß ſolcher Tag ſein Licht verbreitet,
Und blühend das Jahrhundert ſchmückt;
Der Geiſt, der unaufhaltſam vorwärts ſchreitet,
Iſt es, der unſer Herz entzückt.
:,: Wir feiern in unſeres Dichters Geſtalt
Seine tief einende Liebesgewalt. :,:

Thorn.

Feſtrede des Directors Dr. Passow,

gehalten im Rathhausſaale am 10. November.

Geehrte Feſtverſammlung!

Seit Beginn des gegenwärtigen Jahres hat ſich lauter und lauter die Mahnung erhoben den Tag nicht ungefeiert vorübergehen zu laſſen, an welchem vor hundert Jahren Friedrich Schiller dem deutſchen Volke geboren worden. Aber lange dauerte es, ehe die Gedanken hafteten an dem einen Namen und dem einen Tage, denn ſchweren Wetterwolken gleich ſtieg an dem Himmel des Vaterlandes die Gefahr auf, daß des Krieges wilde Stürme über uns hereinbrechen und zu jeder friedlichen, jeder freudigen Feier die Kraft und den Muth rauben möchten. In unſerer Stadt war es der Copernicus-Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt, der ſich auch das Verdienſt erwarb frühzeitig zu feſtlicher Begehung des Schillertages anzuregen, aber auch hier verſtrichen

befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Theil nicht ignoriren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er giebt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen scandalisiren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler. Diese Stelle kannst Du übrigens beim Vorlesen meines Briefes überschlagen. Die Kirche war gedrängt voll und die Predigt hatte das große Verdienst, nicht lange zu dauern.

Dieser Tage hatte ich auch Gelegenheit Mlle. Schröder kennen zu lernen. Ich traf sie von ungefähr beim Kammerherrn von Einsiedel. Ihre Figur und die Trümmer ihres Gesichts rechtfertigen Deine Verplemperung. Sie muß in der That schön gewesen sein, denn vierzig Jahre haben sie noch nicht ganz verwüsten können. Uebrigens dünkt sie mir ein höchst gewöhnliches Geistesproduct zu sein. Die übertreibende Bewunderung guter Köpfe hat ihr eine bessere Meinung von sich selbst aufgedrungen, als sie sich angemaßt haben würde, als sie gegen ihr Selbstgefühl vielleicht behaupten kann. Ihr nichtiges Verdienst, glaube ich, wäre, einer Haushaltung vorzustehen, von der Kunst scheint sie mir sehr genügsame nüchterne Begriffe zu haben. Man hat sich übrigens ganz gut und brauem in ihren Umgang, aber man geht ruhig und leer von

Monate in trüber Besorgniß und bangen Befürchtungen, in denen näher liegende Sorgen Herz und Hand von würdiger Vorbereitung des seltenen Festes gewaltsam zurückhielten. Unerwartet war der Umschwung der Dinge, der die Jugend unseres Volkes an den heimischen Herd und zu friedlicher Thätigkeit zurückführte; unerwarteter die Folgen dieses Umschwunges: stärker und lauter, aber auch maßvoller und würdiger denn vordem hat sich die Sehnsucht nach des Vaterlandes Einheit und Einigung in allen Theilen Deutschlands ausgesprochen, und gleichzeitig mit dieser, dem Großen und Ganzen zugewendeten Strömung und Bewegung der Geister brach sich die stets wachsende Begeisterung für unseres Dichters theures Andenken weite und freie Bahn. Wo man in den letzten Wochen hineinblickte in einen häuslichen Kreis, in aller Händen waren die Schriften, welche Schillers äußeres und inneres Leben uns vergegenwärtigen, oder seines Geistes treuestes Abbild, seine eigenen Schöpfungen; wo man ein öffentliches Blatt in die Hand nahm, die Schillerfeier war es, welche einen großen Theil seiner Spalten füllte, zu lautem Zeugniß von der Allgemeinheit des regen Eifers, der mit dem Herannahen des 10. November von Tage zu Tage sich steigerte, und eben diese Steigerung haben wir alle ja in unserer eigenen Mitte zu helllodernder Flamme der Begeisterung aufschlagen sehen.

So begegneten sich also zwei scheinbar ganz verschiedenartige Bestrebungen: eine auf die weiteste Gesammtheit des Vaterlandes als Wunsch und Hoffnung für die Zukunft gerichtet; die andere an eines einzelnen Mannes Gestalt angeknüpft und dankbarer Erinnerung an ein vergangenes Wirken und Schaffen geweiht. Dies Zusammentreffen ist kein zufälliges, unwesentliches. Keineswegs zwar wollen wir uns aus des heutigen Tages Feier den Kern und Mittelpunkt einer lebensvollen Persönlichkeit hinwegnehmen lassen; keineswegs wollen wir unsre Festfreude laut oder leise zu einer politischen Demonstration umgestalten, für welche

Schiller, der Mann der Wahrheit, nur Namen und Schein hergäbe: aber des dürfen und ſollen, des wollen und müſſen wir uns bewußt ſein, daß nur der das volle und ganze Recht hat Schillers Gedächtniß feſtlich mit uns zu begehen, der ein deutſches Herz und ein Herz für Deutſchland im Buſen trägt, und daß dies hinwiederum Niemand von ſich rühmen möge, der nicht auch für Schiller und ſein Gedächtniß warm und lebendig fühlt. So ſind es denn freilich zwei ganz verſchiedene Lebensäußerungen die hoffnungsreiche Zuverſicht auf des Vaterlandes Ehre und Heil und die dankbare Erinnerung an einen ſeiner größten Söhne, aber beide, wenn ſie rechter Art ſind, entſtammen derſelben Wurzel, beide fördern und ſtützen ſich gegenſeitig. Schillers Geiſt treibt uns, wenn wir nicht ablaſſen können des Vaterlandes in Sehnſucht und Hoffnung zu gedenken, und nicht ſo lebendig, ſo laut, ſo allgemein würde heute an allen Enden der Erde, ſo weit die deutſche Zunge klingt, ſein Gedächtniß verherrlicht werden, wenn nicht ſein hohes Wort

An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,

eben jetzt in jeder deutſchen Bruſt mit verdoppelter Kraft und Friſche wiedererklänge.

In dem eben Dargelegten finde ich gleichſam die thatſächliche, geſchichtliche Begründung, daß die Gedächtnißfeier des 10. November 1859 ein ſolche mit ſolcher Färbung geworden iſt, wie ſie heute in den weiteſten Kreiſen einmüthig begangen wird. Nicht aber würde es nach meiner Meinung das Rechte ſein, wenn wir in dieſer, ernſter Erinnerung geweihten Stunde unſeren Dichter nur in dem Lichte betrachten wollten, welches aus der augenblicklichen Stimmung eigenthümlich angeregter Tage auf ihn fällt, wenn wir ſein Bild ganz und gar einfaſſen wollten in den engen Rahmen den die gleichzeitige nationale Bewegung ihm zu geben allerdings *vermag*. Noch weniger wollen wir uns bei der Er-

innerung an den großen Todten an die Aeußerlichkeiten und Einzelheiten ſeines Erdenwallens anklammern. Ja, indem ich meine, daß das mir anvertraute Wort nicht ſowohl zu Ihnen, als in Ihrem Namen geſprochen werden ſoll, daß ich Ihnen nicht Neues zu bieten, ſondern dem einen Ausdruck zu geben habe, was jeder von uns im ſtillen Herzen trägt und hegt, glaube ich auch nicht ausſchließlich von des unſterblichen Dichters Gaben und Wirken reden, ſondern mir ein weiteres Ziel ſtecken zu müſſen.

Ein reicher und mannigfaltiger Kreis iſt in dieſen Räumen, recht eigentlich in dem Mittelpunkte unſerer Stadt verſammelt: die froh aufblühende Jugend und des höheren Alters ernſte Ruhe, gefühlsinnige Frauen und Jungfrauen und gediegener Arbeit hingegebene Männer, alle Lebenskreiſe unſerer Stadt ſind in unſerer Mitte vertreten, und ein Gefühl iſt es, welches Sie alle zuſammengeführt hat. Dies Gefühl darf kein dunkles oder unklares bleiben, und ſo drängt ſich uns unwillkürlich die Frage auf: welches iſt der letzte Grund, welches der einheitliche Gedanke, der uns und unſere Feier durchdringt?

Wollen Sie ſich befriedigt fühlen, wenn ich antwortete: es iſt die gemeinſame Bewunderung für den großen Dichter, der heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte? Ich glaube es nicht. Alle echte Bewunderung iſt ein erhebendes und veredelndes Gefühl, aber das menſchliche Herz nachhaltig zu erwärmen, das vermag ſie allein nicht. Und ebenſo wenig iſt auch die höchſte dichteriſche Begabung allein im Stande ihrem Träger in ſeines Volkes ganzem geiſtigen Leben die Stelle anzuweiſen, welche Schiller unbeſtritten in einem Maße einnimmt wie neben ihm kein zweiter.

Unter allen edeln und reinen Gefühlen iſt eines mächtiger und bleibender als alle Bewunderung, eines ebenſo das angeborene Bedürfniß jedes warm ſchlagenden Menſchenherzen wie der Gottheit höchſtes Gebot; es iſt die Liebe, und nicht ohne tiefen

Sinn wird Schiller wie kein anderer unſerer Dichter als der deutſchen Jugend, der deutſchen Frauen, des deutſchen Volkes Liebling geprieſen und gefeiert. Iſt es alſo nicht die ehrfurchtsvolle Bewunderung allein, ſondern mit ihr unlösbar verbunden die volle Kraft begeiſterter Liebe, welche dieſe Feier durch weiter Länder Strecken wach gerufen, ſo fragen wir wohl weiter, wie mag ein Dichter, der vor mehr denn einem halben Jahrhundert heimgegangen, den kein Auge der hier Verſammelten in ſeiner irdiſchen Geſtalt geſchaut, wie vermag er die Flamme ſolcher Liebe in uns zu entzünden?

Und ich antwortete: wohl iſt es der Dichter, deſſen Ruhm verbreitet iſt allenthalben, wo die Macht des Geſanges empfunden wird; wohl iſt es zuerſt der Dichter, der unſer Ohr und unſer Gemüth feſſelt; aber der, den wir lieben, das iſt nicht der Dichter allein, das iſt der Mann, der ganze Mann, von dem der Dichter doch nur ein Theil, gleichſam der Herold und Dollmetſcher iſt, der uns von des Mannes innerſtem Weſen Kunde gibt. Gewiß, je ungetheilter und uneingeſchränkter eines Volkes Liebe ſich einem ſeiner großen Männer zuwendet, deſto unbedingter und lauter erkennt es damit ſeine rein menſchliche Größe an, von welcher jede, einzelnen Zielen gewidmete Thätigkeit nur die beſonders ſtark hervortretende Form iſt. Und ſo ſteht uns auch unſer Schiller deshalb ſo hoch und erhaben da unter den erſten unſeres Volkes, weil wir in dem Dichter vor Allem des lautern und edeln Menſchen Würde und Größe lieben und ehren.

In dieſem Sinne möchte ich Ihnen, geehrte Feſtgenoſſen, in dieſer Stunde des großen, herrlichen Mannes Bild in gedrängten, feſten Zügen vor die Seele rufen. Aber wem geſtehen wir denn das ganze erreichbare Maß echt menſchlicher Trefflichkeit und Würde zu? Einem ſolchen etwa, der ſich in übermenſchlicher Erhabenheit frei zu erhalten vermag von des Lebens Nöthen und Schwächen? Einem ſolchen, der in einſamer Höhe möglichſt wenig

gemein hat mit dem inneren und äußeren Lebenslaufe aller ſeiner Mitmenſchen? Das mag, wenn es einen ſolchen je gegeben hat, wohl ein großer und gewaltiger Mann ſein, aber ein ganzes und volles Menſchenleben hat er nicht genoſſen, und nicht zu ihm wird ſich flüchten, wer bei einem menſchlich fühlenden Herzen Troſt, Erquickung, Erhebung ſucht. Wer uns das gewähren, wer uns ſo wie wir ihm menſchlich nahe treten ſoll, von dem verlangen wir, daß er Freuden und Leiden trage und empfinde, wie wir ſie tragen und empfinden; daß er des Lebens Kämpfe durchkämpfe, wie wir ſie durchzukämpfen bemüht ſind; daß er des Lebens Nöthe mit uns theile, ja wir verlangen, daß er ſtrebend nach dem Höchſten und Heiligſten, doch auch das gemeinſame Loos menſchlicher Schwäche und menſchlichen Irrens in ſich zu bewältigen habe. Aber durch allen Wechſel und alle Wirren des Lebens hindurch muß er erfüllt und getragen ſein von dem Wehen des Gottesgeiſtes, der ſicherlich durch Kampf zum Sieg, durch Nacht zum Licht emporleitet, der ſich offenbart in Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, in Treue und Feſtigkeit, in unverbrüchlicher Hingabe an das ewig Wahre, Gute, Schöne. Das iſt der Mann, mit dem wir, der mit uns zu fühlen vermag, dem wir in bewunderter Liebe nahe treten dürfen. Das war Schiller ſein Leben lang, und darum iſt er unſer eigenſtes, ſtolzeſtes Eigenthum und wird der unſre bleiben, ſo lange deutſche Treue und deutſche Gemüthstiefe nicht aus der Welt geſchwunden ſind.

Nicht wollen wir es vergeſſen, aber auch am feſtlichen Tage nicht lange dabei verweilen, wie Schiller des Lebens Laſt und Kämpfe ſchwerer und heldenmüthiger getragen als tauſende vor und nach ihm. Ein gewaltiger Kampf war es, nicht bloß mit der Außenwelt, ſondern mit den heiligſten Ueberlieferungen ſeiner Jugend, der ihn ſtark entſchloſſen hinaustreten ließ in eine fremde Welt, auf nichts geſtützt als auf die göttliche Weihe ſeines dichteriſchen Berufes und auf das Grundrecht des zur Selbſtbeſtim-

mung geborenen Menſchengeiſtes; in ſchweren Kämpfen hat er ſich die künſtleriſche Vollendung, das ſittliche Maß errungen, durch welches die Meiſterwerke des gereiften Mannes den überſprudelnden Schöpfungen des leidenſchaftlich erregten Jünglings ſiegreich gegenübertreten. Und als er des äußeren Lebens peinliche Sorgen niedergekämpft, als er ſich Aller Anerkennung und der Trefflichſten Freundſchaft zu eigen gemacht, da brach der Jammer langjährigen Siechthums auf ihn ein; aber je ſchwerer es auf ihm laſtete, deſto herrlicher wurden die Thaten ſeines Geiſtes, die des ermattenden Leibes Schwäche ſiegreich Lügen ſtraften. Vierzehn Jahre des Leidens durchkämpfte er, und jedem Anfall der vernichtenden Krankheit ſetzte er ein neues Denkmal ewigen Geiſteslebens entgegen.

Auch deſſen wollen wir heute nur flüchtig gedenken, daß Schiller auch darin ein ganzes und volles Menſchendaſein durchlebt hat, daß er unſerm urſprünglichen Erbe von Schwäche und Irrthum ſeinen Zoll abgetragen. Nur Schritt für Schritt, aber aus ſich ſelbſt hat er gelernt der Kraft ihr Maß, der Größe die Anmuth hinzuzufügen; und wo er irrt, da iſt dieſer Irrthum ſelbſt die Quelle und der Bürge des künftigen Gelingens. So konnte ſich der Menſch und der Dichter zu jener ſtolzen und lichten Höhe emporſchwingen, welche des befreundeten Dichters großes Wort kennzeichnet:

Denn hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Habe ich ſo eben die Schwere innerer und äußerer Kämpfe berührt, aus welchen der Schiller glanzvoll hervorgegangen, des Bild in unſern Seelen lebt, ſo wenden wir doch lieber unſern Blick dahin, wo wir ihn gleich Großes in friedlich wohlthuender Weiſe durchleben und bethätigen ſehen. Und wo ſuchen wir Deutſche den Ausdruck der ſchönſten Tugenden lieber als im Kreiſe der Familie? Ein reicher Segen begleitete ihn hier von ſeines Lebens

Anbeginn, denn ein bedeutender Mann muß der Vater gewesen sein, von dem die älteste Tochter, des Dichters vertraute Schwester, einst in ihrem neunzigsten Lebensjahre äußerte „ich fasse keinen wichtigen Entschluß ohne mich zu fragen, ob mein Vater ihn billigen würde.“ Wie reich an Gemüth muß die Mutter gewesen sein, die in einem nicht sorgenfreien Leben Ernst und Scherz mit ihren Kindern theilte, die die ersten Keime kindlicher Frömmigkeit in ihnen weckte und nährte, die eine siebzigjährige Greisin aus dem Leben schied mit Worten des Segens für den fernen einzigen Sohn. Gewaltsam riß sich Schiller auf lange Jahre von diesem Familienkreise los, aber fort und fort blieb ihm seine innigste Theilnahme, seine zarteste Sorge zugewendet, und durch mühevolle Wanderjahre begleitete ihn die Sehnsucht nach einer neuen, einer eignen Heimath. Mit ihrer Gründung, die er den damals noch mächtigen Standesvorurtheilen nicht leicht abgerungen hatte, zieht erst wieder der rechte und volle Friede ein in sein Dasein, und wenn seine Zeitgenossen Zeugniß ablegen von dem reichen Glücke seines ehelichen Lebens, von der kindlichen Heiterkeit, mit welcher er sich dem Kosen und Spielen seiner Kinder hingab, dann erst verstehen wir es ganz, wie er die schöne Zeit der jungen Liebe, wie er das Walten der züchtigen Hausfrau, das Schaffen des rüstigen Vaters mit dem Zauberreiz jener Worte hat umkleiden können, in denen jedes liebende Herz, jedes beglückte Elternpaar der eignen Gefühle schönsten und zartesten Ausdruck erkennt.

Was er im häuslichen Kreise war, das war er auch im Bunde der Freundschaft: treu und fest im enggeschlossenen Vereine der Jugendgenossen, treu und fest seit der ersten jugendlich schwärmerischen Vereinigung seinem Körner, in dessen Sohne Theodor Körner des väterlichen Freundes Vorbild den Sänger und Kämpfer für das Vaterland erweckte; treu und fest steht er als Mann gleichberechtigt Hand in Hand mit unseres Volkes ruhm- und

glanzvollſten Männern; wer mit einem Goethe einen Bund ſchließen konnte, in dem neidloſes Geben und Empfangen auf beiden Seiten in gleich wunderbarer Wechſelwirkung ſtatt fand; weſſen Verluſt einen Goethe in trübſter Vereinſamung zurückließ,

Der hat den Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Aber nicht blos für die ihm perſönlich nahe Stehenden, auch für ſein Vaterland hat er gelebt, ja er hat ſein Vaterland neu belebt. Denn als vor achtzig Jahren Schillers Dichtergeiſt erwachte, da mochte man wohl fragen: Wo iſt des Deutſchen Vaterland? und die Frage hätte wenig Antwort gefunden. Freilich politiſcher Thätigkeit hat ſich Schiller nie ergeben, auch politiſche Gedichte hat er nicht geſchrieben, wie unſre Zeit ſie ohne entſprechende Thaten kennen gelernt hat; aber die ſchönſten Tugenden des Staatsbürgers, treue Pflichterfüllung im Kleinen wie im Großen, Freiheit von aller Selbſtſucht, geleiten ihn durch das Leben. Und woher anders als aus der eignen Bruſt konnte er in einer Zeit, die mit ſeltenen Ausnahmen nur feige Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl oder maßloſe Neuerungs-Pläne kannte, woher ſonſt konnte er das Bild eines, durch Weisheit und Wohlwollen geregelten Staatslebens entnehmen, wie es das Eleuſiſche Feſt, wie es die Glocke uns ſchildert; woher jene lebensvollen Abbilder feurigſter Vaterlandsliebe, die in ſeiner Jungfrau von Orleans, in ſeinen Schweizerhelden uns entgegentritt, woher jenes reine Freiheitsideal, welches in einem Poſa verkörpert iſt! Und nicht blos in der Ferne ſchweift des Dichters Auge, wenn er der Staaten und der Völker Geſchicke erwägt; eine echt vaterländiſche That zu eindringlicher Lehre und Mahnung in den Zeiten tiefſter Schmach war jenes Gemälde aus den trübſten Zeiten Deutſchlands, iſt ſein Wallenſtein, deſſen Perſon er vielleicht durch nichts mehr gehoben und veredelt hat als dadurch, daß er ihn

in Träumen von des Vaterlandes Friede, Ehre und Einheit sich wiegen läßt, daß er ihm die Worte in den Mund legt

Ich hab' ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich.

Wer dies Wort geschrieben, der hat wahrlich auch seines Volkes Jammer auf der Seele getragen, und wenn wir heute trotz alledem und alledem hoffnungsreicheren Blickes umherschauen im Vaterlande, als Schiller es konnte, so ist er es nicht zuletzt, dem wir es danken.

Ein solches Leben voll Treue und Wahrheit, erfüllt von Ringen und Streben nach allem Edlen und Hohen, es kann nicht anders als auf einem unvergänglichen Grunde ruhen, auf dem einen Grunde, den sich der Mensch aus eigner Kraft nicht schaffen kann. Scheuen wir uns nicht auch diesen Punkt offen und grade in's Auge zu fassen, der von mancher Seite ängstlich umgangen, von anderer Seite zu lauten Angriffen ausgebeutet worden ist. Früh finden wir in dem Knaben nicht blos religiöse Empfindungen angeregt, sondern die wesentlich christlichen Lehren zu eignem, innerem Leben erweckt; und nur das gewaltsame Eingreifen eines fremden Willens hielt ihn ab sein Leben ihrer Verkündigung zu weihen. Die inneren Kämpfe, die jedes Gemüth um so gewaltiger ergreifen, je tiefer und ernster es ist, werden auch ihm nicht fremd geblieben sein; aber soll deshalb der Stab über ihn gebrochen werden, weil er des Christenthums Lehren nicht in der Form vorgetragen hat, wie sie im Gotteshause und in der Schule immer und immer wieder erschallen müssen? Das was unseres Glaubens ewiger Halt und Kern ist, das hat er nicht nur nicht verleugnet, nein grade seine vollendetsten Meisterwerke sind von ihm durchleuchtet. Wer die Demuth, die sich selbst bezwungen, krönt; wer da weiß, daß der Uebel größtes die Schuld ist; wer da hofft, daß auch er aus dem Sarge erblühen soll zu schönerm Los, der weiß auch, daß die Schuld der Sühne,

daß die Sünde der Erlösung bedarf, und daß nur Einer es ist, der der Gräber Decke sprengt. Das ist ja eben die weltüberwindende Kraft des Christenthums, daß es sich nicht allein und ausschließlich in der Form des kirchlichen Bekenntnisses kund gibt, daß es keine Form des Denkens, keine Aufgabe menschlicher Thätigkeit gibt, in der es sich nicht offenbaren kann und soll. Wenn keines deutschen Dichters Geisteswerke so durchdrungen und erfüllt sind von den ernstesten und erhabensten sittlichen Wahrheiten, wenn unseres Schillers Leben rein und fleckenlos, soweit dies dem Menschen vergönnt ist, vor uns liegt, dann wollen wir nicht kleinlich mäkeln und engherzig richten, sondern mit getroster Zuversicht vertrauen, daß auch der Vater, in dessen Hause viele Wohnungen sind, des Dichters unsterblicher Seele ihre Stätte und ihre Ruhe bereitet haben wird in der ewigen Heimath.

Ich habe das Bild Schillers im Kreise der Familie, im Bunde der Freundschaft, ich habe seine Vaterlandsliebe, sein Ringen nach jeder höchsten Erkenntniß und Wahrheit Ihnen in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen versucht. Wenn ich außerdem mit flüchtigen Worten daran erinnere, daß er wesentlich mitgearbeitet hat der Neugestaltung der Geschichtswissenschaft Bahn zu brechen, welche dieselbe erst zu einer Schule wahrhaft menschliches staatsbürgerlicher Bildung machte; daß er mit wunderbarer Geisteskraft die Lehren ergriff und erweiterte, durch welche der schlichte Weltweise unserer heimischen Provinz dem Gedankenleben der deutschen Volkes neue, im Wesentlichen noch unverlassene Wege wies; wenn wir der sittlichen Energie gedenken, welche Schillers geschichtlichen und philosophischen Arbeiten ihren eigenthümlichen Charakter aufprägt: dann werden wir den Reichthum seines inneren Seelenlebens, den Umfang seiner Thätigkeit wenigstens ahnen und einigermaßen ermessen können, wie vollständig und allseitig sich hier ein Menschenleben entfaltet hat.

Und doch hätten alle diese Gaben, all diese Thätigkeit auf

ihr hinweg. Mlle. S. hätte ich vorgestern bei Charlotte finden können, wenn ich neugierig genug gewesen wäre, ihr zur Liebe etwas zu versäumen.

Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann recht haben; aber es ist soviel Gelebtes, soviel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der gescheidtesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils, weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat. In beiden Fällen also wär's auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht für

einen engen Kreis beſchränkt bleiben können, wo ſie nur die ihm zunächſt Stehenden beglückt, nur ihre Liebe und Verehrung ihm erworben hätten, wenn nicht des Geſanges Gabe, der Lieder ſüßer Mund ihm verliehen geweſen wäre; dieſes Himmelsgeſchenk wurde ſeines Ruhmes Mutter, und wie ſich ſeine Dichtungen mehr und mehr vervollkommneten aus der Tiefe ſeines reifenden Charakters heraus, ſo wurde zugleich dieſer aus jenen in ſeiner ganzen Schönheit erkannt und gewürdigt.

Nicht vermögen wir es in kurzer Stunde die ganze Fülle ſeines dichteriſchen Reichthums zu überſchauen; wir brauchen es auch nicht, denn jeder von uns beſitzt ja längſt ſein Theil an des Dichters geiſtigem Erbe:

er theilte jedem eine Gabe,
dem Früchte, jenem Blumen aus.

Er hat die Welt helleniſcher Herrlichkeit, welche in dem Bewußtſein jenes Zeitalters faſt zu einem weſenloſen Schatten herabgeſunken nur in der Werkſtatt der Gelehrten ein einſames Leben riſtete, neu durchgeiſtigt und verklärt zu der unvergänglichen Pracht, welche nicht mehr einem Volke und einer Zeit angehört, ſondern dem wahrhaft Menſchlichen und darum ewig Bleibenden Wort und Stimme verleiht. Er hat den, vor ihm faſt ebenſo oft verfehlten als eingeſchlagenen Weg neu betreten, den ernſteſten Lehren höchſter Weisheit in dichteriſcher Schönheit den Weg zu Aller Verſtändniß zu bahnen, und wenn uns der heutige Abend ſein Lied von der Glocke vorgeführt haben wird, ſo werden wir uns nicht mehr fragen, ob ihm das kühne Wagniß gelungen. Er hat im engbemeſſenen Rahmen der Ballade und des Liedes

das Höchſte, das Beſte,
was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt,

zu lebensvollem Bilde geſtaltet und

geweckt der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar ſchliefen.

Er hat die deutsche Bühne, die vor ihm nur einzelne Werke den Griechen, den Briten, den Spaniern, ja den Franzosen gegenüberstellen konnte, jedem Nebenbuhler ebenbürtig gemacht, und wer nach ihm nicht erfolglos von der Bühne herab zum deutschen Volke gesprochen, der muß sich dankbar als Schillers Lehrling und Zögling bekennen.

An Mannigfaltigkeit und Würde der Form, an Wohllaut und Pracht der Sprache, an Reichthum und Tiefe der Gedanken können sich nur wenige, aber — es können sich andre Dichter mit Schiller messen. Darum muß doch noch etwas sein eigenstes Eigenthum sein, die eigenthümlich gewaltige Wirkung begründen, welche nur von seinen Dichtungen in dieser Weise ausgeht. Es ist gewagt dieses innerste Wesen seines dichterischen Schaffens in ein Wort zusammenzufassen, und wenn ich es dennoch versuche, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich dabei mehr auf die Zustimmung Ihres Gefühles als auf die treffende Wahl des Wortes selbst rechnen muß. Verklärung möchte ich es nennen, jenen wunderbaren Zauber, der auf Allem ruht, was Schiller der Dichter uns hinterlassen; eine Verklärung freilich, die ein von außen verschönerndes Licht entsendet, nein, eine Verklärung, die dem tiefsten Gemüthe des Mannes und des Dichters entsprossen auch die Gegenstände ihrer Darstellung in ihrem innersten Kern erfaßt und umgestaltet; eine Verklärung, die ein wunderbar Geheimnißvolles und doch wieder jedem reinen, kindlichen Gemüthe vollkommen Zugängliches und Faßbares ist. Das ist jene Verklärung, die auf jedem seiner Werke ruht, und die, wenn auch nur in geweihten Augenblicken, auf jeden übergeht, der ihm und seinen Dichtungen und ihrem Eindrucke mit ganzer, empfänglicher Seele sich hingiebt.

Wir alle haben diesen Eindruck an uns erfahren und empfinden heute doppelt seine Macht. Wir alle, denen die Dichtung die Himmelstochter ist, welche über des Lebens Mühe und Sorge erhebt, welche uns erquickt nach der Hände und des Geistes Ar-

heit; wir alle, alle feiern heute den ganzen Schiller von ganzem Herzen; wir alle wollen ſeines Geiſtes Treue, Reinheit, Kraft in uns fortleben laſſen, auf daß ſeine unſterbliche Seele in ihres Daſeins zweitem Jahrhundert immer gewaltiger wirke, immer weiter hinaus ihre Segnungen ſpende; auf daß, wenn dereinſt unſrer Kinder Kinder deſſelben Feſtes Wiederkehr begehen, das einige Deutſchland des Dichtergeiſtes ewige Jugend dankbar und einmüthig feiere.

Mogilno.

Zum 10. November.

Millionen Herzen löſen ihre Schwingen
Am heut'gen großen, glanzumſtrahlten Tag!
O ſprecht, wem gilt ihr Jauchzen und ihr Singen?
Wem gilt ihr freudeſprüh'nder Sturmesſchlag?
Und welcher Zaubermacht konnt' es gelingen,
Ein ein'gend Band um Deutſchland heut' zu ſchlingen?

So weit der Mutterſprache Banner wehen;
Im mächtigſten ſowie im kleinſten Land,
Muß heut' ein Herz das Bruderherz verſtehen,
Muß heut' die Hand erſchließen ſich der Hand,
Denn wo des Geiſtes Siegeslieder hallen,
Da muß der nied're Zwiſt in Staub zerfallen.

Fürwahr, kein Sturm ſoll je den Schmelz verwehen.
Den dieſer Tag, enteilend, in uns läßt!
Er iſt ein Feſttag, den wir ſtolz begehen:
Wir feiern froh ein Königswiegenfeſt!

„Ein König", künden jubelnd uns die Horen,
„Iſt heut' vor hundert Jahren euch geboren!"

Nicht Heer und Waffen ſtützen ſeine Krone.
Er iſt nicht Herrſcher über Sclavenblut!
Wir dienen heute einem höhern Throne,
Wir zollen einem Geiſte den Tribut:
Wir huldigen in reinſter Harmonie
Dem Könige im Reich der Poeſie!

Vor hundert Jahren, als ein finſt'rer Schatten
Das zwiſtentbrannte Vaterland bedeckt,
Und deutſche Herzen kaum noch Liebe hatten,
Die Geiſt und Kraft zu ſchöne Thaten weckt;
Da fühlt' der hohe Himmel ein Erbarmen,
Und Friedrich Schiller ging aus ſeinen Armen!

Die Gottheit nahm die ſchönſten Eigenſchaften
Und formte ihm daraus ein Muttermal.
So ſah man ihn am deutſchen Himmel haften,
Doch Wen'ge glaubten an den Gotteoſtrahl.
Da wuchs der Stern und ward zur größten Sonne,
Und zeugte größtes Leben, größte Wonne!

Wol ſind ſie längſt dahin, die gold'nen Strahlen,
Wol iſt dahin ihr heller Frühlingsſchein,
Allein die Gluten, die uns Roſen malen,
Sie werden ewig, ewig bei uns ſein:
Ihr Geiſt wirkt fort in reicher Segensfülle,
Er wirkt im Großen, wirkt in frommer Stille.

Er iſt Prophet der Schönheit und der Tugend,
Er iſt der Wahrheit treueſtes Organ,
Er iſt der Schöpfer einer deutſchen Jugend,
Er iſt ein Führer auf des Wiſſens Bahn;

Er iſt der Lehrer, deſſen Ideale
Uns himmlich leuchten in der Freiheit Strahle.

Er ſchlingt mit Zauberkraft die ſtärkſten Bande
Um unſer Herz und macht es friſch und frei:
Er impft die Lieb zum theuren Vaterlande,
Die ſchärfſte Waffe gegen Tyrannei;
Denn was die Lützowſchaaren einſt errungen,
Das hat der große Schiller vorgeſungen!

Drum reiche ihm an Seinem Ehrentage,
O deutſches Volk, ein Herz voll Bruderſinn!
Und was es fühlt im heut'gen Feſtgelage,
Nimmt Er als liebſtes Angebinde hin:
Das ſei der Lorbeerkranz, das Ehrenzeichen,
Das wir voll Dankbarkeit ihm heute reichen!

Hermann Barrand.

Poſen.

Zum Schillerfeſt.*)

Was eint uns heut? Was läßt zu dieſer Stunde
Millionen deutſche Herzen ſtärker ſchlagen?
Wer iſt's, deß Nam' ertönt von Mund zu Munde?
Wird wiederum, wie in der Vorzeit Tagen,
Mit Jubelſchall in feierlicher Runde
Ein Held, ein Fürſt auf hohem Schild getragen?
Ja! einem Helden gilt's, doch der, erhoben
Auf höhern Schild, ſchon längſt entſchwebt nach oben.

*) Bei der Morgenfeier am 10. November im Stadttheater als Prolog geſprochen.

Die Leier war ſein Schwert. Wie er's geſchwungen,
Wir wiſſen's all'. Erſt war's vulkaniſch Grollen;
Dann hehr, gewaltig, wie Prophetenzungen,
Wie Meer im Sturm, wie nahen Donners Rollen;
Stark endlich und doch mild auch, wie geſungen
Von Seraphſtimmen, wie ein Künden wollen
Von einer reinern Welt, wie eine Sendung
An's Irdiſche, zu ringen nach Vollendung.

Das war's! Wenn hier im vielverſchlungnen Leben,
Im Widerſtreit, im Drängen der Gewalten,
Im Bann von Schranken, die uns rings umgeben,
Es möglich nicht, uns kinderrein zu halten,
Doch ſoll der Geiſt zum Höchſten ewig ſtreben!
Das war's, d'rauf ging ſein Dichten, ſein Geſtalten.
Groß war das Mühn, auch Großes iſt geleiſtet:
Er, Schiller, that's; er hat ſein Volk begeiſtet.

Und hat's durchglüht. — In enger Welt geboren,
Doch frei, ein Tell, iſt er einhergeſchritten,
Hat auch auf keinem Rütli mitgeſchworen,
Ging ſeinen Weg und hat doch vorgeſtritten,
Hat doch das ſchwerſte Ziel ſich auserkoren:
Der Selbſtſucht traf er in des Herzens Mitten,
Mit ſeiner Dichtung vollſtem Glorienſcheine
Schmückt' er, was lebt, was ſtirbt für's Allgemeine.

So wirkt er fort! — Als Fremdmacht feſtgegründet
Ihr Reich ſchon wähnte, doch erſchrocken ſpürte
Den neuen Geiſt, der unſerm Heer verbündet
Und der in Kampf und Tod es freudig führte,
Da ward die Gluth noch mächtiger entzündet
Von Solchen, die ſein Odem ſchon berührte,

Sein Jünger war's — der ſelbſt des Liedes Werthe, —
Der kühn verband die Leier mit dem Schwerte.

Und heut nun wieder! Wie ein drohend Wetter
Rings auf dem Welttheil liegt ein dumpfes Schweigen.
Bang frugen wir: Wenn ſich's im Kampfgeſchmetter
Entladen wird, was künden uns die Zeichen?
Gefahr iſt nah, wird nah auch ſein der Retter?
Soll Deutſchlands Stern ſich tiefer, tiefer neigen?
Soll's wieder bluten aus den beſten Adern
Und bluten fruchtlos, weil wir thöricht hadern?

Da tönt ſein Name! Da mit einem Schlage
Wird's licht um uns, es fliehn die dunklen Sorgen;
Deutſchland iſt's eins, wie nie vor dieſem Tage;
Sein Genius eint's, in ihm ſind wir geborgen;
Er wirft ſein Schwert in unſres Schickſals Waage,
Winkt ernſt hinein uns in den jungen Morgen.
— So ſei es denn! So folgen wir dem Meiſter!
So helf' uns Gott und alle gute Geiſter!

Hermann Beſſer.

Ausland.

Niederlande.

Amſterdam.

Germania bei der Schillerfeier.

Ein Feſtſpiel von Eduard Mohr. Gegeben am 10. November 1859.

Germania. Luſtige Perſon. Genius. Antonie, eine Prieſterin.

Luſtige Perſon. Genius.

Luſtige Perſon.

Was will Er hier in dem geſchmückten Haus?
Ich bitt' Ihn, junger Herr, geh' Er hinaus.
Wir laſſen Niemand auf die Bretter;
Nur Künſtler, die Couliſſen malen,
Verliebte, die den Blumenſtrauß bezahlen,
Und höchſtens einen Vetter.
Für einen Künſtler iſt Er zu manierlich,
Für einen Liebenden zu jung und zierlich,
Auch ſeh' ich an der feinen Hand,
Er iſt mit unſer Einem nicht verwandt.

Genius.

Auch hier verjagt; ſo wandr' ich oft von Kind zu Kinde
Durch ein Jahrhundert fort,
Bis ich, zumeiſt an einem ſtillen Ort,
Wie einſt in Marbach, meinen Ruhplatz finde!

Luſtige Perſon.

Ich glaube faſt, er ſpricht mit ſich;
Das deutet auf verdächt'ge Qualitäten;
Die Böſewicht' in unſern Stücken reden
Seit kurzem nur mit ihrem Ich.

einander taugen können, wirst Du aus dieser Schilderung schließen — übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht. Er beredete mich zu einem Spaziergang nach Tiefurth, wo er Geschäfte bei der Herzogin hatte. Da ich seit jenem Concert nicht zu ihr gebeten worden war, so war's handgreiflich, daß sie mir wenig nachfragte. Ich machte also Schwierigkeit, mit ihm bis vor ihr Lusthaus zu gehen. Weil er mir aber versicherte, daß das nichts zu bedeuten hätte, so erwartete ich ihn vor dem Hause, bis er mich bei ihr angekündigt hätte. Er kam also wieder und führte mich hinein. Hier that man nun (auf Hofmanier) sehr gnädig gegen mich, ich mußte Caffee trinken und zwei Stück Kirschkuchen essen (der, nebenher gesagt, ganz vortrefflich schmeckte und keinen Stein hatte), und durch meine vorausgesetzte Reise nach Erfurt schien man mir einen Schlüssel dazu geben zu wollen, warum ich die Woche über nicht gebeten worden war. Die Herzogin sagte mir, daß ich am Sonnabend eine Operette sehen würde, die in einem geschlossenen Zirkel bei ihr gegeben werden sollte. Man wollte uns zum Mittagessen behalten, aber Knebel mußte nach der Stadt zurück, und ich begleitete ihn wieder dorthin. Diese Operette wurde den Sonnabend gegeben, und weil ich keine eigentliche Invitation mehr bekam, so blieb ich, nach dem Rath von Charlotte, weg. Sie zwar hatte eine erhalten, worin gesagt wurde, daß sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei ich gemeint war. Aber da man mich nur

Ihr Innres wird dem Aeußern zugekehrt,
Und ſo das Publikum vom Schrecklichſten belehrt.
Was will Er hier?

Genius.

So ſoll ich Euch denn meiden?
Ihr kränkt mich; wohl; wir bleiben unverſöhnt,
Doch ſcheid' ich ohne Haß; an die Verkennungsleiden
Bin ich gewöhnt.

Luſtige Perſon.

Wer iſt Er denn?

Genius.

Zwar bin ich Keiner,
Der Euere Couliſſen malt.
Und mit dem Dank der Mitwelt ſich bezahlt;
Doch bin ich Einer,
Den ihr nicht gern entbehrt,
Obgleich mein hart Geſetz euch nur die Müh' erſchwert,
Ihr denkt, daß unter meinem Schutze
Sich der Olymp im Traum erſtürmt,
Doch zeigt die Probe, daß ſich mir zum Trutze
Nur Schwierigkeit auf Schwierigkeiten thürmt.
Es dringt kein Menſch allein durch eines Gottes Gunſt
In das entleg'ne Heiligthum der Kunſt;
Es hilft euch wenig, daß ihr eure Glieder
In die caſtaliſchen Gewäſſer taucht,
Wenn ihr nicht auch in ſtreng und fein gebaute Lieder
Die ganze Seele haucht.

Luſtige Perſon.

Ich lobe mir den Feuerfunken,
Der mit dem erſten Schlag aus meinem Steine ſpringt,
Und eh' er noch zum Nichts verſunken,
In eines Nachbars Seele dringt.

Wir tragen Holz herbei, doch nur für unſre Zeit;
Was kümmert uns die Ewigkeit?
Die Nachwelt iſt ein fern Geſtade,
Das nur der trunkene Pilot erreicht;
Geht Einer nur mit ſeinem Witz zu Rathe,
So bleibt er wo die Fluthen ſeicht
Um lorbeerreiche Ufer ſpielen,
Die uns im Schlaf die Schläfe kühlen.

Genius.

Ihr nennt mich jung; um Euch zu gleichen,
Berührt' ich noch der Zeit; doch ſprecht Ihr war;
Die ew'ge Jugend herrſcht in meinen Reichen,
Von immer friſchem Grün geſchmückt iſt mein Altar.
Selbſt wenn Melpomene mich ruft, um zu erſchüttern,
Wenn ſie die Menſchheit läßt durch alle Tiefen zittern,
So ſchlingen ſich doch Roſen durch mein Haar;
Denn nur der Anmuth, nur der hohen Stille
Entſtrömt der Schönheit göttergleiche Fülle.
Auch euer Witz, der ſich nicht frei erhebt,
Und nicht vom Duft der Blüthen lebt,
Den nicht die Grazien zum Schooskind auserkoren,
Stirbt mit dem Tag, der ihn geboren.

Luſtige Perſon.

Mein guter Freund, ich kann Ihn nicht verſtehn.

Genius.

Es kränk' Euch nicht, das iſt mir oft geſchehn;
Ich hab' es allbereits erfahren
Seit tauſenden von Jahren.
Was dünn iſt, läßt ſich leicht ergründen,
Der breite Strom wird bald im Meere münden.
Doch ſagt mir jetzt, bevor ich weiter zieh',
Ihr ehrt hier einen Mann, den ich genugſam kannte;

Wo aber find' ich in dem Kreiſe ſie,
Die Griechenland Ariſtokraten nannte?
Nicht was die Politik im Worte Gutes ließ,
Vielmehr was ehedem die Beſten hieß.

Luſtige Perſon.

Was Er hier ſieht vom Publico,
Das iſt der Bildung höchſte Spitze.
Ich biet' ihm viel, und es nimmt freh,
Wenn nicht aus Attika, doch meine neuen Witze;
Und merk' Er ſich, iſt Einer erſt ein Gönner,
So iſt er alſobald ein Kenner.
Dort ſieht Er auch des Feſtes Comité,
Das ganz gerüſtet von dem Scheitel bis zur Zeh',
Ein reiner Prieſter der Kamöne,
Zwar ohne Mittagstiſch, mit wenig Sing und Sang,
Doch ſonſt vollendet, wie Minervens Götterſchöne,
Aus Jovis Haupte ſprang.

Genius.

Wer naht ſich dort? Ich fühle mich beklommen;
Zu welchem Feſt, Apoll, bin ich gekommen?
Mir ſchwillt die Bruſt
Von einer weichen, ungekannten Luſt;
Und doch, wer macht mir wieder bang?
Das iſt Germania! es iſt ihr hoher Gang.
Ach, dürft' ich ewig ſie begleiten!
Sie, die ſich ihres Werthes kaum bewußt,
So groß iſt und doch ſo beſcheiden;
Seht dieſen majeſtät'ſchen Bau,
Ein herrlich Bild der deutſchen Frau!

(Der Genius und die Luſtige Perſon gehen ihr entgegen. Germania erſcheint im Hintergrunde. Der Genius kniet vor ihr nieder.)

Germania.

Steh' auf. Wer lebt wie du mit den Unſterblichen,
Der kniet nicht vor Königen.

(Der Genius ſteht auf. Germania eilt nach dem Vordergrunde; die andern bleiben Anfangs zurück.)

Germania (zum Publikum).

Seid mir geſegnet, theure, theure Kinder,
Und ihr, die in dem fremden Land
Den Meinen gaſtlich dargereicht die Hand,
Nicht minder!
Wie bebt mein Herz in eurer Nähe,
Wie ſtrömen die Gefühle ein und aus;
Ach! daß ich einſtmals ſo vereinigt ſähe
Die Söhn' in unſerm großen Vaterhaus!
Verzeiht mir meine Thränen; Schmerz und Wonnen
Durchkreuzen ſich, wenn ich im Wiederſehn
Euch von dem Mutterlande muß geſtehn,
Daß auch die neue Hoffnung ſchier zerronnen.
Doch heute ſtieg ein Gott herab,
In ſeiner Hand den Zauberſtab,
Um meine Kinder Alle zu verſöhnen,
Und den geliebten Sohn zu krönen.
O ſtolze Feier die mir mit Entzücken
Die Seele füllt,
Und uns der Erde zu entrücken
Sich in geweihte Schauer hüllt.
Mein Herzblut floß in dieſem Kinde,
Man ſagte, daß es mir am meiſten glich;
Nie wand des hohen Prieſters heil'ge Binde
Um eine rein're Stirne ſich.
Deutſch war ſein Herz, und keuſch, wie ſeine Sitten,
Sein hohes Lied. Wann brannt' auf deutſchem Herd

Die Flamme lauterer? Doch viel hab' ich gelitten,
Als ich sein Leben sah für meinen Ruhm verzehrt.

Genius.

Beklage nicht den mühevollen Lauf
Des Sehns. Er säte seine Saaten,
Und stieg wie Herkules nach schwer vollbrachten Thaten
Zum Sitz der Götter auf.

Lustige Person.

Das ungemischte Lob,
Womit der junge Herr an rosenfarb'nem Seile
Den guten Schiller in den Himmel hob,
Macht mir ein wenig Langeweile.
Wie? haben And're sich nicht auch geplagt,
Und ohne Weichen, ohne Wanken
Nach den erhabensten Gedanken
Im Schweiße des Gesichts gejagt?
Was hat denn dieses Meteor
Vor Andern vor?
Und außerdem — ein Bildniß ohne Schatten,
Gleicht einer Frau, die ihren Gatten
Durch Lieb und Tugend zwar beglückt.
Doch mit ein Gränchen Falschheit erst entzückt.
Hieß Schiller auch ein Mann von bürgerlicher Ehre,
Der in den Schranken der Gesetze blieb,
So war er doch, was leicht zu zeigen wäre,
Im Grunde nur ein feiner Dieb.
Er drang, man weiß nicht recht durch welche Zonen,
Bis in des Himmels höchste Regionen;
Dort stahl er die Musik,
Und brachte sie zur Erde mit zurück,
Um uns durch seine Harmonieen
Zum Himmel wieder aufzuziehen.

Betrüger, wie er war, kam er zum Ziel
Nur durch ein liſtig Gaukelſpiel;
Wenn er die Menſchen fand in ſtiller Kammer,
Verſenkt in ihren Jammer,
Betrog er das gequälte Herz
Um ſeinen Schmerz.

Genius.

Das Morgenroth bricht an.

Luſtige Perſon.

So muß ich fliehn,
Doch lehr' ich einſt zurück bei dunklem Wetter;
Auch Ich bin Einer, dem die Götter
Unſterblichkeit verliehn.

(Er geht ab. Der Schauplatz erweitert ſich durch einen aufgezogenen Vorhang. Man ſieht Schillers Bruſtbild im Gebüſche.)

Genius.

Sieh' hier ſein Bild. Geheime Schau'r verkünden,
Daß mich ſein Geiſt an dieſem Ort umſchwebt;
Wie all mein Denken und Empfinden
Mit dieſen hohen Zügen ſich verwebt!

Germania.

Mein Sohn! mein Sohn! laß mich nach langer Zeit
Das volle Glück des Wiederſehns genießen!
Iſt doch ein frommes Kind nicht weit,
Wann Mutter-Thränen fließen.
Es wird mir klar, nichts gilt im Strom der Zeit zerronnen;
Für unſ're Sorgen giebt es einen Lohn;
Hat uns der Himmel lieb gewonnen,
Schenkt er uns einen guten Sohn.
Das Ew'ge tritt euch nahe; fühlt ihr nicht
Im Buſen ſelbſt den Gott, der zu uns ſpricht

In ſeinen Zeichen,
Damit wir uns zur Andacht neigen.
(Sie kniet nieder. Antonie erſcheint mit einem Lorberkranz in der Hand. Germania ſteht auf.)

Antonie.

Hier iſt der Lorbeer, den das Vaterland
Durch meine Hand
Zum Dank für tauſend ſchöne Stunden
Dem Dichter ſeiner Wahl gebunden.
(Germania nimmt den Kranz, und küßt ihn mit Innigkeit.)

Genius.

Gib mir den Lorbeer.

Germania (den Kranz mit Heftigkeit an ihre Bruſt drückend).

Nein!

Genius.

Ich habe größ're Recht' auf dieſe Zweige;
Dein Sohn gehört der Welt; zu klein
Für ſolchen Geiſt ſind deine Reiche.

Antonie.

O, ſtreitet nicht, was euch von ihm in jener Sphäre
Am meiſten ward gewährt;
Laßt eurem Lieblinge die Ehre,
Der im Geſchöpf den Schaffenden verklärt.

Germania.

So nimm! Doch laß mich ihn zuvor
Mit Küſſen ohne Zahl bedecken;
Vielleicht daß er den Drang der Sehnſucht mir beſchwor,
Und ſchon willſt du den Schmerz der neuen Trennung wecken?

Antonie.

Dem Sohn wirſt du fortan doch keine Fremde ſein,
Und du, was du im Geiſt beſitzeſt, das iſt dein.

Genius (zur Prieſterin).
Vollend', Antonie!

Antonie (indem ſie der Büſte den Kranz aufſetzt).
Was blendet mich? Vergebt,
Daß mir die Rechte bebt.

Genius.
So ſiehſt du Pfochen dieſes Haupt umſchweben
Saturn zum Hehn;
Auch du, Germania, wirſt unvergänglich leben
Durch deinen großen Sohn.

Brüſſel.

Gedicht
von Adolf Heerklotz.

Es ſchallt ein Lied aus Deutſchlands weiten Gauen
Und feiernd widerhallt ihm eine Welt:
Von Norden's Bergen, von des Südens Auen
Erbraust's im Einklang auf zum Himmelszelt;
Ein Lied — an dem ſich andachtvoll erbauen,
Die in Paläſten, die in Hütt' und Feld;
Dir **Schiller** klingen, deutſcher Mann, die Töne
Dir, du Promethens einer neuen Schöne.

Und Aller Augen ſind dahin gewendet,
Wo deine Kraft zuerſt ins Leben ſprang,
Wo niedren Druckes Feſſel ungebändet,
Dein Genius ſich jugendkühn entſchwang!
Du trittſt einher, wie höherm Reich entſendet,
Dein Aug' erglüht von überird'ſchem Drang,

Und an die Stirn, vom Scheitkranz umweben,
Scheint Dein Gedanke gährend anzuſtreben.

Der Jugend-Schöpfung wild ergreifend Leben
Entſtrömt unreigen einem Geiſtesreich,
Darinnen Träume tiefer Ahnung weben
Seltſam ätheriſch, aber wundergleich;
Wir fühlen uns im Innerſten erbeben,
Bald brauſt das Herz, bald zittert's ſanft und weich,
Und wie bezaubert folgen des Titanen
Wir nie geſchauten, nie durchſchritt'nen Bahnen.

Du wirſt ein Mann und unſre eignen Looſe
Erfaſſeſt Du, all' unſer Glück und Leid;
Der Menſchheit Held, wenn ſie aus nächt'gem Schooße
Hier das Verbrechen, dort der Lug entweiht;
Der Völker Schickſal, das ſo eitel, loſe
Sich ſcheinbar nur um blinden Zufall reiht,
An höh'rer Ordnung lichte Sterne kettend,
Den Sieg des Edlen noch im Tode rettend:

So ſchaffſt Du nun — und griech'ſche Formen wallen
Mit deutſchem Sinn aus Deiner Künſtlerhand,
Wie Götterwerte rauſcht er durch die Hallen
Aufſteigend in der Dichtung ſchönem Land;
Da ſchaut ergriffen ſich dem Tod verfallen,
Wer des Verbrechens frevelnd ſich verwand,
Und reicher Lohn glüht hier im Morgenglanze
Vergeltend ſchon des Dulders bleichem Kranze.

Dein iſt die Welt — all' ihre Pulſe ſchlagen
In den Gebilden Deiner Dichterbruſt;
Dein iſt die Welt, zu Dir die Völker tragen,
Was Großes ſie und Herrliches gewußt,

Daß es im Tempel möge ewig ragen,
Den aufgerichtet Deines Schaffens Luſt,
Und ihm, des Dichters idealem Reiche,
Nacheifernd ſich das arme Leben neige.

Denn Du allein, Du ſollteſt offenbaren:
Nur durch der Kunſt bezauberndes Gebiet,
Da Geiſt und Herz ſich zum Vollkomm'nen paaren,
Das hier im Bilde groß vorüberzieht,
Nur durch das Schöne führt der Pfad zum wahren
Erſehnten Ziel, da volle Freiheit blüht
Und in des Staats harmoniſchem Getriebe
Die Menſchheit wachſe in verwandter Liebe.

So legteſt Du der Forſchung tiefſte Lehren
Wie edle Keime in das deutſche Herz,
Daß wir ſie da mit unſerm Blute nähren
Und auferziehn zu Thaten himmelwärts:
Daß wir das Gute, Wahre, Schöne mehren,
Erhaben ſelbſt der Sorge und dem Schmerz,
Und unverwandt Dich, hoher Held, im Blicke
Zum Siege führ'n des Vaterlands Geſchicke.

Und ſolche Zukunft haſt Du uns verheißen:
In jener Stunde, da ſchon drohend ſchlug
Zu Häupten Dir in nachterfüllten Kreiſen
Des Todes Fittig, auf zum Höchſten trug
Dich die Begeiſt'rung und Dein Volk zu preiſen
Und ſeinen Sieg mit letztem Athemzug,
Sangſt Du das Lied, dem freie Alpen lauſchen,
Das Schwanenlied, durch alle Zeit zu rauſchen.

So feiert Ihn, bei deß geweihtem Namen
Das Vaterland den Bruderbund erneut,

als ein Pendant von ihr behandelte, so thaten wir beide, als verständen wir's nicht.

Wie sie ankam und mich nicht mitbrachte, ging ihr Wieland entgegen und fragte, wo ich wäre? Auch die Herzogin verwunderte sich, daß ich nicht gekommen war. Charlotte, abgeredetermaßen, fragte ganz einfältig, ob ich denn gebeten worden wäre? Heut früh kam nun Gotter (der die Operette corrigirt und einen Prolog gemacht hatte), und wollte mir beweisen, daß ich schrecklich unrecht gehabt hätte, nicht zu kommen. Du siehst, wie krumm und schief auch hier die Gänge sind. Doch ist das auch eigentlich nur bei der Alten. Jetzt hab' ich sie vollends satt und ich freue mich, ihr Beweise davon zu insinuiren. Auf den Dienstag kommt die Herzogin Louise. Gotter ist heute wieder fort.

Bertuch ist endlich angekommen und gleich heute Vormittag traf ich ihn bei Charlotte. Ihr könnt denken, daß viel von Euch gesprochen worden: „Körner ist ein lieber, vortrefflicher Mann; Madame Körner, eine liebenswürdige lebhafte Person, von vielem Verstande, einem sprechenden Auge, vieler Grazie und Empfindung, reizender Contour des Gesichts, charmanter Figur; Dorchen eine sehr geistvolle Person, vor welcher er eine ganz vorzügliche Achtung hat." — Damit Ihr mir aber nicht zu stolz werdet, so fahre ich fort: — „Der Finanzrath ist ein schätzbarer liebenswürdiger Mann, seine Schwester zwar verwachsen, aber voll Seele und Gefühl. Neumanns sind

Den Genius, in deſſen Künſtlerrahmen
Das Loos der Menſchheit ſich enträthſelt heut,
Den hohen Denker, der der Zukunft Samen
Zu ſchönſtem Aufgang liebend ausgeſtreut,
Den deutſchen Mann, ein ſtrahlend Vorbild Allen,
Ihm laßt zum Preis des Jubels Hymnen ſchallen.

Antwerpen.

Worte zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag.

(Den Theilnehmern des Feſteſſens im Hotel St. Antoine gewidmet.)

Wie ſteigſt du Tag ſo ſchön empor
Aus Nebelkunſt und Wolkenflor,
Du Morgenwind, was liſpelſt du
Mir durch entlaubte Zweige zu?
Iſt's neuer Wunder Zaubermähr
Von Helden groß, von Rittern hehr,
Von Drachen, gräulich, ungeſchlacht,
Die holdes Jungfraunbild bewacht?
O Herz, wie fühlſt du dich bewegt,
Vom holden Sonnenſchein erregt,
Wie athmet rings der Schöpfung Pracht
Gedeihn, daß jede Seele lacht.
Die Menſchheit, frei von Sorg' und Druck,
Erſcheint in hehrem Feſttagsſchmuck,
Die Werkſtatt tönt nicht mehr vom Schlag,
Ruft auf dem Platz kein Echo wach.
Der Kaufmann, auf Gewinn erpicht,
Entrunzelt heut ſein Angeſicht,
Läßt ſein Gewölb' in Frieden ſtehn,
Heut kann es ohne Arbeit gehn.
Der Kleinſte, der ſich täglich ſtreckt
Und kaum die arme Blöße deckt,
Blickt froh hinaus in Gottes Welt,
Die Arm und Reich zuſammenhält.
Ja wohl, du arm beſcheidnes Blut,
Dir ſteht dein ſelig Lächeln gut,
Es geht aus ſtrahlend hellem Thor,
Nicht Menſchengröße ſtets hervor,
Das Hüttchen oft, beſcheiden klein,
Birgt wunderprächt'gen Edelſtein.
Ein Bäckerhaus, — nein ſaget an,
Gab uns den allerwerth'ſten Mann.
Da rang ſich von der Mutter Schooß
Zum Daſein friſch ein Knabe los,
Bei frommer Demuth heißem Flehn
Zu höchſten Gnaden auserſehn,

Von Gott ein Leuchtthurm hingeſtellt
Im Nebelocean der Welt.
Schau, wie er früh und friſch gereift
Die morſchen Bande von ſich ſtreift,
Schau, wie er unter Zwanges Wucht
Geſchickt den ſichern Ausweg ſucht.
So ſtürzt der Quell von Gletſcherwand
Im Schuß, verheerend Saat und Land,
Man ſteht erzitternd, doch es bricht
An eigner Kräfte Vollgewicht
Sein wildes Toben, friedlich legt
Der Sturm ſich, wüthend aufgeregt
Und er, der eben uns erſchreckt,
Liegt nun auf Rasen hingeſtreckt,
Im Vollgewühl von Luſt und Schmerz
Steigt er in's eigne Menſchenherz,
Mit Blicken ſehnſuchtsvoll und mild
Sucht er entſchwundnes Götterbild,
Und ſucht es, wo es ſich nicht zeigt,
Im eignen Selbſt und findet's leicht.
Allmächtig ſcheucht ſein Donnerwort
Des Laſters ekles Abbild fort,
Er eignet ſich mit Allgewalt
Jedweder Tugend Lichtgeſtalt,
Es lacht die Flur bei ſeinem Tritt,
Sein Odem führt die Freiheit mit.
Er, der mit der Minute geizt,
Er, den das Allerſchwerſte reizt,
Er kennt kein träges Stilleſtehn,
Er muß noch andre Pfade gehn.
Da ſpannt er erſt die Sehnen an,
Athletiſch mißt er ſeine Bahn,
Ein Genius ſteht ihm zur Seit
Und fordert ihn zu neuem Streit.
Wie leget er die Lanze ein,
Wie tödtlich muß ſein Wurfſpieß ſein.
Vernichtung blitzt ſein Aug' daher,
So droht Gewitterhimmel ſchwer.
Vergebens bäumt ſich Widerſtand,
Von heilger Glut iſt er entbrannt.
Nun ſteht er oben, ſicher, feſt,
Die Hand der goldnen Lorbeer preßt,
Von Schauern fühlt er ſich durchbebt,
Nun hat er nicht umſonſt gelebt.
Wie bei des Morgens friſchem Nahn
Weht es ihn ſeltſam kühlig an.
Er ſpürt im dürft'gen Erdenkleid
Den Odem der Unſterblichkeit.
So muß er unſerm Blick entfliehn,
Der Tod ſchlingt Alles — und auch ihn.
Auch ihn,
der Thränen herber Zoll
Ward ihm entrichtet wehmuthsvoll.
Doch wollen wir ihn lebend nur
Auf unſrer Menſchheit freien Spur,
Ja lebend, fröhlich und geſund
Geb' er ſich jedem Herzen kund.
Wo Freundſchaftsbündniß feſt ſich
ſchließt,
Die holde Freiheitsblume ſprießt,
Wo Frauenwürd' im Trieb uns hemmt,
Sei er uns nimmer, nimmer fremd.
Jetzt führt uns der entzückte Blick
In des Jahrhunderts Nacht zurück,

We kräftig von der Mutter Schooß
Gerungen ſich ein Knäblein los.
Das Knäblein wuchs und ward zum Mann
Der reicht zum Himmelsdom hinan,
Der lebt dem Tod zum Trotze noch —
Und Schiller, tönes, Schillerhoch!
Ja hoch! — und ſei nicht ehrenwerth
Deß Herz ſich jemals von ihm kehrt.

Heinr. Ludw. Flemmich.

Großbritannien.

London.

Feſtlied der Deutſchen

zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859.
Von Ferdinand Freiligrath. Muſik von E. Pauer.

(Das Feſtlied wurde im Kryſtallpalaſt in Sydenham von den Männergeſang-Vereinen: Islington-Liedergarten, Harmonie, Bund deutſcher Männer, Concordia, Arbeiter-Bildungsverein vorgetragen.)

Schiller,
Burns, 1759. Haendel.*)

Dem Genius,
Der heil'gen Flamme wunderbarem Lohen,
Die leuchten, wärmen, Blitze ſchleudern muß
Einſam herab vom Verhaupt der Heroen, —

Ihm huld'gen wir!
Ihm heben opfernd wir die Schale!
Ihm flechten wir die vollſte Schläfenzier,
Und ſonnen uns und ruhn in ſeinem Strahle!

*) Der große deutſche Tondichter Haendel ſtarb bekanntlich in London am 14. Auguſt 1759 und liegt in der Weſtminſterabtei, der Ruhmeshalle der Engländer, begraben. — Robert Burns, der größte Liedertichter der Schotten, ward als Sohn eines armen Gärtners am 29. Januar 1759 in Schottland geboren. Das Burns- und Haendelfeſt wurde gleichfalls in dieſem Jahre im Kryſtallpalaſt von Sydenham in großartigſter Weiſe gefeiert.

Von Stirn zu Stirn,
Ein hehr Geheimniß, ſehn wir ihn ſich wenden!
Wir blicken auf zu ſeiner lichten Firn,
Die ſcheue Braut bedachend mit den Händen!

Auf eines Greiſes Haupt war er verſprüht,
Auf eines Meiſters im Gebiet der Töne, —
Da hat ſein Glanz zwei Knaben angeglüht,
Zwei Dichterknaben, armer Männer Söhne!

Des Einen Wiege ſtand im Schottenland,
Umrauſcht von Haidekraut und Ginſter;
Des andern Knaben Wiege ſtand,
Vom Wein umrankt, am Neckarſtrand, —
Des Alten Sarg ſtand in Weſtminſter!

In England's Ruhmeshaus! Vor hundert Jahren! —
O, ſei gegrüßt in deiner wunderbaren,
In deiner hochhin zieh'nden Sterne Schein!
Jahr, drin die Genien flammend ſich begegnen,
Laß Achtzehnhundert Fünfzig Neun dich ſegnen,
Jahr Siebzehnhundert Fünfzig Neun!

Zu zweien Malen feſtlich ſchon empfangen
Hat dieſer Raum dich! Hier auch ward begangen
Der Tag des Dichters, der die Scholle brach!
Und hier vor Allem iſt gefeiert worden,
Mit ſeinen eig'nen mächtigen Akkorden,
Des großen Tönedichters Tag!

Und zu den Zwei'n heut' bringen wir den Dritten! —*)
Steht auf, er naht, er neigt ſich unſern Bitten!
Stolz vom Olymp kommt er geſchritten, —

*) Bei dieſer Strophe fand die Enthüllung der Büſte ſtatt.

Die Stirne glüht, die Locke fließt!
Sei, Friedrich Schiller, uns gegrüßt,
Gegrüßt, gegrüßt, gegrüßt,
Dreimal und tauſendmal gegrüßt,
Uns, deinen Deutſchen, bei den Britten!

Längſt bei den Göttern
Wandelt er droben,
Lorbeerbekränzt;
Aber den Tag, der dem Volk ihn gegeben,
Will mit dem Volk er auf Erden verleben;
Seht, wie er winkt, wie das Auge ihm glänzt!

Die Männer, die Frauen,
Sie ſtehn an den Wegen;
Wir halten ihm jauchzend
Die Kinder entgegen!

Sehet, das iſt er!
Das iſt der Große,
Der uns erzog!
Der als ein Herold die Schönheit verkündet,
Der uns das Herz für die Freiheit entzündet,
Höhen der Menſchheit für uns auch erflog!
Er blickt als der Unſre
Durch Gang und durch Halle,
Umjauchzt von der Menge,
Umwölbt vom Kryſtalle!
Seht, das die Schulter,
Drauf ſich die Muſe
Flüſternd gelehnt!
Seht, das die Stirn, die ſo trotzig gebohren,
Seht, das die Bruſt, die ſo Kühnes geboren,
Das iſt das Auge, das ſtets ſich gesehnt!

Da, ſeht ihr die Schläfe,
Die hohen, nicht pochen —?
So iſt er im Kampf einſt
Zuſammengebrochen!
Aber jetzt lebt er!
Nicht hält den Hundert-
Jähr'gen der Tod!
Feſt von Geſchlecht zu Geſchlecht in den Herzen
Wurzelt er, unſer in Luſt und in Schmerzen,
Unſer im Elend, in Glück und in Noth!

Er dauert, — im Antlitz
Des Siegers Geberde,
Ein Gaſt des Olympus,
Ein Bürger der Erde!

Wo ſchritt er hin? Der Lorbeer regt die Blätter,
Die Palme rauſcht, die Myrthe flüſtert zag,
Und ſeines Griechenlandes heitre Götter
Sehn froh dem Mann des Ideales nach!

Der heute noch die ganze Welt umfliegen
Mit Geiſterfluge, leis und ſtill,
Und deutſche Hände in einander fügen,
Und deutſche Herzen einig ſchmieden will!

In Ihm heut' ſind wir's! Mag das Andre werden!
Sei mit der Menſchheit, Schiller's Genius,
Das ewig nicht in's Träumereich auf Erden
Die Freiheit ſich, das Schöne flüchten muß! —

Dem Genius,
Der heil'gen Flamme wunderbarem Lohen,
Die leuchten, wärmen, Blitze ſchleudern muß
Einſam herab vom Vorhaupt der Heroen, —

Ihm huld'gen wir!
Ihm heben opfernd wir die Schale!
Ihm flechten wir die vollſte Schläfenzier,
Und jauchzen auf zu ſeinem Strahle!

Mancheſter.

Prolog von Alfred Meissner,
geſprochen in der Free-Trade-Hall.

Das Volk nur, das ſeine Heroen ehrt,
Die hingeſchwundenen, iſt ihrer werth.
Mit abgeſtumpftem Sinn läßt der Barbar,
Wohin ſie fallen, ſeine Todten liegen,
Doch fromme Völker bauen den Altar
Den Kämpfern, welche ruhn von ihren Siegen,
Und wahren, was ſie Großes einſt beſeſſen,
In ihrer Bruſt unſterblich, unvergeſſen!

Wenn andre Völker rings umher die Lenker
Der blut'gen Schlachten, ihre Helden, preiſen —
Du, deutſches Volk, du ſei're deine Denker,
Gedenke deiner Dichter, deiner Weiſen!
Gedenke deß, der Flügel gab der Schrift,
Daß nun ihr Blitzſtrahl Millionen trifft;
Gedenk' der Reihe von Reformatoren,
Von dir zum Heil german'ſcher Welt geboren,
Und fühl' es, Stolz erfüllt: Dir ward ein Theil,
Nicht bloß dir ſelber, aller Welt zum Heil!

Nun naht noch Einer, in dem Arm die Leier; —
Wir kennen dieſen Blick, empergewandt! —

Wohl keinen edlern geiſtigen Befreier
Als Friedrich Schiller ſah das deutſche Land!

In enge Schranken, ſtarre Formen war
Gebannt, gepfercht das deutſche Bürgerleben —
Er gab uns Schwingen, um uns zu erheben,
Er ſprach zur Jugend laut und wunderbar,
Und brachte einer formerſtarrten Zeit
Ein neues Ideal der Menſchlichkeit.

Sein Leben war, nach einem höchſten Ziel
Ein Ringen ohne Raſt und ohn' Ermatten;
Der Kummer, der auf ſeine Stirne fiel,
In ſeine Bücher warf er keinen Schatten.
Er wuchs mit jedem Werk und höh're Klarheit
Kam über ihn und immer höh're Wahrheit.

So brannte ſeine Lampe jede Nacht,
Und für die Schlummernden hat er gewacht; —
Indeß um ihn ſich Sorg' und Krankheit ſtritten,
Schuf er von Werken einen Sternenkranz,
Der ſtrahlen wird im ewig gleichen Glanz,
Dem Sternenkreis zunächſt des großen Britten!

Langjährig Dulden! Hohes Märtyrthum!
Zuletzt belohnt durch einen ſpäten Ruhm!
Was Poſa im Gedicht, war er auf Erden:
„Der Zeiten Bürger, die da kommen werden!"

Und dieſe Zeiten kommen! — — Wir begehn
Sein Säcularfeſt unter günſt'gem Sterne;
Wer ſieht nicht ringsum Zeichen auferſtehn?
Wer ſucht noch, was ſo nahe, in der Ferne?
Ein Geiſt, ein Sinn erfüllt mit mächt'ger Regung
Und freud'gem Schwung die ganze deutſche Welt

Vom Kamm der Alpen bis hinan zum Belt,
Und keine Macht mehr hindert die Bewegung.

Nicht fremde Völker wollen wir bedrängen,
Und blut'ges Unheil über ſie verhängen,
Denn ſchöner als des Oſtens Gluthgefilde
Iſt unſer Heimathland voll Kraft und Milde!

Uns aber ſoll, ſoweit in deutſchen Landen
Des Dichters Lied erkannt wird und verſtanden.
Am Bunde unſrer Einheit nichts mehr hindern,
„Ein Volk von Brüdern aus Germaniens Kindern!"

Der Schlaf war drückend und die Nacht war lang,
Doch nun der Tag in dieſes Dunkel zündet,
Sei Schiller's Name uns der Glockenklang,
Der eine neue, große Zeit verkündet!

Epilog von Carl Siebel,
geſprochen in der Free-Trade-Hall.

Ins Herz des Volkes grub der Baum
Die Wurzeln ein, der ob der Fürſtengruft
Zu Weimar ſeine ſtolzen Aeſte breitet
Und in der großen Todten ſtille Träume
Die Grüße rauſchet von des Volkes Liebe. —
Der Lorbeerbaum Unſterblichkeit.

Jüngſt zog ein Frühling durch des Baumes Wipfel,
Der ewiggrüne Lorbeer ſproßte Blüthen,
Des Lenzes Sänger kamen all gezogen,
Und tauſend Blumen, voll und reich und duftend,
Und tauſend Klänge, wie Muſik der Sphären,

Sie fielen nieder auf die Gruft der Großen,
Sie ſchwebten liebend in das Herz des Dichters.

Da wird es wach, das liebend große Herz,
Und aus der ſtillen Gruft hervor
Steigt er, der Liebling ſeines Volkes!
Nach Freiheit dürſtend und von Schönheit trunken,
Orakelſprüche auf den blaſſen Lippen,
Auf hoher Stirn der Ideale Schimmern,
So ſteht er da und hebt die Geiſterhände
Zum Segen über Deutſchland,
Das ſtolz er einig ſieht in ſeinem Namen.

So ward zur Wahrheit heut das alte Wort:
In einem Eins: — In ſeinem Namen eins!
Das Volk der Denker und der Träumer,
Das niemals ein'ge Volk iſt heut
In Einem eins;

In eine Welt, die hoch
Sich über dieſer Erde Welt erhebt,
Erhob ſich Deutſchland heut, den Geiſt zu feiern,
Der die Gedanken träumt, die Träume denkt
Der ſeiner Lieblingswelt der größte Herrſcher,
Der König iſt im Reich der Ideale.

So laßt auch uns ein Lorbeerblatt ihm bringen, —
So laßt auch uns die hohe Schläfe ſchmücken,
Dies Bildniß iſt die Werkſtatt ſeines Geiſtes.
(Bekränzung der Büſte.)
Der Baum Unſterblichkeit grün' ewig ewig weiter,
Ob ſeiner Stirn!
Des Volkes Liebe treib' ewig neue Blüthen!
So wird in ſeinem Dichter
Das deutſche Volk unſterblich einig ſein!

vortreffliche Menschen.“ Kurz, Bertuch war ganz Bewunderung, ganz Entzücken über seinen Dresdener Aufenthalt.

Dieser Tage habe ich in großer adliger Gesellschaft einen höchst langweiligen Spaziergang machen müssen. Das ist ein nothwendiges Uebel, in das mich mein Verhältniß mit Charlotte gestürzt hat — und wie viel flache Creaturen kommen einem da vor. Die beste unter allen war Frau v. Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.

Goethe (weil ich Dir doch Herders Schilderung versprochen habe), Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Caesar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen

Frankreich.

Paris.

Festrede,

gehalten am Schiller-Tage von Ludwig Kalisch.

Das Fest, das wir heute feiern, es iſt ein hohes Ehren- und Freudenfeſt für jeden Deutſchen. Nicht nur vom Rheine bis zum Belt, nicht nur innerhalb der Grenzen unſeres Vaterlandes, ſondern an den Ufern der Themſe wie an den Ufern der Newa, jenſeits der Alpen und jenſeits der Pyrenäen; ja ſelbſt jenſeits der Oceans, wo ein aufſtrebendes Geſchlecht in gewaltiger Lebensfülle ſchafft und ringt: überall, wo ein deutſcher Heerd und ein deutſches Herz im Buſen ſchlägt, wird der heutige Tag gefeiert als ein hehrer Tag der Erinnerung an ihn, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hat, um der Welt als ein hellſtrahlendes Licht zu leuchten.

Der Jüngling, der am Himmel noch keine Wolken und auf der Erde nur Blüthen ſieht, der im Thatendrange nur von Siegen träumt und nicht an Niederlagen denkt: heute ſchöpft er neue Begeiſterung aus den Geſängen unſeres Dichters und befeuert ſich an ihnen zum großen Lebenskampfe.

Der Mann, der längſt aus der Gemüthswelt herausgetreten in die rauhe Welt der Wirklichkeit und der jeden Morgen den harten Strauß mit den ungeſtümen Forderungen des Daſeins auf's neue beginnen muß: heute zieht er ſich in einen ſtillen Winkel zurück, nimmt die unvergänglichen Werke unſeres Schiller zur Hand und dankt es ihnen, daß er ſein Herz nicht geopfert dem kalten, brechnenden Verſtande, daß er in des Tages Mühen und Wirren keinem unedlen Zwecke fröhnt, daß die bittern Täu-

ſchungen auf dem Markte des Lebens ihm nicht das Gefühl für reines Menſchenthum geraubt.

Und der Greis, dem das Silberhaar ſpärlich die Schläfe bedeckt, der dem Leben nichts mehr giebt und von dem Leben nichts mehr fordert: *heute* läßt er die Geſtalten Schillers vor ſeiner Phantaſie vorübergleiten, und ſeine bleichen gefurchten Wangen überfliegt eine ſanfte Röthe, und ſein erkaltendes Herz fängt an lebhafter zu ſchlagen; denn er erinnert ſich, daß auch er einſt jung geweſen, und daß ihn während der ſchönſten Jahre ſeines Lebens die Schöpfungen unſeres Dichters traulich begleitet.

Denn kein Anderer iſt wie Schiller ein Dichter der Jugend. Ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts trat er zu einer Zeit auf, als vor dem Hauche eines neuen Geiſtes die alte, morſche Welt zitterte und wankte, und ſchon in ſeinem erſten Werke, das der kaum zum Jüngling gereifte Knabe dichtete, zeigte er auf's entſchiedenſte, daß auch er an dem großen Kampfe der Geiſter als einer der größten und edelſten Kämpfer ſich betheiligen würde. Was aber in ſeinem Jugendwerke ſich nur als verworrenes und dunkles Gefühl kund giebt, das zeigen ſeine ſpäteren Werke in ſtetig wachſender Kunſtvollendung immer reiner, immer klarer und ſchöner. Von den „Räubern", die er als Karlsſchüler verſtohlen ſchrieb, bis zum „Wilhelm Tell", den er dem lauernden Tod entriß; von den erſten bis zu den letzten Tönen ſeiner allzufrüh verklungenen Leier: welche Fülle von hohen Geſtalten! welcher Reichthum an Gedanken! welcher Schatz von erhabenen Gefühlen und Empfindungen! Aber alle dieſe Schöpfungen, ſo mannigfaltig und verſchieden ſie auch ſind, durchweht dieſelbe Kraft der Begeiſterung für die theuerſten und edelſten Güter der Menſchheit, für Freiheit und Recht, für Geiſtesbildung und hohe Geſittung, für eine *Zukunft*, die herrlich und üppig emporblühen ſoll aus den Trümmern der Vergangenheit.

Und nicht nur in ſeinen Dichtungen, ſondern auch in den

Werken, die der Philoſoph, die der Hiſtoriker Schiller ſchuf, weht dieſer Odem der Begeiſterung. Der Gedanke, den Menſchen heran zu bilden und heran zu läutern zu einem ſeiner Würde ſich bewußten Weſen, durchdringt alle ſeine Schriften. In den Büchern der Geſchichte findet er den freien Willen als den Geſchlechtscharakter der Menſchen; und was er in der Geſchichte findet, verklärt er in der Dichtung, erhebt er in ſeinen philoſophiſchen Schriften zum höchſten Geſetze. Das Gute und Schöne iſt ihm eng verſchwiſtert und deßhalb will er, daß der Menſch durch das Schöne ſich heranbilde zur ſittlichen Freiheit; daß er durch die Kunſt, die vom Himmel kommt, ſich zum Himmel erhebe.

Dieſe Gedanken beleben ſeine Werke, die er mit hellflammender Jugendgluth ſchrieb, und die auch die Jugend unwiderſtehlich ergreifen und hinreißen.

Als Schiller's Name zum erſtenmale genannt wurde, glänzten ſchon die Sterne unſerer klaſſiſchen Literatur in ihrem vollſten Glanze. Klopſtock erfreute ſich ſeiner Lorbeern; Leſſing hatte mit ſeinem Rieſengeiſte faſt alle Gebiete des Wiſſens beleuchtet; Herder war in der Fülle ſeiner Wirkſamkeit und Goethe ſah bereits auf die erſte Periode ſeines Schaffens zurück. Indeſſen wirkten dieſe großen Geiſter nur mehr oder weniger mittelbar auf das Volk. Schiller aber warf ſich gleich ans Herz ſeines Volkes und es erwarmte und erglühte an ſeinem begeiſterten Herzen. Von den Brettern, „welche die Welt bedeuten," ſprach er zu unſerm Volke in einer Sprache, die daſſelbe vorher nie gehört, und in dieſer Sprache fand es den Ausdruck ſeiner eigenſten, ſeiner tiefſten Gefühle. Er riß es durch die Gewalt ſeines Genius, durch den Zauber ſeines Wortes zu ſich hinauf in jene Höhen, wo das Auge heller ſieht und die Bruſt freier athmet. Er erſchloß ihm die Pforten zu den verborgenen Schätzen und zeigte ihm den Reichthum, den es früher kaum geahnt. Er wie kein Anderer weckte in unſerem Volke das Bewußtſein ſeiner ſelbſt und lehrte es das Haupt höher

tragen. Er wie kein Anderer flößte ihm die Hochachtung vor den Frauen ein, die jede Nation vor dem sittlichen Verfall behütet. Er wie kein Anderer entzündete in ihm die Liebe zum Vaterlande, jene Liebe, die den Jüngling begeistern soll und die in den Herzen des Greises nicht erkalten darf, jene Liebe, die das Leben erhöht und den Tod verschönert, jene Liebe, welche auf den Tafeln der Geschichte durch die herrlichsten, durch die unsterblichsten Thaten glänzt.

Aber war Schiller auch ein glühender Patriot, so hielt ihn sein Patriotismus doch nicht in einen eng umschriebenen Kreis gebannt. Er war zu reich, um nur ein einziges Volk zu bereichern; sein Geist war zu erhaben, um in den Grenzen des Vaterlandes die Grenzen der Menschheit zu sehen; und schon die ersten Flügelschläge seines Genies verkündeten der Welt, daß er ihr gehöre. Deßhalb auch hat ihn das verjüngte Frankreich, dessen Herz in glühenden Pulsen für alles Edle und Große schlug, und das die Menschheit zum Kampfe für ihre unverjährten Rechte rief, zu seinem Ehrenbürger ernannt; deßhalb auch war Schiller, noch lange bevor er den Gipfel seiner Kunstvollkommenheit erreicht hatte, der Dichter aller Nationen. Nein, Schiller's Herzen war der ausschließliche, beschränkte, barbarische Patriotismus fremd, der auf Alles, was außerhalb der Marken des Heimathlandes liegt, mit hochmüthiger Ablehnung herabsieht. Ein solcher Patriotismus gehört beschränkten Geistern und einer überwundenen, dunkeln Epoche an, wo die Völker sich nur berührten, um sich gegenseitig abzustoßen. Aber Schiller haßte auch jenen flachen Kosmopolitismus, der eben so sehr die Unfruchtbarkeit der Gesinnung wie die Dürftigkeit des Herzens verräth.

In dem Busen des edlen Menschen wird die Nächstenliebe niemals erkalten; aber die wärmste, die heißeste Liebe wird stets seiner Familie gehören. Die heiligen Bande, die uns an die Unsrigen knüpfen, trennen uns darum nicht von Denen, die unserm häuslichen Heerde ferne stehen. Im Gegentheil! Fester und inniger

hangt Der mit den Menſchen zuſammen, der feſt und innig an ſeiner Familie hangt. Der beſte Familienvater iſt auch der beſte Staatsbürger, und nur der vortreffliche Staatsbürger iſt ein vortrefflicher, ein wahrhaftiger Weltbürger. Und in dieſem Sinne war Schiller glühender Patriot und Kosmopolit zugleich.

Schiller, der große Dichter, der tiefe Denker, der begeiſterte Geſchichtſchreiber — Schiller betrachtete jedes Individuum als eine Blüthe, jedes Volk als einen Zweig am Baume der Menſchheit. Die Blüthe, die nicht am Zweige haftet, wird entblättert, und ein Raub der Winde; der Zweig, der nicht aus dem kräftigen Stamme ſeine Nahrung ſaugt, wird ein dürres Stück Holz, das den Stamm entehrt. Schiller's Streben war es, daß am Baume der Menſchheit jeder Zweig üppig grüne, am üppigſten aber jener Zweig, an dem er ſelbſt als die ſchönſte, als die herrlichſte Blüthe prangte. Das war ſein Patriotismus!

Lieben und bewundern wir nun in Schiller den großen nationalen Dichter und Denker, ſo lieben und bewundern wir in ihm eben ſo ſehr den edlen, reinen Charakter, in welchem ſich die Majeſtät der Menſchennatur wie in wenig anderen offenbart. Sein hoher ſittlicher Charakter iſt es beſonders, der ihm im innerſten Herzen unſeres Volkes einen bleibenden Thron ſichert. Jedes Volk liebt die Heroen, die ſich aus der niederen Hütte emporkämpfen zu der Menſchheit Höhen, vorzüglich aber jene Heroen, die um Mitternacht bei der düſtern Lampe am Aufbau einer neuen Gedankenwelt arbeiten. Und Schiller war ein ſolcher Heros!

Als Jüngling deßhalb verfolgt, weil er ohne obrigkeitliche Erlaubniß den Muſen geopfert; hinter ſich den drohenden Kerker und vor ſich Niemand, Niemand, dem er ſich vertrauensvoll an die Bruſt werfen konnte; arm und verlaſſen, einſam und allein in der weiten Welt, die er nicht kannte und der er unbekannt war: verzweifelte er dennoch nicht an ſeinem Stern und ſchützte die Ideale, die er im Buſen trug, vor den befleckenden Angriffen der unbarm-

herzigen Wirklichkeit. Mit den Hindernissen, die sich ihm entgegenstemmten, wuchs sein Muth, und je mehr des Lebens Noth und Drangsal ihn herabziehen wollten, deste kühner entfalteten sich die Flügel seines Genius, deste höher schwang er sich empor. Jeder neue Kampf endete mit einem neuen Siege, aber ach! jeder Sieg nahm ein Stück von seinem Leben hinweg. Sein glühender Geist verzehrte seinen Leib und in der Blüthe des Mannesalters ward er dem Vaterlande, ward er der Welt entrissen.

Schiller's Leben ist ein ergreifendes Martyrium.

Was aber gab ihm die Kraft das Märterthum so herrlich zu bestehen? — Der unwandelbare Glaube an das Göttliche im Menschen, die heiße Liebe für's Schöne und Gute, der unwiderstehliche Drang nach Licht und Wahrheit, und vor Allem die unerschütterliche Ueberzeugung von seinem hohen Beruf. Ihm war die Poesie ein Priesterthum und der Dichter ein Priester an Altare der Menschheit. Und von diesem Altare, auf welchem er das Feuer der Begeisterung ununterbrochen nährte, hielt er alles Niedere, alles Gemeine fern. In ihm verklärte der Dichter den Menschen; und er, der von den größten Geistern nicht überragt wurde, war der liebevollste Gatte, der besorgteste Vater, der treueste Freund, der gewissenhafteste Bürger.

So blicken wir Deutschen auf ihn, den Dichter höchster Ideale, als auf ein hohes Menschen-Ideal, in welchem sich die Vorzüge unserer Nation wie in keinem Andern abspiegeln, und darum tragen wir ihn warm im Busen und schaaren uns um seinen Namen, wie um ihn eine glorreiche Standarte, und seine unsterblichen Gesänge verleihen uns Lust zu hohen Thaten, Muth in Gefahren, Trost in Leiden und halten in unserm Innern das Gefühl für jede Tugend wach.

Aber auch ihr, die ihr nicht in unserer Zunge redet, eure Theilnahme an dieser Feier bekundet auf's schönste, daß ihr in unserm Sinne denkt, mit unserm Herzen fühlt und empfindet. Ihr,

Söhne des heitern gottgesegneten Frankreichs, auf dessen Boden wir Deutschen zwar unsere Heimath nicht vergessen, auf dessen Boden wir uns aber wie Brüder unter Brüdern fühlen! Ihr, Söhne des stolzen, meerumgürten Britanniens! Russen, Polen, Italiener! Söhne der alten Söhne der neuen Welt! Eure Anwesenheit begrüßen wir mit freudiger Dankbarkeit. Sie verherrlicht unser Fest; sie gibt ihm erst die wahre, ächte Weihe; denn sie zeigt uns, daß unser Schiller auch der Eure. Sie bietet uns ein schönes, lebhaftes Bild von der Völkerverbrüderung, die unser Dichter im Jubel der Menschenliebe mit den Worten verkündet: Seid umschlungen, Millionen!

Ja, unser Schiller ist auch der Eure! was er uns sang, sang er auch Euch! Der gewaltige Sturm, der durch die Saiten seiner Lyra rauscht, ergreift auch Euch, wie er uns ergreift, und wie wir hoffen, so hoffet auch ihr auf die Zukunft, die er im Geiste schaute. Das goldene Zeitalter, von dem die Dichter träumen, ist noch nicht dagewesen. Das goldene Zeitalter aber wird und muß kommen; denn die Menschheit schreitet vor- und nicht rückwärts. Kein einziger Sonnenstrahl fällt umsonst vom Himmel auf die Erde, und das Wort, das ein hoher Genius spricht, es faßt Wurzel in dem Herzen der Menschen; es trägt seine Früchte und geht nicht verloren. Gewiß, die schöne Zeit wird kommen, wo die Fluren nur den Segen der Wolken und nicht mehr das Blut der Erschlagenen trinken werden. Die Zeit wird kommen, wo die Völker, durch allgemeine Bildung erleuchtet und über ihre hohe Bestimmung aufgeklärt, mit einander und für einander schaffen werden an dem großen Werke der Gesittung, umschlungen von dem Bande der Eintracht, frei durch Vernunft, stark durch das Gesetz, glücklich im Vollgenusse der Früchte ihres Fleißes.

Die schöne Zeit, die unser Schiller erstrebt, wird kommen, und mögen wir, die wir hier seinen Manen huldigen, mögen wir, die wir von seiner Menschenliebe beseelt, von seinem Geiste

durchglüht, von *seinem* hohen Weſen durchdrungen ſind, an der Verwirklichung ſeiner idealen Welt unermüdlich und raſtlos ſchaffen! Und wenn nach hundert Jahren die Enkel unſerer Enkel das Andenken des großen Dichters auf's neue feiern, ſo werden ſie ſich auch unſerer dankbar erinnern und von uns ſagen, daß wir treulich die Saat gepflegt, da mit ſie ihnen in goldenen Garben entgegenlache.

Prolog zur Bekränzung von Schiller's Büſte.

von Ludwig Pfau.

Wie Nachtigallen, wenn der Lenz erſtanden,
Von Hag zu Hag ſich grüßen mit Geſang —
Von Stadt zu Städten ſo, von Land zu Landen,
Tönt Dichterruf und wandert Jubelklang.
Die Freude rauſcht in feſtlichen Gewanden,
Die Menge wogt in ernſtem Liebesdrang,
Und andachtathmend lauſcht ſie ſtill und ſtiller —
Ein Name ſchallt und füllt den Erdkreis: Schiller!

Du biſt's — Wir ſpüren deines Geiſtes Walten,
Des Aars, der immer ſtieg und nimmer fiel.
Das Theuerſte, was wir im Herzen halten,
Du gabſt ihm Form und Bild in Wort und Spiel.
Sie kommen, deine mächtigen Geſtalten,
Gewaltig ſtrebend nach erhab'nem Ziel.
Dein Held erkämpft die höchſte Würde Allen —
„Der Purpur fällt, nun muß der Herzog fallen!"

Dein Poſa rechtet mit des Geiſtes Schergen,
„Gedankenfreiheit!" ruft's im Königsſchloß.
Die Hirtin ſteigt, begeiſtert, von den Bergen
Und ſtürzt ſich, rettend, in der Feinde Troß.

Mit letzter Kraft haſt du dem kühnen Fergen
Beflügelt ſein befreiend Pfeilgeſchoß:
Dein Tell iſt ſichern Schwungs ans Land geſprungen —
Dich aber hat die Todesfluth verſchlungen.

So nimm des Lorbeers dunkles Laubgebände —
Ach! war dir doch kein Roſenkranz beſcheert —
Du hehe Stirne, nimm die höchſte Spende,
Mehr als die Kronen aller Herrſcher werth!
Wo ſind die Helden, deren blut'ge Hände
Des Ruhmes Schatz gepfündert und geleert?
Grobrer, ſo die halbe Welt beſeſſen,
Und Götter ſind begraben und vergeſſen.

Doch wie ein Sonnenſtern in Aethers Weiten,
Der, ob er längſt erloſch am Firmament,
Fortwirkend Feuer ſendet durch die Zeiten
Und noch Jahrtauſende im Raume brennt —
So darfſt du dein unendlich Licht verbreiten,
Du großer Todter, den der Tod nicht kennt,
Und leuchtend wandeln durch die Weltgeſchichte
Im Strahlenkranz fortzündender Gedichte.

Feſtlied zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

von Ludwig Pfau.

Wohl biſt du uns geboren,
Geſtorben biſt du nicht:
Du lebſt ſo unverloren,
Wo deutſche Zunge ſpricht.
Du giebſt uns, großer Meiſter,
Ein einzig Vaterland —
Die Brüderſchaft der Geiſter,
Das iſt der Einheit Band.

Dein Wort hat uns geſtählet,
Dein Lied uns Troſt gebracht;
Dein Hauch hat uns beſeelet
Am großen Tag der Schlacht.
Mit Tell's Geſchoß, ein Rächer,
Stehſt du in neuer Zeit —
Der iſt der Kettenbrecher,
Der uns den Geiſt befreit.

Du haſt in ew'ge Töne
Das flücht'ge Wort gebannt,
An höchſte Menſchenſchöne
Die höchſte Kraft gewandt.
Hell brennt in deutſchen Buſen
Dein heilig Feuer noch —
Die liebſte deiner Muſen,
Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geſchmückt,
Du haſt dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Wie weite Lande lichter
Im Abendfeuer ſtehn —
So darf dein Volk, o Dichter!
In deinem Purpur gehn.

Wir ſtehen, deine Erben,
Getrennt, doch ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben.
Das ſolche Männer zeugt.
Den du geſtreut, der Same,
Er ſchießt in Aehren ſchon —
Geſegnet ſei dein Name,
O Deutſchlands liebſter Sohn!

Ihr Völker nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein „Werde!"
Bis jede Schranke fiel —
Die Menſchheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

Italien.

Venedig.

Feſtrede zur hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's.

Verfaßt und geſprochen am 10. November von Dr. J. Migerka.

Hochverehrte Frauen und Herren!

Mit der Ehre betraut, an dieſem feſtlichen Abende vor einer von gehobener Stimmung durchwehten Verſammlung Worte zu ſprechen, welche jenem gemäß und dieſer geziemend ſeien, glaube ich beiden Anforderungen am würdigſten zu entſprechen, wenn

Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit.

Herder will ihn ebenſo und noch mehr als Geſchäftsmann, denn als Dichter bewundert wiſſen. Ihm iſt er ein allumfaſſender Geiſt.

Seine Reiſe nach Italien hat er von Kindheit an ſchon im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Geſundheit hat ſie nöthig gemacht. Er ſoll dort im Zeichnen große Schritte gethan haben. Man ſagt, daß er ſich ſehr erholt habe, aber ſchwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde.

Geſtern beſuchte mich Voigt. Ich glaube, Du kennſt ihn dem Namen nach ſchon. Es iſt ein ganz trefflicher Mann, und was Dich erfreuen kann, ich glaube, daß wir Freunde zuſammen werden. Er hatte mir eine Viſite heimzugeben, wo ich ihn verfehlt hatte, und wollte nur eine Viertelſtunde bleiben. Aus dieſer wurden aber zwei Stunden, und wir gingen ſehr warm und vergnügt auseinander. Ich hatte, ſo lang ich hier bin, ein heftiges Bedürfniß eines vertrauten Freundes. Voigt kann dieſer Freund für mich werden. Außerdem iſt er einer der angeſehenſten Geſchäftsmänner, von großen und kleinen Geiſtern geſchätzt, mit den beſten liirt und ein Orakel für den Herzog. Ich beſuche ihn heute wieder, und werde Dir mehr von ihm zu ſchreiben haben.

Wieland habe ich noch nicht geſehen; neulich verfehlte ich ihn — alſo iſt er ſchuldig, mich aufzuſuchen

ich an den inhaltsreichen, bedeutungsvollen Ausspruch unseres Dichters erinnere:

„Im Fleiß' kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!"

Dieses Wort wirkt in uns nach gleich der Stimme des geliebten Lehrers, hallt in uns wieder gleich süßtönendem Freundeswerte und dem Mahnruf gleich des scheidenden Vaters erfüllt es und erhebt es uns. —

Doch nicht der Pflichten wollen wir in diesem Augenblicke gedenken, welcher dieser kostbare uns ausschließlich zuerkannte Alleinbesitz für uns in sich schließt; nein, der heiteren, der freudigen Veranlassung dieses Festes gemäß, wollen wir, wenn gleich in flüchtigen Umrissen nur, den Inhalt, die Bedeutung jenes so stolz tönenden Zurufes uns vergegenwärtigen: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein!"

Die Kunst ist es, die Gottgesandte, welche die enge gezogenen Schranken des Erdenlebens durchbrechend, den Menschen mahnt, daß er ein Glied sei einer Wesenreihe höherer Ordnung.

Die Kunst ist es, die Gottgeweihte, welche den so nahe gerückten Saum unseres Gesichtsfeldes ins Unbegränzte erweiternd, des Menschen Geist hoch über das niedere Erdenleben hinweg aufschwingen macht in die Räume des Unendlichen.

Unabhängig von Raum und Zeit, den unserem Denken vorgezeichneten Schranken, läßt die Kunst, das sinnenfällig gewordne Schöne, das dem trunknen Auge schauen, was des Gedankens Fassung sich entzieht. Dem Gefühle so vermittelnd, was der Vernunft unerfaßbar, unermeßbar sich breitet, löst sie die Herrliche, uns des Lebens dunkle Räthsel mit liebevoller Täuschung.

Desselben hehren Ursprungs mit den Ideen, welche unserem Erdenleben Adel und Würde leih'n, erfüllt sie mit ihnen unseres

Gemüthes Weben, beherrscht sie mit ihnen unseres Geistes Regen und im innigen Bunde mit ihnen gestaltet sie den Wechselverkehr der kommenden und der gehenden Geschlechter.

Wie der Sonnenstrahl im Kampfe mit dichtem Gewölk im Glanze dieses seine leuchtende Kraft unserem Auge kündet, so offenbaret sich in Siegesherrlichkeit, der Schönheit Wirken dem Gefühle im Kampfe mit widerstrebenden Gewalten.

Von ihrem Adel angehaucht, wird der Reichthum zur Quelle, aus deren Wässern Geschlecht nach Geschlecht Entzücken schöpft und Begeisterung; von ihres Wesens anmuthsvoller Würde beseelt, hebt die Armuth, edlen Bewußtseins voll, stolz das Haupt und wandelt neidlos einher. Von ihrem Zauber durchdrungen wendet sich das Herz des Mannes, der dem ausschließenden, dem strengen Dienste der Wahrheit sich geweiht, uns zu in regem Mitgefühl und [illegible]ßt des Harmes der Erniedrigung das Herz des Armen, der in hartem, kräfteverzehrenden Ringen seines Daseins Bedingungen sich erstreitet . . .

Wenn unser Gemüth, verletzt von der Wirklichkeit rauhen Gestalten, sich scheu in sich zurückzieht, ist es die Kunst, die Trostspendende, welche Balsam auf die Wunde träufelt, indem sie den Schmerz in würdige Klage sich ergießen läßt. In gemessenen, freudeweckenden Accorden läßt sie, die frohsinnige, den Jubel erklingen, der ungezähmt, ohne Mitlust zu wecken, himmelhochjauchzend in sich verhallt in selbstischem Genügen.

Was uns umgiebt, was uns erfüllt, des Lebens drückende Enge, der Leidenschaften schrankendurchbrechende Fülle — Dank ihrem an den Himmel mahnendem Walten, Dank ihrem die Schöpfung beherrschendem Ebenmaße lernen wir das Eine milder erfassen, lernen wir das Andere bezwingen und des gedämmten Stromes erhöhte Kraft der Pflege weihen des Schönen.

Was wir erdenken, was wir ersinnen — die Kunst ist es,

die Formengebende, welche unſeres Geiſtes Forſchungen das Siegel aufdrückt der Vollendung. Mit der Schönheit ſich vermählend, treten des Forſchens Ergebniſſe in Gebilden uns entgegen, welche dem Verſtande des Gedankens Schärfe zuwendend, die Sinne umſchmeicheln mit lieblichen Formen, mit reizender Geſtaltung.

Von der ſchöpferiſchen Kraft der Kunſt ein andermal geſchaffen, ſtrahlt uns die Vergangenheit entgegen in edler Verklärung und von ihrem Lichte beſtrahlt, ſchauen wir vorgebildet der Menſchheit künftiges Geſchick.

Dem Samenkorne gleich iſt das Schöne eingeſenkt in jedes Herz; ihm gleich des befruchtenden Hauches gewärtig, der es zum Leben wecke. Dem zeugenden Sonnenſtrahle gleich, iſt es das Wirken von Männern, denen die Kunſt die Weihe verliehn und die Kraft der Lehre, welche das ſchlummernde Korn in's Reich der Sinne rufen . . . Ja, Lehrer ſind es und Freunde der Menſchheit, durch deren Mund die Kunſt zu uns ſpricht . . .

Geſchlechter gehen dahin . . . im Streite mit der Ereigniſſe raſch dahin flutendem Strome erlahmt des reinen Gefühles empfindende Kraft, das wegeweiſende Geſtirn erbleicht und breite Schatten lagern ſich über den ſonnengefüllten Thälern. Da erſcheint der von der Kunſt geweihte Seher und vor ſeinen Worten zerſtieben die Nebel des Wahn's, ſchwinden die Spuren des Zufälligen, fallen die Verunſtaltungen des Wechſelnden und ungetrübten Glanzes durch die erhellte Atmoſphäre des Schönen milder Stern.

Wir haben uns heute verſammelt, das hundertjährige Geburtsfeſt zu feiern eines der edelſten, eines der würdigſten Propheten des Schönen; wir haben uns vereint, frommen Dankes voll, den Tag zu begrüßen, der einen Mann uns gab, welchen die Menſchheit ihre Zierde nennt, ihren Stolz; wir haben uns geeint, den Tag feſtlich zu begehen, der einem Manne das Leben

gab, deſſen Sang die Herzen Tauſender und aber Tauſender erfüllte mit heiligem Feuer, deſſen Lehre die Herzen Tauſender und aber Tauſender in Begeiſterung erglühen machte für das Gute, für das Wahre, für das Schöne!

Heil uns, die wir in ihm ein Leben vor uns aufgeſchloſſen ſehen der edelſten Thaten voll! Heil uns, die wir demuthsvoll uns beugend vor ſeiner Größe dennoch Dank ſeinem Schaffen, zu ihm uns erheben fühlen, erglühend gleich ihm für das Ideal!

Ja, (zu des Dichters Bruſtbild gewendet) Dank Dir o Genius! der Du uns mit Deinem beſeeligenden Hauche anwehteſt, der Du uns begeiſterungsfähig gemacht für die höchſten Güter der Menſchheit! Dank Dir o Genius! der Du, Prometheus gleich, himmliſchem Feuer den Strahl entnahmſt uns Erdgeborne zu erwarmen!

Nicht vergebens ſprach Dein Mund zu uns die ſtolzen, die erhebenden Worte:

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
In edler ſtolzer Männlichkeit
Mit aufgeſchloſſ'nem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſt's und thatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit, frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg:
Herr der Natur! die deine Feſſeln liebet
Deine Kräfte in tauſend Kämpfen übet
Und prangend unter die aus der Verwilderung ſtieg!"

Das Pfand edlen Vertrauens, es iſt uns als heilige Schuld überkommen von Deinem Geſchlechte. Wir ſind bereit, ſein Erbe anzutreten, Eines Sinnes mit ihm dem hehren Ziele zuſtrebend, Deiner in liebevoller Ueberzeugung geſprochenen Worte würdig zu ſein. Nicht vergeblich weckteſt Du in uns

das Bewußtſein der Doppelpflicht kräftigen Wollens und ausdauernden Beharrens. Mit Stolz nennen wir uns Deine Jünger, beſtrebt auch für uns zu erringen, was ein Dir würdiger Genius Dir zurief als den höchſten Ruhm Deines Erdenwallens:

„Sein Geiſt ſchritt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen —
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt — das Gemeine."

Möge Dein Schatten o Genius! uns umſchweben und unſerem Wollen leih'n die Kraft der Vollbringung!

Verona.

Prolog zur Schillerfeier

von Wilhelm v. Metzerich, geſprochen am 9. November 1859 im geſellſchaftlichen Cirkel für muſikaliſche und deklamatoriſche Vorträge.

Zur Stunde, wo im ganzen deutſchen Reiche
Geſang ertönt und Freudenfeuer glänzen,
Wo mit dem Laube der geweihten Eiche
Sich Hütten wie Paläſte friſch bekränzen,
Wo Zwieſpalt nimmer und ein kleinlich Schwanken
Die Brüder trennt und Alle ſich verſtehen,
Nach Einem Ziel Gefühle und Gedanken
Von Millionen mit einander gehen, —
Zu dieſer Stunde ziehen mächt'ge Bande
Auch Uns dahin, zum theuern Vaterlande.

Ein Feſt der Eintracht iſt's, das wir begehen,
Ein Feſt des Friedens, der den Muth erhebet,
Den Geiſt erweckt zu ſchaffenden Ideen,

Die Kraft beſchwingt und das Vertrau'n belebet;
Ein Feſt der Liebe iſt's, um Ihn zu feiern,
Der unſrer Jugend ſüßen Traum verklärte,
Den trüben Blick uns ſuchte zu entſchleiern
Und das Gemüth zuerſt fürs Schöne nährte,
Der mit des Geiſtes ſegensvollen Waffen,
Den welterobernden, ſein Reich geſchaffen.

O laßt nach ſeinem Genius uns ſchauen
Wie nach des Pharus fernem Rettungszeichen,
Da Wetterwolken noch die Fahrt umgrauen
Und Alles wankt, ſoweit die Blicke reichen!
Laßt von dem Joch des lähmenden Erwerbes,
Des rauhen Steffs ins Land der Ideale
Mit Ihm hinauf uns flieh'n und Roth und Herbes
Wie Dunſt zerrinnen an dem ew'gen Strahle!
Wo Er gewaltet, wo Sein Stern entglommen,
Vom Geiſte aus kann Heil allein uns kommen!

Es war ein Weiſer, ein Prophet, ein Meiſter,
Ein Herrſcher, der vorausſchritt dem Jahrhundert,
Und der wie Wenige im Rath der Geiſter
Lebendig fort noch wirkt, geliebt, bewundert,
Der bald, der Frauen Werth und Huld zu preiſen,
Des reinſten Minneſanges Quell erſchloſſen,
Bald rauſchend in begeiſtrungsvoller Weiſen
Für Recht und Wahrheit ſein Gefühl ergoſſen, —
Der Deutſchlands Loos in ſchmacherfüllten Tagen
Im großen Herzen ungebeugt getragen.

Nur wenige getreue Jünger kamen,
Des Allverehrten Bildniß hier zu kränzen,
Kein freundlich Echo ſchallt dem deutſchen Namen,
Und Aufruhr ſchwingt die Fackel an den Grenzen:

Doch in dem Land, das als der Dichtung Wiege
Stolz widerhallt von seiner Söhne Preise,
Das in der Kunst errang die schönsten Siege,
Ist unser Cultus nicht Barbarenweise;
Da, wo Virgil, Catull und Dante sangen,
Soll Schiller auch den Weihegruß empfangen!

Rein und harmonisch wie sein Erdenleben,
Bescheiden sei die engbegrenzte Feier,
Ein Klang von fern', ein inniges Verschweben
Im Hohenlied der deutschen Dichterleier! —
O könnte sie noch andre Bande weben,
Und ein Versöhnungsfest zugleich sich nennen,
Auf daß sich geistig uns zu einen streben,
Die finster noch uns stehen und verkennen,
Auf daß ihr wirres, feindliches Getriebe
Verstumme vor der Allgewalt der Liebe!!

Ungarn: Pesth.

Zur hundertjährigen Jubelfeier Schiller's.

An Schiller.

1.

Noch ruhte dunkle Nacht auf Deutschlands Gauen,
Kein Vogel sang ein Lied in deutschen Hainen,
Am Himmel nur, bei blasser Sterne Scheinen,
Hinschleichend manche Wolke war zu schauen.

Doch sollte rasch ein heller Morgen grauen, —
Du kamst, und siehe! blendend im Erscheinen,

Haſt Du den Tag gebracht, den lichten, reinen,
Der ſonnig ſich nun ſenkt auf Thal und Auen.

Du ſprachſt, und tauſend Echorufe ſchallen!
In Wäldern, die zuvor noch Nacht bedeckte,
Dein kräftig Wort die Schläfer all' erweckte.

Aus jeder Bruſt ein freudig Widerhallen
Schlug Dir entgegen: — deine Heimatserde
Vernommen hatte ſie den Ruf „es werde!"

2.

Doch der Du leuchtend kamſt einhergezogen
Voll edlen Sinns, und Lieb im Buſen tragend,
Mit Deinem Herzen, für die Menſchheit ſchlagend
Dir war das Glück auf Erden nicht gewogen.

Und wie die Sonne oft am Himmelsbogen
Mit finſtern Wolkenthürmen Kämpfe wagend,
Vordrangſt Du unbeirrt und unverzagend;
Dich ſchreckten nicht des Unglücks wilde Wogen.

So haſt Du auch des Lebens Müh' bezwungen,
So haſt Du auch Dein hohes Ziel errungen,
Der kämpfend Du geſtrenet Deinen Segen!

Er keimt und ſprießt und blühet allerwegen;
Und ob auch kurz nur war Dein Erdenwallen,
Dein Wort, es lebt und nie wird es verhallen!

3.

Und hundert Jahre ſind nun hingeſchwunden
Seitdem das Licht begrüßt Dein erſtes Lallen,
Und Deinen Namen hör' ich weit erſchallen,
Und tauſend Kränze werden Dir gewunden!

Zusammen haben alle sich gefunden,
Die Dich erkannt, in weiten Sälen, Hallen,
Und Schaaren zu den Monumenten wallen,
Die Deines Namens hohen Ruhm bekunden.

Wo ist ein Busen der nicht höher schlüge
Gedenkend an Dein Wort, Dein Ringen, Streben?
Wo ist ein Herz, das nicht Verlangen trüge

Zu handeln so wie Du, wie Du zu leben!
Der Menschheit seh' ich Deinen Genius winken,
Und niemals, niemals wird er untersinken!

Moritz Straßmann.

Rußland: Moskau.

An die geistlichen und weltlichen Vorstände der Stadt Marbach.

Hochehrwürdige, hochgeehrte Herren!

Zieht der Deutsche in die Ferne, so nimmt er, wie die Colonen des alten Hellas, vom heimathlichen Herde das heilige Feuer vaterländischer Bildung und Gesittung mit und vererbt es als sein theuerstes Gut Kindern und Enkeln zu sorglicher Pflege. So übt und verbreitet er, wo er auch seine Hütte aufbaut, den Kultus der Genien seines Volkes, die ihm als Dioskuren auch an dem Himmel der Fremde leuchten. — Ein Jahrhundert ist durch die Welt gerauscht, seit dieses Doppelgestirns glänzendster Stern im deutschen Vaterlande aufging, der nationalste unserer Dichter, Friedrich Schiller, im sängerreichen Schwaben geboren ward. Der Jubel, von dem am 10. November dieses Jahres Deutschlands Gauen erbeben, zittert auch in den deutschen Bewohnern der alten Czarenstadt Moskau

nach. Ihrem Stammlande ein Unterpfand der Pietät darzubringen, haben ſie einhellig beſchloſſen, die Glocke, die der Dichter ſang und mit dem Namen Concordia taufte, auch plaſtiſch zu geſtalten und mit dieſem Zeichen ihrer Verehrung eine Kirche der Stadt zu ſchmücken, in welcher Schiller's Wiege ſtand. Noch nicht vollendet im Guß, kann ſie ihre erſte Beſtimmung: das große, allgemeine Nationalfeſt einzuläuten, nicht erfüllen. Kommt ſie daher auch verſpätet, erſt wann bereits der Feſtjubel verklungen iſt, ſo bitten wir Sie doch, Hochgeehrte Herren, dieſe Gabe unſerer Liebe freundlich aufzunehmen, und überſenden Ihnen vorläufig das Abbild derſelben, um es an dem Feſttage als Votivtafel der fernen Stammgenoſſen in dem Tempel aufzuhängen, den ſie zu ſchmücken beſtimmt iſt. Möge ſie ſelbſt dann ſpäter über des Vaterlandes geſegnete Fluren weithin tönend verkünden, daß dem edelſten der Söhne Marbach's, dem edelſten der Sänger Deutſchlands auch in der kalten Fremde feurig alle Herzen ſchlagen. Möge ſie durch ihren Namen daran mahnen, was dem Vaterlande Noth thut:

Wird dauern noch in ſpäten Tagen,
Und rühren vieler Menſchen Ohr;
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor. —
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.

„Unſeren theuren Landsleuten in der Heimath Schiller's freudigen Gruß und Glückwunſch!"

Rede des Dr. Julius Voelckel,

Lehrer der deutſchen Sprache an der Univerſität.

Meine hochgeehrten Herren!

Ein feierlicher Augenblick iſt gekommen. Ein Jahrhundert iſt vorübergerauſcht, ſeit der König im Geiſterreich der Deutſchen der Liebling von 70 Millionen, Friedrich Schiller, geboren ward.

Ich höre, daß er heute oder morgen nach Eisenach reist. Es kann also kommen, daß wir uns nicht mehr sehen — durch Voigt, Reinhold, Herder und andere soll er aber von mir hören, und ich gebe Dir mein Wort, daß er vor mir erröthen soll.

Herder hat sich laut für mich erklärt, an der Tafel bei der Herzogin meine Partie genommen. Vorigen Sonnabend versicherte er Charlotte, daß ich ihn sehr interessire; er sagte ihr, daß er ehemals gegen mich gesprochen hätte, aber er hätte mich nur aus dem Hörensagen beurtheilt. Er bat sie um meine Schriften. Was er bis jetzt im Carlos gelesen, habe ihm diese bessere Meinung von mir bestätigt. Ich hatte mit ihm von ihr gesprochen. Er erzählte ihr davon und drückte ihr dabei die Hand. Dieser letzte Zug hat sie und mich sehr interessirt.

Diese Woche gehe ich nach Jena, Schütz und Reinhold zu besuchen.

Jetzt lebe wohl. Ich muß eilen, den Brief auf die Post zu bringen. Huber und Dorchen schreibe ich nächstens. Mache Kunzes meine Empfehlungen. Adieu.

S.

Dresden, 14. August 1787.

Deine Ideen über unser Verhältniß treffen ganz mit den meinigen zusammen. Wir kennen uns nunmehr genug, um die Ideale unserer Phantasie von Wirklichkeit zu unterscheiden. Alle Erwartungen, die sich auf

Groß und hehr steht heute Sein Bild vor den Blicken der Nachwelt: vor seinen reinen Zügen schwindet die gemeine Wirklichkeit der Dinge, steigt das hohe Ideal der schönen Menschlichkeit empor und strahlt in ew'ger Jugend uns entgegen. Heut kann man nur mit Begeisterung an Ihn denken, von Ihm reden: heut wird sein Lob zur Apotheose!

Die freie, breite Stirn des Dichters, die eingefallenen Wangen des rastlos Strebenden, das ganze edle Antlitz dieses theuren Mannes zeugen von einem Kampfe, in welchen Er allein die Harmonie errungen, zeugen von einem Siege, der unser Haupt unwiderstehlich vor Ihm in Ehrfurcht niederbeugt.

Schiller ist das echte Kind seines Volkes, Er ist der wahre Vertreter des deutschen Geistes. Wie Millionen seiner Stammgenossen aufwachsen in kleinen Verhältnissen, mühsam, in strenger Zucht: ihre Amme ist die Entbehrung, ihr harter Erzieher der Mangel; wer Etwas werden und leisten will, muß kämpfen mit Sorge und Noth, muß arbeiten im Schweiße seines Angesichts: so ringt auch Schiller von dem unscheinbarsten Anfang sich empor, seine Kraft durchbricht siegreich die Kerkerwände und Eisenstäbe des geistigen Zwangs, sein Herz, von den Banden einer schmachvollen Zeit zusammengepreßt und wund gedrückt, träumt von besserem Walten, macht sich endlich in seinem ersten Werke Luft — und an dem Riesenschrei der wilden Natur merkt sein Volk: Das ist unser Führer! und sieht Ihn mit Entzücken voranschreiten, fest und hoch die Fahne in der Hand, bis das Unglaubliche sich begab, bis — mit beispielloser Energie aus dem wüsten, ungestümen Naturalismus zur Höhe der idealen Kunstform sich emporschwingend — der ungelenke Sehn des ehemaligen Feldscheerers ebenbürtig neben Göthe stand, neben Göthe, den die Glücksgöttin liebkosend auf ihren Arm genommen und lächelnd an die Stufen des Thrones gestellt hatte. Kein Mensch hat sich so umgeschaffen wie Schiller, und doch ist Keiner sich so treu geblieben.

Er war der muthvollste aller Dichter, sein Leben ein Helden-

lauf, ein Spiegel für uns und unsere Kinder. Denn unsere Jugend aus ihrem sittlichen Schlaf zu wecken, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beispiel, dem Erschlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Kämpfer für Recht und Wahrheit einen Führer zu geben, — dazu ist kein Dichter so geeignet, wie Schiller.

Aber Er ist noch mehr, als Trost und Vorbild seiner Stammgenossen. Die Erziehung seines Volks zum Idealismus hat Er nicht nur vorgeschlagen, sondern durch seine Werke auch begonnen; Er hat im eigentlichsten Sinn die Ideale der Nation geschaffen, und den Volksgeist durch seine sittliche Begeisterung zum Menschlich-freien, zum Menschlich-großen und -guten vorbereitet und entwickelt. Darum wird sein Name für alle Zukunft in der deutschen Geschichte da leuchten, wo immer Großes geschieht. Denn in seinen Werken ist ewige Tugend, unversiegbare Mannheit und thatenzeugende Kraft. Je dunkler sich der Himmel seines Volks umwölkt, um so inniger schließt es an Ihn sich an: Er ist die tönende Memnonssäule, deren Stimme immer lauter mahnt und ruft, je lichter es tagen will. In diesem Sinn ist Er der große Erzieher und Bildner, der Genius seines Volkes, in diesem Sinn ist Er Unser! Ja, Er ist Unser! mag das stolze Wort des Alltaglebens Jammer übertönen. Er ist Unser, auch nach 100 Jahren, und die fernste Nachwelt wird bewundernd sprechen: Er ist Unser! Der Edeln Edelster und seines Volkes Freund und Führer! ein heller Stern, in der tiefumnachteten Zukunft!

Rede von R. Zimmermann,

Director einer Knaben-Pensions-Anstalt.

Wie Schiller als „rückwärts gekehrter Prophet" sich mit Liebe in die Geschichte der meisten Nationen vertiefte und seine Muse

aus diesen Schachten, jeder eine Goldstufe seines Genies, ans Licht brachte, so haben sich die Nationen auch mit dankbarer Liebe in ihn vertieft und sich das Verständniß seiner Meisterwerke näher zu rücken, von ihm als Dichter und Menschen zu lernen gesucht. Der Idealismus Schillers, der im Geiste des Alterthums an das rein Menschliche anknüpfte, die neuen Formen seiner Poesie drangen umgestaltend in die Literaturen aller Völker. Die einen schlossen die alte Garderobe ihrer früheren Jahrhunderte, mit der sie bis dahin ihre Ideen bekleidet hatten; andre hörten auf, den Ideen nur das Geheimniß ihres praktischen Nutzens abzufragen oder die Poesie nur nach dem Zollstocke einer falschen Klassizität zu schätzen. Ueppiger und reicher mußte aber das Saatkorn grünen auf dem jungfräulichen Boden des jugendlichen Volkes, in dessen Mitte wir leben, das, voraussetzungslos, nichts zu verlernen und nichts zu vergessen hatte. Rußland nahm das neue Element germanischer Poesie begierig und doch mit dem Grade des Widerstandes auf, den jede selbstbewußte Kraft der Einwirkung einer fremden entgegensetzt und entgegensetzen muß, wenn sie nicht zum Sklaven werden will. Seit der Zeit hat deutsche Poesie und Kunst, deutsche Wissenschaft und Philosophie in Rußland Anerkennung und Pflege gefunden.

Hier weckte der Idealismus Schillers Dichter, wie Shukowski, der seinem Volke den großen Sänger Deutschlands nach Geist und Form vervollmetschte, wie sein Verständniß besser keinem andern Volke der Erde vermittelt worden ist. Hier rief dieser Idealismus auch im Leben schön menschliche Erscheinungen hervor, Erscheinungen, wie die des unvergeßlichen Granowski, der, ohne Dichter zu sein, doch mit der Begeisterung und Wärme des Poeten, mit seinem Sinn für Schönheit der Form in seiner Wissenschaft, den Raum des Gedankens überbaute, dessen Leben ein Gedicht war, und dessen frühen, schmerzlosen Tod die anbrechende Morgenröthe einer neuen Zeit zu einem tragischen Schicksal verklärte.

Wo ſich der Geiſt unſers Dichters in ſolchen Söhnen wiedergebar, wo ſolche Geſtalten, wie die Leuchtthürme einer verwandten Bildung dem deutſchen Wandrer winken: da iſt keine unwirthliche Küſte, da iſt ein gaſtliches Geſtade, da finden wir Iphigenie als freie Prieſterin wieder, die kein Fanatismus zwingt, alles Fremde auf ihren Altären zu ſchlachten. — Darum haben viele unter uns Rußland zum Vaterlande ihrer Wahl gemacht und ſagen ihm heute ihren Dank für ſeine Gaſtlichkeit. Es gilt dem Wohle dieſes Landes, meine Herren, dem Wohle Rußlands! Möge ſein Volk fortfahren, nicht die Civiliſation der Körper, ſondern der Geiſter auf ſeine Fahne zu ſchreiben, möge es fortfahren, mit Jugendfeuer zu ſtreben, es möge wachſen und gedeihen und ſich entwickeln im Sinne jener ächten Humanität, als deren Sendboten wir heute Schiller feiern! Geiſter mögen aus ſeinem Boden erſtehen, die, wie er, nicht einem, ſondern allen Völkern gehören!

Und ſo erheben Sie die Gläſer, meine Herren, und ſtimmen ſie mit mir in den Ruf: Hoch lebe Rußland!

Feſtgedicht zu F. v. Schiller's hundertjährigem Geburtstage,

den 29. October (10. November) 1859. Von D. Salemann.

Ein Stern ging auf im Lande der Germanen,
Von dem die Welt nur mit Bewund'rung ſpricht;
Denn er verbreitete auf ſeinen Bahnen
Der Poeſie belebend Himmelslicht.
Die Muſe zählte er zu ſeinen Ahnen,
Die ihm den Kranz des ew'gen Ruhmes flicht —
Der Stern erſchien, den alle Welt bewundert;
Der heut'ge Tag vollendet das Jahrhundert.

Ihr kennt das Licht, das ſolchen Glanz verbreitet,
Es drang ſein Strahl oft tief in Eure Bruſt.

Ihr kennt den Dichter, der Euch oft bereitet
Der höchſten Ideale höh're Luſt.
Ihr kennt den Helden, der für Tugend ſtreitet,
Der Euch erhebt, veredelt unbewußt.
Dem deutſchen Sänger, ſeiner goldnen Leier,
Dem großen Schiller, gilt die heut'ge Feier!

Und Jubelfeſte ſieht man heut' verſchönen
Der Alpe Gipfel bis zum Eismeerſtrand;
Und Jubelklänge werden heut' ertönen,
Vom Miſſiſſipi bis zur Kremelwand!
Es winden heut' die Grazien und Kamönen
Rings um die Welt, ein geiſtig ſchönes Band;
Denn deutſche Herzen ſchlagen laut zur Stunde,
Faſt überall, auf dieſem Erdenrunde.

Ein jedes Reich hat ſtrengbegrenzte Schranken,
Und ſeine Macht erſtreckt ſich nur ſo weit;
Allein das Reich unſterblicher Gedanken
Umfaßt das Weltall und die Ewigkeit.
Drum wird der Thron des Geiſtes nimmer wanken,
Auf feſtem Grund trotzt er ſogar der Zeit.
Nationen, Völker wurden aufgerieben —
Doch ihre großen Dichter ſind geblieben.

Stolz iſt der Held auf Lorbeern und Trophäen,
Und er erfüllt mit ſeinem Ruhm die Welt;
Doch dieſer Ruhm müßt' bald in Trümmer gehen,
(Da ſelbſt der Fels im Zeitenmeer zerſchellt)
Wenn nicht die großen Thaten, die geſchehen,
Die Dichtkunſt im Geſange uns erhält.
Der Dichter iſt der Zukunft treu'ſter Wächter;
Denn er ſorgt für die ſpäteſten Geſchlechter.

Und ſelbſt die Götter aus den goldnen Tagen
Der Unſchuld und der holden Kindlichkeit,
Hält Poeſie in reichgeſchmückten Sagen
Hoch über'm Schlund der bodenloſen Zeit.
Die Stunde der Jahrtauſende wird ſchlagen;
Doch der Olymp behält ſein Feierkleid!
Den Göttern, die einſt Homer beſungen,
Hat er dadurch Unſterblichkeit errungen.

Die Dichtkunſt trägt in heiligen Gebeten
Den Dank, die Bitte, vor des Höchſten Thron.
Die Männer Gottes waren auch Poeten;
Seht den Pſalmiſten in der Königskron',
Seht all' die hochbegeiſterten Propheten,
Seht Chriſtus, den erhabnen Gottesſohn, —
Sie zeigen uns, befreit vom Erdenſtaube:
Die höchſte Poeſie enthält der Glaube!

Wo die Natur mit ihren reichen Gaben,
Ein ewig Loblied Gott dem Schöpfer ſingt,
Wo jede Kunſt, an der ſich Menſchen laben,
So wie ein Klang aus beſſ'ren Welten klingt,
Wo Alles, was vollkommen und erhaben,
Mit Allgewalt in unſer Inn'res dringt,
Da wird die ſchönſte Seele aller Seelen,
Die Poeſie, die göttliche, nie fehlen.

An ihre Hand geleitet ſie durch's Leben
Den höh'ren Menſchen und verläßt ihn nie —
Sie kann ihn über Irdiſches erheben;
Drum beugt vor ihr der Stolzeſte das Knie,
Doch die Erwählten, denen ward gegeben
Die ſeltene Gabe wahrer Poeſie,

Die zeigen uns im klarſten Geiſtesſpiegel:
Es trägt der Menſch der Gottheit großes Siegel!

Auch unſer Schiller zählt zu jenen Dichtern,
Die lebten und die leben für und für;
Er zählt zu des Geſchmackes höchſten Richtern,
Zu eines großen Volkes größrer Zier;
Zählt zu den ſeltnen, hellen Geiſteslichtern,
Wie Sophokles, Racine und Shakespeare,
Seit Leſſing, Göthe, Schiller ſind erſchienen,
Giebt's deutſche Dramen, und giebt's deutſche Bühnen.

Ruft Euch zurück die edlen Trauerſpiele,
Die alle Herzen rühren und erfreu'n:
Meſſina's Braut, Don Carlos' Schmerzgefühle,
Maria Stuart, Tell und Wallenſtein;
Johanna d'Arc im blutgem Kampfgewühle,
Der Räuber Moor, und Fiesko kühn und fein.
Gedenket Schillers lyriſcher Gedichte, —
Die Diamanten in der Kunſtgeſchichte.

Was einſt der hehe Sänger hat geſungen
Von großen Helden und von edlen Frau'n,
Hat viele Millionen ſchon durchdrungen,
Und Millionen wird es noch erbau'n;
Denn Alles iſt vollendet und gelungen,
Man glaubt in eine höh're Welt zu ſchau'n,
Sieht man die Fülle herrlicher Geſtalten,
Die nie verwelken und die nie veralten.

Das iſt der Stern im Lande der Germanen,
Von dem die Welt nur mit Bewund'rung ſpricht;
Das iſt die Leuchte, die auf ihren Bahnen
Verbreitete ein ſonnenklares Licht.

Erhebt Euch! — es gilt unſres Schillers Manen!!
Erfüllt dadurch der Ehrfurcht heil'ge Pflicht!
Es gilt dem Freund des Alters und der Jugend,
Der ſtets gekämpft für Menſchenrecht und Tugend! —

Drum ſind an dieſem ſeltnen Jubelfeſte,
Das wir mit frohem Herzen jetzt begehn,
So groß die Zahl der hochverehrten Gäſte,
So viel der Freunde Schillers hier zu ſeh'n.
So muß es ſein: das Edelſte und Beſte
Soll heut in Eintracht zu einander ſtehn! —
Nützt dieſen Tag, Ihr theuren Geiſtesbrüder,
Denn erſt nach hundert Jahren kehrt er wieder.

Und ſo wie wir, ſind viele heut' beiſammen,
In Nord und Süd, in Oſten und in Weſt.
Schön ſind der Liebe, der Verehrung Flammen,
Die jetzt man überall entzünden läßt.
Und die auch nicht vom deutſchen Volke ſtammen
Begehn als Weltfeſt, dieſes Wiegenfeſt:
Das Sonnenlicht, erleuchtend jede Wolke,
Gehört der Welt, — und nicht nur einem Volke! —

Ein Stückchen Literaturgeſchichte.

von D. Salemann (Kaufmann), vorgetragen am Schillerfeſte im Caſino.

Begeiſtrungsvolle Worte
Vernahm heut' unſer Ohr,
Zwar nicht an dieſem Orte,*)
Doch draußen, nah' am Thor;
Und ſtille wird's und ſtiller,
Zu Ende geht der Tag,
Erlaubt, daß ich von Schiller
Noch ein'ge Worte ſag'. —

*) Die allgemeine Schillerfeier war in der Eremitage, welche in einem entfernteren Theile der Stadt liegt.

Daß er vor hundert Jahren
Das Licht der Welt erblickt,
Trotz Mangel und Gefahren,
Mit Ruhm ſich reich geſchmückt,
Das iſt's, Ihr lieben Brüder,
Was uns ſo ſehr erfreut;
Dem Sänger ſchöner Lieder
Sei noch ein Glas geweiht.

Trinkt auf ſein Angedenken,
Mit Herz und mit Verſtand!
Und laßt Euch immer ſchenken
Die Gläſer bis zum Rand
Mit edlem Saft der Reben,
Vom Neckar oder Rhein,
Denn heute ſollt's nur geben
Für Deutſche, — deutſchen Wein.

Das Herz kann hoch erheben
Des Rebenſafts Genuß,
„Am Rhein ſind unſre Reben",
Sang einſt Freund Claudius.
Weg, mit dem Bier der Britten,
Weg, mit dem welſchen Wein!
Laßt uns trotz deutſchen Sitten,
Auch einmal einig ſein!

Will Euch auch was erzählen,
An dieſem Dichterfeſt,
Und durchaus Wahres wählen,
Da Ihr die Wahl mir läßt.
Die Furcht ſchlag' ich in Banden,
Und zeig' Euch treu und klar,
Wie's war in deutſchen Landen,
Vor etwa hundert Jahr.

Die deutſchen Fürſtenzöpfe,
Im vor'gen Säkulo,
Die ſchönen Dichterköpfe,
Wie wir — das leere Stroh!
Des Geiſtes edle Hoheit
Und Würde, ließ ſie kalt. —
Es war die Zeit der Rohheit,
Der Willkür und Gewalt.

Soldaten, nur Soldaten!
War's einz'ge Loſungswort.
Die Geiſtariſtokraten
Die warf man über Bord.
Was nicht geſchickt zum Dienen,
Wurd' gar nicht mitgezählt,
Und doch hat damals ihnen
Der Klopſtock nicht gefehlt.

Dem deutſchen Muſenſohne
Ging's damals jämmerlich;
Verwieſen ſelbſt vom Throne
Des großen Friederich. —
Der, deutſche Kunſt zu ehren,
Im Leben nie gedacht;
Doch dafür hat Voltairen
Er auch den Hof gemacht.

Nur was die Herrn Franzoſen
Und Britten uns gereicht,
Hielt man für Geiſtesroſen,
Und war's auch noch ſo ſeicht.
Kein Gellert, Kleiſt noch Leſſing,
Erhielt den Ehrenfeld;
Das Gold, war damals Meſſing,
Und Meſſing damals — Gold.

Auch unſer Lieblingsdichter,
Dem heut die Feier gilt,
Dies große Licht der Lichter,
So kräftig und ſo mild,
Er kämpfte auch im Leben
Mit Mangel und Verdruß;
Und hat doch viel gegeben,
Von ſeinem Ueberfluß.

Verdienſt ſchmückt' er mit Kronen,
Und ſang ſo ſchön: „o ſeid
Umſchlungen Millionen!"
Auch ohne einen Deut.
Doch war, (beiſeit' das Scherzen)
Kein Menſch ſo reich als er!
Er war am Geiſt und Herzen,
Der größte Millionär!

Ja, Schiller hatte wenig!
(Nur wohlverſtanden — Gold)
Ein braver Dänenkönig,
Der ſeiner Muſe hold,
Setzt (ach, zu unſrer Schande,
Ihm aus ein Jahrgehalt. —
Man ſah im deutſchen Lande
Vor Bäumen — nie den Wald

Ein einz'ger Fürſt der Sachſen,
Von Weimar, Karl Auguſt,
Ließ deutſche Kunſt erwachſen
An ſeiner edlen Bruſt.

Er war die Morgenröthe
Der neuen beſſ'ren Zeit,
Und theilt mit Schiller, Göthe
D'rum die Unſterblichkeit! —

Du hielt'ſt, was Du verſprochen,
Du hehe deutſche Kunſt!
Und haſt Dir Bahn gebrochen
Faſt ohne Fürſtengunſt.
Es haben deutſche Geiſter
Die ganze Welt belehrt,
Und werden jetzt als Meiſter
Auch überall verehrt. —

Erſtarkt ſind unſre Dichter,
Trotz Mißgeſchick und Haß,
Es glänzen helle Lichter
Auf unſerem Parnaß!
Drum ſchäme dich nicht ferner,
Du deutſcher Dichtergaul!
Trugſt Schiller, Göthe, Herder,
Trugſt Wieland und Jean Paul!

Drauf trinkt Ihr frohen Zecher!
Wird Euch der Kopf auch ſchwer,
Füllt immerfort die Becher,
Stoßt an und trinkt ſie leer!
Allmächt'ge Gottheit gebe
Daß jede Kunſt erblüh'!
Ruft Freunde laut: es lebe
Die deutſche Poeſie!!

diese gründen, werden früher oder später erfüllt werden, und diese sind hinreichend, unseren Enthusiasmus zu nähren. Alle Genüsse zu erschöpfen, die uns unser Beisammensein gewähren kann, ist ein begeisterungswürdiges Ziel. Die Mittel dazu zu finden, fordert kalte Prüfung unserer Lage in ihrem ganzen Umfange, und aller Hindernisse, die uns zeither noch von diesem Ziele entfernt haben. Deine jetzige Entfernung wird uns Gelegenheit geben, wenigstens einen Theil dieses Geschäfts zu vollenden. Aber freilich mußt Du erst von der Betäubung wieder zu Dir selbst gekommen sein, in die Dich Deine neue Lage nothwendig versetzen mußte.

Was Du von Charlotten schreibst, erklärt mir ihren Brief, dessen Ton mit dem, was Du mir von ihrer Heiterkeit erzähltest, sehr contrastirte. Ich war deswegen in Verlegenheit, wie ich ihr antworten sollte. Jetzt würde ich es thun, wenn ich nicht heute alle meine Zeit für Dich brauchte. Also das nächstemal. Dein Gleichniß von Religion ist mir vollkommen deutlich. Euer ruhiges Beisammensein wird Eure Begriffe von einander berichtigen, und dadurch werden alle die Mißverständnisse, Besorgnisse und getäuschte Erwartungen aufhören, die jetzt vielleicht zuweilen Eure Freuden stören. — Es verdrießt mich, daß Dein Verhältniß mit Wieland gestört ist. Gewiß hat unwillkommene Dienstfertigkeit von Aufpassern und Wiedererzählern dabei ihr Spiel gehabt. Solcher Menschen giebt es wohl auch in W. genug. Indessen ist es freilich auffallend, daß Wieland so wenig pressirt scheint,

Amerika.

New-York.

Festrede des Dr. Löwe,

gehalten am 10. November im Cooper-Institut.

Ich grüße Sie, meine Herren und Damen, als Genossen unseres Festes, mit dem wir den Tag feiern, an dem Schiller vor 100 Jahren seinem Vaterlande und der Welt gegeben wurde. Wir feiern in ihm die Triumphe der Kunst und Poesie, Triumphe, die um so erhabener sind, als sie nicht eitler Lust, sondern der Wahrheit und der Freiheit gedient haben, als sie durch den Cultus des Schönen nach blutigen Kämpfen für die Freiheit zur Verschönerung und Verklärung der Welt und zu neuen Grundsätzen der Sittlichkeit der Menschen geführt haben. Dieser Cultus des Genius, und zwar des friedlichen und freundlichen, des schaffenden und Segen bringenden, ist die schönste Errungenschaft unseres Jahrhunderts. Während in den trüben Tagen der Menschheit nur die zerstörenden Elemente gefeiert wurden, — die Krieger und Eroberer, deren Wirken dem zurückschauenden Blick nichts als colossale Trümmerhaufen darbietet, ist es ein schöner Triumph der modernen Gesittung, daß wir heute Millionen und Abermillionen sich versammeln sehen, um ihren Dank dem Heros darzubringen, der seiner Zeit weit vorangeschritten, der vor drei Generationen schon der Nation die Ziele in schönen Kunstwerken verkörpert hat, nach denen unsere Epoche seit drei Jahrhunderten gestrebt hat, und an deren Erreichung weitere Generationen ihre Aufgabe finden. Kein Heros irgend einer Zeit ist dieses Cultus würdiger als Schiller. Denn Keiner unserer Dichter-Helden, welche Triumphe sie in der Kunst auch davon getragen haben, hat so viel zur tiefern

Verbreitung wahrer Sittlichkeit und wahrer Freiheit in der Nation gewirkt, als er; Keiner hat die innersten Empfindungen und den erhabensten Aufschwung der Gefühle, deren die Nation fähig ist, so klar und rein ausgesprochen, und keiner steht darum dem Herzen der Nation so nahe, als er. Wir würden aber der Größe und Bedeutung dieses Festes nicht gerecht werden, wenn wir vergessen wollten, daß diese Feier nicht allein dem gefeierten Dichter, dem großen Künstler, dem begeisterten Lehrer der Nation gilt, sondern daß die Nation damit einen großen und glücklichen Abschnitt ihrer Geschichte feiert, einen Abschnitt, an dem die neue deutsche Nation mit gerechtem Stolz sich erfreut.

Schiller ist für uns der Heros unserer klassischen Literatur, und dieser Literatur hat die Nation ihre Auferstehung aus der tiefen Niederlage, welche ihr die gewaltigen Kämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts beigebracht hatten, zu verdanken. Der alte Reichskörper war durch die Kämpfe zertrümmert, das Land war verwüstet, die Stätten der Bildung, Kunst und Industrie zerstört, die Nation selbst in tiefste Erschöpfung versunken, so daß sie der hereinfluthenden Barbarei rettungslos preisgegeben schien. Selbst auf dem Gebiete, auf dem der Kampf der Freiheit ursprünglich begonnen, auf dem Gebiete der Religion, wurde sie von den Schmarotzerpflanzen theologischer Scholastik und Sektirerei erstickt, und gleichen Schritt mit diesem innern Verfall ging der Verfall des Staates nach außen. Die Nachbarn wuchsen an Kraft und Einfluß, während das Ansehen des deutschen Staates tiefer und tiefer sank; die Fürsten und Vornehmen wandten sich ab von der Nation und wurden im Geist unterthänige Knechte der Fremden und die Nation selbst schien bereit zu sein, diesem verderblichen Beispiele zu folgen. Da trat die klassische Literatur hervor, die, wenn die deutsche Nation nie der Welt etwas Anderes geboten hätte, den Dank der Welt für alle Zeiten ihr sicherte. Man hat uns wohl oft verspottet um unserer literarischen Nationalität willen, weil in den

ſchlimmſten Zeiten das Leben der Nation uns durch Kunſt und Wiſſenſchaft erhalten, und weil die gemeinſame Sprache und der gemeinſame Ruf ihrer Literatur das einzige wirkliche Band iſt, das die Nation in den ſchlimmſten Momenten zuſammenhält. Wir aber wiſſen, daß die Nation von dem Augenblick des Eintritts ihrer klaſſiſchen Literatur ſich langſam, aber ſtetig von ihrer tiefen Erniedrigung erhoben hat, daß die Poeſie, die Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt in den großen blutigen Kämpfen, die während und nach der klaſſiſchen Epoche gekämpft wurden, nicht bloß zum heiligen Kampf für die Freiheit und das Vaterland begeiſterte, ſondern in ihren beſten Vertretern in den vorderſten Reihen der Kämpfer zum Siege voranſchritt. Es iſt ſomit die hiſtoriſche Epoche von drei Jahrhunderten, die ſich bei dieſer Schillerfeier unſeren Blicken entgegendrängt, die Epoche von dem erſten Eintritt der Reformation, die der römiſchen Hierarchie auf dem geiſtlichen und dem mittelalterlichen Staat auf dem materiellen Gebiet, den Stoß gab, bis zu den neueſten Kämpfen, die geführt ſind und noch geführt werden, um der neuen deutſchen Nation die blutig erkämpfte Freiheit zu ſichern und zu erweitern, und die entſprechende Staatsform endlich zu erlangen. Und für alle Wechſelfälle dieſer großen Entwickelung, dieſes Auf- und Niedergangs bietet uns dieſer Tag des November, den wir heute feiern, eine ſtolze Erinnerung.

Es war am 10. November, am Martinstage, daß am Ende des 15. Jahrhunderts in niedriger Herberge in Eisleben einem armen Bergmann Luther ein Sohn, der Martin Luther geboren wurde, unter deſſen Keulenſchlägen der Kerker zerfiel, in welchem römiſches Papſtthum die Welt gefangen hielt, und das damit zugleich den Brand in das mittelalterliche Staatsgebäude warf, das daran zu Grunde ging. Zwei Jahrhunderte ſpäter kommt unſer Schiller, der auf dem Boden der Luther'ſchen Errungenſchaften ſtehend, die Conſequenzen zieht, aus dem Princip der geiſtigen Freiheit, der eben ſo tiefer Denker als begeiſterter Dichter und

Künſtler in erhabenen Kunſtſchöpfungen die Principien der neuen Weltanſchauung darlegte und der Nation unvertilgbar in das Herz prägte. Als dann neue Kämpfe über uns hereinbrachen, als ſchwere Niederlagen die Nation der Fremdengewalt preisgab, da finden wir den Scharnhorſt, den uns auch der 10. November gab. Er ſchuf das erſte deutſche Volksheer, das triumphirend die Fahne der Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Nation in die Hauptſtadt der modernen romaniſchen Welt trug. Und damit auch die meiſten Kämpfe für die Freiheit und Einheit nicht fehlen, ſo iſt einer ihrer Blutzeugen, dem im Kampfe für die Rechte der Nation treu zur Seite geſtanden zu haben, die erhebendſte Erinnerung meines Lebens iſt, deſſen Todestag wir geſtern begangen haben, Robert Blum mit Luther, Schiller und Scharnhorſt ein Kind des 10. November. Er hatte immer die Parole treu im Herzen getragen, die Schiller der Nation aufgeſtellt, er war der Erſte, der den Kultus des großen Dichters als eines Heroen der Nation in das Leben rief, und er iſt geſtorben würdig des großen Meiſters, und der Prinzipien, deren ruhmvoller Vertreter er geweſen.

Alle dieſe Erinnerungen drängen ſich der Nation in dieſem Augenblick um ſo lebhafter auf, als ſie ſich eben durch die Gefahren der letzten Jahre belehrt, klarer ihrer Aufgabe bewußt geworden iſt, für das neue Deutſchland auch den Staat zu ſchaffen, der der Größe der Nation entſpricht und die freie Entwickelung ihres Geiſtes ſicher ſtellt.

So groß dieſe Aufgabe auch iſt, die Form des Staates dieſem Inhalte angemeſſen zu ſchaffen und Nichts davon zu opfern, ſo ſchwer ſie ſich auch erwieſen hat, ſo hohnlachend auch die Feinde der Nation und der Freiheit dieſen Anſtrengungen zuſchauen mögen, noch hat die Nation friſchen Muth, noch fühlt ſie die Lebenskraft in ſich, noch langen Kämpfen die entſchloſſene Stirn zu bieten, noch weiß ſie ſich trotz mannigfaltiger Niederlagen ununterjocht, allein unbeſiegt für die Dauer unter allen Nationen Europa's.

Darum hat dieſes Feſt neben dem Dank gegen den Genius Schillers noch den Charakter eines großen hiſtoriſchen Jubelfeſtes und des feierlichen Gedächtniſſes, dem vor drei Jahrhunderten geſchaffenen Geiſte treu zu bleiben, ihn weiter zu entwickeln zur vollen und unbedingten Freiheit, ihn zu ſchützen gegen alle Gefahren und der Nation deßhalb die Staatsform zu verſchaffen, die dieſen Aufgaben entſpricht. Könnten wir zweifeln an dieſem Charakter, das dumpfe Grollen aller Feinde der Freiheit, die ängſtliche Beſorgniß aller Feigen und Schwachen würde uns den Beweis liefern. Noch immer ringt das Papſtthum gegen die Freiheit des Gewiſſens, noch immer will der mittelalterliche Staat die Freiheit im ſtaatlichen Leben nicht anerkennen, noch immer ſtellt ſich die fürſtliche Selbſtſucht frevelhaft den Bedürfniſſen der Nation entgegen. Und ſie Alle fühlen, daß dieſes Feſt ein großer Jubelchor der Freiheit iſt, in dem Glück und Unglück, Sieg und Niederlage von den Hammerſchlägen an der Schloßkirche zu Wittenberg bis zu dem Büchſenknall in der Brigittenau, daß es darum gegen ſie gefeiert wird, und daß in ihm die Nation zu neuen Kämpfen ſich rüſtet, in denen ſie den letzten Stoß erhalten ſollen.

Wir, die wir hier getrennt durch den Ocean von der Heimath dies Feſt mitfeiern, wir ſtimmen nicht nur ein in den dankenden Jubelruf unſerer Stammesgenoſſen in der Heimath, ſondern haben an Schiller und den erhabenen Geiſt ſeiner Epoche noch einen beſondern Dank abzutragen, weil er auch der Seite unſeres Nationalcharakters den beſten Ausdruck verliehen, der uns befähigt, unbeſchadet unſerer Eigenthümlichkeit, wahre und treue Bürger dieſer Republik zu werden. Das Weltbürgerthum, der Verein aller wahren und guten Menſchen im Dienſte der Freiheit und Wahrheit, abgeſehen von ihrer Nationalität, ihrer Sprache und ihrem Glauben, iſt durch unſere klaſſiſche Literatur und ganz beſonders durch Schiller ein weſentlicher Zug der deutſchen Nation. Es iſt derſelbe Geiſt, der der Gründung dieſer Republik ihren

Charakter aufgedrückt hat, und wenn wir uns als Deutsche hier zu dieser erhabenen Feier versammeln, so mögen unsere amerikanischen Brüder wissen, daß derselbe Geist, der die Gründer der Republik beseelt, dieselben Prinzipien, die sie dabei niedergelegt haben, in Schiller ihren besten Ausdruck gefunden haben und daß sein Geist uns leiten wird bei der treuen und aufrichtigen Hingebung an diese Institutionen.

Das, meine Herren und Damen, ist der Standpunkt, von dem aus wir das Fest begehen, das ist seine hohe Bedeutung für Deutschland und für die Deutschen, so weit die deutsche Zunge klingt, das biete ich Ihnen als die Grundlage, auf der die Künstlerhand der Redner das erhabene Bild unseres Schillers Ihnen schaffen wird.

Festrede des Dr. Schramm,

gehalten am 10. November im Cooper-Institut.

Wäre es möglich, daß ein Redner des heutigen Festes nicht der ganzen Bedeutung dieser Feier sich bewußt geworden, so müßte der Anblick einer so außerordentlichen Zuhörerschaft ihn deren eingedenk machen.

Ist derselbe zudem eines gerade heut' besonders fühlbaren Zusammenhanges mit seinen Hörern sich bewußt, so wird er sich nicht entmuthigt, sondern gehoben fühlen durch das Gewicht seiner Aufgabe, durch die Zuversicht zur theilnahmvollen Nachsicht derselben.

So möge denn unser Thema sein:

„Schiller's Bedeutung zuvor und immerdar."

Möge gestattet sein, auszusprechen, daß bei einem Anlaß, wie die hundertjährige Geburtstagsfeier Schillers ihn bietet, wir jeder Verlockung zu irgend welchem Ausschreiten aus dem Wege gehen

möchten. Den an sich Unsterblichen möchten wir nicht mit einem einzigen Lorbeerblatt verunzieren, welches nicht seinen eignen Werken, seinen selbsterrungenen Verdiensten entlehnt wäre. Daher werden werden wir einen kurzen Hinblick auf die literarischen Bedingnisse seines Werdens und auf die Förderniſſe, wie Hemmungen seines Wirkens zu werfen haben.

Wir möchten aber auch ebenso jeden irgend vermeidlichen Tadel, jede Versuchung zu selbſt nur entlehntem Absprechen der Würdigung des Meisters fern halten. Dieses aus innerstem Bedürfniß, im Bewußtsein eigner Unzulänglichkeit, zuhöchſt aus treuem Festhalten an diesem Ehrentage, als dem Tage seltenster Feier, reinster Hingabe an den Gefeierten.

Wenig werden wir somit zu der in kurzer Rede immerhin mangelhaft bleibenden Erledigung des Themas auf die äußern Daten des Schillerlebens einzugehen haben.

Dieses findet sich ja bereits in den befriedigendsten Darlegungen in den Händen seiner Verehrer. Zum ist in den jüngsten Tagen zu den hochgeschätzten Arbeiten Hoffmeisters und Viehoffs das äußerst genießbare und genußreiche Werkchen Scherr's „Schiller und seine Zeit" gerade dem hiesigen Publikum durch sehr erleichterte Anschaffung zugänglich geworden.

Wir dürfen also im engsten Anschluß an unsre Aufgabe der Ansicht Raum geben, gerade heute es fast ausschließlich mit dem geistigen Schiller zu thun zu haben. Diesen möchten wir dann so hinstellen, wie er war, d. h. wie er ist.

Zunächst also: Schillers Bedeutung für die östliche Halbkugel und deren Hauptsitz geistiger Lebenskraft, Deutschland.

Dem ersten, epochemachenden Heraustreten Schillers in die Oeffentlichkeit war allerdings mit ähnlichen Wirkungen Goethe's Götz von Berlichingen, dann mit noch weiter greifender Theilnahme dessen „Leiden des jungen Werther" vorausgegangen.

Der Boden einer Literaturrichtung, die zuvor dem schlechten

Zeitgeſchmack gedient und wiederum ihn beherrſcht hatte, war ſo ſchon unterwühlt, fühlbar erſchüttert. Die bloßen Abklatſche der Alltagswelt, die Iffland für die Bühne lieferte, hielten ſich zwar nach wie vor auf den Brettern und auf den Toilettentiſchen der großen Welt; ihre Zukunft aber war bereits durch Götzens eiſerne Hand zerſchlagen. Jüngerſche Romane, wie Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld verſchwanden allmählig ſelbſt aus der Hausapothete derer, die mit ſolchen Latwergen den Unverdaulichkeiten der Langenweile zu begegnen pflegten. Selbſt Millers Kloſtergeſchichte, jener Siegwart, der da „ausgelitten, ausgerungen", hauchte, künſtlerisch durch eine naturwahre Sentimentalität im Werther vernichtet, ſeine letzten Stoßſeufzer allgemach aus. —

Dennoch wuchs, noch im Dunſtkreis dieſer allgemeinen Atmoſphäre des damaligen Literaturhimmels, den freilich ein Leſſingſcher Aether überſchwebte, innerhalb der von ihm mitumlagerten Mauern der Solitüde Fr. Schiller heran.

Freilich griff er, durch das Dämonion ſeines Innern geleitet, trotz aller äußern Erſchwerniſſe frühzeitig auch nach andrer Geiſtesloſt. Gerade jene Hemmungen, die zugleich den Andrang des Vielerlei und Allerlei abdämmten, mögen eine ſtrengere Auswahl des nur wenigen Beſten erleichtert haben. Solche Oekonomie iſt ebenſo heilſam der Geiſtesentfaltung, wie Mäßigkeit in Speiſ' und Trank dienſam iſt der körperlichen Entwickelung.

Der Knabe Schiller verſenkte ſich in Klopſtock's Muſe, ſtimmte ſich nach den Klängen lutherſcher Kernſprache in deſſen Bibelwort, bevorzugte lange Gerſtenberg's Ugoline, richtete ſich mächtig empor an Leſſing und fand für eignes Schaffen ſein erſtes Muſterbild an Leiſewitz' Julius von Tarent, dem gegen Klingers „Zwillinge" unrechtmäßig zurückgeſetzten, ſie überdauernden Preisſtücke.

Goethe hatte ſeine Sturm- und Drangperiode, wie man nach einem ſpätern Schauſpiel Klingers ſolche Gährungszeit benannte, mit dem Jahre 1780 bereits überwunden.

Schiller trat in die seine, und zwar ungleich ausschreitender, dann erst ein. Das geschah mit den 1781 erscheinenden Räubern. Jener hatte in seinem Götz ein Musterbild biderben Raubritterthums nach dem Herzen Tausender, zudem auf dem reichen Hintergrunde der Reformationszeit geschaffen. Freiheitsbestrebungen, deren Kern zuletzt doch nur Standesprivilegien jener Einbrecher in die gesellschaftliche Ordnung waren, bildeten den Magnet der Anziehung für Leser und Beschauer. Dabei hielt Goethe, der bereits am kaiserlichen Reichskammergericht zu Wetzlar Studien gemacht hatte, sich soweit innerhalb gewisser Auctoritätsschranken, daß er seinen Raubritter sprechen läßt: „Vor Ihro Kaiserlichen Majestät hab' ich, wie immer, schuldigen Respekt!“

Schiller dagegen schuf weit über solch treuherzig räuberischen Ritter hinaus den ritterlich hochherzigen Räuber Karl Moor. Mit ihm steigerte er in demselben Grade die erzielte Wirkung, in welchem er Alles dergestalt in's Maßlose, Gewaltige überhob, wie bei gleicher Genialität nie ein andres der sogenannten Kraftgenies. Selbst einen Shakespeare überbot er in diesem Betracht, der etwa seit 1775 für längere Zeit sein alleiniges Vorbild wurde.

Wenn aber hier bei der unerläßlichen Zusammenstellung von Göthe's Götz und Schillers Räubern solch ein wesentliches Gewicht auf die glückliche Wahl des Stoffes, namentlich für die letztern gelegt wird, so hat dieses seine Vollberechtigung in der gesammten Richtung jener Zeit, in der beide entstanden.

In der Erstgeburt der Schiller'schen Muse, in den „Räubern,“ wurden allerdings gewissermaßen Himmel und Hölle in Zusammenstoß gesetzt, um doch dem Buche nach dem Wunsche seines unruhigen Schöpfers den Scheiterhaufen zu sichern, auf den das Jahrhundert die Ketzer selbst wenigstens nicht mehr erhob. In den Räubern wurde, dem gährenden, siedenden Stoff gemäß und im Widerstreit äußerer Schranken mit den eingedämmten Flammen der Dichterbrust, jeweder Autorität, allem sozialen Boden der

alten Gesellschaft der Scheidebrief geschrieben. Die Zügellosigkeit des naturwüchsigen Genies, welches in Rousseau seinen Apostel gefunden, warf dem Staate in seiner Entartung, der Familie in ihrer Auflösung den Fehdehandschuh hin auf — so müßte es erscheinen — ewige Scheidung. In einem, ich möchte sagen dürfen, Tugend-Idealismus des thatkräftigen Verbrechers wirft sich dieser auf, die alte Welt zu zerschlagen, und ein Sparta wie Rom überbietendes Gemeinwesen, eine Republik mit dem Schwerte schaffen zu wollen unter der Parole: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus.“ —

Wie das Wagniß, solches nur auszusprechen, in dem größeren Publikum zünden mußte, dessen Mignon fortan der idealistische Räuber wurde, der also das Ausgerenkte wieder in die Angeln heben wollte, davon zeugen die vielfachen heißblütigen Auffassungen, die sogar zum Theil in leibhafte Wirklichkeit umgesetzt wurden.

„Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Conventionen — belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihre Gnaden und hudeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten.“ Solches mußte der Menge gefallen und wird, wie bisher so auch für immer Volk und Jugend die günstigsten Kritiker der Schiller'schen Räuber bleiben lassen. In der jungen Welt erzeugten sie sogar, wie die Kreuzzüge ihrer Zeit eine kreuzfahrende Kinderwelt auf die Beine brachten, so buchstäblich hier und da kleine Raubbanden in der Schuljugend. Fast möchten wir glauben, das beliebte „Räuber- und Gensd'armenspiel“ unsrer Knabenzeit sei noch als eine Nachwirkung derselben anzusehen, wo nie ein rechter Junge ein Gensd'arm, jedweder aber ein Räuber sein wollte.

Immer aber sind wir weit entfernt, auf solch beiläufige Zugabe von Ausschreitungen obiger Art ein ganz besonderes Gewicht zu legen. Höher schlagen wir, in des Verfassers eigenem Sinne,

Dich zu ſprechen, nachdem er Deinen Carlos geleſen hat. Die natürlichſte Erklärung iſt wohl, daß er verlegen iſt, Dir ſeine wahre Meinung darüber zu ſagen, und das hätte ich nach ſeinen bisherigen Aeußerungen nicht erwartet. Uebrigens möchte ich von Gotter noch nicht auf das übrige Publicum ſchließen. Die deutſche Leſewelt iſt einmal über den Punkt hinaus, wo ſie der franzöſiſche Geſchmack befriedigen konnte; die orthodoxen Kenner mögen noch ſo ſehr für ihren Glauben eifern, das Gift der Ketzerei wird ſich immer weiter verbreiten. Mit äſthetiſchen Machtſprüchen und conventionellen Stempeln reicht man nicht weit mehr aus. — Aber wie kam denn Gotter zu der jambiſchen Theateredition? —

Herders Schrift „Gott" habe ich mir von der Wagner ausgebeten. Morgen bekomme ich ſie und ſchreibe Dir im nächſten Briefe darüber. Sonderbar iſt die Fremdheit im dichteriſchen Fache, welche Herder ankündigt. Merkwürdig waren mir ſeine Aeußerungen über Geiſterverbindung u. dgl. Ich wäre begierig zu wiſſen, ob er es bei dunklen Ahnungen bewenden ließe, oder ſich ein Syſtem von deutlichen Begriffen darüber gemacht hätte. Ich gebe zu, daß Dinge dieſer Art, als Divination, Sympathie, wenn ſie exiſtiren, unſerer Beobachtung nicht ſo Stand halten, als körperliche Phänomene. Aber Kennzeichen muß es doch geben, wodurch wir ſie von den Täuſchungen der Phantaſie unterſcheiden können.

Ich habe Kollmanns Memoire geleſen, das wider ſeine Frau, ihren Verführer Daubet, Beaumarchais, der

das an, daß die Räuber als stürmische Bahnbrecher keineswegs geeignet waren, an Stelle des Ungeschmacks ihrerseits den ästhetisch sittigen Geschmack in seine Rechte einzusetzen.

Wie das Erstlingswerk Schillers aber auch selbst auf Gebildete seiner Zeit, auf Männer von freiem Urtheil, seinem Geschmack, die nicht zugeben wollten, daß der lehe Lichtfunke des Premethens ganz ausgebrannt sei, gewirkt haben müsse, dessen legt doch im Allgemeinen schon seine Aufführung auf dem Mannheimer Hoftheater, der damals bestbesetzten Bühne Deutschlands, ein günstiges Zeugniß ab. Der Theaterintendant, Reichsfreiherr von Dalberg nahm die Räuber bekanntlich, obwohl verunstaltet, unter seine Protektion. Derselbe Iffland, dessen zahme Familienstücke zu jener Zeit noch alle Bühnen beherrschten, machte in den Räubern, diesen Trägern einer ganz anderen Familiengeschichte, diesen Würzengeln seiner Kleinbürgeraktionen, die Figur des Franz Moor zur Hauptrolle des für Schiller's Geschick bedeutungsvollsten Abends.

War nun also auch, wie gewöhnlich, das Neue schrankenlos aufgetreten: anerkannt mußte es in seiner Frische und Triebkraft dennoch werden! Ja, man sah sich gezwungen, dasselbe mit all' seiner ätzenden Schärfe, einbrennenden Lauge zu adoptiren als das einzige Salz in der Literatur des größeren Leserkreises, das noch nicht taub war.

Die Bresche hatte so der geniale Stürmer gebrochen, wir werden nun sehen, wie er sich behauptet.

Daß er im folgenden Jahre den Räubern nachgesandten lyrischen Zugenregerichte, deren Zusammenstellung mit fremden, Schiller die „Anthologie" nannte, denselben Ton, wie jenes Schauspiel anschlagen, ihre Geldadern mit ähnlichem Gerölle behaftet sein mußten, versteht sich aus der Eigenthümlichkeit des jungen Dichters heraus von selbst.

Ihre Wirkung, zumal die einiger völlig revolutionären, und

die jener glühenden „Vaterlieder" konnte auch nur eine ſolche ſein, die den Eindruck der Räuber wenigſtens nicht ſchwächte.

Schiller ſelbſt fühlte nach dem Erfolg beider von ſeinem Innern her die Nöthigung und erkannte die Wahrheit des Wortes: man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang' es warm iſt. Deshalb trat er trotz Drangſal, Verfolgung und Brodneth in einer ſtetigen Reihenfolge hervor mit ſeinem „republikaniſchen Schauſpiel Fieske," mit dem „bürgerlichen Trauerſpiel der Luiſe Millerin," oder wie Iffland es nannte: Kabale und Liebe.

Ueber Fieske können wir, unabhängig von ſeiner Kritik, als über ein Mittelglied zwiſchen den Räubern und der Millerin, im Dienſt unſrer nächſten Aufgabe, leichter hinwegſchreiten. Gerade an dieſes Stück knüpfte ſich für den Dichter manch Leidweſen, manche Enttäuſchung.

Die ſchmerzlichen Erfahrungen, die er zu Anfang an ihm machte, bis er ſich wieder in ſeine Rechte eingeſetzt ſah, mochten mit dazu beitragen, ihn aus dem Traumreiche etwas näher zu bringen der kalten Welt der Wirklichkeit. Daher wohl fand er in Kabale und Liebe eine beſtimmtere Fixirung ſeines Freiheitsdranges und an dem engeren Stoffe den concreteren Gegenſtand, an den er ſich nun anlehnen konnte.

Die Tuodeztyrannei des Fürſten, Adels- und Büreaukratenweſens in ihrer ganzen Leerheit und Verderbtheit bis hin zum gewiſſenloſeſten Einbruch in das Heiligthum der Familie, wie in das Recht des Einzelnen, das iſt der faßbare, handgreifliche Inhalt dieſes Stückes.

Wenn es als ſolches auch nicht mit gleichem Eclat, wie die Räuber aufgenommen wurde, ſo mußte es, weil der Wirklichkeit entlehnt, auch ungleich einſchneidender in alle Lebenskreiſe, ungleich heilkräftiger auf die Geſellſchaft wirken. Auch wird es, wenn die Räuber dem näheren Intereſſe nur noch Weniger am Romantiſchen, am Gigantiſchen entrückt ſein werden, Dauer behaupten,

ſo lange ſich nur noch eine Erinnerung an jene Fürſtenwirthſchaft, Adelsprätenſionen und Schreibſtubengewalt erhalten mag.

Mit dieſem bürgerlichen Trauerſpiel — uns die Illuſtration zu „Schloſſers 18. und 19. Jahrhundert“ in einem einzigen lebensganzen Tableau — ſteht der Dichter recht in der Mitte jenes Zeitraumes, ſchöpft aus eigner Anſchauung und weiſt die Opfer der Kabale mit ihrem letzten Athemzuge einer Zukunft entgegen, die über ihren Gräbern heraufdämmernd dereinſt ſich anſchicken werde, der unſeligen Zerſplitterung im Großen, dem Kaſtenweſen im Einzelnen, als den Stützen der Viel- und Kleinregiererei, der Intrigue und Chikane, einhellig entgegen zu treten.

Als ein kühner Griff in die Wirklichkeit ſeiner Tage iſt aus dieſem dritten der Schiller'ſchen Dramen auch die Stelle bemerkenswerth, welche heiligen Ingrimm gegen die „Seelenverkäuferei“ deutſcher Fürſten athmet, die da zum Dienſt gegen die Freiheitskämpfer Amerika's ihre Landeskinder dem britiſchen Dreizack opferten. —

Durch das vierte Drama Schillers, den „Don Carlos,“ vom Jahre 1787, geht wiederum, wie durch die Räuber, Fieske und Kabale und Liebe ein und dieſelbe Tendenz des Freiheitskämpfers auf ſtaatlichem, hier insbeſondere auch auf kirchlichem Gebiete hindurch.

Wer dieſes, ſelbſt abſehend von der zu ihrem Hauptträger gemachten idealen Geſtalt des Weltbürgers Marquis Poſa, in dem Geſammtbilde des ſpaniſchen und niederländiſchen, katholiſchen und proteſtantiſchen Conflikts, der als glühender Faden ſich durch das reiche Gemälde hindurchzieht, weiter verfolgen will, der leſe es zumal in ſeiner erſten, gleich Gobelins auseinandergelegten, tendenzreichen Abfaſſung. Der auf ſolche Entdeckungsreiſe Ausgehende wird dann ſo wenig bei der erſten wie zweiten und dritten Bearbeitung die ſtreng bemeſſene Kunſtform noch beanſpruchen.

Mit ſeinem Don Carlos wird Schiller allmählig zu dem

Reformator, in welchen in der literariſchen Sphäre jeder Revolutionär ſich ausſchälen muß, wenn anders ihm eine bleibende Wirkung geſichert ſein, wenn anders er zu künſtleriſcher Meiſterſchaft emporſteigen ſoll.

Dazu trug bei ihm auch ſeine in Entſagung endende Liebe zu Charlotte von Wolzogen ſänftigend bei. Er iſt ſich der theilweiſen Wandlung bewußt, wenn er ſagt: „Carlos hat von Shakeſpeare's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leiſewitz' Julius — und den Puls von mir!“ Und einer ſeiner Biographen hebt hervor: „In dieſem Stücke arbeiten beide Triebe Schillers einſtimmig, ſein hoher Freiheitsſinn und ſeines Herzens ſchöne Menſchlichkeit.“

Doch erſt für einen Augenblick hier ein: „Wandrer ſtehe ſtill!“ in dieſer Betrachtung Schillerſcher Schriftwerke.

Alle bisher genannten ſind Vorläufer des allgewaltigen Zeitereigniſſes, das in der Stille ſich vorbereitend, dem ahnenden Geiſte eines Dichters, dem fernſchauenden Blick eines Sehers, wie Schiller war, ſolch ein ſturmverkündendes Wetterleuchten entlocken konnte. Wir meinen die 1789 ausbrechende franzöſiſche Revolution.

Alles, was vor Schiller die vaterländiſchen Barden, Klopſtock an ihrer Spitze, was die Hainbündner Voß, Hölty, Bürger, die Stolberge ꝛc. in Barditen, Dithyramben, oder nur kleinen Epigrammen Patriotiſches, Freiheitliches geſagt — verſchwommen war es in dem noch unerregten Spiegel des Zeitraums, nicht eingedrungen bis in die Tiefe der Kreiſe, aus denen demnächſt ſich die Springfluthen und brandenden Wogen ſolcher Zukunft erheben ſollten. Schiller iſt der erſte und bisher auch noch der letzte deutſche Dichter, der bedeutend ward für die Politik. — Daher nennt das Volk auch ihn einzig und allein den „Freiheitsdichter.“

Alle neuen Sänger der Freiheit haben, zumal die ihren

lyrischen Anläufen nicht anderweite Kunstgestaltungen folgen ließen, in Tendenzhascherei und Absichtlichkeit neben dem unbefangenen Schiller keine Stelle erlangt.

In solch ungesucht politischer Bedeutsamkeit als Tyrtäus der neuen Zeit wurde er selbst von den politischen Chorführern des französischen Volks würdig erachtet, neben Washington, Kosziusko, Paine u. a. mit dem Bürgerrecht der Republik beschenkt zu werden. Den Vorfall selbst möchten wir, als in seinen sonderbaren Schicksalsläufen hinreichend bekannt, hier nicht weiter ausbeuten.

Auf dieser Zinne als Herold der Völkerfreiheit hat aber Schiller auch über die Jahre seiner philosophischen Läuterung, geschichtlichen Abklärung, überhaupt ganz außerordentlichen Wandelung in künstlerischer Beziehung hinaus, bis an's Ende treu beharrt. Dieses spricht selbst Goethe ihm zu in den Worten: „Die Freiheit geht durch alle Werke Schillers." Sollen wir nach diesem gewichtigen, allseitig erwognen Anerkenntniß des Altmeisters noch fernern Bewahrheitungen nachgehen?

Im Jahre 1804 schloß Schiller mit dem Schauspiele „Wilhelm Tell", diesem Triumphliede der gerechten Freiheit, den Kreis seiner vollendeten Schöpfungen ab. Er ließ damit, als er im folgenden Jahre in die Gruft stieg, seinem Volke das poetische Pfand eines Vermächtnisses zurück, welches noch der Einlösung harrt. —

Damit aber mögen wir auch von der Feier des Freiheitssängers hinübergehen zur Schätzung seiner noch höhern Bedeutung und Würde.

In dieser ist Schiller, wie zunächst seinem Volke und seiner Zeit, so der gesammten Culturwelt und allen Zeiten der Fackelträger sittlich reinster Bildung, der Priester sittlich höchster Humanität geworden. Der Pfad, auf dem er dorthin leitet, geht durch den heiligen Hain der Kunst.

Solch hehre Mission kann nur ruhen auf dem Lehramt

Schiller ist vorzugsweise der Lehrdichter. Nicht in jenem so herkömmlichen Sinne eines, sterile oder anderseits überschwängliche Materien in Versform zwängenden Spruchdichters. Ihm war es gegeben, in die Liederdichterei, in die poetische Erzählung, wie in das Pathos eines Drama solch einen philosophischen Gedankeninhalt zu legen, wie nie einem vor ihm, wie noch Keinem nach ihm. Selbst in oft pomphafter Rede schmeichelt er dennoch durch das unmittelbare Gefühl sich so in das Verständniß der Menschen ein, als stände ihm die Gewalt göttlicher Inspiration zur Seite. Das denkendste Volk der Erde, das deutsche Volk, welches in all' seinen Kämpfen die nächsten Schätze der sinnlichen Welt preisgab für die einzig der Phantasie erreichbaren Gaben einer stets weiter entweichenden Stimmung allseitigen Menschenwohls — dieses Volk feiert in Schiller den gewaltigen Prediger des gesammten Weisheitsschatzes, der so nie ausgesprochen, seit Jahrhunderten im Schooße der Nation ruhte, den Psalmisten all' seines Wehes, seiner Wünsche und Strebungen. Kein andrer hatte je für dieses gemüthvolle, der Schwärmerei nur zu weit nachhangende Volk so den Ton getroffen, mit solchen Weckerstimmen in ihm gezündet, wie sein Schiller, er, das Ideal des deutschen Idealismus.

Andre zu lehren, ließ zudem der bescheidene, sich nie genugthuende Mann, trotz fast beständiger Körperleiden, nimmer ab, an sich selbst zu arbeiten, zu läutern, zu gestalten. Sein Ziel war, theilhaft zu werden künstlerisch vollendeter Meisterschaft, unsträflich zu sein im unbestreitbaren Berufe als Bildner der Menschheit.

Dahin gehört sein ernstliches Studium kantischer Philosophie, dahin seine zwar von Außen her ihm zugetragne, doch höchst fruchtbar gewordne Beschäftigung mit der Geschichte; dahin zumeist das wenigstens seinerseits hingebungsvolle und doch so selbstständige Zusammenwirken mit Göthe innerhalb der Jahre 1795 bis 1805.

Diese Zeit von nur zehn Jahren wird von einzelnen Be-

urtheilern als die einzig klassische Periode deutscher Literatur und beide Männer werden dann als die alleinigen deutschen Klassiker — selbst dieses nur innerhalb jener kurzen Spanne — aburtheilend erachtet. Doch will bedünken, man muthe so aus Mangel eigner Bescheidenheit und Anerkennungslust der Selbstentäußerung des deutschen Volkes gar zu viel zu.

Von Schillerschen Dramen fällt in diese Zeit außer manch anderm Trefflichen, an dessen Stelle wir nur das Bekanntere nennen, der Wallenstein, diese dreigipfelige Mauerkrone über der königlichen Stadt all' seiner dramatischen Prachtbauten. Aufsteigend auf den Schultern eines in lebensvollstem Genrebild vorgeführten Freibeuterheeres, das nur zusammengehalten wird durch des Hauptes Glanz, fällt dieses Haupt durch Abfall des wankelmüthigen Heeres.

Eine „Schicksalstragödie," hat man oft und nicht eben wohlwollend gesagt; — und doch wie geschichtlich wahr diese stets gleiche Nemesis an der Ferse eines Wallenstein, Cromwell, — Napoleon; bis jetzt erst des Großen!

Ferner, Maria Stuart, die von Aug. W. Schlegel in ihrer künstlerischen Abrundung so hoch gehaltene; nach ihr die religiös-romantische Jungfrau mit Schwert und Heiligenbild, die schuldlose Verläuferin unsrer jungfräulichen Nachzügler, eines de la Motte Fouqué u. A. aus den sogenannten Befreiungskriegen. Ebenso die Braut von Messina, die trotz aller kunstrichterischen Ausstellungen Derer, die eines Stelzgangs auf klassischem Cothurn auch einmal gern sich vermessen — ein Nachtgebilde in wunderbarem Sternenschimmer der Dioskuren, der Schicksalswage — jedenfalls unverantwortlich für nicht ebenbürtige Nachfolge ist.

Endlich der Tell, der granitne Markstein der Grenzen, den wir uns oben ziehen mußten.

An lyrischen Gedichten trägt diese Periode die „Würde der Frauen," jenen Hymnus auf das Weib, wie Schiller, gereift in

Sitte, Kunst und Umgang, es auffaßte. Den „Frauendichter" hat man ihn ja auch jeweilen genannt, nicht freilich in jenem Sinne, wie einen Tiedge, E. Schulze, Matthissen und noch Andere. Sein Musterbild des Weibes zeichnet er öfter, doch stets mit gleichen Zügen. So in dem kürzeren „Die Macht des Weibes" und in engstem Rahmen in den Distichen, welche lauten:

„Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets!"

Haben wir also zuvor Schiller's heroische Seite gebührend betont, so mögen wir uns erinnern, daß eben so alles Sanfte, Zarte, melodisch Weiche früh und bleibend in seiner Seele seinen Sitz hatte.

Doch sagen wir dieses lieber in den Worten seiner zuverlässigsten Biographen, wenn es z. B. bei Hoffmeister-Viehoff heißt: „Das Herz spielte in seinem Leben eine ebenso große Rolle, als die Freiheit." Er selbst erzählte, daß er in der Akademie über seinen selbstgezogenen Lilien am einsamen, vergitterten Fenster oft Stundenlang in den Gefühlen geschwelgt habe, die durch den Roman Siegwart in ihm erregt worden seien.

Als Scharffenstein, sein treuer Stubenbursch, ihn einst durch eine Kritik gekränkt hatte, „da wurde, — sagt der Freund — Schiller nicht kalt, denn kalt konnte er nicht sein, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke. Er schrieb mir einen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so effektvoll geschrieben worden."

War Schiller's Herz gekränkt, so verstummte sein Mund. Nur gegen das Flache, Niedre, Gemeine hatte er Schneide; unerbittlicher als Göthe im Xenienstreit, in seiner rigoristischen Verbitterung gegen Bürger's Muse. Im Umgang, in bloßer Begeg-

nung, war er wie ein Kind. Weil kurzsichtig und gedankenvoll schritt er meist unaufmerksam, selbst aber von Allen gekannt und bemerkt, durch die Straßen. Wenn gegrüßt, war er meist schon vorbeigeeilt. Dann aber, um Niemanden zu kränken, rief er noch ein besonders lautes: „Grüß Sie Gott!“ hintennach.

Wie entschieden er aber gerade von seinem, der Anmuth und Würde zugekehrten, Herzen aus jeder Carikirung des Natürlichen in Unnatur, des Zarten in Rauhes, des Weiblichen in Mannhaftes, entgegen war, das zeigt die poetische Epistel „Die berühmte Frau“ aus derselben Zeit, in welcher er schon mit Charlotte von Lengefeld, seiner späteren Ehefrau, im Brautstand lebte.

So also ist Schiller, wie es am angeführten Orte lautet: „Zusammen ein liebenswürdiger Mensch, ein gewaltiger Held, ein Denker und ein Dichter. Er hat eine dreifache Bedeutsamkeit, eine persönliche, eine spekulative und eine poetische, und jede bedingt die andere, keine aber folgt aus der andern.“

Das Gedicht „die Glocke,“ diese poetische Haus- und Familientafel, diese Lehrparaphrase des gesammten menschlichen Daseins, — ferner, „der Spaziergang,“ die bekanntesten Romanzen und Balladen bis hin zu den Epigrammen und Xenien, alle aus jenem Zeitabschnitt überströmender Produktivität, können wir, unsern engen Rahmen betrachtend, nicht einfügen. Weniger noch seine populärisirend in kantische Schulregeln gegossenen Abhandlungen über Fragen der Kunstlehre einerseits, seine, dem innersten Seelenleben historischer Charaktere oft in gewagter Weise nachgehenden Geschichtswerke andererseits. Nur so viel gestatte man auszusprechen, daß wo immer uns seine Prosa begegnet, sie uns gemahnt der glühenden Sonne hinter schirmendem Gewölk.

Und nun — so nahe dem Schluß — sollen wir noch eingehen auf die Frage: wem gehört eigentlich Schiller jetzt? Sie muß doch oft aufgeworfen werden diese Frage, woher sonst die vielen Versuche zur Antwort?

Keinen Luther, keinen Klopstock, keinen Lessing oder Goethe beanspruchen Alle so als den Ihren, auf keinen würden sie sich schließlich so einigen, wie auf Schiller. Jeder insbesondere findet seine Richtung in ihm vertreten und wo nicht ganz, da zwängt er den großgewordnen Meister in die enge Schnürbrust, die nicht der Jünger ertragen konnte. Besonders auch in religiöser wie antireligiöser Richtung möchte man sein Wort zum Schiboleth machen. Hat er doch den „Kampf," die „Resignation," gar die „Götter Griechenlands," diesen freilich hinzu auch „die Künstler" geschrieben. Hat er doch auch andererseits „die Worte des Glaubens" und die „Worte des Wahns" ja, hat er inmitten des sprudelnden Frohsinns das Gott und Unsterblichkeit athmende Lied an die Freude geboren!

— „Da krabbeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules", — möchten wir fast mit seinem Karl im Erstlingswerke sprechen. Doch lieber so: Er war ein Dichter! Als solcher durchschritt er die verschiedenen Lebensepochen eines selbstständig denkenden Geistes, überschwänglich fühlenden Herzens mit höherem Pulsschlag, als das gewöhnliche Menschenkind. Er war ein Dichter! Als solcher faßte er die Fragen der Religion ebenso in ihren erhabensten, wie die der Politik in ihren allgemeinsten Zügen. Er war ein Jünger Kant's, dessen Glaubensgebiet dem Gemüth angehört. Er war ein Deutscher, dessen Religion im Herzen haftet, nicht auf der Lippe. Daher sein „Glaube":

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen
Die Du mir nennst. — Und warum keine? aus Religion!"

Nicht Factionen, nicht Kasten, selbst nicht Völkerscheiden gehört Schiller an! Das zeigt, um nur auf das Nächste hinzuweisen, der heutige Tag. Das werden folgende Jahrhunderte, — das zurückgelegte verbrieft dies — noch zeigen, wenn ihre Zahl eine Kette geschlossen, wie das Homerische bis zu dem unsern.

Und sollte dann dereinst eine Zeit hereinbrechen, in der man

sie gegen ihren Mann in Schutz genommen, und den Polizeilieutenant Lenois gerichtet ist, der die obrigkeitliche Gewalt zu seinen Leidenschaften gemißbraucht haben soll. Der Ton ist einfach, ungekünstelt, ohne Declamation, aber edel und rührend in mehreren Stellen. Man weiß noch von keiner Widerlegung. Was Kollmann erzählt, ist empörend. Beaumarchais scheint ihn bloß um deswillen auf das Entsetzlichste verfolgt zu haben, weil es ihm an anderer Gelegenheit fehlte, das Publicum von sich reden zu machen, welches eine Zeitlang ihn nicht bemerkt hatte. Zur Ehre des Pariser Publicums sagt man, daß Kollmanns Schrift viel Eindruck gemacht haben soll. Unter anderen enthält sie eine philosophische Deduction wider den Ehebruch, die trotz ihrer Trockenheit durch die Art und Weise, wie er die Nothwendigkeit der Sitten, als eine gleichsam wieder neugewordene Lehre, behauptet, interessant ist.

Lebe wohl. Alle grüßen.

K.

Dresden, 19. August 1787.

Vor allen Dingen muß ich Dich loben, daß Du fortfährst, uns ausführlich alle Vorfälle, die uns interessiren können, zu melden. Du glaubst nicht, wie sehr wir uns alle auf Deine Nachrichten freuen. Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht sagen, daß es mir den Wunsch erregte, unter solchen Menschen zu leben. Besonders gilt

auch von Schiller nur noch den Namen hätte zu seinen Werken und über ihn Zweifel, wie über Homer, so würde zwar kein Alexander in goldner Kapsel die Werke des Freiheitsdichters umherführen, wie der macedonische Eroberer die Jenes, — wenn Reiche, die jetzt noch im Aufblühen, dereinst versunken sind in asiatischen Starrkrampf, — wenn über gewaltige Städte, die Palmyra's Glanz überboten, . . . ja, wenn auch über Dich, Du junge Riesin, in der wir heute das Fest des deutschen Geistestriumphs begehen, der Tag der großen Babel wird gekommen sein, wenn über Deinen Trümmern kriechendes Meer, schwankendes Ried herrscht — — dann zieht wohl eines Tages aus entlegenstem Westen ein deutscher Hinterwäldler dem der Cultur nochmals sich öffnenden Osten wiederum zu. Aus allen Richtungen her ruft er seine stämmigen Söhne zur Wiederaufnahme des im Osten neubegin enden Werkes herbei. Sie aber führen von langen Winterabenden her aus Urväter-Nachlaß in Abschrift mit sich die ihnen heiligen Vedas der Schillerschen Muse, und neugesammelt werden die also verstreuten Blätter zu einem einigen Kanon des Guten, des Schönen und Erhabenen für den wiederbeginnenden Kreislauf der Menschheit.

Festrede des William Cullen Bryant, Esq.,

gehalten am 10. November im Cooper-Institut.

Nach den beredten Worten, die Sie so eben von einem Landsmann des gefeierten Dichters und in dessen eigener Sprache gehört haben, werde ich — dessen bin ich mir wohlbewußt — nur wenig sagen können, was die Anwesenden interessirt; doch der geehrte Herr, der nach mir das Wort ergreifen soll, wird die Mängel Dessen, was ich sagen werde, ergänzen.

Es könnte anspruchsvoll, wo nicht gar unziemend erscheinen, daß ein Amerikaner über Schillers literarische Bedeutung vor

Deutſchen ſpricht, die mit allen ſeinen Dichtungen in höherem Grade vertraut ſind, als man es von den Angehörigen einer andern Nation erwarten darf, und die den Geiſt ſeiner Werke bis in die kleinſten Einzelheiten leichter und ſchärfer zu erfaſſen vermögen, als wir. Allein der Name Schillers gehört in höherem Grade als der irgend eines andern deutſchen Dichters, ſchon wegen ſeiner dramatiſchen Werke allein, nicht bloß der Literatur Deutſchlands, ſondern der geſammten Weltliteratur an. Die Deutſchen ſelbſt haben uns in Bezug auf dramatiſche Dichter dieſe Wahrheit gelehrt. Denn nirgends in der Welt wird unſer Shakeſpeare emſiger durchforſcht als in Deutſchland, nirgends ſind ſeine Werke der Gegenſtand einer ſcharfſinnigeren Kritik und die deutſchen Ueberſetzungen ſeiner Dramen ſind im eigentlichſten Sinne des Wortes Meiſterſtücke der Ueberſetzungskunſt.

Wohl dürfen wir daher zu Schillers Vaterlandsgenoſſen ſagen: „Schiller gehört euch an, aber auch uns. Euer Land gebar ihn, aber durch ſeine Werke hat er bei allen Völkern der Erde das Bürgerrecht erworben (Rauſchender Beifall). Längſt ſchon haben die Kundgebungen ſeines Genius die Grenzen überſchritten, innerhalb deren ſeine Mutterſprache ertönt, und haben der dramatiſchen Poeſie der ganzen Welt Farbe und Haltung gegeben. In der einen oder der andern Geſtalt, wenn auch zum Theil wohl mit etwas verkümmerter Pracht und Schönheit, doch noch immer voll gewaltig ergreifender Macht über die rein menſchliche Empfindung ſind ſeine Dramen Gemeingut der Menſchheit geworden. Die von ihm geſchaffenen Geſtalten ſchreiten auch über unſere Bühne und rufen uns an unſerem heimiſchen Heerde die Gedanken zu, die der große Dichter ihnen in den Mund gelegt hat. Sie bewegen uns in Hoffen und Bangen, ſie entlocken uns Zähren der innigſten Theilnahme oder regen uns zur Bewunderung an. Schiller ſchlägt die Grundakkorde an, mit denen unſere Herzen zuſammen klingen. Er nöthigt uns ein ſchmerzlich-weh-

müthiges Mitgefühl mit seinem Räuber Moor ab; er macht uns zu Theilnehmern an der Verschwörung Fiesko's und zu treuen Knappen der zarten Gefährtin Fiesko's, Leonore; — wir härmen uns mit ihm über den hochherzigen und unglücklichen Don Carlos, über die makellose, tugendreine Elisabeth; — er blendet uns mit dem schimmernden Glanze und entsetzt uns mit dem gewaltigen Sturze Wallensteins; — er entlockt uns Thränen für Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans; er entzückt uns mit der in kühnem Wagen errungenen Freiheit der Schweiz. Lasset uns also Theil nehmen an dieser Feier, die seinem Gedächtnisse gilt; lasset uns Frühlingsblüthen auf sein Grab streuen und es mit Blumengewinden schmücken, die im Winterfroste nicht verwelken.

Wir in Amerika haben in Schiller vor Allem den Dichter der Freiheit zu feiern. Denn er konnte mit Cowper sagen: „Wenn es mir möglich wäre, irgend Etwas anzubeten, das dem Menschenauge sichtbar ist und das menschliche Einbildungskraft zu gestalten vermag, so würde ich der Freiheit einen Altar errichten und ihr an jedes Tages Beginn und Schluß mein Dankopfer darbringen. Schiller begann seine Schriftstellerlaufbahn als unser Land mit England um seine staatliche Selbstständigkeit rang; sein Genius entfaltete sich zur reifen Manneskraft, als wir eben mit dem mächtigen Gegner Frieden geschlossen hatten und als eine vollbürtige Nation dastanden. Damals dichtete Schiller seinen Don Carlos, in welchem er den Marquis Posa vor dem Tyrannen Philipp das große Gesetz der Freiheit offenbaren läßt. In dem Jugenderzeugnisse Schillers, den „Räubern", tritt uns ein wilder, ungestümer, zerstörender Drang nach einem Umsturz der Gesellschaft, ein vager, zielloser Thatendrang entgegen; in den spätern Dichtungen aber glänzen die wahren Lehren der Reform zu gemessener und klarer Darstellung. Der Marquis Posa verkündet dem König Philipp Wahrheiten, die er nie zuvor vernommen; er dringt in ihn, daß er die Grundlage seiner Macht in

dem Glück und der Liebe des Volkes suche; er predigt die Lehre, daß kein Band den Bürger binden soll, als Achtung vor den Rechten seiner Mitbürger, und weissagt die dereinstige Verwirklichung der Freiheit, — eine Verkündigung, auf deren Erfüllung wir heute noch harren, — dieses Quells, der die Völker wieder verjüngen wird.

Doch war Schiller kein überspannter Neuerer. Er erkannte, daß die Gesellschaft, gleich einem Weinstock, ausgeschnitten, nicht aber entwurzelt werden müsse; — er wollte sie bessern, nicht zerstören. Was in ihren Satzungen und ihrem Brauch veraltet, und eben deßhalb Vielen ans Herz gewachsen wäre, das wollte er, wo es anging, verbessern und den gegenwärtigen Bedürfnissen der Menschheit anpassen. Ich gedenke da einer Stelle, in der seine Achtung vor den Formen und Gebräuchen, wodurch die Menschen in vergangenen Zeiten die Gewalten ihrer Herrscher zu beugen und einzuschränken suchten, trefflich dargestellt wird. Dabei liegt mir die vorzügliche Coleridge'sche Uebersetzung des „Wallenstein" vor, eine Uebersetzung welcher, — dies im Vorbeigehen bemerkt — in Bezug auf treue dichterische Wiedergabe keine andere in englischer Sprache gleich kommt und die uns nur bedauern läßt, daß der Dichter, welcher sie uns gab, nicht eigene Dramen schuf, denn alsdann würden wir einen englischen Schiller dem deutschen zur Seite stellen können. „Mein Sohn," sagt Octavio Piccolomini zu dem jungen Helden Max:

„Mein Sohn, laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band:
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er ist kein Umweg. — — —"

Und indem er dann bemerkt, daß das Zerstörende gleich dem Blitze und dem Geschoß gerade auf's Ziel losfährt, Alles in sei-

ner Bahn zerſchmetternd, giebt er zu verſtehen, daß die alten Satzungen, welche in dem Getriebe der Geſellſchaft eine ſo wichtige Stelle einnehmen, daſſelbe Ziel auf einem heilſamen Umwege erreichen.

„Mein Sohn! die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeſſ'ne Grenzen ehrend —
So führt ſie ſpäter ſicher doch zum Ziel."

Schiller erkannte die große Wahrheit, daß alle Satzungen, wenn nicht ſorgfältig bewacht, leicht in Mißbräuche ausarten; er wußte, daß eine fortwährende Prüfung und Neugeſtaltung das nothwendige Bedingniß einer freien Entwickelung des ſtaatlichen Lebens iſt; aber bei ſolcher Prüfung und Neugeſtaltung ſollte nie vergeſſen werden, daß die Menſchen von heute Eines Blutes mit denen, die vor ihnen lebten, ſind. Er wollte die neuen Kleider dem Wuchſe deſſen, der ſie tragen ſollte, wie die natürlichen Verhältniſſe ihn gebildet, ja ſelbſt ſeinen Mißbildungen anpaſſen. Er wollte, daß das Alte allmählig, ohne Gewaltthaten und deren nothwendige Begleiter, Wirrſal und Unheil, in das Neue übergehe.

Die letzte und vielleicht die größte dramatiſche Dichtung Schillers ſtellt uns die merkwürdigſte und ſegensreichſte Umwälzung dar, welche vor der unſrigen die Weltgeſchichte aufweiſt, ein Ereigniß, deſſen Ruhm ausſchließlich dem germaniſchen Volksweſen gebührt, — die Schilderhebung der Schweiz gegen Oeſtreichs Herrſchaft und für eine eigene ſtaatliche Exiſtenz; die Entſtehung einer Republik, die jetzt ſchon das ehrwürdige Alter von fünf Jahrhunderten erreicht hat. Schiller nahm ein ſtummes Blatt aus der Geſchichte, hauchte aus ſeinem eigenen Feuergeiſte den Menſchen, von denen darauf geſchrieben ſtand, den Lebensodem ein, begabte ſie mit ſeiner eigenen erhabenen Beredſamkeit und ſchuf aus ihnen einen noch heute wiederhallenden lebendigen Proteſt

gegen fremde Herrschaft. Wo immer edle Herzen schlagen, wo immer Menschen die Rechte ihrer Menschheitsgenossen achten, wo immer Vaterlandsliebe und Liebe zur Menschheit im Verein bestehen, da entflammte Schillers „Wilhelm Tell" die Seelen der Menschen wie kriegerischer Trommetenschall.

Es liegt mir nicht ob, hier die literarischen Vorzüge darzulegen, die einen so wesentlichen Theil der Größe Schillers bilden und die bereits von Andern eindrucksvoller geschildert worden sind, als es von mir geschehen könnte. Es ist nicht meine Aufgabe, die Bedeutung, welche er als dramatischer Dichter hat, zu analysiren; oder von seinen schwungvollen und entzückenden lyrischen Ergüssen zu sprechen, an denen alle Uebersetzungskraft erlahmt: oder von seinen prächtigen Geschichtswerken, die gleich seinen Dramen, an die ganze Menschheit gerichtet sind — denn für ein einzelnes Volk zu schreiben, galt ihm stets für ein armseliges und beschränktes Ziel. Zu alle dem wäre mehr Zeit erforderlich, als Sie mir gestatten können und der große Umfang der Aufgabe schreckt mich zurück. Lassen Sie mich zum Schlusse nur noch auf einen andern Gesichtspunkt hinweisen, von dem aus Schiller als ein Mitglied der Schriftstellerwelt auf die Verehrung der Menschheit Anspruch hat.

Er forschte mit unermüdlichem Eifer nach Wahrheit. Gegen die Unwahrheit in jeglicher Gestalt empörte sich sein ganzes sittliches Wesen. Auf ihn vor Allen haben die Deutschen zu verweisen, wenn sie für ihr Volkswesen das Verdienst des unbezähmbaren Wahrheitsdranges in Anspruch nehmen. Mit Akenside sagte er:

... .. Truth and God are one
And Beauty dwells in them:

Von der Erforschung und Verkündigung der Wahrheit hing, nach seiner Ueberzeugung, die Wohlfahrt der Menschheit ab. Nur Unheil und Elend können aus Täuschungen und Vorurtheilen ent-

ſpringen, wie tief dieſe auch in der gläubigen Ehrfurcht der Menſchheit wurzeln und durch den Lauf der Jahre geweihet ſein mögen. Des Schriftſtellers Aufgabe war, nach Schiller, die Veredelung und Beglückung der Menſchheit durch die Verherrlichung des Rechts, des Wohlwollens, der Humanität. Und in Allem, was er ſchrieb, iſt er ſich dieſer hehren Aufgabe bewußt geblieben. Unvergänglicher Ruhm und Preis dem Manne, deſſen erhabener Genius einem ſo edlen Zwecke all ſeine Kräfte weihete und möge er, wenn nach abermals 100 Jahren der Tag ſeiner Geburt wiederkehrt, mit noch glühenderer Begeiſterung als heute, gefeiert werden.

Feſtrede des Dr. Adolph Wiesner,

gehalten am 10. November im Cooper-Inſtitut.

Meine geehrten Damen und Herren! Ich komme als ein Epigone, als ein Nach-Aehrenleſer, um zu ſagen, was meine geehrten Vorredner zu ſagen übrig gelaſſen. Der weltgeſchichtliche, der literaturgeſchichtliche und der poetiſche Standpunkt ſind bereits beſſer dargeſtellt worden, als es von meiner Seite geſchehen könnte. So komme ich mir denn vor, wie der Dichter in der Theilung der Welt: — ich komme zu ſpät. Der kleine Kranz von Gedanken und Ideen, der in meiner Weſtentaſche zehnfach Platz hätte, iſt aufgelöſt; eine Blüthe, ein Blatt, ein Zweiglein nach dem andern entfiel dieſem Kranze als ich die geehrten Vorredner anhörte und mir bleibt nur übrig, das Loſe zuſammenzufaſſen, zu ergänzen und fortzuführen. Sie ſehen daher, daß ich in keiner beneidenswerthen Lage bin. Allein mich tröſtet Eines. Hätte ich Gedanken, die höher fliegen, als die des Aars, ruheten in meiner Bruſt Gefühle und Ideen voll Erhabenheit und Tiefe, ich könnte doch den hohen und unſterblichen Geiſt (Schiller's) nicht würdig feiern. Die Sonne ſpiegelt ſich in einem Thau-

tropfen, der auf einem Grashalme zittert; sie wirft ihr Bild auch auf die flüchtige, trübe Welle, aber der Genius eines Unsterblichen, wie Schiller spiegelt sich nicht in dem Geiste eines gewöhnlichen Erdenkindes. Darum bitte ich Sie, nehmen Sie meine schwachen Worte mit doppelter Nachsicht auf. Sie wissen, die Inbrunst des Gefühls ringt oft vergebens nach dem passenden Ausdruck und der Weg vom Herzen auf die Lippen ist ein weiter Weg.

Meine geehrten Damen und Herren! In der Geschichte der hervorragenden Kulturvölker giebt es dunkle und lichte Perioden. In den dunkeln scheint die Menschheit ihre hohe Mission des Fortschritts vergessen zu haben; da verschwinden die Kulturgedanken vergangener Zeiten; da senken die Geister ihre Schwingen; da verlieren sich die Menschen in ein Getriebe niedriger Ziele. In solchen Zeiten herrschen die Vorurtheile, die tausendfache Ketten um die Menschheit schlingen; in solchen Zeiten herrschen Despoten mit absoluter Kraft und die Leibeigenschaft ist das Erbtheil der Menschheit. Dann aber kommen, oft erst nach Jahrhunderten, zuweilen erst in einem Jahrtausend, glänzende Tage, wie Oasen in der Wüste. Plötzlich entstehen durch eine wunderbare, nicht zu enträthselnde Magie der Naturkräfte Geister hoher Art; ein großes Talent nach dem andern tritt hervor, ein Genius nach dem andern erhebt sich und sie bilden auf unserem Planeten Glanzpunkte des Lichts, wie über ihren Häuptern hervorragende Himmelslichter ein herrliches, weithin leuchtendes Sternbild bilden. Alle bedeutenden Kulturvölker hatten solche Perioden; die Griechen und die Römer, die Italiener, die Spanier und Franzosen. Wir Deutsche hatten ihrer zwei: eine im 16. und eine im 18. Jahrhundert.

Zur Zeit unserer zweiten Lichtperiode war das deutsche Volk in Folge des dreißigjährigen Krieges, in Folge der Abspannung, in die es dadurch gerathen war, in einen Zustand der Knechtschaft und des niedrigen Strebens versunken, der höchst beklagens-

werth war. Ueberall herrſchten große und kleine Despoten im Reiche. Die Leibeigenſchaft war überall verbreitet und freigeborene Männer entehrten ſich ſelbſt durch knechtiſche Geſinnung. Kein Luther lebte; kein Hutten ſtand auf, um freimüthig die Wahrheit zu ſagen, für die Unterdrückten zu kämpfen und dem fernen Lichte neue Bahnen uns zu entdecken. Da erhielt Deutſchland plötzlich ſein Siebengeſtirn. Leſſing, Klopſtock, Kant, Herder, Wieland, Göthe und Schiller erſtanden nach einander und bildeten, Seite an Seite, jenes herrliche Sternbild der deutſchen Literatur, von welchem plötzlich Licht nicht bloß in die Gegenwart, ſondern in alle Zukunft ausſtrömte.

Unter dieſem Siebengeſtirn, deſſen einzelne Sterne größtentheils ſich wechſelſeitig anzogen, ſich durch ihr vereintes Licht glänzender und prächtiger machten, iſt Friedrich Schiller der deutſchen Nation am theuerſten. Er hat dieſe Gunſt verdient, mehr als verdient. Von ſeiner Knabenzeit an beſchäftigten ihn bereits die Leiden der Menſchheit. Als Jüngling empörte er ſich gegen die ſchale Convenienz, gegen die Laſter und Hartherzigkeit ſeiner Zeit, und zeigte damals eine Kraft, größer als jene des griechiſchen Herkules, der, wie die Sage geht, in der Wiege die Schlangen erdrückt. Denn als er in der Militärakademie unter dem Drucke einer eben ſo lächerlichen, als eiſernen Disziplin lebte, ſchrieb er ſeine „Räuber.“ Er war angezogen durch die Leiden eines Landsmannes, eines Dichters, der durch die freimüthige Manifeſtation ſeiner Gedanken eine Verſorgung auf dem hohen Asperg erlangt hatte, — ich meine den unglücklichen Schubart. Schiller beſuchte den gefeſſelten, gemarterten Dichter; er ſah ſeine gebrochene Geſtalt, er ſah, wie Kerkerluft und die ausgeſuchte Tyrannei Riegers ihn herabgeſtimmt, ihn zum Schatten heruntergebracht hatten. Und Schiller verließ den Asperg, nicht erſchreckt durch dieſes Bild der Tyrannei, nicht erſchüttert in dem Entſchluſſe, freimüthig für die unveräußerlichen

Menschenrechte zu kämpfen: — er verließ ihn mit dem stillen Gelübde, — das er sein ganzes Leben hindurch gehalten hat — für die unveräußerlichen Menschenrechte in die Schranken zu treten und ihnen seine beste Kraft, seine besten Ideen zu widmen.

Schiller wird ein Prophet genannt. Ich würde ihn einen Reformator nennen, und zwar mit größerem Rechte. Schiller wollte nicht blos die entartete Gesellschaft reformiren; er wollte auch die Menschheit zu einer höheren Cultur, zu einer höheren erhabeneren Weltanschauung emporheben. Er war nicht blos Dichter, wie andere, denn die Muse, die an seiner Seite stand, inspirirte ihn nicht so wie andere Poeten; er zwang sie, seinen erhabenen Gedanken zu dienen. Deshalb ist er, wie mit Recht gesagt worden, kein naiver, sondern ein bewußter Dichter; deshalb hat ihm auch die Poesie nicht jene Freuden gebracht, wie andern Dichtern. Sie hat seine Gedanken, seine Nervenstränge angespannt, weil er sie den höchsten Interessen der Menschheit dienstbar machte.

Schiller wollte eine neue Religion gründen und zwar die Religion der Humanität. Er wollte die Menschheit sittlich, ästhetisch und politisch bilden. Der Tempel seiner Religion sollte die ganze Welt sein; ihre Gemeinde die ganze dem Höheren zugewandte Menschheit; ihre Symbole sind die Gesetze des Schönen; ihre Gottheiten die Ideale des Guten und Wahren, und das Gesetz, das Alle anziehen und beleben sollte, sprach er in den Worten aus:

Tolle Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen.

Der erste Gott in dieser neuen Kirche, die schon manche Anhänger in allen Welttheilen zählt, der erste Gott dieser Kirche war ihr Stifter, war Friedrich Schiller selbst. Denn er umfaßte die ganze Menschheit mit einer unendlichen unerschöpflichen, unsterblichen Liebe.

Und dieses Streben, für die Menschheit zu wirken, ihre

dies von der Goetheschen Secte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten. So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen, und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplicität. Sie ist das Gepräge der Vollendung in aller menschlichen Thätigkeit, aber sie wird nicht bloß durch Lavaterische Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie wiederherzustellen oder zu schaffen. — Ich gebe zu, daß ächter Naturgenuß uns in eine günstige Stimmung für jede Thätigkeit versetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeisterung, sondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die sie dem besseren Menschen im Zustande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Also nicht die leblose, die thierische Natur allein. Alle Spuren höherer menschl-

irdiſche Wohlfahrt zu erhöhen, den Druck ihrer Ketten aufzuheben und ſie glänzenden Zielen zuzuwenden, dieſes Streben wirkte zwar lähmend auf ſeinen armen gebrechlichen Körper, aber ſtärkend, erhebend, beſeligend auf ſeinen Geiſt. — Schiller ſchwankte bereits am Rande des Grabes, als ſeine klaſſiſche Periode begann, jene Periode, in welcher er den Wallenſtein, die Maria Stuart und andere große Werke, den Tell zuletzt, dichtete. Kein Dichter irgend einer Zeit hatte ein ſolches Geſchick, daß er ſich am Abend ſeiner Tage verjüngte und am Rande des Grabes, unbekümmert um die Todesnacht, die herrlichſten Schöpfungen ins Leben rief, die ihm eine glänzende Unſterblichkeit ſicherten.

Mein geehrter Vorredner, Herr Bryant, hat mit lebhaften Worten und mit tiefem Gefühl auf den Wilhelm Tell hingewieſen, die letzte Schöpfung unſeres theuren Dichters. Erlauben Sie mir, daß ich dabei etwas verweile.

Schiller war nie in der Schweiz; ſein Auge ſah nie die Bergrieſen, die, in ſchneeige Hermelinmäntel gehüllt, ihre Spitzen und Zacken in die Wolken erheben; er hörte nie die Lawinen donnern und ſah ſie nie zerſchmettert auseinanderſtäuben; er ſah nicht den Vierwaldſtätter See ſchaumbedeckt aufrauſchen, wenn er ſein Opfer verlangt. Und dennoch gab er uns ein Bild der Schweiz, wie kein anderer Dichter, wie kein Geograph, kein Statiſtiker es geben kann; — ein Bild, deſſen Reiz zauberhaft, allgewaltig erhebend iſt in den Augen der Eidgenoſſen ſelbſt. — Aber in dieſem Gedichte zeigte Schiller, daß er nicht jene Freiheit wollte, die in unſern Tagen und zur Zeit der franzöſiſchen Revolution von Vielen begehrt wurde, ſondern eine andere, wie ſie ſeinem Geiſte vorſchwebte. Es ſollte eine Freiheit ſein, welche das *Recht* zur Spitze hat, der die *Sitte* zur Seite ſteht, der das Gefühl für alles Große, für Vaterland und Heimath helfend die Hand bietet. Eine ſolche Freiheit, welche zu gleicher Zeit die ſchönſte Ausſicht in die Zukunft eröffnete, welche

die Kräfte des Volkes entwickelt, ſchwebte ihm am Ende ſeines Lebens vor und dieſe ſchildert er im Wilhelm Tell. Was die Vaterlandsliebe betrifft, ſo zeigt er uns in der Jungfrau von Orleans, wie im Kampfe der Eidgenoſſen ihre mächtige Kraft, nachdem er bereits in der Geſchichte der Niederlande gezeigt hatte, was auch ein kleines, geknechtetes Volk vermag, wenn es nicht an ſeiner Thatkraft verzweifelt, nicht blos mit knirſchenden Zähnen an der Kette rüttelt, ſondern den Entſchluß faßt, ſie zu zerbrechen. Er hat dem deutſchen Volke ſomit mannigfache Beiſpiele gegeben, wie es ſich zu benehmen habe; er hat ihm Vorbilder gezeigt; allein er zeigte ihm auch Maß und Weisheit. Vor der Freiheit beugt Euch, aber im Tempel der Freiheit ſoll auch die Wiſſenſchaft, die Kunſt verehrt werden; der Tempel der Freiheit ſoll zu gleicher Zeit ein Tempel der Humanität ſein und in dieſem Tempel darf kein Altar ſtehen, auf dem ſich ein goldenes Kalb erhebt.

Meine geehrte Damen und Herren! In der Schweiz geht die Sage, daß an der Stelle, wo zuerſt die drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden zuſammentraten, um für die Freiheit ihres Vaterlandes zu kämpfen, unter ihren Füßen drei Quellen entſtanden, ſilberklar rieſelnd auf die ſmaragdene Matte zu ihren Füßen. Es iſt eine ſchöne Sage, die in der That durch drei Quellen, die dort entſpringen, beſtätigt zu werden ſcheint. Aber Sie werden mir zugeben, daß es keine bloße Sage iſt, wenn ich behaupte: Von der Höhe, auf welcher Schiller für die unveräußerlichen Menſchenrechte, für Menſchenheit, für Menſchenwürde kämpfte, — von dieſer Höhe ſtürzt ſich ein kryſtallener heller Strom, in deſſen Wellen ſich Sonne und Mond und alle Geſtirne des Himmels ſpiegeln, und der fort und fort, alle Länder gebildeten Welt beſpülend, eine ewige, begeiſternde Freiheitshymne rauſcht.

Preis-Gedicht von Reinhold Solger.

gesprochen am 9. November in der Academy of Music von Frl. Hahn.

Von dieses Marksteins feierlicher Stelle
Hin über hundert Jahre schweift der Blick
Des lebenden Geschlechts, — schweift zu der Schwelle
Des jüngsten Alters unsrer Welt zurück;
Zu jenem Morgen, dessen erste Strahlen
Verkündeten den neuen Geistestag,
Zu jener Wiege, wo der Dichter lag
Im Kindestraum der Zeit mit ihren Idealen.

Die Gegenwart, die jedes Elements
Geheimste Kraft gefangen in Retorten,
Des Blitzes tödtlich feinste Quintessenz
Zu münzen weiß zu blitzesschnellen Worten;
Zu münzen weiß aus Erd' und Himmelsräumen,
Aus Stein, Pflanz' und Thier, aus Gott und Mann,
— Die Gegenwart, die Alles thut und kann,
Was kann die Gegenwart, was thun mit Schiller's Träumen?

Sein Traum war Freiheit! Freiheit von der Bürde
Des Tag's, der um ein roh' Bedürfniß kreis't;
Vom Triebe Freiheit durch Gesetzeswürde,
Und Freiheit vom Gesetze durch den Geist!
Sein Lied vom „Männerstolz" auf Manneswerke,
Der nicht allein „vor Königsthronen" ziert,
Der über Zeit und Schicksal triumphirt,
Der Wille war's, des Geist's erhab'ne Götterstärke.

Das war sein Traum, sein Lied, sein erstes Wort
Nach Freiheit, der Pedantenzunft zum Spotte,

Stürmt Räuber Moor in alle Wildniß fort;
Nach Freiheit, wär's bei einer Mörderrotte.
In Gräu'l verstrickt, zu blut'ger That verwettet,
So lang' er athmet, bleibt der Mensch doch frei
Die Buße bleibt — ſie reißt das Netz entzwei —
Es bleibt die freie That, die ſühnet, reinigt, rettet.

Die That, die das Gewiſſen ſchuldenhebt,
Wie ſollte ſie vor Dolch und Kerker zittern?
Der Geiſt der „kommenden Geſchlechter" lebt,
Den tödtet man nicht hinter Eiſengittern.
„Ein freier Mann ſtand auf in dem Jahrhundert!"
An deſſen Bruſt prallt Philipp's Kugel ab.
Er möcht' ihn wieder haben aus dem Grab',
Der Philipp's Sieger blieb, der Philipp nicht bewundert.

Kein Grab kann einen freien Mann begraben,
Doch, wem ein ſüß'res Ziel das Auge trübt,
Wer aus der Sucht zu herrſchen und zu haben
Sich herzensfremden Mächten übergiebt;
Nach Weiſung ſtatt in des Bewußtſeins Kerne,
Beim Räderwerk des Weltgetriebes ſpäht:
Ihm, — ob ſein Stern auch auf-, ob untergeht, —
Dem ſeine Seele lügt, ihm lügen auch die Sterne.

Doch Ihr, den Ihr den Anſpruch edler Liebe
Auf Lebensbund zum Opfer dargebracht,
Damit nur unentweiht das Bildniß bliebe,
Das jenes heil'ge Feuer angefacht;
Damit das Herz, verklärt auch wenn es bricht,
An das geliebte Herz auf ewig glaubte —
Die Sterne, leuchtend über Eurem Haupte,
Und wär' es auch zum Tod — „die Sterne lügen nicht."

So lange Liebe weihet, adelt, reinigt,
So lange Zwei ſich würdig angehören:
So lange werden Herzen, ſo vereinigt,
Bei dem Gedächtniß Max und Thekla's ſchwören.
So lange noch der Freiheit Zauberton,
Des Vaterlands — nicht leere Namen däuchten:
Bleibt um der Jungfrau Haupt die Glorie leuchten,
Warnt Tell's geglückter Schuß die Gehler auf dem Thron.

So lange noch der Glaube nicht vergeht
Im Menſchen an das Gute, Schöne, Wahre,
Steht Schiller ihr begeiſterter Poet,
Ihr hoch und höchſter Prieſter am Altare,
Wird Deutſchland, werden dieſes Feſt Nationen
Von Säkulum zu Säkulum erneuern;
So lange wird man Schiller's Feier feiern,
Umkränzend ſeine Stirn mit ewig friſchen Kronen.

Die Sonne, von des fernſten Oſten's Pforten,
Von Land zu Lande, geht in ihrem Lauf'
Bis zu des fernſten Weſten's Uferborten
Heut über Feſten wie das unſre auf.
Geht über Kirchen auf, wo die Gemeinen
Aus allem Blute, wie aus allen Zungen,
Doch von dem deutſchen Grundton überklungen,
In ſeinem Namen ſich, in ſeinem Geiſt vereinen.

In ſeinem Namen wohl — doch auch im Geiſt?
Wohl iſt das Haupt es werth im Kranz zu glänzen —
Des Dichters Haupt zu werth nur! — Doch erweiſ't
Sich unſre Hand auch würdig ihn zu kränzen?
Wie ich mich nahe dieſer hohen Stirne,
Scheint mir's, als ob ſie faltend ſich entrüſte,

Als ob verletzt die Majeſtät der Büſte,
Als ob gekränkt der Stolz der Lippe redend zürne:

„Weil Ihr die Zunge ſprecht, die ich geweiht,
„Wie? Darum glaubtet Ihr Euch ſchon geſchaffen
„Zum Feſttriumph der eig'nen Eitelkeit
„In meinem Ruhm Euch ſpiegelnd zu begaffen?
„Bleibt Euch kein andrer Götze, dem Ihr fröhnt?
„Daß Ihr mein aufgegraben Bild entſchleiert?
„Wen, in der That! habt Ihr nicht ſchon gefeiert?
„Wen, in der That habt Ihr zur Mode nicht gekrönt?

„Als ich des neuen Bundes Tafelſtein
„Errichtet an des Säkulums Portalen,
„Da, meint' ich, ſolltet Ihr Apoſtel ſein
„In alle Welt, im Dienſt des Idealen,
„Und wo Ihr immer falſche Götter fändet,
„Da ſollten Eure Scheiterhaufen praſſeln,
„Und wo Ihr hörtet Sklavenketten raſſeln,
„Da ſolltet rächen Ihr die Menſchheit, die geſchändet?

„Und wo ſich Pöbelwahn allmächtig fühlt,
„Euch hüllen in den Ernſt der Ueberzeugung,
„Und wo der Menſch im Schlamm der Erde wühlt,
„Aufrütteln ihn von ſchnöder Nackenbeugung,
„Und wo die Wechsler ſchlafen in dem Tempel,
„Der Schönheit keuſches Götterbild errichten,
„Und all' in Eurem Trachten, Eurem Dichten,
„Daſteh'n des freien Geiſt's lebendiges Exempel!"

Wer fühlt ſich rein? Wer von uns darf ſich ſagen:
„Ich ließ mir nie dies hohe Ziel verrücken?
O zürne dennoch nicht, wenn wir es wagen,
Den hundertjähr'gen Kranz dir aufzudrücken —

Der Zukunft Kranz, nicht der Vergangenheit:
Für was wir hoffen, nicht was wir verloren,
Für den Geburtstag, der uns mitgeboren
Zu neuem Geisteskampf in einer neuen Zeit.

Prolog von Franz Joseph Meyer,

gesprochen in Enslachi's Volkstheater am 10. November.

Wie eine Sonnenkugel aus dem Meere
Entsteigt in purpurfarbener Pracht,
So bricht ein Tag heran für unsre Zeiten,
Ein lichter Tag nach sternenheller Nacht,
Ein Tag der Freude, den in allen Zonen
Ein Jeder feiert, wo nur Deutsche wohnen!

Es hatte heut' vor hundert ernsten Jahren
Ein Knabe dieses Licht der Welt erblickt,
Am Neckarstrom, im schönen Schwabenlande,
Ward Elternlieb' durch diesen Sohn beglückt;
Die Mutter weinte stille Freudenthränen,
Doch um sein Lager standen die Kamönen.

Sie zogen nach den holden Kinderjahren
Und nach der schwergeprüften Jugendzeit
Den Liebling zu sich nach Olympos Höhen,
Und weih'ten dort ihn der Unsterblichkeit.
Der Name „Schiller" ist ein Stern der Sterne
Von Pol zu Pol, bis zu der fernsten Ferne!

In Freud', in Schmerz ist stets sein Lied erklungen,
Und hat das Herz im Innersten bewegt;
Hat er die Thaten früh'rer Zeit besungen,
So ist die Brust von Staunen tief erregt,

Des Lebens Lauf, mit ſeinen Luſt und Leiden,
Läßt auf den Brettern er vorüberſchreiten.

In Erz und Marmor prangt ſein hoher Name,
Doch was iſt Marmor, eitler Statuen Pracht?
Die Schrift erlöſcht ſelbſt von der ehr'nen Tafel,
Die Statue zerfällt in Staubes Nacht.
Doch „Schiller" lebt, lebt fort für alle Zeiten,
Ein „Schiller" lebt nur Ewigkeiten.

So bringe denn, mein deutſches Herz, in Wonne
Den Kranz der Weihe Deinem Dichter dar,
Und eine Perle reiner Menſchenfreude
Fließ' auf des Dichters heiligen Altar.
Ein donnernd Hoch! ſei noch mit aller Macht
Dem großen deutſchen Dichter dargebracht.

Williamsburgh.

Die Schillerweihe.

Feſtgedicht von Dr. J. A. Forſch, von ihm ſelbſt vorgetragen bei der Enthüllung der Büſte von Schiller.

Grad' heut' vor hundert Jahren,
An Neckars grünen Strand
In einem ſchönen Städtchen,
Das Marbach iſt genannt,
Entwand dem Mutterſchooße
Ein zartes Knäblein ſich,
Ihm leuchteten die Augen
So hell und wunderlich.

Das Knäblein wuchs im Stillen
Faſt unvermerkt heran,
Doch bald ward ihm zu enge
Die vorgeſchriebne Bahn.
Den Jüngling trieb's gar mächtig
Hinaus auf's offene Feld;
Im Kampfe wollt' er ſchaffen
Sich eine eigene Welt.

Wir fühlen Dich und unter Deinem Namen
Schaart ſich der Deutſche großem Bunde bei.
Wir hören Dich, und Allen, die da kamen
Ruft Du: „Durch Einheit ſeid ihr ſtark und frei!“
Und wiederholt es laut in allen Liedern:
„Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern!“

Auch für die Brüder in dem Vaterlande
Schlägt heute freudiger als ſonſt das Herz;
Einſt löſen ſich auch dort der Knechtſchaft Bande,
Friſch, frei und herrlich wird's dann allerwärts.
Ein Volk, das einen Schiller hat geboren,
Iſt für die Freiheit nimmermehr verloren.

Es wird auch dort ein Meiſterſchuß geſchehen,
Denn eine Gränze hat Tyrannenmacht;
Ein zweiter Tell wird alles Volk aufſtehen,
Ein Licht vom Himmel ſtürzt die alte Nacht.
Dann tönt der Glocke feierlich Geläute,
Und ſagt daß Freiheit, Friede es bedeute,

Und alle Früchte werden wieder reifen,
Und Lebensblüthen auf den Weg geſtreut;
Es wird der Geiſt nicht mehr ins Irre ſchweifen,
Es hat die Erde ſelbſt ſich ja erneut.
Die Herzen werden für das Wahre glühen!
Das Edle, Schönſte, wird auf's Neu' erblühen!

Drum jubelt laut, Ihr frohen Feſtgenoſſen,
Heil, Heil dem Meiſter, ſeinem Lebensfeſt,
Dem Feſt, das treuer Liebe iſt entſproſſen,
Das uns in Ihm ſo Hohes feiern läßt!
Heil, Heil! Dem Sangeskönig gilt die Feier!
Heil, Heil! Dem Sangeskönig rauſcht die Leier!

(Bekränzung der Büſte.)

Empfange denn, was heut' in ernſter Weihe
Dein eigen Volk aufs Sängerhaupt Dir drückt,
Den Blüthenkranz, den Dankbarkeit und Treue

licher Thätigkeit müssen bei dem, der Sinn dafür hat, dieselbe Wirkung hervorbringen, und warum diesen Sinn ertödten? Verdient der Geist eines Raphael, eines Leibnitz, eines Shakespear, eines Friedrich weniger Aufmerksamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und diese Begeisterung kann bei dem großen Menschen nicht zum unthätigen Schwelgen führen. Es ist leicht gesagt, daß unsere Zeiten und Verhältnisse uns zu keiner begeisterungswürdigen Wirksamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Riesen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirksamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere heraussuchen, woran kleinere Menschen sich nicht wagen.

Mich verlangt sehr nach bestimmten Nachrichten von Goethes politischer Thätigkeit. Ich erwarte viel hierüber von Deiner Bekanntschaft mit Voigt. Schreib' mir ja, was Du von ihm davon erfährst, sobald er vertraut wird.

Ich bin noch voll von dem Herderschen Buche, das ich nun gelesen habe. Es ist eine mühsame Lectüre, sobald man nicht bei der Form stehen bleibt, sondern Wahrheit und Zusammenhang des Inhalts prüfen will. Ich habe viele Stellen mehreremale lesen und mit anderen vergleichen müssen, um den wahren Sinn zu fassen. Was Du mir von Herders Widerwillen gegen Kant und von

Im fremden Land, die Deinen Dir gepflückt.
Kein Lorbeer iſt's, auch keine ſtolze Krone,
Die Freiheit reicht Dir dieſen Kranz zum Lohne.

Jetzt hier in dieſer großen heil'gen Stunde,
Durch deine Gegenwart lichthell verklärt,
Ruft Alles, wie aus einem Herz und Munde:
Geiſt Schillers halt uns immer Deiner werth;
So bleibe bei uns Liebling Schmerzens ſtiller;
Hoch lebe, hoch! der edle Friedrich Schiller!

San Francisco.

Feſtrede,

geſprochen von Karl Kühſl.

Wie wir hier, meine Freunde, ſo legte eine ganze Nation ihre Feierkleider an; im ganzen deutſchen Vaterlande wehten Freudenzeichen und ſo weit die deutſche Zunge klingt, ertönte das Lied zum Lob und Preis eines deutſchen Mannes, der vor 100 Jahren zwar ſchon das Licht der Welt erblickt, und vor einem halben Jahrhundert wieder von hinnen geſchieden iſt, aber durch ſein geiſtiges Vermächtniß unter uns lebt, als wäre er Einer der Jetztzeit. Dieſer deutſche Mann iſt Friedrich von Schiller, der größte Volksdichter der Deutſchen, der Ideale geſtaltete überall, wo der Flug ſeines Genius ihn hinführte, um Denkmale der Freiheit zu ſetzen, für lebende und kommende Geſchlechter.

Im vorigen Jahrhundert ſah es trübe aus in den deutſchen Landen. Das Reich war zerſtückelt in hunderte von Territorien. Es herrſchten weltliche und geiſtliche Fürſten, Biſchöfe und Reichsritter, deren Intereſſe es nur ſein konnte, ihre eigene Gewalt auf

Kosten des Zusammenhalts des Reichs zu vergrößern. Willkührherrschaft, politische und geistige Unterdrückung war das Loos des Volkes und so buntscheckig die Ländermasse, die das Reich bildete, sich ausnahm, so waren auch die materiellen und geistigen Interessne des Volks. Aber es bildet jede Zeit ihre Männer, welche mit mehr als irdischen Anlagen, mit Muth und Ausdauer ausgestattet erscheinen, um gewissermaßen als die öffentlichen Ankläger aufzutreten, gegen alle Verbrechen, die an der Menschheit begangen worden. Schiller hatte eine solche Sendung.

Einem der damaligen Fürsten, dem Herzog Karl von Würtemberg, war es vorbehalten, unter seinen Augen diesen Mann des Volkes zu erziehen. Der Gamaschen-Despotismus, mit welchem der Fürst die Karlschule leitete, und worin sich der Geist der Zeit so ganz und gar abspiegelte, er war die Ursache, daß der Unabhängigkeitssinn der Jugend mit doppelter Macht ausbrach, daß der Kampf gegen das Einengende der bürgerlichen Gesellschaft aufgefaßt wurde als ein Kampf auf Leben und Tod. So sahen wir vor wenigen Tagen in dem dramatischen Theile unseres Festes dargestellt, mit welchen Kämpfen und Gefahren Schiller's Erstlingswerk „Die Räuber" in die Oeffentlichkeit kam, und wie der Dichter selbst fliehen mußte. Es war ein Feuerbrand in die bürgerliche Gesellschaft geworfen, es war mit einer überschwenglichen und edlen Phantasie und mit glühender Sprache ein Bild des faulen gesellschaftlichen Gebäudes gezeichnet, wie es Niemand wieder verwischen konnte. Schiller verließ die Karlschule und warf sich mit seinen Ideen der deutschen Nation in die Arme, die ihn in ihr Herz einschloß und ihn mit seinen Werken bewahrt hat bis zur heutigen Stunde.

Es kann nicht der Zweck sein, hier eine literaturgeschichtliche Abhandlung über seine Werke zu liefern. Dieselben sind bekannt. Seine Gedichte athmen den Geist der Freiheit wie seine dramatischen Schriften, seine geschichtlichen nicht weniger als seine philosophischen.

Seine Schriften sind wie seine Natur, edel und rein, nur dem Höchsten zugewandt, der Verherrlichung der Rechte der Menschheit, Fingerzeichen für die Fortbildung seines Volkes. Sie leuchten, wie sein großer Zeitgenosse sagt, „uns voran ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen, und hinter ihnen in wesenlosem Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Ein Mann, der so tiefe Furchen ins geistige Leben unseres Volkes gezogen, konnte unmöglich nur allein schöpfen aus dem Verwerflichen seiner Zeit. Seine Anregung mußte auch eine positive gewesen sein. Und so gehört er denn auch der Literaturperiode als Letzter an, die von Klopstock und Lessing begonnen, dem deutschen Geiste eine Unabhängigkeit verschaffte über die Auswüchse des Geschmackes am Ausländischen und ihm zum Siege verhalf über die herrschende Ansicht der Großen, daß der Deutsche eigentlich keine Literatur haben könne, sondern sich nur mit französischer Nachäfferei behelfen müsse. Die Männer jener Periode, die unsere Classiker geworden sind, wie Göthe, Herder, Wieland und Andere, sowie Karl August von Weimar, der Mäcen deutscher Literatur und Kunst, sie waren die positiven Anregungen, welche Schiller in Stoff und Form veredelten, die so zu sagen ihn auf seine wahre ästhetische Höhe empor hoben.

Aber es waren auch Eindrücke, welche Schiller noch in sich aufnahm aus zwei großen weltgeschichtlichen Ereignissen, der großen französischen Revolution und des Befreiungskriegs der nordamerikanischen Colonien. Wenn auch die Erstere ein Trauerspiel der Irrungen gewesen, so waren doch die leitenden Ideen solche, die auf die Berechtigung eines freien Menschenthums hinzielten, welche den Grundsatz umstürzten, daß es einen Herrscher gibt von „Gottes Gnaden" und an dessen Statt einen anderen aufstellte, alle Menschen sind frei und zu gleichen Rechten geboren. Während diese Ideen ausliefen in den Despotismus eines Napoleon, so zeigte die Aufopferung patriotischer Männer in der neuen Welt sich belohnt

durch die Herstellung einer freien Republik, eines politischen Staatsgebäudes, dem die Gleichberechtigung des Bürgers als sittliche und praktische Grundlage dient. Wurde auch kein Schiller'sches Ideal erreicht, so ist doch ein großer politischer und gesellschaftlicher Fortschritt bewirkt, den dauernd zu erreichen man in der alten Welt schon oft, aber vergeblich, versucht hat.

Haben wir nun hierdurch einen kurzen Umriß vom geistigen Wirken Schillers und von den Zuständen seiner Zeit geliefert, so müssen wir uns nun zu dem praktischen Gesichtspunkt wenden, der uns heute unerläßlich erscheint. Wir feiern mit dem Feste des dankbaren Andenkens an den großen Schiller zugleich ein Fest der geistigen Vereinigung mit unseren deutschen Brüdern in der alten Welt. Blicken wir hinüber über das weite Meer, welches uns trennt, finden wir nicht noch heute das große Ringen des deutschen Volkes nach äußerer und innerer Einheit, nach Verwirklichung der Ideen, die unser großer Dichter hinterlassen? Freilich sind die Zustände dort jetzt andere, als in der Sturm- und Drangperiode desselben. Unser Jahrhundert begann mit den Thaten eines Sohnes der Revolution, der als Autokrat eines Nachbarvolkes eine Wiedergeburt Europas erstrebte, der Throne stürzte, und neue aufbaute, dessen Pläne ins Ungeheure sich verliefen. Ob sein Zielpunkt die endliche Befreiung aller Völker gewesen? Ich theile diese Ansicht seiner höheren Sendung nicht. Allein das können wir nicht läugnen, daß seine Erscheinung für unser Vaterland wenigstens den Segen gebracht, die tausend Grenzen zu vertilgen, welche den besten Deutschen ihrer Zeit die Erreichung einer Vereinigung der deutschen Stämme ins Bereich der Unmöglichkeit verschieben ließ. Und gedenken wir der Zeit, in der Deutschland sich gegen jenen Zwingherrn erhob, in gutem Glauben auf eine einheitliche Zukunft, waren es nicht die Sänger, welche das Volk zur Freiheit hauptsächlich begeisterten?

Waren diese Körner, Arndt u. A. nicht blos die Nachfolger

unseres großen Dichterfürsten, und sangen sie nicht blos die aufgegangenen Keime, welche ihnen Jener ins Herz gestreut? Das Volk erlag wieder. Der alte Fluch kam in erneuerter Gestalt aufs Volk herab, die geistige Umnachtung, die politische Knechtung. Und wieder ertönte das Lied der Klage. Die Dichter schlugen heimlich in die Saiten, und trotz dem Schreckbilde von Kerker und Fesseln wurde die geflüsterte Klage zum lauten Liede des Trotzes. Es sangen Herwegh, Hoffmann, Freiligrath. Sie sangen das alte Lied der Freiheit, sie sangen Schiller's alte Gedanken und sie waren damit nicht blos die Verboten, sie waren die Hauptbeförderer einer neuen revolutionären Zeit. Und in diese Zeit reichen wir alle hinein, denn seitdem ist erst ein Decennium verflossen. Wer erglühte nicht damals unter dem Freiheitsgefühl, wer war nicht damals selbstthätig den Freiheitsbaum aufzupflanzen, wer fühlte sich nicht stolz, der Zeuge einer Zeit zu sein, in welcher in blutigem Kampfe abgebrochen ward mit einer entwürdigenden Vergangenheit?

Wir müssen dieser Zeit ein Wort der Erinnerung weihen, denn die drängt sich auch im alten Vaterlande und überall auf, wo das große Jubelfest gefeiert wird, denn nirgends kann unerwähnt bleiben, welcher Richtung Schiller angehörte. Hätte er nur die Liebe besungen, und hätte er kalt bleiben können bei den Bewegungen der Völker, gefühllos gegen die Leiden der Menschen, er wäre nie ein Volksdichter geworden. Wie nah also liegt die Idee, sich Rechenschaft zu geben, wie viel von seinem Ideal erreicht ist! Kleinmüthige und Kurzsichtige, die die Entwickelung eines großen Volks nach dem kurzen Maßstabe ihrer eigenen messen, mögen sagen, daß die letzte große Erhebung mit dem Jahre 1848 begonnen, und zu Grabe getragen ist. Es ist nicht der Fall. Ein plötzlicher Riesenfortschritt muß seinen Rückfall haben, es liegt dies in der Natur, es zeigt uns dies die Geschichte. Das Auf und Nieder zweier großen Parteien, der Kampf zwischen der Souveränität des

Volkes und der der Fürsten besteht aber so lange fort, bis eine gänzliche Unabhängigkeit der einen Partei von der anderen erzwungen ist. Und glauben Sie, meine Freunde, daß dies geschehen sei? Glauben Sie, daß dies ein Sieg ist, wenn aus Deutschland, wenn aus Frankreich die besten Männer sich haben flüchten müssen, oder verbannt sind, weil ihr Geist, weil ihr Wort nicht in Uebereinstimmung gewesen mit der herrschenden Gewalt? Jetzt weniger, wie damals, als Herzog Karl von Würtemberg den Feuergeist des jugendlichen Schiller nicht vernichten konnte, kann der freiheitathmende Geist unserer Dichter und Volksmänner gebannt werden.

Es ist wahr, die politische Republik ist in Europa noch nicht erreicht, aber es ist eine andere Republik gegründet, ein Freistaat des Geistes. Dieser Staat gehört dem Volke. Der birgt den großen Gedankenschatz, aus dem die Völker gespeist werden, so lange sie ihre Selbstständigkeit noch nicht erreicht haben. Er wirkt unsichtbar fort, aber er wirkt. Und hat er sich nicht geäußert gerade in jüngster Zeit? Als ein geknechtetes Nachbarvolk aufstand, um seine Freiheit zu erkämpfen, da hatte es die Sympathien unseres Volkes. Als aber der größte Tyrann Europa's, der die Freiheit seines eigenen Volkes niederkartätschen ließ, diese Freiheit erkämpfen zu wollen vorgab, da zeigte sich der nicht erstorbene Geist des deutschen Volkes. Man erkannte die Gefahr. Es zeigte sich das Einheitsstreben, das mächtig genug gewesen, den Plänen des räthselhaften Mannes wenigstens vorläufig eine andere Richtung zu geben. Es lebt ein Bewußtsein im deutschen Volke und wo dieses lebt, da lebt der Kampf für eine bessere, für eine freie Zukunft.

Daß wir hier, so viele Tausend Meilen von dem Heerde unserer Väter entfernt, durch unsern großen Dichter uns zurückführen lassen auf den alten Boden unserer Geschichte, es ist natürlich. Sind wir nicht, sei es durch eigene Wahl, sei es eben in Folge unseres Freiheitsstrebens gezwungen, einem Ideal näher gerückt? Genießen wir nicht hier die volle Freiheit des Gedankens in Schrift

und Wort, wonach unser ganzes Volk gestrebt und wofür es gelitten, wofür es noch nicht ausgekämpft? Ist nicht die Gewissensfreiheit garantirt, und finden wir nicht gerade hier die Freiheit des Glaubens in höheren übersinnlichen Dingen, die unsere Nation durch ihre eigenthümliche freie Auffassung ganz besonders in Anspruch nimmt? Steht nicht der Mann hier frei, und kann er sich nicht verwerthen nach seinen persönlichen Fähigkeiten? Und Alles dieses haben wir voraus vor unseren Brüdern in der alten Welt. Aber gerade das innige Verhältniß zwischen den Millionen Deutscher in den Vereinigten Staaten mit ihren Brüdern ist es, welches dies Streben nach politischer Verbesserung drüben mit aufrechterhält. Keine Gewalt kann so viel wirken, als das Beispiel, namentlich, wenn es ein gutes ist. Laßt uns nicht, wie Mancher, dem Lande den Rücken kehren, von dem wir herstammen. Es ist etwas Unnatürliches, das Band zu zerreißen, welche unsere Muttersprache bildet, es ist unnatürlich, unsere Erziehung zu verläugnen. Nicht können wir die Sitten und Anschauungen los werden, die uns vor anderen Nationen auszeichnen, noch können wir solche von anderen Nationen gänzlich annehmen. Nur einen Standpunkt können Alle einnehmen, den der Moral. Der ist groß genug, auf daß sich alle Nationen darauf die Hand reichen. Je freier ein Volk, desto größer die öffentliche Moral, die höchste Moral ist die höchste Freiheit.

Unser junger Staat, Californien, bietet mehr als ein anderer Gelegenheit, den verschiedenen Nationen zu zeigen, welche Elemente sie in sich tragen für eine freie Volksentwickelung. Laßt alle Nationen sich gegenseitig ergänzen, und laßt uns Deutsche nicht die Letzten sein, zu beweisen, daß ihre großen Männer sie lange durch ihre Literatur vorbereitet haben für freiere politische Zustände. Aber daraus kann es nicht hervorgehen, daß wir einen Verrath an unserem Vaterlande begehen. Wer sein eigen Volk nicht ehrt, sein Vaterland nicht liebt, der ist der Freiheit nicht werth, weder zu Hause noch im Lande seiner Adoption.

„An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!"

Welch' befriedigendes Bild, meine Brüder, leuchtet uns aus unſeren Bergen herab, wo der Deutſche der Natur die goldenen Schätze abringt, wo eine große Geſchichte der Entbehrungen und Täuſchungen verlebt iſt, wo die Vergänglichkeit der irdiſchen Schätze ſich im Leben ſo demonſtrirt, wie in der Natur der unvergängliche Reichthum! Auch dort fanden wir die vaterländiſchen Gedanken, die uns hier beſeelen. Abgeſchnitten von der großen Welt, zeigen uns dort unſere Landsleute, daß Alles dahinſchwinden kann, nur der Geiſt nicht, den ein wahrer Dichter ausgeſtreut.

So möge denn dieſe 100jährige Jubelfeier überall im Herzen unſerer Jugend den klimmenden Funken zur lodernden Flamme anfachen. Möge das Vorbild Schillers begeiſtern zu neuem zündenden Wort, zu erfolgreicher That! Möge bald Vernichtung hereinbrechen auf Alles, was die Völker knechtet, auf daß ihr Schickſal nicht mehr in den Händen Einzelner liegt, die Völker durch Völker bezwingen, ſondern, daß dieſe ſelbſt mit einander Frieden ſchließen, nicht, um ſich gegenſeitig zu betrügen, ſondern den Bund der Freiheit zu beſiegeln für ewige Zeiten.

„Es iſt kein leerer ſchmeichelnder Wahn
Erzeugt im Gehirne der Thoren,
Im Herzen kündet es laut ſich an,
Zu was beſſerem ſind wir geboren,
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht."

Feſtprolog von M. Burkardt.

geſprochen im American-Theater.

Im unerforſcht geheimnißvollen Weben,
Vom heil'gen Hauch der Gottheit nur belebt,
Entſteht die Zeit, verinnt mit unſ'rem Leben,
Dem Blitzſtrahl gleich, iſt ſie dem Blick entſchwebt.

So ſind Jahrhunderte dahin gezogen,
Geſchlechter ſtanden auf und ſtarben fort,
Doch unvergänglich wie der Himmelsbogen,
Blüht ewig friſch und grün des Dichters Wort.

Laut möge unſer Jubelruf ertönen,
Dem großen Schiller ſei dies Feſt geweiht,
Der edelſte von Deutſchlands Muſenſöhnen,
Empfange den Tribut der Dankbarkeit.

Wie ein Geſtirn in dunkler Himmelsferne
Mit ſeinen Strahlen auf'ſe Nacht erhellt,
Der Venus gleich, dem ſanften Morgenſterne,
So ſtrahlte Schiller's Genius durch die Welt.

Das Dunkel ſchwand, ein neuer Morgen blühte,
Die deutſche Muſe hob ihr Haupt empor;
Was in des deutſchen Dichters Sinn erglühte,
Drang hell und klar aus ſeiner Bruſt hervor.

Die Feſſel fiel, die Geiſteskraft umſchloſſen,
Der Freiheit tönte ſein begeiſtert Lied,
Dem Scraph gleich, von Strahlenglanz umfloſſen,
Sein Wink das Erle von dem Niedren ſchied.

Mit nie geahnter Kraft zum Höchſten ſtrebend,
Des Laſters Fluch, der Tugend ehern Schild,
Durch alle Reiche der Gefühle ſchwebend,
Die Bruſt vom ſchönſten Ideal erfüllt.

So warf er uns aus jenen Regionen,
Dort, wo der Dichter mit der Gottheit geht,
Den Blüthenregen, jene Geiſteskronen,
Worin der Geiſt des edlen Dichters weht.

Er ſang der Liebe ſeliges Entzücken,
Der Frauenwürde war ſein Lied geweiht,
Er zeigte uns ren wonnetrunknen Blicken
Das reine ſchöne Bild der Weiblichkeit.

Sein „Männerwerth" macht Frauenherzen zittern,
Der „Glocke" Ton schallt auf der Lebensbahn,
Er führt den Geist, umstürmt von Ungewittern,
Auf Phantasie-Flügeln himmelan.

Die Bühne war der Schauplatz seiner Kriege,
Tyrannen zitterten auf ihrem Thron,
Die Tugend feierte die reinsten Siege,
Das Laster fand den wohlverdienten Lohn.

Verklärter Sänger, der in Himmelshöhen,
Auf ewig uns'ren Blicken ist entrückt,
Wir fühlen Dich und Deines Geistes Wehen,
Sein Flügelschlag das deutsche Herz entzückt.

All überall, wo deutsche Herzen schlagen,
Wo Liebe wohnt, wo Sinn für Wahrheit glüht,
Wird man Dein Bild im treuen Busen tragen,
Vom ewiggrünen Epheukranz umblüht.

Des Weltzerstörers Monumente fallen,
Sie sind nur Staub, sie beugen sich der Zeit,
Doch ewig werden Deine Lieder schallen,
Dein Denkmal Schiller, trotzt der Ewigkeit.

So sehen wir denn heut, nach hundert Jahren,
Das deutsche Volk in seinem Tempel steh'n,
Sein theures Angedenken treu zu wahren,
Wird er im Bild an uns vorübergehn.

Ein Priester in der Musen Zauberhallen,
Sei ihm der Muse Lächeln heut geweiht.
Der dunkle Schleier möge niederfallen
Vom klaren Spiegel der Vergangenheit.

Des großen Dichters kummervolle Jugend,
Der harte Kampf in Geistes-Sclaverei,
Verzweiflung, Hoffnung und der Sieg der Tugend,
Zieh' wie ein Bild an uns'rem Blick vorbei.

dem Speculationshaſſe der Goethianer geſchrieben haſt, hat mir Aufſchluß über manche Stellen gegeben. Herder ſcheint mir von Natur viel Anlagen zur Speculation zu haben. Die Schrift „Gott" iſt eigentlich ein Rückfall in ſeine alten philoſophiſchen Lieblingsideen, deren er ſich jetzt beinahe ſchämt, und die er der Secte zu Liebe gern an die kindliche Einfalt der Naturmenſchen anſchließen möchte. Daher die Ungleichheiten, welche vielleicht bei beiden Theilen widrige Eindrücke machen werden. Er eifert S. 151 wider metaphyſiſche Grübeleien, und will, daß man von Erfahrungen ausgehe — und doch iſt ſein ganzes Syſtem, ſo gut wie jedes andere, eine metaphyſiſche Hypotheſe, die auf willkürliche Begriffe gegründet iſt. Ich habe das Buch nun einmal ſtudirt, und kann Dir alſo leichter eine Ueberſicht des Ganzen geben, als Du Dir ſelbſt bei einem flüchtigen Leſen in Deiner jetzigen Lage wirſt verſchaffen können; und doch kann Dir's vielleicht lieb ſein, über einige Punkte mit Herder zu ſprechen.

Die erſten drei Geſpräche enthalten eine Ehrenrettung Spinozas. Das Biographiſche haſt Du geleſen. Zur Darſtellung ſeines Syſtems dienen folgende Sätze.

Spinoza verſtand unter Subſtanz ein Ding, das für ſich beſteht, das die Urſache ſeines Daſeins in ſich ſelbſt hat. In dieſem Sinne ſagt er: Gott iſt die einzige Subſtanz. Wenn er alle Dinge Modificationen in Gott nennt, ſo iſt dies bloß ein auffallender Ausdruck, wodurch er die Abhängigkeit aller Dinge, ſowohl in ihrem

Weiht eine Thräne ſeinen herben Schmerzen,
Doch blickt mit Wonne ſeinen Genius an,
Und jauchzend tön' es laut in allen Herzen,
„Der große Dichter war ein deutſcher Mann."

Californiſcher Feſtgeſang
zu Schiller's Jubelfeier.

Heil dir im Lorbeerkranz,
Sänger des Vaterlands,
Heil, Schiller, dir;
Heute ſind's hundert Jahr,
Als dich die Welt gebar,
Ihr ſelbſt zum höchſten Ruhm,
Deutſchland zur Zier.

Folgend dem reinſten Drang
War auch dein Lebensgang
Fleckenlos rein,
Und als dein Auge brach,
Tönte die Trauerklag,
Weinte ein ganzes Volk
An deinem Schrein.

Wenn auch im Moderduft
Längſt in der Fürſtengruft
Ruht dein Gebein,
Lebt doch in Schrift und Wort
Immer dein Geiſt noch fort,
Strahlet wie Sternenlicht,
Engelmild rein.

Was du gedacht, geſchafft,
Zeuget von Himmelskraft,
Höchſter Moral;
In deiner Werke Zahl
Strebſt du all überall
Hin zur Vollkommenheit,
Zum Ideal.

Jedem in ſeinem Stand
Reichſt du die Führerhand,
Zeigſt du den Pfad;
Dieſem der Liebe Glück,
Jenem der Hoffnung Blick,
Allen des Glaubens Schild,
Als Troſt und Rath.

Keines Symboles Knecht
Dachteſt du ſchlicht und recht;
Haßteſt den Tand,
Mit dem der Pfaffen Spott
Putzt ſein.n Mobegott,
Leitend das dumme Volk
Am Gängelband.

Hier, wo kein Feſſeldruck
Schändet der Freiheit Schmuck,
Frei Jeder denkt,
Fühlen wir Mann für Mann,
Was du für uns gethan,
Wie in die Freiheitsbahn
Du uns gelenkt.

In einer Zeit der Schmach
Rieſt du die Freiheit wach,
Muthig und frei;
Schalteſt die Heuchelei,
Straftеſt die Tyrannei,
Strittеſt für Volkswohl
Furchtlos und treu.

Daß Gottes Strafgericht
Schont auch die Großen nicht,
Zeigtest du kühn,
Fürſten das Henkerbeil,
Drängern den Rachepfeil
Eines gedrückten Volks,
Als Himmelsſühn'.

Seit unſrer Fürſten Hohn
Stürzte des Reiches Thron
Mit frecher Hand,
Biſt du das Geiſtesband,
Biſt du das Einheitspfand,
Mit unſern Denkern all,
Für unſer Land.

Hoffnung aufs neue lacht
Uns nach ſo langer Nacht
Wieder einmal;
Daß deine Freiheitsſaat
Möge den Einheitsſtaat
Bringen dem deutſchen Land,
Bitten wir all.

Leuchte du uns voran,
Wie du bisher gethan,
Stets fort und fort;
Steh' unſerm Volke bei,
Daß es ſich mache frei,
Daß es bald einig ſei,
Sei unſer Hort.

Rings um den Erdenball
Tönet der Jubelſchall
Heut, Schiller, dir;
Wo unſre Sprache klingt
Und man noch Lieder ſingt,
Schallet dein Lobgeſang,
Huldigt man dir.

In dieſem neuen Land
Am Stillen Meeres-Strand,
Im Feſtverein,
Hier, vor die Freiheit thront,
Wo ſich die Arbeit lohnt
Und die Natur uns lacht,
Denken wir dein.

Hier, wo am goldnen Thor
Blüht ſchon des Handels Flor,
Kaum erſt erwacht;
Wo halb vom Meer gewiegt,
Halb an den Berg geſchmiegt,
Wächſt unſre junge Stadt
Mit Zaubermacht.

Nicht bloß am Meeresrand,
An der Sierra Wand,
Am Felsgeſtein,
Dort, wo im Leinenzelt,
Träumend von goldner Welt,
Einſam der Deutſche weilt,
Denkt man auch dein.

Dort, wo im Himmelsraum
Säuſelt der Rieſenbaum
Im Morgenſtrahl;
Dort, wo der Katarakt
Donnert im wilden Tact,
Schäumend im jähen Fall,
Nieder ins Thal;

Dort, wo im tiefen Schacht
Dröhnend die Mine kracht
Im Quarzgeſtein;
Dort, wo am Ufferrand,
Waſchend den goldnen Sand,
Emſig der Deutſche ſchafft,
Dort denkt man dein.

Dort, wo am klaren See
Schlichtern das ſchlanke Reh
Badet den Lauf;
Dort, wo im Teufelsgrund
Gellend dem Erdenſchlund
Kochende Fluth entziſcht
Himmelwärts auf;

Dort, wo das Farmerhaus
Glänzt aus dem Buſch heraus
Im Abendſchein;
Dort, wo auf ſteilem Pfad
Durſtig dem Quell ſich naht
Heerde und Hirt vereint,
Denket man dein.

Dort, wo im Wogenbrand
Funkelt der goldne Strand
Im Mittagsſtrahl;
Wo in dem Nachbarwald
Luſtig die Büchſe knallt,
Bären und Wilde ſich
Streiten um's Mahl.

Dort, wo am Engelfluß
Glühender Sonnenkuß
Süßet den Wein;
Dort, wo im Nachbargau
Mehret den Rebenbau
Deutſche Betriebſamkeit,
Dort denkt man dein.

Hier, dort, ja überall
Rauſcht unſer Jubelſchall
Zu dir empor;
Hoch hebt ſich unſre Bruſt,
Schwellend von reiner Luſt,
Wenn der Geſang ertönt
Im Feſtescher.

In deiner Lieder Duft
Athmen wir Heimathluft,
Heut im Verein;
Bei Tanz und Becherklang,
Bei lautem Hörnerklang,
Fröhlich und friſch und frei
Denken wir dein.

Anmerkungen. Vers 3. junge Stadt — San Francisco. Vers 5. Riesenbaum — Giant trees, botan. Wellingtonia gigantea, bis 450 Fuß hoch. Kataraki — Poiem te Fall, 3000 Fuß hoch vom Felsen herabstürzend. Vers 7. klaren See — Clear Lake. Teufelsgrund — Devils Cannon. Kochende Fluth — die Geyser. Vers 9. goldnen Strand — Golden Beach. Vers 10. Engelfluß — Los Angeles Fluß. Nachbargau — Annaheim.

Feſtlied der Deutſchen in Amerika,

zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859.

Von Ferd. Freiligrath.

Der fernen Heimath wandellos zu eigen,
Die frei ſie Vorhut, die ihr Banner ſchwingt,
So ſteh'n wir in dem großen Deutſchen Reigen,
Der jubelnd heut' ſich um die Erde ſchlingt!

Der, eine einz'ge ſtolze Geiſterkette,
Hinaus ſich zieht vom grünen Neckarſtrand,
Von eines niedern Herdes trauter Stätte,
Und Herz mit Herz, und Land verknüpft mit Land!

O nied're Herd, o ſtiller,
Wie herrlich ſtrahlſt du da,
Herd, der den Knaben Schiller
Geboren werden ſah!

Heut' ſind es hundert Jahre,
Da that, von Dir erhellt,
Sein Aug' das große, klare,
Zuerſt ſich auf der Welt!

Sein Aug', das ſchönheittrunken,
Das Höchſte ſuchen ging;

In hehren Traum verſunken,
Am Blick der Gottheit hing;

Im Buch las der Geſchichte,
Wie in des Herzens Buch;
Und ewige Gedichte
Verklärt von dannen trug;

Dann wie aus vollen Schalen
Aus in die Seelen goß
Sein Flammen, ſeine Strahlen,
Und ach — ſo früh ſich ſchloß!

Wie ein Gewitter mit gewalt'gen Schlägen
Am deutſchen Himmel zog er jach empor;
Das Volk, die Jugend jauchzten ihm entgegen,
Ein Halbgott ſchritt er durch des Ruhmes Thor!

Schritt, raſtlos ringend, raſtlos wirkend, ſchaffend,
Der Freiheit Prieſter und der Menſchlichkeit,
Zu immer Höher'm ſich zuſammenraffend,
Im ſiechen Leib die Seele groß und weit!

Schritt, neben ſich den herrlichen Genoſſen,
Schritt hin mit Goethe zur Gedankenſchlacht,
Das Weib, die Kinder, feſt an's Herz geſchloſſen, —
Da kam der Tod, — und er verſank in Nacht!

In Nacht? O nein! „Die Todten ſollen leben!“
Hoch, der es ſprach! Vergebens rang um ihn wirbt
Der Tod! Er lebt in ſeines Geiſtes Weben!
Hoch, Schiller hoch! Der Todte, der nicht ſtirbt!

Noch tönt aus ſeiner Wolke
Das mächt'ge Seherwort:
Es ſpricht wie ſonſt zum Volke,
Wie ſonſt des Volkes Hort!

Schon hat er drei Geſchlechtern
Das durſt'ge Herz getränkt,
Schon zweimal deutſchen Fechtern
Muth in die Bruſt geſenkt!

Feit immer noch dem Wahren,
Dem Edlen Wort und Stahl — —
Und iſt mit uns auch über's Meer gefahren,
Und lebt mit uns im Lande unſrer Wahl!

Und wird uns heute neu in ihm geboren,
Und tritt uns feſtlich, der Erhab'ne, nah;
Und wandelt hoch in Deinen freien Thoren,
Dein Bürger auch, Amerika!

Haſt' aus, o Lied! Wir neigen uns, wir ſchweigen!
Geht hin, er ſchreitet mit Erob'rerſchritt!
Er macht dies Land, dies Zukunftsland ſein eigen,
Und baut und ſchafft an ſeiner Zukunft mit!

Und aber heut nach hundert Jahren glänzen
Wird ſeine Stirn hier, friſch umlaubt: —
Die Enkel unſ'rer Kinder kränzen
Die heil'gen Schläfe, das geliebte Haupt!

Nachwort.

Von der Abſicht getragen, der Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage und der Begeiſterung, die auf unvergleichliche Weiſe dieſem Feſte und dem großen Todten aller Orten entgegen gebracht wurde, ein dauerndes Erinnerungszeichen zu ſtiften, erließ ich in den Deutſchen Zeitungen am 10. November 1859 den nachſtehenden Aufruf:

„Literariſches Schiller-Denkmal.

„Die hohen Jubeltage und hellen Feſtklänge ſind „in kaum geahnter, glänzender Weiſe an uns Allen „vorübergezogen; wie ein geiſtiger Mahnruf trat das „ächt deutſche Feſt an Alle heran, ſo weit die deutſche „Zunge klingt und der Genius des deutſchen Geiſtes „und der deutſchen Poeſie Verehrer zählt. Ein „reiches, ſchönes Nationalfeſt einigte alle Geiſter, ein „Feſt, das nachhaltig und weithin zu wirken geeignet „iſt. Darum muß vor Allem der geiſtige Charakter „der herrlichen Säcular-Feier fixirt und der Zukunft

„in treuem Abbilde überliefert werden. Um dies „zu erreichen, haben wir uns entschlossen, alle der „Aufbewahrung werthen Festreden, Gedichte und „Urkunden zur Feier des 10. Novembers, gleich„sam den gesammten geistigen Inhalt des „Schiller-Jubel-Festes selbst in einem Schiller„Denkmale zu concentriren, und die Redaction kun„digen Händen anvertraut.

„Wir ersuchen daher alle Festvorstände, Festredner, „Redactionen, Theater-Directoren, Verleger, Schrift„steller, Dichter u. s. w., uns möglichst umgehend „(unter Kreuzband) ihre gedruckten und ungedruckten „literarischen Festgaben zuzusenden. Zu dieser „dringenden Bitte berechtigt uns der Entschluß, die „allgemeine Schillerstiftung an einem möglichen Ge„winne in ausgedehnter Weise theilnehmen zu „lassen.

„Schließlich ersuchen wir alle geehrten Redactionen, „durch Weiterverbreitung dieses Aufrufes unser Un„ternehmen fördern zu wollen.

„Riegel's Verlags-Buchhandlung in Berlin.“—

Die allgemeinste Theilnahme bestätigte, daß durch die hierin kundgegebene Absicht nur einem Wunsche Aller ent-

ſprochen wurde, denn Jeder ſchien zu fühlen, daß es Pflicht gegen den Gefeierten, ebenſo wie gegen unſere eigene Gegenwart ſei, dasjenige, was in jenen Tagen von den hervorragendſten Männern der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Staates und auch von ſolchen, die im wahren Sinne ſo eigentlich dem Volke angehören, dargebracht wurde, und auf das wir mit Stolz und Befriedigung zurückblicken können, aus dem Strome vorüberfließender Tages- und Broſchüren-Literatur oder aus dem Staube verſchloſſener Manuſcripte herauszuretten, und als ein Zeugniß der Größe und Tüchtigkeit unſeres Volkes kommenden Geſchlechtern aufzubewahren. —

Es liefen im Ganzen zu dieſem Zwecke 1643 verſchiedene Beiträge ein, von denen nach gewiſſenhafter Prüfung Seitens der Redaction des Werkes 340 zur Aufnahme und zum Abdruck gelangten; bis auf eine ſehr geringe Anzahl konnte keiner derſelben ſchlechthin als für den vorgeſteckten Zweck unbrauchbar angeſehen werden, aber es handelte ſich darum, dem Werke nicht unmäßige Ausdehnung zu geben und womöglich Wiederholungen zu vermeiden. Auch ſchien es nothwendig, als Grundſatz aufzuſtellen, daß die Schulreden gänzlich auszuſchließen ſeien, indem man ſich nicht verhehlen konnte, daß dieſelben, hatten ſie wirklich ihren Zweck gut erfüllt, ihren Standpunkt den

Schülern, alſo einem unentwickelten Alter gegenüber recht ſcharf inne halten, demnach in dieſem Sinne für jeden andern Unbefangenen an Einſeitigkeit leiden mußten. Ich hoffe, daß Niemand Derjenigen, deren Gabe aus irgend einem Grunde zurückgelegt wurde, annehmen werde, die Redaction ſei durch andere, als rein ſachliche Gründe hierzu beſtimmt worden, daß er vielmehr Rückſicht auf die Schwierigkeit der Auswahl und Anordnung des Ganzen billigerweiſe nehmen werde. —

So iſt das vorliegende „Schiller-Denkmal“ nun beendet und erſcheint als ein Werk, würdig des erhabenen Dichters, würdig des Volkes, an deſſen Fortſchritt er ſo großen Antheil hat. Literariſch und kulturgeſchichtlich von einer ſeltenen Bedeutung ſteht es, in ſeiner Art inmitten der großen Erſcheinungen der Literatur aller Völker und Zeiten einzig da, denn nur ein Schiller konnte in den Jahrtauſenden aufſtehen, und nur ein deutſches Volk konnte ihn „ſein“ nennen und ihn verherrlichen!

Berlin, am 18. October 1860.

Riegel.
(Riegel's Verlags-Buchhandlung)
als Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Orts-Register.

	Seite	Bd.
Aachen. Sternau, C. C.	408	II.
Bauck, Otto	410	II.
Altenburg. Finke, H. J.	143. 152	II.
Altona. Waesebrode, Ludw.	523	II.
Amerika. Festlied der Deutschen in Amerika von Ferd. Freiligrath	782	II.
Amsterdam. Mohr, Eduard	679	II.
Antwerpen. Flemmich, H. L.	690	II.
Angermünde. Prieme, C.	151. 153	I.
Augsburg. Allg. Ztg.	616	I.
Aurich. M. G.	441	II.
Baden (in der Schweiz). Derer-Egloff, E.	799	I.
Basel. Mähly, J.	794	I.
Berlin. Königl. Patent	21	I.
Urkunde für den Grundstein	24	
Kraussnick	26	
Sydow, A.	28	
Grimm, Jak.	37	
Böckh, A.	51	
Guhl, E.	60	
Duncker, H.	72	
Hethe	85	
Virchow	90	
Heyse, Paul	95	
Lasker, J.	100	
Brachvogel, E.	102	
Löwenstein, R.	105	
Maßmann, H. F.	108	
Förster, Fr.	116	
Scherenberg, C. F.	119	
Fontane, Th.	121	
Krosigk	122	
Melcher, Joh.	123	
Märcker, Fr.	124	
v. Niebuhr, L.	125	
August, E. F.	126	
Frenzel, Karl	128	
Th. Z.	130	
Kurs, Alice	133	
Dohm, E.	135	
Tropus, K.	136	
Bern. Eckardt, Ludwig	771. 784	I.
Bonn. Loebell, J. W.	353	II.
Bozen. Weller, Ferdinand	58	II.
Brandenburg a. H. Anonym	147	I.
Braunschweig. Glaser, Adolf	461	II.
Bremen Schäfer, J. W.	482	II.
Gildemeister, Otto	489	
Breslau. Gottschall, R.	349. 359. 376. 377	I.

Daſein als in ihrer Verbindung, von Einem ſelbſtſtändigen Weſen anzeigen will.

Spinoza ſagt, Gott iſt die immanente Urſache aller Dinge, d. h.: die Abhängigkeit der Welt von Gott iſt ohne Anfang und Ende. — Daß er die Ausdehnung für eine Eigenſchaft Gottes annimmt, iſt eine Folge der Carteſianiſchen Begriffe von Geiſt und Körper, durch welche Spinoza ſich verleiten ließ, Ausdehnung (das Weſen der Materie nach Descartes) als körperliche Realität, dem Gedanken als der geiſtigen Realität entgegenzuſetzen, und beides der Quelle und dem Inbegriff aller Realität, der Gottheit, zuzuſchreiben. — Ueber die Zeit dachte er richtig. Er ſah ſie für eine Beſtimmung abhängiger, beſchränkter, veränderlicher Weſen an, deren das unabhängige ſelbſtſtändige Weſen nicht fähig iſt. Eben dieſes würde er auch vom Raume eingeſehen haben, wenn die Begriffe über das Weſen der Materie zu ſeiner Zeit mehr aufgehellt geweſen wären. Ihm fehlte der Mittelbegriff zwiſchen Körper und Geiſt: ſubſtantielle Kräfte. Unter Vorausſetzung dieſes Begriffes kann man ſich des Ausdrucks: Eigenſchaften Gottes enthalten. Es iſt genug zu ſagen: er offenbart ſich in unendlichen Kräften auf unendliche Weiſen. — Daher unendliche Reihen von nebeneinander, nacheinander und untereinander geordneten, unendlich verſchiedenen Organiſationsſyſtemen, in deren jedem die belebende Kraft unendlich iſt. Gott als unendliche Denkkraft erkennt und will ſeiner Natur nach nothwendig das Beſte;

	Seite	Bd.
Bernardelli	356	
Meyer, S.	372. 383. 387	
Karow, M.	378	
Pulvermacher	381. 391	
Großer, W.	384	
F. A. K.	386	
Hofferichter	388	
Falkenhayn	390	
Brüſſel. Heerklotz, Adolf	687	II.
Butzbach. Pilgram Diehl, Margaretha	278. 279	II.
Caſſel. Falkenheiner, W.	331	II.
Altmüller, Carl	345	
Beckmann, Wilh	348	
Chemnitz. Fritzſche, E. 300.	304	I.
Coburg. Schlönbach, Arnold 179. 181.	181	II.
Danzig. Genée, Rudolph	654	II.
Lua, A. L.	658	
Darmſtadt. Zimmermann, G.	258	II.
Büchner, Luiſe	268	
Gollmid, Karl	270	
Demmin. Schmeckebier	383	II.
Deſſau. Elze, Karl	317	I.
Dresden. Neubert	240	I.
Auerbach, B. 241.	245	
Klee	243	
Gutzkow, K.	250	
v. Beuſt	257	
Siegel	261	
Pabſt, J.	262	
Hübner, Jul. 268. 275.	276	
Pfeilſchmidt 270. 272.	277	
Weller, K.	279	
Duisburg. Lange, F. A.	393	II.
Düſſeldorf. Riele, A.	365	II.
Bacano, Otto	377	
Herchenbach, W.	384	
Eisenberg Haberland, M.	154	II.
Elberfeld Röber, Fr.	386	II.
Rittershaus, Emil	391	
Erlangen. Döderlein, L.	547	I.
Gever, L.	567	
Ettenheim. Lonker, E.	707	I.
Frankenberg. Werner, A.	297	I.
Frankfurt a. M. Stern.	185	II.
Claſſen	193	
Reinganum	204	
Steig	208	
Rommel	210	
Guſt. Spieß	213	
Kolb	217	
Anonym	220	
Hofmann, H.	223	
Frankfurt a. O. Mahler, H.	158	I.
Freiburg (i. Br.) Werber	700	I.
Graß, Karl	701	
Gießen. Baur, G.	280	II.
Göttingen. Curtius, Ernſt	447	II.
Gotha. Schwarz	160	II.
Bude, Adolf	167	
Gray. Weinhold, Karl	66	II.
v. Holtei, Karl 74. 80.	82	
Pichler, Fritz	76	
Greifswald. St. m. D.	579	II.
Guben. Scheuermann, A.	427	I.
Günzburg. Anonym	614	I.
Halle a. d. S. Schweiſchke	308	I.
Geelh, Th.	311	
Anonym	313	
Francke, H.	316	
Hamburg. Rießer, G.	493	II.
Endrulat, Bernh. 510.	518	
Hameln. Eckert, Herm.	480	II.
Hanau. Suchier, K. 274.	276	II.
Hannover. Rommel, C.	472	II
Andreae, Wilh.	477	
Bernhardi, Wilh.	479	

	Seite	Bd.
Heidelberg. Weber	653	I.
Starck, K. B.	659	
Heilbronn. Mayer, F. C.	573	I.
Eyth, Ed.	575	
Hermsdorf (unterm Kienast.) Grabriel, Wilh.	423	I.
Homburg (i. d. Pfz.) Maurer, L.	741	I.
Jena. Schenk	138	II.
Steinacker, G.	141	
Karlsruhe. Löhlein, Th.	619	I.
Devrient, Eduard	6*8	
Kiel. Forchhammer, P. W.	542	II.
Kitzingen. Schad, Chr.	468	I.
Köln. Jung, G.	362	II.
Königsberg i. P. Zacher, J.	612	II.
Jacoby, Joh.	624	
Rosenkranz, Karl	637	
Zimmermann, M.	649	
Königsberg i. N.-M. Lütz	155	I.
Köthen. Schmidt, K.	330. 335	I.
Gocht, H.	337	
Lahr. Meyer, J. G.	723	I.
Laibach. Elze, Th.	84	II.
Leipzig. Wuttke	163. 174	I.
v. Wächter	177	
Zille, Moriz	182. 215	
Gottschall, R.	188	
Marggraff, H.	199. 208	
Gerhard, Adolar	202. 205	
Fürst, Livius	204	
Böttger, A.	206	
Würkert, L.	209. 210. 212	
Apel, Th.	211	
Schuhmann, B.	213	
Naumburg	216	
Traeger, Alb.	217	
Schwarz, Karl	219	
Liegnitz. Nissel, C.	405. 408	I.
Lomnitz, A.	410	
Löwenberg. Schmidt v. Sorau	424	I.
London. Freiligrath, Ferd.	692	II.
Loschwitz (b. Dresd.) Matthaey	282. 285	I.
Ludwigsburg. Glöckler, J. P.	578	I.
Lüdenscheid. Oster, J. B.	424	II.
Magdeburg. Gude, J.	233	I.
Diek, Fr.	238	
Mainz. H. C.	243	II.
Zitz, Kathinka	249	
Anonym	252	
Manchester. Meißner, Alfred	696	II.
Siebel, Karl	698	
Mannheim. Diffiné, H. Ch.	681	I.
Wolff	682	
Beil, K.	697	
Devrient, Ed.	698	
Marbach. Fischer, J. G.	571	I.
Marburg. Platner, E.	304	II.
Mangold, W.	322	
Meiningen. Ackermann, C.	169	II.
Meißen. Anonym	289	I.
Millberg, B.	290	
Meglino. Barraud, Herm.	672	II.
Moskau. Urkunde der Glocke. (Schenkung für Marbach)	718	II.
Böckel, J.	719	
Zimmermann, R.	721	
Salemann, D.	723. 727	
Mühlhausen (i. Elf.) Stöber, A.	758	I.
Otte, Fr.	763	
München. Carriere, M.	5	II.
Schmid, Hermann	22	
Bodenstedt, Fr.	28. 39	
Meyr, Melchior	31	
Geibel, Em.	34	
Heyse, Paul	37	
Grosse, Julius	40	
Dahn, Felix	42	

	Seite	Bd.
Becker, Aug.	43	
Münster. v. Bincke, Gisbert, Frhr.	419	II.
Neiße. Neumann, H.	426	I.
Neustadt E.-W. Zimmermann	149	I.
New-York. Löwe	730	II.
Schramm	735	
Cullen Bryant, W.	750	
Wiesner, Adolph	756	
Selger, R.	762	
Meyer, Fr. J.	766	
Nienburg a. d. W. Bergmann	461	II.
Nimptsch. Heinel, W. 418.	419	I.
Nürnberg. Flegler	507	I.
Hoffmann, J. L.	513	
Rank, Jos.	529	
Merz, Julius	541	
Priem, J.	544	
Offenbach. Pirazzi, Jos	273	II.
Oldenburg. Lübben	427	II.
Laun, Adolf	438	
Mosen, Julius	440	
Oppeln. Humbert	412	I.
Harnisch, A.	415	
Osnabrück. Rosenthal 425.	426	II.
Brück, A. T.	427	
Paris. Kalisch, Ludwig	700	II.
Pfau, Ludwig 707.	708	
Passau. Wohlmuth, L.	57	II.
Pesth. Straßmann, Moriz	716	II.
Pforzheim. Lamey	708	I.
Posen. Besser, Herm.	674	II.
Potsdam. Hamann 137.	140	I.
Prag. Brinz, A.	96	II.
Esmarch, K.	99	
Quedlinburg. Schellwien	226	I.
Anonym.	229	
N.	231	
Radeberg. Freund, Fdr.	306	I.
Regensburg. Fürnrohr	46	II.
San Francisco. Rühl, Karl	770	II.
Burkardt, M.	777	
Festgesang, californischer	780	
Schleswig. Labunski, v. E.	563	II.
Schweidnitz. Hofferichter, Th.	393	I.
Schweinfurt. Pfaff, S.	494	I.
Schwerin. Stein, Karl Ludw.	563	II.
Sechausen (i. d. Altm.) Stepke	154	I.
Soldin. Lender	596	II.
Sondershausen. Emmerling, C.	158	II.
Speyer. Ebrard, A.	724	I.
Daumiller	731	
Rau, G.	734	
Stargard (i. Pomm.) Kopp, W.	595	II.
Stettin. Prutz, Rob. 588.	593	II.
Stralsund. Schultze	567	II.
Straßburg Ney, Rob.	766	I.
Stuttgart. Fischer, J. G 581.	597	I.
Löwe, Feodor	588	
Lingg, H.	592	
Pfizer, Gust.	594	
Teschen. Anonym	105	II.
Thorn. Passow	659	II.
Tilsit. Fabian	651	II.
Trier. Viehoff, Heinr.	413	II.
Ulm. Albrecht, Fr.	599	I.
Venedig. Migerka, F.	709	II
Verona v. Meyerich, Wilh.	714	II.
Weimar. Heiland	117	II.
Schöll	119	
Biedermann, Karl	122	
Steinacker, G. 124.	132	
Müller, Franz	126	
Dingelstedt, Franz	130	
Große, Karl	134	
Hase	136	
Werthheim a. M. Föhlisch	474	I.
Platz	490	
Wien Kaiser, Friedr. 85.	92	II.

	Seite	Bd.
v. Holtei, Karl	87	
Gelin, Diony	90	
Mosenthal	93	
Pachler, Faust	93	
Silberstein, Aug.	95	
Kaltenbrunner	96	
Wiesbaden. Spieß, A.	224	II.
Freudenberg, G.	237	
Wester, E.	241	
Williamsburgh. Försch, J. A.	767	II
Wolfenbüttel. Cervinus, Jak. (Wilh. Raabe)	470	II.
Wollmirstedt. Caspar, C.	224	I.
Würzburg. Hoffmann, Franz	431	I.
Ruttor, J.	462	
Bauer, Ludw.	465	
Zeitz. Oelepp, Ernst	221	I.
Zerbst. Bienengräber, A.	338	I.
Znaim. Fux, Joh.	101	II.
Zürich. Herwegh, Georg	785	I.
Weber, Robert, Ed.	790	
Billeter	791	
Zweibrücken. Fischer, J. M.	742	I.

Nach dem 10ten November! — Von der Redaction des Werkes . . 3 I.
Die deutsche Schillerstiftung an die Deutschen . . . . . 16 I.
Nachwort! — Vom Herausgeber . . . . . 785 II.

II. Namen-Register.

	Seite	Bd.
Ackermann, Dr. C., Oberhofprediger. Meiningen	169	II.
Albrecht, Friedrich. Ulm	599	I.
Altmüller, Carl. Cassel	345	II.
Andreae, Wilhelm. Hannover	477	II.
Anonym: Aurich, M. G.	441	II.
Anonym: Berlin, Th. Z.	130	I.
Anonym: Brandenburg a. d. H.	147	I.
Anonym: Breslau, F. A. L.	386	I.
Anonym: Frankfurt a. M.	220	II.
Anonym: Greifswald, St. m. D.	579	II.
Anonym: Günzburg	614	I.
Anonym: Halle. Der wendische Missionshof	313	I.
Anonym: Mainz, H. G.	243	II.
Anonym: Mainz	252	II.
Anonym: Meißen	289	I.
Anonym: N. Quedlinburg	231	I.
Anonym: Quedlinburg	229	I.
Anonym: San Francisco	780	II.
Anonym: Teschen	105	II.
Apel, Theodor. Leipzig	211	I.
Auerbach, Dr. Berthold. Dresden	241. 245	I.
August, Ernst Ferd. Berlin	126	I.
Bauch, Otto. Aachen	410	II.
Barraud, Hermann. Megilne	672	II.
Bauer, Ludwig. Würzburg	465	I.
Baur, Professor Dr. G. Gießen	280	II.
Becker, August. München	43	II.
Beckmann, Wilh. Cassel	348	II.
Beil, K. Mannheim	697	I.
Bergmann, Pastor. Nienburg	461	II.
Bernardelli, Tischler. Breslau	356	I.
Bernhardi, Dr. W. Hannover	479	II.
Beser, Hermann. Posen	674	II.
Beust, v., Staatsmin. Dresden	257	I.
Biedermann, Karl. Weimar	122	II.
Bienengräber, Alfred. Zerbst	338	I.
Billeter, Ed. Zürich	791	I.
Böckh, Dr., Geh. Reg.-Rath, Prof. Berlin	51	I.
Bodenstedt, Friedr. München 28.	39	II.
Böttger, Adolf. Leipzig	206	I.
Brachvogel, E. Berlin	102	I.
Brinz, Alois, Prof. Dr. Prag	96	II.
Brück, A. T. Osnabrück	427	II.
Bude, Adolf. Gotha	167	II.
Bryant, William Cullen, Esq. New-York	750	II.
Büchner, Luise. Darmstadt	268	II.
Burkardt, M. San Francisco	777	II.
Carriere, M., Prof. München	5	II.
Caspar, C. Wellmirstedt	224	I.
Classen, Dr., Gymnasial-Dir. Frankfurt a. M.	193	II.
Corvinus, Jacob (Wilhelm Raabe). Wolfenbüttel	470	II.
Curtius, Ernst. Göttingen	447	II.
Dahn, Felix. München	42	II.
Daumiller, Prof. Speyer	731	I.
Devrient, Eduard. Mannheim	698	I.
Devrient, Dr. Eduard. Karlsruhe	678	I.
Dies, Fr. Magdeburg	238	I.
Diffiné, H. Chr., Oberbürgermeister. Mannheim	681	I.
Dingelstedt, Franz. Weimar	130	II.
Döderlein, Dr. L., Hofrath u. Professor. Erlangen	547	I.

	Seite	Bd.
Bohm, Dr. Ernſt. Berlin . .	135	I.
Borer-Egloff, Ed. Baden i. d. Schweiz	799	I.
Buncker, H., Stadtrath. Berlin	72	I.
Ebrard, Dr. A. Speyer . .	724	I.
Eckardt, Ludwig. Bern	771. 784	I.
Eckert, Hermann. Hameln .	480	II.
Elze, Karl. Deſſau	317	I.
Elze, Th. Laibach	84	II.
Emmerling, C. Sondershauſen	158	II.
Endrulat, Bernhard. Hamburg	510. 518	II.
Esmarch, Prof. Dr. Prag .	99	II.
Eyth, Eduard. Heilbronn .	575	I.
Fabian, Profeſſor. Tilſit . .	651	II.
Falkenhagen, E., Regiſt. Breslau	390	I.
Falckenheiner, Dr. W. Caſſel	331	II.
Finke, H. J. Altenburg	143. 152	II.
Fiſcher, J. G. Marbach . .	571	I.
Fiſcher, Dr. J. G. Stuttgart	581	I.
Fiſcher, J. M., Prof. Zweibrücken	742	I.
Flegler, Prof. Dr. Nürnberg	507	I.
Flemmich, Heinr. Ludw. Antwerpen	690	II.
Föhliſch, Profeſſor. Wertheim a. M.	474	I.
Förſch, Dr. J. A. Williamsburgh	767	II.
Förſter, Friedrich. Berlin .	116	I.
Fontane, Th. Berlin	121	I.
Forchhammer, P. W. Kiel .	542	II.
Francke, Hermann. Halle . .	316	I.
Freiligrath, Ferd. London .	692	II.
Derſelbe. Amerika.	782	II.
Frenzel, Karl. Berlin . . .	128	I.
Freudenberg, Georg. Wiesbaden	237	II.
Freund, Fr., Schuldir. Radeberg	306	I.
Fritzſche, Dr. C. Chemnitz	300. 304	I.
Fürnrohr, Dr. Regensburg	46	II.
Fürſt, Livius, Stud. med. Leipzig	205	I.
Fux, Johann. Znaim	101	II.
Gabriel, Wilhelm. Hermsdorf unter d. Kynaſt	423	I.
Geibel, Emanuel. München	34	II.
Genée, Rudolph. Danzig .	654	II.
Gerhard, Adolar. Leipzig	202. 205	I.
Geskn, Theodor, Stud. phil. Halle	311	I.
Geyer, L. Erlangen	567	I.
Gildemeiſter, Otto. Bremen	489	II.
Glaſer, Adolph Braunſchweig	461	II.
Glöckler, J. P. Ludwigsburg	578	I.
Gocht, Hermann. Köthen . .	337	I.
Gollmich, Karl. Darmſtadt	270	II.
Gottſchall, Dr. Rud. Breslau	349. 359. 376	377	I.
Gottſchall, Dr. Rudolf. Leipzig	188	I.
Graß, Karl Freiburg im Breisgau	701	I.
Grimm, Jakob. Berlin . . .	37	I.
Große, Julius München .	40	II.
Große, Karl. Weimar . . .	134	II.
Großer, Wilh. Breslau . .	381	I.
Grün, Diows Wien . . .	90	II.
Gude, J. Magdeburg . . .	233	I.
Guhl, Prof. Dr. Ernſt Berlin	60	I.
Gutzkow, Dr. Karl. Dresden	250	I.
Haberland, M. Eisenberg .	154	II.
Hamann, Oberlehrer. Potsdam	137. 140	I.
Harniſch, A. Oppeln	415	I.

	Seite	Bd.
Hase. Weimar	136	II.
Heerklotz, Adolf. Brüssel	687	II.
Heiland. Weimar	117	II.
Heinel, Wilh. Nimptsch418.	419	I.
Herchenbach, W. Düsseldorf	384	II.
Herwegh, Georg. Zürich	785	I.
Heyse, Paul. Berlin	95	I.
Heyse, Paul. München	37	II.
Hofferichter, Th. Prediger. Breslau	388	I.
Hofferichter, Th. Schweidnitz	393	I.
Hoffmann, J. L. Nürnberg	513	I.
Hoffmann, Prof. Dr. H. Franz. Würzburg	431	I.
Hofmann, Dr. med. Frankfurt a M.	223	II.
Holtei, Carl von. Graz	74	II.
Holtei. Graz	80. 82	II.
Holtei, Carl. Wien	87	II.
Hotho, Prof. Dr. Berlin	85	I.
Hübner, Julius. Dresden 268. 275.	276	I.
Humbert, Reg. Rath. Oppeln	412	I.
Jacoby, Dr. Johann. Königsberg in Pr.	624	II.
Jung, G., ehemal. Abgeordneter für Berlin zur Nationalversamml. Cöln	362	II.
Kaiser, Friedr. Wien	85. 92	II.
Kalb, Pfarrer. Frankf. a. M	217	II.
Kalisch, Ludwig. Paris	700	II.
Kaltenbrunner, Karl Adam. Wien	96	II.
Karow, Dr. Max. Breslau	378	I.
Kiel, Dr., Rector. Dresden	213	I.
Kopp, Dr. W. Stargard	595	II.
Krausnick, Oberbürgermeister. Berlin	26	I.
Krosigk, z. Z. Student. Berlin	122	I.
Kurs, Alice. Berlin	133	I.
Labuński, v., Ed., Schleswig-Holst. Offiz. a. D. Schleswig	562	II.
Lamey, Dr., Dir. Pforzheim	708	I.
Lange, Dr. F. A., Oberlehrer. Duisburg	393	II.
Lasker, Julius. Berlin	100	I.
Laun, Adolf. Oldenburg	438	II.
Lender, Dr. med. Soldin	596	II.
Lingg, Hermann. Stuttgart	592	I.
Löbell, J. W. Bonn	353	II.
Löhlein, Dr. Th. Karlsruhe	619	I.
Lomnitz, A. Liegnitz	410	I.
Löwe, Dr. New-York	730	II.
Löwe, Feodor. Stuttgart	588	I.
Löwenstein, Rud. Berlin	105	I.
Lua, A. L. Danzig	658	II.
Lübben, Dr. Oldenburg	427	II.
Lüth, Kgl. Kreisrichter. Königsberg in d. Neum.	155	I.
Lynker, E. Ettenheim Großh. Baden	707	I.
Mähly, J. Basel	794	I.
Märcker, Dr. Fr. Berlin	124	I.
Mahler, Heinr. Frankf. a. d. O.	158	I.
Mangold, Prof. Wilh. Marburg	322	II.
Marggraff, Dr. Herrmann. Leipzig	199. 208	I.
Maßmann, H. F. Berlin	108	I.
Matthaei, Heinrich. Loschwitz bei Dresden	282. 285	I.
Maurer, L. Homburg i. d. Pfz.	741	I.
Mayer, F. E. Heilbronn	573	I.
Meißner, Alfred. Manchester	696	II.
Meicher, Johannes. Stud. phil. Berlin	123	I.
Merz, Julius. Nürnberg	541	I.
Metzerich, v., Wilh. Verona	714	II.

	Seite	Bd.
Meyer, Dr. S. Breslau 372. 383.	387	I.
Meyer, J. G. Lahr	723	I.
Meyer, Franz Joseph. New-York	766	II.
Meyr, Melchior. München	31	II.
Migerka, Dr. F. Venedig .	709	II.
Milberg, W. Meißen 290.	293	I.
Mohr, Eduard. Amsterdam	679	II.
Mosen, Julius. Oldenburg	440	II
Mosenthal. Wien	93	II.
Moskau, Schenkungs-Urkunde zu der Schiller-Glocke für Marbach	718	II.
Müller, Franz. Weimar . .	126	II.
Naumburg, Buchhdlr. Leipzig	216	I.
Neubert, Bürgermstr. Dresden	240	I.
Neumann, Hermann. Neiße	426	I.
Ney, Robert. Straßburg . .	766	I.
Niebusch, C. v. Berlin . . .	125	I.
Nicto, N. Düsseldorf	365	II.
Nisel, C. Liegnitz . . 405.	408	I.
Oettepp, C., i. J. in Zeitz .	221	I.
Otte, Fr. Mühlhausen i. Elsaß	763	I.
Otter, J. B. Lüdenscheid .	424	II.
Pabst, Dr. Julius. Dresden	262	I.
Pachler, Faust. Wien . . .	93	II.
Pasow, Dr., Director. Thorn	659	II.
Patent, Königl., über d. Preis-Stiftung von 1000 Thlr. Gold vom 9. Novbr. 1859	21	I.
Pfaff, Dr. C., Studienlehrer. Schweinfurt	494	I.
Pfau, Ludwig. Paris . 707.	708	II.
Pfeilschmidt, Ernst. Dresden 270. 272.	277	I.
Pfizer, Gustav. Stuttgart .	594	I.
Pichler, Fritz. Graz	76	II.
Pilgram-Piehl, M. Butzbach	278	II.
Dieselbe in Frankfurt a. M.	279	II.
Pirazzi, Jos. Offenbach . .	273	II.
Platner, Dr. Ed., Geh. Hofrath u. Professor. Marburg	304	II.
Platz, Lehramts-Praktikant. Wertheim a. M.	490	I.
Priem, J. Nürnberg	544	I.
Priewe, C. Angermünde 151.	153	I.
Prutz, Robert. Stettin 588.	593	II.
Pulvermacher, Stadtrath. Breslau . . . . . 381.	391	I.
Rank, Joseph. Nürnberg .	529	I.
Rau, Professor G. Speyer	734	I.
Redaction des Schillerdenkmals (Dr. K. Tropus) . .	3	I.
Reinganum, Dr. Frankf. a. M.	204	II.
Rieffer, G. Hamburg	493	II.
Rittershaus, Emil. Elberfeld	391	II.
Roeber, Friedr. Elberfeld .	386	II.
Rommel, Geh. Ober-Finanzrath. Frankfurt a. M. . .	210	II.
Rommel, E. Hannover . . .	472	II.
Rosenkranz, Karl. Königsberg in Pr.	637	II.
Rosenthal, C. Osnabrück 425.	426	II.
Ruttor, Julius. Würzburg	462	I.
Rüst, Karl. San Francisco	770	II.
Salemann, D., Kaufmann. Moskau . . . . . 723.	727	II.
Schad, Professor Dr. Chr., Rector. Kitzingen	468	I.
Schäfer, Dr. J. W. Bremen	482	II.
Schellwien, Rechts-Anwalt. Quedlinburg	226	I.
Schenk, Oberbürgermstr. Jena	138	II.
Scherenberg, Chr. Fr. Berlin	119	I.
Scheuermann, A. Guben . .	427	I.
Schiller-Stiftung, die deutsche, an die Deutschen	16	I.

	Seite	Bd.
Schlönbach, Arnold. Coburg	179. 181	II.
Schmeckebier, Pro-Gymnaſ.-Dir. Demmin	583	II.
Schmid, Hermann. München	22	II.
Schmidt, Dr. R. Oberlehrer. Köthen	330. 335	I.
Schmidt v. Soran. Löwenberg	424	I.
Schöll. Weimar	119	II.
Schramm, Dr. New-York	735	II.
Schuhmann, Bernh. Leipzig	213	I.
Schulze, Prof. Dr. Stralſund	567	II.
Schwarz, Dr., Oberhofpred. Gotha	160	II.
Schwarz, Karl. Leipzig	219	I.
Schwetſchke, Dr. Halle a. d. S.	308	I.
Siebel, Karl. Manchester	698	II.
Siegel, Advokat. Dresden	261	I.
Silberſtein, Aug. Wien	95	II.
Solger, Reinhold. New-York	762	II.
Spieß, Dr. med. G. Frkf. a. M.	213	II.
Spieß, Prof. Aug. Wiesbaden	224	II.
Stark, Prof. Dr. K. B. Heidelberg	659	I.
Stein, Karl Ludwig. Schwerin	563	II.
Steinacker, G., Pfarrer zu Buttelſtedt bei Weimar. Jena	141	II.
Steinacker, G., Weimar 124.	132	II.
Steitz, Dr. Pfarr. Frankf. a. M	208	II.
Stern, Oberl. Dr. Frkf. a. M.	185	II.
Sternau, C. O. Aachen	408	II
Stöber, Profeſſor Aug. Mühlhauſen i. Elſ.	758	I.
Stopje, Rathsmann. Seehauſen i. d. Altm.	154	I.
Straßmann, Moritz. Peſth	716	II.
Suchier, Dr. R. Hanau 274	276	II.
Sydow, Dr. Ad., Pred. Berlin	28	I.
Träger, Albert. Leipzig	217	I.
Tropus, Dr. K. Berlin	136	I.
Urkunde f. d. Grundſtein des Schiller-Denkmals i. Berlin	24	I.
Vacano, Otto. Düſſeldorf	377	II
Vichoff, Heinrich. Trier	413	II.
Vincke, Gisb. Frhr v. Münſter	419	II.
Virchow, Prof. Dr. Berlin	90	I.
Völckel, Dr. Julius. Moskau	719	II.
Wächter, v., Rector d. Univerſität u. Geh.-R.. Leipzig	177	I.
Walterode, Ludwig. Altona	523	II.
Weber, Dir. Dr. Heidelberg	653	I.
Weber, Robert. Zürich	790	I.
Weinhold, Prof. Dr. K. Graz	66	II
Weller, Ferdinand Dr. Bozen	58	II.
Weller, K. Dresden	279	I.
Werder, Hofr. Dr. Freiburg	700	I.
Werner, Albert. Frankenberg	297	I.
Weſter, Erwin. Wiesbaden	241	II.
Wiesner, Dr. Adolph. New-York	756	II.
Wohlmuth, P. Paſſau	57	II.
Wolff, Ob.-Regiſſ. Mannheim	682	I.
Wückert, Ludwig Leipzig. 209. 210.	212	I.
Wuttke, Prof. Dr. Leipzig 163.	174	I.
Zacher, Prof. Dr. J. Königsberg i. P.	612	II.
Zeitung, Allg. Augsburg	616	I.
Zille, M. Leipzig	182. 215	I.
Zimmermann, Profeſſor Dr. Georg. Darmſtadt	258	II.
Zimmermann, M. Königsb. i. P.	649	II.
Zimmermann, R., Dir. einer Knab.-Penſ.-Anſt. Moskau	721	II.
Zimmermann, G. Neuſt. E.-W.	149	I.
Zity, Kathinka. Mainz	249	II.

Druck von C. Gutbſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtraße 81.

Im gleichen Verlage sind neuerdings erschienen:

Charakteristiken zur Kulturgeschichte der Gegenwart, von **Heinrich v. Orelli.** Erstes Heft: Die vaterländische Richtung in der Kunst und schönen Literatur unserer Zeit, mit Bezug auf Scherenberg und Bleibtreu. 10 Sgr.

Inhalt: 1) Die Richtung der Zeit. 2) Die Düsseldorfer Schule. 3) Georg Bleibtreu. 4) G. F. Scherenberg. 5) Lyrische und didaktische Dichtung. 6) Historische Dichtung. 7) Die naturalistische Form. 8) Die Darstellung der Schlachten. 9) Scherenberg und Bleibtreu.

Der Verfasser, einer durch ihre gediegenen literarischen Arbeiten bekannten Familie angehörend, giebt hier außerordentlich feine Beobachtungen und scharfe kritische Erörterungen in durchaus klassischer Form, und wird jeden gebildeten, für Kunst und Literatur sich interessirenden Leser zu fesseln und lehrreich anzuregen wissen. Hier in Berlin wurde die Schrift mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

Gedichte von **Gisbert Freiherrn Vincke.** Min.-Ausg. Sehr eleg. ausgestattet. Broch. 1 Thlr. 20 Sgr. Reich in vergold. Catt.-Einbd. geb. 2 Thr.

Der rühmlichst bekannte Name des Verfassers und der anerkannte Werth dieser Gedichte in Bezug auf Inhalt und Form machen eine besondere Empfehlung überflüssig; es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß dieselben sehr mannigfaltig und vielseitig anziehend sind, wie zahlreiche Besprechungen in literarischen und politischen Zeitungen durchaus lobend anerkennen; sie verdienen dringend empfohlen zu werden.

Gedichte von **Ludwig Bauer.** Gleiche Ausstattung wie Vincke's Gedichte. Broch. 1 Thlr. 6 Sgr. Sehr eleg. geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

Diese Gedichte zeichnen sich durch tiefes, warmes Gefühl, eine heitere Lebensanschauung und höchst vollendete Form aus. Viele derselben sind componirt worden. Das Werkchen ist eine nicht zu übersehende Dichtergabe eines jugendlichen Talentes, das sich sehr schön herausgebildet hat und auf unbedingte Beachtung Anspruch machen darf.

Fürst und Bürger. Zwei Erinnerungen aus Rheinland's Vorzeit, von **Otto Dacano.** Gleiche Ausstattung wie Vincke's und Bauer's Gedichte. Broch. 20 Sgr. Sehr eleg. geb. 1 Thlr.

Diese kleine epische Dichtung tritt uns mit besonderer Frische und Ursprünglichkeit der Darstellung entgegen und umweht uns mit einem freien vaterländischen Hauche, der aus dem Ganzen athmet, höchst anmuthig und erquickend. Durchaus ansprechend und spannend ist sie eine höchst willkommene dichterische Gabe.

Handbuch zur religiösen und moralischen Bildung, von **Dr. A. E. Wagner.** Vollständig in 2. Aufl. 2 starke Bände 8. 3 Thlr. 15 Sgr. geb. 4 Thlr.

Der erste Band enthält eine ausführliche, vergleichende Prüfung aller Religionen: des Heidenthums, Judenthums, der Reformation des Judenthums durch das Christenthum und der Reformation des Christenthums.

Inhalt des zweiten Bandes sind freie Ansichten über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren; 1) über Menschennatur und Würde; 2) Erdenleben und Sternenwelt; 3) das Recht, das mit uns geboren ist; 4) menschliche Glückseligkeit; 5) Schuld und Unschuld des Menschen; 6) Seelenheilsanstalten; 7) Drang der Gelehrsamkeit; 8) Menschlichkeit und 9) die erste und letzte Pflicht.

Auf Grund der vorliegenden sehr günstigen Urtheile und Recensionen glaubt die Unterzeichnete dies Werk dringend und allgemein empfehlen zu können, indem sie der vollen

als unendliche Wirkungskraft führt er es ſeiner Natur nach nothwendig aus. — Dies iſt die innere Nothwendigkeit Gottes, welche Spinoza behauptete, und dagegen wider alle Wahlen und Abſichten Gottes (welche die Möglichkeit eines entgegengeſetzten Entſchluſſes vorausſetzen) als gegen Anthropopathien eiferte.

Leibnitzs moraliſche Nothwendigkeit war ein Wortbehelf, um dem Vorwurf des Fatalismus auszuweichen.

Im vierten Geſpräch macht H. den Uebergang zu ſeinem eigenen Syſteme, welches er auf vorſtehende Sätze gründet. Er nimmt die Veranlaſſung von der Jacobiſchen Schrift, und nach einigen Bemerkungen über Leſſings Aeußerungen (die aber mehr Epiſoden ſind) verweilt er bei dem Satze (S. 151), daß der Zweck des menſchlichen Denkens ſei, Daſein zu enthüllen oder das Vorhandene zu ſtudiren, d. h. von Erfahrungen auszugehen. Dies führt ihn auf den Beweis vom Daſein Gottes. Dieſer iſt folgender: Das Unwillkürliche in der Art, wie die vorhandenen Kräfte wirken, beweiſt die Exiſtenz einer inneren Nothwendigkeit. Dieſe Nothwendigkeit iſt, was wir von Gott beweiſen können. Verſteht H. unter Nothwendigkeit bloß das Abſtractum von dem Unwillkürlichen, was bei einzelnen Kräften bemerkt wird, ſo iſt der Satz identiſch. Verſteht er einen Grund dieſer Nothwendigkeit, ſo beruht der Satz auf dem Axiom des zureichenden Grundes. Nun hat Kant unwiderſprechlich erwieſen, daß der Satz des zureichenden Grundes bloß ein Geſetz der menſchlichen Denkart iſt: daß wir

Ueberzeugung ist, daß der ernsthaft strebende Mensch in demselben eine reiche Fundgrube zum Nachdenken über die höchsten Güter des Lebens erkennen und schätzen, und aus demselben stets einen treuen und redlichen Rath auf dem langen Wege des Lebens schöpfen wird.

Bei Anschaffungen, welche Vereine, Genossenschaften oder Gemeinden beabsichtigen, ist jede Buchhandlung im Stande, auf 10 Exemplare eins unentgeldlich zu geben.

Karl Ritter, eine kurze Charakteristik seines Wirkens, von Dr. **H. Bögekamp.** 6 Sgr.

Die vorliegende Schrift, welche im Verhältniß zu ihrem Umfange der Presse Anlaß zu sehr weitgehenden Berichten gab, hat sich die Aufgabe gestellt, das große wissenschaftliche Wirken Ritter's zusammenzufassen und das Verständniß desselben weiteren Kreisen zu eröffnen.

Die Kosaken in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen, von **A. v. B.** 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser ist ein älterer, preußischer Offizier, der die Militärcolonien zu seinem Studium gemacht hat, und so zunächst die Kosaken behandelt. Da eigentlich noch Nichts über diesen Gegenstand existirt, und das russische Reich bei den jetzigen Reformen die Blicke auf sich und alle seine Eigenthümlichkeiten lenkt, wird diese Schrift für Offiziere, Politiker und Historiker von besonderm Interesse sein.

Die taktischen Elemente der neueren Fortification. Von **H. Küntzel, K. Pr.** Art. Major. 18 Sgr.

Bei der großen Bedeutung der Festungen in den neueren Kriegen, wie die in der Krim und in Oberitalien gelehrt haben, ist eine militärwissenschaftliche Beleuchtung derselben in jeder Beziehung von Werth.

Entwurf einer neuen Heeresgestaltung. 10 Sgr.

Diese kleine Schrift erschien kurz vor der Umformung der Preußischen Armee und hat einen alten erfahrenen Offizier, der die Freiheitskriege mitgemacht hat, zum Verfasser.

Die Deutsche Bundesacte nebst den dieselbe ergänzenden Verträgen, sowie die **Verfassung des Deutschen Reiches von 1849.** Aus authentischen Quellen abgedruckt. 10 Sgr.

Bei den politischen Bewegungen in Deutschland soll dieser sehr handliche Abdruck obiger Dokumente ein Zurückgehen auf diese Quellen erleichtern.

Deutsche Kriegs- und Vaterlandslieder. Westentaschen-Format. 3 Sgr., in Partieen billiger.

Die Wiederkehr zahlreicher Truppenkörper in den deutschen Staaten während des Krieges im Sommer 1859 veranlaßte diese Zusammenstellung der besten und sangbarsten Lieder aus dem auch auf diesem Gebiete sehr reichen, Schatze der deutschen Literatur.

Ferner:

Riegel's Architectur-Katalog.

5¼ Bg. gr. 8. mit 32 Holzschnitten. Derselbe ist durch alle Buch- und Kunst-Handlungen zu beziehen.

Riegel's Verlags-Buchhandlung in Berlin,
Mohrenstraße Nr. 55.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel

von

Friedrich von Schiller.

Pracht-Ausgabe

ausschließlich zu Gewinnsten für die deutsche Nationallotterie bestimmt.

Stuttgart.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
1860.

A/22/-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Perſonen.

Hermann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri.
Werner, Freiherr von Attinghauſen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe.

Landleute aus Schwyz:
Werner Stauffacher,
Konrad Hunn,
Itel Reding,
Hans auf der Mauer,
Jörg im Hofe,
Ulrich der Schmid,
Joſt von Weiler,

aus Uri:
Walther Fürſt,
Wilhelm Tell,
Röſſelmann, der Pfarrer,
Petermann, der Sigriſt,
Kuoni, der Hirte,
Werni, der Jäger,
Ruodi, der Fiſcher,

aus Unterwalden:
Arnold vom Melchthal,
Konrad Baumgarten,
Meier von Sarnen,
Struth von Winkelried,
Klaus von der Flüe,
Burkhart am Buhel,
Arnold von Sewa,

Pfeifer von Luzern.
Kunz von Gerſau.
Jenni, Fiſcherknabe.
Seppi, Hirtenknabe.
Gertrud, Stauffachers Gattin.
Hedwig, Tells Gattin, Fürſts Tochter.
Bertha von Brunneck, eine reiche Erbin.

Bäuerinnen:
Armgard,
Mechthild,
Elsbeth,
Hildegard,

Walther, } Tells Knaben.
Wilhelm, }
Friesshardt, } Sölner.
Leuthold, }
Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeister.
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.
Stüssi, der Flurschütz.
Der Stier von Uri.
Ein Reichsbote.
Frohnvogt.
Meister Steinmetz, Gesellen und Handlanger.
Oeffentliche Ausrufer.
Barmherzige Brüder.
Geßlerische und Landenbergische Reiter.
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldstätten.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees, Schwyz gegenüber.

Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer. **Fiſcherknabe** fährt ſich in einem Kahn. Weiter vor See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken der Felſenrand gegen das Ufer zu Steigen und Hecken umgeben; zur Rechten im ferneren Hintergrund ſieht man die Gipfelinge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläute der Heerdenglocken, welches ſich auch die ganze Scene durch eine Zeit lang fortſetzt.

Fiſcherknabe (ſingt im Kahn).

Melodie des Kuhreihens.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpülen die Waſſer ihm um die Bruſt,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Hirte (auf dem Berge).

(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Alpenjäger
(erſcheint gegenüber auf der Höhe der Felſen).

Zweite Variation.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

(Die Landſchaft verändert ſich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi, der Fiſcher, kommt aus der Hütte. **Meieli**, der Jäger, kriecht von Felſen. **Kunni**, der Hirte, kommt mit dem Melkkopf auf der Schulter; **Seppi**, ſein Hausbub, folgt ihm.

Ruodi.

Mach' hurtig, Jenni. Zieh' die Raue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da ſein, eh wir's denken.

Kuoni.

's kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.

Werni.

Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Kuoni (zum Buben).

Lug, Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen?

Seppi.

Die braune Liesel kenn' ich am Geläut.

Kuoni.

So fehlt uns keine mehr, die geht am weitſten.

Rudi.

Ihr habt ein ſchön Geläute, Meiſter Hirt.

Werni.

Und ſchmuckes Vieh — Iſt's euer eignes, Landsmann?

Kuoni.

Bin nit ſo reich — 's iſt meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäuſers, und mir zugezählt.

Rudi.

Wie ſchön der Kuh das Band zu Halſe ſteht.

Kuoni.

Das weiß ſie auch, daß ſie den Reihen führt,
Und, nähm' ich ihr's, ſie hörte auf zu freſſen.

Rudi.

Ihr ſeid nicht klug, ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.

Iſt bald geſagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wiſſen wir, die wir die Gemſen jagen.
Die ſtellen klug, wo ſie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die ſpitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi (zum Hirten).

Treibt ihr jetzt heim?

Kuoni.

Die Alp ist abgeweidet.

Werni.

Glückselge Heimkehr, Senn!

Kuoni.

Die wünsch' ich euch;
Von eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Ruodi.

Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni.

Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinstürzend).

Baumgarten.

Um Gotteswillen, Fährmann, euren Kahn!

Ruodi.

Nun, nun, was gibt's so eilig?

Baumgarten.

Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni.

Landsmann, was habt ihr?

Werni.

Wer verfolgt euch denn?

Baumgarten (zum Fischer).

Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

Ruodi.

Warum verfolgen euch die Reisigen?

Baumgarten.

Erst rettet mich, und dann steh' ich euch Rede.

nämlich keine Wirkung denken können, ohne eine Urſache dazu zu ſuchen. Ob aber ein Phänomen eine Wirkung ſei, oder ob man in der Kette der Urſachen dabei ſtehen bleiben müſſe, wird durch den Satz des zureichenden Grundes nicht ausgemacht. Doch zugegeben, daß das Unwillkürliche in der Wirkungsart der einzelnen Kräfte eine Urſache haben müſſe: woher beweiſt Herder, daß dieſe Urſache in einem einzigen Weſen vorhanden ſei, und nicht in mehreren oder allen exiſtirenden Weſen vertheilt ſein könne? Man nehme ferner ein einziges Weſen an — das Fragen nach Urſachen, warum es dieſe und keine anderen Geſetze beſtimmt hat, hört noch nicht auf. Wenn man alſo doch einmal in der Reihe der Urſachen ſtehen bleiben muß, warum nicht beim Individuum? Es iſt alſo Herder nicht beſſer ergangen, als allen anderen Metaphyſikern, die an dem Verſuche einer Demonſtration des Daſeins Gottes geſcheitert ſind.

Warum alſo dieſe Bitterkeit gegen Kant, der die Unmöglichkeit einer ſolchen Demonſtration erwieſen hat? Warum dieſe Ausfälle auf Vernünftelei und leere Speculation, da Kant keine andere Abſicht hat, als die Denker ſeines und der künftigen Zeitalter von unfruchtbaren Speculationen durch Darſtellung der Unmöglichkeit ihres Erfolges abzumahnen und zu fruchtbaren Beſchäftigungen aufzufordern?

Durch obigen Beweis vom Daſein einer inneren Nothwendigkeit glaubt nun Herder das Spinozaſche Syſtem, ſowie er es vorträgt, erwieſen zu haben. Was er

Werni.

Ihr ſeid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten.

Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —

Rudi.

Der Wolfenſchießen! Läßt euch der verfolgen?

Baumgarten.

Der ſchadet nicht mehr, ich hab' ihn erſchlagen.

Alle (fahren zurück).

Gott ſei euch gnädig! Was habt ihr gethan?

Baumgarten.

Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Rudi.

Hat euch der Burgvogt an der Ehr' geſchädigt?

Baumgarten.

Daß er ſein bös Gelüſten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.

Werni.

Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerſpalten?

Rudi.

O, laßt uns alles hören, ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.

Baumgarten.

Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angſt des Todes.
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüſten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, ſie ſei entſprungen, mich zu ſuchen."
Da lief ich friſch hinzu, ſo wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm 's Bad geſegnet.

Werni.

Ihr thatet wohl, kein Menſch kann euch drum ſchelten.

Kuoni.

Der Wütherich! Der hat nun ſeinen Lohn!
Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.

Baumgarten.

Die That ward ruchtbar; mir wird nachgeſetzt —
Indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit —

(Es fängt an zu dunkeln.)

Kuoni.

Friſch, Fährmann — ſchaff' den Biedermann hinüber!

Ruodi.

Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt
Im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten.

Heil'ger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tödtet —

Kuoni (zum Fiſcher).

Greif an mit Gott! Dem Nächſten muß man helfen;
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.

(Brauſen und Donnern.)

Ruodi.

Der Föhn iſt los, ihr ſeht, wie hoch der See geht;
Ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt ſeine Knie).

So helf' euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet —

Werni.

Es geht ums Leben. Sei barmherzig, Fährmann.

Kuoni.

's iſt ein Hausvater und hat Weib und Kinder!

(Wiederholte Donnerſchläge.)

Ruodi.

Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,

Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin,
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht
Und alle Waſſer aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es iſt rein unmöglich, ihr ſeht ſelbſt.

Baumgarten (noch auf den Knien).

So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Geſichte!
— Dort liegt's! ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hilflos, und verzagen!

Rudi.

Seht, wer da kommt!

Werni.

Es iſt der Tell aus Bürglen.

Tell mit der Armbruſt.

Tell.

Wer iſt der Mann, der hier um Hilfe fleht?

Rudi.

's iſt ein Alzeller Mann; er hat ſein' Ehr
Vertheidigt und den Wolfenſchieß erſchlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Des Landvogts Reiter ſind ihm auf den Ferſen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt;
Der fürcht ſich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Rudi.

Da iſt der Tell, er führt das Ruder auch,
Der ſoll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

Tell.

Wo's Noth thut, Fährmann, läßt ſich alles wagen.

(Heftige Donnerſchläge, der See rauſcht auf.)

Rudi.

Ich ſoll mich in den Höllenrachen ſtürzen?
Das thäte keiner, der bei Sinnen iſt.

Tell.

Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt,
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Rudi.

Vom ſichern Port läßt ſich's gemächlich rathen.
Da iſt der Kahn, und dort der See! Verſucht's!

Tell.

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen.
Verſuch' es, Fährmann!

Hirten und Jäger.

Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Rudi.

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht ſein; 's iſt heut Simons und Juda,
Da raſt der See und will ſein Opfer haben.

Tell.

Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hilfe werden.
Sprich, Fährmann, willſt du fahren?

Rudi.

Nein, nicht ich!

Tell.

In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen.

Kuoni.

Ha, wackrer Tell!

Werni.

Das gleicht dem Waidgeſellen!

Baumgarten.

Mein Retter ſeid ihr und mein Engel, Tell!

Tell.

Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch!
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch beſſer iſt's, ihr fallt in Gottes Hand
Als in der Menſchen!

(Zu dem Hirten.)

Landsmann, tröſtet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menſchliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.

(Er ſpringt in den Kahn.)

Kuni (zum Fiſcher).

Ihr ſeid ein Meiſter Steuermann. Was ſich
Der Tell getraut, das konntet ihr nicht wagen?

Rudi.

Wohl beſſ're Männer thun's dem Tell nicht nach,
Es gibt nicht zwei, wie der iſt, im Gebirge.

Werni (iſt auf den Fels geſtiegen).

Er ſtößt ſchon ab. Gott helf dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt!

Kuni (am Ufer).

Die Fluth geht drüber weg — Ich ſeh's nicht mehr.
Doch, halt, da iſt es wieder! Kräftiglich
Arbeitet ſich der Wackre durch die Brandung.

Heppi.

Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.

Kuni.

Weiß Gott, ſie ſind's! Das war Hilf' in der Noth.

Ein Trupp Landenbergiſcher Reiter.

Erſter Reiter.

Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweiter.

Des Wegs kam er, umſonſt verhehlt ihr ihn.

Kuoni und **Knabi.**

Wen meint ihr, Reiter?

Erſter Reiter (entdeckt den Nachen).

Ha, was ſeh' ich! Teufel!

Werni (eben).

Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit zu!
Wenn ihr friſch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter.

Verwünſcht! Er iſt entwiſcht.

Erſter (zum Hirten und Fiſcher).

Ihr habt ihm fortgeholfen.
Ihr ſollt uns büßen — Fallt in ihre Heerde!
Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder! (Eilen fort.)

Heppi (ſtürzt nach).

O meine Lämmer!

Kuoni (folgt).

Weh mir, meine Heerde!

Werni.

Die Wüthriche!

Knabi (ringt die Hände).

Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande? (Folgt ihnen.)

Zweite Scene.

Zu Steinen in Schwyz, eine Linde vor des Stauffachers Hauſe an der Landſtraße nächſt der Brücke.

Werner Stauffacher, Pfeifer von Luzern kommen im Geſpräch.

Pfeifer.

Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich euch ſagte.
Schwört nicht zu Oeſtreich, wenn ihr's könnt vermeiden.
Haltet feſt am Reich und wacker, wie bisher.
Gott ſchirme euch bei eurer alten Freiheit!
(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)

Stauffacher.

Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — ihr ſeid
Mein Gaſt zu Schwyz, ich in Luzern der eure.

Pfeifer.

Viel Dank! Muß heute Gerſau noch erreichen.
— Was ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann ſich ändern, ſchnell,
Ein andrer Kaiſer kann ans Reich gelangen.
Seid ihr erſt Oeſterreichs, ſeid ihr's auf immer.

Er geht ab. Stauffacher ſetzt ſich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn **Gertrud**, ſeine Frau, die ſich neben ihn ſtellt und ihn eine Zeitlang ſchweigend betrachtet.

Gertrud.

So ernſt, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage ſeh' ich's ſchweigend an,
Wie finſtrer Trübſinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten,
Vertrau' es mir; ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.
(Stauffacher reicht ihr die Hand und ſchweigt.)
Was kann dein Herz beklemmen, ſag' es mir.
Geſegnet iſt dein Fleiß, dein Glücksſtand blüht,
Voll ſind die Scheunen, und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Iſt von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz;
Von ſchönem Stammholz iſt es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenſchildern iſt's bemalt
Und weiſen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Wohl ſteht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch, ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, ſage, wie verſtehſt du das?

Stauffacher.

Vor dieſer Linde ſaß ich jüngſt, wie heut,
Das ſchön Vollbrachte freudig überdenkend,
Da kam daher von Küßnacht, ſeiner Burg,
Der Vogt mit ſeinen Reiſigen geritten.
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an;
Doch ich erhob mich ſchnell, und unterwürfig,
Wie ſich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaiſers richterliche Macht
Vorſtellt im Lande. Weſſen iſt dies Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch ſchnell beſonnen ich entgegn' ihm ſo:
Dies Haus, Herr Vogt, iſt meines Herrn des Kaiſers
Und eures und mein Lehen — Da verſetzt er:
„Ich bin Regent im Land an Kaiſers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuſer baue
Auf ſeine eigne Hand, und alſo frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande:
Ich werd' mich unterſtehn, euch das zu wehren."
Dies ſagend, ritt er trutziglich von dannen,
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böſe ſprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magſt du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schweſtern ſaßen,

Die Wolle ſpinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater ſich des Volkes Häupter
Verſammelten, die Pergamente laſen
Der alten Kaiſer, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Geſpräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verſtänd'ge denkt, der Gute wünſcht,
Und ſtill im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn, was dich preßte, ſieh, das wußt' ich längſt.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir ſchaden,
Denn du biſt ihm ein Hinderniß, daß ſich
Der Schwyzer nicht dem neuen Fürſtenhaus
Will unterwerfen, ſondern treu und feſt
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Iſt's nicht ſo, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So iſt's, das iſt des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er iſt dir neidiſch, weil du glücklich wohnſt,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erb,
— Denn er hat keins. Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dies Haus zu Lehn; du darfſt es zeigen,
So gut der Reichsfürſt ſeine Länder zeigt;
Denn über dir erkennſt du keinen Herrn,
Als nur den Höchſten in der Chriſtenheit —
Er iſt ein jüngrer Sohn nur ſeines Hauſes,
Nichts nennt er ſein als ſeinen Rittermantel;
Drum ſieht er jedes Biedermannes Glück
Mit ſcheelen Augen gift'ger Mißgunſt an.
Dir hat er längſt den Untergang geſchworen —
Noch ſtehſt du unverſehrt — Willſt du erwarten,

Bis er die böſe Luſt an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was iſt zu thun?

Gertrud (tritt näher).

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwyz ſich alle Redlichen beklagen
Ob dieſes Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß ſie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' ſind und des harten Jochs —
Denn, wie der Geßler hier, ſo ſchafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fiſcherkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß euer Etliche,
Die's redlich meinen, ſtill zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks ſich möcht' erledigen;
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlaſſen
Und der gerechten Sache gnädig ſein —
Haſt du in Uri keinen Gaſtfreund, ſprich,
Dem du dein Herz magſt redlich offenbaren?

Stauffacher.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort
Und angeſehen große Herrenleute,
Die mir geheim ſind und gar wohl vertraut.

(Er ſteht auf.)

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckſt du mir in der ſtillen Bruſt! Mein Innerſtes
Kehrſt du ans Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken ſtill verbot,
Du ſprichſt's mit leichter Zunge kecklich aus.

hinzuſetzt, findeſt Du in den Aphorismen (S. 246 u. folg.) zuſammengedrängt. Seine Erklärungen der Organiſation und des Todes ſind ſinnreich. Aber ſein ganzes Syſtem hat, ſowie das Spinozaſche, einen großen Einwurf wider ſich, den er nicht weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Princip aller Thätigkeit in allen einzelnen exiſtirenden Weſen iſt, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypotheſe, wogegen ſich das Selbſtgefühl der Perſönlichkeit ſträubt, als den troſtloſen Gedanken, daß alles, was der ausgebildetſte Menſch zu ſeiner Vervollkommnung gethan hat, nach ſeinem Tode keine Spur zurückläßt? Die unendliche Kraft, die ihn beſeelte, iſt keines Wachsthums fähig. Sie vertauſcht nur ihren Wirkungskreis, und kann durch dieſen Tauſch nichts gewinnen. Auch im Kleinſten iſt ſie unendlich; und iſt Dir der Begriff einer Gottheit denkbar, die ſich ſelbſt auf unendlich mannigfaltige Weiſe beſchränkt, um durch dieſe Beſchränkungen Individuen hervorzubringen? Doch genug von Metaphyſik für heute. Vielleicht bekommſt Du bald etwas von Raphael zu leſen. Ich habe wieder viel Stoff eingeſammelt.

Eine fruchtbare Idee im Herderſchen Buche iſt noch das Lambertſche Maximum (S. 88). Ich bin begierig, Lambert ſelbſt darüber nachzuleſen. Der Satz hat Einfluß auf meine Ideen von Cultur.

Ueber das, was Du von Predigten ſchreibſt, bin ich nicht ganz mit Dir einverſtanden. Warum ſoll ſich der

— Haſt du auch wohl bedacht, was du mir räthſt?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufſt du in dieſes friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein ſchwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur iſt's, worauf ſie warten,
Um loszulaſſen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu ſchalten mit des Siegers Rechten,
Und unterm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr ſeid auch Männer, wiſſet eure Art
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß iſt
Der Krieg; die Heerde ſchlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, was der Himmel ſendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefeſſelt,
Den Brand wärf' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.

Du glaubſt an Menſchlichkeit! Es ſchont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.

Die Unſchuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.

Wir Männer können tapfer fechtend ſterben,
Welch Schickſal aber wird das eure ſein?

Gertrud.

Die letzte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen,
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frei.

Stauffacher (fürzt in ihre Arme).

Wer ſolch ein Herz an ſeinen Buſen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich ſtehenden Fußes gleich,
Dort lebt ein Gaſtfreund mir, Herr Walther Fürſt,
Der über dieſe Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig ſich erwehrt —
Leb wohl — und, weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes —
Dem Pilger, der zum Gotteshauſe wallt,
Dem frommen Mönch, der für ſein Kloſter ſammelt,
Gib reichlich und entlaß ihn wohlgepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt ſich nicht. Zu äußerſt
Am offnen Heerweg ſteht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

Indem ſie nach dem Hintergrunde abgehen, tritt **Wilhelm Tell** mit Baumgarten vorn auf die Scene.

Tell (zu Baumgarten).

Ihr habt jetzt meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hauſe gehet ein, dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch ſieh, da iſt er ſelber — Folgt mir, kommt!

(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt ſich.)

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altorf.

Auf einer Anhöhe im Hintergrund ſieht man eine Feſte bauen, welche ſchon ſo weit gediehen, daß ſich die Form des Ganzen darſtellt. Die hintere Seite iſt fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüſte ſteht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder ſteigen; auf dem höchſten Dach hängt der Schieferdecker — alles iſt in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meiſter Steinmetz. Geſellen und **Handlanger.**

Frohnvogt
(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter).

Nicht lang gefeiert, friſch! Die Mauerſteine
Herbei, den Kalk, den Mörtel zugefahren!
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachſen ſieht — Das ſchlendert wie die Schnecken.
(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)
Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht beſtehlen!

Erſter Geſell.

Das iſt doch hart, daß wir die Steine ſelbſt
Zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren!

Frohnvogt.

Was murret ihr? Das iſt ein ſchlechtes Volk,
Zu nichts anſtellig als das Vieh zu melken
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus).

Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (ſchüttelt ihn).

Friſch, Alter, an die Arbeit!

Erſter Geſell.

Habt ihr denn gar kein Eingeweid, daß ihr
Den Greis, der kaum ſich ſelber ſchleppen kann,
Zum harten Frohndienſt treibt?

Meiſter Steinmetz und **Geſellen.**

's iſt himmelſchreiend!

Frohnvogt.

Sorgt ihr für euch; ich thu', was meines Amts.

Zweiter Geſell.

Frohnvogt, wie wird die Feſte denn ſich nennen,
Die wir da baun?

Frohnvogt.

Zwing Uri ſoll ſie heißen;
Denn unter dieſes Joch wird man euch beugen.

Geſellen.

Zwing Uri!

Frohnvogt.

Nun, was gibt's dabei zu lachen?

Zweiter Geſell.

Mit dieſem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erſter Geſell.

Laß ſehn, wie viel man ſolcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander ſetzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringſte nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund.)

Meiſter Steinmetz.

Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gedient bei dieſem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen.

Stauffacher.

O, hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!

Tell.

Hier iſt nicht gut ſein. Laßt uns weiter gehn.

Stauffacher.

Bin ich zu Uri, in der Freiheit Land?

Meiſter Steinmetz.

O Herr, wenn ihr die Keller erſt geſehn
Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.

Stauffacher.

O Gott!

Steinmetz.

Seht dieſe Flanken, dieſe Strebepfeiler,
Die ſtehn, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell.

Was Hände bauten, können Hände ſtürzen.
(Nach den Bergen zeigend.)
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein **Ausrufer** folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuarisch nach.

Erster Geſell.

Was will die Trommel? Gebet Acht!

Meiſter Steinmetz.

Was für
Ein Faßnachtsaufzug, und was ſoll der Hut?

Ausrufer.

In des Kaiſers Namen! Höret!

Geſellen.

Still doch! Höret!

Ausrufer.

Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre, wie ihm ſelbſt, geſchehn.
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.
(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen vorüber.)

Erster Geſell.

Welch neues Unerhörtes hat der Vogt

Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

Meiſter Steinmetz.

Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würd'gen Leuten?

Erſter Geſell.

Wär's noch die kaiſerliche Kron'! So iſt's
Der Hut von Oeſterreich; ich ſah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Leben gibt!

Meiſter Steinmetz.

Der Hut von Oeſterreich! Gebt Acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Oeſtreich zu verrathen!

Geſellen.

Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.

Meiſter Steinmetz.

Kommt, laßt uns mit den Andern Abred nehmen.

(Sie gehen nach der Tiefe.)

Tell (zum Stauffacher).

Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!

Stauffacher.

Wo wollt ihr hin? O, eilt nicht ſo von dannen.

Tell.

Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.

Stauffacher.

Mir iſt das Herz ſo voll, mit euch zu reden.

Tell.

Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

Stauffacher.

Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.

Tell.

Die einz'ge That iſt jetzt Geduld und Schweigen.

Stauffacher.

Soll man ertragen, was unleidlich iſt?

Tell.

Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Föhn erhebt aus ſeinen Schlünden,
Löſcht man die Feuer aus, die Schiffe ſuchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden ſpurlos über die Erde.
Ein jeder lebe ſtill bei ſich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Stauffacher.

Meint ihr?

Tell.

Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſehn.

Stauffacher.

Wir könnten viel, wenn wir zuſammen ſtänden.

Tell.

Beim Schiffbruch hilft der Einzelne ſich leichter.

Stauffacher.

So kalt verlaßt ihr die gemeine Sache?

Tell.

Ein jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.

Stauffacher.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell.

Der Starke iſt am mächtigſten allein.

Stauffacher.

So kann das Vaterland auf euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?

Tell (gibt ihm die Hand).

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch, was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath!

Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft ihr meiner zu beſtimmter That,
Dann ruft den Tell, es ſoll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Gerüſte.)

Meiſter Steinmetz (tritt hin).

Was gibt's?

Erſter Geſell (kommt vor, rufend).

Der Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt.

Bertha ſtürzt herein. **Gefolge.**

Bertha.

Iſt er zerſchmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hilfe möglich, rettet, hier iſt Gold —

(Wirft ihr Geſchmeide unter das Volk.)

Meiſter.

Mit eurem Golde — Alles iſt euch feil
Um Gold; wenn ihr den Vater von den Kindern
Geriſſen und den Mann von ſeinem Weibe
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menſchen, eh' ihr kamt,
Mit euch iſt die Verzweiflung eingezogen.

Bertha (zu dem Frohwegt, der zurückkommt).

Lebt er?

(Frohwegt gibt ein Zeichen des Gegentheils.)

O unglückſel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Walther Fürſts Wohnung.

Walther Fürſt und **Arnold vom Melchthal** treten zugleich ein von verſchiedenen Seiten.

Melchthal.

Herr Walther Fürſt —

Walther Fürſt.

Wenn man uns überraſchte!
Bleibt, wo ihr ſeid. Wir ſind umringt von Spähern.

Melchthal.

Bringt ihr mir nichts von Unterwalden? nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefangner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn ſo Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochſen mir,
Das trefflichſte Geſpann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürſt.

Ihr ſeid zu raſch. Der Bube war des Vogts;
Von eurer Obrigkeit war er geſendet.
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet euch,
Wie ſchwer ſie war, der Buße ſchweigend fügen.

Melchthal.

Ertragen ſollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverſchämten: „Wenn der Bauer Brod
Wollt' eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge ziehn!"
In die Seele ſchnitt mir's, als der Bub die Ochſen,
Die ſchönen Thiere, von dem Pfluge ſpannte;
Dumpf brüllten ſie, als hätten ſie Gefühl
Der Ungebühr, und ſtießen mit den Hörnern;

Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner ſelbſt nicht Herr, ſchlug ich den Boten.

Walther Fürſt.

O, kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie ſoll die raſche Jugend ſich bezähmen!

Melchthal.

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So ſehr der Pflege, und ſein Sohn iſt fern.
Der Vogt iſt ihm gehäſſig, weil er ſtets
Für Recht und Freiheit redlich hat geſtritten.
Drum werden ſie den alten Mann bedrängen,
Und niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.

Walther Fürſt.

Erwartet nur und faßt euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr ſeid in Uri
Nicht ſicher vor des Landenbergers Arm,
Denn die Tyrannen reichen ſich die Hände.

Melchthal.

Sie lehren uns, was wir thun ſollten.

Walther Fürſt.

Geht!
Ich ruf' euch wieder, wenn's hier ſicher iſt.

(Melchthal geht hinein.)

Der Unglückſelige, ich darf ihm nicht
Geſtehen, was mir Böſes ſchwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauſcht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauſcht in allen Ecken;
Bis in das Innerſte der Häuſer dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

Mann von Geiſt nicht an einem Kunſtwerke der Beredſamkeit ergötzen, das ſeiner Abſicht entſpricht? Die Wirkung muß auf die Menge ausgerechnet ſein. Das hindert nicht, daß für den beſſeren Kopf einzelne Winke eingeſtreut werden können. Aber auch ohne dieſe kann eine Predigt als ein zweckmäßiges Ganzes intereſſant ſein. Herder ſcheint mir nach Deiner Schilderung vor Zollikofer in dieſer Rückſicht Vorzüge zu haben.

Aus Gefälligkeit gegen mich hättest Du Dich wohl ein wenig in die Schröder verlieben können. Du hättest ſehen ſollen, wie Minna über Deine Nachricht triumphirte. Nimm Dich übrigens in Acht. Sie könnte ſich rächen.

Daß Du ohne Einladung nicht zur Herzogin gegangen biſt, hat meinen ganzen Beifall. Mich verlangt, wie es mit der Herzogin Louiſe gehen wird.

Mit Wieland iſt es alſo aus? Es hat nicht lange gewährt. Der Mann iſt mir unerklärlich. Es ſind gewiß Klatſchereien und Verhetzungen vorgefallen.

Von uns habe ich Dir wenig zu ſchreiben. Minna hat viel Freude über Deinen Brief gehabt. Sie wartet nur eine günſtige Stimmung ab, um Dir aus vollem Herzen zu antworten.

Von Göſchen habe ich Antwort; er iſt vollkommen mit mir zufrieden. Die Societät iſt ihm ſelbſt drückend geweſen, nur hat er ſich nicht getraut, mir die Aufhebung vorzuſchlagen. Er hat meine Vorſchläge angenommen, und die Sache iſt auf dem beſtmöglichen Fuße.

Er öffnet und tritt erkannt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt.

Was ſeh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werther, theurer Gaſt — kein beſſrer Mann
Iſt über dieſe Schwelle noch gegangen.
Seid hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt euch her? Was ſucht ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend).

Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürſt.

Die bringt ihr mit euch — Sieh, mir wird ſo wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei euerm Anblick.
— Setzt euch, Herr Werner — Wie verließet ihr
Frau Gertrud, eure angenehme Wirthin,
Des weiſen Ibergs hochverſtänd'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutſchen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welſchland fahren,
Rühmt jeder euer gaſtlich Haus — Doch, ſagt,
Kommt ihr ſo eben friſch von Flüelen her,
Und habt euch nirgends ſonſt noch umgeſehen,
Eh' ihr den Fuß geſetzt auf dieſe Schwelle?

Stauffacher (nach kurzem Schweigen).

Wohl mir — erſtaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten ſehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürſt.

O Freund, da habt ihr's gleich mit einem Blicke!

Stauffacher.

Ein ſolches iſt in Uri nie geweſen —
Seit Menſchendenken war kein Zwinghof hier,
Und feſt war keine Wohnung, als das Grab.

Walther Fürſt.

Ein Grab der Freiheit iſt's. Ihr nennt's mit Namen.

Stauffacher.

Herr Walther Fürſt, ich will euch nicht verhalten,

Nicht eine müß'ge Neugier führet mich her;
Mich drücken ſchwere Sorgen — Drangſal hab' ich
Zu Haus verlaſſen, Drangſal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich iſt's, was wir erdulden,
Und dieſes Druckes iſt kein Ziel zu ſehn.
Frei war der Schweizer von Uralters her,
Wir ſind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf dieſen Bergen.

Walther Fürſt.

Ja, es iſt ohne Beiſpiel, wie ſie's treiben!
Auch unſer edler Herr von Attinghauſen,
Der noch die alten Zeiten hat geſehn,
Meint ſelber, es ſei nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher.

Auch drüben unterm Wald geht Schweres vor
Und blutig wird's gebüßt — Der Wolfenſchießen,
Des Kaiſers Vogt, der auf dem Roßberg hauste,
Gelüſten trug er nach verbotner Frucht;
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erſchlagen.

Walther Fürſt.

O, die Gerichte Gottes ſind gerecht!
— Baumgarten, ſagt ihr? ein beſcheidner Mann!
Er iſt gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.

Euer Eidam hat ihn übern See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen —
— Noch Gräulicheres hat mir derſelbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen iſt geſchehn.
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürst (aufmerksam).

Sagt an, was iſt's!

Stauffacher.

Im Melchthal, da, wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und ſeine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürst.

Wer kennt ihn nicht? Was iſt's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher.

Der Landenberger büßte ſeinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochſen,
Das beſte Paar, ihm aus dem Pfluge ſpannen;
Da ſchlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürst (in höchſter Spannung).

Der Vater aber — ſagt, wie ſteht's um den?

Stauffacher.

Den Vater läßt der Landenberger fordern,
Zur Stelle ſchaffen ſoll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit ſchwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürst

(ſpringt auf und will ihn auf die andere Seite führen).

O, ſtill, nichts mehr!

Stauffacher (mit heiligerem Ton).

„Iſt mir der Sohn entgangen,
So hab' ich dich!" — läßt ihn zu Boden werfen,
Den ſpitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürst.

Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (fährt heraus).

In die Augen, ſagt ihr?

Stauffacher (erstaunt zu Walther Fürst).

Wer ist der Jüngling?

Melchthal

(hebt ihn mit krampfhafter Heftigkeit).

In die Augen? Redet!

Walther Fürst.

O der Bejammernswürdige!

Stauffacher.

Wer ist's?

(Da Walther Fürst ihm ein Zeichen gibt.)

Der Sohn ist's? Allgerechter Gott!

Melchthal.

Und ich

Muß ferne sein! — In seine beiden Augen?

Walther Fürst.

Bezwinget euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.

Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!

— Blind also! Wirklich blind und ganz geblendet?

Stauffacher.

Ich sagt's. Der Quell des Sehns ist ausgeflossen,

Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder.

Walther Fürst.

Schont seines Schmerzens!

Melchthal.

Niemals! niemals wieder!

(Er drückt die Hand vor die Augen und schweigt einige Momente; dann wendet er sich von dem Einen zu dem Andern und spricht mit lauter, von Thränen erstickter Stimme.)

O, eine edle Himmelsgabe ist

Das Licht des Auges — Alle Wesen leben

Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —

Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.

Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,

Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr

Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch *leben* und nicht *ſehen*,
Das iſt ein Unglück — Warum ſeht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei friſche Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir ins Auge dringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelaſſen, als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenloſen Greis!
Alles geraubt und auch das Licht der Sonne,
Des Aermſten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf *meine* Sicherheit gedacht,
Und nicht auf deine! — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelaſſen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorſicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner ſoll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen ſeinen Reiſigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuren Schmerz
In ſeinem Lebensblute kühle. (Er will gehen.)

Walther Fürſt.

Bleibt!

Was könnt ihr gegen ihn? Er ſitzt zu Sarnen
Auf ſeiner hohen Herrenburg und ſpottet
Ohnmächt'gen Zorns in ſeinen ſichern Feſte.

Melchthal.

Und, wohnt' er droben auf dem Eispalaſt
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Zein Ewigkeit verſchleiert ſitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Geſinnt, wie ich, zerbrech' ich ſeine Feſte.
Und, wenn mir niemand folgt, und wenn ihr alle,
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zuſammenrufen im Gebirg,
Dort, unterm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch friſch iſt, und das Herz geſund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Es iſt auf ſeinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerſte —

Melchthal.

Welch Aeußerſtes
Iſt noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In ſeiner Höhle nicht mehr ſicher iſt?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbruſt ſpannen und die ſchwere Wucht
Der Streitaxt ſchwingen? Jedem Weſen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangſt.
Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt
Der Meute ſein gefürchtetes Geweih;
Die Gemſe reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
Des Halſes duldſam unters Joch gebogen,

Springt auf, gereizt, wetzt ſein gewaltig Horn,
Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürſt.

Wenn die drei Lande dächten, wie wir drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwyzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal.

Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft
Und jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieſes Landes!
Ich ſtehe, nur ein Jüngling, zwiſchen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede;
Nicht lüſtern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchſten Jammers ſchmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felſen muß erbarmen.
Ihr ſelbſt ſeid Väter, Häupter eines Hauſes
Und wünſcht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O, weil ihr ſelbſt an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen ſich
Noch friſch und hell in ihren Kreiſen regen,
So ſei euch darum unſre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt das Tyrannenſchwert,
Ihr habt das Land von Oeſtreich abgewendet;
Kein anderes war meines Vaters Unrecht,
Ihr ſeid in gleicher Mitſchuld und Verdammniß.

Stauffacher (zu Walther Fürst).
Beſchließet ihr! Ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürst.
Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghauſen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal.
Wo iſt ein Name in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als eurer und der eure?
An ſolcher Namen echte Währung glaubt
Das Volk, ſie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend
Und habt es ſelber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Laßt's uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns ſchon ſelbſt zu ſchirmen wiſſen.

Stauffacher.
Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns;
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höhn noch nicht erreicht —
Doch ihre Hilfe wird uns nicht entſtehn,
Wenn ſie das Land in Waffen erſt erblicken.

Walther Fürst.
Wäre ein Obmann zwiſchen uns und Oeſtreich,
So möchte Recht entſcheiden und Geſetz.
Doch, der uns unterdrückt, iſt unſer Kaiſer
Und höchſter Richter — ſo muß Gott uns helfen
Durch unſern Arm — Erforſchet ihr die Männer
Von Schwyz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber ſenden wir nach Unterwalden? —

Melchthal.
Mich ſendet hin — Wem läg' es näher an —

Walther Fürst.

Ich geb's nicht zu; ihr seid mein Gast, ich muß
Für eure Sicherheit gewähren!

Melchthal.

Laßt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felsensteige;
Auch Freunde sind' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher.

Laßt ihn mit Gott hinüber gehn. Dort drüben
Ist kein Verräther — So verabscheut ist
Die Tyrannei, daß sie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller soll uns nid dem Wald
Genossen werben und das Land erregen.

Melchthal.

Wie bringen wir uns sichre Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?

Stauffacher.

Wir konnten uns zu Brunnen oder Treib
Versammeln, wo die Kaufmannsschiffe landen.

Walther Fürst.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort ist's, wo unsre Landmark und die eure
(Zu Melchthal.)
Zusammen grenzen, und in kurzer Fahrt
(Zu Stauffacher.)
Trägt euch der leichte Kahn von Schwyz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin

Bei Nachtzeit wandern und uns ſtill berathen.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig ſind mit uns,
So können wir gemeinſam das Gemeine
Beſprechen und mit Gott es friſch beſchließen.

Stauffacher.

So ſei's. Jetzt reicht mir eure biedre Rechte,
Reicht ihr die eure her, und ſo, wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns die Hände
Zuſammen flechten, redlich, ohne Falſch,
So wollen wir drei Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zuſammen ſtehn auf Tod und Leben.

Walther Fürſt und Melchthal.

Auf Tod und Leben!

(Sie halten die Hände noch einige Pauſen lang zuſammengeflochten und ſchweigen.)

Melchthal.

Blinder, alter Vater,
Du kannſt den Tag der Freiheit nicht mehr ſchauen;
Du ſollſt ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend ſich erheben,
Die feſten Schlöſſer der Tyrannen fallen,
Zu deine Hütte ſoll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht ſoll es dir tagen!

(Sie gehen auseinander.)

Es freut mich, daß ich ſeinen Wunſch erfüllt habe, indem ich für mich ſorgte.

Kunze iſt fort. Die anderen grüßen alle.

Lebe wohl.

K.

Weimar, 18. Auguſt 1787.

Seit meinem letzten Briefe habe ich hier wenig Merkwürdiges erlebt. Ich brachte dieſe Zeit ſehr eingezogen zu, und wenn ich ſagte — angenehm, ſo müßte ich Euch belügen. Wieland iſt noch in Eiſenach bei dem bekannten Herzog Ludwig von B., der dort krank liegt.

Dieſe ganze Reiſe macht ihm in meinen und in noch anderen Augen wenig Ehre. Einem höchſt unwichtigen Fürſten damit zu gefallen, kann er acht heilloſe Tage leben. Seine Tochter, die Profeſſor Reinhold, iſt dieſe Woche hier, und ich habe bei Charlotten ihre Bekanntſchaft gemacht. Ein gutmüthiges und ziemlich redſeliges Geſchöpf, das ſehr natürlich ſein kann und mir nicht mißfällt. Es iſt noch neu in Jena, und da hat es ganz erſtaunlich viel Weiberchronik zu erzählen. Es liebt ſeinen Mann und freut ſich, ihm Werth zu geben. Charlotten iſt die Reinhold äußerſt zugethan, und würde vielleicht, wenn es ſonſt auf ſie ankäme, ihre meiſte Zeit bei ihr zubringen. Kommenden Dienſtag bringen wir ſie, Charlotte und ich, nach Jena zurück, wo ich vielleicht zwei oder drei Tage bleibe und bei Reinholds wohne.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen.

Ein getäfelter Saal, mit Wappenſchildern und Helmen verziert. **Der Freiherr**, ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemſenhorn, und in ein Pelzgewande gekleidet. **Kuoni** und noch **ſechs Knechte** ſtehen um ihn her mit Rechen und Senſen. — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz.

Hier bin ich, Oheim — Was iſt euer Wille?

Attinghauſen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erſt mit meinen Knechten theile.

(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Runde herumgeht.)

Sonſt war ich ſelber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie ſie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann ſie nicht mehr ſuchen auf den Bergen.
Und ſo, in engerm ſtets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher).

Ich bring's euch, Junker.

(Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen.)

Trinket friſch! Es geht
Aus einem Becher und aus einem Herzen.

Attinghausen.

Geht, Kinder, und, wenn's Feierabend iſt,
Dann reden wir auch von des Lands Geſchäften. (Knechte gehen ab.)

Attinghausen und Ruodenz.

Attinghausen.

Ich ſehe dich gegürtet und gerüſtet,
Du willſt nach Altorf in die Herrenburg?

Ruodenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger ſäumen —

Attinghausen (ſetzt ſich).

Haſt du's ſo eilig? Wie? Iſt deiner Jugend
Die Zeit ſo karg gemeſſen, daß du ſie
An deinem alten Oheim mußt erſparen?

Ruodenz.

Ich ſehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in dieſem Hauſe.

Attinghausen

(hat ihn lange mit den Augen gemuſtert).

Ja, leider biſt du's. Leider iſt die Heimath
Zur Fremde dir geworden! — Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangſt du,
Die Pfauenfeder trägſt du ſtolz zur Schau,
Und ſchlägſt den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickſt du mit Verachtung an,
Und ſchämſt dich ſeiner traulichen Begrüßung.

Ruodenz.

Die Ehr', die ihm gebühret, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er ſich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghausen.

Das ganze Land liegt unterm ſchweren Zorn
Des Königs — jedes Biedermannes Herz
Iſt kummervoll ob der tyranniſchen Gewalt,
Die wir erdulden — dich allein rührt nicht

Der allgemeine Schmerz — dich ſiehet man,
Abtrünnig von den Deinen, auf der Seite
Des Landesfeindes ſtehen, unſrer Noth
Hohnſprechend, nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürſtengunſt, indeß
Dein Vaterland von ſchwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land iſt ſchwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer iſt's, der es geſtürzt in dieſe Noth?
Es koſtete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu ſein,
Und einen gnäd'gen Kaiſer zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Beſten widerſtrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern ſie,
Daß die Waldſtätte nicht zu Oeſtreich ſchwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu ſitzen mit dem Edelmann — den Kaiſer
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghausen.

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Perſon iſt's, Oheim, die ihr ſelbſt
Hier ſpielt? Habt ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu ſein
Und neben dieſen Hirten zu regieren?
Wie? Iſt's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ſein glänzend Lager anzuſchließen,
Als eurer eignen Knechte Pair zu ſein,
Und zu Gericht zu ſitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie,
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet!

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel schelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb hier müßig still zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge —
Mir rosten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegsdrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als den Kuhreihn und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut' vernehm' ich hier.

Attinghausen.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Heerdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falsche Welt ist nicht für dich;

Dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, ſie fordert andre Tugenden,
Als du in dieſen Thälern dir erworben.
— Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſein kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! bleibe bei den Deinen!
Geh nicht nach Altorf — O, verlaß ſie nicht,
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
— Ich bin der Letzte meines Stamms — Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
Um hinzugehn vor dieſen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Oeſtreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerſtreben wir dem König,
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein ſind die Märkte, die Gerichte, ſein
Die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroß ſelbſt,
Das auf den Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeſchloſſen.
— Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
Sich ſchützen gegen Oeſtreichs wachſende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns helfen.

Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,
Wenn ſie in Geld- und Kriegesnoth die Städte,
Die unterm Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat iſt's und weiſe Vorſicht
In dieſen ſchweren Zeiten der Parteiung,
Sich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm,
Die hat für treue Dienſte kein Gedächtniß.
Doch, um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft ſtreun.

Attinghauſen.

Biſt du ſo weiſe?
Willſt heller ſehn, als deine edeln Väter,
Die um der Freiheit koſtbarn Edelſtein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
— Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oeſtreichs Herrſchaft laſtet auf den Ländern.
Sie werden kommen, unſre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unſre Alpen abzumeſſen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unſern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
Mit unſrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unſerm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
So ſei's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtſchaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere!

Attinghauſen.

Lern' dieſes Volk der Hirten kennen, Knabe!

Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten ſehen bei Favenz.
Sie ſollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entſchloſſen ſind nicht zu ertragen!
— O, lerne fühlen, welches Stamms du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die ächte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,
Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe feſt,
Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O, komm, du haſt uns lang nicht mehr geſehn,
Verſuch's mit uns nur einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altorf — hörſt du? heute nicht;
Den einen Tag nur ſchenke dich den Deinen!

(Er faßt ſeine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich — ich bin gebunden.

Attinghauſen

(läßt ſeine Hand los, mit Ernſt).

Du biſt gebunden — Ja, Unglücklicher,
Du biſt's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden biſt du durch der Liebe Seile!

(Rudenz wendet ſich weg.)

— Verbirg dich, wie du willſt. Das Fräulein iſt's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich feſſelt an des Kaiſers Dienſt.

Das Ritterfräulein willſt du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg dich nicht!
Dich anzulocken, zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unſchuld iſt ſie nicht beſchieden.

Ruden.

Genug hab' ich gehört. Gehabt euch wohl.

(Er geht ab.)

Iltinghauſen.

Wahnſinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So iſt der Wolfenſchießen abgefallen
Von ſeinem Land — ſo werden andre folgen,
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltſam ſtrebend über unſre Berge.
— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt meine Zeit;
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Eine Wiese von hohen Felſen und Wald umgeben.

Auf den Felſen ſind Stege mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabſteigen ſieht. Im Hintergrunde zeigt ſich der See, über welchem anfangs ein Morgennebel zu ſehen iſt. Den Proſpect ſchließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es iſt völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletſcher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere **Landleute**, alle bewaffnet.

Melchthal
(noch hinter der Scene).

Der Bergweg öffnet ſich, nur friſch mir nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli.

(Treten auf mit Windlichtern.)

Winkelried.

Horch!

Sewa.

Ganz leer.

Meier.

's iſt noch kein Landmann da. Wir ſind
Die Erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

Melchthal.

Wie weit iſt's in der Nacht?

Baumgarten.

Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben Zwei gerufen.

(Man hört in der Ferne läuten.)

Meier.

Still! Horch!

Im Bühel.

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.

Von der Flüe.

Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit.

Melchthal.

Gehn einige und zünden Reisholz an,
Daß es lob brenne, wenn die Männer kommen.

(Zwei Landleute gehn.)

Hewa.

's iſt eine ſchöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.

Im Bühel.

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried (zeigt nach dem See).

Ha, ſeht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?

Meier.

Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal.

Es iſt das Licht des Mondes, das ihn bildet.

Von der Flüe.

Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht geſehn.

Hewa.

Er iſt doppelt; ſeht, ein bläſſerer ſteht drüber.

Baumgarten.

Ein Nachen fährt ſo eben drunter weg.

Melchthal.

Das iſt der Stauffacher mit ſeinem Kahn,
Der Biedermann läßt ſich nicht lang erwarten.

(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)

Meier.

Die Urner ſind es, die am längſten ſäumen.

Ich möchte gern ſeine Bekanntſchaft machen und er die meinige; auch Schütz wünſcht es — oder hat es vielmehr gewünſcht, denn gegenwärtig liegt er gefährlich krank, daß man ſchon für ſein Leben fürchtete. Auch ein gewiſſer Huſeland wird mir dort ſehr gerühmt. Dieſe drei Menſchen will ich kennen lernen, und Dir alſo in acht Tagen das Weitere davon ſchreiben.

Herder iſt auch bedeutend krank. Ein Vomitiv, zur Unzeit vermuthlich genommen, ſoll ihm heftige Zufälle gegeben haben. Ich habe mich nur bei ihm aufgeſchrieben, ihn aber nicht ſelbſt geſehen, welches vielleicht morgen geſchieht. Wie wenig iſt Weimar, da der Herzog, Goethe, Wieland und Herder ihm fehlen! Dieſer Tage habe ich mir von Krauſe die hieſige Zeichnungsakademie zeigen laſſen, wo ich gegen dreißig junge Frauenzimmer, viele von Stande und alle wenigſtens von den beſten Bürgerlichen, beſchäftigt fand. Einige, ſelbſt von den kleinſten, zeichnen ſchon recht — drollig. Viele nach Antiken, davon einige gute Abgüſſe hier aufgeſtellt ſind. Ich fand hier auch einen Herrn Glauer, der hier durch ſeine Büſten merkwürdig iſt; denn von ihm ſind Goethes, Herders, Wielands Büſten geformt. Die hieſige Bibliothek iſt anſehnlich und in muſterhafter Ordnung erhalten. Hier iſt ein Realkatalog, daß jedes Buch in ſeinem Fache in wenigen Minuten zu finden iſt. Die Geſchichte und die claſſiſchen Autoren ſind vortrefflich beſetzt. In Jena exiſtiren drei andere Weimarſche Bibliotheken, aus welchen der Herzog beſchloſſen hat, ein allgemeines Regiſter

Im Kühel.

Sie müſſen weit umgehen durchs Gebirg,
Daß ſie des Landvogts Kundſchaft hintergehen.

(Unterdeſſen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)

Melchthal (am Ufer).

Wer iſt da? Gebt das Wort!

Stauffacher (von unten).

Freunde des Landes.

Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn ſteigen **Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmid, Joſt von Weiler** und noch drei andere Landleute, gleichfalls bewaffnet.

Alle (rufen).

Willkommen!

(Indem die Uebrigen in der Tiefe verweilen und ſich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)

Melchthal.

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Geſehn, der mich nicht wieder ſehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf ſeine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich geſogen
Aus der erloſchnen Sonne ſeines Blicks.

Stauffacher.

Sprecht nicht von Rache. Nicht Geſchehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt ſagt, was ihr im Unterwaldner Land
Geſchafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie ihr ſelbſt
Den Stricken des Verraths entgangen ſeid.

Melchthal.

Durch der Surenen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisfeldern,
Wo nur der heiſre Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo ſich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten

Anrufend grüßen und gemeinſam weiden,
Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,
Die in den Runſen ſchäumend niederquillt.
In den einſamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gaſt, bis daß ich kam
Zu Wohnungen geſellig lebender Menſchen.
— Erſchollen war in dieſen Thälern ſchon
Der Ruf des neuen Gräuels, der geſchehn,
Und fromme Ehrfurcht ſchaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüſtet fand ich dieſe graden Seelen
Ob dem gewaltſam neuen Regiment;
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden.
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten ſie mir dar,
Von den Wänden langten ſie die roſt'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig ſind,
Den curigen und Walther Fürſts — Was euch
Recht würde dünken, ſchwuren ſie zu thun,
Euch ſchwuren ſie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich ſicher unterm heil'gen Schirm
Des Gaſtrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam ins heimathliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,

Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menſchen lebend —

Stauffacher.

Herr im Himmel!

Melchthal.

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzens aus,
In tiefer Bruſt, wie einen theuren Schatz,
Verſchloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Thal war ſo verſteckt, ich ſpäht' es aus;
Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei;
Denn bis an dieſe letzte Grenze ſelbſt
Belebter Schöpfung, wo der ſtarre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieſes biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unſer ſind ſie all mit Herz und Mund.

Stauffacher.

Großes habt ihr in kurzer Friſt geleiſtet.

Melchthal.

Ich that noch mehr. Die beiden Feſten ſind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet;
Denn hinter ihren Felſenwällen ſchirmt
Der Feind ſich leicht und ſchädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden;
Ich war zu Sarnen und beſah die Burg.

Stauffacher.

Ihr wagtet euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal.

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann;
Ich sah den Feind und ich erschlug ihn nicht.

Stauffacher.

Fürwahr, das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdessen sind die andern Landleute vorwärts gekommen und nähern sich den beiden.)

Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind
Und die gerechten Männer, die euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier.

Wer kennte euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen, dies hier ist
Mein Schwesterſohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher.

Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Winkelried.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf drei Landleute).

Die wohnen hinterm Wald, sind Klosterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind
Und nicht, wie wir, frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den beiden).

Gebt mir die Hand. Es preise sich, wer keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn.

Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.

Meier.

Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig.

(Schlägt ihm in die Hand.)

Stauffacher.

Das ist brav gesprochen.

Winkelried.

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

(Rufen und helle Lichter mancherlei Männer mit Fackeln in Booten herbeitragen.)

Auf der Mauer.

Seht! Zeigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Grauen der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

Baumgarten.

Der Sigrist folgt ihm und Herr Walther Fürst;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walther Fürst, Röstelmann, der Pfarrer, Petermann, der Sigrist, Kuoni, der Hirt, Werni, der Jäger, Ruodi, der Fischer, mit noch fünf andern Landleute. Alle zusammen, drei mit Fackeln an der Zahl, treten verwirrt und stellen sich um das Feuer.

Walther Fürst.

So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammen schleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leiht, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.

Melchthal.

Laßt's gut ſein. Was die dunkle Nacht geſponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Roſſelmann.

Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenoſſen!
Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen;
Was ungeſetzlich iſt in der Verſammlung,
Entſchuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.

Stauffacher.

Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Iſt es gleich Nacht, ſo leuchtet unſer Recht.

Melchthal.

Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks, die Beſten ſind zugegen.

Konrad Hunn.

Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie ſind in unſre Herzen eingeſchrieben.

Roſſelmann.

Wohlan, ſo ſei der Ring ſogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

Auf der Mauer.

Der Landesammann nehme ſeinen Platz,
Und ſeine Waibel ſtehen ihm zur Seite!

Sigriſt.

Es ſind der Völker drei. Welchem nun
Gebühret's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier.

Um dieſe Ehr' mag Schwyz mit Uri ſtreiten,
Wir Unterwaldner ſtehen frei zurück.

Melchthal.

Wir ſtehn zurück; wir ſind die Flehenden,
Die Hilfe heiſchen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher.

So nehme Uri denn das Schwert; ſein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

Walther Fürſt.

Des Schwertes Ehre werde Schwyz zu Theil;
Denn ſeines Stammes rühmen wir uns alle.

Käsſelmann.

Den edeln Wettſtreit laßt mich freundlich ſchlichten:
Schwyz ſoll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürſt (reicht dem Stauffacher die Schwerter.)

So nehmt!

Stauffacher.

Nicht mir, dem Alter ſei die Ehre.

Im Hofe.

Die meiſten Jahre zählt Ulrich der Schmid.

Auf der Mauer.

Der Mann iſt wacker, doch nicht freien Stands;
Kein eigner Mann kann Richter ſein in Schwyz.

Stauffacher.

Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was ſuchen wir noch einen Würdigern?

Walther Fürſt.

Er ſei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu ſtimmt, erhebe ſeine Hände.

(Alle heben die rechte Hand auf.)

Reding (tritt in die Mitte).

Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen.

So ſchwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man ſtößt die drei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet ſich um ihn her. Schwyz hält die Mitte, rechts hielt ſich Uri und links Unterwalden. Er ſteht auf von Schiedsrichtern gehalten.)

Was iſt's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichem Geſtade
Zuſammenführte in der Geiſterſtunde?
Was ſoll der Inhalt ſein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel ſtiften?

Stauffacher (tritt in den Ring).

Wir ſtiften keinen neuen Bund; es iſt
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wiſſet, Eidgenoſſen!
Ob uns der See, ob uns die Berge ſcheiden,
Und jedes Volk ſich für ſich ſelbſt regiert,
So ſind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimath iſt's, aus der wir zogen.

Winkelried.

So iſt es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O, theilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß ſich der neue Bund am alten ſtärke.

Stauffacher.

Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von ſchwerer Theurung.
In dieſer Noth beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlaſſe — Das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge.

Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt —
Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam.
Da ſaß ein Mann und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da belahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen ſauren Tag, den Wald
Mit weit verſchlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf, als der Boden nicht mehr Genügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg, ja, bis ans Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwyzer Männer ſich heraus,
Es gibt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.

(Reicht rechts und links die Hand hin.)

Auf der Mauer.

Ja, wir ſind eines Herzens, eines Bluts!

Alle

(Ob die Hände ineinander).

Wir ſind ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher.

Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben ſich dem Sieger unterworfen.
Es leben ſelbſt in unſern Landesmarken
Der Saſſen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtſchaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben ſtets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürſten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiſer.

Rösselmann.

Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So ſteht's bemerkt in Kaiſer Friedrichs Brief.

Stauffacher.

Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſein, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streit.
Drum haben unſre Väter für den Boden,
Den ſie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiſer, der den Herrn
Sich nennt der deutſchen und der welſchen Erde,
Und, wie die andern Freien ſeines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienſt gelobt;
Denn dieſes iſt der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu ſchirmen, das ſie ſelbſt beſchirmt.

Melchthal.

Was drüber iſt, iſt Merkmal eines Knechts.

Stauffacher.

Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und ſchlugen ſeine Schlachten.
Nach Welſchland zogen ſie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu ſetzen.
Daheim regierten ſie ſich fröhlich ſelbſt

machen und vielleicht herausgeben zu laſſen. Die Humaniora würden dann aus allen vier hierher und die Facultätsbücher nach Jena verlegt. Man iſt ſehr gefällig, einem Bücher nach Hauſe verabfolgen zu laſſen. Ich habe gegenwärtig ein Buch daraus genommen, das Du in hundert Jahren nicht errathen würdeſt — Locke. Ich habe eine franzöſiſche Ueberſetzung, die von Locke ſelbſt durchgeſehen und empfohlen iſt. Von der Bibliothek werde ich wenig Gebrauch machen können, denn in zehn oder zwölf Tagen reiſe ich zu meiner Schweſter nach Meiningen. Mein Herz zieht mich dahin, und ich muß ihren Wunſch erfüllen. Von dieſer Reiſe erwarte ich neue koſtbare Empfindungen — Gefühle meiner Kindheit und frühen Jugend — auch heilige Pilgrimsgefühle durch die Ideen, die dieſem Orte von meinem ehemaligen ſtillen Aufenthalt angeheftet ſind. Ich werde Dir gewiß etwas Intereſſantes für mein Herz davon zu erzählen haben.

Herr von Kalb hat mir geſchrieben. Er kommt zu Ende September, ſeine Ankunft wird das Weitere mit mir beſtimmen. Seine Freundſchaft für mich iſt unverändert, welches zu bewundern iſt, da er ſeine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber ſeine Billigkeit und ſeine Stärke dürfte vielleicht durch Einmiſchung fremder Menſchen und eine dienſtfertige Ohrenbläſerei auf eine große Probe geſtellt werden, wenn er kommt. Ich verſtehe nämlich nur in Beziehung auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an ſeine Frau wird nie bei ihm wanken.

Nach altem Brauch und eigenem Geſetz;
Der höchſte Blutbann war allein des Kaiſers.
Und dazu ward beſtellt ein großer Graf,
Der hatte ſeinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutſchuld kam, ſo rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, ſchlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menſchen.
Wo ſind hier Spuren, daß wir Knechte ſind?
Iſt einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hafe.

Nein, ſo verhält ſich alles, wie ihr ſprecht,
Gewaltherrſchaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher.

Dem Kaiſer ſelbſt verſagten wir Gehorſam,
Da er das Recht zu Gunſt der Pfaffen beug.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einſiedeln uns die Alp in Anſpruch nahmen,
Die wir beweidet ſeit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenloſe Wüſte ſchenkte —
Denn unſer Daſein hatte man verhehlt —
Da ſprachen wir: „Erſchlichen iſt der Brief!
Kein Kaiſer kann, was unſer iſt, verſchenken;
Und, wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
Zu unſern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
Zu ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt;

Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg;
Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildniß hing,
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet;
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden,
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Iſt keine Hilfe gegen ſolchen Drang?

(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehn für unſer Land,
Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter ſchlagend).
Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!

Kösselmann (tritt in den Ring).
Eh ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es koſtet euch ein Wort und die Tyrannen,
Die euch jetzt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.

— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Oeſtreichs Hoheit —

Auf der Mauer.

Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Oeſtreich ſchwören!

Im Bühel.

Hört ihn nicht an!

Winkelried.

Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

Reding.

Ruhig, Eidgenoſſen!

Uri.

Wir Oeſtreich huldigen, nach ſolcher Schmach!

Von der Flüe.

Wir uns abtrotzen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!

Meier.

Dann wären
Wir Sklaven und verdienten, es zu ſein.

Auf der Mauer.

Der ſei geſtoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung ſpricht an Oeſterreich!
— Landammann, ich beſtehe drauf, dies ſei
Das erſte Landsgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal.

So ſei's. Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich,
Soll rechtlos ſein und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.

Alle (heben die rechte Hand auf).

Wir wollen es, das ſei Geſetz!

Reding (nach einer Pauſe).

Es iſt's.

Rösselmann.

Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz.
Nicht durch Gewalt soll Oesterreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

Jost von Weiler.

Zur Tagesordnung, weiter!

Reding.

Eidgenossen!
Sind alle sanften Mittel auch versucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,
Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,
Eh wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn).

Nun ist's an euch, Bericht zu geben. Redet.

Konrad Hunn.

Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins.
Die all erhielten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entließen mich mit leerem Trost:
„Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
„Er würde sonst einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging

Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker weinend ſtehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tegerfeld.
Die riefen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm ſein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um ſein Mütterliches,
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein ſetzt' ihm
„Der Kaiſer auf: das ſei die Zier der Jugend."

Auf der Mauer.

Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!

Keding.

Nichts andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürſt (tritt in den Ring).

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier.

Ich trage Gut von Oeſterreich zu Lehen.

Walther Fürſt.

Ihr fahret fort, Oeſtreich die Pflicht zu leiſten.

Jost von Weiler.

Ich ſteure an die Herrn von Rappersweil.

Walther Fürst.

Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.

Rösselmann.

Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

Walther Fürst.

Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Stauffacher.

Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walther Fürst.

Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch, wenn es sein mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn;
Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.

Reding.

Doch lasset hören, wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher.

Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, eh er sich rüstet.

Meier.

Ist bald gesprochen, aber schwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen sein,
Eh man ein Schwert erhebt in den drei Landen.

Stauffacher.

Säumt man ſo lang, ſo wird der Feind gewarnt;
Zu Viele ſind's, die das Geheimniß theilen.

Meier.

In den Waldſtätten find't ſich kein Verräther.

Binſelmann.

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

Walther Fürſt.

Schiebt man es auf, ſo wird der Twing vollendet
In Altorf, und der Vogt befeſtigt ſich.

Meier.

Ihr denkt an euch.

Sigriſt.

Und ihr ſeid ungerecht.

Meier (auffahrend).

Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding.

Bei eurem Eide, Ruh!

Meier.

Ja, wenn ſich Schwyz
Verſteht mit Uri, müſſen wir wohl ſchweigen.

Reding.

Ich muß euch weiſen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden ſtört!
Stehn wir nicht alle für dieſelbe Sache?

Winkelried.

Wenn wir's verſchieben bis zum Feſt des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Saſſen
Dem Vogt Geſchenke bringen auf das Schloß.
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg verſammeln,
Die führen heimlich ſpitz'ge Eiſen mit,

Die man geſchwind kann an die Stäbe ſtecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächſt im Wald hält dann der große Haufe,
Und, wenn die andern glücklich ſich des Thors
Ermächtiget, ſo wird ein Horn geblaſen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt.
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unſer.

Melchthal.

Den Roßberg übernehm' ich zu erſteigen,
Denn eine Dirn' des Schloſſes iſt mir hold,
Und leicht bethör' ich ſie, zum nächtlichen
Beſuch die ſchwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erſt, zieh' ich die Freunde nach.

Reding.

Iſt's aller Wille, daß verſchoben werde?

(Die Mehrheit erhebt die Hand.)

Stauffacher (zählt die Stimmen.)

Es iſt ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf!

Walther Fürſt.

Wenn am beſtimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landſturm wird
Aufgeboten, ſchnell, im Hauptort jedes Landes;
Wenn dann die Vögte ſehn der Waffen Ernſt,
Glaubt mir, ſie werden ſich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unſern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Geßler fürcht' ich ſchweren Stand,
Furchtbar iſt er mit Reiſigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, ſelbſt
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer iſt's und faſt gefährlich, ihn zu ſchonen.

Baumgarten.

Wo's halsgefährlich iſt, da ſtellt mich hin,
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben.
Gern ſchlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beſchützt, mein Herz befriedigt.

Reding.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld.
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch ſeht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus — Kommt, laßt uns ſcheiden,
Eh uns des Tages Leuchten überraſcht.

Walther Fürſt.

Sorgt nicht, die Nacht weicht langſam aus den Thälern.

(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit ſtiller Sammlung die Morgenröthe.)

Küſſelmann.

Bei dieſem Licht, das uns zuerſt begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer athmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes ſchwören.
— Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.

(Alle ſprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)

— Wir wollen frei ſein wie die Väter wären,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.

(Wie oben.)

— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.

(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher.

Jetzt gehe jeder ſeines Weges ſtill
Zu ſeiner Freundſchaft und Genoßſame.
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Heerde
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund.

— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wuth,
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.

(Indem ſie zu drei verſchiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Tuchelier mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.)

Herr von Kalb kann nach dem Tode des Kurfürſten von der Pfalz der zweite in der Armee und eine ſehr wichtige Perſon werden, ohne daß er ſeine franzöſiſchen Dienſte dabei aufzugeben hat, wo er in acht bis zehn Jahren Brigadier ſein muß. Er iſt Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerſt empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche ſich gewundert hat, daß er ſich nicht ſchon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht — aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Menſch bleiben durfte, der er iſt.

Bertuch habe ich kürzlich beſucht. Er wohnt vor dem Thore und hat unſtreitig in ganz Weimar das ſchönſte Haus. Es iſt mit Geſchmack gebaut und recht vortrefflich meublirt, hat zugleich, weil es doch eigentlich nur ein Landhaus ſein ſoll, einen recht geſchmackvollen Anſtrich von Ländlichkeit. Nebenan iſt ein Garten, nicht viel größer als der Japaniſche, der unter fünfundſiebzig Pächter vertheilt iſt, welche ein bis zwei Thaler jährlich für ihr Plätzchen erlegen. Die Idee iſt recht artig, und das Oekonomiſche iſt auch dabei nicht vergeſſen. Auf dieſe Art iſt ein ewiges Gewimmel arbeitender Menſchen zu ſehen, welches einen fröhlichen Anblick giebt. Beſäße es Einer, ſo wäre der Garten oft leer. An dem Ende des Gartens iſt eine Anlage zum Vergnügen, die Bertuchs Geſchmack wirklich Ehre macht. Durch ein wildes buſchreiches Wäldchen, das vielleicht nicht größer als der Raum iſt, den das Japaniſche Palais einnimmt, iſt ein

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Hof vor Tells Hause.

Tell ist mit der Zimmerart, **Hedwig** mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. **Walther** und **Wilhelm** in der Tiefe spielen mit einer kleinen Armbrust.

Walther (singt).

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(Kommt gesprungen.)

Der Strang ist mir entzwei. Mach mir ihn, Vater.

Tell.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst.

(Knaben entfernen sich.)

Hedwig.

Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.

Tell.

Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Hedwig.

Ach, wollte Gott, ſie lernten's nie!

Tell.

Sie ſollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſein.

Hedwig.

Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.

Tell.

Mutter, ich kann's auch nicht,
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen;
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute.

Hedwig.

Und an die Angſt der Hausfrau denkſt du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grauſen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.
Bei jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh', wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht, und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger haſcht
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten!

Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell.

Wer friſch umherſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den ſchreckt der Berg nicht, der darauf geboren.
(Er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)
Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Art im Haus erſpart den Zimmermann.
(Nimmt den Hut.)

Hedwig.

Wo gehſt du hin?

Tell.

Nach Altorf zu dem Vater.

Hedwig.

Sinnſt du auch nichts Gefährliches? Geſteh' mir's.

Tell.

Wie kommſt du darauf, Frau?

Hedwig.

Es ſpinnt ſich etwas
Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.

Tell.

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig.

Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt;
Das Schwerſte wird dein Antheil ſein, wie immer.

Tell.

Ein jeder wird beſteuert nach Vermögen.

Hedwig.

Den Unterwaldner haſt du auch im Sturme

Ueber den See geſchafft — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dachteſt du denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell.

Lieb Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.

Hedwig.

Zu ſchiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott verſuchen!

Tell.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.

Hedwig.

Ja, du biſt gut und hilfreich, dieneſt allen,
Und wenn du ſelbſt in Noth kommſt, hilft dir keiner.

Tell.

Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hilfe brauche!
(Er nimmt die Armbruſt und Pfeile.)

Hedwig.

Was willſt du mit der Armbruſt? Laß ſie hier.

Tell.

Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.
(Die Knaben kommen zurück.)

Walther.

Vater, wo gehſt du hin?

Tell.

Nach Altorf, Knabe,
Zum Ohm — Willſt du mit?

Walther.

Ja, freilich will ich.

Hedwig.

Der Landvogt iſt jetzt dort. Bleib' weg von Altorf.

Tell.

Er geht, noch heute.

Hedwig.

Drum laß ihn erſt fort ſein.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.

Tell.

Mir ſoll ſein böſer Wille nicht viel ſchaden,
Ich thue recht und ſcheue keinen Feind.

Hedwig.

Die recht thun, eben die haßt er am meiſten.

Tell.

Weil er nicht an ſie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden laſſen, mein' ich.

Hedwig.

So, weißt du das?

Tell.

Es iſt nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menſchenleerer Spur,
Und, da ich einſam einen Felſenſteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing ſchroff die Felswand her,
Und unten rauſchte fürchterlich der Schächen.

Die Knaben drängen ſich rechts und links an ihn und ſehen mit geſpannter Neugier zu ihm hinauf.

Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Bloß Menſch zu Menſch und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein anſichtig ward
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Urſach willen ſchwer gebüßt,
Und ſah mich mit dem ſtattlichen Gewehr
Daher geſchritten kommen, da verblaßt' er,
Die Knie verſagten ihm, ich ſah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde ſinken.
— Da jammerte mich ſein, ich trat zu ihm

Beſcheidentlich und ſprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen armen Laut
Aus ſeinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir ſchweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und fandt' ihm ſein Gefolge.

Hedwig.

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn ſchwach geſehn, vergibt er nie.

Tell.

Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht ſuchen.

Hedwig.

Bleib' heute nur dort weg. Geh' lieber jagen.

Tell.

Was fällt dir ein?

Hedwig.

Mich ängſtigt's. Bleibe weg.

Tell.

Wie kannſt du dich ſo ohne Urſach quälen?

Hedwig.

Weil's keine Urſach hat — Tell, bleibe hier.

Tell.

Ich hab's verſprochen, liebes Weib, zu kommen.

Hedwig.

Mußt du, ſo geh' — nur laſſe mir den Knaben!

Walther.

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

Hedwig.

Walter, verlaſſen willſt du deine Mutter?

Walther.

Ich bring' dir auch was Hübſches mit vom Ehni.

(Geht mit dem Vater.)

Wilhelm.

Mutter, ich bleibe bei dir!

Hedwig (umarmt ihn).

Ja, du biſt
Mein liebes Kind, du bleibſt mir noch allein!

Er geht an das Hochbeet und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.

Zweite Scene.

Eine eingeſchloſſene wilde Waldgegend. Staubbäche ſtürzen von den Felſen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf **Rudenz**.

Bertha.

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Rudenz (tritt raſch ein).

Fräulein, jetzt endlich ſind' ich euch allein,
Abgründe ſchließen rings umher uns ein;
In dieſer Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen,
Vom Herzen wälz' ich dieſes lange Schweigen —

Bertha.

Seid ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

Rudenz.

Die Jagd iſt dort hinaus — Jetzt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entſchieden ſehen muß ich mein Geſchick,
Und ſollt' es mich auf ewig von euch ſcheiden.
— O, waffnet eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieſer finſtern Strenge — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunſch zu euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht ſtellen mit den Rittern,
Die ſiegberühmt und glänzend euch umwerben.
Nichts hab' ich, als mein Herz voll Treu und Liebe —

Bertha (ernſt und ſtreng).

Dürft ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an ſeinen nächſten Pflichten?

(Rudenz tritt zurück.)

Der Sklave Oeſterreichs, der ſich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker ſeines Volks?

Rudenz.

Von euch, mein Fräulein, hör' ich dieſen Vorwurf?
Wen ſuch' ich denn, als euch, auf jener Seite?

Bertha.

Mich denkt ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler ſelbſt, dem Unterdrücker, ſchenken,
Als dem naturvergeſſnen Sohn der Schweiz,
Der ſich zu ſeinem Werkzeug machen kann!

Rudenz.

O Gott, was muß ich hören?

Bertha.

Wie? Was liegt
Dem guten Menſchen näher als die Seinen?
Gibt's ſchönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unſchuld ſein,
Das Recht des Unterdrückten zu beſchirmen?
— Die Seele blutet mir um euer Volk,
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,
Das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beſchützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind und Ketten ſchmiedet ſeinem Land,

Ihr ſeid's, der mich verletzt und kränkt; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich euch nicht haſſe.

Rudolf.

Will ich denn nicht das Beſte meines Volks?
Ihm unter Oeſtreichs mächt'gem Scepter nicht
Den Frieden —

Bertha.

Knechtſchaft wollt ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt ihr aus dem letzten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück,
Kein Schein verführt ſein ſicheres Gefühl.
Euch haben ſie das Netz ums Haupt geworfen —

Rudolf.

Bertha! Ihr haßt mich, ihr verachtet mich!

Bertha.

Thät' ich's, mir wäre beſſer — Aber ſo,
Verachtet ſehen und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —

Rudolf.

Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchſte Himmelsglück
Und ſtürzt mich tief in einem Augenblick.

Bertha.

Nein, nein, das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In euch! Es ſchlummert nur, ich will es wecken;
Ihr müßt Gewalt ausüben an euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertödten;
Doch, wohl euch, ſie iſt mächtiger als ihr,
Und trotz euch ſelber ſeid ihr gut und edel!

Rudolf.

Ihr glaubt an mich? O Bertha, alles läßt
Mich eure Liebe ſein und werden!

Bertha.

Zeit,

Wenn die herrliche Natur euch machte!
Erfüllt den Platz, worin sie euch gestellt,
Zu eurem Volke steht und eurem Lande,
Und kämpft für euer heilig Recht!

Rudenz.

Weh mir!
Wie kann ich euch erringen, euch besitzen,
Wenn ich der Macht des Kaisers widerstrebe?
Ist's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über eure Hand tyrannisch waltet?

Bertha.

In den Waldstätten liegen meine Güter,
Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha, welch einen Blick thut ihr mir auf!

Bertha.

Hofft nicht durch Oestreichs Gunst mich zu erringen;
Nach meinem Erbe strecken sie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb vereinen.
Dieselbe Ländergier, die eure Freiheit
Verschlingen will, sie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich ausersehn,
Vielleicht, um einen Günstling zu belohnen —
Dort, wo die Falschheit und die Ränke wohnen,
Von an den Kaiserhof will man mich ziehn,
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die eure kann mich retten!

Rudenz.

Ihr könntet euch entschließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu sein?
O Bertha, all mein Sehnen in das Weite,

Spazierweg angelegt, der acht bis zehn Minuten dauert, weil er sich in Labyrinthen um sich herumschlingt. Man wird wirklich getäuscht, als ob man in einer weitläufigen Partie wäre, und einige gutgewählte Anlagen und Abwechselungen machen diesen Schattengang äußerst angenehm. Eine Grotte, die ihm zufälligerweise das Gewölbe einer Brücke über einen jetzt vertrockneten Bach dargeboten hat, ist sehr benutzt. Hier hat er einen großen Theil seines Don Quixote dictirt. Die Vertuchs müssen in der Welt doch überall Glück haben. Dieser Garten, gestand er mir selbst, verinteressirt sich ihm zu sechs Procent und dabei hat er das reine Vergnügen umsonst! Wie hoch mußt Du dieses anschlagen!

Vor einigen Tagen ward ich mit Charlotten zu einem Concert bei der Herzogin eingeladen. Die Musik war den Widerwillen aber werth, den ich hatte, hinzugehen. Der Clavierspieler Häsler aus Erfurt, von dem ich Dir, glaub' ich, schrieb, spielte meisterhaft. Er componirt selbst sehr gut. Der Mensch hat viel Originelles und überaus viel Feuer. Heute war er bei mir. Ich habe ihm durch einige Anschläge, die ich ihm gab, den Kopf heiß gemacht. Bei der Herzogin lernte ich den geheimen Assistenzrath S., den Vater der so berühmten Mamsell, kennen. Ein wohlwissender, gezierter und doch dabei altfränkischer Patron in Geschmack und Urtheil. Weil ich erfahren, daß sein Vorwitz sich sehr um mich bekümmert hatte, so habe ich mich mit Absicht an ihn gemacht und ihm gesagt, was ich wollte, daß er glauben und nachsagen sollte. Den

Was war es, als ein Streben nur nach euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt ihr mit mir euch in dies ſtille Thal
Einſchließen und der Erde Glanz entſagen —
O dann iſt meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Aus ſichre Ufer dieſer Berge ſchlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinauszuſenden in des Lebens Weiten —
Dann mögen viele Felſen um uns her
Die undurchdringlich feſte Mauer breiten,
Und dies verſchloſſne ſel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet ſein!

Hertha.

Jetzt biſt du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt, mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz.

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimath finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudenſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es ſtets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Hertha.

Wo wär' die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt, in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht eingefunden?
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.

— Da ſeh' ich dich im echten Männerwerth,
Den Erſten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

Rudenz.

Da ſeh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geſchäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen
Und, wie der Frühling ſeine Blumen ſtreut,
Mit ſchöner Anmuth mir das Leben ſchmücken
Und alles rings beleben und beglücken!

Bertha.

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchſte Lebensglück dich ſelbſt
Zerſtören ſah — Weh mir! Wie ſtünd's um mich,
Wenn ich dem ſtolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker, auf ſein finſtres Schloß!
— Hier iſt kein Schloß. Mich ſcheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge löſen,
Die ich mir thöricht ſelbſt ums Haupt gelegt?

Bertha.

Zerreiße ſie mit männlichem Entſchluß!
Was auch draus werde — ſteh' zu deinem Volk!
Es iſt dein angeborner Platz.

(Jagdhörner in der Ferne.)

Die Jagd
Kommt näher — fort, wir müſſen ſcheiden — Kämpfe
Fürs Vaterland, du kämpfſt für deine Liebe!
Es iſt ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns alle frei! (Beide ab.)

Dritte Scene.

Wieſe bei Altorf.

Im Vordergrunde Baume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Vorderer wird begrenzt durch den Baumberg, über welchen ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und **Leuthold** halten Wache.

Friesshardt.

Wir paſſen auf umſonſt. Es will ſich niemand
Herangegeben und dem Hut ſein' Reverenz
Erzeigen. 's war doch ſonſt wie Jahrmarkt hier;
Jetzt iſt der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold.

Nur ſchlecht Geſindel läßt ſich ſehn und ſchwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute ſind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh ſie den Rücken beugten vor dem Hut.

Friesshardt.

Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagsſtunde.
Da meint' ich ſchon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn leiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da ſieh:'s der Pfaff, der Röſſelmann — kam juſt
Von einem Kranken her — und ſtellt ſich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigriſt mußte mit dem Glöcklein ſchellen,
Da fielen all auf's Knie, ich ſelber mit,
Und grüßten die Monſtranz, doch nicht den Hut. —

Leuthold.

Höre, Geſell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir ſtehen hier am Pranger vor dem Hut;
's iſt doch ein Schimpf für einen Reiteremann,

Schildwach zu ſtehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es iſt doch, traun, ein närriſcher Befehl!

Frissshardt.

Warum nicht einem leeren, hohlen Hut?
Bückſt du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf mit Körben und Rocken und ſetzen ſich um die Linde.

Leuthold.

Und du biſt auch ſo ein dienſtfert'ger Schurke
Und brächteſt wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn,
Ich drück die Augen zu und ſeh' nicht hin.

Mechthild.

Da hängt der Landvogt — habt Reſpect, ihr Buben!
Wollt's Gott, er ging' und ließ' uns ſeinen Hut;
Es ſollte drum nicht ſchlechter ſtehn ums Land!

Frissshardt (zurückkehrend zu).

Wollt ihr vom Platz! Verwünſchtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch! Schickt eure Männer her,
Wenn ſie der Muth ſticht, dem Befehl zu trotzen.

(Weiber gehen.)

Tell mit der Armbruſt tritt auf, ſein Knabe an der Hand führend; ſie gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Gebirg).

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt —

Tell.

Wer ſagt das, Knabe?

Walther.

Der Meiſter Hirt erzählt's — Die Bäume ſeien

Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell.

Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther.

Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Tell.

So iſt's, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Walther (nach einigem Beſinnen).

Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?

Tell.

Wenn man hinunter ſteigt von unſern Höhen
Und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebnes Land,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn;
Da ſieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen ſchönen Auen,
Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Walther.

Ei, Vater, warum ſteigen wir denn nicht
Geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
Statt daß wir uns hier ängſtigen und plagen?

Tell.

Das Land iſt ſchön und gütig, wie der Himmel;
Doch, die's bebauen, ſie genießen nicht
Den Segen, den ſie pflanzen.

Walther.

Wohnen ſie
Nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Tell.

Das Feld gehört dem Biſchof und dem König.

Walther.

So dürfen ſie doch frei in Wäldern jagen?

Tell.

Dem Herrn gehört das Wild und das Geflieder.

Walther.

Sie dürfen doch frei fiſchen in dem Strom?

Tell.

Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Walther.

Wer iſt der König denn, den alle fürchten?

Tell.

Es iſt der Eine, der ſie ſchützt und nährt.

Walther.

Sie können ſich nicht muthig ſelbſt beſchützen?

Tell.

Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Walther.

Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell.

Ja, wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.

(Sie wollen vorübergehen.)

Walther.

Ei, Vater, ſieh den Hut dort auf der Stange.

Tell.

Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Friesharts mit vorgehaltener Piſe entgegen.)

Dresden. Druck von C. Blochmann und Sohn.

Friesshardt.

In des Kaisers Namen! Haltet an und stehet!

Tell (greift in die Pfeile).

Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?

Friesshardt.

Ihr habt's Mandat verletzt; ihr müßt uns folgen.

Leuthold.

Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewiesen.

Tell.

Freund, laß mich gehen.

Friesshardt.

Fort, fort ins Gefängniß!

Walther.

Den Vater ins Gefängniß! Hilfe! Hilfe!

(In die Scene rufend.)

Herbei, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt! Gewalt! sie führen ihn gefangen.

Rösselmann, der Pfarrer, und **Petermann**, der Sigrist, kommen herbei, mit drei andern Männern.

Sigrist.

Was gibt's?

Rösselmann.

Was legst du Hand an diesen Mann?

Friesshardt.

Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräther!

Tell (faßt ihn heftig).

Ein Verräther, ich!

Rösselmann.

Du irrst dich, Freund. Das ist
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

Walther

(erblickt Walther Fürsten und eilt ihm entgegen).

Großvater, hilf! Gewalt geschieht dem Vater.

Friesshardt.

Ins Gefängniß, fort!

Walther Fürst (herbeieilend).

Ich leiſte Bürgſchaft, halter!
— Um Gottes willen, Tell, was iſt geſchehen?

Melchthal und **Stauffacher** kommen.

Friesshardt.

Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er und will ſie nicht erkennen.

Stauffacher.

Das hätt' der Tell gethan?

Melchthal.

Das lügſt du, Bube!

Leuthold.

Er hat dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Walther Fürst.

Und darum ſoll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn ledig.

Friesshardt.

Bürg du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unſers Amtes — Fort mit ihm!

Melchthal (zu den Landleuten).

Nein, das iſt ſchreiende Gewalt! Ertragen wir's,
Daß man ihn fortführt, frech, vor unſern Augen?

Sigrist.

Wir ſind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den andern.

Friesshardt.

Wer widerſetzt ſich dem Befehl des Vogts?

Noch drei Landleute (herbeieilend).

Wir helfen euch. Was gibt's? Schlagt ſie zu Boden!

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)

Capellmeiſter Wolf bewunderte ich auf dem Clavier; er ſpielte mit Häßler eine Fuge, wie ſie's nennen, zu vier Händen, beide machten es vortrefflich. Wie krumm doch die Menſchen gehen! Die Herzogin rief mich zu ſich und bedauerte, daß ich neulich nicht wohl geweſen wäre, da die Operette gegeben worden. Ich ſollte ſie das nächſtemal (dies wäre übermorgen) nachholen. Charlotte, um mein neuliches Wegbleiben zu entſchuldigen, hatte ohne meinen Willen dieſe Urſache angegeben. Da ich aber übermorgen nach Jena gehe und der Tag zur Operette mir nicht beſtimmt genannt worden iſt, ſo bin ich damit verſchont. Die Herzogin macht ſich hier durch ein Attachement lächerlich, das ſie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger hat, der bei Bellomo geweſen, und nun in ihren Dienſten iſt. Er ſoll nach Italien reiſen, und man ſagt ihr nach, daß ſie ihn begleiten werde. Die regierende Herzogin iſt hier, ich habe mich aber noch nicht vorſtellen laſſen, weil es mit erſtaunlichen Ceremonien verbunden iſt, und weil ich mich auch nicht mehr lange hier aufhalte. Es geſchieht alſo vielleicht gar nicht, es ſei denn, daß ſie nach mir fragte. Ich hatte mich anfangs darauf gefreut, aber nun erfahre ich genauer, daß ich ſie gar nicht allein, ſondern nur in einem ſteifen großen Zirkel ſprechen dürfte, wohin ich ſchlechterdings nicht tauge. Charlotte hat mir ſchon oft falſche Nachrichten gegeben.

Angenehm wird es Dir ſein zu hören, daß ich arbeite. Ja endlich habe ich's über mich gewonnen, aber

Tell.

Ich helfe mir ſchon ſelbſt. Geht, gute Leute.
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?

Melchthal (zu Frießhardt).

Wag's, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!

Walther Fürſt und Stauffacher.

Gelaſſen! Ruhig!

Friesshardt (ſchreit).

Aufruhr und Empörung!

(Man hört Jagdhörner.)

Weiber.

Da kommt der Landvogt!

Friesshardt (erhebt die Stimme).

Meuterei! Empörung!

Stauffacher.

Schrei, bis du berſteſt, Schurke!

Rüſselmann und Melchthal.

Willſt du ſchweigen?

Friesshardt (ruft noch lauter).

Zu Hilf, zu Hilf den Dienern des Geſetzes!

Walther Fürſt.

Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!

Geßler zu Pferd, den Falken auf der Fauſt, **Rudolph der Harras**, **Bertha** und **Rudenz**, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene ſchließen.

Rudolph der Harras.

Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler.

Treibt ſie auseinander!
Was läuft das Volk zuſammen? Wer ruft Hilfe?

(Allgemeine Stille.)

Wer war's? Ich will es wiſſen.

(Zu Frießhardt.)

Du tritt vor!
Wer biſt du, und was hältſt du dieſen Mann?
(Er gibt den Fallen einem Diener.)

Friesshardt.

Geſtrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbeſtellter Wächter bei dem Hut.
Dieſen Mann ergriff ich über friſcher That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Gessler (nach einer Pauſe).

Verachteſt du ſo deinen Kaiſer, Tell,
Und mich, der hier an ſeiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr' verſagſt dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorſams aufgehangen?
Dein böſes Trachten haſt du mir verrathen.

Tell.

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung eurer iſt's geſchehn.
Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell,
Ich bitt' um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.

Gessler (nach einigem Stillſchweigen).

Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell,
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?

Walther Tell.

Und das muß wahr ſein, Herr, 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Gessler.

Iſt das dein Knabe, Tell?

Tell.

Ja, lieber Herr.

Gessler.

Haſt du der Kinder mehr?

Tell.

Zwei Knaben, Herr.

Geßler.

Und welcher iſt's, den du am meiſten liebſt?

Tell.

Herr, beide ſind ſie mir gleich liebe Kinder.

Geßler.

Nun, Tell! Weil du den Apfel trifft vom Baume
Auf hundert Schritt, ſo wirſt du deine Kunſt
Vor mir bewähren müſſen — Nimm die Armbruſt —
Du haſt ſie gleich zur Hand — und mach dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu ſchießen —
Doch, will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß;
Denn fehlſt du ihn, ſo iſt dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell.

Herr — welches Ungeheure ſinnet ihr
Mir an? — Ich ſoll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — Das könnt ihr
Im Ernſt von einem Vater nicht begehren!

Geßler.

Du wirſt den Apfel ſchießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehr's und will's.

Tell.

Ich ſoll
Mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — eher ſterb' ich!

Geßler.

Du ſchießeſt oder ſtirbſt mit deinem Knaben.

Tell.

Ich ſoll der Mörder werden meines Kinds!

Herr, ihr habt keine Kinder — wiſſet nicht,
Was ſich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler.

Er, Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeiſt
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.
Du liebſt das Seltſame — drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagſtück für dich ausgeſucht.
Ein andrer wohl bedächte ſich — du drückſt
Die Augen zu, und greifſt es herzhaft an.

Bertha.

Scherzt nicht, o Herr, mit dieſen armen Leuten!
Ihr ſeht ſie bleich und zitternd ſtehn — So wenig
Sind ſie Kurzweils gewohnt aus eurem Munde.

Geßler.

Wer ſagt euch, daß ich ſcherze?
(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier iſt der Apfel.
Man mache Raum — er nehme ſeine Weite,
Wie's Brauch iſt — achtzig Schritte geh' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte ſich,
Auf ihrer hundert ſeinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Harras.

Gott, das wird ernſthaft — Falle nieder, Knabe,
Es gilt, und fleh' den Landvogt um dein Leben!

Walther Fürſt
(eilente zu Melchthal, der kaum ſeine Ungeduld bezwingt).
Haltet an euch, ich fleh' euch drum, bleibt ruhig.

Bertha (zum Landvogt.)
Laßt es genug ſein, Herr! Unmenſchlich iſt's,
Mit eines Vaters Angſt alſo zu ſpielen.

Wenn dieſer arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch ſeine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in ſeine Hütte,
Er hat euch kennen lernen; dieſer Stunde
Wird er und ſeine Kindeskinder denken.

Geßler.

Oeffnet die Gaſſe — Friſch, was zauderſt du?
Dein Leben iſt verwirkt, ich kann dich tödten;
Und, ſieh, ich lege gnädig dein Geſchick
In deine eigne kunſtgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meiſter ſeines Schickſals macht.
Du rühmſt dich deines ſichern Blicks. Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunſt zu zeigen;
Das Ziel iſt würdig, und der Preis iſt groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein andrer; der iſt mir der Meiſter,
Der ſeiner Kunſt gewiß iſt überall,
Dem 's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.

Walther Fürſt (wirft ſich vor ihm nieder).

Herr Landvogt, wir erkennen eure Hoheit;
Doch laſſet Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt ſie ganz!
Nur dieſes Gräßliche erlaſſet einem Vater!

Walther Tell.

Großvater, knie nicht vor dem falſchen Mann!
Sagt, wo ich hinſtehn ſoll. Ich fürcht' mich nicht.
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.

Herr Landvogt, rührt euch nicht des Kindes Unſchuld?

Rösselmann.

O denket, daß ein Gott im Himmel iſt,
Dem ihr müßt Rede ſtehn für eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben).

Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.

Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden ſein. Ich will
Still halten wie ein Lamm, und auch nicht athmen.
Kann ihr mich bindet, nein, ſo kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras.

Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walther Tell.

Warum die Augen? Denket ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn feſt
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.
— Friſch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze biſt!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdruſſe ſchieß und triff!
(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten).

Was? Soll der Frevel ſich vor unſern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geſchworen?

Stauffacher.

Es iſt umſonſt. Wir haben keine Waffen;
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.

O, hätten wir's mit friſcher That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufſchub riethen!

Geßler (zum Tell).

Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich iſts, ein Mordgewehr zu tragen,

Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dies ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchſten Herrn des Landes.
Gewaffnet ſei niemand, als wer gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, ſo will ich das Ziel euch dazu geben.

Tell

(ſpannt die Armbruſt und legt den Pfeil auf).

Oeffnet die Gaſſe! Platz!

Stauffacher.

Was, Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt euch, eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbruſt ſinken).

Mir ſchwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt).

Erlaſſet mir den Schuß. Hier iſt mein Herz!
(Er reißt die Bruſt auf.)
Ruft eure Reiſigen und ſtoßt mich nieder!

Geßler.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannſt ja alles, Tell, an nichts verzagſt du;
Das Steuerruder führſt du wie den Bogen,
Dich ſchreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt.
Jetzt, Retter, hilf dir ſelbſt — du retteſt alle!

(Tell ſteht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet. — Plötzlich greift er in ſeinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und ſteckt ihn in ſeinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle dieſe Bewegungen.)

Walther Tell (unter der Linde).

Vater, ſchieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

(Er faßt ſich zuſammen und legt an.)

Rudenz

der die ganze Zeit über in der heftigſten Spannung geſtanden und mit Gewalt an ſich gehalten, tritt hervor.

Herr Landvogt, weiter werdet ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weiſen Zwecks,
Und allzuſtraff geſpannt zerſpringt der Bogen.

Geßler.

Ihr ſchweigt, bis man euch aufruft.

Rudenz.

Ich will reden!
Ich darf's! Des Königs Ehre iſt mir heilig;
Doch ſolches Regiment muß Haß erwerben.
Das iſt des Königs Wille nicht — ich darf's
Behaupten — Solche Grauſamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt ihr keine Vollmacht.

Geßler.

Ha, ihr erkühnt euch!

Rudenz.

Ich hab' ſtill geſchwiegen
Zu allen ſchweren Thaten, die ich ſah;
Mein ſehend Auge hab' ich zugeſchloſſen,
Mein überſchwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Buſen.
Doch länger ſchweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiſer.

Bertha

(wirft ſich zwiſchen ihn und den Landvogt).

O Gott, ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz.

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entſagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an euch mich anzuſchließen —

Das Beſte aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaiſers Macht befeſtigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in beſter Meinung zu verderben.

Geßler.

Verwegner, dieſe Sprache deinem Herrn?

Rudenz.

Der Kaiſer iſt mein Herr, nicht ihr — Frei bin ich
Wie ihr geboren, und ich meſſe mich
Mit euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und ſtündet ihr nicht hier in Kaiſers Namen,
Den ich verehre, ſelbſt, wo man ihn ſchändet,
Den Handſchuh wärf' ich vor euch hin, ihr ſolltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja, winkt nur euren Reiſigen — Ich ſtehe
Nicht wehrlos da, wie die —

(Auf das Volk zeigend.)

Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft).

Der Apfel iſt gefallen!

(Indem ſich alle nach dieſer Seite gewendet, und Bertha zwiſchen Rudenz und den Landvogt ſich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Röſſelmann.

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.

Der Apfel iſt getroffen!

(Walther Fürſt ſchwankt und droht zu ſinken, Bertha hält ihn.)

Geßler (erſtaunt).

Er hat geſchoſſen? Wie? Der Raſende!

Bertha.

Der Knabe lebt! Kommt zu euch, guter Vater!

Walther Tell

(kommt mit dem Apfel gesprungen).

Vater, hier iſt der Apfel — Wußt' ich's ja,
Du würdeſt deinen Knaben nicht verletzen.

Tell

(ſtand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeile folgen — die Armbruſt entſinkt ſeiner Hand — wie er den Knaben kommen ſieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunſt zu ſeinem Herzen hinauf; in dieſer Stellung ſinkt er kraftlos zuſammen. Alle ſehen gerührt).

Bertha.

O güt'ger Himmel!

Walther Fürſt (zu Vater und Sohn).

Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.

Gott ſei gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den ſpätſten Zeiten.

Rudolph der Harras.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge ſtehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geſsler.

Bei Gott, der Apfel mitten durchgeſchoſſen!
Es war ein Meiſterſchuß, ich muß ihn loben.

Roſſelmann.

Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

Stauffacher.

Kommt zu euch, Tell, ſteht auf, ihr habt euch männlich
Gelöst, und frei könnt ihr nach Hauſe gehen.

nicht den Geisterseher, sondern die niederländische Rebellion. Ich bin voll von meiner Materie und arbeite mit Lust. Es ist gleichsam ein Debut in der Geschichte, und ich habe Hoffnung, etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen. Doch darüber ein andermal.

Morgen erwarte ich ein Paket Briefe von Euch, und gelegentlich auch Geld oder Nachricht von Geld. Hat Koch geschickt? Wenn das nicht ist, so muß ich Dich bitten, mir etwas zu verschaffen. Das meinige ist auf fünf Laubthaler herabgeschmolzen. Von Theatern erwarte ich immer noch Nachrichten. Schicke mir, wenn Du kannst, von dem Deinigen, weil ich nicht Zinsen auf Zinsen bezahlen mag; schickt Koch, so kannst Du es gleich davon abziehen und den Rest bis auf die Messe in Verwahrung behalten. Ich brauche zwischen sechs und acht Louisd'or. Schickt Koch im September nicht, so lasse ich mir von Crusius avanciren, sobald ich ihm Manuscript senden kann. Aber sei so gut und besorge, daß ich das Geld vor morgen (das ist Montag) über acht Tage haben kann. Von hier gehen die Woche nur zwei Posten nach Leipzig, Montag und Donnerstag; an diesen Tagen kommen auch die Leipziger an. Die Montagsbriefe bringt eine fahrende, also müßte kommenden Freitag das Geld in Dresden auf die Post kommen.

Vor einigen Tagen erhielt ich auch einen Brief von einem Buchhändler, oder was er ist, aus Göttingen, der mir den Vorschlag thut, daß ich ihm, in Compagnie mit Meißner, ein Journal schreiben möchte. Er bietet uns

Rösselmann.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!

(Sie wollen ihn wegführen.)

Geßler.

Tell, höre!

Tell (kommt zurück).

Was befehlt ihr, Herr?

Geßler.

Du ſteckteſt

Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,

Ich ſah es wohl — Was meinteſt du damit?

Tell (verlegen).

Herr, das iſt alſo bräuchlich bei den Schützen.

Geßler.

Nein, Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten;

Es wird was andres wohl bedeutet haben.

Sag mir die Wahrheit friſch und fröhlich, Tell;

Was es auch ſei, dein Leben ſichr' ich dir.

Wozu der zweite Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,

Weil ihr mich meines Lebens habt geſichert,

So will ich euch die Wahrheit gründlich ſagen.

(Er zieht den Pfeil aus dem Goller und ſieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)

Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich — euch,

Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,

Und eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.

Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich geſichert,

Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —

Doch weil ich deinen böſen Sinn erkannt,

Will ich dich führen laſſen und verwahren,

Wo weder Mond noch Sonne dich beſcheint,

Damit ich ſicher ſei vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden.)

Stauffacher.

Wie, Herr?
So könntet ihr an einem Manne handeln,
An dem ſich Gottes Hand ſichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß ſehn, ob ſie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich ſelbſt will ihn nach Küßnacht führen.

Rüſſelmann.

Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiſer nicht,
Das widerſtreitet unſern Freiheitsbriefen!

Geßler.

Wo ſind ſie? Hat der Kaiſer ſie beſtätigt?
Er hat ſie nicht beſtätigt — dieſe Gunſt
Muß erſt erworben werden durch Gehorſam.
Rebellen ſeid ihr alle gegen Kaiſers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch alle — ich durchſchau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch alle ſeid ihr theilhaft ſeiner Schuld.
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen.

(Er entfernt ſich, Bertha, Rudenz, Hartas und Knechte folgen, Frießhardt und Leuthold bleiben zurück.)

Walther Fürſt (in heftigem Schmerz).

Es iſt vorbei; er hat's beſchloſſen, mich
Mit meinem ganzen Hauſe zu verderben!

Stauffacher (zum Tell).

O, warum mußtet ihr den Wüthrich reizen!

Tell.

Bezwinge ſich, wer meinen Schmerz gefühlt!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10457/064

Stauffacher.

O, nun iſt alles, alles hin! Mit euch
Sind wir gefeſſelt alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell).

Mit euch geht unſer letzter Troſt dahin!

Truthold (nähert ſich).

Tell, es erbarmt mich — doch ich muß gehorchen.

Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell

(ſich mit heftigem Schmerz an ihn ſchmiegend).

O Vater! Vater! Lieber Vater!

Tell

(hebt die Arme zum Himmel).

Dort droben iſt dein Vater! Den ruf' an!

Stauffacher.

Tell, ſag' ich eurem Weibe nichts von euch?

Tell

(hebt den Knaben mit Inbrunſt an ſeine Bruſt).

Der Knab' iſt unverletzt, mir wird Gott helfen.

(Reißt ſich ſchnell los und zeigt den Armbruſtbogen.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeffliches Ufer des Vierwaldſtätterſees.

Die wildſam geſtalteten ſchroffen Felſen im Weſten ſchließen den Proſpect. Der See iſt bewegt, heftiges Rauſchen und Toſen, zuweilen Blitze und Donnerſchläge.

Kuoz von Gerſau. Fiſcher und Fiſcherknabe.

Kuoz.

Ich ſah's mit Augen an, ihr könnt mir's glauben:
's iſt alles ſo geſchehn, wie ich euch ſagte.

Fiſcher.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beſte Mann im Land, der bravſte Arm,
Wenn's einmal gelten ſollte für die Freiheit.

Kuoz.

Der Landvogt führet ihn ſelbſt den See herauf;
Sie waren eben dran, ſich einzuſchiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher.

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O, glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz.

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, lieg' am Tode.

Fiſcher.

So bricht der letzte Anker unſrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt euch wohl!
Ich nehme Herberg' in dem Dorf; denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.

(Geht ab.)

Fiſcher.

Der Tell gefangen, und der Freiherr todt!
Erheb die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Iſt ſtumm, das ſehnde Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Ruodi.

Es hagelt ſchwer. Kommt in die Hütte, Vater,
Es iſt nicht kommlich, hier im Freien hauſen.

Fiſcher.

Raſet, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken berſtet! Gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungeborenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüſte! euch gehört das Land.
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

Ruodi.

Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie gerast in dieſem Schlunde!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Fiſcher.

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O, mich ſoll's nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eisesthürme,
Die nie aufthauten ſeit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einſtürzen, eine zweite Sündfluth alle
Wohnſtätten der Lebendigen verſchlingt!

(Man hört läuten.)

Knabe.

Hört ihr, ſie läuten droben auf dem Berg.
Gewiß hat man ein Schiff in Noth geſehn
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.

(Steigt auf eine Anhöhe.)

Fiſcher.

Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah und fern
Kein Buſen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirthlichen, entgegen
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt.

Knabe (deutet links).

Vater, ein Schiff! es kommt von Flüelen her.

Fiſcher.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,

Dann rast er um ſich mit des Raubthiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt!
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens;
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

(Er ſteigt auf die Anhöhe.)

Knabe.

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

Fiſcher.

Gerichte Gottes! Ja, er iſt es ſelbſt,
Der Landvogt, der da fährt — Dort ſchifft er hin
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden,
Jetzt kennt er über ſich den ſtärkern Herrn.
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme,
Dieſe Felſen bücken ihre Häupter nicht
Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht,
Greif nicht dem Richter in den Arm!

Knabe.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher.

O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!

Knabe.

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünſter widerprallt,
Wirft ſie zum großen Axenberg zurück.
— Ich ſeh' ſie nicht mehr.

Fiſcher.

Dort iſt das Hackmeſſer,
Wo ſchon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Flub,
Die ſich gähſtotzig abſenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' einer retten, wär's der Tell;
Doch dem ſind Arm' und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell mit der Armbruſt.

(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher und zeigt die heftigſte Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

Knabe (bemerkt ihn).

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher.

Er faßt die Erde an mit ſeinen Händen
Und ſcheint wie außer ſich zu ſein.

Knabe (kommt vorwärts).

Was ſeh' ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (nähert ſich).

Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was? der Tell?
Wie kommt ihr hieher? Redet!

Knabe.

Wart ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fiſcher.

Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (ſteht auf).

Ich bin befreit.

Fiſcher und **Knabe.**

Befreit! O Wunder Gottes!

Knabe.

Wo kommt ihr her?

Tell.

Dort aus dem Schiffe.

Fischer

Was?

Knabe (zugleich).

Wo iſt der Landvogt?

Tell.

Auf den Wellen treibt er.

Fischer.

Iſt's möglich? Aber ihr? wie ſeid ihr hier?
Seid euren Banden und dem Sturm entkommen?

Tell.

Durch Gottes gnäd'ge Fürſehung — Hört an!

Fischer und Knabe.

O, redet, redet!

Tell.

Was in Altorf ſich
Begeben, wißt ihr's?

Fischer.

Alles weiß ich, redet!

Tell.

Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach ſeiner Burg zu Küßnacht wollte führen.

Fischer.

Und ſich mit euch zu Flüelen eingeſchifft.
Wir wiſſen alles. Sprecht, wie ihr entkommen?

Tell.

Ich lag im Schiff, mit Stricken feſt gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu ſehn,

für den Bogen funfzehn Thaler, alle Monate müßte jeder drei Bogen liefern. Vor jedes Heft ſollen zwei Kupfer von Meil, und was weiß ich von wem noch mehr? kommen. Was hältſt Du davon. Fünfundvierzig Thaler monatlich wäre nicht zu verachten, wenn — der Mann nennt ſich Siebentopf. Kennſt Du ihn etwa? — Apropos. Ich will Dich und Reinhold zuſammen bekannt machen.

Jetzt Adieu. Grüße und küſſe die Weiber recht herzlich von mir. Wahrlich! Es iſt mir doch in der Welt niemand ſo lieb, ſo theuer, ſo gegenwärtig meinem Herzen, als Ihr! Habe ich noch Zeit, ſo ſchreibe ich Huber und auch Dorchen. Wird mir Dorchen ihr Verſprechen halten, und einen Kopf malen? Meine Schweſter muß ihn copiren.

Adieu tauſendmal. Ich bin ewig der Curige. Vergiß nicht, Kunzes von mir recht ſchön zu grüßen. Adieu.

S.

N. B. Ich ſchreibe Euch ſo lange Briefe, und Ihr — überhäufte, beſchäftigte Leute — mir ſo kurze. Euch Männer meine ich — denn die Minna hat mir einen großen Brief geſchrieben. Ich werd' ihn nächſtens beantworten. Er hat mir erſtaunlich viel Freude gemacht. Sag' das der Minna.

Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und troſtlos blickt' ich in die Waſſerwüſte —

Fiſcher.

O armer Mann!

Tell.

So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbruſt lag
Am hintern Granſen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mörderiſch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entſank,
Und meinten alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer ſich
Zum Landvogt wendet' und die Worte ſprach:
Ihr ſehet eure Noth und unſre, Herr,
Und daß wir all' am Rand des Todes ſchweben —
Die Steuerleute aber wiſſen ſich
Vor großer Furcht nicht Rath und ſind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber iſt der Tell
Ein ſtarker Mann und weiß ein Schiff zu ſteuern.
Wie, wenn wir ſein jetzt brauchten in der Noth?
Da ſprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauteſt, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau' ich mir's und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin.
Doch ſchielt' ich ſeitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich ſcharf umher,

Wo ſich ein Vortheil aufthät' zum Entſpringen.
Und wie ich eines Felſenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorſprang in den See —

Fiſcher.

Ich kenn's, es iſt am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — ſo gar ſteil
Geht's an — vom Schiff es ſpringend abzureichen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felſenplatte kämen,
Dort, rief ich, ſei das Aergſte überſtanden —
Und als wir ſie friſch rudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an und drücke,
Mit allen Leibeskräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin.
Jetzt, ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing' ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schiffein in den Schlund der Waſſer —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen.

Fiſcher.

Tell, Tell! ein ſichtbar Wunder hat der Herr
An euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch ſaget, wo gedenket ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit iſt nicht für euch, wofern
Der Landvogt lebend dieſem Sturm entkommt.

Tell.

Ich hört' ihn ſagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er woll' bei Brunnen landen,
Und über Schwyz nach ſeiner Burg mich führen.

Fiſcher.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell.

Er denkt's.

Fiſcher.

O, ſo verbergt euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft euch Gott aus ſeiner Hand.

Tell.

Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fiſcher.

Die offne Straße zieht ſich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (gibt ihm die Hand).

Gott lohn' euch eure Gutthat. Lebet wohl.

(Geht und kehrt wieder um.)

— Habt ihr nicht auch im Rütli mitgeſchworen?
Mir däucht, man nannt' euch mir.

Fiſcher.

Ich war dabei
Und hab' den Eid des Bundes mit beſchworen.

Tell.

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Daß ich gerettet ſei und wohl geborgen.

Fiſcher.

Doch wohin ſag' ich ihr daß ihr geflohn?

Tell.

Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und andre, die im Rütli mit geſchworen —
Sie ſollen wacker ſein und gutes Muths,
Der Tell ſei frei und ſeines Armes mächtig;
Bald werden ſie ein Weitres von mir hören.

Fiſcher.

Was habt ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei.

Tell.

Iſt es gethan, wird's auch zur Rede kommen.

(Geht ab.)

Fiſcher.

Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott ſteh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Edelhof zu Attinghauſen.

Der Freiherr, in einem Armſeſſel, ſterbend. Walther Fürſt, Stauffacher, Melchthal und Baumgarten um ihn beſchäftigt. Walther Tell, kniend vor dem Sterbenden.

Walther Fürſt.

Es iſt vorbei mit ihm, er iſt hinüber.

Stauffacher.

Er liegt nicht, wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf ſeinen Lippen regt ſich! Ruhig iſt
Sein Schlaf, und friedlich lächeln ſeine Züge.

(Baumgarten geht an die Thüre und ſpricht mit jemand.)

Walther Fürſt (zu Baumgarten).

Wer iſt's?

Baumgarten (kommt zurück).

Es iſt Frau Hedwig, eure Tochter;
Sie will Euch ſprechen, will den Knaben ſehn.

(Walther Tell richtet ſich auf.)

Walther Fürſt.

Kann ich ſie tröſten? Hab' ich ſelber Troſt?
Häuft alles Leiden ſich auf meinem Haupt?

Hedwig (hereindringend).

Wo iſt mein Kind? Laßt mich, ich muß es ſehn —

Stauffacher.

Faßt euch! Bedenkt, daß ihr im Haus des Todes —

Hedwig (ſtürzt auf den Knaben).

Mein Wälty! O, er lebt mir!

Walther Tell (hängt an ihr).

Arme Mutter!

Hedwig.

Iſt's auch gewiß? Biſt du mir unverletzt?

(Betrachtet ihn mit ängſtlicher Sorgfalt.)

Und iſt es möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O, er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind!

Walther Fürſt.

Er that's mit Angſt, mit ſchmerzzerriſſner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.

O, hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tauſendmal geſtorben!

Stauffacher.

Ihr ſolltet Gottes gnäd'ge Schickung preiſen,
Die es ſo gut gelenkt —

Hedwig.

Kann ich vergeſſen,
Wie's hätte kommen können? — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr — ich ſeh' den Knaben ewig
Gebunden ſtehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.

Frau, wüßtet ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten ſie nichts mehr;

Sie ſetzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten.

Iſt eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß ihr mit ſchwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für *ſeine* Leiden habt ihr kein Gefühl?

Hedwig

(kehrt ſich nach ihm um und ſieht ihn mit einem großen Blick an).

Haſt du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande ſchlug? Wo war *da* eure Hilfe?
Ihr ſahet zu, ihr ließt das Gräßliche geſchehn;
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch ſo an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauste? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen ſprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite dich —

Walther Fürſt.

Was konnten wir zu ſeiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedwig (wirft ſich an ſeine Bruſt).

O Vater! Und auch du haſt ihn verloren!
Das Land, wir alle haben ihn verloren!
Uns allen fehlt er, ach, wir fehlen ihm!
Gott rette ſeine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Troſt — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finſterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenroſe
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,

So iſt für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balſamſtrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem iſt die Freiheit;
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Stauffacher.

Beruhigt euch. Wir alle wollen handeln,
Um ſeinen Kerker aufzuthun.

Hedwig.

Was könnt *ihr* ſchaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, *da* war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zuſammen könnt nicht *ſeine* Feſſeln löſen!

(Der Freiherr erwacht.)

Baumgarten.

Er regt ſich, ſtill!

Attinghauſen (ſich aufrichtend).

Wo iſt er?

Stauffacher.

Wer?

Attinghauſen.

Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.

Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürſt.

Es iſt nach ihm geſendet — Tröſtet euch!
Er hat ſein Herz gefunden, er iſt unſer.

Attinghauſen.

Hat er geſprochen für ſein Vaterland?

Stauffacher.

Mit Heldenkühnheit.

Attinghausen.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es schleunig mit mir endet.

Stauffacher.

Nicht also, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat euch erquickt, und hell iſt euer Blick.

Attinghausen.

Der Schmerz iſt Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden iſt, ſo wie die Hoffnung, aus.
(Er bemerkt den Knaben.)
Wer iſt der Knabe?

Walther Fürst.

Segnet ihn, o Herr!
Er iſt mein Enkel und iſt vaterlos.
(Hedwig ſinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder.)

Attinghausen.

Und vaterlos laſſ' ich euch alle, alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands geſehn!
Mußt' ich des Lebens höchſtes Maß erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu ſterben!

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Soll er in dieſem finſtern Kummer ſcheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit ſchönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet euren Geiſt! Wir ſind nicht ganz
Verlaſſen, ſind nicht rettungslos verloren.

Attinghausen.

Wer ſoll euch retten?

Walther Fürst.

Wir uns ſelbſt. Vernehmt!

Es haben die drei Lande ſich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geſchloſſen iſt der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghauſen.

O, ſaget mir! Geſchloſſen iſt der Bund?

Melchthal.

Am gleichen Tage werden alle drei
Waldſtätte ſich erheben. Alles iſt
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl iſt der Boden unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrſchaft ſind gezählt,
Und bald iſt ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghauſen.

Die feſten Burgen aber in den Landen?

Melchthal.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghauſen.

Und ſind die Edeln dieſes Bunds theilhaftig?

Stauffacher.

Wir harren ihres Beiſtands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geſchworen.

Attinghauſen

(richtet ſich langſam in die Höhe, mit großem Erſtaunen).

Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen,
Aus eignem Mittel, ohne Hilf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſo viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr;
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,

Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.
(Er legt ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)
Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue, beſſre Freiheit grünen;
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).
Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug' ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur,
Das iſt der Strahl ſchon eines neuen Lebens.

Attinghauſen.
Der Adel ſteigt von ſeinen alten Burgen,
Und ſchwört den Städten ſeinen Bürgereid;
Im Uechtland ſchon, im Thurgau hat's begonnen,
Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt,
Freiburg iſt eine ſichre Burg der Freien,
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegeriſchen Heer — es bricht die Macht
Der Könige ſich an ihren ew'gen Wällen —
(Er ſpricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — ſeine Rede ſteigt bis zur Begeiſterung.)
Die Fürſten ſeh' ich, und die edeln Herrn
In Harniſchen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entſcheidung.
Der Landmann ſtürzt ſich mit der nackten Bruſt,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht ſie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit ſiegend ihre Fahne.
(Walther Fürſts und Stauffachers Hände faſſend.)
Drum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freiheit ſei dem andern fremd —

Dresden, 24. Auguſt 1787.

Dein letzter Brief hat mir wenig Freude gemacht. Aus dem unruhigen zerſtreuten Tone, der darin herrſcht, ſehe ich ganz deutlich, daß Du etwas auf dem Herzen haſt, was Dich drückt, was Dir die Unbefangenheit raubt, mit der Du gewiß in Deiner jetzigen Lage zufrieden ſein würdeſt. Sollte es nicht beſſer ſein, wenn Du ohne Zurückhaltung darüber ſprächeſt? Was treibt Dich denn auf einmal von Weimar fort? Willſt Du den Herzog nicht erwarten? Von Voigt ſchreibſt Du gar nichts, und doch ſchien er Dir neulich ſehr zu behagen. Auch die Frau v. Stein, dächte ich, müßte Dir intereſſant ſein.

Wohl Dir, daß Du arbeiten kannſt; das wird Dir wieder Geſchmack an Deiner Lage geben. Vielleicht haſt Du Dich anfangs mit zu großen Erwartungen und mit Leidenſchaft in die Geſellſchaft geſtürzt, und da mußteſt Du freilich oft getäuſcht werden. Warteſt Du aber die Laune ab, da Dir Geſellſchaft Bedürfniß iſt, ſo wirſt Du gewiß weit eher Befriedigung finden. Auch in ihren Albernheiten müſſen die dortigen Menſchen doch wenigſtens Stoff genug zur Beobachtung darbieten.

Der Buchhändler Siedentopf iſt mir ganz unbekannt. Ich habe den Namen nie gehört. Wenn's nur kein Anfänger iſt, der am Ende nicht Wort hält. Zu einer Verbindung mit Meißner möchte ich nie rathen. Wenn Du monatlich 4½ Bogen für die Thalia arbeiteſt, haſt Du eben das Geld und biſt Dein eigener Herr.

Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seid einig — einig — einig —

(Er ſällt in das Kiſſen zurück — ſeine Hände halten entſeelt noch die andern gefaßt. Fürſt und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeit lang ſchweigend; dann treten ſie hinweg, jeder ſeinem Schmerz überlaſſen. Unterdeſſen ſind die Knechte ſtill hereingedrungen, ſie nähern ſich mit Zeichen eines ſtillern oder heftigern Schmerzens, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf ſeine Hand; während dieſer ſtummen Scene wird die Burgglocke geläutet.)

Rudenz zu den **Vorigen.**

Rudenz (raſch eintretend).

Lebt er? O, ſaget, kann er mich noch hören?

Walther Fürſt

(deutet hin mit weggewandtem Geſicht).

Ihr ſeid jetzt unſer Lehensherr und Schirmer,
Und dieſes Schloß hat einen andern Namen.

Rudenz

(erblickt den Leichnam und ſteht von heftigem Schmerz ergriffen).

O gütger Gott! — Kommt meine Reu zu ſpät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulſe länger leben,
Um mein geändert Herz zu ſehn?
Verachtet hab' ich ſeine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — er iſt
Dahin, iſt fort auf immerdar und läßt mir
Die ſchwere, unbezahlte Schuld! — O, ſaget!
Schied er dahin im Unmuth gegen mich?

Stauffacher.

Er hörte ſterbend noch, was ihr gethan,
Und ſegnete den Muth, mit dem ihr ſpracht!

Rudenz

(kniet an dem Todten nieder).

Ja, heil'ge Reſte eines theuren Mannes!
Entſeelter Leichnam! hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — zerriſſen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;

Zurückgegeben bin ich meinem Volk,
Ein Schweizer bin ich, und ich will es ſein
Von ganzer Seele — —

(Aufſtehend.)

Trauert um den Freund,
Den Vater aller, doch verzaget nicht!
Nicht bloß ſein Erbe iſt mir zugefallen,
Es ſteigt ſein Herz, ſein Geiſt auf mich herab,
Und leiſten ſoll euch meine friſche Jugend,
Was euch ſein greiſes Alter ſchuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir eure Hand!
Gebt mir die eurige! Melchthal, auch ihr!
Bedenkt euch nicht! O, wendet euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde.

Walther Fürſt.

Gebt ihm die Hand. Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal.

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, weſſen ſoll man ſich zu euch verſehn?

Rudenz.

O, denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal).

Seid einig, war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket deſſen!

Melchthal.

Hier iſt meine Hand!
Des Bauern Handſchlag, edler Herr, iſt auch
Ein Manneswort! Was iſt der Ritter ohne uns?
Und unſer Stand iſt älter, als der eure.

Rudenz.

Ich ehr' ihn, und mein Schwert ſoll ihn beſchützen.

Melchthal.

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schooß befruchtet,
Kann auch des Mannes Bruſt beſchützen.

Rudenz.

Ihr
Sollt meine Bruſt, ich will die eure ſchützen,
So ſind wir einer durch den andern ſtark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch iſt der fremden Tyrannei?
Wenn erſt der Boden rein iſt von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden ſchon vergleichen.
(Nachdem er einen Augenblick inne gehalten.)
Ihr ſchweigt? Ihr habt mir nichts zu ſagen? Wie?
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geſchworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß alles, was ihr dort verhandelt,
Und, was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleichwie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verſchieben,
Die Stunde dringt und raſcher That bedarf's —
Der Tell ward ſchon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher.

Das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir.

Rudenz.

Ich war nicht dort, ich hab' nicht mitgeſchworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal.

Was? Ihr wolltet —

Rudenz.

Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erste Pflicht iſt, euch zu ſchützen.

Walther Fürſt.

Der Erde dieſen theuren Staub zu geben,
Iſt eure nächſte Pflicht und heiligſte.

Rudenz.

Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den friſchen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
O Freunde! eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verſchwunden
Iſt meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat aus unſrer Mitte!

Stauffacher.

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle ſich vermogen?

Rudenz.

O meine Freunde! euch verſprach ich Hilfe,
Und ich zuerſt muß ſie von euch erflehn.
Geraubt, entriſſen iſt mir die Geliebte.
Wer weiß, wo ſie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt ſie frevelnd ſich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o, helft mir ſie erretten —
Sie liebt euch! o, ſie hat's verdient um's Land,
Daß alle Arme ſich für ſie bewaffnen —

Walther Fürſt.

Was wollt ihr unternehmen?

Rudenz.

Weiß ich's? Ach!
In dieſer Nacht, die ihr Geſchick umhüllt,
In dieſes Zweifels ungeheurer Angſt,

Wo ich nichts Feſtes zu erfaſſen weiß,
Iſt mir nur dieſes in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann ſie hervorgegraben werden;
Die Feſten alle müſſen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

Melchthal.

Kommt, führt uns an! Wir folgen euch. Warum
Bis morgen ſparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren,
Das Ungeheure war noch nicht geſchehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz;
Wer iſt ſo feig, der jetzt noch könnte zagen!

Kuoni (zu Stauffacher und Walther Fürſt).

Indeß bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen,
Denn ſchneller als ein Botenſegel fliegt,
Soll euch die Botſchaft unſers Siegs erreichen,
Und ſeht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zuſammen.

(Gehen ab.)

Dritte Scene.

Die hohle Gaſſe bei Küßnacht.

Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter, und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Scene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchließen die ganze Scene; auf einem der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

Tell tritt auf mit der Armbruſt.

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's, die Gelegenheit iſt günſtig.

Dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt; in gährend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beſchützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig ſiehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſein ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld — ich will ſie zahlen.

Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt;
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt,
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —

Doch nicht, um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Gräuels ſtraflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu ſtrafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du,
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt!
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu verſenden.

(Wanderer gehen über die Scene.)

Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen —
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem andern raſch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und meines iſt der Mord!

(Setzt ſich.)

Sonſt, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,

War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg ſitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben iſt's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen ſpannen.
(Steht auf.)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt ſich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wageſprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köſtlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitere Muſik, welche ſich nähert.)
Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze
Und manchen ſchönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Eine Hochzeit geht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. **Tell** betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt; **Stüſſi**, der Flurſchütz, geſellt ſich zu ihm.

Stüſſi.

Das iſt der Kloſtermei'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — ein reicher Mann,

Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imiſee,
Und dieſe Nacht wird hoch geſchwelgt zu Kußnacht.
Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernſter Gaſt ſtimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüssi.

Trückt euch ein Kummer, werft ihn friſch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten ſind jetzt ſchwer;
Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Stüssi.

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruſſi iſt gegangen
Im Glarner Land, und eine ganze Seite
Vom Glärniſch eingeſunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge ſelbſt? Es ſteht nichts feſt auf Erden.

Stüssi.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da ſprach ich einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornißen; die fallen auf ſein Roß,
Daß es vor Marter todt zu Boden ſinkt,
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

Tell.

Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

Armgard kommt mit mehreren Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.

Stüssi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüssi.

Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſitzt bei den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)

Stüssi.

Gehabt euch wohl — Ihr wartet hier auf jemand.

Tell.

Das thu' ich.

Stüssi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeid aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt).

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

(Tell ſteht auf.)

Armgard (kommt verwirrt).

Der Landvogt kommt nicht?

Stüssi.

Sucht ihr was an ihn?

Armgard.

Ach freilich!

Was ich hier beilege, iſt alles, was ich jetzt entbehren kann. Göſchen ſchreibt mir, daß ich dieſe Woche noch Geld von ihm bekomme; alsdann ſchicke ich Dir gleich noch vier Louisd'or. Wegen dieſes Verzugs von ein Paar Tagen wollte ich nicht gern wo anders borgen. Von Koch iſt noch nichts angekommen. Minna grüßt Dich nebſt den übrigen herzlich. Was macht Charlotte? Empfiehl uns ihr herzlich. Lebewohl.

L.

Weimar, 26. Auguſt 1787.

Sechs Tage war ich in Jena und komme in voriger Nacht erſt zurück. Ich bin etwas ſpät aufgeſtanden, und in einer halben Stunde geht die Leipziger Poſt ab. Alſo nur ein paar Zeilen, bis ein größerer Brief abgehen kann, welches kommenden Donnerſtag ſein wird.

Was ich Dir über Jena und meinen vortigen Aufenthalt ſagen kann, iſt für den jetzigen Brief zu weitläufig. Soviel vorläufig, daß ich es nicht bereue, dieſe kleine Reiſe gemacht zu haben. In dieſer Woche gehe ich nach Meiningen. Deinen nächſten Brief kannſt Du alſo dahin unter der Adreſſe des Raths Reinwald an mich ſchicken. Von hier aus ſchreibe ich Dir noch einmal. Grüße alle herzlich von mir. Charlotte empfiehlt ſich Euch. Adieu.

S.

Stüssi.

Warum stellet ihr euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?

Armgard.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Friesshardt

(kommt eilfertig den Hohlweg herab und ruft in die Scene).

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten. (Tell geht ab.)

Armgard (lebhaft).

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene, Gesler und Rudolph der Harras zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüssi (zum Friesshardt).

Wie kamt ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Friesshardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.

Stüssi.

Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Friesshardt.

Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —

Stüssi.

O, bleibt, erzählt!

Friesshardt.

Laßt mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden. (Ab.)

Stüssi.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer.

(Er sieht sich um.)

Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach? (Geht ab.)

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler.

Sagt, was ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er; der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſein in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgard.

Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert ſich furchtſam.)

Geßler.

Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; dieſe kenn' ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeigehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug', und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen, iſt jetzt keine Zeit!
— Weitſchicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — es muß ſich unterwerfen.
(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder.)

Armgard.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was dringt ihr euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgard.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waiſen ſchrein nach Brod — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend.

Rudolph.

Wer ſeid ihr? Wer iſt euer Mann?

Armgard.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt).

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' euch, gebt ihn los, den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.
(Zu der Frau.)
Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgard.

Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechsten Mond liegt er im Thurm
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.

Geßler.

Weib, wollt ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgard.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.

Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns!

Geßler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgard (greift in die Zügel des Pferdes).

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willſt — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgard

Laß es über mich dahin gehn — Da —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg.)
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es iſt das Aergſte nicht, was du gethan —

Rudolph.

Weib, ſeid ihr raſend?

Armgard (heftiger fortfahrend).

Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O, ich bin nur ein Weib. Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —
(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler.

Wo ſind meine Knechte?

Man reiße ſie von hinnen oder ich
Vergeſſe mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr,
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzu milder Herrſcher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen ſind noch frei,
Es iſt noch nicht ganz, wie es ſoll, gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will ſinken. Mit matter Stimme.)

Gott ſei mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was iſt das? Woher kam das?

Armgard (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!
Mitten ins Herz hat ihn der Pfeil getroffen!

Rudolph (ſpringt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! Ihr ſeid
Ein Mann des Todes!

Geßler.

Das iſt Tells Geſchoß.

(Iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelaſſen.)

Tell

(erſcheint eben auf der Höhe des Felſen).

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.

(Verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein.)

Stüssi (voran).

Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

Armgard.

Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Falk (im Hereinstürzen).

Wer ist erschossen?

(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe und die Musik geht fort.)

Rudolph der Harras.

Er verblutet sich.

Fort, schaffet Hilfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, so muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Stüssi.

Bei Gott, da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Rast dieses Volk,
Daß es dem Mord Musik macht? Laßt sie schweigen!

(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn ihr könnt — Habt ihr
Mir nichts mehr zu vertraun?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.)

Wo soll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich versteh' euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdische,
Denkt jetzt euch mit dem Himmel zu versöhnen.

(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)

Stüssi.

Sieh, wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Armgard (hebt ein Kind empor).

Seht, Kinder, wie ein Wütherich verscheidet!

Rudolph der Harras.

Wahnſinn'ge Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
— Helft — leget Hand an — Steht mir niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

Weiber (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen?

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!

(Zieht das Schwert.)

Stüssi (fällt ihm in den Arm).

Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freie Menſchen.

Alle (tumultuariſch).

Das Land iſt frei!

Rudolph der Harras.

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?

(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)

Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords,
Die hier geſchehen — Hilfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Feſte retten!
Denn aufgelöst in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu iſt zu vertrauen.

Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder.

Armgard.

Platz! Platz! Da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüssi.

Das Opfer liegt — die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder

(ſchließen einen Halbkreis um den Todten und ſingen in tiefem Ton).

Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben,
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter ſtehen!

(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altorf.

Im Hintergrunde rechts die Feste Zwing Uri mit dem noch stehenden Baugerüste wie in der dritten Scene des ersten Aufzugs; links eine Aussicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es ist eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verschiedenen Fernen.

Rudi, Kuoni, Werni, Meister Steinmetz und viele andere **Landleute**, auch **Weiber** und **Kinder**.

Rudi.

Seht ihr die Feuersignale auf den Bergen?

Steinmetz.

Hört ihr die Glocken drüben überm Wald?

Rudi.

Die Feinde sind verjagt.

Steinmetz.

Die Burgen sind erobert.

Rudi.

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unserm Boden das Tyrannenschloß?
Sind wir die Letzten, die sich frei erklären?

Steinmetz.

Das Joch soll stehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle.

Nieder! nieder! nieder!

Rudi.

Wo ist der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was ſoll ich?

Rudi.

Steigt auf die Hochwacht, blast in euer Horn,
Daß es weitſchmetternd in die Berge ſchalle,
Und, jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſchnell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe.

Stier von Uri geht ab. Walther Fürſt kommt.

Walther Fürſt.

Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwyz geſchehen. Laßt uns Boten erſt
Erwarten.

Rudi.

Was erwarten? Der Tyrann
Iſt todt, der Tag der Freiheit iſt erſchienen.

Steinmetz.

Iſt's nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

Rudi.

Kommt alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern.

Steinmetz.

Geſellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wiſſen's zu zerſtören.

Alle.

Kommt, reißt nieder!

(Sie ſtürzen ſich von allen Seiten auf den Bau.)

Walther Fürſt.

Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.

N. B. Eben kommt Dein Brief vom 24. August an. Du haſt mich in meinem letzten Brief falſch verſtanden. Wie wenig mir der Aufenthalt zu Weimar frommen kann, müſſen Dir meine vorhergehenden Briefe bewieſen haben.

Den Herzog brauche ich nicht zu erwarten, weil ich nichts an ihn zu ſuchen habe. Voigt iſt ſchon zehn Tage verreiſt, Frau v. Stein gleichfalls, und dieſe iſt mir gar nichts; Herr von Kalb reiſt über Meiningen, Charlotte wird auch in der Gegend mit ihm wohnen. Meine Gegenwart in Meiningen iſt mir zuträglich, und von einer Seite iſt ſie auch nothwendig. In Weimar ſelbſt weiß niemand anders, als daß ich zurückkommen werde. Mein hieſiger Aufenthalt koſtet mir zu viel Zeit, Geld und Zwang, und der Vortheil, den ich davon ziehe, iſt gar unbeträchtlich. Unruhig bin ich nie weniger geweſen, als dieſe vierzehn Tage, und wenn ich nur müßig gehen und genießen wollte, ſo könnte mir Weimar gefallen. Aber mein nächſter Brief wird Dich ganz überzeugen.

Weimar, 29. Auguſt 1787.

Ich habe Dir alſo von Jena zu erzählen. Mit der Reinhold und Charlotte reiſte ich dahin. Es iſt drei Meilen von Weimar, und der Weg dahin iſt Chauſſee, aber eine leere traurige Landſchaft. Nahe bei Jena belebt ſich die Gegend und verſpricht eine ſchöne Natur,

Melchthal und Baumgarten kommen.

Melchthal.

Was? Steht die Burg noch, und Schloß Sarnen liegt
In Aſche, und der Roßberg iſt gebrochen?

Walther Fürſt.

Seid ihr es, Melchthal? Bringt ihr uns die Freiheit?
Sagt, ſind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn).

Rein iſt der Boden. Freut euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürſt.

O, ſprecht, wie wurdet ihr der Burgen mächtig?

Melchthal.

Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit mannlich kühner Wagethat gewann.
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erſtiegen.
— Doch höret, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,
Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor
Und ruft, daß die Brunneckerin verbrenne.

Walther Fürſt.

Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen.)

Melchthal.

Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erhob ſich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken krachen, die feſten Pfoſten ſtürzen
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglückſeligen.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Da galt Geſchwindſein und Entſchloſſenheit!
— Wär' er nur unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt;
Doch er war unſer Eidgenoß, und Bertha
Ehrte das Volk — So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran und ſtürzten in das Feuer.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Sie iſt's. Rudenz und ich,
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als ſie gerettet ſich erkannte,
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt ſtürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und ſchweigend ward ein Bündniß jetzt beſchworen,
Das feſt gehärtet in des Feuers Gluth
Beſtehen wird in allen Schickſalsproben —

Walther Fürſt.

Wo iſt der Landenberg?

Melchthal.

Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davontrug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geſchwungen über ihn war ſchon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erhielt er flehend das Geſchenk des Lebens.
Urphede ſchwur er, nie zurück zu kehren;

Er wird ſie halten; unſern Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürſt.

Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!

Kinder

(eilen mit Trümmern des Gerüſtes über die Scene).

Freiheit! Freiheit!

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen.)

Walther Fürſt.

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

(Mätchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Scene füllt ſich mit Volk an.)

Rudi.

Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten.

Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.

Walther Fürſt.

Gott! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel.

Mehrere Stimmen.

Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
Ins Feuer mit ihm!

Walther Fürſt.

Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen,
Er ſoll der Freiheit ewig Zeichen ſein!

(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüſtes maleriſch gruppirt in einem großen Halbkreis umher.)

Melchthal.

So ſtehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchwuren, Eidgenoſſen.

Walther Fürſt.

Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.

Jetzt iſt uns Muth und feſte Eintracht noth;
Denn, ſeid gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieh' heran mit ſeiner Heeresmacht,
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.

Baumgarten.

Nur wen'ge Päſſe öffnen ihm das Land,
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.

Baumgarten.

Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band,
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken!

Röſſelmann und **Stauffacher** kommen.

Röſſelmann (im Eintreten).

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

In welchen Zeiten leben wir!

Walther Fürſt.

Sagt an, was iſt es? Ha, ſeid ihr's, Herr Werner?
Was bringt ihr uns?

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Hört und erſtaunet!

Stauffacher.

Von einer großen Furcht ſind wir befreit —

Röſſelmann.

Der Kaiſer iſt ermordet.

Walther Fürst.

Gnäd'ger Gott!

(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher.)

Alle.

Ermordet! Was! Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!

Melchthal.

Nicht möglich! Woher kam euch dieſe Kunde?

Stauffacher.

Es iſt gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhauſen.

Walther Fürst.

Wer wagte ſolche grauenvolle That?

Stauffacher.

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.

Melchthal.

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher.

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſei — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde böſem Rath ſein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von Eſchenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.

Walther Fürst.

O, ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürſten Hans und Leopold
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als ſie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf, als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Feſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunterſinkt in ſeinem Blut,
Gemordet von den Seinen auf dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That;
Doch, durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrei erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

Melchthal.

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich alles wollte haben!

Stauffacher.

Ein ungeheurer Schrecken iſt im Land umher;
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs,
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen;
Die alte Zürich ſelbſt ſchloß ihre Thore,
Die dreißig Jahr lang offen ſtanden, zu,

Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn, mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt
Der Ungarn Königin, die ſtrenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
In Blut ſich, wie in Maienthau, zu baden.

Melchthal.

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straßen auseinander
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt;
Gefallen iſt der Freiheit größter Feind,
Und wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm,
Das Reich will ſeine Wahlfreiheit behaupten.

Walther Fürst und Mehrere.

Vernahmt ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxemburg
Iſt von den mehrſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürst.

Wohl uns, daß wir beim Reiche treu gehalten;
Jetzt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns ſchirmen gegen Oeſtreichs Rache.
(Die Landleute umarmen einander.)

Sigriſt mit einem Reichsboten.

Sigriſt.

Hier ſind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Küsselmann und Mehrere.

Sigriſt, was gibt's?

Sigriſt.

Ein Reichsbot bringt dies Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt).

Erbrecht und leſet.

Walther Fürst (lieſt).

„Den beſcheidnen Männern
„Von Uri, Schwyz und Unterwalden bietet
„Die Königin Elsbeth Gnad' und alles Gutes."

Viele Stimmen.

Was will die Königin? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürst (lieſt).

„In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid,
„Worein der blut'ge Hinſcheid ihres Herrn
„Die Königin verſetzt, gedenkt ſie noch
„Der alten Treu' und Lieb' der Schwyzerlande."

Melchthal.

In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Rüſſelmann.

Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt).

„Und ſie verſieht ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abſcheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That.
„Darum erwartet ſie von den drei Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb' gedenkend und der alten Gunſt,
„Die ſie von Rudolphs Fürſtenhaus empfangen."

(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)

Viele Stimmen.

Der Lieb' und Gunſt!

Stauffacher.

Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater;
Doch weſſen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns beſtätigt,
Wie vor ihm alle Kaiſer doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch
Und der bedrängten Unſchuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſendet?
Nicht eins von dieſem allen hat der König
An uns gethan, und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eigner muth'ger Hand,
Ihn rührte unſre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er geſät in dieſen Thälern.
Er ſtand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater ſeiner Völker ſein; doch ihm

Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen.
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

Walther Fürſt.

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls,
Nicht des empfangnen Böſen jetzt gedenken,
Fern ſei's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer ſein;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten,
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So ſeht ihr hier ein angſtbefreites Volk
Zu eben dieſem Himmel dankend flehen —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe ſäen.

(Reichsbote geht ab.)

Stauffacher (zu dem Volk).

Wo iſt der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unſrer Freiheit Stifter iſt? Das Größte
Hat er gethan, das Härteſte erduldet.
Kommt alle, kommt nach ſeinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns allen.

(Alle gehen ab.)

die man dort im reichen Maße auch findet. Jena iſt, oder ſcheint anſehnlicher als Weimar; längere Gaſſen und höhere Häuſer erinnern einen, daß man doch wenigſtens in einer Stadt iſt. Nicht weit vom Thore wohnen Reinholds in einem geräumigen, artig meublirten Hauſe. Er empfing uns beim Ausſteigen; alle Façons blieben unter uns weg, wir waren Bekannte, ehe wir die Treppe ganz hinaufgeſtiegen waren. Reinhold hat ein verſtändiges Geſicht, aber ſein Anſehen iſt blaß und kränklich, ſeine Augen, möchte ich ſagen, ſuchen Sympathie. Er iſt noch wenig in der Welt orientirt, daher bemerkt man in ihm Verlegenheit, Aengſtlichkeit und gegen Höhere Submiſſion. Er ſcheint mir ſehr von Rückſichten abzuhängen, welche bekanntermaßen auf diejenigen Menſchen am meiſten Gewalt haben, denen gewiſſe Verhältniſſe fremd und ungewohnt ſind, und deren Selbſtgefühl noch nicht befeſtigt genug iſt. Daher mißfiel er mir in verſchiedenen Geſellſchaften. Das Hausweſen der beiden Leute hatte für mich etwas Komiſches, weil es ihnen noch nicht recht angewohnt iſt, und ſie das Couliſſenſpiel noch nicht zu verdecken wiſſen. Beide leben mäßig und führen eine ſehr eingeſchränkte Wirthſchaft. Reinhold ſteht ſich jetzt ungefähr auf ſechshundert bis ſiebenhundert Thaler, ſeine Revenuen vom Mercur, den er mit Wieland theilt, und von der Literaturzeitung, woran er arbeiten hilft, dazu gerechnet. Erſt mit dem October fangen Reinholds Vorleſungen an, welche Kants Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften zum Inhalte haben. Gegen Reinhold biſt Du ein

Zweite Scene.

Tells Hausflur.

Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenſtehende Thüre zeigt ins Freie.

Hedwig. Walther und Wilhelm.

Hedwig.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, iſt frei, und wir ſind frei und alles!
Und euer Vater iſt's, der's Land gerettet.

Walther.

Und ich bin auch dabei geweſen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei, und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn).

Ja, du biſt mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterſchmerz um dich!
Es iſt vorbei — ich hab' euch beide, beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

Ein **Mönch** erſcheint an der Hausthüre.

Wilhelm.

Sieh, Mutter, ſieh — dort ſteht ein frommer Bruder;
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig.

Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er fühl's, daß er ins Freudenhaus gekommen.

(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.)

Wilhelm (zum Mönch).

Kommt, guter Mann. Die Mutter will euch laben.

Walther.

Kommt, ruht euch aus und geht geſtärkt von dannen.

Mönch
(ihren unbeſchränkt mit geſchloſſenen Augen).
Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther.
Seid ihr verirret, daß ihr das nicht wißt?
Ihr ſeid zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch
(zur Hedwig, welche zurückkommt).
Seid ihr allein? Iſt euer Herr zu Hauſe?

Hedwig.
Ich erwart' ihn eben — doch was iſt euch, Mann?
Ihr ſeht nicht aus, als ob ihr Gutes brächtet.
— Wer ihr auch ſeid, ihr ſeid bedürftig, nehmt!
(Reicht ihm den Becher.)

Mönch.
Wie auch mein lechzend Herz nach Labung ſchmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis ihr mir zugeſagt —

Hedwig.
Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich euch hören ſoll.

Mönch.
Bei dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,
Bei eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfaſſe —
(Ergreift die Knaben.)

Hedwig.
Mann, was ſinnet ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr ſeid kein Mönch! Ihr ſeid
Es nicht! Der Friede wohnt in dieſem Kleide;
In euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.
Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen.

Hedwig.

Das Unglück ſpricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch euer Blick ſchnürt mir das Innre zu.

Walther (aufſpringend).

Mutter, der Vater!

(Eilt hinaus.)

Hedwig.

O mein Gott!

(Will nach, zittert und hält ſich an.)

Wilhelm (eilt nach).

Der Vater!

Walther (draußen).

Da biſt du wieder!

Wilhelm (draußen).

Vater, lieber Vater!

Tell (draußen).

Da bin ich wieder — Wo iſt eure Mutter?

(Treten herein.)

Walther.

Da ſieht ſie an der Thür' und kann nicht weiter;
So zittern ſie vor Schrecken und vor Freude.

Tell.

O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an ſeinem Halſe).

O Tell! Tell! Welche Angſt litt ich um dich!

(Mönch tritt auf und kommt.)

Tell.

Vergiß ſie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das iſt meine Hütte!
Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm.

Wo aber haſt du deine Armbruſt, Vater?
Ich ſeh' ſie nicht.

Tell.

Du wirſt ſie nie mehr ſehn.
An heil'ger Stätte iſt ſie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig.

O Tell! Tell!

(Tritt zurück, läßt ſeine Hand los.)

Tell.

Was erſchreckt dich, liebes Weib?

Hedwig.

Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — o Gott!

Tell (herzlich und muthig).

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf ſie frei hinauf zum Himmel heben.

(Mönch macht eine raſche Bewegung, er erblickt ihn.)

Wer iſt der Bruder hier?

Hedwig.

Ach, ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm, mir graut in ſeiner Nähe.

Mönch (tritt näher).

Seid ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell.

Der bin ich, ich verberg' es keinem Menſchen.

Mönch.

Ihr ſeid der Tell! Ach, es iſt Gottes Hand,
Die unter euer Dach mich hat geführt.

Tell (miſt ihn mit den Augen).

Ihr ſeid kein Mönch! Wer ſeid ihr?

Mönch.

Ihr erſchlugt
Den Landvogt, der euch Böſes that — Auch ich
Hab' einen Feind erſchlagen, der mir Recht

Verſagte — Er war euer Feind, wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreit.

Tell (zurückbebend).

Ihr ſeid —
Entſetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein!
Geh', liebes Weib! Geh', geh'! — Unglücklicher!
Ihr wäret —

Hedwig.

Gott, wer iſt es?

Tell.

Frage nicht!
Fort, fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh' aus dem Hauſe — weit hinweg — Du darfſt
Nicht unter einem Dach mit dieſem wohnen.

Hedwig.

Weh mir, was iſt das? Kommt!

(Geht mit den Kindern.)

Tell (zu dem Mönch).

Ihr ſeid der Herzog
Von Oeſterreich — Ihr ſeid's! Ihr habt den Kaiſer
Erſchlagen, euern Ohm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell.

Euern Ohm
Erſchlagen, euern Kaiſer! Und euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida.

Tell, hört mich, eh' ihr —

Tell.

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaiſermords,

Wagſt du zu treten in mein reines Haus?
Du wagſt's, dein Antlitz einem guten Menſchen
Zu zeigen und das Gaſtrecht zu begehren?

Parricida.

Bei euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch ihr nahmt Rach' an eurem Feind.

Tell.

Unglücklicher!
Darfſt du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beſchützt? das Schrecklichſte,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Geächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geſchändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Haſt du, ich hab' mein Theuerſtes vertheidigt.

Parricida.

Ihr ſtoßt mich von euch, troſtlos, in Verzweiflung?

Tell.

Mich faßt ein Grauſen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
Laß rein die Hütte, wo die Unſchuld wohnt!

Parricida (wendet ſich zu gehen).

So kann ich, und ſo will ich nicht mehr leben!

Tell.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von ſolchem adeligen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaiſers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes — flehend und verzweifelnd —

(Verhüllt ſich das Geſicht.)

Parricida.

O, wenn ihr weinen könnt, laßt mein Geſchick
Euch jammern; es iſt fürchterlich — Ich bin
Ein Fürſt — ich war's — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünſche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich ſah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In ſklaviſcher Unmündigkeit gehalten —

Cell.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du ſelbſt mit raſcher, wilder Wahnſinnsthat
Rechtfertigſt furchtbar ſeinen weiſen Schluß.
— Wo ſind die blut'gen Helfer deines Mords?

Parricida.

Wohin die Rachegeiſter ſie geführt;
Ich ſah ſie ſeit der Unglücksthat nicht wieder.

Cell.

Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida.

Darum vermeid' ich alle offne Straßen,
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüſte kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückſelig Bild.
O, wenn ihr Mitleid fühlt und Menſchlichkeit —

(Fällt vor ihm nieder.)

Cell (abgewendet).

Steht auf! Steht auf!

Parricida.

Nicht, bis ihr mir die Hand gereicht zur Hilfe.

Tell.

Kann ich euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünde?
Doch stehet auf — Was ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr seid ein Mensch — Ich bin es auch;
Vom Tell soll keiner ungetröstet scheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida

(aufspringend und seine Hand mit Heftigkeit ergreifend).

O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell.

Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt ihr hin?
Wo hofft ihr Ruh zu finden?

Parricida.

Weiß ich's? Ach!

Tell.

Hört, was mir Gott ins Herz gibt — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sanct Peters Stadt;
Dort werft ihr euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm eure Schuld und löset eure Seele.

Parricida.

Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

Tell.

Was er euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida.

Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu gesellen.

Tell.

Den Weg will ich euch nennen, merket wohl!
Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge ſtürzt —

Parricida (erſchrickt).

Seh' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.

Tell.

Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawin' begraben.

Parricida.

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

Tell.

Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld —
Und ſeid ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ſie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf —
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch ſchnellen Schritts müßt ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida.

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell.

So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen ſind,

Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab, euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblaſen.)
Ich höre Stimmen. Fort!

Hedwig (eilt herein).

Wo biſt du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenoſſen alle —

Parricida (verhüllt ſich).

Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell.

Geh', liebes Weib. Erfriſche dieſen Mann,
Belad' ihn reich mit Gaben, denn ſein Weg
Iſt weit, und keine Herberg findet er.
Eile! Sie nahn.

Hedwig.

Wer iſt es?

Tell.

Forſche nicht!
Und wenn er geht, ſo wende deine Augen,
Daß ſie nicht ſehen, welchen Weg er wandelt!

Parricida geht auf den Tell zu mit einer raſchen Bewegung; dieſer aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn beide zu verſchiedenen Seiten abgegangen, verändert ſich der Schauplatz, und man ſieht in der

Letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebſt den Anhöhen, welche ihn einſchließen, mit Landleuten beſetzt, welche ſich zu einem maleriſchen Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürſt mit den beiden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts, andre drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn alle mit lautem Freudlocken.

Alle.

Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

Verächter Kants; denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Aber ich muß gestehen, daß er mit Verstand davon sprach, und mich schon dahin gebracht hat, mit Kants kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt hat. Daß ich Kant noch lesen und vielleicht studiren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. In Kurzem, sagt mir Reinhold, wird Kant eine Kritik der praktischen Vernunft oder über den Willen — und dann auch eine Kritik des Geschmacks herausgeben. Freue Dich darauf.

Reinhold, wenn Du es noch nicht weißt, ist katholisch und Noviz des Jesuiterordens gewesen, dessen Aufhebung sein ganzes jetziges Schicksal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heirathen wollte, raubte ihn dem geistlichen Stande (welchen Theil seiner Geschichte er mir aber noch schuldig ist) und nachher schwur er seinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus so herzlich, als nur ein Philosoph. Blumauer brachte ihn in Wielands Bekanntschaft, dem er bald gefiel, dem er in Kurzem zum Bedürfniß wurde, vornehmlich auch durch den Beitrag seiner Feder. Sophie, (Wielands älteste Tochter, Reinholds jetzige Frau) damals ein äußerst rasches reizbares Wesen, verliebte sich in ihn, und diese Leidenschaft machte aus diesem sprudelnden Geschöpfe ein recht liebes und sanftmüthiges Weib. Sophie hat die ganze Gesichtsbildung und die größte Portion von dem

Indem ſich die Vorderſten um den Tell drängen und ihn umarmen, erſcheinen noch **Rudenz** und **Bertha**, jener die Landleute, dieſe die Hedwig umarmend. Die Muſik vom Berge begleitet dieſe ſtumme Scene. Wenn ſie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.

Bertha.

Landleute! Eidgenoſſen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erſte Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerin mich ſchützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Wohlan!
So reich' ich dieſem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz.

Und frei erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Muſik von neuem raſch einfällt, fällt der Vorhang.)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Charakter und Temperament ihres Vaters zum Erbtheil bekommen. Aber zur Ehre gereicht es dieſem — oder vielleicht der mütterlichen Aufſicht der Natur — daß ſich in dieſem Geſchöpfe die ganze lebendige Kraft der Natur, die volle Blüthe des Gefühls bei der reinſten Grazie der Unſchuld erhalten hat. In der That iſt es das unverdorbenſte Geſchöpf, und wenn man einige Kleinigkeiten abrechnet, die ihr die Celebrität ihres Vaters gleichſam aufgedrungen hat, ſo iſt ſie auch ganz ſchmuckloſe Natur. Kurz, ich geſtehe Dir, daß ich ihr herzlich gut geworden bin, und daß ich es anfangs gar nicht willens war. Sonſt iſt ſie äußerſt populär und nichts weniger als mit Idealen aufgefüttert. Unſeren Weibern müßte ſie behagen, und habe ich's ſchon mit ihr verabredet, Eure Bekanntſchaft zu machen. Aus meiner Schilderung ſchließeſt Du wahrſcheinlich ſchon, daß ſie mir auch nicht abhold iſt — aber ich verſichere Dir, daß dieſes dem Zeugniß, das ich von ihr ablege, keinen Abbruch thut. Sie wird mir bald ſchreiben, und dann ſollſt Du ſie aus ihrem Briefe näher kennen lernen.

Charlotte fuhr denſelben Abend wieder nach Weimar. Ich blieb aber ſechs Tage in Jena, dann holte mich Charlotte wieder ab. Dieſe ſechs Tage brachte ich im Reinholdſchen Hauſe ſehr angenehm zu, und ich muß hinzuſetzen: noch nie iſt mir's in einem fremden Orte ſo behaglich geweſen. Ganz glücklich kann ich nirgends und nie ſein, das weißt Du, weil ich nirgends die Zukunft über der Gegenwart vergeſſen kann. Ich war ſechs Tage

müßig in Jena. Schon allein das mußte mir die reine Freude vergiften.

Uebrigens folgere aus dieſer Schilderung nicht, daß Reinhold und ich Freunde ſein müſſen oder ſchon ſind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der ſeinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir ſind ſehr entgegengeſetzte Weſen. Er hat einen kalten klarſehenden tiefen Verſtand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber ſeine Phantaſie iſt arm und enge, und ſein Geiſt begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenſtände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verſchwenderiſch verbreitet, iſt aus einem faſt vertrockneten ausgeſogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er ſuchen und zuſammenſcharren muß. Das Reich der Phantaſie iſt ihm eine fremde Zone, worin er ſich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral iſt ängſtlicher als die meinige, und ſeine Weichheit ſteht nicht ſelten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird ſich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das iſt ſchlimm. Ich kann keines Menſchen Freund ſein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat. — Reinhold hat mir über Wieland die Augen geöffnet. So wenig ich mich zwar auf ſeine Urtheile von Menſchen verlaſſen kann (denn ſeine Menſchenkenntniß iſt wo möglich noch ſchlechter beſtellt als die meinige), ſo hab' ich mir doch aus den Factis, die er

mir nach und nach vorlegte, einige Beleuchtungen über jenen verſchafft. So ein unmäßiger Vergötterer er auch von ihm iſt, ſo geſtand er mir doch, daß ihn Wielands ungleicher Charakter auf das Schrecklichſte ſchon mißhandelt habe. Wieland, ob ihm gleich Reinhold unter allen Menſchen der liebſte iſt, habe dieſen durch üble Launen und abwechſelndes Anziehen und Zurückſtoßen eigentlich aus Weimar getrieben. Heute hab' er ihn für einen großen Geiſt, und morgen für einen Eſel erklärt. Niemand als Wielands Frau, die alle Ungewitter abwartet, kann in ſeiner Atmoſphäre dauern. — Du wirſt alſo begreifen, daß es ganz ohne Hererei und ohne Verhetzungen zugegangen ſein konnte, daß er und ich auseinanderkamen. Wieland, ſagte er mir, ſei der ſchlechteſte Menſchenkenner, und dieſes wird mir von allen, die ihn kennen, beſtätigt. Blumauer iſt ſeine Leidenſchaft. Nachdem dieſer hier geweſen war, hat er erklärt, daß ihm nur darum das Leben lieb wäre, weil Blumauer das nächſte Jahr wiederkommen würde. — Göſchen hat ihn auch gleich weggehabt. Ich ſelbſt habe die Erfahrung gemacht, durch welchen wenigen Aufwand er zu erobern iſt. Dieſe Inconſequenz und dieſe Wandelbarkeit der Laune erkennt er ſelbſt, und kann, wie mir Reinhold ſagt, in der folgenden Stunde abbitten und ſchmelzen wie ein Kind. — Aber ich mag mit ſolch einem Menſchen nicht leben. — Wieland hat eine gar ſonderbare Neigung, um Fürſten zu wohnen. — Seine Tochter und Reinhold verſichern mir, daß ſie vorzüglich der Pracht der Meublirung zuzuſchreiben ſei, die er

in ihren Zimmern finde. Für dieſes hat er eine ganz beſondere Schwäche. Etwas natürlich thut doch die Eigenliebe. — Was ihn z. B. an die alte Herzogin attachirt, iſt die Freiheit, die er ſich bei ihr erlauben darf — neben ihr auf dem Sopha zu ſchlafen. Man ſagt, er ſoll ihr ſchon auf das Heftigſte widerſprochen und einmal das Buch an den Kopf geworfen haben. Ich kann nicht bezeugen, ob das letzte wahr iſt; wenigſtens ſieht man die Beule nicht mehr.

Von den hieſigen großen Geiſtern überhaupt kommen einem immer närriſche Dinge zu Ohren. Herder und ſeine Frau leben in einer egoiſtiſchen Einſamkeit und bilden zuſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der ſie jeden Erdenſohn ausſchließen. Aber weil beide ſtolz, beide heftig ſind, ſo ſtößt dieſe Gottheit zuweilen unter ſich ſelbſt aneinander. Wenn ſie alſo in Unfrieden gerathen ſind, ſo wohnen beide abgeſondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis ſich endlich die Frau entſchließt, in eigener Perſon in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo ſie eine Stelle aus ſeinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott ſein, und auf den kann niemand zürnen" — dann fällt ihr der beſiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiſet Gott, daß ihr unſterblich ſeid!

Bertuch und Herder haſſen einander wie die Schlange und des Menſchen Sohn. Bei Herder geht es ſoweit, daß ſich alle ſeine Züge verändern ſollen, wenn Bertuchs

Name genannt wird. Aber auch der geſchmeidige Bertuch iſt an dieſer einzigen Stelle ſterblich und fühlt etwas höchſt ſeltenes — Leidenſchaft. Uebrigens aber freue ich mich, Herder wieder zu beſuchen. Er iſt ein eigener Menſch, und inſofern ein Genuß für den Beobachter.

Aber ich muß nach Jena zurückkehren, wo ich Dich lange genug habe ſtehen laſſen. Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erſte Anblick; und wenn man ſogar die Augen zumachte, könnte man unterſcheiden, daß man unter Studenten geht, denn ſie wandeln mit Schritten eines Niebeſiegten. Anfangs, als Reinhold erſt hierher gekommen war, verdroß ihn die Grobheit dieſer Herren, die ihm gegenüber wohnten, und mit Hüten zum Fenſter heraus ihm in's Geſicht ſchauten. Er nahm alſo ſeinen eigenen Hut und ſetzte ihn gleichfalls auf. Das müſſen die Herren ſich doch zu Herzen genommen haben, denn ſie verließen das Fenſter und nahmen dieſen ritterlichen Zierrath vom Kopfe. — Abends, wenn es dunkel wird, hört man faſt alle vier Minuten die ganze lange Gaſſe hinunter ſchallen: „Kopf weg! Kopf! Kopf weg!“ — welches menſchenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balſamiſchen Regen warnt, der über ſeinen Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber ſind die Sitten der hieſigen Studenten um ſehr viel gebeſſert. Man hört auch wenig mehr von Duellen; doch vergeht keine Woche ohne irgend eine Geſchichte. Die Anzahl der Studenten iſt zwiſchen ſieben- bis acht-

hundert, und ſoll jetzt, wie der Ruhm der Univerſität, im Zunehmen ſein.

Meine erſte hieſige Bekanntſchaft war Schütz und ſeine Frau. Er war eben aus einer ſchlimmen Krankheit aufgeſtanden, doch fand ich ihn ſchon ſehr erholt und auch lebhaft. Seine Außenſeite iſt nicht liebenswürdig, aber geiſtreich; ſeine Augen haben Feuer. Er ſpricht mit vielem Sinn über alles; hier wird erſtaunlich viel aus ihm gemacht, auch in Weimar. Wir ſind recht gute Freunde geworden, was ich mir in Dresden nicht vermuthete. Schütz hat am Carlos viel Geſchmack gefunden, was nicht ohne Werth für mich iſt; denn er iſt ein Menſch von Sinn. Den größten Theil der Literaturzeitung beſorgt Dr. Huſeland mit ihm, ein vortrefflicher Kopf, in welchem vielleicht ein großer Mann ſchlummert. Ein ſtiller denkender Geiſt, voll Salz und tiefer Forſchung — und er iſt noch jünger, als wir beide. Auch mit dieſem bin ich recht gut bekannt geworden. An der Zeitung arbeiten gegen hundert und zwanzig Schriftſteller, und von den wichtigſten in Deutſchland, wie ſie ausgeben. Schütz und Bertuch ſtehen ſich durch ſie jeder auf zweitauſend fünfhundert Thaler, den Mitarbeitern werden funfzehn Thaler für den Bogen bezahlt. Das Haus heißt in Jena ſchlechtweg die Literatur, und iſt ſehr ſchön und bequem gebaut. Ich habe mich in dem Büreau herumführen laſſen, wo eine ungeheure Quantität Verlagsbücher, nach dem Namen der Buchhändler geordnet, auf ſeinen Richterſpruch wartet. Eigentlich iſt doch eine

recenſirende Societät eine brutale und lächerliche Anſtalt, und ich muß Dir geſtehen, daß ich zu einem Complott gegen dieſe geneigt bin. Vorher aber müſſen ſie mich in ihr Heiligthum führen. Die Profeſſor Schütz iſt ein triviales, ſonſt ſehr lebhaftes Weib, das unausſprechlich gern gefallen will, und ſich durch die auffallendſten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht. Sonſt aber kommt ihre Eitelkeit dem Fremden, vorzüglich denen von einigem Rufe, zu gut, die ſie mit Aufmerkſamkeit belagert. Bei Schütz lernt' ich Döderlein kennen; eine feine ſchelmiſche Phyſiognomie im Kopfe eines Geiſtlichen, mit dem ſich aber recht gut ſprechen läßt. — Dieſen Abend war ich zwiſchen vier Männern von Geiſt, wie's mir ſelten begegnete.

Der nächſte nach Döderlein und der gleichen Ruf mit ihm theilt, iſt Griesbach, geheimer Kirchenrath. In deſſen Hauſe habe ich mit Charlotte meinen letzten Abend in Jena überaus angenehm zugebracht. Er wohnt des Sommers in einem großen neuerbauten Gartenhauſe an der Stadt, das eine ganze herrliche Landſchaft beherrſcht. Hier waren wir mit Reinholds zu zehn Perſonen beiſammen, und der Ton, den ich da fand, gefiel mir ungemein. Seine Frau iſt eine ſehr geſcheidte, wahre und natürliche Perſon, die viel Lebhaftigkeit hat. Er ſelbſt ſcheint beim erſten Anblick verſchloſſen und koſtbar, bald aber erwarmt er, und man findet einen ſehr geſelligen, verſtändigen Mann. Ich habe mich lange mit ihm, vorzüglich über die Univerſität und die Stadt Jena, unter-

halten. Die unter vier ſächſiſche Herzöge vertheilte Gewalt über die Akademie macht dieſe zu einer ziemlich freien und ſicheren Republik, in welcher nicht leicht Unterdrückung ſtattfindet. Dieſen Vorzug rühmten mir alle Profeſſoren, die ich ſprach, und beſonders Griesbach mit vielem Nachdruck. Die Profeſſoren ſind in Jena faſt unabhängige Leute und dürfen ſich um keine Fürſtlichkeit bekümmern. Dieſen Vorzug hat Jena unter den Akademien voraus.

Von den übrigen Profeſſoren habe ich keinen geſehen. Ich habe dieſen die Gegenden vorgezogen, die ich mit Reinholds durchwanderte. Eine Partie machten wir nach einem Dorfe Lobeda, eine Stunde von Jena, wo eine ſehr geehrte Dichterin, die Frau Bürgermeiſter Bohl, als Merkwürdigkeit des Landes beſucht wird. Ich fand eine Frau von funfzig Jahren ungefähr, die aber noch ziemlich hell aus den Augen ſieht. Ungeachtet der Bewunderung, die ſie in Weimar auszuſtehen hatte, iſt ſie doch von Affectation entfernt. Eine weitläufige Wirthſchaft beſchäftigt ſie, und ihr Dichtertalent nimmt noch bloß mit den leeren Augenblicken vorlieb. Ein vortreffliches Gedicht, „Wind und Männer“ (als Gegenſatz zu dem engliſchen, „Wolken und Weiber“), das im D. Mercur ſteht, iſt von ihr. Sie ſagte mir die Freude auswendig und auch vieles aus dem Carlos. Hier zeigte man mir die Laube, worin zwiſchen Schütz, Wieland und Bertuch die erſte Idee der Literaturzeitung ausgeheckt wurde.

Der Weg nach Lobeda und die ganze dortige Ge-

gend sind ungemein schön und gefällig. Eine Retraite an diesem Orte könnte vielen Reiz für mich haben. Bei der Frau Bürgermeister fand ich die Büste der Frau von Recke, die mich anzog. Es ist keine gemeine Physiognomie und ich kann begreifen, wie sie Cagliostro Hoffnungen erweckt hat.

Ich verließ Jena sehr vergnügt und that ein Gelübde, es nicht zum letztenmal gesehen zu haben. Hätte ich einen Plan nach Jena, so versichert mir Reinhold, daß ich keine Schwierigkeit finden würde. Ich soll, sagte er, ohne ein Wort darüber zu verlieren, noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin bekommen. Ich weiß aber nicht, mein Lieber, mit dieser Idee bin ich zerfallen. Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dieses muß sich nach Verfluß eines Jahres entschieden haben, wo ich alsdann wissen werde: wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder, und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird. Für meine späteren Jahre muß mir freilich immer irgend eine Zuflucht in einer akademischen Wissenschaft bleiben.

Ich habe am 28. August Goethes Geburtstag mitbegehen helfen, den Herr von Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Goethes Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Voigts, Charlotte und mir. Herders beide Jungen waren auch

dabei. Wir fraßen herzhaft, und Goethes Geſundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter ſeinen Hausgäſten habe; aber das Schickſal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminirt, und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beſchluß. — An dieſem Tage ſah ich die jüngere Herzogin. Sie begegnete mir im Stern, als ich Charlotte zu Knebel führte, aber es blieb nur beim bloßen Vorbeigehen. Es iſt eine ſchöne und edle Figur, aber viel Stolz und Fürſtlichkeit im Gange.

Eure Mlle. S. habe ich vor zehn oder zwölf Tagen bei einem Concerte kennen lernen. Es iſt eine koſtbare Demoiſelle, gegen die ich nie etwas fühlen könnte. Ihre Schönheit beſteht in einem ungemein weißen und feinen Teint und überaus ſchönen lockichten Haaren. In dieſen beiden Stücken erinnerte ſie mich an das Paſtellgemälde, das Dorchen für Huber gemacht hat; aber ihre Züge taugen wenig und würden ohne dieſe Geſichtsfarbe und Haare ſchwerlich bemerkt werden. Gegen mich war ſie ſehr aufmerkſam und artig; überhaupt mag ſie es wohl leiden können, bewundert zu werden. Man hält ſie hier für eine gute Partie, aber ihre Gefühle in der Liebe ſtehen unter dem eiſernen Scepter der Vernunft. Man will behaupten, daß ſie den Dreißigen nahe wäre.

Die hieſigen Damen ſind ganz erſtaunlich empfindſam; da iſt beinahe keine, die nicht eine Geſchichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten ſie gern alle. Da

iſt zum Beiſpiel eine Frau v. S., die Du in jeder anderen Geſellſchaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdeſt, ein feines, nicht häßliches Geſicht, lebhafte, aber ſehr begehrliche Augen. Sie wollte ſich uns nach Jena mitanhängen, aber wir ſchüttelten ſie ab. Weil ich die hieſigen Theaſſembleen nie beſuchte, ſo legte man es Charlotten als einen Despotismus über mich aus. Man kann hier ſehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren erſten Wohnplatz verändert.

Beim vorigen Clubb mußte ich Bertuchs Gaſt ſein. Ich machte mir die Luſt, ihn auf ſein Steckenpferd zu ſetzen, und verbreitete mich ganz erſtaunlicherweiſe und mit einer Art Begeiſterung über Commerceſpeculationen. Er wurde warm und machte mir große Confidencen, unter anderen auch die Idee eines deutſchen Bücherhandels nach Paris, Amſterdam und England, den er gar ſehr in Affection genommen hat. Ich ſprach mit ſoviel Achtung von dem Handel, daß ich ihn bald ganz weg hatte, und er mir am Ende einfiel, ob ich, ſtelle Dir vor! ich! nicht Luſt hätte, mich in eine ſolche Carriere einzulaſſen. Als wir auseinandergingen, drückte er mir die Hand und ſagte: Es freue ihn, daß wir einander nun hätten kennen lernen! Der Mann bildet ſich ein, daß wir Berührungspunkte hätten, und denkt mich auf einer neuen Seite betreten zu haben. Uebrigens aber, geſtehe ich Dir, werde ich Bertuchs Bekanntſchaft nie ganz aufgeben. Wer weiß, ob nicht vielleicht Du einmal von ſeiner Thätigkeit, ſeinem

Handelsgeiſt und ſeinem Glücke proſtituiren kannſt, wenn ſich Fälle ereignen ſollten. Vielleicht auch ich ſelbſt.

Bode iſt vorgeſtern hier angelangt, aber beſucht habe ich ihn noch nicht; man ſagt, daß er nicht wohl ſei, doch wird es, denke ich, dieſe Woche noch geſchehen. Meine Reiſe nach Meiningen iſt aufgeſchoben, alſo kannſt Du Deine Briefe künftig wieder nach Weimar adreſſiren. Wäre ſchon einer nach Meiningen abgegangen, ſo erhalte ich ihn von dort.

Ich denke doch, ich will endlich den Brief ſchließen. Deine Geduld wird erſchöpft ſein. Aber ich fürchte dennoch, daß ich manches vergeſſen habe, worauf Du noch neugierig ſein könnteſt. Kommt kein anderer Brief mit, ſo muß mich die Länge dieſes Briefes für heute entſchuldigen. Lebt wohl alle miteinander, und bleibt mein, wie ich Euer auf immerdar.

G.

Weimar, 4. September 1787.

Heute iſt Poſttag; Ihr erwartet einen Brief, und den ſollt Ihr haben. Ich lebe noch und liebe Euch herzlich, aber der Kopf iſt mir ganz abſcheulich von einem kleinen Rauſche verwüſtet, den ich mir geſtern Nacht in einem tête-à-tête mit Bode geholt habe. Laßt mir's alſo noch, bis ich nüchtern bin. Heute hab' ich gethan, was ich konnte.

G.

P. S. Wahrſcheinlich haſt Du mir vorige Woche

geſchrieben; aber den Brief werd' ich erſt kommenden Sonntag erhalten, weil er vermuthlich über Meiningen wird gelaufen ſein. Adieu.

Dresden, den 7. September 1787.

Deine Nachrichten von der Jenaſchen Reiſe ſind ſehr unterhaltend. Du biſt ja unter lauter Theologen gerathen. Mich wundert, daß Du Eichhorn nicht geſehen haſt; er paſſirt für einen hellen Kopf. Daß Reinhold Dich zum Proſelyten macht, möchte mich bald verdrießen, da ich Dir immer vergebens von Kant vorgepredigt habe. Ich wäre begierig, Reinholds Bekanntſchaft zu machen. Was hält er denn von Herders Gott? Du haſt doch meinen Brief darüber erhalten? Apropos, von Briefen. Es liegt einer in Meiningen an Dich, nebſt vier Louisd'or, auch einem Einſchluß aus München, den Huber nicht geöffnet hat, weil ich von dieſer Abrede nichts wußte. Zum Unglück habe ich gerade auf dieſem Briefe Reinwalds Adreſſe zu ſetzen vergeſſen. Er muß alſo auf der Poſt nachfragen laſſen. Huber möchte gern wegen ſeines Stücks bald Nachricht haben.

Ich bin jetzt überzeugt, daß es vergebliche Arbeit iſt, das Verhältniß zwiſchen D. und H. aufheben zu wollen, und ſo lange noch eine Möglichkeit iſt, daß es für beide eine Quelle von Glückſeligkeit werden kann, ſo iſt es pedantiſche Stümperei, es zu ſtören. Müſſen

denn alle Verbindungen zwiſchen Perſonen von beiden Geſchlechtern nach dem gewöhnlichen Romanenſtempel geprägt ſein! Mein Plan iſt jetzt, das Verhältniß auf die beſtmögliche Art zu erhalten, alle Quellen von Unannehmlichkeiten abzuſchneiden, ihm die vortheilhafteſte mögliche Richtung zu geben. — Huber arbeitet jetzt mit Erfolg an ſeinem Stück. Fährſt Du noch fort an den Niederlanden zu arbeiten?

Wirſt Du Dich nicht der regierenden Herzogin vorſtellen laſſen, wenn Du länger in Weimar bleibſt? Mich wundert, daß es Dir auffällt, ſie das erſtemal in einer großen Geſellſchaft ſprechen zu müſſen. Ueberhaupt ſcheint der Vorrath von Toleranz, den Du mitgenommen hatteſt, ſchon ziemlich erſchöpft zu ſein.

Beck iſt hier geweſen, und man hat den Gaſthof bald geſtürmt, um ihn zu ſehen. Im October kommt er wieder hierher und ſoll ſich einige Tage hier aufhalten wollen.

Charlotte empfiehlt uns beſtens. Alle grüßen Dich

K.

Weimar, 10. September 1787.

Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkſtellige — Du wirſt Dich wundern, daß ich nicht früher darauf gefallen bin — das Mittel iſt: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar ſchon in den erſten Wochen wegkrieger

können, denn wohin ich nur ſehe, pflegt hier jeder ein Gleiches zu thun. — So viele Familien, ebenſoviele abgeſonderte Schneckenhäuſer, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um ſich zu ſonnen. In dieſem Stücke iſt Weimar das Paradies. Jeder kann nach ſeiner Weiſe privatiſiren, ohne damit aufzufallen. Eine ſtille, kaum merkbare Regierung läßt einen ſo friedlich hier leben und das Bischen Luft und Sonne genießen. Will man ſich anhängen, eindrängen, brilliren, ſo findet man allenfalls ſeine Menſchen auch. — Anfangs hab' ich mir alles viel zu wichtig, zu ſchwer vorgeſtellt. Ich habe mich ſelbſt für zu klein und die Menſchen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit ſich ſelbſt zu thun, um mich auszulauern.

Jetzt gehe ich ſehr wenig aus; Tags zweimal zu Charlotten und zweimal ſpazieren, wozu ich mir den Stern erwählt habe. Hier begegnen mir doch zuweilen Menſchen, und will ich, ſo kann ich auch ganz allein ſein. Alle anderen Tage beſuche ich Bode, Bertuch, Herder, Voigt oder ſonſt jemand. Montags gehe ich in den Clubb. Die übrige Zeit bin ich zu Hauſe und arbeite.

Bode hat eine ſchlechte Idee von Paris zurückgebracht. Die Nation habe alle Energie verloren und nähere ſich mit ſchnellen Schritten ihrem Verfall. Die Einführung der Notables ſelbſt wäre nur ein Kniff der Regierung — ſie hätte ihn aber fünf Jahre zu früh gebraucht und noch etwas unerwarteten Gegendruck gefunden. Fünf

Jahre ſpäter hätte ſie dieſen nicht mehr riskirt. Das Parlament wolle nichts bedeuten. Seine ganze Wirkſamkeit beſtehe aus Schulercercitien, die es eingebe und höchlich froh ſei, wenn ſie gut gerathen; juſt ſo, wie die Schulknaben in den Gymnaſien. — Die Stempelverordnung ſei eine Anſtalt, die in der Ausübung tauſend Hinderniſſe finden müſſe. Beaumarchais wird in Paris von den Beſſern verachtet. Wollte man nach ihm fragen, ſo heißt es: que voulez vous de ce vilain? Bode ſagte mir, daß er in Betreff der Maurerei aus Paris etwas Erhebliches mitgebracht habe.

Er iſt ſehr mit den Berlinern über die drohende Gefahr des Katholicismus einig. Ich habe aber ſchon vergeſſen, was er mir alles darüber geſagt hat. Deinem Wurmb traut er wenig Gutes zu. — Die jetzige Anarchie der Aufklärung, meint er, wäre hauptſächlich der Jeſuiten Werk. Die Jeſuiten und die Herrenhuter, behauptet er, wären von Anfang an verbündet geweſen. In herrenhuteriſchen Bezirken handle kein Jeſuit, und umgekehrt, wo Jeſuiten Miſſionen hätten, träfe man keine herrenhuteriſche Miſſionaire. Magnetismus leugnet er nicht. Ein Agens nimmt er darin an, ohne zu ergründen, wie es wirke.

Weishaupt iſt jetzt ſehr das Geſpräch der Welt. Seine aufgefundenen Briefe wirſt Du geleſen haben, ſowie auch die Recenſion des erſten Bandes in der Literaturzeitung, welche von Hufeland, und nach meinem Urtheil vortrefflich iſt. Was denkſt Du denn von ſeinem

unglücklichen Verbrechen? — Alle Maurer, die ich noch gehört habe, brechen den Stab über ihn und wollen ihn ohne Gnade bürgerlich vernichtet haben. Aber der Orden bleibe ehrwürdig, auch nachdem Weishaupt ein ſchlechter Kerl ſei. Es läßt ſich vielerlei darüber ſagen, und ich muß geſtehen, daß mir die moraliſchen Declamationen dieſer Herren etwas verdächtig ſind. Ein Kind abtreiben, iſt unſtreitig eine laſterhafte That — für jeden. Aber eins machen, iſt für einen Chef de parti unverzeihlicher. Was ſie mir von der Abſcheulichkeit des Kindermords und von der empörenden Rückſicht: daß ein Vater dieſes thue, ſagen, iſt falſch und ſchief. Dieſer Fall iſt kein Kindermord. Es wäre ſchlimm, wenn man keine triftigeren Urſachen hätte, eine ſolche That zu verabſcheuen, als jene ſchielenden Raiſonnements. Ich habe nur einen Maßſtab für Moralität, und ich glaube, den ſtrengſten: Iſt die That, die ich begehe, von guten oder ſchlimmen Folgen für die Welt — wenn ſie allgemein iſt?

Bode hat mich ſondirt, ob ich nicht Maurer werden wolle. Hier hält man ihn für einen der wichtigſten Menſchen im ganzen Orden. Was weißt Du von ihm?

Ueber die hieſigen Menſchen hat mir Bode manche und drollige Aufſchlüſſe gegeben. Ich erzählte ihm meine jetzige Lage mit Wieland. Das wäre ganz in der Ordnung, ſagte er; es ſei nicht mir allein ſo mit ihm gegangen. Wieland ſei ein Kind. Nach einiger Zeit würde er Frau und Kinder zuſammenrufen und ſie fragen, wie

er denn eigentlich mit mir auseinandergekommen ſei? das ſei ihm hundertmal begegnet. Klopſtock habe ihn nach Wieland einmal gefragt, darauf habe er ihm folgende Antwort gegeben. Er wünſche Wielands wegen, daß er auf eine halbe Stunde Jeſus Chriſtus beim jüngſten Gericht ſein dürfe. — „Was würden Sie dann thun," fragte Klopſtock. — Wieland müſſe vor ihm, alle ſeine Schriften unter dem Arm, erſcheinen, um ſein Urtheil zu hören. — Sind Sie Herr Wieland aus Weimar, würde er zu ihm ſagen — Ja — Nun Herr Wieland, ſehen Sie, dahin liegt rechts und dorthin links. Gehen Sie nun, wohin es Ihnen beliebt — wohin es Ihnen beliebt; aber nehmen Sie ſich nur in acht, das ſage ich Ihnen. Geben Sie wohl acht! — Die Satyre iſt ſehr fein, wenn man Wieland kennt, ſein Laviren zwiſchen gut und übel, ſeine Furcht und ſeine Klugheit.

Wieland hat noch jetzt erſtaunlich viel Jugendliches, faſt Kindiſches. Er hatte ſich immer deciſiv und ſcharf gegen Lavater erklärt. Lavater kam nach Weimar, und bei Goethe war Souper, wo er, Wieland, Herder, Bode und der Herzog beiſammen waren. Da kriegte ihn Lavater ſo ganz weg, daß W. ihm die Hand küßte, als er in den Wagen ſtieg; und jetzt ſpricht Wieland wieder mit bitterer Verachtung von ihm — davon war ich ſelber Zeuge. Dieſe Ungleichheit bezeichnet ſein ganzes Weſen; aber ſie iſt an ihm mehr, als an tauſend anderen zu verwundern, und doch auch zu entſchuldigen — denn Wie-

land hat eine höchſt reizbare Empfindung, welche ihn nie zu Grundſätzen gelangen läßt.

Ich muß abbrechen, Charlotte ſchickt zu mir und läßt mich holen. Seit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Euch geſehen. Heute erwarte ich mit Zuverſicht Briefe. — Grüße mir Alle hunderttauſendmal.

Unterlaßt ja nicht mir oft zu ſchreiben. Eure Briefe geben mir hier meine ſchönſten Stunden. Lebe wohl, Lieber.

Dein

S.

Dresden, 14. September 1787.

Seit ein Paar Tagen bin ich wegen der Regierungsſache in Unruhe geweſen und wenig in Stimmung, an Dich weitläufig zu ſchreiben. Das Ding geht ſchief. Anfangs hieß es ſogar, ich hätte kein Memorial eingegeben. Als aber Reinhard und einige Andere keck behaupteten, es müſſe eine Supplik von mir da ſein, ſo fand ſich's endlich. Aber denoncirt bin ich nicht. Jetzt fragt ſich's, ob die drei Vorgeſchlagenen den Miniſtern behagen, ſonſt könnte man vielleicht einen von denen wählen, die nur unter den Competenten aufgeführt ſind, wovon ich einer der erſten bin. Am beſten iſt, auf die Sache Verzicht zu thun. Mit mir ſelbſt werde ich leicht fertig; aber wegen meiner ökonomiſchen Verhältniſſe hatte ich es gewünſcht, um Minna und Dorchen wegen der Aengſtlichkeiten zu beruhigen, die ſie zuweilen anwandeln.

Fürjetzt bin ich meiner Ehre schuldig, mich als Schriftsteller im juristischen Fache hervorzuthun. Ehe dies geschehen ist, denke ich an keine andere rentirende Arbeit. Daß ich durch Cabale verdrängt werde, muß mir immer lieber sein, als wenn man eine gegründete Einwendung gegen mich hätte.

Lebe wohl und schreibe mir bald, mehr als das letztemal. Alle grüßen Dich und Charlotte.

K.

Dresden, 18. September 1787.

Endlich bist Du auf dem Punkte, wo ich Dich schon seit einigen Wochen gewünscht hätte, mehr in Dir, als außer Dir zu leben. Du hast lange Zeit gebraucht, um Deine Erwartungen von der dortigen Welt herabzustimmen, und eher war es doch nicht möglich, daß Du ruhig und unbefangen sein konntest. Der Wirbel von Zerstreuungen, worin ich Dich wußte, hat auch einen Einfluß auf meine Briefe gehabt. Ich unterdrückte manches, weil ich eine bessere Stimmung bei Dir abwarten wollte. Uebrigens wünschen wir denn doch nunmehr zu wissen, wann Du zurückzukommen denkst; ob Du noch nach Meiningen oder auf die Leipziger Messe gehst. Von allem diesem schweigst Du ganz, und es bleiben uns nichts als Vermuthungen übrig, die wir aus dem Briefe von Charlotten zusammensetzen müßten.

Wenn ich in Weimar wäre, so würde mein Enthu-

ſiasmus für einzelne Menſchen zwar bald aufhören, aber ich würde ſie als Ideenbehälter anſehen, wo man doch manche nicht ungenießbare Nahrung des Geiſtes finden kann, wenn man eine Zeitlang an ſich ſelbſt gezehrt hat. Es ſind doch Kräfte da, woran man ſich reiben kann, wenn ſie auch gleich eine verſchobene Richtung haben — Kenntniſſe und Meinungen, die den Vorrath von eigenen Begriffen bereichern und zum Nachdenken auffordern — erkünſteltes Intereſſe, das man ſich für wahres ertauſchen kann, und das einem wenigſtens Luſt macht, ſeine eigenen Ideen zu entwickeln — und alles dies iſt doch beſſer, als Leerheit und Erſchlaffung. — Deine jetzige Lebensart hat meinen ganzen Beifall. Woran arbeiteſt Du denn jetzt?

Bode ſcheint Dir eine ziemlich einſeitige Schilderung von Frankreich gemacht zu haben. Er war zu kurze Zeit in Paris, um mehr als eine Partei gehört zu haben; und daß dort alles Partei macht, kannſt Du leicht denken. Sein hauptſächlicher Umgang war vermuthlich ein gewiſſer Savalette de Langes, Chef von der Loge, die Bode beſucht hat. Frage ihn doch nach dieſem Mann. Vielleicht hat er auch von Duchenteau gehört.

Bodes Glaube an Magnetismus befremdet mich, ſowie die Aeußerung, daß er in Anſehung des Magnetismus aus Paris etwas Erhebliches mitgebracht habe. Er hat im Orden eine wichtige Rolle geſpielt, als das Hundſche Syſtem in den vereinigten Logen eingeführt wurde. Seit einigen Jahren, beſonders ſeit dem Wilhelmsbader Convente, iſt er als Beſtreiter des Jeſuitis-

mus im Orden bekannt. Wenn er Dich zum Proselyten machen will, so ist es für die Illuminaten, welche einige Freimaurerlogen in Besitz genommen haben. Wenn er aber wider Anarchie der Aufklärung eifert, so möchte man ihn fragen: ob denn durch Despotismus der Aufklärung viel mehr gewonnen sein würde. Der edelste Zweck in den Händen einer Gesellschaft, die durch Subordination verknüpft ist, kann nie vor einem Mißbrauch gesichert werden, der den Vortheil weit überwiegt.

Weishaupts Geschichte ist mir noch nicht weiter bekannt, als aus dem, was wir in den Illuminatenpapieren gefunden haben, die die Münchner Regierung hat drucken lassen. Den Illuminaten mag es wohl ärgerlich sein, daß er ihren Verfolgern eine solche Blöße gegeben hat. Ihr Eifer gegen ihn soll vermuthlich ihre eigene Moralität verbürgen. Ist denn Weishaupt noch in Gotha? Was hast Du denn sonst von ihm erfahren?

Wielands Charakter wird mir nun immer anschaulicher, und ich wundere mich nicht mehr über Eure Entfernung von einander. Ein solcher Mensch war der Erzieher eines Fürsten! Wie mag er sich wohl dabei genommen haben?

Wir ziehen morgen in die Stadt. Das Wetter ist nicht mehr schön genug, um für die Beschwerlichkeit der Entfernung von der Stadt zu entschädigen; besonders da jetzt oft zweimal die Woche Sessionen in der Commercedeputation sind. Ueber die Hofrathstelle ist alles beruhigt, wir denken nicht mehr daran.

Albrecht hat uns erzählt, daß Jünger ſich auf eine fürchterliche Art in die Seconda verliebt hat, und nicht von Prag fortzubringen geweſen iſt, bis ihn Brockmann bei einer Durchreiſe beinahe mit Gewalt nach Wien geſchleppt hat. Huber erinnert ſich, daß Jünger ſchon in Dresden viel Geſchmack an der Seconda geäußert hat. Das Theater hat ſehr über Dich geklagt, weil Du ihnen die Abänderung des Carlos nicht geſchickt haſt. Sie haben die Aufführung in Prag dadurch eingebüßt. In Leipzig hat er dieſe Woche gegeben werden ſollen. Reinekes Sohn iſt als Hamlet und im Mönch von Carmel aufgetreten. Zum Luſtſpiel ſoll er nicht taugen. — Meine Briefe wirſt Du nun wohl erhalten haben. Huber ſieht Deiner Antwort wegen München und Mannheim entgegen. Alles grüßt.

K.

Weimar, 22. September 1787.

Hoffentlich, Lieber, haben Dich, wenn Du meinen Brief erhältſt, Zeit und Nachdenken von der Muthloſigkeit geheilt, die in Deinem letzten Briefe ſo ſichtbar geweſen iſt. Du biſt in einer zweifelhaften Erwartung betrogen worden — wer iſt es nicht ſchon? Oder glaubſt Du eine Ausnahme unter den vielen Menſchen ſein zu dürfen, denen ihr Bischen Brod noch ſauer gemacht wird? Du haſt für die ganze Sache blutwenig Zeit oder Mühe verloren. Du haſt dieſes Schickſal mit allen gemein, die

ſich um einen Dienſt bewerben; und eine Beſoldung von tauſend Thalern darf einem immer etwas ſchwer gemacht werden. Ich würde anfangen müſſen zu glauben, daß Du eitel oder ſtolz biſt, wenn Du Dir einbildeteſt, daß Du Urſache hätteſt zu ſchmollen. Die Art, wie es ging, ſetzt Dich weder in Deinen noch fremden Augen herunter.

Die Verbeſſerung Deiner Umſtände, ſo nothwendig ſie auch iſt, kannſt Du noch immer mit Muße abwarten; vorausgeſetzt, daß Du fortfährſt, in Deinem Fache zu einer Vollkommenheit zu ſtreben. Schriftſtellerei hat, außer der Publicität, die ſie Dir giebt, noch den Nutzen für Dich, daß ſie Dich mit Deinem Fache bekannter und in der Methode philoſophiſcher macht. Durch ſie wirſt Du gezwungen, das Schwere und Gothiſche darin zu ſimplificiren, und dieſes wird Dir helfen, in wirklich praktiſchen Geſchäften ſchneller orientirt zu ſein. Deine Conſiſtorial- und Commercienarbeiten geben Dir indeſſen Schulübungen an die Hand, Dich zu einem Geſchäftsmann heranzubilden — gelegentlich auch Dich als einen ſolchen zu accreditiren. Du haſt alſo ſo gar viel Urſache nicht, unzufrieden oder verzagt zu ſein. Vielmehr es iſt die Frage, ob Du über's Jahr nicht fähiger biſt, Dich als Hofrath zu empfehlen, Dich in dieſe neue Laufbahn zu ſchicken, als Du es dieſes Jahr würdeſt geweſen ſein.

Ueber Deine Oekonomie will ich Dir nicht ſchreiben. Was ich hierüber allenfalls auf dem Herzen habe, will ich

lieber mit unſeren Weiberchen abhandeln; mit dieſen, glaub' ich, kann ich mich beſſer verſtändlich machen. Soviel ſiehſt Du ein, daß ſeither — welches von uns allen gilt — wenig gehandelt und viel geſchwelgt worden iſt. Auf dieſe Weiſe kann es nicht anders kommen. Wären die Zeiten, wo wir nichts thaten, unſere glücklichſten geweſen, ſo möchte es allenfalls noch hingehen; aber unſere glücklichſten, wie ich mich erinnere, waren die, wo wir beſchäftigt waren. Ich habe mich hierin aus einer Philoſophie dringender Nothwendigkeit etwas gebeſſert. Jetzt kannſt Du es noch aus freiwilligem Entſchluß, und ich brauche Dir nicht zu ſagen, was Du Dir ſchuldig biſt.

Wenn wir jetzt anfangen, nach Einſicht des Beſſern zu handeln, ſo können wir ſagen, die vergangene Zeit ſei eine unvermeidliche Epoche geweſen, dieſe Revolution aus unſerem Verſtande herauszuentwickeln und vorzubereiten. Thun wir es nicht, ſo hat uns dieſe Epoche an unſerem Weſen geſchadet, und wir ſind wirklich kleiner geworden.

In Deinem nächſten Briefe, Lieber, erwarte ich einen gefaßten, muntern Ton. Kleinmuth kannſt Du allenfalls mir vergeben, ich Dir ſchon weniger; denn Du biſt von jeher männlicher geweſen.

Lebe wohl. Von mir habe ich Dir gar nichts Wichtiges oder nur Intereſſantes zu ſchreiben. Ich arbeite ſtark an der niederländiſchen Rebellion, und mit einigem Vergnügen. Meine Beſuche ſind jetzt nur auf Bode, Knebel und auf einige Weiber, Deine Schröder zum

Beiſpiel, eingeſchränkt. Des Tages bin ich zehn Stunden zu Hauſe. Schon ſeit zehn Tagen finde ich mich nicht recht wohl, doch zur Noth gehen meine Arbeiten fort. Grüße die anderen herzlich von mir. Laß mich bald etwas Angenehmes von Euch hören. Eure Freuden ſind die beſten unter den meinigen. Charlotte grüßt. Lebe wohl.

E.

Dresden, 5. October 1787.

Mein letzter Brief wird Dich überzeugt haben, daß mich der verunglückte Plan auf die Hofrathſtelle nicht ſo ſehr niedergeſchlagen hat, als Du aus einem älteren Briefe zu vermuthen ſcheinſt. Ich habe vielleicht mit zuviel Bitterkeit und Lebhaftigkeit von der Cabale geſchrieben, die mich verdroß, aber daß ich nichts weniger als muthlos dabei geweſen bin, können mir die anderen bezeugen. — Hoffentlich iſt Deine Unpäßlichkeit, von der Du ſchreibſt, nun ganz vorüber. Aergere Dich nicht über Koch. Vielleicht hat er das Geld einem Kaufmann auf die Leipziger Meſſe mitgegeben. Beit wollte nur bis Neujahr prolongiren. Ich habe ihn an Dich verwieſen, wenn Du zurückkommſt, und unterdeſſen nur mein Giro verlängert (welches nur bis zum Zahltage gilt), womit er einſtweilen zufrieden war.

Von der Aufführung des Carlos in Leipzig haben wir unzuſammenhängende Nachrichten, aus nicht ſehr zu-

verläſſigen Quellen. Bei der erſten Aufführung ſoll man viel Bravo gerufen haben, ohne gerade die Schauſpieler zu meinen. Hanke iſt ausgepocht worden. Das Leipziger Publicum ſcheint ſich etwas zu beſſern. Iffland's moraliſche Stücke, der Mönch von Carmel und ein Stück vom Grafen Brühl ſollen nicht gefallen haben; dagegen aber die Geſchwiſter ſehr gut aufgenommen worden ſein.

Du gehſt unbarmherzig mit meiner alten Liebſchaft um. Ich wollte was darum geben, wenn Du zur Strafe Dich noch in ſie verlieben müßteſt.

Auf Charlottes Antwort bin ich begierig, ich ſehe nicht ein, warum ihr mein Brief zu vernünftig iſt. —

Gotters Gedichte haben uns nicht ſonderlich behagt. Verſification und Sprache hat er in der Gewalt. Darum gelingen ihm Ueberſetzungen faſt immer, als: das Du und Sie (nach Voltaire), der Dorfkirchhof (nach Grey). Aber ſeine eigenen Ideen ſind größtentheils alltäglich, und er tiſcht ſie oft in einem ſehr langweiligen Schwall von Worten auf. Dies ſchien uns auch bei der „Flucht der Jugend" der Fall zu ſein, obgleich einzelne hübſche Stellen darin ſind. Von Blumauers Gedichten haben uns einige viel Spaß gemacht; nur geht der plumpe Ton oft in's Ekelhafte.

Lebe wohl. Alle grüßen.

K.

Weimar, 6. October 1787.

Du ſchreibſt mir in Deinem letzten Briefe, daß Du einen von mir erwarteteſt, und ich habe Dir drei Poſttage hintereinander allemal geſchrieben und zwei Poſttage vergeblich einen von Dir erwartet. Beſinne Dich doch, ob Du zwei Briefe von mir ſchon in Händen gehabt haſt, ehe Du Deinen letzten an mich fortſchickteſt — und ob Du nachher noch einen erhalten haſt. In dieſem letzten habe ich Dir wegen meiner Zurückkunft ſoviel geſchrieben, daß ich noch gar nichts beſtimmen kann.

Von hieſigen Neuigkeiten habe ich Dir wenig zu ſchreiben. Unſer Herzog geht, zum Leidweſen des ganzen Landes, in holländiſche Dienſte; er war etliche Tage hier, und iſt im Fluge wieder fort nach Holland, um wahrſcheinlich den ganzen Winter dazubleiben. Geſprochen hab' ich ihn nicht. Ich ließ ihm durch Knebel melden, daß ich ihm gern mein Compliment machte, wenn er einen Augenblick für mich übrig hätte; zu ſprechen hätte ich aber ſonſt nichts mit ihm: worauf ich zur Antwort bekam, daß er mir eine Zeit nennen würde. — Es iſt aber nicht geſchehen, weil ſie ihn hier gar nicht zu Athem haben kommen laſſen. Geſtern Abend iſt er fort.

Bieſter war dieſer Tage auch hier; er gefällt mir wenig. Eine feine, forſchende Phyſiognomie, der es aber doch auch nicht an Präſumtion fehlt. Er war bei Lavater, der ihn faſt über Magnetismus bekehrt hat. Auch Lavaters Sohn war in Weimar, der ſich in der Welt

herumführt und ſagt, daß er nicht von ſeines Vaters Meinung ſei. Sein Vater, hört man von ihm, bereue jetzt manches — er giebt auch Aufſchlüſſe über ſeinen Vater, die vieles gutmachen. Schade, daß er dieſen Sohn nicht vor ſeine Schriften kann binden laſſen. — Es ſind doch indiscrete Burſchen — die Autoren! Der junge Menſch erzählt unter anderen auch Campe von ſeinem Vater, und daß dieſer vieles zurücknehmen würde, wenn er könnte. — Campe läßt das drucken, und Lavater jammert gegen ſeinen Sohn, daß der arme Menſch jetzt niemand mehr traut. Ich bin dieſe Woche von vielen Göttingern heimgeſucht worden, die während der Ferien herumſtreifen. Sie erzählten mir von Schlözers Farce mit ſeiner Tochter, die doch ganz erbärmlich iſt. — Bürger will über den Kant leſen.

Mit Wieland habe ich ſeit einiger Zeit wieder ſprechen müſſen, weil wir einander an fremdem Ort trafen. Neulich war ich bei einem Souper, das Hofrath Voigt gab, wobei Wieland auch war, und wo ich ihn nach ſechs Wochen zum erſtenmal wiederſah. Wir haben von der Zeitung geſprochen. Es iſt doch ſonderbar mit dem Menſchen. Wenn es mir ſonſt begegnet wäre, daß meine ſchönen und überſpannten Ideale von Menſchen und Freundſchaft ſo zu Schanden gingen, ſo hätte ich mich eines Widerwillens oder Schmerzes kaum erwehren können. Hier war ich ſo ruhig, kalt und unbefangen, daß ein Dritter nichts ahnen konnte, wie nahe wir uns einſt waren und wie trivial wir auseinanderkamen. Es

iſt hier ſeit dem 1. October eine Mittwochsgeſellſchaft von Damen und Herren, die recht artig iſt, aber kein Adel wird zugelaſſen. Bei dieſer bin ich auch; es wird geſpielt, discurirt, zuweilen auch getanzt und dann in Geſellſchaft ſoupirt. Hier hab ich Wieland wieder und mehr geſprochen. Er ſpielte ſchon, wie ich kam; weil noch ſonſt wenige da waren, ſtellte ich mich zu ſeinem Spieltiſch. Er wollte mir einen Stich verſetzen und ſagte, ich müſſe mir eine ſehr ſchlechte Idee von ihm machen, weil ich ihn nie ſehe, als mit Karten. Ich ſähe ihn recht gern ſo, ſagte ich. Aber, fuhr er fort, ſein Leben ſei überhaupt ja nur Spiel. — Es drückte mich auf dem Herzen, Amen zu ſagen. Die Vertuch gab mir ihre Karten, und ich ſpielte mit. Ich hielt ſpäter eine Unterredung mit ihm über den tiefen Geiſt des Whiſtſpiels, und bekam ſeine Spielerfahrung zu hören. Seine Frau kam dazu und er ſprach von ſeinem friedlichen Eheſtand. Hier hat er mir recht wohl gefallen.

In der That iſt ſie auch ein ſo nachgiebiges gutmüthiges Geſchöpf, als Wieland braucht, um in der Ehe nicht ein unglücklicher Menſch zu ſein und andre dazu zu machen. Ich habe jetzt eine Whiſtpartie hier erſchaffen, welche auch für dieſe Mittwochsgeſellſchaft beiſammen iſt: dieſe beſteht aus der Mlle. S. und Schröder, dem Kammerrath Riedel, der Inſtructor beim Prinzen und ein ſehr braver junger Mann iſt, dem Hofmedicus Hufeland und mir. Du wirſt geſtehen, daß ich doch auch für die Augen dabei geſorgt habe. Die Mlle. S. iſt gar ſehr artig gegen mich, das ich Euch

gar nicht ſagen darf. Ihr Vater invitirte mich neulich zu ſich, und ich werde vielleicht wohl hingehen — des Whiſts wegen. Mit der Schröder bin ich auf dem charmanteſten Fuß. Sie hat mir neulich ihre Lieder zum Präſent gemacht und ich ihr den Carlos. Sie hat für mich das Gute, daß ſie natürlich iſt. Dieſer Tage iſt hier Bilderausſtellung, wo ſehr gute Stücke von der Schröder ſein ſollen. Selbſt dageweſen bin ich noch nicht. Meine übrigen Abende bringe ich entweder bei Charlotte oder der Frau von Imhof zu, wo wieder geſpielt wird. Ich habe wirklich jetzt Bedürfniß dazu, weil ich viel arbeite und leſe.

Von Dalberg habe ich die verſprochene Geiſterſehergeſchichte erhalten, woran nicht viel Beſonderes iſt. Ich werde ſie Dir aber ſchicken. — Im Septemberheft des Mercur findeſt Du Wielands Recenſion vom Carlos. Es iſt einiges gut darin geſagt. Charlotte empfiehlt ſich Euch recht herzlich. Grüße mir alle hundertauſendmal und lebe wohl.

Dein

C.

Mit Veit will ich berichtigen; willſt Du nur die Mühe übernehmen und die Intereſſen bis auf Oſtern mit ihm ausmachen, den Wechſel aufſetzen und mir ſchicken.

Weimar, 14. October 1787.

Geſtern hatte ich einen angenehmen Abend. Die Schröder hat Charlotten und mir die Iphigenia nach Goethes erſtem Manuſcript, wie es hier geſpielt wurde, vorgeleſen. Es iſt eigentlich auch in Jamben, aber mit Einmiſchung proſaiſcher Stellen, ſo daß es für eine poetiſche Proſa gilt. Ich war darum auf daſſelbe neugierig, weil es doch die erſte Geburt, die gedruckte Iphigenia aber Ausarbeitung iſt. Im Ganzen genommen iſt die letzte doch viel vollkommener. Zuweilen mußte des Verſes wegen eine nützliche Partikel aufgeopfert werden, dafür hat der Vers ſchönere Wendungen, manchmal auch ſchönere Bilder veranlaßt; und ein Trochäus oder Spondeus thut auf eine lange Reihe von Jamben immer eine üble Wirkung: ſiehe Schillers Carlos bei Bondini. Die Schröder lieſt gut, ſehr gut, weit weniger gezwungen als Gotter, mit Affect und richtiger Auseinanderſetzung. Als ich ſie leſen ſah und hörte, wurde die Erinnerung jener Zeit in mir lebendig, wo ſie daſſelbe in ihrer Blüthe gethan haben ſoll. Sie war mir dadurch intereſſanter; das kannſt Du leicht denken. Wir ſehen einander jetzt oft, faſt drei- bis viermal die Woche; ſie iſt doch eigentlich eine von unſeren behaglichſten Bekanntſchaften und uns ſehr attachirt.

Mlle. S. und ich ſind jetzt auch bekannter. Das berühmte Whiſt iſt vorigen Mittwoch vor ſich gegangen, wo wir ſehr luſtig waren. Ich konnte den ganzen Abend

nicht herausbringen, was rechts oder links war. Bode kam dazu und erzählte es im ganzen Saal. Ich hätte Euch wirklich in dieſe Geſellſchaft gewünſcht, weil man unter vielerlei Menſchen von Sinn ſo ganz zu Hauſe ſein kann. Bei Tiſche ſaß ich zwiſchen der Schröder und S., und fand, daß man ſich juſt auf ſoviel Zeit recht angenehm dabei haben kann. Doch ſchwerlich länger. Beide haben bei Tiſche einige engliſche Lieder geſungen (es waren Engländer da), die ungemein ſchön ſind. Ich will mir ſie von der S. geben laſſen und Euch ſchicken.

Mit Wieland bin ich ausgeſöhnt. Ich mußte ihm, nach allen Regeln der Höflichkeit und Billigkeit, wegen ſeiner Anzeige des Carlos im Mercur etwas ſagen, worauf es ſich ohne Erklärung ſehr natürlich ergab, daß wir uns doch näher wären. Er ſagte mir viel Gedachtes und Schmeichelhaftes über mich ſelbſt; unter andern warnte er mich, weniger verſchwenderiſch in meinen Stücken zu ſein, damit ich mich nicht ausgebe. Aus dem Carlos, ſagte er, hätte ich drei wichtige Stücke machen können. Er iſt jetzt überzeugt, daß das Drama mein Fach iſt. Ich bin es noch nicht. Dies ging im Clubb vor; vor einigen Tagen beſuchte ich ihn zum erſtenmale wieder; er war krank, wir kamen aber ſo in's Geſpräch, daß ich drei Stunden blieb. Da hab' ich mich ganz vortrefflich unterhalten. Wir waren recht herzlich miteinander, und das Intereſſe, das wir dabei nahmen, gab den frivolſten Dingen einen Werth. Er ließ ſich in das Detail der

ganzen Haushaltung mit mir ein, wobei er mir vielen Spaß machte. An Wieland ist das vorzüglich merkwürdig, daß er einen noch so jugendlichen Geist hat, in einem alten Körper. Von Euch sprach ich diesmal viel: ich gab ihm meinen Wunsch zu erkennen, Euch in Weimar zu wissen: denn ich bin überzeugt, daß wenn Ihr oder wir hier wären und blieben, wir müßten und könnten den Ton der Geselligkeit in Weimar verändern. Wieland und seine äußerst gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold, und bis zur kindlichen Einfalt natürlich und munter; Herder und seine Frau, beide voll Geist und Genie; Bertuch und seine Frau (welche im Umgange recht sehr genießbar sind); Bode, Voigt, Hufeland, Riedel, S. und seine Tochter (welche immer soviel werth sind, als die guten Dresdner Menschen), die Schröder, die Frau v. Stein und ihre Schwester die Imhof, Knebel und noch andere — lauter Menschen, die man in einem Ort nie beisammenfindet, — müßten einen recht schönen Hintergrund zu unserer Freundschaft abgeben. Das wären, mit uns, schon zweiundzwanzig Menschen, um die man leben könnte!! Man ist hier arm, und es läßt sich mit wenigem Gelde schon angenehm leben. Ich sagte Wieland, nachdem ich Euch dem Kopfe nach beschrieben, daß ich wünschte, Du würdest hier Hofrath mit einer leidlichen Besoldung. Der Herzog und alle Weimaraner würden gewinnen, und ich, der ich mich von Euch nicht trennen würde, könnte dann auch hier existiren. Das leuchtete W. ganz erstaunlich ein, und er

trieb mich an, gegen den Geheimen Rath Schmidt ein Wort davon fallen zu lassen. Soll ich, oder soll ich es nicht? Ein anderes Resultat dieses Abends war: daß ich mich mit W. nun zu dem Mercur associire, daß nächstes Jahr eine neue Einrichtung gemacht, ein neues Avertissement davon gegeben und dieses Journal in einer neuen Gestalt erscheinen wird. Das ist so zugegangen. Ich sprach mit ihm davon, daß ich, weil ich die Nothwendigkeit einsähe, viel zu lesen und dieses mit vielem Schreiben nicht wohl vereinigen könne, wünschte einen Canal zu haben, in den ich gleich die ersten Resultate meiner Lectüre werfen könnte. Die Thalia würde mir diese Dienste thun, aber für's erste sei sie noch nicht ganz im Gange, und zweitens wäre ich ihr allein nicht gewachsen, da zum Glück eines Journals gehöre, daß es öfters erschiene, wenigstens alle Monat. Sein Mercur auf der anderen Seite sei nicht vielfältig genug, seinem Titel nicht entsprechend, oft zu trocken, und auf ihn selbst nicht zu rechnen. Er nahm mir gleich das Wort aus dem Munde und gestand mir, daß ich auf einen seiner alten Wünsche getroffen habe. Es würde ihm äußerst angenehm sein, diese Idee zu realisiren: wir wollten den Plan des Mercurs erweitern, in einem Avertissement diese Veränderung ankündigen, und darin sagen, daß die Thalia in dem Mercur aufgehört habe. Der Mercur sollte nun, weil er doch schon in sehr vielen Händen sei, zu einem herrschenden Nationaljournal werden. Nächstes Jahr würde er selbst noch wenig damit zu schaffen haben

können, aber mit frischem Leben wieder daran gehen, ſobald ſein Lucian fertig ſei. Er hätte ſoviel Ideen und Plane auf dem Herzen, auf die er Verzicht thun müſſe, weil er zu alt und zu befangen ſei: dieſe würde ich aus ſeiner Seele nehmen und zu den meinigen machen. Er treibt mich, ihm bald meinen Plan zum Mercur aufzuſetzen. Dieſe Woche kommt Reinhold, dann werden wir Rath darüber halten. Wieland meint, daß mich der Mercur in den Stand ſetzen müſſe, das Nothwendige zu beſtreiten. Was meinſt Du zu der Idee? Ich glaube, es könnte etwas herauskommen. In jedem Falle bin ich dann präſumtiver Erbe des Mercur. Wieland hat Poſtfreiheit und noch andere Vortheilchen, die ihn vor anderen bei Journalen begünſtigen.

Bei Herder war ich vorige Woche auch, und ging dann mit ihm und ſeiner Frau ſpazieren. Er hat mir viel Schönes und Geiſtvolles über den Carlos geſagt; er hat äußerſt viel auf ihn gewirkt, aber die drei erſten Acte findet er mehr unis und mehr ausgearbeitet, als die letzten. Er will ihn wieder leſen und mir dann mehr darüber ſagen. Unſere Geſellſchaft vermehrte ſich auf dem Spaziergang, daß ich gar nicht mehr allein mit ihm reden konnte. Heute iſt Concert von einem Menſchen, der auch in Dresden will geweſen ſein, er nennt ſich Valperti. Ich gehe hinein, weil ich die weimarſche Welt darin finde. Meine Laune iſt ſeit einiger Zeit recht ſehr gleichförmig ruhig und behaglich. Ich kann nicht leugnen, daß ich ſehr wohl zufrieden bin, dabei

finde ich, daß in uns ſelbſt die Quelle der Schwermuth und Fröhlichkeit iſt. Seit ich mit mir ſelbſt mehr einig bin, finde ich auch außer mir mehr Freude. Lebe wohl, mein Lieber. Schreibe mir bald, aber nicht ſo aphoriſtiſch und nicht ſo bloß hiſtoriſch. Du mußt mir auch etwas von Deiner Seele ſagen. Huber und die lieben Weiber küſſe in meinem Namen. Huber ſchreibe ich kommenden Donnerſtag. Adieu. Charlotte, glaube ich, ſchreibt heute ſelbſt.

E.

Dresden, 15. October 1787.

Deine Zurückkunft ſcheint ſich ſehr zu verſpäten. Wenn Herr v. Kalb bei der Armee in den Niederlanden iſt, ſo dürfte er vielleicht nicht eher Urlaub erhalten können, bis der holländiſche Krieg geendigt iſt. So kannſt Du noch etliche Monate in Weimar bleiben müſſen.

Daß Du den Herzog nicht geſprochen haſt, iſt doch ärgerlich. Seinen Entſchluß, in preußiſche Dienſte zu gehen, finde ich ſo unnatürlich nicht. Er will eine Rolle ſpielen, und um durch Regierung zu glänzen, iſt ihm ſein Land zu klein. Beim Militair hat er Anſpruch auf die höchſten Stellen. Hier kann er einen zweiten Bernhard machen, womit er ſich wohl herumtragen mag. Die preußiſche Armee, der Fürſtenbund, Gelegenheit perſönlichen Werth zu äußern — das ſind alles Dinge, die ihn begeiſtern können.

Voß ſchreibt am 29. September, daß binnen vier Wochen der Carlos gegeben werden würde, und daß man ihn bis dahin wegen des Geldes vertröſtet habe. Alſo darfſt Du vor der Mitte des November nicht auf dieſe Einnahme rechnen.

Wir haben einen unterhaltenden Fremden hier gehabt, Profeſſor Brandes aus Göttingen, der ſeit einem Paar Jahren hauptſächlich auf Staatsrecht in Deutſchland herumreiſt. Er hat Deine Familie auf der Solitüde geſehen. — Am Sonnabend war Weinleſe bei uns. Reinhards und Hofrath Brand waren da. Es wurde geſchoſſen, Feuerwerk gemacht, muſicirt und getanzt. Kurz es war albern, daß Du nicht dabei warſt.

Was ſagen denn Bode und Conſorten zu Starkes Schrift gegen Gedike und Bieſter? Ich habe ſie flüchtig geleſen. Der Ton iſt ſchlecht, die Gegenbeſchuldigungen widrig, das Ganze unausſtehlich weitſchweifig. Aber auf manche Dinge iſt die Replik nicht ſo leicht. Am beſten hat mir das Memorial an das Kammergericht in den Beilagen gefallen, wo er über ſeine Ordensverbindungen und Plane ſich vertheidigt. Das wichtigſte Stück ſeiner Vertheidigung, was er nämlich über geheime Geſellſchaften und ſeinen Antheil daran äußern wird, iſt noch zurück.

Ich habe mir die Correſpondenz Friedrichs mit dem Herrn von Suhm holen laſſen, und warne Dich davor. Denke Dir einen Dialog über Wolfs Metaphyſik, die Suhm für den Prinzen in's Franzöſiſche überſetzt hat,

wobei der Prinz und Suhm miteinander wetteifern, ſich gegenſeitig die plattesten metaphyſiſchen Complimente zu machen. Es iſt abſcheulich, daß man von einem Manne, wie König Friedrich, ſolche Briefexercitia drucken läßt.

Lebe wohl, und ermatte nicht in Deiner jetzigen Lage, wenn Dir auch nicht immer Roſen entgegenblühen. Alles grüßt. Charlotte empfiehlt uns beſtens.

K.

Dresden, 19. October 1787.

Meinen herzlichen Glückwunſch zu Deiner Ausſöhnung mit Wieland, mit Weimar, mit Dir ſelbſt. Vielleicht wirſt Du nun ſpäter zu uns zurückkommen. Auch das, wenn Du nur zufrieden biſt.

Glaubſt Du wirklich, daß wir uns unter den weimarſchen Menſchen wohl haben würden, beſonders Minna und Dorchen? Noch bin ich nicht ganz davon überzeugt. Wäre es eine Möglichkeit, daß der weimarſche Hof mir ein Aequivalent für meine hieſigen Ausſichten gäbe (und wodurch ſollte ich ihm dazu wichtig genug gemacht werden), ſo würde noch immer eine Reiſe zur Probe nöthig ſein. Die Veränderung des Orts muß gewünſcht, nicht ertragen werden.

Die Vereinigung der Thalia mit dem Mercur iſt meines Erachtens eine ſehr glückliche Idee, die Euch beiden zu ſtatten kommen wird. Iſt denn Bertuch auch damit einverſtanden? Ich glaube gehört zu haben, daß

er Wielands Associé in allen schriftstellerischen Unternehmungen ist, und besonders den Mercur von ihm erben will. Er könnte Euch auch nützlich sein, dächt' ich, um das Mercantilische zu besorgen, auf Pünktlichkeit in Führung der Correspondenz und auf regelmäßiges Erscheinen der Stücke acht zu haben u. s. w.

Am Dienstage sind wir bei Brühls gewesen; es ist wirklich schade, daß wir diese Bekanntschaft nicht eher gemacht haben. Die Frau ist nicht schön und weiblich genug, um Leidenschaft einzuflößen, aber eine unterhaltende Gesellschafterin, voll Lebhaftigkeit und Reichthum an Ideen mannigfaltiger Art. Sie spricht von Philosophie und von Sachen des Geschmacks mit Interesse und nicht ohne Einsichten. Schreibe mir doch, was man in Weimar von ihr hält. Sie correspondirt mit einigen dasigen Gelehrten und behauptet, mit allen gut zu stehen. Goethes, Herders und Wielands Büsten sind in ihrem englischen Garten aufgestellt. Diese Anlage ist in der That sehenswerth. Die Natur hat viel gethan, und die Gräfin hat Sinn für die vortheilhaftesten Stellen gehabt, um die Aufmerksamkeit darauf zu heften. Etwas voll ist wohl der Platz von Inschriften, Altären, Büsten und mancherlei Hütten. Auch hat hier und da die Oekonomie (welche auch ihr Steckenpferd ist) die Ausführung etwas ärmlich gemacht. Dahin gehören: schlechte Statuen, alte Marmorkamine, geschmacklose Porzellanvasen, die hier und da nicht zum Besten angebracht sind. Außer obigen weimarschen Schriftstellern habe ich nur die Recke gefun-

den. Einige Griechen ſind in einer beſonderen Hütte, die dem Pythagoras gewidmet iſt. Franzoſen habe ich nicht gefunden, welches mich wundert, da ſie viel franzöſiſch ſpricht und in franzöſiſchen Stücken geſpielt hat. Naumann hat einen Altar, der Miniſter Brühl einen Sarkophag mit der Inſchrift: Memorabili oblito. Der Einfall muß die grammatiſche Unrichtigkeit entſchuldigen. Der Graf iſt eine ſchöne kraftvolle männliche Figur, voll Treuherzigkeit und Natur — Geiſt ſcheint er nicht zu haben, und überhaupt von ſeiner Frau ſehr beherrſcht zu werden. Er iſt bei den Gartenanlagen ihr erſter Handlanger. Der Sohn iſt ein lieber Junge von funfzehn Jahren, mit einem offenen jungfräulichen Geſicht. Brühl war kürzlich in Berlin geweſen und erzählte, daß Ramler und Engel bei der Direction des Theaters uneins wären, weil Engel allein dabei herrſchen wollte. Kurz, die Zeit iſt uns ſehr angenehm vergangen und wir werden bald mit Huber wieder hinausfahren und ein Paar Tage dableiben. Auch Minna und Dorchen haben ſich wohlbefunden, und wir ſehen nicht ein, was uns abhalten ſoll, eine pikante Bekanntſchaft zu unterhalten, die unter der hieſigen Menſchengattung ein wahrer Fund iſt. Auf Herz und Moralität rechnen wir nicht. Unſer Band iſt das gegenſeitige Bedürfniß einer Geſellſchaft beſſerer Art. Von Dir iſt viel geſprochen worden. Man wünſcht ſehr, Dich kennen zu lernen. Von mir habe ich Dir nichts intereſſantes zu ſchreiben. Ueber meine ökonomiſchen Verhältniſſe bin ich beruhigt. Auf politiſche

Thätigkeit habe ich reſignirt. Meine Beſchäftigung iſt, neben den Arbeiten meiner Stelle, Speculation über Theorie der Geſetzgebung. Ich habe Ahnungen, etwas in dieſem Fache zu leiſten, und dies tröſtet mich über meine jetzige Unwichtigkeit. Uebrigens leben wir wie ſonſt. Lebe wohl und empfiehl uns Charlotten. Alle grüßen.

K.

Weimar, 19. October 1787.

Ich hätte Dir heute ſoviel zu ſchreiben, aber ich finde keine Zeit. Schon drei Tage kann ich nicht dazu kommen — Reinholds ſind hier; und dieſes hat mich von einer Partie zur andern gezogen. Dieſen Morgen reiſen ſie ab; kommenden Donnerſtag, wenn's Gottes Wille iſt, erfährſt Du mehr. Mein Kopf iſt ſo voll, daß ich durchaus nichts Klares von mir geben kann. Huber ſagt unterdeſſen, daß Dalberg den Carlos geben laſſen wird, daß alſo Hoffnung da iſt, Geld von ihm zu bekommen. Wie ſteht's denn mit ſeinem Stücke aus? Er ſoll doch eilen und es mir ſchicken. Gegen Neujahr werden die Verſchwörungen herauskommen.

Ich muß fort. Alſo prolongire mir bis auf den nächſten Poſttag. Ich werde Dir viel zu ſchreiben haben und auch Huber. Die guten lieben Weiber grüße tauſendmal.

Dein

S.

Dresden, 26. October 1787.

Weil Du doch von der Schröder Lieder zum Geschenk erhalten haſt und vermuthlich Dich gegenwärtig damit beſchäftigſt, ſie ſpielen und ſingen zu lernen: ſo ſchicke ich Dir auch ein neues von mir, welches ſich durch eine ſolche Geſellſchaft ſehr geſchmeichelt finden wird. Ich wünſchte eigentlich zu wiſſen, wie es Herder gefiele, und überlaſſe Dir, dies gelegentlich herauszulocken. In dem neuen Theile von Herders zerſtreuten Blättern hat mir dies Gedicht, nebſt einigen anderen, als: der Nachruhm, die Lerche, am beſten gefallen, und ſchien mir beſonders muſikaliſch zu ſein. Ueberhaupt haben mich die Gedichte intereſſirt, beſonders durch den jungfräulichen Ton und das ſanfte Colorit, das in den meiſten herrſcht. Der Stoff iſt größtentheils alltäglich, und der Hauptgedanke zuweilen ſehr unbeſtimmt. Einige ſind ſeiner nicht werth. Das Uebrige habe ich zur Zeit nur flüchtig geleſen. Von den orientaliſchen Dichtungen ſcheinen einige ſehr intereſſant zu ſein. Perſepolis iſt nur für den Antiquar wichtig.

Von Reinhold habe ich wieder einen Brief über die Kantſche Philoſophie geleſen, der mich immer mehr für den Mann einnimmt. Ich wünſchte ſehr, ihn in der Nähe zu haben, und glaube, daß wir viel philoſophiſche Berührungspunkte mit einander finden würden. Es iſt ungemein viel Licht und Reiſe in den Reſultaten ſeines Nachdenkens. Beſonders freut mich die Fruchtbarkeit ſeines Geſichtspunktes. Ich möchte wiſſen, ob er mit mir in

dem Urtheil über Herders Gott einverſtanden wäre, das ich Dir vor einigen Wochen geſchrieben habe.

Daß Du nicht bei uns biſt, habe ich bald ſatt. Alle Augenblicke fällt mir etwas ein, worüber ich mit Dir ſprechen möchte, und wenn ich mich hinſetze, an Dich zu ſchreiben, habe ich es theils vergeſſen, theils däucht es mir nicht der Mühe werth, einen Brief damit anzufüllen. Wenn Du in Deinem jetzigen Aufenthalt zufrieden biſt, oder überwiegende Gründe haſt, die Dich zurückhalten, ſo muß ich mir es gefallen laſſen. Du kennſt mein Talent zur Reſignation. Indeſſen gebe ich Dir nur zu überlegen, ob Du ſchlechterdings genöthigt biſt, die Ankunft des Herrn v. Kalb zu erwarten, da dieſe ſich noch mehrere Monate verzögern könnte.

Göſchen ſchreibt, daß er mit dem Abſatz des Carlos zufrieden iſt, beſonders in Hamburg, wo er mit vieler Anſtrengung und dem beſten Erfolge aufgeführt worden ſein ſoll. Ob er hier gegeben wird, iſt noch unentſchieden. Reineke will ihn dem Könige erſt zur Hofballzeit geben. — „Offene Fehde" hat viel Beifall gefunden. Lebe wohl; alle grüßen.

K.

Jena, 11. November 1787.

Bei einem Beſuch, den ich in Geſellſchaft der Wieland bei Reinholds gemacht, fand ich den letzteren krank, und werde dadurch verhindert, Dir, mein Lieber, wie ich

gewünſcht, viel zu ſchreiben. Ich habe Dir ſoviel und Dinge von ſo vieler Wichtigkeit zu ſchreiben, daß ich Ruhe und Sammlung dazu brauche. Ich komme jetzt gar nicht aus dem Zimmer des Kranken, und nur in der Eile ſchreibe ich Dir dieſes.

Lebe recht wohl und grüße mir alle von Herzen. Ewig der Deine.

S.

Dresden, 12. November 1787.

Ich habe Dich nicht um Briefe mahnen wollen, aber es ſcheint doch nöthig zu ſein, Dich zu erinnern, daß wir nicht in gleichem Falle ſind. Du haſt weniger Urſache, uns, als wir, Dich zu vermiſſen. Daß Du unter den gegenwärtigen Umſtänden länger in Weimar bleibſt, kann Dir niemand verdenken. Aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es in Deiner Gewalt ſtände, Deine Entfernung uns weniger empfinden zu machen. Ohne von Dir aufgemuntert zu werden, wird es mir ſchwer, Dir über manches zu ſchreiben, weil ich zweifeln muß, ob es Dich in Deiner jetzigen Lage intereſſirt.

Huber iſt mit ſeiner Stelle ſehr zufrieden, und hat es Urſache. Sie giebt ihm mehr Beſchäftigung, als beinahe irgend eine andere Geſandtſchaftsſtelle, und die Art ſeiner Thätigkeit iſt nicht unintereſſant, ſobald er ſich für deutſche Staatsverfaſſung und den Fürſtenbund intereſſiren kann. Er findet Geſchmack am Staatsrechte,

insofern es für seine Bestimmung fruchtbar ist; und das habe ich erwartet. Dazu kommt die unterhaltende Abwechselung, weil er an mehreren Höfen sich aufhalten wird, die treffliche Gegend, die nicht zu weite Entfernung von uns. Auch sein Gesandter wird ihm hoffentlich das Leben nicht sauer machen, da er ihn zu schonen Ursache hat. Er ist des Französischen nicht sehr mächtig, und überhaupt neu in dieser Art von Geschäften, die besonders anfangs viel Aufmerksamkeit erfordern werden, weil kein Archiv da ist. Wenn also Huber die meiste Arbeit macht und dem Gesandten Muße zu Weiber- und Kartengeschäften verschafft, so wird er ihn auf den Händen tragen, wenn er auch ein noch größerer — wäre. — Vielleicht wirst Du Huber bald sehen. Wie es heißt, geht der Gesandte zu Anfang des künftigen Jahres fort; er will langsam reisen und sich einige Zeit an den sächsischen Höfen aufhalten. Für Hubers Geist besorge ich von seiner Anstellung weniger als Du. Glücklicherweise ist der politische Wirkungskreis, worein er versetzt wird, nicht geringfügig, und dies wird manche schlafenden Kräfte bei ihm entwickeln. Muße zur schriftstellerischen Thätigkeit wird ihm genug übrig bleiben, und vielleicht wird er die einzelnen von seinen Geschäften erstohlenen Stunden besser benutzen, als jetzt manche Tage. Mir scheint es, daß er jetzt noch von außen getrieben werden muß. Durch seine jetzige Lage muß er an Erfahrung, an mancherlei Fertigkeiten, an Vorrath von Ideen gewinnen, und dieser Zuwachs wird ihm gewiß in künftigen Zeiten zu-

chern, und muß ſeinen perſönlichen Werth erhöhen. Unſere Verbindung leidet freilich eine Zeitlang durch ſeine Entfernung. Aber dies iſt einmal die Zeit der Kriſe. Ihr beide müßt Euch noch eine Weile in der Welt, jeder auf ſeine Art herumtreiben, ehe Ihr für das Ideal unſeres Bundes reif ſeid, und es iſt immer beſſer, dieſe Periode abzuwarten, als die Kriſe durch Palliative abzukürzen oder zu unterdrücken. Mich beruhigt unterdeſſen die Ausſicht einer künftigen dauernden Vereinigung, die vielleicht mit weniger Schwierigkeiten verbunden iſt, und weniger gegenſeitige Opfer erfordert, als wir uns vorgeſtellt haben.

Sobald ich meinen Onkel beerbe, gebe ich meine hieſige Stelle auf. Darüber bin ich mit Minna und Dorchen einverſtanden. Alsdann wählen wir uns einen beſtändigen Wohnplatz nach unſeren Wünſchen; ob dies Weimar ſein wird, ſoll von Deinen ferneren Erfahrungen und unſeren eigenen Verſuchen abhängen.

Charlotte hat mich geſtern durch einen Brief erfreut, den ich nächſtens beantworten werde. Du wirſt uns alle ihr beſtens empfehlen. Huber freut ſich ſie bald zu ſehen.

Am Freitage ſind wir wieder zu Brühls gefahren und bis Sonntag früh dageblieben. Am Sonnabend haben wir Deine Geſundheit zu Deinem Geburtstage getrünken. Die Gräfin läßt Dich und durch Dich Wieland grüßen. Wir haben uns wieder wohl da befunden, un-

geachtet die Gräfin krank war und meistens im Bette blieb. Auch Huber war nicht unzufrieden. Lebe wohl. Herzliche Grüße von den Uebrigen.

K.

Weimar, 19. November 1787.

Ich habe Dir einige Wochen wenig geschrieben, aber ich glaube, wir haben es ausgemacht, daß wir bei unserem Briefumgange nur der Eingebung, nie der Pflicht folgen wollen, und das war diesmal mein Fall. Ich hatte Dir wenig Historisches zu schreiben und an mich selbst hab' ich wenig gedacht. Was ich aber darüber gedacht habe, war mir noch zu nah, zu dicht vor dem Auge meiner Vernunft, und zu wichtig, es Dir vernachlässigt zu geben. Auch war ich wirklich zu sehr beschäftigt, denn die meiste Zeit mußte ich im Strada, Grotius, Reid und zehn anderen herumwühlen. Sieh, mein Lieber, das ist der kurzgefaßte Begriff meiner bisherigen Aufführung gegen Dich. Du wirst mich frei sprechen von Flüchtigkeit. Uebrigens gebe ich Dir darin nicht recht, daß Du es als bekannt annimmst, ich vermisse Euch weniger, als Ihr mich. Dein Zirkel im Hause ist genauer und inniger gebunden, als meine hiesigen Freundschaften. Dein Zirkel außer dem Hause ist wenigstens ebenso mannigfaltig, als meine Clubbs.

Deine Frau ist Dir Charlotte, Mlle. Schröder, Mlle. S., Herder, Bode und Wieland. Dann hast Du noch

Huber und Dorchen, die ich hier nicht habe. Alſo rechne ein andermal beſſer. Im Ernſt, mein Lieber, außer Wieland und Charlotte ſehe ich jetzt ſelten jemand, außer im Flug. Manchen Clubb verſäume ich, die Komödie beſuche ich ſelten, und in den Häuſern gehe ich vollends zu niemand. Mit Wieland komme ich immer enger zuſammen, mehr aber bis jetzt durch ſeine gute Meinung von mir, als durch das, was ich wirklich Gelegenheit gehabt habe, ihm zu ſein. Er findet beſonders, daß ich für ihn tauge, welches kaum wahr ſein kann. Selbſt auf Unkoſten Reinholds hat er mir ſchöne Dinge darüber geſagt. Den letztern habe ich kürzlich in Geſellſchaft der Wieland beſucht, und an einem geſchwollenen Halſe ſehr krank gefunden, aber wiederhergeſtellt verlaſſen. Das Wielandſche Haus thut mir ſehr wohl, bis Jena hinaus. Es ſind lauter gute Menſchen, und keines ohne einen gewiſſen Grad von Lebhaftigkeit oder Verſtand oder Eigenthümlichkeit, der es bemerken macht. Ich bin ſicher, ſehr gewiß, daß Ihr auch daran hängen bleiben würdet. Vor wenigen Tagen kam ich mit Wieland in ein weitläuftiges Geſpräch über ſeine Familie, darüber es Nacht wurde; ich blieb alſo ganz da bis eilf Uhr, und fand mich unter dieſe Menſchen, als wenn ich unter ſie gehörte. Und doch, mein Lieber, ich gehöre nicht zu dieſen Menſchen; das fühle ich bei mir ſelbſt. Ich bin wirklich zu ſehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrener Natur ſind. Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir ſeinen Liebling, ſeine zweite Tochter nicht

abzuſchlagen, ſelbſt jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber ſiehſt Du, ich würde ſie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich ſie verdiente. Es iſt ſonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich feſſeln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal ſoviel Sinn dafür, um mir ſie zu wünſchen. Ich werde ewig iſolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückſeligkeiten naſchen, ohne ſie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich ſage Dir, ich glaube, daß mich ein Geſchöpf, wie dieſes, glücklich machen könnte, wenn ich ſoviel Egoismus hätte, glücklich ſein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich ſehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen ſoll, darf Leidenſchaft nicht ſein, und darum habe ich bei dieſem Falle mich ſchon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigſte Gewißheit, daß es ein gutes Weſen iſt, daß es tief empfindet und ſich innig attachiren kann, mit der Rückſicht zugleich, daß ſie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen iſt, äußerſt wenig Bedürfniſſe und unendlich viel Wirthſchaftlichkeit hat. Aber noch einmal, ich weiß nicht, ob ich in dieſen Kreis gehöre; ob ich ewig darin verharren, mich nie daraus

sehnen, ob ich diesen Menschen werth bleiben kann — das weiß ich nicht. Glaubst Du mich zu kennen, genug zu kennen, um es zu bejahen oder zu verneinen, so laß mich Dich darüber hören. Du, dem mein Glück wie das seinige nahe geht, sage mir, ob ich auf diesen Umstand denken soll, ob alle die Erfahrungen, die Du, die die anderen über mich gemacht haben, sich mit der Idee reimen, daß ich eine Frau habe, und ein mir so entgegengesetztes Wesen, eine unschuldige Frau. Wenn diese Materie erst unter uns in's Reine gebracht ist, dann und nicht eher will ich mich bemühen, das Mädchen kennen zu lernen, und meinen Umgang mit Wieland auf dem Fuße erhalten, auf dem er eingeleitet ist. Jetzt bin ich in der That kalt, und es kostet mir wenig oder nichts, mich auf ihn allein einzuschränken. Charlotte weiß von diesem Monologe meiner Vernunft nichts. — Herr von Kalb ist vor drei Tagen in Kalbsrieth angekommen, und dahin ist Charlotte jetzt gereist. In acht Tagen kommen beide hier an. Hubers Aussicht gefällt mir besser, als ich anfangs dachte, und Dein Urtheil darüber leuchtet mir sehr ein, sowie auch Deine lieblichen Plane von Vereinigung, die mir wohlthun, an die ich fest und von Herzen glaube. Grüße mir alle tausendmal. Es ist wohl lieblos von mir, wenn ich Dich bitte, Huber recht bald zu uns hierherzuschicken.

Die Assignation begreife ich nicht. Ich erwarte sie — aber nicht mit Ungeduld.

Dein

S.

Dresden, 23. November 1787.

Vor allen Dingen ein Paar Worte über Deine Heirathsideen. Daß sie mich ziemlich überrascht haben, wirst Du mir glauben. Nicht als ob ich Dich einer solchen häuslichen Glückseligkeit überhaupt für unfähig hielte, wie Du Dir sie an der Seite der W. denkst. Aber jetzt kann ich nur auf keine Weise zu irgend einem Schritte rathen, der entscheidende Folgen für eins von Euch beiden haben könnte. Was Du mir von dem Mädchen schreibst, hat mich noch nicht überzeugen können, daß es ein Fund für Dich sei, den Du Dir nicht entgehen lassen dürftest. Es giebt Launen, in denen uns die unzähligen Mißgestalten von verzerrter Natur, die man überall antrifft, unausstehlich werden. Ein unverdorbenes Geschöpf zu sehen, ist alsdann Erquickung. Die Phantasie hat freies Spiel im Idealisiren, so lange sie nicht durch Erfahrungen widerlegt wird, und was nur keine Caricatur war, wird bald zur Schönheit. Hast Du aber entscheidende Beweise von Gehalt, dann ist bloß die Frage von Dir, und ich weiß kaum etwas zu dem hinzuzusetzen, was Du selbst von Dir eingestanden hast. Nur einige Vermuthungen über die Ursache dieser Phänomene. Du hast Dich noch nicht gewöhnt, Genüsse gegen einander zu berechnen. Auch glaubst Du zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille

wird durch Deine lebhafte Phantaſie leicht zur Leidenſchaft. Kampf darwider ſcheint Dir oft kleinliche Aengſtlichkeit. Du biſt Dir bewußt, Kraft dazu zu haben, aber Du willſt ſie auf die Zeit aufſparen, da Du ihrer bedarfſt. Unterdeſſen iſt Dein Geiſt nur geſchäftig, den Gegenſtand Deiner Leidenſchaft zu veredeln und einen begeiſternden Geſichtspunkt daran aufzufinden. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei Dir mehr Mißtrauen gegen Deine Phantaſie, mehr Sorgfalt in Abwägung collidirender Vortheile erzeugen. Alsdann iſt es möglich, daß ein liebenswürdiges Mädchen Dich auf immer feſſeln kann, und eher darfſt Du, glaub' ich, keine Verbindung dieſer Art eingehen. Laß uns immer erſt alle zuſammen in den Hafen eingeſchifft ſein, und dann wollen wir uns freuen, wenn Du in einer Gattin, die Deiner werth iſt, uns eine neue Freundin zuführſt. —

Daß es mir ſchwer wird, Deine Briefe zu entbehren, darfſt Du mir nicht verargen. Du weißt, welche Erwartungen wir beide von unſerem Briefwechſel hatten. In der Zeit der erſten Betäubung durch eine Menge zerſtreuender Gegenſtände konnten ſie freilich nicht erfüllt werden. Aber da ſchon einige Monate verfloſſen waren, wurde mir die Zeit lang, bis ich Dich ſelbſt in Deinen Briefen wiederfinden würde. Auch hatte ich über verſchiedene Aeußerungen und Fragen in meinen Briefen vergebens auf Antwort gewartet. Dahin gehört z. B., was Du von Goethes politiſcher Thätigkeit erfahren haſt? was man in Weimar von der Brühl ſpricht? u. ſ. w.

Neulich habe ich etwas gehört, worüber Du mir gewiß Auskunft geben könnteſt, und was uns beiden doch intereſſant ſein muß. Goethe nämlich bleibe in Neapel, habe ſeinen Abſchied gefordert, den er ſich längſt unter der Bedingung verſichert hätte, wenn der Herzog in Kammerſachen willkürlich verfahren würde; und dies ſei geſchehen. Er habe die Frau von Stein heirathen wollen und ſich deswegen adeln laſſen, aber ihre Familie habe es gehindert. Daher ſein Mißvergnügen mit ſeiner Lage und Weimar. Von Herder habe ich bei Brühls gehört, daß er durch unbefriedigten Ehrgeiz unglücklich wäre, und ſeine Frau ſich durch Adelſtolz lächerlich mache. — Reinekes Sohn hat neulich den Hamlet geſpielt. Das Jugendliche und doch Markirte in ſeinem Geſicht (er ſieht der Mutter ſehr ähnlich) war der Rolle vortheilhaft. Aber er verſteht ſie nicht, declamirt ſeelenlos, und hat bloß Stellungen ſtudirt. Hier ſchien er zu gefallen. Anſtatt der Stelle: was mich betrifft, ich will beten geben, hatte man geſetzt: ich will das Meinige thun. Wäre dies nicht eine gute Anekdote im Theaterkalender? Die Scene, wo der König betet, wurde ganz weggelaſſen. Huber wird wohl ſobald noch nicht abgehen. Man ſpricht vom Frühjahr. Redern geht endlich nach Spanien. Er hat ſich ziemlich für Magnetismus einnehmen laſſen und mehreren Verſuchen eines Franzoſen Sylveſtre, der ſich einige Zeit hier aufgehalten hat, beigewohnt. — Von ſeiner Reiſe verſpreche ich mir wichtige Bemerkungen über

dieſen Gegenſtand. Suche doch von Bode zu erfahren, was er geſehen hat.

In Wielands Recenſion vom Carlos habe ich Geiſt und Feinheit gefunden, aber doch immer eine ängſtliche Anhänglichkeit an ein äſthetiſches Syſtem. Auch in dieſem Raume ließ ſich ſchon etwas Beſtimmteres ſagen: welche Art von Geiſtesgehalt man in dem Stücke finde und inwiefern die dramatiſche Wirkung erreicht oder verfehlt ſei. Daß man darüber ein ganzes Buch ſchreiben müſſe, kann ich mich nicht überzeugen. Die Recenſion von Goethes Iphigenia hat mir weniger gefallen.

Lebe wohl. Minna und Dorchen grüßen. Auf Nachrichten von Kalbs Ankunft in Weimar bin ich begierig.

K.

Weimar, 8. December 1787.

Mein profundes Schweigen muß Dir ganz ſeltſam vorgekommen ſein, und ich habe weder Zeit noch Vorſicht gehabt, Dich darauf vorzubereiten. Seit meinem letzten Briefe und dem heutigen war ich nicht in Weimar. Während daß Frau von Kalb in Kalbsrieth ſich aufhielt, bekam ich ſolche Aufforderung von meiner Schweſter und der Dame, auf deren Gut ich war, nach Meiningen zu kommen, daß ich meinen Aufenthalt in Weimar endlich aufopfern mußte. Du glaubſt mir, mein Beſter, weil Du gewiß hierin mit mir ſympathiſirſt, daß

es einem nicht ganz versteinerten Menschen endlich unmöglich wird, alles abzuschlagen. Die Dame hat sich große Rechte auf meine Dankbarkeit erworben; sie bittet mich in mehr als zwanzig Briefen, solang ich in Weimar bin, unaufhörlich um diesen Besuch, (der ihr in gewissem Betrachte nützlich war, weil ihre Tochter sich verheirathen soll, und ihr Bräutigam eben zugegen war, den ich kennen lernen sollte; denn Du mußt wissen, daß ich hier was gelte, und daß man sich in wichtigen Dingen an mich zu wenden pflegt); ich erhielt die letzte Aufforderung in einer glücklichen Stunde, und entschloß mich, in der That gegen meine Neigung, aus wirklichem Pflichtgefühl zu dieser Reise. In wenig Stunden ging's auf den Weg, daß ich keine Minute fand, Dich davon zu unterrichten. Vier Tage war ich auf dem Wege, hin und zurück, und zwölf blieb ich in der Gegend. Dort wurde ich von einem edelmännischen Gute nach dem anderen herumgezogen, daß ich keine Zeit und noch weniger Gelegenheit fand, einen Brief an Dich auf die Post zu bringen. Nicht zu rechnen, daß auf der Welt nichts schwerer ist, als auf der Reise und unter einem Gewühl fremder Menschen mit einiger Sammlung zu schreiben. Ich glaube, daß Ihr mich vollkommen rechtfertigen werdet, denn in der That wirft mein Gewissen mir nichts vor, und das ist gewiß mein strengster Richter.

Ich war also wieder in der Gegend, wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand so zu sagen

ſchwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantaſie hatte ganz erſtaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menſchen, Verhältniſſe und mich. Jene Magie war wie weggeblaſen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einſamkeit intereſſant machten, ſagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat ſeine Sprache an mich verloren.

An dieſer Verwandlung ſah ich, daß eine große Veränderung mit mir ſelbſt vorgegangen war. Und mußte ſie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schickſale und Situationen lagen nicht in dieſem Zwiſchenraume. Eure Erſcheinung, unſere ganze Freundſchaft, ganz Mannheim mit ſeinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganze neue Epoche meines Denkens!

Ich habe in der Gegend einige intereſſante Familien gefunden. Z. B. da iſt auf einem Dorfe Hochheim eine edelmänniſche Familie von fünf Fräulein und zuſammen von zehn Perſonen, die die alten Patriarchen- oder Ritterzelten wieder aufleben läßt. Niemand in der Familie trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfniſſe des Lebens und faſt alle des Luxus werden auf dem Gute erzeugt und fabricirt, vieles von den Händen des Frauenzimmers, wie die Prinzeſſinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerſte Reinlichkeit, Ordnung (ſelbſt nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge; von den Fräulein ſind einige ſchön, und alle

ſind einfach und wahr wie die Natur, in der ſie leben. Der Vater iſt ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burſchikoſer Tabakscompagnon. Zwei Stunden von da ſieht man auf einem anderen Dorfe juſt das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von S., den Ihr in Dresden geſehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürſtlichen Fuß. Hier iſt ſtatt eines Hauſes ein Schloß, Hof ſtatt Geſellſchaft, Tafel ſtatt Mittageſſen. Die Frau ein vapordſes, falſches, intriguantes Geſchöpf, dabei aber häßlich wie die Falſchheit und übrigens voll guten franzöſiſchen Tons. Ein Fräulein iſt recht hübſch, aber der Teufel regierte die Mutter, daß ſie ſie nicht mit uns reiſen laſſen wollte. Herr von S. iſt ein impoſanter Menſch von ſehr viel guten und glänzenden Eigenſchaften, voll Unterhaltung und Anſtand, dabei ein Libertin im hohen Grade. Er iſt der Onkel Charlottens und ſchätzt ſie ſehr hoch.

In Meiningen habe ich mit dem Herzoge Bekanntſchaft gemacht, es war mir aber nicht möglich, ſie fortzuſetzen, denn der Menſch iſt gar auf der Welt nichts. Mit Reinhardt war ich oft zuſammen, er iſt noch ganz der alte und brave Kerl. Jetzt geht all ſein Dichten und Trachten auf Italien. — Er hat mich gezeichnet und ziemlich getroffen. Wir haben uns hier noch genauer kennen gelernt, ich bin ihm recht gut. Mit dem Herzoge lebt er en bon ami, ohne ſich zu geniren, ſonſt wäre es auch nicht auszuhalten. Er malt jetzt eine große

Landſchaft in Oel zu dem et ego in Arcadia. Mir wird er die kleinere Anlage, auch in Oel, zum Geſchenk machen.

In Rudolſtadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter.*) Beide Geſchöpfe ſind (ohne ſchön zu ſein) anziehend und gefallen mir ſehr. Man findet hier viel Bekanntſchaft mit der neuen Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geiſt. Das Clavier ſpielen ſie gut, welches mir einen recht ſchönen Abend machte. Die Gegend um Rudolſtadt iſt außerordentlich ſchön. Ich hatte nie davon gehört, und bin ſehr überraſcht worden. Man gelangt durch einen ſchönen Grund von 2½ Stunden dahin, und wird von dem weißen, großen Schloſſe auf dem Berge angenehm überraſcht.

Hier in Weimar habe ich Charlotte und ihren Mann wiedergefunden. Er iſt ganz der alte, wie ich aus dem erſten Anblick urtheilen konnte; denn ich habe ihn nur einmal geſprochen. Sie iſt geſund und ſehr aufgeweckt. (Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich laſſen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir ſchon einige Veränderung, die weiter gehen kann. Wielands Haus beſuche ich jetzt am fleißigſten, und ich glaube, es wird ſo bleiben. Laß dieſe Stelle unſere Weiber nicht leſen.)

*) Schillers nachh[illegible]

Wegen Wielands haſt Du, wie ich ſehe, viel zu conſequent geſchloſſen. Es war ein hingeworfener Gedanke, ich gab ihn Dir für nichts mehr. Es iſt möglich, daß ein intereſſanteres Märchen mir aufgehoben ſein kann, aber das Schickſal läßt es mich vielleicht in ſechs oder acht Jahren finden. Nach meinem dreißigſten Jahre heirathe ich nicht mehr. Schon jetzt habe ich die Neigung dazu nicht mehr; ich habe nach Gründen der Nothwendigkeit dafür geſprochen. Eine Frau, die ein vorzügliches Weſen iſt, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt. Doch über dieſen Artikel wollen wir einander noch mehr ſchreiben.

Deine Neuigkeit von Goethe iſt ungegründet. Huber ſage, daß ich ſein heimliches Gericht morgen oder übermorgen Wieland geben werde. Meine Abweſenheit entſchuldigt mich, daß es nicht früher geſchehen iſt. Ueber das Stück ſchreib' ich ihm mit nächſtem Poſttag ſelbſt.

Deine Vorwürfe wegen meiner Briefe haben einigen Grund, ob ich gleich mich nicht ganz ſchuldig fühle. Hab' ich denn auch mein Weſen hier ſelbſt gekannt? Trat ich nicht aus mir ſelbſt heraus? Wie konnte ich in Briefen ſein, was ich im Leben nicht war!

Ich werde unterbrochen. Ein andermal will ich dieſen Artikel fortſetzen. Adieu. Grüße Alles hunderttauſendmal.

Ewig Dein

Z.

Dresden, 9. December 1787.

Dein Landsmann macht mir viel Vergnügen. Meine mathematischen Kenntnisse gehen zwar nicht so weit, um ihn in seinem Fache, so wie er es zu verdienen scheint, schätzen zu können. Aber wir haben sonst philosophische Berührungspunkte, und überhaupt gefällt mir der junge Mann durch Solidität, Bescheidenheit, und vorzüglich durch die Begeisterung, mit der er seine Wissenschaft betreibt. Kurz, wir verstehen uns gegenseitig. Mir thut es wohl, die jugendliche Energie in seinem Streben zu bemerken. Es ist mir, als ob ich neue Lebenskraft in seiner Atmosphäre einsaugte, wie bei einem Spaziergange in heiterer Luft, nach langem Stubensitzen. Dein Vaterland wird mir immer werther, und die Geschliffenheit, mit der wir Sachsen uns brüsten, immer ekelhafter. Es nimmt sich vortrefflich aus, wenn einer von unseren altklugen Köpfen auf ungehemmte Aeußerung vorzüglicher Kräfte, die auf einen begeisternden Gegenstand gerichtet sind, von einer stolzen Höhe herabsieht, während daß ihn selbst der Fluch der Mittelmäßigkeit auf allen Schritten verfolgt, während daß seine ganze Cultur bloß darin besteht, gewisse Uebelstände zu vermeiden (die beim Streben nach einem würdigen Ziele gar nicht in Betrachtung kommen), oder, trotz aller äußeren Hindernisse und trotz der Menge von Mitbewerbern um jedes Scherflein aus den Händen des Glückes, sich vor Hunger, Blöße und Schande zu schützen. Alles, was wir gewonnen haben, ist Verfeine-

rung des Egoismus, ein glänzenderes Gewand für niedere Leidenschaften. Unsere Ziele setzen wir bei jedem voraus, und wenn er sie verfehlt, so sehen wir nur Mangel an Fähigkeit. Daß er sie verschmähen, und für höhere Ziele arbeiten sollte, fällt uns entweder nicht ein, oder wir halten es für eine Verirrung des Geistes, für eine Krankheit der Seele.

Daß Du in Meiningen bist, wie ich von Pfaff höre, erklärt Dein langes Stillschweigen. Indessen kannst Du Dir vorstellen, daß wir auf Nachrichten von Dir sehr begierig sind. Naumann arbeitet jetzt an einer neuen Oper. Der Text ist von dem neuen Operndichter in Berlin, Caramontani oder Filistri, wie er sich hier nannte, da er sich als Improvisatore hören ließ. Es ist der nämliche, den wir bei Seidelmann gesehen haben. Er hat einen glücklichen Einfall gehabt, die Medea so zu behandeln, daß die Liebschaft in Kolchis, die Eroberung des güldenen Vließes das eigentliche Sujet ist, worein er aber die tragische Geschichte zu Korinth als eine magische Täuschung einer Sibylle, die die Medea von ihrer Liebe zu Jason zurückhalten will, eingewebt hat. Das ganze Sujet, wie es gewöhnlich behandelt wird, wird hier in einem großen Ballet, mit Chören untermischt, dargestellt. Medea will ihrem Schicksale trotzen, vermählt sich mit Jason, der König wird ausgesöhnt, weil die Argonauten einen Tumult stillen, den das Volk nach Eroberung des Vließes erregt hat u. s. w. — Naumann hat äußerst viel Arbeit in dieser Oper, und kann noch nicht bestimmen,

ob er zum jetzigen Carneval in Berlin fertig wird — dies will er erſt auf Neujahr entſcheiden. Würde die Oper noch gegeben, ſo hätte ich nicht übel Luſt, in der Faſtnachtswoche nach Berlin zu reiſen. Die Oper muß in der That ein großes Schauſpiel geben. Trifft Hubers Abreiſe noch in dieſe Zeit, ſo wäre eine ſolche Zerſtreuung auch für Dorchen ſehr heilſam. Was ſagſt Du zu dieſer Idee? Und haſt Du Luſt ſie ausführen zu helfen?

S.

Weimar, 19. December 1787.

Die wenigen freien Athemzüge, die ich jetzt unter der Laſt von Folianten und ſtaubigen Autoren erhaſchen kann, gehören größtentheils Euch, meinen Lieben, denn auch meine hieſigen Verbindungen gewinnen, durch Beziehung auf Euch, erſt ihren Werth für mich. An keinem Ort der Welt bin ich verſtanden, wie bei Euch, keine Menſchen ſind mir näher, ſelbſt meine Familie nicht, und kein Schickſal kann mich fremder mit Euch machen. Es giebt mir viele Freude in ſtillen Stunden, wenn ich mich unter Euch verſetze, und mir lebhaft mache, was wir für einander ſind. Mein Leben geht jetzt einen höchſt ruhigen, aber dabei ſehr thätigen Gang. Ich bin nachſamer, als ich nie war, und jeder Tag hat für mich zwölf arbeitvolle Stunden und ſehr oft auch einige mehr. Ich habe weniger Zeit, als gute Freunde, und dieſes Verhältniß hat ungemein viel Reiz. Gegen Abend, meiſt

ſechs Uhr denke ich oft an eine Zerſtreuung: dieſe finde ich entweder bei Charlotten oder Wielands, oder theile ſie unter die Bekanntſchaften des zweiten Grades, die Clubbs und die Komödie. Charlotte ſeh' ich die Woche nur drei-, höchſtens viermal, weil ich jetzt nie als die Abende ausgehe, und ſonſt alle andere Menſchen vernachläſſigen müßte. Auch ſind Kalbs faſt über den anderen Tag bei Hof oder ſonſt herum. Ich höre, daß ſie Dir geſchrieben hat.

Auf Huber warte ich nun mit Ungeduld. Sein Manuſcript ſetze ich doch in die Thalia, nur wird er mir erlauben, hie und da durch einen beſcheidenen Strich den Wald lichter zu machen.

Meine niederländiſche Rebellion kann ein ſchönes Product werden; und wahrſcheinlich wird es viel thun. Im Mercur des folgenden Januars erſcheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier ſeine Glückwünſche, daß ich mich in die Geſchichte geworfen, und am Ende bin ich ein ſolcher Narr, es ſelbſt für vernünftig zu halten. Wenigſtens verſichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit giebt, und daß auch die Idee von etwas Solidem (das heißt, etwas, das ohne Erleuchtung des Verſtandes dafür gehalten wird) mich dabei ſehr unterſtützt; denn bis hierher war ich doch faſt immer mit dem Fluche belaſtet, den die Meinung der Welt über dieſe Libertinage des Geiſtes, die Dichtkunſt, verhängt hat.

Dein Urtheil über meinen Landsmann mußte mich

freuen, und Du haſt bei dieſer Gelegenheit viel Wahres und Geiſtreiches geſagt. Ich werde einmal einige Briefe von Dir Wieland geben. Herder habe ich am längſten nicht geſehen, aber er iſt gut und nimmt mir's nicht übel. Heute hat mich Bode engagirt, vielleicht erfahre ich hier etwas, das Dich intereſſiren kann.

Weil Du mir neulich von der Oper Medea ſchriebſt, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich Wieland habe verſprechen müſſen, den Oberon doch noch zu bearbeiten, und ich halte es wirklich für ein treffliches Sujet zur Muſik. Es wird hier ein Muſikus Kranz von Reiſen zurückerwartet, der ſehr große Erwartungen erregt, und dem ich es auch wahrſcheinlich übergebe. Aus der Nina höre ich hier eine trefflich ſchöne Arie: mon bien-aimé ne revient pas. Wenn Du ſie nicht haſt, will ich ſie Dir ſchikken. Die Artikel über mich im Journal de Paris u. ſ. w. habe ich Dir, glaub' ich, geſchrieben. Von Schubart exiſtirt auch eine Compoſition meiner Freude, die ich Dir, wenn Du ſie haben willſt, kann abſchreiben laſſen. Ueberhaupt will ich Dir einige weimarſche ſchöne Sachen nächſtens zuſammenpacken.

Von Wielands Lucian habe ich ſchon viel geleſen, und kann Dir die gerechteſten Erwartungen von dieſem Buche geben. Ich habe nicht geglaubt, daß in Lucian ſo herrliche Wahrheit ſteckt. Man kann von dem heutigen Paris und unſeren großen Städten nicht ſchönere und treffendere Tableaux finden, als Lucian, ohne es zu meinen, davon gemacht hat. C'est tout-comme chez nous.

Alles dies ist mit sokratischer Einfalt und stechendem Witze behandelt. Griechenland und Rom lernt man trefflich daraus kennen. Hier heißt es, die Herzogin Mutter würde den Sommer nach Italien reisen. Armes Weimar! Goethens Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.

Vom Herzog hat, seitdem er in Holland ist, noch niemand hier, die Herzoginnen selbst nicht ausgeschlossen, eine Zeile gelesen. Niemand weiß, wo er zu finden ist. Begegnet er Euch, so laßt ihn doch unter die gefundenen Sachen einrücken. Ueber Deine Berliner Reise wird sich noch sprechen lassen. Jetzt bin ich glebae adstrictus, und jeder Gedanke außerhalb der Thore ist mir untersagt. Du wolltest wissen, was man von der Brühl spricht? Nicht gar viel löbliches. Viele haben sie für eine Reckische Närrin gehalten. Wieland macht sich wenig aus ihr. Doch räumt ihr jedermann Verstand ein. Es ist falsch, daß die Herder Adelstolz hat, denn sie ist eine Bürgerliche. Aber das ist wahr, daß sie durch einen beinahe ausschließenden Umgang mit dem Adel die Bürgerlichen beleidigt, welches aber wirklich durch die Armuth an guten bürgerlichen Häusern sehr entschuldigt wird.

Lebe wohl, und grüße mir alle auf's herzlichſte. Ich ſchreibe Dir bald wieder.

Dein

S.

Dresden, 24. December 1787.

Schon die Phyſiognomie Deines letzten Briefes machte mir Freude. Man ſieht es einem Briefe leicht von außen an, ob er aus Vergnügen oder Pflicht geſchrieben iſt. Auch ward meine Erwartung nicht getäuſcht. Nur manchmal ſolche Briefe, und Du wirſt keine Klage von mir hören. Ich weiß wohl, daß nicht jede Stimmung zu einem ſolchen Briefwechſel taugt, und ich bitte Dich im vollen Ernſte, nie an mich zu ſchreiben, als wenn Du einen Trieb dazu haſt. Wichtige Vorfälle, die Dich betreffen, kannſt Du uns mit ein Paar Zeilen melden. Dies iſt alles, was wir von Dir verlangen. Ein einziger ſolcher Brief, wie der letzte, kann mir auf lange Zeit wieder Muth machen, mich über Dinge, die ich mit mir herumtrage, gegen Dich zu öffnen. Aber ohne ſolche Aufmunterungen, muß ich Dir geſtehen, bin ich zu ſtolz, mich Dir aufzudringen. Die Nachrichten von Deiner Reiſe waren unterhaltend, und es hat uns gefreut, daß Du Deine Zeit angenehm zugebracht haſt. Nur hätten wir von Deiner Schweſter und Reinwald etwas zu erfahren gewünſcht. Daß Deine Idee von der Wieland nur ein hingeworfener Gedanke war, hätte ich wirklich

nicht aus dem feierlichen Gewand vermuthet, worein Du ſie kleidetest. Deſto beſſer übrigens! Es wird Dir aber einmal Spaß machen, Deinen Brief darüber zu leſen.

Deine faſt ausſchließende Anhänglichkeit an Wieland erregt einige Beſorgniſſe bei mir, über die ich eine befriedigende Antwort von Dir wünſchte. Alles kommt darauf an, ob Wieland mehr als ein geſchickter Künſtler, mehr als ein ausgebildeter Menſch iſt. Wäre er nur dies, ſo könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geſchmack, Beleſenheit, Kunſtfertigkeit in einigen Gattungen, Studium der Formen, kurz an Cultur als Menſch und Künſtler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechnetest; daß es ihm gelänge, Dich zu ſich herabzuziehen, da er ſich zu Dir nicht aufſchwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängſtlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen, und „Deinen ſchönſten Sünden zu fluchen.“ Ich kenne kein Product von Wieland, das ſich durch Größe auszeichnete, und es ſollte mich daher ſehr wundern, wenn er für fremde Größe ächtes Gefühl hätte. Haſt Du ihn auch geprüft, ob es der Gehalt Deiner Ideen oder Deine Talente in Anſehung der Form ſind, was er an Dir ſchätzt? Ich gebe zu, daß es Gewinn für Dich iſt, wenn ſein verfeinerter Geſchmack Dich auf Fehler in Deinen Arbeiten, in Rückſicht auf Zweckmäßigkeit, in Anordnung des Ganzen, auf Präciſion des Ausdrucks, auf relative Wahrheit des Gedankens, aufmerkſam macht, die Dir entwiſcht ſind. Aber es giebt eine Verzärtelung

des Geschmacks, bei der jede Größe Caricatur scheint, die jede Idee zurückweist, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig ist. Und selbst eine zu ängstliche Beobachtung aller Kunstvortheile muß die Begeisterung lähmen. Wer ein Raphael sein kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieser immer für den Künstler in der Art der Darstellung Vorzüge haben; jener wird unter den edleren Menschen aller Zeitalter nie seine Wirkung verfehlen. Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachlässigen solltest. Er hat Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten sich gegenseitig befruchten. Wie ich mir Herder denke, so kann er Dir kecker unter die Augen treten, als Wieland, und je weniger ihr mit einander collidirt, desto mehr unerwartete Berührungspunkte müßt ihr gegenseitig finden.

Auf Deine Niederlande bin ich sehr begierig. Wäre es nicht möglich, daß Du mir das Manuscript schicken könntest? Es sollte mit umgehender Post wieder zurückgeschickt werden.

Daß Du aus dem Oberon eine Oper machen willst, behagt mir nicht. Warum nicht selbst ein Sujet erfinden? Mich däucht immer, daß Du in der Idee des Ganzen und der dramatischen Anordnung glücklicher sein würdest, als in Ausarbeitung der einzelnen Stücke nach dem Wunsche des Musikers. Auch mußt Du einen berühmten Componisten anstellen. Naumann wird gern

für Dich arbeiten. Warum willst Du Dich mit einem Anfänger einlassen?

Hast Du gelesen, daß der Kaiser Deinen Fiesko mit aller Pracht bei den jetzigen Feierlichkeiten aufführen läßt, und selbst das Stück abgekürzt hat? Wäre dies nicht ein Moment, wegen des Carlos in Wien Schritte zu thun? Von Koch habe ich noch keine Nachricht. Naumann hat einen Brief vom König, daß er ihm längere Zeit läßt, weil die Oper erst den 16. October aufgeführt werden solle. Also unterbleibt unsere Reise, wenigstens für jetzt. Die Arie aus der Nina, die Schubartsche Composition der Freude und was Du sonst von weimarschen Sachen zu schicken hast, laß mir doch sobald als möglich zukommen. Hubers Stück scheint Dir und Wieland nicht gefallen zu haben. Ich wünsche Deine Meinung darüber bestimmt zu wissen. Mir däucht doch wahrer Gehalt darin zu sein. Noch scheint die Abreise im Februar am wahrscheinlichsten. — Dein Landsmann ist noch hier, und hat uns mit einem anderen Schwaben, Wiedemann bekannt gemacht, der auf der Bergakademie in Freiberg sich aufhält. Er scheint ein bescheidener, verständiger junger Mann zu sein; aber Pfaff hat mehr Feuer. Beide sprechen mit soviel Wärme von der Stuttgarter Akademie, und Pfaff besonders vom Herzog, daß ich am Ende mich für den letzteren wohl gar noch interessiren würde, wie ich nimmermehr gedacht hätte. Er scheint durch seinen Stand begeistert worden zu sein. Es ist wenigstens ein Analogon von Größe, eine gewisse Fürstlichkeit in seinen

Handlungen. Redern geht in einigen Wochen von hier ab. Er hat Geschmack am Magnetismus gefunden, und wird auf seiner Reise Beobachtungen darüber sammeln. Ich bin begierig, ob er über Merkwürdigkeiten dieser Art etwas Interessantes erfahren wird. Ich habe ihm soviel Fingerzeige dazu gegeben, als ich gekonnt habe.

Lebe wohl. Alle grüßen. Charlotten empfiehl mich.

K.

Die Herausgeber können es sich nicht versagen, am Schlusse dieses Jahrgangs aus Charlotte von Kalbs hinterlassenen Papieren eine Stelle mitzutheilen, in welcher sie dem Eindruck Worte giebt, den Schiller bei seinem ersten Besuch in Mannheim auf sie gemacht hat.

Frau von Wolzogen und Frau Reinwald, Schillers Schwester, hatten diesem Aufträge an mich gegeben; er überbrachte sie mir. — In der Blüthe des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilend in das Schauspielhaus.“ Später habe ich erfahren, daß Kabale und Liebe diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, den Namen Kalb nicht auszusprechen. — Bald

kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick; durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs, rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden, allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths, möchte sie immer möglich sein!

1 7 8 8.

Weimar 7. Januar 1788.

Ungeachtet ich lange Zeit eines Freundes nicht so bedürftig gewesen bin, kann ich es doch immer noch nicht erlangen, Dir, mein Lieber, etwas Vollständiges und Klares über mich selbst und meine gegenwärtigen Empfindungen zu schreiben. Für's Erste gehe ich wirklich seltener mit mir selbst um, ich bin mir ein fremdes Wesen geworden, weil mir meine Arbeiten wenig Zeit lassen, meinem inneren Ideengange zu folgen; und dann bin ich meiner Gedanken und der Erfahrungen über mich selbst noch nicht so Meister, um sie darstellen zu können. Kannst Du wohl aus einer Folge meiner Briefe an Dich die gegenwärtige Stellung meines Gemüths errathen? Ich glaube kaum.

Du hast Charlotten geschrieben; aus einigem Wenigen, was mir ihr Mann daraus gesagt hat, mit dem sie darüber scheint gesprochen zu haben, sah ich, daß Dich mein Verhältniß mit Wieland beunruhigt. Du schließest vielleicht aus meinen Briefen ein Abattement meines

Geiſtes, aber Du irrſt Dich, wie mir ſcheint, in den Gründen, denen Du es zuſchreibſt. Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen, nicht durch Regeln oder Autoritäten gelähmt, wie Du glaubſt. Wieland iſt ſich nicht gleich, nicht conſequent, nicht ſelbſt feſt genug, daß ſeine Ueberzeugungen je die meinigen werden könnten, oder ich die Form ſeines Geiſtes auf Treu und Glauben annehmen möchte.

Im Dramatiſchen vollends geſtehe ich ihm gar wenig Competenz zu. Aber freilich — und darin magſt Du recht haben — freilich wäre mir's beſſer, meine Kräfte an einem minder ausgebildeten Geſchmack zu prüfen, weil mich dasjenige, was andere vor mir voraus haben, immer niederſchlägt, ohne daß mir dasjenige, worin ſie mir nachſtehen, in gleichem Lichte gegenwärtig wäre.

Meine jetzigen Arbeiten mögen mitunter auch an dieſer Ermattung ſchuld ſein. Ich ringe mit einem mir heterogenen fremden und oft undankbaren Stoff, dem ich Leben und Blüthe geben ſoll, ohne die nöthige Begeiſterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieſer Arbeit finde, halten meinen Eifer noch ſo hin, und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen.

Deine Geringſchätzung der Geſchichte kommt mir unbillig vor. Allerdings iſt ſie willkürlich, voll Lücken und ſehr oft unfruchtbar, aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philoſophiſchen Geiſt reizen, ſie zu beherrſchen, das Leere und Unfruchtbare einen ſchöpferiſchen

Kopf herausfordern, ſie zu befruchten und auf dieſes Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter ſei, einen Stoff auszuführen, den man ſich ſelbſt gegeben hat, als einen, davon gewiſſe Bedingungen vorgeſchrieben ſind. Im Gegentheil habe ich aus eigenen Erfahrungen, daß die uneingeſchränkteſte Freiheit, in Anſehung des Stoffes, die Wahl ſchwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unſerer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundſtein zu einem ſolchen Gebäude abzugeben, welche uns Facta geben, die eine höhere Hand uns gleichſam ehrwürdig gemacht hat, d. h. an denen ſich unſer Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philoſophiſche innere Nothwendigkeit iſt bei beiden gleich; wenn eine Geſchichte, wäre ſie auch auf die glaubwürdigſten Chroniken gegründet, nicht geſchehen ſein kann, d. h. wenn der Verſtand den Zuſammenhang nicht einſehen kann, ſo iſt ſie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geſchehen ſein muß, ſobald ihre Vorausſetzungen Realität enthalten, ſo iſt ſie wieder ein Unding.

Ueber die Vortheile beider Arten von Geiſtesthätigkeit iſt nun vollends keine Frage. Mit der Hälfte des Werthes, den ich einer hiſtoriſchen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der ſogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geiſtes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieſes mein Ernſt nicht

ſei, noch weniger, daß ich Dir hier einen fremden Gedanken verkaufe. Iſt nicht das Gründliche der Maßſtab, nach welchem Verdienſte gemeſſen werden? Das Unterrichtende, nämlich das, welches ſich dafür ausgiebt, von weit höherem Range, als das bloß Schöne oder Unterhaltende? So urtheilt der Pöbel — und ſo urtheilen die Weiſen. — Bewundert man einen großen Dichter, ſo verehrt man einen Robertſon — und wenn dieſer Robertſon mit dichteriſchem Geiſte geſchrieben hätte, ſo würde man ihn verehren und bewundern. Wer iſt mir Bürge, daß ich das nicht einmal können werde — oder vielmehr — daß ich es die Leute werde glauben machen können?

Für meinen Carlos — das Werk dreijähriger Anſtrengungen bin ich mit Unluſt belohnt worden. Meine niederländiſche Geſchichte, das Werk von fünf, höchſtens ſechs Monaten, wird mich vielleicht zum angeſehenen Manne machen. Du ſelbſt, mein Lieber, ſei aufrichtig und ſage, ob Du es einem Manne, der Dir das, was Du lernen mußt, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wiſſen würdeſt, als einem anderen, der Dir etwas noch ſo Schönes auftiſcht, das Du entbehren kannſt. Ich ſelbſt, der ich jetzt genöthigt bin, ſeichte, trockne und geiſtloſe Bücher zu leſen, was gäbe ich drum, wenn mir einer die niederländiſche Geſchichte nur ſo in die Hände lieferte, wie ich ſie dem Publicum vielleicht liefern werde. Auf der Straße, die man gehen muß, dankt man für eine wohlthätige Bank, die ein

nehmen, und auch nicht ganz abzuſchlagen. Ich werde mir einige Jahre wenigſtens retten, bis ich geſehen habe, ob ich durch den Mercur exiſtiren kann. Iſt dieſes, ſo bedarf ich keiner Verſorgung.

Aber ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen, wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit ſind in mir abgenutzt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich führe eine elende Exiſtenz, elend durch den inneren Zuſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen Daſein mein eigenes ſich erfriſchen kann. Du weißt nicht, wie verwüſtet mein Gemüth, wie verfinſtert mein Kopf iſt — und alles dieſes nicht durch äußeres Schickſal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, ſondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Daſein verflechte, Hoffnung, die faſt ganz aus mir verſchwunden iſt; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, ſo iſt es um mich geſchehen. Eine philoſophiſche Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir ſelbſt klar zu machen, ſo bin ich faſt die ganze Zeit meines Hierſeins geweſen,

ſo kennt mich Charlotte, ſeit langer Zeit. Mein Weſen leidet durch dieſe Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geiſtes.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle Weſen, an die ich mich feſſelte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz, und das iſt das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.

Glaube nicht, daß ich gewählt habe. Was ich Dir von der Wieland geſchrieben, war, wie geſagt, nicht mehr als hingeworfener Gedanke. Ich glaube, daß ich nicht unglücklich wählen würde; aber niemand als ich kann für mich wählen. Hier iſt ein Fall, wo ich ſehr viel anders bin, als andere Menſchen, und keiner meiner Freunde würde ſich einen Fehlgriff in meine Glückſeligkeit vorwerfen wollen. Uebrigens bin ich noch ganz frei und das ganze Weibergeſchlecht ſteht mir offen; aber ich wünſchte beſtimmt zu ſein. — Schreibe mir bald, mein Beſter, und ſchreibe mir weitläufig. Ich muß abbrechen, ob ich Dir gleich noch gerne mehr ſagen wollte. Uebrigens, wiederhole ich Dir noch einmal, halte mich nicht

im geringſten für gefeſſelt, aber feſt entſchloſſen, es zu werden.

Unſere lieben Weiber und Huber grüße ich von Herzen. Kann ich es über mich gewinnen, ſo ſchreibe ich Deiner Frau und Dorchen über die Sache und meine Empfindungen dabei. Für jetzt aber möchte ich eigentlich nur Deine und Hubers Gedanken darüber, das heißt, männliche. Adieu. Charlotte läßt Dir für Deinen Brief recht ſchön danken. Den nächſten freien ſchönen Nachmittag, der ihr gehört, welches freilich jetzt ſelten iſt, wird ſie anwenden, Dir zu antworten.

S.

Dresden, 13. Januar 1788.

Zuerſt ein Paar Worte über Deine Ideen von ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, die zu meinem Erſtaunen ſchrecklich proſaiſch geworden ſind. Wenn dies eine Folge der weimariſchen Cultur iſt, ſo hat ſie an Dir eben kein Meiſterſtück gemacht. Ich begreife wohl, daß es dort von Dichterlingen wimmeln mag, und daß die guten Köpfe bei ſolchen Menſchen allerlei Predigten von Gründlichkeit, Nutzen, ſicherem Auskommen und dgl. für nöthig gefunden haben. Gemeinplätze dieſer Art können nach und nach ſo gangbar geworden ſein, daß ſie für das Glaubensbekenntniß jeder reifen ausgebildeten Vernunft gehalten werden, daß es jugendlich, romanhaft, lächerlich erſcheint, an ihrer Allgemeinheit zu zweifeln.

Dazu kommt, daß vielleicht Männer von entschiedenem Talent, die Du hochschätzest, aus wirklichem Kleinmuth oder affectirter Bescheidenheit ihre dichterischen Arbeiten herabwürdigen, sie für Spiele des Geistes zu Ausfüllung müßiger Stunden ausgeben, und wer weiß welchen anderen nützlichern Beschäftigungen einen höheren Rang einräumen. Aber daß dergleichen Armseligkeiten auf Dich soviel Einfluß haben, ist mir unbegreiflich. Wie viel fehlt noch, so schämst Du Dich, bloß zur Kurzweil anderer Menschen zu existiren, und wagst es kaum, einem Brodbäcker unter die Augen zu treten. Also keine Spur mehr von jenen Ideen über Dichterwerth und Dichterberuf, über die wir längst einverstanden waren? Willst Du Dich selbst zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herabwürdigen, wenn Du berufen bist, über Geister zu herrschen? War es Voltaires größtes Verdienst, die Neugierde einiger Müßiggänger (den Geschichtsforschern hat er schwerlich Genüge gethan) über Ludwig XIV. und Carl XII. auf eine angenehmere Art zu befriedigen, und kann Dich die Würde seines schriftstellerischen Wirkungskreises, sein Einfluß auf die Veredlung der besten Köpfe seines Zeitalters, nicht mehr begeistern? Verzweifelst Du an der Wirkung Deiner Producte, weil sie nicht laut genug worden ist, um die kalten Urtheile der Menschen, unter denen Du lebst, zu übertäuben? Erwartest Du Enthusiasmus, wo der Geist der Akademien herrscht, wo jedes hervorstechende Verdienst für einen Eingriff in usurpirte Celebritäten, oder

in das Monopol des Talents angesehen wird? Ich eifere nicht wider Deine historische Arbeit, sondern wider die ängstliche Art ihrer Behandlung, wider die kleinlichen Rücksichten, die Du dabei zu nehmen scheinst. Ich leugne nicht, daß Geschichte einen Geist höherer Art beschäftigen kann, aber er muß seinen Stoff zu sich erheben, nicht zu ihm herabsinken. Er stellt den Zusammenhang der Begebenheiten dar, wie er in einem vollkommenen Wesen auf einem höheren Standpunkte zu einem großen Gemälde sich bildet. Daß zur Vollständigkeit eines solchen Gemäldes auch mikroskopische Untersuchungen nöthig sind, gebe ich zu; aber es giebt eine Grenze, wo die Einheit des Ganzen durch den Reichthum des Details verloren geht. Und dies ist's, was ich bei Deiner Arbeit fürchte. Es ist leicht, sich über den Werth einer Entdeckung zu täuschen, die viel Mühe gekostet hat; und soll es mich nicht verdrießen, wenn Du das höhere Verdienst, das Du Deiner Geschichte geben könntest, einem niedern aufopferst?

Was Deine Aeußerungen über bürgerliche und häusliche Existenz betrifft, so kommt alles auf Berechnung der Genüsse an, die Du als Schriftsteller oder als Mensch und Gatte zu erwarten hast. Die Vergleichung kannst Du selbst allein anstellen, weil es dabei auf das Gefühl Deiner Kräfte, und auf Deine Hoffnungen vom Erfolge Deiner Arbeiten ankommt. Daß Du bei Deinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit von den Vortheilen Deiner schriftstellerischen Existenz nicht

wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt. Prüfe Dich nur, ob Du dieſe Opfer nie bereuen würdeſt, wenn es zu ſpät wäre. Oekonomiſche Unabhängigkeit und Sicherheit über die Befriedigung Deiner Bedürfniſſe iſt Dir nothwendig. Aber dieſe iſt mit Deiner Vollendung als Künſtler zu vereinigen. Der Mercur, einige dramatiſche Arbeiten, Recenſionen in der Literaturzeitung u. ſ. w. ſind Mittel zu dieſem Zwecke, die Deine Kräfte nicht aufzehren und Deinen Geiſt nicht niederdrücken. Aber zur Gründung des Wohlſtandes einer Familie wird mehr erfordert. Findeſt Du ein Mädchen mit Geld, ſo iſt wieder zu berechnen, ob die Vortheile des Ueberfluſſes Dir das erſetzen können, was Du vielleicht an häuslichen Freuden entbehrſt. Was ich übrigens von Deinen Heirathsentwürfen denke, habe ich Dir neulich, als Du mir von der Wieland ſchriebſt, ſchon weitläufig eröffnet, und kann jetzt nichts thun, als mich darauf beziehen. Deine mißmüthige Laune hat mir weh gethan. Geh' ihr nur herzhaft zu Leibe, vielleicht verſchwindet ſie, ſobald Du ihre Veranlaſſung auffindeſt. Wir alle wünſchen Dir Heiterkeit und Zutrauen zu Dir ſelbſt. Es giebt Menſchen genug, denen Du theurer biſt, als Du wohl glaubſt; nur verkennſt Du vielleicht ihre Aeußerungen, oder ſetzeſt Dich nicht allemal an ihre Stelle.

K.

Weimar, 18. Januar 1788.

Antworten kann ich Dir auf Deinen Brief zwar nicht, denn eben erhalte ich ihn, und in einer halben Stunde muß dieſer fort ſein — aber ich ſchreibe Dir meine erſten Empfindungen, nachdem ich ihn durchleſen.

Etwas Wahres mag daran ſein, wenn Du mir vorwirfſt, daß ich proſaiſcher worden bin — aber vielleicht doch nicht in dem Verſtande, wie Du glaubſt. Ich habe Dir neulich meine Ideen vielleicht durch Umſtändlichkeit verwirrt — hier ſind ſie kürzer und vielleicht einleuchtender.

Erſtens. Ich muß von Schriftſtellerei leben, alſo auf das ſehen, was einträgt.

Zweitens. Poetiſche Arbeiten ſind nur meiner Laune möglich, forcire ich dieſe, ſo mißrathen ſie. Beides weißt Du. Laune aber geht nicht gleichförmig mit der Zeit — aber meine Bedürfniſſe. Alſo darf ich, um ſicher zu ſein, meine Laune nicht zur Entſcheiderin meiner Bedürfniſſe machen.

Drittens. Du wirſt es für keine ſtolze Demuth halten, wenn ich Dir ſage, daß ich zu erſchöpfen bin. Meiner Kenntniſſe ſind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich ſchwerer — weil ich viel ſchreibe. Was ich von mir gebe, ſteht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr mich auf dieſem Wege auszuſchreiben.

Viertens. Es fehlt mir an Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden. Ich muß alſo darauf ſehen, daß auch Lernen als Lernen mir reuſire!

Fünftens. Es giebt Arbeiten, bei denen das Lernen die Hälfte, das Denken die andere Hälfte thut. — Zu einem Schauſpiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und alle meine Zeit. Zu einer hiſtoriſchen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, iſt ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines hiſtoriſchen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauſpiels vielmehr verloren.

Sechstens. Bei einem großen Kopf iſt jeder Gegenſtand der Größe fähig. Bin ich einer, ſo werde ich Größe in mein hiſtoriſches Fach legen.

Siebentens. Weil aber die Welt das Nützliche zur höchſten Inſtanz macht, ſo wähle ich einen Gegenſtand, den die Welt auch für nützlich hält. Meiner Kraft iſt es eins, oder ſoll es eins ſein — alſo entſcheidet der Gewinn.

Achtens. Iſt es wahr oder falſch, daß ich darauf denken muß, wovon ich leben ſoll, wenn mein dichteriſcher Frühling verblüht? Hältſt Du es nicht für beſſer, wenn ich mich entfernt auf eine Zuflucht für ſpätere Jahre bereite? — Und wodurch kann ich das, als durch dieſen Weg? Und iſt nicht die Hiſtorie das Fruchtbarſte und Dankbarſte für mich?

Neuntens. Ueber den zweiten Artikel meines vori-

gen Briefs und Deiner Antwort über das Heirathen habe ich nur Eine, aber eine ſehr wichtige Antwort; wichtig für Dich, weil Du mich liebſt. Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich; ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht ſowohl, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Uebung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und ſchwachen geſelligen Empfindungen giebt. Doch ich kann Dir wirklich keinen Schatten von dem beſchreiben, was ich empfinde. Ich bin nicht ſo ſonderbar, als Du vielleicht aus dieſen Aeußerungen für mich ſchließeſt: juſt dieſes würdeſt Du aus allgemeinen Menſchengefühlen am leichteſten erklären. Hier bin ich beinahe, was man ſagen kann, glücklich von außen. Ich bin von vielen Menſchen geliebt, recht theilnehmend wird mir von ihnen begegnet. Ich habe eine ſehr ſanfte und genußvolle Exiſtenz. Aber um ſo mehr ſehe ich, daß die Quelle meines Unmuths in dieſem Weſen liegt, das ich ewig mit mir herumtrage.

Adieu. Ich will ſehen, ob ich dieſen Brief noch fortbringe. Nächſtens mehr. Tauſend Grüße Huber und den Weibern. Laß dieſe meine Briefe nicht ganz leſen. Schreibe mir bald wieder.

Dein

E.

Dresden, 21. Januar 1788.

Der eigentliche Punkt unſeres Streits fängt an genauer beſtimmt zu werden. Wir ſind einverſtanden, daß Du bei Deinen Arbeiten auf Einträglichkeit Rückſicht nehmen mußt, daß Studium der Geſchichte Deinen Ideenvorrath vergrößert, Dir in der Zukunft einen ehrenvollen Wirkungskreis und ökonomiſche Unabhängigkeit verſichert, auch Deinem Geiſte eine Beſchäftigung, die ſeiner nicht unwürdig iſt, darbieten kann. Dagegen behaupte ich aber:

Erſtens. Daß eine ausſchließende Beſchäftigung mit Geſchichte Dir nicht einträglicher iſt, als dichteriſche Arbeiten. Ich gebe zu, daß Du zu dieſen Laune bedarfſt, aber dieſe iſt bei Dir nicht ſo ſelten, als Du Dir vielleicht einbildeſt, und dann wuchert eine Stunde mehr als alle Tage von hiſtoriſchen Unterſuchungen. Als Dichter haſt Du Sprache, Kunſtfertigkeit, Phantaſie vor Tauſenden voraus. Als Geſchichtſchreiber ſtehſt Du Tauſenden in allem nach, was vieljähriges Studium erfordert. Je höher das Ideal von Deiner Arbeit iſt, jemehr Lücken bemerkſt Du, jemehr Zeit bedarfſt Du zu ihrer Ausfüllung. Die Furcht Dich zu erſchöpfen fällt weg, ſobald Du Geſchichte oder Philoſophie für Dichtkunſt benutzeſt. Was Du zur Erweiterung und Berichtigung Deiner Ideen lieſt, muß in Deinem Kopfe eine dichteriſche Form bekommen, wenn Du Dich Deinem Genius überlaſſeſt, und nicht durch andere Rückſichten zerſtreut wirſt. Wenige

historische Data sind hinreichend, ein neues Ideal in Deiner Seele zu erzeugen, indem Du das Fehlende durch Phantasie ergänzest. Jemehr Du durch mannigfaltige immer correctere dichterische Producte Dein Publicum vergrößerst, je größere Vortheile kannst Du für diese Arbeiten erwarten.

Zweitens. Bei dem, was Du Dir von der Geschichte in Zukunft versprichst, hängt alles von der Frage ab: ob Du als Professor der Geschichte oder als Geschichtschreiber angestellt zu werden wünschest? Zu letzterem Ziele giebt es einen kürzeren und angenehmeren Weg, durch schriftstellerische Celebrität überhaupt. So brachte es Voltaire dahin, daß man es ihm besonders verdankte, wenn er zur Geschichte sich gleichsam herabließ. Man ersparte ihm die mühsame Aufsuchung der Materialien; man unterstützte ihn durch die fruchtbarsten Beiträge; man entschuldigte tausend kleine Unrichtigkeiten. Der laute Beifall eines geschmackvollen Publicums übertäubte die einzelnen Stimmen mikrologischer Kritiker.

Drittens — zweifle ich, ob Du einen gleichen Grad von Größe, ebenso bald und mit gleichen Genüssen während der Arbeit in der Geschichte, wie in der Dichtkunst erreichen kannst; und in diesem Falle hättest Du unrecht, Dich nach Vorurtheilen eingeschränkter Köpfe von Nützlichkeit u. dgl. zu bestimmen.

Indessen sehe ich bei alledem wohl ein, daß es eben kein kluger Einfall von mir ist, Dir Deine jetzige Arbeit, die Du doch einmal vollenden mußt, und die Dir ohne

einen gewiſſen Enthuſiasmus unerträglich werden würde, verleiden zu wollen. Wir wollen alſo über Geſchichte und Dichtkunſt einen Stillſtand machen, bis Deine Niederlande fertig ſind. Alles, was ich Dich bitte, iſt nur, der hiſtoriſchen Genauigkeit nicht zuviel dichteriſche Schönheiten aufzuopfern; und wenn Du einmal die Schwierigkeiten in Aufſuchung der Materialien überwunden haſt, ſo mußt Du von Deiner Arbeit den größten möglichen Vortheil ziehen. Dein Werk muß in Holland bekannt werden. Wieland iſt mit dem Herzog von Braunſchweig bekannt und kann dieſen dazu brauchen. Eine franzöſiſche Ueberſetzung muß es in mehrere Hände bringen. So kann es Dir vielleicht mit dem erſten Verſuche gelingen, Deinen Ruf als Geſchichtſchreiber zu gründen.

Was Du über Deinen Zuſtand ſchreibſt, getraue ich mir ſo zu erklären: Deine Freuden ſind immer mit einer gewiſſen Anſpannung verbunden. In den erſten Augenblicken des Genuſſes erſchöpft ſich Deine Phantaſie durch Idealiſiren. Auf dieſen Zuſtand folgt Erſchlaffung und Leere, beſonders wenn die Wirklichkeit Deinen Erwartungen nicht entſpricht. Alsdann biſt Du weniger empfänglich für kleinere Genüſſe. Du fühlſt eine Unbehaglichkeit und glaubſt die Urſache davon in Deinen äußeren Verhältniſſen zu finden. Aber ſie iſt in Dir ſelbſt, und Du biſt deswegen nicht unglücklich. Die intenſive Größe Deiner Genüſſe muß Dich für ihre Menge entſchädigen. Die ſchnellen und contraſtirenden Abwechſelungen Deines Zuſtandes werden ſich mit

der Lebhaftigkeit Deiner Phantaſie verlieren. Für jetzt ſind ſie von Deinem Talent unzertrennlich. Erſchöpfe erſt alle Genüſſe, die dies Talent Dir darbietet, und nach einigen Jahren wirſt Du von ſelbſt zu einer gewiſſen Ruhe und Gleichmuth gelangen, die Dich für kleinere Freuden empfänglich machen wird. Aber vor dieſem Zeitpunkte kann ich Dir, wie ich ſchon geäußert habe, nicht zu einer dauernden Verbindung rathen. Die ſchnellen Uebergänge vom Genuß zu Leerheit würden die nämlichen bleiben, und ein liebes Geſchöpf, das Du an Dich feſſelteſt, würde mit Dir dabei leiden. —

Naumann hat wieder mit mir von einer Oper geſprochen, die Du ihm machen ſollteſt. Er geht auf den Herbſt nach Berlin und hat ſich vorgenommen, den König zu einer Nationaloper zu bereden. Er will ſeine ganze Kraft aufbieten, um der Muſik einen eigenthümlichen Charakter zu geben, der ſich durch Wahrheit und Würde auszeichnet. Die Klopſtockſchen Schauſpiele ſind ihm für's Theater zu mager. Von Dir erwartet er mehr Theaterkenntniß, weniger Härte in der Verſification und gleiche Gedrungenheit der Sprache. Er ſprach in der That mit Geiſt und Wärme über die Sache, ſo daß er mich ſehr eingenommen hat. Was ſagſt Du zu dieſer Idee?

Wenn Du nur ſo geſcheidt wärſt, künftigen Sommer wieder zu uns zu kommen, ſo könnteſt Du Dich mit Naumann ſelbſt bereden.

Dein

K.

Weimar, 7. Februar 1788.

Es ist Nachts um halb vier Uhr; eben habe ich ein Paket an Crusius fertig gemacht, und ehe ich mich schlafen lege, will ich Euch noch eine gute Nacht wünschen. Die hiesigen Redouten und einige Gesellschaften, bei denen ich herumgezogen worden bin, haben mich diese Woche ein wenig zerstreut; da habe ich nun das Versäumte wieder einbringen müssen. Du hast mir lange nicht geschrieben. Ihr seid doch wohl? Ich finde mich ganz behaglich, bis auf das Bischen Ueberhäufung, das mich nicht recht zu Athem kommen läßt.

Die hiesigen Redouten sind recht artig, und durch die große Anzahl der Noblesse und den Hof nicht so gemein, wie die Dresdner. Ich habe mich recht gut darauf befunden, woran wohl auch die größere Anzahl meiner hiesigen Bekannten schuld sein mag. Göschen wird übermorgen hier erwartet.

Aber ich wollte nur gute Nacht von Euch nehmen. Mein Kopf ist ganz wirblicht und die Augen fallen mir zu. Nächsten Montag erhältst Du einen Brief. Ich sehne mich nach Nachrichten von Euch. Charlotte wird Dir auch wieder schreiben. Laß mich doch bald hören, daß Huber kommt.

Dein

S.

Weimar, 12. Februar 1788.

Eben, mein Lieber, lege ich ein Buch weg, das mir ungemein viel Vergnügen gemacht hat: ein Leben Diderots, von ſeiner Tochter geſchrieben und noch in Manuſcript. Herder hat es durch den Prinzen Auguſt von Gotha hierher gebracht, und ich wüßte nicht, welche von ſeinen Schriften, ſo vortrefflich ſie auch ſei, mir dieſe ſchöne Idee von dem Weſen dieſes Mannes hätte geben können. Welche Thätigkeit war in dieſem Menſchen! Eine Flamme, die nimmer verlöſchte! Wieviel mehr war er anderen, als ſich ſelbſt! Alles an ihm war Seele! Jeder Zug aus dieſem Bilde bezeichnet uns dieſen Geiſt und würde in keinen anderen mehr taugen! Alles trägt den Stempel einer höheren Vortrefflichkeit, deren die höchſte Anſtrengung anderer gewöhnlicher Erdenbürger nicht fähig iſt. Es iſt eigentlich nur wenig, was dieſe Biographie von ihm aufbewahrt hat; dieſes Wenige aber iſt mir ein großer Schatz von Wahrheit und ſimpler Größe, und mir werther, als was wir von Rouſſeau haben. Diderot hatte lange und oft mit dem Mangel zu kämpfen: viele ſeiner Schriften danken ihre Entſtehung ſeinem Bedürfniß, noch mehrere einer Herzensangelegenheit mit einer Madame de Rouſſeur, die ihn tüchtig in Contribution ſetzte. Madame brauchte funfzig Louis am Charfreitag. Er ſchrieb: „pensées philosophiques“ und brachte ihr auf Oſtern funfzig Louis. So ging's mit fünf und ſechs anderen Werken. Advocatenreden, Miſſionspredig-

ten, adresses au Roi, Dedicationen, Avertiſſements, Bettelbriefe und Anzeigen neuer Pomaden floſſen aus ſeiner Feder. Ein Zug ſeiner philoſophiſchen Denkart: — Ein junger Menſch bringt ihm eine Satyre in Manuſcript zu leſen. Die Satyre iſt auf Diderot gemacht. Er läßt ihn kommen und fragt ihn, wie er ſich einkommen laſſen könnte, ihm die Zeit durch das Leſen einer Satyre zu ſtehlen. Der junge Menſch antwortete, er habe Geld gebraucht und gehofft, daß er ihm das Manuſcript abkaufen würde, um den Druck zu verhindern. Diderot ſagte, wenn er dieſes wolle, ſo könne er ihm einen weit einträglicheren Rath geben. Er ſolle zum Bruder des Duc d'Orleans gehen und ihm das Buch dediciren; dieſer wäre ſein Feind und würde die Satyre mit Gold aufwägen. Der junge Menſch hatte keinen Zugang zu dem Prinzen. Diderot ließ ihn ſich niederſetzen, und dictirte ihm ein Epitre dédicatoire à son Altesse. Mit dieſer ging der arme Teufel zum Prinzen und fiſchte fünfundzwanzig Louisd'or.

Ein andermal machte ein junger Mann, der viel Geiſt und Herz zeigte, ſeine Bekanntſchaft. Es fehlte ihm an Geld, und nachdem Diderot ſeine Familienangelegenheiten ſich hatte erzählen laſſen, erfuhr er, daß er einen Bruder habe, der ihn unterſtützen könnte, daß aber dieſer Bruder übel auf ihn zu ſprechen ſei, weil er ihm einſtmals an ſeinem Glücke hinderlich geweſen. Diderot ging zu dieſem, um für den jungen Riviere fürzuſprechen, erfuhr aber hier ſo viele Schandthaten und unerhörte Nie-

derträchtigkeiten von dem letzteren, daß ihm schauerte. Als jener mit der Erzählung fertig war, fragte er Diderot, ob er sich nun noch eines solchen Böswichts gegen ihn annehmen wolle? Diderot hatte sich gefaßt und sagte: er habe alles dieses schon gewußt, und noch mehr, als er ihm eben erzählt habe. Noch mehr? sagte der andere. Ja, sagte Diderot, ich weiß z. B., daß er mit einem Dolch in der Hand auf Sie gelauert hat, um Sie meuchelmörderisch umzubringen, und dieses haben Sie in Ihrer Erzählung ausgelassen. — — Weil es nicht wahr ist, sagte der andere — und gesetzt, daß es wäre, antwortete Diderot, so ist auch das noch nicht genug, um Sie zu entschuldigen, einen Bruder in der Noth zu verlassen. Der andere war so überrascht und wurde so hingerissen, daß er dem Schurken eine Pension aussetzte. Diese Geschichte geht noch weiter, aber sie ist zu weitläufig für diesen Brief. Ich wünschte, Dir das Manuscript verschaffen zu können.

Mir geht es hier so ganz gut. Lange kann ich nicht im Maschinengange eines soliden Geschäfts verharren, das sehe ich schon. Aber die Unterbrechungen dauern doch nicht lange, und ich finde den Faden immer wieder. Eigentlich, Lieber, finde ich doch mit jedem Tage, daß ich für das Geschäft, welches ich jetzt treibe, so ziemlich tauge. Vielleicht giebt es bessere, aber nenne mir sie. Die Geschichte wird unter meiner Feder, hier und dort, manches, was sie nicht war. Das sollst Du am Ende selbst erkennen, wenn Du erst mein Buch gelesen haben

wirſt. Im Januarſtück des Mercur ſteht der Anfang meiner Einleitung in die Rebellion; aber einen Begriff von meinem hiſtoriſchen Berufe kann ſie Dir doch durchaus noch nicht geben; warte alſo, bis ich Dir das erſte Buch wenigſtens abgedruckt ſchicken kann. Alsdann, mein Lieber, mache Dir den Spaß und lies dieſelbe Geſchichte in jedem anderen Buche, worin ſie beſchrieben iſt. Freilich ſchnell geht es damit nicht; aber dies iſt für jetzt mehr die Schuld meiner Neulingſchaft in der Hiſtorie, und wird ſich heben, wenn wir erſt beſſer mit einander bekannt ſind. Wie weit mich dieſe Art von Geiſtesthätigkeit führen wird, iſt ſchwer zu ſagen; aber mir ſchwant, daß wenn ſich meine Luſt nach der Proportion, wie ſie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publiciſten näher bin, als dem Dichter, wenigſtens näher dem Montesquieu als dem Sophokles — und dabei danke ich mit jedem Schritte dem Himmel für jede poetiſche Zeile, die ich mich zu machen nicht habe verdrießen laſſen.

Hier geht alles Uebrige charmant; ich und Wieland ſtehen uns noch wie immer; ich wundere mich ſelbſt, daß wir noch keine Händel gehabt haben. Neulich hätt' ich ihn faſt auf den Kopf geſtellt; ich war juſt in einer meiner widerſprechenden Launen, und da erklärte ich ihm, als das Geſpräch auf franzöſiſchen Geſchmack roulirte, daß ich mich anheiſchig machte, jede einzelne Scene aus jedem franzöſiſchen Tragiker wahrer und alſo beſſer zu machen. Du kannſt ungefähr wiſſen, wie ich das meinen mußte, aber ihm hatte ich in die Seele gegriffen.

Er führte mir meinen Carlos zur Widerlegung an; wo ich nämlich gerade die Fehler hätte, die ich an den Franzosen tadle. Ich sagte ihm, daß aus den dreißig Bogen des Carlos gewiß sieben herauszubringen seien, worin reine Natur sei (und habe ich nicht recht?); er solle mir das an einem französischen Stücke probiren. Er solle mir den Marquis Posa in einer Scene mit einem König Philipp soweit kommen lassen, ohne meinen Weg einzuschlagen, oder er solle eine dreizehn Blätter starke Scene zwischen Carlos und der Eboli in französischem Geschmacke schreiben lassen, und sehen, wer sie aushält.

Er konnte mir nichts antworten, und ich glaube überhaupt niemand.

Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere. Adieu, meine Lieben. Heute erwarte ich Briefe von Euch. Wann kommt denn Huber? Tausend Grüße an Euch alle von

Eurem

S.

Dresden, den 19. Februar 1788.

Deine Begeisterung für Diderots Leben ist mir gerade jetzt überraschend gewesen, da ich Dich schon im Geiste auf einem jenaischen Katheder sah. Zu einer anderen Zeit, da ich Dich empfänglicher für dergleichen Ideen glaubte, schrieb ich Dir auch mit Begeisterung über Voltaires Leben, und Du nahmst keine Notiz davon.

Voltaire kann immer ein kleiner Menſch geweſen ſein, aber den Stand eines Schriftſtellers und ſeinen Einfluß hat er zu einer Größe erhoben, wovon man bis jetzt noch kein Beiſpiel gehabt hat.

Ich bin auf den Januar des Mercur begierig, und wundere mich, ihn noch nicht von Göſchen erhalten zu haben. Erinnere ihn doch daran, wenn er noch in Weimar iſt. Deiner Geſchichte ſehe ich mit Verlangen entgegen. Bis dahin wenigſtens und vielleicht für immer werde ich Dich mit meinen Zweifeln über Deinen hiſtoriſchen Beruf verſchonen.

Du ſcheinſt uns Deine Heirathsideen nach und nach beibringen zu wollen. Aber ſorge nicht, daß wir zu ſehr darüber erſtaunen. Daß wir auf Entſchlüſſe dieſer Art bei Dir ziemlich vorbereitet ſind, habe ich vor Kurzem geſehen, da eine ſolche Nachricht, die wir aus einer guten Quelle erhielten, uns gar nicht befremdete. Ich habe Dir über dieſen Punkt nichts weiter zu ſagen, und habe vielleicht jetzt ſchon zu viel darüber geſagt. Auch iſt meine Kenntniß von Deiner jetzigen Lage und Deinen Ausſichten zu unvollſtändig, als daß ich zu meiner eigenen Befriedigung mich weiter darüber herauslaſſen könnte. Es bleibt mir nichts übrig, als Dir von allem, was Du thun magſt, den beſten Erfolg zu wünſchen.

K.

Weimar, 23. Februar 1788.

Ihr gebt ja kein Lebenszeichen von Euch; alles iſt dort bei Euch herum wie ausgeſtorben — und doch, dächte ich, hätte ich jetzt mehr von Dresden zu erfahren, als Ihr von Weimar, da Huber, wie Göſchen mir geſagt, in Leipzig erwartet wird. Ich ſehne mich nach ihm mit Ungeduld — obgleich die Freude ihn zu ſehen mich nicht ſo eigennützig beſchäftigt, daß ich vergäße, wie ſchwer Ihr euch von ihm trennen werdet. Dorchen aber, hoffe ich, wird auf dieſen Schritt gefaßt ſein, da er ſie nicht überraſcht, und wenn ich ſie recht kenne, ſo wird ein Opfer ihr nicht unerträglich fallen, das ihn glücklich macht; ſo gewiß ſie in manchen Augenblicken der vergangenen Jahre durch die unſichern Ausſichten ſeines Schickſals beunruhigt worden iſt. Huber wünſche ich jetzt alle die Unbefangenheit und Lebhaftigkeit des Geiſtes, die ihn für dieſe neue Situation geſchickt macht — und möchte er zwiſchen dem, was Er war und iſt und dem, was Andere ſind, jetzt eine glückliche Mittelſtraße halten. Für ſein Herz und die Harmonie unſerer Empfindungen iſt mir nicht bange, wenn ich gleich darauf gefaßt bin, daß auf dieſem Inſtrumente noch mancherlei geſpielt werden wird. Es iſt Deine Sache, lieber Körner, (weil Du doch von uns Dreien mit Dir ſelbſt am meiſten fertig geworden biſt) der Aufſeher über uns zu ſein und, wenn ich ſo ſagen ſoll, die zwei Uhren nach der Deinigen zu ſtellen, wenn ſie variiren ſollten.

Schreibt mir also ja, wann ich Huber zu erwarten habe, und überhaupt, wann ich anfangen soll, mir Euch ohne ihn zu denken. Fast fürchte ich, daß er Charlotte nicht einmal hier treffen wird. Sie wird bis in die Mitte des Mai nicht hier sein, in acht Tagen reist sie mit ihrem Manne zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder auf eins ihrer Güter, und geht von da nach Kalbsrieth, wo sie so lange bleiben wird, bis das Semester ihres Mannes verstrichen ist. Es wäre doch ärgerlich, wenn er sie nicht sehen sollte! Im Nothfall müssen wir sie in Kalbsrieth besuchen.

Göschen war hier, beinahe acht Tage. Er ist ein zufriedener Glücklicher; aber ich wollte, daß Ihr mir seine Braut beschriebet, und was von dieser Heirath überhaupt zu halten ist; denn durch ihn ist kein gesunder Begriff von ihr zu gewinnen. Es ist ordentlich lustig, wie die Leutchen hier Göschen schätzen. Wieland nennt ihn einen vorzüglichen Sterblichen; Bode gefällt sich, seinen Protector zu machen, und Bertuchs mercantilische Seele ist durch die seinige erquickt. Wir waren oft beieinander, weil er sich in meinem Zirkel herumtreibt; von Euch habe ich ihn keine Sylbe gefragt und er hat nicht angefangen. Ich gebe ihm auf diese Messe noch eine Thalia, weil ich es nach dem Avertissement des neuen Mercur nicht schicklich mehr thun kann; Hubers heimliches Gericht und die Fortsetzung des Geistersehers werden der Inhalt sein. Mit dem Carlos ist er diese nächste Messe fertig und wird ihn auf Michaelis neu auflegen. Meine

Rebellion wird ſchwerlich auf Oſtern erſcheinen, theils weil es an gutem Papier fehlt, theils weil ich ſie nicht in ſo viele Lieferungen verzetteln mag. Sie wird in allem über vier Alphabete betragen, und auf Oſtern könnte nur eins fertig ſein. Es iſt ungeheuer, was ſie mich Arbeit koſtet, nicht die Erzählung ſelbſt, ſondern das Materialienſammeln; aber ſie gewährt mir Vergnügen, und ich halte auch die Zeit nicht für verloren.

Weimar hat dieſer Tage einen Auftritt erlebt, der die Menſchlichkeit intereſſirt. Ein Huſarenmajor, Namens Lichtenberg, ließ einen Huſaren, eines höchſt unbedeutenden Fehltritts wegen, durch fünfundſiebzig Prügel mit der Klinge ſo zu Schanden richten, daß man an ſeinem Leben zweifelte. Vorfälle dieſer Art ſind in dieſer Stadt freilich ſehr neu; es entſtand eine allgemeine Indignation vom Pöbel bis zu dem Hofe hinauf. Das gemeine Volk rächte ſich an ihm durch Pasquille, die es an ſeine Thür ſchlug; ein adliges Haus, wo er auf denſelben Abend zum Souper gebeten war, ließ ihm abſagen, und die Herzogin Louiſe weigerte ſich, in ſeiner Geſellſchaft ihrem Manne entgegenzufahren. Man weiß noch nicht gewiß, ob der Herzog davon unterrichtet iſt; auf allen Fall, fürchte ich, wird er ſich nicht bei dieſer Sache auf eine ſeiner würdige Art benehmen, weil unglücklicherweiſe dieſer Lichtenberg, der ein guter Soldat ſein ſoll, ihm jetzt unentbehrlicher iſt, als ſeine Miniſter. Ich ſchreibe Dir dieſen Auftritt, weil er ein gutes Gegenſtück zu den

vorhergehenden Epochen Weimars abgeben kann, wo man im Conseil nertheriſirte.

Sonſt iſt hier alles wie immer, und von mir kann ich Dir jetzt auch nichts Wichtigeres ſagen; vielleicht ein andermal. Grüße mir alle von Herzen.

Dein

S.

Dresden, 29. Februar 1788.

Geſtern erhielt ich endlich zugleich mit Deinem letzten Briefe den Januar des Mercur. Es that mir ſehr wohl, nach ſo langem Faſten einmal wieder eine Arbeit von Dir zu leſen, die Deiner werth iſt. Die Behandlung des Gegenſtandes im Ganzen hat meinen völligen Beifall. Der Geſichtspunkt iſt ganz nach dem Ideale gewählt, wie ich mir den Geſchichtſchreiber denke. Er ſchwebt über dem Schauplatz der Begebenheiten als ein Weſen höherer Art. Der verborgenſte Menſchenwerth entgeht ihm nicht, aber jede außerordentliche Handlung ſtaunt er nicht, wie der Pöbel, als übermenſchliche Größe an. Das Gemälde, welches Du von dem Zuſammenhange der Begebenheiten entwirfſt, hat, däucht mich, alle Erforderniſſe der lebhaften Darſtellung und der befriedigenden Vollſtändigkeit. Bloß in Anſehung des Styls ließe ſich noch über einige Stellen ſprechen. Wider den Wohlklang Deiner Perioden und die kraftvolle Sprache habe ich gewiß nichts einzuwenden; aber hier und da

habe ich zu viel Schmuck gefunden. Was hindert Dich, immer mit ſo viel einfacher Würde zu ſchreiben, als z. B. im erſten Abſatze (p. 4. 5). Ich weiß, daß der bildliche Ausdruck oft Bedürfniß iſt, wo es keinen eigentlichen giebt, der die nämliche Idee mit gleicher Kürze und Lebhaftigkeit ausſagt. Aber zuweilen war er doch entbehrlich, und alsdann, glaub' ich, wird er zum Fehler für den Hiſtoriker. Er ſtört den Eindruck des Ganzen, heftet die Aufmerkſamkeit auf Nebenideen, ſchwächt die Wirkung eines nothwendigen oder wirklich verſtärkenden Bildes. Kurz, ein zu blendendes Colorit in allen Theilen des Gemäldes ſchadet der Haltung. Freilich gebe ich Dir zu, daß Du von dieſer Seite in der Einleitung mehr Freiheit haſt, als in der Ausführung der Geſchichte ſelbſt. Die Ueberſicht eines ſolchen Ganzen muß in einem dichteriſchen Kopfe eine Begeiſterung erzeugen, die an das Lyriſche grenzt. Und wenn Deine ganze Einleitung eine Art von hiſtoriſcher Ode wäre, ſo würde dadurch die Simplicität in der Bearbeitung der Geſchichte ſelbſt nur noch mehr gehoben werden. Auch glaube ich, daß Du in der Geſchichte ſoviel als möglich vermeiden wirſt, Dich ſelbſt als Schriftſteller durchſchimmern zu laſſen. Je mehr man Dich über Deinem Werke vergißt, deſto vollkommener iſt Dein Kunſtwerk. —

Ich muß heute ſchließen, und kann auch an Charlotte nicht ſchreiben, wie ich erſt wollte. Empfiehl mich ihr beſtens. Von Hubers Abreiſe wiſſen wir noch nichts

Beſtimmtes. Daß Du den Geiſterſeher fortſetzeſt, freut mich. Machen denn die Niederlande keinen Theil der Verſchwörungsgeſchichten aus? Faſt ſcheint es ſo aus Wielands Note. Uebrigens gratulire ich zu Kants Nachbarſchaft.

Lebe wohl. Alles grüßt Dich. Nächſtens mehr.

K.

Weimar, 6. März 1788.

Gleich anfangs muß ich Dich aus einer irrigen Vermuthung reißen, die mir Dein vorletzter Brief zu erkennen gegeben hat. Du thuſt, als ob Du wüßteſt, ich habe hier eine ernſthafte Geſchichte, zu der ich Euch nach und nach vorbereiten wolle, und Du ſagſt, Du hätteſt es aus einer guten Quelle. Glaube mir, Deine Quelle iſt ſchlecht, und ich bin von etwas wirklichem dieſer Art ſo weit entfernt, als nur jemals in Dresden. Wenn ein Menſch ſo etwas von mir wüßte, ſo würdeſt Du es ſein, und die Leute, unter denen ich bin, ſollten in dieſem Stücke vor Dir, wenn wir auch noch ſo entfernt von einander wären, kein Vorrecht haben. Bei dem, was ich Dir geſchrieben, hat mich nichts als eigene und kalte Ueberlegung geleitet, ohne poſitiven Gegenſtand. Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen Dich fallen, das Dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte — aber dieſes ſchläft tief in meiner Seele, und Charlotte ſelbſt, die mich fein durchſieht und bewacht, hat noch gar nichts davon

geahnet. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß Du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der Erste sein wirst, gegen den ich mich öffne.

Es freut mich, was Du mir über den Aufsatz im Mercur geschrieben hast, und Dein Tadel scheint mir nur zu gegründet; aber Du mußt und wirst mir auf der andern Seite auch wieder einräumen, daß es keine solche leichte Sache für mich war, mich in der Historie so schnell von der poetischen Diction zu entwöhnen. Und darin hast Du es getroffen, daß die Geschichte selbst weniger von diesem Fehler hat; mit dem meisten wirst Du zufrieden sein. Gleich die Fortsetzung im zweiten Heft des Mercur ist beinahe ganz rein davon.

Laß mir nur Zeit, und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weiteren Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Schmuck weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon sehr viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren.

Aber Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich soviel reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Ich habe mir den Montesquieu, Pütters Staatsverfassung des deutschen Reichs und Schmidts Geschichte der Teutschen gekauft. Diese Bücher brauche ich zu oft, um sie von der Discretion anderer zu besitzen.

Göſchen hat mir ein Heft der Thalia abgeborgt, und ich hab' es ihm zugeſagt, weil er mir verſicherte, daß Cruſius kein Papier habe, die Revolution der Niederlande noch vor der Meſſe anzufangen; jetzt aber ſchreibt mir Cruſius, daß er ſcharf darauf losdruckt, die Thalia iſt auch angefangen, Wieland will einen Aufſatz in das dritte Mercurſtück, und ich ſitze in Todesſchweiß. Dem verfluchten Geiſterſeher kann ich bis dieſe Stunde kein Intereſſe abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben! Bitte Huber, daß er mir den Brief ſchicke, den Du beantworten wollteſt. Ich ſetz' ihn in die Thalia.

Ich ſchriebe Dir gern mehr, aber ich bin dieſen Mittag bei einem Diner, wo ich Herder finden werde; und es iſt ſchon ſpät. Herders vierter Theil der Ideen ſoll ſcharf über das Chriſtenthum hergehen; man ſagt hier, daß er's zu bunt gemacht habe. Lebe wohl und grüße mir alle herzlich.

Dein

S.

Dresden, 16. März 1788.

Du haſt mich über gewiſſe Beſorgniſſe beruhigt, und ich freue mich, daß meine Vermuthungen ungegründet und die Nachrichten falſch waren. Gedanken dieſer Art konnten mir nicht gleichgültig ſein, und als ein Zuſchauer des Spiels ſah ich vielleicht weiter, als Du. — Hubers Abreiſe iſt nunmehr beſtimmt; er geht zu Anfang des

April von hier ab, und wird Dir ſchreiben, wann er Dich treffen wird. Vorgeſtern erfuhr Dorchen die Zeit ſeiner Abreiſe. Der erſte Anfall des Schmerzes war heftig, aber ſie wurde doch eher wieder beſänftigt, als ich geglaubt hätte. Noch einen ſolchen Paroxysmus bei der Abreiſe, und die Trennung wird vielleicht beſſer ertragen werden, als wir gedacht haben. Glücklicherweiſe bekamen wir geſtern zuerſt den Ardinghello. Er hat Huber und mich äußerſt intereſſirt, und wir haben alles, was dazu tauglich war, vorgeleſen. Ich ſelbſt bin noch nicht fertig damit; mir ſcheint er ein Pendant zum Werther abgeben zu können. Geiſt und Kraft im Schwelgen, wie jener im Leiden. Ueber Kunſt enthält er ſehr lichtvolle Ideen. Der Ausdruck im Einzelnen iſt Leben und Fülle, aber der Periodenbau oft dunkel und verworren. Das Dramatiſche gelingt ihm weniger; beſonders ſprechen ſeine Weiber zu dichteriſch in den geſpannteſten Situationen; überhaupt wünſchte ich dieſen mehr Weiblichkeit und weniger italieniſchen Charakter. Eine gewiſſe männliche Größe und Conſequenz, die er ihnen zuweilen giebt, macht doch einen widrigen Eindruck und ſchadet der Wirkung des Contraſtes. Auch finde ich Nachläſſigkeiten und Ungleichheiten im Styl, die leicht zu vermeiden geweſen wären.

Lebe wohl für heute; nächſtens mehr. Alles iſt wohl und grüßt.

L.

Weimar, 17. März 1788.

Frau von Kalb ist mit ihrem Manne jetzt von hier abwesend, und wird erst zu Ende dieses Monats wiederzurückkommen. Sie hat eine Zusammenkunft mit ihrem Schwager auf einem ihrer Güter, und Bertuch ist dabei. Die Sache ist eines Processes wegen, den der Präsident K. führt.

Die Abwesenheit von Charlotten macht mich jetzt manchmal zum Einsiedler, weil ich in den Abendstunden, d. h. nach acht Uhr, die fast allein meiner Erholung erlaubt sind, nicht zu jedermann mag oder kann. Das Wielandsche Haus und allenfalls noch eins sind jetzt meine einzigen Zufluchtswinkel, die Clubbs ausgenommen; in die Komödie gerathe ich fast gar nicht mehr. Angenehm wird Dir's sein zu hören, daß ich mich aus dem Schulstaub meines Geschichtswerks auf etliche Tage losgerüttelt und mich ins Gebiet der Dichtkunst wieder hineingeschwungen habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich die Entdeckung gemacht, daß, ungeachtet der bisherigen Vernachläßigung, meine Muse noch nicht mit mir schmollt. Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Mercurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht. Du wirst es im März des Mercur finden und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Correctheit, welche Wieland ganz betroffen hat, wird Dir neu daran sein. Ich schreibe Dir von dem Gegenstande

nichts. Was wir sonst, wenn Du Dich noch gern darauf besinnen magst, miteinander getrieben haben, die Wortfeile, treibe ich jetzt mit Wieland, und einem Epitheton zu Gefallen werden manche Billets hin und wieder gewechselt, am Ende aber bleibt immer das erste stehen.

Hast Du die Fortsetzung der niederländischen Rebellion im Februar des Mercur schon gelesen? Ich wäre neugierig, wie Du mit dieser zufrieden bist. Aus dem, was Du kürzlich der Frau von Kalb geschrieben hast, sehe ich, daß Du Dich mit meinem Abfall zur Geschichte noch nicht so recht aussöhnen willst. In der That habe ich Dir alle Gründe mitgetheilt, die mich dazu haben bestimmen können; wenn sie Dich nicht überzeugen, so muß es wohl in unserer verschiedenen Vorstellungsart liegen. Die Geschichte ist ein Feld, wo alle meine Kräfte in's Spiel kommen, und wo ich doch nicht immer aus mir selbst schöpfen muß. Bedenke dieses, so wirst Du mir zugeben müssen, daß kein Fach so gut dazu taugt, meine ökonomische Schriftstellerei darauf zu gründen, sowie auch eine gewiße Art von Reputation; denn es giebt auch einen ökonomischen Ruhm. Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fache zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es, wie billig, in meiner Zeit hat. Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlicheren Dienst leisten werde, als der Historie selbst, und

dem Publicum einen angenehmeren, als einen gründlichen den Gelehrten.

Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen; es giebt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei dem ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war, als bei dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal, und ich habe wirklich bei der ganzen Sache auf Göschens Vortheil gesehen.

Meine übrigen Angelegenheiten dürfen Dich gar nicht anfechten, und vor einer übereilten Heirath laß Dir vollends nicht bange sein. Die Wielandsche Tochter ist so gut als versprochen; ich hab's von dem Vater selbst, der freilich in gewissen Augenblicken andere Erwartungen gehabt haben möchte, die ich nicht erweckt, auch nicht unterhalten habe. Wieland hat ganz recht, daß er mit seinen Mädchen eilt und mit dem Ersten dem Besten Ernst macht, ohne zu warten, bis die Genies sich erklären. Bei fünf ledigen Töchtern darf einem wohl Angst werden, aber er hat zwei brave Bursche zu Schwiegersöhnen, die mir beide weit lieber sind als Reinhold.

Du schreibst Charlotten, daß Minna in einigen Monaten niederkommen wird. So etwas schreibst Du mir nun nicht! Mein Herz trägt sich mit den besten Hoffnungen für Euch! Aber um was ich Dich bitte, laß Minna diesmal nicht wieder stillen.

S.

Weimar, 31. März 1788.

Ich schicke mit der heutigen Post den Rest meines Geisterſehers an Göschen ab, und kann kaum soviel Zeit gewinnen, Dir, mein Bester, einen herzlichen Gruß zu schicken. Aber ich fühle, daß ich Dir schon drei Posttage nicht geschrieben habe, und dieser heutige soll wenigstens nicht leer abgehen.

Dieser Brief, fürchte ich, trifft Euch nicht in der besten Stimmung. Huber wird Euch kürzlich verlassen haben, und ich denke mir Eure Lage. Eine kleine Reise zur Zerstreuung würde Euch recht gute Dienste thun, und wie wär's, wenn Ihr hierher kämet? Einige recht schöne Tage kann ich Euch hier versprechen, die Ihr nicht überall so finden sollt.

Charlotte erwarte ich in nächster Woche wieder zurück. Sie wird also unfehlbar da sein, wenn Huber kommt. Ihr Mann kommt auch mit ihr zurück.

Hier wird Goethe jeden Tag aus Italien zurückerwartet; der Herzog hat ihn verlangt und ihm, wie man mir gesagt, eine Prolongation seines Urlaubs verweigert. — Du hast mich neulich gefragt, ob ich beim Herzog gewesen sei? In der That noch nicht, und es ist auch keine Angelegenheit, die es von mir verlangte.

Schon zu Ausgang des vorigen Jahres habe ich mich schuldigermaßen bei ihm melden, dabei aber zugleich einfließen lassen, daß ich nichts bei ihm zu suchen habe (er wird hier so gemißbraucht, daß es schändlich ist).

Darauf ließ er mir ſagen, daß er mir den Tag beſtimmen wolle, welches ſich vergeſſen hat; jetzt habe ich es nicht mehr für nöthig erachtet. Ich kann ihn jeden Tag im Stern ſprechen, wenn's der Zufall fügt, und auf den will ich es ankommen laſſen — ich gefalle ihm durch nichts mehr, als wenn ich ihn zu gar nichts brauche.

Sonſt iſt hier alles beim Alten. Deine Sorge wegen einer Heirath von meiner Seite wirſt Du nun wohl los ſein. Geſtern habe ich bei Wielands zu Mittag gegeſſen; ſeine beiden Schwiegerſöhne waren da. Ganz ohne Plan mag Wieland wegen meiner nicht geweſen ſein; ich bin über gewiſſe Dinge raillirt worden, die mich faſt glauben machen, daß er ſo etwas Aehnliches doch von mir erwartet haben könnte. Weil ich mich nicht gemeldet habe, ſo ſchließt er, daß ich dem Heirathen zuwider ſei; ſo ungefähr erkläre ich mir die Beredſamkeit, mit der er mein vermeintes Ideal von Freiheit bekämpft hat. Aber ſonſt hat es weder ihn, noch die Familie kälter gegen mich gemacht, und es iſt wirklich viel, daß wir ſeit fünf Monaten auf gleichem guten Fuße miteinander zurückgelegt haben. Jetzt bin ich wegen des Mercur in Erwartung; bisher wollte ich von keinem eigentlichen Plane mit ihm reden, weil er meine Genoſſenſchaft beim Mercur erſt aus den Folgen beurtheilen ſoll. Auch muß er ſich vorher überzeugt haben, daß ich ihn nicht im Stiche laſſe. Ich brauche deswegen noch fünf bis ſechs Monate, ehe ich die Sache mit ihm berichtige; in dieſer Zeit laſſe ich die Thalia fortlaufen. Was ich ihm bereits gegeben, iſt

mir noch nicht bezahlt; ſo daß ich glaube, er will mich auch ſchon jetzt nicht pro Bogen bezahlen; aber ich thue es in der Folge nicht anders, als er muß mit mir Moitié machen.

An der niederländiſchen Rebellion wird ſcharf in Leipzig gedruckt; wenn eine Anzahl Aushängebogen beiſammen iſt, ſollſt Du ſie erhalten; im Mercur erſcheint nichts mehr davon.

Adieu, Lieber. Tauſend Grüße von mir an die Weiberchen. Ein Bischen Trennung muß uns nicht daniederſchlagen — deſto fröhlicher wird das Wiederſehen ſein. Lebe recht wohl, und laß mich bald von Euch hören.

Dein

S.

Dresden, 31. März 1788.

Unſere Briefe mit der Nachricht von Hubers Abreiſe wirſt Du nunmehr erhalten haben. Er reiſt morgen nach Leipzig, wo er bis zu Ende der Woche bleibt. Ich habe alſo nur ſoviel Zeit, Dir in Eile zu melden, daß bei Gregory hundert Thaler von Riga für Dich parat liegen, und es fragt ſich, ob Du ſie an Veit bezahlen und das Uebrige prolongiren willſt, oder wozu Du ſie ſonſt beſtimmt haſt? Schreibe mir nur mit nächſter Poſt hierüber, damit ich die nöthige Abrede mit Veit nehmen kann.

K.

Dresden, 4. April 1788.

Hier haſt Du etwas für die Thalia, wenn Du es brauchen kannſt. Was Dir zu ſchleppend oder incorrect im Style ſcheint, wirſt Du ſchon ändern. Ich habe nicht mehr daran feilen wollen, um mir es nicht zu verleiden. Fühlſt Du Dich zu einer Antwort geſtimmt, ſo könnte ich Dir vielleicht noch eine Replik ſchaffen, beſonders wenn Du mir Gelegenheit giebſt, mich über den Werth verſchiedener Arten von Thätigkeit, oder über das Bedürfniß theologiſcher Ueberzeugungen auszubreiten.

Wie Du Dich mit Goethe haben wirſt, bin ich begierig. Laß Dich nur nicht gegen ihn aufhetzen. — Daß Du mit Wieland wegen des Mercur nicht auf einem gewiſſen Fuße biſt, gefällt mir nicht. Göſchen iſt immer im Vorſchuß, alſo ſcheint er nicht ſehr regelmäßig in Geldſachen zu ſein.

Daß ich Dir heute nicht mehr ſchreibe wird das Manuſcript entſchuldigen, das ich gern fertig haben wollte. Lebe wohl. Alles iſt geſund und grüßt. Wegen der Bibliothekbücher werde ich ſehr gemahnet. Schicke ſie doch mit einer Meßgelegenheit.

K.

Weimar, 15. April 1788.

Huber habe ich wiedergeſehen, aber nur im Fluge und ſo, daß wir einander wenig haben genießen können. Mittags am 9. kam er an, und den folgenden Morgen ſind

wir zuſammen nach Erfurt gefahren, wo ſein Geſandter die Nacht geblieben war. Weil ich Charlotte in Gotha vermuthete, ſo war ſogleich mein Entſchluß gefaßt; ich ritt von Erfurt aus dahin, um unterdeſſen, bis Huber nachkäme, ein Rendez-vous zu veranſtalten. Aber der Teufel ſtellte ſich wiederum dazwiſchen, daß Huber und ſie nicht zuſammenkamen. Sie war juſt bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten, ſteifen Geſichtern, wo ſie nicht gleich loskommen konnte, und Huber konnte ſich keine Stunde in Gotha verweilen, weil ſein Geſandter dem Herzoge ausweichen wollte. So iſt alſo abermals aus dieſer Zuſammenkunft nichts geworden und — es ſoll nicht ſein. Ich könnte und möchte Dir allerlei über Huber ſchreiben, aber wie geſagt, ich habe ihn kaum obenhin genießen können, und wenn Dir das deutlich iſt, mein Senkblei iſt bei ihm nicht ganz auf den Grund gekommen. Jetzt liegt und drückt die Neuheit der Lage noch auf ihn, Gegenwart und Zukunft durchkreuzen ſich bei ihm wunderbar, und alle ſeine Kräfte ſind durcheinander gemengt. Seine Briefe ſollen uns mehr von ihm ſagen. Du haſt mir nicht geſchrieben, daß er Maçon iſt, wie auch nichts von dem Eigentlichen ſeiner Verſorgung, die mir ſehr honorabel und zulänglich erſcheint. Man kann es nicht anders als ein Glück nennen, und ich nenne es ein vollkommenes Glück, wenn ſein Geiſt ſich erſt darin gefunden, oder beſſer, damit abgefunden hat.

Mit Deinem Briefe an Julius haſt Du mich ganz überraſcht. Thätig habe ich Dich gar nicht vermuthet,

und vollends thätig für mich. Ueber die Art, wie ein lebhafter freier Geiſt dennoch das Joch fremder Meinung ziehen kann, ſind lichte Blicke darin gegeben, und wie es kommt, daß ſich ein ſolcher Geiſt, wenn er dieſem Joche entriſſen wird, gerade in dieſe Bahn wirft. Nur das giebt mir wenig Troſt, (ſo recht Du auch haben magſt) daß auch die Wahrheit ihre Saiſons bei den Menſchen haben ſoll, daß, wie Du hier annimmſt, eine gewiſſe Philoſophie in einer gewiſſen Epoche für unſeren Julius gut ſein und doch nicht die wahre ſein ſoll; daß man hier, wie in Eurem maureriſchen Orden im erſten und zweiten Grade, Dinge glauben darf oder gar ſoll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausgezogen werden.

Daß ſich mein Julius gleich mit dem Univerſum eingelaſſen, iſt bei mir wohl individuell; nämlich, weil ich ſelbſt faſt keine andere Philoſophie geleſen habe und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philoſophiſchen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was ſich dichteriſch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde dieſe Materie, als die dankbarſte für Witz und Phantaſie, bald mein Lieblingsgegenſtand.

Was Du von den ſogenannten Taſchenſpielerkünſten der Vernunft ſagſt, die Kunſtgriffe, wodurch man der Wahrheit gleichſam zu entrinnen ſucht, um ein Syſtem zu retten, finde ich ſehr gut geſagt: mir hat es Klarheit gegeben. Ich müßte mich ſehr irren, wenn das, was Du

von trockenen Unterſuchungen über menſchliche Erkenntniß und demüthigenden Grenzen des menſchlichen Wiſſens fallen ließeſt, nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in ſich faßt. Was gilt's, den bringſt Du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß Du ſehr recht haſt; aber mit mir will es noch nicht ſo recht fort, in dieſes Fach hineinzugehen.

Noch eins. Du verwirfſt die Kunſtidee, die ich auf das Weltall und den Schöpfer herübertrage; aber hier, glaube ich, ſind wir nicht ſoweit von einander, als Dir ſcheint. Wenn ich aus meiner Idee alles herausbringe, was Du aus der Deinigen, ſo wüßte ich nicht, was Du ihr anhaben ſollteſt. Aber dies auf den nächſten Donnerſtag. Ich muß jetzt abbrechen, um ein Paket an Cruſius zu expediren.

Ich ſehne mich nach der Nachricht von Minnas glücklicher Niederkunft. Wenn ich beten könnte, ſo wollte ich ſie in mein Gebet einſchließen, und das ſollte wirken. — Grüße ſie und Dorchen tauſendmal. Ich habe Dir noch mancherlei zu ſchreiben, das aber warten kann und muß.

Dein

S.

Du haſt Doch die Quittung erhalten und den Brief, worin ich Dich bat, mir funfzig Thaler von den hundert zu ſchicken, und ſobald Du kannſt. Ich habe heut ſchmerzlich darauf gewartet.

Weimar, 16. April 1788.

So wie Du in gar vielen Dingen vernünftiger denkſt und handelſt als ich, ſo haſt Du es auch diesmal gethan, und ich danke Dir recht ſehr dafür. Falſche Discretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fordern, den ich gerade jetzt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fordern meinem Contracte überhaupt Schaden zu thun, wenn er allenfalls willens geweſen wäre, mich en gros und nicht pro Bogen zu bezahlen. Da dieſes indeſſen noch ſehr zweifelhaft iſt, ſo glaube ich ganz recht gethan zu haben, daß ich Deinem Rathe folgte und mir funfzig Thaler auf Abſchlag von ihm bezahlen ließ, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin alſo meiner Verlegenheit überhoben, und an der Beitſchen Schuld ſind doch hundert Thaler abgetragen. Die anderen will ich durch Cruſius beſorgen laſſen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Mercur hinhalten kann. Die Dalbergſchen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechſel bei der deutſchen Geſellſchaft chicaniren kann. Im Ganzen genommen iſt mir doch jetzt leichter um's Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überſpannen, jetzt mehr erwerbe, als ich aufgehen laſſe. Ich bin alſo doch auf dem Wege zur Geneſung, und ſo langſam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, ſo geht es doch, und das iſt mehr, als ich ſeit neunundzwanzig Jahren mich erinnern

kann. Schlägt die niederländische Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich gegen vierhundert Thaler baar und ohne Mühe verdient; denn unter vier Alphabeten beträgt sie nicht, und Crusius hat mir für die zweite Edition vier Thaler zugesagt. Da mich Riga bezahlt hat, so kann ich dieses Theater auch künftig bei meinen Stücken rechnen, und dann habe ich Aussichten auf's weimarsche, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeschlagen, und meines Namens Gedächtniß also dort gestiftet ist. In einigen Jahren verhilft mir eine Generaledition meiner Stücke dann auch zu einer baaren Summe. Kleinere Aufsätze für den Mercur, die ich in dieser Zeit zu Stande bringen muß, nebst den schon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermischter Schriften, sowie meine Gedichte sich bis dahin zu einer sonetten Sammlung häufen. Das sind also meine Ruhepunkte für's Künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Muth und Freude bei mir zu erhalten: auch Dir, denke ich, sollen sie, in meiner Seele, angenehm sein, und übertrieben wirst Du sie nicht finden.

Laß mich doch wissen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen bist, oder werden kannst; dies wird mich sehr beruhigen. Es kränkte mich längst, daß ich Dir bis jezt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bei Deinem Arrangement darauf gerechnet hattest. Du kennst zwar meine ganze Lage und mein Wesen, und daß es Dir nie einfallen konnte, mir

darüber böſe zu ſein, weiß ich auch — aber dann ſehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem ſchlimmen Schickſale leiden ſollſt, und warum ich Dich darein verflochten habe? Biſt Du aber nicht genirt, ſo tröſte ich mich mit der Ausſicht, auch dieſen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird.

Lebe wohl. Auch ich will keine beſſere Materie mit dieſem Geldbriefe beſchmutzen. Jetzt ſehne ich mich nach glücklichen Nachrichten von Minna, die Du mir hoffentlich mit kommender Poſt melden wirſt. Grüße mir beide recht herzlich.

Dein

S.

Die Bibliothekbücher laß mir nur noch neun oder zehn Tage, dann ſollen ſie mit Meßgelegenheit folgen. Sei ſo gut und nenne mir in Deinem nächſten Briefe die Namen der zwei Bücher, die von der Chronologie, Genealogie, Diplomatik u. ſ. w. handeln; Du haſt mir ſie einmal geliehen, und ich will ſie mir durch Cruſius kommen laſſen. Eins iſt von Gatterer, glaub' ich.

Dresden, 20. April 1788.

Ich habe nur ſoviel Zeit, Dir in Eile zu melden, daß geſtern zu Mittage nach zwölf Uhr ein Mädchen angekommen iſt. Die Niederkunft war ſchwer. Alberti mußte

geholt werden; er hat aber seine Sache gut gemacht. Die Operation dauerte nicht über fünf Minuten. Mutter und Kind sind so wohl, als man verlangen kann. Minna ist weniger entkräftet, als nach der ersten Niederkunft. Das Mädchen heißt Emma Sophia.

Auf Deinen letzten Brief werde ich Dir nächstens antworten. Es freut mich, daß Du, wie es scheint, meinen Raphaelschen Brief brauchen kannst. Lebe wohl.

K.

Dresden, 21. April 1788.

Der Brief, den ich gestern von Dir erhalten habe, hat mich sehr beruhigt. Mir war immer bange, Dich durch meine Altklugheit in Verlegenheit gesetzt zu haben, besonders nach dem Postscripte Deines vorletzten Briefes. Glücklicherweise ist alles gut gegangen.

Deine Plane für die Zukunft scheinen mir nicht übertrieben: sie stimmen vielmehr mit meinen Wünschen mehr überein, als wenn Du Dich ganz auf historische Arbeiten concentriren wolltest.

Ich verstehe Dich ganz in dem, was Du über unser Verhältniß schreibst. Auch ich halte es für Entweihung, wenn unter uns von dergleichen prosaischem Zeuge die Rede ist, und ich freue mich auf die Zeit, wo dies ganz aufhören wird. Doch für jetzt zu Deiner Beruhigung — ich bin nicht in Verlegenheit. Diese Messe

geht alles ſehr gut, und bis Michaeli bin ich mit allem verſehen. Göſchen hat hübſch bezahlt.

Schicke die Bibliothekbücher nur zu der angegebenen Zeit; länger möchte ich doch nicht, daß Du ſie behieltest.

Das Buch, was Du von mir gehabt haſt, iſt wahrſcheinlich Hederichs Anleitung zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, von Schmidt neu herausgegeben. Von Gatterer hat man eine Chronologie, eine Geographie und verſchiedene Handbücher der Univerſalhiſtorie, wovon aber keins beſonders brauchbar für Dich ſein wird. Lebe wohl.

Minna iſt wohl, auch das Kind. Alles grüßt.

K.

Weimar, 25. April 1788.

Viel Glück und Freude, Papa, zu Deiner Emma, und ebenſoviel zu der überſtandenen Gefahr Deiner Frau. Ich kann nicht leugnen, daß ich deshalb ſehr unruhig war, aber nun iſt Dein Glück und meine Freude doppelt. Daß es ein Mädchen iſt, freut mich auch; Minna muß ja auch etwas haben, und der Junge wird zu ſeiner Zeit auch nicht ausbleiben. Du haſt mir nicht geſchrieben, ob Minna ſelbſt ſtillt; das iſt ein Umſtand, der mir nicht gleichgültig iſt. Auch wünſchte ich zu wiſſen, wer das Kind aus der Taufe gehoben hat. Charlotte läßt herzlich Glück wünſchen; vielleicht ſchreibt ſie heute ſelbſt. Sie war einige Tage nicht wohl, und man fürchtete eine fausse-couche, woraus aber glücklicherweiſe nichts ge-

worden iſt. Ihr Fritz iſt vor vierzehn Tagen mit den Blattern inoculirt worden, und läßt ſich ſehr gut an; es ſind gegenwärtig bei vierzig Kinder hier inoculirt, nachdem der Anfang mit dem Prinzen und der Prinzeſſin gemacht worden; alle ſind gutartig, und die meiſten ſchon auf dem Rückwege. In einer ſo kleinen Stadt wie Weimar iſt es wirklich merkwürdig, daß man das Vorurtheil gegen die Inoculation ſo allgemein abgelegt ſieht.

Von Huber wirſt Du hoffentlich Nachrichten haben; ich habe dermalen noch keine. Wir haben ausgemacht, uns alle Monate zu ſchreiben. Sobald der Frühling einmal dauerhaft da ſein wird, ziehe ich in die Einſamkeit auf's Land; mein Kopf und mein Herz ſehnen ſich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolſtadt niederlaſſen. Die Gegenden ſind dort überaus ländlich und angenehm, und ich kann da in ſeliger Abgeſchiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeldſche Haus, von dem ich Dir nach meiner Zurückreiſe von Meiningen geſchrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Geſellſchaft hinlänglich erſetzen. Es ſind dort vier ſehr ſchätzbare Menſchen beiſammen, von ſehr vieler Bildung und dem edelſten Gefühl. Sie ſind auch ſchon in der Welt geweſen, und haben eine glückliche Gemüthsſtimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geiſtesanlage und einem empfänglichen Herzen zuſetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele muſikaliſche Fertigkeit, die nicht den kleinſten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verſpreche. Dieſem

Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen. Sonst warten meiner die mannigfaltigsten und — ich muß leider sagen, die drückendsten Arbeiten; aber ich gehe ihnen mit ziemlichem Muthe, ja selbst mit Vergnügen entgegen.

Den Meßkatalog wirst Du wahrscheinlich durchblättert haben. Ohne mein Wissen ist wieder eine neue (und jetzt die dritte) Auflage von meinem Fiesko und von Cabale und Liebe in Mannheim gemacht worden. Ich habe deswegen, nach dem Anrathen aller meiner hiesigen Freunde, ein Schreiben an Herrn Götz ergehen lassen, und ihm darin die Wahl gegeben, ob er mir diese Edition mit hundert Thalern bezahlen, oder es darauf ankommen lassen wolle, daß ich selbst eine verbesserte Auflage meiner Stücke, mit neuen Scenen und einem neuen Stücke vermehrt, für die Michaelismesse veranstalte und noch in dieser ankündige. Bertuch, der gegenwärtig in Leipzig ist, hat den Auftrag übernommen. Es ist in der That niederträchtig, wie diese Buchhandlung mit mir umgeht; hoffentlich hat Schwan keinen weiteren Antheil daran, als daß er es geschehen läßt; sonst müßte ich einem Briefe, den er mir vor vierzehn Tagen geschrieben und der voll der freundschaftlichsten Gesinnungen ist, eine sehr unedle Auslegung geben. Schreibe mir doch, ob Du billigst, was ich gethan habe? Wenn Du Dir aus dem Meßkatalog Einiges aussuchst, so vergiß Wielands Lucian nicht. Er wird Dir gewiß sehr werth

werden; durch Wielands Galanterie beſitze ich ihn ſelbſt, und habe ihm ſchon manche angenehme Stunde zu danken.

Schultz, der Verfaſſer des Moritz, hat die Clariſſe nachgebildet und auf berliniſchen Grund und Boden verpflanzt. Du findeſt ſie unter dem Titel Albertine. Für ein Werk, davon er in fünf Stunden zwölf Blatt gefördert hat, iſt ſie noch ſehr lesbar ausgefallen. Ich wünſchte mir zuweilen die Leichtigkeit ſeiner Feder; ſchwerlich iſt jetzt unter unſeren guten und ſchlechten Schriftſtellern einer, der es ihm darin gleich thut.

Einen Spaß muß ich doch erzählen, wenn es noch nicht geſchehen iſt. Vor einigen Wochen iſt durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkiſchen Reichsſtadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnſtelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tauſend Thalern, die, ſetzt man hinzu, an Geiſtes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth ſei, annehmen wolle. Die Stelle ſoll mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden koſten u. dgl. Vortheile mehr. Wie ich mich dabei genommen, magſt Du Dir leicht ſelbſt einbilden; doch möchte ich eigentlich wiſſen, wie man auf mich gefallen iſt. Da die ganze Sache mehr der Gedanke einiger Privatleute iſt, und man eigentlich nur ſagt, daß, wenn ich mich melden würde, ſie mir nicht ſchwer fallen ſollte, ſo erkläre ich es ſo, daß das Ganze eine Idee der Perſon ſein mag, die ich heirathen ſollte. Dieſe hat vielleicht einige Lectüre, die ihr den Menſchenzirkel um ſie herum verleiden mochte, und da

mag ſie nun denken, daß ſie mit ihrem bischen Geld und der Lockſpeiſe einer Stelle einen Menſchen fiſchen könnte, der auch andere Forderungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände geſpielt, an denen ſie Geſchmack gefunden hat, und für einen Juriſten hält ſie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Räthſel erklären, und der Meinung iſt auch Wieland.

Von Mannheim habe ich Nachricht, daß der Carlos dort gegeben worden, aber bei weitem das nicht gethan hat, was man von ihm erwartete. Dalberg ſetzt es in die verfehlte Einheit und in die Unverſtändlichkeit des Plans. Beck klagt die Chicane der Direction und das äußerſt ſchlechte Spiel gewiſſer Schauſpieler an. Du wirſt wiſſen, was aus beiden zu nehmen iſt. Etwas mag freilich von Außendingen bewirkt worden ſein. So ließ Dalberg zum Beiſpiel (ganz gegen mein Manuſcript, und ich weiß gar nicht zu welchem Ende, oder woher er die Bravour hat?) den Domingo (den ich in einen Staatsſecretair Perez verwandelte) als Jeſuiten auftreten. Alles murmelte ſich zu: Pater Frank! und dieſer Umſtand allein hätte dem Stücke, in einer Stadt wie Mannheim, den Hals brechen können, wenn ich nicht ebenſo viele Gründe dazu in ſeiner inneren Structur fände. Iffland ſoll den König geheult, Beck den Marquis aber gut, vorzüglich gut geſpielt haben. Die Königin habe niemand verſtanden, weil die Schauſpielerin leiſe und unvernehmlich ſprach. Domingo ſoll ein Hans-

wurſt geſpielt haben. Mit Beck war man, und auch Dalberg, Schwan und andere, ſehr zufrieden.

Lebe wohl, und gehe jetzt gleich zu Deiner Emma und küſſe ſie ſtatt meiner. Grüße mir Deine liebe Minna recht herzlich; ich wünſche ihr alles Gute zu ihrem Wochenbette. Grüße mir Dorchen und ſag' ihr, daß ſie mich auch nicht ganz vergeſſen ſoll.

Dein

S.

Dresden, 25. April 1788.

Dein Gedicht habe ich endlich geleſen. Ich wünſchte mir Dein Talent, um ein Gegenſtück zu machen. An Stoff ſollte mir's nicht fehlen. Einige Ausfälle wünſchte ich weg, die nur die plumpe Dogmatik, nicht das verfeinerte Chriſtenthum treffen. Sie tragen zum Werth des Gedichtes nichts bei, und geben ihm ein Anſehen von Bravour, deſſen Du nicht bedarfſt, um Deine Arbeiten zu würzen. Meine Lieblingsſtrophe iſt: „Unbewußt der Freuden" ꝛc. Nächſt dieſer die beiden von der Sonne und vom Bacchus. Manche Beiſpiele, beſonders in der Strophe: „Jener Lorbeer wand ſich einſt" ꝛc., ſcheinen mir keine begeiſternde Idee zu enthalten. Ueber die Wirkung der Mythologie auf Kunſt hätte ich mehr erwartet. Die Diction habe ich ſehr correct gefunden, und den Vers, da wo die Ideen den meiſten Gehalt haben, (wie ich ſchon mehrmals an Dir bemerkt habe) ſehr melodiſch. Die

gelehrten Namen ſtören zuweilen. Was hat Dir denn der ſchöne Name Hebe gethan? Der Pauſanias dabei hat mir Spaß gemacht. Im Ganzen habe ich Ideen zum Julian erkannt. Haſt Du etwa wieder daran gedacht? Ueber die Idee: „Da die Götter menſchlicher“ ꝛc. ließe ſich manches ſagen, was ich aber jetzt noch nicht durchgedacht habe. Es gäbe auch Stoff für die philoſophiſchen Briefe. Wegen Kants ſei außer Sorgen, ich hatte ja ſchon Gelegenheit ihn zu bringen, und bin ihr ausgewichen. Jetzt hängt es ganz von Dir ab, wohin Du den Dialog lenken willſt.

Huber hat Goethes Mutter kennen gelernt; ſie ſoll ſehr von Dir begeiſtert ſein. Dabei iſt ſie ſtolz auf ihren Sohn und ſteht gut mit ihm. Huber hat ſie intereſſant gefunden.

Lebe wohl. Alles grüßt.

K.

Dresden, 2. Mai 1788.

In Deinem Sommeraufenthalt wird Dir's an Vergnügen nicht fehlen. Iſt nicht auch ein Intereſſe des Herzens dabei? Ich bin neugierig, ob Deine Stimmung an dichteriſchen Arbeiten fruchtbar ſein wird.

Deinen Entſchluß wegen Götz billige ich gar ſehr. Schon ehemals habe ich Dir das nämliche vorgeſchlagen; Göſchen hat nur vor, wie Du weißt.

Dein Ruf nach Schweinfurt hat uns viel Spaß

gemacht. Ich wäre neugierig, wer ſich zu dieſer Negotiation hätte brauchen laſſen Iſt das Frauenzimmer etwa gar das Fräulein B., deren Eroberung Du vielleicht gemacht haſt, und die durch ihre Nürnberger Verwandte Dir dies Glück hat verſchaffen wollen?

Dalberg ſoll überhaupt, wie Huber ſchreibt, viel in Deinem Carlos geändert haben. Kann man ihm denn nicht den Kopf darüber waſchen?

Lebe wohl. Nächſtens mehr.

K.

Weimar, 7. Mai 1788.

Ich wollte die Gelegenheit mit Madame Duſcheck, die ſich einige Tage hier aufhielt, benutzen, Dir die Bibliothekbücher zu ſchicken; ſie hatte aber nicht Raum genug dafür im Wagen, darum bleiben ſie nun bis auf kommenden Montag liegen. — M. D. hat hier ziemliches Glück gemacht. Anfangs wollte es nicht gleich gehen, weil ihre Stimme theils von der Reiſe etwas gelitten hatte, theils auch, weil die hieſigen Ohren nun einmal nicht ganz unbefangen ſind. Unter anderen machte die regierende Herzogin die Bemerkung über ſie, daß ſie einer abgedankten Maitreſſe nicht unähnlich ſehe. Ich muß Dir ſelbſt geſtehen, daß mir die D. hier, wo ich ſie öfter ſah, viel weniger gefallen hat, als in Dresden: ſie hatte ſoviel (Frechheit möchte ich es nicht gern nennen), ſoviel Dreiſtigkeit, und in ihrem Aeußern, worin man ihr

vielleicht Unrecht thut, ſoviel Moquantes. Weil aber die Herzogin Amalie artig gegen ſie war, ſo kam ſie auf, und hatte in drei Concerten Gelegenheit, den erſten Eindruck zu verbeſſern und ihr ganzes Talent ſehen zu laſſen, daß man hernach allgemein davon erbaut wurde. Bei dieſer Gelegenheit hat die Herzogin Amalie, bei der ich ſchon lange wieder recht gut ſtehen mag, ohne eigentlich die Urſache dieſer Revolution zu wiſſen, die Artigkeit für mich gehabt, mich in der ganzen Stadt aufſuchen zu laſſen und nach Hof zu invitiren. Aber Wieland hätte bei dieſer Gelegenheit um ein Haar mit ihr Verdruß gehabt. Er war mit ſeinen gewöhnlichen Spielgeſellen juſt im l'Hombre begriffen, als ein ähnlicher Ruf an ihn erging. Um ſeine theuren Brüder aber nicht ſitzen zu laſſen, entſchuldigte er ſich; das verdroß denn die Herzogin ein wenig, und ſie gab mir einen ziemlich derben Auftrag an ihn, der Spaß ſein ſollte, aber es nicht war. Er ſei ein altväteriſcher platter Menſch, ein Philiſter; ein andermal, wenn er wieder was bei ihr hören wollte, würde ſie ihm die Thüre vor der Naſe zuſchlagen u. ſ. w., was ich buchſtäblich überliefern ſollte, aber es natürlich nicht that. So glimpflich ich es aber auch ausrichtete, ſo wäre ich doch beinahe mit ihm in's Handgemenge gekommen.

Der Aufenthalt der D. bei uns hat mich vier bis fünf Tage bei Soupers und Picknicks herumgezogen, welche nicht beſonders viel Intereſſe für mich hatten, mir aber Geld koſteten, wofür es doch in der That ſchade

iſt. Sie wird Dir vom hieſigen Hofe eine ziemlich gute, von den bürgerlichen Zirkeln hingegen nicht die glänzendſte Beſchreibung machen.

Das erſte kannſt Du Dir erklären; das zweite iſt inſofern wahr, daß ſich die Bürgerlichen an ein Weſen von dieſer Art nicht ſo recht anzuſchließen wiſſen, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob ihnen dieſes mehr Schande als Ehre macht.

Ich habe Euch bei dieſem ſchönen Frühlingswetter ſchon manchmal bedauert, daß Ihr es nicht recht benutzen könnt; mir hat es an Leib und Seele wohlgethan. Ich werde nun ſchwerlich noch über eine Woche hier verharren, doch kannſt Du bis auf weitere Verabredung Deine Briefe noch hierher adreſſiren.

Bertuch iſt vor einigen Stunden aus Leipzig wieder angekommen, und ich erwarte ihn alle Augenblicke bei mir. Du kannſt leicht denken, ob ich begierig ſein werde, den Ausgang der Götziſchen Angelegenheit von ihm zu erfahren. Ob er mir gar wohl Geld bringt? — Dann will ich ſeinen Pfad mit Roſen beſtreuen.

Ich habe nun zwanzig Stück Recenſenda aus Jena erhalten, worunter auch Goethes Egmont ſich befindet. Man war von meinen Recenſionen ſehr erbaut, ob man gleich die wenigſten wird brauchen können, weil die Schriften ſchon ein und ein halb Jahr alt, und viele darunter ſchon vergeſſen ſind. In dem Aprilſtück des Mercur iſt nichts von mir; ich habe nicht Zeit gehabt; aber ein Aufſatz über Polytheismus, von Herrn v. Knebel und Herder zu-

ſammengeſtoppelt, den meine Götter Griechenlands veranlaßt haben ſollen. Du wirſt ſelbſt ſehen, mit welchem Rechte dies geſagt werden kann. Das V. Heft der Thalia iſt heraus. Laß Dir's alſo in meinem Namen von Göſchen ſchicken, oder ſoll ich es beſorgen?

E.

Dresden, 14. Mai 1788.

Deinen Geiſterſeher habe ich geleſen. Die Epiſode hat mir ſehr gefallen. Der Styl iſt nicht ſo kräftig, als im erſten Stück. Man ſieht manchmal, daß Du nicht con amore gearbeitet haſt; beſonders hätte ich die Erklärung der erſten Erſcheinung weniger ausführlich gewünſcht. Du ſcheinſt die Geſchichte geſchloſſen zu haben. Wenigſtens macht ſie nun als Fragment ein Ganzes, wenn ſie gleich die Forderungen der Leſer nicht befriedigt, die den weiteren Verlauf gern wiſſen möchten. Wollteſt Du ſie fortſetzen, ſo haſt Du Dir durch die Scharfſichtigkeit des Prinzen ein ſchweres Spiel gemacht. Es bleibt immer ein intereſſantes Product. — Alſo biſt Du nun wirkliches Mitglied von dem Autorentribunale? Laß mich doch wiſſen, welche Recenſionen von Dir ſind. Auf Dein Urtheil über Egmont bin ich begierig; ich habe mit Huber einen Streit darüber: er findet vieles matt und kalt. Mir ſcheint es aber gerade ein Vorzug des Stückes zu ſein, daß die Hauptcharaktere nicht durch conventionellen Heroismus, ſondern durch Menſchlichkeit intereſſiren,

und daß das Begeiſternde in dieſer Menſchlichkeit mit größter Wahrheit dargeſtellt iſt. Man wird nicht durch Ideale emporgehoben, ſondern durch die Lebhaftigkeit der Täuſchung ergriffen, die uns gleichſam bekannte Geſtalten vor die Augen ſtellt. — Erkläre mir doch nunmehr, warum Deine Sachen nicht in der Literaturzeitung angezeigt ſind. Du haſt ja wohl nun ein Recht danach zu fragen.

Die Duſcheck habe ich bei ihrer Durchreiſe nicht geſehen. Was die regierende Herzogin von ihr geſagt hat, iſt wohl ſo unrichtig nicht. Mich hat ſie nie eigentlich recht intereſſiren können. Selbſt als Künſtlerin iſt mir ihr Ausdruck zu ſehr Caricatur. Anmuth iſt meines Erachtens das erſte Verdienſt des Geſanges, und dies fehlt ihr, wie mir ſcheint. Wenigſtens ſteht ſie darin jeder guten Italienerin weit nach. Mir iſt bei einer Sängerin Kälte mit Feinheit lieber, als Leidenſchaft ohne Grazie.

Huber trifft den jüngeren Forſter und Heinſe in Mainz. Er kann ſich noch nicht in ſeine Lage finden.

Lebe wohl. Die gewöhnlichen Grüße.

L.

Weimar, 17. Mai 1788.

Der Canonicus Gleim aus Halberſtadt iſt ſeit etlichen Tagen hier; das macht denn, daß ich mich wieder ſehr in Geſellſchaft herumtreibe. Er wohnt bei Herder, und jetzt

iſt faſt kein Tag, wo wir nicht irgendwohin gebeten werden. Ich weiß eigentlich nicht, in welcher Achtung G. bei Dir ſteht, als Schriftſteller nämlich. Er iſt aber merkwürdig durch eine Thätigkeit und Munterkeit des Geiſtes, die in ſeinem Alter, da er gegen die Siebzig anrückt, außerordentlich iſt. Höchſtens würdeſt Du ihn für einen Funfziger, und kaum für das halten. Von allen unſeren berühmten Männern aus ſeiner Claſſe mag er den wohlwollendſten Charakter haben, und der wirkſamſten Freundſchaft fähig ſein — verſteht ſich, wie man Freundſchaft für Viele empfinden kann; denn eines engen ausſchließenden Verhältniſſes iſt er wohl nie fähig geweſen, kann es auch ſeiner Laune und ſeinem Temperamente nach nicht wohl ſein. Seine Schriften malen ihn ganz. Eben dieſe genaue Uebereinſtimmung des Mannes mit jenen iſt es, was mir ſeine Bekanntſchaft ſo angenehm machte. Alles was er ſchreibt iſt, wie er mir auch ſelbſt geſtand, nur der Ausfluß des Augenblicks geweſen. Was mehr als eine oder zwei Stunden ihn anhaltend beſchäftigen müßte, iſt nicht für ihn. Einer weitläuftigen Compoſition hält er ſich durchaus nicht fähig; auch halten ihn ſeine Amtsgeſchäfte davon ab, denn, was ich gar nicht erwartet hatte, er hat als Canonicus viel Arbeit, und vorzüglich Rechnungen. Am meiſten aber beſchäftigen ihn kleine Dienſte für die zahlreiche Familie ſeiner Freunde und Bekannten, für die er, wie geſagt, ſehr thätig ſein kann. Er und der Geheime Rath Schmidt (Geheimer Rath ſeit vier Wochen) waren vor

dreißig und sechsunddreißig Jahren sehr intime Freunde und gehörten zu der Kameradschaft, bei welcher Klopstock, Jacobi und die Uebrigen waren. Ich höre nun mit Vergnügen diese alten Kerle von jenen Zeiten sich unterhalten, und ihr burschikoses Leben sich mit Wärme zurückrufen. Gestern waren wir bei Bertuch. Stelle Dir vor und erstaune mit mir — Herder war auch da, H., der, wie Du weißt, sonst vor ihm ausgespieen hat; alsdann Bode, Voigt, Wieland, Schmidt, Knebel, Krause und ich. Dieselbe Gesellschaft ist heute Abend bei Wieland. Gestern sind sich Bode und Wieland wegen Klopstocks beinahe in die Haare gekommen; aber das Recht war offenbar auf Wielands Seite, weil er äußerst billig und achtungsvoll von Klopstock sprach. Bode aber übertreibt seinen Werth auf's Gröbste, und macht ihn zu einem ebenso großen Menschen als Dichter, welches er durch Handlungen beweist, von denen es mir leid thäte, wenn Du und ich, und Leute, die noch etwas weniger sind als wir, sie nicht ohne Anstrengung im äußerst gewöhnlichen Lauf des Lebens ausüben könnten.

Ich habe mich mit Herder über historische Schriftstellerei, Magnetismus und verborgene physische Kräfte unterhalten. Er ist sehr für die letzteren, und besonders für eine Art von Emanation des Fluidi nervei, oder was es sonst ist, aus einem Körper in den anderen, woraus er die Sympathien und Antipathien, den Zusammenhang der Mutter mit dem Kinde u. s. w. erklärt. So sagt er von sich, daß ihm das erste Zusammenkommen

mit einem fremden Menſchen ein dunkles phyſiſches Gefühl erwecke, ob dieſer Menſch für ihn tauge oder nicht. H. neigt ſich äußerſt zum Materialismus, wo er nicht ſchon von ganzem Herzen daran hängt. — Sein letzter Theil der Ideen wird, wie er mir ſagt, nicht herauskommen. Fertig iſt er längſt. Warum er damit zurückhält, mocht' ich ihn nicht fragen, weil es wahrſcheinlich ſeine verdrießlichen Urſachen hat. Vielleicht kann ich ihn in Manuſcript von ihm erhalten, und dann ſollſt Du auch dabei zu Gaſte ſein. Ich bin willens, Herdern dieſen Sommer, ſo zu ſagen, zu verzehren.

Goethes fünften Theil habe ich vor einer Stunde unter anderen Recenſendis aus Jena erhalten. Ich freue mich auf die Recenſion des Egmont; jetzt habe ich nur einen Blick hineinwerfen können und ſchon viel Vortreffliches entdeckt. Göſchen giebt auch, wie Du wiſſen wirſt, ein periodiſches kritiſches Werk heraus, an dem ich auch Antheil nehmen werde, weil ich darin an kein Buch und auch an keinen Raum gebunden bin. In der jenaſchen Zeitung ſtehen bis jetzt nur vier Recenſionen von mir, weil ich ſie erſt vor vier Wochen eingeſchickt habe. Ich halte mir die Zeitung jetzt ſelbſt, weil ich auf dem Lande leicht außer Connexion mit der Literatur kommen könnte.

Hier macht die Thalia wieder ſchrecklich viel Aufſehen; ſie circulirt durch alle Häuſer, und mir werden erſtaunlich ſchöne Sachen darüber geſagt. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß ich mir dieſen Geſchmack des Publicums zu Nutzen machen und ſoviel Geld davon ziehen werde,

als nur immer möglich ist. Indessen wirst Du finden, daß diese Fortsetzung des Geistersehers mehr Kopf gekostet hat, als der Anfang, weil es nichts Kleines war, in eine planlose Sache Plan zu bringen, und so viele zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen. Ich bin auf Deine Meinung begierig. Mein Plan auf Götz ist mir fehlgeschlagen, wenigstens für jetzt: aber endlich muß er doch einmal herausrücken.

Dies ist wahrscheinlich mein letzter Brief aus Weimar. Sobald sich das Wetter ändert, fliege ich auf's Land. Wie sieht's bei Dir? Ich erwarte mit der heutigen Post Nachricht. Adieu. Grüße mir alle recht herzlich.

E.

Volkstädt bei Rudelstadt, 26. Mai 1788.

Seit acht Tagen bin ich nun hier in einer sehr angenehmen Gegend, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, und in einer sehr bequemen heitern und reinlichen Wohnung. Das Glück hat es gefügt, daß ich ein neues Haus, das besser, als auf dem Lande sonst geschieht, gebaut ist, finden mußte. Es gehört einem wohlhabenden Manne, dem Cantor des Orts. Das Dorf liegt in einem schmalen aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsen ge-

pflanzt iſt, ſehr vortheilhaft angekündigt wird, und zu der mich ein ſehr angenehmer Fußpfad, längs des Fluſſes, an Gärten und Kornfeldern vorüberführt. In dem Dorfe ſelbſt iſt die Porzellanfabrik, die Du vielleicht kennſt. Ich habe zwei kleine Stunden nach Saalfeld, ebenſo weit nach dem Schloſſe Schwarzburg und zu verſchiedenen zerſtörten Schlöſſern, die ich alle mit einander nach und nach beſuchen will. — In der Stadt ſelbſt habe ich an der Lengefeldſchen und Beulwitzſchen Familie eine ſehr angenehme Bekanntſchaft, und bis jetzt noch die einzige, wie ſie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine ſehr nahe Anhänglichkeit an dieſes Haus, und eine ausſchließende an irgend eine einzelne Perſon aus demſelben, ſehr ernſtlich zu vermeiden ſuchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir ſelbſt ganz hätte überlaſſen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der ſchlimmſte Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geſchäfte gebracht habe, durch eine ſolche Diſtraction wieder über den Haufen werfen wollte.

Ich habe vieles zum Leſen mit hierhergebracht. Es kommt nun darauf an, was zu Ausgang meines Termins wird geſchehen ſein. Täglich ſtoße ich noch auf meinen Mangel an Lectüre, und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde erſetzen können. Daran hindert mich wie immer das leidige Bedürfniß, daß ich viel ſchreiben muß, und der unglückliche Umſtand, daß ich langſam arbeite. Nach der gewiſſenhafteſten Zeit-

berechnung, wie sie sich nämlich bei solchen willkürlichen Fällen anstellen läßt, bleiben mir des Tages höchstens drei Stunden zur Lectüre — und wie wenig ist das bei einer solchen Anzahl nur der unentbehrlichsten Schriften, die ich nachholen muß.

Die Arbeiten, mit denen ich diesen Sommer gern zu Stande kommen möchte, sind der Geisterseher, der leicht auf fünfundzwanzig bis dreißig Bogen anlaufen dürfte, der zweite Theil meiner niederländischen Rebellion und der Rest des ersten, ein Theaterstück (noch steht es dahin, ob dieses der Menschenfeind oder ein anderes sein werde, das ich, wie der Schwabe sagt, an der Kunkel habe) und hier und da ein Aufsatz in den Mercur. Aus dem bisherigen Lauf meiner Schreibereien zu schließen, dürfte dieses Unternehmen wohl fast übertrieben sein. Indessen wollen wir sehen. Geschieht auch nicht alles, so ist doch immer das gewonnen, was geschieht. Ganz bin ich hier doch noch nicht zu Hause; auch meine Arbeiten strömen noch nicht. Bin ich aber einmal darin, so weiß ich aus der Erfahrung, daß es rasch geht; und weil alsdann die Unregelmäßigkeiten und Zerstreuungen wegfallen, die den Lauf meines Fleißes in der Stadt gehemmt haben, so gelingt es mir vielleicht, alsdann desto länger in dieser Thätigkeit zu verharren.

G.

Dresden, 27. Mai 1788.

Gleim kenne ich perſönlich von Lauchſtädt her. Vielleicht erinnert er ſich auch meiner. Während meiner Reiſe hat er einmal an mich geſchrieben. Damals kam er mir vor wie ein gutmüthiger geſprächiger Alter, dem ſich großentheils ganz gut zuhören ließ. Seine Wärme für andere Schriftſteller machte mir ihn ſogar intereſſant; er ſchien wenig Eitelkeit und Anſprüche zu haben. Von ſeinem dichteriſchen Talent habe ich freilich keine ſehr hohe Idee. Doch ſind gewiß ſeine Kriegslieder und einige ſeiner Fabeln nicht ohne Gehalt. Auch im Halladat ſind gute Stellen.

Göſchen iſt jetzt hier, und ich habe mit ihm Projecte gemacht; es iſt ihm bange, daß Archenholz die Literatur und Völkerkunde vernachläſſigt oder gar aufgiebt, worauf Göſchen doch bei ſeiner Heirath gerechnet, weil ſie ihm hübſch Geld einbringt. Auf dieſen Fall trug er mir dies Journal an. Ich dachte über Journalweſen nach und entwarf beiliegenden Plan; die Ausführung deſſelben iſt vielleicht die einzige Art, wie ich zu einer ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit gelangen kann. Dieſe Arbeit hat etwas Begeiſterndes und dabei weniger Schwierigkeit für mich, als ganze Kunſtwerke, oder wiſſenſchaftliche Aufſätze. Ich werde dabei nicht durch das Bewußtſein verfolgt, daß ich mein Ideal nicht erreicht, daß ich meinen Gegenſtand nicht erſchöpft habe. Solche Fragmente haben immer ihren Werth, wenn ſie nur einige intereſſante Ideen

enthalten. Nur wird mir die Zeit lang, bis mir Archenholz Platz macht. Wie wäre es denn mit Deiner Thalia? Göschen sagt mir, daß er die Kosten herausbabe, und daß das Journal nothwendig besser gehen würde, wenn es regelmäßig erschiene. Sechs Bogen monatlich würden ihm sehr willkommen sein für das bisherige Honorarium. Nun fragt sich's, ob Du Dir getrauſt, diese regelmäßig zu liefern. Wäre das nicht, so habe ich Dir einen Vorschlag zu thun. Wir theilen uns in das Journal zur Hälfte. Jeder von uns hat das Recht, drei Bogen monatlich einzurücken; doch bleibſt Du der Herausgeber wie bisher. Es verſteht ſich, daß dies nicht pünktlich zu nehmen iſt. Was Einer in dem einen Stücke mehr liefert, um seine Arbeit nicht zu trennen, geht dem Anderen im nächſten zu Gute. Liefert Einer weniger, so muß er es dem Anderen vier Wochen vorher sagen. Was Huber einſchickt, laſſ' ich mir abrechnen, der ohnedem jetzt nicht viel Zeit haben wird. Auf dieſe Art hat jeder von uns beiden eine Einnahme von dreißundertundſechzig Thalern, die ſich natürlicherweiſe erhöhen muß, ſo wie das Journal ſich beſſer verkauft. Bleiben wir unſerem Plane getreu, ſo muß es bald das erſte Journal in Deutſchland werden. Es wird nicht an Beiträgen fehlen, die uns eingeſendet werden, und was wir alsdann nicht für gut genug hielten, würde ich künftig für die Literatur und Völkerkunde beſtimmen, wenn ich ſie bekäme. Dieſe würde mercantiliſch behandelt, unſere beſte Waare aber ſparten wir für die Thalia auf. Schreib' mir bald über dieſe Idee;

ich fange ſchon an Materialien zuſammenzutragen. Dir muß es leicht ſein, nach dieſem Plane zu arbeiten. Nur müſſen wir Abrede nehmen, daß wir uns nicht begegnen. Lebe wohl.

K.

Volkſtädt, 3. Juni 1788.

Ich beſinne mich, daß ich Dir lange nicht geſchrieben habe, und ich wünſche nicht, daß Du mir Unrecht thätest. Ein Paar Worte alſo, ſo heillos mein Kopf beſchaffen iſt. Das Vergnügen des Landlebens iſt mir durch einen heftigen Katarrh verbittert worden, der mich wenige Tage nach meinem Hierſein befiel, und der eben jetzt epidemiſch hier graſſirt. Freilich mag ich mir ihn zum Theil auch durch meine nächtliche Retraite aus der Stadt zugezogen haben, wo ich mich vielleicht erkältete — aber woher ich ihn auch haben mag, er hat mich ſchändlich zugerichtet, und mein Kopf will mir faſt zerſpringen. Du kannſt leicht denken, daß der Zeitverluſt, den ich dadurch erleide, und der Verdruß, meine ſchönen Erwartungen von dieſer ländlichen Exiſtenz gleich am Anfang ſo aufgehalten zu ſehen, mir dieſes Uebel nicht erträglicher macht.

Was macht Deine Geſundheit? Was macht Deine Minna und die Kleine? und wie iſt Dorchen? Schreibe mir auch was von Huber; iſt er zufrieden? Beck ſchrieb mir, daß er einen Brief von ihm erhalten habe. Ich habe

noch die erste Zeile von ihm zu lesen. Es ist doch nicht gut.

Lebe wohl und grüße alles von mir. Ist die Becker bei Euch? Seid Ihr auf dem Weinberg?

Adieu.

E.

Loschwitz, 3. Juni 1788.

Dein Aufenthalt auf dem Lande ist sehr nach meinem Sinne. Freilich ist's für Deine Arbeiten besser, wenn Du eine ausschließende Anhänglichkeit an irgend ein Wesen in der Nähe vermeiden kannst. — Bist Du nicht zu ängstlich in Ansehung Deiner Lectüre? Ich kenne das Gefühl, wenn man sich unter Menschen und Büchern herumtreibt, wo man alle Augenblicke Spuren einer Belesenheit findet, durch die man beschämt wird. Aber es fragt sich, ob eine solche Belesenheit für den wahren Gehalt des Schriftstellers so sehr wuchert. In Deinem Falle würde ich stolz auf eine gewisse Fremdheit in einigen Fächern sein. Vielleicht ist eben dadurch Deine Phantasie reger und lebendiger geworden, daß Du früher aus Dir selbst geschöpft und nicht bloß fremde Arbeit benutzt hast. Ich habe mehr gelesen, als Du; aber vielleicht hätte ich mehr Talent zu eigener Schöpfung, wenn meine Kräfte bei dem trägen Genuß fremder Geistesproducte nicht erschlafft wären. Ich komme immer darauf zurück, daß Du nicht berufen bist, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu

ſein. Alſo würdeſt Du Unrecht thun, wenn Du ſolche Stunden, die Du zu eigenen Producten oder zur Erhöhung Deiner Kunſtfertigkeit gebrauchen könnteſt, zur Erwerbung von Kenntniſſen, die Du entbehren kannſt, verſchwendeteſt. Was Du allenfalls zur Vollendung Deiner perſönlichen Ausbildung noch zu leſen brauchſt, iſt gewiß wenig, und dazu ſind die Stunden der Erholung hinreichend.

K.

Dresden, 4. Juni 1788.

Wie ich von Huber höre, biſt Du ſehr in die Niederlande vertieft. Es freut mich weniger, als wenn Du den Menſchenfeind fortſetzteſt oder den Geiſterſeher. Ich kann nicht leugnen, daß ich einmal wieder ſehr mit der Geſchichte im Streite bin. Vergleichung einiger Mémoires über die Fronde, die ich jetzt geleſen habe, hat mir die Undankbarkeit des Geſchäfts, Gewißheit zu ſuchen, wo es an Datis fehlt, wieder ſehr einleuchtend gemacht. Wie viel Vortheile hat nicht der Romanſchreiber vor dem Hiſtoriker voraus! Was entſchädigt letzteren für die Opfer, die er der Wahrheit zu bringen glaubt? Ich habe den Gil Blas kürzlich geleſen; was für ein Reichthum von unterhaltenden Gemälden aus der wirklichen Welt. Mehr Geiſt in den Details, mehr Eigenthümliches in den einzelnen Charakteren, mehr Kraft in Schilderung der Situationen, und eine ſolche Gallerie iſt

ein Kunſtwerk von größerem Gehalt, als die meiſterhafteſte Geſchichte. Der Vorzug der Wahrheit iſt Täuſchung. Wird nicht jede Geſchichte durch lebhafte Darſtellung zum Roman? Doch genug — mein Eifer mag Dir bei Deiner jetzigen Arbeit eben nicht erbaulich ſein. Ich kann auch mit einer Geſchichte dienen, aber auch nicht der erbaulichſten. Göſchen hat ſich mit Jettchen Heuer verſprochen. Bei einer Durchreiſe durch Wittenberg, wo ſie war, hat er ſie wiedergeſehen und ſich in ſie verliebt, hat Becker einen delicaten Brief über Sophie, voll ſchöner Sentenzen über den Kampf zwiſchen Redlichkeit und Leidenſchaft geſchrieben. Becker hat ihm geantwortet, wie ſich's erwarten ließ; hat ihm geſagt, daß er niemals für Sophie auf ihn gerechnet hätte. Mein Beutel befindet ſich gut dabei, denn Göſchen bekommt ſiebentauſend Thaler in die Handlung, kann mich alſo eher bezahlen. Hartwig wird zu Oſtern heirathen. Lebe wohl für heute. Nächſtens mehr.

K.

Volkſtädt, 12. Juni 1788.

Deine Reiſe nach dem Carlsbad finde ich ſehr vernünftig, aber die Gründe, die Dich dazu nöthigen, beunruhigen mich. Daß Du bei Deinem Temperament, Deiner Conſtitution und Deiner Leichtigkeit zu exiſtiren, zähes Blut machen ſollſt und an Verſtopfungen der Leber laboriren, will mir nicht in den Kopf; auf jeden Fall re-

nigſtens mußt Du Dich ja gleich von den erſten Anfängen warnen laſſen, das Uebel nicht zu vernachläſſigen. So wie ich Deine körperliche Conſtitution beurtheile, ſo haſt Du eine etwas weiche, reizbare, und darum immer etwas ſchwächliche Nervenkraft, die bei Dir, wie ich aus Erfahrungen weiß, bei dem kleinſten Reize, der entweder aus dem Gemüth oder aus phyſiſchen Unordnungen kommt, ſogleich aufgeregt wird. Dir iſt alſo Stärkung der feſten Theile nöthig; aber ſie muß durch eine gelinde auflöſende Methode allmählig vorbereitet und unterſtützt werden, weil hier ſchon Verſchleimungen entſtanden ſind, und alſo eine zu ſchnelle Stärkung und Conſtriction der Canäle dieſe nur einſperren würde. Ich habe zu wenig Kenntniß der ſpecifiſchen Kräfte des Carlsbads, um es auf Dich anwenden zu können; aber bloß im Allgemeinen betrachtet, muß es Dir zuträglich ſein. Ich wollte, daß Du mehr Vegetabilien in Deine Diät miſchteſt und über Tiſche immer ein oder zwei Gläſer Wein tränkeſt, um Deine Circulation friſcher und leichter zu machen. Hier ein Pröbchen Medicin. Verzeih' mir's. Ich will wahrlich nicht an Dir pfuſchen; aber ich glaubte, daß meine Bekanntſchaft mit Dir überhaupt mir einige Aufſchlüſſe über Deine Animalität könnte gegeben haben, die einem landfremden Practicus nicht ſo leicht zu Geſichte liegen.

Aus Weimar, ſoviel ich weiß, wird niemand in's Bad gehen, der Dich intereſſiren könnte. Ein Herr Geh. Regierungsrath von Sch.... mit ſeiner Frau hat ſich's

vorgenommen; er selbst ist ein armer verrufener Sünder, dessen erster Début Dir alle meine Vorerinnerungen ersparen wird, aber seine Frau dürfte Dich doch interessiren. Ein feines, schlaues, einschmeichelndes Geschöpfchen, nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Espèce von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe; dabei Kokette und sehr begehrlich obendrein; kurz ein sinnlich spirituelles Wesen, das einem, im Bade besonders, nicht Langeweile machen muß. Zugleich hat sie eine gewisse Delicatesse und Feinheit des Umgangs, die gefällt, und die noch mehr gefallen würde, wenn man ihr nicht das ängstliche Bestreben abmerkte, zu gefallen, das sie ihrerseits durch ein Räucherwerk von Schmeicheleien zu erhalten sucht. Ihr Mann ist der Frau v. St... und der J.... Bruder, und sie ist eine Niece der Gräfin B..... Sprichst Du sie, so sage ihr, daß Du mich kennst. Möglich ist's übrigens doch, daß noch jemand sich entschließt, die Partie mitzumachen. Sogar Charlotte hatte den Einfall, dies Jahr in's Carlsbad zu gehen, aber es hat keinen Anschein mehr, daß sie ihn ausführen wird. Ja so! Fast hätte ich das Schönste vergessen: — Mlle. Schröder wird hinkommen. Gesagt ist es wenigstens worden; denn ich weiß, daß ich mich gewundert habe, wovon sie die Dépense macht; und eben fällt mir's ein, ich hab's von S.: also dürfte wohl ein bischen Médisance mit unterlaufen. Aber um Dir eine so gar interessante Nachricht mit Gewißheit zu geben, will ich morgen an sie schreiben. — Daß Herder nach Italien geht, wirst Du aus der Zei-

tung wiſſen; es iſt keine bloße Zeitungsnachricht — Charlotte ſchreibt mir's als gewiß. Goethe wird auf den 20. d. erwartet. Man iſt ſehr begierig, ob er bleiben wird. Der Hofrath Voigt iſt jetzt in die Kammer verſetzt und Schmidt dabei Präſident geworden.

Schade, daß Deine carlsbader Reiſe nicht um ein Jahr ſpäter fällt. Wie ſchön wär's, wenn ich Euch da überraſchen könnte; aber ſo gut wird mir's dies Jahr nicht. Ich ſchmachte nach dem Augenblicke, wo ich anfangen kann Schulden zu bezahlen, und dieſes will erſchrieben ſein. Gottlob, ich habe Muth, und das wird mir denn auch Succeß verleihen. Jetzt dank' ich dem guten Zufall, der mir den Geiſterſeher zuführte. Lache mich aus, ſoviel Du willſt: ich arbeite ihn in's Weite, und unter dreißig Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weiſen ſo in den Wind ſchlüge. Göſchen kann mir ihn gut bezahlen. Den Menſchenfeind hab' ich auch wieder in den Vordergrund gerückt, und hoffe ihn auf den October geendigt zu haben. Ich will mich nicht mehr ſo ſehr um Details bekümmern. Endlich kommt doch wohl eine Zeit, wo ich etwas ganz ohne Nebenrückſicht ſchreiben kann; für die nächſten Jahre genug, wenn ich nur nicht zurückgehe bei dem Publicum. Aber vorwärts muß es ja immer. — Im 10. Juni der allgemeinen Literaturzeitung wirſt Du eine Recenſion des Carlos finden. Hufeland ſagte mir, daß drei Recenſenten den Carlos ausgeſchlagen hätten. Dieſe Recenſion — ſie nimmt das ganze Zeitungs-

blatt ein, und iſt noch nicht geendigt — verräth einen jungen Mann von vielem Feuer. Ich kann ſie jetzt noch nicht ganz ſchätzen, weil die Fortſetzung noch zurück iſt. Du willſt wiſſen, was ich recenſirt habe; diesmal lauter Unbedeutendes — im Monat April und Mai: 1) Friedrich der Große. Ein Gemälde. S. 212. — 2) Dyanaſore, oder die Wandrer. S. 204. 205. — 3) Encyklopädie von Hoff. S. 219. — 4) Beiträge von Eckartshauſen. S. 216. — 5) Hiſtoriſche Nachrichten und Lebensjahre Friedrichs II. von Herzberg (in den literariſchen Nachrichten vom Mai. S. 277.).

In der Pandora, die nun bald herauskommt, findeſt Du auch ein Gedicht von mir: Die berühmte Frau.

Dein Urtheil über die Götter Griechenlands muß ich noch nachholen. Was Du von geſuchten Namen ſagſt, dürfte mich nicht treffen. Ich mußte ja, um keinen Miſchmaſch zu liefern, alle römiſche Benennungen vermeiden, weil ich nur von Griechenland rede: ſo ſtatt Ceres Demeter, ſtatt Aurora Hemera, ſtatt Proſerpina Perſephone, ſtatt Luna Selene, ſtatt Apollo Helios. Nicht zu rechnen, daß ich gern die gewöhnlichen Namen vermied, die mich durch ihre Trivialität anekeln. Mit Ganymeda allein habe ich mir etwas herausgenommen, weil das Wort ungemein ſchön fließt und ich vier Sylben brauchte, ein Epithet aber nicht gern mochte. Die Note aus Pauſanias iſt ohne mein Angeben von Wieland beigeſetzt worden. Mir gefällt dies Gedicht ſehr, weil eine gemäßigte Begeiſterung darin athmet, und eine edle Anmuth

mit einer Farbe von Wehmuth untermiſcht — und juſt dieſe ſcheint flacher auf Dich gewirkt zu haben. Meine liebſten Stellen ſind die Strophen: 1, 2, 3, 6, 11, 14, 16, 17, 19, 20, und zwar weniger der Gedanken wegen, als wegen des Geiſtes, der ſie eingab und der, wie ich glaube, darin athmet.

Was Du über die Fortſetzung des Geiſterſehers ſagſt, mag wohl wahr ſein. Die Auflöſung durch den Sicilianer iſt allerdings gezogen, aber in ſolchen Fällen kann man kaum zu deutlich ſein; und was für Urſachen ſollte ich gehabt haben, gerade hier den beſten Leſer im Auge zu haben, und mich um einen Bogen Honorarium zu bringen?

Der zweite Artikel Deines Briefes — das projectirte Journal, verdient eine eigene Beleuchtung. Kann ich heute noch dazu kommen, ſo ſchreib' ich Dir darüber und lege es bei. Jetzt lebe wohl, und gieb mir bald gute Nachrichten von Dir und den Anderen. Ich bin von meinem Katarrh wieder geneſen und befinde mich gar wohl hier. Lebe wohl.

S.

Schreibe mir recht bald und ausführlich. Ich lege noch ein Poſtſcript bei. Das Hutfutteral ſoll nicht vergeſſen werden.

P. S. Für die Grundlage eines Journals, das man in viele Hände bringen will, iſt Dein Plan offenbar zu ernſthaft, zu ſolid — wie ſoll ich ſagen? zu edel.

Betrachte alle Journale, die Glück gemacht haben, und ſieh nach, wodurch ſie's gemacht haben. Unſere philoſophiſchen Briefe in der Thalia ſind ein Beiſpiel eines, nach Deinem Plane äußerſt zweckmäßigen und ſchönen Productes — — wie viele Leſer haben ſie gefunden? Gingen wir alſo von Deiner Idee aus, ſo müßten wir es uns ja nicht anmerken laſſen. Caglioſtros und Starks, Flamels Geiſterſeher, geheime Chroniken, Reiſeberichte, allenfalls pikante Erzählungen, flüchtige Wanderungen durch die jetzige politiſche und in die alte Geſchichtswelt — das ſind Objecte für Journale. Vor allen Dingen müßten wir es uns zum Geſetz machen, unſeren Stoff entweder aus dem Moment, d. h. aus dem Neueſten zu wählen, was bei der Leſewelt eben im Umlauf iſt, oder aus den entlegenſten Feldern, wo wir durch das Bizarre und Fremde Eingang finden würden. Ich ſage dieſes gar nicht, um Deine Idee wegzuraiſonniren; nur müſſen wir das Glück, wenigſtens das erſte Glück des Journals, nicht von ihr erwarten. Hat dieſes einmal Beſitz von der Leſewelt genommen, ſo kann Deine Idee ihm die Dauer vielleicht ſichern. Intereſſante — leicht und elegant behandelte Situationen, Charaktere u. ſ. w. aus der Geſchichte, erdichtete moraliſche Erzählungen, Sittengemälde, dramatiſche Vorſtellungen, allenfalls populäre und dabei gefällige Ausführungen philoſophiſcher, vorzüglich moraliſcher Materien, Kunſtkritiken, ſatyriſche Schilderungen, Meißneriſche Dia-

loge und dergl. müßten unſer Debut ſein. Vor allem Anderen aber muß:

1) der Buchhändler das Seinige thun, um dem Journal Ausbreitung zu geben;

2) muß es raſch und präciſe aufeinanderfolgen,

3) im Preiſe nicht zu hoch ſein, und

4) womöglich ſich durch intereſſante Namen empfehlen.

Mein Name gilt freilich, aber doch nicht gerade bei allen Claſſen, um deren Geld es uns zu thun iſt; bei denen muß man z. B. einen Garve, Engel, Gotter oder einen Bieſter und ſeines Gelichters (ich meine nicht die Menſchen ſelbſt, ſondern ihre Arten) affichiren. Vielleicht, daß es mir gelingt, Herder, wenn er aus Italien zurück iſt, durch große Preiſe zu locken; vielleicht komme ich mit Goethe in Verbindung: von Gotter dächte ich auch Beiträge zu erhalten. Meine Hauptidee iſt, wirklichen Gehalt der Autoren und Sachen womöglich zur Lockſpeiſe zu machen, dieſe aber in Modenſtoff arbeiten zu laſſen.

Die Hauptfrage wird nun dieſe ſein.

Göſchens Vortheil und Wunſch iſt es, ein gangbares, jeden Monat rentirendes und accurat erſcheinendes Journal zu verlegen; der unſrige iſt, den meiſten Antheil daran zu haben und es gut bezahlt zu bekommen.

Ein ganz neues hat zu dieſem Zweck einen weit ſchwereren Weg. Das Archenholzſche iſt im Gange, aber die Zeit, wo er es aufgiebt, iſt unbeſtimmt, und — aufrichtig zu reden — ich möchte ihm nicht gern ſuccediren;

die Thalia, ſagſt Du, bezahlt die Unkoſten. Gut. Innerhalb fünf Monaten erſcheinen wenigſtens noch drei Hefte, wo in jedem drei bis vier Bogen Geiſterſeher ſind, auch in einem — Scenen aus einem Schauſpiel. Dies muß nun entſcheiden, ob die verlangte Wirkung nicht von der Thalia zu hoffen iſt. Fängt dieſe an, ſich beſſer zu vergreifen, ſo drücke ich nach, was ich nur kann, und kündige dann mit dem letzten Decemberſtück einen regulären Fortlauf und den erweiterten Plan des Journals mit den berühmten Namen ſeiner neuen Mitarbeiter an. Zugleich laſſe ich die erſten fünf bis ſechs Lieferungen den neuen Titel, den wir zweckmäßiger finden werden, neben dem alten mit fortgehen, daß man ſich daran gewöhnt, beide für ein Buch zu halten — und alsdann erſt nehme ich ihm förmlich ſeinen vorigen Namen und gebe ſo viele Abdrücke von dem neuen Titel, als von dem ganzen Journalhefte heraus ſind, daß derjenige, der Ordnung liebt, am Ende nur Ein Journal hat. In dieſes Journal nun kannſt Du geben, was Du willſt, und wie Du mit Göſchen übereinkommſt. Ich verpflichte mich, etwas in jedes Heft zu geben, und im Ganzen wenigſtens fünfundzwanzig Bogen des Jahres; aber er muß mir drei Louisd'or für den Bogen bezahlen (die ich an Originalarbeiten — im Drama, Gedicht und in Erzählungen — liefere). Ich glaube, daß ich das mit Recht fordern kann, weil dieſerlei Aufſätze mir erſtlich mehr als einem anderen die ſeinigen koſten, weil ich die Momente dazu abwarten muß; weil ſie auf ſeiner Seite dem

Debit des Journals gewiß nützen, und — weil mir ein anderer das angeboten hat. Was ich sonst gebe, bezahlt er mir wie sonst. Dafür nun gebe ich dem Journal, wie gesagt, wenigstens fünfundzwanzig Bogen Originalarbeit; ich gebe ihm, wenn man das wünscht, meinen Namen, treibe berühmte Mitarbeiter zusammen. (versteht sich keine solche Anzahl, die merklich in's Geld greift) und kurz, thue alles, was der Verleger zur Aufnahme des Journals durch mich erhalten kann. Dir bleibt dann der größere Theil der Aufsätze, für deren Herbeischaffung ich Dich und Deinen Genius sorgen lasse. Nur, Herr Ober-Consistorialrath, mit dem Publicum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschpferde von Journalisten zukommt, und wie ich es meinerseits gewiß auch thun werde, bei der Stange geblieben, und nicht gleich bei der ersten Station niedergefallen. Wenn Du Dich nicht während der sechs nächsten Monate lieber auf's künftige Jahr füttern willst, so kannst Du mir gleich jetzt Aufsätze in die Thalia geben, die Dir Göschen wie mir bezahlen soll. Den Mercur werde ich nie ganz aufgeben; ich weiß warum.

S.

Dresden, 17. Juni 1788.

In vierzehn Tagen geht's nun in's Carlsbad. Sophie ist bei uns, und wir warten nur auf Antwort von ihrem Bruder, um sie mitzunehmen. Sie ist ein liebes Ge-

ſchöpf, wirklich ſchöne weibliche Natur. Weder Göſchen noch Mathiſon waren ihrer werth; keiner von beiden hat ihren wahren Gehalt zu ſchätzen gewußt. Es wird ihr ſchwer, ihr Herz von S. loszureißen; ſie feſſelt ſich nicht leicht, aber ihre Anhänglichkeit iſt feſt.

Hubers Adreſſe iſt Frankfurt a. M., abzugeben bei Herrn Joh. Ludwig Willemer. Er iſt in Coblenz geweſen, wo es ihm gefallen hat. Wie es ſcheint, findet er ſich in ſeine Lage und fühlt ſich nicht dadurch niedergedrückt.

K.

Dresden, 1 Juli 1788.

Was Du mir über meine Geſundheit ſchreibſt, ſtimmt mit Hartwigs Aeußerungen im Weſentlichen ziemlich überein. Ich habe allen Reſpect für Eure mediciniſchen Einſichten; aber wenn ich mich wieder geſund fühle, wie jetzt wirklich der Fall iſt, ſo kann ich mich immer noch nicht zu einer ſolchen Aufmerkſamkeit auf meine Diät entſchließen, die doch immer das Reſultat Eurer Gutachten iſt. Ich kenne keine fatalere Exiſtenz, als wenn das Bewachen der Geſundheit oder des Geldes alle andere Ideen und Genüſſe verſchlingt. Es ekelt mich ſchon, von meiner Krankheit zu reden.

Das Carlsbad ſoll ſehr reizbar machen; alſo wird Minna ſich eben nicht über die Anweſenheit der Schröder freuen. Doch denke ich, ſoll ſie mir jetzt nicht gefähr-

lich ſein. Ueberhaupt ſtehe ich nicht dafür, daß mir in Carlsbad die Zeit nicht lang wird. Du weißt, daß ich nicht leicht zu befriedigen bin, wenn ich vergeſſen ſoll, daß ich vier Wochen ohne alle Thätigkeit zubringe. — Dieſer Sommer iſt nun bald wieder hin, und ich habe noch nichts vollendet von allem, was ich mir vorgenommen hatte. Die Zeit, welche mir vom Krankſein und von pflichtmäßigen Bewegungen übrig geblieben iſt, habe ich faſt bloß auf Acten verwendet — und was mich bange macht: es giebt Momente, da ich mich wohl bei der Actenarbeit befinde. Ich habe Berührungspunkte mit dem jetzigen Präſidenten in juriſtiſchen Geſchäften. Er liebt Schnelligkeit und Kürze im Vortrage und eine gewiſſe Keckheit in Reſolutionen. Kurz, er hat eine Art von Energie, die mich intereſſirt; auch weiß ich, daß ich ihm gefalle, und er beweiſt es durch ein ſehr zuvorkommendes Betragen. Für meine ökonomiſchen Ausſichten iſt das recht gut, aber ob mein Geiſt nicht dabei einſchrumpft, wenn ich mir die leichte Actenarbeit ſo verzuckere, das iſt eine andere Frage.

Der Journalplan ſchwimmt noch bei mir oben. Was Du darüber ſchreibſt, ſcheint mir ſehr richtig, ſobald die mercantiliſche Rückſicht die herrſchende iſt, und man ſich zum Geſetz macht, ſich zum Publicum herabzulaſſen und ſeinen Launen zu fröhnen. Sollte es aber nicht möglich ſein, das Publicum zu ſich heraufzuziehen? Es verſteht ſich, ohne alle Ankündigung, ſo daß man nur Unterhaltung verſpricht. Das Aufſuchen berühmter Mit-

arbeiter iſt ein kitzliches Unternehmen, wenn man ſich das Heft dabei nicht aus den Händen geben will. Doch über alle dieſe Dinge wird ſich noch ſchreiben laſſen, wenn nur erſt Materialien in Menge da ſind. Meine Idee iſt, jetzt ſchon daran zu ſammeln; aber wieviel ich vor mich bringe, wird die Zeit lehren.

Daß Du den Geiſterſeher ausdehnſt, verdenke ich Dir nicht, um ſo weniger, wenn der Menſchenfeind dabei einmal wieder an die Reihe kommt. Wie ſteht's denn mit den Niederlanden? Pauſiren ſie jetzt?

Morgen früh, als den fünften, geht's fort in's Carlsbad, wohin Du nunmehr Deine Briefe zu ſchicken haſt. Keine beſondere Adreſſe iſt nöthig. Klüger wär's, Du brauchteſt nicht zu ſchreiben. Lebe wohl. Alle grüßen.

K.

Volkſtädt, 5. Juli 1788.

Ich höre ſchon vierzehn Tage nichts von Dir, und hatte doch auf meinen letzten Brief eine Antwort von Dir zu erwarten. Du wirſt doch hoffentlich nicht kränker geworden ſein? In dieſem Falle würdeſt Du mir's, wäre es auch nur in ein Paar Worten, haben ſagen laſſen. Schreibe mir doch ja mit rückgehender Poſt. Der Himmel weiß, wie viel Zeit unſere Briefe brauchen, bis ſie zu uns gelangen. Es iſt hier in Rudolſtadt keine rechte Poſt, und alles geht durch Umwege. Deine Briefe erhalte ich

immer zu ſpät. — Von mir kann ich Dir gar wenig ſchreiben; alles iſt wie ſonſt. Ich arbeite fleißig an dem Plane zum Menſchenfeind. Ich gedenke keine Feder mehr zu dieſem Stück anzuſetzen, bevor ich mit dem Plan in Richtigkeit bin.

Mit dem erſten Theil meiner Geſchichte werde ich in zehn Tagen fertig. Er beträgt dreiunddreißig bis vierunddreißig Bogen. Ich fange an dieſer Arbeit ſatt zu werden. Die Pauſe, die ich zwiſchen dem erſten und zweiten Theil machen werde, iſt mir äußerſt nöthig. Ueberhaupt iſt es keine Arbeit für die ſchöne Jahreszeit.

Goethe iſt jetzt in Weimar ſeit vierzehn Tagen; man findet ihn wenig verändert. Wie es weiter mit ihm werden wird, weiß noch niemand. Die Schröder wird nicht in's Carlsbad gehen, wie ich höre; aber den Gemahl der Frau v. S. wirſt Du antreffen, jedoch gar wenig Dich an ihm erbauen. Er iſt ein leeres Geſchöpf, ein Kopfhänger dabei, und ſein Verſtand iſt in täglicher Gefahr. Er iſt, glaub' ich, ſchon einmal drum geweſen, und wahrſcheinlich wird er es wieder.

Ich habe hier Goldonis Leben zu recenſiren. Lies es auch, es wird Dich manches darin intereſſiren.

Meine Exiſtenz iſt hier gar angenehm. Hätte ich weniger zu thun, ich könnte glücklich ſein; doch fühle ich meinen Genius wieder, und mein Menſchenfeind, glaub' ich, wird gut.

Geht denn die Becker auch mit Euch nach dem Carlsbad?

Das Noth- und Hilfsbüchlein ihres Bruders wird ſtark geleſen; er ſoll bereits die ganze Auflage zu dreißigtauſend Exemplaren abgeſetzt haben. Meine Lengefelds hier ſind ihm ſehr gewogen. Charlotte iſt wohl und wird vielleicht auch für einige Tage in meine Gegend kommen. Hier habe ich Bekanntſchaft gemacht, aber nichts Intereſſantes, doch drückt mich die hieſige Menſchenart nicht. Die Prinzen ſehe ich oft bei Lengefelds; der Erbprinz, der zwanzig Jahre iſt, hat viel Gutes und iſt ſehr beſcheiden. Es iſt nämlich der Erbprinz des Erbprinzen. Der Fürſt iſt achtzig Jahre und der Erbprinz bald funfzig. Der letztere regiert. — Das hieſige Land iſt ſo ziemlich gut beſtellt, iſt fruchtbar und von ziemlichem Umfange. Es wird Weimar wenig nachgeben. Es giebt hier eine Papiermühle und eine ſtark beſetzte Druckerei, die von allen Orten her Arbeit bekommt. Voltaire wird jetzt hier gedruckt werden, und auch engliſche Schriften, glaub' ich. Der Preis iſt billiger, weil die Lebensmittel überaus wohlfeil ſind. Hier könnte ich um vierhundert Thaler wie in Dresden um ſechshundert Thaler und noch leichter leben.

Der junge Erbprinz hat eine Zeichnung aus dem Geiſterſeher gemacht, die nicht übel gerathen iſt. Er zeichnet für einen Prinzen ganz gut. Seinen Vater ſoll ich auch kennen lernen; dies aber iſt ein Pedant, ein beſchränkter Menſch und, ich glaube, auch ein Kopfhänger. Er wird ſich alſo ſonenig an mir erbauen, als ich mich an ihm.

S.

Carlsbad, 20. Juli 1788.

Länger kann ich nicht warten, Dir über meinen hiesigen Aufenthalt zu schreiben. Ich bin wenigstens jetzt so weit, daß ich Dir nichts vorklagen werde. Der erste Eindruck von Carlsbad versprach uns nicht viel; bedeutende Gelehrte sind gar nicht hier; der Adel ist zahlreich und lebt daher sehr unter sich. Bei öffentlichen Partien also hat der Bürgerliche, der sich nicht durch einen vorzüglichen Ruf ankündigt, eine schosle Existenz. Alles wimmelt von Sachsen, besonders von Dresdner Adel. Schönburgs sind auch hier; aber wir sehen uns wenig und sind bloß höflich. Mir war natürlicherweise um andere Menschen zu thun, aber erst seit ein Paar Tagen bin ich nicht ohne Erfolg auf die Jagd gegangen.

Der preußische Gesandte in Dresden, Graf Gehler und ein Professor aus Prag, Prohaska sind die Bekanntschaften, von denen ich das Meiste erwarte. Die Duschek ist hier und fast täglich mit uns zusammen. Man hört wenigstens zuweilen einen guten Gesang, denn sonst ist sie nicht mein Geschmack. Sie scheint es schmerzlich zu fühlen, daß die Zeit der Eroberungen vorbei ist, und spielt die Verlebte, die an nichts mehr Vergnügen findet. Wen sie mit ihrer Vertraulichkeit beehrt, dem winselt sie von einer Leidenschaft für Reinike vor, die vielleicht mehr Vorwand ist, um ihre üble Laune zu entschuldigen. Röllig und Zschiedrich sind hier, und ersterer giebt heute Concert. Sie machen einen fröhlichen Zirkel in unserem

Hauſe, ſo daß wir der anderen Menſchen nicht bedürfen. Wir alle ſehnen uns nach Hauſe und unſerer gewöhnlichen Lebensart. Das Reiſen iſt nicht unſer Talent. Das Jagen nach Lebensgenuß, der von außen herbeikommen ſoll, iſt ein undankbares Geſchäft, ſo lange man in ſich ſelbſt und in ſeinem nächſten Zirkel an Freuden keinen Mangel hat. —

23. Juli.

Geſtern erhalte ich Deinen Brief vom 5. Juli. Du ſiehſt daraus, wie ſchön die Poſten zwiſchen uns gehen. Laß uns lieber die Briefe nicht frankiren, beſonders in Carlsbad ſoll's gut ſein.

Vor meiner Abreiſe habe ich Dir noch aus Dresden geſchrieben. Daß der Menſchenfeind wieder an die Reihe kommt, iſt mir lieb zu vernehmen. Iſt die Geſchichte des Hutten fertig?

Wie viele Theile ſoll denn die Geſchichte der Niederlande ſtark werden? Am Ende wirſt Du wohl finden, daß ich über Deinen hiſtoriſchen Beruf ſo ganz unrecht nicht habe.

Wirſt Du nicht bald nach Weimar gehen, um Goethe zu ſehen? Ich kann Eure Zuſammenkunft kaum erwarten. — Weder die Frau v. S. noch den Herrn v. S. habe ich kennen gelernt. Erſtere hat zu wenig Anziehendes im Aeußerlichen, um die Neugierde zu reizen. Letzterer kann mir vollends nach Deiner Beſchreibung zu

gar nichts taugen. — Es freut mich, daß Dir Deine Lage gefällt; wie lange denkſt Du noch in Volkſtädt zu bleiben?

K.

Volkſtädt, 27. Juli 1788.

Die Wunderkräfte des Carlsbades werden ſich nun bald an Dir bewieſen haben, wenn auch nicht die des Waſſers, doch die des Neuen und des Geſelligen, das in reichem Maße auf Dich regnen wird. Doch glaube ich, daß Ihr Euch alle nicht ſehr lange von Hauſe halten könnt, ohne Euch ſchmerzlich wieder in Eure blaue und lilafarbene Stube zu ſehnen. Ich bin begieriger, wie das Bad den Frauen bekommen wird; denn da Deine Natur nicht ſo eigenſinnig und wunderlich iſt, als das närriſche Ding von weiblicher Compoſition, ſo wird das Bad auf Dich auch nur flach wirken, und Deine Natur hilft ſich am Ende am beſten ſelbſt. Neugierig bin ich, was für Menſchen Du gefunden haben wirſt. Du haſt mir nicht geſchrieben, ob Sophie auch mit Euch nach dem Carlsbad gereiſt iſt, und wie lange ſie überhaupt bei Euch zu bleiben denkt. Du haſt mich ungeduldig gemacht, ſie von Perſon kennen zu lernen, und ich wünſchte, daß Du mir mehr Specielles von ihr ſchriebeſt. Thue es doch in Deinem nächſten Briefe, und ſage mir, ob Du wohl glaubſt, daß ſie eins von den Geſchöpfen ſei, für die ich Sinn habe?

Ich habe mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Nur entwischt mir manches schöne Stündchen in dieser anziehenden Gesellschaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtische zubringen sollte. Wir sind einander hier nothwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein, und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden, und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließenden Verhältnisse so glücklich ausgewichen bin: es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Es sollte mich wundern, wenn Euch diese Leute nicht sehr interessirten. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen.

Ich konnt' es nicht ganz vermeiden, auch andere Menschen hier kennen zu lernen, doch ist es bis jetzt noch gnädig zugegangen. Ein Original ist darunter,

das ſich aber weniger ſchildern läßt: der Herr v. Kettelhort, der Miniſter und eigentliche Landesregent. Eine groteske Species von Menſchen und eine monſtröſe Compoſition von Geſchäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike. Als Geſchäftsmann ſoll er vortrefflich ſein, und dabei tragen wie ein Eſel. Sein größter Anſpruch geht aber auf gelehrte Wichtigkeit; er hat eine Bibliothek angelegt, die für einen Particulier erſtaunend groß, dabei aber zu keinem Zwecke ganz brauchbar iſt. Sie enthält ſchöne und ſelbſt rare Werke in allen Fächern, aber keins iſt nur leidlich complett. Da es ihm mehr um Menge, die in's Auge fällt, als um einen vernünftigen Gebrauch zu thun war, ſo hat er alles durcheinander gekauft. Aus der Geſchichte habe ich treffliche Werke da gefunden, und im Fache der alten Romane aus dem Mittelalter mag wohl das Meiſte zu finden ſein. Die Anlage von außen fällt gut in's Auge, der Saal und der Eintritt iſt fürſtlich. Die Bibliothek würde ich übrigens, wär's auch nur, um in dem alten Schutt der Romane und Memoires ein Goldkörnchen auszuwählen, fleißig beſuchen, wenn der Wirth zu vermeiden wäre. Aber zum Unglück iſt er äußerſt eitel, beſonders auf gelehrte oder gar berühmte Bekanntſchaften, und man wird ihn nicht los. Nachdem er in Erfahrung gebracht hat, daß ich ſeine Bibliothek gelobt habe, mußte ich ein Souper bei ihm aushalten, und er ließ meinen Burſchen von der Gaſſe auffangen, mich nach Volkſtädt mit Wein zu regaliren.

Herder wird nun bald Weimar verlaſſen; dieſer Tage nahm er auf der Kanzel Abſchied. Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß ihm vor einiger Zeit von unbekannter Hand zweitauſend Thaler ſind zum Geſchenk gemacht worden, welches ihm bei der großen Zerrüttung ſeiner Umſtände ſehr wohlgethan hat. Findeſt Du nicht, daß dieſes eine äußerſt vortreffliche Handlung iſt? Ich bewundere den unbekannten guten Mann, der eine ſchöne Handlung an einem ſo gut gewählten Gegenſtand ausgeübt hat. Herder hat in ſeiner Abſchiedsrede dem Unbekannten auf der Kanzel gedankt, und ich finde, daß er das gut gemacht hat. Es iſt eine edle Dankbarkeit, die dem Geber genugthuend ſein kann, und ſie ſchickt ſich für Herder nach dem Gebrauche, den er von der Kanzel macht. Er wendet ſich an die Quelle des Guten, weil er das Werkzeug nicht wiſſen ſoll.

Von Weimar höre ich ſchon viele Wochen nichts, doch wird dieſer Tage Frau v. Stein hierher kommen, die mir von Goethe erzählen ſoll. Frau v. Kalb iſt in Meiningen.

Huber hat mir auch geſchrieben. Ich ärgere mich über mich ſelbſt, daß ich über ſein Stillſchweigen ſo empfindlich habe ſein können. Wie ungerecht kann man ſein gegen andere, und wieviel hätte man ſich ſelbſt zu vergeben. Adieu. Schreibe mir bald. Ich erwarte heute einen Brief. Möchte Dir der Himmel ihn eingegeben haben. Grüße die Anderen.

S.

Ich breche meinen Brief noch einmal auf; den Deinigen aus dem Carlsbade habe ich erhalten. Das Reſultat von dem, was Du ſchreibſt, iſt alſo, daß Dir's im Carlsbad nicht ſonderlich gefällt; aber daß Du wohl biſt, iſt um ſo beſſer. Laß mich doch wiſſen, wann Ihr wieder abzugehen gedenkt.

Nach Weimar werde ich doch wohl nicht ſobald kommen; es iſt eine kleine Tagereiſe hin, und es ſind der Orte, nach denen ich meinen hieſigen Leuten habe verſprechen müſſen, Partien mitzumachen, ſo viele, daß mir keine Zeit für ſo große Excurſionen übrig bleibt. Ich bin ſehr neugierig auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es ſind wenige, deren Geiſt ich ſo verehre. Vielleicht kommt er auch hierher, wenigſtens nach Kochberg, eine kleine Meile von hier, wo Frau v. Stein ein Gut hat.

Die niederländiſche Geſchichte wird nach dem angefangenen Plane ſechs Bände; der erſte hat zweiunddreißig Bogen. Nun urtheile! Es wird alles auf die Aufnahme des erſten Verſuchs ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Hiſtoriker werde, ſo iſt dieſes gewiß, daß die Hiſtorie das Magazin ſein wird, woraus ich ſchöpfe, oder mir die Gegenſtände hergeben wird, in denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geiſt übe. — Huttens Geſchichte iſt noch nicht im Reinen; aber der erſte Plan hat wichtige Veränderungen erlitten. Davon ein andermal. Im Julius-

ſtück des Mercur ſtehen Briefe von mir über den Carlos. Schreibe mir Deine Meinung darüber. Vergiß nicht, mir von der Becker zu ſchreiben.

S.

Dresden. 11. Auguſt 1788.

Heute erwache ich ſeit ſechs fatalen Tagen zum erſtenmale mit dem Gefühl von Geſundheit, und meine erſte vernünftige Stunde ſoll Dein ſein.

Den fünften Nachmittags ſind wir von Carlsbad abgereiſt, in dem abſcheulichſten Wetter, mit Kutſchern, die den Weg nicht wußten, und durch die infamſten Wege, die es auf Gottes Erdboden geben kann. Nichts fehlte, als mein Magenkrampf, und dieſer kam richtig den anderen Morgen durch eine Erkältung. Wir mußten im Mittagsquartiere bleiben, ſetzten den anderen Tag, da ich etwas beſſer war, die Reiſe fort. Aber Wetter und Weg wurden immer ſchlechter und nach ein Paar Stunden hatte ich den Zufall wieder. Mit großer Beſchwerde erreichten wir Freiberg, wo wir wenigſtens ein gutes Nachtlager fanden. Der vierte Tag war leidlich, und ich kam ziemlich wohl in Dresden an; aber ein Paar Stunden nachher fing das Drücken wieder an, und brachte mich um zwei Nächte Schlaf. Dieſe Nacht iſt die erſte, da es aufgehört hat. Meine Frau ließ geſtern Petzold holen; er hält meine Zufälle für Vorboten der Hämorrhoiden, räth mir Kämpfſche Visceral-Klyſtire,

Seifenpillen, Reiten, rothen Wein ꝛc. Soviel habe ich bemerkt, daß die Stöße im Fahren mir sehr übel bekamen und die Zufälle erneuerten. — Doch genug von dem Zeuge. — Eben bekomme ich Deine Briefe über den Carlos. Ich hielt das Unternehmen für gefährlich, aber meines Erachtens hast Du Dich gut aus der Sache gezogen. Der Ton gefällt mir sehr, weder affectirte Bescheidenheit, noch Selbstlob. Du giebst Dein Kunstwerk preis und willst nur Deine Ideale retten, in die Du verliebt bist. Auch der Styl ist geistvoll und ohne Prätenstion; kurz diese Briefe sind mir eins der liebsten unter Deinen prosaischen Producten. Ueber den Inhalt behalte ich mir vor meine Meinung zu sagen, wenn ich die Fortsetzung gelesen und reifer darüber nachgedacht habe.

Ich habe noch einen Brief von Dir in Carlsbad erhalten. — Daß es Dir in Volkstädt so gefällt, ist gut für Dich, aber nicht für mich. Doch einst schlägt vielleicht auch meine Stunde. — — Von Sophie willst Du mehr wissen. Was ich Dir von ihr schreiben kann, wird Dir wenig frommen. Sie ist weniger für uns, als ich geglaubt habe. Der Mensch lebt nicht von Natur allein. Ihr Schicksal interessirte; sie hat viel weibliche Tugenden, aber ihre Seele scheint doch im Grunde von gemeinerem Schlage zu sein. Was ich für Salzmannschen Sauerteig hielt, scheint ihr natürlicher zu sein, als ich anfangs glaubte. Ich halte sie nur der moralischen und nicht der ästhetischen Begeisterung fähig. — Herders Geschichte hat mich gefreut; ich weiß nicht, was mich

an ihn anzieht, aber ich gönne ihm sein Geschenk und seinen jetzigen Genuß von Herzen. Nur traue ich ihm einen gelehrten Adelstolz zu, der mich schüchtern machen würde, wenn ich ihn aufsuchen sollte.

Ich freue mich jetzt wieder in meiner Klause zu sein. Nur Gesundheit, und dieser Winter soll nicht ungenutzt vorbeigehen. Besorge doch, daß ich gleich ein Exemplar von der niederländischen Geschichte bekomme.

Julius hat wohl nichts an Raphael zu schreiben?

K.

Rudolstadt, 20. August 1788.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben; aber jetzt habe ich ordentlich rechte Lust dazu, es wieder einzubringen. Vielerlei, ziemlich nichtsbedeutende Dinge zusammengenommen haben mich zerstreut. Es ist diese Woche hier Vogelschießen, die einzige gesellschaftliche Anstalt im ganzen Jahr für den Hof und die Stadtleute. Sie hat mir Zeit genommen, ohne mir Vergnügen zu geben — übrigens das ganz gewöhnliche Schicksal.

Zuerst auf Deinen Brief zu kommen. Deiner Beschreibung nach sieht es wirklich so aus, als wenn die Hämorrhoiden bei Dir im Anzuge wären, und da müßtest Du ihnen freilich nachhelfen, um die Krisis zu beschleunigen. Die Hämorrhoiden sind freilich eine Hilfe der Natur, und man thut oft recht, sie zu unterhalten. Aber bei Dir könnte doch lieber noch die Quelle davon verstopft wer-

den; ihr Ausbruch kommt mir zu früh. Die Hämorrhoiden sind zwar heilsame Ausleerungen, aber zugleich unterhalten sie den Zufluß des Blutes nach den unteren Gedärmen, weil jede Ausleerung zugleich als ein Reiz wirkt. Die Quelle der Hämorrhoiden aber, wie ich sie mir bei Dir denke, ist ein erschwerter Umlauf des Blutes durch die Gefäße des Unterleibes, durch Verdickung des Blutes, zuviel Ruhe, locale Erhitzungen in diesen Theilen, und vielleicht durch eine langwierige und stille Gemüthsbewegung hervorgebracht.

Auf alle diese Dinge zusammen mußt Du losarbeiten, und Du kannst es auf eine gar nicht drückende Art mit Deiner Lebensordnung verbinden. Ich dächte, Du solltest Dich leicht davon überzeugen können und alsdann nach dieser Ueberzeugung handeln. Eine leichtere Diät muß deswegen die schlechtere nicht sein; Bewegung ist an sich ja auch ein Vergnügen, und — Kalender zu machen, dächte ich, hättest Du auch nicht Ursache. Ich bin gewiß nicht für ängstliche Lebensordnung — aber hier mußt Du in Anschlag bringen, daß es früher oder später um den besten Theil Deines Wesens, um Deinen Geist zu thun ist, den ein hypochondrischer Zustand des Unterleibes gar bald unterjochen würde. Zum Mediciniren rathe ich Dir gar nicht. Nimmst Du etwas, so sei es ein gelindes Salz, oder noch besser venetianische Seife, zu kleinen Dosen, aber anhaltend gebraucht, und zuweilen ein abführendes Mittel. Vor allen Dingen aber rathe ich Dir, bringe eine gleichförmige lebhafte Be-

ſchäftigung in Dein Leben, die Dich immer in Athem erhält, die Dir öftere kleinere Genüſſe verſchafft und die Du nie ganz zu Ende bringſt. An dieſer hat es Dir bis jetzt, ſcheint es, am meiſten und beinahe nur allein gefehlt, und ſie iſt ein ebenſo gewiſſer Weg, Dir zu einer dauerhaften Geſundheit zu verhelfen, als ſie Dir dieſe Geſundheit erſt recht werth machen wird. Du wirſt ſagen, daß ich altklug ſpreche; aber nimm das Beſte aus dem, was ich ſage, und mache mit dem anderen, was Du willſt.

Du glaubſt, es würde gut ſein, wenn wir wieder beiſammen wären. Wenn ich mich nur im Geringſten überzeugen könnte, daß ich Dir jetzt etwas ſein könnte, ſo ſollte mich gewiß weder Weimar noch Rudolſtadt halten, ſo wenig ich leugnen will, daß mir der Aufenthalt in Rudolſtadt ungemein wohlgethan hat. Aber es iſt ein Gemüthszuſtand in mir nach und nach aufgekommen, der gar nicht wohlthätig auf Dich wirken würde, beſonders da Leichtigkeit der Gefühle und Ruhe des Gemüths das ſind, deſſen Du jetzt am meiſten um Dich herum zu bedürfen ſcheinſt. Herz und Kopf jagen ſich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment ſagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue. Einſamkeit, Abgeſchiedenheit von Menſchen, äußere Ruhe um mich her und innere Beſchäftigung ſind der einzige Zuſtand, in dem ich noch gedeihe. Dieſe Erfahrung habe ich dieſen Sommer gar häufig gemacht. Ich bin lebhaft überzeugt, daß ich durchaus nicht für die Geſellſchaft

tauge, und ich werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug beſeſſen habe, nach dieſer Ueberzeugung zu handeln. Alle Beſtrebungen ſind umſonſt, ſich etwas zu geben, was nicht in uns liegt — und darüber verſcherzt man den Genuß deſſen, was man wirklich beſitzt. Alle meine Leiden ſind bisher Folgen von Wünſchen und Neigungen geweſen, die mir die Geſellſchaft gegeben hat; die wenigſten meiner wenigen Freuden hab' ich von ihr empfangen. Mein Geiſt wirkt mehr im Stillen, im Umgange mit ſich ſelbſt; ſelbſt für andere wirkt er ſo mehr. Seit ſechs und acht Jahren bin ich ein ſo äußerſt abhängiger Menſch von tauſend Armſeligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann; und bin ich nicht Herr meines Schickſals? Warum verharre ich in einem Zuſtande, der gar nicht für mich iſt? Das ſind Betrachtungen, die ich jetzt ſo oft und ſo anhaltend anſtelle, daß ſie es endlich doch bei mir zu einem Entſchluſſe bringen werden. Du wirſt fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich ſelbſt nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element ſchwimme, für das ich eigentlich gehöre. Hier habe ich viele geſellige Freuden ſchon genoſſen; aber da ich mich wieder' losreißen muß, ſo verdirbt mir ein Gedanke an die Zukunft den augenblicklichen Genuß. Ein Bischen mehr ruhiges Blut machte mich zu einem glücklichen Menſchen; ich fühle, daß ich in mir ſelbſt die Reſſourcen zum Leben reichlich hätte, aber es muß irgendwo bei mir verſehen worden ſein. Es will nicht gehen. Laß Dich übrigens dieſes Klage-

lied nicht anfechten. Ich bin nicht immer ſo, und am Ende werd' ich mir doch davon helfen.

Meine Geſchäfte gehen nicht zum Lebhafteſten. Mein unruhiger Geiſt iſt der Darſtellung nicht empfänglich, ich bin mir ſelbſt zu gegenwärtig. Meine Geſchichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben, und dieſe Journalarbeiten ziehen mich zu ſehr auseinander. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo ich auf ein einziges Object alle meine Kräfte zuſammenhäufte. Ich fühle dieſe Veränderung lebhaft bei meinem Menſchenfeind — um ihn vorzunehmen, darf ich kein Nebengeſchäft haben; auch laſſe ich ihn jetzt wieder liegen. Ich habe einige kleine Schritte darin vorwärts gethan, und wenn ich noch dreimal daran gehe und ihn dreimal wieder weglege, ſo qualificirt ſich endlich das Stück zu einer gewiſſen Vollkommenheit. Eher, verſichere ich Dir, ſchreibe ich keine Zeile an der Ausführung, bis ich mit dem Plane ganz und auf's Genaueſte in Ordnung bin, und bis dieſer Plan alle meine Forderungen erfüllt.

Ein anderes Sujet habe ich ſchon ſeit einem halben Jahre im Kopfe, das weit einfacher iſt und durch eine feine Behandlung äußerſt viel gewinnen kann. An dieſes mache ich mich jetzt; verſteht ſich, daß ich es einige Monate erſt bei mir kochen laſſe. Es iſt einer griechiſchen Manier fähig, und ich werde es auch in keiner anderen ausarbeiten.

Ich leſe jetzt faſt nichts als Homer. Ich habe mir Voß's Ueberſetzung der Odyſſee kommen laſſen, die in der

That ganz vortrefflich iſt; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein ſo herzlicher Geiſt in dieſer Sprache, dieſer ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Ueberſetzers für kein Original, wär' es noch ſo ſchön, miſſen möchte. Die Iliade leſe ich in einer proſaiſchen Ueberſetzung. In den nächſten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, leſe ich keine moderne Schriftſteller mehr. Vieles, was Du mir ehemals geſchrieben, hat mich ziemlich überzeugt. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir ſelbſt ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirſt finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerſt wohlthun — vielleicht Claſſicität geben wird. Ich werde ſie in guten Ueberſetzungen ſtudiren — und dann — wenn ich ſie faſt auswendig weiß, die griechiſchen Originale leſen. Auf dieſe Art getraue ich mir ſpielend griechiſche Sprache zu ſtudiren. Schreibe mir über dieſe Materie Deine Gedanken.

Daß Dir meine kritiſchen Briefe im Mercur gefallen, freut mich. Ich finde auch, daß ſie gut geſchrieben ſind; Wieland hat ſie ſehr bewundert. Ich bin begierig, was Du von der Fortſetzung halten wirſt; hier hatte ich eine ſchlimme Sache zu verfechten, aber ich glaube mich mit Feinheit darausgezogen zu haben. Zugleich gebrauchte

ich dieſe Briefe zu einem Vehikel, allerlei zu ſagen, was ſich mir da und dort aufgedrungen hat, und zu wenig iſt, um in eigener Form behandelt zu werden. Nächſte Woche geht's an die Fortſetzung des Geiſterſehers. Meine Geſchichte ſoll, denk' ich, in vier Wochen gedruckt ſein, wenn die Titelvignette, die ſich Cruſius nicht nehmen laſſen will, keinen Aufenthalt macht. Oeſer ſollte die Zeichnung machen, nachdem er C. aber vier Monate herumgezogen, nahm dieſer ſie ihm. Jetzt weiß ich nicht, in welches Stümpers Hände ſie gefallen iſt. Ich verlangte das Sinnbild der Freiheit.

Goethe habe ich noch nicht geſehen; aber Grüße ſind unter uns gewechſelt worden. Er hätte mich beſucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm ſo nahe am Wege wohnte, als er nach Weimar reiſte. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er ſoll, höre ich, gar keine Geſchäfte treiben. Die Herzogin iſt fort nach Italien, und der Herzog wird nächſtens bei Euch in Dresden ſein. Goethe bleibt aber in Weimar. Ich bin ungeduldig, ihn zu ſehen. Die Herder ſoll ganz untröſtlich ſein über die Abweſenheit ihres Mannes. Auf Pfingſten 1789 will er in Weimar wieder predigen.

Ich habe dieſer Tage einen Trauerfall gehabt, der mich ſehr rührte: die Frau, auf deren Gut ich war, iſt geſtorben. Es war ein recht gutes Weſen, und vorzüglich eine ſehr gute Mutter für ihre vielen Kinder.

Zu einem Briefe an Raphael hat ſich Stoff geſammelt, aber digerirt iſt er noch nicht.

Lebe wohl und grüße mir alles recht herzlich. Wie ſchön wär's, wenn Du auf einem Dörfchen hier herum wohnteſt, und wir begegneten uns an dem Ufer der Saale! Adieu.

S.

Dresden, 28. Auguſt 1788.

Seit meinem letzten Briefe an Dich bin ich ernſtlich krank geweſen; die Krämpfe wurden heftiger, und hielten etliche Tage an. Pezold, der dazu gerufen wurde, rieth auf Gallenſteine in der Leber. Dies iſt auch Keppes Meinung geweſen, als ihm die Umſtände gemeldet wurden. Ich brauchte ölige Mittel und Opiate. Die Kriſis war eine förmliche Gelbſucht; als dieſe ſich zeigte, hörten die Krämpfe auf: ich ſchlief, konnte auf der linken Seite liegen, welches vorher nicht möglich war, fühlte keinen localen Schmerz, auch der Appetit fand ſich. Jetzt wird es täglich beſſer; die gelbe Farbe im Geſicht, und beſonders in den Augen verliert ſich nach und nach. Auch fühle ich mich heiter und frei im Kopfe. Wohl mir, wenn ich nunmehr wenigſtens auf eine Zeitlang Ruhe habe. Wenigſtens ſcheint doch nun das Uebel nicht von Hämorrhoiden zu kommen, und das iſt mir lieb. An meiner Diät ſoll's nicht fehlen, wenn ich wieder geſund bin. Es iſt beſchloſſen, künftigen Winter täglich eine Stunde auf die Reitbahn zu gehen. Was Du mir ſonſt über dieſen Punkt ſchreibſt, ſcheint mir nicht unrichtig,

und ich werde von Deinem Rathe Gebrauch machen. Sonſt iſt bei uns alles wohl. — In dem, was Du über Dich ſchreibſt, finde ich viel Wahres; nur haſt Du Deine Untauglichkeit für die Geſellſchaft mit allen Menſchen gemein, die mehr in der idealen, als in der wirklichen Welt leben. Anfangs ſetzt man in ſolchem Falle die Weſen um ſich her zu tief herab. Einige zufällige Erfahrungen belehren uns eines anderen. Man überſpringt ſich nun im Gegentheil und fängt an, ſie auf eine zu hohe Stufe zu ſtellen. Die Wirklichkeit paßt nicht in der Folge zu unſeren Idealen, und dies macht mißmüthig. So iſt mir's oft gegangen, und wird mir noch oft ſo gehen; denn tauſend Erfahrungen dieſer Art hindern nicht, daß man im einzelnen Falle wieder den nämlichen Gang geht. Auch macht dies nicht unglücklich, ſondern giebt nur momentane üble Launen. Es bleiben uns Genüſſe genug übrig.

Die Art, wie Du an dem Menſchenfeind arbeiteſt, gefällt mir, und ich glaube, daß er auf dieſem Wege zu etwas Vorzüglichem werden kann. Auf Dein neues Sujet für die griechiſche Manier bin ich begierig.

Daß es Perioden giebt, wo einem die Alten beſonders wohlthun, begreife ich wohl. Nur fürchte ich, würden ſie mir jetzt auf die Länge zu leer und zu monoton ſein; beſonders die klaſſiſchen unter ihnen. Mit allem Reſpect für ihre Manier, verlangt man doch oft nach mehr Geiſtesnahrung in ihrem Stoffe. Uebrigens habe ich gegen Deine Art ſie zu ſtudiren nichts einzuwenden.

Der Eindruck des Ganzen geht immer verloren, wenn man ſie zuerſt in einer Sprache lieſt, die uns weniger geläufig iſt.

Sophiens Bruder wird in einigen Tage hier ſein, um ſie abzuholen. Ich bin mehr neugierig, als begierig auf ihn. Wir gehen in weſentlichen Punkten ſehr von einander ab, und ich zweifle, ob er von ſeinen Meinungen abzubringen ſein wird.

K.

Rudolſtadt, 1. September 1788.

Die Gelegenheit Dich zu grüßen, iſt gar zu ſchön, daß es Sünde wäre, ſie zu verſäumen, ob ich Dir gleich ſeit meinem letzten Briefe, worauf ich noch Antwort erwarte, nichts Neues zu ſchreiben habe. Becker hat einige Tage bei uns zugebracht, und beim Hofrath Beulwiz gewohnt. Man ſchätzt ihn da ſehr, und ich muß geſtehen, daß ich auch eine ſehr gute Meinung von ihm habe, ſo ſehr auch meine Art zu empfinden und zu denken von der ſeinigen mag verſchieden ſein. Er iſt ein ſtiller denkender und dabei edler Menſch, und, wie ich ihn beurtheile, ſehr von Vorurtheilen frei. Sein Noth- und Hilfsbüchlein hat eine erſtaunliche Ausbreitung erhalten. Die erſte Auflage zu dreitauſend Exemplaren und auch die zweite zu fünftauſend haben ſich vergriffen, und er hat ſchon die dritte beſtellt. Dies beweiſt doch, daß ſich in der leſenden Welt ſo etwas durchſetzen läßt, wenn man nur recht hinterher iſt.

Ich wohne ſeit einigen Wochen in der Stadt ſelbſt, weil das üble Wetter und die kalten Abende mir das Nachhausegehen nach Volſtädt zu beſchwerlich gemacht und mir auch öfters Schnupfen zugezogen haben. Dieſe Leichtigkeit in Geſellſchaft zu gehen trägt nun freilich nicht ſehr zur Beförderung meines Fleißes bei, doch komme ich auch nicht aus der Uebung. Ich weiß gar nicht, wo dieſer Sommer hingekommen iſt. Ich habe einige recht heitere Tage darin genoſſen; ich habe manchmal mein Herz an der Natur erwärmt — aber das ſollte ich Dir nicht ſagen: Du verachteſt ja die Mutter ihrer gepuzten Tochter wegen. Frau v. Kalb wird dieſer Tage auch wieder von ihrer thüringſchen Reiſe nach Weimar zurückkommen. Auch ſchreibt ſie mir, daß ich ihr Andenken bei Euch auffriſchen ſoll. Ich habe ſie jezt über vier Monate nicht geſehen, wie ich aber höre, iſt ſie wohl, und die Zerſtreuung hat ihr gut gethan.

Ich wollte, Du machteſt Dich einmal wieder an die Hymne in der Anthologie, ſie zu componiren. Wir haben geſtern Deine Compoſition der Freude hier geſpielt, und Alles war davon enthuſiaſmirt, von dem Chor beſonders. In Gotha, ſagt Becker, kennt man Deine Compoſition allein und ſingt ſie häufig. Mache Dich doch an einige Strophen aus den Göttern Griechenlands; Du könnteſt mich recht damit regaliren. Sie ſind gewiß ſehr ſingbar, und einige leiten auch ſehr die muſikaliſche Behandlung. Du könnteſt mich und meine hieſigen Freunde

ordentlich glücklich dadurch machen. Sie grüßen Euch alle recht ſchön unbekannterweiſe und lieben Euch ſchon längſt.

S.

Rudelſtadt, 12. September 1788.

Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, ſehr begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die Du im Bade geſehen haſt, beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm

hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen. Vorzüglich weiß er einem anſchaulich zu machen, daß dieſe Nation mehr als jede andere europäiſche in gegenwärtigen Genüſſen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsſtrichs die Bedürfniſſe einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laſter und Tugenden ſind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert ſehr gegen die Behauptung, daß in Neapel ſo viele müßige Menſchen ſeien. Das Kind von fünf Jahren ſoll dort ſchon anfangen zu erwerben; aber freilich iſt es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom iſt keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber deſto hergebrachter mit verheiratheten. Umgekehrt iſt es in Neapel. Ueberhaupt ſoll man in der Behandlung des anderen Geſchlechts hier die Annäherung an den Orient ſehr ſtark wahrnehmen. Rom, meint er, müſſe ſich erſt durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien ſoll ſich's nicht theurer und kaum ſo theuer leben, als in der Schweiz. Die Unſauberkeit ſei einem Fremden faſt ganz unausſtehlich.

Angelica Kaufmann rühmt er ſehr; ſowohl von Seiten ihrer Kunſt, als ihres Herzens. Ihre Umſtände ſollen äußerſt glücklich ſein; aber er ſpricht mit Entzücken

von dem edlen Gebrauch, den ſie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlſtande hat weder ihre Liebe zur Kunſt, noch ihr Fleiß nachgelaſſen. Er ſcheint ihr in dieſem Hauſe gelebt zu haben, und die Trennung davon mit Wehmuth zu fühlen.

Ich wollte Dir noch mehreres aus ſeiner Erzählung mittheilen, aber es wird mir erſt gelegentlich einfallen. Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwickelung) ſo weit voraus, daß wir unterwegens nie mehr zuſammenkommen werden; und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Dieſer Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbſtes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er ſagt mir, daß er Verſchiedenes in den Mercur geben werde; ob er auf nächſte Oſtermeſſe ſeine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Fellung ſeiner Gedichte.

Meinen Brief wirſt Du durch Becker erhalten ha-

ben. Die Nachricht von Deiner Krankheit hat mich erſchreckt; aber bei näherer Betrachtung finde ich, daß Dir dieſe Kriſis heilſam ſein kann. Beharre ja auf der Lebensordnung, die Du Dir vorgeſchrieben haſt: auflöſende Seifenmittel, vegetabiliſche Diät, Beſchäftigung des Geiſtes und Bewegung. Wenn Du in Etwas auf meiner Seite ſein willſt, ſo ſei es hier. Dein Zuſtand ließ mich fürchten, daß eine Gemüthsbewegung daran Antheil habe. Solltest Du wirklich etwas von der Seite gelitten haben und mir ein Geheimniß daraus machen? Ich bitte Dich, antworte mir auf dieſes.

Beherzige, wenn Du Dir Luſt dazu geben kannſt, meine Bitte wegen der Compoſition der zwei Gedichte, wovon ich Dir im letzten Briefe geſchrieben. (Apropos, ſchlage den Auguſt im d. Muſeum nach, dort findeſt Du einen Aufſatz von Stolberg gegen meine Götter Griechenlands.)

S.

Dresden, 28. September 1788.

Goethes Zuſammenkunft mit Dir iſt abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob Ihr Euch näher kommen werdet. Freundſchaft erwarte ich nicht, aber gegenſeitige Reibung und dadurch Intereſſe für einander.

Becker hat mir beſſer gefallen, als ich dachte. Doch wundert mich's höchlich, daß ihr einander ſo behagt habt; und Du haſt noch immer mehr Intereſſe für ſeine kosmo-

politiſchen Plane, als er für Deinen Gehalt als Künſtler: von dieſer Seite war gar nicht mit ihm zu reden. Bei einem politiſchen Enthuſiasmus aber hat er einige deutliche Ideen mehr, als ich ihm zugetraut habe, und er würde vielleicht hier etwas Vorzügliches leiſten, wenn ihn das Zeitungsſchreibergeſchäft nicht abſtimmte.

K.

Adelſtadt, 1. October 1788.

Eben fange ich an, mich von einem rheumatiſchen Fieber zu erholen, das ſich in ein Zahngeſchwür aufgelöſt und mich einige Wochen mit allen Plagen, beſonders mit wüthenden Zahnſchmerzen gemartert hat. Ich weiß nicht, was ich lieber ausſtehen möchte, als das letztere — es hat mir alle Freude und Luſt zum Leben geſtohlen und meinen ganzen Kopf verwüſtet. Jetzt iſt der Schmerz vorbei, das Geſicht aber noch geſchwollen, und ich fange allmählig an, mich wieder in meinen Geſchäften umzuſehen.

Schon einige Poſttage habe ich einen Brief von Dir erwartet; hoffentlich iſt es kein Rückfall in Deine Krankheit, was Dich davon abgehalten hat, mir zu antworten: Dein letzter Brief machte mir ſo gute Hoffnungen wegen Deiner Geneſung und der Aufheiterung Deines Geiſtes. Du haſt angefangen Dich zu beſchäftigen; gewiß iſt dies das ſouveraine Mittel, Deine Geſundheit zu verbeſſern. Möchten Dich Deine alten Ideen recht anziehen, möchteſt Du Dich mit ihnen wie mit alten vernachläſſigten Freun-

den und Bekannten wieder aussöhnen. Mir wird nie besser, als wenn meine Seele in den Gebieten herumschweift, die sie sich früher zum Tummelplatz gemacht hat. Indessen komme ich auf meinen alten Wunsch zurück: daß Du Dich nämlich an eine Hauptarbeit machtest, Dich derselben ganz widmetest, ohne Dich auf Deinem Wege durch Furcht vor Unvermögen oder auch durch den Reiz anderer ablocken zu lassen. Eigentlich ist es ein Unglück für Dich, daß Dich der Hunger nicht zum Schreiben zwingt, wie unser einen. Dies würde Dich nöthigen, allen diesen Betrachtungen zum Trotze, zum Ziele zu eilen, und am Ende würdest Du doch finden, daß Du etwas geleistet hast, was Arbeit und Zeit lohnt; der leidige Muß würde ersetzen, was Dir an Selbstvertrauen und Beharrlichkeit fehlt. Wie oft ist es mir so ergangen!

Zwar was diesen Sommer betrifft, kann ich mich nicht sehr mit meiner Arbeitsamkeit glorüren. Aber ich weiß die Ursache, und weiß auch, wodurch ihr abgeholfen werden kann. Ich fühle doch wirklich, daß ich mit den Fortschritten der Zeit manches gewinne und manches abstoße, was nicht gut ist. Es ist diesen Sommer allerlei in meinem Wesen vorgegangen, was nicht übel ist; besonders merke ich mir mehr und mehr an, daß ich mich von kleinen Leidenschaften erhebe. Freilich ist es schwer, daß sich mein Geist unter dieser drückenden Last von Sorgen und äußerlichen Umständen aufrichte, aber seine Elasticität hat er doch glücklich zu erhalten gewußt. Ich werde mich immer mehr und mehr auf mich selbst ein-

ſchränken und kleinen Verhältniſſen abſtreben, daß ich die ganze Kraft meines Weſens, ſowie meine ganze Zeit rette und genieße. Ich ſehe dieſem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geiſt und einen männlichen Vorſatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte ſehen wirſt.

Die niederländiſche Geſchichte kannſt Du vor Ende dieſer Meſſe nicht erhalten, weil jetzt eben erſt der Titelbogen gedruckt wird. An die Thalia gehe ich dieſer Tage wieder; dann aber ſetze ich ſie ununterbrochen fort. Der Geiſterſeher muß mir noch vier bis fünf Hefte durchbringen, und dann behalte ich ungefähr die letzten vier Bogen, in denen die Kataſtrophe enthalten iſt, zurück, welche erſt in der vollſtändigen Ausgabe, die ich davon mache, erſcheinen. Dieſe Ausgabe, welche ſchwerlich unter fünfundzwanzig Bogen betragen wird (denn zu ſoviel habe ich reichlichen Stoff und das Publicum, hoffe ich, reichliche Neugierde), iſt dann beſtimmt, die Veitſche Schuld und noch einige andere Poſten zu tilgen, welche in Dresden ausſtehen. Bis dahin alſo ſei ſo gut und laß Veit prolongiren, mache aber aus, daß ich jeden Monat und von funfzig zu funfzig Thalern, wenn ich will, abzahlen kann. Vielleicht ſchießt mir Göſchen die Summe früher vor, wenn nur erſt einige Hefte von der Thalia mehr heraus ſind.

In der allgemeinen Literaturzeitung ſteht meine Recenſion von Goethes Egmont, wenn Du Luſt danach haſt,

und im September des Mercur werden auch Aufsätze von mir erscheinen, doch von wenigem Belang.

Z.

Dresden, 3. October 1788.

Ich bin wieder einmal mit einer Actenarbeit aus der Commerciendeputation fertig, die mich Zeit genug gekostet hat und nichts weniger als lohnend ist. Mein College S. trug mir an, einen Theil derselben zu übernehmen, um mir dadurch einen Anspruch zu einer künftigen vacanten Besoldung zu verschaffen. Ich ließ mich bereden, ungeachtet ich hoffentlich nicht in den Fall kommen werde, bei einer solchen Vacanz mich melden zu müssen. Ich will lieber ein Paar tausend Thaler von meinem Vermögen zusetzen, als mich um eine Stelle bewerben, die man mir hoch anrechnet, und für die ich mich nicht interessiren kann. Wurmb und Ferber sind die einzigen Räthe in der Commerciendeputation. Wir anderen sind nichts als Secretairs. Im Consistorium geht's jetzt nicht besser. Der Präsident will alles allein machen. Dabei haben wir freilich keine hohe Idee von unserer Wichtigkeit; aber wir haben doch weniger zu thun. Meine Reste sind größtentheils aufgearbeitet. Also jetzt oder nie Schriftsteller. Ich fühle mich wieder völlig gesund und bei alten Methode meine Papiere zu benutzen, habe ich eine interessante Beschäftigung und gewinne brauchbare Materialien. Wir haben eine Einrichtung getroffen, daß ich in meiner Stube weniger gestört bin. Es liegt

alſo nicht an äußeren Umſtänden, wenn dieſer Winter nicht fruchtbar für die Nachwelt wird.

Noch immer habe ich weder die Niederlande, noch ein neues Stück Thalia geſehen, wohl aber endlich die Recenſion von Carlos in der Literaturzeitung. Sie iſt von einem Manne von Kopf und er hat, däucht mich, in vielen Dingen recht.

Du ſchreibſt nichts von Veit, und die Meſſe iſt da.

Suche immer nur etwas zu bezahlen; die Winterprolongationen ſind theuer, weil er jetzt nur bis Neujahr prolongirt. K.

Dresden, 14. October 1788.

Meine Geſundheit iſt wieder die alte, und es ſoll raſch wieder an's Arbeiten gehen, wenn ich jetzt nur die Werke Friedrichs durchgekoſtet habe. Faſt glaube ich, daß meine Erwartung nicht befriedigt werden wird. Die Histoire de mon tems hat viel Schülerhaftes in der Art zu erzählen und in den eingeſtreuten (oft ſehr platten) Bemerkungen. In den erſten Briefen an Voltaire iſt viel Geſchwätz, viel übertriebene Demuth und wenig Spuren des künftigen großen Mannes. Ich kann nicht glauben, daß Friedrich dieſe Producte für den Druck beſtimmt hat. Nach der Einleitung zur Histoire de mon tems ſcheint er für Schriftſtellerei Begeiſterung gehabt zu haben. Auch zeigt dies ſein Enthuſiasmus für Voltaire. Aber dieſe Begeiſterung hat ihn oft während der Ausführung verlaſſen. Außer den Nachläſſigkeiten im Styl

zeigt ſich oft eine gewiſſe Kleinheit in der Art des Geſichtspunktes, Verkennung fremden Verdienſtes, Parteilichkeit, Vorurtheil und dergl. Von ſich ſelbſt ſpricht er übrigens auf eine wirklich ſchöne Art: in dem Ton des wahrhaft großen Mannes, mit der Unparteilichkeit eines Fremden, ohne Anmaßung und affectirte Beſcheidenheit. — Ich hatte einen flüchtigen Einfall, ob ein epiſches Gedicht auf Friedrich keine Arbeit für Dich wäre. Verſteht ſich, ohne die conventionellen Schnörkel von Feerei und allegoriſchem Weſen. Auch könnteſt Du etwas anderes an der Stelle der Hexameter brauchen. Sollte dieſe Gattung der Dichtkunſt keiner Verbeſſerung, keiner Anwendung auf einen ſolchen Gegenſtand fähig ſein? Das Begeiſternde aus der Geſchichte eines ſolchen Mannes in einen kleinen Raum zuſammengedrängt, mit möglichſter Pracht der Diction und des Wohlklanges dargeſtellt, mit Schilderungen der Phantaſie aus der verſchönerten wirklichen Welt durchwebt (wie die Epiſoden in Thomſons Jahreszeiten): ſollte dies nicht ein intereſſantes Kunſtwerk geben? Was meinſt Du dazu? Im Meßkatalog finde ich auch die Geſchichte der Verſchwörungen. Kommt denn noch ein Theil davon heraus? — Die Veitſche Schuld habe ich prolongirt, aber nur bis Neujahr; es iſt dies theuer genug. Die Poſt beträgt jetzt 280 Thaler. Anfangs waren's 310 Thaler, 100 ſind bezahlt, 70 Thaler ſind nach und nach für Prolongation aufgelaufen. Treibe alſo ja Göſchen, daß er zu Neujahr ſpäteſtens Dir das Geld für dieſe Schuld vorſchießt.

Wenn Du monatlich etwas eher beſorgſt, ſo gehen Dir fünf Procent zu gut. Schneider Müller fragt auch manchmal, ob Du nicht bald wiederkämeſt.

Die Recenſion vom Egmont habe ich noch nicht geſehen und ebenſowenig den September vom Mercur. Ich bekomme alles von dieſer Art ſehr ſpät.

K.

Rudolſtadt, 20. October 1788.

Jetzt iſt ja ein ordentlicher Ernſt in Dich gefahren, da die Anſtalten zu Deinem Fleiße ſchon in das Haus übergegangen ſind. Das höre ich gern, und ich habe es längſt gewünſcht. Du ſcheinſt jetzt auf einem gewiſſen Scheideweg zu ſtehen, und die alte Alternative zwiſchen dem Publicumsmenſchen und dem Staatsdiener wieder abzuhandeln. Ich finde aber, daß Dir hierin gar ſchwer zu rathen iſt; unſer einer wäre freilich ſchnell entſchloſſen, aber ein Ehemann muß allerlei in Betrachtung ziehen. Ich mag's aber überlegen wie ich will, ſo finde ich ein ungeheures Mißverhältniß zwiſchen dem, was Dir Dein Conſiſtorial- und Commercienrath koſtet, und dem, was er Dir giebt oder verſpricht. Alle Deine zweihundert Thaler gehen bis auf den letzten Heller gegen die Unkoſten auf, die Du in Dresden mehr haſt, als an einem ſelbſtgewählten Orte; die ſündliche Zeitverſchwendung mit Acten, die Dependenz und die erbärmlichen Verhältniſſe, in denen dieſe letztere Dich doch immer herumtreibt, haſt Du alſo umſonſt, oder für künftiges beſſeres Etabliſſement, wel-

ches aber reichlich durch den Zwang von Dir bezahlt werden wird, in dem es Dich erhält. Denke doch dieſem nach. Es ſcheint mir ſo palpabel zu ſein. Haſt Du nur irgend mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit auf die Aireſche Erbſchaft zu zählen, ſo iſt ja von dieſer Seite Deine und Deiner Frau und Kinder Zukunft beſſer gedeckt, als durch alle Collegialverſorgungen. Bringſt Du nun das unſchätzbare Glück der Unabhängigkeit in Rechnung, welche Dir den ganz freien Gebrauch Deines Geiſtes verſchafft, Deine ganze Zeit in Deine Gewalt giebt, und Dich aus allen dummen Verhältniſſen herausreißt: ſo dächte ich, müßte Dein Entſchluß gefaßt ſein. Ein paar hundert Thaler erſchreibſt Du Dir ſpielend, wenn Du auch weiter nichts thuſt, als mit Bequemlichkeit überſetzeſt, oder über das, was Du lieſt, Bemerkungen niederſchreibſt, für Journale arbeiteſt und dgl. Dies thuſt Du in Nebenſtunden, und die beſten Augenblicke verwendeſt Du planmäßig auf eine Lieblingsſchrift. Sapienti sat.

Von der Histoire de mon tems habe ich hier noch nichts geſehen. Die Vorrede dazu habe ich bei Gelegenheit einer Schrift geleſen, die ich für die allgemeine Literaturzeitung recenſirt habe — Herzbergs Nachricht über Friedrichs II. letzte Lebensjahre, wo der deutſche Ueberſetzer zwei verſchiedene Ausarbeitungen der nämlichen Vorrede von der Hand des Königs (eine in den funfziger, die andere in den achtziger Jahrgängen) angehängt hat. Mir war dieſe Gegeneinanderſtellung intereſſant, um die Fortſchritte ſeines

eigenen Geiſtes und ſchriftſtelleriſchen Geſchmacks und Charakters aus der Art ſeiner Verbeſſerungen zu ermeſſen. Es ſchien mir ein edler männlicher und beſcheidener Ton darin zu herrſchen. Was Du ſonſt von der Histoire de mon tems vorläufig ſagſt, ſtimmt ſehr mit den Erwartungen überein, die ich mir davon machte. Ich bin begierig, ſie auch zu leſen.

Deine Idee zu dem epiſchen Gedichte iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns ſpäterhin wieder darauf kommen.

Alle Schwierigkeiten, die von der ſo nahen Modernität dieſes Sujets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tones mit einem gleichzeitigen Gegenſtande würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken; im Gegentheil, es wäre eines Kopfes würdig, ſie zu beſtehen und zu überwinden. Wenn einige vollendetere poetiſche Werke und einige gute hiſtoriſche Verſuche die Erwartung des ganzen deutſchen Publicums von mir genug erhöht und verbeſſert haben werden, daß ich von ſeiner Seite etwas Großes zur Beförderung einer ſolchen Nationalangelegenheit hoffen kann — Dinge, die alle einigen Schein der Wahrſcheinlichkeit haben — dann läßt ſich mehr darüber denken und ſagen.

Ich bin jetzt mit einer Ueberſetzung der Iphigenia von Aulis aus Euripides beſchäftigt. Ich mache ſie in Jamben; und wenn es auch nicht treue Wiedergebung des Originals iſt, ſo iſt es doch vielleicht nicht zu ſehr unter ihm. Die Arbeit übt meine dramatiſche Feder,

führt mich in den Geiſt der Griechen hinein, giebt mir, wie ich hoffe, unvermerkt ihre Manier — und zugleich liefert ſie mir intereſſante Ingredienzien zum Mercur und zur Thalia, welche letztere ohne dieſen Beitrag umſonſt ihren Namen führen würde. Ich habe den griechiſchen Text, die lateiniſche Ueberſetzung und das Théâtre grec vom P. Brumoy dazu.

Die niederländiſche Geſchichte erwarte ich nunmehr mit jedem Poſttage, um ſie Dir zu ſchicken. Im September des Mercur ſteht noch nichts von mir, den October habe ich noch nicht. — Meine Recenſion von Egmont hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der allgemeinen Literaturzeitung ſind ſehr ſchöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Goethe hat mit ſehr viel Achtung und Zufriedenheit davon geſprochen. In der Pandora für 1789, die jetzt heraus iſt, findeſt Du ein Gedicht von mir — das ſich ſehr gut für die Pandora ſchickt. Du kannſt es den Weibern leſen. Im nächſten Hefte der Thalia wird eins erſcheinen, das ich einem alten Verſprechen nach ſchuldig war. Ich denke, es wird Dich ſehr intereſſiren.

Mein hieſiger Aufenthalt neigt ſich nun zum Ende; er hat mir viel angenehme Stunden verſchafft, und, was das beſte iſt, er hat mich mir ſelbſt wieder zurückgegeben und überhaupt einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Weſen gehabt. Meinen Geburtstag werde ich noch hier zubringen, dann geht's nach Weimar. An

Frau v. Kalb habe ich Deinen Einſchluß beſorgt. Ich hab' ihr dieſen Sommer gar wenig geſchrieben; es iſt eine Verſtimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf — ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen.

Unſere Herzogin iſt jetzt in Rom angelangt, auch Herder iſt da. Er hat ein Logis für ſich allein, ohne Dalberg bezogen, welches mir ſchon gleich ſehr lieb iſt. Schreibe mir doch einmal, was Du von der Dalbergſchen muſikaliſchen Compoſition hältſt, und ob Dir ſeine letzten Stücke, Compoſitionen zu einigen Herderſchen Gedichten, vorgekommen ſind. Er iſt Verfaſſer einer kleinen Schrift: Ueber die Muſik der Geiſter.

Ueber meine an Dich ergangene Bitte um einige Compoſitionen haſt Du nicht geantwortet, oder iſt Dein Stillſchweigen eine Antwort? Haſt Du unter Deinen Sachen nicht meine deutſche Diſſertation, die ich in Stuttgart geſchrieben? Haſt Du ſie, ſo ſchicke mir ſie doch.

Beit jetzt etwas zu zahlen, iſt mir ganz unmöglich. Im Gegentheil, ich ſollte eher Geld einzunehmen haben, als weggeben — und um nur das, was ich für mich nöthig brauche, zu haben, muß ich mir von Wieland oder Göſchen vorſchießen laſſen. Ich habe ſo vielerlei den Sommer angefangen und ſo wenig fertig gemacht. Dieſes Jahr kann ich noch drei Hefte Thalia expediren, aber alle drei erſt im December, weil alles dazu fertig iſt, außer dem

Geisterseher, der doch in allen dreien sein muß. M. wartet schon noch bis zur Ostermesse. Was Veit betrifft, so will ich suchen, dieses Neujahr etwas davon abzuthun. Ich schränke mich gewaltig ein, und werde es noch mehr thun. Ich wünschte sehnlich, mich einigermaßen in Ordnung gebracht zu sehen. Vielleicht schießt Göschen mir das Geld ganz vor.

S.

Dresden, 27. October 1788.

Im September des Mercur habe ich vergebens nach Deinen Aufsätzen gesucht. Vermuthlich kommen sie erst im folgenden Stück.

Einem neuen Stück Thalia sehe ich mit Verlangen entgegen, und kann mich des Wunsches nicht enthalten, einen Brief von Julius darin zu finden. Es ist recht ärgerlich, daß Du die Lust zu den philosophischen Briefen verloren hast. Du hast wirklich mehr Talent als Du glaubst zu Behandlung philosophischer Gegenstände. Dein Verdienst ist nicht bloß Lebhaftigkeit des Vortrags, es fehlt Dir nicht an originellen, kühnen, vielumfassenden Ideen; und was ihnen zuweilen an Bestimmtheit, Deutlichkeit und Evidenz fehlt, giebt eben sehr guten Stoff zu einem solchen schriftlichen Wortwechsel, wie wir uns ausgedacht hatten. Daß ich Dich an eine Arbeit mahne, wozu Du keinen Drang mehr fühlst, wirst Du mir ver-

zeihen, wenn ich Dir ſage, wie ſehr ich dabei intereſſirt bin. Ich habe meine alten Papiere durchgegangen und finde einen Vorrath von brauchbaren Ideen: über die Beſorgniſſe wegen Ausartung der Cultur, über Menſchenwerth, über Furcht und Freude, über Begeiſterung, über Künſtlerverdienſt ꝛc., die nicht für die ſteife Form einer Abhandlung zu paſſen ſcheinen. Es fehlt mir an einer anderen ſchicklichen Einkleidung. Könnteſt Du mir als Julius eine Veranlaſſung geben, mich darüber auszulaſſen, ſo wäre ich aus aller Verlegenheit. Ich will gern den Ausfall thun und Dir die Replik laſſen. — — Huber hat die Einweihungsſcene gemacht; mir ſcheint Gehalt darin zu ſein, ob ich gleich die Schwierigkeit ſeiner Unternehmung immer mehr finde. Das philoſophiſche Intereſſe mit dem dramatiſchen zu verbinden, iſt nicht ſo leicht. Der Werth ſeines Stückes wird wohl hauptſächlich auf der Gallerie von Ordenscharakteren beruhen, die er aufſtellen will. Einer (der Erzbiſchof) muß den Orden möglichſt idealiſiren. Sein Ideal muß verſtändlich ſein, damit ſich der Leſer und Zuſchauer dafür intereſſiren kann. Dies ohne Trockenheit zu bewirken, iſt freilich ſchwer, da die ganze Ordensidee auf einer Sophiſterei des Geiſtes und des Herzens beruht. Indeſſen hat er mit Begeiſterung gearbeitet, und es freut mich, daß er dies konnte, wenn ich auch mit einzelnen Stellen nicht ganz zufrieden bin.

Von Friedrichs Werken lies vor allen Dingen ſeine Briefe an den Marquis d'Argens aus dem ſiebenjährigen

Kriege; mir ſind ſie das Liebſte unter dem, was ich davon geleſen habe. Von ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten habe ich mehr erwartet.

K.

Rudolſtadt, 29. October 1788.

Nur ein Paar Worte dieſem Pack zur Begleitung. Ich habe dieſen Vormittag von Expeditionen den Kopf ſo voll, daß ich Dir ſonſt nichts Vernünftiges ſchreiben könnte.

Sage mir bald, was Du aus meiner Geſchichte Gutes oder Schlimmes, ſowohl von meinem Beruf zu hiſtoriſchen Bearbeitungen, als von der Aufnahme dieſes Pröbchens beim Publicum auguriſt.

Ich lege Egmonts Recenſion bei. Schicke mir dieſe wieder.

Dein

S.

Dresden, 31. October 1788.

Was Du über meine Dresdner Exiſtenz ſchreibſt, iſt an ſich ſelbſt ſehr richtig. Nur giebt es andere Gründe, warum ich meinen Aufenthalt nicht ſo leicht ändern kann. Der erſte iſt Erbſchleicherei; Ayrer würde dieſen Schritt ſehr übel empfinden, würde glauben, daß ich nicht arbeiten wollte und mich ganz auf ſeine Erbſchaft verlaſſe. Ueberdies iſt eine Auswanderung einer ganzen Familie

mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als bei einer einzelnen Perſon. Wäre ich heute im Beſitz eines Vermögens, das mich vollkommen unabhängig machte, ſo würde ich doch erſt eine Reiſe vornehmen, um andere Orte auszukoſten, ehe ich Dresden verließe — und bei dieſem Koſten muß nicht bloß auf mich, ſondern auch auf den übrigen Theil meiner Familie Rückſicht genommen werden. Für jetzt weiß ich keinen Ort, den ich um ſeiner ſelbſt willen Dresden vorziehen möchte, wenn ich Gutes und Böſes gegen einander abwiege. Die hieſigen Unannehmlichkeiten kennt man und iſt darauf eingerichtet. Man entbehrt einen geiſtvollen Umgang, hat aber dafür nicht unbeträchtliche Genüſſe von Natur und Kunſt. Meine Frau hat Bekanntſchaften gemacht, die nicht viel bedeuten, aber doch für gewiſſe geſellſchaftliche Bedürfniſſe hinreichend ſind, ohne unangenehme Empfindungen zu verurſachen. Kann ich gewiß ſein, ihr an einem anderen Orte, wo ich mich vielleicht beſſer befinden würde, dafür einen Erſatz zu verſchaffen? Für mich iſt der Hauptpunkt das Beiſammenſein mit Dir und Huber. Von anderen Menſchen erwarte ich immer weniger. Es war eine Zeit, wo ich mir es angenehm dachte, in Weimar zu leben; aber Deine Beſchreibungen haben mir größtentheils die Luſt benommen. Die meiſten Schriftſteller ſind durch Celebrität verdorben und taugen nur zum Leſen. Goethe iſt der einzige, der mir als Menſch noch intereſſant iſt, aber dieſer iſt zu beſchäftigt, um für mich das zu ſein, was ich wünſchte. Du und Huber habt ſelbſt noch keinen

beſtimmten Aufenthalt. Wer ſtände mir z. B. dafür, daß es Dir noch lange in Weimar gefiele, und dann zögen wir mit Sack und Pack weiter; beſſer iſt's, Ihr beide fangt immer an für unſeren künftigen gemeinſchaftlichen Aufenthalt auszukoſten, und ich bleibe unterdeſſen wo ich bin.

Meine Stelle beſchäftigt mich immer weniger, und ich bekomme dadurch mehr Muße, nach meiner Neigung zu arbeiten. Auch fühle ich, daß ich zur Abwechſelung eine proſaiſche Arbeit von irgend einer Art brauche, um die Stunden auszufüllen, wo ich keiner Begeiſterung fähig bin. Ich ſehe mich daher für dieſen Winter nach einer Ueberſetzung um, und negocire in dieſer Abſicht durch Schreiter wegen einer engliſchen Geſchichte von Cunningham. Weißt Du mir vielleicht etwas dergleichen vorzuſchlagen, auf den Fall, daß dieſe Speculation verunglückte?

Daß Du die Idee von einem Heldengedichte nicht ganz wegwirfſt, hat mich gefreut; Aufmunterung dazu läßt ſich am meiſten vom künftigen König von Preußen erwarten, wenn er den Enthuſiasmus für ſeinen Großonkel behält.

Die Iphigenia in Aulis des Euripides war mir ganz fremd; ich ließ ſie von der Bibliothek holen. Beim erſten Leſen hat mich der Charakter der Iphigenia intereſſirt, durch ein eigenes Gepräge von griechiſcher Jungfräulichkeit und durch den Contraſt zwiſchen ihrer Liebe zum Leben und ihrer heroiſchen Aufopferung. Achilles

iſt mir noch nicht verſtändlich; die Art, wie er ſich der Iphigenia annimmt, hat für unſere Delicateſſe etwas Widriges. Agamemnon und Klytämneſtra ſpielen nicht die bedeutendſten Rollen. Die Aufführung des Menelaus hat etwas Patriarchaliſches, das Wirkung thun muß. Hier und da trifft man auf Sentenzen, die weniger alltäglich ſind, als ſie ſonſt in den alten dramatiſchen Stücken zu ſein pflegen. Die Chöre ſcheinen mir weniger dichteriſch, als beim Sophokles; aber wie geſagt, ich habe das Stück erſt einmal geleſen: um ſich dafür zu begeiſtern, muß man es wohl ſtudirt haben.

Dein Gedicht in der Pandora hat viel Leichtigkeit, und einige Dinge ſcheinen mir ſehr gut geſagt.

Wenn die Thalia erſt im December herauskommt, ſo könnteſt Du mir wohl das bewußte Gedicht eher ſchicken; es ſoll nicht aus meinen Händen kommen.

Die neuen Compoſitionen von Dalberg kenne ich nicht. An die verlangten muſikaliſchen Arbeiten habe ich gedacht und bin jetzt mit dem letzten Theil von der Hymne an die Liebe beſchäftigt; aber es geht langſam von ſtatten, weil ich mich ſelten in Stimmung fühle und nicht gern etwas Mittelmäßiges machen möchte. — Meinen Mahnbrief an Julius wirſt Du erhalten haben. Du kannſt denken, daß es mir nicht tröſtlich war, mit dem nächſten Stück Thalia auf den December verwieſen zu werden; indeſſen hindert dies nicht, daß Du unterdeſſen nur einen kurzen Brief machſt, um mir irgend eine

Veranlaſſung zu geben. Lebe wohl. Ich werde unterbrochen.

K.

2. November.

Dieſer Brief iſt einen Poſttag liegen geblieben, alſo noch ein Paar Worte. — Mir fällt ein, ob eine gewiſſe Art hiſtoriſcher Romane, wie Walter von Montbarry, Herrmann von Unna ꝛc., die bei Weygand herauskommen, keine Arbeit für Dich wäre, um in Nebenſtunden ohne Anſtrengung Geld zu verdienen. Alle dieſe Producte ſcheinen von einem Manne und von keinem mittelmäßigen Kopfe zu ſein. Die Wahl der Situationen iſt großentheils glücklich, der Ton des Erzählens natürlich und zweckmäßig, der Styl ziemlich correct; kurz das Ganze intereſſirt, und doch ſieht man, daß der Verfaſſer ſich's nicht hat ſauer werden laſſen. Seine Charaktere ſind flach gearbeitet und haben nichts Auszeichnendes. Sein Dialog iſt oft ſehr proſaiſch und gedehnt; daß er aber etwas leiſten kann, ſieht man aus dem Anfang der Amtmännin von Hohenweiler, wo außerordentlich viel Schönes mit äußerſter Simplicität verbunden iſt. In der Fortſetzung dieſes Romans iſt er müde geworden und hat Begebenheiten gehäuft. Dir könnte es nicht viel Mühe machen, in der Manier des Geiſterſehers ſolche Romane zu ſchreiben. Was Dir im Geiſterſeher ſchwer wird, iſt gewiß nur der Plan. Die Lebhaftigkeit der Darſtellung und die Andeutung intereſſanter Charaktere iſt Dir zur

Gewohnheit geworden. Sollten Dir nicht beim Studium der Geſchichte manchmal Situationen aufſtoßen, die Dir Stoff zu einem leichten unverwickelten Plane gäben, der bei Dir erſt durch Ausführung ſeinen Werth bekäme? In den Romanen, welche ich meine, werden nicht bekannte Begebenheiten geſchildert, ſondern Schickſale unbekannter Perſonen, die in dieſe Begebenheiten verflochten waren, und dadurch abenteuerlich wurden, ohne unnatürlich zu ſein.

Ich bekomme die Literaturzeitung ſehr ſpät und habe Deine Recenſion von Egmont noch nicht geſehen. — Poſſierlich war mir neulich der Ton, mit dem nun auf einmal vier Stücke Thalia angezeigt wurden, nachdem man ſo lange geſchwiegen hatte. Es war, als ob Göſchen die Recenſion gemacht hätte.

K.

Weimar, 14. November 1788.

Seit vorgeſtern bin ich wieder in meiner einſtweiligen Heimath. Meine letzten Tage in Rudolſtadt und meine erſten hier waren ſo voll Zerſtreuungen und Geſchäften, daß ich nicht dazu kommen konnte, Dir zu ſchreiben. Auch habe ich noch auf einen Brief von Dir gewartet, der aber noch unterwegs ſein wird. Ich habe eben einen ruhigen Abend und will ihn anwenden, allerlei Dinge mit Dir abzuthun.

Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden; ich habe dort viele ſchöne Tage gelebt und

ein ſehr werthes Band der Freundſchaft geſtiftet. Bei einem geiſtvollen Umgang, der nicht ganz frei iſt von einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Anſicht der Welt und des Lebens, ſo wie ich ſie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicateſſe, Freiheit von Vorurtheilen und ſehr viel Sinn für das, was mir theuer iſt. Dabei genoß ich einer unumſchränkten inneren Freiheit meines Weſens und der höchſten Zwangloſigkeit im äußerlichen Umgange — und Du weißt, wie wohl einem bei Menſchen wird, denen die Freiheit des anderen heilig iſt. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und im gewiſſen Betrachte wohlthätig auf dieſe Menſchen gewirkt zu haben. Mein Herz iſt ganz frei, Dir zum Troſte. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Geſetz machte und Dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geſchwächt, und ſo iſt denn das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundſchaft. Uebrigens iſt dieſer Sommer nicht unwichtig für mich, wie ich Dir, glaube ich, ſchon geſchrieben habe. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieſer Lebensreiſe oft ſchwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen. Doch, das wird ſich in der Folge beſſer merken, als jetzt beſchreiben laſſen.

Bei meiner Zurückkunft habe ich den armen Mercur in Todesnöthen gefunden. Das Feuer brennt Wieland auf den Nägeln, und er fängt an, mich ſehr nöthig zu brauchen. Wenn ich mich nicht entſchieden für den

Mercur mit ihm verbinde, so wird er wohl aufhören. Er hat mir über das Mercantilische ein offenherziges Geständniß abgelegt; ich will Dich selbst darüber urtheilen lassen. Der Mercur hat ungefähr zwölfhundert Käufer, welches auf zweitausend Thaler, wie er sagt, hinausläuft (vermuthlich nach Abzug dessen, was Göschen erhält). Die Druck- und Papierkosten, sagt er, stehen zwischen sieben bis achthundert Thaler. Nun bleibt ihm nach Abzug der Honorarien, wie er behauptet, nicht viel über zweihundert Thaler, welches mir dadurch begreiflich wird, weil er z. B. Reinhold dreihundert Thaler en gros bezahlt, und wer weiß, was seine zwei anderen Schwiegersöhne ihm ausgepreßt haben. Die Autoren wollen frisch bezahlt sein, und Er wird es freilich etwas langsam und in kleinen Summchen. Goethe ist jetzt auch dazugetreten, und er hat mir im Vertrauen gesagt, daß Goethe nichts wegschenke. Wieland meint, daß er weit mehr Profit von seinen Arbeiten sich zu ziehen getraue, wenn er sie einzeln herausgäbe. Nun ist noch ein Ausweg, worüber er mir eben eine kategorische Antwort abfordert, nämlich die alte schon voriges Jahr projectirte Entreprise, den Mercur ganz nach einem neuen und der Nation interessanten und anständigen Plan herauszugeben, wovon der Mercure de France, der schon hundertundvierzig Jahre subsistirt, das Modell sein soll. Zu diesem neuen Mercur nun fehlt uns eigentlich der dritte Mann, der sich diesem Werke ganz wie ich widmen könnte, einigen Namen hätte und, sobald er nicht nöthig hat um's Geld zu

ſchreiben, etwas Vortreffliches leiſten könnte. Ich ſelbſt habe eine ſolche Idee aus Rudolſtadt mitgebracht, die mir erſtaunlich einleuchtet und ſehr ausführbar däucht. Es kommt nämlich darauf an, einen Weg auszudenken, wie ſich wenig und gut arbeiten mit einer anſtändigen Einnahme vereinigen laſſe. Wenn drei vortreffliche Federn des Jahres nicht mehr als eine jede ein Alphabet zu liefern haben, ſo ſollte man denken, daß drei Alphabete vortreffliche Arbeit herauskämen. Vertheile dieſe ſechsundneunzig Bogen in zwölf Hefte, ſo haſt Du eine Monatsſchrift, an der jeder Aufſatz Werk des Genies, der abgewarteten Stimmung und der Feile ſein kann. Rechnet man, daß jeder der drei Mitarbeiter hundert Carolinen reinen Profit erhalten ſoll und der Entrepreneur die doppelte Summe, oder der Buchhändler, der ſie übernimmt, auch dieſe hundert Carolinen: ſo ſind zweitauſendfünfhundert Thaler, welches mit den Druckkoſten, die ſich, wie Wieland ſagt, jetzt auf ſiebenhundertfünfzig Thaler und alsdann ungefähr auf tauſend belaufen könnten, dreitauſendfünfhundert Thaler beträgt. Iſt dieſe Summe zuſammenzubringen, ſo hat erſtens Deutſchland ein vortreffliches Journal und zweitens, drei gute Köpfe Prod. Da nun der Mercur zweitauſend Thaler bereits einträgt und alſo nur funfzehnhundert fehlen, ſo ſollte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man dieſe funfzehnhundert Thaler nicht durch Vortrefflichkeit der Arbeit erzwingen könnte. Ein betriebſamer Buchhändler würde ſie in zwei bis drei Jahren bloß allein außerhalb Deutſchlands

zuſammentreiben. Dies war meine Idee, und da Wieland nun gleich auf dieſe Materie kam, ſo haben wir denn die Töpfe zuſammengetragen und uns in den feſten Vorſatz vereinigt, mit 1790 dieſen neuen deutſchen Mercur herauszugeben. Wieland will mir, es mag nun auch werden wie es will, für ein Alphabet meiner beſten Arbeiten hundert Louisd'ors bezahlen, wenn ich mich dem Unternehmen widmen will. Ich dachte, Goethe könnte der dritte Mann werden; Wieland ſetzt aber kein großes Vertrauen in ſeine Beharrlichkeit. Wenn Wieland an der Spitze des Journals bleibt, wie er hartnäckig geſonnen iſt, ſo iſt es nichts mit Herder, welcher mir ſonſt ſehr einleuchtete. Auf jeden Fall wirſt Du mir einräumen, daß ich bei dieſem Plane nicht anders als zu gewinnen habe, wenn er zu Stande kommt. Zwei Bogen kann ich des Monats mit Luſt und Muße fertig bringen, und dieſe ſichern meine ganze Exiſtenz. Aber auch Wieland kann zufrieden ſein, und das Journal muß Vortheile genug dann haben, wenn ich jedes Heft mit zwei Bogen guter Arbeit verſehe. Meine Fächer würden ſein: 1) Dramen, 2) Erzählungen, wie z. B. Verbrechen aus Infamie, Geiſterſeher u. ſ. w., 3) hiſtoriſche Tableaux, Charakteriſtiken, Biographien, 4) Gedichte, 5) auch philoſophiſche Materie wie Julius und Raphael, und 6) kritiſche Briefe, wie die über den Carlos, nach welchen Wieland ſehr verlangt, und die viel Senſation gemacht haben ſollen.

Sollteſt Du es glauben, daß wir nach langem Herumſuchen in Deutſchland doch noch keinen gefunden haben,

der nur soviel dazu taugte, wie ich? d. h. der bei dieser Proportion der Fähigkeit dazu just soviel inneren Willen und äußere Muße hätte, und der gerade in solchen allgemein interessanten Fächern arbeitete? Einstweilen verlangt Wieland, daß ich ihm den Plan zu dem neuen Mercur, d. h. meine Gedanken aufschreibe. Ich erwarte noch vorher die Deinigen darüber. — Auch will er, daß ich mich wegen 1789 mit ihm auf einen bestimmteren Fuß setze, als in diesem Jahre geschehen ist, und daß ich ihm bestimme, wieviel ich dieses 1789ste Jahr arbeiten und wie ich bezahlt sein will. Es wäre mir gar zu lieb, dieses Project mit dem Mercur auszuführen und ihn nicht ganz sterben oder in andere Hände gerathen zu sehen. Jetzt scheint Wieland in seine Schwiegersöhne gar wenig Vertrauen zu setzen, und Reinhold hat ihm offenbar auch mehr geschadet als genützt. Sein Hauptverdienst war das Recensiren, welche Last er Wieland fast ganz abgenommen hat. Aber der kritische Anzeiger hört mit diesem Jahre auf, dafür sollen künftig über ausgezeichnete Producte zuweilen ausgeführtere Kritiken kommen, die selber musterhafte Aufsätze sind.

Goethe ist jetzt auf einige Tage verreist. Es ist nun so ziemlich entschieden, daß er hier bleibt, aber privatisirt. In dem Conseil sitzt nur noch sein Stuhl, er ist so gut als ausgeschieden, die Kammer hat er ganz an Schmidt abgetreten, er behält nur noch die Bergwerkscommission als eine bloße Liebhaberei. — Herder ist durch Dalberg häßlich circumvenirt worden, ohne daß man ihn darum gefragt

oder prävenirt hätte, hat ſich eine Dame, eine Frau von Seckendorf, die Schweſter des Herrn von Kalb, bei der Partie gefunden, die die Reiſe nach Italien mitmachte und mit der Dalberg in Herzensangelegenheiten ſtehen mag. Herder fand erſtaunlich viel Unſchickliches darin, mit einer ſchönen Wittwe und einem Domherrn in der Welt herumzuziehen. In Rom hat er ſich ganz von der Geſellſchaft getrennt, und man ſagt, daß er auf Oſtern die Confirmation wieder in Weimar verrichten wolle. Er wird in Rom ſehr geſucht und geſchätzt; der Secretair der Propaganda, Borgia, hat ihn bei einem Souper einigen Cardinälen als den Erzbiſchof von Sachſen-Weimar präſentirt.

Ich habe Dir aber noch einige Punkte aus Deinem Briefe zu beantworten. — Erſtlich wegen Julius und Raphael. Ich bin weit davon entfernt, ihn ganz liegen zu laſſen, weil ich wirklich oft Augenblicke habe, wo mir dieſe Gegenſtände wichtig ſind; aber wenn Du überlegſt, wie wenig ich über dieſe Materie geleſen habe, wieviel vortreffliche Schriften darüber vorhanden ſind, die man ſich ohne Schamröthe nicht anmerken laſſen kann, nicht geleſen zu haben: ſo wirſt Du mir gern glauben, daß es mir immer eine ſchwerere Arbeit iſt, einen Brief des Julius zu ſchreiben, als die beſte Scene zu machen. Das Gefühl meiner Armſeligkeit — und Du mußt geſtehen, daß dies ein dummes Gefühl iſt — kommt nirgends ſo ſehr über mich, als bei Arbeiten dieſer Gattung. Indeß will ich mich zuſammennehmen und Dir eine Materie

anſpinnen, nur verlange ſie ſo ſehr bald nicht von mir; vor allen Dingen muß ich mich wieder in den Geiſterſeher hineingearbeitet haben.

Mein Gedicht ſollſt Du leſen und beurtheilen, ehe ich es drucken laſſe. Jetzt hat es ſeine Rundung noch nicht.

Deine Beantwortung meiner Deduction von dem Aufenthalt und der Lebensart, die Du wählen ſollſt, bringt mich (wär's auch nur Deines erſten Grundes wegen) vor der Hand zum Stillſchweigen. — Weniger bin ich, was das Vorliebnehmen mit mittelmäßigen Menſchen betrifft, Deiner Meinung. Mittelmäßiger Umgang ſchadet mehr, als die ſchönſte Gegend und die geſchmackvollſte Bildergallerie wieder gut machen können. Auch mittelmäßige Menſchen wirken; ein andermal mehr davon.

Ueber Hubers dramatiſchen Beruf bin ich nicht mit Dir einig. Ich komme darauf zurück, was ich Dir, glaub' ich, und auch ihm ſchon geſagt habe: er hat keinen dramatiſchen Styl; im Plan iſt er glücklicher. Sein Fehler iſt, daß er ſich über einen Gedanken ganz ausſchüttet, und das ſoll man nie. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, jemehr ich ſie leſe, weil ſie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den ſie nicht ausſagen; kurz, weil ſie erſtaunlich wortreich ſind. Ich glaube nicht, daß Huber viel im Dramatiſchen leiſten wird, und es ſollte mir leid thun, wenn er dieſes zu ſpät bemerkte und ſeine Fähigkeiten von einem dankbareren Fache ablenkte. Freilich iſt mir dieſe Beſchäftigung bei

ihm lieber als keine; aber muß denn just dieſe Alternative ſein?

Ich erwarte mit Ungeduld Deine Compoſition der Hymne. Deine Geſundheit, Deine Luſt und Liebe zur Thätigkeit freut mich.

Einen Roman wüßte ich Dir nicht zu nennen, aber willſt Du mit mir das nächſte Jahr zuſammentreten und mir den Plan ausführen helfen, eine Sammlung ausgezogener Memoires herauszugeben? Dies iſt just eine Arbeit, um keinen Tag ganz ungenutzt zu verlieren; ich habe ſie ſchon vor einem Jahre ausgedacht, und bin feſt dazu entſchloſſen. Die Sache iſt bloß ein langſameres Leſen, das einem bezahlt wird. Einen Verleger will ich ſchon dazu ſchaffen.

Ich werde dieſen Winter gar einſam hier leben, weil ich alle meine Kraft und Zeit zuſammennehmen will. Es iſt viel ſtilles Vergnügen in dieſer Exiſtenz. Beſonders die Abende ſind mir lieb, die ich ſonſt ſündlich in Geſellſchaft verloren habe. Jetzt ſitze ich beim Thee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet ſich's herrlich.

Lebe wohl. Deinen nächſten Brief erwarte ich mit Ungeduld; er wird mir von Rudolſtadt nachgeſchickt; haſt Du das Stück der allgemeinen Literaturzeitung nicht beigelegt, ſo ſchicke es nach.

E.

Dresden, ... November 1788.

Daß ich Dir erſt heute über Deine Geſchichte ſchreibe, wird Dir begreiflich werden, wenn Du erfährſt, daß am Montage, als der Transport ankam, Profeſſor Erneſti von Leipzig bei uns war, der mir bis zum Donnerſtage beſtändig auf dem Halſe lag, ſo daß ich nur Viertelſtunden wegſtehlen konnte, um zu leſen. Du kannſt denken, wie gern ich ihn ſah.

Ich widerrufe meine ehemaligen Aeußerungen nicht. Bei allem Verdienſt, das man dieſer Arbeit nicht abſprechen kann, iſt es doch nicht das höhere Verdienſt, deſſen Du fähig biſt. Der Geſichtspunkt, den Du auf der fünften Seite angiebſt, iſt Deiner werth, und zeigt, was man von Dir zu erwarten gehabt hätte, wenn es Dir in Deinen jetzigen Verhältniſſen möglich geweſen wäre, ein hiſtoriſches Kunſtwerk zu liefern. Daß Du aus dieſem Geſichtspunkte nicht immer gearbeitet haſt, ſcheinſt Du in der Vorrede ſelbſt zu fühlen. „Dieſer Theil ſoll nur Einleitung ſein," ſagſt Du. Aber jene intereſſante Idee, von der das Ganze ſeine Einheit erhält, ſollte doch auch in dieſem Theile die herrſchende ſein. Und mir däucht, daß Du Dich bei der Ausführung mehr für einzelne Charaktere und Situationen, als für das Ganze begeiſtert haſt. Auch begreife ich die Urſachen wohl. Die vorhandenen Materialien waren zum Theil im Widerſpruch mit Deinem Ideale. Eine Zeitlang ſuchteſt Du durch weitere Nachforſchungen dieſe Widerſprüche

zu vereinigen. Aber endlich ermüdetest Du in dieser Arbeit und gabst in Deiner jetzigen Lage die Hoffnung auf, Deine höheren Forderungen zu befriedigen. Du wolltest dem gesammelten Stoffe die beste mögliche Form geben und jede Gelegenheit nutzen, durch den Gehalt der Details für den Verlust an Schönheit des Ganzen zu entschädigen. Ein anderes Hinderniß war die Unparteilichkeit, die Du Dir zum Gesetz gemacht hattest. Das Interesse für die Niederländer wird geschwächt, weil Du Dir nicht erlaubst, das Thörichte und Niedrige in ihrem Betragen zu entschuldigen. Dies ist besonders merklich in der Periode nach Granvellas Entfernung, wo überhaupt die ganze Handlung stillsteht, wo man aufhört für das Schicksal der Niederländer besorgt zu sein, und wo ihre Großen (selbst Wilhelm nicht ausgenommen) so sehr unseren Unwillen erregen, daß man geneigt wird, für Philipp Partei zu nehmen. In Wilhelms Art zu handeln ist ein Schein von Inconsequenz, der vielleicht zu vermeiden war, wenn Du den Mangel an befriedigenden Nachrichten zuweilen durch Hypothesen ersetzt hättest. Er ist doch eigentlich der Held der Geschichte, und jemehr man sich für ihn interessirt, desto mehr wünscht man Aufschluß über sein ganzes Betragen. Hättest Du wie Gibbon zehn Jahre Deines Lebens, in ungestörter Muße und mit allen Hilfsmitteln versehen, dazu anwenden können, Materialien zu sammeln, zu verarbeiten und darüber zu brüten, so würde Dein Werk freilich einen höheren Grad von Vollendung er-

erreicht haben. Aber so wie es ist, bleibt es immer eine schätzbare Probe Deines historischen Talents. Du hast gezeigt, daß Du Fleiß und Genauigkeit in Benutzung der Quellen mit lebhafter Darstellung vereinigen kannst. Dein Styl ist einfach und edel. Nur selten sind Dir kleine Nachlässigkeiten entwischt. Bilderſprache habe ich im Gange der Erzählung selten gefunden, und beinahe nur da, wo entweder der Stoff eine Aufwallung von Enthusiasmus erlaubte, oder wo er durch seine Trockenheit einen gewissen Schmuck nothwendig zu machen schien. Jemehr es Dir bei künftigen Arbeiten dieser Art gelingt, durch Anordnung des Ganzen das Interesse immer gleich lebhaft zu erhalten, desto weniger wirst Du in einzelnen Stellen das Bedürfniß der Verschönerung fühlen. Die eingestreuten und nicht gehäuften Bemerkungen sind größtentheils von wahrem Gehalt. Weniger Aengstlichkeit in Befolgung Deiner Vorgänger, so wirst Du Dir eben so tiefe Blicke in die Bewegungsgründe der handelnden Personen erlauben, als diejenigen sind, wodurch uns Tacitus so schätzbar wird. Im Ganzen genommen also wünsche ich Dir Glück zu diesem Producte, wenn ich gleich überzeugt bin, daß Du unter anderen Umständen noch mehr leisten konntest, als Du geleistet hast. Die Fortsetzung dieser Geschichte wird mich freuen, noch mehr aber künftig einmal die Bearbeitung eines anderen historischen Gegenstandes, der wegen seines kleineren Umfanges weniger Zeit und Mühe zur Aufsuchung der Materialien erfordert, und wo du also auf einem kürzeren Wege —

mit weniger ermüdender Handwerksarbeit — als Schöpfer eines historischen Gemäldes zeigen kannst, was Du vermagst.

In der Recension des Egmont haben mich die vorausgeschickten Bemerkungen über die Einheit des Stückes sehr befriedigt. Auch ist es Dir gelungen, däucht mich, den rechten Ton der Kritik gegen einen verdienten Schriftsteller zu treffen — Strenge mit Achtung, ohne affectirte Schmeichelei. — Ueber Egmonts Liebe aber bin ich nicht mit Dir einverstanden. Du glaubst, daß das Heroische seines Charakters dadurch verliert, und das geb' ich zu. Aber es fragt sich, ob dies ein Fehler ist. Muß es denn eben Bewunderung sein, was der Held eines Trauerspiels einflößt? Unsere Liebe bleibt Egmont immer bei allen seinen Fehlern; er ist ein Tom Jones im Trauerspiel, und warum soll diese Gattung einen solchen Charakter ausschließen? Auch zweifle ich, ob das Stück durch mehr Uebereinstimmung mit der Geschichte würde gewonnen haben. Ist es nicht schöner, Egmonts Sorglosigkeit zur Ursache seines Unglücks zu machen, als eine gewisse Unentschlossenheit zwischen Bleiben und Gehen, wo die Vermeidung eigener Gefahr mit Familienverhältnissen collidirt? Hat die Sorge für Frau und Kinder und die Furcht, Vortheile des Ueberflusses zu entbehren, nicht etwas Prosaisches; wogegen man die Rolle von Clärchen und die schöne Scene mit Wilhelm (die alsdann auch ganz anders sein müßte) nicht gern vertauschen möchte?

Die Verschwörung der Pazzi ist nicht von Dir;

vielleicht von Jagermann? Du warst wohl sehr in Verlegenheit, um sie aufzunehmen. Stoff und Behandlung sind äußerst trocken. Man begreift nicht einmal die Schwierigkeit des Unternehmens und warum zu einem Meuchelmorde so viele Anstalten nöthig waren. Dazu hätte wenigstens die Rolle, welche die Medici in der Republik spielen, deutlicher angegeben werden sollen.

Wo hast Du denn die Jesuitenanekdote im Mercur her? Hast Du eine noch nicht benutzte Quelle zur Geschichte dieses originellen Staats gefunden, so wäre es der Mühe werth sie zu bearbeiten. Soviel ich mich erinnere hat man bloß in Raynals Geschichte eine interessante Darstellung dieses Gegenstandes, und dieser wird den Stoff gewiß nicht erschöpft haben.

Daß Du die Anekdote von der Gräfin Schwarzburg erhalten hast, ist hübsch; sie hat uns alle interessirt.

Mich däucht, Du wolltest neulich Deine medicinische Disputation von mir haben. Ich habe sie zufälligerweise gefunden bis auf die — Dedication. Schreib' mir, ob ich sie Dir schicken soll.

Bist Du denn mit S. Handlung wegen Deiner Trauerspiele zum Ziele gekommen? Ich finde, daß sie wegen der neuen Auflage ein Privilegium ausgebracht haben. Dies würde Dich wenigstens nöthigen, beträchtliche Aenderungen zu machen, wenn Du sie jetzt gleich einem anderen Buchhändler geben wolltest. Schmidt, der Verfasser der deutschen Geschichte, war in demselben Falle, und die neue Auflage seines Buches durfte auf der

Leipziger Messe nicht verkauft werden, weil sie für einen Nachdruck galt.

Mit der Uebersetzung, die ich diesen Winter vorhatte, ist's nichts. Hilf mir doch eine ähnliche Beschäftigung ausdenken. Wie wär's, wenn ich mich über die Fronde machte? — Du mußt nicht lachen. Es wäre doch vielleicht möglich, daß einmal etwas fertig würde. Das Sujet interessirt mich; auch wäre es nicht übel, wenn der Abwechselung halber eine Verschwörung an die Reihe käme, die sich mehr durch interessante Charaktere, als durch tragische Situationen auszeichnete. Und Huber kann doch jetzt nichts dergleichen machen. Die Quellen sind hier zu finden und größtentheils an sich interessant. Dies hindert übrigens nicht, daß ich nicht lieber noch Raphaels Correspondenz fortsetzte; auch kann beides beisammen bestehen, und es ist mein wirklicher Ernst, diesen Winter etwas hervorzubringen. Das semper ego auditor tantum fängt an, mich immer mehr zu drücken.

Uebrigens geht's bei uns nach alter Weise. Huber scheint Glück in seinem Posten zu machen. Stutterheim ist sehr mit ihm zufrieden; auch hat ihn der Coadjutor und sein Secretair gelobt. Mit dem Gesandten hat er sich auf den Fuß der möglichsten Unabhängigkeit gesetzt, und kommt gut mit ihm aus, so nachtheilig auch die Gerüchte sind, die man von diesem hört. Er hat wenigstens Verstand genug, um die Nothwendigkeit eines guten Vernehmens mit H. einzusehen; und dies wird ihm leicht, da H. nicht mit ihm collidirt, äußerst wenig Prätensio-

nen an ihn macht, ohne ſich doch von ihm eintreiben zu laſſen (wie ich aus einzelnen Vorfällen weiß), und ſelbſt ſehr tolerant gegen ihn iſt, ja ſogar intereſſante Züge an ihm gefunden hat.

K.

Das bewußte Gedicht vergiß nicht mir zu ſchicken, ſobald es fertig iſt.

Dresden, 24. November 1788.

Diesmal will ich Dir die lange Pauſe vergeben; aber nun Du wieder in Weimar eingerichtet biſt, iſt's wirklich unrecht von Dir, wenn Du nicht öfter ſchreibſt. Deine und Hubers Briefe geben mir noch manchmal den alten Schwung. Ohne Euch erſchlaffte ich vielleicht ganz. Ich habe ſchlechterdings niemand hier, an dem ich mich reiben kann. Alles muß ich aus mir ſelbſt zehren; mein Stolz hält mich zwar noch aufrecht, aber oft fällt mir der demüthigende Gedanke ein, daß ich noch nichts gethan habe, was mir für meinen Gehalt Bürge iſt. Dann verfolgt mich die Furcht vor Stümperei, und in der Angſt fange ich wieder an, Holz und Steine zu meinem juriſtiſchen Gebäude zuſammenzutragen; freilich hätte ich mir dies Geſchäft gern für ein ſpäteres Alter aufgehoben, wenn ich jetzt etwas Tüchtiges von einer anderen Art hervorzubringen hoffte. Aber oft gebe ich dieſen Gedanken ganz auf, es ſcheint mir an Frucht-

barkeit zu fehlen. Ich tauge vielleicht beſſer für Gegenſtände, wobei Scharfſinn und ein gewiſſes Gefühl für Zweckmäßigkeit erfordert wird. Manchmal denke ich gar, daß ich bloß zum Juriſten beſtimmt bin. In dieſer Sphäre bin ich wenigſtens des Erfolges gewiß. Kunſtgefühl iſt bei weitem noch nicht Kunſttalent, und ſchon mancher hat durch dieſe Verwechſelung ſeine wahre Beſtimmung verfehlt.

Wider Deinen Plan wegen des Mercur habe ich nichts einzuwenden. Der mercantiliſche Erfolg hängt bloß vom Zutrauen des Publicums zu denjenigen ab, die ſich als Unternehmer ankündigen. Wieland hat freilich bisher ſchon gezeigt, daß er trotz der ehemaligen vielverſprechenden Ankündigung des Mercur in der Aufnahme von Beiträgen oft nichts weniger als ſtreng war. Bei Dir iſt wohl kein Zweifel über das, was Du leiſten kannſt, ſondern über die Pünktlichkeit in Erſcheinung Deiner Producte. Ich kann mich daher nicht überzeugen, daß eine bloße Ankündigung von Euch Beiden große Wirkung in Anſehung des Debits hervorbringen werde. Eine ähnliche Ankündigung zu Ende des vorigen Jahres hat nicht gehindert, daß der Mercur, wie Du ſelbſt ſagſt, in den letzten Zügen liegt. Ein neuer Plan, der Aufmerkſamkeit erregte (etwa wie der, welchen ich Dir neulich zuſchickte), würde die Mitarbeiter inskünftige zu ſehr binden; und eigentlich hängt der innere Werth des Journals doch nur davon ab, daß ihm einige gute Köpfe ihre beſſeren Stunden widmen. Sollte

daher ein neuer Plan und eine neue Ankündigung überhaupt nöthig sein? Wäre es nicht besser, die Stücke des 89sten Jahres an innerem Gehalt merklich zu verbessern und keinen unerheblichen Aufsatz aufzunehmen? Alsdann könnte man am Ende des Jahres das Publicum fragen, ob es ferner dergleichen Waare haben wollte; dazu gehörte mehr Unterstützung ꝛc.

Mit Deiner Antwort wegen der philosophischen Briefe muß ich mich beruhigen, obwohl sie mich nicht ganz befriedigt.

Ueber Hubers dramatische Manier magst Du wohl nicht ganz unrecht haben. Indessen scheint mir doch immer soviel Gehalt in seiner Arbeit zu sein, daß ich sie ihm nicht verleiden möchte, wenigstens so lange er sich für keine andere Thätigkeit interessirt. Schreibst Du ihm denn manchmal? Er klagte neulich über Dein Stillschweigen.

Die Idee wegen der Memoires leuchtet mir sehr ein; so eine Arbeit habe ich mir immer gewünscht. Schreib' mir doch Deinen Plan ausführlicher und sorge bald für einen Verleger, damit man immer anfangen kann. Alles kommt, däucht mich, darauf an, den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem die Memoires zu bearbeiten sind. Als Quellen der Geschichte sind sie keines Auszugs fähig. Will man das Unternehmen nicht zu weitläufig machen und ein Werk liefern, das um seiner selbst willen lesbar ist, so wird man sich wohl auf einzelne charakteristische Züge einschränken müssen, die in der Na-

tionalgeſchichte oder in der Biographie merkwürdiger Menſchen keinen Platz finden können, und gleichwohl an ſich ſelbſt intereſſant ſind (nicht durch den Aufſchluß, den ſie über andere intereſſante Perſonen und Vorfälle geben). Solche Züge ſind häufig in den Memoires vorhanden, und eben dieſe, weil ſie keine, als die allgemeinſten hiſtoriſchen Kenntniſſe vorausſetzen, ſind dem größten Theil des leſenden Publicums am willkommenſten.

K.

Weimar, 1. December 1788.

Die Schilderung, die Du von Deinem hermaphroditiſchen, halb ſchriftſtelleriſchen, halb dilettantiſchen Zuſtande machſt, iſt ordentlich kurzweilig-rührend, und inſofern ich Dich deswegen nicht unglücklicher finde, hätte ich mehr Luſt darüber zu lachen, als mich zu grämen. Die Unzufriedenheit, die Dir dieſe ſogenannte Nichtsthuerei giebt, macht Dir Ehre und zeigt, wie ſehr Dein Geiſt mit ſeiner Verbeſſerung beſchäftigt iſt. Jeder andere und nicht gerade der trägere Menſch würde ſich in Deiner Lage gar nicht ſo mißfallen: denn das wirſt Du mich nie überreden, daß bloße Betrachtung fremder Kunſtwerke, wenn ſie kritiſch iſt, nicht ebenſo gut Thätigkeit ſei, als die Hervorbringung war; mit weniger Anſtrengung freilich und meinetwegen auch mit einer mäßigeren Belohnung, aber dafür auch mit weniger Einſchränkung der Genüſſe und mit weniger Mißmuth über die Schran-

ken der Kraft oder des Stoffes verbunden, die dem Künſtler ſeine Freude ſo oft verbittert. Was dieſer an intenſiver Wirkſamkeit und an dem Grade des Genuſſes vor dem bloßen Betrachter voraus hat, gewinnt der letztere an Vielfältigkeit und Ausbreitung ſeines Geſchmackskreiſes wieder.

Sonſt finde ich, daß Du Dich ſehr richtig beurtheilſt. Der Grund Deiner Klagen liegt, wie mir ſcheint, in dem Zwang, den Dein Verſtand Deiner Imagination auflegte. Ich muß hier einen Gedanken hinwerfen und ihn durch ein Gleichniß verſinnlichen. Es ſcheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachtheilig zu ſein, wenn der Verſtand die zuſtrömenden Ideen, gleichſam an den Thoren ſchon zu ſcharf muſtert. Eine Idee kann, iſolirt betrachtet, ſehr unbeträchtlich und ſehr abenteuerlich ſein, aber vielleicht wird ſie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig; vielleicht kann ſie in einer gewiſſen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenſo abgeſchmackt ſcheinen, ein ſehr zweckmäßiges Glied abgeben: — alles dies kann der Verſtand nicht beurtheilen, wenn er ſie nicht ſo lange feſthält, bis er ſie in Verbindung mit dieſen anderen angeſchaut hat. Bei einem ſchöpferiſchen Kopfe hingegen, däucht mir, hat der Verſtand ſeine Wache von den Thoren zurückgezogen, die Ideen ſtürzen pêle-mêle herein, und alsdann erſt überſieht und muſtert er den großen Haufen. — Ihr Herren Kritiker, und wie Ihr Euch ſonſt nennt, ſchämt oder fürchtet Euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitze, der ſich bei allen eigenen

Schöpfern findet, und deſſen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künſtler von dem Träumer unterſcheidet. Daher Eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil Ihr zu früh verwerft und zu ſtrenge ſondert.

Uebrigens könnteſt Du Dich, wie mir däucht, über die Entbehrung gerade dieſes Genuſſes tröſten, weil Deine Sphäre um ſo weiter wird. Wir Künſtler arbeiten ja nur für Euch; mit Kenntniß ſeines Vortheils kann und darf keiner von uns wünſchen, Euch anders zu machen. Aber auch ohne Eigennutz, wie oft habe ich Dich beneidet, und wie mancher andere würde es auch gethan haben. Ihr flattert von einer Schönen zur anderen, ohne eine einzige zu heirathen — und das Heirathen iſt in Dingen des Geiſtes faſt noch ſchlimmer, wenigſtens führt es faſt noch früher zu einer *proſaiſchen Vertraulichkeit*, als das Heirathen im eigentlichen Sinne. Bewahre Dir alſo überhaupt nur ein reges und kritiſches Gefühl für das Schöne, ſo verſiegen Deine Quellen des Vergnügens nie, oder derber zu reden, erhalten Dir einen geſunden Appetit und eine gute Verdauungskraft; die Tafel wird immer für Dich gedeckt ſein — und jeder von uns kann Dir, der wie ein Sultan ſchwelgt, nur ein einziges Gericht dazu liefern, welches zuzurichten er Jahre gebraucht hat. Iſt die Rede von Schriftſtellerei, die Dir einträglich werden ſoll, wozu brauchſt Du Fruchtbarkeit? Zu dieſer brauchſt Du nichts, als die Gaben, die Du Dir zugeſtehſt. Wähle zweckmäßig aus dem, was andere geliefert haben, und ordne es mit Scharfſinn, ſo haſt Du

immer Arbeit genug, und ſelbſt dankbare, nützliche Arbeit. Um hier nur einer Gattung Erwähnung zu thun: Du haſt einen ungerechten Widerwillen gegen ein Fach, worin Du ſehr ſchätzbar ſein würdeſt. Das iſt die Kritik. Selten, nur ſelten trifft ſich's, daß in einem Kopfe kritiſche Strenge und eine gewiſſe kühne Toleranz, Achtung und Billigkeit gegen das Genie u. ſ. w. ſich beiſammenfinden, und das findet ſich bei Dir. Wie, wenn Du wichtige Producte aus mehreren Fächern der Literatur in einer angenehmen Einkleidung kritiſch durchgingſt, wie in den Literaturbriefen von Leſſing, im Philoſophen für die Welt u. ſ. w. geſchehen iſt. Sind es intereſſante Schriften, die Du beurtheilſt, ſo werden ſolche Aufſätze jedem Journaliſten willkommen ſein. Auch der Mercur ſteht Dir offen.

Dein Project mit der Fronde will ich zwar nicht niederſchlagen, Gott bewahre mich! aber Dir nur ſagen, daß wir diesmal in eine kleine Colliſion gerathen — und auch wieder nicht. Die Sache iſt die: ich habe mir ſchon ſeit mehr als einem Jahre den Charakter des Retz, des Duc d'Orleans, der Anna und des Mazarin, für irgend ein Journal zurückgelegt, weil ſich in allen grade ſoviel hiſtoriſches und Charakter-Intereſſe, und auf der anderen Seite wieder ſoviel intereſſante modiſche Kleinigkeiten und Nebenzüge finden, daß eine leichte Darſtellung Glück machen muß. Dein Zweck geht ganz von dem meinigen ab; Du willſt die Fronde als eine politiſche Revolution im Ganzen betrachten. Doch hätte Dich dieſe

Entdeckung ſpäterhin vielleicht ſtutzig machen können; darum ſage ich Dir's vorher; Dein Plan wird übrigens gar nicht dadurch geſtört.

Dein Urtheil über meine Geſchichte iſt von dem meinigen wenig verſchieden; aber warum beurtheilſt Du Werke meines Fleißes wie Werke des Genies? Wo war ich in der Lage, ich, ein großes hiſtoriſches Ganze mit einem reifen Blick zu umfaſſen? Aber Du ſollteſt dieſe Periode bei einem anderen Schriftſteller leſen, Du würdeſt mir gewiß Verdienſte darum zugeſtehen.

Mit dem Mercur wird es ungefähr ſo gehalten werden, wie Du meinſt. Man wird ihn dieſes 89ſte Jahr an Gehalt zu verbeſſern ſuchen und dann ohne Geräuſch mit dem neuen anfangen. Wieland ſchickte mir ſchon Aufſätze, um ihren Werth zu prüfen, und ein großes Gedicht habe ich auch bereits erſpart. Im December, der jetzt heraus iſt, iſt der Beſchluß meiner Briefe. Mein Gedicht ſchick' ich Dir nächſtens in Manuſcript zu. Du ſollteſt jetzt billig auf den Mercur ſubſcribiren, da er gewiß eins der beſten Journale wird.

Wegen Huber haſt Du einen Feuerſtrahl in mein Gewiſſen geworfen. Suche ſein Herz zu bewegen, daß er mir mein langes Stillſchweigen verzeihe. Wenn ich ſeiner Verſöhnung gewiß bin und das Vergangene ganz in Vergeſſenheit ſenken darf, ſo will ich ihm friſchweg ſchreiben.

S.

Dresden, 12. December 1788.

Meine Antwort auf Deinen letzten Brief iſt durch die Beilage verſpätet worden. Ich bekam Stolbergs Aufſatz über Dein Gedicht im Muſeum zu ſehen, und dies machte einige alte Lieblingsideen bei mir rege.

So entſtand dies Product in Zeit von acht Tagen. Ich überlaſſe es ganz Deiner Dispoſition für die Thalia oder den Mercur. Doch muß ich Dir geſtehen, daß ich es gern bald gedruckt ſehen möchte. Ich komme mir mit meiner Autorſchaft vor wie der Student, wenn er zum erſtenmale den Degen anſteckt. Daß ich Dir freiſtelle, Fehler des Styls zu verbeſſern, verſteht ſich von ſelbſt.

Deine aufmunternden Aeußerungen verdanke ich Dir ſehr; mich verlangt jetzt nach Deinem Urtheil über dieſe Arbeit; mir hat ſie Muth gemacht.

Deine Idee wegen der Fronde wird mich nicht abhalten, ſie mit Huber gemeinſchaftlich zu bearbeiten; er hat mir dieſen Vorſchlag gethan, und ich erwarte noch ſeine Antwort auf meine Aeußerungen über die Art und Weiſe.

Ueber die Memoires haſt Du Dich noch nicht deutlich erklärt. Wären einzelne Auszüge daraus nicht gute Materialien für ein Journal?

An Huber kannſt Du keck ſchreiben; ich ſtehe für ſeine Verſöhnlichkeit.

Noch eine Frage: Schreiter überſetzt Gibbons Ge-

ſchichte, die eine Fortſetzung des bekannten Werks vom Verfall des römiſchen Reichs iſt. Er will mir einzelne Stücke daraus, die für ſich intereſſiren, als Mahomets Leben u. dergl. abtreten, um ſie in ein Journal einzurücken. Kann ſie Wieland brauchen, und was zahlt er dafür? Antworte mir bald hierauf.

K.

Weimar, 12. December 1788.

Seit meinem letzten Briefe an Dich bin ich nicht aus dem Hauſe gekommen. Du kannſt Dir gar nicht einbilden, was für ein Geiſt des Fleißes mich beſitzt, und wie viel beſſer und behaglicher mir in dieſem Elemente iſt, als bei meiner vorigen ſo getheilten Exiſtenz. Zwar geſchieht nicht ſo ſehr viel, als verhältnißmäßig zu erwarten wäre, da ich ſoviel Muße habe, denn ich arbeite etwas ſchwer und habe, wie Du weißt, immer eine langſame Feder gehabt. Aber eine Hauptſache, die gewonnen wird, iſt, daß mein Geiſt mehr zuſammengehalten wird und ſich mehr mit ſeinen inneren Reſſourcen zu behelfen ſuchen muß. Der eigentliche Nutzen muß ſich erſt mit der Zeit zeigen.

Noch immer habe ich den Euripides vor. Die Iphigenia iſt zwar nicht ſein beſtes Stück; aber es wäre nicht gut, wenn ich das beſte gewählt hätte, um Lehrgeld darin zu geben. Die Hauptſache iſt die Manier, die im Schlechten herrſcht wie im Beſten, und in jenem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10401/008

faſt noch leichter bemerkt wird. Mein Styl hat dieſer Reinigung ſehr nöthig. Ich hoffe, ehe ein Jahr um iſt, ſollſt Du an dieſem Studium der Griechen — Studium kann ich es aber für jetzt noch kaum nennen — ſchöne Früchte bei mir ſehen. Dieſe Woche wird die Iphigenia fertig und von den Phönicierinnen ſind bereits zwei Acte überſetzt. Nach dieſem wartet ein rechter Leckerbiſſen auf mich, nämlich des Aeſchylus Agamemnon, den ich mit mehr Fleiß ausarbeiten werde. Ich hab' ihn Wieland ſchon für den Mercur zugeſagt. Vom Geiſterſeher ſind zwölf bis funfzehn Blatt in allem fertig. Nun hab' ich ihn das drittemal liegen laſſen. Ich habe noch immer kein Herz dazu gewinnen können, obgleich einige fruchtbare Adern aufgegraben ſind. Nächſte Woche beſchäftigt er mich wieder. Auch für den Julius habe ich Ideen, aber ſie liegen noch geſtaltlos und roh. Heute wollte ich Dir mein Gedicht ſchicken, aber da müßte es wenigſtens zu leſen und einige Lücken ergänzt ſein. Ich habe es von einer guten Stunde zur anderen verwieſen, und immer nicht dazu kommen können. Gedruckt überraſcht Dich's vielleicht mehr. Zum Aendern hätte ich doch keine Zeit, wenn Du allenfalls zu ändern fändeſt, weil ich's heut über acht Tage an Göſchen verabfolgen laſſen muß — um auf Neujahr Geld zu haben.

Moritz iſt eben hier auf ſeiner Rückreiſe von Italien; er wohnt bei Goethe. Letzterer hat ihm ſeinen Stempel mächtig aufgedrückt; ſie kamen einander in Rom ſehr nahe, und Moritz iſt über Goethes Humanität pan-

egyrisch entzückt. Ich fand über einige meiner Lieblingsgefühle, davon in Julius Briefen etwas ausgestreut iſt, ſehr viele Berührungspunkte mit Moritz. Sein Weſen hat viel Tiefe, ſeine Seele wirkt ſchwer, aber er bearbeitet ſeine Ideen zu möglichſter Klarheit. Ueber einige Aehnlichkeit ſeines Anton Reiſen mit meinem Sonnenwirth fing er auch an. Er hat die Thalia in Rom gefunden.

Neulich kam Schubarts Sohn aus Berlin hier durch; er geht als preußiſcher Legationsſecretair mit dem preußiſchen Geſandten von Stein nach Mainz. Doch eine kleine Zerſtreuung für Huber! aber er weiß nicht, ob er bleiben wird Er ſoll nach Regensburg verſetzt werden. Er erzählte mir, daß den Tag vor ſeiner Abreiſe mein Carlos auf königlichen Befehl in Berlin gegeben worden, und von 5 bis ½11 Uhr geſpielt habe. Er ſpricht Wunder von der Wirkung des Stücks auf — den König. Mir macht nur dieſes daran Spaß, daß Engel und Ramler ſo armſelige Hunde ſind, um nicht einmal ihren Geſchmack auf der Bühne behaupten zu können. Meine Geſchichte circulirt hier ſtark. Goethe hat ſie jetzt. Auch in Berlin ſpukt ſie.

Heute erwarte ich einen Brief von Dir. Ich muß dieſen aber ſchließen und fortſchicken; ich werde Dir alſo auf den Deinigen erſt mit nächſtem Briefstage antworten.

E.

Weimar, 15. December 1788.

Eben empfange ich Dein Paket, und ohne es lesen zu können, weil sogleich die Post geht, antworte ich Dir. Entweder soll's im Mercur oder in der Thalia erscheinen — oder lieber gleich in der Thalia. Der Mercur würde es auf einige Monate zurückschieben, und wegen der Bezahlung müßte erst accordirt werden. In der Thalia bezahle ich Dir's, wie ich selbst bezahlt bin, nur müßtest Du mit dem Gelde bis zu Ende des Januar oder Anfang des März warten, weil das, was ich mir nächste Woche von Göschen zahlen lasse, schon im höchsten Grade bestimmt ist und seinen Herrn hat. Das wird Dir im Ganzen einerlei sein. Gedruckt stehst Du es in der Mitte des Januar. Wegen Gibbon will ich mit Wieland reden; und was die Memoires anbetrifft, dazu bin ich jetzt wie vormals sehr geneigt. Zweckmäßige Auszüge daraus für Journale kosten eigentlich weit mehr Mühe, als ich zu dieser Arbeit bestimmen kann, und berechtigen das Publicum auch zu strengeren Forderungen.

Hauptsächlich aber geht der Vortheil eines großen fortlaufenden Werks verloren, um den mir's eigentlich zu thun ist. Hingegen ist es zu erwarten, daß es ein lesbares Buch werden wird, wenn in jedem Bande eine angenehme Mannigfaltigkeit herrscht und, wie ich im Sinne habe, jeder von einem Discours historique über das Enthaltene, in einem philosophischen Gesichtspunkt

und lebhaften Styl vorgetragen, begleitet wird. Dieſe Entrepriſe wird nun um ſo nothwendiger für mich, da ſich etwas ereignet hat, was ich Dir ſogleich verkündigen muß.

Du wirſt in zwei oder drei Monaten aller Wahrſcheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Profeſſor der Geſchichte in Jena geworden bin; es iſt faſt ſo gut als richtig. Vor einer Stunde ſchickt mir Goethe das Reſcript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weiſung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es ſehr warm beförderte. Meine Idee war es faſt immer, aber ich wollte wenigſtens ein oder einige Jahre zu meiner beſſern Vorbereitung noch verſtreichen laſſen. Eichhorns Abgang aber macht es gewiſſermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt ſondirte mich, an demſelben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der juſt in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir ſelbſt Muth dazu. In dem Reſcript, das an ihn gerichtet iſt, wird geſagt, daß von den übrigen vier Höfen ſchwerlich Schwierigkeiten gemacht werden, und die Sache alſo ziemlich entſchieden ſein würde. So ſtehen die Sachen. Ich bin in dem ſchrecklichſten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorſtehen und des Geldes wegen höchſt nothwendig

ſind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln laſſen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe ſagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wiſſen alle nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Profeſſur in allerlei neue Unkoſten ſetzen wird, Lehrſaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieſes Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir auf's Studiren drauf geht, am wenigſten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieſer trüben Periode, denn nun ſcheint ſich doch mein Schickſal endlich fixiren zu wollen. Ich beſchwöre Dich, ſchaffe mir Rath und Troſt, und mit dem Baldigſten. Denke für mich und ſchreib' mir auch einen Plan, wie Du glaubſt, daß ich am kürzeſten mit meiner Vorbereitung zum Ziele kommen werde. Ich habe nur die halbe Zeit vom Januar bis in die Mitte des April. Adieu. Ich erwarte mit Ungeduld Deine Antwort. Grüße mir die Weiber herzlich.

S.

Dresden, 19 December 1788.

Vor allen Dingen ein Paar Worte über Deine neuen Ausſichten. Freilich hätte ich auch dieſen Vorfall ein Paar Jahre ſpäter gewünſcht. Indeſſen kommt es darauf an, ob man Dir jetzt eine beträchtliche Beſoldung

ausmacht, die Dich wenigstens für einen Theil Deiner Bedürfnisse sichert. Abhängig bist Du doch auch jetzt vom Buchhändler, um Geld zu verdienen, und es fragt sich nur, ob die neue Abhängigkeit beschwerlicher ist. Würdest Du für ein Paar Stunden Vorlesungen gut bezahlt, so bliebe Dir vielleicht mehr Zeit zum Studium und zu besseren Arbeiten übrig, als bei Deiner jetzigen Lebensart. Was die Nothwendigkeit einer Vorbereitung betrifft, so bist Du, glaube ich, zu ängstlich. Du hast ein historisches Werk geliefert, das Dich so gut als jeden anderen berechtigt, ohne Scheu auf's historische Katheder zu treten. Das Feld der Geschichte ist so weitläufig, daß man Dir nicht zumuthen kann, in allen Theilen derselben gleich bewandert zu sein. Blößen zu geben kannst Du sehr gut vermeiden. Die Wahl des Inhalts Deiner Disputation hängt von Dir ab. Ein Examen kann nicht stattfinden, und sollte man es beim Magisterwerden fordern, so müßtest Du schlechterdings Dich auf's große Pferd setzen und auf Dispensation dringen, um so mehr, da Du herzoglicher Rath bist. Deine ersten Vorlesungen kannst Du auch aus den Fächern wählen, die Dir am geläufigsten sind. Zu Deiner eigenen Befriedigung, däucht mich, hast Du vor allen Dingen den ganzen Umfang der Geschichte zu mustern, und die Lücken aufzufinden, die Du ausfüllen mußt, um in keinem Theile ganz fremd zu sein. Hierzu würde Dir in der alten Geschichte Becks neues Handbuch nützlich sein, das nach Adelungs Zeugnisse in Anführung der Quellen besonders zuverläßig ist. Neben

diesem allgemeinen Studium würde ich Dir ein besonderes Fach zu wählen anrathen, wo Du Dich durch Fleiß und Kritik in Aufsuchung der Materialien und durch Genie und Kunsttalent in der Darstellung auszeichnen könntest. Wäre die Epoche der Reformation dazu nicht brauchbar? Ihre Bearbeitung ist noch nicht erschöpft, und Du selbst hast Dich schon damit beschäftigt.

In Ansehung des Aufwands bei der ersten Einrichtung ließen sich vielleicht Ersparnisse machen, wozu Dir Deine Bekanntschaften in Jena nützen könnten. Vielleicht könntest Du anfangs ein meublirtes Logis und den Hörsal eines anderen auf billige Bedingungen in gewissen Stunden abgetreten bekommen. Dies geschieht häufig in Leipzig.

Mein Rath ist also, daß Du Dir in Ansehung der Besoldung so gute Bedingungen als möglich zu machen suchst; indem Du besonders anführst, daß Du Deine jetzigen Geldarbeiten größtentheils liegen lassen müßtest, um Deine Professurstelle mit Anstand zu bekleiden. Was Du zu Deiner Vorbereitung zu thun hast, brauchst Du niemand aufzubinden.

Ueber einen Plan zu Deiner Vorbereitung werde ich weiter nachdenken. Was mir jetzt einfällt, ist Folgendes. — Um die Lücken auszufüllen, die Du bei Durchgehung des Beckschen oder eines anderen Handbuchs der Universalgeschichte finden würdest, wollte ich Dir nicht rathen, die Quellen unmittelbar aufzusuchen. Es giebt brauchbare Hilfsmittel, mit denen Du zur allgemeinen Uebersicht

weit ausreichen kannſt. Die Guthrie- und Grahſche Weltgeſchichte iſt hiezu beſſer, als die große in Quart. Doch iſt beſonders in der alten Geſchichte Simsonii chronicon noch beſſer zu gebrauchen. Auch Gillies Geſchichte von Griechenland, Fergusons Geſchichte der Römer, Meuſels Geſchichte von Frankreich (in der großen Weltgeſchichte in 4to), Pütters deutſche Staatsverfaſſung würden vorzüglich außer Schmidt, Hume und Robertſon zu leſen ſein. Ueberhaupt bin ich in der Geſchichte der Meinung, das detaillirte Studium mit dem, was uns am nächſten iſt, anzufangen.

Daß Du meinen Aufſatz gleich in die Thalia nimmſt, iſt ganz nach meinem Sinne. Deinem Urtheil ſehe ich mit Verlangen entgegen.

Mich freut's doch, daß Goethe ſich ſo lebhaft für Dich intereſſirt. Lebe wohl. M. und D. grüßen und nehmen viel Antheil an Deiner Ausſicht.

K.

Weimar, 25. December 1788.

Du wirſt vorigen Poſttag auf einen Brief von mir gerechnet haben, aber ein Paket, das ich an Göſchen fortzuſchicken hatte, nahm mir auch die letzte Minute weg, ob ich gleich gar nicht zu Bett gekommen war. Ich hätte Dir ſo gern gleich meinen vollen Beifall über Deinen Aufſatz geſchrieben, der mich in der That, außer ſeiner ſehr lichtvollen und durchdachten Auseinanderſetzung, durch

das Verdienst eines sehr edeln und angenehmen Styls überrascht hat. Alles was mir zu wünschen übrig blieb, war, daß Du mit etwas mehr Ausführlichkeit in's Detail gegangen sein möchtest, weil es nach Deiner Entscheidung immer noch streitig bleibt, wo die edle Kunstfreiheit aufhört und die Uebertreibung anfängt; denn natürlich wird jeder, dem es um Einschränkung dieser poetischen Freiheit zu thun ist, Deinem Raisonnement eine willkürliche Auslegung geben. Mir schien's, daß Dir wirklich die Stolbergsche Sottise und mein Gedicht einige Details an die Hand gegeben haben würden, Deine allgemeine Richtschnur auf einen besonderen Fall anzuwenden. Ueberhaupt, glaube ich, ist hier die allgemeine Regel festzusetzen: der Künstler und dann vorzüglich der Dichter behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische, oder das aus einem wirklichen Gegenstande kunstmäßig Ausgewählte; z. B. er behandelt nie die Moral, nie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von einer jeden, die er sich zusammen denken will — er vergeht sich also auch gegen keine von beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder gegen den Geschmack vergehen. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut; und es ist auch nicht unmoralisch oder gottlos, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. h. nach Absonderung und neuer Zusam-

menfügung wurden. Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zwecke setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle anderen Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er's will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben; da im Gegentheil der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sei, unstät flattert oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt. Hier entsinne ich mich einer Stelle aus einem ungedruckten Gedichte, die hierher paßt:

„Der Freiheit freie Söhne (die Künstler)
Erhebet euch zur höchsten Schöne,
Um andere Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein.

Was ſchöne Seelen ſchön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen ſein.“

Außerdem würde Dein Aufſatz, der wirklich für den Troß der Leſer zu gründlich iſt, durch einzelne Anwendungen, auch auf andere Kunſtwerke, wie der Nathan und dergleichen iſt, eine Anlockung mehr, und Du würdeſt die Freude gehabt haben, einen armen Sünder wie Stolberg, der eine gewiſſe Schätzung beim Publicum uſurpirt, in ſein wahres Licht geſtellt zu haben. Indeſſen verſichere ich Dir, (und ich glaube, daß hier keine Parteilichkeit aus mir ſpricht) daß Dein Aufſatz eine feſte Hand und eine ſchöne Diction verbindet, und daß Du allen Schwierigkeiten kecklich Troz bieten kannſt.

Wegen meiner Sache danke ich Dir für Deinen Rath. Ich werde ihn befolgen, und fürchte mich überhaupt auch weniger, mich gut aus dieſer Sache zu ziehen. Es müßte doch lächerlich ſein, wenn ich in jeder Woche nicht ſoviel zuſammenleſen und zuſammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art ausframen zu können. Als Privatum räth mir Voigt über die niederländiſche Rebellion zu leſen, wobei ich gewinne, daß ich ſie für Cruſius vollends bei der Gelegenheit ausarbeiten kann. Aber Du ſezeſt voraus, daß mir ein Firum ausgeworfen werden würde: darin irrſt Du Dich ſehr. Woher nehmen? Dies war bei Reinhold ein außerordentlicher Fall, weil man Himmel und Erde bewegte und es herausbettelte; und eben dieſer Fall macht einen zweiten deſto ſchwerer. Außerdem würde

eine ſolche Bettelei mich mehr erniedrigen, als zweihundert Thaler (ſo viel hat Reinhold) mir im Grunde helfen können.

Mein ganzes Abſehen bei dieſer Sache iſt, in eine gewiſſe Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine beſſere Verſorgung finden kann. Jena iſt unter allen, die mir bekannt ſind, dazu der einzig ſchickliche Platz. Mit vierhundert Thalern kann ich gemächlich leben; es hetzt mich während eines Jahres in akademiſche Berufsgeſchäfte ein, und giebt mir gewiſſermaßen einen gelehrten Namen, der mir nöthig iſt, um geſucht zu werden. Zugleich bringt mich die Nothwendigkeit, in die es mich verſetzt, mich mit Ernſt auf das Geſchichtsfach zu legen, ſchneller zu einem gewiſſen Vorrath von Begriffen, und erleichtert mir nachher das ſchriftſtelleriſche Arbeiten im hiſtoriſchen Fach. Bei dem bischen Namen, den ich bereits habe, wird mir das Prädicat als jenaſcher Profeſſor, nebſt einer oder der anderen hiſtoriſchen Schrift, die ich über Jahr und Tag herausgebe, doch wahrſcheinlich irgendwo eine Vocation zuziehen, die mit einem honorablen Firum verbunden iſt, oder die die jenaſche Akademie veranlaßt, mir eins auszuwerfen. Es iſt kaum möglich, daß mir dieſer Plan fehlſchlagen kann — und wie hätte ich auf meinem bisherigen Wege dazu gelangen können? Denke dieſen Gründen nach, ſo wirſt Du finden, daß die Sache eine unabſtreitbare gute Seite hat, und daß es ſogar zu meinem Zwecke dient,

mir für ein mittelmäßiges Gnadengeld keine Pflicht oder Verbindlichkeit aufgelegt zu haben.

Wir erwarten nun jede Woche die endliche Reſolution von den ſächſiſchen Höfen. Was ich noch gewünſcht hätte, wäre geweſen, einen Vorſchuß von drei- bis vierhundert Thalern zu erhalten, die ich erſt in zwei Jahren zu bezahlen hätte; aber ich würde auch dadurch mir drückende Verbindlichkeiten auflegen, wenn ich Jena einmal mit Vortheil verlaſſen wollte. Sonſt hätte ich dieſes durch Goethe zu betreiben geſucht. Schreibe mir aber doch Deine Meinung darüber.

In Jena ſind meine Bedürfniſſe ſehr gering, weil das Nothwendige wohlfeil iſt und auf keinen Luxus geſehen wird. Ohne daß es ein Menſch gewahr wird, kann ich leben wie ein Student; alle gelehrte Bedürfniſſe ſind in reichem Maße vorhanden, und auch an leidlichem Umgang und guten Freunden wird mir's nicht fehlen. Von dieſer Seite hat es viele Vorzüge für mich. — Iſt erſt ein Jahr überſtanden, ſo gewinnt alles eine beſſere Seite; und auch in dieſem Jahre ſoll mir niemand anmerken, daß ich noch nachzuholen habe. Ueberhaupt muß nicht jedermann alles wiſſen!

Lebe wohl. Wenn Dir etwas beifällt, das ich nutzen kann, ſo ſchreibe mir's ja recht bald. Grüße mir die Weiber. Uebrigens iſt die Sache noch geheim zu halten.

S.

Dresden, 30. December 1788.

Dein günstiges Urtheil über meinen Aufsatz freut mich und muntert mich auf. Daß der Gegenstand noch nicht erschöpft ist, und daß sich manches noch im Detail sagen ließe, ist sehr wahr; auch war es anfangs mein Plan, Dein Gedicht als Beispiel zu brauchen. Aber nachher schien mir dies dem ganzen Aufsatze ein controversmäßiges Ansehen zu geben, das mir zuwider war; und überdies muß ich Dir gestehen, daß ich bei der Anwendung meiner Grundsätze manche Schwierigkeiten fand, die ein reifes Nachdenken erforderten, und mich jetzt zu weit geführt haben würden. Ich begnügte mich also, jetzt nur allgemeine Winke zu geben, und war seelenvergnügt, da ich nur einigermaßen mit einem Producte dieser Art fertig geworden war.

Die Paar Zeilen aus Deinem Gedicht machen mich auf das übrige sehr begierig, und erwecken allerhand Vermuthungen über den Inhalt. Hast Du denn niemand, der Dir das Concept abschreibt? Wer weiß, wann ich die Thalia bekomme.

Was Du von der Professur schreibst, hat mich nicht erbaut. Es ist jetzt zu spät über die Sache zu reden; aber soviel muß ich Dir doch sagen, daß Jena an Dir und Du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An Deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte. Es giebt Professoren in Jena, die man zwei Meilen davon kaum dem Namen nach kennt.

Dein Ruf selbst im historischen Fache kann durch einen solchen Titel nichts gewinnen. Erbetteln sollst Du nichts — das würde ich Dir gewiß am letzten rathen — aber begreiflich machen kannst Du doch den Menschen, die sich für Dich interessiren, was Du durch Zeitverlust einbüßest. Jetzt mußt Du Dich freilich ruhig verhalten; aber wirst Du zum Professor ernannt, so kannst Du noch immer Goethe detailliren, was Du für Einbuße und Aufwand dabei hast (anstatt einen Vorschuß zu suchen, welches mir nicht behagen will). Wenn er einsieht, wie theuer Dir die fürstliche Gnade zu stehen kommt und für Dich etwas thun will oder kann, so wird er Dir selbst schon nach der dasigen Verfassung bestimmte Rathschläge geben. Auf alle Fälle würde ich Dir rathen, jetzt gelegentlich zu äußern, daß Du durch Vorlesungen in Jena Geld zu verdienen hofftest. Wird diese Hoffnung nicht erfüllt, so hast Du nach einem Jahre wieder eine Veranlassung, für Deine Einbuße an schriftstellerischem Erwerb eine Entschädigung zu fordern, oder die Professur aufzugeben. Was Du von Verbindlichkeiten sagst, die eine Besoldung Dir auferlegen würde, will mir nicht einleuchten. Du bist kein Tagelöhner der Buchhändler, der von ihrer Barmherzigkeit lebt, und jede Aussicht zu einer entfernten Beförderung begierig ergreifen muß. Du hast als Schriftsteller einen Etat, der sich so hoch als manches Amt zu Gelde anschlagen läßt. Deine Arbeiten sind jedem Buchhändler willkommen. Dein Journal braucht nur monatlich herauszukommen, um fast allein Deine

Bedürfniſſe zu beſtreiten. Deine Aufſätze im Mercur, Deine Recenſionen in der Literaturzeitung, Dein Geiſterſeher, ſind ſo gut wie baar Geld. Nichts iſt natürlicher, als Dich zu entſchädigen, wenn Du einige dieſer Arbeiten aufgeben ſollſt. Dafür legſt Du Dir keine andere Verbindlichkeiten auf, als, ſo lange Du die Beſoldung ziehſt, das zu thun, was man als Profeſſor von Dir erwartet. Kannſt Du Deine Umſtände verbeſſern, ſo darf Dir's niemand verdenken, wenn Du Deine Stelle aufgiebſt. Man hat ja bei Dir nicht für die Zukunft geſäet, ſondern man erntet ja gleich, wie Du angeſtellt wirſt.

Du haſt vergeſſen, mir wegen der Stücke aus Gibbons Geſchichte zu ſchreiben, ob Wieland ſie brauchen kann, und was er dafür geben will. Ich habe ſchon angefangen zu überſetzen, und dieſe Arbeit intereſſirt mich. Es iſt eine treffliche Stylübung. Ich gebe mir alle Mühe, daß die Schreibart des Originals ſo wenig als möglich verlieren ſoll, und laſſe mich's nicht verdrießen, wenn es auch anfänglich langſam geht. Wenn ich nur erſt die Sprache ganz in meiner Gewalt habe, alsdann ſoll es ſchon beſſer gehen bei meiner Schriftſtellerei. Ich habe wieder Stoff zu einem Paar philoſophiſcher Aufſätze. Kant hat mir die moraliſche Begeiſterung angegriffen, und ich hätte Luſt, mit ihm eine Lanze zu brechen. Aber erſt will ich die Fortſetzung von Reinholds Abhandlungen über das Vergnügen abwarten, weil ſie auch dahin einſchlagen.

Der Schluß Deiner Briefe über den Carlos enthält

eine überraschende und schöne Idee, die noch weiter hätte können ausgeführt werden. Die dramatische Entstehung eines idealischen Fürstencharakters kann Deinem Carlos noch eine große Einheit geben, wenn Du bei einer zweiten Auflage diese Idee mehr zur herrschenden machst, und manche einzelne Theile ihr mehr unterordnest. Deine schönsten Stellen passen sehr gut in diesen Plan. Durch das, was der Marquis ist, erfährt man, was Carlos werden würde, da er ihn versteht. Ich denke, diese Idee würde Dich noch einmal bei einer zweiten Bearbeitung des Carlos begeistern.

Die Geschichte: Das Spiel des Schicksals, ist von Dir. Am Styl hatte ich's schon erkannt; aber mich däucht auch, daß Du mir eine ähnliche Anekdote vom Herzog von Würtemberg erzählt hast. Der Ton der Erzählung ist Dir, meines Erachtens, sehr gelungen. Lebhafte Darstellung ohne Prätension ist eine Manier, die ich mir schwer vorstelle.

Denke Dir doch eine Art aus, wie ich Beiträge zum Mercur liefern könnte. Der Autorgeist ist sehr in mich gefahren. Ich kann mich nur noch immer nicht recht bestimmen.

Wielands Aufsatz über die Kosmopoliten enthält sehr viel Gutes; doch bin ich in einigen Stücken nicht ganz seiner Meinung. Nimmt er's übel, wenn man ihm mit Bescheidenheit widerspricht?

K.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Zweiter Theil.

1789—1792.

Berlin,

Verlag von Veit und Comp.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Zweiter Theil.

1789—1792.

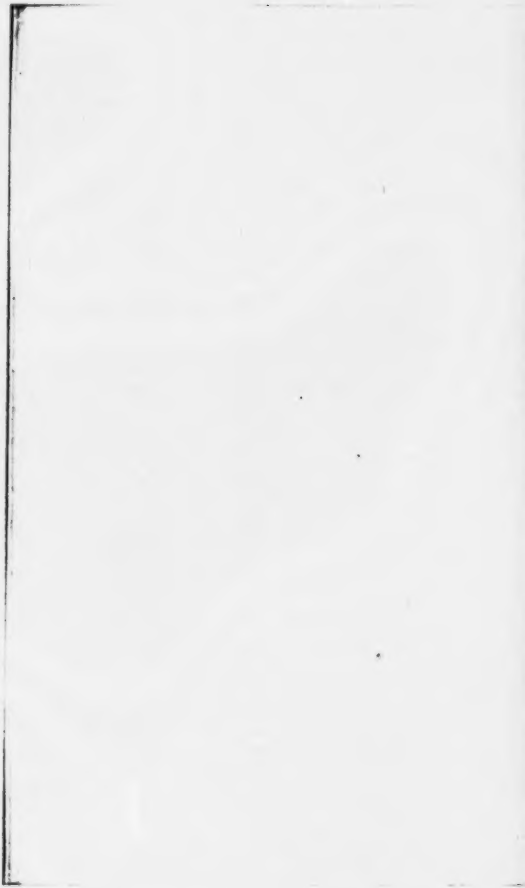

1789.

Neujahr 1789.

Ich muß Euch doch auch ein ſchönes neues Jahr wünſchen, aber für jetzt nur in Proſa. Verlängere Euch der Himmel das, was Ihr bisher Gutes genoſſen habt, und helfe Euch vom Schlimmen! Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgeriſche Lebensart ein Ende, und ich werde in dieſem als ein unnützer Diener des Staats erſcheinen.

Bertuch geht eben von mir, und hat meinen Muth durch eine ſehr tröſtliche Dienſtleiſtung aufgerichtet. Er will mir einen Verleger, der solvendo iſt, und über den er ganz zu disponiren hat, für die Entrepriſe mit den Memoires ſchaffen, und verſpricht mir, daß mir der Bogen mit einem Carolin bezahlt werden ſoll. Doch unter der Bedingung, daß ich meinen Namen zu dem Werke ſetze, und jeden Band mit einer eigenen hiſtoriſchen Abhandlung noch verſehe. Dieſes Unternehmen ſichert mir bei dieſer neuen Carriere meine Exiſtenz hinlänglich, und ohne mir viel Zeit wegzunehmen. Mit drei Stunden

des Tages habe ich alles abgethan, wovon ich lebe. Mit den übrigen neun kann ich, wie ich hoffe, vollkommen für das Studium der Geschichte und die Vorbereitung zu den Collegien ausreichen. Zugleich ist diese Uebersetzung der Memoires nicht von meinem Plane entlegen, und ich lebe eo ipso um so mehr in der Geschichte. Hast Du nun Lust, mir auch zuweilen einen Beitrag zu geben, so kannst Du Dich immer darauf richten. Nur thust Du mir einen großen Dienst, wenn Du englische Memoires wählst, als solche, die auch in meinem Plane begriffen sind, und denen ich für jetzt selbst nicht gewachsen bin. Das Hauptgesetz dabei ist, das Original auf drei Fünftheile wenigstens in der Uebersetzung zu reduciren, reine und fließende Sprache und zuweilen eine kleine Nachhilfe, wenn der Text ermattet.

Diese Woche habe ich fast nichts gethan, als Schmidts Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütters Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Besonders muß sich ihr ganzer Werth alsdann erst ergeben, wenn man durch eine gründliche Geschichte des deutschen Reichs im Detail bereits in den Stand gesetzt ist, diese Resultate gleichsam selbst daraus zu ziehen, und solche also im Pütterschen Buche nur recapitulirt. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmähligen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Laufe der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und

in ſeiner Zuſammenſtellung iſt kritiſche Prüfung; aber er verliert durch ſeine befangene parteiiſche Darſtellung wieder ſehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieſes unendliche Feld, das durchzuwandern iſt, und die deutſche Geſchichte beſonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen ſtudiren.

5. Januar.

Ich wurde neulich verhindert dieſen Brief fortzuſetzen, und heute erhalte ich den Deinigen. Was Deine Auszüge aus Gibbons Geſchichte betrifft, ſo habe ich ſeitdem Wieland nicht geſehen; theils bin ich nicht ausgegangen, theils ſchreckte mich ſeine todtkranke Mutter, die jetzt auch begraben iſt, ſein Haus zu beſuchen. Erhalte ich noch vor Abſendung dieſes Briefes eine ſchriftliche Erklärung von ihm, ſo leg' ich ſie bei. Auf alle Fälle kannſt Du fortfahren; denn dieſe Aufſätze werden in jedem Journale willkommen ſein.

Dein Fleiß entzückt mich; und die Luſt, die du jetzt zum Arbeiten haſt, wird einen ſehr heilſamen Einfluß auf das Arbeiten ſelbſt haben. Es wird wenig Nachdenkens koſten, um Dich für den Mercur zu engagiren. Ein einziger, kurzer, runder Aufſatz, womit Du bei Wieland debutirſt, wird dies entſcheiden. Laß Dir dieſen ſobald als möglich empfohlen ſein. Deine Abhandlung in der Thalia gebe ich ihm ſogleich, wenn ſie heraus iſt, zum Leſen. Gegen ihn ſchreiben darfſt Du kecklich, da Du es gewiß mit Beſcheidenheit thun wirſt. Doch um

ſicherer zu gehen, wär's gut, wenn Du erſt, weil ich gewiſſe Nüancen in ſeinem Charakter beſſer kenne, den Aufſatz durch meine Hände gehen ließeſt. Mein Gedicht iſt noch nicht fortgeſchickt; Du erhältſt es noch ſchriftlich.

Ueber mein Profeſſorwerden ſollſt Du, wie ich hoffe, ſchon noch mit mir einig werden. Die Erklärung, die Du willſt, daß ich geben ſoll, iſt ſo ziemlich ſchon geſchehen, und wird noch deutlicher geſchehen. Das Reelle an der Sache iſt: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingehetzt werde, die Geſchichte zu ſtudiren und ſogleich in akademiſchem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Beſoldung zu gelangen, die mich ganz in Anſehung meiner Subſiſtenz ſichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt. Dieſe letzten verbittern mir das Leben, und bei dieſer Seelenlage iſt es ganz und gar um ſchriftſtelleriſche Thätigkeit gethan. Ich ſchmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Profeſſoren von Namen jetzt geſucht werden, und meiſtens mit ſehr anſehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren ſchlechterdings nicht fehlen, und dann erſt fange ich an, zu ſein. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Weſen, und ich hätte ſie nicht länger ertragen.

Lebe wohl. Nächſtens ein Weiteres. Grüße alle herzlich.

Dein

E.

Dresden, 9. Januar 1789.

Dies Jahr macht wahrscheinlich Epoche in Deiner Geschichte; und auch in der meinigen, glaub' ich, soll es nicht unbedeutend sein. Du beginnst Deine akademische Laufbahn, und ich meine schriftstellerische. Nach und nach söhne ich mich mit Deiner Professorstelle aus. Du kannst wenigstens zeigen, was Du in diesem Fache zu leisten vermagst, und nachher kannst Du Dich theurer verkaufen.

Ueber die Memoires wünschte ich nur zu wissen, in welcher Ordnung Du sie herausgeben willst, um gleich mit einer Sammlung anfangen zu können. Ich schicke Dir im nächsten Briefe ein Verzeichniß von wichtigen englischen Memoires, die ich hier haben kann, und dann sollst Du mir sagen, was Du nach Deinem Plane brauchen kannst.

Ich schicke Dir das Fragment aus Gibbon, sobald es fertig ist, und mache mich stracks an einen Aufsatz für den Mercur. Jetzt oder nie! Ich fühle mich gesund und vermögend etwas zu leisten.

Eben kommt Schreiter zu uns herauf. Ich habe also jetzt nicht Zeit Dir mehr zu schreiben. Nächstens mehr. Das Gedicht vergiß nicht. Grüße von M. und D.

Dein

K.

Weimar, 12. Januar 1789.

Diese Tage habe ich Deine Sache mit Wieland berichtigt. Er kennt Dich durch Göschen und Bertuch von einer gewissen Seite längst, und hat allen Respect vor Dir. Gewöhnlich werden jetzt Aufsätze, die bloß eingeschickt werden und unter dem Prädicate gut laufen, ohne durch sich selbst dem Mercur einen größeren Kreis zu verschaffen, mit einem Carolin pro Bogen bezahlt; da der Mercur noch nicht so tief herabgekommen war, waren es drei Ducaten. Du kannst auf diese drei Ducaten allermenigstens rechnen; und da es überhaupt jetzt nur auf die Wahl, die Du mit den Gegenständen trifft, ankommen wird, ob Deine Aufsätze Leckerbissen für Wieland sein sollen: so kannst Du in den folgenden Jahren, wenn der Mercur sich erholt hat, noch weit anständiger mit ihm contrahiren. Für Uebersetzungen erhalte ich auch nicht mehr als einen Carolin, und im Grunde läßt sich auch nicht mehr dafür fordern. Sorge Du indessen nur für zwei Dinge: für gangbare und allgemein interessante Gegenstände, nämlich, die nicht allein den denkenden Kopf interessiren, und suche sie eher in kleinere Aufsätze zu vertheilen, als in große Abhandlungen auszudehnen, die man abbrechen muß. Du glaubst nicht, wie abschreckend es für den größten Theil der Journalleser ist, einen etwas gründlichen Aufsatz vorzunehmen, der nicht vollendet ist. Wenn dieser kurz ist, entschließen sie sich allenfalls noch dazu.

Ich wollte Dir rathen, Dich, wenn es auch nur mit einem einzigen Briefe abgethan wird, mit Wieland bekannt zu machen, und geradezu mit ihm zu thun zu haben. Es iſt in jedem Falle anſtändiger für Dich, und dann wünſcht' ich auch, daß ihr Bekannte würdet. Nur einen exacten Correſpondenten kann ich Dir in ihm nicht verſprechen. Das iſt eine Blöße, die man übereingekommen iſt, ihm zu gut zu halten. Der Gibbon, meint er, ſollte billig mit Anmerkungen begleitet werden; er würde ſie ſelbſt dazu machen, wenn er jetzt nicht mit anderen Dingen zu überhäuft wäre. Alsdann meint er auch, daß Gibbon ſchon überſetzt ſei. Soviel ich weiß, iſt er es aber noch nicht ganz; und gut wäre es, wenn das, was Du gewählt haſt, zu dem Unüberſetzten gehörte.

Schicke mir, was Du fertig haſt, ſobald als möglich. Hier folgt mein Gedicht. Die dritte Strophe fehlt nur, weil ich zwiſchen der zweiten und vierten zwei ganze Blätter ausgeſtrichen habe, da mir das Gedicht zu ſehr anſchwoll. Der Inhalt dieſer fehlenden Strophe iſt der: „Daß die Kunſt zwiſchen der Sinnlichkeit und Geiſtigkeit des Menſchen das Bindungsglied ausmache, und den gewaltigen Hang des Menſchen zu ſeinem Planeten contraponderire; daß ſie die Sinnenwelt durch geiſtige Täuſchung veredele, und den Geiſt rückwärts zu der Sinnenwelt einlade, u. dgl."

Ich wünſchte gar ſehr, daß Du Zeit und Luſt fändeſt, mir recht viel im allgemeinen und einzelnen über dieſes Gedicht zu ſagen: es wird mich dann zu der letz-

ten Hand, die ich ihm noch zu geben habe, begeistern und überhaupt bedarf ich jetzt zu meiner inneren Existenz einer solchen Friction von außen gar sehr.

Ich bin vergnügt, da ich Dich thätig, und durch Deine Thätigkeit fröhlich weiß. Es verspricht mir für Dich und mich schöne Tage; hoffentlich sollen sich auch die meinigen in demjenigen aufhellen, was die äußerlichen Umstände dazu beizutragen haben.

S.

N. B. Mein Gedicht muß heute über acht Tage wieder in meinen Händen sein! Richte Dich also darnach. Lebe wohl. Grüße mir die Weiber herzlich.

Dresden, 16. Januar 1789.

Fußfällig möchte ich Dich bitten, Dein neues Gedicht nicht zu übereilen. Es wäre unverantwortlich, wenn Du die Lust daran verlieren solltest, und es nicht den Grad von Vollendung erlangte, dessen es werth ist. Daß der Inhalt ganz nach meinem Sinne ist, wirst Du mir ohne Versicherung glauben. Aber auch als Gedicht kann es Dein Meisterstück werden. Wenn Dir das Gedicht zu lang scheint, so glaub' ich nicht, daß Du durch Ausstreichen gewinnst. Versuche nur erst die Strophen so zu versetzen, daß vom Bekannten zum Unbekannten fortgeschritten wird, und das Interesse immer steigt. So lange die Erwartung gespannt wird, kann man das

Gedicht nicht zu lang finden. So thut z. B. die Strophe: Die ihr als Kind ꝛc. nach dem Vorhergehenden keine Wirkung. Kaum wüßte ich ihr einen anderen Platz anzuweisen, als unter den ersten Strophen, die von den anerkannten Verdiensten der Kunst handeln.

Von Seiten der Anordnung, glaub' ich, kannst Du ihm noch mehr Vollkommenheit geben, wenn Du Dir die Mühe nicht verdrießen läſſest, den vorhandenen Stoff so lange durcheinander zu werfen, bis das schönste Ganze herauskommt. Vielleicht wirſt Du da einige von den ausgestrichenen Strophen wieder aufnehmen, wenn ſie als Glied in die Kette paſſen; und ich zweifle, ob es noch etwas auszustreichen geben wird: höchstens der Anfang, der mir nicht zu dem Tone des Ganzen zu paſſen ſcheint. Es iſt doch eigentlich ein verbrauchtes Bild, und zwar nicht von der edleren Wirkung der Kunſt, die Dein Stoff iſt. Um die Verſe iſt es freilich ſchade. Auch ſcheint mir der Sprung von der erſten zur zweiten Strophe zu auffallend.

Im Einzelnen habe ich nur bei folgenden Stellen etwas zu bemerken: Eh' von des Denkers Geiſt ꝛc., kann man ſagen: ewiger Raum für unendlicher Raum? — verzehrend über Sternen ꝛc., iſt dieſer Gedanke richtig? — kindiſch, iſt dies Wort edel genug? — Armen dieſer Amme ꝛc. macht einen Uebelklang. — So denkt in jugendlicher Schöne ꝛc., paßt dieſes Bild? — Stolzen Bogen, der über Sternen ꝛc., iſt dies nicht Schwulſt? — Stelltet es in Glorie ꝛc., warum

nicht Eine Glorie? — Habes ꝛc., iſt dies nicht geſucht? — Was iſt der Menſchen Leben? ꝛc., paßt dies zum Vorhergehenden? — Als er ſie gegeben, wird dunkel, weil der Menſch das Nächſtvorhergehende iſt. — Jonien iſt man vierſylbig zu leſen gewohnt. Der Schluß hat mich entzückt; denke Dir dieſen als Ziel, Pointe, Entwickelung, wie Du willſt: — alles Vorhergehende muß darauf ſtufenweiſe vorbereiten. So, dächte ich, müßte ein treffliches Ganze entſtehen.

Uebrigens habe ich mir das Gedicht abgeſchrieben, und werde noch darüber brüten.

Mit Deiner Negociation bin ich ſehr zufrieden. In vierzehn Tagen denk' ich Dir den Anfang ſchicken zu können. Zugleich werde ich bei dieſer Gelegenheit an Wieland ſchreiben. Was W. von Noten ſagt, bezieht ſich wohl auf Gibbons Ausfälle gegen das Chriſtenthum. Bei dem Fragmente über Mahomet wüßte ich keine zu machen, ohne mich in Unterſuchungen einzulaſſen, die mich zu weit führen würden. Uebrigens iſt von Gibbons zweitem Werke (aus welchem dies Fragment iſt) noch nichts überſetzt. Das erſte Werk ſchließt nämlich mit dem Untergange des occidentaliſchen Kaiſerthums, das zweite mit der Eroberung von Conſtantinopel.

Ich bin dieſe Tage über ſehr zerſtreut geweſen. Vielleicht merkſt Du es an meiner Kritik. Meine erſte ruhige Stunde gehört Dir. Jetzt lebe wohl. Minna und Dora grüßen.

K.

Weimar, 17. Januar 1789.

Dieſe Profeſſur ſoll der Teufel holen; ſie zieht mir einen Louisd'or nach dem anderen aus der Taſche. Die geheimen Kanzleien von Gotha und Coburg haben ſich bereits mit Contos für Expeditionsgebühren eingeſtellt, und mit jedem Poſttag drohen mir noch zwei andere von Meiningen und Hildburghauſen. Jede kommt mich gegen fünf Thaler und die gothaſche auf ſechs zu ſtehen. Der Magiſterquark ſoll auch über dreißig Thaler, und die Einführung auf die Univerſität ihrer ſechs koſten. Da habe ich nun ſchon eine Summe von ſechzig Thalern zu erlegen, ohne was anderes als Papier dafür zu haben. Die Sache geht ſchneller, als man gedacht, und beſonders ſchneller, als mein Beutel darauf gerechnet hat. Ein Glück iſt's indeſſen, daß es doch in eine Zeit fällt, wo ich nicht ganz blank bin.

Deinen ſehr begierig erwarteten Brief habe ich noch nicht, weil die Poſt noch nicht herein iſt, vermuthlich. Ich habe doch nun den ſichtbaren Genuß von meinem Fleiße, denn außer einem Paket von neun gedruckten Bogen, das neulich abgegangen iſt, qualificirt ſich ſchon wieder ein neues von zwölf zur Verſendung. Ich werde ordentlich überraſchen mit meinen drei Heften Thalia, die Göſchen zugleich ausbringen ſoll.

Ich vergaß Dir neulich wegen der Memoires zu ſchreiben. Ueber die Ordnung bin ich noch nicht beſtimmt, doch werde ich ſolche Epochen vorzugsweiſe wählen, die

mit meinem Geschichtsstudium für dieses Jahr in näherer Beziehung stehen; also mehr aus den mittleren als aus den alten oder neuesten Zeiten.

22. Januar.

Ich wurde neulich unterbrochen, und da ich Deinen Brief erst Nachts erhielt, die Post aber mit Tagesanbruch ging, so konnte ich Dir nicht sogleich antworten. Dein Urtheil über die Künstler freut mich, überraschte mich aber auch gar nicht, weil wir uns ja kennen. Etwas ausführlicher hätte ich es gewünscht, aus dem vorzüglichen Grunde, weil ich mich mit Dir gern einmal recht ausgesprochen hätte. Ich finde Deine Bemerkungen meistens sehr wahr; in einigen Kleinigkeiten hast Du mich mißverstanden, so z. B. „Was ist der Menschen Leben ꝛc." zwischen diesem und dem Vorhergehenden, das wir ihm umgethan, ist nur ein Komma; es heißt also: Was ist das Leben der Menschen, wenn ihr ihm nehmet, was die Kunst ihm gegeben hat? Ein ewiger aufgedeckter Anblick der Zerstörung. Ich finde diesen Gedanken sogar tief, denn wenn man aus unserem Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfniß; und was ist das Bedürfniß anders, als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang? Daß es schwer hält etwas auszustreichen, find' ich auch; denn was nur immer möglich war, habe ich bereits gethan, ehe ich Dir's schickte. Ueber ein Drittheil ist auf diese Art verschwunden. Ich fürchte, daß eher

Mittelglieder noch nöthig ſein dürften, und da würde das Gedicht alſo noch länger — und die Länge iſt's, was ich am meiſten fürchte. Die Anfangsſtrophe gefiel mir — auch als Anfangsſtrophe — ſie führt raſch in die Materie, und verräth doch auch nicht gleich das ganze Geheimniß. Ich komme ſo gleichſam durch eine Seitenthüre in die Peterskirche. Aber das Schwere bei dieſem Anfange iſt immer die Brücke zu dem Uebrigen. Indeſſen behalt' ich das Gedicht noch zwei bis drei Wochen. Die Wahrheit geht verzehrend über Sternen, kann man dichteriſch ſagen, weil man ſie mit dem Sonnenlichte zu vergleichen gewohnt iſt; vorzüglich aber im ganz proſaiſch wahren Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unſere Vernunft nicht darauf calculirt iſt. Ewiger Raum kann der Dichter inſofern ſagen, weil man die Ewigkeit braucht, um die Unendlichkeit zu durchlaufen; gerade ſowie man ſagen kann: ein viertelſtündiger Weg, weil man ſoviel Zeit braucht, um ihn zu durchgehen. Um dem Worte kindiſch auszuweichen: „ſieht man ſie kindiſch ꝛc." will ich ſetzen: wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehen, und alsdann: „wird dort als Wahrheit uns entgegengehen" (weil ſtehen ſich nicht auf verſtehen reimen darf). Sonſt gewinne ich bei dieſer Veränderung auch noch, daß vor uns ſtehen in dieſer Strophe nicht zweimal wiederholt wird. (Uebrigens ein Beweis, Herr Patron, daß er nicht recht wachſam geleſen hat, ſonſt hätte er dieſen Uebelſtand auch rügen müſſen.) Warum ſoll es

nicht paſſen, daß die Künſtlererſcheinung in der moraliſchen Welt mit dem Lenz verglichen wird? Es giebt kein wahreres Bild. Kunſt iſt nicht die Beſtimmung des Menſchen, ſondern die Blüthe einer höheren Frucht. Zergliedere dieſe Vergleichung, Du wirſt ſie immer wahrer finden. Statt ſtolzen Bogen u. ſ. w. (wo Du ſehr recht haſt), will ich ein weniger übertriebenes Bild zu wählen ſuchen.

Eben ſchreibt mir Bertuch, daß es mit Mauke in Jena wegen der Memoires berichtigt iſt. Vier Bände des Jahres, jeder ein Alphabet, der Bogen ein Carolin. Davon kann ich leben, und Dir noch ganz charmant den vierten Theil an dem Werke cediren. Mit Johannis ſoll der Druck angefangen werden. Deine Gibbonſche Ueberſetzung ſchicke nur bald. Es iſt mir ſehr lieb, daß ſie aus dem noch nicht Ueberſetzten iſt.

Stelle Dir vor, daß mir der Geiſterſeher anfängt lieb zu werden, und jetzt, da ich ihn hineilen muß. Das rettet ihn zwar von gänzlicher Leerheit; mir aber muß es immer ſo ergehen, daß meine Neigungen und die Umſtände mit einander im Widerſpruch ſtehen. Ich habe dieſe Tage ein philoſophiſches Geſpräch darin angefangen, das Gehalt hat. Ich mußte den Prinzen durch Freigeiſterei führen.

Lebe wohl. Schreib' mir bald wieder. Ich lebe jetzt faſt nur von meinen Arbeiten, meinen Hoffnungen und Dir. — Grüße mir die Weiber recht herzlich.

S.

Dresden, 30. Januar 1789.

Alſo nimmſt Du nun wohl ſchon Glückwünſche zu Deiner Profeſſur an? Wenigſtens ſcheint die Sache nunmehr entſchieden zu ſein. Meine Gedanken darüber habe ich Dir ſchon geſchrieben. Soviel begreif' ich immer mehr, daß es unter gegenwärtigen Umſtänden keine üble Sache iſt. Deine Sorge iſt nun, den möglichſten Vortheil davon zu ziehen, und Dich ſo wenig als möglich einſchränken zu laſſen. Niemand wird Dir verdenken, zu Anfange wenig Collegia zu leſen. Arbeiten, die Du nach Deinem Verſprechen an Buchhändler liefern mußt, geben Dir einen ſehr natürlichen Vorwand.

Es freut mich, daß Du mit meinen Aeußerungen über die Künſtler zufrieden biſt. Bei der Stelle: „Was iſt der Menſchen Leben ꝛc." hat mich das folgende: „O wie viel ſchöner ꝛc." irregeführt. Empfängt er, geht doch auf Gott. Daher verſtand ich unter dem Todtenbilde die Welt, und wußte nicht, wo das Einſchiebſel herkam: „Was iſt der Menſchen Leben?" Dein Gedanke übrigens bei dieſer Stelle behagt mir ſehr, aber ich wünſchte ihn etwas deutlicher geſagt. Mit der Anfangsſtrophe kann ich mich noch nicht ausſöhnen. Der Eingang durch eine Seitenthüre wäre freilich gut, aber wie Du ſelbſt ſagſt, wird Dir der Zuſammenhang mit dem Folgenden immer ſchwer werden.

Ueber die verzehrende Wahrheit, und den ewigen Raum bin ich befriedigt. Die beiden Zeilen:

„Was wir als Schönheit ahnen ꝛc.“ hatteſt Du halb durchſtrichen, und ich glaubte, daß ſie wegen der Zeilen in einer der folgenden Strophen: „Als Schönheit lächelt ſie ꝛc.“ nicht gelten ſollten. Sonſt hätte ich hier auch eine Tautologie bemerkt. Das Bild des Frühlings iſt freilich paſſend; und ich ärgere mich, daß ich's nicht gefunden habe. Doch wäre mir's nicht entgangen, wenn die Gegenidee von Frucht oder Herbſt mit einem Worte angedeutet geweſen wäre.

Uebrigens danke ich Dir, daß Du noch über Deinem Gedicht brüten willſt. Fürchte die Länge nicht zu ſehr. Es kann eben dadurch zu lang werden, daß Du es zu kurz machen willſt, und weſentliche Glieder der Kette herauswirfſt. Ein Ausweg fällt mir noch ein. Wie wenn Du das Hiſtoriſche und Philoſophiſche trennteſt? Die Stelle: „Verſcheucht von mörderiſchen Heeren ꝛc.,“ iſt eine der ſchönſten, aber man würde ſie im Ganzen nicht vermiſſen. Wie, wenn Du dieſen Stoff, der hier wirklich nur berührt iſt, zu einem beſonderen Gedicht ausdehnteſt! Vielleicht fändeſt Du in dieſem einen ſchicklichen Platz zu manchen anderen Stellen; z. B. zu der Ermahnung: „Der Menſchheit Würde ꝛc.“ Oder wäre das Hiſtoriſche zur Einleitung zu brauchen, etwa zu der bewußten Brücke?

Ich bin noch immer zu zerſtreut geweſen, um mit ganzer Seele bei Deinem Gedicht zu ſein. Jetzt beunruhigt mich die gefährliche Krankheit eines Mannes, der unter den hieſigen Menſchen mir jetzt der intereſſanteſte iſt.

Es iſt der preußiſche Geſandte, Graf Geßler, den wir in Carlsbad kennen gelernt haben, und der ſich ſehr, nicht bloß unter ſeiner Claſſe auszeichnet. Außer mancherlei Kenntniſſen und Sinn für Kunſt aller Art, den er durch einen langen Aufenthalt in Italien gebildet hat, hat er eine gewiſſe Energie des Charakters und viel Talent, Menſchen ſchnell und richtig zu beurtheilen. Sein Umgang hat uns ſchon manche angenehme Empfindung gemacht. Er iſt auch in Weimar geweſen. Goethe und Krauſe werden ihn kennen. Jetzt liegt er an einem Entzündungsfieber gefährlich krank, und ich bin oft bei ihm, weil es ihm trotz einer Menge von Bedienten an eigentlicher Wartung fehlt.

Ich verliere faſt die Geduld, bis das neue Stück der Thalia erſcheint, und Du wirſt mir glauben, daß es nicht bloß darum iſt, um meine Erſtlinge gedruckt zu ſehen. Vom Geiſterſeher erwarte ich viel, ſobald Du Dich ganz dafür intereſſirſt. Das Sujet iſt der geiſtvollſten Behandlung fähig. Weiſe jetzt nur nichts zurück, was ſich Dir aufdringt. Es wird bei Dir eine Zeit kommen für das Talent zu neuen Auflagen, alsdann wirſt Du die Räuber, Fiesko, Carlos, den Geiſterſeher wieder vornehmen, und ihnen die Claſſicität geben, die ihnen jetzt noch mangelt. Behalte nur Deinen Menſchenfeind in petto, bis er ganz vollendet aus Deinen Händen hervortritt.

Ueber die Memoires erwarte ich nur Deine nähere Erklärung, womit Du anfangen willſt. Dein Erbieten,

mir einen Theil der Arbeit abzutreten, nehme ich sehr gern an. Unter den mittleren Zeiten verstehst Du doch wohl die Zeit der Reformation. Soll ich mich etwa nach Sammlungen aus der englischen Geschichte unter Heinrich VIII. umsehen? Lebe wohl. Minna und Dora grüßen.

K.

Weimar, 2. Februar 1789.

Daß Du jetzt erschrecklich fleißig arbeiten mußt, sehe ich aus Deiner Correspondenz. Das ist schon der vierte Posttag, daß ich auf den versprochenen ausführlichen Brief warte, und wenn auch der, sowie die vorigen, leer vorübergeht, so werde ich Deine Schriftstellerei mit meinem Fluche belegen. Heut aber, hoffe ich, wirst Du mich nicht getäuscht haben; doch erwarten kann ich Deinen Brief nicht, weil ich ihn oft später erhalte, als die Post wieder abgeht.

Die Künstler habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor; und was sie heute nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit, als Gedichte in Ordnung bringen; ein unerhörter Zeitaufwand, und noch dazu ein verlorener: denn meistens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung, worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe den Anfang ganz weggestrichen; für die Verse ist's allerdings schade; vielleicht passen sie einmal für ein anderes Ganze;

das Gedicht hat jetzt eine größere Simplicität, und an Kürze hat es auch gewonnen. Wie ich die Verse von der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften anders ordnen soll, weiß ich nicht; denn ich darf doch den zweiten Lenz nicht vor dem ersten bringen, und von dem ersten handelt doch alles vorhergehende. Ganz verlieren möchte ich diese Verse auch nicht, und um so weniger, da sie offenbar zu dem Ganzen gehören.

Ich gebe die Künstler Wieland, dem ich sonst auf der Welt nichts zu geben habe; ich habe auch noch den eigennützigen Grund, daß sie im Mercur weniger verloren gehen, als in der Thalia, die kaum die Hälfte Leser hat und ohnehin aufhört. Zugleich muß ich auch darauf denken, dem Mercur nothwendig zu bleiben.

Ich war gestern nach dreiviertel Jahren zum erstenmal wieder in der Komödie. Es war eine Oper. Bei dieser Gelegenheit war es mir interessant zu bemerken, daß die Unnatur ganz besonders auf mich wirkte, ungefähr wie auf einen, der aus der Provinz zum erstenmale in die Stadt kommt. Durch die Gewohnheit verliert man diesen Sinn; die Bemerkungen, die ich gestern anstellte, erinnere ich mich nie gemacht zu haben. Jetzt quält es mich schon fast den ganzen Winter, daß ich mich nicht an das Schauspiel machen kann, das ich in Rudolstadt ausheckte. Es würde mich glücklich machen — und das, was mich jetzt beschäftigen soll, vielleicht Jahre lang beschäftigen muß, ist von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit entlegen. Daß ich

über dieſes Hinderniß ſiegen werde, glaube ich wohl, aber ob mir auch wohl dabei ſein wird, iſt eine andere Frage. Das iſt indeſſen richtig, daß dieſe Diverſion, beſonders wenn ſie einige Jahre dauert, einen ſehr merklichen Einfluß auf meine erſte dramatiſche Arbeit haben wird, und wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. Als ich während meines akademiſchen Lebens plötzlich eine Pauſe in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausſchließend der Medicin widmete, ſo war mein erſtes Product nach dieſem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, ſo wird ſie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur in ſoweit glücklich ſein, als ſie mit jener Anlage in Verbindung ſtehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen. In acht Jahren wollen wir einander wieder daran erinnern.

Dieſer Tage iſt Moritz wieder von hier abgegangen. Du haſt mir nicht geſchrieben, ob Du ſeine Broſchüre geleſen haſt, und was Du davon hältſt. Sie ſchlägt in Dein Lieblingsfach ſo nahe ein, und würde Dich gewiß nicht gleichgültig laſſen. Moritz iſt ein tiefer Denker, der ſeine Materie ſcharf anfaßt und tief herausholt. Seine Aeſthetik und Moral ſind ganz aus einem Faden geſponnen; ſeine ganze Exiſtenz ruht auf ſeinen Schönheitsgefühlen. Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, und die ſich ſoweit erſtreckt, daß er ſeine mittelmäßigen Producte zu Kanons macht und auf Unkoſten aller an-

deren Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgange zurückgehalten. Sonst ist er ein sehr edler Mensch, und sehr drollig-interessant im Umgange.

Oefters um Goethe zu sein würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl, als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — — — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf-

ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.

Lebe wohl. Unser Herzog ist gestern nach Berlin, wo er vier Wochen bleiben wird; vor seiner Zurückkunft wird meine Sache wohl nicht zum völligen Schluß kommen.

Besucht Ihr die Redouten auch fleißig? Ich war vorgestern zum erstenmale dieses Jahr darauf, um doch unter Menschen zu gehen. Hier sind die Redouten zuweilen recht brillant, und weit mehr als die Dresdner. Man lebt auch vergnügter darauf und anständiger.

G.

Dresden, 9. Februar 1789.

Mit meiner Autorschaft könnte es eigentlich besser gehen. Ich hatte einige Ideen zu einer Abhandlung für Wieland, weil ich nicht mit einer Uebersetzung bei ihm auftreten wollte. Dies hat mich von Gibbon abgehalten. Jetzt werde ich um das Original gemahnt, und muß die Abhandlung liegen lassen. Dabei bringe ich immer viel Zeit noch bei Graf Geßler zu, der zwar außer Gefahr, aber doch nicht ganz wiederhergestellt ist.

Daß das Feilen und Ordnen eines ſolchen Gedichts keine angenehme Arbeit iſt, kann ich wohl denken. Aber laß Dich immer die Mühe nicht verdrießen. Das lyriſche Fach iſt es gerade, meines Erachtens, worin Du einzig biſt. Wenigſtens kenne ich keinen unter den jetzt lebenden Dichtern, der es mit Dir aufnehmen könnte, wenn Du Deine ganze Kraft aufbieteſt. Im Dramatiſchen hingegen haſt Du an Goethe einen gefährlichen Nebenbuhler. Im Lyriſchen aber kann er ſich weder im Schwung und Reichthum der Ideen, noch in der Verſification mit Dir meſſen. Bürger hat viel Verſification und Sprache, und in ſeinen guten Arbeiten eine gewiſſe Claſſicität, aber ſeine Ideen ſind ſelten von Gehalt. Herder hat mehr Originalität und Geiſt im Stoff, aber ſein Versbau iſt zu nachläſſig. Stolberg iſt arm an Ideen, und täuſcht größtentheils bloß durch einen Schwall von dichteriſchen Phraſen.

Du haſt die griechiſchen Tragiker zu ſtudiren angefangen. Ich möchte Dir zu einem ähnlichen Behuf den Horaz empfehlen. Zufälligerweiſe nehm' ich ihn neulich beim Friſiren in die Hand, und finde mehr als ich erwartete in ſeinen Oden. Es athmet ein edler Geiſt darin, voll Enthuſiasmus für Größe und Schönheit, verbunden mit einer jovialiſchen Stimmung und einer bezaubernden Eleganz. In ſeinem Charakter iſt ein intereſſantes Gemiſch von Stärke und Feinheit, Begeiſterung für ſeine Kunſt, und Abſcheu vor aller geſchmackloſen

Feierlichkeit und leerem Bombast. Schätzung verdienstvoller Thätigkeit jeder Art bei einem veredelten Hange zu einer schwelgerischen Ruhe. Diese Züge aus seinen Werken herauszufinden macht mir vielen Genuß. Besonders freut es mich oft, die Einheit in seinen Oden zu bemerken, die aus der Einheit der Stimmung eines solchen Kopfes entstanden ist. Denkt man sich in diese hinein, so wird es sehr anschaulich, wie eine Idee die andere erwecken konnte, und aus dem scheinbaren Chaos bildet sich ein treffliches Ganzes. — Die historische Muse wird wohl noch manche kleine Rückfälle zu ihrer dramatischen Schwester bei Dir auszuhalten haben. Ich sollte nicht glauben, daß beide Arten von Thätigkeit so ganz unvereinbar wären. Wenigstens werden die Stunden, die Du Deinen Amtsgeschäften abstiehlst, vielleicht nicht die unfruchtbarsten für Deine dichterischen Arbeiten sein.

Goethes Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dies Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeitlang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat, und ihm

nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit. Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vortheil. Es giebt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in Deinen besseren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Ueberlegenheit unter beschränkteren Köpfen.

K.

Weimar, 9. Februar 1789.

Ich bin doch gar sehr begierig, was Du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn Du sie wieder zu Gesichte bekommst. Der ganz veränderte Anfang giebt dem Gedichte, gegen seine vorige Gestalt, ein ganz unkenntliches Ansehen; doch sehr zu seinem Vortheil. Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen: die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten in's Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit: dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von seiner besseren Seite. — Von da mache ich den Ueber-

gang zu der Kunst, die seine Wiege war, und der Hauptgedanke des Gedichts wird flüchtig anticipirt und hingeworfen. In den Künstlern behauptet die Einführung der zweiten historischen Epoche, der Wiederauflebung der Künste nämlich, ihren vorigen Platz, und gewiß mit Recht. Ich habe diese ganze Stelle aber weit besser angefangen, mehr erweitert, und durchaus verbessert. Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung giebt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höheren Cultur sei; daß also der Herbst immer weiter gerückt sei, als der Lenz — und er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles was wissenschaftliche Cultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vor-

ſchnell ſchon in den Beſitz der Krone geſetzt und dem Künſtler den Platz unter ſich angewieſen: dann erſt ſei die Vollendung des Menſchen da, wenn ſich wiſſenſchaftliche und ſittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöſe:

Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet,
Wird er im Arm der Schönheit erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft der Dichtung zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſein.

Dieſe Vorſtellung führe ich nun auch wieder auf meine Allegorie zurück, und laſſe die Kunſt an dieſem Ziele ſich dem Menſchen in verklärter Geſtalt zu erkennen geben. Das Ende von: Der Menſchheit Würde u. ſ. w. an iſt ganz geblieben wie es war. Aber ich will Dich dieſe Entdeckungen in dem Gedichte ſelbſt machen laſſen. Auch einige Deiner Anmerkungen habe ich benutzt, wie Du zu Deiner Befriedigung finden wirſt. Das Gedicht iſt weit größer geworden; aber ich glaube mit Dir, daß es dadurch doch an Kürze gewonnen hat. Es ſind auch ſonſt noch — und an Orten, wo Du es gar nicht vermuthen magſt — ganze oder halbe Strophen hineingekommen, die meine Hauptidee ſehr glücklich ausbilden, und unter die vorzüglichſten in der Ausführung gehören.

Ich gratulire Dir zu Deiner neuen Eroberung in dem preußiſchen Geſandten. Sie iſt Dir in Deiner Geiſteswüſte ſehr zu gönnen; ich wünſchte dieſe Bekanntſchaft mit Dir zu theilen. Mache ihn nur bald wieder geſund.

Deine Ueberſetzung von Gibbon erwarte ich mit Schmerzen; gern ſähe ich ſie in dem nächſten Mercur-

ſtück, daß wir doch in dieſem Hefte Nachbarn würden. Auch die frühere Erſcheinung dieſes Stückes wird davon abhängen, daß Du dieſen Beitrag einſendeſt. Meine niederländiſche Geſchichte ſoll in dem göttinger Journal oder Zeitung ſehr vortheilhaft recenſirt ſein. In meinem nächſten Briefe erzähle ich Dir eine Unterredung, die ich mit Wieland über die Künſtler gehabt habe, und die uns einen intereſſanten Stoff geben wird, uns unſere Gedanken zu communiciren. Er läßt mir eben ſagen, daß er heute zu mir kommen wolle; da wird denn noch weiter davon geſprochen.

S.

Dresden, ... Februar 1789.

Damit es an mir gar nicht liegt, daß die Künſtler ſpäter erſcheinen, ſchicke ich Dir vom Gibbon, was ich fertig habe. Es iſt ungefähr die Hälfte vom Ganzen. Die Stelle, welche ich in der Mitte weggelaſſen habe, betraf bloß den mohamedaniſchen Lehrbegriff, und ſchien mir für den Mercur zu trocken. Was noch übrig iſt, enthält bloß hiſtoriſche Nachrichten von Mahomeds Lebensumſtänden. Ich würde einen Brief an Wieland beilegen, wenn ich nicht hoffte, bald mit einem Aufſatz fertig zu ſein, den ich für den Mercur beſtimmt habe, und der mir eine ſchicklichere Gelegenheit zu ſein ſcheint. Du wirſt alſo für jetzt noch meinen Geſandten bei ihm machen, und ihm viel Schönes von mir ſagen. Wirklich hat meine Idee

von ihm beträchtlich durch das gewonnen, was Du mir von ſeinen Aeußerungen über Dein Gedicht ſchreibſt. Es überraſchte mich um ſo mehr, da ich mich eines Aufſatzes in ſeinen proſaiſchen Schriften erinnere, über den ich mich wegen gewiſſer kleinlicher Begriffe von der Beſtimmung der Kunſt geärgert habe.

Ich habe nicht einen Augenblick mehr Zeit. Morgen mehr.

L.

Dresden, 18. Februar 1769.

Ich bin ſehr begierig, was Du zu meiner Ueberſetzung ſagen wirſt; ſie iſt nicht ſo geworden, wie ich es gewünſcht hätte. Aber das Gute, was ſie etwa hat, iſt mir nicht leicht geworden; und ich hoffe, daß dieſe Uebung für mich nicht ohne Nutzen ſein wird. Gibbon iſt ein geiſtvoller, aber kein claſſiſcher Schriftſteller, und eben darum ſchwer zu überſetzen. Unrichtigkeit in den Gedanken, Mangel an Präciſion, Deutlichkeit und Zuſammenhang im Styl, Ungleichheit im Ton findet man häufig. Oft läßt ſich dies nicht abändern, ohne zuviel vom Original abzugehen, und alsdann ſcheint es wegen der anderen ſchönen Stellen Fehler des Ueberſetzers zu ſein.

Deine Künſtler kann ich kaum erwarten. Daß Du die Kunſt der wiſſenſchaftlichen Cultur nachſetzteſt, habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärſt, iſt etwas ganz anderes,

als die Bruchstücke menschlicher Kenntnisse und die Vorschriften der gemeinen Moral. Ich verstehe darunter das Ideensystem eines vollkommenen Geistes, der keiner dunkeln Begriffe fähig ist, der bloß erkennt, ohne zu empfinden (Du wirst einiges über diese Ideen in meinem neuen Aufsatze finden). Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz jenem Ideale stufenweise zu nähern, so läßt sich behaupten, daß die Entwickelung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zustande sei. Es giebt etwas Höheres für denkende Wesen überhaupt, nicht für den Menschen insbesondere. Ausschließendes Bestreben nach Wahrheit beschränkt den Menschen. Erkenntniß ist ihm sparsam zugemessen, fast nur soviel, als für seine niederen Bedürfnisse zureicht. Seine Sphäre zu erweitern bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantasie. Gefühl für Schönheit ist es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken auffordert. Dies ist der Ursprung der erhabensten Systeme, aber zugleich auch der ausschweifensten Verirrungen der Einbildungskraft. Diese zu verhüten und jene zu bewähren, ist das Geschäft der vollkommenen Kritik. Es giebt aber eine Kritik des Wahren, und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren sucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantasie. Die Kritik des Schönen prüft das Ideal, als ein Geistesproduct, unabhängig von Wahrheit, entdeckt seine Mängel,

und ſucht ſeine Vollkommenheit zu erhöhen. Dieſes trifft zuſammen mit Deiner und Wielands Idee von dem Ziele der wiſſenſchaftlichen Cultur. Die Kritik des Schönen nämlich iſt noch zurück, und ſie iſt es allein, die die Wiſſenſchaft zum Kunſtwerk adeln kann. Ohne ſie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantaſie nur zerſtört, und bei allem Gewinn an zuverläſſiger Erkenntniß bleibt der ganze Vorrath von Erfahrungen doch immer ein unüberſehbares Chaos. Das neue Glied paßt alſo ſehr gut zu dem übrigen Inhalte Deines Gedichts, und nach dem, was Du mir von der Anordnung des Ganzen ſchreibſt, wird meine Erwartung immer höher geſpannt. Es kann Dein erſtes *claſſiſches* Product werden. Du kannſt kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutſchlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern.

Vergiß nicht, mir über Wielands Unterredung von der Kunſt zu ſchreiben, ſowie ſeine Aeußerungen über meine Ueberſetzung.

19. Februar.

Geſtern wurde der Carlos aufgeführt. Das Haus war ſehr voll, und nach dem Schluſſe des Stücks wurde ungewöhnlich lange geklatſcht. Wie die Vorſtellung war, kannſt Du Dir denken, da Drewitz den Carlos und Schirmer den Marquis machte. Und beide waren mir doch lieber als Brückl. Schirmer gelangen einige Stellungen, und bei der Gefangennehmung des Carlos that ſein Spiel und ſeine Stimme eine überraſchende Wirkung.

Bei Drewitz mußte man Mitleid mit seinem gänzlichen Unvermögen haben. Er hatte doch ziemlich gelernt. Seine Monotonie war bloß Null, und er verdarb wenigstens nichts durch widrige Accente. Aber Brückl war oft unausstehlich. Seine Würde that ihm gar zu gütlich, so daß er überall das Beiwort königlich einflickte. Merkt euch das, war auch eine Lieblingsredensart von ihm. Denke Dir eine so unedle Gestalt wie Brückl, die nur das Grasse, nur den Tyrannen in Philipp heraushebt, und für den alle anderen Züge verloren sind. Angenehme Empfindung hat mir eigentlich nur die Koch gemacht. Sie war sehr gut angezogen; ihre Gestalt und ihr Anstand war für ihre Rolle im Ganzen sehr passend, und in der Eifersuchtsscene mit dem König sprach sie auch ziemlich gut, und nach ihrer Art mit Wärme. In anderen Stellen war ihre Kälte weniger widrig, weil man sie für Zwang ihres Standes und ihrer Lage ansehen konnte. Von der Albrecht hab' ich mehr erwartet. In der Scene mit Carlos ist ihre Coketterie ohne alle Grazie. Anstatt des leichten Conversationstons declamirt sie bald, bald schnattert sie mit unnatürlicher Heftigkeit, und renkt sich überhaupt wie Hase, wenn er Eroberungen machen will. Auch war sie gar nicht vortheilhaft angezogen, bis zur Caricatur blaß, und weite Aermel, die zu ihren dürren Armen sehr schlecht sich ausnahmen. Im Monolog und in der Scene mit Perez hat sie einige Sachen gut gesagt. Im vierten Acte nach der Gefangennehmung des Carlos spielte sie äußerst kalt, vielleicht aus Miß-

vergnügen, weil ſie nicht zu gefallen ſchien. Schwäth ſpielte mit Anſtand, ſprach aber ſehr kalt. Henke blieb der verkleidete Sänftenträger. Bei einigen Stellen entſtand beinahe ein allgemeines Gelächter, wo er nämlich ſagt: „alle für einen ꝛc.“ bei der Verſchwörung und im vierten Acte, wie Lerma und nicht Alba zum Könige gerufen wird, und Perez zu Alba ſagt: „mit uns iſt es aus.“ Noch ein Paar Schnurren. In der Eiferſuchtsſcene ſagte Brückl zur Königin: „Jetzt keine Winkelhaken, Madame, und keine Schrauben.“ Sein Anzug war bis zum Stutzerhaften prätentionirt. Eine Strahlenkrone von Goldlahn hatte er um den Hut, und die geſtickte Schärpe war an der Seite in eine ſehr künſtliche Schleife geknüpft und mit Perlen durchflochten. Drewitz beliebte in der Scene mit der Eboli unter anderen zu ſagen: „Das iſt kein Strich für ſolche Blumen.“ Minna meint, Herr von König hätte vielleicht den Himmel als anſtößig weggeſtrichen. Die Böſenberg als Page war ſchlecht angezogen, ſpielte ſehr unbedeutend und ſprach affectirt.

Es gelang mir, wie ich wollte, mich ganz fremd zu machen, und die theatraliſche Wirkung des Stücks unbefangen abzuwarten. • Ich muß Dir geſtehen, daß es mir nicht ſchwer für Dich ſcheint, einmal dem Carlos eine zweckmäßige Geſtalt zur Aufführung zu geben, die Dich befriedigen würde. Weglaſſen allein, wie Du bisher größtentheils gethan haſt, iſt freilich nicht hinlänglich: ſo iſt mir geſtern ſehr anſchaulich geworden, daß die

Scene des Marquis mit dem König, wenn Du den Inhalt nicht abänderst, auf keinem Theater Wirkung thun kann. Durch Abkürzung entstehen unangenehme Sprünge, wobei aller Zusammenhang und alle Wahrscheinlichkeit des Eindrucks auf den König verloren geht. Dies war gestern ganz unausstehlich, da man Deine Abkürzung noch verkürzt hatte. Wie wär's, wenn Du die politische Philosophie des Marquis für das Theater ganz aus der Scene herauswürfest, und eine andere machtest, wo der Marquis nur so viel sagte, als nöthig ist, seinen Charakter zu zeigen und den König in seiner jetzigen Stimmung zur Vertraulichkeit zu veranlassen. Das Rasche in der Gunst des Königs könnte vielleicht durch ein Paar Worte gemildert werden, wodurch er diesen Schritt als ein Glücksspiel, wobei nichts zu verlieren wäre, bei sich entschuldigt. Es giebt Stellen, die auch bei der schlechtesten Vorstellung wirken müssen. Diese sind am häufigsten in den beiden letzten Acten, als: die Eifersuchtsscene mit der Königin; die Scenen zwischen Carlos und Lerma; die Gefangennehmung Carlos; der Abschied des Marquis bei der Königin; des Marquis Tod ꝛc. In den ersten Acten ist mehr Gespräch, und die Handlung weniger rasch. Hier hängt viel vom Spiel ab. Dies ist auch der Fall bei der letzten Scene. Carlos muß schlechterdings mit möglichster Würde sich zeigen. Der Schuß versagte diesmal, und es war mir lieb, er muß üble Wirkung thun, wenn Carlos schon Philipps Stimme gehört hat. Auf ein bloßes Geräusch wäre er na-

türlich. Carlos Tod, glaub' ich übrigens, iſt immer theatraliſcher, als daß er der Inquiſition übergeben wird. Ich zweifle, ob man für das Theater durch den Großinquiſitor viel gewinnen würde. Nach des Marquis Tode kann, däucht mich, das Stück nicht geſchwind genug zu Ende eilen. Im erſten Acte vermißte ich ungern die Erzählung des Marquis bei der Königin; ſie ſcheint zur Vorbereitung der Scene mit Carlos nothwendig zu ſein.

Es verſteht ſich, daß ich Dir jetzt ſobald noch nicht zumuthe, dem Carlos die möglichſte theatraliſche Vollkommenheit zu geben. Jetzt iſt ein anderes vollendetes Stück die beſte Antwort für Dich auf jede Kritik. Aber es wird eine Zeit kommen, wo Du weniger fruchtbar ſein wirſt, und wo Deine früheren Producte Dich wieder mehr intereſſiren werden. Alsdann wird Dich der Carlos gewiß vorzüglich feſſeln, und Du wirſt finden, was noch aus ihm werden kann. Doch glaub' ich immer, daß er eine andere Einheit als Theaterſtück und eine andere als Gedicht wird haben müſſen.

Minna und Dorchen grüßen. Eine andere Minna hat ihrem Drange an Dich zu ſchreiben nicht widerſtehen können, wie die Beilage ausweiſt.

L.

Weimar, 25. Februar 1789.

Diesmal haſt Du Dich ja außerordentlich angegriffen: drei Briefe in zweien und Manuſcript. Ich weiß gar nicht, was ich Dir ſchönes genug ſagen ſoll. Das letzte werde ich erſt noch leſen; alſo zu den Briefen.

Ueber die Materie der Kunſt, die wir zufällig aufgefaßt haben, könnten wir eine herrliche Correſpondenz unterhalten, noch beſſer aber ſprechen; denn, ich weiß nicht, dieſe Ideen entwickeln ſich ganz anders im Geſpräche. Es ärgert mich, daß ich nicht gleich auf friſcher That hingeworfen habe, was zwiſchen mir und Wieland darüber verhandelt worden iſt; jetzt erinnere ich mich des Zuſammenhangs nicht mehr. Wie er weg war, hatte ich etwas anderes zu thun, als Briefe zu ſchreiben; er ließ mir die Künſtler da, um einige Veränderungen, worüber wir übereingekommen waren, darin anzubringen; dieſes und das vorhergegangene Geſpräch hieß mich das Gedicht noch einmal anſehen — und hier wurde ich glücklicherweiſe einiger Schiefheiten und Halbwahrheiten gewahr, die dem beſſeren Geſichtspunkte, woraus das Ganze betrachtet ſein will, erſtaunlichen Abbruch thaten. Ich warf es faſt ganz durcheinander, und wirſt Du Dich über das jüngſte Gericht wundern, das darüber gehalten worden iſt. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweiſen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, iſt nunmehr eingeſchaltet. Ich habe über den Urſprung und Fortgang der

Kunſt ſelbſt einige Ideen haſardirt, und habe alsdann die Art, wie ſich aus der Kunſt die übrige wiſſenſchaftliche und ſittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinſelſtrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zuſammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Laufe des Gedichts erwieſen und am Schluſſe darauf, als auf das Reſultat, zurückgewieſen wird, iſt das Gedicht nun ein geſchloſſener Kreis. Es iſt freilich voluminöſer geworden, denn es beträgt dreimal ſoviel als Du geleſen haſt, und Verſchiedenes was Du geleſen haſt iſt weg, ſo daß Du über zweihundert neue Verſe finden wirſt. Ich bin äußerſt begierig, wie Du es nunmehr findeſt. Der Anfang iſt ganz vortrefflich ausgefallen. Ich muß mich ſelbſt loben. Gleich über der Schwelle ſtrauchelte Wieland. Er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, ſondern für philoſophiſche Poeſie, in der Art, wie Youngs Nächte und dergl. Eine Allegorie, die nicht gehalten ſei, ſich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philoſophiſche Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetiſch-wahrer und wörtlich-wahrer Stellen incommodire ihn. Er vermißte die Einheit der Form, die das Ganze macht. Die maleriſche Sprache und das luxuriöſe Uebergehen von Bilde zu Bilde blende ihn, ſo daß er vor Licht nicht ſehe und dergl. Er nennt dieſes Poeſie in engliſchem Geſchmack, und geſteht, daß er ſie nicht liebe, ohne ſie geradezu kritiſch verwerfen zu können. Ich glaube, daß dieſe Manier ſich ſelbſt ſchaden muß, wenn ſie feh-

lerhaft iſt, wenn man nicht weiß und faßt, was der Dichter will, wenn man von der Idee des Ganzen durch das Ueberladen in die Details zurückgezogen wird, ſo iſt die Poeſie natürlicherweiſe falſch; iſt es aber immer derſelbe Gedanke, den man in dieſen neuen Formen wiederfindet, und ſchließen ſie durch eine natürliche Fortſchreitung aneinander, ſo muß, denke ich, dieſe Ueppigkeit in der Ausführung ein Vorzug mehr ſein. Die Hauptſache kommt nun bei einem Künſtler darauf hinaus, ob der Hauptgedanke, um den ich mich bewege, den höchſten Grad der Anſchaulichkeit erhalten hat. — Wieland wirft mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit habe; er ſpricht mir auch ab, ſie mir in dem Grade, wie er ſie hat, zu erwerben. Goethe habe ſie auch gefehlt, aber er habe ſie ſich erworben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu ſehr, daß er recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt; und dies läßt mich hoffen, daß ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen ſtrömen mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich ſchreibe. Fülle des Geiſtes und des Herzens von ſeinem Gegenſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man ſich hinſetzt ſie auf's Papier zu werfen, und leichter Humor ſind nothwendige Requiſiten zu dieſer Eigenſchaft; und wenn ich es einmal mit mir ſelbſt dahin bringe, daß ich jene drei Erforderniſſe zuſammenbringe, ſo ſoll es mit der Leichtigkeit auch werden.

Das lyriſche Fach, das Du mir anweiſt, ſehe ich

eher für ein Exilium, als für eine eroberte Provinz an. Es iſt das kleinlichſte und auch undankbarſte unter allen. Zuweilen ein Gedicht laſſe ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künſtler gekoſtet haben, auf viele Jahre davon abſchrecken. Mit dem Dramatiſchen will ich es noch auf mehrere Verſuche ankommen laſſen. Aber mit Goethe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntniſſen, eine ſichrere Sinnlichkeit, und zu allem dieſem einen durch Kunſtkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht ſoviel Feinheit gehabt, dieſe Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, ſo würde ich in dieſem Fache gar nicht neben ihm ſichtbar geworden ſein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewiſſe Excellence darin giebt, eben weil es mein eigen iſt. Will ich in das natürliche Drama einlenken, ſo fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, ſehr lebhaft. Deswegen laſſe ich mich aber nicht abſchrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erforderniſſe mir fehlen, ſo überzeuge ich mich deſto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet,

mich soweit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht so weit bedecken können als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Wieland selbst hat mir mehr als einmal eingestanden, daß ich ihm in verschiedenen Stücken überlegen sei. Mit dieser Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich so weit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von den seinigen zu stellen.

Was Du mir von künftigen Revisionen meiner jetzigen Stücke sagst, mag wohl wahr sein. Sie jetzt vorzunehmen, würde mir ebensowenig angenehm sein, als es mir wenig gelingen würde. Mein nächstes Stück, das schwerlich in den folgenden zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Aeußerste embarrassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simplen Plan behandeln und darüber brüten. Einen solchen habe ich in petto, und damit werde ich auch debutiren. Der Menschenfeind ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich die neue Manier daran zuerst versuchen könnte; aber vielleicht gründet der Menschenfeind einmal meinen ganzen Credit.

Die Vorstellung des Carlos mag Euch doch inter-

effirt haben. Nur bin ich von uns fünf der einzige, der ihn nicht ſpielen geſehen hat, und auch ſobald nicht ſpielen ſehen wird. Deſto beſſer! Wenn ich ihn in drei oder vier Jahren zum erſtenmale ſehe, ſo wird dieſe Vorſtellung gewiß von wichtigen Folgen für ihn ſein.

Deine Ueberſetzung kommt für den März des Mercur zu ſpät. Ich kann ſie alſo, wenn Du bei Wieland mit einem Originalaufſatze debutiren willſt, ſo lange bei mir liegen laſſen, weil ſie bei ihm auch zwei bis drei Wochen müßig liegen würde.

Mein Contract mit Mauke in Jena wegen der Memoires iſt ſchriftlich aufgeſetzt, und durch Bertuchs Verhandlung ſehr vortheilhaft für mich. Macht er eine zweite Auflage von dem Werke, ſo bekomme ich von dem Bogen zwei Thaler; und wenn ich das Werk auf's Neue durchſehe, daß er verbeſſerte Auflage auf den Titel ſetzen kann, ſo erhalte ich das ganze Honorar von einem Carolin dafür. Bei Ablieferung des ganzen Manuſcripts zu einem Bande iſt ſtipulirt, daß er mir ſogleich ſechzehn Carolin baar und den Reſt nach Vollendung des Drucks bezahlt.

Meine niederländiſche Geſchichte iſt in der allgemeinen Literaturzeitung ſehr vortheilhaft recenſirt. Ich will Dir's beilegen, weil ich juſt eine Dublette habe. Dieſe Recenſion iſt wirklich unter den jetzigen Umſtänden nicht unbedeutend für mich.

Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder ſo freigebig. Du haſt mir eine große Freude gemacht. Grüße

an Minna und Dora; das Bonmot der Minna über den Himmelſtrich iſt gar gut. Charlotte empfiehlt ſich Euch. Ich ſehe ſie zwar ſelten, aber doch am meiſten von allen hieſigen Menſchen. Sie wird Dir nächſtens einmal wieder ſchreiben. Die andere Minna grüße freundlich von mir. Ich danke ihr für ihr gutes Andenken.

Adieu.

S.

Dresden, 4. März 1789.

Erſt habe ich noch einiges über Deinen letzten Brief nachzuholen, den ich geſtern nicht beantwortet habe.

Was Du mir von Beweiſen ſagſt, womit Du Deine Darſtellung der Kunſt unterſtützt haſt, läßt mich faſt vermuthen, daß Wieland nicht ſo ganz unrecht habe, wenn er das Ganze mehr für eine verſificirte philoſophiſche Abhandlung anſieht. Darin bin ich wenigſtens ganz mit ihm einverſtanden, daß poetiſche Diction nicht das Weſen des Gedichts iſt. Aber ich glaube doch immer, daß es mancherlei Zwiſchengattungen zwiſchen dem lyriſchen und dem Lehrgedichte giebt. Wahrheiten können ebenſo gut begeiſtern als Empfindungen, und wenn der Dichter nicht bloß lehrt, ſondern ſeine Begeiſterung mittheilt, ſo bleibt er in ſeiner Sphäre. Was der Philoſoph beweiſen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Orakelſpruch hinwerfen. Die Schönheit der Idee macht, daß man es ihm auf's Wort glaubt. Ob

Dein Gedicht von dieſer Seite durch größere Gründlichkeit an poetiſchem Werth verloren habe, muß der Erfolg ausweiſen. Wielands Bemerkung, daß es Dir an Leichtigkeit fehle, iſt fein und beweiſt für den Scharfſinn ſeiner Beobachtung. Ueber die Mittel, dieſem Mangel abzuhelfen, die Du angiebſt, bin ich ganz mit Dir einverſtanden. Das Wichtigſte iſt eine gewiſſe Ruhe und Freiheit von äußerer Störung. Haſt Du dieſe einmal, ſo wird ſich das andere gewiß finden.

Vom lyriſchen Fache ſcheinſt Du nicht gerecht zu urtheilen, oder ihm zu enge Grenzen zu ſetzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es in's Lehrgedicht übergeht. Uebrigens bin ich weit entfernt, Dich von dramatiſchen Arbeiten abzumahnen, und Deine Vergleichung zwiſchen Dir und Goethe kann ich nicht ganz unterſchreiben. Du haſt Dich meines Erachtens in Beſcheidenheit überſprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich ſehr. Aber mehr Kunſtfertigkeit in einigen Fächern kann er haben; und dieſen Vorzug kannſt Du ihm abgewinnen, auch im dramatiſchen Fache. Was Huber mir neulich über ihn ſchrieb, hat mir ſehr eingeleuchtet. Er glaubt, daß eine gewiſſe Kälte und ein Mangel an Individualität ihm als Künſtler zu ſtatten kommt; und in der That iſt mir ſehr begreiflich, wie eine Darſtellung eben dadurch unvollkommener ausfallen kann, daß man ſich mehr für ſeine Ideale, als für ſeinen ſchriftſtellerſchen Ruhm begeiſtert. Ein Künſtler, der mit Wärme arbeitet, erkennt leicht das Bild

seiner Phantaſie in wenigen hingeworfenen Zügen, und glaubt, daß es jedem anderen ebenſo anſchaulich ſein muß. So entſteht oft eine Skizze ſtatt eines Gemäldes. Der kalte Künſtler iſt gleichgültig gegen ſeine Ideen, und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei ſeinem Publicum. Er fordert alle Kunſt der Täuſchung auf, und ruht nicht eher, als bis ſein Werk die höchſte Vollendung erreicht hat.

Auf den neuen Plan, den Du mit Dir herumträgſt, bin ich begierig. Es kommt alles darauf an, ob ſchriftſtelleriſcher Ruhm oder Geld der Hauptzweck iſt. Ein modernes Sujet würde Dir in Anſehung der theatraliſchen Wirkung leichter werden, und Du wirſt auch durch das Coſtüm der Ideen weniger gehindert, Deinem Dialog ſoviel Gehalt zu geben, als Du wollteſt. Bei einem antiken Sujet würdeſt Du oft, um den Leſer zu befriedigen, die theatraliſche Wirkung aufopfern müſſen. Eine gewiſſe Simplicität würde Dir ſchwer werden, aber dagegen würden vielleicht manche von Deinen Idealen mehr an ihrem Platze ſein, als in einer modernen Welt. Uebrigens hätteſt Du den Vortheil, Deine ſchönen Jamben gebrauchen zu können, die Dir Goethe nicht nachmacht.

Ueber die Memoires habe ich noch immer keine deutliche Idee, womit Du anfangen willſt, und wie ich Dir dabei helfen kann. Schreib' mir doch ausführlicher darüber ſowie über die Thalia. Iſt's wahr, daß ſie aufhört, wie Du neulich ſchriebſt, und warum? Kommen denn jetzt noch zwei Stück heraus? Nun zu dem Geiſterſeher.

Ich habe ihn drei- bis viermal gelesen, und bin immer noch nicht mit mir einig, versteht sich, über das philosophische Gespräch. Das Historische hat mich beim ersten Lesen schon sehr befriedigt. Ich habe seine Züge von Charakterdarstellung darin gefunden, die mich auf den Gedanken gebracht haben, ob Du Dich nicht einmal im edlen Lustspiel versuchen solltest. Es existirt so wenig Gutes in diesem Fache der deutschen Literatur. Franzosen, Italiener und Engländer haben diese Gattung noch lange nicht erschöpft. Lessing und Engel haben nur Proben gegeben. Lenz, Klinger und Beck haben zu wenig Geschmack. Iffland hat Talent, ist aber bequem. Goethe hat ja nur in kleineren Stücken, und in einzelnen Stellen von größeren sich in diesem Fache versucht. Dir sind schon einige Stellen dieser Art in einem Stücke gelungen, das, wie Du weißt, sonst nicht mein Favorit ist, Kabale und Liebe. In Ansehung des Zusammenhangs der Geschichte sind' ich es sehr natürlich, daß der Armenier jetzt eine Zeitlang verschwindet, weil er dem Prinzen nach dem Schlusse des zweiten Stücks verdächtig geworden ist. Indessen wären vielleicht ein Paar Worte nicht überflüssig gewesen, den Leser auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil mancher doch wohl sich wundert, daß, nach allem was vorher sich ereignet hatte, jetzt vom Armenier oder Sicilianer gar nicht mehr die Rede ist. Im philosophischen Gespräch ist es Dir, glaub' ich, sehr gelungen, den Zweifel an Unsterblichkeit zu veredeln. Menschenwerth und Moralität wird freilich bei

dem System des Prinzen gerettet. Aber eine andere Frage wäre, ob dies System zu der damaligen Stimmung des Prinzen paßt? Seine Abhängigkeit von Außendingen, und überhaupt alles, was Du für Verderbniß seines Charakters angiebst, wird nicht daraus erklärt. Er konnte dieses System haben und übrigens ganz derselbe geblieben sein, der er vorher war; er konnte in der Gegenwart schwelgen, aber auf eine edle Art. Und insofern könnte man vielleicht einwenden, daß dieses Gespräch kein nothwendiges Glied des Ganzen und als Episode zu lang wäre. Käme es darauf an, das ganze Gespräch streng zu kritisiren, so würde ich einige Stellen auszeichnen, die dramatisch vortrefflich sind, als: die Allegorie vom Vorhange, einige Stellen vom Genuß der Gegenwart ꝛc.; andere, die philosophisch richtig und sehr schön gesagt sind, als: vom Virtuosen, von Entstehung der Immoralität aus Mangel an Kraft ꝛc.; dagegen aber andere, wo theils die Sophisterei zu sehr überwiegt, theils der Ton zu didaktisch wird. Wie ich mir den dramatisch-philosophischen Dialog denke, muß jeder Trugschluß, jede einseitige und gewagte Aeußerung in dem Charakter und der momentanen Stimmung der redenden Person gegründet sein. Dich scheint manchmal eine einzelne Idee selbst interessirt zu haben, und indem Du Dich ihr überließest, vergaßest Du, daß es hier eigentlich bloß darauf ankam, die Denkart des Prinzen überhaupt zu schildern.

Was Deine Uebersetzung der Iphigenia betrifft, so muß ich Dir aufrichtig gestehen, daß ich mich noch nicht

dafür erwärmen kann. Den Liebhabern der griechiſchen Literatur muß ſie natürlicherweiſe ſehr willkommen ſein. Aber meine Stunde für die Griechen hat noch nicht geſchlagen. Vor allen Dingen muß ich jetzt das griechiſche Original vergleichen, um zu ſehen, ob Du nichts verſchönert haſt. Daß manche Stellen, beſonders in den Chören und auch hier und da im Dialog, auf mich wirken mußten, wirſt Du wohl glauben. Aber noch bin ich zu verwöhnt, und die Perlen waren mir zu dünn geſäet, und manches ſtörte mich, was ich mir nicht als heroiſche Simplicität, ſondern nur als heroiſche Rohheit denken konnte. Sollte man jene nicht lieber ohne dieſe darſtellen? Als ein Zeitvertreib, um Deine Kräfte zu verſuchen, will ichs wohl paſſiren laſſen. Auch haſt Du vielleicht Vortheil davon, Dich an einen weniger üppigen Styl zu gewöhnen. Aber zu viel Anſtrengung darf Dich dieſe Arbeit nicht koſten.

Was ich von Moritz Schrift geleſen habe, ſcheint mir ächten Gehalt zu haben. Der Vortrag iſt etwas trocken. Laß mich weiter darüber brüten; vielleicht ließe ſich noch einiges dabei bemerken.

Wie lebſt Du denn ſonſt? Weniger unter Menſchen, wie es ſcheint. Biſt Du von Deinen vorigen Bekanntſchaften in Weimar ganz abgekommen? Schreib' mir immer auch von ſolchen Dingen. Du weißt, daß es mich intereſſirt.

K.

Weimar, 5. März 1789.

Göschen hat Ordre von mir bekommen, Dir mit erſter Poſt die Thalia zuzuſchicken, die nun fertig iſt. Mit väterlicher Freude wirſt Du Dein wohlerzogenes Kind darin erblicken, das mir beim wiederholten Leſen immer mehr gefällt und ohne alle Complimente, im ganzen Ernſt, dieſem Hefte ſehr bei den Kennern aufhelfen wird. Wielands Urtheile haben nicht ſehr viel zu ſagen, aber als ein Künſtler iſt er über die Kunſtſchriften immer ein competenter Richter. Er iſt äußerſt erbaut von Deinem Aufſatze, und erklärte mir gleich, wie wir uns wiederſahen, daß Du ſein Mann ſeieſt. Die philoſophiſche Anſicht der Sache, den männlichen geſetzten Ton und die angenehme Sprache kann er nicht genug loben. Ich werde noch mehrere Urtheile darüber hören, nicht um den Werth Deines Aufſatzes damit zu beweiſen, ſondern um es Dir immer klarer zu machen, daß Deine eigene Anſicht der Dinge diejenige Allgemeinheit nicht ausſchließt, die ſie dem Publicum zu genießen giebt, und daß Du alſo Beruf und Fug haſt, Schriftſteller zu werden.

Deine Ueberſetzung des Gibbon hat mir eine vorläufige Idee von dieſem Schriftſteller gegeben. Er hat einen Blick des Genies, mit dem er die Facta auffaßt, daß ſie ſich unter ihm verneuen. Er ſtellt ſie mit Beurtheilung dar, und erzählt ſie geiſtvoll und kräftig; aber ich ſtimme Dir bei, daß ſein Styl nicht vollkommen iſt, daß man ihm eine Künſtlichkeit anmerkt, ein Beſtreben,

eigen, concis und geiſtreich zu ſchreiben, das ihn öfters hart und dunkel macht. Im Erzählen lob' ich mir doch immer die Franzoſen; oder iſt es bloß ihre Sprache, die ihnen vor anderen erlaubt, ſich mit Leichtigkeit und Anmuth darin zu bewegen?

Glaubſt Du nicht, daß ich in meinem hiſtoriſchen Styl in Gibbons Fehler zu fallen in Gefahr ſei? Ich möchte mich in der That auf ſeiner blinden Seite nicht gern mit ihm berühren.

Die Künſtler werde ich Dir über acht Tage ſchicken können; gedruckt ſind ſie, und der Mercur wird dieſe Woche fertig. Ich erwarte nun eine fernere Weiſung von Dir: ob ich Wieland Deine Ueberſetzung ſogleich zuſtellen ſoll, um das Aprilſtück des Mercur damit anzufangen, oder ob Du mit etwas anderem bei ihm anfangen willſt. Doch hielt ich dafür (da einige Monatsſtücke mit der Gibbonſchen Ueberſetzung angefüllt werden), doch nicht zu lange damit zu warten, weil ſonſt andere darauf ſpeculiren möchten.

S.

Suche Dir eine Histoire secrète vom berliner Hofe zu verſchaffen, die erſt kürzlich heraus iſt. Sie wird Dich ſehr amüſiren und aufklären. Es iſt eine Sammlung von Briefen, die Mirabeau, als franzöſiſcher Emiſſair in Berlin, an den pariſer Hof geſchrieben und die man widergeſetzlich publicirt hat.

Weimar, 9. März 1789.

Eben erhalte ich Deine zwei Briefe, und weiß nichts beſſeres zu thun, als ſie gleich zu beantworten. Die Streitfrage wegen der Künſtler iſt in Rückſicht Deiner und meiner ihrer Entſcheidung ſehr nahe; denn entweder erhalte ich das Mercurſtück noch, um es in dieſen Brief einzuſchließen, oder es folgt auf den nächſten Freitag. Ich fürchte nicht, meinen Proceß zu verlieren. Es iſt ein Gedicht und keine Philoſophie in Verſen; und es iſt dadurch kein ſchlechteres Gedicht, wodurch es mehr als ein Gedicht iſt. Ich wünſchte, daß wir uns recht darüber mit einander ausſchütten könnten. Das Gedicht iſt übrigens zu ausgezeichnet, als daß nicht öffentliche Urtheile darüber gefällt werden ſollten. Wir wollen ſie erwarten.

Ich wundere mich, daß Du die Beantwortung auf Deine Einwürfe gegen das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher nicht ſelbſt beigeſchrieben haſt. Hätte mich der Geiſterſeher bis jetzt für ſich ſelbſt als ein Ganzes intereſſirt, oder vielmehr, hätte ich die Theile nicht früher expediren müſſen, als dieſes Intereſſe im Ganzen in mir reif geworden iſt: ſo würde dieſes Geſpräch gewiß dieſem Ganzen mehr untergeordnet worden ſein. Da jenes aber nicht war, was konnte ich anders, als das Detail meinem Herzen und meinem Kopfe wichtig machen; und was kann der Leſer unter dieſen Umſtänden mehr von mir verlangen, als daß ich ihn mit einer intereſſanten Materie auf eine nicht geiſtloſe Art unterhalte. Aber darin haſt Du, glaub'

ich, den Geſichtspunkt verfehlt, daß Du verlangſt, die Handlungsart des Prinzen ſolle aus ſeiner Philoſophie bewieſen werden: ſie ſoll nicht aus ſeiner Philoſophie, ſondern aus ſeiner unſichern Lage zwiſchen dieſer Philoſophie und zwiſchen ſeinen ehemaligen Lieblingsgefühlen, aus der Unzulänglichkeit dieſes Vernunftgebäudes und aus einer daraus entſtehenden Verlaſſenheit ſeines Weſens herfließen. Dein Irrthum beſteht darin, daß Du meinſt, dieſe angegebene Philoſophie ſolle die Motive zu ſeiner Lebensart hergeben. Nichts weniger, ſeine Unzufriedenheit mit dieſer Philoſophie giebt dieſe Motive her. Dieſe Philoſophie iſt, wie Du gefunden haſt, kein Ganzes, es fehlt ihr an Conſequenz — und das macht ihn unglücklich; und dieſem Unglück will er dadurch entfliehen, daß er den gewöhnlichen Menſchen näher tritt. Uebrigens freut es mich, daß über gewiſſe Stellen darin Dein Geſchmack mit dem meinigen zuſammentrifft; aber das Durchgeführte und Beſchloſſene in einigen neuen Vorſtellungsarten ſcheint auf Dich eine geringere Wirkung gethan zu haben, als ich erwartete. Es mag aber daher kommen, daß es Dir nicht mehr neu war — ich ſelbſt aber, der nichts von der Art lieſt oder geleſen hat, habe Alles aus mir ſelbſt ſpinnen müſſen. Der Beweis z. B., daß Moralität bloß in dem Mehr oder Weniger der Thätigkeit liege, ſcheint mir von ſehr vielen Seiten beleuchtet und ſogar mit Gründlichkeit ausgeführt zu ſein. Ich habe überhaupt an dieſer Arbeit gelernt — und das iſt mehr als zehn Thaler für den Bogen. Halte

diese Philosophie (versteht sich, diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetischen Person leihen mußte) gegen die Philosophie des Julius, Du wirst sie gewiß reifer und gründlicher finden. Dein Urtheil über die Iphigenia unterschreibe ich im Grunde ganz, und die Gründe, aus denen Du mich rechtfertigst, daß ich mich damit beschäftigte, sind auch die meinigen: mehr Simplicität in Plan und Styl daraus zu lernen. Setze noch hinzu, daß ich mir, bei mehrerer Bekanntschaft mit griechischen Stücken, endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahire und mir mit Weglassung des Mangelhaften ein gewisses Ideal daraus bilde, wodurch mein jetziges corrigirt und vollends gerundet wird — so wirst Du mich nicht tadeln, wenn ich zuweilen darauf verfalle, mich damit zu beschäftigen. Zeit und Mühe hat es mir allerdings gekostet, und das, was im Euripides schlecht war, bei weitem am meisten. Die Chöre haben durch mich gewonnen, d. h. was sie bei manchem anderen Uebersetzer nicht gewonnen hätten; denn vielleicht sind sie im Original durch die Diction vortrefflich. Wenn Du nun die zwei letzten Acte vollends hast (die Deine Idee sowohl vom Original als von der Uebersetzung vielleicht noch verbessern), so mache Dir den Spaß, meine Uebersetzung mit der lateinischen des Josua Barnes zusammenzuhalten; denn diese lateinische war, als die treueste, mein eigentliches Original: dann wirst Du mir vielleicht eingestehen, daß ich einen großen Grad eigener Begeisterung nöthig hatte, und daß ich sehr von dem Meinigen habe zusetzen

müſſen, um ſie ſo leidlich zu liefern. Ich fordere viele unſerer Dichter auf, die ſich ſoviel auf ihr Griechiſch und Lateiniſch zu gute thun, ob ſie bei ſo wenig erwärmendem Text nur ſoviel geleiſtet hätten, als ich leiſtete. Ich konnte nicht wie ſie mit den Feinheiten des Griechiſchen mir helfen — ich mußte mein Original errathen, oder vielmehr, ich mußte mir eins erſchaffen.

Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigſtens meinem Schickſale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth, und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.

Könnteſt Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftauſend Thalern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, ſo wollte ich Dir in fünf Jahren — eine Fridericiade, eine claſſiſche Tragödie und, weil Du

doch ſo darauf verſeſſen biſt, ein halb Dutzend ſchöner Oden liefern.

Du willſt wiſſen, wie ich hier lebe. Du haſt es errathen. Ich habe ſehr wenig Umgang. Die Leute wunderten ſich anfangs, wie ich von Rudolſtadt zurückkam, über meine Unſichtbarkeit; endlich gewöhnte man ſich daran, und jetzt wundert man ſich nicht mehr. Wie es eben geht: ich habe einige Diners und Soupers ausgeſchlagen, und dann ſind die Einladungen unterblieben. Bertuch, Hofrath Voigt und einige Andere beſuchen mich manchmal, und ich ſie; zu Wieland komme ich oft in vier Wochen nicht, und laſſe nur zuweilen in einem Billetwechſel, wenn wir Geſchäfte zuſammen haben, dieſe Bekanntſchaft fortvegetiren, die ſich jede Minute, wenn ich will, verſtärken und wieder dämpfen läßt.

Charlotte beſuch' ich noch am meiſten; ſie iſt dieſen Winter geſunder und im Ganzen auch heiterer als im vorigen; wir ſtehen recht gut zuſammen; aber ich habe, ſeitdem ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menſchen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantiſche Luftſchlöſſer fallen ein, und nur was wahr und natürlich iſt, bleibt ſtehen. Wie werther wird mir alle Tage Deine und meine Freundſchaft, und wie wohlthätig iſt ſie mir ſchon geweſen! Ich würde keine dieſer Art mehr knüpfen können, denn Du glaubſt nicht, wieviel Miſanthropie ſich in meine Denkart gemiſcht hat. Leiden,

Fehlſchlüſſe über Menſchen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgange ſchüchtern und mißtrauiſch gemacht. Ich habe den leichtſinnigen, frohen Glauben an ſie verloren; darum braucht es ſehr wenig, um meine Zuverſicht zu eines Menſchen Freundſchaft für mich wankend zu machen, beſonders, wenn ich Urſache habe zu glauben, daß ſein eigenes Gedankenſyſtem, ſeine Neigungen noch nicht feſt ſind.

Warum müſſen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geiſtes ſo tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlaſſen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es iſt traurig, daß die Glückſeligkeit, die unſer ruhiges Zuſammenleben mir verſchaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundſchaft ſelbſt nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geiſtes, unverträglich war. Dieſer Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und nothwendig war; aber es iſt doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewiſſes Gut.

Du wirſt glauben, ich ſei heute hypochondriſch oder unzufrieden geſtimmt; aber dies iſt der Fall nicht: ich fühle ruhig und bin nicht verſtimmt. Die nähere Anſicht meiner Lage drang mir dieſe Empfindungen auf. In Jena erwartet mich eine leidliche geſellige Exiſtenz, von der ich mehrere Vortheile zu ziehen gedenke, als bisher. Mein iſolirtes Daſein könnte dort auch nicht gut fortdauern, weil ich dort bin, was ich noch nie war, ein

Glied eines Ganzen, das mehr oder weniger zusammenhält. Ich bin in Jena zum erstenmale eigentlicher bürgerlicher Mensch, der gewisse Verhältnisse außer sich zu beobachten hat; und da diese doch nicht drückend sind, da ich dort niemand über mir habe, so hoffe ich mich darein finden zu können. Ich werde Dir allerlei zu schreiben finden, wenn ich erst auf diesem Terrain eingewohnt bin. Es freuen sich schon einige auf mich: das Schützsche Haus ist mir sehr freundschaftlich ergeben. Dafür stehe ich Dir nicht, daß ich mich nicht bald irgendwo engagirte, wenn die Umstände sehr günstig sind. Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes — aus der alle meine edleren Freuden fließen. Kann ich zu sehr eilen, dieses höchste Interesse zu befördern? Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein.

Schreibe mir bald wieder, wenn Du Zeit hast. Du hast neulich vergessen mir zu schreiben, an welchem Tage Du meinen Brief empfangen hast. Thue es diesmal. Ich gebrauche jetzt einen neuen Posttag. Darum möchte ich es wissen. Deinen Brief vom dritten März habe ich auch erst am neunten erhalten; also bleibe lieber bei dem alten Posttag.

E.

Weimar, 10. März 1789.

Ich komme eben von einer Geiſterwanderung zurück; ein Schnupfen hinderte mich am Schreiben, da habe ich meiner Phantaſie einmal den Zügel ſchießen laſſen. Deine Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, fängt an ſich bei mir zu verklären und füllt manche heitere Stunden bei mir aus. Ich glaube, daß es noch dahin kommen wird, ſie zu realiſiren; an den eigenthümlichen Talenten zum epiſchen Gedichte, glaub' ich nicht, daß es mir fehlt. Ein tiefes Studium unſerer Zeit (denn daß dies eigentlich der Punkt iſt, um den ſich alles darin drehen muß, wirſt Du mit mir überzeugt ſein) und ein ebenſo tiefes Studium Homers werden mich dazu geſchickt machen.

Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſein, als eins in der Kindheit der Welt; und eben das iſt's, was mich an dieſer Idee ſo anzieht — unſere Sitten, der feinſte Duft unſerer Philoſophie, unſere Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer ſchönen Harmoniſchen Einheit leben, ſowie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Cultur u. ſ. f. anſchaulich leben. Du wirſt mich verſtehen. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden. Denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Man

iſt einmal ſo eigenſinnig (und vielleicht hat man nicht Unrecht), einem Kunſtwerk Claſſicität abzuſprechen, wenn ſeine Gattung nicht auf's Beſtimmteſte entſchieden iſt. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe in einem ſo proſaiſchen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, ganz entſchieden wählen würde, erräthſt Du wohl ſchwerlich? Kein anderes als ottave rime. Alle anderen, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche, ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Ich traue mir zu, ſchöne Verſe zu machen, und einige Strophen in den Künſtlern werden Dir keinen Zweifel darüber laſſen. Auch über die Epoche aus ſeinem Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag z. B., oder die traurige Conſtellation vor dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth, die ſich dann ſo glücklich und ſo romantiſch durch

ihren Tod löſ't. Die Haupthandlung müßte wo möglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen laſſen; es giebt hier kein beſſeres Muſter als die Iliade. Homer z. B. macht eine charakteriſtiſche Enumeration der verbündeten Griechen und der trojaniſchen Bundesvölker. Wie intereſſant müßte es ſein, die europäiſchen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfaſſungen, und in ſechs bis acht Verſen ihre Geſchichte anſchauend darzuſtellen! Welches Intereſſe für die jetzige Zeit! Statiſtik, Handel, Landescultur, Religion, Geſetzgebung: alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargeſtellt werden. Der deutſche Reichstag, das Parlament in England, das Conclave in Rom u. ſ. w. Ein ſchönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch koſten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie ſtellen, und das ganze Gedicht müßte dieſes Gepräge tragen.

Laß uns manchmal über dieſe Fridericiade miteinander plaudern.

Dieſe Woche werde ich ohne Zweifel meine Vocation nach Jena förmlich erhalten. Die Reſcripte ſind alle dort, und geſtern habe ich ſchon die Anzeige meiner Vorleſungen für dieſen Sommer hinſchicken müſſen. Ich habe hierin noch eine recht erträgliche Auskunft zu treffen gewußt. Weil ich gern dieſen Sommer ſo wenig als möglich überhäuft werden

wollte, und doch eilen mußte, mich in den Beſitz der Univerſalhiſtorie zu ſetzen (die als eine res derelicta ſonſt von meinem Collegen Heinrich hätte weggefangen werden können), ſo habe ich eine Einleitung in die Weltgeſchichte als publicum angeſchlagen, und bloß zur Form noch meine niederländiſche Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke. Man hat mir geſagt, daß ich dieſes dann machen könne, wie ich wolle. Ich dürfe nur ſagen, daß ich noch keine hinlängliche Anzahl beiſammen habe, oder dgl. Mit dem October aber drehe ich es um, mache die letztere zum publicum und die Weltgeſchichte zum privatum; wobei ich gewinne, daß von denjenigen, die ſie im Sommer als publicum zu hören anfingen, weil ſie ihnen nichts koſtete, vielleicht mehrere fortfahren ſie zu hören, wenn mein Vortrag ſie angelockt hat. Eben ſchreibt mir Schütz, daß es beſſer gethan ſein würde, dieſes privatum über die niederländiſche Revolution für dieſen Sommer nicht anzuſchlagen, weil es ganz unmöglich ſei, zu einer ſo particulären Vorleſung eine gehörige Anzahl zuſammenzubringen, und weil er nicht wünſchte, daß mein erſtes privatum in Stocken geriethe. Es würde mir's niemand verdenken, wenn ich nur das publicum läſe, und erſt mit dem Herbſt eigentlich anfinge. Von Tentamen oder Diſputation iſt gar nicht die Rede, da ich als Profeſſor vocirt werde. Ein Logis haben mir auch Schützes ausfindig gemacht, das ſehr gut ſein ſoll, Meubles und Lehrſaal dazu um vierzig Thaler. Sobald ich beim Herzog mich ge-

meldet und meine Vocation empfangen habe, werde ich auf einen Tag nach Jena gehen und das Nothwendige arrangiren.

12. März.

Ich vergaß Dir neulich noch einige Anfragen in Deinem Briefe zu beantworten. Wegen der Memoires weiß ich Dir nichts Genaueres zu bestimmen, als daß ich die engliſchen Memoires vom Mittelalter gern von Dir bearbeitet wünſchte. Für die franzöſiſchen habe ich ſchon geſorgt. Da ich von den engliſchen wenig weiß, ſo kann ich Dir auch nicht beſtimmen, welche Du bearbeiten ſollſt. Ich vermuthe, daß man vor dem eilften Jahrhundert wenige antrifft. Die Collection der franzöſiſchen Memoires, die jetzt periodiſch in Paris herauskommt, und von der ich Dir neulich ſchrieb, fängt mit Joinville (unter Ludwig dem Heiligen) an. Ich werde aber die Memoires des Commines, die noch früher ſind, vorangehen laſſen. Du ſiehſt ein, daß es am beſten gethan ſein würde, wenn wir eine ſynchroniſtiſche Ordnung beobachten könnten. Fändeſt alſo Du im Engliſchen ſo frühe Memoires, ſo iſt es deſto beſſer. Zwei Bände ſind den franzöſiſchen gewidmet, einer den engliſchen und der vierte wechſelsweiſe den deutſchen, italieniſchen und ſpaniſchen u. ſ. f., wo es deren giebt. In Anſehung der Art ſie zu bearbeiten mußt Du über folgende Hauptpunkte mit mir übereinkommen:

1) Alles herauszuwerfen, was in der Geſchichte nichts

aufklärt, was bloßes Geschwätz, oder pedantische Mikrologie oder dergl. ist, und dadurch die Memoires auf den kleinstmöglichen Auszug zu reduciren, wo möglich auf die Hälfte oder auch noch weniger.

2) Charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten, und allgemein bekannte Thatsachen so kurz als möglich zu berühren.

3) Der Verständlichkeit des Textes mit historisch-kritischen Anmerkungen nachzuhelfen.

4) Mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Styls nachgesetzt wird.

Ich lege meinen Contract mit Mauke bei, woraus Du das Uebrige ersehen kannst. Aus beigelegtem Zeitungsblatte kannst Du den Werth der französischen Sammlung näher ersehen; und überhaupt wirst Du finden, daß die Entreprise viel Solides hat, und daß diese gleichzeitige Erscheinung eines ähnlichen Werkes in Frankreich dem unsrigen zu einer Stütze und Empfehlung dient. Ich überlasse Dir nun die Wahl der englischen Memoires, wie auch ihre Anschaffung ganz und werde mich nicht mehr darum bekümmern. Mache nun Deine Eintheilung und fange bei so frühen Zeiten an, als sich Memoires in England finden. Ueber den Begriff, was ich für Memoires gelten lasse, müssen wir uns aber auch noch verständigen. In diesen Begriff gehört erstlich, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt; zweitens, er beschreibt entweder eine einzelne merkwürdige Begebenheit, an der mehrere Personen theilnahmen

oder er ſchreibt das Leben einer einzelnen merkwürdigen Perſon, die viele Begebenheiten erlebte: alſo weder Chronik noch Geſchichte; drittens, er liefert particuläre Aufſchlüſſe zu bekannten Begebenheiten. Ueberlege nun die Sache, und ſchreibe mir dann, wie Du Dich eintheilen willſt.

S.

Dresden, 19. März 1789.

Ich habe drei Briefe von Dir zu beantworten, und die Künſtler liegen vor mir. Womit ſoll ich anfangen? Indeſſen, der Menſch iſt eher als der Dichter; alſo zuerſt Deine Briefe. — Daß Deine und Wielands Urtheile über meinen Aufſatz meiner Eitelkeit ſehr gütlich thun, kannſt Du Dir vorſtellen. Noch mehr bin ich bei Wieland auf das Urtheil über den Aufſatz begierig, den ich jetzt unter der Hand habe. Der Titel iſt: Ueber die Ausartung der Strenge gegen Schwärmerei. Ich hoffte ihn Dir mit der heutigen Poſt ſchicken zu können.

Aehnlichkeit mit Gibbon habe ich in Deinem Styl nicht gefunden, als inſofern er mir an einigen Stellen noch zu geſchmückt ſcheint. Aber der Schmuck iſt von anderer Art. Bei dem Beſtreben nach lebhafter Darſtellung drängt ſich Dir zuweilen ein Bild auf, das mehr für den Dichter als für den Geſchichtſchreiber brauchbar iſt. Gibbon hingegen ſucht hauptſächlich durch philoſophiſche Bemerkungen zu glänzen, und dieſe ſind bei ihm oft

weder ſo natürlich herbeigeführt, noch von ſolchem Gehalte, als die Deinigen.

Den erſten Theil der Histoire secrète habe ich geleſen. Was mich am meiſten intereſſirt hat, und was wirklich mit Geiſt behandelt iſt, iſt die Schilderung des Herzogs von Braunſchweig. Euer Herzog wird von den Urtheilen über ihn nicht ſehr erbaut ſein. Wir Sachſen ſind ſonſt ganz gut weggekommen. Uebrigens hat ſich M. in Dresden die Petriſchen Karten, welche rar, aber im Handel ſind, für die Zeichnungen unſerer Ingenieurs aufhängen laſſen, oder ſeinem Correſpondenten aufhängen wollen. Was er mit dem Kataſter von dreiundachtzig will, das er ſich rühmt bekommen zu haben, weiß hier kein Menſch. So wie er es beſchreibt, hat der Churfürſt nichts von dieſer Art. Solche Tabellen exiſtiren bei uns gar nicht. Eine widrige Empfindung bei dem ganzen Buche macht die Lage des Menſchen, die er nicht verleugnen kann. Er beobachtet nicht als unabhängiger Weltbürger, auch nicht als Geſchäftsmann, der auf eine ehrenvolle Art angeſtellt iſt. Immer bettelt er um einen Geſandtſchaftspoſten, und ſucht ſeine Nachrichten zu dieſem Behufe geltend zu machen. Seine Bemerkungen ſind indeſſen größtentheils fein und, in dem was mir bekannt iſt, ziemlich treffend.

Was Du über das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher ſagſt, befriedigt mich noch nicht ganz über die Frage, ob dieſes Geſpräch ein verhältnißmäßiges Glied des Ganzen ſei, wenn man den angegebenen Zweck vor-

ausſetzt. Indeſſen will ich über dieſen Punkt, den Du ſelbſt aufzugeben ſcheinſt, nicht mit Dir ſtreiten. Daß Du in der Philoſophie beträchtliche Fortſchritte gemacht haſt, und daß dies auf jeden Fall Gewinn iſt, iſt gewiß.

Ueber Deine perſönliche Lage wünſchte ich nur eine Stunde wenigſtens mit Dir ſprechen zu können. Einige Fragen wären vielleicht hinreichend, meine Vorſtellung davon klarer und vollſtändiger zu machen; aber hierzu ſind Briefe kein taugliches Mittel. Es giebt Dinge, über die man ſich nur mündlich verſtehen kann. Nur keine Hypochondrie — und alles wird gut gehen. Für Deine Jahre haſt Du ſchon viel geleiſtet, und Deine Fortſchritte ſind augenſcheinlich. Vergleiche den Carlos und die Räuber, die Künſtler und ein Gedicht aus der Anthologie, Deinen Styl im erſten Stücke der Thalia und im letzten, oder in den Niederlanden. Wie viel Zeit brauchte Leſſing, um vom jungen Gelehrten zur Minna überzugehen. Daß vor der Ueberladung Deines Gedächtniſſes Dein Geiſt veredelt wurde, iſt für Dich ein großer Vortheil. Jede neue Kenntniß, die Du erwirbſt, wird jetzt in Deinem Kopfe lebendig. Das unedelſte Metall wird zu Gold durch eine Art von Alchemie der Begeiſterung. Vor allen Dingen müſſen Deine Bedürfniſſe befriedigt ſein, und hierzu, dächte ich, wären die Memoires am tauglichſten. Daß Du bloß das publicum im erſten halben Jahre leſen willſt, iſt ſehr geſcheidt. Uebernimm ja nicht mehr Profeſſorarbeit, als man von Dir erwartet. Willſt Du die Thalia nicht fortſetzen, ſo bleibt Dir mehr

Zeit, theils zum Studiren, theils zu größeren Arbeiten. Die Zeit wird zu kurz, um Dir noch über die Friderieiade, über Deine Professur, über die Memoires ꝛc. zu schreiben. Nur über die Künstler vorläufig, was mir jetzt sogleich einfällt. Ich glaube nicht, daß ein Product von Dir existirt, das Dir mehr Ehre macht; der Anfang ist unverbesserlich, und viele unter den neuen Stellen von ausgezeichneter Schönheit. Ueber die Oekonomie des Ganzen und die philosophische Richtigkeit der einzelnen Ideen schreibe ich Dir weitläufig mit der nächsten Post. Versification und Sprache haben einen Grad von Eleganz, der bei diesem Reichthum an Gedanken in Deutschland ohne Beispiel ist. In einer oder zwei Stellen hast Du mehr als zwei weibliche Reime aufeinander folgen lassen, welches mir auffiel. Was ich hier und da an Deinem Gedichte noch vermisse, ist eine gewisse Deutlichkeit, die, glaube ich, ein Erforderniß des Gedichts ist. Beim ersten Lesen, däucht mich, sollte jeder gebildete Mensch den Dichter verstehen, wenn er auch gleich nicht seinen Sinn erschöpft. Und selbst ein weniger denkendes Publicum muß einen Begriff mit den Worten verbinden können, wenn auch gleich dieser Begriff immer vollendeter ist, je mehr sich die Seele des Lesers der Seele des Künstlers nähert. Die schönsten Stellen in Deinem Gedichte, wo sich dichterische Einkleidung mit philosophischem Gehalte verbindet, sind gerade die lichtvollsten. Dunkelheit habe ich besonders in folgenden Stellen gefunden: S. 289: das Kind der Schönheit —

empfangen; S. 290: die ſeine Gier — reißt; S. 292: der Leidenſchaften — in den Weltenlauf; ebendaſ.: doch in dem großen — getragen; S. 293: den Schatten — erfüllt; S. 299: das ſtolze Jovisbild — ſich neigen. — Ich ärgere mich, daß ich nicht zuerſt von den Künſtlern geſchrieben habe. Jetzt bin ich zu zerſtreut und zu übereilt. Du haſt mir eine der glücklichſten Stunden gemacht. Du kennſt das ſeelenerhebende Gefühl, das Dir bei mir zu Gebote ſteht, ſobald Du Deine Kräfte aufbieteſt. Ich bin ſtolz darauf, Dich zu verſtehen.

K.

Weimar, 26. März 1789.

Ich war dieſe und die vorige Woche in Jena, um für ein Logis zu ſorgen, das ich ſo auch ziemlich nach meinen Wünſchen gefunden habe. Die Dienſtfertigkeit einiger dortigen Menſchen erleichtert mir meinen erſten Eintritt auf alle Art, ſo daß ich das Beſchwerliche und Weitläufige, das ſonſt damit verbunden zu ſein pflegt, kaum fühle. — Von den Anſtalten zur Geſelligkeit in Jena habe ich auch eine Probe geſehen. Es iſt dort von halbem Jahr zu halbem Jahr ein Clubb unter den Profeſſoren veranſtaltet, wozu auch eine Auswahl von Studenten gezogen wird. Zuweilen werden Concerte oder auch Bälle gegeben. Wie ich da war, mögen doch gegen hundert Menſchen darauf geweſen ſein, und für eine ſolche Anzahl, die zur Hälfte aus Studenten beſtand,

ging es ziemlich beſcheiden und ruhig zu. Man bezahlt halbjährig acht Thaler, wofür man fünfundzwanzigmal zu Abend ißt, verſteht ſich, daß man für den Wein beſonders zu ſorgen hat. Ich habe auch abonnirt, ohne mir übrigens viel Vergnügen zu verſprechen. Es iſt eine Erſparniß von Zeit, weil man hier viele Sachen abthun kann, die man ſonſt zu Hauſe auf dem Hals hätte. Es ſind jetzt verſchiedene junge Männer in Jena angeſtellt, die ſich vielleicht doch in einen vernünftigen Zirkel zuſammenthun und einander etwas ſein werden. Ein junger geſchickter Landsmann von mir, Paulus, wird Profeſſor der orientaliſchen Sprachen; ſo iſt auch ein junger Dr. Baſch, der in der Naturgeſchichte ſtark ſein ſoll, und ſehr gelobt wird, einer näheren Bekanntſchaft werth. Dieſe machen mit Reinhold, Hufeland, Schütz und mir ſchon einen artigen Zirkel aus, zu dem ſich vielleicht noch einige andere qualificiren. Für feineren Umgang, wozu Weiber concurriren könnten, iſt ſchlechterdings nichts zu hoffen. Das Grießbachſche Haus iſt hier eins der ausgeſuchteſten, aber von dieſer Seite iſt es ganz und gar nichts. Bei Reinholds verſpreche ich mir noch eher einige angenehme Stunden. Im Ganzen aber, ſeh' ich ſchon, muß ich mich auf meinen Fleiß, auf die ſchöne Gegend und auf unſere Briefe einſchränken.

Ein Auditorium iſt nicht bei meinem Logis, aber ich habe mich auch darnach wenig umgethan, weil es die Koſten nur vermehrt hätte, und weil mir das Döderleinſche, Reinholds und vieler anderer ganz zu Gebote

ſtehet. Wahrſcheinlich werde ich alſo mein publicum in einem theologiſchen Lehrſaal eröffnen. Ein publicum, das eine Einleitung in die Univerſalhiſtorie zum Gegenſtande hat, habe ich ſchon in das gedruckte Verzeichniß der Vorleſungen ſetzen laſſen. In der erſten Woche des Mai ziehe ich nach Jena, und in der Mitte des Mai ungefähr werde ich meine Bude eröffnen.

Jetzt leſe ich, wie Du Dir leicht einbilden wirſt, hiſtoriſche Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Univerſalhiſtorie leitet, habe ich mir die Univerſalhiſtorie des Millot angeſchafft. Die Beckſche, die ich auch habe, iſt gar zu beſchwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit überſteigen — eine Methode, die mir äußerſt zuwider iſt und auch wenig Geſchmack verräth. Zur Berichtigung des Franzoſen iſt ſie mir übrigens brauchbar. Die Schröckhſche Weltgeſchichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus dieſen dreien denke ich, in Verbindung mit Robertſon, Gibbon, Boſſuet und Schmidt ſchon eine intereſſante eigene — für das erſtemal — herauszuheben. Aber ſchon von dieſem Sommer an werde ich mich mit den beſten Quellen ſelbſt bekannt machen. In Spittlers Abriß der Kirchengeſchichte, mit dem ich eben jetzt beſchäftigt bin, finde ich vieles, das mich reizt und auf künftige Unterſuchungen leitet.

Eigentlich ſollten Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten und Geſchichte des Handels mit der politiſchen in Eins zuſammen-

gefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie sein. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen, und zwar so früh als möglich dazu Hand an's Werk zu legen. Was ich von Gibbon gelesen habe, so viel nämlich übersetzt ist, die zwei ersten Theile, hat mir ungemein viel gegeben, ob ich gleich gestehen muß, daß ich mir ihn nicht ganz zum Muster wählen würde. Es ist ein Werk des Genies, des Fleißes und einer ausgebreiteten Lectüre, aber nicht frei von einer gewissen Jugendlichkeit, von gesuchter Künstlichkeit und zuweilen von einem falschen Geschmacke. Vieles hingegen ist mit einer wirklichen Meisterhand zusammengestellt und vorgetragen. Die Fortsetzung erwarte ich mit Ungeduld. Wenn Du in der Messe Gelegenheit findest, so wollte ich Dich bitten, mir aus Deiner Bibliothek einige historische Schriften zu borgen, die ich vielleicht in Jena nicht finde. Doch will ich mich erst vorher noch erkundigen. Deinen Pollin möchte ich gern diesen Sommer durchlesen, und einiges in Deinem sogenannten Hißmann ist für mein publicum vielleicht auch zu brauchen, weil es einige sinnreiche Hypothesen enthält, die sich mitnehmen lassen, um hier und da eine trockene Materie aufzuheitern.

Du hast mir lange nicht geschrieben. Ein Paket an Dich, das drei Mercurstücke enthält, habe ich vor vierzehn Tagen in Jena auf die Post geben lassen, welches Du doch erhalten haben wirst. Wenn Dir der Mercur nicht anständig ist, so brauchst Du ihn meinet-

wegen nicht zu behalten; ich halte ihn dann für meinen Vater oder für meine Schweſter, denen es Vergnügen macht, manchmal etwas von mir zu leſen.

S.

Weimar, 30. März 1789.

Deinen Brief habe ich in dem Augenblicke erhalten, wo der meinige abging. Du haſt mich ſehr damit erfreut. Was Du von den Künſtlern urtheilſt, ſtimmt mit meiner Erwartung überein; wir müſſen einander ja kennen. Ich fürchte, daß Deine Bemerkung wegen gewiſſer Dunkelheit im Ausdruck wahr iſt, und bei einigen Leſern fand ich ſie auch ſchon beſtätigt. Wieland hat manches nicht verſtanden. Dieſe Dunkelheit thut mir darum beſonders leid, weil ſie einige vorzügliche Gedanken trifft, die ich in das möglichſte Licht geſetzt wünſchte. Wir wollen doch diejenigen durchgehen, die Du ausgehoben haſt.

1) Das Kind der Schönheit — empfangen. Ich will ſagen: Jedes Kunſtwerk, jedes Werk der Schönheit iſt ein Ganzes, und ſo lange es den Künſtler beſchäftigt, iſt es ſein eigener einziger Zweck; ſo z. B. eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetiſche Beſchreibung. Es iſt ſich allein genug. Es kann für ſich beſtehen, es iſt vollendet in ſich ſelbſt. — Nun ſage ich aber, wenn die Kunſt weiter fortſchreitet, ſo verwandelt ſie dieſe einzelne Ganze in Theile eines neuen und größern Ganzen; denn ihr letzter Zweck iſt nicht mehr in

ihnen, ſondern außer ihnen: darum ſage ich, ſie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichſam geherrſcht hat, giebt dieſen Vorzug an den Tempel ab, den ſie ziert; der Charakter eines Hektor, an ſich allein ſchon vollkommen, dient nur als ein ſubordinirtes Glied in der Iliade; die einzelne Säule dient der Symmetrie. Je reicher, je vollkommener die Kunſt wird, deſto mehrere einzelne Ganze giebt ſie uns in einem größeren Ganzen als Theile zu genießen, aber deſto verwickelter und üppiger iſt die Mannigfaltigkeit, in der ſie uns Einheit finden läßt. Wenn ich weiter ſage, der Zeus des Phidias neige ſich in ſeinem Tempel zu Olympia, ſo ſage ich nichts anderes, als: Dieſe Statue, die für ſich ſelbſt ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung ſein würde, hört auf ihre Wirkung allein hervorzubringen, ſobald ſie in dem Tempel ſteht, und giebt nur das Ihrige zu dem Totaleindruck von Majeſtät u. ſ. f., der durch das Enſemble des ganzen Tempels hervorgebracht wird. Aber die eigentliche Schönheit dieſer Stelle liegt in einer Anſpielung auf die gebückte Stellung des olympiſchen Jupiter, der in dieſem Tempel ſitzend und ſo vorgeſtellt war, daß er das Dach hätte aufheben müſſen, wenn er ſich aufgerichtet hätte. Wer dieſes weiß, dem wird durch meinen Ausdruck: er neigt ſich, eine angenehme Nebenidee erweckt. Mir hat überhaupt dieſe gebückte Stellung des olympiſchen Jupiter immer ſehr gefallen, weil ſie ſoviel ſagen kann als: hätte ſich der Gott herabgelaſſen und nach der menſch-

lichen Einschränkung bequemt, und alles würde unter ihm zusammenfallen, wenn er sich aufgerichtet, d. h. als Gott zeigte.

2) Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt. Jeder sinnlichen Begierde liegt ein gewisser Drang zum Grunde, den Gegenstand dieser Begierde sich einzuverleiben, in sich hineinzureißen, von der Lust des Gaumens an bis auf die sinnliche Liebe. Die sinnliche Begierde zerstört ihren Gegenstand, um ihn zu einem Theil des begehrenden Wesens zu machen.

3) Der Leidenschaften wilden Drang — in den Weltenlauf. Die moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, d. h. er giebt ihnen künstlich Zusammenhang und Auflösung. Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder diesen Charakteren u. s. w. Der Mensch lernt nach und nach diese künstlichen Verhältnisse in den Lauf der Natur übertragen, und wenn er also eine einzelne Leidenschaft oder Handlung in sich oder um sich herum bemerkt, so leiht er ihr — nach einer gewissen Reminiscenz aus seinen Dichtern — dieses oder jenes Motiv, dieses oder jenes Ende — d. h. er denkt sie sich als den Theil oder das Glied eines Ganzen; denn sein durch Kunstwerke geübtes Gefühl für Ebenmaß leidet

keine Fragmente mehr. Ueberall sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst kennen gelehrt hat. Aber

4) dieses Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaß zu befriedigen, muß er der Natur eine künstliche Nachhilfe geben, er muß ihr gleichsam borgen. So z. B. fehlte es ihm an dem nöthigen Lichte, das Leben des Menschen zu überschauen, und die schönen Verhältnisse von Moralität und Glückseligkeit darin zu erkennen. Er fand in seiner kindischen Einbildung Mißverhältnisse; da sich aber sein Geist einmal mit dem Ebenmaße vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhältnisse des jetzigen aufzulösen. So entstand die Poesie von einer Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls für Ebenmaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschaute.

5) Das Gleichniß: Der Schatten in des Mondes Angesichte u. s. w. hat in meinen Augen einen ungemeinen Werth. Das menschliche Leben, sage ich in den vorhergehenden Versen, erscheint dem Menschen als ein Bogen, d. h. als ein unvollkommener Theil eines Kreises, den er durch die Nacht des Grabes fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen (von Schönheit oder Kunstgefühl sich regieren lassen, ist ja nichts anderes, als den Hang haben, alles ganz zu machen, alles zur Vollendung

zu bringen). Nun iſt aber der wachſende Mond ein ſolcher Bogen, und der übrige Theil, der noch fehlt, um den Zirkel völlig zu machen, iſt unbeleuchtet. Ich ſtelle alſo zwei Jünglinge nebeneinander, davon der eine beleuchtet iſt, der andere nicht (mit umgeſtürztem Lichte); jenen vergleiche ich mit der beleuchteten Mondeshälfte, dieſen mit der ſchwarzen, oder, was eben ſoviel ſagt: die Alten, die den Tod bildeten, ſtellten ihn als einen Jüngling vor, der eben ſo ſchön iſt als ſein Bruder, das Leben; aber ſie gaben ihm eine umgeſtürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht ſehe — ebenſo wie wir an den ganzen Ring des Mondes glauben, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein Horn erſcheint. Ich habe in dieſer Stelle ein Gleichniß Oſſians in Gedanken gehabt und zu veredeln geſucht. Oſſian ſagt von einem, der dem Tode nahe war: „der Tod ſtand hinter ihm, wie die ſchwarze Hälfte des Mondes hinter ſeinem ſilbernen Horne.“ Dieſe ganze Strophe muß man überhaupt mit einer lebhaften Gegenwart des Hauptgedankens leſen: daß der Menſch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmaß rege und herrſchend geworden iſt, nicht ruhen kann, bis er alles um ſich in Einheit, auflöſt, alle Bruchſtücke ganz macht, alles Mangelhafte vollendet, oder, was ebenſo viel ſagt, bis er alle Formen um ſich her den vollkommenſten nähert.

Ich finde, daß es ſchwer iſt, den Commentator über ſich ſelbſt zu machen, ſchriftlich wenigſtens; im Geſpräch würdeſt Du mir bald meine ganze Vorſtellungsart ent-

lockt haben. Indeſſen iſt ſie vielleicht doch in dieſem Wenigen enthalten.

Nun noch geſchwind von Geſchäften. Um den Beitſchen Poſten zu tilgen (welches mir von dem Gelde, was mir Göſchen zu zahlen hat, unmöglich wäre, da mir die Profeſſor- und Magiſtergebühren mit dem Nothwendigſten in meiner anderen Einrichtung allein über hundertundfunfzig Thaler hinwegnehmen), bin ich auf ein Mittel gefallen, das mir ſehr ausführbar ſcheint. Wenn ich alle meine kleinen proſaiſchen Aufſätze, Selbſtarbeiten ſowohl als Ueberſetzungen, ſchlechte und gute, zuſammenſchreiben laſſe, ſo kommt ungefähr eine Summe von fünfundzwanzig bis dreißig Bogen heraus. Wenn ich meine Gedichte ſammele, bloß mit Weglaſſung der ganz und gar ſchlechten, ſo entſtehen auch wohl zehn bis zwölf Bogen. Würde mir nun pro Bogen ein Carolin bezahlt, ſo würde ich dann gegen vierzig Carolinen einzunehmen haben. Nach dieſer angeſtellten Berechnung ſchrieb ich an Cruſius: Ich wolle meine einzelnen proſaiſchen Aufſätze und Gedichte ſammeln und in drei Bändchen herausgeben; ich verlange für den Bogen einen Carolin, aber unter der Bedingung (sine qua non): 1) daß ſie mir bezahlt würden, wie ich ihm das Manuſcript vollſtändig in die Hände ſtellte, und 2) daß ſie erſt auf künftige Oſtern gedruckt und mir einen Monat vorher zum Durchſehen zugeſchickt würden. Dafür machte ich mich anheiſchig, ihm das Geld auf ein Jahr lang zu verintereſſiren, und ihm die ganze vorgeſchoſſene Summe in Leipzig zu

assignirn, sobald ich das Manuscript wieder aus seinen Händen verlangte, um es durchzusehen. Dadurch ist der Buchhändler gegen alle Zufälle gedeckt, ich mag leben oder sterben; und was diese Sammlung selbst anbetrifft, so brauche ich über's Jahr nur einen einzigen historischen Aufsatz von zwölf bis funfzehn Bogen zu machen, um aus der Sammlung die mittelmäßigen wieder herauszuwerfen.

Auf meinen Brief an Crusius habe ich noch keine Antwort, aber meine Aufsätze lasse ich auf jeden Fall schon abschreiben. Contrahiren kann ich immer, und einen Verleger finde ich gewiß; habe ich aber diesen und das Manuscript ist vollständig und fertig, so kann ich, oder Du vielleicht noch besser, ohne Gefahr Geld auf diese Waare aufnehmen. Schreibe mir in Deinem nächsten Brief darüber.

Auf Deinen Aufsatz bin ich sehr begierig; ich glaube, Dich zu ahnen, und Deine alten Ideen über die Begeisterung mögen in diesem Aufsatz einen guten Platz gefunden haben. Mache, daß ich ihn bald habe. Schicke!

E.

Noch etwas zur Zugabe. Jemand von hier, der viel Geschmack haben soll, und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künstler zu lesen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. In den Künstlern, fing er an, habe ihm einiges (er accentuirte wie ich schreibe) recht wohl gefallen; einiges aber nicht, und besonders, wo ein Unterschied zwischen Seele und Körper vorausgesetzt worden sei. (Dieser Jemand ist sehr ma-

teriell, mußt Du wiſſen.) Die Verſe, komme ihm vor, ſeien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Urſache liege in dem Ausdrucke: O Menſch! Dieſes Wort habe eine ſo häßliche Nebenidee u. ſ. w. Ich wünſche, Du ſchriebſt mir über dieſes Urtheil und bezögeſt Dich namentlich auf das, was ich Dir hier anführte. Was ich damit will, ſollſt Du einmal erfahren. N. B. Dieſer Menſch wollte und ſollte gewiſſermaßen, und glaubte, mir etwas angenehmes zu ſagen. Er ſagte mir ſelbſt ein andermal, er habe ein ſo lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poeſie, daß er kaum widerſtehen könne, das Buch zu küſſen, das ihm gefiele. Vergiß nicht mir über dieſen Jemand, den Du ja nicht kennſt, Deine Herzensmeinung zu ſchreiben, aber thue es auf einem beſonderen Blatte.

P. S. Ich laſſe dies ſogleich abgehen, und habe keine Zeit Dir heute ausführlich zu ſchreiben. Zwiſchen heut und vierzehn Tagen erhältſt Du hundertundfunfzig Thaler für Veit; Du kannſt es ihm als poſitiv ankündigen. Den Reſt zahle ich zu Ende des Jahres oder auf Michaelis. Deinen Aufſatz erwarte ich mit Verlangen. Der Reinholdſche, den Du in dieſem Hefte finden wirſt, ſoll ſehr vortrefflich ſein. Du wirſt gegen Ende Mai einen Beſuch von Bode erhalten, der Dich ein Paar Flaſchen Rheinwein koſten wird. Bode iſt Verfaſſer des Buches: Mehr Noten als Text. Aber er will es verſchwiegen halten. Seine maureriſchen Ideen werden Dich nicht

mehr intereſſiren, und er ſelbſt vielleicht auch nicht; aber da Du doch allerlei von ihm reden hörſt, ſo iſt's gut, daß Du ihn von Perſon kennſt. Er verlangt Aufmerkſamkeiten, und den Damen will er auch nicht mißfallen. Minna und Dora werden alſo etwas Uebriges thun müſſen. Er iſt eine gute Poſaune, die man doch immer gern ſchont. — Eine politiſche Nachricht. Der König von Schweden ſelbſt hat ſeinem Ambaſſadeur den bewußten Mordbrand aufgetragen; die Nachricht habe ich von der Gräfin Bernſtorf, die hierin eine ſehr gute Quelle iſt.

Dresden, 31. März 1789.

Während Deiner Abweſenheit von Weimar muß ein Brief von mir angekommen ſein, den ich den 20ſten auf die Poſt gegeben habe. Hoffentlich haſt Du ihn nunmehr erhalten.

Was Du mir von Jena ſchreibſt, läßt mich dort eine erträgliche Exiſtenz für Dich hoffen. Für die nothwendigſten Bedürfniſſe des Umgangs iſt wenigſtens geſorgt. Eine einzige Idee iſt in Deinem Briefe, die an ſich ſehr brav iſt, die mir aber für Dich bange macht. Es ſcheint Dir mit der Geſchichte zu gehen, wie mit anderen Dingen, die Du nebenher treiben wollteſt, die aber unvermerkt eine Leidenſchaft in Dir erweckten, die mit Deinen Verhältniſſen collidirte. Dein Ideal von Univerſalgeſchichte iſt vortrefflich, aber um es zu Deiner Befriedigung zu

erreichen, müßtest Du aller anderen Thätigkeit absterben. Es fordert den ganzen Mann durch ein ganzes Menschenleben. Es sei fern von mir, Dir den Gesichtspunkt zu verleiden, wodurch Du Dir Deine jetzige Hauptbeschäftigung anziehender machst. Nur wünschte ich, daß Du Dein Ziel nicht so hoch stecktest, daß Du Dich begnügtest, die Forderungen Deines Publicums in dem, was man Universalgeschichte nennt, zu befriedigen, und von höherem Gehalte nur so viel hineinlegtest, als Dir Deine jetzigen Verhältnisse erlauben. Nach und nach wird sich von selbst ein Ganzes bilden, das sich Deiner Idee wenigstens nähert.

Gibbon ist meisterhaft, däucht mich, in der Auswahl des Stoffes, aber nicht in der Behandlung. Er umfaßt ziemlich alle Gegenstände, die Du zur Universalgeschichte rechnest, soweit seine Epoche geht, und er kann Dir besonders im Mittelalter, wo das Studium der Quellen so beschwerlich und weitläufig ist, große Dienste thun. Zu diesem Behufe würde ich Dir fast rathen, die französische Uebersetzung kommen zu lassen, weil die deutsche erst in ein Paar Jahren fertig wird. Oder sollte es Dir nicht möglich sein, ihn englisch zu lesen? Du könntest bei dieser Gelegenheit diese Sprache lernen. Das Grammatikalische weißt Du, oder wiederholst es in einer Woche, und dann nimmst Du einen der ersten Theile mit der Uebersetzung zur Hand. Ich wette, wenn Du den halben Band gelesen hast, brauchst Du die Uebersetzung nicht mehr, und liest nachher alles, was Dir

vorkommt. Was ich von hiſtoriſchen Büchern habe, will ich Dir gern ſchicken, ſobald Du es nicht dort bekommen kannſt. Nur das hiſtoriſche Lexicon und den Bayle kann ich nicht recht entbehren.

Ueber Deine Ideen von den Memoires bin ich ganz mit Dir einverſtanden, und ſuche jetzt nach den älteſten engliſchen Memoires von der Art, wie Du ſie verlangſt, um ſogleich zum Werke zu ſchreiten.

Ueber Deine Künſtler brüte ich noch immer, und kann meine Ideen noch nicht in's Klare bringen, ſowohl was den philoſophiſchen als den dichteriſchen Geſichtspunkt betrifft. Es ſteht Dir eine lange Predigt darüber bevor, wobei ich auch über die Moritzſche Schrift mich herauslaſſen werde. Daß Du die Fridericiade wieder hervorſuchſt, freut mich ungemein. Die Idee, ein Monument des ganzen Zeitalters aufzuſtellen, hat mir ſehr eingeleuchtet. Auch wider die Versart habe ich nichts einzuwenden. Sollte aber eine Maſchinerie von gewöhnlichem epiſchen Schlage ſo ſchlechterdings nothwendig ſein? Sollten nicht etwa Erſcheinungen von Helden des Alterthums z. B. hinreichend ſein? Ueber die Wahl der Hauptbegebenheit habe ich noch keine Idee. Aber Du kannſt glauben, daß mich das Ganze ſehr beſchäftigt.

Goethes achten Theil habe ich geleſen. Ich bewundere ſein Talent, die mannigfaltigſten Arten von Ton zu treffen. Oft iſt dies das einzige Verdienſt eines Gedichts. Ideen und Verſe ſind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigſte iſt wohl das letzte Gedicht: die

Geheimniſſe. Ich zerbreche mir ſehr den Kopf über dieſes Räthſel; kannſt Du mir vielleicht einigen Aufſchluß geben?

K.

Dresden, 12. April 1789.

Daß ich Deinen vorletzten Brief erſt heute und zugleich mit Deinem letzten beantworte, liegt an dem verzweifelten Aufſatze, den ich noch fertig zu machen hoffte, mit dem aber der Teufel ſein Spiel hat. Ich kann nicht dazu kommen. Ich reite alle Tage mit Graf Geßler auf einem von ſeinen Pferden, und finde freilich, daß es mir ſehr wohl bekommt. Aber viele meiner beſten Stunden gehen dadurch verloren; dazu kommt manche andere Zerſtreuung. In voriger Woche habe ich z. B. einen ganzen Morgen mit einem Briefe an — (das räthſt Du ſchwerlich) den Buchhändler S. in Leipzig zugebracht. Er hat ſie in Verdacht mit einem gewiſſen Kaufmannsdiener, und es ſind ekelhafte Scenen zwiſchen ihr und ihm daraus entſtanden, ſo daß ſie von ihm getrennt zu ſein wünſcht. Am Palmſonntage erſcheint ſie bei uns unvermuthet, in Begleitung unſerer liebenswürdigen Schwägerin. Nun ſchreibt der Mann auf die albernſte Art an mich, und verlangt mich zur Mittelsperſon. Ich muß mich hinſetzen und ihm ſo derb als möglich die Wahrheit ſagen. Indeſſen hat dies gewirkt. Er hat den zärt-

lichſten Brief an ſeine Frau und den ſanfteſten an mich geſchrieben, und kriecht gewaltig zu Kreuze.

Nach Carlsbad geht es nun wohl nicht, aber vielleicht nach Zerbſt über Leipzig, und in dieſem Falle **mußt** Du ſchlechterdings nach Leipzig kommen. Im Auguſt oder Julius würde die Reiſe wohl geſchehen.

Nun zu Deinen Briefen. Cruſius muß ſich hübſch aufgeführt haben, weil Du Veit etwas bezahlen kannſt. Es freut mich ſehr, daß es Dir möglich iſt.

Auf Bode bin ich mehr neugierig, als begierig. Unterhaltend muß er immer ſein. Ueber Dich werde ich ihn ſehr ausfragen. Das Buch: Mehr Noten als Text, habe ich noch nicht geſehen.

Deine Erläuterungen über die Künſtler waren mir willkommen. Die Stelle S. 290: die ſeine Gier ꝛc. und S. 292: der Leidenſchaften — den Weltenlauf, habe ich ſo verſtanden, wie Du ſie erklärſt, und hielt ſie nur nicht für allgemeinfaßlich genug ausgedrückt. Aber bei der Stelle S. 289: das Kind der Schönheit — Wirklichkeit empfangen, S. 294: das ſtolze Jovisbild — neigen, S. 293: der Schatten in des Mondes Angeſichte, war auch für mich ein Commentar nöthig. Bei der erſten Stelle wird man durch die Worte: Wirklichkeit empfangen, irre geführt. Ohne dieſe war mir das Uebrige ſehr verſtändlich. Die Anſpielung auf die Stellung des olympiſchen Jupiter ging für mich verloren, weil ich mich dieſes Umſtandes nicht erinnerte. Die Idee, die darin liegt, ſcheint mir aber doch mehr Paradoxie

als Schönheit zu haben. Der Tempel ist doch des Bildes wegen, und nicht das Bild des Tempels wegen da; und wenn die wirklich schöne Idee der Herablassung durch die gebückte Stellung ausgedrückt werden sollte, so mußte durch den Raum über dem Haupte schlechterdings angedeutet werden, daß diese Stellung nicht nothwendig, sondern freiwillig war. Ueberhaupt muß ich Dir gestehen, daß ich dergleichen Zierathe in Deinen Arbeiten nicht gern sehe. Du hast einen Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie bloß im Vorübergehen mitnehmen soll, da sie doch die ganze Aufmerksamkeit erfordert. Dies scheint mir auch bei dem Gleichnisse vom Monde der Fall zu sein. Ideen dieser Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn sie nicht in einem besonderen Kunstwerke als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteste Licht gestellt sind. Interessirt man sich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, so kann man unmöglich auf alle diese einzelnen Züge soviel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, um sie ganz zu verstehen. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefesselt wird.

Freilich begreife ich wohl, daß Reichthum sehr leicht in Ueppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieses Fehlers besteht auch, däucht mich, eins der wichtigsten Erfordernisse der Classicität, — jener höheren nämlich, die

nicht in der Befriedigung einer pedantiſchen und conventionellen Kritik, ſondern in der gröſtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künſtlers beſteht. Das höchſte Ziel iſt noch nicht erreicht, ſo lange man den Künſtler nicht über dem Kunſtwerke vergißt, und mehr mit dem ganzen Umfange ſeiner Ideen überhaupt als mit einer einzelnen dargeſtellten Idee beſchäftigt wird. Doch ich behalte mir vor, Dir noch ausführlicher über das ganze Gedicht zu ſchreiben. Der Stoff wächſt mir unter den Händen.

Ueber die ſeltſame Kritik, die ein feinwollender Kenner, den Du nicht nennſt, über Deine Künſtler gemacht hat, würde ich mich zu anderer Zeit geärgert haben. Aber Urtheile dieſer Art kommen ſo oft vor, daß man ſich endlich gewöhnt, darüber zu lächeln. Mich wundert, daß Dein Kunſtrichter in der erſten Zeile bei den Worten: „mit deinem Palmenzweige," keine Zote gefunden hat. Wenn indeſſen der Unterſchied zwiſchen Seele und Körper nicht nach ſeinem Geſchmacke iſt, ſo begreife ich wohl, daß ihm bei dem Worte: Menſch, eine nächtliche Bekanntſchaft einfallen konnte.

K.

Weimar, 16. April 1789.

Unſere Zuſammenkunft in Leipzig im Auguſt wird gar keine Schwierigkeit von meiner Seite finden; ich will mich jetzt ſchon darauf freuen, wir haben uns ſo lange nicht geſehen.

Richte es nur so ein, daß ich Euch wenigstens vier bis fünf Tage genießen kann. Ich würde Dir proponirt haben, den kleinen Abstecher nach Jena selbst und nach Weimar vollends zu machen, aber aus zwei Gründen möchte ich es nicht einmal. Die Menschen, die Du nicht unterlassen könntest an diesen beiden Orten zu sehen, würden uns die besten Stunden nehmen; und wenn ich Dich in Leipzig aufsuche, so können wir unsere Zeit immer so eintheilen, daß Du zugleich Deine dortigen Bekanntschaften dabei abfindest, und also gar nichts versäumt wird.

In drei Wochen spätestens bin ich in Jena; in vier Wochen habe ich schon gelesen. Worüber ich aber lesen werde, weiß ich noch nicht einmal. Ich habe eine Einleitung in die Universalhistorie angekündigt, aus der sich gar vielerlei machen läßt. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, oder doch etwas ähnliches. Vielleicht auch nur eine vorläufige Festsetzung des Wichtigen in der Geschichte, und eine Bestimmung gewisser Begriffe, auf die man sich in der Geschichte selbst beziehen und über die man also einig sein muß. Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen.

Bei unserer Zusammenkunft hoffe ich Dir schon mit Zuverlässigkeit sagen zu können, ob mir diese Carriere zusteht, und ob ich meinen Zweck dadurch erreiche.

Die Akademie hat gegen neunhundert Studenten; wenn ich von diesen nur den fünften Theil bekomme und

von diesem nur die Hälfte mich bezahlt, so erhalte ich von meinem Collegium jährlich eine Einnahme von hundert Louisd'ors. Einen Nebenbuhler habe ich nicht zu fürchten, und das Fach worüber ich lese ist für alle. Das sind meine Hoffnungen.

Hast Du Dich nach englischen Memoires umgesehen, und wie weit gehen die ältesten zurück? Es ist doch nunmehr Zeit, daß wir bestimmt wissen, mit welchen wir die ersten Theile anfangen wollen. Ich wünschte nur ein Dictionnaire zu besitzen, worin die obsoleten französischen Wörter angegeben sind. Joinville ist fast gar nicht zu verstehen, ohne eine solche Beihilfe. Weißt Du mir eins zu nennen, so thust Du mir einen großen Gefallen damit. Ich bin wirklich verlegen, wie ich mich aus dieser Schwierigkeit ziehen werde, ohne zu viel Zeit dabei zu verlieren.

S.

Dresden, 3. Mai 1789.

Endlich sehe ich doch einmal wieder ein bestimmtes Ziel von einer Zusammenkunft. Es ist sehr natürlich, daß Dir die Zeit darnach weniger lang werden muß, als mir. Auch weiß ich recht wohl, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, wo wir auch beständig bei einander leben können. Aber es giebt doch Momente genug, wo mir es schwer wird, von Dir getrennt zu sein.

Dieser Brief trifft Dich vielleicht schon in Jena.

Ich bin äußerſt begierig über den Erfolg dieſer Revolution in Deiner Geſchichte. Schreib mir ja umſtändlich über den Eintritt in Deine neue Laufbahn.

Der Contract mit Mauke folgt hierbei zurück. Die Unternehmung ſcheint mir ſehr vortheilhaft. Freilich wäre es am beſten, in jedem Theile einen gewiſſen Synchronismus zu beobachten, damit ſich über die ganze Periode allgemeine Bemerkungen machen ließen. Nur fürchte ich, in der engliſchen Geſchichte aus der Periode des Joinville nichts zu unſerem Behuf zu finden. Ich warte ſehnlich auf ein Paar Bücher, in denen ich gewiſſe Auskunft hierüber finden muß, die die hieſige Bibliothek auch ſchon angeſchafft hat, die aber noch beim Buchbinder ſind. Wegen der veralteten franzöſiſchen Wörter habe ich mich erkundigt. Du wirſt am beſten ein neueres großes Wörterbuch, das in vielen Quartbänden unter dem Titel: Grand vocabulaire par une société de gens de lettres etc., ingleichen: Menage, dictionnaire etymologique, fol. 11 Vol. dazu brauchen können. Beide ſind hier, ſo daß Du äußerſtenfalls mir die Wörter ſchreiben kannſt, die Dir ganz unverſtändlich ſind. Im Dictionnaire de Trevoux, dächte ich, müßteſt Du auch Troſt finden.

Bei meiner Cur, wo ich viel laufen und reiten muß, rückt der Aufſatz für Wieland nicht vorwärts. Ich bin auf den Einfall gekommen, den ganzen Zuſchnitt zu ändern und die Briefform zu wählen, mit dem Titel:

Briefe an einen Feind der Schwärmerei. Was meinſt Du dazu?

Ich habe mir eine Beſchäftigung ausgedacht, die vielleicht meine ſchriftſtelleriſche Reputation gründen kann, wenn mir die Ausführung ſo gelingt, wie ich ſie mir denke. Die philoſophiſche Geſchichte iſt einer geiſtvolleren Behandlung fähig, als die gewöhnliche iſt. Einzelne Meinungen ſind es nicht, was uns bei dem weiteren Fortſchritt des menſchlichen Nachdenkens an Stoikern, Epikureern ꝛc. intereſſiren kann, ſondern das Eigenthümliche ihrer Denkart, die philoſophiſche Kunſt, der Geiſt der Antike, der in ihren Speculationen, beſonders in den moraliſchen Idealen herrſcht. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt die philoſophiſche Geſchichte nur in Fragmenten von guten Köpfen behandelt worden. Wie wäre es, wenn man eine vollſtändige Darſtellung des Stoicismus ꝛc. aus den vorhandenen Denkmälern verſuchte? Die Leſung einiger Briefe des Seneca hat mich auf dieſe Idee gebracht. Was meinſt Du dazu? Bei dieſer Arbeit könnte mir das, was ich von den alten Sprachen weiß, zu ſtatten kommen.

K.

3

Weimar, 30. Mai 1789.

Mit dieſem Briefe ſei denn unſere Correſpondenz von und nach Weimar beſchloſſen. Künftige Woche ziehe ich in Jena ein, wo ich hoffe, durch ein Paar Zeilen von Dir bewillkommt zu werden.

Ich schicke Dir einstweilen zweiundzwanzig Carolin für Veit. Gern hätte ich die hundertundfunfzig Thaler voll gemacht, und mit zehn Thalern für Dich, Dein wohlverdientes Honorarium für Deinen Aufsatz in der Thalia, begleitet; aber die Jenaer haben mir einen dummen Streich gespielt. Sie sagten mir, ich würde mit dreißig Thalern für das Magisterdiplom wegkommen, nun werden mir vierundvierzig dafür gefordert, und noch einige Carolinen werden sie mir in Jena für andere Ceremonien abnehmen. Da ich mein bischen Geld fast bis auf den Gulden berechnet habe, so entsteht dadurch eine Lücke, die ich nicht gleich zuzustopfen weiß; doch, hoffe ich, soll sich in einigen Wochen noch Rath finden. Einige Exemplare von meinem Magisterdiplom lege ich bei, daß Du etwas zu lachen hast, wenn Du mich in diesem lateinischen Rocke prangen siehst. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Aeußerliches verspricht wenig — es ist plan und fast gemein: dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allenfalls leben ließe. An Becker von Gotha hat er mich in vielen Stücken erinnert. Wir haben einander das Wort gegeben, einen kleinen Wettstreit mit einander anzufangen, der darin bestehen soll: daß Bürger aus dem Virgil ein Morceau in selbstbeliebigem Metro übersetzt, und ich dasselbe in einem andern. Du erräthst leicht, daß ich meine Stanzen zuerst an dem Virgil versuchen will. Meine Idee, die

Chöre der Iphigenie in Reimen zu übersetzen, hat Bürger sehr eingeleuchtet; er findet auch griechischen Geist in der Uebersetzung. Wie er mir sagt, werden noch mehr Lanzen für mich wegen der Götter Griechenlands gebrochen werden. Er selbst hat etwas noch im Manuscript darüber gelesen. Er wird künftige Michaelismesse ein Journal anfangen, das bloß Wortkritik zum Zwecke haben, und einerseits unsern ersten Schriftstellern empfehlen soll, gut deutsch zu schreiben, andererseits den grammatikalischen Gesetzgebern den Daumen aufs Auge halten soll.

Der Capellmeister Reichardt von Berlin ist gegenwärtig auch hier; er componirt Goethes Claudine von Villa Bella. Dieser Reichardt ist ein unerträglich aufdringlicher und impertinenter Bursche, der sich in alles mischt und einem nicht vom Halse zu bringen ist. Schicke mir nun, wenn Du Gelegenheit findest, welches jetzt über Leipzig nicht fehlen kann, den Hißmann, Meusel (wenn Du diesen entbehren kannst) nebst einigen anderen historischen Büchern, die Du mir für diesen Sommer brauchbar glaubst.

S.

Dresden, 6. Mai 1789.

Gestern habe ich Deinen letzten Brief mit achtundachtzig Laubthalern und zwei Magisterdiplomen!!! erhalten. Das Geldgeschäft ist besorgt, und ich freue mich, daß

Du etwas haſt abzahlen können. Nun ſegne der Himmel Dein Auditorium mit bezahlenden Studenten, und es wird immer beſſer auch in oeconomicis gehen. Dein Magiſter muß von vorzüglicher Güte ſein, da er ſo theuer iſt. Mich hat er in Leipzig, wo man dieſe Waare doch am theuerſten ankaufen ſoll, nicht mehr gekoſtet. Ich war faſt willens, Dein Diplom unter Glas und Rahmen in Deiner ehemaligen Wohnung auf dem Weinberge aufzuhängen. Was man nicht alles für insignia und ornamenta für vierundvierzig Thaler bekommen kann! Doch ich vergeſſe, daß ich gegen ein membrum docens academiae mit mehr Reſpect von ſolchen Würden reden ſollte. Jetzt biſt Du wahrſcheinlich in Jena, und bald, wenn Deine Vorleſungen anfangen, auch wie unſer einer ein Staatsdiener, der zu beſtimmten Zeiten beſtimmte Arbeiten verrichten muß.

Mich verlangt ſehr zu wiſſen, wie dies Dir auf Deine bisherige ſcheinbare Freiheit behagen wird. Doch, hoffe ich, ſollſt Du mehr wahre Unabhängigkeit für Dein übriges Leben durch eine leibliche Abhängigkeit von etlichen Stunden erkaufen. Dies iſt das Einzige, was ich Dir bei Deiner jetzigen Veränderung zu wünſchen habe.

Deine Bekanntſchaft mit Bürger freut mich. Er iſt doch immer ein Virtuoſe in ſeinem Fache, wenn auch gleich dies Fach ſelbſt beſchränkt iſt, und ein Wettſtreit mit ſo einem Manne iſt immer Gewinn.

Bieſter iſt hier; ich habe ihn aber nur ein Paar Augen-

blicke geſehen, und werde erſt heute Abend mit ihm in Geſellſchaft ſein. Sein Geſicht iſt geſcheidt, flößt aber kein Zutrauen ein. Iſt es vielleicht Täuſchung durch das, was man von ihm weiß; genug, mir ſchien etwas Ausſpürendes in ſeinem Blicke zu liegen.

Ich höre von verſchiedenen Seiten, daß Du vielleicht jetzt die Mamſell S. holen könnteſt. Du ſollſt ſehr gut bei ihr ſtehen, und nun haſt Du ja auch ein Amt und beſtimmte Ausſichten. Iſt ſie nur leidlich, ſo iſt ihr Reichthum doch ein Vortheil, der bei Dir doppelt in Anſchlag kommt. Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückſeligkeit haſt: und in dieſem Falle würde ich ein liebenswürdiges Geſchöpf bedauern, das Dich durch inneren Werth reizte, aber doch nicht auf immer feſſeln könnte. Die S. iſt reich, hübſch und hat eine gewiſſe Cultur. Wäre es nicht der Mühe werth, zu unterſuchen, was Dich von ihr entfernt, wenn ſie Dich gleich nicht unwiderſtehlich anzieht? Doch künftig mehr hierüber, wenn Du erſt in Jena zur Ruhe biſt.

K.

Jena, 13. Mai 1789.

Vorgeſtern, als den Montag, bin ich hier eingezogen, wo mir Dein Brief ſogleich überliefert wurde. Mein Logis habe ich über meine Erwartung gut gefunden Der freundliche Anblick um mich herum giebt mir eine ſehr angenehme Exiſtenz. Es ſind drei Piecen, die in-

einanderlaufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern, und alles entweder ganz neu oder gut conservirt. Meubles habe ich reichlich und schön: zwei Sophas, Spieltisch, drei Commoden, und anderthalb Dutzend Sessel mit rothem Plüsch ausgeschlagen. Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Caroline kostet, und die gewiß auf drei zu stehen kommen würde. Dies ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Meuble ist, und ich mich immer damit habe behelfen müssen. Ein Vorzug meines Logis ist auch die Flur, die überaus geräumig, hell und reinlich ist. Ich habe zwei alte Jungfern zu Hausmietherinnen, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagessen, wofür ich dasselbe habe, was mich in Weimar vier Groschen kostete. Wäsche, Friseur, Bedienung und dergl. wird alles vierteljährlich bezahlt, und kein Artikel beträgt über zwei Thaler: so daß ich nach einem gar nicht strengen Anschlag über vierhundertundfunfzig Thaler schwerlich brauchen werde. Und so hoch hoffe ich meine Einnahme von Mauke allein schon zu bringen. Mit jeder anderen Erwerbung kann ich Schulden abtragen und etwas für meine Einrichtung thun.

Mit eigentlichem Besuchgeben mache ich erst heute beim Prorector den Anfang; wenn ich im Collegium introducirt bin, thue ich alsdann die meisten übrigen Visiten mit Karten ab, und fahre herum. Ich hoffe über

dieſe erſten Beſchwerlichkeiten leicht wegzukommen. Im Reinholdſchen Auditorium werde ich leſen, und träfe ſich's, daß die Anzahl zu groß würde, ſo nehme ich Grießbachs oder Döderleins, worin über Zweihundert Platz haben.

Vor zwölf bis vierzehn Tagen werde ich doch nicht damit anfangen: ſo lange mußt Du alſo Deine Neugier einſtellen. Ich bin nicht ohne Verlegenheit, öffentlich zu reden; aber eben weil ich ſie ganz überwinden möchte, will ich mich indeſſen mehr an dieſe Geſichter gewöhnen, um nicht zum erſtenmal unter ganz fremden Menſchen mich zu ſehen. Wenn übrigens meine erſte Vorleſung zweckmäßig, gut und intereſſant geräth, ſo giebt mir dieſes allein ſchon einen gewiſſen Muth, ſie deſto unerſchrokkener abzulegen. Ehe ich Weimar verließ, habe ich mich mit Wieland des neuen Mercurs wegen noch explicirt. Erſtlich muß ich Dir ankündigen, daß er auf Dich rechnet als bleibenden Mitarbeiter, und wenigſtens für zwölf Bogen jährlich (aber keine Ueberſetzungen, weil er dieſe von dem neuen Mercur ganz ausſchließt). Es würde jezt gut ſein, daß Du ſelbſt an ihn ſchriebſt und gerade heraus mit ihm contrahirteſt. Willſt Du meinem Rathe folgen, ſo fordere drei Ducaten für's erſte Jahr. Deinen jetzigen Aufſatz rathe ich Dir für den neuen Mercur aufzuſparen, ſo wie alles, was Du dieſes Jahr noch machen wirſt, damit Du alsdann deſto beſſer verſehen biſt, wenn es zum Treffen kommt. Ich habe ihm mei-

nerſeits auch nur zwölf Bogen verſprochen, und werde mich meiſtens nur auf hiſtoriſche Materien einſchränken.

Kritiſche Briefe über wichtige Producte des Geſchmacks würden ihm von Dir ſehr willkommen ſein, und mir däucht, ſie müßten auch Dir leicht von der Hand gehen. Ueberhaupt nimmt mich's Wunder, daß Du in der Kritik, worin Du gewiß glücklich ſein würdeſt, bisher nicht fruchtbarer geweſen biſt, und meinen alten Vorſchlag wegen des Mitarbeitens an recenſirenden Journalen ganz mit Stillſchweigen übergangen haſt. Für meine Sammlung von Memoires habe ich an dem Geheimen Archivar Heß in Gotha, dem Verfaſſer Ludwigs des Heiligen, eine gute Acquiſition erhalten. Er wird Mitarbeiter ſein, und vielleicht gleich mit Joinville anfangen. Ich bezahle ihm fünf Thaler, daß ich doch immer an fünfundzwanzig Bogen gegen vierzig Thaler hieſiges Geld Profit habe. Meine Arbeit wird nun Anna Comnena und nach dieſer Otto von Freiſingen über Friedrich I. ſein. Mit einer univerſalhiſtoriſchen Abhandlung über die Kreuzzüge werde ich das Werk überhaupt intereſſant eröffnen können.

S.

Dresden, 22. Mai 1789.

Die Nachrichten von Deinem Eintritt in Jena ſind ſehr erwünſcht. Die Wohlfeilheit der nothwendigſten Bedürfniſſe iſt allerdings ein wichtiger Punkt für Dich,

der zu Deiner Zufriedenheit unentbehrlich iſt. Schon Neugier muß Dir für das erſtemal ein zahlreiches Auditorium verſchaffen, und dies wird Dich aufmuntern, ſo gut zu leſen als Du kannſt; in welchem Falle Dir es nicht fehlen kann, Deine Zuhörer zu feſſeln.

Schreibe mir ja gleich nach der erſten Vorleſung, und hübſch detaillirt. Was Dich betrifft, iſt mir alles wichtig.

Bodes Bekanntſchaft iſt mir wichtiger, als Du vielleicht glaubſt, durch die Rolle, die er in der Maurerei ſpielt. Wir ſind ſehr vertraut geworden, und er hat mir eine Sache, von der ich längſt zurückgekommen war, wieder intereſſant gemacht. Doch darüber mündlich. Uebrigens iſt er durch ſeine jovialiſche Laune unterhaltend, und es fehlt ihm nicht an Witz. Zugleich mit ihm war Bieſter hier und ein Kriegsrath Scheffler aus Königsberg (der Verfaſſer der Lebensläufe in aufſteigender Linie und des Buchs über die Ehe). Bieſter war mir anfangs unleidlich, weil er bloß in ſeiner Jeſuitenjagd zu leben ſchien; zuletzt wurde er genießbarer. Scheffler iſt ſehr ſtill, und konnte vor Bode und Bieſter nicht aufkommen.

Daß Wieland auf mich als Mitarbeiter beim Mercur rechnet, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft. Ich werde nächſtens an ihn ſchreiben, und in dem Reſte dieſes Jahres Vorrath ſammeln. Kritiſche Briefe über dichteriſche Producte würden mir freilich ſelbſt am leichteſten werden, und es freut mich, daß er mich dazu für fähig hält. In dieſem Fache getraute ich mir auch am erſten für die

Literaturzeitung zu recenſiren. Aber es iſt, denke ich, gerade am meiſten beſetzt. Sollte noch ein leerer Platz für mich ſein, ſo wäre ich nicht davon abgeneigt. Aber in einem wiſſenſchaftlichen Fache bin ich nicht zu brauchen, weil ich wirklich keines ſo erſchöpft habe, um ein competenter Richter zu ſein. Vielleicht ſind die Fächer von ausländiſchen Werken der Darſtellung noch nicht ganz beſetzt. Was Du bei der Behörde darüber erfährſt, wirſt Du mir ſchon gelegentlich ſchreiben.

Nunmehr habe ich auch das ſiebente Stück der Thalia. Die Fortſetzung des Geiſterſehers hat mich durch den Inhalt überraſcht. Ich begreife wohl, daß er nicht heterogen iſt, habe aber doch noch keinen deutlichen Begriff, wie Du ihn mit der Hauptidee in Verbindung bringen wirſt. Die Darſtellung iſt Deiner nicht unwerth, und einzelne Stellen zeichnen ſich aus; doch merkt man hier und da, daß Du geſchwind gearbeitet haſt. Ueber die Fortſetzung der Iphigenie weiß ich nichts mehr zu ſagen, als was ich ſchon bei dem erſten Stück geäußert habe. Eine ſolche Ueberſetzung der Chöre wird Dir nicht leicht einer nachmachen. In den Anmerkungen bin ich größtentheils mit Dir einverſtanden. Ueber die Heldenideale der alten Dichter ließe ſich vielleicht noch manches ſagen. — Wer iſt denn der Schilling, von dem Du die zwei Gedichte (wahrſcheinlich aus Barmherzigkeit) aufgenommen haſt? Daß unter dem Raphaelſchen Briefe eine Fortſetzung verſprochen wird, war mir ſehr erfreulich. Hätteſt Du Zeit und Luſt zu einem kleinen Briefe,

ſo hebe ich meine Ideen über Schwärmerei und Begeiſterung für den Raphael auf. Du dürfteſt nur in einer Laune von Bitterkeit gegen Schwärmerei predigen, und die kalte Vernunft preiſen.

Huber arbeitet friſch am heimlichen Gericht, und iſt ſchon mit dem dritten Acte fertig. Vor Kurzem iſt er krank geweſen, aber iſt nun ganz wiederhergeſtellt.

Unſere Reiſe bleibt auf die Mitte des Julius feſtgeſetzt. Nach Leipzig reiſen wir auf jeden Fall; alſo ſehe ich Dich gewiß entweder im Julius oder zu Anfang des Auguſt.

K.

Jena, 28. Mai 1789.

Vorgeſtern, als den 26ſten, habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer beſtanden, und gleich geſtern wiederholt. Ich leſe nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, ſo daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

Das Reinholdſche Auditorium beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig ſitzende Menſchen, etwas über hundert in allem faſſen. Ob es nun freilich wahrſcheinlich genug war, daß meine erſte Vorleſung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, ſo kennſt Du ja meine Beſcheidenheit. Ich wollte dieſe größere Menge nicht gerade vorausſetzen, indem ich gleich mit

dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit iſt auf eine für mich ſehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden ſind Abends von ſechs bis ſieben. Halb ſechs war das Auditorium voll. Ich ſah aus Reinholds Fenſter Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, ſo hatte ich doch an der wachſenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewiſſen Feſtigkeit geſtählt, wozu die Idee, daß meine Vorleſung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder, in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu ſcheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für dieſe Vorleſung ein anderes Auditorium wählen ſollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen alſo den Vorſchlag thun, bei Grießbach zu leſen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisſtraße hinunter, die, eine der längſten in Jena, von Studenten ganz beſäet war. Weil ſie liefen was ſie konnten, um im Grießbachſchen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, ſo kam die Straße in Allarm, und alles an den Fenſtern in Bewegung. Man

glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloſſe kam die Wache in Bewegung. Was iſt denn, was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man ſich zu: der neue Profeſſor wird leſen. Du ſiehſt, daß der Zufall ſelbſt dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich faſt ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

Grießbachs Auditorium iſt das größte, und kann, wenn es vollgedrängt iſt, zwiſchen drei- und vierhundert Menſchen faſſen. Voll war es diesmal und ſo ſehr, daß ein Vorſaal und noch die Flur bis an die Hausthüre beſetzt war, und im Auditorium ſelbſt viele ſich auf die Subſellien ſtellten. Ich zog alſo durch eine Allee von Zuſchauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, beſtieg ich ihn, und ſah mich von einem Amphitheater von Menſchen umgeben. So ſchwül der Saal war, ſo erträglich war's am Katheder, wo alle Fenſter offen waren, und ich hatte doch friſchen Odem. Mit den zehn erſten Worten, die ich ſelbſt noch feſt ausſprechen konnte, war ich im ganzen Beſitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich ſelbſt überraſchte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorleſung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerkſamkeit von den Studenten,

die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den anderen Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemale meine Vorlesung abgelesen, und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen; fast mit der Ueberzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal, und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des Andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall, noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Theil der Absicht erfüllt wird. Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des

Brodgelehrten und des philoſophiſchen Kopfs. Außer den localen Urſachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über dieſe zwei Dinge zu ſtören, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu ſagen brauche. In meiner zweiten Vorleſung gab ich die Idee von Univerſalgeſchichte.

Es iſt hier ein ſolcher Geiſt des Neides, daß dieſes kleine Geräuſch, das mein erſter Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl ſchwerlich vermehrt hat. Indeſſen kann ich von meiner hieſigen Exiſtenz nichts anderes als Gutes ſchreiben; es war mir kaum irgendwo ſo wohl als hier, weil ich hier zu Hauſe bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor iſt gut; auch bin ich geſelliger, und mein ganzes Sein hat einen beſſern Anſtrich. Der Bekanntſchaften habe ich noch nicht ſehr viele gemacht, aber durch abgegebene Karten mich doch wenigſtens in eine Höflichkeitsverbindung mit einigen dreißig Häuſern geſetzt. Von dem hieſigen Frauenzimmer kann ich ſchlechterdings noch nichts ſchreiben. Eine ziemliche Auswahl habe ich zwar geſehen, worunter aber nichts Auszeichnendes war. Ich wohnte einem Balle bei, wo ich ſie größtentheils beiſammen ſah; ich hielt mich aber an das Spiel und ennuyirte mich mit Griesbach und Succow beim Tarok-hombre. Es iſt hier ein gewiſſer Geheimer Hofrath Eccardt, ein Juriſt, der Vermögen und einen vorzüglichen Einfluß bei der Akademie hat. Er hat noch eine unverheirathete Tochter, mit der mich einige gedacht haben mögen zuſammenzukuppeln; aber ich

mag weder ſie noch die Familie. Was Du mir einmal von der S. ſchriebſt, mag Dir der Himmel vergeben. Das Mädchen ſelbſt würde mir auch ohne ihr Geld gerade nicht mißfallen; in Weimar hat ſie mir immer am beſten unter allen gefallen, und es ging mir nicht allein ſo. Aber an ſie zu denken, iſt keine Möglichkeit, weil Vater und Mutter und Tochter auf's Geld vorzüglich ſehen. Die Tochter zwar, die Eitelkeit hat, würde nicht ungeneigt ſein, wenn ſich noch etwas anderes mit dem Gelde verbinden ließe; ich glaube auch, daß ſie mir Vermögen und Rang herzlich wünſchen würde, um Anſprüche an ſie machen zu können: aber die Elaſticität hat ihr Charakter nicht, nach ihrem Geſchmack ſich zu beſtimmen. Und dann fragt's ſich ſehr, ob ſie als Frau das für mich bliebe, was ſie mir jetzt noch zu ſein ſcheint. Ueberdem ſcheint ſie bereits ſo gut als verkuppelt, und zwar an einen reichen Frankfurter. Ich hätte auch, wenn ich ſonſt gewollt hätte, in Weimar noch eine Partie finden können, und zwar auch eine Geheimrathš-Tochter, die aber kein Vermögen hat; ich habe erſt hier erfahren, daß einige das Plänchen gehabt haben. Aber da lag die Hinderniß an mir ſelbſt und an meinem Geſchmacke. Es iſt alſo noch dürres Land für mich hier, ſo gern ich es geſehen hätte, wenn ein Geſchöpf auf mich hätte wirken können. Weißt Du nun übrigens eine reiche Partie, ſo ſchreib' mir immer; entweder ſehr viel Geld, oder lieber gar keins, und deſto mehr Vergnügen im Umgang. Ein einziges Mädchen iſt hier, das mir nicht übel gefällt;

ich kannte ſie auch ſchon vorher. Es iſt die jüngſte Schweſter der Reichardt und Etlinger in Gotha, eine Seidler. Ohne viel Geiſt hat ſie viel Gefälliges und viel Güte des Charakters, und ohne gerade hübſch zu ſein, gefällt mir ihr Aeußerliches auch nicht übel. Sie lebt hier mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, der Stallmeiſter bei der Univerſität iſt. Sie hat eine gute Erziehung und auch einige Feinheit des Umgangs, die man hier ſelten findet.

Der Himmel gebe nur, daß meine Collegien im nächſten halben Jahre einſchlagen. Es iſt mir alsdann nicht bange, meine Umſtände bald verbeſſert zu ſehen und höhere Entwürfe zu machen. Behielte ich von meinen bisherigen Auditoren nur den vierten Theil, ſo verlangte ich nichts weiter. Eben höre ich, daß bei meiner zweiten Vorleſung vierhundertundachtzig Zuhörer waren und gegen funfzig keinen Platz mehr gefunden haben. Ich leſe jetzt erſt in zehn Tagen wieder, weil die Pfingſtferien dazwiſchenfallen.

Bei der Literaturzeitung habe ich Dich engagirt. Du brauchſt alſo nur mit wenig Worten Dich an Schütz oder Hufeland zu wenden, und Dein Fach anzugeben. Doch auch das kann ich Dir erſparen, und Dir gleich den Contract ſchicken laſſen, wenn Du es willſt. Schreibe aber nun auch bald an Wieland.

Ich habe mich auf wenige Ausſichten ſo gefreut, als auf unſer Wiederſehen. Schreibe mir doch vorläufig,

wie lange Du glaubst, daß wir in Leipzig beisammen sein können.

E.

P. S. Dieser Gustav Schilling ist ein sächsischer Lieutenant in Freiberg. Er hat mir's durch seinen Brief so nahe gelegt, daß ich die Verse aufnehmen mußte.

Gestern erhalte ich aus Winterthur eine Broschüre, worin die Götter Griechenlands von einem Pfarrer, und noch dazu einem schwärmerischen Christen gegen Stolberg lebhaft vertheidigt sind. Er hat ganze Stellen aus der Schrift herbeigezogen, und bewiesen, daß alles, was der Dichter an der griechischen Götterlehre schön und nachahmungswürdig fand, in der Person und Lehre Christi reichlich erfüllt sei. Er erklärt, daß er das ganze Gedicht bis auf den heiligen Barbaren rechtfertigen und unterschreiben wolle. Er findet, daß alles, was ich an den griechischen Göttern herausgehoben, das Bedürfniß einer edlen empfindsamen Seele sei — daß ich dieses aber in der reinsten Christenlehre noch schöner erfüllt gefunden haben würde. Ich werde mit einer Veneration behandelt, die ganz erschrecklich ist, und der Carlos wird der Stolz Germanias genannt. Es ist mir in dem Buche nahe gelegt, etwas endlich über die Sache zu sagen, und vielleicht thue ich es bei Gelegenheit dieses Buches.

Löschwitz, 5. Juni 1789.

Mit mehr Geräusch hätteſt Du Deine neue Laufbahn nicht beginnen können. Ich kann mich deſto beſſer in Deinen Fall denken, da ich ſelbſt etlichemal zu Anfang des halben Jahres am Fenſter gelauert habe, wobei jedes Stiefeltretſchen mir willkommene Muſik war. Im Ernſte habe ich mich über dieſen Vorfall gefreut. Der Neid einiger armſeligen Geſchöpfe kommt gegen den Vortheil nicht in Betrachtung, daß eine ſolche Aufmunterung Dir Dein Amtsgeſchäft verſüßt; und wirklich iſt etwas Begeiſterndes in der Menge der Zuhörer. Deine Bedenklichkeit, daß viele Ideen beim mündlichen Vortrage verloren gehen, fällt beinahe ganz dadurch weg. Je größer die Anzahl, deſto mehr Wahrſcheinlichkeit, daß wenigſtens einer oder zwei unter ihnen ſind, die Dich ganz, und mehrere, die Dich größtentheils verſtehen. Was Du extemporirſt, wird überhaupt faßlicher ſein, als was Du vorher ganz ausgearbeitet haſt, um es abzuleſen. Bei den erſten Stunden verdenke ich Dir das letztere nicht; aber in der Folge wird es Dir gewiß nicht ſchwer werden, aus dem Stegreife zu ſprechen, ſobald Du Dir nur über die Ordnung der Materien etwas aufnotirt haſt. Jetzt kommt es darauf an, von dem Beifalle der Studenten den größtmöglichſten Vortheil zu ziehen. Im künftigen halben Jahre kann es Dir, der keine Beſoldung haſt, niemand verdenken, wenn Du das gangbarſte Collegium privatim, und ein weniger anerkannt gemein-

nützliges publice lieſt. Es müßte mit dem Henker zugehen, wenn da Du nicht Geld verdienen wollteſt.

Nach dem, was ich durch Dich und andere von Jena weiß, kann ich wohl glauben, daß Dir Deine jetzige Exiſtenz behagen muß. Das Kleinliche des Univerſitätsgeiſtes wirſt Du weniger empfinden, da Du Deinen Gang ruhig fortgehſt, ohne mit jemand zuſammenzuſtoßen und ohne an akademiſchen Kabalen theilzunehmen. Das Docziren ſelbſt iſt eine intereſſante Beſchäftigung, wenn man beſonders durch Abwechſelung des Stoffs dieſem Geſchäfte den Reiz der Neuheit zu geben weiß. Noch immer habe ich einen geheimen Hang zu dieſer Art von Thätigkeit, die ich mir als Reſſource für künftige Jahre vorbehalte.

Ueber Deine Heirathsplane werden wir mündlich unſere Ideen einander mittheilen. Bis dahin wirſt Du doch Dich nicht verplempern. Meine Reiſe nach Leipzig bleibt feſt, und wir müſſen uns da ſehen. Mit Zerbſt fange ich an, ſo daß ich zu Anfang Auguſt wieder in Leipzig bin. Bei alledem habe ich noch große Luſt, nach Weimar und Jena zu reiſen. Vielleicht kann Huber abkommen und mit Forſter bis Weimar reiſen. Was ſagſt Du zu dieſer Idee? Ich habe ihm ſchon geſchrieben, und er hält die Sache nicht für unmöglich, ſobald ſein Geſandter nicht ſelbſt nach Sachſen geht. Vorher aber muß ich Dich ungeſtört in Leipzig haben; denn in Weimar und Jena ſind wir zu ſehr zerſtreut. Ich ſehe nicht ein, warum ich mir einen ſolchen Genuß um

einer Ausgabe willen von höchſtens hundert Thalern verſagen ſoll, da ich ſchon den Weg bis Leipzig gewonnen habe, und auf jeden Fall Urlaub nehmen muß.

Wegen der Literaturzeitung könnte ich alsdann mündlich mit Schütz oder Hufeland Abrede nehmen, wenn wir uns unterdeſſen nicht näher kommen.

Acht Tage werde ich doch wohl in Leipzig bleiben, und ebenſoviel Zeit würde ich auf die Reiſe nach Weimar und Jena rechnen. Richte Dich immer ein, dieſe vierzehn Tage zu Anfang des Auguſt ganz für mich zu leben.

Dein geiſtlicher Advocat aus der Schweiz iſt wahrſcheinlicherweiſe von Lavaters Schule. Seine Sprache verräth ihn, ſo wie ich Lavater kenne. Ein anderer Advocat im Mai der Literatur- und Völkerkunde (der junge Forſter, wie mir Huber als ein Geheimniß geſchrieben hat), hat meine Erwartung nicht befriedigt. Ich vermiſſe Klarheit und Zuſammenhang in dieſem Aufſatze, und der Styl iſt ungleich: bald trocken, bald zu ſehr geſchmückt. Warum man ihn übrigens nicht hat wollen die Cenſur paſſiren laſſen, und warum Forſter ſeinen Namen äußerſt geheimhalten will, begreife ich nicht.

Von wem iſt denn die Theodora im Mercur? Wie kann Wieland dergleichen Producte aufnehmen; oder liebt er dieſen Geſchmack im Dramatiſchen, weil er ſich dem Matten und Geſchwätzigen der Franzoſen nähert? Ich habe dieſen Sommer mich in Nebenſtunden etwas mehr mit der franzöſiſchen Literatur bekannt gemacht, in der

ich sehr fremd bin. Racine zu lesen ist wirklich ein heldenmüthiger Entschluß, sobald man eins oder zwei von seinen Stücken kennt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sprache und Versification sind auch gewiß vortrefflich; und vorausgesetzt, daß diese Gattung nun einmal von der Mode gestempelt war, so ist Racine immer ein braver Künstler, und seine Werke tragen das Gepräge der Vollendung, oder einer conventionellen Classicität. Aber ein Genie war er nicht, sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, die Sphäre der Kunst so eng zu beschränken, und sich mit der unausstehlichen Monotonie auszusöhnen, die in seinen Charakteren, Situationen und in der Art des Ausdrucks herrscht. Gresset und Chaulieu haben mir manche angenehme Empfindung gemacht. Die Chartreuse von Gresset hat mir besonders gefallen. Die starken Stellen überraschen auf eine angenehme Art bei dem Geiste von Feinheit und Laune, der das Ganze durchweht. Chaulieu ist ein liebenswürdiger Schwelger. In seinen Tändeleien ist immer Originalität und ein gewisses attisches Salz, das nur ein Product der größten Verfeinerung ist.

Huber ist sehr fleißig. Vom vierten Act sind schon vier Scenen fertig, die mir besonders behagt haben. Es ist eine Episode, wie das heimliche Gericht einen Ketzer verurtheilt. Er wollte sie in die Thalia rücken lassen, aber da Du zum achten Stück schon Vorrath hast und mit diesem schließest, wie ich ihm geschrieben habe, so wird er sie Forster für das neue deutsche Museum geben.

Im dritten Acte ſind einige gute Scenen, doch glaube ich, daß er manches noch ändern wird, wenn er mit dem Ganzen fertig iſt. Von Frau von Kalb habe ich einen Brief erhalten. Sie erzählt den Vorfall bei Deiner erſten Vorleſung und giebt ſechshundert Studenten an, die auf einmal über die Straße gezogen wären. Sie erwartet uns in Weimar, nach dem, was Du ihr geſagt haſt. Wie ſteht Ihr denn jetzt miteinander?

K.

Reinhold wird mir immer wichtiger durch ſeine Aufſätze im Mercur. Ich freue mich ſehr, mit ihm zu kantiſiren.

Jena, 11. Juni 1789.

Ich habe Reinhold und Hufeland Deine Hierherkunft angekündigt, und beide freuen ſich gar ſehr auf Dich. Auch Wieland werde ich mit dieſer Botſchaft großes Vergnügen machen, und ein langer Wunſch der Frau von Kalb wird dadurch auf einmal erfüllt. Kurz, Du machſt durch dieſen Entſchluß in Weimar und Jena viele frohe Menſchen, und ich gewinne Dich doch auf acht Tage, die wir länger beiſammen ſein können. Ich werde mich jetzt in meinen Geſchäften darnach richten. Schön wäre es, wenn Huber auch kommen könnte: ſo wäre die heilige Fünf wieder beiſammen, und wir könnten ein zweijähriges Jubeljahr zuſammen feiern. Du

kannſt hier ganz gut bei mir logiren, weil die Gaſthöfe erbärmlich ſchlecht ſind. Ich kann Euch zwei Zimmer einräumen, worin Ihr Euch auf eine ehrbare Art vertheilen könnt. Betten und alles Nöthige kann ich Euch aus meinem Hauſe recht gut ſchaffen. So genießen wir uns doch jede Minute, die abfällt, und ich habe das Vergnügen, Euch im Hauſe zu haben.

Du willſt wiſſen, wie ich mit Charlotte ſtehe? Ich will Dir's mündlich ſagen. Wenn Du ihr aber antworteſt, ſo mache Deine Ankunft immer noch etwas zweifelhafter als ſie iſt, und verſprich eher weniger, als Du Hoffnung haſt halten zu können. An Wieland wünſchte ich, daß Du bald ſchriebeſt; er iſt jetzt ſehr en peine wegen des künftigen Mercurs, und Du wirſt ihn durch Deinen Beitritt ſehr aufrichten. Wegen der Theodora, die in dem letzten Hefte ſteht, hat er ſich neulich, als er hier war, erſchrecklich bei mir entſchuldigt und mich darauf vorzubereiten geſucht. Nun begreife ich dieſe vorläufige Entſchuldigung. Es iſt ohne Zweifel Armuth an Beiträgen, die ihn dahin gebracht hat, dieſes Stück aufzunehmen.

An guten philoſophiſchen Recenſenten iſt die allgemeine Literaturzeitung ſehr arm; beſonders ſolchen, die in kantiſchen Geiſt initiirt ſind. Fühleſt Du Dich den Recenſionen philoſophiſch-polemiſcher Schriften gewachſen, ſo würde das Inſtitut ſich ſehr darüber Glück wünſchen.

Meine Vorleſungen gehen wieder fort, und vorgeſtern habe ich die dritte bei einer Anzahl von faſt

fünfhundert Zuhörern gehalten. Geſtern war ich nicht wohl und habe darum die vierte Vorleſung auf morgen angeſetzt. Da mir die Materien, worüber ich leſe, noch zu neu ſind, ſo muß ich mich freilich noch an's Manuſcript halten, und ich fühle wohl, daß gemeinverſtändliche Deutlichkeit gerade das iſt, was mir am meiſten Mühe koſtet, und doch vielleicht nicht geht. Bis jetzt hat mein Vortrag durch ſeinen Glanz und ſeine Neuheit geblendet, in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben ſuchen, wenn ich meine Leute feſthalten will. Meine Vorleſungen koſten mich jetzt noch erſtaunlich viel Zeit und Mühe, ſowohl weil ich erſt ſelbſt lernen muß, als auch, weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich ſie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren laſſen mag. Darüber wollen wir mündlich noch mehr ſprechen. Wegen des Verplemperns kannſt Du ganz ſicher ſein; ich habe hier alles die Muſterung paſſiren laſſen und meine ganze Freiheit beiſammenbehalten.

S.

Dresden, 19. Juni 1789.

Daß wir bei Dir wohnen können, iſt vortrefflich. Mehr als zwei Zimmer brauchen wir nicht, welches auch Stube und Kammer ſein kann. — Dorchen ſchläft bei der Magd mit dem Kinde. Für Gottlieb findet ſich wohl

noch ein Kämmerchen. Erkundige Dich nur hübsch vorher, ob Du wirklich auch die Betten bekommen kannst. Ich will sehen, wie Du als Hausvater Dich benehmen wirst. Mir ist es überhaupt auch ohne Rücksicht auf Dich lieber, in Jena uns häuslich niederzulassen und nur eine Excursion nach Weimar zu machen. Mit Reinhold und Hufeland habe ich mehr zu reden, als mit irgend jemand in Weimar. Außer Wieland und Bode rechne ich in Weimar auf niemand; und vielleicht sehe ich Bode noch in Leipzig, weil er mit der Frau von Recke sich dort hat treffen wollen, und diese zu Ende des Julius nach Leipzig kommt. Was es sonst in Weimar für mich Interessantes geben kann: Frau von Kalb, Goethe, Herder ꝛc., ist mir nicht zuverlässig genug, um von dem, was ich in Jena zu erwarten habe, viel dafür aufzuopfern. Bei Goethe und Herder möchte ich gern allen Schein von Zudringlichkeit vermeiden, und ich sehe nicht recht, wie ich auf gute Art mit ihnen genauer bekannt werden kann, und bei einem viertelstündigen Besuch kommt nichts heraus. Ueberdies muß ich mich in Weimar in Acht nehmen, daß mir mein theurer Herr Vetter nicht auf dem Halse liegt.

Von Huber habe ich noch keine Antwort, ob er kommen kann. An Wieland würde ich schon geschrieben haben, wenn ich nicht gern eine Arbeit hätte beilegen wollen. Jetzt hoffe ich bald mit etwas fertig zu werden.

Philosophische Recensionen wären eigentlich sehr nach meinem Geschmack. Doch fühle ich mich wirklich

nicht genug dazu vorbereitet. Ich werde mit Reinhold darüber sprechen, und einstweilen noch tüchtig in der Kantischen Philosophie studiren, um meine Zweifel und Einwendungen besonders bei der praktischen Philosophie ihm ausführlich mittheilen zu können. Zum ferneren guten Erfolg Deiner Vorlesungen meinen herzlichen Glückwunsch. Sei nicht zu ängstlich in der Vorbereitung. Etwas Charlatanerie würde Dir gut zu statten kommen, wenigstens um die Lücken zu verkleistern, die Du jetzt nur mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe ausfüllen kannst.

K.

Jena, 24. Juni 1789.

Nur ein Paar Worte für diesen Posttag. Huseland ist eben bei mir gewesen, und hat eine Schrift zum Recensiren für Dich ausfindig gemacht, wodurch Du die Literaturzeitung aus einer langen und großen Verlegenheit reißen, Deine eigene Recensentenrolle aber auf eine sehr glänzende Art eröffnen kannst. Es sind die letzten drittehalb Jahrgänge des deutschen Mercur von 1787 bis jetzt. Da man nothwendig einen vielseitigen Kopf zur Recension eines so vermischten Werkes braucht, so ist man schon seit einem oder mehreren Jahren verlegen gewesen, einen dafür ausfindig zu machen, weil alle, die am Mercur arbeiten, vom Recensiren desselben ausgeschloßen werden müssen. Vorzüglich muß es ein kantisch-denkender Philosoph sein,

weil auch in der Recenſion auf die Reinholdſchen Briefe über Kant beſonders viel Gewicht gelegt werden muß. Im ganzen Gebiet unſerer jetzigen Literatur wüßte ich wirklich kein Buch, das ich Dir lieber zum Recenſiren anrathen möchte, als den deutſchen Mercur: weil Dir dabei die Mannigfaltigkeit Deines Geſchmacks, Deiner Lectüre und Deine Bekanntſchaft mit vielerlei Dingen ſehr zu Hilfe kommt, und Du gerade bei dieſem Werk nicht an ſyſtematiſche Form gebunden biſt. Zugleich kannſt Du gleich mit der erſten Recenſion allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, da man zu einem Recenſenten Wielands ſchon viele Erwartung mitbringt, da das Werk in allen Händen iſt, und der Recenſent gewiſſermaßen doch das Verdienſt erhält, es aus der Vergeſſenheit zu reißen. Reinhold wirſt Du Dir ſehr verbinden, wenn Du die Briefe über die Kantſche Philoſophie wieder emporhebſt und ſie würdigſt. Bei Wieland wirſt Du Dich in Reſpect ſetzen, und einigen armen Sündern kannſt Du die Wahrheit trefflich ſagen. Auch über die Künſtler kannſt Du ein Wort fallen laſſen: dies müßte aber mit dem wenigſten Aufwand von Lob geſchehen. Daß der Auftrag dieſer Recenſion ein ausgezeichneter Beweis von Achtung iſt, den Schütz und Hufeland Dir dadurch geben, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen.

Weil aber die Sache eilt, ſo erwartet man mit dem erſten Poſttag Dein entſchiedenes Ja oder Nein. Antworte alſo mit der erſten Poſt.

S.

Dresden, 21. August 1789.

Gestern Abends um zehn sind wir alle gesund hier angelangt. Der erste Tag war schlimm. Minna und Dorchen waren krank, und das Kindermädchen dazu. Dabei war der Weg schlecht. Wir kamen zu Mittag nach Gera, und nach sechs erst nach Altenburg. Hier wählten wir den Weg über Grimma und Hubertsburg und blieben zu Nacht in Borna. Gestern ging alles besser, und Abends waren alle gesund. Minna und Dora grüßen und danken Dir herzlich.

K.

Jena, 31. August 1789.

Es freut mich herzlich zu hören, daß Ihr glücklich angekommen seid — und für die Freude, die Ihr mir durch das Wiedersehen gemacht habt, nehmt noch einmal meinen freundlichen Dank. Euer Bild ist wieder lebhaft in mir geworden, durch das Sehen; denn immer behilft man sich doch schlecht mit der bloßen Erinnerung. Was wir im stillen Umgang mit einander hätten abthun können, war bei diesem geräuschvollen und eiligen Zusammensein freilich nicht möglich. Wir schieden fast wie im Traume auseinander, und ich hätte Dir tausend Dinge noch gern gesagt, die mir zu spät oder zu früh einfielen.

Hier zu Lande hat sich indessen das verändert, daß Herder nun in Weimar bleibt, mit dem Charakter und

der Function eines Vice-Conſiſtorialpräſidenten und vierhundert Thalern Zulage. In allem ſoll er jetzt über zweitauſend Thaler ſtehen. Wie oft er predigen will, iſt in ſeine Willkür geſtellt, und die kleineren, nicht viel eintragenden Amtsgeſchäfte ſind ihm auch abgenommen.

Wie eifrig Du auf Deinem Vorſatz, in Weimar Dienſte zu nehmen und Staatsbürger zu werden, beharren wirſt, bin ich ſehr begierig zu beobachten. Voigt vergißt den erhaltenen Wink zuverläßig nicht, denn er hat mich ſchon in Weimar über allerlei Details von Dir ausgefragt, und auch im königlich ſächſiſchen Adreßkalender ſich ſehr nach Dir umgeſehen. Ich hätte Dir noch allerlei Dinge über dieſen Punkt zu ſagen, und ich muß es auch noch; heute aber habe ich weder den Verſtand noch die Zeit dazu.

Geſtern habe ich Dich von einem Menſchen, deſſen ganze Exiſtenz Dir vielleicht nicht mehr erinnerlich, und der aus Deiner Verwandtſchaft iſt, ſehr müſſen anklagen hören, daß Du ihn ganz und gar ignorirt habeſt. Es iſt der Profeſſor Müller, ein guter Freund und Verwandter Deines Vaters, und ein gewaltiger Verehrer von ihm. Daß Du ihn übergangen haſt, kann er Dir nicht verzeihen — und mir ſelbſt thut es leid, daß ich gar nichts von dieſem Verhältniſſe wußte; denn ich möchte ihn nicht gern vor den Kopf geſtoßen wiſſen, weil er mein Specialcollege in der Geſchichte und zugleich Aufſeher der Bibliothek iſt, der mir Dienſte thun oder verſagen kann. Bertuch iſt geſtern hier geweſen, und hat

mich mißverſtehen konnteſt. Meine weimarſchen Plane ſind mir immer noch im Kopfe. Ich mag nur nicht anders als piano dabei zu Werke gehen, um mir beſſere Bedingungen machen zu können. Kann ich bei einer entſtehenden Vatanz eine ordentliche beſoldete Rathsſtelle bekommen, ſo ſind zugleich eine Menge Schwierigkeiten gehoben, die einer ſolchen Veränderung entgegenſtehen. Bei Voigt kannſt Du mich immer in gutem Andenken erhalten. Ich habe die Arbeit herausgeſucht, die ich ihm gern mit guter Art in die Hände ſpielen möchte; weil er daraus ſehen muß, daß ich zu ſolchen Geſchäften zu brauchen bin. Schreibe mir doch darüber Deine Gedanken. Daß Herder in Weimar bleibt, iſt mir lieb. Ich habe vor Kurzem an ihn geſchrieben, und ihm die verſprochenen Lieder geſchickt. Ich hatte mit ihm auch über meine Idee, in Weimar zu bleiben, geſprochen, und er ſchien ſich dafür zu intereſſiren. Ich habe dieſen Punkt in meinem Briefe wieder erwähnt. Hat er denn Einfluß?

Den ehrlichen Profeſſor Müller habe ich ohne meine Schuld beleidigt. Daß er mit meinem Vater bekannt und verwandt, habe ich entweder nie gewußt, oder gänzlich vergeſſen. Dies kannſt Du ihm freilich nicht ſagen; alſo mache ihm meine Entſchuldigungen ſo gut Du kannſt, und hilf Dir wo möglich mit einem Bonmot.

Den Brief an Müller habe ich beſtellen laſſen. Zu einem anderen Briefe nicht ganz deſſelben Inhalts gebe die philoſophiſche Muſe ihren Segen. Ich brüte wieder über meine alten Ideen zur Philoſophie der Jurisprudenz,

und ſtudire jetzt zu dieſem Behufe den Plato. Sonſt iſt hier nichts vorgefallen, als daß wir nunmehr ſeit fünf Wochen von Huber keinen Brief haben; das wahrſcheinlichſte iſt, daß ſein Geſandter ſie auffängt — denn daß Huber geſund iſt, wiſſen wir.

K.

Rudelſtadt, 28. September 1789.

Es iſt erſchrecklich lange, daß ich Dir nicht geſchrieben und von Dir nichts empfangen habe. Alle mögliche Abhaltungen häuften ſich in dieſen vier Wochen zuſammen: ein Collegium, das ich zu Ende bringen mußte, meine Reiſe hierher und ein elendes Zahnweh, das mir die erſte Woche, die ich hier zubrachte, ganz verdorben hat. Eine ſonderbare Sache, die ich Dir ein andermal ſchreiben will, und überhaupt ungern ſchreibe, hat mir noch außerdem eine ſtarke Diverſion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabei zu Rathe gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältniß mit L. L.; vielleicht wirſt Du Dir die Hauptſache zuſammenſetzen.

In Weimar bin ich ſeitdem nicht geweſen, daß ich Dir alſo von unſerer Sache nichts neues melden kann. Schicke aber, ſobald Du kannſt, etwas von Deinen Arbeiten an mich, daß ich es Voigt zeigen kann. Schwierigkeiten hat es poſitiv nicht, und für den Ausgang wollte ich Dir ſtehen. Es muß nur abgewartet werden, bis eine Beſoldung, wenn ſie auch klein iſt, vacant wird.

Vorher aber muß die Sache zwiſchen Voigt und Dir ſo weit berichtigt ſein, daß er ſogleich mit Lebhaftigkeit für Dich handelt, wenn ein ſolcher Fall eintrifft; denn es geht hier ſchnell mit Beſetzung der Stellen, weil ſo viele arme Schlucker darauf warten. An einem Titel, der den Onkel befriedigt, wird's am wenigſten fehlen. Es iſt mir eigentlich leid, daß ich vergeſſen habe, Dich mit dem Geheimrath Schmidt bekannt zu machen: das iſt der Cerberus, der auf der herzoglichen Schatulle liegt, und der ihm wenigſtens die Sache leicht oder ſchwer machen könnte. Ich bin aber leidlich gut mit ihm, und glaube, daß ich ihn werde für die Sache intereſſiren können. Mit Voigt aber wünſchte ich Dich in einer ordentlichen Correſpondenz. — Ich muß Dir aber auch einige Gründe contra ſagen, daß Du ſie prüfen magſt, weil der Schritt doch einmal nicht zurückgethan werden kann, wenn er geſchehen iſt. Aeußere Schwierigkeiten wirſt Du ſchwerlich finden, und Du für Deinen Theil wirſt bei dem Tauſche offenbar gewinnen, aber von Deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während Eures weimarſchen Aufenthalts nicht müßig zugeſehen, und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anſchlag gebracht werden müſſen. Für die Frauen wird ſich ſchwerlich ein Zirkel finden: die Bürgerlichen ſind gar zu erbärmlich, und mit dem Adel geht es nicht lange gut. Ich könnte dies letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir ſie. Wenigſtens, bis die beiden das Geheimniß gefunden haben, wie man es mit

dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus ſeinem Umgange zu ſchöpfen, ſtehe ich nicht für unangenehme Scenen. Was Dich betrifft, ſo wirſt Du hoffentlich die Bekanntſchaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabſetzen lernen; aber mit aller Vorſicht wirſt Du dem allgemeinen Schickſal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der ſich mit dieſen beiden Leuten liirte. Dein engerer Zirkel wird ſich, wie ich vorausſehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einſchränken.

Herder hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit ſeiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erſt abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun ſeine Sache entſchieden war, ſo beſtieg er zum erſtenmale die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, ſelbſt von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über ſich ſelbſt, und in Ausdrücken, die ſeinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben, und alle ſeine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde geſungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchſtühlen ausgetheilt wurde. Alles iſt aufgebracht, und hat dieſe Komödie äußerſt anſtößig gefunden. Noch ein Beiſpiel von ſeinem savoir-vivre. — Bei der Tafel der Herzogin ſprach er vom Hof und von Hofleuten, und nannte den Hof einen Grindkopf, und die Hofleute die Läuſe, die ſich darauf herumtummeln. Dies geſchah an der Tafel, und ſo, daß es mehrere hörten. Man muß ſich dabei erinnern, daß er und ſeine Frau den Hof ſuchen, und

auch vorzüglich durch den Hof soutenirt werden. Aber genug von diesen Knabenstreichen.

Ich mache mir meine Ferien so gut zu nutze, als ich kann. Es sind die ersten, die ich erlebe; und es kommt mir wunderlich vor, daß mir eine Zeit vorgeschrieben ist, wo ich frei über mich disponiren kann. Kommenden Winter lese ich die Woche fünf Stunden Universalgeschichte, von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II., und eine Stunde publico Geschichte der Römer: so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalhistorie durchgemacht haben muß. Wie? das ist eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein privatum ausfallen, und ob etwas Geld dabei zu holen sein wird. Aber daß mir diese Nothwendigkeit, Facta einzustudiren, äußerst wohlthut, fühle ich schon jetzt — und in wenigen Jahren wird diese Anfüllung mit Materialien in meinen schriftstellerischen Arbeiten merklich gefühlt werden.

Hast Du Voyage d'Anacharsis gelesen? Man macht sehr viel daraus, und ich bin eben daran, sie zu lesen, habe aber wichtige Einwendungen dagegen. Diese Form wäre vortrefflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführet worden wäre. Dies aber scheint nicht der Fall zu sein. Schon das Bedürfniß, durch eine Introduction zu suppleiren, was in der Reise selbst nicht hat angebracht werden können, verräth einen stümperhaften Plan. Ein Künstlergenie würde die ganze griechische Geschichte ungezwungen in die Reise selbst zu verflechten

gewußt haben, und zwar mit einer ſolchen Oekonomie, daß jedes nur an der Stelle erwähnt worden wäre, wo es zum Verſtändniß des nächſtfolgenden gedient, und die höchſte Wirkung gethan hätte. Dann ſcheint mir auch keine ſtrenge Wahl des Intereſſanten darin ſtattgehabt zu haben: man ſieht, wie mühſam er z. B. die Topographie und dergl. von einzelnen Inſeln, Städten u. ſ. f. zuſammentrug, um dadurch Leben und Wahrheit in ſeine Schilderung zu bringen; aber was liegt uns ſo ſehr an den geographiſchen oder naturhiſtoriſchen Beſchaffenheiten von Oertern, die nicht mehr ſind, und auch, da ſie waren, nicht viel zu bedeuten hatten. Es iſt ſchon ein großer Fehler, daß die Leſer, für die das Buch geſchrieben iſt, ganze Seiten überſchlagen. Der Franzoſe blickt ſehr ſtark durch, und oft der junge Franzoſe; in der Einleitung iſt viel Declamation.

Ich habe den Livius mit hierher genommen, den ich jetzt zum allererſtenmale leſe, und der mir überaus viel Vergnügen giebt. Warum habe ich nicht Griechiſch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu leſen? Mein eigener Styl iſt noch nicht hiſtoriſch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden; am wenigſten nach Gibbon, dem ſo hoch Geprieſenen.

Lebe wohl. Was ich an Briefen verſäumt habe, hole ich nach; thue Du ein Gleiches. Ihr ſeid doch geſund und wohl? Ich könnte hier glückliche Tage leben; aber die Arbeiten drücken mich, und über eine Woche

war ich wegen Zahnschmerzen unfähig zu Vergnügen und Arbeit. Grüße Minna und Dorchen, und der Letzten bringe ein kleines Versprechen in Erinnerung. Der Minna schicke ich das Blatt für ihr Stammbuch, sobald sich eine Muse meiner erbarmet.

E.

Rudolstadt, 13. October 1789.

Deine Acten will ich von Jena aus an Voigt schicken, aber von Deinen Forderungen sage ich ihm noch nichts. In Deinem letzten Briefe scheinst Du mir über die weimarsche Angelegenheit doch zu sehr abgekühlt zu sein. Ob ich gleich gestehe, daß mir die Lebhaftigkeit abgeht, womit ich sie sonst betrieben hätte (denn ich sehe für mich nicht viel Gewinn dabei voraus, weil ich die Hoffnung aufgebe, einen Plan zu meiner künftigen Existenz in Jena ausführen zu können), so sehe ich Dich doch, gegen Dresden betrachtet, in Weimar um vieles gebessert. Der beste Theil Deines Wesens kann bei dem Tausche gewinnen: dies kann ich mir nicht ausreden! Willst Du meinem Rathe folgen, so lasse die Sache in der Stille ihren Gang gehen, ohne sie zu lebhaft zu betreiben, und ohne sie ganz zu suspendiren. Mein Schicksal entscheidet sich binnen einem Jahre gewiß, und unser Plan von Vereinigung darf kein Traum gewesen sein. Das, was wir uns in Dresden waren, war ein zu wirkliches Gut, und unser Geist hat sich zu wohl dabei be-

funden, um ſich ſo leicht von der Hoffnung zu trennen, daß es wieder ſo werden könne, und noch beſſer! Wir werden größere Forderungen an einander machen, aber wir werden auch im Stande ſein, größere zu erfüllen. Ich mag es mir nicht denken, daß wir uns in reiferen Jahren weniger naheſtehen ſollten, als in früheren. In jeder Lage würde ich Dich ſuchen, und auch Du würdeſt mich nicht minder finden.

Wieland mahnt mich jetzt ſtark um Beiträge zu dem neuen Mercur, und er will ſchon für das Januarſtück etwas von mir. Finde ich Zeit und Stimmung, ſo ſetze ich den Brief an Dich auf, wovon wir geſprochen haben; aber noch ſehe ich nicht, wie ich es möglich mache. Die Abhandlung zu dem erſten und zweiten Bande der Memoires liegt mir ſehr auf dem Halſe. Der erſte Band wird binnen vierzehn Tagen gedruckt ſein, aber zum zweiten habe ich noch nichts vorräthig, die Ueberſetzung ſelbſt ausgenommen, die ein Anderer beſorgt. Von Jena aus will ich Dir meine Antrittsrede vom vorigen Sommer ſchicken; Du mußt mir Deine Meinung davon ſagen. Ich betrachte ſie als ein Inſtrument zu beſſerer Verſorgung; denn ſie muß einen Begriff von dem erwecken, was ich als Profeſſor der Geſchichte leiſten kann. So wie Du ſie leſen wirſt, habe ich ſie freilich nicht gehalten. Ich glaubte dem Publicum etwas mehr Ausgearbeitetes ſchuldig zu ſein, als einem Haufen unreifer Studenten.

Was ich neulich von hiſtoriſchem Styl Dir ſchrieb,

ſcheinſt Du unrecht verſtanden zu haben, oder Du haſt nicht alles zuſammengenommen. Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neueren Geſchichte, die man für die Neueren ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe für das Genie, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmuckes nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neueren haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht beikommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtillſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt. Iſt eine Geſchichte (von welcher Nation und Zeit ſie auch ſei) dieſer Anwendung fähig, kann ſie an die Gattung angeſchloſſen werden: ſo hat ſie alle Requiſite, unter der Hand des Philoſophen intereſſant zu werden — und dieſes Intereſſe kann jeder Verzierung entbehren.

Von der Frau von Stein habe ich eine Bitte an Dorchen. Sie wünscht mein Portrait zu copiren, und ersucht Dorchen, es ihr zu schicken. Ich stehe dafür, daß sie es nicht lange behält, und es auch gut in Acht nimmt. Sie ist glücklich im Copiren, und wird es treffen, sonst würde ich Dorchen selbst davon abrathen, es ihr zu schicken. Will mir Dorchen die Zeichnung anvertrauen, so will ich sie richtig besorgen; sonst aber will ich der Stein sagen, daß sie sie selbst darum ersuchen mag. Ich mische mich nicht in die Sache.

In fünf Tagen reise ich wieder nach Jena, und spanne mich wieder ein. Von dort aus mehr.

S.

Dresden, 24. October 1789.

Ueber die weimarsche Angelegenheit bin ich ganz Deiner Meinung, daß man sie nicht aufgeben, aber auch nicht ängstlich betreiben muß. Jetzt kann ich nichts thun, als mich vor Erschlaffung unter den hiesigen Menschen verwahren. Glücklicherweise habe ich das Bedürfniß des mündlichen Umgangs in sehr geringem Grade. Auch kann man sich Nahrung des Geistes durch Lectüre sicherer und bequemer verschaffen. Indessen fühle ich, daß ich an Fertigkeit verliere, mich mündlich über interessante Gegenstände auszudrücken, weil ich zu wenig Veranlassung habe, mich hierin zu üben. Graf Geßler ist der Einzige, mit dem man über manche Dinge sprechen kann;

aber er iſt zu unſtät, zerſtreut durch ſeine Verhältniſſe und inconſequent, als daß man auf ihn rechnen könnte.

Es ſcheint, als ob Dir Jena neuerlich verleidet worden wäre. Wie ſteht es denn mit Deinen Privatvorleſungen? Deine Antrittsrede erwarte ich mit Verlangen.

Ueber die hiſtoriſche Darſtellung ſind wir wohl in der Hauptſache einverſtanden. Der philoſophiſche Geiſt, den Du als ein Erforderniß der neueren Geſchichtſchreiber angiebſt, äußert ſich auch in gewiſſen Eigenthümlichkeiten des Styls, die die Neueren vor den Alten voraus haben. Wenigſtens habe ich bei den Alten eine gewiſſe Mikrologie gefunden, die nur durch das Nationalintereſſe entſchuldigt wird. In der Literatur- und Völkerkunde (September) ſteht eine verſificirte Recenſion Deiner Götter Griechenlands. Der Verfaſſer Benkowitz iſt wenigſtens ein beſſerer Kopf, als der Herr von Kleiſt im Mercur. Einige Verſe ſind ſogar nicht übel. Aber freilich iſt das Ganze trocken, und der Ton oft ſehr platt.

Hier iſt ein Stück von Kotzebue: Menſchenhaß und Reue, aufgeführt worden, das in Leipzig ſehr gefallen hat; ein elendes Product in Iffands weinerlicher Manier, aber ohne einen Funken von Iffands Talent. Opitz ſah ich zum erſtenmale wieder. Er ſchien nicht gewonnen zu haben. Seine Sprache war unangenehm, und ſein Anſtand ſteif. Doch will ich ihn nicht nach dieſer Rolle beurtheilen, ob er ſie wohl für eine Debutrolle halten

muß. Faſt halte ich das hieſige Publicum für beſſer als das Leipziger; hier ſchien dies Stück doch nicht ſehr zu wirken.

Was ſagſt Du zu den neuen Vorfällen in Frankreich? Jetzt iſt nichts dort unmöglich; und ich würde mich nicht wundern, wenn Frankreich in einzelne Republiken zerſtückelt würde. Faſt bleibt der Nationalverſammlung nichts anderes übrig, wenn ſie conſequent ſein will, und keinen anderen König weiß, als den, der von der pariſer Faction gefangen gehalten wird. Wielands Aufſatz im Mercur hat mich nicht befriedigt. Ich kann die Kannengießerei nicht leiden, wenn man keine andere Data hat, als die öffentlichen Nachrichten, und eine Streitfrage dieſer Art durch Gemeinplätze entſcheiden will. Schicke mir doch nunmehr meine verworfene Recenſion. Ich habe kein Concept mehr davon. Du haſt gar nicht Urſache, darüber in Verlegenheit zu ſein, wie es in Jena ſchien. Es würde mich nicht demüthigen, wenn auch wirklich dieſe Recenſion nicht zu brauchen wäre; und daß ſie nicht ſo gut als manche andere in der Literaturzeitung hätte Platz finden können, wird mich niemand bereden. Was kannſt Du für örtliche perſönliche Rückſichten der Redacteurs?

L.

Huber iſt mit ſeinem Stücke fertig und ſchickt es an die Theater; gedruckt ſoll es erſt nach einiger Zeit werden. Der letzte Act hat mich am wenigſten befriedigt. Ich habe ihm kürzlich mein Urtheil über das

Ganze aufrichtig geschrieben, und dabei auch einige von Deinen Bemerkungen benutzt.

Seit meiner Zurückkunft habe ich noch nichts aus mir selbst hervorgebracht. Praktische Philosophie, besonders Philosophie der Gesetzgebung, hat mich am meisten beschäftigt. Ich hatte mir vorgenommen, das Vorzüglichste in diesem Fache seit Platos Zeiten zu studiren, und fing mit dem Plato an. Aber dieser hat schon meine Geduld sehr auf die Probe gesetzt, und ich fange bald an zu glauben, daß es einen kürzeren Weg giebt zum Ziele zu gelangen, als durch so manche ermüdende, und oft so wenig lohnende Lectüre. Ein Haupterforderniß der praktischen Philosophie scheint eine Kritik der Ideale zu sein, die wir zur Zeit noch nicht haben. Kants Kritik der praktischen Vernunft geht bloß auf die Moral. Er untersucht, worauf das Materielle (im Gegensatz des Formellen, womit sich die Logik beschäftigt) aller moralischen Sätze gegründet ist. Auf eben diese Art läßt sich aber das Materielle aller Kunsttheorien (wovon die Moral als Menschenveredlung nur eine ist), als der Aesthetik und Politik, untersuchen. Alle diese gründen sich nämlich auf ein Ideal, und hier fragt sich's, wie dieses entsteht, und ob es willkürlich oder nothwendig ist. Im Lamberts Schriften hoffe ich am meisten Trost hierüber zu finden, wenn nicht Kant in der Kritik des Geschmacks, die man von ihm erwartet, mich völlig befriedigen sollte.

Ob Du mit Xenophons und Thucydides Styl in

der Geschichte Glück machen würdest, bezweifle ich fast. Begebenheiten, die durch sich selbst jeden Bürger des Staats interessiren, können nicht einfach genug erzählt werden. Aber wo dieses lebhafte Interesse fehlt, sollte da nicht philosophischer Gehalt und selbst rednerischer Schmuck nöthig sein?

Dein

K.

Jena, 10. November 1789.

Mein heutiger Geburtstag erinnert mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe; vielleicht aber hast Du mich im Herzen entschuldigt. Ich muß mir für diesen Winter Toleranz von Dir erbitten, wenn Du seltner von mir hörst: denn so wie diesen Winter bin ich, so lange ich lebe, nicht obsedirt gewesen von Arbeit. Du kannst Dir es leicht denken, wenn ich Dir sage, daß ich alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben muß; also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpiren hingeht. Du wirst sagen, ich mache mir die Arbeit unnöthig schwer, aber mein äußerst schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. Der Vortheil, den ich dabei habe, ist für die Zukunft beträchtlich; auf die Gegenwart darf ich freilich nicht sehen. Mein privatum ist äußerst miserabel ausgefallen, woran ich zum Theil selbst Ursache bin. Ich schickte den Anschlagzettel von Rudolstadt hierher; er wurde aber,

weil etwas daran fehlte, nicht angeſchlagen, bis ich ſelbſt kam — und dieſes war, da die Collegien ſchon angefangen hatten. Die Studenten hatten alſo ihre Eintheilung ſchon gemacht; außerdem habe ich einige ſehr fatale Colliſionen in den Stunden nicht vermeiden können; kurz, ich bin ſehr erbärmlich gefahren, meine ganze Anzahl beſteht aus dreißig, wovon mich vielleicht nicht zehn bezahlen. Hieran würde mir juſt am wenigſten liegen, wenn mich der ſchlechte Anfang nicht überhaupt verdröſſe. An meinem Hauptplan wird nichts geändert, ich arbeite meine Geſchichte aus, wie für hundert, und der Nutzen muß ſich auf eine ganz andere Art für mich ergeben. Indeſſen habe ich erſchrecklich viel Arbeit mehr, weil meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten dabei fortgehen müſſen. Zum Glück habe ich die Memoires, woran zwei Mitarbeiter ſind, denen ich nur die Hälfte des Honorars zu bezahlen brauche. Der erſte Band wird dieſe Woche gedruckt ſein, und der zweite kommt unter die Preſſe. Die Abhandlung, die ich dazu machte, wird Dir nicht unintereſſant ſein.

Hier ſchicke ich Dir die Antrittsrede, die mir hier nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unſchuld darin einen Profeſſor der Geſchichte, weil mir (wie Du leicht denken kannſt) nicht bekannt war, daß ich dadurch mit einem, der eine Nominalprofeſſur der Geſchichte hat, collidiren könnte. Dies iſt Heinrich, der darüber Lärm geblaſen hat. Sie ließen es mich durch Grießbach wiſſen, daß ich der Sache abhelfen

möchte; welches leicht angeht, da ſie neu aufgelegt wird, und alſo der Profeſſor der Geſchichte in einen Profeſſor der Philoſophie verwandelt werden kann. Iſt dies aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der ſie aus dem Buchladen fordert, iſt ſo inſolent — da man ſie ihm nicht giebt, weil ſie ſchon verſendet war — den angeklebten Titel von der Thüre wegzureißen. Mit ſolchen Menſchen habe ich zu thun.

Gebe der Himmel, daß ich Dir in dem nächſten halben oder ganzen Jahre möge Nachricht geben können, daß ich irgend anderswo angeſtellt bin. An meiner Thätigkeit fehlt es nicht, dieſe Kriſis zu beſchleunigen.

Ein gewiſſer Baron von Bork, wie er ſich nennt, ſchickt mir dieſer Tage aus Metz eine franzöſiſche Ueberſetzung des erſten und zweiten Fragments vom Geiſterſeher und des heimlichen Gerichts; beides von ſeiner Feder. Er wünſcht das ganze heimliche Gericht zu haben, indem er zweifelt, ob gegenwärtig in Frankreich und England ein ſolches Product könne geſchrieben werden. Er meint, daß dieſem Stücke, wenn er es ganz hätte und überſetzen könnte, die Ehre widerfahren könnte, auf dem Théâtre français geſpielt zu werden. Ich möchte dieſes ja dem Verfaſſer zu Gemüthe führen. Wenn Huber Luſt hat, ſo würde ich es ihm nicht mißrathen. Die Ueberſetzung meines Geiſterſehers lieſt ſich gut, bis auf einige Stellen, die der gute Freund nicht verſtanden hat.

Haſt Du Dir Reinholds Buch angeſchafft, und was

hältst Du davon? Den versprochenen Brief des Julius erhältst Du vielleicht doch, und früher' als Du ihn erwartest. Sonst bin ich gesund, und es giebt Verhältnisse, die mich über dieser Last von Geschäften noch aufrecht erhalten. In einigen Wochen werde ich mit der Mutter die bewußte Sache in Ordnung bringen. Ich schließe diesen Brief, um wieder an die Arbeit zu eilen.

S.

Dresden, 17. November 1789.

Dein Aufenthalt in Jena wird mir immer fataler. Du mußtest doch Deine Stunden äußerst unglücklich gewählt haben, wenn außer den dreißig, die in Dein privatum gekommen sind, alle übrigen bloß durch Colliſionen abgehalten worden wären. Glaube mir, Dein Vortrag ist viel zu gut für diese Menschen. Sie wollen als Schüler behandelt sein. Lernen ist ihr Zweck, nicht Denken und Genießen. Ein Theil will hauptsächlich etwas nachzuschreiben haben, und verlangt daher Namen, Jahreszahlen, Titel von Büchern, Geschlechtstafeln ꝛc. Ein anderer vermißt Gründlichkeit, wenn ihm bloß die Resultate der Untersuchung gegeben werden, und der Lehrer sich nicht in seinen Augen das Ansehen eines mühsamen und strengen Forschers zu geben sucht. Für diese Classe ist eine gewisse Charlatanerie der Kritik schlechterdings nöthig; und fast scheint es mir, daß diese Classe in Jena den Ton angiebt. Wenigstens ist der

Geiſt des Fleißes unter den Studenten herrſchender, als der Geiſt des guten Geſchmacks. In Leipzig, wo vielleicht der umgekehrte Fall, wenigſtens ein gewiſſes Streben nach Eleganz allgemein iſt, hat Plattners Vortrag in der Philoſophie, der eine gewiſſe Analogie mit dem Deinigen hat, Glück machen können. Ich zweifle, ob dies in Jena geſchehen würde, und überhaupt ſogar, ob ein ſolcher Vortrag der Geſchichte auch in Leipzig gegen den Vortrag eines Beck, Wenk und dergleichen aufkommen würde. In einer Hauptſtadt für einen Zirkel gebildeter Menſchen, die den philoſophiſchen Geiſt und die Schönheit der Darſtellung in der Geſchichte zu ſchätzen wiſſen, wären Deine Vorleſungen an ihrem Platz. Jena iſt kein Himmelsſtrich für ſolche Blumen. — Ich ſpeculire noch immer für Dich auf Berlin.

Preußiſcher Hiſtoriograph und Mitglied der Akademie, das iſt die Stelle, die ich Dir wünſche; und noch ſehe ich dabei keine Unmöglichkeit. Schade iſt es, daß der hieſige preußiſche Geſandte auf die dort herrſchende Partei nicht Einfluß genug hat. Wer weiß indeſſen, was ſich noch für Umſtände ereignen? Vergiß nur nicht die Fortſetzung Deiner Geſchichte der Niederlande. Auf dieſes Werk rechne ich mehr, als auf hundert Vorleſungen in Jena. Zu auswärtigen Profeſſorſtellen ſehe ich wenig Ausſichten für Dich. Göttingen iſt mit Hiſtorikern überhäuft. Erfurt hat Meuſel; Leipzig Beck; Wittenberg Schröckh. In Helmſtädt wäre vielleicht etwas zu thun, da der Herzog ſich für die Univerſität intereſſirt.

Aber das akademiſche Leben würde dort ſchwerlich beſſer als in Jena ſein.

Deine Titulaturſtreitigkeit iſt ein Pendant zu der Geſchichte des reformirten Geſangbuchs, auf deſſen Titel man das Wort reformirte Gemeinde nicht leiden wollte.

Für die Antrittsrede ſelbſt danke ich Dir. Was Du über den Zweck der Univerſalgeſchichte ſagſt, hat mich ſehr befriedigt. Auch merkt man es dem Style an, daß er ſich erhebt, ſowie Dich der Stoff begeiſterte. Daß Du übrigens in einer ſolchen Vorleſung Dich nicht ſchämſt zu kantiſiren, und ſogar des teleologiſchen Princips erwähnſt, war mir ein großer Triumph. Ich lebe jetzt ſehr in der Kantſchen Philoſophie, und brüte über dem Reinholdſchen Buche. Sage das Reinhold, wenn Du wieder mit ihm gut ſtehſt. Ich warte nur darauf, ſein Buch ganz verdaut zu haben, um ihm darüber zu ſchreiben. Es iſt nach den Kantſchen Schriften immer eins der merkwürdigſten philoſophiſchen Producte: Reichthum, Scharfſinn, Ordnung und Beſtimmtheit kann ihm gewiß niemand abſprechen. Um eine allgemeine Ueberzeugung unter den Denkern zu bewirken, fehlt ihm indeſſen vielleicht ein gewiſſer Grad von Evidenz, deſſen Mangel es mit den Kantſchen Schriften gemein hat. Man vermag nicht zu widerſprechen, aber man iſt nicht völlig befriedigt. Worin dies liegt, bin ich jetzt im Begriff zu unterſuchen. Dies wird mich aber nicht abhalten, einen Brief des Julius, dem ich mit Erwartung entgegenſehe, ſogleich zu beantworten.

Was Du von Deinen übrigen Verhältniſſen ſchreibſt, iſt mir nicht klar genug, um etwas dazu ſagen zu können. Genug, wenn Du ruhig und glücklich biſt.

Der Schluß Deines Geiſterſehers ſpannt die Erwartung auf's höchſte. Es wäre ſchade, wenn Du dies Product um ein Paar Dutzend Studenten willen vernachläßigteſt.

K.

Jena, 23. November 1789.

Was Du mir von meiner Situation in Jena ſchreibſt, daß ich hier gar nicht an meiner Stelle bin — o, das fühle ich leider lebhaft genug!

Daß ich auch nicht hier bleibe, weiß ich; nur, fürchte ich, werde ich noch das ganze folgende Jahr hier ausharren müſſen: theils um bei dieſer Gelegenheit, docendo nämlich, mich in der Geſchichte mehr umzuſehen, theils auch wegen meiner Heirath.

Aus dem Briefe vom Coadjutor, den ich beiſchließe, ſiehſt Du, daß ich bei ihm einen Schritt gethan habe. Sage mir nun Deine Meinung, ob ich es dabei bewenden laſſe, oder das, was er von Mainz ſagt, für einen Wink nehmen ſoll. Von ihm kann ich alles erwarten, wenn er anfangen wird zu können. Dann — möge der Himmel ſeinen Segen dazu geben, — dann, denke ich, iſt für mich geſorgt! Was Du von Berlin ſchreibſt, iſt aus meinem Herzen genommen; aber die Schwierigkeiten dürften mir jetzt noch unüberſteiglich ſein. Vor dem Ver-

dienſterwerben würde ich mich bei beſſerer äußerer Lage und Muße ſo ſehr nicht fürchten, wenn ich nur nicht unglücklicherweiſe, um ſie zu erwerben, ſchon in der Lage ſein müßte, wozu die Verdienſte mir erſt verhelfen ſollen. Auf das Frühjahr verlange ich von Weimar eine Erleichterung; Beſoldung werde ich es wohl nicht nennen können, und ich kann von Glück ſagen, wenn es zweihundert Thaler ſind; mehr als hundert Thaler habe ich gar nicht zu erwarten.

Länger als zwei Jahre kann dieſes precaire Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich iſt. Nur muß ich ſie noch durch irgend ein gründliches Product — Gott verzeih' mir dieſe Läſterung an der Kunſt! — in ihren Verwendungen für mich unterſtützen. Unterdeſſen, hoffe ich, ſollen ſich meine Memoires gut halten, die mir nicht ſo ſehr viel Mühe koſten. Ich höre überall, auch von Göſchen, der neulich hier war, daß ſehr ſtarke Nachfrage darnach ſei. Manke will mir acht Bände des Jahres drucken, wenn ich ſie ihm ſchaffe; und wenn ich mehr Gehilfen finde, die mit dem halben Honorar zufrieden ſind, ſo komme ich recht leicht zu ſechshundert Thalern. Eine Diverſion von meinem Hauptſtudium macht mir dieſe Arbeit ohnehin nicht.

Mit meiner geringen Anzahl von Auditoren iſt es im Ganzen doch ſehr natürlich zugegangen, weil ich zuletzt angeſchlagen habe, wo die Studenten alle Ducaten, über die ſie in dieſem Winterhalbjahr disponiren können, ſchon beſtimmt

gehabt haben. Sehr großen Schaden thut mir Lober, der ein Collegium lieſt, welches nicht allein Mediciner hören. Jede Wiſſenſchaft muß Brodwiſſenſchaften weichen. Mein publicum iſt ziemlich voll. Indeſſen geſtehe ich, daß aller Eifer mich verlaſſen hat — und daß es mich reut, ſoviel ich Haare auf dem Kopfe habe, nicht dieſes und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit zu verfolgen. Aeußeren Sporn hatte ich zu anhaltendem Fleiße nicht mehr nöthig. Der Himmel wird noch alles zum Beſten wenden. Lebe wohl. Den Brief des Coadjutors ſchicke mir mit Deiner nächſten Antwort zurück. Biſt Du dafür, daß ich mich an den Churfürſten von Mainz wende, ſo ſchreibe mir doch ſeinen Titel auf. Hier darf ich niemand fragen.

S.

Dresden, 3. December 1789.

Daß Du Dich an den Coadjutor gewendet haſt, iſt mir lieb, und wird gewiß künftig nicht ohne Folgen ſein. Gegen die Idee an den Churfürſten zu ſchreiben habe ich gar nichts. Schaden kann es auf keinen Fall. Willſt Du, ſo laſſe ich noch durch Huber Erkundigung einziehen, ob in der Art und Weiſe etwa eine gewiſſe Vorſicht zu beobachten iſt. Hier hätte ich gern durch Graf Geßler den mainziſchen Geſandten aushorchen laſſen; aber Geßler hat jetzt ein Attachement, wobei er ſich ſelbſt

und alles vergißt. Den Titel lege ich bei; der Brief des Coadjutors iſt mit wahrem Intereſſe für Dich geſchrieben. Von Huber erfuhr ich ſchon vor langer Zeit, daß Du ſehr gut bei ihm ſtehſt. Laß Dich nur nicht in Erfurt anſtellen; es wäre denn unter ſehr guten Bedingungen. Das Univerſitätsweſen ekelt mich an. Du ſchreibſt beiläufig von Deiner Heirath. Laß mich doch wiſſen, wann ſie vor ſich geht, und wie Du die ökonomiſchen Hinderniſſe aus dem Wege geräumt haſt.

Iſt denn das achte Heft der Thalia fertig? Ich habe immer nur noch die erſten Bogen, die mir Göſchen in Leipzig gegeben hat. Huber ſchreibt, daß das Manuſcript zum neunten Heft beiſammen iſt. Mit ſeinem Stück iſt er bei den Theatern nicht glücklich geweſen. Von Berlin hat er keine Antwort, aber von Wien, Dresden und Hamburg nichts als Körbe, obwohl mit ſchönen Complimenten geſchmückt. In Wien hat ein gewiſſer Schikaneder für ein Nebentheater ein Stück: Hans Dallinger oder das heimliche Blutgericht, aus den Scenen in der Thalia zuſammengeſtoppelt, das ſo gut wie eine Parodie geweſen iſt, auf welche das Stück ſelbſt unmöglich folgen konnte. Für Hubers Beutel iſt es freilich ſchlimm, aber ſeinem Stücke gereicht es beinahe zur Ehre, wenn es einem Publicum nicht gefallen kann, bei dem Menſchenhaß und Reue ſo viel Glück gemacht hat. Es iſt unglaublich, wie weit die Barbarei bei dem Theater auch hier noch geht. Ich komme jetzt gar nicht

hinein, sondern bloß in die Oper. Hier habe ich sichern Genuß an guter Musik, und an Bonaveris Spiel.

Ist es wahr, daß Dein Herzog aus preußischen Diensten gegangen ist, und wieder nach Weimar kommt?

Eben höre ich vom Grafen Geßler, daß er mit dem mainzschen Gesandten gesprochen hat, welcher geäußert: wer etwas dieser Art bei dem Churfürsten durchsetzen wollte, müßte sich an Müller wenden. Dies wird Dir freilich nicht behagen, und vielleicht gilt es nur von Personen, die nicht schon bekannt sind.

K.

Jena, 10. December 1769.

Ich bin in Unruhe wegen eines Einschlusses vom Coadjutor in Erfurt, den ich Dir vor vierzehn bis achtzehn Tagen geschickt habe, und worauf ich von Dir noch keine Antwort habe. Blieb mein Brief, oder Deine Antwort liegen? Du wirst begreifen, daß dieser Brief nicht verloren gehen darf, und am wenigsten hier herum gefunden werden. Wenn Du mir auch nicht gleich schreiben kannst, so melde mir nur in zwei Worten den Empfang jenes Briefes.

Weiset Dein langes Stillschweigen auf schriftstellerischen Fleiß? Das gebe der Himmel. Wie wäre es, wenn Du den zehnten Band der Thalia übernähmest, wie Huber den neunten? Mache es mit Göschen aus. Ich gebe Dir dann einen kleinen Aufsatz hinein, an dem

Du Dich für den Deinigen bezahlt machen kannſt. Ich kann auf Oſtern noch kein Heft übernehmen, und Göſchen hat viel Luſt zur Thalia, weil ſie jetzt doch ſo weit gehen ſoll, daß er Profit hat.

Sehr viele Grüße ſind mir von Rudolſtadt aufgetragen worden, aber ich vergeſſe ſie immer. Die Beulwitz und Lengefeld ſind dieſen Winter in Weimar. Unſer Verhältniß iſt doch nicht ganz ſtille geblieben; oder ſind es bloß Schlüſſe von unſerem öfteren Beiſammenſein in Rudolſtadt und Jena? Selbſt der Coadjutor, der neulich in Weimar war, hat ſich darnach erkundigt.

Ich hätte, glaub ich, noch allerlei Dinge Dir zu erzählen — aber ſie wollen mir nicht ſogleich beifallen. Auch hier war der Coadjutor; aber ich ſprach ihn in ſchrecklicher Geſellſchaft, im Zirkel alter Profeſſoren, weil uns der Herzog zuſammenrufen ließ. Da konnte ich bloß über allgemeine Dinge mit ihm ſprechen.

Adieu einſtweilen. Gieb mir ja bald Nachricht wegen des Briefes.

Dein

S.

Jena, 12. December 1789.

Ich wollte Dir von meiner Heirathsgeſchichte nichts ſchreiben, weil über die Zeit und die Einrichtung ſelbſt bisher nichts entſchieden war. Zwar iſt auch jetzt noch nichts entſchieden; aber ich möchte ſehr gern Deine Mei-

mung über die Maßregeln hören, die wir nehmen wollen. Ich kam vor einer halben Stunde von Weimar zurück, wo ich mich mit beiden Frauen über unseren Plan besprochen habe; bei meiner Ankunft finde ich Deinen Brief, und will ihn sogleich beantworten.

Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch Dir vor dem Universitätswesen ekelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an Dich nur nicht gerade herausſagen, daß mir diese Existenz — verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umständen, die von dem Professorleben unzertrennlich sind, — daß sie mir herzlich verleidet ist: wäre sie mit nur ein wenig erheblichen ökonomischen Vortheilen verknüpft, so wollte ich mich darein ergeben, wie jeder andere in sein Amt, und wie Du selbst in Deine collegialischen Geschäfte. Aber dieses ist nicht, und kann in den nächsten drei vier Jahren auch nicht werden. Ich habe keinen großen Glauben an die Generosität meines Herzogs; kann es ihm auch nicht zumuthen, etwas Beträchtliches für mich zu thun; und bei hundert bis zweihundert Thalern Pension habe ich ganz und gar keinen Vortheil. Zweihundert Thaler sind alles, was ich mit einiger Sicherheit, für zwei Vorlesungen in jedem halben Jahr, jährlich rechnen kann; und um diese zwei Vorlesungen halten zu können, müßte ich noch den ganzen nächsten Sommer auf die Ausarbeitung eines zweiten Collegiums anwenden. Du begreifst, daß ich diesen Fleiß nach dem mäßigsten Anschlag noch einmal so hoch in schriftstellerischen Arbeiten ausbringen

kann. Es ist also von Seiten meiner Oekonomie gar nichts, was mich in Jena halten kann. Aber es ist ein wichtiger Grund vorhanden, der mich davon wegzieht, und dies ist meine Heirath.

Für's erste mag und will ich die Lengefeld nicht in die fatalen jenaschen Verhältnisse hineinziehen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann; ich würde sie und mich den größten Platitüden aussetzen. Dann sind wir auch Weimar zu nahe, wo die Lengefeld mit dem Adel sehr verflochten ist; und einige Verbindungen müßten fortdauern, welche mit ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Contrast machten, und in unserem Leben eine immerwährende Disharmonie unterhielten. Dies sind aber Nebengründe, auf die ich nicht so sehr achten würde, wenn nicht wichtigere hinzukämen. Die Mutter wird sich äußerst ungern von ihrer Tochter trennen, weil sie bis jetzt darauf rechnen konnte, sie in Rudolstadt zu verheirathen. Die Heirath mit mir zerstört diesen ganzen Plan der Mutter, der zwar noch nicht in Richtigkeit gebracht ist, aber zwischen beiden Theilen vorbereitet worden, und kein Hinderniß hat, als die Lengefeld selbst und unsere Verbindung. Die Mutter nahm ihren Plan zurück, sobald sie sah, daß er bei der Tochter nicht durchgehen könnte; aber die Entfernung ihrer Tochter wird ihre Zufriedenheit mit unserer Heirath sehr vermindern. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter bald auch die Entfernung der anderen zur Folge haben würde;

denn die Beulwitz ſtimmt ſehr übel mit ihrem Manne zuſammen, und nur die Geſellſchaft ihrer Schweſter machte ihr dieſes Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt ſie nicht mit ihm, und ihre Mutter ahnt dieſes ſchon längſt, und iſt ſehr unruhig darüber. Er iſt ein recht ſchätzbarer Mann von Verſtand und Kenntniſſen; dabei denkt er gut und edel — aber es fehlt ihm an Delicateſſe, und ſeine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geiſt als er, und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht iſt. Dieſem übeln Verhältniß wird abgeholfen, wenn wir, die Lengefeld und ich, mit Beulwitz und ſeiner Frau zuſammenleben. Er und ich ſtehen gut, und vertragen uns gut mit einander; und wenn die Beulwitz nicht auf die Geſellſchaft ihres Mannes eingeſchränkt iſt, ſo geht auch mit ihr alles beſſer. Im Hauſe haben wir Platz; es ſind zwei Häuſer an einander, die Communication haben, und ſeitdem die Mutter nach Hofe gezogen iſt, iſt Platz für uns geworden. Ich brauche bloß dreihundert Thaler in die Oekonomie zu geben, zweihundert Thaler zieht Lottchen von ihrer Mutter, ungefähr ebenſoviel brauche ich für mich. Fünfhundert Thaler ſind mir nothwendig, aber auch hinreichend, und dieſe denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Die Einnahme von den Memoires bleibt mir apart; und wenn die Memoires im Gange ſind, wenn ich drei oder vier brauchbare Mitarbeiter dazu beiſammen habe, ſo iſt

meine Arbeit ſehr gering dabei, und die Einnahme immer drei- bis vierhundert Thaler.

Unſer Plan war alſo dieſer. Ich verlange auf Oſtern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Profeſſur nieder. Kann ich es dahin bringen, daß man mir erlaubt ein Jahr zu privatiſiren, um meine niederländiſche Geſchichte zu beendigen, ſo kann ich dieſen gewaltſamen Schritt vermeiden; und im Verweigerungsfalle giebt dieſe niederländiſche Geſchichte einen ſehr anſtändigen Vorwand meines Austritts ab, auch für das Publicum. Mein Vater iſt alles, was ich eigentlich zu ſchonen brauche; denn nachtheilige Folgen kann dieſer Abgang von Jena darum nicht für eine künftige Verſorgung haben, weil meine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit fortgeht, weil ich bei dem Studium der Geſchichte beharre, und in vier bis fünf Jahren mein Verdienſt in dieſem Fache allgemein anerkannt ſein muß. Zugleich ſuche ich einige Verbindungen in Mainz, Berlin und Göttingen zu unterhalten, die durch hiſtoriſche Schriftſtellerei unterſtützt mir immer einen Weg offen halten müſſen, wenn es ſein muß, Verſorgung zu finden. Auf die Akademie in Berlin rechne ich noch immer. Alſo bloß meinen Vater habe ich zu ſchonen, weil dieſer meinen Plan nie goutiren wird, und auf Jena alle ſeine Hoffnung geſetzt hat. Um dieſen zu beruhigen, muß ich das Vermögen Lottchens etwas größer machen, als es iſt, und mit den Prinzen von Rudolſtadt einige Verbindungen eingehen, die meinen

Aufenthalt in Rudolſtadt auf eine gewiſſe Art nothwendig zu machen ſcheinen. Die Prinzen ſind jetzt mit Beulwitz in der Schweiz; auf der Hinreiſe haben ſie meinen Vater kennen lernen, und dies wird nun benutzt. Der älteſte Prinz muß ihm ſchreiben, ſobald es dahin kommt, und ich werde von meiner Seite alles in's beſte Licht zu ſetzen ſuchen. Ohnehin muß ich mir, ſei es von welchem Hofe es wolle, einen Charakter geben laſſen; und ſo etwas wirkt, auch auf meinen Vater, und es trägt mit dazu bei, meinen Austritt von hier etwas anſtändiger zu machen. Ich zöge alſo, ſobald dieſe Präliminarien berichtigt ſind, nach Rudolſtadt, und die Heirath geſchähe dann auch gleich. Ungefähr vier bis fünf Jahre rechne ich da zu bleiben, und in dieſer Zeit würde ich die Geſchichte überhaupt durchſtudiren, und einige Theile daraus vorzugsweiſe bearbeiten. Schon allein meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten müſſen mich durch alles, was darin intereſſant iſt, hindurchführen. Die Thalia gäbe mir aber auch Gelegenheit für dichteriſche Arbeiten und Philoſophie. Doch ich verſpare es auf einen anderen Brief, von meinem literariſchen Plan zu ſprechen.

Warum wir die Mutter der Lengefeld bis jetzt mit dieſer ganzen Sache noch nicht bekannt gemacht haben, iſt darum geſchehen, weil wir ihr die ganze Angelegenheit erſt vorlegen wollen, wenn ſie von allen Seiten durchdacht und fertig iſt: denn da ſie immer glauben wird, ihrer Tochter ein Opfer zu bringen, ſo würde ſie zuviel bei der Anordnung zu ſagen haben wollen. Sie iſt es

indeſſen, die bei dieſem Plane am meiſten gewinnt, weil ihr Aufenthalt in Rudolſtadt über ihre Hoffnung dadurch verbeſſert wird.

Ich habe Dir nun, glaube ich, das Hauptſächlichſte geſagt; denke Dich in meine Lage, und ſage mir Deine Meinung aufrichtig. Bei mir iſt dieſes von einem entſcheidenden Gewicht, daß ich vier bis fünf Jahre in einer glücklichen Lage meines Geiſtes und Herzens privatiſiren, und meinem Geiſte diejenige Stärke und Reife geben kann, die mir allein bei einem zweiten öffentlichen Auftritt die nöthige Sicherheit verſchaffen kann; und dann iſt doch ſchriftſtelleriſche Ausbildung das Höchſte, wonach ich zu ſtreben habe.

Wie kann ich aber als Schulmeiſter auf einer Univerſität dahin gelangen? Du wirſt auch darin meiner Meinung ſein: daß, wenn ich einige Jahre privatim zugebracht und einige wichtige Schriften vollendet habe, meine Bewerbungen in Mainz oder Berlin von ganz anderem Nachdruck ſein werden, als wenn ich ſie jetzt thäte, wo mir ſowohl der äußere entſchiedene Credit, als die innere Sicherheit noch mangeln.

Lebe wohl. Die Poſt geht ſogleich. Ich erwarte mit Ungeduld Dein Urtheil über dieſe ganze Angelegenheit. Die Sache iſt delicat; um ſo reifer muß ſie überlegt werden.

S.

Dresden, 22. December 1789.

Zwei Briefe von Dir habe ich erhalten. Zuerſt von dem letzteren.

Es freut mich, die alte Offenheit über Deine Verhältniſſe in dieſem Briefe wiederzufinden, und ich wünſchte ſehr, bei Ertheilung des Raths, den Du verlangſt, Deine Erwartungen befriedigen zu können. Ich komme immer mehr davon zurück, Fälle dieſer Art nach Gemeinſprüchen und ſogenannten Klugheitsregeln beurtheilen zu wollen. Alles kommt darauf an, die beſondern Umſtände des einzelnen Falls genau zu kennen. Daß Jena für Dich ſo wenig, als für Deine künftige Gattin paßt, iſt, denke ich, unter uns keine Frage. Ob Du in Mainz oder anderwärts ſogleich eine beſſere Stelle bekommen würdeſt, ſcheint ungewiß. Könnteſt Du ein Paar Jahre an einem wohlfeilen Orte privatiſiren, ſo würde Dir es bei einer größeren Ausbreitung Deines Ruſs im hiſtoriſchen Fache an einer nachherigen Verſorgung ſchwerlich fehlen. — Um Deine Bedürfniſſe zu befriedigen, brauchteſt Du faſt bloß wöchentlich einen Bogen für die Thalia zu arbeiten, ohne die Memoires zu rechnen. Ob Du ebenſo gut heirathen könnteſt, kommt nur auf die beſondern Umſtände an. Dreihundert Thaler in die Wirthſchaft für Dich und Deine Frau, iſt ſehr wenig. Wie ſteht es mit Magd und Bedienten aus? — Kennſt Du Herrn v. Beulwitz genug, um bei einer ſolchen gemeinſchaftlichen Haushaltung keine unangenehme Verhältniſſe

zu befürchten? Würde nicht manches zur erſten Einrichtung nöthig ſein? Kannſt Du Dir dieſe Fragen zu Deiner Befriedigung beantworten, ſo genieße je eher je lieber, was das Ziel Deiner Wünſche iſt. Hätteſt Du aber noch einen Zweifel, ſo könnteſt Du vielleicht noch ein Jahr etwa warten, und einſtweilen in Rudolſtadt bleiben, bis Du ganz in der Lage wärſt, dieſen Schritt ohne Beſorgniß thun zu können.

Die Vollendung Deiner niederländiſchen Geſchichte giebt Dir den ſchicklichſten Vorwand, von Jena abzugehen. Statt des Geſuchs um Beſoldung wäre ich dafür, lieber um Urlaub auf ein Jahr aus dieſem Grunde zu bitten. Es könnte doch ſein, daß Dir der Herzog eine Penſion gäbe, und dann wärſt Du gefangen. Mit dem Titel würde ich noch warten, bis es wirklich zur Heirath käme, wenn er ja alsdann noch nöthig iſt, und Du nicht unterdeſſen anderwärts angeſtellt biſt. Gegen den Urlaub kann auch Dein Vater keine Einwendung machen.

Deine Vorleſungen könnteſt Du leicht zu einem lesbaren Buche machen, und einen hübſchen Thaler Geld damit verdienen. Solche Collegia lieſt Du doch ſchwerlich wieder. Ich werde unterbrochen und ſchließe für heute. Mit der nächſten Poſt mehr. M. und D. grüßen ſchönſtens und bitten Dich, Deiner künftigen Gattin und ihrer Schweſter viel Schönes von ihnen zu ſagen. Auch mich empfiehl ihnen Beiden.

S.

Jena, 24. December 1789.

Ich bin jetzt voll Erwartung, lieber Körner. Vorgestern erhielt ich die Einwilligung von der Mutter, einer vortrefflichen Frau! Gestern schrieb ich an den Herzog um eine Erleichterung. Man sagte mir, daß ich es beim Herzog wohl würde durchsetzen können, und mißrieth mir deswegen den Schritt, von dem ich Dir in meinem letzten Briefe geschrieben habe. In Weimar wird seit einiger Zeit allgemein von meinem Verhältniß mit Lottchen gesprochen, und der Herzog selbst sondirte die Stein darüber. Sie gestand es ihm; und da er es billigte, so ließ sie ein Paar Worte von Pension fallen, die er nicht ganz abwies. Er hat seine Freude an solchen Dingen, und der Lengefeld ist er sehr gut. Ich habe große Hoffnung, daß etwas für mich geschehen wird. Einige Jahre, sehe ich schon, muß ich das akademische Leben schon noch mit ansehen, wäre es auch nur, um die Mutter und meinen Vater zu beruhigen. Indessen stirbt entweder jemand, den Du weißt, oder es öffnet sich mir sonst eine vortheilhafte Aussicht.

Mit achthundert Thalern kann ich hier recht artig leben. Gäbe mir der Herzog zweihundert und ich erwürbe durch vier Vorlesungen des Jahres nur zweihundert, das wenigste, was ich rechnen kann: so wären es schon sechshundert mit den zweihundert, die mir die Mutter jährlich zuschießen kann. Durch Schriftstellerei will ich mir wenigstens ebenso viel als bisher

erwerben, da mir in jeder Woche zwei Tage ganz frei, und zusammengerechnet zwei Monate Ferien im Jahre bleiben. Sind meine Vorlesungen einmal ausgearbeitet, so ist jeder Tag ganz mein eigen. Ich hoffe also auch schon im ersten Jahre mit Abzahlung der Schulden einigen Anfang machen zu können. Schlägt die Unternehmung mit den Memoires ein, und kann der Verleger im Jahre, wie der Plan ist, acht Bände verschließen, so ist mir dieses ein Object von hundert Louisd'or, ohne daß ich mehr Arbeit habe, als etwa achtzehn bis zwanzig Bogen eigene historische Arbeit, und die Correctur.

Ich sehe der Zukunft ziemlich ruhig entgegen; fleißiger werde ich sein, als in meiner bisherigen Lage, weil ich ruhiger und glücklich in mir selbst bin. An Collegiengeld sind mir jetzt doch acht Ducaten bezahlt, und die meisten zahlen erst gegen Neujahr; so schlecht also auch mein erstes privatum ausgefallen ist, so ist es doch nicht ganz leer, und giebt mir bessere Hoffnung für's künftige. Mehr als einige Jahre werde ich diese Existenz wohl nicht aushalten; aber gewinne ich auch nichts, als daß mir das Ganze der Geschichte dadurch geläufiger wird, so will ich diese zwei, drei Jahre nicht für ganz verloren halten.

Mein Gemüth ist jetzt in einer sehr großen Bewegung, wie Du mir gern glauben wirst. Die schnelle und so edle Einwilligung der Mutter rührte mich sehr; sie muß viele Plane und Hoffnungen aufopfern, und alles im Vertrauen auf mich und meine Liebe. Beulwitz schrieb

mir kürzlich aus Genf; und auch von dieſer Seite wird ſich ein gutes Verhältniß anknüpfen. Könnte ich nur Lottchen hier in Jena eine angenehme Exiſtenz bereiten. Ich muß mich faſt ganz allein auf Paulus und ſeine Frau einſchränken, und zum Glück lieben die Frauen einander ſehr. Wenn ich mich von allen anderen hieſigen Verhältniſſen frei erhalte, ſo vermeide ich wenigſtens Platitüden.

Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung, und miethe auch die übrigen Zimmer auf derſelben Etage. Meine Hausjungfern wollen ſich dazu verſtehen, den Tiſch zu beſorgen, und ich komme wohlfeiler weg, als bei eigener Menage. So brauche ich zu unſerer Bedienung niemand, als eine Jungfer für Lottchen; ich behelfe mich mit meinen bisherigen Leuten. Da ich alle Meubel im Hauſe haben kann, ſo brauche ich mich auch nicht einzurichten; welches überhaupt nicht rathſam wäre, ehe ich weiß, wie lange ich bleibe. Das Schwerſte alſo, der Anfang, wird mir ziemlich leicht; und was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche, iſt wohl das meiſte. Göſchen giebt mir vierhundert Thaler für einen Aufſatz über den dreißigjährigen Krieg im hiſtoriſchen Kalender. Die Arbeit iſt leicht, da der Stoff ſo reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen iſt. Dieſe vierhundert Thaler kommen mir gar gut um dieſe Zeit.

Schreibe mir bald, und ſage mir, ob Dich meine jetzige Lage freut und befriedigt. Ein andermal wollen wir von unſeren Entwürfen reden. S.

Jena, 27. December 1789.

Mein letzter Brief hat Dir gesagt, daß ich mich doch entschlossen habe, die ersteren Jahre noch hier zuzubringen. Zur Beruhigung der Mutter muß ich diesen Weg vorziehen, weil ich ihr nicht so überzeugend, als es mir ist, darthun kann, daß ich durch meinen Abgang von der Universität von meinen künftigen Aussichten nichts verliere. Hier kann ich freilich eine bessere Versorgung auf eine anständigere Art abwarten, und vielleicht mit besserem Erfolg einleiten, als wenn ich ohne ein sicheres Brod bin, und ihrer mehr nöthig zu haben scheine. Dem Herzog habe ich nun um eine Pension geschrieben, und erwarte nun jeden Tag die Entscheidung. Sie mag aber ausfallen wie sie will, so ändert sie nichts an meinem Entschluß. Giebt er mir einige hundert Thaler, so kann ich ohne Anstand hier leben, und werde mich auch nicht eben mit Collegien überhäufen. Versagt er mir die Pension, so bleibe ich deswegen doch hier, lese aber gar nichts, oder nichts als ein einziges Collegium. Habe ich alle meine Zeit für mich, so komme ich ohne Pension aus, und gewinne an Unabhängigkeit und Interesse der Beschäftigung, was ich etwa an Bequemlichkeit des Erwerbs dadurch verliere.

Ich hoffe die Mutter auch in dem Falle zu beruhigen, wenn der Herzog jetzt nichts für mich thut. Auf jeden Fall aber hat sie kein Veto in Rücksicht auf die Zeit meiner Trauung; denn was Lottchen erhält, ist

väterliches Vermögen, und ganz unabhängig von dem Willen der Mutter. Du kannſt es alſo für etwas Entſchiedenes halten, daß unſere Verbindung nach Oſtern vor ſich geht. Entweder im Mai oder Junius, nicht ſpäter.

Mit Paulus bin ich genau liirt. Die Beulwitz und aus Weimar die Stein, bringen ſchon einige Abwechſelung in unſeren Umgang. Wie wenig ich für mich ihn brauche, weißt Du ohnehin. Unſere bloße Correſpondenz giebt mir mehr, als hier die Reinholds und Hufelands mir geben.

Lebe wohl. Ich habe noch einen Brief von Dir zu erwarten, den Du mir verſprochen haſt.

S.

1790.

Jena, den 6. Januar 1790.

Ich schrieb Dir das letztemal, daß ich dem Herzog um eine Pension schreiben wolle. Dies ist auch sogleich geschehen und in wenigen Tagen entschieden worden: zweihundert Thaler, wie ich vermuthete. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dies wenig sei. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu sehen als Lengefelds. Er erfuhr's aber, ließ mich holen und sagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirath und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag; da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unserer Heirath

hergebe, das Geld. Er ſpricht ſehr oft davon, und man ſieht, daß er Antheil daran nimmt. Der Stein ſagte er auch, er freute ſich ſehr, wenn er etwas für mich thun könnte, aber er ſähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächſten Gelegenheit gehen. Darin könnte er's getroffen haben; aber die Gelegenheit muß wenigſtens ſo vortheilhaft ſein, daß er ſelbſt mich entſchuldigt. — Der Coadjutor ſagte neulich der Stein auch, daß er mich einmal gewiß in Mainz haben würde.

So ſtehen jetzt die Sachen. Was meine Penſion anbetrifft, ſo werde ich nicht nöthig haben, ſie mir vorſchießen zu laſſen. Ich kann, was ich an Geld brauche, durch meine Memoires zwingen. Mit Bertuch ſtehe ich in gar keiner Geldabhängigkeit; im Gegentheil: er hat mir noch die berühmte Frau zu bezahlen. Nun bin ich in Erwartung, ob ich es bei der Mutter durchſetze, daß wir uns noch dieſen Winter trauen laſſen. Die äußerlichen Hinderniſſe ſind gehoben, und meine Ausſichten werden auf Oſtern nicht beſſer ſein, als jetzt.

S.

Jena, 13. Januar 1790.

Dieſer Brief wird ſo kurz ausfallen, wie ein Hochzeitbrief; er iſt es aber auch. Innerhalb vierzehn bis achtzehn Tagen wird die heilige Handlung hier in unſerer lieben Stadt Jena vor ſich gehen; Du kannſt Dich alſo

immer mit einem selbstgemachten lateinischen Carmen darauf rüsten. Meine Schwiegermutter kommt hierher nach Jena, und alles wird en famille tractirt, wo möglich ganz ohne fremde Zeugen. Unsere Einrichtung würde Dir ihrer Simplicität wegen, die dabei doch sehr anständig ist, gefallen. Alles, was das eigene Haushalten anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthschaft anfangen. Kurz, so poetisch ich Dir auch vorkommen mag, so würdest Du doch zweifelhaft werden, wenn Du mich in unserer neuen Haushaltung überraschtest. Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Pension schrieb, hast Du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Miene, die Du in dem Deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau, in Rücksicht auf mich, kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als Dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heirathen, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete Dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, Du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden,

mit dem ich zu meſſen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßſtabe gemeſſen werden, den man von ihm ſelbſt genommen hat.

Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du ſagſt, zu hoch in den Wolken ſtand, um meinen Gegenſtand gut zu ſehen, ſo ſtellteſt Du Dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden — und vielleicht geſtehſt Du Dir dann ſelbſt, ein ſchönes Herz und eine feingeſtimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du dieſe Eigenſchaften bei Deinen Forderungen überſahſt. Indeſſen, wozu dieſe Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es iſt nur zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigſten unter allen Menſchen über ein Weſen in Irrthum laſſen will, von dem ich einen ſo wichtigen Theil meiner Glückſeligkeit erwarte.

Lebe wohl für heute. Ich ſchreibe Dir ja wohl noch mehr vor der Hochzeit. Grüße Minna und Dorchen ſchön von mir. Du wirſt künftighin an Herrn Hofrath S. ſchreiben; ich bin ſeit einigen Tagen um eine Sylbe gewachſen — wegen meiner vorzüglichen Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſchen Ruhms beehrt mich der meininger Hof mit dem Diplom.

S.

Dresden, 19. Januar 1790.

Nur ein Paar Zeilen für heute, über einige Aeußerungen in Deinem letzten Briefe. Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich sein, aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein competenter Richter über den Werth Deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freust, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Uebersehen kann bei mir gar nicht die Rede sein. Was habe ich von dem, das Dich gefesselt hat, in einem halben Tage sehen sollen, während daß Du mit Deiner Geliebten allein sprachst? Also sei gerecht gegen mich, und verkenne mich nicht. — Vor Deiner Verbindung schreibe ich Dir noch.

K.

Dresden, 26. Januar 1790.

Nur einen fröhlichen Zuruf aus der Ferne bei einer neuen Epoche Deines Lebens. Nach meiner Rechnung ist in diesen Tagen Deine Hochzeit, wenn sie nicht schon vorbei ist. Ich bin oft in Gedanken bei Dir und sehe Dich in mancherlei Situationen.

Deine jetzige Stimmung muß sehr glücklich sein. Du hast gefunden, was Du gesucht hattest; hast manche

Schwierigkeit überwunden, die Deinen Wünschen entgegenstand, und siehst eine heitere Zukunft vor Deinen Augen.

Ich freue mich Deiner jetzigen Freude; aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem anderen Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter nothwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.

Lebe wohl, und such's Deiner Gattin anschaulich zu machen, was ich ihr sein muß, sobald sie Deinen Namen führt.

K.

Jena, 1. Februar 1790.

Du vermutheſt mich bereits getraut, und mein langes Nichtſchreiben wird es Dir noch wahrſcheinlicher machen; aber ſoweit iſt es noch nicht.

Erſt auf den 10. oder 12. Februar erwarte ich meine Schwiegermutter von Rudolſtadt, weil ſie nicht früher hat abkommen können. Unterdeſſen war ich etlichemal in Weimar, und ſo gab es der Zerſtreuungen mehr, daß ich es anſtehen ließ, Dir zu antworten.

Dein Brief hat mich ſehr erfreut. Ich erkenne Dich darin wieder, ich kann mir wieder mit Zuverſicht ſagen, daß Du mir unverändert derſelbe biſt. Du giebſt mir und denen, welche Deinen Brief zu ſehen bekommen werden, einen Aufſchluß über mich, der mir um ſeiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen ſehr willkommen war. Haſt Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundſchaftsgefühlen aus unſerem Verhältniß genommen, ſo thuſt Du mir doch vielleicht Unrecht, wenn Du die Urſache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen ſuchſt, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht ſelten verlenkt, oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht ſelbſt Unrecht thun und von der Entſchuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommſt. Meine Freundſchaft hat nie gegen Dich ausgeſetzt; das Wandelbare in meinem Weſen kann und wird meine Freundſchaft zu Dir nicht treffen: ſie, die ſelbſt davon, wie Du auch immer gegen mich handeln

möchteſt, unabhängig iſt. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu ſein, daß Deine Vorſtellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem ſie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hätteſt es in der Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wiederherzuſtellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unſerer Freundſchaft zu machen ſchien, oder ferner ſcheinen möchte, können bloß die Aeußerungen derſelben treffen — und ſolche Unterbrechungen ſchaden ihr nichts; vielmehr bringen ſie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unſerer Freundſchaft zurück. Laß es immer als eine feſte Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir ſelbſt in Deinem letzten Briefe ſagteſt, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch thut, und ſei verſichert, daß an der genialiſchen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundſchaft niemals verdorret.

Daß wir getrennt von einander leben, und, wie es das Anſehen hat, noch manche Jahre leben ſollen, iſt ſchlimm. Die Entfernung wird uns den ſchönſten Genuß unſeres Weſens rauben; aber laß uns unterdeſſen den Funken lebendig erhalten, der in einer günſtigen Lage der Dinge, an die ich noch immer mit Zuverſicht glaube, der ſpätern Periode unſeres Lebens die Wärme geben kann. Vielleicht fanden wir einander in der Jugend nur, um uns einmal ihren Verluſt zu erſetzen, und

unſere frühe Harmonie war nur die Anpflanzung des Baumes, unter deſſen Schatten wir einmal ruhen ſollen. Ich überlaſſe mich hier einer ernſthaften Vorſtellung; aber ſie dringt ſich mir auf, wenn ich den Widerſpruch unſeres Verhältniſſes mit unſerem Schickſale zu heben ſuche. Du wirſt mit keinem Menſchen ein genaueres Band flechten, als mit mir, und ich ebenſo wenig. Alſo haben werden wir einander immer.

Den Plan, den Du jetzt verfolgſt, muß ich billigen.*) Was Dir eine ſorgenfreie äußere Lage giebt, iſt allem anderen vorzuziehen, und wie könnteſt Du nach höheren Genüſſen ſtreben, ſo lange Du für Deine Subſiſtenz zu kämpfen haſt. Eine Verbeſſerung Deiner Umſtände iſt das Mittel zu einem edleren Lebensgenuß — aber Mittel laß es auch nur bleiben, und nimm Dich in Acht, daß Du den Zweck nicht aufopferſt, um das Mittel zu erreichen. Ueberlege wohl, ob Du dieſer Art Geſchäfte Reiz und Intereſſe abgewinnen kannſt, ob Dich die Details, in die Du nun hineingehen mußt, nicht anekeln oder ermüden.

Würden Deiner Geſchäfte mehr, ohne daß Dein Geſchmack dafür zunähme, ſo hätteſt Du Dich ſchwerlich verbeſſert. Wohlſtand von außen könnte Dir den Mangel an innerer Befriedigung nie verbergen. Dann iſt es auch ſchwer zu ſagen, wie weit ſich die Macht dieſes

*) Körner hatte Ausſicht, als Appellationsrath angeſtellt zu werden.

Berufs und dieſer Lebensweiſe auch über die beſſeren Köpfe erſtreckt. Du haſt Beiſpiele vor Dir, die Dich abſchrecken könnten. Um dieſer neuen Beſtimmung näher zu rücken, könnteſt Du Dich leicht von Dir ſelbſt verlieren. Daß Du Dich darein ſchicken würdeſt, zweifle ich nicht; aber ich zweifle noch immer, ob eben dadurch, daß Du Dich darein ſchicken lernſt, viel für Dich gewonnen wird? — Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt mir ſie zurück. Zum Poeten machte mich das Schickſal, ich könnte mich, auch wenn ich noch ſo ſehr wollte, von dieſer Beſtimmung nie weit verlieren.

Der Coadjutor hält den Gedanken, mich einmal zu etabliren und zu holen, noch immer ſehr feſt und ſpricht aus eigenem Antrieb ſehr oft davon. Jetzt will er, daß ich ihn in Erfurt beſuchen ſoll; er wünſchte mir die Hochzeit zu machen; aber ich zweifle, ob ſich meine Schwiegermutter dazu entſchließt. Wo möglich werde ich ihn aber doch nach der Hochzeit beſuchen. Wird er Churfürſt, ſo kann ich gewiß auf ihn zählen.

Das Collegienleſen wird mir jetzt ſchon etwas

leichter, oder ich mache es mir leichter. Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben, und spreche jetzt frei und aus dem Stegreif. Dadurch werden jeden Tag einige Stunden gewonnen, die das Aufschreiben mir sonst gekostet hat, und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß weit besser ein, wenn ich mich auf mein Gedächtniß mehr verlassen muß. Sechzig Thaler habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen, und daß ich nicht leicht weniger Auditoren habe, kann ich ziemlich sicher voraussetzen; für zwei Collegien jedes halbe Jahr wären mir also doch ungefähr zweihundertundfunfzig Thaler jährlich gewiß, und diese verdienen sich bequem und immer bequemer. So brauche ich nicht über hundertundfunfzig bis zweihundert Thaler an Schriftstellerei zuzusetzen — und wie leicht sind mir doch drei-, vierhundert Thaler zu verdienen.

Daß Du den Tasso über mein Fragment aus dem Geisterseher vergessen hast, ist ein Compliment, das ich um des guten Geschmacks willen nicht annehmen kann — auch wenn ich mir gar nicht Unrecht thun will. Denn höchstens konnte es Deine Erwartung nur erregen, die das Ende des Tasso befriedigt und also auch geendigt hat. Worüber ich Dich ausführlicher und auch etwas wärmer gewünscht hätte, wäre die Abhandlung im ersten Bande der Memoires gewesen. Dieses Product, glaubte ich, müßte Dich überraschen, könnte Dich nicht kalt lassen, sowohl wegen der Neuheit der Gedanken, als auch wegen der Darstellung. Ich wagte mich

darin in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte mich mit vielem Glück darin gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke, um den ich mich darin bewege, scheint mir eben so neu und wahr, als er fruchtbar und begeisternd ist.

Jetzt aber lebe wohl. Meinen nächsten Brief denke ich Dir als Ehemann zu schreiben, wenn nicht wieder ein Hinderniß dazwischen kommt. Lottchen soll Dir selbst sagen, was Du ihr bist, und was Du ihr gewesen bist, seitdem Dein Name zuerst vor ihr genannt wurde. Beide grüßen Euch herzlich.

S.

Dresden, 9. Februar 1790.

Du hast meinen letzten Brief aufgenommen, wie ich erwartete. Wir verstehen uns wieder ganz, und es thut mir wohl, Dir mit völliger Unbefangenheit schreiben zu können. Mißverständnisse unter uns können nie von Dauer sein. Das aufzugeben, was wir einander sein können, wird sich keiner von beiden so leicht entschließen.

Dieser Brief trifft Dich vielleicht schon als Ehemann. Wäre ich in Jena, so würde ich Deine Gattin mit einem herzlichen Händedruck willkommen heißen, und Du müßtest mein Dolmetscher sein.

Deine Aussichten eines künftigen Beisammenseins sind so schön, daß ich mir kaum getraue, an sie zu glauben; und doch ist ihre Erfüllung so unwahrscheinlich

nicht. Für jetzt laß uns nur das in vollem Maße genießen, was auch bei unserer Entfernung in unserer Gewalt steht.

Was Du vom Coadjutor schreibst, ist sehr erwünscht. Nutze ihn ja. Daß Du Dir Deine Vorlesungen leichter machst, freut mich sehr. Es war längst mein Wunsch.

Es ist sonderbar, daß Du mehr Werth auf Deine philosophischen Arbeiten zu legen scheinst, und ich mehr das Talent der Darstellung bei Dir mit Wärme anerkenne. Indessen ist es leicht zu erklären. Das letztere Talent ist mir fremd, und ich verzweifle, Dich je darin zu erreichen. Im philosophischen Nachdenken kann ich mich eher mit Dir messen. Ich vermisse hier und da Bestimmtheit und Vollständigkeit, und billige hier oft bloß, wenn ich dort bewundere.

Huber ist jetzt Chargé d'affaires. Sein Gesandter ist in Dresden.

K.

Jena, 1. März 1790.

Du wirst schon aus meinem langen Stillschweigen schließen, daß unterdessen manches mit mir vorgegangen sein müsse, und Du schließest recht. Ich bin ein sechstägiger Ehemann; am letzten Montag, als den 22sten wurden wir getraut, und nach einer Zerstreuung von acht Tagen ist dies der erste ruhige Augenblick, den ich Dir widmen kann. Nicht als ob wir in dieser Zeit in Saus und Braus gelebt hätten, es ging alles ganz still

und häuslich zu; aber meine Schwiegermutter war diese Woche über hier, und einige Besuche aus Weimar, die ersten Einrichtungen kamen dazu, die mich nicht recht zum Schreiben kommen ließen.

Verlange jetzt noch keine weitläufigen Details über meine innere und äußere Veränderung. Ich bin noch in einem Taumel, und mir ist herzlich wohl dabei. Das ist alles, was ich Dir für jetzt von mir sagen kann.

Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß ich nach Erfurt gehen würde, um meine Frau dort abzuholen und den Coadjutor zu besuchen. Diese Reise ging vor zwölf Tagen vor sich, und ich lebte drei angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau und Schwägerin, welches mich nach und nach daran gewöhnte, von ihnen ungetrennt zu sein. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah, und der Coadjutor besonders einen innigen Antheil an unserem Verhältnisse nahm, so verschönerte mir dieses meinen Aufenthalt in Erfurt gar sehr. Am vorletzten Sonntag fuhren wir nach Jena, und den Montag darauf meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolstadt kam. Noch unterwegs ward die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen (dem Adjunct Schmidt) verrichtet; ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Das Geheimniß ist ganz

über meine Erwartung geglückt, und alle Anſchläge von Studenten und Profeſſoren mich zu überraſchen wurden dadurch hintertrieben. Mit meiner Schwiegermutter verlebten wir nun noch einige angenehme Tage, und da unſere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, ſo gaben wir ſchon die erſten Tage ein volles ſchönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich iſt und bleiben wird. Meine Schwägerin bleibt bei uns, aber ich mußte ihr ein anderes Logis miethen, weil es mir zwiſchen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unſere Einrichtung iſt gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieſer neuen Ordnung gar ſehr. Meine Frau hat eine Jungfer und ich einen Bedienten, die mir beide nicht mehr zu unterhalten koſten, als Dir ein Bedienter in Dresden. Mit der Koſt und dem Uebrigen wird es bleiben, wie ich Dir ſchon geſchrieben habe.

Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immernährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen mir dieſe Tage dahin. Ich habe meiner Geſchäfte gewartet, wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir ſelbſt.

Jetzt darf nur noch *eine* Veränderung geſchehen, ſo habe ich nichts von außen mehr zu wünſchen. Von dem Coadjutor kann ich alles hoffen. Er hat ſich von freien

Stücken gegen mich über den bewußten Punkt herausgelaſſen und mir in beſtimmten Worten geſagt, daß er darauf zähle, mich in Mainz um ſich zu haben, und mir eine Exiſtenz, wie ſie für mich gehöre, dort zu verſchaffen. Er wüßte auch nicht, ſetzte er hinzu, wozu den Fürſten ihre Hilfsmittel nützten, wenn ſie ſie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menſchen um ſich zu verſammeln.

Aber auch ohne jede Privatrückſicht iſt der Coadjutor ein überaus intereſſanter Menſch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechſel hat. Ich habe wenige Menſchen gefunden, mit denen ich überhaupt ſo gern leben möchte, als mit ihm. Er hat meinen Geiſt entzündet, und ich, wie mir vorkam, auch den ſeinigen. Zwar ſcheint er mir etwas Unſtätes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht ſein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erſchöpfen, aber ſeine Blicke ſind hell, raſch und weit verbreitet, und dies macht ihn deſto genießbarer im Geſpräch.

Meine Frau und Schwägerin hat er ſehr lieb, und ſie haben ihn wirklich erobert. Er malt gar ſchön, und erlaubte den beiden, ihn malen zu ſehen. Er legte ein Gemälde an, welches auf unſere Heirath Beziehung hat. Es iſt ein Hymen, der unſere Namen auf einen Baum ſchreibt, in der Nähe die Hippokrene und die Attribute des Trauerſpiels und der Geſchichte. Das Gemälde iſt Lottchen beſtimmt, und in vierzehn Tagen ſollen wir's haben. Eine Madonna hat er gemalt, die wirklich ganz vortrefflich iſt.

Huber hat mir heut auch geantwortet; und mich erfreut es herzlich, daß unser Verhältniß ſich wiederfindet. Aber wie konnte es anders kommen, wenn es einmal etwas Wirkliches war? Ich glaube faſt an jede Freundſchaft, die auf dem Charakter ruht; denn man bleibt einander immer nothwendig.

Huber ſcheint mir einen großen Werth auf das heimliche Gericht zu legen, und das iſt mir nicht lieb. Was ich davon geleſen, befriedigt mich nicht. Die Aufnahme wird ſeine Erwartung täuſchen, und auch für ihn ſelbſt wünſchte ich, daß er ein ſtrengeres Ideal hätte. Meine Frau und Schwägerin grüßen Dich herzlich und empfehlen ſich Minna und Dorchen. Grüße ſie ſchönſtens von mir. Wollte mir Dorchen eine Copie von meinem Bilde zukommen laſſen, ſo würde ſie mich ſehr verbinden. Meine Schwiegermutter wünſcht es zu haben, und ich möchte ihr gern dieſen Wunſch erfüllen. Lebe wohl. Ich ſchreibe Dir bald wieder. Willſt Du ſo gut ſein und dieſen Einſchluß an Müller ſchicken?

Dein

W.

Dresden, 9. März 1790.

Mit jedem Poſttage habe ich immer der Nachricht von Deiner Verbindung entgegengeſehen, und vorgeſtern iſt ſie endlich angelangt. Nochmals meinen herzlichen Glückwunſch, auch zu der Art, wie die Feierlichkeit ſelbſt

vor ſich gegangen iſt. Daß ich Dich jetzt in der neuen Lage zu ſehen wünſchte, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Schreib' mir ja ausführlich darüber, ſobald Du völlig zur Ruhe biſt. — Was Du vom Coadjutor ſchreibſt, hat manche alte Plane in meinem Kopfe wieder aufgeweckt. Iſt er der Mann, den ich mir in ihm denke, ſo kann durch ihn vielleicht einſt die Idee unſeres erneuerten fünffachen Beiſammenſeins realiſirt werden. Noch wage ich kaum, mir dieſe Ausſicht lebhaft zu denken. Rechne auch Du nicht zu viel auf dieſen Mann. Der Antritt der Regierung iſt ein gefährlicher Zeitpunkt, und doppelt für eine gewiſſe poetiſche Denkart. Alle Schwierigkeiten ſcheinen unbedeutend, weil man ſich nie die Mühe nahm, ſie zu unterſuchen. Liſtige Geſchäftspedanten wiſſen alsdann bald tauſend Steine des Anſtoßes in den Weg zu legen. Man erſchrickt über die Schreckbilder, die von allen Seiten emporſteigen, und von denen man nie geträumt hatte. Dann iſt es leicht auf zwei Abwege zu gerathen: Neroniſchen Trotz — oder träge Reſignation, die ſich für höhere Cultur anfleht, und ſich der Wärme für alles Große und Schöne, als jugendlicher Aufwallungen ſchämt. Im letztern Falle vergißt man leicht die Menſchen, für die man ſich ehemals noch ſo ſehr intereſſirte. Wohl uns, wenn unſere Erwartungen durch dieſen Mann nicht getäuſcht werden!

L.

Ich ſchreibe Dir nächſtens mehr und weniger zerſtreut.

Dresden, 16. März 1790.

Anbei erhälſt Du eine Seltenheit — Jamben von mir. Sie ſind das Product einer glücklichen Stimmung; es kann viel Zeit vergehen, ehe ich wieder im Stande bin, nur eine Seite von dieſer Art zu machen. Ich fand mich reich an dichteriſchem Stoff und voll Eifers, meinem Producte ſoviel Schönheit als möglich aufzugeben. Daß ihm der Reim fehlt, iſt bloß Unvermögen von mir.

Ich weiß recht gut, was es dadurch gewinnen würde. Aber bei meinem Mangel an Uebung war mir die Schwierigkeit zu groß. Ich verzweifelte ſie zu überwinden, ohne entweder gute Ideen aufzuopfern, oder den Zwang zu deutlich merken zu laſſen. Aber an den Jamben habe ich nach Möglichkeit gefeilt. In der Cäſur und in der Abwechſelung der männlichen und weiblichen Jamben wirſt Du einige von Deinen Vortheilen wiedererkennen. Jetzt ſage mir, was Du von dieſer Gattung hälſt? Wenn dies Gedichte ſind, ſo getraue ich mir dergleichen manchmal zu machen, wenn ich gerade viel brauchbaren Stoff vorräthig und eine begeiſternde Aufforderung habe. Ich habe gefunden, daß dergleichen Epiſtel wenigſtens mehr poetiſche Diction erlauben, als proſaiſche Briefe, und dadurch gewinnt man die Bequemlichkeit, Ideen, die zu einer Abhandlung noch nicht reif ſind, in die Welt zu bringen. Wohlklang und Mannigfaltigkeit läßt ſich in Jamben auch ohne Reim bewirken.

S.

Jena, 26. März 1790.

Wie hat mich Dein Gedicht überraſcht, der Entſchluß wie die Ausführung, die ſehr glücklich ausgefallen iſt. Wenn irgend die Gattung der Epiſtel unter die Gedichte gerechnet werden kann, und dies iſt mein Glaube, ſo iſt dieſe Epiſtel gewiß eins. Auch in Proſa würde ſie Gedicht bleiben, und dies iſt die eigentliche Probe; denn der Vers macht kein Gedicht. — Deine Verſification iſt fließend, und einzelne Stellen könnten nicht leichter und ſchöner eingekleidet ſein. Aber Du haſt Dir Deinen erſten Verſuch ſchwer gemacht durch den Stoff, denn der iſt im Grunde doch philoſophiſch, oder machte Dir wenigſtens philoſophiſche Sprache nöthig; und wie ſchwer ſich dergleichen Ideen unter eine poetiſche Diction ſchmiegen, habe ich aus vielfacher eigener Erfahrung. Du haſt zuweilen den Jamben mit dem Artikel beſchloſſen, und das Subſtantiv, worauf er ſich bezieht, in den folgenden hinübergenommen. Einmal paſſirt das, aber in zwei aufeinanderfolgenden Jamben duldet man es nicht. Auch iſt es gegen die Harmonie, eine lange Periode, die durch mehrere Jamben durchläuft, vorn oder mitten in einem Vers zu beſchließen. Man will einen Ruhepunkt, und wird ungern fortgeriſſen. Lateiniſche Wörter, wie Cultur, fallen in der Poeſie etwas widrig auf. Ich ſage Dir nichts über die Gedanken ſelbſt, die mir, wie Du gern glauben wirſt, ſehr willkommen ſein mußten. Dieſe Probe Deiner Selbſtthätigkeit war mir eine gar ange-

nehme Erſcheinung, je weniger ich jetzt erwarten konnte, Dich anders als mit Appellationsprojecten beſchäftigt zu wiſſen.

Ich war dieſer Tage ganz unleidlich mit Arbeit überhäuft, um mein Collegium auf die nächſte Woche zu Ende zu bringen. Meine Heirath machte mich eine Woche verſäumen, und in den erſten Monaten hielt ich meine Zeit nicht genug zu Rathe, ſo daß ich mich zu Anfang des März noch weit zurückſah. In fünf oder ſechs Stunden hoffe ich nun mein Collegium leidlich ſchließen zu können. In acht oder zehn Tagen reiſe ich nach Rudolſtadt, und werde die Ferien dort zubringen.

Sage nicht, daß ich ein zu unumſchränktes Vertrauen in den Coadjutor ſetze. Was Du mir ſchreibſt, iſt auch mein Gedanke längſt geweſen; ich laſſe es gehen, wie es gehen mag; abwarten kann ich es mit Ruhe. Freilich wäre dies eine Ausſicht, unſeren alten Wunſch zu realiſiren, und einen ziemlichen Grad von Wahrſcheinlichkeit hat ſie immer. Der Coadjutor hat ſich auf jeden Fall zu tief eingelaſſen, um nichts zu leiſten. Der Schwierigkeiten ſind ſo viele nicht, da ich in zwei oder drei Jahren auch ohne ſeine Protection auf ein ſolches Etabliſſement würde losarbeiten können. Er kann mir meine Wünſche erfüllen, ohne mir gerade etwas zu ſchenken, oder ſich wegen meiner zu compromittiren. Er kann mir einen guten Platz verſchaffen, dem ich gewachſen bin, und ich allein. Beſſer freilich, wenn er mir meine ganze

Zeit und Freiheit laſſen kann, und ſo ſcheint er jetzt wenigſtens im Sinne zu haben.

Gegenwärtig fehlt es mir ſehr an einer angenehmen und befriedigenden Geiſtesarbeit; die Memoires, die Collegien, die Beiträge zur Thalia nehmen meine ganze Zeit, und mein Kopf iſt überladen, ohne Genuß dabei zu haben. Wie ſehne ich mich nach einer ruhigen und ſelbſtgewählten Beſchäftigung; aber ich darf mir ſobald keine Rechnung darauf machen. Es wird mir eben nicht wohl werden, bis ich wieder Verſe machen kann. Das epiſche Gedicht will mir nicht aus dem Kopfe; ich muß einmal dazu Beruf in mir haben. Vor einiger Zeit konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, mich in achtzeiligen Stanzen zu verſuchen. Ich überſetzte etwas aus der Aeneis; fertig iſt aber noch nichts; denn es iſt eine verteufelt ſchwere Aufgabe, dieſem Dichter wiederzugeben, was er nothwendig verlieren muß.

Wie ſchlecht der neue deutſche Mercur die Erwartungen erfüllt, wirſt Du ſchon geſehen haben. Ich werde wohl ganz davon zurücktreten, und nun die Thalia ernſtlicher wieder vornehmen.

Goethe iſt von Weimar weg und, wie er vorgiebt, der verwittweten Herzogin von W. entgegen, die man zu Ende des März aus Italien zurückerwartet. Man vermuthet aber ſtark, daß er nicht mehr zurückkommen werde. Lips iſt jetzt in Weimar und bleibt auch da. Es iſt ein gar intereſſanter Menſch, das natürlich Biedere und Schweizeriſche von Graff mit mehr Kenntniß und Genie,

Ich werde mich näher mit ihm verbinden; meine Frau hat ihm im Zeichnen ſchon viel zu danken, und er kann ihr noch nützlicher werden. Sein Umgang iſt ſehr angenehm. Ich wünſchte, Du könnteſt auch von ſeinen Zeichnungen ſehen. Goethe hat eine Idee zu einem Titelkupfer für den erſten Theil meiner Memoires angegeben, die Lips gezeichnet hat und jetzt eben ſticht. Idee und Zeichnung ſind ganz vortrefflich. Zum zweiten Band hat er den Kopf von Bohemund erfunden, und äußerſt treffend. Du wirſt beides auf Oſtern ſehen.

S.

Dresden, 2. April 1790.

Dein Urtheil über meine Jamben macht mir viel Muth, und Du haſt's ſehr zu verantworten, wenn ich mir einbilde, in dieſer Gattung etwas leiſten zu können. Aber darin haſt Du ſehr unrecht, daß ich mir die Arbeit durch den philoſophiſchen Inhalt ſauer gemacht hätte: grade dieſer hat mir ſie erleichtert; und ich zweifle, ob ich einem anderen Stoffe, der erſt durch dichteriſche Pracht gehoben werden müßte, gewachſen wäre — und hierin liegt auch der Grund meines Zweifels, ob ſolche Producte Gedichte ſind. Sollte man nicht ſagen können: ſo lange der Gedanke bloß philoſophiſch (abſtract, nicht dramatiſch unter beſonderen Verhältniſſen, ſondern im Allgemeinen wahr) iſt, ſo entſteht kein Gedicht, auch durch eine noch ſo dichteriſche Einklei-

dung. Der Gedanke ſelbſt muß individualiſirt werden, muß dramatiſche Wahrheit bekommen, muß das Reſultat eines beſonderen Charakters, beſonderer Umſtände ſein, muß dies durch Einſeitigkeit und Uebertreibung verrathen ꝛc.

Deine Winke über die Verſification werde ich beſtens benutzen. Daß Du mit Arbeit ſo überhäuft biſt, um gar keine Zeit zu einer dichteriſchen Beſchäftigung zu haben, iſt mir ärgerlich genug. Den Virgil in Stanzen zu überſetzen, iſt eine kühne Unternehmung, theils wegen der Eigenthümlichkeiten des Virgil überhaupt, theils weil die vorhandenen Abtheilungen mit den Abtheilungen der Stanzen ſo wenig zuſammentreffen; und mir fällt es immer auf, wenn zu Ende der Stanze nicht eine Art von Ruhepunkt iſt.

Freilich iſt der neue Mercur das nicht, was er werden ſollte. Was ſagſt Du denn zu Bürgers Unternehmung: Akademie der ſchönen Redekünſte. Der Verleger ſcheint auf äußeren Schmuck etwas wenden zu wollen. Wäre es nicht ein Gedanke, Dich mit Bürger zu verbinden, um einzelne Gedichte oder andere Werke der Darſtellung, die Dir in der Thalia nicht genug bezahlt und nicht gut genug gedruckt würden, dort einrücken zu laſſen? Die Unternehmung hat mir gefallen und ich wünſchte ihr Unterſtützung.

Huber giebt ſich Mühe, ſich in ſeinem Fache auszuzeichnen und klagt, daß man ſo wenig Notiz davon nimmt. Man vermeidet alle Gelegenheit, ihn zu beſchäf-

tigen. Im Grunde war dies vorauszusehen. Der Adel wird mir zugeben, daß man einen Gesandten in Mainz für entbehrlich halte. In seinem politischen Fache wird Huber ewig nur Holz- und Wasserträger bleiben, so lange er in Sachsen ist. Nur der Justizmann kann bei uns als Bürgerlicher Einfluß auf Entscheidungen haben, weil hier auch die Entscheidung mühsam ist. In allen anderen Fächern soll unsere Classe bloß expediren oder Materialien sammeln.

K.

Rudolstadt, 10. April 1790.

Der Ueberbringer dieses Briefs, Hr. Hofrath v. Beulwitz, mein Schwager, wird eine doppelt interessante Bekanntschaft für Dich sein, und wenn Du näher mit ihm bekannt wirst, so wird er meiner Empfehlung nicht bedürfen. Er ist, wie ich Dir wohl schon gesagt und geschrieben habe, mit den Prinzen von Rudolstadt auf Reisen, die Du bei dieser Gelegenheit auch kennen lernen wirst. Ich wünschte, daß Du ihm und den Prinzen einige Stunden schenken möchtest, sie auf Deine Art mit dem Schönsten in Dresden bekannt zu machen. Der Älteste Prinz zeichnet und hat Geschmack und Sinn für Kunstwerke; da bist Du also im Stande, ihm sehr viel Schönes zu zeigen. Wenn Du sie zu Graff führen solltest, so laß doch mein Portrait hinstellen, ob sie es erkennen.

S.

Rudolstadt, 15. April 1790.

Dein Brief ist uns von Jena nachgeschickt worden und kam erst seit vorgestern in unsere Hände. Jeden Tag freue ich mich meines Looses mehr, und das Band zwischen uns wird mannigfaltiger und fester geflochten.

Wir leben jetzt hier gar angenehme Tage: ich in der schönen Reminiscenz der vorigen Zeiten, wenn ich die Plätze besuche, wo ich meine ehemaligen, in mich selbst verschlossenen Empfindungen wiederfinde; und meine Frau im Umgang mit einigen alten Bekannten, die ihr lieb geblieben sind. Meine Schwiegermutter freut sich unsers Glücks und theilt es mit uns. Meine übrigen Verwandten von hier ersetzen mir das Leere ihres Umgangs durch eine herzliche Gutmüthigkeit und durch treffliche Torten und Pasteten. —

Beide Prinzessinnen sind gute Geschöpfe und werden gewiß einen Mann glücklich machen, einen Prinzen gewiß. Die jüngste, sechzehn Jahr alt, ist sehr schön, gewiß eins der schönsten Mädchen, die ich gesehen habe; und vielleicht würde sie der Kronprinz von Dänemark wählen, der sich erklärt haben soll, daß er sich eine Frau nach Geschmack aussuchen wolle. Schade nur, daß man sie ihm nicht zeigen kann. Indessen wird man auch mit einem geringeren Freier recht gern vorlieb nehmen, selbst, wenn er ein wohlhabender Reichsgraf ist; nur Protestant müßte er sein. Ich habe auf den Fürsten von Lippe-Detmold gedacht: weißt Du mir nichts von diesem zu

ſagen? wo iſt er? ob er etwa ſchon verſprochen iſt u. dgl. Am Hofe war ich ſelbſt noch nicht, ich werde aber wohl noch hin müſſen; denn bisher habe ich mich mit der Hoftrauer entſchuldigt, auf die ich mich nicht verſehen hätte.

Der Coadjutor hat uns das Gemälde geſchickt und gar ſchön an meine Frau geſchrieben. Es iſt ſehr ſchön ausgeführt, obgleich der Gedanke an ſich wenig Gehalt hat; wie es bei einem Gelegenheitsſtück auch nicht wohl möglich iſt.

Du haſt meiner Frau die Compoſition der Freude und, mir däucht, auch die Compoſition aus den Räubern einmal verſprochen. Sie läßt Dich bitten, Dich an dieſes Verſprechen zu erinnern.

Huber kann ich mir kaum in ſeiner neuen Autorität denken; es freut mich aber gar ſehr, daß er über Mangel an Beſchäftigung klagt, und daß ihm ſein Beruf anfängt lieb zu werden. Du und er ſind jetzt beide an der Quelle wichtiger politiſcher Emanationen. Schreib' mir doch, wenn Du etwas Wichtiges früher als ich erfährſt. Die politiſche Welt intereſſirt mich jetzt. Ich zittere vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutſchlands fühlen.

Viel gute Wünſche zu Deinem Plan wegen des Appellationsgerichts. Weiß ich Dich nur erſt gut placirt, ſo iſt mir nicht bange wegen des Uebrigen. Innere Unthätigkeit wirſt Du nie lange ertragen, und der Geiſt der Wirkſamkeit, den eine bedeutendere Lage in Dir auf-

weckt, wird ſich auf alle Deine, auch Lieblingsgeſchäfte erſtrecken.

Noch etwas. Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern. Da Kunze jetzt Wittwer iſt, ſo ſollte das Attachement, das er ſonſt immer an Dorchen hatte, wieder aufwachen und er ſollte ſie heirathen. Iſt Dir dieſes nie eingefallen? Dieſe beiden Leute hat der Himmel für einander beſtimmt; Dorchen macht ihn gewiß glücklich, und ſie kennt ihn ſo gut, daß er ſie nie unglücklich machen kann. Findeſt Du den Gedanken gut, ſo weiſe mir eine Rolle dabei an, ihn zu befördern. Grüße Alles.

S.

Dresden, 23. April 1790.

Es freut mich, daß Du auch unter den Anverwandten Deiner Frau Dich wohlbefinden kannſt. Dies iſt ein Vortheil obendrein, den man nicht grade vorauszuſetzen hatte.

Dein löbliches Vorhaben, Prinzeſſinnen zu verheirathen, wollen wir nach Möglichkeit befördern. Der Fürſt Lippe iſt ein beſchränkter aber gutmüthiger Menſch, mit dem eine Prinzeſſin gewiß nicht übel leben würde. Um an ihn zu gelangen, iſt Parthey nicht mehr zu brauchen, weil er ſich mit dieſem entzweit hat. Aber wir wollen durch die Frau von Recke, die ſich in Deſſau aufhält, den Fürſten von Deſſau (den ehemaligen Vormund

des Fürſten Lippe) auf dieſe Prinzeſſin aufmerkſam machen laſſen. Vielleicht ließe ſich's auch mit dem Prinzen von Deſſau machen; Graf Geßler ſpricht die Frau von Recke in dieſer Meſſe, und dieſen wollen wir inſtruiren.

Die verlangten Compoſitionen für Deine Frau laſſe ich abſchreiben. Von der Freude habe ich eine neue gemacht, weil die gedruckte zum Alleinſingen beim Clavier weniger brauchbar iſt; auch lege ich die gedruckte mit kleinen Abänderungen bei.

Deine Idee von Dorchen und Kunze war mir unerwartet. Freilich weißt Du vielleicht nicht, daß Huber vor ſeiner Abreiſe ſeinen Entſchluß zur Heirath deutlich erklärt hat. Ich weiß wohl, was ſich im Allgemeinen gegen eine ſolche Heirath ſagen läßt, aber ich liebe die allgemeinen Regeln nicht. In dieſem einzelnen Falle halte ich es für's Beſte, daß beide zuſammenkommen. Wenigſtens könnte ich nichts thun, um es zu hindern.

Du willſt Politica von mir wiſſen; das iſt ein neuer Zug von Dir. Vor der Hand wüßte ich Dir nichts zu melden, als daß ich noch immer für den Frieden wetten würde, wenn ich alle einzelnen Data zuſammennehme.

K.

Jena, 16. Mai 1790.

Die Ferien ſind vorbei und ich bin wieder im Geſchirr; doch mehr in Göſchens als in dem der Akademie,

und ich laſſe mir Geſchäfte die ſchönen Maitage nicht verderben.

Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz, und mich in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. Das akademiſche Karrenführen ſoll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem muſterhaften Profeſſor werde ich mich nie qualificiren; aber dazu hat mich ja die Vorſehung auch nicht beſtimmt. Erwarte alſo von mir wenig Compendien, aber deſto gewiſſer etwas anderes.

Zu meinem Vergnügen und um doch für meine zweihundert Thaler etwas zu thun, leſe ich, neben einem privatum über die Univerſalgeſchichte, noch ein publicum über den Theil der Aeſthetik, der von der Tragödie handelt. Bilde Dir ja nicht ein, daß ich ein äſthetiſches Buch dabei zu Rathe ziehe — ich mache dieſe Aeſthetik ſelbſt, und darum, wie ich denke, um nichts ſchlechter. Mich vergnügt es gar ſehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über dieſe Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philoſophiſche Regeln und vielleicht gar ein ſcientifiſches Princip zu finden. Es legt ſich mir alles bis jetzt bewundernswürdig ſchön auseinander, und manche lichtvolle Idee ſtellt ſich bei dieſer Gelegenheit mir dar. Die alte Luſt zum Phi-

losophiren erwacht wieder, und am Ende kommt es auch wieder an Julius und Raphael.

Zugleich giebt mir dieſe Arbeit einen nicht unintereſſanten fortlaufenden Stoff für die Thalia, und daß ſie die Studenten intereſſirt, kannſt Du Dir leicht einbilden.

Geſtern war ich in Weimar mit meiner Frau, wo wir auch Herders beſuchten. Er hat kürzlich eine ſchwere Hämorrhoidalkrankheit ausgeſtanden und iſt noch nicht ganz wiederhergeſtellt. Wir fanden ihn bei guter Laune und waren ſehr vergnügt. Er iſt ein ganz anderer Bewunderer meiner univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht in den Memoires, als Du. Du willſt mich im Philoſophiren über Geſchichte noch gar nicht gelten laſſen. Meine Ueberſicht macht bei vielen Senſation, und ich denke von ihr noch ebenſo wie vorhin. Bekehre Dich alſo ja.

S.

Dresden, 28. Mai 1790.

Dein letzter Brief iſt in einer Stimmung geſchrieben, die mir ſehr wohlthut. Schon im jenaſchen Lectionsverzeichniſſe fand ich, daß Du wenig angeſchlagen hatteſt. Das äſthetiſche Collegium habe ich ganz überſehen; ich ſuchte Dich bloß im hiſtoriſchen Fache und freute mich, daß Du Dich nicht mit Stunden überhäuft hatteſt. Daß Du in Jena *wohnſt*, iſt für die Univerſität allein ſchon zweihundert Thaler werth. In Göt-

tingen gab es auch ſolche Profeſſoren, die bloß durch ihren Ruf der Univerſität nutzten, und denen man gar nicht zumuthete, viel Vorleſungen zu halten. Die Dankbarkeit fordert höchſtens ein Collegium. Deine übrige Zeit gehört theils Dir ſelbſt, theils den Buchhändlern, die Dich gewiß beſſer als die Studenten bezahlen. Ueber das Trauerſpiel äſthetiſche Vorleſungen zu halten, war ein glücklicher Gedanke. Laß nur den Raphael bald etwas von Deinen Ideen erfahren; ſeine Antwort ſoll gewiß nicht ausbleiben.

Ueber Deine Philoſophie der Geſchichte bekehre ich mich noch nicht. Mein Ideal von Philoſophie und von Dir iſt größer, als was Du noch jetzt geleiſtet haſt.

Nachricht und Brief von mir wirſt Du durch Hrn. v. Funk erhalten haben. Ich bin begierig zu wiſſen, wie er Dir gefallen hat. Ueber die Sullyſchen Memoires wirſt Du mit ihm ſelbſt geſprochen haben. Mir iſt dabei überhaupt eingefallen, ob Du nicht ganz neue Memoires mit in Deinen Plan aufnehmen ſollteſt, ſo daß ſie neben den älteren zugleich erſchienen: z. B. die Memoires von Richelieu, Choiſeul. Bei dieſen beiden ſind Dir nun wohl andere zuvorgekommen. Aber jetzt kommen gewiß in Frankreich und England mehrere heraus, die ſehr brauchbar wären. Du biſt der Mann nicht, ſo etwas zu erlauern, aber Bertuch, der doch wohl eigentlich Dein Verleger iſt (da Mauke nur den Namen hergiebt), wäre zu ſeinem eignen Vortheil als Spürhund zu gebrauchen, um in engliſchen und franzöſiſchen Journalen

und Zeitungen aufzupassen. So weiß ich z. B. nicht, ob Franklins Leben, von ihm selbst beschrieben, schon einen Uebersetzer hat.

Wir leben jetzt auf dem Weinberge und werden Dorchen etliche Wochen entbehren: sie geht nach Carlsbad, weil es ihr das letztemal so wohl bekommen ist, und hat eine sehr gute Gelegenheit gefunden. Frau v. Recke, die jetzt hier ist und bei genauerer Bekanntschaft sehr bei uns gewonnen hat, nimmt sie mit sich. Die Recke verliert, wenn man sie als Genie und als Schriftstellerin, besonders als Dichterin denkt; aber dies war nicht ihre Bestimmung. Sie hat wirklich viel Feinheit der Seele, Talent zur höheren Freundschaft und eine seltene Zartheit der Empfindung. Unter uns war sie äußerst natürlich, und wir freuten uns über die schöne Weiblichkeit, die wir grade nicht in ihr gesucht hätten.

Ich hoffe diesen Sommer mit Erfolg arbeiten zu können; aber es ist immer noch Aussaat, wovon die Ernte sich sehr verspäten kann. Für jetzt beschäftigt mich der Stoff zu einer Theorie der Ideale, der sich immer vergrößert und läutert. Kants Kritik der Urtheilskraft macht mir wieder neue Arbeit. Wir begegnen uns in einigen Punkten und entfernen uns in anderen. Hier muß ich durch. Ich fühle, daß ich auf diesem Felde etwas leisten kann, und meine besten Stunden sollen dazu bestimmt sein.

K.

Jena, 18. Juni 1790.

Wahrhaftig, ich schäme mich vor Dir, daß ich in meinem Eheſtande ein ſo träger Correſpondent werde, und mich verdrießt, daß ich gegen Dich das Anſehen haben ſoll, als ob ich mich verſchlimmert hätte; und doch kann ich Dir betheuern, daß Du der einzige Menſch biſt, an den ich überhaupt ſchreibe, und daß ich es alle Tage thun würde, wenn ich es nur irgend möglich machen könnte. Der dreißigjährige Krieg, den ich in Göſchens Kalender mache und der in den erſten Wochen Auguſts fertig ſein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen. Mein ſeltenes Schreiben bringt mich auch um Deine Briefe, und ich verſiege ſo allmählig ganz.

Sonſt wäre mir ſehr wohl und ich könnte mich meines Lebens recht freuen. Auch wundere ich mich ſelbſt über den Muth, den ich bei dieſen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner ſchönen häuslichen Exiſtenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, leſend oder ſchreibend, in Arbeit, und dennoch geht's ſo leidlich, wie ſonſt nie.

Mit Deinem Herrn v. Funk haſt Du uns gar viel Vergnügen gemacht: es wurde mir ſo wohl in ſeinem Umgang, er ſpricht von Dingen die mir lieb ſind mit ſo viel Intereſſe, und in ſeinem Weſen iſt etwas Stilles und Feines, das ich über alles liebe. Ich beneide Dir

ihn: solchen Umgang hat mir der Himmel hier nicht beschert.

Viel Glück zu der neuen Kantischen Lectüre. Hier höre ich sie zum Sattwerden preisen. Hast Du Reinholds Kantische Briefe (die neue Auflage) und die Moralphilosophie von dem hiesigen Adjunct Schmidt gelesen? Sie soll ganz vortrefflich sein.

Meine Theorie der Tragödie, der ich jede Woche einen Tag widme, macht mir noch immer viel Freude; aber langsam geht es freilich, da ich gar kein Buch dabei zu Hilfe nehme — bloß Reminiscenzen und tragische Muster.

S.

Dresden, 29. Juni 1790.

Die Pause in unserm Briefwechsel hätte nicht so lange gedauert, wenn ich nicht von einem Posttage zum andern noch hätte die Nachricht abwarten wollen, ob Du mit Herrn von Funk zufrieden gewesen bist; er ist jetzt wieder hier und rühmt Deine Aufnahme sehr. Es freut mich, daß er Dir behagt hat. Wenn nur seine Lage besser wäre. Dies macht mir oft peinliche Empfindungen, wenn er mich grade am meisten interessirt. Er läßt sich Dir empfehlen und wartet auf die Memoires von Sully, die Du ihm zu schicken versprochen hast; er will sich gleich darüber machen.

Es ärgert mich, daß Du so zu Stocke und zu Pflocke arbeiten mußt. Laß Dich nicht wieder auf so

eine Kalenderſpeculation ein; das iſt gut für Archenholz und Seinesgleichen. Du wirſt immer mehr Zeit und Kräfte auf ein ſolches Product wenden, als es verdient. Deine Memoires könnten Dir gewiß alle andere Finanzſpeculationen entbehrlich machen, wenn Du ſie recht nutzteſt: aber ſie müßten ſchneller herauskommen, Du müßteſt mehr Mitarbeiter haben, müßteſt die Sache fabrikmäßiger behandeln und Dir bloß die Direction außer den Einleitungen vorbehalten. Nach Funks Aeußerungen muß der zweite Band bald fertig ſein. Vergiß nicht ihn mir zu ſchicken, auch habe ich das Kupfer zum erſten noch nicht.

Funk ſagt mir, daß Du mit dem Fauſt nicht zufrieden biſt. Freilich finde ich auch Ungleichheiten darin, und gewiß ſind die einzelnen Scenen zu ſehr verſchiedenen Zeiten gemacht. Aber mich freut doch vieles, beſonders die Hauptidee, daß Fauſt durch Charakter immer eine höhere Art von Weſen bleibt, als Mephiſtopheles; wenngleich dieſer ihm an Vorrath von Ideen, an Erfahrung, an Gewandtheit überlegen iſt. Dies könnte zwar auch oft mehr ausgeführt ſein, und der Bänkelſängerton, den Goethe gewählt hat, verleitet ihn nicht ſelten zu Plattheiten, die das Werk verunſtalten.

Was ſagſt Du zu Iffflands Figaro? Faſt verzweifle ich nun, daß Iffland ein ſchönes Ganze in dieſer Art liefern wird. Abgerechnet die Unnatürlichkeit und Verworrenheit des Planes und die Uebertreibungen in den Charakteren, ſo ſteht man hier wieder, daß Iffland, bei

allen ſeinen Talenten für das Detail, von der höheren Wirkung des Luſtſpiels keinen Begriff haben mag. Solltest Du Dich nicht einmal in dieſer Gattung verſuchen? Es iſt etwas im Luſtſpiele, was noch kein Deutſcher, ſelbſt Leſſing nur ſelten erreicht hat — Leben mit Grazie auf eine Art darzuſtellen, daß die Aufmerkſamkeit möglichſt beſchäftigt und der Genuß durch nichts geſtört wird. J. will ſeine Stücke durch bittere Satyren, durch heftige Rührungen würzen. Aber dies zerſtört die ſanftheitere Stimmung, die ich mir als die ſchönere Wirkung des Luſtſpiels denke. Du verſtehſt mich, und es kommt gewiß nur auf Dich an, dem deutſchen Publicum zu zeigen, was ein Luſtſpiel ſein kann. Im Geiſterſeher, für den ich überhaupt eine Fürbitte einlegen möchte, ſind Stellen, aus denen ich ahne, daß Deine Einbildungskraft Dir für das feine und lebhafte ebenſo gut, als für das ſtarke und erſchütternde Spiel der Empfindungen und Charaktere zu Gebote ſteht.

Schmidts Moralphiloſophie kenne ich noch nicht, werde ſie aber verſchreiben. Laß mir nur Zeit und ich komme gewiß auf einen Punkt, wo ich das, was Kant und ſeine Anhänger geleiſtet haben, und wo ſie vom rechten Wege abgekommen ſind, deutlich überſehen kann: und dann muß das Gold, was in dieſer Philoſophie enthalten iſt, in eine annehmlichere Form umgeſchmolzen werden.

Dorchen wird künftigen Sonntag aus dem Carlsbade zurückkommen; ſie iſt ſehr zufrieden mit der Recke,

und rühmt besonders die Herzogin, die äußerst liebenswürdig und nichts weniger als tragisch und feierlich sein soll, wie letzteres die Recke nicht selten zur Unzeit ist. Sonst sind wir wohl. Meine Emma wird täglich drolliger, und es ist möglich, daß sie nicht allein bleibt. Dann würde nichts aus unserem Besuche werden können, den wir Dir im künftigen Jahre zugedacht hatten. Aber könntest Du denn nicht einmal mit Deinem Weibchen und ihrer Schwester zu uns kommen?

K.

Dresden, 9. Juli 1790.

Nur ein Paar Zeilen, um Dir zu melden, daß der Hofrath v. Beulwitz mit den beiden Prinzen hier gewesen ist. Leider aber habe ich weniger mit ihnen zusammensein können, als ich gewünscht hätte. Sie kamen den Sonnabend nach Tische. Sonntags früh fuhren wir nach Freiberg, um Dorchen einzuholen, und kamen erst Dienstags zurück. Mittwoch Abend waren sie bei uns auf dem Weinberge, kamen aber spät, weil sie in Pillnitz bei der Oper gewesen waren, und fanden uns in sehr zahlreicher Gesellschaft. Die Herzogin von Curland mit ihrem Gefolge und Elisa waren bei uns. Dorchen hat der Herzogin sehr gefallen, und sie ist auch gegen uns sehr zuvorkommend. Gestern vor Tische konnte ich die Prinzen noch zu Graff führen, und sie fanden alle Dein Bild sehr ähnlich. Hofrath Beulwitz scheint ein feiner

gebildeter Mann zu ſein, und ich habe bedauert, ihn nicht mehr benutzen zu können. Aber die freiberger Reiſe war eine längſt abgeredete Sache und dazu beſtimmt, die Herzogin dort ungeſtörter kennen zu lernen. Die Prinzen habe ich zu wenig geſprochen, um über ſie urtheilen zu können; doch ſcheint der ältere viel Intereſſe für Kunſt zu haben.

R.

Löbichau, 13. Auguſt 1790.

Mit Verlangen ſehe ich dem Zeitpunkte entgegen, wo Du wieder im achtzehnten Jahrhundert und nicht mehr im dreißigjährigen Kriege leben wirſt. Ich hätte Dir längſt geſchrieben, aber Wichtiges war nicht vorgefallen, und um bloß mit Dir zu plaudern, hielt ich Dich jetzt für zu zerſtreut. Dein Weibchen ſchreibt mir, daß Du krank biſt, alſo jetzt nicht arbeiten kannſt. So magſt Du denn unterdeſſen hören, wie es uns gegangen iſt.

Dorchen hatte der Herzogin von Curland ſehr gefallen, und war täglich mit ihr in Carlsbad zuſammen geweſen. Sie wollte uns kennen lernen; wir reiſten ihr bis Freiberg entgegen, fanden ſie ſehr liebenswürdig, und ſchienen auch ihr zu behagen: ſo daß wir in den acht und mehr Tagen ihres hieſigen Aufenthalts faſt unzertrennlich von ihr geweſen ſind. Sie hat alle die Weiblichkeit, welche Eliſe fehlt. Nichts an ihr iſt abgezirkelt und ſtudirt. Ihre Lebhaftigkeit geht oft bis zur Unbehutſam-

keit; aber in ihrem ganzen Betragen herrſcht angeborene Grazie. Sie hat ein ungemeines Talent, Perſonen, für die ſie ſich intereſſirt, durch tauſend feine Aufmerkſamkeiten angenehme Empfindungen zu machen. Aber dies geſchieht mit Leichtigkeit, mit dem Muthwillen eines Weſens, das bloß auf ſein Vergnügen denkt. Nichts Drückendes, keine Spur von Pflichtmäßigkeit oder Reſignation. Ihr Aeußeres iſt ſehr einnehmend, und ſie kleidet ſich mit Geſchmack. In Jena hat ſie bloß Pferde gewechſelt, und ſie und Eliſa haben Dich grüßen laſſen, wie ſie ſchreiben. Ich wußte nicht einmal, daß ſie durch Jena gehen würden; auch war es für Dich keine Sache, Dich von ihr bloß *beſehen* zu laſſen; denn zu etwas mehr war keine Zeit. Bei ihrer Zurückkunft von Pyrmont bleibt ſie eine Woche in Sagan. Sie hat uns eingeladen zu ihr zu kommen, und wahrſcheinlicherweiſe werden wir's thun.

Goethe war auch vor Kurzem ein Paar Tage hier. Graf Geßler ſuchte ihn auf und brachte ihn einen Abend auf unſeren Weinberg. Er thaute auf und war zuletzt ſehr mittheilend. Aber ſeine Art ſich anzukündigen hat immer etwas Kaltes und Zurückſcheuchendes. Ich habe wieder eine halbe Stunde lang ein intereſſantes Geſpräch über Kunſt mit ihm gehabt. Auf dem Rückwege denkt er hier wieder durchzukommen und länger zu bleiben.

M.

Jena, 1. September 1790.

Viel Glück zum Appellationsrath! Ich kann mir denken, wie der gelungene Wunsch Dich erfreut. Deine jetzige Existenz ist nun völlig gedeckt, und Du weißt doch nunmehr, warum Du Deine Fesseln trägst. Es hat mich seither schon oft ungeduldig gemacht, Dich auf eine späte Verbesserung, deren Du vielleicht alsdann nicht mehr nöthig hättest, warten und mit dem lästigsten Zwange kämpfen zu sehen. Jetzt hast Du wenigstens einen nicht zu verachtenden Ersatz.

Diese ganze Sache freut mich um so mehr, da mir verschiedene Besorgnisse aufgestiegen sind, Du könntest Deines Wunsches verfehlen. Zwischen den Geschäftsmenschen, den Sackträgern des Staats und den denkenden Köpfen ist selten viel Harmonie zu hoffen; und bei Euch besonders ist es gefährlich, im Ruf zu stehen, daß man etwas anderes höher schätzen könnte, als sein Brodfach. Ich fürchtete wirklich, Deine Liebhaberei für Kunst und was damit verwandt ist, insofern sie sich in einer gewissen Lauigkeit im Dienst äußerte, würde Dir bei Deiner Bewerbung schaden. Daß dies nicht geschehen ist, muß ich dem vortheilhaften Eindrucke zuschreiben, den Du auf den größeren Theil der dortigen Einflußmenschen machst. Du hast Deinen Rechtshandel offenbar durch Deinen persönlichen Werth gewonnen, denn der Sache nach hättest Du ihn, däucht mir, vor diesen Richtern verlieren müssen. Um so mehr Gewinn und Ehre für Dich.

Ich bin begierig, wie Du nach dem erſten halben Jahre Dir in dieſer neuen Lage gefallen wirſt. Offenbar werden Dir Deine nunmehrigen Dienſtgeſchäfte, wenn auch mehr gehäuft, doch weit weniger drückend ſein, als die alten. Die Sache ſelbſt, der Eifer der Neuheit, ein gewiſſer Ehrgeiz, die vorausgeſetzte gute Meinung zu rechtfertigen, wird ſie Dir erleichtern; und man thut unendlich gern, was man nicht weggeworfen weiß und wovon man die Früchte erntet. Ich fürchte nicht für Deine Kunſtbegeiſterung und Deinen Geſchmack, eher für Deinen fortdauernden Dienſteifer; aber alles wird gewonnen ſein, wenn Du Dir Fertigkeit genug erworben haſt, Deine neuen Geſchäfte mit Leichtigkeit zu behandeln.

Ich bin noch immer im dreißigjährigen Kriege, aber in vier oder fünf Tagen iſt dieſe Arbeit geendigt. Bis dahin bleibt es bei dieſem kurzen Gruß.

G.

Jena, 12. September 1790.

Endlich bin ich mit der beſchwerlichen Arbeit des dreißigjährigen Krieges zu Ende, aber nicht weiter gekommen, als bis zur Breitenfelder Schlacht. Beſchloſſen wird er im künftigen Jahr. Du kannſt Dir denken, wie herzlich froh ich bin. Dieſe Meſſe wird ziemlich reich von mir beſchickt, ohne gerade viel Geſcheidtes. Es erſcheinen zwei Hefte Thalia, wovon eins ſchon gedruckt

iſt, ein Band Memoires, worin der erſte Kreuzzug, und dann der Kalender.

Hier überſende ich Dir den zweiten Band der Memoires mit dem Kupfer; ich hätte es beinahe vergeſſen. Zugleich folgt ein Kunſtwerk von meiner Hand, in einer Manier und Form, die Dir vielleicht noch ganz neu iſt. Wenn Du dieſes opus mit meinem neueſten vergleichſt, was ich vor vier Jahren zu Deinem Geburtstage gemalt habe, ſo wirſt Du Dich über meine Progreſſen wundern. Dieſe Art Landſchaften hat uns Goethe kennen gelehrt. Er hat vortreffliche Stücke der Art aus Italien gebracht. Du hältſt ſie Abends mit der ſchmuzigen Seite gegen zwei hintereinandergeſtellte Lichter; des Tages darf ſie nicht angeſehen werden.

M.

Dresden, 21. September 1790.

Gottlob, daß der dreißigjährige Krieg einmal wenigſtens auf eine Zeitlang aus den Händen gelegt werden kann. Daß Du ihn nicht zu ſehr zuſammengezwängt haſt, freut mich. Wenn Du auch jetzt haſt flüchtig arbeiten müſſen, ſo kannſt Du in künftigen Zeiten dies Werk einmal wieder vornehmen, und etwas recht Gutes daraus machen. Wo auf einmal zwei Hefte Thalia herkommen, begreife ich kaum.

Für die Memoires danke ich ſchönſtens, und noch mehr für das bemußte Kunſtwerk. Es iſt ein Symbol

des beſcheidenen Verdienſtes, kündigt ſich am Tage nicht an, und glänzt nur im Dunkeln. Bei alledem iſt die Wirkung dieſer Art Producte nicht übel, und ſie waren uns neu. Ich ſehe Dich im Geiſte mit einem Amtsgeſichte bei Deinem Weibchen ſitzen, und Euch Eurer Werke freuen. — Von den Kupfern zu den Memoires gefällt mir der Bohemund am beſten. Das Frontiſpice iſt zu ſymmetriſch, und die Idee ſcheint mir nicht geiſtvoll genug. Auch iſt die Figur der Geſchichte ſo kurz und trägt den Arm in einer Binde. Der kleine Muſje linker Hand ſieht auch für einen Genius zu dürftig. Lebe wohl für heute. Bald werden unſere Briefe wieder geſcheidter ausſehen. Ich bin nun eingeführt und habe jetzt auch noch mehr zu thun, als ich in etlichen Wochen zu thun haben werde. Dorchen iſt in Sagan bei der Herzogin von Curland auf acht Tage. Wir ſollten auch da ſein, aber jetzt kann ich hier nicht abkommen.

L.

Dresden, 6. October 1790.

Was ich von Deinem dreißigjährigen Kriege geſehen habe, hat mir viel Freude gemacht. Meine Erwartung von dieſem Producte iſt übertroffen worden, weil ich glaubte, daß Du bloß aus Finanzſpeculation dieſe Arbeit übernommen hätteſt. Was Dir beſonders gelungen iſt, ſcheint mir die Anordnung und Stellung der Begebenheiten, wodurch Du Licht und Zuſammenhang in

das Ganze gebracht haſt. Dies war gerade bei einem ſo verworrenen und zerſtückelten Stoffe nicht leicht, und ohne dieſe Kunſt der Darſtellung mußte das Intereſſe nothwendig erſchlaffen. Auch fehlt es nicht an einzelnen ausgeführteren Gemälden von Gegenſtänden, bei denen man gern verweilt, an ſchicklich gewählten Ruhepunkten, die die Ueberſicht des Ganzen befördern, an eingeſtreuten Bemerkungen, die zum Nachdenken Stoff geben, ohne die Erzählung aufzuhalten. Kurz, dies Product wird künftig einmal wenig Feile bedürfen, um als hiſtoriſches Kunſtwerk unter Deine erſten Arbeiten zu gehören. Der Styl iſt ungeſchmückter als in der Geſchichte der Niederlande, erhebt ſich aber doch, ſo wie es der Inhalt erlaubt.

Die Sendung Moſes iſt eine Vorleſung von Dir. Von dieſer Art könnteſt Du mehrere in der Thalia liefern, die zuſammen eine hiſtoriſche Gallerie bilden könnten. In dem indianiſchen Stücke habe ich, eine gewiſſe Zartheit der Empfindung abgerechnet, nicht viel Intereſſe finden können. Manches verſteht man nicht wegen des Coſtüms. Von wem iſt denn die Belagerung von Rhodus?

Goethe iſt acht Tage hier geweſen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meiſten Berührungspunkte fanden, wirſt Du ſchwerlich errathen. — Wo ſonſt, als — im Kant! In der Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft hat er Nahrung

für ſeine Philoſophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philoſophirt; wenigſtens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Styl und Claſſicität in der Kunſt waren mir ſehr intereſſant, und ich ſuche ſie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verſchiedenen Wegen; aber in ſeinem Geſichtspunkte iſt viel Fruchtbares, das ich bis jetzt überſehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genuß der bildenden Künſte. Von ſeinen Elegien hat er uns einige vorgeſagt. Ich kann ſie nicht anders beſchreiben, als ausgeſprochene Gemälde von Situationen in Rom. Er hat ſich möglichſt bemüht, bloß das Object mit größter Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit ſo darzuſtellen, daß man über der Sache den Künſtler vergißt. Sprache und Verſification ſind ſehr gefeilt.

Mein Appellationsgericht behagt mir noch immer. Ich fange an im Collegium etwas zu gelten, und dies um einen ſehr leidlichen Preis. Außer den Sitzungen beſchäftige ich mich bloß mit meinen Vorträgen zur Erweiterung meiner juriſtiſchen Kenntniſſe. Durch den einzelnen Fall wird mir ein Theil der Jurisprudenz nach dem andern geläufig, und in jeder Seſſion fülle ich unmerklich eine Menge Lücken aus. Was ich auf dieſe Art lerne, iſt Gewinn für immer, und meine ganze übrige Zeit iſt zu meiner Diſpoſition. Das Nachſchlagen muß ſich mit jedem Monate vermindern, und ſo vermehrt ſich meine Muße. Ich habe erſtaunlich an Zeit

dadurch gewonnen, daß ich meiner erſten Idee nicht gefolgt bin, ein Jahr lang nichts als Jurisprudenz in ihrem ganzen Umfange profeſſormäßig zu ſtudiren.

K.

Rudolſtadt, 18. October 1790.

Der Ueberbringer dieſes, ein junger v. Wurmb, Geſchwiſterkind mit meiner Frau, kommt zu den Cadetten, und Du wirſt mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Du ihm manchmal erlauben willſt, Deine Schwelle zu betreten. Der Miniſter Wurmb nimmt ſich ſeiner an, und dieſes Verhältniß giebt Dir vielleicht Gelegenheit, Dir auch jenen zu verpflichten. Viel Rückſicht brauchſt Du nicht auf ihn zu nehmen, und für die Paar Augenblicke, die Du ihm zuweilen ſchenkſt, hält Dich vielleicht der Kleine ſelbſt durch ſeinen guten Verſtand und ſeine Naivität ſchadlos. Ich wünſchte nur, daß er bei Dir Rath finden möchte, wenn er ihn braucht, und daß Dein Auge im Ganzen ſeine Aufführung begleiten könnte.

Ich bin jetzt auf zwei Wochen hier, den Ueberreſt der Ferien bei der Familie meiner Frau zu verleben. In ſechs Tagen iſt dieſe Herrlichkeit aus, und ich muß mich wieder einſpannen laſſen. Ich wollte dieſe vierzehn Tage ſchlechterdings nichts thun, und es wird redlich gehalten. Aber nach dieſem beſchwerlichen Sommer war dieſe Erholung mir nöthig.

Gar angenehm war mir's zu hören, daß meine Ge-

ſchichte des dreißigjährigen Kriegs nicht unter Deiner Erwartung geblieben iſt. Es galt bei dieſer Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verſcherzen, als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war dieſe Aufgabe wirklich ſchwer. Ich wünſchte, daß Dein Urtheil, im Ganzen wenigſtens auch das Urtheil des Publicums ſein möchte, ſo hätte ich nichts weiter zu wünſchen. Du erinnerſt Dich, daß ich öfters eine Probe mit mir anſtellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leiſten vermöge, da ich ſonſt immer ſo langſam arbeite. Eine ſolche Probe iſt der dreißigjährige Krieg; und ich wundere mich nun ſelbſt darüber, wie leidlich ſie ausgefallen iſt. Die Eilfertigkeit ſelbſt war vielleicht vortheilhaft für den hiſtoriſchen Styl, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde, als in der niederländiſchen Geſchichte. Der Himmel gebe nun, daß Göſchen Urſache habe zufrieden zu ſein, da er gegen ſechstauſend Exemplare abſetzen muß, um die Unkoſten bezahlt zu haben. Mir iſt es nur lieb, daß er mich einſtweilen in ſeinem eigenen und fremden Namen verſichert, daß meine Arbeit ſeine Hoffnung befriedigt habe.

Glück zur Eröffnung Deiner neuen Laufbahn. Es wird ganz gewiß nur auf Dich ankommen, ein ſehr wirkſames und geachtetes Mitglied Deines Collegiums zu ſein, und dieſe Situation kann ſehr viel Befriedigendes für Dich haben. Es kommt nur darauf an, daß Du

mit Arbeit nicht überhäuft wirſt, und davor mußt Du Dich gleich anfangs zu verwahren ſuchen.

Der Aufſatz über Moſes in der Thalia hat alſo Deinen Beifall? Im eilften Heft kommen noch zwei andere, ungefähr von demſelben Gehalt; auch die Vorleſung über Lykurg, die Du mit angehört haſt, iſt darunter. Einige Scenen vom Menſchenfeind erſcheinen vielleicht im zwölften Stücke. — Die Belagerung von Rhodus iſt von einem armen Studenten, und ich habe ſie bloß aufgenommen, um mich für einige Vorſchüſſe, die ich ihm gemacht, einigermaßen bezahlt zu machen. Er hat gar nichts, als was er von mir erhält, und ſo muß ich mir denn helfen, auf welche Art ich kann, daß mich dieſe Ausgaben nicht beläſtigen.

Lebe wohl. Meine Frau wünſchte ſo ſehr die Muſik über die Freude von Dir zu haben; vielleicht kannſt Du ſie dem Soldaten mitgeben, der den jungen Wurmb nach Dresden gebracht hat.

Dein

S.

Jena, 1. November 1790.

Von Rudolſtadt aus habe ich Dir durch den jungen Wurmb, der zu den Cadetten in Dresden gekommen iſt, geſchrieben, welchen Brief Du hoffentlich erhalten haben wirſt. Die Ferien ſind jetzt vorbei, und ich leſe ſchon wieder ſeit acht Tagen. Zwölf Tage brachte ich in Ru-

dolſtadt mit Eſſen, Trinken und Schachſpielen oder Blindekuhſpielen zu. Ich wollte ganz feiern, und dieſe Erholung hat mir wohlgethan, obgleich ſie mir gegen das Ende unerträglich wurde. Lange kann ich den Müßiggang nicht ertragen, ſolchen beſonders, wo der Geiſt nicht einmal durch geiſtigen Umgang gepflegt wird. Sogar die Vorleſungen machen mir jetzt mehr Vergnügen. Ich erwerbe mir neue Begriffe, mache neue Combinationen und lege immer irgend etwas an Materialien für künftige Geiſtesgebäude auf die Seite. Sieh, ſo wird einem der Dienſt lieb; und ſo wird es auch Dir, nur auf andere Weiſe, mit Deiner Jurisprudenz ergehen.

Goethe hat uns viel von Dir erzählt, und rühmt gar ſehr Deine perſönliche Bekanntſchaft. Er fing von ſelbſt davon an, und ſpricht mit Wärme von ſeinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm, wie Dir. Er war geſtern bei uns, und das Geſpräch kam bald auf Kant. Intereſſant iſt's, wie er alles in ſeine eigene Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgiebt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz: ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich

und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen, und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.

Uebrigens ergeht's ihm närriſch genug. Er fängt an alt zu werden, und die ſo oft von ihm geläſterte Weiberliebe ſcheint ſich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schickſal eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen iſt eine Mamſell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und ſich nun in ſeinem Hauſe faſt ſo gut als etablirt hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind ſoll er ſehr lieb haben, und er wird ſich bereden, daß wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geſchehe, und daß dieſes wenigſtens das Lächerliche dabei vermindern könnte.

Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem ſolchen Genieſtreich aufhörte; denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzuſehen.

Ueber meinen Kalender hat mir der Herzog von Weimar, dem ich ihn ſchickte, einen ſehr verbindlichen Brief geſchrieben, und ich hörte ſchon viel Schönes darüber. Kaum weiß ich, wie ich ſo wohlfeil zu dieſer Ehre komme. Der Kalender, denke ich, ſoll Göſchen doch nicht liegen bleiben. Man ſagt mir von allen Orten her, daß die anderen hiſtoriſchen Kalender im Aeußerlichen gar ſehr zurück ſeien, und im Innerlichen, hoffe ich, iſt keine Concurrenz. Goethe geſtelen die Kupfer

dazu ſehr. Meine Künſtler ſollen in einem Stück des Bürgerſchen Journals: „Akademie der ſchönen Redekünſte,“ recenſirt ſein. Noch habe ich es nicht geleſen, vielleicht bekommſt Du es vor mir zu Geſicht. So würde mir doch der Wunſch erfüllt, daß nicht ganz davon geſchwiegen wird!

Hier ſchicke ich Dir ein Fläſchchen Capwein, um Dich an jenen zu erinnern, den wir in Dresden miteinander ausgeſtochen haben. Er kommt von einem guten Freunde, unmittelbar vom Cap ſelbſt, an meinen Vater, der mir einige Flaſchen geſchickt hat. Der gute Freund hat eine reiche Holländerin auf dem Cap geheirathet, iſt gegenwärtig wieder in Schwaben, und wird ſich in Deſſau etabliren.

Lebe einſtweilen wohl; grüße Minna und Dorchen recht herzlich von uns beiden. Wir ſind gar wohl auf, und denken Eurer mit Liebe. Meine Frau zeichnet viel und befleißigt ſich ſehr auf's Singen. Dieſen Winter wird hier viel getanzt, und das iſt gewiſſen Leuten eine gar liebliche Ausſicht. Nur ich weiß nicht, wo ich mich hinthun werde, wenn die Jugend tanzt. Schulz, wirſt Du wohl ſchon wiſſen, iſt durch die Herzogin von Curland als Profeſſor der Geſchichte in Mitau angeſtellt. Sie ſoll viel auf ihn halten; nimm mir's nicht übel, das iſt nicht der beſte Geſchmack von Deiner Herzogin.

S.

Dresden, 11. November 1790.

Die Recenſion von Deinen Künſtlern in Bürgers Journal habe ich geleſen. Es hat ſie ein guter Kopf gemacht; vielleicht Schlegel. Er hat Dich größtentheils verſtanden, und hier und da trifft man auf ſeine Bemerkungen in Anſehung der Sprache und Verſification; aber über das Philoſophiſche des Stoffs hat er mich nicht befriedigt, ſo wenig als in ſeinen Bemerkungen über das Lehrgedicht. Seine Kritik ſieht noch zu ſehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeiſterung giebt, wobei man auf den größten Künſtler herabſieht. Der Kritiker wird alsdann Repräſentant der Kunſt, und erhält ſeine Würde von ihr, nicht durch ſich ſelbſt. Je größer das Talent des Künſtlers, deſto höher die Forderungen ſeines Richters. Solche Kritiken ſind freilich nicht jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber ſelbſt etwas ſchaffen. Aber alle andere Art von Recenſion verwüſtet den ächten Geſchmack, anſtatt ihn zu bilden.

Auch mir iſt Goethe zu ſinnlich in der Philoſophie; aber ich glaube, daß es für Dich und mich gut iſt, uns an ihm zu reiben, damit er uns warnt, wenn wir uns im Intellectuellen zu weit verlieren. — Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht ſehr befremden. Erſtlich fragt ſich's vielleicht, ob die Gerüchte von ihr gegründet ſind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn ſein bisheriges Verhältniß nicht in

Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken, als in Berlin.

Der Lykurg wird ein guter Pendant zum Moses werden, und macht vielleicht noch ein besseres, für sich bestehendes Ganze. Moses endigt nicht befriedigend, wenigstens bleiben viel Fragen und Zweifel. Aber gegen die Einrückung der Scenen aus dem Menschenfeinde möchte ich sehr protestiren. Du verlierst gewiß wieder die Lust an diesem Werke, wie beim Carlos, wenn ein Theil davon gedruckt ist. Ich habe noch immer große Erwartungen von diesem Menschenfeind.

Meine juristischen Arbeiten gelingen mir, und was ich erwartet habe: es entspinnt sich eine Liebschaft zwischen mir und der Jurisprudenz, selbst was ihren historischen Theil betrifft. Der Stoff hat wirklich mehr Interesse als man glaubt, und das Abschreckende liegt nur in der bisherigen Form.

K.

Jena, 26. November 1790.

Das eilfte Stück der Thalia wird nun wohl in Deinen Händen sein, und die Bogen von dem Menschenfeind. Hätte ich irgend noch den Gedanken gehabt, ihn

auszuarbeiten, so wäre er nie in die Thalia eingerückt worden; aber diesen Gedanken habe ich nach der reifsten kritischen Ueberlegung und nach wiederholten verunglückten Versuchen aufgeben müssen. Für die tragische Behandlung ist diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch. Ich würde einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben, und bei aller Anstrengung doch verunglücken. Komme ich je wieder in die tragische Laufbahn, so will ich mich nicht wieder aussetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden, und meine beste Kraft in einem vergeblichen und mir nie gedankten Streit mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verschwenden.

Ueberhaupt, wenn ich mich mit einem alten oder neuen Tragiker jemals messen soll, so müssen die Umstände gleich sein, und nichts muß der tragischen Kunst entgegenarbeiten, wie es mir bisher immer begegnete.

Das Arbeiten im dramatischen Fache dürfte überhaupt noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein. Außerdem muß ich doch die historische Wirksamkeit soweit treiben, als ich kann, wär's auch nur deswegen, um meine Existenz bestmöglichst zu verbessern. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Ge-

schichtschreiber in Deutschland werden kann; und dem ersten müssen sich doch auf jeden Fall Aussichten eröffnen.

Göschen wird in acht oder zehn Tagen hier sein, und da bin ich willens, mich auf ein Unternehmen mit ihm einzulassen, das mit meiner ganzen Verfassung sehr genau verbunden sein wird. Ich trage mich schon seit anderthalb Jahren mit einem deutschen Plutarch. Es vereinigt sich fast alles in diesem Werke, was das Glück eines Buches machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht. Kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze und Abwechselung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Uebung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen. Du kannst ergänzen, was ich nicht alles darüber sagen mag.

Dieses Werk möchte ich mit der gehörigen Muße ausarbeiten, und da dürften denn jährlich nicht mehr als zwei kleine Bände, ungefähr wie der Geisterseher gedruckt, von mir gefordert werden. So viel aber gedächte ich mit aller Lust und Reife beendigen zu können. Göschen hat alle mögliche Hoffnung auf einen ungewöhnlichen Abgang zu rechnen, weil das Werk für beide, den Gelehrten und die Lesewelt, für das Frauenzimmer und die Jugend wichtig wird. Ich fordere von ihm drei Louisd'or, daß ich etwa siebenhundert Thaler davon ziehe. Wenn er zweitausend verkauft, so bleibt ihm immer ein Profit von achthundert Thalern. Um einen wohlfeileren

Preis arbeite ich es nicht aus, oder nehme einen andern Buchhändler. Dies iſt, was ich bei der nächſten Zuſammenkunft mit ihm abthun werde, und ſo erhält meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit eine gewiſſe ſolide Beſtimmung, Gleichförmigkeit und Ordnung. Ich hänge nicht mehr vom Zufall ab, und kann auch Ordnung in meine Recherchen und meinen ganzen Leſeplan bringen. Das Collegienleſen liegt dann auch nicht außer meinem Wege, und iſt als eine nicht unnütze Zerſtreuung zu betrachten. Schreibe mir Deine Gedanken über dieſe Sache, und bald.

S.

Dresden, 3. December 1790.

Mich verlangt zu wiſſen, was Du jetzt treibſt. Von dieſem Winter verſpreche ich mir eine dichteriſche Arbeit zur Erholung auf den dreißigjährigen Krieg. Auch ich bin nicht unthätig und grabe immer fort in meinem philoſophiſchen Schachte. Bald kann ich Dir vielleicht etwas von dem Erfolge mittheilen. Mein Gegenſtand iſt theils das Unwillkürliche der Jurisprudenz, theils eine Kritik der Begriffe, die weiter ausholt als Kant und ſeine Nachfolger, und durch die ich auf den Punkt zu kommen gedenke, wo der Werth und Unwerth der Kantiſchen Philoſophie genau abgewogen und allgemein faßlich dargeſtellt werden kann. Schmidts Moralphiloſophie hat viel Gutes, aber zu meinem Behufe iſt ſie nicht befriedigend. Sein Grundſatz des Naturrechts iſt mir nicht

belehrend genug. Ich verlange nicht bloß die Form des Geſetzes, ſondern auch einen weſentlichen Inhalt, der in jedem einzelnen Falle ein Kennzeichen von Recht und Unrecht darbietet. In Reinholds neuen Beiträgen ſind viel Wiederholungen ſeiner vorhergehenden Behauptungen. Sein Syſtem hat wie das Kantſche gewiſſe Mängel an Evidenz und Befriedigung, die ihm auch bei denjenigen im Wege ſtehen, welche das Nachdenken nicht ſcheuen. Dieſe Mängel ſollte er aufſuchen und ihnen abhelfen, anſtatt bloß dieſelben Sätze mit kleinen Abänderungen der Form zu wiederholen. Sein erſter Grundſatz der Elementarphiloſophie hat Evidenz, aber es mangelt ihm an der Fruchtbarkeit, die ihm Reinhold zuſchreibt. Der Punkt, nach dem ich ſtrebe, liegt höher hinauf.

Mein Appellationsgericht hindert mich nicht an dieſen Arbeiten; es dient vielmehr als eine andere und leichtere Arbeit zur Erholung, und ich merke täglich, wie mir dieſe Geſchäfte leichter werden.

Von Huber habe ich kürzlich etwas geleſen, das er in's Muſeum einrücken läßt, was mir nicht recht gefiel. Sein Styl hat jetzt etwas Geſchraubtes und Declamatoriſches, wodurch er zuweilen alltägliche Gedanken aufzuſtuzzen ſucht. Mich däucht, Forſter ſteckt ihn an. Dieſer hat auch eine ſonderbare Prätenſion in ſeinem Styl, in ſolchen Fällen, wo der Inhalt nicht von ſonderlicher Erheblichkeit iſt.

Ueber Schulz muß ich Dir noch ſagen, daß Du der

Herzogin Unrecht thuſt, wenn Du ſie für ſeine zu warme Freundin hältſt; daß er die Stelle bekommen hat, rührt theils von Bode her, durch den er der Frau von Recke iſt empfohlen worden, theils hat er dem Fräulein B. gefallen, das viel bei der Herzogin gilt. Das letztere unter uns.

Deinem Weibchen gieb beiliegende Noten und entſchuldige mich, daß ich ihr die verlangte Melodie ſo ſpät ſchicke. Zum Theil liegt die Schuld an einer kleinen Abänderung, die ich an der einen machen wollte, und über die ich nicht mit mir einig werden konnte.

K.

Dresden, 6. December 1790.

Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht. Ein deutſcher Plutarch iſt eine Unternehmung, der Du gewachſen biſt, und die Deiner werth iſt. Ich begreife recht gut alle die Vortheile, die ſich dabei vereinigen. Schon manchmal habe ich gewünſcht, daß Du die Thalia dazu nutzen möchteſt, einzelne biographiſche Aufſätze, die Dir ſehr leicht werden müſſen, in's Publicum zu bringen. Noch beſſer iſt es freilich, wenn Du eine Gallerie von eigentlichen Kunſtwerken, die nicht bloße Skizzen ſind, aufſtellſt. Nur der Nachdruck müßte Göſchen ſchüchtern machen, ſonſt, dächte ich, müßteſt Du leicht mit ihm eins werden — und äußerſtenfalls fände ſich gewiß ein anderer Buchhändler leicht.

Deine Manier der Behandlung von Charakteren in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs ist mir lieber, als die in der Geschichte der Niederlande. In dieser ist mehr Subjectives, mehr Idealisirung des Geschichtschreibers, mehr Personificirung abstracter Begriffe und weniger Individualität, als in Deiner neuern Arbeit. Das Objective in aller Art von Kunst wird mir immer werther. In diesem scheint mir die wahre Classicität enthalten zu sein; dasjenige, was einem Kunstwerke Unsterblichkeit giebt. Das Subjective ist von der besonderen Denkart oder Stimmung des Künstlers, und sein Werth davon abhängig, ob er ein Publicum findet, dessen Denkart und Stimmung mit der seinigen sympathisirt. Das Kunstwerk soll durch sich selbst existiren, wie ein anderes organisches Wesen, nicht durch die Seele, die ihm der Künstler einhaucht. Hat er ihm einmal Leben gegeben, so dauert es fort, auch wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden ist; und hierdurch unterscheidet sich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Producte eines höheren geistigen Lebens ihren Werth haben, von einem organisirten Ganzen, wo Theil und Ganzes gegenseitig Mittel und Zweck sind, wie bei den organisirten Naturproducten. Diese Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und diese Vervielfältigung des Lebens im Einzelnen bei der möglichsten Harmonie des Ganzen, unterscheidet Classicität von Chaos und Leerheit: — dies ist mein neueres ästhetisches Glaubensbekenntniß. Was meinst Du

dazu? Die Idee von Leben und Harmonie iſt mein eigen Werk; über die Fruchtbarkeit des Begriffs: Organiſation hat Kant mir ein Licht aufgeſteckt, und Goethe verdanke ich einige Winke über den Unterſchied des Subjectiven und Objectiven, denen ich weiter nachgedacht habe.

Nun die Anwendung auf Biographie. Sie iſt eine neue Schöpfung des entſchlafenen großen Mannes. Aus ſeinen Trümmern ſoll er durch das Talent des Künſtlers lebendig wieder hervorgehen. Was dieſes Bild lebendiger, deutlicher, beſtimmter macht, hat für dieſe Gattung von Kunſtwerken einen Werth; was das Anſchauen dieſes Bildes ſtört, und die Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände richtet, ſchwächt die Wirkung, wenn es auch an ſich ſelbſt als Geiſtesproduct noch ſo viel Werth hätte.

Wenn Du die Idee wirklich aufgegeben haſt, den Menſchenfeind zu vollenden, ſo kann ich nichts dawider haben, daß die vorhandenen Scenen gedruckt werden. Als Fragmente ſind ſie von großem Werth, und es fragt ſich noch, ob die Schwierigkeit des Stoffs bei dem Ganzen für Dich unüberwindlich geweſen wäre; aber ich begreife auch, daß der Künſtler am Ende dahin kommt, den leichteren Stoff zu wählen, um dieſen durch ſeine Kraft zu heben, und nichts der Art des Subjects zu verdanken. Dies iſt vielleicht zum Theil die Simplicität, welche wir an den Griechen bewundern: weniger Reichthum in den Idealen, aber deſto mehr Weisheit bei ihrer Realiſirung, deſto zarteres Gefühl für die feinſten Un-

terſchiede in der Ausführung, um jeden Mißton zu vermeiden.

Noch habe ich das eilfte Stück der Thalia nicht, und habe eben danach geſchrieben. Dies Journal mußt Du auch bei der neuen Unternehmung nicht liegen laſſen, ſo wie ich wünſchte, daß Du nach und nach Deine angefangenen Werke: den Geiſterſeher und die holländiſche Geſchichte, endigteſt. Ich höre immer Klagen darüber und muß Dich dafür auch einmal mahnen. Wenigſtens erkläre Dich einmal gelegentlich darüber, warum Du jetzt dieſe Arbeiten liegen läßt.

K.

Jena, 17. December 1790.

Ich möchte Dir auf Deinen letzten Brief, der mir viele Freude machte, ſo gern viel antworten, beſonders, was Deine Vorſtellung von der claſſiſchen Kunſt betrifft; aber die Geſchäfte drängen mich zu gewaltig und ich kann Dich bloß grüßen. Ich bin neugierig, was Du zu meiner Recenſion von Bürger ſagen wirſt, die in den nächſten Stücken der Literaturzeitung erſcheint. Freilich ſind's nur einige hingeworfene Winke, aber die mir zu ihrer Zeit geredet ſcheinen.

So gar gern wünſchte ich meiner Frau zu Weihnachten mit dem Graffſchen Gemälde von mir eine Freude zu machen; ſie verlangt unbeſchreiblich danach. Wenn es gleich nicht vollendet iſt, ſo kann Graff es ja eine

Zeitlang in meinen Händen laſſen, bis mir zuſammenkommen, welches ſo gar lange nicht mehr anſtehen kann — und dann kann er's vollenden. Es wäre mir gar zu lieb, gern bezahl' ich's ihm jetzt gleich; ich hoffe, er wird nicht über dreißig Thaler fordern. Könnteſt Du ihn dazu vermögen, ſo wäre mir's ein ganz erſtaunlich großer Gefallen. Sag' ihm oder ſchreib ihm die Umſtände, warum ich's ſo ſehr wünſche, daß er es wieder unter die Hände bekommen ſoll, und bitte Dir aus, daß er Dir ſagt, was er dafür fordert.

S.

Jena, 19. December 1790.

Huber und Forſter haben mir vor einiger Zeit Luſt machen wollen, in Mainz ein Etabliſſement zu ſuchen; aber ohne eine ganz beträchtliche Verbeſſerung wäre dieſes dermalen keine Partie für mich. Nach der Beſchreibung ſind es gar ſchlechte Candle, die man dabei gebrauchen muß, und ich würde mir fatale Verhältniſſe dabei auf den Hals laden. Einer ſehr anſehnlichen Beſoldung zu Gefallen könnte ich mich ſchon einigem Zwang unterwerfen; aber wie geſagt, ſie müßte ſehr anſehnlich ſein. Hier ſtehe ich mich doch, wenn ich das Collegienleſen ganz als Nebenſache tractire, auf fünfhundert Thaler fixe Einnahme, und wenn ich neunhundert brauche, ſo habe ich bloß noch vierhundert zu erwerben. Will ich aber mehr Zeit und Mühe auf Vorleſungen wenden, ſo tra-

gen mir die Collegien ſo viel mehr, als ich an ſchriftſtelleriſchen Einnahmen dabei einbüße. Dabei lebe ich hier ganz mein eigener Herr und ohne allen Zwang der Verhältniſſe. Für eine jährliche Einnahme von zwölfhundert Thalern in Mainz würde ich übrigens gern mein hieſiges Etabliſſement hingeben. Indeſſen hoffe ich, daß gewiſſe Leute nicht ewig leben werden, und dann iſt alles im Trockenen. In zwölf Tagen reiſe ich mit meiner Frau und Schwägerin nach Erfurt, um acht Tage dort zu bleiben. Mein Verhältniß mit Dalberg wird immer feſter und enger; ich verſpreche mir einmal überaus viel von einem näheren Umgange mit ihm. Er iſt ein ſo reines, ſo edles und ſo geiſtreiches Weſen, wie ich wenige kenne; ſo ganz über jede Armſeligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute, und doch frei von Schwärmerei — frei geworden, denn er war nicht immer ſo.

Mich freut, daß Dir mein deutſcher Plutarch gefällt. Gewiß iſt dies die Arbeit, die auf mich wartet, wo alle Kräfte meiner Seele Befriedigung finden werden. Ich bin nun begierig, was Dalberg dazu ſagen wird. Er will mich nicht von der Poeſie, und beſonders nicht von der dramatiſchen, verſchlagen wiſſen. Aber beides wird ſich recht gut vereinigen laſſen. Göſchen erwarte ich noch immer. Ich hoffe auch, daß er meine Vorſchläge annehmen kann, und er hat ein ganzes Jahr Zeit, ſich, wenn er will, durch Subſcription zu decken.

Lebe recht wohl, und viel Glück zum heiligen Chriſt und Neujahr. Von Erfurt aus denke ich Dir zu ſchreiben.

E.

Dresden, 24. December 1790.

Ich wäre Dir ſehr gern behilflich geweſen, Deinem Weibchen eine Freude zu machen, aber Graff giebt das Bild nicht unvollendet aus den Händen. Ich bin gleich zu ihm gegangen und hörte, was ich von ihm erwartete. Ueber den Preis habe ich noch nichts erfahren können, weil ſeine Frau geſtern dabei war, und ſie vielleicht nicht zu wiſſen braucht, was er mit Dir für eine beſondere Abrede genommen hat. Dreißig Thaler wäre freilich ſehr wenig für ein Bild mit zwei Händen.

Eine hübſche Phraſe habe ich in Deinem Briefe gefunden, die ich als Weihnachtsgeſchenk von Dir annehme: daß es nicht ſo gar lange mehr anſtehen kann, bis wir zuſammenkommen. Dieſen Wunſch habe ich freilich oft gehabt, und nicht ich allein; aber wir alle dachten uns jetzt ſo viel Schwierigkeiten auf Deiner Seite, daß ich mir nicht getraute, etwas davon zu erwähnen. Oſtern fällt dies Jahr ſpät, und es wird alsdann hoffentlich ſchon grün ſein. Könnteſt Du nicht die Oſterferien zu einer ſolchen Reiſe nutzen? Du biſt Dir wirklich ſolche Erholungen ſchuldig, und Deinem Weibchen würde es gewiß in Dresden gefallen.

Es freut mich, daß Du mit meinem letzten Briefe zufrieden bist, und ich bin begierig mehr von Dir darüber zu hören.

Das eilfte Heft der Thalia ist nunmehr angekommen. Im Menschenfeind war mir ein Monolog von Hutten neu. Ich möchte Dir gern noch mancherlei darüber schreiben, aber heute bin ich durch die Weihnachtsgeschäfte zu zerstreut. Die erste Vorlesung über die früheste Epoche des Menschengeschlechts hat mir besonders gefallen. Solon hat mich nicht ganz befriedigt, aber vielleicht liegt es im Stoff. Er macht kein so gutes Ganze, als Lykurg. Forsters Aufsatz hat gute Ideen, aber wieder den prunkvollen überladenen Styl, den ich hasse. Dein Gedicht im October freute mich um seiner selbst willen und als ein Beweis der heiteren Stimmung, in der es entstanden ist.

K.

1791.

Jena, 12. Januar 1791.

Gestern kam ich von einer zwölftägigen Reise wieder hier an. In Erfurt begegnete mir das Unglück, von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen zu werden, daß ich einen ganzen Tag das Bett und einige Tage das Zimmer hüten mußte. Ich wartete es ab, daß es bei einem einzigen Anfall blieb, der aber so heftig war, daß ich und mein Arzt vor dem Seitenstich und einem hitzigen Fieber bange waren. Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt, und bedaure nur die Tage, die ich in Erfurt durch meine Krankheit verlor. Meine dortigen Freunde suchten mir diesen Unfall so leidlich als möglich zu machen, und der Coadjutor besuchte mich mehrmals.

Ich habe alle Ursache, mit dieser Reise zufrieden zu sein. Sie brachte mich ihm überaus nahe, und führte die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen von seiner Seite herbei. Sehr wahrscheinlich werde ich die nächsten Osterferien in Erfurt zubringen, wenn ich, wie ich hoffe, meine Schwiegermutter dazu disponiren kann. — Auf

den Juli unfehlbar erhältſt Du einen Beſuch von uns Beiden, von meiner Schwägerin, meiner Schwiegermutter und vielleicht auch von der Frau v. Stein. Früher kann es nicht geſchehen, weil der dreißigjährige Krieg mir keine ſo große Zerſtreuung erlaubt. Da ich auf den Sommer nur zweimal die Woche leſen werde, ſo hat es mit einer Reiſe von acht Tagen keine Noth.

Das Jahr 1791 bringt uns alſo zuverläſſig zuſammen. In Weimar habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, mich am Hofe präſentirt und bei der Herzogin Amalie die ſchönen Zeichnungen, die ſie aus Italien mitbrachte, in Augenſchein genommen. Die Proſpecte von Neapel, einige von und um Rom, einige Zeichnungen nach Büſten und Antiken ſind unbeſchreiblich ſchön. Sehr vieles habe ich aber noch zu ſehen. Es freute mich, in Weimar den Schauſpieler Beck aus Mannheim anzutreffen, der auf acht Wochen dort gemiethet iſt und ſehr viel Beifall findet. Man wollte ihm die Direction des Theaters überlaſſen, aber ſein Engagement in Mannheim iſt zu ſolide und zu vortheilhaft, um es mit einer ſo precairen Verſorgung in Weimar zu vertauſchen.

Es iſt mir jetzt noch einmal ſo wohl, denn ſeit meiner erfurter Reiſe bewegt ſich wieder der Plan zu einem Trauerſpiele in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenſtand für abgeriſſene poetiſche Momente. Lange habe ich nach einem Sujet geſucht, das begeiſternd für mich wäre; endlich hat ſich eins gefunden, und zwar ein hiſtoriſches.

Auf Graff habe ich, meines Portraits wegen, durch die Gräfin v. Görz, die ich in Erfurt fand, und die nach Dresden gereist ist, einen neuen Sturm thun lassen; hoffe aber nicht viel davon. Vielleicht siehst Du sie, sie ist eine schöne Frau. Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der churmainzschen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützliche! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe.

E.

Dresden, 1. Februar 1791.

Gestern hoffte ich auf Nachricht von Deinem Befinden. Bitte Dein Weibchen, daß sie mir mit nächster Post nur ein Paar Zeilen darüber schreibt. Noch sehe ich voraus, daß kein Rückfall gekommen ist.

Huber hat Dir neue Scenen von seiner Juliane geschickt. Ich habe sie auch gelesen und stehe mit ihm darüber in Controvers.

Kaum beim dritten Lesen versteht man ihn; und diesen Fehler hält er bei Julianes Charakter und Situation für unvermeidlich. Ich kann mich noch nicht davon überzeugen, und verlange vom Dichter Darstellung, nicht Andeutung seines Ideals. Was gedacht worden ist und ein bestimmtes lebendiges Bild giebt, muß mitgetheilt werden können. Des Künstlers Geschäft ist, die Mittel dazu zu wählen. Bequemer ist's freilich,

ſeine Ideen errathen zu laſſen. Aber ſo entſteht kein Kunſtwerk.

Wir haben ein maleriſches Genie hier, deſſen Bekanntſchaft ich Dir wünſchte. Er heißt Ramberg, iſt ein Hannoveraner, und als Knabe nach England geſchickt worden. Dort hat er eine Zeitlang unter Weſt und nachher für ſich gearbeitet, theils große Gemälde als Altarblätter, theils Zeichnungen, wonach Bartolozzi geſtochen hat, theils politiſche Caricaturen. Von ſeiner glänzendſten Seite zeigt er ſich als Improviſatore. Man giebt ihm ein Sujet, und in zehn Minuten, höchſtens einer halben Stunde iſt eine Skizze auf dem Papier mit der Feder gezeichnet, die oft aus ſechs bis acht Figuren beſteht, jede von eigenthümlichem und beſtimmt angegebenem Charakter. Er zeichnet mit unbeſchreiblicher Keckheit; jeder Strich gilt, und die Anordnung des Ganzen hat er im Kopfe, ſo wie er die Feder anſetzt. Beſonders glücklich iſt er in der Wahl des reichhaltigſten Moments und in Abſtufung des Ausdrucks. Seine edlen Figuren ſind voll Hoheit und Grazie; aber in Caricaturen übertreibt er zuweilen, doch ſind ihm auch in dieſem Fache einige Stücke ſehr gut gelungen. Goethe hat eine Skizze von einem griechiſchen Sujet, die er in unſerer Gegenwart gemacht hat. Laß Dir ſie gelegentlich zeigen. Jetzt iſt er für Deinen Kalender mit dem Titelkupfer beſchäftigt. Er hat ſelbſt die Idee angegeben: — Mars, den die Grazien als Kinder entwaffnen. Mir gefiel der Gedanke ſehr, und Göſchen hat ihn acceptirt.

Uebrigens ist Ramberg ein wilder, übermüthiger Bursche, der sich fühlt, und schwerlich vielleicht weiter in der Kunst kommen wird, als er schon ist. Es fehlt ihm an Colorit, und dadurch verdirbt er auch seine großen Gemälde in Ansehung der Zeichnung. Jetzt hat er einen Uebergang des Alexander über den Granicus gemalt. In der Skizze ist mehr Geist als im Gemälde. Er soll nach Italien und hat kein Verlangen danach. Außer der Kunst fehlt es ihm nicht an Ideen; aber er ist beschränkt und einseitig, und dabei ebenso dreist im Urtheilen, als in seinem Zeichnen. Ueberhaupt mag er lieber das Leben nach seiner Weise genießen, als fortstudiren.

K.

Dresden, 11. Februar 1791.

Ich glaubte Dich schon über den Berg, und erstaunte über den letzten Brief von Deiner Frau. Mach' uns ja nicht wieder so einen Streich. Schade für Deine ganze Professur und das corpus academicum dazu. Was kannst Du dafür, daß Du nicht mit solchen Stentor-Talenten begabt bist, als nöthig ist, um Dein Auditorium auszufüllen? Es mag mancherlei Dinge geben, mit denen Du mehr vermagst, als mit der Lunge. Also würde ich das Schreien anderen überlassen. Deine Feder ist laut genug. Und in Göttingen giebt es auch Professoren, die kein einziges öffentliches Collegium lesen.

Daß Du in Jena wohnſt, iſt ſchon Vortheil für die Univerſität, der mit zweihundert Thalern wohlfeil bezahlt iſt.

Heute nichts weiter, bis ich weiß, daß Du ganz wieder wohl biſt. Zur Unterhaltung für Dich als Reconvalescenten wollte ich vorſchlagen: „Benjowskys Reiſen." Der Mann iſt äußerſt intereſſant, ein Phänomen in dem jetzigen Zeitalter, und die Erzählung nicht romanhaft für den, der den Glauben an Menſchenwerth noch nicht aufgegeben hat. — Auch in Thümmels Reiſen wirſt Du viel hübſche Stellen finden. — Von Jünger habe ich kürzlich ein neues Stück, die Entführung geſehen, das mir ſehr gefallen hat. Er ſcheint ſich zu heben.

Lebe wohl und ſchone Dich. Viel Grüße von Minna und Dora.

Dein

K.

Dresden, 25. Februar 1791.

Vorgeſtern habe ich vergebens eine Zeile von Dir oder Deiner Frau erwartet. Laſſe mich doch mit ein Paar Worten wiſſen, wie Dir's geht.

Jetzt nur eine Nachricht und Anfrage. Dyk will für die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Dein Portrait unter Schulzes Aufſicht ſtechen laſſen. Schulze iſt deshalb bei mir geweſen, und findet Dorchens Zeichnung zu dieſem Behufe tauglicher, als das Graffſche Bild, da es

noch nicht fertig iſt. Nach dem Grafſchen Bilde, wozu Du dieſen Sommer noch ſitzen könnteſt, hat er Luſt ein größeres Blatt ſtechen zu laſſen. Du kannſt die Sache ignoriren und haſt gegen Dyk deshalb nicht die mindeſte Verbindlichkeit. Zugleich bekommſt Du ein halbes Dutzend Abdrücke von einem Kupfer, das unter Schulzes Aufſicht gewiß nicht ſchlecht ausfallen wird. Haſt Du aber ein Bedenken dabei, ſo gieb mir mit nächſter Poſt Nachricht.

Deine Recenſion von Bürger habe ich geleſen, und bin ſehr davon erbaut. Ob es Bürger ſein wird, zweifle ich. Zwar haſt Du ſeine Künſtlereitelkeit geſchont, aber die perſönliche überwiegt doch gewöhnlich in ſolchen Fällen.

K.

Jena, 22. Februar 1791.

Endlich nach einer langen Unterbrechung kann ich mich wieder mit Dir unterhalten. Meine Bruſt, die noch immer nicht ganz hergeſtellt iſt, erlaubt es nicht, daß ich viel ſchreibe; ſonſt hätteſt Du ſchon früher einen Brief von mir erhalten. Dieſer noch fortdauernde Schmerz auf einer beſtimmten Stelle auf meiner Bruſt, den ich bei ſtarkem Einathmen, Huſten oder Gähnen empfinde, und der von einem Gefühl der Spannung begleitet iſt, beunruhigt mich in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen will, und läßt mich zweifeln, ob meine Krankheit durch eine vollkommene Kriſe gehoben iſt.

Alles andere geht ſonſt gut, Appetit, Schlaf, Kräfte des Körpers und der Seele, obgleich die Kräfte ſehr langſam ſich einſtellten. Es machte meine Krankheit gefährlicher, daß ſie recidiv war. Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeſchickten Arzt mit zu weniger Aufmerkſamkeit behandelt und weniger curirt als zugedeckt wurde. Gegen acht Tage nach dieſem erſten Anfall befand ich mich wohl; in Weimar, wo ich gegen drei Tage war, fühlte ich gar nichts; aber ſchon am anderen Tage nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu leſen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu. Doch war die Krankheit mehr Seitenſtich als Lungenentzündung, welche höchſtens auf der Oberfläche rechterſeits inflammirt war. Am dritten Tage ſpie ich Blut und empfand etwas von Beklemmungen, welche mich aber durch die ganze Krankheit wenig plagten. Auch der Schmerz auf der Seite und der Huſten war bei der Heftigkeit des Fiebers überaus mäßig. Einige ſtarke Aderläſſe, Blutigel, zweimal Veſicatorien auf der Bruſt verſchafften mir Luft. Der blutige Auswurf färbte ſich bald und hatte guten Eiter. Nur die üble Einmiſchung des Unterleibs machte das Fieber complicirt. Ich mußte purgiren und vomiren. Mein geſchwächter Magen brach drei Tage lang alle Medicin weg. In den erſten ſechs Tagen konnte ich keinen Biſſen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei ſo ſtarken Ausleerungen der erſten und zweiten Wege und der Heftigkeit des Fiebers ſo ſehr ſchwächte, daß die kleine Be-

wegung, wenn man mich vom Bette nach dem Sopha trug, mir Ohnmachten zuzog, und daß mir der Arzt vom ſiebenten bis eilften Tage nach Mitternacht mußte Wein geben laſſen. Nach dem ſiebenten Tage wurden meine Umſtände ſehr bedenklich, daß mir der Muth ganz entfiel; aber am neunten und ſiebzehnten Tage erfolgten Kriſen. Die Paroxysmen waren immer von ſtarkem Phantaſiren begleitet, aber das Fieber in der Zwiſchenzeit mäßiger und mein Geiſt ruhig. Reichliche Schweiße, Auswurf und Oeffnung machten die Kriſe aus, von der ich jedoch zweifle, ob ſie vollſtändig war. Erſt acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es ſtand lange an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerkſamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hieſigen Freunden mir bewieſen wurde. Sie ſtritten ſich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dieſes dreimal in der Woche. Der Antheil, den man ſowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich ſehr gerührt. Nach den erſten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolſtadt und iſt noch hier; ein höchſt nöthiger Beiſtand für meine liebe Lotte, die mehr gelitten hat, als ich. Auch meine Schwiegermutter beſuchte mich auf acht Tage; und dieſem innigen Leben mit meiner Familie, dieſer liebevollen Sorge für mich, den Be-

mühungen meiner anderen Freunde, mich zu zerſtreuen, danke ich größtentheils meine frühere Geneſung. Zu meiner Stärkung ſchickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira, die mir neben ungariſchem Weine vortrefflich bekommen.

Uebrigens war es, ehe Dein letzter Brief noch ankam, ſchon bei mir beſchloſſen, den akademiſchen Fleiß meiner Geſundheit nachzuſetzen. Außerdem daß die noch fortdauernde ſchmerzhafte Spannung meiner Bruſt mir es zweifelhaft macht, ob meine Lunge nicht noch ſchlimme Folgen von dieſer Krankheit trägt, mußte mir die Heftigkeit des gehabten Anfalls die größte Schonung auflegen. Daß ich dieſen Winter nicht mehr leſe, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch den Sommer habe ich beſchloſſen noch auszuruhen. Selbſt wenn ich dieſes meiner Geſundheit nicht ſchuldig wäre, würde mir die Anhäufung ſchriftſtelleriſcher Geſchäfte, worunter der Kalender ſich befindet, keine andere Wahl erlauben. Ich werde, wie ich hoffe, die Dispenſation ohne Anſtand von dem Herzog erhalten, bei dem ich ſie der Form wegen ſuchen muß; überhaupt aber will ich die günſtige Stimmung des weimarſchen Hofes für mich dahin zu nutzen ſuchen, daß mir die völlige Freiheit zu leſen und nicht zu leſen auch für die Zukunft gelaſſen wird.

Ich habe vom Herzog hierin alles Gute zu erwarten. Wenn ich alsdann auch wieder leſe, ſo werden es nur privatissima ſein: eins in einem ganzen Halbjahr, welches ich auf meiner Studirſtube leſen kann, wo der

größere Preis allenfalls erſetzt, was an der Menge der Auditoren abgeht, und wo ich überhaupt die ganze Arbeit mehr als Converſation und Unterhaltung behandeln kann. So werde ich künftigen Winter förmlich Aeſthetik ſtudiren und darüber leſen. Die Nebenſtunden ſind für eben ſolche Ausarbeitungen beſtimmt, die ſich zur Thalia qualificiren, wie die Theorie der Tragödie; und wenn ich mir ein rechtes Feſt machen will, ſo denke ich dem Plan zu meinem Trauerſpiele nach, der mich ſeit einiger Zeit ſehr beſchäftigt hat. Genug für diesmal. Grüße Minna und Dorchen herzlich von mir und meiner Lotte, und lebe wohl.

Dein

S.

Dresden, 1. März 1791.

Du haſt eine ſchreckliche Krankheit überſtanden, und es iſt, als ob Du mir von neuem geſchenkt wäreſt. Meine Krankheit war nichts dagegen. Wohl Dir, daß Du eine ſo brave Gattin gefunden haſt! Ohne ihre Sorgfalt hätteſt Du ſchwerlich gerettet werden können. Deine jetzige Empfindung auf der Bruſt kann ſehr leicht bloß aus einer größeren Reizbarkeit eines noch wunden Theils entſtehen, der erſt nach und nach völlig heilt. Jetzt fragt ſich's nur, was Du thun mußt, um Dich zu ſchonen; und ich bin ſehr durch Deine Aeußerung wegen der Vorleſungen im nächſten Sommer beruhigt. Die jetzige Dispenſation kann Dir der Hof gar nicht

verſagen, und gewiß auch die künftige nicht, ſobald er den Vortheil der Univerſität verſteht. Wenn Du mit Deinem Unterleibe nicht zufrieden biſt, ſo fehlt es gewiß an Bewegung. Laß Dich ja nichts abhalten, regelmäßig eine Stunde täglich dazu auszuſetzen. Auch ich habe dies Bedürfniß, und rechne allemal falſch, wenn ich dieſe Stunde Zeit erſparen will. Mein Kopf taugt den folgenden ganzen Vormittag nichts. Du haſt die Gewohnheit, Dich beim Arbeiten ſehr zuſammenzukrümmen; ein Stehpult wäre Dir gewiß ſehr nützlich, allenfalls mit einem Sattel, um halb dabei zu ſitzen. Der verwünſchte Kalender macht mich bange. Eine Reiſe wäre viel geſcheidter; wenigſtens rechnen wir nun um ſo gewiſſer, daß Du zu uns kommſt. Wäre Dir's nicht möglich, auch auf die leipziger Meſſe zu kommen? Wir werden vermuthlich dort ſein.

Dein

K.

Dresden, 13. März 1791.*)

Die Nachricht von Deiner philoſophiſchen Bekehrung hat mich ſo in Athem geſetzt, daß ich Dir heute beinahe ein Paar Bogen philosophica geſchickt hätte.

*) Hier fehlt ein Brief Schillers, in welchem derſelbe ſeine nähere Kenntnißnahme von Kants Werken gemeldet, und wegen des projectirten Portraits deutlichere Angabe erbeten zu haben ſcheint. 7 März 1791.

Wenigſtens habe ich deshalb noch einen Poſttag mit dieſem Briefe gewartet. Aber wenn ich denke mit meinem Syſtem zu Stande zu ſein, ſo treffe ich immer auf Steine des Anſtoßes: Lücken, willkürliche unbeſtimmte Sätze ꝛc., und finde noch Arbeit in Menge. Ich bin äußerſt begierig darauf, was Kants Ideen in Deinem Kopfe hervorbringen werden. Die Kritik der Urtheilskraft liegt allerdings Deinen bisherigen Studien am nächſten, und ſie iſt auch ohne die übrigen Kantſchen Werke verſtändlich. Ich habe äußerſt fruchtbare Ideen darin gefunden, aber ſeine Methode befriedigt mich nicht.

Er will die Begriffe: Schönheit und Vollkommenheit entwickeln. Wer dies durch Definitionen allein leiſten will, wird ſchwerlich den Schein der Willkürlichkeit vermeiden. Ein Begriff iſt eine Claſſe von Objecten. Hat man den Grund der Claſſification gefunden, ſo weiß man auch, wodurch der Begriff beſtimmt wird. Der Sprachgebrauch beſtimmt nur das Zeichen der Claſſe. In der Claſſification ſelbſt iſt ein Fortſchritt der Ausbildung. Auch in dem uncultivirteſten Kopfe iſt nicht ein bloßes Chaos von Vorſtellungen, ſondern eine gewiſſe Ordnung des denkbaren Stoffs nach den daran bemerkten Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten. Der Scharfſinn des Denkers findet Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, die von dem blöden Verſtande überſehen wurden. Nach dieſen Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten ordnet er ſein Gedankenſyſtem, und ſucht unter den vorhandenen Worten für jede Claſſe ein Zeichen, dem

er nun erſt ein beſtimmtes wiſſenſchaftliches Gepräge giebt. — Kant ſpricht bloß von der Wirkung der Schönheit auf das Subject. Die Verſchiedenheit ſchöner und häßlicher Objecte, die in den Objecten ſelbſt liegt, und auf welcher dieſe Claſſification beruht, unterſucht er nicht. Daß dieſe Unterſuchung fruchtlos ſein würde, behauptet er ohne Beweis, und es fragt ſich, ob dieſer Stein der Weiſen nicht noch zu finden wäre. — Es iſt ſonderbar, daß man Dich nicht in der Recenſion erkannt hat. Mir ſchien der Ton ſehr kenntlich zu ſein. — Mit Hubers Recenſion ſcheinſt Du mehr zufrieden zu ſein, als ich. Mir ſchien er dem Damokles und Ariſtodemus zu viel Ehre zu erzeugen, und manches Kleine als ein Verdienſt anzurechnen, was vielleicht bloß Folge von Trägheit oder Unvermögen iſt. Trockenheit und Mangel an Individualität der Charaktere machen mir dieſe Stücke widerlich. Wer die Philoſophie nur in dieſer ſkeletartigen Geſtalt auf's Theater zu bringen weiß, der bleibe lieber davon.

Wegen Schulze habe ich mich nicht deutlich genug erklärt. Eigentlich ſticht er ſelbſt dieſe Sachen und ſeine Scholaren geben bloß den Namen dazu her, weil er bloß für die hieſige Gallerie arbeiten darf. Allenfalls helfen ſie ihm in Nebenſachen. Alſo wenn Du mit Lips noch nicht Abrede genommen haſt, ſo warte erſt noch, bis Du ein Blatt von der Art ſiehſt, wie ſie als unter Schulzes Aufſicht geſtochen verkauft werden. Lips iſt gewiß ein

Mann von Verdienſten, aber die Freiheit von Schulzes Manier ſcheint ihm noch zu fehlen.

Wenn Du Burkes Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution bekommen kannſt, ſo laß Dich nicht durch das Geſchrei der Gallomanen abhalten, ſie zu leſen. Freilich iſt viel Parteilichkeit, viel Declamation, viel einſeitiges Raiſonnement darin; aber dagegen auch manche treffliche Bemerkungen, im Gewande einer edlen männlichen Beredſamkeit.

Selbſt ſein Unwille gegen das Lobpreiſen von Stümperei iſt intereſſant.

K.

Rudolſtadt, 10. April 1791.

Ich habe Dich lang auf Briefe warten laſſen, aber ſchon ſeit einigen Wochen bin ich hier, und habe ſo viel als möglich den Schreibtiſch vermieden, um von einer beſchwerlichen Arbeit auszuruhen, die ich vor meiner Abreiſe aus Jena beendigte. Meine Bruſt iſt mir ſeitdem um nichts leichter geworden; vielmehr empfinde ich noch immer bei ſtarkem tiefem Athemholen einen ſpannenden Stich auf der Seite, welche entzündet geweſen iſt, öfters Huſten und zuweilen Beklemmungen. Ich mag es hier niemand ſagen, was ich von dieſem Umſtande denke; aber mir iſt, als ob ich dieſe Beſchwerden behalten müßte. Eine Stunde laut zu leſen, wäre mir ganz und gar unmöglich. Doch habe ich ſeit meiner

Krankheit kein Blut ausgeworfen. Ich ließ mir kürzlich zum zweitenmale Blutegel auf der rechten Bruſt ſetzen, die mir ſehr viel Blut abnahmen, aber eher verſchlimmerten als beſſerten. Auch reite ich die Woch drei-, viermal ſpazieren, und erwarte nur die friſchen Kräuter, um nach der Verordnung meines Arztes abwechſelnd Selterwaſſer mit Milch und friſchen Kräuterſäften zu gebrauchen.

Der Herzog, der vor drei oder vier Wochen ſelbſt in Jena war, hat mich dieſen Sommer vom Leſen dispenſirt, wie ich Dir wohl ſchon geſchrieben habe. Indeſſen dispenſirte es ſich von ſelbſt, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich iſt.

Mein Gemüth iſt übrigens heiter, und es ſoll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmſte über mich kommen wird.

Es iſt nicht gut, daß ich dieſen Sommer nicht von Arbeit frei bin; aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieſer zweiten Lieferung zu endigen oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch gerade nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte: ſo hoffe ich doch, dieſe Arbeit mit der Sorge für meine Geſundheit noch leidlich vereinigen zu können. Mehr freue ich mich auf die zweite Hälfte des Sommers, wo ich Dich zu ſehen hoffe, und wo auch meine Beſchäftigungen mehr nach meinem Geſchmacke ſein werden. Ich habe in den letzten Zeiten meines jenaer Aufenthalts einige Bekanntſchaften gemacht, die mir ſeitdem ſehr viel Vergnügen verſchafft haben. Darunter

gehört ein gewiſſer Erhard aus Nürnberg, Doctor medicinae, der hierher gekommen iſt, um Reinhold und mich kennen zu lernen, und ſich über Kantſche Philoſophie weiter zu belehren. Es iſt der reichſte, vielumfaſſendſte Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kantſche Philoſophie, nach Reinholds Ausſage, aus dem Grunde kennt, ſondern durch eigenes Denken auch ganz neue Blicke darein gethan hat, und überhaupt mit einer außerordentlichen Beleſenheit eine ungemeine Kraft des Verſtandes verbindet. Er iſt Mathematiker, denkender Arzt, Philoſoph, voll Wärme für Kunſt, zeichnet ganz vortrefflich und ſpielt ebenſo gut Muſik; doch iſt er nicht über fünfundzwanzig Jahr alt. Sein Umgang iſt geiſtvoll, ſein moraliſcher Charakter vortrefflich und größtentheils ſein eigenes Werk; denn er hatte lange, und hat noch mit einem ſtarken Hange zur Satyre zu kämpfen. Die erſte Erſcheinung kündigt ihn nicht gleich ſo vortheilhaft an, als er ſich bei längerem Umgange zeigt; weil er etwas decidirtes und ſicheres an ſich hat, das man leicht für Prätenſion und Zudringlichkeit auslegt. Er arbeitet jetzt an einer Vertheidigung der Reinholdſchen Philoſophie gegen einige Angriffe, die in der allgemeinen Literaturzeitung darauf gemacht wurden, und an einer größeren Schrift, welche den mediciniſchen Wiſſenſchaften, ebenſo wie Kants Kritik der Philoſophie, ihre Grenzen abſtecken ſoll. Geſchrieben hat er noch nichts, und hat auch nicht im Sinne als Schriftſteller zu wirken; weil er es ſeinen Kräften und Neigungen angemeſſener hält, im lebendigen

Umgange auf einen kleineren Zirkel zu wirken. Ich ſchreibe Dir deswegen ſo viel von ihm, weil Du ihn bei ſeiner Rückreiſe von Königsberg, wohin er in einigen Wochen abgeht, zu Dresden kennen lernen wirſt. In eben dieſem Sommer werde ich Dir auch einen anderen jungen Mann ſchicken, der Dich als Künſtler intereſſiren wird. Es iſt ein Liefländer, Namens Graß, der ſich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu ſtudiren. Darin hat er's nun nicht weit gebracht, aber deſto weiter im Zeichnen und Landſchaftmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie beſitzt. Goethe hat ihn kennen lernen, und er verſicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortrefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Excurſion in die Schweiz, von wo er ganz begeiſtert zurückkam.

Er wird Dir einige Schweizer-Landſchaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poeſie, wovon Du im nächſten Stück der Thalia eine Probe leſen wirſt. Er iſt ein herzlich attachirtes Weſen, wo es ihm wohl iſt; ſein Aeußerliches verräth in jedem Betracht das Genie. — Eine andere meiner Bekanntſchaften iſt ein gewiſſer Baron Herbert aus Klagenfurt, ein Mann an den Vierzig, der Weib und Kind hat, eine Fabrik in Klagenfurt beſitzt und auf vier Monate nach Jena reiſte, Kantiſch-Reinholdſche Philoſophie zu ſtudiren. Ein guter, geſunder Kopf, mit ebenſo geſundem moraliſchem Charakter,

Er ſoll ſeinen Zweck erreicht haben, wie man mir ſagt, und einen ſehr gereinigten Kopf mit nach Hauſe zurückbringen. Bürger hat auf meine Recenſion eine Antikritik eingeſchickt, die Du nebſt meiner Antwort im Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung leſen wirſt. Dieſer Tage habe ich mich beſchäftigt, ein Stück aus dem zweiten Buche der Aeneide in Stanzen zu bringen; eine Idee, wovon ich Dir wohl ſonſt ſchon geſchrieben habe. Der Wunſch mich in Stanzen zu verſuchen, und ein Kitzel Poeſie zu treiben, hat mich dazu verführt. Du wirſt, denke ich, daraus finden, daß ſich Virgil, ſo überſetzt, ganz gut leſen ließ. Es iſt aber beinahe Originalarbeit, weil man nicht nur den lateiniſchen Text neu eintheilen muß, um für jede Stanze ein kleines Ganze daraus zu erhalten, ſondern weil es auch durchaus nöthig iſt, dem Dichter im Deutſchen von einer anderen Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht.

Zu einem lyriſchen Gedicht habe ich einen ſehr begeiſternden Stoff ausgefunden, den ich mir für meine ſchönſten Stunden zurücklege.

Meine Frau grüßt Dich, Minna und Dorchen herzlich; auch meine Schwägerin will ſich freundlich empfohlen haben. Vermuthlich zieht Ihr jetzt bald auf den Weinberg, wo wir Euch etwa im Auguſt oder September finden werden. Lebe wohl, und ſei nicht ſo karg mit Deinen Briefen, wenn ich auch zuweilen nicht ganz Termin halte. Das würde mir begegnen, wenn ich auch mit dem Himmel ſelbſt correſpondirte. S.

Rudolstadt, 24. Mai 1791.

Endlich bin ich so ziemlich wiederhergestellt. Meine Frau wird Dir von der Beschaffenheit meines letzten Anfalls nicht viel haben schreiben können, da die Post pressirte. Es war ein heftiges Asthma, wahrscheinlich von Krämpfen im Zwerchfell erzeugt, auf das sich eine Schärfe geworfen hatte. Unter den wiederholten und periodisch zurückkehrenden Anfällen waren zwei, einer am Sonntag vor achtzehn Tagen, der andere am Dienstag, fürchterlich. Der Athem wurde so schwer, daß ich, über der Anstrengung Luft zu bekommen, bei jedem Athemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen glaubte. Bei dem ersteren stellte sich ein starker Fieberfrost ein, so daß die Extremitäten ganz kalt wurden, und der Puls verschwand. Nur durch immer continuirtes Anstreichen konnte ich mich vor der Ohnmacht schützen. Im heißen Wasser wurden mir die Hände kalt, und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder. Man hat alles angewendet, was nur die Medicin in solchen Fällen wirksames hat; besonders aber zeigte sich das Opium, das ich in starken Dosen nahm, Campher mit Moschus, Klystire und Blasenpflaster wirksam. Einen Aderlaß am Fuße machte die dringende Gefahr der Erstickung nothwendig. Am Dienstag wurde Starke in der Nacht von Jena abgeholt; er traf mich aber schon besser und in einem wohlthätigen Schlafe. Starkes Urtheil von dieser Krankheit ist, daß Krämpfe im Unterleibe und

Zwerchfell zum Grunde liegen, die Lunge ſelbſt aber nicht leide; und es iſt wahr, daß dieſer fürchterliche Zufall ſelbſt der ſtärkſte Beweis davon iſt, weil ein örtlicher Fehler in der Lunge ſich bei der convulſiviſchen Anſtrengung der Reſpirationswerkzeuge nothwendig hätte offenbaren müſſen, welches nicht geſchah. Ich warf während dieſer ganzen Zeit niemals Blut aus, und nach überſtandenem Paroxysmus, der zuweilen fünf Stunden währte, konnte ich ganz frei reſpiriren. Dies bewies mir hinlänglich, daß kein Geſchwür in der Lunge vorhanden, oder gar geborſten ſei, wie ich anfänglich gewiß glaubte. Aber es iſt ſonderbar, daß der ſpannende Schmerz auf der rechten Seite der Bruſt ſich unverändert erhalten hat, und daß ich ihn noch ebenſo fühle, wie vor dieſen Anfällen. Was daraus werden ſoll, weiß ich nicht; doch habe ich jetzt weniger Furcht, als vor vier Wochen. Ueberhaupt hat dieſer ſchreckhafte Anfall mir innerlich ſehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod in's Geſicht geſehen, und mein Muth iſt dadurch geſtärkt worden. Den Dienſtag beſonders glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der ſchrecklichen Mühe des Athemholens zu unterliegen; die Stimme hatte mich ſchon verlaſſen, und zitternd konnte ich bloß ſchreiben, was ich gern noch ſagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Dich, die ich jetzt als ein Denkmal dieſes traurigen Augenblickes aufbewahre. Mein Geiſt war heiter, und alles Leiden, was ich in dieſem Momente fühlte, verurſachte der Anblick und Ge-

danke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überſtanden haben.

Daß ich mich unendlich gefreut hätte, Dich in dieſen Tagen zu ſehen, brauch' ich Dir nicht zu ſagen. Ich fürchte, wir ſehen uns dieſes Jahr noch nicht. Könnte ich irgend die Unkoſten der Reiſe beſtreiten, ſo bin ich dem Verlangen meiner Eltern, die vielleicht eine ſpätere Zuſammenkunft nicht erleben, ſchuldig, die Reiſe nach Schwaben zu machen; aber die Ausgaben, ſowohl der Reiſe zu Dir als zu ihnen, ſind mir für dieſen Sommer und Herbſt zu viel, da mich mein Kranksein, ohne die Verſäumniß von faſt fünf Monaten, gegen dreißig Louisd'or koſtet. Indeſſen ſoll geſchehen, was möglich iſt.

Dein

S.

Dresden, 31. Mai 1791.

Seit mehr als acht Tagen war ich in der peinlichſten Ungewißheit über Deinen Zuſtand. Vergebens ſuchte ich mich zu betäuben: der Gedanke an Dich gewann immer die Oberhand. Erſt als ich die Aufſchrift von Deiner Hand geſtern ſah, ward mir wieder wohl. Du haſt viel gelitten, aber der Aufſchluß über die Urſache Deiner Krankheit muß für die Leitung des Arztes von den beſten Folgen ſein. Faſt ſcheint Dein Uebel mit den Zufällen des hieſigen Canzlers Burgdorf Aehnlichkeit zu haben, der, bei einem äußerſt ſchwächlichen Körper,

doch die heftigſten Anfälle mehrmals überſtanden hat. Ein Glück, daß Du einen Arzt wie Stark zu Deiner Hilfe haſt. Jetzt kommt alles darauf an, daß Du durch keine Rückſichten in der Welt Dich abhalten laſſeſt, Dich ſo ſehr zu ſchonen, als es zu Deiner Wiederherſtellung nöthig iſt. Göſchen hat mich über Deine ökonomiſchen Verhältniſſe ſehr beruhigt. Er geſteht, daß er durch Deine Arbeiten das meiſte Glück gemacht hat; und es iſt ſein völliger Ernſt, daß Du jährlich über tauſend Thaler bei ihm disponiren kannſt. Auf meine Verantwortung kannſt Du ohne Bedenken von dieſem Anerbieten Gebrauch machen, auch wenn Du in dieſem Jahre nicht zwei volle Bändchen liefern könnteſt. Du bringſt ihm das reichlich wieder ein. Dein Kalender hat beſonders gewaltiges Glück gemacht, und nach Carlos und der Thalia vermehrt ſich immer die Nachfrage. Alſo die Unkoſten dürfen Dich nicht abhalten zu uns zu kommen, auch wenn Du ſchon eine Reiſe zu Deinen Eltern gemacht hätteſt. Eigentlich ſollteſt Du dieſen ganzen Sommer Dich bloß zerſtreuen; und ich ſehe nicht, was Dich abhält, wenn Du einige Bogen zu Göſchens Kalender gemacht haſt. Er braucht ja nicht ſo ſtark wie im vorigen Jahre zu ſein. Der einzige Fall, wo ich nachzuſtehen bereit bin, iſt, wenn Dir jetzt ein Bad nöthig ſein ſollte. Auch hierüber muß bloß der Arzt, nicht der Finanzminiſter entſcheiden. Meine ökonomiſche Lage iſt auch jetzt beſſer als ehemals, und wenn Du Göſchen nicht brauchen willſt, ſo bin ich noch da und ſchaffe Rath.

Mein Aufenthalt in Leipzig war nicht ſehr intereſſant. Der gothaſche Becker kam noch die letzten Tage, und war zu zerſtreut, um viel mit ſich reden zu laſſen. Huſeland ſah ich ein paarmal und Bertuch. Die leipziger Menſchen behagen mir nicht. Es iſt ſo viel Altkluges bei ihnen, literariſche Mäkelei, Kleinlichkeit und Mangel an ächter Begeiſterung und hervorbringender Kraft. Wiſſenſchaft und Kunſt wird faſt bloß fabrikmäßig betrieben.

Unter den Meßproducten zeichnen ſich Wielands Göttergeſpräche und ſein Peregrin aus. In beiden iſt viel Geiſt und Feinheit; nur zuweilen Wielandſche Geſchwätzigkeit. Sein Jupiter iſt ihm ſehr gelungen, däucht mich. Forſters Anſichten machen mir, trotz des Guten, was darin enthalten iſt, größtentheils unangenehme Empfindung. Ich haſſe den anmaßenden dictatoriſchen Ton, die Trockenheit ohne Gründlichkeit, die geſuchte Sprache ꝛc. „Die Grazien ſind leider ausgeblieben.“ Dalbergs Aeſthetik iſt ein ſonderbares Product. Nach den erſten Bogen las ich ſie mit großen Erwartungen, und hoffte vieles, das ſich an meine Ideen anſchlöſſe, darin zu finden. Aber der Mann giebt ſeine Ideen in einer zu rohen Geſtalt. Hier und da ſind brauchbare Winke; aber dagegen theils ſeltſame und unrichtige, theils alltägliche Aeußerungen in Menge. Das Ganze hat weit mehr das Gepräge eines Dilettantenproducts, als was ich ſonſt von Dalberg geleſen habe; und der Styl iſt doch gar zu holpricht und ſteif.

Wir leben jetzt in großer Zerstreuung. Die Herzogin von Curland mit ihrer Schwester ist jetzt hier, und künftige Woche geht Dorchen mit ihnen nach Carlsbad. Die Herzogin ist ganz unverändert. Sie nimmt jetzt mehr Theil als sonst an politischen Angelegenheiten, und interessirt sich lebhaft für Polen; aber dies alles ohne Pedanterie, immer mit Feinheit, Weiblichkeit und Grazie. Auch hier muß sie ihre Schwester beschämen, die ebenso steif und unweiblich politisirt, als sie empfindelte.

Du kannst mir viel Freude machen, wenn Du jetzt öfter, nur jedesmal ein Paar Zeilen schreibst. Arbeiten darfst Du doch nicht viel.

Dein

K.

Löschwitz, 13. Juni 1791.

Seit etlichen Tagen sind wir auf dem Weinberge, und Dorchen ist am Dienstag mit der Herzogin nach Carlsbad gereist. Jetzt sehne ich mich nach Briefen von Dir. — Laß nur Deine Frau manchmal ein Paar Zeilen schreiben, wie Dir's geht, bis wir nur ganz außer Sorgen sind. — Hast Du denn mit einem gewissen Frauenholz oder Frauenhofer aus Nürnberg wegen Deines Portraits Abrede genommen? Dieser Mann schreibt darüber an Graff, daß es Müller in Stuttgart stechen wollte, und will das Bild haben. Graff sieht ein, daß er ohne

Deine Einwilligung nicht über das Bild disponiren kann, und bittet mich, Dich darüber zu fragen. Müller iſt freilich noch ein beſſerer Kupferſtecher als Bauſe, und ich wünſchte, daß er das Bild ſtäche. Vorher aber müßteſt Du noch einmal ſitzen, und dies wird, hoffe ich immer noch, dieſen Sommer geſchehen. Schreibe mir doch bald, ob Du von Frauenhofers Speculation weißt. Es muß ihm viel daran gelegen ſein, denn er will ſogar Graff die Reiſekoſten bezahlen, wenn er nach Jena reiſen müßte, um Dein Bild fertig zu machen. — Haſt Du denn Abdrücke von dem Octavkupfer nach Doras Zeichnung erhalten? In Leipzig hörte ich, Dyk hätte Dir welche geſchickt. Schulze hat mir auch noch einige verſprochen, aber er iſt jetzt krank. Mir ſcheint viel Gutes in dieſer Arbeit zu ſein.

Lebe wohl für heute. Nächſtens mehr. Minna grüßt herzlich Dich und Dein Lottchen.

Dein

K.

Löſchwitz, 1. Juli 1791.

Deine Frau und Schwägerin machen ſich ſehr um mich verdient, daß ſie mir öfter Nachrichten von Dir geben. Aber immer mehr ſehne ich mich nach einem Paar Zeilen von Dir, nur um zu ſehen, daß Du wieder ſo viel Kräfte haſt. Hartnig, der bei uns iſt, glaubt immer, daß durch Gichten und durch Wirkungen auf die Nerven allein

nichts ausgerichtet sein würde, wenn man die Verstopfungen im Unterleibe nicht durch auflösende Mittel zugleich zu heben suchte. Er sucht nämlich die Ursache des Uebels nicht in den Nerven selbst, sondern in einer entfernteren Ursache, die auf die Nerven wirke.

Sorge jetzt weder für Göschens Kalender, noch für irgend eine schriftstellerische Arbeit, sondern bloß für Deine Erholung; alles andere wird sich geben. Leichte historische Lectüre kannst Du Dir wohl von dorther verschaffen, sonst laß mich wissen, was Du etwa zu haben wünschest.

Hast Du Forsters Ansichten schon gesehen? Mir gefallen sie nicht. Ich kann den anmaßenden Ton nicht leiden, mit dem oft sehr alltägliche Dinge gesagt sind. Der Mann hat nicht gemeine Anlagen, aber es fehlt ihm wirklich an persönlicher Ausbildung. Es ist in seinem ganzen Wesen etwas Unreifes, das er schwerlich verlieren wird, weil er wegen überhäufter schriftstellerischer Arbeiten wenig zu sich selbst kommt. So etwas fürchte ich manchmal bei Huber. Er mag immer auch alles gleich in's Publicum bringen, was er noch eine Zeitlang im Kopfe herumtragen sollte.

Graff habe ich Deine Antwort wegen Frauenholz gesagt. Zu Dir reisen kann Graff jetzt nicht, und er hält den Kopf für fertig, um gestochen werden zu können. Das Uebrige kann er ohne Dich sitzen zu lassen endigen. Jetzt fragt sich's nur, ob Du wirklich das Bild ganz an Frauenholz überlassen willst. Dagegen

lege ich eine Proteſtation ein. Ich hätte es längſt gern gehabt, aber da Du es beſtellt hatteſt, ſo habe ich mir nicht getraut, Dir einen ſolchen Vorſchlag zu thun. Ehe es aber Frauenholz kauft, kaufe ich's ſelbſt und ſchicke es ihm bloß, um es von Müller in Kupfer ſtechen zu laſſen. Kommſt Du im künftigen Jahre zu uns, ſo kann Graff noch nachhelfen, was ihm allenfalls an Aehnlichkeit fehlt. Laß mich darüber Deine Meinung wiſſen. Wenn Du das Bild ſelbſt nicht behältſt, ſo iſt es doch geſcheidter, daß ich es habe; und Frauenholzs Idee wird dadurch, wie geſagt, gar nicht gehindert, er erſpart noch dabei.

Von dem kleineren Portrait lege ich noch fünf Abdrücke bei. — Sonſt iſt bei uns nichts vorgefallen. Minna iſt wohl und erwartet ihre Niederkunft ſpäteſtens im November. Dora hat viel Unterhaltung in Carlsbad, und es bekommt ihr ſehr gut. Sie läßt Dich ſehr grüßen, und iſt ſehr in Sorgen um Dich geweſen. — Im Appellationsgericht habe ich jetzt etwas mehr zu thun, weil die beiden Senate nun eingerichtet ſind. Ich bin im erſten Senat beim jetzigen Präſidenten geblieben, welches einige Vortheile hat. Uebrigens geht mir die Actenarbeit geſchwind von der Hand, und ich behalte Muße genug übrig. Neulich hatte ich ſogar Ideen zu einem Roman in Briefen, und habe ſchon ein Paar Briefe fertig. Die Hauptidee iſt ein Beiſpiel des Nachtheils der Anti-Schwärmerei. Die Charaktere habe ich mir ausgedacht. Aber der Fabel ſcheint es noch an

Handlung zu fehlen, und dies wird mir am ſchwerſten zu ergänzen. Ich möchte die Begebenheiten nicht gern durch Zufälle entſtehen, ſondern aus den Eigenheiten der Charaktere ſich natürlich entwickeln laſſen. Dabei müſſen ſie doch überraſchend, und die Erwartung immer ſo geſpannt ſein, daß man das Buch nicht aus der Hand legen kann. Leiſte ich das nicht, ſo iſt die Arbeit nichts werth, und ſie bleibt liegen.

Dein

K.

Der Ueberbringer dieſer Zeilen, Herr von Pape aus Hannover, eine mir ſehr werthe hieſige Bekanntſchaft, wird Dir von meinem Befinden umſtändliche Nachricht geben können. Leid thut mir's ſehr, daß ich den Wunſch, Euch zu umarmen, nicht in Erfüllung bringen kann. Weder der Zeit- noch Geldaufwand ſind es, was mich davon abhält, ſondern die Verhältniſſe meiner Schwägerin in Rudolſtadt, die ihr nicht erlauben über die geſetzte Zeit wegzubleiben, da die Vermählung des Erbprinzen in Rudolſtadt und die Ankunft ſeiner Gemahlin ihre dortige Gegenwart nothwendig macht. Dazu kommt, daß wir alle Drei wünſchen, die Freude Euch zu ſehen mit geſundem Körper und friſcher Seele zu genießen. Jetzt aber ſind wir alle krank und abgeſtumpft für jeden Ge-

nuß der Seele. Mit nächster Post ſchreiben wir mehr. Alles grüßt herzlich. Ewig

Dein

S.

Herrn von Papes Bekanntſchaft wird Dir gewiß auch ſehr angenehm ſein. Suche ihn aufzurichten; er iſt ein vortrefflich denkender Menſch, aber ſehr gequält von Hypochondrie.

Löſchwitz, 8. Auguſt 1791.

Leider habe ich nunmehr durch Herrn v. Pape und durch den Brief Deiner Frau die entſcheidende Nachricht, daß Du nicht zu uns kommſt. Ich kann die Gründe nicht beurtheilen, warum Du eher, als Du vermutheteſt, wieder in Rudolſtadt ſein mußt, und traue Deiner Verſicherung, daß es für dieſes Hinderniß kein Gegenmittel giebt. Daß Du und die Deinigen noch nicht ganz wiederhergeſtellt ſind, iſt für mich kein befriedigender Grund. Auch den Anfang der Geneſung ſieht man gern. Doch jetzt iſt alles Reden und Schreiben darüber vergeblich. Ich habe mir ſchon manches verſagen müſſen — dieſe Hoffnung aufzugeben wird mir nicht leicht — aber es ſoll ſo ſein.

Herrn v. Papes Bekanntſchaft hat mir Vergnügen gemacht. Er iſt ein gebildeter und denkender Mann, der einen feinen Geſchmack und nicht gemeine Kenntniſſe zu

haben ſcheint. Schon ſein Aeußeres nimmt für ihn ein. Nach ſeinen und des Grafen Hoffmannsegg Aeußerungen iſt Dir das Carlsbad doch wohl bekommen, und wir haben einen neuen Beweis, daß Du wegen der Lunge nichts zu fürchten haſt.

Wegen Deines Graffſchen Bildes haſt Du mir nicht geantwortet. Schreibſt Du mir nichts darüber, ſo bleibt es bei der Abrede, die ich mit Graff genommen habe. Er macht das Bild fertig, ſchickt es an Frauenholz, und Müller ſticht es. Aber das Bild kommt wieder zurück, und ich behalte es, bis Du ſelbſt darüber anders disponirſt.

Mit dem Orenſtierna bin ich bald zu Stande. Der Mann verdiente wirklich eine eigene Biographie. Schade, daß ich einiger Quellen nicht habhaft werden konnte, und daß Göſchen wegen des Raums, und ich wegen der Zeit ſo eingeſchränkt bin.

Herr v. Pape ſagt mir, daß Du wieder Luſt zum Geiſterſeher haſt, und daß Du den Winter nicht nach Jena gehen willſt. Mir ſollte es ſehr lieb ſein, wenn Du jetzt wenigſtens etliche Monate für die Dichtkunſt leben könnteſt.

Iſt es Dir nicht möglich, mir von Deinen Stanzen aus der Aeneide einige abſchreiben zu laſſen? Vergebens hoffte ich etwas davon in der Thalia zu finden. — Was ſagſt Du zu Sacontala? Goethe, dächt' ich, hätte auch ein gut Theil zu viel davon in dem Epigramm geſagt, das in der deutſchen Monatsſchrift ſteht. Gott bewahre

uns nur vor Nachahmern! Das dramatische Publicum wird mir jetzt sehr verächtlich. Kotzebue verdrängt jetzt fast alle andere Stücke, und man hat kein Arges dabei. Wehe dem, der für solche Menschen arbeitet!

Lebe wohl und bitte Deine Frau, mir fernere Nachrichten von Dir zu geben, wenn Du nicht schreiben kannst. Minna und Dorchen grüßen herzlich. Deiner Frau und Schwägerin viel Freundschaftliches von uns.

Dein

K.

Löschwitz, 19. August 1791.

Herr v. Pape ist heute oder gestern abgereist, und seine Adresse, die er mir für Dich gegeben hat, ist: Hofgerichtsassessor in Hannover. Seine Bekanntschaft ist mir recht angenehm gewesen, und ich habe ihn weniger hypochondrisch gefunden, als ich nach Deiner Beschreibung mir einbildete. Er hat viel Kunstliebe, und scheint die Meisterstücke nicht oberflächlich zu genießen. In dem, was er sagt, ist viel Selbstgedachtes, was man immer gern hört, weil die gangbaren Phrasen, die aus einem Munde in den anderen gehen, immer ekelhafter werden.

Von Dir erwarte ich nächstens ein Lebenszeichen, und Nachricht von den Folgen Deiner Cur. Nach dem, was Göschen schreibt, ist sie Dir sehr gut bekommen. Nur darfst Du unmittelbar darauf nicht viel mit Anstrengung arbeiten. Ist es wahr, daß Du den näch-

sten Winter nicht nach Jena gehst? Ich würde Dir's nicht verdenken. Auf jeden Fall würde ich wünschen, daß Du so wenig als möglich Vorlesungen hieltest. Studiosa juventus ist es wahrlich nicht werth, was sie Dir an Zeit, und noch weniger, was sie Dir an Lunge kostet.

Pape sagt mir, der Geisterseher werde wieder hervorgesucht. Ich wünsche viel Glück, und freue mich in mehrerer Rücksicht, daß dies Product geendigt wird. — Meine Schriftstellerei ist jetzt sehr in den Winkel gestellt. Auch denke ich manchmal: wer soll am Ende lesen, wenn alles schreiben will? Und das Lesen ist doch auch nicht so leicht, als man denkt. Wirklich sehe ich immer mehr ein, daß alles, was ich von Werken der Darstellung leisten könnte, nur Dilettantenkram sein würde. Es fehlt mir vielleicht nicht an Kunstgefühl, aber an einer gewissen Kunstfertigkeit, die sich in meiner jetzigen Lage schwerlich nachholen läßt. Und nichts ist mir unausstehlicher, als Stümperei. Glaube nicht, daß mich die Acten abstumpfen. Ich habe noch immer den vollen Genuß an allem, was jede Art von Kunst Vortreffliches liefert. Aber meine Verehrung gegen das wahre Talent macht, daß ich mir sehr albern vorkomme, wenn ich in einzelnen Stunden etwas ähnliches von dem leisten will, worauf andere die Uebung vieler Jahre verwendet haben. An Plänen fehlt mir's nicht, und ich getraue mir manchen guten Kopf zu beschäftigen, wenn sich die guten Köpfe so anstellen ließen, und nicht lieber ihre eigenen Ideen ausführten.

Funk ist Rittmeister bei dem neuen Husarenregiment geworden mit Escadron. Für ihn ist es immer ein Glück; nur braucht er zum Anfange viel zur Anlage. Ich glaube, daß er jetzt alles zusammennimmt, und habe Grund zu vermuthen, daß ihm das Geld für die Uebersetzung von Sully jetzt sehr willkommen sein würde. Treibe doch Mauke, daß er bezahlt, oder schreib' wenigstens ein Paar Zeilen an Funk darüber, da er weiß, daß die Uebersetzung gedruckt ist.

Bei uns ist alles wohl. — Daß der Kaiser und der König von Preußen nach Pillnitz auf drei Tage kommen, weißt Du wohl schon. — Minna und Dorchen grüßen schönstens. Deiner Frau und Schwägerin empfehlen wir uns alle.

Dein

K.

Erfurt, 6. September 1791.

Nur wenige Zeilen, lieber Körner, um Euch wieder ein Lebenszeichen zu geben. Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält immer noch an. Doch verschafft mir der Egerbrunnen, den ich seit funfzehn Tage trinken, hinlängliche Oeffnung, und ich kann jetzt zwei, drei Stunden des Tages etwas lesen, ohne mich anzugreifen. Die Kräfte nehmen zu, und man findet mich auch frischer aussehend. Hier

in Erfurt lebe ich recht angenehme Tage. Alle Abende bringen wir beim Coadjutor zu, der recht freundschaftlich um mich bekümmert ist. Wie ich es diesen Winter halten werde, weiß ich in der That noch nicht. Vom Collegienlesen wird wohl schwerlich die Rede sein; aber überhaupt bin ich jetzt wegen meines künftigen Aufenthalts und Schicksals in Ungewißheit. Es ist mir jetzt durchaus unmöglich, wie bisher mich auf meine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch sind, so lange ich vollkommen gesund bin, so fehlen sie mir doch ganz in der Krankheit. Ich habe dies auf des Coadjutors Anrathen dem Herzoge geschrieben und förmlich um eine Besoldung angesucht, die hinreichend ist, mich im äußersten Nothfalle außer Verlegenheit zu setzen. Kann er mir sie nicht bewilligen, so muß ich sie anderwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag. Was er kann, wird er ohne Zweifel thun; denn ich weiß, daß der ganze Hof gut für mich gesinnt ist. Wo aber nicht, so werde ich in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen mein Glück aufsuchen.

Wenn ich nur Funk jetzt bezahlen könnte, da er es so nöthig braucht; aber es ist mir jetzt ganz unmöglich. Manke hat mir an den zwei Bänden des Sully noch etwas über den vierten Theil zu bezahlen, und versichert, daß er es vor der Ostermesse nicht im Stande sei. Das schon Bezahlte habe ich für mich verbraucht, weil ich hoffte, Funk mit dem noch zu Bezahlenden und einer anderen sonst einlaufenden Summe befriedigen zu können.

Aber meine Krankheit kam dazwiſchen, und dieſe muß mich entſchuldigen. Wenn er übrigens nur noch einige Monate warten kann, ſo will ich ſchon Rath ſchaffen. Dieſes Jahr, Du wirſt es kaum glauben, koſtet mir vierzehnhundert Thaler, außer dem was die Verſäumniß mir koſtet. Glücklicherweiſe habe ich dieſen außerordentlichen Stoß ausgehalten, ohne Schulden zu machen; ja ich habe noch neunzig Thaler an alten Schulden und hundertundzwanzig als Bürge für einen anderen bezahlt. Mit Göſchen bin ich zwar etwas ſtark in der Kreide, aber doch ſo, daß wir mit Neujahr quitt ſein können. Tröſte alſo Funk, ich werde thun, was möglich iſt.

Dein

S.

Dresden, 12. September 1791.

Von einer Krankheit wie die Deinige mag es wohl nicht möglich ſein, ſich geſchwind zu erholen. Genug, daß Du Dich immer beſſer fühlſt, wenn auch die völlige Wiederherſtellung noch einige Zeit erfordert. In Erfurt, glaube ich, biſt Du jetzt ſehr gut aufgehoben. Der Umgang des Coadjutors wird unterhaltend für Dich ſein, und das Andenken mancher alten Lieblingsidee in Dir wieder auffriſchen, ohne Dich doch jetzt zu ſehr anzugreifen. Selbſt die Polyhiſtorie des Coadjutors iſt in ſolchen Augenblicken behaglich, wo man nur immer abwechſelnde Geiſtesbeſchäftigung verlangt, ohne auf einer be-

ſondern Idee haften zu wollen. Noch kann ich mir keine deutliche Vorſtellung von der Art ſeines Kopfes machen. In ſeiner Aeſthetik z. B. ſind treffliche Ideen, aber gleich darneben oft ſehr alltägliche Sachen, und manche unreife und oberflächliche Behauptungen. Er trägt ſeine Gedanken nicht lange genug mit ſich herum. Was er liefert, ſind größtentheils halbverarbeitete Materialien. — Daß Du noch nicht Vorleſungen halten kannſt, iſt klar; auch wird dies wohl niemand von Dir verlangen. Aber daß Du noch eine ſo ſtarke Zulage, als Du verlangſt, vom Herzoge von Weimar auswirken werdeſt, zweifle ich ſehr. Seine Caſſe iſt nicht in ſehr glänzenden Umſtänden. Wenn Du einmal andere Canäle zu benutzen Luſt haſt, ſo wäre vielleicht auch bei dem Herzoge von Braunſchweig etwas zu thun. Er ſcheint Männer von Ruf in ſein Land ziehen zu wollen. Die Herzogin von Curland könnte vielleicht erfahren, ob man ſich etwas von ihm zu verſprechen hätte. Schreib' mir Deine Gedanken darüber. Uebrigens müſſen dergleichen Dinge nicht zu haſtig betrieben werden, ſonſt macht man Dir ſchlechte Bedingungen.

Daß Du Funk jetzt nicht bezahlen kannſt, iſt freilich unangenehm. Er wird natürlicherweiſe nicht in Dich dringen, aber eben deswegen wünſchte ich, daß Du ihn bald befriedigen könnteſt.

Graff hat Dein Bild fertig gemacht, und wird es in dieſen Tagen abgehen laſſen. Wie mir Graff ſagt, ſo haſt Du Frauenholz das Bild ſchon abgetreten. Frauen-

holz wird es mir also nicht lassen, wenn Du ihm nicht darüber schreibst. Uebrigens, wenn ich gewiß wäre, daß Du künftiges Jahr herkommst und Dich wieder malen ließest, so möchte er das Bild behalten. Der obere Theil ist gut, aber zum unteren Theil hättest Du noch sitzen sollen. Jetzt ist er zu unbestimmt.

Sobald Du nur ganz wiederhergestellt bist, sind Deine Aussichten auf die Zukunft nichts weniger als beunruhigend. Suche nur jetzt Deine Verbindungen mit angehenden Schriftstellern zu benutzen, und Du kannst ein Heft der Thalia, einen Band Memoiren nach dem anderen liefern, der Dir Geld einbringt und Dich keine Anstrengung kostet. Der junge Mann, der die Belagerung von Rhodus beschrieben hat, ist zu historischen Aufsätzen recht gut zu gebrauchen. Ich wollte ihn schon anstellen. Von dieser Art könntest Du gewiß mehrere Beiträge bekommen. Unterdessen sorgst Du für Deine Gesundheit, arbeitest wenig, und nie bis zur Ermüdung, hältst regelmäßige Diät, gehst zeitig zu Bette, vermeidest alles, was das Blut in Wallung bringt, nährst auch den Geist noch eine Zeitlang mehr mit leichten Speisen, und machst keine Grillen ꝛc. So wirst Du Dich schneller wieder völlig erholen, und Deine Existenz wird ruhig und heiter sein.

Mit dem Orenstiern bin ich leider noch nicht fertig. — Du kennst meine Trödelei — und jetzt habe ich wirklich viel Actenarbeit. Indessen glaube ich nunmehr bald zu Stande zu sein. Der Mann interessirt mich,

und ich möchte gern in dies Miniaturbild alles Wichtige von ihm hineinbringen, möchte es so stellen, daß es gehörige Wirkung thut, und eben dies Gruppiren kostet mich mehr Zeit als der Styl. Biographische Aufsätze dieser Art sind übrigens eine hübsche Beschäftigung, und ich habe Lust, manchmal dergleichen vorzunehmen.

Huber ist ein gewaltiger Recensent geworden. Ueber Klopstocks Herrmann hat er einige gute Bemerkungen gemacht; doch ist er mir manchmal zu hart. Hubers Styl hat jetzt eine gewisse Dunkelheit, die vielleicht Forster zu verantworten hat; das soll ein haut-goût in der Beredsamkeit sein. Mir behagt's nicht.

K.

Jena, 3. October 1791.

Meine herzlichsten Glückwünsche zu dem endlich angelangten Stammhalter des Körnerschen Geschlechts*), dem ich meinen besten Segen zurufe. Ich freue mich Eurer Freude und bin in diesem Augenblick unter Euch, sie mit Euch zu theilen. Warum kann ich überhaupt nicht einige Wochen mit Euch verleben? Aber meine noch immer so ungewisse Gesundheit machte mir die Ruhe und Ordnung höchst nöthig, die ich diesen ganzen Som-

*) Theodor Körner. Doch ist dieser Vorname die eigene Wahl des Dichters von „Leyer und Schwert“ gewesen; in der Taufe empfing er den Namen Carl, den er also auch in diesen Briefen führt.

mer habe entbehren müſſen. Auch meine gute Lotte bedarf ihrer; das Leiden dieſes Jahres hat ihren ſchwachen Körper ſehr angegriffen, und jetzt iſt es dringend nöthig, daß ſie ſich abwarte. Dies war auch Urſache, daß wir Erfurt früher verließen, als wir anfangs im Sinne hatten. Ich habe an dieſem Orte im Umgange mit Dalberg viel Vergnügen genoſſen, und mehr, als ich bei einer ſo oft unterbrochenen Geſundheit erwarten konnte. Deſſenungeachtet habe ich mich nach Jena geſehnt, weil ich hier doch zu Hauſe bin, alle Bequemlichkeit genieße, die bei einem kränklichen Zuſtande ſo unentbehrlich iſt, und weil ich hier im Umgange mit Meinesgleichen und der Auswahl talentvoller junger Leute mich ſelbſt mehr genießen kann. In den letzten Wochen meines erfurter Aufenthalts habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten, und weil ich glücklicherweiſe ſchon dieſes Frühjahr über die nächſte Periode des dreißigjährigen Kriegs viel gedacht und geleſen, ſo ging mir die Arbeit ſehr leicht von ſtatten. Ohne mich zu ſehr anzuſtrengen, konnte ich Tags vier auch fünf Stunden dictiren, und ſo brachte ich in vierzehn Tagen fünf gedruckte Kalenderbogen zu Stande. Göſchen ſchreibt mir, daß Dein Orenſtiern noch nicht fertig ſei, und ich fürchte, der kleine Ankömmling wird ihn nicht ſehr fördern. Haſt Du ſo viel daran gethan, daß es einen lesbaren Aufſatz giebt, ſo ſchicke ihn Göſchen ja, wie er iſt; biſt Du aber noch weiter zurück, ſo incommodire Dich jetzt nicht damit. Göſchen erhält drei Bogen mehr von mir, als er ſich Rechnung

machte, und er kann ſich alſo zur Noth ſchon helfen. Laß Dir dieſe Arbeit die Freude im Hauſe auch nicht Einen Moment verkümmern. Nur um das Einzige bitte ich Dich, gieb Göſchen mit nächſter Poſt entweder Manuſcript oder eine ganz abſchlägige Antwort. Das erſtere wird Dir etwas Leichtes ſein, ſobald Du den Aufſatz nicht zu gut machen willſt.

Jetzt Adieu. Ich muß eilen dieſen Brief noch auf die Poſt zu bringen. Im nächſten Briefe mehr. Funk ſage, daß er mit Anfang November funfzig Thaler, vielleicht noch etwas mehr erhalten ſoll; daß ich ihn aber bitte, die Anmerkungen zu dem fünften, ſechsten, ſiebenten, achten und neunten Buche in einigen Wochen fertig zu machen, ſonſt kann ich nichts von Mauke erpreſſen.

Ewig Dein

S.

Dresden, 13. October 1791.

Die Sehnſucht nach Deiner jetzigen Heimath und nach dem, was man ſeine Ordnung zu nennen pflegt, kann ich ſehr wohl begreifen, wenn Du auch noch ſo angenehm in Erfurt gelebt haſt; und wenn Du und Dein Lottchen jetzt wegen Eurer Geſundheit Ruhe bedurftet, ſo war Euch freilich nicht zuzumuthen, noch eine Reiſe hierher zu machen. Aber die erſte Ausflucht von Jena gehört doch nun mir. Schone Dich nur dieſen Winter, arbeite nicht viel mit Anſtrengung und ſorge

für Deine Diät: ſo wird auch Dein Weibchen ſich bald erholen, wenn ſie über Dich ruhig ſein kann, und künftiges Frühjahr ſehen wir uns dann ungeſtört.

Bei uns geht alles nach Wunſche; Minna hat ſich nach keiner Niederkunft ſo wohl befunden, und der Junge nimmt ſichtlich zu. Dies hat denn auch meine Entbindung von dem Kalenderbeitrage befördert. Am Zahltage, als geſtern, hat Göſchen den Schluß des Manuſcripts erhalten. Nach meiner Rechnung ſind es ungefähr zwei Bogen in Octav nach dem Drucke des Mercur. Ich bin nicht ganz mit dieſer Arbeit zufrieden; der Vortrag hat eine gewiſſe Steifheit und Trockenheit; aber für mich ſelbſt habe ich manches bei dieſer Beſchäftigung gewonnen. Ich bin auf gewiſſe Kunſtvortheile in der hiſtoriſchen Darſtellung aufmerkſam geworden; beſonders auf das Gruppiren und auf die Haltung, die den Totaleindruck verſtärkt. Manchen individuellen Zug von Oxenſtiern habe ich ungern weggelaſſen; aber er zerſtörte mir die Form des Ganzen, oder zerſtreute die Aufmerkſamkeit auf Nebenſachen. Manche anſcheinende Inconſequenzen wären vielleicht durch genauere Kenntniß des Mannes begreiflich geworden; aber hierzu fehlten mir die Materialien, und dies iſt gerade bei den Biographien ein widriger Umſtand. Die Lücken ſind häufiger und ſchwerer auszufüllen; ſonſt haben dieſe Arbeiten viel Angenehmes.

Dein Umgang mit hoffnungsvollen jungen Leuten iſt eine Hauptannehmlichkeit von Jena. Wenn Du nur

einen davon mir einmal herſpediren könnteſt, beſonders etwa einen Juriſten. Ich wünſchte ſo manches, was einen guten Kopf in dieſem Fache beſchäftigen könnte und wozu ich ſelbſt ſchwerlich jemals Zeit haben werde. Jetzt haben ſich durch Orenſtiern, durch meine häusliche Angelegenheit, durch die Anweſenheit der Herzogin im Sommer wieder einige Reſte geſammelt. Ehe dieſe aufgearbeitet ſind, darf ich nicht viel ſonſt vornehmen.

Was mir Dein Lottchen vom Herzog ſchreibt, war mehr, als ich nach dem, was man von ſeiner ökonomiſchen Lage ſagt, jetzt vermuthet hätte. Er ſcheint ſich doch wirklich mit Nachdruck für Dich zu intereſſiren; und die Behutſamkeit, den Forderungen Deiner Collegen auszuweichen, kann man ihm nicht verdenken. Um ſo ruhiger kannſt Du nunmehr dieſen Winter ſein und bloß auf Deine Erholung denken.

Weißt Du nicht, ob der Herr Erhard, von dem Du mir einmal geſchrieben haſt, noch gewiß und bald hierher kommt? — Deine Frau vermuthet es in einem ihrer letzten Briefe. Ich habe drei Briefe an ihn, die an mich adreſſirt ſind. Einen ſchickt eine Frau von Reiſelbergen aus Wien mit der Bitte, wenn Herr Erhard und ſein Reiſegefährte, an den ich auch einen Brief habe, binnen einem Monat vom ſiebenten September nicht kämen, die Briefe nach Klagenfurt an den Baron Herbert zurückzuſchicken. Schreibe mir doch nächſtens, ob ich die Briefe nun zurückſchicken ſoll.

Dein Auftrag an Funk iſt beſorgt. Auch dieſen

hab' ich jetzt eingebüßt. Sein Quartier iſt ein Paar Stunden von hier; und jetzt hat er ſo viel mit Einrichtung ſeiner Schwadron zu thun, daß er nicht oft nach der Stadt kommen kann. Er hat auf meine Veranlaſſung eine Geſchichte Kaiſer Friedrich des Zweiten geſchrieben, die recht viel Gutes hat. Wenn ſie noch dieſe Meſſe herauskommt, ſo laß Dir ſie doch geben. Aber ſeinen Namen halte geheim; Schriftſtellerei iſt bei uns im Civil und Militair verrufen, und er muß jetzt auf's Avancement denken.

Meine Frau Gevatter grüße von uns allen recht herzlich, und danke ihr für ihren lieben freundſchaftlichen Brief.

Dein

K.

Jena, 24. October 1791.

Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir; obgleich der Athem nie frei iſt, und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, ſo bin ich doch zu Beſchäftigungen aufgelegt, und kann, wenn ſie mich ſtark intereſſiren, Stunden lang meine Umſtände darüber vergeſſen. Ein Beweis davon wird Dir nächſter Tage vor Augen gelegt werden. Ich ſchrieb Dir ſchon im Frühjahr, daß ich ein Stück aus dem Virgil in Stanzen überſetzt habe. Es waren zweiunddreißig Stanzen, und binnen neun Tagen, denn ſo lange iſt's, daß ich wieder an dieſe Arbeit kam, habe ich hundertunddrei Stanzen noch dazu überſetzt; ſo

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10402/009

daß das ganze zweite Buch in nächster Thalia erscheinen kann. So schwer diese Arbeit scheint und vielleicht manchem auch sein würde, so leicht ging sie mir von statten, nachdem ich einmal in Feuer gesetzt war. Es gab Tage, wo ich dreizehn, auch sechzehn Stanzen fertig machte, ohne längere Zeit, als des Vormittags vier Stunden und ebenso viel des Nachmittags daran zu wenden. Die Arbeit wird Dich freuen, denn sie ist mir gelungen. Für die ersten Stanzen, die ich je gemacht, und für eine Uebersetzung, bei der ich oft äußerst genirt war, haben sie eine Leichtigkeit, die ich mir nimmer zugetraut hätte. Ich lasse sie jetzt abschreiben, und schicke sie Dir noch in Manuscript.

Denke übrigens nicht, daß ich mich überarbeite. Im Gegentheil wirkte diese Beschäftigung sehr glücklich auf meine Gesundheit, und ihr danke ich manche frohe Stunde. Auch war es mir eine sehr tröstliche Erfahrung, daß ich diese hundertundfünfunddreißig Stanzen mit ziemlichem Affect laut ablesen konnte, ohne merklich dadurch beschwert zu werden, und ohne alle üble Folgen. Jetzt bin ich beschäftigt, den Agamemnon des Aeschylus zu übersetzen; theils um den ersten Band meines griechischen Theaters fertig zu bringen, theils der Thalia wegen, für die ich einige Acte bestimme. Ueberhaupt und vorzüglich aber strebe ich durch diese Uebersetzungen der tragischen Dichter noch dem griechischen Styl, was Du auch dagegen magst auf dem Herzen haben.

So ist mir's denn hier ganz leidlich. Ich sehe oft

Menſchen bei mir, und werde es ſo einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Geſellſchaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche ſind ſchon durch zwei Privatclubbs unter guten Freunden beſetzt, nun will ich noch zwei dazu beſtimmen. Viel Ausgabe machen dieſe Butterbrodgeſellſchaften nicht; wenn ich das halbe Jahr vier Louisd'or mehr daran wende, ſo kann ich alle Woche zweimal drei auch vier Menſchen bitten, und zu meinem Wohlſein iſt dies ſo nöthig. Nun fehlt mir bloß Equipage, um jeden Tag ſpazieren zu fahren, dadurch würde mir ſehr viel geholfen ſein; aber dieſem Wunſch muß ich freilich entſagen.

Für meine Lotte wünſchte ich wohl einige leidlichere Frauengeſellſchaften; denn in dieſem Stücke ſieht es hier ſehr traurig aus.

Es iſt ein Glück, daß ſie Liebhabereien hat, mit denen ſie ſich beſchäftigt, wenn ich zu thun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß ſie mich ganz außer Thätigkeit ſetzte, uns ſo aneinander gewöhnt, daß ich ſie nicht gern allein laſſe. Auch mir macht es, wenn ich auch Geſchäfte habe, ſchon Freude, mir nur zu denken, daß ſie um mich iſt; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, giebt mir ſelbſt eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondriſchen Uebel ohne dieſen Umſtand faſt unmöglich wäre. Wären wir beide nur geſund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter. — Meinſt Du nicht, daß ich von dem jungen

Oefer einige Landſchaften für denſelben Preis, wie Du ſie bekommen haſt, erhalten könnte? Ich möchte gern meiner Lotte etwas zum Copiren verſchaffen, denn ſie iſt jetzt voll Eifer für's Zeichnen, und viele geſchickte Künſtler, auch Goethe munterten ſie auf, weil ſie wirklich einiges Talent dazu hat. Einige Kupferſtiche von Landſchaften und einige Stücke von der Angelica Kaufmann habe ich mir ſchon verſchrieben.

Mein Carlos wird nächſter Tage in Weimar gegeben. Ich ſchrieb Dir, glaube ich, ſchon von Erfurt, daß ich ihn von der weimarſchen Geſellſchaft dort habe ſpielen laſſen, für welchen Dienſt ich das Stück der Geſellſchaft überlaſſen mußte. Nun wollen ſie auch die Räuber und den Fiesko, weil ich hatte verlauten laſſen, daß ich nächſtens eine neue verbeſſerte Auflage davon veranſtalten würde.

Göſchen iſt wirklich auch mit dem Carlos rein fertig, und auf Oſtern erſcheint eine neue Auflage, ſo wie auch vom Geiſterſeher. Meine verlorenen Stunden kann ich zu dieſen Arbeiten gut verbrauchen. Was mir aber jetzt beſonders viel Freude macht, iſt die Thalia, für welche Göſchen nun äußerlich mehr thun will, und welche nun auch in ſchönſter Ordnung herauskommen ſoll; zwar nur alle zwei Monate für's nächſte Jahr; aber kann ich mich auf meine Mitarbeiter nur erſt verlaſſen, ſo ſoll jeden Monat ein Stück erſcheinen. Rehberg in Hannover wird auch mit daran arbeiten; dann rechne ich auf Dich, auf Huber, mitunter auch auf Forſter, auf Erhard und noch

einige andere. Erhard kommt nicht nach Dresden, Du biſt alſo ſo gut und ſchickeſt die Briefe weiter an Herbert in Klagenfurt.

Minna und das Kleine ſind wohlauf, wie ich hoffe. Wenn wir auf's Frühjahr nach Dresden kommen, ſo finden wir's ſchon weit avancirt, und auch das andere werd' ich gar nicht mehr kennen.

Jetzt lebe wohl. Für den Orenſtierna danke ich Dir herzlich; geleſen habe ich ihn zwar noch nicht, aber es freut mich ſchon, daß er da iſt.

Tauſend herzliche Grüße von uns beiden an die gute Minna und Dorchen. Was gäb' ich Dir dafür, wenn Du, ehe Du ſelbſt mit der Minna kommen kannſt, uns Dorchen auf vier Wochen laſſen könnteſt. Meine Frau wüßte ſich nicht zu haben vor Freude. Adieu.

Dein

S.

Dresden, 2. November 1791.

Du haſt mir große Freude durch Deine Stanzen gemacht. Das Unternehmen war kühn, und ich glaube, daß Du jeden Dichter auffordern kannſt, ein ſolches Abenteuer beſſer zu beſtehen. Im Ganzen herrſcht eine Leichtigkeit der Verſification, die man deſto höher ſchätzt, wenn man bei Vergleichung des Originals eine unerwartete Treue in der Ueberſetzung findet. Viele Stanzen leſen ſich ganz wie ein neues Gedicht; ſchwächere Stellen,

die ich in einigen fand, sind größtentheils durch zu große Treue entstanden. Man darf nicht vergessen, daß der Aeneide die letzte Hand des Meisters fehlte. Manche kleine Ungleichheit, die in der fremden Sprache übersehen wird, aber in der Uebersetzung mehr auffällt, würde vielleicht noch verbessert worden sein. Dir würde ich's nicht verdenken, wenn Du noch jetzt diese Verbesserungen wagtest. Den Ton des Ganzen überzutragen, war, däucht mich, die Hauptsache; und dies ist Dir nach meinem Gefühle trefflich gelungen. Hast Du einmal Lust, einem solchen Werke noch einen Grad von Vollendung mehr zu geben, so wirst Du leicht die Stellen finden, die nicht in den herrschenden Ton zu passen scheinen; die Schuld mag nun an Dir, oder an Virgil liegen.

In die Versart der Stanzen bin ich ganz verliebt. Wäre Virgil jetzt in dem Falle, ein deutsches Gedicht zu schreiben, sein für den Wohlklang so empfängliches Ohr wählte sie gewiß statt der Hexameter. Von den Stanzen kann man sagen: „Es wurden Blumen jetzt in einen Kranz gewunden.“ Die Hexameter sind nur einzelne Blätter. Die höchste Kunst bei den Hexametern wäre vielleicht, sie zu einer Art von freien Stanzen zu verbinden. Ein schöner Rhythmus, in dem die Bilder der Phantasie uns umtanzen, giebt doch wohl mehr Genuß, als der steife gravitätische Schritt, mit dem sie der Hexameter gleichsam aufmarschiren läßt. Und welche Mannigfaltigkeit im Bau der Stanzen! Wie läßt sich nur allein der Schluß so vortheilhaft nach dem Inhalte

abändern! Wie ſchön wirken nicht oft die zwei weiblichen Reime auf einander vor dem letzten männlichen (als S. 33), als Vorbereitung einer Pointe, und wieder zwei weibliche zuletzt (wie S. 29), als eine befriedigende Vollendung des kleinen Gemäldes! Alle dieſe Kunſtvortheile haſt Du ſchon jetzt in der Gewalt, und Du **mußt** alſo ſelbſt ein großes epiſches Gedicht unternehmen. Dieſer Gedanke verfolgt mich ſeit der Leſung Deiner Stanzen, und ich zerbreche mir den Kopf, um Dir einen Stoff vorzuſchlagen. Friedrichs Geſchichte hat gewiſſe weſentliche Mängel, um derentwillen ich ſie nicht für tauglich halte. Ich wünſchte einen Stoff von allgemeinem (nicht bloß nationalem) Intereſſe für das beſſere Publicum, wobei ſich philoſophiſcher Gehalt mit lebendiger Darſtellung und aller Pracht der Sprache vereinigen ließe. In Deinen Künſtlern iſt der Keim zu einem ſolchen Gedicht. Denke Dir einmal die Erziehung des Menſchengeſchlechts — nicht in Leſſings Sinne, ſondern das Schauſpiel, wie ſich vor den Augen eines höheren Weſens alle Art von menſchlicher Trefflichkeit entwickelt — als den Stoff eines epiſchen Gedichts — eine Art von Philoſophie der Geſchichte. — Der Gedanke iſt noch äußerſt roh; aber Du wirſt ſchon ahnen, was ich eigentlich meine. Nur das Genialiſche, das Unthieriſche im Menſchen wünſchte ich ausgehoben, und in einer Reihe von Gemälden, ſo wie es in allen Zeitaltern über alle Theile des Erdbodens zerſtreut nach einander erſcheint, aufgeſtellt zu ſehen. Der Umfang des Plans iſt groß,

aber auch leicht in kleinere Theile abzusondern, wovon jeder ein interessantes Ganze ausmacht. Und Einheit in diesen mannigfaltigen Stoff zu bringen ist zwar schwer, aber nicht unmöglich. — Du besonders, glaub' ich, würdest weniger Schwierigkeit dabei finden.

Ueber die Aeneide hätte ich Dir noch viel wegen einzelner Stellen zu sagen, aber ich spare mir den Genuß auf, Deine Uebersetzung Stanze für Stanze zu recensiren, besonders in Beziehung auf das Original; und diese Schreiberei schicke ich Dir so wie sie fertig ist. Schicke mir ja die neuen Stanzen bald; Du glaubst nicht, was Du mir für eine Freude damit machst.

Es ist besser, daß Du mit dem Unterleibe als mit der Brust zu thun hast. Jenem läßt sich doch eher beikommen. Versäume nur die Bewegung nicht.

K.

Dresden, 4. November 1791.

An Deinem letzten Briefe erkenne ich wieder ganz den Alten. Er birgt mir für Deine Wiederherstellung mehr, als alle andere Nachrichten. Schicke mir ja die Stanzen bald, ich freue mich kindisch darauf. Das Gefühl, daß Du wieder mit Erfolg arbeiten kannst, wird Dir neuen Muth geben, Deine Laune verbessern und Deine Existenz immer verschönern.

Gegen Deine Bearbeitung des griechischen Theaters habe ich nichts. Es ist ein Kampf mit der Sprache,

mit den Schwierigkeiten der Verſification, zuweilen mit der Ungenießbarkeit des Stoffs u. ſ. w., der für Dich viel Anziehendes haben muß. Aber doch glaub' ich, daß Du zu dem, was eigentlich den Werth des griechiſchen Styls ausmacht, auf einem kürzeren Wege gelangen könnteſt.'

Oeſer iſt jetzt ſo kränklich und verdrießlich, daß nicht viel mit ihm anzufangen iſt. Indeſſen will ich verſuchen, ob ich Deinem Lottchen etwas Gutes verſchaffen kann. Wenn Du nur wieder anhaltend geſund biſt, ſo wird ſie ſich gewiß auch erholen, und Eure Verbindung wird Euch alsdann doppelt werth ſein. Ich begreife, wie wohl es Dir thut, ein ſolches liebevolles Weſen um Dich zu haben.

Mich verlangt zu wiſſen, wie Du Deine älteren Trauerſpiele bearbeiten willſt; ob Du bloß am Detail oder auch am Plane die Verbeſſerungen vorgenommen haſt. — Die Thalia könnte freilich für Dich einträglich und angenehm werden, wenn Du immer Vorrath an Manuſcript hätteſt. Rehberg iſt eine gute Acquiſition. Erhard, den ich nun auch perſönlich kenne, iſt zur Zeit noch etwas unreif, hat aber Anlagen. An gutem Willen ſollte es bei mir nicht fehlen; aber zur Ausarbeitung brauche ich gewaltig viel Zeit, oder vielmehr, ehe ich nicht über irgend einen Gegenſtand von Materialien ſtrotze, kann ich nichts ſchreiben, und dadurch wird ſo wenig fertig. So wie ich anfange, finde ich Lücken, und ehe dieſe ausgefüllt ſind, kann ich nicht weiter ſchreiben.

S.

Jena, 19. November 1791.

Nur ein Paar Zeilen kann ich dieſen Stanzen mitgeben. Mit meiner Geſundheit iſt's noch beim Alten; mit dem Kopf und den übrigen Functionen geht's gut, nur mit dem Athem und mit dem Unterleibe will's noch gar nicht fort. Die Arbeit macht mich vieles vergeſſen. Heute habe ich das vierte Buch der Aeneide auch geendigt, und kann Dir's die nächſte Woche ſchicken. Möchten Euch die Stanzen eine vergnügte Stunde machen. Deinen Orenſtiern habe ich noch nicht, erwarte ihn aber täglich. Tauſend Grüße von mir und Lottchen an Euch alle.

An Funk ſchicke ich auf den nächſten Montag Exemplar und Geld.

Dein

S.

Jena, 28. November 1791.

Es freut mich ſehr zu hören, daß Du an den Stanzen Geſchmack gefunden haſt, und auf Deine ausführlichere Kritik freue ich mich noch mehr. Etwa dreißig ausgenommen ſind die meiſten im Fluge hingeworfen; daher kommt vielleicht die Ungleichheit des Tons, wozu Virgil mich oft verführt haben mag. Aber die Eilfertigkeit ſelbſt, mit der ich ſie hinwarf, giebt mir großes Vertrauen zu mir, denn ſie beweiſt, daß Leichtigkeit bei mir jetzt nicht ſowohl mehr das Werk der Mühe,

ſondern Fertigkeit iſt. Dein Gedanke nach Durchleſung der Stanzen war ganz auch der meinige: daß ich ein epiſches Gedicht machen ſollte — und gewiß, erhalte ich meine Geſundheit wieder und kann zu meinem Leben Vertrauen faſſen, ſo unternehme ich es ſicher. Von den Requiſiten, die den epiſchen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu beſitzen: Darſtellung, Schwung, Fülle, philoſophiſchen Geiſt und Anordnung. Nur die Kenntniſſe fehlen mir, die ein homeriſirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze ſeiner Zeit zu umfaſſen und darzuſtellen: der allgemeine, über alles ſich verbreitende Blick des Beobachters. Der epiſche Dichter reicht mit der Welt, die er in ſich hat, nicht aus, er muß in keinem gemeinen Grade mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert ſein. Dies iſt, was mir fehlt; aber auch alles, wie ich glaube. Freilich würde ein mehr entlegenes Zeitalter mir dieſen Mangel bedecken helfen, aber auch das Intereſſe des gewählten Stoffes nothwendig ſchwächen.

Könnte ich es mit dem übrigen vereinigen, ſo würde ein nationeller Gegenſtand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Vorſtellungsart ſeinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn ſtempelt, ſo wäre dieſe allein genug, ihn in eine gewiſſe Form einzuſchränken und ſeinem Product eine nationelle Eigenthümlichkeit zu geben. Wählte er aber nun einen auswärtigen Gegenſtand, ſo würde der

Stoff mit der Darſtellung immer in einem gewiſſen Widerſpruche ſtehen, da im Gegentheil bei einem vaterländiſchen Stoffe Inhalt und Form ſchon in einer natürlichen Verwandtſchaft ſtehen; das Intereſſe der Nation an einem nationellen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betrachtung kommen, und die Leichtigkeit, dem Gegenſtande durch das Locale mehr Wahrheit und Leben zu geben. Friedrich der Zweite iſt kein Stoff für mich, und zwar aus einem Grunde, den Du vielleicht nicht für wichtig genug hältſt. Ich kann dieſen Charakter nicht liebgewinnen; er begeiſtert mich nicht genug, die Rieſenarbeit der Idealiſirung an ihm vorzunehmen.

Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit nationellem und politiſchem noch am meiſten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen am leichteſten entledigen kann, ſteht Guſtav Adolph oben an. Grade das, was Du mir vorſchlägſt, beſtimmt mich für dieſen Stoff. Ganz gewiß wäre eine ſolche Menſchheitsgeſchichte der würdigſte Gegenſtand für den epiſchen Dichter, wenn ſie irgend ein Stoff für einen Dichter ſein könnte. Aber da liegt eben die Schwierigkeit. Ein philoſophiſcher Gegenſtand iſt ſchlechterdings für die Poeſie verwerflich, vollends für die, welche ihren Zweck durch Handlung erreichen ſoll. Ich habe jetzt keine Zeit, Dir eine weitläufige Deduction von dieſem Satz zu machen, aber ich halte ihn für unwiderſprechlich. Hingegen, wenn ſich ein hiſtoriſcher handlungsreicher Stoff findet, mit dem man dieſe philoſophiſchen Ideen nicht nur in eine

natürliche, sondern nothwendige Verbindung bringen kann, so kann daraus etwas Vortreffliches werden. Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre.

Ich will aber darum noch nicht sagen, daß ich für Gustav Adolph entschieden bin; aber noch weiß ich keinen Stoff, bei welchem sich so viele Erfordernisse zum Heldengedichte vereinigen. Es ist aber möglich, daß mir das vierte Jahrhundert oder das fünfte einen noch interessanteren darbietet.

Laß uns übrigens noch öfters von dieser Materie handeln; mein Herz und meine Phantasie bedürfen es jetzt sehr, sich mit Innigkeit und Feuer an einen Stoff anzuschließen, der mir ein geistiges Interesse giebt. — — Lebe wohl; herzlich grüßen wir Dich und die Beiden. Mach' es doch möglich, daß wir Dorchen noch vor Einbruch des Winters hier sehen. Mich verlangt sehnlich nach einem von Euch.

Dein

S.

Jena, 4. December 1791.

Thue mir den Gefallen und beſorge den Einſchluß an Funk. Ich wollte, weil Geld dabei iſt und ich ſeine Adreſſe nicht weiß, den Brief nicht unmittelbar an ihn abſenden. Ich erwarte mit jedem Poſttage einen Brief von Dir. Die Stanzen kann ich Dir jetzt noch nicht ſchicken, weil ich mit mehreren darunter noch nicht zufrieden bin, und dieſe Arbeit lieber einige Wochen ruhen laſſen will, daß ſie mir wieder etwas fremd wird. Jetzt arbeite ich einen äſthetiſchen Aufſatz aus, das tragiſche Vergnügen betreffend. In der Thalia wirſt Du ihn finden und viel Kantſchen Einfluß darin gewahr werden.

Meine und meiner Lotte Geſundheit iſt leidlich. Wir grüßen Euch herzlich.

Dein

S.

Dresden, 6. December 1791.

Guſtavs deutſcher Krieg als Stoff zu einem Heldengedichte iſt eine Idee, die mir ſehr einleuchtet. Du magſt ſehr recht haben, daß es beſſer iſt, den philoſophiſchen Inhalt an eine einzelne Haupthandlung zu knüpfen. Auch ohne ich allerhand Möglichkeiten, wie ſich das Intereſſanteſte aus der Geſchichte der Menſchheit in ein ſolches Gedicht verflechten läßt. Das Coſtüm von Guſtav Adolphs Zeitalter könnte Dir vielleicht eine eigene Schwierigkeit

verurſachen, um es lebendig darzuſtellen. Es iſt ein Mittelding zwiſchen dem zu proſaiſchen Modernen und dem idealiſchen, aber unbeſtimmten Antiken. Und aus Deiner Bemerkung über die Nothwendigkeit eines genaueren und ausgebreiteteren Studiums der Natur ſehe ich, daß es Dir jetzt darum zu thun iſt, Deinen Werken ſo viel objectiven Werth als möglich zu geben.

Julian hätte wegen des Coſtüms gewiſſe Vortheile vor Guſtav Adolph. Lücken würde es geben, die die Phantaſie ausfüllen müßte; aber wegen der Entfernung des Zeitalters würde ſie weniger durch die Geſchichte beſchränkt. Das Anſchließen an das griechiſche und römiſche Coſtüm hätte, däucht mich, viel Anziehendes.

Du wirſt ſagen, Julian ſei uns jetzt zu fremd; aber wie vielen iſt es nicht auch Guſtav Adolph? und durch lebendige Darſtellung hört er auf fremd zu ſein. Dein Name, nicht der Name des Helden muß die Leſer anlocken; und wer angefangen hat zu leſen, wird ſchon nicht wieder aufhören, wenn er zu dem Publicum gehört, für das Du ſchreibſt. Und faſt glaube ich, daß der Dichter, der auf einen zu großen Theil ſeiner Zeitgenoſſen wirken will, ſich in der Art ſeiner Wirkſamkeit zu enge Grenzen ſetzt. Was liegt daran, ob ſein Publicum in einem Zeitpunkte zuſammenlebt?

Die Fortſetzung Deiner Stanzen erwarte ich mit Verlangen. — Uebrigens iſt bei mir alles wohl. Minna und Dorchen grüßen Dich und Dein Weibchen ſchönſtens. Dorchen würde gern Deinen Wunſch erfüllen,

wenn ſich nur wenigſtens eine anſtändige Geſellſchaft zur Reiſe fände.

S.

Jena, 13. December 1791.

Ich muß Dir unverzüglich ſchreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich ſchon ſo lange ich lebe auf's Feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Auguſtenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tauſend Thaler zum Geſchenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicateſſe und Feinheit, mit der der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten ſelbſt. Ich werde Dir die Briefe in acht oder zehn Tagen ſchicken. Sie wünſchen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz ſchreibt, daß, wenn ich dann angeſtellt ſein wollte, man dazu Rath ſchaffen würde, — aber dies geht ſobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von Weimar noch zu neu iſt, und noch vieler anderen Urſachen wegen. Aber hinreiſen werde ich doch, wenn es auch erſt in einem oder zwei Jahren geſchieht.

Wie mir jetzt zu Muthe iſt, kannſt Du denken. Ich habe die nahe Ausſicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungsſorgen, ganz den Entwürfen meines Geiſtes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu ſammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Verſorgung finden, oder es f"lt mit Mainz etwas vor — und dann bin ich auf zeitliebens gedeckt.

Aber was detaillire ich Dir dieſes alles? Sage Dir ſelbſt, wie glücklich mein Schickſal iſt. Ich kann Dir für heute nichts mehr ſagen. — Deinen Brief, den ich heute erhielt, beantworte ich das nächſtemal. Tauſend Grüße an Minna und Dorchen, von mir und meiner Lotte.

Ewig Dein

S.

Dresden, ... December 1791.

Nur ein Paar Zeilen wenigſtens muß ich noch mit der heutigen Poſt fortſchicken, da ich eben Deinen letzten Brief erhalte. Für Dich konnte ſich nichts Erünſchteres ereignen, als dieſer glückliche Zufall, daß unter den Menſchen, die ſich für Dich intereſſiren, gerade einer iſt, der ſo viel für Dich thun kann, als der Prinz von Holſtein. — Dorchen ſagt mir, daß er in Carlsbad viel Wärme für Dich gegen ſie geäußert hat, daß ihm beſonders Deine Geſchichte der Niederlande ſehr lieb iſt,

und daß er ſich, als damals viel von Dir und Deiner Krankheit geſprochen wurde, nach Deinen Verhältniſſen ſehr genau erkundigt hat. — Unſere Freude kannſt Du Dir denken. Jetzt genieße ungeſtört der Ruhe und Muße, die Dir gewährt iſt. Wirf alle Buchhändlerarbeit bei Seite, die Dir nicht Genuß giebt. Lebe für Dich und für die Zukunft.

Eine traurige Empfindung miſcht ſich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menſchen leben, wo eine ſolche Handlung angeſtaunt wird, die doch eigentlich ſo natürlich iſt.

Dein

K.

Dresden, 20. December 1791.

Seit Deinem letzten Briefe kann ich den Prinzen von Holſtein und Deine ſchönen Ausſichten für die Zukunft nicht aus dem Kopfe bringen. Jetzt kommt es nur darauf an, von dieſen günſtigen Umſtänden den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Das erſte iſt Enthaltung von aller Arbeit, die Dir nicht als Beſchäftigung nothwendig, oder als Genuß wohlthätig iſt. Fühlſt Du nun Deine Geſundheit geſtärkt, ſo haſt Du einen Zeitraum von Muße gewonnen, in dem Du Deinem höhern Ziele um ein Großes näher rücken kannſt; und jetzt leben meine alten Hoffnungen wieder auf, daß wir noch einſt mit vereinten Kräften, obwohl jeder auf ſeinem eigenen

Wege, nach einem gemeinſchaftlichen Zwecke ſtreben werden. Noch bin ich durch meine jetzige Actenarbeit nicht abgeſtumpft worden, ich fühle noch Kraft und Beruf, in einer beſſeren Sphäre zu wirken. Beinahe wäre Deine Prophezeiung eingetroffen. Ich hatte mir meine juriſtiſchen Geſchäfte idealiſirt; ich fing an ſie liebzugewinnen und ſie als Kunſt zu betreiben. Ich täuſchte mich ſoweit, daß ich meine jetzige Beſchäftigung für meine wahre Beſtimmung hielt, und ſelbſt in dem Falle, daß es mir durch ökonomiſche Unabhängigkeit möglich wurde, keinen Grund fand ſie aufzugeben. Einen anderen Glauben habe ich jetzt leider nicht mir ſelbſt, ſondern einem an ſich geringfügigen Umſtande zu danken, der mir die platte Wirklichkeit in meinem Geſchäfte auf einmal recht anſchaulich machte. Dies brachte mich zum Nachdenken über dieſe Art von Thätigkeit überhaupt, und ich fand freilich, was ich vorher nicht bemerkt hatte, daß das Wenige, was man dabei leiſten kann, die Zeit und Anſtrengung nicht werth iſt, die man einem höheren Zwecke entzieht. Eigenthum iſt ein gemeines Bedürfniß der Menſchheit, für das tauſend andere ebenſo gut und beſſer arbeiten können, als ich. Aber für die dringenderen, höheren und verkannten Bedürfniſſe zu arbeiten, iſt Pflicht und Beſtimmung für jeden, der ſie erkennt und Fähigkeiten in ſich fühlt, zu ihrer Befriedigung etwas beizutragen. So wirſt Du als Künſtler wirken, ich vielleicht als Philoſoph.

Ich werde jetzt unterbrochen. Nächstens mehr. Jetzt sehen wir uns doch bald? Nach Kopenhagen darfst Du sobald noch nicht. Das Klima ist sehr ungesund.

Lebe wohl.

Dein

K.

1 7 9 2.

Jena, 1. Januar 1792.

Mein herzlicher Wunſch zu dieſem neuen Jahre für Dich und für mich iſt der, daß dasjenige ſterben möge, was nicht leben ſoll. So würde uns beiden am beſten geholfen ſein. Deine Geſtändniſſe über die Juriſterei machten dieſen Wunſch auf's neue in mir lebendig. Wie ſchön, wenn wir beide, gleich unabhängig, unſere Neigung in Gemeinſchaft befriedigen, und in einer frohen bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz vereinigt unſeren Idealen leben könnten. Einen großen Schritt hat das Schickſal in Rückſicht meiner dazu gethan, und vielleicht bringt dieſes oder das nächſte Jahr die noch übrigen nach. Ich beginne das neue Jahr mit den beſten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht geſund, ſo hat mein Kopf doch ſeine ganze Freiheit, und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indeß werde ich jetzt noch einen entſcheidenden Schritt zu meiner Wiederherſtellung thun, da meine ökonomiſchen Umſtände es zulaſſen, und die Rückſicht auf meine Geſundheit fürjetzt die dringendſte iſt.

Wir haben ausgemacht, wenigstens für dieses Jahr eigne Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann. Da ich ohnehin in diesem Jahre drei Reisen, zu Dir, in's Carlsbad, wie es wahrscheinlich ist, und auf den Herbst in's Reich zu meiner Familie, vor mir habe, welche mich gegen dreißig Louisd'or bloß an Fuhrwerk kosten dürften: so habe ich den Vortheil, jeden Tag auszufahren, und sowohl nach Rudolstadt als Weimar nach Gefallen Excursionen zu machen, fast umsonst. Futter für zwei Pferde, Lohn des Kutschers und Reparatur kommen mir hier auf zweihundert Thaler zu stehen, welches etwa funfzig Thaler über die Summe ausmacht, die mich das Fahren in diesem Jahre ohnehin kosten würde; und an diesen funfzig Thalern wird mir meine Schwiegermutter für sich und meine Schwägerin den größten Theil erstatten, da sie sich meiner Pferde dann auch bedienen kann. Also ist nichts übrig, als die Unkosten des Einkaufs, welche mir freilich, Pferde, Geschirr und Wagen zusammengerechnet, auf funfzig Louisd'or können zu stehen kommen. Indeß muß ich denken, daß ich für meine und auch meiner Lotte Gesundheit nichts zweckmäßigeres thun kann, und daß die erste Absicht des Prinzen bei seinem Anerbieten darauf gerichtet war, mir zu meiner Gesundheit zu verhelfen.

An den Herzog von Weimar habe ich vor acht Tagen schon die Nachricht von dieser Schenkung geschrieben, aber vermuthlich kam ich damit zu spät, da, wie ich selbst las, sicher ein allzeitfertiger Freund sich ge-

funden hat, die ganze Nachricht in die frankfurter Zeitung zu ſetzen. Ich wollte gern hundert Thaler verlieren, wenn das nicht geſchehen wäre, da Schimmelmann in einem beſonderen Billet an Baggeſen, das dieſer mir ſchickte, gegen Nennung ſeines Namens auf das ernſtlichſte proteſtirt hat. Ich will Dir Baggeſens und Schimmelmanns Briefe ſchicken; den Brief vom Prinzen hat dermalen noch der Herzog von Weimar. Haſt Du vielleicht Huber davon Nachricht gegeben, und die Zeitung hat es von dieſem erfahren? Schreibe mir mit nächſter Poſt, ob es an dem iſt; denn ſonſt wende ich alles an, dieſer Zeitungsnachricht auf die Spur zu kommen.

Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantſche Philoſophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dieſes auch drei Jahre koſten könnte. Uebrigens habe ich mir ſchon ſehr vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gern Locke, Hume und Leibnitz ſtudiren. Weißt Du mir von Locke keine brauchbare Ueberſetzung? Die von einem gewiſſen Ittel taugt gar nichts. Herrlich wäre es, wenn Du Dich an ſolch' eine Arbeit machen wollteſt. Ich halte ſie für ebenſo intereſſant als verdienſtlich, und würde, wenn ich Engliſch genug verſtände, ſie ſelbſt unternehmen. — An den dreißigjährigen Krieg gehe ich nächſtens wieder. Je früher ich anfange, deſto ruhiger kann ich dieſe Arbeit fort-

ſetzen. Meine häusliche Exiſtenz hat jetzt ſehr viel Abwechſelung, und dieſe macht mich friſch zur Arbeit. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß ich Mittags und Abends mit fünf guten Freunden, meiſt jungen Magiſtern zuſammenſpeiſe, die bei meinen Hausjungfern mit mir in die Koſt gehen. So habe ich, ohne mit der Beſorgung beſchwert zu ſein, täglich einen geſellſchaftlichen Tiſch; und da es zum Theil Kantianer ſind, ſo verſiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tiſche wird zuweilen geſpielt; ein Behelf, der mir ſeit meiner Krankheit faſt nothwendig geworden iſt. Habe ich nun vollends Wagen und Pferde, ſo fehlt mir nichts zu einer angenehmen Exiſtenz; und ich denke, daß eine tägliche zwei Stunden lange Erſchütterung meinen Unterleib in zwei Monaten weiter bringen ſoll, als die Apotheke in zwei Jahren. Sobald ich Wagen und Pferde habe, wird Dorchen abgeholt; ich habe einmal Dein und hoffentlich auch ihr Wort.

Grüße beide herzlich von mir und meiner Lotte, die ſich Dir beſtens empfiehlt.

Dein

S.

Dresden, 6. Januar 1792.

An dem frankfurter Zeitungsartikel könnte ich ſehr leicht unſchuldige Urſache ſein. In Deinem Briefe — dies kann ich Dir documentiren — war nicht der kleinſte

Wink von Geheimhalten; auch konnte mir gar nicht einfallen, daß bei einer Sache, die bekannt werden mußte, etwas zu verbergen wäre. Ich hatte ein Bedürfniß, die Nachricht jedem, den ſie intereſſiren konnte, mitzutheilen; ſchrieb ſie gleich mit allen Umſtänden an Huber und Kunze, und erzählte ſie hier jedem, der Dich kannte. Schreib' dies Schimmelmann, und wenn er ein geſcheidter Menſch iſt, kann er auf Dich deswegen keinen Groll haben.

Zu den Pferden und Wagen gratulire ich. Der Nutzen für Deine Geſundheit und die Vortheile bei Deinen diesjährigen Reiſen ſind Gründe genug zu dieſer Ausgabe. Für die Ordnung der Reiſen möchte ich wohl vorſchlagen, mit Dresden den Anfang zu machen, von hier nach Carlsbad zu gehen, und von Carlsbad aus über die ſchönen baireuthſchen Gegenden die Reiſe in's Reich anzutreten.

Ueber Kantiſche Philoſophie werden wir jetzt viel miteinander zu ſprechen haben. Es iſt ſehr ſchade, daß wir gerade jetzt nicht beieinander ſind. Der erſte Anſtoß bei der Kantiſchen Philoſophie iſt immer ihre anſcheinende Unfruchtbarkeit. — Reinhold hat dies Vorurtheil mit ziemlichem Erfolge beſtritten, aber doch nicht alles erſchöpft, was ſich darüber ſagen ließe. Ein zweiter Anſtoß iſt mir wenigſtens der Mangel an Evidenz geweſen. In Kants eigenen Schriften beſonders trifft man zu Anfange immer auf Sätze, die das Anſehen von willkürlichen Vorausſetzungen haben. Dies hat mich

zum Nachdenken über Erweislichkeit überhaupt veranlaßt, oder bestimmter zu reden: über die Grenzen des Zweifels. Diese sind nämlich objective (aufgedrungene), und subjective (selbstbeschlossene). Der Zweifel hört vernünftigerweise auf, wo seine Fortsetzung ein größeres Uebel ist, als die noch übrig bleibende Möglichkeit einer Täuschung. Der Zweifel soll uns nämlich vor Täuschung bewahren, aber nicht allen Unterricht zerstören. Es giebt Fragen, deren Beantwortung Bedürfniß ist, und wobei wir entweder auf Erkenntniß Verzicht thun, oder uns bei denjenigen Sätzen befriedigen müssen, wobei die wenigste Gefahr der Täuschung ist. Ueberhaupt denke ich mir die Philosophie nicht als Wissenschaft, sondern als Kunst. Durch sie wird Ordnung und Harmonie in unserem Denken und Handeln hervorgebracht. Aus dem intellectuellen und moralischen Chaos geht eine neue Schöpfung hervor. Schönheit ist ihr erstes Gesetz. Wahrheit ist ein subordinirtes Bedürfniß, wobei die Erkenntniß bloß als Mittel (oft zu geringfügigsten Zwecken) betrachtet wird.

Von Locke habe ich immer die französischen Uebersetzung von Coste als die beste rühmen hören. Eine Uebersetzung des ganzen Werks wäre wohl nicht dankbar genug; aber eine Analyse der Resultate habe ich mir auch unter andern Arbeiten für die Philosophie vorbehalten.

K.

Dresden, 7. Februar 1792.

Wieder also ein heftiger Anfall überstanden, und, nach dem was mir Deine Schwägerin schreibt, mit den besten Hoffnungen für die Zukunft. Mich verlangt sehr nach der Bestätigung der Nachricht, daß sich die zurückgebliebene Empfindung auf der Brust nunmehr ganz verloren hat. Ich habe eine abscheuliche Woche verlebt, da Mereau mir von der Gefahr geschrieben hatte, und ich nun über acht Tage ohne Nachrichten blieb. Es ist doch oft unausstehlich, so weit von einander entfernt zu sein. Sobald Du Dich völlig wieder bei Kräften fühlst, solltest Du nun zu uns kommen, aber nicht bloß auf ein Paar Wochen. Das bloße Besuchen taugt nichts, wir müssen einmal wieder zusammenleben. Ich fühle das Bedürfniß gar sehr, und wundere mich oft über mich selbst, daß ich zwischen Acten und im Umgange mit leeren oder verschrobenen Köpfen nicht ganz und gar vertrocknet bin.

Lebe wohl.

Dein

———— S.

Jena, 21. Februar 1792.

Von meinem neulich gehabten Anfalle bin ich ziemlich wiederhergestellt; aber ungeachtet mich das alte Uebel am Ende dieser Krankheit völlig verlassen zu haben schien, so ist es jetzt nach meiner Genesung völlig

wieder da, wie vor dieſer Krankheit. Es ſcheint ſich ſo bald nicht geben zu wollen, bis fortgeſetzte Bewegung und eine wiederholte Cur die Eingeweide wieder ſtärken. Sobald die Luft milder und die Vorboten des Frühjahrs da ſind, komme ich mit meiner Frau zu Euch, um, wenn Ihr uns behalten wollt, einen Monat mit Euch zu verleben. Ich müßte aber bei Euch logiren können, weil ich bei rauher Luft, beſonders wenn Krämpfe kommen, nicht aus dem Hauſe darf, am wenigſten des Abends, und alſo zu oft in Gefahr wäre, zu Hauſe ſitzen und Eures Umgangs entbehren zu müſſen. Geht ſolches nicht an, ſo iſt es beſſer, ich ſchiebe meine Reiſe zu Euch noch ſo lange auf, bis die Jahreszeit ſich gleicher bleibt und die Luft wärmer iſt.

Sei doch ſo gut und erkundige Dich, wie viel ich an Veit zu bezahlen habe. Ich möchte jetzt gern dieſen Poſten tilgen.

Meine Frau iſt wohl, und gegenwärtig auf etliche Tage nach Weimar gegangen. Mich hielt das ſchlechte Wetter und die jetzige Kälte ab, in die Luft zu gehen und meine Bewegungscur anzufangen. Doch kann ich mich jetzt wieder beſchäftigen, und theile meine Zeit ſehr angenehm zwiſchen Arbeit und Geſellſchaft.

Dein

G.

Dresden, 24. Februar 1792.

Wohl uns, daß Du wieder so weit bist! Der Winter ist bald vorüber, und von dem nächsten Sommer hoffe ich alles für Deine gänzliche Wiederherstellung, da Du jetzt bloß für Deine Gesundheit leben kannst.

Auf meiner Seite giebt es kein Hinderniß für unsere Zusammenkunft. Mein Vorschlag zu einem Logis außer dem Hause geschah in der Absicht, um von Eurer Seite alle Besorgnisse zu verhüten, als ob ein längerer Aufenthalt bei uns unsere wirthschaftliche Einrichtung stören und uns im Platze zu sehr einschränken würde. Es hat sich aber ein Ausweg gefunden, wodurch Du und Dein Lottchen über alle Bedenklichkeiten zufriedengestellt werden könnt. Der Canzellist, der über uns wohnt, will mir eine Kammer ablassen, und in eben diesem Stockwerk habe ich noch eine Stube auf die Elbe hinaus. Sind diese beiden Zimmer hinlänglich für Dich und Dein Weibchen zum Schlafen und Anziehen, so kann bei uns alles in seiner Ordnung bleiben. Du bist am Tage in meiner Stube, und Deine Frau bei Minna und Dora. Das Besuchzimmer, das neben meiner Stube ist, bleibt gemeinschaftlich. Das grüne Cabinet, welches Dorchen bewohnt, könntest Du oder Deine Frau auch am Tage gebrauchen. Die Kinder sind auf die Straße hinaus in der gelben Stube, und die blaue darneben ist jetzt die Wohnstube von meiner Frau. Schreib' mir, ob Deine Frau eine weibliche Bedienung mitbringt. Auch

dieſer, ſowie Deinem Bedienten wollen wir ſchon einen Platz ſchaffen. So wie es die Jahreszeit erlaubt, ziehen wir alsdann auf den Weinberg, wo wir Dir noch mehr Bequemlichkeit verſchaffen können. Du bekommſt dann meine Stube mit dem Cabinet neben dem Saale für Dich und Deine Frau, und ich nehme eine Oberſtube. Auf dieſe Art wäre alſo zu einem dauernden Beiſammenſein alles vorbereitet, und ich brauche Deine Ankunft nur ein Paar Tage vorher zu wiſſen. Jetzt gebe der Himmel, daß Du hübſch geſund bleibſt und mir die Freude nicht wieder verdorben wird! Dorchen und Minna erwarten Euch beide mit offenen Armen.

Beits Wechſel ſind ſchon lange in meinen Händen. Du ſchickteſt mir vor ein Paar Jahren etwas auf Abſchlag und gabſt mir Auftrag, das Uebrige zu prolongiren. Beit machte zu große Forderungen, und nach Deinen Briefen ſah ich die Unmöglichkeit, daß Du ihm damals mehr bezahlen oder anderwärts das Geld aufnehmen konnteſt; alſo legte ich es einſtweilen für Dich aus. Um zu wiſſen, wieviel Du abbezahlt haſt, habe ich in allen Deinen Briefen nachgeſucht und einen Brief vom 30ſten Mai 1789 gefunden, mit dem Du mir zweiundzwanzig Carolin geſchickt haſt. Dies beträgt, den Laubthaler zu 1 Thaler 13 Groſchen gerechnet, 135 Thaler 16 Groſchen. Ich finde aber auch einen ältern Brief vom 16ten April 1788, worin Du ſchreibſt, daß hundert Thaler von der Beitſchen Schuld abgetragen wären. Iſt dies etwa Geld, das ich von einem

Theater für den Carlos eingenommen habe? Aus dem Zuſammenhange ſollte ich's faſt vermuthen. Leider habe ich über dies alles nichts aufgeſchrieben; haſt Du es auch nicht notirt, ſo bleibt nichts übrig, als Veit ſelbſt zu fragen, wann er von mir Geld für Dich bekommen hat und wieviel. Der wird's doch wohl wiſſen. Uebrigens fragt ſich's bloß, ob Du nicht dringendere Poſten abzuſtoßen haſt, als dieſen Reſt. Ich denke, wir verſtehen uns über dieſen Punkt.

Unſerer Preßfreiheit droht ein harter Stoß. Im Grunde verliert aber die gute Sache nichts dabei, und die Regierungen machen ſich bloß lächerlich.

K.

Jena, 27. Februar 1792.

Wir können alſo bei Dir logiren, ohne Dich zu geniren. Das iſt mir ſehr angenehm; denn eine Wohnung außer Deinem Hauſe, ſelbſt wenn es nebenan wäre, hätte uns die Abende verdorben, weil ich mich der Krämpfe wegen nie in die Abendluft wagen darf. Zwei Leute werde ich freilich mitbringen müſſen, weil meine Frau der Jungfer nicht gut entrathen kann. Aber da Du auch zwei beſondere Geſindekammern haſt, ſo werden dieſe beiden ſchon unterzubringen ſein. Um aber meine Frau zu beruhigen, mußt Du erlauben, daß unſere Leute ſelbſt für ihre Koſt ſorgen. — Ich denke, es ſoll eine herrliche Periode für uns werden. Wir haben uns ſo

tausend Dinge mitzutheilen, deren wir uns jetzt selbst nicht bewußt sind. Unsere Vorstellungsart mag sich zwar in manchen Stücken verändert haben, darauf rechne ich; aber im Ganzen, denke ich, sind wir nicht auseinandergekommen. Bei Dir erkenne ich noch immer das alte Bedürfniß, den alten Kampf mit Dir selbst, und bei mir haben Lectüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber die Art ihn zu formen nicht verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben.

Hier lege ich drei Briefe von Dir bei, des Veitschen Wechsels wegen. Suche die meinigen dazu auf, so werden wir die Sache vollständig erfahren. Die achtundachtzig Laubthaler, die ich anno 1789 bezahlt, hatte ich rein vergessen, und entdecke mit Vergnügen, daß ich um so viel reicher bin. Von den hundert Thalern aus Riga erinnere ich mich, gar nichts erhalten zu haben; Du hast sie auch, wie Du schreibst, ganz an Veit bezahlt. Es blieben also noch außer den Interessen für Veit fünfundsechzig Laubthaler übrig, welche Du bezahlt hast; denn dreihundert beträgt die ganze Schuld. Untersuche es aber doch zur Vorsicht noch einmal, damit Du nicht zu kurz kommst. Auch schreibe mir, was Du für die dreihundert Thaler an Interessen bezahlt hast. Das Geld liegt parat, und ich kann Dir's schicken, sobald wir die Summe wissen.

Alle meine Schuldposten, diejenigen ausgenommen, die ich gegen Dich habe, denke ich dieses Jahr völlig ab-

tragen zu können, wenn keine Krankheit dazwischen kommt. Dann bin ich keines Menschen Schuldner mehr als Deiner, und ich kann, ohne mich im Geringsten zu berauben, Deine Casse wieder füllen. Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt, als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein.

Von meiner lieben Lotte die herzlichsten Grüße an Euch alle. Sie freut sich auf Dresden nicht weniger als ich, und ich hoffe, sie soll Euch lieb werden. Lebe wohl.

Dein

S.

Dresden, 2. März 1792.

Mit jedem Briefe von Dir sehe ich jetzt der Nachricht von dem Tage Deiner Ankunft entgegen. Der letzte enthielt zwar diese nicht, aber doch die Bestätigung Deines Entschlusses. Auch schreibst Du nichts von Deiner Gesundheit; aber der heitere Ton des ganzen Briefes läßt mich das Beste hoffen. — Ja wohl sind wir nicht auseinandergekommen, werden es auch wohl nie. Vorübergehende Mißverständnisse können unter uns stattfinden, aber Entfernung gewiß nicht. Meine Denkart hat sich durch äußere Ursachen weniger verändern können, als vielleicht die Deinige. Meine Verhältnisse sind im Wesentlichen ebendieselben, als ehemals. Daß ich durch mich selbst vorwärts gekommen bin, überzeugen mich meine alten Papiere über gewisse Lieblingsgegen-

stände. Unser Zusammensein hat vieles bei mir entwikkelt; aber seit dieser Zeit hat niemand auf mich gewirkt, als Goethe. Es ist mir nicht schwer geworden, mich in seinen Kopf hineinzudenken, und vor mancher von seinen Ideen, die das Gepräge der Reife haben, habe ich Achtung bekommen. Jetzt strebe ich, in meiner Philosophie der Kunst die höchste Bestimmtheit mit Leben und Wärme zu verbinden, und gleichweit von Seichtheit und metaphysischer Trockenheit zu bleiben. Meine Entfernung von den meisten hiesigen Menschen hat mich zur Zeit noch vor der Verschlechterung bewahrt, und allenfalls können ein Paar Monate mit Dir verlebt schon für eine geistige Badecur gelten, um den prosaischen Sauerteig auszufegen.

Ueber die Beitsche Post lege ich eine Berechnung bei. Ob außer den Prolongationsgeldern bei jeder Messe noch Interessen zu bezahlen gewesen sind, kann ich mich nicht mehr besinnen. Stehen die Interessen in dem Wechsel, so habe ich sie bezahlt, — denn die Prolongation ist für sich — und Du kannst sie leicht ausrechnen.

Für die Preßfreiheit zeigen sich traurige Aussichten in unseren Gegenden. Man spricht von strengen Censurverordnungen und Bücherverboten. Der Mercur (trotz Wielands Bekehrung), die deutsche Monatsschrift und andere Journale werden genannt. Der Reichstag soll bei dem Churfürsten, als kreisausschreibendem Fürsten im obersächsischen Kreise, Anregung gethan haben. Auch sagt

man, die Literaturzeitung würde im Preußischen verboten werden.

Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.

Uebrigens bin auch ich von gewissen Grenzen der schriftstellerischen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß die durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredlung des Geschmacks bewirkt werden müssen. Zerstören ist ein unwürdiges Geschäft für ausgezeichnete Kraft, so lange es noch irgend etwas zu schaffen giebt. Daher die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen, die nach meinen Begriffen zu einem menschlichen Ideale gehört. Daher eine weise Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen ꝛc., die einen Keim von Menschenwerth enthalten, der einer Entwickelung würdig ist.

S.

Jena, 15. März 1792.

Ich warte mit Ungeduld nur auf den Eintritt der milderen Jahreszeit, um Dir etwas Bestimmtes von unserer Ankunft zu schreiben. Die enorme Kälte, welche seit etlichen Tagen einriß, beschwert mich sehr und weckte die Krämpfe im Unterleib wieder auf. Meine Motionscur habe ich deswegen noch nicht auch anfangen können, ob ich gleich seit acht Tagen ein eigenes Pferd habe. Ich

werde es mitbringen, um meine tägliche Bewegung auch in Dresden fortzusetzen; und ich wünschte, daß Du Dich auch entschließen könntest, diese Spazierritte mitzumachen. So würden wir manche Stunde für's Gespräch gewinnen, und Deine Gesundheit würde sich wohl dabei befinden. Auch der dreißigjährige Krieg wird mich zu Dir begleiten; denn, wenn ich zu rechter Zeit fertig werden soll, so darf ich jetzt keinen Tag daran verlieren. Doch hoffe ich, dieser Arbeit nicht über fünf Stunden des Tages widmen zu dürfen. Ganz besitzt sie mich nicht, und meine besten Stunden werden auf etwas gescheidteres verwendet, was Du mündlich erfahren sollst.

Ich bringe wahrscheinlich einen jungen Dänen mit, der sich ein Jahr lang in Jena aufgehalten, um mit der Kantischen Philosophie auf's Reine zu kommen. Diesen Sommer reist er nach Kopenhagen zurück, um dort als Professor angestellt zu werden und das neue Evangelium zu predigen. Du wirst einen sehr denkenden Kopf und einen gründlichen Kantianer in ihm finden. Halte also immer Deine Philosophie parat. Er bleibt vielleicht acht Tage in Dresden, wo er die Merkwürdigkeiten gern in unserer Gesellschaft sehen möchte, und ich bin gewiß, daß Du ihm gern einige Stunden gönnen wirst.

Mit dem Haaseschen Producte weiß ich in der That nichts anzufangen. Als Poesie ist es mittelmäßig, und der Werth, den es etwa für den Musiker haben kann, giebt ihm in der Thalia kein Verdienst. Wem soll ich

zumuthen, es zu leſen? Sieh' alſo zu, wie Du es mir wieder vom Halſe ſchaffen kannſt.

Das Ungewitter, das ſich in Berlin gegen die allgemeine Literaturzeitung zuſammenzog, hat ſich noch glücklich zerſtreut, und hoffentlich werdet ihr in Dresden ein Beiſpiel daran nehmen. Der Churfürſt wird doch ſeiner Stadt Leipzig nicht ſo feind ſein, um einen Schritt gegen die Bücherfreiheit zu thun, der dem leipziger Buchhandel ſo gewiß ſchaden würde, als es gewiß iſt, daß er ſeinen Zweck verfehlt. Jetzt wird der Tod des Kaiſers große Bewegungen bei Euch machen; und in der That iſt es für unſer deutſches Reich keine unwichtige, ſowie für uns Schriftſteller und alle Freunde der Denkfreiheit eine ſehr erſprießliche Begebenheit.

S.

Dresden, 27. März 1792.

Ich kann es immer nicht jetzt über mich gewinnen, Dir noch ordentliche Briefe zu ſchreiben, da ich mit jedem Poſttage auf die Nachricht von Deiner Ankunft hoffe, und lieber alles auf mündliche Unterredung aufſparen möchte. Nunmehr denk' ich doch wird keine Kälte wieder eintreten. — Zum Beſitz des Reitpferdes gratulire ich; meine Reiterei iſt ſeit langer Zeit in Stocken gerathen. Indeſſen würdeſt Du mir freilich wieder Luſt machen.

Auf Deinen Dänen bin ich neugierig, und ich werde mich freuen, wenn meine Art zu kantiſiren für ihn eini-

ges Interesse hat. Es ist immer gut, daß diese Philosophie mehr ausgebreitet und aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet wird.

Noch ist hier nichts Bedeutendes gegen die Preßfreiheit geschehen; aber die Absicht, ihre Mißbräuche einzuschränken, beschäftigt noch die Collegien. Doch muß ich bezeugen, daß man gegen die Meinung des Publicums nicht gleichgültig ist, daß man die Nothwendigkeit einsieht, den leipziger Buchhandel zu schonen, und daß man nicht gern Befehle giebt, die man zurücknehmen müßte.

K.

Jena, 30. März 1792.

Kommenden Dienstag, als den 3. April, oder Mittwoch werden wir unsere Reise, wenn der Himmel will, antreten und, nach einem zweitägigen Aufenthalte in Leipzig ungefähr am 8. bei Euch eintreffen. Nur schlimmes Wetter kann einen Aufschub verursachen, welches ich aber nicht hoffe. Da wir am ersten Tage der Reise von Leipzig aus schwerlich weiter als bis Hubertsburg kommen, so dürften wir wohl ziemlich spät in der Nacht in Dresden ankommen, oder vielleicht gar in Meißen liegen bleiben. Da ich noch keinen eigenen Wagen habe, so muß ich mich der Miethkutscher bedienen, mit denen man immer langsamer fortkommt. Wenn Du einstweilen Gottlieb auftragen wolltest, einen Pferdestall in der Neu-

stadt um einen billigen Miethzins auf vier Wochen für mich zu miethen, so wäre mir's lieb.

Deine Reiterei soll, hoffe ich, schon wieder in Gang kommen. Mir scheint sie gut zu thun.

Lebe wohl, und tausend Grüße von uns beiden an Deine Frau und Dorchen. Ist noch etwas zwischen uns zu verhandeln, ehe ich ankomme, so schreibe ich noch von Leipzig aus. Das Veitsche Geld bringe ich mit.

Dein

S.

Jena, 7. April 1792.

Nur zwei Worte, lieber Körner. Meine Abreise von hier ist durch das schlimme Wetter und durch einen starken Katarrh, der alle meine Krämpfe wieder rege zu machen drohte, bis jetzt noch verhindert worden. Stark mißrieth mir's sehr, mich der fatalen Witterung auszusetzen. Erwarte mich also auf keinen bestimmten Tag. Ich mache mich auf den Weg, sobald beständiges Wetter sich einfindet.

Dein

S.

Dresden, 14. Mai 1792.

Nach Deiner Abreise fallen mir eine Menge Dinge ein, die ich Dir habe sagen oder Dich fragen wollen.

Aber ich verspare alles, bis Du in Jena wieder in Ruhe bist. Unser Beisammensein ist mir wie ein Traum, und ich kann kaum glauben, daß wir ein Paar Wochen zusammengelebt haben. Aber Deine Unpäßlichkeit und meine Acten haben uns auch viel Zeit geraubt. Das nächste Mal soll es besser gehen, denk' ich.

Jetzt mache ich den Aufsatz über Preßfreiheit für den P. fertig. Alsdann geht es an's preußische Gesetzbuch, und unterdessen soll ein Brief, hoffe ich, über die Gründe der Aesthetik von Dir eingehen. Wir bekommen einen Referenten mehr in jedem Senate, und dadurch habe ich ein Sechstheil Arbeit weniger. Wegen Hume und Shaftsbury vergiß nicht Dich zu erkundigen.

Lebe wohl und vernachläßige Dich nicht auf der Reise. Was das Blut erhitzt, scheint Dir nicht wohl zu bekommen. Deine Krämpfe sind vielleicht Ueberfluß des Lebensgeistes, Nervenäther, thierische Elektricität, oder wie Du es nennen willst, in gewissen Theilen. Solltest Du z. B. durch Calmiren Linderung empfinden, so wäre dies ein Beweis davon.

Noch eins — Geßler, der gewiß keine Data für den Magnet aufsucht, erzählt mir gestern als eine Neuigkeit: ein italienischer Arzt habe entdeckt, daß die Muskelbewegung durch Elektricität entstehe, daß die beiden Muskeln wie positiv und negativ elektrisirte Körper, und der Nerv wie der Conductor wirken ꝛc.

K.

Dresden, 22. Mai 1792.

Wegen des letzten Theils Deiner Reise war ich sehr in Sorgen, da Du in Leipzig nicht lange genug geblieben warst, um Dich ganz wieder zu erholen. Desto beruhigter sind wir nun nach Deinem letzten Briefe aus Jena. Der Anfall in Leipzig kann nichts weiter gewesen sein, als die Folge einer Erkältung nach vorhergegangener Erhitzung des Blutes. Jetzt wirst Du Dich besser in Acht nehmen, und besonders zum Reiten die beste Zeit wählen.

Meinen Brief, den ich nach Leipzig adressirte, wird Dir D. nachgeschickt haben.

Trotz Deiner öfteren Unpäßlichkeit haben wir uns doch manchmal etliche Stunden nacheinander ungestört genossen. Für mich ist ein solches Beisammensein eine Art von geistiger Badecur — ein Pyrmonter, der mich wieder stärkt, wenn ich mir durch schosle Nahrung den Magen verdorben habe. Die Idee, daß wir uns wenigstens in den Messen in Leipzig sehen werden, ist mir sehr werth, und an meiner Seite werde ich nichts fehlen lassen, um sie zu realisiren. — Deinem Lottchen sage viel Freundschaftliches von mir. Es freut uns, daß wir einander näher gekommen sind, und daß sie sich wohl bei uns gehabt hat.

Deine Negociation wegen des Verlegers zu Shaftsbury oder Hume hat meinen ganzen Beifall. Mit den Bedingungen bin ich sehr zufrieden, wenn der Verleger

nur mit mir zufrieden ſein wird. Die Arbeit getraue ich mir wohl zu machen, aber ich ſtehe ihm nicht für lange Pauſen, wenn ich die Luſt verliere. Den Shaftsbury habe ich mir holen laſſen. Alles von ihm ſcheint nicht eine neue Ueberſetzung zu verdienen. Was mir am tauglichſten vorkommt, iſt ein Verſuch über Tugend und Verdienſt, wo er die von Kant verfolgte Glückſeligkeitslehre möglichſt veredelt hat. Beim flüchtigen Durchblättern habe ich viel gute Ideen darin gefunden, aber das Ganze doch nicht claſſiſch genug. Ich werde nun Humes Schriften zu bekommen ſuchen. Vielleicht finde ich da mehr Befriedigung.

Meine Geſundheit iſt jetzt vortrefflich, und Deinem Rathe, mich nicht zur Arbeit zu zwingen, werde ich folgen. Das andere Recept will mir noch nicht recht einleuchten. Muſik und leichte Lectüre thun mir gewiß mehr Dienſte als die Karten, weil ſie mich länger und angenehmer zerſtreuen. Ich werde auf Mittel denken, einen Vorrath von franzöſiſcher Literatur zu dieſem Behufe in meine Gewalt zu bekommen.

Der Aufſatz für den Präſidenten iſt fertig und übergeben; aber noch weiß ich nichts von dem Erfolge. Jetzt geht es über die Philoſophie des Rechts.

K.

Jena, 25. Mai 1792.

Der dreißigjährige Krieg iſt ſeit einigen Tagen wieder angefangen, und es ſcheint, daß ſich dieſe Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zuviel Anſpannung zu koſten. Ich beſtimme höchſtens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachleſen, und auch dieſe ſechs Stunden folgen nicht unmittelbar aufeinander. Auf dieſem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande, und kann zu Ende Auguſt mit der Arbeit fertig ſein.

An die äſthetiſchen Briefe habe ich, wie Du leicht begreifen wirſt, jetzt noch nicht kommen können, aber ich leſe in dieſer Abſicht Kants Urtheilskraft wieder, und wünſchte deswegen, daß Du Dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchteſt. Wir werden einander dann um ſo leichter begegnen und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten, auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher leſen. Du mußt wiſſen, ob etwas mit Sulzer zu thun iſt. Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetiſches vor die Hand zu nehmen; beſonders juckt mir die Feder nach dem Wallenſtein. Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie, die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zuge-

fügt hat — und geſchadet hat ſie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung, und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſoweit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit zurück, und ſetzt ſich keine andere als freiwillige Schranken.

Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entſtehungsart meiner Producte, auch der gelungenſten, ſchäme. Man ſagt gewöhnlich, daß der Dichter ſeines Gegenſtandes voll ſein müſſe, wenn er ſchreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenſtandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erſt unter der Arbeit ſelbſt entwickelt ſich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künſtler zu machen, iſt gerade weggeſtrichen worden, als ſie fertig waren. So war's beim Carlos ſelbſt. Mit Wallenſtein ſcheint es etwas beſſer zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie iſt es aber nun möglich, daß bei einem ſo unpoetiſchen Verfahren doch etwas Vortreffliches entſteht? Ich glaube, es iſt nicht immer die lebhafte Vorſtellung ſeines Stoffes, ſondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbeſtimmter Drang nach Ergießung ſtrebender Gefühle, was Werke der Be-

geisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahnung, und doch will ich im voraus versprechen, daß es gelingen wird.

Dieser Tage hörte ich, daß Reinhold einen hiesigen Magister legens aufgefordert habe, Humes Essay in's Deutsche zu übersetzen. Er sieht also auch die Zweckmäßigkeit einer solchen Arbeit ein; vor einer Concurrenz brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Die Sache wird in Stocken gerathen, sobald Du Dich erklärst, daß Du die Uebersetzung unternehmen willst. Laß diese Arbeit aber doch nicht gar zu lange liegen, denn die Idee dazu ist so natürlich und dem Zeitbedürfnisse so angemessen, daß leicht noch mehrere darauf verfallen könnten, die schneller sind, als Du.

Unsere Zusammenkünfte in Leipzig geben mir einen recht fröhlichen Prospect in die Zukunft. So große Intervallen, wie bisher, dürfen nicht mehr vorfallen, bis wir einander wiedersehen. Deine Gesundheit freut mich herzlich; aber ruhig bin ich über diesen Punkt nicht eher, als bis ich höre, daß Du mit Deiner Art zu leben einige Veränderungen vorgenommen hast. Zu der fran-

zösischen Lectüre wünsche ich viel Glück, sobald sie Dir die Dienste thut, die Du davon erwartest.

Lebe wohl und grüße Minna und Dorchen herzlich von mir.

Dein

S.

Löschwitz, 4. Juni 1792.

Dein Brief hat mir viel Freude gemacht; er trägt das ächte Gepräge von Gesundheit des Körpers und Geistes. Ich wünsche Dir Glück, daß das Bedürfniß einer dichterischen Arbeit wieder bei Dir erwacht. Wer zu eigener Schöpfung Talent hat, versündigt sich an sich selbst, wenn er die Zeit mit Grübeln verdirbt. Glaube mir, es ist nur ein Behelf für Menschen, die bloß Kunstgefühl haben. Bei Dir muß es immer Nebensache bleiben — Beschäftigung für Stunden, in denen Deine Einbildungskraft weniger ergiebig ist. Dein erster ästhetischer Brief wird mich sehr freuen; aber noch erfreulicher würde mir's sein, wenn Du vor lauter dichterischen Arbeiten unter Jahr und Tag nicht dazu kommen könntest. Speculation über Gegenstände der Aesthetik ist an sich interessant, aber ihre Fruchtbarkeit ist vielleicht größer für den Psychologen, als für den praktischen Künstler. Für Dich insbesondere kann sie indessen nützlich sein, um den ehemaligen jugendlichen Trotz gegen die Regel überhaupt in männliche Unabhängigkeit von dem

Despotismus der Kunstgedanken zu verwandeln. „Die Wahrheit wird Dich frei machen.“ Mit jedem Fortschritt in der Philosophie der Kunst muß das Ansehen der conventionellen Formen verschwinden, durch die der Wirkungskreis des Genies willkürlich beschränkt wird. Was von ästhetischen Regeln die Probe der Untersuchung aushält, reducirt sich vielleicht auf sehr einfache Grundsätze, die aber für den Praktiker nicht fruchtbarer sind, als die Theorie von Molières Fechtmeister: „immer zu treffen, und nie getroffen zu werden.“

Die Ausübung kann vielleicht nur durch den Geschmack geleitet werden. Die feineren Unterschiede, welche das zartere Kunstgefühl bemerkt, erwecken keine so deutliche Vorstellungen, die mit philosophischer Bestimmtheit durch Sprache mitgetheilt werden könnten.

Was Dich jetzt bei Deinen Arbeiten ängstlich macht, ist diese Zartheit des Gefühls, eine Frucht Deiner persönlichen Ausbildung. Manches, was Dir die Phantasie darbietet und Du sonst begierig ergriffen hättest, wirst Du jetzt zurückweisen. Aber davor ist mir nicht bange. Du bist reich genug, um unter Deinem Stoffe wählen zu können. Und vor der Verzärtelung des Geschmacks wirst Du Dich auch bewahren.

Die Entstehungsart der Gedichte, welche Du erwähnst, ist mir dadurch begreiflich, daß man zum Arbeiten nur durch das Gelingen begeistert wird. Der Stoff mag noch so interessant sein, man wird ihn lange mit sich herumtragen, ihn idealisiren, aber vielleicht nie

etwas hervorbringen, wenn nicht irgend ein Theil des Ganzen, oder eine Eigenheit der Form gleichsam von selbst gelungen ist. Alsdann hofft man einen ähnlichen Erfolg von dem Ganzen, und dies macht Muth. Daher wünschte ich, daß Du zur Probe irgend eine Scene von Deinem Wallenstein ausführtest.

Meine Uebersetzerlust ist mir ganz vergangen. Die Actenarbeit häuft sich wieder etwas, und wenn ich dann mein Tagewerk vollbracht habe, so thut es mir so wohl, an kein bestimmtes Geschäft gebunden zu sein: bald mich meinen Träumen zu überlassen, bald an meiner persönlichen Ausbildung zu arbeiten, bald über irgend etwas, das mich interessirt, zu philosophiren ꝛc. — kurz, für meinen Staatsdienst will ich die größtmögliche Freiheit in den Augenblicken der Muße. Und diese Freiheit habe ich nicht, sobald ich mich zu irgend einer Uebersetzung anheischig mache. Hätte ich keine Amtsgeschäfte, so wäre eine Uebersetzung gut an ihrer Stelle. Also rechne lieber gar nicht auf mich, und laß niemand an einer ähnlichen Unternehmung hindern.

K.

Jena, 10. Juni 1792.

Dieser Tage habe ich unsere zwei Husaren hiergehabt. Funk begegnete ich vorige Woche schon in Erfurt beim Coadjutor, ohne daß der eine vom andern wußte. Er besuchte uns alsdann auch hier, und wir verlebten ein

Paar sehr angenehme Tage miteinander. Wäre Funk nicht etwas uneins mit sich selbst und in Gesellschaft nicht zu angespannt, es ließe sich sehr gut mit ihm leben; aber er ist nicht ohne Prätensionen und zu wachsam auf sich und andere. Auf einen cordialen Ton glaube ich nicht mit ihm kommen zu können.

Thielmann gefällt mir überaus wohl; doch kann ich Dir von ihm mein Urtheil noch nicht sagen. Sein Aufenthalt war zu kurz, und ich hatte unglücklicherweise gerade einen schlimmen Tag, wo ich weder genießen konnte, noch genießbar war. Er wird bald wiederkommen und seine Frau mitbringen. Reinhold habe, ich seit Thielmann hier war, nicht gesprochen.

Auch Wagner haben wir hier, und ich denke, daß er mit unserem Betragen gegen ihn zufrieden ist. Da er im Schützschen Hause wohnt, so belästigt er uns selten. Er sowohl als Funk sprechen mir sehr viel von Deiner politischen Wichtigkeit in Dresden, und wieviel Gutes durch Dich gestiftet würde und noch zu stiften sei. Vielleicht weißt Du selbst nicht, daß Dein Verdienst auch gekannt und gefühlt wird, und ich denke, diese Entdeckung müßte Dich freuen.

Wenn Dir die Uebersetzungsarbeit kein Vergnügen macht, so wärst Du ja nicht klug, Dir diese Last aufzubürden. Aber mir scheint nur, daß auch die Kunst Dir nicht immer ein ungemischtes Vergnügen gebe, daß sie Dich oft mit Dir selbst entzweie, und einen Drang selbst zu arbeiten in Dir erwecke, den Du nicht entschlossen

genug unterdrückst, und doch auch nicht Hand anlegst zu befriedigen. Die sogenannten unteren Seelenkräfte sind wie schlafende Löwen, die man oft besser thut nicht zu wecken, weil man sie nicht sogleich zum Schweigen bringen kann; und Dein Fall ist noch gar nicht, daß die bloße müßige Betrachtung Dich befriedigte. Dann bilde ich mir zuweilen ein, daß eine reinere Wirksamkeit der Vernunft das beste Mittel sei, den Streit in Deinem Kopfe beizulegen und Dir Genüsse zu verschaffen, die Du nicht erst mit unzufriedenen Momenten erkaufen darfst.

Man sagt mir hier viel Gutes von Allwills Papieren, die neu herausgekommen sind, und von einer Rehbergschen Schrift über die Erziehung. Sieh doch nach, ob etwas daran ist.

Leuchsenring aus Berlin, den Du vielleicht par renommée auch kennst, ist auf gut despotisch aus dem Preußischen verwiesen, und (man weiß nicht warum?) seine Papiere ihm weggenommen worden. Vor seiner Abreise warf sich ihm noch eine Liebschaft, ein Frl. v. Bielefeld, die bei der Prinzessin Auguste Hofmeisterin war, an den Hals, und erklärte, daß sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde. Er hat sie mitgenommen als seine Frau, und nun ist er nach der Schweiz ohne irgend eine Aussicht. In Erfurt habe ich das seltsame Paar gesprochen. Sie ist ein leeres unbedeutendes Geschöpf aus der Classe der ganz gemeinen empfindsamen Weiber, und wie es scheint, hat diese Consortin schon auf ihn gewirkt. Ich bin neugierig, ob die Extremität aus Leuch-

fenring etwas machen wird. Er hat ſchon ſeit zwanzig Jahren bloß Materialien geſammelt, und wenig oder nichts geſchrieben. Jetzt iſt Schriftſtellerei ſeine vornehmſte, wo nicht einzige Hilfsquelle, und nun wollen wir ſehen, was er hervorbringt.

Mich beſchäftigt jetzt der dreißigjährige Krieg ziemlich regulär; doch habe ich höchſtens vier kleine Kalenderbogen fertig. Dafür bemerke ich aber auch kaum, daß ich arbeite. Sonſt geht es mit meiner Geſundheit, wie Du mich in Dresden gefunden haſt. Es iſt alles noch beim Alten. Den Egerbrunnen fange ich in wenigen Wochen an. Zu magnetiſchen Verſuchen hat ſich bis jetzt weder ein Subject noch ein Object finden wollen.

Haſt Du von Huber ſeitdem Briefe gehabt, und iſt in der bewußten Sache noch kein Schritt geſchehen?

Ich möchte gar zu gern für das vierte Stück der Thalia etwas Gedachtes und Intereſſantes, da ich dieſem Stücke von eigener Arbeit gar nichts beiſteuern kann. Sollteſt Du etwas dafür fertig machen können? Du thäteſt mir einen großen Gefallen.

Meine Frau grüßt Euch alle herzlich, wie auch ich. Dorchens Brief hat ihr viele Freude gemacht. Lebe wohl.

Dein

S.

Löbschütz, 18. Juni 1792.

Von unseren Husaren habe ich zur Zeit nur aus Deinem Briefe Nachricht. Ueber Funk bin ich zwar mit Dir einverstanden, aber ich vermisse die Herzlichkeit, die ihm mangelt, nicht bei dem Vergnügen des Umganges. Mir war er immer ein Fund, weil ich auf Berührungspunkte mancher Art bei ihm rechnen konnte. Thielmann ist genießbarer in einem größeren Zirkel, Funk mehr beim tête-à-tête. Auch ist Thielmanns Charakter mehr werth, aber sein Kopf weniger, und die Fälle sind selten, wo man gerade den Charakter braucht.

Was Du von meiner politischen Wichtigkeit, wie Du es nennst, gehört hast, wäre mir gar nicht unlieb, wenn ich nicht glauben müßte, daß man sich eine zu günstige Vorstellung davon macht; den Ruf der Brauchbarkeit mag ich mir wohl bei mehreren erworben haben. Einige würden mich auch wohl zu solchen Geschäften anstellen, die nicht ein jeder verrichten kann. Dafür könnte ich auch vielleicht auf mehr Einnahme oder noch eher auf Complimente und Distinctionen Anspruch machen. Aber dies alles ist nicht hinreichend, um sich eigentlichen Einfluß zu verschaffen. Hierzu gehören gewisse Talente, die ich mir schwerlich jemals erwerben werde.

Leuchsenring mag doch vielleicht so unschuldig nicht sein, als er vorgiebt. Aus guter Hand weiß ich, daß man ihn wegen eines Complotts gegen die königliche Familie in Verdacht gehabt hat, und unter seinen Pa-

pieren ſollen ſich Dinge gefunden haben, die wenigſtens ſeine Verweiſung nothwendig machten. Perſönlich kenn' ich ihn nicht.

Zum Fortſchritt im dreißigjährigen Kriege wünſche ich viel Glück. Auf dieſe Art wirſt Du allmählig damit fertig werden, ohne daß er eine drückende Arbeit für Dich wird.

Zu einem Beitrage für die Thalia könnte vielleicht Rath werden. Materialien und Plan zu einem Aufſatze ſind parat, der zu dieſem Behufe tauglich ſein würde. Aber ich traue mir ſelbſt nicht mehr wegen der Ausführung. Indeſſen habe ich viel Luſt und mehr Muße, als zu anderer Zeit. Die Arbeit über das preußiſche Geſetzbuch habe ich aufgegeben. Es fehlt noch ſo viel in der Theorie der Geſetzgebung, worüber ich erſt mit mir ſelbſt einverſtanden ſein muß, ehe ich mich mit Erfolg an ein ſolches Geſchäft wagen kann.

Rehbergs Schrift über die Erziehung habe ich mir kommen laſſen und werde Dir darüber ſchreiben. Neulich ſtand ein Aufſatz von ihm im Mercur gegen Campe und Conſorten, wo er manches aus meiner Seele geſchrieben hat. Gegen dieſe Reformatoren mit Feuer und Schwert und gegen die berliner Weisheitsmonopoliſten habe ich auch manches noch auf dem Herzen. Nur iſt das Polemiſiren ein undankbares Geſchäft. Beſſer iſt's immer, dem Schlechten ſtillſchweigend etwas Tauglicheres entgegenzuſtellen.

H. ſchreibt wieder weniger froſtig, und K. hat eine

neue Liebschaft nebst einem dringenden Bedürfnisse zu heirathen. Schlimme Aspecten. Doch kann sich alles leicht wieder ändern. K. wird nächstens hier sein.

K.

Dresden, 7. Juli 1792.

Ich wollte Dir nicht eher wieder schreiben, als bis ich zugleich meine Arbeit mitschicken konnte, und wirklich ist sie ziemlich vorwärts gerückt; aber es kann doch vielleicht noch einige Zeit vergehen, ehe sie fertig wird. Also will ich darauf nicht warten.

Allwills Briefe habe ich gelesen, und halte sie für ein merkwürdiges Product eines vorzüglichen Kopfes. Einzelne Briefe, besonders der von Lucie an Allwill, verrathen eine Meisterhand. Andere sind vernachlässigt, oder überspannt. Ueberhaupt fehlt dem ganzen Werk ein gewisses Gepräge der Vollendung. Die Form des Romans ist dem philosophischen Zwecke zu merklich subordinirt, und zerstreut gleichwohl die Aufmerksamkeit zu sehr, so daß weder der Philosoph, noch der Kunstliebhaber befriedigt werden wird. Vielleicht sollte sich der Verfasser nicht begnügen, die vorhandenen philosophischen Materialien unter die sprechenden Personen zu vertheilen, sondern vor der Ausarbeitung den philosophischen Zweck ganz bei Seite legen und sich für gewisse gegebene Charaktere einen Roman ausdenken, der für sich interessant wäre. Alsdann ließe sich bei der Ausführung eines solchen

Kunſtwerkes das Verdienſt der Darſtellung mit dem philoſophiſchen Gehalte verbinden. — An Kunſttalent fehlt es ihm nicht. Seine Amalie iſt brav geſchildert. Auch Sylli hat feine und geiſtvolle Züge. Nur iſt ſie durch ihr weinerliches Weſen ermüdend. Allwill iſt oft zu ſehr das gewöhnliche Ideal des Kraftgenies. Clärchen iſt eine Art von Wagſtück, ein Geiſt von männlicher Ausbildung ohne Nachtheil der Weiblichkeit. Aber Lucie hat beſonders eine eigene Erhabenheit, durch Grazie möglichſt gemildert. — Der philoſophiſche Inhalt wird den Kantianern nicht gefallen. Aber ſie mögen nur widerlegen, nur die Blößen des Gegners zeigen, wenn es ausgemacht bleiben ſoll, daß in ihrem Syſtem gar keine Blößen zu finden wären. Ich haſſe den alleinſeligmachenden Glauben in der Philoſophie.

Rehbergs Prüfung der Erziehungskunſt iſt das Werk eines Denkers, aber kein durchdachtes Werk. Einzelne Stellen voll männlichen Geiſtes und eindringender Beredſamkeit, beſonders über die Vergötterung der Leidenſchaft und über den moraliſchen Indifferentismus; aber im Ganzen etwas Rhapſodiſches, zuweilen mit Trockenheit verbunden, das einen widrigen Eindruck macht. Was der Titel verſpricht, iſt bei weitem nicht erſchöpft. Bemerkungen über Rouſſeau machen den größten Theil des Inhalts aus. Ich würde ſie faſt alle unterſchreiben, nur wünſchte ich ihnen eine gefälligere Einkleidung. Alles dies in einem Briefe oder Geſpräche geſagt, und von einer Perſon, die durch Charakter oder Situation dazu

aufgefordert würde, müßte weit größere Wirkung thun, als wenn der Verfaſſer ſelbſt in einem anmaßenden Tone auftritt, ſeinem Publicum eine Strafpredigt zu halten. Wollte er wie ein Prophet bei dem jüdiſchen Volke zu ſeinem Zeitalter ſprechen, ſo durfte er die Gegenmittel nicht unberührt laſſen, wodurch den angezeigten Gebrechen vielleicht abgeholfen werden könnte; und hier fragt ſich's, ob es nicht zu dieſem Zwecke eine Erziehungskunſt gebe.

Garve war vor etlichen Tagen hier, und ich habe ihn bei Wagners geſehen. Er hat ſich das Vornehme und Hofmäßige bei ſeiner Art zu philoſophiren noch nicht abgewöhnt. Auch im Geſpräch hat er das Talent eines klaren und ausgeſuchten Vortrags. Aber mit dem Inhalt darf man's nicht ſo genau nehmen. Seine neueſten Verſuche habe ich noch nicht geleſen.

Von dem Erfolge meines Aufſatzes über Preßfreiheit muß ich Dir noch melden, daß mir der Präſident viel Complimente darüber gemacht hat, und mich fragte, ob ich ihn wollte zu den Acten nehmen laſſen. Ich hatte natürlicherweiſe nichts dawider, und auf dieſe Art kommt er bis zum Churfürſten. Dies unter uns.

K.

Jena, 30. Juli 1792.

Die Laſt des dreißigjährigen Krieges liegt noch ſchwer auf mir, und weil mich die Krämpfe auch redlich

fortplagen, ſo weiß ich oft kaum wo aus noch ein. Ich ſehne mich herzlich, mich wieder einmal recht mit Dir zu expectoriren, und das ſoll, hoffe ich, bald möglich werden, wenn nur erſt einige Arbeit für den Setzer abgethan iſt. Diesmal bloß meinen herzlichen Gruß. Ich bin ſonſt leidlich wohl und auch meine Frau. Minna und Dorchen viele Grüße von uns beiden.

Dein

S.

Löſchwitz, 17. Auguſt 1792.

Nun, denk' ich doch, wird man Dir bald zum weſtphäliſchen Frieden Glück wünſchen können. Das deutſche Reich kann ſich nicht mehr darüber gefreut haben, als Du. Mich verlangt ſehr nach der Nachricht, daß Du wieder frei Athem holen kannſt. — Ich bin in dieſer Zeit nicht müßig geweſen, ob ich Dir gleich keinen Belag dazu aufweiſen kann. Was mich am meiſten beſchäftigte, war ein philoſophiſches Geſpräch, worin ich einige antikantiſche Ideen in's Licht ſetzen wollte. Ueber die Form eines ſolchen Kunſtwerkes glaube ich meine Begriffe entwickelt und berichtigt zu haben, und der Plan iſt ziemlich zu Stande; aber der Stoff iſt noch nicht reif, er muß für den Kenner die Probe der ſtrengſten Kritik aushalten, ohne durch den Mangel an Klarheit und Fruchtbarkeit den Laien zurückzuſcheuchen.

Der philoſophiſche Dialog muß wie ein Drama be-

handelt werden. Handlung, Knotenschürzung, Entwickelung, immersteigendes Interesse sind wesentliche Erfordernisse. Achilles muß einen Hector gegen sich haben. Die Meinungen — sowie die Schicksale im Roman — müssen so viel als möglich in den Charakteren gegründet sein. Wahrheit wird ein Gegenstand der Kunst nicht in ihrer übermenschlichen Reinheit (objectiv), sondern insofern sie mit einer gewissen Tinctur von Einseitigkeit gemischt ist, die aus dem Persönlichen (Subjectiven) entsteht.

Ueber die Kantsche Philosophie sind neuerlich manche Zweifel bei mir entstanden, und zwar durch die Bemühungen ihrer eifrigsten Anhänger Reinhold und Schmid, ihr die höchste Evidenz zu geben. Reinhold gründet alles auf seinen Begriff von Vorstellung. Er sucht das, was er von Einheit der Form und Mannigfaltigkeit des Stoffes lehrt, aus dem Bewußtsein zu erweisen. Schmid sucht das Mangelhafte dieses Beweises in seiner Psychologie zu ergänzen — und noch immer fühle ich mich unbefriedigt. Ist die Einheit in der Vorstellung nicht bloß numerisch? Ist die Mannigfaltigkeit eine wesentliche Eigenschaft des Stoffes? Was ist Mannigfaltiges in der Vorstellung eines mathematischen Punkts? Kant schränkt die Grenzen der Erkenntniß auf das Gebiet der Erfahrung ein. Aber über die Grenzen dieses Gebiets bin ich nicht mit ihm einig. Durch die Mathematik kann ich auch solche Sätze erkennen, von denen mich keine Erfahrung belehren kann. Diese Methode — welche vielleicht bloß auf Vergleichung zwischen Begrif-

sen beruht — könnte wohl auf mehr Gegenstände anwendbar sein. Erfahrung liefert das Alphabet. Der Geist des Menschen bildet die einzelnen Laute zur Sprache. — Was der Mathematiker vom Triangel überhaupt erkennt, kommt ihm in jedem einzelnen Falle zu statten, wo die Erfahrung ihn das Dasein eines Triangels lehrt. Durch Nachdenken wird der Unterricht der Erfahrung reichhaltiger. Die richtige Classification des Objects belehrt, ohne weitere besondere Erfahrung, über alles, was dieser Classe zukommt.

Meine Stelle beschäftigt mich immer weniger, und, manche vorübergehende Abhaltung ausgenommen, bleibt mir zu freier Thätigkeit viel Zeit übrig.

Hast Du die Mirabeauschen Briefe an Sophie und an einen Freund in Deutschland gelesen? Hier kann ich sie noch nicht bekommen.

Die neuerlichen Revolutionsspiele kommen mir immer kindischer und erbärmlicher vor. Niedrige Kniffe auf der einen — Strohfeuer auf der anderen Seite — ein ekelhaftes Schauspiel. Nie hat sich wohl die Armuth unseres Zeitalters an großen Männern deutlicher gezeigt.

Ein Landsmann von Dir, Professor Hetsch aus Stuttgart, war mir eine sehr angenehme Bekanntschaft. Von seinen Arbeiten habe ich einige gesehen, die nicht gemeine Talente verrathen; und was er über Kunst spricht, zeugt von seinem Beobachtungsgeiste und reifem Nachdenken.

Ein Tübinger Konz ist auch hier, und hat eine Em-

pfehlung an mich von Bode. Er iſt jetzt in Jena geweſen. Was weißt Du denn von ihm?

K.

Dresden, 31. Auguſt 1792.

Ich eile Dir eine Nachricht zu melden, die Dir wichtig ſein wird. Onkel A. iſt todt. Von den Folgen ſeines Todes weiß ich noch nichts. Nach W.s Aeußerungen von dem, was er ihm ehemals geſagt hat, ſtehe ich mit zwölftauſend Thalern in ſeinem Teſtamente. Sobald ich mehr weiß, erfährſt Du's gleich.

Ein anderer bedeutender Vorfall iſt, daß mir D. endlich erlaubt hat, einen Erklärungsbrief an H. zu ſchreiben. Ich habe es mit möglichſter Schonung gethan, alle Vorwürfe vermieden, bloß den Ton in einer Reihe von Briefen an D. als Veranlaſſung gebraucht, der D. und mir ohne eine Veränderung bei ihm vorauszuſetzen unerklärbar ſei; habe ihn aufgefordert, das, was er war und was er iſt, ſtreng und unbefangen zu vergleichen, und, wenn er einen Unterſchied finden ſollte, ein Verhältniß abzubrechen, das ſeinen und D.'s Lebensgenuß vergiften müſſe, ſobald es ihn nicht mehr würzen könne. Es bedürfe keines Geſtändniſſes. Er werde verſtanden, wenn er auf dieſen Brief gar nicht antworte, und ſeinen Briefwechſel mit D. abbreche. Mein Ton muß ihn überzeugen, daß ſein Verhältniß mit mir von keinem Zwange ſeiner Neigungen abhängt, und ſelbſt mit D. habe ich

ihm die Möglichkeit einer künftigen Freundschaft nach Verfluß einer Zwischenzeit zu zeigen gesucht. — Von seiner Antwort sollst Du sogleich Nachricht haben.

Hast Du noch Interesse für den Magnetismus, so giebt es jetzt für Dich vielleicht eine Gelegenheit mehr darüber zu erfahren. Graf Brühl und seine Frau kommen in den ersten Tagen des September nach Weimar, wo sie vielleicht ein Paar Wochen bleiben. Wir erfahren dies durch Graf Hoffmannsegg, und es scheint, als ob Hoffmannsegg Brühl schon einiges mitgetheilt habe, was Du gegen ersteren über Magnetismus geäußert hast. Hoffmannsegg rühmt sehr Brühls Ehrlichkeit und die Wichtigkeit der Cur, die er an seiner Frau gemacht haben soll. Der Gräfin traue ich nicht; aber für ihn wollte ich wetten, daß vorsätzlich aus seinem Munde kein unwahres Wort geht. Anhören kannst Du doch beide.

K.

Jena, 3. September 1792.

Tausend Glückwünsche zu der schönen Veränderung. Ein Theil Deiner Plane kann doch nunmehr in Erfüllung gehen, und der Anfang ist gemacht. Ich bin voll Erwartung, was Du mir Näheres davon schreiben wirst — und dann, was der nächste Einfluß auf Deine Existenz sein wird.

Ueber den zweiten Artikel Deines Briefes bin ich nicht weniger vergnügt. Ich bin gewiß, daß Du Dich

so wirst genommen haben, daß weder auf Dich noch D. ein Schatten fallen kann. Voll Verlangen sehe ich H.'s Antwort entgegen.

Auch ich habe heute die sehr willkommene Nachricht von Hause erhalten, daß meine gute Mutter mit einer meiner Schwestern mich diesen Monat hier besuchen wird. Ihre Ankunft fällt gerade in die Zeit, wo ich meiner lästigen Arbeit endlich los sein werde. Siebzehn Bogen sind jetzt fertig, und zu fünf oder sechs habe ich ungefähr noch Zeit. Ich sehne mich, Dir wieder einmal schreiben zu können. Hast Du die Kritik der Offenbarung etwa gelesen, die vorige Messe erschienen ist? Sie ist nicht von Kant, aber in seinem Geiste geschrieben.

Wenn ich Dir von den hiesigen Unruhen nichts schreibe, so rührt es daher, daß sie gar zu erbärmlich sind, und von beiden Seiten die höchste Mittelmäßigkeit sich dabei kundgethan hat. Uebrigens ist sehr zu fürchten, daß sie der Aufnahme der Akademie merklich schaden werden.

Lebe wohl! In vierzehn Tagen hoffe ich frank und frei zu sein von der Arbeit, und dann geht's an lauter fröhliche Geschäfte. — Hier was in Deine Bibliothek oder vielmehr in die Deiner Minna. Grüße beide herzlich von uns.

Dein

S.

Das erwähnte Buch hat der Buchbinder nicht geliefert. Es folgt über acht Tage nach.

Dresden, 18. September 1792.

Ich habe meine Antwort ein Paar Poſttage aufgeſchoben, um Dir zugleich von dem Inhalte des zerbſter Teſtaments Nachricht geben zu können. Aber man iſt viel zu förmlich, um über ſo etwas vor Ablauf der vier Wochen zu ſchreiben. Alles, was ich weiß, iſt, daß ein Univerſitätsbekannter, der in Zerbſt Conrector und bei Schindlers ſehr bekannt iſt, ſchreibt, A. habe mich trefflich im Teſtamente bedacht. Aber was dieſem Ehrenmanne trefflich heißt, kann ich noch nicht enträthſeln; es könnte leicht wenig ſein, weil er nie viel Geld in Händen gehabt hat.

H. hat ſich erklärt, und wenigſtens offenherzig genug. Er fühlt ſich verändert, ſagt er, hat einen Aufſatz an mich darüber angefangen, aber die Erklärung auf eine perſönliche Zuſammenkunft verſchoben. Er habe geſchwiegen, ſo lange er die Folgen der Wahrheit nicht habe abſehen können; aber verlangte Wahrheit könne er nicht vorenthalten. Ich habe ihm ſehr kalt geantwortet, und bloß darauf aufmerkſam gemacht, daß er die Folgen des Schweigens (auch gegen mich) noch weniger vorausſehen konnte, und daß es nicht fein war, mehrere Jahre von D. Leben ſeiner Weichlichkeit aufzuopfern.

D. beträgt ſich ſehr gut. Im erſten Momente fühlte ſie es tief, aber ſchon jetzt iſt ſie ziemlich beruhigt darüber; ſie wird immer mehr überzeugt, wie wenig ſie verloren hat, und bald wird ſie ruhig daran denken

können. Ihre Gesundheit scheint nicht dadurch gelitten zu haben.

Meinen herzlichen Glückwunsch zum Besuche Deiner Mutter. Es muß Dich freuen, sie nach einer so langen Entfernung einmal wiederzusehen. Nach Deinem Briefe zu schließen, geht es jetzt gut mit Deiner Gesundheit, und die fünf Kalenderbogen werden auch schon fertig werden, so daß Du hoffentlich durch nichts gestört werden wirst. Hätte ich nach Zerbst reisen müssen, so hätte ich Dich in der Michaelismesse um eine Zusammenkunft in Leipzig gebeten. Aber die Tante schreibt mir, daß sie mich jetzt zu Geschäften nicht braucht, weil sie Theilhaberin der Handlung bleibt. Auf Ostern sehen wir uns gewiß.

Die Kritik der Offenbarung habe ich angefangen zu lesen, aber noch nicht geendigt. Merkwürdig und reichhaltig ist dies Product gewiß; ob es aber auch für mich befriedigend sein werde, getraue ich mir noch nicht zu entscheiden.

K.

Jena, 21. September 1792.

Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei, und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen anderen Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung. Ich werde

acht oder zehn Tage schlechterdings nichts thun, und sehen, ob die völlige Ruhe des Kopfes, freie Luft, Bewegung und Gesellschaftsgewäsche an meiner Gesundheit nichts verbessern.

Meine Mutter hat mich zwei Tage früher überrascht, als ich den Briefen von der Solitude nach erwarten konnte. Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach soviel ausgestandenen Krankheiten und Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die funfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können.

Die Entwickelung der H.schen Angelegenheit ist mir recht tröstlich. Der unangenehme Eindruck wird sich verlieren, und sie wird sich zuletzt ihrer Freiheit freuen. Jetzt mußt Du durch Beschäftigung ihres Geistes und ihrer Empfindungen das beste thun, und wie ein guter Arzt das Wundfieber mäßigen. Eine vorübergehende, oder noch lieber eine bleibende Herzensangelegenheit sollte jetzt dazwischen treten, oder, wenn das angeht, sollte D. wieder eine Herzogin von Curland finden und in den Wirbel der Gesellschaft gezogen werden. H. hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männ-

lichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er ist, ein raisonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoist.

Sage mir nun, woran ich mich jetzt zuerst machen soll? Mir ist ordentlich bange bei meiner wiedererlangten Geistesfreiheit. Vor einem größeren Ganzen fürchte ich mich noch; daher zweifle ich, ob der Wallenstein sogleich daran kommen wird. Ich hätte Lust mir durch ein Gedicht die Musen wieder zu versöhnen, die ich durch den Kalender gröblich beleidigt habe. Aber welches? Auch darüber bin ich unschlüssig.

Gebe der Himmel, daß aus Zerbst gute Zeitungen kommen, und daß Dein Conrector einen würdigen Begriff mit dem Worte trefflich möge verbunden haben. Ich bin sehr begierig auf Deine nächsten Briefe. Das versprochene Buch sind meine prosaischen Schriften. Ich erwarte sie alle Tage von Rudolstadt, wo sie gebunden werden.

Dorchen sage recht viel Schönes für ihr liebes Geschenk, das ich zwar noch nicht habe, aber doch errathe. Es freut mich, etwas von ihrer Hand nahe um mich zu haben, und es freut mich doppelt, daß es gerade das ist.

Brühl war hier; aber ungeachtet sie auch mit hier war (und wahrscheinlich bloß meinetwegen, weil sie sonst niemand sah), so habe ich sie doch nicht gesehen. Man

bat mich zu ihm, ich war aber nicht wohl und bat ihn zu mir. Er iſt, wie Du ſagſt, eine ehrliche Haut. Ich mag ihn wohl leiden. Eingelaſſen habe ich mich aber nicht.

Dein

S.

Dresden, 27. September 1792.

Dieſen Nachmittag iſt endlich der zerbſter gebärende Berg von einem Mäuslein entbunden worden. Weber hat von dem Compagnon Nachricht von dem Inhalte des Teſtaments, und ſchreibt mir, daß ich ein Legat von dreitauſend Thalern, ſchreibe dreitauſend Thaler, erhalten habe. Soviel beträgt gerade die Schenkung auf den Todesfall, worüber ich ſchon ein Document in Händen habe. — Aus Zerbſt ſelbſt habe ich darüber noch keine Nachricht, außer der Ankündigung des Conrectors mit dem Prädicate trefflich.

Mit dieſer getäuſchten Hoffnung zerfällt manches Luftſchloß. Aber ich bin ſchon ſo manchmal in dem Fall geweſen, dergleichen Kartenhäuſer einſtürzen zu ſehen, oder ſelbſt einreißen zu müſſen, daß es mich nicht anſicht. Nun ſehe ich mich genöthigt, wegen meiner ökonomiſchen Umſtände einige Maßregeln zu nehmen. Ueber meine Einkünfte an Beſoldung und Intereſſen brauche ich, nach einem gemachten Ueberſchlage, noch fünfhundert Thaler. Capitale darf ich nicht mehr angreifen. Dieſe ſind von nun an meiner Frau und den Kindern heilig; alſo müſſen

dieſe fünfhundert Thaler verdient werden. Und hier giebt es nur zwei Wege: eine beſſere Stelle, oder Schriftſtellerei. Der letzte Weg wäre mir der liebſte, wenn ich hoffen dürfte, mir eine größere Leichtigkeit im Arbeiten anzugewöhnen. Ich habe Luſt, einen Verſuch zu machen. Auf Claſſicität thue ich Verzicht. Es mag immer jedem einzelnen Producte an Reife und Vollendung fehlen, wenn es ſich nur durch einige intereſſante Ideen auszeichnet. Aber mein Name muß ſorgfältig verſchwiegen bleiben; denn ſobald meine Autorſchaft hier bekannt wird, verſperre ich mir den Weg zu einer beſſeren Stelle.

Durch Deine Celebrität kann ich meine Arbeiten in's Geld ſetzen. Wie, wenn ich monatlich drei Bogen wenigſtens für die Thalia lieferte? Ob ich dies von mir erwarten kann, weiß ich freilich nicht, und daher muß ich mich noch durch eine Ueberſetzung decken. Eine ſolche kannſt Du mir vielleicht negociren, womöglich im philoſophiſchen oder hiſtoriſchen Fache. Wie ſteht es mit Locke?

Dein Brief hat mir viel Freude gemacht. Schon das Gefühl, eine drückende Arbeit abgeſchüttelt zu haben, giebt guten Humor. Dieſen Genuß verdanke ich oft meinen Acten; dazu haſt Du einen lieben Beſuch, bei dem ich wohl wünſchte gegenwärtig zu ſein. Ueberlaß Dich immer der wohlthätigen Wirkung dieſer Umſtände, bis Du wieder das Bedürfniß zu arbeiten fühlſt. Und dann wollte ich für das Licht eine Vorbitte einlegen. Von Deiner jetzigen Stimmung erwarte ich viel für eine

ſolche Arbeit. Wallenſtein, hoffe ich, ſoll auch noch dieſen Winter forträcken.

Wenn H. meine Replik ſtillſchweigend einſteckt, ſo iſt er noch tiefer geſunken, als ich geglaubt hatte. Ich ſchrieb ihm mit äußerſter Kälte wenige Worte über die Sache ſelbſt, worin ich ihn bloß auf die Folgen ſeines unmännlichen Stillſchweigens aufmerkſam machte, und beantwortete dann einen vorhergehenden Brief über gleichgültige Dinge, als ob nichts vorgefallen wäre. Hierauf habe ich ſeit einigen Wochen keine Antwort. — D. beträgt ſich recht gut, und ich hoffe, daß ſie bald völlig geheilt ſein ſoll. — An der Gräfin Brühl haſt Du nichts verloren. Sie würde Dir nur unangenehme Empfindungen gemacht haben. Bei uns geht übrigens alles auf dem alten Fuß. Die Kinder ſind wohl und für Emma habe ich einen Lehrer gefunden, der, einiger Sonderbarkeiten ungeachtet, mir für den Jungen ſehr brauchbar ſein würde, wenn ich ihn ſo lange behalten könnte.

Lebe wohl. Viele Grüße von Minna und Dorchen. Deinem ganzen Hauſe ſage viel Herzliches von uns. Dorchens Arbeit wirſt Du nunmehr wohl erhalten haben. Sie ſcheint ihr vorzüglich gelungen zu ſein.

Dein

K.

Jena, 4. October 1792.

Eben komme ich von einer Excurſion nach Rudolſtadt zurück, wohin wir meine Mutter geführt haben und zehn Tage geblieben ſind. Deinen Brief erhielt ich darum etwas ſpäter, aber leider immer noch zu früh für die verdrießlichen Nachrichten, die er enthielt.

Dein Herr A. hat ſich gerade ſo gezeigt, wie ich immer fürchtete: als ein wahrer Philiſter. Wenn die Dreitauſendthalernachricht ſich beſtätigt, ſo will ich wetten, daß irgend ein eigennütziger Schuft von Erbſchleicher, der ihm zu inſinuiren gewußt hat, daß das Geld in Deiner Hand nicht kaufmänniſch genug wuchere, Dir bei ihm zuvorgekommen iſt. Vermuthlich hat ein Einziger, der ſchon reich genug iſt, alles bekommen; denn es iſt die Maxime dieſer Herren, Geld mit Geld zu paaren, und den Reichen noch reicher zu machen. Wie es aber nun mit der Tante und Deinen ſicheren Erwartungen von ihr ſteht, möchte ich wiſſen; ſchreibe mir darüber in Deinem nächſten Briefe doch ein Wort. Haſt Du von ihr nur etwa zehn- oder zwölftauſend gewiß zu hoffen, ſo biſt Du doch durch eigenes Vermögen gegen jeden Zufall gedeckt, und haſt nichts als die Ausſicht auf Reichthum verloren, die ſo gar viel nicht bedeuten will. Mit tauſend oder zwölfhundert Thaler Renten kann Deine Minna mit den Kindern ruhig und glücklich leben; denn es giebt in Deutſchland noch ſchöne Gegenden, wo dies ein anſehnliches Vermögen iſt. So

lange Du lebſt, kann Dir eine Einnahme von zwölfhundert bis achtzehnhundert Thalern nicht fehlen. Ich wollte Dir nicht rathen, für jetzt andere Dienſte zu ſuchen. Deine Ausſichten in Dresden ſind ſolid für Deine Umſtände, und ſelbſt für Deine Neigungen nicht zu verwerfen. Es koſtet Dir ein Jahr oder zwei, die Freundſchaft der Miniſter zu cultiviren, ſo iſt Dir eine Verbeſſerung gewiß. Du gewinnſt dabei an Fertigkeit für Geſchäfte und an äußerlichem Anſehen, daß Du alsdann, wenn es Dir einfällt, andere Dienſte zu ſuchen, deſto mehr für Dich anzuführen haſt.

Fünfhundert Thaler dürften an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſchwer zu erwerben ſein. Du mußt bedenken, daß Du Amtsgeſchäfte haſt und von Deinen Erholungsſtunden nichts verlieren darfſt. Bei ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erholt man ſich nicht, das kann ich Dir aus zehnjähriger Erfahrung für gewiß verſichern, und bei Lieblingsarbeiten verdient man wenig. Könnteſt Du Dich indeſſen entſchließen leichter wegzuarbeiten, und das darfſt Du ganz gut wagen, ſo wollte ich Dir eher zu eigenen Arbeiten, als zu Ueberſetzungen rathen. Eine ſchlechte Ueberſetzung iſt die ſchlechteſte aller Schlechtigkeiten, und eine gute Ueberſetzung koſtet Zeit. Bei eigenen Arbeiten hat man eine Freiheit, die dem Fluſſe der Gedanken weit günſtiger iſt; man arbeitet mit mehr Luſt und kann aus ſich ſelbſt mehr nehmen. Du darfſt bloß ſchreiben wie Du ſprichſt und wie etwa Deine Briefe ſind, und Du wirſt bei einer glücklichen Wahl

des Stoffes gewiß Deine Leſer befriedigen. Zwanzig bis dreißig Bogen kann die Thalia recht gut von Dir aufnehmen, ſobald ſie jeden Monat erſcheint. Haſt Du mehr, als wir zur Thalia verbrauchen können, ſo bleiben Dir noch andere Journale. Beſtändeſt Du auf Ueberſetzungen, ſo könnteſt Du allenfalls an der Memoires-Sammlung arbeiten; aber im Grunde kann ich Dir dazu nicht rathen. Es geht ungeheuer viel auf einen Bogen, gerade ſoviel als auf zwei der neuen Thalia, und über fünf Thaler kann Dir Paulus nicht bezahlen, weil er ſelbſt nur ſechs für den Bogen erhält, und für ſeine Arbeit auch etwas haben muß. Findeſt Du eine andere Speculation ergiebiger, ſo laß mich's wiſſen. Einen Verleger hoffe ich immer dafür zu finden. Dein Name muß durchaus unbekannt bleiben, auch wenn Du über Materien ſchriebeſt, die mit Deinem Amte in der engſten Verbindung ſtehen, und die Ariſtokratie auf's Tapferſte vertheidigteſt; denn von jeder Linie, die Du drucken ließeſt, würde man glauben, Du habeſt die Zeit dazu Deinen Geſchäften geſtohlen. In Summa: es kommt jetzt alles auf eine erſte Probe an. Wähle einen guten Stoff und nimm Dir vor, in vier Tagen zwei Bogen zu verfertigen. Schreibe darauf los, bis dieſe fertig ſind, und dann laß uns ſehen, was Du geboren haſt. Laß Dich ganz gehen, und kritiſire nicht zuviel. Gelingt's, ſo weißt Du, daß Du in zwei Tagen einen Bogen ſchreiben, und alſo doch immer etwa einen Carolin gewiß verdienen kannſt. Geſchieht dies auch nur einmal in der Woche, ſo ſind Dir

funfzig Carolin des Jahres gewiß. In fünf Jahren läßt Du eine Sammlung drucken, und ſtreichſt dann hundert Louisd'or auf einmal ein. Dieſer Plan iſt zwar beſcheiden, aber es fehlt ihm auch nichts zur Ausführung, als bloß von Deiner Seite Entſchluß und Beharrlichkeit.

Für heute breche ich ab, um das Paket noch fortzubringen. Hier die verſprochenen kleinen Schriften; ich lege noch den Vertot bei, wo Dich die Vorrede vielleicht intereſſirt, und die Rechtsfälle, welche Minna und Dorchen unterhalten werden. In meinem nächſten Briefe ſchreibe ich Dir von meinen poetiſchen Angelegenheiten. Ich bin leidlich wohl; wir alle ſind vergnügt, und die dauerhafte Geſundheit meiner Mutter macht mir die Trennung von ihr leichter, die in vier Tagen bevorſteht.

Dies an Dorchen. Dein Bild iſt vortrefflich, und die ſchöne Malerei entzückt alle, die es ſehen.

S.

Jena, 15. October 1792.

Ich habe Dir heut vor acht Tagen mit Meßgelegenheit geſchrieben. Hoffentlich haſt Du nun den Brief. Näheren Nachrichten von der unglücklichen zerbſter Mausgeburt ſehe ich mit rechter Ungeduld entgegen. Unterdeſſen habe ich zur Realiſirung Deiner ſchriftſtelleriſchen Speculationen noch allerlei ausgeſonnen. Ohne Zweifel kennſt Du Mirabeaus Schrift: Sur l'éducation. Wenn

Du ſie kennſt, ſo hälſt Du ſie gewiß einer Ueberſetzung werth. Es war mir ſchon eine große Empfehlung für den Autor und das Buch, daß er gleichſam noch im Tumult des Gebärens der franzöſiſchen Conſtitution ſchon darauf bedacht war, ihr den Keim der ewigen Dauer durch eine zweckmäßige Einrichtung der Erziehung zu geben. Schon der Gedanke verräth einen ſoliden Geiſt, und die Ausführung ſeiner Idee macht, ſoweit ich in dem Buche geleſen habe, ſeinem philoſophiſchen Kopfe Ehre. Wie wär's, wenn Du Dich an die Ueberſetzung dieſes Buches machteſt? Aber Du müßteſt damit eilen — mit der Ankündigung wenigſtens, daß kein anderer Dir zuvorkommt. Probire es mit la Garde oder Vieweg dem Aeltern oder Cruſius in Leipzig. Einer von dieſen Dreien nimmt es gewiß, und wenn Du willſt, ſo will auch ich an den ſchreiben, den Du auswählſt. Ich brauche Dich bloß als Verfaſſer des Aufſatzes über Oxenſtierna und als Mitarbeiter an Julius und Raphael zu nennen. Auch Felſecker in Nürnberg kann ich Dir verſchaffen. Schreibe mir aber gleich mit der nächſten Poſt, wie Du entſchloſſen biſt. — Vor allen aber, ehe wir die Hauptſache vergeſſen, ſieh' in den zwei oder drei letzten Meßkatalogen nach, ob das Buch noch nicht überſetzt iſt — woran ich jedoch ſehr zweifle.

Meine zweite Idee iſt das große Journal, wovon wir ſchon in Dresden Langes und Breitest geſprochen haben. Wenn das zu Stande kommt, ſo biſt Du und ich gedeckt. Ich ſetze dieſe Woche den Plan auf und

lege ihn Göſchen vor. Will er ſich nicht darauf einlaſſen, ſo wende ich mich an einen andern. Es muß ein Verſuch gemacht werden: die Unternehmung iſt ſo anlockend und verſpricht den beſten Erfolg. Käme dieſes Journal zu Stande, ſo wären wir beide in unſerem Element. Wir dürften uns nicht mit Schreiben übereilen und hätten doch beide eine ſehr beträchtliche Einnahme zu erwarten. Zwölf bis funfzehn Bogen, vollkommen ausgearbeitet, ſind für das ganze Jahr nicht viel, und würden alsdann doch mit fünfhundert Thalern bezahlt werden.

Göſchen hat die ſonderbare Idee, die Geſchichte der Reformation, die der nächſte Kalender enthalten ſoll, von Peſtalozzi ſchreiben zu laſſen. Da ich ſie nicht ſchreiben muß, ſo könnte mir das einerlei ſein — aber er möchte noch gern einen Namen vor dem Kalender haben, und bittet mich, ſeinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Peſtalozzis Geſichtspunkt iſt dem meinigen ſchnurgrade entgegengeſetzt, und unter dieſer Vorausſetzung werde ich ihm dieſen Dienſt nicht leiſten können. Sonſt thät ich es nicht ungern, wenn die Arbeit gut würde — denn bezahlen müßte mir Göſchen auf jeden Fall dieſe Gefälligkeit. Ich habe ihm indeſſen nicht nur von Peſtalozzi, ſondern vom ganzen Kalender abgerathen. Dieſe Form iſt jetzt ſchon veraltet, zu viele Nebenbuhler theilen ſich mit ihm in dieſen Biſſen Brod, und der Geſchmack des Publicums iſt veränderlich. Wenn Göſchen anſtatt ſeiner Kalender, militairiſcher

Journale, Andachtsbücher u. ſ. w. nichts als Wielands Schriften und unſeren Mercur von Deutſchland übernähme, ſo könnte er in fünf Jahren der reſpectabelſte Buchhändler und ein reicher Mann werden.

In dem neuen göttinger Muſenalmanach hat Bürger ſeine Galle an mir und an der Literaturzeitung recht ausgelaſſen. Die Platitüden dieſes Menſchen, ſeine Anmaßungen und ſeine völlige Unbekanntſchaft mit dem, was ihm in meiner Recenſion geſagt worden iſt, wird Dich in Verwunderung ſetzen. Freund Bouterweck, der Verfaſſer des Donamar, hat ſich über H. hergemacht und ihm — in eben dieſem Almanach — derbe und gleich platte Sottiſen geſagt. Laß Dir den Almanach doch geben. Das Ridicule, das darin über H. geworfen iſt, von ſo ſchlechter Hand es auch kommt, kommt jetzt bei D. nicht ganz ungelegen, und kann doch etwas Gutes ſtiften, beſonders da die *** darein gemengt zu ſein ſcheint.

Ich wollte Poeſie treiben, aber die nahe Ankunft der Collegienzeit zwingt mich, Aeſthetik vorzunehmen. Jetzt ſtecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe Materie durchdrungen habe, und ſie unter meinen Händen etwas geworden iſt. Auch iſt es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erſchöpfe, damit ich in dieſen Sälteln völlig gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Leſbares für die Thalia zu jeder Zeit ſchreiben zu können. Bald

werde ich Dich mit meinen Unterſuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correſpondenz einleiten.

Herzliche Grüße an Minna und Dorchen. An Dorchen habe ich geſchrieben und die Bücher mitgeſchickt, die Ihr jetzt haben werdet.

S.

Dresden, 16. October 1792.

Was Du für eigene Arbeiten, und gegen Ueberſetzungen ſchreibſt, ſcheint mir ſehr gegründet. Ich habe jetzt eine Woche dazu verwendet, meine Materialien zu revidiren und Verſuche in einer leichtern Manier zu machen. Bei einem Stoffe, der mehr wiſſenſchaftlich iſt, glaube ich, würde mir's wenigſtens zum Anfange am erſten gelingen. Aber dies iſt nur nicht taugliche Waare für ein Journal. Wieland hat zwar dergleichen Aufſätze ſchon aufgenommen, aber dieſer bezahlt mich nicht. Unter der Rubrik: Briefe eines Juriſten an einen Philoſophen, könnte ich z. B. allerlei Ideen über beſſere Behandlung der Rechtswiſſenſchaft, der Geſetze ꝛc., auch über das Verhältniß der Kantſchen Philoſophie zur Jurisprudenz in die Welt ſchicken. Wäre es nicht beſſer, ſo etwas gleich einem ordentlichen Verleger zu geben, der ſich vor dem Stoffe nicht ſcheute? Das letzte befürchte ich von Göſchen, und wage ihm gar keinen Antrag zu machen. Aber wenn ich einen Brief fertig hätte und

Dir ihn ſchickte, könnteſt Du etwa bei Cruſius für mich negociren?

Zu Aufſätzen in die Thalia habe ich wenigſtens ſchon einige Titel. Aber ſo wie ich daran anfange, gerathe ich jetzt noch immer in meine alte Manier.

Göſchen habe ich einen Plan zugeſchickt zu einem Werke über Deutſchland, ungefähr wie Archenholzs britiſche Annalen, nur mit einigen Abänderungen. Das eigentlich Politiſche (als den franzöſiſchen Krieg u. dgl.) würde ich weglaſſen. Nur wichtige Anſtalten und Unternehmungen, die ein Nationalintereſſe haben, Charakterzüge, die der Nation Ehre machen, Biographien auch von älteren Muſtern deutſchen Verdienſtes aus allen Claſſen, raiſonnirte Anzeige der wichtigſten Kunſt- und Literaturwerke (ohne Vorliebe für einzelne Provinzen) — wäre ungefähr der Inhalt. Ich ſchlug Göſchen dieſe Idee zu einem Almanach vor, forderte ihn auf, einen berühmten Herausgeber zu ſuchen, und erbot mich zu Beiträgen. Er hat für 1794 ſchon einen Almanach, will aber ein ſolches Werk als periodiſch, ohne Beſtimmung der Zeit da es erſcheinen muß, von Oſtern an übernehmen. Was meinſt Du zu dieſer Sache?

Ich habe die Aushängebogen von Deinem Kalender bis nach Wallenſteins Tode. Nach dem Widerwillen und der Eile, womit Du gearbeitet haſt, iſt meine Erwartung ſehr übertroffen worden. Die Schlacht bei Lützen und einige Schilderungen von Wallenſteins Situationen ſind Stellen, die Deiner beſſeren Stunden werth ſind.

Der Ausweg zu Entschuldigung der Abkürzung ist nicht übel ausgedacht, ob er gleich für viele Leser eine unangenehme Ueberraschung sein dürfte. Ich erschrack anfänglich über die Ausführlichkeit der Erzählung in den ersten Bogen. Meines Orenstiern hast Du sehr ehrenvoll gedacht. Aber Du leugnest mir ein Factum ab, das ich doch, däucht mich, aus einer guten Quelle geschöpft habe — das Anerbieten des Erzbisthums Mainz. Mir ist, als ob ich's im Puffendorf gefunden hätte. Aber meine Collectaneen habe ich nicht mehr, und es bleibt immer mißlich, daß ich bloß Stiermanns Elogium für mich habe.

Die Vorrede zum Vertot hat mir viel Freude gemacht, durch Gedanken und Vortrag. Jetzt verlangt mich nach der versprochenen Nachricht von Deinen dichterischen Arbeiten.

Von H. habe ich ein abgeschmacktes Blatt auf meinen letzten Brief. Er findet, daß nach meinen Aeußerungen zwischen uns noch eine Erklärung nöthig sei, hat aber jetzt nicht Zeit dazu, weil — die Franzosen in Speyer sind, und er mit dem Archive der sächsischen Gesandtschaft von Mainz nach Frankfurt flüchten muß!!!

K.

Jena, 6. November 1792.

Ich habe jetzt mein privatissimum in der Aesthetik angefangen, und bin nun in einer gewaltigen Thätigkeit. Da ich mich nicht an den Schlendrian halten kann, so

muß ich mich ziemlich zusammennehmen, um zu vier bis fünf Stunden in der Woche hinlänglichen Stoff zu haben. Auch sehe ich an den ersten Vorlesungen, wie viel Einfluß dieses Collegium auf Berichtigung meines Geschmacks haben wird. Der Stoff häuft sich, jemehr ich fortschreite, und ich bin jetzt schon auf manche lichtvolle Idee gekommen. Mit der Zahl und der Beschaffenheit meiner Zuhörer bin ich sehr zufrieden. Ich habe vierundzwanzig, wovon achtzehn mich bezahlen, jeder einen Louisd'or. Also schon hundert hiesige Thaler, und dieses Geld verdiene ich bloß dadurch, daß ich mir einen reichen Vorrath von Ideen zu schriftstellerischem Gebrauche zusammentrage, und obendrein vielleicht zu einem Resultat in der Kunst gelange.

Wenn Du von Göschen noch nicht prävenirt sein solltest, so kann ich Dir die angenehme Nachricht geben, daß zu Deiner Schriftstellerei für 1793 und Deinen Finanzen ein sehr guter Plan gemacht ist. Göschen findet noch immer seine Rechnung bei dem Kalender, und besteht auf der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er Dich bitten, einen historischen Stoff von etwa achtzehn bis zwanzig Bogen zu arbeiten, wozu die Cromwellsche Revolution in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit dazu, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenige Lectüre, da es hier bloß um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist. Es ist sehr interessant, gerade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntniß über Re-

volutionen abzulegen; und da es ſchlechterdings zum Vortheil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, ſo können die Wahrheiten, die den Regierungen nothwendig darin geſagt werden müſſen, keinen gehäſſigen Eindruck machen. Ich habe Göſchen herzhaft verſprochen, mich als Herausgeber zu nennen, und behalte mir bloß vor, daß Dein Manuſcript vorher durch meine Hände geht, und Du mir etwa zwei oder drei Beſchreibungen und Charakterſchilderungen darin zurücklegſt, damit das Werk wenigſtens nach mir riecht, und einige Eigenthümlichkeiten des Styls daraus hervorblicken. Unter vierhundert Thalern wird er Dir nicht geben, und Du behältſt immer noch Zeit und Stoff für die Thalia.

Schreibe mir doch bald Deine Meinung. Ich geſtehe, daß ich mir vor der Hand kein beſſeres Project für Dich denken kann. Auch mit dem großen Journal will Göſchen entriren, und ſobald ich Muße habe, ſchreite ich zur Ausführung.

S.

Dresden, 12. November 1792.

Du wirſt böſe auf mich werden, aber ich kann mir nicht helfen. So gut Deine und Göſchens Meinung für mich iſt, ſo habe ich doch die Sache abgeſchrieben. Eine Kalenderunternehmung, wozu ich nicht über ein Jahr wenigſtens vorher Zeit habe, iſt keine Arbeit für mich. Ich kann in der Geſchwindigkeit auf mich nicht rechnen,

und wenn ich fürchten muß, zur geſetzten Zeit nicht fertig zu werden, ſo bin ich der unglücklichſte Menſch. Hier bringt Göſchen in mich, und dort das Appellationsgericht. Die Nächte zu ſitzen halte ich nicht aus. Hierzu kommt, daß mir der Stoff nicht gefällt. Ihn als ein warnendes Beiſpiel zu behandeln, iſt ein geiſtloſes Geſchäft. Und wird er mit Begeiſterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, ſo iſt er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höhern Hand, und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Waſſer hineingießen. Was ich über dieſe Begebenheiten denke, darf ich nicht ſchreiben, und was ich ſchreiben darf, mag ich nicht denken. Und die Behandlung ſei welche ſie wolle, ſo iſt ſchon der Titel in böſem Rufe.

Ich habe Göſchen die Fronde vorgeſchlagen, wozu Du ehemals Luſt hatteſt. H. könnte auch Beiträge liefern, und mit ein Paar biographiſchen Aufſätzen werde ich noch fertig. Den Esprit de la Fronde habe ich hier, und Dir würde es nicht ſchwer ſein daraus, in Verbindung mit Netz ein Gemälde von acht bis zehn Bogen zu entwerfen. Das Uebrige wären alsdann einzelne Schilderungen.

Zur Aeſthetik gratulire ich; nur bitte ich um Schonung der Bruſt. Das publicum lieſt Du doch nicht?

K.

Jena, 17. November 1792.

Die Kalenderarbeit ſiehſt Du offenbar viel ſchwerer an, als ſie iſt. Auf dem Cromwell wird Göſchen gar nicht weiter beſtehen, wenn dieſes Sujet Dir zu verfänglich ſcheint. Wähle alſo ſelbſt, was Du für gut und ſchicklich hältſt. Aber Du mußt nicht vergeſſen, daß, wenn Du fünfhundert Thaler an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten jährlich erwerben willſt, Du in acht Monaten gegen vierzig Bogen ſchreiben müßteſt, und hier nur funfzehn oder achtzehn von Dir gefordert werden, die noch dazu nicht beſſer ſein dürfen, als jede andere eigene Arbeit. Wenn Du jetzt gleich anfängſt Dich mit dem gewählten Stoffe zu familiariſiren, ſo wirſt Du gar nicht überhäuft werden.

Auf mich darf ſchlechterdings nicht gerechnet werden, weil ja der Himmel weiß, wie es das nächſte Jahr um mich ſtehen wird. Auch bin ich gar nicht für ein Quodlibet von mehreren Verfaſſern. Das ruinirt Göſchen, denn kein Menſch wird es kaufen. Es muß ein Verfaſſer und eine fortlaufende Geſchichte ſein, wenn das Publicum ſich darauf einlaſſen ſoll. H. taugt gar nicht zu hiſtoriſchen Arbeiten, da er doch nur ein Schwätzer bleibt; ſein Maximilian von Baiern iſt nicht zu leſen. H. ſchreibt an Hufeland, daß er nach Dresden zurückkommen und hier durchreiſen würde. Er macht jetzt ſehr den Wichtigen. Kürzlich hat er Goethes Schriften in der Literaturzeitung recenſirt. G.

Jena, 26. November 1792.

Miller von Mainz ist auf einer Reise nach Wien, die ihn vermuthlich über Dresden führen wird, hier durchgekommen. Ich sprach ihn aber nicht, ob er mir gleich einen Besuch zugedacht hatte, weil er in den Clubb gerieth, den ich nicht mehr besuche, und dort nicht loskam. Vor Tag reiste er wieder ab. Dieser sagte von Mainz nicht viel Tröstliches. Er war noch einmal dahin gereist, um seine Papiere zu flüchten, die er auch glücklich rettete. Custine setzte ihm sehr zu, wie er sagt, in französischen Dienst zu treten; Miller entschuldigte sich mit seinen persönlichen Verbindlichkeiten gegen den Churfürsten. Da man zudringlicher wurde, so ging er schnell und ohne Abschied fort. Er hält es nicht für unmöglich, daß die rheinischen Staaten für Deutschland verloren gehen; wenigstens dürfte der Churfürst von Mainz mit sammt allen seinen Nachfolgern viele Einschränkungen erfahren. Der Krieg gegen Frankreich ist auf das nächste Jahr festgesetzt. Man wird also auf deutschem Boden cantoniren, und wer weiß, ob es nicht auch die Franzosen dahin bringen. Seitdem ich den Moniteur lese, habe ich mehr Erwartungen von diesen. Wenn Du diese Zeitung nicht liest, so will ich sie Dir sehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhandlungen in der Nationalconvention in Detail vor sich, und lernt die Franzosen in ihrer Stärke und Schwäche kennen.

In Deutschland fängt man große Anstalten an, und es geht wie immer über die Freiheit der Particuliers her. In Göttingen werden alle Briefe und Pakete, worin man etwas zu finden glaubt, erbrochen, worüber viel Klagen geführt werden. Bei uns ist es noch auf dem alten Fuße, und Brutalitäten haben wir von unserer Regierung nicht zu erwarten.

Die mainzischen Aspecten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen.

Göschens Idee mißfällt mir gar nicht, und was ich thun kann, thue ich gewiß. Auf Deine Arbeiten freue ich mich.

Dein

S.

Dresden, 14. December 1792.

Du hast lange nichts von mir gehört, und auch heute ist es nicht viel mehr als ein Gruß. Neben einigen dringenden Arbeiten habe ich zeither auch allerlei Zerstreuungen gehabt. Gehler ist von seiner Reise nach Petersburg zurück, wo er seine Erwartung in Rücksicht auf orientalische Pracht und solche Größe, die sich mit Zahlen und Ellen messen läßt, übertroffen gefunden hat. Auch soll die Kaiserin selbst wirkliche Fürstengröße besitzen.

Geßner, ein Sohn des Dichters, der sich einige Zeit in Leipzig aufgehalten hat, war einige Wochen hier, und seine Bekanntschaft ist mir lieb. Sein Kopf ist hell und von Vorurtheilen frei, und seine Seele ist von edler Art.

Miller von Mainz hätte ich gern kennen gelernt. Er denkt besser, als er schreibt. Ueber Forster schreibt H. nichts. Hier zweifeln noch einige, ob er der Forster sei, der zu den neuen Mitgliedern der mainzer Regierung gehört. Meines Erachtens wäre es ein sehr unkluger Streich. Gesetzt die Franzosen blieben im Besitz von Mainz — welches doch jetzt sehr unwahrscheinlich ist — so werden sie ihm schwerlich zwölfhundert Thaler geben, um nichts dafür zu thun, wie er sie zeither vom Churfürsten erhalten hat.

Ich hoffte viel für die Franzosen von dem glücklichen Erfolge ihres Krieges. Das Gefühl ihrer Stärke könnte ihnen einen neuen moralischen Schwung geben, und die Gräuel mußten aufhören, die bloß eine Folge der Schwäche und der Verzweiflung waren. Aber leider entstehen jetzt neue Gräuel des Uebermuths — der Undankbarkeit — der unedlen Rache gegen Ueberwundene — der Selbstsucht. Einzelne große Männer werden von einem gedankenlosen Pöbel, oder von verworfenen Werkzeugen herrschsüchtiger Böswichter überwältigt.

Dein

K.

Dresden, 21. December 1792.

Ich erhalte eine Nachricht, die Dir wegen des Herrn von Adlerskern, den Du gern als Hofmeister anbringen willst, interessant sein könnte. Die Baronin von Lieven sucht an die Stelle des Hofraths Parthey, den Du bei mir gesehen hast, einen Hofmeister für ihren Sohn. Sie hat Blankenburg dieserhalb Auftrag gegeben, und Parthey glaubt, daß, wenn Du Dich auf diesen Umstand beriefest und wegen des Herren von Adlerskern unmittelbar an die Baronin schriebest, Dein Name von großem Gewicht bei der Sache sein würde. Die Stelle ist einträglich, aber freilich die Baronin eine Frau voll Eigensinn und Grillen, und der junge Mensch sehr verwildert. Nach dem, was Parthey erzählt, ist er nicht ohne Anlagen, aber hat alle Unarten eines Muttersöhnchens. Kurz, den Beutel ausgenommen, hat die Stelle wenig empfehlendes. Indessen käme es vielleicht auf eine andere Behandlung von Mutter und Sohn an, wozu Parthey weder Verstand noch Festigkeit genug hatte. Uebrigens ist die Familie aus Curland, und reist vielleicht, obwohl nicht sogleich, wieder einmal nach Curland zurück.

Für meine historische Arbeit fange ich an mich zu interessiren; aber dies wird machen, daß ich mehr Zeit darauf verwende, als ich nöthig hätte. Der spanische Successionskrieg ist in seinen Folgen weniger merkwürdig, als durch die mannigfaltigen und interessanten Charaktere, die dabei auftreten. Es giebt, däucht mich, einen eignen

Genuß, dieſe Menſchen gegen einander ſpielen zu ſehen. Ludwig und Marlborough, Eugen und Villars ſind die Hauptfiguren des Gemäldes. Dabei giebt es hübſche Contraſte: Catinat, Villeroi, Sara Marlborough, Prinzeſſin Urſini, die Maintenon; auch bedeutende Nebenfiguren: Bolingbroke, Peterborough ꝛc. Was mich aber am meiſten beſchäftigt, iſt, den politiſchen Negotiationen und den Kriegsvorfällen ihre Trockenheit zu benehmen. Alles kommt, däucht mich, darauf an, die einzelnen Begebenheiten auf eine ſolche Art aneinanderzureihen, daß der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung anſchaulich wird. Die Operationsplane des Staatsmannes und des Feldherrn müſſen entwickelt werden. Man ſucht dabei das Charakteriſtiſche theils im Entwurfe, theils in der Ausführung zu finden, zeigt die Hinderniſſe und die begünſtigenden Umſtände, kurz, man ſucht das ganze Spiel zu vergegenwärtigen. Um in dieſer Manier zu arbeiten, fehlen mir beſonders noch einige militairiſche Kenntniſſe, und ich fange jetzt damit an — Du mußt mich nicht auslachen — Taktik zu ſtudiren.

Ludwig des Vierzehnten Demüthigung hatte übrigens auch einige univerſalhiſtoriſche Folgen, die ich nicht verabſäumen werde. Sie verwahrte vor ſclaviſcher Nachahmung der Franzoſen, entwickelte bei anderen Nationen das Gefühl ihrer Kraft, und ſtellte beſonders England dem bisherigen alleinigen Muſter gegenüber.

Auch die Schwächung des Hauſes Oeſterreich be-

günſtigt die preußiſche Vergrößerung und die Erhaltung der deutſchen Staatsverfaſſung.

Schreib' mir doch, was Dir etwa von Quellen oder Hilfsmitteln, beſonders zur deutſchen Geſchichte in dieſem Zeitraume einfällt. An deutſchen Memoires iſt großer Mangel. Hat nicht ein Herchenhahn die Geſchichte Joſeph des Erſten geſchrieben?

Daß Du geſund biſt, hat Dein Lottchen an Dora geſchrieben. Schone Dich nur jetzt bei den Vorleſungen.

K.

Jena, 21. December 1792.

Unſere Correſpondenz iſt ſeit einiger Zeit in Stokken gerathen, weil Du Zerſtreuungen hatteſt, und ich Geſchäfte. Da mir die vielen ſchlafloſen Nächte gewöhnlich die Vormittage wegnehmen, ſo verliere ich viel Zeit, daß ich kaum zur Aeſthetik genug übrig behalte. Dieſe geht indeſſen ihren ordentlichen Gang, und ich werde Dir in einigen Monaten die Reſultate meiner Unterſuchungen vorlegen können.

Ueber die Natur des Schönen iſt mir viel Licht aufgegangen, ſo daß ich Dich für meine Theorie zu erobern glaube. Den objectiven Begriff des Schönen, der ſich eo ipso auch zu einem objectiven Grundſatz des Geſchmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen, und in einem Geſpräch: **Kallias**,

oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Für diesen Stoff ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmäßige derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze soviel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geisterſehers daraus werden.

Zu etwas Poetischem fehlt es mir diesen Winter mehr an Zeit, als es mir vielleicht an Begeisterung fehlen würde — wiewohl ich gestehen muß, daß der noch so zweifelhafte Zustand meiner Gesundheit mein Gemüth zwar nicht niederdrückt, aber doch auch nicht unbefangen genug sein läßt. Nur diesen Winter laß mich überstehen, so wird auch für meinen Geist viel gewonnen sein.

Döderlein ist vor vierzehn Tagen gestorben, wie Dir vielleicht aus Zeitungen wird bekannt sein. Es ist schade, daß die Stelle nicht einträglich genug ist, um Euren Reinhardt hierher zu vociren. — Ich glaube, daß man eine vortreffliche Acquisition an ihm machen würde.

Mein Zirkel ist durch einen neuen Landsmann von mir vermehrt worden, der alle andere weit übertrifft. Er war mehrere Jahre Hofmeister des Prinzen von Würtemberg, ist aber kürzlich mit dem Vater zerfallen, und ungeachtet aller Aussichten, die er dadurch einbüßt, hat er sich durch keine Anträge bewegen lassen zu bleiben.

Er ist hier, um Jurisprudenz zu studiren, nachdem er in der Theologie völlig absolvirt hat.

Forsters Betragen wird gewiß von jedem gemißbilligt werden; und ich sehe voraus, daß er sich mit Schande und Reue aus dieser Sache ziehen wird. Für die Mainzer kann ich mich gar nicht interessiren; denn alle ihre Schritte zeugen mehr von einer lächerlichen Sucht sich zu signalisiren, als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen die Andersdenkenden gar nicht reimt. Ich möchte doch wissen, wo Huber sich jetzt aufhält, und ob er noch in jenen Gegenden bleiben wird. Hier habe ich nichts mehr von ihm erfahren.

Weißt Du mir niemand, der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff

ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt Du mir an zu ſchweigen, aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſerer Verbeſſerung geſchehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſein.

S.

Dresden, 27. December 1792.

Auf Deinen Kallias freue ich mich ſehr. Du biſt gerade der Mann, der in dem philoſophiſchen Dialog es weiter bringen muß, als es bis jetzt noch gebracht worden iſt. Deine dramatiſchen Talente kommen Dir hier zu ſtatten. Die Form iſt Dir geläufig, die ſprechenden Perſonen werden in Deiner Phantaſie ſich leicht zu beſtimmten Geſtalten mit charakteriſtiſchen Zügen bilden; das trockene Skelet der philoſophiſchen Meinung wird unter Deinen Händen mit einem ſchönen Körper überkleidet, es erhält Leben und Bewegung, und die Belehrung erhebt ſich zur Darſtellung. Selbſt für

den Stoff haſt Du von dieſer Form manchen unerwarteten Zuwachs zu hoffen. Wie oft werden nicht durch das wirkliche Geſpräch unſere Ideen erweitert und berichtigt, oder neue Geſichtspunkte veranlaßt! Und eben dies leiſtet gewiß auch das erdichtete Geſpräch. Kurz, Du wirſt gewiß an dieſer Arbeit Geſchmack finden, und dann verſpreche ich mir noch manche ähnliche Producte von Dir.

Hier habe ich einen jungen Mann kennen lernen, der ſeit Kurzem von der Univerſität zurück iſt. Er heißt v. Senf, und ich finde beſonders Anlagen zur Philoſophie bei ihm, und dabei mancherlei Kenntniſſe mit einem männlichen Charakter verbunden.

Deine Idee für den König von Frankreich zu ſchreiben, würde mich noch mehr intereſſiren, wenn ſie ſchon jetzt, und ehe ſein Schickſal entſchieden iſt, ausgeführt wäre. Einen Ueberſetzer getraue ich mir hier zu finden an dem preußiſchen Legationsſecretair Lautier, der die Sprache in der Gewalt hat und gern etwas nebenher verdient. Bleibſt Du bei dieſem Gedanken, ſo ſchicke mir nur Dein Manuſcript.

Ob man jetzt ſchweigen oder reden ſoll, iſt eine ſchwere Frage. Die Stimme der Vernunft wird in dem Moment der Kriſe nicht gehört; alles ſchwankt zwiſchen zwei Extremen der Leidenſchaft — Furcht oder Uebermuth. Nur Leidenſchaft kann mit Erfolg zur Leidenſchaft ſprechen; aber die veredelte zur ausgearteten, die Begeiſterung zur Schwärmerei, der ächte Patriotismus zur

Empörungsſucht. Aber wo die Kriſe noch nicht ihren Anfang genommen hat, darf ſie nach meiner Ueberzeugung ein wohlwollender Schriftſteller nicht beſchleunigen. Sein Zweck mag noch ſo edel ſein, er iſt nie Herr über das Mittel, das er gebrauchen will. Das Werk ſeines Geiſtes darf er nie dem Zufalle preisgeben, aber das Werk des Zufalls kann er zu einem Kunſtwerk erhöhen. — Iſt die Kriſe geendigt, ſo iſt es Zeit zu einer freimüthigen aber ruhigen Unterſuchung. Dieſe kann ſodann einen neuen Vorrath von beſtimmten und fruchtbaren Ideen in Umlauf bringen, der bei einer künftigen Kriſe ſeine wohlthätigen Wirkungen äußern würde. Für dieſen Zeitpunkt ſpare ich mancherlei auf, das ich jetzt mir über gewiſſe Gegenſtände ausgedacht habe. Daß aber ſchon jetzt ein Ausländer von anerkanntem Rufe durch ein Werk der Beredſamkeit ſich einen Einfluß auf die Franzoſen verſchaffen könne, möchte ich zwar nicht beſtreiten, aber ich zweifle an der Dauer dieſer Wirkung. Die politiſche Sophiſterei iſt vielleicht nie in größerer Vollkommenheit getrieben worden, als jetzt bei dieſem Volke, und die Beweglichkeit, mit der ſeine Empfindung ſo leicht von einem Extreme zum anderen übergeht, macht es dem neuen Redner nie ſchwer, den Eindruck des vorhergehenden wieder auszulöſchen.

F.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Dritter Theil.

1793—1796.

Berlin,

Verlag von Veit und Comp.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Dritter Theil.

1793—1796.

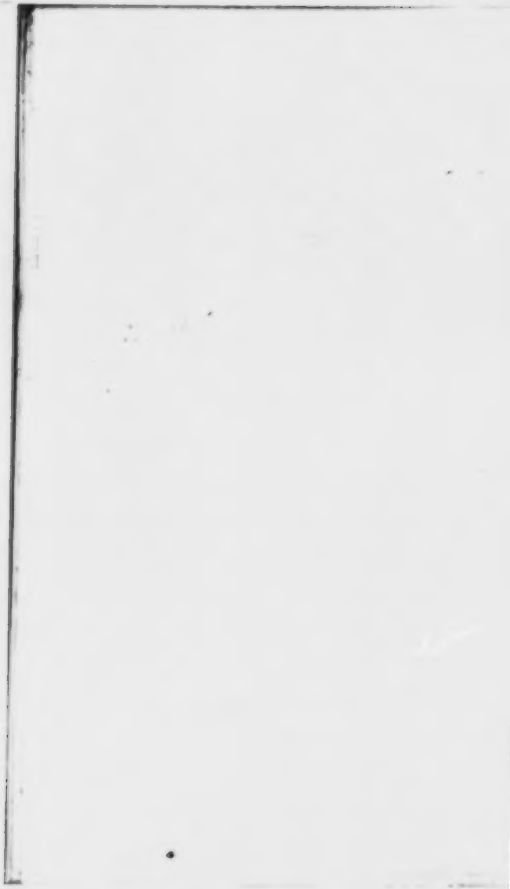

1793.

Jena, 11. Januar 1793.

Tauſend gute Wünſche zum neuen Jahr, lieber Körner, und uns allen viel frohen Muth und Geſundheit. Mit mir geht es jetzt beim Eintritt der gefährlichen Zeit noch ganz erträglich, und eine Beſchäftigung, die mich äußerſt intereſſirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünſche ich, daß mir meine Geſundheit auch nur ſo lang bleiben möchte, bis dieſer Kallias geendigt iſt. Du wirſt Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch iſt gar nichts Schriftliches geordnet, ſonſt hätte ich Dir ſchon etwas daraus vorgelegt. Beſitzeſt oder weißt Du wichtige Schriften über die Kunſt, ſo theile ſie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelsſohn nebſt fünf oder ſechs ſchlechten Compendien beſitze ich ſchon. Aber über einzelne Künſte und beſondere Fächer aus derſelben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachleſen. Beſonders aber wünſchte ich eine oder einige Sammlungen der beſten

Kupfer von Raphael, Correggio u. a. Stücken, wenn ſie nicht zu hoch kämen. Weißt Du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch.

An muſikaliſchen Einſichten verzweifle ich, denn mein Ohr iſt ſchon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunſt ſcheitern werde, und vielleicht giebt es einen Stoff für Dich, ſie auf die Muſik anzuwenden.

E.

Dresden, 18. Januar 1793.

Ich habe Dich in Verdacht, daß Du nur durch die Rückkehr der Zeit Deiner letzten Anfälle Dich zu Beſorgniſſen über Deine Geſundheit verleiten läſſeſt. Vielleicht giebt es mediciniſche Gründe an ſolche Epochen zu glauben; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß nicht tauſend Umſtände, deren Einfluß man kennt, die Wirkſamkeit einer unbekannten Urſache, von der man nur einen dunkelen Begriff hat, überwiegen ſollten. Warum ſoll eine Witterung, die Dir im December nicht ſchädlich geweſen iſt, im Januar gefährlicher werden? Sind zwei Erfahrungen, daß Du im Januar krank geworden biſt, zu einem Schluß von Urſache und Wirkung hinreichend? Und willſt Du Dich durch den Gedanken einer bloßen Möglichkeit im freien Genuß Deines Lebens ſtören laſſen?

Auf Deinen Kallias werde ich immer begieriger,

Du ſcheinſt dieſen Stoff in ſeinem weiteſten Umfange bearbeiten zu wollen. Von Büchern über Kunſt wüßte ich Dir außer den genannten nur folgende etwa zu Deinem Behuf vorzuſchlagen, als: Hogarth über die Schönheitslinien, Hagedorn Betrachtungen über Malerei, Duclos réflexions sur la peinture et la poésie, Leſſings Laokoon, Herders kritiſche Wälder, die neue franzöſiſche Encyklopädie, Reynolds Vorleſungen in der engliſchen Akademie der Künſte (die in Weiſſes Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften einzeln ſtehen, auch meines Wiſſens zuſammengedruckt ſind), D'Argenville Leben der berühmteſten Maler, Vaſari vie des peintres ꝛc., Sandrarts Akademie der Künſte, die vorzüglichſten Reiſen nach Italien, als: la Lande, Volkmann, Moritz.

Kupferſammlungen, nach Raphael und andern, würden Dir ſehr hoch zu ſtehen kommen. Raphaels Gemälde ſind von Marc Antonio geſtochen, und dieſe Stiche werden ſehr geſchätzt. Beſonders wichtig für Deinen Zweck, däucht mich, wären die Raphaelſchen Logen, aus denen die meiſten Arabesken entlehnt ſind. Hier zeigte er die Macht des feinſten Gefühls für ſchöne Formen unabhängig von einer denkbaren Idee. Er wußte das Auge dem Verſtande zum Trotz zu ergötzen. Sollteſt Du nicht in Weimar dieſe Logen zu ſtudiren Gelegenheit haben? Für Architektur habe ich gar keine literariſche Kenntniß. Von den vorzüglichſten Werken in Italien hat Piraneſi treffliche Kupfer geliefert. Volpato iſt ein neuerer, aber mir nicht ſo lieb als Piraneſi. Des hieſigen Architekten

Weinlig Briefe über Italien könnten Dir vielleicht interessant sein.

Musea von alten Kunstwerken sind gewiß auf der jenaschen Bibliothek, und das Herculanum findest Du vielleicht in Weimar. Doch halte ich Gypsabgüsse und Abdrücke von Gemmen für brauchbarer, als die selten getreuen Kupferstiche. — Es ist schade, daß wir nicht hier beisammen sind, wo Du so manchen Stoff zu Beobachtungen dieser Art fändest.

Ueber Musik empfehle ich Dir Rousseaus Dictionnaire. Suche die Artikel auf, die nicht das Detail der Kunst betreffen, und Du wirst wenigstens Stoff zum weiteren Nachdenken finden. Was mir noch sonst von brauchbaren Büchern einfällt, werde ich Dir schreiben.

Ob ich auf Ostern nach Leipzig kommen werde, ist sehr zweifelhaft, da uns die zerbster Tante besuchen will.

Vor etlichen Tagen schrieb sie mir, daß der Onkel mir noch seinen besten Ring, seine Uhr und seinen Degen vermacht hat. Er war also wenigstens nicht unzufrieden mit mir, und dies bringt mich auf den Gedanken, daß er etwa mit ihr eine heimliche Verabredung meinetwegen getroffen hat, wovon ich mündlich erst hören werde. Doch rechne ich darauf nicht. Das Pezoldsche Manuscript über Magnetismus hast Du noch nicht zurückgeschickt.

K.

Jena, 25. Januar 1793.

Bis jetzt iſt, ob ich mich gleich nicht zum Beſten befunden habe, doch kein Sturm gekommen, und es ſind nun ſechs Tage über die Zeit, in der mich der vorjährige Paroxysmus anfiel. Meine Beſorgniß war keine Muthloſigkeit, keine bloße hypochondriſche Grille. Ich bin ſehr zu katarrhaliſchen Uebeln geneigt, welche der Winter vorzüglich herbeiführt, und meine beiden Entzündungsfieber ſind katarrhaliſch geweſen. Gleiche Urſachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Ich muß alſo den Winter ebenſo ſehr in Rückſicht meiner Bruſt, als den Sommer und Frühling in Rückſicht auf meine Krämpfe fürchten. Ich bin da in eine ſaubere Alternative geſetzt, und jedes Zeichen im Thierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch iſt das Beſte, was ich vernünftig wünſchen kann, noch lange ſo zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, iſt, daß es zum Schlimmern geht.

Meine Beſchäftigungen halten mich gottlob noch ziemlich aufrecht. Die Unterſuchungen über das Schöne, wovon beinahe kein Theil der Aeſthetik zu trennen iſt, führen mich in ein ſehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. Und doch muß ich mich ſchlechterdings des Ganzen bemächtigt haben, wenn ich etwas Befriedigendes leiſten ſoll. Die Schwierigkeit, einen Begriff der Schönheit objectiv aufzuſtellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren,

ſo daß die Erfahrung ihn zwar durchaus beſtätigt, aber daß er dieſen Ausſpruch der Erfahrung zu ſeiner Gültigkeit gar nicht nöthig hat, — dieſe Schwierigkeit iſt faſt unübergehbar. Ich habe wirklich eine Deduction meines Begriffes vom Schönen verſucht, aber es iſt ohne das Zeugniß der Erfahrung nicht auszukommen. Dieſe Schwierigkeit bleibt immer: daß man mir meine Erklärung nur darum zugeben wird, weil man findet, daß ſie mit den einzelnen Urtheilen des Geſchmacks zutrifft, und nicht (wie bei einer Erkenntniß aus objectiven Principien doch ſein ſollte) ſein Urtheil über das einzelne Schöne in der Erfahrung deswegen richtig findet, weil es mit meiner Erklärung übereinſtimmt. Du wirſt ſagen, daß dies etwas viel gefordert ſei; aber ſo lange man es nicht dahin bringt, ſo wird der Geſchmack immer empiriſch bleiben, ſo wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieſer Unvermeidlichkeit des Empiriſchen, von dieſer Unmöglichkeit eines objectiven Princips für den Geſchmack kann ich mich noch nicht überzeugen.

Es iſt intereſſant zu bemerken, daß meine Theorie eine vierte mögliche Form iſt, das Schöne zu erklären. Entweder man erklärt es objectiv, oder ſubjectiv; und zwar entweder ſinnlich-ſubjectiv (wie Burke u. a.), oder ſubjectiv-rational (wie Kant), oder rational-objectiv (wie Baumgarten, Mendelsſohn und die ganze Schaar der Vollkommenheitsmänner), oder endlich ſinnlich-objectiv: ein Terminus, wobei Du Dir freilich jetzt noch nicht viel wirſt denken können, außer wenn Du die drei an-

deren Formen mit einander vergleichſt. Jede dieſer nachgehenden Theorien hat einen Theil der Erfahrung für ſich, und enthält offenbar einen Theil der Wahrheit; und der Fehler ſcheint nur der zu ſein, daß man dieſen Theil der Schönheit, der damit übereinſtimmt, für die Schönheit ſelbſt genommen hat. Der Burkianer hat gegen den Wolfianer vollkommen recht, daß er die Unmittelbarkeit des Schönen, ſeine Unabhängigkeit von Begriffen behauptet; aber er hat unrecht gegen den Kantianer, daß er es in die bloße Affectibilität der Sinnlichkeit ſetzt. Der Umſtand, daß bei weitem die meiſten Schönheiten der Erfahrung, die ihnen in Gedanken ſchweben, keine völlig freie Schönheiten, ſondern logiſche Weſen ſind, die unter dem Begriff eines Zweckes ſtehen, wie alle Kunſtwerke und die meiſten Schönheiten der Natur, — dieſer Umſtand ſcheint alle, welche die Schönheit in eine anſchauliche Vollkommenheit ſetzen, irre geführt zu haben; denn nun wurde das logiſch Gute mit dem Schönen verwechſelt. Kant will dieſen Knoten dadurch zerhauen, daß er eine pulchritudo vaga und fixa, eine freie und intellectuirte Schönheit annimmt; und er behauptet, etwas ſonderbar, daß jede Schönheit, die unter dem Begriffe eines Zweckes ſtehe, keine reine Schönheit ſei: daß alſo eine Arabeske und was ihr ähnlich iſt, als Schönheit betrachtet, reiner ſei, als die höchſte Schönheit des Menſchen. Ich finde, daß ſeine Bemerkung den großen Nutzen haben kann, das Logiſche von dem Aeſthetiſchen zu ſcheiden, aber eigentlich ſcheint ſie mir doch den Be-

griff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darin zeigt sich die Schönheit in ihrem höchsten Glanze, wenn sie die logische Natur ihres Objects überwindet; und wie kann sie überwinden, wo kein Widerstand ist? Wie kann sie dem völlig formlosen Stoff ihre Form ertheilen? Ich bin wenigstens überzeugt, daß die Schönheit nur die Form einer Form ist, und daß das, was man ihren Stoff nennt, schlechterdings ein geformter Stoff sein muß. Die Vollkommenheit ist die Form eines Stoffes, die Schönheit hingegen ist die Form dieser Vollkommenheit: die sich also gegen die Schönheit wie der Stoff zu der Form verhält. — Ich habe Dir hier allerlei durcheinander geschrieben, und vielleicht ziehe ich den Vorhang mehr auf, wenn ich wieder eine schwatzhafte Laune kriege.

S.

Dresden, 4. Februar 1793.

Dein letzter Brief hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Indem ich Deine Ideen mit den Resulten meines eigenen Nachdenkens zusammenhalte, wird mir manches klarer, was ich bis jetzt nur dunkel geahnet habe. Unser alchymistischer Proceß rückt vorwärts, und vielleicht glückt es uns, Kant zum Trotze den Stein der Weisen zu finden.

Du fühlst die Nothwendigkeit, eine Theorie des Schönen unabhängig von aller Autorität zu gründen. Wir suchen einen Grund der Classification des Schönen

und Nichtſchönen, der nicht willkürlich, ſondern *nothwendig* iſt.

Zu dieſem Ziele gelangen wir nicht, wenn wir das Schöne, als durch Erfahrung gegeben, wie ein Naturproduct analyſiren, und ſeine Merkmale zu beſtimmen ſuchen. Indem wir irgend ein Object als *ſchön* anerkennen, ſetzen wir ein eigenes oder fremdes Urtheil als entſchieden voraus, da wir doch erſt das Willkürliche oder Unwillkürliche dieſer Urtheile prüfen wollen.

Laß uns unterſuchen, wie wir bei *anderen Claſſificationen* das Unwillkürliche von dem Willkürlichen unterſcheiden. *Claſſificiren* iſt die zweite Operation unſeres Verſtandes; die erſte war *Unterſcheiden*. Aus dem Chaos des vorſtellbaren Stoffs wird ein einzelnes Object durch Bemerkung ſeiner *Unterſchiede* von der übrigen Maſſe ausgehoben, und wir erlangen eine *Vorſtellung*. An mehreren vorgeſtellten Objecten werden *gemeinſame Unterſchiede* von anderen Objecten wahrgenommen, und wir ordnen, claſſificiren, bilden *Begriffe*.

Das Objective, Gegebene, Unwillkürliche des *Begriffs* ſind daher die gemeinſamen Unterſchiede mehrerer Objecte von anderen Objecten. Dieſer Stoff des Begriffes iſt nicht erdacht, ſondern wahrgenommen, nicht durch *ſubjective*, ſondern durch *objective Täuſchung* hervorgebracht; und alle Prüfung unſerer Erkenntniß endigt bei dem Unterſchiede zwiſchen ſubjectiver und objectiver Täuſchung. Nur vor dem Einfluß des Perſönlichen können wir uns verwahren; der *allgemeine*

und dauernde Schein gilt uns für Wahrheit, oder wir müſſen auf alle Erkenntniß Verzicht thun.

Unter die gemeinſamen Unterſchiede der Objecte gehört ihre angenehme oder unangenehme Wirkung auf unſer Empfindungsvermögen. Aber dieſe Unterſchiede geben nur relative Claſſen in Beziehung auf die Empfänglichkeit jedes einzelnen Subjects. Laß uns alſo von dem Verhältniſſe der Objecte zum betrachtenden Subjecte abſtrahiren, und ſie iſolirt untereinander vergleichen.

Was wir an den Objecten vergleichen, iſt Größe, Beſchaffenheit oder Verhältniß. An der Beſchaffenheit unterſcheiden wir Stoff und Form.

Der Stoff der Beſchaffenheit beſteht aus den einzelnen beſonderen Merkmalen der Beſtandtheile des Objects (Mannigfaltiges). Die Form der Beſchaffenheit iſt die Verbindung dieſer Beſtandtheile zu einem Ganzen (Einheit).

Die Verbindung der Beſtandtheile zu einem Ganzen ſetzt eine herrſchende Kraft voraus, der die Kräfte der einzelnen Beſtandtheile untergeordnet ſind.

Das Uebergewicht der herrſchenden Kraft unterſcheiden wir von dem Uebergewicht der ſubordinirten Kräfte, und nennen jenes Schönheit, Vollkommenheit ꝛc., — dieſes Häßlichkeit, Verfall, Unvollkommenheit. Dieſen Satz poſtulire ich einſtweilen, bis ich durch Anwendung auf die concreten Fälle gezeigt habe, daß, wo wir Schönheit finden, ein Sieg der ſchaffenden und erhaltenden

Kraft über das Chaos der Elemente des Ganzen bemerkt wird. Ich betrachte zuerst einfache Objecte: Farben, Töne, Bewegungen, Gedanken, Handlungen.

Ein gefärbter Körper wirft von der Oberfläche nur einen gewiſſen Theil der Lichtſtrahlen zurück. Daß er dieſen Theil in ſeiner Reinheit zurückwerfe, iſt das Ziel der Kraft, welche das Ganze der Farbe begründet. Dieſe Kraft wird durch die Wirkſamkeit heterogener Theile beſchränkt. Daher das Schmutzige der Farben.

Ein tönender Körper unterſcheidet ſich durch die Einheit der Schwingungen in allen ſeinen elaſtiſchen Theilen. Wird dieſe Einheit durch einzelne ſchallende Theile zerſtört, ſo entſteht ein Geräuſch. Je weniger Geräuſch, deſto ſchöner der Ton.

Ohne überwundenen Widerſtand der einzelnen Elemente giebt es keine Anſchauung der Realität eines Ganzen. Bei einer Bewegung in grader Linie iſt kein Widerſtand; die wellenförmige Linie hat eine herrſchende Richtung, aber mit der Spur überwundener entgegengeſetzter Richtungen verbunden. Der Stoff eines Gedankens ſcheint jeder Verbindung zu widerſtreben, oder eine andere Zuſammenſetzung zu fordern; aber die Denkkraft überwältigt ihn.

Die äußeren Umſtände fordern zu entgegengeſetzten Handlungen auf; aber der Wille des Handelnden behauptet das Uebergewicht.

Nach dieſer Analogie betrachte ich zuſammengeſetzte Objecte, an denen man Schönheit bemerkt, als:

Verhältniſſe — Größe der Theile, abhängig nicht von heterogenen Kräften, ſondern von der herrſchenden Kraft des Ganzen.

Umriſſe — Sieg der bildenden Kraft oder der Cohäſion über die widerſtrebenden Kräfte der Beſtandtheile: z. B. bei der Kuppel oder der Vaſe über die Schwerkraft.

Accorde — überwiegende Einheit der tönenden Schwingungen über ihre Verſchiedenheit. Dies ſind die Zuſammenſetzungen des Coexiſtirenden. Beim Succeſſiven gilt eben dieſe Analogie.

Tanz, Mimik — Uebergewicht der herrſchenden Kraft in einer Reihe von Bewegungen.

Melodie, Harmonie — eine Reihe von einzelnen Tönen oder Accorden, der herrſchenden Kraft ſubordinirt.

Werk des Redners oder Dichters — eine Reihe von Gedanken, Bildern, Empfindungen, der herrſchenden Idee ſubordinirt.

Charakter — eine Reihe von Handlungen, einem herrſchenden Willen ſubordinirt. In dem Verhältniſſe der herrſchenden Kraft zu den Kräften der Elemente des Ganzen unterſcheide ich drei Zuſtände des Poſitiven:

a. Entſchiedener Sieg über die widerſtrebenden Kräfte, in Beziehung auf einen beſonderen Zweck innerhalb oder außerhalb des Objects — Vollkommenheit.

b. Entſchiedener Sieg über die widerſtrebenden Kräfte, in Beziehung auf den allgemeinen Zweck aller lebendigen

Weſen, die Erweiterung ihrer Schranken — Größe (wenn der Widerſtand ſchwer zu überwinden war).

c. Kaum errungener Sieg mit Gefahr überwältigt zu werden — Schönheit (Mittellinie).

Das Gefallen des Schönen erkläre ich aus der Sympathie, die durch Anſchauen des Lebens in den äußeren Objecten erweckt wird. Daher die Begeiſterung beim Anblick des Schönen — das Beſtreben, auch ſeine eigenen Schranken zu erweitern.

Das Relative im Geſchmack entſteht aus der Verſchiedenheit der Urtheile über die Frage, ob die herrſchende Kraft, oder die widerſtrebenden Kräfte das Uebergewicht haben? Was einem leer oder überladen iſt, iſt dem anderen einfach oder reich.

Ich ſchicke Dir dieſe Gedanken in ihrer rohen Geſtalt. Was mir weiter darüber einfällt — nächſtens.

K.

Jena, 8. Februar 1793.

Aus Erſcheinung dieſes Briefes ſiehſt Du, daß der Würgengel bisher an mir vorübergegangen iſt. Es ſind jetzt grade drei Wochen über die Zeit, wo ich voriges Jahr, und vier Wochen über die, wo ich vor zwei Jahren krank wurde. Ich habe alſo eine ſehr wahrſcheinliche Hoffnung, daß meine Natur wenigſtens über den Winter Meiſter werden wird. Meine Geſchäfte gehen ungehindert fort, und die Thätigkeit hält mich über das

Waſſer. Aber fertig wird auf die Oſtermeſſe noch nichts. Die Sache will durchdacht ſein.

Ueber Deinen Brief, den ich vor wenig Stunden erhielt, habe ich mich gar ſehr gefreut, und er hat mich in eine Stimmung geſetzt, wo mir vielleicht die kurze Darſtellung meiner Idee von Schönheit gelingen wird. Wie nahe wir einander in unſeren Ideen gekommen ſind, wirſt Du bald ſehen, und vielleicht findeſt Du gewiſſe, mehr von Dir bloß *geahnte* Ideen in *meiner* Vorſtellung des Schönen verdeutlicht.

Deine Ausdrücke: *Leben* in den äußeren Objecten, *herrſchende* Kraft und *Sieg* der herrſchenden Kraft, *heterogene* Kräfte, *widerſtrebende* Kräfte u. dgl., ſind zu unbeſtimmt, als daß Du ſicher ſein könnteſt, gar nichts Willkürliches, nichts Zufälliges darein zu legen; ſie ſind mehr *äſthetiſch*-, als *logiſch-deutlich*, und deswegen gefährlich.

Alsdann kann Dich ein Kantianer immer noch mit der Frage in die Enge treiben, nach welchem Princip der Erkenntniß der Geſchmack verfahre? Du gründeſt Deine Idee einer herrſchenden Kraft auf die eines Ganzen, auf den Begriff der Einheit des Verbundenen, Mannigfaltigen; aber woran erkennt man dieſe Einheit? Offenbar nur durch einen Begriff; man muß einen Begriff von dem Ganzen haben, zu welchem das Mannigfaltige zuſammenſtimmen ſoll. Deine *herrſchende Kraft* und die *ſinnliche Vollkommenheit* der Wolfſchen Schule liegen nicht ſo gar weit voneinander, denn der

Proceß der Beurtheilung iſt bei beiden logiſch. Beide ſetzen voraus, daß man der Beurtheilung einen Begriff unterlege. Nun hat Kant darin offenbar recht, daß er ſagt, das Schöne gefalle ohne Begriff; ich kann ein ſchönes Object lange vorher ſchön gefunden haben, ehe ich nur entfernt im Stande bin, die Einheit ſeines Mannigfaltigen anzugeben und zu beſtimmen, was die herrſchende Kraft an demſelben iſt.

Uebrigens rede ich hier mehr als Kantianer, denn es iſt am Ende möglich, daß auch meine Theorie von dieſem Vorwurfe nicht ganz frei bleibt. Ich habe einen doppelten Weg vor mir, Dich in meine Theorie hineinzuführen: einen ſehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und einen ſehr reizloſen, durch Vernunftſchlüſſe. Laß mich den letzten vorziehen; denn iſt der einmal zurückgelegt, ſo iſt das Uebrige deſto angenehmer.

Wir verhalten uns gegen die Natur (als Erſcheinung) entweder leidend oder thätig, oder leidend und thätig zugleich.

Leidend: wenn wir ihre Wirkungen nur empfinden.

Thätig: wenn wir ihre Wirkungen beſtimmen; beides zugleich, wenn wir ſie uns vorſtellen.

Es giebt zweierlei Arten ſich die Erſcheinungen vorzuſtellen. Entweder wir ſind mit Abſicht auf ihre Erkenntniß gerichtet, wir beobachten ſie; oder wir laſſen

uns von den Dingen selbst zu ihrer Vorstellung einladen, wir betrachten sie bloß.

Bei Betrachtung der Erscheinung verhalten wir uns leidend, indem wir ihre Eindrücke empfangen; thätig, indem wir diese Eindrücke unseren Vernunftformen unterwerfen (dieser Satz wird aus der Logik postulirt).

Die Erscheinungen nämlich müssen sich in unserer Vorstellung nach den Formalbedingungen der Vorstellungskraft richten (denn eben das macht sie zu Erscheinungen), sie müssen die Form von unserem Subject erhalten.

Alle Vorstellungen sind ein Mannigfaltiges oder Stoff; die Verbindungsweise dieses Mannigfaltigen ist seine Form. Das Mannigfaltige giebt der Sinn; die Verbindung giebt die Vernunft (in allerweitester Bedeutung): denn Vernunft heißt das Vermögen der Verbindung.

Wird also dem Sinne ein Mannigfaltiges gegeben, so versucht die Vernunft demselben ihre Form zu ertheilen, d. h. es nach ihren Gesetzen zu verbinden.

Form der Vernunft ist die Art und Weise, wie sie ihre Verbindungskraft äußert. Es giebt aber zwei verschiedene Hauptäußerungen der verbindenden Kraft, also auch eben so viele Hauptformen der Vernunft. Die Vernunft verbindet entweder Vorstellung mit Vorstellung zur Erkenntniß (theoretische Vernunft), oder sie verbindet Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung (praktische Vernunft).

So wie es zwei verſchiedene Formen der Vernunft giebt, ſo giebt es auch zweierlei Materien für jede dieſer Formen. Die theoretiſche Vernunft wendet ihre Form auf Vorſtellungen an, und dieſe laſſen ſich in unmittelbare (Anſchauung), und in mittelbare (Begriffe) eintheilen. Jene ſind durch den Sinn, dieſe durch die Vernunft ſelbſt (obſchon nicht ohne Zuthun des Sinnes) gegeben. In den erſten, den Anſchauungen, iſt es zufällig, ob ſie mit der Form der Vernunft übereinſtimmen; in den Begriffen iſt es nothwendig, wenn ſie ſich nicht ſelbſt aufheben ſollen. Hier findet alſo die Vernunft Uebereinſtimmung mit ihrer Form; dort wird ſie überraſcht, wenn ſie ſie findet.

Ebenſo iſt es mit der praktiſchen (handelnden) Vernunft. Dieſe wendet ihre Form auf Handlungen an, und dieſe laſſen ſich entweder als freie, oder als nichtfreie Handlungen, Handlungen durch oder nicht durch Vernunft, betrachten. Die praktiſche Vernunft fordert von den erſten eben das, was die theoretiſche von den Begriffen. Uebereinſtimmung freier Handlungen mit der Form der praktiſchen Vernunft iſt alſo nothwendig; Uebereinſtimmung nicht-freier mit dieſer Form iſt zufällig.

Man drückt ſich daher richtiger aus, wenn man diejenigen Vorſtellungen, welche nicht durch theoretiſche Vernunft ſind und doch mit ihrer Form übereinſtimmen, Nachahmungen von Begriffen, diejenigen Handlungen, welche nicht durch praktiſche Vernunft ſind und doch mit

ihrer Form übereinſtimmen, Nachahmungen freier Handlungen; kurz, wenn man beide Arten Nachahmungen Analoga der Vernunft nennt.

Ein Begriff kann keine Nachahmung der Vernunft ſein, denn er iſt durch Vernunft, und Vernunft kann ſich nicht ſelbſt nachahmen; er kann der Vernunft nicht bloß analog, er muß wirklich vernunftmäßig ſein. Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, ſie muß — oder ſoll wenigſtens — wirklich frei ſein. Hingegen kann eine mechaniſche Wirkung (jede Wirkung durch's Naturgeſetz) nie als wirklich frei, ſondern nur der Freiheit analog beurtheilt werden.

Hier will ich Dich einen Augenblick ausſchnaufen laſſen, beſonders um Dich auf den letzten Abſatz aufmerkſam zu machen, weil ich ihn in der Folge wahrſcheinlich nöthig haben werde, um einen Einwurf, den ich von Dir gegen meine Theorie erwarte, zu beantworten. Ich fahre fort. Die theoretiſche Vernunft geht auf Erkenntniß. Indem ſie alſo ein gegebenes Object ihrer Form unterwirft, ſo prüft ſie, ob Erkenntniß daraus zu machen ſei, d. h. ob es mit einer ſchon vorhandenen Vorſtellung verbunden werden könne. Nun iſt die gegebene Vorſtellung entweder ein Begriff, oder eine Anſchauung. Iſt ſie ein Begriff, ſo iſt ſie ſchon durch ihre Entſtehung, durch ſich ſelbſt, nothwendig auf Vernunft bezogen, und eine Verbindung, die ſchon iſt, wird nur ausgeſagt. Eine Uhr z. B. iſt eine ſolche Vorſtellung. Man beurtheilt ſie bloß nach dem Begriffe, durch den ſie entſtanden iſt. Die

Vernunft braucht alſo nur zu entdecken, daß die gegebene Vorſtellung ein Begriff iſt, ſo entſcheidet ſie eben dadurch, daß ſie mit ihrer Form übereinſtimme.

Iſt aber die gegebene Vorſtellung eine Anſchauung, und ſoll die Vernunft dennoch eine Uebereinſtimmung derſelben mit ihrer Form entdecken, ſo muß ſie (regulativ, nicht, wie im erſten Falle, conſtitutiv) und zu ihrem eigenen Behufe der gegebenen Vorſtellung einen Urſprung durch theoretiſche Vernunft *leihen*, um ſie nach Vernunft beurtheilen zu können. Sie legt daher aus eigenem Mittel in den gegebenen Gegenſtand einen Zweck hinein, und entſcheidet, ob er ſich dieſem Zwecke gemäß verhält. Dies geſchieht bei jeder *teleologiſchen*, jenes bei jeder *logiſchen* Naturbeurtheilung. Das Object der logiſchen iſt *Vernunftmäßigkeit*, das Object der teleologiſchen — *Vernunftähnlichkeit*.

Ich vermuthe, Du wirſt *aufgucken*, daß Du die Schönheit unter der Rubrik der theoretiſchen Vernunft nicht findeſt, und daß Dir ordentlich dafür bange wird. Aber ich kann Dir einmal nicht helfen, ſie iſt gewiß nicht bei der theoretiſchen Vernunft anzutreffen, weil ſie von Begriffen ſchlechterdings unabhängig iſt; und da ſie doch zuverläſſig in der *Familie der Vernunft* muß geſucht werden, und es außer der theoretiſchen Vernunft keine andere als die praktiſche giebt, ſo werden wir ſie wohl hier ſuchen müſſen, und auch finden. Auch, denke ich, ſollſt Du, wenigſtens in der Folge, Dich überzeugen, daß ihr dieſe Verwandtſchaft keine Schande macht.

Die praktiſche Vernunft abſtrahirt von aller Erkenntniß und hat nur mit Willensbeſtimmungen, inneren Handlungen, zu thun. Praktiſche Vernunft und Willensbeſtimmung aus bloßer Vernunft ſind eins. Form der praktiſchen Vernunft iſt unmittelbare Verbindung des Willens mit Vorſtellungen der Vernunft, alſo Ausſchließung jedes äußeren Beſtimmungsgrundes; denn ein Wille, der nicht durch die bloße Form der praktiſchen Vernunft beſtimmt iſt, iſt von außen, materiell, heteronomiſch beſtimmt. Die Form der praktiſchen Vernunft annehmen oder nachahmen, heißt alſo bloß: nicht von außen, ſondern durch ſich ſelbſt beſtimmt ſein, autonomiſch beſtimmt ſein, oder ſo erſcheinen.

Nun kann die praktiſche Vernunft, ebenſo wie die theoretiſche, ihre Form ſowohl auf das, was durch ſie ſelbſt iſt (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch ſie iſt (Naturwirkungen), anwenden.

Iſt es eine Willenshandlung, worauf ſie ihre Form bezieht, ſo beſtimmt ſie bloß, was iſt; ſie ſagt aus, ob die Handlung das iſt, was ſie ſein will und ſoll. Jede moraliſche Handlung iſt von dieſer Art. Sie iſt ein Product des reinen, d. h. des durch bloße Form, und alſo autonomiſch beſtimmten Willens; und ſobald die Vernunft ſie dafür erkennt, ſobald ſie weiß, daß es eine Handlung des reinen Willens iſt, ſo verſteht es ſich auch ſchon von ſelbſt, daß ſie der Form der praktiſchen Vernunft gemäß iſt: denn das iſt völlig identiſch.

Iſt der Gegenſtand, auf den die praktiſche Vernunft

ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch praktiſche Vernunft da, ſo macht ſie es ebenſo mit ihm, wie die theoretiſche es mit Anſchauungen machte, die Vernunftähnlichkeit zeigten. Sie leiht dem Gegenſtande (regulativ, und nicht, wie bei der moraliſchen Beurtheilung, conſtitutiv) ein Vermögen ſich ſelbſt zu beſtimmen, einen Willen, und betrachtet ihn alsdann unter der Form dieſes ſeines Willens (ja nicht ihres Willens, denn ſonſt würde das Urtheil ein moraliſches werden). Sie ſagt nämlich von ihm aus, ob er das, was er iſt, durch ſeinen reinen Willen, d. h. durch ſeine ſich ſelbſt beſtimmende Kraft iſt; denn ein reiner Wille und Form der praktiſchen Vernunft iſt eins.

Von einer Willenshandlung oder moraliſchen Handlung fordert ſie imperativ, daß ſie durch reine Form der Vernunft ſei; von einer Naturwirkung kann ſie (nicht fordern) aber wünſchen, daß ſie durch ſich ſelbſt ſei, daß ſie Autonomie zeige. (Aber hier muß noch einmal bemerkt werden, daß die praktiſche Vernunft von einem ſolchen Gegenſtand durchaus nicht verlangen kann, daß er durch ſie, nämlich durch praktiſche Vernunft ſei; denn da wäre er nicht durch ſich ſelbſt, nicht autonomiſch, ſondern durch etwas Aeußeres [weil ſich jede Beſtimmung durch Vernunft gegen ihn als etwas Aeußeres verhält], alſo durch einen fremden Willen beſtimmt).

Reine Selbſtbeſtimmung überhaupt iſt Form der praktiſchen Vernunft. Handelt alſo ein Vernunft-

weſen, ſo muß es aus reiner Vernunft handeln, wenn es reine Selbſtbeſtimmung zeigen ſoll. Handelt ein bloßes Naturweſen, ſo muß es aus reiner Natur handeln, wenn es reine Selbſtbeſtimmung zeigen ſoll; denn das Selbſt des Vernunftweſens iſt Vernunft, das Selbſt das Naturweſens iſt Natur. Entdeckt nun die praktiſche Vernunft bei Betrachtung eines Naturweſens, daß es durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, ſo ſchreibt ſie demſelben (wie die theoretiſche Vernunft in gleichem Falle einer Anſchauung Vernunftähnlichkeit zugeſtand), Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Weil aber dieſe Freiheit dem Objecte von der Vernunft nur geliehen wird, da nichts frei ſein kann, als das Ueberſinnliche, und Freiheit ſelbſt nie als ſolche in die Sinne fallen kann — kurz — da es hier nur darauf ankommt, daß ein Gegenſtand frei erſcheine, nicht wirklich iſt: ſo iſt dieſe Analogie eines Gegenſtandes mit der Form der praktiſchen Vernunft nicht Freiheit in der That, ſondern bloß Freiheit in der Erſcheinung, Autonomie in der Erſcheinung.

Hieraus ergiebt ſich alſo eine vierfache Beurtheilungsart, und eine ihr entſprechende vierfache Claſſification der vorgeſtellten Erſcheinung.

Beurtheilung von Begriffen nach der Form der Erkenntniß iſt logiſch; die Beurtheilung von Anſchauungen nach eben dieſer Form iſt teleologiſch. Eine Beurtheilung freier Wirkungen (moraliſcher Handlungen) nach der Form des reinen Willens iſt moraliſch; eine Beur-

theilung nicht freier Wirkungen nach der Form des reinen Willens ist ästhetisch. Uebereinstimmung eines Begriffs mit der Form der Erkenntniß ist Vernunftmäßigkeit (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit sind bloß Beziehungen dieser letzten), Analogie einer Anschauung mit der Form der Erkenntniß ist Vernunftähnlichkeit (Teleophanie, Logophanie möchte ich sie nennen), Uebereinstimmung einer Handlung mit der Form des reinen Willens ist Sittlichkeit. Analogie einer Erscheinung mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung).

Schönheit also ist nichts anderes, als Freiheit in der Erscheinung. —

Hier muß ich abbrechen, weil ich diesen Brief bald in Deinen Händen wünsche, und auf Deine Antwort äußerst begierig bin. Viel kannst Du aus dem Wenigen, was hier gesagt ist, schon prognosticiren und errathen. Auch freue ich mich, wenn Du einige Resultate selbst findest. Schreibe mir ja bald und ausführlich. Ich gäbe gleich zwanzig Thaler, um auf einige Stunden Dich zu sprechen; gewiß würden sich unsere Ideen durch Friction noch besser entwickeln.

Was sprichst Du zu den französischen Sachen? Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an. S.

Dresden, 15. Februar 1793.

Ich kann mir nicht versagen Deinen Brief sogleich zu beantworten, ungeachtet die Ideen, welche er bei mir erweckt hat, noch lange nicht zur Reife gekommen sind.

Der Hauptsatz Deiner Theorie hat etwas äußerst Befriedigendes, besonders für den Freund des Kantischen Systems; aber beim fortgesetzten Nachdenken sind mir einige Zweifel eingefallen.

Dein Princip der Schönheit ist bloß subjectiv; es beruht auf der Autonomie, welche zu der gegebenen Erscheinung hinzugedacht wird. Nun fragt sich's aber, ob es nicht möglich sei, in den Objecten die Bedingungen zu erkennen, auf welchen dieses Hinzudenken der Autonomie beruht.

Um eine reine Selbstbestimmung wahrzunehmen, auf das Selbst von dem Nichtselbst, das αὐτὸ von dem ἕτερον, unterschieden und das Verhältniß zwischen beiden bemerkt werden. Muß daher nicht der Begriff dessen, was Du die Natur des Wesens nennst, genauer bestimmt werden? und dies um so mehr, damit er nicht mit dem Begriffe des Zweckes, welcher der Vollkommenheit zum Grunde liegt, verwechselt werde.

Du glaubst mit Kant, das Schöne gefalle ohne Begriff; aber wenn wir uns gleich in dem Moment der angenehmen Empfindung die Bedingungen des Wohlgefallens nicht deutlich denken, hindert uns dies diese Bedingungen aufzusuchen? Ich sehe ein Gebäude — die

Verhältniſſe der Theile machen einen angenehmen Eindruck. — Ich höre einen Accord auf der Orgel — die Harmonie befriedigt mich. In dieſem Momente bemerke ich nicht, daß die Verhältniſſe der ſichtbaren oder tönenden Theile des Objects in kleineren Zahlen, 1 zu 2, 3 ꝛc. ausgedrückt werden können. Aber bei genauerer Betrachtung der Objecte finde ich, daß dieſes Merkmal mit der angenehmen Empfindung zuſammentrifft. Auf dieſe Art gelange ich zur Kenntniß der nächſten Bedingung der Schönheit. Und ſollten ſich durch dieſe nicht auch die entfernteren finden laſſen?

Was Du von der Autonomie der Schönheit ſagſt, ſcheint mir äußerſt fruchtbar. Nur möchte ich nicht gern die Schönheit aus der Sittlichkeit, ſondern lieber dieſe aus jener, und beide aus einem höheren Princip deduciren. Das Intereſſe der Sittlichkeit, wovon Kant ſo viel ſpricht, ſcheint mir eben ſich auf Schönheit zu gründen.

Dies höhere Princip iſt freilich noch zu finden, und mit Recht bemerkſt Du in dem, was ich Dir darüber geſchrieben habe, daß durch den Gebrauch der bildlichen Ausdrücke Beſtimmtheit und Klarheit aufgeopfert wird. Aber was ich ſelbſt noch nicht klarer gedacht habe, konnte ich Dir nur durch dieſe Analogien mit gewiſſen gangbaren Bildern der Phantaſie andeuten.

Es giebt zwei Arten einen Begriff zu beſtimmen — indem man vom Beſondern zum Allgemeinen heraufſteigt — oder indem man vom Allgemeinſten zum weniger

Allgemeinem hinabſteigt. Auf jenem, als dem empiriſchen Wege, fürchten wir das Willkürliche (Relative) und wählen den letzten Weg — den Weg a priori.

Kants Warnungen über die Grenzen der reinen Vernunft dürfen uns nicht abhalten. Sie dient uns nur zum regulativen Gebrauch. Wir maßen uns nicht an, etwas durch ſie zu erkennen. Sie ſoll uns nur Gründe liefern, den erkannten (durch Erfahrung gegebenen) Stoff zu ordnen. Dadurch wird ſie für uns praktiſch in einem weiteren Sinne, als Kant dieſen Ausdruck gebraucht. Kant macht uns aufmerkſam auf den Unterſchied zwiſchen dem Stoff und der Form der Erfahrung. Dieſer Unterſchied berechtigt uns zu einer doppelten Claſſification der Erſcheinungen. — Wir verſuchen die letztere. — Was in der Form der Erfahrungen durch Sinnlichkeit gegeben, oder durch Vernunft hervorgebracht iſt, brauchen wir zu unſerem Behufe nicht zu unterſuchen. Genug, es giebt etwas Gemeinſames an den Erfahrungen, was von den Beſonderheiten ihres Stoffs unabhängig iſt. Unabhängig von den Beſonderheiten des Stoffs ſind nämlich die allgemeinen Bedingungen der Anſchauung, oder dasjenige in der Erſcheinung, was die Anſchauung von der Nichtanſchauung unterſcheidet.

Im Zuſtande der Nichtanſchauung verhalte ich mich leidend gegen die ganze auf mich einwirkende Maſſe des vorſtellbaren Stoffs, und dieſe Maſſe macht einen einzigen Totaleindruck, indem ich nichts unterſcheide. Ich unterſcheide

mich ſelbſt von allen äußeren Objecten — Bewußtſein. Ich unterſcheide ein Mannigfaltiges in mir (Veränderungen in dem beharrlichen Selbſt) — Empfindung.

Ich unterſcheide ein Mannigfaltiges außer mir — Stoff der Vorſtellung.

Ich verbinde einen Theil dieſes Stoffs und hebe ihn aus der übrigen Maſſe heraus — Anſchauung.

Dieſes Herausheben, das weſentliche Erforderniß der Anſchauung, geſchieht durch Wahrnehmung der Schranken, wodurch das angeſchaute Object ſich von dem übrigen vorſtellbaren Stoffe abſondert.

Dieſe Schranken ſind:

a. in der Reihe der Succeſſion — Zeit;
b. in der Reihe der Coexiſtenz — Raum;
c. in dem Verhältniſſe der Kräfte des Objects gegen die Kräfte des übrigen Univerſums — Qualität.

Jedes Wirkliche iſt ein beſtimmter Theil des Unendlichen — nach Zeit, Raum und Realität. Realität iſt, was die Zeit und den Raum ausfüllt — gleichſam der Stoff der Form. — Hier iſt mir noch zu vieles dunkel, und ich breche ab. Auf dieſem Wege aber werde ich weiter vorwärts zu kommen ſuchen.

Der Unterſchied des Poſitiven und Negativen — des Beharrlichen in der Verbindung und des Trennenden, muß deutlich auseinandergeſetzt werden. Gelingt dies, ſo giebt es vielleicht eine ebenſo evidente Auflöſung gewiſſer äſthetiſcher Probleme, als der mathematiſchen. —

Lebe wohl und freue Dich der überſtandenen ſchlimmen Periode.

K.

Jena, 18. Februar 1793.

Ich ſehe aus Deinem Briefe, den ich eben erhalte, daß ich eigentlich nur Mißverſtändniſſe, keine eigentlichen Zweifel gegen meine Erklärung der Schönheit bei Dir zu heben habe, und die bloße Fortſetzung meiner Theorie wird uns darüber wahrſcheinlich in Einverſtändniß bringen. Vorläufig bemerke ich nur:

Erſtens, daß mein Princip der Schönheit bis jetzt freilich nur ſubjectiv iſt, weil ich bisher ja nur aus der Vernunft ſelbſt herausargumentirte, und mich auf die Objecte noch gar nicht einließ. Aber es iſt nicht *mehr* ſubjectiv, als alles, was aus der Vernunft a priori abgeleitet wird. Daß in den Objecten ſelbſt etwas angetroffen werden muß, was die Anwendung dieſes Princips darauf möglich macht, verſteht ſich von ſelbſt, ſowie auch dies, daß *mir* obliegt, es anzugeben. Aber daß dieſes Etwas (nämlich das durch ſich ſelbſt Beſtimmtſein in den Dingen) von der Vernunft bemerkt, und zwar beifällig bemerkt wird, dieſes kann der Natur der Sache nach nur aus dem Weſen der Vernunft, und inſofern alſo nur ſubjectiv dargethan werden. Ich hoffe aber, hinreichend zu beweiſen, daß die Schönheit eine objective Eigenſchaft iſt.

Zweitens muß ich anmerken, daß ich einen Begriff von der Schönheit zu geben und durch den Begriff der Schönheit gerührt zu werden für zwei ganz verschiedene Dinge halte. Daß sich ein Begriff von der Schönheit geben lasse, kann mir gar nicht einfallen zu leugnen, weil ich selbst einen davon gebe; aber das leugne ich mit Kant, daß die Schönheit durch diesen Begriff gefalle. Durch einen Begriff gefallen setzt die Präexistenz des Begriffs vor dem Gefühl der Lust im Gemüthe voraus, wie bei der Vollkommenheit, Wahrheit, Moralität immer der Fall ist; obgleich bei diesen drei Objecten nicht mit gleich deutlichem Bewußtsein. Aber daß unserer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff präexistire, erhellt unter anderen schon daraus, weil wir ihn jetzt noch immer suchen.

Drittens sagst Du, daß die Schönheit nicht aus der Sittlichkeit, sondern beide aus einem gemeinschaftlichen höheren Principe zu deduciren seien. Diesen Einwurf habe ich nach meinen neulichen Prämissen gar nicht mehr erwartet, denn ich bin so weit entfernt die Schönheit von der Sittlichkeit abzuleiten, daß ich sie vielmehr damit beinahe unverträglich halte. Sittlichkeit ist Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit, als eine Eigenschaft der Erscheinungen, ist Bestimmung durch reine Natur. Bestimmung durch Vernunft, an einer Erscheinung wahrgenommen, ist vielmehr Aufhebung der Schönheit; denn die Vernunftbestimmung ist an einem Producr, das erscheint, wahre Heteronomie.

Das höhere Princip, das Du verlangst, ist gefunden und unwidersprechlich dargethan. Auch begreift es, wie Du von demselben forderst, Schönheit und Sittlichkeit unter sich. Dieses Princip ist kein anderes, als Existenz aus bloßer Form. Ich kann mich jetzt bei der Erörterung desselben nicht aufhalten, die ohnehin aus dem Verfolg meiner Theorie reichlich erhellen wird. Nur das merke ich noch an, daß Du Dich durchaus von allen Nebenideen, womit die bisherigen Religionairs in der Moralphilosophie, oder die armen Stümper, die in die Kantsche Philosophie hineinpfuschten, den Begriff der Sittlichkeit entstellten, losreißen mußt,— denn alsdann wirst Du völlig überzeugt werden, daß alle Deine Ideen, so wie ich sie aus Deinen bisherigen Aeußerungen ahnen kann, mit dem Kantschen Grund der Moral in einer größeren Uebereinstimmung stehen, als Du jetzt selbst vielleicht nicht ahnest. Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen, worden als dieses Kantsche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst; sowie das in der theoretischen Philosophie: die Natur steht unter dem Verstandesgesetze. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit.

Indessen verlasse ich mich auf meine gute Sache, und fahre deswegen in der angefangenen Entwickelung fort, von der ich wünsche, daß Du sie nur mit halb so-

viel Intereſſe anhören mögeſt, als es mir macht, mich darüber gegen Dich zu expectoriren.

Es giebt alſo eine ſolche Anſicht der Natur oder der Erſcheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter, als Freiheit verlangen, wo wir bloß darauf ſehen, ob ſie das, was ſie ſind, durch ſich ſelbſt ſind. Eine ſolche Art der Beurtheilung iſt bloß wichtig und möglich durch die praktiſche Vernunft, weil der Freiheitsbegriff ſich in der theoretiſchen gar nicht findet, und nur bei der praktiſchen Vernunft Autonomie über alles geht. Die praktiſche Vernunft, auf freie Handlungen angewendet, verlangt, daß die Handlung bloß um der Handlungsweiſe (Form) willen geſchehe, und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff iſt) darauf Einfluß gehabt habe. Zeigt ſich nun ein Object in der Sinnenwelt bloß durch ſich ſelbſt beſtimmt, ſtellt es ſich den Sinnen ſo dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt: ſo wird es als ein *Analogon* der reinen Willensbeſtimmung (ja nicht als Product einer Willensbeſtimmung) beurtheilt. Weil nun ein Wille, der ſich nach bloßer Form beſtimmen kann, *frei* heißt, ſo iſt diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch ſich ſelbſt beſtimmt erſcheint, eine *Darſtellung der Freiheit*; denn dargeſtellt heißt eine Idee, die mit einer Anſchauung ſo verbunden wird, daß beide *eine* Erkenntnißregel miteinander theilen.

Die Freiheit in der Erſcheinung iſt alſo nichts anderes, als die Selbſtbeſtimmung an einem Dinge, inſofern

ſie ſich in der Anſchauung offenbart. Man ſetzt ihr jede Beſtimmung von außen entgegen, ebenſo wie man einer moraliſchen Handlungsart jede Beſtimmung durch materielle Gründe entgegenſetzt. Ein Object erſcheint aber gleich wenig frei — es mag nun ſeine Form entweder von einer phyſiſchen Gewalt, oder von einem verſtändigen Zwecke erhalten haben — ſobald man den Beſtimmungsgrund ſeiner Form in einem von dieſen beiden *entdeckt*; denn alsdann liegt ja derſelbe nicht *in ihm*, ſondern außer ihm, und es iſt ebenſo wenig *ſchön*, als eine *Handlung aus Zwecken* eine moraliſche iſt. Wenn das Geſchmacksurtheil völlig rein iſt, ſo muß ganz und gar davon abſtrahirt werden, was für einen (theoretiſchen oder praktiſchen) Werth das ſchöne Object für ſich ſelbſt habe, aus welchem Stoff es gebildet, und zu welchem Zwecke es vorhanden ſei. Mag es ſein, was es will! Sobald wir es äſthetiſch beurtheilen, ſo wollen wir bloß wiſſen, ob es das, was es iſt, durch ſich ſelbſt ſei. Wir fragen ſo wenig nach einer logiſchen Beſchaffenheit deſſelben, daß wir ihm vielmehr „die Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln zum höchſten Vorzug anrechnen.“ — Nicht zwar, als ob Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an ſich mit der Schönheit unverträglich wären; jedes ſchöne Product muß ſich vielmehr Regeln unterwerfen: ſondern darum, weil der *bemerkte* Einfluß eines Zweckes und einer Regel ſich als Zwang ankündigt und Heteronomie für das Object bei ſich führt. Das ſchöne

Product darf und muß ſogar regelmäßig ſein, aber es muß *regelfrei erſcheinen*.

Nun iſt aber kein Gegenſtand in der Natur und noch viel weniger in der Kunſt zweck- und regelfrei, keiner *durch ſich ſelbſt beſtimmt*, ſobald wir über ihn nachdenken. Jeder iſt durch einen andern da, jeder um eines andern willen da, keiner hat Autonomie. Das einzige exiſtirende Ding, das ſich ſelbſt beſtimmt und um ſeiner ſelbſt willen iſt, muß man außerhalb der Erſcheinungen in der intelligibeln Welt aufſuchen. Schönheit aber wohnt nur im Felde der Erſcheinungen, und es iſt alſo gar keine Hoffnung da, vermittelſt der bloßen theoretiſchen Vernunft und auf dem Wege des Nachdenkens auf eine Freiheit in der Sinnenwelt zu ſtoßen.

Aber alles wird anders, wenn man die theoretiſche Unterſuchung hinwegläßt, und die Objecte bloß nimmt, *wie ſie erſcheinen*. Eine Regel, ein Zweck kann nie *erſcheinen*, denn es ſind Begriffe und keine Anſchauungen. Der Realgrund der Möglichkeit eines Objects fällt alſo nie in die Sinne, und er iſt ſo gut als gar nicht vorhanden, „ſobald der Verſtand nicht zu Aufſuchung deſſelben veranlaßt wird." Es kommt alſo hier lediglich auf das völlige Abſtrahiren von einem Beſtimmungsgrunde an, um ein Object in der Erſcheinung als frei zu beurtheilen (denn das nicht von außen Beſtimmtſein iſt eine negative Vorſtellung des durch ſich ſelbſt Beſtimmtſeins, und zwar die einzig mögliche Vorſtellung deſſelben, weil man die Freiheit nur denken und nie er-

kennen kann — und ſelbſt der Moralphiloſoph muß ſich mit dieſer negativen Vorſtellung der Freiheit behelfen). Eine Form erſcheint alſo frei, ſobald wir den Grund derſelben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu ſuchen veranlaßt werden. Denn würde der Verſtand veranlaßt, nach dem Grunde derſelben zu fragen, ſo würde er dieſen Grund nothwendig außer dem Dinge finden müſſen; weil es entweder durch einen Begriff, oder durch einen Zufall beſtimmt ſein muß, beides aber ſich gegen das Object als Heteronomie verhält. Man wird alſo folgendes als einen Grundſatz aufſtellen können, daß ein Object ſich in der Anſchauung als frei darſtellt, wenn die Form deſſelben den reflectirenden Verſtand nicht zu Aufſuchung eines Grundes nöthigt. Schön alſo heißt eine Form, die ſich ſelbſt erklärt; ſich ſelbſt erklären heißt aber hier, ſich ohne Hilfe eines Begriffs erklären. Ein Triangel erklärt ſich ſelbſt, aber nur vermittelſt eines Begriffs. Eine Schlangenlinie erklärt ſich ſelbſt ohne das Medium eines Begriffs.

Schön, kann man alſo ſagen, iſt eine Form, die keine Erklärung fordert, oder auch eine ſolche, die ſich ohne Begriff erklärt.

Ich denke, einige Deiner Zweifel ſollen ſich jetzt ſchon anfangen zu verlieren, wenigſtens ſiehſt Du, daß das ſubjective Princip doch in's objective hinübergeführt werden kann. Kommen wir aber erſt in das Feld der Erfahrungen, ſo wird Dir ein ganz anderes Licht darüber

aufgehen, und Du wirſt die Autonomie des Sinnlichen erſt alsdann recht begreifen. Aber weiter:

Jede Form alſo, die wir nur unter Vorausſetzung eines Begriffs möglich finden, zeigt Heteronomie in der Erſcheinung. Denn jeder Begriff iſt etwas Aeußeres gegen das Object. Eine ſolche Form iſt jede ſtrenge Regelmäßigkeit (worunter die mathematiſche obenan ſteht), weil ſie uns den Begriff aufdringt, aus dem ſie entſtanden iſt; eine ſolche Form iſt jede ſtrenge Zweckmäßigkeit (beſonders die des Nützlichen, weil dies immer auf etwas anderes bezogen wird), weil ſie uns die Beſtimmung und den Gebrauch des Objects in Erinnerung bringt, wodurch nothwendigerweiſe die Autonomie in der Erſcheinung zerſtört wird.

Geſetzt nun, wir führen mit einem Object eine moraliſche Abſicht aus, ſo wird die Form dieſes Objects durch eine Idee der praktiſchen Vernunft, alſo nicht durch ſich ſelbſt beſtimmt ſein, alſo Heteronomie erleiden. Daher kommt es, daß die moraliſche Zweckmäßigkeit eines Kunſtwerks, oder auch einer Handlungsart, zur Schönheit derſelben ſo wenig beiträgt, daß jene vielmehr ſehr verborgen werden, und aus der Natur des Dinges völlig frei und zwanglos hervorzugehen den Anſchein haben muß, wenn dieſe, die Schönheit, nicht darüber verloren gehen ſoll. Ein Dichter würde ſich alſo vergebens mit der moraliſchen Abſicht ſeines Werks entſchuldigen, wenn ſein Gedicht ohne Schönheit wäre. Das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktiſche Vernunft bezogen, weil Frei-

heit kein Begriff der theoretiſchen ſein kann — aber bloß der Form, nicht der Materie nach. Ein moraliſcher Zweck gehört aber zur Materie oder zum Inhalt, und nicht zur bloßen Form. Um dieſen Unterſchied — an dem Du geſtrauchelt zu haben ſcheinſt — noch mehr in's Licht zu ſetzen, füge ich noch Folgendes hinzu. Praktiſche Vernunft verlangt Selbſtbeſtimmung. Selbſtbeſtimmung des Vernünftigen iſt reine Vernunftbeſtimmung, Moralität; Selbſtbeſtimmung des Sinnlichen iſt reine Naturbeſtimmung, Schönheit. Wird die Form des Nichtvernünftigen durch Vernunft beſtimmt (theoretiſche oder praktiſche, das gilt hier gleichviel), ſo erleidet ſeine reine Naturbeſtimmung Zwang, alſo kann Schönheit nicht ſtatthaben. Es iſt alsdann ein Product kein Analogon, eine Wirkung keine Nachahmung der Vernunft; denn zur Nachahmung eines Dinges gehört, daß das Nachahmende mit dem Nachgeahmten bloß die Form, und nicht den Inhalt, nicht den Stoff gemein habe.

Deswegen wird ſich ein moraliſches Betragen, wenn es nicht zugleich mit Geſchmack verbunden iſt, in der Erſcheinung immer als Heteronomie darſtellen, gerade weil es ein Product der Autonomie des Willens iſt; denn eben darum, weil Vernunft und Sinnlichkeit einen verſchiedenen Willen haben, ſo wird der Wille der Sinnlichkeit gebrochen, wenn die Vernunft den ihrigen durchſetzt. Nun iſt unglücklicherweiſe der Wille der Sinnlichkeit gerade derjenige, der in die Sinne fällt; gerade alſo wenn die Vernunft ihre Autonomie ausübt

(die nie in der Erſcheinung vorkommen kann), ſo wird unſer Auge durch eine Heteronomie in der Erſcheinung beleidigt. Indeſſen wird der Begriff der Schönheit doch auch im uneigentlichen Sinne auf das Moraliſche angewendet, und dieſe Anwendung iſt nichts weniger als leer. Obgleich Schönheit nur an der Erſcheinung haftet, ſo iſt moraliſche Schönheit doch ein Begriff, dem etwas in der Erfahrung correſpondirt. Ich kann Dir keinen beſſeren empiriſchen Beweis für die Wahrheit meiner Schönheitstheorie aufſtellen, als wenn ich Dir zeige, daß ſelbſt der uneigentliche Gebrauch dieſes Worts nur in ſolchen Fällen ſtattfindet, wo ſich Freiheit in der Erſcheinung zeigt. Ich will deswegen, meinem erſten Plane zuwider, in den empiriſchen Theil meiner Theorie vorausſpringen, und Dir zur Erholung eine Geſchichte erzählen.

„Ein Menſch iſt unter Räuber gefallen, die ihn nackend ausgezogen und bei einer ſtrengen Kälte auf die Straße geworfen haben.“

„Ein Reiſender kommt an ihm vorbei; dem klagt er ſeinen Zuſtand und fleht ihn um Hilfe. Ich leide mit Dir, ruft dieſer gerührt aus, und gern will ich Dir geben, was ich habe. Nur fordere keine andere Dienſte, denn Dein Anblick greift mich an. Dort kommen Menſchen, gieb ihnen dieſe Geldbörſe, und ſie werden Dir Hilfe ſchaffen. — Gut gemeint, ſagt der Verwundete, aber man muß auch das Leiden ſehen können, wenn die Menſchenpflicht es fordert. Der Griff in Deinen Beutel

ist nicht halb so viel werth, als eine kleine Gewalt über Deine weichlichen Sinne.

Was war diese Handlung? Weder nützlich, noch moralisch, noch großmüthig, noch schön. Sie war bloß passionirt, gutherzig aus Affect.

„Ein zweiter Reisender erscheint, der Verwundete erneuert seine Bitte. Diesem zweiten ist sein Geld lieb, und doch möchte er gern seine Menschenpflicht erfüllen. Ich versäume den Gewinn eines Guldens, sagt er, wenn ich die Zeit mit Dir verliere. Willst Du mir soviel, als ich versäume, von Deinem Gelde geben, so lade ich Dich auf meine Schultern und bringe Dich in einem Kloster unter, das nur eine Stunde von hier entfernt liegt. — Eine kluge Auskunft, versetzte der Andere. Aber man muß bekennen, daß Deine Dienstfertigkeit Dir nicht hoch zu stehen kommt. Ich sehe dort einen Reiter kommen, der mir die Hilfe umsonst leisten wird, die Dir nur um einen Gulden feil ist."

Was war nun diese Handlung? Weder gutherzig, noch pflichtmäßig, noch großmüthig, noch schön. Sie war bloß nützlich.

„Der dritte Reisende steht bei dem Verwundeten still, und läßt sich die Erzählung seines Unglücks wiederholen. Nachdenkend und mit sich selbst kämpfend steht er da, nachdem der Andere ausgeredet hat. Es wird mir schwer werden, sagt er endlich, mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz ist, und Dir mein Pferd zu überlassen, da meine Kräfte

erſchöpft ſind. Aber die Pflicht gebietet mir, Dir zu dienen. Beſteige alſo mein Pferd, und hülle Dich in meinen Mantel, ſo will ich Dich hinführen, wo Dir geholfen werden kann. — Dank Dir, braver Mann, für Deine redliche Meinung, erwiedert jener, aber Du ſollſt, da Du ſelbſt bedürftig biſt, um meinetwillen kein Ungemach leiden. Dort ſehe ich zwei ſtarke Männer kommen, die mir den Dienſt werden leiſten können, der Dir ſauer wird."

Dieſe Handlung war rein (aber auch nicht mehr als) moraliſch, weil ſie gegen das Intereſſe der Sinne, aus Achtungs für das Geſetz unternommen wurde.

„Jetzt nähern ſich die zwei Männer dem Verwundeten, und fangen an, ihn um ſein Unglück zu befragen. Kaum eröffnet er den Mund, ſo rufen beide mit Erſtaunen: Er iſt's! Es iſt der nämliche, den wir ſuchen. Jener erkennt ſie, und erſchrickt. Es entdeckt ſich, daß beide ihren abgeſagten Feind und den Urheber ihres Unglücks in ihm erkennen, und dem ſie nachgereiſt ſind, um eine blutige Rache an ihm zu nehmen. Befriedigt jetzt Euren Haß und Eure Rache, fängt jener an, der Tod, und nicht Hilfe iſt es, was ich von Euch erwarten kann. — Nein, erwiederte einer von ihnen, damit Du ſiehſt, wer wir ſind, und wer Du biſt, ſo nimm dieſe Kleider und bedecke Dich. Wir wollen Dich zwiſchen uns in die Mitte nehmen, und Dich hinbringen, wo Dir geholfen werden kann. — Großmüthiger Feind, ruft der Verwundete voll Rührung, Du beſchämſt mich, Du em-

waffneſt meinen Haß. Komm jetzt, umarme mich, und mache Deine Wohlthat vollkommen durch eine herzliche Vergebung. — Mäßige Dich, Freund, erwiederte der andere froſtig. Nicht weil ich Dir verzeihe, will ich Dir helfen, ſondern weil Du elend biſt. — So nimm auch Deine Kleidung zurück, ruft der Unglückliche, indem er ſie von ſich wirft. Werde aus mir, was da will. Ehe will ich elendiglich umkommen, als einem ſtolzen Feinde meine Rettung verdanken."

„Indem er aufſteht und den Verſuch macht, ſich wegzubegeben, nähert ſich ein fünfter Wanderer, der eine ſchwere Laſt auf dem Rücken trägt. Ich bin ſo oft getäuſcht worden, denkt der Verwundete, und der ſieht mir nicht aus wie einer, der mir helfen wollte; ich will ihn vorübergehen laſſen."

„Sobald der Wanderer ihn anſichtig wird, legt er ſeine Bürde nieder. Ich ſehe, fängt er aus eigenem Antriebe an, daß Du verwundet biſt und Deine Kräfte Dich verlaſſen. Das nächſte Dorf iſt noch fern, und Du wirſt Dich verbluten, ehe Du davor anlangſt. Steige auf meinen Rücken, ſo will ich mich friſch aufmachen und Dich hinbringen. — Aber was wird aus Deinem Bündel werden, das Du hier auf freier Landſtraße zurücklaſſen mußt? — Das weiß ich nicht, und das bekümmert mich nicht, ſagt der Laſtträger. Ich weiß aber, daß Du Hilfe brauchſt, und daß ich ſchuldig bin, ſie Dir zu geben."

Herzliche Grüße von uns allen. Beſinne Dich unterdeſſen, warum die Handlung des Laſtträgers ſchön iſt.

Dein

S.

19. Februar 1793.

Ich kann noch einige Zeilen zu dem geſtrigen Brief beilegen und will Dir die fabula docet der erzählten Geſchichte nicht länger ſchuldig bleiben.

Die Schönheit der fünften Handlung muß in demjenigen Zuge liegen, den ſie mit keiner der vorhergehenden gemein hat.

Nun haben: 1) alle fünf helfen wollen. 2) Die meiſten haben ein zweckmäßiges Mittel dazu erwählt. 3) Mehrere wollten es ſich etwas koſten laſſen. 4) Einige haben eine große Selbſtüberwindung dabei bewieſen. Einer darunter hat aus dem reinſten moraliſchen Antriebe gehandelt. Aber nur der fünfte hat unaufgefordert, und ohne mit ſich zu Rathe zu gehen geholfen, obgleich es auf ſeine Koſten ging. Nur der fünfte hat ſich ſelbſt ganz dabei vergeſſen, und „ſeine Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt, als wenn bloß der Inſtinct aus ihm gehandelt hätte.“ — Alſo wäre eine moraliſche Handlung alsdann erſt eine ſchöne Handlung, wenn ſie äuſſieht wie eine ſich von ſelbſt ergebende Wirkung der Natur. Mit einem Worte: eine freie Handlung iſt eine ſchöne Handlung, wenn die

Autonomie des Gemüths und Autonomie in der Erscheinung coincidiren.

Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.

Offenbar hat die Gewalt, welche die praktische Vernunft bei moralischen Willensbestimmungen gegen unsere Triebe ausübt, etwas Beleidigendes, etwas Peinliches in der Erscheinung. Wir wollen nun einmal nirgends Zwang sehen, auch nicht, wenn die Vernunft selbst ihn ausübt; auch die Freiheit der Natur wollen wir respektirt wissen, weil wir jedes Wesen in der ästhetischen Beurtheilung als einen Selbstzweck betrachten, und es uns, denen Freiheit das Höchste ist, ekelt, empört, daß etwas dem anderen aufgeopfert werde, und zum Mittel dienen soll. Daher kann eine moralische Handlung niemals schön sein, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgedungen wird. Unsere sinnliche Natur muß also im Moralischen frei erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es muß das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt.

Du siehst aus dieser kleinen vorangeschickten Probe, daß meine Schönheitstheorie von der Erfahrung schwerlich zu fürchten haben wird. Ich fordere Dich auf, mir unter allen Schönheitserklärungen, die Kantische mitein-

ſie im erſten Falle gar keinen, und im letzten alle andere Vorzüge beſäßen. Zweitens habe ich zu beweiſen, daß Freiheit in der Erſcheinung eine ſolche Wirkung auf das Gefühlsvermögen nothwendig mit ſich führe, die derjenigen völlig gleich iſt, die wir mit der Vorſtellung des Schönen verbunden finden. (Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen ſein, dieſes Letzte a priori zu beweiſen, da nur Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorſtellung etwas fühlen ſollen, und was wir dabei fühlen ſollen. Denn freilich läßt ſich weder aus dem Begriffe der Freiheit, noch aus dem der Erſcheinung ein ſolches Gefühl analytiſch herausziehen, und eine Syntheſis a priori iſt es ebenſo wenig; man iſt alſo hierin durchaus auf empiriſche Beweiſe eingeſchränkt — und was nur immer durch dieſe geleiſtet werden kann, hoffe ich zu leiſten: nämlich durch Induction und auf pſychologiſchem Wege zu erweiſen, daß aus dem zuſammengeſetzten Begriff der Freiheit und der Erſcheinung, der mit der Vernunft harmonirenden Sinnlichkeit ein Gefühl der Luſt fließen müſſe, welches dem Wohlgefallen gleich iſt, das die Vorſtellung der Schönheit zu begleiten pflegt.) Uebrigens werde ich zu dieſem Theil der Unterſuchung ſobald noch nicht kommen, da die Ausführung des erſteren mehrere Briefe ausfüllen dürfte.

I.

Freiheit in der Erſcheinung iſt eins mit der Schönheit.

Ich habe neulich ſchon berührt, daß keinem Dinge in der Sinnenwelt Freiheit wirklich zukomme, ſondern bloß ſcheinbar ſei. Aber poſitiv frei kann es auch nicht einmal *ſcheinen*, weil dies bloß eine Idee der Vernunft iſt, der keine Anſchauung adäquat ſein kann. Wenn aber die Dinge, inſofern ſie in der Erſcheinung vorkommen, Freiheit weder beſitzen, noch zeigen, wie kann man einen objectiven Grund dieſer Vorſtellung in den Erſcheinungen ſuchen? Dieſer objective Grund müßte eine ſolche Beſchaffenheit derſelben ſein, deren Vorſtellung uns ſchlechterdings *nöthigt*, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Object zu beziehen. Dies iſt, was jetzt bewieſen werden muß. Frei ſein und durch ſich ſelbſt beſtimmt ſein, von innen heraus beſtimmt ſein, iſt eins. Jede Beſtimmung geſchieht entweder von außen, oder nicht von außen (von innen); was alſo nicht von außen beſtimmt erſcheint, und doch als beſtimmt erſcheint, muß als von innen beſtimmt vorgeſtellt werden. „*Sobald alſo das Beſtimmtſein gedacht wird*, ſo iſt das Nichtvonaußenbeſtimmtſein indirect zugleich die Vorſtellung des Voninnenbeſtimmtſeins oder der Freiheit."

Wie wird nun dieſes Nichtvonaußenbeſtimmtſein ſelbſt wieder vorgeſtellt? Hierauf beruht alles; denn wird dieſes an einem Gegenſtand nicht nothwendig vorgeſtellt,

so ist auch gar kein Grund da, das Voninnenbestimmtsein oder die Freiheit vorzustellen. Nothwendig aber muß die Vorstellung des letztern sein, weil unser Urtheil vom Schönen Nothwendigkeit enthält, und jedermanns Bestimmung fordert. Es darf also nicht dem Zufall überlassen sein, ob wir bei der Vorstellung eines Objects auf seine Freiheit Rücksicht nehmen wollen, sondern die Vorstellung desselben muß auch die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins schlechterdings und nothwendig mit sich führen.

Dazu wird nun erfordert, daß uns der Gegenstand selbst durch seine objective Beschaffenheit einlade, oder vielmehr nöthige, auf die Eigenschaft des Nichtvonaußenbestimmtseins an ihm zu merken; weil eine bloße Negation nur dann bemerkt werden kann, wenn ein Bedürfniß nach ihrem positiven Gegentheile vorausgesetzt wird.

Ein Bedürfniß nach der Vorstellung des Voninnenbestimmtseins, des Bestimmungsgrundes, kann nur durch Vorstellung des Bestimmtseins entstehen. Zwar ist alles, was uns vorgestellt werden kann, etwas bestimmtes, aber nicht alles wird als ein solches vorgestellt; und was nicht vorgestellt wird, ist für uns so gut als gar nicht vorhanden. Etwas muß an dem Gegenstande sein, was ihn aus der unendlichen Reihe des Nichtssagenden und Leeren heraushebt, und unseren Erkenntnißtrieb reizt; denn das Nichtssagende ist dem Nichts beinahe gleich. Es muß sich als ein Bestimmtes darstellen, denn er soll uns auf das Bestimmende führen.

Nun iſt aber der Verſtand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge ſucht; folglich muß der Verſtand in's Spiel geſetzt werden. Der Verſtand muß veranlaßt werden, über die Form des Objects zu reflectiren: über die Form; denn der Verſtand hat es nur mit der Form zu thun.

Das Object muß alſo eine ſolche Form beſitzen und zeigen, die eine Regel zuläßt: denn der Verſtand kann ſein Geſchäft nur nach Regeln verwalten. Es iſt aber nicht nöthig, daß der Verſtand dieſe Regel erkennt (denn Erkenntniß der Regel würde allen Schein der Freiheit zerſtören, wie bei jeder ſtrengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall iſt), es iſt genug, daß der Verſtand auf eine Regel — unbeſtimmt welche — geleitet wird.

(Man darf nur ein einzelnes Baumblatt betrachten, ſo dringt ſich einem ſogleich die Unmöglichkeit auf, daß ſich das Mannigfaltige an demſelben von ungefähr und ohne alle Regel ſo habe ordnen können, wenn man auch gleich von der teleologiſchen Beurtheilung abſtrahirt. Die unmittelbare Reflexion über den Anblick deſſelben lehrt es, ohne daß man nöthig hat, dieſe Regel einzuſehen und ſich einen Begriff von der Structur deſſelben zu bilden.)

Eine Form, welche ſich nach einer Regel behandeln läßt, auf eine Regel deutet, heißt kunſtmäßig oder technisch. Nur die techniſche Form eines Objects veranlaßt den Verſtand, den Grund zu der Folge zu ſuchen, und das Beſtimmende zu dem Beſtimmten; und inſofern

also eine solche Form ein Bedürfniß erweckt, nach einem Grunde der Bestimmung zu fragen, so führt hier die Negation des Vonaußenbestimmtseins ganz nothwendig auf die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins oder der Freiheit.

Freiheit kann also nur mit Hilfe der Technik sinnlich dargestellt werden, sowie Freiheit des Willens nur mit Hilfe der Causalität, und materiellen Willensbestimmungen gegenüber, gedacht werden kann. Mit anderen Worten: der negative Begriff der Freiheit ist nur durch den positiven Begriff seines Gegentheils denkbar; und so wie die Vorstellung der Naturcausalität nöthig ist, um uns auf die Vorstellung der Willensfreiheit zu leiten, so ist eine Vorstellung von Freiheit nöthig, um uns im Reiche der Erscheinungen auf Freiheit zu leiten.

Hieraus ergiebt sich nun eine zweite Grundbedingung des Schönen, ohne welche die erste bloß ein leerer Begriff sein würde. Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber Technik ist die nothwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit. Man könnte dieses auch so ausdrücken: Der Grund der Schönheit ist überall Freiheit in der Erscheinung. Der Grund unserer Vorstellung von Schönheit ist Technik in der Freiheit.

Vereinigt man beide Grundbedingungen der Schönheit und der Vorstellung der Schönheit, so ergiebt sich daraus folgende Erklärung:

Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit.

Ehe ich aber von dieſer Erklärung einen ſichern und philoſophiſchen Gebrauch machen kann, muß ich erſt den Begriff Natur beſtimmen, und vor jeder Mißdeutung ſicherſtellen. Der Ausdruck Natur iſt mir darum lieber als Freiheit, weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne ſich einſchränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch ſogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet. Der Technik gegenübergeſtellt, iſt Natur, was durch ſich ſelbſt iſt; Kunſt iſt, was durch eine Regel iſt; Natur in der Kunſtmäßigkeit, was ſich ſelber die Regel giebt — was durch ſeine eigene Regel iſt. (Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit.)

Wenn ich ſage: die Natur des Dinges, das Ding folgt ſeiner Natur, es beſtimmt ſich durch ſeine Natur, ſo ſetze ich darin die Natur allem demjenigen entgegen, was von dem Objecte verſchieden iſt, was bloß als zufällig an demſelben betrachtet wird, und hinweggedacht werden kann, ohne zugleich ſein Weſen aufzuheben. Es iſt gleichſam die Perſon des Dinges, wodurch es von allen anderen Dingen, die nicht ſeiner Art ſind, unterſchieden wird. Daher werden diejenigen Eigenſchaften, welche ein Object mit allen anderen gemein hat, nicht eigentlich zu ſeiner Natur gerechnet, ob es gleich dieſe Eigenſchaften nicht ablegen kann, ohne daß es aufhörte zu exiſtiren. Nur dasjenige wird durch den Ausdruck Natur bezeichnet, wodurch es das beſtimmte Ding wird, was es iſt. Alle Körper z. B. ſind ſchwer;

aber zur Natur eines körperlichen Dinges gehören nur diejenigen Wirkungen der Schwere, welche aus ſeiner ſpeciellen Beſchaffenheit reſultiren. Sobald die Schwerkraft an einem Dinge, für ſich ſelbſt und unabhängig von ſeiner ſpeciellen Beſchaffenheit, bloß als allgemeine Naturkraft wirkt, ſo wird ſie als eine fremde Gewalt angeſehen, und ihre Wirkungen verhalten ſich als Heteronomie gegen die Natur des Dinges. Ein Beiſpiel mag dies in's Licht ſetzen. Eine Vaſe iſt, als Körper betrachtet, der Schwerkraft unterworfen; aber die Wirkungen der Schwerkraft müſſen, wenn ſie die Natur einer Vaſe nicht verleugnen ſoll, durch die Form der Vaſe modificirt, d. i. beſonders beſtimmt und durch dieſe ſpecielle Form nothwendig gemacht worden ſein. Jede Wirkung der Schwerkraft an einer Vaſe aber iſt zufällig, welche unbeſchadet ihrer Form als Vaſe kann hinweggenommen werden. Alsdann wirkt die Schwerkraft gleichſam außerhalb der Oekonomie, außerhalb der Natur des Dinges, und erſcheint ſogleich als eine fremde Gewalt. Dies geſchieht, wenn die Vaſe in einen weiten und breiten Bauch ſich endigt, weil es da ausſieht, als ob die Schwere der Länge genommen hätte, was ſie der Breite gegeben; kurz, als ob die Schwerkraft über die Form, nicht die Form über die Schwerkraft geherrſcht hätte.

Ebenſo iſt es mit Bewegungen. Eine Bewegung gehört zur Natur des Dinges, wenn ſie aus der ſpeciellen Beſchaffenheit oder aus der Form des Dinges nothwendig fließt. Eine Bewegung aber, welche dem

Dinge, unabhängig von ſeiner ſpeciellen Form, durch das allgemeine Geſetz der Schwere vorgeſchrieben wird, liegt außerhalb der Natur deſſelben, und zeigt Heteronomie. Man ſtelle ein ſchweres Wagenpferd neben einen leichten ſpaniſchen Zelter. Die Laſt, welche jenes zu ziehen gewöhnt worden iſt, hat ſeinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter ſich herzuſchleppen, ebenſo mühſam und ſchwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entſpringen nicht mehr aus ſeiner ſpeciellen Natur, ſondern verrathen die geſchleppte Laſt des Wagens. Der leichte Zelter hingegen iſt nie gewöhnt worden, eine größere Kraft anzuwenden, als er auch in ſeiner größten Freiheit zu äußern ſich angetrieben fühlt. Jede ſeiner Bewegungen iſt alſo eine Wirkung ſeiner ſich ſelbſt überlaſſenen Natur. Daher bewegt er ſich ſo leicht, als wenn er gar keine Laſt wäre, über dieſelbe Fläche hinweg, die das Kutſchpferd mit bleiſchweren Füßen tritt. „Man wird bei ihm gar nicht daran erinnert, daß er ein Körper iſt: ſo ſehr hat die ſpecielle Pferdeform die allgemeine Körpernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden.“ Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutſchpferd augenblicklich in unſerer Vorſtellung zur Maſſe, und die eigenthümliche Natur des Roſſes wird in demſelben von der allgemeinen Körpernatur unterdrückt.

Wenn man einen flüchtigen Blick durch das Thierreich wirft, ſo findet man, daß die Schönheit der Thiere

in demſelben Verhältniſſe abnimmt, als ſie ſich der Maſſe nähern und bloß der Schwerkraft zu dienen ſcheinen. Die Natur eines Thieres (in der äſthetiſchen Bedeutung dieſes Wortes) äußert ſich entweder in ſeinen Bewegungen, oder in ſeinen Formen, und beide werden eingeſchränkt durch die Maſſe. Hat die Maſſe Einfluß gehabt auf die Form, ſo nennen wir dieſe plump; hat die Maſſe Einfluß gehabt auf die Bewegung, ſo heißt dieſe unbehilflich. Im Bau des Elephanten, des Bären, des Stiers u. ſ. w. iſt es die Maſſe, welche an der Form ſowohl, als an der Bewegung dieſer Thiere einen ſichtbaren Antheil hat. Die Maſſe aber muß jederzeit der Schwerkraft gehorchen, die ſich gegen die eigene Natur des organiſchen Körpers als eine fremde Potenz verhält.

Dagegen nehmen wir überall Schönheit wahr, wo die Maſſe von der Form und (im Thier- und Pflanzenreich) von den lebendigen Kräften (in die ich die Autonomie des Organiſchen ſetze) völlig beherrſcht wird.

Die Maſſe eines Pferdes iſt bekanntlich von ungleich größerem Gewicht, als die Maſſe einer Ente oder eines Krebſes; nichtsdeſtoweniger iſt die Ente ſchwer und das Pferd leicht: bloß weil ſich die lebendigen Kräfte zur Maſſe bei beiden ganz verſchieden verhalten. Dort iſt es der Stoff, der die Kraft beherrſcht; hier iſt die Kraft Herr über den Stoff.

Unter den Thiergattungen iſt das Vogelgeſchlecht der beſte Belag meines Satzes. Ein Vogel im Fluge iſt die glücklichſte Darſtellung des durch die Form be-

zwungenen Stoffes, der durch die Kraft überwundenen Schwere.

Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß die Fähigkeit über die Schwere zu siegen oft zum Symbol der Freiheit gebraucht wird. Wir drücken die Freiheit der Phantasie aus, indem wir ihr Flügel geben; wir lassen Psyche mit Schmetterlingsflügeln sich über das Irdische erheben, wenn wir ihre Freiheit von den Fesseln des Stoffs bezeichnen wollen. Offenbar ist die Schwerkraft eine Fessel für jedes Organische, und ein Sieg über dieselbe giebt daher kein unschickliches Sinnbild der Freiheit ab. Nun giebt es aber keine treffendere Darstellung der besiegten Schwere, als ein geflügeltes Thier, das sich aus innerem Leben (Autonomie des Organischen) der Schwerkraft direct entgegen bestimmt. Die Schwerkraft verhält sich ungefähr ebenso gegen die lebendige Kraft des Vogels, wie sich — bei reinen Willensbestimmungen — die Neigung zu der gesetzgebenden Vernunft verhält.

Ich widerstehe der Versuchung, Dir an der menschlichen Schönheit die Wahrheit meiner Behauptungen noch anschaulicher zu machen; dieser Materie gebührt ein eigner Brief. Du ersiehst nun aus dem bisher Gesagten, was ich zum Begriff der Natur (in ästhetischer Bedeutung) rechne, und davon ausgeschlossen wissen will.

Natur an einem technischen Dinge, inwiefern wir sie dem Nichttechnischen entgegensetzen, ist seine technische Form selbst, gegen welche alles andere, was nicht zu dieser technischen Oekonomie gehört, als etwas Ausnär-

tiges, und wenn es darauf Einfluß gehabt hat, als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird. Aber es iſt damit noch nicht genug, daß ein Ding nur durch ſeine Technik beſtimmt erſcheine — rein techniſch ſei; denn das iſt auch jede ſtreng mathematiſche Figur, ohne deswegen ſchön zu ſein. Die Technik ſelbſt muß wieder durch die Natur des Dinges beſtimmt erſcheinen, welches man den freiwilligen Conſens des Dinges zu ſeiner Technik nennen könnte. Hier wird alſo die Natur des Dinges von ſeiner Technik wieder unterſchieden, da ſie doch kurz vorher für identiſch mit derſelben erklärt wurde. Aber der Widerſpruch iſt nur ſcheinbar. Gegen äußere Beſtimmungen verhält ſich die techniſche Form des Dinges als Natur; aber gegen das innere Weſen des Dinges kann ſich die techniſche Form wieder als etwas Aeußeres und Fremdes verhalten. Z. B. es iſt die Natur eines Zirkels, daß er eine Linie ſei, die in jedem Punkte ihrer Richtung von einem gegebenen Punkte gleichweit abſteht. Schneidet nun ein Gärtner einen Baum zu einer Zirkelfigur aus, ſo fordert die Natur des Zirkels, daß er vollkommen rund geſchnitten ſei. Sobald alſo eine Zirkelfigur an dem Baume angekündigt wird, ſo muß ſie erfüllt werden, und es beleidigt unſer Auge, wenn dagegen geſündigt wird. Aber was die Natur des Zirkels fordert, das widerſtreitet der Natur des Baumes; und weil wir nicht umhin können, dem Baume ſeine eigene Natur, ſeine Perſönlichkeit, zuzugeſtehen, ſo verdrießt uns dieſe Gewaltthätigkeit, und es gefällt uns,

wenn er die ihm aufgedrungene Technik aus innerer Freiheit vernichtet. Die Technik iſt alſo überall etwas Fremdes, wo ſie nicht aus dem Dinge ſelbſt entſteht, nicht mit der ganzen Exiſtenz deſſelben eins iſt, nicht von innen heraus, ſondern von außen hineinkommt, nicht dem Dinge nothwendig und angeboren, ſondern ihm gegeben und alſo zufällig iſt.

Noch ein Beiſpiel wird uns vollkommen verſtändigen. Wenn der Mechanikus ein muſikaliſches Inſtrument verfertigt, ſo kann es noch ſo rein techniſch ſein, ohne auf Schönheit Anſpruch zu machen. Es iſt rein techniſch, wenn alles an demſelben Form iſt, wenn überall nur der Begriff, und nirgends der Stoff oder der Mangel von Seiten des Künſtlers ſeine Form beſtimmt. Auch kann man von dieſem Inſtrumente ſagen, es habe Autonomie; ſobald man nämlich das αὐτὸ in den Gedanken ſetzt, der hier völlig und rein geſetzgebend war, und den Stoff übermeiſterte. Setzt man aber das αὐτὸ des Inſtruments in dasjenige, was an ihm Natur iſt, und wodurch es exiſtirt, ſo verändert ſich das Urtheil. Seine techniſche Form wird als etwas von ihm Verſchiedenes, von ſeiner Exiſtenz Unabhängiges und Zufälliges erkannt, und als eine äußere Gewalt betrachtet. Es entdeckt ſich, daß dieſe techniſche Form etwas Auswärtiges iſt, daß ſie ihm durch den Verſtand des Künſtlers gewaltthätig aufgedrungen worden. Ob alſo gleich die techniſche Form des Inſtruments, wie wir angenommen haben, reine Autonomie enthält und äußert, ſo iſt

ſie ſelbſt doch Heteronomie gegen das Ding, an dem ſie ſich findet. Ob ſie gleich keinen Zwang, weder von Seiten des Stoffs noch des Künſtlers erleidet, ſo übt ſie ihn doch gegen die eigene Natur des Dinges aus — ſobald wir dieſes als ein Naturding betrachten, welches einem logiſchen Dinge (einem Begriffe) zu dienen genöthigt wird.

Was wäre alſo Natur in dieſer Bedeutung? Das innere Princip der Exiſtenz an einem Dinge, zugleich als der Grund ſeiner Form betrachtet; die innere Nothwendigkeit der Form. — Die Form muß im eigentlichſten Sinne zugleich ſelbſtbeſtimmend und ſelbſtbeſtimmt ſein; nicht bloße Autonomie, ſondern Heautonomie muß da ſein. Aber, wirſt Du hier einwenden, wenn die Form mit der Exiſtenz des Dinges zuſammen eins ausmachen muß, um Schönheit hervorzubringen, wo bleiben die Schönheiten der Kunſt, welche dieſe Heautonomie niemals haben können? Ich will Dir darauf antworten, wann wir erſt zu dem Schönen der Kunſt gekommen ſind; denn dieſes erfordert ein ganz eigenes Capitel. Nur ſo viel kann ich Dir im Voraus ſagen: daß dieſe Forderung von der Kunſt nicht darf abgewieſen werden, und daß auch die Formen der Kunſt mit der Exiſtenz des Geformten Eins ausmachen müſſen, wenn ſie auf die höchſte Schönheit Anſpruch machen ſollen; und da ſie dieſes in der Wirklichkeit nicht können, weil die menſchliche Form an einem Marmor immer zufällig bleibt, ſo müſſen ſie wenigſtens ſo erſcheinen. Was iſt alſo Natur in der Kunſtmäßigkeit?

Autonomie in der Technik? Sie ist die reine Zusammenstimmung des inneren Wesens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist. (Aus diesem Grunde ist in der Sinnenwelt nur das Schöne ein Symbol des in sich Vollendeten oder des Vollkommenen, weil es nicht wie das Zweckmäßige auf etwas außer sich braucht bezogen zu werden, sondern sich selbst zugleich gebietet und gehorcht, und sein eigenes Gesetz vollbringt.)

Ich hoffe Dich nunmehr in den Stand gesetzt zu haben, mir ungehindert zu folgen, wenn ich von Natur, von Selbstbestimmung, von Autonomie und Heautonomie, von Freiheit und von Kunstmäßigkeit spreche. Du wirst auch mit mir darüber einig sein, daß diese Natur und diese Heautonomie objective Beschaffenheiten der Gegenstände sind, denen ich sie zuschreibe; denn sie bleiben ihnen, auch wenn das vorstellende Subject ganz hinweggedacht wird. Der Unterschied zwischen zwei Naturwesen — worunter das eine ganz Form ist, und eine vollkommene Herrschaft der lebendigen Kraft über die Masse zeigt, das andere aber von seiner Masse unterjocht worden ist — bleibt übrig, auch nach völliger Hinwegdenkung des beurtheilenden Subjects. Ebenso ist der Unterschied zwischen einer Technik durch Verstand und einer Technik durch Natur (wie bei allem Organischen) gänzlich unabhängig von der Existenz des vernünftigen Subjects. Er ist also objectiv, und also ist es auch der Begriff von einer Natur in der Technik, der sich darauf gründet.

Freilich iſt die Vernunft nöthig, um von dieſer objectiven Eigenſchaft der Dinge gerade einen ſolchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall iſt. Aber dieſer ſubjective Gebrauch hebt die Objectivität des Grundes nicht auf, denn auch mit dem Vollkommenen, mit dem Guten, mit dem Nützlichen hat es dieſelbe Bewandtniß, ohne daß darum die Objectivität dieſer Prädicate weniger gegründet wäre.

„Freilich wird der Begriff der Freiheit ſelbſt, oder das Poſitive, von der Vernunft erſt in das Object hineingelegt, indem ſie daſſelbe unter der Form des Willens betrachtet; aber das Negative dieſes Begriffes giebt die Vernunft dem Objecte nicht, ſondern ſie findet es in demſelben ſchon vor. Der Grund der dem Objecte zugeſprochenen Freiheit liegt alſo doch in ihm ſelbſt, obgleich die Freiheit nur in der Vernunft liegt."

Kant ſtellt in ſeiner Kritik der Urtheilskraft (Seite 177) einen Satz auf, der von ungemeiner Fruchtbarkeit iſt, und der, wie ich denke, erſt aus meiner Theorie ſeine Erklärung erhalten kann. Natur, ſagt er, iſt ſchön, wenn ſie ausſieht wie Kunſt; Kunſt iſt ſchön, wenn ſie ausſieht wie Natur. Dieſer Satz macht alſo die Technik zu einem weſentlichen Requiſit des Naturſchönen, und die Freiheit zur weſentlichen Bedingung des Kunſtſchönen. Da aber das Kunſtſchöne ſchon an ſich ſelbſt die Idee der Technik, das Naturſchöne die Idee der Freiheit mit einſchließt, ſo geſteht alſo Kant ſelbſt ein, daß

Schönheit nichts anderes, als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sei.

Wir müssen erstlich wissen, daß das schöne Ding ein Naturding ist, d. i. daß es durch sich selbst ist; zweitens muß es uns vorkommen, als ob es durch eine Regel wäre: denn er sagt ja, es muß aussehen wie Kunst. Beide Vorstellungen: es ist durch sich selbst, und es ist durch eine Regel, lassen sich aber nur auf eine einzige Art vereinigen, nämlich, wenn man sagt: es ist durch eine Regel, die es sich selbst gegeben hat. Autonomie in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit.

Es könnte aus dem Bisherigen scheinen, als ob Freiheit und Kunstmäßigkeit einen völlig gleichen Anspruch auf das Wohlgefallen hätten, das uns die Schönheit einflößt; als ob die Technik mit der Freiheit in gleicher Reihe stände — und da hätte ich freilich sehr unrecht, daß ich in meiner Erklärung vom Schönen (Autonomie in der Erscheinung) nur auf die Freiheit Rücksicht nahm, und der Technik gar nicht erwähnte. Aber meine Definition ist sehr genau abgewogen worden: Technik und Freiheit haben nicht dasselbe Verhältniß zum Schönen; Freiheit allein ist der Grund des Schönen, Technik ist nur der Grund unserer Vorstellung von der Freiheit — jene also der unmittelbare Grund, diese nur mittelbar die Bedingung der Schönheit. Technik nämlich trägt nur insofern zur Schönheit bei, als sie dazu dient, die Vorstellung der Freiheit zu erregen.

Vielleicht kann ich diesen Satz — der übrigens aus dem Vorhergehenden schon ziemlich klar ist — noch auf folgendem Wege erläutern.

Bei dem Naturschönen sehen wir mit unsern Augen, daß es durch sich selbst ist; daß es durch eine Regel sei, sagt uns nicht der Sinn, sondern der Verstand. Nun verhält sich aber die Regel zur Natur, wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß denken, die Natur aber sehen: so denken wir uns Zwang, und sehen Freiheit. Der Verstand erwartet und fordert eine Regel, der Sinn lehrt, daß das Ding durch sich selbst und durch keine Regel ist. Läge uns nun an der Technik, so müßte uns die fehlgeschlagene Erwartung verdrießen, die uns doch vielmehr Vergnügen macht. Also muß uns an der Freiheit und nicht an der Technik liegen. Wir hätten Ursache, aus der Form des Dinges auf einen logischen Ursprung, also auf Heteronomie zu schließen, und wider Erwartung finden wir Autonomie. Da wir über diesen Fund froh sind und uns dadurch gleichsam von einer Sorge (die in unserem praktischen Vermögen ihren Sitz hat) erleichtert fühlen, so beweist dieses, daß wir bei der Regelmäßigkeit nicht soviel, als bei der Freiheit gewinnen. Es ist bloß ein Bedürfniß unserer theoretischen Vernunft, uns die Form des Dinges als abhängig von einer Regel zu denken; aber daß es durch keine Regel, sondern durch sich selbst ist, ist ein Factum für unseren Sinn. Wie könnten wir aber einen ästhetischen Werth auf die Technik legen, und doch mit Wohl-

gefallen wahrnehmen, daß ihr Gegentheil wirklich ist? Also dient die Vorstellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Products von derselben in's Gemüth zu rufen, und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen.

Dieses leitet mich nun von selbst auf den Unterschied zwischen dem Schönen und dem Vollkommenen. Alles Vollkommene, das absolut Vollkommene ausgenommen, welches das Moralische ist, ist unter dem Begriff der Technik enthalten, weil es in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem besteht. Da nun die Technik bloß mittelbar zu der Schönheit beiträgt, insofern sie die Freiheit bemerkbar macht, das Vollkommene aber unter dem Begriff der Technik enthalten ist: so sieht man gleich, daß es nur die Freiheit in der Technik ist, was das Schöne von dem Vollkommenen unterscheidet. Das Vollkommene kann Autonomie haben, insofern seine Form durch seinen Begriff rein bestimmt worden ist; aber Heautonomie hat nur das Schöne, weil nur an diesem die Form durch das innere Wesen bestimmt ist.

Das Vollkommene, dargestellt mit Freiheit, wird sogleich in das Schöne verwandelt. Es wird aber mit Freiheit dargestellt, wenn die Natur des Dinges mit seiner Technik zusammenstimmend erscheint; wenn es aussieht, als wenn diese aus dem Dinge selbst freiwillig hervorgeflossen wäre. Man kann das Bisherige auch kurz so ausdrücken: Vollkommen ist ein Gegenstand, wenn alles Mannigfaltige an ihm zur Einheit seines Begriffs

übereinſtimmt; ſchön iſt er, wenn ſeine Vollkommenheit als Natur erſcheint. Die Schönheit wächſt, wenn die Vollkommenheit zuſammengeſetzter wird, und die Natur dabei nichts leidet; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen ſchwieriger, und ihre glückliche Auflöſung eben darum überraſchender.

Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit — Eigenſchaften, in denen man die Schönheit ſo lange gefunden zu haben glaubte — haben mit derſelben ganz und gar nichts zu thun. Wo aber Ordnung, Proportion u. ſ. w. zur Natur eines Dinges gehören, wie bei allem Organiſchen, da ſind ſie auch eo ipso unverletzbar; aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil ſie von der Natur des Dinges unzertrennlich ſind. Eine grobe Verletzung der Proportion iſt häßlich, aber nicht weil Beobachtung der Proportion Schönheit iſt. Ganz und gar nicht, ſondern weil ſie eine Verletzung der Natur iſt, alſo Heteronomie andeutet. Ich bemerke überhaupt, daß der ganze Irrthum derer, welche die Schönheit in der Proportion oder in der Vollkommenheit ſuchten, davon herrührt: ſie fanden, daß die Verletzung derſelben den Gegenſtand häßlich machte; daraus zogen ſie gegen alle Logik den Schluß, daß die Schönheit in der genauen Beobachtung dieſer Eigenſchaften enthalten ſei. Aber alle dieſe Eigenſchaften machen bloß die Materie des Schönen, welche ſich bei jedem Gegenſtande abändern kann; ſie können zur Wahrheit

gehören, welche auch nur die Materie der Schönheit ist. Die Form des Schönen ist nur ein freier Vortrag der Wahrheit, der Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit.

Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn sich alle Theile desselben nach dem Begriffe und dem Zwecke des ganzen richten, und seine Form durch seine Idee rein bestimmt worden ist. Schön aber nennen wir es, wenn wir diese Idee nicht zu Hilfe nehmen müssen, um die Form einzusehen, wenn sie freiwillig und absichtslos aus sich selbst hervorzuspringen, und alle Theile sich durch sich selbst zu beschränken scheinen. Ein Gebäude kann deswegen (beiläufig zu sagen) nie ein ganz freies Kunstwerk sein, und nie ein Ideal der Schönheit erreichen, weil es schlechterdings unmöglich ist, an einem Gebäude, das Treppen, Thüren, Kamine, Fenster und Oefen braucht, ohne Hilfe eines Begriffs auszureichen, und also Heteronomie zu verbergen. Völlig rein kann also nur diejenige Kunstschönheit sein, deren Original in der Natur selbst sich findet.

Schön ist ein Gefäß, wenn es, ohne seinem Begriff zu widersprechen, einem freien Spiele der Natur gleich sieht. Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauchs wegen, also durch einen Begriff da; soll aber das Gefäß schön sein, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel ab, verengte sich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halse u. dgl., so würde diese ab-

rupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Autonomie der Erscheinung würde verschwinden.

Wann sagt man wohl, daß eine Person schön gekleidet sei? Wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte, und doch auf's Vollkommenste seinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als Selbstzwecke, und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient, oder das Joch trägt. In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings consentiren muß. In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist, als die vollkommenste Platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respect von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich niemand merken lasse, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch reciproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sei. Spannt hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich von unserer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich

wenig ſchön; denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einſchränken, ſo zeigt bei der engen Kleidung der Körper ſeine Figur nur auf Koſten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er ſich ſelbſt mit der ſeinigen aufbläht, und ſeinen Herrn zu ſeinem bloßen Träger herabſetzt.

Eine Birke, eine Fichte, eine Pappel iſt ſchön, wenn ſie ſchlank emporſteigt, eine Eiche, wenn ſie ſich krümmt; die Urſache iſt, weil dieſe ſich ſelbſt überlaſſen die krumme, jene hingegen die gerade Richtung lieben. Zeigt ſich alſo die Eiche ſchlank und die Birke verbogen, ſo ſind ſie beide nicht ſchön, weil ihre Richtungen fremden Einfluß, Heteronomie verrathen. Wird hingegen die Pappel vom Winde gebogen, ſo finden wir dies wieder ſchön, weil ſie durch ihre ſchwankende Bewegung ihre Freiheit äußert.

Welchen Baum wird ſich der Maler am liebſten ausſuchen, um ihn in Landſchaften zu benutzen? Denjenigen gewiß, der von der Freiheit Gebrauch macht, die ihm bei aller Technik ſeines Baues gelaſſen iſt — der ſich nicht nach ſeinem Nachbar ſklaviſch richtet, ſondern ſich ſelbſt mit einiger Kühnheit etwas herausnimmt, aus ſeiner Ordnung tritt, ſich eigenſinnig dahin oder dorthin wendet, wenn er auch gleich hier eine Lücke laſſen, dort etwas durch ſeine ungeſtüme Dazwiſchenkunft verwirren müßte. An demjenigen hingegen, der immer in einerlei Richtung verharrt, auch wenn ihm ſeine Gattung weit

mehr Freiheit vergönnt, deſſen Aeſte ängſtlich in Reihe und Glied bleiben, als wenn ſie nach der Schnur gezogen wären, wird er mit Gleichgültigkeit vorübergehen.

An jeder großen Compoſition iſt es nöthig, daß ſich das Einzelne einſchränke, um das Ganze zum Effect kommen zu laſſen. Iſt dieſe Einſchränkung des Einzelnen zugleich eine Wirkung ſeiner Freiheit, d. i. ſetzt es ſich dieſe Grenze ſelbſt, ſo iſt die Compoſition ſchön. Schönheit iſt durch ſich ſelbſt gebändigte Kraft, Beſchränkung aus Kraft.

Eine Landſchaft iſt ſchön componirt, wenn alle einzelne Partien, aus denen ſie beſteht, ſo ineinanderſpielen, daß jede ſich ſelbſt ihre Grenze ſetzt, und das Ganze alſo das Reſultat von der Freiheit des Einzelnen iſt. Alles in einer Landſchaft ſoll auf das Ganze bezogen ſein, und alles Einzelne ſoll doch nur unter ſeiner eigenen Regel zu ſtehen, ſeinem eigenen Willen zu folgen ſcheinen. Es iſt aber unmöglich, daß die Zuſammenſtimmung zu einem Ganzen kein Opfer von Seiten des Einzelnen koſte, da die Colliſion der Freiheit unvermeidlich iſt. Der Berg wird alſo auf manches einen Schatten werfen wollen, was man beleuchtet haben will; Gebäude werden die Naturfreiheit einſchränken, die Ausſicht hemmen; die Zweige werden läſtige Nachbarn ſein; Menſchen, Thiere, Wolken wollen ſich bewegen, denn die Freiheit des Lebendigen äußert ſich nur in Handlung. Der Fluß will in ſeiner Richtung kein Geſetz von dem Ufer annehmen, ſondern ſeinem eigenen folgen; kurz: jedes Einzelne will

seinen Willen haben. Wo bliebe aber nun die Harmonie des Ganzen, wenn jedes nur für sich selbst sorgt? Daraus eben geht sie hervor, daß jedes aus innerer Freiheit sich gerade die Einschränkung vorschreibt, die das andere braucht, um seine Freiheit zu äußern. Ein Baum im Vordergrunde könnte eine schöne Partie im Hintergrunde bedecken; ihn zu nöthigen, daß er das nicht thut, würde seiner Freiheit zu nahe getreten sein und Stümperei verrathen. Was thut also der verständige Künstler? Er läßt denjenigen Ast des Baumes, der den Hintergrund zu verhüllen droht, aus eigener Schwere sich heruntersenken, und dadurch dem hinteren Prospecte freiwillig Platz machen; und so vollbringt der Baum den Willen des Künstlers, indem er bloß seinem eigenen folgt.

Eine Versification ist schön, wenn jeder einzelne Vers sich selbst seine Länge und Kürze, seine Bewegung und seinen Ruhepunkt giebt, jeder Reim sich aus innerer Nothwendigkeit darbietet und doch wie gerufen kommt — kurz, wenn kein Wort von dem anderen, kein Vers von dem anderen Notiz zu nehmen, bloß seiner selbst wegen da zu stehen scheint, und doch alles so ausfällt, als wenn es verabredet wäre.

Warum ist das Naive schön? — Weil die Natur darin über Künstelei und Verstellung ihre Rechte behauptet. Wenn uns Virgil einen Blick in das Herz der Dido will werfen lassen, und uns zeigen will, wie weit es mit ihrer Liebe gekommen ist, so hätte er dies als Er-

zähler recht gut in seinem eigenen Namen sagen können; aber dann würde diese Darstellung auch nicht schön gewesen sein. Wenn er uns aber die nämliche Entdeckung durch die Dido selbst machen läßt, ohne daß sie die Absicht hat, so aufrichtig gegen uns zu sein (siehe das Gespräch zwischen Anna und Dido im Anfange des vierten Buches): so nennen wir dies wahrhaft schön; denn es ist die Natur selbst, welche das Geheimniß ausplaudert.

Gut ist eine Lehrart, wo man vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet; schön ist sie, wenn sie sokratisch ist, d. i. wenn sie dieselben Wahrheiten aus dem Kopfe und Herzen des Zuhörers herausfragt. Bei der ersten werden dem Verstande seine Ueberzeugungen in forma abgefordert, bei der zweiten werden sie ihm abgelockt.

Warum wird die Schlangenlinie für die schönste gehalten? Ich habe an dieser einfachsten aller ästhetischen Aufgaben meine Theorie besonders geprüft, und ich halte diese Probe darum für entscheidend, weil bei dieser einfachen Aufgabe keine Täuschung durch Nebenursachen stattfinden kann.

Eine Schlangenlinie, kann der Baumgartenianer sagen, ist darum die schönste, weil sie sinnlich vollkommen ist. Es ist eine Linie, die ihre Richtung immer abändert (Mannigfaltigkeit) und immer wieder zu derselben Richtung zurückkehrt (Einheit). Wäre sie aber aus kei-

nem beſſeren Grunde ſchön, ſo müßte es folgende Linie auch ſein:

welche gewiß nicht ſchön iſt. Auch hier iſt Veränderung der Richtung: ein Mannigfaltiges, nämlich a, b, c, d, e, f, g, h, i; und Einheit der Richtung iſt auch da, welche der Verſtand hineindenkt, und die durch die Linie K, L vorgeſtellt iſt. Dieſe Linie iſt nicht ſchön, ob ſie gleich ſinnlich vollkommen iſt.

Folgende Linie aber iſt eine ſchöne Linie, oder könnte es doch ſein, wenn meine Feder beſſer wäre.

Nun iſt der ganze Unterſchied zwiſchen dieſer zweiten und jener bloß der, daß jene ihre Richtung ex abrupto, dieſe aber unmerklich verändert; der Unterſchied ihrer Wirkungen auf das äſthetiſche Gefühl muß alſo in dieſem einzig bemerkbaren Unterſchied ihrer Eigenſchaften gegründet ſein. Was iſt aber eine plötzlich veränderte Richtung anders, als eine gewaltſam veränderte? Die Natur liebt keinen Sprung. Sehen wir ſie einen thun, ſo zeigt es, daß ihr Gewalt geſchehen iſt. Freiwillig hingegen erſcheint nur diejenige Bewegung, an der man keinen beſtimmten Punkt angeben kann, bei dem ſie ihre Richtung abänderte. Und dies iſt der

Fall mit der Schlangenlinie, welche sich von der oben abgebildeten bloß durch ihre Freiheit unterscheidet. Ich könnte noch Beispiele genug anhäufen, um zu zeigen, daß alles, was wir schön nennen, sich dieses Prädicat bloß durch die Freiheit in seiner Technik erwerbe; aber an den angeführten Proben mag es für jetzt genug sein. Weil also Schönheit an keiner Materie haftet, sondern bloß in der Behandlung besteht; alles aber, was sich den Sinnen vorstellt, technisch oder nicht-technisch, frei oder nicht-frei erscheinen kann: so folgt daraus, daß sich das Gebiet des Schönen sehr weit erstrecke, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum ist das Reich des Geschmacks ein Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei, wie ich.

Darum stört uns jede sich aufdringende Spur der despotischen Menschenhand in einer freien Naturgegend; darum jeder Tanzmeisterzwang im Gange und in den Stellungen; darum jede Künstelei in den Sitten und Manieren; darum alles Eckige im Umgange; darum jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen.

Es ist auffallend, wie sich der gute Ton (Schönheit des Umganges) aus meinem Begriffe der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist:

Schone fremde Freiheit; das zweite: zeige selbſt Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider iſt ein unendlich ſchweres Problem; aber der gute Ton fordert ſie unerläßlich, und ſie macht allein den vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des ſchönen Umgangs kein paſſenderes Bild, als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren componirten engliſchen Tanz. Ein Zuſchauer aus der Gallerie ſieht unzählige Bewegungen, die ſich auf's Bunteſte durchkreuzen, und ihre Richtung lebhaft und muthwillig verändern, und doch niemals zuſammenſtoßen. Alles iſt ſo geordnet, daß der eine ſchon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt; alles fügt ſich ſo geſchickt und doch wieder ſo kunſtlos ineinander, daß jeder nur ſeinem eigenen Kopfe zu folgen ſcheint, und doch nie dem andern in den Weg tritt. Es iſt das treffendſte Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geſchonten Freiheit des andern.

Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, iſt nichts anderes, als das Gegentheil des Freien. Dieſe Härte iſt es, was oft der Verſtandesgröße, oft ſelbſt der moraliſchen ihren äſthetiſchen Werth benimmt. Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendſten Verdienſt dieſe Brutalität nicht, und liebenswürdig wird die Tugend ſelbſt nur durch Schönheit. — Schön aber iſt ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn ſie die Sinnlichkeit des Menſchen, dem ſie zukommen, unter dem Zwang des Geſetzes zeigen, oder der Sinnlichkeit des Zuſchauers Zwang anthun. In dieſem Falle werden ſie bloß Achtung, aber

nicht Gunſt, nicht Neigung einflößen; bloße Achtung bemüthigt den, der ſie empfindet. Daher gefällt uns Cäſar weit mehr als Cato, Cimon mehr als Phocion, Thomas Jones weit mehr als Grandiſon. Daher rührt es, daß uns oft bloß affectionirte Handlungen mehr gefallen, als rein moraliſche, weil ſie Freiwilligkeit zeigen, weil ſie durch die Natur (den Affect), nicht durch die gebieteriſche Vernunft, wider das Intereſſe der Natur vollbracht werden — daher mag es kommen, daß uns die milden Tugenden mehr, als die heroiſchen, das Weibliche oft mehr als das Männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenſte, kann nie anders, als aus Neigung handeln.

Ich werde Dir über den Geſchmack und ſeinen Einfluß auf die Welt einen eignen Brief ſchreiben, wo alles dies mehr entwickelt werden wird. Für heute, glaube ich, kannſt Du mit dieſer Lieferung zufrieden ſein. Jetzt haſt Du Data genug, meine Ideen gründlich zu prüfen, und ich erwarte Deine Bemerkungen mit Ungeduld.

Dein

. S.

Dresden, 28. Februar 1793.

Daß Du mir die Reſultate Deiner Unterſuchungen ausführlich mittheilſt, giebt mir vielen Genuß; und ich ſchäme mich, heute ziemlich mit leeren Händen vor Dir zu erſcheinen. Dein letzter Brief iſt ſehr reichhaltig, und

muß reiflich erwogen werden. Aber ein Vorfall, den ich Dir nachher erzählen will, hat mich in diesen Tagen zerſtreut, und ich darf doch eben dieſes Vorfalls wegen meinen Brief an Dich nicht länger anſtehen laſſen.

Ueber das Verhältniß der Sittlichkeit zur Schönheit habe ich Dich beſſer verſtanden, als Du glaubſt; nur mag ich mich undeutlich oder unrichtig ausgedrückt haben, wo ich von einer Ableitung der Schönheit aus der Sittlichkeit geſprochen habe. Ich meinte bloß, das Princip, aus dem Du Schönheit als Freiheit in der Erſcheinung erklärſt, ſei das nächſte Princip der Sittlichkeit, und ich wünſchte noch ein entfernteres und höheres zu finden.

Was Du über das Beleidigende der Vorſtellung von Pflicht äußerſt, iſt mir aus der Seele geſchrieben. Immer hat mich dieſer Punkt in dem Kantſchen Syſtem geärgert. Dein Beiſpiel aus dem Gebiet der Sittlichkeit macht Deinen Begriff von der moraliſchen Schönheit ſehr anſchaulich. Aber noch vermiſſe ich für die Schönheit überhaupt ein ſolches Merkmal, an dem ſie leicht zu erkennen wäre. Wodurch äußert ſich die Autonomie in dem Objecte? Was nöthigt mich, den Grund der Form in ihr ſelbſt zu ſuchen? Ueber dieſe Fragen wünſchte ich Dir etwas ſchreiben zu können. Aber noch iſt mir alles zu dunkel. Ich ahne bloß die Wichtigkeit des Verhältniſſes von Form zu Stoff, die Analogie der Form mit dem Geiſtigen, der Lebenskraft in uns, vielleicht die Fruchtbarkeit der Platoniſchen Ideen. Doch davon näch-

ſtens mehr. Schicke mir nur unterdeſſen, was Du gefunden haſt.

Von H. habe ich Dir Ereigniſſe zu melden, die Dir auffallend ſein werden. Er hat ſeinen Abſchied gefordert und wird in einigen Tagen bei Dir in Jena ſein; von da geht er nach Leipzig und dann vielleicht hierher. — — — Was ſagſt Du zu dieſem allen?

Jetzt fordere ich Dich auf, noch wenn es Zeit iſt, zu verſuchen, ihn von einem albernen Streiche abzuhalten. Ich habe ihm einen Brief darüber geſchrieben, von dem ich aber nicht viel erwarte. Ferner bitte ich Dich, ihm begreiflich zu machen, daß er unter jetzigen Umſtänden mit mir nichts zu reden hat. Helfen kann ich ihm jetzt nichts — ſonſt wäre ich dazu bereit — und ſein Anblick macht mir peinliche Empfindungen. Ich ſehe in ihm den Zerſtörer — nicht aus Vorſatz, aber aus Schwäche und Unentſchloſſenheit — von D.'s Glückſeligkeit. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich zuviel Vertrauen auf ſeinen Charakter gehabt, daß ich ſein Verhältniß gegen D. nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemeſſen und danach gehandelt habe. Jetzt leide ich dafür in meinem innerſten häuslichen Zirkel. Auch habe ich es wahrſcheinlicherweiſe ſeinen mainzer Verbindungen zu verdanken, daß ich hier der Regierung wegen gefährlicher Grundſätze verdächtig geworden bin, und ſchon bedeutende Warnungen darüber erhalten habe.

Noch eine Bitte in D.'s Namen. Sie verlangt

von H. ihre Briefe zurück; er ſoll ſagen, wohin man die ſeinigen ſchicken ſoll.

Dein

K.

Jena, 28. Februar 1793.

Ich werde Dich in einigen Wochen mit einem neuen Werke von Kant überraſchen, das Dich ſehr in Verwunderung ſetzen wird. Es wird hier gedruckt, und ich habe die Hälfte, denn ſo weit iſt es fertig, durchleſen. Der Titel iſt: Philoſophiſche Religionslehre; und der Inhalt — ſollſt Du es glauben? — die ſcharfſinnigſte Exegeſis des chriſtlichen Religionsbegriffs aus philoſophiſchen Gründen. Kant, wie Du ſchon mehrmals an ihm haſt bemerken können, liebt ſehr, Schriftſtellen einen philoſophiſchen Sinn zu geben. Es iſt ihm, wie man bald ſieht, nicht ſowohl darum zu thun, die Autorität der Schrift dadurch zu unterſtützen, als vielmehr die Reſultate des philoſophiſchen Denkens dadurch an die Kindervernunft anzuknüpfen, und gleichſam zu populariſiren. Er ſcheint mir von einem Grundſatz dabei geleitet zu werden, den Du ſehr liebſt, nämlich von dieſem: das Vorhandene nicht wegzuwerfen, ſo lange noch eine Realität davon zu erwarten iſt, ſondern es vielmehr zu veredeln. Ich achte dieſen Grundſatz ſehr, und Du wirſt ſehen, daß Kant ihm Ehre machte. Uebrigens hat die Schrift mich hingeriſſen, und ich kann die übrigen Bogen kaum erwarten.

Zwar iſt einer ſeiner erſten Grundſätze darin empörend für mein, und wahrſcheinlich auch Dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propenſion des menſchlichen Herzens zum Böſen, das er das radicale Böſe nennt, und das mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechſelt werden darf. Er ſetzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Perſon des Menſchen, als den Sitz der Freiheit. Doch Du wirſt ſelbſt leſen. Gegen ſeine Beweiſe läßt ſich nichts einwenden, ſo gern man auch wollte.

Uebrigens wird er bei den Theologen wenig Dank verdient haben: denn er hebt alle eigene Autorität des Kirchenglaubens auf, und macht den reinen Vernunftglauben zu ſeinem höchſten Ausleger; giebt auch ſehr deutlich zu verſtehen, daß der Kirchenglaube bloß von ſubjectiver Gültigkeit ſei, und es beſſer wäre, wenn er entbehrt werden könnte. Aber weil er überzeugt iſt, daß er nicht entbehrlich ſei, noch ſobald es werden würde, ſo macht er es zu einer Gewiſſenspflicht, ihn zu reſpectiren. Der Logos, die Erlöſung (als philoſophiſche Mythe), die Vorſtellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle dieſe Vorſtellungen ſind auf's Glücklichſte erklärt.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon davon geſchrieben habe, daß ich damit umgehe, eine Theodicee zu machen. Wo möglich, ſo geſchieht es noch dieſes Frühjahr, um ſie meinen Gedichten einzuverleiben, wovon ich dieſen Sommer eine ſehr ſchöne Edition bei Cruſius ver-

anſtalte. Auf dieſe Theodicee freue ich mich ſehr; denn die neue Philoſophie iſt gegen die Leibnitziſche viel poetiſcher, und hat einen weit größeren Charakter. Außer dieſer Theodicee trage ich mich noch mit einem anderen Gedichte, gleichfalls philoſophiſchen Inhalts, wovon noch mehr zu erwarten iſt. Aber davon kann ich Dir jetzt noch nichts ſchreiben. Erlauben es meine Umſtände, ſo bring' ich es auch noch in meine Sammlung.

Wenn Du Jacob und ſein Herr von Diderot, den Mylius überſetzt hat (denn franzöſiſch iſt es noch nicht heraus), zu leſen bekommen kannſt, ſo lies ihn doch. Auch der Minna wird es viel Freude machen. Ich habe mich ſehr daran ergötzt.

Dieſen Sommer logiren wir außerhalb der Stadt, in einem angenehmen Gartenhauſe. Meine zweite Schweſter wird bei mir ſein, und vielleicht behalte ich ſie ganz. Ich werde dann mehr en famille leben, und weniger Lärm um mich haben, weil ich dann keine Tiſchgenoſſen mehr nehme. Da meine Frau auch oft nicht wohl iſt, ſo iſt es mir ein Troſt, jemand, der mir attachirt und doch geſund iſt, um mich zu wiſſen. Ob ich auf den Sommer oder Herbſt nach meinem Vaterlande reiſe, wird auf meine Geſundheit ankommen, die ſchon ſeit drei Wochen den Einfluß des Frühjahrs nicht auf's Beſte empfindet.

Der Tod des jungen Ludwig, der nach Curland gegangen iſt, wird hier widerrufen; und ich wünſchte recht ſehr, daß dem armen Teufel nichts geſchehen wäre.

Eben erfahre ich aus Dorchens Brief den komiſchen Mißverſtand.

Mit Mainz ſteht es noch immer ſehr trübe aus. Der Churfürſt iſt gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Coadjutor wieder angekommen iſt. Der letzte zieht nur die Hälfte ſeines Gehalts, und konnte vorher mit dem ganzen nie ausreichen. Weiß der Himmel, wie es damit noch werden mag.

Finde ich noch Zeit, ſo lege ich die Fortſetzung meiner Theorie bei. Aber nun iſt es auch an Dir, darüber zu raiſonniren.

S.

Die Nachricht von H. hat mich erſchreckt. Er iſt auf dem Wege, einen höchſt unglücklichen Schritt zu thun, von welcher Seite man es auch betrachtet. Es iſt mit Gewißheit vorherzuſehen, daß beide Leute ſich im erſten halben Jahre unerträglich ſein werden. Und dann noch ſeinen Abſchied zu fordern! Wo will er hingehen, wo wird er, nachdem er durch ſeine mainzer Verbindungen, und vollends durch eine Heirath mit der F. ſich in einen zweideutigen Ruf gebracht hat, Dienſte finden. Will er von ſeiner Schriftſtellerei leben? Da wird er ſchmale Biſſen eſſen müſſen. Die F. hat nichts, und will mit ihren Kindern ſich von ihm ernähren laſſen, da er ſich ſelbſt nicht helfen kann. Ich weiß in aller Welt nicht, wo er hinaus will. Vielleicht hofft er bei einer

Universität unterzukommen? Aber als ein Extraordinarius wird er sich dadurch sehr schlecht verbessern, und zum Ordinarius ist nirgends Hoffnung; denn er hat ja nichts gelernt.

Ich werde alles anwenden, ihm dieses begreiflich zu machen; ich fürchte aber, es ist schon nicht mehr Zeit. Weißt Du nicht, ob er vielleicht den Abschied nehmen mußte, um ihn nicht ungefordert zu erhalten? Da man Dir sogar aus der Verbindung mit ihm ein Verbrechen machen will, so muß man von ihm schon sehr viel Böses denken. Auf seine Eltern soll er sich ja nicht verlassen. Ich finde es in jedem Betracht, auch selbst für ihn nicht rathsam, daß er nach Dresden geht; er geht ja dort den empfindlichsten Kränkungen entgegen. Zu Euch darf er ganz und gar nicht, und das wird sich ihm, denke ich, begreiflich machen lassen.

Zugleich mit Deinem Briefe ist auch einer an ihn, unter meiner Adresse bei mir angelangt, der der Aufschrift nach von seinen Eltern ist. Vermuthlich hat er selbst ihn an mich adressiren lassen. Ich erwarte ihn also gewiß.

Die Inlage war schon fertig, ehe Dein Brief ankam. Ich lege sie also bei. Auf den ersten Theil Deines Briefes soll Dir, wie ich hoffe, mein letztes Paket antworten.

S.

Dresden, 4. März 1793.

Du haſt, däucht mich, ſchon einen tüchtigen Berg erſtiegen, und ich freue mich mit Dir über die Ausſicht, die er uns gewährt. Aber wir dürfen uns dieſem Genuß nicht überlaſſen. Noch iſt Arbeit nöthig, um den höchſten Gipfel zu erreichen; und dieſe mit Dir zu theilen fehlt es mir gewiß nicht an Eifer, aber leider an Zeit. Mein Staatsdienſt, der mir auch durch andere Urſachen verleidet worden iſt, wird mir in ſo einem Falle doppelt drückend.

Nur wenig Stunden hab' ich mir noch abſtehlen können, um beſonders Deinen letzten Brief zu ſtudiren. Erwarte alſo noch keine ausführliche Prüfung, ſondern nur zerſtreute Gedanken, um meine Antwort nicht zu lange aufzuſchieben.

Technik der Form halte ich mit Dir für ein gemeinſames Erforderniß der Schönheit und Vollkommenheit. Nur bei dem Unterſchiede zwiſchen beiden — wo alles auf den Begriff der Natur ankommt, inſofern Du ſie der techniſchen Form entgegenſetzeſt — bin ich noch nicht befriedigt.

Eine „innere Nothwendigkeit der Form" iſt auch bei den Naturzwecken. Von dieſen Naturzwecken abſtrahirſt Du; aber was iſt dasjenige, was Dir alsdann noch übrig bleibt? Ich kann mir nicht verſagen, hier wieder auf meine allgemeine Lebenskraft zurückzukommen, die Dir nicht behagen will. Es iſt

hier kein Behelf, die Dunkelheit des Begriffs unter einer Metapher zu verstecken. Nur bemerke ich an den Objecten zweierlei Zwecke:

a. den besondern — die technische Form —

b. den allgemeinen — die Aeußerung der Lebenskraft in Erweiterung der Schranken.

Diese Zwecke verhalten sich wie ausdehnende und zusammenziehende Kraft (vis centrifuga et centripeta). Harmonie zwischen beiden ist Schönheit. Dann ist die technische Form nicht das Product der Beschränkung, sondern einer erhöhten, erweiterten Existenz. Daher der Werth des Genialischen in der Kunst.

Dein „inneres Princip der Existenz" hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Begriffe der Substanz. Es fehlt diesen Begriffen an einem objectiven Stoffe, der nicht bloß negativ wäre.

Dein Merkmal der Freiheit in der Erscheinung ist auch bloß negativ — das Nichtvonaußenbestimmtsein. Eine ähnliche Negation bedarfst Du zum Merkmal der Heautonomie; diese hast Du noch nicht deutlich genug angegeben.

An einem vegetirenden oder lebendigen Wesen unterscheiden wir ein Gegebenes — die Form der Blume, des Thiers, insofern sie in dem Keime gegründet ist — und ein Hervorgebrachtes — die Individualität dieser Form nach den besondern Eigenheiten der inneren Entwickelung, die Aeußerung der Vegetation oder der Lebenskraft.

Schönheit ſetzt, wie wir beide glauben, eine gegebene Regel der Form voraus. Für dieſe Regel denkſt Du Dir ein beſonderes nächſtes Princip, das von dem Princip der Exiſtenz des Objects verſchieden iſt. Das Nichtbeſtimmtſein durch jenes Princip der Technik iſt alſo Dein Merkmal der Heautonomie.

Aber nun frag' ich weiter: woran erkennſt Du dies Nichtbeſtimmtſein von außen und von dem Princip der Technik? Dein Merkmal des Schönen beſteht in dem, was Du über die Urſachen der Beſtimmtheit in der Form wahrnimmſt. Aber was erkennen wir von dieſen Urſachen?

Hier iſt keine Succeſſion von Erſcheinungen, aus der Du eine Cauſalverbindung folgerſt. Du ahnſt die wirkende Urſache aus dem, was Du von der Endurſache wahrnimmſt. Eine Endurſache ſelbſt wird nicht wahrgenommen, ſondern bloß die Uebereinſtimmung einer Erſcheinung mit einer Idee.

In Deinem vorletzten Briefe ſagſt Du: „eine Form erſcheint frei, wenn wir den Grund derſelben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu ſuchen veranlaßt werden.“ Iſt dies Merkmal nicht bloß ſubjectiv, und zwar äußerſt relativ?

Was iſt der gegebene Stoff, das Objective einer Anſchauung, bei der wir den Grund der Form nicht außerhalb des Objects ſuchen? Meines Bedünkens die Uebereinſtimmung der Merkmale des Objects mit einem vorhandenen Begriffe. Für dieſen Begriff den-

ken wir uns ein nächſtes Princip, wodurch er realiſirt wird. Dies iſt das Innere des Objects.

Was in dem Objecte mit jenem Begriffe übereinſtimmt, iſt aus dieſem Innern erklärbar, und nur wo wir etwas jenem Begriffe Entgegengeſetztes finden, ſuchen wir einen Grund dazu außerhalb des Objects.

Auf dieſe Art gelangen wir zur Vorſtellung der Technik; um aber auch zur Vorſtellung der Freiheit zu gelangen, bedürfen wir noch eines zweiten Princips. Es werden Merkmale an dem Objecte wahrgenommen, die dem techniſchen Begriffe nicht widerſprechen, aber auch nicht durch ihn gegeben ſind, die von einer fremdartigen, aber nicht feindſeligen Natur zu ſein ſcheinen. Der Begriff beſtimmt gleichſam nur die äußerſten Grenzlinien der Form. Für das, was innerhalb dieſer Grenzlinien an dem Objecte bemerkt wird, ſcheint ein anderes Princip erforderlich zu ſein. — Wir entdecken nämlich auch in demjenigen, was innerhalb jener Grenzlinien an dem Objecte erſcheint, etwas Gemeinſames, eine Uebereinſtimmung. Aber dasjenige, womit dieſes Gemeinſame übereinſtimmt, iſt keine Idee, ſondern eine Empfindung.

Das Schauſpiel von Kraft und Widerſtand in den Elementen der Objecte weckt die Erinnerung an das Selbſtgefühl der Freiheit in dem betrachtenden Subjecte.

Wir unterſcheiden in uns ein Princip, das die Aeußerungen unſeres geiſtigen und thieriſchen Lebens zunächſt begründet, von dem Princip, wodurch unſere Form be-

gründet wird, an deren Entſtehung wir uns keines thätigen Antheils bewußt ſind. Wir unterſcheiden das Selbſthervorgebrachte von dem Gegebenen in uns.

Einen ähnlichen Unterſchied glauben wir auch in den Objecten zu bemerken.

Wir ſondern dasjenige ab, was durch das Princip der Technik beſtimmt iſt, als etwas Gegebenes, und denken uns für das Nichtgegebene ein beſonderes Princip, das unſerm eigenen Princip von Selbſtthätigkeit analog iſt.

Was dieſes Princip ſei, bedarf nicht erkannt zu werden; uns intereſſirt nur ſein Verhältniß gegen die Maſſe von Kräften, die ihm entgegenwirken — der Grad ſeiner Freiheit.

Hier laß mich heute ausruhen, und lebe wohl.

K.

N. S. Die Nachricht von dem neuen Kantſchen Werke war mir ſehr intereſſant; ſchicke es mir ja gleich, ſobald es fertig iſt. — Vielleicht hat die Kritik der Offenbarung, welche man ihm zuſchrieb, ihn veranlaßt, ſeine eigenen Ideen zu äußern. Mit ſeinem radicalen Böſen werde ich mich übrigens ſchwerlich ausſöhnen. Ich kenne keinen Satz der Dogmatik — ſelbſt die Ewigkeit der Höllenſtrafen nicht ausgenommen — der mir ſo verhaßt wäre. Auch kann ich mir keinen Beweis davon denken, der nicht auf einſeitigen Erfahrungen beruhte. Bei Erklärung

der chriſtlichen Mythologie hat Kant viel Witz zeigen können. Doch iſt auch in dem Stoffe eine gewiſſe Biegſamkeit, die dergleichen Bemühungen erleichtert. Wenn uns Kant nur nicht länger auf ſeine Metaphyſik der Sitten warten ließe! Oder iſt er vielleicht ſelbſt darüber noch nicht mit ſich einig? Wenigſtens wird es ihm ſchwer werden, auf ſeine Prämiſſen ein Gebäude von fruchtbaren Lehrſätzen zu gründen.

Von Deiner Theodicee habe ich große Erwartungen, und es freut mich ſehr, daß Du der dichteriſchen Muſe wieder einmal die Hand reichſt. Es iſt ſchön, daß nun einmal Deine Sammlung von Gedichten herauskommt. Von Deiner Anthologie habe ich ſeit langer Zeit kein Exemplar mehr. Huber habe ich das meinige leihen müſſen — und da werde ich es ſchwerlich wiederſehen. Sollteſt Du denn nicht mir von Schwaben aus ein Exemplar verſchaffen können? Cruſius druckt doch mit Didotſchen Lettern?

Du haſt ſehr wohlgethan, Deine Schweſter noch zu Dir zu nehmen. Noch hoffe ich dieſen Sommer Dich in Jena zu ſehen. Die zerbſter Tante beſucht uns zu Pfingſten. Auch die Herzogin von Curland wird vermuthlich hierherkommen, doch auch im erſten Theile des Sommers. Vom Julius an denke ich frei zu ſein, und dann müſſen wir Abrede nehmen, daß Deine Reiſe in's Reich nicht mit der meinigen collidirt. — — —

K.

Dresden, 7. März 1793.

Die Resultate Deiner Untersuchungen werden immer fruchtbarer, und in Deinem letzten Aufsatze über das Schöne in der Kunst finde ich besonders treffliche Winke für die höhere Kritik. Gesetzt, Deine Theorie gründete sich bloß auf Analogien desjenigen, was in dem Gebiete der Moral, der Natur und der Kunst in ihren verschiedensten Aeußerungen für schön anerkannt wird: so hätte sie schon jetzt durch Wichtigkeit für die Gesetzgebung des Geschmacks einen unbezweifelten Werth. Aber mir genügt daran nicht. Ich suche nach einer Demonstration Deiner Vordersätze, die die schärfste Probe aushält.

Ueber die Größe der Objecte giebt es eine Möglichkeit, unsere Erfahrungskenntniß durch Begriffe zu erweitern. Dies lehrt die Mathematik. Sollte es für die Qualität keine ähnliche Wissenschaft geben?

Kant mag uns immer zurufen, daß wir an den vorhandenen Objecten alles nur durch Erfahrung erkennen. Dies bezweifeln wir nicht. Auch der Mathematiker bedarf irgend einer Erfahrung, um die Größe eines besondern Gegenstandes zu erkennen. Aber eine einzige Erfahrung wird für ihn äußerst reichhaltig, wenn sie dem gegebenen Objecte eine Stelle unter einer gewissen Classe anweist, über die er vorher im Allgemeinen gedacht hat. Bei diesem Nachdenken nämlich wurden die eigenthümlichen Merkmale einer Classe in einen Begriff zusammengefaßt, dieser Begriff mit andern Begriffen verglichen,

seine Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten und Verhältnisse wahrgenommen; und durch dieses Verfahren erlangte man eine Reihe von Gedanken, die durch die einzige Erfahrung, an welche sie angeknüpft werden, objective Realität erlangen. Daß in dem einzelnen Falle ein Triangel vorhanden ist, muß wahrgenommen werden; aber nun gilt von diesem Triangel als wahr, was von dem Begriffe des Triangels überhaupt als wahr galt.

Kant behauptet, daß wir die Lehrsätze der Mathematik nicht durch Begriffe (analytisch), sondern mittelst einer reinen Anschauung (synthetisch) erkennen. Diese reine Anschauung ist ein Analogon der Erfahrung. Der Begriff des Triangels, den wir selbst construiren, wird uns gleichsam ein wahrgenommenes Object — eine innere Erscheinung — etwas durch Einbildungskraft Gegebenes.

Aber ist diese reine Anschauung nur den mathematischen Begriffen eigenthümlich? Worin besteht eigentlich ihr Unterschied von der sinnlichen Anschauung? Mich däucht, darin, daß die Schranken (Umrisse) des Objects durch Selbstthätigkeit in der Vorstellung hervorgebracht werden. Der unendliche Raum ist gleichsam die Masse des Denkens. Aus dieser wird ein Theil durch die Einbildungskraft herausgehoben und abgesondert vorgestellt. Die Form dieses Stoffs ist nicht von außen bestimmt (gegeben), sondern durch die eigene Thätigkeit der Einbildungskraft (hervorgebracht).

Giebt es nicht auch eine andere Art von Masse, die

von der Einbildungskraft willkürlich geformt werden kann? Sollte es uns nicht gelingen, diese willkürlichen Formen zu *fixiren*, sie als gegebene Objecte, als Gegenstände der Erfahrung zu betrachten, und durch diese inneren Erfahrungen den Unterricht der äußeren Erfahrung fruchtbarer und vielumfassender zu machen?

Es giebt solche willkürliche Formen der Qualität unter den Namen: *Ideale*. Der Stoff dieser Ideale ist durch Erfahrung gegeben, aber in einzelnen Erscheinungen zerstreut. Durch die geistige Schöpfung im Gebiete der Einbildungskraft werden diese zerstreuten Elemente zusammengefügt, hier und da individuelle Bestimmungen und Einschränkungen hinweggedacht, die Theile zum Ganzen geordnet, und ihr gegenseitiges Verhältniß bestimmt. Dies geschieht, ohne das Bewußtsein äußerer Einwirkung, bloß durch die innere Thätigkeit der Denkkraft.

Ein solches Ideal beschäftigt entweder bloß die Einbildungskraft um seiner selbst willen, oder es wird in Beziehung auf wirkliche Objecte gedacht. — Im letzteren Falle ist sein Gebrauch entweder *kritisch* — das vorhandene Object wird mit dem Ideale verglichen und danach *geschätzt*, — *oder praktisch* — das Ideal wird realisirt, die objective Realität des Ideals wird Ziel der Thätigkeit.

Das Idealisiren setzt einen gegebenen Stoff von Qualität voraus, der in mehreren einzelnen Erscheinungen enthalten ist. Bei Entstehung der willkürlichen Form dieses Stoffes, welche wir ein Ideal nennen, werden ge-

wisse Theile des gegebenen Stoffs in das durch die Selbstthätigkeit der Denkkraft gebildete Ganze aufgenommen, und andere Theile davon ausgeschlossen. — Bei diesem Aufnehmen und Ausschließen liegt etwas Gemeinsames zum Grunde, welches in den Theilen des gegebenen Stoffs wahrgenommen wird.

Das Gemeinsame, wodurch sich der aufzunehmende Stoff unterscheidet, wollen wir positiv (Werth), und das, wodurch sich der auszuschließende unterscheidet, negativ (Unwerth) nennen. — Dieses Positive und Negative ist nach der individuellen Denkart jedes Subjects verschieden. Daher die Mannigfaltigkeit in den Idealen ebendesselben Objects in mehreren Köpfen. — Doch läßt sich dies Positive und Negative unter drei Hauptclassen bringen, deren Anerkennung mit dem Fortschritte der menschlichen Ausbildung im Verhältnisse steht.

Werth und Unwerth: A. In Beziehung auf die Wünsche und Bedürfnisse des einzelnen Subjects (individuell, Ideale des Nützlichen und Angenehmen).

B. In Beziehung auf irgend einen denkbaren objectiven Zweck, der durch einen Begriff bestimmt wird (relativ, Ideale des Vollkommenen).

C. In Beziehung auf einen dunkel geahnten subjectiven Zweck, dessen Analogon auf das Object übertragen wird (absolut, Ideale des Großen und Schönen).

Die letztere Classe bedarf einer umständlichen Erläuterung, die Du Dir selbst aus Deiner Theorie leicht geben kannst. Doch behalte ich mir vor, Deine Lehrsätze,

insofern ich damit einverstanden bin, nach meiner Art ausgedrückt, an obige Vordersätze anzuschließen. Dies wird im nächsten Briefe geschehen.

S.

Jena, 15. März 1793.

Ich hatte wieder eine Zeitlang Anfälle meines Uebels, und bin jetzt noch gar nicht recht im Stande; der Frühling bringt wieder alles bei mir in Bewegung. Erwarte deshalb heute nichts Ausführliches von mir. H. war zwei Tage hier und hat bei Schütz logirt. Ich habe ihn wenige Zeit allein sprechen können. Seiner Aeußerung nach ist der Schritt, seine Entlassung betreffend, eine geschehene Sache, die sich nicht ändern läßt, und die er für Uebereilung erkennt. Nimmt man ihn beim Wort, so wird er in der Schweiz seinen Sitz aufschlagen, und von einer politischen Zeitschrift, die französischen Angelegenheiten betreffend, leben, worüber er eben jetzt mit Voß in Berlin unterhandelt. Sein Vater, sagt er, könne das Geschehene zwar noch nicht recht verschmerzen, er ergebe sich aber darein, und spreche schon davon, auch seine Mutter dazu zu vermögen. Er will, nachdem er sich in Dresden gezeigt hat, sechs Wochen im väterlichen Hause noch zubringen und sich dann auf die Reise machen. Ueber seine Verbindung mit der F. ist sein Entschluß gefaßt. F. selbst ist der Einzige, der bei dieser Sache noch etwas gewinnt. In seinen jetzigen Umständen, wo er alles auf

das Spiel ſetzen muß, kommt es ihm ſehr zu ſtatten, daß er für keine Frau zu ſorgen hat. Die Kinder werden getheilt, und eins behält der Vater, das andere die Mutter.

Du haſt keinen Beſuch von ihm zu fürchten. Er hat es begriffen, daß er Dich nicht ſehen kann. Aber nach Dresden muß er, wie er ſagt; der Graf Görz hat ihm in Frankfurt einen Brief gebracht, worin ihm angedeutet wurde, dem Grafen das Archiv zu übergeben und ſich in Dresden zu ſtellen. Auf dieſe Andeutung, die von mehreren Winken über ſeine verdächtigen Grundſätze begleitet war, hat er eben jenen Brief geſchrieben, worin er um ſeine Entlaſſung bittet. Mehrere Monate vorher ſchon ſoll ihn Lucheſini aus Frankfurt haben entfernen wollen, welches er nach Hofe berichtete. Man ließ ihn viele Wochen ohne Antwort, bis endlich Graf Görz mit jenem Auftrage an ihn geſchickt wurde. Wie tief er ſich eigentlich eingelaſſen, weiß ich nicht; mir verſichert er, er habe keine Urſache zum Verdacht gegeben, aber da der Verdacht doch da ſei, ſo habe er es für unmöglich gehalten, länger in ſeinem Poſten zu bleiben.

Graf Redern hat ihn in Weimar geſprochen und ihm ſeine Uebereilung vorgeſtellt. Er hat aber weiter nichts ausgerichtet, als daß er jetzt zwar einſieht zu raſch gehandelt zu haben, aber den Schritt nicht mehr zurückthun kann.

Ueber D. hat er kein Wort verloren, und ich auch nicht. Weil ich in der kurzen Zeit, wo ich ihn allein

hatte, den Auftrag wegen der Briefe anzubringen vergaß, und ihn nachher nicht mehr zu ſehen kriegte, ſo habe ich es ihm geſchrieben, und zugleich dafür geſorgt, daß ihm der Brief eigenhändig zugeſtellt wird.

Ich denke, Du ſollteſt und könnteſt ihn jetzt vergeſſen. Dir ſelbſt haſt Du darüber, daß Du ihn beſſer beurtheilteſt, als er verdiente, keine Vorwürfe zu machen. Der Irrthum war ſehr verzeihlich, und ſeine Folgen ſollen, wie ich hoffe, nicht ſo ſchlimm ſein, als Deine jetzige leidenſchaftliche Stimmung Dich fürchten läßt. D. weiß jetzt genug, um ſich zu ſeinem Verluſt Glück zu wünſchen. Sie wird ihn vergeſſen, und Du wirſt dazu beitragen, ihr dieſes zu erleichtern.

Von der Ankunft der Herzogin von Curland bei Euch verſpreche ich mir viel Gutes für D. Hörteſt Du nichts mehr von K., und ob er Abſichten hat? Es wäre gar ſchön, wenn die Herzogin dieſe Verbindung zu Stande brächte.

Deine zwei Briefe will ich über vierzehn Tage beantworten, weil ich dieſe und die nächſte Woche damit zu thun habe, meine Vorleſung zu ſchließen.

Deine Einwürfe habe ich ſchon angefangen zu beantworten, aber ich brauche einige ganz freie Tage dazu, dieſe Materie in's Klare zu ſetzen. Dein letzter Brief enthält herrliche Ideen, aber auch davon werde ich noch ausführlich ſchreiben. Laß mich bald wieder von Dir und den Deinigen hören, und beſonders, daß Du heite-

rer bist. Es wäre herrlich, wenn wir diesen Sommer eine Zeitlang hier beisammen sein könnten.

Dein

S.

Jena, 22. März 1793.

Meinen Brief wirst Du, wie ich hoffe, nun schon seit acht Tagen haben. Ich hatte wieder einige ganz leidliche Tage, heute aber hat es mich wieder mitten unter der Vorlesung überfallen. Meine Existenz wird durch diese elenden Zufälle so zerrissen, daß ich in nichts recht fortfahren kann. In vier Tagen bin ich mit meinen Vorlesungen zu Ende, und dann kann ich unsere ästhetische Correspondenz wieder vornehmen, worauf ich mich freue.

H. hat mir geantwortet, daß die bewußten Briefe sich noch unter seinen Sachen in Frankfurt befänden, und also nicht eher, als bis er dahin zurückreiste, verabfolgt werden könnten. Er will sie an mich schicken, und seine Briefe wirst Du mir also zuschicken. Wenn es geschehen darf, so möchte ich doch einen einzigen von denjenigen Briefen lesen, die er seit zwei bis drei Jahren an D. geschrieben hat. Kannst Du es mit Deiner Zeit und D.'s Gewissen verantworten, so schreibe mir doch einen davon ab, oder bitte D. mir das Original zu schicken, ehe sie es mit den übrigen einsiegelt. Es liegt mir daran zu wissen, welchen Grad der Unwahrheit er sich erlaubt hat. Von nun an, dächte ich, könntet ihr ihn

völlig vergessen und ignoriren. Wäre Rache hier nöthig, so würde ich sagen, daß — — sie reichlich an ihm ausüben wird.

Uebrigens ist er jetzt sehr à son aise. Er will gehört haben, daß man ihm eine Pension von zweihundert Thalern lassen werde. Zweihundert Carolinen hat ihm Voß in Berlin für seine politische Zeitschrift jährlich zugesagt. Mit seinem Vater steht er gut, wie er schreibt, und von seiner Mutter hofft er, sie werde sich geben. Ueber das Uebrige mehr, wenn ich besser bin. Jetzt ist meine Schreibkraft erschöpft. Mache ja, ich bitte Dich, daß Dein Plan mit Jena zu Stande kommt. Das wäre mir eine frohe Aussicht für dieses Jahr.

S.

Dresden, 27. März 1793.

Herr von Münchhausen, der Dir als Schriftsteller durch sein Werkchen über Lehrherrn und Dienstmann vielleicht bekannt ist, wird Dir diesen Brief nebst vielen Grüßen von uns allen überbringen. Er ist sehr oft in unserem Hause gewesen, und seine Bekanntschaft wird Dir lieb sein. Bei dem hiesigen Landtage hat er eine bedeutende Rolle gespielt. Er ist ein unabhängiger reicher Gutsbesitzer in Thüringen, der Lust zu haben schien, bei dieser Gelegenheit nach seiner Ueberzeugung zu reden. Anfänglich fürchtete man in ihm einen zweiten Mirabeau, und Hof und Minister kamen ihm mit Höflichkeiten zu-

vor. Sein Buch, das zum Theil etwas dunkel geſchrieben iſt, verſtanden viele nicht, und fanden Demokratismus darin; aber meines Erachtens iſt er nichts weniger als Demokrat, ſondern ein veredelter Ariſtokrat, der die Vorzüge des Adels vertheidigt, aber dem Adel auch zumuthet, ſie zu verdienen. In Anſehung des letzteren Punktes mag er hier tauben Ohren gepredigt haben, und reiſt nicht mit ſonderlicher Zufriedenheit von hier wieder ab. Uebrigens ſcheint es ihm weder an Kopf noch an Charakter zu fehlen. — Lebe wohl. Von anderen Dingen nächſtens.

Dein

K.

Dresden, 28. März 1793.

Zwei Briefe von Dir liegen vor mir, die noch unbeantwortet ſind. Durch Herrn von Münchhauſen wirſt Du ein Paar Zeilen erhalten, aber nur ſo viel, als nöthig war, um ihn bei Dir einzuführen. Von aestheticis erhältſt Du heute noch nichts. Müßig bin ich nicht geweſen; aber ich möchte gern noch einen Schritt weiter kommen, ehe ich Dir wieder darüber ſchreibe. Alſo heute von dem, was uns näher liegt.

Deine Rückfälle ſind äußerſt verdrießlich; aber im Ganzen genommen, glaub' ich, kannſt Du doch mit dieſem Winter zufrieden ſein. Die Anfälle waren doch ſeltner und weniger heftig, ungeachtet Du im vorigen

Sommer Dich nicht völlig ſo ſehr ſchonen konnteſt, als ich gewünſcht hätte. Von dieſem Sommer, da Du von aller drückenden Arbeit frei biſt, verſpreche ich mir mehr. Ich wollte nur, daß Du jetzt noch keine Vorleſungen hielteſt. Meine Hoffnung, Dich in Jena zu ſehen, wird immer mehr zur Gewißheit. Meine Collegen ſind im vorigen Jahre in Bäder gereiſt; ich will diesmal auch eine Brunnencur für meinen Kopf brauchen, der im dresdner Klima von Zeit zu Zeit einer Portion Pyrmonter bedarf. Wir haben einen Plan gemacht, wie wir mit Kindern und Geſinde vierzehn Tage in Jena zubringen können, ohne Euch und uns in Verlegenheit zu ſetzen. Du wohnſt in einem Garten; überlaß uns Dein Stadtlogis. Am Tage ſind wir bei Dir, unſere Kinder und Geſinde werden bei den alten Mamſells beköſtigt, und wir ſchlafen in Euren Zimmern. Außer uns will zu gleicher Zeit Graf Geßler nach Jena kommen, und vielleicht noch mehr Leute. Dies alles wird aber erſt im letzten Theile des Sommers geſchehen, wie ich vermuthe. Zu Pfingſten beſucht uns die zerbſter Tante und bleibt ein Paar Wochen. Dann geht D. vermuthlich mit der Herzogin (die jetzt in Berlin iſt) nach Carlsbad, und ſowie ſie zurückkommt, geht's an die Reiſe. Sei Du nur hübſch geſund, daß uns die Freude nicht verdorben wird.

H. iſt für mich geſtorben. Nach den Feiertagen, ſchreibt mir K., wird er hier eintreffen. Ich danke Dir, daß Du die Zurückgabe der Briefe von ihm ausgewirkt

haft. Die ſeinigen werde ich Dir ſchicken, und D. wird einen ausſuchen, der Dir mitgetheilt werden ſoll. Faſt zweifle ich an K.'s Abſichten auf D. Ich hoffte immer, daß er dieſen Winter heraufkommen würde; aber er hat erhebliche Abhaltungen gehabt. Die nächſte Zuſammenkunft wird entſcheidend ſein. Wäre D. vor zwei Jahren frei geweſen, ſo wäre ſie jetzt K.'s Frau.

Dein

K.

Jena, 7. April 1793.

Heute habe ich endlich meinen Auszug in den Garten gehalten, und bin nicht wenig froh, daß ich Feld und Himmel ſehe. Dieſen ganzen Winter kam ich kaum fünfmal in's Freie, und nun iſt mir zu Muth wie einem Gefangenen, der zum erſtenmal wieder an's Tageslicht kommt. Jetzt erwarten mich noch fünf Tage, die ich einer nicht gar angenehmen Arbeit widmen muß, dann komme ich zu meiner Schönheit und zu unſerer Correſpondenz zurück.

Unſere Zuſammenkunft im Sommer wird uns ſehr wohlthun, und ſie macht mir ſchon jetzt in der Erwartung frohe Augenblicke. In unſerem Stadtlogis könnt Ihr zwar nicht wohnen, denn das haben wir ganz aufgegeben, weil es keine Küche hat, und wir jetzt eine eigene Menage angefangen haben. Meine Geſundheit vertrug ſich mit der Koſt nicht länger, die wir bei un-

ſeren Mamſells hatten. Dieſer Umſtand darf Euch aber gar nicht verlegen machen, denn aller Wahrſcheinlichkeit nach miethe ich mir noch im Sommer eine neue Wohnung in der Stadt, die dann zu Eurer Diſpoſition iſt; und ſollte ich vor Michaelis keine finden, die unbeſetzt wäre, ſo ſind mir ſchon jetzt verſchiedene Wohnungen bekannt, die auf einige Wochen zu haben ſein werden. Du darfſt mir nur in dieſer Zeit einmal beſtimmt ſchreiben, wieviel Zimmer, Betten u. dgl. Du nöthig haben wirſt.

Herrn v. Münchhauſen habe ich geſprochen und einen intereſſanten Mann an ihm gefunden. Er iſt zwar keiner von denen, die ſich im erſten Augenblicke entſchleiern, und wir waren kaum eine Stunde beiſammen; aber er wurde doch am Ende ziemlich warm, und wahrſcheinlich wären wir uns näher gekommen, wenn nicht ein Beſuch uns unterbrochen hätte. Ich vergaß ihn nach dem Namen ſeines Gutes zu fragen; ſchreibe mir es doch, wenn Du es weißt.

Du ſchreibſt noch von anderen dreßdner Menſchen, die nach Jena kommen würden: wer ſind dieſe?

Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die geſtochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freie Wahl gelaſſen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag.

S.

Dresden, 26. April 1793.

Immer habe ich einen Brief von Dir mit neuem Vorrath zum Kallias erwartet und meine eigenen Materialien zur Antwort aufgespart. Von mir erhältst Du heute nichts von dieser Art. Ich bin zu zerstreut, um meine Ideen sammeln zu können.

Zu Deiner Wohnung im Garten wünsche ich Dir Glück. Genieße nur diesen Sommer ungestört. Keine Vorlesungen, keine dringende Arbeit — nur soviel Geistesthätigkeit, als zu einer gesunden Existenz nöthig ist.

Zu der Wallfahrt nach Jena hat sich besonders Graf Geßler und ein junger Regierungsassessor von Senf gemeldet, eine meiner jetzigen liebsten Bekanntschaften. Es ist ein denkender Kopf, und er hat eine Seele, die sich gern für das Große und Schöne erwärmt. Seine Bescheidenheit giebt ihm in seinem Aeußeren eine gewisse Schüchternheit, die ihn in der großen Welt immer zurücksetzen wird. Aber in freundschaftlichen Zirkeln fehlt es ihm auch nicht an Fröhlichkeit. Münchhausen kommt auch vielleicht zu eben dieser Zeit wieder nach Jena. Kurz, es wird ein hübscher Zirkel werden, in dem wir uns Abends herumdrehen können, wenn wir die Vormittage über uns müde gesprochen haben. Mir wird es sehr gedeihlich sein, einmal alle prosaische Verhältnisse vergessen und in einer besseren Welt leben zu können. Sei Du nur brav gesund. Mit mir ist's diesen Winter vortrefflich gegangen, und ich spüre keinen Rest meiner

ehemaligen Zufälle. — Von Ramberg erwarte ich viel für Deinen Kallias. Ich hätte ihn gern hier gesehen; aber wie ich höre, reist er nach Berlin.

Ueber beiliegendes Predigtbuch wirst Du Dir schon den Kopf zerbrochen haben, was Du damit anfangen sollst. Aber ich will Dir nicht zumuthen darin zu lesen, ungeachtet ich eine dieser Predigten wirklich mit Zufriedenheit gehört habe. Den Verfasser kenne ich als einen schätzbaren jungen Mann, und als einen aufgeklärten Theologen, der seine Bestimmung mit Eifer zu erfüllen sucht. Er hat dies Exemplar für die Unternehmer der Literaturzeitung bestimmt, und wünscht von einem billig denkenden Manne beurtheilt zu werden. Er unterwirft sich jeder Kritik, nur wünschte er auf eine Art behandelt zu werden, wodurch sein jetziges Ansehen bei seiner Gemeinde, wovon seine Nutzbarkeit abhängt, nicht zu viel verlöre. Seine Bescheidenheit hat diese Furcht bei ihm erweckt, ungeachtet ich nicht glaube, daß er Ursache dazu hat. Dir übergebe ich sein Anliegen. Du wirst schon Gelegenheit finden, es auf gute Art zu besorgen.

K.

H. ist hier gewesen, und wir haben ihn glücklicherweise nirgends getroffen. — Münchhausens Gut ist Steinburg bei Kloster Häseln.

Jena, 5. Mai 1793.

Ich habe Dich lange auf Nachrichten von mir warten laſſen, und auch heute erhältſt Du nur einige Zeilen. Mein Uebel hat mir in dieſem unfreundlichen April ſehr hart zugeſetzt und alle Luſt am Denken und Schreiben verdorben. Gern hätte ich unſeren äſthetiſchen Briefwechſel wieder fortgeſetzt, aber einige dringendere Arbeiten müſſen noch vorher expedirt ſein. Darunter gehört vorzüglich die Reviſion meiner Gedichte, von denen ich fürjetzt einige zum Abdruck bereit halten muß. Ich fürchte, die Correctur wird ſehr ſtreng und zeitverderbend für mich ſein; denn ſchon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiſte Correction hat, koſten mir unſägliche Arbeit, da ich kaum mit funfzehn Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir die Künſtler machen, und an die neuen in petto will ich noch gar nicht denken. Meine Sammlung wird, drei neue Gedichte mit eingerechnet, nicht über zwanzig Stücke enthalten. Suche ſie doch aus. Ich möchte gern wiſſen, ob wir in der Wahl übereinſtimmen.

Ich laſſe ſie hier drucken, weil mir alles daran liegt, die Correctur ſelbſt zu haben. — Die Schwärze abgerechnet, für die vielleicht ſich noch Rath ſchaffen läßt, wird die Schrift und die Behandlung der Didotſchen nicht viel nachgeben. Ich kann es nicht gut leiden, daß Verſe, auch wenn ſie noch ſo lang ſind, gebrochen werden; und um dieſes zu verhüten, laſſe ich das größte

Octav auf Schweizerpapier nehmen. Mehr als ſechszehn Zeilen kommen nicht auf eine Seite zu ſtehen. Schon dieſes macht die Edition ſplendider. Es iſt mir alles unumſchränkt überlaſſen, und da das Ganze ohnehin nicht über neun oder zehn Bogen beträgt, ſo bleibt das Buch immer wohlfeil, auch wenn das Papier noch ſo hoch zu ſtehen kommt.

Ueber meine Schönheitstheorie habe ich unterdeſſen wichtige Aufſchlüſſe erhalten, und ein bejahendes objektives Merkmal der Freiheit in der Erſcheinung iſt nun gefunden. Ich habe zugleich meinen Kreis erweitert, und meine Ideen auch an der Muſik geprüft, ſoweit ich mit Sulzer und Kirnberger kommen konnte. Darüber erwarte ich von Dir noch mehr Licht; aber das wenige, was mir jetzt aufgegangen iſt, giebt meiner Theorie eine herrliche Beſtätigung. Solleſt Du ein Buch über Muſik für mich wiſſen, ſo melde mir's doch.

Ich muß ſchließen; wenn die Herzogin noch bei Euch iſt, ſo empfiehl mich ihrem Andenken. Sie war vor einigen Jahren ſo höflich, mich grüßen zu laſſen.

Dein

S.

Dresden, 11. Mai 1793.

Es iſt mir bange vor der zu ſtrengen Reviſion Deiner Gedichte. Du haſt Deine Manier geändert. Vieles muß Dir jetzt mißfallen, was die Spur einer jugendlichen

Wildheit trägt, was aber vielleicht gerade für den Geiſt einiger, in ihrer Art ſehr ſchätzbaren Arbeiten paſſend iſt. Verſtöße gegen Sprache und Verſification brauchſt Du nicht zu dulden. Aber ſchon gegen eine gewiſſe Ueppigkeit der Bilder wollte ich um Nachſicht bitten. Ich weiß, daß ſie der reifere Geſchmack nicht verträgt. Aber die Jahrzahl über jedem Gedichte iſt zu Deiner Rechtfertigung hinreichend. Ungleichheiten des Tons, die vielleicht hier und da aus Nachläſſigkeit entſtanden ſind, nehme ich nicht in Schutz. Aber für den Gedanken wünſchte ich die Forderungen der Wahrheit nicht zu ſtreng. Wenn er aus dem Charakter und der Situation des Redenden entſpringt, wenn er in ſich ſelbſt keinen Widerſpruch enthält, wenn er auch nur bei einem höheren Schwunge der Phantaſie verſtändlich iſt: ſo wäre es unverantwortlich, ihn aufzuopfern. Manche Gedichte haben einen Radicalfehler in der Anlage des Ganzen, entſchädigen aber durch die Vorzüge der einzelnen Theile. Dies ſcheint mir jetzt der Fall bei den Künſtlern zu ſein: dies Werk iſt nicht poetiſch, ſondern philoſophiſch gedacht. Derſelbe Stoff ſollte vielleicht erſt, noch ehe er dargeſtellt werden konnte, in einen dichteriſchen Nahrungsſaft verwandelt werden. Nur der ſubjective Totaleindruck aller dieſer Ideen war, däucht mich, der eigentliche Stoff für die Kunſt. Eine ſolche Abänderung aber würde Dich mehr Zeit koſten, als ein neues Gedicht, bei dem Du und das Publicum doch allemal mehr gewinnſt. Leider habe ich Deine Anthologie nicht mehr. Mein letztes

Exemplar hat Huber auf kurze Zeit von mir verlangt, und ich habe es nicht wiederbekommen. Um ein anderes zu bekommen, habe ich ſchon allerwärts aufgeſtellt, aber ohne Erfolg. Ich kann alſo leicht ein Gedicht vergeſſen, das Du aufnehmen willſt. Bei folgenden ſiebzehn würde ich gar keinen Zweifel haben: Künſtler, Götter Griechenlands, Freude, Reſignation, Freigeiſterei der Leidenſchaft, an Deinem Geburtstage, Freundſchaft, Vorwurf an Laura, Phantaſie an Laura, Laura am Clavier, Geheimniß der Reminiscenz, Hymne an die Liebe, Brutus und Cäſar, die Parzen, meine Blumen, Elegie am Grabe eines Jünglings, die gelehrte Frau.

Zu dem εὕρηκα in der Schönheitstheorie wünſche ich von Herzen Glück. Ich glaube auch von weitem ein Licht ſchimmern zu ſehen; aber noch habe ich mich ihm nicht nähern können. Theile mir nur bald mit, was Du gefunden haſt. Für Muſik weiß ich außer Rouſſeaus Dictionnaire nur etwa Burneys Geſchichte der Muſik vorzuſchlagen. Etwas Brauchbares über die Muſik der Alten wirſt Du vielleicht da finden.

Die Herzogin iſt noch hier, und koſtet mich manche Stunde. Sie dankt Dir ſchönſtens für Dein Andenken und empfiehlt ſich ihm ferner.

Dora läßt nebſt herzlichem Gruße Dich bitten, Deinem Lottchen zu ſagen, daß das für den Herrn v. Gleichen beſtellte Logis in der großen Frauengaſſe, beim Schwertfeger, drei Treppen hoch, No. 399, zu finden

iſt, und daß man es auch über den Monat zu einzelnen Wochen vermiethen wird.

Lebe wohl und genieße ungeſtört der ſchönen Jahreszeit.

K.

Jena, 27. Mai 1793.

Du mußt jetzt viel Geduld mit mir haben, und mir großmüthig creditiren. Das alte Uebel regt ſich bei dieſem unbeſtändigen Wetter ſo oft, und hält gewöhnlich ſo hartnäckig an, daß ich immer von drei Tagen zwei verlieren, und in den guten Intervallen eilen muß, um nur das Nothwendige an meinen Geſchäften zu fertigen. Die Thalia darf nicht in Stocken gerathen, und ich werde durch meine Mitarbeiter gar zu ſchlecht unterſtützt. Deswegen habe ich mich dieſer Tage mit zwei Aufſätzen dafür beſchäftigt. Der eine handelt von Anmuth und Würde, der andere iſt über pathetiſche Darſtellung. Ich glaube, daß beide Dich intereſſiren werden.

Was Du mir über meine Reviſion der Gedichte ſchreibſt, finde ich ſehr richtig, und ſo überzeugend, daß ich große Luſt habe, dieſer Stellen Deines Briefes in meiner Vorrede zu den Gedichten zu erwähnen. Vor der Durchſicht der Künſtler iſt mir am meiſten bange. Meine Ideen über Kunſt haben ſich ſeit der Zeit merk-

lich erweitert, meine Geſichtspunkte ſich verändert, manche Meinungen ſich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich geſtehen, daß ich noch ſehr viel philoſophiſch-richtiges in den Künſtlern finde, und darüber ordentlich verwundert bin. Ueber den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich mein Urtheil zu ſagen; er befriedigt mich gar zu wenig.

Unter den Gedichten, denen Du das Leben ſchenkſt, fehlen noch einige wenige, die mir der Erhaltung werth ſcheinen. — Hektor und Andromache iſt eins meiner beſten, und auch Amalie im Garten verdient Pardon. Unter denen an Laura iſt das: die Entzückung vergeſſen, welches eins der fehlerfreieſten iſt. Laura am Clavier hätte ich Luſt aufzuopfern. Es freut mich, daß Du der berühmten Frau haſt Gnade widerfahren laſſen.

Sobald die Götter Griechenlands fegelfertig ſind, ſollen ſie Dir vorgelegt werden. Ich denke, Du ſollſt geſtehen, daß mich die Muſen noch nicht verlaſſen haben, und daß die Kritik die Begeiſterung nicht verſcheuchte.

Beiliegende Broſchüre iſt der Pendant zu Deiner Predigt; aber ich habe ein Intereſſe mehr als Du, ſie Deiner Beſtellung zu empfehlen. Sie iſt von meinem Vater; und warum ſie gedruckt iſt, wirſt Du aus dem Inhalt erſehen. Ich wünſchte gar angelegentlich, daß Du die beiliegenden drei Exemplare in dieſenigen Hände brächteſt, wo ſie am beſten angelegt ſind — um Aufmerkſamkeit auf den Verfaſſer zu erregen. Du thuſt mir

einen großen Gefallen, wenn Du machen kannſt, daß der Inhalt derſelben in Dresden zur Sprache kommt.

Herr von Gleichen wird jetzt ohne Zweifel in Dresden angekommen ſein. Seine Bekanntſchaft wird Dir und der Minna vielleicht nicht unlieb ſein. Er liebt und verſteht Kunſt, malt ſchon ganz artig Landſchaften in Oel, und hat auch über die Theorie der Kunſt nachgedacht. An Kopf fehlt es ihm gar nicht, aber an Wiſſen. Er privatiſirt in Rudolſtadt, bei einem ſehr artigen Vermögen, und iſt dort etwas träg geworden. Uebrigens iſt er ein ſehr braver Menſch, und einer meiner beſten Freunde in hieſiger Gegend. Seine Frau iſt ein ſanftes und gutmüthiges Geſchöpf, eine der älteſten Bekannten meiner Lotte. Du wirſt es beiden bald abmerken, daß Du Dich nicht vor ihnen zu geniren brauchſt; vielmehr hoffe ich, daß ſie Dir eine angenehme Geſellſchaft ſein werden. Vielleicht verſchaffen ſie auch der Minna Unterhaltung, wenn Ihr einander etwas näher kommt.

Lebe wohl und grüße Dich ſelbſt und Minna recht herzlich von uns beiden. Es iſt ſchade, daß Du nicht hier ſein kannſt, die Inoculation vornehmen zu laſſen. Es wird jetzt ſtark inoculirt, und viele fremde Kinder ſind hergeſchickt worden. Alles geht glücklich von ſtatten.

Dein

S.

Dresden, 31. Mai 1793.

Dein langes Stillschweigen und die jetzige Witterung hat mich für Dich besorgt gemacht. Endlich muß es doch einmal warm werden, und dann, denk' ich, wirst Du Dich besser befinden; auch wir sind noch nicht auf dem Weinberge.

Daß Du etwas für die Thalia arbeitest, freut mich. Du darfst dies Journal nicht vernachlässigen, und ich wundere mich, daß Du nicht mehr unterstützt wirst. Der junge Mann, der den historischen Aufsatz über Malta gemacht hat, könnte, däucht mich, recht brauchbare Beiträge liefern; und von dieser Art sollten ja wohl auch im philosophischen Fache noch manche gute Köpfe in Jena zu finden sein.

Der Buchhändler Geßner aus Zürich — ein Sohn des Dichters, der in Leipzig studirt hat, und dem es nicht an Kopf mangelt — schreibt mir, daß er Scenen von einem Schauspiele, das Hottinger in Zürich nächstens herausgeben wird, durch die Thalia in's Publicum zu bringen wünschte. Ich habe ihm geantwortet, daß er mir sie schicken soll. Vielleicht gäbe dies einen Verkehr mit Hottinger, von dem Du manche lesbare Beiträge bekommen könntest. — Auf Deine ästhetischen Aufsätze bin ich sehr begierig. Ich habe bisher mehr mit dem Nützlichen als mit dem Schönen zu thun gehabt, d. h. ich habe das Testament des zerbster Onkels studirt, welches die Tante mir mitgebracht hat. Das Resultat ist

nicht tröſtlich. Die Tante hat höchſtens dreißigtauſend Thaler, worüber ſie frei disponiren kann; das übrige Vermögen bleibt ein beſtändiger Fonds der Fabrik, wovon die jetzigen Inhaber nur die Nutzungen erheben. Von dem Vermögen der Tante bekomme ich wenigſtens die Hälfte; aber dies beträgt etwa ſechshundert Thaler Einkünfte. Kurz, meine ehemaligen ökonomiſchen Hoffnungen ſind ſehr zuſammengeſchrumpft. Ich darf nicht mehr von Capitalien zehren, und muß das zu verdienen ſuchen, was mir an Beſoldung und Intereſſen zu meinen Bedürfniſſen fehlt. Uebrigens iſt die Tante ſehr freundlich und bleibt noch etliche Wochen bei uns.

D. iſt mit der Herzogin nach Carlsbad, und wird in ein Paar Wochen zurückkommen.

Es iſt ſchön, daß wir über die Reviſion Deiner Gedichte einverſtanden ſind. Schicke mir ja die Götter Griechenlands. Bei den Künſtlern iſt mir eingefallen, ob ſich der philoſophiſche Theil nicht von dem hiſtoriſchen abſondern ließe. Du erhielteſt zwei kleinere Ganze, die ſich beſſer zu der Einheit bequemen würden, die Du vielleicht hauptſächlich vermiſſeſt; und von einzelnen Theilen würdeſt Du ſehr wenig aufzuopfern brauchen. Gegen die drei Gedichte, die ich vergeſſen hatte, wüßte ich gar nichts einzuwenden. Ich hielt mich zu genau an die Zahl, die Du in Deinem Briefe beſtimmt hatteſt.

Von Herrn v. Gleichen habe ich noch nichts geſehen. Ich hoffe viel Angenehmes von ſeiner Bekanntſchaft. — Die Schrift Deines Vaters werde ich möglichſt bekannt

zu machen suchen; ein Exemplar habe ich schon dem alten Wagner gegeben. — Moritz ist hier gewesen, und ich hätte ihn gern kennen gelernt, aber es fand sich keine Gelegenheit dazu. Seine Heirathsgeschichte ist sehr abenteuerlich.

Zur Inoculation würde jetzt wohl der Carl noch nicht taugen; er hat gerade jetzt viel mit den Zähnen zu thun. Doch werden wir im August, wo ich Dich noch in Jena zu sehen hoffe, mit Hufeland darüber sprechen. — In meinem Kopfe sieht es jetzt ziemlich wüst aus. — Von Meßproducten hat mich noch wenig besonders erbaut. Das Kantsche Product macht mir durch seine nordische Härte und durch die unfruchtbare Künstelei an der Dogmatik unangenehme Empfindungen.

Herders herausgegebene Briefe zur Beförderung der Humanität scheinen eine vornehme Schriftstellerarbeit zu sein, wo es gewaltig an Salz gebricht.

K.

Jena, 20. Juni 1793.

Ich habe lange geschwiegen, aber ich denke diese Beilage soll mich hinlänglich rechtfertigen. Du hast aber auch ebenso lange geschwiegen — wirst Du auch eine Entschuldigung haben?

Ich habe diesen Aufsatz in nicht gar sechs Wochen verfertigt. Urtheile daraus, ob ich fleißig bin, und fleißig genug für einen Kranken. — Diese Arbeit hat mir

viel Freude gemacht, und, ich denke, keine ganz ungegründete. Betrachte ſie als eine Art von Vorläufer meiner Theorie des Schönen. Eins weiß ich voraus, wo ich Dich ſehr auf meiner Seite haben werde, und ich bin begierig zu erfahren, ob ich Dir darin werde genug gethan haben.

An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde ſie in Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg abhandeln, mit dem ich jetzt ſchon über dieſe Materie correſpondire. Ich bin ihm einen öffentlichen Beweis von Aufmerkſamkeit ſchuldig, und weiß, daß er nicht unempfindlich dagegen iſt. Außerdem habe ich bei einer ſolchen Einkleidung den großen Vortheil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichſam Pflicht wird, und daß ich mir aus meiner Unkunde im Dogmatiſiren hier noch ein Verdienſt machen kann, weil ſolche Briefe an einen ſolchen Mann es nicht wohl erlauben würden.

In der Theorie des Schönen werde ich auch die Principien der ſchönen Kunſt abhandeln, und da denke ich etwas zu leiſten. — Meine Gedichte ſollen aber deswegen nicht liegen bleiben. Aber ſchnell rücken ſie freilich nicht vor. — Glaubſt Du es nicht möglich machen zu können, daß Du zeitiger hier ſein kannſt? Ich bin ungeduldig auf unſere Geiſtesergießungen, und dann möchte ich auch durch Dich mit muſikaliſchen Ideen bekannt werden, weil ich dieſe Kunſt nicht zurücklaſſen kann und will.

S.

Das Schöne der Kunst.

Es ist von zweierlei Art:

a. Schönes der Wahl oder des Stoffes — Nachahmung des Naturschönen.

b. Schönes der Darstellung oder der Form — Nachahmung der Natur. Ohne das letzte giebt es keinen Künstler. Beides vereinigt macht den großen Künstler.

Das Schöne der Form oder der Darstellung ist der Kunst allein *eigen*. „Das Schöne der Natur, sagt Kant sehr richtig, ist ein schönes Ding; das Schöne der Kunst ist eine schöne Vorstellung von einem Dinge.“ Das Idealschöne, könnte man hinzusetzen, ist eine schöne Vorstellung von einem schönen Dinge.

Bei dem Schönen der Wahl wird darauf gesehen, *was* der Künstler darstellt. Bei dem Schönen der Form (der Kunstschönheit stricte sic dicta) wird bloß darauf gesehen, *wie* er darstellt. Das erste, kann man sagen, ist eine freie Darstellung der Schönheit, das zweite eine freie Darstellung der Wahrheit.

Da sich das erste mehr auf die Bedingungen des Naturschönen einschränkt, das letzte aber der Kunst eigenthümlich zukommt, so handle ich von diesem zuerst; denn erst muß gezeigt werden, was den Künstler überhaupt macht, ehe man von dem großen Künstler spricht.

Schön ist ein Naturproduct, wenn es in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheint. — Schön ist ein Kunstproduct, wenn es ein Naturproduct frei darstellt. — Freiheit der Dar-

ſtellung iſt alſo der Begriff, mit dem wir es hier zu thun haben.

Man beſchreibt einen Gegenſtand, wenn man die Merkmale, die ihn kenntlich machen, in Begriffe verwandelt und zur Einheit der Erkenntniß verbindet. — Man ſtellt ihn dar, wenn man dieſe verbundenen Merkmale unmittelbar in der Anſchauung vorlegt.

Das Vermögen der Anſchauungen iſt die Einbildungskraft. Ein Gegenſtand heißt alſo dargeſtellt, wenn die Vorſtellung deſſelben unmittelbar vor die Einbildungskraft gebracht wird. — Frei iſt ein Ding, das durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, oder ſo erſcheint. — Frei dargeſtellt heißt alſo ein Gegenſtand, wenn er der Einbildungskraft als durch ſich ſelbſt beſtimmt vorgehalten wird.

Aber wie kann er ihr als durch ſich ſelbſt beſtimmt vorgehalten werden, da er ſelbſt nicht einmal da iſt, ſondern in einem anderen bloß nachgeahmt wird; da er nicht in Perſon, ſondern durch einen Repräſentanten ſich vorſtellt?

Das Kunſtſchöne nämlich iſt nicht die Natur ſelbſt, ſondern nur eine Nachahmung derſelben in einem Medium, das von dem Nachgeahmten materialiter ganz verſchieden iſt. Nachahmung iſt die formale Aehnlichkeit des Materialverſchiedenen.

N. B. Architektur, ſchöne Mechanik, Gartenkunſt, Tanzkunſt u. dergl. dürfen für keine Einwendung gelten; denn daß auch dieſe Künſte ſich demſelben Principe unterordnen, ob ſie gleich entweder kein Naturproduct nach-

ahmen, oder kein Medium dazu brauchen, wird in der Folge ſehr evident werden.

Die Natur des Gegenſtandes wird alſo in der Kunſt nicht ſelbſt in ihrer Perſönlichkeit und Individualität, ſondern durch ein *Medium* vorgeſtellt, welches wieder:

a. ſeine eigene Individualität und Natur hat;

b. von dem Künſtler abhängt, der gleichfalls als eine eigene Natur zu betrachten iſt.

Der Gegenſtand wird alſo durch die *dritte* Hand vor die Einbildungskraft geſtellt; und da ſowohl der Stoff, worin er nachgeahmt wird, als der Künſtler, der dieſen Stoff bearbeitet, ihre eigene Natur beſitzen, und nach ihrer eigenen Natur wirken — wie iſt es möglich, daß die Natur des Gegenſtandes dennoch rein und durch ſich ſelbſt beſtimmt kann vorgeſtellt werden? — Der darzuſtellende Gegenſtand legt ſeine Lebendigkeit ab, er iſt nicht ſelbſt gegenwärtig, ſondern ſeine Sache wird durch einen ihm ganz unähnlichen fremden Stoff geführt, auf den es ankommt, wie viel jener von ſeiner Individualität retten oder einbüßen ſoll. Nun kommt alſo die fremde Natur des Stoffes *dazwiſchen*, und nicht dieſe allein, ſondern auch die ebenſo fremde Natur des Künſtlers, der dieſem Stoffe ſeine Form zu geben hat. Alle Dinge aber wirken nothwendig nach ihrer Natur.

Es ſind alſo hier dreierlei Naturen, die miteinander ringen: — die Natur des Darzuſtellenden, die Natur des darſtellenden Stoffes, und die Natur des Künſtlers, welcher jene beiden in Uebereinſtimmung bringen ſoll.

Es iſt aber bloß die Natur des Nachgeahmten, was wir an einem Kunſtproduct zu finden erwarten; und das will eigentlich der Ausdruck ſagen, daß es durch ſich ſelbſt beſtimmt der Einbildungskraft vorgeſtellt werde. Sobald aber entweder der Stoff oder der Künſtler ihre Naturen miteinmiſchen, ſo erſcheint der dargeſtellte Gegenſtand nicht mehr als durch ſich ſelbſt beſtimmt, ſondern Heteronomie iſt da. Die Natur des Repräſentirten erleidet von dem Repräſentirenden Gewalt, ſobald dieſes ſeine Natur dabei geltend macht. Ein Gegenſtand kann alſo nur dann frei dargeſtellt heißen, wenn die Natur des Dargeſtellten von der Natur des Darſtellenden nichts gelitten hat.

Die Natur des Mediums oder des Stoffes muß alſo von der Natur des Nachgeahmten völlig beſiegt erſcheinen. Nun iſt es aber bloß die Form des Nachgeahmten, was auf das Nachahmende übertragen werden kann; alſo iſt es die Form, welche in der Kunſtdarſtellung den Stoff beſiegt haben muß.

Bei einem Kunſtwerke alſo muß ſich der Stoff (die Natur des Nachahmenden) in der Form (des Nachgeahmten), der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erſcheinung verlieren.

Der Körper in der Idee: denn die Natur des Nachgeahmten iſt an dem nachahmenden Stoffe nichts Körperliches; ſie exiſtirt bloß als Idee an demſelben, und alles Körperliche an dieſem gehört bloß ihm ſelbſt, und nicht dem Nachgeahmten an.

Die Wirklichkeit in der Erſcheinung: Wirklichkeit heißt hier das Reale, welches an einem Kunſtwerke immer nur die Materie iſt, und dem Formalen oder der Idee, die der Künſtler in dieſer Materie ausführt, muß entgegengeſetzt werden. Die Form iſt an einem Kunſtwerk bloße Erſcheinung, d. i. der Marmor ſcheint ein Menſch, aber er bleibt, in der Wirklichkeit, Marmor.

Frei alſo wäre die Darſtellung, wenn die Natur des Mediums durch die Natur des Nachgeahmten völlig vertilgt erſcheint, wenn das Nachgeahmte ſeine reine Perſönlichkeit auch in ſeinem Repräſentanten behauptet, wenn das Repräſentirende durch völlige Ablegung oder vielmehr Verleugnung ſeiner Natur ſich mit dem Repräſentirten vollkommen ausgetauſcht zu haben ſcheint — kurz — wenn nichts durch den Stoff, ſondern alles durch die Form iſt.

Iſt an einer Bildſäule ein einziger Zug, der den Stein verräth, der alſo nicht in der Idee, ſondern in der Natur des Stoffes gegründet iſt, ſo leidet die Schönheit; denn Heteronomie iſt da. Die Marmornatur, welche hart und ſpröde iſt, muß in der Natur des Fleiſches, welches biegſam und weich iſt, völlig untergegangen ſein, und weder das Gefühl noch das Auge darf daran erinnert werden.

Iſt an einer Zeichnung ein einziger Zug, der die Feder oder den Griffel, das Papier oder die Kupferplatte, den Pinſel oder die Hand, die ihn führte,

kenntlich macht: so ist sie hart oder schwer; ist an ihr der eigenthümliche Geschmack des Künstlers, die Künstlernatur sichtbar, so ist sie manierirt.

Leidet nämlich die Beweglichkeit eines Muskels (in einem Kupferstich) durch die Härte des Metalls oder durch die schwere Hand des Künstlers, so ist die Darstellung häßlich; weil sie nicht durch die Idee, sondern durch das Medium bestimmt worden ist. Leidet die Eigenthümlichkeit des darzustellenden Objects durch die Geisteseigenthümlichkeit des Künstlers, so sagen wir, die Darstellung sei manierirt.

Das Gegentheil der Manier ist der Styl, der nichts anderes ist, als die höchste Unabhängigkeit der Darstellung von allen subjectiven und allen objectiv zufälligen Bestimmungen. — Reine Objectivität der Darstellung ist das Wesen des guten Styls: der höchste Grundsatz der Künste.

„Der Styl verhält sich zur Manier, wie sich die Handlungsart aus formalen Grundsätzen zu einer Handlungsart aus empirischen Maximen (subjectiven Grundsätzen) verhält. Der Styl ist eine völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen und Nothwendigen. (Aber unter dieser Erklärung des Styls ist auch daher das Schöne der Wahl mitbegriffen, wovon jetzt noch nicht die Rede sein soll.)“

Der große Künstler, könnte man also sagen, zeigt uns den Gegenstand (seine Darstellung hat reine Objectivität), der mittelmäßige zeigt sich selbst (seine Darstel-

lung hat Subjectivität), der ſchlechte ſeinen Stoff (die Darſtellung wird durch die Natur des Mediums und durch die Schranken des Künſtlers beſtimmt).

Alle dieſe drei Fälle werden an einem Schauſpieler ſehr anſchaulich.

1) Wenn Eckhof oder Schröder den Hamlet ſpielten, ſo verhielten ſich ihre Perſonen zu ihrer Rolle wie der Stoff zur Form, wie der Körper zur Idee, wie die Wirklichkeit zur Erſcheinung. Eckhof war gleichſam der Marmor, aus dem ſein Genie einen Hamlet formte; und weil ſeine (des Schauſpielers) Perſon in der künſtlichen Perſon Hamlets völlig unterging, weil bloß die Form (der Charakter Hamlets) und nirgends der Stoff (nirgends die wirkliche Perſon des Schauſpielers) zu bemerken war — weil alles an ihm bloß Form (bloß Hamlet) war, ſo ſagt man: er ſpielte ſchön. Seine Darſtellung war im großen Styl, weil ſie erſtlich völlig objectiv war und nichts Subjectives ſich miteinmiſchte; zweitens, weil ſie objectiv nothwendig, nicht zufällig war (wovon die Erläuterung bei einer anderen Gelegenheit).

2) Wenn Madame Albrecht eine Ophelia ſpielt, ſo erblickte man zwar die Natur des Stoffes (die Perſon der Schauſpielerin) nicht, aber auch nicht die reine Natur des Darzuſtellenden (die Perſon der Ophelia), ſondern — eine willkürliche Idee der Schauſpielerin. Sie hatte ſich nämlich einen ſubjectiven Grundſatz — eine Maxime — gemacht, den Schmerz, den Wahnſinn, den edlen Anſtand gerade ſo vorzuſtellen, ohne ſich darum zu bekümm-

mern, ob dieſer Vorſtellung Objectivität zukommt, oder nicht. Sie hatte alſo nur Manier, keinen Styl gezeigt.

3) Wenn Herr Brücke einen König ſpielt, ſo ſieht man die Natur des Mediums über die Form (die Rolle des Königs) herrſchen; denn aus jeder Bewegung blickt der Schauſpieler (der Stoff) ekelhaft und ſtümperhaft hervor. Man ſieht ſogleich die niedrige Wirkung des Mangels, weil es dem Künſtler (hier dem Verſtande des Schauſpielers) an Einſicht fehlt, den Stoff (den Körper des Schauſpielers) einer Idee gemäß zu formen. Die Darſtellung iſt alſo elend, weil ſie zugleich die Natur des Stoffes und die ſubjectiven Schranken des Künſtlers offenbart.

Bei zeichnenden und bildenden Künſten fällt es leicht genug in die Augen, wieviel die Natur des Darzuſtellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen iſt. Aber ſchwerer dürfte es ſein, dieſen Grundſatz nun auch auf die poetiſche Darſtellung anzuwenden, welche doch ſchlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Ich will verſuchen, Dir einen Begriff davon zu geben.

Auch hier, verſteht ſich, iſt noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, ſondern bloß von dem Schönen der Darſtellung. Es wird alſo vorausgeſetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität ſeines Gegenſtandes wahr, rein und vollſtändig in ſeiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object ſtehe ſchon idealiſirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor ſeiner

Seele, und es komme bloß darauf an, es außer ſich darzuſtellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieſes Object ſeines Gemüths von der Natur des Mediums, in welchem es dargeſtellt wird, keine Heteronomie erleidet.

Das Medium des Dichters ſind Worte: alſo abſtracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältniſſe durch Regeln beſtimmt werden, davon die Grammatik das Syſtem enthält. Daß zwiſchen den Sachen und den Worten keine materiale Aehnlichkeit (Identität) ſtattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn dieſe findet ſich auch nicht zwiſchen der Bildſäule und dem Menſchen, deſſen Darſtellung ſie iſt. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) iſt zwiſchen Worten und Sachen ſo leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck ſind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft miteinander verbunden. Indeſſen würde auch dies nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an ſich ſelbſt iſt, ſondern welche Vorſtellung es erweckt. Gäbe es alſo überhaupt nur Worte oder Wortfüge, welche uns den individuellſten Charakter der Dinge, ihre individuellſten Verhältniſſe, und kurz die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorſtellten: ſo käme es gar nicht darauf an, ob dies durch Convenienz, oder aus innerer Nothwendigkeit geſchähe.

Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgeſetze ſind ganz all-

gemeine Dinge, die nicht einem Individuum, ſondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher ſteht es um die Bezeichnung der Verhältniſſe, welche nach Regeln bewerkſtelligt wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar ſind, und nur durch eine beſondere Operation des Verſtandes einer individuellen Vorſtellung angepaßt werden. Das darzuſtellende Object muß alſo, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anſchauung verwandelt wird, durch das abſtracte Gebiet der Begriffe einen ſehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von ſeiner Lebendigkeit (ſinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Beſondere darzuſtellen, als die künſtliche Zuſammenſetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir ſtehende Leuchter fällt um“ iſt ein ſolcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt.

Die Natur des Mediums, deſſen der Dichter ſich bedient, beſteht alſo „in einer Tendenz zum Allgemeinen,“ und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe iſt) im Streit. Die Sprache ſtellt alles vor den Verſtand, und der Dichter ſoll alles vor die Einbildungskraft bringen (darſtellen); die Dichtkunſt will Anſchauungen, die Sprache giebt nur Begriffe.

Die Sprache beraubt alſo den Gegenſtand, deſſen Darſtellung ihr anvertraut wird, ſeiner Sinnlichkeit und Individualität, und drückt ihm eine Eigenſchaft von ihr

ſelbſt (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd iſt. Sie miſcht — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzuſtellenden, welche ſinnlich iſt, die Natur des Darſtellenden, welche abſtract iſt, ein, und bringt alſo Heteronomie in die Darſtellung deſſelben. Der Gegenſtand wird alſo der Einbildungskraft nicht als durch ſich beſtimmt, alſo nicht frei vorgeſtellt, ſondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verſtand gebracht; und ſo wird er entweder nicht frei dargeſtellt, oder gar nicht dargeſtellt, ſondern bloß beſchrieben.

Soll alſo eine poetiſche Darſtellung frei ſein, ſo muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe ſeiner Kunſt überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Conſtructionsgeſetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derſelben) beſiegen.“ Die Natur der Sprache (eben dieſe ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß ſich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erſcheinung verlieren. Frei und ſiegend muß das Darzuſtellende aus dem Darſtellenden hervorſcheinen, und trotz allen Feſſeln der Sprache in ſeiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Perſönlichkeit vor der Einbildungskraft daſtehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetiſchen Darſtellung iſt: „freie Selbſthandlung der Natur in den Feſſeln der Sprache.“

(Die Fortſetzung künftigen Poſttag.)

Jena, 1. Juli 1793.

Es wäre mir jetzt einer neuen Urſache wegen lieb, wenn wir noch im Julius hätten zuſammenkommen können. Wenn Du nicht hierherkommen könnteſt oder wollteſt, ſo käme ich mit meiner Frau ſehr gern nach Leipzig zu Euch, und bliebe dort ſo lange, als Du wollteſt. Oder beſtimme ſonſt einen Ort, welchen Du willſt. Ich wollte das Bad in Ronneburg vorſchlagen, wo wir alle zuſammen ganz ohne Zwang leben und zugleich vom Bade profitiren könnten. Es ſoll dort ein ſehr angenehmer Aufenthalt und wohlfeil zu leben ſein. Kurz, denke Dir irgend etwas aus, das uns früher zuſammenführen könnte, wenn auch ſchon auf mein Theil die größere Mühe und die weitere Reiſe fällt. Nur von Dresden ſelbſt und der Nachbarſchaft mußt Du um Deiner ſelbſt willen weg; denn Deine Geſundheit fordert eine Veränderung des Platzes, und uns würde die Reiſe dahin doch zu weit ſein.

Meine ſchwäbiſche Reiſe kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf; und ich bin ihm dieſe Liebe ſchuldig. Er iſt im October ſiebenzig Jahr alt, und alſo läßt ſich mit ihm nichts aufſchieben. Auch fordert es die Geſundheit meiner Frau auf's Dringendſte, geſchicktere und ſorgfältigere Aerzte zu gebrauchen. Ich rechne ſehr auf Gmelin in Heilbronn, wo ich meinen Wohnſitz aufzuſchlagen gedenke. Für meine eigenen Umſtände erwarte ich ſehr viel von

der Luft des Vaterlandes, und meine Abſicht iſt den Winter dort zu bleiben.

Hier überſchicke ich Dir abſchläglich ſechzehn Louisd'or. Vor einigen Wochen habe ich endlich das ſehnlich erwartete Geld aus Dänemark erhalten. Da ich eine große Reiſe vor mir habe, und die Unkoſten nicht abſehen kann, in die mich der Aufenthalt an einem fremden Orte, meine und meiner Frau Krankheit u. dergl. verwickeln dürften: ſo kann ich Dir nicht ſogleich ſchicken, was ich gern möchte, beſonders da unſere Beſoldungsgelder ſeit einiger Zeit nicht mehr richtig einlaufen, und Göſchen mich ſeit geraumer Zeit nicht bezahlt hat. Solltest Du aber vor der Hand mehr brauchen, ſo will ich hoffen, daß Du mich nicht auf Deine Unkoſten ſchoneſt; denn Göſchen muß herausrücken, ſobald Du willſt, und ich erwarte hierüber bloß einen Wink von Dir.

Jetzt bitte ich Dich um alles in der Welt, darauf zu denken, daß wir uns gewiß ſehen. Gewiß iſt es aber nicht, wenn wir es auf den Auguſt aufſchieben, wo die Geſundheitsumſtände Deiner Kinder und der Zuſtand meiner Frau einen Querſtrich dadurch machen können. Meine Schweſter von der Solitude iſt nicht gekommen, und wird es auch nun nicht mehr, da meine Mutter krank geworden, und ſie nicht reiſen kann. Meine Schwägerin iſt auch nach Schwaben in ein Bad gereiſt, und ſo ſind wir hier ganz verlaſſen, und niemand ſteht uns bei, wenn wir Hilfe nöthig haben ſollten. Ich für meine Perſon befinde mich aber jetzt viel beſſer, als ich lange

nicht geweſen; und wäreſt Du hier, ich würde Deiner einmal recht froh werden können. Wie lange es ſo halten wird, weiß der Himmel. Aber ich ſtärke mich doch in ſolchen freien Intervallen zu künftigen Prüfungen.

Dein

S.

Jena, 3. Juli 1793.

Nunmehr iſt es entſchieden, daß meine Frau gegen Ausgang September ſpäteſtens ihre Entbindung zu erwarten hat. Ich bitte Dich jetzt um alles, laß mich die Freude, die auf mich wartet, nicht mit dem Verluſt einer anderen büßen, auf die ich ſchon ſo ſicher gerechnet hatte, und fleh zu, daß Du gegen die Mitte *dieſes* Monats die Reiſe zu uns antreten kannſt. Ich muß jetzt ſchlechterdings in der erſten Woche des Auguſt fort, damit meine Frau einen ganzen Monat wenigſtens vor ihrer Entbindung in Ruhe bleiben kann; und in der erſten Zeit unſerer Ankunft in Schwaben iſt noch an keine Ruhe zu denken. Auch müſſen wir uns dort erſt einrichten, Anſtalten treffen u. dergl., wobei leicht vier Wochen hingehen. Kurz, Du ſiehſt, daß keine Zeit zu verlieren iſt; und nun hoffe ich, Du wirſt Dein Möglichſtes thun.

Ich kann Dir übrigens nicht genug ſagen, wie wohl mir jetzt um's Herz iſt: daß ich erſtlich von der Unruhe befreit bin, die mir die unerklärbaren und bedenklichen Zufälle meiner Frau ſchon ſeit drei Monaten verurſacht

haben, und nun auch der Vollendung häuslicher Glückſeligkeit von jetzt an entgegenſehen kann. Ich brauchte oft den ganzen Beiſtand der Philoſophie, um bei dem Anblick meiner leidenden Lotte, und beim Gefühl meiner eigenen verfallenden Geſundheit friſchen Muth zu behalten. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der anderen, die mich ſelbſt betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es iſt mir, als wenn ich die auslöſchende Fackel meines Lebens in einem anderen wieder angezündet ſähe, und ich bin ausgeſöhnt mit dem Schickſal.

Auch verſpricht mir dieſe große Veränderung eine vortheilhafte Kriſe für die Geſundheit meiner Frau, und der Arzt verſichert mir, daß er die beſte Wirkung davon hoffe. Auf mich ſelbſt wird die Verbeſſerung ihrer Geſundheit, und die freudenvolle Epoche, die mich erwartet, gewiß einen guten Einfluß haben. Geht nun auch das Wochenbett glücklich vorüber, und will mir der Himmel Mutter und Kind erhalten, ſo fehlt mir nichts Weſentliches mehr zu meiner Zufriedenheit. Lebe wohl und erfreue mich bald mit einer Antwort, wie ich ſie wünſche.

S.

Dresden, 7. Juli 1793.

Meinen herzlichen Glückwunſch zu Deiner Beruhigung über Lottchens Geſundheit, und zu der frohen Aus-

ſicht, die ſich für Euch beide eröffnet. Der Schriftſteller ſollte vielleicht, wie der Soldat, weder Ehemann noch Vater ſein. Aber wehe dem, der ſich auf die Schriftſtellerexiſtenz einſchränken wollte! In jüngeren Jahren iſt es möglich, bloß für die Kunſt zu leben; aber wenn die Momente der Begeiſterung ſeltener werden, und unſere Thätigkeit ſich mehr auf Geſchäfte des Fleißes, des Scharfſinns, des Geſchmacks einſchränkt — da wird das Bedürfniß dringender, ſich als den Mittelpunkt eines glücklichen häuslichen Zirkels zu ſehen, und in der Freude der Weſen, die uns angehören, ſich eine neue Quelle von Genuß zu eröffnen.

Dein vorletzter Brief hat mich traurig gemacht. Ich begriff die Nothwendigkeit wohl, unſere Zuſammenkunft zu beſchleunigen, aber auf meiner Seite ſehe ich nur im Geringſten nicht, wie ich es möglich machen kann. Urtheile ſelbſt! Vor ungefähr acht Wochen gehe ich zum Appellationsgerichts-Präſidenten und bitte um einen Monat Urlaub. Damals war mir die Zeit gleichgültig; und weil D.'s Zurückkunft aus Carlsbad ſich verziehen konnte, ſo hatte ich Urſache den Julius nicht zu wählen. Der Präſident ſchlug mir ſelbſt den Auguſt vor, weil er im Julius ſchon dem Appellationsrath Heydenreich Urlaub gegeben hätte. Wir werden eins darüber. Jetzt geſchieht die Umwechſelung bei den Senaten. Ich komme in den zweiten Senat, wo dieſer Heydenreich iſt. Eben dieſer Senat hat noch einen Kranken, der vielleicht nie wieder in's Collegium kommt. Alſo ſind außer mir nur noch

drei bürgerliche Räthe da. Dazu kommt, daß wegen einer neuen Einrichtung das Referiren jetzt öfter herumkommt. Wir hatten nämlich sonst einmal wöchentlich Plenum, wo der Turnus zum Referiren durch beide Senate geht. Jetzt fehlt es an Sachen zum Pleno, und wir referiren alle drei Sessionstage in den Senaten. Ich kann also jetzt schlechterdings nicht verreisen, ehe Heydenreich wiederkommt. Nicht um den Präsidenten; sondern meine Collegen, mit denen ich es so nicht verderben kann, ohne mir meine Existenz auf lange Zeit zu verbittern, haben fest auf mich gerechnet. Auch liegt in der Abreise zu so einer Zeit eine zu auffallende Unschicklichkeit.

Ich habe Dir dies alles detaillirt, um Dich ganz zu überzeugen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann. Dir kann ich nicht zumuthen Deine Reise aufzuschieben, weil die Niederkunft Lottchens herannaht; also werden wir wohl von dieser Hoffnung Abschied nehmen müssen. Laß uns einander nicht weich machen — wir sehen uns gewiß im künftigen Jahre. Deine jetzige Gesundheit giebt mir die schönsten Aussichten. Der Aufenthalt in Deinem Vaterlande wird Dir gewiß wohlthun. Dein Lottchen wird unter der Pflege Deiner Familie sich ganz wieder erholen, und auch für das kleine Wesen, das Dir sein Dasein verdankt, wirst Du weniger ängstlich zu sorgen haben, wenn die Erfahrung Deiner Mutter Dir beistehen kann. .

Das Geld, das Du mir geſchickt haſt, kommt mir jetzt ſehr gelegen, ſobald es Dir nicht ſchwer wird, es gerade jetzt zu entbehren. Ich ziehe auf Michaeli in ein anderes Logis, wo mir die erſte Einrichtung freilich einige Koſten machen wird. Es iſt auf dem freien Platze beim japaniſchen Palais, dem weißen Thore gegenüber. Ich habe faſt ein ganzes Haus und viel Bequemlichkeit, ſo daß Du beſſer logirt ſein wirſt, wenn Du wieder zu uns kommſt. Zwei Treppen hoch, wo ich allein wohne, iſt auch eine ſchöne Ausſicht über den Wall nach Neudorf längs der Elbe hin. Der Unterſchied des Preiſes iſt nicht beträchtlich.

D. iſt aus Carlsbad zurück, und die Herzogin jetzt hier bis auf den Dienſtag. Alsdann ziehen wir wieder auf den Weinberg, wo Minna, die jetzt auch oft kränkelt, eine Cur brauchen ſoll. Die Kinder ſind geſund und ich auch. Mein Carl würde Dir viel Freude machen. Man giebt mir ſchuld, daß ich den Jungen vorziehe. Wahr iſt's, daß ich mich mit ihm mehr beſchäftigen kann, als ich's mit Emma thun konnte.

Dein

K.

Jena, 17. Juli 1793.

Es iſt alſo mit unſerer Zuſammenkunft vorbei. Ich will mich um der Urſache willen, die ſie von meiner Seite rückgängig macht, in dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung

finden. Gegen die Gründe, die Du anführſt, iſt nichts einzuwenden. In Deiner Stelle würde ich auch nicht anders handeln. Du haſt recht: wir wollen einander nicht weich machen; denn in einem Jahre, wo nicht früher, ſehen wir uns doch gewiß wieder. Ich habe zu meiner Geſundheit ein weit beſſeres Vertrauen, als ich ſeit langer Zeit nicht hatte; und die Umſtände meiner Frau werden mir jetzt auch erträglicher, weil ich von ihrer Schwangerſchaft eine gute Kriſe aller bisherigen Krämpfe erwarte.

Die ſchönen Ausſichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwiſchen dieſen beiden Empfindungen der Natur innig wohl ſein.

Meine Abreiſe wird wahrſcheinlich nunmehr früher vor ſich gehen, vielleicht gleich mit Anfang Auguſt; denn je näher an der Zeit der Entbindung, deſto leichter können eintretende Krämpfe üble Folgen haben.

Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt ſich mächtig. Ich bin aber auch eilf Jahre davon getrennt geweſen, und Thüringen iſt das Land nicht, worin man Schwaben vergeſſen kann. Den Herzog von Würtemberg ſehe ich ſchwerlich, denn mein Aufenthalt iſt in Heilbronn, und Stuttgart werde ich nicht beſuchen. Ich habe ſchon meine Wohnung dort ausgemacht, und man hat mir vorläufig von dorther ſchon

viele Höflichkeit verſichert. Auf Gmelins Bekanntſchaft und magnetiſche Geſchicklichkeit bin ich ſehr neugierig. Er ſchreibt mir, daß er mit großen magnetiſchen Curen ſich nicht mehr abgebe, aber daß ſeine Ueberzeugung von der Wirkſamkeit dieſes Mittels nicht vermindert ſei. Ich werde Dir ausführlichen Bericht abſtatten, wie ich es gefunden habe.

Haſt Du S. Maimons Streifereien in das Gebiet der Philoſophie geleſen? Du wirſt viel Vortreffliches darin finden. — Lebe wohl und grüße M. und D. beſtens von uns beiden. Meine Frau wird nächſtens ſchreiben, wenn es ruhiger um uns iſt, denn dieſer Tage ſind wir nicht viel zu uns ſelbſt gekommen.

Dein

S.

Löſchwitz, 29. Juli 1793.

Dein langes Stillſchweigen hatte mich ſchon wegen Deiner Geſundheit beſorgt gemacht, und ich freue mich auch in dieſem Betracht über die Beilage Deines letzten Briefes. Krank biſt Du gewiß nicht bei dieſer Arbeit geweſen. Von meiner Geſundheit kann ich Dir freilich keinen ſolchen Beleg aufweiſen. Aber an Entſchuldigungen, warum nichts fertig geworden iſt, fehlt es mir nicht. Nur vor ein Paar Tagen hat mich die Tante mit ihrer Reiſegeſellſchaft verlaſſen. Ihre Gegenwart koſtete mir manchen Theil meiner Zeit, und verſtimmte mich nicht

ſolten. Auch war Carl nicht ganz wohl, und Minna hatte auch Unpäßlichkeiten, wobei ſie ſich weniger ſchonen konnte, weil D. noch immer in Carlsbad iſt.

Was Du über Kants Moralphiloſophie ſagſt, unterſchreibe ich mit ganzer Seele. Deine Apologie für Kant iſt ſinnreich, aber faſt glaube ich, daß Du ihm zuviel Ehre anthuſt. Vielleicht fehlt es ihm an Gefühl für moraliſche Schönheit; und von der Evidenz ſeines Moralſyſtems bin ich noch gar nicht völlig überzeugt. Was nöthigt uns denn, jede einzelne Handlung zu generaliſiren und als Maxime zu betrachten? Iſt es nicht eine höhere Vollkommenheit eines denkenden Weſens, ſich nach den individuellen Verhältniſſen, als nach allgemeinen Regeln, die doch immer nur Behelf des geiſtigen Unvermögens ſind, zu beſtimmen?

Es iſt ſchade, daß Deine Theorie des Schönen nicht zugleich mit dieſer Arbeit erſcheint. Anfang und Schluß des jetzigen Products können ſehr gut für ſich beſtehen, aber in der Mitte, bei der eigentlichen Analyſe des Begriffs: Anmuth, wünſchte man zuweilen wohl über einige verwandte Begriffe einen befriedigendern Aufſchluß zu haben.

In der Manier Deinen Stoff zu behandeln, haſt Du zu Anfang einen ſehr gefälligen Weg gewählt. Philoſophiſche Wahrheiten können vielleicht nicht mit mehrerer Anmuth vorgetragen werden, als unter dem Gewande einer reizenden Dichtung, in einem Commentar einer griechiſchen Fabel. In der letzten Hälfte dieſes Products finde ich etwas Aehnliches von der franzöſiſchen

Manier eines Rochefoucauld und anderer. Der Geist des Lesers wird auf eine angenehme Art beschäftigt und überrascht, wenn er auf feine und verkannte Unterschiede aufmerksam gemacht wird. Doch ist bei dieser Manier schon die Würde zu herrschend, und diese sollte, däucht mich, bei dem Vortrage der Philosophie — sowie bei der Tugend — der Anmuth subordinirt sein.

In der Gegeneinanderstellung der Anmuth und Würde habe ich besonders viel geistvolle und fruchtbare Bemerkungen gefunden. Was Du über den Unterschied zwischen Anmuth und Schönheit sagst, hat mich weniger befriedigt, und ich erwarte darüber noch Deine weitere Erklärung in der Analyse des Schönen.

Daß Du den Gedanken aufgegeben hast, die Resultate Deines Nachdenkens in der Form eines Dialogs aufzustellen, thut mir leid. Ich liebe diese Einkleidung sehr. Indessen kann ich gegen die Gründe nichts einwenden, die Dich zu der Briefform bestimmen.

Vor dem August kann meine Reise auf keinen Fall vor sich gehen, und ich wünsche, daß auch dann kein Hinderniß eintreten möge. Hier in Löschwitz gehen die Blattern herum; und es ist zu verwundern, wenn meine Kinder nicht angesteckt werden. Carl hat jetzt mit den Augen- und Spitzzähnen oft noth genug, daß ich jetzt keine Inoculation wagen darf. — Auf den zweiten August erwarte ich D. zurück. Ich wünsche nur, daß wir sie nachher nicht wieder entbehren müssen. Die Herzogin möchte sie gar zu gern länger bei sich haben. K.

Löschwitz, 9. Auguß 1793.

Dieſer Brief findet Dich vielleicht ſchon in Deinem Vaterlande. Bis ich Deine Adreſſe weiß, ſchicke ich die Briefe noch nach Jena. Ich bin neugierig auf den Eindruck, den jetzt Schwaben auf Dich machen wird, nach allem, was Du ſeit Deiner Abweſenheit erfahren haſt. Mir iſt Schwaben nicht bloß um Deinetwillen lieb. Ich habe manchen jungen Mann aus Oberdeutſchland kennen gelernt, bei dem man ſich über jugendliche Geiſteskraft freuen konnte, während daß man hier zuweilen etwa die Oberfläche mehr abgeſchliffen, aber deſto mehr Frivolität, Schlaffheit und Weltheit bemerkt.

Es kommen jetzt zwei junge Leute oft in unſer Haus, die viel Gutes haben, aber bei denen mir doch ſelten recht wohl wird. Der eine iſt fröhlich, natürlich-gutmüthig, aber leer; der andere hat mehr Talent und Ausbildung, aber einen Hang zum Bedenklichen und Tragiſchen im Umgange, der ihn oft läſtig macht. Der letztere heißt von Senft. Kantſche Philoſophie iſt ſeine Hauptliebhaberei; doch hat er auch Sinn für Kunſt. Aber er läßt ſich aus Weichlichkeit von ſeinen Verwandten beherrſchen, die ihn in ein juriſtiſches Joch ſpannen, damit er bald eine einträgliche Stelle bekommt, und man von ihm zehren kann.

Von Deiner Ankunft in Heilbronn erwarte ich nun bald Nachricht. Auch über Gmelin vergiß mir nicht zu ſchreiben. Maimons Streifereien ꝛc. kenne ich noch nicht.

Aber aus anderen kleinen Aufſätzen iſt er mir als ein Mann von vorzüglichen philoſophiſchen Talenten bekannt. — Um Moritz iſt es doch ſchade; bei den berliner Bemühungen um die deutſche Sprache erwartete ich beſonders viel Gutes von ihm.

Wirſt Du nicht einmal wieder Muße zu einer dichteriſchen Arbeit finden? Wie ſteht's mit der Ausgabe Deiner Gedichte?

Mit meiner Schriftſtellerei geht es betrübt. Noch habe ich die wenigen Bogen über den ſpaniſchen Succeſſionskrieg nicht zu Stande bringen können. Wehe mir, wenn dies mein Erwerb ſein müßte!

Dein

K.

Heilbronn, 27. Auguſt 1793.

Ich ſchreibe Dir ſehr ſpät, lieber Körner, weil die Ermüdung von der Reiſe, übles Befinden und Zerſtreuungen mich ſeither gar nicht zum Schreiben kommen ließen. Wir ſind am achten dieſes Monats nach einer zwar beſchwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien Reiſe glücklich hier angelangt. Meine Frau hat die Strapazen ſehr gut ausgehalten, und befindet ſich ſehr wohl. Mit mir iſt es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie Du denken kannſt, ſehr vergnügt über unſere Wiedervereinigung. Mein Vater iſt in ſeinem ſiebenzigſten Jahre das Bild eines geſunden

Alters; und wer ſein Alter nicht weiß, wird ihm nicht ſechszig Jahre geben. Er iſt in ewiger Thätigkeit, und dieſe iſt es, was ihn geſund und jugendlich erhält. Meine Mutter iſt auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrſcheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngſte Schweſter iſt ein hübſches Mädchen geworden, und zeigt viel Talent; die zweite Schweſter verſteht die Wirthſchaft ſehr gut, und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie.

Es iſt hier theurer zu leben, als in Jena. Lebensmittel, Wohnung, Holz ſind koſtbare Artikel. Der hohe Preis der erſten aus den Gaſthöfen nöthigte mich, ſogleich auf eine eigene Menage zu denken, und die Erforderniſſe dazu haben mich freilich etwas Beträchtliches gekoſtet; aber demungeachtet iſt der Unterſchied ſo beträchtlich, daß die ganze Auslage einer wirthſchaftlichen Einrichtung mit demjenigen bezahlt ſein wird, was ich durch eine eigene Oekonomie in drei Monaten erſparen kann.

Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen. Dieſer hat übrigens meinem Vater doch auf ſein Anſuchen erlaubt, mich etlichemal in Heilbronn zu beſuchen. Stuttgart habe ich noch nicht beſucht, und auch noch wenige meiner alten akademiſchen Bekannten geſehen. — In Gmelin fand ich einen ſehr fidelen Patron und einen verſtändigen Arzt. Für den Magnetismus iſt er noch ſehr eingenommen, übt ihn aber ſelten oder gar nicht mehr aus. So viel

ich aus den wenigen Gesprächen urtheilen kann, in die ich mich über diese Materie mit ihm einließ, so wird mein Glaube daran eher ab-, als zunehmen. Gmelin ist zum wenigsten der Mann nicht, der über Selbsttäuschung hinweg wäre, und in seinen Anpreisungen des Magnetismus ist mir zuviel Neigung für das Wunderbare. Hier in Heilbronn zweifeln viele sehr vernünftige Leute, die noch dazu Gmelins Freunde sind. Aber ich will und kann noch nicht von dieser Materie urtheilen.

Hier habe ich noch nicht viele Bekanntschaften, weil ich mich meistens zu Hause hielt. Die Menschen sind freier, als in einer Reichsstadt zu erwarten war; aber wissenschaftliches oder Kunstinteresse findet sich blutwenig. Einige literarische Nahrung verschafft mir eine kleine Lesebibliothek und eine schwach vegetirende Buchhandlung. Der Neckarwein schmeckt mir desto besser, und das ist etwas, was ich auch Dir gönnen möchte. So enorm theuer dieses Jahr alles, und besonders der Wein ist, so trinke ich doch für dasselbe Geld noch einmal soviel Wein, als in Thüringen, und zwar vortrefflich. — Lebt alle glücklich und vergnügt und denkt unserer mit Liebe.

Dein

S.

Ludwigsburg, 15. September 1793.

Wünsche mir Glück, lieber Körner, — ein kleiner Sohn ist da; die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und

ſtark, und alles iſt glücklich abgelaufen. Nicht ſechs Tage waren wir hier angelangt, ſo ging es los.

Ich habe Heilbronn verlaſſen, wo mir alle häusliche Bequemlichkeit fehlte, und für dieſe große Entbehrung keine Entſchädigung war. Hier bin ich vortrefflich logirt und meiner Familie, meinen Freunden um ein gutes Theil näher. Ludwigsburg iſt von Stuttgart und der Solitude nur drei Stunden. Die Stadt iſt überaus ſchön und lachend, und ob ſie gleich eine Reſidenz iſt, ſo lebt man darin auf dem Lande. Der Herzog, ſcheint es, will mich ignoriren, und das iſt mir gerade recht.

Dein

S.

Dresden, 22. September 1793.

Wohl Dir und Deinem Weibchen, daß Ihr nun auch in unſerem Orden ſeid. Es iſt ein eigener Genuß, ein ſolches kleines Weſen um ſich zu ſehen, das einem ſo nahe angehört. Wer dieſen Genuß entbehrt, lernt den Werth des Lebens nie vollſtändig kennen. — Wir freuen uns herzlich, daß alles ſo gut abgegangen iſt. Schreib' uns bald wieder, wie es in den Sechswochen geht.

Wenn Du freie Wahl hatteſt, ſo verdenke ich Dir nicht, daß Du Ludwigsburg Heilbronn vorzogſt. Es muß eine ſonderbare Empfindung bei Dir gemacht haben, Dich wieder in Deiner Heimath zu ſehen.

Humboldt gefällt mir recht wohl, und wir ſehen

uns oft. Er hat nicht gemeine Kenntniſſe in der alten Literatur und Talente zur Philoſophie. Als Schriftſteller fehlt es ihm noch an gewiſſen Handgriffen. Er weiß ſeine zum Theil ſehr guten und fruchtbaren Ideen nicht geltend zu machen. Seine Aufſätze haben etwas Trockenes und Unbefriedigendes, was mehr in der Form als im Stoffe liegt. Er fehlt, däucht mich, in der Anordnung, ſpannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt in's Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen u. dgl. Dies bemerke ich beſonders in einem geſchriebenen Aufſatze über das Studium des Alterthums, den er mir nebſt Deinen und Dalbergs Anmerkungen mitgetheilt hat. Die Dalbergſchen haben mich eben nicht erbaut. Er hat Humboldt größtentheils gar nicht verſtanden. Ueberhaupt habe ich bei H. noch wenig Geniales gefunden, aber Gefühl für allerlei Art von Vortrefflichkeit und Empfänglichkeit für große und vielumfaſſende Ideen. Im Umgange iſt er ſehr angenehm, durch eine gewiſſe Offenheit und Jovialität, die einem wohlthut. Ich wünſchte, daß er länger hier bliebe. Seine Frau iſt jetzt ſehr mit dem Kinde beſchäftigt, und dadurch für den Umgang weniger mittheilend. Göſchen hat mich ausgeſpannt: deß ſind wir froh, jo, jo! — Mauvillon fertigt den ſpaniſchen Erbfolgekrieg in vier Wochen, und für Göſchens Bedürfniß gewiß gut genug. Ich hatte mir eine Methode ausgedacht, dieſe Arbeit con amore zu ma-

chen; aber dazu war jetzt nicht Zeit. Abermals eine Erfahrung über das Unrentirende meiner Schriftstellerei.

Dein

K.

Ludwigsburg, 4. October 1793.

Meine kleine Familie ist noch immer recht wohlauf, und meine Frau ist in ihrem Wochenbette von den alten Zufällen freier geblieben, als jemals. Ich bin noch immer mit meinem alten Leiden geplagt, und die vaterländische Luft will noch gar keine Wirkung zeigen. Sonst bin ich mit dem hiesigen Aufenthalte ganz wohl zufrieden, die theure Lebensart ausgenommen, die in manchem Artikel selbst die theuren Preise bei Euch übersteigt.

Von meinen alten Bekannten sehe ich viele; aber nur die wenigsten interessiren mich. Es ist hier in Schwaben nicht soviel Stoff und Gehalt, als Du Dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form. Manche, die ich als helle, aufstrebende Köpfe verließ, sind ganz materiell geworden und verbauert. Bei einigen anderen fand ich noch manche der Ideen in Gang, die ich selbst ehemals in ihnen niederlegte: ein Beweis, daß sie bloße Gefäße sind. Unter den Besten ist der M. Conz, den Du, glaube ich, auch hast kennen lernen, und der sich sehr verbessert hat. In einer neuen Schrift von ihm, Analekten aus griechischen Dichtern ꝛc. findest Du einige Stücke von vielem Gehalt, unter vie-

lem Mittelmäßigen freilich. Einer meiner ehemaligen familiärſten Jugendfreunde, Dr. Höven von hier, iſt ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftſteller, wozu er ſehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem dreizehnten Jahre bis faſt zum einundzwanzigſten alle Epochen des Geiſtes gemeinſchaftlich durchwandert. Zuſammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philoſophie. Ich beſtimmte gewöhnlich ſeine Neigungen. Jetzt haben wir ſo verſchiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch mediciniſche Reminiscenzen hätte. Indeſſen hat doch die frühe Uebung im Styl und in der Poeſie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darſtellungsgabe in ſeine Medicin mitherübergebracht, die ihm die Schriftſtellerei darin ſehr erleichtert. — Unter den jungen Künſtlern in Stuttgart iſt Dannecker, ein Bildhauer, der beſte, und Hetſch weit vorzuziehen. Er hat in Rom, wo er viele Jahre lebte, ſeinen Geſchmack ſehr gut gebildet, hat ſehr ſchöne Ideen und führt ſie geiſtreich aus. Die Abhängigkeit von dem Herzoge, der ſie immer mit Arbeit drückt, ſchadet den hieſigen jungen Künſtlern ſehr. In Stuttgart bin ich noch nicht geweſen: anfangs des Wochenbettes meiner Frau wegen, und jetzt will meine Geſundheit es nicht leiden. — Der Herzog ſucht etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar nichts in den Weg. Meinem Vater hat er auf ſein Anſuchen ein Bad zu gebrauchen erlaubt, auf ſo lange Zeit, als er ſelbſt will; und dieſes Bad iſt nicht

weit von hier, ſo daß er glauben mußte, mein Vater wolle bloß mir näher ſein. Alles wurde auf der Stelle bewilligt, ſo nöthig er auch meinen Vater in ſeinem Poſten braucht.

Ich habe noch wenig arbeiten können; ja es giebt viele Tage, wo ich Feder und Schreibtiſch haſſe. So ein hartnäckiges Uebel, ſo ſparſam zugewogene freie Intervallen drücken mich oft ſchwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und nie konnte ich, wegen des elendſten aller Hinderniſſe, wegen körperlichen Drucks, weniger ausharren. An größere Compoſitionen darf ich gar nicht mehr denken, und bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann. — Ich habe jetzt wieder eine kleine Schrift, etwa wie Anmuth und Würde angefangen, die mir oft viel Freude macht. Sie handelt vom äſthetiſchen Umgang. Soviel ich weiß, hat man darüber noch nichts Philoſophiſches, und ich hoffe, Du ſollſt an der Ausführung ſehen, daß dieſe Materie von ſehr vielem Intereſſe iſt. Ueber das Naive werde ich gleichfalls einen kleinen Tractat, doch nur für die Thalia aufſetzen. Ich bin mit keiner Erklärung dieſes Phänomens, wie ſie in unſeren Theorien aufgeſtellt ſind, zufrieden, und hoffe etwas darüber zu ſagen, was mehr befriedigt.

Ich wünſchte, Du läſeſt die neue Schrift von Rambohr: Charis oder über das Schöne in bildenden Künſten. Sie iſt von zweierlei Seiten merkwürdig. Einmal als der elendſte Wiſch von der Welt, als Philoſophie des

Schönen betrachtet, was sie doch sein soll; und dann wieder als ein sehr brauchbares, ja vortreffliches Werk, was die empirischen Regeln des Geschmacks in bildenden Künsten betrifft. Man sieht überall, daß dieser Mann mit vortrefflichen Kunstwerken sehr vertraut ist, und daß es ihm gar nicht an Geist fehlt, seine Erfahrungen in Regeln zu ordnen; aber er ist verloren, wenn er zu den Principien hinaufsteigen will. Lies doch dieses Werk und sage mir Deine Meinung darüber.

Ich bin neugierig, welchen Nachfolger man Reinhold in Jena geben wird. Ich finde ihn schon nicht mehr, wenn ich zurückkomme. Fichte würde gewiß eine sehr gute Acquisition sein, und ihn, wenigstens dem Gehalt des Geistes nach, mehr als ersetzen.

Daß meine Krankheit mir in allem zuwider sein muß! Ich könnte es wahrscheinlich durchsetzen, in Weimar bei dem jungen Prinzen als Instructor angestellt zu werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Erziehungsplan mit ihm, da er jetzt doch zehn Jahr alt ist, erweitert; und da ich beim Herzog und auch bei der Herzogin sehr gut stehe, und man mir soviel weniger, als ich jetzt schon Besoldung ziehe, zu geben braucht, als einem anderen, so würde es gewiß gehen. Ich hätte dann in Weimar eine sehr erträgliche Existenz. Aber meine Zufälle lassen mich gar nicht daran denken, eine Verbindlichkeit zu übernehmen. Es wäre kein übler Posten bei unserem Prinzen, auch für künftige Hoffnungen, die mir jetzt, da ich ein Kind habe, weniger gleichgültig sind. -

Lebe wohl und laß mich bald etwas von Dir hören. Wenn ich dieſe Zeit her etwas ſeltener ſchrieb, ſo mußt Du es mir zu gut halten. Es ſoll alles wieder in's Geleiſe kommen, wenn ich erſt ruhiger bin; und ich kann Dir verſichern, Du biſt jetzt beinahe der Einzige, dem ich ſchreibe. Meine Frau grüßt herzlich; wenn es noch Zeit iſt, wird ſie vielleicht einige Zeilen beilegen. Minna iſt doch, wie ich hoffe, längſt wieder wohl? Tauſend Grüße an Euch alle von uns und auch von dem kleinen Carl Friedrich Ludwig.

E.

P. S. Der Brief iſt einen Poſttag liegen geblieben. Meine Frau erholt ſich täglich mehr, und iſt ſchon etlichemal ſpazieren geweſen.

Dresden, 21. October 1793.

Jeden Poſttag habe ich mit Sehnſucht einem Brief von Dir entgegengeſehen und immer mein Schreiben aufgeſchoben, weil ich Dir gern zugleich antworten wollte. Mache, daß Du wieder aus Schwaben kommſt; es war doch hübſcher, als wir nur etliche zwanzig Meilen von einander entfernt waren. — Heute endlich erhielt ich Deinen Brief vom vierten. Die Nachrichten von Deiner Frau und dem Kleinen haben uns ſehr erfreut. Aber daß Dich Dein Uebel noch nicht verlaſſen will, iſt traurig. Indeſſen darfſt Du deswegen den Muth nicht verlieren,

wenn Deine körperlichen Kräfte mit Deinen Entwürfen noch nicht im Verhältniſſe ſtehen. Eben dieſe Entwürfe ſind mir ein Beweis von beſſerer Geſundheit, und daß Du Dich vielleicht kränker fühlſt, als Du biſt.

Die Inſtructorſtelle bei dem Prinzen von Weimar ſollteſt Du Dir doch nicht entgehen laſſen. Deine Kränklichkeit hindert Dich nicht, ihm von Zeit zu Zeit ſehr nützlichen Unterricht zu geben. Es kommt hier nicht auf pedantiſche Pünktlichkeit, wie bei akademiſchen Vorleſungen an. Zur beſtändigen Aufſicht und dem eigentlichen Erziehungsgeſchäft wird ja ſchon jemand anders da ſein. Dies wird bei dem nunmehrigen Alter des Prinzen vermuthlich einem Adligen oder Officiere übertragen werden. Deine körperlichen Umſtände ſind bekannt; will man Dir die Stelle geben, ſo übernimmſt Du nicht mehr Verbindlichkeiten, als Du erfüllen kannſt. —

Ich habe ein Paar Wochen Ferien gehabt, und dies hat beiliegendes Product zur Welt gebracht. Vielleicht kannſt Du es für die Thalia brauchen. Ich bin einmal Deinem Rathe gefolgt, und habe am Vortrage nicht gefeilt, ſondern den Stoff in ſeiner rohen Geſtalt gegeben.

Auf Deinen Aufſatz über das Naive bin ich ſehr begierig. Wie ſteht's mit der Theorie des Schönen?

Du erinnerſt Dich vielleicht, daß ich beſonders ein Merkmal der Freiheit in der Erſcheinung von Dir angegeben haben wollte. Ich habe weiter darüber nachgedacht, und glaube dies Merkmal in der Art zu finden, wie die Einheit des Mannigfaltigen erſcheint. Im Vollkomme-

nen nämlich sogut als in dem Schönen ist eine objective Einheit des Mannigfaltigen nicht wie im Aggregate, das zusammen vorgestellt wird, eine subjective Einheit. Diese objective Einheit bringt die Erscheinung einer Welt im Kleinen hervor. Besteht dieser Mikrokosmus aus einer todten Masse und einer Weltseele, wird der leblose Stoff despotisch von einer einzigen Idee beherrscht, so kann das Object vollkommen sein, aber nicht schön. Besteht das Ganze aus lebendigen Bestandtheilen, in denen das freie Spiel der einzelnen Kräfte zu einer Idee zusammenstimmt, wie der Wille der Bürger eines republicanischen Staats, so ist das Object schön. Die Empfindung des Schönen entsteht aus einer dunkeln Vorstellung von Entstehung der Form, wie der Streit der Elemente in Harmonie sich auflöst. Zwang der Form gegen den Stoff giebt Härte. Nur die milde Herrschaft der Form, die sich in Wellenlinien, verschmolzenen Uebergängen der Töne, sanften Bewegungen, fesselfosem Gange der Phantasie äußert, erzeugt Schönheit. — Dieser Weg führt auch zu Deinen Resultaten; aber man entgeht dabei vielleicht den Kantschen Dornen in der Kritik der praktischen Vernunft. Auch verschwinden dabei die Zweifel, die mir noch gegen Deine Begriffe von Natur und Heautonomie übrig bleiben. — Wir fragen bei der Schönheit nicht, was, sondern wie es hervorgebracht wird; nicht nach der Form selbst, sondern nach der Entstehung der Form. Und daher liegt bei der Empfindung des Schönen kein Begriff, sondern eine dunkle An-

ſchauung deſſen zum Grunde, was in der Werkſtatt der bildenden Natur oder Kunſt vorgeht, um ein ſchönes Object hervorzubringen. Dieſe Anſchauung geſchieht durch die Phantaſie, welche jedes Element des vorgeſtellten Objects belebt. — In jedem Kunſtwerke iſt eine Reihe coexiſtirender oder ſucceſſiver Vorſtellungen, die durch irgend ein Medium verſinnlicht werden. Dieſe Vorſtellungen, dieſe Bilder der Phantaſie denkt man ſich im Momente des Kunſtgenuſſes als lebendige Weſen (nach Art der Platoniſchen Ideen). Sie ſind die Elemente der Kunſtſchöpfung, keine todte Maſſe, ſondern geiſtige Kräfte, die einander zu verdrängen oder zu beherrſchen ſuchen. Jemehr Lebenskraft in dieſen Elementen, deſto größer das Verdienſt des Künſtlers, der dieſen Kampf in Harmonie zu verwandeln weiß. — Bei Verſinnlichung der Idee durch ein todtes Medium ſcheint mir nicht von Schönheit, ſondern von Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Uebereinſtimmung der Erſcheinung mit dem Ideale die Rede zu ſein. Der Künſtler muß ſein Medium unumſchränkt beherrſchen. Aber wenn dieſes Medium aus lebendigen Weſen beſteht, deren Freiheit geſchont werden muß, wie in der Staatskunſt, ſo iſt dieſe Schonung ſelbſt mit dem Streben nach einem beſtimmten Ziele verbunden: das Erforderniß der Schönheit in der Darſtellung des Ideals.

Ueber den äſthetiſchen Umgang (das kunſtmäßige Ideal des Umganges, wenn ich Dich recht verſtehe) wird ſich unſtreitig viel Neues und Intereſſantes ſagen laſſen. —

Rambohrs Charis kenne ich noch nicht. Ich werde es zu bekommen suchen.

II.

Dresden, 25. November 1793.

Fast möchte ich über das Ausbleiben Deiner Briefe besorgt werden. Wäre Deine und Deiner Frau Gesundheit fester, so würde es mir leichter werden, lange ohne Nachricht von Dir zu sein. Von mir hättest Du schon lange wieder einen Brief, wenn Dein Aufsatz über das Erhabene nicht gewesen wäre. Ich brüte über allerhand Ideen, die er bei mir erweckt hat. Aber ich will Dir sie lieber in ihrer rohen Gestalt mittheilen, als diesen Brief noch länger aufschieben.

Ich bin mit Dir ebenso wenig in den Principien einverstanden, als mit Kant. In den Resultaten treffen wir wieder zusammen, und vieles, besonders über die Darstellung des Pathos ist mir aus der Seele geschrieben. Aber ich glaube, daß Du mit Kant bei Entwickelung des Begriffs vom Erhabenen die Wirkung auf Menschen, die sittlicher Begeisterung fähig sind, mit der Sache selbst verwechselst. Kant endigt seine Untersuchung des Schönen und Erhabenen bei dem Zustande des Subjects, der diese Erscheinungen begleitet. Jenseits dieser Grenzen, behauptet er, sei nichts zu finden. Aber wie, wenn sich durch Kants eigene Bemühungen an einem anderen Orte ein Weg zeigte, um zu dem Objectiven des Schönen und Erhabenen zu gelangen? Wie, wenn die

Kategorien der dürre Fels wären, aus dem sich dieser lebendige Quell herausschlagen ließe?

Die Kategorien erschöpfen alle Erfordernisse der Bestimmtheit einer Vorstellung nach Stoff und Form. — Der Stoff einer Vorstellung sind die Merkmale des Objects. Diese Merkmale werden wahrgenommen:

a. wenn wir das Object einzeln betrachten (Qualität);

b. wenn wir es in Verbindung mit anderen Objecten betrachten (Verhältniß).

Diese Verbindung ist:

α. subjectiv (Vergleichung, Quantität);

β. objectiv (Ineinanderwirkung, Relation).

Die Form der Vorstellung ist die Art der Verbindung ihrer Bestandtheile zu einem Ganzen.

Diese Verbindung geschieht:

a. mit dem Bewußtsein von Selbstthätigkeit (Dichtung im weitesten Sinne); daher die Vorstellungen des Möglichen. Der Stoff ist gegeben, die Form erdacht;

b. mit dem Bewußtsein des Auffassens eines äußeren Eindrucks. Stoff und Form sind gegeben (Erkenntniß im weitesten Sinne, das Wirkliche). Die Qualität wird wahrgenommen:

a. durch Vergleichung des Objects mit anderen äußeren Objecten;

b. durch Vergleichung des Objects mit einem inneren Objecte, das die Einbildungskraft aus gegebenem

Stoffe zuſammenſetzt (dem Ideale). Dies iſt die Schätzung des Objects nach den Idealen:

a. des Subjectiv-guten (Nützlichen, Angenehmen);

b. des Objectiv-guten (Vollkommenen, Schönen).

Ebenſo die Quantität. Das innere Object, womit das gegebene verglichen wird, iſt der Maßſtab der mittleren Größe, den wir uns von mehreren Erfahrungen von Objecten, die unter eben dieſen Begriff gehören, abſtrahirt haben. Was über dieſen Maßſtab iſt, nennen wir groß; was unter ihm iſt, klein. Der Maßſtab hängt von den Erfahrungen des betrachtenden Subjects ab. Daher das Relative in den Urtheilen über Größe.

Eine Größe, die jeden denkbaren Maßſtab überſteigt, iſt unendlich. Was uns als unendlich erſcheint, heißt erhaben. — Bei der Relation giebt es einen eben ſolchen Maßſtab der mittleren Kraft, die aus mehreren Erſcheinungen von Objecten gleicher Gattung abſtrahirt wird. Daher die relativen Begriffe von Stärke und Schwäche, wie Größe und Kleinheit.

Das Unendliche der Kraft überſteigt jeden denkbaren Maßſtab, und iſt die zweite Claſſe des Erhabenen. — Die Kraft wird uns nur durch den überwundenen Widerſtand anſchaulich. Daher erſcheint das Dynamiſcherhabene, wenn ein unendlicher Widerſtand beſiegt wird.

Das Erhabene der Kraft iſt:

a. phyſiſch, Uebergewicht über unendliche Naturkräfte;

b. intellectuell, Herrſchaft des Geiſtes über denk-

baren Stoff von unermeßlichem Umfange; dieſes iſt wieder theils theoretiſch, theils praktiſch;

c. moraliſch, Sieg des Willens über die Reize der Sinnlichkeit. Leidenſchaft und Charakter können, ohne Beziehung auf Moralität, als Naturproducte ein phyſiſch-erhabener Gegenſtand ſein.

Die Wirkung der Größe und Kraft in der Anſchauung auf das betrachtende Subject iſt von deſſen Selbſtgefühl abhängig: fühlt es ſich klein, ſo iſt ſie niederſchlagend; fühlt es ſich groß, erhebend. — Das erhebende Gefühl nennen wir Begeiſterung; aber dieſe iſt nicht, wie Kant ohne Beweis behauptet, auf das Sittlichkeit eingeſchränkt. Es giebt auch eine heroiſche Begeiſterung, die von der Sittlichkeit unabhängig iſt.

Kants Theorie auf die Kunſt angewendet ſcheint ihren Wirkungskreis zu beſchränken, indem dabei auf dieſe heroiſche Begeiſterung nicht Rückſicht genommen wird.

Auch hat das Furchtbare eben die Wirkung auf ein Subject, das der ſittlichen Begeiſterung fähig iſt, welche Kant als Kennzeichen des Erhabenen angiebt; und gleichwohl dürfen doch dieſe Begriffe nicht verwechſelt werden. — Genug für heute, damit der Brief nur fortkommt. — Hat der neue Herzog von Würtemberg etwa einen guten Einfluß auf Dich oder Deine Familie?

K.

Ludwigsburg, 10. December 1793.

Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen; denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Muth, als der meinige ist, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstractionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behalten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte sich so vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir sogar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die mainzer Aspecten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Conversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist. Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Thätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhilfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegen-

ſtreben, den der Umgang mit ſo heterogenen Menſchen auf mich macht. Meine Gefühle ſind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geſchmackloſigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als ſonſt von Menſchen, und habe das Unglück, mit ſolchen in Verbindung zu kommen, die in dieſem Stücke ganz verwahrloſt ſind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rückſicht auf meine Familie den vornehmſten Antheil an meiner Hierherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir ſelbſt verſöhnen. Doch warum ſchlage ich Dich mit ſolchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es mir? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das ſo oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte.

Laß es Dich alſo nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war, und es thut mir ſelbſt am meiſten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeitlang empfindlich auf Dich war. Schon lange iſt es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Daſein noch erträglich macht, und es kann mir unter dieſen Umſtänden begegnet ſein, daß ich dieſen ſubjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiv nahm, und beſſer davon dachte, als ſie wohl werth ſein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, ſowohl in meinen Briefen von

vergangenem Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufſätzen, Ideen ausgeſtreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als ſie bei Dir fanden. Bei dieſer Dürre um mich her wäre es mir ſo wohlthätig geweſen, eine Aufmunterung von Dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von Dir habe, konnte ich mir Dein Stillſchweigen, oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung, als Niederſchlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich ſelbſt iſt nie mein Fehler geweſen. Du konnteſt, wie ich jetzt wohl einſehe, nicht wiſſen, wie ſehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konnteſt den Zuſtand meiner Seele nicht errathen; aber ſo billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünſche getäuſcht fand. — Daß ich Dir dieſe Entdeckung jetzt mache, beweiſt, daß ich über dieſen Zuſtand geſiegt, und meine Partie genommen habe. Vergiß alſo alles, und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.

Sei ſo gut und ſchicke mir, ſobald Du ſchreibſt, entweder das Original oder die Copie derjenigen von meinen Briefen, worin ich angefangen habe, Dir meine Theorie der Schönheit zu entwickeln. Ich brauche dieſe Ideen jetzt nothwendig zu meiner gegenwärtigen Beſchäftigung, und bin eben daran, die Theorie des Schönen zu entwickeln. Vielleicht gelingt es mir in meiner Correſpondenz mit dem Prinzen von Auguſtenburg ſoweit vorzurücken, daß ich den erſten Band derſelben auf kommende Meſſe druk-

ken laſſen kann. Zehn Bogen ſind bereits fertig, wo ich das Schöne und den Geſchmack bloß in ſeinem Einfluß auf den Menſchen und auf die Geſellſchaft betrachte, und die reichhaltigſten Ideen aus den Künſtlern philoſophiſch ausgeführt ſind. — Meine Geſundheit erlaubt mir jetzt weniger als ſonſt, Entwürfe, deren Vollendung mir am Herzen liegt, auf die lange Bank zu verſchieben. Wenn von meiner Correſpondenz die Hälfte fertig und copirt iſt, ſo ſende ich ſie Dir zu.

Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menſchen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, ſehr wohl iſt, jetzt einen Menſchen vor ſich zu haben. Das iſt der neue Herzog in jeder guten, und auch in jeder ſchlimmen Bedeutung des Wortes. — H. will mit der F., wenn ſie getraut ſind, nach Tübingen kommen und ſich dort eine Zeitlang niederlaſſen, weil es ihm in der Schweiz zu theuer iſt. Er hat mir geſchrieben, daß er vorher eine Zuſammenkunft mit F. abwarten würde. — — —

Meine Frau iſt ſeit ihren Wochen viel geſunder als je, und das iſt auch der größte äußere Troſt, den ich jetzt habe. Der Kleine iſt geſund, und meine Familie auf der Solitude auch bei dem beſten Wohlſein. Tauſend herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Hier einen Brief von meiner Lotte an die letzteren, der ſchon vierzehn Tage zum Einſchluß parat gelegen hat.

S.

Dresden, 20. December 1793.

Ich hatte ſchon überall nach Dir mich erkundigt, weil ich das gänzliche Ausbleiben Deiner Briefe nicht begreifen konnte, als endlich Dein Brief erſchien. Er befreit mich zum Theil von meinen Beſorgniſſen; aber der mißmüthige Ton, der darin herrſcht, macht mich traurig. Daß Deine Geſundheitsumſtände nicht ſchlimmer werden, iſt bei der Art Deines Uebels ſchon an ſich ein gutes Zeichen. Der Winter kann Dir natürlicherweiſe noch nicht günſtig ſein; aber geht er ohne heftige Anfälle vorüber, ſo darfſt Du Dir vielleicht deſto mehr vom nächſten Sommer verſprechen. Bedenke Dein Alter, und erinnere Dich, daß ich auch mit einem weit geringeren Uebel ein Paar Jahre zu kämpfen hatte, und nur ungefähr ſeit einem Jahre mich ganz wieder hergeſtellt fühle. Gleichwohl darf ich noch jetzt gewiſſe diätetiſche Vorſchriften nicht vernachläſſigen. Ich hatte nur neulich die wollenen Socken, die ich im Winter trage, weggelegt, und ſpürte gleich die Wirkung davon. Dich habe ich auch in Verdacht, daß Du in der Wahl der Kleidung und Bewegung, im ſpäten Aufſitzen u. dergl. nicht immer vorſichtig genug biſt.

Findeſt Du für den Geiſt nicht genug Unterhaltung in Deiner Heimath, ſo wird es Dir künftig deſto beſſer in Jena gefallen, wo Du doch wenigſtens unter den jungen Leuten einen angenehmen Umgang zu erwarten haſt. Die Idee von Weimar iſt wohl ganz aufgegeben. Glaubſt

Du denn wirklich, daß vom Coadjutor nichts mehr zu hoffen iſt? — Daß Du meine Aeußerungen über Deine neueren Arbeiten mißverſtanden haſt, iſt eine Folge Deiner jetzigen Stimmung. Du ſollteſt an mir gewohnt ſein, daß ich mich um ſo mehr zur ſtrengſten Kritik aufgefordert fühle, jemehr mich Perſon, Stoff und Product intereſſirt; daß bei jedem, was Du leiſteſt, meine Forderungen an Dich immer höher ſteigen.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß der Schlegel, den Du kennſt, eine Hofmeiſterſtelle ſucht. Ich habe ihm verſprochen, ihn Dir zu empfehlen, wenn Dir eine ſolche Gelegenheit vorkommt. Kenntniſſe hat er in alten und neuen Sprachen, und ſein Betragen hat ſich auch neuerlich gebeſſert. Er iſt beſcheiden geworden, und fragt nicht mehr ſo viel.

Haſt Du Klopſtocks grammatiſche Geſpräche geleſen? Die Einkleidung iſt äußerſt widrig für mich, und es koſtet Mühe, ſich durch ſo manche Härten und Trockenheiten durchzuwinden. Aber an Gehalt fehlt es doch, däucht mich, dieſem Producte nicht. Von den Ueberſetzungen ſcheinen mir einige ſehr glücklich zu ſein.

Was ſagſt Du zu Kants neueſtem Aufſatze im September der berliner Monatsſchrift? — Was er über das allgemeine Staatsrecht ſagt, hat mich am wenigſten befriedigt. Er verwechſelt den Colliſionsfall mit dem ordentlichen Zuſtande. —

K.

1 7 9 4.

Ludwigsburg, 3. Februar 1794.

Ich lebe noch, und der ominöſe Januar iſt vorüber; alſo hoffentlich noch auf eine Zeitlang Friſt. Auch befinde ich mich ſeit vierzehn Tagen um vieles leidlicher, als die vorhergehenden zwei Monate, wo die Hartnäckigkeit meines Uebels mich beinahe gänzlich um meinen Muth gebracht hat. Schreiben konnte ich an keinen Menſchen auf Erden, und ſelbſt nicht an Dich, ſo theuer ich es auch bezahlt hätte, auch nur auf eine Stunde Deines Anblicks froh zu ſein. Bliebe ich nur ſo, wie ich jetzt bin, und das Wetter erlaubte es, ſo würde ich gleich im März auf meine Heimreiſe denken. Sobald es nur irgend möglich iſt, werden wir reiſen. Auch Dir werde ich mich dann wieder näher wiſſen, und alles kann ſeinen alten Gang wieder gehen. Du kannſt vielleicht die auf das vergangene Jahr projectirte Reiſe dieſes Jahr nachholen, und ſo habe ich auf den kommenden Sommer doch fröhliche Erwartungen. Meine Frau iſt noch immer recht erträglich wohlauf, und der Kleine iſt wie das Leben.

Er macht mir jetzt ſchon überaus viel Freude, und ſeine Lebhaftigkeit giebt mir Hoffnung, daß er in ſechs bis acht Monaten ſchon närriſches Zeug machen wird. So ſieht es bei uns aus; und alſo beſſer, als mein langes Stillſchweigen dich vielleicht erwarten ließ.

In einigen Wochen kann ich Dir vielleicht einen Theil meiner äſthetiſchen Briefe abgeſchrieben ſchicken; weil ich doch keine Möglichkeit ſah, auf die Oſtermeſſe mehr als einen Band fertig machen zu können, ſo habe ich Göſchen noch gar nichts geſchickt, und werde das Manuſcript alſo wenigſtens noch vier Monate im Pult behalten. Auch bin ich noch gar nicht weit gekommen, der Materie nach nämlich, obgleich die fertigen Briefe gegen vierzehn gedruckte Bogen ausmachen dürften. Ueber den Begriff der Schönheit habe ich mich noch gar nicht eingelaſſen, und bin auch jetzt noch nicht ſo weit, weil ich erſt eine allgemeine Betrachtung über den Zuſammenhang der ſchönen Empfindungen mit der ganzen Cultur, und überhaupt über die äſthetiſche Erziehung der Menſchen voranſchickte. Kurz, in den erſten zehn Bogen meiner Briefe iſt der Stoff aus meinen Künſtlern philoſophiſch ausgeführt. Es lag mir daran, die ſchwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen ſeines Gebrauchs im Denken und Handeln zu berichtigen; den Grund alter Vorurtheile dagegen zu unterſuchen und wegzuräumen, und über dieſen ſo oft ventilirten und ebenſo einſeitig vertheidigten, als einſeitig angefochtenen Gegenſtand in's Reine zu kommen. Dieſen Zweck habe ich, denke ich,

erreicht, und bei der Strenge, mit der ich zu Werke gegangen bin, glaube ich die eigentliche Sphäre des Schönen gegen jeden Anſpruch, der künftig dagegen gemacht werden könnte, völlig geſichert zu haben. Von dem Einfluß des Schönen auf den Menſchen komme ich auf den Einfluß der Theorie auf die Beurtheilung und Erzeugung des Schönen, und unterſuche erſt, was man ſich von einer Theorie des Schönen zu erwarten, und beſonders in Rückſicht auf die hervorbringende Kunſt zu verſprechen hat. Dies führt mich natürlicherweiſe auf die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalſchönen durch das Genie. Hier bin ich gerade jetzt, und es wird mir gar ſchwer, über den Begriff des Genies mit mir einig zu werden. In Kants Kritik der Urtheilskraft werden darüber ſehr bedeutende Winke gegeben; aber ſie ſind noch gar nicht befriedigend. Vielleicht finde ich nachher noch Zeit, Dir den Faden meiner Ideen kürzlich mitzutheilen.

Wenn das Genie durch ſeine Producte die Regel gegeben hat, ſo kann die Wiſſenſchaft dieſe Regeln ſammeln, vergleichen, und verſuchen, ob ſie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundſatz zu bringen ſind. Da ſie aber von der Erfahrung ausgeht, ſo hat ſie auch nur die eingeſchränkte Autorität empiriſcher Wiſſenſchaften. Sie kann bloß zu einer verſtändigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer poſitiven Erweiterung führen. Alle Erweiterung in der Kunſt muß von dem Genie kommen; die Kritik führt

bloß zur Fehlerloſigkeit. Hier nehme ich mir nun Gelegenheit aus Gründen zu deduciren, was von empiriſchen Wiſſenſchaften zu erwarten iſt, und aus der Art, wie die Wiſſenſchaft des Schönen entſteht, darzuthun, was ſie zu leiſten im Stande iſt. Ich beſtimme alſo zuerſt die Methode, nach der ſie errichtet werden muß, und dann zeige ich ihr Gebiet und ihre Grenze.

Nach dieſen Vorbereitungen gehe ich dann an die Sache ſelbſt; und zwar fange ich damit an, den Begriff der ſchönen Kunſt erſt in ſeine zwei Beſtandtheile aufzulöſen, aus deren Vermiſchung ſchon ſo viele Confuſion in die Kritik gekommen iſt. Dieſe zwei Beſtandtheile ſind: 1) Kunſt, und 2) ſchöne Kunſt. Als Kunſt ſteht die ſchöne Kunſt unter *techniſchen* Regeln, welche man ja nicht mit den *äſthetiſchen* verwechſeln darf. Jedes Product der ſchönen Künſte iſt nämlich immer zugleich die Ausführung eines objectiven Zweckes, und die Schönheit an demſelben iſt bloß eine Eigenſchaft dieſer Ausführung. Jener objective Zweck nun unterwirft es beſtimmten Regeln, welche ſich ebenſo leicht, wie die Regeln zu den mechaniſchen Künſten beſtimmen laſſen. Die Beobachtung *dieſer* Regeln kann aber einem Werke der ſchönen Kunſt bloß das Verdienſt der *Wahrheit* verſchaffen (wenn es eine Nachahmung der Natur ſein ſoll), oder (wenn es nur einer Idee und keinem Naturproduct gemäß ſein ſoll, wie z. B. architektoniſche Werke) das Verdienſt der *objectiven Zweckmäßigkeit*, *Brauchbarkeit*. Aber ſehr oft geſchieht es, daß man ein Ur-

theil des Geſchmacks zu fällen glaubt, wenn man bloß über dieſe techniſche Vollkommenheit urtheilt; und daher rührt es, daß man in den Begriff der Schönheit Eigenſchaften aufgenommen hat, welche bloß der Wahrheit und der Brauchbarkeit gelten. Scheidet man nun aber das Techniſche von dem Aeſthetiſchen, und trennt von dem Begriffe der Species (der ſchönen Kunſt), was bloß den Begriff der Gattung (Kunſt ſchlechtweg) angeht, ſo iſt man erſt auf dem rechten Wege zur Entdeckung der Schönheitsregeln.

Wenn ich nun auf dieſem Wege den reinen Begriff der Schönheit (der aber freilich nur empiriſche Autorität hat) gefunden habe, ſo iſt mit demſelben auch der erſte Grundſatz aller ſchönen Künſte — als ſchöne Künſte — gegeben. Ich bringe denſelben alſo wieder in die Erfahrung zurück, und halte ihn gegen die verſchiedenen Gattungen möglicher Darſtellung, woraus denn die beſonderen Grundſätze der einzelnen ſchönen Künſte hervorgehen werden. Alsdann wird es darauf ankommen, wie weit ich mich auf die Theorie dieſer einzelnen Künſte einlaſſen will.

Die Künſte ſelbſt theile ich generaliter ein nach ihrem Zwecke, weil dieſer die allgemeinen Regeln beſtimmt; ſpecificire ſie aber nach ihrem Material und ihrer Form, weil daraus die beſondern Regeln entſpringen. Die Haupteintheilung iſt alſo: 1) in Künſte des Bedürfniſſes, und 2) in Künſte der Freiheit. Künſte des Bedürfniſſes nenne ich alle, welche Objecte für einen

physischen Gebrauch bearbeiten, und wo dieser Gebrauch die Form des Objects bestimmt. Alle Form aber läßt einige Schönheit zu; weil keine durch ihren Zweck so scharf bestimmt sein kann, daß der Imagination nicht noch etwas dabei überlassen wäre. Davon ist kein einziges Handwerk ausgenommen. Insofern nun in allen Künsten des Bedürfnisses dem Geschmacke wenigstens etwas anheimgestellt ist, verdienen sie in einer Uebersicht des ganzen Gebiets der freien Künste einige Erwähnung. Die Künste des Bedürfnisses bearbeiten entweder Sachen, oder Gedanken, oder Handlungen. Mit den ersten beschäftigt sich die Architektur in weitester Bedeutung, worunter alle Geräthschaften, Bekleidungen, Arrangements u. s. f. begriffen sind; mit Gedanken die Beredsamkeit, mit Handlungen die schöne Lebensart. Ausnahmen sind bei keiner Eintheilung zu vermeiden, und sie finden sich auch hier. Sowohl der architektonische Künstler, als der Redner und der handelnde Mensch haben in gewissen Fällen bloß einen ästhetischen Zweck, und dann gehören ihre Producte in die Classe der eigentlich schönen Künste. So z. B. die schöne Architektur von Tempeln, Triumphbogen ꝛc., von Vasen ꝛc., die schönen Zimmerverzierungen; so die Tanzkunst, Schauspielkunst, Unterhaltung.

Künste der Freiheit nenne ich diejenigen, welche zu ihrem eigentlichen Zwecke haben, in der freien Betrachtung zu ergötzen (schöne Künste in weiterer Bedeutung).

Jedes schöne Kunstwerk führt aber immer einen

doppelten Zweck aus, und auf die Art und Weiſe, wie ſich dieſe zweierlei Zwecke zu einander verhalten, gründet ſich die Unterabtheilung der ſchönen Künſte. Jedes Werk der ſchönen Kunſt nämlich hat einen objectiven Zweck, den es ankündigt, und der ihm gleichſam ſeinen Körper verſchafft. Der Bildhauer will einen Menſchen nachahmen, der Muſiker will Gemüthsbewegungen der Form nach ausdrücken, der Dichter will eben das der Materie nach thun u. ſ. f. Jedes ſchöne Kunſtwerk aber hat zugleich den ſubjectiven Zweck (den es verſchweigt, ob es gleich ſehr oft der vornehmſte Zweck iſt), durch die Art, wie es jenen objectiven Zweck ausführt, den Geſchmack zu ergötzen. Der Bildhauer befriedigt durch objective Zweckmäßigkeit (Wahrheit der Darſtellung) meinen Verſtand, durch ſubjective Zweckmäßigkeit (Schönheit) meinen Geſchmack. Das letzte allein macht ihn zum ſchönen Künſtler. — Nun kommt es darauf an, ob der objective Zweck bloß um des ſubjectiven willen da iſt, oder ob er auch unabhängig von dieſem (der Schönheit) den Künſtler intereſſirt. Doch muß es in dem letztern Falle kein phyſiſcher, ſondern auch ein äſthetiſcher Zweck ſein, weil das Product ſonſt unter die Künſte der Freiheit gerechnet werden müßte. — Darauf gründet ſich die Eintheilung der Künſte in ſchöne Künſte (in ſtrengſter Bedeutung), weil hier alles bloß auf Schönheit zielt, und in Künſte des Affects; eine Eintheilung, von der ich Dir ein andermal Rechenſchaft geben will.

S.

Stuttgart, 17. März 1794.

Ich habe jetzt meinen Aufenthalt verändert, und zwar in Rückſicht des geſellſchaftlichen Umgangs ſehr vortheilhaft, weil hier in Stuttgart gute Köpfe aller Art und Handtierung ſich zuſammenfinden. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich dieſen Entſchluß nicht früher gefaßt habe; denn ſelbſt in Rückſicht der Finanzen hätte ich nicht viel dabei verloren. Nun werde ich einige Monate angenehm hier zubringen; denn vor Ende Mai werde ich wohl nicht abreiſen. Ich hoffe meinem Vater hier nicht ganz unnützlich zu ſein, ob ich gleich von den Verbindungen, in denen ich bin, für mich ſelbſt nichts erwarten kann.

Die Militairakademie iſt jetzt aufgehoben; und dies wird mit Recht beklagt, obgleich ſie nicht mehr in ihrer Blüthe war. Außer den beträchtlichen Revenuen, welche Stuttgart daraus zog, hat dieſes Inſtitut ungemein viel Kenntniſſe, artiſtiſches und wiſſenſchaftliches Intereſſe unter den hieſigen Einwohnern verbreitet; da nicht nur die Lehrer der Akademie eine ſehr beträchtliche Zahl unter denſelben ausmachen, ſondern auch die meiſten ſubalternen und mittleren Stellen durch akademiſche Zöglinge beſetzt ſind. Die Künſte blühen hier in einem für das ſüdliche Deutſchland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künſtler, darunter einige keinem der Eurigen etwas nachgeben, hat den Geſchmack an Malerei, Bildhauerei und Muſik ſehr verfeinert. Eine Leſegeſell-

ſchaft iſt hier, welche des Jahres dreizehnhundert Gulden aufwendet, um das Neueſte aus der Literatur und Politik zu haben. Auch iſt hier ein paſſables Theater mit einem vortrefflichen Orcheſter und ſehr gutem Ballet.

Unter den Künſtlern iſt Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der beſte. Ein wahres Kunſtgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang thut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modellirt jetzt meine Büſte, die ganz vortrefflich wird. Miller wird vielleicht auf Oſtern mit meinem Kupferſtich fertig ſein.

Hetſch iſt Dir ſchon bekannt; dieſer aber iſt, was das Genie betrifft, mit Dannecker nicht zu vergleichen. Ein anderer ſehr geſchickter Bildhauer, der mit Dannecker zugleich in Rom war, iſt Scheffauer. Unter den Tonkünſtlern iſt Zumſteg der geſchickteſte, der aber mehr Genie als Ausbildung beſitzt. Unter den Gelehrten iſt ein katholiſcher Caplan des vorigen Herzogs, Namens Werkmeiſter, vorzüglich; und mir iſt er es durch ſein Intereſſe für die Kantſche Philoſophie noch mehr. Uebrigens giebt es unter der gelehrten Claſſe mehr Mittelköpfe, als vorzügliche Genies, wobei man ſich aber nicht immer ſchlimmer befindet.

Mein Fleiß wird dieſe acht Wochen durch nicht ſehr groß ſein; aber es wird mir nach einer acht Monate langen Dürre wohlthun, mich wieder unter denkenden Menſchen zu befinden. Ich habe Dir noch immer nichts geſchickt, weil es an der Abſchrift meiner Correſpondenz

fehlt, welche nicht ohne vorhergegangene Reviſion des Manuſcripts von meiner Seite geſchehen kann. Ich habe aber ſchon acht Wochen ganz in dieſer Materie pauſirt, um den Plan zu meinem Wallenſtein weiter auszuarbeiten. Nach und nach reift dieſer doch zu ſeiner Vollendung heran; und iſt nur der Plan fertig, ſo iſt mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt ſein wird. Mit meiner Geſundheit ging es bis jetzt leidlich, und ſonſt iſt alles wohl, und der Kleine macht uns mit jedem Tag mehr Freude.

S.

Dresden, 28. März 1794.

Es freut mich, daß Du in Stuttgart eine angenehmere Exiſtenz haſt; nur laß Dich nicht verleiten, länger als bis zu Ende des Mai dort zu bleiben. Ich reiſe dieſen Sommer gewiß nach Zerbſt, und möchte Dich gern in Jena oder Leipzig ſehen. Noch iſt die Zeit dieſer Reiſe nicht beſtimmt; aber ſpäter als im Auguſt kann ich ſie nicht vornehmen.

Von Dannecker habe ich ſchon viel gehört. Laß mir ja einen Abguß von Deiner Büſte machen, und ſchicke ſie mir mit der erſten guten Gelegenheit. Dannecker läßt wohl das Einpacken ſelbſt beſorgen, damit nichts dabei verſehen wird. — Hetſch grüße von mir. — Zumſteg hat nicht gemeines Talent, und ich wünſchte einmal eine größere Arbeit von ihm zu ſehen. In den

Compoſitionen von Deinen Gedichten iſt Geiſt und poetiſches Gefühl. Neuerlich habe ich des Pfarrers Tochter von Taubenheim von ihm in Händen gehabt. Ich haſſe das Gedicht, und mag ebenſo gern eine Execution ſehen, als es ſingen. Aber eine gewiſſe Kraft und Originalität war auch in dieſer Muſik nicht zu verkennen. Zumſteg kann unter der deutſchen Schule der Tonkünſtler eine bedeutende Rolle ſpielen. Und in dieſer Kunſt hat unſere Nation größere Männer, däucht mich, erzeugt als in den bildenden Künſten. Die Namen Glück, Haydn, Mozart, Bach werden immer ehrwürdig bleiben. Indeſſen iſt der Charakter der deutſchen Muſik mehr Würde, als Anmuth. Mozart war vielleicht der einzige, der ebenſo groß im Komiſchen, als im Tragiſchen ſein konnte.

Zum Wallenſtein wünſche ich von Herzen Glück. Sobald Du geſund und heiter biſt, wirſt Du ſchnelle Fortſchritte machen. Nur laß mich nicht ſo lange auf die Mittheilung warten. Ich bin neugierig, ob Du bei Deiner jetzigen Methode zu arbeiten weniger Schwierigkeit finden wirſt. Manchmal, däucht mich, bringt doch auch die Incorporirung bei Ausführung der einzelnen Scenen auf einen Gedanken in Anſehung des Plans, der noch verdiente benutzt zu werden.

Bei mir iſt alles wohl, und ich bin geſonnen, die Kinder nächſtens inoculiren zu laſſen, da wir jetzt hier eine gutartige Epidemie haben. Carl hat die Zähne, welche jetzt zu erwarten waren, und iſt munterer als jemals. Emma iſt immer geſund geweſen. Ich freue

mich ſehr, Deinen Kleinen zu ſehen. Es wird doch ſchön ſein, wenn unſere Knaben dereinſt Hand in Hand miteinander vor unſern Augen wandeln. Ich fühle mich verjüngt, wenn ich meinen Jungen nur anſehe.

Gearbeitet habe ich neuerlich nichts. Ich leſe jetzt viel in den griechiſchen Dichtern. Ich will mir die Sprache ganz geläufig machen, und mich dann überzeugen, ob der hohe Rang, den man ihnen ertheilt, auf blindes Nachſprechen oder auf Wahrheit gegründet iſt. Aeſchylus hat mich doch oft ſehr gewonnen. In ſeinem Plane iſt eine Einfachheit, die mir wohlthut, und in der Darſtellung habe ich doch Kraft und Hoheit öfter gefunden, als ich erwartete. Zuweilen ſind die Bilder zu ſehr gehäuft. Auch trifft man auf gedehnte Stellen, wo man eine Armuth an Ideen bemerkt. Kurz, der Geſchmack wird nicht immer befriedigt. Aber einen Geiſt höherer Art, der ſeinen Stoff rein und würdig auffaßte, kann man nicht verkennen. Im Prometheus beſonders zeigt ſich ſein Talent für das Erhabene, und die Anlage des Plans iſt ſehr verſtändig, um das Intereſſe ſtufenweiſe bis zum Ende ſteigen zu laſſen.

S.

Stuttgart, 23. April 1794.

Jetzt noch einige Wochen Geduld mit mir, lieber Körner, dann ſoll mit meiner häuslichen Exiſtenz auch unſer ſchriftlicher Commerce wieder in ſeine Ordnung

kommen. Binnen ſechs oder ſieben Tagen, wenn nichts dazwiſchenkommt, reiſe ich von hier ab, und hoffe, Dir vom 8. oder 10. Mai aus Jena Nachricht geben zu können. Herzlich ſehne ich mich nach einer ruhigen und gleichförmigen Lebensart; und dieſer Wunſch iſt ſo mächtig, daß ich mein Vaterland mit erleichtertem Herzen verlaſſen werde. Die Meinigen auf der Solitude ſind wohl, und ich habe Hoffnung, alle wiederzuſehen.

Mit mir ſelbſt iſt es dieſes Frühjahr beſſer gegangen, als im vorigen, wozu freilich die ganz beiſpiellos angenehme Witterung vieles beitragen mag. Seit vier Wochen blühen hier ſchon die Bäume, und ich genieße aus meinem Gartenhauſe, das ich bewohne, den ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahrs. Meine Frau und der Kleine ſind wohlauf; nur fürchte ich einige Unbequemlichkeiten auf der Reiſe wegen des Zahnens, das ziemlich ſtark anſetzt.

Deinem Beſuch in Jena ſehe ich mit wahrer Kinderfreude entgegen. Richte es nur ſo ein, daß Du hier auch warm werden und wenigſtens vierzehn Tage bleiben kannſt. Du kannſt bei mir wohnen, denn ich beziehe jetzt ein anderes Logis, wo viel Raum iſt.

Meine Büſte von Dannecker wird ganz vortrefflich; nur ſchade, daß ich ſie nicht früher habe anfangen laſſen; denn nun kann ſie vor meiner Abreiſe nicht fertig ſein. Gegen Anfang des Julius aber werden wir ſie haben können, und dann ſollſt Du Dir Deinen Abguß bei mir abholen.

G.

Jena, 18. Mai 1794.

Nur in zwei Worten ſchreibe ich Dir, daß ich ſeit drei Tagen glücklich hier angekommen bin. Wir haben die neuntägige Reiſe recht wohl überſtanden, und der Kleine befand ſich ganz vortrefflich, daß er uns weit mehr zur Freude, als zur Laſt gereichte. Hier in Jena erhielt ich Deinen Einſchluß von Humboldt, und wünſche Dir zu dem glücklichen Gange der Inoculation bei Deinen Kindern herzlich Glück. Jetzt haſt Du doch das Schlimmſte überſtanden, und kannſt Dich nun erſt Deiner Familie recht freuen. Humboldt ſpricht mit wahrer Begeiſterung von Deiner Bekanntſchaft, und mir geht immer das Herz auf, wenn er von Dir ſpricht. Er wird mir Deine Briefe mittheilen, und ſo haſt Du es künftig mit uns beiden zu thun. Welches Leben wird das ſein, wenn Du hierherkommſt und die Dreieinigkeit vollendeſt. Humboldt iſt mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntſchaft; denn im Geſpräch mit ihm entwickeln ſich alle meine Ideen glücklicher und ſchneller. Es iſt eine Totalität in ſeinem Weſen, die man äußerſt ſelten ſieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe. Er hat zwar vor Dir ſehr viel an einer gewiſſen Leichtigkeit voraus, die man ſich in ſeinen Verhältniſſen leichter erwerben kann, als in den unſrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen Dich gewinnt, das gewinnſt Du reichlich gegen ihn an Tiefe.

In der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Reli-

gionslehre hat Kant ſich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelaſſen, und ſich gegen den darin enthaltenen Angriff vertheidigt. Er ſpricht mit großer Achtung von meiner Schrift, und nennt ſie das Werk einer Meiſterhand. Ich kann Dir nicht ſagen, wie es mich freut, daß dieſe Schrift in ſeine Hände fiel, und daß ſie dieſe Wirkung auf ihn machte. Bald mehreres.

S.

Dresden, 25. Mai 1794.

Es iſt doch viel beſſer, daß Du wieder in Jena biſt. Unſer Briefwechſel hatte durch Deine weitere Entfernung ſehr gelitten. Jetzt hoffe ich nun bald von Dir zu erfahren, ob der Wallenſtein, oder die äſthetiſchen Briefe fortgerückt ſind. Für Deine Geſundheit habe ich immer beſſere Hoffnungen. Nur vergiß Deinen Körper nicht, wenn Du über der Arbeit oder in der Freude biſt.

Zu der überſtandenen Reiſe und der Geſundheit des Kleinen wünſche ich Dir von Herzen Glück. Bei mir geht alles noch gut. Geſtern ſind die Kinder zum erſtenmale ausgefahren, und Carl hat zu Ehren ſeiner Mannheit zum erſtenmale in Hoſen geprangt. Man hatte ihn verſichert, daß ein Bart zu den Hoſen gehört. Wie ihm alſo der Schneider die Hoſen bringt, fragte er: wo Bart iſt?

Humboldt wird Dir ein angenehmer Umgang ſein, wie er es mir war. Sag' ihm, daß ich mich beſchäftige,

ihm auf ſeinen letzten Brief zu antworten, der ſehr reichhaltig iſt. Nur ſeit etlichen Tagen iſt es mir gelungen, mir dieſe Ideen wieder geläufig zu machen; und ich ſehe, daß ich noch viel zu thun übrig habe. In allem dem, was Du, Kant, Humboldt und ich ſelbſt über Schönheit herausgebracht haben, finde ich einzelne richtige Merkmale; aber der ganze Begriff iſt mir noch nicht erſchöpft. Es muß ein Princip der Schönheit geben, aus welchem alle dieſe verſchiedenen Merkmale hergeleitet werden können. — Was Humboldt über den Unterſchied des Schönen und Charakteriſtiſchen in ſeinem letzten Briefe bemerkt, iſt mir beſonders wichtig, und hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben. — Laß Dir doch von Humboldt das zeigen, was ich ihm über die Kantiſchen Kategorien geſchrieben habe. Ich bin begierig zu wiſſen, was Du davon denkſt.

Daß Kant Dich vorzüglich ſchätzt, wundert mich nicht. Es iſt eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen Euch beiden in dem Charakter Eures Geiſtes, die man bei genauerer Vergleichung wohl bemerken kann. — Wie ſteht's denn mit der Thalia? Es iſt ſehr lange, daß ich kein Stück geſehen habe. Beſonders glaubte ich Deinen Aufſatz über die Schönheit des Umgangs bald zu bekommen. — Ich leſe jetzt viel in den Griechen. Es hat mir an Geläufigkeit der griechiſchen Sprache gefehlt, um ohne Schwierigkeit die griechiſchen Dichter zu leſen. Dieſe Schwierigkeit mußte mich im Genuſſe ſtören, und benahm meinem Urtheile die nöthige Unbefangenheit. Ich will ſchlechterdings wiſ-

ſen, wie dieſe angeblichen Muſter auf mich wirken, wenn ich ſie wie ein neueres Product leſen kann. Autorität imponirt mir nicht; aber für wahren Gehalt glaube ich Empfänglichkeit zu haben, wo ich ihn finde. — Soviel bemerke ich ſchon jetzt, daß mir die Griechen lieber werden, jemehr ich mich damit beſchäftige. Ich fing mit dem Aeſchylus an, und im Prometheus und Agamemnon beſonders fand ich meine Erwartung übertroffen. Auch in ἔπεα ἀπὸ θοῆας ſind treffliche Stellen, und die ganze Anordnung hat eine edle Einfalt. Was Schütz noch nicht herausgegeben hat, kenne ich noch nicht. Sein Commentar war für mein Bedürfniß ſehr paſſend. Jetzt leſe ich die Iliade, und ich geſtehe, daß ſie mich immer mehr anzieht. Daß die Götter ſo wenig idealiſch ſind, fällt anfänglich auf. Aber das Sittliche gehörte wohl damals noch nicht in den Begriff dieſer übermenſchlichen Weſen. Der Dichter mußte ſie, wie der Künſtler, unter menſchlichen Formen darſtellen. Er gab ihnen nur größere Kraft, einen weitreichenden Blick ꝛc. Das Bewußtſein ihrer Gewalt artet oft in Deſpotenübermuth aus, und macht ſie weniger ſittlich, als die Helden. In dieſen finde ich viel ſchöne Natur — eine überraſchende Naivetät — patriarchaliſche Treuherzigkeit — etwas von dem ehemaligen Rittergeiſte u. dergl.

Die Meſſe iſt für die Literatur nicht ſehr ergiebig. Goethes Reinecke Fuchs iſt faſt das Bedeutendſte. Was ſagſt Du zu Herders Aufſatz über die Auferſtehung? Mir gefällt der Ton des Ganzen. Es iſt ſchwer, die

Dogmatik auf eine ſolche Art zu idealiſiren. Der fünfte Theil der zerſtreuten Blätter war, däucht mich, nicht ſehr erheblich.

K.

Jena, 12. Juni 1794.

Ich bin ſeit meiner Zurückkunft zwar an wirklichen Ausarbeitungen ziemlich unfruchtbar, aber an Projecten deſto ergiebiger geweſen. Das Bleibende und Solidere unter dieſen wird Dir die Beilage zeigen. Es iſt ein Entwurf, mit dem ich mich ſchon in's dritte Jahr trage, und der endlich einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat. Humboldt iſt ſehr dafür eingenommen, und auf Dich iſt ſehr gerechnet. Wenn es uns gelingt, wie ich mir gewiſſe Hoffnung mache, daß wir eine Auswahl der beſten humaniſtiſchen Schriftſteller zu dieſem Journale vereinigen, ſo kann es an einem glücklichen Erfolg bei dem Publicum gar nicht fehlen. Hier in loco ſind unſerer vier: Fichte, Humboldt, Woltmann und ich. An Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopſtock, Voß, Maimon, Baggeſen, Reinhold, Blankenburg, v. Thümmel, Lichtenberg, Matthiſſon, Salis und einige andere iſt theils ſchon geſchrieben worden, theils wird es noch geſchehen. Dich haben wir zu einem beurtheilenden Mitglied beſtimmt, wobei zwar einige Mühe, doch aber der Vortheil iſt, daß die eigenen Arbeiten beſſer bezahlt werden. Ein beurtheilen-

lendes Mitglied erhält für den Bogen ſechs Louisd'or Honorar, und um den Fleiß aufzumuntern, wird jeder ſiebente Bogen doppelt bezahlt. Mir als Redacteur iſt von dem Verleger außer dem Honorar noch eine fixe Summe beſtimmt.

Unſer Journal ſoll ein epochemachendes Werk ſein, und alles, was Geſchmack haben will, muß uns kaufen und leſen. Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächſten zwei Jahr herrlich verſehen. Fichte iſt ſehr fruchtbar, und Woltmann ein ſehr brauchbares Subject für die Geſchichte. Wozu wir Dich anſtellen wollen, darüber iſt zwiſchen Humboldt und mir ſchon manche Stunde deliberirt worden. Noch ſind wir aber nicht einig darüber, und es wird wohl bis zu Deiner Ankunft müſſen ausgeſetzt bleiben.

Ich hoffe jetzt um ſo mehr, daß Ihr Euch zu der Hieherreiſe entſchließen werdet, da Humboldts noch hier anzutreffen ſind. Humboldt iſt ein vortrefflicher dritter Mann in unſerem Zirkel, wie Du ſelbſt aus Erfahrung wiſſen wirſt, und er liebt und ſchätzt Dich unbegrenzt. Fichte iſt eine äußerſt intereſſante Bekanntſchaft, aber mehr durch ſeinen Gehalt, als durch ſeine Form. Von ihm hat die Philoſophie noch große Dinge zu erwarten.

Reinecke Fuchs von Goethe haſt Du ohne Zweifel ſchon in Händen. Mir behagt er ungemein, beſonders um des homeriſchen Tones willen, der ohne Affectation darin beobachtet iſt. Sonſt iſt mir aus dieſer ganzen Meſſe noch kein Product bekannt, das Aufmerkſamkeit

verdiente. — Alle meine an den Prinzen von Auguſtenburg abgeſchickten Briefe ſind in Feuer aufgegangen, bei dem großen Brande, der in Kopenhagen das Palais verzehrt hat. Ein Glück für mich, daß ich Copien davon habe.

Meine Geſundheit iſt ſeit meiner Zurückkunft ziemlich erträglich geweſen. Ueberhaupt bin ich noch nie ſo lange von heftigen Anfällen frei geweſen, als jetzt. Ich gehe auch öfters aus, weil mich die Engbrüſtigkeit nicht mehr ſo arg incommodirt; und an meinen übrigen Kräften ſpüre ich keine Verminderung. Auch Lottchen iſt größtentheils wohl, und der Kleine, der nun ſchon vier Zähne hat, befindet ſich vortrefflich. Schon fängt er an Verſuche zum Plaudern zu machen, und er hat ſchon ſo viele Gewandtheit in ſeinen Bewegungen, daß mich alles verſichert, er werde in zwei Monaten im Korb gehen können; für ſein Alter iſt das viel, da er erſt neun Monate alt wird.

Der Millerſche Kupferſtich von mir iſt fertig, und mit nächſter fahrender Poſt will ich Dir einen Abdruck überſenden. Zur völligen Aehnlichkeit fehlt freilich noch viel, doch iſt ziemlich viel davon erreicht, und der Stich iſt ſehr ſchön.

C.

Den Kupferſtich lege ich heute gleich bei.

Löschwitz, 17. Juni 1794.

Eben erhalte ich Deinen letzten Brief, und kann mir nicht verſagen, Dir ſogleich, was mir darüber einfällt, zu ſchreiben. In dem projectirten Journale erkenne ich den Plan wieder, über den wir bei Deinem letzten Hierſein ſo viel ſprachen. Du haſt nunmehr zur Ausführung beträchtliche Fortſchritte gemacht, und an meiner Theilnehmung ſoll es gewiß nicht fehlen. Nur bitte ich Dich vor allen Dingen, einen Gehilfen zur Redaction zu nehmen, der die bloß mühſame Correſpondenz mit Gelehrten, Verleger und Buchdrucker beſorgt. Dieſe Geſchäfte ſind nicht für Dich, und wenn Du ſie pünktlich beſorgen wollteſt, würden ſie Dir bald das ganze Unternehmen verleiden. Sollteſt Du nicht in Jena zu dieſem Behufe jemand finden? Gelingt der Plan in ſeinem ganzen Umfange, ſo wirſt Du für eine Art von Secretair Beſchäftigung genug finden.

Gegen den gedruckten Aufſatz habe ich nicht das Geringſte einzuwenden. Dadurch daß Staatsreligion und politiſche Verfaſſung von dem Stoffe ausgeſchloſſen werden, entgeht man vielen Unannehmlichkeiten: theils in Anſehung der Cenſur, theils in dem Verhältniſſe des Ausſchuſſes zu den Mitarbeitern. Als beurtheilendes Mitglied würde ich z. B. gegen die Zerſtörungen in dem, was Religion und Staat betrifft, ſtimmen. Dies würde manchen eine Beſchränkung der Freimüthigkeit ſcheinen. Aber nach meinem Glauben bedarf es dieſer

Freimüthigkeit nicht, wenn der Menſch auf dem Wege der Schönheit weitergekommen iſt.

Wenn das Fach der philoſophiſchen Geſchichte noch nicht ganz beſetzt iſt, ſo glaubte ich in dieſem am erſten öftere Beiträge liefern zu können. Philoſophie der Kunſt im weiteſten Sinne wird zu eigenen Unterſuchungen wohl mein Lieblingsfach bleiben, und da iſt es Bedürfniß und Genuß für mich, die Reſultate des Nachdenkens der Alten und Neueren über dieſe Gegenſtände zu ſtudiren. Dann findet ſich wohl auch eine gefällige Form für die Darſtellung. Ueber den Plato werde ich mich nun bald hermachen, wenn ich nur noch erſt mit meinen eigenen Ideen ganz auf's Reine bin.

Die Bedingungen ſind ſehr lockend, und es wundert mich faſt, daß ſich ein Verleger gleich beim Anfange dazu verſtanden hat. Daß man unter drei Jahren über ſeine Aufſätze nicht anderwärts disponirt, iſt ſehr billig und zweckmäßig. — Unter den Schriftſtellern, die als Mitarbeiter zu brauchen wären, ſind mir außer den von Dir genannten noch folgende eingefallen: Claudius, Heinſe, Schulz, Schloſſer, Eichhorn, Sprengel, Heydenreich, Pezzel (Verfaſſer des Fauſtin), Ludwig Schubart und Plank.

Bei der Beurtheilung würde ich beſonders auch auf Beobachtung der Urbanität im Tone des Vortrags achthaben. Dieſe Eigenſchaft fehlt oft unſeren beſten Köpfen. Eine gewiſſe Koketterie iſt ſeltener unter den deutſchen Schriftſtellern. Liebe zum Stoff, Innigkeit, Kraft macht oft nachläſſiger in Anſehung der Form. Fichte z. B.

ſelbſt hat in den Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution Stellen, die wider den ächten guten Ton ſind. Ueberhaupt bin ich mit dieſem Buche nicht zufrieden. Manches iſt vortrefflich und hat mir eine hohe Meinung von ihm gegeben; aber manches auch äußerſt hart, und nach meiner Ueberzeugung nicht einmal richtig: z. B. was er vom Vertrage ſagt. Oft hat mich es in den Fingern gejuckt; und wenn ich nicht in mehrerem Betracht jetzt über politiſche Dinge zu ſchreiben bedenklich fände, ſo möchte ich wohl über dies und jenes eine Lanze mit ihm brechen.

Durch den Kupferſtich haſt Du mir viel Freude gemacht. Der Abdruck ſcheint beſonders gut zu ſein. Frauenholz war vor Kurzem hier, und ich ſah bei Graff einen Abdruck, der mir faſt weniger gefiel, als der von Dir überſchickte. Miller hat recht brav gearbeitet. Graff iſt ſehr zufrieden, und ſagt, daß manches beſſer wäre, als im Gemälde. Das Gemälde werde ich nun bald bekommen.

Reinecke Fuchs habe ich geleſen. Ich verkenne den Kunſtwerth daran gewiß nicht; aber wenn ich die Zeit und Mühe bedenke, die Goethe darauf verwendet haben muß, ſo dächte ich doch, daß er uns etwas Bedeutenderes hätte geben können. Vieles iſt doch trocken und langweilig darin. — Die neuen Bände von den Briefen zum Beſten der Humanität ſind mir lieber, als die beiden erſten. — Sage Humboldt viel freundſchaftliches, und danke ihm in meinem Namen, daß er ſich für Schlegels Autorſchaft ſo thätig verwendet hat. K.

Jena, 4. Juli 1794.

Du haſt in Deinen letztern Briefen über Deine Hierherreiſe nichts beſtimmt, und doch habe ich, ſowie auch Humbold, mit Ungeduld auf eine nähere Auskunft darüber gewartet. Auch um einſtweilen Wohnung und Ameublement für Euch zu beſorgen, wünſchte ich über die Zeit Deiner Ankunft gewiß zu ſein. Ich bitte Dich alſo, dieſen Punkt in Deinem nächſten Brief zu berühren.

Für die Horen eröffnen ſich ſehr gute Aſpecten. Goethe iſt nicht nur als Mitarbeiter, ſondern auch als Mitbeurtheiler und als Mitglied des Ausſchuſſes dazugetreten. Engel aus Berlin und Garve haben die Einladung angenommen, und uns, wiewohl nicht auf beſtimmte Zeiten, zu Beiträgen Hoffnung gemacht. Von den übrigen kann ich jeden Poſttag Antwort erhalten. Ueberhaupt läßt es ſich zu einer auserleſenen Societät an, dergleichen in Deutſchland noch keine zuſammengetreten iſt; und das gemeinſchaftliche Product derſelben kann nicht anders als gut ausfallen. Ich hoffe, daß das Beiſpiel auch auf Dich einen mächtigen Einfluß haben wird. Das Fach, das Du Dir erwählt haſt, ſcheint mir vollkommen paſſend für Dich zu ſein, und es wird durch Deine Behandlung alles das gewinnen, was ihm ein Reinhold und Conſorten, die die philoſophirende Vernunft immer von der Individualität des Denkers abſondern, niemals geben können. Die philoſophiſchen Recherchen, die eine ſolche Arbeit erfordern dürfte, ſind

das Einzige, woran ich noch Anſtoß nehme — ich kenne von dieſer Seite Deine Kräfte noch nicht. Was den Plato betrifft, ſo kann Dir vielleicht die Schrift von Tennemann: Syſtem der platoniſchen Philoſophie, viele unnöthige Arbeit erſparen.

Es wäre zu verſuchen, ob Dir nicht die Biographie, beſonders ſolcher Männer, die durch ihren Geiſt merkwürdig waren, glückte. Die Bibliothek in Dresden würde Dir dazu die nöthigen Materialien ſchaffen, und je nachdem Du einen Mann wählſt, würde ſich eine ſolche Arbeit auf's Engſte mit dem Ganzen Deiner Ideen verknüpfen.

Ich habe jetzt auf eine Zeitlang alle Arbeiten liegen laſſen, um den Kant zu ſtudiren. Einmal muß ich darüber in's Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unſichern Schritten meinen Weg in der Speculation fortſetzen ſoll. Humboldts Umgang erleichtert mir dieſe Arbeit ſehr; und die neue Anſicht, welche Fichte dem Kantſchen Syſteme giebt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in dieſe Materie zu führen. Ich finde vielleicht bald Gelegenheit, Dir einige von den Fichteſchen Hauptideen mitzutheilen, die Dich gewiß intereſſiren werden. Was Du an ſeinen Beiträgen tadelſt, iſt gewiß ſchwer oder gar nicht zu vertheidigen; aber bei allem Fehlerhaften trägt dieſes Buch doch immer das Gepräge eines ſchöpferiſchen Geiſtes, und erweckt große Erwartungen von ſeinem Urheber, die er jetzt ſchon zu erfüllen angefangen hat.

Humboldt, der Dich und die Frauen auf's Freundſchaftlichſte begrüßt, trägt mir auf, Dir zu ſagen, daß er wegen der Schlegelſchen Angelegenheit noch immer in Unterhandlung begriffen ſei. Vieweg in Berlin hat den Antrag abgewieſen, und er gedenkt ſich jetzt an Hemmerde in Halle zu wenden. — Humboldt hatte ſeit einigen Wochen einen Acceß von einem intermittirenden Fieber, welches aber jetzt anfängt ihn zu verlaſſen. Ich und meine kleine Familie befinden uns leidlich wohl. Deinen Rath wegen Carl will ich befolgen — und hierin bloß die Natur wirken laſſen.

Daß ich Dir meine Briefe nach Dänemark noch immer nicht ſchickte, liegt bloß daran, daß ich ſie noch nicht in's Reine habe bringen können, um ſie dem Abſchreiber zu übergeben. Seitdem ich ſie abſandte, wurde manche beträchtliche Verbeſſerung darin angebracht, ohne die ich ſie Dir nicht gern mittheilen möchte.

S.

Löſchwitz, 11. Juli 1794.

Du wünſcheſt baldige Nachricht wegen meiner Reiſe zu haben, und ich eile ſie Dir zu geben, ſo gut ich kann. Zuerſt geht es über Wittenberg nach Zerbſt, wo wir, um die Tante nicht zu beleidigen, wenigſtens vierzehn Tage bleiben müſſen. In der Mitte des Auguſt kommen wir ſodann nach Leipzig, und von da würden wir zu Dir kommen, wenn es möglich wäre. Ob ich aber

mit meiner Frau, die jetzt immer an Krämpfen und Schwindel kränkelt, und mit dem wilden Jungen, der uns die Reiſe ſehr erſchweren wird, weitergehen kann, muß die Erfahrung lehren. Mir wäre es ſehr traurig, wenn ich Dich nicht ſehen ſollte. Außer Dir und Humboldt würde ich auf alles in Jena Verzicht thun, um nur die Reiſe mit einer Familie nicht zu verlängern, die gewiß mit großen Beſchwerden verbunden iſt. Ueberlege alſo doch, ob Du mit Humboldt nicht nach Leipzig kommen kannſt. Dies wäre der ſicherſte Weg zur Zuſammenkunft.

Was Du von den Horen ſchreibſt, iſt ſehr tröſtlich. Goethes Beitritt iſt wichtig. Wenn er ſeine Elegien für das Journal aufſpart, ſo iſt dies ſchon ein Gewinn. Engel iſt faul, und wird wenig liefern. Von Garve iſt eher etwas zu erwarten. Es freut mich, daß Du die philoſophiſche Geſchichte für ein paſſendes Fach für mich anſiehſt. An Sprachkenntniß fehlt es mir nicht, und ich leſe ſchon ſeit einiger Zeit viel in griechiſchen Dichtern und Proſaiſten. Biographien ſind allerdings eine anziehende Arbeit; nur das Zuſammentragen der Materialien erfordert viel Zeit, und oft ſtößt man auf Lücken, die man nicht ausfüllen kann. Doch könnten mir vielleicht einzelne Männer, über die ich viel Nachrichten fände, Luſt machen. Zum Studium des Kant gebe der Genius der Philoſophie ſeinen Segen! Fichtes Behandlung der Kantſchen Philoſophie wünſchte ich wohl zu kennen. Sein kleines Programm über die Wiſſenſchaftslehre hat mich ſehr intereſſirt; doch finde ich noch

manches Dunkle und Unbefriedigende darin. Ueberhaupt wünſchte ich zu wiſſen, nach welcher Methode Du den Kant ſtudirſt. Mir fehlt es nur an Zeit, um alle ſeine Schriften noch einmal durchzugehen, wozu ich das Bedürfniß ſehr lebhaft fühle. Ich würde mir alle einzelne Sätze, die mir vollkommen deutlich wären, in meiner Sprache beſonders aufſchreiben — dann ſehen, ob ſich ein Ganzes daraus bilden ließe, ob der Zuſammenhang anſchaulich gemacht werden könnte, ob noch Lücken übrig bleiben, von welchem Punkte man ausgehen müßte, um die Evidenz des Ganzen zu begründen, und immer vom Bekannten zum Unbekannten fortzuſchreiten.

Humboldt ſage recht viel Herzliches von uns. Ich bedaure, daß er krank geweſen iſt, und danke ihm verbindlichſt für ſeine Bemühungen wegen Schlegel. Mit meiner Antwort an Humboldt werde ich nun bald zu Stande ſein.

Auf Deine äſthetiſchen Briefe warte ich mit Verlangen. Mein nächſter Brief an Humboldt wird Dir beweiſen, daß ich unterdeſſen nicht müßig geweſen bin.

K.

Jena, 20. Juli 1794.

Daß wir Euch wahrſcheinlicherweiſe nicht hier ſehen werden, thut mir ſehr leid; beſonders da ich ſelbſt die Reiſe nach Leipzig nicht machen kann. Meine Geſundheit, die vorzüglich das Fatale hat, daß ſie mir faſt im-

mer die Nächte raubt, und die mich überhaupt tausend kleinen Bedürfnissen aussetzt, die sich auf Reisen nicht befriedigen lassen, macht es mir unmöglich, Dich in Leipzig aufzusuchen. Alles was ich versprechen kann, ist, bis nach Weißenfels zu kommen, um Dich wenigstens auf einige Stunden zu sehen, wenn Du mir dahin entgegenreisen willst. Wenn Humboldt, der noch immer an einem neuerlichen Recidiv seines kalten Fiebers laborirt, sich bis dahin erholt hat, so wird er mit mir kommen. Wir würden es so einrichten, gegen Nachmittag dort zu sein, und dann am folgenden Mittag wieder abreisen. Kannst Du unseren Wunsch erfüllen, so gieb uns zu rechter Zeit Nachricht, auf welchen Tag wir diese Zusammenkunft richten sollen.

Ich befinde mich immer am übelsten auf Reisen, und habe noch immer erfahren, daß ich über den unannehmlichen Folgen des Reisens die Zwecke, warum ich reise, verliere. Bloß wenn ich zu Hause und in meiner Ordnung bin, kann ich meinen Zufällen einige heitere und freie Stunden abgewinnen.

Gern hätte ich Euch alle und auch die Kinder gesehen; aber ich bin es nun schon gewohnt, daß meine Krankheit mir die besten Freuden verdirbt, und ich muß lernen mich darein zu ergeben. — Seit meinem letzten Briefe an Dich hat die große Hitze meine Zufälle wieder sehr in Bewegung gebracht, daß ich zu Beschäftigungen fast ganz verdorben wurde. Das Studium Kants ist noch immer das einzige, was ich anhaltend treibe, und ich

merke doch endlich, daß es heller in mir wird. An den Horen iſt weiter nichts geſchehen, und Kant hat noch nicht geantwortet. Wenn ich während Deiner Reiſe an Dich ſchreibe, ſo werde ich den Brief nach Leipzig an Profeſſor Erneſti ſchicken. Lebe wohl. Humboldt grüßt Dich beſtens.

S.

Zerbſt, 7. Auguſt 1794.

Es iſt traurig, daß Du nicht wagen kannſt bis Leipzig zu reiſen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht ganz auf, Dich dort zu ſehen. Wir bleiben wenigſtens noch eine Woche hier, und unterdeſſen kann ſich Deine Geſundheit ſehr beſſern. Aeußerſtenfalls komme ich nach Weißenfels, und Du beſtimmſt den Tag vom 20ſten an bis zu Ende des Monats. Aber doch ſollte ich glauben, daß Du beſſer thäteſt, lieber noch die vier Meilen zu reiſen, um in Leipzig beſſeres Nachtlager und mehr Bequemlichkeiten zu haben. Schreibe mir nach Leipzig unter Kunzes Adreſſe.

Unſere Reiſe war mit viel Beſchwerden verbunden. Minna und Dora waren wie gewöhnlich vom Fahren krank. Wir wurden aufgehalten, irregefahren, kamen erſt zu Mitternacht in's Quartier, Emma erkältete ſich und die Doctoren in Wittenberg gaben uns die tröſtliche Nachricht, daß ſie das Scharlachfieber bekommen würde. Du kannſt Dir Minna denken. Jetzt iſt alles

geſund. Carl hat ſich auf der Reiſe am beſten gehalten. Ich ging über Wittenberg, weil ich dieſe Stadt noch nie geſehen hatte, und der Weg nach Zerbſt kürzer iſt. Auch reut es mich nicht. Luthers Wohnſtube, ſeinen Stuhl und Tiſch, ſein Grab, einen Brief von ſeiner Hand, ganz in dem treuherzigen Ton, der ihm eigen war, das Katheder, auf dem er diſputirte — alles dies ſah ich mit Vergnügen. Ich liebe ſolche Reliquien. Auch war mir's intereſſant, Peters des Großen Namen, von ihm ſelbſt mit Kreide in Luthers Stube angeſchrieben, zu ſehen. Sonſt haben die Univerſitätsgebäude, und beſonders die Bibliothek viel Kloſtermäßiges. Man glaubt eine drückende Luft zu athmen. Die Gegend iſt beſſer, als ich gedacht hatte.

K.

Jena, 21. Auguſt 1794.

Nächſtens, Dienſtag Abends werde ich mit Humboldt in Weißenfels eintreffen. Das iſt alles, was ich wagen konnte, da ich erſt heute Mittag zum erſtenmal wieder nach einer zwanzigtägigen Unpäßlichkeit auf die Gaſſe gekommen bin. Suche es alſo möglich zu machen, daß Du etwa Abends zwiſchen ſieben und acht dort eintreffen und ein Paar Tage bleiben kannſt. Ich bin voll Verlangen Dich wiederzuſehen, und dieſe Tage werden ein Feſt für mich ſein. Ich verſpare bis dahin auch alles Uebrige.

Die Witterung wird auf mein Kommen gar keinen Einfluß haben, und nichts, als ein ſehr ernſtliches Uebelbefinden kann mich abhalten; in welchem äußerſten Fall Humboldt allein kommt. Da wir kein Wirthshaus in Weißenfels kennen, ſo werden wir uns nach dem beſten erkundigen, welches Du auch beobachten kannſt; — und ſo finden wir uns gewiß.

G.

Jena, 1. September 1794.

Wir ſind glücklich und bei ziemlich guter Zeit hier eingetroffen; und ich hoffe, daß auch Dir das ſchlimme Wetter nicht geſchadet haben ſoll. Nimm noch einmal meinen herzlichen Dank an für das Opfer, das Du mir gebracht haſt; und der Minna verſichere, daß ich ihr die Gefälligkeit ſehr hoch anrechne, Dich auf einige Tage mir überlaſſen zu haben. Es iſt doch eine wohlthuende Empfindung, ſich, wenn man getrennt lebt, und auch wie wir Beide ſich im Geiſte nahe bleibt, zuweilen wieder in das fleiſchliche Auge zu ſehen. Ich wußte es vorher, und zweifelte keinen Augenblick, daß ich Dich ganz als denſelben wiederfinden würde; aber es that mir doch herzlich wohl, mich mit meinen Augen davon zu überzeugen, und die Wirklichkeit meiner Erwartung gleichſam mit Händen zu greifen.

Auf Deine Zuſage wegen der muſikaliſchen Abhandlung baue ich; denn Du biſt hier ganz in Deinem Ele-

mente, und das Geſchäft iſt nicht ſo verwickelt, daß Du bei Deinen übrigen Arbeiten Dich nicht recht gut dabei ſammeln könnteſt. Gelegentlich denkſt Du dann auch auf einen anderen Stoff, und vielleicht führen künftige Veranlaſſungen einen herbei. Deine Idee zu einer Darſtellung des philoſophiſchen Egoiſten und ſeines Gegentheils würde ein herrlicher Stoff für ein Drama oder einen Roman ſein; aber bloß philoſophiſch behandelt dürfte die Ausführung in's Trockene verfallen, wie z. B. alle Mendelsſohnſchen Dialoge. Bei dem Verſuche Metaphyſik zu populariſiren, wie Du in Briefen an ein Frauenzimmer vorhaſt, wirſt Du, fürchte ich, auf unüberſteigliche Schwierigkeiten ſtoßen; und der Gewinn würde die ungeheure Arbeit ſchwerlich belohnen.

Eine ſehr ſchöne Materie würde die Aufſtellung eines Ideals der Schriftſtellerei und ihres Zuſammenhangs mit der ganzen Cultur ſein, und ich wüßte keine, die in ſo hohem Grade für dich taugte. Schriftſtellereinfluß ſpielt in der neuen Welt eine ſo entſcheidende Rolle, und es wäre zugleich ſo allgemein intereſſant und ſo allgemein nöthig, darüber etwas Beſtimmtes und aus der reinen Menſchheit Hergeleitetes feſtzuſetzen. Dieſe Materie ſtände mit der Einwirkung auf die Geiſter in dem nächſten Zuſammenhange, und die reichhaltigſten Reſultate der ganzen Philoſophie würden darin zuſammenfließen.

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Ver-

trauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein langes und breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel, und was ſich davon in Briefen mittheilen läßt, ſoll Dir getreulich berichtet werden. Geſtern erhielt ich ſchon einen Aufſatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß ſie Vollkommenheit mit Freiheit ſei, auf organiſche Naturen anwendet.

Ein großer Verluſt für unſere Horen iſt es, daß er ſeinen Roman ſchon an Unger verkauft hatte, ehe wir ihn zu den Horen einluden. Er beklagt es ſelbſt, und hätte ihn uns mit Freuden überlaſſen. Doch verſpricht er ſo viele Beiträge zu liefern, als in ſeinen Kräften ſteht.

Hier die verſprochene Anthologie für Minna, und für Dich die Thalia, worin Du Deinen Aufſatz über Declamation finden wirſt. Mehrere ſolche Aufſätze wür-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10403/010

den uns für die Horen sehr vortheilhaft sein. Du wirst Dir selbst gestehen müssen, wenn Du ihn wieder liest, daß diese simple und nachläßige Form dieser Materie sehr gut ansteht, und gewiß ist sie in kleinen Aufsätzen die allerpassendste.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich alles wohl. Auch ich hatte mich zum erstenmal von meinem Kinde getrennt, wie Du von Deiner Familie, und es war mir eine ganz eigene Freude, mich wieder in meinen kleinen häuslichen Kreis zu finden. Jetzt bin ich auf drei Wochen hier allein, denn meine Frau ist mit dem Kleinen nach Rudolstadt geflüchtet, weil die Pocken hier inoculirt werden und er jetzt im Zahngeschäft ist.

S.

Jena, 4. September 1794.

Hier die unglückselige Oper, die ich neulich beizulegen vergaß, und die Recension von Matthisson, die einige bedeutende ästhetische Erörterungen enthält, worüber ich Deine Meinung zu hören sehr begierig bin. Eigentlich hätte ich diese Ideen noch lange zurückbehalten sollen, bis das vollendete Ganze ihnen einen Halt geben kann; aber was man in einer Zeitung und auf dem Katheder sagt, ist immer ein öffentliches Geheimniß, und wo man gewisse Sachen nicht sucht, findet man sie auch nicht. Ich schreibe nunmehr an meiner Abhandlung über das Naive, und werde zugleich an den Plan zum Wallenstein den-

ken. Vor dieſer Arbeit iſt mir ordentlich angſt und bange, denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rath zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an, wie ſehr gern ich es auch jener Epoche meines Geiſtes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn, denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geſchäft daraus machteſt, mich zu rügen und mir meine Abfertigung zu ſchreiben. Sei ſo ſtreng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich ſelbſt, wenn Du die Feder in die Hand nimmſt. Ich will Dir buchſtäblich folgen.

S.

Dresden, 10. September 1794.

Auch mir iſt unſere Zuſammenkunft ſehr wohlthätig geweſen, und ich fühle immer mehr, wie gut es wäre,

wenn wir uns öfter ſehen könnten. Du mußt den Druck der hieſigen Atmoſphäre in den erſten Momenten an mir gemerkt haben. Aber wie lange iſt es auch, daß ich einen ſolchen Genuß entbehren mußte! Es iſt mir eine ſchreckliche Warnung geweſen. Wehe mir, wenn ich jemals ſo ſehr erſchlaffen ſollte, daß mich Deine Gegenwart drückte!

An die Muſik habe ich ſchon gedacht, und ſammle jetzt an Materialien. Deine Ideen über Schriftſtellereinfluß haben ſehr bei mir angeſprochen. Ich habe mich ſelbſt auch mit dieſem Stoff beſchäftigt, und könnte vielleicht bald Hand anlegen.

Daß Du und Goethe Euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Goethes, der Deines Lobes voll iſt. „Er habe lange nicht ſolchen geiſtigen Genuß gehabt, als bei Dir in Jena.“ Laß mich ja von Eurem Briefwechſel ſo viel als möglich erfahren.

Für die Anthologie danken wir Dir herzlich. Es iſt ein eigener Genuß, jetzt dieſe Producte wiederzuleſen. — Die Fortſetzung Deines Aufſatzes über das Erhabene hat mich weit mehr befriedigt, als der Anfang. Einzelne Stellen würde ich Deinen beſten Arbeiten an die Seite ſetzen. Hier erkenne ich, wie in unſern letzten Geſprächen, die alte Kraft wieder. Ueberhaupt war mir es ein Beweis Deiner beſſern Geſundheit, daß Du eine ſolche Unterhaltung ohne anſcheinende Erſchöpfung anderthalb Tage fortſetzen konnteſt.

Eben erhalte ich Deinen zweiten Brief mit der Recension: — ein tüchtiges Product, — schade, daß manche Idee an dieser Stelle steht; doch Du wirst ihnen schon einen besseren Platz anweisen.

Ueber Dein Mißtrauen gegen Dich selbst im poetischen Fache getraue ich mir heute noch nicht Dir zu antworten. Ich muß erst über die Ursache Deiner Unzufriedenheit mit Deinen zeitherigen Producten heller sehen. Deine Forderungen sind gewaltig gestiegen. Dir mißfällt das Subjective in Deinen Arbeiten, Du strebst nach Darstellung des reinen Objects. Aber die Fortschritte von Manier zum Styl kannst Du doch selbst in Deinen letztern Arbeiten bemerken: z. B. in mehreren Stellen der Götter Griechenlands und der Künstler. Wenn Dir Deine dramatischen Producte nicht gefallen, so fragt sich's, ob Du nicht selbst — durch Streben nach philosophischem Gehalt — eine nordische Sünde — Deine Phantasie störtest; ob Du nicht reiner empfangen würdest, wenn Du mit mehr Wollust und mit weniger Anstrengung arbeitetest? Wie, wenn Du nicht absichtlich Dich mit dem Wallenstein beschäftigtest, sondern es dem Zufall überließest, ob Dir die Phantasie von selbst genug dichterischen Stoff zuführte? Wäre so viel vorhanden, daß Du Freude daran haben könntest, so würde die Liebe zum Object schon die Ausführung bewirken.

Genug für heute; nächstens mehr.

K.

Jena, 12. September 1794.

Dein Brief hat mir große Freude gemacht, weil er mir bestätigte, wie gut wir einander verstehen, und wie nothwendig wir uns sind. Nein, Dir kann es ebenso wenig als mir begegnen, daß heterogener Einfluß von außen die reine Form Deines Wesens verderbt; denn unserer beider Seele hat ein Vermögen, sich keusch zu bewahren, allen fremden Stoff auszuwerfen und über jede unheilige Berührung zu siegen.

Ich wollte, daß Du Dein Ideal der Schriftstellerei bald möglichst hinwerfen möchtest. Herrlich wäre es, wenn wir unsere Horen damit eröffnen könnten. Auch halte ich diese Arbeit für besonders geschickt, Dir Muth einzuflößen, Deine Kraft in's Spiel zu setzen, und gewissermaßen Dein schriftstellerisches Glück zu entscheiden. Kannst Du, so gehe jetzt gleich daran; Du wirst dabei recht gut fortfahren können, Materialien für die musikalische Abhandlung zu sammeln. Jacobi aus Düsseldorf hat sich nun auch erklärt, an den Horen zu arbeiten. Von Humboldts Bruder (Alex. v. Humboldt), der preußischer Oberbergmeister ist, haben wir über Philosophie des Naturreichs sehr gute Aufsätze zu erwarten. Er ist jetzt in Deutschland gewiß der vorzüglichste in diesem Fache, und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist.

Ich bearbeite jetzt meine Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg, die ich Dir gewiß binnen

drei Wochen ſchicke. Sie wird unter dem Titel: Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, ein Ganzes ausmachen, und alſo von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig ſein, obgleich ſie ſehr gut dazu vorbereiten kann. Sie macht mir auf's Neue viel Freude, und ich ſuche ihr alle mir mögliche Vollkommenheit zu geben.

Daneben arbeite ich an einem Aufſatz über Natur und Naivheit, der mich immer mehr feſſelt, und mir vorzüglich zu gelingen ſcheint. Ich ſchreibe hier mehr aus dem Herzen, und mit Liebe. Es iſt gleichſam eine Brücke zu der poetiſchen Production.

Ramdohr war dieſer Tage hier, und erzählte mir, daß er Deine Bekanntſchaft gemacht habe. Was hältſt Du von ihm? Ich muß ſagen, daß mir ſeine Bekanntſchaft gerade jetzt, wo ich mich mit Ideen über die Kunſt abgebe, nicht ganz unintereſſant geweſen iſt. Freilich kommt es mir vor, als wären die guten Ideen, die er ausframt, nicht auf ſeinem Boden gewachſen, und der anmaßende Ton, mit dem er aburtheilt, mißfällt mir nicht wenig. Dennoch ſind ſelbſt Menſchen ſeiner Art ſo ſelten, daß man mit ihnen vorlieb nehmen muß. Er hat viele Kunſtwerke geſehen, und ſeine Ideen berühren mehr die Erfahrung, ohne ſich zu der Speculation zu erheben. Er hat alſo etwas, was mir abgeht, ob ich gleich zweifle, daß er das, was ich ihm etwa geben könnte, zu empfangen im Stande iſt.

Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar abreisen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht wohl weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. Der Hof ist nach Eisenach abgereist, und Goethe hat sich losgemacht; so daß wir nun ganz unsern Ideen leben können. Ich werde Dir fleißig schreiben.

Seine Iphigenia ist in's Englische übersetzt, und so viel ich urtheilen kann, so glücklich, daß man ein Original zu lesen glaubt, und mit reiner Beibehaltung des ganzen Goetheschen Charakters.

Auf Deine weitere Erklärung über meine poetische Sendung und meinen dramatischen Beruf warte ich mit Ungeduld.

Du meinst, daß ich den Wallenstein zu sehr mit dem Verstand und zu wenig mit Begeisterung angreife. Aber das gilt nur von dem Plan, der nicht streng genug berechnet werden kann. Ausführen muß ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung. Dies ist es aber, wofür ich fürchte: daß mich die Einbildungskraft, wenn ihr Reich kommt, verlassen werde.

Lebe wohl. Von meiner kleinen Familie in Rudolstadt habe ich gute Nachricht, und mit meiner Gesundheit geht's erträglich. An Minna und Dorchen meinen herzlichen Gruß. Solltest Du jetzt, nachdem Du das Graff-

ſche Original haſt, Dorchens Copie meines Bildes wegzugeben, ſo will ich eine Bitte darum eingelegt haben.

S.

Dresden, 19. September 1794.

Ueber Deinen Dichterberuf zu urtheilen iſt ſo leicht nicht, und ich ſtehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber ſchreibe, in einiger Zeit zufrieden ſein würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe.

In Deinen früheren Producten war faſt bloß Diction und Versbau poetiſch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verſtandes, als der Phantaſie. Etwas ähnliches findeſt Du in der älteſten Periode der griechiſchen Dichterkunſt. Auch iſt es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetiſche Form ſich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetiſche Form das Product der geiſtigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgeſetzte Ausbildung Deiner ſelbſt wuchs das Intereſſe Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dies gründete Deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich ſelbſt noch nicht befriedigt. Du erkennſt den Charakter des Poetiſch-gedachten; und dies iſt's, glaub' ich, was Du in Deinen meiſten Werken vermiſſeſt. In allen kannſt Du nicht ſagen, ſonſt wollte ich Dir Beiſpiele vom Gegentheil anführen. Es fragt ſich alſo: iſt

das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkſt, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umſtänden.

Zur inneren poetiſchen Form gehört, däucht mich, erſtlich: Erſcheinung des Stoffs unter einer beſtimmten Geſtalt. Durch dieſe Geſtalt wird der Gedanke ein Element der dichteriſchen Schöpfung, ein darſtellbares Object. Die Phantaſie muß das Product des Verſtandes gleichſam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anſchaulich wird. Aus der Hand der Phantaſie empfängt nun der Genius den Stoff ſeiner Thätigkeit — der Geiſt ſchwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dies iſt das zweite Erforderniß der inneren poetiſchen Form.

Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, haſt Du zur Genüge bewieſen. Auch Deine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius ſcheint der Phantaſie nicht Zeit zu laſſen, ihr Geſchäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit iſt nicht rein genug.

Der Stoff, mit dem die Phantaſie den Gedanken überkleiden ſoll, muß zuvor aufgefaßt ſein. Zu dieſer Auffaſſung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir ſchwerlich, aber deſto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier iſt der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich ſchon neulich geäußert habe. Eben deswegen ſollſt Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenſtein machen. Deine Ideale müſſen erſt eine vollendete Geſtalt gewinnen, müſ-

ſen mit allen ihren Eigenheiten leben, durch Deine Phantaſie vorſchweben, alles Abſtracte muß in individuellen Formen erſcheinen — dann erſt iſt es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken.

Alſo noch einmal: ergieb Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß Deine Phantaſie ungeſtört Schätze ſammeln — und es wird ſich ein Vorrath anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt.

So viel für heute.

Daß Du bei Goethe biſt, freut mich ſehr. Empfiehl mich ſeinem Andenken, und ſchreib' mir hübſch ausführlich über Euer Beiſammenſein. — Laß mich ja bald etwas von Deinen jetzigen Arbeiten leſen.

An Humboldt habe ich ein Project zu einem periodiſchen Werke über griechiſche Literatur und Kunſt geſchrieben. Mit den Horen collidirt es nicht, weil es nur für ein kleines Publicum iſt. Schlegels Aufſätze, die er mir jetzt gezeigt hat, haben mich auf die Idee gebracht. Sie haben wirklich viel Gutes und bedürfen nur einer kleinen Nachhilfe in der Form. Ich ſelbſt, dem die Griechen immer lieber werden, glaube, beſonders in der Folge Beiträge liefern zu können. Und Du nähmſt vielleicht auch zuweilen Antheil, wenn Dir etwas Eſoteriſches über die Griechen einfiele, was nicht in die Horen paßte.

Lies doch den Philoktet des Sophokles. Kein griechiſches Product hat noch ſo ſehr auf mich gewirkt — ſelbſt die Antigone nicht. Dies verdiente eine Ueberſetzung vor allen andern.

Die Herausgeber der Literaturzeitung haben mir den Contract zugeschickt und mich für die Dichtkunst angeworben. Dieses Fach ist mir freilich das liebste. Ich wundere mich nur, daß es nicht schon übermäßig besetzt ist. Du siehst also, daß Du Dich mit Deiner Anfrage an einen Mann in officio gewandt hast.

Ramdohr habe ich hier nur eine Stunde gesprochen. Vor achtzehn Jahren habe ich ihn in Göttingen ziemlich genau gekannt. Eine gewisse, alles umfassende Koketterie, die ihm damals anklebte, hat er noch immer. Zu einem interessanten Gespräch konnte es diesmal unter uns nicht kommen. Viel erwarte ich nicht von ihm.

Dorchens Copie Deines Bildes hat sich schon der Lieutenant Thielemann von uns ausgebeten. Aber sie will Dir eine andere machen, die allem Ansehen nach, da sie neuerlich beträchtliche Fortschritte gemacht hat, noch besser gerathen wird.

K.

Jena, 29. September 1794.

Gar gern hätte ich Dir früher und von Weimar aus geschrieben, aber es war nicht wohl möglich zu machen. Jeden Augenblick, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht; und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen. Was

ich Dir alſo ſchuldig blieb, will ich von Jena aus nach und nach wieder einzubringen ſuchen.

Seit vorgeſtern bin ich wieder hier angelangt, nachdem ich vierzehn Tage mit ihm zuſammengelebt hatte. Ich bin ſehr mit meinem Aufenthalt zufrieden, und ich vermuthe, daß er ſehr viel auf mich gewirkt hat. Doch das muß die Zeit lehren. Was in unſern Unterhaltungen auf's Tapet kam, was ich über ihn ſelbſt bemerkt habe, und zu welchen Reſultaten wir gekommen ſind: das ſoll Dir nach und nach alles mitgetheilt werden. Heute habe ich weder Zeit noch Stimmung; denn ich fand bei meiner Zurückkunft allerlei Geſchäft vor, und das Wetter ſetzt mir ziemlich hart zu. Auch den Inhalt Deines letzten Briefes kann ich Dir heute nicht beantworten.

Meine Frau und den Kleinen habe ich noch nicht wiedergeſehen. Morgen erwarte ich ſie. Humboldts Kind hat die Blattern nicht bekommen, obgleich man es zweimal inoculirte; und ſo iſt die ganze Schererei vergebens geweſen. Deine Thätigkeit freut mich ſehr, und ich empfehle Dir recht ſehr, eifrig fortzufahren, damit man ja in den erſten drei Stücken auf Dich rechnen kann. Mit den Horen wird es jetzt ernſtlich losgehen.

Lebe wohl. An Minna und Dora meine herzlichen Grüße. Der letzteren verſichere, daß ihr Verſprechen mir unendlich viel Freude macht.

G.

Jena, 9. October 1794.

Meine Büste ist glücklich von Stuttgart angelangt, und ein rechtes Meisterstück geworden. Wer sie sieht, erstaunt über die Wahrheit und große Kunst der Ausführung. Dannecker will sie in Marmor ausarbeiten und hat schon carrarischen Marmor aus Italien bestellt. Dies macht ihn etwas difficil in Ansehung der Abgüsse, doch hoffe ich, daß er mir noch einen liefern soll. Ich habe ihm schon darum geschrieben, und daß er ihn gerade an Dich abschicken möchte.

Mir machen jetzt meine Briefe nach Dänemark erstaunlich viel Arbeit, die nicht einmal die einzige ist. Ich habe deswegen noch nicht dazu kommen können, Dir recht ausführlich zu schreiben, und bitte, noch eine Zeitlang Geduld zu haben. Einstweilen sende ich Dir einen Aufsatz von Goethe, der aber bloß flüchtig hingeworfen und bloß zum Privatgebrauch bestimmt ist. Was er sonst von Sachen schreibt und schickt, sollst Du communicirt erhalten.

Wir haben eine Correspondenz miteinander über gemischte Materie beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen; da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten

ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden.

Seinen Roman will er mir bandweiſe mittheilen; und dann ſoll ich ihm allemal ſchreiben, was in dem künftigen ſtehen müſſe, und wie es ſich verwickeln und entwickeln werde.

Er will dann von dieſer anticipirenden Kritik Gebrauch machen, ehe er den neuen Band in den Druck giebt. Unſere Unterredungen über die Compoſition haben ihn auf dieſe Idee geführt, die, wenn ſie gut und mit Sorgfalt ausgeführt werden ſollte, die Geſetze der poetiſchen Compoſition ſehr gut in's Licht ſetzen könnte.

Seine Unterſuchungen über Naturgeſchichte, von denen ich Dir einmal mehr ſagen will, haben mich ſo ſehr als ſein poetiſcher Charakter intereſſirt, und ich bin überzeugt, daß er ſich auch hier auf einem vortrefflichen Wege befindet. Auch was er gegen die Newtonſche Farbentheorie einwendet, ſcheint mir ſehr befriedigend zu ſein.

Von Fichte ſind in dieſer Meſſe fünf ſeiner öffentlichen Vorleſungen abgedruckt erſchienen, die ich Dir ſehr zum Leſen empfohlen haben will.

Was macht die Schriftſtellerei und die Muſik? In vierzehn Tagen wird ſchon zu dem erſten Horenſtück geſammelt. Mache, daß ich Dich in dem zweiten auftreten laſſen kann.

S.

Dresden, 17. October 1794.

Ich freue mich sehr auf Deine Büste und hoffe, daß Dannecker Dir noch einen Abguß lassen wird. Der Name des Künstlers ist mir aus irgend einem Journale schon bekannt gewesen, ehe Du von ihm schriebst. In Dresden fehlt uns ein Bildhauer und vielleicht ist er jetzt nicht mehr gern in Stuttgart. Ich hätte wohl Lust einen Plan auf ihn zu machen, da er ein so unterrichteter und denkender Künstler ist. Durch den Hausmarschall v. Rackenitz ließe sich die Sache gut einleiten, wenn Dannecker Lust hätte.

Die ausführlichen Nachrichten von Deinem Aufenthalt bei Goethe erwarte ich mit Ungeduld. Der mitgetheilte Aufsatz enthält besonders gegen das Ende interessante Winke. Beim Anfang stutzte ich über den Satz: daß ein Thier schön sei, wenn ihm nach Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse noch Kraft zu willkürlichen Handlungen übrig bleibe. Hier scheint es viel Ausnahmen zu geben, als: das Kameel, der Esel u. s. w. Was er nachher vom Gleichgewicht der Glieder sagt, wodurch Nothwendigkeit und Bedürfniß versteckt würde, ist mir einleuchtender. Ueberhaupt aber scheint mir die Freiheit eine Eigenschaft, aber kein Kennzeichen des Schönen zu sein. Alles Schöne ist frei, aber nicht alles Freie ist schön. — Soll ich Goethes Aufsatz Dir wiederschicken, oder kann ich ihn behalten?

Von Deiner Correspondenz mit ihm erwarte ich viel

Gutes. Auch freut mich der Eifer, den Goethe auf Ausfeilung ſeiner Producte verwendet. In ſeinen neueſten Arbeiten ſchien mir eine gewiſſe Nüchternheit zu herrſchen, die wohl nicht immer verdienſtlich war.

Daß Du ſchon jetzt Manuſcript zu den Horen ſammelſt, überraſcht mich. Ich glaubte, zu Oſtern ſollte erſt angefangen werden. Deſto beſſer übrigens! Ich will nun eilen, Dir bald etwas zu ſchicken. Wirſt Du jetzt noch ein Paar Stücke Thalia liefern? Schlegel wird in dieſen Tagen einen Aufſatz wieder fertig haben, den er von Dir eingerückt wünſcht, wenn Du ihn brauchen kannſt. Bei Humboldt kannſt Du etwas von ſeiner Arbeit ſehen.

Ich leſe noch immer viel in den Griechen. Den Sophokles habe ich geendigt, und bin nun über dem Pindar, der mir anfänglich gar nicht ſchmecken wollte. Einzelne poetiſche Stellen fand ich wohl, aber das, was jeder Ode die Einheit giebt, die äußere Veranlaſſung, hatte für mich etwas widriges. Die Muſe ſcheint mir immer zur Knechtſchaft des Reichthums herabgewürdigt zu werden. Bezahlte Begeiſterung hat etwas empörendes. Nach und nach indeſſen gewöhne ich mich mehr an die Denkart eines Volks, deſſen verfeinerte Sinnlichkeit und Patriotismus ſich auch für körperliche Geſchicklichkeit und Kraft, und für die Idee des Sieges im Angeſicht Griechenlands begeiſtern konnte. Dann war auch begreiflich, daß Dichtkunſt und Muſik dieſe Siege feierten. Und in der Art, wie beſonders Pindar ſie feierte,

zeigt sich ein persönlicher Werth des Dichters, an dem auch wir noch Genuß haben.

K.

Jena, 25. October 1794.

Ich habe auf meinen ersten philosophirenden Brief an Goethe noch nicht die Antwort, die erst in einigen Tagen versprochen ist, sonst würde ich Dir meinen und seinen Brief schon heute beilegen. Ich will Dir lieber die Sachen selbst schicken, als auf's neue darüber schreiben, weil ich sonst aus diesem Gedankenkreis gar nicht herauskomme. In meinen Briefen an ihn wirst Du dann auch das wichtigste von unseren neulichen Unterredungen, ästhetische Dinge betreffend, finden, weil ich mich mehrmals darauf beziehe.

Ueber seinen Satz, in dem Aufsatze den ich Dir schickte, daß wir Thiere schön nennen, denen neben Befriedigung des Nothwendigen noch Kraft zu willkürlichen Handlungen übrig bleibe, merke ich nur dies einzige an. Obgleich durch dieses Kennzeichen der Begriff des Schönen noch gar nicht bestimmt wird, so stimmt es doch gewiß damit überein. Das Kameel und der Esel haben überflüssige Masse, aber nicht Ueberfluß der Kraft; vielmehr müssen wir, beim Kameel besonders, diesen Ueberfluß als eine Hinderung der Kraft häßlich finden. Es ist gewiß nicht unbedeutend, den Ueberfluß, sobald er den Zweck nicht einschränkt oder die Kraft nicht hindert, als

ein Element des Schönen anzunehmen; und mir ſcheint, daß man aus dem innerſten Weſen der Schönheit auf dieſe Bemerkung geführt werden muß. Die Schönheit iſt ein Effect der Einbildungskraft, oder, wenn Du willſt, ein Object derſelben. Wenn etwas Intellectuelles oder überhaupt Vernunftmäßiges ſchön werden ſoll, ſo muß es erſt ſinnlich und ein Gegenſtand der Einbildungskraft werden. Von der Einbildungskraft aber wiſſen wir, daß ſie allen ihren Vorſtellungen ſinnliche Vollſtändigkeit, materielle Totalität zu verſchaffen ſucht. Der Verſtand braucht aber von einer Vorſtellung der Einbildungskraft nicht alle Theile, nicht das ganze Mannigfaltige. Dieſe giebt ihm alſo mehr als er braucht, und gerade dadurch entſteht die Schönheit. Jede ihrer Vorſtellungen iſt durchgängig beſtimmt, und dieſe durchgängige Beſtimmtheit iſt ein Ueberfluß für den Verſtand. Daß dieſer Ueberfluß aber eine conditio sine qua non der Schönheit ſei, können wir daraus abnehmen, daß ein Gleichniß z. B. ſeine Schönheit ganz verliert, wenn man es dieſes Ueberfluſſes beraubt, wenn man das individuelle Allgemeine ausdrückt, und die Punkte der Aehnlichkeit mit techniſcher Genauigkeit andeutet.

Meine Reſultate über die Schönheit gewinnen nun bald eine ſehr gute Uebereinſtimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwiſchen uns und Unſersgleichen, die doch ſonſt im Empfinden und in Grundſätzen ſo ziemlich einig ſind, darüber entſtehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empiriſchen Begriff

von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten nothwendig jede unserer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnliche vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt; und ein Object mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjectives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objectiv sollte es so sein. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe; ich werde aber an einem andern Orte ausführlicher darüber sein.

Schicke mir das Manuscript von Goethe wieder; ich habe keine Abschrift davon. Mein erster Beitrag zu den Horen, der Anfang meiner Briefe, ist schon an Goethe abgegeben. Ich hätte Dir das Manuscript zuerst geschickt, wenn nicht dadurch ein Aufenthalt entstanden wäre. Hoffentlich aber erhalte ich sie in wenigen Tagen zurück. Ich bin sehr gut mit diesem Anfang zufrieden, und ich augurire, daß auch Du es sein wirst. Möchtest Du nur auch bald etwas liefern, daß ich Dich wenigstens gleich in dem zweiten Stücke, welches sogleich nachfolgt, ge-

druckt ſehen könnte. Von der Thalia erſcheinen noch zwei Stücke; eins iſt ſchon ganz abgedruckt, und das andere iſt beſetzt, ſo daß ich Schlegels Aufſatz nicht mehr placiren kann. Er wird aber im Mercur wohl unterkommen können. Seinen Aufſatz habe ich bei Humboldt geleſen, aber, ob ich gleich die Idee nicht wegwerfen will, ſo hat mich ſeine Erklärung und Ausführung wenigſtens nicht ganz befriedigt, und ich finde noch viel Willkürliches darin.

Pindar hat mir nie behagen wollen, und mein erſtes Gefühl empörte ſich auch gegen dieſe Wegwerfung des Genies. Bei Dannecker will ich ſondiren, zweifle aber, daß er ſein Vaterland verlaſſen wird: theils wegen einer ſehr zahlreichen Verwandtſchaft, die ihn dort feſſelt; theils weil er ſich bedenken wird, den Schein der Undankbarkeit gegen das herzogliche Haus, dem er ſeine ganze Bildung zu danken hat, auf ſich zu laden.

S.

Dresden, 28. October 1794.

Hier erhältſt Du den Schlegelſchen Aufſatz, von dem ich im letzten Briefe geſchrieben habe. Kannſt Du ihn nicht für die Thalia brauchen, ſo gieb ihn Humboldt. Auf alle Fälle wünſcht Schlegel, daß Du ihn Humboldt zeigen möchteſt. An letzteren ſchreib' ich nächſtens; grüße ihn von mir.

K.

Jena, 29. October 1794.

Hier einstweilen der erste Transport meiner Briefe, die Du mir aber ehestens zurückschicken wirst. Sie werden mit Goethes Elegien und einer Epistel von ihm das erste Stück der Horen ausfüllen. In dem zweiten hoffe ich Deine Gesellschaft zu haben. Laß mich doch wissen, ob es der Aufsatz über Musik, oder über Schriftstellerei ist, was Dich jetzt beschäftigt. — Ich eile, um dieses Paket fortzuschaffen.

S.

Dresden, 7. November 1794.

Seit langer Zeit hat nichts so sehr auf mich gewirkt, als Deine ästhetischen Briefe. Beim ersten Lesen fand ich im dritten und vierten Briefe manches, wobei ich anstieß. Aber vom fünften an riß mich die Beredsamkeit des Vortrags mit sich fort, und der neunte Brief gab mir den höchsten Genuß ohne alle Störung. Du kennst meine Art, daß die größte Freude über ein Product mich bei fortgesetzter Betrachtung zur strengsten Kritik auffordert. Ich habe mir also auch von dem Rechenschaft zu geben gesucht, was mich in diesem Werke noch nicht befriedigt.

Du hieltest für nöthig, das Bedürfniß der ästhetischen Erziehung zu erweisen, da die Aufmerksamkeit des Publicums größtentheils nur auf politische Verbesse-

rung gerichtet ist. Der Weg, den Du einschlugst, ist originell; aber mir scheint er nicht der kürzere zu sein. Du wurdest genöthigt sehr weit auszuholen, manchen Satz ohne Beweis aufzustellen, manchen andern nicht hinlänglich zu erläutern, um nicht zu weitläufig zu werden; und dies giebt dem dritten und vierten Brief einen Mangel an Klarheit und Evidenz. Auch die Winke vom sittlichen und physischen Menschen, von Existenz in der Zeit, von Erscheinung (S. 11. 12. 13), welche sich auf Kantsche Sätze beziehen, setzen eine ziemliche Bekanntschaft mit diesen Sätzen voraus. Gleichwohl ist Dein Publicum ausgebreiteter, als das Kantsche.

Der fünfte und sechste Brief, so sehr ich ihren Werth als Schilderung zu schätzen weiß, scheint mir doch nicht gerecht genug gegen unser Zeitalter zu sein. Aechter republicanischer Geist und ächte Regententugenden sind wohl zu allen Zeiten selten gewesen; besonders in den Momenten des Kampfes entgegengesetzter Leidenschaften. An Deiner Stelle würde ich vielleicht folgenden Weg gewählt haben. Die ästhetische Erziehung ist Zweck an sich selbst. Sie bedarf keiner Empfehlung als Mittel. Aber selbst als Mittel hat sie ihren Werth für den, der nur für politische Zwecke Sinn hat.

Alle Staatsverwandlung ist Geschäft eines Stümpers oder Barbaren, sobald sie kein würdiges Ideal zum Ziele hat. Der Staat ist bloß Mittel; Zweck ist allein die Menschheit. Das Ideal des Staats setzt also das

Ideal der Menſchheit voraus, und das Ideal der Menſchheit gründet ſich auf die Geſetze des Schönen.

Der Staat kann nie die Verwandlung der Individuen erzwingen. Er kann bloß Gelegenheiten darbieten und Hinderniſſe entfernen. Dieſer Zweck beſtimmt das allgemeine Ideal eines Staats.

Dies auf die beſondern Verhältniſſe eines einzelnen Volk angewendet, giebt ein beſonderes Ideal für dieſes Volk. Iſt das allgemeine und beſondere Ideal gefunden, ſo fragt ſich's, wie es realiſirt werden ſoll: ob durch allmählige Annäherung oder durch plötzliche Umwandlung. — Die Entſcheidung dieſer Frage hängt von dem Zuſtande der Geſundheit des Staates ab. Ein todtkranker Staat kann nur durch Revolutionen geheilt werden. — Die Realiſirung des Staatsideals, die allmählige, ſowohl als die gewaltſame — kann nicht von ſtatten gehen ohne perſönlichen Werth der Mehrheit unter den Staatsgliedern, oder wenigſtens einer Partei, die durch Kraft die Zahl erſetzt. Daher die Nothwendigkeit der höchſten Ausbildung der Individuen, wenn nicht bloß Uebel gegen Uebel vertauſcht werden ſoll.

Vergiß nicht, auf der erſten Seite an der angeſtrichenen Stelle das fehlende Wort einzurücken. Auf der zwölften Seite ſcheint, bei den Worten Geſellſchaft in der Zeit, das Wort: phyſiſche zu fehlen.

Die Horen werden alſo ſehr glänzend auftreten; und mein Ehrgeiz wird ſehr geſpornt, in dieſer Geſellſchaft bald zu erſcheinen. Auch hatte ich ſchon Materia-

lien zu einem Aufſatze über ſchriftſtelleriſchen Charakter. Anfänglich fürchtete ich mich mit Fichte in Colliſion zu kommen; aber er beſchäftigt ſich mehr mit dem relativen Werth der Gelehrten. Meine Abſicht war, auf den abſoluten Werth eines ſchriftſtelleriſchen Lebens, als eines ſchönen Ganzen aufmerkſam zu machen. Aber mit Deinem neunten Brief treffe ich zuſammen, und dies benimmt mir die Luſt, jetzt dieſen Stoff zu bearbeiten. Alſo werde ich mich über die Muſik machen; kann aber noch gar nicht ſagen, wann ich etwas fertig haben werde. Ich will jetzt alles Hiſtoriſche weglaſſen, und mich nur auf einige äſthetiſche Winke einſchränken.

Was Du vom Ueberfluß, als einem Merkmal des Schönen, und vom äſthetiſchen Imperativ ſchreibſt, glaube ich recht gut verſtanden zu haben, und bin vollkommen Deiner Meinung. Eben das Princip dieſes Imperativs iſt es, was wir ſuchen; und die Bildung des Geſchmacks iſt nichts weiter, als die Anerkennung und Befolgung dieſes Imperativs (der äſthetiſchen Pflicht).

Fichtes Aufſätze getraue ich mir nicht außer dem Zuſammenhange mit ſeinem ganzen Syſtem zu beurtheilen. Dies muß erſt vollſtändig aufgeſtellt und mit Gründen unterſtützt ſein. Dann wird ſich mehr darüber ſprechen laſſen. Bis jetzt ehre ich den männlichen Charakter in dem Gange ſeiner Unterſuchungen; das Reſultat ſei, welches es wolle. Seine politiſchen und juriſtiſchen Aeußerungen haben mir ſchon manchmal Luſt gemacht, mit ihm eine Lanze zu brechen. Doch iſt dazu jetzt noch nicht Zeit.

Schlegels Aufſatz wirſt Du an Humboldt gegeben haben. Wenn er nicht Gelegenheit hat, ihn im Mercur unterzubringen, ſo will ich's durch Bertuch machen.

L.

Jena. 7. November 1794.

Ich habe mit dem heutigen Poſttage auf die Retour meines Manuſcripts, das ich am 29ſten October an Dich abſchickte, gerechnet, und muß Dich dringend bitten, wenn Du es noch nicht auf die Poſt gegeben haſt, es ſogleich zu thun. Cotta beſteht darauf, daß wir die Herausgabe mit dem neuen Jahr beginnen; und ſo iſt denn die höchſte Zeit, weil ich es hier noch im Ausſchuß muß circuliren laſſen, und der Weg von hier nach Tübingen auch zehn Tage wegnimmt.

Humboldt hat mich Deinen Brief an ihn leſen laſſen, der mich ſehr freute, weil Du ihm über ſeinen Styl ſehr viel Wahres ſagſt. Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftſtellern kein rechtes Talent, und er wird dieſen Mangel durch Kunſt nicht viel verbeſſern. Bei Dir iſt die Größe der Forderung, die Du an Dich machſt, ſchuld, daß Du ſie weniger erreichſt; bei ihm iſt die Qualität des Ideals, das er ſich vorſetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.

Goethe war wieder eine Zeitlang mit Meyer hier, wodurch unſere ſchriftliche Unterhaltung unterbrochen worden iſt. Er iſt jetzt beſchäftigt, eine zuſammenhän-

gende Suite von Erzählungen im Geſchmack des Decameron des Boccaz auszuarbeiten, welche für die Horen beſtimmt iſt. Sein Manuſcript über das Schöne ſende mir doch mit Gelegenheit zurück.

Ich bin ſehr begierig zu hören, was Du von dem erſten Transport meiner Briefe urtheilſt. Goethe haben ſie ſehr gefaßt und ergriffen. Herder abhorrirt ſie als Kantiſche Sünden, und ſchmollt ordentlich deswegen mit mir. Ich lege Dir ein Paar von Goethes Briefen und auch ein Billet von Herder bei, woraus Du das Weitere erſehen kannſt.

Daß es mit Deinen Arbeiten für die Horen ſo langſam geht, iſt mir ſehr leid, nicht ſowohl wegen der Horen (weil die zwei erſten Stücke ſchon beſetzt werden können), ſondern wegen Deiner ſelbſt. Hoffentlich aber beſcherſt Du mir zu Weihnachten etwas. Aus einem Briefe von Garve, den ich beilege, ſiehſt Du, daß Du ſeine Concurrenz in dem Aufſatze über Schriftſtellerei (auch wenn er über dieſe Materie ſchreiben ſollte) nicht zu fürchten haſt.

S.

Schlegels Aufſatz wird in dem letzten Stücke der Thalia noch Platz finden.

Jena, 10. November 1794.

Was Du über meine Briefe ſagſt, freut mich ſehr, und ich vermuthete mir auch dieſe Wirkung. Daß ich viele Kantiſche Ideen poſtuliren mußte, ohne den Beweis förmlich mitzugeben, war unvermeidlich, wenn eine ſolche Materie, die im Grunde doch den ganzen Menſchen umfaßt, mit dieſer Kürze behandelt werden ſollte. Der Leſer ſoll denken — das kann ihm bei philoſophiſchen Materien nie erſpart werden; und wenn er nicht in dem Contert des Ganzen den Schlüſſel zu den ſchwierigen Stellen findet, ſo kann ihm nicht geholfen werden. Willkürlich glaube ich nichts aufgeſtellt zu haben; denn der Aufſatz iſt aus einem Stücke geſchnitten. Eins ſteht für alles, und alles ſteht für eins. Uebrigens beſchäftigen ſich die folgenden Briefe mit nichts anderem, als mit der weiteren Ausführung und Anwendung der hier aufgeſtellten Sätze.

Du haſt mich wahrſcheinlich nicht recht verſtanden, wie ich Dir den Gedanken über Schriftſtellerei an die Hand gab, wenn Du glaubſt, daß ich Dir dieſe Materie weggenommen habe. Mir däucht, daß noch alles zu ſagen übrig iſt; und eine Uebereinſtimmung in Principien iſt ja eher zu wünſchen, als zu fürchten. Deſto beſſer, wenn wir auf einen Punkt wirken; daß wir nicht von einerlei Punkt ausgehen, bin ich ſicher: denn dafür ſorgt ſchon die verſchiedene Individualität. — Bei Aufſtellung des ſchriftſtelleriſchen Ideals würde ich vorzüglich auf

das Verhältniß der Objectivität und Subjectivität Rückſicht nehmen, worauf alles anzukommen ſcheint. In dem lebendigen Umgange wird alles Objective Subjectivität, weil das ganze Individuum hier mitſpricht, und auf ein Individuum gewirkt wird. Bei dem ſchriftſtelleriſchen Vortrag ſoll auf die Gattung gewirkt werden, und das muß durch die Gattung geſchehen. Es ſoll aber zugleich auf jedes Individuum, als ſolches, gewirkt werden, und das muß durch Individualität geſchehen. Alſo iſt die Forderung: generaliſirte Individualität. Um dieſe Idee würde ich mich hauptſächlich drehen, wenn ich dieſe Materie zu behandeln hätte; aber ſie iſt noch unendlich reichhaltiger, wie Du ſelbſt finden wirſt.

S.

Dresden, 20. November 1794.

Die Goetheſchen Briefe habe ich mit vieler Freude geleſen, und das Herderſche Billet beinahe mit Indignation. Was iſt das für eine Armſeligkeit, andere Vorſtellungsarten neben der ſeinigen nicht dulden zu können, und aus Selbſtgefälligkeit ſich gegen fremdes Verdienſt zu verblenden! Fand er denn nichts mehr in Deinen Briefen, als Kantſche Ideen? Und wenn er auch mit Kant nicht ganz übereinſtimmt, kann er wohl den hohen Charakter, ſeine Art zu philoſophiren verkennen, wenn er irgend eines unbefangenen Urtheils fähig iſt? Denn Stumpfheit iſt nicht ſein Fehler.

Garves Brief ist das Geschwätz eines Kranken. Fast sollte man glauben, er hätte sich Mühe gegeben, die platteste und trivialste Seite des Gegenstandes herauszusuchen. Wohl den Horen, daß er nichts geschickt hat!

Es ist schade, daß Du mir nicht Goethes Elegien und Epistel im Manuscript mittheilen kannst. Er scheint sich recht eifrig für die Horen zu interessiren. Wenn Du und er nur fleißig seid, so ist mir für das Journal nicht bange.

Ich glaube, daß für mich noch manches über Schriftstellerei zu sagen übrig bleibt; aber von dem, was meinem Aufsatze die Würze geben sollte, finde ich soviel in Deinem letzten Briefe, daß ich jetzt — bis man diesen Brief ein wenig aus dem Gedächtniß hat — mit meiner Waare nicht auftreten mag. Für die Musik sammle ich jetzt an Materialien.

Der Professor Erhard, der sonst in Stuttgart angestellt war, hat mir Deinen Brief überbracht. Ich habe ihm Nachrichten und Vorschläge mitgetheilt, so gut ich konnte, und werde ihn noch mit einigen Personen bekanntzumachen suchen. Doch habe ich wenig Hoffnung für ihn. Was er lehren will, glaubte jeder zu können, und für den Unterricht im Schreiben giebt es hier Canzellisten wie Sand am Meere. Bei einer Schulanstalt dürfte er anfänglich mit einem sehr kleinen Gehalt vorlieb nehmen müssen.

Humboldt antwortet mir nicht, und fast fürchte ich zu aufrichtig gewesen zu sein. Aber wer heißt ihn auch

fragen? In dieſem Falle habe ich zuviel Achtung vor ihm, um ihm etwas anderes, als meine Ueberzeugung zu antworten. Außer dem, was ich bemerkt habe, ſcheint noch eine gewiſſe Weichheit Humboldts Fehler zu ſein. Das Zarte und Feine wird ihm immer beſſer gelingen, als das Große und Starke. Bei Fichte hingegen ſcheint Härte das Uebergewicht zu haben.

Wie findeſt Du denn Goethes Roman? Iſt er frei von einer gewiſſen Mattigkeit und Kälte, die ich in manchen ſeiner neueren Producte bemerkt habe? — Von Wallenſtein hört man gar nichts mehr, auch nichts von einem Gedichte.

K.

Beiliegende Anzeige laß doch in's Intelligenzblatt der Literaturzeitung einrücken, und ſchreib' mir, was es koſtet. Zſchiedrich kurzweiligen Andenkens — der übrigens bei Wieland viel Glück gemacht hat — will gern incognito ein Autor werden.

Jena, 5. December 1794.

Ich gebe Dir nur ein kleines Lebenszeichen, weil ich über Redacteursarbeiten kaum zu Athem kommen kann. Meine äſthetiſchen Briefe für das zweite Stücke der Horen haben mich ſehr viel Anſtrengung gekoſtet; und weil ich alles andere darüber vergaß, ſo wurde die Ankündigung der Horen dadurch verzögert, welche jetzt über Hals

und Kopf fertig gemacht werden muß. In acht Tagen wirst Du sie im Intelligenzblatt der Literaturzeitung lesen. Ich führe Dich auch, aber unter einem anderen Namen, den Du künftig in den Horen führen mußt, darin auf; denn es liegt daran, auch durch die große Anzahl der Mitarbeiter dem Publicum Respect einzuflößen. Die Zahl ist mit Dir sechsundzwanzig.

Humboldt ist über Deinen Brief sehr erfreut gewesen. Aber eine Reise, die er in dieser Zeit nach Erfurt hat machen müssen, hinderte ihn, Dir zu schreiben.

Nun bitte ich Dich recht inständig, laß die Arbeit für die Horen ja nicht liegen, und widerlege mir nicht die tröstliche Hoffnung, die ich hatte, daß die Horen eine Gelegenheit sein würden, Dich in eine zweckmäßige und belohnende Thätigkeit zu setzen.

Goethes Epistel ist längst abgegangen, daß ich Dir sie also nicht anders als gedruckt schicken kann. Von ihm findest Du in dem ersten Stück noch den Anfang einer Reihe von Erzählungen; aber dieser Anfang, der zur Einleitung dienen soll, hat meine Erwartung keineswegs befriedigt. Leider trifft dieses Unglück schon das erste Stück; aber es war nicht mehr zu ändern.

S.

Dresden, 12. December 1794.

Zuvörderst meinen Glückwunsch, daß das Schiff nunmehr vom Stapel gelassen ist. Ich bin sehr neugie-

rig auf die Aufnahme beim jetzigen Publicum. Der jetzige öffentliche und heimliche Krieg ist ein ungünstiger Zeitpunkt für alles, was nicht politisch ist. Man dürfte sich aber nicht abschrecken lassen, wenn auch in dem ersten Jahre der Absatz unter der Erwartung ausfiele.

Auf die Fortsetzung Deiner Briefe ist meine Erwartung äußerst gespannt. Ist es Dir irgend möglich, so schicke mir das Manuscript. Du erhältst es mit umgehender Post zurück.

Ich selbst bin zeither nicht müssig gewesen; und da ich jetzt ein Paar Wochen Ferien und keine Reste aufzuarbeiten habe, so hoffe ich wohl etwas fertig zu machen, wenn nicht irgend eine andere Störung dazwischenkommt. Aber soviel sehe ich wohl, daß ich mir ein anderes Fach wählen muß, wenn ich oft Beiträge liefern will. Du schriebst einmal von Biographien. Ich hätte fast Lust dazu. Das Aufsuchen der Materialien kostet mich weniger Zeit, glaube ich, als die philosophische Weberei nach der Weise der Penelope. Und für deutsche Geschichte besonders finde ich doch auf der hiesigen Bibliothek brauchbare Hilfsmittel. Nenne mir nur einige Männer, die Dir am passendsten für die Horen scheinen. Deutsche möchte ich gern, auch lieber Staatsmänner als Gelehrte, da der letzteren Schicksale selten interessant sind. Im mittleren Zeitalter besonders giebt es noch manch unerkanntes Verdienst. Auch glaube ich in der italienischen Geschichte noch viel unbebautes Land zu finden. Und hierzu fehlt es auch nicht an Quellen, besonders für die

Zeiten des Dante, Petrark ꝛc. Ich erwarte Deine Meinung darüber, und arbeite inzwiſchen für die Muſik.

Neuerlich habe ich etwas geſehen, was mir ſehr gut für die Horen zu paſſen ſcheint. Schlegel zeigte mir ein Fragment von ſeines Bruders (des Dichters) Arbeit über den Dante. In Bürgers Journal ſteht eine Ankündigung und Probe davon. Vorzügliche Stellen ſind metriſch überſetzt, das übrige im Auszuge, mit einem hiſtoriſch-philoſophiſchen Commentar, der ſich durch Geiſt und Kunſtgefühl auszeichnet. In der Ueberſetzung iſt beſonders der Ton des Ganzen ſehr gut gelungen. Ich habe es auf mich genommen, Schlegel, der jetzt in Holland iſt, durch ſeinen Bruder befragen zu laſſen, ob er Dir das Manuſcript geben will. Schreibe mir, ob Du ein Bedenken dabei haſt.

Der äſthetiſche Aufſatz im neueſten Stück der Thalia enthält viel Gutes. Vermuthlich iſt er aus Deinen Vorleſungen entſtanden. Was Du von den Grenzen der menſchlichen Faſſungskraft ſagſt, ſcheint ſehr fruchtbar zu ſein, und verdient weiter unterſucht zu werden.

K.

Jena, 19. December 1794.

Ich ſende Dir hier eine Partie Avertiſſements. Suche ſie zu zerſtreuen, wo es am beſten angelegt iſt. Mache Geßler zu einem Deiner Commiſſionairs, da ſeine Verbindungen uns zu ſtatten kommen können.

Es wird wohl nicht angehen, daß ich Dir die Fortsezzung meiner ästhetischen Briefe noch in Manuscript schicke. Ich werde erst in acht Tagen fertig, und in drei Wochen muß Cotta sie haben. Ich werde in dieser zweiten Lieferung Deinen Vorwurf, daß ich kantisire, leider noch mehr verdienen; aber das war nicht anders zu machen, sobald die lezten Gründe entwickelt werden sollten. Indeß hoffe ich doch eine größere Simplicität, als man bisher gewohnt gewesen ist, darin beobachtet zu haben.

Für Deine Bemühung um Schlegels Dante danke ich Dir sehr. Es ist ein sehr guter Beitrag für unsere Horen. Seines Bruders Aufsatz habe ich an Biester abgetreten, weil dieser Anerbietungen macht, die ich nicht machen kann; auch wäre kein Raum mehr in der Thalia dafür übrig.

Laß uns nun bald auch Früchte Deines Fleißes sehen. Ich wäre es gar wohl zufrieden, wenn Du Biographien bearbeiten wolltest, und Du würdest viel darin leisten; aber mir ahnet, daß Du dieses Vorhaben nicht ausführen wirst. Ich habe aus Erfahrung, daß die Vorarbeiten zu einer historischen Production äußerst abschreckend sind, und bei keiner Arbeit wird soviel Zeit weggeworfen. Bald würdest Du finden, daß Du etwas besseres treiben könntest, und die Leerheit nicht aushalten, die man durchwandern muß, um zu einem erträglichen Resultate zu gelangen. Interessanter fändest Du vielleicht eine Charakteristik von großen Genies, besonders dichterischen: hier steht alles in Beziehung auf etwas Großes und Wichtiges, das den

Geist immer angespannt erhält; und gerade dieser Punkt ist es, um den sich Deine Ideen am liebsten drehen. Auch etwas Allgemeines, wie z. B. über das poetische Genie, über die Unterschiede der Geister, über Erschaffen und Genießen u. s. f. wäre für Dich.

Meine Büste erhältst Du nun gewiß, und vielleicht ehe ein Monat vergangen ist. Abgegossen ist sie nun, wie mir Dannecker schreibt, und er hat nun bloß die letzte Hand daran zu thun. Meyer und Goethe sind äußerst wohl damit zufrieden.

Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgetheilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz Er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber ebenso wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich-feurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, soweit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Product gegenwärtig war. Du wirst Dich sehr darüber freuen.

Noch muß ich Dich bitten, einige Avertissements an Funk zu schicken, dessen Adresse ich nicht weiß. Entschuldige mich bei ihm, daß ich ihn ungefragt unter die Mitarbeiter setzte. Ich glaubte zuverlässig auf ihn rechnen zu können. Dich habe ich weggelassen, weil ich Dir keinen falschen Namen geben wollte. S.

Dresden, 26. December 1794.

Der Ton der Ankündigung gefällt mir sehr wohl, und sie ist vielleicht eins der ersten Avertissements, die einen Kunstwerth haben. Geßler werde ich sie schicken, und er selbst wird sich sehr dafür interessiren; aber seine schlesischen Nachbarn werden schwerlich Geschmack daran finden, wenn nichts vom Dünger und Pflug darin steht. Ich hoffe ihn übrigens bald wieder hier zu sehen.

Unter den Mitarbeitern war mir nur Dr. Gros in Göttingen unbekannt, wenn es nicht der sogenannte Marquis v. Grosse, Verfasser des Genius ist. Daß Du Funk genannt hast, wundert mich. Sein Name als Schriftsteller ist noch gar nicht bekannt; und ihm war sonst daran gelegen, seine Autorschaft geheim zu halten. Indessen glaube ich wohl, daß seine literarische Eitelkeit wegen der Gesellschaft, unter welcher auftritt, seine Politik überwiegen wird.

Schlegels Dante hoffe ich Dir bald zu schicken. Der hiesige Schlegel hätte seinen Aufsatz lieber in der Thalia gehabt, als in der berliner Monatsschrift. Es war ihm nicht um das Honorar zu thun.

Du magst wohl recht haben, daß die Aufsuchung des historischen Stoffs nicht für mich taugt. Zudem sind so viele Lücken auf der hiesigen Bibliothek, daß man mitten im Sammeln oft nicht weiter kann. Eigentlich sollte man historische Sachen nur in Göttingen schreiben. Deine Vorschläge behagen mir sehr; und einen oder den

den anderen werde ich vielleicht bald ausführen. Aber zuerſt will ich jetzt meinen bereits vorhandenen philoſophiſchen Stoff verarbeiten, und dazu habe ich drei Aufſätze beſtimmt: 1) Ueber die Grenzen des Zweifels. 2) Ueber das Unwillkürliche in den Begriffen. 3) Ueber den Gebrauch der Grundſätze in der Philoſophie. Dies beſchäftigt mich jetzt, und ich hoffe Dir bald etwas ſchicken zu können. Mit dem Stoff bin ich bald auf's Reine, und in der Form werde ich bloß nach möglichſter Klarheit und Beſtimmtheit ſtreben, und alle Kunſtwörter ſorgfältig vermeiden.

Auf Deine Büſte freuen wir uns ſehr. Es war mir ſchon bange, daß Dannecker vielleicht Schwierigkeiten machen würde. — Es iſt fatal, daß ich die Fortſetzung Deiner Briefe nicht im Manuſcript leſen ſoll. Vielleicht kannſt Du es noch möglich machen, wenn Du eher fertig wirſt.

Den Coadjutor halte ich für einen gefährlichen Mitarbeiter. Er iſt ziemlich productiv, aber neuerlich nicht immer mit dem beſten Erfolg. Und gleichwohl wird man nichts von ihm abweiſen können.

Iſt Humboldt mit ſeinem Aufſatze über die Weiber noch nicht fertig, oder hat er ſonſt etwas geliefert?

K.

Jena, 29. December 1794.

Meinen Glückwunsch zum neuen Jahr, das Dich und die Deinigen hoffentlich vergnügt gefunden haben wird. Ich muß aber das neue Jahr gleich damit eröffnen, daß ich Dich als Redacteur presse, und in allem Ernst; denn Du kannst mich durch einen Aufsatz, den Du binnen jetzt und drei Wochen für die Horen giebst, aus einer wirklichen Verlegenheit reißen. Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publicum vormachen, wenig; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast alles dafür liefern, und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen, und ich nicht die allgemein verständlichsten. Goethes Erzählungen und meine Briefe machen in den ersten Stücken die Masse aus, und jene sind nicht von dem Werthe, wie seine übrigen Arbeiten; diese kennst Du. Wir müssen also für eine größere Mannigfaltigkeit an guten Sachen, wenn sie auch gleich grade nicht zu den populären gehören, Rath schaffen; und darin erwarte ich Hilfe von Dir. Goethe will seine Elegien nicht gleich in den ersteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die anderen lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr, hilf mir, oder ich sinke!

Laß mich also auf den nächsten Posttag hören, daß ich in der anberaumten Zeit einen Aufsatz, welcher

es ſei, von Dir zu erwarten habe. Giebſt Du mir dieſes Verſprechen, ſo ſende ich meine äſthetiſchen Briefe um eine Woche ſpäter an Cotta, um ſie Dir noch im Manuſcript mitzutheilen; übrigens bitte ich Dich, mich zugleich wiſſen zu laſſen, wie bald ich auf Schlegels Aufſatz über Dante rechnen kann, der mir ſehr willkommen ſein wird. Kannſt Du mir ihn gleich ſchicken, ſo kann ich meine Briefe um ſo eher noch einige Poſttage zurückbehalten, und jenen Aufſatz vorangehen laſſen.

Hier legt Dir Humboldt einen Brief von Bieſter bei, des anderen Schlegels Angelegenheiten betreffend. Sein Aufſatz hätte in meiner Thalia wirklich nicht wohl mehr Raum gehabt, weil Göſchen mich bat, das letzte Stück kleiner zu machen. — Der Dr. Gros, von dem in dem Avertiſſement die Rede iſt, iſt der nämliche Marquis Gros, von dem ich Dir öfters ſchon geſchrieben — einer der beſten Köpfe und der reifſten Denker, die ich habe kennen lernen. Er ſtudirt gegenwärtig die Jurisprudenz in Göttingen. — Vom Coadjutor iſt vor der Hand nichts zu fürchten, weil er über Zerſtreuungen nicht zu ſich ſelbſt kommen kann. In dem Verhältniß, worin ich mit ihm ſtehe, mußte ich ihm das Compliment machen.

Die Materien, worüber Du ſchreiben willſt, erregen ſchon im Voraus mein Intereſſe. Beſonders deuten die zwei erſten, über den Grund des Zweifels und über das Unwillkürliche in den Begriffen, auf eine feine Materie hin. Kannſt Du einen von dieſen Aufſätzen jetzt ausführen, ſo wird es mir um ſo lieber ſein. Sonſt würde

mir etwas über die Musik das Willkommenste sein. — In dem ersten Stücke findest Du noch einen Aufsatz vom Professor Meyer aus Weimar (Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst), den ich noch habe nachschicken müssen, weil das Manuscript nicht reichte. — Dieser Aufsatz, den ich in Rücksicht auf Sprache etwas umformen mußte, hat sehr viel Gehalt, und wird Dir Vergnügen machen. Es ist so selten, daß ein Mann wie Meyer das Glück hat, in Italien sich umzusehen, oder daß einer, der Italien besucht, Meyers Kunstverstand besitzt. Deswegen ist eine solche Arbeit kostbar, weil seltene Dinge zusammentreffen müssen, um sie möglich zu machen.

Humboldts Aufsätze über die Weiber (denn es werden deren mehr) sind kein unbedeutender Beitrag für die Horen. Er behandelt diesen Gegenstand wirklich mit einem großen Sinn; und ich bin überzeugt, daß noch nichts so Zusammenhängendes über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Seine Schreibart hat wenigstens etwas von ihrer Trockenheit und Steifheit verloren, obgleich ihm das alte Uebel noch immer im Wege steht. Ueber den Begriff des Geschlechts und der Zeugung, den er durch die ganze Natur und selbst durch das menschliche Gemüth und die geistigen Zeugungen des Genies durchführt, ist eine schöne und große Idee. Sobald er fertig ist, soll er ihn Dir schicken.

Was meine Arbeiten betrifft, so bin ich jetzt ungemein gut mit mir zufrieden. Mein System nähert sich jetzt einer Reife und einer innerer Consistenz, die ihm

Festigkeit und Dauer versichern. Alles hängt auf's Beste zusammen, und durch das Ganze herrscht eine Simplicität, die sich mir selbst bei der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar macht. Alles dreht sich um den Begriff der Wechselwirkung zwischen dem Absoluten und dem Endlichen, um die Begriffe von Freiheit und von Zeit, von Thatkraft und Leiden. Doch ich will Dir nicht vorgreifen.

Lebe recht wohl. Meine Frau grüßt Dich und die Deinigen auf's Beste. Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund, und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines ewigen Krampfübels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen. — Uebrigens geht es mit meiner Gesundheit erträglich genug, daß ich, wenigstens an meiner Thätigkeit keinen großen Abbruch leide.

S.

1795.

Dresden, 2. Januar 1795.

Nur ein Paar Zeilen, um Dir zu zeigen, daß es mir wenigſtens nicht an gutem Willen fehlt, Dir aus der Verlegenheit zu helfen. Ich laſſe die Metaphyſik jetzt ruhen, weil ich einen von den drei Aufſätzen, von welchen ich Dir geſchrieben habe, unmöglich in ſo kurzer Zeit liefern kann. Aber bei genauer Prüfung meiner Materialien für die Muſik habe ich doch Stoff genug gefunden, um Dir jetzt einen Aufſatz: Ueber das Ideal des Charakters in der muſikaliſchen Darſtellung, liefern zu können. An dieſe Arbeit mache ich mich ſogleich, und an meinem Fleiße ſoll es nicht liegen, wenn ich in drei Wochen nicht fertig werden ſollte. Ich will mich alles weiten Ausholens möglichſt zu enthalten ſuchen. Doch kenne ich mich ſelbſt zu ſehr aus Erfahrung, daß ich Dir rathe, noch nicht ganz gewiß auf mich zu rechnen. In acht Tagen glaube ich Dir eher mit Zuverläßigkeit ſagen zu können, ob ich fertig werde.

Schlegel hat wegen des Aufſatzes über den Dante

an ſeinen Bruder geſchrieben, und erwartet mit jedem Poſttage Antwort. Inzwiſchen läßt er das Manuſcript abſchreiben, um Dir es ſogleich ſchicken zu können, wenn die Antwort eingeht. — Ich freue mich über die Heiterkeit Deines Briefes. Ein ſolcher Beweis Deiner jetzigen Stimmung war mir ein ſchönes Geſchenk zum Anfang des Jahres. In dieſem Jahre, denke ich, ſoll's mit meiner Autorſchaft raſcher gehen.

K.

Jena, 5. Januar 1795.

Dein Brief, den ich ſo eben erhalten, hat mich herzlich gefreut, da Du eine muthige und fröhliche Stimmung darin zeigſt, und mir Hoffnung machſt, bald etwas von Dir zu erhalten. Um Dir wenigſtens zu zeigen, wie gern ich Dir dafür dankbar ſein möchte, ſende ich Deiner Neugier einen Theil meiner Briefe. Ich ſage, einen Theil: denn ich habe ſchon die drei folgenden Briefe fertig; aber da, wie Du finden wirſt, dieſe Lieferung bei dem ſiebzehnten Briefe am allerſchicklichſten ſchließt, ſo behalte ich das, was darüber fertig iſt, zu dem dritten Stücke zurück. — Aus dem, was Du jetzt leſen wirſt, kannſt Du meinen ganzen Plan überſehen und prüfen. Ich leugne nicht, daß ich ſehr davon befriedigt bin: denn eine ſolche Einheit, als diejenige iſt, die dieſes Syſtem zuſammenhält, habe ich in meinem Kopfe noch nie hervorgebracht; und ich muß geſtehen, daß ich meine Gründe für unüberwindlich halte. Laufe alſo recht ernſt-

lich darauf Sturm, und ſuche, wo Du eine Blöße daran findeſt: jeder Deiner Eingriffe wird mir jetzt herrliche Dienſte thun, und die Klarheit meiner Ideen erhöhen.

Die abſtracte Darſtellung, die gewiß für ein ſolches Thema noch viel Fleiſch und Blut hat, mußt Du mir nachſehen — denn ich glaube, ich bin an der Grenze geſtanden, und ohne die Bündigkeit der Beweiſe zu ſchwächen, hätte ich von der Strenge der Schreibart nicht wohl etwas nachlaſſen können. Fändeſt Du indeſſen ein Wort oder eine Wendung, die mit etwas Vulgärerem ausgetauſcht werden könnte, ſo mache mich ja darauf aufmerkſam. Ich will alles thun, was meine Menſchheit erlaubt. Zwei, auch drei Tage magſt Du das Manuſcript behalten; alsdann aber ſende es mir ja pünktlich zurück, weil der Drucker nicht länger warten würde.

Du wirſt auch Humboldts erſten Aufſatz erhalten. Findeſt Du Zeit dazu — und Du darfſt ihn einen Poſttag länger zurückbehalten, als meine Briefe — ſo kritiſire ihn etwas ſcharf: Du wirſt ihm und auch den Horen dadurch ſehr nützlich werden. — Die Weiber grüße herzlich von uns, und empfiehl mich Schlegel. Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn ſeine Ideen, an denen er ſehr reich iſt, mehr Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erſt Meiſterin geworden iſt, viel Vortreffliches.

S.

Goethe wird in einigen Tagen hier ſein, und vielleicht drei Wochen bleiben. Es wird eine ſehr angenehme Zeit für uns ſein. Möchteſt Du ſie theilen!

Hier überſende ich Dir Humboldts Aufſatz. Sag' mir Dein Urtheil darüber ausführlich — Du kannſt ihn einen Poſttag — aber ja nicht länger — bei Dir behalten. Laß mich gelegentlich wiſſen, wieviel etwa der Schlegelſche Aufſatz über Dante Platz einnehmen mag.

Sei auch ſo gut und merke Dir den Tag genau, an welchem Du jeden meiner Briefe, die ich Dir von jetztan ſchreibe, erhältſt. Ich möchte gern wiſſen, welcher Poſttag am ſchnellſten expedirt. Meine äſthetiſchen Briefe habe ich geſtern, als den 6. an Dich abgeſchickt. Jena, den 7. Januar.

S.

Dresden, 11. Januar 1795.

Es iſt ein ſehr gutes Werk, daß Du mir noch Deine Briefe geſchickt haſt. Noch nie habe ich etwas Befriedigenderes über dieſen Gegenſtand geleſen. Die Form hat freilich das Anziehende nicht, was die erſten Briefe haben. Aber diesmal war der Ernſt zu herrſchend, um nicht einen Verluſt an Schönheit im Vortrage zu verurſachen. Mangel an Klarheit und Beſtimmtheit iſt es nicht, däucht mich, was man daran tadeln könnte; aber eine gewiſſe Haſtigkeit, die aus Eifer für die Sache entſteht. Die anhaltende Beſchäftigung mit abſtracten Begriffen ermüdet gewöhnliche Leſer. Käme es darauf an, beim erſten Leſen eine allgemeinere Wirkung zu thun, ſo dürfteſt Du nur öfter einen Ruhepunkt geben, und hier

und da ein Beiſpiel in concreto einſchalten, um den Gedanken anſchaulicher zu machen.

Der Inhalt ſelbſt verdient eine ſorgfältige Prüfung, auf die ich mich jetzt nicht einlaſſen kann, ohne mich zu ſehr von meiner eigenen Arbeit, die ſich ihrer Endſchaft nähert, abzuziehen. Uebrigens wirſt Du in dieſem Aufſatze viel Uebereinſtimmung mit Deinen Ideen finden, ſo daß ich alſo weniger, als irgend ein anderer, jetzt dawider einzuwenden haben kann. — Den höchſten Werth Deines Aufſatzes ſetze ich in das, was den Trieb nach Stoff und nach Form, den, welcher das Verſchiedene von beiden in ſich vereinigt, die lebendige Geſtalt als Zweck der Kunſt, und alle Folgerungen, die Du daraus herleiteſt, betrifft.*) — —

Schon zwei Bogen ſind geſchrieben. Mit Stoff und Plan bin ich ziemlich zu Stande. So gewiß, als man auf Dinge dieſer Art rechnen kann, glaube ich Dir längſtens in vierzehn Tagen den ganzen Aufſatz zu liefern. — Hier folgt der Anfang von Schlegels Dante. Den Reſt des Manuſcripts erhältſt Du mit nächſter Poſt. Der Verfaſſer überläßt es Dir mit Vergnügen.

S.

*) Hier folgen Ausſtellungen gegen Einzelheiten hauptſächlich des erſten der Briefe über Erziehung, die vermöge der letzten ihnen von Schiller ertheilten Faſſung nicht mehr als erheblich betrachtet werden können.

Dresden, 16. Januar 1795.

Den Humboldtschen Aufsatz, welcher am siebenten von Jena abgegangen ist, habe ich erst den dreizehnten Vormittags erhalten. Die ästhetischen Briefe, die Du am sechsten geschickt hast, erhielt ich schon am achten oder neunten.

Der Stoff in Humboldts Arbeit scheint mir von vorzüglichem Gehalt zu sein. Geist und Feinheit ist nicht darin zu verkennen. Aber gegen den Vortrag ließe sich vielleicht einiges einwenden. — Es vereinigten sich freilich hier mancherlei Schwierigkeiten der Form. Zuviel Deutlichkeit verträgt der Gegenstand nicht. Und je vielumfassender der Gesichtspunkt war, desto weniger ließ sich der häufige Gebrauch allgemeiner Begriffe vermeiden. Das Abstracte, was in dem Aufsatze herrscht, ist für den bequemeren Leser ermüdend. Der schulgerechte Denker aber fordert vielleicht hier und da mehr Bestimmtheit, wo gleichwohl nach der Natur der Sache nur Winke gegeben werden konnten.

Für einen solchen Gegenstand würde eine dichterische Einkleidung sehr vortheilhaft sein, oder wenigstens irgend eine Form, wodurch zugleich das Persönliche des Verfassers zur Anschauung gebracht würde. Die Begeisterung muß den Weg zur Untersuchung bahnen. Ich finde den Ton, den ich meine, S. 10 u. f., S. 13 u. f., S. 31 am Ende u. f.; aber ich wünschte ihn mehr herrschend, und besonders im Anfange.

Ruhe und Einfachheit ſind allerdings die ſchönſte Manier, wenn man über einen Gegenſtand vollſtändige Belehrung geben kann. Aber hier ſoll das Geheimniß der phyſiſchen und moraliſchen Natur nicht ganz enthüllt werden. Die Abſicht iſt bloß, auf gewiſſe Uebereinſtimmungen aufmerkſam zu machen, einen gewiſſen Zuſammenhang ahnen zu laſſen, und den Blick des Naturforſchers zu erweitern. Es ſind weder allgemeine Begriffe, noch Erfahrungen allein, wovon man ausgeht. Nur der feinſte Duft der Erfahrungen iſt zu brauchen, und dieſem müſſen die Begriffe der höchſten Abſtraction in einer Art von Anſchauung begegnen.

Sollte der Vortrag bloß didaktiſch ſein, ſo wäre es vielleicht beſſer geweſen, von den moraliſchen und äſthetiſchen Analogien des Geſchlechtsunterſchiedes auszugehen, und dann allmählig immer höher zu ſteigen — bis ſich zuletzt die weiteſte Ausſicht über den Zuſammenhang des Naturganzen eröffnet hätte.

Am Ausdruck und Periodenbau wüßte ich nichts zu tadeln. Letzterer könnte vielleicht durch mehr Contraſt in der Länge und Kürze der Perioden gewinnen. An Wohlklang fehlt es ihm nicht.

So viel für heute. Ich eile wieder zur Muſik, wo ich gute Fortſchritte gemacht habe.

L.

Jena, 19. Januar 1795.

Soeben habe ich meine Briefe an Cotta abgeſendet, und nicht, ohne Rückſicht auf Deine Bemerkungen genommen zu haben. Was Du von einer gewiſſen Haſtigkeit des Fortſchritts ſagſt, möchte wohl gegründet ſein; aber dieſem, ſowie auch der allzugroßen Trockenheit des erſten und zwölften Briefes, glaube ich größtentheils abgeholfen zu haben: beſonders durch öftere Rückkehr zur Anſchauung und Erfahrung. Wieviel Deutlichkeit der Aufſatz in ſeiner jetzigen Geſtalt auch für nicht Kantſche Leſer habe, davon machte ich geſtern Abend eine ſehr intereſſante Erfahrung. Ich las ihn Goethe und Meyer, die ſeit acht Tagen hier ſind, vor, und beide wurden von Anfang an bis hinaus davon fortgeriſſen, und zwar in einem Grade, wie kaum ein Werk der Beredſamkeit vermag. Du kennſt den kalten Meyer, der ſonſt ſehr auf ſein Fach begrenzt zu ſein ſchien; aber hier folgte er dem Faden der Speculation mit einer Attention, einer Treue und einem Intereſſe, das mich ganz überraſchte.

Auch der Mißdeutung von Sein und Erſcheinen habe ich, wo es nöthig war, vollkommen abgeholfen; wiewohl dies ſchon in der Sache ſelbſt hinlänglich beſtimmt war. Denn wenn ich ſage: der **Menſch** iſt nur, inſofern er ſich verändert, ſo kann der ſtrengſte Kantſche Rigoriſt nichts dagegen haben, da der **Menſch** ja ſchon kein Noumenon mehr iſt.

Dein Urtheil über Humboldts Aufſatz unterſchreibe

ich ganz; nur glaube ich überhaupt in allen Deinen Urtheilen über dergleichen Arbeiten zuviel Rückſicht auf den bequemen Leſer, oder doch eine zu gute Meinung von dem Geſchmacke des jetzigen Publicums zu bemerken, als wohl erlaubt und gegründet ſein möchte. Eins von beiden muß ſein: entweder muß man einen vollendeten Geſchmack haben, und ein ſolcher Geſchmack verzeiht dem Gehalt ſchon einigen Mangel der Form; oder wer dieſen nicht hat, der muß ſich einige Anſtrengungen gefallen laſſen, weil die Form hier immer der Sache nachſtehen muß. — Deinem Aufſatze über die Muſik ſehe ich mit großem Verlangen entgegen. Auch Goethe iſt ſehr begierig darauf. — Seinen Meiſter wirſt Du jetzt wohl ſchon haben, denn er iſt heraus.

Daß Du die Büſte noch nicht haſt, rührt davon her, daß der Abguß verunglückt iſt. Sie iſt aber ſchon wieder neu abgegoſſen, und Du wirſt ſie bald haben. Dannecker will ſie Dir gern recht ausgearbeitet ſenden, und arbeitet noch lange an dem trockenen Abguß, ehe er ihn aus den Händen läßt. — In zehn Tagen werden die Horen hier, und in dreizehn Tagen bei Dir ſein. Für Schlegels Aufſatz danke ich recht ſehr. Es iſt eine recht vortreffliche Acquiſition für die Horen. Im dritten Stück laſſe ich die erſte Hälfte einrücken. — Mein Carl iſt vor vier Tagen inoculirt, und ich bin voll unruhiger Erwartung. Die Epidemie iſt aber äußerſt mild, und er ſelbſt iſt im beſten Befinden.

S.

Jena, 25. Januar 1795.

Hier das erſte Stück der Horen. Ich wünſche, daß Dir das Aeußere gefalle. Es ſollte mehr ſolid als elegant ſein; und dieſe Wirkung thut es auch, wie mir däucht. Dein Urtheil über die zwei letzten Aufſätze fürchte ich mehr, als daß ich mich darauf freue. Die Epiſtel wird Dir gefallen.

Auf Deinen Aufſatz glaube ich nun für das dritte Stück ſicher rechnen zu können. Du haſt, wenn es nöthig iſt, noch volle vierzehn Tage Zeit dazu, vom Datum dieſes Brief an gerechnet. Im dritten Stück werde ich frei ſein, um alsdann im vierten vier bis fünf Bogen auf einmal, mit Goethes Elegien, zu geben. Goethe nennt dieſes vierte Stück den Centaur, weil ſeine Elegien einen ſeltſamen Contraſt mit meiner Philoſophie machen werden. Zum Abſatz der Horen läßt ſich alles gut an. Ich erhalte eine Nachricht über die andere, daß in ſehr kleinen Städten zwölf und mehrere Exemplare beſtellt ſind. Auch ſchreibt mir Cotta äußerſt zufrieden, und ſchließt aus den bereits gemachten Beſtellungen, daß der Abſatz glänzend ſein werde. So hätte ich mich in meinem Calcul doch nicht ganz verrechnet. — Mein Carl bekommt richtig die Blattern; heute am neunten Tage hat das Fieber ſich gezeigt. Noch iſt es ſehr mäßig, und das bisherige Befinden läßt mich den gewünſchten Ausgang hoffen.

S.

Dresden, 28. Januar 1795.

Hier iſt das Verſprochene. Ich bin ſehr auf Dein Urtheil begierig. Im Stoffe wirſt Du vielleicht weniger zu tadeln finden. Manches bedarf einer weiteren Ausführung, beſonders was den Schluß betrifft. Dieſe behalte ich mir vor. Mit dem Vortrage bin ich in einigen Stellen nicht zufrieden — doch mag ich nicht länger daran künſteln. Im Ganzen ſcheint mir's doch, daß ich im Styl mehr Leichtigkeit gewinne. Materialien habe ich während dieſer Arbeit geſammelt, die ich jetzt nicht brauchen konnte, aber vielleicht bald verarbeiten werde: z. B. einiges über den Tanz.

K.

Jena, 5. Februar 1795.

Nur ein Paar Worte für heute, um Dir zu ſagen, daß Dein Aufſatz mir große Freude gemacht hat. Er enthält herrliche Ideen, die ſo fruchtbar als neu ſind, und mich doppelt freuen, da ſie dem, was ich über die Kunſt überhaupt bei mir feſtgeſetzt habe, ſo unerwartet begegnen.

Ich bin eben daran, Dir einige Ideen mitzutheilen, die dieſer Aufſatz in mir rege machte, und zugleich einige Bedenken, die ich dagegen habe, vorzutragen. Sie betreffen den mittleren Theil des Aufſatzes, der mehrere Dunkelheit für mich und auch für Humboldt hat, und

denen vielleicht noch könnte abgeholfen werden. Zeit und Friſt kann ich Dir geben, denn zu dem zweiten Stücke wäre es ohnehin zu ſpät; und wenn ich ihn erſt in achtzehn Tagen von hier abſende, kann ich ihn noch in das dritte bringen. Nächſten Poſttag erhältſt Du ihn mit meinen Bemerkungen.

Er iſt ſehr gut geſchrieben, in einem ſo männlichen, ruhigen und gehaltenen Ton; nur, wie geſagt, fehlt es der Mitte an einiger Klarheit, deren Mangel nicht bloß am Ausdrucke, ſondern auch an Auslaſſung nothwendiger Sätze liegen mag. Ich möchte gern, daß Dein erſter Aufſatz in den Horen gleich den Meiſter ankündigte; und dieſer Aufſatz hat alle Erforderniſſe dazu, ſobald Du ihn von jenen Dunkelheiten befreien willſt. Es würde gar nichts ſchaden, wenn Du hier und da mehr in's Detail gehen und einige Anſchauungen unterlegen könnteſt. Auch däucht mir und Humboldt, daß Du über gewiſſe allgemeine Begriffe leichter hinweggehen könnteſt: da doch weder der Ort noch die Gelegenheit erlaubt, ſoviel zur Deduction derſelben zu ſagen, daß ſie dem weniger kundigen Leſer genug einleuchten — doch davon in meinem Nächſten.

Mit meinem Carl iſt es recht nach Wunſch gegangen. Er bekam ziemlich viel Blattern, aber mit wenig Fieber und ohne alle üble Zufälle; obgleich in der Fieberzeit ein Spitzzahn ſich einſtellte. Ich kam ungern an die Inoculation, beſonders der Zahnperiode wegen; aber Stark ließ mir keine Ruhe, und nun danke ich ihm ſehr

dafür. Schon ſeit acht Tagen iſt der Kleine wieder voll Leben und Munterkeit, als wenn nichts begegnet wäre. Auch mit Humboldts Kind iſt alles gut gegangen.

Noch etwas von den Horen. Herder giebt auch einen Beitrag zu dem dritten Stücke, und Engel hat ſchon einen geſchickt, im Geſchmack der Aufſätze, die im Philoſophen für die Welt vorkommen. Beide werden nebſt Schlegel und Goethe im dritten Stück Dir Geſellſchaft leiſten. Ich bleibe aus dieſem Stücke weg. Inliegender Brief von Herder kann Schlegel gezeigt werden; laß ihn aber wieder zurückgehen, wenn Schlegel ihn geleſen hat. Cotta iſt mit dem Abſatze der Horen ſehr zufrieden. Seit dem 25ſten Januar ſchrieb er mir, daß bald tauſend Exemplare beſtellt ſeien. Ueber das erſte Stück, das jetzt in Deinen Händen ſein wird, haſt Du mir noch nichts geſchrieben.

S.

Dresden, 10. Februar 1795.

Wohl Dir, daß Dein Kleiner außer Gefahr iſt! Ich hätte nicht den Muth gehabt, in der Zahnperiode zu inoculiren. Wir freuen uns alle herzlich, daß Du nun außer Sorgen biſt. Deinem Lottchen ſage recht viel Herzliches von uns. Auch Humboldt verſichere unſere Theilnahme. Daß Dir mein Aufſatz gefällt, wird mir Luſt machen, Dir bald wieder etwas zu ſchicken. Sehr gern will ich nachhelfen, wo Du mich auf Lücken und

Dunkelheiten aufmerksam machst. Ich gestehe, daß ich mich vor der Feile fürchtete, und Dir ihn daher gleich schickte, wie die letzte Zeile geschrieben war. Wenn ich ihn jetzt wieder zu sehen bekomme, werde ich vielleicht selbst noch manches zu ändern finden.

Die Horen habe ich erhalten, und finde den Eintritt in die Welt sehr anständig. In Goethes Epistel ist ein eigener Humor. Cotta möchte übrigens nicht zufrieden sein, wenn ihn die Subscribenten aus Furcht vor den Prügeln nicht bezahlten. Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter erkennt man wohl für ein Goethesches Product, und freut sich über einzelne Stellen; aber den Meister — den ich nun endlich seit ein Paar Tagen bekommen habe, darf man nicht danebenstellen. Der letzte Aufsatz hat eine gewisse Trockenheit, besonders im Anfange; aber er enthält sehr gute und fruchtbare Ideen. Es ist ein gewisser männlicher Ernst im Vortrage, der mich auf Fichte rathen läßt.

Wilhelm Meister hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung. An Kraft können sich mehrere Stellen mit dem Werther messen; und welcher Reichthum von Charakteren, wie viel Anmuthiges und Gedachtes in diesem Werke, was man im Werther nicht findet. Auf Ostern erscheint wohl der zweite Theil?

Daß die Horen Glück machen würden, war zu er-

warten. Nun ſcheint bald die Sache in völligem Gange zu ſein, und es wird an intereſſanten Beiträgen nicht fehlen. Von Engel hätte ich nicht ſobald etwas erwartet. Herdern ſcheint mir eine Doſis Hölle mit den Kantiſchen Sünden wieder ausgeſöhnt zu haben. Schlegel hat kürzlich aus Amſterdam geſchrieben. Er bleibt dort, weil das Handelshaus, bei dem er Hofmeiſter iſt — obgleich von der Oraniſchen Partei — nichts von den Franzoſen fürchtet.

K.

Dresden, 16. Februar 1795.

Nach Deinem letzten Briefe vom fünften wollteſt Du mir meinen Aufſatz nebſt Deinen Bemerkungen mit nächſter Poſt ſchicken. Heute am ſechzehnten habe ich noch nichts, und was ich von dem ſchlimmen Wege, dem großen Waſſer und den verlorengegangenen Briefen höre, fängt an mich beſorgt zu machen. Wie, wenn unſere ſchönen Sachen zwiſchen hier und Jena in irgend einer Pfütze lägen?

Ich habe ein Lied aus Goethes Meiſter für zwei Zithern componirt; ein Inſtrument, das hier jetzt Mode iſt, und ſich ſehr gut zum Geſange ausnimmt. Sei ſo gut es Goethe gelegentlich zu ſchicken, und danke ihm dabei recht herzlich in meinem Namen für dieſes Product, das mir einen Genuß von ſeltener Art gegeben hat. Ich lege zwei Exemplare für das Clavier bei,

wovon eins für Deine Frau und eins ebenfalls für Goethe beſtimmt iſt.

Zugleich erhältſt Du Herders Brief wieder. Schlegel glaubt, die günſtige Aufnahme des Dante werde ſeinem Bruder um ſo mehr Freude machen, da die erſte Probe in Bürgers Journal wenig Aufmerkſamkeit erregt hat. — Nun muß bald wieder ein Stück Horen erſcheinen. Ich warte darauf, wie, wenn das Geld fehlt, auf den erſten des Monats, da die Beſoldung erhoben wird.

K.

Jena, 23. Februar 1795.

Vor dem Grabe in der Pfütze laß Dir nicht bange ſein. Dein Werk liegt wohlbehalten bei mir im Hafen; und hätte ich mich an die Gefahren erinnert, denen Pakete an Dich dieſer Tage ausgeſetzt waren, ſo würde ich Dich durch ein Paar Zeilen darüber beruhigt haben. Ich ſah bisher keinen freien Augenblick, Dir meine Ideen darüber mitzutheilen, weil ich grade bei einer ſchwierigen Materie in meinen Briefen geweſen, von der ich mich nicht gern trennen wollte, bis ſie überwunden wäre. Da der Aufſatz doch unmöglich mehr in das dritte Stück hätte kommen können, und zu dem vierten noch Zeit iſt, ſo ließ ich ihn um ſo eher ein Paar Tage warten. Gegenwärtig iſt er in Herders Händen, und ſobald ich ihn zurückhabe, erhältſt Du ihn mit meinen Anmerkungen.

Deine Muſik habe ich geſtern an Goethe abgeſchickt,

nebſt Deinem Auftrag. Wir haben kein brauchbares Clavier, und auch keine geſchickte Hand im Hauſe, ſonſt würde ich ſie ſchon haben ſpielen hören. Meine Frau, die eine Mandoline hat, ſoll ſie ſpielen lernen.

Laß uns ja darauf denken, wie wir dieſen Sommer in pleno zuſammenkommen wollen. Ich für mein Theil bin nirgends zu brauchen, als in meinem eigenen Hauſe; daher hoffe ich, daß Ihr Euch entſchließen werdet, bis hierher zu kommen. Wir können Euch, Humboldt und ich, ganz gut logiren; denn ich logire von Oſtern an bei Grießbach, in einem der beſten Häuſer der Stadt — und auch Humboldt kann, wenn es bei uns für Euch alle zu enge wäre, etwas abgeben. Du hätteſt hier auch noch Fichte, Goethe und Meyer. Die Frauen wollten wir wenigſtens durch die ſchönen Gegenden ſchadlos zu halten ſuchen, wenn ſie ſich bei unſeren gelehrten Geſprächen ennuyirten. Wir brächten in Weimar einige Tage bei Goethe und Herder vergnügt hin. Der erſte hat allerlei Intereſſantes zu zeigen, und Ihr würdet ihn ſehr thätig finden, Euch etwas Angenehmes zu erweiſen. Kurz, überlegt es miteinander ernſtlich.

Die neuen Horen werden nächſten Montag gewiß an Dich geſchickt werden können. Zu dem dritten Stücke hat Herder einen Aufſatz geſchickt, der in ſeiner Manier gar nicht ohne Intereſſe iſt. Er handelt vom eigenen Schickſal. Du kannſt Dir wohl einbilden, daß von den unbeſtimmten Begriffen der Menſchen über Glück und Unglück, Fatum u. dgl. darin die Rede iſt.

Bitte doch Schlegel, daß er mir die noch fehlenden Blätter zum Dante, wovon Du einmal schriebst, bald schicken möchte. Seinem Bruder werde ich bald selbst schreiben, und ihn bitten, uns noch viele Beiträge zu schicken.

H. hat mir kürzlich geschrieben, und sich sehr angelegentlich nach Euch erkundigt. Er scheint ziemlich zufrieden mit seinem häuslichen Loos. Vor einiger Zeit fragte er bei mir an, ob er sich nicht in Jena niederlassen könne, weil es in der Schweiz für ihn zu theuer leben sei. Er hat sich aber diesen Einfall wieder ausreden lassen, und bleibt jetzt vor der Hand noch in Neufchatel. Er möchte gern Kant studiren, um — ihn in Frankreich bekannt zu machen. Einen Aufsatz von demselben über Theorie und Praxis (in der berliner Monatsschrift) hat er, wie er schreibt, wirklich übersetzt.

S.

---

2. März 1795.

Noch immer konnte ich nicht dazu kommen, Dir Deinen Aufsatz zu schicken. Diese Woche plagte mich das Zahnweh, das mich unthätig machte. — Hier Herders Urtheil über Deine Abhandlung: ein gnädiges Cabinetsschreiben von Seiner Herderschen Eminenz. — Goethe dankt Dir herzlich für Deine Theilnahme am Meister. Deine Musik, schreibt er, werde er nächstens auf dem Theater hören.

S.

---

10. März.

Hier haſt Du ein Paar Worte über Deinen Aufſatz. Gern hätte ich mich weitläufiger eingelaſſen, aber es war unmöglich, ohne tief in's Detail zu gehen, welches mir in einer Materie von dieſer fremden Natur nicht leicht geweſen wäre. Sieh' nun, ob Du unter meinen Bemerkungen etwas findeſt, was Du brauchen kannſt. Vor allem empfehle ich Dir meine letzte Anmerkung, und dann auch dieſes: daß Du von Seite dreißig bis vierzig mehr Klarheit und Anſchaulichkeit in Deinen Vortrag bringen mögeſt.

Den Reſt von Schlegel ſende mir mit rückgehender Poſt, ſonſt kann ich ihn nicht mehr brauchen. Vergiß es ja nicht. Je früher Du mir Deinen Aufſatz zurückſchicken kannſt, deſto mehr wirſt Du mich beglücken; denn das Manuſcript zum vierten Horenſtück muß in wenigen Wochen abgehen.

S.

Dresden, 15. März 1795.

Ich habe drei Briefe von Dir vor mir, wovon die beiden letzten mit dem zweiten Stücke der Horen und mit meinem Aufſatze angekommen ſind. — Herders Aeußerung über meinen Aufſatz haſt Du wahrſcheinlicherweiſe beim Einpacken der Horen vergeſſen. Ich fand ſie nicht. — Von Deinen und Humboldts Bemerkungen werde ich nach

Möglichkeit Gebrauch machen. Nur wird es mich einige Zeit kosten, wenn ich Eure Forderungen von Evidenz befriedigen soll.

Ich glaube wohl, daß sich manches Interessante über Musik sagen läßt, was nicht in diesem Aufsatze steht; aber vieles habe ich absichtlich nicht berührt. — Unter dem, was Du den Stoff der Musik nennst, kann ich mir nichts anderes denken, als Rhythmus, Melodie und Harmonie. Die Macht der Musik beruht meines Erachtens weder auf dem körperlichen (sinnlichen), noch auf dem geistigen (intellectuellen) Theile allein, sondern auf beiden zugleich; weil sie auf den Menschen, als ein sinnlich-vernünftiges Wesen wirkt. Diese Wirkung gründet sich aber auf physiologische und anthropologische Principien, über die ich zur Zeit noch sehr wenig zu sagen weiß.

Daß zum Stoffe der Musik eine ästhetische Form hinzukommen muß, bedarf wohl kaum eines Beweises. Sonst wäre sie ja gar nicht als Kunst anzusehen, und könnte nichts darstellen. — Die kunstmäßige Behandlung eines jeden Theils des musikalischen Stoffs (des Rhythmus, der Melodie und Harmonie) fordert eine ausführliche Theorie, die, wenn sie einigermaßen befriedigend sein sollte, für einen Journalaufsatz zu weitläufig und für die Horen zu trocken werden würde. Ich vermied also vorsätzlich, was zur Theorie der Darstellung gehört, und beschäftigte mich bloß mit dem darzustellenden Objecte. Was ich besonders einschärfen wollte,

war der Satz: daß nicht die Leidenſchaft, ſondern der Charakter das Object der muſikaliſchen Darſtellung ſein müſſe. Ich wünſchte die gangbaren Begriffe über den Zweck der Tonkunſt zu berichtigen. An Vorſchriften über die Mittel ſchien es mir weniger zu fehlen.

Es käme alſo darauf an, ob ich ausgeführt hätte, daß es der Muſik vortheilhaft und möglich ſei, den Charakter zum Objecte zu wählen?

Der Schluß, den Du zu kurz findeſt, ſollte bloß Winke enthalten, aus denen die Möglichkeit der Charakterdarſtellung nach den vorher angegebenen Forderungen ſich abnehmen ließe. Vorſchriften über die Charakterdarſtellung würden mich viel zuweit führen, wenn ich nichts Seichtes liefern wollte.

Von Schlegels Bruder iſt nicht möglich jetzt etwas zu bekommen. Er iſt in Amſterdam geblieben, und ſeine Familie hat jetzt gar keine Nachrichten von ihm; wie denn überhaupt jetzt faſt alle Communication mit dieſen Gegenden abgeſchnitten iſt. Der Bruder hat nicht mehr, als er Dir ſchon geſchickt hat. — Vom erſten Stück der Horen habe ich, wie vom zweiten, nur ein Exemplar erhalten.

Fichtes Grundlage der Wiſſenſchaftslehre enthält viel Vortreffliches, wie ich ſchon beim erſten Leſen gefunden habe. Ich wünſche mir nur Zeit, dieſes Buch zu ſtudiren.

K.

Jena, 20. März 1795.

Schon ſeit mehreren Wochen habe ich kein Lebenszeichen von Dir erhalten, welches mich beinahe unruhig macht; beſonders da ich Dich bat, mir den Reſt von Schlegel baldmöglichſt zu ſneden. Jetzt iſt es damit zu ſpät, und er muß entweder ganz wegbleiben, oder, wenn es der Mühe werth iſt, in dem fünften Stücke nachgeliefert werden.

Bitte doch Deinen Schlegel, ſeinem Bruder zu ſchreiben, daß er uns alle ſeine Arbeiten zukommen laſſen möge. Ich kann ihm fünf Louisd'or für den Bogen geben, die er nicht überall erhält. Auch um Gedichte laſſe ich ihn bitten. — Deinen Aufſatz hoffe ich in Kurzem wiederzuerhalten, daß ich ihn zum Druck abſenden kann. Bei mir liegt eine Abſchrift davon, die ich nothwendig muß abgehen laſſen, wenn ich Dein Original nicht binnen ſechzehn Tagen zurückerhalte.

Das zweite Stück iſt nun in Deinen Händen. Wie biſt Du damit zufrieden? — Ich weiß eine neue Arbeit für Dich, wovon ich Dir das nächſtemal ſchreiben will. Eben geht die Poſt.

S.

Jena, 5. April 1795.

Du haſt ziemlich lange nicht von Dir hören laſſen, und auch von mir lange nichts mehr gehört. Mich beſchäftigt

ſchon ſeit drei Wochen ein hiſtoriſcher Aufſatz für die Horen aus der niederländiſchen Geſchichte, davon die erſte Lieferung jetzt fertig iſt. Dieſer raubte mir alle Zeit zu anderen vernünftigen Sachen; aber die Mannigfaltigkeit, die in den Horen herrſchen ſoll, erforderte einmal eine ſolche Arbeit; Deinen Aufſatz erwarte ich nun mit jedem Poſttag; ich bin ungeduldig Deine Autorſchaft in den Horen eröffnet zu ſehen.

Hier das dritte Stück, wo Du Herder und Engel kannſt paradiren ſehen. Ein Exemplar dieſes Stücks iſt für Schlegel. Voß hat ſich ſelbſt zum Mitarbeiter angetragen, und einige Gedichte, mit Muſik von Reichardt, geſchickt. — Vom Coadjutor iſt ein unendlich elender Aufſatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin wieder los zu ſein.

Vorgeſtern kam mein Bild von Dorchen an, welches uns allen eine herzliche Freude gemacht hat. Sage Dorchen recht viel Schönes von mir; meine Frau will ſelbſt ſchreiben. Goethe und Meyer, welche eben hier ſind, haben ſich auch recht darüber gefreut. — Du ſchreibſt nicht, ob Du meine Büſte erhalten haſt. Eigentlich ſollteſt Du ſie längſt haben, und ich will nicht hoffen, daß ein Unglück damit begegnet iſt.

Ueber Dein Hierherkommen wünſchte ich mehr Tröſtliches zu hören, als Dein letzter Brief enthält. — Ich habe in dieſer Zeit eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeſſernden Gehalt. Ich habe ſie aber, weil ich

keine bestimmte Pflichten übernehmen kann, ausgeschlagen. Aber auch ohne dieses würde ich Jena und meine hiesige freie Existenz mit keinem anderen Ort in der Welt vertauschen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Gesundheit mir die Schriftstellerei untersagte. Dies ist mir bewilligt worden, und nun habe ich meine Existenz auf gewisse Weise assecurirt. Meine tausend Thaler aus Dänemark für das vergangene Jahr habe ich noch immer nicht erhalten, obgleich mir der Prinz erst kürzlich geschrieben hat.

Hier spricht man sehr decidirt, daß zwischen Preußen, Hannover, Cassel und den Franzosen der Friede geschlossen sei. Mit Hannover nämlich bloß als deutscher Reichsstand. Die Nachricht ist von einer sonst guten Quelle. Möchte sie wahr sein, so wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutschland zu hoffen.

S.

Jena, 10. April 1795.

Es freut mich, daß die Büste glücklich angekommen ist, und Dir gefällt. Du wirst den Professor Dannecker recht erfreuen, wenn Du ihm einige Worte darüber schreibst.

Deinem Aufsatz sehe ich mit Verlangen entgegen. Uebereilen darfst Du Dich aber nicht; denn glücklicherweise habe ich das Manuscript für den Anfang des

Stücks in Händen; wenn ich alſo Deinen Aufſatz nur vor dem 21ſten April habe, ſo iſt es noch Zeit damit.

Das Stück, worin er erſcheint, wird ſehr reichhaltig. Es wird acht verſchiedene Aufſätze enthalten. — Kant hat mir einen recht freundſchaftlichen Brief geſchrieben; bittet aber in Anſehung der Horen um Aufſchub. Ueber meine äſthetiſchen Briefe, die er ſehr rühmt, will er mir mehr ſchreiben, wenn er ſie erſt ſtudirt hat. Mich freut indeſſen nur, daß wir den Alten doch in unſerer Societät haben.

Goethe iſt ſchon ſeit vierzehn Tagen hier, und erſcheint jeden Abend pünktlich, wo dann allerlei durchgeſprochen wird. Er iſt jetzt mit einem Trauerſpiele im alt-griechiſchen Geſchmack beſchäftigt: der Inhalt iſt die Befreiung des Prometheus. — Der zweite Theil des Meiſters erſcheint gewiß auf der Meſſe. — Haſt Du ein Gedicht von Wieland: Die Waſſerkufe, in einem der letzten Stücke des Mercur geleſen? Es iſt recht artig.

Was denkſt Du zu einer Charakteriſtik des Goetheſchen Genies aus allen ſeinen Schriften? Wäre dies nicht eine intereſſante Arbeit für Dich? Denn jetzt mußt Du doch ernſtlich auf einen neuen Aufſatz denken. — In drei Tagen beziehe ich ein neues Logis, worauf ich mich ſehr freue, weil ich dort eine viel angenehmere Exiſtenz haben werde.

S.

Dresden, 27. April 1795.

Endlich kann ich Dir meinen Aufsatz in seiner neuen Gestalt schicken. Er hat mich weit mehr Zeit gekostet, als ich mir vorstellte, und gleichwohl bin ich noch immer nicht damit zufrieden. Der Fehler liegt im ersten Zuschnitte, und das Ganze hat daher etwas Unbefriedigendes. Ich habe bei dieser Gelegenheit Erfahrungen gemacht, die mir in der Folge nützlich sein sollen. Ein Stoff von zu großem Umfange paßt überhaupt nicht für einen Journalaufsatz. Um viel zu umfassen, geräth man in's Allgemeine und dadurch in's Abstracte und Trockene. Will man nicht von Erfahrungen, sondern von allgemeinen Principien ausgehen, so muß man sich entweder an irgend ein metaphysisches System anschließen, oder ein eigenes Lehrgebäude von Grund aus aufführen.

Ueber meine nächste Arbeit bin ich noch nicht bestimmt. Eine Charakteristik Goethes, die Du mir vorschlägst, könnte freilich etwas sehr Interessantes werden. Aber noch habe ich keine rechte Lust dazu. Ihm bloß zu huldigen, wäre armselig, und von dem Richterstuhl der Kritik auf ihn herabzusehen, fast zu anmaßend. Auch würde ich nicht verborgen bleiben können; und dies könnte mich gegen ihn in Verlegenheit setzen.

Es freut mich, daß Du auch einmal wieder etwas Historisches lieferst. Auch kleine Erzählungen im Geschmack des Geisterſehers würden sehr für die Horen passen. — Daß Du den Tübinger Ruf ausgeschlagen

haſt, iſt ſehr vernünftig. Der Menſch lebt nicht vom Gelde allein, und wenn Du noch ſo viel in Tübingen einzunehmen hätteſt, würdeſt Du Dich doch dort einſam fühlen. Vom Herzog iſt es recht brav, daß er Dich für die Zukunft ſicherſtellt.

Von unſerer Zuſammenkunft im Sommer kann ich Dir noch keine beſſere Nachricht geben. Die zwei Vacanzen im Collegio werden allem Anſehen nach erſt gegen den Herbſt wieder beſetzt ſein, und ich kann daher in dieſem Jahre nicht wieder Urlaub nehmen, da ich ihn im vorigen genommen habe. Wäre es Dir nicht vielleicht möglich, in der Michaelismeſſe nach Leipzig zu kommen? Um dieſe Zeit könnte ich vierzehn Tage von hier abweſend ſein.

Auf Goethes Befreiung des Prometheus bin ich äußerſt begierig. Die Nachricht war mir deſto überraſchender, da es mir nicht ſchien, als ob er jetzt noch ein ſolches Werk unternehmen würde. — Herders „eigenes Schickſal" hat meine Erwartung nicht befriedigt. Der Ton hat etwas Sauertöpfiſches, Anmaßendes und Predigendes; auch die ganze Form eine gewiſſe Steifheit, die man an ſeinen Arbeiten nicht gewohnt iſt. Einzelne gute Ideen findet man wohl.

Engel, däucht mich, hat zuviel Pracht der Einkleidung an einen unbedeutenden Stoff verſchwendet. Diction und Periodenbau haben eine gewiſſe Eleganz, die in vorigen Zeiten mehr als jetzt geſchätzt wurde. Jetzt möchte man auch einen Kern, der für eine ſolche Schale

paßte. — Der letzte Aufſatz im dritten Stück — vermuthlich von Humboldt — enthält viel Schönes. — Beſonders habe ich ſehr feine und geiſtvolle Bemerkungen in der Charakteriſtik der Göttinnen gefunden.

Schlegel wird Dir gern mehr Arbeiten ſchicken. Wenn Du an ihn ſchreiben willſt, ſo ſchicke mir den Brief, damit ihn ſein Bruder weiter befördern kann. Den erſten Aufſatz für die Mitarbeiter wird er auch noch nicht haben; und daher könnteſt Du ihm wenigſtens von der Bedingung Nachricht geben, wie lange er ſeine Aufſätze nicht beſonders herausgeben darf.

Matthiſſon habe ich kürzlich hier kennen gelernt. Er iſt für die Geſellſchaft recht angenehm, natürlich und ohne Anmaßung. Auch weiß er manche unterhaltende Anekdote. Aber etwas, das ſich durch Geiſt auszeichnete, habe ich nicht von ihm gehört. Seine Briefe habe ich noch nicht geſehen. — Iſt es denn wahr, daß Fichte von Jena weggeht? Hier erzählt man, er hätte ſich wegen der Orden bei den Studenten ſehr verhaßt gemacht. Es wäre ein großer Verluſt für Jena, und er würde auf einer andern Univerſität ſeine literariſche Exiſtenz gewiß nicht verbeſſern.

Durch den Frieden bekommen wir wieder einen Mitarbeiter an Funk. Nur fürchte ich, daß er der Geſchichte untreu wird. Deine äſthetiſchen Briefe haben ihn, wie er ſchreibt, gewaltig für Philoſophie begeiſtert, und er hat ſich ſogleich von Thielemann alles geben laſſen, was dieſer von Kantſchen, Fichteſchen und Rein-

holdſchen Schriften mit in ſeiner Feldequipage gehabt hat. Kant müßte es doch Spaß machen, wenn er wüßte, daß er auch am Rhein unter den Huſaren verehrt und ſtudirt würde. Und zwar von zwei Officieren, die ſich in ihrem Fache ſehr auszeichnen.

K.

Jena, 1. Mai 1795.

Mit Ungeduld habe ich ſchon drei Poſttage auf Nachricht von Dir gewartet, und kann mir das Ausbleiben nicht erklären. Auch kann ich Dir Deines Aufſatzes wegen keine längere Friſt geben, und muß ſolchen ſchlechterdings Montag als den 4. Mai von hier abſenden. — Ich befand mich ſeit einigen Wochen gar nicht recht wohl, weil ein heftiger Katarrh mir ſtark zuſetzte. Jetzt fange ich wieder an mich zu erholen, und mich in meiner neuen ſchönen Wohnung der angenehmen Jahreszeit zu erfreuen. Auch meine Frau war nicht geſund; nur der Kleine hat ſich wohlbefunden. — Goethe iſt noch immer hier, und wir bringen viele vergnügte Stunden miteinander zu. Wärſt Du doch auch in unſerem Kreiſe! — Cotta, der vor einigen Tagen hier durchkam, hat von den Horen große Hoffnungen. Er iſt nicht weit von achtzehnhundert Exemplaren und äußerſt zufrieden.

Mache nur, daß Du fleißig Antheil an dem Journal nehmen kannſt. Du erhältſt für den Bogen ſechs Louisd'or, und der enge Druck wird im nächſten Jahre aufhören.

Die Fortſetzung meiner Briefe folgt im ſechſten Stück, nebſt Goethes Elegien. Fichte wird dieſen Sommer nicht hier ſein. Er hat ſich in die akademiſche Ordensgeſchichte gemiſcht, worüber die Studenten ſo ergrimmt worden ſind, daß ſie ihm alles Herzeleid anthaten. Nun hat er den übeln Weg ergriffen, ſich zurückzuziehen und dem wilden Geſindel das Feld zu räumen.

Humboldt reiſt dieſen Sommer auf drei Monate nach Berlin. Wie biſt Du mit ſeinem Aufſatz über männliche und weibliche Form zufrieden?

S.

Jena, 4. Mai 1795.

Zu meiner großen Freude erhielt ich geſtern Deinen Aufſatz, und heute ſende ich ihn ab. Kaum habe ich ihn flüchtig durchlaufen können, weil ich ihn zur Fürſorge noch einmal copiren laſſen muß. Wenn ich ihn abgedruckt leſe, will ich Dir darüber mein Urtheil ſagen.

Was Du über Arbeiten dieſer Art überhaupt ſchreibſt, finde ich nur allzugegründet. Man iſt in die Nothwendigkeit geſetzt, bei jeder einzelnen Ausführung in dieſer Gattung erſt eine Elementarphiloſophie vorauszuſchicken, weil man ſich auf nichts allgemein Geltendes berufen kann; und dieſe Generalia machen alsdann die Sache für ein Journal viel zu trocken. Aber eben darauf gründe ich meinen ſchriftſtelleriſchen Plan für die Horen. — Abſichtlich ſende ich in meinen Briefen meine Elementar-

philoſophie voraus, um nachher bei einzelnen Ausführungen darauf zurückweiſen zu können. Auf dieſe Art hoffe ich in der Folge mehrere Jahre keinen wichtigen Satz aus den zwei und drei erſten Lieferungen unerörtert zu laſſen; denn habe ich nur erſt das Allgemeine vorangehen laſſen, ſo nehme ich einzelne Materien vor, auf welche ich dann jene Hauptſätze anwende.

Schlegel werde ich nächſtens ſchreiben. Du wirſt dieſer Tage ſechzehn Carolin für ihn von Cotta erhalten, oder erhalten haben; die Anweiſung habe ich ſchon gegeben. Ich bezahle ihm für jeden Bogen fünf Louisd'or. — Funks Zurückkunft freut mich ſehr. Auch mißfällt mir ſein Abfall von der Geſchichte nicht; er hat doch zu wenig hiſtoriſche Kenntniſſe im Ganzen, um es in der Geſchichte zu etwas Vorzüglichem bringen zu können. Philoſophiſche Beſchäftigungen haben ſo viele gelehrte Zurüſtungen nicht nöthig, machen den Geiſt geſunder, und geben unendlich mehr Genuß.

Ich wünſchte nun herzlich, Dich mit einer neuen Arbeit für die Horen beſchäftigt zu ſehen. Iſt Dir noch nichts eingefallen? Denke doch nach, und ſchreib' es mir. Eine kritiſche Darſtellung irgend eines merkwürdigen Dichters oder dergl. wäre offenbar ein Thema für Dich; nur weiß ich noch nicht, welchen Mann ich Dir in Vorſchlag bringen ſoll. Deine Gründe, warum Du Goethe nicht erwählen magſt, kann ich nicht mißbilligen.

Matthiſſons Briefe ſind ein herzlich mittelmäßiges Product. Du mußt ihn in einer Deiner toleranten Stun-

den gesprochen haben; denn sonst zweifle ich, daß Du hättest Geschmack an ihm finden können. — Hier ein Brief von H., den ich heute erhalten habe. Vielleicht erfährst Du doch gern, wie es jetzt in ihm und bei ihm aussieht. Schicke mir aber den Brief zurück, und dann vergiß nicht mir zu schreiben, ob das Geld für Schlegel ausbezahlt worden.

S.

Dresden, 8. Mai 1795.

Es ist mir lieb, daß mein Aufsatz noch zur rechten Zeit angekommen ist. Mich verlangt sehr Dein Urtheil zu hören. Wenn Goethe noch bei Dir ist, so schreibe mir doch auch, was er davon sagt. Die Belagerung von Antwerpen ist ein schöner Stoff, den Du, wie mich däucht, in einer sehr guten Manier behandelt hast. Ueberhaupt sind Belagerungen auch für den Nichtmilitair interessanter als Schlachten. Der Kampf von Kraft gegen Kraft und die Ueberwindung der Hindernisse läßt sich anschaulicher machen. Solche historische Aufsätze werden gewiß jedem Leser der Horen willkommen sein.

Aber was meint denn Goethe eigentlich mit seinen Unterhaltungen? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessirte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer

decrescendo geht? — Von allen Seiten höre ich Klagen über dieſe Aufſätze, und wenn ich mich ihrer annehme, ſo werde ich der Parteilichkeit beſchuldigt. Funk und Thielemann beſonders machen mir Vorwürfe darüber; von letzterem erhielt ich vor ein Paar Tagen einen Brief, wo er über Deine äſthetiſchen Briefe mit der größten Begeiſterung ſchreibt. — Humboldts Aufſatz hat wieder recht feine Bemerkungen, aber das Ganze macht keine befriedigende Wirkung.

Ich habe jetzt noch einigen Stoff zu einer Vertheidigung der Harmonie gegen Rouſſeau, den ich für's erſte bearbeiten will. Dann möchte es wohl an die Philoſophie gehen, wo ich aber freilich erſt ſäen muß, ehe ich für die Horen ernten kann. In der Folge hätte ich Luſt zu einer Charakteriſtik alter und neuer Philoſophen. Sobald ich mit Kant und Fichte auf's Reine bin, geht's an den Plato.

K.

Dresden, 22. Mai 1795.

Mit großem Genuſſe habe ich den zweiten Theil vom Wilhelm Meiſter geleſen. Welcher Reichthum von Charakteren und Situationen, und wie lebendig die Darſtellung, wie viel Gehalt in einzelnen Bemerkungen, die nur als Nebenſache eingeſtreut ſind! und welcher anmuthige Ton, welch' ein lachendes Colorit in dem Ganzen! Warum verſucht Goethe nicht einmal ſeine ganze

Kraft in einem Luſtſpiele? Wir ſind noch ſo arm an dieſer Gattung.

Mir iſt ein Stoff bei dem zweiten Theile des Meiſters eingefallen, den ich mir für die Horen zu bearbeiten getraue — eine Charakteriſtik von Shakeſpeares Luſtſpielen; denn über die Trauerſpiele iſt viel vorhanden, aber den Luſtſpielen läßt man nicht Gerechtigkeit widerfahren. Was meinſt Du dazu?

Wer iſt denn der Dichter, den Herder in der Terpſichore überſetzt hat? Er hat viel Originalität und ſehr glückliche Ideen.

K.

Jena, 2. Juni 1795.

Seit vierzehn Tagen habe ich mich wieder in großer Noth befunden. Die Fortſetzung meiner Briefe für die Horen drängte mich, und das üble Wetter wollte mir gar keine Ruhe gönnen. — Jetzt geht es mit beiden beſſer. Der größte Theil meines Geſchäfts iſt gethan, und ich fange auch an, mich leidlicher zu befinden. Auch meine Frau hat ſich dieſe Zeit her an den Maſern, die aber doch nicht ordentlich ausbrachen, krank befunden, und iſt noch nicht ganz wohl. Humboldt ſah ich deswegen ſchon ſeit zwölf Tagen nicht, weil die Maſern eine Sperre zwiſchen uns machten. Der Kleine iſt noch allein ganz geſund. Sonſt erwarte heute nicht viel Tröſtliches von mir. Ich wollte Dir bloß ſchreiben, daß ich noch lebe, und warum Du

nichts von mir hörtest. — Herder hat mir die Terpsichore auch geschickt, und mich sehr damit überrascht. Ich lege Dir einen Brief von ihm bei, worin er eine Idee von mir, daß Du ihn recensiren möchtest, sehr lebhaft ergreift. Mir wäre es doch lieb, wenn ein Verhältniß zwischen Euch käme. Die Terpsichore verdient gewiß eine Beurtheilung besserer Art. Schreib' mir doch bald, ob Du Dich zu dieser Sache geneigt fühlst.

Deine Ergießungen über Meister habe ich Goethe, der wieder hier ist, vorgelesen, und ihm Freude damit gemacht. Auf die Komödie will er aber nicht entriren; denn er meint, daß wir kein gesellschaftliches Leben hätten.

Er hat bei der Revision seines Manuscripts für die Fortsetzung des Wilhelm Meister eine interessante Materie über den Unterschied zwischen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die Hauptidee sehr gefällt. Der Roman, sagt er, fordert Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und That. — Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muß dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama muß das Schicksal herrschen, und dem Menschen widerstreben u. s. f. Die Ausführung dieser Ideen, wovon er mit mir ausführlicher gesprochen, giebt ihnen sehr viel Wahres. — Die Louise von Voß ist vortrefflich und hat mir ungemein viel Freude gemacht.

Hast Du Wolfs Prolegomena zum Homer gelesen, worin die Einheit der Homerischen Werke mit den stärksten Gründen bestritten sein soll?

Dein Aufſatz in den Horen iſt ſchon abgedruckt in meinen Händen. In einigen Tagen bringt mir die fahrende Poſt die zu verſchickenden Exemplare.

S.

Jena, 12. Juni 1795.

Mein letztes Paket wirſt Du erhalten haben. Ich ſehe Deiner Antwort, die Terpſichore betreffend, mit Verlangen entgegen, und wünſche ſehr, daß Du die Arbeit übernehmen möchteſt. Auch für die Horen wäre ein ſolcher Aufſatz vortrefflich zu gebrauchen, und ich werde mich kaum entſchließen können, ihn der Literaturzeitung zu überlaſſen. Es iſt überhaupt hohe Zeit, daß Du wieder etwas für die Horen übernimmſt. Du mußt ſchlechterdings jährlich zehn Bogen daran ſchreiben und dreihundert Thaler verdienen.

Beiliegenden Brief ſei ſo gut auf das Schleunigſte an Schlegel in Amſterdam zu befördern. Er betrifft meine Einladung an ihn zum Muſenalmanach, wozu jetzt die höchſte Zeit iſt. Laß mich wiſſen, ob vielleicht ſein Bruder einen Aufſatz fertig oder unter der Feder hat, der für die Horen brauchbar wäre. — Auch bitte ich Dich, mir zu ſchreiben, wo Funk ſich jetzt erfragen läßt, und wann er etwa zurückkommt. Schreibſt Du ihm, ſo grüße ihn recht freundlich von mir und munterre ihn auf, etwas für die Horen zu arbeiten.

S.

Dresden, 15. Juni 1795.

Faſt habe ich gefürchtet, daß die ſchnelle Abwechſelung des Wetters auf Deine Geſundheit einen ſchädlichen Einfluß haben würde. Jetzt wirſt Du Gelegenheit haben, Dich wieder zu erholen, und Dein Weibchen ebenfalls. Es iſt ein großes Glück für Euch, daß der Kleine ſich ſo brav hält. Jetzt wird er Dir ſchon manchmal Vergnügen machen. Auch hier ſind die Maſern herumgegangen, aber meine Kinder noch freigeblieben.

Daß Herder mich zum Recenſenten der Terpſichore wünſcht, und ſeine Aeußerungen über meinen Aufſatz finde ich recht hübſch, und ſein Urtheil kann mir nicht gleichgültig ſein. An Luſt zu dieſer Recenſion fehlt es mir nicht; aber nur jetzt gleich kann ich nicht dazu kommen. Ich bin noch nie im Collegio ſo mit Arbeit überhäuft geweſen. Die zwei vacanten Stellen ſind noch nicht beſetzt. Zwei andere auf dem gelehrten latere in dem Senate, zu dem ich gehöre, ſind krank geworden, und ein dritter in eben dieſem Senate iſt in's Bad gereiſt. Alſo war ich und noch einer eine Woche lang die einzigen Referenten, bis uns der andere Senat einen borgte.

Goethes Ideen über Schauſpiel und Roman ſind intereſſant, und ich bin auf ihre ausführliche Entwickelung begierig. Der Zufall, wenn ich ihn recht verſtehe, iſt bloß ein Mannigfaltiges von Begebenheiten, das ſich aus keiner gemeinſchaftlichen Urſache erklären läßt;

im Schickſal hingegen iſt Einheit und gleichſam Perſönlichkeit.

Der Schluß Deiner Belagerung von Antwerpen iſt ſehr anziehend, und es iſt verdrießlich, daß Du ſchon fertig biſt. Der Stoff verliert dadurch, daß die Belagerung am Ende gelingt. Eine Feſtung ſieht man immer als den hilfloſen und unterdrückten Theil an. Dem Belagerer wird der Sieg nicht ſo hoch angerechnet, als den Belagerten der gelungene Widerſtand. Der Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters iſt von einem guten Kopfe, der ſeine hiſtoriſche Beleſenheit gut zu gebrauchen weiß. Ich kenne Woltmann nicht genug, ob er ſo etwas leiſten kann. Der Styl hat noch etwas Jugendliches, hier und da eine gewiſſe Koketterie. Manchmal wäre ich auch bald auf Humboldt gefallen. In dem, was der Verfaſſer über das Luſtſpiel ſagt, bin ich nicht ganz ſeiner Meinung.

Auch würde ich den geringen Einfluß der ſchwäbiſchen Dichter in Deutſchland mehr den Unruhen des darauf folgenden ſogenannten interregni als dem Mangel an Zuſammenhang unter den deutſchen Provinzen zuſchreiben. In dem Aufſatz über literariſchen Sansculotte ſind gute Bemerkungen und ein anſtändiger Ton. — Das Spiel iſt hier faſt zu ernſthaft behandelt. An geiſtvollen Ideen fehlt es nicht; aber die Form hat eine abſchreckende Trockenheit. — So etwas wie die Kunſtſchulen iſt mir noch nicht von D. vorgekommen: es iſt der völlige Styl der Zehngebote. Wer hat den glück-

lichen Einfall gehabt, ſeinen Namen am Ende anzubringen? Hier war er äußerſt nöthig.

Voſſens erſtes Gedicht gefällt mir beſſer, als das zweite. Im letzteren herrſcht zuviel übler Humor. Beide haben gewiſſe Härten im Versbau, die mich bei Voß wundern. Schlegel hat Dir die Fortſetzung des Dante geſchickt, wie er ſchreibt. Es ſcheint, daß er an den Horen thätigen Antheil nehmen wird.

In dieſen Tagen wird Dich der Regierungsaſſeſſor von Senft aufſuchen; ein junger Mann, der ſich durch Kopf, Kenntniſſe und Charakter auszeichnet, und oft in unſerem Hauſe iſt. Sein Aeußeres hat eine Schüchternheit, die Dich nicht abſchrecken darf. Er kann Dir viel von uns erzählen.

K.

Dresden, 21. Juni 1795.

Mir iſt's natürlicherweiſe viel lieber, wenn ich einen Aufſatz für die Horen über die Terpſichore liefern kann. Du weißt, daß ich das Recenſiren überhaupt nicht liebe. Hier würde mich's ohnehin in Verlegenheit ſetzen, wenn ich hier und da etwas erinnern wollte, da Herder nun einmal weiß, daß ich der Verfaſſer der Recenſion bin. Statt deſſen getraue ich mir unter dem Titel: Ueber lyriſche Dichtkunſt, in einem Nachtrag zu Herders Terpſichore, vielleicht manches Brauchbare zu ſagen. Herders Bemerkungen ſind geiſtvoll, aber nach ſeiner Gewohnheit

hier und da nicht bestimmt genug. Es fehlt mir nicht an Materialien über Stoff und Form der lyrischen Poesie. Ich werde mich an Herders Ideen anschließen, und die Gedichte als Beispiele brauchen. Die Arbeit interessirt mich, und soll es meine erste sein; vielleicht kann ich mir in der Actenarbeit etwas Luft machen.

Der Brief an Schlegel ist besorgt. Sein Bruder findet sich durch Deine Anfrage sehr geschmeichelt. Wirklich getraue ich mir zu behaupten, daß Du seine Arbeiten recht gut wirst brauchen können. Brauchbare Materialien hat er in ziemlicher Menge, und sein Vortrag bessert sich immer mehr; auch nimmt er jede Warnung darüber mit Dank an — und wo ich etwas bemerke, das sich abändern läßt, so werde ich es ihm offenherzig sagen, weil er es ausdrücklich von mir verlangt hat. Junge Männer von dieser Art werden immer sehr taugliche Mitarbeiter für die Horen sein; Autoren, die sich schon eine gewisse Celebrität erworben, haben größtentheils schon ihre angewiesenen Beschäftigungen, und auf häufige Beiträge von ihnen wird man nicht rechnen können. Daß Schulz noch nichts geliefert hat, wundert mich indessen. Er scheint ziemlich geschwind zu arbeiten, und könnte viel Lesbares liefern. Besonders sind seine Reisebemerkungen zum Theil sehr interessant.

Wichtige Producte der Dichtkunst sollten, däucht mich, in den Horen ausführlich erwähnt werden. Dies gäbe einen interessanten Artikel, und hätte den Nutzen, daß manches vorzügliche Werk unter dem Schwall des unbedeutenden

Geſchreibſels nicht überſehen würde. Solche Aufſätze könnten ſich immer durch Inhalt und Geſtalt von den Recenſionen der Literaturzeitung gar ſehr unterſcheiden.

K. H.

Jena, 4. Juli 1795.

Nur zwei Worte, um dieſe Sendung der Horen zu begleiten. Ich habe heute eine ſchreckliche Expedition von Briefen.

Goethe iſt in Carlsbad und Humboldt auf drei Monate nach Berlin. Ich bin alſo ziemlich verlaſſen hier. Dafür will ich deſto fleißiger ſein. Ich lebe jetzt ganz cavalierement; denn ich mache — Gedichte für meinen Muſenalmanach. Närriſch genug komme ich mir damit vor.

Dein Aufſatz macht überall viel Senſation, und wer von dem fünften Stück der Horen ſpricht, der erwähnt ihn zuerſt. Du kannſt alſo mit Deinem Debut in den Horen wohl zufrieden ſein. — Ein Aufſatz von Dir über lyriſche Poeſie ſoll mich ſehr freuen. Die Materie iſt ſehr für Dich. Laß ihn nur ja nicht liegen.

Vor einiger Zeit las ich im deutſchen Mercur einen Aufſatz von Deinem Schlegel über die Grenzen des Schönen. Welche Verworrenheit des Begriffs und welche Härte der Darſtellung herrſchte darin! So etwas mußt Du ihm nicht ſchenken, wenn Du ihm die Wahrheit ſagen darfſt. Er hat Kenntniſſe, und denkt über ſeinen Gegenſtand. Aber er bringt es nicht bis zur

Klarheit, und eben deswegen auch nicht zur Leichtigkeit in der Diction. Ich fürchte doch, er hat zum Schriftsteller kein Talent.

Ist Langbein nicht in Dresden, und könntest Du mir nicht etwa einige Kleinigkeiten für meinen Almanach von ihm verschaffen?

S.

Dresden, 16. Juli 1795.

Ich habe meinen Brief ein Paar Posttage aufgeschoben, um Dir etwas über Deinen Antheil am sechsten Stücke der Horen schreiben zu können. Aber jetzt, da ich vor den Acten ein wenig Ruhe habe, zerstreut mich Geßlers Hiersein, der sich nur ein Paar Wochen bei uns aufhalten wird. Für einen Brief habe ich fast zuviel Stoff über Deine ästhetischen Aufsätze, und ich hätte fast Lust, ihn unter einzelnen Rubriken für die Horen künftig zu bearbeiten. Die neuesten Briefe haben für mich sehr viel Befriedigendes. Die Resultate scheinen mir äußerst wichtig zu sein; nur die Art der Deduction will mir nicht ganz gefallen. Doch darüber künftig mehr.

Goethes Elegien haben mir vielen Genuß gegeben. Einige waren mir ganz neu, andere erkannte ich wieder, die er uns vorgesagt hatte. Auch glaube ich wenigstens eine von ihm gehört zu haben, die ich hier nicht fand.

Für Deinen Musenalmanach habe ich geworben, wie die Beilage besagt. Schreibe mir doch, was ich auf

Langbeins Fragen antworten ſoll. Sehr neugierig bin ich auf Deine neuern Gedichte. Könnteſt Du mir nicht einige wenigſtens im Manuſcript ſchicken? — Die gute Aufnahme meines Aufſatzes vermehrt meine Luſt zur Schriftſtellerei. Nur Zeit, und Du ſollſt Manuſcript genug von mir bekommen. Ich habe jetzt Stoff zu drei bis vier Aufſätzen, ehe ich wieder zu den Grenzen des Zweifels zurückzukehren brauche. — Schlegels Aufſatz im Mercur hat mir auch am wenigſten von ſeinen neueren Arbeiten gefallen. In der berliner Monatsſchrift ſind beſſere Sachen von ihm. Zuletzt hat er etwas über Diotima geſchickt, was viel Gutes enthält. Laß ihn nur reif werden; jetzt überwältigt ihn der Stoff, da ihm die Form noch nicht geläufig iſt. Ich hoffe, daß Du mit ihm zufrieden werden ſollſt. — Du haſt mir die Verfaſſer vom fünften Stück noch nicht geſchrieben. Was erſcheint denn im ſiebenten? — Ehe ich zur Terpſichore komme, muß ich noch etwas über den Tanz liefern, wozu ich am meiſten Vorrath habe.

K.

Jena, 20. Juli 1795.

Um nicht wieder zu vergeſſen, Dir die Verfaſſer des fünften Stücks der Horen zu nennen, will ich gleich damit anfangen: 1) Ueber den Nationalcharakter der Franzoſen, von Woltmann. 2) Ueber das Spiel in der engſten Bedeutung, von M. Weißhuhn, der vor acht Wo-

chen hier gestorben ist. 3) Der rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. 4) Literarische Sansculottismen von Goethe. 5) Gedichte von Voß.

Im siebenten Stücke erscheint die Fortsetzung von Schlegels Dante, ein Aufsatz von Dr. Erhardt aus Nürnberg über die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung (zugleich Kritik der Platonischen Republik), einige Briefe von F. Jacobi, philosophische Gegenstände betreffend, auch einige Gedichte von Voß, Pfeffel und Woltmann. Dieses Stück wird in zwölf Tagen in Deinen Händen sein. Es that mir leid, daß Du über meine Briefe im sechsten Stücke nicht ausführlicher sein konntest. Wenn Dich diese Veranlassung aber zu einem neuen Aufsatze für die Horen bringt, so will ich sehr damit zufrieden sein. Dein Aufsatz im fünften Stücke interessirt jedermann, und die Horen befinden sich sehr gut dabei.

Könntest Du mehrere kleine Aufsätze von sechs bis zehn Blatt ausarbeiten, so würde dies für uns um so zweckmäßiger sein. Auch Du selbst würdest Dich leichter dazu gestimmt finden, und im Athem bleiben. Ueber die Tanzkunst, über Terpsichore u. dgl. scheinen sich sehr gut zu solchen kleinen Ganzen zu qualificiren. Wenn Du übrigens machen kannst, daß ich für jedes der drei letzten Stücke dieses Jahres (deren Gehalt für den Vortheil des Journals besonders viel entscheiden wird, weil man sich in dieser Zeit zur Subscription entschließt) etwas erhalte, so würdest Du mir damit große Freude machen.

Langbein kannſt Du verſichern, daß mir ſein Anerbieten große Freude macht. Von den erſten Tagen des Auguſt an wird der Druck des Almanachs angefangen, den die neue Hofbuchhandlung in Neu-Strelitz verlegt, und Unger in Berlin druckt. Wenn nun alſo Herr Langbein etwa in zwölf Tagen etwas ſchickt für die erſten Bogen, und ungefähr gegen den 14. Auguſt wieder etwas für die letzten Bogen, ſo iſt es gut. Nach dem 14. Auguſt möchte es aber zu ſpät ſein, denn der Almanach ſoll mit den erſten Tagen Septembers abgedruckt ſein.

Von Goethes Elegien ſind die derbſten weggelaſſen worden, um die Decenz nicht zu ſehr zu beleidigen. —

Mein Beitrag zum Almanach wird ſich ſchwerlich über drei Gedichte erſtrecken; denn die acht Wochen, die ich dazu beſtimmte, ſind bald vorüber, und ich bin noch am dritten Gedicht. Seit vierzehn Tagen haben meine Krämpfe mich ſo geplagt, daß ich faſt gar keine Feder anſetzen konnte.

S.

Jena, 3. Auguſt 1795.

Dein Stillſchweigen läßt mich vermuthen, daß Du ſehr fleißig biſt, und mich nächſter Tage mit einem großen Paket Manuſcript überraſchen wirſt. Es ſoll eine herzliche Aufnahme finden.

Bald kann ich Dir einen Echantillon meiner neuen Poeſien vorlegen. Leider hinderte mich meine mehr als

je unterbrochene Geſundheit, die gute Stimmung, in der ich wirklich öfters zum Poetiſiren war, gehörig zu benutzen.

Indeß iſt doch etwas geſchehen, was mir für's Künftige Vertrauen giebt. Ich habe mich zwar, da meine Zeit für dieſe Arbeit zu ſtrenge beſtimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, ſondern bin am Ufer der Philoſophie herumgefahren; doch iſt dadurch wenigſtens der Uebergang zu einer freiern Erfindung gemacht. Aller Wahrſcheinlichkeit nach bleibe ich den Reſt dieſes Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter im poetiſchen Felde.

S.

Jena, 17. Auguſt 1795.

Dein langes Stillſchweigen ſchon ſeit einem Monate fängt an, mich zu beunruhigen, da ich es mir aus keiner natürlichen Urſache zu erklären weiß. Zwei Briefe von mir an Dich ſind noch unbeantwortet, ich erwarte ſchon ſeit vierzehn Tagen Langbeins Gedichte, und hoffte auch von Dir ſelbſt Manuſcript zu erhalten; von allem nichts, und ich muß nun beinahe fürchten, daß Du krank ſeieſt. Schreibe, oder laß in dem letzten Falle mir doch gleich ſchreiben, was Du machſt. Sobald ich Nachricht von Dir habe, kann ich Dir auch etwas zu leſen ſchicken.

Ich ſelbſt habe mich dieſen Sommer nie recht wohl befunden, und ob ich gleich Luſt und Kräfte zum Arbeiten hatte, ſo erlaubten mir doch meine Krämpfe kaum, das

Haus zu verlassen. Zum Glück wohne ich jetzt angenehm und frei, und kann also das Ausgehen eher missen.

Goethe ist seit acht Tagen wieder zurück, und dies bringt wieder einige Veränderung in meine Einsamkeit. — Lebewohl für heute; mit Ungeduld warte ich auf ein Lebenszeichen von Dir, und werde alsdann auch mehr zu schreiben haben.

Mein Musenalmanach ist, was das Manuscript betrifft, in wenig Tagen ganz fertig; und ich denke, daß er unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll. Von Goethe allein sind über hundertundfunfzig zusammengehörende Epigramme darin, von Herder auch über zwanzig Stücke, und von mir etwa funfzehn kleine und große Gedichte. Die Goetheschen Epigramme kann ich Dir vorher noch senden, sowie meine eigenen Gedichte, weil von beiden Abschriften genommen werden. Auch in dem neunten Stücke der Horen erscheinen zwei größere Gedichte von mir; Du kannst daraus auf meine poetische Fruchtbarkeit in diesen letzten sieben Wochen den Schluß machen.

S.

Dresden, 18. August 1795.

Wenn ich Dir gleich noch nichts schicken kann, so bin ich doch auch für die Horen nicht müßig gewesen. Der Stoff zu einem Aufsatze über lyrische Dichtkunst hat sich beträchtlich gemehrt, und ich hoffe zum neun-

ten Stücke damit fertig zu werden. — Von Langbein habe ich noch nichts erhalten, ob ich gleich Deine Antwort sogleich an ihn habe gelangen lassen. — Auf Deine neuesten Gedichte bin ich äußerst begierig. Laß mich ja bald eine Probe sehen. Es ist recht schade, daß Du nicht ungestört arbeiten kannst.

Deine letzten ästhetischen Briefe werden mir beim mehrmaligen Lesen immer lieber. Einzelne Stellen hatten mich auch beim ersten Lesen ergriffen. Aber das Ganze will studirt sein, wenn ihm Gerechtigkeit widerfahren soll. — Die Herausgeber der Literaturzeitung scheinen zu meinem Recensenteneifer ein ziemliches Zutrauen zu haben. Diesmal haben sie mir doch einige hübsche Sachen geschickt. Indessen mag's bei der ganzen Anstalt nicht recht ordentlich zugehen. So stand auf meiner Liste: Matthissons Briefe, und ich hatte mich schon darüber gemacht, als ich eine Recension in einem Blatte der Literaturzeitung fand, das vor dem Briefe an mich muß redigirt gewesen sein. Vergebens möchte ich nun nicht gern eine Recension machen. Was mich mit dieser Arbeit aussöhnt, ist, daß sie Gelegenheit giebt, einzelne Ideen, die in einen größeren Aufsatz nicht passen, in's Publicum zu bringen. Zugleich will ich sie benutzen, um mir mehr Leichtigkeit anzugewöhnen.

K.

Jena, 27. August 1795.

Hier einſtweilen die eine Hälfte meiner Gedichte; Du kannſt ſie bei Dir liegen laſſen, bis Du auch den Reſt erhalten. Die Krämpfe quälen mich heute wieder ſo anhaltend, daß ich Dir nicht mehr ſchreiben kann. An Langbein werde ich Montag ſchreiben. Auf Deinen Beitrag bin ich ſehr begierig. Schreib' mir, ob ich ihn zwiſchen vierzehn Tagen wohl erhalten kann.

S.

Hier das achte Stück der Horen. Gern hätte ich Dir den Reſt meiner Gedichte mitgeſchickt; aber mein Abſchreiber hat für den Almanach und das neunte Horenſtück alle Hände voll zu thun. Etwas will ich aber doch wo möglich noch beilegen.

Die Macht des Geſanges hat Reichardt componirt; aber an dem Tanz, den ich ſehr gern componirt gewünſcht hätte, verzagte er. Er meint, daß derſelbe nur im Großen und mit ganzer Partitur könne ausgeführt werden. Wie wär's, wenn Du Dich daran verſuchen wollteſt? Nicht für den Almanach, aber zum Genuß unter Freunden. Jetzt erwarten Dich noch, die Kleinigkeiten nicht gerechnet, zwei Hauptgedichte von mir, wovon das Eine beſonders mein poetiſches Hauptwerk iſt, das ich je gemacht. Die nächſte Poſt wird Dir ſie

bringen. Auch erſcheint es im neunten Stücke der Horen, weil es mir für den Almanach zu ernſthaft und zu bedeutend war. Du glaubteſt neulich, daß wir verlegen wären, Herrn Voß mit ſeinem Almanach die Spitze zu bieten. Aber ich hoffe, Du ſollſt eine andere Idee von unſerem Almanach bekommen, wenn Du ihn erſt ganz in Händen haſt. Im zweiten Bande von Voßens Gedichten iſt auch nicht Eins, das von Bedeutung wäre, und ich darf hoffen, daß die eine Hälfte unſeres Almanachs vortrefflich, und die andere wenigſtens gut iſt.

Lebe wohl. Ich habe heute eine fürchterliche Briefexpedition.

S.

Dresden, 2. September 1795.

Wie mach' ich Dir's nur begreiflich, welche Freude mir Deine Gedichte gemacht haben? So lange habe ich dieſen Genuß entbehren müſſen! Und gleichwohl haben Deine Werke dieſer Art für mich einen eigenthümlichen Reiz, den ich ſonſt nirgends finde. Es iſt mir immer, als ob ich hier nur zu Hauſe wäre. Mag immer das Subjective dabei zum Grunde liegen.

Mein Liebling iſt: Natur und Schule. Gedanke, Vortrag, Anordnung — alles giebt mir den höchſten Grad von Befriedigung. Der Versbau hat eine Pracht und einen Wohlklang, dergleichen ich noch nie in einer Elegie gefunden habe. Nur ſelten iſt Goethe etwas

Aehnliches gelungen. — Die Ideale haben treffliche Stellen, nur den Schluß wünschte ich kräftiger. — Von der Macht des Geſanges iſt die letzte Strophe köſtlich. Im Ganzen vermiſſe ich Einheit. Das Bild in der dritten Strophe hat etwas Störendes. Im Anfange erkannte ich die Stelle wieder, die Du in den Künſtlern voranſetzen wollteſt. Das verſchleierte Bild zu Heliopolis hat treffliche Darſtellung; aber der Stoff hat für mich etwas Dunkles und Unbefriedigendes. — Pegaſus iſt ein angenehmes Product. Nur würde ich es anders ſchließen: etwa mit dem Hungertode des Pegaſus — die Erſcheinung Apolls am Ende will mir nicht recht gefallen.

Von den kleinern Gedichten ſind der ſpielende Knabe und das Kind in der Wiege mir die liebſten, nächſt der Antike an den Wanderer. — Ungeduldig erwarte ich die zweite Lieferung.

Ich zweifle, daß es mir möglich ſein wird, Dir ſchon in vierzehn Tagen Manuſcript zu ſchicken. An Luſt zu dieſer Arbeit fehlt es mir gewiß nicht, aber es ſtehen noch gewaltige Actenberge in der Stube, die ich erſt wegräumen muß.

Minna und Dorchen danken Dir herzlich für den Genuß, den Du ihnen gegeben haſt. Was beſonders auf ſie wirkte, war: die Ideale, die Macht des Geſanges, das Kind in der Wiege, das Unwandelbare, die Antike.

K.

Jena, 8. September 1795.

Es freut mich sehr, daß Du mit der ersten Lieferung meiner Gedichte so zufrieden bist. Der Vorzug, den Du unter den gesandten Natur und Schule giebst, stimmt ganz mit meinem eigenen Urtheile überein. — Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen; denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern: des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert; denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen.

Darüber wundere ich mich, wie Dich die dritte Strophe aus der Macht des Gesanges stört, die gewiß die beste darin ist, und die eigenthümliche Macht der großen Dichtkunst treu ausdrückt. Ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, wo alles auf das Furchtbare hinausläuft. Eher könnte man die letzte Strophe für die vorhergegangenen vier andern zu schmelzend finden. Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich-wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her.

Pegasus wird da geschlossen werden, wo Apoll ihn besteigt. Apoll ist darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das ist eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stückes in dem Munde Apolls wegbleiben sollte. — Das heutige Gedicht begleite ich nicht gern mit einem anderen. Es muß Dich allein beschäftigen, und es wird es auch, wie

ich vermuthe. — Den Tanz hast Du doch erhalten? — Auf den Freitag sende ich den letzten Transport an Dich ab, worin etwas vorkommt, was mir ein freundliches Gesicht von den Frauen verdienen wird. Sag' ihnen recht viel Grüße, und daß ihr Interesse an den Poesien mich sehr freut.

S.

Dresden, 9. September 1795.

Hier hast Du eine Composition des Tanzes. Anfänglich verzweifelte ich an der Möglichkeit. Indeß nutzte ich die ersten Momente, da die Wirkung des Gedichts noch durch nichts gestört war, und ließ mich nachher nicht durch Schwierigkeiten abschrecken. Sorg' nur, daß beim Vortrage das Tempo allmählig langsamer wird, doch so, daß der letzte langsamste Satz immer noch Bewegung genug behält. Dieser darf durchaus nicht schleppend werden. Durch ein volles Orchester würden freilich manche Stellen gewinnen. Was ich am meisten wünschte, wären Posaunen im letzten Satze für die langsamen Stellen des Basses. Auch vorher könnte man durch andere Blaseinstrumente die Wirkung verstärken, etwa durch Clarinetten oder Bassethörner bei der Stelle: Es ist des Wohllauts — zähmt — durch Fagott bei den Worten: Ewig zerstört — entgegen ihm stimmt — durch Flöten mit Bratschen bei: Kleinen drängend — Gewühl.

Wirklich hat mir diese Arbeit einiges Zutrauen zu

mir gegeben. Wenigſtens kenne ich unter meinen muſikaliſchen Producten keins, das mir lieber wäre. — Bei einigen Tactarten machte der Pentameter eine eigene Schwierigkeit. Man iſt gewohnt, die Glieder des muſikaliſchen Ganzen, beſonders bei Tanzmuſik von gleicher Länge zu haben. Da giebt es nun immer Lücken gegen die Melodie des Hexameters, die man bald durch Dehnungen, bald durch Einſchiebſel ausfüllen muß. Unter den neueren Gedichten hat mich außer dem Tanz das an einen Weltverbeſſerer am meiſten erfreut. Auch die Ilias iſt mir lieb, und Herders Apollo. Ueberhaupt wird der Almanach ſtattlich erſcheinen. Bei der erſten Zeile des Tanzes ſcheint mir der Daktyl: ſie durch ein, etwas hart. Sieh, wie ſie, mochte ich auch nicht ſcandiren, weil es einen Uebelklang macht. Bei verwirrt durcheinander iſt der Daktyl nicht auffallend, weil die Sylbe wirrt eine entſchiedene Länge hat, auch nicht ſo weich iſt, als: ſei. Heute hoffe ich auf die großen Gedichte, auf die ich ſchon zwei Poſttage vergebens gewartet habe. — Lebe wohl. Herzliche Grüße von Minna und Dorchen. Sie freuen ſich mit mir über den ſchönen Erfolg Deiner dichteriſchen Arbeiten. Sorge nur für Deine Geſundheit.

K.

Jena, 11. September 1795.

Hier wieder eine Handvoll Poeſien. Ich bin neugierig zu hören, wie die Würde der Frauen gefällt. Die nächſte Poſt bringt Dir den Reſt.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach kommt der Almanach nicht mehr zu Stande, und zwar durch die Schuld des Verlegers. Schon vor ſechs Wochen habe ich den erſten Transport des Manuſcripts abgegeben, und noch in dieſem Augenblick iſt nicht einmal das Papier dazu beſtellt, auch noch keine Abrede mit dem Buchdrucker genommen. Dieſe unerhörte Nachläßigkeit iſt um ſo befremdender, da mich der Verleger ſchon längſt für die Redaction aus freien Stücken bezahlt hat. Aber ich gebe ihm dieſe Woche ſein Geld zurück und caſſire den Almanach, deſſen größter Theil mir für die Horen höchſt willkommen iſt. Der Verleger iſt neu, und wollte noch dazu mit dem Almanach in der Welt debütiren. Wahrſcheinlich hat er kein Geld; denn er bezahlte hier, wo er gegen tauſend Gulden ſchuldig iſt, außer mir niemand, und antwortet auf keinen Brief. — Nächſtes Jahr wird Cotta den Almanach deſto beſſer executiren.

S.

Dresden, 14. September 1795.

Du haſt wohlgethan, mir das Reich der Schatten allein zu ſchicken. Es hat auf ein Paar Tage lang mich

faſt ausſchließend beſchäftigt. In dieſer Gattung — der philoſophiſchen Ode — halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philoſophiſchen Objects ſcheint mir der Geiſt dieſer Dichtungsart zu ſein. Was hier unmittelbar dargeſtellt wird, iſt der Zuſtand des betrachtenden Subjects im Moment der höchſten Begeiſterung. Durch Uebergewicht des Objectiven nähert ſich dieſe Gattung dem Lehrgedichte; aber dies iſt hier weit weniger der Fall, als bei den Künſtlern. Pracht der Phantaſie, der Sprache, des Versbaues iſt nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, ſondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters. Er dichtet für ſich ſelbſt — das Publicum behorcht ihn nur.

Um aber ein Werk dieſer Art zu genießen, muß man den philoſophiſchen Stoff ſelbſt ſchon durchdacht haben; denn Belehrung darf man nicht erſt vom Dichter erwarten, ſonſt geht die ſchönſte Wirkung verloren. Dies ſchränkt das Publicum eines ſolchen Gedichts auf eine kleinere Zahl ein. In dem gegenwärtigen Falle vermindert ſich dieſe Zahl dadurch noch mehr, daß der Stoff ein eigenes und neues Syſtem iſt, das Du in den äſthetiſchen Briefen entwickelt haſt. Ueber dieſen Stoff habe ich Dir nun ſehr viel zu ſagen, und ich hoffte in meine Ideen jetzt gleich ſo viel Ordnung zu bringen, daß ich es ſchon in dieſem Briefe thun könnte. Aber es fordert mehr Zeit, wie ich finde. In Deinem Syſtem verkenne ich gewiß den Geiſt nicht, und ohne neue und

wichtige Aufschlüsse über die interessantesten Gegenstände; aber ich vermisse noch hier und da Bestimmtheit und Evidenz. Um Dir hiervon Rechenschaft zu geben, muß ich schlechterdings zuerst die Hauptsätze Deines Systems in einer Reihe, wie sie in der Schlußkette aufeinanderfolgen, aufstellen, und Dir dann bemerklich machen, wo ich mehr Deutlichkeit und Bestimmung — Ausfüllung einer Lücke — bündigern Beweis wünschte. Der Anfang zu diesem Geschäft ist gemacht; aber ich finde, daß es nicht so leicht ist. — Die Würde der Frauen kann ihre Wirkung nicht verfehlen. Du würdest Dich gefreut haben, wie sie auch bei den Meinigen wirkte. Auch die Versarten sind glücklich gewählt, besonders wenn man bei der Declamation die Wortfüße heraushebt. Diese contrastiren sehr angenehm gegen das Metrum. Sie sind dem Inhalt angemessen, während das Metrum gleichsam das Gegengewicht ihrer Wirkung macht. Die ruhigen Trochäen mildern den Ernst — und die hüpfenden Daktylen geben der Ruße eine sanfte Bewegung. — Auch in Deiner Freude machen die Trochäen oft eine ähnliche Wirkung. — Auch die übrigen Gedichte waren mir sehr lieb, besonders die deutsche Treue und der Egoist.

Es wäre doch schade, wenn der Almanach nicht herauskäme, ob Du gleich das meiste für die Horen wirst brauchen können. Aber neben dem vielen Guten hätte auch manches weniger Bedeutende im Almanach passiren können, und es wäre doch der Mühe werth, einmal zu zeigen, wie ein deutscher Musenalmanach eigentlich sein sollte

Warum haſt Du Dich nur mit einem ſolchen Lump von Verleger eingelaſſen? Wäre es nicht noch Zeit, das Manuſcript einem anderen zu geben? Iſt denn mit Bertuch nichts zu machen?

K.

Jena, 18. September 1795.

Für Deine Muſik tauſend Dank. Sie iſt überaus angenehm, und ſtimmt trefflich zu den Gedanken. Den eigentlichen Genuß davon werde ich aber erſt dann haben, wenn ich jemanden finde, der ſehr gut ſingt. Bald kommt Goethe hierher, und da will ich ihn damit tractiren. — Der Almanach kommt nun doch zu Stande. Der Verleger hat ſich völlig gerechtfertigt. Ihm iſt ein infamer Betrug geſpielt worden.

Morgen erwarte ich mit ſehr vieler Begierde Dein Urtheil von den Schatten und der Würde der Frauen. Mein neueſtes Gedicht, bald ſo groß als jene beiden zuſammen, bringt Dir die nächſte Poſt.

Schreibe mir, ob ich Dir Dein Honorar für den Aufſatz in den Horen ſenden ſoll. Eigentlich wird nur von einer Jubilatemeſſe zur anderen bezahlt; aber da ich zufällig eine Summe für Cotta eincaſſire, ſo kann ich Dir's ſenden. Es beträgt ſiebenundvierzig Thaler. Wär's denn nicht möglich, auch nur einen halben Bogen über die Tanzkunſt zu ſchicken, wie Du einmal wollteſt?

Adieu. Die Feder fällt mir aus der Hand, so viel habe ich heute zu expediren gehabt.

G.

Jena, 21. September 1795.

Hier das letzte Paket. Möge es gute Aufnahme finden. Die Elegie*) machte mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet.

Es freut mich, daß die Schatten Dich befriedigt haben. Darin bin ich aber nicht Deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der nothwendige Schlüssel dazu ist. Es harmonirt natürlicherweise ganz damit; aber im übrigen ruht es auf den currenten Begriffen, nur nicht auf den Sulzerschen, davon es freilich, und zu seinem Glücke, der Antipode ist. Der Begriff des uninteressirten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjecte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze. Ich möchte aber einmal Deine Zweifel gegen mein System genau wissen; denn ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, was an meinem System

*) Der Spaziergang.

noch unbeſtimmt oder willkürlich ſein könnte. Haſt Du Zeit, ſo durchlaufe es in einem Briefe an mich von dem — ſehr wichtigen — achtzehnten Briefe an bis zum zweiundzwanzigſten oder dreiundzwanzigſten: ſo können wir miteinander darüber in's Reine kommen.

Ich arbeite jetzt an einem Aufſatz über das Naive, der mir viel Freude macht. Dieſe Materie hat mich zu verſchiedenen Betrachtungen über die Dichter alter und neuer Zeit veranlaßt, auch eine neue Eintheilung derſelben mir an die Hand gegeben, die fruchtbar zu werden ſcheint. Sobald die erſte Lieferung, die eigentlich nur Einleitung iſt, fertig geworden, ſende ich ſie Dir noch vor dem Abdruck zu. Zwiſchenein werde ich aber noch fortfahren zu dichten, da es doch einmal ſo friſch von ſtatten geht. Nach allem, was Du jetzt von mir geleſen, ſtelle mir nur die Nativität, an was ich mich in der Poeſie nun vorzüglich hängen ſoll; denn Deine philoſophiſche Ode, wie Du ſie nennſt, halte ich für keine Grenze, bloß für eine Branche meines Faches. Vergleiche die neuen Arbeiten mit den alten, und urtheile, ob ſie mehr oder weniger wahrhaft dichteriſch ſind.

Von Dir ſelbſt erwarte ich in etlichen Wochen doch auch etwas zu leſen. — Deinen Tanz habe ich nach Berlin geſendet, wenn es etwa noch Zeit wäre ihn zu ſtechen. Es machte mir viel Freude, und Du könnteſt in anonymer Stille über Deinen muſikaliſchen Beruf urtheilen hören.

S.

Jena, 25. September 1795.

Ich vergaß neulich Dich zu bitten, mir die Elegie nebſt den übrigen Gedichten zurückzuſenden. Thue das mit erſter Poſt. Hier ſind noch einige Kleinigkeiten für den Almanach, weil ich ihm etwas genommen hatte. Ich wollte mich noch in einem anderen griechiſchen Sylbenmaße verſuchen. Vielleicht qualificirt ſich dieſe Kleinigkeit zur muſikaliſchen Compoſition. Die Stanzen an die Leſer ſollen den Almanach, den mein Gedicht: die Macht des Geſanges eröffnet, beſchließen, und den Leſer auf eine freundliche Art verabſchieden.

Für die Horen hat Engel einen großen Aufſatz (Lorenz Stark — ein Charaktergemälde) geſandt. Dieſer, nebſt einem ziemlich großen Mährchen von Goethe, einer Abhandlung Herders über Oſſian und meiner Elegie, wird das zehnte Horenſtück ausmachen. Für das eilfte rechne ich auf Dich, und wo möglich in zwei Aufſätzen: über Tanzkunſt und über lyriſche Poeſie. Wenn beide zuſammen auch nur zehn bis zwölf Blatt enthalten, ſo bin ich zufrieden.

Lebe wohl. Herzliche Grüße an die Frauen. Mich freut ſehr, daß meine Frauenwürde bei ihnen Glück gemacht.

S.

Dresden, 27. September 1795.

Nach dem, was ich schon von Dir erhalten hatte, war meine Erwartung auf die letzte Lieferung äußerst gespannt. Auch weißt Du, daß ich überhaupt von Dir nicht so leicht zu befriedigen bin. Gleichwohl hat mir keins Deiner neueren Producte einen größeren Genuß gegeben, als die Elegie. Unter den kleineren Stücken ist Columbus mein Liebling.

Du verlangst mein Glaubensbekenntniß über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigenthümliches gegeben; aber noch bin ich nicht damit auf's Reine. Indessen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, sowie es ist.

In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegensetzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Wesentliche des Kunsttalents — zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem Charakteristischen auf die einzelnen Theile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es giebt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beschaffenheit der Theile unabhängig ist; und in diesem scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit.

Dieſe Verbindung nennen wir Harmonie. Sie iſt vollkommen, wenn die Uebereinſtimmung auch in den kleinſten Theilen vorhanden iſt; aber als ein freiwilliges Reſultat ihrer Freiheit, ohne daß dieſe in irgend einem Theile beſchränkt wurde. An dieſer Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geiſt der Antike.

Was ich an Dir vorzüglich ſchätze, iſt, daß Du Dich immer mehr dieſem Ziele näherſt, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieſes Unternehmens, und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geſchmacks zu befriedigen ſucht. Aber wenn es möglich iſt, die Alten zu übertreffen, ſo iſt es auf dem Wege, den Du einſchlägſt.

In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues haſt Du ſehr viel gewonnen. Du liebteſt ſonſt mehr die gereimten Versarten, jetzt haſt Du Dich auch mit dem glücklichſten Erfolg in der elegiſchen Versart verſucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geſchmeidigkeit, ohne an Correctheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrſchender in Deinen Werken, ſo ſehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen verſucht werden mußt.

Nur in der inneren Harmonie der Gedanken iſt es, glaube ich, wo Du noch Fortſchritte machen könnteſt. Thätigkeit ſcheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher ſtörſt Du zuweilen das Spiel Deiner Phantaſie durch Streben nach Befriedigung Deines

Forſchungsgeiſtes. Hätteſt Du mehr Hang zu geiſtiger Wolluſt, ſo würdeſt Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft ſchwelgen. Jetzt wirſt Du nicht ſelten, durch den Trieb nach abſtracten Unterſuchungen, von dem Beſondern zum Allgemeinen fortgeriſſen.

Dies iſt der Grund, warum Du mich in der philoſophiſchen Ode beſonders befriedigſt. Hier iſt das Abſtracte an ſeiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantaſie immer thätig iſt, und die Reſultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, ſo entſteht ein Schwanken zwiſchen der philoſophiſchen und dichteriſchen Begeiſterung, das für den Betrachter höchſt intereſſant iſt.

Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieſes Fach einzuſchränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnſt, ruhiger zu empfangen, was Dir die Phantaſie in reichem Maße darbietet.

Soviel für heute. Nächſtens vielleicht etwas über Deine äſthetiſchen Briefe. — Ich bin nicht müßig und habe mich über die Tanzkunſt gemacht, weil Du dies zu wünſchen ſcheinſt. Vielleicht kann ich Dir bald etwas ſchicken. Du glaubſt nicht, wie wenig Zeit mir jetzt zu dieſen Arbeiten übrig bleibt.

Mich freut's, daß der Almanach noch zu Stande kommt. Wider den Druck meiner Muſik habe ich gar nichts. Weißt Du vielleicht in der Folge jemand, der ein Dutzend Lieder von mir brauchen kann, ſo liegen ſie parat.

Cottaſches Geld ſoll mir recht wohl behagen, wenn Du mir's ſchicken kannſt. Künftiges Jahr, denke ich, ſoll mir es beſſer von Hand gehen. Wenn mich nur nicht die Form ſo ſehr aufhielte, an Stoff fehlt es mir nicht.

K.

Hier neun Louisd'or für vierundzwanzig Seiten. Eine Seite behältſt Du mit zwei Thalern weniger drei Groſchen noch bei Cotta gut. Mache, daß ich Dir nächſte Oſtermeſſe zehnmal mehr auszahlen kann.

Daß Du mit meiner Elegie zufrieden biſt, freut mich herzlich. Mir ſchien ſie auch das dichteriſchſte meiner Producte. Noch hat außer Dir kein Menſch ſie geleſen, und Dein Urtheil iſt mir als die erſte äußere Stimme darüber um ſo willkommener.

In dem, was Du über mich und meine dichteriſche Anlage überhaupt ſagſt, ſcheint mir ſehr viel Wahres zu liegen. Auch will ich ſehen, ob ich es mir zunutzemachen kann. Der ganze Gang meines Geiſtes und Herzens von frühen Zeiten an nahm die Richtung, von der Du ſagſt, und ich werde Mühe haben, das Empfangen und Bilden wieder in das rechte Verhältniß zu ſetzen. — Ob ich mich jetzt, da ich ſo ziemlich hoffen darf, es werde mir an Zeit nicht fehlen, an eine Tragödie machen ſoll?

Humboldt bleibt noch den ganzen Winter in Berlin.

Ich werde hier also sehr verlassen sein. — Der junge Herr v. Stein wird Dich nächstens in Dresden besuchen. Der Herzog schickt ihn auf etliche Jahre nach Breslau, um dort die Staatsökonomie zu studiren, und sich zum weimarschen Kammerpräsidenten heranzubilden. — Er ist Kammerassessor in Weimar. Ihr werdet einen jungen Mann von Kenntniß und einen sehr trefflichen Menschen in ihm finden.

S.

Dresden, 29. September 1795.

Ich möchte mit Dir zanken, weil Du mir nicht eher davon geschrieben hast, daß ich Dir die Gedichte zurückschicken sollte. Gestern erhielt ich Deinen Brief Abends spät, und heute Mittag geht die Post, mit der ich Dir sie zurücksenden soll. Ich habe nur noch die Elegie können abschreiben lassen. Das Reich der Schatten und die Würde der Frauen erwarte ich im nächsten Stück der Horen. Die Ideale weiß Dora größtentheils auswendig. Wenn der Almanach nicht vor der Mitte des October herauskommt, so mußt Du mir die Gedichte noch einmal abschreiben lassen. Graf Geßler möchte ich gern damit tractiren, den ich in diesen Tagen erwarte, und der wirklich Sinn dafür hat. Gegen Ende October aber geht er nach Italien. Nach seiner Zurückkunft wird er öfter in unserer Gegend sein. Er hat seine Güter in Oberschlesien verkauft, und sich bei Landshut an der lausitzer Grenze

ansäßig gemacht. — Die Stanzen machen eine äußerst gefällige Wirkung. Der Ton ist vortrefflich gehalten. Nur bin ich überzeugt, daß Du Deinen Werken unrecht thust. Den Abend habe ich noch abgeschrieben, und will versuchen, ob er sich componiren läßt. Freilich ist er größtentheils von der Gattung, die, wie mich dünkt, nicht gesungen, sondern declamirt werden soll; wo der Dichter ungestört genossen werden muß, wo die Darstellung in einer Reihe von Bildern liegt, wofür der Musiker keine Zeichen hat. Die letzte Strophe ist musikalisch, auch die erste, jedoch weniger. — Die Verse sind meisterhaft; Du mußt doch gestehen, daß dieses Metrum einen besonderen Reiz hat, den man in den schönsten gereimten Gedichten nicht findet. Es tönt wie eine Melodie aus einer andern Welt. Diese Melodie nicht zu zerstören, ist noch eine besondere Schwierigkeit für den Musiker.

Das zehnte Stück der Horen wird ziemlich reich werden. Hoffentlich kann ich Dir etwas für das elfte schicken. Ueber das achte habe ich Dir wohl noch nicht geschrieben. In Jacobis Briefen hat mir manches recht wohlgefallen. Man muß sich nur erst an seine besondere Denkart gewöhnen. Klarheit und Bestimmtheit ist einmal nicht seine Sache; aber an Geist fehlt es ihm nicht. Schlegels Commentar zum Ugolino scheint mir recht gut gearbeitet. Von wem sind denn die beiden letzten Aufsätze? Gegen No. 3 ließe sich wohl manches einwenden.

K.

Jena, 5. October 1795.

Hier die Horen nebſt dem Manuſcript von Würde der Frauen, welche im Almanach erſcheinen werden. Gegenwärtiges Horenſtück wirſt Du mannigfaltig genug finden, und die zwei nächſten werden es nicht weniger ſein. — Zu Deinen Muſikſtücken will ich mich nach einem Verleger umſehen.

In Natur und Schule habe ich der Reinheit des Sylbenmaßes wegen einige nothwendige Veränderungen vornehmen müſſen, durch die es, wie ich hoffe, gewonnen hat. — Es freut mich, daß Du mit meinem Verſuche in dem griechiſchen Sylbenmaße zufrieden warſt. Wenn ich meinen Vorſatz mit dem Trauerſpiele ausführe, wozu es jetzt das Anſcheinen hat, ſo habe ich Gelegenheit, in den Chören, die dazu kommen, die Macht dieſer Sylbenmaße zu verſuchen. Kannſt Du mir vielleicht einige gute Schriften über dieſen Gegenſtand zuweiſen? — Ich denke in dieſer Tragödie: Die Ritter von Malta, einen Gebrauch von dem Chor zu machen, der die Idee des Trauerſpiels erweitern kann.

S.

Jena, 19. October 1795.

Ich bin in dieſen ſchönen Herbſttagen ordentlich wieder aufgelebt, und habe mich eine Zeitlang ganz erträglich befunden. Heute fuhr ich ſpazieren, nachdem ich wohl

drei Monate nicht in's Freie gekommen war. Meine Krämpfe regten sich immer stärker, wenn ich ausgehen wollte.

Wenn ich aber physisch wohl bin, so bin ich gewöhnlich moralisch desto müßiger. Ich habe außer meiner Abhandlung über das Naive, die jedoch mehr Skizze als ordentliche Ausführung ist, nichts gearbeitet. Diese Abhandlung wird im eilften Stücke der Horen erscheinen, sowie eine andere ganz kleine über die Gefahr ästhetischer Sitten, eine Fortsetzung des im neunten Stücke angefangenen Aufsatzes über die nothwendigen Grenzen des Schönen. — Du willst von jenem Stücke die Verfasser wissen. Schwarzburz ist von einem Frauenzimmer, der Professorin Mereau von hier, die schon verschiedene artige Sachen hat drucken lassen. — Apollo ist von Goethe übersetzt. Der Beitrag zur neuen Kunstgeschichte von Meyer.

Zu dem Trauerspiele bin ich ernstlich entschlossen, werde aber vor vier bis sechs Wochen noch mit anderen Arbeiten für die Horen beschäftigt sein, ehe ich auf den Plan denken kann. Meine Ideen mit den Chören werde ich Dir, sobald ich Muße habe, vorlegen.

Schlegel schreibt mir von einem Aufsatze seines Bruders: Diotima, in der berliner Monatsschrift, den er für seine beste Arbeit hält. Hältst Du ihn auch dafür, so schicke mir ihn doch, wenn Du ihn hast, auf einige Posttage zu. Der andere Schlegel hat mir gestern einen andern Beitrag zu den Horen: Poesie und Sylbenmaß betreffend, geschickt, den ich aber noch nicht gelesen;

doch habe ich ein gutes Vorurtheil für alles, was er schreibt, weil er sich selbst streng ist, und die Materien lange mit sich herumzutragen scheint.

Vielleicht ist der Herr von Stein bei Euch, wenn dieser Brief ankommt. Grüße ihn schön von uns allen.

Die Musik zum Tanz hat nicht mehr gestochen werden können, aber sie soll schon gedruckt worden sein. Ich werde sie bald erhalten. In fünf Wochen, aber nicht früher, wird der Musenalmanach zu haben sein.

S.

Jena, 2. November 1795.

Hier das zehnte Stück der Horen. Ich habe schon über vierzehn Tage nichts mehr von Dir vernommen. Wie steht es denn?

Auf Deinen Aufsatz bin ich sehr begierig. Hoffentlich ist es dieser, der Dich jetzt beschäftigt. — Lorenz Stark ist von Engel, die Gedichte, außer der Elegie, von Herder. Hast Du die zwei Musenalmanache gelesen? Sie sind miserabel. — Der unserige erscheint in drei Wochen. Er wird sehr schön gedruckt. Bereits sind acht Bogen in meinen Händen.

Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren: — in den halleschen Annalen, in Dyks Bibliothek, und nun auch von Nicolai

in Berlin, im zehnten Theil ſeiner Reiſen. Dem letzten und platteſten Geſellen ſchenke ich es aber doch nicht.

Wolf in Halle hat in dem Intelligenzblatt der Literaturzeitung auf Herder, ſeines Homers wegen, einen derben Ausfall gethan. Du mußt ihn leſen. Herder wird ihn unbeantwortet laſſen; und freilich läßt ſich mit Wolf über Homer nicht gut zanken.

S.

Dresden, 6. November 1795.

Daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe, iſt eine Folge des böſen Gewiſſens. Ich wollte nicht mit leeren Händen vor Dir erſcheinen; aber ich kann mir nicht helfen, es iſt wieder noch nichts fertig. Müßig bin ich gewiß nicht, und meine beſten Stunden ſind für die Horen beſtimmt. Aber ehe ich mir's verſehe, ſammelt ſich ein Actenſtoß nach dem anderen um mich herum, davon mancher nicht auf Abfertigung warten kann.

Das zehnte Stück gehört wieder zu den reichhaltigſten. Ich möchte die Zeitſchrift ſehen, die in einem Jahre drei ſolche Stücke aufzuweiſen hätte, als dies, das vorige und das ſechſte. Goethes Mährchen gehört, däucht mich, zu den vorzüglichſten Producten von dieſer Gattung. Mit aller Leichtigkeit der Erzählung und dem Reichthum der Phantaſie, wodurch ſich die Hamiltonſchen Mährchen auszeichnen, verbindet es einen Sinn, der auch den Geiſt nicht unbefriedigt läßt.

Herders Aufsatz ist mir besonders lieb. — Der Inhalt trifft mit manchen meiner eigenen Ideen zusammen, und der Ton des Vortrags ist dem Stoffe äußerst angemessen. — Auch Engels Erzählung hat viel Gutes in der Darstellung, wenn auch nicht in der Neuheit und Originalität des Stoffes. Kurz, Deine Elegie erscheint in stattlicher Gesellschaft. Und wen diese nicht befriedigt, der gehört gar nicht zum Publicum der Horen.

Daß die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt sein würden, war zu erwarten. Die Recension in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun, als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, däucht mich, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten sein, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand auftrügst, Dir alle öffentliche Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lectüre Deine Zeit zu verderben.

Von den Musenalmanachen habe ich noch nichts gesehen, aber den dritten Theil des Meister. Er hat weniger Mannigfaltigkeit und Leben, als der zweite, aber gewiß nicht weniger Kunst. Die Herrnhuterin war eine verzweifelt schwere Aufgabe. Fast überwog doch bei mir das Un-

angenehme des Stoffs die treffliche Darſtellung, bis mir bei dem Oheim wieder wohl ward. Wieviel Theile hat man denn noch zu erwarten?

Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In ſeinem ganzen Weſen iſt nichts, wodurch man für ihn begeiſtert werden könnte; aber ein gewiſſes Ebenmaß, das dem Gefühle ſo wohlthut, wie dem Auge die ſchönen Verhältniſſe der Architektur. Er iſt natürlich, unbefangen, heiter, verſtändig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verrathen, empfänglich, ohne Spuren des Enthuſiasmus, aber doch mit einer gewiſſen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntſchaft nicht urtheilen kann. Du kennſt ihn länger, und mußt wiſſen, ob man in irgend einem Fache etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dies vielleicht gar nicht die Abſicht bei ſeiner Erziehung?

Sollte er nur zum Menſchen gebildet werden? Waren überhaupt ſeine Triebe nie heftig? Oder wußte man ſie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieſes Menſchen ſchreiben kannſt, iſt mir intereſſant. Ich habe ihn als ein pädagogiſches Kunſtwerk aufmerkſam betrachtet. Bei meinem Jungen würde ſich ein ſolches Ziel ſchwerlich erreichen laſſen. Er iſt äußerſt reizbar und heftig, aber nicht hartnäckig.

Fichtes Grundlage habe ich nun ganz geleſen, und bin höchlich davon erbaut. Dies iſt der Mann, den ich mir lange für die Philoſophie gewünſcht habe. Zur

Gründung und Erweiterung der Wissenschaft wird es schwerlich einen bessern Weg geben. Vielleicht ließe sich gegen die Art des Vortrags etwas einwenden. Doch getraue ich mir noch nicht darüber zu urtheilen. Ueberhaupt sehne ich mich nach ein Paar ruhigen Wochen, um sein System im Zusammenhange zu studiren.

K.

Der Almanach bleibt sehr lange aus. Schicke ihn ja gleich.

Jena, 16. November 1795.

Ich habe Deinen letzten Brief Goethe, der eine Zeitlang hier war, gewiesen, und ihn sehr damit erfreut. Denn außer Deinem Urtheil über das Mährchen und den Meister interessirte ihn auch, was Du von Stein und seiner Erziehung sagtest. Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen, und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist. Freilich würden solche Menschen die Welt nur erhalten können, wo sie ist, aber sie nicht weiter bringen.

Daß Dir zu Deinem Aufsatze die Muße fehlt, thut mir sehr leid. Gern hätte ich ihn noch dieses Jahr in den Horen aufgeführt. Du hast mir nicht geschrieben,

wovon er eigentlich handelt, und ob Du noch die Idee mit der Tanzkunſt ausführſt.

Der Muſenalmanach wird hoffentlich in acht Tagen ausgegeben werden können. Sobald ich ein Exemplar erhalte, erhältſt Du es.

S.

Dresden, 15. December 1795.

Faſt muß ich fürchten, daß Du wieder nicht wohl biſt: ſo lange währt's diesmal, ehe die Horen eintreffen. Auch den Almanach erwartete ich ſchon ſeit mehr als acht Tagen mit jeder Poſt.

Ich werde nunmehr ein Paar Wochen Muße haben. Morgen iſt die letzte Sitzung, und ich habe keine Reſte. Mein erſtes iſt der Aufſatz über den Tanz. Eben da ich mich damit beſchäftige, habe ich neuerlich wieder Gelegenheit gehabt, etwas Gutes in dieſer Art zu ſehen. Die Vigano war vierzehn Tage hier und tanzte viermal. Sie hat in Wien viel Aufſehen gemacht, geht jetzt zum Carneval nach Berlin, und dann nach St. Petersburg. Schade, daß ſie ſo lange in Wien geweſen iſt! An Talent fehlt es ihr gewiß nicht, aber wohl an Geſchmack. Indeſſen iſt es immer intereſſant ſie zu ſehen.

Noch habe ich vor Kurzem hier einen Improviſatore zum erſtenmale gehört. Filiſtri, der preußiſche Operndichter ſoll aber beſſer in dieſer Art ſein. Eigentlich iſt der Gedanke eines ſolchen Kunſtgenuſſes höchſt

gothisch. Selbst das Verdienst der überwundenen Schwierigkeit vermindert sich bei der Leichtigkeit zu reimen im Italienischen. Glückliche Einfälle, die der Sache noch einen Werth geben können, waren bei dem, den ich hörte, sehr selten. Größtentheils half er sich durch Gemeinplätze.

Iffflands Schauspiele werden immer platter. Kaum daß in jedem ein einziger Charakter sich heraushebt. Dabei hat er eine Fruchtbarkeit, daß er fast alles neben sich verdrängt. — Funk ist hier und wird Dich bald besuchen. Denke doch auf eine Beschäftigung für ihn, wobei er nicht so viele Bücher braucht. Er geht nicht wieder zur Reichsarmee. Aber Thielemann muß zum drittenmale fort.

K.

1795.

Es ist ist eine Ewigkeit, daß ich kein Zeichen des Lebens von Dir empfangen habe, und ich fange an zu glauben, daß Du mich rein vergessen hast. Ich habe mich diese Zeit über nicht immer zum besten befunden; die schlechte Witterung hat mich schwer gedrückt. Gearbeitet habe ich aber doch, und bin sehr fleißig gewesen. Ich hoffe, Du und alle die Deinigen sind wohl.

Hier das elfte Stück der Horen. Das zweite Exemplar kann ich Dir erst in vierzehn Tagen senden, da mir Cotta ein Dutzend zu wenig eingepackt hat. Die Ver-

faſſer in dieſem Stücke wirſt Du ohne meine Beihilfe errathen.

Den Almanach habe ich immer noch nicht; ſobald er kommt, warte ich damit auf.

S.

Dresden, 18. December 1795.

Mein letzter Brief war eben fort, als ich den Deinigen mit den Horen erhielt. Daß Du die jetzige Witterung empfinden würdeſt, war zu erwarten. Indeſſen iſt es ein großer Beweis Deiner beſſeren Geſundheit, wenn Du nicht eigentliche Rückfälle bekommen haſt. Hier gehen viel Krankheiten herum. Auch Geßler hat den fatalen Zufall wieder am Auge gehabt, der ihn für ſein Geſicht bange macht.

Die Horen haben ihre Sache wieder recht gut gemacht. Dein Aufſatz über das Naive hat mich beſonders gefreut. Sehr oft fand ich auch meine eigenen Gefühle darin erklärt, beſonders bei der Wirkung der naiven Dichter. Weniger einverſtanden bin ich mit Deinen Ideen über die Gefahr äſthetiſcher Sitten, ungeachtet ich gegen viele einzelne Stellen in dieſem Aufſatze nichts zu erinnern habe. Ich muß mir immer Gewalt anthun, um den Stoff, den mir Deine Aufſätze geben, nicht gleich zu verarbeiten.

Es giebt ſo manches, was ich über dieſen Gegenſtand ſagen möchte; und gleichwohl mag ich jetzt eine

angefangene Arbeit nicht unterbrechen, um nur endlich einmal etwas fertig zu machen. Genug, es kann mir für die Horen nie an Materialien fehlen. Schon an Deinen Aufsätzen im ersten Jahrgange habe ich auf lange Zeit zu thun.

In Schlegels Briefen hat mir der Ton im ersten vorzüglich gefallen. Nachher befriedigte er mich weniger. Er wird trockener, ohne doch tief genug einzudringen. — Das Fest der Grazien scheint mir von Herder zu sein. Einzelne schöne Ideen, aber das Ganze steif und, wie mich däucht, verfehlt. Das Fest ist rührend und interessant, nur sind es eben noch die Grazien, die ich darin vermisse. Ueber die beiden Gedichte: die Theilung der Welt und die Thaten der Philosophen, bin ich noch nicht mit mir einig, wem ich sie zuschreiben soll. Der Schluß des ersten läßt mich auf Dich rathen, aber nach dem Anfange wäre ich eher auf Goethe gefallen. Bei dem zweiten fiel ich zuerst auf Langbein, dann auf Goethe. Die übrigen Gedichte können von Dir sein, außer der heilige Wahnsinn; dieser ist gewiß von Herder. Auch können die Horen und Theophanie von ihm sein.

Was hältst Du von Kants neuester Schrift: Zum ewigen Frieden? Mich hat sie weniger befriedigt. Kant scheint hier nicht in seinem Fache zu sein. Aus einseitigen Beobachtungen folgert er Sätze, die eine strenge Prüfung nicht aushalten. Der Vortrag ist hier und da sehr geistvoll, auch sogar launig; aber an anderen Stellen wieder sehr vernachlässigt. Ich habe mir nicht ver-

ſagen können, einiges, was mir darüber einfiel, gleich aufzuſchreiben. Wenn Dich dieſe Unterſuchungen intereſſiren, will ich Dir's ſchicken. Für den Druck iſt es gar nicht beſtimmt.

K.

Jena, 21. December 1795.

Es macht mir Spaß, Deiner Sagacität zuweilen in den Horen etwas aufzugeben; und Dein Tact leitet Dich ſelten falſch. Die Grazien, die Horen, der heilige Wahnſinn, ſind von Herder; alles übrige, Schlegels Briefe abgerechnet, von mir; auch die zwei Schnurren. Der Aufſatz über äſthetiſche Sitten iſt ſchon ein alter, und, ganz wie er da iſt, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht. Der andere, über das Naive, leitet eine ſehr wichtige Materie über naive und ſentimentaliſche Poeſie ein, welche in den zwei folgenden Stücken weitläufig abgehandelt wird. Was ich darin über den poetiſchen Geiſt und ſeine zwei einzig möglichen Aeußerungen ſage, wirſt Du Deiner Aufmerkſamkeit werth finden; es öffnet, wie ich hoffe, einen neuen und vielverſprechenden Weg in die Theorie der Dichtkunſt, und kann in Rückſicht auf die poetiſche Kritik nicht ohne Folgen bleiben. Doch Du magſt ſelbſt urtheilen. Vielleicht kann ich Dir die erſte Hälfte noch ehe ſie abgedruckt iſt in Manuſcript noch ſchikken. Ich werde durch dieſe Abhandlungen wenig Freunde bekommen; denn entweder habe ich unrecht, oder man

muß seine Urtheile über manche Dinge total reformiren. Das letztere will den Leuten schwer ein, besonders denen, die selbst eine Partei sind, aber es möchte auf der anderen Seite wieder nicht so leicht sein, meine Gründe zu widerlegen. Ueber die deutschen Poeten habe ich meine Meinung zwar mit der Achtung, die ihnen gebührt, aber ohne Tadel ganz herausgesagt; ist man ja auch sehr aufrichtig gegen mich gewesen.

Kants kleine Schrift habe ich noch nicht gelesen; (Deine Bemerkungen darüber sende mir ja) mein Buchbinder hat sie noch. Ich lese jetzt überhaupt sehr wenig, und leider, muß ich hinzusetzen, hätte ich es bei meinem Mangel an Umgang und Zuspruch aus dem lebendigen Gespräch jetzt am nöthigsten. Aber Du kannst Dir nicht einbilden, in welcher rastlosen Anspannung des Geistes ich leben muß: theils um den Plänen, die ich umfaßt habe, gewachsen zu bleiben, theils um das monatliche Bedürfniß der Horen zu befriedigen, worin die Mitarbeiter mich auf das Erbärmlichste plantirt haben. Es ist ein unerwartetes Glück vom Himmel, daß ich dieser Spannung physischerweise gewachsen bin, und überhaupt, bei aller Fortdauer und öfterer Erschwerung meiner alten Uebel, von der Heiterkeit meines Gemüths und der Kraft meines Entschlusses nichts verloren habe; obgleich alle äußeren Ermunterungen fehlen, die mir die Lust erhalten könnten. Hätte ich meine gesunden Tage nur zur Hälfte so genutzt, als ich meine kranken benutzt, so möchte ich etwas weiter gekommen sein.

Wenn Funk noch in Dresden iſt, ſo empfiehl ihm ja, mich bald zu beſuchen. Ich habe ſchon ſehr auf ſeine Mitwirkung bei den Horen gerechnet, und freue mich nicht wenig darüber, daß er von dem nächſten Feldzuge dispenſirt bleibt. Bücher, ſoviel er etwa nöthig haben möchte, hoffe ich ihm ſchon verſchaffen zu können. Wenn er bei hiſtoriſchen Arbeiten bleibt, die immer mehr Maſſe geben, als andere, und mir für die Horen die willkommenſten ſind: ſo kann er ohne Mühe des Jahres funfzehn bis zwanzig Bogen liefern, und ſo einhundert Louis-d'or und darüber verdienen.

Dich will ich nicht drängen; denn hoffentlich mahnſt Du Dich ſelbſt, und für die zwei erſten Monate iſt wenigſtens kein dringendes Bedürfniß. Aber Deiner eigenen Befriedigung und Ermunterung wegen wünſchte ich doch, Du bildeteſt Dir ein, daß etwas ſchlechterdings fertig ſein müßte. — Der Almanach iſt mir ſchon ſeit vielen Wochen immer auf den nächſten Poſttag verſprochen, und nun erwarte ich ihn im Ernſt in dieſem Jahre nicht mehr; denn ich bin dem elendſten Tropf von Buchhändler in die Hände gefallen. Indeſſen ſchicke ich Dir hier die Aushängebogen; ſende ſie mir ſobald Du kannſt wieder.

S.

1796.

Dresden, 1. Januar 1796.

Viel Glück zum neuen Jahre für Dich und die Horen. Im Ganzen kannst Du mit dem vergangenen Jahre zufrieden sein. Freilich hast Du selbst sehr fleißig sein müssen; aber Deine Gesundheit hat doch nicht dabei gelitten, und manches Gute ist dadurch hervorgebracht worden. Für das neue Jahr wünsche ich Dir mehr Erholung und fleißigere Mitarbeiter. An mir selbst will ich diesen Wunsch möglichst zu realisiren suchen. Die ersten Tage im Jahre sind z. B. ganz für die Horen bestimmt.

Es ist recht schön, daß Du mir die Aushängebogen des Almanachs geschickt hast. Er kam gerade den Weihnachtsvorabend, und war mir ein willkommenes Geschenk. Mit Vergnügen fand ich auch von Dir noch einige kleine Gedichte, die ich noch nicht gelesen hatte. Die ganze Sammlung ist in der That einzig in ihrer Art. Selbst unter den Beiträgen vom zweiten Range habe ich recht hübsche Sachen gefunden: z. B. von Meyer, Hölderlin,

Woltmann. Letzterer versificirt besonders sehr gut, wenn auch die Ideen nicht immer neu sind. Schlegels Gedicht hat viel Schönheiten; nur ist das zweite Stück zu dunkel. Herder hat meine Erwartungen im Ganzen am wenigsten befriedigt. Einige kleine Epigramme sind reizend, aber in den meisten übrigen scheint mir eine gewisse Steifheit und Trockenheit zu herrschen. Man sieht das Streben nach antiker Manier; aber es fehlt ein gewisses frisches Colorit. Goethes Producte sind ungleich. Der Besuch ist allerliebst. Die Nähe der Geliebten ist sehr für die Musik berechnet. Die Epigramme machen ein Ganzes für sich, und sind mir ein sehr interessantes Product. Ich sehe sie als ein Tagebuch während einer italienischen Reise an. Aus diesem Gesichtspunkte sind sie mir sehr charakteristisch, und manche darunter, die einzeln nicht bedeutend sein würden, gehören sodann zur Vollendung des Seelengemäldes. Vielleicht hätten einige doch aus dieser Sammlung wegbleiben sollen, die auch im nördlichen Deutschland entstanden sein könnten. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß das Publicum dieser Epigramme zahlreich sein wird. Schon hier habe ich beim Vorlesen nur wenig Personen gefunden, die sie ganz zu genießen wußten.

Auf Deinen Aufsatz über sentimentalische Poesie bin ich äußerst begierig, und habe vergebens auf Mittheilung des Manuscripts gehofft.

Funk wirst Du vielleicht schon gesehen haben. Ich habe ihn auch zu historischen Aufsätzen aus der Ita-

lienischen Geschichte aufgefordert, mit der er ziemlich bekannt ist. Wenn Du ihm Bücher von der jenaschen Bibliothek schafft, so wird er gewiß bald etwas liefern.

Kannst Du denn nicht von Woltmann mehr historische Aufsätze bekommen? Sein erster hat mir recht wohl gefallen. Auch Wilhelm Schlegel ist in der Geschichte zu brauchen.

K.

Ich lege die Anmerkungen zum Kant bei. Schicke sie aber wieder.

Jena, 7. Januar 1796.

Hier das zwölfte Stück, dem ich eine gute Aufnahme wünsche. Deinen Brief erhielt ich gerade, als Goethe bei uns war, und gab ihm solchen zu lesen, weil Du über seine Beiträge zum Musenalmanach so urtheiltest, als er es vertragen kann. Er war auch sehr wohl mit Deiner Kritik zufrieden.

Herders Poesien sind zwar gar nicht unbedingt zu loben, aber Du urtheilst doch offenbar zu hart davon; besonders da Du gegen einige andere, wie Woltmann, Schlegel u. a. so tolerant bist. — Deine Bemerkungen über Kants Schrift mußt Du mir noch einige Zeit lassen, da ich die Schrift selbst noch nicht gelesen. — Mit Deinem Aufsatze hältst Du doch hoffentlich einmal Wort? Ich wünschte ihn für das dritte Stück dieses Jahrganges,

und müßte ihn alſo binnen vier Wochen haben. — Wenn Du Friedrich Schlegel ſiehſt, ſo grüß' ihn von mir und ſag' ihm, daß ich ihm mit nächſtem antworten würde. — Ueber naive und ſentimentaliſche Poeſie enthält das erſte Stück des neuen Jahres noch drei Bogen, und damit iſt meine philoſophiſche und kritiſche Schriftſtellerei für die Horen auf eine ziemlich lange Zeit geſchloſſen. Welche poetiſche Arbeit ich zunächſt vornehmen werde, kann ich noch nicht ſagen. Zu einem Schauſpiel aber kann ich nicht eher kommen, als bis ich ſechs ganz freie Monate für mich vorausſehe; welches in dieſem Jahre, auch ſchon des neuen Muſenalmanachs wegen, nicht wohl zu hoffen iſt.

S.

Eben iſt Funk angekommen. Ich freue mich ſehr auf ihn.

Jena, 18. Januar 1796.

Hier endlich ein Exemplar des Muſenalmanachs für Dich, und eins an Langbein, welches Du ſogleich abgeben zu laſſen gebeten wirſt. Ich habe Dir ein unbeſchnittenes gewählt, damit Du es in Deine Livree binden laſſen kannſt. Bis vorgeſtern hat der Verleger mich aufgehalten, und wie ich höre fehlt es auch in Leipzig noch ſehr an Exemplaren. Wie man mir von mehreren Orten her ſagt, findet der Almanach vielen Beifall, und

einen großen Absatz. Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.

Da ich auf lange Zeit von der Theorie Abschied genommen, und meinen Antheil an den Horen auf das Minimum zu reduciren entschlossen bin, so lebe ich jetzt und die nächsten Monate in einer angenehmen Freiheit, die nicht ganz leer an productiver Thätigkeit ist. Ich bin zwar noch in keinem obligaten poetischen Geschäft, aber ich werde mich allmählig hineinarbeiten. Meine Gesundheit ist bei diesem schönen Winter sehr leidlich, und meine Stimmung sehr heiter. Goethe war vierzehn Tage hier, und da ist allerlei abgehandelt worden.

Funks Anwesenheit, der vier Tage hier blieb und fast immer mit uns lebte, war mir sehr wohlthuend. Ich habe ihn weit weniger gespannt gefunden, als sonst, obgleich Goethe, der sonst nicht geeigenschaftet ist, die Leute à leur aise zu setzen, zugleich mit ihm da war. Er hat hier viele Bücher in der Bibliothek für seinen Zweck vorgefunden, und wird für die Horen so thätig sein, als nur möglich ist. Die Gegenstände sind aus der italienischen Geschichte, in welcher er schon sehr bewandert ist, und die sich auch mehr als eine andere zu solchen Bearbeitungen qualificirt.

Funk gab mir auch die schöne Aussicht, Euch diesen Sommer vielleicht auf eine Zeitlang hier zu sehen. Ein

Logis, wo Ihr für Euch allein frei und geräumig wohnen könntet, wollte ich Euch ſchon ſchaffen, ſobald ich es nur etwa einen Monat vorher wüßte. Träfe ſich's grade auf den Junius oder Julius, ſo würdet Ihr Humboldts Wohnung beziehen können, der erſt auf den Auguſt zurückkommt. Sie iſt hübſch, geräumig, nicht weit von der unſerigen entlegen, und bequem meublirt. Aber auch außer dieſer wird Rath werden können, da mehrere Perſonen im Sommer in den Gärten wohnen. — Herzlich ſollte es mich freuen, Dich wieder auf einige Tage zu genießen.

Humboldt ſchrieb mir kürzlich, daß er die Vigano in Berlin geſehen, und von ihrer Kunſt ganz hingeriſſen worden ſei. Ich lege Dir ſeinen Brief bei, den Du beſſer verſtehen kannſt, als ich, da ich ſie nicht geſehen. Könnteſt Du ihrer nicht in Deinem Aufſatz über den Tanz beſonders erwähnen?

Es iſt ein artiger Zufall, daß dieſer Aufſatz gerade in eine Zeit trifft, wo eine berühmte Tänzerin auf Reiſen iſt, und an mehreren großen Orten von ſich reden macht. Suche daher, ihn noch früh genug zu liefern, daß das neuerweckte Intereſſe für dieſe Kunſt noch dazu benutzt werden kann.

Funk erzählte mir auch viel von Deinen Kindern, und von Deinem Jungen beſonders, der ſo brav werden ſoll. Mich erfreut es herzlich, daß Dir dieſes Glück zu Theil wird. Auch mein Carl iſt wohl, und entwickelt ſich, daß es eine Freude iſt. Goethe iſt ganz von ihm

eingenommen, und mir, der ich nur in dem engſten Lebenskreiſe exiſtire, iſt das Kind ſo zum Bedürfniß geworden, daß mir in manchen Momenten bange wird, dem Glück eine ſolche Macht über mich eingeräumt zu haben.

S.

Dresden, 20. Januar 1796.

Dein Aufſatz über ſentimentaliſche Dichter hat mir viel Freude gemacht. Ich habe viel neue und fruchtbare Ideen darin gefunden, und der Ton des Ganzen iſt ſchön gehalten. Deine Freimüthigkeit wird Dir vielleicht Feinde machen; aber die Art, wie Du Dein Urtheil äußerſt, iſt ſo anſtändig und ſchonend, daß Du das unbefangene Publicum gewiß größtentheils auf Deiner Seite haſt. Gegen manches Urtheil würde ich vielleicht etwas einwenden. Ardinghello z. B. möchte ich gegen Dich in Schutz nehmen. Was ich bei einer anderen Gelegenheit mehr von Dir erörtert wünſchte, iſt der Unterſchied zwiſchen den plaſtiſchen und muſikaliſchen Dichtern. Unter den Gedichten iſt mir: die alten und neuen Dichter das liebſte. Archenholzs Aufſatz iſt in einem guten Tone geſchrieben, aber freilich, wie alle ſeine Arbeiten flach.

Herder möchte ich eben gern in einer ſolchen Sammlung vor Woltmann und anderen mehr hervorragen ſehen. Seinen Geiſt erkenne ich wohl, aber an Kunſtfertigkeit ſcheint's ihm manchmal zu fehlen. Weniger habe

ich dies in der Terpſichore gefunden, wo er oft recht glücklich verſificirt hat. Im Muſenalmanach war mir auch manchmal der Gedanke bei ihm nicht poetiſch genug.

K.

Dresden, 28. Januar 1796.

Allerdings iſt es mein Plan, Dich dieſen Sommer zu beſuchen, und ich freue mich darauf, wie Kinder auf den heiligen Chriſt. Die beſte Zeit für mich wäre im Mai, ſo daß ich in der Meßzahlwoche von hier wegreiſte und ohne Leipzig zu berühren über Borna und Altenburg nach Jena ginge, vierzehn Tage bei Dir bliebe, und Leipzig im Rückwege beſuchte. Hierzu gehört nun vor allen Dingen ein Logis, wo wir mit zwei Kindern, der Kinderfrau und dem Bedienten das Nöthige finden. Die Humboldtſche Wohnung würde vielleicht grade für uns paſſen. In dem Hauſe, wo Du ſelbſt wohnſt, iſt wohl keine Gelegenheit unterzukommen?

Wir müſſen uns einmal wiederſehen. Es iſt ſchon lange Bedürfniß für mich geweſen, nur ſah ich immer keine Möglichkeit. Jetzt laſſe ich mir meine Actenarbeit weit eher gefallen, da ich dieſe Ausſicht habe, und hüte mich vor Reſten.

Das Aeußere des Almanachs iſt recht anſtändig. Unter Reichardts Compoſition iſt mir die zur „Macht des Geſanges," die liebſte. Weniger gefällt mir die von der „Würde der Frauen," beſonders der zweite Theil

davon. Es fehlt ihm nicht an Geist und poetischem Gefühl; aber er kennt die Mittel seiner Kunst nicht genug, soviel er auch darüber geschwatzt hat. Seine Arbeiten haben für den Musiker eine Armuth und Trockenheit, die er selbst gern für Classicität verkaufen möchte, die aber wirklich die Folge eines musikalischen Unvermögens ist.

Du spannst meine Erwartung sehr auf das Product, das Du mit Goethe gemeinschaftlich zur Welt bringen willst. Daß Ihr beide Euch so gut zusammenversteht, macht mir viel Freude, und ich erwarte von dieser genialen Heirath noch manche treffliche Früchte.

Humboldts Brief über die Vigano hat mich interessirt, ungeachtet seine Ideen mir nicht ganz deutlich sind. Meine Absicht ist allerdings, der Vigano in meinem Aufsatze zu erwähnen. — Was ich Geist der Tanzkunst nenne, finde ich bei ihr in einem hohen Grade; aber an Kunstfertigkeit und Geschmack wird sie von mancher übertroffen.

Daß Dir Dein Kleiner soviel Freude macht, begreife ich sehr gut; auch mir wird mein Carl immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung; aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich bloß darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht. Dies ist ein Punkt, über den wir noch manches sprechen werden, wenn wir zusammenkommen. Ich freue mich auch auf Deinen Kleinen.

K.

Jena, 1. Februar 1796.

Eben erhalte ich Deinen Brief, der mir meine Hoffnung, Euch diesen Sommer zu sehen, zur Gewißheit macht. Wie wollen wir uns freuen und letzen!

So sind wir noch nie beisammengewesen, als Hausväter, und glücklich in dem zartesten Verhältnisse. Gebe mir der Himmel nur so lange Ihr hier seid eine erträgliche Gesundheit, gern wollte ich einige Monate voraus dafür leiden.

Für ein Logis soll gesorgt werden. Wäre etwa das Humboldtsche nicht zu bekommen, weil er einen eigensinnigen Esel zum Hausherrn hat, so wünschte ich von Dir genauer zu wissen, was an Zimmern, Meubles und Betten zu Eurer völligen Bequemlichkeit erfordert wird. Laß mich das gleich in einem Deiner nächsten Briefe wissen. In meinem Hause würde ich vielleicht Platz machen können, weil mir Griesbachs einige Piecen abgeben würden; aber es wird daraus die Servitut, daß wir diese Familie auf den Hals bekommen, und dadurch unerträglich gestört werden würden.

Das Kind, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen, und ein sehr wilder Bastard sein. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Producte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Hetero-

geneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sei, muß das Einzelne ein Minimum sein. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf tausend zu steigen. Ueber zweihundert sind jetzt schon fertig, obgleich der Gedanke kaum über einen Monat alt ist. Sind wir mit einer raisonnabeln Anzahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem anderen mehr anzunähern. Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen (welches auch bei der Muthwilligkeit der Satyre nicht wohl anzurathen wäre), und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz abdrucken. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß die ganze Sache vor der Hand unter uns beiden bleibt, und Du wirst also gegen niemand davon sprechen.

S.

Dresden, 7. Februar 1796.

Auf den Dienſtag in der Zahlwoche — den 26ſten April — denken wir in Jena einzutreffen. In zwei Tagen iſt dieſe Reiſe für uns ſchwerlich zu enden, wenn wir nicht zu dem ſchlimmen Wege von Gera nach Jena in der Nacht kommen wollen. Wir werden alſo wohl den erſten Tag in Grimma oder Borna bleiben, den zweiten in Ronneburg, wo das Gut der Herzogin von Züllichau in der Nähe liegt, die wir vielleicht auf einen halben Tag beſuchen, um am dritten Tage bei guter Zeit in Jena zu ſein.

Einige Bequemlichkeiten hätte es allerdings, wenn wir mit Dir in einem Hauſe ſein könnten; aber wenn dies uns auf eine andere Art ſtört, ſo mag es lieber bleiben. Uebrigens ſtehe ich früher auf als Du, und kann früh alles beſorgen, ehe Du zu ſprechen biſt, um nachher beſtändig bei Dir zu ſein. Nur wäre es gut, wenn wir in der Nähe wohnten, damit man, wenn etwas vorfiele, geſchwind nach den Kindern ſehen könnte.

Ich bin neugierig, wie ſich mein Junge gegen Deinen betragen wird. Er iſt etwa zwei Jahre älter, und das giebt ihm ein erſchreckliches Uebergewicht. In ſolchen Fällen iſt er ſehr gefällig und nachgebend, ſpielt auch wohl den Mentor. Er ſpricht auch ſchon viel von der jenaſchen Reiſe, und fragte neulich ſehr ernſthaft, ob wir auch die Hühner — die er ſehr lieb hat — mitnehmen würden.

Wäre es nicht möglich, daß Du mir etwas von den bewußten Epigrammen schicken könntest? Es sollte sie niemand zu sehen bekommen. Ich bin äußerst begierig darauf. Die Arbeit hat das Angenehme, daß man einzelne flüchtige Einfälle nutzen kann. Die Form scheint mir sehr glücklich gewählt. Fast möchte ich auf eine Wette eingehen, daß ich doch bei den meisten Monodistichen den Urheber errathen wollte. Schicke sie mir also ohne Bezeichnung. — Du schreibst nicht, was Du sonst unter der Hand hast. Wie steht's mit den Rittern von Malta?

K.

Du wünschest von meinen poetischen Arbeiten etwas zu lesen; aber ich habe Dir leider von dieser Art nichts zu zeigen. Außer einigen hundert Monodistichen zu unserem gemeinschaftlichen Werke habe ich seitdem nichts producirt; meine Krämpfe, Besuche, Mangel an Stimmung haben mich immer noch an kein ordentliches Geschäft denken lassen. Erst in etlichen Wochen kann ich dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedichte in Stanzen, welches ich für den diesjährigen Almanach bestimme, vorzunehmen. Da ich in dieser Art noch nichts gearbeitet und sehr strenge Forderungen an mich machen werde, so will ich froh sein, wenn ich bis auf den August auch nur dieses Gedicht zu Stande bringe.

Alsdann werde ich ſehen, meine Ritter von Malta einmal zur Ausführung zu bringen; denn es läßt ſich an, daß ich für die Horen dieſes Jahr nicht viel werde zu arbeiten haben. Goethe iſt auf einer Spur, ſehr viel und viel Gutes dafür zu thun.

Von unſeren Monodiſtichen kann ich Dir nichts communiciren. Ich darf nicht aus der Schule ſchwatzen; auch qualificirt ſich noch nichts zur Ausſtellung.

Für Logis, Betten und Meubles für Euch iſt ſchon geſorgt. Humboldts geben ihre Wohnung mit größtem Vergnügen her, und da werdet Ihr alle Bequemlichkeiten finden.

S.

Dresden, 23. Februar 1796.

Der Schluß Deines Aufſatzes über ſentimentaliſche Dichter hat mir viel Freude gemacht. Beſonders war das, was Du über den Unterſchied der Idealiſten und Realiſten äußerſt, ſehr nach meinem Sinne. Vielleicht ließe ſich noch manches über dieſen Gegenſtand ſagen, wenn man ihn beſonders behandelte. — Herder habe ich in der Iduna gleich erkannt. Was er eigentlich damit will, iſt mir nicht ganz klar geworden. Indeſſen ſind ſchon die einzelnen Bemerkungen über nordiſche Mythologie intereſſant. — In der Ueberſetzung des Properz hat mir vieles wohl gefallen. Sind es denn die famoſen Ueberſetzungen, die uns Knebel bei der Frau von Stein

vorlesen wollte, wo wir ihm fast alle entwischten? — Schlegel sagt manches Gute über den Rhythmus, besonders wo er auf das Unbefriedigende im Moritz aufmerksam macht; aber tief genug ist er noch nicht eingedrungen. Sein körperliches Bedürfniß erklärt nicht viel. Ganz anders erscheint die Lehre des Rhythmus, wenn man von dem Punkte ausgeht, daß die Zeit — das Successive — ein Werkzeug der Darstellung sein soll. Dann bemerkt man die Unterschiede unter den mancherlei Verhältnissen der Theile eines Zeitraums, der bedeutenden Abwechselungen der ausgefüllten und der leeren Zeit. Die ausgefüllte Zeit ist das Symbol der inneren Lebenskraft — das Ich — die leere Zeit das Symbol des äußeren Widerstandes — das Nichtich. Hier habe ich manches Fruchtbare für Tanz, Musik, Poesie und Numerus der Prosa gefunden, und dadurch bin ich zum Theil noch nicht viel weiter in meinem Aufsatze, den Du zuerst erhalten sollst. Du mußt Geduld mit mir haben. Wenn man nur einzelne Stunden an Dingen dieser Art arbeiten kann, so wird freilich nicht viel fertig.

Noch lebt die Hoffnung für unsere Reise. Dora wird mit der Herzogin nach dem Carlsbade gehen; aber dies hindert sie nicht erst nach Jena zu kommen. Bleib' nur hübsch gesund.

K.

Jena, 8. März 1796.

Hier das neue Stück der Horen, welches Du ein wenig mager finden wirſt. Dafür wird es vom vierten Stücke an reicher und beſſer hergehen. Goethe hat intereſſante Beiträge dazu unter der Feder, und auch Schlegel hat ſchöne Sachen geſchickt. Ich werde, ſo Gott will, vor dem October dieſes Jahres nichts dafür zu thun brauchen, und während dieſer Zeit in der Poeſie leben und weben. Bis jetzt habe ich mich aber wegen Unpäßlichkeit und Zerſtreuung von außen noch immer nicht hineinfinden können, und ich fürchte, ich halte mich in dieſer Unſchlüſſigkeit hin, bis Du kommſt.

Vielleicht hat Dir Schlegel ſchon geſagt, daß ſein Bruder in drei Wochen nach Dresden kommen wird, wo er einen Monat zu bleiben gedenkt, und dann nach Jena kommt. Er wird alſo gerade mit Euch hier eintreffen. Daß Voß etwa im Mai herkommen wird, habe ich Dir, wie ich denke, ſchon geſchrieben.

Jetzt ſind es nur noch ſechs Wochen bis zu Eurer Ankunft. Gebe der Himmel, daß Ihr alle recht wohl bleibt, und daß nichts unſere Freude ſtöre.

Lebe recht wohl. Ich habe heute einen ſchrecklichen Poſttag, daß ich mich kaum beſinne.

S.

Jena, 21. März 1796.

Ich reise übermorgen auf vierzehn Tage nach Weimar, woraus Du siehst, daß ich mir etwas zutraue. Es ist aber freilich ein Wagestück, denn außer zweimal Spazierenfahren in diesen schönen Tagen, bin ich seit dem Herbst nicht vor die Hausthür gekommen. Goethe, bei dem ich logiren werde, will es mir aber so bequem machen, wie ich's bei mir habe; und da ich in Weimar nicht auszugehen brauche, so macht bloß die Hin- und Herreise eine Veränderung in meinem gewöhnlichen Leben. Er reist alsdann wieder mit mir hierher, wo er solange bleiben wird, bis Ihr kommt, um seinen Meister zu vollenden.

Iffland kommt auf den Charfreitag nach Weimar, um einige Wochen dort zu spielen. Es ist schade, daß Ihr nicht einen Monat früher Euch auf die Reise machen könnt, um noch davon zu profitiren. Dies ist es übrigens nicht, was mich selbst nach Weimar zieht, denn ich werde ihn schwerlich spielen sehen, da ich in dieser Jahreszeit nicht bei Nacht aus dem Hause kann.

Kannst Du mir nicht sagen, ob Funk etwa Lust hat, während Eures Hierseins hierherzukommen?

In meinen Arbeiten, wo ich seit Neujahr zu keiner Entscheidung kommen konnte, bin ich nun endlich ernstlich bestimmt, und zwar für den Wallenstein. Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt, und ich

lienische Geschichte geht. Schlegel ist auch für manche Fächer zu brauchen, besonders für's historische, wie er beim Ugolino gezeigt hat. Wenn wir alle in Jena beisammensein werden, wird uns vielleicht manches Gute für die Horen einfallen. Voß kennen zu lernen, ist mir interessant. Einige Härten mag er übrigens im Charakter haben. Seine Art mit Heyne zu polemisiren gefällt mir nicht, obwohl Heyne größtentheils unrecht haben mag.

Das neue Stück der Horen enthält doch manches Gute. Engels Erzählung ist hübsch behandelt, wenn sie auch ein wenig lang ausgesponnen ist. Er scheint zu den Schriftstellern zu gehören, die sich gern lesen; wie mancher im Gespräch sich gern reden hört. Der Frau von Stael hast Du wohl durch die Uebersetzung zu viel Ehre erweisen lassen. Einzelne gute Bemerkungen findet man wohl; aber im Ganzen herrscht eine gewisse Schwäche mit großer Prätension verbunden. Wahrscheinlich ist das Fleisch bloß wegen der Sauce vorhanden, auf die ich sehr neugierig bin. Sollte vielleicht Goethe die Anmerkungen machen wollen?

Schlegels Aufsatz ist etwas trockener im Vortrage, als die ersten Briefe, und befriedigt noch nicht in Ansehung des Stoffs; ob es wohl nicht an fruchtbaren Ideen fehlt. Der Tourville scheint das Product eines guten Kopfs, dem es nur noch an Uebung im Style mangelt. Dieser ist manchmal vernachläßigt, manchmal zu sehr geschmückt. Indessen liest man diesen Aufsatz

mit Vergnügen; und der Verfaſſer ſolte mehr von dieſer Art für die Horen liefern.

K.

Weimar, 10. April 1796.

Wenn Du Deine Reiſe um fünf oder ſechs Tage früher antreten kannſt, ſo kommſt Du gerade noch recht zu der letzten Vorſtellung von Iffland, und zwar zur Vorſtellung des Egmont, den ich für das Theater bearbeitet habe, und der gewiſſermaßen Goethes und mein gemeinſchaftliches Werk iſt. Ich mußte verſchiedene neue Scenen darin machen, und mit den alten mir manche Freiheit herausnehmen. Es würde Euch alſo in jedem Betracht eine rechte Curioſität ſein. Zugleich fändet Ihr es an dieſem Tage in Weimar recht lebendig; wir blieben noch einen Tag mit Goethe zuſammen, reiſten dann nach Jena, wo er uns in wenig Tagen nachkäme. Ueberlegt doch ja meinen Vorſchlag, und iſt er irgend ausführbar, ſo führt ihn aus. Wenn Ihr Donnerſtag Nachmittag, den 21. April hier in Weimar ſeid, ſo kommt Ihr noch grade recht, die zweite Vorſtellung Egmonts zu ſehen. Die erſte iſt den Tag vorher. Egmont kann, wenn Iffland fort iſt, nicht wieder gegeben werden, und das Stück muß dann ſolange liegen bleiben, bis man einen neuen Schauſpieler hat, der ſeine Rolle ſpielen kann.

Sei ſo gut und grüße beide Schlegel, die jetzt ver-

muthlich beiſammenſein werden, von mir. Sage dem Dichter Schlegel auch vom Egmont; vielleicht kann er um dieſe Zeit auch hier ſein. Den 16ten wird Iffland den Franz Moor in den Räubern ſpielen.

Ich habe mich in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden, und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin, als in die Komödie, und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beſchwerlichkeit die Geſellſchaft beſuchen, die hier im Hauſe ſich verſammelt, ſchlafe wieder die Nächte, und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhauſe, das keine Logen hat, hat Goethe mir eine beſonders machen laſſen, wo ich ungeſtört ſein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigſtens den Vortheil habe, mich vor niemand zwingen zu dürfen. Gearbeitet habe ich unter dieſen Umſtänden freilich nichts für meinen eigenen Heerd; aber der Egmont hat mich doch intereſſirt, und iſt mir für meinen Wallenſtein keine unnütze Vorbereitung geweſen.

Lebe wohl und grüße die Frauen herzlich von uns beiden. Entſchließt Euch ja, meine Propoſition anzunehmen, und gieb Du mir ſogleich davon Nachricht.

S.

Weimar, 11. April 1796.

Ich höre eben, daß die zweite Repräsentation des Egmont zwei Tage später, etwa den 23sten einfallen wird, weil Iffland noch zwei Tage länger hierzubleiben Mittel gefunden hat. Ihr braucht also bloß vier Tage früher einzutreffen, um das Stück noch mitzunehmen. Könntet Ihr aber schon den 21sten hier sein, so wäre es freilich um so besser. Ich schreibe Dir dieses unverzüglich. Meinen Brief von gestern wirst Du vermuthlich mit dem heutigen erhalten. Adieu.

G.

Dresden 12. April 1796.

Noch hat sich nichts ereignet, das unsere Reise hindern könnte, und sie bleibt, wenn nicht inzwischen etwas vorfällt, auf künftigen Sonntag über acht Tage, als den 24sten, festgesetzt. Wir bringen auch Graf Geßler mit. Er war schon vor etlichen Wochen nach Italien abgereist; aber auf den ersten Stationen fühlte er, daß seine Gesundheit die Reise noch nicht ertragen konnte, kehrte um, und ließ seinen Gesellschafter voraus nach Regensburg reisen, wo er ihn nunmehr abholen wird, wenn er mit uns in Jena gewesen ist.

Schlegel ist hier, und gefällt mir recht wohl. Er hat mehr Politur als der jüngere Bruder, ohne Flachheit; für das Vortreffliche in der Kunst hat er ächten

Enthuſiasmus, und im Umgange viel Leichtigkeit und guten Humor. — Seine Ueberſetzungen aus dem Shakeſpeare, worvon Du ſchon etwas haſt, machen ihm gewiß Ehre.

Unter den neuen Meßproducten habe ich zur Zeit nur Fichtes Grundlage des Naturrechts. Aber wenn jede Meſſe nur ein einziges ſolches Product brächte, könnte man ſchon zufrieden ſein. Ohne Kant würden wir vielleicht keinen Fichte haben; aber Fichte verdanken wir eine Ernte von Kants Ausſaat, die wir ſonſt ſchwerlich zu erwarten gehabt hätten. Was Abſtraction iſt, habe ich faſt nirgends in einem philoſophiſchen Producte in ſolcher Vollkommenheit gefunden. Dies allein iſt es auch, was ſeine Schriften ſo ſchwer zu leſen macht. Sonſt hat ſein Styl vor dem Kantiſchen große Vorzüge: er vermeidet unnöthige Kunſtwörter; ſeine Perioden ſind kurz, und nicht durch eingeſchobene Sätze verdunkelt. Sein Ausdruck ſtrebt auf Koſten des Wohlklangs nach der höchſten Deutlichkeit und Beſtimmtheit. Für dieſen Zweck hat er den Muth, daſſelbe Wort, was für ihn unentbehrlich iſt, unzähligemal zu wiederholen; und wem es um die Sache zu thun iſt, wird ihm dies ebenſo wenig verargen, als es dem Mathematiker verargt wird, wenn man die Zeichen +, —, = zwanzigmal auf einer Seite findet. Aber in der Abſtraction muß man ihm folgen können, muß die Einbildungskraft wie er beherrſchen, daß ſie nichts Concretes in den reinen Begriff miſche. Dies koſtet Anſtrengung.

Dagegen aber hat ſich die Phantaſie, däucht mich, an ihm gerächt — ſo wie an Kant — wo er ihrer bedurft hätte. Wo er für die Praxis Vorſchläge thut, hat er ſich die möglichen Fälle oft einſeitig gedacht. Beſonders gilt dies, wie mir ſcheint, von ſeinen Cyhorm. In dem metaphyſiſchen Theile kann ich ſchon jetzt faſt alles unterſchreiben, und ich ahne, daß mir, wenn ich ihn genauer prüfe, nichts übrig bleiben wird, als Fichtes Commentator zu machen; ungeachtet ich mich ſeit mehreren Jahren mit dieſem Gegenſtande beſchäftige.

K.

Dresden, 15. April 1796.

Iffland hätte ich ſehr gern ſpielen geſehen, und beſonders in dieſem Egmont; aber es iſt ganz unmöglich. Ich müßte ſchon den Montag in künftiger Woche von hier abreiſen, und auf die ganze künftige Woche iſt noch ſehr gerechnet. Ich habe noch ein Paar Vorträge zu machen, die ſich nicht bis nach meiner Zurückkunft aufſchieben laſſen, und im Hausweſen iſt noch manches zu beſorgen, was zu den Reiſeanſtalten bei einer ganzen Familie gehört: z. B. eine Wäſche, die gerade auf den Montag angeſetzt iſt. Iffland ſehe ich wohl noch einmal ſonſt, und das neue Manuſcript von Egmont werde ich doch bei Dir leſen können. Ueberhaupt iſt es mir leicht geworden, dieſen Genuß aufzugeben, da mir Dein letzter Brief ſonſt ſo viel Freude gemacht hat. Außer dem, was

Du von Deiner Geſundheit und Deinem Humor ſchreibſt, freut mich beſonders Dein Verhältniß mit Goethe immer mehr. Seine mannigfaltigen Attentionen für Dich, und das Zutrauen, mit dem er Dich über eins ſeiner Lieblingsproducte ſchalten und walten läßt, beweiſen für ſeine herzliche Anhänglichkeit. Eure Verbindung muß für Euch beide eine Quelle von vielem Genuß ſein, und für die Kunſt habe ich große Erwartungen davon; deren Erfüllung faſt bloß von Deiner Geſundheit abhängt. Ich ſehe eine Möglichkeit, wie Ihr zuſammen ein dramatiſches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden! Aber auch ohne dieſen Fall müſſen ſich in Euren Werken die köſtlichſten Folgen von dieſer gegenſeitigen Annäherung immer mehr zeigen. Eure Verſchiedenheit konnte faſt nicht beſſer ausgeſucht werden, um Eurem Verhältniß die größtmögliche Würze zu geben.

Daß Goethe nach Jena kommt, iſt herrlich. Auf alle Fälle hätten wir ihn auch in Weimar aufgeſucht. Von Jena aus dachten wir mit Dir, nach Deiner Bequemlichkeit, dahin zu reiſen. Gehſt Du nicht wieder hin, ſo bleibt's.

An den Dichter Schlegel werde ich Deinen Auftrag ausrichten. — Uebrigens bleibt's wegen unſerer Abreiſe noch beim Sonntage — Abends in Grimma — Montag Abends in Löbichau, auf dem Gute der Herzogin, bei Altenburg — Dienſtag Abends in Gera — Mittwoch Nachmittag in Jena.

K.

Leipzig, 18. Mai 1796.

Ein Paar ſchöne Wochen ſind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch ſeinen Werth. Ich bin mit den glänzendſten Hoffnungen von Dir abgereiſt. So wie ich Dich gefunden habe, kann ich die Ausführung aller der Pläne, von denen wir geſprochen haben, mit der größten Wahrſcheinlichkeit von Dir erwarten. Auch mich fühle ich geſtärkt und begeiſtert zu neuer Thätigkeit, und die Entwürfe zu künftigem gemeinſchaftlichem Lebensgenuß bleiben mir immer im Geſicht. Daß ich auch Goethe nähergekommen bin, weiß ich gewiß zu ſchätzen, und Du kannſt ihm Bürge dafür ſein. Sage ihm ja recht viel Herzliches von uns allen. Sein neueſtes Gedicht können wir nicht aufhören zu leſen und zu hören. Wird Hero und Leander jetzt fertig, ſo bitte ihn doch um eine Abſchrift für uns. Auf die größte Discretion kann er rechnen. Von der Beſorgung ſeiner Aufträge werde ich ihm ſelbſt ſchreiben.

K.

Jena, 23. Mai 1796.

Laß Dir noch herzlich für das frohe Leben danken, das wir zuſammen geführt. Wie ein Traum iſt mir's vorübergegangen; aber die Folgen ſind glücklich und bleibend für mich. Ich habe nun Gelegenheit gehabt, uns beide nicht nur, ſondern alles, was zu uns gehört als

Ganzes zuſammengeſtellt zu ſehen, und die ruhige Harmonie, die es macht, giebt mir für künftige Pläne den beſten Muth und die fröhlichſten Hoffnungen. Es iſt meiner Frau und mir recht innig wohl mit Euch geweſen, und das iſt genug, mich zu beſtimmen, wie ich die Zukunft, inſofern ſie in meiner Gewalt iſt, anzuwenden habe.

Mit meiner Geſundheit hat es ſich ſeit Eurer Abreiſe nicht verſchlimmert, vielmehr bin ich geſtern an dem ſchönen Tage ſpazieren gegangen, und habe mich wohl darauf befunden. Meine Frau iſt zwar nicht krank, aber die Schwangerſchaft ſetzt ihr doch ſehr zu. Wenn nur alles gut vorübergeht. Ich bin ſeit einiger Zeit in meiner Familie ſehr unglücklich, und es koſtete mir oft, Euch dieſen Eindruck zu verbergen. Meine jüngſte Schweſter, ein Mädchen voll Hoffnung, von Talent, und die auch hübſch war, iſt vor acht Wochen im einundzwanzigſten Jahre ihres Lebens geſtorben; meine zweite Schweſter liegt auf den Tod, mein Vater iſt bettlägerig an der Gicht, und meine Mutter — die ſchwächſte in meiner ganzen Familie, die vor ſieben, acht Jahren die heftigſte langwierigſte Krankheit nur durch eine wunderbare Kriſe überlebte — trug in dieſen letzten Monaten die ganze Laſt des häuslichen Unglücks allein. Meine Eltern wohnen zwei Stunden von Stuttgart, und niemand als die Aerzte wollte ſich in dieſer Zeit dahin wagen; weil man ſich vor Anſteckung fürchtet, da das kaiſerliche Hauptſpital

auf der Solitude iſt. Endlich habe ich meine Schweſter,*) die in Meiningen verheirathet iſt, in den Stand geſetzt, hinzureiſen und die Unſerigen zu pflegen. Wäre das nicht gegangen, denn ſie iſt ſelbſt nicht ganz geſund geweſen, ſo war es ſchon beſchloſſen, daß ich in der Mitte des Mai nach Schwaben reiſte, um meine Familie von der Solitude wegzuſchaffen, und Anſtalten zu ihrer Pflege zu treffen. Meine Schweſter von Meiningen ſchreibt mir nun, daß meine Mutter ſich noch ganz gut halte, daß zur Beſſerung meiner zweiten Schweſter noch Hoffnung ſei, und daß es mit meinem Vater keine Gefahr habe.

Goethe habe ich während Eurer Abweſenheit nicht ſehr oft geſehen. Er war einmal in Weimar, und da er wieder hier iſt, macht er viele Excurſionen auf das Land. Hero und Leander hat er noch nicht angefangen; aber noch etwas anderes von luſtigem Inhalt las er neulich vor, das ich Euch ſchicken will, ſobald ich's abgeſchrieben erhalte. Vom Meiſter habe ich das ſiebente Buch im Manuſcript geleſen, und begreife nun, wie er im achten fertig werden kann und muß.

Der Roman iſt, was das innere Weſen und den eigentlichen Geiſt betrifft, ſchon mit dieſem ſiebenten Buche aufgelöſt, welches wieder vortrefflich iſt. Ich ſchreibe Dir nichts davon, um Euch die Ueberraſchung nicht zu verderben.

*) Schillers älteſte Schweſter, die erſt am 31. Auguſt d. J. wenige Tage vor ihrem neunzigſten Geburtstage verſtorbene Hofräthin Reinwald.

Goethe grüßt Euch freundlich, so wie wir alle. Hier der Voſſius; wenn Du kannſt, ſchicke mir ihn in einigen Wochen wieder; die anderen Bücher denke ich nächſtens abzuſchicken, der Verſchlag iſt noch nicht fertig.

S.

Leipzig, 29. Mai 1796.

Es iſt doch traurig, daß die Sorge für die Deinigen Dich gerade in den Tagen unſeres Beiſammenſeins beunruhigen mußte. Indeſſen habe ich nichts an Dir gemerkt, und es iſt Dir ſehr gelungen, Dich zu verbergen. Hoffentlich haſt Du jetzt beſſere Nachrichten. Ich kann es kaum erwarten nach Dresden zu kommen, um zu arbeiten. Das ſchlaffe Klima drückt mich hier nieder. Es iſt gar eine betrübte Menſchenrace, die hier den Ton angiebt, und man kann ihr weniger ausweichen, als in Dresden. Für die Horen und den Voſſius danke ich. Cellini hat mir viel Freude gemacht; aber in Schlegels Aufſatz bemerke ich oft ein mißlungenes Streben nach Witz und Laune.

K.

Jena, 6. Juni 1796.

Zu der Ankunft in Dresden wünſchen wir Euch herzlich Glück. Hoffentlich habt Ihr die Reiſe auch ſo wohl geendigt, als ſie Euch bisher bekommen iſt. Meine

Frau wird einige Zeilen beilegen. Die Krämpfe ſetzen ihr doch hart zu, und ich beunruhige mich oft wegen ihres Zuſtandes. Wie herzlich froh will ich ſein, wenn alles gut vorbeigegangen iſt.

Ich kann Dir heute nicht viel ſchreiben, lieber Körner, denn ich habe die Nacht nicht geſchlafen, und der Kopf iſt mir ſehr wüſt. Goethe iſt noch hier, und der Roman rückt zu ſeinem Ende. Auch giebt es wieder viel neue Xenien, fromme und gottloſe.

Ich habe auch ſonſt ein kleines Gedicht angefangen, das nicht ſchlecht werden ſoll. Mein nächſter Brief wird es Euch wohl bringen. — Von Humboldt wirſt Du einen Brief vorgefunden haben, worin er ſeine Reiſe nach dem Carlsbade, und alſo auch nach Dresden abſchreibt. Ich fürchte, er kommt dieſes Jahr auch nicht mehr hierher, und in dem nächſten hilft er mir hier nichts. — Von Schwaben aus habe ich Briefe, daß meine zweite Schweſter außer Gefahr ſei.

Carl iſt wohlauf und grüßt den anderen Carl und die Emma. — Lebt herzlich wohl, Ihr Lieben. — Die Bücher kommen nächſtens.

S.

Du erhältſt hier bloß ein Exemplar der Horen auf Druckpapier, das Du mir mit Gelegenheit zurückſchicken kannſt. Die ordentlichen zwei auf Poſtpapier folgen in drei Wochen. — Cotta hat ſich verſehen.

Dresden, 13. Juni 1796.

Die Klage der Ceres ist köstlich. Dies Product beweist mir vorzüglich, daß es Dir gewiß nicht an eigentlichem Dichtertalent fehlt. Das Ganze ist poetisch gedacht. Du ließest die Phantasie ruhig wirken, und wachtest nur in der Ausführung über die Einheit des Tons. Sprache und Versbau sind äußerst vollendet, und passen zum Inhalt vortrefflich. Eine einzige Stelle S. 4: „Ach das Auge — fällt es nicht" hat beim ersten Lesen eine gewisse Dunkelheit, der vielleicht durch eine kleine Abänderung abgeholfen werden kann. Was mich besonders freut, ist die Hoheit im Ausdruck der Sehnsucht ohne Nachtheil der Weiblichkeit.

Der Druck gefällt mir nicht. Die Lettern sind stumpf und nicht gut gesetzt. Es wäre schade, wenn der Almanach nicht besser gedruckt würde. — Die zweite Lieferung des Cellini habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Die Pulververschwörung ist etwas trocken ausgefallen. — Die Charitinnen sind wohl von Voß? — Unter den anderen Gedichten ist mir die Sehnsucht nach Frieden am liebsten.

Friedrich Schlegel wir nun bald auch nach Jena kommen. Sein Bruder rühmt sehr, wie wohl es ihm dort geht, und wie sehr Du Dich für ihn interessirst. Vielleicht könntest Du beide Schlegel brauchen, um Dir bei den Horen einige Geschäfte zu erleichtern.

K.

Jena, 27. Juni 1796.

Nur zwei Worte für jetzt. Ich erhalte soeben das Ende von Wilhelm Meister, habe angefangen darin zu lesen, und nun bin ich ganz voll davon. Die Kiste mit Büchern geht heut nach Leipzig ab.

Ich hoffe Dir nächstens die Xenien zu senden, so wie sie jetzt beschaffen sind: Du wirst mehrere Hunderte, die Du noch nicht kennst und die nicht der schlechteste Theil davon sind, darunter finden.

Meine Frau hat doch seit etlichen Wochen weniger auszustehen gehabt. Carl ist wohl; mit mir ist's wie immer. Grüße Minna recht herzlich von mir. Daß Euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump.

S.

Ein kleines Gedichtchen aus dem achten Buche Meisters will ich Dir doch geschwind abschreiben. Es ist himmlisch, es geht nichts darüber. Mignon singt's, die in dem Roman stirbt.

Jena, 3. Juli 1796.

Diese ganze Woche lebte ich im Wilhelm Meister, den ich nun in seinem ganzen Zusammenhange lese und studire. Jemehr ich mich damit familiarisire, desto mehr

befriedigt er mich. Ich bin entschlossen, mir die Beurtheilung desselben zu einem ordentlichen Geschäft zu machen, wenn es mir auch die nächsten drei Monate ganz kosten sollte. Ohnehin weiß ich für mein eigenes Interesse jetzt nichts besseres zu thun. Es kann mich weiter führen, als jedes andere und eigene Product, das ich in dieser Zeit ausführen könnte; es wird meine Empfänglichkeit mit meiner Selbstthätigkeit wieder in Harmonie bringen, und mich auf eine heilsame Art zu den Objecten zurückführen. Ohnehin wäre mir's unmöglich, nach einem solchen Kunstgenusse etwas eigenes zu stümpern. Bietet sich mir eine poetische Stimmung an, so werde ich sie nicht abweisen; indessen ist für den Almanach hinlänglich gesorgt.

Hier neue Horen, welche das Stück des Cellini, das Goethe uns hier gelesen hat, enthalten.

S.

Dresden, 8. Juli 1796.

Zwei Briefe von Dir, ein Goethesches Gedicht, die Horen und die historischen Bücher sind angekommen. Das Gedicht von Goethe ist herrlich; aber Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben. In dieser Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber diese Gattung ist nicht die ganze Sphäre der Dichtkunst. Begreiflich ist's indessen wohl, wie man in den ersten Aufwallungen des Enthusiasmus sich selbst verkennt. Bei meinem Aufent-

halte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Eure Talente zu vergleichen, und finde noch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistvoll sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethes besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt. — Versuch' es nur Deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sorgen, was sie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantasie mit einem oder dem anderen zusammentrifft. Die Gestalt mußt Du finden, ohne sie zu suchen; aber die Darstellung kannst Du Dir dann zum Geschäft machen.

Ich freue mich, daß Du den Meister beurtheilen

willst: Dich wird diese Beschäftigung interessiren, und Dich auf manche fruchtbare Ideen bringen, und dann ist mir's um Goethes willen lieb. Um uns Werke von solchem Umfange zu liefern, bedarf er einer Aufmunterung. Für den deutschen Dichter giebt es keine Hauptstadt; sein Publicum ist zerstreut und besteht aus einzelnen Köpfen, die seinen Werth zu schätzen wissen, aber deren Stimme selten laut wird. Die unsichtbare Kirche bedarf eines Repräsentanten, sonst glaubt der Dichter in einer Wüste zu sein, und zu diesem Repräsentanten schickt sich niemand besser, als Du. In den Horen hat mich der Cellini und die Zauberin besonders interessirt. Schlegel scheint der Sturm weniger zu gelingen als Romeo. — Die Gedichte haben manches Gute. Von wem sind sie denn? — Die Stelle aus dem Plato enthält seine Bemerkungen, die einem Lust machen können, mehr im Plato zu lesen. Wenn man sich nur nicht durch soviel Geschwätz bei ihm durcharbeiten müßte!

Die historischen Bücher habe ich schon angefangen zu brauchen; besonders gefällt mir Strada. Wilhelms Apologie und Viglius Briefe hätte ich freilich noch gern gehabt. Indessen wird sich aus den vorhandenen Materialien schon etwas machen lassen. Wilhelm wird, däucht mich, am interessantesten, wo er in offener Fehde mit Philipp begriffen ist. Vorher ist manches in seinem Betragen, was die Wirkung stört, wenigstens wenn man nicht Data genug hat es zu motiviren.

Ich habe daher Luſt, alles bis zu der Zeit, wo Deine Geſchichte aufhört, nur kurz zu berühren.

K.

Jena, 11. Juli 1796.

Vor zwei Stunden, dieſen Mittag gegen Eins, erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geſchwind, und ging unter Starks Hilfe überaus gut und glücklich vorüber. Meine Freude iſt doppelt, denn der neue Ankömmling iſt ein Junge, der ganz friſch und munter in die Welt guckt. — Ein großer Stein iſt mir nun vom Herzen gewälzt; für den weiteren Gang der Wochen wird der Himmel auch ſorgen; ich habe jetzt wieder Muth und Hoffnung.

Grüße Minna herzlich von uns beiden, und auch Dorchen, wenn Du ihr ſchreibſt. Die Mondlandſchaft wird große Freude machen, wenn ſie anlangt. Nächſtens mehr, heute habe ich keinen Augenblick Zeit.

S.

Dresden, 22. Juli 1796.

Schon ſeit ein Paar Posttagen warte ich auf Nachricht von Dir wegen der Wöchnerin und des Kleinen. Hoffentlich geht doch alles gut. Schreib' nur ein Paar Zeilen darüber.

Schlegel iſt geſtern abgereiſt, und wird bald in Jena

ſein. Er bringt einen Aufſatz über Cäſar und Alexander, der gute Ideen enthält, aber freilich noch in der Form beträchtliche Mängel hat. Ich habe ihn auf einige aufmerkſam gemacht, aber die Zeit war zu kurz. Vielleicht kannſt Du doch noch etwa einen Gebrauch davon machen. In dem Journale Deutſchland ſteht eine Recenſion unter ſeinem Namen von Deinem Almanach. Er hat ſie ſchon längſt gemacht, und Michaelis hat ſie ihm untergebracht. Sie enthält gute Bemerkungen; aber der Ton iſt hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt iſt ihm bange, daß Du etwas von dieſer Recenſion erfahren, und ihn wegen einiger Stellen mißverſtehen möchteſt. Ich habe ihn zu beruhigen geſucht. Du kannſt faſt keinen wärmeren Verehrer haben, als ihn, und wo er aus einem anderen Tone zu ſprechen ſcheint, ſo iſt's bloß Recenſentencoſtüm, oder das Bedürfniß, ſeinen Richterberuf durch ſtrenge Forderungen zu beglaubigen.

Mit Sehnſucht warte ich auf die Xenien, wovon Du mir eine Abſchrift ſchicken wollteſt.

---

[1] Jena, 23. Juli 1796.

Mit meiner Frau und dem Kleinen iſt es dieſe vierzehn Tage über gut gegangen. Sie befindet ſich über alle Erwartung wohlauf; nur die Milch, welche überhaupt ſparſam genug kam, bleibt ſeit mehreren Tagen aus, ſo daß ſie gegen ihre Wünſche das Stillen

aufgeben muß. Zwar will ſie es noch eine Woche probiren; aber es hat keinen Anſchein dazu. Der Kleine mag freilich wohl dieſe kärgliche Nahrung ſpüren, doch iſt es bis jetzt ziemlich gut mit ihm gegangen. Mit mir war es in dieſen vierzehn Tagen nicht ganz richtig, und dies iſt vorzüglich Urſache, daß ich Dir keine Nachricht gab. Auch habe ich mich über Zerſtreuungen und Verwirrungen in der Zeit verrechnet, und wußte nicht, daß ich Dich ſo lange warten ließ. Ich habe Dir alſo wohl auch nicht geſchrieben, daß meine Frau darauf beſtanden hat, die Minna zur Pathin des Kleinen zu erwählen. Sie ſteht in dem Kirchenbuche, und wird ſich alſo ihrer chriſtlichen Pflichten erinnern.

Goethe war unterdeſſen auch auf einige Tage hier, um mit mir eine Conferenz über den Meiſter zu halten. Wenn dieſe Angelegenheiten abgethan ſind, ſo will ich Dir die Briefe ſchicken, welche ſie zwiſchen uns beiden veranlaßt haben. Sie werden Dich ſicher intereſſiren.

Die Xenien konnte ich Dir nicht mehr ſchicken, weil der Buchdrucker mich drängt; auch iſt mit dem Ganzen eine Veränderung vorgegangen. Nachdem ich die Redaction davon gemacht, fand ſich, daß noch eine erſtaunliche Menge neuer Xenien nöthig ſei, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen ſollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände einem nicht ſo leicht zu Gebote ſtehen, und auch die Vollendung des Meiſter Goethe und mir eine ſtarke Diverſion machte: ſo

ſind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, ſondern zerſtückelt dem Almanach einzuverleiben. Außerdem, daß die obigen Gründe dieſes nothwendig machen, ſo gewinnen wir wenigſtens noch dieſes dabei: daß die einzelnen Xenien einander weniger Schaden thun, weil ſie durch verſchiedenartige Producte von fremden Verfaſſern unterbrochen werden; daß manche, welche zuſammengehörten, nun auch wirklich zuſammengehängt werden, weil wir an die Monodiſtichalform nicht mehr gebunden ſind; endlich auch noch dieſes: daß ſie jetzt, wo ſie unter eigenen Titeln im Regiſter laufen, dem Almanach einen weit größeren Anſchein von Reichthum geben. Unter die polemiſchen kommen jetzt nur Chiffern, unter die unſchuldigen ſetzen wir unſern Namen.

Die ſchwäbiſchen Angelegenheiten und die politiſchen überhaupt beunruhigen mich doch auch ſehr; und es mag fallen wie es will, ſo wird es uns arme Achiver manch hartes Opfer koſten. Ich würde es ſehr ſtark ſpüren, wenn Cotta ſo ſehr entkräftet würde, daß er ſeine Unternehmungen einſchränken müßte; ohnehin wird das Bücherweſen einen großen Stoß erhalten, und die politiſchen Aſpecten begünſtigen mich auch von Seiten des Coadjutors nicht mehr, der wahrſcheinlich um ſeine Ausſichten betrogen iſt. Indeſſen müſſen wir erwarten, was der Himmel über uns verhängt.

S.

Dresden, 8. August 1796.

Dein letzter Brief hat uns wegen der Wöchnerin und des Kleinen beruhigt. Da sie schwächlich ist, mag sie das Stillen ja aufgeben. Es ist immer eine schlechte Speculation für das Kind, wenn man es in Gefahr setzt eine Mutter einzubüßen, um ihm eine Amme zu verschaffen.

Schicke mir ja die Briefe über den Meister; ich bin äußerst begierig darauf.

Es ist doch fast schade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanache erscheinen sollen. Ihr werdet gewiß beide die Lust verlieren, sie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Zierde für den Almanach bleiben sie freilich, aber sie wirken nicht mehr en masse. — Die politischen Vorfälle werden hoffentlich unsere Zirkel nicht stören. Wir leben nicht in der politischen Welt, und verlangen nichts als Ruhe; und hierzu ist wenigstens im obersächsischen Kreise der größte Anschein. Hier sagen Leute, die Gelegenheit haben etwas zu erfahren, die Neutralität für den obersächsischen Kreis sei schon bewilligt. Wenigstens ist gewiß, daß die Pferde des Churfürsten von Weißenfels zurück sind, wohin der Churfürst gehen wollte, um der Armee näher zu sein. Für Cotta sehe ich keine Gefahr, da der Friede mit Würtemberg geschlossen ist. Jede literarische Unternehmung hat freilich jetzt einen ungünstigen Zeitpunkt, da die Augen der Menge auf die Zeitungen geheftet sind;

doch wird sich dies nach dem Frieden schon wieder ändern.

Der Coadjutor ist wirklich zu bedauern; er hat so viel aufgeopfert, um ein Ziel zu erreichen, das ihm vielleicht jetzt auf immer aus den Augen gerückt wird. — Das Sicherste ist wohl jetzt sich auf keinen Fürsten, sondern auf seine eigene Industrie zu verlassen. Dir kann es nicht fehlen, sobald Dich Deine Krankheit nicht hindert, und auf diese brauchst Du jetzt nur insofern Rücksicht zu nehmen, daß Du für den Fall einer wöchentlichen oder monatlichen Unthätigkeit etwas zurücklegst. Dies hast Du, däucht mich, schon erreicht.

Von Geßler haben wir Nachricht aus Rom; er hat eine beschwerliche Reise durch Tyrol gehabt, da ihm gerade die zusammengezogenen Bauern und die Transporte der Truppen begegneten. — In Rom ist er noch zu rechter Zeit angekommen, um die wichtigsten Sachen, die nach Frankreich abgeliefert werden sollen, zu sehen. Jetzt ist er nach Neapel gegangen. Unterwegs hat er auch das Schloß in Baiern besehen, von dem ihm Goethe erzählt hatte, und dort eine Metallarbeit von Cellini gefunden.

K.

Jena, 15. August 1796.

Ich kann Dir heute nur ein Paar Worte schreiben. Die Post nach Schwaben ist wieder offen, und ich habe eine starke Expedition dahin. Von meiner Familie in

Schwaben habe ich tröſtlichere Nachrichten, als ich erwarten konnte. Von dem Kriege hat ſie ſoviel nicht gelitten, deſto mehr aber von dem Zuſtande meines Vaters, der an einer hartnäckigen und ſchmerzhaften Krankheit dem Tode langſam entgegenſchmachtet. Wie traurig dieſer Zuſtand bei gegenwärtigen Umſtänden iſt, kannſt Du denken.

Cotta ſchreibt mir auch, daß man in Tübingen wenig von den Franzoſen beläſtigt worden ſei; überhaupt ſei es in den Städten noch ganz gut abgelaufen, einige Dörfer aber geplündert worden. Die buchhändleriſchen Geſchäfte, und folglich auch die ſchriftſtelleriſchen, gehen ihren ordentlichen Gang. Hören können aber der Poſt noch keine anvertraut werden; wie denn überhaupt die ſchwäbiſchen Briefe nur durch den Umweg über Frankfurt hierherlaufen.

Mit meiner Frau, die ſich Euch herzlich empfiehlt, geht es recht gut. Auch der kleine Ernſt, obgleich er ſchwächlich iſt und viel von Krämpfen leidet, hält ſich ſonſt ordentlich, und fängt an, ſich gut an die neue Koſt zu gewöhnen. Mit mir geht es wenigſtens nicht ſchlechter.

Humboldts haben ſeit vierzehn Tagen eine große Reiſe nach dem nördlichen Theile Deutſchlands bis auf die Inſel Rügen angetreten. Er wollte dieſe Gegenden jetzt noch mitnehmen, weil er ſpäterhin nicht mehr dahin zu gelangen hoffte; und eine Reiſe wollte und mußte er machen, um ſich von dem Druck und Elend, das er bei ſeiner Mutter ausgeſtanden, etwas zu erholen. Dieſe

lebt immer noch, obgleich ohne Hoffnung des Aufkommens. Er glaubt ſie bei ſeiner Zurückkunft in Berlin am 7ten September noch in den alten Umſtänden anzutreffen. Den ganz Kleinen haben ſie in Berlin zurückgelaſſen, aber das Mädchen mitgenommen.

Der Almanach geht ſeinen Gang fort, und fällt ſehr reich aus; ja er übertrifft den vorjährigen gewiß. Die Idee mit den Xenien iſt nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernſthaften, philoſophiſchen und poetiſchen ſind daraus vereinzelt, und bald in größern bald in kleinern Ganzen vorn angebracht. Die ſchönſten von dieſen kennſt Du gar nicht, und wirſt Dich ſehr darüber freuen. So haben wir außer mehreren kleineren Ganzen ſiebzig, achtzig, die zuſammengehören, in einer Folge vereinigt, und uns beide unterſchrieben, ohne anzumerken, von welchem unter beiden die einzelnen ſind.

Die ſatyriſchen, welche eine Anzahl von zweihundertunddreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach. Von mir wirſt Du auch noch manches andere im Almanach leſen, was Du nicht erwarteſt.

Herzlich umarmen wir Euch. Schreibe bald wieder.

S.

Dresden, 29. Auguſt 1796.

Du haſt mir durch die Mittheilung der Goetheſchen Briefe viel Freude gemacht. Ich ſehe ihn lebendig vor

mir in dieſen Briefen. Beſonders charakteriſtiſch iſt das Geſtändniß über das halbe Ausſagen ſeiner beſten Ideen. Ich finde in dieſem Zuge eine gewiſſe Weiblichkeit, wovon ich überhaupt in Goethes Künſtlercharakter einige Spuren zu bemerken glaube. Sehr einverſtanden bin ich mit dem, was er über den unbehaglichen Ton in Herders Briefen ſagt. — Was iſt denn das für eine Parodie, wovon er ſpricht? — Die weimarſche Bemerkung über die Idylle iſt doch gar zu erbärmlich. — Was er über den Meiſter ſchreibt, wünſchte ich noch einmal mit Deinen Briefen zu leſen, worauf es ſich bezieht, wenn ich das Werk ſelbſt habe. Meine Erwartung darauf wird immer mehr geſpannt. Es im Manuſcript zu leſen, iſt wohl keine Möglichkeit?

Mit der getroffenen Einrichtung wegen der Xenien bin ich ſehr zufrieden. Auch die Societät dabei iſt ein hübſcher Einfall, den man nicht aufgeben durfte. — Wann erſcheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?

Es iſt traurig, daß Deine Familie in Schwaben jetzt außer den Uebeln des Krieges noch durch häusliche Leiden gedrückt wird. In unſeren Gegenden werden wir nun wohl vom Kriege nichts zu beſorgen haben.

Geßler hat mir wieder aus Neapel geſchrieben. Die Exiſtenz der Fremden iſt jetzt in Italien ſehr unangenehm. Da alles abreiſt, iſt man mißtrauiſch gegen jeden, der hinkommt. Nicht einmal einen Berg darf man zu mi-

neralogiſchem Behufe erſteigen, ohne Verdacht zu erregen. Geßler hatte noch keinen Paß nach Sicilien, und Senf hat Mühe gehabt, einen in Rom für Neapel zu bekommen. Goethe wird nun wohl ſeine Reiſe bis auf beſſere Zeiten aufſchieben. Dies darf Dich nun nicht abhalten, Deinen Plan für's künftige Jahr auszuführen. Goethe könnte ja auch hier ſein, und würde gewiß auch für ſein Studium manches noch Unbenutzte hier finden.

Funk hat mir einen hiſtoriſchen Aufſatz für die Horen geſchickt, mit dem er ſehr unzufrieden iſt. Ich glaube, daß er noch einige Nachhilfen bedarf, die ich ihm auch angegeben habe; aber dann wird es gewiß ein recht brauchbarer Beitrag. — Ich ſelbſt bin nicht müßig geweſen, aber noch mit nichts fertig.

L.

Hier ein kleines Lebenszeichen; ich mußte die Lettern zum Almanach probiren, und habe dieſes Gedicht als Schriftprobe abdrucken laſſen. Ich hoffe, es ſoll Euch gefallen. — Lolo grüßt herzlich. Sie iſt ſeit einigen Tagen bei dem Gebrauch der Molken etwas beſſer. Lebet wohl, Ihr Lieben. Es iſt Nachts eilf, ich muß aufhören.

S.

Dresden, 21. September 1796.

Schon war mir wegen Deines langen Stillschweigens bange, als gestern der Brief Deiner Frau uns beruhigte. Daß Du mit dem Almanach zu thun haben magst, will ich wohl glauben. Indessen ist es doch besser, daß Du den Druck dirigiren kannst. Bei den jetzigen Umständen würde die öftere Correspondenz nach Tübingen sehr schwierig sein. Nun muß man doch bald Aushängebogen haben können. Laß mich ja nicht zu lange darauf warten.

Wie steht's denn mit den Horen? Sollte denn Cotta nicht nunmehr bald etwas liefern können? Der Meister wird doch jetzt gedruckt?

Geßler schreibt aus Neapel, daß die Fremden dort eine fatale Existenz haben. Wahrscheinlich kommt er im Frühjahr zurück. Er hat Lust sich in der Nähe von Dresden ein Gut zu kaufen, und ich suche ihm jetzt eins in einer hübschen Gegend aus. Nach meinem Plane können wir künftig da unsere Conferenzen halten. Er hat einige Kunstsachen in Italien gekauft, besonders Abgüsse von berühmten Statuen, die er aufstellen will. Wenn es nach mir geht, soll eine recht artige Villa daraus werden, wo wir gemeinschaftlich oft manchen Genuß haben wollen. Für einen zweckmäßigen Büchervorrath werde ich schon sorgen.

Geßler hat wirklich viel Empfänglichkeit und guten

Willen. Seine Lage wird daher ihm und uns noch manche Annehmlichkeiten verſchaffen.

S.

Jena, 29. September 1796.

Nur zwei Worte, lieber Körner, zur Begleitung des Almanachs. Schon ſeit neun Tagen leide ich neben meinen Krämpfen an einem Zahngeſchwür, welches mir das Leben ordentlich verleidet. Auch der kleine Ernſt iſt ſeit etlichen Tagen ſehr von Krämpfen mitgenommen worden; heute zeigt ſich ein Ausſchlag, worauf er ſich ein klein wenig beſſer befindet. Der Himmel füge es zum Beſten. Dieſes Jahr iſt ſo verwüſtend für die Meinigen.

Meiner Schweſter iſt nun auch mein Vater in's Grab gefolgt; freilich nach einem ſo langwierigen, traurigen Krankenlager, daß wir längſt alle Hoffnung aufgaben, und der Tod eine Wohlthat war. Aber Du begreifſt wohl, daß ſich das Herz unter ſolchen Erfahrungen nicht erheitern kann.

Lotte und Carl ſind gottlob wohl. Mein Schwager und Schwägerin ſind ſchon ſeit etlichen Monaten hier, auch Goethe. Humboldt meint in drei Wochen hier ſein zu können.

S.

Dresden, 5. October 1796.

Es ist doch traurig, daß gerade bei der Vollendung des Almanachs soviel sich vereinigte, Dir Deine Existenz zu verbittern. Eine Erleichterung hat Dir's vielleicht gegeben, daß Du über den mancherlei Geschäften bei Besorgung des Drucks u. dgl. nicht zu Dir selbst kommen konntest. Aber ich hätte Dir so gern den Genuß gegönnt, den Dir im Zustande der Unbefangenheit eine solche Sammlung gegeben haben würde, wenn sie nun gedruckt vor Dir gelegen hätte. An mir hast Du ein sehr gutes Werk gethan, daß Du mir gleich ein Exemplar geschickt hast; ich fand manchen neuen Schatz darin. Unter den Gedichten von Dir, die ich noch nicht kannte, sind meine Lieblinge: Das Mädchen aus der Fremde und Pompeji. Goethes Schwank: Die Musen in der Mark, hat mir großen Spaß gemacht. Unter den Distichen fand ich manches Neue, manches geändert. Ich habe gesucht mir die Xenien fremd zu machen, und alles Persönliche dabei zu vergessen, und es sind nur wenige unter den polemischen, die ihren Werth nicht behaupteten. Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele giebt, herscht bei weitem in dem größten Theile, und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat; er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unseren Tagen, und mancher möchte seine Stumpfheit

gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeiſſelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn dieſe Producte auch von dem nicht intereſſirten Theile des Publicums anders aufgenommen werden, als ſie ſollten.

Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt haſt, kann ihm nicht ſchaden; nur gieb ihn nicht ganz auf. In ſeinen Fehlern iſt doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich ſelbſt Unbeſcheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geſchmack kann er vielleicht noch erwerben.

K.

Dresden, 11. October 1796.

Meine erſten ruhigen Stunden in den Ferien habe ich für Deinen Almanach beſtimmt. Es iſt mir Bedürfniß, mich umſtändlicher mit Dir über das Einzelne zu beſprechen.

In Alexis und Dora ſchätze ich beſonders die weiſe Anordnung des Ganzen. Ein liebender Jüngling wird als Dichter dargeſtellt; es iſt ihm Bedürfniß und Linderung, die Bilder der ſchönen Vergangenheit zurückzurufen, in ihnen zu ſchwelgen, ſie mit aller Pracht des Rhythmus und der Sprache auszumalen. Er beginnt mit der Schilderung deſſen, was ihn umgiebt. Der Ge-

genſatz führt ihn bald auf ſeine herrſchende Idee. Der natürlichſte Uebergang leitet ihn dann auf die Geſchichte ſeiner Liebe. Nun folgt die höchſte Begeiſterung, dann Entwürfe, frohe Ausſichten — und nun führt der Gegenſatz wieder ſchwarze Bilder herbei. Er erblickt den Abgrund, wohin ihn die Phantaſie führt, läßt plötzlich den Vorhang fallen, erſcheint wieder als Dichter und löſt die Diſſonanz mit der Stimmung auf, in der er das Gedicht anhub. — In der Geſchichte ſelbſt ſind die einzelnen Züge trefflich gemalt, alle bedeutend und charakteriſtiſch, jeder lebendig dargeſtellt, aber keiner mehr ausgemalt, als es die Stimmung des Erzählers erlaubt. Immer bleibt der einzelne Stoff der Idee des Ganzen ſubordinirt.

Dieſer Idylle ſtelle ich gern die Klagen der Ceres gegenüber. Hier iſt auch Sehnſucht, aber die Sehnſucht einer Göttin. Eine weibliche Hoheit athmet in dem Ganzen. Auch hier iſt es der ſprechenden Perſon Bedürfniß, ihre Gefühle zu äußern, und indem dies mit Würde und Anmuth geſchieht, entſteht daraus ein Gedicht. Als Göttin unterliegt ſie dem Schmerze nicht; ſie kämpft gegen ihn mit holder Weiblichkeit, und beſiegt ihn durch eine Schöpfung. Der Rhythmus iſt äußerſt glücklich gewählt. Die längeren Strophen geben ein Gepräge von ausdauernder Kraft, und dieſe wird wieder durch die kurzen Zeilen und durch die Trochäen gemildert, die dem Gange einer ſanften Schwermuth angemeſſen ſind. Dagegen halte ich das elegiſche Versmaß ſehr paſſend zur

Darſtellung männlicher Leidenſchaft. Das unendliche Streben im Hexameter macht mit der gewaltſamen Beſchränkung im Pentameter ein gemiſchtes Bild von dem Zuſtande einer endlichen Natur im Momente der Begeiſterung.

Das Mädchen aus der Fremde iſt gerade ſo ein liebliches Räthſel, wie in der Idylle S. 3 beſchrieben wird. Hier bemerke ich gar nichts von Deiner ehemaligen Manier, die Producte der Phantaſie für den Verſtand zu würzen. Das Bild ſteht noch in der Geſtalt vor uns, wie es empfangen wurde.

Pompeji und Herculanum gehört zu der Gattung der beſſern griechiſchen Epigramme. Ein beſtimmtes Object iſt gegeben; aber nicht dieſes Object ſelbſt, ſondern der Wiederſchein davon in einer idealiſirten Seele ſoll dargeſtellt werden. Hier iſt es die Liebe des Alterthums in dem Momente, da die unterirdiſchen Schätze gefunden werden. Eine Schwierigkeit machte in dieſem Falle der Umfang des Gegenſtandes. Er gab eine Reihe von Bildern, die alle vor der Phantaſie lebendig erſcheinen mußten, um das Moment der Betrachtung zu vergegenwärtigen; aber bei keinem durfte der Dichter verweilen, um die Einheit des Ganzen nicht aufzuopfern.

Die verſchiedene Weiſe der Moral kommt wohl von Herder ſein. Es iſt ſchade um den Schluß, daß der Anfang ſo abſchreckend iſt. Ein abenteuerlicher Gedanke, eine Allegorie durch die Caſus und Modus der Grammatik durchzuführen. An die Grazien iſt gar nicht

dabei gedacht worden. Auch lieb' ich den weichlichen Ton des Ganzen nicht. Hier halte ich die Kunst wirklich für unmoraliſch, wo ihre Tendenz Erſchlaffung iſt.

Der didaktiſche Theil der Tenien erinnert an die Gnomen der Alten. Einzeln haben ſie ihren Werth für den Verſtand, und es iſt gewiß verdienſtlich, die Reſultate des ernſten Nachdenkens klar und beſtimmt in einer ſolchen Form darzulegen. Aber zum Gedicht werden ſie, däucht mich, nur durch ihre Verknüpfung. Aus einer Reihe ſolcher Denkſprüche geht ein Charakter hervor, und durch den Gedanken erſcheint uns der Denker.

Wozu der Aufwand von Mythologie in Conzs Muſen, um mit vieler Weitſchweifigkeit höchſt proſaiſche Gedanken zu ſagen?

Koſegarten giebt oft ein warnendes Beiſpiel, wie man große Gegenſtände nicht kleinlich behandeln ſoll. In der Harmonie der Sphären ſpielt er anfänglich mit dem Namen der Sternbilder, ohne daß alle die hochtönenden Phraſen der Phantaſie ein einziges Bild geben. Dann kommt eine wirklich ſchöne Stelle vor: freundliche Erde — Rede dahin. Aber der andächtige und dabei matte Schluß verdirbt wieder die Wirkung des Ganzen. Auch lieb' ich weder „die Aeolsharfe" noch die „Harmonicaglocken" der Schöpfung. — In dem Gedichte „Arcona" iſt viel geleiſtet, um die Scene zu vergegenwärtigen; aber dies iſt nur das Mittel zum Zwecke. Was in dieſer Scene gedacht wird, iſt äußerſt alltäglich. Erſt eine Ueberzeugung vom Daſein Gottes aus Gründen, die

man ebenſo gut in der Stube finden könnte, dann Zweifel über die Vorſehung bei einem Schiffbruche, dann Beruhigung, weil ſich der Himmel wieder aufklärt. Dazu kommt der vielverſprechende Rhythmus, der die höchſte Pracht des Gedankens fordert. Ueberhaupt ſcheint Roſegarten noch nicht zu wiſſen, daß der Stoff nur das Fußgeſtell des Dichters iſt, daß, wenn er ſelbſt klein iſt, er um deſto kleiner erſcheint, je größer es iſt.

Das Andenken von S. Mereau — ein liebliches beſcheidenes Blümchen in dem Kranze, den Du darbieteſt. Eine einfache Empfindung wird mit Zartheit und Wärme dargeſtellt, und giebt der Phantaſie ein gefälliges Bild, während das Ohr an dem Wohlklange des Versbaus ſich weidet.

In den Geſchlechtern erkenne ich Dein Talent zur Poeſie der Betrachtung. Auch hier erſcheint der Betrachtende durch den höheren Geſichtspunkt, von dem er den vielumfaſſenden Gegenſtand überſchaut, durch den treffenden Blick auf das Bedeutende in der gegebenen Maſſe, und durch die Theilnehmung, mit der er bei den intereſſanteſten Theilen des Stoffs verweilt.

Königin Kobold iſt eine artige Tändelei. Aber Gedichte dieſer Art fordern eigentlich einen Platz in einem größeren Ganzen. Einzeln ſind ſie mir wenigſtens nicht recht genießbar.

In dem Gedichte an Aurora iſt die Hauptidee ſchön und poetiſch, wenngleich in der erſten Strophe einige Verſe mißlungen ſind.

Die drei darauffolgenden Diſtichen über die Vers-

arten sind mir vorzüglich werth. Besonders lieb' ich die Gattung des ersten und dritten, wo man an der Wahl des Bildes die Seele des Betrachtenden erkennt.

Die Göttergabe ist ein gefälliges Product eines guten Künstlers, wenn es auch hier und da noch gefeilter sein könnte.

Von ähnlicher Gattung scheint mir der Entschluß nicht zu lieben.

In den folgenden Gedichten von Dir, über Weiblichkeit, macht die männliche Behandlung mit der Zartheit des Stoffs einen für mich äußerst reizenden Contrast. Gern verweilt man beim Anblick der Kraft, die, ohne geschwächt zu sein, durch die höchste Empfänglichkeit gebändigt ist.

Der Bund gehört zu der Gattung, in welcher Matthisson glänzt. Sprache und Versbau sind sehr vollendet. Im ganzen herrscht eine Empfindung; aber freilich ist kein großer Ideenvorrath da, über den sie zu herrschen hätte. Der Orest in der zweiten Strophe scheint mir nicht in den Ton des Ganzen zu passen.

Das Exil macht einen rührenden Eindruck. Aber freilich ist es nur die Sehnsucht selbst, die hier dargestellt wird, nicht der Charakter des Sehnenden.

Gefälligkeit hat nichts Poetisches, als die äußere Form. — Die höchste Weihe — wirkliche Begeisterung und mehr Reichthum an Ideen, als in anderen Producten M.'s. Nur mißfällt mir die erste Strophe,

ſie iſt ſteif und dunkel. Was für eine Veredlung meint er hier? Doch nicht die Sulzerſche?

Reim, Verſtand und Dichtkunſt — ein guter Gedanke, nur hier und da einige Härten im Ausdruck und Vers.

Sonnenuntergang im Walde hat als Schilderung einer Naturſcene gewiß ſeinen Werth. Mir iſt nur immer bei ſolchen Beſchreibungen, als ob ſie bloß zu Einleitungen für ein größeres Gedicht beſtimmt wären. Der Vorhang iſt aufgezogen, ich ſehe den Schauplatz, und erwarte nun, daß die Perſonen auftreten.

Der Chineſe in Rom — eine glückliche Einkleidung für eine ſehr fruchtbare Wahrheit.

Diogen und der Bettler — gut erzählt. Nur lieb' ich nicht, daß man beim Diogenes an den Eulenſpiegel erinnert wird.

Das Kind hat einen ſchönen Anfang — etwas Zartes und Lebendiges, was man an Conz nicht gewohnt iſt. Aber die darauffolgende Lehre iſt wieder trocken geſagt, und der Gedanke dazu aus Deiner Elegie entlehnt.

Zauberei der Töne — eine gefällige Behandlung eines einfachen Gedankens. Die Versart iſt glücklich gewählt, und der Ton gut gehalten.

In dem Liede von Steigentesch ſtört mich das „nickte" am Schluſſe. Auch macht das „Verlangen" in der erſten Strophe an dieſer Stelle einen Mißton.

Der Wunſch — ein gemeiner Kieſel, den L. in

irgend einer Pfütze gefunden, und wahrlich nicht zum Diamanten geschliffen hat.

Der Besuch — dieselbe Behandlung wie bei dem Mädchen aus der Fremde. An Deinem Vermögen so zu dichten, hab' ich nie gezweifelt; aber oft fehlte Dir's am Willen. Hier ist mit Lieblichkeit und frischem Leben noch eine Hoheit vereinigt, deren Darstellung Dir vorzüglich gelingt. Das Ganze ist aus einem Stücke — der Hauch eines glücklichen Moments. Die Sprache im einfachen Schmucke ohne Ueberladung schwebt in einem edlen und leichten Rhythmus dahin. Ich hatte eine Idee dies Gedicht zu componiren; aber es gehört zu der Gattung, bei der man sich fürchten muß, die schon vorhandene Musik zu zerstören.

Die Liebe und das Glück — der Gedanke noch nicht bis zur Klarheit durchdacht, und in der Ausführung hier und da Steifheit und Härte.

Das erträumte Paradies ist von einer guten Hand. Nur hat es eine gewisse Dunkelheit, und der Schluß kann leicht mißverstanden werden.

An dem Machwerk im Pygmalion erkennt man den geübten Künstler. Auch sind mir einzelne Strophen sehr lieb, als die drei ersten und die vierte in der Mitte S. 133 von „Schöner Stein — Welle schmiegt." Aber im Ganzen scheint mir Schlegel diesem Stoffe nicht gewachsen. Was den Pygmalion interessant macht, ist die Begeisterung für sein Kunstwerk. Die Liebe mußte aus dem Kunsttriebe entstehen, nicht die Kunst der Liebe

dienen. Der Stoff fordert, däucht mich, in der Darstellung einen dithyrambischen Rausch und muß mit dem höchsten Affect aufhören. Der gewöhnliche Schluß durch die Belebung der Statue ist frostig und matt. Die Versart, so gut sie sonst zur Erzählung paßt, hat in den Stellen, wo Pygmalion redend auftritt, für mich etwas widrig-schleppendes. Ueberhaupt gehört Schlegel zu denen, die über den Mitteln den Zweck vergessen. Der Schauplatz ist gut gewählt, aber es fehlt uns der Held des Stückes.

Der Fuchs und der Kranich. — Ein glücklicher Einfall, eine vorhandene Fabel auf diese Art zu benutzen. Vielleicht wäre diese Methode in den polemischen Xenien mehrmals zu brauchen gewesen.

Die Eisbahn. — Hier ist wieder die Charakterdarstellung in der Wahl der Bilder, die ich so sehr liebe; und eine solche Verknüpfung von mannigfaltigen Distichen ist es eben, die uns ein Bild des Dichters giebt, wo Reichthum und Lebensfülle sich mit Harmonie vereinigt. Denn der Dichter ist es, däucht mich, der in der lyrischen Poesie erscheinen soll; aber freilich nur seine idealisirte Natur.

Die Landschaft. — Bei allen Vorzügen der Ausführung im Einzelnen läßt mich das Ganze unbefriedigt. Die Schilderung des Sturmes scheint mir nicht zu dem Uebrigen zu passen, und der Schlußgedanke, die Natur in ihrer Leidenschaft ehren zu wollen, ist nicht glücklich. Ueberhaupt fragt sich's, ob der Sturm an sich ein Gegen-

ſtand der Landſchaftsmalerei iſt. Mir ſcheint er eine unaufgelöſte Diſſonanz. Er iſt nicht Leidenſchaft, ſondern weiſe Thätigkeit der Natur zu unbekannten Zwecken. Das Darſtellungswürdige in der Landſchaft iſt wohl nur Ruhe und Harmonie, bei dem größten Reichthum an mannigfaltigem Leben. Der Sturm taugt nur zu einem Schauplatz für den Menſchen, der in dem äußeren Gewühl die innere Ruhe behauptet. — Bei dichteriſchen Landſchaftsgemälden ſcheint es mir beſonders ſchwer, einen guten Schluß zu finden. Er muß den Gedanken andeuten, der das Ganze zuſammenhält, ohne ihn zu laut und zu beſtimmt zu ſagen.

Amors Schickſale. — Ein niedliches Product. Gefällige Bilder in einem anmuthigen Tone dargeſtellt. Hier und da könnte vielleicht der Vers gefeilter ſein.

Höltys Geiſt hat im Anfange viel Gutes, aber der proſaiſche Schluß verdirbt es.

Und nun zu den Xenien im weiteren Sinn, nämlich mit Inbegriff der tabulae votivae, und derer, die auf Amors Schickſale folgen. — Für mich iſt es ein herrlicher Genuß, eine ſolche Reihe von Kindern vor mir zu ſehen, die Eure geiſtige Heirath zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verſchiedenheit Eurer Naturen ſind die köſtlichſten Miſchungen entſtanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune, dort üppige Kraft bei ſtrenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchſten Streben nach dem Ideale. —

Was ich bei dieſen Producten vorzüglich ehre, iſt

das Spiel im höheren Sinne. Spielend behandelt Ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satyre nichts an Schärfe. In dem polemischen Theile der Xenien ist vielleicht manchmal noch zuviel Ernst.

Gern möchte ich noch manches über manche Distichen sagen, aber wo soll ich aufhören? Ganze Bogen ließen sich über einzelne Zeilen schreiben. —

K.

Jena, 17. October 1796.

Das Zahnweh hat mich verlassen, der kleine Ernst ist auch wieder besser — und so fange ich denn an, wieder aufzuleben. In der letzten Woche lag noch ein sehr drükkendes Geschäft auf mir: die Spedition des Almanachs, welche dem Buchdrucker von Cotta übergeben war, aber von ihm, da er auf die Messe reiste, nicht besorgt werden konnte. Auch konnte ich ihm die an sich wichtige Sache, da er nicht accurat ist, nicht wohl anvertrauen. Cotta hatte die Speditionsliste nebst den nöthigen Notizen hierhergeschickt. Es waren in allem hundertundfünfund funfzig größere und kleinere Pakete an ebenso viele Buchhandlungen zu machen, welche alsdann an den Cottaschen Commissionair nach Leipzig geschickt und von ihm an die

Behörde besorgt wurden. Dieses Geschäft war deswegen keine Kleinigkeit, weil drei- bis viererlei Formen des Almanachs, deren jede einen anderen Preis hat, zu vertheilen waren; einige mußten ferner mit, andere ohne Kalender verschickt werden, zu jedem Paket kamen gedruckte Speditions- und Preiszettel, die ich beschreiben mußte: über dies alles mußte ein Buch gehalten werden. Während der Arbeit selbst fehlte es bald am Buchbinder, bald an den Musikalien u. s. w., so daß ich wirklich meine Buchhalterlehrjahre dabei ausgestanden, ob ich gleich das eigentliche Packgeschäft nur bei der ersten Lieferung in meinem Hause verrichten ließ, die zwei andern Lieferungen aber, nachdem ich die Contenta angeordnet, durch einen hiesigen Buchhändler packen und fortschicken ließ. Es sind jetzt von dem Almanach über vierzehnhundert Exemplare auf die leipziger Messe verschickt; gegen vierhundert sind roh an Cotta gelaufen, hundertundacht sind bloß hier und in Weimar verkauft worden, obgleich in beiden Städten über ein Dutzend verschenkter Exemplare circulirt.

Buchhändler Böhme aus Leipzig, an den ich die Ballen besorgt, schreibt mir, daß sie sich reißend vergriffen. Es geht mir mit Euch Herren und meinen diesjährigen Gedichten wie im vorigen Jahre — jeder wählt sich ein anderes für seinen Geschmack aus: dem Humboldt geht nichts über die Geschlechter, Goethe sind die tabulae votivae, an denen er selbst sehr wenig Antheil hat, das liebste von mir; auch ich halte auf die

tabulas votivas am meiſten. Indeſſen freut es mich ſehr, daß Du die zwei erſten: das Mädchen und Herculanum liebſt; in beiden habe ich meine Manier zu verlaſſen geſucht — und es iſt eine gewiſſe Erweiterung meiner Natur, wenn mir dieſe neue Art nicht mißlungen iſt.

Hier ſende ich auch die Melodien von Zelter zu dem Almanach und zwei neue Stücke Horen, die ich endlich nach langem Stillſtand erhalten. Die Einlage biſt Du ſo gut an Langbein zu ſenden.

S.

Dieſen Augenblick erhalte ich Deinen Brief, der mir große Freude macht. Ich habe aber keinen Augenblick Zeit mehr.

---

28. 7. 96.

Dein letzter Brief über den Almanach hat mich recht erfreut und erquickt; auch Goethe, dem ich ihn ſogleich zugeſendet, iſt ſehr davon erbaut worden, und trägt mir auf, Dir dieſes in ſeinem Namen zu verſichern. Er ſieht deswegen Deinem Urtheile über den vierten Band des Meiſter mit großem Verlangen entgegen; und wenn Du Dir einige Stunden dazu abmüßigen kannſt, ſo ſchreibe mir ja Deine Gedanken ausführlich darüber.

Goethe hat jetzt ein neues poetiſches Werk unter der Arbeit, das auch größtentheils fertig iſt. Es iſt eine Art bürgerlicher Idylle, durch die Luiſe von Voß in ihm zwar nicht veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch

geweckt; übrigens in seiner ganzen Manier, mithin Voß völlig entgegengesetzt. Das Ganze ist mit erstaunlichem Verstande angelegt, und im ächten epischen Tone ausgeführt. Ich habe zwei Drittheile davon, nämlich vier Gesänge gehört, die vortrefflich sind. Das Ganze kann wohl zwölf Bogen betragen. Die Idee dazu hat er zwar mehrere Jahre schon mit sich herumgetragen, aber die Ausführung, die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen; so daß er neun Tage hintereinander, jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter niederschrieb.

Von dem Schicksale unseres Almanachs in der Welt habe ich noch nicht viel in Erfahrung bringen können. Für das Komische darin ist in der jetzigen Leserwelt zu wenig Humor, und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe. Von der einen Seite haben wir also an der Schwerfälligkeit, und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten. Ich bekümmere mich auch nicht mehr darum, denn das Publicum in Rücksicht auf mich habe ich aufgegeben. Glücklicherweise kann ich bei meiner jetzigen und künftigen Schriftstellerei, der dramatischen, das Publicum, sowie es ist, ganz vergessen, und doch, bis auf einen gewissen Grad, es beherrschen und gewinnen.

Der Wallenstein beschäftigt mich jetzt ernstlich und ausschließend. Noch sehe ich zwar nicht auf den Boden, hoffe aber doch in höchstens drei Monaten des Ganzen ziemlich Herr zu sein, so, daß ich an die Ausführung gehen

kann. Dieſe iſt alsdann die Arbeit von wenigen Monaten. Mir iſt bei dieſer neuen Beſchäftigung recht wohl, und ich glaube, daß ich lange dabei bleiben werde.

Humboldt kommt in drei Tagen hier an. Seine Frau und Kinder ſind ſchon hier, er iſt aber noch in Halle bei Wolf. Meine Kinder ſind recht wohl, und der ganz Kleine hat ſich ſeit zehn Tagen ſo ſehr erholt, daß er recht geſund und ſtark iſt. Herzliche Grüße von uns beiden an Euch alle. Lebe recht wohl, und laß mich bald etwas von Dir hören. Den 28. October 1796.

S.

Dresden, 5. November 1796.

Die Aufnahme meiner Bemerkungen über den Almanach hat mir Muth gemacht; und ſelbſt ohne eine ſo ſchmeichelhafte Aufforderung würde ich nunmehr der Verſuchung nicht widerſtehen können, mich auch über den Meiſter zu äußern.

Ich verweile zuerſt bei einzelnen Beſtandtheilen, und freue mich, in der Darſtellung der Charaktere ſo gar nichts von den ſchwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effect des Kunſtwerks nothwendig ſein ſollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geſchieht, iſt hier nicht zu denken. Selbſt Barbara iſt im Grunde nicht bösartig, ſondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfniſſe fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere

Gefühl. Gleichwohl hat sie wahre Anhänglichkeit an Mariane und Felix. — Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Ebenso wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur; aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiedenen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannigfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Mißverhältniß erzeugen; und dies sind die Schatten des Gemäldes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu schätzen; aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhaßt. Enthusiasmus kennt er nicht; selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn; daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespeare schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit — der Darstellung. Er heirathet Lydie nicht aus Freundschaft für Lothario, sondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. — So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei der sogenannten schönen Seele die Folge

ihrer übersinnlichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bei Philine in ihrer höchsten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein Paar Figuren erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde, und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondere Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Keime, und diese Entwickelung wird durch die äußeren Umstände bloß begünstigt. Dies ist die Wirkung des Puppentheaters bei Meister und der Brustkrankheit bei der schönen Seele. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuberanfall — der Besuch bei Lothario — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur: wo der Mensch, dem es nicht an eigener Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die ihn umgebende Welt bestimmt wird, aber auch nie alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge: wo die schönsten Pflanzen von selbst zu

gedeihen ſcheinen, und jede Spur des Künſtlers verſchwindet.

Aber die Macht des Schickſals zeigt ſich auch an zwei Perſonen: Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltſamen Druck der äußeren Verhältniſſe. Dieſer tragiſche Stoff ſtört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publicums, der ſich bei Betrachtung eines Kunſtwerkes bloß leidend verhält. Die rührende Erſcheinung concentrirt die Aufmerkſamkeit auf einen einzigen Punkt; aber wer ſeine Beſonnenheit gegen dieſen Eindruck wenigſtens beim zweiten Leſen behauptet, erkennt, wie ſehr das Ganze durch eine ſolche Beimiſchung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darſtellung einer ſchönen menſchlichen Natur, die ſich durch die Zuſammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältniſſe allmählig ausbildet. Das Ziel dieſer Ausbildung iſt ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. — Je größer das Maß der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengeſetzten Triebe, deſto mehr wird dazu erfordert, um in dieſem Chaos Einheit ohne Zerſtörung zu erſchaffen. Je mehr Bildſamkeit in der Perſon, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die ſie umgiebt, deſto reichhaltiger die Nahrung des Geiſtes, die eine ſolche Erſcheinung gewährt.

Was der Menſch nicht von außen empfangen kann — Geiſt und Kraft — iſt bei Meiſter in einem Grade vorhanden, für den der Phantaſie keine Grenzen geſetzt

ſind. Sein Verſtand iſt mehr als die Geſchicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke ſind unendlich, und er gehört zu der Menſchenclaſſe, die in ihrer Welt zu herrſchen berufen iſt. In der Ausführung deſſen, was er mit Geiſt gedacht hat, zeigt er Ernſt, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg ſeiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewiſſen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Leſers freier Spielraum gelaſſen. Wir erfahren nur ſeine gute Aufnahme auf dem Schloſſe des Grafen, ſeine Gunſt bei den Damen, den Beifall bei der Aufführung des Hamlet; aber keines ſeiner dichteriſchen Producte wird uns gezeigt. Seine Seele iſt rein und unſchuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht iſt ihm durch eine Art von Inſtinct das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Trefflichen wird er angezogen. Liebe und Freundſchaft ſind ihm Bedürfniß, und er iſt leicht zu täuſchen, weil es ihm ſchwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er ſtrebt zu gefallen, aber nie auf Koſten eines andern. Es iſt ihm peinlich, irgend jemand eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn er ſich freut, ſoll alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Bildſamkeit iſt ohne Schwäche. Muth und Selbſtſtändigkeit beweiſt er — wie er die Mignon von dem Italiener befreit, wie er ſich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abt ſeine Unabhängigkeit behauptet. Die perſönliche Autorität des Abbés, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menſchen von ſo großem Gewicht iſt, überwältigt ihn nicht. Phi-

line iſt da, wo ſie liebenswürdig iſt, ſehr reizend für ihn; aber ſie beherrſcht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. — Zu dieſen Anlagen kommt noch einnehmende Geſtalt, natürlicher Anſtand, Wohlklang der Sprache.

Für ein ſolches Weſen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künſtlers, eines Staatsmannes, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — ſondern eines Menſchen erwarten konnte. Durch ein modernes Coſtüm mußte die Darſtellung dieſer Welt lebendiger werden. Das antike Coſtüm erleichtert zwar das Idealiſiren, und verwahrt vor manchen Armſeligkeiten der Wirklichkeit; aber die Umriſſe der Geſtalten erſcheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemäldes wird durch die unvollſtändige Beſtimmtheit geſchwächt. Ein Ideal, deſſen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerſtreut finden, giebt der Phantaſie ein weit anſchaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet ſich dieſer Unterſchied auch zwiſchen dem einheimiſchen und ausländiſchen Coſtüm — und ſchon dies konnte den Dichter, der zunächſt für das deutſche Publicum ſchrieb, beſtimmen, eine deutſche Welt zu wählen. Aber es fragt ſich auch, ob man, ſobald es auf die Bildung eines Menſchen ankommt, durch eine franzöſiſche, engliſche oder italieniſche Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutſchen vortheilhaft ſei, daß ſich in ſeinem Vaterlande zu einer

zwar glänzenden, aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand und Freiheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstige Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höheren Stände gleichen dem Apfel der Proserpina: sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber ebenso wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer unbeschriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen: zuwenig für seine Gattin, zuviel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabei in dem glänzendsten Lichte; aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die, bei dem Gedanken von ihr getäuscht worden zu sein, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinct richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht anzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er

war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß, seine besseren Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Coulissenspiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Philine erschien ihm das höchste Leben; aber freilich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannigfaltigen Gestalten ging vor ihm vorüber, und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaß von Gesundheit stellten sich zwei kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Poesie der Natur. Wo Meister durch die äußeren Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bei Meister zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters, vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äußeren Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Buße ist Grazie, und beim letzten Abschiede wird sie uns wieder äußerst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beispiel, was Leiden-

ſchaft und Phantaſie für Zerſtörung in einem Weſen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen iſt Ruhe; aber durch Zerſchneidung des Knotens, durch Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat, als ein vollendetes Naturproduct, wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel ſchöne Blüthen mußten erſterben, damit eine ſolche Frucht gedeihen konnte. Indeſſen ſind ihre Härten durch Toleranz möglichſt gemildert, und ihre Hochſchätzung Nataliens iſt ein ſchöner Zug, der ſie der Menſchheit wieder nähert.

Eine andere Art von innerer Ruhe, aber mit ununterbrochener äußerer Thätigkeit vereinigt, zeigt ſich in Thereſe. Hier iſt Leben mit Geſtalt vereinigt, aber in dieſem Leben fehlt eine gewiſſe Würze. Keine Krämpfe und keine Ueberſpannung, aber auch keine Liebe und keine Phantaſie. Gleichwohl hat ihr ganzes Weſen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äußerſt anziehend ſind, der den Mangel dieſer Vorzüge in ſich ſelbſt oft ſchmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrſcht in ihrem Betragen immer eine gewiſſe Weiblichkeit, die gleichſam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur ſieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit ſoviel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthuſiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichſam im Vorbeigehen: ihr alles verſchlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühle überwäl-

tigt; aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite. — Bei Natalie ist dieselbe innere Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit; aber alles ist von Liebe beseelt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höheren Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend. Sie und Lothario können für Repräsentanten der beiden Geschlechter gelten, wie sie in der Würde der Frauen geschildert sind. Nur hat Lothario mehr Weichheit von Natur, und durch Ausbildung mehr Streben nach Harmonie, als der Mann in jenem Gedicht.

Von Lotharios früherer Geschichte wünschte man wohl mehr zu erfahren; aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Sphäre gelebt, und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre Localfarben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die Hauptfigur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondere Verhältnisse, die auf Meister wirkten: dahin gehört außer der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bei der letzteren finde ich das Ritual der Lossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist, und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte.

Aber alle dieſe Anſtalten waren zu Meiſters Bildung nicht hinlänglich. Was ſie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchſt wahrer Gedanke.

Das Verdienſt eines ſolchen Planes ſollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Abſicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflöſung der Diſſonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetiſchen Genuß finden mußte, der von dem philoſophiſchen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwickelung der Begebenheiten iſt ſinnreich und überraſchend, aber nicht gekünſtelt und paradox. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schickſalen, oder in irgend einem charakteriſtiſchen Zuge, oder in dem natürlichen Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens. Für einige Diſſonanzen gab es keine Auflöſung, die jeden Leſer befriedigen konnte. Mignon und der Harfenſpieler hatten den Keim der Zerſtörung in ſich. Für den Eindruck von Mignons Tode iſt ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernſt, zu dem ſie begeiſtern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. — Vielleicht wünſcht man nicht mit Unrecht auch etwas Linderndes nach dem Tode des Harfenſpielers. Wenigſtens hat der ſtarke Contraſt am Schluſſe zwiſchen dieſer Begebenheit und der endlichen Befriedigung für mich etwas Unmuſikaliſches. Rouſſeau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun dieſen Roman in eine Sonate überſetze, ſo

wünſchte ich nach einer ſo harten Diſſonanz vor dem Schluſſe noch eine beruhigende Tacte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalie allmählig eine Leidenſchaft für Meiſter entſteht? Ueberhaupt ſcheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei erſten Bänden die Begebenheiten herbeiführt, ſich im vierten zu ändern. Doch war dies vielleicht abſichtlich zum Behuf der größeren tragiſchen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hierher etwa ging die äſthetiſche Pflicht des Künſtlers; aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt, und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieſen zu ſchaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannigfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Geſpräche über Hamlet, der Lehrbrief und ſo manche köſtliche Nahrung des Geiſtes, die in den zerſtreuten Bemerkungen über Kunſt, Erziehung und Lebensweisheit enthalten iſt. Von allem dieſem durfte nichts als eine angefügte Verzierung erſcheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Geſpräch mit Meiſter. Ihr Contraſt iſt nicht grell, aber ſtark genug, um den Dialog zu beleben; und gleichſam vor unſern Augen entſpringt die Meinung aus dem Charakter. Abgeſonderte Geſpräche ähnlicher Art zwiſchen dieſen beiden Per-

ſonen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchſt willkommenes Geſchenk. — Es fehlt uns noch ſo ſehr an dieſer Gattung von Kunſtwerken. Auch wünſchte man wohl den Abbé und Natalie zuſammen über Erziehung zu hören; nur möchten ſie nicht geneigt ſein miteinander darüber zu ſprechen.

Bei Betrachtung eines Kunſtwerkes, wie dieſes, giebt es einen gewiſſen Punkt, bis wie weit man dem Künſtler nachſpüren, und ſich von ſeinem Verfahren Rechenſchaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er ſich unſerem Blicken, ſo gern wir ihm auch in's innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterſcheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, jemehr wir mit ſeinem Werke vertraut werden; aber vergebens ſuchen wir den Genius zu belauſchen, wenn er dem Bilde der Phantaſie Leben einhaucht. Nur durch ſeine Wirkungen will er ſich verkündigen. Der gemeine Leſer ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geſchichte zum Grunde liegen“ — und den ächten Kunſtfreund durchdringt ein elektriſcher Schlag.

Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Von der Geſchichte dieſes Werkes möchte ich gern noch etwas wiſſen. Ein großer Theil ſoll ſchon lange exiſtiren, wie mir Stein einmal ſagte, und ich wäre ſehr neugierig, was jetzt verändert und hinzugeſetzt worden iſt. Die ſchöne Seele iſt gewiß neu, auch der größere

Theil der Gedichte. Therese ist wenigstens neuerlich mehr ausgemalt worden. Auch bei Lothario sind manche Züge hinzugekommen. Die Exequien, den Lehrbrief und die Geschichte Augustins kann ich auch schwerlich für alt ansehen.

Ueber die Idylle habe ich mir nicht versagen können allerlei zu rathen. Manchmal glaubte ich, es würden ähnliche Scenen sein, wie die Zusammenkunft Lotharios mit seiner ehemaligen Geliebten im Hause des Pachters. Dann schien mir wieder ein solcher Stoff nicht für ein größeres Ganze zu passen.

Daß Du nun ernstlich an den Wallenstein gehst, freut mich sehr. Nach dem, was Du schon darüber gedacht hattest, sollte ich kaum glauben, daß Du noch drei Monate brauchtest, ehe Du zur Ausführung schreiten könntest.

Voßens Musenalmanach ist sehr mager, und selbst die eigenen Arbeiten von Voß, die Uebersetzungen ausgenommen, bedeuten wenig. Der Ton seiner Lieder will mir gar nicht gefallen. Gewöhnlich ist er trocken, und wo er herzlich sein will, fällt er zuweilen in's Gemeine. In Baggesens Trinklied, worin die Wissenschaftslehre parodirt wird, sind einige drollige Einfälle. Stolberg hat in der Kassandra wieder einmal Feuerlärm schlagen wollen. Indessen haben die ersten Strophen wirklich einige gute Stellen. — Auch den berliner Almanach habe ich gesehen, wo ein Gedicht von der Karschin der „Sappho Zuruf an sich", vielleicht das beste sein mag. Biedermann

hat viel Leichtigkeit in der Versification, aber weiter auch nichts, wie mir scheint. Rosegartens Beiträge scheinen Jugendproducte zu sein, und sind seiner nicht werth.

L.

Jena, 21. November 1796.

Dein Brief über den Meister hat mich ebenso erfreut, als er mich überrascht hat; und ich unterschreibe Goethes Meinung darüber vollkommen, dessen Brief ich Dir hiermit übersende. Hoffentlich wirst Du es billigen, daß ich diese Gedanken über den Meister, ganz so wie sie sind, als Auszug aus einem Briefe, in die Horen einrücke. In der anspruchslosen Manier müssen sie jedem lieb sein, der den Roman gelesen hat, und werden sicher mehr wirken, als eine Recension in forma.

Burgsdorf ist seit einigen Tagen hier, und gefällt auch mir überaus wohl. Wir bringen nebst Humboldts regelmäßig die Abende mit einander zu. Er gefällt mir ebenso sehr durch seine Bescheidenheit und Ruhe, als durch den Gehalt, der in ihm zu liegen scheint. Von Euch spricht er mit großer Anhänglichkeit.

Humboldts Mutter ist vor einigen Tagen gestorben: dies verbessert seine Lage sehr, und macht ihm die Ausführung seiner Pläne nun erst recht möglich. Den nächsten Sommer gedenkt er in Dresden zuzubringen, wo wir also vermuthlich zusammensein werden.

Für Deine Composition meines Mädchens aus der

Fremde habe ich Dir noch nicht gedankt. Sie war mir sehr willkommen und gefällt mir wohl. Der Besuch von Zelter scheint mir doch auch nicht verunglückt zu sein, wenigstens mir macht er einen recht angenehmen Eindruck.

Die Lectüre der Quellen zu meinem Wallenstein beschäftigt mich jetzt ausschließend; ich kann diesem Gegenstand schlechterdings nicht anders beikommen, als durch das genaue Studium der Zeitgeschichte. Was ich sonst darüber gedacht und daran gebildet, hilft mir nicht sonderlich viel: ich bin erst jetzt mit den Anforderungen an diesem Stoff und mit den Schwierigkeiten dabei recht bekannt worden; doch hoffe ich sie glücklich zu überwinden.

S.

Dresden, 28. November 1796.

Daß mein Aufsatz über den Meister bei Dir und Goethe soviel Glück gemacht hat, mußte mir natürlicherweise sehr gütlich thun. Besonders freut es mich, Goethe in der Hauptidee richtig verstanden zu haben. Daß Du diesen Aufsatz in die Horen einrücken willst, magst Du verantworten. Ich habe kein Bedenken dabei, als daß ich fürchte, ihn zu einem solchen Behufe nicht genug gefeilt zu haben. Er entstand in wenig Tagen, und war bloß für Dich und Goethe bestimmt. Freilich war ich vorher durch öfteres Lesen sehr vertraut mit dem Werke geworden. Nun suchte ich bloß den Totaleindruck fest-

zuhalten, und mich vor allem Einfluß der Autorität oder irgend einer conventionellen Forderung zu bewahren.

Unter den beiden Urtheilen, die Goethe erzählt, iſt beſonders das erſte prächtig. Das iſt ſo ein neunmal kluger Herr, der das Gras wachſen ſieht.

Die Nothwendigkeit der hiſtoriſchen Vorarbeiten zum Wallenſtein begreife ich wohl, und für das Coſtüm, für manche individuelle und charakteriſtiſche Züge wirſt Du viel dadurch gewinnen. Aber auch manchen todten Stoff wirſt Du finden, der Dich abkühlen könnte, wenn Du Dich nicht auf Deine Liebe zu dieſem Werke verlaſſen darfſt.

An Zelters Compoſition des Beſuchs habe ich nur zu tadeln, daß er den lieblichen Rhythmus des Gedichts zerſtört hat. Dieſen Fehler wenigſtens hoffe ich in der Beilage vermieden zu haben.

Naumann hat mir die Compoſition der Ideale gezeigt. Er wird ſie drucken laſſen, und ich ſchicke ſie Dir ſodann. Muſik iſt viel darin, und in einigen Stellen der Ausdruck glücklich. Aber in ſeiner ganzen Methode ein ſolches Gedicht zu behandeln, verſtößt er noch gegen die erſten Grundſätze. Er hat eine Wuth einzelne Bilder zu malen, und ſeine Darſtellung geht immer zuerſt auf das Object, von dem geſprochen wird, nicht auf den Zuſtand des Subjects.

Ich freue mich wie ein Kind auf den nächſten Sommer. Es wird ein köſtliches Leben werden. Auch Humboldt werde ich recht gern wiederſehen. Seine

Gräcität ſoll mir beſonders zu ſtatten kommen, da ich Luſt habe dieſen Winter im Griechiſchen gute Fortſchritte zu machen. Vielleicht trifft auch Geßler um dieſe Zeit wieder bei uns ein. Er ſchrieb neulich, daß er vielleicht im Frühjahr wiederkommen würde. Nach dem neueſten Briefe von ſeinem Reiſegefährten aber iſt er jetzt wieder nach Neapel gegangen, da der Friede mit Frankreich geſchloſſen iſt; und es wird nun darauf ankommen, ob er noch die Reiſe nach Sicilien wird machen dürfen.

Daß Burgsdorf Dir gefallen würde, konnte ich wohl glauben. Grüße ihn ſchönſtens von uns, ſo wie Humboldts. Ich freue mich, daß Humboldt in eine ſo unabhängige Lage kommt, daß er ganz nach ſeinen Wünſchen leben kann. Hoffentlich wird er auch die Klippe der meiſten reichen Leute vermeiden, ſich durch einen koſtbaren Etat zum Sclaven der Mode und arm an Mitteln zum wahren Lebensgenuß zu machen. Alles, was zur fortdauernden Einrichtung gehört, wird Gewohnheit, und hört auf Genuß zu ſein. Nur von dem Ueberfluſſe läßt ſich ſchwelgen. Geßler ſuche ich dies immer begreiflich zu machen, und hoffe ihn noch zur Sparſamkeit in den alltäglichen Bedürfniſſen zu bringen. Alsdann können wir bei ihm und Humboldt auf eine Maſſe von Kräften rechnen, durch die uns manches zu theil werden ſoll, was wir uns ſelbſt nicht verſchaffen könnten. Der Beſitz gehört überhaupt gar nicht zu meinen Wünſchen. Es giebt ſo vieles, was nur einer zu beſitzen braucht, damit es mehrere Freunde gebrauchen können. Geßler

wird sich eine Villa bei Dresden einrichten; vielleicht thäte das Humboldt auch. Da könnte so etwas realisirt werden, wie auf dem Gute von Nataliens Oheim.

K.

Jena, 28. November 1796.

Ich brüte noch immer ernstlich über den Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; nein, ich bin bloß deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letzteren strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat soviel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte.

Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaction, und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Poeten) viel zu kalte trockene Zweckmäßigkeit, ohne

doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee: mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenso wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder.

Mit einem Worte: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte — von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden — und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen.

Du wirst dieser Schilderung nach fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sei, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sei aber unbesorgt: meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt, und ebenso wenig

meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge; denn ich tractire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers; und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen: welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrungen mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Classen hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Um-

stände streng zu bestimmen, und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.

Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trokkenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloß vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten.

Aus dem, was ich hier hingeworfen, kannst Du Dir nun wohl erklären, warum meine Vorarbeiten an dem Wallenstein für nicht viel zu rechnen sind; obgleich sie allein mich bestimmt hatten, dem Stoffe getreu zu bleiben. Sonst aber mußte ich die Arbeit als eine ganz neue tractiren, und Du begreifst, warum ich keine schnelle Schritte machen kann. Dennoch hoffe ich in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß mich nichts an der Ausführung hindert. Freilich verspreche ich mir den Trost der Vollendung vor dem August des künftigen Jahres nicht. Bei Euch also werde ich auch des vollendeten Wallensteins, wie des Carlos, zuerst mich freuen, und ehe es dahin kommt, werde ich Dir noch manche Aufmunterung dabei zu danken haben.

Laß uns aber nun den Vertrag miteinander auf-

richten: daß Du es nie annehmen willſt, wenn ich Dich theilweiſe mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leicht könnte mir einmal der Autorendrang kommen — und da hätte ich den wichtigſten Theil Deines Urtheils mir geraubt, welches ſich nur auf die klare Anſicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenſo mit Goethe und mit Humboldt halten, und mir auf dieſe Art in Eurem dreifachen Urtheile einen Schatz aufheben.

Sollte Dir etwa irgend ein Werk bekannt ſein, das mir jene Art von Welt, militairiſche und politiſche, in einer anſchaulicheren Form näher bringen könnte, wie z. B. gewiſſe Memoires: ſo mache mich doch darauf aufmerkſam. Ich muß die Notizen dieſer Art ſo mühſam zuſammenleſen, und finde beinahe doch nichts.

Humboldt meint, ich ſolle den Wallenſtein in Proſa ſchreiben; mir iſt es, in Rückſicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Proſa mache. Durch die erſten würde er mehr poetiſche Würde, durch die Proſa mehr Ungezwungenheit erhalten. Da ich ihn aber im ſtrengen Sinne für die theatraliſche Vorſtellung beſtimme, ſo wird es wohl beſſer gethan ſein, Humboldt hierin zu folgen.

S.

Hier eine neue Hore, die Dich doch vielleicht überraſchen wird.

Dresden, 15. December 1796.

Deine Methode in Behandlung des Wallenstein ist mir aus Deiner jetzigen Denkart über die Kunst sehr begreiflich. Auch stehst Du jetzt auf einem solchen Punkte, daß Dich die Schwierigkeiten des Stoffs eher anziehen, als abschrecken werden. Mir ist daher vor der Vollendung nicht bange.

Ich habe lange herumgesonnen, ob ich Dir nicht Memoires aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges angeben könnte, und mir ist nichts Brauchbares eingefallen. Büchertitel findest Du wohl in Menge in Galettis Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Am Ende fragt sich's aber, ob Du in solchen Quellen gerade das finden würdest, was Du suchst. Auch Memoires, von einem mittelmäßigen Kopfe geschrieben, haften immer nur an der Oberfläche, und geben höchstens von dem Costüm eine deutliche Anschauung. Du brauchst lebendige Modelle zu Deinem Gemälde, und es kommt, dücht mich, nicht darauf an, ob sie gerade in dem Costüm auftreten, in dem Du Deine Gestalten darzustellen hast. In der wirklichen Welt hast Du nicht Gelegenheit, Materialien für das Leben Deiner Figuren zu sammeln: also bleibt nichts übrig, als das Studium geistvoller Geschichtschreiber, die uns aus eigener Erfahrung in das Innere der menschlichen Natur einen Blick eröffnet haben. Von dieser Art kenne ich nur zwei: Tacitus und Retz. In beiden findest Du schon einen reichen Schatz, der als ein Sur-

rogat für die wirkliche Welt gebraucht werden kann. Bei allen Verschiedenheiten des Costüms, bleibt doch vieles, was mit Deinem Stoffe Analogie hat. Vielleicht ist auch Thuanus, den ich nicht genug kenne, zu brauchen. Bei Strada habe ich auch oft einen recht guten Blick gefunden.

Es wird mir schwer werden, mein Versprechen zu halten, keine einzelne Theile des Wallenstein sehen zu wollen. Aber für gut halte ich es freilich, wenn Du die einzelnen Scenen niemand sehen läßt. Beim Carlos hat es vielleicht dem Ganzen geschadet, daß Du auf die Wirkung einzelner Scenen zuviel Gewicht legtest.

Ueber die Jamben bin ich noch nicht mit Humboldt einverstanden. Ich würde sie ungern entbehren, und nur die Ueberzeugung, daß sie wirklich der lebendigen Darstellung schadeten, könnte mich davon zurückbringen. Es fragt sich, ob solche Scenen im Wallenstein vorkommen, die schlechterdings nicht in Jamben gesagt werden können. Und dann wäre noch zu entscheiden, ob man nicht wie Shakespeare bloß in solchen Scenen die Jamben aufhören ließe. Doch will mir dies nicht recht gefallen. Es giebt mir immer einen Ruck, wie der Gesang in einer deutschen Oper ohne Recitative. Für das Lesen gewinnt jedes Drama sehr viel durch die Jamben. Der Vorleser wird schon durch den Rhythmus in die poetische Welt emporgehoben.

Es ist eine herrliche Idee, daß Du bei uns den Wallenstein zu vollenden denkst. Wie manches andere,

worauf wir nicht denken, wird unſere Zuſammenkunft vielleicht zur Reife bringen!

Theon und Theano ſcheint von Koſegarten zu ſein. Es hat treffliche Stellen; aber im Ganzen iſt wieder eine gewiſſe Steifheit und Trockenheit. Man ſieht den Knochenbau zu deutlich. — Agnes von Lilien iſt gewiß das Product eines guten Kopfes. Es iſt eine Zartheit darin, die mich faſt auf eine weibliche Verfaſſerin rathen macht. Hier und da finde ich noch ein gewiſſes Streben nach Putz, der nachher angefügt zu ſein ſcheint, und woran man gewöhnlich den Anfänger erkennt. Nur der Meiſter wagt es, in einfacher Tracht zu erſcheinen.

Goethe hat mir die Freude gemacht, mir die Elegie zu ſchicken, die als Einleitung zum epiſchen Gedicht dienen ſoll. Es iſt eine rührende Innigkeit und Wärme in dieſen wenigen Zeilen, die bei dem leichten Tone des Vortrags eine deſto ſchönere Wirkung machte. Wenn es doch möglich wäre, etwas von dem Gedichte ſelbſt im Manuſcripte zu ſehen zu bekommen!

K.

Jena, 27. December 1796.

Meine Nachläſſigkeit im Schreiben wird Dich vermuthen laſſen, daß ich jetzt ſehr in meine Arbeit vergraben ſei; und ſo iſt es auch. Ueber dem Anſtaltmachen und Meditiren kam ich in die Ausführung ſelbſt hinein, und finde, daß ſelbſt der Plan, bis auf einen gewiſſen

Punkt, nur durch die Ausführung selbst reif werden kann. Ohne diese ist man wirklich in Gefahr, kalt, trokken und steif zu werden, da doch der Plan selbst aus dem Leben entspringen muß. Ich bin nun ganz in der Ausführung, und werde in etlichen Wochen den ersten Act vollendet haben, welches bei weitem der größte, und wegen Anlage der Charaktere wohl auch der schwierigste ist. Mit Ende des zweiten Acts ist die ganze Exposition gegeben, und alle Charaktere, die bedeutenderen ohnehin, eingeführt; so daß nach Beendigung dieser zwei ersten Acte die drei übrigen nur als die organische Entwickelung aus diesem stamen anzusehen sind. Ich bin mit dem Bishergeleisteten wohl zufrieden, und habe guten Muth wegen des Folgenden.

Burgsdorf, der Dir diesen Brief bringt, hat uns nun auch verlassen. Sein Umgang war uns recht angenehm; ich liebe so ruhig empfangende Naturen sehr. — Hast Du der Madame de Stael Schrift: Sur l'influence des passions gelesen? Sie wird Dich durch die Energie und durch das Geistreiche ihres Inhalts gewiß anziehen. Sie hat zwar gar keinen gefälligen, eher einen schneidenden Verstand, und ist für einen ästhetisch-schönen Eindruck zu passionirt und zu heftig; aber es interessirt in hohem Grade, wie sie die Weltmasse aufgenommen hat, die sich in den letzten sechs Jahren um sie herumbewegte, was für Resultate sie daraus gezogen, wie sie sich mit ihrem Geiste dagegen gerüstet hat.

Noch mehr und aus ganz andern Gründen wird Dich

Diderots Schrift: Sur la peinture, die jetzt auch deutsch herausgekommen ist, anziehen. Ich habe lange nichts Besonderes aus dem Fache der Kunst (Kritik und Kunstphilosophie) gelesen, was mir so viel zu denken gegeben hat. In seinem heitern jovialen Humor sagt er die vollwichtigsten Dinge, und streut auf jeder Seite die reichhaltigsten Wahrheiten aus. Obgleich der Titel bloß auf die Malerei hindeutet, so findet man darin, wie auch zu erwarten war, viel allgemeinere Principien, und kann in Rücksicht auf Poesie mehr, als in Rücksicht auf bildende Kunst sich daraus nehmen. Du wirst Dich nicht daran verkaufen, wenn Du dies Buch bekommen kannst.

S.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Vierter Theil.

1797—1805.

Berlin,

Verlag von Veit und Comp.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schillers

Briefwechsel mit Körner.

Vierter Theil.

1797—1805.

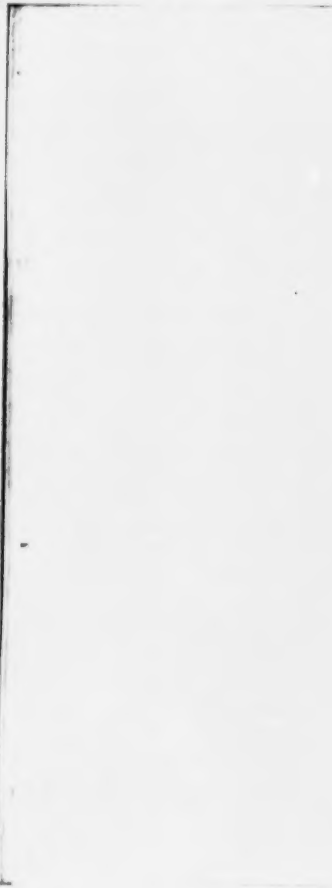

Vorwort der Verleger.

Nach dem Tode Schillers ließ ſich Körner ſeine Briefe von der Schillerſchen Familie zurückgeben, um in dem Denkmal ſeines einundzwanzigjährigen Verkehrs mit dem Freunde einen Troſt über den Verluſt deſſelben zu finden. Bei der von ihm beſorgten Herausgabe von Schillers Werken hat Körner dieſen merkwürdigen Briefwechſel auch literariſch benutzt. Obgleich nun die wenigen in den Nachrichten von Schillers Leben aus demſelben mitgetheilten Auszüge die Literaturfreunde ſchon längſt auf das Ganze begierig gemacht hatten, ſo mochte ſich Körner doch nicht entſchließen können, zu veröffentlichen, was als der beſte Theil ſeines geiſtigen Lebens ihm an's Herz gewachſen war, und ſeine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeſchiedenen. So fand ſich das Manuſcript des Briefwechſels, vollſtändig geordnet, im Nachlaſſe Körners vor, und ging in den

Beſitz ſeines Adoptivſohnes, des Herrn Gutsbeſitzers Ulrich in Steinbeck bei Freienwalde a. d. O. über, der in richtiger Würdigung deſſen, was der Eigenthümer eines ſolchen Schatzes der Nation ſchuldig ſei, den Abdruck dieſes Briefwechſels geſtattete.

Der Herausgabe haben wir uns mit derjenigen Pietät unterzogen, die jedem Deutſchen eine Reliquie Schillers einflößt. In der That boten auch dieſe Briefe durchweg einen ſolchen Reichthum des Inhalts, daß nur für einen verhältnißmäßig kleinen Theil die Verpflichtung zu einem wörtlichen Abdruck derſelben zurücktrat. So manches Bedeutungs- und Inhaltsloſe, Grüße, Aufträge, Beſorgungen und was noch Alles zum Geſchäftlichen im freundſchaftlichen Verkehr gerechnet werden mag, konnte entfernt werden, ohne daß die Auswahl eben nur auf das Bedeutende beſchränkt, und dadurch der Charakter des Urſprünglichen und Unmittelbaren, des Bequemen und Gelegentlichen wäre verwiſcht worden, der ein ſo weſentliches Merkmal eines aus innerem Herzensdrang geführten Briefwechſels iſt. Der bittere Nachgeſchmack, den ähnliche Bücher durch rückſichtsloſe Mittheilung von Urtheilen über Mitlebende hervorgerufen haben, die zum Theil noch in die Gegenwart hineinragen, mahnte zur Vorſicht; auch wünſchten wir den reinen Genuß an dieſen Denkblättern einer ſeltenen Freundſchaft in keiner Weiſe zu trüben. Und wenn man bedenkt, daß

ſcher Briefwechſel das Fragment eines Fragments iſt, daß ein einziger verloren gegangener Brief, ein dazwiſchen geſprochenes Wort den harten von der augenblicklichen Erregung dictirten Ausſpruch in einem ganz andern Lichte würde erſcheinen laſſen, ſo iſt manche Schonung gerechtfertigt. Ganz beſonders gegen unbedeutende, ſonſt wenig bekannte Perſönlichkeiten, die mit dem Genius in flüchtige Berührung und dadurch, oft ohne ihr Verſchulden, in die Gefahr gekommen ſind, in einer nicht eben günſtigen Situation unſterblich zu werden. Von Solchen, ihren Vettern und Nachkommen, iſt denn auch ohne Zweifel das lauteſte Geſchrei über den Mißbrauch des Briefgeheimniſſes ausgegangen und ſie werden billig in ihrem eignen, wie im Intereſſe des Publicums in Ruhe gelaſſen. Weniger Rückſicht glaubten wir den öffentlichen Characteren ſchuldig zu ſein, Männern und Frauen, die durch ihre Schickſale und Leiſtungen vor dem Urtheil der Welt ſich ſelbſt vertreten. Ueberdies kann Niemand, auch nicht der Größte, über einen bekannten Zeitgenoſſen urtheilen, ohne ſich ſelber preiszugeben; um ſo mehr gehören ſolche Urtheile der Geſchichte an. Glücklicherweiſe hat nur an wenigen Stellen eine durch die Umſtände gebotene Rückſicht Weglaſſungen dieſer Art gefordert.

Es bedarf wohl kaum der Verſicherung, daß wir mit ängſtlicher Sorgfalt darüber gewacht haben, auch

nicht den geringſten Zug verloren gehen zu laſſen, der Schillers theures Bild verlebendigen konnte; aber nicht dieſelbe Rückſicht waren wir Körner ſchuldig. Die perſönlichen Beziehungen deſſelben zu Freunden, Verwandten und Vorgeſetzten, ſeine Pläne und Ausſichten konnten an vielen Stellen getilgt werden, ohne daß das Eigenthümliche in der Wechſelwirkung der beiden Freunde, das doch immer die Wurzel der vor uns liegenden Bekenntniſſe geblieben iſt, von ſeiner Wahrheit etwas eingebüßt hätte; ja wir hielten uns, namentlich im dritten Theile, berechtigt, die unfruchtbaren ſpeculativen Erörterungen Körners dem Leſer um ſo mehr vorzuenthalten, als Schiller auf dieſelben einzugehen wenig Anſtalt gemacht, ſie vielmehr ſelbſt ſo gut als bei Seite hatte liegen laſſen.

Wenn wir nur an wenigen Stellen das Nothwendigſte angemerkt und die von mehreren Seiten geſtellte Forderung von uns abgewieſen haben, den Text mit einem Beiwerk von Einleitungen und Anmerkungen auszuſtatten, ſo glauben wir eher Dank als Tadel zu verdienen. Der Briefwechſel giebt neuen und anregenden Aufſchluß über ſo viele dunkle Gebiete der deutſchen Geiſteswelt, daß es der verſchiedenartigſten Organe bedürfen wird, um ſeinen Goldgehalt auszubeuten, und ihn für Geſchichte und Philoſophie, für Literatur, Poeſie und Theater nutzbar zu machen. Uns kam es darauf an, das Buch

dem Leſer zum Genuß und zur Bearbeitung darzubieten, nicht aber, den Genuß zu ſtören und der Arbeit vorzugreifen.

Zum Schluſſe wollen wir dieſen Briefwechſel ganz beſonders der deutſchen Jugend an's Herz legen. Ihr vor Allen geziemt es, ſich an dem edeln Freundſchaftsbund zu erheben, in dem die höchſte Ausbildung der geiſtigen und ſittlichen Kraft beider Freunde das Ziel, die nackte, ſchonungsloſe Wahrheit das Mittel geweſen iſt. Fern von dem geſpreizten Ton, der in andern Kreiſen üblich war, ſpricht jene Grundſtimmung in der Seele der Freunde, von dem Augenblick an, wo der ſchwärmeriſch hochgeſpannte Ton der erſten Anknüpfung durch die perſönliche Bekanntſchaft überwunden war, in der ſchlichteſten, natürlichſten Rede und Gegenrede, und leiſtet eben hierdurch für ſeine Aufrichtigkeit die beſte Bürgſchaft. Tiefer als ſelbſtquäleriſche Bekenntniſſe und beſchönigende Wahrheit und Dichtung laſſen dieſe Briefe in die Werkſtätte des Dichters ſchauen und geben namentlich über den merkwürdigen Abſchnitt ſeines Lebens erwünſchten Aufſchluß, in welchem er, durch ſaure Geiſtesarbeit auf dem Gebiete der Geſchichte und Philoſophie Herr ſeiner Kräfte geworden, zum Liebling der Nation ſich erzogen hat.

Durch die unbeſtechliche Selbſterkenntniß, mit der Schiller ſein Wollen und Können, die Stärken

und die Schranken ſeines Genies durchſchaut, wird dieſer Briefwechſel zu einer geradezu einzigen, in keiner anderen Literatur wieder vorkommenden Erſcheinung. Eben deshalb trägt er, wie Alles, was mit Schiller zuſammenhängt, eine geiſtige ſowohl wie eine ſittliche Bedeutung in ſich, und fordert auch im Leſer die ganze ſittliche Kraft heraus, um ſie auf die höchſten Ziele des Menſchen und der Menſchheit unabläſſig hinzuweiſen.

1797.

Dresden, 17. Januar 1797.

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, und Du wirſt nicht errathen, was mich ſo ſehr beſchäftigt hat. Schon längſt habe ich angefangen, einen faßlichen Unterricht in den Grundlehren der Melodie und Harmonie für meine Frau aufzuſetzen, und in dieſen Ferien wollte ich ihn vollenden. Ich bin wirklich bald fertig und gehe nun nicht eher davon ab. — Mit dieſem neuen Jahre will ich die fatale Angewohnheit abzulegen ſuchen, Geſammelei anzufangen und nichts zu endigen.

Zur Ausführung des Wallenſtein wünſch' ich Dir Glück. Freilich hat auch das Brüten über dem Plane ſeine Grenzen.

Manche ſehr glückliche Ideen entſtehen erſt während der Ausführung, wenn man mit Freiheit und Leichtigkeit arbeitet. Du haſt Dir in allem, was gleichſam zum Mechaniſchen des Dichters gehört, eine große Fertigkeit erworben. Sprache und Dialog ſtehen Dir zu Gebote, und für theatraliſche Wirkung haſt Du einen gewiſſen

Inſtinct, der Dich ſehr ſicher leitet. Du gleichſt dem Zeichner, deſſen geübte Hand willig dem Auge des Geiſtes folgt. Und in dieſem Falle iſt die Ausführung Genuß. — Wenn Du ſo fortfährſt, wirſt Du in Dresden nicht viel mehr am Wallenſtein zu thun haben. Burgsdorf ſagte, Du hätteſt den Junius zur Reiſe beſtimmt. Schreib' uns ja in Zeiten davon, damit wir wegen des Logis die nöthigen Maßregeln nehmen können. Es wird ein köſtliches Leben werden.

Die beiden Werke von der Frau von Stael und von Diderot, deren Du erwähnſt, habe ich verſchrieben, aber noch nicht erhalten. Hier auf dem Platze findet man ſo etwas nicht. Diderot hat mich immer intereſſirt. Er hat mehr Ernſt, als die meiſten ſeiner Landsleute, ohne in's Steife und Trockene zu fallen. Nur ſeine weinerlichen Dramas haben viel Unheil angerichtet. Die Frau von Stael gehört eigentlich nicht zu meinen Lieblingen, und ich bedarf eines äußeren Stoßes, um etwas von ihr in die Hände zu nehmen.

Unſer Theater fängt an ſich etwas zu beſſern, und ich beſuche es dieſen Winter öfter. An die Stelle der Albrecht iſt eine Mad. Hartwig gekommen, der es wirklich nicht an Talent fehlt. Nur ſind Stimme und Geſtalt bei ihr noch zu beweglich, beſonders wenn ſie munter ſein will; an Kopf fehlt es ihr nicht. So iſt Hoffmann in den Väterrollen recht brauchbar, nur ſeine Sprache manchmal noch zu weich. Chriſt ſpielt immer mit Verſtand und Feinheit, und zuweilen mit Humor.

Für die Schurkenrollen, die ſonſt Schwärth macht, haben wir einen neuen Schauſpieler aus Mannheim, der Ochſenheiner heißt und mir in einer Rolle recht wohlgefallen hat; er ſcheint beſſer zu alten Schuften zu taugen. Für die jungen fehlt es ihm etwas an Gewandtheit des Körpers. Sein Geſicht iſt bedeutend. — Uebrigens herrſchen bei uns noch immer Iffland und Kotzebue. Letzterer ſcheint ſich zu beſſern. In der Verſöhnung iſt wirklich manches Gute, beſonders der Schuſter, den Schirmer recht hübſch ſpielt. Der geſchraubte empfindſame Dialog iſt mir nur zuwider. — Daß Iffland mit dreitauſend Thalern in Berlin angeſtellt iſt, weißt Du wohl ſchon.

K.

Dresden, 21. Januar 1797.

Wir haben ein Exemplar vom zwölften Stück der Horen geſehen und ſind ſehr auf die Fortſetzung von Agnes von Lilien geſpannt. Ich habe Auftrag von Minna und Dorchen, Dich um baldige Einrückung des Folgenden zu bitten. Ueber den Verfaſſer wird oft unter uns geſtritten. Minna hatte eine Idee, daß es von Dir ſein könnte. Ganz unwahrſcheinlich iſt der Gedanke nicht, nur zweifle ich, daß Du Dir die Mühe machen würdeſt, eine Maske ſo lange zu tragen. Denn zur Zeit iſt von Deiner Manier keine Spur. Die zweite Lieferung hat, däucht mich, mannigfaltigern Gehalt als die erſte, und

ich weiß gar nicht mehr zu rathen. Daß es die Arbeit eines vorzüglichen Kopfes iſt, bin ich überzeugt, aber gegen Goethe wollte ich wetten. Es fehlt noch eine gewiſſe Einfachheit in der Behandlung; auch hat das Ganze das Anſehen eines Pendants zum Meiſter, und Goethe hat noch nie zwei ganz ähnliche Werke aufeinander folgen laſſen.

Solche treffende Züge in der Charakterdarſtellung, die einen tiefern Blick verrathen, und woran man Dich oder Goethe erkennen würde, findet man eben nicht. Der Styl iſt fließend und in der zweiten Lieferung weniger geputzt. Kurz, ich verzeihe es diesmal der Schlegelſchen Familie, wenn ſie von dem Teufel der Neugierde übel geplagt werden.

Wir haben die famoſe Familie Berlepſch jetzt hier, und ſie bleibt noch ein Paar Monate. Herder hatte ihr einen ſehr höflichen Brief an mich mitgegeben; ich ſuchte ſie auf, traf ſie nicht und wartete nun, bis ſie gegen meine Frau ein Lebenszeichen von ſich geben würde. Dies iſt geſchehen, und ich habe ſie geſprochen, bin aber gar nicht erbaut. Mit einem halben Dutzend ſolcher Prophetinnen zu leben, wäre für mich eine äſthetiſche Hölle. Wir haben jetzt eine Kunſtpedantin in der Muſik hier, Madame Duſchek, die nichts als Mozart hören mag. Zu dieſer iſt die Berlepſch ein würdiger Pendant. Sie hält nur das Tragiſche für Poeſie, predigt über den Verfall des Geſchmacks und klagt, daß in der komiſchen Oper der Charakter nicht gebeſſert wird. Kennſt Du denn ihre

Werke? Ich habe nichts geleſen, als ein kleines Gedicht im Mercur an Herder, das recht artig war. Sie macht Anſprüche auf Declamation. Vielleicht hören wir ſie morgen. Wir haben ſie mit der Duſcheck zuſammen gebeten. Wie kann nur Herder an einer ſolchen äſthetiſchen Betſchweſter Geſchmack finden! Mounier geht viel bei ihr aus und ein, und man ſagt, ſie wollten ſich heirathen. Mounier habe ich mehrmals geſehen, aber noch nicht geſprochen. Er ſieht mir zu wichtig aus, und ſein Fach, die Politik, liebe ich jetzt ganz und gar nicht.

Ich bin auf dem Wege der Beſſerung für meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Die üble Gewohnheit, Geſammelei anzufangen und nichts zu vollenden, will ich mit dem Jahre 1797 abzulegen ſuchen. Ich hatte einen theoretiſchen Aufſatz über Muſik für meine Frau angefangen und bin dieſe Ferien nicht abgegangen, bis ich ihn geendigt habe. Nun hoffe ich Dir auch bald etwas für die Horen ſchicken zu können.

Kants Metaphyſik der Rechtslehre habe ich fleißig durchblättert und ſchöne Ausbeute auch für den Juriſten gefunden, aber doch ſcheint mir der Gegenſtand noch nicht erſchöpft, und nicht alle Behauptungen evident.

Noch eine Bitte an Dich von Minna. In Jena iſt jetzt ein gewiſſer Inſtrumentenmacher Otto, der ſpaniſche Zithern oder Guitarren verfertigt, und ſich ſonſt in Gotha aufgehalten hat. Von dieſem wünſcht meine Frau bald eine Guitarre zu haben. Sei ſo gut ſie zu kaufen oder zu beſtellen, und laß ſie von dem Künſtler einpacken und

mit der Kutſche zu weiterer Beförderung an Kunze ſchikken. Melde mir ſodann den Betrag.

K.

Jena, 23. Januar 1797.

Zu Deinem jetzigen Fleiß und zu dem guten Vorſatz darin zu beharren, gratulire ich auf's Beſte und wünſchte nur, daß ich auch unmittelbar für meine Horen etwas dabei gewönne.

Ich bin in der That dieſes Jahr höchſt bedürftig, etwas Gutes und Geiſtreiches im philoſophiſchen und kritiſchen Fach darin zu haben, und würde Dir's mehr als je danken, wenn Du mir von Zeit zu Zeit etwas ſchaffen könnteſt. Ich ſelbſt kann meinen Wallenſtein jetzt nicht liegen laſſen, und muß alſo für die Horen unthätig ſein. Schicke mir was Du findeſt, es ſoll mir alles willkommen ſein. — Du erhältſt hier das zwölfte Horenſtück, worin Dein Brief über den Meiſter abgedruckt iſt. Dein Urtheil über Agnes Lilien hat Dich nicht getäuſcht. Auch dieſe Fortſetzung wird es beſtätigen. Es iſt unerlaubt, wie decidirt die Herren Schlegel urtheilten, daß Agnes nicht nur von Goethe ſei, ſondern auch zu ſeinen ſchönſten Arbeiten gehöre. — An dem Wallenſtein wird freilich fortgearbeitet, es geht aber dennoch langſam, denn des Stoffes iſt gar zu viel. Uebrigens iſt bei den bisherigen Verſuchen mein Muth eher gewachſen, als vermindert worden; denn es iſt mir ſchon vieles gelungen.

in der Ausführung, und der Plan läßt mich noch immer mehr erwarten. Auf den Moment freue ich mich ſchon im Voraus, wenn ich Dir dieſes Kunſtganze werde vorlegen können. Es ſoll ein Ganzes werden, dafür ſtehe ich Dir, und leben ſoll es auch in ſeinen einzelnen Theilen.

In meiner Familie iſt alles wohl, und mit mir geht es auch recht leidlich. Wenn nur erſt Frühjahr wäre. Ich brauche zu meinen poetiſchen Revenuen eine mildere Luft und eine freundlichere Sonne.

Herzlich umarmen wir Euch alle.

S.

Ich bin wieder faſt zehn Tage durch ein Halsweh, das in meinem Hauſe herumging, in meiner Arbeit zurückgeſetzt worden. Da ich jetzt in der innerſten Mitte meines Geſchäftes bin, ſo thut mir jede Unterbrechung doppelt leid, und ſie ſchadet mir um ſo mehr, als ſie mich aus der Stimmung bringt, die ſich dann, wenn ich auch gleich wieder wohl bin, nicht ſo ſchnell wiederfindet. Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieſer Wallenſtein aus meiner Hand und von meinem Schreibtiſch verſchwunden iſt. Es iſt ein Meer auszutrinken, und ich ſehe manchmal das Ende nicht. Hätte ich zehn Wochen ununterbrochene Geſundheit, ſo wäre er fertig; ſo aber habe ich kaum das Drittheil der Zeit zu meiner Dispoſition.

Sei ſo gut und ſende mir mit eheſter Poſt Vossius de poematum cantu. Man hat ihn mir abgefordert.

Hier auch der Brief von Humboldt, den ich mir zurückerbitte.

S.

Jena, 7. Februar 1797.

Den Inſtrumentenmacher Otto, von dem Du ſchreibſt, haben wir lange nicht ausfindig machen können, weil man ihm nicht erlaubt hat, ſich hier niederzulaſſen. Endlich iſt er wieder hier angekommen und hat ſich beim dermaligen Prorector Grießbach abermals um den Schutz der Univerſität gemeldet; bei dieſer Gelegenheit hab' ich ihn aufgefunden und die Guitarre beſtellt. Unter zehn Thalern läßt er ſie aber nicht; er ſagt, daß er für dieſen Preis zwei nach Dresden geliefert habe — ich glaube, an Naumann und an die Brühl. In vierzehn Tagen verſpricht er ſie zu liefern.

Ich ſtehe jetzt in Handel wegen eines Gartens und Gartenhauſes, werde es auch wahrſcheinlich bekommen. Das Haus iſt ſehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie, wie die meinige, und wenn ich noch etwa zu den zwölfhundert Thalern, die es mir koſten wird, ſechshundert zulege, ſo wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten iſt nicht klein und die Lage iſt trefflich. Ich

hoffe von dieſer Acquiſition einen glücklichen Erfolg für meine Geſundheit.

Wahrſcheinlich wirſt Du aber daraus auf eine Veränderung in Rückſicht auf die dresdner Reiſe ſchließen. Dieſe wird auch nicht ſo früh im Sommer vor ſich gehen können, als ich anfangs glaubte: aber nicht dieſes Gartenhauſes, ſondern des Wallenſteins wegen, wozu ich mich äußerſt zuſammennehmen und jede große Zerſtreuung mir verſagen muß. Der Almanach kommt dazu, ſo daß ich jetzt in der That nicht weiß, wie ich bis auf den September mit allem dem fertig werden ſoll. Der Himmel wird helfen, denk' ich. Ich denke jetzt vor der Hand an nichts, als an meine Arbeit. Iſt dieſe erſt gethan, und ſo ausgefallen, daß ich damit zufrieden ſein kann, ſo werde ich unſer Zuſammenleben in Dresden noch einmal ſo gut genießen.

Wir befinden uns alle leidlich wohl; die Kinder ſind ganz geſund, nur der Zahn will bei dem kleineren Pathchen noch nicht heraus und macht ihm viele Noth. Herzlich umarmen wir Euch alle.

S.

Jena, 13. Februar 1797.

Ich bin heute um die Geſchichte der vereinigten Niederlande gemahnt worden und muß Dich bitten, mir das Buch mit rückgehender Poſt zu ſchicken.

Der Inſtrumentenmacher war auch hier und wollte

von mir wiſſen, ob die Guitarre zu fünf oder zu ſechs Saiten ſein ſoll: eher könne er ſich nicht daran machen. Laß mich alſo auf's Baldigſte wiſſen, wie Du ſie verlangſt.

Goethe iſt ſeit geſtern hier, geht aber heute wieder fort, weil er in Weimar nöthig iſt. In einigen Wochen werde ich länger mit ihm leben können.

Ich arbeite jetzt ſehr langſam und ſehne mich nach einer freiern Exiſtenz und nach dem Einfluß der mildern Jahreszeit. Das ununterbrochene Gefängnißleben in meinen vier Wänden wird mir unerträglich, und in die Länge könnte ich's nicht mehr aushalten. Hoffentlich kommt mein Gartenkauf zu Stande, und dann ziehe ich gleich gegen Ende März hinaus.

Lebe wohl und gieb mir bald Nachricht. Wir ſind übrigens wohlauf und umarmen Euch herzlich.

E.

Dresden, 17. Februar 1797.

Nur ein Paar Zeilen heute über das Nöthigſte. Mit nächſter fahrender Poſt ſchicke ich Dir die Geſchichte der Niederlande und ſchreibe mehr.

Wenn der Aufenthalt in einem Gartenhauſe für Deine Geſundheit wohlthätig iſt, ſo iſt kein Wort darüber zu ſagen. Aber die Beſorgung beim Bau und der nachherigen Einrichtung wird Dir bei Deinen anderen Arbeiten ſo viel Zeit koſten, daß meine Hoffnung, Dich in

dieſem Jahre auf eine längere Zeit zu ſehen, beinahe ganz verſchwindet. Ich hatte mich ſehr darauf gefreut, und Du wirſt mir verzeihen, daß ich mich daher über Deinen vorletzten Brief eben nicht ſehr freuen konnte.

Otto ſoll eine Guitarre zu ſechs Saiten machen. Laß ihn das Inſtrument einpacken. Das Geld ſchicke ich Dir, oder zahle es nach Deiner Anweiſung.

K.

Dresden, 18. Februar 1797.

Hier iſt die verlangte Geſchichte der Niederlande. Faſt zweifle ich, daß ich von den übrigen hiſtoriſchen Büchern zu Wilhelms Biographie Gebrauch machen werde. Es iſt etwas in dieſem Stoffe, das mich abſchreckt — das höchſt Unpoetiſche in Wilhelms Charakter. Geſchicklichkeit in Ausführung ſeiner Plane, Ablauern des günſtigen Moments, Erfindungsgeiſt in der politiſchen Taktik, Standhaftigkeit im Unglück, läßt ſich ihm nicht abſprechen. Aber ſeine Zwecke werden ihm durch die Ereigniſſe aufgedrungen und vergrößern ſich bei dem glücklichen Erfolg; ſie ſind nicht das Product einer republicaniſchen Begeiſterung. In der Wahl der Mittel iſt er nicht ſelten unedel. Kurz, in einer Geſchichte der niederländiſchen Revolution ſpielt er eine wichtige Rolle, aber iſolirt als Menſch erſcheint er nicht zu ſeinem Vortheil. Ueberhaupt ſind jetzt die hiſtoriſchen Aufſätze in den Horen ſchon häufig genug. Auch muß ich Dir geſtehen,

daß ich noch immer der Geschichte keinen rechten Geschmack abgewinnen kann. Mich stört immer das Lückenhafte in den Materialien, und es ist mir, als ob ich aus unvollständigen Acten einen Vortrag machen sollte.

Das Gedicht „die Freundschaft" in den Horen ist wohl von demselben, der im Almanache ein Lied nach dem Spanischen geliefert hat. Hier habe ich ungern den Reim vermißt. Unser Ohr scheint ihn bei dieser Gattung und Versart zu fordern. Auch störten mich die „artigen Niederträchtigkeiten".

Daß Du vor dem September nicht mit dem Wallenstein fertig werden solltest, kann ich doch kaum glauben. Eher würde ich den Almanach diesmal weniger reich machen. Zu kleineren Gedichten finden sich doch auch Zwischenstunden.

Geßler will im Herbst wieder bei uns sein. Seine Augenkrankheit hat ihm in Neapel wieder ein Paar Wochen verdorben, und er will Richter in Göttingen darüber befragen. Er wird hübsche Sachen aus Italien mitbringen, und scheint sich künftig ganz bei uns fixiren zu wollen.

Die Verlepsch haben wir glücklich zu entfernen gewußt. Ich habe ihre Sommerstunden gelesen und bloß in einem Gedichte an Herder, nach seiner Zurückkunft aus Italien, einige Spuren von Talent gefunden. In den übrigen ist eine Armuth des Geistes, die sich kümmerlich durch zusammengestoppelte Phrasen zu verbergen sucht. Wo man noch einen Gedanken findet, ist er größtentheils

von Herder entlehnt. Dabei hat ſie einen ebenſo widrig vornehmen Ton, als im Umgange. Burgsdorf ſehen wir jetzt ſelten, da er mehr in der hieſigen Welt lebt; er ſchwärmt auf Bällen herum, und tanzt mehr, als ich für ſeine Geſundheit wünſchte, da ſeine Bruſt nicht ſtark zu ſein ſcheint.

K.

Jena, 24. Februar 1797.

Unſer alter Vereinigungsplan, fürchte nicht, ſoll durch meinen Gartenkauf nicht leiden. Dieſer würde ihm nie im Weg geſtanden ſein, wenn ich auch zu bauen angefangen hätte; jetzt aber iſt es ausgemacht, daß, wenn ich den Garten zu Kauf kriege, in dieſem Sommer ich ihn allein bewohne, wo gar nichts zu bauen nöthig iſt, und erſt im nächſten Sommer das Bauweſen angeht. Von der Seite wird alſo unſere Zuſammenkunft ſicher nicht geſtört; aber der Wallenſtein und der neue Almanach müſſen beſtimmen, wann ich meine Reiſe zu Euch antreten könne. Jetzt darf ich und kann ich an nichts anderes denken, als dieſes Geſchäft gut zu endigen, und es iſt freilich noch erſtaunlich viel zu thun. Ich hoffe binnen acht Wochen entſchieden zu wiſſen, wie viel Zeit mir der Wallenſtein noch koſten wird.

Einlage ſchickt mir Goethe an Dich. Vielleicht kann ich die drei erſten Geſänge ſeines epiſchen Gedichts noch zeitig genug bekommen, um ſie beizulegen; denn er hat

ſich entſchloſſen, ſie Dir mitzutheilen. Kommen ſie heute nicht mit, ſo erhältſt Du ſie mit der nächſten Poſt.

S.

Jena, 9. März 1797.

Wenn Du das Goetheſche Gedicht noch nicht auf die Poſt gegeben haben ſollteſt, ſo ſende mir's doch ja mit erſter Poſt. Er braucht es ſehr nöthig, da die erſten Geſänge mit Anfang April zum Druck abgehen ſollen.

Ich habe ſeit vierzehn Tagen viele Unterbrechungen an meinem Wallenſtein gehabt, und ganze Tage verloren, doch aus der Stimmung dazu kann mich jetzt nicht leicht etwas bringen.

Ueber meinen Gartenkauf kann ich noch nichts Deciſives ſchreiben, weil die Sache noch bei der Pupillendeputation hängt. Doch iſt faſt kein Zweifel mehr, daß er mein wird.

Weißt Du mir keine aſtrologiſche Bücher nachzuweiſen? Ich bin hier ſchlecht verſehen. Da Du der Aſtrologie in allen Zeiten ſo nahgekommen biſt, ſo ſollteſt Du billig ſo viel davon wiſſen, um einem guten Freunde damit aushelfen zu können.

S.

Dresden, 10. März 1797.

Wenn Du dieſen Sommer nicht bauſt, ſo bin ich zufrieden. Wallenſtein und der Almanach allein können Dich nicht bis zum Herbſt aufhalten, und dann genießen wir doch etwas von der guten Jahreszeit zuſammen.

Goethe kannſt Du verſichern, daß ich die Mittheilung ſeines Gedichts zu ſchätzen weiß. Schreib' mir doch, wann ich es zurückſchicken muß. Es wird mir ſchwer mich davon zu trennen. Sorge ja, daß ich die Fortſetzung bald bekomme.

Wie ſehr iſt's ihm doch wieder gelungen, den eigenthümlichen Ton dieſer Gattung zu treffen, und er hatte ſich's gewiß nicht leicht durch die Wahl des Stoffes gemacht! Voßs Perſonen hatten nichts in ihren Verhältniſſen, das das Intereſſe ſtören konnte. Aber das kleinliche Weſen eines Gaſtwirths und Apothekers in einem Landſtädtchen drückte den Stoff nieder, und durfte doch bei einer vollſtändigen Darſtellung nicht verborgen werden. In dem Landleben eines Pfarrers liegt das Patriarchaliſche weit näher. Dabei giebt dem Pfarrer ſein Geſchäft, wenn er es mit Eifer treibt, eine gewiſſe Würde, die mit der Einfachheit ſeiner Lebensweiſe ſehr angenehm contraſtirt. Hier hingegen mußte das Intereſſe bloß aus der reinen menſchlichen Natur entſtehen, die nichts von äußeren Verhältniſſen empfing, aber auch unter den ungünſtigſten Umſtänden ſich unverdorben erhielt. Im Apotheker erſcheint die Natur weniger edel, aber doch gutmü-

thig. Herrmanns Vater hebt ſich dagegen mehr, aber er iſt leidenſchaftlich bis zur Härte. Wenn er mit Begeiſterung ſpricht, wie im erſten Geſange, ſo ſcheint er auf den erſten Blick aus ſeinen Verhältniſſen herauszutreten; aber man findet bald, daß ſo etwas nicht ohne hinlänglichen Anlaß geſchieht. — Der Pfarrer iſt ganz anders, als der Voßſche. Sein Stand hat ihm bei einer höheren Cultur nur Duldung und Freundlichkeit gegeben. Die Mutter iſt trefflich gemalt, hatte aber gewiß weniger Schwierigkeiten, als Herrmann, der durch das, was den Vater unwillig macht, nicht zu viel verlieren ſollte. — Einen feinen Tact bemerke ich in der Einflechtung kleiner Züge, die dem Gemälde mehr Wahrheit geben und die Scene verſinnlichen. Zuweilen ſind ſie bei Voß nicht am rechten Orte. Hier finde ich ſie ſparſam, bedeutend, und nie in einer leidenſchaftlichen Situation. Mehr künftig, wenn ich das Ganze geleſen habe.

K.

Dresden, 14. März 1797.

Wenn Du von der Alchymie oder Theoſophie Notizen haben wollteſt, könnte ich Dir beſſer dienen, als mit Aſtrologie, die ich niemals getrieben habe.

Einige Büchertitel findeſt Du in Stolles Hiſtorie der Gelahrtheit. Dies Buch habe ich ſelbſt und habe

auf der Bibliothek weiter nachgeſchlagen, ſoviel ich hier bekommen konnte.

Nach einer Recenſion in le Clerc Bibliotheque universelle. T. VII. p. 352. würde folgendes Werk, das aber nicht hier iſt, für Dich beſonders brauchbar ſein: Universa Astrologia naturalis, variis experimentis comprobata etc. autore Antonio Francisco de Bonattis I. V. D. Patavino. Patavii 1687. 4. Hier ſcheint Methode in der Tollheit zu ſein. Er eifert gegen die Ausartungen der Aſtrologie durch die Träume der Araber, will ſie auf die reine Theorie des Ptolemäus zurückführen, behauptet nur einen Einfluß der Sterne auf große Maſſen und durch dieſe auf einzelne Perſonen; hält die Kraft der Conſtellation nicht für unwiderſtehlich, ſowie auch ein ſtarker Körper von einem ungünſtigen Klima weniger leide u. ſ. w. In der Natur ſei kein leerer Raum, der Stern wirke durch Ausſtrömung kleiner Körper, deren Wirkung die Atmoſphäre fortpflanze. — Es gebe allgemeine Einflüſſe auf das Schickſal ganzer Völker, — durch dieſe werde bei Fürſten, Staatsmännern, Feldherren oft der beſondere Einfluß modificirt. — Was man aus den zufälligen Benennungen der Sternbilder oder aus gewiſſen Traditionen von der Wirkung der Planeten folgere, gehöre zu den arabiſchen Träumen u. ſ. w. In Reimanns Einleitung zur Historia litteraria Th. IV. p. 256. findeſt Du mancherlei literariſche Notizen. Der poſſierliche Vortrag im Geſpräch wird Dir Spaß machen. Hier fand ich, daß

Joachim Camerarius und Philipp Melanchthon große Freunde der Astrologie waren und besonders den Ptolemäus schätzten. In Melanchthons T. IV. selectar. declamationum p. 362. ist eine Vorrede zu Schoneri libris de judiciis nativitatum. Luther erzählt in den Tischreden, daß ihn Melanchthon immer zur Astrologie habe bereden wollen, er habe aber keine Neigung dazu gehabt. Indessen sind seine Gegengründe fast nur theologisch. —

Matthias Corvinus und Ludovicus Sforza hielten viel auf Astrologie. Pico von Mirandola schrieb zwölf Briefe wider die Astrologie. Cardanus vertheidigte sie. In seinen Werken ist ein Horoskop von Christus — vielleicht ein brauchbares Beispiel. — Salmasii diatribe de annis climactericis et antiqua astrologia wird Dir nichts nützen. Es ist ein weitschweifiges Auskramen von Gelehrsamkeit ohne Ordnung und Klarheit. — In Gerh. Jo. Vossii tractat. de scientiis mathematicis ist gegen die Astrologie geschrieben. — Ein kurzer Unterricht von dem Verfahren der Astrologen steht in der „Anleitung zu den curiösen Wissenschaften, nämlich der Physiognomia etc. Frankfurt und Leipzig 1718. 8. Was ich davon habe fassen können, ist in Kurzem Folgendes. Ort und Zeit der Geburt muß bestimmt gegeben sein. Dann wird der Grad der Länge und Breite des Orts gesucht. Der globus coelestis giebt nun die Lage der Gestirne über dem Horizont an, und die astronomischen Kalender bestimmen die Stelle der Planeten und der Sonne. Der

Himmel wird in zwölf Häuſer von gleicher Größe eingetheilt, nach der Richtung wie der Meridian den Horizont durchſchneidet. Durch den Meridian, wo er in den Horizont trifft, und durch die zwei mittleren Punkte zwiſchen dieſen beiden Hälften des Horizonts entſtehen vier Ecken. Die Häuſer bei dieſen Ecken ſind die wichtigſten. Jedes Haus bezieht ſich auf einen beſonderen Theil der menſchlichen Verhältniſſe. (Hier iſt alles willkürlich in dieſer Vorſchrift und auf die ſeltſamſte Weiſe zuſammengeſtellt.) Nun wird beobachtet, in welchem Hauſe die Zeichen des Thierkreiſes, andere bedeutende Sternbilder, die Sonne, der Mond und die Planeten ſtehen. Ferner: in welchem Zeichen des Thierkreiſes Sonne, Mond und die Planeten ſind — wie ſich die Entfernungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gegen einander verhalten — wo die Mondbahn die Sonnenbahn durchſchneidet. — Es iſt wichtig, ob zwei Planeten in Conjunction oder Oppoſition ſind, oder ob die Linie der Entfernung die Seite eines regelmäßigen Dreiecks, Vierecks oder Sechsecks bildet, das in dem Zirkel, wovon dieſe Seite eine Chorda iſt, beſchrieben wird. — Ein Planet iſt ſchwach, wenn er der Sonne zu nahe iſt, wenn er mit einem Planeten entgegengeſetzter Art in gewiſſen Verhältniſſen ſteht — wenn ſeine Stelle nicht in einem der vornehmſten Häuſer iſt u. ſ. w. Je mehr Umſtände ſich vereinigen, die Wirkung des Planeten zu verſtärken, deſto größer iſt ſeine Herrſchaft. — Noch beobachtet man die Richtung der Bewegungen der Sonne, des

Mondes und der Planeten. Wichtig sind auch die revolutiones — die Lage der Gestirne bei Wiederkehr der Geburtsstunde — die transitus — die Rückkehr des Planeten auf den Punkt, wo er in der Geburtsstunde gestanden — die profectiones — die Lage der Gestirne von zwölf zu zwölf Jahren u. s. w. In dem, was von der Wirkung der Gestirne und ihrer Stellung gesagt wird, ist das Meiste im Ton der Kalenderprophezeiungen, und man sucht vergebens nach gewissen Principien. Das Willkürliche ist in diesem Fache beliebt, weil es die Spur eines übermenschlichen Ursprungs zu tragen scheint. Doch sieht man wohl, daß manches aus der Mythologie, Chemie, Zahlenlehre und dergl. entlehnt ist. Besonders wird viel mit den Zahlen drei, vier, sieben und neun gespielt. Dann werden Analogien zwischen den sieben Planeten, sieben Metallen, sieben Geistern u. dergl. gesucht. Im Bonattis erwarte ich über dies alles mehr Theorie und, wenn man so sagen darf, Kritik. Laß doch im Intelligenzblatt der Literaturzeitung darnach fragen, wenn er nicht in Jena ist. Oder hast Du nicht einen Canal, ihn von Göttingen zu bekommen? Willst Du, so lasse ich in Leipzig darnach fragen. — Etwas wirst Du auch in Corn. Agrippa de philosophia occulta finden. Morhofs Polyhistor giebt Dir vielleicht auch noch einige Notizen. — Soviel davon für heute, bis ich weiß, was ich noch etwa für Dich nachzuschlagen habe.

Wo bleibt denn das zweite Stück der Horen? Agnes

von Lilien macht hier groſses Glück, und man fragt ſehr nach der Fortſetzung.

K.

Jena, 7. April 1797.

Es iſt eine gewaltig groſse Pauſe in unſerer Correſpondenz geweſen, die ſich über mein Schreiben überhaupt verbreitet hat. Goethe war ſechs Wochen hier, und es wimmelte in meinem Hauſe zugleich von Familienbeſuchen ſo, daſs ich nicht nur in meinem Wallenſtein, ſondern auch in allem, was mit der Feder geſchehen muſs, zurückgekommen bin. So lange ich in einer gewiſſen Ruhe und Gleichförmigkeit lebe, gehen alle Sachen bei mir ihren ordentlichen Gang; aber bin ich einmal herausgeworfen, ſo kann ich mich Wochen und Monate lang nicht wieder finden.

Das epiſche Gedicht von Goethe, das ich habe entſtehen ſehen, und welches, in unſeren Geſprächen, alle Ideen über epiſche und dramatiſche Kunſt in Bewegung brachte, hat — verbunden mit der Lectüre des Shakeſpeare und Sophokles, die mich ſeit mehreren Wochen beſchäftigt — auch für meinen Wallenſtein groſse Folgen; und da ich bei dieſer Gelegenheit tiefere Blicke in die Kunſt gethan, ſo muſs ich manches in meiner erſten Anſicht des Stücks reformiren. Dieſe groſse Kriſe hat indeſs den eigentlichen Grund meines Stücks nicht erſchüttert: ich muſs alſo glauben, daſs dieſer ächt und ſolid iſt; aber freilich

bleibt mir das Schwerſte noch immer übrig, nämlich die poetiſche Ausführung eines ſo ſchweren Plans, wie der meinige es in der That iſt.

Für Deine aſtrologiſchen Mittheilungen danke ich Dir ſehr: ſie ſind mir wohl zu ſtatten gekommen. Ich habe unterdeſſen einige tolle Producte aus dieſem Fache vom ſechzehnten Säculum in die Hand bekommen, die mich wirklich beluſtigen. Unter andern ein lateiniſches Geſpräch, aus dem Hebräiſchen überſetzt, zwiſchen einer Sophia und einem Philo über die Liebe, worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Aſtrologie vorgetragen wird.

Meinen Garten hoffe ich in acht Tagen beziehen zu können. Ich freue mich ſehr darauf und hoffe, was ich dieſe drei letzten Monate an meinem Geſchäfte verſäumt habe, dort wieder einzubringen. Jetzt aber beunruhigt uns noch der Ausgang der Inoculation, die wir vor drei Tagen mit unſerem Kleinen angeſtellt haben. Ich habe einige Hoffnung, ſowie auch Starke, daß er die Blattern ſchon gehabt, weil er vor vier Monaten einen blatterähnlichen Ausſchlag mit viel Unruhe und Fieber gehabt hat. Seit den drei Tagen, daß er inoculirt iſt, wie überhaupt ſchon ſeit vielen Wochen iſt er ſehr wohl und ſtark.

Lebe wohl. Ich umarme Euch alle herzlich. Inliegendes Reiterlied iſt aus dem Wallenſtein. Vielleicht haſt Du Luſt, es zu componiren.

C.

Dresden, 17. April 1797.

Für das Reiterlied danke ich Dir sehr. Ich habe schon viele Versuche gemacht, es zu componiren, kann aber immer noch nicht den rechten Ton finden: er darf weder zu wild, noch zu edel sein. Im Rhythmus besonders kann es leicht versehen werden. Bei der einzigen Zeile: „Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort," habe ich einen Zweifel, ob hier nicht mehr der Dichter, als der Reiter selbst spricht.

Es ist recht schön, daß der Plan Deines Wallenstein eine nochmalige Prüfung glücklich ausgehalten hat. Sobald Du die Liebe zu diesem Werke nicht verlierst — und das ist nun fast nicht möglich — so ist mir vor der Ausführung nicht bange.

Die Guitarre ist noch nicht da, aber ein Dichter — Schlegel — ist aus Jena angekommen. Seine Frau habe ich noch nicht gesehen. Minna ist ihr begegnet und findet ihr Aeußeres recht hübsch. Er hat den Julius Cäsar von Shakespeare übersetzt. Wie bist Du damit zufrieden?

Der sechste Theil von Herders zerstreuten Blättern hat einige gute Sachen unter den Legenden. Herders eigene Gedichte wollen mir nicht recht behagen, und über den ganzen Theil herrscht ein gewisser mißmüthiger Ton, der mir unangenehme Empfindungen macht. Schon in der Vorrede scheint er an eine moralische Hungersnoth zu

glauben, wo alle Rosen in Brod verwandelt werden sollten. Aber sein Brod ist wirklich zu wenig ausgebacken, um eine stärkende Nahrung zu geben, wenn auch wirklich die Noth so groß wäre. Er muß eine unglückliche Reizbarkeit haben, die ihn alles schwarz sehen läßt, wenn in dem Zirkel, der ihn zunächst umgiebt, seine Forderungen nicht befriedigt werden.

Göschen hat mir den Wieland geschickt, und dies hat mich veranlaßt, einige seiner Schriften, die mir theils neu, theils nicht mehr in frischem Andenken waren, zu lesen. Ich überzeuge mich immer mehr, wie sehr ihm die französische Literatur geschadet hat. Ueberhaupt drückt ihn seine Belesenheit, seine Phantasie kann vor den vielen Erinnerungen, die sich ihr zudrängen, gar nicht dazu kommen, aus eigenem Vorrath zu schöpfen; auch mag dieser Vorrath nicht groß sein, daher die Armuth an Individualität in seinen Gestalten. — Für den Geist der Griechen scheint er keine wahre Empfänglichkeit zu haben, dagegen ist das Streben nach der Leichtigkeit der Franzosen sehr merklich; und wie wenig gelingt es ihm! Wie oft wird er schwerfällig und verstößt wider den ächten guten Ton! Innigkeit und Kraft sucht man größtentheils vergebens. Sein Pinsel ist flach, seine Farbengebung oft überladen bei Nebensachen, und matt bei den Hauptfiguren. Die große Praktik giebt seinen Producten oft einen täuschenden Anstrich, der aber bei genauerer Prüfung ihre Armuth nicht verbirgt. Ich hatte erst die Idee, einmal nach seinem Tode seine ganzen Werke eine strenge

Muſterung paſſiren zu laſſen; aber es iſt kaum nöthig. Er hat in Deutſchland zu wenig gewirkt. Seine Manier iſt nicht gemacht, um zur Nachahmung zu reizen. Allenfalls müßte man einigen Ausländern den Wahn benehmen, daß ſie ihn, der nichts weniger als ein Deutſcher iſt, für den Repräſentanten unſerer Literatur anſehen.

K.

Jena, 21. April 1797.

Nur ein Paar Zeilen für heute. Mein Kleiner hat beim Eintritt des Fiebers viel ausgeſtanden, weil grade ein Zahn herausgekommen iſt; er hatte ſtarke Krämpfe, die uns ſehr erſchreckten. Jetzt iſt er aber, ſeitdem die Blattern heraus ſind, wieder beſſer und, ungeachtet er ſehr viele Blattern hat, ohne alle übele Zufälle. In drei bis vier Tagen werden alle abgedorrt ſein, wenn das böſe Wetter nur nichts ſchadet.

Mir ſelbſt hat dieſe Krankheit des Kindes in den letzten vier Tagen alle Stimmung und Muße zur Arbeit genommen, beſonders da wir ſo logirt ſind, daß ich jede unruhige Bewegung hörte. Doch hoffe ich nun in wenigen Tagen über dieſen Punkt ganz beruhigt zu ſein, und dann auch ſogleich meinen Garten zu beziehen. — Bis dahin mehr.

Lotte grüßt herzlich. Ich umarme Euch.

S.

Dresden, 28. April 1797.

Um Deinen Kleinen iſt uns ſehr bange geweſen, da beſonders Schlegel Nachrichten haben wollte, daß es nicht gut mit ihm ginge. Es gehört wirklich viel Muth dazu, ein Kind zu inoculiren, wo man Zahnarbeit zu beſorgen hat. Indeſſen kann dieſer Fall wieder zum Beweis gegen die gewöhnlichen Beſorgniſſe dienen. Schreib' mir ja gleich, wenn alles vorbei iſt. — Daß Du bei der Krankheit des Kindes nichts arbeiten konnteſt, war wohl natürlich.

Jetzt wird es deſto beſſer gehen, beſonders wenn Du mehr im Freien lebſt. Ich habe diesmal auch mehr Liebe zum Landleben als andere Jahre, und werde den Wzinberg bald beziehen.

Die Guitarre iſt da und hat einen ſchönen Ton. Laß aber doch den Verfertiger wiſſen, daß er ſich künftig beim Einpacken beſſer vorſehen ſoll. Der Kaſten war nicht hoch genug und der Steg, an dem die Saiten befeſtigt ſind, war losgebrochen, als das Inſtrument ankam. Noch wünſche ich von Otto einen ganzen Bezug Saiten zu haben, die man hier zum Theil gar nicht, zum Theil nicht ſo gut bekommen kann.*) K.

*) Die mehrerwähnte Guitarre wird dem Leſer ein beſonderes Intereſſe erwecken, wenn er erfährt, daß ſie die Leyer Theodor Körners geworden iſt. Sie war die ſtete Begleiterin des dichteriſchen Jünglings und folgte ihm in den Feldzug von 1813. Dieſe „Leyer“ und ſein „Schwert“ haben das Körnerſche Haus überlebt, und werden als erinnerungsreiche Reliquien aufbewahrt.

Jena, 1. Mai 1797.

Mein Kleiner hat ſich nun ganz von den Blattern erholt und iſt auch gar nicht ſehr davon angegriffen. Das Zahnen fürchtet Stark bei der Inoculation gar nicht ſo, wie die anderen Aerzte: bei meinem Kleinen beſtand er hartnäckig auf der Inoculation, obgleich ich und meine Frau ſtarke Einwendungen machten.

Ich bin noch immer nicht im Garten: das Regenwetter hindert, daß das Neugebaute in meinem Hauſe noch nicht trocknet; ich ſehne mich aber ſehr hinaus, denn hier in der Stadt kann ich gar nichts mehr arbeiten.

Humboldt hat uns nun verlaſſen, und wahrſcheinlich auf ſehr lange Zeit.

Goethe wird wohl auch am Ende des Sommers nach Italien gehen, da der Friede jetzt die Reiſe wieder möglich macht. Gott ſei für dieſen Frieden tauſendmal gelobt, er wird uns allen wohlthätig ſein.

Goethes Herrmann und Dorothea erſcheint dieſe Michaelismeſſe in Kalenderform bei Vieweg in Berlin. Er hat dieſe Form vorgezogen: theils weil man ihn noch einmal ſo gut dafür bezahlen kann, theils, um das Gedicht auf dieſe Weiſe recht in Umlauf zu bringen.

Zu meinem Almanach iſt noch wenig zuſammengetragen. Er wird aber ſchon nach und nach werden.

E.

Was Du neulich über Herder und Wieland schriebst, war mir recht aus der Seele gesprochen. Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt.

Was einen aber so oft an ihm irremacht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum ächten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und zum Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Producten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respectabel, wieviel es auch bei seiner Bildung gelitten hat.

Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden.

Es muß einen indigniren, daß eine ſo große außerordentliche Kraft für die gute Sache ſo ganz verloren geht; Schloſſer giebt mir zuweilen auch eine ähnliche Empfindung.

S.

Dresden, 29. Mai 1797.

Nur ein Paar Zeilen mit meiner Compoſition des Reiterliedes und einem Briefe an Goethe. Schicke den Brief bald fort, wenn Goethe nicht in Jena iſt, weil ich den Herrn v. Senf darin angekündigt habe, der in dieſen Tagen nach Weimar kommen will. Du wirſt ihn wohl auch ſehen, und er wird Dir manches von Italien erzählen können. Er iſt ſeiner bevorſtehenden Heirath wegen, mit einer Engländerin, die er in Neapel gefunden hat, eher als Geßler zurückgekommen.

Erlaubſt Du mir nicht, das Reiterlied Thielemann mitzutheilen? Ich weiß, daß es ihm große Freude machen würde.

Ich bin jetzt ſehr in die Philoſophie gerathen und glaube einige helle Punkte gefunden zu haben. Mein Ziel iſt von größter Wichtigkeit, und jede Annäherung iſt ſchon Gewinn. Eine Bemerkung habe ich bei dieſer Gelegenheit gemacht, daß Kant, den ich jetzt beſonders ſtudiren muß, mir immer dunkler zu werden ſcheint, je öfter ich ihn leſe. Dies gilt beſonders von einigen Stellen in der Kritik der reinen Vernunft.

Wilhelm Schlegel und seine Frau haben wir wenig gesehen. Sie hat für mich nichts Anziehendes, und in seiner Natur ist auch manches, das mir nicht behagt. Sein Julius Cäsar hat viel Gutes, aber als Original liest er sich doch nicht. Der Dialog hat hier und da eine gewisse Steifheit. An den Dunkelheiten ist oft das Original schuld; aber dann fragte sich's, ob er den Sinn, den er selbst darin fand, nicht in die Uebersetzung bringen sollte. Wenigstens hätte eine Note zu solchen Stellen gehört. — Bei allem Talent für das Aeußere der Dichtkunst, scheint Schlegel doch immer noch im Vorhofe zu bleiben. Dies findet man auch in seinen Recensionen. — Minna und Dorchen grüßen herzlich.

L.

Jena, 3. Juni 1797.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden dem andern am längsten nicht geschrieben hat. Bei mir haben in den letzten sechs Wochen die Zerstreuungen wieder so schnell aufeinander gewechselt, daß ich nichts habe thun können. Wir hatten immer Fremde. Auch ist Goethe seit mehreren Wochen hier, den ich vor seiner italienischen Reise jetzt wohl zum letztenmal sehe. Er ist beinahe entschlossen, sich in zwei Monaten auf den Weg zu machen. Da Humboldts nun auch fort sind, und ich mit Schlegels den Umgang aufgehoben, so bin ich diesen

Sommer ziemlich allein; außer daß ich mit meinem Schwager und meiner Schwägerin, die jetzt in Weimar etablirt ſind, in einer angenehmen Verbindung lebe. Ich hoffe dieſe Muße für den Almanach gut zu nutzen. — Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik, zugleich mit Goethe, geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeizukommen ſuchen, erwartet man einen kalten illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und grade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußeren Dinge iſt er ſo lax, als man ſein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausſchließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetiſches Genre begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buch abſolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es iſt alles empiriſch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Geſetzen.

Du mußt ihn ſelbſt leſen. Ich las ihn nach einer

deutſchen Ueberſetzung von Curtius, die in Hannover ſchon vor langer Zeit erſchienen iſt.

Mich hat er mit meinem Wallenſtein keineswegs unzufriedener gemacht. Ich fühle, daß ich ihm, den unvertilgbaren Unterſchied der neuen von der alten Tragödie abgerechnet, in allen weſentlichen Forderungen Genüge geleiſtet habe, und leiſten werde.

S.

Dresden, 10. Juni 1797.

Es wird Dir nicht leicht werden, Goethe und Humboldt zu entbehren; und Dein Gartenkauf fängt mir an lieb zu werden, weil er Dir in den Zwiſchenſtunden einige Beſchäftigung geben wird. Dein Kleiner wird auch bald anfangen zu einer Geſellſchaft für Dich zu taugen, und in der Einſamkeit wirſt Du im Wallenſtein ſchnelle Fortſchritte machen. — Die Humboldt hat mir von einigen Vorſätzen für den Almanach geſagt — von einer Pindariſchen Ode — mehreren Liedern u. ſ. w. Laß mich ja bald etwas davon leſen.

Hier lege ich ein dresdner Kunſtwerk bei, das nicht ohne Werth iſt, aber freilich nur für den Muſiker. Der Dichter muß an der Art, wie hier declamirt worden iſt, großentheils ſeinen Gräuel finden. Ich ſchätze beſonders die Melodie zu der Strophe: Wie einſt mit ſtehendem Verlangen u. ſ. w. Zu dieſen Worten paßt ſie größten-

theils nicht, aber an ſich betrachtet iſt ſie ein ſchönes muſikaliſches Gemälde von der Stimmung, die in den vier erſten Strophen herrſcht: nur iſt am Schluſſe dieſes Satzes auch eine geſchmackloſe Stelle.

Wenn Du noch einmal zu den Malthesern einen Componiſten brauchſt, ſo würde ich Haydn vorſchlagen; freilich Salieri noch lieber, wenn er deutſch verſteht.

Alexander Humboldt habe ich nur eine halbe Stunde zur Zeit geſprochen und ihn ſehr intereſſant gefunden. Die Frau v. Humboldt iſt diesmal weit heiterer, mittheilender und angenehmer, als wie wir ſie zum letztenmale ſahen. Sie hat mir manches von Schlegels erzählt. Ich begreife, daß das Unangenehme in ihnen am Ende überwiegend werden kann. Aber gemeine Naturen ſind es doch nicht, nur verdrehte. Wilhelm Schlegel iſt neuerlich durch ſeine Frau und durch die fatale Recenſentenexiſtenz verdorben worden. Bei ſeinem erſten Aufenthalte in Dresden war er mir wirklich recht angenehm durch ſeine Liebe für die Kunſt und ſeine Empfänglichkeit für feinere Schönheiten. Für productiv habe ich ihn nie gehalten. Dies iſt Friedrich mehr in ſeinem Fache; aber hier iſt noch viel rudis indigestaque moles.

Du haſt mir Luſt gemacht, des Ariſtoteles Poetik zu leſen, und ich habe ſchon angefangen, auch bereits manche fruchtbare Bemerkung darin gefunden. Die ſo oft angeführte Reinigung der Furcht und des Mitleids durch die Tragödie iſt mir ſonſt immer anſtößig geweſen; es ſchmeckt

ſo nach Sulzer, aber vielleicht erklärt er ſich darüber in der Folge auf eine befriedigende Art.

K.

---

18. Juni 1797.

Ich kann Dir heute nur ein Paar Worte ſchreiben, dafür ſende ich was zu leſen. Möcht' es Euch Freude machen!

Wenn Du dem Thieſemann das Gedicht zeigen willſt, iſt mir's ſogar lieb. Ich möchte gern wiſſen, wie es einem tüchtigen Soldaten gefiele. Kannſt Du ihn in's Haus kriegen, wenn der Prolog geleſen wird, ſo ſchreib' mir ja, wie er von meinem Feldſtück erbaut worden iſt.

Deine Compoſition habe ich noch nicht recht ordentlich ſingen hören. So wie ſie mir jetzt iſt geſpielt und geſungen worden, hat ſie mir zu wenig Feuer, und die dritte und vierte Zeile jeder Strophe, worauf gewöhnlich der Accent des Sinnes liegt, ſcheinen mir zu ſchwach angedeutet.

Die Ideale von Naumann machen mir keine beſondere Freude; ihre Exiſtenz meine ich, denn gehört habe ich ſie noch nicht. Das Exemplar ſchickt Er mir doch nicht? Ich wüßte ihm nichts zu antworten und müßte es doch, Höflichkeits halber.

S.

Dresden, 25. Juni 1797.

Der Prolog hat mich ebenſo ſehr überraſcht, als gefreut. Der Gedanke, das Trauerſpiel dadurch einzuführen, ſcheint paradox, aber bei genauerer Prüfung erkennt man den Vortheil, durch ein allmähliges Steigen des Tons die Stimmung hervorzübringen, die die Wirkung des Kunſtwerkes erhöhen muß. Dies allmählige Steigen iſt Dir beſonders gelungen. Man trifft wie in Herrmann und Dorothea auf Stellen, wo man beim zweiten Leſen zweifelt, ob der höhere Schwung ſich mit der dramatiſchen Wahrheit verträgt; aber beim dritten Leſen wird alles aus einem ſolchen Charakter in einer ſolchen Situation begreiflich. Selbſt die Bilderſprache des zweiten Jägers in der Stelle, wo er das Freicorps beſchreibt, iſt der Spannung angemeſſen, mit der er ſich unter den anderen Truppen geltend zu machen ſucht. — Ueberraſchend war mir beſonders das Goetheſche in der Behandlung. Ich kenne dieſe Welt nur aus Beſchreibungen, aber es giebt Bilder, die man ähnlich finden muß, ohne das Original geſehen zu haben. Eine glückliche Idee war es beſonders, den zwei poetiſchen Menſchen — dem Cuiraſſier und dem Jäger — den proſaiſchen Wachtmeiſter mit allen Eigenheiten des Unterofficiers entgegenzuſtellen. Auch die Tieffenbacher ſieht man lebendig vor ſich, und ſie machen einen trefflichen Contraſt mit den Uebrigen. — Die eingewebten komiſchen Züge — die mich wieder in meinem Glauben an Dein Talent zum Luſtſpiele beſtärken — ge-

ben dem Gemälde noch mehr Wahrheit. Die Gustel von Blasewitz hat uns allen viel Spaß gemacht.

Die Versart kann vielleicht bei der Aufführung Schwierigkeit haben, weil unsere Schauspieler großentheils mit den Reimen nicht fertig werden können. Aber sie hat sonst große Vortheile und bequemt sich auch zu dem edlen und leidenschaftlichen Ton. Fast glaube ich nun, daß Du Dich für die Jamben im Trauerspiel selbst bestimmt hast. Wenigstens würde mir's auffallen, wenn nicht ein gewisser Rhythmus nun nach dem Prologe noch fortdauerte.

Bei meiner Composition des Reiterliedes ist freilich viel vom Tempo und von einem gewissen Nachdruck beim Singen abhängig. Vielleicht wurde es zu langsam gespielt. Auch muß es mehr gesprochen, als gesungen werden. Die Mitte mag vielleicht nicht das Beste sein, aber dies ist der Fall bei den meisten von meinen Liedern. Anfang und Schluß sind mir das Wichtigste; und wenn ich hierzu einen brauchbaren Gedanken habe, so fange ich an aufzuschreiben, und das Mittel, was allemal zuletzt fertig wird, suche ich darnach einzurichten, mache es auch zuweilen mit Fleiß des Contrastes wegen schwächer.

Naumann brauchst Du nicht zu schreiben, das Exemplar kommt von mir.

Wirst Du den Wallenstein nicht erst einigen Theatern geben, ehe er gedruckt wird? Ich dächte, das müßte vortheilhafter sein, da Du sehr gute Bedingungen fordern kannst. — Humboldt hat schon viel an seiner Cha-

rakteriſtik gearbeitet. Sein Styl ſcheint klarer zu werden. In den Ideen habe ich viel Richtiges und Fruchtbares gefunden.

K.

Dresden, 9. Juli 1797.

Ich habe wieder großen Genuß an Deinen Balladen gehabt. Beſonders iſt der Taucher köſtlich; auch lieb' ich den Handſchuh ſehr, wo beſonders im Versbau eine eigene Kunſt gebraucht iſt. Dieſe Gedichte ſind wieder Beſtätigungen meines Satzes: daß Du Dich nur Deiner Phantaſie zu überlaſſen brauchſt, ohne ſie durch überſinnliche Ideen zu ſtören, um Dich von Deinem Dichterberuf zu überzeugen. Hier iſt das Object in aller Klarheit, Lebendigkeit und Pracht. Solche Gedichte ſetzen keine Bekanntſchaft mit beſonderen Ideen voraus, ſie wirken allgemein und befriedigen deswegen den gebildeten Leſer nicht weniger.

Ein großer Vortheil bei den Balladen iſt gewiß auch die Wahl des Stoffes. Iſt dieſer an ſich ſchon poetiſch, ſo verträgt er eine einfache Behandlung, und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu intereſſiren. Der Geiſt des Dichters zeigt ſich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufaſſen und darzuſtellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in dieſem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus

der menſchlichen Natur herausgeht, deſto größer der Künſtler. — Und wenn wir den Geiſt des Künſtlers vernehmen, ſo lieben wir zugleich ſeine Seele in dem Ton, der in ſeiner Darſtellung herrſcht. Sein Charakter und ſeine Stimmung malt ſich durch die Gegenſtände, die er heraushebt, durch den Geſichtspunkt, aus dem er ſie anſieht, beſonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigſten Theilnehmung über das Ganze verbreitet iſt. — In Sprache und Versbau erſcheint beſonders, was ich Seele nenne — die menſchliche Geſtalt des Geiſtes. — Bei einem einzigen Beiworte — der purpurnen Finſterniß — habe ich geſtutzt, und dies auch bei anderen bemerkt. Ich weiß, daß die Alten einen ſolchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, däucht mich, nichts zur Darſtellung bei, und erweckt ſtörende Nebenideen.

Die Versart des Tauchers finde ich äußerſt paſſend zu längeren Balladen. Solche längere Strophen, wie im Handſchuh, würden, ſo ſchön ſie an ſich ſind, hier den Gang der Erzählung aufgehalten haben. Die Daktylen oder Anapäſten geben dem Verſe oft eine raſchere Bewegung, die dem Inhalte ſehr angemeſſen iſt. Dagegen paßt der gleichförmige und gehaltene Rythmus im Polykrates ſehr zum Tone des Ganzen. Minna erklärt ſich für die purpurne Finſterniß. Sie hat bei Anfällen von Schwindel oft das Gefühl gehabt, daß ihr dunkle Gegenſtände violett erſchienen ſind. Vom Schwindel weiß ich nun nichts. Auch gefällt ihr die Pracht in dem Ausdrucke, die ich zwar

auch erkenne, die ich aber doch nicht dulden würde, wenn ſich dies Beiwort nicht rechtfertigen läßt.

K.

Jena, 10. Juli 1797.

Nun, ich bin froh, daß mein erſter dramatiſcher Auftritt nach vollen zehn Jahren Deinen Beifall hat. Wenn mir meine Geſundheit nur leidlich günſtig iſt, ſo will ich ihn, durch das was nachfolgt, noch beſſer zu verdienen ſuchen.

Es iſt ſchon viel gewonnen, daß ich nur aus meinen alten Unarten größtentheils glücklich heraus bin, und daß ich bei dieſer Kriſe doch noch das Gute aus der alten Epoche gerettet habe.

Aber der Stoff, an dem ich meine neu aufgelebten dramatiſchen Kräfte verſucht habe, iſt in der That abſchreckend, und mit einer ſauren Arbeit muß ich den Leichtſinn büßen, der mich bei der Wahl geleitet hat. Du glaubſt nicht, was es einem armen Schelm von Poeten, in meiner abgeſchiedenen, von allem Weltlauf getrennten Lage koſtet, eine ſolche fremdartige und wilde Maſſe zu bewegen, und eine ſo dürre Staatsaction in eine menſchliche Handlung umzuſchaffen.

Vor einem Jahr kann der Wallenſtein nicht fertig ſein.

In dieſem Frühjahr und Sommer habe ich ganze Monate verloren; der Almanach wird mich auch noch bis

zum September beſchäftigen, und im Winter rückt das Geſchäft langſam fort.

Indeſſen will ich's möglich zu machen ſuchen, vor dem Eintritt des Winters zu Euch zu kommen, wenn's auch nur auf drei Wochen wäre.

Hier etwas zur Unterhaltung. Wenn Dir dieſe Art gefällt, ſo kann ich das halbe Dutzend vollmachen, denn die Nation hat wirklich etwas Poetiſches.

S.

Jena, 21. Juli 1797.

Deinen Brief erhielt ich in Weimar, wo ich eine Woche zugebracht habe, um Goethe in den letzten Tagen, die er hier zubringt, noch zu genießen. Er wird Dir wohl ſelbſt geſchrieben haben, daß er die nächſte Woche nach Zürich reiſe, wo Meier aus Italien angekommen iſt. Ich weiß nicht, auf wie lange ich ihn verliere; vielleicht ſind beide ſchon mit Anfang Winters wieder in Weimar. Meier hat ſeine ſchlechte Geſundheit aus Italien vertrieben.

Für Deinen letzten Brief tauſend Dank; es hat mich recht erfreut, daß mein erſter Verſuch in der Ballade Deinen Beifall hat. Du haſt ſehr recht, daß dabei gar ſehr viel auf eine glückliche Wahl des Stoffs ankommt. Fehlte mir's nicht an einer Uebung, die Stoffe dafür zu finden, die Ausführung ſollte mir leicht von ſtatten gehen.

Vielleicht bist Du glücklicher hierin; beſinne Dich doch und hilf mir noch auf einige Balladen.

Wegen der purpurnen Finſterniß brauchſt Du Dir keine Sorge zu machen. Ob ich gleich der Minna dafür danke, daß ſie mir ihre Schwindelerfahrungen zum Succurs ſchickte, ſo komme ich und mein Taucher doch auch ohne dies aus; das Beiwort iſt gar nicht müßig: der Taucher ſieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum laß ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus iſt, das Licht roſicht nennen; weil dieſe Erſcheinung nach einem vorhergegangenem grünlichen Scheine ſo erfolgt.

Ich bin jetzt dabei, einige Lieder für den Almanach zu machen, wozu Melodien kommen ſollen, daß wir auch dem Publicum etwas Muſikaliſches liefern können. Fertig iſt aber noch nichts, obgleich vieles angefangen.

S.

Dresden, 21. Juli 1797.

Das Nadoweſſiſche Lied hat viel Charakteriſtiſches, und etwas Rührendes in einzelnen Stellen. Findeſt Du Geſchmack am Stoffe, ſo iſt nichts dawider zu ſagen, wenn Du noch mehrere in dieſer Art liefern willſt. Aber eigentlich kannſt Du doch Deine Zeit beſſer brauchen.

Der Rhythmus iſt mir noch zu europäiſch, und dies ſchwächt bei mir die Wirkung. Nur etwas Fremdes

würd' ich ſtatt der gewöhnlichen trochäiſchen Strophe im Versbau wünſchen. — Was Du von Deiner Reiſe ſchreibſt, iſt nicht ſehr tröſtlich; ich hatte gehofft, ein Paar Monate mit Dir zu leben. Sorge indeſſen nur, daß ich wenigſtens nicht die Wochen einbüße.

Die Schwierigkeiten beim Wallenſtein begreife ich recht wohl, aber ich hoffe, daß Du ſie überwinden wirſt. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn man den Punkt recht in's Auge gefaßt hat, auf den man die meiſte Sorgfalt zu verwenden hat.

Burgsdorf iſt fort. Er hat mir in der letzten Zeit weniger gefallen. Es iſt etwas Weichliches in ſeiner Natur, das ich nicht liebe. An eigene Thätigkeit iſt bei ihm gar nicht zu denken, und ſelbſt in ſeinem Genuſſe iſt zu wenig Energie. Er verhält ſich bloß leidend, iſt in eine gewiſſe Andacht bei Kunſtwerken verloren, ohne ſich nur einigermaßen von dem Eindrucke Rechenſchaft geben zu wollen. Ein gewiſſer Inſtinct leitet ihn zwar, das Beſſere zu unterſcheiden, und dies nimmt für ihn ein; aber man erwartet doch auch, daß ſeine eigene Kraft ſich am Anſchauen der fremden entzünde.

Alexander Humboldt iſt mir ehrwürdig durch den Eifer und Geiſt, mit dem er ſein Fach betreibt. Für den Umgang iſt Wilhelm genießbarer, weil er mehr Ruhe und Gutmüthigkeit hat. Alexander hat etwas Haſtiges und Bitteres, das man bei Männern von großer Thätigkeit häufig findet. Wilhelm iſt mir ſehr lieb geworden, und ich habe mit ihm viele Berührungspunkte.

Warum kann ich mit Dir und ihm nicht einmal etliche Monate wenigſtens zuſammenleben?

K.

Dresden, 30. Juli 1797.

Stoff zu Balladen müßte, dächt' ich, in der Bibliothek der Romane zu finden ſein. Auch in der Geſchichte der Kreuzzüge iſt wohl manches brauchbar, als etwa die Abenteuer des Königs von England, Richard Löwenherz. Aber freilich ſo etwas Ausgeſuchtes, als der Stoff vom Taucher, iſt mir noch nicht eingefallen. Ohne eine kleine Doſis von Liebe behält die Ballade leicht etwas Trockenes, das durch alles poetiſche Talent ſich nicht überwinden läßt. Nur muß die Liebe, däucht mich, im Hintergrunde bleiben, und mehr als ihren Wirkungen geahnet werden: ſowie eben im Taucher und in Göthes König von Thule, einem großen Lieblinge von mir. Große Naturſcenen ſind ſehr paſſend für die Ballade, und alles Reinmenſchliche. Aber moderne Cultur und conventionelle Verhältniſſe ſind nicht zu brauchen. Die Begebenheit ſoll durch ein poetiſches Denkmal verewigt werden: dazu gehört eine volksmäßige Behandlung, die aber freilich von einem pöbelhaften Ton ſehr verſchieden iſt.

Das Volk, von dem hier die Rede iſt — Menſchen von Herz und Phantaſie, aber ohne ausgebreitete Kenntniſſe und verfeinerte Ausbildung — ſoll die Stimme eines höheren Weſens — nicht Seinesgleichen — zu ver-

nehmen glauben; aber dieſe Stimme muß ihm durchaus verſtändlich ſein. Durch die Pracht des Rhythmus und den Wohlklang der Sprache wird die unverdorbene Menſchennatur ergriffen und in eine feſtliche Stimmung verſetzt. Nun iſt ſie empfänglich für höhere Gefühle und für jedes Bild der Phantaſie, wozu die Beſtandtheile in ihrer Sphäre liegen. Jede Erinnerung an ihre Beſchränkung würde dieſen Zuſtand der Begeiſterung zerſtören; daher die ſchädliche Wirkung einer jeden Idee, die eine beſondere Art von Kenntniſſen vorausſetzt.

Ich habe jetzt wieder bei dieſer Gelegenheit einige Bürgerſche Balladen geleſen. Die Darſtellung iſt lebendig, Sprache und Versbau oft trefflich, aber der Ton iſt nicht gehalten. Das Subjective muß in der Ballade, wie im Epos überhaupt von höherer Natur ſein, nämlich von der allgemeinen Natur des Dichters, ohne die Perſönlichkeit des beſonderen Dichters. Im Drama dürfen wir zwar nicht an den Dichter erinnert werden; aber auch hier wollen wir nicht das Object ſelbſt ſehen, ſondern wie es in einer Dichterſeele ſich ſpiegelt. Im lyriſchen Gedicht dagegen erſcheint die beſondere Natur des Sprechenden mit möglichſtem Reichthume an Individualität, doch immer im idealiſchen Zuſtande.

Was von den Liedern fertig iſt, ſchicke mir ja gleich. Bisher haſt Du's immer dem Muſiker nicht leicht gemacht, und es iſt manches in Dein Gedicht eingefloſſen, was beſſer geleſen, als geſungen werden kann.

Humboldts ſind fort und grüßen herzlich. Sie

ſchienen ungern von Dresden wegzugehen. Mit ihm lebt ſich's ſehr gut. Sein immer gleicher Humor iſt köſtlich für den Umgang, und faſt in allen Fächern geiſtiger Thätigkeit kann man bei ihm auf Sinn und Theilnehmung rechnen.

K.

Jena, 6. Auguſt 1797.

Die drückende Hitze in der vorigen Woche hat mich ſo ſehr angegriffen, und vielleicht hat auch eine Erkältung dazu beigetragen, daß ich mich in den letzten acht Tagen recht übel befand, Fieber ſpürte und eine ernſtliche Krankheit befürchtete. Heute iſt der erſte Tag, wo ich mich wieder etwas leidlicher befinde, obgleich ich mich noch an Geiſt und Körper ermattet fühle.

Es hat mich erfreut zu hören, daß Du Dir im Umgang mit Humboldt ſo wohl gefallen haſt. Zum Umgang iſt er auch recht eigentlich qualificirt: er hat ein ſeltenes reines Intereſſe an der Sache, weckt jede ſchlummernde Idee, nöthigt einen zur ſchärfſten Beſtimmtheit, verwahrt dabei vor der Einſeitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, um ſich deutlich zu machen, durch die ſeltene Geſchicklichkeit, die Gedanken des andern aufzufaſſen und zu prüfen. — So wohlthätig er aber auch für jeden iſt, der einen gewiſſen Gedankenreichthum mitzutheilen hat: ſo wohlthätig, ja ſo höchſt nothwendig iſt es auch für ihn, von außen in's Spiel geſetzt zu wer-

den, und zu der ſcharfen Schneide ſeiner intellectuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen; denn er kann nie bilden, immer nur ſcheiden und combiniren. Ich fürchte, die Anſtalten die er macht, um ſich der neuen Weltmaſſe, die ihn in Italien erwartet, zu bemächtigen, werden ihn um die eigentlichſte und höchſte Wirkung bringen, die Italien auf ihn machen ſollte. Er verſteht ſich jetzt ſchon im Voraus mit Zwecken, die er dort verfolgen, mit Sehorganen, durch die er jene Welt betrachten will: und ſo wird er machen, daß er auch nur darin findet, was er mitbringt; und über dem ängſtlichen Beſtreben, viele einzelne Reſultate mit nach Hauſe zu bringen, wird er, fürchte ich, dem Ganzen nicht Zeit und Raum laſſen, ſich als ein Ganzes in ſeine Phantaſie einzuprägen. — Italien könnte ihm ſehr nützlich werden, wenn es ſeiner Einbildungskraft, die von ſeinem Verſtande wie gefangen gehalten wird, einen gewiſſen Schwung geben, eine gewiſſe Stärke verſchaffen könnte. Dazu gehörte aber, daß er nicht hineinzöge, wie ein Eroberer, mit ſo vielen Maſchinen und Geräthſchaften, um es für ſeinen Verſtand in Beſitz zu nehmen. Es fehlt ihm zu ſehr an einer ruhigen und anſpruchloſen Empfänglichkeit, die ſich dem Gegenſtande hingiebt; er iſt gleich zu activ und bringt mir zu unruhig auf beſtimmte Reſultate. Doch Du kennſt ihn genug und wirſt wahrſcheinlich hierin meiner Meinung ſein.

Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz aller ſeiner Talente und ſeiner raſt-

loſen Thätigkeit wird er in ſeiner Wiſſenſchaft nie etwas Großes leiſten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Intereſſe abmerken — und wie ſonderbar es auch klingen mag, ſo finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenſtande, den er behandelt, das ſchlimmſte Uebel iſt. Es iſt der nackte, ſchneidende Verſtand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich iſt, ſchamlos ausgemeſſen haben will, und, mit einer Frechheit die ich nicht begreife, ſeine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe ſind, zu ihrem Maßſtabe macht. Kurz, mir ſcheint er für ſeinen Gegenſtand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beſchränkter Verſtandesmenſch zu ſein. Er hat keine Einbildungskraft; und ſo fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigſte Vermögen zu ſeiner Wiſſenſchaft — denn die Natur muß angeſchaut und empfunden werden, in ihren einzelnſten Erſcheinungen, wie in ihren höchſten Geſetzen.

Alexander imponirt ſehr vielen, und gewinnt in Vergleichung mit ſeinem Bruder meiſtens, weil er ſich geltend machen kann. Aber ich kann ſie, dem abſoluten Werthe nach, gar nicht miteinander vergleichen: ſo viel achtungswürdiger iſt mir Wilhelm.

Dein Urtheil über Burgsdorf möchte wohl ſehr gegründet ſein. Ich habe ihn zu ſelten und mit zu wenig Intereſſe geſehen, als daß ich eine Forderung an ihn hätte machen können; indeſſen fand ich ihn, beſonders in

der letzten Zeit immer ohnmächtig und, wie die schwächlichen Naturen, eigensinnig.

Goethe ist seit acht Tagen weg; ich habe noch keine Nachricht von ihm.

Meine Arbeiten sind in den letzten vierzehn Tagen, wie Du leicht denken kannst, liegen geblieben, was mir meinen Zustand doppelt unerträglich machte; auch jetzt habe ich weder Stimmung noch Kraft zu irgend einer productiven Thätigkeit. Einige Lieder, welche ich durch Zelter habe setzen lassen, will ich Dir mit dem nächsten Postage schicken. Auch das Reiterlied wird er setzen; es hat ihn sehr gerührt.

S.

Dresden, 25. August 1797.

Dein Urtheil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng. Sein Buch über die Nerven habe ich zwar nicht gelesen, und kenne ihn fast nur aus dem Gespräch — aber gesetzt, daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die Natur zu empfinden, so kann er doch, däucht mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben alles zu messen und zu anatomiren, gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese giebt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf alles anwendet, was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten

Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypotheſen, die ſeinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt. Daß die Empfänglichkeit ſeiner Thätigkeit nicht das Gleichgewicht hält, will ich wohl glauben. Menſchen dieſer Art ſind immer in ihrem Wirkungskreiſe zu beſchäftigt, als daß ſie von dem, was außerhalb vorgeht, große Notiz nehmen ſollten. Dies giebt ihnen das Anſehen von Härte und Herzloſigkeit. — Wilhelm Humboldt hat mir aus Wien geſchrieben. Noch gefällt's ihm ganz wohl, aber bald wird ihm doch gewiß die Leerheit zu läſtig werden. Was ſagſt Du zu ſeinen Aufſätzen über Charakter? Ich habe ſehr gute Ideen darin gefunden, aber noch will ſich kein klares Reſultat finden. Er kämpft wacker mit ſeinem Stoffe, aber Klarheit entſteht nur im Momente des Siegs, und zeither zeigte er ſich immer noch während des Kampfs.

Ich leſe jetzt den Euripides, der mir noch ſehr fremd war. Gegen den Sophokles finde ich einen großen Abſtand. Im Oreſt hat der Mordanſchlag auf die Helena etwas Empörendes. Die Reden ſind weitläufig und voll Wiederholungen. Im Hippolytus habe ich viel Feinheit und Kraft in der Darſtellung von Phädra's Leidenſchaft gefunden. — Voß's Bearbeitung von Virgils Eklogen iſt ein intereſſantes Product. Im Commentar hätte er ſich aber wohl noch kürzer faſſen können. Er kramt zuweilen unnütze Gelehrſamkeit aus, faſt wie Böttiger.

K.

Jena, 15. September 1797.

Heute nur zwei Worte, lieber Körner, um Dir wieder ein Lebenszeichen zu geben. Seit meinem letzten Briefe an Dich habe ich mich noch recht übel befunden und glaubte ernſtlich krank zu werden, bis mich ein Vomitiv wieder erleichterte. Aber von einem ſtarken Katarrh, der mich ſehr angriff, habe ich noch immer einen üblen Huſten übrig, der mich bei dem öfteren Wechſel von kalter und warmer Witterung in die Stube bannt. Meine Arbeiten haben beinahe ſechs Wochen ganz geſtockt; alle Stimmung war weg, weil mir der Kopf ſo angegriffen war. Jetzt, da dieſer wieder frei iſt, finde ich ſo viel Verſäumtes einzuholen, und die Beſorgung des Almanachs, der hier gedruckt wird, macht mir auch ſo viel zu thun, daß ich mich kaum beſinnen kann.

In ſpäteſtens zehn Tagen hoffe ich Dir den gedruckten Almanach zu ſchicken, wo Du noch mancherlei von mir, und von Goethe ſehr viel Schönes finden wirſt. Meine mir vorgeſetzten Lieder kann ich erſt nächſtes Jahr liefern, diesmal hat meine Unpäßlichkeit die Ausführung unmöglich gemacht.

Humboldt ſchreibt mir, daß es ihm in Wien nicht ſehr gefalle, daß er es Anfang Octobers gewiß verlaſſen werde, aber die italieniſche Reiſe ſo gut als aufgegeben habe. Er habe aber große Luſt, gleich im nächſten Monat nach — Paris zu gehen.

Goethe ſchreibt mir fleißig, und ſeine gehaltvollen

geiſtreichen Briefe, die ich Dir auch einmal mittheilen will, laſſen mich ſeinen ganzen Gang begleiten und geben mir vielen Stoff zum Denken. Er war acht Tage in Stuttgart, wo er ſich ſehr wohl gefiel. Jetzt wird er in Zürich bei Meier ſein. Wie es mit der italieniſchen Reiſe ſein wird, weiß ich noch nicht, und er möchte es wohl ſelbſt noch nicht wiſſen.

S.

Dresden, 27. September 1797.

Mit jedem Poſttage warte ich jetzt auf Bogen vom Almanach. Eine Ballade, die Kraniche des Ibykus, habe ich kürzlich durch Rackenitz bekommen. Ich wollte faſt mehr auf Dich, als auf Goethe rathen. Deine Manier finde ich beſonders in der Beſchreibung des tragiſchen Chors. Dagegen iſt die Verſification mehr Goethe, als Dir ähnlich. Die Darſtellung iſt köſtlich, und einzelne Stellen machen große Wirkung; aber das Ganze hat etwas Trocknes, ungefähr wie der Ring des Polykrates. Die Einheit iſt hier wieder ein abſtracter Begriff: die Rache des Schickſals, wie dort der Nemeſis. Solche Begriffe ſchaden der dramatiſchen Darſtellung nicht; weil die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf der handelnden und leidenden menſchlichen Natur haftet, und die unſinnliche Idee gleichſam nur im Hintergrunde ſteht. Aber im erzählenden Gedicht darf das Unſinnliche, däucht mich, nicht

herrſchen. Der eigentliche Stoff der Ballade iſt wohl höhere menſchliche Natur in Handlung.

Das Begeiſternde in einer menſchlichen Begebenheit wird aufgefaßt und gleichſam in einem dichteriſchen Monument verewigt. Das Ziel iſt entweder Sieg nach einem ſchweren Kampfe, oder eine heldenmäßige Reſignation bei dem Uebergewicht der äußeren Kraft.

Herrmann und Dorothea habe ich nun ganz geleſen, aber noch nicht ſtudirt. Der Ton iſt durchaus glücklich gehalten, und der höhere Schwung vor dem Schluſſe thut treffliche Wirkung. Das ganze Product gehört unſtreitig unter Goethes Werke vom erſten Range. Aber faſt iſt es von zu hohem äſthetiſchen Werthe, um nach Verdienſt aufgenommen zu werden. Der größte Theil des Publicums klebt immer am Stoffe, und hier ſind die herrſchenden politiſchen Parteien einigermaßen intereſſirt; daher erwarte ich die ſeltſamſten Urtheile im Lob und Tadel. — Ob wohl Humboldt noch nach Paris geht? Indeſſen, wenn er einmal dort iſt, wird er wohl nicht viel wagen. In Paris ſcheint die Pluralität offenbar für die jetzt herrſchende Partei zu ſein; alſo hat man faſt gar nichts von künftigen Unruhen zu fürchten.

Bei mir iſt dieſen Sommer nichts fertig geworden. Ich hatte mir philoſophiſche Arbeit vorgenommen, aber die Nothwendigkeit, meine Kinder ſelbſt zu unterrichten, hat mich ſehr zerſtreut. Ich habe über Erziehung manches geleſen und gedacht, und bin zuletzt aus pädagogiſchem Bedürfniß auf das Studium der Natur gefallen,

das bei mir ſeit mehreren Jahren in den Winkel geſtellt war. Jetzt fange ich ihm wieder an Geſchmack abzugewinnen. Ueberhaupt bin ich ſelbſt vorwärts gekommen, wenn ich auch nichts außer mir hervorgebracht habe.

Hoffentlich biſt Du wieder geſunder.

K.

Jena, 2. October 1797.

Hier endlich der Muſenalmanach; ich wünſche, daß er Euch Freude machte. Die Muſik kommt über acht Tage nach.

Mit meiner Geſundheit geht es jetzt wieder beſſer, obgleich nach Abzug des Huſtens die Krämpfe und die Schlafloſigkeit mich wieder ſtärker plagen.

Ich habe lange keine Nachricht von Euch. Schreib' mir doch, wie es ſteht. Goethe iſt jetzt in der Schweiz bei Meier. Wohin ſich Humboldt wird gewendet haben, weiß ich nicht. In ſeinem letzten Briefe, vor etwa drei Wochen, ſchrieb er mir, daß er mit den erſten Tagen des October Wien verlaſſen und vielleicht nach Paris gehen würde. Sollte er Dir neuerlich geſchrieben und eine andere Adreſſe als die nach Wien gegeben haben, ſo ſchreib' mir's doch; ich weiß nicht, wo ich ihn finden kann, und möchte es gern vermeiden, meine Briefe und Pakete über Wien an ihn gelangen zu laſſen, da man vor dem Erbrechen der Briefe nicht ſicher iſt.

Ich mache mich jetzt wieder an den Wallenſtein,

werde aber wohl einige Zeit brauchen, mich wieder damit zu familiariſiren. Die Krankheit und dann der Almanach haben mir eine große Diverſion gemacht.

S.

Soeben erhalte ich Deinen Brief. Es überraſchte mich, daß Du den Ibykus durch Rackenitz eher, als durch mich erhalten mußteſt. Es iſt dies eine Indiscretion von Böttiger, dem ich den Ibykus vor dem Abdruck communicirte, um gewiß zu wiſſen, daß ich nicht gegen altgriechiſches Coſtüm verſtoßen. —

Die Trockenheit, die Du an dieſer Ballade und auch am Polykrates bemerkſt, mag von dem Gegenſtand wohl kaum zu trennen ſein; weil die Perſonen darin nur um der Idee willen da ſind und ſich als Individuen derſelben ſubordiniren. Es fragte ſich alſo nur, ob es erlaubt iſt, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen; denn ein größeres Leben möchten ſie ſchwerlich vertragen, wenn die Wirkung des Ueberſinnlichen nicht verlieren ſoll.

Ich habe von der Ballade keinen ſo hohen Begriff, daß die Poeſie nicht auch als bloßes Mittel dabei ſtatthaben dürfte.

Dresden, 8. October 1797.

Nur ein Paar Worte vorläufig über den erſten Eindruck des Almanachs. Unter Deinen Gedichten, die ich

noch nicht kannte, iſt mein Liebling der Gang nach dem Eiſenhammer. Unter den Goetheſchen finde ich am meiſten Geſchmack an dem neuen Pauſias. Die Braut von Korinth iſt von großem Werthe, hat aber eine gewiſſe Dunkelheit, die vielleicht abſichtlich iſt, aber bei mir die Wirkung ſtört. Unter Deinen kleineren Gedichten lieb' ich beſonders das Geheimniß und die Worte des Glaubens.

Mich wundert, daß Du die Ballade geringzuſchätzen ſcheinſt, und das um ſo mehr, da Dir meines Erachtens dieſe Gattung vorzüglich gelingt. Was ſie von dem ſogenannten epiſchen Gedicht unterſcheidet, iſt, däucht mich, nur der kleinere Umfang. Ich muß etwas weiter ausholen, um mich hierüber zu erklären. — Das Weſen eines ſelbſtſtändigen Gedichts beſteht, däucht mich, in der höheren Natur des Dichters, die ſich an irgend einem Stoffe verſinnlicht. Hier gilt nur ſubjectiver Werth; das Object ſoll nie um ſeiner Selbſt willen dargeſtellt werden. Aber der ſubjective Werth ſoll *erſcheinen*; und dies geſchieht entweder in einem Zuſtande der Betrachtung oder Empfindung — lyriſches Gedicht — oder in einer Schöpfung (*ποίησις*) — epiſches und dramatiſches Gedicht. — Hier erkennt man den Schöpfer aus ſeinem Werke, wenn er die ganze Fülle ſeiner Kraft darin verherrlichte: es mag nun die Welt, in der er lebt und herrſcht, von größerem oder kleinerem Umfange ſein. Auch eine einzelne Begebenheit kann einen Stoff enthalten, der die *Liebe* des Dichters entzündet. Daher das innige Band zwiſchen Subject

und Object, das Eindringen in das Mark des Stoffes — kurz, der Geiſt in der Behandlung.

Von ganz anderer Art iſt die Geſchicklichkeit, mit der die äußere Form der Poeſie zu einem fremdartigen Zwecke gebraucht wird. Dahin gehört die Fabel, das Lehrgedicht, die Beſchreibung, die Epiſtel, die Erzählung. Zu ſolchen Erzählungen würde ich den Handſchuh nicht rechnen. Er iſt ein ſelbſtſtändiges poetiſches Gemälde — theils Thierſtück, theils Ritterſtück. Dagegen giebt es Geſchichten, die an ſich ſelbſt durch einen überraſchenden Ausgang, durch irgend eine ſeltene Erſcheinung, durch rührende oder lächerliche Contraſte, die Aufmerkſamkeit anziehen. Hier kommt es darauf an, den Stoff rein, klar und vollſtändig zu geben und in der Erzählung einen paſſenden Ton zu wählen, und dieſen durchaus feſtzuhalten.

Licht und Wärme — Breite und Tiefe — rechne ich mehr zu den Lehrgedichten — die Worte des Glaubens zu den lyriſchen Gedichten der Betrachtung. Daß Du den Schluß des Handſchuhs geändert haſt, iſt, däucht mich, ein Gewinn, theils wegen des Rittercoſtüms, theils weil dadurch die letzte Zeile mehr gehoben wird. — Der Fröhner ſtatt des Philiſters iſt zwar edler und dem Sprachgebrauch angemeſſener; aber das Wort Fröhner ſagt nicht alles, was man ſich nach Leſung der Reime bei Philiſter denkt. Es iſt ſchade, daß wir kein gleichbedeutendes Wort haben. — Von den anderen Gedichten nächſtens. — Schlegel ſcheint nicht wei-

ter gekommen zu ſein. — Von Humboldts weiß ich nichts weiter, als daß ſie mit Anfang des October von Wien abreiſen wollten. Eine andere Adreſſe hat er mir noch nicht gegeben.

K.

Jena. 20. October 1797.

Nur ein Paar Worte zur Begleitung dieſes Pakets. Es freut mich ſehr, daß Du mit meinen Sachen im Almanach ſoweit zufrieden biſt. Der Gang nach dem Eiſenhammer iſt für mich ein neues Genre geweſen, an das ich mich nicht ohne Furcht wagte; ich bin nun neugierig, was die zwei anderen aus meinem kritiſchen Kleeblatt, Goethe und Humboldt, dazu meinen werden.

Du thuſt Schlegel, meines Bedünkens, doch zu viel, wenn Du ſeine Gedichte im Almanach auf gleichen Fuß behandelſt; — in den Stanzen über Romeo und Julie hat er ſich wirklich übertroffen: ſie haben einen ächten Schwung und zeigen ein Gefühl, das ich ihm nimmer zugetraut hätte — wenn er ſie nur nicht irgend geſtohlen hat.

Auch die entführten Götter haben viel Gutes. Seinen Prometheus und Arion gebe ich Dir preis.

Was ſagſt Du zu meinen neuen Leuten: Schmidt, K., A. und F.? Es wäre mir gar angenehm, und auch Goethe, dem ich's mittheilen würde, wenn Du den Al-

manach, ungefähr ebenso wie voriges Jahr, kritisch durchlaufen wolltest. Unter den Melodien, die ich hier mitschicke, mußt Du das Reiterlied tiefer spielen, als es gesetzt ist, wie Du sehen wirst. Es war eine sonderbare Idee vom Musicus, die Cuirassire so hoch singen zu lassen, als kaum eine Weiberstimme hinaufreicht. Sonst aber hat die Melodie mir wohlgefallen. Wenn Du die Deinige ein wenig anders aufschreiben lassen und mir schicken wolltest, wäre mir's lieb. In der Abschrift, die Du mir geschickt, sind die Melodien zu den einzelnen Strophen ein wenig durcheinander geworfen, und der Spieler und Sänger verwirrt sich beim Suchen.

Auch Zelter hat das Reiterlied gesetzt, und man sagt, es sei ihm besonders gut gerathen. Ich habe es aber noch nicht erhalten.

S.

Dresden, 7. November 1797.

Du hast lange nichts von mir gesehen, weil ich Dir einen ausführlichen Brief über den Almanach schreiben wollte, und vor einer pressenden Actenarbeit, die mich noch jetzt beschäftigt, nicht dazu kommen konnte. Also nur für jetzt ein Lebenszeichen.

Unter den Compositionen ist mir die Zelterſche von Goethes indischer Legende die liebste. Zumsteegs Arbeiten zeigen von Talent, sind aber manchmal etwas gesucht. Meine Composition des Reiterliedes schicke ich Dir hier

in einer anderen Form, ſo daß jeder Vers beſonders geſchrieben iſt.

Göſchen war hier und erzählte mir ſehr vergnügt, daß er auf einen Antrag wegen des Carlos von Dir eine freundliche Antwort erhalten hätte.

Du ſagteſt mir einmal von einem kleinen epiſchen Gedichte. Wäre dies nichts für Göſchen, wenn Du mit dem Wallenſtein fertig wäreſt? — Es wird mir ſchwer, Dich nicht um die fertigen Stücke vom Wallenſtein zu plagen; doch muß ich nachgeben, wenn Du noch feſt bei Deinem Vorſatze bleibſt.

K.

Jena, 20. November 1797.

Dieſen Mittag überraſchte mich Goethe, der mit Meyer aus der Schweiz wieder zurück iſt.

Von G. ſagte mir Meyer, er habe für ganz gewiß von ſeinen römiſchen Bekannten erfahren, G. habe ein Engagement mit einem hübſchen römiſchen Mädchen, von gemeiner Herkunft und nicht der beſten Conduite; und ſoll ſie wirklich geheirathet haben. Er erzählte mir ſo viel Particularitäten davon, daß ich kaum daran zweifeln kann. Den Eltern und einer Schweſter von ihr, mit der er auch anfangs gelebt, bezahle er eine Penſion. Das Mädchen ſoll aus der Connaiſſance der jungen Künſtler ſein, und, ich glaube, auch zum Modelle gedient haben. Suche nun dieſer Nachricht auf die Spur zu

kommen. G. dauerte mich sehr; denn das Mädchen soll auch erschrecklich stehlen und gar liederlich sein. Er wäre fürchterlich düpirt. — Humboldt hat mir vor etwa drei Wochen aus München geschrieben, daß er direct nach Basel gehe und dort seinen weiteren Entschluß, die pariser Reise betreffend, fassen würde.

Goethe hat seine Reise recht gut zugeschlagen; so auch Meyer, der viel gesunder zurückgekommen ist.

Ich habe in diesem Monat durch Nichtschlafen wieder viele Zeit verloren; welches mir doppelt leid war, weil ich mit dem Wallenstein recht im Train war. Es ist nun entschieden, daß ich ihn in Jamben mache; ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können, es ist unmöglich, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Alles was ich schon gemacht muß anders werden, und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen, und ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen. Lebewohl für heute und schicke bald Deinen kritischen Brief über den Almanach.

S.

Dresden, 1. December 1797.

Viel Glück zu Goethes Zurückkunft. Sie wird Dir große Freude gemacht haben. Ich bin indessen durch G.s Ankunft überrascht worden. Sein letzter Brief war vom 2. September aus Genua, wo er von einer baldigen Rückreise schrieb. Seit der Zeit hatte ich nichts von

ihm erfahren. Von dem was Dir Meyer von ihm erzählt hat, hatte ich auch einiges durch die dritte Hand erfahren. Indeſſen ſcheint die Sache eine gute Wendung genommen zu haben. An die Heirath glaube ich nicht; aber ſo viel habe ich erfahren, daß er das Mädchen von Rom bis nach der Schweiz mitgenommen hat. Mit ihm ſelbſt habe ich nicht darüber geſprochen, werde ihn auch nie ausfragen. Indeſſen habe ich Spuren genug, um mir die Geſchichte ſo zuſammenzuſetzen, daß er das Mädchen jetzt in der Schweiz gelaſſen hat, um ihr die nöthige Erziehung zu geben. Mag er doch immer den Plan haben, ſie künftig zu ſich zu nehmen; ich wette, daß dies nicht geſchieht. Sinnlichkeit hat ihn gefeſſelt, durch Briefe wird ſie ihn ſchwerlich feſthalten; alſo iſt durch die Entfernung ſchon viel gewonnen. Dann iſt er ſehr abhängig von der Meinung Anderer, wenn ihn die Leidenſchaft nicht augenblicklich überwältigt. Godeau, ein Schweizer, den Goethe kennt, und der mit G. in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſteht, hat wahrſcheinlich dieſen Kunſtgriff gebraucht. Vielleicht wird auch dem Mädchen in der Schweiz die Zeit lang, ſie macht irgend einen dummen Streich, läßt ſich von einem andern, der ihr beſſer gefällt, entführen und G. kommt mit einiger Geldeinbuße davon. Ich habe, wie ich von der Sache hörte, ihm bloß einen Brief nach Genua geſchrieben, worin ich ihm unſer Beiſammenſein und unſere gemeinſchaftlichen Thätigkeiten und Genüſſe mit ſoviel Wärme als möglich ſchilderte, ohne ein Wort von ſeinen Verhältniſſen zu erwähnen. Hier ſuche

ich ihn immer in Athem zu erhalten, und auf das zu richten, worin er mit einigem Erfolg thätig sein kann. Er hat hübsche Kunstsachen mitgebracht und erwartet noch einige Transporte. Diesen Winter bleibt er gewiß hier, und will auf den Sommer nach Schlesin reisen.

Daß ich wegen der Jamben recht behalte, freut mich. Ich habe manchmal mit Humboldt darüber gestritten. Nach meiner Ueberzeugung gehört eine gewisse rhythmische Pracht zu der Würde eines solchen Gedichts.

K.

Dresden, 25. December 1797.

Du hast in langer Zeit kein Lebenszeichen von Dir gegeben. Hoffentlich bist Du indessen im Wallenstein vorwärts gekommen. Ich habe Acten gelesen, und fange nun erst einmal an, wieder frei Athem zu holen. Es that mir sehr wohl, grade jetzt wieder den Musenalmanach zur Hand zu nehmen. Er war mir ganz neu geworden.

Den neuen Pausias genieße ich am besten, wenn ich mir ein Gemälde dazu denke, auf dem das Blumenmädchen mit ihrem Geliebten dargestellt ist, sowie der Dichter die Gruppe in den sechs ersten Distichen schildert. Mit diesem Kunstwerk wetteifert das Gedicht. Der Dichter kennt seinen Vortheil und eilt über das sichtbare Bild hinweg in die Sphäre der Ideen, Gefühle und Erinnerungen. Aber die Vergangenheit soll uns nur ein

lebendigeres und vollſtändigeres Bild von der Gegenwart geben. Die Erzählung ſelbſt, nicht das Erzählte allein, iſt ein Gegenſtand der Darſtellung. Und hier verehre ich beſonders die Kunſt, mit der die Erzählung unter beide Perſonen vertheilt iſt. Jedes ſcheint ſich nur die Züge auszuwählen, die ihm die wichtigſten ſind. Contraſt und Harmonie ſtehen im ſchönſten Ebenmaße, und aus ihrer Vereinigung geht ein Ganzes hervor, deſſen Theile ſich von ſelbſt ineinanderzufügen ſcheinen. Man vergißt Künſtler und Kunſt, und weidet ſich an einem Producte der edleren menſchlichen Natur.

Der Traum ſcheint von Fräulein Imhof zu ſein. Er iſt gefällig erzählt, und in der Verſification iſt — kleine Nachläſſigkeiten ausgenommen — viel Wohlklang. Aber der Schluß hat etwas Mattes.

Ueber den Ring des Polykrates und Deine andern Balladen hab ich Dir ſchon geſchrieben. Im Ring des Polykrates finde ich beſonders einen gewiſſen Rhythmus in den Verhältniſſen der kleineren Abſchnitte, die aus mehreren Strophen beſtehen, welcher für die muſikaliſche Wirkung nicht gleichgültig iſt.

Das Gedicht: Sängers Einſamkeit zeigt Talent und Empfindung. Nur wird man zu ſehr an einige Lieder des Harfners im Meiſter erinnert, und dieſe Vergleichung hält es nicht aus.

Im Zauberlehrling iſt die Versart beſonders glücklich gewählt, und die Zauberworte haben eine eigene drollige Feierlichkeit.

Der Feenreigen entſchädigt durch den Wohlklang der Verſe nicht für die Armuth an Ideen und Phantaſie. Die Stelle: Sei manches entzückender ꝛc. ſcheint mir zu dem Uebrigen gar nicht zu paſſen.

Das Sonett iſt als ein muſikaliſches Ganzes zu ſchätzen, aber als Gedicht iſt es zu dürftig.*) —

Eben erhalte ich Deinen Brief und breche hier ab, um Dir noch heute zu antworten.

Iſt Deine Krankheit nicht vielleicht Folge einer Erkältung? Die Humboldt ſagte mir, Du ſchliefeſt angezogen auf dem Sopha. Dies kann Dir ſchwerlich bekommen. Lege Dich wenigſtens ausgezogen in's Bette, und ſetze ein Licht, das ſich ſelbſt auslöſcht, wenn es heruntergebrannt iſt, neben Dich: ſo kannſt Du leſen bis Du einſchläfſt, und hinderſt die nächtliche Transſpiration nicht.

Könnteſt Du mir etwas vom Wallenſtein ſchicken, ſo wird mir's große Freude machen.

Auf Goethes Fauſt freue ich mich ſehr. Ich habe ihn immer um Mittheilung der ungedruckten Fragmente bitten wollen, aber es nicht gewagt.

Humboldt hat an Geßler aus Paris geſchrieben. Er iſt wohl, ſchreibt aber, daß der dortigen Freiheit zu Ehren alle Briefe an Fremde aufgemacht werden.

Ich habe einen geſcheidten jungen Mann an einem

*) Die Fortſetzung der Bemerkungen über den Muſenalmanach wird nach dem Schluß des Jahrgangs 1798 mitgetheilt.

gewiſſen von Hardenberg kennen lernen, der auch bei Dir in Jena geweſen iſt.

K.

Jena, 25. December 1797.

Ich bin zu Anfang dieſer vorigen Woche mit einem ſtarken Erbrechen und Durchfall befallen worden, und fürchtete ernſtlich krank zu werden. Der Zufall iſt aber glücklich vorübergegangen. Es iſt, wie ich höre, ein epidemiſches Uebel in unſeren Gegenden und hat alſo mit meiner übrigen Krankheit, wie es ſcheint, nichts zu thun. Indeſſen hat mir der Anfall den Kopf für die ganze Woche verdorben, und einen Stillſtand in meiner Thätigkeit verurſacht, die ohnehin ſo oft unterbrochen wird. Gott gebe nur, daß ich wenigſtens im nächſten Jahre mit dem Wallenſtein fertig werde. Hätte ich drei geſunde Monate, ſo ſollte er vollendet ſein, aber meine Unpäßlichkeit, beſonders die Schlafloſigkeiten nehmen mir immer den dritten Tag, und rauben meiner Arbeit die Suite, die ſo höchſt nöthig iſt, um in einer Gleichförmigkeit der Stimmung zu bleiben.

Ich habe lange nichts von Euch gehört. Schreib' mir doch bald wieder. Meine Kinder und Lottchen ſind wohl.

Von Humboldt habe ich ſeit acht Wochen wieder keine Zeile. Wenn er nicht in Paris iſt, ſo weiß ich nicht, wie ich ihm das lange Schweigen, das mich über

sein Schicksal und seinen Aufenthalt so ungewiß läßt, vergeben soll.

Goethe erwarte ich in acht Tagen hier, wo er eine Zeitlang bleiben, und wahrscheinlich den Faust vollenden wird.

Es wird mir auch schwer werden, Dir von dem Wallenstein nichts zu zeigen, bevor er fertig ist, besonders da ich vor dem Julius schwerlich hoffen kann, ihn zu endigen. Vielleicht sende ich Dir die zwei ersten Acte und etwas von dem dritten, wenn ich damit in Ordnung bin. Denn diese erste Hälfte, welche fast ganz nur Exposition ist, bildet insofern ein eigenes Ganze. Das übrige ist bloß die Entwickelung dessen, was hier gegeben ist.

S.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10404/011

1798.

Jena, 8. Januar 1798.

Nur ein Paar Zeilen für heute, um Dich wegen meiner Gesundheit außer Sorge zu setzen. Ich befinde mich wieder recht wohl, bin in guter Stimmung zum Arbeiten, und es geht mir von der Hand. Auch die übrige Familie ist wohlauf und grüßt Euch herzlich.

Humboldt hat mir einen großen Brief aus Paris geschrieben, den ich Dir schicken werde, sobald ich ihn beantwortet.

In acht Tagen erwarte ich Goethe hier, und mit ihm eine wichtige Epoche für mein Geschäft; denn ich werde ihm den Wallenstein vorlesen, soweit er fertig ist. Ich bin voll Erwartung, obgleich ich, im Ganzen genommen, des Eindrucks auf eine gebildete Natur mich ziemlich gewiß halte; denn ich kann nicht leugnen, daß ich mit meiner Arbeit sehr wohl zufrieden bin und mich manchmal darüber wundre. Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen, und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die

kraftvolle Ruhe, die beherrſchte Kraft wird auch Deinen Beifall erhalten. Aber freilich iſt es keine griechiſche Tragödie, und kann keine ſein; wie überhaupt das Zeitalter, wenn ich auch eine daraus hätte machen können, es mir nicht gedankt hätte. Es iſt ein zu reicher Gegenſtand geworden, ein kleines Univerſum, und die Expoſition hat mich erſtaunlich in die Breite getrieben. Obgleich zum zweiten Act noch einige Scenen fehlen, und von den folgenden Acten noch gar nichts in Ordnung gebracht iſt, ſo kann ich Goethe doch viermal ſo viel, als der Prolog beträgt, vorleſen; du kannſt daraus abnehmen, wie reich mein Stoff ausgefallen — denn an der Schreibart, die ſehr concis iſt, liegt es nicht. Doch werden die letzten Acte, beſonders der vierte und fünfte, merklich kleiner ſein, und die Tragödie, den Prolog abgerechnet, wird nicht über funfzehn gedruckte Bogen füllen.

Ich höre, daß man in Dresden Vorhüren zu Zimmern, wie auch Spiegel haben kann. Willſt Du ſo gut ſein und mir eine Vorhüre zu einem blauen Zimmer von den Frauen ausſuchen laſſen, und mir einige Muſter davon ſenden und mich zugleich wiſſen laſſen, ob man ſie nur ſtück- oder auch ellenweiſe kaufen kann. Auch wünſchte ich zu wiſſen, ob man Spiegel ohne Rahmen bekommen kann, und was zwei Spiegel von etwa einer Elle Breite und zwei Ellen Höhe zuſammen koſten.

Lebe wohl und ſetze Deine Kritiken über den Almanach bald fort, die ich auch Goethe communicire

und die uns viel Freude machen. Herzlich umarme ich Euch alle.

S.

Dresden, 19. Januar 1798.

Ich kann es kaum erwarten, bis ich den Wallenstein sehe. Schicke ihn ja sobald es immer möglich ist, und schreibe mir gleich, wie lange ich ihn behalten kann.

Von Humboldt habe ich auch einen weitläufigen Brief, der das Theater und besonders das Ballet betrifft. Ich wünschte den an Dich eher zu lesen, als ich ihn beantworte, weil er mich darauf verweist. Dann schicke ich Dir ihn auch.

In der Beilage habe ich meine Bemerkungen über den Almanach fortgesetzt. Das Uebrige wird nächstens folgen.

K.

Jena, 12. Februar 1798.

Ich sende Dir Humboldts Brief gleich wieder zurück, daß Du in der Antwort nicht aufgehalten wirst; bist Du mit dieser fertig, so sende mir ihn aber wieder, ich zeigte ihn gern Goethe, dem es immer angenehm ist, über sich urtheilen zu hören.

Was Du über seine Braut von Korinth schreibst, ist im Ganzen unser aller Meinung, und Du nimmst das

Gedicht noch ästhetischer, als es vielleicht gemeint war. Im Grunde war's nur ein Spaß von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt. Die Bajadere ist freilich schöner.

Der Brief von Humboldt verrieth mir ein Plänchen von Euch beiden zu einem gemeinschaftlichen oder doch gesellschaftlichen Werk. Soviel ich davon errathen kann, sollte es psychologisch-kritische Zergliederungen und Darstellungen von Schriftstellern oder Schriften enthalten. Es wäre schade, wenn es nicht zu Stande käme, da es so ganz für Euch paßt. Schreibe mir doch mehreres davon, wenn Du darfst.

Daß ich den Wallenstein werde liegen lassen, ist jetzt wohl nicht mehr zu besorgen, denn das Schlimmste ist überstanden; ich bin zufrieden mit dem, was ausgeführt ist, und sehe auch hinaus. In vier Monaten hoffe ich fertig zu sein; länger, fürchte ich, würde auch die Lust und Liebe nicht reichen, denn die beständige Richtung des Geistes auf Einen Gegenstand wird zuletzt zu einer lästigen Gefangenschaft, und Veränderung ist nöthig, um die Seele frisch zu erhalten.

S.

Jena, 16. März 1798.

Ich glaubte von Postag zu Postag, Dir etwas von Wallenstein schicken zu können, aber obgleich ein tüchtiger Vorrath beisammen ist, so sind noch einige

Lücken, welche auszufüllen ich bis jetzt noch keine rechte Stimmung habe finden können; und ließ ich sie, so würden sie Dich doch stören, obgleich sie keinen wesentlichen Theil der Handlung betreffen. Aller Unterbrechungen ungeachtet, welche mir öftere Kränklichkeit in diesem Winter gemacht hat, und neuerdings seit acht Tagen wieder machte, bin ich doch ziemlich vorwärtsgerückt, und hoffe am Ende des Junius fertig sein zu können.

Es macht mir wirklich eine Epoche, Dir den Wallenstein vorzulegen. Deine und meine Forderungen an ein Kunstwerk sind seit diesen eilf Jahren, da ich das letzte Drama gemacht, gestiegen, und Gott gebe, daß meine Kräfte zugleich gestiegen sein mögen.

Deine Kritik des Almanachs ist mir immer ein rechter Schmaus und hält mich auf der guten Bahn. Mache ja fort. Ich werde die Blätter Goethe, den ich nächste Woche endlich erwarte, zusammen vorlegen und mich mit ihm über die Einstimmigkeit Deines Urtheils mit dem unsrigen freun.

Ich habe vor etwa vierzehn Tagen endlich das Bürgerdiplom von Paris erhalten, das schon vor fünf Jahren von Roland ausgefertigt worden, und bis jetzt in Strasburg gelegen hat. Es ist ganz aus dem Reich der Todten an mich gelangt, denn das Loi haben Danton und Clavière unterschrieben, und den Brief an mich Roland. Die Besorgung ging durch Custine, auf seinem deutschen Feldzuge; und diese alle sind nicht mehr.

Zu dieser Ehrenbezeigung ist kürzlich noch eine an-

dere gekommen, die mir ebenso wenig hilft. Unsere Höfe haben mir aus eigener Bewegung die Würde eines Professor ordinarius honorarius zugetheilt. Ich gewinne zwar nichts dabei, nicht einmal einen Anspruch auf eine künftig einmal vacante Besoldung — indessen hat es mich doch gefreut, daß man mir, ohne den geringsten Vortheil von mir zu haben oder zu hoffen, da ich schon viele Jahre lang nicht mehr lese, diese Aufmerksamkeit bewiesen hat.

Die Horen hören auf; es ist mir völlig unmöglich, mich dafür zu interessiren, und Cotta hat auch, bei dem starken Honorar, eher Schaden als Gewinn. Doch war er bereit sie fortzusetzen.

S.

Dresden, 26. März 1798.

Deine gute Aufnahme meiner Kritiken hat mich aufgemuntert, Dich auf den Rest nicht länger warten zu lassen. Der Ton ist in diesem Transporte hier und da etwas entscheidend ausgefallen. Aber das öftere: es scheint, mich dünkt ꝛc. war mir langweilig. Du weißt doch, wie ich's meine, und daß ich mein Urtheil niemandem aufdringe.

Daß unsere Forderungen an ein Kunstwerk seit eilf Jahren sehr gestiegen sind, finde ich auch, und wir können uns dazu Glück wünschen. Wehe dem, der sich eines Stillstands bewußt ist! Unsere Fortschritte bürgen

uns für die unverwelkte Jugend des Geistes, ohne die es keinen höheren Lebensgenuß giebt. — Strenger werde ich aber gewiß nicht gegen den Wallenstein sein, als Du selbst gegen Deine Arbeiten zu sein pflegst, wenn Du sie einige Zeit aus dem Gesicht verloren hast.

Die pariser Ehrenbezeigung will zur Zeit nicht viel bedeuten. Das Komödiantenwesen dieser Menschen ist mir widerlich. Nur vor ihren Generalen muß man Respect haben. Den Brief von Roland wäre ich indessen doch neugierig zu lesen. Bei dem neuen Professortitel ist doch wenigstens ehrlicher deutscher guter Wille, der immer seinen Werth hat.

Daß Du die Horen eingehen lassen würdest, habe ich erwartet. Aber hast Du nicht Lust zu einer anderen periodischen Schrift, die nicht monatsweise herauskäme, sondern zu unbestimmten Zeiten, und wo Du mit Goethe die Resultate Eurer Untersuchungen über Gegenstände der Natur und Kunst aufbewahrtest; da ihr doch beide manchmal in Zwischenzeiten Euch mehr zum Betrachten, als zum Hervorbringen gestimmt fühlt? Humboldt und vielleicht auch ich, oder andere könnten etwa einzelne Beiträge liefern.

K.

Jena, 27. April 1798.

Es hat diesen Winter und Frühling ein rechter Unglücksstern über mir gewaltet, denn seit dem October bin

ich schon das viertemal durch Krankheiten unterbrochen worden. Jetzt war ich wieder ganzer vierzehn Tage an einem Katarrhfieber krank und mußte sogar etliche Tage das Bett hüten; es hat mich sehr angegriffen, besonders ist mir der Kopf ganz verwüstet. Vorher war Goethe vierzehn Tage hier, wo ich auch wenig arbeitete; so daß ich jetzt anhaltend fünf Wochen für meine Arbeit so gut als ganz verloren habe, und wenigstens ebensoviel Zeit während des Winters. Das Schlimmste ist, daß ich, außer der Zeit, auch noch die Lust an meiner Arbeit verloren, und sie vielleicht in vielen Wochen nicht wiederfinde.

(Deine Kritik des Almanachs hat Goethe viel Vergnügen gemacht; er hat sich lange damit beschäftigt. In dem aber, was Du über den Ibykus und Polykrates sagst, und was ich auch für gar nicht ungegründet halte, ist er nicht Deiner Meinung, und hat sich beider Gedichte nachdrücklich gegen Dich und gegen mich selbst angenommen. Er hält Deinen Begriff, aus dem Du sie beurtheilst und tadelst, für zu eng, und will diese Gedichte als eine neue, die Poesie erweiternde Gattung angesehen wissen. Die Darstellung von Ideen, so wie sie hier behandelt wird, hält er für kein Dehors der Poesie, und will dergleichen Gedichte mit denjenigen, welche abstracte Gedanken symbolisiren, nicht verwechselt wissen u. s. w. Dem sei wie ihm wolle, wenn auch die Gattung zulässig ist, so ist sie wenigstens nicht der höchsten poetischen Wirkung fähig; und es scheint, daß sie deswegen

etwas außerhalb der Poeſie zu Hilfe nehmen müſſe, um jenes Fehlende zu ergänzen.

Wir ſind noch in der Stadt, meine Krankheit und das noch rauhe Wetter haben mir noch nicht erlaubt in den Garten zu ziehen. Dort hoffe ich nach und nach wieder Stimmung zur Arbeit zu finden. Iffland ſpielt gegenwärtig wieder acht Tage in Weimar. Schröder hat Luſt, auf das Spätjahr auch dahin zu kommen und den Wallenſtein zu ſpielen. Ich fürchte aber, daß dieſer, wenigſtens die Ausarbeitung für das Theater, nicht ſo früh fertig werden kann, um noch vor dem Herbſt einſtudirt zu werden.

Huber iſt jetzt in Tübingen und ein Gehilfe Poſſelts bei der neuen Weltkunde. Wie hat er ſich doch ſeine ganze Lebensbeſtimmung verdorben. Er iſt zu einer immenſen Schriftſtellerei genöthigt, um zu exiſtiren.

S.

Dresden, 18. Mai 1798.

Daß Du in dieſem Frühjahr vom Schnupfenfieber nicht frei bleiben würdeſt, war wohl zu erwarten, da wenigſtens hier faſt jedermann, und bei uns eins nach dem andern einen Anfall dieſer Art gehabt hat.

Daß Du die Luſt am Wallenſtein verloren hätteſt, war mir ſchrecklich zu leſen. Doch hoffe ich, daß ſie beim Arbeiten zurückkehren wird, wenn Du es auch anfänglich bloß für Pflicht hielteſt, ihn zu vollenden.

Daß meine Bemerkungen über den Almanach bei Dir und Goethe so viel Glück machen, freut mich sehr. Wenn nur Goethe sich Zeit nähme, seine Apologie des Ibykus und Polykrates zu Papier zu bringen! Seine Meinung kann ich zur Zeit nur ahnen, und es wäre sehr interessant, sie genauer prüfen zu können.

Jean Paul Richter ist jetzt hier; aber ich habe ihn noch nicht gesehen, zweifle auch, daß er sich sehr zu mir drängen wird. Er hat sich an die Frau von Berlepsch angeschlossen, die mit uns nicht zufrieden sein mag, da wir uns so viel als möglich von ihr entfernt gehalten haben.

Der Verfasser des Phaethon, Gries, hat mir einen Gruß von Dir gebracht und will sich einige Zeit hier aufhalten. Was ist es denn für ein Wesen?

Unter den Meßproducten ist mir Voßs Ovid besonders interessant gewesen. Ich wünschte, daß er auch die Fasten bearbeitete, und zwar mit antiquarischen Erläuterungen, wie die Eklogen Virgils. Uebrigens ist Voßs neuere Manier für den Ovid nicht vortheilhaft. Das Fließende und Glatte des Originals paßt nicht zu der Steifheit, die in seinen Uebersetzungen oft daher entsteht, daß er wegen irgend eines kleinlichen Zwecks der Sprache Gewalt anthut.

Hast Du schon viel Vorrath zum Almanach? Ueber diesen und den Wallenstein wird wohl der größte Theil des Sommers hingehen. Aber dann könntest Du doch einmal auf eine Reise nach Dresden denken. Ich habe

nichts vor, als eine Frohnreiſe nach Zerbſt, die ich, ohne die Tante zu beleidigen, nicht länger aufſchieben kann.

Geſund ſind wir alle. Dora malt wieder auf der Gallerie. Emma ſcheint im Zeichnen gute Fortſchritte zu machen. Carl iſt ein munterer Junge, ſehr leidenſchaftlich und oft ungraziös, aber nicht bösartig. Zum Lernen hat er keinen ſonderlichen Trieb, doch rechnet er gern und faßt ziemlich ſchnell. Emma iſt äußerſt leicht zu erziehen. Sie treibt alles mit vielem Ernſt, weil ſie wirklich Freude daran hat, ohne alle Spur von Prätenſion und Koketterie, und iſt übrigens Kind ſo gut als andere, ſobald ſie ſpielt.

L.

Jena, 25. Mai 1798.

Goethe iſt ſeit acht Tagen wieder hier und wird noch wohl einen Monat bleiben. Ein Manuſcript von Humboldt über Herrmann und Dorothea, welches eine ausführliche Analyſis nicht nur dieſes Gedichts, ſondern der ganzen Gattung zu der es gehört, ſammt allen Anneris enthält, beſchäftigte uns indeſſen ſehr, weil es die wichtigſten Fragen über poetiſche Dinge zur Sprache bringt. Die Abhandlung, oder vielmehr das Werk, denn es wird, gedruckt, ein dickes Buch werden, iſt ſehr gründlich gedacht, der Geiſt des Gedichts fein und ſcharf zergliedert, und die Grundſätze der Beurtheilung tief geſchöpft. Nichts deſtoweniger, fürchte ich, es wird lange

den Eindruck nicht machen, den es verdient; denn außerdem, daß es mit den bekannten Fehlern des Humboldtschen Styls behaftet ist, ist es für einen allgemeinen Gebrauch noch viel zu schulmäßig-steif geschrieben. Bei einem poetischen Geisteswerke muß auch die Kritik und das Raisonnement auf gewisse Weise zur Einbildungskraft sprechen; denn sonst entsteht, wie hier der Fall ist, ein nicht zu vermittelnder Sprung von dem Begriff und dem Gesetz zu dem einzelnen Fall, und zur Anwendung auf den Dichter. Humboldt fehlt es an einer gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen und, in Rücksicht auf die ganze Tractation, an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind, als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht, und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein; man muß sie zerstreut zusammensuchen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheftet, und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen. Sonst aber ist für uns, die an seine Sprache gewöhnt sind, das Werk äußerst gedacht und gehaltreich; und es ist keine Frage, daß es in seiner Art an Gründlichkeit, Breite und Tiefe, an Scharfsinn der Unterscheidung und an Fülle der Verbindung unter den kritischen Producten Seinesgleichen sucht. Ich werde Dir's senden, sobald wir damit fertig sind.

Hrn. Gries empfehle ich Dir, seines musikalischen Talents wegen. Auch im Gespräch über Poetica wirst

Du ihn nicht ganz leer finden, obgleich vieles, was er fühlt und sagt, nur Schlegelscher Nachhall ist.

Voßs Behandlung der Griechen und Römer ist mir, seine alte Odyssee ausgenommen, immer ungenießbarer. Es scheint mir eine bloße rhythmische Kunstfertigkeit zu sein, die, um den Geist des jedesmaligen Stoffs wenig bekümmert, bloß ihren eigenen und eigensinnig kleinlichen Regeln Genüge zu thun sucht. Ovid ist in solchen Händen nach übler daran als Homer, und auch Virgil hat sich nicht zum Besten dabei befunden.

Du scheinst vorauszusetzen, daß ich schneller im Arbeiten bin, als wirklich der Fall, ja als überhaupt möglich ist. Ich habe im höchsten Grade von Glück zu sagen, und es darf keine einzige Unterbrechung durch Krankheit dazwischen kommen, wenn ich medio Octobers mit dem Wallenstein und mit meinem Beitrag zum Almanach fertig bin.

S.

Jena, 15. Juni 1798.

Nur ein Paar Zeilen für heute. Der Kopf ist mir diesen Monat so warm von dem, was ich noch zu thun und zu leisten habe, daß ich gar zu keiner ordentlichen Folge in meinen Geschäften komme. Goethe ist auch schon lange hier, und wir sehen uns alle Abende.

Zum Almanach geschehen allmählig Vorbereitungen; Goethe hat schon sehr schöne Sachen dazu parat, die ich

Dir gelegentlich ſchicken will. Was mir dazu wird eingegeben werden, das wiſſen die Götter.

Man ſollte ſich hüten, auf ein ſo complicirtes, weitläufiges und undankbares Geſchäft ſich einzulaſſen, wie mein Wallenſtein iſt, wo der Dichter alle ſeine poetiſchen Mittel verſchwenden muß, um einen widerſtrebenden Stoff zu beleben. Dieſe Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Exiſtenz, ſie heftet mich anſtrengend auf Einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von anderen Eindrücken kommen; weil zugleich auch die Idee eines beſtimmten Fertigwerdens drängt — und grade jetzt ſcheint ſich die Arbeit noch zu erweitern: denn je weiter man in der Ausführung kommt, deſto klarer werden die Forderungen, die der Gegenſtand macht, und Lücken werden ſichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte. Ich bin nun erſt recht froh, daß ich Dir von den erſten Acten noch nichts gezeigt, denn Du ſollſt das Ganze gleich in der Geſtalt ſehen, worin es bleiben kann und muß.

S.

Dresden, 12. Auguſt 1796.

Seit vorgeſtern bin ich von meiner Reiſe nach Zerbſt zurück und finde keinen Brief von Dir, habe auch nunmehr wohl in vier Wochen keinen erhalten. — Daß Du jetzt viel Arbeit haſt, glaube ich wohl, aber ein Lebenszeichen hätteſt Du doch von Dir geben können. Oder

Deine Frau wäre so gefällig und schriebe uns, daß wir wegen Deiner Gesundheit außer Sorgen sein könnten.

Ich habe die letzten drei Wochen so zugebracht, daß ich sie ganz aus meinem Leben ausstreichen muß. Erst hier erhole ich mich wieder, und fange an, wieder ein Paar vernünftige Begriffe zusammenzusetzen. — Uebrigens sind wir alle wohl, und Dora, die noch nicht zurück, sondern in Töplitz ist, rühmt die wohlthätige Wirkung des Carlsbades. — Herzliche Grüße von Minna.

K.

Jena, 15. August 1798.

Mein Briefchen durch Graf Moltke wirst Du nun erhalten haben. Ich wünsche Glück zu Eurer Wiederankunft in Dresden: solche Expeditionen sind freilich nicht sehr ergötzlich, besonders für Leute unserer Art, und Du mußt Dich mit den möglichen guten Früchten trösten; wenn Ihr nur nicht wieder getäuscht werdet.

Ich habe übrigens während Deiner Abwesenheit nicht viel thätiger gelebt, was das Produciren betrifft. Es fehlt mir dieses Jahr an aller Lust zum Lyrischen; ja ich habe sogar eine Abneigung dagegen, weil mich das Bedürfniß des Almanachs, wider meine Neigung, aus dem besten Arbeiten am Wallenstein wegrief. Ich habe es auch verschworen, daß der Almanach außer dieser nur noch eine einzige Fortsetzung erleben und dann aufhören soll. Ich kann die Zeit, die mir die Redaction und der

eigene Antheil wegnimmt, zu einer höheren Thätigkeit verwenden; die Kälte des Publicums gegen lyrische Poesie, und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Lust zur Fortsetzung: deswegen werde ich, wenn der Wallenstein mir gelungen ist, beim Drama bleiben, und in den übrigen Stunden theoretische und kritische Arbeiten treiben.

Mit meiner Gesundheit bin ich diesen Sommer recht leidlich gefahren, auch die übrige Familie hat sich sehr wohlauf befunden: hätten wir einander nur dieses Jahr sehen können; aber es war keine Möglichkeit vorauszuwissen, daß ich, trotz meines Hierbleibens, nicht viel weiter in meiner Arbeit kommen würde, als wenn ich diese Zeit meinem Vergnügen gewidmet hätte. Es ist mir der Gedanke gekommen, ob wir uns nicht, etwa Anfang Octobers, wenn ich den Almanach vom Halse habe, an einem dritten Ort, vielleicht in Wurzen sehen könnten, um uns doch wieder zu sehen — etwa auf drei Tage. Man ließe die Kinder zu Hause, Ihr brächtet vielleicht Geßler, ich Goethe mit. Auch machte mir's eine wahre Lust, Euch den Wallenstein zu lesen, soweit er fertig ist — und so jenen immer unvergeßlichen Abend, anno 1787, wo ich die letzten Acte des Carlos Euch vorlas, zu wiederholen; denn ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau, die einzigen Menschen sind, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich

dafür belohnen können; denn das Publicum, ſo wie es iſt, nimmt einem alle Freude.

Ich habe Goethe dieſer Tage die zwei letzten Acte des Wallenſtein geleſen, ſoweit ſie jetzt fertig ſind, und den ſeltenen Genuß gehabt, ihn ſehr lebhaft zu bewegen; und das iſt bei ihm nur durch die Güte der Form möglich, da er für das Pathetiſche des Stoffs nicht leicht empfänglich iſt.

Hier lege ich ein Gedicht bei, das fertig iſt; in etwa acht Tagen ſchicke ich ein anderes.

S.

Dresden, 22. Auguſt 1798.

Graf Moltke, der mir einen Brief von Dir bringen ſoll, iſt noch nicht bei mir geweſen. Aber Dein Brief vom 15ten mit dem beigelegten Gedichte, hat mir viel Freude gemacht. Freilich wäre es ſchön, wenn wir uns, auch allenfalls nur auf kurze Zeit, einmal wiederſehen könnten. Und daß wir gern nach einer Vorleſung des Wallenſtein reiſen würden, kannſt Du uns zutrauen. Sobald alſo die Zeit eintritt, ſo ſchreib' uns nur beſtimmt, wann Du eintreffen kannſt, und dann werden wir unſererſeits alles aufbieten, um dieſe Idee auszuführen.

Gegen das Publicum, glaub' ich, biſt Du nicht ganz gerecht. Du erfährſt nur einen kleinen Theil von der Wirkung Deiner Arbeiten. Der Deutſche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunſtwerk auf ihn

macht, laut werden zu laſſen. Hierzu bedarf es immer noch eines beſonderen Anlaſſes. Manchen, der Dich innig verehrt, hält die Beſcheidenheit ab, ſich gegen Dich ſelbſt darüber zu äußern. Dagegen giebt es Menſchen, die ſich ein Geſchäft daraus machen, Dir jedes ungewaſchene Urtheil, was irgendwo gedruckt wird, zu hinterbringen. Aber die literariſchen Schreier, die Du überdies durch die Xenien gereizt haſt, ſind das Publicum nicht, ſo wenig als die pariſer Werkzeuge der kämpfenden Factionen die franzöſiſche Nation ausmachen. — Was ich Dir einräume, iſt, wenig Empfänglichkeit bei dem Publicum im Ganzen für poetiſche Form. Aber dies trifft Goethe mehr, als Dich. In Deinen Werken iſt immer noch ein beſonderer Gehalt des Stoffs, der auf mehrere wirkt, die zwar nicht den Künſtler, aber doch den Menſchen zu ſchätzen wiſſen. — Schade wäre es alſo, wenn Du die Luſt zum Almanach verlöreſt. Die Redaction ſollteſt Du freilich einem Gehilfen überlaſſen, wenn ſie Dir zuviel Zeit nimmt; aber es iſt oft wohlthätig, daß Du zu einer gewiſſen Gattung von Gedichten durch einen äußeren Antrieb veranlaßt wirſt. Während der Arbeit kommt dann der innere Trieb hinzu, wenn Dir der erſte Verſuch gelingt.

Das überſchickte Gedicht gehört zu einer ſeltenen Gattung, die nur von wenigen nach Würden geſchätzt werden kann. Das Dargeſtellte iſt das dichtende Subject im idealiſirten Zuſtande der Betrachtung. Das Idealiſche iſt hier in der höchſten Empfänglichkeit bei der

ungeſtörteſten Ruhe. Ohne Spur von Kälte muß die Empfindung in ſtetem Gleichgewicht bleiben. Dies wurde deſto ſchwerer bei einem Stoffe, der, wie das Glück, die Empfindung auf's Höchſte reizt. Aber der hohe Standpunkt, aus dem das Ganze gedacht iſt, und die Würde des Tons, muß für Viele etwas Drückendes haben.

Schicke mir ja bald das andere Gedicht, und wenn ſonſt etwas zum Almanach von Dir und Goethe vorräthig iſt.

Ich werde jetzt wahrſcheinlich eine andere Stelle bekommen, die mir jetzt zweihundert und in der Folge ſieben- bis achthundert Thaler mehr einbringt, und nicht mehr Arbeit hat, als meine jetzige. Es iſt das geheime Referendariat, eine Art Secretairſtelle bei dem Conferenzminiſter eines beſonderen Departements.

K.

Jena, 31. Auguſt 1798.

Zur Verbeſſerung Deiner Ausſichten wünſche ich Dir herzlich Glück; wiewohl es mich einige Ueberwindung koſtet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etablirt zu ſehen, Abſchied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieſer letztern Ausſicht verſprochen: wir wären uns ſo viel näher, die Communication ſo viel leichter, Dein eigener Zuſtand ſo viel freier geweſen. Das ſchönſte, ja das einzige, was der Exiſtenz einen Werth giebt, die

wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet, nach meiner Vorstellung, an ächtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältniß Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältniß, das durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer, ein Theil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es giebt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte.

Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe. Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat unser Verhältniß sich immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben, und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur, und sie würde noch reicher und bedeutender geworden sein, wenn auch wir in dieser

Zeit uns näher gelebt hätten. Doch genug davon. Nur mußt Du mir verzeihen, wenn ich ungern von Deiner neuen politiſchen Anſiedlung in Dresden höre, zu einer Zeit, wo ich die philoſophiſche und äſthetiſche Muße und Freiheit als das ſchönſte Ziel des Lebens betrachten gelernt habe.

Gedichte hoffe ich Dir mit dem nächſten Poſttage ſenden zu können. Ich muß eilen, für den Wallenſtein freie Hände zu bekommen; denn ich wünſchte Euch gar zu gern beim Worte zu faſſen, und in fünf oder ſechs Wochen mit Euch zuſammenzukommen.

Schreib' mir doch, ob Dir Moltke meinen Brief nun gebracht. Es iſt zwar nichts daran gelegen, denn es iſt nur ein kurzer Empfehlungsbrief, aber ich habe ſonſt meine Gründe.

Wir umarmen Euch herzlich. Meine Frau wünſchte von Dorchen gar zu gern zu hören, wie ſich Fichte und ſeine Frau im Carlsbade präſentirt haben.

Haſt Du etwa Schelling kennen lernen, der jetzt nach Dresden gereiſt iſt? Seine Schrift über die Weltſeele kennſt Du wohl ſchon. Es iſt ein trefflicher Kopf, auf den ich mich auch freue, denn er iſt Profeſſor hier geworden.

S.

Jena, 30. September 1798.

Deine Antwort auf meinen Brief beweiſt mir, woran ich nie gezweifelt, daß Du Deinen Verhältniſſen die beſte Seite abzugewinnen weißt. Ich kann auf Deine Gründe nichts weiter ſagen, Du kennſt die äußeren Umſtände beſſer als ich, ich kenne bloß Dich ſelbſt. Daß wir einander von Leipzig aus näher geweſen ſein würden, iſt keine Frage; denn außerdem, daß ich mir aus kleinen Tagereiſen nichts mache, und wir uns alſo hätten alle ſechs Wochen in Weiſſenfels ſehen können, ſo hätteſt Du, wenn Du in Leipzig wohnteſt, keine leipziger Reiſen mehr nöthig, und hätteſt alſo mit Deiner Familie Deine Ferien ganz hier zubringen können. Da wir im Garten wohnen, ſo wäre meine Wohnung in der Stadt immer für Dich parat geweſen ꝛc. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, daß meine Erwartungen nicht ſo chimäriſch waren.

Goethe hat mir keine Ruhe gelaſſen, bis ich ihm meinen Prolog zu Eröffnung der theatraliſchen Vorſtellungen und eines renovirten Theatergebäudes überließ. In zehn Tagen wird er alſo in Weimar geſpielt werden. Ich hab' ihn, damit er unabhängig vom Stücke geſpielt werden könne, beträchtlich und gewiß um die Hälfte vermehrt, mit ſehr viel neuen Figuren beſetzt; und wirklich iſt er jetzt ein ſehr lebhaftes Gemälde eines Wallenſteinſchen Kriegslagers. Die Vorſtellungen in Weimar dienen mir zu einer bequemen Theaterſchule für das

Stück, und ſetzen mich in den Stand, ihn, ehe ich ihn drucken laſſe, oder an andere Theater überlaſſe, zu einem ſinnlichen öffentlichen Eindruck deſto fähiger zu machen. Ich wollte wohl, daß Du auch der Vorſtellung beiwohnen könnteſt; aber freilich verdient die Kunſt unſerer Schauſpieler es nicht, daß man ihnen nachreiſt.

Das Stück ſelbſt habe ich nun, nach reifer Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe, in zwei Stücke getrennt, wobei mich die ſchon vorhandene Anordnung ſehr begünſtigt hat. Ohne dieſe Operation wäre der Wallenſtein ein Monſtrum geworden an Breite und Ausdehnung, und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müſſen. Jetzt ſind es mit dem Prolog drei bedeutende Stücke, davon jedes gewiſſermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie iſt. Jedes der zwei letztern hat fünf Acte, und dabei iſt der glückliche Umſtand, daß zwiſchen dem Act die Scene nie verändert wird. Das zweite Stück führt den Namen von den Picolominis, deren Verhältniß für und gegen Wallenſtein es behandelt. Wallenſtein erſcheint in dieſem Stücke nur einmal, im zweiten Acte, da die Picolominis alle vier übrigen als Hauptfiguren beſetzen. Das Stück enthält die Expoſition der Handlung in ihrer ganzen Breite, und endigt grade da, wo der Knoten geknüpft iſt. Das dritte Stück heißt Wallenſtein und iſt eine eigentliche vollſtändige Tragödie: die Picolomini können nur ein Schauſpiel, der Prolog ein Luſtſpiel heißen.

In Rückſicht auf die Repräſentationen wird auch das noch gewonnen, daß das Theaterperſonal jetzt nicht mehr ſo groß zu ſein braucht; denn in den Picolomini kommen zwei bis drei Perſonen vor, die im Wallenſtein nicht mehr erſcheinen, und hier ſind einige andere, die dort nicht vorkommen. Beide können nun von denſelben Schauſpielern beſetzt werden, und was dieſer kleinen Vortheile mehr ſind, beſonders das Memoriren der Rollen. Auch rechne ich es als einen bedeutenden Gewinn für das Stück, daß ich das Publicum, indem ich es durch dreierlei Repräſentationen führe, deſto beſſer in meine Gewalt bekommen werde.

Ich ſehe mich alſo jetzt um ein completes Fünfactenſtück reicher, und kann auf einmal drei Schauſpiele zu Markte bringen. Dieſe Veränderung hat mir allerdings neue Arbeit gemacht: denn um den zwei erſten Stücken mehr Selbſtſtändigkeit zu geben, habe ich einige neue Scenen und mehrere neue Motive nöthig; aber die Arbeit erneuet mir auch die Luſt, und ſie iſt unendlich angenehmer für mich, als die entgegengeſetzte war, dem Stücke zu nehmen, und es in einen engern Raum zu preſſen.

Du mußt mir nicht übelnehmen, daß ich Dir noch nichts vom Almanach geſchickt habe. Da wir dieſes Jahr nicht ganz ſo reich ſind, als im vorigen, und doch nicht gern ärmer vor Dir erſcheinen wollten, ſo ſollteſt Du alles auf einmal erhalten. Uebermorgen kann ich Dir die fertigen Bogen alle vollſtändig zuſenden, denn heute kommt der letzte in die Preſſe.

Goethe grüßt Dich. Ich hab' ihm Deinen letzten Brief mitgetheilt, und er findet auch, daß Du Deine Lage ſo gut nimmſt als es möglich iſt, und daß ſich gegen Deine Gründe nichts einwenden laſſe.

Herzlich umarmen wir Euch alle. Die Kinder, ſo wie wir ſelbſt ſind recht wohl, und überhaupt haben wir uns dieſen Sommer ziemlich wohl befunden.

S.

Dresden, 13. October 1798.

Nur ein Paar Zeilen vorläufig zum Dank für den Almanach. Er kam vor Tiſche, und zum Deſſert tractirte ich die Frauen mit Deinen zwei Romanzen. Sie machten großes Glück, wie ich erwartete, und mit vollem Herzen wurde ſogleich Deine Geſundheit getrunken. Du legſt, das weiß ich wohl, auf dieſe Gattung keinen ſonderlichen Werth, vielleicht eben, weil ſie Dir weniger Anſtrengung koſtet; was gerade ein Beweis für Dein Talent wäre. Aber ich rechne dieſe Producte wieder unter Deine gelungenſten Arbeiten. Das Bürgerlied*) iſt mir und einem kleinen Publicum gewiß äußerſt ſchätzbar, aber es iſt nicht von ſo allgemeiner Wirkung. Das fremde Coſtüm benimmt ihm die Popularität.

Unter den Götheſchen Gedichten ſind Euphroſyne und Amyntas meine Lieblinge. Auch iſt ihm, däucht

*) Das Eleuſiſche Feſt.

mich, der Junggeſell und der Mühlbach vorzüglich gelungen.

Louiſe hat recht hübſche Sachen geliefert — Matthiſſon viel, aber zum Theil froſtige Reimerei. — Von Schlegel würde ich die Lebensmelodien vorziehen, doch iſt der Gedanke nicht neu. Ludwig Tieck zeichnet ſich unter den Neuauftretenden vortheilhaft aus. — Nächſtens mehr über einzelne Gedichte.

Kannſt Du mir nicht das Manuſcript von Wallenſteins Lager in ſeiner jetzigen Geſtalt ſchicken? Eine Reiſe nach Weimar iſt jetzt freilich kein mögliches Unternehmen. Bis zu Ende des Jahres habe ich vollauf zu thun, damit alle Reſte aufgearbeitet werden.

S.

Jena, 29. October 1798.

Wenn ich Dir ſage, daß ich in neun Wochen die zwei noch übrigen Wallenſteinſchen Schauſpiele auf die Bühne zu bringen habe, ſo wirſt Du Nachſicht mit meiner Saumſeligkeit im Schreiben haben. In der That habe ich abſolut keinen Begriff davon, wie ich in dieſem Zeitraum fertig werden ſoll, da außer einigen Bogen, die ganz neu zu machen ſind, jede Scene in dieſen zehn Acten zu retouchiren iſt. Aber grade dieſe Nothwendigkeit, das Ganze in einem kurzen Zeitraum ſchnell durch den Kopf zu treiben, wird ihm gut thun, und auf das Total einen glücklichen Einfluß haben.

Das Vorſpiel iſt nun in Weimar gegeben. Die Schauſpieler ſind freilich mittelmäßig genug; aber ſie thaten was ſie konnten, und man mußte zufrieden ſein. Die Neuerung mit den gereimten Verſen fiel nicht auf, die Schauſpieler ſprachen die Verſe mit vieler Freiheit, und das Publicum ergötzte ſich. Uebrigens iſt es ergangen, wie wir erwarteten. Die große Maſſe ſtaunte und gaffte das neue dramatiſche Monſtrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen. Du kannſt, wenn die Allgemeine Zeitung von Poſſelt in Dresden zu haben iſt, das Nähere über dieſe Wallenſteinſchen Repräſentationen in Weimar gedruckt leſen; denn Goethe hat ſich den Spaß gemacht, dieſe Relationen ſelbſt zu machen, daß er ſie Böttiger aus den Zähnen reiße. Kannſt Du aber die Zeitung nicht bekommen, ſo will ich Dir ſie ſchicken.

Es freut mich, daß der Almanach Euch Vergnügen gemacht hat, und daß die Balladen Glück machen, iſt mir beſonders lieb. Glaube nicht, daß ich dieſe Gattung ſo leger tractire; ſie wird mir leicht, weil ich darüber klar bin — und in keiner, möcht' ich ſagen, bin ich mir der freien Kunſtthätigkeit ſo deutlich bewußt. Auch wirſt Du finden, wenn Du dieſe zwei Balladen kritiſch unterſuchen willſt, daß ich ſie mit ganzer Beſonnenheit gedacht und organiſirt habe.

Das Bürgerlied, weiß ich wohl, kann nicht allgemein intereſſiren; aber das liegt mehr am trockenen Stoff, als an den mythiſchen Maſchinen — dieſe ſind vielmehr

das einzige Lebendige darin: denn der Teufel mache etwas Poetiſches aus dem unpoetiſchſten aller Stoffe.

Für das Beſte im Almanach halte ich aber, und Goethe auch, den Prolog zum Wallenſtein. Er hat auch in Weimar, ſowohl beim Leſen, als beim Recitiren ſelbſt viel Senſation gemacht.

Wir freuen uns auf Deinen kritiſchen Brief über den Almanach. Sieh' daß Du ihn bald ſchickſt. Goethe iſt auch recht begierig danach.

Den dramatiſchen Prolog ſollſt Du erhalten, ſobald er in's Reine geſchrieben iſt.

S.

Schreib' mir auch im nächſten Briefe, wie Du künftig zu tituliren biſt.

Dresden, 19. November 1798.

Du haſt lange nichts von mir geſehen, weil ich immer auf einige müßige Stunden hoffte, um Dir etwas über den Almanach ſchreiben zu können. Hier iſt ein kleiner Anfang.

In Poſſelts Zeitung habe ich die Anzeige vom Prolog geleſen. Der Capuziner iſt Dir ſehr gelungen, däucht mich. Schicke mir ja den Prolog bald.

Goethes Propyläen haben mir Freude gemacht. Beſonders iſt die Einleitung trefflich geſchrieben, und in

dem Aufſatze über Laokoon iſt gerade die Klarheit, die ich ſo ſehr in den meiſten Kunſtbemerkungen vermiſſe.

K.

Dresden, 27. December 1798.

Hier ſchicke ich Dir wieder etwas über den Almanach. Unſer Briefwechſel kommt jetzt etwas in Stocken. Du haſt viel Arbeit, und mir fehlt es auch nicht daran.

Schreib' mir doch, ob Dir die ſtrenge Kälte nicht geſchadet hat.

Von Humboldt habe ich einen Brief. Sie ſind beide wohl und denken noch nicht an die Rückreiſe.

K.

Körners kritische Bemerkungen über die Musenalmanache für 1798 und 1799 haben sich in seinem Nachlaß vorgefunden, und wir glauben uns den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir sie an dieser Stelle einschalten. Die Bemerkungen zum Jahrgang 1798 schließen sich an den Brief vom 25. December 1797 (S. 64.) an.

Musenalmanach für 1798.

In dem Schatzgräber finde ich das wieder, was ich oft an manchen kleinen Goetheschen Gedichten bemerkt habe, die von vielen übersehen werden, weil sie an Stoff weniger reichhaltig sind. Das Ganze ist aus Einem Guß. Ein Bild war der Keim, aus dem sich alle Theile des Gedichts natürlich entwickelten. Nirgends ist eine Spur von angefügtem Putz, weder im Gedanken noch im Ausdruck. Sprache, Versbau, Ton der Erzählung — alles

vereinigt ſich, um auf die einfachſte Art dem Leſer mitzutheilen, was der Phantaſie des Dichters vorſchwebt.

Beim Prometheus iſt's wirklich ſchade um die Pracht der Sprache und Verſification. Dieſe Versart des Dante hat eine eigne Würde, und ſie iſt Schlegel größtentheils gelungen. Nur ſelten trifft man auf Härten oder Zwang. Aber das Ganze iſt ein unglücklicher Gedanke. Darſtellungen aus der Mythologie fordern ein gewiſſes Dunkel. Sprechen die Perſonen zu deutlich und ausführlich, ſo werden ſie moderniſirt, beſonders wenn ſie, wie hier, über die menſchliche Natur philoſophiren. Das Heroiſche in dem Charakter und der Situation des Prometheus iſt ein köſtlicher Stoff, aber Sch. iſt ihm nicht gewachſen. Seiner Phantaſie fehlt es an Schwung. Die großen Bilder des Alterthums haben nur eine flache Wirkung auf ihn gemacht.

Die Liebe auf dem Lande — ein zarter Stoff, fein gefühlt, aber in einer plumpen Form dargeſtellt. Im Ton der Erzählung hört man zu ſehr den Studenten; den Verſen fehlt es oft an Leichtigkeit und Wohlklang, und ſelbſt die ununterbrochenen männlichen Jamben geben dem Ganzen eine gewiſſe Härte.

Der verlorne Maitag iſt ein Beweis von Talent in Rückſicht auf Sprache und Verſification. Aber für ein ſolches Gelegenheitsgedicht iſt der mythologiſche Eingang zu lang, und giebt ihm zu ſehr das Anſehen einer Schulübung.

Das Sonnet von Steigentesch iſt gut geordnet und

macht ein hübſches Ganze. Das beiwohnen des Amor im zweiten Verſe hätte ich weggewünſcht. Auch der kleinſte Flecken verunſtaltet ein Gedicht dieſer Art.

An der Braut von Korinth habe ich gemerkt, daß ich älter werde, und daß ich bei Beurtheilung eines Kunſtwerks vom Einfluß des Stoffs nicht ſo unabhängig bin, als ich glaubte. „Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.“ — Ich liebe das Schauderhafte nicht, und dies ſcheint mir ein Charakterzug des Alters zu ſein. Dies Gedicht ehrte ich daher mehr in der Entfernung, und las es mehr aus äſthetiſcher Pflicht, als aus Trieb. Vielleicht aber iſt dies gerade ein Beweis, wie ſehr der Künſtler ſein Ziel erreichte. Er wollte nun einmal eine erſchütternde Situation darſtellen. Als Dichter verſtand er ſeinen Vortheil, und wählte ſeinen Stoff mehr aus der moraliſchen, als aus der phyſiſchen Welt. Aber das Sinnliche mußte mit dem Unſinnlichen ſo innig verwebt werden, daß die Scene ſich verkörperte und lebendig der Phantaſie vorſchwebte. Und nun wurde alles aufgeboten, um die Wirkung auf's höchſte zu verſtärken. Von dem ruhigſten Anfange ſteigt das Gedicht allmählig bis zur höchſten Leidenſchaft. Die Scene erſcheint zuerſt in einer düſtern Beleuchtung. Nur durch einzelne einfallende Lichtſtrahlen vermag man nach und nach die Gegenſtände mehr zu unterſcheiden, und mit Entſetzen ſieht man die dunkle Ahnung immer deutlicher werden. Die Leidenſchaft ſteigt bis an die Grenze der Karikatur; aber ehe ſie dieſe erreicht, läßt der Dichter

den Vorhang fallen. Auf die höchſte Spannung folgt eine rührende Ermattung, und auf dieſe das letzte Aufflammen zu einem begeiſternden Schluß. Die Wahl der Versart paßt vollkommen zu dem Inhalt. Der fünffüßige Trochäus hat einen eigenen feierlichen Rhythmus, ohne in's Schleppende des ſechsfüßigen auszuarten, und der dritte Reim nach der Unterbrechung der langen Trochäen iſt für das Ohr äußerſt befriedigend und vollendet den prächtigen Bau der Strophe. — Genug, Goethe hat gezeigt, daß er ſich auch auf dieſe Arbeit verſteht. Aber ich würde ſie nicht bei ihm beſtellen, und ich wette, daß er ſelbſt den Pauſias mehr mit Liebe gemacht hat.

Lindor und Mirtha hat viel Wohlklang im Versbau, und die fünfte Strophe iſt von ächtem dichteriſchem Gehalt. Die Anordnung des Ganzen aber gefällt mir nicht. Die fünfmalige Abwechſelung des düſtern und heitern Tons, ohne hinlängliche Mannigfaltigkeit, giebt dem Gedicht einen zu einförmigen Gang. Auch lieb' ich nicht, daß es mit einer Antitheſe ſchließt. In der vierten Strophe wird das liebliche Bild des Kuſſes durch den fremdartigen Kreiſel ganz verdorben.

Ritter Toggenburg iſt mir beſonders lieb durch eine gewiſſe muſikaliſche Einheit, und die durchgängige Gleichheit des Tons, der zu dem Stoffe vollkommen paßt.

Humboldts Dioskuren ſind als Ueberſetzung ſehr ſchätzbar, und müſſen den Liebhaber Pindars beſonders intereſſiren. Aber das ganze Product hat für den unbefangenen Kunſtfreund zu ſehr das Anſehen einer fremden

Pflanze, die mit Mühe im Treibhause gezogen worden ist. Im Stoffe selbst liegt eine gewisse mythologische Aristokratie, die unser Gefühl beleidigt. Den Söhnen Zeus ist alles erlaubt, und wer ihre Beleidigungen rächt, wird vom Donner zerschmettert. — Die Klage des Polydeukes klingt ziemlich egoistisch. — Dies alles mag wohl griechisch sein, aber rein menschlich ist es nicht. Um den Stoff haben wir die griechischen Dichter selten zu beneiden: Behandlung, Sprache und Versbau machen sie zu unsern Mustern. Noch habe ich bei diesem Product bemerkt, daß der Gebrauch der Participien durch die fatale Endsylbe für den deutschen Dichter erschwert wird. — Wie hart wird die Stelle: röchelnd, — seufzend — Thränen vergießend. —

In den beiden ersten Strophen der Elegie an Emma finde ich Sprache der Empfindung und Wohlklang. Aber in der dritten ist der Gedanke alltäglich, der Ausdruck matt, und die Verse steif.

In der Abendphantasie von Conz ist die Sprache gewählt, der Vers fließend, der Ton gut gehalten; aber keine Spur von Dichtertalent. Gedanken und Gefühle werden in einer trockenen Allgemeinheit gegeben, ohne alle Eigenthümlichkeit einer besondern menschlichen Natur. Nur den Menschen suchen wir im Gedicht, und wo wir diesen nicht finden, bleiben wir kalt.

Ueber den Taucher habe ich Dir schon geschrieben. Ich finde immer mehr einzelne Schönheiten darin, je öfter ich ihn lese. Auch die Mannigfaltigkeit des Versbaues

und die paſſenden Abänderungen nach dem Inhalte befördern den Eindruck des Ganzen. Ich weiß kein Gedicht, das mir beim Vorleſen ſo viel Genuß gäbe. So wenig es componirt werden kann, ſo ſehr verträgt es, und fordert ſogar eine gewiſſe Einheit der Melodie in der Declamation, die ſich dem Geſang nähert.

In dem Gedicht an den Aether finde ich eine Behandlung, wie ich ſie bei einem ſolchen Stoffe beſonders liebe. Der Dichter und ſein Object bilden ein wohl organiſirtes Ganzes. Jedes von beiden empfängt und giebt. Das Object wird mit Liebe von dem Dichter aufgefaßt, nicht ſeiner Sinnlichkeit entkleidet, aber aus der unbedeutenden Maſſe ausgehoben. Der Dichter beſeelt ſeinen Stoff, aber geht nicht über ihn hinaus.

Wie dürftig iſt dagegen das Meer von Jägle! Die erſten Strophen haben wohlklingende Verſe, aber der Inhalt iſt alltäglich. Die nachherigen Schilderungen von den Schrecken des Meeres tragen bloß das Gepräge von Feigheit, ſo wie der Schluß.

Ueber das Reiterlied habe ich mich ſchon geäußert. Auch die Wirkung im Allgemeinen hat es nicht verfehlt. Von Thielemann und ſeinem Zirkel wenigſtens wird es mit Enthuſiasmus geſungen.

Sollte Goethes Legende nicht durch die Legenden in Herders zerſtreuten Blättern veranlaßt worden ſein? Herder verfehlte den eigenthümlichen Ton, ſtrebte nach ſchwermüthiger Empfindſamkeit und vergaß, daß eine gutmüthige Naivetät der wahre Charakter der Legende iſt.

Goethe konnte dadurch wohl Luſt bekommen, ſich in dieſer Gattung zu verſuchen. Aber er wird von vielen mißverſtanden, die etwas Spottendes in dieſem Gedicht finden. Die treuherzige Jovialität, welche bei der größten Argloſigkeit in manchen Legenden herrſcht, iſt freilich weniger bekannt. Auch können manche aus Achtung vor dem Stoff einen ſolchen Ton nicht vertragen. Mir ſcheint die Aufgabe, die gewiß nicht ohne Schwierigkeit war, ſehr glücklich gelöſt, beſonders was die jugendliche Schalkheit in der Erzählung betrifft.

Die Fabel von Pfeffel iſt hübſch erzählt, aber der Schluß unbefriedigend. Unterdrückung, die aus Feigheit ertragen wird, iſt kein Gegenſtand für den Dichter. Ueberhaupt iſt in Pfeffels Fabeln die Poeſie faſt größtentheils nur Mittel, um einer gewiſſen Bitterkeit Luft zu machen.

In dem Frühlingsſpaziergang iſt von dem Object zu wenig. Ein ſolcher Ausruf kann einen Theil von einem größeren darſtellenden Gedichte ausmachen; aber allein iſt er kein Gedicht. Und als Ausdruck einer Empfindung iſt er ſeiner Kürze ungeachtet noch zu gedehnt, da immer derſelbe Gedanke wiederholt wird.

Als eine moderne Gnome iſt das Regiment muſterhaft. Ein glückliches Bild für einen reichhaltigen Gedanken, in einer einfachen, aber edlen Form iſolirt aufgeſtellt.

Dem Schlegelſchen Sonnet: Geſang und Kuß fehlt es an einer guten Anordnung. Es ſchließt vor den drei letzten Verſen, die nun ein matter Nachtrag ſind.

Matthiſſons Troſt des Edlen gleicht einer verſifi-cirten Predigt. Trotz der poetiſchen Phraſen, mit denen der Anfang durchſpickt iſt, herrſcht im Ganzen ein tödtender Froſt.

Bei dem Phaethon von Gries ſcheint Schlegels Pygmalion im vorjährigen Almanach als Muſter vorgeſchwebt zu haben. Sprache und Versbau beweiſen Kunſtfertigkeit, aber das Ganze iſt gedehnt und matt. Auch liebe ich dieſe moderne Sentimentalität nicht in einem ſolchen Prachtſtück der Phantaſie. Ovid verſtand ſeinen Vortheil. Seine Darſtellung iſt ein Deckengemälde, wo die Erſcheinungen nur in großen Maſſen auf uns wirken.

Schlegels Zueignung an Romeo und Julie hat allerdings mehr Gehalt, als ſeine meiſten Producte. Die letzte Strophe aber ſchwächt den Eindruck und iſt matt gegen die vorhergehenden. Ohne dieſe Strophe hätte dies Gedicht zu einer ſchätzbaren Gattung gehört, wovon wir wenig Beiſpiele haben. Ein Kunſtwerk kann ebenſo wohl Object des Dichters ſein, als eine Naturerſcheinung. Dies war der Fall bei mehreren griechiſchen Epigrammen, und Guidos Aurora in dieſem Almanach iſt ein moderner glücklicher Verſuch von dieſer Art. Aber bei Gedichten iſt dies ſchwerer, als bei Werken der bildenden Kunſt. Eine verſificirte Recenſion mag man nicht, ſondern der Geiſt des ganzen Gedichts ſoll aus der Seele eines andern Dichters wiederſtrahlen. Für dieſe Gattung taugt Schlegel, denn er hat viel Empfänglich-

keit. Von ſeiner productiven Kraft aber habe ich eine geringe Idee.

Das Gedicht: an Mignon iſt der Wiederhall von Mignons Tönen in einer gleichgeſtimmten Seele. Ein inniges Gefühl wird laut für ſich ſelbſt in der einfachſten Sprache. Hier iſt Geſang und muſikaliſche Begleitung an ihrer Stelle, und es läßt ſich weit mehr leiſten, als Zelter geliefert hat. Seine Melodie iſt viel zu gekünſtelt. Aber ich bin zu weichlich, mich daran zu verſuchen: es würde mich auf viele Tage verſtimmen.

Das Lied auf dem Rigiberge iſt für mich ein trockenes Product. Darſtellung von Naturſcenen gelingt dem Dichter am beſten mittelbar, durch die Ideen und Gefühle, welche die Erſcheinungen hervorbringen. Das Gefühl der Ruhe und Heiterkeit, welches hier angedeutet wird, hat gar nichts Eigenthümliches, weshalb man nöthig gehabt hätte, gerade auf den Rigiberg zu ſteigen. Durch die zum Theil ſehr übel klingenden Namen, die noch erläuternder Noten bedurften, wird keine Individualität gewonnen. Der ſtarrende Pilatus hat ſogar etwas Poſſierliches, weil man an Pontius Pilatus erinnert wird, mit dem, was Lavater über ihn commentirt hat. Das Phyſiſche der Schweiz führt ſo natürlich auf das Moraliſche und auf die Geſchichte. Warum ließ die Dichterin dies reiche Feld liegen? Warum erfahren wir wenigſtens nicht mehr von den „Entlibuchern," nachdem wir einmal ihren harten Namen gehört haben?

Der Gott und die Bajadere iſt wieder eins von

den Producten, an denen man Goethes Vielseitigkeit erkennt. Die Weichheit der indischen Denkart herrscht in dem Ganzen, verbunden mit einer zarten Sittlichkeit, die von unserer nordischen Decenz himmelweit verschieden ist. In der Behandlung zeigt sich eine gewisse epische Hoheit. Der Dichter schwebt über seinem Stoffe, und seine Darstellung verbreitet sich gleichmäßig über alle Theile. Der kleinste charakteristische Zug wird aufgefaßt; wodurch das Gemälde mehr Leben und Bestimmtheit erhält, ohne daß der Dichter fürchtet, der Würde seines Stoffs etwas zu vergeben. Hier war die größte Gefahr, durch den kleinsten Mißton den Totaleindruck zu zerstören. Es müßte einen eigenen Genuß geben, mythologische Dichtungen verschiedener Völker, auf eine solche Art behandelt, einander gegenüber zu stellen. Jede besondere Vorstellungsart wird auch einen eigenen charakteristischen Ton in der Darstellung fordern.

Als eine Reihe von wohlklingenden Versen ist die Mode nicht ohne Werth, und gehört zu einer französischen Gattung, die ich nicht geringschätze, aber nur nicht zu den Gedichten rechnen kann. Für diese Gattung ist indessen dies Product zu lang und zu wenig gewürzt. Wer uns für Phantasie und Herz keine Nahrung giebt, muß uns durch Witz entschädigen.

Die entführten Götter schwatzen so vielerlei durcheinander, daß man eigentlich nicht recht weiß, was sie wollen. Die letzte Strophe ist gut, aber das Uebrige hängt nicht genug damit zusammen. Das Ganze ist nicht

aus einem Guß, sondern es sind zusammengeflickte Bruchstücke von sehr verschiedenem Werthe. Manche sind sehr alltägliche Gedanken, durch poetische Phrasen aufgeputzt. Gleich der Anfang ist unglücklich. Die ächten Römerinnen waren nichts weniger als schwach und weichlich.

Die Elegien sind nicht ohne Talent, aber sie tragen zu sehr das Gepräge einer Nachbildung der Goetheschen, die der Verfasser nur halb verstanden zu haben scheint. Dort war das Schweigen gleichsam nur ein sinnliches Gewand, in dem eine genialische Natur erschien; hier ist es eigentliches Object der Darstellung. Man trifft auf Leben und Wahrheit in einzelnen individuellen Zügen, besonders in der ersten Elegie, die mir überhaupt die liebste ist — aber oft auch auf allgemeine, zum Theil matte Phrasen. Nachlässigkeiten im Versbau, wie der trochäische Fuß im zweiten Abschnitt des Pentameter, und Flecken, wie Dēmētēr als Daktyl, sind in einem Gedicht dieser Art am wenigsten erlaubt.

Eine Reihe von Erscheinungen, die der Garten von Wörlitz darbietet, in einer gewählten Sprache und gefeilten Versen geschildert, macht noch kein Gedicht. Was das unentbehrlichste war, und dem ganzen Gemälde Einheit und Haltung gegeben hätte — die Totalwirkung dieser kleinen Welt auf eine menschliche Natur voll Geist und Liebe — ist nicht dargestellt. Statt dessen fällt die Dichterin am Schlusse wieder in den gewohnten schwermüthigen Ton. Nur was für diesen paßt, scheint auf

ſie zu wirken; alles andre macht bloß einen oberflächlichen Eindruck.

Die Worte des Glaubens und die Erinnerung machen einen intereſſanten Contraſt. Selten ſteht Deine und Goethes Eigenthümlichkeit einander jetzt noch ſo unvermiſcht gegenüber. Die meiſten Eurer neuern Producte tragen das Gepräge einer gegenſeitigen Annäherung. Aber hier iſt der Unterſchied auffallend. Vielleicht hört man in Dir mehr den Redner, in Goethe mehr den Dichter. Aber alles was Sprache, Versbau, Rhythmus und Würde des Tons vermag, um einen Gedanken ohne Beimiſchung eines ſinnlichen Stoffs im glänzendſten Lichte aufzuſtellen, haſt Du, däucht mich, geleiſtet.

Im Tantalus von Lenz iſt ein drolliger Humor, dem man es verzeiht, daß der Ton manchmal feiner ſein könnte.

Die Radoweſſiſche Todtenklage hat ein dramatiſches Verdienſt, obgleich das Coſtüm vielen nicht behagen wird. Daß es Dir nach Leſung einer Reiſebeſchreibung einfallen konnte, auch einmal ein ſolches Bild aufzuſtellen, war wohl ſehr natürlich. Eine ſolche Sammlung von Nationalliedern würde, ſo wie die Nationalmuſiken und Nationaltänze, ein eigenthümliches Intereſſe haben.

Die vier Diſtichen über Gegenſtände der Baukunſt erinnern mich an die im vorjährigen Almanach über den Hexameter und die Stanze. Schade, daß Ihr die Idee

nicht ausgeführt habt, das ganze Gebiet der Aesthetik auf eben diese Art zu bearbeiten!

Der Abschied hat eine gewisse Dunkelheit, die aber bei einer solchen kleinen Epistel vielleicht unvermeidlich ist. Ueber das besondere zarte Verhältniß, das beide Theile sehr wohl kennen, kann natürlicherweise nicht viel gesprochen werden.

Die Jungfrau des Schlosses beweist mehr Kunstfertigkeit, als Geist. Sprache und Versification sind zu schätzen, aber der Darstellung fehlt es an Leben und Wärme. Von dieser Seite zeichnet sich nur eine Strophe aus: „Stets bringt den Pokal sie hieher ꝛc."

Die Götterhilfe von Schmidt hat eine gewisse Härte und Unbehilflichkeit in der Form, die bei einem kleinen Gedichte dieser Art, das sich nicht durch Originalität des Inhalts unterscheidet, weniger zu verzeihen ist.

Licht und Wärme gehört zu der Gattung, die mehr rednerisch als poetisch ist. Im letzten Verse sind der Kürze zu Gefallen doch fast zu viel Consonanten. Ich kenne freilich die Schwierigkeiten, die besonders ein deutscher Dichter hier zu überwinden hat.

Müllers Epistel an Julius scheint das Product eines jungen Mannes von Gefühl und Talent zu sein. Zuviel Schmuck kann man ihm vorwerfen; aber man schmückt auch aus Liebe, und nicht bloß aus Koketterie — und hier würde ich auf den ersten Fall rathen.

Breite und Tiefe läßt sich zu den Fabeln rechnen, denen die Moral vorausgeschickt ist. Nur habe ich

gegen die Fabel selbst, oder das Bild in der letzten Strophe manches einzuwenden, so sehr ich auch mit der Moral einverstanden bin. Ohne Stamm und Blätter gab es doch weder Kern noch Früchte.

In der Epistel an Humboldt sind entweder Druckfehler, oder der Schluß des ersten Absatzes ist unverständlich. Ueberhaupt finde ich viel Prätension darin, und wenig Gehalt. Das Epikurische System hat an sich etwas Herzloses, und es gehört ein großes Talent dazu, um die Phantasie dafür zu bestechen.

Ueber die Kraniche des Ibykus bin ich mit Humboldt in einen Krieg verwickelt worden. Meinen Vorwurf der Trockenheit kann ich nicht zurücknehmen; aber er hat nie der Behandlung, sondern dem Stoff gegolten. Dagegen beschuldige ich Humboldt geradezu: daß er beim Stoffe nicht unbefangen ist, daß ihn eine solche Darstellung griechischer Feste in den dritten Himmel versetzt, und daß er Fridolins nordischer Frömmigkeit keinen Geschmack abgewinnen kann. — Eben weil die griechische Volksversammlung und der tragische Chor so lebendig vor unsern Augen steht, haben wir den armen Ibykus ganz vergessen, wenn seine Kraniche gezogen kommen. Es ist kein bekannter Name, dessen bloßer Schall ein interessantes Bild erweckte. Wir haben wenig von ihm erfahren; denn gleich wie er auftrat, wurde er getödtet. Wir wünschen seine Mörder entdeckt und gestraft; aber dies Interesse erregt keine sehr gespannte Erwartung. Und diese Spannung muß ganz durch eine Schilderung

verſchwinden, die ſo ſehr unſre Aufmerkſamkeit feſſelt, daß wir alles andre darüber aus dem Geſicht verlieren. Ein erzählendes Gedicht — dies iſt's, was ich behaupte — fordert eine menſchliche Hauptfigur, und für dieſe die ſtärkſte Beleuchtung. Dies vermiſſe ich hier und im Ring des Polykrates. In beiden Gedichten wird dadurch die Wirkung des Ganzen geſchwächt. Das Schickſal kann nie der Held eines Gedichts werden, aber wohl ein Menſch, der mit dem Schickſale kämpft, wie etwa Prometheus. Ein ſolcher Kampf giebt der Hauptfigur eine übermenſchliche Größe, durch das Unendliche, was wir in dem Begriffe des Schickſals ahnen, was aber nie zur Erſcheinung wird.

Arion hat gleich meinen Satz durch die Erfahrung beſtätigt. Trotz ſeiner unbegreiflichen Kälte und Mattigkeit hat er Menſchen gefallen, die zwar wenig Geſchmack, aber ein unverdorbenes natürliches Gefühl haben. Dies verdankt er der Hauptfigur.

Der neue Amor gehört in eine Sammlung griechiſcher Epigramme. Das Moderne, was in dieſem Gedicht liegt, kann ihm doch ſchwerlich bei einem Unbefangenen zum Vorwurf gereichen.

An Daphne iſt eine Galanterie, die wohl kein Franzoſe gewagt hätte. Und wirklich hat die Verwandlung der „gelbgefiederten Kleinen" etwas Auffallendes. Aber gegen dieſen Verſtoß wider den guten Ton iſt wieder ſo viel Liebliches und Herzliches in der Behandlung,

daß ein Deutſcher gern bei einem ſolchen Product verweilen wird.

Licht und Schatten iſt eine gefällige Einkleidung eines ziemlich verbrauchten Gedankens. Daß zwei Diſtichen ſich reimen — allmächtige Licht — gebrochene Licht — macht einen Uebelklang, den ich von dieſer Dichterin nicht erwartet hatte.

Terracina kann ich nur für eine poetiſche Landkarte, nicht für ein Landſchaftsgemälde gelten laſſen. Was helfen die Namen, wenn nichts Eigenthümliches von den Gegenſtänden geſagt wird? Und über die Wirkung der Scene erhält man auch nichts, als allgemeine Phraſen von Wonne, Wehmuth, Thränen und Andenken an Freunde.

Das kleine Gedicht: Macht der Sinne hat in der Anlage eine gewiſſe Steifheit und Monotonie, aber in der Ausführung viel Gutes.

Das Geheimniß iſt eins meiner Lieblinge unter Deinen neuern Gedichten. Dieſe Zartheit des Tons verbunden mit gehaltener Kraft, dies ruhige Fortſchreiten ohne Kälte, dieſe Reinheit von allem Fremdartigen ſind Vorzüge, die nur in ſehr glücklichen Stunden erreicht werden.

An den Freuden der Gegenwart bemerke ich den Fehler vieler deutſchen geſellſchaftlichen Lieder: daß ſie faſt bloß aus allgemeinen Aufforderungen, Lehren und Warnungen beſtehen. Dies giebt ihnen das Anſehen einer Frohlichkeitspredigt. Nur Bilder, die Leben und Heiterkeit athmen, können eine ähnliche Stimmung verbreiten.

Und ſolche Erſcheinungen giebt uns entweder ein erzählendes Gedicht durch Stoff und Ton, oder ein lyriſches, in dem ein fröhlicher Menſch unmittelbar ſich uns darſtellt, der aber alsdann nicht als Menſch überhaupt, ſondern höchſt individuell, obwohl im idealiſirten Zuſtande, ſich zeigen muß, wie z. B. im Reiterliede. Für den Chor taugen nur einzelne Zeilen, die gleichſam der Nachhall von dem Geſange des Einzelnen ſind. — Daß hier der Reim auf die erſte Zeile bis zur fünften verſchoben wird, hat für mein Ohr etwas Störendes. Auch ſind die langen Zeilen für die Muſik unbequem.

Das Lebewohl von Cordes gehört zu der Gattung, die eigentlich der Muſik zu dienen beſtimmt iſt: — Wohlklang, geſchmeidiger Rhythmus, mehr Empfindung als Geiſt, nur ein kleiner Fingerzeig in den Worten für die Bedeutung der Töne; aber noch immer eine unbeſchriebene Tafel für den Muſiker, und freier Spielraum für ſeine Phantaſie.

Die Täuſchung beweiſt, däucht mich, für das Talent des Verfaſſers in dieſer Gattung. Aber freilich ſind dieſe lyriſchen Dichtungen gerade die leichteſten von allen. Wer lebhaft und innig fühlt, und einige Fertigkeit in dem Mechaniſchen der Poeſie beſitzt, wird in den Momenten leidenſchaftlicher Stimmung ſeine Empfindungen auf eine ſolche Art laut werden laſſen; wenn es ihm gleich an ſchöpferiſchem Geiſt fehlt, aus ſich ſelbſt herauszugehen, und ein für ſich beſtehendes Kunſtwerk aufzuſtellen.

Der Gang nach dem Eiſenhammer hat für mich

einen besondern Reiz durch den Ton der christlichen — katholischen — altdeutschen Frömmigkeit, der mit allen seinen Eigenthümlichkeiten durch das Ganze der Erzählung gehalten ist. Von dieser Seite ist es ein treffliches Gegenstück zu Goethes indischer Legende. Die Idee einer besondern göttlichen Vorsehung, die nur leise angedeutet ist, giebt diesem Gedichte etwas Herzliches, dem auch die hartnäckigste Sterkgeisterei nur mit Mühe widersteht. Eine der schwersten Aufgaben war die Beschreibung der kirchlichen Gebräuche, wo das Ausmalen charakteristischer Züge so leicht dem Spott Blößen geben konnte. Und gleichwohl hast Du nach meinem Gefühl alles geleistet, was man nur fordern kann. Ich habe das Gedicht mehrmals vorgelesen — wobei ich immer auch den kleinsten Mißton am leichtesten wahrnehme — und nie bin ich auf eine Zeile gestoßen, die mich aus der Stimmung gebracht hätte Es bleibt mir immer eins der liebsten Producte.

Musenalmanach für 1799.

Der Prolog scheint mir mehr ein Werk der Beredsamkeit, als der Dichtkunst. Der Schauspieler spricht erst für sich selbst, dann als Repräsentant des Dichters. In beiden ehren wir das Persönliche: im Schauspieler mehr die Anmuth, im Dichter mehr die Würde. Die Rede ist nicht selbstständig, sondern sie hat einen Zweck außer ihr; sie ist Vorbereitung zum Genuß eines Kunst-

werks, sie hebt den Zuschauer auf eine höhere Stufe. Durch Sprache und Versbau erscheint der Redner in einem idealischen Zustande. Eine andere Versart, besonders der Reim, würde dem Ganzen geschadet haben.

Euphrosyne dünkt mir ebenso musterhaft für seine Gattung, als Alexis und Dora. Nur fürchte ich dies Gedicht fast mehr, als ich es liebe; weil es mich allemal verstimmt. Die Phantasie des Dichters hat reichlich ihre frischesten Blumen ausgestreut, aber es sind Blumen auf einem Sarge. — Solcher Gedichte darf es nicht viel geben — doch dafür ist schon gesorgt. Die schmerzliche Totalwirkung hat etwas so Zartes, daß sie durch den kleinsten Verstoß gegen die Gesetze der Gattung zerstört wird. Hier war die größte Gefahr bei dem Blick in die elysische Dichterwelt. Die Wirkung dieser Stelle ist ungemein wohlthätig und lindernd; aber man gebe ihr lebhaftere Farben, und sie wird ein kalter poetischer Schmuck.

In den Musageten ist die Behandlung nicht glücklich. Der Schluß gäbe Stoff zu einem Epigramme, etwa wie das Goethesche auf die Langeweile. Aber dazu paßt der Ton der beiden ersten Absätze nicht. Wer möchte auch wohl andern erzählen, daß ihn die Musen „schlafen liegen" lassen? So etwas erträgt man lieber im Stillen. Ein andres ist es, wenn man die Musen „nicht hört," weil man sein Mädchen im Arm hat. — Uebrigens vermisse ich bei einem solchen Gedicht den Reim.

An die Nymphen wäre brauchbar zu einer Inschrift in einem Garten. Nur müßte eigentlich die letzte

Zeile bedeutender ſein, und nicht bloß eine froſtige poetiſche Zierath enthalten.

Die Metamorphoſe der Pflanzen ſetzt einige Bekanntſchaft mit Botanik und beſonders mit Goethes Schrift voraus; aber dann giebt ſie vielen Genuß. Eigentlich ſoll auch ein Gedicht dieſer Gattung nie lehren, ſondern nur zur Betrachtung des Gelernten auffordern. Hier gab es zwei Abwege: die Liebe zum Stoff konnte in's Kleinliche und Tändelnde ausarten; oder auf dem höheren Standpunkte, von dem der Dichter die Wirkungen der Natur überſchaute, konnte er leicht aus dem Gebiete der Phantaſie in die trockne Vernunftregion gerathen. Durch eine glückliche Miſchung von zarter Empfänglichkeit und ruhiger Hoheit iſt beides vermieden. Der Gang der Phantaſie iſt analog mit dem Gegenſtande. Der Blick erweitert ſich allmählig, und auf das Moment des höchſten Schwungs folgt Rückkehr zu einem herzlichen Verhältniſſe.

Conzs Liebeszuruf hat hier einen unglücklichen Platz. Eine ſolche Armuth fällt hier zu ſehr auf, wenn man gleich eine gewiſſe Leichtigkeit im Versbau nicht verkennt.

Matthiſſons Tibur kann, däucht mich, für ein Beiſpiel eines guten localen Gedichts gelten. Der Ort hat durch ſein Eigenthümliches begeiſtert; und dies iſt's, was man ſelten in ſolchen Gedichten findet.

Das Herbſtlied hat einen gewiſſen muſikaliſchen Werth, und eine Wärme, Einfachheit und Friſchheit, die ächtes Talent verräth.

Stummes Dulden verdient faſt bloß wegen des Wohlklangs der Verſe einige Aufmerkſamkeit. Die Gedanken ſind ziemlich verbraucht, und die Ausführung incorrect. Die vierte Zeile iſt dunkel, und die beiden letzten haben zu wenig Zuſammenhang mit den vorhergehenden.

In der Ueberraſchung iſt der Ton der Erzählung leicht und einfach. Das „getheilte Bette" am Ende hätte ich weggewünſcht.

Der Herenſtunde von Matthiſſon kann ich keinen Geſchmack abgewinnen. Producte dieſer Art müſſen entweder das Schauderhafte von den Liedern im Macbeth, oder das Komiſche von der Herenſcene im Fauſt haben. Hier iſt keines von beiden. Man weiß nicht, was für ein Geſicht man dabei machen ſoll.

In der Erinnerung iſt Gefühl, eine gewählte Sprache und ein leichter wohlklingender Verſbau. Solche Gedichte ſind immer angenehme Beiträge zum Almanach, wenn ſie auch nicht zu den Producten vom erſten Range gehören.

Kunſt und Liebe iſt freilich mehr. Eine liebenswürdige ſchwärmeriſche Natur erſcheint in ihrer Eigenthümlichkeit, ohne fremdartiges Gepränge. Von dieſem Tieck iſt noch manches Gute zu erwarten.

Die Weiſſagung hat treffliche Verſe, aber Tibur hat mehr Charakteriſtiſches. Hier trifft man ſchon wieder auf allgemeine Gefühle, die dem beſondern Orte nicht angehören.

Das Wiegenlied möchte doch zu arm an Ideen

sein. Correctheit und Fertigkeit in der Versification trifft man auch hier wieder.

Auf der Reise hat weniger Eigenthümliches, als die andern Sachen von Tieck. Sprache und Versification sind recht gut.

An mein Reitpferd gefällt durch den fließenden Vers und durch eine gewisse Herzlichkeit am Schlusse, wenn es gleich sonst nicht reich an Gehalt ist.

Socrates und Alcibiades ist nicht recht reif geworden. Die zweite Strophe hat eine gewisse Dunkelheit, und der Schluß einen Doppelsinn.

Der neue Frühling (von Tieck) hat eine eigene jugendliche Lieblichkeit und er scheint als das Werk eines einzigen glücklichen Moments. Der Ton ist sehr gut gehalten, und nirgends merkt man eine angeflickte Zierath.

Widerspruch der Liebe hat eine gewisse Kälte und Steifheit, wofür man durch den wohlklingenden Vers nicht entschädigt wird.

Sappho, eine matte Erzählung, nachlässig versificirt. Solche Hiatus, wie: wanke ich, weiche ich, können gar nicht geduldet werden.

Die Elementargeister mag ich ganz gern. Es ist ein gewisser Humor darin, der bei Matthisson selten ist, und der Vers paßt gut zu einem drolligen Producte dieser Art. Die Gnomen sind freilich das beste.

Das Glück würde ich zu der Classe der Hymnen rechnen. Es ist ein Prachtstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung, die für ein solches Fest paßt,

kann es von den Eingeweihten nach Würden geschätzt werden — etwa nach dem Genuß eines vollendeten Kunstwerkes als Epilog, oder mehr als das Product eines lyrischen Taumels, anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Werth nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalt nicht nach, und ich weiß nicht, ob Du jemals schönere Verse gemacht hast.

Das Lied des gefangenen Grafen ist eine Probe, wie man auch noch für unser Zeitalter im Ton der Minnesänger dichten kann. Der verwöhnte Geschmack wird vielleicht hier nicht Würze genug finden; aber der unbefangene Leser, der das Charakteristische jeder Gattung zu schätzen weiß, wird sich an der treuherzigen Einfalt erfreuen, und in dem Tändelnden der Einkleidung einen Putz erkennen, der zwar nicht modisch ist, aber das Gepräge eines jugendlichen Zeitalters der Poesie trägt.

Hirths Sonnet: der Lebensgenuß hat viel Gutes in der Anordnung und Versification. Auch ist der Schluß nicht übel gewählt. Schade, daß die Gedanken so verbraucht sind!

Das Gedicht: die Locken der Mägdlein zeugt von Fertigkeit im Versbau; aber es ist nicht poetisch gedacht. Der Anfang verspricht mehr, als der Schluß leistet, der eine alltägliche Moral enthält, die sich gar nicht, insbesondere auf die Göttin der Jugend bezieht.

Die Rettung ist ein liebliches Product, voll Anmuth im Ton der Erzählung und des Gespräches. Er-

ringer iſt das Verdienſt der Erfindung. Man wird zu ſehr an die Mutter in Herrmann und Dorothea bei dem Brande des Städtchens erinnert; und hier iſt zwiſchen der erzählten Geſchichte und dem Fall, worauf ſie angewendet wird, die Aehnlichkeit zu groß. In den Verſen trifft man jedoch auf Nachläſſigkeiten.

Kampaspe hat einzelne gute Stellen, und die vier letzten Zeilen ſind mir die liebſten. Aber das Ganze iſt dürftig. Der Stoff iſt ſo trocken gedacht, als möglich, und nur was auf der Oberfläche liegt, iſt mit poetiſchen Phraſen geſchmückt. Ich werde immer mehr von Schlegels Mangel an productiver Phantaſie überzeugt. Er iſt zum Ueberſetzer geboren. Dazu hat er zarte Empfänglichkeit und viel Praktik in Sprache und Verſification.

In dem Sonnet: die Einladung iſt der Gedanke des erſten Sonnets, der Lebensgenuß, etwas poetiſcher eingekleidet. Eine Betrachtung über die Zugvögel gäbe aber für ſich allein ſchon Stoff zu einem Gedicht, ohne den Uebergang auf die Horen und ohne die galante Nutzanwendung.

Sängerwürde*) ſcheint mir ein verunglücktes Product eines Mannes, der nicht ohne Talent iſt. Einzelne Stellen zeigen, daß er ſich auf Sprache und Versbau verſteht. Aber auf den feierlichen Eingang folgt viel Mattes und Schleppendes. Auch macht das Ausbleiben

*) Sängerwürde, die Muſageten und: an meine Lieder hatte Goethe unter dem Namen Juſtus Amman einrücken laſſen.

des Reims ohne Grund, in einem ſonſt gereimten Gedichte, eine Störung. Die äſthetiſche Strafpredigt am Ende dünkt mir ganz mißlungen zu ſein.

Goethes Volkslieder von der ſchönen Müllerin haben das Friſche und Lebendige, was man in dieſer Gattung ſo ſelten findet. Mein Liebling iſt der Junggeſell und der Mühlbach. Nach dieſem ſetze ich den Edelknaben und die Müllerin. Beide zeichnen ſich durch eine natürliche Grazie aus, die dieſe Gattung ſehr wohl verträgt. — In dem Verrath erſcheint die Müllerin auf eine Art, worüber man in der Reue nicht ganz befriedigt wird.

Matthiſſons neuer Pygmalion gehört, däucht mich, unter ſeine beſten Arbeiten. Der Gedanke iſt anmuthig, und die Ausführung fleißig und zart. Auch wird die Wirkung des Ganzen nicht durch fremdartige Zierathen geſtört.

In den Lebensmelodien finde ich nichts Eigenthümliches in den Ideen, und nichts Neues in der Einkleidung. Das Machwerk iſt wieder gut, die Verſe fließend und wohlklingend, die Reime verſtändig gewählt. Doch iſt auch in der Ausführung manches mißlungen. Wie fragt man z. B. mit fröhlich vernichtender Luſt? Und kann die Freude — ſelbſt die Freude der Tauben — beſcheiden ſein?

In der Sehnſucht nach Rom iſt ein Aufwand von Prachtworten, wie in weiland Clodiuſſens Gedichten, bei einer Armuth von ſelbſtgedachten Ideen und ſelbſt-

empfundenen Gefühlen. Die Sehnſucht hat 'gar nichts Individuelles. Die Herrlichkeiten Italiens werden ſohne Plan nacheinander aufgeführt, und das Ende des Gedichts iſt kein Schluß. Am liebſten iſt mir die Strophe: „Du ſtehſt nun unter dem Gebilde des Ungeſchmacks" ꝛc. — Poſſierlich war mir's, hinter dieſem ſtattlichen Herrn im Treſſenrock die braune Here auftreten zu ſehen. Ich habe Dich im Verdacht einer Schelmerei bei dieſer Anordnung.

Das Lied der Niren iſt ein artiges Spiel der Phantaſie, das nicht mehr verſpricht, als es leiſtet. Nur kann ich dieſer Art von herzloſen Gedichten keinen Geſchmack abgewinnen.

Das Gedicht an die Muſe hat mehr Wärme, als Conzs andere Arbeiten, und iſt gut verſificirt. Was meint er aber damit, daß die Muſe ihr Lied „in Thaten ſingen ſoll?"

In den Hymnen aus dem Griechiſchen von Eſchen zeigt ſich viel Talent für dieſe Arbeiten. Der Ton iſt gut gehalten, und das Ganze verfehlt die Wirkung nicht, die man von einem Gedichte dieſer Art erwarten kann.

Die Schatten ſind faſt bloß ein Auszug eines Gedichts. Kürze war, däucht mich, hier nicht an der Stelle, da der Stoff den, der etwas zu ſagen hatte, zum Sprechen auffoderte.

Schlegels Sonnet an Iffland iſt trefflich verſificirt, aber der Schluß enthält einen verunglückten Ge-

Gedanken. Was ist das für eine Kunst, die erst von Iffland's Gluth erwarmen soll?

Amyntas ist ein köstliches Cabinetsstück für den ächten Kunstfreund, und hätte eben deswegen lieber ungedruckt bleiben sollen. Das Publicum im Ganzen ist für solche Producte noch nicht reif genug, und wird sie mißverstehen oder mißbrauchen. Es existirt vielleicht nichts in der ästhetischen Welt, wo Sinnlichkeit und Seele inniger ineinander verwebt sind.

Anmuth der Sprache hat nichts Neues in dem Gedanken, aber eine schätzbare Einfachheit, Zartheit und Eleganz in der Ausführung.

Phantasie und Gefühl ist schön gedacht und gesagt, aber mehr das Product eines Redners, als eines Dichters.

Im Kampf mit dem Drachen bemerke ich außer der lebendigen Darstellung, die er mit ähnlichen Producten unter Deinen Gedichten gemein hat, eine besondere epische Kunst in der Anordnung, um die vorgesetzte Wirkung auf's vollkommenste zu erreichen. Die Selbstüberwindung des Siegers sollte in's glänzendste Licht gestellt werden. Für die Gefahr des Kampfes sollte man sich nicht interessiren; und diese ist's immer, was zuerst die Aufmerksamkeit fesselt. Daher ist der Kampf schon vollendet, wenn das Gedicht anhebt, und wir erwarten nun seinen Lohn. Statt dessen hören wir Vorwürfe von einem Manne, der uns doch Achtung abnöthigt. Dies versetzt uns auf einmal aus der sinnlichen Welt in die

moralische. In dieser soll nun die That des Helden geprüft werden. Und wie erscheint sie? Nicht als ein gelungenes Wagstück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt; nein, als das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit, bei aller Kenntniß der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen, und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dies Urtheil, aber die Würde der Pflicht verklärt den Großmeister in unseren Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Ritter zugleich, und freuen uns, daß ihm verziehen wird. — Die Länge der Stanzen, verbunden mit der Kürze der Zeilen, ist ein passender Rhythmus zu dem einfach feierlichen Gange der Erzählung, die ohne äußeren Pomp mit ruhigem Ernst einherschreitet.

In den Geistern des Sees finde ich dichterische Phantasie, edle Sprache, gut gehaltenen Ton, und glücklich gewählten Rhythmus; nur fehlt eine gewisse Klarheit, die ich mit der Präcision in der Zeichnung vergleichen möchte. Das Colorit dürfte bei diesem Gegenstande nicht heller sein; aber es schwächt die Wirkung, wenn man auf Stellen trifft, die beim ersten Lesen kein deutliches Bild geben.

Das Plätzchen im Walde ist freilich nur ein

poetiſcher Seufzer, aber Sprache und Versbau beweiſen für Kunſtfertigkeit und Geſchmack.

Das Gedicht: die Schiffende, hat viel Wohlklang, aber beſteht meiſt aus allgemeinen poetiſchen Phraſen. Der heiße Brand der Wangen, der mit Blüthenzweigen gekühlt wird, iſt eine unglückliche Idee. Auch kann ich das Wort Lieblingin nicht lieblich finden.

Die Gelegenheit. — Ich finde die Schwierigkeit des dreifachen Reimes im Ganzen ziemlich überwunden; nur hier und da hat der Ton etwas Schwerfälliges. Eigentlich kann ich aber ſolchen herzloſen Allegorien keinen Geſchmack abgewinnen, beſonders wenn ſie ein ſo widriges Bild geben, als eine weibliche Figur mit kahlem Hinterkopf, der die Haare von der Stirne über Geſicht und Bruſt herabhängen.

An die Horen — iſt ein liebliches Product voll Anmuth im Gedanken und Ausdruck.

Der Bach — dies Gedicht macht eine gefällige Wirkung. Nur hätte, däucht mich, Blanduſiens Quelle wegbleiben ſollen. Es iſt eine ſtörende Zierath.

Zwiſchen der Bürgſchaft und dem Kampf mit dem Drachen bemerkt man einen intereſſanten Contraſt. Hier iſt alles auf die Spannung berechnet, die durch eine Reihe von angſtvollen Situationen bewirkt wird. Dazu paßt der Rhythmus vortrefflich, beſonders der dritte männliche Reim, und die Anapäſten, die zuweilen an paſſenden Stellen mit den Jamben abwechſeln. Die Ruhe und Sicherheit im Tone des Anfangs, die allmählig bis

zur höchſten Leidenſchaft ſteigt, und der befriedigende Schluß, nach der heftigſten Erſchütterung, geben dem Ganzen eine gewiſſe muſikaliſche Wirkung, die dies Gedicht vielleicht für den größeren Theil der Leſer anziehender macht, als jenes. Dazu kommt das Sinnliche in dem Stoffe, und der hohe Standpunkt, aus dem das Moraliſche, wie eine Naturerſcheinung, mit ſcheinbarer Kälte betrachtet wird. Beim Vorleſen findet man hier weit weniger Schwierigkeit, als bei andern unter Deinen erzählenden Gedichten. Nur die erſte Strophe ſcheint für den Ton der Ballade faſt zu gedrängt, und die öftere Abwechſelung der redenden Perſonen iſt, beſonders im Anfange des Gedichts, eine Klippe für den Vorleſer. Er fällt leicht in's Dramatiſche, und dabei geht eine gewiſſe Melodie der Declamation verloren, die bei dem Vorleſen einer Ballade herrſchen ſollte.

Der Arzt hat die Trockenheit und Kälte der Schlegelſchen Producte in dieſer Gattung. Und für eine ſo matte verſificirte Erzählung ſind die Trochäen ſehr unglücklich gewählt.

In dem Bürgerliede contraſtirt die Einfachheit und ruhige Heiterkeit im Tone des Ganzen mit dem höchſt idealiſirten Stoffe auf eine ſehr gefällige Art. Für ein poetiſches Volk würde dies ein Volkslied ſein, für unſer jetziges Publicum hat es bloß eine gewiſſe Form der Popularität. Der Stoff iſt nur für den Denker, obſchon verſinnlicht, aber nur für eine ſehr gebildete Phantaſie, die in der griechiſchen Welt — ſowie ſie durch moderne

Cultur bereichert und verſchönert wurde — zu leben gewohnt iſt.

Die weiblichen Erſcheinungen ſind mehr die Materialien zu einem Gedicht, als ein Gedicht ſelbſt. In den Bildern ſelbſt, die ohne Verknüpfung aufeinander folgen, iſt Zartheit und Gefühl; aber in der Sprache und dem Versbau iſt eine gewiſſe Unbehilflichkeit, die Mangel an Fertigkeit verräth. Auch hätte ich in der Darſtellung des Alters mehr Heiterkeit und Liebe gewünſcht.

Poeſie des Lebens gehört zur rhetoriſchen Claſſe. Es iſt ein Fragment eines idealiſirten Briefs im höchſten poetiſchen Schmuck.

In den Stanzen dient die Poeſie einem gegebenen Zwecke, aber ſie dient mit Anmuth und Freude.

Das Grab hat im Inhalte nichts Auszeichnendes, aber die Verſification iſt leicht und fließend, und der ſchwermüthige Ton gut gehalten.

Des Mädchens Klage gehört zu der Gattung, die Dir in vorigen Zeiten nicht gelingen wollte. Jetzt haſt Du mehr Schonung für Deine Phantaſie, auch wenn Dir ihre Producte für den Geiſt nicht reichhaltig genug ſcheinen. Und dafür lohnt ſie Dich. Was Du tief gefühlt haſt, geht rein und einfach aus Dir hervor, und alle Kräfte der Poeſie vereinigen ſich zur höchſten Wirkung.

Der Gedanke in dem Zuruf an die Dichter hätte eine weitere Ausführung verdient. Hier hat er eine gewiſſe Undeutlichkeit.

Die Lehre der Bescheidenheit hat viel Zartes und Gefälliges. Auch ist der Vers fließend und die Sprache einfach und gewählt. Manchmal wünschte man etwas mehr Kürze.

Der Genuß des Vergangenen hat viel Leichtigkeit und Wohlklang, und einen schönen poetischen Schluß.

In der Schwärmerei der Liebe sind einzelne Stellen vortrefflich; aber es fehlt an der Kraft, die das Ganze zusammenhält. Die Producte dieser Dichterin haben immer das Gepräge eines kranken Zustandes. Ihre Gefühle sind von krampfhafter Art. Der Geist wird davon überwältigt, anstatt im Moment der Dichtung über sie emporzuschweben.

Das Gedicht: an meine Lieder kann für ein tragisches Epigramm gelten, das, wie mich däucht, ziemlich gelungen ist.

Der Abschied ist ein frisches jugendliches Product der Phantasie und Liebe. Hier ist auch Schmerz, aber wie man ihn im Gebiete der Kunst gern erscheinen sieht. Ich wünschte mehr Gedichte dieser Art von dem Verfasser zu lesen. An Praktik fehlt es ihm auch nicht.

In dem Gedichte an Mignon hat die Schwermuth zu wenig Individuelles. Als Theil eines größern Werkes würde es an seiner Stelle von guter Wirkung sein. Poetisches Talent ist nicht darin zu verkennen.

Die Spinnen — fast zu kurz und undeutlich für

den, der die Wetterprophezeiungen dieſer Inſecten nicht kennt. Der Gedanke ließe ſich recht gut benutzen.

Die Epiſtel an Louiſe iſt nur in der Anlage verfehlt. Die Schilderung von Oſſian und Malvine iſt rührend und ſchön; aber der Anfang und Schluß ſind matt und alltäglich, auch mit Ungeſchicklichkeit angeflickt.

Ueber den Prolog habe ich Dir ſchon geſchrieben.

1799.

Jena, 10. Februar 1799.

Es iſt eine Ewigkeit, daß ich weder an Dich noch an ſonſt einen Menſchen in der Welt geſchrieben habe. Du weißt aber die Verhinderung und wirſt mich entſchuldigt haben. Seit etlichen Tagen bin ich von Weimar zurück, wo ich fünf Wochen lang mit meiner ganzen Familie geweſen, um durch perſönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darſtellung meiner Piccolomini zu bewirken. Dies iſt nun glücklich überſtanden, meine Abſicht iſt erreicht worden, das Stück hat alle Wirkung gethan, die mit Hülfe dieſes Theaterperſonals nur irgend zu erwarten geweſen. Es wurde zweimal hintereinander geſpielt, und das Intereſſe iſt bei der zweiten Repräſentation noch geſtiegen. Es kommt mir zwar ſelbſt ſonderbar vor, daß das Publicum meinen Wallenſtein früher kennen lernen ſoll, als Du; aber ich kann's einmal nicht ändern. Du erhältſt ihn nicht eher, als bis alles fertig iſt: das iſt eine Freude, die ich mir vorbehalten habe; von Dir will ich ein reines Urtheil über das Ganze

hören. In spätestens sechs Wochen hoffe ich das letzte Stück vollendet zu haben: dann erhältst Du alles auf einmal.

Mein Aufenthalt in Weimar hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen erweckt. Ich bin genöthigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuthen. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert: und so habe ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen.

Freilich habe ich diese fünf Wochen für meine Arbeit ganz verloren, sonst könnte ich heute mit dem ganzen Wallenstein fertig sein; aber in anderer Rücksicht reuen mich diese Zerstreuungen gar nicht.

Deine Anmerkungen über den Almanach haben uns wieder sehr viel Vergnügen gemacht; wir treffen fast überall in unserm Urtheil zusammen. Setze sie ja fort.

Humboldts Schrift wirst Du nun erhalten haben. Was sagst Du dazu? Sie ist freilich sehr trocken und fast scholastisch geschrieben, aber unleugbar enthält sie einen Schatz von Gedanken.

Laß mich doch hören, was man bei Euch in Dresden von Fichtes Apologie spricht. In Weimar und auch hier mißfällt der Ton sehr, worin sie abgefaßt ist.

S.

Dresden, 20. Februar 1799.

Ich begreife recht gut, daß Du in Deiner jetzigen Lage nicht dazu kommen konntest, einen Brief zu schreiben. Aber bei dem strengen Winter war mir bange um Deine Gesundheit, und ich würde bald mich darüber bei Deinem Weibchen erkundigt haben, wenn Du mich nicht beruhigt hättest. Daß Du diesen Winter so gut ausgehalten hast, und Dir sogar mehr als sonst zumuthen konntest, ist ein Beweis für Deine Genesung.

Den Wallenstein muß ich lange entbehren. Aber ich gewinne dadurch den vollständigen Totaleindruck, auf den ich sehr begierig bin. Da Du Dich lange vorher mit dem Plane und mit einzelnen Theilen beschäftigt hast, so kann der äußere Drang in den letzten Momenten der Ausführung dem Werke sehr günstig sein. — Ich höre, daß man in Berlin die Piccolomini geben will. Du hast also wohl mit einigen Theatern contrahirt? Hast Du nicht Lust Dich mit dem hiesigen einzulassen? Oder scheust Du die hiesige Censur? Der Capuziner freilich im Lager dürfte nicht stehen bleiben.

Ueber den Almanach lege ich den Schluß meiner Bemerkungen bei. Wie ich höre, ist es der letzte. Warum willst Du diese Unternehmung aufgeben? Das Auswählen unter den eingesandten Beiträgen mag wohl kein angenehmes Geschäft sein. Aber mir thut es leid, daß für Dich eine äußere Veranlassung zu poetischer Thätigkeit verloren geht. Du wirst freilich nicht müßig sein, aber

Dich mehr mit größern Werken beſchäftigen, und wir werden manche kleinere Gedichte einbüßen, die ich ſehr ungern entbehre.

Humboldts Schrift habe ich angefangen zu leſen, aber die erſten Capitel haben mir Angſt gemacht. Ich habe jetzt weder Zeit noch Luſt, in dieſe ſchauerliche Tiefe hinabzuſteigen. Auch liebe ich über abſtracte Gegenſtände mehr den ſchulgerechten Vortrag, wo man Schritt für Schritt weiter geht, und durch keine Seitenwendung die Prüfung erſchwert. Dies Buch wird bei aller Reichhaltigkeit ein ſehr kleines Publicum haben. Es hat von Seiten des Styls Vorzüge vor ſeinen vorherigen Arbeiten. Beſonders iſt die Vorrede recht gut geſchrieben. In ſeinen Sätzen ahnet man Gehalt; aber ich bin nun zu alt worden, um mich an ſolchen Ahnungen zu begnügen. Ich muß wiſſen, woran ich bin. Was mir in der Luft zu ſtehen ſcheint, muß für mich einſtürzen, wenn ich keine Grundlage dazu finden kann. Und dieſe Grundlagen liegen hier — wenn ſie wirklich vorhanden ſind — in den innerſten Tiefen der Metaphyſik. Ein Gebäude der Metaphyſik zu eigenem Gebrauche zu gründen, iſt für mich jetzt Bedürfniß, und ich habe einige Hoffnung, damit bald zu Stande zu kommen. Es iſt mein Geſchäft in jeder Stunde der Muße, die nach und nach immer häufiger werden. Bin ich mit meiner Philoſophie fertig, dann will ich auch die Humboldtſche vornehmen.

Fichtes Apologie iſt in einem ungleichen Tone und zum Theil nachläſſig geſchrieben. Sie hat treffliche Stel-

len voll männlicher Beredſamkeit und philoſophiſcher Begeiſterung, aber dagegen manches Schwache, Kleinliche, Weitſchweifige. Die Grazien ſind bei ihm ausgeblieben, aber an Energie fehlt es ihm nicht. Uebrigens habe ich hier noch wenig davon ſprechen hören, nur von jungen Leuten, die ſich für Fichte intereſſiren. Reinhard wird vielleicht amtshalber etwas darüber ſagen, aber ſchwerlich, was er denkt.

K.

Jena, 25. März 1799.

Hier endlich ſchicke ich Dir das opus. Sei ſo gut und lies es erſt mit Bedacht für Dich, daß Du ein wenig damit bekannt wirſt, ehe Du es vorlieſeſt. Du kannſt es vierzehn Tage behalten.

Ich habe keine Zeit mehr gehabt es durchzuſehen, es mögen mehrere Schreibfehler darin ſtecken. Auch mußt Du Dich an einigen lückenhaften Jamben nicht ſtoßen, weil dieſe Bearbeitung zum Gebrauch des Theaters iſt, wobei es auf dieſe Reinheit und Integrität nicht ankommt. Es kommt bloß auf das Weſen und auf den Eindruck des Ganzen an. Adieu. Schreib' mir mit zurückgehender Poſt nur zwei Zeilen über den richtigen Empfang.

S.

Dresden, 31. März 1799.

Ich hätte Dir gewünſcht den Eindruck zu ſehen, den Dein Werk auf mich gemacht hat. Es iſt ein Erfolg, der Dir, das weiß ich, nicht gleichgültig iſt. Nur ſoviel laß mich Dir ſagen, daß ich mich ganz wieder verjüngt, und in die ſchönen Tage unſers ehemaligen Beiſammenſeins verſetzt fühlte. — Ich erwartete viel Kunſt vom Wallenſtein, aber fürchtete ebendeshalb eine gewiſſe Kälte, bei der planmäßigen und ſchulgerechten Methode, mit der Du dabei verfahren hatteſt. Deſtomehr wurde ich durch das jugendliche friſche Leben überraſcht, das in dem ganzen Werke athmet. — Jetzt kein Wort vom Einzelnen. Davon weiß ich noch gar nichts. — Nur mußt Du wiſſen, unter welchen ungünſtigen Umſtänden ich das Manuſcript erhielt. Ich kam Freitags um acht nach Hauſe und fand es. Den Sonnabend iſt mein Vortragstag, wo ich um eilf parat ſein mußte. Ich hoffte es vorher noch zu endigen, aber ein böſer Geiſt führt mir den allerfatalſten Beſuch über den Hals, den ich nicht abweiſen konnte. Der Canzler Burgsdorff iſt geſtorben, und ich habe die Vormundſchaft der Kinder übernehmen müſſen. Die Geſchäfte ſind äußerſt verwickelt, und für mich von der gehäſſigſten Art. Der Curator der Wittwe, der mich täglich über allerlei dringende Dinge zu fragen hat, war es, der mich mitten im Wallenſtein unterbrach, um mir grade die widrigſten Eröffnungen zu machen. Ich nahm die letzten Bogen auf die Canzelei, und las — bis ich

zum Vortrag gerufen wurde. Dies geſchah im fünften Act des Wallenſtein. — Den Reſt las ich zu Hauſe vor Tiſche.

Und nun leb' wohl für heute. Sobald ich Dir etwas Vernünftiges zu ſchreiben weiß, ein Mehreres.

Herzliche Grüße von Minna und Dorchen. Ihnen ſoll das Werk heute förmlich producirt werden. Doch hat ſich Minna das Naſchen nicht verſagen können.

L.

Jena, 8. April 1799.

Was Du mir von dem erſten Eindruck des Wallenſtein ſchreibſt, hat mich ſehr erfreut, und belohnt mich für den langen Zwang, den ich mir anthat, Dir nichts Einzelnes davon zu ſchicken.

Hier lege ich nun noch die neue Bearbeitung des Vorſpiels bei, worin Du auch viele Veränderungen finden wirſt.

Sende mir doch die drei Stücke mit dem nächſten Poſttag zurück, weil ich ſie weiter zu ſenden habe. Ich kann ſie Dir in einigen Wochen wiederſchicken, wenn Du ſie haben willſt.

Am 20ſten dieſes Monats ſpielt man den Wallenſtein zum erſtenmal in Weimar. Ich reiſe übermorgen dahin, und bleibe bis zum 23ſten; ſchreibe mir alſo direct nach Weimar; was Du vor dem 18ten wegſchickſt, trifft mich noch dort.

Wir umarmen Euch herzlich. Gieb mir bald Nachricht, wie die Vorleſung des Wallenſtein abgelaufen.

S.

Dresden, 9. April 1799.

Ich will nunmehr verſuchen, Dir und mir von der Wirkung Deines Wallenſtein Rechenſchaft zu geben; denn eben in der Totalwirkung finde ich beſonders einen Vorzug vor Deinen frühern dramatiſchen Werken. Ohne den Behelf der Ueberraſchung haſt Du die Stimmung, die ſonſt gewöhnlich nur der fünfte Act hervorbringt, durch den ganzen zweiten Theil zu erhalten gewußt, und doch iſt dies Ununterbrochen-Tragiſche nicht peinigend, ſondern erhebend. Auf Wallenſteins Grabe ſteht ein herrliches Denkmal, aus Allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zuſammengeſetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns ſelbſt auf einen höhern Standpunkt verſetzt. Das Schmerzliche des Schickſals verſchwindet über dem Anſchauen des Großen und Edlen der menſchlichen Natur. — Sehr weislich haſt Du daher im zweiten Theil den Seni und die ganze Aſtrologie in den Hintergrund gebracht. Und ſelbſt dieſe muß Dir zu Deinem Zwecke dienen. Die Sehnſucht nach dem Jupiter im erſten Auftritt des fünften Acts iſt äußerſt charakteriſtiſch und rührend. — Nur in der Scene von Deverour und Macdonald iſt vielleicht zu viel Komiſches, das — ſo ſehr

es Dir ſonſt gelungen iſt — die Hauptwirkung ſtören könnte. Was Du brauchteſt, war bloß ihr Abſcheu vor der That bei der höchſten Rohheit, und ihre Ehrfurcht vor Wallenſtein.

Der erſte Theil iſt ein reicher Vorhof zum Tempel. Allein gegeben — endigt er mit einer unaufgelöſten Diſſonanz. Deſto größer iſt die Mannigfaltigkeit und Pracht in den einzelnen Theilen. Hier war auch das Komiſche an ſeiner Stelle, und Wallenſtein ſelbſt konnte hier noch wie in einem Nebel mit unbeſtimmten Umriſſen erſcheinen. — Der Charakter des Wallenſtein hat mich vollkommen befriedigt, und er war gewiß keine leichte Aufgabe. Sein kalter Ehrgeiz iſt anſtößig für das Herz, ſeine Aſtrologie und das Schwankende in ſeinem Benehmen für den Verſtand. Seine Vielſeitigkeit und ſeine Herſchertalente können in der wirklichen Welt und in einem Zeitraum von mehreren Jahren eine große Wirkung hervorbringen, aber auf dem Theater laſſen ſie ſich nicht ſo leicht in einzelne Züge zuſammendrängen, die uns die Größe ſeiner Natur anſchaulich machen. Um uns für ihn zu gewinnen — war Max ſchlechterdings nöthig. Wallenſtein verklärt ſich in ſeinem Enthuſiasmus. Wir ahnen die Hoheit in ihm, die wir im zweiten Theile erſcheinen ſehen. Er ſpielt mit dem Spiele der Politik — Herrſchſucht füllt ſeine Seele nicht aus — er war empfänglich für Freundſchaft — war geneigt zum Vertrauen — und eben dieſe liebenswürdige Inconſequenz ſtürzte ihn. — Aber im Kampfe mit ſeinem Schickſale

erſcheint er im glänzendſten Lichte. — Unerſchütterlicher Muth iſt mit Weichheit gemiſcht — er fühlt als Freund für Max und als Vater für Thekla, aber ſein Gefühl iſt männlich — noch in der letzten Scene ſehen wir ihn mild, heiter und ruhig, und faſt möchten wir ihm Glück wünſchen, daß er in dieſer Stimmung gemordet wird.

Max und Thekla konnten Dir nicht mißlingen, und haben gewiß wenig Anſtrengung gekoſtet. Aber Octavio hätte leicht widrig werden können. Mir ſcheint er völlig gerettet, beſonders durch das Vertrauen auf ſeinen Sohn, und durch den Schluß des zweiten Theils. Buttler hatte auch große Schwierigkeiten, und vielleicht bedarf dieſer noch einiger Nachhilfe. Daß er im zweiten Theile durch Wallenſteins Vertrauen, durch Gordons Treuherzigkeit, durch die Erinnerung an das, was ihn ehemals an Wallenſtein feſſelte, nicht einen Augenblick wankend gemacht wird, hat etwas Empörendes, das die ſtärkſten Motive fordert. Wallenſteins Beleidigung langt dazu noch nicht aus. Auch durfte ſie im zweiten Theile nicht ſehr erwähnt werden, weil da Wallenſteins Bild keinen ſolchen Schatten verträgt. Es gehörte noch dazu, daß Buttler ihm ein großes Opfer gebracht hatte. Dies iſt zwar im erſten Theile angedeutet, aber vielleicht wird es hier von manchen überſehen, und könnte mehr herausgehoben werden.

Die Gräfin Terzky iſt ein ſehr brauchbares Werkzeug, um Wallenſtein zur Entſcheidung zu bringen. Illo und Terzky achtete er zu wenig, um ſich von ihnen lei-

ten zu laſſen. Auch durften ſie nach ihren Verhältniſſen nicht in einem ſolchen Tone mit ihm ſprechen. Die Gräfin konnte alles ſagen, und ihren Gründen hatte Wallenſtein nichts entgegenzuſetzen. Er hatte ſich durch einen großen Aufwand von Kräften eine außerordentliche Macht erworben, und es ſchien inconſequent, ſie nicht zu gebrauchen. Dieſer Inconſequenz ſchämte er ſich vor einem Weſen, deſſen Verſtand ihm Achtung abnöthigte. Im Innerſten ſeiner Seele lag ein Widerwille gegen jede unwürdige Handlung, deſſen er ſich ſelbſt nicht bewußt war. Und ſelbſt wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, ſo würde er doch dieſen Grund gegen die Gräfin nicht gebraucht haben. Alle andere Gründe aber waren ſchwach. Uebrigens behauptet ſich die Gräfin ſehr gut. Sie wird oft hart, aber nie Karikatur.

Den Charakter der Herzogin haſt Du mit vieler Freiheit behandelt. Mitten unter den Aeußerungen der ſanften Gattin und Mutter erkennt man die Spuren des Hoflebens. Bei Marens Abſchiede denkt ſie noch an eine Protection in Wien.

Unter den Nebenfiguren iſt beſonders Iſolani ausgeführt. Illos Geſtalt iſt mir noch nicht ganz deutlich. Doch gehörte vielleicht dieſe Undeutlichkeit zur Haltung des Ganzen.

Seni iſt Dir gut gelungen, und von der Aſtrologie hab' ich weder zu viel noch zu wenig eingewebt gefunden. Nur fragt ſich's, ob es bei der Aufführung nicht

ſtören wird, daß im vierten Aufzuge ſo viel Scenen im aſtrologiſchen Zimmer gehalten werden.

Im Wrangel haſt Du gewiſſe ſchwediſche Eigenheiten ſehr glücklich angebracht.

Gordon iſt eine wichtige Rolle im zweiten Theile. Er vertritt gleichſam die Stelle des Chors im griechiſchen Trauerſpiel. Ein theilnehmendes Weſen dieſer Art gehörte ſchlechterdings unter die Nebenfiguren eines ſolchen Gemäldes.

Was den Dialog betrifft, ſo finde ich mehr poetiſche Pracht im erſten Theile, und im zweiten mehr Correctheit des Gedankens, wenn auch der Ausdruck hier und da noch unvollendet iſt. Solche Uebergänge in's Lyriſche, wo man mehr den Dichter, als die redende Perſon hört, und die man oft in Deinen frühern Werken findet, ſind ſeltener im zweiten Theile als im erſten. Dahin rechne ich aber keineswegs die gereimten Schlüſſe an den bedeutenden Stellen. Ein lyriſcher Schwung dieſer Art, der durch die Situation motivirt iſt, thut oft die köſtlichſte Wirkung. Meine Lieblingsſtellen unter dieſer Gattung ſind der Schluß der ſiebenten Scene des zweiten Acts im erſten Theil, wo Thekla im Ton einer Kaſſandra ſpricht — und am Schluß des vierten Aufzugs im zweiten Theil.

Wo mir etwas im Dialog aufgefallen iſt, habe ich einen Strich mit Bleiſtift an den Rand gemacht. Du wirſt ſelbſt die Urſache leicht finden. Sie betrifft größtentheils den Gedanken, wo er mir zu dem Charakter,

oder zu der Stimmung des Augenblicks nicht ganz zu paſſen ſcheint. Nur einige Dunkelheiten im Ausdrucke habe ich auch bemerkt.

Die Wirkung auf Minna und Dorchen war ſehr ſtark. Beſonders haben Max und Thekla Glück gemacht. Geßler fand groß Behagen am Octavio. — Ich habe auch verſucht, einzelne Scenen einer Gräfin Schulenburg und ihrer Tochter von Kloſter Neda, ein Paar gebildeten und gefühlvollen Frauen, vorzuleſen, und viel Freude dabei gehabt.

Im Lager haſt Du noch prächtige Sachen eingewebt, beſonders den Capuziner. — Boshaft iſt der Ausfall auf die armen Sachſen, der leider noch jetzt wahr iſt. —

Schicke mir ja das Manuſcript wieder, ſobald Du kannſt. Wann denkſt Du denn, daß es gedruckt ſein wird?

S.

Jena, 8. Mai 1799.

Ich habe Deinen letzten Brief mitten unter den weimarſchen Zerſtreuungen erhalten, und er war mir deſto mehr willkommen, da mir das fade Schwatzen über dieſen Gegenſtand in Weimar eine ernſte und gründliche Stimme zum Bedürfniß machte. Erwarte indeſſen binnen der nächſten drei oder vier Monate nichts Vernünftiges darüber von mir zur Antwort; ich habe mich mit Gewalt aus dieſer Materie herauszureißen geſucht, und es

thut mir wohl, in einem neuen Element zu leben. Du ſollſt aber die beiden Stücke in acht Tagen ſpäteſtens wiedererhalten und einige Monate bei Dir aufbewahren, daß Du Dir in dieſer Zeit Deine Bedenken und Deſiderata aufnotiren kannſt. Könnteſt Du Dich entſchließen, die Anzeige des dritten Stücks für die Allgemeine Zeitung aufzuſetzen, ſo würdeſt Du Goethe und mir einen großen Gefallen erzeigen; denn dieſe Arbeit liegt ſowohl ihm als mir jetzt außer dem Wege, und ſie muß doch gethan ſein. Du kannſt Dich darin nach der Anzeige der Piccolomini in eben dieſer Zeitung, die Goethe und ich in Gemeinſchaft, obgleich etwas eilfertig, aufgeſetzt, richten, und brauchſt Dir dabei keine große Mühe zu machen, da es nur um den Haupteindruck zu thun iſt.

Der Wallenſtein hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht, und auch die Unempfindlichſten mit ſich fortgeriſſen. Es war darüber nur Eine Stimme, und in den nächſten acht Tagen ward von nichts Anderem geſprochen.

Jetzt bin ich gottlob wieder auf ein neues Trauerſpiel fixirt, nachdem ich ſechs Wochen lang zu keiner Reſolution kommen konnte. Diesmal ſollſt Du das Sujet nicht eher als mit dem vollendeten Werke erfahren. Ich hoffe am Ende des Winters allerſpäteſtens damit fertig zu ſein; denn für's erſte iſt der Gegenſtand nicht ſo widerſtrebend als Wallenſtein, und dann habe ich an dieſem das Handwerk mehr gelernt. Wenn ich dieſen Sommer nicht einige Monate an die Propyläen wenden

müßte, ſo hoffte ich das neue Stück noch mit Ende dieſes Jahres zu liefern.

Meine Geſundheit hält ſich noch recht brav; ich hoffe, ſie ſoll ſich dieſen Sommer noch mehr befeſtigen. Goethe hat ſich jetzt Equipage angeſchafft, und fährt mich alle Tage ſpazieren. Wir ziehen dieſer Tage auch wieder in den Garten, was Ihr ohne Zweifel auch bald thun werdet.

S.

Dresden, 17. Mai 1799.

Es macht mir große Freude, daß Du an der dramatiſchen Arbeit wieder ſoviel Geſchmack gewonnen haſt. In jedem neuen Stücke wird man wieder neue Fortſchritte wahrnehmen, die Du in der Behandlung dieſer Gattung gemacht haſt. So wirſt Du Dich gewiß hüten, wieder ein Stück in mehrere Theile abzuſondern. Der Wallenſtein gewinnt freilich, wenn man den Tag vorher die Piccolomini geſehen hat. Aber aus den Piccolomini wird jeder unbefriedigt nach Hauſe gehen, und es iſt Schade um ihre Wirkung, die in einem Zeitraum von zwanzig Stunden, in denen man geſchlafen, gegeſſen und ſeine proſaiſchen Geſchäfte verrichtet hat, großentheils verſchwunden iſt. Nur Deine Behandlung des Wallenſtein macht, daß man in den erſten Scenen gleich wieder zu Hauſe iſt.

Daß Du mir nichts von dem Stoff Deines neuen

Trauerſpiels ſchreibſt, iſt hart. Ich mag mir ſo gern vorher allerlei Hypotheſen machen, wie Du ein Sujet bearbeiten wirſt.

Schicke mir nur den Wallenſtein bald. Die Anzeige will ich gern machen, nur mußt Du nachher das, was die Vorſtellung betrifft, hinzuſetzen.

S.

Jena, 19. Mai 1799.

Hier ſende ich den Wallenſtein, und was ich von den Piccolomini abgeſchrieben liegen habe. Du thuſt Goethe und mir einen großen Gefallen, daß Du die Anzeige machen willſt, und je eher Du ſie fertigen kannſt, deſto lieber wird's uns ſein. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ein anpreiſender Ton nicht ſchicklich wäre, ſondern bloß eine ruhige Sachdarſtellung gewünſcht wird, wie ein Freund von dem Werke des Freundes öffentlich ſprechen, und ſich — wenn es nöthig wäre — dazu bekennen kann. Die Kritik der Vorſtellung wollen wir hier ſchon anhängen.

S.

Dresden, 30. Mai 1799.

Hier iſt der Aufſatz über Wallenſtein. Ich habe eine etwas andere Methode gewählt, als ich in der Anzeige der Piccolomini fand. Aber ſie ſchien mir, nach

dem, was über das Ganze vorausgeſagt war, auf den Wallenſtein nicht recht anwendbar. Ich habe alſo ganz nach meiner Art und mit Luſt und Liebe gearbeitet. Du wirſt angedeutet finden, wo ich die Abſchnitte für thunlich halte.

K.

Jena, 20. Juni 1799.

Ich habe die Piccolomini, die ich verſchickte, mit jedem Poſttage erwartet, um ſie Dir zurückzuſenden, denn von dem erſten Act habe ich keine oſtenſible Abſchrift ſonſt. Du mußt Dich alſo noch ein paar Tage gedulden. Der Prolog folgt hier.

Für Deine Recenſion des dritten Stücks danke ich Dir herzlich. Es iſt nur etwas, was mich dabei in Verlegenheit ſetzt: dieſes nämlich, daß Du immer mit den eigenen Worten des Dichters referirſt. Ich hatte Dir vergeſſen zu ſchreiben, daß ich — ſo lange die Stücke ungedruckt ſind — ſo wenig Stellen als möglich ausgezogen wünſche. Es ſchadet immer dem Werk, wenn das, was in's Ganze berechnet iſt, zuerſt als Stückwerk geleſen wird; und außerdem iſt das Beſte vom Stück ſchon verrathen, ehe dies wirklich erſcheint. Ich muß alſo ſehen, wie ich dieſem Umſtand abhelfe; aber es iſt ſchwer, weil die ganze Anzeige auf dieſe Methode cal-

cullet iſt. Wäre das Stück gedruckt, ſo würde ſie allerdings die beſſere ſein.

S.

Jena, 9. Auguſt 1799.

Mein langes Stillſchweigen wird Dir ohne Zweifel ſchon bewieſen haben, daß ich über die Ohren in meiner neuen Arbeit ſtecke; und ſo iſt's auch. Ich habe mich in den zwei letzten Monaten von allen andern Dingen abgezogen, um ſo raſch als möglich in das Innerſte meines Geſchäfts zu kommen; und ich bin auch auf gutem Wege dazu. Ein Drittheil der neuen Tragödie habe ich ſchon hinter mir, und das ſchwerſte vom Ganzen. Ich bin nun ſicher, daß ich mich im Stoff nicht vergriffen habe, ob man gleich glauben ſollte, daß ein ſo allgemein bekannter und tragiſcher Stoff, eben weil er noch von keinem guten Poeten benutzt worden, einen geheimen Fehler haben müſſe. Meine Geſundheit und der Aufenthalt im Garten kommen mir gut zu ſtatten, auch die Einſamkeit, die ich ſeit mehreren Monaten genieße; denn auch Goethe iſt ſeit dieſem Sommer nicht hier geweſen, weil der Schloßbau in Weimar ihn nicht wegläßt. Ich erwarte ihn aber in einigen Wochen.

In Weimar war ich bei des Königs von Preußen Anweſenheit und habe mich dem königlichen Paar auch präſentiren müſſen. Die Königin iſt ſehr grazios und von dem verbindlichſten Betragen. Der Wallenſtein wurde

geſpielt, und mit großer Wirkung. Was mich bei allen Vorſtellungen, die ich von dieſem Stück ſeitdem geſehen habe, verwunderte und erfreute, iſt, daß das eigentlich Poetiſche, ſelbſt da, wo es von dem Dramatiſchen in's Lyriſche übergeht, immer den ſicherſten und tiefſten Eindruck allgemein hervorbrachte.

Weil ich mich für die nächſten ſechs Jahre ganz ausſchließend an das Dramatiſche halten werde, ſo kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anſchauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um vieles erleichtert werden, und die Phantaſie erhält eine zweckmäßige Anregung von außen, da ich in meiner bisherigen iſolirten Exiſtenz alles, was in's Leben und in die ſinnliche Welt treten ſollte, nur durch die höchſte innere Anſtrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte. Ich werde meinem Herzog zu Leibe rücken, daß er mir Zulage giebt, um eine doppelte Wohnung und Einrichtung und den theuren Aufenthalt in Weimar mir zu erleichtern.

Uebrigens aber ſind die dramatiſchen Arbeiten auch die lucrativſten für mich, weil ich jedes Stück von mehreren Bühnen bezahlt bekomme, und der Verleger mir auch mehr als für jede andere Arbeit dafür geben kann. Außerdem ſind mir von einem londoner Buchhändler Anträge geſchehen, mir für jedes Manuſcript, das ich noch ungedruckt nach England zum Ueberſetzen ſchicke, ſechzig Pfund zu bezahlen — unter der einzigen Bedingung, daß

das engliſche vierzehn Tage früher erſcheint, als das Original in Deutſchland.

Du erſiehſt daraus, daß ich auch nicht einmal mehr den Sporn der Finanzen habe, um den Almanach fortzuſetzen. Wenn Du wüßteſt, welch' unendlichen Saccaden mich dieſer Berührungspunkt mit zwanzig oder dreißig Verſemachern in Deutſchland ausſetzte, und wie ſchwer es hält, bei dem ungeheuren Zuſtrömen des Mittelmäßigen und Schlechten auch nur ein paar Bogen leidliche Arbeit zu halten: Du würdeſt mir Glück wünſchen, daß ich dieſe Bürde abgeworfen. Von jetzt an gottlob habe ich mit keinem ſchlechtern Poeten mehr zu thun, als ich ſelbſt bin; und ſelbſt um das Publicum werde ich mich nicht ſonderlich mehr zu bekümmern brauchen.

Lottchen hat vielleicht ſchon geſchrieben, daß unſerer kleinen Familie gegen Ende des Herbſtes ein Zuwachs bevorſteht. Möge nur alles glücklich von ſtatten gehen. Während der Schwangerſchaft hat die arme Lotte immer viel von Krämpfen zu leiden.

Minna iſt, wie wir hoffen, wieder ganz wohl, und Ihr werdet die ſchöne Jahreszeit nun auch zuweilen im Garten genießen.

E.

Dresden, 14. Auguſt 1799.

Ich wünſche Dir Glück zum Fortgange Deiner neuen Arbeit, die gewiß durch die Schnelligkeit, mit der Du

fortrückſt, gewinnen wird. Durch Praktik wirſt Du immer mehr einen ſichern Tact in der Wahl des Stoffes erlangen, und dies wird Dir die Arbeit um vieles erleichtern. Je mehr ich mit dem Wallenſtein vertraut werde, deſto deutlicher wird mir die Schwierigkeit, die Du hier zu überwinden hatteſt. Und dieſe Ueberwindung fordert am Ende nur eine gewiſſe Geſchicklichkeit, die zwar nicht gemein, aber von dem höhern Dichtertalente ſehr verſchieden iſt.

Da Du Dich jetzt auf einige Zeit für's dramatiſche Fach beſtimmt haſt, ſo werde ich darauf ausgehen, Dir einen Vorrath von Geſchichten zuſammenzubringen, aus denen Du künftig wählen kannſt. Die neuere Geſchichte und das Mittelalter haben freilich den Vortheil, daß uns das Coſtüm weniger fremd iſt; daß mancher Nebenzug benutzt werden kann, der die Illuſion befördert; daß die Gedanken und Empfindungen ſich mehr den unſrigen nähern: — aber in der alten Geſchichte giebt es gewiſſe Züge von einfacher Hoheit, die es wohl verdienten, daß Du einmal auch an einem ſolchen Stoffe Deine Kräfte verſuchteſt.

Zur Vermehrung Deiner Familie wünſche ich Dir Glück. Deine Knaben ſollen ſehr munter und hübſch ſein. Könnten wir uns nur einmal wiederſehen! Jetzt kannſt Du Deiner Geſundheit wegen ſchon eher eine Reiſe unternehmen. Bei mir ſind andere Hinderniſſe bei meiner jetzigen Stelle, die ich wenigſtens in dieſem Jahre noch nicht überwinden kann.

Minna hat ſich durch das Baden ganz wieder erholt. Dora malt fleißig auf der Gallerie, und Emma zeichnet neben ihr. Die Kleine macht wirklich hübſche Fortſchritte, und hat überhaupt eine gewiſſe Geſchicklichkeit bei allem was ſie anfängt. Uebrigens thut ſie alles aus Liebe zur Sache, ohne alle Spur von Prätenſion, und iſt ganz Kind dabei. Seit kurzem ſpielt ſie ebenſo eifrig mit der Puppe, als ſie zeichnet oder tanzt. — Carl iſt ein wilder aber gutartiger Junge, nicht ohne Fähigkeiten, aber zu leichtſinnig und unſtät, um ſie zu gebrauchen. Sein Körper bildet ſich gut aus, und er hat ziemliche Gewandtheit und Kraft.

K.

Jena, 26. September 1799.

Es iſt nun ausgemacht, daß ich die nächſten Winterhalbjahre in Weimar zubringe; der Herzog hat mir zweihundert Thaler Zulage gegeben, und ich erhalte auch etwas Holz in natura, welches mir bei dem theuren Holzpreiſe in Weimar ſehr zu ſtatten kommt. Ich werde alſo verſchiedene Veränderungen in meiner Lebensweiſe erleiden, und beſonders mehr als bisher in Geſellſchaft leben. Obgleich Weimar ein theurerer Ort iſt als Jena, ſo kann ich von dem, was mich der dortige Aufenthalt auf ſechs Monate jährlich mehr koſtet, doch alles das abrechnen, was es mich in Jena koſtete, ein kleines Haus zu machen. Denn da ich nicht ausgehe, ſo ſah' ich al-

les bei mir, und mußte oft bewirthen. Dies fällt in Weimar weg, und ich gewinne mithin die zugelegten zweihundert Thaler ganz.

Der Wallenstein hat uns auch noch ein ansehnliches Präsent in einem silbernen Caffeeservice eingetragen, von der regierenden Herzogin; und so haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt.

Der Almanach ist jetzt bald gedruckt, und die Umstände haben mich genöthigt, gegen meine Neigung, eine Pause in meiner dramatischen Arbeit zu machen, und einige Gedichte auszuführen. Morgen aber hoffe ich zu der theatralischen Muse wieder zurückzukehren. Leider erscheint diesmal von Goethe gar nichts im Almanach; alle Productivität hat ihn diesen Sommer verlassen. Er ist seit etlichen Wochen hier und läßt Euch grüßen.

Es wäre recht schön, wenn Du mir Stoffe für dramatische Arbeiten zuführen könntest, denn an Stoffen fehlt mir's am meisten. Vor der Hand bin ich aber die historischen Sujets überdrüssig, weil sie der Phantasie gar zu sehr die Freiheit nehmen, und mit einer fast unausrottbaren prosaischen Trockenheit behaftet sind.

Hast Du denn die Reden über die Religion, die in Berlin herausgekommen sind, und Tiecks romantische Dichtungen gelesen? Beide Schriften las ich vor kurzem, weil man mich darauf neugierig machte; und ich fasse sie hier zusammen, weil es berliner Producte sind, und gewissermaßen aus der nämlichen Coterie hervorgingen. Die erste ist, bei allem Anspruch auf

Wärme und Innigkeit, noch sehr trocken im Ganzen, und oft prätentionirt geschrieben; auch enthält sie wenig neue Ausbeute. — Tiecks Manier kennst Du aus dem gestiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig. — Ihm hat die Relation zu Schlegels viel geschadet.

S.

Dresden, 27. October 1799.

Zu der vermehrten Einnahme und Deinem Aufenthalt in Weimar wünsche ich Dir Glück. Du wirst auf eine angenehme Art dort existiren, ohne die Abhängigkeit eines Hofmannes, aber auch ohne Schmollen mit einem Hofe, der Dir seine Zuneigung auf eine verbindliche Art zu erkennen giebt. Das Theater wird gewiß manche Idee zu eigenen Arbeiten in Dir erwecken. Oft durch die schlechtesten Stücke kommt man auf einen Gedanken, der ausgeführt zu werden verdiente.

Unter den Meßproducten der Literatur ist wenig Erhebliches. Voßs Aeneis ist mir ungenießbar. Bei dem Virgil scheint mir das Unnatürliche, Verworrene und dabei oft Gemeine in der Sprache noch weniger erträglich. Ich las bei dieser Gelegenheit das Fragment Deiner Uebersetzung wieder, die mir großen Genuß gab. Der Hexameter allein zwingt's nicht. Und ich begreife

nicht, wie ein Mann von Talent ſo geſchmackloſe Begriffe von der Treue eines Ueberſetzers haben kann.

Voßs Muſenalmanach wird den Deinigen nicht verdunkeln, wenn Du auch diesmal nicht ſo reich wärſt. Mich wundert, daß er noch nicht erſcheint.

Wenn Du hiſtoriſche Stoffe ganz ausſchließeſt, ſo wird es Dir ſchwerer werden, dramatiſche Sujets zu finden. Wenigſtens muß doch — däucht mich — das Coſtüm ſich an etwas Hiſtoriſches anſchließen, wenn auch die Hauptperſonen nicht hiſtoriſch ſind. So wäre vielleicht manches aus den ſpaniſchen und mauriſchen Ritterromanen zu benutzen, oder Situationen aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Ritterorden ſind für das moderne Publicum etwas Analoges von der Heldenperiode der Griechen. Dabei iſt dieſer Stoff empfänglicher für einen gewiſſen ſentimentalen Gehalt, den wir ungern in einem Drama vermiſſen. — Der Orient giebt auch noch Stoff zu Situationen, die weniger proſaiſch ſind, als die neueſte europäiſche Geſchichte; beſonders etwa Oſtindien. Die Braminen laſſen ſich idealiſiren, und ihr Verhältniß zu den Europäern könnte manchen tragiſchen Stoff darbieten. Ich habe Luſt, den Raynal in dieſer Abſicht anzuſehen. Die erſten Portugieſen in Indien ſind vielleicht brauchbarer für das Theater, als die Spanier in Amerika.

Was erwarteſt Du denn von Herders künftigem Journale: Aurora? Wenn Richter, wie man ſagt, viel Beiträge liefert, wird es ein trübes Morgenroth werden,

Ich fürchte von Herder viel Jeremiaden. Das literariſche und moraliſche Chaos in unſerm Zeitalter kann einem wohl manchmal üble Laune machen; aber der Schriftſteller muß ſich über dieſe Stimmung erheben. Heiter und kraftvoll muß er auf den Punkt wirken, wo er den Keim des Beſſeren wahrnimmt. Eine geſunde Natur muß Geſundheit, Freude und Harmonie um ſich her verbreiten.

K.

Jena, 1. November 1799.

Dein Brief, lieber Körner, fand mich in einer höchſt traurigen Lage. Meine Frau iſt ſeit drei Wochen von einer Tochter entbunden. Die Niederkunft war ſchwer, ging aber doch glücklich von ſtatten; bald aber in den erſten Tagen zeigte ſich ein Nervenfieber mit heftigen Phantaſien und Beängſtigungen, der weiße Frieſel ſchlug ſich dazu — und jetzt liegt ſie ſeit zehn Tagen ohne Beſinnung, und hat öfters phrenetiſche Anfälle.

Seit vorgeſtern zwar erklärt der Arzt ſie außer Lebensgefahr, auch verſichert er uns, daß ihre Kopfkrankheit keine dauernde Folgen haben werde; aber der Zuſtand iſt nichtsdeſtoweniger ſchrecklich. Oft fürchte ich das Schlimmſte, und wenn es noch ſo gut geht, ſo droht eine lange Schnſächung nachzufolgen.

Du kannſt Dir denken, was ich bei dieſen Umſtänden leide. Doch iſt meine eigene Geſundheit bis jetzt noch

gut, ob ich gleich faſt eine Nacht über die andere wache, und des Tags nicht von ihrem Bette komme; denn niemand als mich und ihre Mutter duldet ſie um ſich. Starke, unſer Arzt, hat das Mögliche gethan; und wenn ſie gerettet wird, ſo iſt es ſein Werk. Seit heute werden kalte Umſchläge um den Kopf angewendet, die Wirkung zu thun ſcheinen; denn ſie hatte einige Augenblicke, wo ſie ihre Mutter und mich erkannte; auch ſchlief ſie einige Stunden.

Gebe der Himmel, daß ich Dir in acht Tagen etwas Erfreulicheres ſchreiben könne!

S.

Dresden, 6. November 1799.

Daß wir alle herzlichen Antheil an Deiner traurigen Lage nehmen, wirſt Du uns zutrauen. Schreib' uns ja mit nächſter Poſt nur ein Paar Zeilen, wie es Deiner guten Frau geht. Da die üblen Zufälle erſt kurz nach der Niederkunft entſtanden ſind, ſo hängen ſie wohl mit den gewöhnlichen Uebeln der Wöchnerinnen zuſammen, und ſind hoffentlich auch nicht von längerer Dauer. Vergiß Dich ſelbſt nicht zu ſehr. Deine Geſundheit ſchien ſeit einiger Zeit ſehr gewonnen zu haben. Denke an das, was Du Deiner Frau, nicht bloß in dem gegenwärtigen Augenblicke, und Deinen Kindern ſchuldig biſt, und muthe Dir nicht zuviel zu.

Du ſchreibſt nichts von Deiner Tochter. Hoffentlich

ist das Kind gesund, und es freut mich, daß Dein Wunsch auch eine Tochter zu haben, nun erfüllt ist. Die Weiblichkeit in den Kinderjahren macht einen gar lieblichen Eindruck, der mir an meiner Emma oft sehr wohlthut. Auch Du würdest an ihr jetzt viel Freude haben. Sie macht im Zeichnen beträchtliche Fortschritte, und zeigt überhaupt viel Fähigkeit und Ernst bei allem was sie unternimmt. Dabei ist sie glücklicherweise ein unbefangenes heiteres Geschöpf geblieben; und wenn sie von der Gallerie nach Hause kommt, wo man über ihr Copiren ihr viel Schönes gesagt hat, spielt sie mit ihrer Puppe, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Almanach ist reicher, als ich nach Deinen Aeußerungen erwarten konnte. Das Lied von der Glocke kann sich besonders neben Deine vorzüglichsten Producte stellen. Es ist ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst darin, wie in dem Gange nach dem Eisenhammer, das man selten ächt findet, und das manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft mißlingt. — Die Schwestern von Lesbos sind das Product einer guten Schule, was das Ganze und die Haltung des Tons betrifft. Das Weibliche ist zart und fein darin dargestellt, weniger glücklich der männliche Charakter. Vielleicht könnten auch die Verse hier und da noch Feile vertragen.

Ein Mehreres nächstens, wenn Du ruhiger bist, um etwas dieser Art zu lesen.

K.

Jena, 18. November 1799.

Seit einigen Tagen beſſert es ſich mit meiner Frau, aber langſam und mit kaum merklichen Schritten. Sie ſcheint ſich und ihren Zuſtand mehr zu fühlen, zeigt mehr Aufmerkſamkeit und Antheil für die Dinge, die ſie umgeben; und das Gedächtniß fängt auch an ſich wieder einzuſtellen, obgleich die Phantaſie noch gar nicht beruhigt iſt, und ihre Phantasmata in alles einmiſcht. Der Arzt verſichert übrigens, daß zwiſchen jetzt und den nächſten zehn Tagen eine entſcheidende und gute Veränderung erfolgen werde.

Das Kleine hat ſich immer vortrefflich befunden, und iſt ein allerliebſtes Kind. Es hat eine geſunde und heitere Amme, die einen glücklichen Einfluß auf ſeine Geſundheit hat. Der Anblick dieſes geſunden und feingebildeten Kindes hat uns in den bisherigen Leiden oft erheitert.

S.

Dresden, 13. December 1799.

Dein letzter Brief hat uns zwar etwas beruhigt, aber noch immer warten wir ſehnlich auf die Nachricht von der wohlthätigen Kriſe, wozu Dir Starke Hoffnung gemacht hat. Schreibe ja bald, wie es jetzt geht.

Ich habe einen Auftrag an Dich von dem Rittmeiſter Thielemann, der in Folgendem beſteht. Er hat in

Eiſenach die Bekanntſchaft des Erminiſters Narbonne gemacht, und findet großes Behagen an ihm. Dieſer Mann iſt, wie Thielemann ſchreibt, ſehr von Deinem Wallenſtein begeiſtert, und wünſcht ihn in's Franzöſiſche überſetzen zu können. Cotta will die Unternehmung machen, und intereſſirt ſich dafür. Ich kann nichts dazu ſagen, da ich Narbonne von dieſer Seite nicht kenne, und Thielemanns Urtheil nicht trauen darf, weil er ſich leicht von franzöſiſchem Flittergold blenden läßt. Du kannſt durch Goethe leicht ſichere Auskunft über ihn erhalten. Willſt Du Dich mit ihm einlaſſen, ſo brauchſt Du nur mir oder Cotta einen Wink zu geben.

Jacobis Brief an Fichte iſt mir ſehr intereſſant geweſen. Sein Weg ſcheint mir beſſer, als der Herderſche bei dieſem Geſchäft, und in manchen Punkten treffe ich ſchon ganz mit Jacobi zuſammen. Seit einiger Zeit habe ich nämlich einige müßige Stunden gewonnen, und benutze ſie, um in der Philoſophie unter Dach und Fach zu kommen.

K.

1 8 0 0.

Weimar, 5. Januar 1800.

Die Unruhen und Zerſtreuungen in den erſten Wochen meines Hierſeins haben mich nicht zum Schreiben kommen laſſen; ich weiß nicht einmal, ob ich Dir von hieraus ſchon geſchrieben. Mit meiner Frau iſt es fortdauernd gut gegangen, ſie befindet ſich jetzt vollkommen wohl, und man ſieht ihr die ſchwere Krankheit gar nicht mehr an. Auch die Kinder ſind immer geſund geweſen. Uebrigens gefällt es mir hier ganz wohl; ich ſehe mehr Menſchen, und die, welche mir lieb ſind, habe ich näher. Goethe ſehe ich alle Tage. Gearbeitet habe ich auch ſchon viel an meinem Stücke, und werde gegen Ende Februars doch vielleicht noch damit fertig, wenn ich mich ferner dazuhalte.

Die erſten Acte der Piccolomini ſende ich Dir hier. Wenn Du jetzt Zeit haſt, mir Deine Bemerkungen darüber aufzuſetzen, ſo iſt es mir ſehr angenehm; denn im nächſten Monat muß ich den Druck anfangen laſſen.

Ich ſtecke jetzt ſehr in Planen, und muß auch fleißig dahinter her ſein, denn der hieſige Aufenthalt iſt ſehr viel theurer, als ich gedacht. Doch will ich lieber mehr zu verdienen ſuchen, als die Vortheile des Ortes miſſen, die auch für mein inneres Weſen von Bedeutung ſind. Jena war kein Platz mehr für mich, nichts war dort, was mich aufregen konnte. Es iſt hier zwar auch nicht viel Geiſt in Circulation — weil aber viele müßige Leute hier ſind, ſo iſt ein Bedürfniß da, den Geiſt zu reizen; und ſo kommt denn natürlich die Reihe zuerſt an Poeſie und Kunſt.

S.

Dresden, 12. Januar 1800.

Allerdings hatteſt Du mir von Weimar aus noch nicht geſchrieben, und wir wären noch lange in Sorgen um Deine Frau geweſen, wenn ich nicht glücklicherweiſe einen hieſigen Officier geſprochen hätte, der von Weimar herkam, und der mir verſicherte, daß Du in Weimar wärſt, und Deine Frau wieder in Geſellſchaft gehe. Ihr habt Beide viel überſtanden; und es iſt ein Beweis Deiner beſſeren Geſundheit, daß Dein Körper nicht dabei gelitten hat, und daß Du ſogar haſt arbeiten können. Weimar muß Dir im Ganzen beſſer als Jena gefallen. Du wirſt manchen geiſtigen Genuß haben, der Dir in Jena fehlte, und wirſt dabei doch Deine Unabhängigkeit zu erhalten wiſſen. Goethe ſiehſt Du öfter als ſonſt,

und das Theater wird Dir manche Unterhaltung geben. Mit den übrigen Menschen in Weimar giebt es doch noch mehr Ideenverkehr, als mit der akademischen Welt in Jena. Daß Du mir den ersten Act der Piccolomini geschickt hast, ist mir sehr lieb. Ich habe jetzt gerade etwas Muße, und will mich sogleich darüber machen, Dir meine Einfälle aufzuschreiben. Jetzt ist vielleicht der Zeitpunkt, da ich am unbefangensten darüber urtheilen kann, da seit dem Momente des ersten Genusses einige Zeit verstrichen ist, und ich inzwischen manchmal Gelegenheit gehabt habe, über die Wirkung einzelner Scenen Bemerkungen zu machen.

Von Deinem neuen Stücke erwarte ich nun bald mehr zu hören. Was hat es denn für eine Bewandtniß mit Goethes Mahomet? Man erzählt mir davon, und von Dir habe ich nichts darüber gehört. Du schriebst mir sogar, daß er im vergangenen Jahre nicht productiv gewesen wäre. Hat er etwa bloß das Voltairesche Stück übersetzt, und für's deutsche Theater eingerichtet?

Bei uns hat sich nichts verändert. Meine Frau muß gesunder worden sein, als im vorigen Jahre, da ihr die starke Kälte nichts geschadet hat. Die Kinder sind wohl, und bilden sich immer mehr aus. Beide sind gutartig, aber sehr verschiedene Naturen. Emma ist in allem zierlich und streng gegen sich selbst. Was sie unternimmt gelingt ihr, wenn besonders Fleiß, Aufmerksamkeit und ein feiner Blick dazu gehört. Carl hat viel Anlagen und faßt schneller als Emma, aber er bringt wenig

vor ſich, weil er immer nur Augenblicke bei einer Sache bleibt. Sein Körper wird indeſſen immer feſter und gewandter.

K.

Dresden, 16. Januar [illegible]

Hier haſt Du noch einige Bemerkungen über den Wallenſtein. Bei Dir wird es nicht für Anmaßung gelten, daß ich nichts zurückgehalten habe, was mir eingefallen iſt. Der Dichter *ſelbſt* iſt in ſolchen Fällen allemal die letzte Inſtanz. Aber es kann nie ſchaden, ſeinem Urtheil einen Gedanken zu unterwerfen, der ihm bei Betrachtung ſeiner eigenen Arbeit vielleicht hätte entgehen können.

Dein Manuſcript haſt Du noch nicht zurückgefordert, und ehe dies nicht ausdrücklich geſchieht, erhältſt Du's nicht wieder.

K.

Gäbe es für uns noch Feſte der Kunſt, wie bei den Griechen, ſo ließe ſich denken, daß alle drei Theile des Wallenſtein an Einem Tage aufgeführt würden. Die Totalwirkung in einem ſolchen Falle kann derjenige ahnen, der ſich das Privatfeſt gemacht hat, das ganze Werk ohne Unterbrechungen von Anfang bis Ende durchzuleſen. Aber ein ſolcher Genuß wird ſelbſt dem ächten Freunde der Kunſt jetzt ſelten zu Theil, und es fragt ſich alſo

zuvörderſt, ob Dein Gemälde für unſere Zimmer nicht zu groß iſt. Eine Rückſicht dieſer Art iſt kleinlich in den Momenten der Production; aber wenn das Werk vollbracht iſt, läßt ſich vielleicht auf Mittel denken, wie die Wirkung der einzelnen Theile auch für diejenigen befördert werden könne, die das Ganze nicht auf einmal, ſondern nur theilweiſe zu betrachten im Stande ſind. Von Wallenſteins Lager kann man nicht verlangen, daß es ein ſelbſtſtändiges Ganze ausmachen ſoll. Deſto richtiger ſcheint es mir als Einleitung, und es wäre ſchade, wenn der Reichthum der Darſtellung ein Hinderniß ſein ſollte, warum es nicht jedesmal vor den Piccolomini aufgeführt würde. Was es von hiſtoriſcher Expoſition und von biographiſchen Zügen Wallenſteins enthält, halte ich allenfalls für entbehrlich für die Wirkung des Ganzen; aber nicht die Stimmung, welche die letzte Scene hervorbringt. In unſern proſaiſchen Zeiten bedürfen wir eines Uebergangs aus der wirklichen Welt, um für ein Werk der Phantaſie empfänglich zu werden. Und hierzu iſt nichts tauglicher als militairiſche Scenen. Das Begeiſternde, was ſie darbieten, iſt noch in den Grenzen der Sinnlichkeit, und darum in einem größeren Umfange wirkſam. Eine ſolche Abſicht mußte verhüllt werden. Nur die Wahrheit der Darſtellung mußte man anfänglich bemerken, und mit der Situation mußte die Stimmung allmählig ſteigen. In einem Gemälde von dem größeren Maßſtabe des ganzen Werks würde man daher auch manche Nebenfiguren und Nebenzüge ungern ver-

wissen, aber für die Aufführung wünschte ich noch einen Auszug, der wenigstens das Wesentliche enthielte.

In den Piccolomini ist allerdings Einheit, die aber nicht auf den ersten Blick einleuchtet. Anfänglich scheinen drei Gegenstände: — Wallensteins Schicksal — das Verhältniß der beiden Piccolomini gegen einander — und die Liebe zwischen Max und Thekla, die Aufmerksamkeit zu theilen. Aber Max ist doch eigentlich der Mittelpunkt des Ganzen. Alles um ihn her soll nur der Schauplatz sein, auf dem sich seine hohe sittliche Natur verherrlicht. Vielleicht könnte es aber noch dem Zuschauer erleichtert werden, das Ganze aus diesem Gesichtspunkte zu fassen. Sollte es nicht vortheilhaft sein, wenn Max's Enthusiasmus für Wallenstein etwas mehr motivirt würde? Wallensteins liebenswürdigste Seite wird uns erst im zweiten Stück gezeigt. Wie wäre es, wenn schon hier im Anfang des zweiten Acts ein Blick in sein Inneres geöffnet würde? Hierzu könnte eine Scene zwischen ihm und Max dienen, wo dieser ihm das Gesuch der Regimenter eröffnete. Vielleicht ließe sich hier manches aus dem Monolog des vierten Acts benutzen, was nachher wegbleiben könnte. Im vierten Act würde alsdann Max's Anmeldung stärker auf Wallenstein wirken, und, was ich wünschte, nicht so leicht abgefertigt werden können. Auch wäre die Scene zwischen Max und Wallenstein im fünften Act mehr vorbereitet, würde aber vielleicht einige kleine Abänderungen erfordern. Du gewönnest dadurch zugleich den Vortheil, daß Wallenstein im zweiten und

dritten Act nicht zu sehr verdunkelt würde. Ein Contrast war nöthig, um ihn im vierten Act mehr herauszuheben; aber sollte nicht vielleicht hier der Schatten zu stark sein? Wir hören von den niedrigen Kunstgriffen, durch die ein Illo und Terzky seine Unentschlossenheit zu endigen hoffen — von seinem blinden Vertrauen gegen seinen gefährlichsten Gegner — von der geringen Wahrscheinlichkeit, daß er eine Liebe begünstigen werde, an der wir auf's innigste theilnehmen. Alles dies bedarf, däucht mich, eines stärkeren Gegengewichts, als ich im ersten Acte finde.

Wallenstein muß uns immer durch Größe interessiren; aber es muß ihm doch etwas fehlen, wodurch sich Max über ihn emporhebt. Dieses Fehlende ist die Einheit des Charakters. Bei allen Vorzügen des Geistes und Herzens erscheint er als ein sittliches Chaos, in stetem Widerspruche mit sich selbst, und vergebens bemüht, das Unvereinbare zu vereinigen. Daher ist seine Unentschlossenheit ein so wichtiger Zug, der einer baldigen Aufklärung bedarf, um ihn nicht zu verkennen. Bei Max ist die sittliche Harmonie — die Schönheit der Seele — das Werk eines Instincts, wobei er sich keines Verdienstes bewußt ist. Was ihm so leicht wird, setzt er gern da voraus, wo ihn so viel einzelne Trefflichkeiten begeistern. Daher sein Ideal von Wallenstein. — Dies Ideal muß uns in den drei ersten Acten immer begreiflich bleiben, wenn nicht auch Max verlieren soll. In der letzten Scene des fünften Acts sollte Max in seiner

ganzen Hoheit erſcheinen. Es würde daher wohlthun, däucht mich, wenn der Gedanke, ſich an die Spitze der treuen Regimenter zu ſtellen und ſie aus Pilſen zu führen, von ihm käme. Ein ſolcher Entſchluß wäre das Gegenſtück zu dem Benehmen Octavios in den vorhergehenden Scenen. Ihn zu äußern wurde Max erſt durch die Frage veranlaßt:

Und trau' ich Deinem Herzen auch, wird's immer
In Deiner Macht auch ſtehen ihm zu folgen.

Er ſpräche davon mit ruhiger Würde, im Gefühl ſeines perſönlichen Anſehens bei dem beſſeren Theile der Armee. Octavio würde beſchämt in ihm die edlere Natur erkennen, und ihn mit Achtung und Zutrauen verlaſſen.

Im zweiten Stück giebt es keinen Helden, ſondern das Intereſſe liegt bloß in der tragiſchen Handlung. Wallenſteins Inconſequenzen befördern gerade hier die hohe Rührung, die Dir ſo trefflich gelungen iſt. Sie entſtehen oft aus den edelſten Triebfedern, und dienen doch nur, ſein Verderben zu beſchleunigen. Auch Max's Verzweiflung paßt nicht zu der Höhe, auf der wir ihn im erſten Stücke ſahen. Aber auch in ihm ſollte das Gemiſch von Größe und Beſchränktheit der menſchlichen Natur erſcheinen, deſſen Darſtellung die ächte tragiſche Wirkung hervorbringt. Nur eine Bemerkung erlaube mir im Ganzen über Buttler. Ich wünſchte ihn finſterer und verſchloſſener. Dies würde mehr mit Wallenſteins heitrer Offenheit contraſtiren. Auch ſcheint es nicht nöthig, daß Buttler ſich von ſeiner Handlungsweiſe ſo

deutlich Rechenſchaft giebt. Ich würde ihn daher wenig allein ſprechen laſſen, nur etwa den Anfang des Monologs im dritten Act bis zu der Zeile:

Und hier an Böhmens Grenze muß er ſinken.

Dresden, 17. März 1800.

Ich glaubte Dich ſo ſehr mit Deinem neuen Werke beſchäftigt, daß mich Dein langes Stillſchweigen weniger wunderte, und von Deiner Krankheit hörte ich nicht eher, als bis Deine liebe Frau die Freundſchaft hatte, mir von Deiner Geneſung zu ſchreiben. Nach ihren Nachrichten darf ich jetzt das Beſte für die Zukunft hoffen, und der Anfall ſcheint eine wohlthätige Kriſe geweſen zu ſein. Hüte Dich nur jetzt vor anſtrengenden Arbeiten, bis Du Dich ganz wiederhergeſtellt fühlſt. Sollte Dir nicht eine Reiſe im nächſten Sommer beſonders wohlthun? Alsdann könnte ich hoffen, Dich vielleicht hier zu ſehen. Denn bei mir wird es dies Jahr wohl ſchwerlich zu einer Reiſe kommen. Länger als acht bis vierzehn Tage kann ich in meiner jetzigen Stelle nicht füglich abweſend ſein, und für einen ſo kurzen Aufenthalt bei Dir fürchte ich die Beſchwerden der Reiſe für Minna und Dora, die gar kein Reiſetalent haben. Denke der Sache nach und laß Dich kleine Hinderniſſe nicht abſchrecken. Du biſt unabhängig, kannſt Dir zur Reiſe Zeit nehmen, die bequemſte Straße, die beſten Nachtquartiere ausſuchen. Es

wäre doch gar zu ſchön, wenn wir wieder einmal einige Wochen zuſammen verleben könnten. Vielleicht entſchlöſſe ſich auch Goethe, Dich zu begleiten.

Die Reden über Religion habe ich geleſen, und einige geiſtvolle und fruchtbare Ideen darin gefunden. Aber das Ganze iſt noch nicht gehörig verarbeitet. Für die Andeutung iſt zu viel, und für die klare Darſtellung zu wenig geſagt. Zuweilen trifft man auch auf Paradorenkram im Schlegelſchen Geſchmack. Der Styl iſt ungleich und ohne die Ruhe des vollendeten Nachdenkens. Mir ſcheint das Ganze eine jugendliche Arbeit eines guten Kopfs, deſſen Geſchmack noch nicht ausgebildet iſt.

Fichtes Beſtimmung des Menſchen iſt ein merkwürdiges Product, das ich aber noch nicht genug ſtudirt habe. Auch hier bemerkt man den harten, zerſtörenden, herzloſen Charakter ſeiner Philoſophie. Aber von dieſer Seite darf ſie nicht angegriffen werden. Jacobi hat dem Publicum weiß gemacht, daß ſie auf andere Art unwiderleglich ſei; aber das bezweifle ich noch ſehr. Der Krieg muß nur offenſiv gegen ihn geführt werden; und dazu hätte ich große Luſt, wenn ich Zeit hätte.

S.

Weimar, 24. März 1800.

Ich ſage Euch nur einen herzlichen Gruß, um nach langer Zeit wieder ein Lebenszeichen zu geben. Meine Krankheit muß ſehr hart geweſen ſein, denn jetzt in der

ſechsten Woche fühle ich noch immer die ſchweren Folgen. Die Kräfte ſind noch ſehr weit zurück, daß ich mit Mühe die Treppen ſteige, und noch mit zitternder Hand ſchreibe. Auch hält der Huſten noch immer an, und ich werfe viel Schleim aus.

Der Reſt des vorigen Jahres und der Anfang des neuen machen eine ſehr traurige Epoche in meinem Hauſe, und ich fürchte, wir werden uns zeitlebens derſelben zu erinnern haben. Da die letzte Bearbeitung meines Wallenſtein gerade in dieſe harte Zeit fiel, ſo wirſt Du, lieber Körner, Dich nicht wundern, wenn von Deinen Bemerkungen nicht viel Gebrauch gemacht worden iſt. Ueberdem iſt ein Kunſtproduct, inſofern es mit Kunſtſinn entworfen ward, ein lebendiges Werk, wo alles mit allem zuſammenhängt, wo an nichts gerückt werden kann, ohne alles von der Stelle zu bewegen. Und ſelbſt bei der reinſten Muße und Gemüthsſtimmung möchte ich Mühe gehabt haben, Deine Wünſche zu befriedigen, da ich in mehreren Punkten quaestionis entgegengeſetzte Grundſätze über Poeſie, und tragiſche Poeſie insbeſondere habe, die ich nicht wohl aufgeben kann. In etwa zehn Tagen ſende ich Dir die gedruckten zwei erſten Stücke zu.

Mit der Maria Stuart hat der Allerweltsſchwätzer und Sykophant Böttiger mir einen Spaß verdorben. Du ſollteſt das fertige Stück erhalten, ehe Du darauf vorbereitet wärſt, und durch Nachdenken über die hiſtoriſchen Materialien Dir die Phantaſie verdorben, die Unbefangenheit geraubt hätteſt. Leider iſt auch dieſes Stück

ſehr zurückgeſetzt werden durch die unglücklichen Zerſtreuungen dieſes Jahres. Lebe recht wohl.

S.

Dresden, 10. April 1800.

Die jetzigen ſchönen Tage werden hoffentlich Deine gänzliche Wiederherſtellung ſehr beſchleunigen. Laß Dich nur nicht durch Arbeiten abhalten, die freie Luft ſo viel als möglich zu genießen. Was Du jetzt verſäumſt, wirſt Du nachher ſehr ſchnell wieder einholen. Uebrigens wäre es faſt ein Wunder geweſen, wenn die harte Krankheit Deiner Frau, und der ſtrenge und anhaltende Winter zuſammen Deine Geſundheit nicht heftig angegriffen hätten.

Meine Bemerkungen über den Wallenſtein ſcheinen kein Glück bei Dir gemacht zu haben. Indeſſen reut mich ihre Mittheilung doch nicht. Es hat mir ſelbſt viel Genuß gegeben, mich auf eine ſolche Art in dies Werk hineinzudenken. — Freilich iſt es unmöglich, bloß müßig zu empfangen, wenn man den Blick lange auf ein Kunſtwerk heftet, und man kann alsdann leicht verleitet werden, auch zur Ungebühr daran rücken und künſteln zu wollen. Nur kann ich mich nicht überzeugen, daß unſere Begriffe „von Poeſie, und von tragiſcher Poeſie insbeſondere" einander ſo ganz entgegengeſetzt ſein ſollten: das war doch ſonſt nicht der Fall.

Ueber Böttigers Schwatzhaftigkeit darfſt Du nicht böſe ſein. Mit Anekdoten ſolcher Art ſeine Briefe zu

bereichern, kann ſich der arme Sünder unmöglich verſagen. Auch ſoll er mir nichts verderben. Die Geſchichte von Maria Stuart iſt mir ſehr wenig im Gedächtniſſe, und ich werde mich jetzt hüten, etwas darüber zu leſen.

Du ſchreibſt nichts über den Macbeth. Wenn er fertig iſt, laß mich doch das Manuſcript ſehen. Hoffentlich bleibſt Du auch den Sommer in Weimar, wenn Du nicht eine Reiſe unternimmſt, — was Dir vielleicht ſehr wohlthätig wäre. Goethe ſoll ein artiges Landhaus haben, das er gewiß ſehr gut einrichten wird. Von ſeiner poetiſchen Thätigkeit hört man jetzt nichts. In den Propyläen habe ich viel Freude an der Geſchichte der Kunſtſammlung gehabt. Ich erkannte ganz die Behandlung vom Wilhelm Meiſter wieder.

K.

Weimar, 16. Juni 1800.

Ich darf mich diesmal meines langen Stillſchweigens nicht ſchämen: meine Arbeit beſaß mich ſo ganz, daß ich an nichts anderes denken durfte; und erſt jetzt, nachdem ich ſie geendigt, darf ich mich meiner alten Schulden erinnern. Ich habe mich einige Wochen nach Ettersburg zurückgezogen, wo ich bloß mit meinem Bedienten in einem weimarſchen Schloſſe lebte und die Maria Stuart beendigte. Die vorige Woche kam ich zurück und dirigirte die Proben auf dem Theater; vorgeſtern iſt ſie geſpielt worden, und mit einem Succeß,

wie ich ihn nur wünschen konnte. Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen und mein Handwerk zu verstehen. Das Manuscript sende ich Dir, sobald die dringenden Bestellungen expedirt sind; denn ich muß die zwei ersten Abschriften, die gemacht werden, nach Berlin und Leipzig senden. Doch hoffe ich Dir das Stück nebst dem Wallenstein, der bis auf die zwei letzten Bogen gedruckt ist, spätestens in zehn Tagen zusenden zu können. Einstweilen erhältst Du den Macbeth, daß Du bis dahin doch etwas von mir zu lesen hast. Vergleiche ihn genau mit dem Original und den bisherigen Uebersetzungen. Freilich macht er gegen das englische Original eine schlechte Figur; aber das ist wenigstens nicht meine Schuld, sondern der Sprache und der vielen Einschränkungen, welche das Theater nothwendig machte.

Mit meiner Gesundheit ging es in den zwei letzten Monaten sehr gut. Ich habe mir viele Bewegung gemacht, lebe jetzt viel in der Luft, man sieht mich wieder auf der Straße und an öffentlichen Orten, und ich komme mir selbst sehr verändert vor. Dies ist zum Theil das Werk meiner Thätigkeit; denn ich befinde mich nie besser, als wenn mein Interesse an einer Arbeit recht lebendig ist. Ich habe auch deswegen schon zu einer neuen Anstalt gemacht.

S.

Dresden, 26. Juni 1800.

Daß Du ſehr beſchäftigt wärſt, wußte ich, und über Deine Geſundheit hatte mich der Brief Deiner lieben Frau an Dora beruhigt. Alſo verſchob ich nur immer mein Schreiben, weil ich mit jedem Poſttage etwas von Dir erwartete.

Für den Macbeth danke ich Dir ſehr. Ich las ihn zuerſt ohne das Original, und freute mich, das Ganze ſo aus Einem Guſſe zu finden. An Shakeſpeare iſt man das eigentlich nicht gewohnt; und da mir der Macbeth ganz aus dem Gedächtniſſe gekommen war, ſo hielt ich dies anfänglich für einen beſondern Vorzug dieſes Stücks. Aber bei der Vergleichung fand ich bald, was Du hätteſt weglaſſen müſſen, um den Totaleindruck nicht zu ſtören. Und die Hauptſchwierigkeit war noch, für das Weggelaſſene ein glückliches Surrogat zu finden. Dies iſt Dir — däucht mich — bei dem Geſange des Pförtners und der Ballade der Hexen köſtlich gelungen. Nur über die Einſchaltung in der erſten Hexenſcene könnte vielleicht ein ſtrenger Shakeſpearianer mit Dir rechten. Ich ſelbſt wünſchte dieſer Stelle einen anderen Platz. Sie hat eine gewiſſe Deutlichkeit, die die abenteuerlichen Geſtalten auf den erſten Blick zu ſtark beleuchtet.

Von dem Geiſte des Originals kann man kein lebendigeres Bild erhalten, als durch dieſe Behandlung. Selbſt ſeine Eigenthümlichkeiten in der geſuchten Bilderſprache ſind inſoweit übergetragen, als es ohne Nachtheil

des Ganzen geſchehen konnte. Nur in ſolchen Stellen wird man erinnert, daß man eine Ueberſetzung vor ſich hat. Sprache und Dialog ſind durchaus in dem Tone gehalten, der dem Werke angemeſſen iſt. Einen einzigen Mißton fand ich in dem Ausdruck: „O ſchönes Zeug!“ im achten Auftritt des dritten Acts.

Ich wünſchte, daß Dir dieſe Arbeit Luſt gemacht hätte, in den Zwiſchenzeiten, da Du zu eigenen Werken Dich nicht geſtimmt fühlſt, auf eine ähnliche Art andere Stücke von Shakeſpeare oder andern ältern dramatiſchen Dichtern zu behandeln. Dies gäbe nach und nach eine treffliche Acquiſition für die deutſche Bühne. Manche Stücke würden vielleicht mehr Nachhilfe erfordern, worin Du aber eben beſonders glücklich biſt. So, glaub' ich, würden auch einige Stücke von Corneille, als etwa der Cid für Dich brauchbar ſein. Bei dieſen aber würde es freilich viel zu ſtreichen geben. Zu tragiſchen Situationen — glaube ich — ließe ſich im ſpaniſchen Theater beſonders mancher Stoff finden. Vielleicht kann ich Dich da auf einiges aufmerkſam machen, wenn ich noch die Idee ausführe, mich in der ſpaniſchen Literatur umzuſehen. Geßler, der jetzt hier iſt, hat zufälligerweiſe dieſen Plan für den künftigen Winter, da er hier ſein wird; und wenn ich Zeit habe, ſo mache ich dieſe Partie mit.

Auf die Maria ſind wir äußerſt begierig. Schicke ſie ja bald, und ſchreibe, ob und wann ſie in Leipzig aufgeführt wird. Iſt es irgend möglich, ſo reiſen wir hin.

Wie wäre es, wenn wir uns da träfen? — Denke der Sache nach, und laß mich Deinen Entſchluß bald wiſſen.

K.

Dresden, 29. Juni 1800.

Das gedruckte Exemplar vom Wallenſtein habe ich erhalten, und bin eben mit Durchleſen fertig. Ich finde ſehr glückliche Aenderungen in der Anordnung der Theile. Beſonders ſcheint es ſehr vortheilhaft, daß mit der aſtrologiſchen Scene das zweite Stück anfängt. So etwas Fremdartiges verſetzt uns auf einmal aus der wirklichen in die poetiſche Welt, und macht uns empfänglicher für das Folgende.

Dadurch gewinnſt Du zugleich, daß im erſten Stück Wallenſtein mehr im Hintergrunde bleibt, oder die Phantaſie ihn großentheils nur durch den Wiederſchein in der Idee ſieht, die er bei andern von ſich erzeugt hat. Er ſelbſt erſcheint faſt bloß in der Audienzſcene, und ſehr zu ſeinem Vortheil. Dagegen wird das Unentſchloſſene in ihm nach der Unterredung mit Wrangel den folgenden Scenen, wo er ſich wieder emporhebt, näher gerückt, und die zerſtreuten Züge ſammeln ſich beſſer zu einem vollſtändigen Bilde.

Daß der vierte Act des zweiten Theils nicht mit dem Monolog der Thekla ſchließt, wollte mir anfänglich nicht gefallen. Indeſſen begreife ich die Abſicht der

Scene mit der Mutter, die ihre Wirkung nicht verfehlen kann, wenn beide Schauſpielerinnen das Ihrige thun.

Die Mordanſtalten zu Anfang des fünften Acts haben hier eine beſſere Stelle, als vorher, und verſtärken die Wirkung von der nachherigen Erſcheinung Wallenſteins. Beſonders gewinnen die Stellen dadurch, wo ich Wallenſteins Stimmung für zu weich gehalten hatte.

Die letzten Scenen Wallenſteins haben mich wieder ſo wunderbar ergriffen, als beim erſtenmale. Außer Dir ſelbſt giebt es vielleicht niemand, der ſo bekannt mit dieſem Werke iſt, als ich. Ohne in das Manuſcript zu ſehen, bemerkte ich gleich jede neue Stelle, jede Abänderung. Vieles las ich mit ruhigem Genuß wieder, und oft konnte ich verweilen, um die erſte Geſtalt mit der neueren zu vergleichen. Aber vom dritten Auftritt des fünften Acts an hatteſt Du mich wieder überwältigt, und ich war ganz der ſchönen tragiſchen Wirkung hingegeben — dergleichen noch nie ein dramatiſches Kunſtwerk bei mir hervorgebracht hat.

Durch die Abkürzung des erſten Stücks iſt nun auch der Vortheil erlangt, daß es mit dem Lager zuſammen aufgeführt werden kann.

K.

Weimar, 3. Juli 1800.

Hier überſende ich Dir Maria Stuart und wünſche ihr eine gute Aufnahme. Du kannſt ſie vierzehn Tage

behalten, alsdann bitte ich sie mir wieder aus, weil meine Freunde in Jena und hier darauf warten. Wolltest Du sie länger haben, so kannst Du sie abschreiben lassen. Ich bemerke nur noch, daß Du nicht stutzen darfst, wenn Du an die siebente Scene des fünften Acts kommst. Diese Scene ist bei der Vorstellung abgeändert worden; die Abänderung sende ich Dir, wenn Du das Stück gelesen hast.

Es freut mich, daß Du mit dem Macbeth so zufrieden bist. Deine Bemerkung wegen der in die erste Hexenscene eingeschobenen deutlichen Enunciationen mag wohl gegründet sein; aber sie schienen mir für das Theater nöthig, weil die Masse des Publicums zu wenig Aufmerksamkeit hat und man ihr vordenken muß.

Ich kann Euch nicht rathen, die Maria auf dem Theater zu Leipzig vorstellen zu sehen, weil diese Truppe gar erbärmlich sein soll, wie mir Goethe, der während der Messe in Leipzig war, nicht genug beschreiben kann.

Unsere Gesellschaft ist in jedem Sinne besser; nicht wegen einzelner vorragender Talente, sondern wegen der hübschen Haltung und Uebereinstimmung des Ganzen. Diese Gesellschaft spielt diesen und den nächsten Monat in Lauchstädt. Sollte die Maria zweimal dort gegeben werden (denn heut am 3ten wird sie das erstemal dort gespielt), so ließe sich die vorgeschlagene Partie vielleicht zu Lauchstädt ausführen. Schreibe mir darüber bald Deine Resolution, so will ich überlegen, was zu thun ist.

Die spanische Literatur wird Dir gewiß eine sehr

anziehende Beschäftigung geben, wenn Du Dich mit der romantischen Poesie vertragen kannst. Sie ist freilich das Product eines andern Himmels und einer ganz andern Welt. Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht so viel Ausbeute darin finden zu können, als Du hoffst; weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls, als Phantasiespiele, lieben. Neuerdings hat Tieck in seinen romantischen Dichtungen diese Gattung wieder angeregt, und mit vielem Glück. Seine Genoveva ist wohl schon in Deinen Händen. Auch die Schlegels geben sich jetzt viel mit der spanischen Literatur ab, nach ihrer Art; aber durch ihre Einseitigkeit und Anmaßung verderben sie einem gleich die Lust.

S.

Dresden, 9. Juli 1800.

Nach einem Werke wie der Wallenstein waren auch meine Forderungen an Dich immer höher gestiegen. Und zu einem so reichen vielumfassenden Gemälde konnte Maria Stuart den Stoff nicht darbieten. Desto größer war Dein Verdienst in der Behandlung; und mit inniger Freude entdecke ich immer mehr, welche neue Fortschritte Du in der dramatischen Kunst gemacht hast, je genauer ich dies Werk betrachte.

Du näherst Dich hier mehr der Manier der Alten, eine Handlung darzustellen. Es giebt keinen Helden in Deinem Stück, selbst die Hauptpersonen sind nicht

idealisirt, und keine ihrer Schwächen und gehässigen Seiten verborgen, an denen sie in der Geschichte kenntlich sind. Talbot ist der einzige, den wir ehren und lieben; aber er bleibt immer eine Nebenfigur, und vertritt gleichsam die Stelle des griechischen Chors. Wie sehr ist es Dir gleichwohl gelungen, jene hohe Rührung hervorzubringen, die der ächten Tragödie eigenthümlich ist!

Der Vortheil ist mir recht einleuchtend geworden, wenn die Handlung das Herrschende in dem dramatischen Producte ist. Alles vereinigt sich dadurch in einen einzigen Brennpunkt. Die Charakterdarstellung verliert dabei gar nicht, aber jeder Charakter erscheint durch seinen Antheil an der Handlung des Stücks. Hier gelang es Dir sogar, den Hauptzug des damaligen Zeitalters — den Kampf der Hierarchie mit ihren abtrünnigen Unterthanen — an das Schicksal Mariens anzuknüpfen.

In der Darstellung erkenne ich Deine kräftigste Manier — selbst das Jugendliche der Räuber in einigen Scenen Mortimers. Für eine glücklich gelöste Aufgabe halte ich besonders die siebente Scene des fünften Acts, und ich muß Minna und Dora das Zeugniß geben, daß keine dadurch gestört worden ist. Es ist kein Grund vorhanden, religiöse Gegenstände vom Gebiete der dramatischen Kunst auszuschließen; und daß man so etwas auf dem Theater nicht verträgt, beweist bloß die noch herrschenden unwürdigen Begriffe von der Schauspielkunst. So lange diese aber noch dauern, ist es recht, eine solche Scene für das Theater abzuändern. Was irgend je-

manden heilig iſt, hat man jetzt doppelt zu ſchonen, da es für ſo wenige Menſchen irgend etwas Heiliges giebt.

Der Dialog iſt einfacher und weniger geſchmückt, als in Deinen frühern Producten, ohne dabei an Gehalt zu verlieren. Die Jamben werden immer fließender, und die geänderte Versart im Anfange des dritten Acts macht eine treffliche Wirkung. — Nächſtens gehe ich mehr in's Einzelne. Ich habe das Werk jetzt erſt zweimal geleſen, und nun will ich alles nachleſen, was von der Geſchichte der Eliſabeth und Maria das wichtigſte iſt, um zu ſehen, wie Du die hiſtoriſchen Perſonen behandelt haſt.

Es giebt ein engliſches Stück über dieſen Stoff von Banks, das ich beſitze. Ich konnte mir nicht verſagen es anzuſehen, fand es aber erbärmlich. Er hat Norfolks Liebe und Hinrichtung beſonders ausführlich behandelt.

Uns in Lauchſtädt zu ſehen, könnte mich ſehr tentiren. Schreib' nur die Zeit, wann Du dort eintreffen könnteſt. Die leipziger Geſellſchaft ſcheint Goethe doch faſt zu ſtreng zu richten: — Chriſt und Ochſenheimer, auch Böſenberg, Schirmer und Opitz in einigen Rollen, und die Hartwich und Schmelka ſind nicht ohne Talent. Daß oft Mißtöne vorkommen, und daß es dem ganzen Spiel an Rhythmus fehlt, gebe ich zu. Vielleicht iſt es bei der Geſellſchaft in Weimar dahin gebracht worden, daß man weniger Störungen zu beſorgen hat, die in einem ſolchen Werke beſonders peinlich ſein würden. Auch begreife ich, wie ſehr die Haltung des Ganzen auch bei

mittelmäßigen Talenten der Einzelnen gewonnen haben muß, wenn die Geſellſchaft von Einem Geiſte geleitet wird. Die leipziger Geſellſchaft dagegen iſt in einem anarchiſchen Zuſtande: jeder ſpielt wie es ihm gut dünkt. Aber dies freie Spiel der Einzelnen, beſonders Chriſts und Ochſenheimers, giebt mir einen eigenen Genuß, bei dem ich manche Fehler überſehe. Selbſt bei der beſten Aufführung wird die Phantaſie des Hörers beſchränkt. Er ſieht beſtimmte Geſtalten, die das nicht erreichen, was er ſich unter den Idealen des Dichters dachte. Dafür verlange ich Entſchädigung durch das eigene Talent des Schauſpielers. Er ſoll das Werk des Dichters uns nicht bloß rein wiedergeben, ſondern — weil er es nicht vermeiden kann, ihm etwas zu nehmen, ſoll er auch von dem Seinen etwas hinzuthun. So ſoll der Muſiker nicht bloß declamiren, was der Dichter geſagt hat — er ſoll durch ſein eigenes Organ Gedanken ausſprechen, die der Dichter nur ahnen ließ.

Auch Du — glaub' ich — würdeſt es nicht bereuen, eine Vorſtellung der Maria in Leipzig zu ſehen, wenn Du Dich darauf einſchränkteſt, etwa Chriſt als Talbot und Ochſenheimer als Burleigh zu ſehen.

Minna und Dora und Geßler ſind ſehr dankbar für den Genuß, den Du ihnen gewährſt. Deine Erlaubniß zum Copiren wird ſogleich benutzt werden, ohne daß das Werk aus meinem Hauſe kommt. Alle unſere Freunde haben ſich dazu erboten.

K.

Weimar, 13. Juli 1800.

Es iſt mir ein großer Troſt von Dir zu hören, daß der Mangel an demjenigen Intereſſe, welches der Held oder die Heldin einflößen, der Maria Stuart bei Dir nicht geſchadet hat. Du ſagſt ganz recht, daß die Hauptperſonen das Herz nicht anziehen — und ich kann nicht leugnen, daß dies der Punkt war, wo ich beim Wallenſtein mit Dir diſſentirte; denn in Deinem Urtheil über den letztern glaubte ich noch etwas zu ſehr Stoffartiges zu bemerken, weil Du mir auf den Max Piccolomini ein zu großes Gewicht legteſt, ja vorausſetzteſt, daß er in den Piccolomini die Hauptperſon vorſtellen ſollte, und den Wallenſtein verdunkeln. Nach meiner Ueberzeugung hat das moraliſche Gefühl niemals den Helden zu beſtimmen, ſondern die Handlung allein, inſofern ſie ſich auf ihn allein bezieht, oder allein von ihm ausgeht. Der Held einer Tragödie braucht nur ſo viel moraliſchen Gehalt, als nöthig iſt um Furcht und Mitleid zu erregen. Freilich macht man ſchon längſt andere Forderungen an den tragiſchen Dichter, und uns allen iſt es ſchwer, unſere Neigung und Abneigung bei Beurtheilung eines Kunſtwerks aus dem Spiel zu laſſen. Daß wir es aber ſollten, und daß es zum Vortheil der Kunſt gereichen würde, wenn wir unſer Subject mehr verleugnen könnten, wirſt Du mir eingeſtehen.

Da ich übrigens ſelbſt, von alten Zeiten her, an ſolchen Stoffen hänge, die das Herz intereſſiren: ſo werde

ich wenigſtens ſuchen, das eine nicht ohne das andere zu leiſten; obgleich es der wahren Tragödie vielleicht gemäßer wäre, wenn man die Gelegenheit vermiede, eine ſtoffartige Wirkung zu thun.

Mein neues Stück wird auch durch den Stoff großes Intereſſe erregen. Hier iſt eine Hauptperſon, und gegen die, was das Intereſſe betrifft, alle übrige Perſonen, deren keine geringe Zahl iſt, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff iſt der reinen Tragödie würdig; und wenn ich ihm durch die Behandlung ſoviel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, ſo werde ich viel Glück damit machen.

Sei doch ſo gut, mir — wenn Du kannſt — einige Hexenprozeſſe und Schriften über dieſen Gegenſtand zu verſchaffen. Ich ſtreife bei meinem neuen Stück an dieſe Materie an, und muß einige Hauptmotive daraus nehmen.

Wegen der Lauchſtädter Partie erwarte ich nur von dorther Nachricht, wann eine neue Vorſtellung der Maria angeſetzt iſt. Es würde mich herzlich erfreuen, Euch wieder zu ſehen.

S.

Weimar, 17. Juli 1800.

Die Beſtimmung der Zeit, wann ich nach Lauchſtädt kommen ſoll, erwarte ich von Dir, weil ich durch keine Geſchäfte eingeſchränkt und von der Zeit nicht abhängig

bin. Ich habe dem Regisseur des weimarschen Theaters in Lauchstädt aufgetragen, Dir — um jeden Aufenthalt zu vermeiden — von dort aus geradezu Nachricht zu geben, wann die Maria Stuart kann aufgeführt werden. Uebrigens ist unsere Zusammenkunft an diesen Umstand keineswegs gebunden; nur möchte ich Euch nicht gern in Leipzig sehen, wo Eure Verwandtschaft ist, und wo ich mir wenig Vergnügen verspreche. Auch wünschte Goethe, daß ich nach Lauchstädt ginge, einiger Arrangements mit dem Theater wegen. Ich rechne darauf, daß wir doch vier oder fünf Tage in Lauchstädt werden zusammen sein können.

Antworte mir bald.

S.

Dresden, 22. Juli 1800.

Vorgestern erhielt ich zwei Briefe von Dir, und seit dieser Zeit beschäftige ich mich mit Planen, unsere Zusammenkunft in Lauchstädt möglich zu machen. Gestern kommt noch die Nachricht von dem Schauspieler Becker, daß Du den 2ten August in Lauchstädt eintreffen willst. Mich verlangt sehr Dich zu sehen, und ich hoffe die Reise ausführen zu können. Aber Gewißheit kann ich Dir heute noch nicht schreiben. In meiner Lage ist eine solche Reise mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, und erfordert manche Verabredungen mit meinen Collegen. Am

meiſten kommt es aber darauf an, ob meine Frau und übrige Familie geſund iſt. Denn von den Meinigen kann ich mich nicht ſo lange trennen. In dieſer Woche erfährſt Du noch, ob und wann ich reiſe, dafern nicht ein unerwartetes Hinderniß eintritt.

Hierbei erhältſt Du die Maria zurück. Ich habe eine Abſchrift behalten, die größtentheils Minna gemacht hat. Hoffentlich ſprechen wir bald noch darüber, und ich verſpare bis dahin, Dir noch einige Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Für jetzt nur noch ein Paar Worte über den Helden der Tragödie. Daß ihn der moraliſche Werth nicht beſtimmen darf, bin ich ganz einverſtanden; und ich muß mich in meinen Bemerkungen über den Wallenſtein nicht deutlich genug ausgedrückt haben, wenn Du das Gegentheil darin gefunden haſt. Aber einen abſoluten perſönlichen Werth, eine Hoheit der menſchlichen Natur, fordere ich von der Hauptfigur des tragiſchen Gemäldes. Ohne dieſen perſönlichen Gehalt würde uns auch die Handlung nicht intereſſiren. Sie könnte vielleicht Furcht und Mitleid erregen, aber ſelbſt Ariſtoteles will, daß beide gereinigt ſein ſollen. Und zur Veredlung unſerer Theilnehmung gehört das Idealiſche der Perſonen. Auch Deine Maria iſt idealiſirt.

Du haſt durch die neue Anordnung des Wallenſtein auf einem Wege gerade eben das geleiſtet, was ich vermißte. Der Eindruck von Wallenſteins Charakter, mit dem man am Schluß der Piccolomini entlaſſen wurde,

war ihm nicht günstig. Bei Wallenstein ist nur das Ganze idealisch. In einzelnen Momenten erscheint er nicht immer zu seinem Vortheil. Jetzt sind die Stellen, wo er im Schatten steht, den andern näher gerückt, und der Totaleindruck gewinnt dadurch. In den Piccolomini bleibt er jetzt eine dunkle große Gestalt im Hintergrunde, deren Umrisse wir nicht deutlich erkennen, von der wir aber aus der Wirkung auf andere Personen desto mehr ahnen.

Die Stümperei beim Idealisiren besteht — däucht mich — nur in der Personificirung leerer Abstracta. Der ächte Künstler giebt seinen Gestalten so viel Bestimmtheit als möglich. Aber bei aller Beschränkung, die mit jeder Bestimmtheit verbunden ist, bleibt in dem unendlichen Gebiete der Phantasie noch Spielraum genug für den Betrachter übrig.

Ueber den Stoff Deines neuen Stücks kann ich mir nicht versagen, allerlei Hypothesen zu machen. Vor Böttiger wirst Du Dich diesmal wohl in Acht nehmen.

Zur Literatur über Hexen und Hexenprocesse lege ich einige Büchertitel bei. In den unterstrichenen — glaube ich — wirst Du am meisten finden; wenigstens etwa weitere Nachweisungen. Ich selbst besitze nichts darüber.

K.

Dresden, 25. Juli 1800.

Ich habe leider eine vergebliche Hoffnung gehabt. Alles wohl erwogen, muß ich mir die Zusammenkunft mit Dir versagen. Dir die Gründe davon auseinanderzusetzen, würde Dir und mir Langeweile machen. Daß ich nicht ohne Ursache der Nothwendigkeit weiche, wirst Du mir glauben. Du bist auf jeden Fall unabhängiger als ich, und wenn Deine Gesundheit — wie ich hoffe — sich immer mehr befestigt, so wirst Du gewiß bald einmal eine Reise zu uns machen können.

F.

Weimar, 28. Juli 1800.

Wir beklagen es sehr, daß wir Euch dieses Jahr nicht sehen sollen. Zu einer größeren Reise bis Dresden fehlt es mir zu sehr an Zeit und auch an Mitteln; doch nichts als die Unmöglichkeit soll mich im nächsten Jahr davon abhalten, wo ich es auch mit mehr Muße und Ruhe hoffe ausführen zu können. Denn mich verfolgt ein böser Geist, bis ich die zwei nächsten Stücke, die ich im Kopf habe, ausgeführt sehe. — Ich habe zur Maria Stuart, nach Abrechnung der Zeit, wo ich nicht daran arbeitete, sieben und einen halben Monat gebraucht, von dem ersten Gedanken an diesen Stoff an gerechnet. Ich kann also hoffen, bei zunehmender Uebung und größerer Sicherheit in der Ausführung in einem halben

Jahre ein Stück fertig zu bringen. So hoffe ich das Verſäumte hereinzubringen, und, wenn ich das funfzigſte Jahr erreichen kann, noch unter den fruchtbaren Theaterſchriftſtellern einen Platz zu verdienen.

Ich will Dir aus meinem neuen Plan kein Geheimniß machen; doch bitte ich, gegen niemand etwas davon zu erwähnen, weil mir das öffentliche Sprechen von Arbeiten, die noch nicht fertig ſind, die Neigung dazu benimmt. Das Mädchen von Orleans iſt der Stoff, den ich bearbeite; der Plan iſt bald fertig, ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetiſch iſt der Stoff in vorzüglichem Grade, ſo nämlich wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir iſt aber angſt vor der Ausführung, eben weil ich ſehr viel darauf halte, und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können. In ſechs Wochen muß ich wiſſen, wie ich mit der Sache daran bin. Auf das Heerenweſen werde ich mich nur wenig einlaſſen, und ſoweit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantaſie auszureichen. In Schriften findet man beinahe gar nichts, was nur irgend poetiſch wäre; auch Goethe ſagt mir, daß er zu ſeinem Fauſt gar keinen Troſt in Büchern gefunden hätte. Es iſt derſelbe Fall mit der Aſtrologie: man erſtaunt, wie platt und gemein dieſe Grazen ſind, womit ſich die Menſchen ſo lange beſchäftigen konnten.

Das Mädchen von Orleans läßt ſich in keinen ſo engen Schnürleib einzwängen, als die Maria Stuart.

Es wird zwar an Umfang der Bogen kleiner ſein, als dieſes letztere Stück; aber die dramatiſche Handlung hat einen größeren Umfang, und bewegt ſich mit größerer Kühnheit und Freiheit. Jeder Stoff will ſeine eigene Form, und die Kunſt beſteht darin, die ihm anpaſſende zu finden. Die Idee eines Trauerſpiels muß immer beweglich und werdend ſein, und nur virtualiter in hundert und tauſend möglichen Formen ſich darſtellen.

E.

Dresden, 6. Auguſt 1800.

Es iſt ſchön von Dir, daß Du mir ſoviel Hoffnung giebſt, Dich in künftigem Jahre zu ſehen, da ich jetzt darauf Verzicht thun muß. Ich zweifle nicht, daß Du das Penſum bis dahin vollenden wirſt, was Du Dir aufgegeben haſt, und freue mich Deines dramatiſchen Fleißes. Inmittelſt will auch ich für die Kunſt nicht müßig ſein, und meine äſthetiſchen Begriffe immer mehr berichtigen.

Die Wahl Deines neuen Stoffes iſt ſehr glücklich. Er muß ein reiches und lebendiges Gemälde geben. Shakeſpeare hat im erſten Theil von Heinrich dem Sechſten nur wenig davon benutzt, und als ächter Engländer die Franzöſin durch Talbot zu verdunkeln geſucht. Ich ließ mir Dufreſnoys Geſchichte der Puceſſe holen; aber es iſt die Arbeit eines ſchwachen Kopfes, der bloß Acten extrahirt

hat. Indeſſen liefert es manche Anekdoten, die von dem Geiſte der Zeit ein deutliches Bild geben.

Daß Du Dich in Anſehung der Form nicht einſchränken willſt, billige ich ſehr. Der Zuſchauer muß ſehr kalt geblieben ſein, wenn ſeine Täuſchung durch ſolche Verſtöße gegen die theatraliſche Wahrſcheinlichkeit geſtört wird, dergleichen die hergebrachten Geſetze nicht erlauben. Es wäre ſchlimm für Dich, wenn er über der Handlung und den Perſonen nicht Zeit und Ort vergäße.

Was treibt denn Goethe jetzt? Man hört ja gar nichts von ihm. Der ſiebente Band ſeiner neuen Schriften enthält nur wenig neue Gedichte, und die größeren Werke, wozu er Hoffnung machte, bleiben unvollendet. Auch von den Propyläen iſt lange nichts erſchienen.

Herders Kalligone habe ich zu leſen angefangen, und finde wieder den Mangel an Tiefe und Beſtimmtheit in ſeiner Philoſophie, den ich ſchon öfter bemerkt habe. In der Metakritik hatte er ſich wirklich mehr zuſammengenommen. Und hier will er doch auch polemiſiren. Eigentlich aber iſt ſeine ganze Natur zu weichlich dazu.

Auch ich bin für den Krieg mit dem Vandalismus der neuern Philoſophie, nur muß er auf eine edle und männliche Art geführt werden. Conſequenzmachereien und Ausheben der Paradoxen, um die Laien im Publicum zu beſtechen, darf man ſich nicht erlauben. Das wahre Verdienſt des Feindes muß anerkannt werden; aber man muß den Punkt aufſuchen, wo er auf einen Abweg gerieth. Hier muß er überführt werden, daß es ihm an Klarheit,

Vollſtändigkeit, Bündigkeit fehlte. Außer dieſer Methode giebt es für mich keine befriedigende Widerlegung.

Hörſt Du nichts von Humboldt? Nach ſeinem letzten Briefe ſollte er bald in Deutſchland ſein.

S.

Weimar, 3. September 1800.

Ich habe lange nichts von Dir gehört, und ſehne mich nach ein paar Zeilen, wie es Euch geht. Seit meinem letzten Briefe an Dich bin ich ziemlich müßig geweſen, und ſehe mich in meiner Arbeit um gar nichts vorgerückt. Dieſen Monat werde ich beſſer zu benutzen ſuchen. Goethe iſt auch in die Einſamkeit gegangen, um etwas zu treiben; denn er hat das Unglück, daß er in Weimar gar nichts arbeiten kann. Was er binnen vier und fünf Jahren geſchrieben, iſt alles in Jena entſtanden.

Humboldts haben ihre Zurückkunft, die am Ende dieſes Monats erfolgen ſollte, auf vier Wochen weiter hinausgerückt, weil die Frau und die Kinder nicht wohl ſind. Er wird ſeine ſpaniſche Reiſe beſchreiben, und drucken laſſen; einzelne Fragmente hat er ſchon vorläufig geſchickt, die ſich ſehr artig leſen laſſen.

Hier erhältſt Du meine Gedichte. Du wirſt manche vergeblich darin ſuchen, theils weil ſie ganz wegbleiben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuhelfen. Dieſe bleiben alſo entweder auf einen möglichen zweiten Theil, oder doch auf eine neue und erwei-

terte Ausgabe des gegenwärtigen verspart. Auch in denen, welche eingerückt sind, wirst Du manches Einzelne, und vielleicht ungern vermissen; aber ich habe nach meinem kritischen Gefühl gehandelt, und der Rundung des Ganzen das Einzelne, wo dies störte, aufgeopfert. Besonders habe ich die Gedichte von gewissen abstracten Ideen möglichst zu befreien gesucht; es war eine Zeit, wo ich mich allzusehr auf jene Seite neigte. Ganz neue wirst Du nicht viele finden und auch nicht erwarten, da Du weißt, wie unhold dieser Winter mir gewesen ist. Indessen ist doch einiges, was Du noch nicht kennst, dazugekommen.

Mit dem Absatz des Wallenstein bin ich und mein Verleger recht wohl zufrieden. Eine Auflage von viertehalbtausend Exemplaren ist schon beinahe ganz vergriffen, und Cotta macht Anstalt zu einer zweiten Auflage; welches viel Glück ist, da der Wallenstein erst seit zwei Monaten aus der Presse ist.

S.

Dresden, 10. September 1800.

Ich war sehr auf die Erscheinung Deiner Gedichte begierig, aber fürchtete immer, Deine Strenge gegen Dich selbst möchte Dir die Revision so weitläufig und mühsam machen, daß Du die Lust darüber verlieren würdest. Freilich hast Du solche Fortschritte gemacht, daß Dich die meisten Deiner früheren Arbeiten nicht mehr befriedigen

können. Und da Du in neueren Zeiten so fruchtbar gewesen bist, so darf man sich eigentlich nicht beschweren, wenn Du uns manche Deiner früheren Producte entziehst, die bei allem poetischen Gehalte doch vielleicht einer gänzlichen Umformung bedurft hätten. Daß Du aber auch die Künstler und die Freude nicht aufgenommen hast, werden Dir viele nicht verzeihen. Deine Ursachen begreife ich wohl. Indessen sollt' ich nicht glauben, daß Du nicht beiden Gedichten eine Gestalt geben könntest, die Deinen jetzigen Forderungen entspräche. Aus den Künstlern, die mir besonders lieb sind, ließen sich — däucht mich — zwei Gedichte machen. Manches ist freilich nachher im Reich der Formen poetischer gedacht worden; aber der historische Theil der Künstler gäbe noch immer ein treffliches Gedicht.

Was ich noch mit der ersten Gestalt verglichen habe, hat allerdings jetzt gewonnen. Ueber einzelne Stellen ließe sich vielleicht streiten, z. B. ob in dem Handschuh die Verbeugung oder das Werfen in's Gesicht besser sei. Dies ist vielleicht passender für den Menschen, jenes mehr für den Ritter. So habe ich auch in der Uebersetzung des Virgil bei der Stelle vom Laokoon etwas vermißt, was in der ersten Ausgabe stand, obgleich die jetzige Lesart dem Originale getreuer ist. Doch über dergleichen Detail einmal mündlich.

Ueber Humboldt höre ich von Geßler seltsame Geschichten von Geisterseherei. Was weißt Du denn da-

von? Auch Alexander Humboldt ſoll immer ſeine Mutter zu ſehen glauben.

Die neuen Gedichte: An Goethe, die Worte des Wahns, die Begegnung, gehören — däucht mich — zu den vorzüglichſten. In dem: An Goethe — war mir beſonders viel aus der Seele geſprochen. Es giebt zwei Arten von Lehrgedichten, die Dir vorzüglich gelingen, und wobei Du Deinen Trieb nach philoſophiſchem Gehalt ohne Nachtheil der Kunſt befriedigen könnteſt. Im Reich der Form hat die Phantaſie dem Product des Verſtandes eine lebendige Geſtalt gegeben — und in den Worten des Glaubens ſpricht die Vernunft zu dem Herzen.

Daß der Wallenſtein reißend abgehen würde, habe ich erwartet. Aber einen ſo ſchnellen Abſatz einer ſo ſtarken Auflage hätte ich doch kaum vermuthet. Cotta muß ſchönes Geld an Deinen Werken verdienen.

Wie ſteht's denn mit dem Muſenalmanach? Ich ſand ihn unter den angekündigten Schriften. Mir iſt's immer lieb, wenn Du auch nur den Namen dazu hergiebſt. Manches wird doch bei dieſem Anlaſſe von Dir und Goethe ausgeführt, was ſonſt nur in Euren Köpfen bliebe.

Mir war auch für Dich anfänglich bange, daß Du in Weimar weniger productiv ſein würdeſt. Aber der Erfolg hat das Gegentheil gezeigt. Indeſſen kann ſich Goethe wegen ſeiner Verhältniſſe vielleicht weniger zurückziehen, als Du.

Deine Schwiegermutter ſahen wir neulich ganz un-

vermuthet, mit den ſchwarzburgiſchen Fürſtinnen. Letztere ſchienen mir ſehr natürlich und gutmüthig, auch nicht ohne Gefühl für Kunſt.

K.

Weimar, 21. October 1800.

Ich weiß nicht, welcher von uns beiden dem andern einen Brief ſchuldig iſt; wahrſcheinlich bin ich der Debitor, und in dieſem Falle wirſt Du mir meine Faulheit freundlich vergeben. Du weißt, wenn ich nicht ſchreibe, ſo ſtecke ich in der Arbeit, und dann bleibt alles liegen. Da Du aber dieſe Unart nicht in dem hohen Grade haſt wie ich, und mehr über Deine Natur gebieten kannſt: ſo könnteſt Du mich zuweilen mahnen, und mir von Dir und den Deinigen ein Lebenszeichen geben.

Bei uns iſt ſeit meinen letzten Nachrichten alles geblieben, wie es war; auch meine Geſundheit war immer auf gutem Wege, ſo daß ich meine neue Lebensweiſe in Rückſicht auf Bewegung und Ausgehen fortſetzen konnte. Aber in der Arbeit rücke ich ſehr langſam fort. Die Expoſitionen koſten mir immer viel Kopfbrechens, bis ich mich erſt in dem Sattel feſtgeſetzt habe. Ich bin aber guten Muths für das Unternehmen, wenn ich gleich vorausſehe, daß es mir den ganzen Winter genug zu thun geben wird.

Wegen meiner Gedichte habe ich Dir noch nicht geantwortet. Nicht alle Stücke, die ich weggelaſſen, ſind

darum von mir verworfen; aber ſie konnten nicht in ihrer alten Geſtalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich diesmal daran wenden konnte. Verſchiedene, wie die Künſtler, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidirte. Deinen Gedanken wegen dieſes Gedichts hatte ich anfangs auch, aber er iſt nicht auszuführen. Leider iſt daſſelbe durchaus unvollkommen, und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich ſelbſt leid thut.

Die Freude hingegen iſt nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft; und ob ſie ſich gleich durch ein gewiſſes Feuer der Empfindung empfiehlt, ſo iſt ſie doch ein ſchlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir laſſen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil ſie aber einem fehlerhaften Geſchmack der Zeit entgegenkam, ſo hat ſie die Ehre erhalten, gewiſſermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu dieſem Gedicht mag ſich auf die Epoche ſeiner Entſtehung gründen; aber dieſe giebt ihm auch den einzigen Werth, den es hat, und auch nur für uns, und nicht für die Welt noch für die Dichtkunſt.

Ueber einzelne Aenderungen in den abgedruckten Gedichten, die Dir vielleicht jetzt nicht ganz recht ſind, könnten wir manche unterhaltende Diſcuſſion haben, und werden es auch, wenn wir einmal zuſammenkommen. Ob ich gleich ſelbſt nicht mit allen ganz zufrieden bin, ſo kann ich doch den Maximen, die mich geleitet haben, nichts vergeben.

Goethe iſt von ſeiner Excurſion nach Jena, wo er etwas zu arbeiten hatte, längſt zurück, hat aber nur etwas Weniges vom Fauſt gearbeitet, welches aber vortrefflich iſt. Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen.

Humboldts werden jetzt jede Woche erwartet. Du ſollſt Nachricht haben, ſobald ſie kommen. Ich habe von der Geiſterſeherei nichts gehört, und glaube auch nicht daran, wenigſtens halte ich es nicht für ſo ernſthaft.

S.

Dresden, 27. October 1800.

Deine Exiſtenz in Weimar ſcheint für Deine Geſundheit ſehr wohlthätig zu ſein. Auch fürchte ich keine Störung von Deinem jetzigen Aufenthalte für Deine geiſtige Thätigkeit.

Daß Goethe ſeine Verhältniſſe drücken müſſen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer, als in Weimar ſein ſoll. Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da ſeine Exiſtenz! Das andere Geſchlecht hat eine höhere Beſtimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit

herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück giebt es keinen Ersatz. Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht. —

Dein Urtheil über Deine früheren Gedichte wird uns künftig manchen Anlaß zum Disputiren geben. Ich verkenne gewiß die Fortschritte nicht, die Du seit ihrer Entstehung gemacht hast. Aber ich kann den Gedanken noch nicht aufgeben, daß der Geist dieser früheren Producte nicht in einer besseren Gestalt erscheinen könnte. Eine Revision zu diesem Behuf ist nicht für Deine jetzige Periode, da Du so fruchtbar an neuen Arbeiten bist. Jetzt mußt Du soviel hervorbringen als möglich, und lieber an das schon Hervorgebrachte gar nicht mehr denken. Als Greis wirst Du vielleicht Deine Jugendarbeiten einst wieder liebgewinnen, und dann wirst Du — nicht mit weniger Strenge, aber mit mehr Liebe — verbessern.

K.

Weimar, 16. November 1800.

Ich habe von Seiten des hieſigen Theaters eine Bitte an Dich. Es ſoll ſich in Dresden eine Mademoiſelle Fleiſcher, geborene Hiller, befinden, welche gut ſingt und andere ſchätzbare Eigenſchaften für das Theater beſitzt. Man hat gehört, daß ſie mit ihrer Lage in Dresden unzufrieden ſei, und ſich vielleicht entſchließe, anderswohin zu gehen. — Nun wollte ich Dich bitten, mir:

1) Deine Meinung von ihrem Talent, ſowohl zum Geſang als zum Spiel auf dem Theater mitzutheilen, ob ſie wirklich eine brauchbare Opernſängerin iſt;

2) Dich zu erkundigen, ob ſie zu einem andern Theater zu gehen geneigt iſt, und wiebald ſie zu haben wäre, wenn man mit ihr einig würde;

3) wünſchten wir zu wiſſen, wenn man es erfahren kann, wie ſtark ſie jetzt in Dresden beſoldet iſt.

Auf dieſe Anfrage wünſchten wir die baldmöglichſte Antwort, und zugleich — daß es verſchwiegen bliebe. Wahrſcheinlich haſt Du Deine Canäle, dieſe Dinge zu erfahren. Schreibe mir dann, in einem oſtenſiblen Briefe, was Du in Erfahrung gebracht haſt, und was Du uns ſelbſt dabei räthſt.

Wir haben hier allerlei Plane, um den Jahrhundertswechſel luſtig zu feiern; und wenn uns die Anſtalten gelingen, ſo wird wahrſcheinlich eine ungeheure Affluenz von Menſchen nach Weimar erfolgen. Die Feſtlichkeiten würden etwa acht oder zehn Tage nach Neu-

jahr anfangen; es wäre recht hübsch, wenn Ihr dann abkommen und uns hier besuchen könntet. Ueberlege diesen Vorschlag.

S.

Dresden, 23. November 1800.

Auf Deine Anfrage wegen Hillers Tochter, die sich in Dresden aufhält, kann ich Dir folgende Auskunft geben.

Sie ist nicht bei dem hiesigen Theater angestellt, sondern nur zum Aushelfen in einer Oper gebraucht worden, wofür sie eine besondere Bezahlung erhalten hat. Weder Figur noch Stimme ist angenehm. Zur Schauspielerin getraue ich mir sie am wenigsten zu empfehlen. Als Sängerin wäre sie brauchbar in Nebenrollen. Es fehlt ihr nicht an Musik. Sie intonirt ziemlich richtig, hat eine gewisse Fertigkeit in Ueberwindung von Schwierigkeiten, aber weder Wärme noch Grazie.

Die Feste zu Anfang des neuen Jahrhunderts, wovon Du mir schreibst, würden mir freilich vielen Genuß geben. Aber wenn ich auch hier mich entfernen könnte, so gehört schon viel zu der Entschließung, in dieser Jahreszeit eine Reise mit einer Familie zu unternehmen. Schreib' mir aber doch etwas umständlicher über die Art dieser Feste. Graf Geßler möchte vielleicht zu einer Wallfahrt darnach gereizt werden, wenn es ihm seine Gesundheit erlaubt.

L.

Dresden, 29. December 1800.

Der Schluß des Jahrhunderts hat wieder eine Pauſe in unſerem Briefwechſel gemacht. Nach Deinem letzten Briefe könnteſt Du wohl mit den Anſtalten zu den Feierlichkeiten beſchäftigt ſein, wovon Du mir ſchreibſt. Aber hier ſagt man, der Herzog von Weimar wolle dieſe fröhlichen Feſte wegen des jetzigen Kriegs nicht erlauben. Laß mich nur das von Deinen und Goethes Ideen genießen, was ſich durch Worte mittheilen läßt, und ſchicke mir die Gedichte, die etwa ſchon fertig waren. — Hier hört man noch nichts von Feierlichkeiten zu dieſem Behuf. Vielleicht werden ein Paar Kanonen gelöſt. Dresden iſt überhaupt kein Himmelsſtrich für poetiſche Blumen.

Die Meinigen ſind alle geſund, und das häusliche Feſt am Weihnachts-Vorabend, das ich ſehr liebe, iſt ungeſtört gefeiert worden.

Ich habe vor kurzem erſt Tiecks Genoveva geleſen, und viel ächtes poetiſches Talent darin gefunden. An Phantaſie und Innigkeit des Gefühls fehlt es Tieck gewiß nicht. Auch hat er ſchon ziemliche Gewandtheit in Sprache und Verſification. Seinen Geſchmack halte ich noch nicht für ausgebildet; aber unter den jetzt angehenden Dichtern weiß ich keinen, der ſich mit ihm meſſen könnte. Er wird auf Oſtern hierherkommen, und eine Zeitlang hier leben. Ich wünſchte ſeine Bekanntſchaft zu machen, und wenn er Zutrauen zu mir faßte, könnte ich ihm vielleicht auch ſonſt nützlich ſein.

Was ſagſt Du zu Wielands Ariſtipp? Die gewohnte Weltſchweifigkeit abgerechnet, ſind manche Sachen darin, die man mit Vergnügen lieſt. Der Ton iſt auch beſſer in dem Coſtüm gehalten als beim Agathon, und hat zuweilen eine Lebhaftigkeit, die man in Wielands ſpätern Jahren nicht erwartet hätte. Fichte hat ein abenteuerliches Product herausgegeben — den geſchloſſenen Handelsſtaat. Mir hat beſonders Spaß gemacht, daß ihm beim Verbot aller Einfuhre der Wein doch noch zu rechter Zeit eingefallen iſt, den er ſich nicht aus der Mark Brandenburg verſchreiben mag. Um ſich zu helfen, weiß er keinen Ausweg, als den Staat zum Weinlieferanten zu machen. Uebrigens wäre es Zeit, daß man dieſen philoſophiſchen Attila einmal in ſeinem Lande bekriegte, damit er uns nicht alle unſere Felder und Gärten nacheinander verheert. Aber in ſeinem Lande ſind nichts als öde Wüſten, wo kein Halm wächſt. Indeſſen wird dieſe politiſche Ketzerei wenig ſchaden. Solche Einſchränkungen, als er vorſchlägt, könnten nur allenfalls unter Robespierres Schreckensſyſtem gewagt werden.

Herzliche Grüße von uns allen an Dich und Dein Weibchen. Tritt fröhlich und heiter in das neue Jahrhundert.

K.

1 8 0 1.

Weimar, 5. Januar 1801.

Herzlich begrüßen wir Euch zum neuen Säculum und freuen uns von ganzer Seele, daß wir es alle miteinander mit Glück und Hoffnung beginnen. Wir werden in diesem neuen Jahrhundert, wie ich gewiß weiß, keine herzlichere Freundschaft schließen, als die unsrige ist; und mögen wir uns nur noch recht lange derselben freuen, und es erleben, sie in unsern Kindern fortgesetzt zu sehen.

Ich wünsche Dir Glück, daß Du Deine Umstände so gut verbessert hast. Wenn sich Deine Arbeiten nicht zugleich merklich häufen, so ist dieser Zuwachs allerdings sehr beträchtlich; aber eine gewisse Freiheit und Muße muß Dir bleiben, wenn Du glücklich sein sollst: denn das philosophische und ästhetische Wesen ist ein integranter Theil Deines Wohlseins.

Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen, und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es

fließt auch mehr aus dem Herzen, als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte.

Wir haben unsre säcularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben und auch der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches producirt worden, das ich Dir mittheilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen. Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Hayden aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Glucks Iphigenia auf Tauris einen unendlichen Genuß verschafft. Noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt, als diese: es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmuth auflöst.

Dein Urtheil über Tiecks Genoveva ist auch ganz das meinige: er ist eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur; nur fehlt es ihm an Kraft und an Tiefe, und wird ihm stets daran fehlen. Leider hat die Schlegelsche Schule schon viel an ihm verdorben; er wird es nie ganz verwinden. Sein Geschmack ist noch unreif, er erhält sich nicht gleich in seinen Werken, und es ist sogar viel Leeres darin. Ich bin begierig, wie er Dir von Person gefallen wird. Vor anderthalb Jahren habe ich ihn gesehen, wo er sehr anspruchslos und auch interessant war; ich fürchte aber, es hat sich indessen viel mit ihm verändert.

Wielands Aristipp lese ich eben jetzt, und unterschreibe Dein Urtheil darüber vollkommen. Wenn man es nur nicht als eine ästhetische Composition betrachtet, so hat es recht viel Gutes; freilich mag man seine Ideale nicht, und weder seine Laïs noch sein Aristipp haben mich erobert.

Fichtes Werk kenne ich noch nicht. Hast Du Goethes neustes Product in Seckendorfs Taschenbuch gelesen? Wenn Du es noch nicht kennst, so will ich Dir's schicken. Auch mache ich Dich auf eine Schrift aufmerksam, welche Schlegel gegen Kotzebue geschrieben: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue. Sie ist freilich unendlich derb und grob, aber den Witz kann man ihr nicht absprechen.

S.

Weimar, 13. Januar 1801.

Du hast vielleicht schon von der schweren Krankheit gehört, welche Goethe befallen und einige Tage in große Gefahr gesetzt hat. Es fing zwar nur wie eine Blatterrose an, aber Krämpfe und ein böser Hals schlugen sich dazu, und Starke, der ihn behandelte, fürchtete, daß eine Hirnentzündung daraus werden könnte. Es ist aber alles seit drei Tagen wieder auf gutem Wege; er läßt Dich freundlich grüßen, da er gehört, daß ich an Dich schreibe.

Mich selbst hat dieses Ungemach auch auf eine unangenehme Art in meiner Arbeit aufgehalten; ein starker

konnte ich mir beim Eintritt des neuen Jahrhunderts nicht versagen. Feste dieser Art sind die Poesie des Lebens, und ich habe sie immer geliebt.

Einige Blaseinstrumente spielten eine gefällige Melodie, als der erste Glockenschlag von zwölf gehört wurde. Schnell wurden allen Anwesenden die Augen verbunden, und ein Lied wurde gesungen. Sodann öffnete sich die Thüre, man stimmte ein zweites Lied an, die Binden wurden von den Augen genommen — und man sah Minna, Dora und Emma mit Blumen geschmückt und halb verschleiert, die die Statue der Hebe kränzten.

Zum Fortschritte in Deinem Trauerspiele wünsche ich Dir Glück, und würde mich sehr freuen, bald etwas davon zu sehen. Es wird Dir gewiß gelingen, wenn Du Deine Phantasie ungestört wirken läßt, wie ich Dir schon mehrmal gesagt habe. Und selbst bei der Arbeit wird Dich Liebe und Freude begeistern, wenn Dich sonst oft Deine Forderungen von intellectuellem Gehalt — der doch gewiß auch hier von selbst nicht ausbleiben wird — für die sinnliche Wirkung besorgt machen mußten.

Daß Glucks Iphigenia bei weitem genialischer ist, als Haydns Schöpfung, bin ich ganz überzeugt. Haydn ist ein geschickter Künstler, dem es aber an Begeisterung fehlt. Für den Musiker ist viel in diesem Werke zu studiren, aber das Ganze ist kalt.

An Muße soll es mir — denke ich — auch künftig nicht gebrechen, wenn ich nur die ersten Monate wieder

überſtanden habe, da ich mich in ein neues Fach arbeiten muß.

K.

Dresden, 28. Januar 1801.

Verſichere Goethe unſerer herzlichſten Theilnehmung. Wir freuen uns ſehr, daß er außer Gefahr iſt, und hoffen auf baldige Nachricht von ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung. Ueber den Katarrh darfſt Du Dich bei jetziger Jahreszeit nicht wundern; hier iſt faſt jedermann damit geplagt. Bei dem gelinden Winter ſollte ich nicht glauben, daß Du für Deine Geſundheit zu fürchten hätteſt. Vor Erkältungen mußt Du Dich freilich hüten.

Ich habe die Maria aufmerkſam wieder durchgeleſen, und mit eben dem Mißtrauen, wie ich meine eignen Arbeiten durchgehe, wenn ſie fertig ſind; aber ich kann Dir aufrichtig verſichern, daß ich nur ein paar Kleinigkeiten im Dialog gefunden habe, wobei ich anſtieß — der Totaleindruck war derſelbe, wie beim erſten Leſen, und in dem Weſentlichen des Stücks wüßte ich nichts, was ich anders wünſchte. Die Einfachheit der Handlung, bei aller ihrer Reichhaltigkeit, befördert die leichte Ueberſicht des Ganzen mehr, als in irgend einem Deiner früheren Producte.

In der dritten Scene des erſten Actes bei den Worten:

Seine Künste waren keine andern
Als seine Männerkraft ꝛc.
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens ꝛc.

schienen mir die Farben etwas zu stark aufgetragen.

Die Stelle in der fünften Scene des ersten Acts:

Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben
Den Himmel hinter mir

könnte vielleicht deutlicher ausgedrückt sein.

Im fünften Auftritt des zweiten Acts ist auch eine gewisse Dunkelheit in den Worten:

Was man nicht aufgiebt, hat man nie verloren.

Im vierten Auftritt des dritten Acts ließe sich zweifeln, ob die Worte:

Es leben Götter, die den Hochmuth rächen ꝛc.

für die strengkatholische Maria passen. Im achten Auftritt des dritten Acts ist Anathëma scandirt, da doch die Sylbe e wegen des ε im Griechischen kurz sein muß.

Dies ist alles, was ich noch zu erinnern gefunden habe. Schreibe mir bald, wie es Dir und Goethe geht, und lebe recht wohl.

Herzliche Grüße von den Meinigen.

K.

Weimar, 5. März 1801.

Eben bin ich im Begriff, auf einige Wochen nach Jena abzureisen, um dort in der Stille meines Gartenhauses mich zur Beendigung meiner Arbeit zu sammeln.

Du haſt ſchon einmal in einem Deiner Briefe ſehr richtig bemerkt, daß ich hier mehr Zeit verliere, als in Jena. Ich habe dies ſehr erfahren; und da noch außerdem eine ſehr unruhige Straße, worin wir wohnen, und ein geräuſchvolles Haus mich im Arbeiten ſtören, ſo muß ich fliehen, um in Ruhe zu ſein. Wenn ich recht fleißig und in der Stimmung glücklich bin, ſo denke ich mit Anfang April ziemlich fertig zu ſein. Bis dahin iſt freilich noch viel zu thun.

Ich habe mich dieſen Winter recht glücklich durchgeſchlagen, und auch meine Frau und die Kinder. Mit Sehnſucht erwarte ich nun das Frühjahr, um wieder recht in der Luft zu leben.

Eine verbeſſerte Ausgabe meines Carlos und meiner niederländiſchen Geſchichte haben mir, neben der letzten Durchſicht des Macbeth und der Maria, viele kleine Geſchäfte gemacht, und mich von meiner neuen Arbeit abgezogen, die ſonſt fertig ſein könnte. Deine Bemerkungen über Maria habe ich genutzt: Du haſt mich diesmal leicht entſchlüpfen laſſen.

S.

Dresden, 18. März 1801.

In den letzten Wochen, die auf eine ſolche Arbeit, wie Deine jetzige, verwendet werden, iſt freilich die Störung am unwillkommenſten. Ich erwarte viel von der Ruhe und Einſamkeit, die Du auf Deinem Garten in

Jena genießen wirſt. Aber ſonſt hat der Aufenthalt in Weimar gewiß manche Vortheile für Dich. Der dortige Umgang giebt Dir Erholung, ohne Dich abzuſpannen; und dies iſt für Deine Geſundheit wohlthätig, die vielleicht eine anhaltende Anſtrengung nicht vertragen würde.

Schicke mir ja gleich Dein neues Werk. Ich habe jetzt wieder Muße, es unbefangen zu genießen.

Du ſchreibſt nichts von Goethe. Er iſt doch ganz wiederhergeſtellt? Zu leſen bekommt man gar nichts mehr von ihm, einige Kleinigkeiten ausgenommen.

K.

Weimar, 27. April 1801.

Seit einigen Wochen habe ich mein altes Jena wieder verlaſſen, und bin auch mit meiner Tragödie fertig. Du würdeſt ſie gleich mit dieſem Exemplar der Maria erhalten haben, wenn ich ſie bei der Hand hätte; aber ich mußte ſie meinem Herzog geben, und aus ſeinen Händen habe ich ſie noch nicht zurück. Mir iſt nun wieder ganz unbehaglich; ich wünſchte wieder in einer neuen Arbeit zu ſtecken. Es iſt nichts, als die Thätigkeit nach einem beſtimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.

Es freut mich, daß Dir Tiecks Umgang ſo angenehm iſt; ich kann mir das in Deiner Seele wohl denken — denn er giebt Deiner Thätigkeit Objecte, Du kannſt ihn gleichſam in Dir verarbeiten. Mich macht das ohnmächtige Streben dieſer Herren nach dem Höchſten nur verdrießlich;

und ihre Prätensionen ekeln mich an. Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätz, wie alle seine Producte. — Es ist schade um dieses Talent, das noch so viel an sich zu thun hätte, und schon so viel gethan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit, und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Tieck besitzt übrigens viel literarische Kenntnisse, und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch so sehr vermißt. Goethe ist wieder ganz hergestellt und hat indessen vieles an seinem Faust gethan — der aber noch immer als eine unerschöpfliche Arbeit vor ihm liegt: denn dem Plan nach ist das, was gedruckt ist, nur höchstens der vierte Theil des Ganzen, und was seitdem fertig geworden ist, beträgt noch nicht soviel, als das Gedruckte. Sonst beschäftigt er sich auch viel mit seinen optischen und naturhistorischen Dingen, die gewiß von sehr großer Bedeutung sind.

Mit Hartmann geht es Dir wie mir; ich habe ihn auch nicht kennen lernen, weil ich damals von Jena abwesend war. Man rühmt aber sehr sein Talent, und Goethe hält ihn für einen tüchtigen Burschen. Schade, daß er in der Welt so wild laufen muß, und daß es in der Kunst nur Secten, und keine Kirche giebt.

Da der Macbeth ſoeben fertig worden, ſo lege ich ihn bei. Dieſes Jahr iſt fruchtbar an Werken meiner Feder; denn außer dem Macbeth und der Maria wird eine neue Auflage des Carlos und der niederländiſchen Geſchichte fertig, und im Herbſt erſcheint die Jungfrau von Orleans bei Unger.

Am 14. Mai.

Ich lege Dir hier eine Broſchüre von Fichte bei, die Du vielleicht ſonſt nicht zu Geſichte bekommen wirſt. Er ſagt dem Nicolai zwar verdiente derbe Wahrheiten, aber der Ton iſt doch zu proſaiſch, zu grob und zu wenig witzig. Der Gegenſtand hätte mehr in's Allgemeine geſpielt und der Gattungscharakter des Philiſters dargeſtellt werden ſollen. — Dieſe Schrift ſende mir nach Durchleſung zurück.

S.

Dresden, 9. Mai 1801.

Vorgeſtern erhielt ich Deine Johanna, aber heute kann ich eigentlich noch nicht darüber ſchreiben. Die Umſtände waren mir ſehr günſtig, als Dein Manuſcript ankam. Ich hatte einen ruhigen Nachmittag vor mir, alles im Hauſe war geſund, ich konnte ſogleich anfangen zu leſen, ohne bis zu Ende irgend eine Störung zu beſorgen. Du weißt, wie viel ich hier von Dir fordre, und diesmal waren meine Erwartungen beſonders auf's

höchſte geſpannt. Aber wenn mich nicht die erſte Wirkung täuſcht, ſo haſt Du Dich ſelbſt hier übertroffen.

Ich bin, wie geſagt, noch lange nicht ruhig genug, um ein Urtheil zu fällen. Auch mag ich mich auf gar keine Vergleichung mit Deinen früheren Arbeiten einlaſſen. Aber dies unterſcheide ich doch in der Totalwirkung: daß es nicht Deine Manier iſt, die mich beſticht. Dieſe Manier war groß, und das Perſönliche darin hatte für mich einen unwiderſtehlichen Reiz. Aber ſchon in einem großen Theile von Wallenſtein, faſt mehr noch in der Maria und, wie mich dünkt, am meiſten in dieſem Werke habe ich Dich ganz vergeſſen, und an der Darſtellung den reinen Kunſtgenuß gehabt. Der Stoff iſt nun von ſeinen Schlacken geſäubert, und von der Phantaſie in eine Glorie geſtellt.

An Schwierigkeiten fehlte es Dir nicht. Mancher ſtutzt ſchon bei dem Namen, der einmal die Pucelle geleſen hat. Aber er mag ſie gleich noch einmal leſen — und wenn er ſonſt durch Frivolität nicht entſeelt iſt, will ich ihm ohne Bedenken unmittelbar darauf Deine Johanna in die Hand geben. Es gab manche andere verborgene Schwierigkeiten — die Verbindung der Weiblichkeit mit dem religiöſen Heroismus — der Charakter des Königs — die Miſchung des Uebernatürlichen mit dem Wahrſcheinlichen, ſo daß die Grenzen von beiden ſich in einander verlieren — der Vater der Johanna u. ſ. w. — bei allem dieſem bleibt mir jetzt auch nach dem zweiten Leſen noch nichts zu wünſchen übrig. — Die Stanzen und der

geänderte Versbau bei den wichtigsten Situationen sind von köstlicher Wirkung für den höheren Kunstsinn — oft da am meisten, wo sie der gemeinen Täuschung zu trotzen scheinen. Doch jetzt nichts weiter. M. und D. theilen meine Begeisterung, und danken Dir herzlich für die schönen Stunden, die Du uns wieder geschenkt hast.

Es ist jetzt eine junge Schweizerin hier, die ich kenne, und an der ich die Wirkung Deines Stücks zu versuchen Lust habe. Es ist ein unverdorbenes Wesen, das lebhaft fühlt und seine Gefühle freimüthig äußert. Ich lese es ihr vor [illegible] überhaupt kommt das Manuscript nicht aus meiner Ordnung.

K.

Weimar, 13. Mai 1801.

Ich vergaß neulich bei Uebersendung meines Stücks Dir den dazu bestimmten Brief beizulegen. Da er einmal geschrieben ist, so lege ich ihn hier bei und füge noch einige Worte hinzu.

Ich habe in diesen vierzehn Tagen noch zu keinem festen Entschluß in Absicht auf meine künftige Arbeit kommen können. In meinen Jahren und auf meiner jetzigen Stufe des Bewußtseins ist die Wahl eines Gegenstandes weit schwerer: der Leichtsinn ist nicht mehr da, womit man sich in der Jugend so schnell entscheiden kann, und die Liebe, ohne welche keine poetische Thätigkeit bestehen kann, ist schwerer zu erregen. In meiner jetzigen

Klarheit über mich ſelbſt und über die Kunſt, die ich treibe, hätte ich den Wallenſtein nicht gewählt.

Ich habe große Luſt, mich nunmehr in der einfachen Tragödie, nach der ſtrengſten griechiſchen Form zu verſuchen, und unter den Stoffen, die ich vorräthig habe, ſind einige, die ſich gut dazu bequemen. Den einen davon kennſt Du — die Maltheſer; aber noch fehlt mir das punctum saliens zu dieſem Stück, alles andre iſt gefunden. Es fehlt an derjenigen dramatiſchen That, auf welche die Handlung zueilt, und durch die ſie gelöſt wird; die übrigen Mittel: der Geiſt des Ganzen, die Beſchäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht — alles iſt reiflich ausgedacht und beiſammen.

Ein andres Sujet, welches ganz eigne Erfindung iſt, möchte früher an die Reihe kommen; es iſt ganz im Reinen und ich könnte gleich an die Ausführung gehen. Es beſteht, den Chor miteingerechnet, nur aus zwanzig Scenen und aus fünf Perſonen. Goethe billigt den Plan ganz; aber es erregt mir noch nicht den Grad von Neigung, den ich brauche, um mich einer poetiſchen Arbeit hinzugeben. Die Haupturſache mag ſein, weil das Intereſſe nicht ſowohl in den handelnden Perſonen, als in der Handlung liegt, ſowie im Oedipus des Sophokles; welches vielleicht ein Vorzug ſein mag, aber doch eine gewiſſe Kälte erzeugt.

Noch habe ich zwei andre Stoffe, die zu ihrer Zeit gewiß auch an die Reihe kommen, aber ſich bis jetzt der Form noch nicht haben unterwerfen wollen. Der eine

davon iſt Warbeck, ein Betrüger im funfzehnten Jahrhundert, der ſich für den im Tower getödteten Herzog von York ausgab, und gegen Heinrich den Siebenten von England als Gegenkönig auftrat. Aus der Geſchichte ſelbſt nehme ich nichts als dieſes Factum und die Perſon der Herzogin von Burgund, einer Prinzeſſin von York, welche dieſe Komödie ſpielte. Das punctum saliens zu dieſer Tragödie iſt gefunden: ſie iſt aber ſchwer zu behandeln, weil der Held des Stücks ein Betrüger iſt — und ich möchte auch nicht den kleinſten Knoten im Moraliſchen zurücklaſſen.

Außer einigen anderen, noch mehr embryoniſchen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieſes Genre iſt. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charaktere und auf Humor ankommt, gewachſen — aber meine Natur iſt doch zu ernſt geſtimmt; und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.

Du ſiehſt, daß ich an Entwürfen nicht arm bin, aber die Götter wiſſen, was zur Ausführung kommen wird.

Deinem Urtheile über meine Jungfrau von Orleans ſehe ich mit großem Verlangen entgegen. Goethe meint, daß es mein beſtes Werk ſei, und iſt mit dem Enſemble beſonders zufrieden. Aber bei Stücken von ſolcher Breite

und Mannigfaltigkeit giebt man ſich erſtaunlich aus, und es iſt Zeit, mehr hauszuhalten.

Ich ſende hier einen Macbeth; die guten Exemplare der Maria ſind noch unter der Glättmaſchine. Schreib' mir doch, ob ich Dir den zweiten Theil meiner proſaiſchen Schriften geſendet, und auf welchem Papier; denn der dritte iſt nun auch fertig, und liegt zum Abſenden bereit.

S.

Dresden, 18. Mai 1801.

Eben erhalte ich Deine beiden letzten Briefe und finde mit Freuden meine Erwartung beſtätigt, daß Du Dich wieder nach einer neuen Arbeit ſehnſt.

Faſt möchte ich Dir rathen, wenn Du inmittelſt Dich noch nicht für einen tragiſchen Stoff beſtimmt haſt, einmal zur Abwechſelung die Komödie zu verſuchen. Ich fürchte, Deine Jungfrau von Orleans hat Dich ein wenig verwöhnt. Dieſer Stoff war freilich äußerſt anziehend, und ehe er Dir etwas aus dem Gedächtniß iſt, wirſt Du einen andern nicht ſo leicht liebgewinnen können. Eine ganz fremdartige Unterbrechung, die Dich durch die Neuheit reizte, wäre hierzu vielleicht ſehr zweckmäßig.

Ich habe ein Ideal von Komödie im Kopfe, das meines Wiſſens noch niemand in einem ganzen Stücke von größerem Umfange erreicht hat. Nur einzelne Scenen und kleinere Stücke kenne ich, die ſich ihm nähern.

So wie in der Tragödie die Würde der menſchlichen Natur, ſo wäre hier ihre Anmuth der eigentliche Stoff der Darſtellung. Und es fragt ſich, ob nicht mehr inniges Gefühl für Leben, Freude und Grazie zu einem ſolchen Gemälde erfordert wird, als der Humor, den Du Dir nicht zutrauſt, wovon Du aber auch ſchon Proben gegeben haſt. An Tiefe würde es einem ſolchen Product nicht fehlen, alſo auch nicht an Befriedigung für Deinen Ernſt. Eben daß man die Komödie zu frivol behandelt hat, hat ſie verdorben. Res severa est verum gaudium — ſagten die Alten.

Deine Johanna hat auf die junge Schweizerin völlig ſo gewirkt, wie ich erwartete. Ich gab unter anderm Acht, ob die Scene mit Montgomery ihr zu unweiblich ſcheinen würde; aber ſie ſchien ihr nicht aufzufallen. Mir gab es wieder großen Genuß, das Ganze vorzuleſen. Ich machte den Hauptabſchnitt nach dem zweiten Acte. Noch immer darfſt Du von mir keine Kritik erwarten.

Haſt Du denn den Carlos unverändert gelaſſen? Ich wünſchte es, weil es Dich zu weit führen würde, ihn nach Deinen jetzigen Forderungen zu verbeſſern. Und manches, was Dir jetzt nicht gefällt, iſt nun einmal ein Eigenthum des Publicums geworden.

Tieck ſehe ich ſelten, und ſeit ich ſein poetiſches Journal durchblättert habe, glaube ich nicht viel zu verlieren. Der anmaßende Ton, bei einer ſolchen Dunkelheit und Unbeſtimmtheit der Begriffe, hat etwas ſehr Widriges.

Das Innere der Kunst ist mir so heilig, als einem andern, und ich weiß sehr wohl, daß der Geist sich nicht anatomiren läßt. Aber dergleichen mystisches Geschwätz, als Tieck und die Schlegels für hohe Weisheit verkaufen, mag ich vollends gar nicht. Wenn man nichts Klares und Fruchtbares über die Kunst zu sagen hat, so genieße man im Stillen.

Engels Lorenz Stark hat mich durch das Machwerk interessirt. Aber der Stoff ist doch auch gar zu dürftig. Das Einfache soll ja eben erst durch die Phantasie des Dichters bereichert werden, ehe es dargestellt wird. Und hier hat die Phantasie so wenig gethan. Nur einzelne Züge, die mehr der Witz ausgefunden hat, findet man mit holländischem Fleiße und in einer eleganten, aber kleinlichen Manier ausgeführt.

K.

Von Deinen prosaischen Schriften habe ich den zweiten und dritten Theil schon gekauft. Hast Du mir aber ein Exemplar bestimmt, so nehme ich es dankbar an, und mache mit dem meinigen sonst jemand eine Freude. Der erste Theil war auf Druckpapier.

Weimar, 21. Mai 1801.

Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Benkendorf zu Dresden gestorben ist, und da meine Schwiegermutter und ihre Töchter die nächsten Anverwandten sind, so

würde, wenn kein Teſtament vorhanden und wenn überhaupt etwas zu erben iſt, unſere Familie das nächſte Recht haben. Wir wiſſen freilich, daß Benkendorf viele Schulden hatte; da er aber von ſeinem verſtorbenen Bruder geerbt und meiner Schwägerin ſelbſt bei ihrem Aufenthalt in Dresden ein Papier von zehntauſend Thalern vorgezeigt, ſo könnte doch wohl etwas da ſein. Wir bitten Dich alſo um die Gefälligkeit, gehörigen Orts Anfrage zu thun: 1) ob ein Teſtament da iſt, und 2) ob überhaupt nach Abzug der Schulden noch etwas übrig iſt. Wäre etwas zu hoffen und mithin von Seiten unſerer Familie zu thun, ſo biſt Du ſo gut, uns recht bald Nachricht zu geben. Es wäre doch gar nicht übel, wenn uns bei dieſer Gelegenheit das Glück günſtig wäre.

Beiliegende Gedichte ſind nicht für Dich. Es hat ſie ein junger Schweizer, der hier durchreiſte, bei mir gelaſſen, damit ich ihm etwas darüber ſagen möchte. Da er mir keine beſtimmte Adreſſe zurücklaſſen konnte, ſo habe ich ihm, weil er nach Dresden kommen wird, geſagt, das Buch in Deinem Hauſe abzuholen.

S.

Dresden, 22. Mai 1801.

Hier ſchicke ich Dir die Fichteſche Schrift zurück. Mit Deinem Urtheile darüber bin ich ganz einverſtanden. Fichte hat ſein Perſönliches zu wenig vergeſſen können,

und dadurch das verfehlt, was einem ſolchen Product Intereſſe geben kann. Seine historia morbi iſt auch nicht gründlich genug. Er erklärt alles aus Nicolais Dünkel. Aber dieſer Dünkel iſt eben von beſonderer Art, und dies ſollte er auseinanderſetzen. Dadurch wurde ſeine Charakterſchilderung treffender. Bei Nicolai iſt mit jenem Dünkel eine große Portion Furcht gemiſcht. Das Gefühl der Armuth ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie muß durch Autoritäten übertäubt werden, die er als Schild gebrauchen kann. Ueberhaupt iſt Nicolai durch die Xenien völlig abgefertigt.

Herders Adraſtea hat viel ähnliches mit den Briefen zur Beförderung der Humanität — ein Ragout, das manches Nahrhafte enthält, aber eine gewaltig lange Brühe daran. Auf dieſe Weiſe wird er ohne große Anſtrengung viele Hefte liefern können. Seine Anſicht des jetzigen Zeitalters hat überhaupt zu viel Krankes und Weinerliches. Nur durch rüſtige Heiterkeit kann den vorhandenen Uebeln entgegengewirkt werden. Und überhaupt iſt das Chaos der Barbarei kein ſo hoffnungsloſer Zuſtand, als die verborgene Fäulniß der ſchlaffen Frivolität.

Bei Goethe erhalte unſer Andenken. Es würde mich ſehr freuen, etwas von ſeinem Fauſt zu ſehen.

K.

Weimar, 17. Juni 1801.

Eben da ich mich niederſetzen will, an Dich zu ſchreiben, werde ich durch einen Beſuch unterbrochen. Ich will alſo dieſes Exemplar der Maria Stuart nur mit einem herzlichen Gruß begleiten, und mit nächſter Poſt mehr ſagen.

Wir umarmen Euch alle auf's herzlichſte.

G.

Dresden, 22. Juni 1801.

Eben erfahre ich beſtimmt, daß die Benkendorfſche Erbſchaftsſache eine andere Wendung nimmt. Es iſt ein Fehler in der Erbeinſetzung im Teſtament. Der Regiments-Quartiermeiſter Richter von Richtenfeld iſt zum Executor testamenti in der Eigenſchaft eines Erben u. ſ. w. eingeſetzt. Bei dieſen Umſtänden iſt ihm die Erbſchaft nicht verabfolgt worden, ſondern wird nun bis zu Austrag der Sache ohne Zweifel in gerichtlicher Verwahrung bleiben. Deine Frau Schwiegermutter thäte alſo wohl, einen Bevollmächtigten hier zu beſtellen. Ich will die Sache hier einem geſchickten und thätigen Advocaten übergeben. Der Ausgang des Proceſſes ſcheint mir ungewiß. Nach der Strenge des Rechts iſt die Einſetzung fehlerhaft, aber die Abſicht des Teſtators iſt klar, und nur die Ausdrücke übel gewählt. Wollen aber die anderen Inteſtat-Erben proceſſiren, ſo hat Deine Frau

Schwiegermutter, als die nähere, unſtreitig ein größeres Recht dazu. Um beſſer über die Sache zu urtheilen, müßte man das Teſtament im Ganzen geſehen haben, was dem legitimirten Bevollmächtigten einer Inteſtat-Erbin nicht vorenthalten werden kann.

Ich eile, Dir davon Nachricht zu geben, und wünſche den beſten Erfolg.

K.

Weimar, 9. Juli 1801.

Wir danken Dir herzlich für Deine Bemühungen wegen der Benkendorfſchen Sache; da meine Schwägerin in vierzehn Tagen nach Dresden zu gehen denkt, um meinen Schwager, der von Petersburg zurückkommt, dort zu erwarten: ſo wird ſie die nöthigen Documente ſelbſt mitbringen und ſehen, was in dieſer Sache zu thun iſt, von der ich freilich nicht viel erwarte.

Unſer Plan iſt ſchon ſeit lange geweſen, Euch dieſen Sommer in Dresden zu beſuchen.

Wir gehen nach Dobberan bei Roſtock, um das Seebad zu gebrauchen; dann wollten wir über Berlin und Dresden zurückkehren. Aber nach näherer Ueberlegung hat ſich gezeigt, daß ſich dieſe verſchiedenen Entwürfe nicht zuſammen verbinden laſſen. Wir hätten nur eine Woche bei Euch und eine in Berlin zubringen können, weil ich nicht mehr als ſechs Wochen höchſtens an dieſe

Reiſe wenden darf, und wir auch die zwei jüngſten Kinder nicht ſo lange können in fremden Händen laſſen. Wir müſſen alſo die Entwürfe trennen, und für jetzt bloß die Geſundheitsreiſe zum Zweck machen. Es iſt beſchloſſen, weil Humboldts das nächſte Jahr in Berlin ſind (denn ſie kommen in drei Wochen zurück), nächſtes Jahr dorthin zu gehen, dort etwas länger zu bleiben, und damit läßt ſich dann eine Reiſe zu Euch und ein etwas längerer Aufenthalt beſſer vereinigen. Vielleicht könnt Ihr es bis dahin arrangiren, daß wir zuſammen nach Berlin reiſen, entweder in Tegel bei Humboldts wohnen, oder in Berlin ein Quartier zuſammen beziehen, und immer beiſammen bleiben.

Humboldts wollen den 1ſten Auguſt in Erfurt ſein; wir werden ſie nicht mehr abwarten können, weil ich das Seebad nicht ſpäter als zu Anfang Auguſts verſchieben darf. Leider habe ich mich ſeit einigen Wochen nicht zum beſten befunden. Meine Krämpfe haben mich ſehr incommodirt; wahrſcheinlich hat die Witterung ſie rege gemacht. Auch dieſe Unbehaglichkeit meines Zuſtandes iſt eine Urſache mit, daß ich meine Reiſe in's Kleine ziehe, und die Reiſe zu Euch und nach Berlin, wo ich geſund und friſch ſein möchte, auf eine beſſere Zeit verſchiebe.

An ein neues Stück bin ich noch nicht gegangen; aber ich habe den Plan zu dreien indeſſen ausgedacht, und werde nach meiner Reiſe deſto raſcher an die Ausführung gehen. Sei ſo gut und ſende mir das Ma-

nuſcript der Jungfrau jetzt zurück, das meinige hat Unger, der es für die Herbſtmeſſe druckt.

S.

Dresden, 17. Juli 1801.

Deinen Brief vom 9ten habe ich erſt geſtern erhalten, und eile, Dir mit umgehender Poſt das Manuſcript zu ſchicken.

Dich hier zu ſehen, wäre mir eine große Freude geweſen. Mache es nur im künftigen Jahre möglich. Das Seebad brauche ja mit Behutſamkeit, damit die Kälte den Unterleib nicht zu ſehr zuſammenzieht. Ein Bad in dem warmen mittelländiſchen Meere bei Neapel würde ich für unbedenklicher gehalten haben. Meiner Frau ſind die lauen Bäder immer ſehr wohl bekommen. Schreib' ja, wie Dir das Bad bekommt.

K.

Weimar, 20. Juli 1801.

Ich ſchreibe Dir nur mit zwei Worten, daß wir es unter uns arrangirt haben, mit Anfang des Auguſt nach Dresden zu reiſen. Nun wünſchten wir aber unſerer allerſeitigen Geſundheitsumſtände wegen die drei oder vier Wochen, die wir in Dresden zubringen können, auf dem Lande, in einer mäßigen Entfernung von der Stadt und von Euch zuzubringen. Da meine Schwägerin ei-

gene Pferde mitbringt, ſo können wir dann leicht zuſammenkommen. Wir bitten Dich alſo, uns ein ſolches Quartier mit den nöthigen Meubles und ſieben Betten zu miethen, auch Stallung für zwei Pferde nicht zu vergeſſen. Ein Mädchen, das für uns kocht, bringen wir entweder mit, oder wollen uns eins dort zu verſchaffen ſuchen. Wenn Ihr Euer Gartenhaus nicht bewohnen ſolltet, ſo wäre uns dieſes ſehr hübſch gelegen, und wir hätten an dem zweiten Stock und den Manſarden genug, daß Ihr den erſten Stock immer zum Abſteigequartier freibehieltet.

Wir würden etwa am 4ten oder 5ten Auguſt bei Euch eintreffen können; wenn Du aber gleich mit umgehender Poſt antworteſt, ſo trifft uns der Brief noch hier.

Zum Seebad wird es uns zu ſpät, und — wie Du ſelbſt ſchreibſt — iſt es im Süden rathſamer als im Norden. Deswegen haben wir uns dieſes Jahr nicht recht getraut, es ſo ſpät zu gebrauchen.

S.

Dresden, 27. Juli 1801.

Nur ein Paar Zeilen auf den Brief, den ich geſtern von Dir erhielt. Der Gedanke, daß Du jetzt noch zu uns kommen willſt, iſt in Gold zu faſſen, und es

kommt nur darauf an, alles so einzurichten, daß sämmtliche Interessenten so gut als möglich befriedigt werden. Auf alle Fälle steht unser Weinbergshaus für Dich bereit. Nach dem, was Deine Frau Schwägerin schreibt, wirst Du nichts davon entbehren können, und für Kutscher und Pferde muß noch ein Unterkommen im Dorfe verschafft werden. Uns vertreibst Du nicht; denn wegen meiner jetzigen Stelle wohnen wir nicht auf dem Weinberge, sondern brauchen ihn nur, um bei gutem Wetter den Sonntag da zuzubringen. Indessen wünschte ich freilich für Dich eine nähere Wohnung zu finden, die doch auch ländlich wäre, und werde mich überall darnach umsehen. Auf den 4ten August soll alles zu Deinem Empfange bereit sein. Besser aber ist's, wenn Du zu Mittage bei uns in der Stadt eintriffst, damit man einen halben Tag vor sich hat, um etwa noch ergänzen zu können, worauf man nicht gedacht hätte. Ist Dir's möglich, so schreibe noch bestimmt den Tag Deiner Ankunft. Eine Köchin mitzubringen, wäre immer sicherer, als mit der Bedienung vorliebzunehmen, die man zu diesem Behuf in der Geschwindigkeit schaffen kann. Alles Uebrige mündlich. Reise recht glücklich, und sage Deiner Frau und Schwägerin viel Herzliches von uns. Das ganze Haus freut sich auf Deine Ankunft.

K.

Weimar, 31. Juli 1801.

Es iſt auf jeden Fall gut, daß Dein Gartenhaus zu Löſchwitz für uns offen ſteht, wenn wir kommen. Sollte ſich übrigens ein anderes in der Nähe der Stadt finden, welches gleichfalls die Gelegenheit eines Gartens hat, ſo ſteht es uns immer frei, davon Gebrauch zu machen. Mir iſt es aber durchaus nöthig, daß ich freie Luft und Bewegung haben kann, ohne nöthig zu haben, darnach auszugehen; denn meine Geſundheit iſt dieſen Sommer lange nicht ſo gut als im vorigen, und es wird mir oft ſchwer, ja unmöglich, auszugehen, ohne meine Krämpfe dadurch zu reizen. Liegt alſo unſere Wohnung nur nahe genug, daß Ihr bald und bequem zu mir kommen könnt, und kann ich — ohne auszugehen — in der freien Luft ſein, ſo ſind meine Wünſche befriedigt.

Da wir noch nicht gewiß beſtimmen können, ob wir eine Köchin mitbringen, ſo iſt Dorchen wohl ſo gut, ſich nach einer zu erkundigen, ohne mit ihr abzuſchließen. Meine Schwägerin wird einige Tage vor uns ankommen, und das Arrangement ſelbſt machen. Wahrſcheinlich kann ſie am fünften eintreffen. Humboldts kommen den zweiten zu Erfurt an; wir wollen nicht abreiſen, ohne ſie geſehen zu haben.

Lebe recht wohl. Herzliche Grüße von uns allen. Wir freuen uns ſehr, uns endlich wiederzuſehen.

S.

Leipzig, 22. September 1801.

Ich kann mich noch nicht recht wieder daran gewöhnen, daß ich Dich entbehren muß; aber ein schöner Nachhall iſt von unſerm jetzigen Beiſammenſein zurückgeblieben. Dein Bild ſteht lebendiger vor mir, und ich weide mich an der Geſundheit und Kraftfülle Deines Geiſtes. Deine herrſchende Stimmung iſt unbefangen und heiter, und immer vorwärts ſtrebſt Du auf Deiner Bahn. Nur Dein Körper könnte Deine Thätigkeit beſchränken; aber auch für dieſen habe ich jetzt weniger Beſorgniſſe. Deine äußeren Verhältniſſe ſind in vielem Betracht günſtiger, und müſſen noch günſtiger werden. So erſcheint mir Deine Exiſtenz, und indem ich ſie mir aneigne, fühle ich die meinige bereichert und verſchönert. Jetzt werde auch ich meine Kräfte aufbieten, um in meiner Sphäre thätig zu ſein: und ſo wird die Zeit bis zu unſerer Wiederzuſammenkunft unmerklich verſchwinden, und es wird ſcheinen, als ob wir nur wenige Tage getrennt geweſen wären.

Geſtern früh ſuchte mich Ochſenheimer auf. Er beklagte ſehr, Dich nicht geſehen zu haben, und tröſtet ſich mit Deiner Zurückkunft im künftigen Frühjahre. Sein Betragen iſt ſehr einfach und anſtändig. Er hat durchaus nichts von Affectation oder Anmaßung, ſpricht beſcheiden und verſtändig; kurz, er hat mir ſo wohl gefallen, daß ich in Dresden ihn öfter ſehen werde. Geßler findet auch viel Behagen an ihm, und nächſten Win-

ter werden wir vielleicht manchmal uns den Genuß geben, Scenen mit ihm zusammen zu lesen.

Maria Stuart verliert mehr in der Vorstellung, als die Jungfrau von Orleans. Diese ist überhaupt allgemein faßlicher; jene fordert eine höhere Bildung bei den Schauspielern und bei dem Publicum. Die Hartwig hat indessen sehr gut gesprochen und gespielt, und war hier vielleicht mehr an ihrem Platze, als in der Johanna. Ochsenheimer hat das Seinige als Burleigh gethan. Aber die anderen Rollen verloren größtentheils zu viel. Christ als Melvil würde Dir jedoch nicht mißfallen haben. Figur, Spiel und Sprache waren passend. Nur wird man in der Scene selbst durch die Weglassungen gestört, wenn man das Stück ganz kennt. Wenn Dichter und Schauspieler nicht alles aussprechen dürfen, was diese Situation fordert: so wollte ich lieber die ganze Scene auf dem Theater entbehren, als immer an die Schranken der Darstellung erinnert werden, die aus ärmlichen Begriffen von der Kunst entstehen. Opitz ist gut angezogen, und gefällt durch Figur und Bewegung. Tiefe und Geist darf man bei ihm nicht suchen. Die Schirmer als Kennedy spielt und spricht mit Verstand und Gefühl; nur hat sie zuviel Monotonie. Hoffmann als Talbot hat zuviel Weichheit und zuwenig Würde. Schirmer als Mortimer ist platt, und in der letzten Scene mit Maria zuweilen Karikatur. Ich werde durch einen Besuch unterbrochen. — Morgen ist Wallensteins Lager. — Alles grüßt herzlich. K.

Weimar, 23. September 1801.

Wir ſind nun drei Tage hier, und ich bin noch immer in Gedanken bei Euch; es war mir eine ſo angenehme Gewohnheit geworden, Euch Abends zu ſehen, daß ich mich in meiner hieſigen Exiſtenz noch ganz fremd fühle. Habt noch einmal tauſend Dank, Ihr Lieben, für alle Freude, die Ihr uns gemacht habt; ich habe nun wieder innig empfunden, daß ich bei Euch zu Hauſe bin, daß ich zu Euch gehöre, und daß wir einander nur ſehen dürfen, um den herzlichen Bund früherer Zeit im Augenblick wieder herzuſtellen.

Hier haben uns bei unſerer Zurückkunft mancherlei Zerſtreuungen empfangen. Die Unzelmann war eben angekommen, und gleich den Tag nach meiner Ankunft wurde Maria Stuart gegeben. Die Unzelmann ſpielt dieſe Rolle mit Zartheit und großem Verſtand, ihre Declamation iſt ſchön und ſinnvoll; aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragiſchen Styl wünſchen. Das Vorurtheil des beliebten Natürlichen beherrſcht ſie noch zu ſehr; ihr Vortrag nähert ſich dem Converſationston, und alles wurde mir zu wirklich in ihrem Munde: das iſt Iffland's Schule, und es mag in Berlin allgemeiner Ton ſein. Da, wo die Natur graziös und edel iſt, wie bei Madame Unzelmann, mag man ſich's gern gefallen laſſen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausſtehlich ſein, wie wir ſchon in Leipzig bei der Vorſtellung der Jungfrau von Orleans geſehen ha-

ben. Goethe habe ich wohlaussehend und gesunder, als vor der Reise gefunden; ich habe noch wenig mit ihm sprechen können, weil ihn, außer den theatralischen Dingen und dadurch veranlaßten Gesellschaften, die Ausstellung der eingesandten Preisstücke beschäftigt. Es sind jetzt in allem zweiundzwanzig Preisstücke eingekommen, außer einem ganzen Saale voll andrer Kunstwerke: — Rahls, Catels, Burys und mehrerer anderer, welche wirklich zum Theil sehr schön und sehenswürdig sind. Das Institut scheint in Aufnahme zu kommen, und leicht könnte in einigen Jahren eine allgemeine Kunstausstellung der neuesten Kunstwerke bei uns zu Stande kommen. Goethe läßt die Entrée bezahlen, und der Ertrag wird zu dem Preis geschlagen. Uebrigens finde ich nicht, daß sich die deutschen Künstler seit dem vorigen Jahre viel gebessert haben. Die zwei Aufgaben sind von keinem Einzigen befriedigend gelöst.

Ich habe den Engländer Beresford hier gefunden, und Deinen Auftrag wegen des Naumannschen Vaterunsers an ihn bestellt. Er hat schon von Wien aus die Aufforderung erhalten, Haydns Jahreszeiten zu übersezzen, und ist sehr dazu geneigt. Schicke mir die Worte des Vaterunsers, und wo möglich etwas von Melodie dazu, daß er sich darnach richten kann; entweder er, oder Mellish, der jetzt auch hier ist, wird die Uebersetzung besorgen.

An die Arbeit habe ich noch nicht denken können,

und es werden wohl noch einige Tage hingehen, ehe ich mich ſammle.

Die lieben Kinder haben wir ganz geſund und vergnügt wiedergefunden; auch einen Brief von meiner Mutter fand ich, der mich über meine Familie in Schwaben ganz beruhigt.

Dem lieben Graf Geßler und dem treuen guten Schönberg unſere herzlichſten Grüße. Stets werden wir uns ihrer mit Liebe und innigem Antheil erinnern. Euch alle und die lieben Kinder umarme ich tauſendmal.

S.

Dresden, 25. September 1801.

Hier bin ich wieder ſeit geſtern Nachmittags. Unſere Reiſe war glücklich, und alles iſt wieder in Ordnung. Von Leipzig habe ich Dir noch zu berichten, wie Wallenſteins Lager ausfiel. Haffner als Wachtmeiſter hat meine Erwartung ſehr übertroffen. So gut habe ich ihn noch in keiner Rolle geſehen. Er hatte ſie recht con amore ſtudirt: das ſah man deutlich. Er traf den Ton immer glücklich, behielt einen gewiſſen Humor, und hat mir wirklichen Genuß gegeben. Ochſenheimer als erſter Küraſſier erſchien hingegen nicht zu ſeinem Vortheil. Anſtand und Bewegungen waren gut, aber die Sprache ohne Begeiſterung und Nachdruck. Sein Organ iſt ihm für dieſe Rolle nicht günſtig. Vielleicht wollte er auch den tragiſchen Pomp vermeiden, und dem Tone des gemeinen

Soldaten treu bleiben, und verfiel dadurch in das entgegengeſetzte Extrem. Es intereſſirt mich zu wiſſen, ob er für das Idealiſche in dieſer Rolle keinen Sinn haben ſollte, und ich werde der Sache auf die Spur zu kommen ſuchen. Böſenberg ſpielte und ſprach den Capuziner recht hübſch. Er heißt hier ein Schulmeiſter; aber ſelbſt das Coſtüm nähert ſich ſehr der Mönchstracht, und von der Predigt iſt wenig weggelaſſen. Die Scene macht eine drollige Wirkung. Ueberhaupt wurde das ganze Gemälde des Lagers glücklich dargeſtellt. Selbſt die Statiſten verdarben nichts, weil doch jeder immer gern in einer Uniform erſcheint. Schirmer war im erſten Jäger recht brauchbar, ebenſo Henke als Bauer und ſeine Frau als Guſtel trugen das Ihrige bei. Chriſts Tochter als Rekrut gefiel mir recht wohl; kurz, wir alle waren im Ganzen ſehr befriedigt. Vorher gab man ein neues Stück aus dem Franzöſiſchen von Duval: Die beiden Officiers, das recht unterhaltend und komiſch iſt.

Noch habe ich Dir von der Maria zu ſagen, daß die Scene, wo Maria im Park erſcheint, eine treffliche Wirkung machte. Die Hoerwig ſprach die Verſe recht gut, und die Veränderung des Rhythmus bewirkte einen eigenen äußerſt günſtigen muſikaliſchen Effect.

Die gereimten Verſe in Wallenſteins Lager ſind der Sache ſehr angemeſſen, wie man bei der Aufführung beſonders findet. Der mittelmäßigſte Schauſpieler ſpricht ſie beſſer als die Jamben, und ſie geben dem Ganzen

einen humoriſtiſchen Ton, wodurch alles ſich noch mehr über die gemeine Natur erhebt.

Von Deiner glücklichen Ankunft haben wir Nachricht durch den Kutſcher. Heute kommt vielleicht ein Brief von Dir.

K.

Weimar, 5. October 1801.

Auch bei uns ſtellt ſich nach und nach wieder die Ordnung ein, und dieſe wird hoffentlich auch den Fleiß und den Succeß hervorbringen. Madame Unzelmann hat uns vor drei Tagen verlaſſen, weil ſie nach Berlin zurückeilen mußte, und wir müſſen uns wieder an unſere theatraliſche Hausmannskoſt halten. Die Theater, die ich in den letzten drei Wochen geſehen, haben mich nun gerade nicht zur Arbeit begeiſtert, und ich muß ſie eine Weile vergeſſen haben, um etwas Ordentliches zu machen. Alles zieht zur Proſa hinab, und ich habe mir wirklich im Ernſt die Frage aufgeworfen: ob ich bei meinem gegenwärtigen Stücke, ſowie bei allen, die auf dem Theater wirken ſollen, nicht lieber gleich in Proſa ſchreiben ſoll, da die Declamation doch alles thut, um den Bau der Verſe zu zerſtören, und das Publicum nur an die liebe bequeme Natur gewöhnt iſt. Wenn ich anders dieſelbe Liebe, welche ich für meine Arbeit nothwendig haben muß, mit einer Ausführung in Proſa vereinigen kann, ſo werde ich mich wohl noch dazu entſchließen.

Es freut mich doch sehr, daß Ihr Wallensteins Lager auf der Bühne zu sehen Gelegenheit gehabt habt, und daß es noch so leidlich gut ausgefallen ist. Maria Stuart ist freilich keine Aufgabe für eine solche Gesellschaft als die Secondasche — und wenn auch der Schauspieler alles dafür thäte, so kann sich das Publicum nicht darein finden, an einer reinen Handlung, ohne Interesse für einen Helden, ein freies Gefallen zu finden; und eben dadurch werden wir dramatische Schriftsteller in der Wahl der Stoffe so sehr beengt: denn die reinsten Stoffe in Absicht auf die Kunst werden dadurch ausgeschlossen, und sehr selten läßt sich eine reine und schöne Form mit dem affectionirten Interesse des Stoffs vereinigen.

Bei meinem Wallenstein geht es mir hierin noch ganz leidlich, und ich werde es mit der Kunst nicht zu verderben brauchen, um die Neigung zu befriedigen. Aber je schärfer ich dieses Stück in's Gesicht fasse, desto mehr häufen sich die Schwierigkeiten, obgleich auch das Interesse daran wächst.

Deine Vorschläge wegen der Glocke werde ich nächster Tage Zelter mittheilen. Wir erwarten in einigen Wochen Reichardt aus Berlin, der seine Geisterinsel hier einstudiren und spielen lassen wird. Die Jagemann wird, wie ich höre, vor dem Winter noch zurückkommen, und vor der Hand dableiben. Es müssen ihr also von Dresden aus keine Anträge gemacht worden sein.

Es sind dreizehn Lustspiele eingegangen, die um den von

Goethe aufgeworfenen Preis concurriren — und nicht eins iſt davon zu brauchen; die meiſten ſind ganz unter der Kritik. So ſteht es jetzt um die dramatiſche Kunſt in Deutſchland.

Bei uns iſt alles wohl; ich ſelbſt habe mich ſeit meiner Zurückkunft leichter gefühlt, als während des ganzen Sommers, und ich wünſchte, daß ich zu Dresden dieſelbe Geſundheit genoſſen hätte. Vielleicht iſt es aber eine Wirkung der Reiſe.

Tauſend herzliche Grüße den lieben Frauen, den Kindern und den Freunden.

Gar erfreulich iſt es mir, daß ich Euch mir jetzt in Eurem Hauſe und in Eurem geſellſchaftlichen Kreiſe denken kann; ich glaube dann ſelbſt noch unter Euch zu leben, welches, hoffe ich, bald wiedergeſchehen wird.

Noch einmal lebe wohl.

E.

Dresden, 4. October 1801.

Dein Brief beweiſt mir, daß unſere Empfindungen bei unſerer letzten Zuſammenkunft ſich ganz begegnet haben. Laß uns ſo oft als möglich dieſen Genuß erneuern. Ein ſolcher Bund als der unſrige wird weder von Dir noch von mir jetzt mehr geſchloſſen.

Ich lege den Text zu Naumanns Vaterunſer bei. Von der Muſik kann ich nichts beilegen, weil ſie Naumann zur Zeit noch nicht mitgetheilt hat. Meine Idee

war auch eigentlich nur, daß Beresford in seine Sammlung, die er German Erato nennt, dieses Gedicht mitaufnehmen möchte. Wenn er nach seiner Gewohnheit den Rhythmus überträgt, so wird die Musik größtentheils von selbst, oder mit wenigen Abänderungen auf die englischen Worte passen. Wenn er fertig wäre, dürfte er Dir nur das Manuscript mittheilen, und dann würde ich es Naumann zeigen. Zur Zeit weiß Naumann noch gar nichts davon, und es ist bloß ein Gedanke von mir, um ihm einen Vertrieb seiner Arbeit in England zu verschaffen.

Was Du von der Unzelmann schreibst, söhnt mich mit manchen Fehlern der Hartwig aus. Diese hat doch wenigstens ein Streben nach tragischem Styl, das ihr zuweilen gelingt. Iffland scheint es so wie manchem andern gelungen zu sein, sein Unvermögen für ächten Geschmack zu verkaufen.

Burgsdorf ist jetzt hier, und fast ganz unverändert. Es ist in der That sonderbar, wie wenig auf einen nicht unempfänglichen Menschen eine fünfjährige Reise gewirkt hat. Indessen bei der geringen Reaction gegen äußere Eindrücke und bei dem Mangel an Selbstständigkeit in ihm, ist es begreiflich. Die Bilder sind, wie in der Zauberlaterne, nur vorübergegangen.

Schreib' mir doch über die eingegangenen Lustspiele. Tieck soll auch eins eingeschickt haben. Die Inlagen sind an Deine Frau, die ich herzlich zu grüßen bitte.

L

Dresden, 7. October 1801.

Hier schicke ich Dir einen ausgeführten und verbesserten Plan der Oper Alfred. Meine Absicht ist hauptsächlich, eine Reihe von musikalischen Gemälden zu veranstalten. Die Poesie soll hier dienen, und zu einem solchen Dienste wirst weder Du noch Goethe sich verstehen wollen. Vielleicht wißt Ihr aber etwa einen angehenden Dichter, der sich gern an einer solchen Arbeit versuchte. Weißt Du gar keinen Gebrauch von diesem Plane zu machen, so laß mich's bald wissen. Ich habe vielleicht Gelegenheit, ihn italienisch ausführen zu lassen. Für das Personal des hiesigen Operntheaters ist er berechnet, und wir bekommen einen neuen nicht ungeschickten Componisten, Paer, der jährlich zwei Opern liefern soll. Es fehlt dazu manchmal an Texten, und in diesem Falle entschließt sich vielleicht Rackenitz, in Prag oder Wien nach einem gegebenen Plane ein Buch — dies ist das Kunstwort — machen zu lassen. Wir haben jetzt gerade einen Sänger und Schauspieler hier, den ich gern in einigen Scenen sehen möchte.

Herr v. Beulwitz aus Rudolstadt hat mir die Legitimationsbeläge zum Processe geschickt. Ich habe daraus mit Verwundern ersehen, wie stark das Christenthum Deiner Frau bezeugt wird. Sie hat nicht weniger, als dreiundsiebzig Pathen. Frau von Wolzogen hat mit einundfunfzig vorlieb nehmen müssen.

In Leipzig erzählt man: Unger gäbe Dir für die

Jungfrau von Orleans etliche tauſend Thaler, und wundert ſich nicht darüber. Ich höre überall von höheren Honorarien, als Du bekommſt. So ſoll Kotzebue für die Geſchichte ſeiner Schickſale in Rußland gewaltiges Geld bekommen. Suche doch die Wahrheit von dieſen Erzählungen zu erfahren, und glaube darüber den Buchhändlern nicht allein.

K.

Weimar, 19. October 1801.

Diesmal nur einen freundlichen Gruß zur Begleitung des Kalenders, davon das ſchöne Exemplar für die Bibliothek der Minna beſtimmt, und das andre zum Gebrauch iſt.

Ein leidiger Katarrh, der mich ſchon ſeit acht Tagen heftig angreift, erlaubt mir nichts Vernünftiges zu ſchreiben.

Ueber den Alfred mit nächſtem Poſttage. Schreibe mir doch, ob Du etwas dagegen hätteſt, wenn ich das Sujet Kotzebue vorſchlüge, der jetzt hier iſt. Zur Ausführung iſt er gar nicht ſchlecht, weil ein lebhafter Dialog ſeine Stärke iſt.

Daß Kotzebue ſo beſonders gut für ſeine Arbeiten bezahlt werden ſoll, zweifle ich doch: da er als ein Prahlhans und Windbeutel es gewiß überall rühmen würde, und er mir doch vor einigen Tagen geklagt hat, er würde nicht gut genug bezahlt, um eine revidirte und verbeſſerte

Ausgabe seiner Stücke zu unternehmen, wozu er große Lust hätte.

Ich habe übrigens Deine Ermahnung wegen besserer Contracte mit den Buchhändlern nicht in den Wind gesprochen sein lassen. Gleich schrieb ich Unger, der mich um Text zu einem neuen Kalender bat, daß ich mich nur für ein groß Honorar dazu verstehen würde — und erhielt mit erster Post auch zur Antwort, daß er wohl ein tausend Thaler daran wenden wolle. Auch an Cotta habe ich geschrieben, und für meine künftigen Stücke dreihundert Ducaten verlangt. Du siehst daraus, daß ich ziemlich expeditiv bin. Geld könnte ich jetzt leicht erwerben, wenn ich nur noch die Kühnheit und den Leichtsinn der Jugend beim Arbeiten hätte.

Aber was ich an größeren Honoraren gewinnen könnte, das verliere ich wieder durch meine Bedenklichkeit und Langsamkeit im Arbeiten; und selbst in diesem Augenblick steht die Wage bei mir noch ein, was ich zuerst schreiben soll.

S.

Dresden, 25. October 1801.

Herzlichen Dank für die Exemplare des Almanachs. Minna dankt besonders für das ihrige, das sich auch durch mehrere Deutlichkeit des Drucks auszeichnet, und beim Vorlesen für schwächere Augen brauchbarer sein wird. Deine Johanna erscheint übrigens in sonderbarer Begleitung: vor ihr her die Finsternisse, nach ihr die

Genealogie der hohen Häupter. Etwas Abkühlenderes auf die letzte Scene wäre ſchwer zu finden geweſen. Indeſſen hat man die Dichtung mit Wahrheiten zu umgeben geſucht.

Dein Katarrh, und noch mehr Deine Unentſchloſſenheit über Deine nächſte Arbeit, die Du am Schluſſe des Briefes äußerſt, macht mich bange, daß Du zu Minnas Geburtstage nicht fertig ſein wirſt. Mit dem Warbeck warſt Du doch ſo weit auf's Reine, daß ich nicht ſehe, was Dich davon abhalten könnte, ihn zuerſt zu bearbeiten.

Mich freut, daß unſre Predigten zum Beſten Deines Beutels nicht ohne Nutzen geweſen ſind. Unger gewinnt gewiß viel an Deinem Stück, und ich zweifle gar nicht, daß er bald eine zweite Auflage machen wird. Alsdann würde ich doch einen größeren Druck und größeres Format vorſchlagen, auch einige Verzierungen.

Mit Kotzebue möchte ich auf keine Art einen Verkehr haben. Der Menſch iſt mir zu fatal. Hebe den Plan lieber auf, bis ſich einmal ein junger Menſch findet, der etwa Luſt hätte, ihn auszuführen *).

Hier hat ſich ein tragiſcher Fall mit Naumann ereignet. Am Dienſtag voriger Woche geht er Nachmittags um fünf aus, und kommt nicht wieder nach Hauſe. In der Nacht wird er überall geſucht, aber vergebens; und erſt Mittwoch früh wird er zwar noch lebend, aber er-

*) Der damals zehnjährige Theodor hat ſpäter, wie es ſcheint, den Plan des Vaters in der Oper „Alfred der Große" ausgeführt.

ſtarrt und ohne Bewußtſein in einer Seitenallee des großen Gartens gefunden. Man bringt ihn zum Hofgärtner, und alle mediciniſche Hilfe wird angewandt. Vier Aerzte und einige Chirurgen ſind um ihn beſchäftigt; aber in der Nacht darauf ſtirbt er, ohne wieder zum Bewußtſein gekommen zu ſein. Er war zum Schwindel geneigt, hat auch mehr als einmal ſchon Anfälle von Schlagfluß gehabt. Hierzu kam die kalte Nacht, die er auf feuchtem Boden zugebracht hat. — Sein Tod iſt ein Verluſt für die Kunſt. In ſeinem Fache hatte er gewiß vorzügliches Talent. Viel Vermögen wird er nicht hinterlaſſen, und es wäre zu wünſchen, daß ſein Vaterunſer gut in's Geld geſetzt werden könnte.

Ich wünſchte noch beſonders die engliſche Ueberſetzung des Textes. Sprich doch noch einmal mit Beresford, ob er ſchlechterdings etwas von der Muſik dazu verlangt. Vielleicht könnte ich doch nunmehr die Themas von den Singſtimmen bekommen.

K.

Weimar, 2. November 1801.

Da meine Memoires noch nicht alle beiſammen ſind, ſo ſende ich einſtweilen den Cardinal von Retz, auf den die Minna begierig war. Alle andere Theile, ſowie die Flora und meine niederländiſche Geſchichte, und was Du ſonſt verlangteſt, ſoll in acht Tagen nachfolgen.

Mein Katarrh hat mich noch nicht ganz verlaſſen,

und ich habe, da ich mich nicht gleich in eine ganz freie productive Thätigkeit zu verſetzen wußte, einen alten Vorſatz auszuführen angefangen: nämlich die neue Bearbeitung eines Gozziſchen Mährchens, Turandot, für das Theater. Es rückt ſchon ganz gut damit fort, und ich hoffe in einem Monat ziemlich damit in's Reine zu kommen. So geſchieht doch etwas, und ich verliere die Zeit nicht ganz, indem ich zu einem neuen Werk mich ſtimme und ſammle. Auch wird dadurch für die deutſche Bühne ein neues und intereſſantes Theaterſtück gewonnen. Ich hoffe, Du ſollſt es mit Anfang des neuen Jahres in Dresden ſpielen ſehen.

Naumanns Tod geht uns ſehr nahe und hat meine Schwägerin beſonders, die ihn den Tag vorher noch geſehen, ſehr erſchreckt.

S.

Dresden, 9. November 1801.

Daß Du das Gozziſche Mährchen jetzt vorgenommen haſt, war mir überraſchend. Ich glaubte Dich ganz mit dem Warbeck beſchäftigt. Indeſſen habe ich nichts dawider, daß Du die ernſten tragiſchen Arbeiten auf eine ſolche Art unterbrichſt, beſonders wenn Du Dich nicht ganz wohl fühlſt.

In der Johanna habe ich eine neue Scene zwiſchen Dunois und Lahire zu Anfang des dritten Aufzugs gefunden, die mir ſehr an ihrem Platz ſcheint. Was Du-

nois nachher bei Johannas Standeserhöhung ſagt, erhält dadurch mehr Gewicht. Auch bemerkte ich einige neue Stellen in einigen Scenen der letzten Acte, wo Johanna vorkommt. Manches iſt darin noch deutlicher ausgeſprochen, was nur geahnet wurde.

Dora iſt glücklich wieder von Löbichau zurück. Die Herzogin von Curland denkt eine Reiſe nach Weimar zu machen, und wünſcht ſehr Deine Bekanntſchaft. Es iſt eine angenehme Frau von vieler Lebhaftigkeit und Wärme, aber frivol. Geiſt und Tiefe darfſt Du nicht von ihr erwarten.

Wird denn Turandot in Jamben erſcheinen? Ich fürchte faſt, daß Du den Jamben untreu wirſt; und das ſollteſt Du gerade am wenigſten. Auf die Ungeſchicklichkeit der jetzigen Schauſpieler darf die Kunſt nicht Rückſicht nehmen.

K.

Weimar, 16. November 1801.

Während daß ſich der Winter mit ſtarken Schritten naht und Leib und Seele in ſeine düſtere Nebelluft einwickelt, bin ich froh, eine Arbeit gefunden zu haben, die meine Thätigkeit nicht ganz ſtocken läßt, und doch keine große Anforderungen an mich macht. Zunächſt beſtimmte mich das Bedürfniß unſers Theaters dazu — wir brauchen ein neues Stück, und wo möglich aus einer neuen Region; dazu taugt nun dieſes Gozziſche Mährchen voll-

kommen. Ich ſchreibe es in Jamben, und ob ich gleich an der Handlung ſelbſt nichts zu ändern weiß, ſo hoffe ich ihm doch durch eine poetiſche Nachhilfe bei der Ausführung einen höheren Werth zu geben. Es iſt mit dem größten Verſtand componirt, aber es fehlt ihm an einer gewiſſen Fülle, an poetiſchem Leben. Die Figuren ſehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewiſſe pedantiſche Steifigkeit herrſcht durch das Ganze, die überwunden werden muß. Ich habe alſo wirklich Gelegenheit, mir einiges Verdienſt zu erwerben, und die ſechs, ſieben Wochen, die auf dieſes Geſchäft gehen mögen, werden nicht verloren ſein. Alsdann hoffe ich mit der gehörigen Luſt an den Warbeck gehen zu können.

Sorge nicht, daß ich den Jamben entſagen werde. Ich würde es thun, wenn ich an Erfindungen zu Theaterſtücken fruchtbarer und in der Ausführung behender wäre; denn der Jambe vermehrt die theatraliſche Wirkung nicht, und oft genirt er den Ausdruck. Solche Stücke gewinnen oft am meiſten, wenn ſie nur Skizzen ſind. Aber, wie geſagt, ich finde mich zu dieſem Fach nicht berufen, und weder fähig noch geneigt. Ich will daher meinen alten Weg fortſetzen, und mit meinen dramatiſchen Herren Collegen nicht um den erbärmlichen Marktpreis ſtreiten.

Wir ſuchen uns hier auf's Beſte durch den Winter hindurch zu helfen. Goethe hat eine Anzahl harmonirender Freunde zu einem Clubb oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage zuſammenkommt und ſoupirt. Es

geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind: denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größeren Arbeiten niemals kommen würde. Was etwa bei dieser Gelegenheit zu Tage gefördert wird, soll Euch, Ihr Lieben, warm in die Hände kommen.

Lebe wohl. Wir leben oft im Gedanken unter Euch, und ich bin mehr als jemals mit dem Gedanken beschäftigt, nächsten Sommer bei Euch zu sein. Herzliche Grüße an alle.

S.

Dresden, 25. November 1801.

Auf Turandot bin ich sehr begierig. Laß mir es ja gleich zukommen. Es freut mich, daß Du es in Jamben gemacht hast, ungeachtet ich darüber viel Streit mit Dora habe.

Ochsenheimer hat die Idee, in einigen Wochen nach Weimar zu reisen, und hat mir deshalb inliegenden Brief an Dich gegeben. Er ist jetzt manchmal bei uns, und ich mag ihn recht gern. Sein Umgang ist ohne Ziererei, und wir benutzen sein Talent. Er hat uns neulich den Talbot gelesen. Nächstens wollen wir ihn einmal in einem extemporirten Sprüchwort versuchen.

Eurem Clubb wünſchte ich wohl beiwohnen zu können. Es wäre recht ſchön, wenn Du und Goethe dadurch veranlaßt würdet, ein Fach unſerer Dichtkunſt zu bereichern, in dem wir noch ziemlich arm ſind. Es fehlt zwar nicht an Fröhlichkeitspredigten und an Nachahmung der franzöſiſchen Chanſons. Aber die deutſche Natur verträgt bei ihren Tafelgeſängen mehr Phantaſie, Tiefe und Innigkeit, als der frivole Nachbar über dem Rhein. Ich beſitze eine Sammlung von Chansons choisies (Genève 1782. 16.), worin die meiſten ſich in einer engen Sphäre herumdrehen. Poeſie haben ſie faſt gar nicht, viel guten Humor, oft Witz, zuweilen aber nur Liederlichkeit. — Schicke mir ja, was Neues entſteht. Vielleicht gelingt es mir auch, etwa eine Melodie dazu zu machen.

Dein Schwager wird Dir von uns erzählt haben. Wir haben ihn oft geſehen, und mit Vergnügen. Er hat viel guten Humor und weiß manches zu erzählen, ohne daß er ſich dazu drängt.

Die Jungfrau von Orleans wird in Dresden gegeben, und noch dieſen Winter. Ochſenheimer fürchtet ſich ſehr vor neuen Veränderungen. Rackenitz iſt ängſtlicher, als alle ſeine Vorgänger.

K.

Weimar, 10. December 1801.

Mein kleiner Ernſt hatte in dieſen Tagen die Maſern, die hier ſehr ſtark graſſiren. Er hatte ſie zwar äußerſt ſtark, aber gottlob ohne alle ſchlimme Zufälle, und befindet ſich heute, am zehnten Tage, wieder recht wohl. Aber meine Frau und Carl leiden von katarrhaliſchen Uebeln; beide haben die Maſern ſchon gehabt. Die Kleine iſt bisher noch unangeſteckt geblieben, und befindet ſich ſehr wohl; wir erwarten aber jeden Tag, daß ſich die Maſern bei ihr äußern.

Durch dieſe Epidemie iſt unſer Mittwochskränzchen ſchon ſeit vier Wochen in Stocken gerathen, und alſo auch nichts Poetiſches entſtanden, das ich Dir ſchicken könnte. Etwas habe ich angefangen, das Du mir componiren ſollſt.

An Ochſenheimer habe ich in der Einlage geſchrieben, und ihn gebeten, ſeine Hierherreiſe noch zu verſchieben, bis einige Stücke hier im Gange ſind, darin ich ihn gern ſähe. Auch muß ich es erſt hier vorbereiten, daß er Gaſtrollen ſpielen darf, weil es damit immer etwas ſchwer hält.

Mein Schwager und Schwägerin grüßen Euch auf's Schönſte. Er iſt jetzt wirklicher Geheimerath geworden, und hat, da ihm auch ſein Rang als Oberhofmeiſter die erſte Stelle verſchaffte, große Ausſichten in unſerm kleinen Reiche. Du kannſt denken, daß der Neid ſeiner Collegen ſich nicht wenig regt.

Turandot rückt ziemlich vorwärts, obgleich ich viele Unterbrechungen darin erfahren.

S.

Dresden, 19. December 1801.

Ich kann mir denken, was die Masernepidemie Dir für Unruhe und Sorgen gemacht haben muß. Indessen hast Du auch dies nun überstanden. Meine Kinder sind der Gefahr noch ausgesetzt, ungeachtet im vorigen Jahre hier fast alle Kinder, selbst in unserer Nähe, diese Krankheit bekamen. Hüte die Kinder nur nachher besonders vor Erkältung in der jetzigen Jahreszeit.

Nach Turandot fragt mich Rackenitz sehr ängstlich. Er hat — vermuthlich durch Böttiger — davon gehört, daß das Stück bald in Weimar gegeben werden sollte, und läßt Dich sehr bitten, es ja recht bald an's hiesige Theater zu schicken.

Ich war neugierig auf Schlegels und Tiecks Almanach, und habe ihn eben vor mir. Spuren von Talent sind nicht darin zu verkennen, aber wehe der Poesie, wenn dieser Geschmack je herschend werden sollte! — In Tiecks Romanze: die Zeichen im Walde, ist Phantasie, aber die poetische Form ist häßlich. Er hat sie absichtlich gewählt, um das Schauderhafte zu verstärken; aber eben das Gräßliche des Inhalts forderte alle Schön-

heiten des Rhythmus und des Reims, um den Geſchmack zu verſöhnen. Und wer ein ſo braunes Colorit wählen will, muß kräftig zeichnen. Aber dies iſt ihm wenig gelungen. Bis auf einige gute Züge, bei Erſcheinung des Teufels und ſeinem Gang mit dem Sohn, herrſcht im Ganzen ein weinerlicher Ton.

In den Lebenselementen iſt die Form anmuthiger, aber im Stoffe eine ſeltſame Myſtik von der Art, wie man ſie in den meiſten Gedichten des Almanachs von beiden Schlegels und von Novalis oder Hardenberg findet. Ich ehre gewiß jedes ächte Gefühl und kann mit jedem ſympathiſiren, der ſich über ein Grashälmchen freut, oder den irgend eine religiöſe Vorſtellung begeiſtert — aber das Univerſum kann man nicht lieben und nicht darſtellen. Darauf geht es doch aber eigentlich bei dieſer Secte hinaus; und dies iſt's, worauf dieſe Herren ſo vornehm thun. Das Herz fordert ein Bild von der Phantaſie, wenn es ſich erwärmen ſoll, aber dieſe Poeſie giebt keine Bilder, ſondern ſchwebt in einer geſtaltloſen Unendlichkeit.

Unter Tiecks Producten in dieſer Sammlung hat mir das zweite Gedicht an Novalis S. 188. am beſten gefallen.

Schlegels Romanze, die Warnung, iſt eben ſo matt, als ſeine früheren Gedichte dieſer Art. — Die zweite: Fortunat, iſt beſſer, und der Eintritt des Reims an der wichtigſten Stelle macht eine gute muſikaliſche Wirkung.

Nächſtens vielleicht noch ein Paar Worte über dieſen Almanach.

K.

Weimar, 28. December 1801.

Seitdem ich Dir das letztemal ſchrieb, haben ſich die Maſern erſt recht in meinem Hauſe feſtgeſetzt, und meine zwei anderen Kinder und Lolo ſind davon befallen worden; ſo daß wirklich eine Zeitlang große Noth war. Meine Frau lag etliche Tage ziemlich hart darnieder, weil ſtarke Krämpfe dazukamen, und der Kopf heftig angegriffen war. Bei den Kindern ging es etwas leichter vorüber, obgleich der Ausſchlag bei allen in großer Menge war. Jetzt geht es wieder gut, und wir haben bloß noch dafür zu ſorgen, daß niemand zu früh ausgeht; weil leicht Krankheiten nachfolgen, wenn man ſich nicht vor Erkältung hütet. Ich ſelbſt habe mich in dieſer Zeit erträglich wohl befunden, obgleich in einer miſerabeln Situation; an Arbeiten war nicht zu denken. Doch bin ich nun ſeit geſtern mit der Turandot fertig, die Du erhältſt, ſobald ſie copirt iſt. Du kannſt es vorläufig Rackenitz wiſſen laſſen, daß ich binnen acht Tagen eine Abſchrift an Opitz ſchicken werde. Er hat mich ſchon durch Böttiger darum erſucht.

Auf Deine ferneren Bemerkungen über den Schlegelſchen Almanach bin ich begierig: was Du mir davon ſchriebſt, iſt auch mein Gefühl; obgleich ich geſtehen muß,

daß ich kein eigentliches Urtheil in der Sache habe, weil ich es ſchlechterdings nicht von mir erhalten konnte, mehr als einige Gedichte aus dieſem Almanach zu leſen. Die Manier dieſer Herren, und ihre ganze daraus hervorſchimmernde Individualität iſt mir ſo ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann.

E.

1 8 0 2.

Weimar, 3. Januar 1802.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe einen Anfall von Cholera gehabt, der zwar nur einen Tag anhielt, aber mich doch hart angegriffen und geſchwächt hat. Jetzt geht es wieder beſſer; ſonſt iſt bei mir alles wieder wohl.

Ich überſende Dir hier mein Paket an Opitz unverſiegelt: Du wirſt Dir Turandot in der Geſchwindigkeit durchleſen, und das Paket alsdann mit einem fremden Siegel verſiegeln und Opitz zuſchicken. Ich habe ihm aufgetragen, Dir das Manuſcript, wenn es copirt iſt, wieder zuſtellen zu laſſen, und Du ſchickſt es mir dann ſobald Du kannſt wieder zu. Ich vermuthe, daß es vor dem Churfürſten ohne irgend eine weſentliche Veränderung wird können geſpielt werden; einzelne Redensarten mag man abändern — doch bitte ich, wenn Du mit Rackenitz ſprichſt, darüber zu wachen, daß nichts Ungeſchicktes hineinkommt.

E.

Dresden, 10. Januar 1802.

Turandot ist mir ein Beweis, mit welcher Sicherheit Du jetzt arbeitest: unter den ungünstigsten Umständen, bei den Krankheiten der Deinigen, in einem mäßigen Zeitraum hast Du dies Werk geendigt, das so ganz das Gepräge einer übermüthigen Laune der Phantasie trägt. Es war leicht versehen, in das Tragische zu viel Ernst zu bringen, oder dem Komischen zu viel Umfang zu geben; vielleicht hast Du sogar das letztere zu sehr vermieden. Der Zuschauer von poetischem Sinn hätte wohl noch gern ein Paar komische Scenen gesehen, und für andere ist vielleicht jetzt schon des Spaßes zu viel. Die orientalische Wildheit, mit der über die gräßlichen Begebenheiten so leicht hinweggegangen wird, macht eine eigene abenteuerliche Wirkung. Man ist in eine ganz andere Welt versetzt. Turandot hat alles erhalten, was den schauerlichen Eindruck mildern konnte, ohne der Darstellung ihre Kraft zu nehmen. Sie ist eine Art von Shylock im Kaufmann von Venedig. Ein Mehreres künftig, wenn ich das Manuscript wieder bekomme. Ich schicke es heute an Opitz. Gestern Mittags erhielt ich es. Ketzereien sind freilich nicht darin, aber ohne Veränderungen wird es doch nicht bleiben können. Du hast keine Idee von den seltsamen Rücksichten, die man hier nimmt. Ein unglücklicher vertriebener König, fürchte ich, wird schon Contrebande sein. Er erinnert an Frankreich. Ein Canzler Pantalon ist nun gar ein Gräuel

— um ſo mehr, da unglücklicherweiſe der jetzige Canzler grade manches Lächerliche hat. Er und Tartaglia werden wohl zu erſten Mandarinen werden. — So ſteh' ich auch nicht für die Köpfe auf dem Thor. Ich ſchreibe Dir vom Erfolg.

Nur noch ein Wort über die Räthſel. Sie ſind Dir, däucht mich, alle gelungen, aber mein Liebling iſt das zweite. Es hat allen Reiz, deſſen die Gattung fähig iſt, und man wünſchte mehr dergleichen von Dir zu ſehen.

Die Krankheiten der Deinigen endigen immer damit, daß Du auch einen Anfall bekommſt. Wohl Dir, daß Frau und Kinder wieder geſund ſind. So wirſt Du Dich auch bald erholen. Der Winter ſcheint nicht ſehr kalt zu werden. Von der Johanna iſt's jetzt ganz ſtille. Wenigſtens ſpricht Rackenitz nicht mehr mit mir davon, ſeit ich ihn habe merken laſſen, daß mich ſeine Pinſelei ennuyirt. Indeſſen ſagt Ochſenheimer, daß man mit den Anſtalten ziemlich auf's Reine ſei, bis auf die Fahne.

K.

Weimar, 21. Januar 1802.

Es hat mich ſehr gefreut zu hören, daß Euch die Turandot gefallen hat. Ich leugne nicht, daß ich bei dieſer Arbeit ein gewiſſes Gefühl von Selbſtthätigkeit und Kunſtfertigkeit hatte, das mir Freude machte; ich wünſchte auch mehrere ſolche Anläſſe zu finden, denn für die Augenblicke der Abſpannung ſind ſie ſehr wohlthätig, weil

ſie nicht die Koſten der Erfindung erfordern, und dabei doch zur Thätigkeit ſtimmen. Einträglich iſt dieſe Art zu arbeiten weit mehr, als die eigene Production je werden kann, weil dieſe immer ſo viele Zeit wegnimmt.

Von Eurem Theater habe ich indeſſen noch keine Antwort erhalten, und kann alſo noch nicht einmal wiſſen, ob man das Stück überhaupt nur brauchen wird.

Hier wollen wir im nächſten Monat Goethes Iphigenia auf's Theater bringen; bei dieſem Anlaß habe ich ſie auf's neue mit Aufmerkſamkeit geleſen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich ſehr gewundert, daß ſie auf mich den günſtigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie ſonſt; ob es gleich immer ein ſeelenvolles Product bleibt. Sie iſt aber ſo erſtaunlich modern und ungriechiſch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, ſie jemals einem griechiſchen Stück zu vergleichen. Sie iſt ganz nur ſittlich; aber die ſinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem ächten dramatiſchen ſpecificirt, geht ihr ſehr ab. Goethe ſelbſt hat mir ſchon längſt zweideutig davon geſprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Anſehen aber hat es ſich mir auch ſo bewährt. Indeſſen iſt dieſes Product in dem Zeitmoment, wo es entſtand, ein wahres Meteor geweſen, und das Zeitalter ſelbſt, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht überſehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetiſchen Eigenſchaften, die ihm ohne Rückſicht auf

ſeine dramatiſche Form zukommen, bloß als ein poetiſches Geiſtеswerk betrachtet, in allen Zeiten unſchätzbar bleiben.

Wenn man die Kunſt ſowie die Philoſophie als etwas, das immer wird und nie iſt, alſo nur dynamiſch, und nicht, wie ſie es jetzt nennen, atomiſtiſch betrachtet, ſo kann man gegen jedes Product gerecht ſein, ohne dadurch eingeſchränkt zu werden. Es iſt aber im Charakter der Deutſchen, daß ihnen alles gleich feſt wird, und daß ſie die unendliche Kunſt, ſo wie ſie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hinein bannen müſſen. Deswegen gereichen ihnen ſelbſt treffliche Werke zum Verderben, weil ſie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der ſtrebende Künſtler immer darauf zurückgewieſen wird. An dieſe Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunſt über allen Werken iſt. Es giebt freilich in der Kunſt ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritt ihr Heil finden kann.

Ich habe dieſer Tage den raſenden Roland wieder geleſen, und kann Dir nicht genug ſagen, wie anziehend und erquickend mir dieſe Lectüre war. Hier iſt Leben und Bewegung, und Farbe und Fülle; man wird aus ſich heraus in's volle Leben, und doch wieder von da zurück in ſich ſelbſt hineingeführt; man ſchwimmt in einem reichen, unendlichen Element und wird ſeines ewigen identiſchen Ich's los, und exiſtirt eben deswegen mehr, weil man aus ſich ſelbſt geriſſen wird. Und doch iſt, trotz

aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet, als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen, und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig, als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht.

Lebe wohl. Ich will nicht wieder lesen, was ich geschrieben habe.

G.

Dresden, 30. Januar 1802.

Was Du über Goethes Iphigenia schreibst, ist mir aus dem Gange, den Deine eigene poetische Ausbildung genommen hat, sehr begreiflich. Dies Werk von Goethe hat dadurch eben etwas merkwürdiges, daß es sich Deiner frühern Manier nähert. Es fehlt ihm allerdings das Sinnliche, was wir in den Griechen finden, und nach dem Du jetzt strebst. Verstand und Gefühl finden reichen Genuß, aber die Phantasie wird vielleicht nicht befriedigt. Wohl dem Zeitalter, wenn es unsern Dichtern gelingt, mit einem solchen sittlichen und geistigen Gehalte das höchste sinnliche Leben zu verbinden. Opfer von einer oder der andern Art werden wohl unvermeidlich sein, und es möchte immer zweierlei Kunstwerke neben einander

geben, wo entweder das Griechiſche oder das Moderne Uebergewicht hätte.

Zufälligerweiſe habe ich den Arioſt eben auch wieder geleſen, da mir Minna ein Exemplar geſchenkt hat. Mir giebt er immer Genuß, und die Leichtigkeit und Fläche der Behandlung paßt für jede Stimmung. Der muthwillige Uebermuth und zuweilen die ſonderbare Feierlichkeit giebt uns zugleich eine anziehendes Bild von dem Perſönlichen des Dichters. Taſſo hat mehr Tiefe des Gefühls, aber einen gewiſſen pedantiſchen Schnitt, der zuweilen ſtört.

Ueber die Turandot ſagt mir Rackenitz, es ſtoße ſich die Aufführung an den Koſten des chineſiſchen Coſtüms. Mich fragte er, ob es Dir viel verſchlagen würde, wenn man die Scene in ein andres aſiatiſches Reich verlegte. In Deiner Stelle habe ich verſichert, das würde Dir einerlei ſein. Unter den hieſigen Rückſichten ſind die Beutelrückſichten noch die vernünftigſten.

Die Prinzeſſin Auguſte war nicht in der Vorſtellung der Jungfrau von Orleans. Es war alſo ein Irrthum, daß ich glaubte, ihretwegen wären manche Aenderungen gemacht worden. Uebrigens kam Rackenitz den andern Tag und rühmte ſehr, wie das Stück den hohen Herrſchaften gefallen hätte. Er ſprach ſogar von Aufführung der Maria Stuart, die ich ihm ganz widerrieth.

K.

Weimar, 4. Februar 1802.

Ich ſchicke Dir hier einſtweilen ein paar Gedichte, die zwar noch nicht die letzte Hand erhalten, doch aber ſo weit fertig ſind, daß die Melodie dazu gemacht werden kann. Es wäre hübſch, wenn Du mir die Melodien dazu früh genug ſchicken könnteſt, um bei unſerm nächſten Kränzchen, welches den 17ten dieſes Monats iſt, geſungen werden zu können. Zu dem Sänger wünſchte ich eine recht belebte dithyrambiſche Muſik, um eine recht exaltirte Stimmung auszudrücken. Die zwei letzten Verſe würden immer vom Chor wiederholt, und erforderten alſo eine Variation. So wünſchte ich auch, daß bei dem andern Gedicht die vier letzten Zeilen immer einen muntern Gang hätten, und auch vom Chor wiederholt würden.

G.

In dem Augenblicke da ich ſchreibe, erhalte ich Deinen Brief vom 30ten. — Sage doch Rackenitz, oder ſchreibe ihm von meinetwegen, daß ich ihm die Unkoſten der Coſtüme, durch Verpflanzung der Geſchichte auf einen andern, türkiſchen oder perſiſchen Boden, leicht erſparen könne. Sonſt aber haben wir uns bei der hieſigen Repräſentation des Stückes mit chineſiſchen Mützen und dergleichen Kleinigkeiten geholfen. Bloß der Anzug des Kaiſers, in einem langen ſchleppenden Gewand von Goldſtoff, war koſtbar. Sie mögen mir das Manuſcript zum Abändern zuſchicken, ſo ſollen ſie's mit umgehender Poſt zurückerhalten. Die Stellen, welche ſie heraus wünſchen,

mögen ſie mit Bleiſtift unterſtreichen. — Da das Stück wirklich eine unterhaltende Vorſtellung war, ſo wäre es ſchade, wenn es in Dresden nicht vor dem Churfürſten gegeben würde.

Dresden, 10. Februar 1802.

Deine beiden Tafelgeſänge ſind vortrefflich, und haben ganz das Gepräge einer geiſtvollen deutſchen Natur. In dem Rauſche, ſagt man, wird der Charakter erkannt; daher muß ein deutſches Bachanal auch ganz anders erſcheinen, als etwa ein franzöſiſches. Uns führt die exaltirte Stimmung in die Ideenwelt, und gern folgen wir dem Dichter, der uns auf den höchſten Standpunkt der Betrachtung ſtellt und ein Gemiſch von ernſten und lieblichen Bildern vor uns vorübergehen läßt.

Den Sänger*) habe ich gleich componirt und lege die Muſik bei. Wo ſtatt des Anapäſts andre Füße gebraucht ſind, werden kleine Abänderungen nöthig. Wer ſich auf Muſik und Rhythmus verſteht, bedarf darüber keines Fingerzeigs. Nur für den Fall des Zweifels lege ich darüber noch ein Blatt bei. Der letzte Vers wird zuletzt nur von den drei beſten muſikaliſchen Stimmen wiederholt. Ich wünſchte, daß dieſe Stelle vorher probirt würde, weil ich mir von der richtigen Ausführung eine

*) Die vier Weltalter.

gute Wirkung verſpreche. Das andre Gedicht hat für den Muſiker mehr Schwierigkeit. Die langen Zeilen und der Bau der ganzen Strophe machen die muſikaliſchen Perioden nicht leicht. Indeſſen wünſchte ich den Rhythmus nicht anders, und finde ihn paſſend für den Inhalt. Auch habe ich ſchon einzelne Ideen zur Muſik, und hoffe noch zu rechter Zeit fertig zu werden. In dem Sänger iſt eine Stelle, die von den Feinden des Chriſtenthums gemißbraucht werden wird. Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen iſt bei dem Dichter ſehr begreiflich; und in einem dithyrambiſchen Geſange, wo er ſeine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Aeußerungen gegen eine Religion hingeriſſen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude iſt. Das erſte Wunder, was von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäſte bei einer Hochzeit mit Wein verſah. Das Chriſtenthum in ſeiner urſprünglichen Reinheit war gewiß ehrwürdig, auch noch in ſeiner jetzigen Geſtalt kann und ſoll es veredelt werden. Du haſt als ein Lieblingsdichter der Nation einen weit verbreiteten Einfluß; daher iſt es nicht gleichgültig, wie Du Dich über das Chriſtenthum äußerſt. Alſo nimm dieſe Predigt als Zugabe zum Geſange an.

Von der Jungfrau habe ich Dir noch zu melden, daß die ſehr unpoetiſche Natur des Churfürſten wirklich dadurch ergriffen worden iſt. Er hat gegen Jemand geäußert, es hätte noch kein Stück eine sensation aussi profonde auf ihn gemacht. Auch die Hofdamen ſind ganz verliebt in die Jungfrau. Auf den Dienſtag iſt

wieder eine Vorſtellung. Seconda hat noch bei keinem Stück ſo viel eingenommen.

Um Deinen Clubb möchte ich Dich faſt beneiden. Wie ſchön, wenn er noch zu mehr ſolchen Producten Gelegenheit gäbe!

K.

Dresden, 14. Februar 1802.

Hierbei folgt noch eine beſſere Abſchrift mit einigen kleinen Aenderungen von dem zweiten Liede. In der perſiſchen Geographie habe ich nach einem Reich für Turandot geſucht, und finde zwei, die ſich dazu qualificiren: Kirman und Kandahar. Beide ſind weit von Aſtrakan, und in beiden kann man von China und dem dortigen Landbauſeſte gehört haben. Kandahar grenzt an Hindoſtan, und Kirman liegt am perſiſchen Meerbuſen, wo man durch Schiffer von China Nachricht haben konnte. Statt der Karazanen-Lande würden alsdann Segeſtaner geſetzt werden können, die auch ein perſiſches Volk ſind, und ſtatt Berlas könnte Kabul geſetzt werden, ein zu Oſtperſien gehöriges hindoſtaniſches Land, das an Kandahar grenzt. Meine Weisheit iſt übrigens aus einer guten Quelle, aus Gatterers Geographie in Verbindung mit einer guten Karte von Perſien.

Uebermorgen wird die Jungfrau gegeben. Man

raffinirt schon auf allerlei Mittel, einen Platz zu bekommen.

K.

Dresden, 15. Februar 1802.

Mein Notenschreiber hat das Blatt nicht zu rechter Zeit geliefert, so daß es einen Posttag später abgehen muß.

Inmittelst war gestern Opitz bei mir und bat mich, Dir sehr dafür zu danken, daß Du nach dem Wunsche des hiesigen Theaters selbst einige kleine Abänderungen in Kr Turandot machen wolltest. Außer dem chinesischen Costüme sind auch die italienischen Masken ein Anstoß. Die Schauspieler mögen sich davor fürchten und darin sich lächerlich zu machen glauben. Also wirst Du gebeten, für Pantalon, Tartaglia, Brighella und Truffaldin andre Namen nach persischem Costüme zu wählen. Pantalon könnte dann oberster Richter, und Tartaglia Vezier heißen. Ihre Reden blieben ungeändert, bis etwa auf die Stelle, wo Pantalon von seinem Pantoffel spricht. Freilich geht dabei der ganze italienische Spaß verloren, und der drollige Contrast zwischen dem bekannten Charakter dieser Figuren und ihren Aemtern. Auch wird man nicht wissen, warum ein sonst vernünftiger Sultan sich so possierliche Staatsräthe gewählt hat. Aber die Leute hier können sich nun einmal in Gozzis Manier nicht finden; daher sind auch die Doctoren Opitz bedenklich, und er möchte sie gern als persische Gelehrte unter einem

orientaliſchen Titel auftreten laſſen. Ich bin das Stück durchgegangen und habe alle Stellen angeſtrichen, die ſich auf China beziehen. Morgen ſchicke ich Dir das Manuſcript mit der fahrenden Poſt. Habe Geduld mit der dresdener Schwachheit, und laß Dich die Mühe nicht verdrießen, die kleinen Aenderungen zu machen.

Noch bemerke ich, daß in Kirman eine Stadt gleiches Namens liegt. Der Name paßt ſtatt Peking und China gut in's Sylbenmaß.

Opitz ſagt mir, daß Du Ochſenheimer Baraks Rolle beſtimmt haſt. Freilich iſt Barak wichtig, da er oft auf dem Theater iſt und viel zu ſagen hat. Indeſſen hätte ich den Truffaldin gern von ihm geſehen. Aber ich weiß Dir niemanden für den Barak vorzuſchlagen, der gut lernte, und ſonſt dazu brauchbar wäre.

In der Rolle des Tartaglia finde ich einige Worte doppelt unterſtrichen. Bei einigen Stellen ſcheint dadurch das Wort angedeutet zu werden, bei dem er ſtottern ſoll; bei andern war mir's zweifelhaft.

Ich habe den Gozzi mit Deiner Bearbeitung verglichen. Bei ihm prävalirt das Komiſche mehr, und er hat Schauſpieler vorausgeſetzt, die in den bekannten Masken gut extemporiren. Für den Italiener muß eine ſolche Behandlung etwas allerliebſtes ſein. Auch ich möchte nichts gern von den Schwänken einbüßen, und es war mir nicht recht, daß Du die Schnurre mit der Mandragorawurzel weggelaſſen haſt, ob ich wohl begreife, daß ſie nicht für ein deutſches Publicum iſt. Aber von dieſem

erwarte ich überhaupt wenig Empfänglichkeit für Turandot. Man wird von Dir nur Madonnen ſehen wollen, und wird es übelnehmen, daß Du auch Arabesken malſt. Der leichte Uebergang von Ernſt zu Scherz wird von Wenigen geſchätzt werden, und Viele werden durch langes Nachdenken herausbringen, daß die Jungfrau von Orleans ein weit intereſſanterer Charakter iſt, als Turandot.

K.

Dresden, 16. Februar 1802.

Eben war Ochſenheimer hier, den ich Dein Manuſcript bei mir durchgehen ließ, beſonders der Rolle des Barak wegen. Er dankt Dir ſehr, daß Du ſie ihm beſtimmt haſt, und wünſcht ſich keine andere. Freilich glaube ich auch, daß das Stück zu viel verlieren würde, wenn ein anderer ſie nähme. Schirmer würde ich ſie allenfalls geben, aber Opitz will ihn nicht in die alten Rollen eindringen laſſen, weil er ihn zu den Liebhabern braucht. Auch lernt Ochſenheimer beſſer. Truffaldin wird durch Böſenberg nicht verdorben werden. Für den Altoum hat Chriſt Würde, und ſcheint mir brauchbar. Wie ich aus Ochſenheimers Aeußerungen muthmaße, fürchteten ſich die Schauſpieler vor den italieniſchen Maskenrollen wegen der hieſigen Operiſten, die freilich ſtrenge Vergleichungen mit ihren Landsleuten anſtellen würden. —

K.

Weimar, 18. Februar 1803.

Herzlichen Dank für die Melodien; Du haſt mich mit der ſchnellen Erſcheinung derſelben in der That überraſcht. Ich habe ſie noch nicht ſpielen hören, aber unſern Damen ſogleich zum Einlernen zugeſchickt. Unſer Kränzchen iſt auf einige Tage verſchoben, weil Goethe nicht hier iſt, und weil wir den Erbprinzen, der den 23ſten von hier abreiſt, um die große Tour zu machen, zum Abſchied noch regaliren wollen.

Was Du über die Ausfälle gegen die chriſtliche Religion in meinem Gedichte anmerkſt, iſt gegründet; auch meinte ich vorzüglich dieſe Stelle, als ich Dir ſchrieb, daß dem Gedichte noch die letzte Hand fehle. Ich habe noch verſchiedene andere angefangen, die mir aber ihrem Stoffe nach zu ernſthaft und zu poetiſch ſind, um bei einer vermiſchten Societät und bei Tiſche zu courſiren. Es iſt eine erſtaunliche Klippe für die Poeſie, Geſellſchaftslieder zu verfertigen — die Proſa des wirklichen Lebens hängt ſich bleiſchwer an die Phantaſie, und man iſt immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubniß zu ſagen) der heilloſeſte von allen iſt. So hat Goethe ſelbſt einige platte Sachen bei dieſer Gelegenheit ausgehen laſſen; wiewohl auch einige ſehr glückliche Liedchen mitunterlaufen, die aus ſeiner beſten Zeit ſind.

Der Succeß der Johanna beim Churfürſten hat

uns großen Spaß gemacht; das hätten wir uns in unserer Philosophie nicht träumen lassen.

S.

Weimar, 26. Februar 1802.

Hier folgt Turandot zurück als Prinzessin von Schiras. Sonst aber habe ich es mit der Geographie nicht so genau genommen, weil diese Bearbeitung nicht für den Leser ist, und der Zuschauer auf jenem asiatischen Boden schwerlich so bewandert ist, um die Entfernungen nachmessen zu können.

Die vier Masken habe ich gelassen wie sie sind, aber ihre Würden mit Fleiß unbestimmt gelassen: so kann niemand daran Anstoß nehmen. Wenn aber die Schauspieler sich vor den Masken fürchten, so brauchen bloß die Namen geändert und die Kleidung in eine gewöhnlich persische verwandelt zu werden. Pantalon kann in einen europäischen Arzt verwandelt werden und Benedetto heißen. Tartaglia kann Babouk, und Brighella Osmin heißen. Der Harlekin kann ein Mohr sein.

Das Räthsel vom Pflug verliert alle seine Beziehung, wenn die Scene nicht nach China verlegt wird; ich habe es also herausgeworfen, und ein anderes an die Stelle gesetzt.

Und in dieser Gestalt magst Du es nun Opitz übergeben.

S.

Weimar, 28. Februar 1802.

Herr Eck aus München, ein Virtuose auf der Violine, überbringt Dir diesen Brief. Er wünscht sich in Dresden hören zu lassen. Du wirst ihm am besten sagen können, wie er das anzufangen hat. Du wirst Ehre mit ihm einlegen.

Zelter aus Berlin ist gegenwärtig in Weimar; Du kennst ihn aus einigen schönen Liedern, die er gesetzt hat. — Er hat neuerdings meinen Taucher componirt, und auf eine so glückliche Art, wie wir hier noch keine Romanze gehört haben. Die Melodie bleibt sich gleich durch das ganze Gedicht, sehr wenige kleine Variationen abgerechnet; aber sie ist so ausdrucksvoll und gefügig zugleich, daß sie auf jeden einzelnen Vers besonders berechnet scheint. Du sollst sie erhalten, sobald sie abgeschrieben ist; sie wird Deiner Baßstimme trefflich zusagen.

Deine Melodien zu den zwei Liedern haben mir unsere Damen beim letzten Kränzchen noch nicht vortragen wollen, weil sie noch nicht gut einstudirt waren, und sie sie nicht gern verpfuschen wollten. Das an die Freunde soll auch mit der Guitarre accompagnirt werden.

S.

Dresden, 5. März 1802.

Die Turandot habe ich erhalten und sogleich an Opitz geschickt, und ihm von dem Nachricht gegeben, was Du über die Masken schreibst. Ich sah ihn vorgestern, und er schien nunmehr völlig zufrieden zu sein. Vermuthlich wird er die Maskenrollen in Leipzig beibehalten, und nur hier verändern. Ob noch vor Ostern hier eine Vorstellung sein kann, ist zweifelhaft. Auf den Zettel möchte Opitz lieber Prinzessin von Persien setzen, weil es besonders auf der leipziger Messe wohl manchen giebt, der nichts von Schiras gehört hat.

Kann denn Opitz etwa Deine Bearbeitung des Egmont bekommen? Er wünschte sie sehr zu haben, als ich mit ihm davon zufälligerweise sprach, weil er im Sinne hat die Iphigenia einstudiren zu lassen, wovon ich wenig erwarte. Egmont wird immer mehr auf unser Publicum wirken.

Zum Hauskauf wünsche ich Dir Glück; aber ich hoffe, daß er mir nicht eine Freude verderben soll. Auf Deine Reise zu uns hatte ich sehr gerechnet. — Lottchen schreibt von Gedichten, die Du und Goethe gemacht habt, und von Zelterschen Compositionen. Können wir nichts davon zu sehen kriegen? Auch von den zwei Liedern erwarte ich noch ein vollendetes Exemplar.

Ich lege einen kürzlich fertig gewordenen Aufsatz von mir bei. Bei Revision meiner alten Papiere, beson-

ders aus den Zeiten der Horen fand ich manche brauchbare Materialien, die ich ordnete, und ihnen eine Geſtalt zu geben ſuchte. So werden einige Aufſätze entſtehen. Jetzt habe ich etwas in der Arbeit: Ueber die Bedeutung des Tanzes. — Es iſt ſchade, daß Du nicht mehr eine periodiſche Schrift dirigirſt; und es wäre die Frage, ob Du nicht etwas Aehnliches wieder unternehmen ſollteſt. Nur wegen der Erſcheinung zu beſtimmter Zeit dürfteſt Du Dir keine Feſſeln anlegen laſſen. Ein Titel von weiterm Umfange wäre nöthig, mit Deinem Namen als Herausgeber. Etwa alle halbe Jahre könnte ein Bändchen erſcheinen, ſo wie Du mit Vorrath verſehen wäreſt. Du und Goethe hätten dadurch Gelegenheit, kleine Gedichte und Aufſätze frühzeitig in's Publicum zu bringen, und, was Ihr in Eurer Lage nicht vernachläſſigen ſolltet, über neue merkwürdige Erſcheinungen in der literariſchen und Kunſtwelt Eure Stimme zu geben. An Beiträgen von der Frau von Wolzogen, Funk, mir und anderen würde es nicht fehlen. Sollten die Propyläen nicht fortgeſetzt werden, ſo könnte das, was dafür beſtimmt war, in dieſer neuen Sammlung einen Platz finden. Ueberlege doch die Sache, und ſprich darüber mit einem unternehmenden Buchhändler. Haſt Du nun wieder an Warbeck gearbeitet, oder ein anderes Stück angefangen? Will Zelter das Lied von der Glocke nach Deiner Idee für's Theater componiren?

K.

Weimar, 17. März 1802.

Dein Aufſatz über Geiſt und esprit hat mich ſehr angenehm überraſcht, und intereſſirte mich doppelt, ſowohl der Sache ſelbſt wegen, als auch darum, weil er Deine eigene, alles ſich veredelnde Individualität ſo rein ausſpricht. Geiſt, geiſtreich iſt einer von denjenigen curſirenden Begriffen, die ſich jeder einzelne Menſch und jede Nation nach ihrem eigenthümlichen Ideal und Bedürfniß modeln, und auch gewiſſermaßen dazu befugt ſind. — Du haſt die Idee nach Deiner Art gefaßt, die im Ganzen auch die meine iſt, weil wir in dem, was wir für's Höchſte halten, übereinſtimmen. Aber auch dem Franzoſen müſſen wir ſeinen Geiſt und ſeine Art des Geiſtreichen zugeſtehen; wenn wir unter Geiſt überhaupt dasjenige verſtehen, was bei einem Geſchäft über das Geſchäft hinausgeht, was das freie Vermögen reizt und beſchäftigt, was gleichſam einen ſubjectiven Gehalt und Ueberfluß zu dem ſtreng objectiven giebt. Wir gebildeten und beſonders äſthetiſch-gebildeten Deutſchen wollen immer aus dem Beſchränkten in's Unendliche gehen, und werden alſo den Geiſt ernſthafter nehmen und in das Tiefe und Ideale ſetzen; der Franzoſe hingegen wird ſich ſeines abſoluten Vermögens mehr durch das freie Spiel der Gedanken bewußt, und wird alſo ſchon mit dem Witze zufrieden ſein. Aber auch der Witz nähert ſich, ſobald er conſtitutiv wird, dem Genialen; ja ich glaube, daß manche luminöſe und tiefe Wahrheiten

dem Witz sich früher dargestellt haben, nur daß er nicht das Herz hatte, Ernst daraus zu machen — bis das Genie kam, und wie eine edle Art von Wahnwitzigen sich über alle Rücksichten wegsetzte.

Aus eben dem Grunde, weil wir Deutschen soviel von dem Geiste fordern, haben wir so wenig (das Höchste macht sich am schwersten mit dem Gewöhnlichen gemein); daher bleibt uns so oft keine andere Wahl, als abwechselnd platt und erhaben zu sein. Des Zierlichen, Anmuthigen, Geistreichen (im gewöhnlichen Sinne) ist jedes Geschäft, jedes Gespräch fähig und empfänglich; des Poetischen oder Idealen aber nicht, oder nur in den höchsten Momenten.

Du äußerst den Wunsch, daß ich mich wieder auf eine periodische Schrift einlassen möchte, und ich selbst wünschte um Deinetwillen es möglich machen zu können. Aber ich bin durch die Thalia, die Horen und den Almanach auf immer und ewig davon abgeschreckt; auch hat sich meine Natur, die sonst sehr dahin neigte, gänzlich verändert: so daß ich jetzt jeden Augenblick für verloren halte, den ich nicht einem poetischen Werke widme. Solche verlorene Augenblicke habe ich zwar genug, aber ich thue dann lieber nichts, als etwas anderes.

Leider habe ich diesen Winter soviel als nichts gethan, weil ich mich nicht bestimmen konnte, und weil die hiesige Existenz sehr zerstreuend für mich ist. Eine andere Einrichtung meines Hauses, wo ich mich bisher nicht recht isoliren konnte, war dringend nöthig; und dies hat

mich vorzüglich bestimmt, mir hier ein Haus zu kaufen. Nicht sowohl dieser Hauskauf, als die große Versäumniß in diesem Winter wird unserer Wiedervereinigung in diesem Jahre Schwierigkeiten in den Weg legen; denn ich muß nun eilen, mich ganz in das Geschäft hineinzustürzen.

Du wirst mich fragen, warum ich denn den Warbeck habe liegen lassen; ich habe viel über das Stück gedacht, und werde es auch unfehlbar mit Succeß ausführen; aber ein anderes Sujet hat sich gefunden, das mich jetzt ungleich stärker anzieht, und welches ich getrost auf die Jungfrau von Orleans kann folgen lassen. Aber es fordert Zeit; denn es ist ein gewagtes Unternehmen, und werth, daß man alles dafür thue.

Deine Melodien, die wir jetzt gehört haben, machen uns viele Freude; besonders macht die zu den vier Weltaltern Glück. Ich wünschte nur, daß ich sie besser könnte vortragen hören; denn so gern unsere Damen singen, so wenig Musik verstehen sie.

Die Einlage bitte ich an Becker zu besorgen. Es sind einige Kleinigkeiten von Poesie, die ich ihm für seine Erholungen versprochen; Du kannst sie Dir gelegentlich von ihm zeigen lassen, denn viel ist nicht daran. Indessen findest Du doch vielleicht etwas Componibles darunter. Ich habe einige glückliche Ideen zu Gedichten, wenn sie nur ausgeführt wären.

S.

Dresden, 29. März 1802.

Ich wünsche Dir Glück zu Deiner neuen dramatischen Arbeit, ob sie mich gleich um die schöne Hoffnung bringt, Dich diesen Sommer hier zu sehen. Du wirst mir doch bald schreiben, was für einen Stoff Du gewählt hast.

Becker hast Du sehr glücklich durch die Uebersendung einiger Gedichte gemacht. Er bittet mich besonders, Dir es nochmals zu versichern. Auch mir machten sie Freude, ob sie gleich nicht zu Deinen vorzüglichsten Producten gehören. Das Lied: Sehnsucht würde ich vorziehen, und ich wünschte, daß Du einmal eine kleine Nachlässigkeit in der letzten Strophe noch verbessertest. Vielleicht gelingt mir's es zu componiren. Becker will auch eine Musik dafür haben, und wollte Haydn darum bitten. Ich zweifle nur, ob er ein gutes Gedicht versteht, da er immer in sehr schlechter poetischer Gesellschaft gelebt hat, und habe daher Zelter oder Hurka vorgeschlagen.

Es freut mich sehr, daß mein Aufsatz Dir gefallen hat. Der französische Geist, den Du in Schutz nimmst, steht allerdings eine Stufe höher, als die Beschränkung des Engländers, der nicht über das Geschäft hinausgeht. Ich möchte ihn aber nur die Anlage zum Geiste nennen. Freiheit ist da, aber es fehlt die Liebe. Oft ist er nur ein Product der Koketterie, und macht dann eine widrige Empfindung. Aber wenn das Spielen mit dem Geschäft

aus Kraftfülle und einem jugendlichen Uebermuthe entsteht, so ist es immer eine angenehme Erscheinung; und ich leugne nicht, daß dagegen der deutsche Ernst in den gewöhnlichen Verhältnissen oft gar nicht an seinem Platze ist.

Was Du vom Witz sagst, kann ich ganz unterschreiben, da Du nur von der höheren, selbstständigen Gattung sprichst, die keinem fremden Zwecke dient.

Meinen Aufsatz schicke mir gelegentlich wieder, weil ich keine Abschrift davon habe.

Herr Eck hat mir Deinen Brief überbracht, aber ich habe ihm nicht nützlich sein können. Es waren zu gleicher Zeit zwei andere Violinvirtuosen hier, die beide Gesandtenprotectionen hatten. Die Capelle wollte nicht für alle drei spielen, lehnte es also bei jedem ab. Eck wurde darüber verdrießlich, und reiste bald ab.

Ochsenheimer werden wir verlieren. Er hat sehr vortheilhafte Anträge vom wiener Theater bekommen, auf zweitausendsiebenhundert Gulden, und eine Pension für seine Frau nach seinem Tode. Sein Beifall fing schon an Cabale zu veranlassen, und man suchte ihn weniger zu beschäftigen. Man wird ihn sehr vermissen.

Das Theater wird hier mit der Jungfrau von Orleans geschlossen. Turandot kommt erst in Leipzig dran.

K.

Weimar, 20. April 1802.

Wie Graf Geßler meiner Schwägerin ſchrieb, hat der Katarrh bei Euch geherrſcht, und daſſelbe Uebel hat auch mich ſchon ſeit zwölf Tagen heimgeſucht, und auf's Heftigſte angegriffen, daß ich mich jetzt noch kaum davon erholen kann. Ich war auf dem Wege, ernſtlich krank zu werden. So kommt eins nach dem anderen, meine Thätigkeit aufzuhalten. In fünf Tagen werden wir unſer neues Haus beziehen; dieſe Veränderung ſoll, hoffe ich, auch auf meinen Geiſt Einfluß haben. Euer Auszug wird wahrſcheinlich jetzt auch vor ſich gehen, wozu wir Euch alles Gute wünſchen; Du verbeſſerſt Dich, daß Du in das Innere der Stadt ziehſt, und ich, daß ich mich aus einer lärmenden Straße unter Bäume flüchte.

Es thut mir recht leid, daß Graf Geßler ſeinen Vorſatz hierherzukommen wieder aufgegeben hat. Wir hatten uns alle ſchon ſehr auf ihn gefreut, und würden uns mit ihm der frohen Tage, die wir in Dresden zuſammen zugebracht, recht lebhaft erinnert haben.

Daß meine kleinen Sachen dem Becker Vergnügen gemacht haben, freut mich; ich wollte ihm gern meinen guten Willen zeigen. Viel iſt nicht daran; aber das kleine Stück: die Sehnſucht, hat etwas Gefühltes, Poetiſches. Ich glaube, es wird durch die Muſik gewinnen. Du ſchreibſt von einer Nachläſſigkeit in der letzten Strophe; ich habe nachgedacht, weiß aber nicht, was Du damit

meinſt. Sollte mir vielleicht gar ein Schreibfehler entwiſcht ſein? Schreibe mir doch ein Wort davon, daß ich, wenn es noch Zeit iſt, eine Aenderung darin treffe.

Die zwei erſtern Gedichte, die Du componirt haſt, will ich Dir mit nächſter Poſt ſchicken, ſo wie ſie jetzt ſind und bleiben. Hier Dein Aufſatz. Mein Rath wäre, Du ließeſt ihn nicht eher drucken, bis mehrere beiſammen ſind. Vielleicht beſchert mir der Himmel unterdeſſen auch ein paar gute Gedanken, und es findet ſich auch wohl noch ein dritter Compagnon — ſo können wir zuſammen ein Bändchen herausgeben. Deine Briefe über die Almanache ließen ſich auch noch zu dieſem Zwecke brauchen. Ueberhaupt wird das Fach der Kritik viel Stoff dazu geben können.

Lebe recht wohl. Der Kopf thut mir von den wenigen Zeilen ſchon weh — ſo übel hat mich der Katarrh zugerichtet.

S.

Dresden, 2. Mai 1802.

Nur ein paar Zeilen für heute. Wir ſind wegen des Ausräumens in der größten Unordnung, und ich habe kaum einen reinlichen Platz, um einen Brief zu ſchreiben. In ein paar Tagen hoffen wir eingezogen zu ſein. Glücklicherweiſe ſind wir jetzt alle geſund und haben zum Ausräumen ſchönes Wetter. — Du wirſt Dich hoffentlich nunmehr auch wieder erholt haben. Hier

herrſchte eine Art von Epidemie. Dora bekam den Anfall zuletzt und am heftigſten.

Zur Einrichtung Deines Hauſes wünſche ich Dir Glück. Vielleicht wirſt Du da ungeſtörter arbeiten können.

Deine Idee, meine Aufſätze in's Publicum zu bringen, finde ich ſehr ſchön. Nur glaube ich, daß meine Briefe über die Muſenalmanache noch in zu roher Geſtalt ſind, um in einer Sammlung dieſer Art zu erſcheinen.

Was ich im Gedichte die Sehnſucht anders wünſchte, war die Zeile:

Denn die Götter leihn kein Pfand.

Schon der Ausdruck will mir nicht gefallen, und die drei ſchweren einſylbigen Wörter auf einander, nebſt dem Trochäus: „leihn kein" machen einen Uebelklang.

Willſt Du noch etwas daran ändern, ſo ſchreibe mir's. Bis zum Druck hat es noch ein Paar Wochen Zeit, wie mir Becker ſagt. Er hat mir eine Compoſition dieſes Gedichts mitgetheilt, die er von Hurka in Berlin hat machen laſſen. Sie hat viel Gutes, beſonders in der dritten und vierten Zeile.

K.

Weimar, 6. Juni 1802.

Groſſe hat mir Deinen Brief überbracht, und ich habe geſucht, ihm ſeinen hieſigen Aufenthalt angenehm zu machen; auch iſt er ſehr zufrieden von uns gegangen, und wird bei ſeiner Zurückkunft wieder bei uns zuſprechen.

Es iſt in den letzten vier Wochen gar zerſtreuungsvoll und confus bei uns zugegangen; die Meßzeit führt immer ſo viel Fremde herbei, die in einer kleinen Stadt, wie hier, immer alle Societäten aufrühren und in Uebung ſetzen, ſo daß man ganz aus ſeiner Ruhe kommt. Auch die Herzogin von Curland war etliche Tage hier, ich habe ihre Bekanntſchaft in der Komödie gemacht. Sie iſt ein ſehr angenehmes und reizendes Geſchöpf. Von Euch ſpricht ſie mit großem Antheil, und dies war auch unſer beſtes Geſpräch.

Humboldt hat kürzlich geſchrieben. Sie iſt glücklich mit einer Tochter niedergekommen. Er geht als preuß. Reſident nach Rom und Neapel, und ſieht auf dieſe Art ſeinen alten Wunſch, Italien zu beſuchen, endlich erfüllt. Preußen hielt ſonſt zwei verſchiedene Reſidenten an beiden Orten, jetzt ſind aber beide Stellen in eine verwandelt, was ſie einträglicher und wegen des Ortswechſels auch angenehmer macht.

Haſt Du Schlegels Alarkos geleſen, und was meinſt Du zu dieſem Geſchmack?

Dieſe letzte Zeit habe ich nicht viel geleiſtet, aber etwas Kleines, Lyriſches habe ich im Kopf, für Cottas Kalender; ſobald es fertig, ſende ich Dir's mit den zwei älteren Gedichten zu.

S.

Dresden, 9. Juni 1802.

Du haſt lange nicht geſchrieben; aber es wunderte mich nicht, weil ich Dich mit Deiner neuen Arbeit ſehr beſchäftigt glaubte. Indeſſen haben wir Nachrichten durch Deine liebe Frau erhalten. Mit herzlicher Theilnahme haben wir geleſen, was ſie von Deiner guten Mutter ſchreibt.

Aus einem Brief von Ortz an Rackenitz ſehe ich, daß Du den Nathan für das Theater bearbeitet haſt. Kannſt Du mir nicht das Manuſcript ſchicken? Schon durch zweckmäßige Weglaſſungen würde der Nathan ſehr für die Aufführung gewinnen; aber dabei wirſt Du es nicht haben bewenden laſſen.

Geſtern habe ich unter einigen Meßproducten auch Schlegels Alarkos geſchickt bekommen. Es iſt wirklich ein merkwürdiges Product für den Beobachter einer Geiſteskrankheit. Man ſieht das peinliche Streben, bei gänzlichem Mangel an Phantaſie, aus allgemeinen Begriffen ein Kunſtwerk hervorzubringen. Dabei iſt viel Mühe auf einen künſtlichen Rhythmus verwendet. Trimeter, Trochäen und Anapäſten, auch Reime ſind mit großer Verſchwendung angebracht. Man ſieht, es war völliger Ernſt, ſeine ganze Kraft aufzubieten — und doch hat das Ganze ſo etwas Poſſierliches, daß man oft verſucht wird, es für eine Parodie zu halten. Für den eigentlichen Wohlklang der Verſe muß er gar kein Ohr haben. In dem Styl iſt ein Gemiſch von Schwulſt und Gemein-

heit: bald das Abenteuerliche von Jean Paul, bald der Ton der Staatsaction.

Dagegen habe ich in den ersten Bogen von Novalis Schriften viel Gutes gefunden, und werde weiter lesen. Hier ist wirklich jugendliche Phantasie, und man verweilt gern bei seinen lieblichen Bildern, auch wenn es ihnen an Bestimmtheit der Umrisse fehlt. Der Styl ist noch nicht ausgebildet. Die zuvielen kurzen Sätze auseinander machen ihn steif.

K.

Dresden, 20. Juni 1802.

Deiner lieben Frau danke schönstens in meinem Namen für die überschickten Gedichte und für Zelters Composition vom Taucher. Zelter hat mit vieler Begeisterung gearbeitet und, wie mich däucht, Alles geleistet, was bei einer so schweren Aufgabe gefordert werden kann. Die Melodie ist sehr glücklich gewählt, und mit kleinen Abänderungen im Vortrage paßt sie wirklich auf alle Strophen, ungeachtet ihrer beträchtlichen Anzahl und großen Mannigfaltigkeit. Der Charakter ist edel, und bei einigen Strophen besonders der Ausdruck sehr kräftig. Dies letztere ist bei der Vielseitigkeit, die von dieser Musik gefordert wurde, kein kleines Verdienst. Nur möchte ich wissen, ob Zelter allein alle Strophen bis zu Ende singt. Da das Clavier kein Zwischenspiel hat, so ist es für die Brust des Sängers sehr angreifend; oder wenn

er ſich im Anfange ſchonen will, wird der Vortrag matt. Ich getraue mir nicht, alle Strophen durchzuſingen, ungeachtet die Melodie ſehr raſſend für meine Stimme iſt. Auch verliert die ſchönſte Muſik ihren Reiz, wenn man ſie über zwanzigmal nach einander unverändert hört. Zelter hat nun für vier Strophen die Melodie ganz geändert, und ich ſchätze ihn deshalb, daß er das Bunte vermieden hat. Ich würde vorſchlagen, einen Theil der Ballade in der Mitte zu declamiren, etwa von dem Verſe an:

Und ſtille wird's über dem Waſſerſchlund ꝛc.

bis zur Erzählung des Knappen. Mit dieſer trete die Muſik wieder ein bis zum Schluß. Oder verſchiedene Perſonen ſingen zu laſſen: den König, den Erzähler, den Knappen, die Zuſchauer, die Tochter des Königs. Hier kann ich Schönberg die Stimme des Knappen geben. Auch habe ich einen derben Baß zum König.

Ich habe nun auch die neue gedruckte Sammlung von Zelter, und der Handſchuh beſonders hat ſehr glückliche Stellen. Nur iſt das Einzelne zu ſehr gemalt, und daher liebe ich die Behandlung des Tauchers weit mehr. Daß er hier der einundzwanzigſten und zweiundzwanzigſten Strophe eben die Muſik wie der ſechſten gegeben hat, beweiſt für ſeine richtigen Begriffe von muſikaliſcher Darſtellung. Man begreift daher kaum manche kleinliche Spielerei in der Compoſition des Handſchuhs. Bei dem Gedichte: die Erwartung:

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?

fällt er zuweilen in's Geſuchte; aber der Schluß iſt ſehr

ſchön. Er ſcheint einen Hang zu Bachſchen Modulationen zu haben, die im Geſange nur ſehr ſelten brauchbar ſind. Daß er den Tact zu oft ändert, will mir auch nicht gefallen. Er zerſtört den poetiſchen Rhythmus.

Ich höre mit Verwunderung, daß man in Weimar den Alarkos noch einmal gegeben hat, und daß ihn Goethe protegiren ſoll. Will er etwa wie Bonaparte in der literariſchen Welt auch die Terroriſten anſtellen? Glaubſt Du, daß Goethe im Ernſte an einem ſolchen Producte Geſchmack finden kann?

Von dem Jon ſchreibſt Du nicht. Er wird anders ſein, aber nicht beſſer — nicht roh und trocken, aber kalt und matt.

Das Aeußere der Herzogin wird Dir gefallen haben. Es iſt ſchade, daß ſie durch ihre Umgebungen verdorben worden iſt. Es fehlte ihr nicht an Seele und an feiner Empfänglichkeit, aber jetzt iſt ſie zu frivol, um auf die Länge zu intereſſiren.

Humboldt freue ich mich wieder zu ſehen. Er ſoll über die Bewohner von Biscaya viel Merkwürdiges geſammelt haben.

Deine Frau nimmt uns die Hoffnung, Dich in Leipzig zu ſehen. Hätteſt Du um die Zeit unſerer Reiſe eine neue Arbeit angefangen, ſo reſignire ich mich ganz, und warte bis zum künftigen Jahre; aber wärſt Du noch nicht in der Stimmung zu einem größeren Werke, ſo könnteſt Du uns wohl ein paar Tage ſchenken.

Ochſenheimer ſoll den Pantalon in der Turandot ſehr gut ſpielen. Ich hoffe ſie in Leipzig zu ſehen.

K.

Weimar, 5. Juli 1802.

Indem Du mich meines langen Stillſchweigens halber tief in der Arbeit ſitzend glaubteſt, habe ich mich hier, mit der ganzen Familie, an einem krampfhaften Huſten, der bei meinem Ernſt ein böſer Keichhuſten war, recht miſerabel befunden, und bin noch nicht ganz hergeſtellt. Es ruht ein wahrer Unſtern über dieſem Jahr, daß alle Plagen abwechſelnd auf uns hereinſtürmen, und uns nicht zur Beſinnung kommen laſſen. Dabei ſtockt meine ganze Thätigkeit, da ich ohnehin ſchon Mühe genug hatte, mich von den Zerſtreuungen des Auszugs, des Baues in meinem neuen Hauſe und hundert anderen Widerwärtigkeiten zu ſammeln.

Unter dieſen Umſtänden kann ich mir freilich keine Hoffnung machen, Euch dieſes Jahr zu ſehen — denn ich muß alles Mögliche anwenden, um endlich in eine ſuivirte Arbeit zu kommen; auch erlauben es die Finanzen nicht, da ich etliche hundert Thaler mehr in mein Haus verwenden mußte, als ich gerechnet hatte. Nächſtes Jahr ſoll es, hoffe ich, anders um uns ſtehen, und da wollen wir das Verſäumte einbringen.

Mich freut, daß Du mit dem Taucher von Zelter

ſo zufrieden biſt. Mir iſt auch nicht leicht etwas Muſikaliſches vorgekommen, das in ſeiner Gattung ſo treflich wäre.

Mit dem Alarkos hat ſich Goethe allerdings compromittirt; es iſt ſeine Krankheit, ſich der Schlegels anzunehmen, über die er doch ſelbſt bitterlich ſchimpft und ſchmäht. Das Stück iſt aber hier nur einmal, und völlig ohne allen Beifall gegeben worden. Die Intention des Stücks wäre wirklich zu loben, wenn die Manier in der Ausführung nicht ſo widerwärtig wäre.

Der Jon von Wilhelm Schlegel iſt ſchon deswegen genießbarer, weil er auf das Stück des Euripides gebaut iſt, dem er im Ganzen, und oft auch wörtlich im Einzelnen folgte. Dieſes Stück enthält wirklich manches Geiſtreiche und ſchön Geſagte, aber die Schlegeliſche Natur ſchimmert dann wieder ſehr zum Nachtheil hindurch. Der Jon ſelbſt hat an Intereſſe verloren, die Mutter hingegen hat hier und da gewonnen. Dieſe hat auch auf der Bühne das Stück getragen.

S.

Dresden, 30. Auguſt 1802.

Wenn Du recht fleißig biſt, ſo mag Dir's vergeben ſein, daß Du nicht ſchreibſt. Glücklicherweiſe habe ich in Leipzig von Opitz und hier von Fräulein Imhof Nachrichten von Dir erhalten. Auch ergiebt ſich aus dem letzten Briefe Deiner lieben Frau an Dora, daß neuerlich nichts bei Dir vorgefallen iſt.

Unſere Reiſe iſt glücklich geweſen, und ſeit dem 27ſten ſind wir wieder hier. Turandot hoffte ich vergebens aufgeführt zu ſehen. Ich hatte an Opitz von Zerbſt aus geſchrieben, und Freitags früh hatte er meinen Brief bekommen. Gleichwohl giebt er den Sonntag darauf Turandot vor meiner Ankunft, und entſchuldigt ſich damit, daß ſchon dazu die Rollen ausgetheilt geweſen wären. Ich bin gar nicht im Theater geweſen. Es wurden ein paar unbedeutende Sachen von Kotzebue gegeben.

Ochſenheimer kommt vielleicht zurück, wenn es ihm in Wien nicht gefällt. Man fängt an einzuſehen, was man an ihm verliert.

In Leipzig habe ich den Griechen Herrmann kennen lernen, und viel Geſchmack an ihm gefunden. Es iſt eine kraftvolle Natur, die mit deutſchem Ernſt ihr Geſchäft treibt.

Göſchen habe ich auf der Durchreiſe beſucht, und fand ſeine Druckerei mit einer Prachtausgabe des Carlos beſchäftigt, die ſich recht gut ausnimmt.

Amalie Imhof habe ich noch wenig geſprochen. Sie ſcheint lebhafter und mittheilender zu ſein als ehemals. Ihr engliſcher Bruder und ſeine Frau haben dem Aeußern nach nichts Anziehendes für mich. Von der anderen Schweſter kann ich noch nichts ſagen. Stein habe ich ſehr heiter gefunden, und es hat mir Freude gemacht, ihn wieder zu ſehen.

K.

Dresden, 6. September 1802.

Meinen letzten Brief wirst Du durch Stein erhalten haben. Heute nur ein Paar Zeilen als Nachtrag wegen eines vergessenen Punktes.

Kunze äußerte in Leipzig gegen mich, daß es ihn freuen würde, wenn sein Schwager Feind, der Buchhändler, der sich gern etwas emporheben möchte, von Dir etwas in Verlag bekommen könnte. Ich sagte, daß dies leicht möglich sei, da Du an keinen Buchhändler gebunden wärst, und mehremal einzelne Sachen diesem und jenem gegeben hättest; es käme nur auf die Bedingungen an, und ich würde Dir darüber schreiben. Ich thue es hiermit. Vielleicht wäre eine Sammlung ästhetischer oder kritischer Aufsätze unter einem allgemeinen Titel so etwas. Sollte es nicht gut sein, gegen einige Geschmacksverderber in der jetzigen Literatur mit Strenge, aber ohne Leidenschaft zu Felde zu ziehen? Für Dich wäre dies manchmal ein Geschäft in Nebenstunden; ich könnte auch etwa Beiträge liefern, und wenn ein Bändchen Manuscript vorhanden wäre, gäbst Du es heraus, ohne Dich an eine Zeit zu binden. Willst Du darauf eingehen, so setze einen kurzen Plan auf. Ich schicke ihn an Kunze und lasse Feind fragen, was er für den Bogen (auf die Art gedruckt, wie Du im Plane bestimmst) zahlen will. Kunze geschieht ein Gefallen seiner Schwester wegen, und bei einer

ſoliden Speculation wird er Feind auch gern mit einem Capitale unterſtützen.

K.

Weimar, 9. September 1802.

Ich muß mich meiner langen Pauſe wegen diesmal recht vor Dir ſchämen, aber da ich Dich auf der Reiſe wußte, ſo ergriff meine natürliche Faulheit dieſe Entſchuldigung, um ſich das Schreiben zu erſparen. Auch haſt Du nichts dabei verloren, denn dieſer Sommer giebt mir leider wenig Stoff dazu. Wiewohl, ich bin nicht unthätig geweſen und arbeite jetzt mit ziemlichen Ernſte an einer Tragödie, deren Sujet Du aus meiner Erzählung kennſt. Es ſind die feindlichen Brüder oder, wie ich es taufen werde, die Braut von Meſſina. Ueber dem langen Hin- und Herſchwanken von einem Stoffe zum andern habe ich zuerſt nach dieſem gegriffen, und zwar aus dreierlei Gründen:

1) war ich damit, in Abſicht auf den Plan, der ſehr einfach iſt, am weiteſten;

2) bedurfte ich eines gewiſſen Stachels von Neuheit in der Form, und einer ſolchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre — welches hier der Fall iſt; denn das Stück läßt ſich wirklich zu einer äſchyleiſchen Tragödie an;

3) mußte ich etwas wählen, was nicht de longue

haleine iſt, weil ich nach der langen Pauſe nothwendig bedarf, wieder etwas fertig vor mir zu ſehen.

Ich muß auf jeden Fall am Ende des Jahres damit zu Stande ſein, weil es Ende Januars zum Geburtstag unſerer Herzogin aufgeführt zu werden beſtimmt iſt. Alsdann geht es hurtig an den Warbeck, wozu der Plan jetzt auch viel weiter gerückt iſt, und unmittelbar nach dieſem an den Wilhelm Tell; denn dies iſt das Stück, von dem ich Dir einmal ſchrieb, daß es mich lebhaft anziehe. Du haſt vielleicht ſchon im vorigen Jahre davon reden hören, daß ich einen Wilhelm Tell bearbeite; denn ſelbſt vor meiner dresdner Reiſe wurde deshalb aus Berlin und Hamburg bei mir angefragt. Es war mir niemals in den Sinn gekommen. Weil aber die Nachfrage nach dieſem Stück immer wiederholt wurde, ſo wurde ich aufmerkſam darauf und fing an, Tſchudis ſchweizeriſche Geſchichte zu ſtudiren. Nun ging mir ein Licht auf; denn dieſer Schriftſteller hat einen ſo treuherzigen, herodotiſchen, ja faſt homeriſchen Geiſt, daß er einen poetiſch zu ſtimmen im Stande iſt. — Ob nun gleich der Tell einer dramatiſchen Behandlung nichts weniger als günſtig ſcheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerſtreut auseinander liegt, da ſie großentheils eine Staatsaction iſt, und (das Mährchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen) der Darſtellung widerſtrebt: ſo habe ich doch bis jetzt ſoviel poetiſche Operationen damit vorgenommen, daß ſie aus dem Hiſtoriſchen heraus- und in's Poetiſche

eingetreten iſt. Uebrigens brauche ich Dir nicht zu ſagen, daß es eine verteufelte Aufgabe iſt; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu dieſem Stoffe mitbringt, wie billig abſtrahire, ſo bleibt mir doch eine ſehr hohe poetiſche Forderung zu erfüllen — weil hier ein ganzes, localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter, und, was die Hauptſache iſt, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen, mit dem Charakter der höchſten Nothwendigkeit und Wahrheit, ſoll zur Anſchauung gebracht werden. Indeß ſtehen ſchon die Säulen des Gebäudes feſt, und ich hoffe einen ſoliden Bau zu Stande zu bringen.

Damit Du indeß doch den Glauben an meine Productivität nicht ganz verlieren mögeſt, ſo lege ich die Kaſſandra bei, ein kleines Gedicht, das den vorigen Monat entſtanden iſt. Du wirſt vielleicht bedauern, daß die Idee zu dieſem Gedicht, welche vielleicht der Stoff einer Tragödie hätte werden können, nur lyriſch ausgeführt worden iſt. — Möge Euch die Kleinigkeit Freude machen. Ich ergötze mich an dem Gedanken, daß der liebe häusliche Kreis ſich um Dich her verſammeln wird, wenn Du das Gedicht vorlieſt. Vielleicht reizt es Dich, eine Melodie dazu zu ſetzen.

Mit dem vorgeſchlagenen Buchhändler kann ich mich nicht einlaſſen, weil ich Cotta, der ſehr freundſchaftlich an mir zu handeln pflegt, dadurch kränken, auch mein poſitives Verſprechen, das ich ihm gethan, verletzen würde.

— Ob ich in den nächſten Jahren etwas Kritiſches oder ſonſt Theoretiſches werde ausarbeiten können, zweifle ich ſehr; wenigſtens zeigt ſich durchaus keine Neigung dazu. Bringſt Du etwas fertig, ſo verſichere ich Dir, es ſogleich an den Mann zu bringen. Heute wird Humboldt hier erwartet; ich werde ihn nicht ohne eine gewiſſe traurige Empfindung von uns hinwegſcheiden ſehen. Grüße meine Schwiegermutter von uns, wenn Du ſie ſiehſt; ſie wird gewiß alle Augenblicke, die ihr gehören, mit Euch zubringen. Herzlich umarmen wir Euch alle.

S.

Dresden, 19. September 1802.

Deine neuen Gedichte haben mir wieder einen ſchönen Genuß gegeben. Beim erſten Leſen der Kaſſandra entſtand freilich die Idee, daß ich für dieſen Stoff eine dramatiſche Behandlung von Dir gewünſcht hätte. Ich dachte ſchon auf einen Plan, muſikaliſche Pracht mit der Darſtellung zu verbinden. Die Chöre der Griechen und Trojaner und die feſtlichen Handlungen im Tempel gäben einen herrlichen Stoff zu einer Oper. Nur giebt es für das Drama keinen befriedigenden Schluß. Der eigentliche Schluß iſt die Zerſtörung von Troja, und bei Deiner Behandlung erſcheint ſie im Hintergrunde. In Deiner Darſtellung ſchätze ich beſonders die rührende Weiblichkeit, ohne Nachtheil der Kraft. Eine Compoſition des Gedichts halte ich für ſehr ſchwer. Einzelne Mate-

rialien dazu ſind mir eingefallen, aber ich zweifle an dem Erfolge. Das zweite Gedicht hat für mich viel Anziehendes; der Ton iſt trefflich darin gehalten — eine hohe Rührung mit der größten Einfachheit verbunden. Hier haſt Du Dich ungeſtört Deiner Phantaſie überlaſſen, und ſie hat Dich belohnt.

Mit Freuden leſe ich, was Du von Deinen dramatiſchen Planen ſchreibſt. Von der Braut von Meſſina erwarte ich viel für das gebildetere Publicum. Ich erinnere mich des Plans ſehr gut aus Deinem Geſpräch. Warbeck und beſonders Tell werden allgemeiner wirken.

Minna und Dora danken Dir ſehr für die neueren Gedichte. Auch der Imhof habe ich ſie vorgeleſen, und ſie ſchienen auf ſie zu wirken. Sie hat ein Paar Abende bei uns zugebracht und war recht angenehm.

Deine Schwiegermutter haben wir auch recht wohl geſehen, nebſt den ſchwarzburgiſchen Prinzeſſinnen, die ſehr gutmüthig ſind und für Kunſt viel Liebe zu haben ſcheinen. — Ein Schweizer, Bühl, hat mir einen Brief von Dir gebracht; ich hoffe ihn öfter zu ſehen. Als er vorgeſtern da war, traf er auf eine ganz volle Stube, wo ich nur wenig mit ihm ſprechen konnte. — Das jetzige Lager verſammelt hier eine Menge Fremde, die auch mir zum Theil viel Zeit koſten. Auch heute bin ich zu zerſtreut, um Dir mehr zu ſchreiben. Lebe recht wohl. Herzliche Grüße von dem ganzen Hauſe.

K.

Weimar, 11. October 1802.

Ich' begleite dieſes Exemplar der Turandot, das ich der Minna überſende, nur mit ein Paar Zeilen zum Gruß, weil ich nicht viel zu ſchreiben habe. Wir haben uns in den letzten Wochen nicht ganz zum Beſten befunden, doch hat bei mir die Arbeit nicht geſtockt, und es geht leidlich vorwärts.

Meine Schwiegermutter hat ſich Eurer freundſchaftlichen Aufnahme ſehr erfreut. Sie iſt ein gar geſelliges und wohlwollendes Weſen; ſie nimmt das Leben leicht, ohne leichtſinnig zu ſein, und weiß für andere zu leben. Ihr würdet ſie bei einem längern Zuſammenſein gewiß recht liebgewinnen.

Sei ſo gut die Einlage an Becker zu beſorgen. Er hat mir eine recht artige Figur in Biscuit, die verhüllte herkulaniſche Matrone, zum Geſchenk überſendet.

Mich freut's, daß das Liedchen der Thekla Deinen Beifall hat. Ich habe es mit Liebe gemacht.

G.

Dresden, 25. October 1802.

Für die Ueberſendung der Turandot ſind wir alle ſehr dankbar. Ich hoffe ſie nun bald aufgeführt zu ſehen. Ochſenheimer bleibt bei dem hieſigen Theater, da er von Wien ſchlechte Nachrichten und von Seconda beſſere Bedingungen erhalten hat. Mir iſt es ſehr lieb,

doch manchmal einen wirklichen Künſtler zu ſehen. Opitz und Madame Hartwig waren in letzter Meſſe in großen Geldverlegenheiten, und Seconda wünſcht ihrer los zu ſein; aber es wird ſchwer halten, daß ein anderes Theater ihre Schulden bezahlt, die auf eilftauſend Thaler betragen ſollen. Die Hartwig habe ich oft gern geſehen, und ſelbſt Opitz, ſo ein armſeliger Patron er auch iſt, hat eine gewiſſe Praktik, die man zuweilen vermiſſen wird. Sollte er weggehen, ſo würde Ochſenheimer wohl Regiſſeur werden, da er hier ſehr beliebt iſt.

Aus der Beilage wirſt Du ſehen, daß es mir noch immer an literariſchen Projecten nicht fehlt. Dies ſcheint indeſſen nicht ſo ſchwer auszuführen zu ſein. In meiner jetzigen Stelle habe ich nunmehr Muße genug, eine ſolche Arbeit zu unternehmen, und ich würde Geſchmack daran finden. Auch ſteigen die, Bedürfniſſe in meiner Familie, ſo daß mir eine außerordentliche Einnahme willkommen wäre. Es fragt ſich alſo, ob etwa Cotta auf einen ſolchen Plan einginge. Genannt möchte ich im Publicum nicht werden, auch kann mein Name der Unternehmung keinen mercantiliſchen Werth geben. Auf die Ausführung kommt alles an, und es fragt ſich, ob Cotta es auf Dein Zeugniß mit mir verſuchen wollte. Vielleicht könnte ſchon in dieſem Winter Hand an's Werk gelegt werden.

K.

Dresden, 31. October 1802.

— — — Madame Bürger ſpielt jetzt auf dem hieſigen Theater. Geſtalt und Anſtand ſind nicht unangenehm. Auch hätte ich nichts gegen ihr Organ. Nur ihre Declamation iſt zuweilen unnatürlich und unrichtig accentuirt. Ueberhaupt ſpricht ſie faſt zu laut. Beſſer als die Reinhard ſcheint ſie wohl zu ſein. Zur Zeit ſah ich ſie bloß in einer unbedeutenden Rolle, als Dallmers Tochter in Dienſtpflicht. Nächſtens wird hier Turandot gegeben.

In der Oper haben wir jetzt eine vorzügliche Schauſpielerin an Madame Paer. Schade, daß ſie nicht bei einem eigentlichen Kunſtwerke gebraucht werden kann. Als Sängerin iſt ſie nicht ſchlecht, aber ihre hohen Töne ſind erzwungen, und ſie hat mehr Hals- als Bruſtſtimme. Aber ihr Spiel iſt voll Bedeutung und Grazie. Mollia brachia hat ſie beſonders in hohem Grade. Auch iſt ihr Mienenſpiel gefühlvoll und fein. Ich wünſchte, daß Du ſie ſäheſt; und dies wäre ſehr leicht, wenn Du im künftigen Jahre nur vor dem Mai zu uns kämſt. Denn bis zum 1ſten Mai werden hier noch Opern gegeben.

K.

Weimar, 15. November 1802.

Es wird bloß auf Deinen eigenen Fleiß ankommen, das Project, von dem Du ſchreibſt, zu realiſiren; einer vorläufigen Unterhandlung bedarf es gar nicht. Wie das Manuſcript zu einem Bande bereit liegt, ſo ſoll es gedruckt und bezahlt werden. Auf dieſem Fuße bin ich mit Cotta; und da ich an dieſem Unternehmen ſelbſt Antheil nehmen kann und will, ſo brauche ich gar keine Complimente mit ihm zu machen. Weil er aber mein Freund iſt, auch bei Werken der Kritik und des Raiſonnements nie ein großer Abſatz zu erwarten, ſo kann ich nicht mehr als zwei Carolin für den Bogen von ihm nehmen, bis wir ſehen, wie es mit dem Abſatz geht. Durch den unglückſeligen Gang der Propyläen, von denen nur dreihundert Exemplare abzuſetzen waren, iſt er ein wenig eingeſchüchtert worden. Glaubſt Du von einem andern Buchhändler mehr erhalten zu können, ſo will ich gern die Unterhandlung für Dich übernehmen; aber ich dürfte alsdann nicht mit an dem Werke arbeiten, weil ich dem Cotta dieſes auf ſeine dringenden Bitten endlich habe zuſagen müſſen.

Sei außer Sorgen, daß ich Dich, wenn es zum Treffen kommen ſollte, mit meinen Beiträgen ſtecken laſſen werde. Ich weiß, daß Dir an der Ausführung dieſes Plans liegt, und das iſt mir genug; eine ernſthafte Sache kann ich auch ernſthaft behandeln, und Du ſollſt mit mir zufrieden ſein. Auch iſt das, was ich für's

Erſte dazu beſtimme, glücklicherweiſe ſchon gefunden und von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es in einer fleißigen Woche fertig werden kann. Mehr davon ein andermal.

Ich erwarte nun mit Sehnſucht die Abſchließung der Entſchädigungsſache in Regensburg, wovon auch meine Finanzen künftig abhängen werden. Der Churfürſt von Aſchaffenburg hat ſein altes Engagement gegen mich erneuert, und ich werde gewiß etwas erhalten, ſowie er nur erſt ſelbſt etwas hat. Seine Sachen ſind aber noch ganz leidlich gegangen, und er kann als Privatmann noch viel thun, wenn er auch jetzt als Fürſt nicht mehr ſoviel bedeutet. Nothwendig brauche ich auch dieſen Secours, da die kahle Ehre, die mir von Wien erwieſen wird, mir künftig einigen Aufwand verurſacht, auf den nicht gerechnet war.

Die Hauptſache iſt der Fleiß; denn dieſer giebt nicht nur die Mittel des Lebens, ſondern er giebt ihm auch ſeinen alleinigen Werth. Ich habe ſeit ſechs Wochen mit Eifer und mit Succeß, wie ich denke, gearbeitet. Von der Braut zu Meſſina ſind funfzehnhundert Verſe bereits fertig. Die ganz neue Form hat auch mich verjüngt, oder vielmehr das Antikere hat mich ſelbſt alterthümlicher gemacht; denn die wahre Jugend iſt doch in der alten Zeit. Sollte es mir gelingen, einen hiſtoriſchen Stoff, wie etwa den Tell, in dieſem Geiſt aufzufaſſen, wie mein jetziges Stück geſchrieben iſt, und auch viel leichter geſchrieben werden konnte: ſo würde ich alles geleiſtet

zu haben glauben, was billigerweiſe jetzt gefordert werden kann.

Ich werde Dir mit erſtem Poſtwagen Memoires und Floras zuſenden, was ich habhaft werden kann. Du wirſt bald wünſchen, dieſen Segen wieder los zu ſein. Aber einen intereſſanten Artikel will ich beilegen, vier Stücke vom Aeſchylus, welche Friedrich Stolberg noch in ſeiner guten Zeit überſetzt und jetzt erſt herausgegeben hat. Sie laſſen ſich recht brav leſen, und ich muß geſtehen, daß mich ſeit vielen Jahren nichts ſo mit Reſpect durchdrungen hat, als dieſe hochpoetiſchen Werke.

Ich lege Goethes Neueſtes bei, das Ihr behalten könnt. Es hat treffliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einem Bettlermantel geſtickt ſind. — In der theatraliſchen Vorſtellung nimmt ſich's ganz gut aus, bis auf die allegoriſchen Knoten, die ein unglücklicher Einfall ſind.

S.

Dresden, 19. November 1802.

Daß Du Dich ſo lebhaft für mein Project intereſſirſt, macht mir viel Freude, und mehr noch, daß Du ſelbſt an der Ausführung theilnehmen willſt. Mit zwei Carolinen bin ich zum Anfange wohl zufrieden, doch hoffe ich, daß Cotta bald mehr bewilligen wird. So wie ich mir das Werk denke, ſollte ich ein zahlreicheres Publicum dafür erwarten, als für die Propyläen. Man

darf nur die Anzeige von den weniger bekannten, beſonders ausländiſchen Kunſtwerken ſo einrichten, daß ſie ein Bild des Werkes ſelbſt, und dadurch eine Art von Kunſtgenuß giebt. Soll nun Hand an's Werk gelegt werden, ſo müßteſt Du, dächte ich, vor allen Dingen wegen der ausländiſchen Producte an Cotta ſchreiben. Es fragt ſich, ob er in London, Paris und Rom zuverläſſige Correſpondenten hat, die ihm das Bedeutende ſchicken. Sonſt muß man ihm die Producte aus den Journalen angeben, die man verlangt. Die Exemplare bleiben ſein, und werden auf die leipziger Meſſe an ihn oder ſeinen Correſpondenten wieder zugeſchickt. Die deutſchen Producte aus den nördlichen Gegenden werde ich hier zu bekommen ſuchen, aber was das ſüdliche Deutſchland und die Schweiz hervorbringt, muß Cotta liefern. Jetzt möchte ich nur wiſſen, was Du beizutragen gedenkſt. Iſt es vielleicht eine Betrachtung über den gegenwärtigen Zuſtand der Dichtkunſt, womit das Werk anheben könnte? Oder iſt es ein einzelnes Product, das Du analyſiren willſt? Schreib' mir es bald, damit ich mir etwas anderes ausſuchen kann.

Zu Deinem Verhältniſſe mit dem neuen Churfürſten wünſch' ich Dir Glück. Da er ſeine Zuſage erneuert hat, ſo ſcheint es ihm doch ein Ernſt zu ſein, etwas für Dich zu thun. Wie wäre es, wenn er eine Akademie der deutſchen Dichtkunſt und Beredſamkeit errichtete? Sollte ſich nicht für eine ſolche Unternehmung ein Plan ausdenken laſſen, der ihn erwärmen könnte?

Dein neues Stück zu ſehen, kann ich kaum erwarten; ſchicke mir's ja ſogleich. Den Plan, wie Du mir ihn erzähltest, habe ich noch ſehr gut im Kopfe.

Turandot iſt hier gegeben worden, aber, wie ſich erwarten ließ, das Publicum konnte ſich in dieſe Gattung nicht finden. Das Spielen mit dem Spiele verſteht man nicht, und nimmt es übel, weil man in der tragiſchen Rührung nicht geſtört ſein will. Ochſenheimer hat den Pantalon allerliebſt gemacht. Auch Böſenberg war im Truffaldin nicht übel, aber Tartaglia und Brighella waren ſchlecht. Die Hartwig und Opitz ſpielten ganz tragiſch. Willſt Du nicht lieber das Tragiſche etwas gedämpft haben, oder vielmehr, ſoll nicht Sprache und Spiel ſich etwas vom Natürlichen entfernen, damit für das Ganze der Charakter des Abenteuerlichen erhalten würde, und der Zuſchauer zwiſchen Rührung und Beluſtigung ſchwebe? Ich denke mir Turandot immer als eine geſprochene Oper. Ein muthwilliges, übermüthiges Spiel der Phantaſie iſt die Hauptſache. In dieſem Spiel ſoll nur ſoviel Bedeutung ſein, als es verträgt. In der Aufführung finde ich für die tragiſchen Rollen große Schwierigkeit, daß der Schauſpieler weder ſchwerfällig (wie hier geſchah) noch froſtig werde. Nur ſoviel Leidenſchaft darf gegeben werden, als man tanzend und ſingend darſtellen kann. In Berlin, höre ich, iſt der Altoum komiſch genommen worden. Dadurch wird das Ganze zur Parodie. Wie ging's denn in Weimar?

Goethes: Was wir bringen, iſt allerdings aus

ſehr ungleichartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Auch ich habe ſchöne Stellen darin gefunden, aber ſie ſind nicht zahlreich. Im Ganzen herrſcht eine behagliche Stimmung, die mir an Goethe ſehr begreiflich iſt, durch die aber, däucht mich, kein Kunſtwerk entſteht. Es giebt eine Ruhe in den Werken der Kunſt, die ſehr verdienſtlich iſt, aber dieſe entſteht nicht durch Nachläſſigkeit. Warum machte er nicht lieber einen kurzen Prolog, wenn er auf eine ſolche Gelegenheitsarbeit nicht viel Kraft verwenden wollte?

Collins Regulus habe ich geleſen. Ohne Talent iſt der Verfaſſer nicht, und ſcheint ſeinen Stoff mit Ernſt und Liebe bearbeitet zu haben. Aber in dem Ganzen iſt viel Schülerhaftes, und in der Aufführung muß die Monotonie unerträglich ſein. Auch iſt die Atilia ganz verfehlt, da ſie doch auch Römerin ſein ſollte. Indeſſen unterbricht ſie doch jetzt manchmal das ewige Einerlei des übrigen Dialogs. Kaum glaube ich, daß Regulus Geſchichte zu einer dramatiſchen Darſtellung taugt. Die Gründe, warum? möchte ich einmal in unſeren Annalen auseinanderſetzen.

Von Paer haben wir eine neue Oper, die ihm ſehr gelungen iſt. Der Stoff iſt aus der italieniſchen Geſchichte. Zwei edle Bürger von Florenz werden durch Familienhaß entzweit. Einer muß flüchten, erwählt ein Schloß in einer wilden Gegend zu ſeinem Aufenthalte. Seine Anhänger folgen ihm und ſuchen ſich zu verſtärken, indem ſie die Reiſenden auffangen und anwerben. Die Gemahlin ihres Feindes und dieſer ſelbſt kommt

unerkannt in ihre Gewalt. Sie ſuchen ſich durch die Flucht zu retten, und werden entdeckt. Das Ganze ſchließt befriedigend durch eine Erkennungsſcene und durch Verſöhnung. Die Gemahlin des einen iſt die verlorene Tochter des anderen. Für die Oper iſt der Stoff ſehr gut calculirt, beſonders für Paers Talent, der das Lebendige und Leidenſchaftliche liebt, aber dabei immer eine gewiſſe Anmuth der muſikaliſchen Formen zu erhalten weiß. Paer hat wirklich meine Eroberung gemacht, und ich ſuche mit ihm genauer bekannt zu werden. Er hat viel Genialiſches und arbeitet mit unglaublicher Leichtigkeit. Alle Jahre liefert er wenigſtens zwei Opern. Ich möchte ihm gern einen Plan aufſetzen und ſuche nach Stoffen im Coſtüm der Neugriechen — etwa der Mainoten — oder der Mauren in Spanien. Wenn Dir etwas in den Weg kommt, ſo theile mir's mit. Mit der Oekonomie der Oper glaube ich ziemlich bekannt zu ſein.

Die Familienzwiſte in den italieniſchen Republiken müßten, dächte ich, noch manchen brauchbaren tragiſchen Stoff liefern. Eteokles und Polynikes ließen ſich auf eine ſolche Art in einem modernen Coſtüm darſtellen, wobei mancher Gewinn für den Dialog ſein würde.

Mit Deinem Von iſt's alſo doch richtig. Ich möchte doch eigentlich wiſſen, wie es damit zugegangen iſt. Laß doch Dein Weibchen darüber ſchreiben.

K.

Weimar, 29. November 1802.

Hier folgt der Aeschylus, den ich neulich beizulegen vergaß. Auch sollst Du die noch fehlenden Bände der Memoires vollständig erhalten, sobald ich sie wiederbekomme, denn sie sind theils ausgeliehen, theils verloren gegangen. Die Flora kann ich nicht vollständig senden, denn auch mir sind viele Stücke nicht geschickt worden. Doch stehen noch mehrere Stücke aus, die ich nachsenden werde.

Du willst nähere Nachricht, wie es mit meinem Adel zugegangen. Was ich davon in Erfahrung brachte (denn an der Quelle selbst konnte ich freilich nicht nachfragen), ist dieses. Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Churfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte,

zudringlicherweiſe an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und ſeine Frau Anſprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man ſchwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr beſtärkt haben, mich adeln zu laſſen. Daß mein Schwager den erſten Poſten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schweſtern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demſelben hatte, obgleich meine Frau und ich ſonſt viele Verhältniſſe mit dem Hofe hatten. Dieſes alles bringt dieſer Adelsbrief nun in's Gleiche, weil meine Frau, als eine Adlige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die ſie vor unſerer Heirath hatte, reſtituirt wird; denn ſonſt würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann ſie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich iſt nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indeſſen, wie Weimar, iſt es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeſchloſſen iſt; denn das fühlt ſich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größern Stadt gar nichts davon gewahr wird.

G.

1 8 0 3.

Weimar, 7. Januar 1803.

Du haſt mir diesmal zuviel zugetraut, wenn Du glaubteſt, daß ich ſobald mit meinem Werke fertig ſein würde. Bei mir geht es ſo raſch nicht, weil ich gar zu oft durch meine unſtäte Geſundheit und Schlafloſigkeit unterbrochen werde, und wegen zerſtörten Kopf's oft wochenlang pauſiren muß. Demohngeachtet bin ich nicht weit mehr vom Ziele, und denke in den erſten Tagen des Februars fertig zu ſein. Das Stück iſt von der Länge eines gewöhnlichen Fünfacten-Stücks, und wenn ich bedenke, daß ich ſeit der Mitte Auguſt erſt an die Ausführung gegangen, ſo bin ich noch immer mit meinem Fleiße zufrieden.

Für das Theater möchte es aber keine Speculation ſein und am wenigſten für das Curige, weil man da auf's Poetiſche gar nicht eingerichtet iſt. Die Handlung wird zwar theatraliſch genug ſein, aber die Ausführung iſt durchaus zu lyriſch für den gemeinen Zweck, und, ich darf mit gutem Gewiſſen hinzuſetzen, für das Talent gemeiner Schauſpieler zu antik. Doch Du wirſt dieſes ſelbſt beurtheilen, wenn ich Dir das fertige Manuſcript ſchicke.

und je nachdem Du es findeſt, wollen wir uns mit Opitz einlaſſen oder nicht.

Ich weiß nicht, ob ich Dir zu Deiner übernommenen theatraliſchen Bemühung Glück wünſchen ſoll. Je beſſer Du es zu machen glaubſt, deſto ſchlechter wird man Dir's danken, und am Ende für alle Deine Mühe wird Deine Belohnung ſein, daß ſie Dir bei der Vorſtellung die Idee des ganzen Gedichts zerſtören. Es iſt eine böſe Aufgabe, für dieſes Lumpenpack zu arbeiten.

Du haſt mir noch nichts von dem Aeſchylus geſchrieben, den ich Dir überſchickt. Ich wünſchte, daß er auf Dich dieſelbe Wirkung möchte gemacht haben wie auf mich, denn noch nichts hat mir eine ſo ächt poetiſche und hohe Stimmung gegeben. Wenn Du ihn nicht mehr brauchſt, ſo ſende mir ihn wieder. Hat Minna das Paradies der Liebe geleſen, das in Ungers Journal der Romane ſteht? Es iſt ein poſſierliches Product; ich kann es Euch ſchicken. Der Verfaſſer iſt ein Engländer, der ſich jetzt hier aufhält, und der das Werk zuerſt in's Deutſche überſetzt herausgab, ehe er das Original wollte drucken laſſen. Er kündigt der Ehe den Krieg an, und trägt Alles auf einen Haufen, was ſich dagegen ſagen läßt. Sein eignes perſönliches Intereſſe, weil er ein Maltheſerritter und dabei ein häßlicher Affe iſt, giebt den Schlüſſel zu der Sache. Das Sujet, in der Form des Candide bearbeitet, hätte ſehr glücklich ausfallen können; und auch ſo iſt es, bei aller Rohheit, nicht ohne Intereſſe und Verdienſt.

Zum neuen Jahre ſagen wir Euch unſere herzlichſten Grüße. Möge uns dieſes Jahr wieder vereinigen.

E.

Dresden, 18. Januar 1803.

Du darfſt Dich nicht wundern, daß ich Dein neues Werk ſchon für fertig hielt. Rackenitz und Opitz ſchienen Nachrichten davon zu haben, und mich däucht, daß Du ſelbſt Dir einen früheren Termin ſetzteſt. Mich fing an die Eiferſucht zu plagen, wenn ich dachte, daß es in Weimar ſchon aufgeführt ſein könnte, ehe ich es geleſen hätte. Jetzt warte ich ruhig und rechne darauf, daß ich einer der erſten bin, die das Werk fertig ſehen.

Auf eine hieſige Aufführung thue ich, nach dem was Du davon ſchreibſt, noch nicht Verzicht. Es geht damit wie mit großen muſikaliſchen Werken: man macht Quartette oder Quintette daraus, die eine kleine Geſellſchaft nach ihren Kräften aufführen kann. Ich weiß wohl, daß damit dem Werke ſein Recht nicht geſchieht, aber dies läßt ſich vielleicht noch in dem jetzigen Jahrhundert auf keinem Theater erwarten. Bis dahin iſt der poetiſche Kunſtgenuß aufs Leſen eingeſchränkt. Aber wenn nun jemand ſich durch das vorhandene Theater einen Genuß verſchaffen will, iſt es ihm zu verdenken, wenn er es auf eine Art beſchäftigt, die ihn an jenen poetiſchen Genuß erinnert? Singt man doch am Clavier gern eine Arie aus einer beliebten Oper. Dies war

mein Fall beim Wallenſtein. Das Stümperhafte in vielen Theilen der Aufführung ärgert mich nicht, da ich es nicht anders erwarte. Mir iſt um einzelne Stellen zu thun, wo ſich ein wirkliches Talent mit der Poeſie vereinigen und ihr eine Art von Körper geben wird. Ich will nicht Dein Werk in der Aufführung, ſondern dieſen und jenen Schauſpieler in einer Rolle Deines Stückes ſehen. Wie mir Ochſenheimer ſagt, geht man im Ernſte an eine hieſige Aufführung des Wallenſtein. Er iſt in Berlin geweſen und mit vielem Beifall aufgenommen worden. Er hat unter anderen Franz Moor geſpielt. Ueber den Bau des Theaters klagt er ſehr, und glaubt, daß ſeine Bruſt es kaum ein Paar Jahre dort aushalten würde.

Daß ich Dir nichts über den Aeſchylus ſchrieb, war nicht Kälte, ſondern kam wohl daher, weil ich überhaupt ſchwer daran gehe, etwas über die Griechen zu ſagen oder zu ſchreiben. Das Geſchwätz der Hellenomanen verleidet einem oft jede natürliche Aeußerung über griechiſche Kunſt, weil man ſich ſchämt, ihnen etwa zu begegnen. Ich begreife recht gut, wie das kraftvolle Leben und die höheren Geſtalten in den Werken des Aeſchylus Dich ergriffen haben. Das Spiel der Phantaſie ſcheint hier noch jugendlicher und freier, als im Sophokles, wo ſchon gewiſſe Formen herrſchen. Zwar ſind es griechiſche Formen, aber Aeſchylus ſcheint faſt mehr als ein Grieche — er ſcheint wie Shakeſpear, ein Weltbürger zu ſein, der zufälligerweiſe in Griechenland lebte, aber auch alles

mit Begeiſterung auffaßte, was ihm ein ſolches Volk und ein ſolches Zeitalter darbot. Stolbergs Ueberſetzung hat Kraft und Wärme, aber eine gewiſſe Unbehilflichkeit, die jedoch nicht ſtört. Aeſchylus gleicht bei ihm einer antiken Statue, die noch nicht ganz ausgegraben iſt. Ein Theil liegt noch unter dem Schutt, aber das Auge wird doch durch moderne Ergänzungen nicht beleidigt. Humboldt würde mehr geleiſtet haben. Die Chöre der Eumeniden hat er ſehr glücklich bearbeitet. Vielleicht aber hätte durch zu große Aengſtlichkeit, keinen Zug des Originals unangedeutet zu laſſen, der Totaleindruck leiden können.

E.

Weimar, 6. Februar 1803.

Mein Stück iſt zwar ſeit etlichen Tagen fertig, aber weil ich das rein geſchriebene Exemplar eiligſt an Cotta überſenden muß, der es nach Wien zu ſchicken hat, um ein Privilegium darauf zu erhalten, ſo kann ich Dir erſt in acht Tagen eine Abſchrift davon zukommen laſſen.

Was die theatraliſche Repräſentation deſſelben betrifft, ſo habe ich jetzt, nachdem ich das Stück hier in einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft von Fürſten, Schauſpielern, Damen und Schulmeiſtern mit großem und übereinſtimmendem Effecte producirt habe, etwas mehr Hoffnung, es mit ſammt dem Chor auch auf die Bühne bringen zu können. Es iſt nichts nöthig, als daß ich den Chor,

ohne an den Worten das Geringſte zu verändern, in fünf oder ſechs Individuen auflöſe, womit ich mich jetzt eben beſchäftige. Von dem dazu zubereiteten Exemplare laſſe ich ſogleich einige Abſchriften nehmen, um ſie nach Berlin, Hamburg und Dresden zu verſenden. Du kannſt alſo, wenn man Dich fragt, das Stück binnen vierzehn Tagen Opitz für 10 Carolin verſprechen. — Von dem Chor brauchſt Du ihm gar nichts zu ſagen, denn ſie ſollen mir das Stück ſpielen, ohne nur zu wiſſen, daß ſie den Chor der alten Tragödie auf die Bühne gebracht haben.

S.

Weimar, 14. Februar 1803.

Endlich ſtellt ſich die Braut von Meſſina bei Euch ein; laßt ſie eine freundliche Aufnahme finden. Es gehört immer unter meine beſten Freuden, wenn ich etwas neues, fertig gewordenes an den alten Körner und die lieben Weibchen einſiegeln kann.

S.

Dresden, 18. Februar 1803.

Nur ein Paar Zeilen heute über den erſten Eindruck Deines neuen Werkes. — Geſtern Abend kam es, und noch habe ich es kaum zweimal geleſen. Es hat einen hohen Rang, däucht mich, unter Deinen Producten. Mir iſt kein modernes Werk bekannt, worin man den

Geiſt der Antike in einem ſolchen Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetiſchen Form. Aber ein ſolches Gedicht wird nur mit unbefangener Seele und im geſundeſten kraftvollſten Zuſtande des Geiſtes genoſſen. Rechne hier nicht auf lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei ächten Kunſtfreunden der künftigen Geſchlechter. — Nächſtens mehr, wenn ich mehr über Dein Werk gedacht habe. —

Es iſt mir ein großer Gefallen, daß Du mich durch Deinen Brief an Opitz der Theaternegociation überhoben haſt. Ich bin jetzt gar nicht in der Stimmung, mit dieſen Menſchen über dieſes Werk zu ſprechen. Wir brauchen hier in der Regel nur etwas, um abgeſpannte Naturen ein Paar Stunden vor dem Gähnen zu ſchützen. Kotzebue und Iffland ſind dazu recht gut. Rackenitz iſt nicht mehr Director des Theaters, ſondern ein Graf Bitzthum, der als Adjutant ſonſt bei der Armee am Rhein war. Er ſoll nicht ohne Verſtand ſein, hat aber den Ruf eines Pedanten. Ich habe gar keine Verbindung mit ihm. Vielleicht iſt er doch in mancher Rückſicht beſſer, als Rackenitz.

K.

Dresden, 28. Februar 1803.

Häusliche Sorgen haben mich abgehalten, Dir eher als heute ausführlich über die Braut von Meſſina zu

ſchreiben. Mein Carl wurde mir ernſtlich krank, und wir hatten Urſache, ein Nervenfieber zu fürchten. Damiani brauchte aber gleich anfänglich wirkſame Mittel, und wir ſind nunmehr außer Sorgen.

Durch Dein neues Werk iſt mir zuerſt recht anſchaulich geworden, wieviel die dramatiſche Darſtellung durch den Chor gewinnt. Es gehört zur Würde der Handlung, daß der Einzelne von einer Gruppe theilnehmender Menſchen umgeben wird. Malerei und Muſik kennen die Vortheile ſolcher Gruppen ſehr gut, aber die moderne dramatiſche Poeſie ſtellt ihre Hauptperſonen in den wichtigſten Momenten einem unbedeutenden Vertrauten gegenüber. — Du haſt Dich nicht begnügt, Deinem Chor eine untergeordnete Rolle zu geben. Er wird in einigen Momenten ſelbſt handelnd. Auch gewinnt Dein Gemälde an Reichthum durch die Verſchiedenheit des Charakters in beiden Chören. In der Behandlung des Chors haſt Du mehr Aehnlichkeit mit Aeſchylus, als mit Sophokles und Euripides. — Bei jenem iſt mehr Leidenſchaft, bei letzteren Beiden iſt mehr Ruhe in dem Chor. War es vielleicht ein Kunſtgriff der ſpäteren dramatiſchen Kunſt, das Lebendige der Handlung durch den Contraſt der ruhigen Betrachtung zu heben? Auch war es vielleicht Bedürfniß, bei der wilden Leidenſchaft der handelnden Perſonen, die man beſonders in einigen Stücken des Euripides findet, in den Chor ein Gegengewicht zu legen. Bei Aeſchylus aber, ſo wie bei Dir, unterſcheiden ſich die Hauptperſonen durch Hoheit und Würde, nicht durch

Heftigkeit des Affects. Dein Cäsar selbst ist nur in einem einzigen entscheidenden Momente von Leidenschaft überwältigt. Auch beim Sophokles findet man bei den handelnden Personen nirgends eine so wilde Mordlust, wie in mehreren Stücken des Euripides. Sollte vielleicht das spätere Athen einen heftigeren Reiz bedurft haben? War es etwa nicht mehr empfänglich für einfache Größe?

Beim ersten Lesen Deines Stückes habe ich gar nicht an eine Aufführung gedacht. Aber wenn man sich länger damit beschäftigt, entsteht die Frage: wie unter den günstigsten Umständen, und bei einem Zusammentreffen der größten Talente der Chor auf dem Theater gegeben werden könnte. Manches könnte gesungen werden, wenn es allein stände. Aber da das ganze Stück gesprochen werden muß, so würde ich auch den Chor sprechen lassen, aber immer eine Person nur auf einmal, außer bei einzelnen Worten und kurzen Sätzen, wodurch der Gedanke der Menge auf einmal laut wird. Drei bis vier Personen, die die vordersten des Chors sind, theilen sich in die Rede. Einer fällt oft dem andern in's Wort und endigt die Phrase. Hauptstellen, wie solche:

Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen

und dergleichen, werden vom ganzen Chor wiederholt. In dem Ideencostüm Deines Chors ist etwas gewagtes; griechische Mythologie findet sich neben katholischen Religionsbegriffen. Wolltest Du vielleicht ein allgemeines poetisches Costüm gebrauchen, so wie es ein Malergewand giebt? Die Darstellung gewinnt dadurch an Reichthum

in einzelnen Stellen, aber ich weiß nicht, ob die Geſtalten des Chors im Ganzen nicht dadurch etwas an Beſtimmtheit verlieren. Der Gedanke ſcheint mir ſehr glücklich, daß Du im Moment der Begeiſterung bei dem Chor griechiſche Rhythmen eintreten läßt, und den Reim gebrauchſt, wo ſich die Rede des Chors mehr dem Geſpräch nähert. Auch hat mich die Mannigfaltigkeit und Wahl Deines Rhythmus gefreut. Unter den einzelnen Figuren feſſelt die Mutter — eine ächte Niobe — beſonders die Aufmerkſamkeit. Ihre Hoheit, die im ſchrecklichſten Moment in eine Art von Trotz übergeht, wird gleichwohl nie unweiblich. Manuel und Caeſar contraſtiren auf eine feine Art. Manuel iſt nur durch die Liebe milder geworden, indem ſie ihn glücklich machte. Bei Caeſar blieb die ſtürmiſche Begierde ohne alle Befriedigung. — Beatrice iſt eine holde Erſcheinung, deren Wirkung zwiſchen den ſchauderhaften Scenen ſehr wohlthut. Die Fabel iſt einfach aber doch reichhaltig, das ganze Geſchlecht iſt zu einem tragiſchen Gemälde ausgeſucht, und der harte, kraftvolle Vater im Hintergrunde gehörte auch mit zum Ganzen. Schauderhaft iſt beſonders die Entſtehung des größten Unglücks aus löblichen Handlungen. Unter den Fällen, wo ein einfaches Mittel eine große Wirkung hervorbringt, iſt mir beſonders die Stelle in der Erzählung des Boten lieb, wie der Einſiedler ſeine Hütte anzündet.

K.

Weimar, 10. März 1803.

Dein Carl wird, wie wir hoffen, jetzt wieder ganz hergeſtellt ſein, und Ihr alle Euch außer Sorge befinden. Ich wünſchte Euch nur einen recht guten Arzt, da man einmal ohne dieſe Hausplage nicht leben kann. Frage den Deinigen, ob die Emma nicht die Eſelsmilch trinken ſollte. Es haben ſie hier viele ſchwächliche Perſonen gebraucht, und mit gutem Erfolge; auch mir iſt ſie vorigen Sommer wohl bekommen. Es iſt die feinſte animaliſche Bereitung der Kräuter, und man glaubt eine Pflanzenmilch zu ſchmecken. In Eurem Weinberge könnte ſich ein ſolches Thier recht gut halten laſſen, und Minna ſelbſt könnte wahrſcheinlich dieſe Cur auch mit Erfolg gebrauchen.

Was Du über mein Werk ſchreibſt, mußte mich ſehr freuen, weil ich gerade das hineinlegen wollte, was Du Dir aus dem Werke herausnahmſt. Wegen des Chors bemerke ich noch, daß ich in ihm einen doppelten Charakter darzuſtellen hatte: einen allgemeinen menſchlichen nämlich, wenn er ſich im Zuſtand der ruhigen Reflexion befindet, und einen ſpecifiſchen, wenn er in Leidenſchaft geräth und zur handelnden Perſon wird. In der erſten Qualität iſt er gleichſam außer dem Stücke, und bezieht ſich alſo mehr auf den Zuſchauer. Er hat, als ſolcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Perſonen; aber bloß diejenige, welche der Ruhige über den Paſſionirten hat, er ſteht am ſichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wel-

len kämpft. In der zweiten Qualität, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen, und so hilft er die Hauptfiguren herausheben.

Das Ideencostüm, das ich mir erlaubte, hat dadurch seine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christenthum, griechische Mythologie und Mahomedanismus wirklich begegnet und vermischt haben. Das Christenthum war zwar die Basis und die herschende Religion; aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Mährchenglaube, sowie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an. Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Charakter aufheben würde, wird also hier selbst zum Charakter. Auch ist sie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimisch und ein lebendiges Gefäß der Tradition ist.

Was Du in Vorschlag bringst, um den Chor auf dem Theater darzustellen, wird hier wirklich in Ausübung gebracht werden; und nach einer einzigen Leseprobe zu urtheilen, verspreche ich mir vielen Succeß. Sende mir das Exemplar zurück, ich will Dir dafür das Theaterexemplar zuschicken. An Opitz schicke ich das Stück nicht. Das hiesige Theater wünscht damit in Lauchstädt, als mit einer Novität aufzutreten, und bat mich, es für Leipzig solang zurückzuhalten; wofür es mir das Hono-

rar vergütet. Weil es doch ohnehin von Opitz ſchlecht executirt werden würde, ſo bin ich wohl zufrieden, daß der erſte Eindruck an jenen Orten durch das Leſen geſchieht. — Lebe recht wohl, und laß mich bald hören, daß ſich alles bei Dir wieder wohl befindet.

Wir helfen uns auch nur ſo mit Noth durch dieſe harte Jahreszeit hindurch, zwiſchen Wohlſein und Krankſein, ob ich mich gleich im Ganzen ziemlich wohl befinde.

G.

Weimar, 28. März 1803.

Seit ſechs Tagen bin ich von einem böſen Hüft- und Schenkelweh geplagt, das mich wegen künftiger Rückfälle beunruhigt, weil ſich ſo etwas leicht feſtſetzt und habituell wird. Es iſt indeß ohne Fieber und alle bösartige Zufälle, und mag von einer Erkältung herrühren, die ich mir auf den ſteinernen Schloßtreppen zugezogen. Unſer Erbprinz iſt ſeit acht Tagen wieder von ſeinen Reiſen zurück, und dies hat mich aus meinem Zimmer herausgetrieben.

Vor neun Tagen iſt die Braut von Meſſina hier zum erſtenmale gegeben, und vorgeſtern wiederholt worden. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich ſtark; auch imponirte es dem jüngern Theile des Publicums ſo ſehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauſpielhaus ein Vivat brachte, welches man ſich ſonſt hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das

vorwaltend Lyriſche in dem Stücke ſind die Stimmen natürlich ſehr getheilt, da noch ein großer Theil des ganzen deutſchen Publicums ſeine proſaiſchen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen kann. Es iſt der alte und der ewige Streit, den wir beizulegen nicht hoffen dürfen. Was mich ſelbſt betrifft, ſo kann ich wohl ſagen, daß ich in der Vorſtellung der Braut von Meſſina zum erſtenmale den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zuſammen, und ein hoher furchtbarer Ernſt waltete durch die ganze Handlung. Goethe iſt es auch ſo ergangen; er meint: der theatraliſche Boden wäre durch dieſe Erſcheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.

In dieſer Woche kommt von Goethe ſelbſt ein neues Stück: „Die natürliche Tochter" auf unſere Bühne, von dem Du aber nicht eher ſprechen mußt, bis es öffentlich bekannt iſt. Der Stoff iſt aus der abenteuerlichen Geſchichte einer natürlichen Tochter des Prinzen Conti genommen, welche vor einigen Jahren in Frankreich herausgekommen, und Dir vielleicht in die Hände gerathen iſt. Wenn nicht, ſo ſuche ſie zu bekommen; ſie wird Dich ſehr unterhalten, obgleich ſie bloß ein Mährchen iſt.

Die Delphine hat mir denſelben Eindruck gemacht, wie Du von Dir beſchreibſt. Eine gewiſſe Tiefe, einen Ernſt und eine Wahrheit des Gefühls, wie man bei franzöſiſchen Schriftſtellern ſelten findet, kann man der Stael nicht abſprechen, und anſtatt der Poeſie beſitzt ſie wenigſtens eine eindringende Beredſamkeit. Auch einzelne

treffende und glückliche Züge und Blicke erfreuen in diesem Roman; wenn nur der Held nicht ein solcher Jammerkerl, und das Ganze nicht die Ausführung eines magern Begriffs wäre, der lächerlich genug noch an der Hausthüre angeschrieben steht.

Ich habe in dem Manuscript der Braut von Messina, das Du mir zurückgeschickt, mit Verdruß einige häßliche Schreibfehler bemerkt, die Dich nothwendig gestört haben müssen. Mit anderen Stellen, die Du angestrichen hast, kann ich es nicht so genau nehmen; man muß sich, besonders im Lyrischen, auch etwas erlauben dürfen.

Ich habe seit Endigung der Braut, zu meiner Erholung und um der theatralischen Novität willen, ein Paar französische Lustspiele zu übersetzen angefangen, die in einigen Wochen fertig sein werden. Eins darunter hat viel Verdienst, und hätte vielleicht eine recht ernstliche Bearbeitung verdient; das andere ist ein leichtes Intriguenstück, das unterhält, und sein halbes Dutzend Vorstellungen auf jedem Theater aushalten kann.

Nun lebe wohl, und nimm unsere herzlichen Glückwünsche für das gute Ablaufen des Scharlachfiebers bei den Kindern an. Die größte Sorgfalt in der Diät und Lebensweise, auch noch eine gute Weile nach der Krankheit, wird der Arzt wohl schon empfohlen haben.

S.

Dresden, 23. April 1803.

Du hast lange keinen Brief von mir gesehen; aber es ist bei uns nichts vorgefallen. Nur einige pressante Actenarbeiten haben mich abgehalten. Daß inmittelst Kunze gestorben ist, wirst Du in den Zeitungen gelesen haben. Er hat mich gebeten, seine Tochter zu mir zu nehmen, und ich thue es gern, da sie ein gutartiges Wesen ist, und für meine Emma eine Gesellschaft abgiebt. Sie ist etwas älter als Emma.

Dein Hüftweh wird nun hoffentlich längst vorüber sein. Nimm Dich nur vor dem kalten Klima der Hofwelt in Acht.

Die Studenten sind wohl noch diejenige Classe des deutschen Publicums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hat. Durch die Verhältnisse der wirklichen Welt sind sie noch nicht abgestumpft. Viele unter ihnen sind bekannter mit Griechenland und Rom, als mit ihrem Vaterlande. Das eigentliche Burschenleben ist ein immerwährendes Fest, und eine festliche Stimmung ist eine Hauptbedingung des höheren Kunstgenusses. Bei dem übrigen Publicum hat die Kunst erst alles zu überwinden, was dieser Stimmung entgegen ist. Manche Feinheit in der Behandlung wird dem Studenten entgehen, aber das Große und Heroische wird er lebhaft auffassen, und mächtig davon ergriffen werden. Die falschen Begriffe unseres Publicums über das Natürliche sind wohl zum Theil

durch einige Kunſttheoretiker veranlaßt worden, die die Kunſt gern zu einem Geſchäft herabwürdigen möchten. Ueber Gemälde hört man auch noch öfter ein geſundes Urtheil, als über ein Gedicht. Das Product der Phantaſie des Malers wird um ſein ſelbſt willen geſchätzt; man vergleicht es nicht mit der Alltagswelt, die uns umgiebt, man fordert nur Zuſammenhang, Conſequenz, Einheit, man verlangt Beſtimmtheit, Charakter, Bedeutung in allen Theilen des Werks — nur wo man auf etwas Formloſes trifft, iſt man unzufrieden. Wann wird es dahin kommen, daß auch poetiſche Kunſtwerke auf ſolche Art beurtheilt werden? Mancher hat ſich auch oft über poetiſchen Flitterſtaat, oder über eine gewiſſe Renommiſterei unter jugendlichen Dichtern geärgert, und wird dadurch nach dem entgegengeſetzten Extreme getrieben.

Was ſind es denn für franzöſiſche Luſtſpiele, die Du bearbeitet haſt? Du ſchriebſt mir die Titel nicht. Mich freut es, wenn Du Dich zur Erholung damit abgeben willſt, etwas Gutes in dieſer Art auf deutſchen Boden zu verpflanzen. Vielleicht bekommſt Du dadurch ſelbſt einmal Luſt, etwas im Komiſchen zu verſuchen. Du weißt, daß dieſes eine alte Idee von mir iſt, die ich noch gar nicht aufgebe. Goethes Stück wird wohl noch nicht ſo bald gedruckt. Wäre es nicht möglich, das Manuſcript auf ein paar Tage zu bekommen? Es würde nicht aus meinen Händen gegeben werden.

F.

Weimar, 12. Mai 1803.

Ich habe in diesen letzten Wochen viele theatralische Zerstreuungen gehabt, die mich weder an's Arbeiten noch Briefschreiben kommen ließen. Die Jungfrau von Orleans ist vor drei Wochen hier zum erstenmal aufgeführt und mehrmal repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück ist aber auch charmant gegangen, und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrisirt worden. Ich wünschte, Ihr hättet es mit angesehen; denn ob wir gleich keine große Talente bei unserem Theater haben, so störte doch nichts, und das Ganze kam zum Vorschein. Die Jungfrau von Orleans wurde von einer Schauspielerin gespielt, welche sonst nicht im Besitz der großen Rollen ist, hier aber durch ein glückliches Zusammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leisten.

Könntet Ihr im Juli nach Lauchstädt kommen, so wollte ich Euch drei meiner Stücke, die am besten gehen, produciren. Wir lebten dann acht Tage zusammen, und erfreuten uns des Wiedersehens.

Meine zwei aus dem Französischen übersetzten Lustspiele will ich Dir schicken, sobald ich eine Abschrift übrig habe, denn jetzt bin ich pressirt, sie an die Theater abzusenden.

Ich habe in diesen Tagen auch lustig gelebt: die

preußiſchen Officiere in Erfurt haben mich zu einem Feſte eingeladen, und ich bin hingegangen. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militair zu finden; denn es waren gegen hundert Officiere beiſammen, wovon mir insbeſondere die alten gedienten Majors und Oberſten intereſſant waren.

Goethes Stück iſt für jetzt nicht zu bekommen, es wird aber auf die Michaelismeſſe gedruckt.

S.

Dresden, 18. Mai 1803.

Deine Einladung nach Lauchſtädt möchte ich ſehr gern annehmen; aber in dieſem Sommer kann ich mich von Dresden nicht entfernen. Ferien haben wir nicht, und zwei Jahr nach einander Urlaub zu nehmen, läßt ſich in meiner Stelle nicht thun. Deine Reiſe nach Dresden ſcheinſt Du aufgegeben zu haben. Ich hatte immer noch darauf gehofft. Eine Aufführung der Jungfrau von Orleans, wobei nur nichts Störendes vorfällt, und die Worte nur deutlich ausgeſprochen werden, kann ihre Wirkung nicht verfehlen. Gewiſſe Vortheile der Declamation und des Sprechens der Jamben haſt Du den Schauſpielern beibringen können, wenn ſie gelehrig waren. Du konnteſt ſie zu Organen bilden, um Dein Werk auszuſprechen. Von einer vollendeten Aufführung fordere

ich freilich noch mehr. Zwei Künſte — eine Muſik der Sprache, die ſich dem Geſange, und eine Mimik, die ſich dem Tanz nähert — ſollen ſich mit der Dichtkunſt vereinigen, und ein Ganzes hervorbringen, das außer der Phantaſie zugleich die edelſten Sinne entzückt, ſo wie es eine idealiſirte Oper thun würde. Hierzu gehört aber eine Vereinigung von Talenten der Schauſpieler und anderen günſtigen Umſtänden, die wir in dem jetzigen Zeitalter ſchwerlich zu erwarten haben.

Von Deiner Fete in Erfurt hatte uns Wolzogen auch erzählt. Ich kann mir denken, daß Du manche Unterhaltung gehabt haſt. In dem alten Officier eines geachteten Heers erſcheint der deutſche Nationalcharakter am unverkennbarſten. Junge Officiere werden dagegen oft läſtig. Walzogen haben wir mit Vergnügen wiedergeſehen und uns ſeiner beſſern Geſundheit gefreut. Mit dem Erbprinzen waren wir zweimal in Geſellſchaft. Er iſt ſehr natürlich und geſprächig, und ſein Aeußeres iſt angenehm. Bei Hofe ſoll er hier ſehr gefallen haben.

Schlegels Jon habe ich nunmehr geleſen. Sprache und Verſification haben viel Gutes, und es gehört allerdings Talent dazu, ſo etwas hervorzubringen. Aber das Ganze kommt mir in ſeiner Art vor wie Barthelemi's Anacharſis — die Oberfläche eines griechiſchen Stoffs in einer eleganten Form. Es fehlt an Tiefe und Innigkeit. Wie faſt in allen Gedichten W. Schlegels iſt kein Mark in den Geſchöpfen ſeiner Phantaſie. Dagegen hat mir

die Parthenais viel Freude gemacht. Die Ausführung iſt gar nicht correct, die Herameter äußerſt vernachläſſigt, die Sprache oft undeutlich und hart, der Ton nicht immer gehalten, in den Gedanken oft Dunſt und Nebel; aber Phantaſie und lebendiger Sinn für das Schöne in der phyſiſchen und moraliſchen Welt leuchtet überall hervor — das Herzliche und Zarte wechſelt auf eine gefällige Art mit einem gewiſſen Muthwillen, der ſogar die griechiſche Mythologie zu parodiren wagt. Das Ganze hat ein friſches jugendliches Colorit, dergleichen man ſelten findet. Man thut dieſem Product Unrecht, wenn man es mit Herrmann und Dorothea oder mit Louiſe vergleicht. Es iſt eine eigene Gattung, die ihren beſondern Werth hat, und wovon es in der deutſchen Literatur noch kein Beiſpiel giebt. Auch für die Sprache iſt manches dabei gewonnen. Unter den neuen Zuſammenſetzungen von Beiwörtern ſind einige recht glücklich, ſo poſſierlich dagegen andere ſind. Ich wünſchte freilich, daß Baggeſen weniger ſudelte, aber ich wünſchte auch, daß wir mehr ſolche Sudler hätten.

S.

Weimar, 20. Juni 1803.

Zelter aus Berlin, der dieſen Brief Dir überbringt, wird eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft für Euch alle ſein, und Dir beſonders einen fruchtbaren Stoff zu muſikaliſchen Unterhaltungen geben. Er dirigirt, wie Du

vielleicht ſchon weißt, das große Singinſtitut zu Berlin, welches der verſtorbene Zaſch eingerichtet hat. Seine Balladen- und Liedermelodien ſind trefflich, und er trägt ſie mit großem Ausdruck vor. Die Bajadere, der Zauberlehrling, der Taucher, meine Dithyrambe und mehrere andere ſind meiſterhaft geſetzt; doch Du wirſt ſelbſt davon urtheilen. Er iſt übrigens ein Mann von Bildung und tüchtigem Schrot und Korn, wie es nicht viele giebt. Er bringt auch einige Novitäten von mir mit, die Du noch nicht kennſt, und die ich ihm zum Componiren gegeben: eine Ballade von Rudolph von Habsburg, ein Punſchlied, und ein anderes ernſtes Geſellſchaftslied im Geſchmack des Liedes an die Freude, doch, wie ich hoffe, etwas beſſer gerathen. Einige andere Kleinigkeiten findeſt Du in dem hier folgenden zweiten Band meiner Gedichte.

S.

Weimar, 16. Juli 1803.

Eine Excurſion, die ich ſeit Deinem letzten Briefe nach Lauchſtädt gemacht, iſt Schuld an meinem langen Stillſchweigen. Es hat mir gut gethan, ein neues Publicum und ein fremdes Menſchengewühl zu ſehen; man findet zwar nichts beſſeres, aber doch etwas anderes, und der Geiſt gewinnt eine neue Richtung. Es war ziemlich lebhaft in Lauchſtädt, und da an einem ſolchen Ort die Menſchen aus ganz verſchiedenen Punkten ſich zuſammen-

finden, ſo lernt man nicht ſowohl eine Stadt oder Provinz, als die Nation ſelbſt kennen; freilich nicht eben auf ihrer vortheilhafteſten Seite. Die größte Ausbeute, die ich indeſſen zurückgebracht habe, iſt die Freude, wieder zu Hauſe zu ſein.

Wegen Zelters muſikaliſcher Verdienſte kann ich, da ich die Sache nicht verſtehe, mit Dir nicht rechten. Nach meinem Gefühle aber iſt er ein Meiſter in derjenigen Compoſition, wo die Muſik ſich der Poeſie als Begleiterin anſchmiegt, und wo es darauf ankommt, den Charakter eines Gedichts zu treffen. Seine Melodie zum Taucher, zur Bajadere, zum Zauberlehrling, zu meiner Dithyrambe, und noch einige ſind mir Muſter in ihrer Art.

Mich freut's, daß Euch meine Ballade von Rudolph von Habsburg lieb geworden iſt. Ich bin ſelbſt mit der Art, wie ich dieſe Anekdote genommen und eingekleidet habe, beſonders zufrieden. Das Siegesfeſt kann Euch nicht ſo intereſſiren, weil Ihr weniger im Homer zu leben gewohnt ſeid.

Ich erwarte heute noch die Braut von Meſſina, und werde ſie beilegen. Von den franzöſiſchen Stücken, die ich bearbeitet, habe ich keine Abſchrift zu Hauſe; Du ſollſt ſie aber binnen acht Tagen erhalten.

S.

Pöschwitz, 19. Juni 1803.

Hier ſind wir ſeit heute und denken ein Paar Monate auf dem Weinberge zu bleiben. Für Minnas und der Kinder Geſundheit iſt es nöthig. Ich fahre in der Woche täglich nach der Stadt; aber was ich dadurch an Zeit verliere, ſollen mir hoffentlich die Stunden wieder einbringen, die ich auf dem Lande lebe, wo mein Geiſt allemal freier und heiterer iſt.

Zelter hat mir Deine Gedichte gebracht, auch die drei ungedruckten mitgetheilt. Unter dieſen iſt die Ballade mein Liebling. Der Ton dieſer Gattung iſt Dir wieder vorzüglich gelungen. Das Siegesfeſt iſt eine glückliche Idee, und hat viel poetiſchen Werth. Der Muſiker hat viel Gelegenheit ſein Talent daran zu zeigen, aber die Aufgabe iſt nicht leicht. — Das Punſchlied hat einen ernſten deutſchen Charakter, den ich zu Geſellſchaftsliedern ſehr liebe. Es iſt nun einmal in unſerer nordiſchen Natur, daß uns ſelbſt die Freude zum Denken auffordert. Auch freute mich das andere neue Punſchlied, das ich in den Gedichten fand. Daß Du Deine älteren Sachen unverändert gelaſſen haſt, war Dir gar nicht zu verdenken. Zu Deiner völligen Befriedigung wirſt Du ſie auch mit dem größten Zeitaufwande ſchwerlich umſchaffen. Und niemand verdankt Dir die Mühe, die Du darauf wendeſt. Jede Kritik muß ſchweigen, wenn die Jahreszahl dabei ſteht, und Du ein anderes reiferes Werk daneben ſtellſt.

Zelters Bekanntſchaft war mir allerdings intereſſant,

und ich habe einige neue Compoſitionen von ihm gehört, unter denen der Kampf mit dem Drachen, die Sänger der Vorwelt und Hero und Leander mir die liebſten ſind. Geiſt und Charakter iſt überhaupt an ihm nicht zu verkennen, nur ſcheint mir ſeine muſikaliſche Ausbildung zu einſeitig. Für die Production mag eine ſolche Beſtimmtheit gute Folgen haben, aber für die Unterhaltung über Kunſt vermißt man nicht ſelten die Grazien. Bei ihm gilt nichts als Faſch, Haendel, Bach, und einige wenige.

Ich denke mir aber das Reich der Tonkunſt weit größer, wo es für viele andere noch Raum giebt. Ueber manches treffliche Talent, wofür es ihm vielleicht an Feinheit des Sinnes fehlt, urtheilt er auf eine wegwerfende Art, und manches, was er vorzüglich ſchätzt, kommt mir wie ein muſikaliſches Rechnungsexempel vor. Ueber das Philoſophiſche der Theorie wünſchte ich noch mit ihm zu ſprechen, doch muß ich aus einigen Aeußerungen vermuthen, daß er nicht tief genug eingedrungen iſt und ſich zu ſehr an Autoritäten hält.

Es giebt allerdings in der modernen Muſik eine gewiſſe Weichlichkeit, ein üppiges Beſtreben, das Ohr zu kitzeln, ohne den Geiſt und das Herz zu befriedigen, wogegen es Pflicht iſt zu eifern; aber uns deswegen bloß auf derbe nordiſche Kraft zu beſchränken, wäre eine andere Art von Extrem. Auch in der Muſik liegt das Erhabene nicht bloß im Gebiete des Schwierigen, und es giebt ſchöne Formen, die man durch richtige, aber trockene Zeichnung nicht erreicht. Zelter ſelbſt müßte

einen großen Theil ſeiner eignen Arbeiten verachten, und gerade ſolche, die ihm ſehr zum Verdienſt gereichen, wenn er conſequent wäre. Kurz, ich würde mich oft mit ihm ſtreiten, wenn wir zuſammen lebten, ungeachtet ich ihn gewiß ſehr hochſchätze.

L.

Dresden, 25. Juli 1803.

Deiner Braut von Meſſina hatte ich mit Verlangen entgegengeſehen. Ich habe ſie ſogleich Göſchen mitgetheilt, dem ſie vielen Genuß geben wird, und der ſonſt ſehr ſpät ſie bekommen haben würde. Der beſte hieſige Buchhändler, bei dem ich mich danach erkundigte, ließ mir ſagen, das Stück käme erſt zu Michaelis heraus. Es iſt eine gewöhnliche Buchhändlerknickerei, daß ſie außer der Meſſe nicht gern Bücher von weiten Orten kommen laſſen. Deine Abhandlung über den Chor iſt ſehr reichhaltig, und war hier ſehr an ihrem Platze. Wenn man nur etwas Befriedigendes über den Geſang und Tanz bei den Chören der Griechen irgendwo finden könnte. Die gewöhnlichen Antiquarien geben uns die Data ſo roh, wie ſie in ihren Collectaneen enthalten ſind. Es fehlt ihnen an dem Talent, ein deutliches und vollſtändiges Bild zuſammenzuſetzen, und aus dem Bekannten das Unbekannte zu folgern. Auch entgehen ihnen Stellen, wo bei einer anderen Gelegenheit ein wichtiger Aufſchluß über die ſchwierigſten Punkte gegeben wird.

Dein Aufenthalt in Lauchſtädt iſt gewiß eine wohlthätige Erholung für Dich geweſen. Jetzt kommt ein Bad in Schandau, vier Meilen von hier, ziemlich in Aufnahme, das für ſehr ſtärkend gehalten wird. Gehler iſt dort, und ich hätte wohl Luſt, einmal Minna das Bad etliche Wochen brauchen zu laſſen. Die Gegend iſt vortrefflich. Schandau liegt an der Elbe mitten in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz. Sollte es Dich nicht tentiren, künftigen Sommer ein Paar Wochen da zuzubringen?

Du ſchreibſt nicht, zu welcher neuen Arbeit Du Dich beſtimmt haſt. Es wird Dir nicht leicht werden, auf die Braut von Meſſina ſogleich wieder einem anderen tragiſchen Stoffe Geſchmack abzugewinnen. Für dieſe Behandlung paſſen wenig Sujets, und eine andere Behandlung wird Dir jetzt ſogleich nicht behagen.

Neulich bekam ich ein franzöſiſches Luſtſpiel von Picard „le mari ambitieux“, das viel Verdienſt in einzelnen Scenen, und beſonders ſeine Charakterzeichnung hat, aber etwas Verunglücktes im Plan des Ganzen. Doch ſcheint der Verfaſſer mehr Talent für das Drama, als für das eigentliche Luſtſpiel zu haben. Iſt dies etwa eins von den Stücken, die Du bearbeitet haſt? Den Mängeln des Plans abzuhelfen, ſehe ich kaum eine Möglichkeit. Indeſſen iſt dies oft bei den franzöſiſchen Luſtſpielen, ſelbſt ihrer beſten Komiker, als Regnard, der Fall. Faſt mag ich auch lieber im Luſtſpiel die größten Fehler im Plan, als einen gewiſſen ſchulgerechten Zuſchnitt,

der manchen ſogenannten Charakterſtücken ein ſo fatales ſteifes Anſehen giebt. Wenigſtens muß die Ordnung im Luſtſpiele, wie in einem guten engliſchen Garten, möglichſt verborgen ſein.

K.

Dresden, 5. September 1803.

Du biſt wahrſcheinlich ſehr fleißig, da Du ſo lange nicht geſchrieben haſt. Aber es wäre doch hübſch, wenn ich auch wüßte, was Dich jetzt beſchäftigt. Es ſind Leute die Menge aus Weimar hier geweſen, die mir aber über Dich wenig Auskunft geben konnten. Dahin gehört der Geheimrath von Schardt — eine ehrliche Haut von Geſchäftsmann, aber eben kein Pulvererfinder — Böttiger, den wir beide kennen, und der ſich immer ähnlich bleibt — Herder, qui primo loco nominandus. — Ueber meine Erwartung hat Herder hier bei der vornehmen Claſſe, und ſelbſt bei der herrenhutiſchen Partei Glück gemacht. Es war natürlich, daß er ſich bei Leuten von Einfluß angenehm zu machen ſuchte, da ſein Sohn in churſächſiſchen Dienſten iſt; aber er treibt dies auch mit viel Leichtigkeit und Gewandtheit. Bei dem platteſten Geſpräch bemerkt man an ihm keine Langeweile. Er ſagt etwas dazu, das beſſer iſt, aber doch nicht ſo ſehr ſich über das Gemeine erhebt, daß man darüber ſtutzt. Ich habe ihn oft geſehen, aber noch nie allein; es hat daher unter uns noch nicht zu einem eigentlichen Geſpräch kom-

men können. Er iſt noch hier und beſchäftigt ſich mit ſpaniſcher Literatur, wovon er etwas auf der Bibliothek gefunden hat. Mich zu ihm zu drängen, fühle ich keinen ſonderlichen Beruf. In ſeiner Anſicht der Dinge iſt etwas Krankes und Mattes, das mich verſtimmt.

Ueber gewiſſe Dinge werde ich überhaupt das Reden ganz verlernen, wenn Du nicht bald einmal zu uns kommſt. Ich kann mit jedem über ſeine Angelegenheiten ſprechen, aber nur nicht mit Profanen über etwas, das mir lieb iſt. In meinem Hauſe werde ich bald manchen muſikaliſchen Genuß haben. Meine Kinder haben Stimme, und ich laſſe ihnen von einem ſehr guten Meiſter, den wir hier haben, Unterricht geben. Kunzes Tochter hat auch viel Talent und Eifer zum Singen. Dies giebt nebſt mir vier Stimmen, womit man ſchon manches unternehmen kann. Schönbergs hübſcher Tenor würde mir dabei ſehr brauchbar ſein, wenn er mehr Eifer dafür hätte. Ich höre, daß bei Cotta ein Almanach von Goethes geſellſchaftlichen Liedern mit Zelters Muſik herauskommt. Sorge doch, daß ich bald ein Exemplar davon bekomme. Hier währt es allemal ſehr lange, ehe der Cottaſche Verlag ankommt.

K.

Weimar, 12. September 1803.

Daß meine Arbeit es iſt, die mich am Schreiben gehindert, haſt Du wohl errathen, aber deswegen iſt noch

nicht viel zu Tage gefördert worden, weil ich leider mit einem verwünschten Stoff zu kämpfen habe, der mich bald anzieht, bald abstößt. Es ist der Wilhelm Tell, an dem ich arbeite, und ich bitte Dich, wenn Du mir einige gute Schriften über die Schweiz weißt, sie mir zu nennen. Ich bin genöthigt, viel darüber zu lesen, weil das Locale an diesem Stoffe soviel bedeutet, und ich möchte gern soviel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden, und die Bühnen von Deutschland erschüttern.

Der König von Schweden war hier; er hat mir über meinen dreißigjährigen Krieg und die Achtung, mit der ich darin von den Schweden sprach, viel Verbindliches gesagt, und einen schönen Brillantring zum Präsent gemacht. Es ist dies der erste Vogel dieser Art, der mir in's Haus geflogen kommt; mögen ihm nur bald andere nachfolgen. Der König soll Carl dem Zwölften sehr ähnlich sehen; er hat einen Ausdruck von Kraft in seinem Gesicht, der ihm wohl steht, sein Benehmen ist gefällig und er weiß sich auszudrücken. Leider habe ich bloß eine französische Conversation mit ihm führen können, wo mir die Uebung fehlt; und so konnte ich mich auf nichts Wichtiges einlassen.

Unser Erbprinz ist nun wirklich in Petersburg und die Verlobung mit der Großfürstin ist glücklich vor sich gegangen, welches mich auch meines Schwagers wegen

freut, der viel Noth dabei gehabt hat, ehe es so weit gekommen.

Deine Schilderung von Herder stellt ihn mir ganz dar; er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach, und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will.

Zu Deinen musikalischen Ergötzlichkeiten wünsche ich Glück, sie werden Dir noch eine Quelle vieler Freuden sein. Entschuldige mich doch bei Deinem Carl, daß ich ihm seinen lieben Brief noch nicht beantwortet, und auch nichts geschickt habe. Aber mir ist der Kopf seit vielen Wochen ganz wirblicht von meinem jetzigen Geschäft. Ich will schon einmal an ihn denken, wenn's auch nicht gerade ein Schaukellied ist.

Goethes Lieder und Zelters Musik sende ich sobald ich sie habe. Goethes Lieder sind größtentheils nach alten Volksmelodien (die ich Dir in acht Tagen schicken will), er hat bloß neue Worte dazu gemacht. Einige darunter werden Euch allen große Freude machen, die Melodien wie die Lieder.

Lolo grüßt herzlich.

S.

Eben erhalte ich einen Brief von Humboldt, der uns recht betrübt. Sein ältester Sohn Wilhelm ist schnell an einem Nervenfieber gestorben. Er war mir das liebste seiner Kinder; vor zwei Jahren, wo ich ihn sah, war er ein liebenswürdiger Knabe, der sehr viel versprach. Er schien gesund, wie das Leben selbst — ich

fürchte doch, es iſt das Klima, was ihn hinraffte, beſonders der Sommer, den Humboldt faſt ganz in Rom ſelbſt zubrachte. Der arme Humboldt iſt ſehr gebeugt, das Kind war ihm auch am liebſten; er hat noch nie ein Unglück erfahren, wie er ſchreibt, und dieſer erſte Schlag iſt der ſchwerſte, der ihn treffen konnte. Jetzt hat er keinen Sohn mehr als den Theodor, der mir keine Freude machen würde.

Schriebe ihm doch ein tröſtliches Wort. — Man wird unſicher an Allem, was man zu beſitzen glaubt, und fühlt ſich ſchmerzlich gezwungen, dabei an ſich ſelbſt zu denken.

Dresden, 25. September 1803.

Ich bin allemal froh, wenn ich Dich nach Vollendung eines Products wieder beſtimmt mit einer neuen Arbeit beſchäftigt weiß. Die Zwiſchenzeit iſt Dir immer peinlich, und diesmal mußte ſie es noch mehr ſein, da es nicht ſo leicht war, für die Braut von Meſſina einen Nachfolger zu finden. Wilhelm Tell iſt ſo ein Stoff, an dem Du wieder Deine Kräfte verſuchen kannſt.

Die Artigkeit des Königs von Schweden kannſt Du Dir doppelt hoch anrechnen, da er anderwärts nicht ſehr höflich bei ſeiner Durchreiſe geweſen iſt. Zu einem andern Brillantring könnteſt Du leicht kommen, wenn Du dem Kaiſer Alexander eine Galanterie machteſt. Aber

die ruſſiſche Geſchichte hat zwar genug gräßliche und traurige Begebenheiten, doch ich wüßte daraus keinen tragiſchen Stoff vorzuſchlagen, beſonders keinen ſolchen, der der Nation zur Ehre gereichte. Peter der Erſte hat viel Intereſſe für die hiſtoriſche Darſtellung, und er verdiente in gute Hände zu kommen. Der ſchwächliche Halem, der ihn jetzt bearbeiten will, iſt der Sache nicht gewachſen.

In den Zeitungen leſe ich, daß Du und Goethe an die Spitze der jenaſchen Literaturzeitung treten werdet. Da Du mir nichts davon ſchreibſt, ſo kann ich es von Dir nicht glauben. Wahrſcheinlich haſt Du Dich etwa dazu verſtanden, manchmal eine Recenſion zu liefern, und man nennt Dich, um ſich gegen das Unternehmen in Halle zu ſchützen. Daß Goethe ſich dafür intereſſirt, das Werk in Jena nicht eingehen zu laſſen, iſt begreiflich. Nur wird er auch für ein ſolches Inſtitut ſich nicht lange erwärmen können, ſondern allenfalls nur einzelne Beiträge liefern.

Die beiden Luſtſpiele, die Du bearbeitet haſt, habe ich immer noch nicht. Vielleicht haſt Du ſie Deiner Schwägerin mitgegeben, die ich in dieſen Tagen erwarte. Ich freue mich ſie zu ſehen, und recht viel von Dir und den Deinigen zu hören. — Wir haben ein hubſches und bequemes Logis für ſie gefunden. Humboldts Unglück geht uns ſehr nahe. Aber ich weiß nicht, ob es gut iſt, ihm jetzt noch darüber zu ſchreiben. Auch der heftigſte Schmerz wird durch die Zeit abgeſtumpft, beſonders an einem Orte wie Rom, wo es ſo viel Beſchäftigung giebt.

Mein Brief könnte ihn vielleicht gerade in einer ruhigern Stimmung treffen, und seine Wunde wieder aufreißen. Der Sommer in Rom ist schon vielen deutschen Naturen tödtlich gewesen. Besonders sollen manche Gegenden der Stadt sehr ungesund sein.

K.

Dresden, 9. October 1803.

Ich habe einen Auftrag an Dich von dem neuen Director der Vergnügungen, Grafen Vitzthum. Du kennst ihn selbst, und wirst ihn ziemlich unumgänglich gefunden haben; aber er hat doch guten Willen und, wie es scheint, mehr Festigkeit, als sein Vorgänger, und er wird es wenigstens an ernsthaften Gesichtern nicht fehlen lassen. Bei Rackenitz schlaffem Charakter und ängstlichen Rücksichten ging alles rückwärts. Er hat mich gebeten, Dich an Dein Versprechen zu erinnern, ihm das Theatermanuscript von der Braut von Messina zu schicken. Ich weiß wohl, wieviel man hier bei der Aufführung vermissen wird, aber ob das Stück in Berlin und Hamburg viel besser gegeben wird, muß ich noch bezweifeln. Also könntest Du wohl auch den Dresdnern ihren Willen thun. Du hattest Vitzthum von Ochsenheimer gesagt, daß er ihn beim Chor besonders beschäftigen sollte. Dies wird er befolgen; und scheint überhaupt sich von Opitz weniger beherrschen zu lassen. Es wäre recht schön, wenn Du das Manuscript bald schicktest. — Deine Schwä-

gerin haben wir zeither recht oft gesehen. Vielleicht müssen wir dies nunmehr entbehren, da die Herzogin Mutter gestern angekommen ist. Indessen höre ich, daß sie nur vierzehn Tage bleiben wird. Es ist mir wirklich interessant, diese Frau kennen zu lernen, die so viel Gelegenheit gehabt hat, sich für höheren geistigen Genuß auszubilden. Indessen werde ich mich nicht zudrängen, sondern eine schickliche Veranlassung abwarten, mich ihr vorstellen zu lassen.

Der neue Meßkatalog ist nicht sehr reichhaltig. Ueber Schlegels Calderon habe ich Dir wohl noch nicht geschrieben. Eine üppige und rege Phantasie ist in Calderon nicht zu verkennen, aber was man Gemüth nennt, scheint ihm zu fehlen. Seine Gestalten sind flach, und er spielt bloß mit seinem Stoffe, anstatt ihn mit Liebe zu behandeln. In dieser Rücksicht steht er weit unter Shakespeare. Auch das Regellose des Plans ist bei Shakespeare von ganz anderer Art. Die einzelnen Scenen stehen mit der Hauptidee des Ganzen in einer wirklichen, aber oft tief liegenden Verbindung; sie gehörten zur Vollständigkeit des Bildes, wie es mit allen seinen Umgebungen bestimmt und lebendig dem Dichter vorschwebte. Ich weiß nicht, ob es Absicht bei ihm war, alle Symmetrie einer künstlichen Zusammensetzung wie in einem gut angelegten englischen Garten zu verbergen. Vielleicht gab er oft bloß seinem Hange nach, auch in den Nebenfiguren tief in das Innere der menschlichen Natur einzudringen, und mochte für die Verhältnisse des

Ganzen nichts aufopfern. Shakespeare ist kühn, aber Calderon ist frech; und in dieser Frechheit, für die es nichts Heiliges giebt, glaubt mancher das Genialische zu finden. In der Uebersetzung waren mir die Trochäen des Dialogs ungenießbar und schleppend. Ob sie es auch im Original sind, weiß ich nicht.

K.

Weimar, 10. October 1803.

Das Manuscript der zwei französischen Stücke habe ich endlich wieder erhalten und schicke Dir's. Der Neffe als Onkel ist ein unterhaltendes Ding auf dem Theater; wie der Parasit sich machen wird, weiß ich noch nicht. Uebermorgen wird man ihn zum erstenmal hier spielen.

Ich war einige Tage in Jena, wo es jetzt nicht erfreulich aussieht, weil Loder, Paulus und Schütz mit ihrem ganzen Gefolge wegziehen und noch kein Ersatz dafür da ist. An der neuen Literaturzeitung in Jena habe ich nur dem Namen nach Theil, mit der Direction befasse ich mich nicht, und mitrecensiren werde ich auch wenig. Die ganze Sache ist unverständig angefangen, und es kann nichts dabei herauskommen. Ich fürchte, daß man sich prostituiren wird.

Mehr, als dieses, bekümmert mich der Verfall der Universität. Ich bin nicht ganz unthätig gewesen, das hiesige Ministerium und den Herzog zu einem nachdrück-

licheren Schritt zu bringen; aber es iſt ein böſer Geiſt hier zu Hauſe, der ſich allen guten Maßregeln widerſetzt. Hätte mich die Natur zu einem akademiſchen Lehrer geſtempelt, ſo entſchlöſſe ich mich kurz und gut, und ginge ſelbſt wieder hinüber, um etwas um mich herum zu verſammeln, und Andere nach zu ziehen. Aber dieſes iſt nicht mein Fach, und ich würde die noch übrigen Jahre der Thätigkeit fruchtlos verlieren. Alſo kann ich nichts thun, als mich ärgern.

Ihr werdet unſere Herzogin nun kennen gelernt haben. Sie iſt eine recht wackere Frau, und es lebt ſich recht gut in ihrer Geſellſchaft.

Ich bin nicht unthätig, doch rücke ich nicht ſchnell fort, weil ich mich mit dem hiſtoriſchen und geographiſchen Theil meines Stoffes erſt befreunden muß. Lebe recht wohl, und grüße alles herzlich von mir. Meine Frau iſt in Rudolſtadt, und ich bin hier allein mit den Kindern.

S.

Weimar, 16. October 1803.

Entſchuldige mich doch beim Herrn Grafen Vitzthum, daß ich ihm wegen der Braut von Meſſina noch nicht geantwortet. Bei näherer Anſicht des Stücks habe ich es ganz unmöglich gefunden, die verlangten Abänderungen darin vorzunehmen, ohne das Stück ganz zu verſtümmeln. Denn es iſt mit Weglaſſen allein nicht ge-

than, es müßten an die Stelle des Weggelaſſenen neue Motive gefunden werden; und dazu habe ich natürlicherweiſe weder Zeit noch Neigung. Ohnehin iſt das Stück ja kein Stück für das Volk, alſo auch für die Kaſſe kein Gewinn. Dem Churfürſten würde es ſchwerlich Vergnügen machen, beſonders da er die eigentlichen Trauerſpiele nicht mag. Da nun noch dazu kommt, daß alle verſifficirte Stücke bei der jetzigen Einrichtung des Secondaſchen Theaters gar zu ſehr in die Pfanne gehauen werden, und die Braut von Meſſina ganz auf dem Lyriſchen beruht; ſo glaub' ich, daß man auf dieſe Gründe acquiesciren muß.

Ich als Verfaſſer wenigſtens kann mich nicht darauf einlaſſen; findeſt Du aber ſonſt Rath, oder willſt das Probeſtück ſelbſt verſuchen, ſo habe ich nichts dagegen — wenn ich nur an eine ſo undankbare Sache nicht ſelbſt meine Zeit verliere.

Was Du von Calderon ſagſt, finde ich ſehr richtig. Es iſt übrigens recht intereſſant, den ſüdlichen Geiſt mit einem mehr nördlichen hier zu vergleichen. Sinnlichkeit und Leidenſchaft bezeichnet jenen, dieſen eine moraliſche Tiefe des Gemüths. Indeſſen iſt in Calderon doch eine hohe Kunſt und die ganze Beſonnenheit des Meiſters zu ſehen: ſelbſt was als regellos in's Auge fällt, wird von einer großen Einheit zuſammengehalten.

Lebe wohl, grüße alles herzlich; ich wollte diesmal nur über die Braut von Meſſina ſchreiben.

G.

Dresden, 24. October 1803.

Ich danke Dir für die Mittheilung der französischen Stücke; in beiden habe ich viel von dem gefunden, was in dem Fache des Lustspiels jetzt wahres Bedürfniß des deutschen Theaters ist. Sollten diese Stücke auf unsern Theatern noch nicht allgemein gefallen, so liegt es gewiß daran, daß es dem größern Theil des Publicums weniger um frisches Leben und komische Kraft zu thun ist, als um eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wodurch sich die Darstellung an die Wirklichkeit anschließt. So wird in dem Stück: der Neffe als Onkel, bei einigen Verwechslungen mancher nicht glauben können, daß so etwas möglich sei. Auch in dem Parasiten wundert man sich vielleicht, daß der verständige Minister sich so lange täuschen läßt, daß La Roche den ersten Angriff auf Selicour nicht geschickter macht ꝛc. Es verdient eine genauere Prüfung, wie viel in dergleichen Wahrscheinlichkeits-Forderungen Gegründetes, und wie viel bloß Folge von Verwöhnung durch die Alltagsstücke ist, die sich über die platten Verhältnisse der Wirklichkeit nicht erheben. Uebrigens ist mir dabei eingefallen, daß Du in Deinen Nebenstunden Dich um das deutsche Theater sehr verdient machen könntest, wenn Du den ganzen Vorrath von französischen, englischen und ältern deutschen Stücken musterte, um zu sehen, was man in einer besseren Gestalt dem jetzigen Publicum anbieten könnte, um ihm nach und nach die Plattheiten von Iffland und Kotzebue zu verleiden. Ein-

ſiedel könnte dabei ſehr behilflich ſein. Auch ſagt man von dem jungen Wieland, daß er ein artiges Stück gemacht habe. Es müßten ſich mehrere verbinden, die wenigſtens den Dialog in der Gewalt hätten, und Du hätteſt die Direction des Ganzen und die Reviſion. In der Folge könnten auch ſpaniſche Stücke bearbeitet werden. So würde nach und nach ein neues deutſches Theater entſtehen, wodurch das Publicum für das Beſſere empfänglicher gemacht würde. Deinen zweiten Brief, wegen der Braut von Meſſina, habe ich erhalten, und mit dem Director geſprochen. Er will ſich noch nicht recht dabei beruhigen. Ihm ſcheint's hauptſächlich darum zu thun zu ſein, daß bei ſeinem Theater kein vorzügliches Stück fehlt. Dies erfordert ſeiner Meinung nach die Ehre des Theaters. Auf den Beifall des Publicums und ſelbſt des Churfürſten ſcheint er weniger Rückſicht zu nehmen.

Die Herzogin von Weimar habe ich recht oft geſehen, und mich recht angenehm in ihrem Zirkel befunden. Ich war einigemal mit Minna, Emma und Kunzes Tochter bei ihr zum Thee. Auch war ſie einmal bei uns und beſah Doras Gemälde. Dora iſt noch nicht von Löbichau zurück. — Die Herzogin hat viel Sinn für feineren Lebensgenuß, und iſt ſehr gutmüthig dabei. Einſiedel iſt ein gebildeter Mann, mit dem ſich allerlei ſprechen läßt. Auch die Goechhauſen mag ich recht gern. Sie hat ſehr hübſche Attentionen, den ungezwungenen Ton immer zu erhalten, und paßt recht gut zu ihrer Stelle. Kurz, wenn ich in Weimar lebte, ich würde viel in die-

sem Zirkel sein. Gesetzt auch, daß einem nicht viel gegeben wird, so sind es doch Menschen, mit denen man gern etwas Gutes gemeinschaftlich genießt; man wird nicht durch Dissonanzen gestört, und fühlt eine behagliche Existenz bei ihnen. Ich würde in diesem Zirkel gern etwas vorlesen.

Von der Goechhausen erhielt ich zuerst Goethes Eugenie. Ueber den Plan des Ganzen läßt sich noch nicht urtheilen, aber der erste Theil läßt viel erwarten. Der Stoff ist zum Theil drückend und widrig, und es thut mir fast leid um die große Kraft, die Goethe daran verwendet. Indessen darf man dem Dichter nicht vorschreiben, und ich kann begreifen, daß er einen Trieb fühlt, sich auch an einem solchen Stoff zu versuchen. Er ist tief eingedrungen, und in der ganzen Behandlung erkennt man den Meister. Aber auf einen lauten Beifall des Publicums darf er nicht rechnen, und ich wünsche nur, daß er durch eine kalte Aufnahme nicht abgeschreckt wird, das Werk zu vollenden. Für jeden, den der Stoff überwältigt, muß dies Stück unausstehlich sein, je lebhafter er fühlt. Es wird also von vielen gehaßt, von noch mehreren nicht verstanden, und nur von wenigen bewundert werden.

K.

Weimar, 7. November 1803.

Es hat mich ſehr gefreut, daß unſere Herzogin und ihre Geſellſchafter ſich ſo gut bei Euch zu empfehlen gewußt haben, und ich habe nicht unterlaſſen, ſie davon zu benachrichtigen. Die Herzogin läßt ſich Euch recht ſchön empfehlen; ſie hat große Freude über Eure Bekanntſchaft, und da ſie gewiß, ſobald ſie es möglich machen kann, wieder und auf längere Zeit nach Dresden kommen wird, ſo könnt Ihr noch bekannter mit ihr werden. Ueber die churfürſtliche Familie und ihn ſelbſt beſonders ſprechen ſie alle mit großer Zuneigung. Die Goechhauſen iſt eine Perſon, wie man ſie an einem Hofe nur wünſchen mag. Obgleich keine Aufrichtigkeit von ihr zu erwarten, ſo iſt es in ihrer Stelle ſogar Pflicht, jedem es wohl zu machen, etwas Verbindliches zu ſagen oder zu thun, und die heterogenen Elemente durch ein gewiſſes Studium der Schwächen zu vereinigen. Einſiedel iſt ein guter und natürlicher Menſch, nicht ohne einige Talente, den aber die Zerſtreuung ſeines Charakters und ſeines Berufs zu nichts Ordentlichem haben kommen laſſen.

Ich bin jetzt ziemlich in meinem Stück, und weiß darum von der übrigen Welt wenig. Es iſt von der Idee zur Erfüllung ein ſolcher Hiatus, daß man wie eine arme Seele im Fegefeuer leidet, bis man den Berg überſtiegen hat. Mit dem was fertig iſt, bin ich ganz gut zufrieden, aber es iſt noch ſoviel Arbeit übrig.

An den franzöſiſchen Stücken, beſonders dem Pa-

raſt, hat mich der große Verſtand des Plans gereizt. Dieſer iſt im Paraſit wirklich vortrefflich, nur die Ausführung iſt viel zu trocken, und ich mußte ſie ſo laſſen, weil eine neue Ausführung mir eine zu große und zweifelhafte Arbeit würde aufgelegt haben. Der Verfaſſer hat ſich's freilich ein wenig leicht gemacht, daß er den Miniſter zu blödſichtig machte; aber bei einem hellſehendern Miniſter wäre ein ganz anderer Charakter von Paraſit nöthig geweſen — und einem ſolchen war Picard nicht gewachſen.

S.

Dresden, 13. November 1803.

Der hieſige Schauſpieldirector ſcheint nun über die Braut von Meſſina beruhigt. Er hat mich nur gebeten, ihm unter meinen Bekannten das Zeugniß zu geben, daß es nicht an ihm liegt, wenn dies Stück hier nicht aufgeführt wird. Der Extract aus den Piccolomini und Wallenſteins Tod iſt neulich hier gegeben worden. Man hatte auf meine Vorſchläge größtentheils Rückſicht genommen, nur einen wichtigen Monolog von Wallenſtein vermißte ich, den man vermuthlich nur, um Zeit zu gewinnen, geſtrichen hat. Opitz hätte ihn doch verdorben, ſo wie er Mehreres verdarb. In der letzten Scene, die mir beſondets lieb iſt, war er unerträglich. Für das Selbſtvertrauen und das Gefühl der Sicherheit in dieſen Momenten hatte er keinen Sinn. Ueberhaupt hat er kein

Talent für die Darstellung ruhiger Hoheit. Nur das Höchstleidenschaftliche gelingt ihm. So sprach er z. B. die Stelle gut: „Max bleibe bei mir ꝛc." Die Hartwig als Thekla hat mich im Ganzen befriedigt. Ochsenheimer hat im Illo bei dieser Bearbeitung wenig zu thun. Sein Gesicht war sehr gut gewählt. Hoffner war leidlich als Buttler. Schirmer spielte den Max besser, als er sprach. Er hat zuweilen Töne, die durchaus nicht in's Trauerspiel gehören. Unter den übrigen spielte die Cornet am besten, Christ's Tochter. Christ als Octavio war nicht schlecht, es fehlte ihm nur manchmal an Gedächtniß. Auf den Wallenstein folgte unmittelbar eine Vorstellung des Carlos. Die Bürger spielte die Königin und die Hartwig die Eboli. Der Hartwig ist diese Rolle lieber, und das sieht ihr ganz ähnlich. Sie gefällt sich auch am besten im Leidenschaftlichen. Die Scene mit Carlos sprach und spielte sie recht gut. Drewitz ist der Rolle des Carlos nicht gewachsen. Schirmer sieht gut aus als Posa, aber sollte freilich manches besser sprechen. Christ als Philipp gelangen die Stellen, wo er mild ist. Die Bürger übertraf meine Erwartung. Sie sah sehr gut aus, spielte mit Verstand und Feinheit, und sprach auch im Ganzen nicht schlecht; nur zuweilen kamen die affectirten Töne, die das hiesige Parterre sogleich durch Murmeln und unterdrücktes Lachen ahndete. Wirklich ist's Schade um das Talent dieser Frau, daß sie sonst so ein widriges Geschöpf ist. Don Carlos wird hier nach dem Manuscript gespielt, das Du selbst dem Theater ge-

geben haſt. Du warſt aber damals zu nachgiebig, und zerſtörteſt größtentheils die Jamben. Gleichwohl erhebt ſich die Diction über die Stufe eines nicht metriſchen Dialogs. Dies ſtörte mich jetzt weit mehr als ehemals, da man nunmehr Jamben erwartet.

Gleich nach Deinen beiden Stücken gab man hier Emilia Galotti. Du ſiehſt, daß wir recht ernſthafte Leute werden. Den Wallenſtein hat auch der Churfürſt geſehen, aber die beiden andern Trauerſpiele wurden während ſeiner Abweſenheit gegeben.

Vorgeſtern haben wir Deinen Geburtstag bei Geßler gefeiert, der jetzt hier und ziemlich wohl iſt. Er empfiehlt ſich Deinem Andenken. Deine Geſundheit wurde wacker getrunken. Bei uns iſt alles wohl und grüßt Dich herzlich. Deine Schwägerin ſehen wir oft, und werden ſie ſehr ungern abreiſen ſehen.

K.

1804.

Weimar, 4. Januar 1804.

Freilich habe ich lange nichts von mir hören laſſen, Ihr Lieben; aber ich war auch nie ſo gedrängt wie in den letzten vier Wochen.

Mein Stück, welches ich dem Berliner Theater Ende Februar verſprochen, nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die franzöſiſche Philoſophin hierher, die unter allen lebendigen Weſen, die mir noch vorgekommen, das beweglichſte, ſtreitfertigſte und redſeligſte iſt.*) Sie iſt aber auch das gebildetſte und geiſtreichſte weibliche Weſen, und wenn ſie nicht wirklich intereſſant wäre, ſo ſollte ſie mir auch ganz ruhig hier ſitzen. Du kannſt aber denken, wie eine ſolche ganz entgegengeſetzte, auf dem Gipfel franzöſiſcher Cultur ſtehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeſchleuderte Erſcheinung mit unſerem deutſchen, und vollends mit meinem Weſen contraſtiren muß. Die Poeſie leitet ſie mir beinahe

*) Frau von Stael.

ganz ab; und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich ſehe ſie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Franzöſiſchen ausdrücke, ſo habe ich wirklich harte Stunden. Man muß ſie aber ihres ſchönen Verſtandes, ſelbſt ihrer Liberalität und vielſeitigen Empfänglichkeit wegen hochſchätzen und verehren. In dieſer Zeit iſt Herder geſtorben und noch verſchiedene Bekannte und Freunde, ſo daß wir wirklich recht traurige Betrachtungen anſtellen, und uns der Todesgedanken kaum erwehren können. Ohnehin iſt der Winter ſo ein düſtrer Gaſt, und enget einem das Herz.

Zu der neuen Acquiſition, die Ihr in Böttiger gemacht, gratulire ich — uns! Gott ſei Dank, daß wir dieſen ſchlimmen Gaſt endlich los ſind, und möge er Euch gut bekommen.

Damit das neue Jahr doch nicht ganz ohne poetiſche Gabe beginne, ſo lege ich etwas bei, was neben dem Tell gelegentlich entſtanden. Es wird Graf Geßler vielleicht an etwas erinnern. Vielleicht wirſt Du eine Melodie dazu finden.

Beckers Auguſteum wird hier von den Kunſtverſtändigen ſehr gelobt; aber er hätte nicht ſoviel Worte machen, und durch den Text das ohnehin koſtbare Werk nicht noch mehr vertheuern ſollen.

G.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10405/012

Dresden, 15. Januar 1804.

Es iſt ein Glück, daß Du mit dem Tell ſchon ſo weit biſt, ſonſt würde ihm die gefährliche Franzöſin Schaden gethan haben. In Zeiten der Muße hat der Umgang mit einem ſo heterogenen, aber bedeutenden Weſen viel Anziehendes; aber wer producirt, darf nichts lieben, als ſein Werk, und ſoll alles haſſen, was ihn davon abzieht.

Johann Müller wird in dieſen Tagen zu Dir kommen; eine ſchlichte, anſpruchsloſe Natur. Vor einigen Monaten würde er Dir manche intereſſante Details haben mittheilen können, um Dir die alten Schweizerſcenen zu vergegenwärtigen. Jetzt wirſt Du Dir ſelbſt ſchon Deine Welt gebaut haben, und ich fürchte faſt Störung von ſeinem Geſpräch, wenn Du Dich ſehr mit ihm in's Einzelne einläſſeſt. Poetiſches habe ich eben nicht an ihm gefunden; er ſcheint mir mehr ein fleißiger Geſchichtsforſcher, der für ſeinen Fund eine ernſte Form wählt, die ihm die paſſendſte ſcheint. Ich habe mehrmals angefangen, ſeine Schweizergeſchichte zu leſen, aber ſie immer wieder aus den Händen gelegt, nicht bloß des flachlichten Vortrags wegen, ſondern auch wegen der innern Trockenheit. Eine Menge Namen treten auf und verſchwinden, ohne daß ſie durch irgend etwas Charakteriſtiſches eine beſtimmte Geſtalt bekommen.

Wir ſind noch gar nicht ſo glücklich, Böttiger zu beſitzen. Unſer Hof will ein ſolches Kleinod dem preu-

fischen nicht wegnehmen, ob ich wohl nicht glaube, daß wir deswegen einen Krieg zu befürchten haben sollten. Ich bin seiner künftigen Zudringlichkeit durch einen glücklichen Umstand entgangen. Er war einige Tage hier, ohne in unser Haus zu kommen, und schrieb darüber einen Entschuldigungsbrief, der so albern war, daß ich ihn für beleidigend nehmen konnte.

Deine Schwägerin ist immer im Begriff zurückzureisen; aber sie wird immer durch Hindernisse abgehalten. Uns ist es sehr lieb, daß wir sie länger behalten können. Wir sehen sie täglich, und sie gehört ganz zu unserer Familie. Wirklich läßt sich recht leicht mit ihr leben. Sie ist anspruchslos, theilnehmend und unbefangen. Nie habe ich sie übler Laune oder verstimmt gesehen.

Es ist hart von Dir, in Deinem Briefe einer poetischen Gabe zu erwähnen, die Du beilegen wolltest, und sie nachher zu vergessen. Wir waren in pleno, als Dein Brief ankam, und alles hat auf Deine Zerstreuung gescholten. Nun liegt das Gedicht vielleicht bei Dir unter einer Menge anderer Papiere vergraben; laß uns nicht zu lange darauf warten.

L.

Weimar, 20. Februar 1804.

Meine Schwägerin ist angekommen, und hat uns mit den Nachrichten von Euch große Freude gemacht.

Unſere Zuſammenkunft in dieſem Jahre (der Ort würde mir keine Differenz machen) wird von einigen despotiſchen Umſtänden abhängen, worunter aber das Geld nicht iſt. Erſt in einiger Zeit kann ich etwas darüber entſcheiden.

Den Tell bin ich nun los; Ihr müßt Euch aber noch einige Wochen gedulden; denn ich habe nur Einen Abſchreiber, dem ich das Manuſcript vertrauen darf, und ſowohl hier als in Berlin werde ich bis auf's Blut um eine Abſchrift gemahnt, weil es für die Theaterkaſſen eine ſehr große Differenz macht, ob man es vor oder nach Oſtern giebt.

Ich will hoffen, daß das Werk gut gerathen iſt; aber die franzöſiſche Dame, die mir hier in der beſten Zeit meines Arbeitens auf dem Halſe ſaß, habe ich tauſendmal verwünſcht. Die Störung war ganz unerträglich.

Auch iſt meine Geſundheit etwas angegriffen, woran auch das Wetter Schuld ſein mag.

S

Weimar, 12. März 1804.

Hier überſende ich Dir den Tell, bitte Dich aber höchlich, ihn mir mit erſter Poſt wiederzuſenden, weil ein Theater auf dieſes Exemplar wartet. Auch bitte ich Dich, ihn nicht aus dem Zimmer zu geben, auch nicht dem beſten Freunde.

Die Braut von Meſſina, die ich Dir vor dem Jahre

geſchickt, iſt in unrechten Händen geweſen. Opitz ſchrieb mir vorigen Sommer, daß man ihm in Dresden eine Abſchrift davon um zwei Louisd'or angeboten.

G.

Weimar, 12. April 1804.

Es war ſeit vierzehn Tagen große Noth bei uns, weil alle drei Kinder und auch meine Frau an einer Art von Keichhuſten mit Fieber darniederlagen; ich allein blieb geſund, und habe mich tapfer gehalten. Jetzt geht es durchaus beſſer, und ich ergreife den erſten freien Moment, Euch ein Lebenszeichen zu geben.

Mein Avis wegen des Manuſcripts der Braut von Meſſina hätte Euch keinen Augenblick böſe Laune machen ſollen. Mir war die ganze Sache ſo äußerſt unwichtig, daß ich ihrer im vorigen Jahre, nachdem Opitz mir davon geſchrieben (welches er in zwei Briefen gethan), gar nicht erwähnen mochte. Bloß beim Abſenden des Tell fiel mir ein, daß vielleicht durch einen Bedienten, oder ſonſt jemand dieſer Art, gegen den Du keinen Argwohn hegſt, ein Mißbrauch mit dem Manuſcript gemacht werden könnte; überhaupt hatte ich Dir ja vorher nie ein ſo ſtrenges Geheimniß mit meinen Manuſcripten empfohlen gehabt, daß Du ſie einem vertrauten Freunde nicht hätteſt zeigen dürfen. Doch genug von dieſer Armſeligkeit. Mir iſt nur leid, daß ſie Euch nicht ſo gleichgültig war, als mir.

Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effect als meine anderen Stücke, und die Vorstellung hat mir große Freude gemacht. Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatraliſchen mächtig werde.

Das Hinderniß, welches ſich unſrer Zuſammenkunft in Schandau entgegenſetzt, iſt nun entſchieden. Es iſt nämlich dieſes, daß meine Frau im Sommer niederkommen wird, wahrſcheinlich im Anfang Auguſt. Du ſiehſt alſo, daß die Abhaltung von einer ſolchen Art iſt, wogegen meine Entſchloſſenheit nichts vermag. Ich will, da ich durch dieſen Vorfall dieſen Sommer an meinen Heerd gefeſſelt werde, deſto fleißiger zu ſein, und mir für's kommende Jahr freie Hand zu erringen ſuchen. Vielleicht liegt es in Eurer Macht, dieſen Herbſt eine Excurſion zu machen, daß wir uns doch noch ſehen; denn die Tour iſt nun an Euch, auch uns wieder zu beſuchen. An der Ausgabe dieſer Reiſe mußt Du Dich nicht ſtoßen. Ich bezahle dieſes Spätjahr den Rückſtand an meinem Hauſe, und es bleibt mir noch ſoviel übrig, daß ich anfangen kann, auch an unſere alte Rechnung zu denken. Auf vierzig Louisd'or kannſt Du alſo für's erſte ſicher rechnen, die ich auf den Auguſt für Dich bereit habe. Suche es ja möglich zu machen, daß wir uns auf dieſem Wege in dieſem Jahre noch ſehen.

Ich gehe wieder friſch auf eine ganz neue Arbeit los, und bin in ganz guter Stimmung dafür.

S.

Dresden, 22. April 1804.

Ungern gebe ich die Hoffnung einer Zusammenkunft in Schandau auf; aber gegen das Hinderniß, das Du angiebst, kann ich freilich nichts einwenden. Auch für Deine Gesundheit würde der Aufenthalt in diesem Bade gewiß wohlthätige Folgen gehabt haben. Eine Reise zu Dir war längst mein Wunsch, und was Du mir über den guten Zustand Deiner Finanzen schreibst, könnte die Sache noch erleichtern; aber für Minna ist Schandau sehr nöthig, und zu diesem Behuf muß ich daher schon vier Wochen Urlaub nehmen. Dies hindert allerdings eine nochmalige Entfernung in diesem Jahre. Auch fürchte ich, daß die Ankunft meiner ganzen Familie Deiner Frau zuviel Unruhe machen möchte, wenn sie durch die Niederkunft angegriffen ist.

Der Tell kann bei der Aufführung eine allgemeine Wirkung nicht verfehlen, und wird auch beim einsamen Lesen gegen Deine anderen Stücke nicht verlieren. Hast Du noch keine Anfrage vom hiesigen Theater nach dem Manuscripte erhalten? Wenn der Name nicht anstößig ist, so kann in der Behandlung auch die strengste Censur nichts Bedenkliches finden. Wann erscheint denn das Stück im Druck? Sollte es sich noch verzögern, so bitte ich Dich noch einmal um das Manuscript auf eine längere Zeit. — Es freut mich, daß Du schon wieder für eine neue Arbeit entschieden bist. Ist es einer von den Planen, die ich kenne?

Ich leſe in einer Zeitung, daß Goethe den Götz neu bearbeitet hat. Haſt Du das Manuſcript geſehen? Im zweiten Theil der Eugenie wird er vielleicht bei manchen Situationen mit Dir im Tell zuſammentreffen, ſo verſchiedenartig auch der Stoff iſt.

Der Oſtermeßkatalog iſt dick, aber nicht reich. Beſonders im poetiſchen Fache ſcheint die Ernte ſehr kümmerlich ausgefallen zu ſein. In Dresden arbeiten zwei junge Männer an einer Ueberſetzung der Luſiade von Camoens; den einen kenne ich, und erwarte etwas Gutes von ihm. Camoens Lebensumſtände ſind intereſſant. Du wirſt in der Bibliothèque britannique einen biographiſchen Aufſatz über ihn finden. Er war ein ſchöner Mann, den Damen gefährlich, ein tapferer Soldat, dabei heftig und in ſtetem Kampfe mit Cabale. In Indien hat er ſelbſt gefochten. Bei einem Schiffbruche rettete er ſchwimmend nur ſich ſelbſt und ſein Gedicht. —

Valerie habe ich des gewaltigen Rühmens wegen auch geleſen. Es iſt eine Dilettantenarbeit. Das Ganze iſt ärmlich gedacht, und manche Schilderungen ganz mißlungen; aber in einzelnen leidenſchaftlichen Stellen iſt eine gewiſſe Tiefe und Innigkeit, die von wahrem Talent zeugt.

Die hieſige Oper hat uns dieſen Winter einen Achill gegeben, der aber nicht ſonderlich homeriſch iſt. Paer hat für moderne Sujets wirklich großes Talent, aber mit den Griechen ſoll er ſich nicht befaſſen. Sein Sargino war ein Stoff, der ganz für ihn paßte.

K.

Weimar, 28. Mai 1804.

Ohne Zweifel haſt Du indeſſen ſchon zu Deiner Verwunderung vernommen, daß ich in Berlin geweſen. Es war ein Einfall, der eben ſo ſchnell ausgeführt wurde, als er entſtand; auch hießen die Umſtände meiner Frau mich eilen, wenn dieſes Jahr überhaupt etwas daraus werden ſollte.

Daß ich bei dieſer Reiſe nicht bloß mein Vergnügen beabſichtigte, kannſt Du Dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine weſentliche Verbeſſerung in meiner Exiſtenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer am beſten gefallen. Aber meine Beſoldung iſt klein und ich ſetze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, ſo daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin ſtreben, daß der Ertrag meiner Schriftſtellerei zum Capital kann geſchlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da geſucht, man hat die erſten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, ſelbſt meine Bedingungen zu machen.

Es iſt aber koſtbar in Berlin zu leben, ohne Equipage iſt es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Beſuch oder Ausgang eine kleine Reiſe iſt. Auch ſind andere Artikel ſehr theuer, und unter ſechshundert Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit

leben; ja dieſe würden nicht einmal hinreichen. In einer großen Stadt kann man ſich weniger behelfen, als in einer kleinen.

Es ſteht alſo bei den Göttern, ob die Forderung, die ich zu machen genöthigt bin, wenn ich mich nicht verſchlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden.

Berlin gefällt mir und meiner Frau beſſer, als wir erwarteten. Es iſt dort eine große perſönliche Freiheit, und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Muſik und Theater bieten mancherlei Genüſſe an, obgleich beide bei weitem das nicht leiſten, was ſie koſten. Auch kann ich in Berlin eher Ausſichten für meine Kinder finden, und mich vielleicht, wenn ich erſt dort bin, noch auf manche Art verbeſſern.

Auf der anderen Seite zerreiße ich höchſt ungern alte Verhältniſſe, und in neue mich zu begeben ſchreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich abſolut frei, und im eigentlichſten Sinne zu Hauſe. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, ſo würde mir's doch wehe thun zu gehen. Wenn er mir alſo einen nur etwas bedeutenden Erſatz anbietet, ſo habe ich doch Luſt zu bleiben.

So ſtehen die Sachen. Laß mich doch in Deinem nächſten Briefe hören, was Ihr von der Sache haltet und mir rathet. Da das Glück einmal die Würfel in meine Hand giebt, ſo muß ich werfen; ich würde mir

ſonſt immer Vorwürfe machen, wenn ich den Moment verſäumte.

Uebrigens bleibe die ganze Sache unter uns; es würde mir ſchaden, wenn vor der Zeit etwas davon verlautete.

Lolo grüßt herzlich; ſie befindet ſich wohl, und hat die Beſchwerlichkeiten der Reiſe gut ausgehalten. Auch meine beiden Jungen waren mit, und Carl hat mit dem Kronprinzen Freundſchaft geſtiftet.

S.

Weimar, 3. Juli 1804.

Wir haben bis jetzt auf Nachrichten von Eurer Ankunft in Schandau gewartet; da aber noch immer nichts kommt, ſo ſchreibe ich unter Deiner gewöhnlichen Adreſſe nach Dresden, denn vermuthlich werdet Ihr nun bald wieder zu Hauſe ſein. Wir wünſchen herzlich, daß der Minna die Cur gut bekommen ſein möchte, und daß Ihr Euch alle wohlbefindet.

In Abſicht auf meine Berliner Angelegenheit iſt ſoviel entſchieden, daß ich auf keinen Fall aus meinen hieſigen Verhältniſſen trete. Der Herzog hat ſich ſehr generös gegen mich betragen, und mir meine Beſoldung auf achthundert Thaler erhöht, auch verſprochen, bei eheſter Gelegenheit das Tauſend voll zu machen. Doch bitte ich Dich, die Sache noch geheim zu halten, weil meine Negotiation in Berlin noch nicht abgebrochen iſt, und es ſich vielleicht thun läßt, beide Verhältniſſe zu vereinigen; denn auch

dies hat der Herzog mir erlaubt, wenn man in Berlin damit zufrieden ist, daß ich nicht ganz hinziehe, sondern nur auf gewisse Zeiten im Jahre dort zubringe. Ich erwarte nun in Kurzem von dorther Antwort, und wird mir's accordirt, so stehen meine Sachen auf einem guten Fuße.

S.

Dresden, 17. Juli 1804.

Ich wünsche Dir Glück zu dem guten Erfolg, den Deine Berliner Reise schon jetzt durch die erhaltene Zulage gehabt hat. Es ist immer viel, daß der Herzog Dir dabei noch erlaubt, Verbindungen in Berlin einzugehen. Du schreibst nicht, von welcher Art Deine Anstellung in Berlin sein sollte; aber wenn es auf eine Stelle bei der Akademie abgesehen war, so könnte sich dies vielleicht mit Deinem wesentlichen Aufenthalte in Weimar verbinden lassen.

Deine Angelegenheiten in Berlin sind hier durch Nicolai und Böttiger ziemlich bekannt geworden, ohne daß wir dazu beigetragen haben. Parthey brachte Nicolai zu mir. Sein Aeußeres ist unangenehm, aber doch nicht mehr so spinnenartig wie ehemals. Er spricht viel, und was mich wunderte, wenig von sich selbst. Es war mir unbehaglich mit ihm zusammen zu sein, aber ich gab mir Mühe unbefangen zu bleiben, und wartete, ob nicht etwas Interessantes aus ihm herauskommen sollte. Aber außer ein Paar Anekdoten gab es nichts.

In dem poetischen Theile des Handbuchs der spanischen Literatur, das in Berlin herausgekommen ist, steht unter anderen ein Stück von Calderon: der standhafte Prinz, das viel Eigenthümliches hat. Ueberhaupt werde ich mich nun bald an Calderon und Lope de Vega machen, sobald ich mit dem Don Quixote ganz fertig bin. Noch reut mich die Zeit nicht, die ich auf das Spanische verwendet habe, und ich verspreche mir künftig noch mehr Genuß davon. Unter den Historikern scheint Mariana besonders Aufmerksamkeit zu verdienen. Er enthält viel charakteristisches Detail und scheint viel Stoff zu Trauerspielen zu liefern. Das Original seines Werkes ist lateinisch, und es wird Dich nicht reuen, es in müßigen Stunden zu durchblättern. Die spanische Sprache hat einen eigenen Wohlklang, der zwischen der Würde des Lateinischen und der Zartheit des Italienischen das Mittel hält. Manche Laute der Italiener sind noch weicher gemacht, aber dagegen wird das Ohr durch die volltönenden Endungen in os, as, umbre ꝛc. vor zu großer Weichlichkeit gesichert. Bei den Dichtern findet man alle fast erdenklichen Spiele des Reimes, aber auch Versuche im Gebrauch der griechischen Rhythmen.

Schreib' mir doch, wenn Du etwas Bestimmtes von Alexander von Humboldt erfährst. Es sollte mich sehr freuen, wenn das Gerücht von seinem Tode nicht gegründet wäre.

K.

Dresden, 27. Juli 1804.

Graf Geßler, der Dir dieſen Brief überbringen wird, kann Dir von uns ausführliche Nachricht geben und bringt uns hoffentlich eine fröhliche Botſchaft von Deiner Frau zurück. Seine Geſundheit iſt noch immer ſchwächlich, und ich wünſchte ſehr, daß Starke ihm helfen könnte. — Von Deinen Angelegenheiten in Berlin erfahre ich noch nichts weiter; aber, wie ich höre, ſoll in Merkels Zeitung ſtehen, daß Du den Attila bearbeiteſt und zu Michaelis damit fertig werden würdeſt. Das Letzte kann ich nun wohl nicht glauben, auch weiß ich nicht, was Dich am Attila für ein dramatiſches Sujet beſonders angezogen hätte, da Du ſchon manche andere Plane bereit hatteſt.

Ich habe eben jetzt Tiecks Octavianus geleſen. Phantaſie und Gewandtheit in Sprache und Verſification iſt dem Verfaſſer nicht abzuſprechen. Auch hat er in manchen ernſthaften und rührenden Stellen viel geleiſtet. Aber es wäre einmal Zeit, daß man gegen die Barbarei einer ſolchen Manier, die von einer gewiſſen Schule für die einzige wahre Poeſie verkauft wird, ſich laut und nachdrücklich äußerte. Nur müßte man weit ausholen, um dieſes Unweſen zu bekämpfen. Es liegen mißverſtandene Sätze über die Freiheit und Selbſtändigkeit des Dichters dabei zum Grunde. Racine und ſeine Nachahmer waren Sclaven ihres Stoffs und ihres Publicums. Der ächte Dichter giebt ſich ſelbſt ſein Ge-

setz, aber in der Gesetzlosigkeit sucht er kein Verdienst. Seinen Stoff behandelt er mit Leichtigkeit, nicht mit Leichtsinn, spielend aber nicht tändelnd. Die Gestalt, die seiner Phantasie erscheint, ergreift er mit Liebe, sucht sie festzuhalten und ihr in der ästhetischen Welt eine Wirklichkeit zu geben. Dies unternimmt er in dem Glauben, daß es in seinem oder einem künftigen Zeitaltyr Seelen geben wird, die mit ihm gleiche Empfänglichkeit haben.

Die Totalwirkung des Bildes in dem Momente, da es ihn zur Ausführung begeisterte, soll auf sein Publicum übergehen. So dichteten die Griechen — so auch Du und Goethe in Euren besten Werken. Ebenso verfuhr auch Shakespeare, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm jede einzelne Scene ein besonderes Kunstwerk ist. Diese Scenen sind unter einem gemeinschaftlichen Titel an einander gereiht, ohne daß er auf die Verbindung des Ganzen seine Kraft verwendete. Einheit scheint in seinen Werken mehr unvorsätzlich zu entstehen, indem der Charakter, der seiner Phantasie einmal lebendig vorschwebte, in einer Reihe von Scenen sich gleich blieb. Auch entwickelte sich oft eine Situation aus der andern, ohne einen vorher überdachten Plan. So finden wir Gemälde von älteren vorzüglichen Meistern, in denen die Figuren ohne Gruppirung und Anordnung neben einander gestellt sind, und jede einzeln betrachtet werden muß. Was bei Shakespeare Mangel an Ausbildung war, wird ihm von der Schlegelschen Schule als höhere Stufe der Poesie angerechnet.

Das Chaotiſche in ſeinen Werken ſoll abſichtlich — ſoll das Gepräge eines freien Spieles ſeiner Phantaſie ſein; und von dieſer Seite ſucht man ihm nachzuahmen, wo es freilich leichter iſt, als in der Kraft, Tiefe und Lebendigkeit ſeiner Darſtellung. Es ſchadet nicht, wenn die ernſten Scenen flach und kalt, die komiſchen oft ſchaal und gemein ausfallen; nur muß das künſtliche Chaos durch allerlei Schnörkel der Verſification aufgeputzt ſein. — Doch genug von ſolchen Producten der Mode. Faſt iſt es unnöthig, gegen ſie zu kämpfen. Sie wird, wie ſo manche andere Mode, verſchwinden, und früh oder ſpät wird man von ſelbſt zum ächten Geſchmack zurückkehren.

K.

Weimar, 4. September 1804.

Dieſe erſten Zeilen, die ich an Dich ſchreibe nach ſo langer Pauſe, ſollten billig einen heiteren Inhalt haben, und Dir von meiner Geneſung Nachricht geben; aber noch iſt meine Geſundheit ſehr ſchwach. Obgleich meine Krankheit nur drei bis vier Tage gedauert hat, und jetzt ſechs Wochen dazwiſchen verlaufen ſind, ſo ſpüre ich kaum eine Zunahme von Kräften, und bin noch faſt ſo ſchwach, als wie Graf Geßler mich verlaſſen hat. Beſonders iſt der Kopf angegriffen, und das Bischen Schreiben wird mir ſauer. Leſen kann ich ohne Beſchwerde, auch habe ich einige Velleität zur Arbeit, aber ich muß gleich wieder aufhören. Es iſt mir nach der ſchwerſten Krankheit

nicht so übel zu Muth gewesen, wenigstens hat es nicht so lang gedauert.

Meine Frau befindet sich recht wohl, auch das Kleine gedeiht und macht mir große Freude.

Lebe wohl und laß mich bald etwas von Dir hören. Wir umarmen Euch von Herzen.

Auch Geßler grüße auf's Schönste. Wir sehnen uns nach guten Nachrichten von ihm.

S.

Dresden, 12. September 1804.

Hofrath Böttiger hat mir einen Brief von Dir gebracht, der uns beunruhigte. Glücklicherweise ist die Nachricht besser, die ein späterer Brief von Deiner Schwägerin an Graf Geßler enthält. Hüte Dich nur vor anstrengenden Arbeiten, so lange Du Deine Kräfte nicht ganz wiederhergestellt fühlst. Hoffentlich hast Du die jetzigen schönen Tage im Freien benutzt, und sie werden für Dich gewiß wohlthätig gewesen sein.

Frau von Helwig mit ihrem Manne ist noch hier. Ihr Aeußeres hat gewonnen, aber sie sagt oft Sachen, die ihr nicht wohl anstehen, und eine gewaltig hohe Meinung von ihrem Werthe verrathen. Ihren Mann habe ich nur einmal gesprochen, und er hat mich angenehm unterhalten. Was er erzählt, möchte ich nicht alles für ausgemacht halten, und in seinen Urtheilen über Türken und Griechen mag viel Einseitigkeit sein; aber

er ſpricht darüber mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit und Wärme, die nicht unintereſſant iſt. Frau von Helwig copirt auf der Gallerie mit ziemlich gutem Erfolge, nur hatte ſie ſich weit mehr vorgenommen, als ſie fertig machen kann.

Dr. Gmelin habe ich endlich geſprochen, aber nur eine Viertelſtunde, ſo daß ich gar nicht über ihn urtheilen kann. Er ſchien von Dresden keine großen Erwartungen zu haben, da es gar nicht in ſeinem Reiſeplan war, hat ſich auch nur ein Paar Tage hier aufgehalten.

Daß Alexander von Humboldt glücklich in Europa wieder angelangt iſt, hat mich ſehr gefreut. Ich erwarte viel Intereſſantes von ſeinen Bemerkungen. Wie mein Vetter, der in Frankfurt a. O. Profeſſer der Oekonomie iſt, erzählte, ſoll man die Idee haben, ihn zum Präſidenten der Berliner Akademie zu machen. Dies wäre recht gut und könnte auch für Dich gute Folgen haben. Eine Stelle bei der Akademie wäre immer ganz angenehm, und würde Dich nicht nöthigen, immer in Berlin zu ſein; Du ſchreibſt nicht, wie Deine Angelegenheiten dort ſtehen.

Mein Carl macht jetzt gute Fortſchritte. Zur Mathematik und zum Drechſeln ſtellt er ſich ziemlich geſchickt an. Ich möchte gern alle Arten von Fertigkeiten bei ihm ausbilden. Er hat ziemliche Gewandtheit und Schnelligkeit für körperliche und geiſtige Thätigkeit. Auch iſt er gutartig und fröhlich, ſo daß ich jetzt im Ganzen wohl mit ihm zufrieden bin.

K.

Weimar, 11. October 1804.

Nach und nach fange ich an, mich wieder zu erholen und einen Glauben an meine Geneſung zu bekommen, den ich ſeit acht Wochen beinahe ganz verloren hatte. Auch zur Thätigkeit finden ſich wieder Neigung und Kräfte, und dieſe, hoffe ich, wird das gute Werk vollenden; denn wenn ich mich beſchäftigen kann, ſo iſt mir wohl.

Was ich eigentlich zunächſt treiben werde, weiß ich ſelbſt noch nicht, weil ich immer noch zwiſchen zwei Planen unſchlüſſig ſchwanke, und einen um den andern durchdenke, bis ich mich entſcheide. Der Attila iſt ein abgeſchmackter Einfall, der mir nie in den Sinn gekommen.

Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen, vermuthlich will man die Sache fallen laſſen, weil ich auf einem ſiren Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hieſigen Verhältniſſe beſtanden habe. Ohnehin hätte ich jedes Engagement in meinen jetzigen Umſtänden ausſchlagen müſſen, da ich meiner Geſundheit gar nicht viel zutrauen kann. Auch kann ich mit meinen gegenwärtigen hieſigen Verhältniſſen recht wohl zufrieden ſein, und es iſt nicht unmöglich, daß ſie ſich noch weiter verbeſſern, da unſere Erbprinzeſſin, wie ich höre, gute Geſinnungen für mich mitbringt. Hier ſchicke ich den Tell und wünſche, daß er Euch jetzt, mit Muße wieder geleſen, einiges Vergnügen machen möge.

S.

Dresden, 18. October 1804.

Nach einer ganz beruhigenden Nachricht von Dir hatten wir uns längſt geſehnt; Du kannſt alſo denken, wie ſehr uns Dein letzter Brief erfreute. Daß Du wieder Luſt und Kraft zur Production fühlſt, iſt mir das beſte Zeichen.

Für Deine Ausſichten in Berlin habe ich mich nie recht intereſſiren können. Nur ſehr überwiegende Vortheile könnten Dich für den dortigen Aufenthalt beſtimmen. Das geiſtige Klima in Berlin hat mir nie gefallen wollen.

Für den Tell ſind wir Alle ſehr dankbar, und er hat uns neuen Genuß gegeben. Vorgeſtern laſen wir den größten Theil zuſammen bei Geßler. Es waren fünf Frauenzimmer und vier Mannsperſonen, Carl mit eingeſchloſſen. Die Hauptrollen waren vertheilt, und Geßler hatte ſeinen Ahnherrn. Oft fehlten uns aber doch Perſonen, weil ſo wenig als möglich weggelaſſen werden ſollte. So traf ſich's, daß in der Scene, die vor dem Schuß nach dem Apfel vorhergeht, Emma den Frießhardt leſen mußte.

Haſt Du denn einen Tell geſehen, der 1766 in Paris aufgeführt worden iſt? Lies ihn doch Spaßes halber. Es iſt gar ein ärmliches Werkchen. Ich möchte wiſſen, ob er ſich lange auf dem Theater in Paris gehalten hat. Aus eigner Erfahrung habe ich gefunden, daß die Rolle des Tell ſchwer zu leſen iſt; man

kann ihr leicht zu viel Würde geben, und den Zug von ſchlichter Jovialität verfehlen, der weſentlich zu Deiner Idee gehört.

Geſtern hörte ich, daß der hieſige Theaterdirector den Gedanken noch gar nicht aufgiebt, den Tell einmal hier aufzuführen; wenn's irgend möglich iſt, ſo thut er's. Er hat mehr Muth, als alle ſeine Vorgänger. Nur weiß ich gar nicht, wie man die Rollen beſetzen will.

Der zweite Theil von Goethes Eugenie verſpätet ſich. Ueberhaupt war der Michaelis-Meßkatalog nicht ſehr reichhaltig. Man ſpricht hier von einem neuen Roman Deiner Schwägerin; wie heißt er denn?

S.

Weimar, 20. November 1804.

Die Feſtivitäten, welche die Ankunft unſerer Erbprinzeſſin veranlaßte, ſind nun zu Ende, und wir treten wieder allmählig in unſer gewöhnliches Philiſterleben zurück. Außer einem Katarrh, den ich mir geholt, bin ich ganz leidlich weggekommen, welches ich kaum erwarten konnte, da man ſich bei ſolchen Gelegenheiten niemals ſchonen kann. Der Einzug war wirklich ſehenswerth; denn alle Welt war auf den Beinen, und die Bergſtraße nebſt der ganzen Anhöhe, woran Weimar ſich lehnt, war von Menſchengruppen belebt. Die herzogliche Jägerei, die Kaufleute und die Schützengeſellſchaft, alle in ihren Uniformen, holten die Herrſchaften ein. Der Zug ging durch

eine sehr schöne Ehrenpforte in edlem Styl, davon Du im nächsten Journal des Luxus und der Moden eine Zeichnung finden wirst.

Bälle, Feuerwerk, Illumination, Musik, Komödie u. dergl. folgten nun zehn Tage aufeinander. Das Festlichste aber an der ganzen Sache war die aufrichtige allgemeine Freude über unsere neue Prinzessin, an der wir in der That eine unschätzbare Acquisition gemacht haben. Sie ist äußerst liebenswürdig, und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. Die Repräsentation als Fürstin versteht sie meisterlich; und es war wirklich zu bewundern, wie sie gleich in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft, wo ihr die fürstlichen Diener bei Hofe vorgestellt wurden, sich gegen Jeden zu benehmen wußte. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht, und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben, und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronirer möchten schwerlich bei ihr aufkommen. Ich bin nun sehr erwartend, wie sie sich hier ihre Existenz einrichten und wohin sie ihre Thätigkeit richten wird. Gebe der

Himmel, daß ſie etwas für die Künſte thun möge, die ſich hier, beſonders die Muſik, gar ſchlecht befinden. Auch hat ſie es nicht verhehlt, daß ſie unſere Capelle ſchlecht gefunden.

Auf dem Theater wollten wir uns anfangs eben nicht in Unkoſten ſetzen, ſie zu becomplimentiren. Aber etliche Tage vor ihrem Anzug wurde Goethe angſt, daß er allein ſich auf nichts verſehen habe — und die ganze Welt erwartete etwas von uns. In dieſer Noth ſetzte man mir zu, noch etwas Dramatiſches zu erfinden; und da Goethe ſeine Erfindungskraft umſonſt anſtrengte, ſo mußte ich endlich mit der meinigen noch aushelfen. Ich arbeitete alſo in vier Tagen ein kleines Vorſpiel aus, welches friſchweg eingelernt und am 12ten November gegeben wurde. Es reuſſirte über alle meine Hoffnung, und ich hätte vielleicht Monate lang mich anſtrengen können, ohne es dem ganzen Publicum ſo zu Dank zu machen, als es mir durch dieſe flüchtige Arbeit gelungen iſt. Mit nächſtem Poſttag ſollſt Du eine Abſchrift meines Machwerks erhalten.

‚Wolzogen hat mir von der regierenden Kaiſerin einen ſehr koſtbaren Ring mitgebracht; ich hatte von dieſer Seite her gar nichts erwartet; ſie hat aber viel Geſchmack an dem Carlos gefunden, und er hat ihr in meinem Namen ein Exemplar überreicht.

S.

Dresden, 1. December 1804.

Es würde mich sehr gefreut haben, die weimarschen Festivitäten zu sehen. Daß sie mit Geschmack und Verstand eingerichtet werden würden, ließ sich wohl erwarten. Und eine Prinzessin, die so ist, wie Du sie beschreibst, verdient es auch, daß Alles aufgeboten wurde, um sie gehörig zu bewillkommen. Auch einige Anekdoten, die mir erzählt worden sind, machen ihrem Charakter Ehre. Ich bin neugierig, was ihre Erscheinung in der weimarschen Welt wirken wird.

Es wäre wirklich auffallend gewesen, wenn das Theater bei ihrer Ankunft ganz geschwiegen hätte. Ich wundre mich, daß Goethe Dir das Geschäft der Bewillkommnung abgetreten hat. Als älterer Bürger von Weimar und als bekannter Freund des Herzogs hätte er sich's eigentlich nicht können nehmen lassen. Desto besser für Dich, da Du gesund genug warst, etwas dieser Art zu unternehmen, und Du mit dem Erfolg so sehr zufrieden zu sein Ursache hast. Ich erwarte mit Verlangen das versprochene Manuscript.

Das Geschenk der Kaiserin ist immer angenehm und gehört zu Deiner poetischen Ernte in der prosaischen Welt. Jetzt ist der Zeitpunkt, wo Du alle ökonomischen Vortheile Deiner Celebrität benutzen mußt. Sobald Du nur ganz wiederhergestellt bist, wirst Du noch mehrere Jahre productiv sein können, und nun darfst Du bloß gegen die Buchhändler nicht zu freigebig sein. Crusius

z. B. iſt einer von denen, wie ich vermuthe, die zu
nig zahlen.

Der Macbeth nach Deiner Bearbeitung wurde n
lich hier gegeben. Am meiſten hat, däucht mich,
Schirmer als Lady Macbeth in der Scene des Wa
ſinns geleiſtet, doch überwog das Schauderhafte zu ei
und gerade für dieſe Scene ſollte Lady Macbeth ſo ſch
als möglich ſein, welches leider die Schirmer nicht
Die Hartwig war eine der Hexen, ſprach aber alls n
einem ſeltſamen Pathos, das in der Scene, wo die Ge
ſter erſchienen, faſt poſſierlich wurde. Als vollends
Judenleber mit ſolchem Pomp herdeklamirt wurd
wäre das Parterre beinahe in allgemeines Lachen ausg
brochen. Die Bürger hatte die Rolle der Hekate u
ſprach nicht übel. Ihre Worte wurden von einer Muſ
begleitet, die ziemlich paſſend war. Der Tanz der Hexe
war zu lang und nicht gut ausgedacht. — Der Hof ſa
den Macbeth und gewöhnt ſich überhaupt jetzt an Trauer
ſpiele. Dieſe Woche wird der Tankred gegeben. Von
Tell iſt noch immer die Rede, und man ſpricht davon
daß er in zwei Vorſtellungen getheilt werden ſoll, um ih
nicht abkürzen zu müſſen.

Haſt Du die Vorſchule der Aeſthetik von Fichte
geleſen? Es iſt kein unbedeutendes Product und ſcheint
nicht flüchtig gearbeitet zu ſein. In den Aufſätzen über
Laune und Humor iſt vorzüglicher Gehalt; auch die übri
gen Capitel enthalten geiſtvolle Bemerkungen, ob es wohl
auch nicht an ſchiefen Urtheilen fehlt. Die Schlegelſch

Partei wird von ihm in Protection genommen, Tieck aber insbesondere mit einem gewissen Bedauern, daß ihn das Publicum nicht genug anerkennen will, was sich oft ganz drollig ausnimmt. Gegen Dich ist er ziemlich höflich, hat aber auch bei Dir und Goethe manches zu erinnern. Den zweiten Theil habe ich noch nicht gelesen.

K.

Weimar, 10. December 1804.

Ein heftiger Katarrh, den ich mir bei den letzten Festivitäten geholt, hat mich schon mehrere Wochen hart mitgenommen; leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß. Und so stockt denn auch meine Thätigkeit, trotz meinem besten Willen! In Ermangelung wichtigerer Sachen schicke ich Dir mein kleines Vorspiel; Du wirst doch gern wissen wollen, wie ich mich bei einer solchen Gelegenheit aus dem Handel gezogen.

Wenn man in Dresden den Wilhelm Tell zu geben denkt, so wäre es doch wohl anständiger, dieses Stück nach derjenigen Bearbeitung, die ich für's hiesige Theater davon gemacht habe, zu geben. Sie ist sehr wesentlich verkürzt, und z. B. der ganze fünfte Act weggelassen, weil wir des Kaisermordes nicht erwähnen wollten. Auch sind viele Personen in wenige verwandelt, viel schwierige oder bedenkliche Stellen weggelassen. Wenn ich mit Opitz nichts zu thun bekomme, von dem ich nichts

mehr hören mag, ſo ſoll man eine Abſchrift des Manuſcripts für zehn Louisd'or haben; denn ich ſehe nicht ein, warum ich dem Herrn Seconda etwas ſchenken ſoll. Kannſt Du dieſe Sache negotiiren, verſteht ſich, ohne mich anzubieten, ſo iſt mir's lieb, und Ihr entgeht doch wenigſtens einer verſtümmelten Vorſtellung des Stücks.

Richters Aeſthetik habe ich noch nicht zu Geſicht bekommen. Meine lange Entwöhnung von allen theoretiſchen Kunſtanſichten und allem Raiſonnement hat mich ordentlich dagegen ſtumpf gemacht, auch hat mir das leere metaphyſiſche Geſchwätz der Kunſtphiloſophen alles Theoretiſiren verleidet. In der That verträgt ſich dieſe Geiſtesoperation nicht mit der Ausübung, denn da muß man die Geſetze aus dem Gegenſtande ſchöpfen, und findet ſich mit keiner allgemeinen Formel gefördert.

Wolzogens grüßen Euch ſchönſtens. Er hat jetzt ſehr viel Arbeit mit den Angelegenheiten der Erbprinzeſſin, da er allein Alles unter ſich hat. Geßler unſere freundlichſten Grüße. Wir umarmen Euch alle von Herzen.

E.

Dresden, 18. December 1804.

Dein Vorſpiel hat uns Allen viel Freude gemacht; Du erhältſt es hierbei zurück. Ein Product dieſer Art gehört eigentlich mehr zur oratoriſchen Claſſe, und hat nur eine poetiſche Außenſeite. Es fordert ſchlechterdings

eine gewiſſe Wärme, und überhaupt alles das Subjective, wodurch der Redner zu ſeinem Vortheil erſcheint. Ich zweifle, ob Goethe hier ſo in ſeinem Elemente geweſen wäre. In dem, was die Künſte ſagen, ſind beſonders treffliche Stellen und es freute mich, daß Du auch der Muſik ihr Recht widerfahren läſſeſt. Im Ganzen finde ich auch den Ton gut gehalten, was unter dieſen beſonderen Verhältniſſen nicht leicht war.

Deinen Auftrag wegen des Tell zu beſorgen, habe ich wenig Hoffnung. Ich darf Dich nicht compromittiren, kann alſo die Sache nur gelegentlich gegen jemand fallen laſſen, der mit dem Director in Verbindung iſt. Seconda wird ſchwer daran gehen, für ein ſchon gedrucktes Stück Geld auszugeben. Das Abkürzen, wird er meinen, ſollte doch auch Opitz verſtehen. Opitz wird es ſich auch nicht gern nehmen laſſen. Der Director hat bloß die Eitelkeit, alle bedeutende Stücke geben zu laſſen, auch ſolche, woran ſich ſeine Vorfahren nicht gewagt haben. Wie ſie gegeben werden müſſen, verſteht er nicht.

Daß Du Dich durch theoretiſche Grübeleien nicht in der Production ſtören läßt, iſt ſehr gut. Richters Buch beſteht indeſſen mehr aus einzelnen, zum Theil guten Einfällen, als aus einem theoretiſchen Syſteme. Auch kannſt Du es füglich ungeleſen laſſen, nur intereſſirte es mich als ein Beweis von Richters nicht gemeinen Talenten.

Hoffentlich biſt Du nun wieder ganz hergeſtellt und in voller Arbeit. Ich bin ſehr neugierig, wofür Du Dich jetzt beſtimmen wirſt. Mit jedem Deiner neuen

Producte steigt Deine Kunstfertigkeit, aber auch die Ansprüche des Publicums und Deine eigenen Forderungen an Dich selbst. Mancher Stoff, der Dir sonst genügt hätte, wird gerade nach Deinem letzten Werke Dich nicht anziehen können.

Bei uns ist Alles wohl, und es wird viel Musik getrieben. Ich wünschte, daß Du jetzt meine Mädchen singen hörtest. Seitdem Deine Schwägerin hier war, haben sie beträchtliche Fortschritte gemacht.

K.

1 8 0 5.

Weimar, 20. Januar 1805.

So wie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches Beides in den harten Wintertagen ganz erstarrt war. So lang der Winter nun dauert, bin ich unaufhörlich von einem Katarrh geplagt, der mich in der That sehr angreift und fast allen Lebensmuth ertödtet. An eine glückliche freie Thätigkeit war bei solchen Umständen gar nicht zu denken. Um nun nicht ganz müßig zu sein und doch durch einige Arbeit über die harte Periode mir hinüber zu helfen, habe ich die Phädre von Racine übersetzt; ein Stück, welches viele Verdienste hat, und wenn man einmal die Manier zugiebt, sogar fürtrefflich heißen könnte. Es ist lange Zeit das Paradepferd der französischen Bühnen gewesen und ist es zum Theil noch; wir wollen nun sehen, wie es sich einem deutschen Publicum gegenüber behaupten wird. Ich habe es in den gewöhnlichen reimlosen Jamben übersetzt und mit gewissenhafter Treue, ohne mir eine Abänderung zu erlauben. Du sollst

das Manuscript haben, wenn ich eine Abschrift davon habe nehmen lassen. Auf den 30sten dieses Monats, als den Geburtstag der Herzogin, werden wir es spielen lassen.

Hubers Tod wird Euch, so wie auch mich, sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß Er uns zuerst verlassen müßte? Denn, ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unsers Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt.

Schreibe mir bald einige Worte, wie es Euch geht und in dieser langen Zeit gegangen ist, da wir nichts von einander hörten.

S.

Dresden, 27. Januar 1805.

Aller Groll gegen Huber verschwand auch bei mir bei der Nachricht von seinem Tode. Er hatte so manche Ansprüche auf eine schönere Existenz, und nach dem, was er uns ehemals gewesen war, hat es mir immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen ihn zu sein. Sein Tod ist wahrscheinlich eine Folge der ungeheuren Anstrengung, mit der er seine Schriftstellerei treiben mußte, da er wenigstens ehemals nicht mit Leichtigkeit arbeitete.

Auf Deine Nachricht habe ich sogleich die Phèdre von Racine wieder gelesen. Es hat dies Stück allerdings

gewiſſe beſondere Vorzüge, die Deine Wahl beſtimmen konnten. Iſt gleich der Theſeus ſehr mißlungen, und läßt Hippolyt manches zu wünſchen übrig, ſo iſt doch ächter Gehalt in der Darſtellung der Frauen und vorzüglich der Phaedra. Beſonders iſt viel feine Weiblichkeit mit ſtarker Leidenſchaft in ihrem Dialog mit Hippolyt. Auch liebe ich die Stelle ſehr im vierten Act:

Ils ne se verront plus.

Phèdre.

Ils s'aimeront toujours.

Gleich im Anfang iſt es ein glücklicher Zug, daß Phaedra ſich ſchmücken läßt, als ſie zum erſtenmale wieder in der Welt erſcheint. Ihre letzten Worte ſind aber ſehr ſonderbar, und ich bin neugierig, wie Du den Gedanken übertragen wirſt, daß ihr Tod dem Tage, den ihre Augen verdunkelt haben, ſeine Klarheit wiedergeben ſoll. Solche Stellen habe ich indeſſen wirklich nur ſelten in dieſem Stücke getroffen. — Selbſt Oenone iſt mehr als eine gewöhnliche Vertraute. Aber der Theramen iſt doch ein gar zu unbedeutendes Subject, und gleichwohl hat er zuletzt die Erzählung zu ſagen, auf welche ſo viel Gewicht gelegt iſt. Das ganze Stück verliert in der Aufführung, wenn dieſe Stelle ſchlecht geſprochen wird. Dieſe Unbequemlichkeit findet ſich in mehreren Stücken von Racine, der doch ſonſt alles ſo gut auf die Aufführung vor ſeinem Publicum berechnete. — In der Phaedra hat er beſonders alle Geſchicklichkeit aufgeboten, um das Anſtößige des Stoffes zu mildern.

Schicke mir ja bald die Ueberſetzung. Bei einigen Stellen, glaube ich, würden auch gereimte Jamben eine gute Wirkung machen.

Da Dich im Winter der Katarrh ſo ſehr plagt, ſo prüfe doch Deine jetzige Wohnung, ob Du etwa der Zugluft oder der Erkältung mehr ausgeſetzt biſt. Vielleicht läßt ſich dem Uebel abhelfen. Bei uns iſt jetzt alles wohl, und es wird viel Muſik getrieben. Endlich habe ich es durchgeſetzt, daß auch vierſtimmige Sachen im ernſten Styl durch Dilettanten bei mir ausgeführt werden. Alle Woche haben wir eine ſolche Uebung, die ſich vielleicht zu einem größeren Singinſtitut erweitert.

Von Berlin haben wir Nachricht, daß Iffland einige Gaſtrollen hier ſpielen wird; mir iſt es ſehr lieb, ihn einmal zu ſehen. Dieſen Winter hat man viel Geduld im deutſchen Theater nöthig gehabt. Es iſt unglaublich, was man hier dem Publicum bieten kann. Unter den neuen komiſchen Producten iſt die Nachtwandlerin eins, das man mit Vergnügen ſieht. Maria Stuart iſt neulich hier zum erſtenmale vor dem Hofe gegeben worden.

K.

Dresden, 25. Februar 1805.

Ich habe Dir noch von der Art Nachricht zu geben, wie der Baron Rackenitz neulich hier eine Aufführung Deines Gedichts, die Glocke, veranſtaltet hat. Zwiſchen der Declamation war Inſtrumentalmuſik — ein Choral

(nicht geſungen) und einzelne Stücke aus Opern und anderen größeren Werken von verſchiedenen Meiſtern, auch einige von einem hieſigen Kammermuſikus beſonders dazu componirt. Nur ein Paar Stellen wurden im Chor geſungen. Opitz ſprach den Meiſter und die Hartwig das Uebrige. Beide haben keine Idee, wie eigentlich die Glocke geſprochen werden muß. Die Hartwig kam faſt nie aus ihrem weinerlichen Ton. — Die Muſik war ein buntes Gemengſel, das kein Ganzes bildete, war nicht allemal paſſend, und unterbrach oft zur Unzeit die Rede. Indeſſen halte ich es nicht für unmöglich, die Glocke auf eine ſolche Art kunſtmäßig zu behandeln. Nur muß das Ganze von einem Manne abſichtlich dazu componirt werden. Wahrſcheinlich wird Böttiger nächſtens über dieſe Aufführung im Freimüthigen oder ſonſt irgendwo in die Poſaune ſtoßen.

Iffland war zwei Wochen hier und gab ſieben Vorſtellungen. Ich habe nur eine wegen einer Unpäßlichkeit, die aber bald vorüberging, verſäumt, und bin in den Rollen, die er hier geſpielt hat, faſt durchgängig mit ihm ſehr zufrieden. In den meiſten hat er meine Erwartung ſogar übertroffen, beſonders im Eſſighändler, L'Epée im Taubſtummen, Lorenz Stark, Langſalm und Henning in den Erben. Intereſſant war mir beſonders, wie er die niedrig-komiſche Rolle des Langſalm und die widrige des Henning durch einen trefflichen Humor veredelte. Im komiſchen Fache habe ich nie etwas Beſſeres geſehen. Ich ſchätze beſonders die Oekonomie in

den Accenten und Bewegungen, und die feſte Haltung eines beſtimmten Charakters. Auch in rührenden Stellen, vorzüglich wenn die Rührung halb unterdrückt werden ſoll, iſt er ſehr glücklich. Weniger hat er mich als Graf im Puls befriedigt. Er haftete zu ſehr an dem Vornehmern der Rolle, und gab auch dies nicht mit Leichtigkeit genug; für das Herzliche und Jovialiſche hingegen, was in der Rolle liegt, war er zu kalt. Tragiſche Rollen und Rollen aus ſeinen eigenen Stücken hat er gar nicht geſpielt. Die Wahl ſchien zwiſchen ihm und Opitz verabredet, weil alle Stücke vermieden waren, wo er mit Opitz collidirt hätte. Uebrigens wurde er ſehr mit Beifall aufgenommen, beim erſten- und letztenmale herausgerufen, und vom Churfürſten, der ihn ſelbſt geſprochen hat, mit einer Doſe beſchenkt, die hundert Ducaten enthielt. Die Herzogin von Curland hatte ihm einen Brief an Deine Schwägerin mitgegeben, den er aber erſt ein Paar Tage vor ſeiner Abreiſe abgab, ſo daß ich ihn nur eine halbe Stunde geſprochen habe. Sein Auge iſt bedeutend und kommt ihm oft ſehr zu ſtatten.

K.

Weimar, 5. März 1805.

Herzlichen Dank für Deinen Brief, den ich kaum erwarten durfte, da ich ſo lange nicht ſchrieb. Die verwünſchte Schnupfenepidemie, die überall herumgeht, hat mich noch recht tüchtig gepackt, und ich habe vierzehn

Tage recht krank gelegen und immer über den dritten Tag einen Fieberparoxysmus gehabt, der oft sehr heftig war. Gottlob, es ist jetzt vorbei, und ich bin schneller als ich hoffen konnte wieder zu Kräften, so daß ich auch wieder frisch zu arbeiten angefangen. In keinem Winter habe ich noch so viel ausgestanden als in diesem, und noch so wenig gethan.

Ich freue mich, daß Du Iffland einmal gesehen hast. In komischen Rollen ist er Meister, und es war ihm sehr günstig, daß bei Euch die Komödien und Conversationsstücke an der Tagesordnung sind.

Ich glaube mit Dir, daß sich die Glocke recht gut zu einer musikalischen Darstellung qualificirte, aber dann müßte man auch wissen was man will, und nicht in's Gelag hinein schmieren. Dem Meister Glockengießer muß ein kräftiger biederer Charakter gegeben werden, der das Ganze trägt und zusammenhält. Die Musik darf nie Worte wählen und sich mit kleinlichen Spielereien abgeben, sondern muß nur dem Geist der Poesie im Ganzen folgen. — Ich danke Gott, daß ich diese Musik (von der ich hier ein Morceau gehört habe) und diese Darstellung durch Opitz und die Hartwig nicht habe mit anhören müssen. Die Abschrift der Phaedra habe ich Dir noch immer nicht senden können. Ich wollte, ehe ich eine ordentliche Copie davon machen ließ, noch eine strenge Correctur, besonders was die Versification betrifft, damit vornehmen, und bin durch meine Krankheit an dieser verhindert worden. Jetzt, da ich mich besser befinde, habe

ich meine Zeit beſſer zu nutzen geglaubt, wenn ich an meine Hauptarbeit ginge — und ſo iſt denn die Phaedra zurückgelegt worden; das einzige reinliche Exemplar davon, das ich Dir hätte ſchicken könne, liegt beim Herzog, und ich muß erwarten, bis ich es zurückerhalte. Du haſt doch die Memoires von Marmontel, die in vier Bänden erſchienen ſind, geleſen? Wenn es noch nicht geſchehen, ſo eile ja ſie Dir zu verſchaffen. Sie werden Dich ſehr intereſſiren, da ſie ein halbes Jahrhundert und mehr der franzöſiſchen Literatur umfaſſen, und ſelbſt über die Revolution helle Blicke eröffnen.

Wir umarmen Euch alle herzlich. Grüße Geßler auf's Beſte.

S.

Dresden, 17. April 1805.

Ich denke mir Dich in voller Arbeit, und wünſchte nur zu wiſſen, was Dich jetzt beſchäftigt. Mit dem Winter werden hoffentlich ſeine Folgen auf Deine Geſundheit auch verſchwunden ſein. Hier erzählt man, daß Goethe gefährlich krank geweſen wäre. Von ſeiner Eugenie erſcheint wohl nichts dieſe Oſtern? Er hat Unrecht, wenn er das Stück unvollendet läßt. — Es iſt kalt aufgenommen worden; aber um ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß man das Ganze überſehen können. Marmontels Memoires habe ich hier noch nicht bekommen können. Das Merkwürdigſte ſogar der fran-

zösischen Literatur gelangt immer etwas spät zu uns. Wir haben einen ruhigen und stillen Landtag hier gehabt. Ob er nützliche Folgen haben wird, getraue ich mir noch nicht zu beurtheilen. — Gestern erhielt ich einen Brief von Hubers Wittwe — sehr künstlich gedrechselt — voller Complimente — und Vorwürfe über meine Unversöhnlichkeit.

Ihre Absicht ist, Hubers Briefe, wovon sie einen Theil in seine Biographie drucken lassen will, gegen die meinigen einzutauschen. — Mir ist es lieb, meine Briefe auf diese Art wiederzubekommen. Die Art, wie sie über den Punkt schreibt, der mich mit Huber entzweite, ist nicht die delicateste. Ich werde ihr ziemlich kurz und trocken antworten. Gegen Huber habe ich keinen Groll; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß ich gegen ihn hätte anders handeln sollen. Ich bin mir nicht der kleinsten Feindseligkeit bewußt, aber er lebte ganz außer meiner Welt. Auf seinen letzten Brief, der mich reizte, mag ich vielleicht etwas hart geantwortet haben. Unser ehemaliges Verhältniß war nicht wieder anzuknüpfen — eine Erklärung konnte zu nichts führen — wozu also eine Wiederannäherung?

K.

Weimar, 25. April 1805.

Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen, und bringt wieder Muth und Stimmung; aber

ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und funfzig nicht mehr so, als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält. —

Goethe war sehr krank an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, welche zweimal zurückkehrte; Dr. Starke zweifelt, ihn ganz herstellen zu können. Jetzt hat er sich wieder ganz leidlich erholt; er ging soeben aus meinem Zimmer, wo er von einer Reise nach Dresden sprach, die er diesen Sommer zu machen Lust hat. Arbeiten kann er in seinen jetzigen Gesundheitsumständen freilich nicht, und gar nichts vornehmen, ist wider seine Natur. So ist ihm am besten gerathen, wenn er unter Kunstanschauungen lebt, die ihm einen gebildeten Stoff entgegenbringen. Er hat diesen Winter doch nicht unthätig zugebracht. Außer einigen sehr geistvollen Recensionen in der jenaschen Zeitung hat er ein ungedrucktes Manuscript Diderots, welches uns ein glücklicher Zufall in die Hände brachte, übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet. Es kommt unter dem Titel: „Rameaus Neffe" bei Göschen heraus, und ich schicke Dir es, sobald es gedruckt ist. Diderots Geist lebt ganz darin, und auch Goethe hat den seinigen darin abgedruckt. Es ist ein Gespräch, welches der (fingirte) Neffe des Musicus Rameau mit Diderot führt. Dieser Neffe ist das Ideal

eines Schmarotzers, aber eines Heroen unter dieſer Claſſe, und indem er ſich ſchildert, macht er zugleich die Satyre der Societät, und der Welt, in der er lebt und gedeiht. Diderot hat darin auf eine recht leichtfertige Art die Feinde der Encyklopädiſten durchgehechelt, beſonders Paliſſot und alle gute Schriftſteller ſeiner Zeit an dem Geſindel der Winkelkritiker gerächt. — Dabei trägt er über den großen Streit der Muſiker zu ſeiner Zeit ſeine Herzensmeinung vor, und ſagt ſehr viel Vortreffliches darüber.

Außer dieſer Arbeit hat Goethe auch ungedruckte Briefe von Winkelmann drucken laſſen, und mit ſeinen Zuſätzen und Bemerkungen begleitet. Auch dieſe Schrift wird Oſtern herauskommen. — Poetiſches iſt nichts entſtanden.

Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig, aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche laſſen mich doch nur langſam fortſchreiben. Wenn ich Dir auch gleich meinen Gegenſtand nennte, ſo würdeſt Du Dir doch keine Idee von meinem Stücke machen können, weil alles auf die Art ankommt, wie ich den Stoff nehme, und nicht, wie er wirklich iſt. Der Stoff iſt hiſtoriſch, und ſo wie ich ihn nehme, hat er volle tragiſche Größe, und könnte in gewiſſem Sinne das Gegenſtück zu der Jungfrau von Orleans heißen, ob er gleich in allen Theilen davon verſchieden iſt.

Iſt Dir der Neckerſche Nachlaß, den ſeine Tochter herausgab, zu Geſicht gekommen? Wo nicht, ſo will ich Dir ihn ſchicken. Es wird Dich doch intereſſiren, dieſe

Schrift zu leſen, die alle Kläffer in Paris gegen Madame de Stael in Bewegung ſetzte. Sie lobt ihren Vater freilich zu unverſchämt, aber es ſteht ihr nicht übel. Das Buch enthält gerade nicht viel Wichtiges, aber doch manches Curioſe, worunter ein kleiner Roman von dem alten Necker eine ſeltſame Figur macht.

Herzlich grüßen wir Euch alle. Lebe wohl.

S.

Dresden, 5. Mai 1805.

Dein letzter Brief beruhigt mich über Deine Geſundheit, und erfreut mich durch die Nachrichten von Deiner poetiſchen Thätigkeit. Hier war ein Gerücht, Du würdeſt in das ſüdliche Frankreich eine Reiſe machen. So ſehr ich Dir eine ſolche Erholung gönnte, ſo hätte ich doch dieſen Sommer Dich lieber mehr in der Nähe, weil wir uns vielleicht in Lauchſtädt ſehen könnten, da ich wahrſcheinlicherweiſe nach Zerbſt reiſen werde. Dieſes geſchieht aber auf keinen Fall vor dem Julius. Die Tante wünſcht ſehr, uns zu ſehen, und vier Wochen iſt das Aeußerſte für meinen Urlaub. — Sonſt würde ich mir nicht verſagen, zu Dir nach Weimar zu kommen. Ich wünſchte einige Stücke von der weimarſchen Geſellſchaft aufgeführt zu ſehen, beſonders die Braut von Meſſina, den Tell, die Phaedra und etwa ein Maskenſtück.

Es ſollte mir leid thun, Goethe hier zu verfehlen.

Da die Reiſe zu ſeiner Erholung beſtimmt iſt, ſo kommt er doch wohl bald. Einige Recenſionen, an denen ich ſein Gepräge erkannte, haben mir vielen Genuß gegeben. Die Schrift von der Stael über ihren Vater habe ich noch nicht geſehen, und es wäre hübſch, wenn Du ſie mir ſchickteſt.

Wir haben jetzt hier einen theatraliſchen Genuß gehabt, den ich Dir wünſchte. Es wurde eine ernſthafte Oper von Cimaroſa, die Horatier und Curiatier, gegeben. In der Aufführung hatte man an Kleidungen und Decorationen nichts geſpart, und die beſten Mitglieder des Theaters traten darin auf. Die Muſik iſt gefällig, aber hat größtentheils nicht genug Würde und Charakter. Cimaroſa hatte mehr Talent für die komiſche Oper. Was mich aber am meiſten freute, war das Spiel der Madame Baer, als Orazia. Im höchſten tragiſchen Momente bleibt ſie immer in den Grenzen der Grazie, ohne dem leidenſchaftlichen Ausdruck etwas zu vergeben. Auch weiß ſie ihren Stellungen eine gewiſſe Dauer zu geben, ohne in's Steife zu fallen. Dies gelang ihr beſonders in einem Duette mit Horatius, ehe dieſer ſie erſticht. Sie benutzte hier die Fermaten der Muſik ſehr gut zu einem Erſtarren ihrer ganzen Geſtalt für den höchſten leidenſchaftlichen Moment. Es iſt Schade, daß man ſie nicht als Beatrice in der Braut von Meſſina, oder als Maria ſehen kann. Ihr Talent ſiegte diesmal bei dem hieſigen Publicum über eine Cabale, durch die ſie ſeit einigen Monaten verfolgt worden iſt. Ueberhaupt iſt das Publicum der Oper hier

im Ganzen gebildeter, als das Publicum des deutschen Theaters.

Nach dem Meßcatalogus ist die literarische Ernte in dieser Messe nicht groß. Im poetischen Fache besonders wüßte ich fast gar nichts Neues gefunden zu haben, das mich gereizt hätte. Herzliche Grüße von den Meinigen. Lebe recht wohl.

K.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Briefe

von

Schiller's Gattin

an

einen vertrauten Freund.

---

4 E

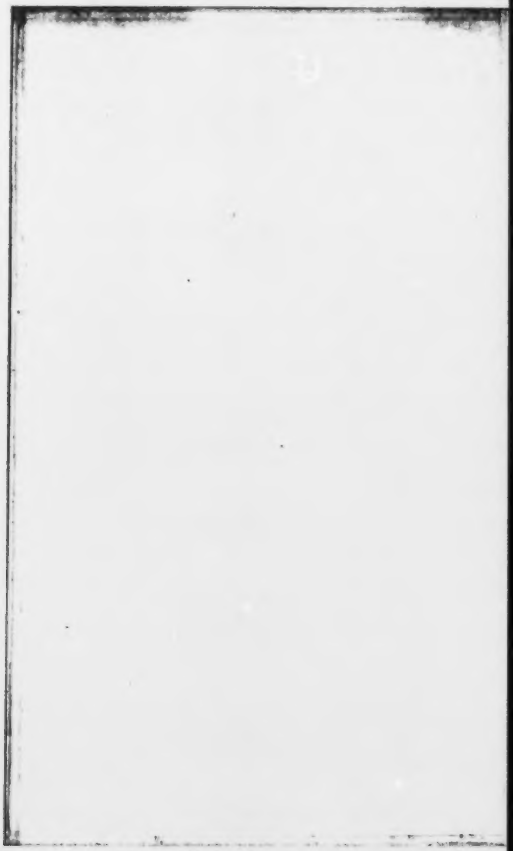

Briefe

von

Schiller's Gattin

an

einen vertrauten Freund.

Herausgegeben

von

Heinrich Düntzer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

BIBLIOTECA
REGIA
OLIVENSIS

Einleitung.

Als Schiller's Braut gegen den einzig geliebten Mann die klagende Besorgniß geäußert, daß er für ihre Schwester Karoline mehr als für sie fühle, zu dieser sich ganz hinneige, da ward ihr die von tiefster Liebe und klarster Einsicht eingegebene beruhigende Versicherung zu Theil, sie allein vermöge seinem Leben höchsten Gehalt und heiligste Weihe zu verleihen. „Karoline ist mir näher im Alter", schrieb Schiller, „und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünsche nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen, deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen. Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem

Schickſal! Worte ſchildern dieſe zarten Beziehungen nicht, aber fein und ſcharf empfindet ſie die Seele."

Und Das, was Schiller damals in glücklicher Verlobung ausgeſprochen, das ſollte nun in dem von mancherlei Leiden durchzogenen, aber durch Liebe und Freundſchaft hochbeglückten Leben des Dichters auf das glänzendſte bewahrheiten. Charlotte von Lengefeld bildete ſich ganz nach dem Sinne und Geiſte ihres von edelſtem Feuer belebten, mit ſcharfem Blick die Welt der Erſcheinungen in ihrem Kern erfaſſenden, dem Höchſten und Reinſten mit ſeelenvollſter Hingabe zuſtrebenden Gatten. Sagt ſie ja ſelbſt zwei Monate nach Schiller's Tod: „Die Jahre verbanden uns immer feſter; denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eignen Weg gewann und ihn verſtand wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz wie er mir. Er freute ſich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter verband. Seine poetiſche Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als der philoſophiſchen, hat auch unſer Weſen noch feſter aneinander gefeſſelt."

Was Schiller zunächſt zu Charlotten hingezogen hatte, war ein gewiſſer ſchwärmeriſcher, ſeinem eignen Weſen zuſagender Hang, der mit reinem Naturſinn, eindringendem Gefühle, herzlicher Gutmüthigkeit, lieb-

licher Heiterkeit und glücklichster Bildung sich zu schönstem Einklang verband. Wenn Charlotte, die in nächster Verbindung mit der freien Natur unter der sorgsamen Leitung einer einsichtsvollen Mutter, im innigsten Zusammenleben mit ihrer fast vier Jahre ältern, früh vermählten Schwester aufgewachsen war, ihrem Gatten einen Theil ihrer unendlich zarten Auffassung der Natur und ihrer frischen Heiterkeit mittheilte, so gab Schiller ihrem Wesen edle Würde, ernstes Selbstbewußtsein, schwungvollen Drang nach reinster Menschlichkeit, ruhige Sicherheit tief erfaßter Lebensanschauung. Hatte schon das aufblühende Mädchen sich reiner Bildung zugewandt, sich der Dichtung und philosophischer Betrachtung mit lebendigem Sinne hingegeben, so fand Charlotte in Schiller den liebevollsten und zugleich geschmackvoll einsichtigsten Leiter und Lenker ihrer Lieblingsneigung, welcher die Gefahr drohte, sich in selbstgefällige Bespiegelung zu verirren. Und sein hoher Geist ruhte als schönstes Erbtheil auf der so früh ihres Gatten beraubten edeln Frau, deren sinnige Liebe für alles Gute, Wahre, Schöne, Hohe, deren reges Gefühl und begeisterter Drang für reine Menschheit und würdige Freiheit, deren zarter Naturſinn und seelenhafte Glut, deren echt deutsche vaterländische Gesinnung, deren gemüthliche herzliche Theilnahme an jeder edeln Menschenerscheinung, deren sorgsam überwachende, klar leitende, das Glück

ihrer Kinder innigst mitfühlende Mutterliebe, deren tiefe Sehnsucht nach dem so früh in allem Glanze höchster Dichterkraft ihrem Herzen entrissenen Geliebten sich zur Bildung einer der edelsten Frauengestalten unsers Volks vereinigen.

Das ganze Wesen dieser wunderbar anziehenden Erscheinung, in deren holdem Lichte sich Schiller's Natur zur vollsten Reife entfaltete, spricht sich in ihren Briefen aus, welche, wenn auch häufig rasch hingeworfen und daher von Nachlässigkeit im Ausdruck nicht frei, doch die eigne Anmuth ihres reichen, tiefen, gefühlvollen Geistes rein wiederspiegeln. Selbst das Kleinliche des Lebens gewinnt hier eine höhere Bedeutung, da sie Allem einen sinnigen Bezug zu geben weiß; ihr hoher, reiner Sinn waltet überall, im Ernst wie im Scherz, auch in leidenschaftlicher Erregung, und leiht, wie mannichfaltig auch oft die besprochenen Gegenstände sind, wie anspruchslos sie sich auch dem Zuge ihrer Gedanken überläßt, ihren Briefen eine eigenthümliche Einheit.

Bisher sind nur einzelne ihrer Briefe an ihren Gatten, an ihren Vetter und spätern Schwager Wilhelm von Wolzogen, an Friedrich von Stein, den Sohn ihrer mütterlichen Freundin, und an Fischenich, der einige Zeit in Jena ihr Hausfreund und Tischgenosse war, zur Herausgabe gelangt [1]).

1) Literarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wol-

Die vorliegende, so viele Jahre umfassende Sammlung dürfte eine ganz besondere Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen, da Frau von Schiller hier dem vertrauten Freunde gegenüber Alles, was sie bewegt, erfreut und drückt, unverhohlen ausspricht, ihr ganzes Herz sich ihm öffnet, wenn sie sich auch scheut, durch zudringliche ausführliche Berichte aller Bedrängnisse ihres Lebens ihn zu beunruhigen. Auch zu scharfen Aeußerungen, wie sie nicht weniger Schiller eigen waren, läßt sie sich zuweilen von ihrem lebendig erregten, entschieden sich ausprägenden Gefühl hinreißen, die, wenn auch nicht immer ganz gerecht, doch für ihre Auffassung der Dinge höchst bezeichnend sind.

Der Vertraute, an welchen unsere Briefe sich richten, ist Goethe's Urfreund, Ludwig von Knebel, ein Mann von feinem, tief anklingendem, vielseitig gebildetem Sinne, von lebhaftem Feuer, herzlicher Gemüthlichkeit, innigem Wohlwollen und reinem Edelmuth, dessen volle Lebenslust der durch seine Erziehung gesteigerte Mangel frischen, thatkräftigen

zogen. Zwei Bände. Leipzig 1848—49. — Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von J. J. H. Ebers und Aug. Kahlert. Leipzig 1846. — Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller. Von J. H. Hennes. Stuttgart 1841.

Selbstvertrauens leider gar empfindlich dämpfte, ihn oft mit argwöhnischem Mismuth und trüber Unzufriedenheit erfüllte, und da er dem Widrigen und Feindseligen nicht die mannhafte Kraft selbstbewußten Lebens entgegenzusetzen, dieses als ein nothwendiges Uebel zu ertragen vermochte, sondern zu leidenschaftlichster Aufregung sich hingerissen fühlte, ganz eigentlich aus der Welt herausgetrieben wurde, in welcher zu wirken er gerade vorzüglich bestimmt schien. Im Jahre 1774 war er zum Erzieher des Prinzen Konstantin nach Weimar berufen worden. Dieses Verhältniß löste sich sieben Jahre später, wo sein fürstlicher Zögling in Begleitung eines seiner Lehrer sich auf Reisen begab. Bei seinem Austritt erhielt er das festgesetzte Jahrgehalt und den Charakter eines Majors, wie ihm auch der Aufenthalt auf dem herzoglichen Schlosse Tiefurt freundlichst gestattet wurde. Allein Unzufriedenheit mit seinem geschäftslosen, ihm, wie er argwöhnte, von vielen Seiten beneideten Leben trieb ihn bald nach seiner fränkischen Heimat zurück, von wo er erst fast drei Jahre später, im Sommer 1784, nach Weimar zurückkehrte. Doch wie freundlich er sich hier auch überall, besonders von Herder, Goethe und der Herzogin-Mutter, aufgenommen fühlte, ihm, dem jede bestimmte Wirksamkeit abging, ward es gar bald in der Nähe des Hofes übel zu Muthe, und so ging er nach Jena, wo er eine kleine Wohnung

auf dem alten Schlosse bezog und einige Zeit in stiller Ruhe und Beschaulichkeit, im reichen Umgange mit den Meistern der Dichtung und Lebensweisheit, im ununterbrochenen freundlichen Verkehr mit Herder und Goethe verlebte. Eine im Sommer 1785 mit Goethe nach Karlsbad unternommene Reise führte ihn nach seiner Heimat. Im folgenden März finden wir ihn wieder zu Jena, wo ihn außer Goethe's häufigen Besuchen besonders der Umgang mit den englischen Offizieren Heron und Inverary erfreute. Mit diesen besuchte er auch das nahe Rudolstadt, wo er im Hause der Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld einsprach, deren Bekanntschaft er durch die auf Goethe's Bildung so einflußreiche Frau von Stein gemacht hatte; Letztere besuchte er häufig auf ihrem bei Rudolstadt gelegenen Gute zu Kochberg.

Von den beiden Töchtern der Frau von Lengefeld — die ältere Karoline war bereits an den Hofrath von Beulwitz verheirathet — zog ihn die jüngere Charlotte durch ihren lebhaften, feinen Sinn besonders an, wenn sie auch von einer gewissen Geziertheit sich nicht ganz frei hielt. Sie stand damals in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre, hatte bereits in Begleitung von Mutter, Schwester und Schwager einige Zeit in der französischen Schweiz verlebt und sollte demnächst von der sie mütterlich liebenden Frau von Stein zu Weimar als Hofdame

eingeführt werden. „Seit drei Tagen bin ich hier", schreibt Knebel am 29. September 1787 von Kochberg aus seiner Schwester Henriette, „und das schöne Wetter und die friedliche Hausgesellschaft läßt mich ein reines Vergnügen genießen. Frau von Stein ist allein hier mit Fritz, ihrem Sohn. Die ersten Tage traf ich die Fräulein von Lengefeld aus Rudolstadt, welche ich heute nebst Fritz daselbst bei ihrer Mutter und ihrem Schwager und Schwester, Herr und Frau von Beulwitz, besuche. Wir gehen zu Fuß hin; denn Rudolstadt ist nur anderthalb Stunden von hier. — Die Lengefeldischen in Rudolstadt sind gar gute Leute; ich habe nicht bald eine bessere Familie gesehen. Vor einigen Jahren durchreisten sie die Schweiz, Mutter, beide Töchter und der nicht ganz angenehme Herr Schwager. Dies hat ihnen viel gute Bekanntschaft geschafft und ihr Leben gewissermaßen erhöht, daß sie an Mehrerem Antheil zu nehmen vermögen. Lotte oder Fräulein von Lengefeld hat bei ihrer beinahe kindischen Unschuld wirklich einen erhöhtern Geist für alle und auch sehr ernste Wissenschaften. Sie ist die Gesellschafterin von Fritz."

Gleich darauf, im November, machte Charlotte von Lengefeld Schiller's Bekanntschaft, der mit ihrem Vetter von Wolzogen auf einen Tag nach Rudolstadt kam. Der junge Dichter war auf Goethe's begeisterten Verehrer Knebel, der beim

Herzog besonders damals bedeutendster Gunst sich erfreute, nicht wohl zu sprechen. Daß dieser ein Mann von Geist und Charakter, von hellem Verstande und vielen Kenntnissen sei, konnte er nicht leugnen; aber die „kindliche Einfalt der Vernunft", wozu Goethe ihn wie alle seine Anhänger angeleitet hatte, war ihm zuwider, er sah in dieser stolzen Verachtung alles philosophischen Denkens, in diesem einseitigen, blos dem Zeugniß unsrer fünf Sinne vertrauenden Anschließen an die Natur so viel „Gelebtes, Sattes und grämlich Hypochondrisches", daß es Einen beinahe mehr reizen sollte, auf entgegengesetzte Weise ein Thor zu sein; und so erging er sich gern in gutmüthigem Spott über diesen „Hofphilosophen", von welchem sich Charlotte weit inniger angezogen fühlte als ihre ältere anspruchsvollere, zu selbständiger Ausbildung gelangte Schwester, deren Sinn von Natur aus mehr auf ernstere Betrachtung gestellt war. In herber Weise äußert sich Letztere über ihn in einem Briefe an Schiller. „Es gibt keinen Menschen", bemerkt sie, „der sich besser zu einem Komödiencharakter schickte, als er mit seiner buntscheckigen Philosophie. Gott hat ihn eigens dazu geschaffen, glaub' ich, daß eine Komödie aus ihm gemacht werden soll." Ein andermal spricht sie von seinem „hinreißenden Pinsel in launenhafter Ausmalung unbehaglicher Zustände".

Im Anfange des folgenden Jahres verweilte Charlotte von Lengefeld faſt zehn Wochen in Weimar. „Es ging mir ſehr wohl in Weimar", ſchreibt ſie ihrem Vetter Wolzogen; „ich habe viele Freunde dort, und die Zeit verging mir angenehm und froh. Frau von Stein, die Kalben (Frau von Kalb), Schiller, der Hofphiloſoph, wie Sie ſagen, Herr von Knebel, und Herder waren meine vorzüglichſte Geſellſchaft." Gegen Ende Mai machte Knebel einen Beſuch in Rudolſtadt in Begleitung der Frau von Stein. In demſelben Monate bezog Schiller eine Wohnung im Dörfchen Volkſtädt, ganz in der Nähe von Rudolſtadt, wo er bis zum Herbſte im innigſten Umgange mit dem edeln Schweſterpaare die friedlichſten, herzerhebendſten Tage verlebte. Mußte auch das Bild Knebel's, deſſen theilnehmende Gefälligkeit Charlotten immer mit neuen Büchern verſah, vor Schiller's friſcher, reich ſtrömender Gegenwart zurücktreten, ſo blieb dieſem doch der reinſte Antheil der jungen Freundin gewidmet, die ſein edles Herz und ſein lebhaftes, ſo menſchlich ſchön empfindendes, bildungsreiches Weſen wohl zu würdigen wußte. In dieſe Zeit fällt der Anfang unſers Briefwechſels. Eines ſehr angenehmen mehrtägigen Beſuchs der Frau von Stein und der Familie Lengefeld zu Jena erwähnt Knebel in einem Briefe an ſeine Schweſter vom 16. September 1788. „Wie ſanft und artig

der Strom dieſer Tage floß, kannſt du dir nur vorſtellen", äußert er. Auch in einem ſpätern Briefe an Henriettten, vom 5. Januar 1790, gedenkt er Lottens, die mit ihrer Schweſter in Weimar geweſen.

Zwei Monate nach Schiller's Verheirathung begab ſich Knebel, den mancherlei unangenehme Verhältniſſe ſeit lange verſtimmt hatten, wieder auf einige Zeit nach ſeiner Heimat, wo er das erſchütternde Unglück erlebte, daß ſein von verzweifelndem Schmerze gequälter Bruder Max auf einem abendlichen Spaziergange wenige Schritte von ihm ſeinem Leben ein Ende machte. Im Mai 1791 kehrte er nach Weimar zurück, diesmal in Begleitung ſeiner vortrefflichen Schweſter Henriette, welcher einige Monate ſpäter die Erziehung der Prinzeſſin Karoline anvertraut wurde. Von jetzt an lebte er meiſt in Weimar. Eine nähere Verbindung mit Schiller, der nach Jena gegangen war, kam nicht zu Stande, auch nicht als ſich das herrliche Freundſchaftsband zwiſchen Goethe und Schiller geſchlungen hatte. Knebel fühlte ſich mehr zu Herder hingezogen, der immer entſchiedner gegen Schiller Partei nahm. Doch fehlte es nicht an manchen freundlichen Berührungen zwiſchen Knebel und Schiller; ſo war es Knebel, der Jean Paul und ſpäter den Schotten Macdonald bei dieſem einführte.

Familienverhältnisse veranlaßten Knebel, Ende Juni 1797 seine Heimat wieder zu besuchen und im Anfange des folgenden Jahres seinen beständigen Aufenthalt in dem einsamen Bergstädtchen Ilmenau zu nehmen, wo die längst beschlossene Verbindung mit Luise von Rudorf ihm endlich ein dauerndes Familienglück schenkte. Sieben Jahre später schlug er seinen Wohnsitz zu Jena auf, das Schiller unterdessen mit Weimar vertauscht hatte. Wenn es Knebel auch während seines Ilmenauer Aufenthalts nicht an freundlicher Gefälligkeit gegen Schiller hatte fehlen lassen, den er während seines zweimaligen Besuchs zu Weimar gesehen haben dürfte, so hatte doch schon der mächtige Einfluß Herder's, der als heftiger Ankläger gegen Kant aufgetreten war, jede nähere Verbindung mit dem Dichter des „Wallenstein" gehindert. Als aber im folgenden Mai ein früher Tod den edeln Sänger der Erde entrückt hatte, da bewährte sich Knebel's und seiner Schwester Antheil an dem Schicksal der Gattin in edelster, innigst herzlicher Weise. „Ich war sehr krank und hoffte zu sterben", schreibt Frau von Schiller wenige Wochen nach dem fürchterlichen Schlage an Fritz von Stein, „nur der Gedanke an meine Kinder konnte mir noch eine Stütze für's Leben geben. Ihre Mutter hat mir treu in dem bittersten Momente meines Lebens beigestanden. — Auch die Knebel hat mir ihre Theilnahme

auf eine Art gezeigt, die mich auf ewig an sie fesselt."

Seit dieser Zeit entspinnt sich ein freundlicher Briefwechsel zwischen Knebel und Frau von Schiller. Außer dieser edeln Frau stand er in Weimar vor Allen mit seiner Schwester, Frau von Stein und Emilie Gore in genauester brieflicher Verbindung. Besonders lebhaft wurde der Briefwechsel, als seine Schwester Henriette Ende August 1810 Weimar verließ, um der an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählten Prinzessin Karoline nach Ludwigslust zu folgen. Bald ward der briefliche Verkehr so lebhaft, daß die Botin, welche wöchentlich zwei mal zwischen Jena und Weimar ging, nur höchst selten ohne ein freundliches Zeichen entlassen wurde, ja auch bei zeitweiliger Entfernung von Weimar konnte Frau von Schiller nicht unterlassen, sich mit dem Freunde zu unterhalten. Gegenseitige Besuche belebten die freundlich-herzliche Verbindung.

Knebel's Briefe an Frau von Schiller liegen uns nicht vor. Dagegen ist es uns vergönnt, aus den an seine Schwester nach Ludwigslust gerichteten Briefen einen Blick in dieses wenigstens von der einen Seite sehr vertraute Verhältniß während der Jahre 1810—12 zu thun. Tritt hier auch zuweilen eine gewisse Verstimmung und ein Verkennen des durch den schwersten Verlust tief er-

schütterten Zustandes der edeln Frau hervor, so leuchtet doch Knebel's innige Verehrung deutlich durch. Noch näher fühlte dieser sich zu der herzlichen Freundin hingezogen, als ihm durch einen frühen Tod seine Henriette geraubt wurde, welcher die mit schwärmerischer Liebe von Beiden gefeierte Prinzessin Karoline nur zu bald folgen sollte.

Aus Knebel's ungedruckten Briefen an seine Schwester Henriette.

7. October 1810.

Ich erhalte eben einen Brief von der Schillern, die vor wenig Tagen wieder nach Weimar gekehrt ist. Sie ist sehr zufrieden von ihrer Reise, nennt mir aber nicht einen Ort, wo sie gewesen ist; doch daß ich ungefähr errathen kann, sie sei in der Schweiz gewesen; ob sie weiter gegangen, weiß ich nicht. Auch sagt sie nichts von ihrer Schwester. Uebrigens freut sie sich der neuen Kräfte und Stärke, die ihr diese Reise gegeben, und fühlt sich ihrer vorigen ängstlichen Beschwerungen ziemlich entledigt. Das ist eine gute Wirkung. Sie sagt: „Ich habe neuen Glauben an die Alles belebende Kraft der Natur wiedergefunden und finde, daß man mit diesem die Stürme des menschlichen Geistes leichter aushalten kann. Diese rege Kraft, die Alles bildet,

ist mit dem Guten in ewigem Bündniß, und sobald wir Glauben an sie haben, finden wir auch noch Gutes um uns." Ich bin mit dieser Gesinnung im vollkommnen Einverständniß und halte mich auch daran. Das blasse Gesellschaftsleben, das wir jetzt zum Theil führen, zieht uns ab von den Grundgefühlen der Natur und ist gar oft Ursache falscher oder auch gemeiner, selten sehr tröstlicher Ansichten. Uebrigens denkt die gute Schillern deiner und der lieben Prinzeß mit herzlichem Gefühl, und sie wünscht durch ihre Briefe deine Stelle wenigstens einigermaßen ersetzen zu können, wozu ich ihr denn gar willig die Hand biete.

9. October 1810.

Heute Morgen habe ich an die Schillern geschrieben und ihr ein Exemplar von beiliegendem Gedicht (Hymnus an die Erde) geschickt, von dem du einen Theil kennst.

18. October 1810.

Von der Schillern hab' ich auch Briefe erhalten. Sie klagt über die dürre Jahreszeit, und dann, daß die Posten nach Ludwigslust so träg hin und her schleichen, und verlangt nach deiner und der lieben Prinzeß Gesellschaft, die ihr einziger Trost gewesen sei. Auch erzählt sie mir noch etwas von den Bekanntschaften, die sie auf ihrer Reise gemacht hat,

und scheint mehr davon zufrieden, als wir Andern es vielleicht gewesen wären.

22. November 1810.

Diesen Morgen erhalte ich noch einen Brief von der Schillern, die sich recht kindlich deiner Zuschrift erfreut. Sie ist mit zarter Liebe dir zugethan und wirklich eine sehr gute und gefällige Frau. Sie schreibt mir mit Rührung von Goethe's Freundschaft für mich, das mir denn auch wohlthut.

5. December 1810.

Die Stein, die Gore und auch die Schillern muß ich (in Weimar) sehen; denn sie sind immer artig gegen mich und schreiben mir beständig.

10. December 1810.

Dann besuchte ich auch die Schillern, die Präsidentin Fritsch und andre Menschen, die sämmtlich freundlich waren und mit unendlicher Liebe deiner und der Prinzessin gedachten.

26. December 1810.

Die übrigen Freunde und Freundinnen besuchte ich täglich, wie die Frau von Stein, die gute Emilie Gore, die Schillern u. s. w.

28. Januar 1811.

Eben lese ich noch bei der Dämmerung einen Brief von der Schillern, den ich schon gestern erhalten. Ich wollte, du hättest etwas von ihr, sich mit Phantasien zu nähren; doch würde es dir eben nicht anstehen. Es ist etwas Schwäche dabei. Sie

weiß sie, wie die Frau von Stein, überall herzuholen, aus Büchern, aus der Welt, aus eignen Erscheinungen. Uebrigens ist sie eine grundgute Frau, doch nicht immer in sich glücklich; sie braucht dazu fremder Hülfe, und so fühlt sie deinen und der lieben Prinzessin Verlust aufs empfindlichste. Ich bin ganz überzeugt, daß du ihr ganz besonders wohlthätig warst, ob du es selbst vielleicht nicht so bemerktest. Sie braucht sanfte, vernünftige Unterstützung — und so wendet sie sich zum Theil jetzt an mich, der ich ihr doch bei weitem das nicht sein kann. Man muß sich selbst schon in der Denkungsart beinahe ganz ähnlich sein, um sich einander hierin wechselsweis unterstützen zu können. Unsre Worte müssen mehr nur Erinnerungen sein; das Neue findet sich so selten und geht so selten über. Ueber einen neuen Brief unsrer trefflichen Prinzessin war sie sehr erfreut, und nimmt desto mehr Theil an dem Uebel deiner Augen, als sie glaubt, daß dieses dich auch am Schreiben hindern werde. Ein Unglück habe ich noch in der Correspondenz mit dieser guten Freundin, daß sie mir oft die Worte, die gerade die nothwendigsten sind, am undeutlichsten schreibt.

15. Februar 1811.

Von der Schillern hab' ich vor ein paar Tagen einen Brief erhalten, den ich fast Lust habe, dir ganz zuzuschicken. Er enthält am Ende Vor-

fälle, die sich in Weimar zugetragen haben und von denen ich sonst zur Zeit nichts weiß. Die trüben Aussichten auf die Zukunft, die er sonst noch enthält, habe ich ihr einigermaßen aufzuheitern gesucht. Veränderungen müssen einmal in der Welt sein, und bei uns sind sie höchst nöthig. Wenn das Aeußere auch dabei verliert, so muß wahrscheinlich das Innere dabei gewinnen — und dieses thut bei uns so große Noth. Alles, Alles strebt blos nach dem Aeußern.

21. Februar 1811.

Die Schillern geht jetzt nach Rudolstadt. Sie schreibt mir immer fleißig und ist recht wacker und treu.

17. März 1811.

Die Schillern ist auch von Rudolstadt wieder nach Weimar gekehrt und schreibt mir einen recht gemüthlichen Brief. Sie sagt mir gar viel Gutes von der dort regierenden Fürstin, das mir Freude macht.

8. April 1811.

Frau von Stein wollte uns heute besuchen; sie ist aber nicht gekommen und kommt nun vielleicht morgen mit der Schillern, die ihren ältesten Sohn Karl bei sich hat, der sie aus Heidelberg besucht hat und recht brav geworden ist. Die Mutter hat unsägliche Freude darüber, und das ist der guten Frau wohl zu gönnen.

2. Mai 1811.

Die Schillern hat mir gestern einen etwas gerührten Brief geschrieben, weil heute, wie ich glaube, der Sterbetag ihres Mannes war.

9. Juni 1811.

Gestern hat uns Frau von Stein und Frau von Schiller hier besucht. Es war ein recht lieber Tag, nur war ich ordentlich betrübt, daß unsre gute Gore, wie ich es mir gewiß erwartet hatte, nicht mitkam. Sie ließ sich wegen Unpäßlichkeit entschuldigen und schrieb mir nun einen Brief darüber. Ich hatte die schönsten Rosen am frühen Morgen aufgesucht, um unsre Wohnung damit zu schmücken, und diese sind gerade jetzt recht schön. — Ich habe immer mir deinen Geburtstag (29. Juni) als das Rosenfest gedacht, und da diese lieben Blumen jetzt etwas früher erschienen sind, so wollte ich ihn in Gegenwart deiner geliebten Freundinnen auch etwas früher feiern. Dieses gelang mir nun durch die Abwesenheit unsrer guten Emilie nicht so ganz, doch wurde deiner und der dortigen Lieben herzlich gedacht. Frau von Stein war wirklich nach ihrer guten Art ungemein theilnehmend und gefällig, auch war sie wohl und heiter. Kein Sturm drohte am Himmel, auch machten wir eine Partie auf dem Wasser hier auf der Saale, wobei Karl (Knebel's Sohn) den Schiffscapitän und Steuermann zugleich machte.

11. Juni 1811.

Die Schillern ſchreibt mir verrücktes Zeug über (Goethe's) Hackert. Ihr gefällt der König (von Neapel) gar nicht, und ſie will ihm durchaus den Scepter ſtatt des Waidmeſſers in die Hand geben. Wenn er nun aber nicht dazu geboren iſt? Was kann der arme König dafür, daß er ſo erzogen worden? und in dieſem Lande? unter ſolchen Umſtänden? Es iſt wahr, dafür hat er auch jetzt ſeine Krone eingebüßt. Er konnte ſie nicht erhalten. Aber was wäre es denn, wenn er wider ſein Geſchick und Geſtirn zum Kriegshelden wäre gemacht worden, ſich damit jämmerlich abgeplagt hätte und am Ende mit dem Verluſt und bei der Unehre von vielen Tauſenden dieſelbe Krone hätte hingeben müſſen? So iſt er doch wenigſtens nicht ganz unglücklich geworden, und den Seinigen hat er eben auch nicht geſchadet, an denen nicht viel zu holen war. In einem einmal verrückten Staat, bei einer ſolchen Nation iſt ſchwer zu helfen. — Ganz anders iſt es bei einem deutſchen Staat, wo die Menſchen meiſt an einen blöden und blinden Gehorſam gewöhnt ſind und ſie wenig andre Leidenſchaften und Bedürfniſſe haben als die Brot- und Titelluſt — und doch ſehen wir, was geſchehen iſt! Es wäre vielleicht beſſer, wenn manchem unſrer Fürſten nicht weisgemacht worden wäre, daß er ſelbſt regieren müſſe.

30. Juni 1811.

Die Schillern ſchreibt mir, daß ſie an deinem Geburtstag herzlich deiner gedächte. Sonſt iſt der Brief auch recht artig, nur findet ſie Alles trüb und düſter wie eine Nebelwelt vor ſich liegen, worüber ich ſie denn ſchon gewaltig geplagt habe, weil ich es nicht leiden kann, da kein Menſch mehr Urſache hat, heiter und zufrieden zu ſein, als ſie. Ihre Kinder, ihr Vermögen, Alles iſt in gutem Stand, wie ſie ſich's nur wünſchen kann. Aber ſo iſt's: das Glück können weit weniger Menſchen noch ertragen als das Unglück. Immer ſchauen ſie nach außen, nach der Welt, nach Wetter und Himmel, und machen ſich muthwillig unglücklich. Dieſe Thorheit muß man ſcharf beſtrafen, beſonders in dieſen Zeiten, wo ſo Viele reell zu klagen hätten.

16. Juli 1811.

Mit der Herzogin geht es, wie ich höre, beſſer. Sonſt hat uns unſer vorgeſtriger Beſuch der Frau von Wolzogen und von Schiller nicht viel Neues gebracht.

31. Juli 1811.

Die gute Schillern iſt auch gar freundlich gegen mich und ſchreibt mir ſehr fleißig, ſo von Allerlei, doch von Klatſchereien läßt ſie mich nichts hören und iſt ſehr vorſichtig gegen mich. Ich glaube, die Beängſtigungen, die ſie öfters fühlt, kommen hauptſächlich von ihrem körperlichen Zuſtand, der mir nicht der beſte zu ſein ſcheint.

6. December 1811.

Den andern Morgen kamen Geschenke (zum Geburtstag) von Weimar, — von Frau von Schiller ein artig Geldbeutelchen, orange mit schwarzen Schnüren, und dazu die freundlichsten Worte.

4. Februar 1812.

Auch die gute Schillern hab' ich (in Weimar) besucht und den alten Wieland.

16. Februar 1812.

Auch die gute Stein schrieb mir fröhliche Worte (über die glückliche Niederkunft der Prinzessin Karoline), und eben erhalt' ich dergleichen von der Schillern.

27. April 1812.

Diesen Morgen erhalt' ich auch einen Brief von der Schillern, die wahrscheinlich diesen Mittag zu uns kommt.

14. August 1812.

Die Schillern hat ihre Schwester, die Frau von Wolzogen, bei sich. Sie bedauern sehr den Tod des jungen Dalberg.

9. December 1812.

Mittags erhielt ich (zum Geburtstag) einen Brief und ein Glas eau de Cologne von Frau von Schiller.

23. Mai 1813.

Von unsern Freundinnen in Weimar erhalte ich fleißig Briefe, doch sind diese eben auch nicht

tröſtlicher; nur Frau von Stein erhält ſich zu meiner Verwunderung den Geiſt noch am unbefangenſten.

Leider iſt es uns nicht vergönnt, die für die Verhältniſſe des weimarer Hof- und Dichterlebens ſo bedeutenden Briefe der Frau von Schiller vollſtändig mitzutheilen. Ein Theil liegt wohlverſchloſſen an ſicherm Orte, und dürfte deſſen Erlöſung keineswegs in naher Ausſicht ſtehen, nach den merkwürdigen Erfahrungen, die uns bei dem Verſuche, dieſen Schatz zu heben, auf eine ſo traurige, manche vorzeitig gehegte ſchöne Hoffnung bitter niederſchlagende Weiſe überraſcht haben. Allein müſſen wir es auch bedauern, daß durch dieſes ängſtliche Vorenthalten viele höchſt ſchätzbare Mittheilungen aus einer noch keineswegs klar vorliegenden Zeit uns entgehen, das Bild der edeln Gattin Schiller's tritt uns in den hier glücklich der Oeffentlichkeit geretteten Briefen ſprechend entgegen. Wie ganz iſt die edle Frau durchdrungen von dem Bewußtſein ihrer ſo ſchweren als theuern Mutterpflicht, wie innig lebt ſie in den Erinnerungen an den früh entſchwundenen Gatten, wie fühlt ſie ſich, mag auch ein trüber Schleier ihre Seele bedecken, als freiſinnige deutſche Frau, auf der Höhe ſchön menſchlicher Bildung, im innerſten Genuſſe alles Reinen, Guten und Schönen! Und wie rührend ergießt ſich ihres reichen Herzens liebe-

voller Antheil an der vortrefflichen Prinzessin Karoline, der Mutter der Herzogin von Orléans, an diesem holden Engel, dieser Iphigenie, die, verschlagen an die unliebe Küste, fern vom Lande ihrer Sehnsucht hinsiechen sollte! War ja auch Knebel, in wie manchen andern Beziehungen er auch von den Anschauungen und Gefühlen der Freundin abweichen mochte, mit unlösbaren Banden an jene hohe Dulderin geknüpft, deren Erziehung seine Schwester Henriette ihr Dasein mit begeisterungsvoller Aufopferung gewidmet hatte. Und die Liebe zu jener edeln Prinzessin, mit welcher Innigkeit überträgt sie Frau von Schiller auf die hinterlassenen Kinder und die stellvertretende Mutter! Welch ein zartes Gefühl sie beseelte, tritt, wie in so manchen treffenden Urtheilen, besonders über fürstliche Personen, sehr bezeichnend in der liebevollen Verehrung der Fürstin von Rudolstadt uns entgegen. Auch dem Hofe von Weimar war sie mit ganzer Seele ergeben, wenn sie es auch nicht verschmerzen konnte, daß ihren beiden Söhnen im weimarischen Staatsdienst keine Aussicht eröffnet wurde. Ueberall zeigt sich Frau von Schiller als eine durchaus edle und würdige Erscheinung, die ihr reines Wesen auch in ihren unmuthigen, zuweilen höchst ungerechten Aeußerungen nicht verleugnet. Wir haben keinen Anstand genommen, auch derartige Bemerkungen meist unverkürzt mitzutheilen, in der

Ueberzeugung, jeder verſtändige Leſer werde den augenblicklichen Ausfluß einer unmuthigen Stimmung oder auch die entſchiedne Abneigung gegen einzelne Perſonen — wir nennen in dieſer Beziehung den höchſt verdienten Kanzler von Müller — nicht als durchaus maßgebend betrachten. Auslaſſungen haben wir uns höchſt ſelten geſtattet, faſt nur da, wo es ſich um unbedeutende Aufträge oder perſönliche Verhältniſſe handelte, und in den meiſt wiederkehrenden Schlußformeln der Briefe. Offenbare Schreibfehler haben wir ſtillſchweigend verbeſſert.

Die edle Frau erlebte noch die Freude, ihre beiden Söhne verheirathet zu ſehen; ihre beiden Töchter vermählten ſich erſt nach ihrem Tode. „Frau von Schiller hat vor einiger Zeit durch Emilie an Frau von Stein ſchreiben laſſen“, meldet Frau von Ahlefeld am 13. November 1824 an Knebel, „weil ihre Augen es ihr eigenhändig nicht erlauben. Uebrigens iſt ſie wohl und glücklich in dem Glück ihrer Kinder. Ihr zweiter Sohn heirathet jetzt auch. Frau von Schiller rühmt die glücklichen Verhältniſſe der Braut. Sie wird dieſen Winter bei dem jungen Ehepaar zubringen.“ Leider verſchlimmerten ſich ihre Augen immer bedenklicher, ſodaß ſie ſich mit völliger Blindheit bedroht ſah. Sie unterwarf ſich zu Bonn einer Augenoperation, die unter kunſtgewandter Hand glücklich gelang und ihr

den vollen Wiedergewinn des Geſichts verſprach; aber ein Nervenſchlag riß unerwartet den Faden eines ſo ſchönen, edeln Lebens ab. Sie ſtarb zu Bonn am 9. Juli 1826, einundzwanzig Jahre nach ihrem Gatten, drei Jahre nach dem Tode ihrer Mutter. Liebliche Bilder umſpielten ihre letzten irdiſchen Augenblicke.

1.

Rudolstadt, den 3. Juli 1786.

Hier schicke ich Ihnen des guten Heron's[1]) Brief wieder, mit vielem Danke. Es freute mich, etwas von ihm zu lesen. Sein Deutsch scheint er ziemlich vergessen zu haben, aber es ist doch besser, er vergißt unsre Sprache als uns. Er hat mir rechte Lust gegeben, Madera auch zu sehen. Es muß ein sonderbares Gefühl sein, sich in einem andern Welttheil zu sehen, und so weit von seinem Vaterland. Andern Nationen vergebe ich's, ihr Vaterland zu lieben, wir aber haben im eigentlichen Sinne keins, wir haben nichts Eigenes. Wäre ich in England

1) Dieser englische Capitän hatte sich mit dem Lord Inverary und einem Herrn Ritchey in den Jahren 1786 und 1787 zu Jena aufgehalten, wo sie bei Griesbach wohnten. Er ist wol der „gar gute" Engländer, den Charlotte von Lengefeld in Weimar kennen lernte, wie sie am 7. März 1787 an ihren Vetter schreibt, und der ihr Pope's Werke lieh. Heron's Brief an Knebel folgt im Anhange.

oder in einer Republik geboren, ich könnte es mit der größten Wärme lieben.

Seit einigen Tagen habe ich das Gedicht immer im Sinn von Herder[1]); es ist doch so schön gesagt:

Neue Thäler, neue Hügel u. s. w.

Heron könnte recht interessante Nachrichten in Indien sammeln, und dann von großem Nutzen für Europa sein. Sein Geist beobachtet richtig, und dann hat er tiefen Sinn für's Schöne. Wenn Sie ihm schreiben, so sagen Sie ihm viel von uns Allen, er soll uns nicht vergessen, und auch daß ich ihm im August vorigen Jahres nach London geschrieben. Ich denke, mein Brief ist verloren gegangen. Sein Andenken wird mir immer lieb sein.

Es ist mir leid, daß ich Sie schon wieder mit meinem Schreiben belästige, aber ich mußte Ihnen meinen Dank für alle Ihre Güte doch wissen lassen; sonst schriebe ich heute nicht. Ich bin nicht ganz wohl und finde wenig in meinem Kopf, das zum Hinschreiben taugen möchte. Ich war gestern spät in der Luft, wir waren in großer Gesellschaft auf

1) „Madera", nach dem Spanischen. In dieser Romanze, auf welche Heron's Brief hindeutet, heißt es:

Neue Vögel, neue Bäume,
Schöne Thäler, holde Hügel
Locken freundlich hin zur Küste.

einem Dorfe, wo Kirmes war; es kann auch ſein, daß mich die Geſellſchaft krank machte. Buffon intereſſirt mich immer mehr. Nun leben Sie wohl!

Sie ſind doch wieder wohl? Die ilmenauer Reiſe, dächte ich, hätte Sie beſſer gemacht, denn ſo frei in der ſchönen Luft herum zu ſchleichen, ſo viel Schönes zu ſehen, läßt einem alles Andre vergeſſen. Meine Verwandten empfehlen ſich Ihnen aufs beſte.

Ich höre gern, daß wieder Engländer in Weimar ſind; denn die Nation iſt mir gar lieb [1]). Es wäre artig, wenn Sie ſie herbrächten einmal. Adieu!

2.

Rudolſtadt, den 28. September 1788.

Ich würde Ihnen ſchon vorige Woche für Ihren lieben Brief und die ſchönen Sachen gedankt haben, wenn ich den Boten zu beſtellen nicht vergeſſen hätte. Und dann war ich auch in Kochberg [2]), und brachte gar angenehme Tage dort zu. Wir haben zuſammen die traurige Geſchichte Struenſee's geleſen [3]).

1) Vgl. den Brief an Fr. von Stein vom 30. Juli.
2) Auf dem nahen Gute der Frau von Stein.
3) „Authentiſche und höchſt merkwürdige Aufklärungen über die Geſchichte der Grafen Struenſee und Brandt" (Berlin 1788).

Sein Geist, der, mit aller Schwäche verbunden, doch immer große Anlagen hatte, hätte wohl verdient, auf einem urbarern Erdreiche seinen guten Samen auszustreuen, um sich dann der reichlichen Ernte erfreuen zu können. Die arme Königin! Ich bin froh, daß sie todt ist; denn es muß eine sehr traurige Lage gewesen sein, in der sie sich befand. Zur Ehre meines Geschlechts bemerke ich gern, daß sie bei ihrer Gefangennehmung mehr Muth zeigte als die Männer; denn keiner fiel auf den Gedanken, sich nach des Königs ausdrücklichem Befehl zu erkundigen, als sie.

Gestern hatten wir einen gar angenehmen Tag. Wir waren früh in Schwarzburg, wo der Weg hin so schön ist. Sie waren da, also kennen Sie die Gegend. Die Natur ist da recht ernsthaft, die Berge bis am Fuß mit Fichten bedeckt, und die Schwarze, die auf Felsenstücken hinrauscht. Es sieht bald aus, als hätten sich da die Cyklopen aus Spaß mit Felsklumpen geworfen, so zerstreut liegen sie im Thale. Von Schwarzburg fuhren wir nach Königssee (es ist schon der Anfang des Thüringer Waldes dort) zu meinem Schwager [1]), der da Geschäfte hat. Ich machte die Bemerkung, daß in dem Saalgrund doch eigentlich nur hier herum die Gegenden schön sind; wo man weiter in die

1) Hofrath von Beulwitz.

Berge kommt, wird die Natur rauh und unfreundlich und spricht nicht ans Herz. Es ist doch die einzige bleibende Freude auf der Welt, die an der Natur, die andern kann uns alle das Schicksal entreißen; aber wer der großen Meisterin folgt, sie gern in jedem Auftritte bemerkt, ihrer genießen kann, findet doch immer bleibende Freuden: durch die Eindrücke, die wir durch sie empfangen, findet das Herz immer die Ruhe wieder. Mich könnte nichts so ganz niederschlagen, solange ich das Gefühl für die Natur behalte.

Der Mercur, der so schön im luftleeren Raume im Dunkeln leuchtet, macht mir gar viel Freude. Ich möchte ein Zimmer haben, wo lauter solche große Glaskugeln wären, es müßte gar schön sein. Ich möchte gar gern etwas Näheres von Ihnen darüber hören, ob es die Eigenschaft des Queckſilbers allein ist, oder ob es noch mit etwas vermischt ist. Ich habe die Erklärung des Herrn Büttner[1]) nicht mit angehört.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen die Geistersehergeschichte[2]) nicht schicken kann, sie ist verborgt;

1) Hofrath zu Jena, wohin er seine Büchersammlung und seine reichen naturwissenschaftlichen Sammlungen von Göttingen gegen ein Jahrgehalt und freie Wohnung gestiftet hatte.

2) Den Anfang von Schiller's „Geisterseher" in der „Thalia".

in einigen Wochen aber, wenn Sie sie bis dahin noch nicht haben können, steht sie sehr zu Ihrem Befehl. Es ist mir gar nicht lieb, daß ich sie Ihnen nicht schicken kann; denn Sie haben so viel Güte für mich immer, und ich bin gern dankbar. Nehmen Sie für diesmal meinen guten Willen!

Meine Mutter dankt Ihnen für den Brief aus der Schweiz[1]) (ich freue mich ihn zu lesen) und meine Schwester für die Uebersetzung. Sie sind gar gut, daß Sie uns so viel mittheilen wollen. Die Savonitergeschichten habe ich wieder mit zu Frau von Stein genommen; sie wird sie Ihnen also schicken. Die amours des Ovid und der Livia und die des Romulus sind doch ein bischen zu sehr in the french manner behandelt und verlieren dadurch. Fare you well at present. I wish you a good and happy day, nature smiles soft to day, the sun had pierced the mists so beautiful, all the sky is clear. I pray you to receive the best compliments of my mother and sister. We remember still thankful the days who we have spent so agreably at Jeana[2]). Have you not a mind to see once more in

1) Bei die „Schweizerwanderungen" in Knebel's „Nachlaß", III, 113—135.

2) „Frau von Stein, Frau von Lengefeld mit ihren beiden liebenswürdigen Töchtern haben mich hier auf einige Tage besucht", schreibt Knebel am 16. September.

this year our country hided in the mists of autumn? The departure of nature seems to become beautiful. Adieu!

3.

Rudolstadt, den 18. Jänner 1789.

Ich wünsche Ihnen einen freundlichen Tag. Die Sonne ſcheint eben ſo ſchön auf meinen Schreibtiſch, der Himmel iſt blau, and every sense and every heart is joy, werden wir nun bald wieder ſagen können; denn in zwei Monaten iſt der Frühling nahe. Ich möchte ſchon jetzt herumgehen und mich der milden Luft freuen, aber der Schnee iſt ſo weich. Ich war recht kalt und arm bei dem harten Winter und auch krank. Ich hatte einen heftigen Schnupfen und Halsweh; die ſchöne Luft hat Alles verjagt, und ich fühle wieder Freude am Leben und nehme wieder warmen Antheil an meinen Geſchäften, die ich nur mit halber Seele getrieben habe.

Was machen Sie jetzt? Sie waren mit Frau von Stein in Jena. Der gute alte Büttner iſt doch noch immer wohl? Ich habe ihn recht lieb und freue mich, daß er ſeine alten Tage noch geſund und glücklich zubringt; es hat mir ſo gefallen, daß ein Intereſſe für die Dinge noch ſo ſtark iſt. Daß

Wiedeburg [1]) gestorben ist, hat mir leid gethan. Seine Familie beklage ich; denn man sagt, daß ihre Umstände sehr übel wären. Auf diese Art war der schnelle Tod ihres Vaters eine große Wohlthat für ihn selbst; denn der Gedanke, seine Kinder unglücklich zurückzulassen, hätte ihm den Abschied noch mehr erschwert.

Es ist mir leid, daß Sie sich so viele Mühe um Volney [2]) gegeben haben; verzeihen Sie nur, daß ich Sie so viel plage. Hier schicke ich Ihnen auch Shaftesbury [3]) wieder; wollen Sie mir die andern Theile geben? Sie werden mich sehr dadurch erfreuen. Ich theile meine Hauptlectüren immer so ein, daß ich mit Geschichte und philosophischen Schriften abwechsele, weil, wenn ich nur Geschichte lese, es mir keine gute Stimmung gibt, ich habe es schon oft bemerkt. Früh lese ich also meistens philosophische Bücher und die übrige Zeit Geschichte, den Strickstrumpf nicht darüber zu vergessen, der immer meine Hände mit beschäftigt. Ich las sonst, ohne zu arbeiten, aber da ich sah, daß Beides zusammen geht, denke ich, es ist besser, weil

1) Professor der Philosophie zu Jena, gestorben am 1. Januar. Vgl. Goethe's Brief an Knebel vom 5. Januar.

2) „Voyage en Syrie et en Égypte."

3) „Characteristics of men, manners, opinions and times."

wir doch auch für uns ſelbſt ſorgen müſſen und unſre Weiblichkeit nicht vergeſſen ſollen.

Ich habe jetzt die „Geſchichte der Abiponer" von Dobrizhofer[1]). Sie ſind mir gar intereſſant. Die Geſchichte hat mich gerührt von der Familie, die er nach einer Colonie brachte, die aus einer Mutter und ihren zwei Kindern beſtand, und der Sohn, der ſeine Mutter und Schweſter verlor, ſie immer im Traume ſah. Es war ein blinder Religionseifer, die guten Menſchen aus ihrer Hütte zu führen, um ſie den Tod finden zu laſſen. Das Recht, das man ſich anmaßt, über Menſchen zu gebieten, empört mich oft. Wenn noch die Sorge für ihr Wohl der Hauptzweck wäre! Aber wie vielmal iſt es nur Geldgeiz, nicht Menſchenliebe? Aber dieſe iſt es auch eigentlich nicht; denn wie die Menſchen ſich am glücklichſten fühlen, ſo iſt es Liebe ſie forteriſtiren zu laſſen und ihnen nicht Begriffe von Dingen beizubringen, die kein Menſch recht weiß. Die Bekehrungsgeſchichten habe ich gar ungern. Ich dulde jede Meinung und laſſe die Menſchen über dieſe Sachen denken, wie ſie wollen. Daher iſt mir die Einſchränkung der Seele ſo ängſtlich, die daraus folgt, wenn alle einerlei glauben ſollen.

1) Sie war 1784 zu Wien in drei Bänden erſchienen.

Haben Sie das „Journal aller Journale“ [1]) von Anfang mitgelesen? In den ersten Jahrgängen sind auch sehr interessante Sachen von Richardson, Johnson. Ersterer muß ein gar moralisch guter Mensch gewesen sein. Es ist auch eine Beschreibung von Schottland darin, die mir sehr gefiel. Es muß ein interessantes Land sein, und die Einwohner so gastfrei, so gut. Ich habe auch zu meiner Freude gelesen, daß Glamis, wo Macbeth den König umgebracht, noch steht, und der Verfasser sah den Wald, wo die Hexen hausten. Unter Anderm fand ich auch Einiges aus Swinburne's Reisen. Er sah die Statue der heiligen Rosalie bei Palermo lange nicht mit so viel Wärme an wie Goethe [2]). Er sagt, es sei eine alte staubige Figur, und die Kapelle selbst beschreibt er ganz unpoetisch. Mir macht es Freude zu bemerken, wie die Gegenstände so verschieden auf die Menschen wirken, und wie ihr Geist den Dingen mehr Werth gibt, als sie haben, oder ihnen auch noch Das, was ihnen eigen ist, nimmt.

---

1) Das „Journal aller Journale oder Geist der vaterländischen Zeitschriften“ erschien zu Hamburg 1786, 1787 und 1790.

2) Dessen später der „Italienischen Reise“ einverleibte Schilderung in Wieland's „Deutschem Merkur“ im October 1788 erschienen war.

Sagen Sie mir doch etwas von Moritz[1]). Sie sehen ihn wol oft. Seinen andern Roman „Hartknopf" möchte ich auch noch lesen. Mich interessirte „Reiser" sehr; ich fand so Vieles wieder, was mich an die Vorstellungsart meiner Kindheit erinnerte[2]). Ich habe Ihnen immer erzählen wollen, daß ich ein Stück von Herrn von Soden gelesen habe, zwar nur den Anfang, aber das Ende ließ sich errathen; es hieß „Die Braut". Ich hätte gedacht, er müßte besser schreiben; es ist gar leer, so viele Declamationen, die zu nichts führen und es recht langweilig machen. Mein Papier geht zu Ende, auch muß ich einen Besuch geben. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald. Alles empfiehlt sich Ihnen.

1) Karl Philipp Moritz verweilte auf seiner Rückreise nach Berlin einige Zeit bei Goethe, den er in Rom kennen gelernt hatte. Schiller hatte in seinen Briefen an Lotte und ihre Schwester Karoline sich mehrfach über den Verfasser des „Anton Reiser" ausgesprochen, der ihm jetzt besser als vor seiner Reise nach Italien gefiel.

2) Vgl. den Brief an Frau von Stein vom 18. Januar 1787.

4.

Rudolstadt, den 25. März 1789.

Sie halten mich gewiß für recht unartig und undankbar, daß ich die Bücher so lange behielte und Ihnen seitdem kein Wort sagte. Verzeihen Sie! Ich hatte mir vorgenommen, sie recht geschwind zu lesen und bei der Zurücksendung Ihnen zugleich meinen Dank für Ihre Güte zu sagen. Aber da kam so Manches, das mich verhindert, daß eine Woche nach der andern verging und die Bücher noch nicht gelesen waren, und ich hatte mir doch gar zu fest vorgenommen, Sie nicht eher mit meinem Schreiben zu belästigen, bis ich meinen Vorsatz ausgeführt.

Ich hatte gar viel zu thun, weil die Veränderung meiner Mutter [1]) uns mehr Geschäfte gibt, und die ersten Tage war ich fast immer bei ihr, daß uns die Trennung nicht auf einmal zu weh thun sollte. Aber es that mir doch innig weh, sie aus unserm Cirkel gerissen zu sehen. Ob wir gleich nicht beständig zusammen waren, so gibt einem doch das Gefühl, Menschen, die man liebt, nahe zu wissen, schon Freude, und nun trennt uns

1) Sie war zur Erziehung der beiden Prinzessinnen auf das hochgelegene Schloß gezogen. Vgl. den Brief Karolinens an Schiller vom 9. März mit Schiller's Antwort.

ein hoher Berg! Sie iſt aber recht wohl und heiter nun. Es iſt doch ein freundlicher Gedanke, etwas Gutes zu wirken, und ich habe die beſte Hoffnung, daß ſie auf einen guten Eindruck bei den Fürſtenkindern noch bauen kann. Sie ſind weich und biegſam und fühlen doch, daß ſie ſehr vernachläſſigt ſind; daher werden ſie ſich Mühe geben. Schwer iſt es freilich, wenn man einmal ſo weit gekommen iſt mit dem Leben, wie ſie, und noch gar keine Begriffe hat; ſie können aber doch noch dahin kommen, ſich durch Kenntniſſe ihre eigne Exiſtenz zu verſchönern, und können ſie auch Andern nicht viel dadurch werden, ſo iſt es doch gut für ſie ſelbſt. Ich habe meine großen Anfechtungen, ihnen das ſeichte Buch „Briefwechſel des Kinderfreundes“ aus den Händen zu ſpielen; aber ſie halten es ſo hoch wie ein Evangelium und meinen, man könne nicht froh ſein, wenn man das liebe Buch nicht geleſen. Ich möchte dem Verfaſſer böſe Finger oder ſonſt ein Hinderniß wünſchen; denn er will, wie ich höre, noch acht Theile ſchreiben[1]). Ich kann nicht begreifen, wie es Jemand geben kann, der ſo etwas ſchreibt, und es hat gewiß gar keinen Nutzen für Kinder; ſie füllen ſich

1) Weiße's „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes“ erſchien in zwölf Theilen in den Jahren 1784—92.

die Köpfe mit so leeren, abgeschmackten Dingen aus, und das Bessere hat doppelte Mühe, in einem solchen Boden Wurzel zu fassen. Ich möchte nur, daß die Prinzessinnen Geschmack an Reisebeschreibungen fänden oder an Erzählungen; mit der Geschichte will ich sie noch verschonen, ob ich gleich denke, daß man Kindern nichts Besseres lernen könne, und man hat gewiß den größten Vortheil davon durch dieses Studium.

Ich habe jetzt angefangen Müller's „Geschichte der Schweiz" zu lesen; es ist so ein eigner Ton, mich interessirt sie erstaunend[1]). Wie er anfangs so schön von dem Lande spricht! er fühlt die schöne Schweizernatur tief; seine Sprache ist ganz eigen, aber sie ist so passend für die Sache, die er vorträgt. Es ist mir eine Freude, meine lieben Schweizer zu beobachten[2]), wie ihre Berge ihnen so festen Muth gegeben, und gewiß, es ist kein Volk so tapfer *gewesen*; dies sage ich nicht gern, denn ich wollte, sie wären noch so, doch kann man es nicht wissen, weil ihre Verfassung nun so friedlich ist; fänden sie sich aber wieder in dem Fall, so würde der Muth auch kommen. Mein Liebling in

1) Vgl. den Brief an Frau von Stein vom 6. April.

2) Charlotte hatte in Begleitung ihrer Mutter und Schwester im Jahre 1783 eine Reise nach der Schweiz gemacht, wo sie längere Zeit in Vevay zubrachten. Erst im folgenden Sommer kehrten sie zurück.

der Schweizergeſchichte iſt Winkelried; der Zug iſt einzig! Ich kann mir recht denken, wie wild und groß das Land den Römern muß vorgekommen ſein, wie ſie zuerſt den lemaniſchen See erblickten, mit ſeinen felſigen Ufern: denn da waren die Küſten des Pays de Vaud noch ſo rauh, wie die ſavoyiſchen noch jetzt ſind.

In den Reiſen des Herrn von Volney habe ich nicht gefunden, was ich dachte; er ſieht die Dinge auch ziemlich flach an. Ich möchte die Reiſe dahin nicht machen; es muß gar nicht hübſch dort ſein, nur der Sonnentempel und die Ruinen von Palmyra intereſſiren mich. Die arme Zenobia, daß ſie dieſen ſchönen Wohnſitz verlaſſen mußte! Wie man aber auf ſo einen Boden ſo viel Pracht verſchwenden konnte, iſt mir unbegreiflich; das Herz muß recht arm werden, wenn man ſo große Wüſten vor ſich ſieht, und ich dächte, jedes Gefühl für das Schöne der Kunſt müßte da unterdrückt werden, und doch hat der ſchöpferiſche Geiſt des Menſchen ſo viel Kunſt da verſchwendet! Unter den Völkerſchaften haben mich die Druſen intereſſirt. Uebrigens ſind die Menſchen dort gar nicht intereſſant, ſo unthätig und unwiſſend; aber es iſt nicht ihre Schuld allein, und ich kann mir denken, wie jeder Keim des Guten, jeder Trieb nach Vollkommenheit erſtickt wird oder gar nicht aufkommen kann wegen der despotiſchen Regierung.

Aber nun sagen Sie mir auch etwas von sich, von der weimarischen Welt. Haben Sie vielleicht auch die wunderbaren Erscheinungen der Frau von Ziegesar mit angesehen und haben die Dinge gehört, die sie in ihren Anfällen von Schlaf erzählt oder gesehen hat? Ich habe davon durch Hofrath Starke [1]) gehört, und ich wäre begierig, nähere Umstände von Denen, die es selbst mit angesehen, zu hören. Hat sie vielen Glauben an Somnambulismus in Weimar gefunden oder die Wunderdinge umsonst ausgekramt? Ich glaube immer, sie hat sich so gestellt.

Heute sind Himmel und Erde freundlich und geben Hoffnung zum Frühling. Ich bin froh, die Sonne zu sehen; sie gibt mir immer neue Freude an der Welt und malt mir Alles lieblicher. Wollen Sie die Güte haben, das Briefchen an Frau von Stein zu geben? Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald, daß ich sehe, daß Sie meine Unartigkeit nicht übel aufgenommen haben. Meine Verwandten sagen Ihnen viel Schönes.

---

1) Leibarzt und Professor der Medicin zu Jena.

5.

Rudolstadt, den 21. April 1789.

Da die armen Sterblichen so oft taub sind für die Stimme der Göttin der Weisheit, so wundert es mich gar nicht, daß man mir hier eher zutraut, meinen kleinen Hund erziehen zu können als — Prinzessinnen, und daher mich nicht zu dem ernsten Geschäfte wählte. Ich würde sie wol mit der Philosophie meines Freundes Antonin [1]) bekannt gemacht haben, damit sie den Schmerz einer verunglückten Feier oder einer zerstörten Partie mit Heldensinn getragen hätten. Ich habe einmal lange nichts von ihm gelesen, aber es soll ehestens wieder geschehen. Denken Sie ja nicht, daß ich die fürstlichen Köpfe zu sehr mit Lectüren angefüllt wissen will; sie sind bis jetzt gar zu öde und sandig, als daß irgend etwas Wurzel fassen könnte. Plutarch's Biographien sind gewiß gar nützlich und erweitern den Sinn und machen das Herz fähig, große Thaten zu fühlen, aber es wird lange werden, ehe sie dafür Sinn bekommen. Ohne so ganz und gar keinen Begriff von Geschichte zu haben, interessirt Plutarch weniger; der Geist muß erst manche Epoche durchgehen, ehe er die Einfachheit und den erhabnen Sinn der Griechen recht fühlen kann. Mir ist

1) Des römischen Kaisers Marcus Antoninus.

es so gegangen; ehe ich rechten, wahren Trieb, mich zu unterrichten, hatte und auch für mein Herz etwas verlangte, gab mir das Lesen der Alten wenig Freude und ich fand keinen Geschmack daran. Es machte wol auch, daß ich gar gern in den Modelectüren meine Kenntnisse wollte sehen lassen, wie ich klein war; ich verschlang daher alles Neue begierig, nur weil es neu war. Sie würden über mich gelacht haben, wenn Sie mich dazumal gesehen hätten, wie ich so weltklug sein wollte und doch nichts wußte.

Wissen Sie vielleicht artige Märchen oder so etwas Aehnliches und wollten sie mir schicken? Die könnten wir lesen; denn sie freuen die Prinzessinnen sehr; die Volksmärchen von Musäus haben sie mit vielem Spaß gelesen. Ich bin recht froh, wenn so etwas vorgenommen wird; denn es ist recht schwer zu reden, zumal mit Menschen, die so verschieden von einem denken und fühlen.

Ich hätte auch gedacht, daß Volney Ihnen nicht so viel gegeben, als Sie erwarteten; mir ist er wirklich oft recht trocken vorgekommen. Er beschreibt Alles so ganz flach; seine Phantasie hätte billig sollen die unfruchtbaren Gegenden schöner ausschmücken. Können Sie Syrien wirklich angenehm finden? und das Volk, bei dem jetzt der Despotismus der Obern jeden Trieb zur Wirksamkeit und zur Freude erstickt? Finden Sie vielleicht auch die

Wüſten ſchön? Ich kann mir nichts Traurigeres denken! Ich finde eigentlich nur Freude am Daſein, wenn ich mir die frei wirkende und Alles belebende Kraft der Natur denke, die Erinnerung an Leben in jeder Pflanze fühle! Und wie mag man in den dürren Sandwüſten Leben ahnen können? Ach, ſo tagelang zu gehen, ohne eine Quelle zu finden, ohne im Schatten der Bäume zu ruhen! es wird mir ganz angſt, es zu denken. Ich lebe ordentlich nur mit Pflanzen und Blumen; denn ſobald ich anfing zu leben, war ich unter ihnen; wir wohnten an einem Berg, wo ich faſt mehr als im Hauſe war, in meiner Jugend. Ich ſah letzt einmal meine alte Wohnung und die Gegend umher wieder, und ich kann mir nun in Vielem die Richtung meines Geiſtes erklären, durch die Eindrücke, die mir zuerſt in die Seele gelegt wurden, durch die äußern Dinge, die ich ſah.

Den 4. oder 5. Mai reiſen unſre Prinzen ab. Mein Schwager hat mir aufgetragen, Ihnen viel Schönes zu ſagen, er habe gehofft, Sie noch ein mal vor ſeiner Abreiſe zu ſehen[1]). — Es wird ganz leer hier am Hof werden; uns werden die Prinzen wol fehlen, ſie ſind ſo gut und luſtig. Meine Mutter empfiehlt ſich Ihrem gütigen An-

1) Von Beulwitz reiſte mit den Prinzen in die Schweiz.

denken und dankt Ihnen für das Ihre, wie auch meine Schwester. Sagen Sie Frau von Stein viel Gutes und Liebes von mir. Sie ist doch wohl? Leben Sie recht glücklich und gesund.

Verzeihen Sie, wenn ich unordentlich geschrieben. Ich war neun Tage gar nicht wohl und litte am Kopf, der ganz dicke war, und dies hat mich wirklich ein wenig angegriffen. Auch vertragen meine Augen nicht immer das Schreiben bei Licht.

6.

Rudolstadt, den 6. Mai 1789.

Es wäre mir recht lieb, wenn ich Ihnen so ehrwürdig und klug vorkäme, daß Sie mich noch mehr mit Properzens Muse bekannt machten[1]). Es sind gar viele schön gesagte Dinge in der Elegie[2]), die Sie die Güte hatten mir zu schicken, und sie gibt einem ein eignes Gefühl. Es belustigt mich, daß er wohl fühlt, daß er Cynthia's

1) „Dieser Tage habe ich die Properzischen Elegien gelesen, die Knebel übersetzt hat", äußert Schiller am 17. April. „Wenn ihm Lottchen wieder einmal schreibt, so sollte sie sich sie von ihm ausbitten."

2) Der siebenten des vierten Buchs.

Vorwürfe verdient, daß er ſo ruhig ſchläft, indeſſen ſeine Geliebte ins Land der Schatten gewandelt. Den Anfang habe ich ſo gern, es iſt ſo eine Einfachheit in dem Gedichte, und doch kann man Vieles dabei denken. Die Art der alten Dichter, in ſo detaillirte Beſchreibungen ſich einzulaſſen, liebe ich, das Ganze wird einem ſo lebhaft dargeſtellt. Dies liebe ich auch ſo an Homer, man wähnt in der „Odyſſee" in ſeine Welt verſetzt zu ſein. Aber ſetzen Sie die engliſchen Dichter nicht ſo ſehr zurück! Ich vertheidige ſie gar ſehr. Sie haben immer gute Zwecke; mir dünkt, es wäre gut, daß ſie die Sittenſprüche, die vielleicht ſonſt recht trocken herauskommen würden, in eine dichteriſche Hülle einkleideten; ſie finden vielleicht da bei Manchen Eingang und laſſen doch hin und wieder gute Spuren zurück. Mir ſelbſt iſt eigentlich nicht viel damit gedient; denn ich habe die Sentenzen ganz überdrüſſig, weil ſo viele Menſchen ſie auskramen, ohne ſie auf ſich ſelbſt anzuwenden, und iſt immer ein ſo himmelweiter Unterſchied zwiſchen Sagen und Handeln. Aber hingegen habe ich doch oft bemerkt, daß ſie Gutes zurücklaſſen; und daher ſehe ich ſie an als Speiſen, die nicht für jeden Magen paſſen, und laſſe Andern die Freude gern, die ſich daran laben wollen. Sagen Sie ja nichts über Pope's „Essay on men", da es einmal über die guten Engländer hergeht; da ſind doch

viele vortreffliche Sachen darin und ein ſo philoſophiſcher Gegenſtand, mit ſo viel Intereſſe und Leichtigkeit vorgetragen; ich leſe oft darin und freue mich darüber.

Nun auch etwas von unſrer Welt. Himmel und Erde ſind geſchmückt, und es iſt ſo wunderſchön in unſerm Thale, daß ich immer in der Luft ſein möchte; wenn ich an den furchtbaren Winter denke, gerathe ich in Entzücken über den ſchönen Frühling, es iſt mir eine ganz andere Welt. Montag früh ſind unſre Prinzen fort. Beulwitz fehlt uns ſehr, und meine Schweſter und ich ſind ganz einſam. Dieſe Einſamkeit aber iſt nicht Das, was mich drückt; denn ich bin ſo glücklich, wenn ich nur ungeſtört leben kann. Ich tauge im Grunde wenig für die großen Geſellſchaften; denn ſie machen mich ſo leer und arm, das heißt, die unſrigen hier; man muß aber die unvermeidlichen und unverbeſſerlichen Uebel tragen lernen. Klüger werden die Menſchen nun doch nicht hier; wenn ſie nur erſt ſo wenig Anſprüche an mich machen lernten, als ich an ihnen habe, da wäre es gut!

Ich habe eine große Bitte an Sie; Ihre Güte gegen mich iſt der Grund, auf dem ich baue, um die vielen Beſchwerlichkeiten, die ich Ihnen ſchon verurſachte, nur in etwas zu entſchuldigen. Frau von Stein hatte vor zwei Jahren in Kochberg einige Hefte eines franzöſiſchen Werkes, wo Zeichnungen der

betruriſchen Arbeiten herausgegeben wurden: ich denke, ſie gehörten dem Herzog. Könnten Sie vielleicht die Güte haben, mir nach und nach einige Hefte zu ſchicken? Es würde mir viel Freude machen. Sie ſollten Sie in acht Tagen gewiß wieder haben. Ich ſchicke Ihnen eheſtens Buffon und Hume zurück. Auch meine Schweſter bittet Sie um etwas, ob Sie ihr vielleicht eine franzöſiſche Ueberſetzung des Herodot ſchaffen könnten. Sie würden ihr und mir viel Freude machen. Wenn ich nur wüßte, was wir hier hätten, womit ich Ihnen dienen könnte; es würde mich ſehr freuen, Ihnen zu zeigen, daß ich dankbar bin.

Ich leſe jetzt, ſoviel ich Zeit habe, in Lambert's „Kosmologiſchen Briefen“ [1]) und freue mich darüber; was er über die Kometen ſagt, iſt mir ganz fremd geweſen; er ſagt, es wären ihrer ſo eine große Anzahl. Ich habe ſeinen Ton gern, er iſt ſo faßlich; wie er ſich den Himmel denkt, kann ich mir noch nicht recht vorſtellen, er nimmt ihn als eine Fläche an. Von hiſtoriſchen Werken leſe ich jetzt Joinville's „Mémoires“; der heilige Ludwig wird mir recht lieb, und Joinville's Ton iſt ſo einfach, ſo natürlich.

Wann gehen Sie wieder nach Jena? Es muß ſchön dort ſein, wenn die Welt in Blüten gehüllt

1) Schiller hatte dieſe am 17. April geſchickt.

iſt. Was macht der alte Büttner? Bürger war in Weimar. Sahen Sie ihn oft und ſehen Sie auch den andern Fremden oft, Reichardt [1])? Dieſem bin ich eben nicht gewogen; er hat ſich in einer Geſchichte mit Lavater ſehr zudringlich und inconſequent gezeigt. Haben Sie gar nichts von Lavater gehört? Es freut mich, wenn er ſtille iſt und ſich um die Welt, die ihn ſo oft mißverſtanden, nicht kümmert. Leben Sie wohl. Sagen Sie Frau von Kalb [2]) viel Grüße von mir; ſie iſt doch wohl? Meine Mutter und Schweſter ſagen Ihnen viel Schönes.

7.

Rudolſtadt, den 6. Juni 1789.

Der Himmel ſoll Ihnen alles Gute gönnen, lieber Herr von Knebel, dafür, daß Sie mir immer Zeichen Ihrer Vorſorge für mich geben. Die Sammlung

1) Schiller hatte den Freundinnen über Beide berichtet. Ueber den unerträglichen Kapellmeiſter Reichardt aus Berlin, ſchreibt er, werde vielleicht ſchon Knebel geklagt haben.

2) Ueber dieſe merkwürdige Frau und ihr leidenſchaftliches Verhältniß zu Schiller, ſpäter zu Jean Paul, vgl. K. Prutz, „Neue Schriften", I, 205 fg.

betrurischer Kunstwerke hat mir viel Freude gemacht, und Sie sollen Sie nächste Woche zurück erhalten. Sie waren mir ein unsichtbares Wesen, das den Sterblichen Gutes thut, ohne sich sehen zu lassen; denn es begleitete die Bücher keine Zeile von Ihrer Hand. Auch für Ihren letzten Brief und das beigelegte Gedicht[1]) sage ich schönen Dank. Ich habe wol Recht, wenn ich Sie für den Verfasser davon halte; ich erkenne es an der Liebe zu Otaheiti. Mir gefällt einmal die Erde, wo ich bin, und ich finde sie recht schön, obgleich das Meer auch recht lieblich geschildert ist. Seien Sie aber nicht so undankbar gegen unsern Himmel! Wir haben hier auch schöne Früchte, die schönsten Erdbeeren reifen jetzt. An kupferfarbenen Schönheiten fehlt es uns auch nicht und Bataten gibt's hier auch, Datteln freilich nicht, doch die können wir wol für unsre Kirschen missen. Was Sie am Ende von der Freundschaft sagen, hat mich sehr gefreut.

Glauben Sie ja nicht, daß uns die Zeit hier nicht schnell vergehe, weil wir allein sind. Meine Schwester und ich führen ein herrliches Leben, so ganz nach unserm Willen, und brauchten nichts mehr im Leben, um glücklich zu sein. Wir leben so friedlich und brauchen keine strengen Worte, um uns respectiren zu lassen im Hause. Alles ist einig,

1) „Otaheiti", 1787 gedichtet.

ſogar Katze und Hund (ein ſeltnes Beiſpiel!) lieben ſich und vergeſſen, daß ſie von Natur feindſelig gegeneinander geſinnt ſind. Es iſt eben kein guter Beweis für das männliche Geſchlecht und für den männlichen Charakter, daß man finden muß, es wäre vielleicht friedlicher, nur unter Frauen zu leben. Aber ich denke, es iſt auch nicht immer der Fall. — Da ich immer mein Geſchlecht vertheidigen möchte, ſo hätte ich große Beweiſe, daß wir einen Grad von Feſtigkeit haben, der den Männern nicht immer eigen iſt.

Sie ſollten die Briefe von Beulwitz ſehen, wie er wieder über Lavater ſchreibt. Geſtern kamen Briefe von Zürich und in ſo einem Ton, der mich herzlich beluſtigt hat. Beulwitz war ſonſt ſehr wider ihn, wir aber erkannten ſeine Fehler, liebten ihn doch immerfort; denn ſein Gutes überragt ſeine Fehler. Das Tagebuch des älteſten Prinzen freut mich ſehr; ich ſehe ſo gern, wie er die Dinge anſieht; er iſt ſo natürlich, ſo einfach; er verſpricht viel für die Zukunft. Dieſe Reiſe wird den beiden Prinzen von großem Nutzen ſein.

Sie haben Recht, daß Sie in einem Garten wohnen; man genießt das Leben noch ein mal ſo gut. Ich bin gar wohl und froh, zumal bei gemäßigter Luft; die große Hitze macht mich unleidlich und nimmt mir meinen leichten Sinn, ſowie die große Kälte. Wenn's nicht warm iſt, habe ich

auch die Geſellſchaften lieber und bin wohlwollender. Ich leſe jezt wieder recht in Gibbon und möchte weinen, wie der Eifer für Religion die ſchönen Kunſtwerke der Griechen ſo muthwillig zerſtörte. Wäre ich Kaiſer Theodoſius geweſen, ich hätte es anders gemacht, hoffe ich.

Frau von Stein hat mir aus Wiesbaden geſchrieben. Sie ſchreibt, ſie lebe ſehr einſam. Die Natur ſoll ſchön dort ſein, da kann man auch der Menſchen entbehren. Ich könnte auch wochenlang leben, ohne Lebende zu ſehen, wenn mir die Blüten ihres Geiſtes in ihren Schriften nur blieben.

Hier folgt Buffon zurück; er hat mir viel Freude gegeben. Apollonius[1]) behalte ich noch, wenn Sie's erlauben; ich leſe ihn noch ein mal. Was leſen Sie jezt? Die Briefe von Voltaire ſind, däucht mir, hier nicht zu haben. Haben Sie die Güte und ſchreiben mir, was Sie gern aus der Gegend von Königsſee oder Schwarzburg von Steinarten haben möchten. Sie ſagten es mir einmal, aber nun hab' ich's vergeſſen.

Der heutige Tag freut mich, der Wind ſpielt in den Pappeln vor meiner Hütte; ich möchte immer zuſehen. Sagen Sie der Griesbach[2]), daß

1) Knebel's Ueberſezung des griechiſchen Gedichts vom Argonautenzuge.

2) Gattin des geheimen Kirchenraths und Profeſſors Griesbach in Jena.

mich ihr Verſprechen ſehr gefreut hat; ich antworte ihr bald. Beſuchen Sie die Bohlin [1]), ſo ſagen Sie ihr auch, wie lieb es mir wäre, wenn ſie zu uns kommen könnte. Ich habe ſie recht lieb, und ihre gute Aufnahme und das ſchöne Thal, in dem ſie lebt, haben mir eine freundliche Erinnerung zurückgelaſſen.

Schicken Sie mir noch mehr von Ihren Arbeiten, bitte ich.

8.

Lauchſtädt, den 10. Auguſt 1789.

Da Herr von Stein eine Woche früher geht als wir, ſo ſchicke ich Ihnen hier den Diderot wieder, mit dem ſchönſten Dank; er hat mich von Neuem wieder ſehr angezogen, zumal da mir ſein Geiſt lieber geworden iſt, als da ich ihn zuerſt las. In ſeinen „Oeuvres morales sur l'amitié et les passions", die ich vorigen Winter geleſen habe, iſt erſtaunend viel Wahres und Schönes.

1) Gattin des Bürgermeiſters Bohl im Dorfe Lobeda bei Jena, die auch dichteriſche Verſuche machte, ſpäter in mißliche Umſtände gerieth, wo ſie ſich von Weimar aus freundlicher Unterſtützung, auch von Goethe, zu erfreuen hatte.

Nur in einem Stücke bin ich unzufrieden mit ihm, daß er keine guten Begriffe von den Frauen hat; er sagt, wir wären unfähig, wahre Freundschaft zu fühlen, und noch vieles Andre. Es kann aber sein, daß er nur von denen spricht, die er kennt, und die französischen Frauen haben vielleicht diese Eigenschaften, die er ihnen zur Last legt.

Ich hätte Ihnen früher geschrieben, das Bad erlaubt es aber nicht und nimmt den Kopf so ein; dann war auch die Dachröden[1]) krank. Dies ist auch eine Ursache, daß wir wenig in die großen Gesellschaften kamen, und zweitens war es uns so heimlich beieinander, daß wir die Menschen wenig brauchten. Aus Halle haben wir einige interessante Menschen gesehen, als den Professor Meckel, ein sehr geschickter Arzt. Er ist recht, wie er sein muß, um den Leidenden Linderung zu schaffen; er hat so einen warmen Eifer für seine Kunst. Wir gehen Donnerstag nach Halle, und ich freue mich, seine anatomischen Präparate zu sehen, die die merkwürdigsten in Deutschland sein sollen. Auch den Weltumsegler Forster den Vater habe ich kennen lernen und sehe ihn auch Donnerstag wie-

1) Karoline von Dachröden, 1791 mit Wilhelm von Humboldt vermählt, mit Lotten und ihrer Schwester innigst vertraut.

der; er hat viele Merkwürdigkeiten aus Taheiti, da sollen Sie davon hören, wenn ich Sie sehen werde. Noch Einer, der sehr viel Verstand hat und interessirt, ist Geheimerath Varkhausen. Mit diesen sind wir Freitag in Leipzig gewesen. Sie sehen, daß ich's nicht fehlen lasse, mir Weisheit zu holen; es wird mir doch von allen meinen akademischen Reisen etwas zurückbleiben! In Leipzig aber habe ich keine Professoren gesprochen, sondern nur Gemälde von Oeser gesehen, unter andern einen Engel, der über einem Regenbogen schwebt; die Farbenmischung ist schön und auch die Zeichnung. Und dann war ich im Rosenthal; es ist ein schöner Platz, und die hohen alten Eichen sind gewiß selten so schön als dort. Sonnabend sind wir wiedergekommen. Die Gegend hat mir gefallen; sie kann nicht besser sein, als sie ist, da ihr einmal das Schönste fehlt, die Berge. Gelesen habe ich hier wenig, aber doch die „Mémoires" der Lamothe. Man sieht wohl, daß sie nicht rein ist bei der Halsbandgeschichte, und ich wollte wohl wetten, sie hätte die Diamanten genommen. Man bekommt übrigens einen rechten Abscheu für die Welthändel, wenn man sieht, wie sich Alles untereinander betrügt und sich drängt, Dinge zu erlangen, die doch so wenig sind.

Ihre Empfehlung an Frau von Dankelmann habe ich ausgerichtet. Ich sah sie nur einen Nachmittag. Sie scheint viel Verstand zu haben.

Ich freue mich auch auf den Winter, und es iſt der erſte, dem ich mit Vergnügen entgegenſehe, weil wir ihn in ſo guter Geſellſchaft verleben werden[1]). Herder wird ſchöne Sachen von Italien erzählen können. Seine Frau iſt wol nun wieder recht glücklich, daß er zurück iſt?

Es wird ſchon dunkel. Leben Sie alſo wohl. — Empfehlen Sie uns dem Geheimerath Goethe, wenn Sie ihn ſehen.

9.

Rudolſtadt, den 5. October 1789[2]).

Sie haben ſich recht viel Mühe gegeben, meine Sünden aufzuſuchen und ſie mir vorzuhalten, daß ich in mich ſelbſt zurückgehen ſoll und mein Gemüth beſſern. Darum haben Sie mir wol auch ſo lange nicht geſchrieben, weil es Ihnen zu ſchwer fiel, meine Vergehungen herauszuſetzen, und Sie mir nichts aufbürden konnten. Habe ich nicht Recht? Endlich nach langem Sinnen hat ſich Einiges gefunden, und Sie halten es mir nun recht vor, daß

1) Am 3. Auguſt hatte Schiller Lottens Wort erhalten, und es war verabredet worden, daß die beiden Schweſtern den Winter in Weimar zubringen ſollten.

2) Während Schiller's Anweſenheit in Rudolſtadt.

ich Buße thun soll. Meine Stammmutter hat mir freilich ihre Eitelkeit auch mitgetheilt, und ich will nicht einen andern Weg gehen als alle meines Geschlechts, und behaupte daher ganz frei, daß ich mir keiner Vergehung bewußt bin. Ich danke indeß gar schön, daß Sie sich meiner armen Seele annehmen wollten und mir unter Anderm auch vorhalten, daß ich aus dem Weg der Rechtgläubigen gewichen bin.

Ich möchte Ihnen auch wol eine Bekennung Ihrer Sünden vorhalten, die Sie unterschreiben müssen. Erstens habe ich von Lauchstädt Ihnen geschrieben und schon lange wieder etwas von Ihnen zu hören gehofft und kein Lebenszeichen von Ihnen erhalten. Zweitens sind Sie in unsern Bergen gewesen, haben Frau von Stein, die zu uns wollte, nicht begleitet und thun, als wären wir gar nicht in der Welt. Sehen Sie, ich weiß recht viel Beiträge zu dem Register Ihrer Vergehungen, und Sie werden nun ganz demüthig mir um Verzeihung bitten müssen, und aus Furcht, daß ich noch mehr aufsuchen könnte, Alles, was Sie gegen mich gesagt haben, zurücknehmen. Ich will aber recht großmüthig handeln und verzeihen und hoffen, daß Sie sich bessern.

Es muß recht schön in Jena jetzt sein, da die Nebel nun häufiger sind und die Berge verschleiern. Bei meiner letzten Durchreise hatte ich früh vor

Sonnenaufgang den prächtigſten Anblick in dem Griesbach'ſchen Hauſe, und es iſt mir unvergeßlich, wie der Nebel ſo in lichten Geſtalten um den Berg herumfloß und der graue Gipfel mit dem alten Thurm hervorragte, der Himmel über mir helle war und klar, und im Thale glänzte der Thau auf den Bäumen, über der Stadt hin lag auch eine ſchöne lichte Nebelwolke wie ein langer Streif. Es war ein Morgen, wie ich noch wenige geſehen hatte; in unſern Bergen ſieht man es ſelten, oder ich doch nicht, da ich um dieſe Zeit mehrentheils noch ſchlafe.

Werden Sie nicht noch einmal nach Kochberg kommen? Die Nähe der lieben Frau von Stein und ihrer Schweſter[1]) iſt uns gar freundlich, und ich freue mich, daß ſie uns fleißig beſuchen wollen; ſie haben verſprochen, einmal länger, als ſie ſonſt thaten, bei uns zu bleiben, und dieſe Ausſicht iſt mir ſehr lieb. Ich bin auch ſchon einige mal in Kochberg geweſen.

Was haben Sie jetzt vor? Studiren Sie noch Anatomie, wie Sie mir den Sommer geſagt haben? Ich weiß auch recht viel Schönes zu erzählen, von meinen Reiſen, und kenne nun ſehr merkwürdige Dinge, die ich aber nicht ſchreibe, ſondern nur erzähle. Sie müſſen doch auch wiſſen, daß ich im-

1) Frau von Imhoff.

mer tiefer mich in meine Sünden verwebe und recht viel Geschichte lese. Unter Anderm habe ich jetzt „Voyage du jeune Anacharsis"; es läßt sich Manches darüber sagen, aber so ganz erfüllt es meine Erwartungen doch nicht. Der Verfasser hat ein weites Feld zu seiner Bearbeitung, und ließe sich unendlich mehr über sehr Vieles sagen, was er nur ganz flach berührt, finde ich. Auch verläßt ihn der Geist seiner Nation nicht.

Den 9.

Mein Brief ist so lange liegen geblieben, weil ich verhindert wurde, ihn fertig zu schreiben, am Montag. Auch würden Sie keine Zeit gehabt haben, ihn zu lesen, weil Sie Besuch hatten. Nun soll er aber doch fort. Die Zeit unsers Aufenthalts in Weimar naht sich so allmälig. Ich will den Winter recht fleißig sein, habe ich mir vorgenommen; so groß sind die Zerstreuungen in Weimar doch nicht, daß man keine Zeit finden sollte, sich für sich zu beschäftigen. Der Morgen ist doch immer frei, und da läßt sich Manches vornehmen.

Haben Sie recht viel aus dem Properz übersetzt? Sobald ich Frau von Stein wiedersehe, will ich mir von ihr Einiges davon zu sehen erbitten; denn Sie haben mich vor ein paar Monaten auf sie verwiesen. Wie stehen die Engländer jetzt in Ihrer Gunst? Ich möchte sie wol ersuchen, mir etwas Englisches zu lesen zu schicken, weil ich

immer nichts habe als Gibbon. Ich möchte zur Abwechſelung kleine Abhandlungen oder etwas Poetiſches in dieſer Sprache leſen, weil ich mir doch Gibbon's Sprache nicht ſo eigen machen kann. Ich würde weniger verſtändlich ſein, wenn ich in ſeinen Ausdrücken und Wendungen in der gewöhnlichen Welt ſprechen wollte, oder auch ſchreiben.

Was der reiſende Vogel [1]) wol machen mag? Er wird wol den ſchönen Traum verfolgen, für ſein Vaterland zu fechten und zu erobern, und ſeine Freunde darüber vergeſſen. Es iſt ſo ein Geiſt der Tapferkeit in ihm, der ihm keine Ruhe läßt.

Nun leben Sie recht wohl, und gehen Sie in ſich — und laſſen bald von ſich hören. — Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken und Ihrer Freundſchaft.

10.

Rudolſtadt, den 26. November (1789).

Ob es zwar noch lange hin iſt, ehe Sie meinen Glückwunſch zu Ihrem Geburtstag [2]) erhalten, ſo muß ich doch heute den Brief abgehen

1) Heron. Vgl. oben S. 27.
2) Dem 30. November.

lassen, weil die Post nicht anders will. Um Ihnen ein sinnliches Bild meines Andenkens zu geben, so erlauben Sie mir, daß ich diese Kleinigkeit hinzufüge. Wenn Sie aus dem Pfeifenkopf die blauen Dämpfe aufsteigen sehen[1]), so können Sie sich dabei an die Unbeständigkeit der menschlichen Freuden erinnern und den Vers von Uz sagen:

Rauch ist Alles, was wir schätzen,
Unser theuerstes Ergötzen,
Unser Leben selbst ist Rauch.

Ich muß das Beste, was wir haben, mit dem Rauche vergleichen, um nur dadurch dem Pfeifenkopf einiges Gewicht zu geben, der doch eine dichtere Masse ist und also dadurch etwas mehr wird. Hätten mir die Musen ihre Gunst geschenkt, so wollte ich auch noch etwas Poetisches hinzufügen, aber da es nicht ist, so hören Sie meine Wünsche in Prosa gütig an und kleiden sie in ein schöneres Gewand.

Lassen Sie mir, auch wenn Sie nicht mehr in unsern Bergen wohnen[2]), den Glauben, daß Sie mich deswegen nicht vergessen werden und mir den Platz in Ihrer Freundschaft erhalten. Vor allem seien Sie recht heiter, wo Sie auch sein mögen,

1) Knebel war ein sehr starker Raucher.

2) Von mancherlei Unmuth ergriffen, wollte Knebel sich ganz aus dem Weimarischen zurückziehen.

und ſehen immer die Dinge durch einen lieblichen Spiegel, der ſchöne Farben auf ſie wirft. So werden Sie überall wohl ſein, und dies wünſche ich von ganzem Herzen.

Wollen Sie die Güte haben, beiliegenden Brief an Frau von Stein recht bald zu beſorgen. In ſieben Tagen ſind wir in Weimar. Meine Schweſter und Mutter empfehlen ſich Ihnen aufs beſte. Leben Sie wohl, recht wohl!

Verzeihen Sie den eiligen Brief, aber ich habe gar viel zu thun und erwarte eben Beſuch.

Am 22. Februar 1790 ward Charlotte von Lengefeld in einer Dorfkirche bei Jena ganz im Stillen mit Schiller getraut. Aus der Zeit ihrer glücklichen Verbindung findet ſich nur folgender Brief an Knebel:

11.

Jena, den 24. Jänner 1799.

Hier folgt die Reiſebeſchreibung, mit vielem herzlichen Dank für Ihre Güte begleitet, zurück. Sie hat mir auch recht viel Vergnügen verſchafft, zumal die Reiſen nach dem Nordpol haben mich beſonders intereſſirt.

Auch ſoll ich Ihnen in Schiller's Namen ſehr viel Verbindliches ſagen, daß Sie ihm ſo eilig Ihr

Verſprechen gehalten und das Buch, von dem Sie ſprachen, geſchickt haben. Sie werden aber bald finden, daß Sie mit nicht leicht zu befriedigenden Leſern zu thun haben; denn ich habe noch eine Bitte vorzutragen, die ich im Vertrauen auf Ihre Güte wage. Wir haben jetzt die zwei letzten Theile von Levaillant's „Reiſe ins innere Afrika", die uns erſtaunend intereſſirt. Beſitzen Sie vielleicht den erſten Theil? Er ſei, in welcher Sprache er wolle, ſo würden Sie Schiller wie mich ſehr erfreuen, wenn Sie uns ihn mittheilen wollten.

Ich wünſche, daß Sie ſich auch der ſchönen freundlichen Tage erfreuen mögen! Empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Fräulein Schweſter [1]), und Sie, leben Sie recht wohl und empfangen von mir und Schiller die Verſicherung unſrer Achtung und Ergebenheit.

---

1) Henriette von Knebel hatte im Herbſt 1791 bei der regierenden Herzogin zu Weimar die Erziehung der am 18. Juli 1786 geborenen Prinzeſſin Karoline, der ſpätern Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, übernommen.

Nach Schiller's Tode (9. Mai 1805) bewährte sich Knebel, der nun in Jena seinen festen Aufenthalt genommen hatte, als treuester und edelster Freund. Von den Briefen der Frau von Schiller bis zum Ende des Jahres 1812 liegen nur wenige vollständig vor.

12.

(Weimar, 1806.)

— Wir sind mit unsrer beschränkten Natur gar nicht fähig, wie wir sollten, dieses Alles zu genießen. Entweder trübt der Schmerz über das Schicksal unsern Sinn oder die Leidenschaften. Ein mit Blüten überdeckter Baum und der Sternenhimmel über uns sollten ganz anders empfunden werden, als wir es können.

Da ich von dem Schönsten, was über der Erde ist, spreche, muß ich auch von dem Innern der Erde etwas sagen; denn meine Kinder sind gestern durch so schönes Gold beschenkt worden, daß sie das Innere auch sehr schön finden. Der Kronprinz von Preußen und sein Bruder, die Karl und Ernst kennen, die sie, als wir in Berlin waren[1]), mehrere male gesehen haben, haben den beiden Knaben einem jeden eine Medaille geschickt von schönem, reinem Gold. Die älteste Tochter des Königs, die zum ersten mal am 9. Mai[2])

1) Im Frühjahr 1804.
2) Wozu Iffland eine Festfeier veranstaltet hatte.

im Theater war, hat ſo geweint und ſich ſo für Schiller's Kinder intereſſirt, daß ſie einer Tochter von ihm auch eine ſolche Medaille geſchickt hat. Die Kinder ſind erſtaunend glücklich darüber. Wenn Ihr lieber Karl herkommt, ſo muß er ja nicht verſäumen, meinen Karl zu veranlaſſen, ihm die Medaille zu zeigen; denn er thut es ſehr gern.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich in Ihrer Familie und glauben Sie an meine Freundſchaft! Die Ihrige, die mir in einer glücklichern Periode meines Lebens eine freundliche Erſcheinung war, iſt mir jetzt durch das Andenken der Vergangenheit noch werther, und ſolange ich mich ihrer erfreuen kann, wird dieſes Gefühl ſich vermehren. Leben Sie wohl.

Ich habe der lieben Schweſter einen Wunſch geäußert, den ich Ihnen mittheilen muß. Es wäre ſehr artig, wenn zu dem Gedicht an Frau von Hutten[1]) noch eine kleine Note hinzugefügt würde, wodurch man von der Idee des Stifts etwas erführe und noch einige Züge zu dem ſchönen Bild ihres thätigen Lebens.

---

1) Knebel's Gedicht auf den Tod der Frau von Hutten in Nürnberg (den 4. Auguſt 1803).

13.

Weimar, den 17. December 1806.

Ich eile Ihnen, verehrter Freund, den so lang für Sie bestimmten Damenalmanach [1]) zu senden. Seit dem 20. September war er mit dem dritten Theil des (Schiller'schen) „Theaters" von Tübingen abgegangen, und der Krieg hat die Fuhrwerke in Nürnberg aufgehalten. Ich war ein wenig unzufrieden, daß Cotta Ihnen so spät ein Exemplar schickte, da Sie so viel zur Zierde des Ganzen beigetragen. Er schreibt mir vorige Woche und bittet mich um Ihre Adresse, die ich ihm heute senden will, weil er noch mehr abzutragen hat.

Ich komme noch mit einer neuen Bitte und Wunsch von Cotta und will zuerst nach dem Himmel trachten und die Musen anrufen, ehe ich von andern Dingen spreche. Sie werden aus dieser Ankündigung den Zweck des Blattes [2]) ersehen. Sie wissen meine Meinung über das Mittheilen des Bessern an die Menge, aber ich möchte Sie dennoch bitten, wenn Sie gute Gedanken haben, Sie nicht zu vergessen. Ihnen wird es leicht und Andern macht es Freude. Es gibt Gelegenheit, manches

1) Das „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1807".

2) Des vom Jahre 1807 an erscheinenden „Morgenblatt".

Gute auszusprechen, was, im reinen Sinn gesprochen, gewiß auch nicht verloren geht, und die Thätigkeit zu einem Zweck macht doch auch ein gewisses behagliches Gefühl. Ich möchte immer, Ihre Natur, Ihr reger schöner Sinn für die höhern Gefühle der menschlichen Natur spräche sich aus. Es gehört zwar jetzt viel dazu, sich über etwas Menschliches Illusion zu machen, da die Wirklichkeit alle zarten Blüten abstreift[1]), aber ein Gemüth wie das Ihrige vermag es doch. Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, diese Empfänglichkeit für alles Hohe, Geistige, die keine Wirklichkeit niederdrückt, ist mir ein so schöner Zug in Ihrem Geist und macht Sie mir auf eine eigne Art lieb. Der schöne Abend bei der Prinzeß, wo Sie uns aus Pindar lasen, hat einen lieblichen Nachklang in mir zurückgelassen.

Es hat mir sehr weh gethan, daß Sie krank waren. Ich hoffe, die Stürme reinigen die Luft, und die bösen Einflüsse der vielen Menschen, die zusammengedrängt sind auf einen engen Raum, schaden weniger. Nach den Stürmen der Natur lacht uns alsdann eine schönere Sonne und ein

1) Jena und Weimar waren nach der unglücklichen Schlacht auf das härteste von den Franzosen heimgesucht worden und nur mit Noth verheerender Plünderung entgangen.

heiteres Blau — möchte es durch die moraliſchen Stürme auch ſein! — und die gleich weiſe, beſtändige Mutter, auch wenn ſie Uebel droht, zieht doch ihre Hand nicht von uns, und im gleichen Gange kehrt die Ordnung wieder. Aber des Menſchen Gemüth bedarf längere Perioden, um Ordnung und Gleichförmigkeit wiederzufinden, doch wollen wir hoffen, daß nicht für die künftige Generation allein, ſondern auch für uns das Gefühl der Ruhe und Sicherheit der Exiſtenz nicht verloren iſt.

Hier kehrt nach und nach die alte Ordnung in der Geſellſchaft zurück; denn der Kreis füllt ſich wieder. Daß der gute Prinz Bernhard zurück iſt, wiſſen Sie. Ich habe eine eigne rührende Freude, ihn wieder zu ſehen; denn ich geſtehe, daß es mir das ſchmerzlichſte Gefühl am 14. October gab. Was ich glaubte, daß über mich ergehen könnte, ertrug ich mit Faſſung; denn ich habe das Härteſte erlebt, was mich treffen kann, und ſehe die Welt und ihre Begebenheiten nicht mehr in Rückſicht meiner ſelbſt an, ſondern nur für Andre, die mir lieb ſind. Aber da die Herzogin ihrem kaum geretteten lieben Sohn ſagen mußte, er ſolle ſie verlaſſen, weil ſeine Pflicht es foderte, dieſer Moment war mir der ſchwerſte, und ich mußte laut weinen. Nach dieſem Moment iſt mir der Prinz Bernhard doppelt lieb, durch meinen Schmerz um ihn und die Sorge um ſein Leben.

Kommen Sie doch bald wieder zu uns! es wäre recht artig; denn wir bedürfen manche geistige Unterhaltung und ein reges, lebendiges Gespräch. Jetzt kann ich wieder lesen, und eine längst bekannte Schrift von Kant über den gestirnten Himmel thut mir unaussprechlich wohl. Auch den Gibbon lese ich wieder.

Gestern habe ich die Biographie von Huber gelesen und Briefe von ihm, die seine Frau herausgibt [1]). Sein Wesen ist mir interessant, obgleich sein Geist mir nicht immer zuspricht. Es war mir eigen zu bemerken, daß die Frau sich wehrt dagegen, daß er seinen Weg ohne Schiller nicht gegangen wäre und nicht nach ihm sich gebildet hätte. Und mir ist es so fühlbar, da ich Schiller's mächtige Natur kannte, die Alles belebte, was sie umgab, daß er nur allein die Funken von Huber's Genie erregen konnte, und ohne den Umgang mit ihm und Körner wäre Letzterer gar kein Schriftsteller geworden. Ein fähiger Kopf, sich in alle Formen zu fügen, war er, aber das Genialische in seinen Werken vermißt man überall, und es ist eine Schwerfälligkeit in ihm, die sich mit Genie nicht zusammenpaart. Die Frau schreibt sehr gut, und es ist mit natürlicher Einfachheit geschrieben, die ich nicht in ihr suchte. Was ich

1) „Sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802."

Ihnen über das Werk ſagte, behalten Sie in Ihrem Herzen; denn es ſoll Jeder in ſeinem Wahn bleiben, wenn es zu ſeinem Frieden dient.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Frau, die Ihnen mit ihrer Stimme manche ſchöne Genüſſe geben mag und die Harmonie erwecken, die das Wirkliche oft in unſern jetzigen Umgebungen verſcheucht. Den braven Karl grüße ich und meine Kinder freundlich. Sein Sie unſrer gern mit Freundſchaft und Wohlwollen eingedenk.

14.

Weimar, den 28. April 1807.

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief und werde morgen das Gedicht an Cotta nach Leipzig ſenden, den es ſehr zu freuen ſchien, und welcher wünſcht, Sie möchten Ihre Thätigkeit für ihn anwenden und durch Mittheilung Ihrer eignen oder fremder Ideen, in Ihrer Manier geſagt, ſein „Morgenblatt" ſchmücken.

Sie erlauben mir, da Sie mir's erlaubt haben, über das minder wichtige und doch nicht unwichtige Geſchäft des Goldes zu ſprechen, daß ich Ihnen auch Nachricht gebe von meinem Geſpräch über dieſen Punkt. Cotta ſagt mir, er habe Herrn Frommann wollen bitten, Ihnen ſeine Schuld ab-

zutragen, und ihm auf der Meſſe dazu den Auftrag geben wollen. Er fand, wie ich Ihren Wunſch äußerte, Goethe's Werke zu beſitzen, daß dies nicht hinreichte, um ſeine Schuld gegen Sie abzutragen.

Denken Sie nun über vielerlei Gegenſtände nach, die Ihnen lieb ſind, und werfen ſie auf's Papier. Wer ſo viel Erfahrungen gemacht hat und ſo viel Reichthum in ſich aufgenommen und mit ſo bedeutenden Menſchen gelebt, dem wäre es ohne Ihr eignes Talent ſchon nicht ſchwer, etwas Gutes hervorzubringen. Sie haben ſich ſo hübſch den lebhaften Antheil an dem Schönen und Großen der Natur ſtets erhalten und können ſich durch Ihr Gemüth über die Welt, in der Sie leben, erheben. Sie müſſen alſo auch ſich ausſprechen. Ich mache es Ihnen gar zur Pflicht.

Indem ich Ihnen ſchreibe, fällt es mir recht lebendig ein, Sie ſollten etwas über den Charakter und das Leben unſrer entſchlafenen Herzogin[1]) ſagen. Sie haben ſo lange mit ihr gelebt, und die kleinen liebenswürdigen Züge, die Grazie ihres Geiſtes iſt Ihnen nicht entgangen. Die Deutſchen, die ſo Manches nachahmen, ſollten das Gute frem-

1) Der Herzogin-Mutter Anna Amalia, die am 10. April verſchieden war. Goethe's „Rede zum feierlichen Andenken" war bereits am 19. von den Kanzeln verleſen worden.

er Nationen auch in ihr Weſen übertragen und nnehmen. So iſt mir immer die Art, das An- enken werther Menſchen zu erneuern, in den Cha- akterſchilderungen ſehr angenehm. Der Titel Éloges lingt nicht paſſend dafür; denn bei Éloge denkt an ſich ſchon etwas Prahleriſches, was uns lei- er zuweilen mehr eigen ſein ſollte, um die Deut- chen zu mahnen, was ſie ſein ſollten. Aber dazu ſt der Zweck doch zu verfolgen, um die Nüancen ines Charakters zu einem Ganzen zu machen; nd gerade da die Herzogin ſo menſchlich lebte und uch ſo geliebt werden mußte, ſo würde es mehr harakteriſtik als Éloge ſein.

Wenn Ihnen die äußern Umgebungen nicht reundlicher in Jena als hier erſcheinen und Sie ch hier nicht auch ſo iſolirt fühlen, weil doch auch das iſſenſchaftliche Intereſſe nur ganz einzeln erſcheint n den Menſchen, ſo wäre es wohl uns erfreulich, enn Sie hier auf länger als einen flüchtigen Be- uch blieben. Wenn Goethe ſich noch aufrecht hält, ie wir Alle herzlich wünſchen, und Wieland nicht ine Einſamkeit zu ſchmerzlich fühlt, ſo würden ie Beiden gewiß auch erfreulich ſein. Ich hoffe, aß Fernow[1]) auch nicht durch fremde Vorſchläge elockt wird, ſeine hieſigen Verhältniſſe abzubre-

1) Seit 1804 Bibliothekar bei der Herzogin-Mutter.

chen, und Meyer[1]), deſſen Umgang durch ſeine feine Klarheit des Verſtandes und ſeine Kenntniſſe ſehr viel Vorzüge hat, iſt auch ein Gut für die geſellige Exiſtenz. Die neue Generation, die ſich hier herumtreibt von Gelehrten und Dichtern, iſt mir ganz fremd.

Wenn der Unterricht bei Profeſſor Meios Ihnen genügte für Karl, ſo glaube ich, daß er da recht gut wäre. Profeſſor Voß hat mir immer ſehr gut von ihm geſprochen. — Meine Kinder ſind recht fleißig und haben neuen Eifer und Liebe zum Lernen. Mein Hofmeiſter[2]) iſt angekommen, der ein Schüler von Voß iſt, ein Freund des Sohns, und den mir Griesbach auch empfohlen. Er iſt ein ſehr gebildeter Menſch, beſcheiden ohne Zurückhaltung, und hat eine Feinheit und Leichtigkeit im Umgang, die mir recht wohl macht. Er iſt ernſt, wo es nöthig iſt, und mild und wohlwollend im Umgange. Ich habe ein eignes Gefühl von Ruhe, ſeit ich ihn mit den Kindern weiß, weil ich Vertrauen zu ihm habe. Wenn man des Lebens zuweilen ſo recht müde iſt und doch fühlt, man müſſe

1) Goethe's begünſtigter Freund, der Maler Heinrich Meyer, Director des Kunſtinſtituts.

2) Der bekannte Geograph und Oberbibliothekar zu Gotha Ukert aus Eutin, der aber nur ein Jahr blieb. Bei ſeinem Vorgänger Martens waren Mutter und Kinder gleich übel berathen.

für Andre leben und noch Intereſſe am Leben nehmen der künftigen Generation willen, ſo iſt eine moraliſche Sicherheit für das Wohl Derer, die uns am nächſten ſind, ein großer Gewinn. Die großen wie die kleinen Kinder weiß ich jetzt gut auszuholen.

Leben Sie wohl, wertheſter Freund, ſagen Sie Ihrer lieben Frau und Ihrem Kleinen freundlichen Gruß und genießen die Frühlingsluft.

15.

(Weimar, im Mai 1811[1])

— Ich will mit ihr[2]) den Hackert leſen. Sie ſagt, ſie verſtünde das Deutſch, wenn man es leſe, ſo gut wie Engliſch. Da will ſie mir von allen ihr bekannten Gegenſtänden Rechenſchaft geben; ſie hat Hackert ſehr lieb gehabt. Frau von Stein lieſt ihn jetzt, alsdann hat Meyer ihn

1) Nach einem dem Freunde zu Jena abgeſtatteten Beſuche.

2) Emilie Gore. Der Vater war am 22. Januar 1807 geſtorben. Goethe ſpricht in den Nachträgen zu „Hackert" ausführlich über dieſe ſo liebenswürdige als kenntnißreiche, von Weimar freundlich angezogene Familie. Sein Leben Hackert's erſchien im Jahre 1811.

mir zurückgelassen. Cotta hat es nur vergessen, sonst wäre er mein eigen; er schickt ihn auch, hoff' ich, noch. Von der geliebten Henriette[1]) fand ich einen Brief, der mich sehr glücklich machte. Und so beschloß der Tag freundlich, wie er angefangen. Meine Familie hatte auch einen frohen Tag, und sie haben das Maifest in Ehringsdorf begangen, und Ernst war mit einem Freund in Belvedere, und Alle waren vergnügt.

Ich komme aber ein mal mit den Kindern, da Sie und Ihre liebe Frau so freundlich einladeten. Aber da muß ich erst Capitulationen aufsetzen, daß Sie uns nicht so viel zu essen geben[2]), mehr als zwei Schüsseln nicht. Ich wäre noch viel verständiger gewesen, wenn ich nicht so viel hätte essen müssen.

Ich sende Ihnen hier die Blätter über die liebliche Königin[3]); sie sind so hübsch erzählt, und ihr Bild wird einem ehrwürdig und lebendig. Meine Mutter, die, hoff' ich, künftige Woche kommen

1) Knebel's Schwester, die mit der im vorigen Juli an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählten Prinzessin Karoline nach Ludwigslust gezogen war.

2) Auch andre Freunde Knebel's, wie Goethe und Herder, mußten seine zu reiche Gastfreundlichkeit abwehren.

3) Die am 19. Juli 1810 entschlafene Königin Luise von Preußen.

wird, wollte auch sie gern lesen. Da bitte ich mir sie wieder aus.

Ich bitte Sie, Ihrer lieben Frau recht zu sagen, wie ich dankbar bin für ihre Aufnahme, und den lieben hoffnungsvollen Sohn grüßen Sie. Ich möchte wohl, daß er mir ein kleines Blatt zeichnete, eine Aussicht Ihres Gartens nach den Wiesen und der Saale. Kommen Sie bald!

16.

(Weimar, im Sommer 1811.)

— Griesbach's Zustand ängstigt mich doch; auf lange Dauer deutet er nicht. Wer Alles mit Vernunft bei sich bedenkt u. s. w., wie Sie sagen, der sollte den letzten, nothwendigen Schritt nicht scheuen. Aber der Uebergang ist doch immer eine trübe Erwartung, und da unsre Phantasie keinen Grund sieht und nichts findet, woran sie Hoffnung oder Freude an der Wirklichkeit anknüpfen kann, so ist diese unbekannte Welt uns der Fremdheit wegen schon nicht so nahe im Geist.

Ich hoffe, Sie sind Alle wohl. Ich leide auch an einem Fuß durch die Gicht und fühle recht, wie beschwerlich das Uebel Ihrer lieben Frau sein mußte. Ich muß aber gehen, weil mein Egerbrunnen es fodert — und das ist nicht angenehm.

Gestern haben wir mit der guten Emilie (Gore) lange unter dem großen Birnbaum gesessen an der Schnecke im Park. Es war eine Milde in der Luft und eine Wärme, doch recht ängstlich, und es war, als könnte man nicht recht Luft schöpfen. Die Blitze und der Regen haben die Schwere genommen, aber es ist noch dumpf. Am Ende hat der Komet diesen Druck, der unerklärlich war, bewirkt. Sagen Sie mir ja bald etwas von ihm und grüßen Sie Alles, was Sie umgibt.

17.

(Weimar, im Sommer 1811.)

— [1]) Es war eine so harmlose Natur, so empfänglich für gute Eindrücke, und muß so traurig enden! Hätte er eine Frau gefunden, die er hätte lieben können, hätte er Familienverhältnisse gehabt, so wär' er gewiß nicht in so leidenschaftliche Lagen gekommen. Mir ist so etwas Furchtbares in dem Gedanken, daß so diese Frau, die die Existenz so Vieler zerstörte durch Leichtsinn und Wankelmuth,

1) Es ist von einem mit Iffland nahe verbundenen jungen Manne die Rede, der eine ältere Frau geheirathet und sich im Bade erschossen hatte, als er Alles, zuletzt auch den Schmuck seiner Frau, verloren hatte.

um derentwillen sich mehrere junge Leute zu Grunde richteten, nun alle diesen Reichthum so verschwinden sieht, und daß dieser gutmüthige Mensch das einzige Opfer ist. Die Natur zeigt immer den Weg, den der Mensch wandeln soll, und nur die Leidenschaften verwirren und verirren.

Ich glaube nicht, daß Vossens [1]) von Heidelberg gingen; ihr Haus und Garten ist gar zu prächtig der Lage nach, so etwas könnten sie nirgends finden. In Rudolstadt könnten sie gar nicht lange gemüthlich leben; denn dort ist man gerade in Dem, was er treibt, ganz fremd, und die Entfernung von der literarischen Welt ist nicht nach Meilen zu berechnen dort. Die Besten, die das Streben nach Wissen haben, sind die Frauen, und die können doch nicht in Alles, was er mit Eifer und Liebe treibt, eindringen. — Auch selbst eigentlich nur eine Frau, die Fürstin. Ich finde selbst Abeken [2]) etwas weniger lebendig im Geist als sonst — unter uns gesagt!

1) Voß hatte damals Jena wieder besucht. „Der alte Voß ist von uns gewichen", schreibt Knebel am 30. Juli an Goethe, „und wird, wie er sagt, seine Rückkehr nach Heidelberg über Rudolstadt, Gotha und Meiningen nehmen", und er meint, Voß habe wol noch einige Absichten, sich in der Nähe niederzulassen, da es ihm in Heidelberg nicht sonderlich mehr gefalle.

2) Der letzte Hauslehrer in Schiller's Hause, seit 1810 Professor am Gymnasium zu Rudolstadt.

Sein Sie recht herzlich gegrüßt und grüßen die Ihrigen. Kommen Sie doch auch einmal zu uns. Jetzt muß Starke so oft kommen [1]), da hätten Sie Gesellschaft. Bedenken Sie es!

18.

(Weimar, im Frühjahr 1812.)

— Gestern habe ich ein so schönes Gespräch im Plato gelesen, „Hippias". Ich hätte gern darüber gesprochen und Jemand gefunden, der mir diese Ideen mehr ausgeführt. Aber ich wußte Niemand, an wen ich mich wenden sollte, und ich kam mir vor wie der Jüngling in Sais, der die Wahrheit sucht. Ich liebe das Gedicht von Schiller so.

Ich lese auch eine Geschichte von Schwaben von einem gewissen Pfister. Der Anfang ist mir recht lehrreich. — Ich freue mich, wenn er an die Hohenstaufen kommt, weil ich den Ursprung dieses Geschlechts gern kennen möchte.

Nun leben Sie wohl und sein freundlich begrüßt. Montag Abend werden unsre Freundinnen [2])

1) Man erwartete im August die Niederkunft der Großfürstin.

2) Die Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Knebel's Schwester und Fräulein Bose.

an der Ostsee sich freuen, und ich komme ordentlich im Geist mit an. Diese lieben Gestalten noch ein mal recht zu sehen, mit ihnen eine Zeit zu leben, gehört recht zu meinen innigen Wünschen.

Grüßen Sie Ihre liebe Familie. Ich möchte wohl die Gespräche über Horaz hören können [1]). Es hat mich lange nichts so ergötzt als Wieland's Anmerkungen, so gefällig und geistreich sind sie. Ich muß sie ordentlich wieder lesen. Frau von Stein war abwechselnd wohl und nicht wohl diese Woche, doch haben wir Friedrich's neue Landschaften und Jagemann's Porträts miteinander gesehen. Möge es Ihnen wohl sein.

Mein einziger Onkel, den ich noch hatte, ist gestorben; sein Tod war glücklich, doch ist es traurig, daß *ein* Band des Lebens nach dem andern abfällt. Er ist alt geworden und hinterläßt eine dritte Frau und einen Sohn.

19.

(Weimar, im Juli 1812).

— [2]) Aus dem Werke kommt uns nichts Erfreuliches, nichts Neues entgegen. Zahlen, Namen

1) Knebel las um diese Zeit mit seinem Sohne die „Briefe" des Horaz.

2) Es ist von dem Werke Alexander von Humboldt's:

machen die Hauptsache aus. Wenn der naturhistorische Theil dieser Reisen nicht bedeutender auszusprechen wäre, so wäre es Schade, daß er so viel Zeit und Geld daran verwendet hat. Ich sage es Ihnen auch nur im Vertrauen; denn man möchte es für Ketzereien bei mir nehmen. Den eigentlichen wahren Gesichtspunkt seiner Anstrengungen wird er aber doch nicht erreichen; denn es fehlt doch eigentlich seiner Natur, die immer nach dem Aeußern strebt, der wahre innere Reichthum des Geistes und Gemüths. Ich habe ihn persönlich sehr lieb und kenne ihn sehr gut, aber deswegen weiß ich auch, was ich fodern möchte. Für jetzt ist er äußerlich recht eingeengt, um von ihm selbst zu sprechen. Er hat so viel auf seine Reisen gewendet, seine Einkünfte in Preußen stocken und er lebt nur von seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er ist sehr freigebig, und so hat er den Professor

„Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne“ (1811) die Rede. Wir geben das auffallende Urtheil über den großen Kosmologen, der, wie Goethe sagt, eine ganze Akademie in sich vereinigt, besonders aus dem Grunde, weil es mit einer eben so scharfen als ungerechten Aeußerung von Schiller (im Briefe an Körner vom 6. August 1797) merkwürdig übereinstimmt. Gerade auch in der Art, wie Humboldt seinen reichen Stoff wissenschaftlich bearbeitete und ordnete, erscheint er nicht weniger bewundernswerth als in der unendlichen Sorgfalt und Ausdauer seiner Entdeckungsreisen.

Willdenow[1]), der jetzt gestorben, mit seiner Familie sechs Monate in Paris ganz erhalten und die Reisekosten bezahlt.

Von Goethe[2]) habe ich einen Brief gelesen an Frau von Stein. Den 26. Juni war er recht krank. Mit Stolberg, schreibt mir meine Mutter, wäre er sehr freundlich gewesen. Auch die Gräfin Fritsch schreibt, daß Stolberg geweint habe beim Abschied von ihm. Ich habe immer gern, wenn die alten Freunde sich wiedererkennen.

Vielleicht kann ich in einer Unterhaltung einmal die „Princesse de Nevers" erobern; denn Monsieur de Saint-Aignan[3]) ist sehr artig und gefällig. Hätten die Damen hier nicht so erbärmlich gethan und sich Alles zugedrängt zu dieser Lectüre, so hätte ich eher das Herz, ihn darum zu bitten. Doch findet sich vielleicht ein günstiger Moment. Er ist wirklich so artig und unterrichtet wie wenig Menschen dieser Art; denn seine Lebensweise hätte ihn den Künsten und Wissenschaften eher entfremden sollen. Aber er ist in

1) Den sehr verdienten, mit Humboldt früh befreundeten Botaniker aus Berlin.

2) Der sich damals zugleich mit Friedrich Stolberg in Karlsbad befand.

3) Französischer Gesandter und bevollmächtigter Minister in Weimar.

wenig Dingen ganz fremd, möchte ich behaupten. Und er hat einen so hübschen, ernsten Ausdruck. Wohl ist's ihm auch nicht.

Ich hoffe bald nach Jena zu kommen. Meine Schwester[1]), so lieb sie mir ist, stört mich durch ihre unbestimmten Plane des Lebens recht oft in den meinigen, und ich verliere den Standpunkt, dem ich folgen wollte. Ohne sie wäre ich schon in Jena gewesen. Grüßen Sie Alles von mir.

20.

(Weimar) 1812. Mittwoch Morgen.

— Ich habe gestern einen lieben Brief von Ihrer lieben Schwester empfangen, und es ist ein eigner Zauber in den geliebten Zügen; denn es ist mir immer, als hätte ich sie wiedergesehen, wenn ich nur ein Zeichen ihres Andenkens sehe. Sie ist wohl und läßt sich von dem guten Sänger Herrn (Kammerherrn) von Rantzau oft vorsingen; er hat auch eine prächtige Stimme.

Unsre geliebte Prinzeß wird von ihrer kleinen Tochter so geliebt, daß es mir mit wohl thut. Dieses Band ist erfreulich für Beide; denn der

1) Karoline von Wolzogen, deren Gemahl am 17. December 1809 gestorben war.

Geiſt der Mutter findet eine ſchöne, belohnende Beſchäftigung, und das Kind wird auch durch ihre Bildung empfinden lernen, welchen Schatz ihr das Schickſal zugetheilt in dieſer Mutter.

Sobald ich „Fernow's Leben“ [1]) wieder habe, ſollen Sie es bekommen. Die Memoiren [2]) habe ich leider nicht eigen; die ich geleſen, waren von der Herzogin. Ich warte aber auch darauf; denn Cotta iſt immer ſehr gütig und theilt mir ſeine Verlagswerke mit.

Leben Sie wohl, bleiben Sie in ſich froh und reich und theilen gern das Gefühl von Freundſchaft und Wohlwollen ihren Freundinnen mit. Ihre Freunde vergeſſen Sie auch nicht; denn Goethe habe ich neulich mit Rührung von Ihrer Freundſchaft reden hören; denn Sie ſind ſein älteſter Freund, der ſich immer gleich treu und theilnehmend ihm zeigte, den ihm das Schickſal noch gelaſſen. Adieu, Adieu!

21.

(Weimar, Anfang December 1812.)

— Iffland wird dieſe Woche von Darmſtadt abreiſen, ſo ſchrieb man der Herzogin; in Frank-

1) Von Johanna Schopenhauer.

2) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königlich preußiſchen Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine vom Jahr 1709—33“ (1810—11).

furt wolle er ſpielen. Die Reiſe in dieſem Wetter wird er, da er krank war, nicht ſehr übereilen, und ich denke mir, daß er nicht vor Ende dieſes Monats hier ſein wird, meinen Calculs nach [1]). Geſtern hörte ich auch, er werde in Frankfurt nicht ſpielen, weil die Frankfurter ihm nicht ſo viel geben wollten, als er verlange. Sie wiſſen, wie viel man in der Welt ſchwatzt und wie viel oder wenig man glauben kann. Alſo kann man nur ſagen, was man hört.

Ich wollte wohl, Sie kämen gewiß, wenn Iffland hier iſt. Goethe hält ſich noch zu Hauſe; Meyer ſagt mir aber, er ſei nicht krank, doch angegriffen, daher lebhaft im Geſpräch und reizbar. Er war doch kränker in Jena, als er es uns hier wollte wiſſen laſſen. Ich ſage es aber nicht weiter; denn er will es, ſcheint es, geheim halten.

Geheimerath Voigt iſt auch leidend; er iſt von einer Leiter in ſeiner Bibliothek hart gefallen und hätte den Fuß brechen können. Er iſt aber heiter, mittheilend, und man möchte, daß er nicht ſo heterogene Geſchäfte hätte, damit ſein Verſtand frei empfangen und wirken könnte; denn er iſt ſehr unterrichtet und ein ſeltner Mann durch ſeine Empfänglichkeit und Verſtand.

1) Er begann ſein Gaſtſpiel zu Weimar am 20. December.

22.

(Weimar) den 6. Jänner 1813.

Mit der schönsten Frühlingssonne will ich Sie begrüßen, lieber Freund, und die alte gute Gewohnheit, mich Ihnen schriftlich zu nähern, gleich wieder von neuem beginnen, damit keine Unterbrechung stattfinde. Auch einen Brief von unsrer Henriette lege ich bei. Ich hoffe und wünsche, daß er bei Ihnen eben so viel Freude bereiten mag, wie mir der Brief gab, in dem dieser eingeschlossen war. Diese immer gleiche Treue, diese Liebe ist ein Band, das mir sehr wohlthuend ist und mich so glücklich macht, trotz der sichtbaren Entfernung, als ein nahes glückliches Zusammensein. Ich bin auch eigentlich niemals in diesem Kreise fern und fremd.

Der Schluß des Jahres, der für Viele so trauervoll war, ist mir durch die Gefühle der Liebe schön geworden. Die Herzlichkeit meines guten Karl, der so recht fühlte, daß er bei mir war, gute Briefe von Ernst und über Ernst[1]), Theilnahme, Wohlwollen von allen Seiten kamen mir entgegen. Auch die freundschaftliche, herzliche Art, mit der Iffland von mir schied, that mir wohl.

1) Karl war im Forstinstitut zu Ruhla bei Eisenach, Ernst auf der heidelberger Universität.

Seine Verhältniſſe zu Schiller hat er treu erfüllt im Laufe ſeines Lebens, und wir ſind immer ſeines Antheils gewiß. Es wohnt ſo recht ein Geiſt des Wohlwollens in ihm für uns. Ich bat ihn um eine Gefälligkeit, die er mir durch ſeine Bekanntſchaften in Berlin vielleicht erzeigen könne, und es war ordentlich, als erhellte ſich ſein Auge durch die Freude, mir etwas Gutes erzeigen zu können; in ſo leicht beweglichen Zügen ſpricht die Seele ſich leiſe aus, und ich verſtand es auch leiſe. Ich bin jetzt in Sorgen, bis ich höre, wie er ankam; ſein Fuß ſoll ſehr böſe ſein nach Dem, was man hier ſagt. Seinen Vorſatz, Abends zu mir zu kommen, konnte er nicht ausführen. Bei Goethe war er einen Mittag.

Ich wollte, Sie hätten ihn im Shylock ſehen können oder mögen; denn Sie hätten wohl bleiben können [1]). Ueberhaupt that mir das Stück wohl; denn das können wir doch nicht leugnen, daß nur die Form in Iffland's Spiel über den Stoff erhebt; denn der Stoff war vorherrſchend, und es thut einem doch etwas weh, ein ſolches

1) Vom 20. December an ſah Knebel fünf bedeutende Vorſtellungen Iffland's zu Weimar, nämlich „Clementine", „Selbſtbeherrſchung", „Der Jude", „Künſtlers Erdenwallen", „Don Rannbo", „Der arme Poet"; „Der Kaufmann von Venedig" und „Der gutherzige Polterer" folgten noch ſpäter.

Talent nicht auch im Höhern zu ſehen. Er hat Alles in ſeiner Gewalt in der Erſcheinung, und eben weil er ſeine Kunſt ſo weit umfaßt und berechnet, vergißt man das Uebrige, was ihn nicht unterſtützt, und er ſetzt einen immer in die Lage, in die er verſetzen will. Den gutherzigen Polterer hat er ganz meiſterhaft gegeben, mit aller Kunſt und Anmuth.

Daß der Himmel mild iſt und die Sonne ſcheint, thut gar zu wohl! Ich hoffe, Sie genießen dieſe Stunden in Ihrem Zimmer[1]), und die Berge ſagen Ihnen etwas Gutes. Es iſt ordentlich, als hätte die Kälte die Züge feſtgehalten: denn mein Geſicht wie meine Gedanken ſind wieder leicht bewegt und ich faſſe viel ſchneller, ſeit es milde Luft iſt. Wir ſehen recht freundlichen Abenden entgegen. Heute bei Meyer, der Frau von Stein, meine Schweſter und Mademoiſelle Martin[2]) gebeten und uns eine Novelle von Friedrich Barbaroſſa leſen wird, die er überſetzt hat, und gar naiv und verſtändig. Er las ſie ſchon ein mal, wo ich ſie hörte, aber ſo etwas hört man gern wieder. Morgen hat uns Goethe eingeladen, wo wir Geſang hören ſollen; das freut

1) In ſeinem hochgelegenen, eine ſchöne Ausſicht auf die Berge gewährenden Eckzimmer.

2) Erzieherin der Prinzeſſin Maria.

mich sehr. Er geht wieder aus und war am Hof.

Uebrigens sieht die Welt so wunderbar aus, so unglücklich und doch voll Hoffnung zum Besserwerden. Dabei leiden so viele Einzelne! und man weiß nicht, wohin man seine Gefühle wenden soll. Anders ist es einem im Gemüth. Ich komme, hoffe ich, bald einmal zu Ihnen, wenn die Kälte nicht wieder so heftig wird; denn eigentlich kann man Sie recht ungestört nur in Ihrem Zimmer sehen. Wieland habe ich auch schon besucht, und er war so heiter und sein Geist so jugendlich anmuthig, daß es mir recht wohl that. Die Herzogin hat mir auch recht freundlich Ihren Besuch gerühmt. Sie sollten eigentlich doch mehr hier sein, aber mit Bequemlichkeit, damit Sie Ihren Freundinnen Freude machen könnten; denn eigentlich ist eine Mittheilung durch mündliche Unterhaltung so viel werth. Ich habe jetzt eine Unterhaltung am Hof, die ich recht cultiviren will. Es ist der Herr von Gersdorff[1]), der sehr verständig ist und mit dem man sehr viel reden kann, der sich gern mittheilt. Er nimmt die Erscheinungen des Lebens

1) Er hatte den Herzog Bernhard in den Jahren 1811 und 1812 auf Reisen begleitet und war im November 1812 als Assistenzrath in das geheime Conseil getreten.

wie des Geistes mit rechtem, klarem, hellem Geist selbst auf und ist immer bereit, sich für das Verständige auch zu interessiren. Ueber Philosophie kann man recht mit ihm sich aussprechen, über Poesie auch, doch ist er mehr eine reflectirende Natur. Aber ein solcher Kammerherr ist ein Wunder! Außer unserm Einsiedel wüßte man nicht, an wen man seine Gedanken aussprechen sollte.

23.

Weimar, den 20. Jänner 1813.

Ich muß Sie heute herzlich begrüßen. Ich habe so lange nicht geschrieben, aber ich hatte nicht die rechte Zeit. Auch bin ich schwächer geworden, möchte ich sagen, daß ich nicht zu viel heterogene Gefühle auf einmal in mir aufzunehmen vermag. Geistige Ruhe ist mir nothwendig, und selbst das Liebste, was ich um mich sehe, kann ich nicht genießen, wenn zu viel auf einmal Foderung an mich macht. Jetzt bin ich ganz allein beinah; denn Karl ist fort, Karolinchen ist mit meiner Mutter nach Rudolstadt. Emilie ist mir erfreulich durch Das, was ich ihr mittheile und sie neben mir ausspricht, doch nicht durch Gesellschaft. Aber es ist mir recht wohl und ich habe erschreck-

lich viel zu leſen und zu thun. Wenn nur nicht ſo viel Unglück geſchähe und von daher, wo man es am wenigſten ahnte!

So iſt geſtern die Nachricht des Todes des Prinzen von Oldenburg gekommen, Schwager der Hoheit, der mit der Großfürſtin Katharina ſo glücklich war. Er iſt in Jever an einem hitzigen Nervenfieber geſtorben. Die Art ſeines Todes iſt ſo edel, daß man ihn ſelbſt nicht beklagen ſollte, weil er im Gefühl ſeiner Pflicht ſich wagte. Es waren in den Hospitälern ſo viele Kranke in einem Saal, wo die Sterbenden ſo ſchrecklich waren. Man wollte ihn nicht hinlaſſen, als er die Hospitäler beſuchte. „Da eben will ich hin!“ ſagte er; „denn da kann ich vielleicht noch manche Schmerzen erleichtern.“ Seine Natur war aber zu ſchwach und er fühlte ſich gleich krank, und drei Tage darnach war auch er das Opfer! Es war ein Menſch von großem Verſtand, vielen Kenntniſſen und ſo brav und gut. Es iſt, als ſollte das Gute aus der Welt verſchwinden! Sein Vater, ſein Bruder ſind ſo edle Menſchen; wie ſchmerzlich werden ſie dieſen Schlag fühlen! Seine Gemahlin liebte ihn unausſprechlich. Er hat viel zu ihrer Bildung beigetragen, ſie hat mit ihm ſich unterrichtet und Beide haben ſo recht das Leben miteinander getheilt. Er iſt 26 Jahr alt und hat zwei Prinzen. Ich fürchte beinah, ſie könnte auch die Krankheit

24.

(Weimar) den 23. Jänner 1813.

Ich will Ihnen heut nur wenig sagen, lieber Freund, um mich selbst zu trösten, daß ich noch einen so werthen Freund besitze, dem ich meine Gedanken zuwenden kann; denn mir verhallt eine Stimme nach der andern!

Ich besaß wol Wieland's Freundschaft als ein kurzes Gut; denn so nahe kam ich ihm erst seit einigen Jahren. Ich hatte ihn nicht in seinem nähern Leben so gesehen als jetzt, und die Kraft der Phantasie, die immer in Momenten das Wirkliche überwinden konnte, hat mich oft in seiner Nähe gestärkt. Ich glaubte, er müßte immer so fort leben, und ich vergaß sein Alter.

Die Griesbach war gestern hier und sie kann Ihnen die nähern Umstände seines Todes sagen. Ich konnte sie nicht sehen; denn ich war früh bei der guten Luise (Wieland), und die Gegenwart der Zerstörung hatte mich so mächtig ergriffen, daß ich nicht Kraft genug fühlte, neue schmerzliche Eindrücke in mich aufzunehmen. Was mich bei diesen Vorfällen physisch angreift, ist die Thätigkeit nach außen, die man haben muß, und daß tausend unangenehme Eindrücke des Wirklichen sich aufdrängen. Während wir über die Natur uns erheben sollten und ihre Gesetze mit Staunen, trotz dem

Schmerz des Gemüths, ehren ſollten, wird man an den irdiſchen Beſitz ſo ungefällig erinnert. Und die Regierung, die obern Gewalten u. ſ. w. kommen in dieſen Momenten einem ſo klein vor, und doch muß man mit fort und ſie als etwas anerkennen! So kam ich eben hin zu der guten Luiſe den Donnerstag früh, wo die Sachen verſiegelt wurden, das Zimmer geräumt. Dieſer Eindruck war ſo ſchmerzlich und verwundete mich tief.

Ich habe der guten Prinzeß (Karoline) am Sonntag geſchrieben, ſie auf das Mögliche vorbereitet, weil mir Wieland hatte ſagen laſſen, ich möchte die Prinzeß vorbereiten, daß er ihr ſeiner Krankheit wegen nicht ſo bald ſchreiben könne. Donnerstag ſchrieb ich ihr wieder und mußte ihr das traurige Ereigniß verkünden. Sagen Sie ihr aber, was die Griesbach Ihnen erzählt. Das weiß ich, daß er mit heitern und ſo wenig beunruhigenden Bildern wie möglich eingeſchlummert iſt, auch außer den Kolikzufällen nicht Schmerz gelitten, ſondern mehr Angſt als körperliche Leiden gefühlt. Er hat ſich noch Donnerstag früh auf dem Klavier vorſpielen laſſen; die meiſte Zeit ſeiner Krankheit hat er geſchlummert, vom Tod gar keine Ahnung empfunden [1]). Wir müſſen eigent-

1) Vgl. H. Düntzer, „Freundesbilder aus Goethe's Leben", S. 404.

lich dies für ein Glück halten. Und wohl ihm! er iſt vielleicht manchen ſchmerzlichen Eindrücken entgangen und hat noch vielleicht die Auflöſung eines großen Schauſpiels geſehen und ahnen können.

Ich möchte wohl, daß Sie die Briefe von Grimm leſen könnten. Geſtern habe ich zwei Briefe von Friedrich dem Großen gefunden an d'Alembert, die vortrefflich ſind.

Frau von Stein iſt leidlich wohl und war geſtern bei der Gräfin Bernſtorff mit der Herzogin. — Der Prinz von Oldenburg hat Oden von Horaz überſetzt und die alten Sprachen ſehr gut gekannt, auch ſelbſt gedichtet. Dies iſt wirklich eine ſeltne Erſcheinung. Den Vater liebe ich auch ſehr; es iſt ein edler Menſch und ſeine ganze Geſtalt und Weſen ſpricht dies aus. Den Bruder liebe ich auch ſehr. Es ſind ausgezeichnete Menſchen in ihrer Claſſe — und wol die einzigen.

Nun leben Sie wohl. Es gehe Ihnen wohl. Leben Sie mit der Jugend, damit Sie den Lebensmuth erhalten. Die Jugend außer meinem Hauſe erfreut mich ſelten; denn ſie iſt anmaßend, unwiſſend und leer, Diejenigen nämlich, die ich kenne. Ich kann ſelbſt meine Töchter mit Wenigen gern Umgang haben laſſen. Mich erfreut eigentlich das reifere Alter mehr und die Erfahrungen des Lebens. Wir würden alſo recht friedlich mit

ſern Neigungen zuſammen ſein können, wenn
ir an einem Ort wohnten.

So eben erhalte ich noch dieſen Brief für Sie.
er Verluſt des armen Kettenburg [1]) thut mir
ch für unſre Freundinnen ſehr leid. Er war
ch ſehr beweglich und verſtändig zum Geſpräch.

25.

(Weimar) den 30. (Jänner 1813) früh.

Es iſt wol ein Tag [2]), wo man ſich freuen
l, und wenn die Eindrücke des Kommenden und
rgangenen auch ſchmerzlich ſind, ſo iſt es doch
reulich, noch des Guten zu gedenken und dank-
r. Unſre Herzogin habe das Schickſal, was
n ihr ſo gern wünſcht, was ihr reiner, hoher
nn verdient und ſich erworben hat. Und freund-
e Träume des Lebens; denn Träume ſind es,
s begegnen kann; die Eindrücke gehen auch am
de vorüber, und der größte Schmerz wie das
ößte Glück gelangt am Ende doch dahin, daß

1) K. L. von der Kettenburg, Dichter der beiden
amen „Diego" und „Julianus", der die letzte Zeit
Ludwigsluſt gelebt hatte. Vgl. Karoline von Wol-
en, „Literariſcher Nachlaß", II, 310 fg.
2) Der Geburtstag der regierenden Herzogin.
Charlotte von Schiller.

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

wir es als etwas Geschehenes ansehen müssen und so weiter erzählen. Ich bin unruhig, aber nicht, wie Andre, über Möglichkeiten. Selbst wenn fremde Völker kämen und nur nicht die Möglichkeiten eintreten könnten, daß die Hausherren auch nahe kämen, so haben wir nichts zu fürchten. Wo die Fremden hinkamen, haben sie sich vortrefflich benommen, und es scheint nicht im Plane des Ganzen, daß sie zerstören, was sie nicht wiederherstellen könnten. Man spricht so viel, daß man kaum hören sollte; denn jede Phantasie ist mit ihren eignen Schreckbildern erfüllt.

Am Dienstag kam ganz unerwartet die Regierungsräthin Ossann (von Berlin) wieder, weil ihr ältester Bruder mit seinen drei Töchtern seinem König folgen mußte; von den Töchtern wollte er sich nicht trennen. Die Schwester hat hier noch ihren Sohn und deshalb kam sie. Dort muß es eigen aussehen, und sie hat mir ein Bild von der Zerstörung gegeben, das entsetzt. Vor ihrem Hause sind die meisten Ueberreste vorbeigezogen. Leiden, Wunden, Hunger, Alles ist im Kampf gegen die arme Menschheit. Die Elemente sind die größten Feinde gewesen, und eben deswegen sind so Viele verunglückt, weil sie zu ihrer Sicherheit nicht einmal ihre erstarrten Glieder durch Feuer beleben konnten, weil die Kosacken sie alsdann überfallen haben würden. — Der König ist dahin gegangen,

wo seine Truppen versammelt sind, und das finde ich zu entschuldigen, nicht, wie Andre, zu tadeln: er als Mensch gegen Menschen muß wol sein Wort halten.

Zu meiner Freude muß ich Ihnen sagen, daß Iffland viel besser ist und fleißig spielt in Berlin. Die Berliner, auf eine ungerechte Art, hatten sein langes Ausbleiben übel genommen, und ein Theil zeigte es, als er öffentlich erschien. Als er aber die Rolle des armen Poeten Kindlein so ganz meisterhaft spielte, wurde er mit solchem ungestümen Lärmen nach der Vorstellung herausgerufen, daß er kaum etwas sprechen konnte. Man sollte dieses einzige Talent recht ehren; denn nach ihm wird Niemand wieder so kommen. Wenn er nur mit dieser Wahrheit, dieser Gabe, die Gemüther in jede Lage, die er will, zu versetzen, auch eine Sache vorstellen könnte, die werth wäre in der Vorstellung zu leben. Es ist wie der schlechte Text und Erfindung der meisten Opern, wo die Musik bezaubert. Der Künstler bleibt immer groß und er selbst zu bewundern über Das, was er vermag, doch wenn die Kotzebue'sche Lumpenwelt mit solcher Klarheit beleuchtet ist, schmerzt einem beinah die Klarheit.

Ich habe diese Tage mich an der Größe der Compositionen der „Aeneide" ergötzt. Ich habe meiner Schwester, die einen heftigen Katarrh hat,

mehrere Geſänge vom Abbé Delille vorgeleſen, und die Ueberſetzung iſt ſo einfach groß, daß man ſich recht daran freuen kann. Wie iſt es ausgedacht! wie Aeneas zuerſt zu Dido kommt, wie er die Geſchichten von Troja vorgeſtellt ſieht! wie iſt die Erſcheinung des Aeneas anmuthig! wie die der Dido! und zuletzt wie Amor die Geſtalt des kleinen Ascan annimmt! Wie die Beſchreibungen vortrefflich, wie er die Höhlen des Polyphem ſieht, den Aetna, wie er die Andromaque findet! Auf den ſechſten Geſang freue ich mich; den liebte Schiller ſo ſehr und hat mir ihn mehrere mal aus dem Lateiniſchen aus dem Stegreif überſetzt. Wie ſchön hat aber Virgil den Homer benutzt, wie haben dieſe Bilder ſich in ſeiner Seele anders geſtaltet, und doch kann das hohe Einfache ſeiner Dichtungen nur wieder hoch und erhaben wirken. In einer ſo abſprechenden Zeit, wie die jetzige iſt, würde man gegen ſolche Vervielfältigung des Großen ſcharf losziehen. Das Große kann nur das Große wieder erzeugen — wo es recht aufgefaßt wird.

Ich leſe nicht zu viel, aber recht ſchöne Sachen. So ſtudire ich Fénelon. Wie iſt ſein Aufſatz „Sur l'éducation des filles“ ſchön! wie ſpricht ſich ſein Geiſt aus! Ich kann nicht allen ſeinen Anſichten dabei Beifall geben, aber groß und edel hat er Alles gedacht, was Bezug auf die Bildung

hat. Die Welt müßte auch ſolche Menſchen haben wie er, wenn man Alles nutzen wollte; aber philoſophiſche und praktiſche Regeln für's Leben findet man, denen wir folgen ſollten zu unſerm Frieden.

Von Mecklenburg hörte ich dieſe Woche zweimal. Auch hat der Miniſter Lützow, der hier durch nach Paris ging, nicht genug rühmen können, wie liebenswürdig, klug, weiſe unſre Prinzeß wäre, wie ſie geliebt würde und verehrt, und wie ſie um Rath gefragt würde, und immer das beſte Urtheil fälle, und immer mit Ruhe und Beſcheidenheit. Dies hat mich ordentlich erquickt, wenn man findet, was man an ihr hat, und wenn ſie in dieſen Fällen, wo ihr Verſtand wirklich etwas leiſten kann, auch erkannt wird.

Ich ſehne mich recht, Sie zu ſprechen. — Goethe iſt nicht krank und lebt nur ſtill, doch ſah ich ihn einige mal von weitem.

26.

Weimar, den 13. Februar 1813.

— Ich hörte vorige Woche, daß Goethe's Wagen nach Jena gefahren; ſo dachte ich, da Goethe, obgleich unſichtbar, doch die Feſte erſchafft und durch ſeinen Geiſt belebt, Sie würden Alles

wissen, was uns beschäftigt in diesen Zeiten. Ich habe so viel zu thun, so viel Lectüren auch zu erdigen, so viel Besuche zu erhalten und zu geben und war auch mehrere mal bei der lieben Großfürstin. Ueberhaupt war ich so einheimisch in diesen Zeiten im Schloß, daß ich keinen andern Weg zu machen hatte. Selbst Frau von Stein konnte ich nicht besuchen, wenn ich wollte.

Ich erstaune noch immer an der großen Composition der „Aeneis", und es ist mir ein wahrer Genuß, der mich erhebt. Wie ist der fünfte Gesang schön! wie Aeneas das Grab seines Vaters besucht! Seine Irrfahrten sind wol der „Odyssee" nachgebildet, aber indem man den Geist jener Zeit mit hineingewebt erblickt, so ist es immer wieder etwas Andres und Großes.

Ich habe auch die Madame Elkman[1]) kennen lernen, die mir einen eignen Eindruck gemacht hat. Ich ahne nach meinem Gefühl, daß sie in sich selbst recht unglücklich ist und mehr die eignen Schmerzen ihres Gemüths als äußere Begebenheiten sie zu dem Schritt, die Welt zu verlassen, bewogen haben. Sie hat auch etwas sehr Unruhiges in ihrer Haltung. Es kann wol theils von den Nerven kommen, da sie so viel leidet, aber

1) Eine ganz einsam auf der Kunitzburg bei Jena wohnende Schwedin.

es iſt doch mehr das Gefühl des Vergangnen, was ſie bewegt.

Mein Sohn aus Heidelberg ſchreibt, daß Helvig[1]) angekommen. Auf welche Art und wie er jetzt die Reiſe unternehmen konnte, da er als Feldzugmeiſter thätig ſein muß, wenn er ſeinen Platz behauptet hat, begreifen wir nicht. Warum er auch ſeinen Weg nicht über hier genommen, weiß ich nicht. Der Frau wegen bin ich froh, daß er da iſt; denn ſie hat ſich zuweilen in einer ſehr bänglichen Lage befunden, des Aeußern wegen, und hat doch Begriffe ihres Standes, die dazu nicht paßten. Zumal dort kann man ganz einfach leben; das macht auch freilich auf der andern Seite das Leben ſchwer, wenn man doch geſellig ſein will; denn man muß Alles auf ſeine Hand thun. Die Menſchen laſſen ſich bitten und nehmen die Bewirthung an, doch erwidert man ſie wenig, und alle Geburtstagsfeſte, die ſie mit Transparents und Decorationen gefeiert, haben das Oel der Lampen verzehrt, und noch dazu erſchien ſie den Menſchen nicht wie eine der klugen Jungfrauen, ſo groß auch ihr Kreis war. Man fühlt immer mehr, daß man nicht für die Welt etwas aufopfern ſoll

1) Schwediſcher Generalfeldzeugmeiſter, der Gemahl der Dichterin der „Schweſtern von Lesbos", Amalie von Imhoff.

und daß der gesellige kleine Kreis weniger Freunde eigentlich der Platz ist, wo man das Leben angenehm fühlt; das Uebrige sind nur vorübergehende Erscheinungen, die ohne Kraft und bleibenden Eindruck vergehen. Ich habe auch nicht mehr die Kraft, für Viele zu stehen; wenn ich einige Menschen um mich habe, so kann ich ihnen etwas sein, doch für viele ist meine Kraft nicht hinreichend. Ich hatte neulich acht Damen um mich an einem Abend; dies hat mich ordentlich erschöpft. —

Gestern Abend war ich bei Frau von Schardt mit noch drei Damen, und der Gesandte Einsiedel und Herr von Gersdorff haben uns sehr artig unterhalten. Der Erstere geht auf zwei Monate nach Hause. Er spricht so fest von Wiederkommen, was er da Alles mitbringen will, daß ich hoffe, es geschieht. Es ist ein sehr liebenswürdiger Mensch und sehr ausgebildet. Wenn uns das Schicksal noch einen geben will seiner Art, so möge er es bleiben; denn es gibt wenig Menschen, die so gebildet sind, auf sich selbst stehen zu können, wie man es hier muß in seinem Kreis; wenn er sich nicht mit Literatur und Kunst beschäftigte, wüßte ich nicht, was er beginnen sollte. Für Menschen, die nur nach einem Weltleben trachten, wird es immer einseitiger hier. Für Die, die Geist suchen, wol auch; denn eine lichte Erscheinung nach der andern geht uns vorüber.

Die gute Prinzeß wird vorgeſtern den erſten Geburtstag des kleinen Prinzen mit Freude begangen haben. Ich habe recht an ſie gedacht und ihr auch geſchrieben.

Leſen Sie, fällt mir ein, nicht das „Deutſche Muſeum“ von Schlegel in Wien? Da kommt ein Auszug aus der Staël ihrem Buch, wo ſie über die Deutſchen ſpricht, mit viel Geiſt, doch nicht ſo weitſehend, wie ich mir es dachte.

27.

Weimar, den 17. Februar 1813.

— Die theure, liebe Henriette macht mir durch ihre Briefe immer ſo viel Freude und rechnet mir meine Mittheilungen, die mir ſelbſt wohl thun, zu hoch an, doch laſſe ich mich von ihr gern loben.

Wenn die Sonne ſo fort ſcheint und die Wege trocknen, ſehne ich mich recht, nach Jena zu kommen und die wieder erfriſchten Weiden, die bald einen grünen Schein haben werden, an der Saale zu ſehen.

Vom geſtrigen Tage[1]) ſage ich Ihnen nichts, weil es zu viel würde und ich Beſuch von Silvie

1) Dem Geburtstag der Großfürſtin.

Ziegesar[1]) erwarte. Es war aber recht angenehm. Die Vorstellung der französischen Kunstwerke, Phädra nach Guérin, Belisar nach David und die Horatier nach eben diesem Meister, nahm sich recht hübsch aus. Zuletzt der Parnaß mit den Musen, welcher ziemlich geordnet war und unsre jungen Damen im vortheilhaften Lichte zeigte, war recht anmuthig. Die Musik war recht schön, bei der Darstellung wie nachher[2]).

Ich bin ganz müde und eigentlich sorglich. Man prophezeit so viel fremde Gäste, und die noch fernern kommen vielleicht früher, als man denkt — und eigentlich wäre dies besser. Es ist mir oft, als käme der Tag der Wahrheit, und die Irrbilder des Wahns hörten auf, uns zu schrecken, und die wahre Natur nähme wieder die Oberhand. Die Natur dieser Art wäre auch mit manchen unerfreulichen Erscheinungen begleitet. Aber mir dünkt, die Menschen sollen anfangen sich selbst zu helfen, und wie im äußern Leben manche falsche Ansprüche sich ablegen werden, so sollte es auch geistig sein. Doch fürchte ich immer die Worte Schiller's:

Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht. —

1) Derselben, an welche Goethe das parodirende Gedicht zum 21. Juni 1803 („Werke", VI, 78 fg.) und zwei kleinere gerichtet.

2) Vgl. Riemer, „Briefe von und an Goethe", S. 93 fg.

28.

(Weimar) Sonnabend früh (den 27. Februar) 1813.

Wir leben ſo unruhig hier, daß ich Ihnen gern etwas Erfreuliches ſagen möchte und nichts finde. Selbſt der Gedanke, daß die Mittheilung unmöglich wird mit unſern Freundinnen an der Oſtſee, iſt mir ſo traurig! Am Donnerstag hat man meinen Brief nicht angenommen, weil über Berlin hinaus keine Poſt ging. Dies war mir ein ſo trauriges Zeichen der Nähe der großen Begebenheiten, daß ich ganz niedergeſchlagen wurde!

Die ſtürmiſche Jahreszeit, die Bewegung der Luft, die uns vielleicht die böſen Fieber weniger ſchädlich macht, hat aber ſo etwas Beängſtigendes. Die [illegible]den rückkehrenden Kranken, ſchrecklich Verſtümmelten, ſelbſt Geſunde, die ſchnell forteilen, dies Alles läßt eine Angſt im Gemüth und man iſt in banger Erwartung der Dinge, die kommen können. Die neuern Begebenheiten in Berlin [1]) zeigen uns, daß weder Beſchützer noch Sieger etwas ſchonen, und wenn man denkt, daß ſie in einer Stadt ſo viel unternehmen, um ſich zu halten, ſo wird einem doppelt angſt um eine Begegnung die-

1) Der Kampf einer Anzahl Koſacken in Berlin mit den Franzoſen am 21. Februar. Vgl. Zelter's Brief an Goethe Nr. 192.

ser Art. Wenn die Nacht naht, dann ist es, wie wenn Geister erwachten, und das Fahren, Durchziehen ist unbegreiflich. Was soll daraus werden? wozu führt dies Alles?

Ich bin noch dazu von unruhigen Gemüthern umgeben, und wenn ich auch zu Zeiten in mir mich sammle, so weckt mich die Stimme meiner Schwester aus der Ruhe, die selten das Leben mit Fassung ansieht. Wenn ich nun auch mit Sehnsucht nach meinen Söhnen kämpfe und ungewiß bin, ob sie nicht sich über uns falsche Ansichten, die sie auch beunruhigen, machen werden, so wird mir das Leben recht unerfreulich. Ich muß nur meinen Virgil wieder suchen. Die Helden der vorigen Zeit sind viel tröstlicher als unsre jetzigen.

Ich habe auch einen Roman vollendet, der mir recht viel Genuß gab; er ist aus der Zeit der Kreuzzüge von Mademoiselle Cottin und heißt „Mathilde"; er ist schon mehrere Jahre alt [1]). Die Verfasserin hat beinah ein deutsches Gemüth und gar keine leeren Ausrufungen und Bestreben, sentiments zu zeigen, sondern mit der größten Kunst ist Alles berechnet und geordnet, und doch so mannichfaltig und einfach zusammen. Die Charaktere sind vortrefflich gehalten, und der Geist der Religiosität, der durchweht, ist recht schön modificirt. —

1) Er erschien zu Paris im Jahre 1805 in sechs Bänden.

Ganz ohne den myſtiſchen Anſtrich iſt das Gefühl immer in Anſpruch genommen, und ein reiner guter Wille der Dichterin blickt durch. Man wird recht mit ihr und ihren Geſtalten vertraut. Ich leſe ſonſt franzöſiſche Romane außer von der Staël nicht gern, aber dieſer hat mir wirklich Freude gemacht und die Phantaſie auf eine gefällige Weiſe von der Gegenwart entfernt.

Haben Sie nur die Zuſammenkunft des Mars und Jupiter am 17. Jänner geſehen? Ich habe es erſt erfahren, als es zu ſpät war. Der Jupiter iſt ſo prächtig jetzt, und überhaupt thun die Sterne wohl; man möchte auch von oben herab die verworrene Erde lieber ſehen als mit ihr ſich bewegen.

Ich hoffe, es iſt Ihnen wohl und Sie ſehen nur die bewegten Wolken und fühlen nicht den Sturm, ſo wie wir, im Thale. Wir haben auf unſrer Höhe nichts als das Unerfreuliche, die rauhen Winde; denn keine ſchönen Thäler ſehen wir nicht, noch erfreuliche Fernen, und ein ſtilles Thal mit Büſchen, wo man ſich beſſere Fernen träumen kann, wäre mir viel lieber.

Am Dienstag bin ich zu Fuß in Belvedere[1]) geweſen. Die duftigen Pflanzen thun den Augen

1) Dem eine kleine Stunde von Weimar entfernten herzoglichen Schloſſe.

wohl und die großen Lorberbäume in den Gewächshäusern stärken das Auge. Ich möchte eigentlich in der Nähe eines solchen Hauses wohnen im Winter. Die Passionsblume hat eine ganze Wand umwoben und einen Bogen ganz gebildet, nämlich im Treibhaus. Der Pisang ist aber verdorrt, doch ist der Melonenbaum in seiner Schönheit, auch die Papierstaude. Die Heidearten sind auch angenehm. Kurz, ich habe meine Augen gestärkt gefühlt und meine Brust leichter durch die Bewegung. Und wenn ich's nicht wieder vergäße, so sollte ich alle Wochen einmal diesen Weg machen.

29.

Weimar, den 6. März 1813.

Sie sind recht gütig, lieber Freund, daß Sie so sorglich für meine Ruhe bedacht sind. Sie wissen so hübsch zu trösten, daß man selbst Leiden erdichten könnte, um sich von Ihnen Antheil und Reichthum des Gemüths mittheilen zu lassen. Eingebildet ist nichts, was mich beunruhigen konnte, sondern nur durch die Phantasie Derer, die mich umgeben, verfinstert. Auch gibt es manche Lagen und Aussichten, über denen ein trüber Schleier ruht. Es betrifft weder mich noch meine Kinder. Aber

wenn ich klar ausspräche, was ich fühlen muß, so würden Sie mir nicht Unrecht geben.

Die Zeit ängstigt einen, wo man ist, und ich weiß nicht, wo ich Ruhe finden könnte; denn Antheil muß ich nehmen und wäre es nur für vergangene Leiden. Und die Menschheit im Ganzen hat genug Prüfung erlitten, um Jahre lang sich die Phantasie mit Schmerz zu erfüllen. Von der Nähe der Kriegsscenen möchte ich nicht wieder leiden, und wenn wir wieder in die Lage kommen könnten, so verbürge ich mich gern in den Schoos der Alpen. Mein Gefühl für's Vaterland ist zu mächtig und ich erkenne nur die Partei, die nicht uns mit der Dauer unsrer jetzigen Zustände bedroht. Wer uns hilft, das Gefühl unsrer selbst wieder zu erlangen, den ehre ich und dessen Macht.

Es ist unglaublich, was man Alles hört jetzt, und kaum erzählen zwei Menschen eine Begebenheit gleichlautend. Im Grunde ist Alles noch auf dem Alten seit einigen Wochen und kein Resultat läßt sich ziehen. Wenn wir allen Erdichtungen, die uns umgeben, auf die Spur kommen könnten, so würden wir vielleicht Manches nicht fürchten. Denn der Fürst der Welt ist geschäftig, sein düsteres Reich zu verhüllen und mit Schatten zu drohen. Wir haben vielleicht die Unterwelt schon durchzogen, wie Aeneas, wenn wir hier unser Wirken beschließen; denn Bilder der Hölle zeigen sich uns hinlänglich.

Möge Elysium uns aufnehmen! wir wollen gern den Lethe kosten, und nur das Andenken Dessen, was uns glücklich machte, bleibt hoffentlich, weil es in unsre Person verwebt ist und uns angehört, wie wir uns selbst.

Mein Brief nach Mecklenburg ist abgegangen. Auch der Erbprinz hat Briefe, ich bin aber etwas in Sorgen; denn die Prinzeß schreibt ihm, daß Prinz Paul sich krank fühlt und sie die Masern für ihn fürchtet. Wenn sie unsre Prinzeß nur nicht bekommt! und ihr liebliches Kind. Ich sehne mich recht nach Nachrichten von dorther.

Der Roman der Mademoiselle Cottin gehörte der Großfürstin; ich konnte ihn nicht länger behalten. Ich hoffe, Grimm's „Correspondance" beschäftigt Sie noch angenehm. Es ist viel Verstand darin niedergelegt, und man muß die Existenz dieser Menschen wohl kennen, ob sie gleich nicht wünschenswerth ist. Eine andre Natur wie die des Herrn Grimm hätte viel mehr Perlen gefunden als gerade das Unannehmliche in den Naturen, die er anschauen konnte.

Ich war vorgestern bei Frau von Schardt[1]), wo wir philosophirt haben. Der Herr von Gersdorff ist recht interessant und spricht sehr gut und

1) Schwägerin der Frau von Stein, geborne von Bernstorff.

hat eine Wärme für das Große, die ihm selbst sehr wohlthätig ist. Unsre Freundin Tinette (von Reitzenstein) war auch da. Ihre philosophischen Ansichten, die nach Falk [1]) gemodelt sind, thun einem nicht wohl. Sie hat für Alles Sentenzen bereit, Gleichnisse, und wenn man sie fragte, was sie eigentlich darunter verstünde, so würde sie es nicht wissen. Die Liebe zum Schwatzen ist recht gefährlich; denn spräche Falk weniger gern, so würden seine Schülerinnen weniger unreife Ideen hören und sich nach ihnen bilden. Es kommen selbst in den Nachbetern wol lichtvolle Ansichten und Funken hervor, aber ohne Kraft und Leben; der Glaube, den die Schülerinnen haben an die Tiefe und Unumstößlichkeit seiner Ansichten, verwirrt die Köpfe schrecklich. Ich war recht froh, daß diese Gespräche aufhörten und die Poesie zur Sprache kam; denn es ist die Arbeit der Danaiden, Licht zu suchen in solchen Köpfen. Wenn Tinette nur artig, natürlich brav sein wollte, so wäre sie recht schätzbar.

1) Der bekannte Satiriker, seit 1806 Legationsrath. Er gründete in diesem Jahre den segensvollen Verein der „Freunde in der Noth". Frau von Staël nannte ihn „le bavard". Vgl. Riemer's „Mittheilungen über Goethe", I, 19 fg.

30.

Weimar, den 17. März 1813.

Ich wünschte recht von Ihnen zu hören, lieber Freund, und hoffe, daß Sie nichts Uebles abhält, mir zu schreiben. Ich war diese Tage krank, und die Kälte scheint meinen gereizten Nerven nicht wohl zu thun. Dazu bin ich von so viel unruhigen Erscheinungen umgeben, und wenn ich den Tag mich beruhigt habe, so kommen die Träume, und meine Phantasie ist fieberisch aufgeregt. So habe ich diese Nacht die „Schöne Magelone" von Tieck im Traume gelesen, und die ganze Geschichte lag vor mir, und indem ich sie gleichsam componirte von neuem, so entstanden Pausen, und wie mit dem Pulsschlag brach das Bild ab, und es entstand ein neues, was auch sich nicht gestalten wollte. Es ist recht sonderbar, wenn man seiner Maschine so zusieht.

Uebrigens kann einem eine solche Erscheinung wie der „Phantasus" von Tieck, eine Sammlung von Märchen, mit Zwischengesprächen vermischt, wo die Gesellschaft wieder einen Roman selbst bildet, wol Träume aller Art bereiten; denn es ist recht wie im Wahnsinn geschrieben, und man möchte rufen: „Wehe der Zeit, die solche Träume bilden kann!" Die Phantasie wird schmerzlich aufgeregt, und für alle Aufopferung bleibt kein Bild

zurück. Uebrigens habe ich in diesen Tagen der Einsamkeit ein Buch über den thierischen Magnetismus gelesen von Kluge in Berlin, welches äußerst interessant ist und mir recht viel Ideen gegeben hat.

Gestern habe ich unsre Frau von Stein besucht, und ich fand sie angegriffen und leidend. Sie wissen den Tod der alten Frau von Seebach[1])? Schon ihre Krankheit ängstigte sie, und nun hat sie so viel Menschen um sich sehen müssen und zu viel häusliche Arrangements haben. Ein paar ruhige Tage werden sie wieder herstellen. Ich bin recht froh, daß sie das Fräulein Staff[2]) im Hause hat.

Von Mecklenburg hatte ich vor zehn Tagen einen lieben Brief. Ich habe auch geschrieben, wie der Weg noch offen war; seit einigen Posttagen ist wieder die Verbindung mit Berlin gesperrt, und wir können nichts also hören! Daß die öffentlichen Angelegenheiten in das heiligste Innerste des Herzens so eingreifen müssen! Was ich dort liebe und dort finde, hängt mit einer solchen verwirrten leidenschaftlichen Welt gar nicht zusammen, und doch hemmt sie der Liebe freudige Bewegung!

Von Goethe sehe ich leider einmal gar nichts! Sein eignes reiches Wesen würde mir jetzt recht

1) Gemahlin des hannoverischen Obersten von Seebach.
2) Hofdame bei der Großherzogin.

wohl machen; nur eine recht eminente Geistes-erscheinung kann die kleinen Stürme alle beschwören. Wenn man nur zu ihm könnte, wie man wünschte! —

Ich hätte Sie am Freitag bald besucht, aber ich hätte müssen schon Donnerstag kommen, und dies ließ sich nicht gut machen. Doch habe ich den Gedanken einer Execution auch ertragen lernen, und den folgenden Tag war ich sogar froh darüber, als ich die Geschichte des bösen Menschen erfuhr. Wenn einem auch die Individuen nicht wehthun, so ist doch die Nothwendigkeit solcher Strafen, die an die Mängel der Natur, der Gesellschaft so lebendig mahnen, das traurigste Gefühl. Wenn man denkt, daß die Staaten durch Weisheit, durch Sorgfalt alle Verbrechen verhüten könnten, und es kann die größte Roheit neben der höchsten Feinheit bestehen, so ist es nicht le meilleur des mondes possibles! Wir wollen doch immer auf das Beste hinzielen und es entschwindet immer!

31.

Weimar, den 10. April 1813.

Ich benutze die frühe Morgenstunde, um Ihnen herzlich zu danken für Ihren Brief, und noch mit frischem Gemüth und Glauben und Vertrauen;

denn wenn man aus seiner Zelle tritt, so kommen schon die Folgen der Gesellschaft zum Vorschein, und der Mensch mit seiner Qual erscheint. Zumal unsre Gesellschaft ist so in Bewegung und Gährung, daß man die liebsten Freunde nicht sehen möchte. Die schnelle Abreise unsrer Großfürstin [1]) hat so viel Angst verbreitet, so viel Trennungen veranlaßt und Trauer bereitet. Die Patrioten seufzen, daß sie eben jetzt fort ist. Kurz, es ist ein Zustand, der höchst anspannend ist und ergreifend. Mir selbst ist im Herzen eine tiefe Trauer, weil ich sie liebe, weil ich mir so Manches deuten kann, was sie veranlaßte, weil ich die Hauptgründe ehre, die sie veranlassen, und ich auch fühle, daß das Gefühl ihr wohlthätig sein muß, ihre Familie zu sehen, deren sie auf jeden Fall einige Mitglieder sieht. Die Prinzessin von Oldenburg soll nach Töplitz kommen, weil ihre Gesundheit, ihre ganze Stimmung gelitten durch diesen Tod. Das fühle ich so lebhaft mit, daß es bei mir gar keines Commentars bedarf, es natürlich zu finden, wenn eine Schwester die andre trösten und aufrichten kann. Daß sie so früh geht, da die Schwester noch nicht aus dem Norden hieher gelangen kann und wol vor dem Juni nicht kommen kann, dies ist das Problem, welches ich mich auch bescheide nicht lösen zu können.

1) Am 7. April war sie nach Böhmen abgegangen.

Aber meine Liebe zu ihr denkt sich das Beste, und ich kann gar nicht dulden, daß man ihr vorschreiben möchte im Publicum, was sie thun sollte. Sie hat genug Sorgen und traurige Eindrücke erfahren; auch ihrer eignen Gesundheit wird eine fortgesetzte Cur wohlthun. Mein Segen begleitet sie und meine Liebe. Ich verliere wieder meine Freude; denn ich liebte auch die Mademoiselle Martin so herzlich und die kleine holde Prinzeß Marie, und ich hatte auf ein längeres Zusammenleben mir Rechnung gemacht. Auch ich war ihr einziger vertrauter Umgang. Freundschaft, gesellige Mittheilung und Theilnahme verliere ich durch diese Abreise; denn auch ein treuer, thätiger Freund, Rath Völckel, ist heute mit der Gräfin Henckel und Graf Beust nachgereist. Die Hofdamen und die Oberhofmeisterin sind in Verzweiflung; so viele von ihrem Gefolge haben ihren Herd verlassen müssen. So daß mich das Gefühl schmerzt, daß die geliebte Fürstin nicht auf alle die Menschen, die sie umgeben, rechnen kann, und ich möchte ihr durch eine Wunderkraft Freude und Liebe bereiten, wo sie ist. Sie war uns Allen viel näher gekommen, sie war so theilnehmend, klar und hell über die Begebenheiten, an denen sie näheres Interesse nahm. Ich habe manchen Beweis davon in meinem Herzen. Wie leer es ist, wie Alles gebeugt ist oder aufgeregt, möchte ich lieber nicht beschreiben.

Ich warte ſeit acht Tagen auf die Koſacken und beneide Sie, daß Sie welche geſehen haben, oder doch ihnen ſo nahe waren. Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menſchen immer wieder zurück, ſobald ſie ſich ihren Leidenſchaften preisgeben. Und bei der erſten Art Roheit iſt noch Hoffnung zum Fortſchreiten, da bei der letztern der Weg zum Paradies verloren iſt. Dieſe Reſultate ſind mir recht klar, in meinem Gefühl.

Wenn Sie nur nicht ſo viel Krankheiten in Jena hätten! Ein Blick in Ihr ſchönes Thal und die blaue Saale würde mir Frieden geben, den mir hier die Natur nicht gibt. Sagen Sie mir doch, ob es wirklich ſo arg iſt; denn eine ſolche Spazierfahrt machte ich recht gern, wenn wir die Paſſage frei haben. Ich habe vorige Woche in Sorgen um Jena gelebt, doch nicht um mich, und habe die unruhige Nacht hier, von der Greiſe und Kinder erzählen[1]), gefaßt und ohne weitere Vorkehrungen zugebracht. Mir iſt die Vorſtellung der Uebel immer beunruhigender als die Gefahr ſelbſt. Auch da ich mit Emilie allein bin, ſo habe ich

1) Die Diviſion holländiſcher und deutſcher Truppen unter General Durutte verließ in der Nacht, vom paniſchen Schrecken vor den Koſacken ergriffen, in Unordnung die Stadt.

ſchnell bei mir, was mich beſorgt machen könnte, und für mich ſelbſt fürchte ich und ſorge wenig.

Ich will jetzt den „Agathodämon“ (von Wieland) leſen, den ich nicht kenne: eine klare und beſänftigende Lectüre, die nicht zu viel das Gefühl anſpricht und mehr den Verſtand leiſe fortträgt, iſt mir wol jetzt nöthig. In dieſen Tagen habe ich gar nichts beinah geleſen.

32.

Weimar, den 1. Mai 1813.

Ihr Brief, lieber Freund, war mir heute eine erfreuliche Erſcheinung; denn es war mir, als hätte ich ſo lange nichts von Ihnen gehört. Und die dauernden Geſchäfte und Sorgen für das phyſiſche Leben haben mir die Zeit noch viel mehr ausgedehnt, in der Vorſtellung [1]). Und die viele Bewegung um mich her und doch wieder die wenig erhebende Berührung der Gegenſtände mit dem Gemüth haben mich aus meinem Zeitmaß gebracht. Doch bin ich viel ruhiger oder reſignirter in mir geweſen, als

1) Am 18. April hatten die Franzoſen ein kleines Corps Preußen aus Weimar geworfen und die Stadt beſetzt. Ney kam am 25., Mortier am 26., der Kaiſer ſelbſt am 28.

Sie wol gedacht haben, und habe meinen Freunden ein ruhiges Geſicht gezeigt; denn die Mühe des Lebens vergeht doch ebenſo ſchnell als das Glück, und es iſt öfter der Undank der menſchlichen Natur ſchuld, daß wir bei der Erinnerung des Guten nicht ſo lange verweilen als bei dem Entgegengeſetzten. Die Menſchen ſind erſchöpft wie die Erde um uns, und wir werden es erſt empfinden, wenn ein ruhiger Zuſtand eintritt, und wir werden am Ende gegen die Erntezeit auswandern müſſen, um nur Brot zu haben.

Seit ein paar Tagen kann ich nun wieder mit Ruhe etwas leſen. In den vorhergehenden Tagen habe ich den „Agathodämon" geleſen, den ich noch nicht kannte. Es iſt eine Klarheit und Verſtand und Anmuth darin, die einem Wieland recht nahe bringen, aber, ich möchte ſagen, das Gemüth wird nicht bewegt. Sein Leben und Weſen wird mir, ich geſtehe es offenherzig, immer noch ihn höher ſtellen als ſeine Werke. Seine Unterhaltung, ſein Scharfſinn, ſeine Kenntniſſe in allem Wiſſenſchaftlichen, ſeine Poeſie des Lebens haben mich ſtets mehr noch ergriffen, als was ich von ihm las.

Ueber ſeine Luiſe habe ich ſtille Sorgen; ſie hat die lebhafte Phantaſie des Vaters und wird nur ſchmerzlich, nicht freudig aufgeregt, und das Leben, wenn es nicht ſo geht, wie ſie es wünſcht, gibt ihr eine Bitterkeit, die ich gern von ihr ver-

bannen möchte, wenn ich könnte. Ich fürchte, es iſt kranke Dispoſition, da ſie mir ſehr ſchwächlich vorkommt. Sagen Sie es ihren Freunden nicht; denn dieſe machen ſich auch andre Vorſtellungen, und dieſe, die ich habe, kann nur die Erfahrung bewähren, und ich glaube nicht mit Unrecht, daß ich Recht habe.

Von der geliebten Henriette höre ich leider nichts! Mein Brief kann auch nicht abgehen. Es iſt wahrſcheinlich ganz anders geſtaltet, was ſie erblickt und empfindet. Ich werde es als ein Geſchenk des Himmels betrachten, wenn ich wieder einen Zug ihrer Hand ſehe.

Die Herren Deputirten von Jena können Ihnen am beſten vom Kaiſer Napoleon erzählen. Er iſt ſo mild und angenehm und geiſtreich hier geweſen, daß er drei Stunden hier verweilt hat. Man ſieht recht, daß er die Herzogin ſchätzt, aus ſeiner Aufmerkſamkeit, und daß er ſich in ſeinem Wohlwollen gleich bleibt. Sie iſt auch wirklich ſelten und immer ſich gleich in allen großen Begebenheiten des Lebens und immer mild und klar in der Erſcheinung. Ihr Geſicht und Weſen thut mir auch immer wohl. Wir ſehen ſie zuweilen früh bei Frau von Wedel [1]), wo ſich eine kleine Anzahl verſammelt von Beſuchenden. Frau von Wedel iſt auch wohl, Frau von Stein auch ziemlich, doch hat ſie

1) Oberhofmeiſterin zu Weimar.

manche Unruhe aus ihrem Cabinet heraus vernehmen müſſen, weil viele Menſchen vorbeiſtrömten. Der Park iſt prächtig und die Blüten nun recht üppig. Auch die Nachtigallen ſingen. Ihre ſchönen Hyacinthen duften recht erfreulich; ich liebe ſie ſehr.

Mein Karl iſt ſeit vierzehn Tagen bei mir. Er hatte jetzt keine Geſchäfte in der Ruhl, weil die Lectionen Oſtern immer zu Ende gehen, und die Geſchäfte im Walde ruhten auch. Er war mir recht erfreulich; er iſt klar, beſonnen, und manche Anſichten des Lebens haben ſich verändert. Seine Liebe und Freude an der Natur, ſeine Sehnſucht nach ſtillem Genuß thut mir wohl.

33.

(Weimar) den 5. Mai 1813.

Durch alle unfreundlichen Umgebungen und alle Gefühle der Zerſtörung, die unſer Gemüth bewegen, erſcheint uns doch ein lieblicher Ton aus der Ferne, und ich freue mich, daß ich Ihnen dieſe Zeilen unſrer Emilie[1]) ſenden kann, lieber Freund. Sie wird Ihnen ſelbſt ſagen, wie ſie lebt, unter

1) Emilie Gore, die ſich nach Florenz begeben hatte, wo ihre Schweſter verheirathet war.

Blumen und Stille, doch findet ihr Herz auch da nicht, was es ſuchte, und das betrübt einen. Wer jetzt wie der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ dächte, könnte allein noch das Leben für etwas gelten laſſen, denke ich; aber ich möchte doch auch nicht ſo leben. Wir ſind jetzt viel geſelliger, und die einzelnen Menſchen finden ſich zuſammen, die gern zuſammen ſind. So iſt unſer Meyer geſellig, und ob er gleich an den Nerven durch die Unruhe leidet, ſo iſt er doch mittheilend und vergißt ſich. Auch Frau von Stein ſehe ich oft.

Meine Schweſter iſt nach der Ruhl gereiſt zu Adolf[1]), und mein Karl iſt mit ihr gegangen, um ſeine Geſchäfte wieder zu beginnen. Ich bin nun wieder allein, doch nicht ohne Freunde, die mir in der Noth hülfreich ſind. Ich hoffe, Sie ſind ruhig und erblicken auf Ihrer glücklichen Inſel, von Blüten umgeben, ſo wenig wie möglich von den Traumbildern des Lebens.

Ich werde nach und nach auch ermüdet und habe wenig Wünſche und Freuden zu erwarten in meinem Gemüth, doch wird dieſer Zuſtand vorübergehen. Die Nachtigallen ſingen wunderſchön im Park und die Blüten ſind in aller Schönheit erſchienen. So ein ruhiger Spaziergang thut am wohlſten, und ich genieße die Luft, ſoviel ich

1) Ihrem Sohne Adolf von Wolzogen.

nur kann. Der Himmel ſegne Sie und unſre abweſenden Freunde, an die ich mit Liebe und Antheil denke. Doch bin ich recht froh, daß Goethe weit von uns iſt, damit er ruhig leben kann [1]). Seine Natur muß ihren Gang gehen und nicht aufgeregt und zu ſchmerzlich bewegt werden. Aber was er macht, möchte ich doch durch die Wolken, die uns umhüllen, erforſchen können. Indeſſen wünſcht ihm mein Herz alles Gute.

34.

Weimar, den 8. Mai 1813.

— Ich möchte eigentlich der Welt eine freundliche Seite abgewinnen können, und nur die Blüten und Vögel, die ſich nicht um den Zwiſt der Menſchen kümmern, ſind einem ein lieber Umgang. Doch auch dieſe kann man nicht ſtets nach Wunſch genießen, weil man die Abende nicht ſpät gehen kann, und ehe man es ſich träumen läßt, ſind die Thore verſchloſſen.

Ich bin zuweilen recht müde und doch wieder lebhaft, wenn ich meine Meinungen behaupte; denn die liebſten Freundinnen ſind oft ungleichartig ge-

1) Er war auf Zureden ſeiner Freunde ſchon am 17. April nach Töplitz gegangen.

sinnt und ungerecht, und ich finde immer, daß sie sich bei längern Erfahrungen doch die Welt noch nicht klar gemacht haben und ich mit meinen stillen Ansichten und dem Wunsch, nicht ungerecht sein zu wollen, besser gethan habe. Man unterscheidet so wenig, dünkt mir, den Willen und die Nothwendigkeit der äußern Verhältnisse und schiebt auf erstere, was den letztern angehören muß.

Ich begreife wohl, daß Sie wenig Menschen sehen mögen, und Sie thun wohl, mit Jemand umzugehen, der sich mit der Natur und ihren Ansichten beschäftigt, die immer reich und frei erscheint. Ich lese jetzt auch in Cuvier's „Histoire naturelle" und finde vortreffliche Bemerkungen und einzelne Resultate; seine Classification der Thiere ist mir sehr interessant. Ich möchte auch gern etwas Astronomisches lesen, aber dazu ist mir die Kraft noch nicht gewachsen, und die Schmerzen der Erde greifen zu tief ins Gemüth, um sich an der höhern Ordnung, wie es sein sollte, ergötzen zu können.

35.

(Weimar) Sonnabend früh den 22. Mai 1813.

Ich will Ihnen nur ein Lebenszeichen geben, geliebter Freund, weil Sie es wünschen und gütig verlangen. Ich lebe, bin ziemlich wohl, dies ist

ungefähr, was ich ſagen kann: wie ich lebe, weiß ich aber ſelbſt nicht!

Ich möchte Ihnen gern viel ſagen, aber ich kann nicht, ohne in einen Text zu gerathen, der Sie auffodern würde, mir die Regel Ihres Philoſophen vorzulegen, nicht zu viel Mitleiden zu haben. Denn das Schickſal der Aeltern des guten Geheimenraths Voigts iſt zu traurig [1]) und fodert alle Theilnahme und alle Thränen. Ich habe ſie beſucht, und ihr Anblick und ihre Kraft, doch immer den Augenblick Faſſung zu erlangen, iſt recht ergreifend. Bei Allem, was dem guten Vater Freude machte in Beziehung ſeines Sohnes, für den er lebte und wirkte, fällt mir immer der Ausruf des Piccolomini ein am Schluß des Stücks:

Auch mein Haus iſt verödet!

Die Tochter, die an Allem, was vorgeht, nicht Antheil zu nehmen ſcheint und ihren Vogel auf dem Schoos hält und eine Uhr, deren Minutenzeiger ſie mit den Augen verfolgt, an ſich hält, iſt mir ſo gar zu traurig. Die Schwiegertochter, die ſo

1) Am 19. April waren der geheime Regierungsrath von Voigt, der Sohn von Goethe's Freund, dem verdienſtvollen Staatsminiſter, und der Kammerherr von Spiegel als Mitglieder der Landespolizeidirection auf Befehl des franzöſiſchen Generals Senham gefangen genommen und nach Erfurt gebracht worden.

heftig fühlt[1]), wird vielleicht sich am ersten wieder fassen, doch muß sie beide Verluste jetzt doppelt fühlen, da sie und ihre Kinder der Leitung eines Freundes bedürfen und sehr bedürfen. Ihre Gesundheit hat sehr gelitten. Ich weiß nicht, ob Sie sie gesehen haben. Die Frau von Mangsen, die öfter in Drackendorf[2]) ist, reist nach Töplitz. Sie könnten durch sie wol Geheimerath Goethe einige Nachrichten geben. Ich bin sehr froh, daß er nicht hier ist, und denke mir ihn gern hell und freundlich umgeben. Ich glaube, die Dame geht bald, also müssen Sie wol bald schreiben.

Ueber unsre Freundinnen an der Ostsee betrübe ich mich auch, daß wir gar nichts hören! denn ich lebte und lebe immer mit ihnen und die Briefe an sie und von ihnen gehören zu meiner Existenz.

Bei allen Begebenheiten des Lebens fühle ich, daß kein poetisches Product so ins Leben eingreift als der „Standhafte Prinz" des Calderon; denn ich muß mich immer mit ihm vergleichen und es fallen mir immer tröstende Stellen daraus bei. Dulden lehrt uns jetzt das Schicksal aufs neue.

Leben Sie wohl, lieber Freund und erhalten

1) Die als Schriftstellerin bekannte Amalie von Voigt, geborne Ludecus.

2) Auf dem Gute des Herrn von Ziegesar.

ſich Ihr Gemüth hell (dieſer Reichthum iſt ſo trö-
ſtend), und leſen Sie in Ihren alten Philoſophen
und Dichtern, und denken freundlich unter Ihren
grünen Bäumen an mich. Ich grüße Ihr Haus.
Adieu, adieu!

Frau von Stein beſuche ich oft; von ihrem
andern Sohn hört ſie auch nichts! Ich mag lie
ber dem jüngern [1]) ſeine Anſichten und Leben trei
ben als die des ältern [2])

36.

Weimar, den 29. Mai 1813.

Ich freue mich ſehr, daß Sie wieder Nachricht
von unſrer Henriette haben, obgleich wir Alle ſchmerz-
lich ihre Krankheit empfunden und ich mir ſelbſt
nicht zutraute, mit Muth daran zu denken, und
deswegen auch wünſchte, daß Sie mit dieſem Zu-
ſtand unbekannt bleiben möchten. Jetzt hat ſie ſelbſt
vielleicht oder doch die treue Boschen [3]) Ihnen die

1) Der jüngere Sohn Friedrich Konſtantin war Ge-
neral-Landſchaftsrepräſentant in Schleſien.

2) Karl Friedrich Wilhelm, der 1837 als mecklen-
burg-ſchwerinſcher Oberlandbroſt und Kammerherr ſtarb.

3) Karoline von Boſe aus Ansbach, die auf den
Wunſch von Knebel's Schweſter im Jahre 1805 nach Wei-

nähern Umſtände berichtet. Die Welt war mir noch viel verödeter, da ich mir auch dieſe geliebte Erſcheinung mit Nebel umhüllt denken mußte. Man muß ſich jetzt immer zurufen:

Wer beſitzt, der ſoll verlieren,
Wer im Glück, der lerne den Schmerz!

Denn es iſt, als ob mit dem losgeriſſenen Zuſtand der Welt auch das Einzelne wankt, und man fühlt ſich preisgegeben den Pfeilen des ſtrafenden Gottes [1]). Und wenn wir noch die Poeſie der Griechen hätten oder fähig wären, ſie auszuſprechen, ſo könnte ein ſchöner Mythus jetzt erſchaffen werden, der ſtatt der rohen Gewalt uns ausſöhnte mit dem Unvermeidlichen. Aber es iſt, als wenn das heitre Reich der Poeſie vom gewaltigen eiſernen Zeitalter unterdrückt würde und auch da der Kampf begonnen hätte; zum wenigſten kommt ſelten im Gemüth dieſe Stimmung auf.

Ich habe auch gar Niemand, der Zeit hätte, mit mir Poeſie zu treiben, ſich daran zu erfreuen; denn meine abweſenden Freunde verſtehen mich nur, und die wenigen gegenwärtigen, die ſich poetiſch ſtimmen könnten, leiden oder handeln. Ein er-

---

mar gekommen und der Prinzeſſin Karoline nach ihrer Vermählung gefolgt war.

1) Des Apollo, wie er in der „Ilias" und in der Niobeſage erſcheint.

hebendes Gefühl iſt dem Gemüth zuweilen das ſchönſte Mittel, die Gegenwart zu erhellen.

Ich[1]) bin ſo unglücklich mit meinen Schreibmaterialien, daß Sie verzeihen müſſen, daß ein unziemliches Ich entſtanden iſt. Aber Papier und Tinte ſcheinen auch den kriegeriſchen Zuſtand zu fühlen; das Papier hat nicht die gehörige Feſtigkeit, und die ſchöne Schwärze der Tinte fehlt ſchon ſeit mehrern Jahren.

Ich würde mich recht freuen, wenn Sie mir etwas von Calderon's „Zenobia" mittheilen wollten, weil ich den Gegenſtand liebe. Die Geſchichte der Zenobia im Gibbon hat mich immer angezogen. Meine Schweſter hat mir auch aus dem Stück etwas erzählt. Wenn nur Gries, den ich recht ſchätze, nicht des Wortklangs wegen den Gehalt der Gedanken aufopfert. Die ſpaniſche Sprache verträgt es wol am erſten. Aber ich geſtehe, daß ich fürchten kann, er fühlt den Calderon nicht in ſeiner Tiefe. Ich möchte ihn eigentlich treu in Proſa überſetzt leſen, um ein Bild des großen Ganzen zu erhalten. Schlegel hat ihn mit ſeinen Wortklängen gar nicht tödten können, und man ahnt da, wo ſie ſtörend wirken, doch den Dichter. Aber Schlegel hat auch mehr Freiheit des Geiſtes als Gries, dünkt mir, und vielleicht hat er erreicht, was er

1) Dies Wort iſt durch einen Tintenfleck entſtellt.

nicht den Willen hatte. Dieſe Stelle paßt recht auf Das, was ich meine:

Du feſſelſt den Geiſt durch ein tönendes Wort,
Doch der freie wandelt in Lüften fort.

Ich hoffe, daß Sie, lieber Freund, ſich des kleinen zu erwartenden Zuwachſes Ihrer Familie erfreuen können, und daß das kleine unbekannte Weſen ſtark und muthig in die Welt kommt, von der es zu ſeiner eignen Beruhigung noch nichts verſteht. Es wird beſſer ſein in der Welt, wenn er in das Alter der völligen Beſinnung gelangt, hoffe ich und wünſche es.

37.

Weimar, den 14. Juni 1813.

Sie haben mich durch Ihre Mittheilung verwöhnt, lieber Freund, und ich vermiſſe viel, wenn ich Ihre Briefe nicht bei meinem Erwachen finde; die zwei Tage, die mir mein Zimmer mit Blumen ſchmücken (denn ich erhalte alle meine Blumen von Jena), bringen mir auch Ihre Briefe, die mir immer Freude machen.

Ich werde nächſte Woche nach der Ruhl reiſen, um da mit Karl zu leben; meine Schweſter wird dort auch ſein, doch weiß ich nicht, auf wie lange,

und rechne nicht auf ſie als auf einen bleibenden Beſitz. Auch iſt ſie mir, wenn ſie nicht ruhig geſtimmt iſt, eben keine Erheiterung, ſondern ich fühle nur doppelt, was ſie auch bewegt. Aber der heitre gleichförmige Sinn meines Karl, ſeine Thätigkeit, meine Liebe zu ihm und die fremde ſchöne Gegend, das Neue daran und die Bäder, die ich brauchen will, beſtimmen mich, die Ruhe in den Bergen zu ſuchen, die man hier nicht findet, weder in den Gemüthern noch in den äußern Erſcheinungen. Und der Ton der Trommel, der nie erfreulich iſt, hat uns ſogar aus dem ſtillen Stern[1]) neulich vertrieben, wo die Herzogin am Dienstag den Thee in kleiner Umgebung trank. Mir iſt eigentlich das Leben und Treiben der militäriſchen Welt immer widrig. Das Schreien, Laufen, Trommeln u. ſ. w., es iſt nur ein beweglicher Müßiggang; denn wenn es darauf ankommt, ſo verliert ſich die Kraft des Einzelnen gänzlich, und ein Stein, der dazu beſtimmt iſt, ein Gebäude tragen zu helfen, iſt ebenſo viel werth als ein denkendes Weſen in einem Quarré.

Ich bin von Denen, die jede Ausſicht einer künftigen Ruhe gern ergreifen, und da ich ſo ziemlich wenig von der Welt überhaupt erwarte, ſo kann ich nicht klagen, daß ſich eine Ausſicht zum Frieden

1) Einem Theile des weimarer Parks.

zeigt, und denke darüber wie Sie. Die Welt liegt im Argen, und was man wünscht und möchte, muß man ja ohnehin in seinem Busen bewahren. Ich empfinde jetzt immer die Schönheit und Wahrheit dieser Worte. Die Welt ist meinem Ideal nicht reif, und es können noch Jahrhunderte vergehen, ehe es der Menschheit gelingt, das Gute und Rechte zu ergreifen und zu bewahren, wenn solche Motive die Handlungen leiten, wie wir erfahren und auch beobachtet haben in der Geschichte.

Ich will mir in der Ruhl den „Landbau" Virgil's von Delille von Gotha zu verschaffen suchen; der Herr Ukert kann mir dazu behülflich sein; ich freue mich ihn zu lesen. Die „Eklogen" liebe ich auch, so wie ich sie kenne, in der Uebersetzung. Ich habe jetzt den „Reineke Fuchs" wieder vorgenommen, und die klare Ansicht hat mich recht erfreut und ergötzt von neuem. Ich sehe auch immer Goethe im Geist dabei und gedenke der Zeit, wo er uns daraus gelesen. Die Beichte Reineke's liest er einzig vor.

Ich freue mich, daß die gute Luise Wieland in Jena ist; sie ist doch in ihrer eignen Familie ungleichartig umgeben, und bei ihrer Reizbarkeit und Unbekanntschaft mit der Welt und dem Leben wird sie noch von Dingen ergriffen, die wir Andern wol durch Philosophie von uns abhalten können und

ſollen. Unſer alter Freund war einem oft mit ſeinem erhöhtern Standpunkt, mit ſeiner Art, die Dinge zu betrachten, als Individuum ſehr erfreulich. Aber wer es alsdann auf des Andern Leben auch anwenden wollte, mußte ſcharfe Ecken finden, die ſtörend und hemmend ſind. Eigentlich hat dieſer Umgang die Gemüther ſeiner Kinder belebt, aber nicht das Gegengewicht finden lehren, ſich dagegen zu waffnen, was ſie drücken könnte, und ſie ſehen in den unvermeidlichen Folgen der Dinge oft phantaſtiſche Bilder, die ſie ängſtigen und mit der Welt unzufrieden machen, ohne wahre Urſache. Das Eigentliche, was mir am Herzen liegt und was man der Zukunft vertrauen muß, iſt ihr Schickſal und wie und worauf ſie eigentlich ihre Exiſtenz gründen können. —

Sie werden recht über mich lachen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich einen reitenden Jäger ſchon vierzehn Tage im Hauſe habe mit zwei Pferden, und mir ihn wieder ausbitte, wenn er verlegt werden ſoll, weil er ſo anſtändig und gut iſt, daß er mir eine sauve-garde iſt. Er hat ſich ſo gefreut, als er hörte, er ſei in Schiller's Hauſe, und hat alle ſeine Stücke geleſen. Er iſt aus Lübeck und ein Deutſcher. Er iſt hier mit ſeinem Hauptmann, der den Arm beſchädigt hat. Wenn er ſeinen Herrn verbunden, die Pferde gepflegt, die er ſehr

liebt, ſo hat er ſich Bücher ausgebeten, und er lieſt ganz vernünftig.

Ich verſuche nun ehſtens nach Mecklenburg zu ſchreiben. Zwei Briefe habe ich über Prag abgehen laſſen; man öffnet wol die Briefe, die von hier abgehen, in Leipzig und Berlin, aber ſie gehen doch ihren Weg fort jetzt.

Nun leben Sie wohl! Denken Sie in Ihrem Schattenlande freundlich an mich. Ich will mir auch die Buchenwälder der Ruhl als das Land des Vergeſſens anſehen und mich ſtärken.

38.

Weimar, den 19. Juni 1813.

Ich begrüße Sie noch von hier, lieber Freund; denn ich kann erſt Montag gehen. Die ſchnellere Rückkehr des Erbprinzen, da ſein Kammerherr hier in mein Haus zieht, hat mir ſo viel im Hauſe zu thun gegeben, daß Alles beſchäftigt dadurch wurde und meine Anſtalten zur Reiſe dadurch zurückgeſchoben wurden. Man muß jetzt, dies erfodert der Zeitlauf, auf jede Abweſenheit wie auf eine gänzliche Abreiſe denken und auf jeden Fall Sorge tragen, Verfügungen, Maßregeln zur Sicherheit nehmen, auf Möglichkeiten ſogar denken. Ueber dieſen Zuſtand fällt mir die Stelle aus Matthiſſon

ein, aus seinem Gedicht „Die Kindheit", was ich sehr liebe:

Wie hat der Gott der Zeiten,
Der Kindheit ewig hold,
Das Reich der Möglichkeiten
Vor ihrem Blick entrollt!

Jetzt wird es einem schwer, die Welt mit Kinderaugen anzusehen!

Ich freue mich auf die Waldberge und das frische Grün. Ich kann Ihnen den Brief des Entenmanns[1]) noch nicht senden. Es wird sich leider! auch keine Gelegenheit zu unsern Freundinnen finden, fürchte ich. Diese lange Entbehrung ist recht schmerzlich! und kam gar nicht im Plan meines Lebens zur Sprache; denn die Mittheilung mit den Theuren gehörte zu meiner bessern Existenz! und an die Dauer derselben glaubte ich so gern!

Es hat mir recht wohl gethan, Sie zu sehen, und ich hoffe, es geschieht für den Herbst noch öfters; denn auf den Sommer kann ich nicht mehr rechnen, da zu Ausgang Julius der Sommer beinah vorüber. Schreiben Sie mir bald und senden Sie den Brief nur in mein Haus hierher; meine Briefe werden mir nachgeschickt. —

1) Von H. Meyer, abgedruckt in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst".

Frau von Stein ist diesen Morgen mit der Herzogin nach Stetten, Seebach's Gut, zu den Kirschen gefahren, die dort so im Ueberfluß sind.

39.

Rudla, den 7. Julius 1813.

So schmerzlich dachte ich mir den Inhalt der ersten Zeilen, die ich seit lange von unsrer geliebten Prinzessin erhielt, nicht[1])! Trösten können wir uns nicht, lieber Freund, über Das, was wir verloren, und sollen und wollen es auch nicht. Da Sie bei uns in Weimar waren, hatte ich ein schmerzlich ahnendes Gefühl über den Zustand der geliebten Henriette, sowie überhaupt schon früher mein Herz sich einsamer auf der Erde fühlend war, seit ich ihre Krankheit wußte.

Jemehr man darüber Zeit hat nachzudenken, je tiefer, inniger wird der Schmerz! Lassen Sie uns, lieber Freund, nun noch mehr und stärker den Glauben erhalten, daß wir ihr Andenken feiern und ehren durch eine treue, dauernde Freundschaft. Wir können uns nicht durch uns ersetzen, was wir entbehren, aber dadurch der Geliebten Andenken

1) Die Prinzessin hatte ihr selbst den Tod von Knebel's Schwester gemeldet.

immer neu und lebendig erhalten. Solche Anmuth, solche Geſinnungen wird die Welt ſtets vermiſſen! Warum ſoll alles Schöne um uns untergehen! Aber wie ihr Weſen ſanft war und mild, ſo lebt auch der Schmerz im Gemüth fort, und es iſt, als könnte man ſich keine laute Klage erlauben, als ſtünde ihr beſänftigendes Geſicht vor einem und winkte ſanft und ſchweigend das Gemüth zur Ruhe.

Ich bin froh, daß ich in der einſamen Natur lebe und nicht in der Welt oder Geſellſchaft leben muß, wo man meinen Schmerz nicht verſteht. Die Natur iſt recht kräftig hier, die ernſten und anmuthigen Waldberge und die Weiden im Wald täuſchen einen, als wären Ueberfluß und Reichthum der Vegetabilien überall. Das Geläute der Glocken durchſchallt das Thal, und die Waldbäche rauſchen friedlich. Nur in den menſchlichen Zügen hat die Zeit die Furchen tief geprägt. Der Handel ſtockt, die Menſchen ſind nicht beſchäftigt, und es gibt recht viele bleiche Geſichter und kranke und gebrechliche Kinder hier zumal. Ich hatte mir die Menſchen kräftiger gedacht in den Bergen.

Das Wetter war recht kalt anfänglich und iſt es noch in den Morgenſtunden. Wenn es mir im Thal zu eng wird, ſo ſteige ich im Walde und ſtärke mich an den weiten Fernen. Auch kann ich recht gut ſteigen; denn die Waldluft ſtärkt mich

immer. Mein Karl ist thätig und brav, und ich sehe recht mit Freude, wie sein Sinn sich für die Verhältnisse übt, wie er Acht hat auf Das, was ihn umgibt, wie er jeden Strauch kennt und zu schätzen weiß in seinem Revier, und immer auf die Beobachtung der Natur sein Sinn geht. Dabei ist er mild und gutmüthig und hat sich Vertrauen und Liebe erworben.

Meine Schwester ist auch noch hier, doch weiß ich nicht, auf wie lange. Sie ist mit ihrem Plan noch nicht bestimmt, doch ist die äußere Ruhe und Entfremdung von vieler Unruhe von außen auch physisch wohlthuend für sie. Das Landleben beruhigt mich auch, und meine Nerven, die nicht aufgeregt werden durch Geräusch, beruhigen sich allmälig. Aber man denkt wol oft, wozu einem neue Kraft fromme, wenn man auch neue Schmerzen fühlen soll.

Ich lese jetzt hier im „Dictionnaire biographique“[1]), das in dieser Zeit erschienen; die besten Schriftsteller in Frankreich arbeiten daran. — Es ist ein Werk, welches der Nation wie den Verfassern Ehre macht, und wir sollten ein ähnliches haben.

---

1) Im zweiten, die Artikel „Asan“ bis „Bizet“ enthaltenden Bande, worin die Lebensbeschreibungen von Augustus, Augustinus, dem heiligen Benedict und den Päpsten dieses Namens sie besonders anzogen.

Es kommen auch deutsche und andre Nationen natürlich darin vor, doch sollte jede Nation ein eignes Werk haben in dieser Art. Es wäre sehr interessant.

Ich bin sehr begierig auf Nachrichten von Ihnen. Schreiben Sie bald, ich bitte. Sie werden nun auch bald mir ein gutes Ereigniß in Ihrer Familie melden [1]), und ich wünsche herzlich allen guten Erfolg. —

Meine Schwester grüßt Sie bestens; sie trauert auch tief über unsern Verlust. Sagen Sie der Griesbach und Luise Wieland viel Herzliches von mir.

40.

Rudolstadt, den 19. September 1813.

Ich begrüße die Saale recht oft für Sie, lieber Freund, und hoffe, sie richtet diese Grüße aus, nicht mit Worten, sondern indem sie Ihnen mein Bild auf ihren Wellen entgegenbringt und mein Andenken erweckt. Ich hoffte, Ihr lieber Sohn würde seinen Rückweg von den Waldgegenden, die er besucht hat, wieder über hier nehmen, um von Ihnen zu hören und eine Schilderung des kleinen

1) Knebel's zweiter Sohn Bernhard wurde am 25. Juli geboren.

Neuangekommenen zu hören. Aber den Tag, als er hier war, hielt ihn die Armida[1]) fest; zur Circe will ich sie nicht machen; denn die hehre Göttin möchte doch zu einer ziemlich materiellen Sterblichen nicht passen. Ich bin recht begierig, was Sie eigentlich über diese Natur sagen. Sie hat sich Ihnen vielleicht nur von der einfachen, gutmüthigen Seite gezeigt; denn sie hat den Verstand recht gut, sich in die Formen zu schmiegen, die sie erreichen will. Ich wartete öfter, in ihrer Nähe etwas Außerordentliches zu hören: vergebens.

Ich habe eine Wallfahrt nach Kochberg gemacht. Ich war seit fünfundzwanzig Jahren nicht dort. Eine ganze Welt voll Schmerz und Glück liegt dazwischen, und ich sah wie ein Geist, der seine Laufbahn vollendet hat, auf die Regionen herab und foderte von der Welt selbst für mich nicht viel mehr. Unsre gute Frau von Stein fand ich angegriffen und schwächer als im Juni, da ich von Weimar wegging. Die Außenwelt hat in Kochberg sehr zugenommen, und Geschmack und verständige Anordnung haben eine neue Welt geschaffen. Aber die alte Wohnung über den Prunk-

1) Eine Tochter des Hofmarschalls von Wurmb, welche durch ihre spätern sonderbaren Liebschaften das Urtheil der Frau von Schiller bewahrheitete.

zimmern, der große Ofen und die alten Meubles waren mir doch lieber, und der Schreibtisch der Mutter, die ihren eignen reifen Geist ihren abwesenden Freunden an dieser Stelle mittheilte, hat wol mehr Ideenreichthum in sich aufgenommen, als vielleicht mehrere Generationen nach ihr aufnehmen werden; denn diese Gabe der Götter ist nicht so gemein und allgemein.

Diesen Monat bleibe ich noch hier, alsdenn bin ich wieder Ihnen näher, und hoffe, es begünstigt noch ein schöner Herbsttag eine Fahrt zu Ihnen. Ueber Jena reisen kann ich nicht; denn der Weg ist zu böse, und die Kutscher kommen in einem Tage nicht zurück alsdenn. Auch muß man jetzt die unbesuchtesten Wege kreuzen.

In Weimar wird mir Ihr Briefwechsel und die Blumen von Jena mein Leben angenehm machen, auch manche Freunde; doch die herzliche, lebendige Theilnahme, die ich unter meinen hiesigen Freunden finde, vermisse ich dort. Die Fürstin steht obenan; ich liebe sie immer mehr, so sehr ich sie schon achtete und ehrte. Sie ist so brav, so verständig und gut und so empfänglich für das höhere geistige Interesse, daß es recht erfreulich ist, ihr nahe zu sein. Ich bringe meine Zeit meist bei ihr zu; ihre Schwester ist auch vortrefflich; die Treue, die Theilnahme thut sehr wohl. Unsre Prinzeß von Mecklenburg liebt sie sehr, und die ge-

liebten Abweſenden ſind uns nahe im Herzen. Es iſt wol wahr, daß eigentlich der Charakter ſich in reifern Jahren erſt ausſpricht, und wenn ſo manche Anſprüche an die Welt und das Glück beſeitigt ſind, ſo entfaltet Pſyche ihre Flügel immer glänzender und ſtrebt reiner nach dem reinen Element.

Einſiedel war ſo freundlich, mir ſeine Ueberſetzung des Calderon zu ſenden: „Das Leben ein Traum.“ Wir haben geſtern Abend einen Act geleſen; der Reichthum der Phantaſie, die ſchönen Blicke ins Leben und Gemüth ſind doch einzig bei Calderon. Er iſt mit Shakſpeare nicht zu vergleichen, aber doch iſt das Genie in ſeinem Ideenkreis ebenſo erhaben. So lebendig, ſo reich, ſo tief iſt Calderon wol nicht; aber zart und reich und glänzend in Bildern, die mehr aus der Poeſie als aus dem Leben genommen ſind. Man kann und ſoll nicht verſichern, aber behaupten darf man, daß jeder von Beiden Das iſt, was er ſein konnte den äußern Bedingungen nach, und daß die Verſchiedenheit der Nation, der Religion, der Bildung, des Klimas wol nirgends ſich mehr und ſchöner ausgeſprochen. Wie ich aber auf die Vergleichung komme, wird Ihnen klar werden, wenn ich ſage, daß wir vorige Woche „Cymbeline“ laſen.

41.

Weimar den 9. October 181[3].

Ich begrüße Sie von der Höhe, auf die [ich] mich wieder begeben habe, lieber Freund. [Den] Saale mit ihren schönen Ufern habe ich verlaſſ[en], weil es gar zu unruhig in mir wurde. Ich wollte [Sie] wieder ſehen, wie es hier ſei, und das allgemeine Schickſal meiner Mitbürger theilen. In Rudolſtadt ſelbſt theilte ich nur die Begebenheiten in der Phantaſie, und ich möchte wol ſagen, die vielen Gerüchte und oft leere Furchtbilder haben mich auch nicht ruhig gelaſſen. Auch da meine beiden Söhne in dieſem Augenblick bei mir ſind, ſo habe ich Schutz im Hauſe und Freude in ihrer Nähe, und in Rudolſtadt hätte ich ſie nicht bei mir haben können und hätte nicht für ſie ſo leben können als hier. Wir wollen ſtill die Freude und den Troſt theilen, lieber Freund, daß wir unſre Söhne noch haben. Ich erkenne dieſe Wohlthat mit Dank gegen eine höhere Macht.

Ich kann die armen Körners nicht vergeſſen, die ihren Sohn verloren haben[1]). Er wollte es, der Vater auch; die Mutter hat ſich wahrſcheinlich in ihren Gefühlen von Aufopferungen auch hingegeben, aber ſie wird dieſe Wunde nicht ver-

1) Theodor Körner war am 26. Auguſt gefallen.

schmerzen, und ich sehe im Geiste die ganze Familie zerrissen [1]).

Mit welchen Gefühlen ich die unersetzliche Leere fühle, die uns das Schicksal bereitete, und die schwundne Hoffnung, unsre geliebte Henriette einst wieder wandeln zu sehen, fühlen und verstehen Sie. Ihr geliebtes Bild, ihr sanftes Wesen leben ewig in mir, und wenn ich denke, daß ich sie nicht mehr vernehmen kann, so möchte ich ausrufen:

O drehen nur in selger Geister Chören
Werd' ich der Stimme Wohllaut wieder hören!

Die Welt wird einem so schmerzlich, daß man Die, die nicht mehr mit uns die Sonne sehen, nicht zurückwünschen möchte, und doch muß man beklagen, daß wir sie verloren!

Ich soll Ihnen viel Schönes sagen von der Fürstin, die sich ergötzt hat über die Stanzen [2]). Ich finde sie recht schön, und es war mir auch in Bezug auf Schiller merkwürdig, weil beide Dichter eine Sache aussprachen, und jeder graziös und [illegible]. Die Stelle in der „Braut von Messina",

1) Vgl. den Bericht von Graf Gesler im „Literarischen Nachlaß" der Frau von Helvigen, II, 336, 338 fg.

2) Von Gries zu Einsiedel's prosaischer Uebersetzung der „Jenedia". Vgl. Knebel, „Literarischer Nachlaß", I, 219 fg.

wo Don Manuel seine Geliebte begleiten will, ist ganz in diesem Sinn, doch ist bei Zenobia's Schil- derung das Prächtige der Umgebung anders, und sie erscheint als Heldin, statt daß Beatrice als Ge- liebte allein erscheint. Aber der Sinn der Dichter hatte doch einen Hauptgegenstand gemein.

Ich freue mich, daß ich Ihnen heut schreiben kann; ich fürchtete gestern, wir wären durch ganz ungleichartige Erscheinungen getrennt werden. Es ist hier ganz ruhig, und ich habe mich nicht ab- ängstigen lassen: denn diese Nacht haben gewiß Viele hier in Erwartungen durchwacht, die ohne Grund waren. Wann wird es wieder besser werden, und man nicht immer bereit sein müssen, wie man sich schützen und retten möge! Ich selbst bin mir so wenig und so gleichgültig über mich, daß ich für mich keinen Schritt thun möchte, aber was Klugheit fodert, was man für Andre thun muß, um sich nicht Versäumniß vorwerfen zu müssen, muß doch geschehen.

Unsre Freunde und Freundinnen sind wohl hier. Goethe sieht ganz frisch aus, Frau von Stein fand ich leidend. Die Herzogin klagt noch über den Kopf, doch fand ich sie besser aussehend, als da ich von hier wegging.

Wenn wir nur erst wieder ununterbrochne Nachrichten von unsrer Prinzeß haben könnten! Diese Mittheilung gehört zu der Freude meiner

Lebens. Ich werde bald versuchen ihr zu schreiben. Daß sie wieder in andern Umständen ist, wissen Sie wol schon? Wie wird ihr aber in dieser Periode die liebende mütterliche Pflege unsrer Freundin fehlen! —

42.

(Weimar den 25. October früh 1813.

Ich will Ihnen erzählen, lieber Freund, was ich Gestern mit erlebt habe, ob ich gleich schlafend die Begebenheiten erfuhr. Es ist mir geschehen wie dem Odysseus, der schlafend an seiner Insel anlandete. Jetzt ist es nur eine momentane Begebenheit, aber es werden mehrere folgen, und nichts ist klein im Verlauf der Welt, wie auch eigentlich nichts groß ist.

Gestern Nacht um 12 Uhr kamen 150 bis 160 Kosacken an, so leise und leicht wie ein Sturm; theils lagerten sie sich auf dem Markt, theils zogen sie sich nach dem Jägerhause in aller Stille. Ein sehr gewandter, kluger Offizier, im Mantel verhüllt, rochte an die Thür des Monsieur de Saint-Aignan[1]) und sagte dem Bedienten, er sei

1) Er war bereits im April einmal zu Gotha von einer Streifpartie Kosacken überfallen worden, wo er sich mit genauer Noth gerettet hatte

eine Stafette vom erfurter Commandanten, er müſſe ſeinen Herrn ſelbſt ſprechen, und er ſolle ihn hinaufführen zu ihm. Dieſer mußte es thun, und ſo wird der Geſandte ſelbſt auch geweckt und kommt ſchnell mit einem Licht heraus. Da er dieſe fremde Geſtalt ſieht, ſo wird er lebhaft und will das Licht nach ihr werfen, und der Offizier hält ihn feſt und ſagt, er wolle zum Geſandten. Da ſagt dieſer, er ſei es ſelbſt und er hoffe, man reſpective ihn als eine öffentliche Perſon. Der Offizier ſagt, er wüßte und hörte allgemein, daß er ein braver Mann ſei und un honnête homme, und er würde auch nicht Gefahr laufen, wenn er ſich ihm ergäbe mit gutem Willen. Während dem hatten in aller Stille 50 Mann das Haus umringt. Papiere hatte er nicht, weil er ſich ſchon längſt auf dieſen Fall bereit halten mußte. Ich weiß nicht, ob er ſeinen Vorſatz aufgegeben, aber er beſtand darauf, entweder zu ſeinem Kaiſer oder auf eine andre ſeiner Miſſionen gehen zu können. Alle, die es gut mit ihm meinten, riethen, er ſolle nach Hauſe gehen. Auch der Offizier ſoll ihm verſichert haben, er riethe es ihm, da Andre in Zeit von zwei Tagen ihn holen würden und man ihn vielleicht nicht mit ſo viel égards behandeln würde. Der Herzog hat ſich mit einer Generoſität betragen und mit Mitte die ganze Zeit über, und in drei Häuſern waren alle Abende für ihn Zimmer bereitet, aber er nahm es nicht

an, und mag sich selbst diese Katastrophe zuschreiben, die für ihn selbst so leicht und so ehrenvoll sich gelöst hat, wenn er nur nicht auf seinem Kopf bleibt; denn zum zweiten mal zu widerstehen würde ihm hoch zu stehen kommen. Er hat müssen einen Revers unterzeichnen, daß er gegen die drei verbündeten Mächte nicht mehr dienen wollte, und man hat ihm dagegen beurkundet, daß er frei durch die Truppen ziehen sollte. Wenn er es nur auch thut!

Am vorigen Sonntag hatte ich ein Gespräch mit ihm, wo er mich recht interessirte. Er ist ein feiner, edler, aber nicht kräftiger Mann, und durch viel Unglück gebeugt und erschüttert, und man möchte ihn ruhig und glücklich wissen, und er wird doch dieses Ziel nicht erreichen! Ich war von einem Schmerz der armen kleinen Schardt Zeuge, die ich recht gern verschont hätte; denn sie kannte ihn und hatte sich an ihn angeschlossen. Unsre gute Frau von Stein hatte ihr durch zu lebhafte Aeußerungen recht weh gethan. Das ist mir oft leid an ihr, daß sie mit ihrem theilnehmenden Herzen für den Schmerz Andrer nicht auch für die Schmerzen der Phantasie schonend sein kann. Es ist immer Schmerz, sobald unser Gemüth aufgeregt wird und uns ergreift, und wir sollten unsern Freunden, wenn wir nicht heilen können, doch nicht weh thun. Schweigen sollen wir auf jeden Fall, wenn wir sie

nicht ſanft berühren können. Ich werde immer geduldiger im Leben, wie in dem Liedchen ſteht, welches wir bei unſrer Prinzeß einſt aus den Volksliedern abſchrieben:

Wie wenn der liebe Gott Ballon mit mir ſpielt u. ſ. w.

Daß Ernſt dieſen Winter juriſtiſche Collegien in Jena hören will, iſt ſein freier Entſchluß und mir für die ganze Conſtellation lieb, da er zumal auch tüchtige Freunde unter den Studirenden findet. Er hat ſich für die Rechte entſchieden, und es iſt mir nicht unlieb, weil der Menſch eine Baſis haben muß, und er als ein guter Kopf auch die gewöhnlichen Wege vermeiden wird und kann, wenn er auch dabei bleibt. Da er viel in ſein Fach hineinziehen kann, Geſchichte, Sprachen u. ſ. w., ſo iſt es auch reichhaltig. Ich empfehle ihn Ihnen nicht, weil er ſich ſelbſt empfehlen ſoll; aber ich würde ihn gern öfter in Ihrer Nähe wiſſen. Doch muß es ſich wechſelſeitig ſelbſt machen, und wenn ſich auch die Söhne nicht fänden, ſo ſollen ſich doch die Aeltern feſthalten und das Leben in ihrem Gefühl miteinander theilen, ſolange ſie fühlen können. Er iſt recht entwickelt und männlich geworden in den anderthalb Jahren und kann auf ſich allein ſtehen. Ein einfaches, ruhiges Leben von außen wird ihn in ſich ſelbſt entwickeln und die Kriſis ſeines Geiſtes befördern, da er in ſo vielem

Andern reifer geworden. Reiten und Fechten haben seine Constitution befestigt und entwickelt. Er hat eine Lebendigkeit und Tiefe des Gefühls und doch eine Milde und Kindlichkeit in seinem Wesen, die einem eine Sicherheit über ihn geben, und sein Leben unter Fremden hat ihn offner gemacht und zu den Menschen hingezogen; ich fürchtete oft das Gegentheil.

Ich lege Ihnen das Gedicht von Körner bei, welches er diesen Sommer machte[1]). Ich habe ihn selbst seit seinem zehnten Jahre nicht wieder gesehen. Er war unter dem günstigen Einfluß seines Vaters, vielleicht zu nachgiebig von der Mutter behandelt und hatte noch keinen Standpunkt ergriffen, und ich glaube, daß er ein Geschöpf der neuern Zeit war. In seinen Producten ist Lebhaftigkeit, Anmuth, doch dünkt mir, habe ihn die Leichtigkeit des Hervorbringens verführt, zu viel zu thun, und die Kraft, die man in bleibenden Werken des Geistes fodert, fehlt. Anlagen, Talent hatte er gewiß, doch Genie will ich nicht behaupten und beinah absprechen, nach einem großen Maßstab genommen. Er war in Wien als Theaterdichter mit 1500 Fl. angestellt und sollte zwei Stücke des Jahrs liefern. Für einen Menschen von zweiundzwanzig Jahren war es vielleicht zu viel erreicht,

1) Das bekannte Schwertlied.

und ſein Talent hätte Schiffbruch gelitten. Der Enthuſiasmus der Zeit riß ihn hin, und er war leider das Opfer. Ich bitte, daß Sie mir das Gedicht wiederſchicken; ich habe es Einigen verſprochen.

Die Sonne iſt recht freundlich und die Luft mild nach den Stürmen, die wütheten. Das Thermometer ſtand ſo tief am Sonntag, daß man Erdſtöße erwarten konnte. Leben Sie wohl und genießen die Ruhe, die, wir wollen es hoffen, in unſern Höhen und Tiefen uns gewährt wird. Grüßen Sie Ihre liebe Familie und ſchreiben mir bald, recht bald wieder.

43.

Weimar, den 14. November 1813.

Ich fühle ſelbſt, daß ich Ihnen lange nicht geſchrieben habe, lieber Freund, aber es war eine gewiſſe Selbſtliebe dabei; denn ich wollte Ihnen nicht gern läſtig werden, und in einem ſo gereizten Zuſtand, in dem das Gemüth ſich fühlen muß bei ſo ſchnell erfolgten Begebenheiten, wo man die Noth und den Schmerz des Lebens ſo unmittelbar fühlt, muß man ſchweigen und tragen. Auch die Ruhe zur Reflexion fehlte; denn ich bin einmal ſo, daß ich Ruhe, Stille bedarf, um die beſſern

Kräfte meines Lebens zu fühlen, ſonſt vegetir' ich nur. Auch meine Nerven fühlen nun die Angſt, in der ich war, der Gefahr ſelbſt achtete ich nicht; denn man muß über ſo etwas hinweg. Und eigentlich iſt das Leben mir in Bezug auf mich ſelbſt ſehr gleichgültig, und es winken mir ſo viel geliebte Geſtalten aus der Geiſterwelt zu, daß ich in ſolchen Momenten nur auf Das, was mich umgibt, denke, auf meine Kinder. Als ich die Kugeln über mich weg ziſchen hörte[1]), fürchtete ich nur die Behandlung und die Grauſamkeit der Franzoſen im Geiſt; denn wir wären geplündert, gemordet und verbrannt worden, hätten ſie in dieſem Moment unſre Stadt behauptet. Jetzt ermüdet mich Freude wie Schmerz, und Schmerz erwartet mich vielleicht noch viel. Auch ein neues Gefühl der Schwermuth hat mich befallen über den Zuſtand meiner Schweſter. Ihr Sohn iſt in manchen Gefechten mitgeweſen; ſie hat unendlich viel gelitten, und nun zerreißen mir oft ihre Sorgen das Herz. Sie iſt wieder hier, ſeit Dienstag. Aber eigentlich, lieber Freund, iſt, unter uns geſagt, der Schmerz weit größer in mir, daß die Mutter ihre

1) Am 21. October. Eine Anzahl franzöſiſcher Füſiliere und Jäger drang bis in die Vorſtädte von Weimar, und es wurden einige Haubitzen in die Stadt geworfen.

Ruhe, ihr Glück aufopfert, um die Wünſche des Sohns zu befriedigen, der doch leider Alles verkehrt anfängt und nie bleibt, wo die Mutter es denkt. Laſſen Sie ſich gegen Ernſt nichts merken, daß ich Ihnen etwas ſchrieb, aber Sie ſollen nur meine Gefühle kennen. Zu dem Allen kommen die Sorgen des Lebens; denn mein Haus iſt immer beſetzt, und man muß jetzt recht raffiniren, wo nur die Lebensmittel zu finden ſind.

So vergeht ein Tag nach dem andern, und die Sterne haben vielleicht noch freundliche Ereigniſſe verborgen. Daß unſre geliebte Großfürſtin wieder hier iſt, iſt eine große Freude, und ich habe auch meine gute Martin wieder. Auch nach Mecklenburg will ich morgen Verſuch machen zu ſchreiben. Die Großfürſtin Katharina iſt äußerſt liebenswürdig und intereſſant; man möchte ſie recht kennen. Sie hat durch den ſehr gebildeten Umgang ihres Gemahls[1]) ein großes Intereſſe an der deutſchen Literatur genommen, und überhaupt iſt ſie ſehr klug und hat einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Offenheit, der ſehr anzieht. Man möchte alle ſeine Kräfte gern aufbieten, um ihr etwas recht Erfreuliches ſagen zu können. Geſtern ſagte man bei Geheimrath Voigts, daß ſie der Großmutter ähnlich ſein ſolle, und ich kann mir dieſe ſo den-

1) Vgl. oben S. 92.

ken, nur noch angenehmer und dabei imponirender durch ihre Macht und Lage. Es ist wol wahr, daß in der Erscheinung des Lebens das Gefühl, was man ist, sehr viel wirken muß.

Wenn ich nur nicht zu müde wäre und die Welt ruhiger ansehen könnte! denn die Hofscenen mit ihren Folgen passen jetzt gar nicht in meine Gefühle, da ich jetzt lieber Wunden heilen und Kranke pflegen möchte. Wenn ich nur allen Preußen, die mir begegnen, etwas Gutes erzeigen könnte! Die Nation ist mir recht heilig. Ich habe so viel Schönes und Gutes von ihnen selbst gehört und so viel Antheil und Liebe für Schiller's Andenken gefunden, daß mir auf einmal ein neues Gefühl des Antheils und Liebe wieder erwacht ist. Daß in einem so bewegten Zustand, wo die feinern geistigen Gefühle beinah nicht aufkommen sollten, doch die Menschen diese Liebe und Antheil an Geist und Phantasie nehmen können und herzliche Theilnahme an vergangnen Schmerzen, das macht einem die Menschen recht lieb und erweckt allen Antheil auch wieder für sie.

Luise Wieland war gestern bei mir; sie sagt Wunderdinge von dem kleinen, artigen Bernhard.

44.

Weimar, den 1. December 1813.

Ich wollte Ihnen, verehrter Freund, gern schreiben, um Sie gestern[1]) selbst durch die Nähe meines Andenkens zu überzeugen, und es kam nicht dazu! Nun thue ich es heute, und ich hoffe, meine Wünsche und die Versicherung meines treuen Andenkens kommen Ihnen nie ungelegen und nie zu spät oder zu früh.

Ihr kleiner Bernhard soll Sie mit seinen Kinderaugen aus meiner Seele freundlich angeblickt haben. Es liegt etwas so Rührendes in dem Ausdruck eines Kindes, wenn es in die Welt so unbefangen blickt! Und doch soll das die menschliche Bestimmung nicht sein, und wir sollen recht oft fühlen, daß Handeln und Kämpfen nothwendig ist, um die ganze Erfüllung unsers Lebens auszusprechen.

Ich habe in diesen paar letzten Wochen viel Sorgen gehabt; meine Emilie war bedeutend krank und ist noch recht schwach. Sie hatte wol eine Art des Nervenfiebers, doch mehr langsam und schleichend und nicht von Phantasien geängstigt. Jetzt ist sie matt noch und will nur erst seit gestern wieder ans Essen denken. Dieser Zustand kann

1) An Knebel's Geburtstag.

noch lange dauern, da ſie auch an der Bruſt zu leiden ſcheint. Ich ward ſo recht ermattet auch über dieſen Zuſtand, und die Welt erſchien mir recht freudlos. Das Wetter iſt nicht geeignet, einen zu erheitern; denn die Sonne ſcheint ſelten, und erſt ſeitdem es kälter wird, iſt es, als wenn man wieder Schnellkraft in ſich fühlte. Ich habe bei dieſer Gelegenheit den Profeſſor Kieſer kennen lernen, der Huſchken hilft ſeine Kranken pflegen; er iſt recht klug und ſieht recht richtig und hat eine Art hellen Verſtand, der ihm gut bekommt. Es iſt mir lieb, ihn nahe zu wiſſen; denn an Aerzten iſt immer Mangel.

Ernſt iſt noch hier, weil er glaubt, Profeſſor Schönemann leſe nicht. Auch glaube ich, wird er dieſen Winter nicht ſo viel verſäumen, da Alles in einer Art Spannung iſt. Er beſchäftigt ſich hier und iſt überhaupt von einer Art Menſchen, die Alles in ſich zu verarbeiten und zu brauchen wiſſen. Ich danke Ihnen ſehr für Ihre freundlichen, wohlwollenden Aeußerungen, lieber Freund, und hoffe, er findet ſich noch ſelbſt zu Ihnen. Doch wiſſen Sie am beſten, daß man die Menſchen ſich ſelbſt überlaſſen muß. Wenn er ſich einmal eingefunden, wird er gewiß öfter kommen; denn er liebt den bildenden Umgang und hat Geiſt zum Auffaſſen des Guten und Verſtändigen. Er will in der Welt ſich ſelbſtändig fühlen und hat

es ſchon gethan, als er in Heidelberg iſolirt ſtand. —

Es iſt jetzt eine Zeit, wo eigentlich die Gewohnheit des geſelligen Umgangs wichtiger iſt, als wir glauben; denn zu einer ruhigen Aufnahme fremder Anſichten und Annäherung der Menſchen iſt die Umgebung zu ſtürmiſch, und manche Gemüther wiſſen ſich ſelbſt von ſich nicht Rechenſchaft zu geben, geſchweige von Andern.

Dieſe Woche ſoll Goethe zur Herzogin kommen, wo er etwas leſen will. Ich hoffe, die Geſundheit der Emilie macht mir möglich, dabei zu ſein; denn das thut gar wohl, die alten Freunde ſich nahe zu ſehen und trotz den wechſelnden Zuſtänden das Bleibende wieder zu erblicken.

Daß ich wieder mich deutſch fühle und frei ſagen kann, daß ich die unruhigen Geiſter über den Rhein gebannt wünſche auf immer, das thut mir recht wohl, und wenn wir auch noch ſo viel leiden ſollen, ſo iſt dies doch ein Gefühl, was uns aufrichtet. Daß ich auch wieder hoffe, Engländer zu ſehen, und daß uns auch der Verkehr, auch der geiſtige, mit dieſer Nation nicht mehr gehemmt ſein wird, iſt ein großer Gewinn für mich in der Vorſtellung. Wir werden ſo viel mit engliſcher Literatur zu thun bekommen, wenn der Weg erſt wieder frei iſt, daß wir die franzöſiſche Literatur ganz vergeſſen werden, hoffe ich. Doch dieſes nicht im

Ernſt; denn ich liebe eigentlich auch manchen Zweig der franzöſiſchen Literatur und ehre ihren Geiſt, doch nur die alten Franzoſen; vom Geiſt der neuern möchte ich ſo wenig wie möglich aufnehmen und behalten.

45.

Weimar, den 22. December 1813.

Ich habe ſo lange nichts von Ihnen vernommen, theurer Freund, daß ich die erſte recht paſſende Stunde benutze, um Sie zu begrüßen. Gehört habe ich indeß oft von Ihnen und mit Sorge an Sie gedacht und Ihren lieben Sohn [1]). Ich freue mich herzlich, daß er beſſer iſt. Meine Emilie iſt auch wieder hergeſtellt, doch ſehr zart und leicht anzugreifen. Es iſt ein ſo trauriges Uebel, dieſe Fieberanfälle, weil ſie ſo langſam zerſtören, oder wieder zu ſchnell, und deswegen bleibt die Schwäche ſo lange fühlbar. Der arme Schacht iſt auch ein Opfer geworden, und Frau von Stein hat einen alten treuen Diener ſchmerzlich vermißt. Der Tod des alten Ziegeſar iſt auch ſo ſchnell ge-

1) Der eben, als er in den Dienſt des Vaterlandes treten wollte, von einer gefährlichen Krankheit ergriffen ward.

kommen, doch glücklich für ihn; denn er hat gar nichts gefühlt. Die gute Silvie iſt ſehr angegriffen. Ich war bei ihr geſtern; ſie hat eigentlich jetzt ganz nur in der Pflege des Vaters gelebt und hat unter allen ihren Geſchwiſtern keinen rechten Halt und wird ſich recht allein fühlen und verwaiſt! Der arme Regierungsrath, der kaum dem Tod entgangen iſt, hat auch wieder viel gelitten.

Ueberall fodert das Schickſal Opfer, und manche unheilbare Wunde ſoll das Herz fühlen! Ich lebe jetzt in einer eignen Stimmung; ich fühle die Pflicht, die wir der Welt zu erfüllen ſchuldig ſind, und habe Muth, die Gefühle zu ertragen, die ſich mir bereiten, und doch weiß ich noch nicht wie! Karl iſt hier und hatte keine Ruhe; ſein Streben, für ſein Vaterland etwas zu leiſten, kann ich nicht unterdrücken; denn ich fühle, daß ſeine Exiſtenz zerknickt würde für die Zukunft. Er hat ſich als Freiwilliger gemeldet. Wahrſcheinlich aber wird er zu einem Regiment kommen, unter die ſächſiſchen Huſaren. Mein Schwager [1]), deſſen Einſicht ich es überließ, meinte, es ſei ſo beſſer und er könnte den Dienſt da lernen und habe für ſeine Exiſtenz einige Vortheile mehr. Der Herzog hat es ihm freundlich zugeſagt und es werden nur

1) Der General J. L. von Wolzogen.

noch einige Schritte zu thun nöthig sein. Deswegen will ich es noch nicht laut sagen, ich sage nur, daß er zum Militär geht. Er kann auf diese Weise doch einst in seinem Fache bleiben und, wenn er sich auszeichnet, auf eine gute Anstellung auch hoffen. Ich rede nur in seiner Seele; denn die meinige habe ich unter den Glauben und Hoffnung gefangen gegeben. Ich rede und erwäge, was ich thun muß, nicht was ich wünsche. Meine Wünsche und Glück und Ruhe gebe ich ganz und völlig auf; recht eigentlich verliert die Welt immer mehr an Helle für mich und ich will und kann meine Ruhe für nichts gelten lassen. Die Zukunft überlasse ich einer höhern Macht; ich fühle nur, daß ich für den Moment nicht anders handeln kann und darf.

Ein Band ist mir im eigentlichen Sinne des Worts vom Herzen gelöst, daß ich nicht mehr gehemmt bin durch den fremden Druck und sagen kann, was ich denke. Die Sonne ist heut so freundlich, und ich hoffe, die Helle des Himmels soll wieder Kälte bringen; denn die milde Luft ist jetzt nicht ersprießlich.

Ich möchte wohl, daß Sie das Buch von Simonde de Sismondi lesen könnten: „De la littérature du midi de l'Europe". Es hat mich lange nichts so ergötzt.

Vorige Woche hat Goethe uns einen schönen

Abend gemacht. Er hat bei der Herzogin uns einen Abſchnitt aus ſeinem neuen Theil der „Dichtung und Wahrheit“ geleſen, was er über Klinger, Lavater und Baſedow ſagt. Er hat mit ſo viel Geiſt Lavater gezeichnet und mit ſo viel Wahrheit, daß man ihn ſieht, und mit ſo viel Milde die verſchiednen Anſichten ausgeſprochen, daß es eine Meiſterhand nur ſo kann. Ich freue mich ſehr auf den ganzen Band; wenn er nur ſchon zu haben wäre!

Unſre Freundinnen ſind nun wieder in Ludwigsluſt; ich werde morgen wahrſcheinlich an die Erbprinzeß ſchreiben; aber wenn Sie mir etwas ſenden, ſo ſchreibe ich auch Sonntag wieder. Ich habe ſo Vielerlei zu ſagen und zu ſchicken, daß ich recht nach einer ſichern Gelegenheit mich ſehne. Ich hoffe, daß Niederſachſen auch bald ſicher iſt; denn Davouſt iſt auch eingeſchloſſen, ſcheint es, und die Dänen ahmen, hoffe ich, dem übrigen Europa nach. —

Die Abreiſe der guten Griesbach kam mir recht unerwartet. Ich hoffe, ſie geht nicht Unannehmlichkeiten entgegen. Sie fehlt mir aber in der Vorſtellung von Jena recht. Möge es ihr wohl ſein! Eben erfahre ich, daß dieſen Morgen um ſechs Uhr Erfurt ſich ergeben hat, die Stadt. Bis den 6. Jänner ſoll die Feſtung auch übergeben werden; die Capitulation kennt man noch nicht.

[1]) Ich muß meine Nachricht über Erfurt berichtigen. Die Stadt iſt es nur, die über iſt, doch erſt den 6. Jänner übergeben wird, aber die Feſtung wird bald folgen. Man hat an Fürſt Schwarzenberg geſchickt, um Verhaltungsbefehle zu erlangen. Wir gewinnen indeß, daß 12000 Mann weiter vorrücken und das Land weniger ernähren darf für den Moment.

Aus dem Jahre 1814 liegen leider nur folgende zwei Briefe vor:

46.

Mittwoch (den 15. April) früh. 1814.

Dieſen Morgen um ſechs Uhr iſt Adolf [2]) hier angekommen, den der Herzog als Kurier hierher geſchickt hat. Sie empfinden gewiß die Freude meiner Schweſter doppelt mit. Er iſt am 9. aus der Gegend von Brüſſel abgereiſt. Er ſollte zu General Thielemann, als ihm der Herzog begegnete und ſagte, er ſolle nach Weimar. General Maiſon hat die Feindſeligkeiten eingeſtellt. Alſo

---

1) Die folgenden Zeilen finden ſich auf einem eingelegten Blatte.

2) Von Wolzogen, ihr Neffe.

werden die andern Feſtungen auch dieſem Beiſpiele folgen. Die franzöſiſche Generalität hat auf die Fahnen der neuen Regierung ſchon den Eid abgelegt. Napoleon hat entſagt dem Thron, doch wollte er die Bedingung machen, der Kaiſerin und ſeinem kleinen Napoleon ihn zu geben, die Mutter zur Regentin zu erklären. Man hat es aber nicht angenommen, und was aus dieſem verſchwindenden Meteor wird, weiß der Himmel. Jetzt iſt er in Fontainebleau. Haben Sie bis Freitag Gelegenheit hierher, ſo ſenden Sie etwas für Ihren Sohn. Adolf ſoll es mitnehmen. Von unſern Soldaten iſt Alles wohl. Ich ſelbſt habe Adolf noch nicht geſehen, er ſchlief; denn er iſt vier Tage und Nächte ohne Aufenthalt gefahren.

Ich hoffe, wir ſehen unſre Krieger früher wieder, als ſie es ſelbſt denken. Einſtweilen wiſſen wir ſie doch keinem Schaden des Kriegs ausgeſetzt und in einem Lande, welches ihnen neu iſt; und Erfahrungen müſſen die Menſchen machen, und dieſe werden ihnen auch zu ſtatten kommen. Karl iſt auch in Brüſſel und in General Thielemann's Obhut und eine Art dienſtthuende Ordonnanz bei ihm. Die Details ſind mir noch nicht klar.

Nur heute dieſe Zeilen. Ich bin ganz müde von allem Schießen und Feſten. Obgleich mein Herz immer weiter wird und wieder Hoffnung zur Ruhe Raum gibt, ſo ermüdet der Körper doch

ebenso durch Freude. Wenn Napoleon erfährt, welchen Jubel sein Fall erweckt, so wird er sich nicht sehr geschmeichelt fühlen. In Leipzig hat man drei Tage mit allen Glocken geläutet und kein betrunkener Mensch durfte von der Polizei gerügt werden. Das rudolstädter Schloß ward prächtig erleuchtet; dies möchte ich gesehen haben. Alle Freudenäußerungen habe ich lieber als das Schießen, weil ich fühle, daß mein Kopf dadurch leidet; doch Jedes freut sich nach seiner Art.

Die Sonne ist recht mild, die Bäume treiben Knospen und werden durch sie ans Licht gelockt. Die Natur ist immer dieselbe, und so sollen wir auch bei allem Wechsel des Lebens nach dauerndem Muth und Kraft streben, damit wir auch wie sie wirken. Nur die Ruhe führt zur Klarheit.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Wenn Adolf Ihren lieben Sohn selbst gesehen hat, so sollen Sie von mir es hören und umständlich. —

47.

(Weimar, Ende Juli 1814.)

— Ueber die Zeitansichten sollen Sie auch von mir hören. Das ist wol ganz bestimmt, daß sich unsre Fürstenfamilie erhöht und vergrößert; wo und wie, scheint noch nicht ganz klar. Doch hat

der Kaiſer Alexander [1]) hier ſeinen Verwandten Alles verſprochen, daß er beitragen würde, was er könne, zum Wohl des Landes. Die Schweſter und ihr Gemahl ſind ſeitdem auch ganz heiter und ruhig. (Dies iſt ganz insgeheim meine Anſicht, die ſich auf Erfahrung gründet.) Eine andre Gemüthsſtimmung deutet mir auch auf gute Hoffnung, aber nicht durch Aeußerungen der Zufriedenheit; denn dieſes eine Gemüth hat das Eigne, im Unglück den ganzen Umfang ſeines Reichthums zu zeigen und im Glück die kleinlichen Anſichten der Welt herrſchen zu laſſen. Dies ſind meine Conjecturen, woraus ich Gutes ahne.

Der Großherzog [2]) iſt in Regensburg, wo er zufrieden iſt, und da er Freundſchaft mit Baiern von jeher hielt, ſo hat er vielleicht Gründe, ruhig zu ſein. Daß er an Revenüen ſo arm als an Land werden wird, iſt auch von der billigen Anſicht und Schonung der Verbündeten nicht zu glauben; denn wenn ſie auch ſtark zugreifen, ſo herrſcht doch das Mitleid und Rückſicht gegen die Situation der Einzelnen. Man ſagte neulich ſogar, daß er

1) Er war am 15. Juli in Weimar geweſen. Die Großfürſtin, die Erbprinzeſſin, war ſeine Schweſter.

2) Von Frankfurt, der Fürſt Primas. Vgl. Dalberg's eigne Aeußerungen im „Literariſchen Nachlaß" der Frau von Welzogen, I, 84 fg.

auch wieder Land gewinnen würde. Sein Schicksal, der Schein seines Charakters schmerzt mich tief; denn daß er das Gute wollte und dem Bösen entgegenarbeitete, weiß ich. Aber sein Charakter konnte der List und Einfluß böser Grundsätze nicht die Spitze bieten. Er hat es vergeblich gewagt. Wäre er nur nicht aus Aschaffenburg gegangen! Seine letzten Schritte hatten alle den Schein gegen sich. Ich bin überzeugt, Rußland hätte ihm seine Besitzungen garantirt.

Wie die Welt sich bilden wird, wissen die Götter allein; denn die Menschen wissen nur, was sie mögen, nicht was sie thun sollten im Ganzen. Hoffnung muß das Herz sich erhalten, da die schnelle, unerwartete Aenderung der Dinge auch durch höhere Macht möglich wurde.

Ich habe recht viel liebenswürdige Menschen wiedergesehen und kennen lernen. Manche, die vom Kriege zurückkehrten, haben schön den Zustand mir geschildert, in dem sie sich in Momenten befanden. Die ganze Entwickelung hing von sehr schwachen menschlichen Motiven ab und oft hat der Muth Einzelner den Ausschlag gegeben. In Frankreich war es wol nöthig, so schonend und behutsam zu sein, sonst wären diese Resultate nicht erfolgt.

Eine Unterhaltung der Franzosen bleiben immer ihre kleinen Gerichte. So hat man eins auf

den Duc de Benevent gemacht, das artig iſt. Er heißt Maurice.

Maurice a de l'esprit,
Maurice a de l'argent.
Il emprunte le premier,
Et le second il prend.

Daß man dieſe Gewalt nicht ſehr reſpectirt, ſehen Sie daraus. Aber der mir dieſes mittheilt, rechnet doch darauf, daß böſe Mittel zu guten Zwecken führen werden, und daß die Rechtlichkeit und Anſpruchsloſigkeit der Bourbons ihre Unſchuld ſchützen wird. Die Marſchälle wie die Nation ſollen ſich ganz verächtlich betragen. Als Wellington im Theater war, hat man ſo unſinnig geklatſcht, und als er ſich zurückzog in den Hintergrund und nur der unbedeutendſte Offizier ſeines Gefolgs ſich zeigte, ſo lauerten wieder ſchon tauſend Hände, um zu klatſchen.

Der Beobachter und Erzähler dieſer Züge hat ſehr viel Geiſt und iſt einer der liebenswürdigſten Menſchen, der ſehr fein fühlt. Er erzählt auch, daß er zu Ludwig XVIII. in Aufträgen ſei geſendet worden, und als er in die Vorzimmer gekommen, ſo habe er die ehemaligen herriſchen Marſchälle in die niederträchtigſten Schmeicheleien verſunken gefunden und alsdann kriechend vor dem König. Als man Napoleon bei ſeiner Rückkehr

bei Chaumont, wo die Verwüſtung grenzenlos iſt und er unter Leichen und Trümmern ſich durchzog, darauf aufmerkſam machte, ſagte er: „Mais ce n'est que de la canaille qui est là.“ Ich hätte noch Vieles zu erzählen, aber es fällt mir nicht gleich bei. Sehen Sie dieſen Brief als eine unzuſammenhängende Unterhaltung an und vergeſſen, was Sie nicht hören wollen.

Ich ſehne mich nach Nachrichten von dem Befinden unſrer geliebten Erbprinzeſſin. Die letzten Nachrichten waren günſtiger. Auch Boͤchen ſchreibt mir, daß ſie Hoffnung hätte. Möge der Himmel dieſe Hoffnungen erfüllen!

Daß ich den Geburtstag des kleinen lieben Bernhard nicht beſtimmt wußte, thut mir recht leid. Meinen Segen hat er zu jedem Tag ſeines Lebens, aber es iſt immer tröſtlich, wenn das erſte Jahr vorüber iſt.

48.

Weimar, den 21. Jänner 1815.

Da ich heut nicht allein aus mir ſelbſt ſpreche, ſo mögen Sie verzeihen, daß ich ſo ſchnell die freundlichen Worte erwidere, die Sie mir durch Schner und Sturm zuſenden wollten.

Unſre Erbprinzeſſin von Mecklenburg ſchreibt

mir geſtern einen lieben, herzlichen Brief. Sie klagt, daß Sie nichts von Ihnen höre, und ſagt, es ſei ihr eine große Entbehrung, da ſie nicht allein Ihre Briefe Ihrer ſelbſt willen liebe, ſondern auch durch das geliebte heilige Andenken, welches Sie Beide bewahren, eine ſchöne Erinnerung mehr habe. Alſo bitte ich Sie, da Sie ſo gute, liebe Briefe ſchreiben können (das will ſagen, daß die Hand wieder den Gedanken Gehorſam leiſten kann; denn die Gedanken weiß Ihr reicher, lebendiger Geiſt ſich wohl zu bewahren), ſo ſchreiben Sie bald dieſer geliebten Freundin, daß ſie durch Sie erfreut wird.

Frau von Stein erweckt mir nicht wenig Sorge; denn das Uebel iſt noch auf demſelben Grad. Ich wünſche ſehr, daß ſie bald Anſtalt mache, lieber einen Arzt zu fragen, der die Augenkrankheiten verſteht und auf dieſe beſonders wirke; denn im Allgemeinen zu wirken, glaube ich, iſt der Fall zu dringend, und während die Zeit vergeht, vergeht auch die Kraft der Augen, für Mittel empfänglich zu werden. Ich beſuche Frau von Stein, ſoviel ich kann; ich läſe ihr auch gern oft vor, aber mein Katarrh, der recht hartnäckig iſt, erlaubt es nicht.

Es freut mich, daß Sie in meinem Briefe etwas fanden, was Sie beſchäftigen konnte. Ihnen läßt es ſich ſo gut ſagen, was man empfindet, weil Sie andre Meinungen aufnehmen und an

hören mögen; denn die meisten Geister sind zu sehr befangen in den eignen Lebenserscheinungen, und indem man sich mittheilt, geht der Genuß des Verstandenwerdens verloren. Der poetischen Ansichten und Naturen gibt es leider gar zu wenig! Und der Augenblick der Weltbegebenheiten schreckt und beängstigt so viele Gemüther. Ich für meinen Theil will nur zufrieden sein, an den Dingen eine feste Gestalt werden zu sehen, damit ich Sicherheit und Ruhe weiß für meine Freunde und Kinder. Das, was ein geistiger guter Wille und Streben nach dem Bessern in die Welt zu legen vermag, wird wol auch jetzt noch nicht erreicht, wo doch so viele Ideen über das Bessere zum Ausdruck gelangt sind. Die Menschen vergessen immer, daß sie selbst das Hinderniß sind, damit das Gute nicht erscheine; denn sie bringen alle ihre Leidenschaften und Begierden in Anregung, und wer sich selbst nicht überwinden kann, kann auch die Welt nicht gestalten.

Sie würden wol finden, lieber Freund, wenn ich Ihnen alle Veranlassungen klar machen könnte und wollte, die mir gegeben sind, daß ich keinen ganz leichten Stand habe, und daß ich mein Tagewerk nicht ohne Philosophie so bestehen könnte, als ich es doch thue. In einer so rauhen Zeit wird es einer Frau nicht leicht, gegen die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der ausübenden

Mächte ſich mit Gleichmuth zu bewaffnen, und ungerechte Foderungen zu erfüllen ſchmerzt doch das Gemüth, wenn es auch die Philoſophie und Poeſie zur liebſten Stütze gewählt hat. Antheil an ſeinen Freunden muß man auch nehmen; da gibt es denn oft Stunden, wo man ſeine Kräfte in Anſpruch nehmen muß, um ſich hinzuhalten.

Ueber den Seneca bin ich ſehr erfreut. Ich finde unendlich viel Schönes darin. Ueber die „Kürze des Lebens", die „Tröſtungen" an ſeine Mutter habe ich mit rechter Andacht nachgedacht. Dieſe Woche darf ich ihn wol noch behalten? Zuweilen wenn mir etwas zu ſchön erſcheint, ſo werde ich ungeduldig, daß es nicht deutſch geſagt iſt; da ſetze ich mich hin und überſetze es mir ins Deutſche. Ich möchte, Sie hätten Luſt und Liebe, den Seneca zu überſetzen, damit wir ihn deutſch hätten, und Sie würden eine angenehme Beſchäftigung haben. Sie könnten dieſe Arbeit dictiren; wäre ich in Jena, ſo würde ich mich mit Tinte und Feder neben Sie ſetzen.

Neulich las ich ein Gedicht von Fouqué an Alexander von Blomberg, der vor Berlin durch die Franzoſen gefallen, als die Koſacken zuerſt hinkamen. Iſt es denn der Dichter Blomberg? Die arme Mutter würde mich ſehr ſchmerzen [1]). Nur

1) Der hier gemeinte Dichter Wilhelm von Blom-

kein Krieg mehr, ſolange ich lebe! das iſt mein Wunſch; denn dieſe Eindrücke, die wir Jetztlebenden erhalten haben, ſind für ein Leben genug.

Stark wird Ihnen ausführlich über unſre geliebte Herzogin geſprochen haben. Am Sonntag, wo ich ſie ſah, ſah ſie angegriffen aus und klagte noch ſehr über Brennen im Magen und Huſten. — Ich gehe ordentlich an Hof, um die Nachrichten ihres Befindens ſelbſt zu vernehmen, ſo gern ich bei meinem Katarrh auch mich dem Zug nicht ausſetzte.

Die gute Emilie (Gore) hat an Mademoiſelle Martin geſchrieben. Sie iſt theilnehmend und gut, wie immer, für ihre Freunde. Sie leidet noch an den Augen; auch ihrer Schweſter Geſundheit iſt wankend. Es gibt ſo viel English-men dort[1]), daß ſie nicht alle ſehen können. Dies wird ſie doch erfreuen.

---

berg aus Iggenhauſen hatte im Jahre 1806 Weimar und Jena beſucht. Seine Mutter Friederike, geborne Schott von Schottenſtein, war eine Jugendfreundin Knebel's.

1) In Florenz.

49.

Weimar, den 8. Februar 1815, gegen 1 Uhr.

Ich hatte ſo Vieles Ihnen zu ſagen, verehrter Freund, über das Calderon'ſche Stück, welches mir einen ſehr befriedigenden Eindruck hinterlaſſen hat, über „Proſerpina", die wie eine ſchöne Schattengeſtalt aus dem Orcus aufſteigt und Leben und Wärme einer beſſern Zeit aushaucht [1]), über ſo vieles Andre, und ich kann nicht dazu gelangen. Die Zerſtreuungen des äußern Lebens waren groß in dieſen Tagen. Die Sorge um Frau von Stein nimmt nicht ab! Die Augen ſind nicht beſſer, die Schmerzen des Kopfes nehmen zu. Heute liegt ſie im Bette. — Meine Sorge iſt, daß man nicht ſchnell genug alle Kraft anwendet, um das Geſicht zu erhalten, daß ein Arzt, der die Augenkrankheiten beſonders behandelt, da beſſer wirken könnte als ein andrer. Ach, warum gibt es ſo viele Dornen auf dem Wege des Lebens! Zu ſolch einem Schickſal bedarf es mehr als Muth, über die Dornen hinwegzuſchweben, wie Euripides ſagt.

Hier den Seneca mit großem Dank zurück; er hat keine undankbare Leſerin gefunden an mir.

1) Zum Geburtstag der Herzogin (30. Januar) war Calderon's „Zenobia" und zum Geburtstag des Erbprinzen (3. Februar) Goethe's „Proſerpina" gegeben worden.

Ich ſoll Ihnen von Frau von Stein die herzlichſten Grüße ſagen. — Fräulein von Staff hat Briefe, daß die (Großherzogin) Stephanie zu Karlsruhe zu ihren gewöhnlichen Abendbeluſtigungen, da ſie mit ihren Damen Komödie ſpielt, 140 Lichter brauche, wenn ſie Cour hält, 800!!! Iſt das nicht zu arg? Es brauchte nicht ſo viel Aufwand, um ſolche Gegenſtände in ein ſo helles Licht zu ſetzen, ſollte ich denken.

Der Breisgau will mit Gewalt wieder ſeinen Kaiſer Franz haben. Wenn man nur Alles gleich voriges Jahr behalten hätte, was man wollte, da wäre ſchon Alles im Reinen! Und es gibt Dinge, die nicht beſſer werden durch die Zeit. Aber auch ungerecht ſcheinende Anſprüche können durch raſches Geradehandeln und durch den Glauben an gute Zwecke geheiligt werden.

Sei im Beſitz, und dir gebührt das Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren —

ſteht im „Wallenſtein“, und ich glaube durch Erfahrung, er hat Recht. Haben will einmal Jeder etwas, dies geht aus dem Streit ſchon für ſich ſelbſt hervor; nur wie er's wolle! Adelt den Zweck, nicht die Mittel!

Ich wollte, es wäre die Welt einige Monate älter; denn jetzt iſt Alles erſchöpft und angeſpannt, und das Gute wird alsdann nicht ſo lebensluſtig

mehr aufgenommen, wenn es durch ſo viele Widerſprüche erſt durchdringen muß. —

Der arme Geheimerath Goethe hat jetzt viel Noth. In der Nacht von Sonnabend (den 4.) auf den Sonntag war die Frau einige Stunden (faſt) todt, und Huſchke hat dem Sohn im Vertrauen eröffnet, ſie könnte nicht leben; doch hat es ſich gebeſſert, aber der Anfall von Krampf kann immer bei jeden Veranlaſſungen wiederkommen. Ich fürchte für ihn; er kann das widerliche Leiden des Lebens nicht ertragen, ohne angegriffen zu werden, und viel Kräfte hat er nicht mehr. Ein guter Schutzgeiſt walte über unſerm Freund! —

50.

Weimar, den 22. Februar 1815.

Ich hoffe, verehrter Freund, das feuchte Wetter thut Ihnen nicht weh; denn es iſt recht Gicht erregend. Hätte ich Ihnen am Sonnabend ſchreiben können, ſo hätten Sie eine Jeremiade gehört; jetzt iſt es nur noch eine Herabſetzung und Verachtung, doch am Sonnabend war ich ſo traurig, daß ich ein Gefühl hatte, als wäre mir ein Unglück geſchehen. Dies Unheil hat ein ſchlechter Poet geſtiftet. Nun werden Sie erſt lachen. Aber mir iſt es gar nicht ſo lächerlich geweſen; denn

wenn das Schlechte auch überhand nimmt in der poetischen Welt, so habe ich keine Zuflucht mehr für mein Gemüth, in dem ich doch am heiligsten lebe.

Am Freitag (dem 17.), dem Geburtstag unsrer Großfürstin zu Ehren, hatte eine Gesellschaft den Erbprinzen beschwatzt, daß er das kleine Theater, welches die Kinder hatten dem Geburtstag der Prinzeß Marie zu Ehren, ihnen einräumte. Zuerst erschien ein Prolog von Regierungsrath Müller[1]), dem Freund der Madame Schopenhauer. Es erschien Ruthenia, Adele Schopenhauer, und der Schutzgeist Thüringens, Ottilie Pogwisch, und declamirten mit vielem Pathos lauter Gemeinplätze her. Ruthenia erzählte unter Anderm, daß die Großfürstin bei ihrem großen Bruder jetzt sei, daß der Herzog, der die Sachsen angeführt, auch bei ihm sei. Die ganze herzogliche Familie bekam eine Ladung Schmeicheleien. Am Schluß sagten Ruthenia und Thuringia vereinigt, wie sie sich lieben wollten und daß die Großfürstin bald wieder hier sein sollte. Keine schöne Sprache, keine bedeutenden Gedanken, kein klug ausgedachter Schluß; es war gar nichts, was an ein Kunstwerk erinnerte. Wenn man nun denkt, daß wir Goethe haben, der in seinem „Paläophron und Neoterpe"

1) Dem spätern Kanzler Friedrich von Müller.

das Schönste ausgesprochen, wenn man an „Die Huldigung der Künste“ von Schiller gedenkt, an so viel geistreiche Dinge, die hier gedacht und ausgesprochen wurden, und hört das Rabengekrächze, so überfällt einen ein unaussprechlicher Schmerz, den ich tief gefühlt.

Dem Prolog folgte „Der Bassa von Surene, oder Mädchenfreundschaft“, wo die Adele und die beiden Fräulein Pogwisch als Kostgängerinnen einer Pension ihre Künste und Tanz und Gesang zeigten. Frau von Germar, die Gouvernante, die immer mit Leidenschaft das Theater liebt, spielte ganz gewöhnlich. Alsdann folgte die Parodie des Grafen Gleichen [1]), von lauter Herren gespielt. Ueber das Stück kann man viel sagen. Die Geschichte, die eine heilige Volkssage ist, herunterzusetzen, ist in meinen Augen schon ein Verbrechen des Dichters. „Stella“ zu travestiren ist auch ein eben so großes Verbrechen. Aber Kotzebue habe ich schon lange aufgegeben und traue ihm alles Schlechte zu. Doch daß die Herren von

1) „Der Graf von Gleichen. Ein Spiel für lebendige Marionetten“ von Kotzebue, worin sich Adelheid, Fatime und der Graf erstechen. Auch Goethe's wird in dieser Posse gedacht. Das vorhergenannte Lustspiel „Mädchenfreundschaft, oder der türkische Gesandte“ hatte Kotzebue nach dem französischen Stücke „Le Pacha de Surène“ bearbeitet.

Poſeck, Hopfgarten u. ſ. w. dieſes Stück ſpielen konnten, und daß der Prinz, der dieſe Fête gab, dieſes in ſeinen Augen geſellſchaftliche Vergnügen zu einer ſolchen Plattheit herabwürdigen konnte, iſt ſehr traurig. Und es hat mich gelehrt, daß ich mich lieber von einer ſolchen Welt entfernen möchte, wo man, wenn man nicht ſelbſt den guten Geſchmack erkennte, doch ſo viel Ehrfurcht für das Schöne in ſich bewahren ſollte, dem Schlechten nicht Raum zu geben. Wenn der Nimbus, der Weimar ſtets als ſo gebildet umgibt, verſchwindet, wenn wir uns der übrigen Welt gleichſtellen, ſo denken Kotzebue's Gelichter gar am Ende, daß wir ihnen anheim gefallen ſind, und behandeln uns wie ein erobertes Land. Ich hoffe, der Erbprinz läßt ſich ſolche Einfälle nicht wieder aufſchwatzen und die Großfürſtin wird ihm bald die Nichtigkeit ſeiner Umgebungen einſehen lernen. Wäre ſie nur ſchon da!

Was der Dichter des Prologs denkt und ſeine Aspaſia, weiß ich nicht; doch war mir die Nähe dieſer Beiden am Freitag recht peinlich; denn ſie lauerte auf den Effect und torquirte uns Alle, und er ſtand ganz erwartend und überſchaute uns und wird keinen Ausdruck des Bewunderns noch Staunens noch Rührung entdeckt haben. Wenn ein Menſch mit ſo etwas zufrieden ſein kann und ſein Product unter die plaſtiſchen Kunſtwerke aufzu-

ſtellen meint, der muß unendlichen Dünkel oder gar keinen Geſchmack haben. Goethe hat ſich darüber ereifert und mit Recht. Dies Alles iſt Ihnen nur geklagt und vertraut.

Geſtern habe ich einen großen Genuß gehabt. Wir waren bei der Herzogin mit Goethe, Frau von Schardt, meine Schweſter und ich. Frau von Stein darf leider nicht ausgehen. Frau von Wedel[1]) ſchenkt immer Thee ein. Alſo iſt die Geſellſchaft ganz klein, aber recht gemüthlich. Goethe's Umgang mit dem Orient iſt uns recht erfreulich; denn er lehrt uns dieſe wunderliche Welt kennen. Die perſiſche Poeſie iſt ſehr merkwürdig; jetzt las er uns aus dem Gedicht des Ferduſi, welches 120,000 Verſe hat, 60,000 Diſtichen. Sein Geiſt, der klar und reich die Verhältniſſe durchblickt, weiß auch aus dieſer Maſſe von Welt und von fremdartiger Phantaſie zu ſondern und Licht zu ſchaffen und es in ein Ganzes vor's Auge zu bringen. Es iſt äußerſt merkwürdig. Die Reflexionen, die der Dichter immer hineinwebt und auf die Moral hindeutet, ſind ſo ernſt und ſchön. Wie eine große Reihe von Begebenheiten in des Ferduſi Geiſt vorübergegangen und der volle Glanz des Lebens ſich ausſpricht, ſagt er:

Du, der du dieſes lieſeſt,
Bedenke, wie alt die Welt ſei!

1) Die Oberhofmeiſterin.

Wir ſollen auch aus dem Koran etwas hören. Die Herzogin freut ſich dieſer Lectüre ſehr und wir Alle nicht weniger.

Was übrigens aus Pandorens Büchſe für uns herausfällt, iſt den Göttern anheim geſtellt. Wenn nur immer die Hoffnung bleibt! Es iſt eine ſo große Maſſe von ſchönen, erhebenden Anſichten in der politiſchen Welt ausgeſprochen worden, daß wir uns doch nicht irre ſollen machen laſſen, wenn's auch politiſche Kotzebueiaden gäbe. Wo der Zweck edel iſt, ſiegt doch endlich das Gute. Ich möchte, Sie läſen die Schrift von Niebuhr: „Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof.“ Die Tendenz der Nation iſt nicht zu verkennen, und man lernt in einer ſolchen Zuſammenſtellung das recht überſehen, ſowie die Grundſätze des ſächſiſchen Königs, die man nicht der Nation zum Vorwurf machen darf. Ein Kalender von Arndt, worin er über das funfzehnte Jahrhundert ſpricht, wo er ausſpricht, wie die Deutſchen waren, hat mir Freude gemacht. Was die Deutſchen werden, kann man noch nicht ausſprechen, doch iſt das gewonnen, dünkt mir, daß man den Einfluß fremder Nationen nicht mehr gelten laſſen möchte und ſich fühlt als ſelbſtwollend.

Unſer Herzog denkt doch an die Heimkehr; denn die Herzogin erzählte, er würde ſeinen Rückweg über Regensburg nehmen. — Unſre geliebte

Frau von Stein iſt mir eine große Sorge. Ich fürchte zuweilen, es iſt Nachlaß der Natur, und dafür gibt es keine Kunſt. Die Augen ſcheinen mir nur nicht auf alle Punkte beweglich, aber ſie ſieht Dinge und in einer gewiſſen Entfernung, die mich oft verwundern und mich hoffen laſſen, es liege mehr im Gefühl als in dem Organ ſelbſt.

— Ich hoffe, wenn ich den kleinen Bernhard ſehe, ſo wird er auch zugleich meinen Namen ausſprechen, damit ich deſto treuer ihm im Gedächtniß bleibe. —

51.

Weimar, den 4. März 1815.

— Ich habe für mich an Cotta geſchrieben und geſagt, ich wundere mich ſehr, wie die „Allgemeine Zeitung" dieſe Nachricht über Weimar und die „Zenobia" habe aufgenommen, da ich vermuthe, ſie könne aus keiner reinen Quelle kommen; denn das Stück hätte ſehr guten Eindruck gemacht. Ueber die Ueberſetzung habe ich nicht unterlaſſen die Wahrheit zu ſagen und Gries' Talenten gehuldigt. Das bleibt unter uns. Mich hat es ſehr befriedigt und es war mir neu, dieſen römiſchen Helden durch Calderon gezeichnet zu ſehen. Der Monolog des Kaiſers iſt vortrefflich,

wie das Gemüth des Tyrannen ſich enthüllt. Die Zenobia ſelbſt iſt mir auch ſehr intereſſant; ſie iſt eigentlich viel mehr ausgeführt wie Calderon's übrige Frauen. So lieb wie den „Standhaften Prinzen" habe ich den Gegenſtand nicht; denn dieſer iſt einer der höchſten Charaktere eines Heldenin der chriſtlichen Zeit. Ich freue mich ſehr, wenn Gries den „Magico" überſetzt, der ein orientaliſcher Fauſt ſein ſoll.

Wir haben dieſe Woche wieder wunderſchöne arabiſche Dichtungen vernommen. Goethe hat Alles zuſammengetragen aus der Bibliothek, ſeiner Sammlung, daraus er uns nach der Zeitfolge die Dichtungen vorträgt, bald aus den „Fundgruben des Orients", bald aus andern Werken, aus engliſchen Ueberſetzungen u. ſ. w. Es würde alſo nicht möglich ſein, der lieben Prinzeß ihren Wunſch zu erfüllen und ihr Gedichte ſenden zu können. Ich will eine freie Stunde in dieſen Tagen benutzen und ihr darüber ſchreiben. Wenn der Mai [1]) naht, ſo blutet mein Herz für ſie. Man ſoll immer Glauben behalten, aber bei dieſer Schwäche des Körpers iſt die Gefahr unvermeidlich, der ſie entgegengeht.

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

1) Die Zeit ihrer Niederkunft.

Das Monodrama „Proſerpina" iſt ganz ſo, wie es aus dem „Triumph der Empfindſamkeit" genommen iſt, wie Mandandane ſich in der Unterwelt zu ſein wähnt. Das kindlich Jugendliche fehlte freilich der Wolff und die Sehnſucht nach Mutter und Geſpielinnen wurde nicht tief ergreifend ausgedrückt, aber im Ganzen hat ſie vortrefflich geſprochen, mit Begleitung einer guten Muſik von Eberwein. Zuletzt als ſie den Granatapfel genoſſen, öffnet ſich ein Vorhang und man ſah den Tartarus wie ein lebendes Bild dargeſtellt. Proſerpina ſitzt neben dem Gemahl in königlichem Schmuck. Tantalus, Ixion, die Danaiden und die Parzen in ſchöner Gruppe zeigen ſich dem Auge. Das ganze Bild war ſo ſchön beleuchtet und kunſtvoll geordnet, daß es einen ſehr ſchönen Eindruck gab und man Goethe's Geiſt mit Meyer's gern erblickte in dieſer Anordnung.

Ich leſe jetzt wieder in Müller's Univerſalgeſchichte, den Homer und allerlei kleine Producte, die die Zeit gibt. Uebrigens weiß ich von den literariſchen Neuigkeiten nicht zu viel.

Nun leben Sie wohl und genießen der Sonne, die ſchon Blumen hervorlocken wird bei Ihnen; denn es iſt hier durch die Nähe des majeſtätiſchen Ettersbergs (wie ein Reiſender ihn ehemals nannte) manches rauhe Lüftchen zu vernehmen. Und ich traue eigentlich dem Himmel noch nicht

zu, daß er uns die Stürme nicht sende. Die Eisvögel sind indeß weggegangen. Alle Abend gegen 11 Uhr sehe ich östlich einen prächtigen Stern. Ich dachte anfangs, es könnte Saturn sein. Es ist aber wol Jupiter? Wenn Sie es wissen, so sagen Sie es mir. Die hiesige Welt fragt nach dem Lauf der Sterne nicht viel.

52.

Weimar, den 29. März 1815.

Ich fühle mich in dieser Zeit so mächtig von den Begebenheiten des Tages ergriffen, daß ich Ihnen nichts sagen wollte, lieber Freund. Die jetzigen Zeiten sind um so schrecklicher, da man moralisch ohne Trost ist; denn wenn eine Nation so aller Treue und Glauben Hohn spricht, das ist eine traurige Erscheinung. Napoleon selbst ist einmal das böse Princip, aber daß die Franzosen wieder zu ihm sich neigen können, daß sie Treue schwören können und den armen Ludwig so hintergehen, das ist entsetzlich. Die Nation ist der tausendfache Napoleon, und es wäre zu wünschen, daß keine fremde Macht Theil nähme, um die Zernichtung der ganzen Masse hervorzubringen untereinander. Die Zeitungen vorgestern gaben mir recht

viel Glauben, und nun ſieht man den Verrath von allen Seiten. So recht zerſtört iſt einem das Gemüth; man ſieht noch nichts deutlich, man fühlt nur die Empörung des Gemüths, die Verachtung gegen die Menſchen.

Doch wir wollen uns zu den Lichterſcheinungen wenden und ich will Ihnen erzählen, daß mir die gute Emilie (Gore) geſchrieben, am 8. März. Sie klagt ſehr über ihre Augen und ſagt, daß die Sonne und die weißen Straßen ſie blendeten, daß man in Florenz überall Blinden und Einaugichten begegnete deswegen. Sie gedenkt Ihrer mit inniger Theilnahme. — Es iſt eine ſo treue, liebe Seele, daß ſie einem durch ihr Daſein ſchon Freude macht. Aus Mecklenburg habe ich auch Briefe. Möge dieſer Zeitpunkt nur vorübergehen, der unausweichlich iſt! Matt fühlt ſich unſre geliebte Prinzeſſin freilich. Man darf nicht daran denken, welche Folgen dieſe Niederkunft haben kann! Wäre ſie in Nizza geweſen, ſo hätte ſie jetzt auch Schwierigkeiten zurückzukommen; doch kann ich mich noch nicht tröſten, wenn ich denke, daß ſie in dieſem rauhen Himmelsſtriche vergehen ſoll.

Ich danke Ihrer lieben Frau und Ihnen herzlich, daß Sie ſich über mein Leben in Jena erfreuen und daß Sie ſich dafür verwendet haben. — Ich hoffe, daß es bei Frau von Buchwald ſich verſteht, daß ich nur bezahle von der Zeit an, wo

ich ankomme in Perſon. — Daß der Garten nahe an dem Ihrigen iſt, iſt mir ſehr erfreulich.

Ruſſen kommen nicht wieder durch unſre Gegend heimwärts, das glauben Sie mir, wenn man es Ihnen auch anders ſagt; denn mein Schwager aus Wien hat es zu beſtimmt geſagt, daß ſie nicht kämen. Viele Preußen kommen auch nicht durch unſre Gegend.

Mein Aufenthalt in Jena ſoll mir wohl thun. Ich will meine Freiheit von ſonſt her nützen und mich um die Geſellſchaft nicht bekümmern. Man gewinnt jetzt gar nichts dabei, Menſchen zu ſehen, weil man nur durch ſie verwundet wird; denn Furcht, Haß, Parteiſucht, Schmerz ſind an der Tagesordnung, und man darf ſich in einer ſolchen Verſammlung als am Hof nicht von der Stelle bewegen, um nicht unſanft berührt zu werden. Am Sonntag war es mir recht weh dort. Die Herzogin ſelbſt iſt muthig und ſieht noch nicht ſo ſchwarz. Am meiſten beunruhigt mich aber meine Schweſter, die um ihren Sohn beſorgt iſt, der jetzt vielleicht am frühſten gegen den Feind zu ſtehen kommen kann, wenn ſich Napoleon gleich dem Rhein zuwendet. Sie hat alles Recht, in Sorgen zu ſein, und doch möchte ich ihr Faſſung wünſchen und geben können.

Frau von Stein klagt recht über Schmerzen im Kopf; wenn ſie nur mehr Glauben an die

Arzneimittel hätte! denn sie behauptet immer, sie sei kränker durch die viele Medicin geworden. Man darf diese Ketzerei die Aerzte nicht wissen lassen. Ich weiß wol auch, daß es für viele Uebel keine Mittel gibt, aber die Vorstellung davon, daß sie helfen könnten, gibt schon eine Kraft, die wohl thut. Daß die armen Körners ihre einzige, letzte Tochter verloren haben, ist auch eine Sorge meines Herzens. Meiner Karoline Confirmation hatte mich auch beunruhigt, weil sie so ängstlich war. So sind manche Sorgen über mich ergangen; Manches ist glücklich beseitigt; doch gibt es immer neue, wenn die alten vorüber. —

Man sagt, daß Graf Edling [1]) zu Ende der Woche ankommen wird. Wenn es so ist, daß den 10. April die Monarchen in Frankfurt erwartet würden, so würde doch der Herzog auch nicht länger in Wien bleiben. Jetzt reist sogar der Congreß selbst; es klingt wunderbar.

1) Albert Cajetan von Edling, der den Herzog Bernhard auf seinen Reisen begleitet hatte. Am 21. December 1813 war er Obermarschall zu Weimar geworden und am 4. Februar hatte er Sitz und Stimme im geheimen Conseil erhalten.

53.

(Weimar) den 15. April 1815.

Es iſt mir, verehrter Freund, als habe ich Sie ſelbſt geſehen, weil ich die Mitglieder Ihrer lieben Familie bei mir haben konnte. Ich möchte, Sie wären auch dabei geweſen. Ich ſehe den Buchwald'ſchen Garten wie eine glückliche Inſel an, wohin ich mich für die äußern Eindrücke flüchten will, ob ich wol Augenblicke habe, wo ich an keine Ruhe mehr glaube. Man wird ſo irr an der Welt, und je tiefer man in ſeinem Innern Alles erwägt, je mehr fühlt man auch die Dornen, die ſtechen. Wie wird erſt die Nachwelt uns richten! wie werden die einzelnen Nationen und Individuen, die des Edelſten fähig waren, in dem großen Haufen und Maſſe des Unreinen verſinken! Schwach, jämmerlich, aller Bosheit hingegeben erſcheint die Welt, wie man ſie jetzt ſieht. Auch falſch verſtandne Großmuth vernichtet den Glauben an die Beſten. Eine uns ſehr geliebte Dame weiß nicht, wie ſehr ſie ſich Schaden thut durch eine misverſtandne Großmuth, die ſie jetzt übt[1]). Das Volk

1) Claude Eduard Philipp Mounier, Intendant des Bauweſens, hielt ſich am Hofe auf. Sein Vater hatte mehrere Jahre lang einer beſonders von Engländern beſuchten Erziehungsanſtalt auf dem herzoglichen Schloſſe Belvedere mit gutem Erfolg vorgeſtanden. Vgl. Goethe's „Werke", XXVII, 229.

iſt gereizt und den Glauben an unbefangnes, reines Urtheil kann ein Augenblick zerſtören. Hätte ich etwas zu ſagen, ſo ließ ich keinen Franzoſen der jetzigen Zeit eine Luft mit mir athmen. Es geht einem mit ſolchen Charakteren, wie Julius Cäſar mit ſeiner Frau: man möchte auch den Schatten einer Unbeſonnenheit von einem ſolchen Weſen wegwünſchen können. Wenn die Einzelnen ſo dem Gefühl der Nationalität entgegen handeln können, denen man Feſtigkeit zutraute, was kann man von anerkannt ſchwankenden Geſinnungen alsdann fodern? Dieſer eine Beweis entſchuldigt mir alle die Andern. Ich bin ſtill und ſchweigend gegen Alle, aber dieſe Geſinnung kann ich doch nicht billigen und möchte ſie anders wünſchen. Ich ſage es nur Ihnen. Mein Gemüth neigt ſich recht zur Einſamkeit, und doch iſt der Augenblick ſo ergreifend, daß man die Welt nicht vergeſſen kann, wo man auch ſein möchte.

Ueber Goethe's „Epimenides" habe ich eine wahre Freude gehabt. Wie ſchön gedacht, wie ſchön gefühlt und ausgeſprochen! Es ſind wunderſchöne, wundergroße Gedanken darin, und das innere heilige Gefühl iſt ſo ſchön gefaßt. Kurz, es iſt mir ſehr erfreulich.

Denken Sie nicht von mir, daß ich ſchwach bin und nicht den äußern Zufällen Kraft entgegenſetze, aber das Schickſal hat mich beſtimmt, an mancher Noth Theil nehmen zu müſſen. So ſind

auch nicht alle Gemüther geschaffen, um den Schmerz ertragen zu wollen. Meine Schwester ängstigt mich jetzt unbeschreiblich; sie verzehrt sich in Unruhe, Sehnsucht und Angst um ihren Sohn, der mit der Nächste ist an den Begebenheiten; er ist bei Thielemann. Ich fühle alle Ursachen mit, kenne alle Folgen, und dieser Zustand von Angst scheint mir nicht auszuhalten, und doch geht ein Tag nach dem andern so hin. Man kann weder helfen, noch rathen, noch trösten. Sie ist so stets von einer innern Unruhe bestürmt; jetzt ist es zur Krankheit geworden, fürchte ich, und man sieht keine Hülfe. Warum kann ich nicht das Schicksal beschwören, dem Geliebten, was mir noch geblieben, die Ruhe, das Glück zu geben, welche mir mangeln!

Meine Schwester wird nach Meiningen reisen auf ihr Gut, vielleicht nächste Woche, wenn die Ankunft der Hoheit [1]), die doch erfolgen könnte, keinen Aufschub macht. Ich gestehe, ich bin ruhiger in mir, wenn ich auch Angst habe, wenn ich nicht auch noch ihre Unruhe sehe, und wenn ich allein sein kann, so werde ich auch in meinem Gemüth stärker. Wenn ich in Jena bin, sollen Sie mich auch nicht unruhig sehen, das verspreche ich Ihnen; denn ich will mich erst in der Stille zu beruhigen suchen und wir wollen durch Gespräche

1) Der Großfürstin.

die Welt vergeſſen, oder, wenn wir dieſes nicht können, doch uns über die Begebenheiten zu erheben uns beſtreben.

54.

Weimar, den 25. April 1815.

— Ich hoffe und ſehne mich, die Ruhe zu genießen in dem freundlichen Saalthal, ob es einem zwar oft dünkt, die Ruhe ſei nur ein Wort und Schall. Ich war in dieſen Tagen recht angegriffen; ein Katarrh, der im Hals und Kopf ſitzt, ermattet mich ordentlich. Doch geſtern bin ich wieder bei Frau von Stein geweſen, die ich nicht wohl fand. Ueber ihre Augen klagt ſie ſehr. Abends bei meiner Schweſter war der Erbgroßherzog (man muß ſich doch an dieſen neuen Titel gewöhnen lernen), unſer Freund Meyer und Profeſſor Hand. Erſterer las uns eine Novelle aus dem Italieniſchen, die Originalſage der Novelle von „Romeo und Julie“; Letzterer las uns eine Ueberſetzung aus den griechiſchen bibliſchen Geſchichten, die nicht in die Bibel aufgenommen ſind, von Joſeph's Geliebter. Es iſt ſo erſtaunend zart und lieblich gehalten, und die Situationen ſtellen eine Reihe

lieblicher Gruppen dar, daß man eine Reihe Gemälde vor dem Auge entstehen sieht.

Vorgestern erhielt ich einen Brief von Körner. Er ist Staatsrath des Innern im preußischen Dienst geworden und ist den 16. nach Berlin abgereist. Er hat mir Gedichte seines Sohnes geschickt, die er nur für Freunde abdrucken ließ. Seinen Kupferstich will er mir auch senden. Es ist mir rührend, wie die Menschen sich bestreben, sich wieder an die Welt anzuschließen, die ihnen doch nichts mehr geben kann! Er wird gewiß thätig sein und wirken und nützen, solange er kann. Die Frau wird seinetwillen leben, und so wird sie es aushalten, kinderlos zu leben.

Ich lese jetzt mit wahrem Genuß die Uebersetzung des Calderon von Gries; es sind unbeschreiblich schöne Stellen darin. Ich habe ihn, indem ich ihm dankte, über den Eindruck beruhigt, den, wie er glaubt, das Stück auf das Publicum gemacht hat. Die Stimmen, die ich darüber vernommen, haben alle Beifall gezollt. Von dem übrigen Theil des Publicums möchte ich sagen, wie Monsieur Thomas, den man über etwas fragte, was wol le public sagen würde. „Combien de sots faut-il pour faire le public?“ war seine Antwort. Und unter Dumme und Uebelgewilligte muß man auch die größere Zahl eintheilen; der vernünftige, ruhige Mann geht nur durch die

zwei Hälften durch und läßt oft keine Spur ſeines Wohlgefallens hinter ſich, wenn er gleich das Tiefſte zu empfinden fähig iſt.

35.

Weimar, den 6. Mai 1814.

Obgleich Sie es ohne mich vielleicht ſchon erfahren haben, theurer Freund, ſo muß ich Ihnen doch auch die gute Nachricht verkündigen, damit ich das Gefühl habe, Ihnen gern eine Freude bereiten zu wollen. Daß unſre Erbprinzeſſin den 2. Mai um 8 Uhr Morgens mit einem Prinzen entbunden worden, vernahmen wir geſtern früh. Dieſe eine Begebenheit iſt nun vorüber. Mögen alle Kräfte des Himmels über dieſes geliebte Weſen ferner wachen, damit die übrigen Gefahren dieſes Zuſtandes vorübergehen! Bettchen ſchreibt mir einen lieben Brief, und ihre Treue und ihr Gefühl, Liebe zu theilen und zu empfinden, macht ſie mir bei jeder neuen Erfahrung, die ich darüber Gelegenheit zu machen habe, noch lieber. Bei dieſen Freundinnen, bei der einen, die ſchon aus unſern Augen verſchwunden, deren Nähe ich aber doch fühle, hebt ſich ganz die Zeit und Raum auf; denn ich weiß nichts von dieſen Bedingungen, wenn ich lebhaft fühle, was ſie mir ſind. Jeder Federzug hat mir

einen Zauber, und indem ich das geistige Leben theile, vergesse ich stets die Entfernung.

Ich hoffe, die übrige Welt sieht auch besser, als wir denken; denn die Katastrophe in Italien ist ein guter Anfang [1]). Herr Joachim und Hieronymus ziehen nicht in glänzenden Aufzügen in dem Lande herum, welches sie unterjochen wollen. Wenn wir nur etwas von unsrer Gore wüßten! Sie ist recht bestimmt, in Kriegsgefahren zu leben, mit ihrer Engelsgüte und reinem Herzen. In Frankreich selbst ist es auch ein Reich des Scheins, und vielleicht vernichten sich die feindlichen Kräfte untereinander.

In der hohen Versammlung entdeckt man einen Verrath nach dem andern und die Schleier werden aufgedeckt. Ich wollte eigentlich den Vicekönig von Italien lieber wo anders als in Baireuth wissen. Ansbach und Baireuth sind mir ein lieber Boden, da ich so oft im Geist mit unsrer geliebten Henriette dort lebte. Meiner Theorie nach verdienen wir als Menschen noch gar die Welt nicht, und die schöne Natur ist für höhere Wesen noch als wir; denn die einzelnen Blicke, die in unsre Seele fallen, wenn wir die Natur lieben, sind gar nicht von dieser

1) Murat war am 2. Mai bei Tolentino geschlagen worden. Hieronymus Bonaparte befand sich in Murat's Hauptquartier.

menschlichen Welt, wenn es uns soll wohl sein. So wollen wir also dies Insekt auch noch auf dem schönen Boden kriechen lassen! es wird das Schöne doch nicht zu finden wissen. Ich bin nun froh, daß wir noch die Aufschlüsse bekommen. Es ist erschrecklich, daß eine ganze Nation nichts als ein Haufen Betrüger ist.

Unser Besuch, Herr Mounier, wird auch abreisen. In diesem Augenblick ist ein Franzose eine wahre Seuche, und ehe man sich's versieht, hat sie bösen Einfluß auf die Gemüther. Bis jetzt ist es mir noch gelungen, mich am Hof mit ihm zu finden, ohne ein Wort zu sprechen zu haben; sonst gehe ich nicht hin, wo er ist. Er geht nach Brüssel. Wenn ihn nur die Preußen durchlassen, daß er nicht wieder zu uns zurück müßte. Nach Schlesien wollte er reisen, wo seine Frau her ist; da läßt man ihn aber gewiß nicht hin. Hat er auch keinen Willen, Schaden zu machen hier, so ist ein Mensch, der geheimer Secretär Napoleon's war, immer kein erfreulicher Gegenstand, und ein so anmaßender Franzose ohnehin ist nie ein erfreulicher Gesellschafter. Ich möchte schon dieser Eigenschaft wegen nicht mit ihm umgehen, und in dieser Zeit ist es mir ganz zuwider. Da man Einheit in Deutschland wünschen muß, so müssen die kleinen Regierungen sich den größern unterordnen, und deswegen hätte man einen Franzosen nicht dulden sol-

len hier, wo wir ganz mit Preußen einverſtanden handeln müſſen, welches uns der nächſte groſſe Staat iſt. —

Es iſt eine ſtärkende Kraft in der Atmoſphäre, die ich recht fühle. Die Blüten haben weniger gelitten, als man dachte, und Blumen und Laub glänzen in ſchönſtem Lichte. Grüßen Sie Ihre ganze Familie und freuen ſich der Nachtigallen und des blauen Himmels. Ich möchte Sie recht lieb haben, fällt mir ein, für Ihr ſchönes Gedicht [1]). So groß und ſchön iſt der Blick nach dem reinern Leben. Ich möchte gar zu gern eine eigne Abſchrift haben, wenn nämlich Ihr Herr Sohn es thäte; Sie ſelbſt ſollen es nicht thun.

56.

Weimar, den 17. Mai 1815.

Ich hoffe, theurer Freund, Sie haben die Pfingſttage heiter zurückgelegt. Die Heiterkeit dieſes Feſtes iſt mir auch immer annehmlich. Ich wollte, Sie hätten wieder ſo einen Hymnus geſungen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie lieb einem Ihr Gemüth wird in ſolchen poetiſchen Ergießungen, die

1) Das Gedicht „Verklärung", gedichtet am Himmelfahrtstage, am 4. Mai.

so rein aus der Seele kommen und die aus einem verklärten Gemüth wie wohlthuende Strahlen zurückwirken. Sie haben doch dieses Gedicht nach der Ostsee gesendet?

Der Zustand unsrer geliebten Fürstin ist mir auch recht erheiternd. Sie sollen Boëchen's Brief lesen, damit Sie sich den Zustand dort recht klar machen können. Sie senden mir ihn wieder, nicht wahr?

Unsre Frau von Stein ist heut leider fort. Es ist mir das Herz voll trüber Ahnungen über sie. Sie ist so schwach und kraftlos, daß man ganz betrübt wird. Sie ist auch moralisch einsam in den dunkeln Fichtenwäldern in Ilmenau, und ich fürchte, sie ist nicht gut gepflegt von ihrer Begleitung. Sie in jedem Sinn des Worts allein und hülflos zu wissen, thut mir sehr weh. Wären meine Sorgen und Thätigkeit nicht meinen Kindern gewidmet, und wäre es nicht eben ein solcher beunruhigender Zeitpunkt, so hätte ich es nicht über das Herz bringen können, sie allein gehen zu lassen. Aber jetzt kann Niemand sich selbst, viel weniger Andre beunruhigen. Wenn nur Fräulein Staff sie hätte begleiten können! Sie kann nicht lesen, schwer schreiben, und ist also ihrer Phantasie zum Raube, die immer, selbst in bessern Tagen, das Leben selbst nicht leicht sich gestalten konnte.

Wie es mit mir und meinem Aufenthalt bei Ihnen wird, steht auch noch in der Hand der Göt-

ter; denn wenn die akademiſche Thätigkeit dieſen Sommer in Jena ſtockt, ſo glaube ich, es iſt beſſer, Ernſt arbeitet hier allein und hat Umgang mit Rechtsgelehrten, die er befragen kann. Wir haben es geſtern untereinander mit Profeſſor Hand beſprochen, der dieſe Anſicht zuerſt hatte. — Nächſten Herbſt wird ſchon Manches, was uns jetzt dunkel iſt, enthüllt ſein, und alsdann können die Plane für den Winter erſt gemacht werden.

Ich bin dieſe Nacht recht krank geweſen und bin ganz matt. —

57.

Weimar, den 31. Mai 1815.

Ich habe ſo lang nichts von mir hören laſſen, lieber Freund, daß ich mich recht ſehne, mit Ihnen zu ſprechen; denn die äußern Begebenheiten reißen mich fort, und ich kann und will lieber mein Gemüth nicht ausſprechen; denn dies hat mehr Worte, als die Welt brauchen kann.

Boſchen ſchreibt mir am 23. Mai und klagt, daß Sie noch nicht geſchrieben und auf die frohe Kunde geantwortet, die ich Ihnen gegeben. Die geliebte Wöchnerin iſt doch ſchwach (doch es war zu erwarten!), und Boſchen findet ihre Nerven geſchwächt mehr als gut iſt. Ich möchte alle Kräfte der Natur aufbieten, um dieſes geliebte Leben von

außen so wirksam zu machen, wie das Gemüth die Fähigkeit hat.

Meine Mutter ist hier und bleibt bis Sonnabend. Sie will meine Schwester gern noch sehen, die Sonntag abreist. Meiner Schwester Zustand ist mir recht ergreifend; sie sucht die Ruhe immer, die sie doch nicht erreichen kann! Die Sorgen der Zeit greifen ihr Gemüth furchtbar an. Da wir aber dem Prometheus gleichen, dem der Geier immer an der Leber nagt, in unserm menschlichen Leben und Treiben, so muß doch endlich die Seele versuchen, ihre Schwingen über das Schicksal erheben zu wollen, und da einmal Kampf sein muß in der Welt, so muß doch eine Kraft gerettet werden, die des Vertrauens und Glaubens an das Gute.

Frau von Stein klagt, daß die Augen sich entzünden, doch ist es ihr in ihren Bergen nicht unwohl. Wenn sie nur nicht mehr so müde wäre!

Wie unsre Großherzogin von neuem sich liebend und schützend gezeigt hat [1]), hat mir recht das Herz ergriffen. Der Großherzog ist gestern von Wien abgereist, die Großfürstin wird wol in drei Wochen hier sein.

Mein zweiter Sohn ist Kammerassessor geworden; man hat mir so viel Antheil und Vorsorge gezeigt höhern Orts, daß ich mich darüber freue.

1) Etwa zu Knebel's Gunsten?

Er weiß nun, daß er zu einem Landescollegium gehört, und ist zu einem Corps zu zählen, welches andre Kräfte als die physischen bedarf, und es wird ihn antreiben, seine innern Kräfte zu üben. Vor den Ansprüchen des Soldatenstandes schützt ihn dieser Titel. Dies beruhigt mich als Mutter, ob ich wol fühle, daß, wenn der Krieg ununterdrückbar erwachen könnte, kein solches Mittel schützt. —

Wie und wann ich nach Jena komme, wissen die Götter! Auf kurzen Besuch komme ich bald. Wenn die Großfürstin kommt, kann ich mich die ersten Tage doch nicht gleich entfernen, da sie immer so gut und liebevoll gegen mich ist. Möchte sie heiter und froh sich bei uns fühlen! Man mag ihr so gern wohl machen, wenn man ihr so wohl will als ich.

Alles Gute sei mit Ihnen und Ihrer Familie! Ihr Sohn bleibt, hoffe ich, noch? Karl ist angestellt in preußischem Dienst, doch wissen wir noch nicht sein Regiment. Da es ihm zum Frieden dient, so muß ich es auch so nehmen! Auch hätte ich, wenn der Krieg nicht eben jetzt sein sollte, nicht so viel dagegen zu sagen; denn er hat eine bessere Laufbahn und eine einträglichere, als wenn er mit wenig Gehalt hier auf einen Forstdienst wartete, und das Forstwesen bleibt doch im Hintergrund, wenn es beim Militär langsam geht. Aber die Sorgen und Schmerzen der Erwartung liegen schwer oft im Gemüth, wenn man sich den Krieg denkt.

Doch Einzelne müſſen auch am Fels angeſchmiedet zuſehen; möchten nur auch Nereiden uns tröſten, wie den Prometheus [1]). Ich ſehne mich ohnehin immer nach den Meereswellen.

58.

Weimar, den 10. Juni 1815.

Ich muß Ihnen nur etwas ſagen, theurer Freund, von Allem, was hier geſchieht und was die abweſenden Freunde machen. Von mir ſelbſt weiß ich nichts zu ſagen, als daß ich zwiſchen Sorgen und Hoffnungen ſo fortlebe; denn es iſt nichts Entſchiednes geſchehen in der Welt, welches zu Hoffnungen berechtigen könnte, und die Beſorgniſſe über die Entwickelung des großen Dramas oder die Verwickelung nehmen eigentlich nie ab; denn es dünkt mir, eine Generation kann die Lage der Dinge nicht ändern, und Glaube und Liebe ſind noch nicht entfeſſelt [2]). Ich habe eben wieder in „Epimenides' Erwachen" geleſen, und je öfter man ſeine Blicke daran weidet, je mehr lernt man ſich das Leben und deſſen Erſcheinungen deuten.

Unſer Großherzog ſoll recht heiter und mitthei-

1) Im Stücke des Aeſchylus.
2) Anſpielung auf Goethe's „Epimenides".

lend sein; ich habe ihn noch nicht selbst gesehen. Er hat auch Besitzthümer mitgebracht, wie man sagt, den neustädtischen Kreis fürs erste. (Es bleibt aber Ihnen erzählt, und nur, wenn Sie es erzählen, nicht eben von mir herkommend.) Die Güter Zwätzen und Liebstedt hinterm Ettersberg, glaube ich, werden wol bald in Besitz genommen, und in drei Wochen spätestens das Uebrige. Ueber Fulda ist es noch zweifelhaft; da regen sich viele Hände darnach. Daß aber unser Haus durch Preußen's Hand entschädigt wird, ist viel artiger gewendet; denn vom Königreich Sachsen unmittelbar es zu erhalten, wäre der Familienverhältnisse wegen drückender. Doch Preußen hat alles Recht dazu, aber die fehlgeschlagnen künftigen Aussichten durch Sachsen's Zerstückelung! Herr von Gersdorff ist noch nach Berlin, um Alles unterschreiben zu lassen.

Unsre Hoheit kommt den 12. bis 14. Den 20. kommt die Großfürstin Katharina nach und bleibt, heißt es, vierzehn Tage; alsdann geht sie nach Rußland, wohin sie von der Mutter verlangt wird. Der Kaiser wie ihr Bräutigam[1]), alle wünschen es, ob sie wol lieber in der Nähe

1) Der Kronprinz von Würtemberg, der im folgenden Jahre den Thron bestieg; er hatte sie in Paris kennen gelernt.

des Kriegsschauplatzes bliebe, welches auch natürlich ist.

Wie uns ein regelmäßiges Hofleben in dieser Zeit gefallen wird, wissen die Götter! Denn die Damen sind das Treiben und Leben des größten Curorts gewohnt, und wir sind immer dieselben Gestalten, die sich zeigen. Doch glaube ich, wird der Hof auch lieber kleine Cirkel bilden.

Frau von Stein findet ihre Augen nicht eben besser, doch macht sie Lustpartien in Ilmenau mit dem alten Kammerherrn Röder und ihrem Bruder. Sie kommt den 16. wieder. —

Von Mecklenburg hören wir, daß die geliebte Wöchnerin noch sehr angegriffen, und nicht viel schreiben darf; sie hat ihrem Herrn Bruder geschrieben. Der Erbprinz von Mecklenburg will mit in Krieg ziehen. Da sein Vater sehr kränklich und er doch viel Antheil an Geschäften hat, so dächte ich, wär' es besser, er bliebe zu Hause, da er auch keinen Charakter hat, der viel über die Welt vermag. Es sind nicht Alle zum Schwert geboren, daher soll nicht Jeder darnach greifen.

Ich hoffe, Sie genießen der schönen Tage und der Blumen und der Nachtigallen, die so schön schlagen. Gestern Abend haben sie so schön bei dem Römischen Haus geschlagen, und das Jelängerjelieber duftete über dem Hügel herauf, daß es eine rechte Freude war. Wir gingen mit der Groß-

herzogin da herum, die ſo empfänglich für die Schönheiten der Natur iſt, daß man ihr das Schönſte und Beſte gönnen möchte.

Nun leben Sie wohl, theurer Freund! Zerreißen Sie meinen Brief; denn wenn Sie wiſſen, was ich Ihnen ſagen wollte, ſo hat er keinen Werth. Alles Gute ſei mit Ihnen!

59.

(Weimar) Sonnabend den 17. Juni 1815.

Geſtern Nachmittag iſt unſre liebe Kranke wiedergekommen von Ilmenau, leider nicht ſtärker und geſünder. Sie hat ſo viel an Gichtſchmerzen gelitten, daß ſie auf ihrem einſamen Zimmer mehrere Tage zu Bett gelegen hat. Die Augen ſind von außen roth, und ſie klagt, daß ſie wenig ſehen könne. Mir fehlt alle Hoffnung, daß dieſer Zuſtand anders wird. Ich ſoll Sie, verehrter Freund, herzlich grüßen und entſchuldigen, daß ſie Ihnen nicht geſchrieben, aber die letzte Krankheit habe ſie abgehalten. Die Fräulein Staff reiſt den 21. nach der Lausnitz [1]) zu ihrem Bruder. Dieſe wollte Frau von Stein gern noch ſehen; deswegen hat ſie ihre Rückreiſe beſchleunigt. Wenn dieſe nur

1) Kloſterlausnitz zwiſchen Jena und Gera.

nicht ginge! denn ſie iſt eine treue Umgebung, und Frau von Stein liebt ſie.

Unſre geliebte Großfürſtin iſt mild und freundlich wiedergekommen und hat ſich über den Gemahl und die lieblichen Kinder innig erfreut. Sie ſelbſt ſcheint über die neuen Welterfahrungen nicht erfreut, und mag Manches geſehen haben, was ſie lieber nicht geſehen hätte. Nun kommt ihre Schweſter noch, die Großfürſtin Katharina, und bleibt vierzehn Tage. Doch höre ich, geht unſre Herzogin doch nach Wilhelmsthal. Dies iſt mir ſehr lieb für ſie; denn ihre Geſundheit fodert Pflege und ihr Sinn für die Schönheiten der Natur Nahrung. Sie empfindet jede ſchöne Scene der Natur mit friſchem Gemüth, und neulich, wo es ſo ſchön im Park war, die Nachtigallen ſangen, ſprach ſie ſich ſo warm darüber aus, als ich es noch nie von ihr gewohnt war. Ob beide Höfe dort Raum haben, weiß ich noch nicht. Auch denke ich mir, daß die Großfürſtin, wenn die Kinder da nicht Raum hätten, vielleicht auf kürzere Zeit nur einen Beſuch machte.

Ich habe den Kronprinzen von Preußen recht lieb gewonnen. So ein gutes, liebenswürdiges Weſen und ſo natürlich. Er hat ganz die Züge der ſchönen Mutter, nur werden die feinen natürlich männlicher. Er hat ſich mit rechter Artigkeit der frühern Bekanntſchaft meiner Söhne erinnert. Es

ist mir recht von Herzen gegangen, als ich ihm meinen Segen gab beim Abschied. Er soll brav und männlich in Gefahren sein und liebt die Poesie. Dies freut mich immer von einem Jüngling. Auch recht das altdeutsche ritterliche Wesen hat er. Sein Begleiter, der General Graf Lottum, ist sehr gebildet und verständig.

Ich habe bemerkt, daß die Offiziere meist sehr jung sind bei der Garde, aber die Soldaten sind groß, stark und männlich und haben alle die Feldzeichen; und dies tröstet mich immer, wenn so viel Menschen doch wiederkommen nach solchen Gefahren. Die Garde hat bei Paris am meisten verloren. Es ist wol so, daß man die ersten aus allen Regimentern immer aushebt zur Garde, und daß sie früher die Medaillen schon erworben haben. Die Parade soll prächtig gewesen sein, doch habe ich es nicht sehen wollen; denn die Vorbereitungen dieses großen Dramas sind zu schmerzlich.

Es sind so viele Gerüchte über Berthier's Tod[1]), doch bestimmt ist keine Sage. Als Franzosen traue ich ihm schon an und für sich selbst nicht, und da die Nation so treulos ist, so hat man auch Grund. Gut hat er es mit dem Deutschen wol schwerlich

1) Am 1. Juni hatte er sich zu Bamberg vom Balcon des Schlosses gestürzt, als er eine Abtheilung Russen nach der französischen Grenze ziehen sah.

gemeint. Wenn man alle Fäden dieſer Plane überzählen könnte, die dies Reich und Volk angeſponnen, ſo müßte man mehr wie ein menſchliches Vermögen haben, und ein Gemüth kann vielleicht auch zu ſeinem Glück nicht Alles ergründen ſollen, nicht alle Gräuel aufdecken. Es iſt mir immer lieb, wenn es einen Marſchall weniger in der Welt gibt. Ich hoffe, die bringen ſich alle nach und nach ſelbſt um.

Ich will Sie herzlich grüßen und ſegnen nach dieſen Wünſchen, lieber Freund, damit ich wieder an Gutes denke.

60.

Weimar, den 8. Julius 1815.

Ich habe Ihnen lange nicht geſchrieben, theurer Freund, aber ich habe doch unſer gemeinſchaftliches Loos empfunden. Mein Karl iſt nach Merſeburg abgegangen, und der Ihre nach Guben! Sie haben Beide ſich ihre Laufbahn gewählt, und man konnte nicht Nein ſagen. Ich kann Karl nicht abhalten, einſtweilen, ehe er eine Forſtſtelle erhält, ſich noch in andern Verhältniſſen umzuſehen, da das Leben als Jagdjunker und höchſtens Kammerjunker doch zu wenig Gehalt hat, da er nicht liebt, in einem Collegium zu arbeiten. Er ſteht

ſich nicht übel bei der Cavalerie, und wenn die Auslagen der Equipirung gemacht (zwei Pferde hat er ſchon), ſo könnte er in andern Verhältniſſen nicht leicht es dahin bringen für den Augenblick. Was für Folgen dieſer Schritt hat, ſteht bei den Göttern, und eben deswegen iſt mir das Soldatenweſen wie eine fremde Gewalt, der unſre Söhne nun angehören, und mir furchtbar. Es hat mich tief ergriffen in dieſen Tagen, und es iſt eine Schwermuth in mir, der ich oft nicht widerſtehen kann, ſie wird mir auch bleiben, fühle ich. Doch habe ich Vertrauen und Muth auf das Schickſal, das uns trägt, wenn wir auch wähnen, es uns zu machen.

Wenn meine Schweſter nur Ruhe in ſich fände und mir mein eignes Weh nicht immer wieder erweckte, ſo wollte ich in mir ſelbſt doch fertig werden. Aber ſeit ſie vor acht Tagen erfahren, daß ihr Sohn ſeit dem 19. bei den Gefechten war — doch hat er am 23. geſchrieben und hatte nichts Unglückliches erfahren — ſeitdem hat ſie aber gar keinen Augenblick der Ruhe mehr und reiſt nun ſeit vier Wochen immer den nächſten Tag ab; und iſt doch, als könnte ſie auch nicht zur Reiſe kommen! Jeder Poſttag beſtimmt ſie anders! Sie in einer ſolchen Stimmung in die offne Welt gehen zu ſehen, iſt mir auch nicht ohne Sorgen, doch denke ich mir, wenn ich nur nicht mehr Augenzeuge

der Unruhe bin, ſo finde ich auch wieder Ruhe in mir.

Dieſe Woche habe ich Mademoiſelle Salomon geſehen, die Freundin unſers Boschens. Leider konnte ich ſie nicht ſehen in Belvedere, wo ſie einen Tag wohnte, weil ich Reißen im Kopfe hatte; hier verfehlten wir uns im Theater. Sie hat etwas Einfaches und Verſtändiges, ſoviel ich weiß.

Unſre Erbprinzeſſin iſt nun auch Königliche Hoheit von Mecklenburg und geworden. Ich halte ſie ſchon längſt für das Höchſte ihrer Art, doch kann ich nicht Frau von Stein beiſtimmen, die den großherzoglichen Titel nicht leiden kann. Es klingt doch recht deutſch, und wenn die Großherzoge einen höhern Platz im Rath der Fürſten erlangen, ſo iſt er auch politiſch nicht unwichtig.

Du mußt herrſchen und gewinnen,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer ſein.

Ich ſchlüge auch lieber, als auf mich ſchlagen zu laſſen, wenn ich könnte, doch möchte ich auch kein Herrſcher eigentlich ſein.

Unſer Freund Gersdorff iſt angekommen, reiſt aber leider wieder nächſte Woche ins Hauptquartier nach. Aber er hat verſichert (unter uns geſagt), daß er für die künftige Verfaſſung Deutſchlands mit guten Hoffnungen ſich trüge. Das gebe der Himmel!

Die Begebenheiten schreiten so rasch vorwärts, daß man kaum einen Moment festhalten kann. Blücher ist weit vorgedrungen; denn er soll dem Fürsten Hardenberg geschrieben haben, er wolle eilen, in Frankreich Fortschritte zu machen, ehe man ihm wieder Zaum und Zügel anlegen könne. Wild wird er wol hausen. Die Nation wird einem immer verächtlicher; wenn man ihre Verhandlungen hört, ihre Reden, so sieht man recht, wie elend sie jetzt sind. Wie haben die Redner in der Revolution, Mirabeau u. s. w. anders gesprochen! Damals waren die Gesinnungen der Einzelnen gut, sie wollten einen bessern Zweck verfolgen, die Nation war aber für höhere Begriffe nicht reif; jetzt ist nur der Begriff der bösen Gewalt und des Verderbens sichtbar. Man weiß nicht, ob Napoleon die Nation verdorben oder durch sie verdorben worden. Wenn der arme, schwache Ludwig nicht von den Kosacken auf dem Thron erhalten wird, so wird die verderbte Nation einen so schwachen Menschen nicht lang behalten; nur rohe Gewalt kann auch wieder die Stütze seines wankenden Throns sein.

Ich möchte recht gern einen Roman lesen. In den Abendstunden, ehe ich in die Arme des Schlafs sinke, bringe ich mir gern die Welt in Vergessenheit mit ihrem Unfug. Aber es ist mir Alles fremd, ich weiß nicht, was erschienen ist in der Literatur.

Die Briefe des Prinzen von Neuwied haben mich schon früher sehr angezogen; ich wollte Ihnen immer davon schreiben. Sein andrer Bruder Magnus [1]) ist nach Amerika gereist; es ist derselbe, der sich den Briefen nach so viel mit Naturgeschichte abgegeben. Solche Menschen in ihren Verhältnissen sind mir sehr interessant. Die Mutter ist auch eine sehr gebildete Frau und hat so liebliche Gedichte gemacht. Es ist selten, daß eine fürstliche Familie so ein wissenschaftliches und poetisches Leben hat und fühlen kann, daß eigentlich nur der Geist sich selbst reich zu machen vermag.

Haben Sie die Missionsreisen des Dr. Buchanan gelesen? Es ist auch eins der Bücher, welches sehr interessirt. —

Unser Großherzog hat gestern wieder einen Anfall von innern Krämpfen gespürt und von Kolik. Seit acht Tagen ist es das zweite mal! Er soll immer dabei eine unabänderliche Neigung zum Schlaf haben; das finde ich nicht gute Zeichen. Er war in Berka seit vorgestern, wird aber heut, höre ich, herkommen. Ich finde die Luft in Berka schädlicher wie hier, und glaube immer, die Quelle heilt nur jeden Zufall, der augenblicklich durch die feuchte böse Luft entstehen kann. Ich sorge recht, daß unsrer Großherzogin in ihrem schönen Wil-

1) Vielmehr Alexander Philipp Maximilian.

helmsthal durch Unruhe von außen der Aufenthalt getrübt wird.

61.

Weimar, den 5. August 1815.

Ich habe dieſe Woche ſo viel an Reißen im Kopf gelitten, daß ich die meiſte Zeit nur auf dem Sopha zubrachte. Dieſe trübe, feuchte Regenluft greift die Nerven ſo an, und alle Zufälle nehmen einen ernſten Charakter an, und der Kopf leidet doppelt. Seit Sonntag habe ich ſogar Frau von Stein nicht geſehen! Das will viel ſagen. Aber deswegen habe ich doch mit ihr gelebt; denn meine Karoline hat ſie alle Tage beſuchen müſſen und mir berichten, wie ſie lebe.

Daß wir in dieſen Tagen unſre Luiſe Emminghaus[1]) verloren, iſt mir recht ſchmerzlich. Nicht ſowol ihr Abſchied vom Leben als der ſchmerzhafte Abſchied iſt mir ſo traurig. Es iſt auch, wie wenn uns Wieland noch ein mal geſtorben; denn auf dieſer Tochter ruhte ſeine Liebe und er freute ſich am meiſten über ſie. Die langen Folgen eines Unglücks ſind nicht zu berechnen. Dieſe unſelige

1) Wieland's Tochter Luiſe war mit dem Actuar und Privatdocenten Dr. Emminghaus in Jena vermählt.

Fahrt nach Tiefurt [1]), dieſe fürchterliche Beſchädigung der Familie kam wie ein Gewitter am hellen Sommertag und zerriß alle Bande; denn auch Wieland hätte ſeiner Conſtitution nach noch länger leben können, wenn nicht dieſe gewaltſame Erſchütterung ſein Nervenſyſtem angegriffen. Man bekommt eine Scheu für das Schickſal in ſolchen Betrachtungen des Lebens. Man möchte kein Unheil erwecken, und doch kann die unſchuldigſte Begebenheit den Keim der größten Schmerzen in ſich tragen! Jeder Schritt unſers Lebens bereitet eine Zerſtörung. Die arme Griesbach wird recht betrübt ſein. Sie hat nicht ganz Unrecht, ſich als Urſache dieſer unglücklichen Kataſtrophe anzuklagen; denn in ſo einem Zuſtand, wie die arme Luiſe war, nicht Alles gethan zu haben, ihre Heirath zu verſchieben, kann ſie nicht mit Unrecht ſich vorwerfen, da ſie wähnte, es könne keinen glücklichern Zuſtand für die arme Luiſe geben als dieſe Verbindung. Ich habe meine Zweifel nicht verſchwiegen wie meine Wünſche. Aber es gehört mit zu ſo manchen guten Eigenſchaften, daß man immer

1) Am 11. September 1811, wo Wieland durch den Umſturz des Wagens ein Schlüſſelbein brach, ſeine Tochter Luiſe noch ſchlimmer und gefährlicher verletzt wurde. Vgl. H. Düntzer, „Freundesbilder aus Goethe's Leben", S. 402 fg.

Gutes befördern will, ohne die Mittel des Zweckes zu berechnen.

Ich habe in meinem kranken Zuſtand den zweiten Theil von Fr. Schlegel's „Vorleſungen über die Literatur" geleſen. Der erſte Theil, der ſo viel über uns unbekannte Gegenſtände enthält, iſt mir lieber, zumal über die indiſche Literatur und Poeſie. Je näher er unſerm Zeitalter kommt, je weniger iſt er ein Richter, deſſen man ſich freuen kann im Fache des Geſchmacks, weil er fatale und nicht freie und unbefangne Anſichten hat und kritiſiren will und klügeln. Dieſes Geſchlecht iſt mir recht verhaßt: es iſt kein Froſchgeſchlecht — denn dies iſt zu unſchuldig — es iſt ein Skorpionsgeſchlecht, welches mit ſeinen Zangen das Schöne und Große erdrücken möchte, weil der einſeitige Geiſt nicht es zu faſſen die Fähigkeit hat. Mir iſt es viel lieber, daß eine ſolche Natur nichts Rechtes über Schiller ſagt, den er falſch und ſchief verſtanden hat, weil ſein Auge trüb und giftig iſt. Aber die Anſicht der neuern Zeit hat mich unſicher über die der ältern gemacht, die mich anſprach. Es ſcheint doch, er ſieht Alles ſchief an. Verſtand, Scharfſinn ohne Genie, ohne Glauben an Gutes und Schönes bringt ſolche Nachgeburten hervor; ſie verſchwinden aber auch ſpurlos und klanglos.

'T is but a tale told by an idiot,
Full sound and fury, signifying nothing.

Eine Lectüre habe ich, die mich unterrichtet und erfreut, den „Nationalreichthum“ von Adam Smith. Es iſt ſo ein ſchöner philoſophiſcher Geiſt in den gewöhnlichen Anſichten des Lebens, und die Culturverhältniſſe, Handelsverhältniſſe ſo ſchön auseinandergeſetzt. Es iſt eine ernſte Lectüre, und dies liebe ich jetzt.

Von der Welt weiß ich nur durch die Zeitungen, doch habe ich den Troſt, gute Nachrichten von meiner Schweſter zu haben. Sie hat Briefe von ihrem Sohn, der am 21. Julius bei Orleans ſtand und noch keine bedeutenden Gefechte erlebt hatte. Das iſt ein Glück, das man mit Rührung empfangen und erkennen muß.

Unſre Söhne werden vorgeſtern Parade haben machen müſſen; denn die Huldigung des Königs iſt vor ſich gegangen. Am Rhein werden ſie wol noch Alle kennen. — Nächſte Woche gehe ich nach Rudolſtadt.

62.

Rudolſtadt, den 9. September 1815.

Ich habe ſo lange nichts von Ihnen gehört, lieber Freund, daß ich nur die Feder ergreifen muß, um ein Lebenszeichen zu geben und Ihnen zu ſagen, daß ich auch eins von Ihnen zu erhalten

wünſchte. Wie leben Sie? Was macht Ihre Geſundheit? Meine Wünſche ſind Ihnen nahe, und mein Geiſt folgt oft dem Lauf der blauen Saale, und ich möchte, Sie könnten dies Alles errathen ohne Worte, da meine Worte ſich nicht kundthaten. Doch hoffe ich, Sie wiſſen immer, was Sie von meiner Freundſchaft und Antheil zu denken haben, auch ohne meine Verſicherungen.

Mein Aufenthalt iſt mir wohlthätig, weil mich die Gegend ſehr anzieht. An der Saale gehe ich alle Tage herum und freue mich ihres Laufes. Uebrigens iſt das Wetter, zumal geſtern und heut, uns nicht günſtig, und meine lieben Berge ſind in Duft des Herbſtes ſchon gehüllt. Mein Sohn iſt recht viel beſſer, und der pyrmonter Brunnen, die Bäder und ordentliche, ſorgſame Diät thun ihm merklich wohl. Das freut mich, daß dieſer Zweck meiner Reiſe erfüllt wird. Er macht ſich auch viele Bewegung, und die Waldluft iſt ſo geſund einzuathmen. Ich ſelbſt war nicht wohl und hatte mit einem ſelbſterſchaffnen Uebel zu kämpfen. Es war nicht ſowol ſchmerzhaft als betäubend und die Kopfnerven angreifend, was ich ausgehalten. Ich hatte eine Balggeſchwulſt, eine Art Oberbein, auf dem Kopf; da es ſchnell größer werden kann, ſo entſchloß ich mich, es wegzubringen. Das Meſſer fürchtete ich am meiſten, für die Folgen des Fiebers zumal; die Geſchwulſt wurde durch ägende

Mittel vertrieben und iſt nun ganz herausgekommen, und der Kopf ſcheint mir eine Fähigkeit des Denkens mehr erhalten zu haben, ſeitdem die Spannung vorbei. Es war mir einige Tage zu Muth, wie es dem Hercules muß zu Muth geweſen ſein, da er das Hemd des Neſſus angelegt. Ein Feuer fühlte ich über mir und fühlte es ſich im Kopf ausbreiten, ohne es wegnehmen zu können. Die freie Luft und Bewegung thaten mir am beſten dabei, und ich habe ſtandhaft Alles ertragen.

Ich habe in dieſer Zeit Allerlei vorgenommen, mußte trotz des angegriffenen Kopfs viel ſchreiben und las auch viel, unter Anderm Wieland's „Briefe“[1]). Die der neuern Zeit haben mich ſehr beſchäftigt, weil ich ſo Vieles mit erlebt habe. Sein Geiſt iſt in jedem Federzug ſichtbar, und man ſieht ordentlich den Ausdruck ſeines Geſichts lebendig in ſich werden. Die Anmuth ſeines Geiſtes wird einem recht lebendig, aber auch findet man, daß es recht ſchwer iſt, ihn unter eine gewiſſe Claſſe zu ſetzen. Sein Verſtand iſt immer Meiſter über die Phantaſie, und es dünkt mir, daß er die letztere mehr in Anſichten des Lebens wie der Kunſt gelten ließ. Kennen Sie die Fürſtin Solms perſönlich? Er ſagt ihr ſo viel ſchöne Dinge, daß man ſie gern

1) „Auswahl denkwürdiger Briefe Wieland's“ (Wien 1815).

kennen möchte [1]). Die Briefe der frühern Periode lese ich jetzt. Sein Geist, seine liebenswürdige Schwatzhaftigkeit ist auch da schon entwickelt; man freut sich, den Gang zu beobachten, welchem sein Geist folgte. Was Frau von Staël sagen wird über ihre Schilderung [2]), weiß ich nicht.

Ich habe so viel lebhaften Verkehr mit Weimar, daß ich Alles erfahre, was dort vorgeht. Daß Goethe so lange ausbleibt, freut mich seinetwegen; denn ich denke mir, es ist ihm behaglich auswärts und er kommt gestärkt zurück. Das Theater vermisse ich hier ordentlich und finde doch auch, daß es ein ganz andres Leben in die Gesellschaft bringt, wenn einmal Gesellschaft sein soll. Die Gedanken werden mehr von der wirklichen Welt abgeleitet, und indem man an idealischen Leiden Antheil nimmt, so verliert man deswegen nicht den Antheil an den realen, sondern erhöht nur das Gefühl für beide. Auch ist doch immer Stoff zur Unterhaltung zu finden, die in kleinen Städten sonst immer nur auf individuelle Verhältnisse sich be-

1) Die Fürstin von Solms ist die deutsche Fürstin, an welche eine Reihe von Briefen Wieland's im zweiten Bande der genannten „Auswahl" gerichtet ist.

2) Höchst unzart drückt sich Wieland über die äußere Gestalt der Frau von Staël aus, die er bei aller Bewunderung für eine „Antipode seines Ideals eines Weibes" erklärt.

ſchränkt; denn das wiſſenſchaftliche Intereſſe iſt ſehr gering.

Uebrigens haben wir eine ſehr erfreuliche Erſcheinung hier; es iſt die Prinzeſſin von Preußen, Schweſter der Fürſtin [1]). Sie iſt ſo ſchön, gut, liebenswürdig und ſieht aus, wie man ſich die heilige Eliſabeth denken mag. Die Trennung von ihrem Gemahl, den ſie liebt, wie man lieben ſoll, um glücklich zu ſein, gibt ihr einen Zug von Trauer, der ihr liebes Geſicht noch intereſſanter macht. Sie erinnert mich in der Wendung ihres Geiſtes, ihrer Anſichten an unſre geliebte Prinzeſſin, doch hat letztere mehr Lebhaftigkeit des Geiſtes und iſt in ihrer frühen Lebenszeit mehr mit Gegenſtänden ernſthafter Art umgeben worden, und der innre Reichthum des Geiſtes, der dieſem lieben Herzen jetzt der ſchönſte Erſatz iſt, iſt früher durch den Geiſt unſrer Henriette geleitet worden zum Schönen und Hohen. Auch die Menſchen, mit denen ſie in Weimar lebte, der Nachklang des Großen und Schönen ſprach ſtärker an ihr Gemüth an. Für die Prinzeß von Preußen, die ſpäter in geiſtreichen Umgang kam, iſt Manches noch neu,

1) Maria Anna, Tochter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. Der Prinz Wilhelm von Preußen befand ſich damals zu Paris, wo er an der Spitze der Avantgarde eingerückt war.

was unſre Freundin ſchon als einen Schatz ihres Geiſtes bewahrt. Beide ſind wohlthätig und hülfreich und haben es gezeigt in dieſen Zeiten. Daß unſre Freundin nicht lieben kann und den Reichthum ihres Weſens dadurch zeigen und enthüllen, das ſchmerzt mich ſtets in ihrem Schickſal! Je mehr ich lebe und beobachte, je mehr fühle ich, daß man viel ſagen kann, wenn man das Gefühl in ſich trägt: Ich habe gelebt und geliebet. Ich möchte ſagen, daß ein Charakter ſich erſt recht entwickelt, wenn ein wahres, inniges Verhältniß und der Bezug des Lebens gefunden. Zum wenigſten ſehe ich die Naturen, die nicht lieben konnten, als Weſen an, die nur halb den Zweck ihres Daſeins erfüllten. Die Liebe zu ihren Kindern iſt ein Band, welches unſre Prinzeß für das Fehlende entſchädigen kann, und ſie wird den ganzen Reichthum ihres Weſens in dieſe lieben Geſchöpfe legen.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen und kann doch nicht mehr ſchreiben heute. Wir haben recht merkwürdige Phänomene erlebt. Der Graf Gröben, welcher mit der Prinzeß von Preußen hier iſt, hat eine magnetiſche Cur begonnen, die recht merkwürdige Reſultate darbietet. Ich würde mich doch ſchwer einer ſolchen Cur unterziehen; denn wir kennen doch nicht alle Kräfte in uns, die erregt und erweckt werden. Es kann auch gehen wie im „Zauberlehrling“ von Goethe, daß der Geiſt nicht wieder

das beſänftigende Wort fände, und was könnte da nicht Alles geſchehen! Es gibt noch viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen läßt: das weiß ich aber unter den ungewiſſen Dingen der Welt und des Lebens, daß ich mich Ihrer Freundſchaft freue und Ihnen alles Gute wünſche. Schreiben Sie mir bald und viel, was Sie denken und treiben. Wenn Sie mir nur perſiſche Gedichte ſenden könnten! Ich habe dieſen Sommer die „Denkwürdigkeiten des Orients“ von Diez geleſen, die mich ſehr ergötzt haben.

63.

Weimar, den 21. October 1815.

Ich wollte Sie am Mittwoch ſchon begrüßen, lieber Freund, und meine Ankunft in Weimar melden. Aber ich habe ſo Vieles zu thun vorgefunden, ſo viel Beſuche zu geben, und auch hielt der 18. October mich ab; denn ich ging in die Kirche, wo der Stiftsprediger Horn eine ſchöne Rede hielt. Den Abend bin ich mit der Generalin Wangenheim auf die Hottelſtädter Ecke [1]) gefahren, wo die Ver-

1) Eine Waldhöhe unweit Ettersburg mit weiter Ausſicht.

gehöhen eine nach der andern hervortraten, und Calderon würde die Sterne der Erde mit denen des Himmels verglichen haben, so erschienen sie am fernsten Horizont, und wir haben den Brocken gesehen. Nach Jena zu hätte ich auch blicken mögen; dort müssen sich die glühenden [1]) Berge in der Saale schön wiedergespiegelt haben.

Ich bin ordentlich leichter aus meinen vaterländischen Bergen zurückgekommen, und die Waldöde und die freie Luft haben mir wohl gethan, auch die freie Bewegung. Hier habe ich eine bunte Welt gefunden; leider vermisse ich unsre nicht wiederkehrende Freundin, die gute, rechtschaffne Frau von Wedel [2]). Ihr ist wohl! doch uns wird sie fehlen, solange wir leben. Bertuch's Tod ist sehr traurig, und man kann nichts darüber sagen, noch weniger den Vater trösten. Dieser ist in einem Zustand der Anspannung, der wunderbar ist und das Gemüth zerreißt, beinah mehr als die Klagen. Es geht so Mancher von uns, daß man beinah sich mehr über die Zurückbleibenden als die Scheidenden wundert! Dabei ist die Welt lebenslustig und weitausblickend, als wenn man Brief und Siegel hätte, daß der Boden unter einem nicht

1) Den Festfeuern zur Feier des Jahrestags der leipziger Schlacht.
2) Die Oberhofmeisterin.

wanken könne. Dies Alles kommt mir jetzt bunter vor, weil ich es mit dem Treiben und Leben der großen Weltmasse mehr verbinden kann als in meinem Thal an der Saale, wo man mehr das Leben des Innern betrachtet.

Fremde strömen hieher und gestern Abend habe ich bei der Hoheit den General Czernitscheff gesehen und gesprochen, von dem man so viel gesprochen in der Welt. Er hat eine sehr interessante Physiognomie, sehr ernst und doch mild und heiter, und spricht recht gut. Er hat uns, da ich neben ihm saß, von Paris erzählt, daß Ludwig XVIII., als er den Kaiser Alexander zuerst sah, und durch ihn nach Paris eingeführt, gar nicht gedankt, sondern gethan, als wenn es sich von selbst verstünde. Die Herzogin von Angoulême soll von großem Stolz sein und harte, rauhe Töne haben. Die Grazien hat sie wol bei so viel Unglück nicht pflegen können in der Erscheinung, das glaube ich wohl, doch die angebornen nicht unterdrücken sollte sie doch. Die Prinzen von Geblüt sollen gar widerwärtig sein, außer dem Herzog von Orléans.

Ich freue mich, bald von Ihnen zu hören, lieber, verehrter Freund. Mögen die warmen Strahlen der scheidenden Sonne Ihnen noch freundliche Eindrücke gewähren! Mögen Sie gute Nachrichten von Ihrem Sohn erhalten! Der meinige ist in Halberstadt oder Quedlinburg. Ich hoffe, Bern-

hard iſt wohl und freundlich, damit er Ihr Herz erfreue. Grüßen Sie Mutter und Kind. Frau von Stein habe ich lebensluſtiger wiedergefunden, als ich ſie verließ; ſie geht ſogar ins Theater. Goethe ſoll recht kräftig wieder zurückgekommen ſein. —

64.

Weimar, den 5. November 1815.

Ich habe ſchon mehrere Tage Sie ſchriftlich begrüßen wollen, verehrter Freund, und immer fand ich eben an den Votentagen Abhaltungen. Ich weiß nicht, wie es in mir iſt, aber ich habe eine Art von Haſt in mir und Eilfertigkeit, und komme mir vor, als hätte ich erſchrecklich zu thun. Dazu kommt eine gewiſſe Bewegung der Weltbegebenheiten, daß man wähnt, man könnte nicht fertig werden. Dabei habe ich viel Beſuche zu geben, ſo viel zu ſchreiben, Einrichtungen für den Winter zu machen. So geht die Zeit hin und wir mit ihr. Ich bin nun drei Wochen von Rudolſtadt zurück und habe nicht einmal noch einen ruhigen Abend bei Frau von Stein zubringen können.

Gersdorff iſt nun acht Tage hier und ich habe ihn noch nicht ſehen können. Er ſoll ſehr mittheilend und belebt ſein. Sein Kind iſt ſo liebenswürdig; der Kleine iſt fünf Jahr. Er wohnte

in der finſtern Windſchen Gaſſe und jetzt nahe bei Bertuch. Der Kleine hat ordentlich den Glauben, die Sonne und der Mond und Sterne wären eben erſt entſtanden, weil er ſie aus ſeinen Fenſtern ſehen kann, und ſpricht mit einer rührenden Freude davon. So geht es den Großen auch, die ſich in der Welt anfangen zu orientiren; es dünkt ihnen Manches erſt entſtanden, was nur ihren Augen verborgen war, aber nur ſind ſie nicht ſo ehrlich, es zu geſtehen, und wollen es ihrem Scharfſinn lieber zuſchreiben.

Ich habe mich recht gefreut, Goethe ſo wohl zu finden. Ich war bei ihm. Ich habe mich dieſen Sommer wieder über ihn erfreut; denn ich kann nicht aufhören den polemiſchen Theil ſeiner „Farbenlehre" zu leſen. Welchen Schatz von Verſtand und Reichthum dieſes Werk enthält, wird man vielleicht nie ganz zu erfaſſen vermögen; es iſt wie eine Naturerſcheinung, die ſtill ſich ankündigt und die größten Reſultate und Wirkungen in ſich faßt.

Unter die Erſcheinungen der lebenden Welt gehört die Verbindung meiner Freundin Oſann [1])

1) Die Witwe des im Jahre 1803 geſtorbenen Regierungsrathes Oſann, Hufeland's Schweſter, entſchloß ſich, dem durch den Tod ſeiner Gattin tief bekümmerten

mit ihrem Oheim. Ich finde es recht ſo und glücklich für ihn; denn wäre zufällig bei dem Verluſt ſeiner Frau dieſe Nichte nicht zugegen geweſen und die Schwiegertochter hätte ſich der weiblichen Sorgen angenommen, ſo würde die Dankbarkeit des guten alten Freundes ihr Rechte zuerkannt haben, die für die äußern Verhältniſſe ſogar einen böſen Einfluß gehabt hätten. — Die jetzige Geheimeräthin wird man in einem ausgedehntern Verhältniß erſt recht erkennen. Sie iſt ein verſtändiges, höchſt moraliſches Weſen und hat ſo einen frommen, erhabnen Sinn; ſie hat ihre Kinder, die alle vorzügliche Gaben haben, mit großem Verſtand erzogen. Sie glaubte nun ſtill und ruhig ihre Tage zuzubringen, und jetzt fodert ihr neues Verhältniß alle Kräfte des Geiſtes aufs neue auf.

Es nenne Niemand frei und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende. Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.

Ich freue mich bei Frau von Stein Ihre ſchöne Sammlung Gedichte zu leſen[1]); es ſind freundliche Blüten des reifen Geiſtes und der tiefern Empfindung.

Geheimerath von Voigt, dem bekannten Staatsminiſter und Freunde Goethe's, ihre Hand zu reichen.

1) „Sammlung kleiner Gedichte", ohne Knebel's Namen in dieſem Jahre erſchienen.

Kennen Sie Körner's „Nachlaß"? Ich könnte es Ihnen schicken zu lesen. Es ist einem so weh, diese Blüten abgestreift zu wissen! Wissen Sie etwas recht Erfreuliches zu nennen, so theilen Sie mir den Namen mit: denn ich weiß nichts von der neuen Literatur. —

Frau von Stein besucht zu meiner Freude oft das Theater und war gestern zum Thee bei Meyerbinghs. Wenn Sie es über sich gewinnt, sich zu vergessen, so ist viel gewonnen.

65.

Weimar, den 15. November 1815.

Da man viel kann, wenn man ernstlich will, so will ich in diesen Morgenstunden den dritten Brief an Sie anfangen, lieber Freund. Da es erst zwölf schlägt, so läßt mir die Botin wol noch Frist, Ihre Fragen zu beantworten.

Erstlich ist die Kaiserin den Sonnabend Abend hier mit Glockenton eingezogen. Daß die Großherzogin Dienstag nach Eisenach gereist, weil sie dort krank wurde, wissen Sie? Sonnabend sind alle kaiserlichen Majestäten und Hoheiten wieder in das öde Schloß gezogen; denn die kleinen holden Prinzessinnen waren die einzigen hofhaltenden Wesen seit dem 7. Es waren Sonntag (den 12.) die Hof-

cavaliers und die mit hohen Hofchargen bekleideten Damen am Hof. Abends wurde die „Iphigenie“ von Goethe vortrefflich gegeben. Die Kaiserin blieb nur einen Act leider; denn der Arzt hatte ihr nicht einmal dies zugeben wollen. Sie sieht sehr verändert aus; ihre Züge sind, schien es mir, aufgetrieben, ihre Augen noch schwer mit den Augenlidern bedeckt, und eine Ermattung lag auf der lieblichen Gestalt ausgegossen, die einem schmerzlich war. Man fürchtet, diese zarte Gestalt nach dem rauhen Norden wandeln zu sehen. Die Worte Iphigeniens, wo die Klage, an dem Ufer der Barbaren ein freudloses Leben zu führen, ihrem Munde entquillt, ist nicht ohne Bezug auf sie, und ich hatte eine Art Schmerz über die Ansicht ihres Lebens und Schicksals, und ich war froh, daß sie vielleicht dies nicht fühlte wie ich. Vier Tage hat die gute Seele sich mit Abschiednehmen betrübt, und ihre Gesundheit scheint sehr schwankend. Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, daß sie die Gewohnheit hat, das Blut, das immer nach dem Kopfe steigt, durch Blutegel ableiten zu lassen. Der Leibarzt hatte drei Tage Urlaub gefodert, und während dem legt eine Kammerfrau die Blutegel an und trifft eine Pulsader. Auf diese Weise folgten Ohnmachten, und drei Pfund Blut verlor sie dabei, und man fand sie im Blut gebadet liegen. Dadurch sollen auch ihre Nerven sehr ge-

litten haben. Und die Gemüthsbewegungen dazu! Auch mag der Aufenthalt außer ihrem Reich manche neue traurige Erfahrungen ihr gemacht haben.

Möchte jeder dieser Könige und Kaiser nun die stillen Tugenden eines Familienkreises aufsuchen, nachdem sie in so viel Macht und Zerstreuungen lebten. Da reiche Naturen arm werden in solchem Gewühl, so müssen die weniger reichen (um nicht armen zu sagen) auch Abnahme der geistigen Kräfte spüren, und in diesem Moment des neuen Erwachens zu bessern Zeiten ist diese getheilte und geschwächte Geisteskraft das Traurigste. Daß die Völker höhere Ansichten gewinnen mußten, wird auch die Herrscher begeistern; wo nicht, das Gute oder Bessere sich ohne sie ausbilden. Sie haben gewiß aus eigner Macht (gehandelt), nicht den großen Willen und Wink des Schicksals geehrt und beachtet. Eine sehr schöne Idee hatte Gersdorff aufgestellt, daß Reformation und Revolution manchen Reichen der Welt und Staaten noch bevorstünden, ehe es besser würde, und das glaube ich auch. Es ist recht erfreulich zu sehen, wie die größern Weltverhältnisse und weitere Blicke in die physische Welt auf einen so reichen Geist wie Gersdorff gewirkt haben. Seine Erzählungen sind sehr interessant und merkwürdig.

Mein Karl ist in Stendal und er lebt dort in sehr angenehmen Dienstverhältnissen. Sein Chef

Obriſtlieutenant von Stechow ehrt und liebt ihn, ſein Rittmeiſter iſt ſein Freund. Uebrigens ſoll es viel Geſellſchaft geben, und ich weiß ihn doch in gebildeten Umgebungen; dies thut mir wohl. Es iſt 17 Meilen von Berlin, und er wird, wenn er dort bleibt, mit ſeinem Obriſtlieutenant nach Berlin reiſen. Dort findet er ſeinen Onkel [1]), der wol für jetzt länger in Berlin bleibt und im Fall iſt, wenn Karl ſich deſſen würdig zeigt, für ſeine Zukunft nicht ohne Vortheil für ihn wirken zu können. Es mag kommen, wie es will, ſo kann ich hoffen, bald entſcheidende Schritte für ein ernſtliches, bleibendes Weiterkommen gethan zu ſehen — und das iſt noch mein Wunſch in der Welt. Für Ernſt iſt in den Regierungsverhältniſſen ein weites Feld geöffnet, und an einer guten Carrière ſoll es ihm, hoffe ich, nicht fehlen, da juſt Wenige hier ſind, die ſich für ſein Fach beſtimmten.

Uebrigens lebe ich ſehr geſellig, ich möchte ſagen zerſtreut, da bald Theater und bald Geſellſchaften ſind, doch meine Geſellſchaften erſtrecken ſich auf einen kleinen Cirkel, wo wir leſen und Lamotte-Fouqué jetzt an der Tagesordnung iſt. Doch ſind die neuern Dichter, meinem Gefühl nach, wie der Zauberlehrling von Goethe, ſie rufen verwirrte Bilder und Geſtalten in die Phantaſie, doch haben

1) General von Wolzogen.

ſie das Wort vergeſſen, die Ordnung wiederherzuſtellen. Ich habe eine ganz unruhige Nacht gehabt geſtern über dieſe nördlichen Bilder und Scenen in der Erzählung Fouqué's: „Sintram und ſeine Gefährten", die uns Linette Reizenſtein bei Mademoiſelle Martin vorgeleſen.

Frau von Stein hatte geſtern ihre kochberger Familie bei ſich. Ihr Enkel geht mit ſeinem Chef hier durch nach Paris. Die gute junge Stein hat ſich mehr aufgelegt, als ſie tragen kann, und dieſer Schritt des Sohns, das Militär zu ergreifen, bringt ihr noch die Auszehrung, fürchte ich. Uebrigens iſt die Mutter Stein, ungeachtet der Klage über die Augen, beweglich und geht in Geſellſchaften und nimmt Theil an der Welt. Es iſt mir oft bang, daß ſie ihre Kräfte nicht mehr zu kennen weiß, und daß ein plötzlicher Stillſtand eintreten könnte.

Von Mecklenburg höre ich traurige Nachrichten, doch will ich nicht Alles fürchten, ehe Boschen mir geſchrieben, die ich heut darum bat. Man übertreibt hier immer die traurigen Gerüchte noch.

66.

Weimar, den 25. November 1815.

Zuerſt den ſchönſten, beſten Dank, verehrter Freund, für die ſchönen Gedichte [1]). Sie kamen eben an meinem Geburtstag an, wo ſie mir eine doppelt freundliche Gabe waren, weil Sie mir ein Zeichen der Muſen waren, die mich ferner ſchützen mögen und mir den Sinn ſtets rein und offen für Ihre Gaben erhalten mögen, ſolange ich leben ſoll. Ich möchte Ihnen Alles abſchreiben, und es würde wieder ein Buch, was mir gefallen, mich ergriffen hat. Wie ſchön iſt „Der Hügel"! wie ſchön die Hymne „An die Sonne"! Allen, die Sinn für das Schöne und Zarte gern aufſuchen, iſt dieſe Sammlung ein großes Geſchenk.

Ernſt wollte zu Ihnen gehen und Ihnen von der Anweſenheit des Erbgroßherzogs von Mecklenburg erzählen. Er ſelbſt hatte nicht ſchlimme Nachrichten, aber erſchrocken von Dem, was das Gerücht ihm verkündigte, war er in dem feſten Vorſatz, ſie zu einer Reiſe und Aufenthalt in einem ſüdlichen Klima zu bewegen. Wenn er will, denke ich, kann er es ihr leicht machen, und wir wollen ſehen, was zur Ausführung kommt.

1) Die ohne Knebel's Namen eben erſchienene „Sammlung kleiner Gedichte".

Den Freitag früh iſt er fort, und Donnerstag hat er noch einen Brief von acht Seiten von ihr erhalten und die Großherzogin von vier Seiten. Für ihre Kräfte zeugt dies doch. Ach, wenn man volles Vertrauen haben könnte in ſolche ſchwache Naturen! denn ich muß offen bekennen, daß es mir oft war, als triebe ihn nur die Angſt, man möchte ihm vorwerfen können künftig, er habe nicht Alles gethan, und ich hatte nicht das feſte Vertrauen, welches ein edler, ſtarker Charakter einflößt. Die Schwäche thut das meiſte Unheil in der Welt; denn wenn auch die Kraft Unheil bringen kann, ſo hat ſie auch die Hülfe in ſich ſelbſt.

Ich bin wie in einem Fieber, bis mir Boschen ſchreibt; denn ſie allein iſt wahr und offen. Die Prinzeſſin ſelbſt auch wird mir nicht den Schmerz machen, daß ich unwiſſend bin mit ihrem Zuſtand. Die Großherzogin zeigt ſich, wie immer, liebend in der Gefahr, und da iſt's, als wenn ſie ihr Gemüth nur offenbaren wollte und möchte. Sie hat dem Schwiegerſohn vorgeſchlagen, um die Reiſe zu erleichtern, die Kinder hier zu behalten. Die nächſte Woche kann uns ſchon Nachricht bringen, wie es gehen wird. Ueber Dresden, Prag und Wien ſollte die Tour gehen; er ſelbſt will mit. Ach, wenn noch Rettung möglich iſt, ſo werden die Mächte des Himmels die geliebte Freundin leiten!

Der Winter iſt ſchon mit Macht gekommen. — Ich möchte eigentlich am liebſten viel in meinem Zimmer ſein, und das geht nicht! denn ſo viel Anlaß zu Geſellſchaften gibt es dieſen Winter, daß man in einer Woche nicht Alles ausführen kann, was man wollte. Zudem gibt es auch Theaterſtücke, die einen anziehen. Kennen Sie „Die Schuld" von Müllner? Man ſagt, es ſei jetzt gedruckt. Am Mittwoch habe ich es mit rechter Aufmerkſamkeit zugehört. Es iſt ein Doctor der Rechte in Weißenfels, der es gemacht hat. Es iſt eine ſchöne Sprache, eine ſchöne Erfindung, und doch iſt es, als wäre dieſes Werk nur das Product des Verſtandes und nicht der Phantaſie. Meiner Einſicht nach beruht in den letzten Acten zu viel auf Erzählungen; der Zuhörer verliert nichts dabei, weil es eine ſo ſchöne Sprache iſt, doch möchte man mit Handlung forthelfen; denn zum Hören allein iſt man nicht im Theater. Wie die ganze Reihe von Schuld ſich entwickelt und der Graf Orindur keine Stimme von künftigem Glück und Verzeihung hören will, ſo ſagt er: „Es gibt einen Altar, auf dem ich büßen will; blau wölbt ſich die Decke über ihm; dort will ich meine Schuld abbüßen und abwerfen" — ich ſage es nur in Proſa wieder —: aber was dächten Sie, wo ſuchten Sie dieſen Altar? Das Schaffot iſt der Altar. Das kann nur ein Juriſt ſo poetiſch aus-

malen, denke ich mir. Unter den neuern Theaterdichtern iſt es aber gewiß einer von denen, die am meiſten Aufmerkſamkeit verdienen; denn wenige haben ſo viele vortheilhafte Anlagen und Mittel in ſich. Wir haben „Heinrich von Hohenſtaufen“ und „Rudolf von Habsburg“ von einer wiener Dichterin geſehen, an denen man ſich gar nicht erfreut. Karoline Pichler kann nur angenehm und leicht erzählen. Selbſt in größern Werken, als in Romanen, bleibt ſie unter den Erzählungen. So iſt ihr „Agathokles“ ein wunderſames Gemiſch von Altem und Neuem.

Ich bin jetzt in Jacobi's Schriften gerathen, die geſammelt ſind. Im erſten Theil iſt Allwill's Briefſammlung und Briefe von und an Hamann, auf welche ich mich ſehr freue. In Allwill's Briefen iſt ein Anklang der Vergangenheit, der einem wohlthut. Es iſt, als hätte man in dieſer Zeit auch am meiſten gelebt und fände auch ſich wieder; denn anders iſt Alles geworden, wie es ſich im Kopf des Dichters und ſeines Helden geſtaltet hatte. Ein merkwürdiger Menſch und Kopf iſt Jacobi und eine edle, nach dem Höchſten ſtrebende Natur.

Das wiſſen Sie wol noch nicht, fällt mir ein, daß Böttiger von Dresden hier durchgereiſt iſt, um in Gotha die Kiſten mit durchſehen zu helfen, die der Doctor Seetzen[1]) geſendet hat. Er wird als-

1) Der berühmte, im October 1811 im Morgenland

dann auch hieher kommen. Von welchem Winde ſein Mantel getrieben wird, weiß ich noch nicht; das weiß ich aber, daß er nicht wie Saul ihn ſo feſt hält, daß man ein Stück davon reißen könnte, er läßt ihn lieber ganz im Stich. Die Zeit her hat er bald allen Mächten gehuldigt.

67.

Weimar, den 29. November 1815.

Dieſer Brief, welcher wol morgen früh erſt in Ihren Händen ſein wird, ſoll Ihnen auch meine ſchönſten Wünſche bringen. Käme er noch dieſen Abend an, ſo ſchlafen Sie mit den Glückwünſchen ein, die ich nicht nur an Ihrem Geburtstag, ſondern täglich an Sie richten möchte.

Ich ſinne und ſinne, was ich Ihnen gern als ein Zeichen dieſes Tages ſenden möchte, und da ich mit Wenigem viel ſagen möchte, ſo erlauben Sie mir, Ihnen in dieſen unſcheinbaren Flacons den Geiſt der Blüten zu ſenden, da es keine Blüten gibt. Waſchen Sie Ihre Stirn damit und, in Waſſer vermiſcht, die Augenlider, damit die Au-

---

geſtorbene Reiſende, von deſſen Lebensende man erſt vier Jahre ſpäter Nachricht erhielt.

gen helle werden, um die innern Anſchauungen des Geiſtes nicht zu verfinſtern. Wie wir die Welt anſehen und nicht was wir in ihr finden, iſt's doch eigentlich, was uns Zufriedenheit oder Unzufriedenheit gibt.

Schreiben Sie mir recht fleißig im neuen Lebensjahre und bleiben Sie oder werden Sie geſund. Die frühe Kälte gibt mir eine innre Mattigkeit zuweilen, die mir ſchmerzlich iſt, die nicht Müdigkeit iſt, die den goldnen Schlaf herbeiwinkt, ſondern wie ein Nachlaß der Kräfte ſich äußert. Aber mein Gemüth iſt thätig und beſtrebt ſich Kraft zu ſuchen in ſtillen Beſchäftigungen, im Leſen oder Mittheilen. Ich habe eigentlich das ruhige Denken verlernt ſeit vorigem Sommer, wo ich immer durch Unruhen gequält wurde; nun iſt mir jeder Moment des ſtillen Nachdenkens, wo ich fühle, daß eine Kraft in mir erweckt wird, ein Geſchenk.

Die Vertheilung der Erdflächen iſt recht an der Tagesordnung und Alles greift zu, wie in Schiller's Gedicht, das prophetiſch auch die neue Ordnung der Dinge verkündet. Wenn man nur auch gedächte das innre Glück zu begründen! Aber da wird es wol nur auf die Individuen ankommen. Wer den Himmel zu ſuchen verſteht, wird auch bei Zeus ihn finden.

Leben Sie wohl, denken Sie freundlich und

liebevoll morgen an mich, damit es jeden Tag des Jahres auch geſchehe! Grüßen Sie Ihre Familie.

68.

Weimar, den 27. December 1815.

Ich habe ordentlich eine Sehnſucht, mich mit Ihnen zu beſprechen, theurer Freund, und möchte wiſſen, wie Sie leben. Sie haben vor acht Tagen Boſchens Brief an mich erhalten und ſehen, wie es unſrer geliebten Kranken gegangen. Eine andre Nachricht ſagt, ſie habe ein Brechmittel erhalten, welches mich bei der Schwäche doch befremdet, aber ſeitdem ſei der Schmerz aus der Seite und die Düſternheit im Kopf vergangen.

Der Erbgroßherzog hat ſeine Frau Schwiegermutter veranlaßt, die Jugendfreundin Tinette einzuladen, und ſie wird Sonntag, denke ich, abreiſen. Schicken Sie alſo Ihre Sendungen zu rechter Zeit. Ich ſinne und ſinne, was ich ſenden könnte, um dieſer geliebten Fürſtin nur ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Ich hoffe, der Anblick dieſer Freundin macht die Jugenderinnerungen lebhaft in ihr. Auch iſt ſie ſelbſt thätig und beſonnen und hat Ausdauer, Kranke zu pflegen. Ich hoffe auch, ſie wird ruhig und natürlich erſcheinen, damit ſie auch

den Umgebungen angenehme Eindrücke gebe — zu ihrer eignen Annehmlichkeit. — Bei einer ſo geiſtigen Natur iſt die Stimmung des Gemüths für ein Heilmittel mitzurechnen.

Ich bin zuweilen in Angſt und Unruh und fürchte mich zu hoffen und zu fürchten, und dieſer Zuſtand iſt recht angreifend. Man muß die Kraft des Gemüths aufſuchen, die uns über die Welt erhebt, ſonſt iſt nicht Troſt zu finden. Auf der Welt geſchieht mir aber doch noch manches Gute. Ich habe alle meine Kinder bei mir. Sonntag Abend denke ich ſehnlich an Karl und dachte, daß dies der erſte heilige Abend ſei, wo ich ihn nicht einmal mit meinen Gedanken zu finden wüßte, da trat er zu uns, heiter, gutmüthig, herzlich. Das Regiment iſt bei Leipzig zu ſtehen gekommen und iſt noch ſeines künftigen Schickſals nicht gewiß. Da hat er Urlaub bekommen auf ein paar Wochen. Von Ernſt wollte ich Ihnen immer erzählen, daß er mir geſagt, wie lieb ihm Ihre Bekanntſchaft ſei und wie reich Ihr Umgang, der ſo belebend auf ihn wirke. Es freut mich ſeinetwegen, daß er den Sinn hat, dies aufzufinden.

Uebrigens geſtaltet ſich eine ganz neue Welt um uns und das iſt mir erfreulich. Erſtlich, daß Gersdorff's Geiſt eine ihm angemeſſene Thätigkeit hat und er auch Ideen für das Gute, die ihm am

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10406/013

Herzen liegen, ausführen wird können[1]). Zweitens, daß wir Ackermann von Ilmenau hierher bekommen[2]). Vor der Hand wird nicht auf ihn zu rechnen sein (denn die neuen Verhältnisse werden seine Thätigkeit ganz fesseln), aber doch mit der Zeit, und es freut einen doch immer, ausgezeichnete Menschen in der Nähe zu wissen. Die Frau wird aus ihren Wäldern in eine Art Einöde gelangen; denn die Art Wirthschaft zu führen, da man Alles (nur) mit Mühe und Anstrengung hier habhaft werden kann, was ihr dort aus ihren Gärten und Bergen zugewachsen, wird sie wol, als eine gute Hausfrau, schmerzlich empfinden.

Die großen Bewegungen in der jenaischen Welt schmerzen mich, und der Stein des Anstoßes, der wie der Bergsturz, dessen Decorationen ich so hübsch fand in der Oper von Weigl, auf einmal über die Welt, die Jugend wie das Alter, sich herniederstürzt und eine Einöde zu schaffen verkündet, den wir Herr F. personificirt vergegenwärtigt, ist eine Schande für die Verwaltungen; denn daß die besten Professoren weggehen, ist ein

1) Er wurde zum Staatsminister befördert, nachdem er bereits zum wirklichen Geheimen Rath ernannt worden war.

2) Der Justizrath und Amtmann Ackermann zu Ilmenau kam als geheimer Referendar nach Weimar. Er war Knebel's Freund.

Tadel für die Regierung, die nicht das Gute feſtzuhalten ſich beſtrebt. Hört man immer, wie viel bei uns für die Wiſſenſchaften geſchieht, preiſen, und ſieht doch den Effect des hemmenden Einfluſſes eines ſolchen Menſchen wie dieſer, ſo iſt es immer recht traurig!

Leben Sie wohl, theurer Freund; wo möglich, ſchreibe ich Ihnen noch im alten Jahre; ich will es zum wenigſten denken und nicht Abſchied nehmen. Die Freundſchaft zählt nicht die Jahre, aber ſie freut ſich, daß ſie den Wechſel nicht kennt.

69.

(Weimar, den 10. Jänner 1816.

Ihr Brief, lieber Freund, iſt mir recht wohlthuend geweſen. Ich habe beinah allen Muth verloren. Ich weiß nicht, was der Erbgroßherzog daran hat, daß er ſeiner Frau Schwiegermutter immer ſchreibt, es ginge beſſer. Sie iſt daher immer voller Muth und wir wagen es gar nicht laut zu ſagen, was wir wiſſen. Boschen beugt wol die ſchmerzliche Anſicht zu Boden, doch hat ſie, wenn es darauf ankäme, doch Muth aus Liebe. Sie würde uns auch beruhigen, wenn ſie es könnte.

Die Reizenſtein iſt den 1. Jänner fort; unſrer Rechnung nach iſt ſie Sonnabend angekommen. Die

Gräfin Beust hat sie begleitet und wird wol einige Tage dort bleiben. Sie wird uns traurige Ansichten zurückbringen; das weiß ich schon im voraus.

Ich möchte, Sie wären bei uns, lieber Freund; denn Sie können nicht mehr allein stehen, wie ich auch, in der Welt nämlich, die um uns lebt und wirkt. Meine nähern Freunde sind theils schwach und andre haben zu viel mit ihren eignen Ansichten zu thun und zu leisten, daß es von keinem zu verlangen ist, rein im Geist die Lage und Verhältnisse Andrer anzuerkennen und klar zu sehen. Also muß man über sich auch mit sich selbst nur zu Rathe gehen, und wenn vom Schicksal keine wirkende Hand erscheint, so entbehrt das Herz

des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Der Einsame entbehrt und still versinkt.

So geht es mir recht oft. Meine Freude sind noch meine Kinder mit ihren frischen Lebenshoffnungen und thätigen Willen. Doch möchte ich da auch rasch weiter helfen und ihr Schicksal ihnen angenehm machen können. Meine Liebe möchte ihnen alles Gute bereiten.

Frau von Stein war vorgestern recht leidend, und gestern war es zu böses Wetter, um viel herumzugehen, da ich selbst Neigung zum Katarrh immer habe. Ich will noch diesen Morgen zu

ihr gehen. In dieser Woche wird Karl auch wieder abreisen. —

70.

Weimar, den 21. Jänner 1816.

Ich schreibe Ihnen nur, lieber Freund, um das Gefühl zu haben, daß ich noch nicht ganz allein bin; denn die Gedanken sträuben sich, an Das zu denken, was uns erwartet, und doch wird die traurige Nothwendigkeit spät oder früh uns nur den Schmerz zeigen und keine Hoffnung mehr.

Seit dem Brief vom 13. ist keine Nachricht wieder gekommen; dies war dieser vom Hofrath Loder an Hofrath Huschke, wo freilich die Zufälle so waren, daß man an keine Hoffnung sich mehr halten konnte. Die falschen Schonungen und Täuschungen und Schmerz ersparen wollen ist eitles Bemühen, und wenn man erst klar sieht, wird die Trauer auch bestimmt ausgesprochen sein, und daß man wahr sein kann, ist ein Ersatz. Unser Bos-chen hat Muth und Liebe gezeigt, die wir ihr nicht genug danken können, daß sie uns so treu schrieb und alle traurigen kleinen Begebenheiten aussprach, die ihr immer wieder das Herz ergreifen mußten. Ninette hat mit dem zurückgekommenen Kutscher geschrieben an Mademoiselle Martin — trostlos. Sie

ahnte nicht, wie sie die geliebte Fürstin finden würde, und noch als sie Abschied nahm, sagte sie, sie habe bessere Nachrichten. Ach, es war Täuschung! Ich fürchte mich für ihre Ankunft; denn sie wird uns nur traurige Dinge erzählen, und meine Art zu fühlen ist von der ihrigen immer verschieden, auch da, wo wir uns am ersten begegnen könnten. Boschen geht nicht von dem heiligen Ort, wo sie so viel verlor, dies fühle ich, und hat nun in der Welt keine Sorge mehr; die Kinder können sie allein noch fesseln, und dort wird sie uns auch langsam entfliehen.

Ich bin in einem Zustand, wo ich nur den Verlust fühle und der Welt nichts abgewinnen kann, die ohnehin immer mehr für mich verstummt; denn die verkehrten Handlungen der Menschen, die man achtete und auf deren Wirksamkeit für das Gute man rechnete, täuschen auch unsre Erwartungen und sich selbst gewiß am bittersten mit der Zeit.

Wenn man so wenig mehr für das Leben erwartete, und soll so mit in dem Strudel fortschwimmen, so fühlt man die Opfer, die man bringen muß, bitter. Ich möchte jetzt ganz still leben und nur aus mir selbst Kraft holen, und mußte das Friedensfest begehen, mit einem Ball noch dazu, den ich meiner Karoline nicht versagen konnte; denn sie macht noch Ansprüche an Freude

und Vergnügen, da sie erst zum Leben erwacht, und ich zur Stille mich am liebsten hinneigte.

Frau von Stein ist ziemlich wohl. Die neue Oberhofmeisterin Gräfin Schulenburg ist auch angelangt. Auch dieser Wechsel erinnert an einen schmerzlichen Verlust. Die gute, rechtschaffne Werthel wird uns immer fehlen. —

71.

(Weimar) Mittwoch den 24. Jänner 1816) Mittag.

Nur ein Wort heut, lieber, theurer Freund. Es ist, als müßte ich Alle, die unsern verklärten Engel [1]) liebten, jetzt mit doppelter Liebe auch begrüßen. Sie würde es uns auch gebeten haben, wenn wir ihre Hand noch hätten fassen können, daß unsre Freundschaft noch ihr Andenken vereinigt ehren solle. Ich bin im Innern ganz vernichtet und kann nur sagen, daß ich lebe und leide. Unser armes Boschen! die armen Kinder! Die Reitzenstein wird zu Anfang Februar wiederkommen; denn die Gräfin Beust hat es geschrieben, daß sie höchstens noch drei bis vier Tage dort blieben.

Ich habe auch ein Bedürfniß, bald nach Jena

1) Die Prinzessin Karolipe war am 20. verschieden.

zu kommen, und werde es suchen möglich zu machen. Es ist so viel um mich herum, daß ich Sie nur begrüßen muß und alles Gute wünschen.

72.

Weimar, den 29. Jänner 1816.

Ich sehe mit Betrübniß, da ich diesen Datum schreibe, wie viel wir in diesem Monat verloren haben, lieber Freund! Auch meine geliebte Fürstin in Rudolstadt hat das harte Schicksal gehabt, ihren geliebten Sohn zu verlieren in seinem funfzehnten Jahr! Man wird über die Kraft zum Leben verwundert, wenn man Alles um sich fallen sieht. Meine gute Mutter ist auch nicht wohl eben jetzt und dieser Kummer der Familie wird ihr gewiß recht zusetzen. So sehe ich immer neuem Schmerz entgegen und fühle doch den auch immer tiefer, der uns an der Ostsee bereitet wurde. Doch ihr ist wohl!

Meine Schwester schreibt mir, daß in diesen Tagen ihr das Andenken der beiden Engelsseelen, die nun vereinigt sind, besonders lebendig gewesen, und setzt hinzu, solche Reinheit der Seele und solche Freundinnen gebe es nicht mehr. Da hat sie wohl Recht! Ich könnte und möchte auch keiner neuen Gestalt so viel Liebe wieder geben im Leben; denn

ich fühle, daß sie mir nur verschwunden, doch nicht verloren sind. —

Ich muß Ihnen noch sagen, warum ich heut schreibe eigentlich. Daß nach allen Resultaten das letzte ist, daß die Großherzogin Mittwoch nicht ins Theater geht, sondern acht Tage später; bis dahin wird auch „Epimenides' Erwachen" gegeben. — Morgen[1]) wird Graf Edling seine Zimmer einweihen und Thee und Concert geben. Der Hof wird nur eine Herrentafel geben und die Großherzogin den Damen ihres Hofstaats nur sichtbar sein. Ein trauriger Tag ist es auf jeden Fall morgen, den wir sonst so gern zu einem schönen Tag uns machten.

73.

Weimar, den 14. Februar 1816.

Ich habe gar zu wenig Ruhe des Geistes gehabt in diesen Tagen, lieber Freund, sonst hätte ich Ihnen schon Bericht erstattet, zumal vom „Epimenides". Es ist immer eine Vorstellung,

1) Am Geburtstage der Großherzogin. Seit dem 12. December war Edling Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

die bedeutend ist, und in dem Darstellen empfindet man erst recht die Größe und den Reichthum der Idee. Die Sprache ist wunderschön und Anklänge einer glücklichen Vergangenheit, der besten Zeiten, wo Goethe noch aller Wirksamkeit seines Geistes vertraute. Als Plan eines dramatischen Werks ist Manches, meinem Gefühl nach, nicht klar genug für die Darstellung, aber als ein Gedicht, mit Handlung begleitet und mit allen Bedingungen der Außenwelt einverstanden, wozu die Decorationen und Verwandlungen gehören, die sehr gut ausgefallen, ist es eine interessante Erscheinung, und wer nicht befriedigt ist, zeigt sich selbst am meisten, daß er weder gerecht noch kunstliebend ist. Bei Gemüthern, die sich die Poesie erklären wollen, statt sie zu fühlen, ist ohnehin Alles verloren, was ein reines erhebendes Gefühl voraussetzt. Auch fühlt man bei solchen Gelegenheiten immer, daß wir keine Nation sind, daß wir kein großes Ganze ausmachen; denn solchen Gemüthern ist jeder Bezug reich und ansprechend, und fünftausend Menschen empfinden mehr als einige hundert.

Die (musikalische) Composition ist sehr brillant, was das Kriegerische betrifft. Ich möchte einige Stellen, die ich sehr liebe, ansprechender ausgedrückt haben, doch da würde man mich wol nicht verstehen! denn in solchen Ereignissen fühlt man nur zu tief, daß die gute und goldne Zeit, wo

man die Poesie mit Liebe und Gefühl aufzunehmen vermochte, vorüber ist.

Der Geist der Unterdrückung hat mehr Spuren in dem Innern gelassen, als man dachte. Weil die Unterdrückung die Gemüther einengte, so haben sie nun sich an den Egoismus gehalten, und dieser verflacht die Welt. Weil sie es nicht fühlen, so soll es auch nicht da sein. Ich fürchte mich eigentlich erst bei dem Gefühl der erwachenden Freiheit in mir; denn nun findet man erst, was man nicht hat und was man doch suchen möchte. Alle diese Reflexionen kamen mir gestern, da ich in einer Gesellschaft war, wo unser neuer Kanzler[1]) seine ästhetischen Ansichten zur Schau stellte, und wo ein Hauptgespräch über Literatur entstand. Die Stelle aus dem Epigramm von Goethe, das sich schließt:

> Wie man bei Bier und Taback sich über den Feldherrn erhebt[2]) —

so kamen mir diese Kunstgespräche vor, unter uns gesagt! Es will Jeder die Kunst fühlen und darüber sprechen und verfällt dabei in den Irrthum, was er empfindet, für Regel halten zu wollen. Da man nun schlecht empfindet, so ist die Folge leicht zu machen.

1) Der vielverdiente Friedrich von Müller.

2) Wol „über den Feldherrn sich hebt". Das Epigramm kenne ich nicht.

Wenn die Nachtigallen nun schon singen wollten, damit man in der freien Natur am Ufer der blauen Saale ausruhen könnte. Man fürchtet sich ordentlich, die Welt zu sehen, wie sie jetzt ist, wo einem lauter Unsinn entgegenkommt.

Die Reisenden sind von Ludwigslust wiedergekommen, gestern. Ich fürchte mich recht sie zu sehen, und doch ist das heilige, reine Andenken so beglückend, auch noch jetzt, da es nur in unsern Herzen noch sein Leben bewahrt. Diesen Nachmittag will ich Linette aufsuchen. Ich fühle, daß Boschen für sich Recht hat, und daß ihr der Gedanke, dort auch das Schicksal zu erfüllen, welches unsre Geliebten früher erreicht, ein Trost ihres Lebens sein wird. Obwol ich mich sehr glücklich preisen würde, sie unter uns zu wissen und heilig mein Gefühl für unsre Geliebten aussprechen zu können. Aber zur Freude ist sie nicht mehr da, und Trost muß das blutende Herz nur suchen, wo es ihn zu finden vermag.

Ich sage nur ein Wort. Ich fand die Schwestern beide, von denen ich eben komme. Wie unser Wiedersehen war, können Sie denken. Jetzt, da ich den ersten schmerzlichen Eindruck überwunden, ist es mir ein Trost gewesen. Linette hat Ihre Briefe und die meinigen zurückgebracht; sie waren noch nicht ausgepackt. Aber es ist mir

tröstlich, dieses Andenken. — Ach Gott! wie ein Engel hatte unsre Geliebte gelebt und gelitten. Gott segne Sie Alle. Nächstens mehr.

74.

Weimar, den 24. Februar 1816.

Ich habe Ihre Briefe erhalten, lieber Freund, und sende sie Ihnen doch lieber zu. Sie sehen, daß die Aufschrift mit Bleistift noch von einer geliebten Hand ist. Mit welchem Schmerz ich die meinigen wieder in der Hand halte, fühlen Sie. Ich hatte so eine schmerzliche Angst, ehe ich ihrer habhaft werden konnte. —

Denken Sie, daß den 2. März der Erbgroßherzog von Mecklenburg soll anlangen mit unserm holden Prinz Albrecht und Prinzeß Marie. Wie schmerzlich wird mir dieser Anblick sein! Er selbst hätte meinen Wünschen nach noch nicht kommen sollen; denn warum ihn sehen, da er uns das Beste, Liebste nicht mehr bringen kann. Und man mag es machen, wie man will, man kann sich nicht verwehren zu denken, wie uns unsre Geliebte noch hätte erhalten werden können. Nun hätte er doch den Ausschlag geben können in früherer Zeit, als sie von Töplitz kam, das ist nicht zu leugnen. Mich schmerzt jeder Gedanke an eine

Möglichkeit der Erhaltung! Ich kann noch nicht ruhig über diese Gegenstände nachdenken. Er wird klagen, jammern. Kettenburg[1]) (unter uns gesagt) sagte mir einst, er käme sich selbst so gern unglücklich vor und gefiele sich im Schmerz. Daß er jetzt den Schmerz tief empfindet, will ich wol hoffen und glauben. Aber es ist doch ein andrer Schmerz als der unsre, und eine feste, starke Natur vom Leiden unterdrückt zu sehen, ist viel ergreifender als eine schwache, leicht bewegliche, wo auch die Bilder leichter wieder verwischt werden. Friede sei mit unsern Lieben, die über dem Wandel der Welt nun erhaben sind! Unsre geliebte Henriette ist mir jetzt noch viel näher wieder. Ach, wohl ihr, daß sie diesen Schlag nicht erlebt hat.

Die kleine liebe Prinzeß Helene, die die Mutter in so früher zarter Jugend einzig liebte, soll sehr schwächlich sein[2]). Auch diese wird den Geliebten folgen, denke ich, und wohl ihr! Diese Kinder sind meinem Herzen innig nahe; ich möchte mit ihnen leben können, um alle Züge der ge-

1) Vgl. oben S. 97.

2) Sie ward am 24. Januar 1814 geboren. Am 30. Mai 1837 vermählte sie sich mit dem Herzog von Orléans, der ihr am 13. Juli 1842 entrissen ward. Die beiden Söhne der Erbgroßherzogin, Albrecht und Magnus, waren am 11. Februar 1812 und am 2. Mai 1815 geboren.

liebten Mutter aufzufinden. Der arme Erbgroßherzog, der Bruder, soll untröstlich sein, die Großfürstin ihm wie ein guter Engel zur Seite stehen und ihn nicht verlassen. Der Segen der geliebten Verschwundnen ruhe auf diesem Verhältniß! Sie war so wohlthuend für Beide, und Beide haben viel Liebe verloren.

Am Dienstag hat uns Goethe bei der Großfürstin persische Gedichte vorgelesen, die persische Wendungen und Gegenstände haben, aber den Geist des einzigen Dichters wohl bezeichnen! Ich fühle wohl, wie es zuweilen der Phantasie wohl thun kann, ganz fremdartige Motive wie Bilder aufzusuchen, um sich wieder zu beleben und Fremdartiges belebend zu erschaffen, wenn in der umgebenden Welt und ihren Bedingungen der Stoff nicht immer anspricht. Uebrigens ist Goethe heiter und gesellig, und vorigen Donnerstag war er bei Geheimerath von Voigt den Abend von der besten Laune.

Eine eigne Erscheinung beschäftigt uns. In einer Scheune in Blankenhain, wo einmal eine reisende Schauspielergesellschaft spielte, standen Heiligenbilder, sehr schön in Holz geschnitzt, besonders einige, aber nach der Zeit eines falschen Geschmacks übermalt mit bunten, grellen Farben. Die Schauspielergesellschaft belustigte sich, die Nasen abzuschneiden. Zuletzt kamen sie auf den Boden des blankenhainer Schlosses. Man hat sie aufgefun-

den und ersehen, daß sie in die Kirche des bei der Reformation zerstörten Klosters in Berka gehörten. Jetzt sind sie hier, die Nasen ergänzt, die Farben angefrischt, und sie sollen nach der Wartburg gebracht werden. Der heilige Erasmus und die heilige Ottilie waren in das Voigt'sche Haus zum Anschauen gebracht worden, und darüber haben wir viel gesprochen. Wie die elsässische Heilige mitten nach Thüringen komme, ist doch ein Räthsel. Doch führt der Himmel seine Heiligen wunderbar nach dem Sprichwort, und diese Naturen gehören auch nicht einer Nation allein an.

Sie wollten längst etwas von Frau von Wedel ihren Büchern wissen. Die Schwestern und Nichten haben sich alle kommen lassen nach Schwaben. — Ihr Schreibtisch ist auch nach Schwaben gewandert. Dort mögen sich noch die Nichten am Beispiel der guten Tante bilden, die sich ihr warmes Gefühl für Kunst und Wissenschaft auf eine seltne Art erhalten und ausgebildet hatte. Man erfuhr es nur nach und nach, was sie bewahrte im Herzen.

75.

Weimar, den 6. März 1816.

Ich wollte Ihnen Sonnabend nicht schreiben, weil ich erst die Ankunft der Mecklenburger abwarten

wollte, um Ihnen Kunde zu geben von diesen Gegenständen, die in den letzten Stunden unsre verklärte Freundin umgaben. Es ist mir eine wehmüthige Empfindung gewesen, und es war mir am zuträglichsten, daß ich alle einzeln sah. Zuerst kam der Kammerherr Rantzau zu mir, Montag früh der Erbgroßherzog, und Nachmittags sah ich die Kinder. Es ist unbeschreiblich, wie viel Prinz Albrecht der geliebten Mutter ähnlich ist, ihre Mienen, ihre Züge; sein Gesichtchen ist größer geworden und hat etwas von der frischen zarten Farbe verloren. So klug und feinfühlend sieht aber sein Gesichtchen aus. Es ist ein eigner Reichthum der Liebe, der mich zu diesem Kinde zieht; ich möchte ihn immer bewachen können und der Mutter Liebe ihm ausdrücken. Er will noch nicht viel mit Fremden zu thun haben und wird erst nach und nach sich anschließen und bekannt werden. Die Prinzeß Marie ist dreizehn Jahr alt[1]), ist so groß wie unsre Großherzogin, hat ein kindlich freundlich Gesicht, aber sie ist so stark, daß man fürchten könnte, die Materie siegte über den Geist bei ihrer Entwicke-

1) Aus der ersten Ehe des Erbgroßherzogs mit der Großfürstin Helena Paulowna stammten die Prinzessin Marie (geb. den 24. Juli 1796) und Prinz Paul Friedrich (geb. den 15. September 1800).

lung. Man denkt, sie wäre zwanzig Jahre alt. Sie ist kindlich heiter und doch ernst, wenn es nöthig ist. Die Liebe und Sorgfalt, die sie für den Bruder trägt, ist unbeschreiblich. Man sieht den Geist der geliebten Mutter sich aussprechen, und es ist, als wäre sie sein guter Engel nach diesem Vorbild. Die Erzieherin Mademoiselle Salomon ist sehr verständig, sehr gebildet und hat eine Sorgfalt für die Kinder, die fühlen läßt, daß sie es weiß, was sie verloren haben. Diese Gestalten sind mir wie die Boten aus einer andern Welt, und ich sammle mir jeden Zug im Gemüthe, der mir von dem Leben und Wesen unsrer Fürstin sich einprägt durch ihre Erzählungen.

Der Erbgroßherzog selbst ist sehr freundlich. Ich möchte nicht sein Gefühl in mir haben, wenn er all die Gegenstände erblickt, die ihn an seinen Aufenthalt erinnern mit der Gemahlin; denn das ist wol nicht zu leugnen, daß die letzte unglückliche Niederkunft ihre Kräfte erschöpft hat. Der kleine Prinz soll auch sehr wenig Hoffnung zum Leben haben. — Die kleine Prinzeß soll auch sehr schwächlich sein. Für diesen Schmerz, ein geliebtes Kind zu verlieren, ist diese Engelsseele nun nicht mehr gefährdet.

Unser Boschen ist treu und liebend, und hat mir ein liebes Andenken gesendet, welches sie für

den 18. Julius [1]) voriges Jahr gearbeitet und welches unsre Fürstin noch gebraucht hat. Ach, es ist aber so schmerzlich, daß eben der Geist, der sich unendlich fühlt, keine Spur seines Bleibens zeigen kann, und solche leblose, vergängliche Gegenstände dauern fort.

Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß wir uns Sonntag Abend recht lebendig mit Ihnen beschäftigten und uns des lebenden, mittheilenden Geistes unsers Freundes freuten. Frau von Stein ließ sich von mir aus Ihren Gedichten lesen. Die Hymne „An die Natur" ist so schön. Frau von Stein ist zuweilen so lebhaft von den Dichtungen ergriffen, daß es mir recht wohl macht, mit ihr darüber zu sprechen. Es ist oft, als wenn es ihr Bedürfniß wäre, und das freut mich.

Denn in des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.

Wenn ich nur aus den Bewegungen des Gemüths mir erst die Freude an der Poesie wieder gewinnen kann, so ist das Leben schon wieder anmuthiger. Ich lese auch jetzt den Ariost wieder, nur in Prosa von Tressan, und doch ist mir die Poesie, die ich aus der rauhen prosaischen Sprache herausfuche,

1) Den Geburtstag der verstorbenen Prinzessin.

wohlthuend. Im Original muß es einen eignen Zauber gewinnen.

Ich möchte auch englische Blätter lesen können. Doch wollte ich übrigens, daß die Ausländer unsre Dichter ehrten, wie wir die ihrigen; denn es ist schwer, Poesie zu verstehen, und was nicht angeboren ist und dem Wesen, den frühesten Eindrücken verwebt, ist schwer zu fassen. Der gutmüthige Deutsche, sagt Herder irgendwo, der von jeher gewohnt ist, fremden Nationen nachzuahmen, trägt auch seine Gefühle so gern in andre Gegenstände über und eignet sich das Gute an. Die andern Nationen sehen immer auf uns herab, und ich glaube immer, daß die Engländer denken, es wäre Gewinn für uns, wenn sie uns anerkennten, nicht für sie. Ich werde auch stolz am Ende, und wie Mephistopheles sagt:

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.

So muß man es auch machen, wenn man der Welt etwas abgewinnen will. In meinem Herzen kämpfen die größte Ergebung und Demuth und der Wunsch der Anerkennung des Guten und Wahren, und deswegen ist mir die Welt, wie sie ist, recht ungleichartig und unerfreulich oft. Mir ist's oft, als fiele eine Hülle nach der andern von den Gegenständen ab, und der Zauber der Lebenserscheinungen

verwischt sich, je länger man die Welt betrachtet und das Herz nichts mehr gewinnen kann.

Wenn wir nur in den Verfassungen und Gesetzen Heil sähen, damit die äußere Existenz nicht beunruhigt würde! Aber eben da sieht man nur verwirrte und dunkle Bilder, und wie in den Schnörkeln der Arabesken sich aus Blumen menschliche Gestalten, Thierköpfe und Attribute entwickeln, so erzeugt sich aus dem Wahn und Irrthum der Gemüther, wo alle Leidenschaften ihre Rechte geltend machen wollen, keine freie, schöne Vegetation, sondern Wald, Strauchwerk, wo nicht gar Unkraut, und häßliche Thiergestalten. Zu dem Einklang und dem stillen Gang der höhern Sphären kann sich noch kein menschlicher Geist erheben, und diese Ordnung, dieses Gleichmaß können die irdischen Gewalten nicht erreichen und sollen doch darnach streben.

Wenn nur der März erst recht eintritt, so fahre ich einmal an die schöne Saale und freue mich an den grünenden Weiden. Hier sieht man an der grauen nassen Erde und den schwarzen Lindenstämmen noch gar nicht, daß die Natur sich wieder neu bekleiden will. Leben Sie wohl, theurer Freund, und erhalten sich ihr Gemüth mit den Sternen und Blumen und schönen Erscheinungen der Natur in der Erde, auf der Erde im Einklang! Denn Sie haben die Kraft, das Schöne zu ergreifen, weil Sie es fühlen. Alles Gute sei mit Ihnen!

76.

Weimar, den 27. März 1816.

Ich habe wohl gefühlt, theurer Freund, daß ich länger, als ich wünschte, geschwiegen habe. Aber während ich der Welt ganz müde bin, muß ich immer daran Theil nehmen und habe die Zeit her jede Woche von Anfang an gewußt, wie ich den Tag zubringen sollte. Da fiel es mir so schwer, mich recht mit Muße zu meinen Freunden zu denken und ihnen etwas Gutes von mir sehen zu lassen. Es ist eine Zerstreuungssucht hier, die in Leerheit ausartet, und man kommt selbst mit denen man etwas zu sprechen hätte, nicht dazu, kluge Dinge zu berühren. Goethe ist gar nicht sichtbar, und die Masse des Verstandes, der im Umlauf war ehemals, ist beinah aufgebraucht, und man fühlt keine neue belebende Begeisterung um sich. Ich bin oft, als wenn ich aus der Schattenwelt wiederkehrte, und wenn es mir nicht gelingt, ehe ich in die Gesellschaft trete, meinen Geist durch etwas erhöht zu haben, so wird er gewiß nicht erhoben. Und dabei glaubt man noch dazu, man sei so recht, und der Verstand und das Vorschreiten sei nicht nothwendig. Sie können doch Ihren erfundnen Thiodolf[1]) weglegen und sind ihn los;

1) „Die Fahrten Thiodolf's" von Fouqué (1815).

wir haben aber Thiodolfs in der Natur, und die Gestalten drängen sich mächtig vor. Aber nur die Ungeschicklichkeit und nicht die Kraft ist der Hauptzug der wirklichen. Ich bin nicht so ungerecht wie Sie gegen dieses Werk und habe doch Manches darin gefunden, was mich sehr angesprochen, wenn ich einmal die Unformen und den erzwungnen Geist des Verfassers zugeben soll. Daß es ihm an geregelter Dichtergabe fehlt, weiß ich wohl; wenn man aber in den Bildern der Phantasie wühlt und wühlt, so gestalten sich doch hier und da zufällige Formen oder nur Anklänge. Als ein Zeichen der Zeit ist es mir eine sehr traurige Erscheinung. Ich muß immer sagen wie Attinghausen (im „Wilhelm Tell"):

Unter der Erde schon liegt meine Zeit.
Wohl Dem, der mit der neuen nicht muß wandeln!

Ich habe nur noch die Freude über meine Kinder zum Leitstern meines Lebens. Sie zeigen mir Gesinnungen, die sie vielleicht auch nicht zum Glück des Lebens führen werden, aber sie sind der Ausdruck eines bessern Wesens, und ihre Liebe für das Rechte und Ehrenvolle ist immer der Grund eines innern Glücks, das doch nicht zerstört werden kann. Karl ist acht Stunden von mir, in Wiehe, doch denke ich, wird er einen Transport nach den Nie-

derlanden begleiten. Das ist mir das Traurige, daß das Schicksal des Soldaten immer ungewiß ist, wie ihr Aufenthalt. Für die Jugend ist es nicht unerfreulich, doch für das reifere Alter ist es nicht so erwünscht, und man verliert immer den Faden, den man gern an Die, die man liebt, anknüpft, und sie gern zu suchen weiß. Uebrigens ist die äußere Lage für jetzt nicht übel und besser als jeder andre Anfang.

Die Mecklenburger sind hier ganz einheimisch. Diese Woche, hieß es, würden sie nach Gotha auf einen Tag reisen. Die Prinzeß Marie ist so gut und liebenswürdig mit ihrem kleinen Bruder, daß man ordentlich den Geist der Mutter ahnt. Der kleine Prinz Albrecht ist so lieblich, so geistreich, daß man ihn unbeschreiblich liebt. So hat er sich die Liebe seiner Großmutter recht zu erwerben gewußt, und er liebt sie so, daß er sagt, er möchte sie kaufen, damit er sie mitnehmen könne. Mit ihren eignen Kindern war sie keineswegs so liebend, auch mit den hiesigen nicht. Dies thut mir aber recht wohl. Ach, das Kind erweckt eine schmerzliche Sehnsucht oft in mir, die nie mehr kann gestillt werden! Die Stimme, die Züge der Mutter sind ihm eigen! —

Die Sonne ist so freundlich, daß ich hoffe, es ist Ihnen auch wohler. Suchen Sie den Styx

noch nicht, lieber Freund, wir wollen noch in Ihrem Paradieſe [1]) herumwandeln.

77.

Weimar, den 30. März 1816.

Es iſt mir recht leid, daß Sie ſchon wieder im Bett liegen mußten, lieber, verehrter Freund. Auf der Erde herumwandeln kann man zwar auch nicht; denn Sonne, Mond und Sterne verlaſſen uns. Es iſt doch höchſt ſeltſam, wie wenig die Sonne ſcheint. Hat man keine Urſachen gefunden, die uns Aufſchluß gäben? Wenn ſich nur unſer Planet nicht verdichtet zu einem feſten Körper, und wir müſſen noch ſo langſam fortathmen und der ſchönen Einflüſſe der Himmelskörper beraubt in einem traumähnlichen Zuſtand in der Dämmerung leben!

Ich lebe ſo fort, eigentlich nur beunruhigt von den äußern Erſcheinungen, die meine Kräfte in Anſpruch nehmen, die phyſiſchen nämlich; denn wenn ich ruhen kann und etwas leſen, ohne immer geſtört zu werden, ſo erhole ich mich allmälig wieder. Der ruhigen Abende gibt es aber ſo

1) Den Namen des Paradieſes führt der angenehme Spaziergang längs der Saale, woran Knebel's Haus gelegen iſt.

wenig; denn es gibt Besuche zu machen, Briefe zu schreiben, Theater, Verhältnisse zu begründen, Talente zu üben, Kinder zu bilden, kurz, es ist einem zuweilen das Gefühl lebendig, daß man zu viel übernommen oder ausführen soll für die Neigung, die man dazu hat.

Die mecklenburger Familie suche ich auch oft auf, die kleinen lieben Kinder hier auch; denn die Prinzeßchens wie ihre Erzieherinnen [1]) sind mir recht lieb und gehören zu dem Guten, was ich noch recht innig ergreife. — Die Prinzeß Marie ist recht gut und wohlwollend und erweckt rechte Neigung. Prinz Albrecht zieht immer meine ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Ich lese jetzt vom Abbé le Pratt „Le congrès de Vienne". Es ist beinah nöthig, diese Schrift zu lesen, weil man von vielen Verhältnissen, über welche man viel reden hörte, unterrichtet wird. Uebrigens hat man diese Dinge auch nicht eben von der erfreulichen Seite kennen lernen. Er sieht freilich immer wie ein Franzose die Welt und

1) Mademoiselle Martin und die Witwe des Professors Batsch. Die beiden Prinzessinnen sind Marie Luise Alexandrine, geboren den 3. Februar 1808, und Marie Luise Katharine, geboren den 30. September 1811. Die erstere vermählte sich im Jahre 1827 an den Prinzen Karl von Preußen, die andre, die jetzige Prinzessin von Preußen, im Jahre 1829 an den Prinzen Wilhelm.

weiß die ſcharfen Seiten Andrer leichter zum Inſtrument der Verwunderung zu machen als die ſeiner Nation; denn gerecht kann kein Franzoſe gegen Andre ſein, wenn er nicht mit ſich zufrieden iſt; aber er hat auch leider viel Wahrheiten zu ſagen.

Heut wird Prinz Bernhard im Theater ſein; er ſollte geſtern ſchon kommen, doch habe ich über ſeine Ankunft noch nichts Beſtimmtes erfahren. Er wird ſich vermählen oder doch verloben jetzt mit der jüngſten Prinzeß von Meiningen, die ein ſehr gutes Geſchöpf iſt und ihn gewiß glücklich machen will, wenn es von ihr abhängt.

Frau von Stein leidet auch am Schnupfen und fühlt die grauen Tage. — Wir ſind Alle wie in einem Traum und denken immer, wir müßten auch erwachen zu einem andern Zuſtand; ein ſo langer Schnupfen beherrſcht uns Alle. Wann wird eine milde Sonne und Frühlingslüfte uns aus dem Traum wecken?

Heut werden wir „Achill“ (von Pär) hören. Die Mademoiſelle Brizzi hat gar viel Angenehmes und intereſſirt ſchon, wenn man ſie ſieht; ihre Stimme hat nicht viel Umfang. Am Mittwoch habe ich einen ſehr ſchönen Abend gehabt. Ich war bei Mevdinghs, wo uns Meyer aus ſeiner Kunſtgeſchichte geleſen, die mir ſehr bedeutend erſcheint; denn ſein Verſtand ſieht ſo hell und theilt auch dieſe Helle andern mit, und man wird ſo

angenehm veranlaßt, seinem Ideengang zu folgen, und die Gebilde der Götter und Heroen stehen so hell in der Seele. Ich wollte nur, Sie könnten einmal in Rudolstadt die Abgüsse der Kolossenköpfe sehen, wo der eine von Phidias ist [1]). Man hat lange über diese Eindrücke zu denken, und es ist recht belebend und stärkend. Wie viel liegt in den Andenken der alten Kunstwerke! Welche Kräfte wurden da angewandt und ausgesprochen! Da käme einem unsre kluge Zeit, die Weisheit, recht tödtend entgegen! Und doch, denke ich, müssen die Epochen des menschlichen Schaffens und Wirkens abwechseln, damit alle Kraft zur Sprache kommt, die die Natur bewahrt. Daß wir die Zeiten nur ahnen und empfinden können, ist auch eine Göttergabe. Die Poesie wie die bildende Kunst sind uns ein Trost, den wir nicht genug preisen, wenn wir ihn auch fühlen. Als ich in Dannecker's Atelier war in Stuttgart [2]) und ihn unter den prächtigen Abgüssen der Antiken sah, und selbst die Kraft und Freude in sich fühlend, etwas zu erschaffen und in der Kunst sein Wesen zu vervielfältigen, da empfand ich recht lebhaft, daß eigentlich dies das wahre Leben ist, und wobei man Alles vergessen kann und sich über Alles erheben. —

1) Vgl. Goethe's „Werke", XXVII, 169 f., 331.
2) 1793 oder im folgenden Jahre.

Ich hoffe, Ihre liebe Familie iſt wohl. Meine mit mir lebende bildet ſich recht für Muſik aus und Karolinchens Stimme macht mir manche frohe Stunde; ſie ſoll Ihnen auch, hoffe ich, noch vorſingen.

78.

Weimar, den 24. April 1816.

— Ich hatte ſo viel Geſchäfte, ſo viel Störungen, und habe jetzt immer das Schickſal, daß meine Beſuche, die eben mit ihrer Zeit zu Rath halten müſſen, die Frühſtunden wählen. Da man auch in den andern Stunden oft verſucht wird, ſpazieren zu gehen, ſo findet man ſich da auch am erſten zu Hauſe. Ich ſchreibe am liebſten, wenn die Morgenſonne meinen Schreibtiſch beſcheint, und nach 8 Uhr Abends nicht gern, wo ich vielleicht noch Zeit fände. —

Am Sonntag hatte ich die Freude, aber mit inniger Rührung vermiſcht, den Miniſter Pleſſen aus Mecklenburg am Hof zu finden. Er hatte mir auch einen Brief von Boſchen mitgebracht. So eine Innigkeit und Klarheit des Weſens und ſo viel Gemüth hat ſelten ein Menſch. Er liebte unſre Freundinnen und hatte recht das Weſen der Geliebten erkannt und empfunden. Mit der größten Ruhe von außen empfindet er ſo zart und in-

nig, daß es einem ein wahrer Gewinn des Lebens iſt, ſich mit ſolch einem Gemüth befreundet zu wiſſen. Er iſt geſtern früh ein paar Stunden bei mir geweſen, und ich habe ſo viel über unſern verklärten Engel gehört, als ich von den andern Mecklenburgern in dieſen ſechs Wochen nicht erfuhr. Er hat mir erzählt, daß er die Aerzte aus Berlin über alle Möglichkeiten des Zuſtandes noch befragt, und der eine ſagte, daß man der Krankheit hätte vorbeugen können, als man zuerſt die Magerkeit bemerkte. Dies war in dem erſten Jahre, wo mir die geliebte Henriette auch einmal ſchrieb, daß ſie Sorge trüge über das Ausſehen der Geliebten. Die ſpätern Verſuche und Reiſen in ein andres Land hätten nur hinhalten, nicht heilen können. In den letzten Tagen des Decembers hat er ſie zuletzt geſehen; da, ſagte er mir, ſei der Ausdruck des lieben Geſichts mild und verklärt geweſen. —

Ich habe es ihm ans Herz gelegt darüber zu wachen, daß Alles noch in ihrem Sinn fortginge, daß er wachen ſolle über die geliebten Kinder, wenn er ſähe, daß etwas geſchehen könne, was er nicht im Geiſt der Mutter zu ſein glaube. Er intereſſirt ſich ſehr für Schubert und liebt ſeine Schriften[1]). Es iſt mir leid, daß er jetzt eben nach

1) Gotthilf Heinrich Schubert war als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs von Nürnberg berufen worden,

Frankfurt geht und nicht in den ersten Zeiten Schubert zur Seite steht. Im Herbste denkt er zum wenigsten auf einige Zeit nach Mecklenburg zu kommen. Bis dahin mögen dem guten Schubert die Götter helfen! Sein Herr wird ihn am wenigsten fassen, fürchte ich. Wenn Schubert nur die Klugheit des Lebens hat, seinen Weg fortzugehen, ohne auf Andre zu blicken, und nicht hart zu urtheilen, so kann er in der Stille manches Gute ausstreuen, was ihm Früchte bringt in die Zukunft. Seine jetzige Schülerin[1]) ist ein gutes, weiches Wesen, ohne Tiefe des Geistes, doch mit Gefühl; sie ist nicht sehr zur Thätigkeit des Geistes aufgelegt, durch ihr natürliches Wachsthum ohnehin, aber die Güte ihres Herzens wird den Willen stärken. Prinz Albrecht hat mein ganzes Wesen bewegt und ist mir lieb wie ein eignes Kind. Ohne Sorge bin ich nicht um ihn; wenn man ihm nicht überlegen ist und ihn durch Strenge behandeln möchte, so könnte er auch bösartig werden. Man muß seinen Geist beruhigen, nicht aufregen. Ich glaube, für diese Art Naturen ist das

wo er Director des Realinstituts war. Er hatte durch seine Schriften „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" und „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In Jena hatte er Medicin studirt.

1) Prinzessin Marie.

Leben mit der Natur und die Beobachtung derſelben das Heilſamſte. Der Miniſter Pleſſen hat ganz Recht, daß er mehr mit Kindern ſeines Alters ſein möchte.

Daß die künftige Oberhofmeiſterin die Frau von Bechtolsheim, eine geborne Franzöſin, wird, billige ich nicht; denn eben da, wo der Sinn der Mutter nicht herrſchen kann, und wo man vorausſieht, daß eine ſolche Natur nur auf die Form, nicht auf den Gehalt ſieht, und was der gute Schubert von hohen Anſichten erweckt, durch die Convenienz, die Façons einer Franzöſin wieder eingeengt wird, da denkt man ſich einen ewigen Contraſt. Man hätte nur eine rechtliche, anſtändige und verſtändige Frau des Landes erwählen ſollen, die das Andenken der geliebten Fürſtin heilig gehalten und noch aus Ehrfurcht dafür gehandelt hätte. Aber der franzöſiſche esprit wird in dieſem Boden zu leicht wurzeln, und eine äußre Bildung, aber keine innre hervorbringen. Es iſt geſchehen, und wir wollen im Stillen zuſehen! Aber daß die Fürſten immer nicht aufhören, das franzöſiſche Weſen zu nähren, und darin ihr Heil ſuchen, nachdem ſie aus langer Erfahrung geſehen, zu was Ende der fremde Geiſt führt, zeugt von ihrer Kurzſichtigkeit und Verblendung. Unſre Prinzeſſin hätte gewiß dieſe Wahl nicht getroffen. Frau von Stein hat viel Gutes durch die E. von ihr gehört; aber

diese Quelle ist meinem Gefühl nach nicht die reine; denn sie ist auch in der Unnatur alt geworden, wie Alles in Gotha lebt.

Wenn ich mir bedenke, wo ich sein und leben möchte, so findet man nur die Gipfel der Berge noch wünschenswerth; denn gefallen thun mir die Menschen nicht. Ich selbst verlange nur für Augenblicke Freundlichkeit, Wohlwollen, Antheil und Verstand, wenn ich unter der Welt leben soll. Wenn es auf die Foderungen eines erhöhtern Gefühls und Geistes ankommt, so soll man in Demuth bleiben und lieber nichts von Andern verlangen und die Schwingen des Geistes im Stillen versuchen. Es wird doch noch anziehende Kräfte in der Natur geben, die für uns da sind, ob wir gleich sie nicht ohne Mühe finden; finden wir sie, so ist das Glück desto größer.

Eine recht traurige Geschichte habe ich vernommen. Vor zwei Jahren war der Professor Müller[1]) aus Stuttgart hier, mit seiner Frau, zwei lieblichen Kindern, und die Künstlerfamilie zog nach Dresden, wo der Mann, der Sohn des berühmten Kupferstechers, von der schönen Madonna des Rafael einen Kupferstich verfertigte. Das Werk ist so gelungen, daß es für alle Zeiten ein Gewinn

1) Johann Friedrich Wilhelm Müller. Er starb auf dem Sonnenstein am 3. Mai 1816.

für die Kunſt iſt. Er hat dafür 5000 Fl. erhalten und war im höchſten Glück und Freude. Die Frau iſt eins der lieblichſten Weſen, das ich kenne, und hat eine himmliſche Stimme. Sie iſt Tannecker's Pflegetochter und hat ſich mit großer Mühe, doch aus Liebe zu ihrem Mann aus Stuttgart entfernt. Ich ſah ſie in Stuttgart ſchon und freute mich ſo an ihr. Der Mann iſt nun wahnſinnig und auf den Sonnenſtein bei Pirna gebracht. So ſchnell kann eine glücklich begonnene Laufbahn enden! Die junge liebliche Frau ſchmerzt mich unbeſchreiblich! Es kommt mir vor wie Correggio, der an dem Transport der vielen Kupfermünze geſtorben, die er für ſein Gemälde erhielt. Die Anſtrengung iſt für unſre Generation auch nicht mehr, und da die Natur zu weich wird und zu wenig erträgt, ſo iſt es mir glaublich, daß ein ſo ſchneller Nachlaß der Kräfte folgen kann, ehe man es denkt.

Frau von Stein, über deren Kräfte wir uns lange freuten, ſpürt auch oft Nachlaß jetzt, und ich ſehe eine ſchöne Fähigkeit des Geiſtes nach der andern verdunkelt — mit großer Trauer. Sie hört auch oft ſchwer und iſt ſo ermüdet oft, daß man ihr Vieles gar nicht mittheilen kann, was man möchte, um ſie nicht aus ihrer Ruhe zu bringen.

Goethe iſt ziemlich wohl. Sein Sohn und Ernſt haben wieder Spuren eines Elefanten ge-

funden[1]). Darüber ist große Freude, und Goethe, Meyer und Riemer sind auf die Stelle gewallfahrtet und haben Nachsuchungen angestellt und auch versteinerte Knochen gefunden. Wir wollen hoffen, daß die Natur uns bald Blumen und Blüten und Nachtigallen gebt, damit wir sehen, daß der Boden nicht blos Versteinerungen hegt und daß die animalische Erde ihr Recht auch behauptet. — Ich komme vielleicht, ehe Sie es denken. — Nächstens erwarte ich auch meine Schwester, die in Meiningen war, wo sie nun den Verlobungsfeierlichkeiten mit beigewohnt hat. Ich hoffe, Prinz Bernhard macht glücklich und wird es selbst. Es ist ein sehr liebenswürdiges Wesen, die Prinzessin Ida.

79.

Weimar, den 11. Mai 1816.

— Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß mir der Besuch Ihres lieben Sohnes sehr angenehm war. Er hat so etwas Angenehmes und Festes in seinem Wesen, und das Soldatenleben hat das Gute doch, daß es die Menschen reifer macht und für Lebens-

1) Vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", II, 188.

verhältnisse ausbildet. Der Wechsel der Chefs, der Verkehr mit verschiedenen Charakteren und eigentlich das Gefühl, daß man auf sich selbst stehen soll, wirkt bildend. Bei meinem Karl sehe ich dieselben Resultate; er wird ruhiger, gefaßter, als ich je dachte, und dabei verliert die Tiefe seines Gemüths nicht. Wenn die Bildung so ausschlägt, daß das Gemüth in Anregung gebracht werden kann, so ist schon viel gewonnen im Leben. Das ruhige, auf einen Punkt gerichtete Leben der Aeltern trägt denn auch bei, die Eindrücke bleibend zu machen. Ich denke mir, daß, ob ich als Mutter wol nicht so auf Söhne wirken konnte als ein Vater, so hat ihnen das Gleichmäßige und das Streben in meiner Existenz, das nicht nach außen gerichtet ist, vielleicht eine festere Richtung gegeben. Die Töchter scheinen mir schwer zu erziehen und zu behandeln, weil ich da immer zu viel auf Das reflectiren muß, was ich gern beiseite gelegt wüßte, und ich muß oft da wieder anfangen, wo ich gern vollendet hätte.

Eigentlich bin ich recht ermattet vom Leben, zumal in diesen Tagen einer trauervollen Erinnerung [1])! Auch unsre geliebte Freundin Bose sieht ein geliebtes Andenken nach dem andern um sich herum verschwinden. Und der arme kleine Prinz

1) Schiller's Todestag war der 9. Mai.

Magnus hat nicht noch einen Mai erleben sollen [1])! Es schmerzt mich für Die, die in der kleinen lieben Familie leben, doch die Kinder preise ich glücklich, die ohne die geliebte Mutter nicht leben sollen.

Ich bin recht begierig auf Boschens Brief nach Schubert's Ankunft. Ich hoffe und wünsche, daß der Philosoph klüger ist, als diese Welt dort denken kann, und daß er am Ende herrscht, ehe sie sich's klar machen können. Wenn er eine schwache, kleinliche Seite aufdeckt, dann ist es mit ihm vorbei. Es ist wol gekommen, wie wir dachten; denn die Großherzogin findet diese Wahl nicht glücklich. Das fürchte ich, daß Schubert sich zu isolirt fühlt, doch eigentlich ist er es in Nürnberg wol auch gewesen. Es sind ungünstige Zeichen, unter denen er diese Laufbahn beginnt, da die Einzige, die Sinn für ihn haben konnte, verschwunden, sein Freund todt; doch da er den Muth hat, das Leben zu wagen, so wird er es auch ausführen.

Das kalte Wetter hat die Prinzessinnen abgehalten, nach Jena zu kommen. Ich habe versprechen müssen, einen oder zwei Tage alsdann auch dort zu sein. Ich hoffe, Sie können ausgehen, damit Sie der Martin ihre Bekanntschaft machen, die gar angenehm und liebenswürdig ist. Sie ist mir eine treue, liebe Freundin; sie hat sehr viel

1) Er war am 25. April gestorben.

Bildung und nimmt lebhaften Antheil an der deutschen Literatur. Meyer wird auch hinkommen. Die Professorin Batsch ist mir auch eine sehr liebe Freundin, sie hat eine ausgezeichnete Bildung und hat für viel mehr Dinge ein Interesse, als man ahnt. Die Kinder habe ich auch sehr lieb, und dieser kleine Kreis ist meinem Herzen sehr nahe und tröstlich.

Ich habe recht auf dem Herzen, Sie zu fragen, ob Sie auch vernommen haben, daß die Astronomen behaupten, unsre Erde wäre weiter nach dem Norden gerückt, und daß die Sonne ihre Wirkung verlöre. Ich hoffe, wir sind schon erstarrt, ehe die gänzliche Erstarrung des Planeten vor sich geht; denn im Zustand der Kälte und Dunkelheit zu leben, wäre mir das traurigste Ereigniß. Licht, Luft und Sterne sind meine besten Freunde noch, und nur wenn diese wirksam auf der Erde sind, ist mir's auch wohl. Hat man denn bestimmt finden können, daß die Luft kälter geworden? Was uns in unserm Gefühl anders dünkt, rührt wol von unsrer eignen Constitution her; denn ich dächte, man fände in der Pflanzenwelt, daß die Vegetation eher zugenommen und die südlichen und nördlichen Gewächse sich leichter auf ungleichartigem Boden anbauen. Da kann doch die Luft nicht kälter geworden sein.

Neulich habe ich eine Reise nach den Lustschlöß-

fern der Könige von Spanien und nach Toledo gelesen. In Aranjuez ist so ein prächtiger Ulmenwald, und der Manzanarez fließt auf grünen Wiesen, wo Passionsblumen blühen. Das muß prächtig sein. Ich habe die Stelle im „Cid" immer so gern:

In den schönen Frühlingstagen,
Wo die Erde neu sich kleidet,

wie der König Alfons mit dem Rodrigo am Ufer des Flusses wandelt und ihm Rodrigo seine Liebe gesteht. Ich glaube, es muß der Manzanarez sein nach der Beschreibung. Daß der spanische Hof des Jahrs vier mal seinen Aufenthalt verändert, habe ich auch erfahren. Da trägt er also seine Langeweile in alle die schönen Gärten herum. Solche Menschen thäten besser auf ihrem Platz zu bleiben, wenn sie, wie ich voraussetze, ihre Langeweile auch mit sich herumtragen.

80.

(Weimar) den 1. Juni 1816.

— Der Besuch in Jena bei Ihnen hat mir recht wohl gethan, und das Herz ist, wie die Augen, von der schönen Gegend gestärkt, zu dem Fuße des majestätischen Ettersbergs, wie ihn ein unglücklicher

Reiſender einſt nannte, zurückgekehrt. Da Alles relativ iſt in der Welt, ſo möchte ich nicht die Anſicht dieſes Menſchen haben, der die Majeſtät ſo leicht finden kann, oder ſo wenig erhebende Gegenſtände in ſeinem Leben erblickte, daß er dieſe Höhe für etwas Erhabnes im Gefühl auch rechnen konnte.

Ich wünſche recht, daß Alles ſich ſo geſtalten mag, daß ich einige Wochen in Jena ſein kann; denn es war mir ſchon recht wohl dieſen einen Tag. Es iſt doch gleich ein andrer Anblick, die Saalufer zu ſehen und die in Jena zumal ſo reich belaubten Ufer und Wieſen. Auch das alte Gefühl einer von äußern Formen befreiten Exiſtenz ergreift mich da, mit der Erinnerung einer ſchönen Vergangenheit. Ich hätte auch Goethe ſehen mögen [1]), um ihn auch in dieſem Gefühl wieder kennen zu lernen; denn ſein eignes Weſen hier hat ſich durch die Bedingungen des äußern Verhältniſſes anders geſtaltet. Es iſt, als habe der Rang, der Anſtand hier leichter Eingang in ſein freies poetiſches Gefühl als in Jena. Hätte ich ihn, ſelbſt mit Schiller, immer nur hier geſehen, ſo würde er lange nicht ſo klar und hell vor mir ſtehen im Geiſt, als er's jetzt bleiben wird. Ich habe rechte

1) Der damals einige Zeit in Jena ſich aufgehalten hatte.

Sorge um ihn; denn seine Frau ist zwei mal in dieser Woche bedeutend krank gewesen, und man könnte Schlag befürchten. Vor vierzehn Tagen hatte sie auch so einen Krampfanfall, den mir der Sohn recht ängstlich beschrieb. Das physische Leiden kann seine freie, reiche Natur nicht ertragen, und deswegen wünschte ich ihn von solchen Anblicken fern.

Die gute Martin ist ganz gerührt über ihren Aufenthalt in Jena und freut sich Ihrer Bekanntschaft sehr. Sie ist mir sehr lieb und hat so viel Bildung, mehr als sonst ihre Landsmänninnen, und so viel Gefühl. Unsre Deutschheit, im guten Sinn des Wortes, würdigt sie, doch hat sie für viele Begriffe noch keine Anschauungen, und Manches weiß sie noch nicht zu würdigen, was zu unsrer Lebensansicht nöthig ist und die Folge einer fortwirkenden Bildung ist.

Ich bin heut sehr angenehm erfreut worden durch den zweiten Theil des Calderon, den mir Dr. Gries zusandte. Es ist sehr freundlich von ihm, und ich nehme es gewiß mit dem wärmsten Antheil auf. Ich bin sehr begierig, den spanischen „Faust" zu lesen, von dem meine Schwester mir viel erzählte schon, die ihn im Original gelesen. So wie unser deutscher „Faust" wird wol in keiner Nation und ein solches Meteor erscheinen; denn es ist einzig, wie Goethe seinen Reichthum darin aussprach, die Gefühle einer Natur, die das Höchste

erfassen will und, von der sichtbaren Welt mit ihrer Tiefe in die unsichtbare schreitend, allen lebhaften Wünschen und Phantasien sich hingibt. Ich habe neulich einen ganzen Abend daraus vorgelesen, und es war mir, als in der „Zueignung" steht, zu Muthe:

Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Die nächste Woche werden wol die Poesien ruhen in der Tiefe des Herzens; denn Alles spricht von Festlichkeiten und Lustbarkeiten, wo doch keine Poesie herrschen kann, obgleich die Situation poetisch ist; denn die Bestimmung eines weiblichen Gemüths, die ihm das Schicksal zuweist, und die Folgen eines solchen sind wohl poetisch. Doch wie die neue Herzogin Bernhard sich in eine ihr ungleichartige Welt finden wird, das ist die Aufgabe. Es ist eine so brave, einfache Familie, und sie ist so sorgfältig erzogen und hat viel Bildung, doch viel mehr häuslich erzogen als ihre neue Familie. Ach, alles Gute, was jetzt noch kommen kann, hat den Schimmer und Glanz verloren, der uns auch von der Ostsee her noch Freude brachte und segnend wirkte für Alle. Ich weiß noch, wie die geliebte Fürstin ihre nunmehrige Schwägerin zuerst sah. Sie erzählte es mir, daß die guten Kinder im schönen Schloß Alles so aufmerksam beschaut

hätten und verwundert; es war ihre erste Reise, sie gingen nach Genf. Meine Schwester liebt sie sehr und sagt, sie wäre so edel und gar nicht gemein; dieser Zug bezeichnet auch unsre Fürstin, die sich nie selbst verlor.

81.

Weimar, den 8. Juni 1816.

Da ich meine Kräfte heut Abend nicht brauchen darf, da ich ruhen kann bis morgen — denn die „Maria Stuart" [1]) sehe ich nicht — so will ich diesen Morgen anwenden, um den Freunden zu schreiben. Geistig bin ich auch nicht sehr in Anspruch genommen worden, und ich hoffe, daß ich so viel Sammlung behalte und kein Besuch mich stört, damit ich Ihnen etwas mehr sagen kann; denn die Begebenheiten drängen sich so, daß man schnell die Augenblicke anwenden muß, bei dem äußern Toben und Lärmen der Stadt, der Bürger, des Landsturms, der als Idee viel größer ist, als er sich in der Wirklichkeit gestaltet hat und gestalten wird — doch dies ist ja auch das Loos der Zeit überhaupt, beiläufig bemerkt. Das Lärmen,

1) Seit Schiller's Tod konnte sie keines seiner Stücke sehen.

ehe die Welt im Theater sich sammelte, ehe die Lichter gezündet wurden und wieder erlöschten, dies Alles hat mich aufgeregt. Und das dunkle Haus unsers Freundes Goethe [1]) gab mir auch einen dunkeln Platz im Gemüth; denn ich dachte mir, dies Getöse könnte ihm schmerzlich sein. Er ist leidlich wieder und nur angegriffen, ließ er sagen. Die Frau dauert mich, denn sie hat unendlich gelitten. Die Großherzogin erzählte mir, daß sie alle Minuten einen Anfall in dem letzten Tage gehabt! Die Details weiß ich noch nicht. Wenn sein Körper nur Kraft behält, so wird er dies überstehen. Der Sohn ist nicht krank geworden, sondern nur matt war er. Das Uebrige soll auch im Gleichen sein und seine Umgebungen besser.

Frau von Schardt hatte mir einen Brief von Graf Stolberg versprochen für Ihren Sohn, aber vor der Hand ist er auch in Windebye bei Graf Christian; doch wollte sie mir auf jeden Fall etwas senden, das er früher oder später übergeben könnte.

Die Herzogin Ida ist viel besser und lieber, als die Falkenritter nur singen können [2]); sie hat einen

---

1) Dessen Gattin am 6. gestorben war.

2) Der Großherzog hatte in diesem Jahre den Falkenorden erneuert, mit dem außer Goethe mehre hohe Staatsdiener beehrt worden waren. Einer von diesen,

Ausdruck von Güte und Reinheit und Einfachheit, der einem wohlthut. Sie haben sich Beide lieb, und in ihrem angeeigneten Boden werden sie zusammen gut fortkommen und nebeneinander leben. Dieser Boden, auf dem sie jetzt stehen, hat mitunter die Farbe des Himmels, und die Luft, die uns umwebt, lockt keine Blüten eben hervor. Sie ist unter lauter herzlichen Menschen und Familienglück aufgewachsen, und es war mir eine eigne rührende Empfindung, sie ihren neuen Verhältnissen entgegengehen zu sehen. Viele finden, sie hätte Aehnlichkeit mit unsrer Verschwundnen. Der Schnitt der Stirne und die Haltung erinnerten mich den ersten Tag mehr daran als gestern. Ach, was uns da fehlt, vermissen wir, solange wir leben. Jeder neue Eindruck erinnert nur an diesen tiefen, schmerzlichen Verlust! —

Ich hoffe wol, ich sehe Sie nächstens, und die Luft wird mild und blau. Da meine Mutter, wenn die Fürstin verreist, einen Aufenthalt bei meiner Schwester macht bei Arnstadt auf ihrem Gut, so kann ich meiner Neigung folgen, und da komme ich gewiß nach Jena.

---

der treffliche Kanzler von Müller, hatte die Vermählung befungen.

82.

Weimar, den 7. August 1816.

Ich suche recht eine ruhige Stunde, um Ihnen nochmals den schönsten Dank zu sagen für alle Freundschaft und Liebe, die Sie mir mit den Ihrigen erzeigten, während ich in Ihrer Nähe war. Die freundliche Natur, die Stille und das Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit haben mich ordentlich gestärkt und mir in meinem neuen Lebenskreise, den ich hier begonnen, das Gemüth erfrischt. Auch bin ich froh, daß meine Phantasie den Hintergrund sich bilden kann von Ruhe und Zwanglosigkeit, und daß ich weiß, wo ich mich hinflüchten könnte, wenn die Leerheit der Welt mich ergreifen wollte. Man muß noch recht viel Hoffnung für die Welt haben, wenn man recht Antheil nehmen will, und noch Glauben an Fortschritte; sonst verliert man seine Zeit wie seine Ruhe.

Sobald man dem schönen Saalthal den Rücken wendet, weht die Luft aus den höhern Gegenden kalt, und die ersten Tage habe ich recht an der rauhen Luft gelitten: das schöne Grün meines Baumgartens mit dem kraterähnlichen Berg dahinter hat ordentlich ein Heimweh erweckt. Auch Emilie war so bewegt, daß sie sich gar nicht zu finden vermochte. Ich hoffe, der kleine Freund Bernhard hat ihrer auch mit Sehnsucht gedacht.

Ich bin noch nicht viel zum ruhigen Nachdenken gelangt, weil ich meine Mutter und Schwester immer aufsuche und Besuche geben mußte und Theegesellschaften beiwohnen. Gestern haben wir in großem Prunk die Kronprinzessin der Niederlande erwarten müssen, drei Stunden! Sie kommt aber erst morgen, weil ihre Schwangerschaft ihr immer Krankheiten zuzieht. Ich habe mich meist mit den Ministern unterhalten und manches Interessante gehört.

Der Herr von Rumohr, ein Kunstkenner und Sammler, war hier, als ich ankam, und wir sind mit ihm in Goethe's Wohnung gewesen, wo uns der Kammerrath die Münzen seines Vaters zeigte. Er kann recht gute Auskunft über Alles geben, und ich freue mich, daß er die Schätze seines Vaters zu würdigen weiß. Goethe der Vater ist wohl und gemüthlich an seiner Schwefelquelle [1]) und wünscht nur bessere Witterung. Die Quelle soll gegen Gicht Wunderkuren thun.

Wir mußten in diesen Tagen mit meiner Familie ein Buch schnell lesen, „Adolphe", einen Roman von Benjamin Constant. Es ist eine eigne schöne Sprache und viel Geist darin, doch ist die Schilderung der Charaktere, der Situationen nicht wohlthuend, und man sieht klar, wie Menschen ohne

1). Zu Tennstedt.

Gemüth das Gemüth vergebens ausdrücken und anſprechen wollen. Die Liebe dieſer Naturen iſt nur eine Qual. Es mag wol ſein, daß er ſein Verhältniß zur Frau von Staël hat ausmalen wollen, aber die Leidenſchaft, die dieſe Menſchen von ſo heftiger Gemüthsart für Liebe halten, iſt kein erhebender Gegenſtand. Die Heldin ſtirbt auch aus verkannter Liebe, und dem Helden wird, hoffe ich, die Reue auch zum Grabe folgen. Ein ſteter Kampf mit den Verhältniſſen, mit der Pflicht heißt bei ihnen das Hohe der Liebe; Entſagen aus reiner Hingebung könnten ſie nicht begreifen. Die Phantaſie ſchweift umher ohne Zweck, und wie die kalten, rauhen Gegenden Polens, die Herbſt- und Wintermorgen, die in die Kataſtrophe einwirken und dazu gehören, das Gemälde zu vollenden, ſo iſt auch eigentlich das ganze Gefühl, das darin herrſchend iſt.

Ich habe Ihnen immer danken wollen, theurer Freund, für die Mittheilung der engliſchen Balladen, von Bodmer überſetzt. Dieſe Poeſie hat mir ſehr wohlgethan; es iſt wie eine kräftige Geſtalt der Vorwelt unter den neuern Erſcheinungen, und man kann ſich das Gemüth daran erfriſchen und recht ſtärken. Dieſe Ueberſetzung, die den Geiſt rein wiedergibt, der im Ganzen herrſcht, iſt ſo intereſſant wie ein Original.

83.

Weimar, den 14. August 1816.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht; denn ich hatte mich so an unsre wechselseitigen Mittheilungen gewöhnt. Es war auch ganz nach meinem Sinn, das stille Leben in Jena, und selbst die trüben Tage wurden mir durch das Gefühl der Unabhängigkeit leichter zu tragen. Je mehr man in die Tiefe des Lebens blickt, je kälter wird das Herz, und wieder wärmer, weil man man Das, was man für gut und schön hält, festhalten möchte, da man die leeren, hohlen Gestalten der Gegenwart nicht mehr, der Mühe werth hält fesseln zu wollen. In Jena konnte ich ganz in dem Vergangnen leben und wußte in Ihnen eine Ansprache für jedes Gefühl zu finden. Es ist eigentlich meine Lebensweise, die ich von jeher gern führte, meinen Neigungen und Beschäftigungen in den ersten Stunden des Tages zu folgen und des Abends mit Freunden entweder über die Erscheinungen des Tages zu sprechen oder neue Resultate zu finden, die für das Folgende leitend würden.

Ich habe es gemacht, wie die schweizer Deputation im „Tod Ludwig's XI." von Mercier. Als sie ihn aufsuchen und alle den Pomp und die Angst sehen, mit welcher er sich bewachen läßt, so

rufen sie aus: „Ah! nos montagnes!“ In den Zimmern des Schlosses, wol nicht von überflüssigen Wachen umgeben, aber von Herren und Damen des Hofs, habe ich die vorige Woche drei Tage verlebt in Erwartungen, zwei Abende und den Freitag Mittag, wo die Kronprinzessin von Holland[1]) ankam. Sie gleicht von Gesicht gar nicht unsrer Großfürstin, aber in Gang und Gestalt. Sie dauert mich so; denn sie ist entweder ohnmächtig oder übel seit sieben Wochen; so lange brauchten sie bis hieher, zwei Wochen davon blieben sie in Berlin. Sie aß Mittags nicht mit, nur der Kronprinz, der ein heitres, angenehmes Gesicht hat und sehr hübschen Anstand, und sehr einfach dabei. Man sieht ihm die preußische Bildung an; er spricht auch sehr gut deutsch. Daß er durch alle diese Jahre hindurch, als er mich sah, gleich seiner Bekanntschaft mit Karl gedachte, hat mich gefreut, den er vor zwölf Jahren in Berlin sah[2]). Er hat sich auch so brav gehalten in den Niederlanden, daß er viele Wunden hat; ein Arm sieht etwas schwächer aus als der andre. Er

1) Die Großfürstin Anna Paulowna, geboren am 19. Januar 1795. Die Vermählung war zu Petersburg am 21. Februar dieses Jahres erfolgt.

2) Er war auf der Militärakademie zu Berlin erzogen worden.

heißt Wilhelm; möge er seinem Vorfahren Wilhelm von Oranien in Gesinnungen ähnlich werden! Die Hofdamen, die in Berlin die Großfürstin abholten, sind Niederländerinnen und sehr artig, angenehm und verständig. Uebrigens will ich froh sein, wenn diese Karavane in ihrem Reich anlangt; denn sie können noch sieben Wochen reisen. Freitag Abend reisten sie von hier ab, und Montag Mittag hat sie unsre Großherzogin in Gotha noch getroffen. Die Großherzogin hat sie in Eisenach empfangen wollen und hat also seit diesen Tagen auch nur warten müssen. Freitag kehrt der Hof zurück.

Den Freitag Abend hatte ich die Freude, die Prinzessin von Preußen zu sehen, die homburger nämlich[1]). Sie kam den Abend spät an und wollte mich besuchen. Ich ging zu ihr und bin unter Blitz und Regen mit ihr über den Fürstenplatz gegangen, weil sie die Gräfin Henckel besuchen wollte, die hier war der Großfürstin Anna wegen. Es ist ein so edles, liebenswürdiges Wesen, diese Prinzessin. Sie liebte unsre Freundin in Mecklenburg innig und hätte sie mögen als Schwester lieben; denn der Erbprinz von Homburg machte sich ehmals Hoffnung auf ihre Hand. Die Welt, in welcher sie leben mußte und in welcher sie uns

1) Vgl. oben S. 221.

entriſſen wurde, hat ſie wol früher von uns geführt, als wenn ſie in dem heitern ſüdlichen Deutſchland würde gelebt haben. Nur ihre Kinder ſchmerzen mich; denn was ſie ſonſt dort verließ, kann ihren Verluſt nicht ſo empfinden. Boschen rechne ich eigentlich für uns nicht mehr und zähle ſie ſchon zu einer andern Welt. Wir können ihr das Leben nicht mehr ausſchmücken! —

Ich ſende Ihnen hier die „Reine de Navarre“ [1]) mit herzlichem Dank wieder. Sie hat meine Mutter und Schweſter wie mich erfreut. Es iſt ſo ein Leben darin, daß man glaubt die Geſtalten zu erblicken und die Begebenheiten zu theilen. Ich ſende Ihnen „Roderick Random“ (von Smollet) zurück. In Jena wird er vielleicht mehr geſucht, wenn Sie ihn nicht zu behalten wünſchen. Die übrigen Bücher habe ich ſelbſt behalten; denn es ſind Sachen darunter, die ich längſt wünſchte, und die Komödien, die ich noch nicht kannte, freuten mich ſehr. — Wenn Ihnen unter Bücherauctionen die „Nouvelle Héloise“ von Rouſſeau einzeln vorkommt, ſo kaufen Sie ſie mir; ich möchte ſie gern beſitzen.

1) Eine Darſtellung des Lebens der Mutter Heinrich's IV., Margaretha von Navarra.

84.

Weimar, den 23. August 1816.

Ich ſchreibe Ihnen heute, da ich morgen mit meiner Schweſter einen Theil der Zeit, den ich zum Schreiben verwende, in der Bibliothek ſein werde. Ich hoffe, die Erde iſt nicht ſo für die Kälte empfindlich wie ich, und die einzelnen Sonnenſtrahlen bringen mehr Wirkung hervor als ſonſt, damit noch reifen kann, was zu unſrer Erhaltung nöthig iſt. Für den Luxus will uns die Natur bewahren dieſes Jahr, und nur um zu leben, nicht zu genießen, reicht ſie uns ihre Gaben. Meine ſchönen jenaiſchen Berge denke ich mir in den grauen Wolken, doch hoffe ich, daß Ihre reiche Phantaſie ſich helle Bilder auffindet, und daß der Glanz von innen heraus das Leben Ihnen erheitert. Ich bin auch in mich ſelbſt zurückgezogen, ſoviel ich vermag. Meine Töchter haben ihre Stunden wieder begonnen, und Emilie unter Anderm eine Tanzſtunde, die ſie ſehr beſchäftigt. Karoline zeichnet doch trotz Meyer's Abweſenheit unter Herrn Lieber's Aufſicht und hat auch geſtern wieder bei Oberwein geſungen.

Ich habe einen geiſtigen Unterricht, der mir ſehr wohl thut, ich leſe die „Nachtſeite der Natur" von Schubert, und möchte immer leſen. Welcher

Reichthum iſt in dem einzigen Gemüth! Wenn auch Sie und die gründlichern Naturforſcher die Ahnungen nicht gelten laſſen[1]), die ein geniallisches Gemüth ergriffen, ſo iſt doch die Natur ſo unendlich und reich, daß man ſie bei allem aufgebotnen Verſtand nicht auskennen kann, und alſo die Ahnungen doch auf eine oder die andre Art Reſultate werden, die doch zu einem Zweck, wo nicht dem vorgeſetzten Ende führen. Auch die Erſcheinungen der Natur, die Schubert ſich deutzt, ſind ſo ſchön und anſprechend und ergreifen mit einer Zaubergewalt das Gemüth. Ich hätte dieſes Buch in Jena leſen ſollen, damit ich mit Ihnen darüber hätte ſprechen können und mich belehren. Geheimerath von Voigt hat mir manche mineralogiſche Zweifel und Räthſel gelöſt, da ich ihn in einer ſtillen Abendſtunde ohne Abhaltungen fand.

Unſre Mecklenburger ſind in Dobberan; daraus erkläre ich mir Boëchens langes Schweigen, doch ſehne ich mich herzlich nach ihrer Handſchrift. Ich glaube es wohl, daß Schubert es dort nicht aushält; denn eben ſeine Natur fodert eine Mit-

1) Im September 1810 ſchrieb Knebel an ſeine Schweſter: „Schubert's «Anſichten der Natur». Manches Gute darin, doch ungegohrner Wein, wie die meiſten deutſchen neuern Schriften dieſer Art. Wenn der Wein älter wird, wird er meiſt ſauer.“

theilung und Berührung des Geiſtes, die er in dem Lande und unter dieſer Art Menſchen wol nicht findet. Unſre Iphigenie, die dorthin verſchlagen war, fühlte dies oft, ohne es ſich klar machen zu wollen, und ihr Geiſt ſuchte alle ſeine Mittel, um den innern Reichthum noch auszubreiten. Das kann auch ein weibliches Gemüth leichter, das immer nur im Stillen vorwärts ſtrebt, aber das männliche Gemüth will immer auch lieber die Frucht ſeiner Anſtrengungen ſehen und ernten und wird erweckt zu weiterm Forſchen durch Mittheilungen. Wenn er nur in Jena ſein könnte!

Mich dünkt, es iſt ein Stillſtand in Allem, was fortrücken ſoll, wie in der Natur um uns her. Die Errichtung des Appellationsgerichts iſt auch verſchoben, heißt es (doch ſagen Sie es nicht), weil die andern Höfe, die ſo immer Alles hindern, nicht einig darüber ſind. Daß Ziegeſar deswegen dieſen Winter noch hier bleibt, iſt mir lieb; denn ich denke immer, es könnte ſich hier eine Stelle finden, die ihm lieb wäre und ihn bei uns feſthielte. Er iſt ein ſo guter Menſch. — Die Rechtlichkeit und Wohlwollen ſind ſo gute Eigenſchaften, daß man ſie nicht gern miſſen mag.

Wir hätten bald einen Verluſt erlitten, der uns recht empfindlich geweſen wäre. Die Schardt war tödtlich krank, doch iſt ſie jetzt, hoffe ich, außer Gefahr, obgleich der Schwindel noch nicht gehoben

iſt. Sie ſelbſt iſt ſo geiſtreich und für alles Höhere empfänglich, daß man immer einen Troſt fand und doch immer Theilnahme für Poeſie und Kunſt findet bei ihr. Solche Naturen werden in unſerm Kreis immer ſeltner!

Vorige Woche habe ich einen Tag eine der beſten Freundinnen der nunmehrigen Gräfin Edling geſehen, eine Dame aus Petersburg, die verſprochen hat, wenn ſie von Paris kommt, wieder bei uns zu bleiben. So gebildet, geiſtreich und gefühlvoll habe ich noch keine Ruſſin geſehen, dabei für das Große der menſchlichen Angelegenheiten höchſt theilnehmend und wohlwollend, dabei einen Reichthum der Sprache, der unbeſchreiblich iſt. Die franzöſiſche Sprache, welcher ihr eignes Gemüth den Ausdruck gab, iſt mir noch nie ſo reich erſchienen. Die Dame heißt Zwetſchin, ihre Schweſter, die ſie aufſucht, iſt die Prinzeſſin Gargarin, ihr Mann iſt Gouverneur von Petersburg. Sie hat an allen Seiten des ruſſiſchen Reichs Güter, und hat ein Bild der Nation entworfen im Geſpräch von der Empfänglichkeit und Naturreichthum der Fähigkeiten, das recht erfreulich iſt. Wenn die Gräfin Edling bei näherm Umgang auch ſo viele ſchöne Seiten entwickelt wie ihre Freundin, ſo iſt ſie uns ein wahrer Gewinn. Was ich ſo gern finde, iſt die Gutmüthigkeit und das Gefühl, etwas Gutes leiſten zu wollen.

Frau von Stein iſt abwechſelnd wohl und leidend; dies ſind wol Folgen der Witterung. Sie lebt in ihrem Zimmer, erhält Beſuche und lieſt und iſt recht in der ſchönen Stimmung, ihren Geiſt mitzutheilen. —

85.

Weimar, den 28. Auguſt 1816.

Heute an Goethe's Geburtstag wollen wir ihm aus der Ferne unſre ſtillen Wünſche ſenden. Ich hoffe, die Sonne leuchtet ihm freundlich heut, und ſo möchte ihm der Gedanke der fernen Freunde auch wohlthätig ſein. Er iſt nicht ſo mittheilend wie Sie, lieber Freund, und wo man bei Ihnen das Wohlwollen gern ausſpricht, weil man ein wiederkehrendes Gefühl empfängt, ſo mag man bei ihm nur ſtill die Gefühle bewahren. Es iſt nicht Allen Gleiches von den Göttern verliehen, und wir ſollen die vielfachen Gaben nehmen, wie ſie erſcheinen.

Ich ſoll Ihnen das Gedicht von Schubert, welches er in Boschens Zimmer neben eine Lilie legte, als er ſie nicht fand, zuſenden. Karoline hat es für Sie abgeſchrieben.

Ich hoffe, Sie beſuchen unſre Großherzogin in Dornburg, wenn der Himmel ſo bleibt. — Frau

von Stein grüßt (ich war mit ihr spazieren) und sendet Ihnen dieſes Oracle-Blatt [1]).

86.

Weimar, den 11. September 1816.

Ich habe lange nichts von mir hören laſſen, lieber Freund, weil die Tage, wo ich Ihnen ſchreiben kann, immer Abhaltungen kamen. Wenig will ich nicht gern ſchreiben. Ich hoffe, Sie ſind wohl. Ernſt ſagte mir, von Färber [2]) gehört zu haben, daß Sie im Bett geweſen. Ich denke doch, es ſoll nicht von Bedeutung ſein, ſondern nur eine weiſe Vorſicht.

Am Sonntag Abend iſt Frau von Kalb hier angelangt, nachdem ſie mich und die Stichling in nicht geringe Verlegenheit ſetzte; denn wir ſollten ihr ein Zimmer verſchaffen. Es iſt hier eine ſchwere Aufgabe, und zumal da man ihr nicht gern unnöthige Ausgaben machen mag. Sie iſt geiſtig lebhaft, doch körperlich nicht ſtark, und ihr Verſtand zu einer Ruhe und Reife gelangt, die einem immer bedeutend erſcheint, zumal wenn ſie über

1) „L'oracle" hieß eine in Brüſſel erſcheinende politiſche Zeitung.

2) Cuſtos der Schloßbibliothek zu Jena.

Weltanſichten ſpricht und ihre Reſultate mittheilt. Ueber ſich und ihre Verhältniſſe ſcheint ſie ſich auch noch zu täuſchen, und will immer thätig ſein. Das iſt hübſch in ihr, und daraus entſpringt auch viel Intereſſantes, doch ob es fruchtet, iſt die Frage. Sie will vierzehn Tage hier bleiben. Ob ich ſo lange hier bin, zweifle ich. Wenn der Herbſt ſo fortfährt als in dieſen Tagen, ſo gehe ich noch auf vierzehn Tage nach Rudolſtadt. Es iſt recht eigen, daß die warme Luft ſo angreifend iſt und nur Unruhe erweckt, die man ſich ſonſt nicht zu deuten vermag, man hat immer Angſt. Die großen Feuerſäulen des Veſuvs, die Erderſchütterungen in Schottland haben wol unſre Temperatur auch in Bewegung geſetzt. Wir fühlen uns mit dem großen All in einer Verbindung, die wir gern auf eine andre Weiſe empfänden. Aber wir müſſen nur ſtill ſein und uns tröſten, daß wir noch auf dem Erdrücken ſo leidlich fortkommen, und wenn ſie ſich ſelbſt fortbewegt, wir unvermerkt auch weiter kommen.

Die Reiſenden vom Rhein kommen nun wieder und erzählen wie von einem Paradieſe, und jeder will glauben machen, er ſei recht ſelig geweſen. Es geht mir mit dieſem Lob eigen; denn ich möchte nicht jeder Individualität Anſicht haben, und was allgemein bewundert wird, wird oft nicht verſtanden, iſt zu fürchten. —

Den 1. dieſes iſt die Großfürſtin abgereiſt von Petersburg und wird gegen Ende des Monats wol hier ſein. Graf Edling wird ſich wol auch zu dieſer Zeit einſtellen; er ſoll ſehr glücklich ſein, die Familie der Frau [1]) ihn ſehr lieb haben. Goethe wird in dieſer Woche auch erwartet. Meyer erzählt von dem behaglichen Leben in Tennſtedt, woran ich zweifelte, und doch zeigt Goethe's Verweilen dort, daß er ſich nicht übel befindet.

Ich denke mir die Berge von Jena recht oft; ſie ſind mir wie alte Freunde wieder nahe gekommen. Es iſt ein eigner Zauber in den Steinmaſſen. Hätte ich nur Schubert's „Anſichten der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften" in Jena leſen können! Da hätte ich recht viel lernen können durch die daraus entſtehenden Unterhaltungen und das Anſchauen der Bergarten.

Sagen Sie mir doch, ob Sie Profeſſor Köthe [2]) geſehen? Sein Zuſtand ängſtigt mich recht. Dieſes Blutſpeien iſt nicht immer gefährlich, aber es

1) Er heirathete ein Fräulein Stourdza, Ehrenfräulein der Kaiſerin. Die Verlobung hatte zu Naumburg ſtattgefunden.

2) Fr. A. Köthe, Profeſſor der Theologie, Diakonus und Garniſonsprediger zu Jena, Verfaſſer der Schrift „Anſichten der Gegenwart und Ausſicht in die Zukunft" (Amſterdam 1809), und Herausgeber mehrer geſchichtlichen Zeitſchriften. Er ſtarb erſt im Jahre 1850.

ſchwächt doch. Er iſt mir ſehr lieb, und man gewinnt ein großes Vertrauen auf ſeine reinen Anſichten und Geſinnungen, wenn man ihn näher ſieht. Wenn das Schickſal dieſes Verhältniß ſtörte, ſo wäre es recht traurig! —

Nun leben Sie wohl. Alles Gute ſei mit Ihnen! Grüßen Sie die Ihrigen! Bernhard's kluges, freundliches Geſichtchen vermiſſe ich oft. Sie haben auch unſern Hand geſehen, der mir ſehr lieb iſt. Er und Meyer ſind die einzigen recht tröſtlichen Erſcheinungen in der Geſellſchaft und immer für Ideen empfänglich. —

87.

Weimar, den 25. September 1816.

Ich denke mit einer Art Sorge an Ihren Huſten, lieber Freund, und wünſche noch recht milde Luft, um die Bruſt, ehe die rauhen Stürme kommen, noch zu entledigen und zu ſtärken.

Geſtern haben wir einen recht freundlichen Abend gehabt bei Goethe, der meine Schweſter, Frau von Kalb und mich und meine zwei großen Kinder zu einem Thee eingeladen. Unſer Meyer war natürlich auch dabei, und Frau von Stein ſollte dabei ſein, aber ſie wird leider die Abende ſo müde und fürchtet das Blenden des Lichts, auch

glaubt ſie ſchwer zu hören; das iſt recht traurig. Goethe war heiter und mittheilend und zeigte uns Kupferſtiche aus „Fauſt", die ein Maler Cornelius aus Rom geſendet. Die Scene, wo Valentin erſtochen auf der Straße gefunden wird und Fauſt mit Mephiſtopheles entflieht, Gretchen mit einem tiefen Schmerz zurückſinkt in der Frau Marthe Arm, einzelne Gruppen auf der Straße entſtehen und neugierig ohne Theilnahme ſtehen bleiben, dies Alles iſt mit der alterthümlichen nationellen Umgebung ausgedrückt. Mir iſt der Ausruf dabei im Innern erſchallt, wie Valentin ſich nicht Bruder nennen will und ausruft: „Deiner Mutter Sohn!" Schöneres und Angemeſſeneres dieſer Situation, die das ganze Schickſal der unglücklichen Schweſter ausdrückt, konnte nichts geſagt werden. Ich bin ſo mit „Fauſt" verwebt, daß ich alle Stellen erkenne und auch auf jede Lebensſituation andre paſſende Sprüche daraus anwende, daß mir die leiſeſte Anregung gleich das Ganze nahe bringt. Ich glaube, ſo lebten die Griechen in der „Ilias", und ſo genießt man auch die Poeſie, wenn ſie ſich ins Leben verflicht.

Dieſe Woche kommt unſre Großfürſtin wieder. Wie viele Erinnerungen erweckt dieſe Ankunft! Ach, und man darf nicht ausſprechen, was man erfahren, da der arme Bruder es ſich eigens ausgebeten. Es thut mir wohl, daß er ſo viele Liebe

fühlt für die theure Schweſter, doch iſt es meine Art zu empfinden nicht; denn ich ſpreche gern von den Verſchwundnen. Die Hoheit wird, wenn ſie hier wieder ihren Lebenskreis beginnt, auch empfinden, was ſie hier vermißte ſchon bei der Abreiſe, und nun! Für dieſe beiden Eheleute iſt dieſer Verluſt unerſetzlich und ein Unglück im wahren Sinne des Wortes. Wer vermißt aber dieſen Engel nicht, deſſen Herz ihr nah war und fähig, ihre ſchöne Seele zu empfinden. —

Graf Erling iſt angekommen mit ſeiner Frau, die mir ſehr lieb iſt, die ich liebe, als hätte ich ſie längſt geliebt. Sie hat einen Verſtand, eine erhöhtere Art zu empfinden und zu erkennen, der ſie einem gleich nahe bringt, dabei eine Güte, einen Ausdruck des Wohlwollens, der ſie ſehr anziehend macht. Er wird gewiß immer mehr auch die guten Seiten ſeines Gemüths zeigen lernen in ſolcher Umgebung. Sie will gern allein ſein und nur kleine Geſellſchaft um ſich haben; dies freut mich; ich werde Alles thun, was ich kann, ihr etwas Angenehmes und Liebevolles zu erzeigen. Sie fühlt ſich anfangs freilich allein, da ſie immer entweder am Hof oder in ihrer Familie lebt, der Mann muß ſeinen Geſchäften leben; alſo hat ſie, ehe ſie den Lebensgang recht zu finden weiß, wol Momente der Sehnſucht, da zumal der Familienkreis, der ſie umgab, vorzüglich iſt. Sie liebt

keinen geſelligen Zwang, und kommt aus der großen Hauptſtadt und vom Hof des Kaiſers viel freier zu uns, als wir in den engen Verhältniſſen es gewohnt ſind. Sie ſagte mir neulich, daß ſie alle dieſe Rückſichten auf Geſellſchaft, das lange Leben in ihr, das Stehen u. ſ. w. nicht kannte, da, wenn ſie nicht an den großen Hoffeſten ſich hätte zeigen müſſen, ſie in dem Cirkel der Kaiſerfamilie am allerfreiſten gelebt habe und ohne Zwang. Das fühle ich wohl. Sie ſagte, erſt ſeit Wien habe ſie die Höfe kennen lernen, nämlich den Zwang der Höfe. Ich muß wol Recht geben, daß man ſich unnöthige Laſten auflegt im Leben, aber es iſt ein Misverſtand, der wol aus einem höhern Begriff entſprungen.

Oken's Geſchichte iſt mir ſehr traurig, weil er auf lange Zeit der guten Sache ſchaden kann, da er die Preßfreiheit ſo entwürdiget zu Schimpfworten; das Blatt mit den Eſelsköpfen hat mich in meiner Illuſion von Freiheit garſtig geſtört [1]).

1) Oken hatte in den Probeblättern ſeiner Zeitſchrift „Iſis" unter Anderm die roſtocker Profeſſoren hart getroffen, die ſich als Feinde der Naturphiloſophie ſeiner Berufung widerſetzt, und er hatte ſie durch beigefügte Eſelsköpfe bezeichnet. Auch die mecklenburger Regierung war ſeinem Spotte nicht entgangen, weil ſie zur Erſparung der Reiſekoſten die Anſtellung eines im Lande Anſäſſigen vorgeſchlagen. Vgl. H. Düntzer „Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken", S. 375 fg.

Anfangs hat mich (unter uns gesprochen) die Geschichte sehr betrübt, solange ich nur Eichstädt's Cabalen sah und seinen Schutz nicht ertragen konnte, den man ihm immer angedeihen läßt unverdienterweise [1]). Da aber Oken sich selbst solche Blößen gibt, so kann man leider auch der Freiheit nicht weiter genießen, und dies tödtet auf viele Zeiten den Keim des Bessern. Dabei thut mir Oken in seinen Familienverhältnissen leid; denn wenn Mecklenburg Genugthuung verlangt, so könnte er alle Insultationen erfahren, und er könnte mit Ehren nicht bleiben, wo er ist. Wenn er einmal einer Nothwendigkeit weichen muß, so könnte er es noch mit Anstand, wenn er schwiege, ehe die Strenge andre Maßregeln fodern möchte. Er ist immer das Opfer und mit ihm Die, die an den Ideen des Besserwerdens in der Welt sich halten möchten. Es ist der Gang der großen wie der kleinen Weltbegebenheiten, die Individuen sind für die Ideen noch nicht gebildet, und das Ungeschickte behält die Oberhand. Ich könnte wieder eine Stelle aus dem „Faust" citiren.

Sie wären sehr artig, wenn Sie mir Riemer's

1) Professor Eichstädt zu Jena war der Redacteur der von Weimar aus begünstigten dortigen „Literaturzeitung".

Vorrede [1]) zu lesen schicken; denn hier gibt man mir Alles zu spät. — Ich habe mich neulich recht über Niethammer's gefreut; sie sind Beide so gut und verständig, und der Gang der Ideen, die er noch mit Schiller wechselte, ist sich treu geblieben. Er hatte immer den guten Willen und eine Klarheit der Ansichten für seine Studien.

Denken Sie, daß Frau von Kalb drei Monate hier bleiben will! Es bekümmert mich, da ich die äußern Bedingungen ihres Lebens nicht einsehe. Ohne Geld, unbehülflich durch ihren Zustand, ist sie ganz abhängig von fremder Theilnahme und Hülfe. Sie ist weniger lebhaft, aber immer die alte sonst und einer Selbsttäuschung fähig, die unbegreiflich ist.

88.

Weimar, den 5. October 1816.

Nur ein Wort heut, lieber Freund, um Ihnen wol etwas oft Gesagtes zu wiederholen. Doch da es immer aus dem Herzen kommt, so hören Sie es doch gern. Nur daß ich Ihnen herzlich danke, sage ich, und Sie freundlich grüße. Ich bin um

1) Zu seinem „Griechisch-deutschen Handwörterbuch". Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nr. 492.

halb 10 Uhr zur Großherzogin mit Frau von Stein, Frau von Kalb eingeladen und kann nicht ſo viel ſagen, als ich gern möchte.

Dieſe Woche begann mit einem Frühſtück in Belvedere und endete in den Zimmern der Großherzogin. Auch Donnerstag (den 3.) war ich am Hof. So iſt es ein ewiger Kreis, den man zu ziehen ſcheint, und nur dann und wann führt die Bahn ſeitwärts. Es iſt das Schönſte dabei, daß man die Hoheiten gern ſieht und ſie gern unter andern Bedingungen des Lebens auch ſuchen würde, daß ſie ſo anziehend und liebenswürdig ſind. Wenn ich die kleinen Prinzeſſinnen ſehe, ſo denke ich oft, daß ich nun ſchon drei Generationen dieſer Familie mit Antheil und Liebe nahe bin.

Eben erhalte ich Ihren lieben Brief und freue mich, daß er doch keine Klage über Ihren Huſten enthält, den ich gern wegwünſchen möchte, ehe die Winterluft naht. Ich ſende Ihnen Riemer's Vorrede wieder, die ſehr viel Schönes und Verſtändiges ausſpricht und über den Zuſtand des Wiſſens und die Aufnahme deſſelben viel Wichtiges enthält. Einen Wunſch hätte ich dabei (unter uns geſagt), daß er nicht das individuelle Bedürfniß mit hineingemiſcht hätte, ſondern als rein wiſſenſchaftlich Alles behandelt hätte. Es iſt vielleicht aus Abſicht geſchehen, aber aus einem erhöhtern Standpunkt wird die Wiſſenſchaft immer edler erſcheinen, und dec-

wegen hat auch die Göttin der Weisheit den stolzen Schritt.

Ich danke für die schönen Worte über die „Isis". Ich kann mich seit den Eselsköpfen auch recht über solche Erscheinungen ereifern. Alles grüßt und freut sich Ihres Andenkens. Morgen über acht Tage gehe ich auf vierzehn Tage nach Rudolstadt. — Boschen hat mir auch einen lieben Brief geschrieben. Frau von Kalb wird, fürchte ich für sie, länger bleiben, als wir dachten. Sie dankt sehr für Ihren lieblichen Brief[1]).

89.

Weimar, den 9. October 1816.

Ich sende Ihnen, verehrter Freund, den Damenkalender[2]) auf zwei Tage, weil Sie ihn da gewiß gelesen haben und ich ihn gern nach Rudolstadt nähme, um dort die Gesellschaft, zu welcher diese Neuigkeiten immer spät kommen, zu unterhalten. —

1) Seit diesem Briefe erscheint fast ohne Ausnahme das von in der Namensunterschrift.

2) Das „Taschenbuch für Damen" auf das Jahr 1817, das unter Anderm einen Theil von Goethe's „Westöstlichem Divan" und den Anfang der „Neuen Melusine" enthielt.

Ich wollte Sie aufmerksam machen auf ein Werk von einem gewissen Bopp über die Sanskritsprache[1]), wo Stellen aus dem Ramajan und aus den Vedas übersetzt sind, die wunderschön, groß und herrlich sind. Es ist, als ob die Indier die wahre Weisheit hätten, und das All sich in den schönsten beseelten Bildern zu denken ist das Erhabenste, und unsre Ideen und Untersuchungen über das Wesen der Dinge kommen einem ganz trocken und unbelebt vor. Es ist eine Einleitung von Windischmann an der Spitze des Werks, die vortrefflich ist und die ein geistreich hohes Gemüth durch die Ansichten und Ordnen der Ideen noch reicher erscheinen läßt. Ich kaufe mir das Buch selbst, und hätte Niemand der Gelehrten in Jena dieses reiche Werk, so sollen Sie es alsdann von mir haben. Es scheint, als wäre mit dem Einfluß der ägyptischen Götter, die mit Misgestalten die Phantasie erfüllen, der reine Geist verschwunden. Zwar sind die ägyptischen Götter auch hohen Ursprungs, und nur die unreine Gemüthsart der Menschen erschafft diese verworrenen Bilder.

Das Gedicht über die „Isis" ist recht artig und mild. Diese Misklänge verhallen mit der

1) Franz Bopp „Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache", Frankfurt a. M., 1816. Vgl. den „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", II, 194.

Zeit, aber es ist doch nicht gleichgültig, ob sie da waren oder nicht, weil der Eindruck doch bleibend fortwirkt, das Böse gerade länger als das Gute. „Il est dans la nature humaine", sagt Rousseau, „d'oublier le bien plus vite que le mal."

Wir haben gestern schöne Musik bei Graf Erling gehört. Der berühmte Clarinettist Hermstädt ließ sich hören, und die hiesigen Sänger Stromeyer und Moltke haben wunderschön gesungen. Es war ein wahrer Genuß, dabei die liebenswürdige Wirthin, der gutmüthige, höfliche Wirth und eine angenehme fremde Familie, Graf O'Donell aus Wien. Seine Frau ist eine Enkelin des Fürsten Ligne[1]). Ihn sah ich vor drei Jahren im October, wo er aus dem Kriegsgetümmel zu mir sich fand, mit dem innigsten Antheil und Liebe für Schiller. Goethe sagt auch von ihm, daß er keinen liebenswürdigern Menschen kenne; und das ist wahr! es ist, als fände man seinen nächsten Verwandten wieder. Dabei hat er viel Welt und Menschen gesehen und spricht sehr gut, und dabei ist er kindlich und herzlich. Unsre Hoheiten waren auch freundlich und liebreich.

Der Großherzog befördert der Kalb ihre Wünsche auf eine reelle Art, und sie wird nach Homburg reisen. Ich bin froh darüber; denn wir

1) Vgl. Goethe's „Werke", VI, 86, fg., 440.

können ihr nicht helfen und leiden mit ihr. Da es nicht blos aus ihrem Schicksal, sondern aus ihren Ansichten entsteht, daß sie sich Misverhältnisse schafft, so kann man auch nicht immer mitfühlen und wird verstimmt und ermüdet. Deswegen haben wir eine Art Ruhe, wenn sie sich weiter bewegt. Ich rechne es mir als eine Kraft an, ihren Ideen zu folgen und nicht zu widersprechen. Ich glaube, eigentlich lebt sie nicht lange, und da möge ihr die Ruhe willkommen sein. Wir wollen hoffen, daß sie, wie der Graf de la Gardie, auf ihrem Grabstein sich sagen könne: Tandem felix [1]). Ich liebe diese Grabschrift sehr und muß sie auch in der Originalsprache hersetzen. Lachen Sie mich nicht aus! Es haben sich dieser Tage so viel Empfindungen in mir geregt des Schmerzens über die Vergänglichkeit der Dinge, obgleich die Büßungen des Wiswamitra [2]) mir beweisen, daß alle Zustände vergehen müssen.

Ich habe das Original der Lotte gesehen, die jetzt hier ist und Goethe nach zweiundvierzig Jahren zum ersten mal sah! Sie ist Kammerath Riedel's Schwägerin, eine Hofräthin Kestner aus Hannover, eine sehr hübsche Frau, wol weit in

1) Endlich glücklich.

2) Die Episode aus dem Ramayâna in der oben angeführten Schrift von Bopp.

Sechzigen. Bedeutende Augen und schöne Gestalt hat sie sich erhalten und ein schönes Profil, aber leider wackelt der Kopf, und man sieht, wie vergänglich die Dinge der Erde sind. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten. Sie hat acht Kinder, die alle schon in der Welt wirken und leben. Ihr Mann ist todt. Die geheime Kammerräthin Riedel, die im „Werther" als naseweise Blondine bezeichnet ist, saß auch ganz gesetzt und ruhig neben uns, und so wirkt die Hand der Zeit über die Menschen, und nur was wir fühlen und empfinden, bleibt uns lebendig. Die gelben Blätter rauschen neben mir zur Erde nieder, und alle diese Bilder sind die Zeichen des menschlichen Schicksals. Nur das Gefühl des bleibenden Wohlwollens und die Empfindung der Freundschaft führen in heitre Regionen, und diese wollen wir festhalten.

90.

Rudolstadt, den 17. October 1816.

Da ich ein herumwandelndes Leben führe hier, so will ich die ruhige Morgenstunde benutzen, um Sie zu begrüßen, ehe die Post morgen abgeht. Es ist so freundlich hier im Saalthal, und die

Wiesen so grün, und die Saale nach allen Stürmen, die ihren Grund aufgeregt, wieder hell, und die Berge und der blaue Himmel spiegeln sich wieder. Mir ist dieser Anblick so erfreuend; denn unsre Ilm ist so trüb und schlängelt sich wie der Styx durch die Unterwelt, daß es einen bei den trüben grauen Tagen ordentlich wehmüthig stimmte. Die Waldberge stärken das Auge wie die Brust, und Dank sei es den Blutegeln, die mir Kieser recht zur guten Stunde gerathen, daß die innern Augen hell sind. Der Druck auf dem Kopf ist beinah ganz weg, der mir oft die Gegenstände wo nicht verfinsterte, doch in einem andern, trüben Lichte zeigte. Meine gute Mutter leidet auch an rheumatischen Uebeln und hat böse Augen; sonst ist sie rüstig und lebhaft.

Die junge fürstliche Familie ist gar gut, und die Prinzessin von Dessau, die eine liebende gute Tochter war, ist jetzt eine gute Frau, der Schwiegermutter lieb und werth. Dem Gemahl leistet sie treulich Gesellschaft und macht ihn mild und hat gewiß guten Einfluß dauernd auf ihn. Das junge Paar ist anspruchslos und einfach und wollen gern es den Menschen gemüthlich machen, wo sie können. Die Fürstin-Mutter schmerzt mich tief; denn der Verlust des jüngsten Sohnes ist die tiefste Wunde, die ihr das Schicksal schlug, weil sie auf ihn so viele Hoffnungen des Lebens grün-

dete und er der letzte ihrer Kinder war, mit dem sie noch Vieles im Leben theilen wollte. Gestern haben wir im Hain bei einem Spaziergang unsrer Verluste gedacht. Der Prinz Bernhard starb acht Tage nach unsrer geliebten Freundin. Aber wir fühlten die unsichtbare Nähe der Geliebten und suchten uns an diese zu halten. Nur wir haben sie verloren, nur unsre Augen finden sie nicht, wol aber unsre Herzen, und dieses Flüchten in die Welt unsrer Träume und Sehnsucht hat auch sein Gutes.

Um wieder auf die Begebenheiten des Lebens zu kommen, so steht unsrer Fürstin wieder eine Trennung bevor; denn die Prinzessin ist Braut mit dem Fürsten von Schönburg-Waldenburg, welcher auch in diesen Tagen kommen wird. Die Begebenheiten der hiesigen Familie liegen mir recht nah, und ich theile sie wie meine eignen mit.

Man lebt recht lustig hier. Es ist eine herumwandernde Schauspielergesellschaft hier, und heut wird „Hamlet" gegeben; ich habe Neigung hineinzugehen; denn Shakspeare kann verhunzt werden, doch nicht erstickt. Uebrigens bin ich noch nicht im Theater gewesen; denn Kotzebues u. s. w. sieht man überall.

Ich hoffe, Sie genießen die Sonne und freuen sich der blauen Saale. In Jena muß es recht schön sein. Ich wollte, Frau von Stein besuchte

Sie, damit ſie ſich herausreißt und in Ihrem Umgang ſich erfreut; ſie war recht matt, als ich von ihr ging. Sie werden morgen[1]) von Ihren Fenſtern die Feuer ſehen, und ich will ſie auch ſehen. Zuerſt aber ſehe ich „Napoleon“; denn man gibt ein Stück — wie es zuſammengeſtoppelt iſt, weiß der Himmel; aber Napoleon erſcheint perſönlich. Daß wir dieſe Schreckensgeſtalt als Puppenſpiel nun gebrauchen dürfen, iſt das Glück des Tages, das man fühlen und erkennen muß. Ich wollte, Napoleon müßte ſo viel tauſend Jahre ein Vulkan ſein wie der Wiswamitra; zum Bramin würde er wol nicht anſtehen, dazu hat der Erdgeiſt zu viel Gewalt (über ihn). Wenn er geläutert durch Prüfungen und Büßungen werden kann, ſo wollen wir es ihm auch gewähren, wenn er nur im Leben nicht mehr feindlich uns zur Buße erſcheinen kann. Es wäre recht intereſſant, wenn Sie aus dem Sanskrit überſetzten. Ihre ſchöne Sprache, Ihr zartes, lebendiges Gefühl könnte uns dieſe Dichtungen recht anmuthig nachbilden, und es würde Ihnen ein belohnendes Geſchäft ſein. —

Meine Mutter empfiehlt ſich, Karoline auch. Sie iſt allein mit mir; denn Emilie hat eben alle

1) Am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig.

Stunden schon begonnen und durfte nicht wieder unterbrochen werden.

91.

Weimar, den 19. November 1816.

Ich habe so lange nichts Ausführliches von Ihnen gehört, lieber Freund, daß ich mich recht sehne nach Nachrichten. Ich habe indeß wieder Trauer und Freude erlebt. Der Tod meines Jugendfreundes, den ich wie einen Bruder liebte, des guten Gleichen[1]), hat mein Gemüth wunderbar schmerzlich ergriffen. Die Frau, die auch wie eine Schwester mir am Herzen liegt, schmerzt mich unbeschreiblich! Der älteste ihrer drei Söhne ist dreizehn Jahr[2]). Wie viel hat da eine Mutter noch zu thun, ehe der Knabe an das männliche Alter sich anschließt, und mit wie vielen gewaltthätigen Gefühlen wird doch eine Mutter bekannt, wenn sie allein das Schicksal eines Jünglings in Hän-

1) Vgl. Karoline von Wolzogen's „Literarischen Nachlaß", I, 20.

2) Dieser älteste Freiherr von Gleichen-Roßwurm heirathete später ihre jüngste Tochter Emilie. Die ältere Tochter vermählte sich mit dem Berginspector Junot zu Rudolstadt, einem Verwandten des Marschalls.

den hat! Die Väter ſtehen immer wie die eiſerne Nothwendigkeit da, um den Streit des Gemüths zu ſchlichten, wo eine Mutter nur mitempfinden kann. Zu dieſen drei unerzognen Söhnen kommen die weitläufigen Beſitzungen, die in ſo verſchiedenen Ländern liegen, und wo man mit ſo vielen Regierungen und Verfaſſungen bekannt ſein muß. Will die gute Frau nicht ſelbſt mit dies leiten, ſo iſt ſie der Willkür fremder Inſtanzen preisgegeben; und wo herrſcht noch das reine Vertrauen, wo kann man dies ſuchen? Zu dem Allem liebte ſie den Mann unausſprechlich, und ihr Leben war nur für ihn. Wo ſoll unter dem Druck ſo mannichfacher Zuſammenſtellungen eine reiche liebende Natur die ihr nöthige Kraft finden? Wie viel dieſer edle Menſch ſeinen Freunden, ſeinen Verwandten war, iſt unausſprechlich. Meine gute Mutter liebte ihn wie einen Sohn, und ſeine Zurückkunft aus Franken, wo er leider geſtorben, war ein Ziel ihrer Wünſche und Troſt. Auch dies Gemüth ſehe ich mit einem Schleier umhüllt, in deſſen Sonnenblicken ich mich ſo gern des Lebens erfreute!

Zu den traurigen Gemüthsbewegungen habe ich doch wieder erheiternde Augenblicke gefunden. Am Donnerstag hab' ich einen frühern ſehr intereſſanten Bekannten wiedergeſehen, den Graf Pahlen, der vor ſieben Jahren hier war; ſeitdem

iſt er ruſſiſcher Geſandter in den Vereinigten Staaten von Amerika geweſen und zuletzt in Braſilien. Er iſt einer der feinſten Menſchen und ſehr klug und unterrichtet und lebhaft fühlend für alles Edle und Gute. Jetzt hat die Welt und vielleicht vielfache Erfahrungen manche tiefe Falten in ſeinem Geſicht gelaſſen, aber er iſt eigentlich noch mittheilender geworden. Er hat mir ſo ſchön von Amerika erzählt, von der Natur, daß ich, wenn ich jünger wäre, gern hinginge. Die Menſchen, ſagt er, ſind ſehr gut, wo die Racen nicht mehr vermiſcht ſind; die Halbweißen und Halbſchwarzen wären die abſcheulichſten; ſobald ſie aber nur rein und unvermiſcht erſchienen, wäre der Charakter groß und nach Freiheit ſtrebend. — Die großen Naturerſcheinungen ſind ihm ſehr in der Seele geblieben. Ueber die Furcht, die ich äußerte, daß die vielen Franzoſen, die ſich dort niederließen, auch Unheil mit der Cultur verbreiten könnten, ſagte er, daß nichts zu befürchten ſei, weil die Engländer doch mehr herrſchten mit ihrem Geiſt und Sitten. So ſehr die freien Staaten die Engländer in Maſſe nicht liebten und ihr Joch nicht auf ſich nehmen würden, ſo ſehr ehrten ſie die Individuen, und eben deswegen würde kein Franzos Glauben und Vertrauen finden. In Braſilien, ſagt er, wäre die Natur unbeſchreiblich reich und groß. Der portugieſiſche Hof wäre eigentlich zu träge,

um zur Aufklärung beizutragen, und man erblickte nur unbedeutende Spuren noch seines Daseins. So viel konnte ich vernehmen und hätte gern mehr erfahren. Doch ist dieser Graf Pahlen jetzt russischer Gesandter in Baiern und kommt vielleicht wieder. Ueber Deutschland hat er auch sehr schöne, leider wahre Beobachtungen angestellt und wünscht, daß endlich die Zeit käme, wo die Unterschiede aufhörten und ein deutsches Land und Volk sich gestaltete.

Die zweite Bekanntschaft, die ich erneuert habe, ist ein Herr von Rennekamp, ein Livländer, der mich in den Morgenstunden besucht. Er hat alle Länder und Reiche gesehen, alle Höfe und Verhältnisse kennen lernen und war auch im Krieg mit thätig. Er sagt aber mit einer so innigen Rührung und Ueberzeugung, daß er den Glauben an das Besserwerden verloren habe und nur seine Ruhe und Befriedigung im Studium der Natur und der Kunst fände. Er ist eigentlich jetzt in Oldenburg und liebt den Herzog unaussprechlich. Er ist auch wirklich der einzige deutsche Fürst, der Alles, was seine Größe betrifft, ausgeschlagen, dessen Land keine Schulden hat und der seine Unterthanen wie seine Kinder ansieht. Ich habe ihn schon lange so geachtet, und es freut mich, daß sich dieser Charakter treu bleibt.

Uebrigens freue ich mich außer den seltnen, so

bedeutenden Fremden der Gräfin Edling, die so geistreich und verständig und gut ist, daß man ihre Bekanntschaft als ein bleibendes Gut ansehen muß. Eine literarische Bekanntschaft habe ich mit Bernardin de Saint-Pierre, eben durch die Gräfin Edling, gemacht, die mir auch schon angenehme Stunden gab. Dabei lese ich zum zweiten mal Schubert's „Nachtseite der Natur" und finde auch da viel Stoff zum Nachdenken und zur innern Bildung und Erhöhung des Gemüths.

Nun haben Sie ein Bild meines Lebens, lieber Freund. Sagen Sie mir auch von sich Gutes und Tröstendes, und glauben mir, daß ich gern Ihnen Alles leicht und eben machen möchte im Leben. — Die Griesbach sah ich auch in diesen Tagen; sie ist heiter und sieht wohl aus. Ich habe sie bei Froriep[1]) gesehen, wo ich die Frau sehr achte und liebe, und sie öfter sehen werde. Im Hause übrigens gibt es immer literarische Neuigkeiten.

---

1) Fr. L. Froriep war in diesem Jahre als Obermedicinalrath von Berlin nach Weimar zurückgekehrt, um seinen Schwiegervater Bertuch in der Leitung seiner Buchhandlung, des Landes-Industrie-Comptoirs, zu unterstützen.

92.

Weimar, den 23. November 1816.

Ich will Sie, lieber, verehrter Freund, in Ihren ſtillen Gegenden, die ganz des Winters Gewand angenommen, aufſuchen, Ihnen gute Stunden wünſchen und ſchöne Erſcheinungen. Von Boſchen haben Sie einen Brief erhalten, ich hoffe bald auf einen; denn ſie will ihren Freunden abwechſelnd ſchreiben. Es geht ihr auch wie mir; ich muß auch immer aus dem engern innern Kreis ausgehen, wenn ich an Viele ſchreiben will, da ich doch eigentlich mit der Welt nicht in zu naher Berührung ſtehe, und da kann man oft denken, daß man nicht genug Stoff zum Mittheilen fände. Und doch iſt's nicht ſo; denn den Freunden iſt Alles lieb, nur ſchon der Augenblick, in dem wir unſre Freunde mit uns beſchäftigt denken, iſt erfreulich.

Ich habe ſo viel Beſuche zu geben bei meinen Freundinnen, denen ich etwas ſein möchte. — Ins Theater gehe ich auch, nicht immer aus Freude über die Kunſt; denn Künſtler und Dichter kommen dem Herzen nicht erfreulich vor, wenn man ſich durch die Kotzebueiaden durchſchlagen muß. So habe ich Mittwoch „Rudolf von Habsburg“ [1]) geſehen,

1) „Rudolf von Habsburg und König Ottokar“, Schauſpiel von Kotzebue.

der neuen Schauſpielerin wegen. Was da für Poeſie iſt! wie die Verſe klappen! Wäre Mittwoch die Sonnenfinſterniß geweſen, ſo hätten wir uns zu den Wilden verſetzt geglaubt, die einen unſinnigen Lärmen machen, um die Sonne zu betrauern oder zu erwecken. Das unſelige Versgeklapper beleidigte die Ohren, und die matte Erfindung, die lumpenhaften Helden, die nur die Namen der alten Helden geborgt hatten, beleidigten das Ohr. Heute hören wir die „Wegelagerer", und die Muſik iſt mir wohlthuend.

Uebrigens habe ich viel zu leſen und konnte doch geſtern zum erſten mal ſeit beinah vierzehn Tagen den Thee ruhig zu Hauſe trinken, meine Karoline ſingen hören und alsdann leſen. Wäre meine Schweſter hier, ſo würde ich noch mehr außer meinem gewöhnlichen Kreis leben müſſen; denn ein fremdes Intereſſe beſchäftigt mich immer lebhafter, je ruhiger und gefaßter ich in mir ſelbſt zu werden ſtrebe. Wenn es aber nur keine Begebenheiten gibt, die mich verwunden im Gemüth, ſo bin ich ſchon mit dem Schickſal zufrieden —

Und ſo im eng- und immer engern Kreis
Beweg' ich mich dem engſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu.

Ich höre auch recht viel Intereſſantes erzählen und ſo vergeht mir die Zeit nicht unangenehm. Auch

des Herrn Kieser will ich dankbar gedenken, wenn ich wie Marc Aurel aufzähle, was mir Gutes geschehen ist: denn ich habe nach drei Monaten wieder meinen Kopf erleichtert durch die Blutegel, und obwohl der Erfolg anfangs nicht so gut zu werden schien als vorigen Sommer, so fühle ich doch jetzt, daß mein Kopf viel heller ist und mehr Gegenstände in sich aufnehmen kann. Es fing schon an wieder düsterer und ängstlicher zu werden, und ich fürchtete die Nebel und die warmen Zimmer, doch von diesem Einfluß haben mich die schwarzen Würmer befreit.

Ich habe Ihnen noch gar nicht für die Copie des Schenkendorf'schen Gedichts gedankt und wollte es gleich thun, als ich sie erhielt, damit Sie nicht mehr abschreiben ließen; denn Schenkendorf hat seine Gedichte mir selbst zugesendet. Ich hatte sie sogar mit in Jena, um sie Ihnen zu zeigen; aber da Sie die neuen Dichter nicht rühmten, so wollte ich diesen, dem ich recht wohl will, nicht auch ohne gehörigen Beifall wieder abreten sehen. —

Bernhard soll Emilie nicht vergessen. Sie ist fleißig in den Künsten, zeichnet, tanzt und lernt Französisch; sie ist wohl und ich hoffe, sie wird nicht unterbrechen. — Grüßen Sie ja die Frau von Bode von mir und sagen ihr, daß Herr von Humboldt zu Ende dieses Monats wol herkommen wird, um nach Berlin zu gehen, ehe sie nach Lon-

von abgehen. Mir ist es gar nicht lieb des Ganzen wegen, daß er aus Deutschland entfernt wird [1]).

93.

Weimar, den 30. November 1816.

Für Ihren geliebten Brief heute danke ich Ihnen doppelt, mein theurer Freund, und möchte bei Ihnen sein, um Ihnen die Hand zu fassen und zu dem heutigen Tage allen Segen aussprechen, den mein Herz für Sie in sich bewahrt. Mögen alle Freuden Ihnen zu Theil werden, die Ihr Familienkreis, Ihre Freunde Ihnen bieten können. Sie kennen die Welt zu gut, um sich mit unwahren Erwartungen zu beschäftigen, und haben auf der andern Seite zu viel Gefühl, um nicht noch Gutes hoffen zu können und zu wollen; denn ohne Hoffnung ist das Leben so arm wie ohne die Freundschaft. Daß Sie einen Ihrer Wünsche erfüllt sehen, wie mir Frau von Stein mitgetheilt hat, fühle ich von ganzem Herzen mit, und ich gestehe, es ist mir nun auch leichter im Gemüth, und ich freue mich, daß der Hintergrund des heutigen Tages mir auch heller wird dadurch, daß ich Sie beruhigter wissen kann.

1) Wilhelm von Humboldt, eben zum Mitglied des Staatsraths ernannt, ging als Gesandter nach London.

Ich hätte ſo gern etwas Bedeutendes geſendet, wenn ich nur mehr Phantaſie hätte, um aufzufinden, welche angenehme Genüſſe man ſeinen Freunden bereitet. Blumen für's Auge werden Ihnen nicht fehlen, aber der Geiſt der Blumen ſoll Ihre Stirn erheitern und den Kopf ſtärken. Es iſt eine ſehr unſchuldige Gabe, meine Gegenwart an dieſem Tag zu beweiſen, und die geiſtige Bedeutung muß den Werth erſetzen. Da ich ſelbſt an dieſem Genuß mehr hänge, ſo denke ich, müßte es den Freunden auch ſo gehen.

Ich habe den Schnupfen aus der Luft geholt; denn die freundliche Sonne ladet immer zum Gehen ein. Sonne, Mond und Sterne ſind auch meine treuſten Freunde, die mir die reinſte Freude geben, und ich wünſche mir immer ein Auge, ihrer Erſcheinung mich zu freuen, und nicht gar zu viel Erſcheinungen des Lebens oder ruhige Erſcheinungen, daß ich mit den Himmelskörpern verkehren könne ohne Störung. Ich habe manche Freude durch freundſchaftliche Mittheilung in dieſen Zeiten, aber zuweilen bewegt mein Gemüth das Aeußere doch zu lebendig, und ein ruhiges Gleichgewicht im Empfinden iſt auch eine Gabe der Götter, die wir erflehen müſſen.

Ich habe über meine Lectüre des Bernardin de Saint-Pierre viel Freude und ſie beſchäftigt mich angenehm. Es iſt der gemüthlichſte Franzoſe, den

ich noch kenne, und seine Ideen sind mit so viel Bescheidenheit vorgetragen, daß ich ordentlich mir ein Bild von ihm entwerfen konnte. Wenn man seine Theorien alle für wahre Kenntnisse halten könnte, so wäre es recht gefährlich, dies Buch zu lesen, weil man glaubte, man wisse Alles. Doch in den spätern Zeiten des Lebens besticht so ein Ton nicht mehr und man weiß, was man davon halten soll, und fühlt die einfache, bescheidne Ansicht solcher Gemüther ebenso wie sie selbst, wenn sie es wagten, sich die Theorien auszusprechen, die sie sich erschufen. Was er über die Farben sagt, bilde ich mir ein besser zu sehen, seitdem ich die „Farbenlehre" (von Goethe) kenne. Ich wollte eigentlich nur „La chaumière indienne" lesen, die die Gräfin Edling so liebt, und bin in das ganze Werk [1]) gerathen, doch freue ich mich darüber, weil es eine geistreiche, angenehme Erscheinung ist, und weil es einem wohl thut, sich mit den Resultaten der Naturbegebenheiten und mit mannichfachem Anblick zu beschäftigen in der Phantasie.

Ich habe auch die Sonette des Silvio Romano [2]) jetzt gesehen und bewundere die Gewandtheit der Sprache, die Empfindungen dieser Gegenstände aus-

1) „Études de la nature" (1784).

2) „Blumen und Blätter von Silvio Romano" (1816). Riemer hatte sich unter dem fremden Namen versteckt.

zudrücken; die Kunstfertigkeit erfreut sehr, doch erscheint einem diese Poesie wie die reichen Blumenfruchtstücke der Niederländer; man ergötzt sich an der Pracht der Farben, am Glanz, an der Ausführung des Ganzen, doch ist es kein Regenbogen, der den Himmel mit der Erde verbindet. Ich bewundere den Werth dieser Poesie und glaube, die deutsche Sprache hat wenig so absichtlichen Wohlklang noch aufzustellen. —

Frau von Stein ist leidlich wohl, doch ist's abwechselnd; sie leidet jetzt öfter an Kopfweh und liegt oft lang im Bette; ich glaube, dies ist ihr besser. Die Frau von Schardt ist noch immer halb nur in der Welt und geht nicht an Hof, doch besucht sie die Freundinnen. Ich finde aber, sie hat an Unruhe noch zugenommen, so leidenschaftlich sie sonst auch mit aller Sanftmuth des Wesens empfand; so wenig hat die Macht des Lebens sie zur Ruhe gebracht; denn sie ist so reizbar und auf das Kleine des Lebens mehr als je gestellt. Ich sah sie diese Woche einige mal und mußte diese Bemerkung in mir aufkommen lassen; die Andern, die mit ihr umgehen, finden auch, daß ihre Stimmung ungleich ist und aufgeregt. Wenn nur nicht eine innere Disharmonie der Grund davon ist! —

Meine Kinder sind fleißig und gut. Sie haben am Tage so viel zu thun, daß ich sie die Abend-

ſtunden, wo ſie ermüdet ſind, nicht genießen kann. Wir Alle ſegnen unſern Freund doppelt heut.

Wir hören heut „Johann von Paris" von Herrn Rebenſtreit, der mich ſehr erfreut; denn er hat eine ſo hübſche Art ſich darzuſtellen und drückt durch ſein Weſen ſo gut berechnet die Zuſtände aus. Dieſe Art Spiel ſind wir nicht gewöhnt; ſo gut unſre Schauſpieler declamiren, ſo denken ſie nicht oft, durch die Erſcheinung zu befriedigen, und ſind gar zu leicht zu ſehr in ihrer eignen Perſon, ſtatt daß die fremden mehr berechnen.

94.

Weimar, den 11. December 1816.

Die Sonne ſcheint ſo ſchön, daß ich Sie noch begrüßen muß; da iſt es ſo hell um mich. Ich hoffe, Sie erfreuen ſich auch Ihres wohlthätigen Einfluſſes. Ich hänge ſo ſehr an ihrem Erſcheinen, daß ich, wie der ſtandhafte Prinz, ſie zu einer Wohlthat meines Lebens rechne und ſie als die treue Gefährtin meines Kummers und Freuden anſehe.

Sie werden heut Beſuch erhalten von Weimar, wie mir Frau von Stein ſagte, die ich ſeit ein paar Tagen immer nur kurz ſehen konnte, weil ſie immer im Begriff war, Beſuche zu machen, wenn

ich kam. Ich ſehe es ebenſo gern, als wenn ich ſie zu Hauſe finde und mit ihr Gedanken wechſle, weil es mir ein Zeichen iſt, daß ſie ſich Kräfte zutraut. Ihre Augen können doch ihren gewohnten Neigungen folgen und ſie lieſt ſehr oft, wenn man zu ihr kommt. Ich möchte ihr können vorleſen, aber ſie verſteht oft ſchwerer, als ſie ſieht, und meine Bruſt kann nicht immer das lange Leſen aushalten, zumal wenn ich nicht leiſe leſen darf.

Dieſe Gunſt hat mir das Schickſal nicht immer gönnen wollen, Jemanden zu haben, der mir vorläſe, und ich könnte doch ganze Tage ruhig zuhören. Aber meine Familie hat ihren eignen Kreis und Beſchäftigungen, die zu ihrer Bildung gehören. Dann habe ich meine eignen Lectüren, die ihr nicht zuſagen würden; denn ich höre doch nur auch gern etwas, was der Mühe lohnt, und jede Gabe der neuern Dichter und Schriftſteller kann man nicht in die Hand nehmen ohne Unwillen und ohne Reue, daß man die Zeit verſchwendet. Ich gehöre nicht zu Denen, die nur leſen, um zu leſen oder um die Zeit hinzubringen; deswegen mache ich auch ſtrengere Foderungen.

Ich habe nun auch Goethe's Reiſe[1]) geleſen; es hat mich unbeſchreiblich angezogen und der Dichter ſteht in aller Kraft der Jugend mit den reifen,

1) Den erſten Theil der „Italieniſchen Reiſe".

reichen Ansichten der spätern Zeiten vor uns. Er umfaßt ebenso leicht das Hohe und Tiefe als die leisen, schnell vorübergehenden Lufterscheinungen und Gestalten. Wie die Töne einer schönen Musik den ganzen Zustand des Gemüths bezeichnen, so bildet sich zu den schönen Formen der Berge, des tiefen Grüns, der hohen, schönen Gebäude, der edlen Verhältnisse der Architektur, der schönen menschlichen Bildungen auch die Phantasie gern die ganzen Umgebungen aus, und die lichten, goldnen Wolken, die an dem klaren, blauen Gewölbe des Himmels das Gemälde vollenden, möchte man ebenso wenig vermissen, und man freut sich, daß der Dichter Erde und Himmel verbindet und so immer ein ganzes Bild gibt. Ich glaube, manchen Menschen wird es gehen mit diesem Buche, wie der Frau von Staël mit Goethe selbst, die sich den auteur de „Werther" nicht denken konnte in einer Hofuniform. Man erwartet gewiß mehr Beschreibungen, dichterischer Bilder u. s. w., und eben wie er in den einfachsten Anschauungen doch alles Hohe in seinem Leser erweckt und dadurch, daß er seine Anschauungen, nicht seine Gefühle ausspricht, ist es so schön und erfreulich. Es hat mich unbeschreiblich angezogen und ergötzt im wahren Sinne des Wortes.

Ich habe leider keine englischen Lectüren wie Sie, doch habe ich etwas gelesen, was mir viel

Freude gemacht. Es iſt über die archäologiſchen Verdienſte der Engländer und ihre Berichte darüber, was ſie Alles gefunden. Daß ſie noch eine Mauer des Schatzhauſes des Atreus gefunden in Mycene, das freut mich ordentlich. Auch das Löwenthor. Die ganzen Reiſen müſſen ſehr intereſſant ſein. Der Doctor Gell, einer der ſchönſten Menſchen in London, war hier 1801 bei Gores; ich habe ihn auch geſehen; von hier reiſte er nach den griechiſchen Inſeln.

95.

Weimar, den 28. December 1816, gegen 11 Uhr.

Ich hoffe, ich gewinne noch ſo viel Zeit, Ihnen, theurer Freund, noch Einiges zum Schluſſe des Jahres zu ſagen, ob ich gleich ſpät anfangen kann, da ich erſt zu Frau von Stein gegangen war, um die Angelegenheit des Herrn B. zu berichtigen, wovon ich einiges Gutes ihr ſagen und bringen konnte. Die Geheimeräthin von Voigt kennt den jungen Menſchen auch gut, und dieſer haben wir hauptſächlich es zu danken, daß die Münze ſo hoch angerechnet wird. Ich hoffe auch den Samen zu fernerm Intereſſe gelegt zu haben oder nur erweckt. Kurz, ich freue mich nur, daß es gelungen und der arme junge Menſch einige ruhige Tage haben kann.

Es wäre wol ein wohlthuendes Gefühl für mein Herz, es in Händen zu haben, die äußern Lagen Derer zu erleichtern, abzuhelfen, wo es zu schwer fällt, die ich finde; denn Allen zu helfen ist für eine der reichsten Existenzen unmöglich; doch könnte es meinem Herzen viel gute Empfindungen mehr geben, wenn ich nicht immer nur Wünsche aussprechen, sondern ohne fremde Hülfe geben könnte, was man wünscht. Deswegen möchte ich eigentlich die Fürsten beneiden, wenn sie das Gefühl kennten; doch wenige sind damit befreundet, und auf der andern Seite darf man nicht ungerecht sein und ihnen alle Schuld beimessen; denn man misbraucht auch oft ihren guten Willen und die Menschen selbst verhärten sie folgends.

Ich habe sehr viel zu thun gehabt in diesen Tagen, und Karlinchen ist den ersten Feiertag am Hof aufgeführt worden. Sie hat sich sehr gut und nicht verlegen gezeigt, und die Herrschaften haben sie herzlich und freundlich aufgenommen. Die gute Großfürstin spricht zu jedem Gemüth auf seine Weise, wo sie Wohlwollen zeigen will, und hat ihr und mir sich freundschaftlich geäußert und als wenn sie gern ihre Gesinnungen zeigte. Sie ist in dem Alter, wo sie doch in der Welt sich zeigen muß, und jetzt ist es einfacher als sonst zu erscheinen, da die Fräuleins nicht alle Sonntage alle gebeten werden und nur alle vierzehn Tage eine die

Reihe trifft. Ich bin ganz philosophisch über diesen Punkt und wollte dem Hof als Hof gern entsagen, doch hat jedes Alter seine gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen und man kann sich nicht zurückziehen, wenn man es möchte.

Von Montag an haben wir eigentlich in Festen gelebt; da war Geheimerath von Voigt's Geburtstag, wo eine Gesellschaft bei ihnen war; eine Musik im Nebenzimmer war recht wohlthuend. Ich hoffte eigentlich den Hofrath Fries [1]) zu finden, aber er war nur Mittags dort gewesen. Ich freue mich auf seine Bekanntschaft. Ich lebe gar nicht gern ohne philosophische Freunde und jetzt haben wir leider gar keine Spur einer Schule um uns hier!!! Ich möchte viele Ausrufungszeichen noch machen, um mein Bedauern darüber auszudrücken. Dienstag war ganz meiner Familie gewidmet, nachdem ich den Geburtstag des Kaisers Alexander in der russischen Kirche begangen hatte. Die Sänger singen recht schön und überhaupt ist etwas Poetisches in der Sprache und in dem Gottesdienst, die abwechselnd verschlossene Pforte, wohin der Priester geht und betet, das Räuchern, die Richtung des Altars gegen Osten, das Gefühl des ganz Fremden, Alles zieht an. Es dünkt einem, man sähe

1) Der Philosoph J. Fr. Fries war in diesem Jahre von Heidelberg nach Jena zurückberufen worden.

eine Gemeinde, die sich aus dem Strom der Zeiten gerettet und einen Zufluchtsort gefunden, wo sie ihre Gebete aussprechen könnte. Die Ceremonien sind weit ernster als bei dem katholischen Gottesdienst.

Der erste Feiertag früh gehörte Frau von Stein, die viel Kopfweh hatte diesen Tag. Der zweite ward im Theater verlebt, wo ein neues Product von Kotzebue: „Die kleine Zigeunerin", einem wenig Trost gab. Mich hat der spottende Ton über die katholische Religion, ob ich gleich keine Anhänglichkeit daran habe, sogar beleidigt. Wenn man die Misbräuche auch zeigt, so soll man sich keine possenhaften Scherze darüber erlauben. Ein fratzenhafter Großinquisitor, der furchtbar grell gezeichnet ist, und die Duenna des jungen Mädchens haben mich sogar erbittert. Die Zigeunerin selbst hilft und vermittelt durch ihren Stand das Ganze, weil sie überall Zutritt hat. Zwei neue Producte sah ich dieses Jahr von Kotzebue, die sehr schlechte Begriffe von seinem Talent geben, das nicht sich verjüngt durch die innre Kraft, sondern langsam hinabsteigt, um zu vertrocknen vielleicht. Diese Leiden über schlechte Geisteswerke gehen wol mit uns in ein neues Jahr, und wir müssen uns nur Egoismus wünschen, um nicht uns auch aus der Höhe gerückt zu sehen, auf welche man leider zu oft gestellt wird, weil man über dem Schlechten sich

erhebt, und nicht, indem man dem Guten nachringt.

Unsre Freundschaft kennt keine Zeit, und ich hoffe, sie bleibt uns im Herzen, wenn wir uns selbst treu bleiben. Auch das Glück wollen wir hoffen für uns und unsre Kinder. Alles Gute sei mit Ihnen! Meine Töchter sagen Ihnen viel Herzliches. Emilie freut sich, daß Bernhard ihrer denkt bei dem Engel.

Aus dem Jahre 1817 liegen uns leider keine Briefe vor. Eines willkommnen Besuchs der Frau von Schiller nebst ihrer und der Griesbach'schen Familie am 4. November gedenkt Knebel an Goethe Nr. 529.

96.

Weimar, den 10. Jänner 1818.

Ich will auch nicht säumen, lieber, verehrter Freund, Ihnen in den ersten Wochen des neuen Jahres, das uns Allen kein Unheil bringen möge, zu schreiben. Ich trage keine ungerechten Wünsche und keine übergroßen Hoffnungen in meinem Herzen. Das Glück, das ich erhalten möchte, ist durch keine Zaubersprüche zu erhalten, und also läßt es sich nicht aussprechen. Aber ruhiger Genuß der immer reichen Natur und Freude am Wohl meiner

Freunde und Kinder, dies sind die Hauptbedingungen meiner Wünsche.

Ich habe eigentlich eine Bitte an Sie, die in diesem beigefügten Buche besteht. Der Verfasser, ein alter Hausgenosse von mir[1]), dem ich nicht so eine große Gewandtheit der Sprache und des Ausdrucks zutrauen konnte, hat mir dies Werk schweigend gesendet. Meine Schwester schreibt mir, daß ihn eine günstige Erwähnung dieses Werks sehr glücklich machen würde. Er hat sich durch eine Schrift über die Geschichte der Stadt Frankfurt am Main schon als gelehrter Forscher gezeigt. Daß er aber als Dichter auch sich zeigen würde, hatte ich nie geahnt. Es ist recht eigen, daß er eine schöne Sprache, gute Verse hat, und die Phantasie kommt bei dem Leser, zum wenigsten bei mir, gar nicht in Bewegung. Doch möchte man es als ein gutes Werk ansehen, und Ungeschicktes, Regelloses ist nichts darin. Ich weiß gar nicht, wer jetzt in Jena waltet am Parnaß. Denken Sie, daß Professor Hand[2]) die Anzeige machte, so geben Sie

1) J. K. von Fichard. Im Anfange der neunziger Jahre war er Schiller's Hausgenosse. Vgl. Henne, „Andenken an Fischenich" S. 4 f., 11, 58. Er hatte in den Jahren 1811—13 sein „Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte" herausgegeben.

2) Der im vorigen Jahr als Universitätsprofessor nach Jena gegangen war.

es ihm. Meine Schweſter meinte, er würde es auch mit Beifall anſehen, doch will ich es erſt in Ihren Händen wiſſen und wünſchte zu erfahren, was Sie dazu ſagten. Geheimerath von Goethe [1]) könnte dieſem Werk vielleicht als vaterländiſcher Poeſie und Geſchichte einen Augenblick Aufmerkſamkeit ſchenken. Kurz, es ſei Ihren Händen anvertraut. Misfällig kann es auf keine Weiſe, dünkt mir, aufgenommen werden. Wer weiß, wie viele Dichter ſich noch entfalten, von denen ich es nicht ahnte! Wenn nur immer etwas Erfreuliches ſich zeigen wollte! Wenn man aber ganze Dialoge von Piff-Paff vorgetragen hört, wie ich in der „Uniform von Wellington" (von Kotzebue) leider am Mittwoch, ſo wundert man ſich nur, wenn ſechs Geſänge ſolcher Verſe noch entſtehen können.

Leben Sie wohl! Haben Sie Dank, daß Sie mir ſchrieben. Ich hatte meine Sorgen über den lieben kleinen Bernhard, die Sie nun freundlich zerſtreu n. Er ſoll ſich nur warm halten und Fleiſch genießen, daß er Kräfte behält. Die Kinder ſind ſo leicht angegriffen, aber erholen ſich auch ſo leicht wieder. Unſre Sorgen können oft nicht ſo ſchnell einen andern Charakter annehmen, als ihre Kräfte ſteigen. Das iſt eben das Glück der Kindheit, daß Alles leicht vorübergleitet, und dies

1) Der ſich auf längere Zeit in Jena befand.

iſt der Zuſtand, nach dem man ſich in jedem Alter des Lebens auch zurückſehnt.

Ich habe jetzt wieder Goethe's erſte Abtheilung der „italieniſchen Reiſe" geleſen. Man findet immer neue Schönheiten, immer andre große Anſichten der Natur wie der Kunſt. Der Plan zu der „Iphigenie in Delphi" hat mich unendlich angezogen; wenn er doch noch das Stück bearbeitete! Es wäre immer nicht zu ſpät bei ſolchem Geiſt und innern Reichthum. —

Die ſchöne Vanillenſchote iſt recht erfreulich und riecht ſo wunderlich. Da ich jetzt durch meine gewöhnliche Unterhaltung ſo viel in fremden Zonen wohne, ſo iſt mir die heiße Zone durch dieſes Bild vergegenwärtigt. So etwas kann doch bei uns nicht werden. Die Geſänge der jugendlichen Welt in Jena [1]) haben auch ihren eignen Charakter und ſtellen einem einen ganzen Zuſtand wie eine ganze Claſſe lebendig dar. Ich kann nur Piff und Paff aufweiſen dagegen, wenn wir unſre Productionen auf die Wagſchale legen ſollen.

1) Der dortigen Studenten.

97.

Weimar, den 14. Januer 1829.

— Ich freue mich herzlich, daß es mit unserm Bernhard leidlicher ist, und hoffe, die Sonne, die schon mitunter so schön leuchtet, bringt ihm Lebensmuth und Kraft. Ich liebe und ehre die Sonne immer, aber ich habe mich doch von neuem gefreut, daß Bernardin de Saint-Pierre sie so schön beschreibt und ihrem Wirken alles Heil zugibt. In dem dritten Theil kommen außerordentlich schöne Reflexionen über das menschliche Leben, die Verhältnisse und Einwirkungen, die Ihnen gewiß Freude machen würden. Ueber die Freundschaft, die moralischen Verhältnisse, brüderliche, mütterliche, eheliche, sagt er sehr schöne Dinge.

Nun leben Sie wohl, theurer Freund, und erzählen mir noch von dem wunderlichen Lord Byron, der mich auch sehr interessirt. Ich glaube, seine Landsleute nehmen ihn oft zu streng; denn das Außerordentliche in den menschlichen Anlagen kann nicht unter den gewöhnlichen Maßstab der Welt gestellt werden, und man fürchtet sich sehr oft dafür, weil es unbequem ist. — Ich möchte wol Münchow [1]) sehen können, um ihn um die Sonne zu befragen.

1) Professor in Jena.

98.

Weimar, den 11. Februar 1818.

Jetzt fangen meine Kräfte an, ins Gleichgewicht zu kommen, und wenn es nicht Winterluft wäre, so würde ich schon wieder ganz hergestellt sein. Ich hoffe, lieber Freund, Sie sind auch wohl und das böse Zahnweh hat Sie verlassen. Ich bin zwei mal spazieren gefahren, und da ich mehr wie andre Naturen Luft bedarf, so ist es mir auch wohl darin gewesen, nur rein muß sie sein, nicht wie heute, wo es dustig und trüb ist.

Ich sende Ihnen hier das persische Gedicht wieder, welches recht schöne Beschreibungen hat und mir wohl gemacht hat durch die Ansichten des Fremdartigen und Anmuthigen. Da wir meist das Lesen zu unsrer Existenz wie das Essen brauchen, so steigt und fällt meine Liebe zur Lectüre wie der Wunsch nach diesen und jenen Gerichten. Doch bleibe ich dem Einfachen und Großen treu in meinen Gefühlen und empfinde, wie man es bedarf, aus den Ideen der großen Geister, die vor uns hinweggegangen, sich geistig zu stärken, wie man körperlich kräftige Nahrung auch bedarf und keine, die gegen die Natur ist. Das Bild des Antäus, der sich an der Mutter Brust Lebenskraft holt, ist ein schönes Symbol für das geistige Streben, und wo die Kraft nicht aus den Ansichten der Natur sich Nahrung holt, aus den Empfindungen der

Wahrheit und Liebe in den Gefühlen, da ist es nur falsches Streben und falsche Resultate, die zur Sprache kommen.

Ich theilte ordentlich die Abendgesellschaft, die Sie mir beschrieben, im Geist mit Ihnen. Ich darf noch nicht viel Gesellschaft sehen, zum wenigsten nicht auf einmal viel Menschen. Doch denke ich zur Großfürstin Geburtstag (den 16.) eine Stunde bei Hof zu erscheinen, wenn mein Husten nicht wieder eine andre Wendung nimmt. Unsre liebe Frau von Stein hat mich einige mal besucht, doch ist sie selbst zu schwächlich, um ihren Freunden nicht Sorge zu machen, daß sie sich angreifen möchte. Ihre Schwiegertochter und Enkel sind bei ihr; da weiß ich sie auch unter Menschen, die ihr mit Liebe begegnen.

Sagen Sie Geheimerath von Goethe mit den freundlichsten Grüßen, daß ich einen Brief vom 8. Jänner von unserm Meyer habe[1]), der mir sagt, daß er sich mit der Frühlingsluft wieder einfinden würde. Ich hoffe, Geheimerath von Goethe hat ihm geschrieben in dieser Zeit, denn er sagt, er habe seit November, dünkt mir, keine Nachricht. Meyer's klarer, hoher, ruhiger Sinn fehlt mir recht; er ist mir auch ein Bild der Natur. Mögen nur

1) Er hatte sich nach seiner Heimat, der Schweiz, begeben, wo er das Bad zu Baden benutzte.

seine körperlichen Kräfte mit seinen geistigen wieder das rechte Gleichgewicht erlangen, damit sein Verstand ungetrübt wirken könne!

Boschen hat mir geschrieben. Die traurigen Erinnerungen der Vergangenheit haben ihr Gemüth auch in diesen Zeiten ergriffen. Ich gestehe, daß ich diesen 20. Jänner auch tiefer, schmerzlicher fühlte, weil ich mir dachte, nächstes Jahr wird es ganz anders dort wieder sein. Doch wird die neue Mutter [1]) auch in die Gefühle stimmen, dieses heilige Andenken zu ehren. Eine Idee von ihr hat mich recht gerührt; sie hat sich in ihrer Eheberedung ausbedungen, daß man sie nach Homburg bringe, wenn sie auch stürbe. (Doch bleibt es unter uns, bitte ich.) Doch hoffe ich, lebt sie länger, den Kindern zum Trost und Stütze, als sie es erwartet. —

Sein Sie Alle herzlich gegrüßt und nehmen freundlich meine Zeilen auf. Ich bin oft in Gedanken bei Ihnen. Sagen Sie mir etwas von Geheimerath von Goethe's neuer Wohnung [2]). Es ist dieselbe, die ich einmal mit meiner Schwester

1) Auguste Friederike, Tochter des Landgrafen von Hessen-Homburg, mit welcher sich der Erbgroßherzog von Mecklenburg am 3. April 1818 vermählte.

2) Er wohnte zu Camsdorf, dem Vororte von Jena. Vgl. H. Düntzer „Freundesbilder aus Goethe's Leben", S. 582.

beziehen wollte. Ich stelle es mir sehr erfreulich vor, an der blauen Saale zu wohnen und die Sonne und den Mond sich spiegeln zu sehen, wenn es nur nicht zu viel Zug dort ist für ihn.

Was macht nur die Griesbach? Ich habe seit dem Verlust ihrer Nichte nichts von ihr gehört. Wenn sie Sie besucht, so grüßen Sie sie von mir freundlich. Bernhard ist, hoffe ich, wieder munter. Seine Freundin Emilie ergibt sich der Welt und erscheint bald als Waffenherold, bald als Führer des Epimenides. Das sind aber noch Geheimnisse, die die nächste Woche enthüllen wird [1]), doch werden Sie sie nicht verrathen.

99.

Weimar, den 18. Februar 1803.

Es ist mir, als wenn ich nicht im Reinen wäre mit mir, wenn ich nicht die Pflichten der Freundschaft erfüllt zu haben glaube. Dazu gehört vorzüglich ein ruhiges Gespräch mit Ihnen, theurer Freund.

Ich habe meinen Hofzug (man könnte dies

1) Der Geburtstag der Erbgroßherzogin wurde durch einen Maskenzug gefeiert.

Wort wie Feldzug brauchen, denke ich) glücklich vollendet vorgestern und will mich heut noch ein wenig auf den Maskenball wagen, um die Herrlichkeiten, von denen ich so lange sprechen hörte, mit anzusehen. Ich will froh sein, wenn Alles vorüber ist mit dem Effect, den sich Jeder verspricht. Daß bei so unbedeutenden Dingen so viel gesprochen, gehandelt und berathschlagt werden muß, als wenn es des Reiches Wohlfahrt gälte, das ist nichts Außerordentliches, doch fällt es einem auf, wenn man nicht gewohnt ist, mit diesen Dingen zu thun zu haben. Im Grunde ist's freilich, wie im „Werther" steht, ob man Erbsen oder Linsen liest, einerlei, und die wahre Mühe ist doch das Bleibende. Diese Maskennoth hat mir alle Zeit und ruhige Mittheilung mit Andern genommen, und wenn wir Mittags einen ruhigen Familiencirkel gebildet hätten, so hätte ich Ihren lieben Sohn so gern Sonntag bei mir gesehen. Ich glaubte ihn am Hof, und als ich es wünschte ihm zu sagen, wußte ich die Zeit nicht einzutheilen, und wenn sich meine übrige Familie zusammenfinden würde. Er hat mir aber, unter uns gesagt, sehr gefallen. Sein Betragen ist so gebildet und dabei gewandt, und das Gutmüthige, Behagliche, mit dem Aufmerksamen für das Schickliche und Anständige verbunden, machen ihn zum gemüthlichen und angenehmen Gesellschafter. Ich habe ihn Montag

unter den andern jungen Menſchen ſeines Alters recht vortheilhaft ſich auszeichnen geſehen.

Emilie hat ihr Erſcheinen auch glücklich gelöſt und hat ſich gar nicht fremd unter den fremdartigen Umgebungen gefunden. Sie iſt noch ſo rein und anſpruchslos, daß ſie gar keine Ideen hat, Aufmerkſamkeit erregen zu wollen. Dies läßt ſie daher auch ohne Sorgen. Die ältern Damen zeigen ſich ſo grell und anmaßend in ihrem Perſönlichen, daß man ſich recht freut, etwas Anſpruchsloſes zu ſehen an den Kindern. Meine Töchter kamen auch auf einmal zu dieſen Erfahrungen und ſahen die ganze Armſeligkeit der Eitelkeit, der Anſprüche und der Phantaſterei bei Menſchen, wo ſie ſie gar nicht ſuchten oder denen ſie nie zu nahe kamen. Unſer guter Meyer, der oft mit ſolchen Dingen zu thun hatte, muß recht gelitten dabei haben. Er hat auch öfter darüber das Fieber bekommen. Wo Frau von Germar und Conſorten über Erſcheinungen zu urtheilen, zu beſtimmen wähnen, da iſt die Welt ſchlecht beſtellt! Zum Glück ſprechen ſie nur und die Worte verhallen; aber in ſolchen Dunſtkreiſen wird mir phyſiſch ſchon unbehaglich. Ich hoffe, wenn Sie und Geheimerath von Goethe den Götz unſers Machwerks ſehen könnten, er würde ſie Beide befriedigen. Ernſt iſt recht hübſch und würde dem Ritterweſen nicht ſich ungleichartig zeigen auch ohne Nummerei.

In diesen Tagen habe ich mich an der neuen Sammlung von Herder's Poesien [1]) erfreut; so ein anmuthiges, liebliches Wesen spricht aus jeder Zeile. Er selbst sagte es oft, daß er kein Dichter sein wolle, aber die Macht der Poesie, die in seinen Empfindungen vorwaltet, und seine schönen, reichen Gedanken sind in so leichte, anmuthige Worte gehüllt, daß es einem wie eine schöne Musik tönt. Er fühlt nicht wie Homer, Goethe, Schiller die Macht der Poesie, die ihn selbst nöthigen würde zu singen, weil die Gestalten zu lebendig in das Gemüth eindringen, und dies lebendige Auffassen der Natur, die man in Bildern wiedergibt und unmittelbar ausdrücken will, ist nur solchem Genius eigen. Aber Herder's Geist und seine Anmuth gestalten sich von selbst poetisch, das hohe, reine Gemüth, das in dem Leben keine Sprache fand, bedurfte der innern Harmonie des Geistes, und seine Sprache versteht man nur recht tief und innig, wenn das ganze Wesen sich uns nähert. Der Unterschied ist recht zu bestimmen, daß die erstgenannten Dichter wie eine große Naturgewalt ergreifen, während Herder wie eine schöne Naturerscheinung glänzend und mild vorüberzieht und in wenigen Naturen den Anklang erweckt, den er er-

1) Herder's „Gedichte", gesammelt von G. Müller im Jahre 1817.

wecken sollte, weil wenige ihn rein aufzufassen vermögen.

Unsre gute Frau von Stein habe ich Sonntag wieder besucht, gestern sie spazieren gehen sehen. Ich muß nun mit meinen Kräften am Tag haushalten, weil ich sie jetzt Abends brauche, doch ist der heutige Tag erst vorüber, alsdann gehe ich ungehindert aus.

Von meinem Karl höre ich Gutes. Sein Freund, der Geheimerath von Hartmann, und die Königin [1]) selbst wollen sein Schicksal freundlich leiten; noch weiß er den Ort seiner Bestimmung nicht. Mein Schwager [2]) war dort und hat sich selbst überzeugt von seiner Lage und hat ihn sehr glücklich gefunden. Solch ein Bewußtsein ist eine wahre Stärkung des Gemüths. Die Sehnsucht ist auch ein Gefühl, was immer im Hintergrund schlummert und nur zu leicht erregt wird, doch gehören unsre Kinder ja der Welt an, für die sie selbst handeln müssen, um ihren Kreis zu erfüllen.

Sein Sie nicht zu sorglich und wehmüthig, lieber Freund, über die Zukunft Ihrer Kinder. Menschen, die im Aeußern Alles für ihre Familie

1) Von Würtemberg, die Großfürstin Katharina Paulowna.

2) General von Wolzogen.

zu thun vermögen, wissen es nicht anzufangen, und es ist Denen doch nur wohl, die viel zu empfinden vermögen. Das Vermögen des Geistes zu wecken und ihm eine Richtung zu geben, das ist das Geheimniß, eine glückliche Existenz zu begründen. Es ist nur zuweilen die Liebe, die zu viel selbst leisten möchte, die zu viel voraussehen möchte, die uns beunruhigt. Ein frommes Vertrauen auf das Geschick müssen wir Alle zu erringen streben; denn es geschieht doch gerade oft Das in der Welt, worauf wir nicht rechnen konnten, und ohne unser Zuthun. —

Wenn Sie Münchow sehen, so sagen Sie ihm doch, daß ich mich in meiner Rechnung betrogen hätte, weil ich gehofft, ihn am Montag zu finden und ein ruhiges Gespräch zu führen. Er muß jetzt viel Schönes am Himmel sehen, denn die Sterne sind so prächtig. Darüber wird er uns auf der Erde doch nicht vergessen haben, hoffe ich.

Nun leben Sie wohl, theurer Freund, und genießen der Sonne und reinen Luft. Bei Ihnen wird es bald ein Ansehen des Frühlings gewinnen; die Sonne nimmt an Kraft recht zu. — Sein Sie froh, daß Bernhard nicht hier ist, er müßte alsdann auch mit Gewalt ein Genius werden; denn Ernst führt alle Kinder zusammen. Bernhard würde sich auch dazu gut ausnehmen mit seinen hellen, klaren Augen.

100.

Weimar, den 28. Februar 1818.

— Ich freue mich, daß Sie über die poetischen Erscheinungen unsers Pseudoparnasses, möchte ich sagen, wie ich denken. Ohne den Meister wäre Vieles nicht möglich, und seine Worte:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein? [1])

sollte man an mancher Pforte hier anschlagen. Daß die Deutschen, die die Künste des Fleißes nachahmen und sich durch Beharrlichkeit vor andern Nationen auszeichnen, auch wähnen, die Poesie so hervorzubringen, ist ein Tadel, den man nicht unterdrücken kann. Wenn sie aber doch nur recht ernstlich das Gute nachahmen wollten; denn Spaß zumal nachahmen zu wollen, ist gar platt. Ich führe die unseligen Poesien der Fische und (des) Versteckens an in den letzten Poesien, die man hier erschaffen. Ich habe mich ordentlich geschämt für den Dichter, er sei, wer er wolle. Daß man so etwas hat für die Bekanntmachung bestimmen können!

1) Schiller's Gattin schreibt diese in Schiller's Werke aufgenommenen Verse Goethe zu. Vgl. Hoffmeister, „Nachlese zu Schiller's Werken", III, 88.

Ich habe eine rührende Freude gehabt, unsern Freund[1]) am Dienstag zu finden bei den Masken; denn sein Gruß aus der Ferne[2]) hatte mich ganz weich gestimmt. Ihn nun rüstiger als vorigen Herbst wiederzusehen und wohler, als ich ihn lange nicht fand, ganz die alten Züge wieder, war mir sehr wohlthätig. Der Götz hat einen freundlichen Eindruck auf ihn gemacht und ich habe meine maskirte Familie ihm vorgestellt, Emilie als Genius und Karoline als Zigeunerin. Den Götz hatte ihm die Großfürstin schon vorgestellt. Die Elisabeth ist auch sehr hübsch gewesen, eine behagliche deutsche Figur mit schönen Zügen. Diese Familie wohnt hier seit vorigem Herbst. Der Obrist von H. ist ein natürlicher Sohn eines Landgrafen von Hessen-Kassel. Seine Frau, die Ernst's Hälfte war, ist eine gar hübsche, einfache, anspruchslose Natur, auch die Schwester, die mit hier ist. Sie sind aus Hessen und haben jetzt am Main gewohnt in Hanau, sie sind natürlich, gesellig gebildet und häuslich. Es ist noch eine der ersten Angelegenheiten im Hause, für Küche und Keller zu sorgen und Alles selbst aufzuheben. Sie

1) Goethe, der am 18. zum Maskenball von Jena herübergekommen war.

2) Die Verse „Der Abwesende dem Maskenfest" (Goethe's „Werke", VI, 136).

gehen ihren Weg fort, ſie leſen nicht, wie die Vögel von Goethe, aber ſie wollen auch nicht geleſen haben. Der Mann malt ſehr artig nach niederländiſchen Meiſtern und hat einen Fleiß und Zierlichkeit, die einem Freude machen. Er geht auf die Jagd mit, macht ſeine Partie, wie die Herren hier zu thun pflegen, und für den Hof ſind es recht angenehme Figuren.

Ich glaube, Sie hätten Kotzebue's Zug weniger gut wie ſeine Verſe gefunden; denn die Geſtalten waren unerfreulich und derb oder leer, wie der falſche Prunk in ſeinen Stücken. Das Sentimentale war auch dabei und das arme Knäbchen, das in dem Roſenbett herumgetragen wurde, wie ein Geſpenſt von einem Genius zu unterſcheiden. Es iſt ſo klein und hat ſchon ſo ausgebildete Züge und läuft ſo ſchnell, daß es einem Angſt macht. Kotzebue ſelbſt hat mich beluſtigt; denn er iſt immer, ſagt man mir, an Goethe vorbeigeflogen — ohne bemerkt zu werden. Ich hoffe aber, er hat geſehen, wie man Goethe hier betrachtet und wie von allen Seiten man zuſtrömte, um ſich ſeiner Gegenwart zu erfreuen. Alle Mütter, Tanten u. ſ. w. warteten auf ſeinen Beifall für die Ihrigen. Ich weiß wohl, daß dies etwas Gleichgültiges für den Freund iſt, aber bei ſolchen Scheinmenſchen wie Kotzebue mag man auch gern den Schein ſelbſt zur Wahrheit geworden ſehen. Ich

hoffe doch, er zieht langsam ab, um nicht wiederzukommen. Er spielt jetzt sein Stück „Die Uniform des Wellington" selbst; denn seine Uniform des Kaisers wird nur in Anschlag bei Hofe gebracht. Die Familie übrigens ist recht unerfreulich, ohnehin klein, unangenehm und vorlaut. Karoline vergleicht sie mit den Fouqué'schen nordischen Zwerggespenstern, unter uns gesprochen.

Ich habe nun „Glenarvon" [1]) im Hause und werde Ihnen darüber bald etwas sagen können. Es ist ein Engländer hier, dem ich sehr wohl will, Welmoth; an dessen Schwägerin hat Lord Byron auch ein Gedicht gemacht. Dieser Engländer ist voller Verstand und Kenntnisse und man entdeckt immer neue Kenntnisse und Verstand an ihm. Er hat mir neulich über Lord Byron's Ruf viel gesprochen, den ich am Ende vertheidigen werde; denn ich glaube, man soll außerordentlichen Naturen auch Manches zugute halten. Man ist immer gleich fertig, um zu tadeln, in der Welt, wie er selbst es sagt; es kann Niemand sagen, welchen Himmel oder welche Hölle das menschliche Herz bewahrt.

Ein Schweizer, der hier ist, Monsieur Achard, der sich auch nach und nach aufschließt, hat mir

1) Ueber diesen umfangreichen englischen Roman vgl. Goethe's „Werke", XXVII, 27, 334.

über Frau von Staël auch neulich gesprochen und sich gewundert, daß ich so hohe Meinung von ihrem Charakter hätte. Man sieht sie in der Schweiz auch wie die Engländer Lord Byron an, scheint es, und Niemand kann diese Naturen verstehen, der die Macht der Leidenschaften entweder nicht selbst kennt oder sie beobachten konnte. Der Schweizer erzählte mir, daß der Monsieur de Rocca, mit dem die Staël heimlich verheirathet war, in Marseille gestorben. Sie hat also den Schmerz, ihn zu beweinen, nicht erfahren. Das Kind hat eine Million Livres; es wird bei dem Vater des Monsieur de Rocca in Genf erzogen. Ihrer eignen Kinder wegen, wollte ich, wäre diese Verbindung nicht so enge geworden; denn sie werden den späten Bruder, mit dem sie ihr Vermögen theilen sollen, nicht willkommen heißen. Indessen ist er da und soll, hoffe ich, leben auf seine Weise, vielleicht anspruchsloser, als die ältern Geschwister erzogen werden [1]). —

Unser Boschen grüßt herzlich; sie war auch krank am Brustkrampf vom 25. Jänner an, doch geht sie wieder herum. —

1) Er starb noch in demselben Jahre zu Hyères.

101.

Weimar, den 7. März 1818.

— Ich habe von Herder so wenig in meiner Bibliothek, daß ich recht froh bin, die Gedichte zu besitzen, die einem ein Bild seines Wesens und Empfindens geben. Sie sprechen so schön über ihn, daß man noch klarer wird. Zu seinem eignen Frieden hätte ich gewünscht, er wäre früher oder später in die Welt gekommen; denn die äußern Verhältnisse wie die Revolutionen in den Wissenschaften haben sein hohes, reines Gemüth in seinen Ansichten gestört. Zumal seine Bitterkeit über die neuere Philosophie hat manche schöne Vorstellung seines Geistes getrübt. So wie es den Naturforschern geht, die so lange auf ein System ihre Resultate gründeten und nun die neuern Bemühungen, die nicht auf ihrem Wege geschehen, nicht anerkennen wollen, wie es manche mit der „Farbenlehre" unter Anderm machen, die nur Newton folgen, weil er sich manche Mühe für sie gegeben, und es ihnen bequem ist, so fort zu schließen: so ging es Herder mit Kant und Denen, die auf ihm fortbauten. Sein Geist hätte sich auf manchen spätern Gelehrten wohlthätig verbreitet, und er würde Manches empfangen haben dafür, was seinem großen Geiste zugesagt hätte, wenn er nicht sein Ohr

den Stimmen der neuen Schulen hätte verschließen wollen.

Ueber die Fortschritte und Entwickelungen des Geistes fällt mir Goethe's Reise nach Sicilien[1]) ein. Welcher schöne, frische Ton athmet darin! wie schön spricht er sich über die Pflanzenkunde aus, wie über die Kenntnisse, die er sich später nur durch Anschauen so reichlich erworben hat! Man sieht, wie er sich Alles aneignete und wie Alles, was er in sich aufnimmt, eine neue Schöpfung seines eignen Geistes wird. Diese Reisegeschichten sind sehr wichtig und gehören recht zur Vollendung seines Wesens, und die kurzen, gehaltvollen Anmerkungen, die Stimmung seines Wesens sind mehr werth als große, weitläufige Beschreibungen, die so manche Reisende geben. Er erweckt eine Sehnsucht nach dem Lande und gibt einem ein so treues Bild von den Zuständen und seinen eignen, daß man im eigentlichen Sinn mit ihm Alles theilt — und in eine andre Welt versetzt wird.

In dieser Woche habe ich in recht ängstlichen Ansichten gelebt, denn ich habe „Glenarvon" gelesen. Es ist ein eignes Product, und die Verfasserin weiß mit sehr viel Lebhaftigkeit die Si-

1) Der zweite Theil der „Italienischen Reise", der mit dem Briefe vom 22. Februar 1787 beginnt.

tuationen zu schildern und immer den Antheil lebendig zu erhalten. Aber weh macht sie dem Leser, und wenn sie die Gefühle ihres eignen Wesens schildert, so schmerzt einem diese Natur tief. Ich glaube, unsre Freundin Charlotte Kalb könnte ein Werk dieser Art schreiben, oder hätte es schreiben können, wenn sie mehr Klarheit und Gewandtheit des Ausdrucks hätte. Jetzt ist diese Geistesstimmung vorüber. Obwol ich der Verfasserin des „Glenarvon" auch einen Mangel an Klarheit vorwerfen möchte (denn ich habe Einiges mehr wie ein mal lesen müssen), so ist doch eine Wahrheit der Charaktere und ein tief ergriffenes Gemüth nicht zu verkennen. Mitleid, Antheil und Aufmerksamkeit weiß sie zu erwecken. Das Ende, gestehe ich, hätte ich anders gewünscht. Daß alle Erscheinungen zuletzt auf Glenarvon eindringen, und daß sie ein solches Wesen nicht natürlich kann enden lassen, darin mag sie Recht haben; aber ich hätte es tiefer empfunden, wenn ein schneller Tod dem Zustand ein Ende gemacht hätte, und kein gewaltsamer; denn so ist es auch in der Natur. Ich hätte ihn in allen erfüllten Hoffnungen und Wünschen sterben lassen. Die Heldin ist meinen Ansichten nach zu schwach gezeichnet; man fühlt wol, wie ein solcher Charakter durch die Begünstigungen der Welt sich über Manches hinwegsetzen kann; daß sie aber die heiligsten Verhältnisse zu ihrem edeln

Mann, zu ihren Kindern aufgeben kann, um einem ſolchen Mann ihre Ruhe, ihr Leben zu opfern, dazu gehört doch ſchon eine noch mehr verdorbene Natur. Ich glaube aber, ſie iſt nach der Natur gezeichnet, und da kann man manche Züge als Kunſtwerk tadeln, die doch treu ſind. Die andern Frauengeſtalten, die dem Helden folgen, ſind mir zu unwahr, wie auch die Lady Margarethe; ſo conſequent böſe ſind die Frauen nicht. Der Ton des geſellſchaftlichen Lebens iſt wol wahr geſchildert und aus der Erfahrung, denke ich; denn bei der Nation iſt Alles, was aus dem gewöhnlichen Lebenskreis einmal heraustritt, auch excentriſch. Ich ſtelle mir die gewöhnlichen Frauen immer vor, wie Frau von Staël ſie ſchildert am Theetiſch, wo ſie ſich fragen: „Est-ce que vous trouvez le thé bon, ma chère?“

Die Heirath des Erbprinzen von Homburg[1]) iſt ein eigner Einfall in dieſem Alter. Aber da er ſchon mit den Monarchen in London war und als ein braver Soldat guten Eindruck gemacht hat, ſo glaube ich, iſt die Familie darauf gekommen, ſich dieſen Prinzen zu wählen; denn die Idee iſt

1) Der Erbprinz Friedrich Ludwig, geb. am 30. Juli 1769, vermählte ſich am 7. April 1818 mit Eliſabeth, Tochter des Königs Georg III. von Großbritannien, geboren am 22. Mai 1770.

von England gekommen und der Antrag. Man liebte immer, die Prinzessinnen zu verheirathen, und hätte dem Erbgroßherzog von Mecklenburg sehr gern eine gegeben, weil man die vornehmen Engländer fürchtet, die auch Ansprüche an die Verbindung mit der königlichen Familie machen. Es ist die einzige, die noch hätte in England können verlangt werden; denn die eine ist mit einem Engländer heimlich verheirathet, die andre ist zu kränklich. Die Familie soll so still und anspruchslos leben unter sich. Die Generalin Wangenheim, die hier wohnt, war acht Tage in Windsor bei der Königin, wie sie in England war, und hat das Familienleben gesehen. Die Mutter und Töchter sind den ganzen Tag mit Arbeiten und Zeichnen beschäftigt, und eine von ihnen liest vor. Große Feste hat der Hof selten, und da erscheinen sie oft nicht alle. Ein Privatleben mit allen Bequemlichkeiten kann die Prinzessin also auch in Deutschland führen. Sie bekommt sehr viel Geld und kann für das Land wohlthätig wirken, wenn sie den Sinn hat. — Dem biedern Charakter des Prinzen traue ich zu, daß er die innre Ueberzeugung hat, daß er die Prinzessin glücklich machen will. Da es ohne sein Zuthun ihm angetragen ward, so sehe ich nicht ein, warum er eben allen Reichthum von sich weisen sollte. Blos aus Neigung und Liebe zu wählen, dazu ist er zu alt.

Ein mal hätte er aus wahrer Neigung und Liebe seine Hand weggegeben, denn unsre geliebte verstorbene Freundin liebte er, doch damals wollten es die Verwandten nicht. Das neue Paar wird in Frankfurt wohnen. Anspruchslos und gut soll die Prinzessin sein, und ich glaube, die Schwestern, die ich so liebe, werden der neuen Schwägerin freundlich entgegenkommen, und sie kann der lieben Familie Freude gewähren. Das gönne ich ihnen von Herzen.

Ich habe mich vor acht Tagen recht geängstigt, weil ich fürchtete, Goethe's Krankheit hätte üble Folgen; das dicke Gesicht hat aber dem Ganzen eine schnellere Wendung gegeben. Aber daß er sich erkälten mußte in dem neugebauten kalten Saal, der auf feuchtem Boden steht, ist natürlich. Sein hoher Freund, der eine harte Constitution hat, fühlt so leise Veranlassungen sich zu schaden gar nicht, und deswegen fürchtete ich doppelt. Ich wollte, Goethe käme in das stille Haus an der Saale zurück, ehe die Niederkunft seiner Schwiegertochter erfolgt; denn sie kann sehr hart werden, und die übrige Familie, die so laut handelt und empfindet, könnte in der Nähe seine Ruhe des Gemüths weit eher stören als besänftigen. —

Ich fühle den Wind jetzt doppelt, weil ich weiß, daß er Ihnen Rauch bringt[1]). Der Rauch

1) Vgl. Knebel's „Literarischen Nachlaß", III, 79 fg.

gehört zu den wahren Uebeln. Ich leide durch die Weisheit des Erfinders meines Ofens auch öfter daran, doch soll es der letzte Winter sein; denn ich lasse mir einen andern Ofen machen. Uebrigens ist die Sonne schon recht kräftig, wenn sie sich uns zeigt, und Alles strebt dem Frühling entgegen, doch fürchte ich in unserm Strich Landes immer noch späten Schnee und Frost, und das reine Gefühl der erwachenden Natur fehlt uns oft! Die Vögel singen aber schon wieder in ihren Melodien und unterhalten sich auf den Bäumen; dies ist mir das freundlichste Zeichen der Aenderung in der Natur. Leider haben auch die Dohlen und Raben viel zu thun und ziehen in schwarzen Strichen über den Park weg. Doch wollen sie, wie die schlechten Schriftsteller, auch in der Natur eine Stimme haben. Ich wollte nur, die letztern verschwänden so in den Lüften, wie die schwarzen Geister; sie lassen uns aber ihre Papierschnitzel zurück.

102.

Weimar, den 18. März 1816.

Bei den trüben, stürmischen Tagen kann man nichts thun, als seinen Freunden die Hand reichen und fragen, ob sie noch auf ihrer Stelle sich befinden; denn man glaubt immer, die Windstöße

würden uns in den Lüften herumtreiben, wie die armen Raben, die wie schwarze Wolken an unserm Horizont aufsteigen. Wenn die Luft still ist, so ist aber dennoch die Erde so trüb und grau, daß man die Nähe des Frühlings noch nicht ahnt, nur einzelne frische grüne Blätter deuten das Erwachen der Natur an. Vorgestern bin ich in der farblosen Welt herumgegangen und (habe) meinen eignen Betrachtungen und Gefühlen gelebt. Gestern und heute fühlt man sich ganz eingeschlossen. Wenn der trübe Wolkenhimmel uns nur die Sterne nicht verbirgt! Ich bitte Sie sehr, werther Freund, mir es ja zu sagen, wenn Sie etwas Näheres über den Kometen wissen, den man schon in Augsburg gesehen hat. Die Milchstraße, wo ich das Bild des Schwans suchen wollte, sah ich lange nicht. Wir haben hier gar keinen astronomischen Freund, der uns so etwas mittheilte, und die Bekanntschaft des Sternenhimmels ist doch das Erfreulichste! Ich kennte so gern so viel wie möglich Punkte am Himmel, um mich leichter zurecht zu finden; denn zu astronomischen Beobachtungen wird sich doch meine Sternkunde nicht erheben können.

Unsre Frau von Stein hat ihr Kopfweh abgehalten, Sie Sonnabends zu besuchen; auch fürchtete ich vor dem Winde und der Schnacke [1]), und

1) Einer bösen Strecke auf dem Wege nach Jena.

freute mich, als ich sie in ihren Zimmern ruhig fand, als ich mich nach ihr erkundigen wollte. Unsre Bose ist noch recht schwach, und ich fürchte, das Uebel ist ernstlicher, als wir glauben möchten, da sie über Beklemmungen auf der Brust fortwährend klagt. Die kalte, feuchte Luft auf den nassen Sandebenen mag unter solchen Zuständen nicht stärkend sein! In acht Tagen wird der Erbgroßherzog ankommen, um nach Homburg zu gehen; da werde ich doch durch Menschen, die sie selbst gesehen haben, eine ausführliche Nachricht erhalten. Die gute Prinzessin von Homburg mag aus ihrem schönen, trichen Vaterlande nur Kräfte mitbringen, die ihr die böse mecklenburger Luft ertragen helfen. Es ist schon recht trostlos an unserm majestätischen Ettersberg zuweilen, und nun noch gar in den Sandflächen!

Ich fühle noch öfter nach meiner Krankheit eine Ermattung und Schmerz in den Füßen. Diese Zustände machen mich für die äußern Eindrücke viel reizbarer, und ich möchte die Gegenstände verwechseln mit andern, die mir durch neue Anschauungen auch neue Kraft und lebendige Vorstellungen gäben, und doch bleibt dies Gefühl nur Sehnsucht! Doch werde ich suchen, eine Reise in meine Aussichten für den nächsten Sommer zu bringen. Ein Bad wäre mir wol heilsam, doch liebe ich den Aufenthalt solcher Plätze gar nicht

der Geſellſchaften wegen, ob ich gleich der unmittelbaren Hülfe, die die Natur uns aus den Quellen bereitet, am meiſten vertraue.

Wenn es die Verhältniſſe nicht erlauben weiter zu reiſen, ſo werde ich doch wo möglich die Saale aufſuchen und aus ihren Wellen mich ſtärken. Ich fürchte, wenn gar zu viel Studenten kommen, wie man ſagt, ſo wird es in Jena immer ſchwieriger werden, eine Wohnung zu finden auf einige Wochen, doch wäre ich gern dort. Wenn die gute Griesbach, unter uns geſagt, einen ruhigern Lebensgang hätte und nicht zu Vieles in ihrem Kreiſe duldete und pflegte, was mir ganz entgegengeſetzt iſt, ſo könnte ſie am erſten dann und wann mich aufnehmen; denn ich bin doch ſo vertraut mit ihr, daß ich ohne ſie zu beläſtigen und ganz auf meine eigne Hand in ihrer Wohnung leben könnte, welches mir das Liebſte wäre. Aber die zu große Güte iſt im Leben nicht immer erfreulich, und wenn man das Wohlwollen und Mitleid immer in Anſpruch genommen ſieht, ſo wird man zuletzt zu weich oder verſtimmt.

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

möchte man wol darauf anwenden können.

Neuigkeiten weiß ich nicht Ihnen zu melden; denn am Sonntag, wo ich in der Welt war, iſt nichts vorgefallen. Die kleine Oper „Der Pfirſichdieb", die, wie man ſagt, von Falk ſein ſollte, der es aber leugnet — doch iſt ſie wol ſo, daß man ihn für den Verfaſſer halten könnte, vorausgeſetzt, daß man ſo wenig hohe Meinung von ſeinen poetiſchen Producten hat, wie ich — war ſehr unbedeutend, die Muſik beſſer als die Poeſie, doch ſagen die eigentlichen Muſikverſtändigen, daß man viel alte Bekannte wiedergefunden habe.

Ich leſe jetzt „Mémoires" von Monſieur de la Rochefoucault aus den Zeiten der Fronde. Sie intereſſiren mich ſehr; denn es ſind lebhafte Geiſter im Spiel; der Cardinal Retz iſt mir ſtets bedeutend. —

Wir wollen hoffen, daß die Stürme uns nicht niederbeugen, wie meine Bäume vor den Fenſtern; denn einer davon iſt ein Opfer geworden.

103.

Weimar, den 28. März 1810.

Ich muß Sie heute begrüßen, verehrter Freund, und Ihnen für die freundliche, liebevolle Aufnahme danken, die Sie Beide meiner Karoline gönnten. Sie war ſehr glücklich bei Ihnen. Ich

hatte eine angenehme Empfindung, daß Jemand von meiner Familie Ihnen nahe war, der mir alsdann wieder ein Bild Ihres Lebens geben konnte. Hätte ich alle die unangenehmen Eindrücke des Tages geahnt, so hätte ich auch die Wanderschaft zu Ihnen angetreten; denn eine ganze Reihe Bäume meiner Esplanade habe ich müssen zusammensinken sehen an diesem Tag! Die Menschen kommen mir so grausam vor, wie sie die Natur zerstören können, und ich war ganz unwillig im Herzen. Zudem war Luft und Witterung so drückend, daß es einer der Tage war, die man nicht gern noch ein mal sehen möchte. Sie verstehen mich, da Sie mit der Natur am liebsten leben und empfinden können, wie man sich Erscheinungen aneignen kann. Jedes Blatt war mir bedeutend. Es kann besser für die Wohnungen sein, das gebe ich zu; aber es ist oft eine unerfreuliche Wahrheit im Leben, die uns heilsam ist und doch schmerzt; so ist das zu viel Licht um mich mir noch jetzt schmerzlich. Ob die Sonne mir auch wieder freundlich durch die entferntern Bäume blickt, muß die Zeit lehren. Ich bin noch wie ein verscheuchter Vogel.

Am Donnerstag habe ich den Erbgroßherzog von Mecklenburg gesehen, der Ihnen auch diesen Brief unserer Freundin mitgebracht hat. Er sagt mir, sie wäre doch noch sehr leidend, und ich fürchte die Brustkrämpfe mehr als Folgen eines

bleibenden Uebels als augenblicklich gefährlich. Daß Denen, die unsre geliebte Prinzessin so liebten, die Verwandelung der Scene doppelt schmerzlich sein muß, das fühle ich tief. Das fruchtlose Streben nach der Verlornen, Unerreichbaren ist so schmerzlich. Der Erbgroßherzog sieht leidend aus und klagt sich. Ein Mecklenburger, der nicht mehr lebt, sagte von ihm einst, er fände sich so interessant, wenn er Mitleid erwecken könnte[1]). Aber da er einmal den Schritt wieder thun will, und doch aus freier Wahl, so ist es doch traurig, wenn ein Bräutigam mit so einem weinerlichen Gesicht ankommt. Die Braut schmerzt mich, und daß sie es doch aus eigner Wahl thut, muß man glauben. Ich fürchtete erst, die Aeltern hätten zugeredet, da sie das äußere Verhältniß gut finden müssen; aber der Vater hat erklärt, er würde diese Trennung nicht lange überleben, die Mutter wundert sich auch über diesen Entschluß, und so hat es am Ende die arme Prinzeß, durch die Bestürmung und Zudringlichkeit geängstigt, als eine Pflicht der Barmherzigkeit angesehen. Und am Ende ist Alles nicht glücklich durch diese Opfer! Das schmerzt mich eben!

Die Kinder sollen wohl sein. Prinz Albrecht soll täglich der geliebten Mutter ähnlicher werden.

1) Vgl. oben S. 254.

Er hat jetzt einen Herrn von Brandenſtein zum Cavalier, Schubert unterrichtet noch. Ich höre, Sie glauben, er ginge. Ich möchte es der guten Prinzeſſin Auguſte[1]) gönnen, daß ſie einen Menſchen nahe behielte, mit dem ſie ein tiefes, kluges Geſpräch führen könnte. Ob ich wol, ſoweit ich die Prinzeſſin kenne, glaube, daß ſie ſich nicht ſo leicht mittheilt und das Bedürfniß des Geiſtes ſich auszuſprechen nicht ſo empfand, weil ſie mehr gewohnt war, in ihrem Innern zu leben und zu empfinden, ſo kann es doch ſein, daß, wenn ſie nun in eine Lage kommt, wo ſie ihre Ueberlegenheit fühlen wird, ſie auch mehr Sprache findet, ſich mitzutheilen, und ſchnell das Bedürfniß empfinden wird, den Geiſt feſtzuhalten, wo er ihr erſcheint. Uebrigens ſoll Schubert ſtark und wohl ausſehen, einen freundlichen Garten haben, der ſeine Hausfrau ſehr beſchäftigt. — Auch Boschen ſoll mit der treuen Hausjungfer ſich dieſen Beſorgungen unterziehen und Alles ſehr freundlich in ihren Umgebungen ſein.

Karoline will eigens genannt ſein und ihren Dank ausgeſprochen haben für Ihre Liebe und Freundlichkeit. Das Buch[2]), ſoll ich Ihnen ſagen, hätte (Buchhändler) Hofmann jetzt nicht, doch

1) Der Braut des Erbgroßherzogs.

2) „Merkwürdige Reiſe — nach Hammelburg" von L. H. Lang.

würde es kommen. Es sind schon mehrere Exemplare hier; denn man spricht viel davon. Frau von Stein wird es gewiß Mittwoch zurückgeben; sie hatte gestern den ganzen Tag Besuche. Mich und Ernst hat es sehr belustigt. Ueber Böttiger habe ich laut gelacht. Ich sehe ihn wie den Dorfschulmeister herumkriechen bei den hohen Götterbildern, und leider kann er doch nicht allen das Gesicht zukehren. Ueber Rudolstadt habe ich auch gelacht. Es ist auf eine recht gute Art gesagt, unter uns gesprochen, daß eigentlich nicht viel regiert wird. Daß auf einen Menschen hier vierundzwanzig eigne Gedanken täglich kommen, hat mich auch belustigt. Jean Paul Richter hätte wol Manches so sagen können, aber doch ist dieser Verfasser noch umsichtiger und hat hellere Blicke über politische Verhältnisse. Er ist noch viel spitziger, als man beim ersten Blick übersieht, und es ist nichts ohne Grund hingeworfen. Die Wahl der Städte sogar ist berechnet, wie der letzte Standpunkt in Hammelburg. Der Unfug der ausgedehnten Behörden, der Helfer und Helfershelfer ist recht gut erzählt. Es hat mir eine recht heitre Stunde gemacht. Ich habe mich in diesen Tagen ohnehin mit politischen Wahrheiten beschäftigt, da ich Moser's Buch[1]) gesehen habe. So viel Ver-

1) Fr. K. von Moser's „Reliquien" (1767).

ſtand und Scharfſinn und richtige Bemerkungen und Berechnungen mögen die Staatskundigen neuer Zeit nicht haben; ſie würden ſonſt andre Schlüſſe machen und andre Reſultate erſcheinen laſſen. Um den klaren, reinen Verſtand iſt es doch eine glückliche Erſcheinung im Leben, und wenn man bedenkt, wie viele Menſchen beſtändig entweder durch eigne Leidenſchaften getrübt oder durch Vorurtheil oder durch Beſchränkung niemals zu einer einzigen hellen Anſicht kommen, ſo weiß man mit der Welt nicht fertig zu werden. —

104.

Weimar, den 1. April 1818.

— Die arme Frau von Ziegeſar [1]) muß viel Schmerz des Gemüths ertragen im Laufe ihres Lebens, und ihre Natur, die eigentlich für das Heitre der Welt empfänglich iſt und ſich an dem Gehaltloſen erfreuen kann (dies rechne ich den Menſchen für Gewinn) — denn ſie war hier in einem Kreis glücklich, wo kein geiſtiges Leben zur Sprache kam — muß mit Gewalt die Schläge des Geſchicks erleiden und dabei Das, was ihre Freun-

1) Vgl. oben S. 295.

dinnen und Verwandten hier für Genuß des Lebens halten, entbehren in Jena; deswegen, fürchte ich, wird ihr der Aufenthalt dort noch schmerzlicher, wenn sie so bittre Erfahrungen macht. Mit angenehmen ökonomischen Verhältnissen finde ich diesen Platz, der eist gewisses Ansehen gewährt in der Welt, sehr angenehm; denn es gibt doch immer so viel geistreiche Menschen in so einem Universitätskreis und eine lebendige Mittheilung, die mich sehr ergötzen würde — wo Andre gähnen.

Schiller's Gesundheit wie unsre Verhältnisse vergönnten es uns nicht, zu viel Gesellschaften zu sehen; denn man muß, um angenehm zu leben, wie ich es meine, nicht wieder in Gesellschaft gehen müssen, sondern immer nur Menschen bei sich sehen, sonst verliert man die Freiheit, seinen Umgang zu wählen. Dies könnten Ziegesars ausführen. Man kann nicht Andern vorschreiben, wie sie empfinden sollen. Ich werde recht demüthig in meiner erhellten Wohnung; denn es ist mir, als könnte ich mich nicht mehr so in mich selbst verbergen und auf mir ruhen, seit ich die Klarheit gewahr werde.

Durch die höchste Poesie erhebt sich mein Gemüth auf der andern Seite. Wie finden Sie diese Stelle, wenn man in der Verzweiflung ausruft: „Ich kann nicht beten, kann nur brüllen!" Solche Poesie ist zu uns aus der „Wüste" am Sonnabend

erſchallt. Es iſt übrigens eine wahre Wüſte, an Mangel des Geiſtes, des Gefühls und der Poeſie; dieſe drei Dinge kann man eigentlich nicht trennen, und doch erſcheint Alles getrennt. Daß die Gräfin Julie Egloffſtein [1]) ihre ſchönen Augen konnte durch Thränen über ſo etwas entweihen, begreife ich nicht. Ernſt hat etwas Gutes geſagt; denn er ſah dieſe Thränen und fragte, ſie weine wol um den geſunkenen Geſchmack des Theaters.

Am Montag iſt Graf Edling wiedergekehrt. Ich weiß nicht, ob ich es gethan haben würde, wenn ich einmal mit ſo viel Pomp abgezogen wäre. Zwei mal kann ſich eine ſolche Erſcheinung nicht auf ähnliche Weiſe geſtalten; was einmal vorüber iſt, iſt vergangen. Der flüchtige Sohn der Stunde, der Menſch, kann nicht ſagen, wie es ſein ſoll; wenn er ſich einmal von den Eindrücken beherrſchen läßt, ſo muß er ihnen auch ganz folgen. Die Frau liebe ich, nur haben uns unſre Schickſale andre Eindrücke gegeben, und ich kann nicht Alles hoch ſtellen, was ſie hoch ſtellt; denn einem Menſchen, der, wie er, immer in der Welt der äußern Anſchauungen lebt, muß ein Leben ohne Repräſentation eine große Laſt ſein. Er hat eigentlich keine Liebhaberei für Kunſt, für nichts, was ſeine Zeit wenigſtens ausfüllen

1) Vgl. Goethe's „Werke", VI, 103 fg., 443.

könnte. Deswegen ist es gut, daß er eine Thätigkeit hat; denn sonst würde er melancholisch oder ganz abgestumpft; für eine Frau von so vielem Geist müßte es höchst ermattend sein, auch für ihn den Geist zu haben, der ihr eigentlich fremd ist. Ich höre, er wird keine Geschäfte im Ministerium künftig haben, sondern nur den Hof leiten. Dabei hätte er immer bleiben sollen; denn man hatte ihm zu viel aufgegeben [1]). Die eigenthümliche nationelle Gutmüthigkeit der Oestreicher lockt einen anfangs, und man glaubt so gern, daß die Menschen es gut meinen, und nimmt leicht für die That, was Worte bleiben. Und früher habe ich ein natürliches Vertrauen auch gehabt, doch jetzt denke ich anders — aus Erfahrung.

Ich mache Ihnen nur meine Bekenntnisse, damit Sie meine Ansichten verstehen, doch bleibt es unter uns. Ueberhaupt verspreche ich Ihnen und Sie versprechen mir es auch? daß wir jeden Brief, wo Personen genannt sind in vertrauter Beziehung, lieber den Flammen selbst opfern und nicht aufheben. Es thut mir oft so wohl, meine Ansicht, die der Augenblick gibt, mitzutheilen an Menschen, die mich verstehen, und Sie bleiben so

1) Erst am 18. Juni 1819 nahm Edling seinen Abschied und zog sich aus Deutschland zurück. Er war in Friaul geboren.

lebendig und geiſtreich in jeder Epoche des Lebens, daß man Ihnen (gern) die Anſichten und Gefühle mittheilt. —

105.

Weimar, den 14. April 1818.

Ich freute mich ſehr Ihrer Zeilen, theurer Freund, die ich unerwartet auf meinem Tiſch fand, als ich aus meinem Cabinet kam. Ich wollte Ihnen übrigens heut viel ſagen; denn Alles, was vorgeht, beſchäftigt mich einmal ſehr.

Erſtlich, daß unſer Freund (Goethe) Großvater geworden, freut mich unausſprechlich. Das Kind ſoll ganz dunkle Augen und haarbedecktes Köpfchen haben. Es iſt doch Alles natürlich gegangen, und die Angſt der handelnden Perſonen hat die Begebenheit nur zu tragiſch erwartet und zu tragiſch genommen. Deswegen bin ich froh, daß der Großpapa kommt, wenn die Gemüther wieder das Gleichgewicht gefunden haben, damit er die Freude rein genieße[1]). Man kommt ſich recht über die

1) Goethe befand ſich in Jena, kehrte aber ſofort nach Weimar zurück, wo er das launige „Wiegenlied" („Werke", VI, 112 fg.) dichtete.

Zeit entrückt vor, wenn man die heutige Generation ansieht, wie bei unnatürlicher Bildung und überspannten Ansichten Alles, was die Natur fodert, verunstaltet wird. Wie können da reine Naturmenschen erscheinen, wenn sie selbst schon unter der Unnatur seufzen, ehe sie zum Bewußtsein kommen! Theilen Sie diese Bemerkungen Niemand mit von den weimarischen Freundinnen. Fragen Sie Münchow und Stark, die werden Ihnen vertrauen, wie weit die Ueberspannung geht. Zur Geschichte des Tages wird Freundschaft und Liebe unter solchen menschlichen Wesen. Die Adele Schopenhauer spielt eine wunderbare, sehr unpassende Rolle für ein Mädchen in diesen Tagesgeschichten. Der männliche Theil in Goethe's Haus wird das Gleichgewicht hoffentlich wieder hineinbringen. Der arme junge Papa hat viel ausgehalten, und ich glaube noch mehr durch die weiblichen Umgebungen als durch die Lage der Frau. Sein heitres, gerührtes Gesicht hat mir ihn noch lieber gemacht; in der Freude öffnet sich das Herz am schönsten.

Nun zu den Naturbegebenheiten. Es hat mich lange nichts so angezogen als die Polerscheinungen, und die Resultate erwarte ich mit Ungeduld. Die Großherzogin sagt, vor dem künftigen September, oder gar über's Jahr erst, könnte man keine Nachrichten haben von den ausgesandten

Schiffen[1]). Wo die Bewohner von Grönland hingekommen sind, beschäftigt mich sehr. Wenn man sie noch fände und sich diese ganz in dem Zustand erhalten hätten, in dem die vorigen sich befanden, als das Eis sie trennte, das wäre höchst sonderbar und könnte manche Räthsel lösen, wie die Cultur im Fortschreiten wirken kann und wie viel schöne menschliche Eigenschaften sie am Ende ganz verdrängt hat. Das kann man wol nicht mehr erfahren, wenn sich auch die Menschen weggezogen haben und das zunehmende Eis sie vertrieben hat, wann und wie und wohin sie sich gewendet haben. Die Idee, über den Pol zu schiffen, interessirt mich auch sehr. Ich bilde mir ein, es muß so sein, als wenn man den Aequator übersegelt, aber der Himmel und die Sternbilder müssen doch ganz anders sein. Kurz, es ist äußerst merkwürdig.

Der Erbgroßherzog von Mecklenburg ist heut früh weg. Ich habe nur die Hofdame gesehen, eine Fräulein Sinclair, die mir sehr gefallen hat, so ein hübsches Gesicht und so einen guten, weichen Ausdruck. Ich hoffe, Boschen wird sie lieben. Der Hof war früh in Belvedere, Abends war nur eine kleine Gesellschaft von den ersten Hofherren und Damen da, also ich nicht. Die Hausmayer und

1) Die Expeditionen gingen unter Buchan und Roß erst im Juni von England ab.

Gesindeschälke, diese Benennung habe ich aus Voigt's „Sagen und Geschichten des Rheins" gelernt, und es ist sehr hübsch. Die alten Deutschen von Karl dem Großen an sind vor mir vorübergegangen, und dieser Voigt hat mit vielem Geist zusammengestellt, und man geht das schon oft Gesagte in dieser Beziehung gern wieder durch.

Doch wieder zu der heutigen Welt. Die Fräulein Sinclair sagte mir, daß die Prinzessin sehr festen Muth und Charakter hätte, und dabei so wohlthätig und gern ins Größere wirkend, daß sie gewiß viel Segen schaffen würde und verbreiten. Sie hat auch so hübsch und gefühlvoll sich über ihre neue Familie geäußert. Sie wird den Engelskindern unsrer geliebten Fürstin eine liebende Mutter und Freundin werden. Wenn sie übrigens Festigkeit hat und sich nicht irre machen läßt, so ist es auch gut für manche Andre, und man wird sie bald fürchten und sich keine Blöße geben wollen. Dies ist Alles gut für den Erfolg. Mit manchem Herzen habe ich kein Mitleid, wenn das Herz sich so zeigt; das Glück der Prinzessin und der Kinder wünsche ich nur.

Ich freue mich, daß Münchow wieder in Ihrer Nähe ist, und gönne ihm die philosophische Ruhe und die Nähe seiner Freunde und Freundinnen, doch ist es mir sehr erfreulich gewesen, mit ihm oft zu sprechen; denn er ist so klug, so geistreich

und hat dabei ſich das Gefühl ſo lebendig erhalten. Man kann nicht mit allen Menſchen ſo ſprechen, und es gelingt mir ſelten, daß ich mich erfreue an geſellſchaftlicher Mittheilung, da man ſelten verſtanden wird und gern wieder verſtehen will. Dieſe Xenie[1]) liebe ich ſehr, ſie fällt mir oft ein:

Gott nur ſiehet das Herz. — Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches ſeh'n.

Das Erträgliche iſt ſehr ſelten.

Die Luft iſt wunderbar, und es iſt etwas ſo Erhitzendes in der Atmoſphäre, dabei die dicken, ſchweren Wolken. Die Stürme wütheten in dieſen Tagen ſehr arg, aber ich fürchtete doch nicht eine Erderſchütterung. Unſre Kalkberge ſtürzen wol noch nicht ein; denn wir ſind ja ſelbſt erſt das Geſchlecht, das für andre die Vegetation zubereiten muß. Unſer früherer Boden hat wol noch ſparſamere Früchte getragen. Wenn wir nur nicht vertrocknen und wie die Grönländer von der Erdfläche verwiſcht werden, die wir bewohnen und backen! Moraliſch deutet der Zuſtand ſchon darauf hin. Auch brauſen die Gemüther oft auf wie der Kalk, ohne aus der reinen Tiefe des in-

1) Das Diſtichon ſteht unter Schiller's „Votivtafeln".

nern Menſchen zu ſtrömen. Unſer Leben und Treiben mahnt einen oft an Shakſpeare's:

'T is but a tale told by an idiot,
Full sound and fury signifying nothing.

Ueber die engliſche Sprache fällt mir ein, daß ich mich nach der Verfaſſerin des „Glenarvon" erkundigt habe, und der Engländer Maſter Hale hat mir erzählt, daß es eine ſonderbare Frau wäre, die nichts gewöhnlich thäte, ſtatt weiblicher Bedienung ſich zwei Pagen hält, allein reitet und ziemlich unweiblich ſein mag. Ich fragte, ob ſie etwas Melancholiſches habe. „Nein", ſagte er. „Mais est-elle exaltée?", fragte ich; da ſagte er: „Oui, exaltée, c'est le mot." —

106.

Weimar, den 25. April 1818.

— Boſchen iſt den 4. April von Ludwigsluſt nach Berlin abgereiſt. Sie war vorher noch ſehr leidend, und die Krämpfe auf der Bruſt quälten ſie noch. — Sie will von Berlin aus ſchreiben, hat ſie mir ſagen laſſen.

Ich habe mich ſehr gefreut, eine ungeſtörte Stunde mit unſerm Freund von Goethe zu ſpre-

chen. Wir haben Vieles in kurzer Zeit verhandelt, und es that mir sehr wohl, einmal große, schöne Ansichten der Kunst wie der Wissenschaft zu vernehmen. Ich habe einen so schönen Theil meines Lebens in erhöhtern Ansichten verlebt, daß ich immer wie nach der wahren Heimat mich versetzt fühle, wo man weiß, daß das Höchste der Weltansicht mit dem reinen poetischen Sinn über allen Irrthum und Niedrigkeit der Gegenwart uns zu erheben vermag. Es ist nicht so leicht, als die gescheut sein wollenden Herren und Damen meinen, mit Lebendigkeit und Kraft die Poesie immer ergreifen zu können in Worten oder Gefühlen, und Tage lang quälen diese sich ab, um eine Stimmung zu erhaschen, wo sie empfinden können, während die Günstlinge des Apollo nur reines Element bedürfen, um die Nachklänge ihrer Empfindungen ins Dasein zu rufen. Solange ich noch lebe, möchte ich mir von dem Himmel erbitten, die Kraft zu bewahren in mir, mich durch die Welt und ihren erkältenden Hauch nicht unempfänglich zu machen für das Hohe einer poetischen Vorstellung.

Alsdann möchte ich Ihnen von der seltnen Blume sagen, der Protea — sie hat noch einen Beinamen [1]); sie ist, glaube ich, die erste in

1) Sie meint die Protea speciosa.

ausgeſuchte Speiſe iſt, die kupferfarbnen Menſchen mit verwirrten Haaren und beinah nicht mehr wie die Affen verſtändig — ſo wird es einem doch wohl, wenn auch die Cultur, geiſtig mehr als körperlich, ausartet bei uns. Die armen Frauen! ſie haben ein erſchreckliches Loos! ſie müſſen die Jagdbeute nachſchleppen, ihren Männern beladen durch die unwegſamen Wälder folgen und vielleicht nach aller Mühe noch unfreundlich behandelt werden. Es gehört doch eine Art von Wahnſinn dazu, dieſen ganz rohen Naturzuſtand zu preiſen, wie doch viele franzöſiſche Philoſophen gethan haben. Ihre eigne Verfeinerung hat die Sehnſucht nach der Natur auf eine krankhafte Art erhöht. Man muß durch viele traurige Erfahrungen des Lebens dahin gebracht werden, ſo ein Leben für etwas zu halten. —

Noch möchte ich Ihnen ſagen, daß Ernſt nur zufällig geſtern Nacht in Jena blieb; er wollte in Capellendorf bleiben, aber es drängte ſich Alles ſo zuſammen, daß er Sie nicht beſuchen konnte. Er hat mir von der Stimmung erzählt, die in Jena herrſcht und herrſchen muß. Man ſollte das Schickſal einer ſolchen Anſtalt, wie eine Univerſität iſt, nicht mit den dunkeln Geſinnungen der Regierungen und ihrer ſtreitfähigen Oberhäupter zuſammenbringen. Ich weiß nicht, wo dieſe unliberalen Grundſätze entſtehen, und finden muß ich es doch,

dies kann ich mir nicht nehmen, daß der Platz, aus dem die Collegien einst besetzt werden und wo man sich zu den Geschäften bildet, höher stehen soll als eine Regierung, die nur ein Collegium ist, wo Das ausgeübt wird, was als höheres Recht gelehrt wird. Wie die Albas ziehen die Chefs herum, und wenn sie nicht zerstören können wie ein Feldherr, so zerstören sie doch Achtung und wechselseitiges Vertrauen. Der nach dem Lorber strebende Kanzler[1]) meint es so böse nicht, als man in Jena wol glauben mag; doch mein Wahlspruch bewährt sich täglich mehr:

Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Ich glaube, unter uns gesagt, wol, daß für die Zeit, wenn auch die Meisten nicht darnach handeln, selbst Diejenigen, die große Gesinnungen hegen, ihren Egoismus doch siegen lassen und nichts leisten für das Ganze, aber daß man doch auch nicht der Willkür Raum geben sollte und dem persönlichen Interesse, und die Kräfte des Menschen erst prüfen soll, ehe man ihnen Gewalt gibt, und daß eine Nichtachtung der Menschen, die befehlen wol-

1) Friedrich von Müller, dessen dichterischen Bestrebungen Frau von Schiller nicht hold war. Er hatte die Untersuchung gegen die Professoren Fries und Oken zu führen.

len, mehr ſchadet, als man in der Gegenwart ahnt oder ahnen will. Gegen ſolche Männer von langer Erfahrung und Energie, die das Leben auf einer Akademie geführt haben, müßte man doch andre Repräſentanten ſenden als unſre zwei Helden. Für Beide iſt der Moment zu wichtig; ſie können geſchickt und klug Rechtsfälle ſchlichten, Befehle ertheilen und Verordnungen ergehen laſſen; denn geſchickt und fähig iſt der Kanzler wol, doch nicht zu weit ausgedehnt ſollte ſeine Thätigkeit ſein zu ſeinem eignen Beſten wie für das Ganze. Meinen Gedanken nach könnte wol die Frage entſtehen, ob man einem ſolchen Organ gehorchen muß. Da ich einmal keine Indianerin bin und die Gegenſtände mir vor die Seele treten, ſo muß ich doch auch darüber denken — und Sie erlauben, daß ich Ihnen meine Gedanken vorlege, und Sie ſehen auch nachſichtig meine Urtheile an.

Sie haben Andern wol von der ſchönen Wohnung erzählt, die ich haben könnte, verehrter Freund, doch mir noch nicht. In der Mitte Mai käme ich gern auf einige Monate an die Saale, weil ich glaube, daß ich mich durch Bäder nur recht ſtärken kann, und meine Kräfte wollen oft nicht recht fort. Bis die Großfürſtin niedergekommen iſt, möchte ich mich nicht weiter wie Jena entfernen, und kann immer die Nachrichten erhalten. Die ſchönen grünen Wieſen, die ich mir träume

aus den Fenstern zu erblicken, und die schöne Saale sollen mir Kräfte geben, die belebenden Mittheilungen von Ihnen zu vernehmen, und das Gefühl der Freiheit des Lebens ist mir recht nöthig zu meiner Vorstellung von Ruhe und Erholung. Ich soll auch nach Rudolstadt, aber da ist es gerade nöthig, daß ich mehr körperliche Kräfte in Ausübung bringe, als ich jetzt noch habe, deswegen möchte ich mich erst erholen können. —

107.

(Weimar) Sonnabend (den 2. Mai 1818).

— Der Herr Th. hat mir die Wohnung abgeschlagen, weil er nichts weggäbe und auch das Haus in kurzem verkauft werden würde. Ich habe nun noch einige Gedanken über eine Wohnung, die ich nächstens, hoffe ich, in Erfüllung werde gehen sehen; denn ich sehne mich recht nach einer mannichfaltigern Natur, nach dem Gespräch mit Freunden und nach der Ruhe von Gesellschaften. Die alte Freiheit, die ich in Jena sonst genoß, regt sich immer wieder, und ich bedarf auch der Ruhe und des Gefühls, nur die geselligen Verhältnisse wählen zu können, die ich gern wähle zu Zeiten. Meine Sehnsucht, Sie mit Frau von Stein zu besuchen, war recht lebendig in mir.

Allein sie sagte es nicht, daß ich mit ihr sollte, und da war ich zu bescheiden; denn eben mit meinen geliebten Freunden bin ich am liebsten auf die zarteste Weise zusammen.

Unser Boschen hat den 26. April von Berlin geschrieben, sie wolle in acht Tagen wieder abreisen, also wol den 4. Mai. Sie grüßt Ihnen herzlich und wird bald schreiben. Ich hoffe, sie findet sich nach den ersten schmerzlichen Eindrücken wohl in der Nähe der neuen Fürstin, die gar viel schöne und gute Eigenschaften besitzt und gewiß das Andenken der geliebten Vorangegangnen am tiefsten zu schätzen weiß.

108.

Weimar, den 20. Mai 1818.

Es ist doch höchst sonderbar, theurer Freund, daß, sogar der Rhein, Main, Mosel u. s. w. sich, und es ihm gelingen wird, einen neuen Weg durch die schweizer Berge sich zu bahnen, während ich nur meinen Lauf nach Jena nehmen möchte und finde keinen Platz. Dennoch sehne ich mich recht nach Ihnen, nach den freundlichen Thälern und der Saale, die ich in ihrem ruhigen Lauf gern verfolgte, doch in diesen Tagen selbst war es mir lieb, nicht von meiner Kalk- und Sandhöhe mich

bewegt zu haben, obgleich die Blitze meine Scheitel nicht, aber doch mein Haus, wie ich fürchtete, berührt hatten; denn so arge Explosionen habe ich lange nicht empfunden als vorigen Donnerstag. Die Blitze und Schläge folgten sich ohne Zwischenraum und die Fenster klirrten bei dem Donner, der Schwefeldampf verbreitete sich um uns, daß man erwartete, die Flamme zu erblicken. Da ich vor zwei Jahren in Jena die Wassernoth mit theilte, so möchte ich diese Erfahrung lieber nicht zum zweiten mal machen. Der Moment selbst ist mir nicht ängstlich, aber die Folgen der Ueberschwemmungen; die feuchte Luft und die Unmöglichkeit, die schönen Wiesen zu besuchen, sind mir nicht erfreulich. Ernst gibt sich alle Mühe und schreibt noch mit einem Vorschlag heut an seinen guten Bekannten, den Doctor Paulsen. —

Wenn ich bald, nächste Woche, kommen könnte und alsdann, wenn die Niederkunft der Großfürstin erfolgt ist (während der Zeit könnte ich bis zur Taufe ruhig in Jena bleiben), erst wieder hieher zurückkommen, so könnte ich doch vielleicht vier Wochen bleiben, oder doch drei Wochen. Weiter wie Jena, wo ich alle Tage Nachricht von ihr hören kann, möchte ich in dieser Epoche nicht gehen, weil es mir zu nahe am Herzen liegt. Ist dies vorüber, so gehe ich noch nach Rudolstadt oder mache eine andre kleine Reise, darüber meine

Schweſter und Mutter erſt zu berathen ſind, weil ich wo möglich mit beiden gern zuſammen ſein möchte. Aber jezt habe ich eben Zeit und würde ſehr, ſehr gern einige Wochen in Jena ſein. Ich möchte ſo Vieles von Ihnen hören, kennen und ſehen; denn es iſt ſo Vieles, was mich intereſſirt. Auch überhaupt ein lebendiges wiſſenſchaftliches Streben zu beobachten und etwas Geſcheutes zu ſprechen in der Geſellſchaft, iſt wohl eine Freude. Deswegen liebe ich Jena: findet man nichts, was einen intereſſirt, ſo zieht man ſich in ſich zurück, und lernen kann man immer etwas bei gebildetem Umgang. Der gebildete Umgang ohne wiſſenſchaftliche Anſicht iſt ſo zufällig und phantaſtiſch, weil die Menſchen ſich nach ihrer Neigung auch umbilden, daß, wenn man nicht gerade auch dieſelben Dinge liebt, man nicht verſtanden wird oder keinen Antheil findet. So intereſſiren mich überhaupt nicht viele Dinge mehr, die die neuere Welt intereſſiren, da ihr Geſchmack verſchieden iſt von dem meinigen. Eigentlich wird auch der Ernſt, womit man die Dinge treiben muß, um zu einer gewiſſen Klarheit zu gelangen, immer ſeltner; entweder die Herren und Damen wollen ihren Verſtand zeigen und ſich durch die Dinge hervorleuchten laſſen, oder ſie wollen ſelbſt hervorbringen und haben befangne Anſichten und Urtheile.

Wie ſchön die große Klarheit des Verſtandes iſt, wie, was man klar gedacht hat, auch Andre belebt, habe ich in dieſen Tagen doppelt empfunden. Ich habe das neue Heft von (Goethe's) „Main und Rhein“ [1]) geleſen. Welcher Reichthum der Anſichten und welche Größe in dem Gange des Geiſtes bei dieſer klaren, einfachen Verfahrungsart! Was Goethe über die Kunſt ausſpricht, über die Bedingungen derſelben, iſt vortrefflich, über das Naive, über das Gemeine ohne Sittlichkeit u. ſ. w. Man findet, wenn man um ſich blickt, dieſe Anſichten in der Natur ausgeſprochen. Die Aufſätze über Leonardo da Vinci's Werk ſind vortrefflich und ein ebenſo ſeltnes Denkmal der Anſichten eines Geiſtes als wie das Gemälde ſelbſt, und wird lebendig fortwirken, länger als die Mauren beſtehen, die der Künſtler zur Ausführung ſeiner Ideen wählte. Die „Bildungsepochen des menſchlichen Geiſtes“ haben mich auch ſehr angenehm belehrend ergriffen, und ich möchte wol noch manche Frage thun können, und im Laufe des Geſpräche könnte ich Vieles hören darüber, was ſehr wichtig wäre.

Ich habe noch allerlei recht Ernſthaftes geleſen, aber ich ſage es Ihnen nicht, weil Sie denken möchten, ich läſe zu viel. Doch iſt es mir eine

1) „Kunſt und Alterthum am Rhein und Main“, I, 3. Vgl. Goethe's „Werke“, III, 259 fg., 337 fg.; XXXI, 50 fg.

ſehr erfreuliche Wirkſamkeit, wenn ich die Kraft in mir ſpüre, recht viel nachzudenken; denn für das zu viel iſt doch geſorgt, und wenn ich nicht ſo die Fähigkeit nachzudenken lebendig in mir erhalten kann, iſt es ein Zeichen von einer unerfreulichen Gemüthsſtimmung, die mich zu Allem unfähig macht.

Hier folgt ein Brief unſers Bothens. Daß Sie in Dornburg [1]) waren, freut mich. Die armen Herrſchaften müſſen immer in ihren Luſtpartien geſtört werden! Die Großherzogin hatte mich auch eingeladen, aber der böſe Weg hielt mich doch ab; von hier aus iſt es noch weiter.

Bitten Sie Ihre liebe Frau, der ich mich herzlich empfehle, daß ſie die Frau von Buchwald, ihre Nachbarin, befragt, ob ſie mir wol ihr Vorhaus gäbe; ſie wollte mich ſchon ein mal aufnehmen. Ich käme gern auf länger; wo nicht, ſo komme ich einmal auf einen oder zwei Tage.

109.

Weimar, den 27. Mai 1810.

Hätte Ernſt ſeinen Vorſatz geſtern befolgt und hätte es ſeine Zeit erlaubt, ſo würde er ſich mit

1) Einem großherzoglichen Schloſſe.

Ihnen, theurer Freund, gleich beſprochen haben. Er war dort, um einige Häuſer zu beſehen. — Auf eine oder die andre Art bin ich wol heut über acht Tage bei Ihnen; denn ich denke Dienstag zu kommen und freue mich ſehr auf unſre Unterhaltungen und Ihre Mittheilungen, lieber Freund, und auf eine ruhige, ſtille Exiſtenz. Da ich die Saale als den Ganges betrachte, ſo will ich aus ihren Wellen mich von allen Sünden abſpülen, und bei dem Selzerwaſſer, welches ich mit Milch curmäßig mit Karolinen trinke, muß ich auch früh aufſtehen und Wanderungen anſtellen; daher muß ich die Abende, die zumal noch kühl ſind, nicht lange in der Welt mich aufhalten und werde, wenn die hieſige Welt bei Kerzenlicht glänzt und die Nacht zum Vergnügen anwendet, im ſtillen Zimmer bei der Lampe Schein mich der Ruhe erfreuen und der Weisheit älterer und neuerer Zeit und am Tage die lebenden Freunde genießen. Ich freue mich ſehr, Sie Alle zu ſehen. Ich ſende Ihnen hier noch einige Bände[1]), die angekommen ſind, und freue mich, ſie in Ihren Händen niedergelegt zu haben.

1) Der zweiten Ausgabe von Schiller's ſämmtlichen Werken.

110.

Weimar, den 4. Julius 1818.

Ich komme mir ganz verwaist vor, theurer Freund; denn mein Gemüth hatte eine frohere, muthigere Richtung bekommen durch die äußern Umgebungen, durch die freundliche Natur, die Ihnen in Jena manches Gute gibt, und durch das Gefühl einer freien Lebensweise und Zwanglosigkeit. Ob ich gleich die Bahn des geselligen Lebens, ohne die Freiheit gefährdet zu wissen, nirgends erblicke, so ist doch das Mehr oder Weniger schon Gewinn und Verlust. Dazu kommen so leicht die Eindrücke einer frühern glücklichern Lebensweise, und was mir jetzt als Vortheil vorkam, kann ich noch auf Rechnung des Vergangnen auch schieben. Aber auch die Freude, Sie zu sehen und Ihnen manche Stunde zu stehlen, rechne ich für einen Vortheil, den ich ungern aufgebe.

Von der hiesigen Welt habe ich schon das Meiste gesehen und habe die Freude gehabt, die Bekanntschaft des kleinen Herzogs zu machen [1]), der recht erfreulich zu sehen ist, da er gesund aussieht und gewiß auch schön wird. Er schlief ganz

1) Der jetzige Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, Karl Alexander August Johann, war am 24. Juni zur Welt gekommen.

behaglich und ſieht recht gut aus und groß; man könnte immer denken, er wäre einige Wochen alt. An der Wiege des neuen lieben Ankömmlings fand ich den Landgrafen Chriſtian [1]), den ich ſchon lange kenne und ihm ſehr wohl will; auch er hat mich nicht vergeſſen und war ſehr freundlich.

Die verehrte Großherzogin konnte ich auch mit Dank und Rührung begrüßen, da ich ſie allein fand. Man erzählt mir ſoviel, man hat ſo ſehr Urſach, ihre Liebe, ihren Verſtand, ihre Faſſung zu bewundern, daß es einem ſehr wohl thut, ſie auch in dieſem Licht erkannt zu ſehen, da man ſo viel Gutes und Schönes übrigens in ihr findet. —

Ich habe unſern Meyer auch begrüßt, der auch viel wohler iſt, doch noch kränklich ausſieht. Er hat ganz in den ſchweizer Bergen gelebt; vom Mangel der Lebensmittel hat er viel erzählt im vorigen Jahr, dagegen haben wir doch noch leben können hier. In Baden bei Zürich hat er ſich recht erholt und die Schwefelquellen vortrefflich gefunden. In den hohen Bergen denkt man ſich auch die Natur viel kräftiger auf einen Punkt hin rückend. Unſern Freund von Goethe erwartete er mit Ungeduld wiederzuſehen. In Heidelberg hat er Jean Paul und Auguſt Wilhelm von

1) Chriſtian Ludwig, Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, Bruder der Großherzogin.

Schlegel gefunden und zwischen Beiden gewohnt; ob sich die Beiden aber zusammengefunden, weiß ich nicht zu sagen. Jean Paul hat Meyer viel Grüße an Sie, lieber, verehrter Freund, aufgetragen. Er soll ganz dick und roth aussehen. Er hat gesagt, daß er nach Weimar wol auch kommen würde.

Ich sitze noch so in dem äußern Leben und seinen Foderungen, daß ich außer „Bertram“ [1]) nichts lesen konnte. Die Wolken [2]) will ich nächstens als Götterboten begrüßen; mir sind die Luftgeister schon längst Götterboten und sie haben mir schon viele gute und schöne Eindrücke gegeben. In „Bertram“ ist unendlich viel Schönes, Tiefes und das Innre Ergreifendes, doch ist nicht der Zauber des Genius so enthüllt als in „Manfred“. Den Gang der Ideen, den die neuern englischen Dichter nehmen, finde ich doch eigen und weiß nicht, wohin er führen kann; auf jeden Fall ist er bedeutend und nicht so entfernt von dem Shakspeare'schen Geist als unsre deutschen Dichter dieser Zeit von Denen, die bei uns Licht und Wärme verbreiteten, sich in ihrem Ideengang zeigen. Die jetzige Dichterwelt ist zu sehr auf Worte und Deutungen der Dinge gestellt, die nicht zu deuten sind, dünkt mir, statt die gegebenen Erscheinungen des Genies zu ver-

1) Vgl. Knebel's Brief an Goethe, Nr. 481.

2) Die Uebersetzung des indischen Gedichts „Megha-Duta“ (Wolkenbote). Vgl. Goethe's „Werke“, XXXIII, 281.

sinnlichen, die doch allein nur Kinder des Geistes sind. — Unsre Frau von Stein kommt heut wieder.

111.

Weimar, den 8. Julius 1818.

Tausend Dank für Ihre lieben Zeilen und das schöne Kaleidoskop, welches Bernhard so freundschaftlich seiner Freundin Emilie überreicht und wofür sie wie die Mutter dankbar ist. Wir haben schon ausgemacht, daß sie mir es während ihrer Stunden überläßt, damit ich mich auch an den schönen Figuren ergötze. Frau von Stein, die Sonnabend glücklich und gestärkter aus den Salzbädern zurückgekehrt ist, hat ein solches Glas aus Naumburg sich kommen lassen, welches auch wieder andre Gestalten zeigt, doch, dünkt mir, hat das nürnberger den Vorzug, da es mehr getrennte Bilder hervorbringt, und die Köpfe, die wol auf Glas gemalt sind, nehmen sich besonders sehr gut aus mit den Blumengewinden, die es auch mehr im Zusammenhang zeigt, als ich noch gesehen habe.

Die Taufe unsers schönen Herzogs Karl, der sich wirklich recht gut zu nehmen weiß und während der Taufhandlung seine hübsch geformten Händchens am Mund hielt und sich weder um die

Tragenden noch Begleitenden bekümmerte, iſt glücklich vorübergegangen. Möge ſein Leben auch ſo unter Antheil und Bezeugungen des Wohlwollens vorübergehen! Die Großherzogin und der Großherzog nahmen ſich ſehr angenehm aus, als ſie am Taufaltar dem Enkel ihren Segen gaben und ihren Schutz gelobten. Die Hofdamen, die den Neugebornen begleiteten, waren prächtig geputzt und unſre Freundin Batſch [1]) beſonders ſehr lieblich. Wohl ihr, daß ſie einen Theil des Sommers in dem ſchönen Garten leben konnte! Denn jetzt kann ſie die Wolken nur begrüßen aus ihrem Gemach. Unſer Freund von Goethe hat ſich auch recht kräftig gezeigt und freundlich. Nach der Sorge, die er mir in Jena durch ſeine Krankheit machte, war es mir auch ein Troſt, ihn da ſtehen zu ſehen bei dieſer Gelegenheit. Der arme Generalſuperintendent aber hat mich geängſtigt und ich fürchtete, es könnte ihm gehen wie dem Geiſtlichen in den „Wahlverwandtſchaften".

Unſre jenaiſchen Freunde [2]) haben ſich recht gut ausgenommen. Mir war es recht erfreulich, daß ſich die Neudeutſchen in alter Bildung ſo hübſch zeigten. Sie haben durch ihren ſchönen Geſang ſehr gerührt, und dem Großherzog ſelbſt ſchien es

1) Als Pflegerin des jungen Erbprinzen.
2) Die Studenten von Jena.

angenehm zu sein und er hat sich selten so mit Antheil geäußert. Er stand eine Zeit lang im Fenster mit uns, da habe ich dies vernehmen können. Unter den Hofherren und Damen standen die Deputirten in ihren schwarzen Kleidern und rothen Binden recht artig da und sie haben sich sehr anständig und freimüthig und einfach gezeigt. Da ich in Jena ordentlich auch einheimisch geworden und in der studirenden Welt nicht fremd, so habe ich auch meine Freude gehabt an dieser Erscheinung und ihrem günstigen Eindruck.

Ich möchte wol sagen, daß es mich freut, daß Sie einen alten Freund [1]) wieder um sich haben, theurer Freund; denn ich denke mir, daß Sie uns, zumal Goethe, sehr vermissen werden, und obwol das geistige Leben und Ihr lebendiger Antheil Sie nicht einsam läßt, so ist doch oft eine solche Mittheilung auch wohlthätig, damit man weiß, was man Alles in sich hat, um es wiederzugeben.

Ich lebe jetzt mit meiner Schwester, die Sonnabend auch angekommen. Diese Woche wird auch die gute Mutter kommen. Meine Schwester kann einen Katarrh und Husten mit Druck auf der Brust nicht loswerden und ich bin nicht ganz ruhig über ihre Gesundheit. Ich lese in den ruhigen Stunden des Abends im „Megha-Duta", und meine

1) Holzschuher aus Nürnberg.

Andacht wird recht geweckt; es ist eine unbeschreibliche Anmuth und Schönheit darin. Goethe, den ich gestern besuchte, hat mir auch versprochen, die Uebersetzungen von Kosegarten aus dem Sanskrit zu zeigen [1]). Ich hätte recht viel auf dem Herzen, worüber ich mit Kosegarten sprechen möchte; den ersten Abend wollte ich's nicht wagen, als ich ihn sah, doch hoffe ich ihn noch zu sehen in ruhigen Stunden.

112.

Weimar, den 14. Julius 1816.

Es ist mir, als entließe ich einen alten Freund, da ich mich wieder von dem „Wolkenboten" trenne; doch ist, seitdem ich mich mit dieser poetischen Welt recht befreundet habe, eine neue innre Welt des geistigen Lebens in mir erhellt, und die Gabe, die Erscheinungen der Natur mit Dem, was das Gemüth am meisten erhebt, in Verbindung zu bringen, ist ein hohes Geschenk der Götter. Wie zart, schön und dabei groß spricht der Halbgott seine

1) Das genannte indische Gedicht von Kalidâsa war nur nach einer freien englischen Uebersetzung von Wilson bekannt. Kosegarten, seit 1817 Professor in Jena, hatte Stücke aus diesem und andern Gedichten unmittelbar aus dem Sanskrit übersetzt.

Sehnsucht aus! Wie schön verläßt er die höhern Regionen, wo er seiner Götter gedenkt, um sich an der Schilderung seiner getrennten Geliebten zu weiden, da er sie nicht sehen kann! Wie schön ist Alles in Anspruch genommen, was des Himmels Erscheinungen deutet! So kann in Wüsten und Steppen sich die Poesie lebendig erhalten. Die Vorrede oder die Einleitung ist überaus schön und die Erklärungen über die Ansichten der indischen Poesie sehr einleuchtend und schön. Aber über Alles rührt einen die Zartheit der Vergleichungen. Der Schluß ist so rasch herbeigeführt, daß der Gott des Reichthums schnell seinen Groll vergißt, und so löst sich diese Klage rein und harmonisch auf. Es ist mir dabei auch aufgefallen, daß die englische Sprache kein Wort hat für „Sehnsucht"; es müssen immer Umschreibungen sein, die dieses Gefühl erklären. Wissen Sie eins, so theilen Sie es mir mit. Die Franzosen haben auch keins, was den reinen geistigen Begriff ganz wiedergäbe, und ich rechne es unsrer Nation als einen Vorzug an.

Ich hoffe, Sie erhalten bald das Werk der Frau von Staël über die Revolution [1]); es wird Sie äußerst anziehen. Herr von Gersdorff hat

1) „Considérations sur les principaux événements de la révolution française", nach ihrem Tode (14. Juli 1817) erschienen.

mir den ersten Theil auf wenige Tage geliehen, aber ich bin sehr reich geworden durch diese wenigen Tage an schönen Gedanken und Reichthum der Mittheilung. So geistvoll und mit der Tiefe des Verstandes hat wol noch Niemand sich über die neuern Begebenheiten ausgesprochen. Von Vielem war sie selbst Augenzeuge. Die Ansichten über die französische Nation sind sehr unparteiisch und richtig. Man sieht die Welt handeln und empfindet, daß Mancher im dunkeln Wahn seiner Einsichten handelt, ohne in der Gegenwart die Folgen für die Zukunft zu berechnen. Sehr Wenige hatten die reine Ansicht, für das Große und Gute zu handeln, sondern schoben ihre eignen Wünsche und Leidenschaften unter. Die Begebenheiten der königlichen Familie, die Leiden, die sie erduldet, sind meisterhaft gezeichnet, wie der Charakter des Monsieur Necker selbst. Sie müssen es lesen. Die Großherzogin wird es wol wieder in ihre Bibliothek bekommen; jetzt theilt sie es den Damen mit. Die Reflexionen über einzelne Charaktere sind vortrefflich; kurz, Alles bezeugt den Geist und die Einbildungskraft dieser geistreichen Frau. Es überfällt einen ein Schmerz, daß es die letzte Stimme ist, die wir von ihr vernehmen — und man findet mit Rührung sie selbst wieder und die einzige Art und Weise ihres Wesens.

Uebrigens leben wir hier untereinander be-

haglich fort. Die gute Mutter iſt auch hier, und wenn mich die Geſundheit meiner Schweſter nicht beunruhigte, die ich ſehr ſchwankend finde, ſo würde ich noch mehr Ruhe haben. Dabei genieße ich noch die ſchönen Ufer der Saale im Geiſt und halte mich wie der indiſche Halbgott an die Wolken; doch was mich hier freut an der Erde, ſind die Blumen; meine eigne Geſundheit hat in Jena doch zugenommen; ich merke es an meiner Stimmung und Liebe zur Thätigkeit.

Unſer Freund von Goethe lebt im Anſchauen der ſchönen Acquiſitionen, die die Wiſſenſchaft gemacht hat; es ſollen unſchätzbare Werke von Mailand gekommen ſein. Unſer alter Freund Meyer iſt auch heiter und will uns auch die Kupferwerke zeigen; das freut mich ſehr. Geſtern war er den Abend bei mir mit meiner Familie. Es iſt mir ſehr wohlthätig, eines ſo treuen, ſichern Umgangs wieder zu genießen. Denn die Fama, die hier in dem geſellſchaftlichen Leben ſo gut eine Rolle ſpielt als in der „Aeneide" am Ida, hat ihre Augen in der größern geſelligen Welt auf zu viel Nichtiges gerichtet, als daß man gern alle Geburten dieſer Göttin erblicken möchte, und ein geiſtreicher Blick in die Welt der Kunſt iſt das Erfreulichſte, was einem die Götter gewähren können.

Zu meiner großen Freude höre ich, daß Goethe nicht allein reiſt nach Karlsbad und den Rath

Rehbein mitnimmt. Da ist er bei allen schnellen Zufällen, die kommen könnten, doch geschützt. Auch hoffe ich, wacht er über seine Diät und beweist ihm medicinisch mit Gründen, was seine Freunde nur ihn bitten können, daß er es unterlasse.

Ich habe heute auf einige Worte Ihrer Hand mich gefreut. Ich denke aber doch, der nürnbergische Freund hat Ansprüche auf Ihre Unterhaltung und Sie haben keine Zeit übrig. Ich hoffe auch, unsre liebe Bode, die mir versprochen, Sie zu besuchen, wenn Sie allein wären, findet sich ein, und so ist unser Wunsch durch die Freunde erfüllt, Sie freundlich umgeben zu wissen. —

Meine Töchter grüßen bestens. Karoline singt und zeichnet und Meyer ist zufrieden. Auch Emilie hat er versprochen, sie in seine Classe aufzunehmen. Auch hat Emilie viel zu thun und sorgt für die Wintervorräthe. Bernhard würde ihr auch helfen dabei. Er soll unser ja freundlich denken. —

Unsre Großfürstin fährt täglich aus und der kleine Herzog Karl auch. Daß diese Sorge beseitigt ist, thut mir recht wohl, und diese Freude theile ich gern.

113.

Weimar, den 25. Julius 1818.

Nur ein Wort des freundlichsten Andenkens und Wunsches heut, theurer Freund! denn ich denke gern heut an den lieben Bernhard, der seinen lieben Aeltern zur Freude sich so glücklich zu entwickeln fortfahren soll, als er auf die erste Zeit seines Lebens begonnen hat. Ich kann nur wenige Worte heut sagen und bitte Sie nur, dem kleinen lieben Sohn in Emiliens Namen, die ihm diese Farbe gewählt hat, dieses leichte Kleidchen zu überreichen. Jetzt bedarf er nur leichter Hülle, und statt Schärpe und Waffen von seiner Dame zu erhalten, sehe er diese kleine Gabe an nach dem Wohlwollen, das sie ihm darreicht, ohne darnach die Gesinnung zu berechnen, die mehr Gehalt hat, als jedes Geschenk ausdrücken könnte.

Es ist so eine tödtende Hitze, daß wir Halbgötter der Erde, wie wir gern sein möchten, recht die Nichtigkeit unsrer Größe fühlen; denn wer den Elementen nicht Trotz zu bieten vermag, der ist kein Ueberwinder.

Ich habe mich gefreut, von Ihnen durch Frau von Stein zu hören, die ganz müde gestern war. An unsern Freund, den die böhmischen Berge jetzt aufgenommen [1]), denke ich oft. Für ihn ist diese

1) Goethe hatte sich nach Karlsbad begeben.

Hitze zuträglich und die Schatten der Eichen mögen ihn ſchützen, während wir ohne Schutz und Schirm die Kalklagen des Ettersbergs durchwandeln, wo nur die Wolken und der Untergang der Sonne, die ich alle Abende beinah untergehen ſehe, belebende Bilder erwecken; denn des Tages Glut nimmt die Poeſie und die Lebenskraft hinweg.

114.

Weimar, den 8. Auguſt 1818.

Ich will, um meine Eitelkeit zu überwinden, Ihnen, theurer Freund, heut ſchreiben, da der Wunſch, bald von Ihnen zu hören, die Furcht überwinden ſoll, ohne annehmliche Worte und Mittheilungen Ihnen zu nahen; denn ich bin ſo ermattet von der Hitze und vom Treiben des Tages, daß ich ganz ſchwermüthig werden könnte. Wann wird der Regen kommen, der die Erde wie die Menſchen erfriſcht! Die ſternhellen Nächte, die wunderbar ſchön ſind, ſollten wir wachend zubringen und des Tages lieber etwas länger ſchlafen, aber das läßt die Hitze nicht zu.

Die letzten Tage der Anweſenheit meiner guten Mutter bin ich aus meiner gewöhnten Lebensweiſe mehr herausgegangen, und ſeit Dienstag, dem Tag nach ihrer Abreiſe, fühlte ich mich recht krank.

Deswegen sagte ich Ihnen Mittwochs nichts. Ich gehe wol in der Welt herum, doch nicht mit ganzem Gemüth noch Kraft. Indessen haben die Augen manches Bild in sich zu bewahren; denn allerlei Gestalten bewegen sich um uns herum. So war ein griechischer Prinz, Oheim der Gräfin Edling, hier, die er leider verfehlte, da ihr Schicksal sie immer von neuem von uns ruft. Die Schwester, die sie verloren hat, war eine vorzügliche Frau, voll Geist und Bildung; sie war seit acht Monaten sehr glücklich verheirathet und war nach einer Reise ans Meer so höchst selig mit ihrer Mutter und Gemahl. Den einen Abend eines glücklichen Tags fühlt sie sich unwohl und endet des folgenden Morgens um 4 Uhr in den heftigsten Krämpfen ihr Leben. Die Mutter ist untröstlich und ich finde, es war kein andres Mittel, sie zu trösten, als die Reise der Gräfin Edling zu ihr. Sie wollen Ende September wieder hier sein, vielleicht die Mutter bereden, mit hieher auf einige Zeit zu kommen. Ich glaube aber, es läßt sich jetzt noch nichts berechnen, weil der Zustand, in dem sie das Gemüth der Mutter finden, das Uebrige entscheiden wird.

Doch wieder zu den fremden Gästen. Der Griechenfürst war so wunderschön geputzt und mit einem seltnen Shawl hatte er sein faltiges Gewand zusammengeknüpft; in dem Shawl hing ein Dolch,

deſſen Knopf von koſtbaren Diamanten war; ein Solitair am Finger war von großem Werthe, ſelbſt unſre Großherzogin fand dieſen als Beſitz ſchön, für die doch ſolche Dinge ſelten Werth haben. — Meine Erzählung der griechiſchen Gäſte ſoll noch folgen, da ich heut viel zu thun habe; denn um 10 Uhr ſoll ich in die Kirche, um die Geſangprobe [1]) zu hören; Karoline ſingt auch mit.

Mit dieſem ſchön geſchmückten Fürſten, der ſehr viel Welt hat und viel erfahren hat, und jetzt aus Konſtantinopel verbannt iſt und nach Frankreich und Italien reiſen wird, war ein andrer auch hier, ein Prinz Negri mit ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin Ypſilanti, die mich ſehr intereſſirte. Es iſt auch eine Verwandte der Gräfin Edling; ſie iſt nicht in der erſten Jugend mehr, doch noch ſchön; ihre großen Augen, die ſchöne Naſe und Mund und das runde Köpfchen erinnerten einen recht an die Abbildung der Griechinnen, die wir haben. Sie war leider nicht in ihrem Anzug und hat die franzöſiſche Kleidung angenommen, um nicht alle Koſtbarkeiten ihres Putzes mit ſich zu führen. Der Mann dieſer Dame war mit in Perſien mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft und ſoll ein ſehr unterrichteter Mann ſein; er ſieht kränk-

1) Zu der beim Kirchgang der Großfürſtin aufzuführenden Cantate.

lich aus und kam auch aus Karlsbad, um nach Pyrmont zu gehen. Auch dieser hatte den bequemen orientalischen Anzug, doch sah sein olivenfarbener Kaftan zu seinem gelben Gesicht nicht so schön aus als der erstere Fremde, der mit wahrer Koketterie sich gekleidet hatte und auch so herumging in den Hofsälen. Die Großherzogin hatte eine Spielpartie, der ähnlich, nur unter glücklichern Umständen, die die vier entthronten Könige im „Candide" machten. Sie spielte Whist mit dem griechischen Fürsten, dem General Zepplin zu Erfurt und dem Baron Friesen, sächsischem Gesandten in Kassel. Die beiden deutschen Herren waren sich vielleicht in ihren Gesinnungen ebenso fremd als der Grieche ihnen Allen. Man möchte wohl fragen: „Wo ist des Deutschen Vaterland?"

Die Lectüre von Lady Morgan [1]) hat mich auch sehr beschäftigt schon; sie ist sehr verständig, geistreich, aber sie gehört zu den Reisenden, die man nicht ohne Zwang sehen könnte, da sie so scharf sieht und klare Augen hat. Es verträgt nicht jede Erscheinung des Lebens eine helle Beleuchtung; die Hülle, die die Liebe weben mag, ist oft schöner. „Der Dichtung Schleier, aus der Hand der Wahrheit", der die Lebenswelt besänftigt, ist das se-

1) Ihre Schrift „France" war im vorigen Jahr erschienen.

ligſte Geſchenk der Götter. Wenn nur dieſer Schleier nicht von dem kalten Hauch der Vernunft, der menſchlichen Unheiligkeit zu oft von dem Herzen geriſſen würde. Ich gehöre in meinen Gefühlen nicht zu den Erſcheinungen der Zeit, über die Sie klagen; denn eigentlich, wenn ich recht in mir, reich leben will, ſo müſſen mir ſich alle Erſcheinungen unter die poetiſchen Ausdrücke meiner Freunde bringen laſſen können.

Geheimerath Goethe hat an ſeine Schwiegertochter geſchrieben. Er iſt wohl und hat ſein altes Quartier wiederbekommen, welches er dem Grafen Capo d'Iſtria noch bei Zeiten abgewinnen konnte, der es beſtellt hatte. Ich glaube wohl, daß jetzt zu viel Menſchen in Karlsbad ſind, um es ſich untereinander wohl machen zu können; doch hat unſer Freund ſchon die Gabe, von ſich das Gewühl abwehren zu können, wenn es ihm läſtig iſt. Auch ſchützt ihn ſeine Geſundheit als Vorwand, ſich entfernt halten zu können. Manche Menſchen wird er aber ſelbſt gern ſehen wollen.

115.

Weimar, den 19. Auguſt 1818.

Ich will Ihnen nur ein Lebenszeichen geben, lieber Freund, damit Sie ſehen, daß ich nicht mich

in der Welt verloren habe. Die Feierlichkeiten, die nur dem Auge zu thun gaben, waren nicht der Erzählung eben werth, doch hat die gute Großfürstin alle Bemühungen des Volks mit Freundlichkeit und Liebe aufgenommen, und dies hat den schönsten Lohn gewährt. Mich hat dieser Tag sehr müde gemacht, so viel kann ich wohl sagen.

Sie werden jetzt auch Ihren Besuch in Dornburg wol machen, da unser Hof im Einpacken dahin begriffen ist. Vielleicht komme ich mit meiner Schwester auf ein paar Tage nach Jena und wir gehen einen Tag nach Dornburg, wohin wir eingeladen sind. Da aber meine Schwester nicht immer von ihrer Gesundheit sicher ist, so weiß ich nicht, ob es geschehen kann. Kurz, ich hoffe es nur.

Wenn nur die Stille der Welt von innrer Erhabenheit herrührte, so wäre es doch ein wünschenswerther Zustand, und da wollten wir die gelehrte Welt wie die politische loben. Es ist aber doch besser, wenn ein Wortstillstand eintritt, als wenn alle Pressen seufzen unter der Zeitungsschreiber ihrem Einfluß; denn diese Geschwätze sind mir ganz zuwider. Ich hoffe, wir werden den Unfug los, wenn Kotzebue sich aufpackt, der, wie ich höre, den 1. September nach Mannheim abgeht. Es ist wie bei dem tour malin, der die Asche an sich zieht, und wenn diese böse Anziehungskraft vergeht, so wird, hoffe ich, ein andrer

Geiſt walten und die Künſte wieder die Oberhand behalten. Die vielen Beſuche der ganzen Kaiſerfamilie werden wol manche Anſprüche an die Künſte machen. Ende September und October wird es bunt hier werden. Geſundheit gehört zu den Feſten und die will ich, hoffe ich, mir bis dahin zu ſtärken ſuchen.

Goethe, der nun wol vier Wochen fort iſt, wohnt mit Fürſt Blücher und der Catalani und Fürſt Metternich nahe zuſammen; da wird er uns viel zu erzählen haben. Uebrigens, höre ich, klagt man, daß er ſich vom großen Haufen abzieht, und das iſt wol für ihn das Angenehmſte.

Daß Müllner nach Jena komme, erfahre ich von Ihnen; da er ein berühmter Juriſt iſt, ſo will man ihn vielleicht an Schweizer's Stelle ſetzen [1]). Ich glaube, es wäre für das geſellige Leben kein Schade; denn er ſoll viele Talente für die Geſellſchaft haben. Ob die Tragödien ſo fortgeſchrieben werden könnten, zweifle ich, da er doch Manches zu thun haben würde, und ich glaube, daß er dieſen Schöpfungen einſtweilen Stillſtand gebieten müßte. Schweizer's Anweſenheit hier iſt mir ſehr erfreulich, weil ſein klarer Verſtand und ſeine Kenntniſſe viel Gutes wirken können; es iſt für Alles

1) Chr. W. Schweizer, ſeit 1815 Profeſſor der Rechte zu Jena, war ins Staatsminiſterium berufen worden.

wichtig, ſo einen Menſchen in Thätigkeit zu wiſſen. Ob er aber ſelbſt nicht nach der ſchönen Saale wie nach ſeiner ſchönen neuen Wohnung zuweilen ſeufzen werde, dafür mögen ihn die Götter behüten!

Dieſer Sommer hat ſehr zerſtörend gewirkt; denn die Hitze hat manchen Naturen viel zu thun gegeben, und über Ueberſpannung klagt Alles. Mich freut der Himmel, die Sterne, die Mondnächte und die Wolken und Sonnenuntergänge; ſo ſchön und kräftig ſah ich es längſt nicht.

Unſre liebe Frau von Stein iſt abwechſelnd wohl und nicht wohl. Vorgeſtern ſehnte ich mich ſo nach ihr, und als ich kam, lag ſie zu Bette; geſtern wollte ich ſie wieder beſuchen, da ſaß ſie unter den Orangen. So wechſelt es!

Ich habe Vielerlei, was ich leſen muß, unter Allem aber ſchöpfe ich Kraft in Luther's Schriften. So viel Geiſt und Kraft in Allem thut doch wohl. Ein Luther ſollte jetzt auftreten; er würde mehr Feinheit haben, aber die Kraft ſeiner Geſinnungen ſich wol nicht verleugnen, und daß Manche wüßten, wer ſie eigentlich ſind, thäte wol gut, für ſie ſelbſt wie für die übrige Welt. Wir wollen uns übrigens freuen, wenn es uns ſelbſt wohl iſt, und dahin muß ein Jeder ſtreben.

Leben Sie wohl, theurer Freund, aber erſt empfangen Sie noch Karolinens Dank, die ſich über

Ihr Stammbuchsblatt ſehr erfreut hat, ſowie ſie Sie bittet, den lieben Ihrigen auch für das Zeichen des Andenkens zu danken.

116.

Weimar, den 25. Auguſt 1818.

Ich hatte geſtern im Stillen die Hoffnung, theurer Freund, Sie in Dornburg zu finden, wo ich mit Frau von Schardt und meiner Schweſter war. Aber ich ſollte nur den Himmel, der Sie umſchließt, über den Bergen erblicken und durch das Fenſter der Ruine vom Kunizberg näher an Jena mich glauben. Unſre geliebte Großherzogin und Großfürſtin waren lieblich geiſtreich, mittheilend und freundlich; die Damen des Hofs empfingen uns herzlich; ſo ward es einem in dieſer ſchönen Gegend ſehr wohl. Die Reben an den Felſen mit den hübſchen architektoniſchen Verhältniſſen des Gebäudes geben einen ſüdlichen Eindruck; die ſchönen Wieſenwege, die man überſieht, die ſtillen Hütten im Thale, Alles ſtimmt zur Ruhe und ſtiller Betrachtung.

Das Wetter hielt uns ab, einige Tage in Jena zu bleiben, von wo aus wir eigentlich nach Dornburg fahren wollten. Eine Stunde ruhiger Mittheilung in Ihrem Zimmer hätte mir recht wohl

thun können; denn es bewegt Manches mein Gemüth, was ich nicht aussprechen mag. Mein Grundsatz ist, immer Andern so viel wie möglich die eigne Existenz zu verbergen und im Stillen sich auf sich selbst zu stützen; doch gibt es Momente, wo ein freundlich theilnehmendes Wort und Ansicht dem Gemüth so wohlthätig ist, wie dem Auge ein Blick in reiche, schöne Gefilde. Die Natur ist recht ernsthaft, und die trüben Wolken umhängen die Sonne; man glaubt, sie sei auf immer verhüllt. Doch wird sie wieder erscheinen mit Kraft und die Früchte des Herbstes noch reifen. Das Erdbeben in Tirol hat wol seinen Einfluß kund gethan?

Haben Sie nur Nachrichten von Ihrem Freund Seebeck [1])? Ich möchte wohl wissen, ob er sich in der neuen Laufbahn Gutes verspricht.

Minister von Altenstein scheint sehr thätig und jetzt viel Einfluß habend. Daß Humboldt seinen Abschied als Diplomatiker verlangt habe, wußten wir schon längst. Ob aber die Nachricht, die man nicht wohlwollend gegen ihn in die Zeitungen setzt, indem man auf seine Kosten den neugewählten Vicestaatskanzler rühmt, welcher Graf Bernsdorff

1) Dr. Seebeck, der sich durch naturwissenschaftliche Arbeiten einen Namen verschafft hatte, sollte Mitglied der berliner Akademie werden.

iſt, ein Großneffe der Gräfin Bernsdorff, ganz gegründet iſt, bezweifelt man noch. Graf Bernsdorff ſoll ein edler, geiſtvoller Menſch ſein und ſein Eintritt im preußiſchen Staat ſehr heilbringend, aber Humboldt iſt auch gewiß einer von Denen, die ihrer Vaterlandsliebe wegen erkannt werden ſollten, und dieſer Platz gebührte ihm ſeiner übrigen Verhältniſſe wegen. Doch wollen es die Götter anders. Er wäre immer glücklicher geblieben, wenn er nicht Miniſter geworden; denn ein Menſch von ſeinen Einſichten und Bildung hätte den Wiſſenſchaften leben können. Daß man ihn nach England ſandte, war ſchon ein Verſuch, ihn ohne Einfluß zu laſſen auf die vaterländiſchen Verhältniſſe, glaube ich. Die Frau von Humboldt ſchreibt mir aus Nocera auf den Apenninen, wo ſie ein Bad beſucht, das langweiligſte Bad, was exiſtirt, ſagt ſie, aber heilſam für die Geſundheit. Im Herbſt wird ſie auch zurückkehren.

Boschen ſchreibt mir recht lange nicht! Sie wird doch wohl ſein? Die mecklenburger Herrſchaften werden auch kommen, wenn die Kaiſerin kommt, doch wol die kleinen lieben Kinder unſrer Prinzeſſin nicht; denn das Schloß wird recht voll ohnehin. Uebermorgen wird der Herzog Paul [1])

1) Von Mecklenburg, aus der erſten Ehe des Erbgroßherzogs.

erwartet, der aus Genf kommt. Herrn von Schmidt, seinen Begleiter, einen Verehrer unſrer Prinzeſſin, den ſie auch ſehr ſchätzte, verlobt mit der ältern Salomon, werde ich auch ſehen; das freut mich.

Unſre Frau von Stein klagt öfter über Kopfweh, doch geht ſie fleißig ſpazieren und iſt mittheilend, wie es die Stunde eben ſchenkt. — Goethe iſt wohl; er ſchreibt an ſeine Schwiegertochter, daß er ſo viel in der Geſellſchaft lebe, daß er ſeine Arbeiten vernachläſſige.

117.

Weimar, den 5. September 1818.

Ich reiſe morgen nach Rudolſtadt, theurer Freund, und bleibe bis zu Ende des Monats dort. Der Himmel wird ſo heiter und es iſt eine milde Herbſtluft zu hoffen. Ich freue mich der ſchönen Gegend ſchon im voraus und Karoline und Emilie mit mir. Auch meine gute Mutter erwartete uns ſchon länger und wir haben nur meine Schweſter nicht verlaſſen wollen, die ſo Vieles noch hier zu thun hatte. Nächſte Woche wird ſie wahrſcheinlich über Jena nach Rudolſtadt reiſen und eine Nacht dort bleiben; ſie freut ſich, Sie zu beſuchen. Sie will gern den Weg über Jena nehmen, um die Gegend wiederzuſehen. Ich denke, wenn noch

ſchöne Herbſttage kommen, Sie auch noch zu ſehen, wenigſtens auf einen Tag, da Sie nicht zu uns kommen wollen.

Herr von Schmidt hat ſich ſehr gefreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Geſtern Nacht ſind ſie fortgereiſt. Der Herzog Paul iſt ein einfacher, guter junger Menſch, der mit ſo viel Rührung von der geliebten verſtorbnen Mutter ſprach, daß er ſich ſo fürchte, die lebloſen Gegenſtände wiederzuſehen, die ſie überlebt haben. Ach, das iſt auch ein ſchmerzliches Gefühl! Frau von Staël drückt es ſo ſchön aus, wenn ſie ſagt, wie es ſchmerzlich wäre, einen Vogel, ein lebloſes Weſen die edelſte, ſchönſte Exiſtenz überleben zu ſehen.

Es heißt nun, die Kaiſerin-Mutter nähme ihren Weg über Warſchau zuerſt nach Stuttgart, weil die Königin ſpäter ihrer Geſundheit wegen nach Italien reiſen würde. Sie käme alsdann erſt im Rückweg zu uns, da kommen die Mecklenburger auch ſpäter, die ſich dahier wollten zeigen. Ich hatte auch Hoffnung, daß die lieben kleinen Geſchwiſter mitkämen. Prinzeſſin Marie iſt vorige Woche confirmirt worden, wie Herr von Schmidt ſagte. Da wären auch Schubert's Geſchäfte alsdann beſchloſſen und er würde wol ſich beeilen, den Hof zu verlaſſen und zumal dieſen Hof, wo ſo Manches den Geiſt hemmt oder nicht erſpäht,

den man finden könnte. Herr von Schmidt findet sich wahrscheinlich auch isolirt dort; denn er hat ein vielseitiges Interesse. Er hat mir viel von Lord Byron erzählt, den er öfter sah. Monsieur Pictet, der Sie auch besucht, wie er mir sagt, kennt ihn auch. Er hat mir auch von dem neuen Balladendichter erzählt, auf den ich sehr begierig bin[1]). Wenn ich wieder einmal nach Jena komme, so lassen Sie mir die Werke Byron's auch sehen, nicht wahr?

Die heißen Tage dieser Woche haben gewiß irgendwo ein Erdbeben bedeutet; denn so ganz warm aus der Erde kam die Luft, wie man selten findet. Sie ist auch so ergreifend, die Wärme, und hat meine Nerven recht erschlafft und gereizt. Die kühlere Luft in den Thälern und die blaue Saale werden mir wohl thun.

118.

Rudolstadt, den 25. September 1816.

Ich muß Ihnen den Wunsch aussprechen, etwas von Ihnen zu hören, theurer Freund. Seit drei Wochen nun habe ich Ihnen nicht geschrieben

1) Vgl. unten den Brief vom 14. November.

und nichts von Ihnen gehört. Die letzte Kunde kam mir durch Ihre liebe Familie und Doctor Weller[1]) zu. Sie werden Ihnen erzählt haben von mir, doch ist ein so kurzer Besuch immer kein Mittel, den Zustand des Lebens unsrer Freunde zu erfahren, und ich muß immer schelten, wenn Jemand von den Ihrigen nur kommt und geht, und sich gar nicht zeigen läßt, wie ich Ihnen Allen gern Freude und Liebe zeigen möchte. Bernhard möchte ich einmal recht lange sehen, um ihn recht viel scherzen zu hören, da er Alles, was er sieht, so auf eigne verständige Weise ansieht. Wenn er nur hier wäre, so sollte er viele Spielgenossen und Unterhaltung finden; denn es gibt schöne zahme Böcke, die auf sich reiten lassen und die man in kleine Wagen spannen kann. Das Alles würde ihm wol Freude machen.

Uebrigens bin ich recht ermattet zuweilen und fühle, daß der vorige Winter mir viel Lebenskraft geraubt hat. Die Brust will in der Herbstluft nicht so gut sich befinden, als da ich auf den kunitzer Berg stieg, und jeder Gang den steilen Schloßberg hinauf kostet meiner Brust einigen Schmerz. Doch ist mir der Gedanke erfreulich, daß ich der guten

1) Einen bei der Bibliothek angestellten jüngern Freund des Knebel'schen Hauses.

Mutter nahe bin und ihr ihre einsamen Stunden erheitern kann; nur bin ich nicht immer heiter genug, um mit vollem Bewußtsein mir sagen zu können, daß ich den Zweck, sie zu zerstreuen, erfüllen kann. Sie ist sehr rüstig, wenn sie wohl ist, doch ermattet sie jeder kleine Fehler gegen die Diät und jede ungewöhnliche Lebensweise, und sie fühlt, daß sie nicht Alles mehr wie sonst vornehmen kann. Bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes ist dies immer in ihren Augen ein Verlust. Uebrigens ist ihr Leben hier so freundlich, und selbst das neugeborne Kind kennt sie schon und ist freundlich, wie die Großmama und Aeltern, und es wird bald lernen, die gute chère mère (so heißt sie hier allgemein) auch zu sich gehörig zu rechnen.

Die Natur ist sehr erfreulich, und ich genieße die schönen Herbsttage, und das Grün der Fichtenwälder stärkt mein Auge, wie der Geruch die Brust. Die Aussichten auf die Wiesen sind auch so schön hier, die Waldberge sind auch nicht rauh und wild hier. Meine Schwester war fünf Tage hier; nun ist sie nach ihrem Gut bei Arnstadt und wird von da nach Meiningen gehen. Ihre Gesundheit macht mir viel Sorgen.

Ich lese in den Stunden, wo ich allein sein kann, Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" wieder. Ich erstaune über die Größe und

den Reichthum ſeiner Anſichten und über den ſchönen Gang ſeiner Forſchungen. Manche Reſultate des neuern Strebens wird die jetzige Anſicht der Menſchen anders auslegen, da Jedes auf ſeinem eignen Weg und nach ſeiner Geiſteskraft die Natur und ihre Erſcheinungen ſich deutet; doch da wo der eigne Geiſt ſich ſo ſchön ausſpricht, möchte man gern auch die Deutung zur Wahrheit werden ſehen. „Wie reich und wie enge iſt das menſchliche Herz!“ Dieſe Stelle hat mich immer tief ergriffen, aus früher Zeit. So reich und enge iſt auch, dünkt mir, das Reſultat des Strebens im Einzelnen. Der Gedanke umfaßt Alles, wenn er die höhere Richtung verfolgt, und iſt wieder trüb und verſchleiert, wenn er die Bahn verliert und zur Erde ſich gezogen fühlt.

Ich möchte wol wiſſen, was unſer Freund Goethe macht. Meine Schweſter ſagte, er ſei unwohl geweſen in Karlsbad. — Meine Kinder möchten Ihnen empfohlen ſein und Ihrer lieben Frau. Schreiben Sie doch bald, bitte ich. Zehn Tage bleibe ich wol noch hier.

119.

Weimar, den 10. October 1818.

Ich muß mich nur zeigen, daß ich in der Nähe bin, und Sie freundlich zu begrüßen anfangen, ob ich wol nicht viel sagen kann. Das Aeußere ist unerfreulich, und im Innern des Herzens gibt es viel zu bedenken, was auch nicht tröstend ist. Also will ich nur meinen guten Willen zeigen und meine Wünsche für Sie aussprechen.

Man kämpft und kämpft gegen das Leben, man will sich's wohl machen, man rechnet auf Glück, und wo ist's zu finden? Wenn nur die innre Kraft des Lebens, die Poesie des Lebens nicht gestört würde, und wenn man nicht immer die Hand der Zerstörung fühlte, die Menschen mit bösem Willen und Absichten! Wenn man sich nur das recht klar machte, was Shakspeare sagt:

'T is but a tale, told by an idiot,
Full sound and fury, signifying nothing.

So erscheint einem auch das Leben und Treiben der Gewalten, der Machthabenden; was der innre Mensch werth ist, erwägt man nicht. Ich bin recht lebensmüde zuweilen. Ich freue mich an Herder's „Ideen" und finde, diese Art Reflexionen sind die, die am meisten den Geist aufrichten und Kräfte erwecken.

Goethe ſah ich noch nicht, doch iſt er wohl. Der Sohn hofft, er ſolle ſeinen bleibenden Aufenthalt hier nehmen und nur auf Tage nach Jena kommen. Unſer Meyer fühlt doch wieder einige Spuren ſeiner Kränklichkeit. Das iſt mir leid! Münchow ſah ich nur erſt zwei mal. Den Doctor Nöhden[1]) ſah ich noch nicht. Meyer ſagt, er habe ſehr viel Kenntniſſe, habe die alte Literatur zu ſeinem Hauptſtudium gemacht und ſehe klar über die Gegenſtände, dabei ſei er äußerſt ernſt und ſtill und beſonnen. Wenn er mittheilend iſt und intereſſant ſpricht, ſo iſt dies reiner Gewinn für die Geſellſchaft.

Frau von Stein fand ich leidlich wohl und mit ihrem Verſtand beſchäftigt; daß ſie ſich dieſe Stimmung ſo ſchön erhalten hat, wenn der Geiſt nicht durch Schmerz unterdrückt wird, iſt eine recht erfreuliche Erſcheinung. Sie ſind mir aber noch eine erfreulichere, theurer Freund, weil Sie noch alle jugendliche Kraft Ihres Geiſtes ſich erhalten haben und auch ſelbſt die Uebel des Körpers überwinden können dadurch. Mögen Ihnen Beiden nur immer ſchöne Erſcheinungen das Leben ſchmücken! Sie wiſſen ſie Beide zu empfinden.

---

1) G. H. Nöhden, ein geborner Göttinger, der längere Zeit in England als Hauslehrer gelebt hatte. Vgl. Goethe's „Werke", XXXI, 89.

Wie sich mir späterhin das Leben gestalten wird, das wissen die Götter! Ich möchte nur erst über die bürgerliche Existenz meiner geliebten Kinder im Klaren sein können; dann möchte ich mich von der Welt zurückziehen und still fort leben. Denn die neuere Generation, mit der ich späterhin als Zeitgenossin leben müßte, wenn ich alt werden sollte, hat noch nicht die Gabe, mein Herz an sich zu ziehen, und es sprechen wenig Stimmen für sie in mir. Das Beste und Schönste hat für mich gelebt, und ich kann nicht mehr in andre Töne einstimmen, und mein Gemüth wird nur durch Wohlwollen und Liebe festgehalten; nur wünsche ich mir auch, daß ich rechte Ursache finden möge im Leben, diesen Gefühlen Raum geben zu können. Für die Verstandeswelt ist mir die Erscheinung unsers neuen Staatsraths (Schweizer) sehr erfreulich. Er hat so viel Klarheit und Geist, und man sieht, wie er umsichtig und mit dem größten Verstande Alles erwägt. Er hat gewiß auch bald Einfluß auf Alles, und das wird sehr gut sein; denn Verstand kann man in dieser Lage nie zu viel haben. Ich denke, in dieser Familie wird mir auch wohl; denn sie meinen es gut. Die Frau ist eine gute Mutter und scheint einfach ihren Weg zu gehen; sie spricht sehr gut und ohne alle falsche Ansprüche, und man fühlt sich wohl bei ihr. Die geschraubten Damen, wie man sie hier oft

findet, die nur falsche Ansprüche erwecken, und wo man, wenn man es bei Licht besieht, doch weder Bildung noch wahre Lebensklugheit findet, sind mir nicht erfreulich, unter uns gesagt. Manche wollen wieder nur bezaubern oder verblenden; das Rechte und Wahre ist aber doch fern. —

Der Herbst ist recht nahe und fängt mit seinen Regengüssen an. Ich bin froh, daß ich in meinem Hause bin; denn meine Wohnung in Rudolstadt, so schön die Lage war, wäre jetzt doch beschwerlich. Aber ich habe dort recht mit dem Himmel, den Sternen und Sonnenbeleuchtung gelebt, die ich durch alle Nüancen von den Waldbergen betrachtet habe.

Von der englischen Prinzessin[1]), die nach Deutschland verpflanzt ist, hörte ich viel Gutes. Sie ist sehr unterrichtet, liebt sich zu beschäftigen und hat dabei eine Güte, die grenzenlos ist. Sie freut sich immer ihres großen Reichthums nur, um ihn ihrem Gemahl mitzutheilen, und sagt, jetzt erst lernte sie den Werth des Geldes kennen, da sie es ihrem Gemahl geben könnte, allein genösse sie es nicht. So eine Hingebung und Entfernung von Eigenliebe ist ein seltnes Beispiel. Sie hat sieben Foliobände, worin Kupferstiche zur

1) Der Gemahlin des Erbprinzen von Homburg. Vgl. oben S. 357.

englischen Geschichte, gesammelt und dazu geschrieben; wo sie keine Kupfer hatte, hat sie mit der Feder die fehlenden copirt. Es ist ein großes Werk des Fleißes. —

120.

Weimar, den 20. October 1818.

Ich bin immer im Geist bei Ihnen, theurer Freund, und habe mich gefreut, daß mir Frau von Stein sagte, daß Sie die Berge besteigen; dies zeigt von Ihrer Kraft und das tröstet und freut mich. Ich sehe seit Sonntag Abend, wo ich mich vielleicht im Nachhausegehen vom Hof erkältet habe (die Sänfte war nicht gleich bei der Hand, so eilte ich vielleicht zu leicht über die Straßen hin), die Sonne und Sterne und das prächtige Abendröth nur vom Fenster aus; denn Montag Nacht war ich recht krank. Huschke sagt, es käme alle die Angst, die ich habe, von Stockungen des Blutes. — Da Sonnenschein und Regen im Leben abwechseln, wie schon der Herzog von Zähringen sich in der Schweizergeschichte zum Trost sagte, so muß man es eben erwarten und tragen, was kommen soll. Wenn man die Kraft der Jugend nach und nach schwinden sieht, so gestalten sich die körperlichen Uebel auch mit zu der Unruhe des

Gemüths, und man kann den leichten Sinn nicht beſchwören. Die Philoſophie kann auch nicht ihre Kraft bewähren, nur ſtilles Erwarten und Reſignation kann von einem Tage zum andern hinhalten, bis der Geiſt durch den Körper oder entgegengeſetzt der Körper durch den Geiſt ſich wieder erhebt. —

Unſre Frau von Stein ſah ich ſeit Sonntag Nachmittag nicht; ich ſehne mich nach ihr, und wenn es mild wird heute, geh' ich vielleicht in den warmen Stunden zu ihr. Die kalte Herbſtluft, wie ſie geſtern war, treibt mir das Blut zu ſehr nach den innern Theilen; da darf ich wol nicht ausgehen. Mich zu beſuchen iſt ſie zu angegriffen, da ſie von jeder Veränderung der Temperatur gleich leidet. Geheimerath Goethe geht auch nicht aus, doch hat er ſeinen Familiencirkel um ſich und alte Freundinnen. Ich ſähe ihn gern und werde auch kommen, wenn ich wieder ausgehen darf und Kräfte habe.

Ich ſchicke Ihnen hier den Kalender[1]), wo ich la rivière gezeichnet habe; das wollen wir unſrer geliebten Saale ſingen. Die Briefe von Frau von Krüdener und Staël ſind recht intereſſant, sur l'avarice und sur la frivolité von Madame Genlis ſehr artig.

1) „Almanac des dames."

Nun möge Sie das Schickſal ſegnen! Sie haben ſo viel Reichthum in ſich und Kraft, daß dies ſchon ein ſchönes Geſchenk iſt. Karoline dankt für die ſchönen Trauben und wird Sonnabend ſelbſt ſchreiben.

121.

Weimar, den 10. November 1818.

In der heitern Frühſtunde will ich Sie begrüßen, theurer Freund, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich mich gefreut habe, Sie auf eine kurze Zeit zu ſehen und bei Ihnen zu verweilen. Ich habe nun wieder ein Bild Ihres Lebens friſch im Gedächtniß, und dies thut mir ſehr wohl. Daß ich eben den guten Münchow auch ſah, freute mich ſehr. Sein heller Blick über die Welt und ihre Verhältniſſe iſt ſehr wohlthätig für ſeine Umgebungen und man weiß immer einen Troſt bei ihm zu finden, wenn der Verſtand in die Enge getrieben wird. In unſrer kurzen Unterhaltung ſind vielleicht mehr Dinge zur Sprache gekommen als bei unſern chambellans in Monaten, zum wenigſten wird man gar nicht verſucht, ſolchen Anſprüchen an Unterhaltung dieſer Art Raum zu geben. Die kleinſten Dinge wiſſen ſie nicht und haben ſogar den

Homer nicht mehr im Gedächtniß, den ſie doch in der Schule hörten. Da jetzt alle Götter und Helden der „Ilias" vorgeſtellt werden ſollten [1]), erfährt man erſt, wie wenig die Welt davon weiß.

Ich habe geſtern Abend mit Emilie eine Vorleſung gehalten, da wir die Flarman'ſchen Umriſſe (zu Homer) haben, wo ihr manches Bild klar wurde. Da hat ſie mich ſehr beluſtigt, daß ſie die Juno ſo zudringlich fand, daß ſie ſich aus Eiferſucht in Alles miſche. In ihrer Lebhaftigkeit und Kindlichkeit hat ſie mich ſehr beluſtigt; denn man möchte wol im Ernſt fragen, ob dieſe Rolle, die Homer ihr gibt, einer ernſten Göttin auch zukomme. Die Homeriſche Welt erſcheint einem noch recht jung und friſch, ſelbſt die Leidenſchaften des Zorns, der Rache haben einen andern Ausdruck als bei dieſer Zeit. Die Menſchlichkeit der Sieger gibt noch ein Vertrauen in die menſchliche Natur, die nur übereilt durch das Gefühl der Rache grauſam wird, und die menſchlichen Gefühle des Mitleids erſcheinen ſogleich wieder, ſobald das Schickſal erfüllt iſt. Mitleid, Milde und die Kraft, ſich in Andrer Lage zu ſetzen, ſind gar keine Motive der wirklichen neuern Welt, aus denen man handeln will. Dafür ſind wir aber auch keine poetiſchen

1) Bei den Feſtlichkeiten zur Feier der Anweſenheit der ruſſiſchen Kaiſerin-Mutter.

Gegenstände. Da eine einzelne Vereinigung doch das Ganze darstellt, so will ich bei uns in Weimar stehen bleiben, da ich den Schluß gezogen habe, daß gar nichts von Poesie bei uns mehr haften will; denn Goethe ist entflohen, um nur die Musen zu sich einzuladen. Vielleicht ist er gar in Jena; Meyer war ungewiß, ob er dort sei oder nach Berka geflüchtet[1]). Ist er bei Ihnen, so mag ihm die schöne blaue Saale und die helle Sonne gute und schöne Gedanken bringen.

Ich fühle recht, wie mein Gemüth sich mehr und mehr nach innen kehrt, und wie ich der Welt nichts abzugewinnen weiß. Eine freundliche Natur und die schönen Erscheinungen können mich nur noch recht erhebend ansprechen. Wenn ich meine Töchter, die doch nur jetzt in ihrem jugendlichen Leben erst mit der Welt bekannt werden sollen, nicht abziehen müßte, wenn ich mich entfernte, so zöge ich gern mich in einen stillen Garten nach Jena zurück. Aber einsam sollen sie doch noch nicht leben, und das Leben für junge Mädchen auf einer Universität ist immer nicht günstig; sie müssen auch sich zu sehr zurückziehen und hören doch immer von der Lustigkeit der Jugend sprechen. Wenn ich eine Verwandtin hätte, die gern sich lustig machte und

1) Er war nach Berka gegangen, um dort den Maskenzug zum 18. December zu dichten.

doch mit aller gehörigen Sorgfalt für die Jugend auch lebte, so würde ich sie zuweilen an meine Stelle setzen und mich zurückziehen und in jenen mit Sonne, Mond und Sternen leben; aber die habe ich nicht. Meine Schwester fühlt selbst wie ich das Bedürfniß nach Ruhe und Stille, und sonst wüßte ich auch nicht, wem ich die Kinder gern anvertrauen möchte. So ein hülfreicher Oheim und eine gutmüthige, liebende Tante sind recht schätzenswerth in Familienverhältnissen.

Ich habe gestern mich mit unsrer neuesten Vergangenheit beschäftigt, weil ich ein Buch geschickt bekam, welches mich daran erinnerte. Es ist ein Brief eines Reisenden, der nach Moskau reiste. Wenn man die Details des großen Brandes erfährt, wenn man die Noth und Sorgen der Einzelnen, wie die Grausamkeit der Feinde erfährt, so wird einem ganz bange. Daß aber gerade das Volk, was am wenigsten an die Römer erinnert, sich in der Gefahr wie die Römer zeigte, ist eine seltne Erscheinung. Wie die Einnahme von Numantia erscheint dieser Einzug in Moskau, nur daß die Einwohner flüchteten und nicht in den Flammen umkamen.

Um zu friedlichen Gegenständen zurückzukehren, so muß ich Ihnen sagen, daß unsre liebe Frau von Stein leidlich wohl ist. — Die Großherzogin, der ich von meiner Fahrt nach Jena sprach, erkun-

digte ſich nach Ihnen und ich habe Sie empfohlen, da man für die Freunde höflich ſein ſoll. —

122.

Weimar, den 14. November 1818.

Nur einige Worte und vielen Dank für die Mittheilung der Recenſion[1]), die mir ſehr gefällt. Es iſt ein Sinn darin ausgeſprochen, in dem ich Schiller gern beurtheilt weiß.

Heut iſt der Himmel recht düſter, und die ſchönen, hellen Sonnenblicke, die vor acht Tagen die Welt beleuchteten, ſind heute noch nicht erſchienen. Ich bin wie die Strohblume, und die feuchte Luft zieht mich zuſammen; wenn die Luft Elaſticität hat, ſo ſtehen Gedanken und Wahrnehmungen auch nach dem Himmel gerichtet und nach freundlichen Dichtungen. Frau von Stein und ich bekennen uns, daß wir der Welt nicht viel Freude abgewinnen können, und daß die Begebenheiten und Erſcheinungen menſchlicher Charaktere uns oft mehr verwunden als aufrichten. Es war wol immer ſo, doch hat die eigne Kraft der Jugend

1) Der neuen Ausgabe von Schiller's Werken in der jenaer „Literaturzeitung".

nur die Blüten des Lebens und nicht die Dornen, die die grüne Hülle umgibt, aufgefunden. Die Jugend bringt auch Vertrauen in ihrem Gefolge mit, und das fehlt im reifern Alter durch die Erfahrungen leider! Da muß man sich's denn auch gefallen lassen.

Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Was aus unsern Festen herauskommt, mögen die Götter wissen. Der Zustand der Erschöpfung des Geistes, der in den „Wahlverwandtschaften" geschildert wird und den man prophetisch auf alle Fälle anwenden kann, die noch existiren werden, wenn die Bedingungen wieder eintreten, nämlich wie die muntre, gern sich zeigende Luciane ihre Umgebungen immer durch Darstellungen in Bewegung bringt, ist jetzt auf unsern gesellschaftlichen Kreis auch anzuwenden, weil Jeder etwas vorstellen will. Man will zu viel und vielleicht auch zu wenig leisten. Die gute Großfürstin gibt sich unendliche Mühe, ihren Hofstaat in Darstellungen umzuwandeln, und ihretwegen wird es mich freuen, wenn Alles gut gelingt. —

Frau von Schardt hat mir neulich aus den englischen Romanzen eine Stelle, die sie abgeschrieben, gelesen, aus der Geschichte des blinden Kin-

des, das in einer Muschel sich in das Meer wagt[1]). Es hat mich sehr interessirt. Wenn Sie diese Romanzen einmal auf acht Tage entbehren könnten, so würden Sie mich sehr erfreuen. Ich habe keine Uebersetzungen dagegen mitzutheilen, die Sie interessiren könnten, doch danke ich es Ihrem guten Willen, mir eine Freude zu machen, auch recht herzlich. —

123.

Weimar, den 21. November 1818.

Ich sende Ihnen hier, was Sie wünschen, theurer Freund. Ich lege das Billet der geistreichen Frau von Staël[2]) in Ihre Hände. Für Sie ist's mir eine Freude, diesen Schatz zu theilen, da ich Ihnen gern zeige, wie lieb Sie mir auch sind, und weil Sie das schöne Gemüth, im Andenken des Guten und Schönen zu leben, sich so lebhaft zu erhalten wissen. Diese Gunst der Götter gönne ich Ihnen und sie möge Ihr Leben ferner erhalten.

Ich freue mich sehr, daß das Werk der edlen

1) In Southey's Gedicht „The curse of Kehama". Vgl. Knebel's Brief an Goethe vom 30. August.

2) An Schiller.

Staël[1]) Sie ſo anzieht; mir war es ordentlich, als fühlte ich ihren Geiſt mir nah, und die ſtille Trauer, daß auch ſie uns entſchwunden, bewegt mein Herz tief. Der zweite Theil hat mich auch ſehr angezogen. Der helle Blick, mit dem ſie die damaligen Tagesbegebenheiten beleuchtet, iſt mit dem lebendigen Gefühl für die guten Reſultate dieſes Strebens ſehr ergötzend. Es iſt nichts aus dem Grunde entſtanden, aus dem ſie, weil ſie das Edle und Gute kannte, es entſtanden glaubte; aber es iſt immer merkwürdig, die Beleuchtung dieſes Chaos von Begierden und Leidenſchaften zu erblicken, die die menſchliche Bruſt in ſich faßt. Die Art, wie ſie den Vater liebt und ehrt, zeugt eben ſo ſehr von ihrem Werth. Ich ſehe den Monſieur Necker ſehr lebendig, wie ſie von ihm ſpricht. Das kleine Werk „Manuscrits de Monsieur Necker", welches die Tochter herausgegeben, enthält ſo viele einzelne Züge von Geiſt und Rechtlichkeit, daß man ihn ſehr ehren muß. Seinen kleinen Roman kennen Sie wol? Er iſt ſehr merkwürdig; er will die Frage löſen, ob man nicht ohne Leidenſchaft auch die höchſte Rührung in einer Erzählung hervorbringen könne. Er hat ſie auf ſeine Art gut gelöſt, doch iſt die Leidenſchaft noch anziehender; auch iſt es nur eine veränderte

1) Vgl. den Brief vom 14. Juli.

Bewegung der Seele. Kennen Sie es nicht, ſo kann ich's Ihnen mittheilen.

Wir leben noch immer in der mythologiſchen Welt, die Götter aber bleiben dennoch fern. Geſtern war große Charadenprobe, wo Muſik und Poeſie ihre Rolle auch ſpielten; doch bleibt, unter uns geſagt, Manches zu wünſchen übrig, in der Idee, in der Muſik und in den Worten. Ich hoffe nur, daß der gute Wille ſchon der Kaiſerin gelten möge, und daß die Dinge ſich anders aufnehmen, wenn man ſich ſelbſt als das Motiv und den Mittelpunkt des Ganzen anſieht. Profeſſor Riemer, der Dichter, hat eine ſchwarze Binde auf dem Auge, weil er einen Fluß im Auge hat. Goethe iſt in Berka auch an böſem Hals krank. Er hat den Rath Rehbein bei ſich; da iſt mir eine große Sorge vom Herzen; denn es iſt mir immer traurig, unſern Freund allein zu wiſſen in ſolchen Fällen, ohne nähere Pflege und Umgang. Die junge Welt, die ihn umgibt, hat nicht immer Zeit, für Andre zu ſorgen, ſondern mehr an ſich ſelbſt zu denken. Auch iſt die jetzige Generation doch recht der frühern noch lebenden unähnlich. Es gibt ſo viele zarte Anklänge der Seele, die, dünkt mir, jetzt gar keinen Ton mehr finden können, keine Art, ſich auszuſprechen. Herder's Klagen in dem Gedicht „Die Sympathie" ſind ſo ſchön; und möchte man dieſe Klagen auch nur aus

der oft ſchmerzbewegten Bruſt des Dichters entſproſſen nehmen, ſo mag doch in jeder andern Bruſt das Gefühl auch leben, daß es das Schönſte und Höchſte iſt, verſtanden zu werden und ſich fremde Gefühle aneignen zu können. Die heutige Jugend erſcheint mir, als ſuche ſie nur den Anklang der Bewunderung, und viel gibt es nicht zu bewundern, weil Das, worauf ſie ſtolz iſt, in vergänglichen Erſcheinungen beruht. Die Meiſten täuſchen ſich ſelſt am meiſten und können daher ſelten Täuſchung bei Andern erwecken.

Dienstag wird die mecklenburgiſche Familie ankommen; da werden wir von Boschen hören. Ich wollte wol, ich könnte Zeit finden, mit der Erbgroßherzogin zuweilen zu ſein; denn ſie intereſſirt mich ſehr. —

Nachſchrift. Ich muß noch ein Wort meinem langen Brief beifügen. Meyer hat mir eben ſagen laſſen, daß der geheime Hofrath Huſchke geſtern in Berka war und von der eigentlichen Krankheit gar nichts geſagt hat; alſo iſt es hoffentlich nur ein Gerücht. Ich hoffe alſo, daß unſer Freund die Muſen findet, die er ſucht. Ich habe Berka nicht ſo ſchön finden können wie manche Freunde; die Stichling liebt den Ort auch ſo. Mir iſt die Gegend zu wenig ausgeſehnt, nur an den Ufern der Ilm, wo es Wieſen und Waldpartien gibt, ſind' ich es freundlich. Die drei

ſchönen Berge bei Jena mit den bewachſenen Ufern ſind weit ſchöner und erwecken die Poeſie.

124.

Weimar, den 29. November 1918.

Ich muß Ihnen heute ſchon ſagen, wie ich im Herzen den übermorgenden Tag [1]) feiern werde, und Ihrer gedenken mit treuer Freundſchaft und herzlichen Wünſchen. Montag habe ich gerade keinen Weg zu Ihnen und will daher das Bleibende, was Sie an mich erinnern ſoll, beilegen. Dieſe Lieferung [2]) iſt eben angekommen und ſie ſoll Ihnen überreicht werden. Auch den engliſchen Dichter lege ich bei und würde mich ſehr freuen, wenn Sie mir den folgenden Theil auch bald ſendeten, der mich aus der Götterwelt wieder zur Erde bringen wird. Es ſind ſehr ſchöne Gefühle darin ausgeſprochen, und der Dichter, der ſich Alles poetiſch vorſtellen kann, iſt wol ſelig zu preiſen. So iſt mir das fallende Laub, mit welchem das Kätzchen ſpielt, und der Dichter die höchſten Beziehungen daraus nimmt, ein ſehr intereſſanter Gegenſtand und zeugt von des Dichters

1) Knebel's Geburtstag.
2) Von Schiller's Werken.

eigner Gabe, in Allem höhern Bezug zu finden. Das iſt nicht immer der Fall bei unſern jetzigen Dichtern. Das blinde Kind iſt mir ſehr rührend. Auch dieſes Spiel deutet weiter. Sind wir nicht Alle wie das blinde Kind in eine Schale geſenkt, in der wir uns mit der Welt herumtreiben, und die innern Anſchauungen oft das Beſte ſind! Ich hätte weinen mögen, wie das Kind die Wellen ſchlagen hört, die Ströme rauſchen, und immer fortſtrebt und aufgehalten wird, wo es alsdann an nichts mehr ſich ergötzt und ergötzen kann im Leben. Das iſt recht ſchön empfunden.

Unſer Boschen (um wieder auf liebe lebendige Gegenſtände zu kommen) hat mir ein liebes Zeichen ihres Andenkens an mich geſendet. Sie iſt wohl. Ich war Donnerstag früh bei der Erbgroßherzogin, die mich kommen ließ; leider konnten wir nicht allein uns ſprechen, aber von Boschen ſagte ſie mir ſo viel Herzliches, ſo viel Liebe drückte ſich in ihren Zügen aus, als ſie mir von ihr erzählte, daß ich recht fühlte, wie ſehr ſie ſie erkennt. Sie hat etwas ſehr Offnes, Herzliches, die neue Mutter der geliebten Kinder. Es ſchien ihr wohl zu thun, mich zu ſehen, da ich ihre Schweſtern ſo liebe, und ſie war gar liebenswürdig. Sie hat das ſcheue Weſen und das unzugänglich Strenge gar nicht mehr, was ſie damals, als ich ſie ſah, haben konnte; im beſten Sinne

des Worts, ſie ſah aus, als ruhte ſie ganz auf ihrer innern Welt. Jetzt iſt ſie weicher, doch hoffe ich, iſt ſie feſt in ihrem Wege; denn ſonſt würde es ihr auch Kämpfe koſten; denn mit Schwachheit und Eigenwillen muß jede Frau in ihrer Lage kämpfen. Aber ſie weiß, was ſie will, und wird ſich behaupten. Ich hoffe, daß ich ſie oft ſehen kann, wenn ſie von Rudolſtadt kommt, wo ſie ſeit geſtern iſt und bis Montag bleibt. Vielleicht hat aber die frühere Ankunft der Kaiſerin, die morgen kommt, auch veranlaßt, daß ſie früher wiederkommt. Heut iſt ihr Geburtstag, den ſie bei der Schweſter feiern will.

Daß der Herzog Paul ſich in Jena aufhalten wird, iſt mir für Sie auch nicht unlieb; denn der Herr von Schmidt, deſſen nähere Bekanntſchaft Sie machen werden, iſt eine ſehr angenehme Geſellſchaft. Auch die Salomon, die ſich hier verheirathet, um in Jena ihre neue Laufbahn zu beginnen, iſt eine neue Geſellſchaft, die Sie wol aufſuchen wird. Manches Fremde wird ihr in ihrem neuen Haushalt in Jena wol aufſtoßen, und ſie wird die Welt anders wie in Mecklenburg finden, und wenn man von dem Volk anfängt, welches doch bei den Lebensbedürfniſſen eine Rolle ſpielt, ſo iſt nicht viel Heil zu erwarten zu einer Ordnung in der Einrichtung. Der Geiſt des Leichtſinns, der die Jugend beherrſcht —

Leben Sie wohl! Ich habe eben Beſuch von meinem Schwager [1]). —

125.

(Weimar, Anfang December 1818.)

— Die Mecklenburger, worunter ich die liebe Erbgroßherzogin zuerſt nenne, haben mir ſehr wohl gethan. Prinzeß Marie iſt viel mittheilender, entwickelt und verſtändig. Sie hat durch den Umgang beider geliebten Mütter den Keim alles Guten in ſich gepflegt. Sie ſpricht viel mehr als früher und hat etwas Verſtändiges und Klares. Unſre liebe Boſe wird geehrt und geliebt, wie es ihr wohlthätig iſt, und es muß ihren Freunden wohl thun, daß ſie erkannt wird. —

Noch muß ich Ihnen ſagen, wie ſehr mich die Mittheilung der Gedichte erfreut hat, die man dem 30. November zu Ehren gedichtet. Hand hat ſeine Freundeshand anmuthig gereicht. Dem Herrn Döring, unter uns geſagt, vergebe ich ſeine Sonetten im „Dankenkalender" um der Anhänglichkeit willen, die er Ihnen bewahrt. Er hat wol gute Einfälle und Leichtigkeit, doch gehört er nicht zu Denen,

1) General von Wolzogen.

deren Genius unverwelkliche Kränze erwirbt. Genie und Kraft sind aus der Erdnähe entflohen, und wir müssen sie gleich den Sternen in höhern Regionen aufsuchen und ahnen. Adieu, adieu!

126.

Weimar, den 12. December 1818.

Ich begrüße Sie heute nur mit wenigen Worten, ob ich gleich viel zu sagen hätte, verehrter Freund; denn es geht so viel in der Welt vor. Elf Tage der Feste und des Aufenthalts der Kaiserin sind nun vorüber, und Sie können es mir glauben, daß ich die Tage abzähle, wie die gläubigen Katholiken ihren Rosenkranz; denn ich fühle mich nicht einheimisch, da es nur auf Formen und Darstellung ankommt, wo man so nahe den Sitten eines Thrones ist, und wo Jedes seine Stelle hat und immer Augen und Füße auf einen Wink lauern müssen. Das Bild eines solchen Lebens kommt einem vor die Augen, und die bessern Naturen seufzen und klagen, daß sie nicht für den Hof gemacht wären. So klagte auch mir die eine Prinzessin, die Hofdame ist, und ich verstand sie sehr wohl.

Die Kaiserin ist recht lebhaft und eine heitre Natur, sonst hätte sie sich nicht so bewunderns-

würdig erhalten können. Ihre Gestalt ist ganz jugendlich. Sie ist freundlich, wohlwollend und mit ihren Kindern und Enkeln recht mütterlich. Der Kaiser Alexander ist mir recht erfreulich gewesen, weil er so gefaßt und ernst erscheint, und dabei wohlwollend und wie wenn er allen Menschen Ruh und Friede geben möchte, und sich selbst über die Welt zu erheben den Willen hat. In seinen Familienverhältnissen ist er äußerst liebenswürdig, und er zeigte sich als Sohn, Bruder und Oheim liebend und Liebe fühlend. Ueber die Prinzeßchen hatte er eine große Freude, und sie sind mit Großmutter und Oheim offen und ohne Zwang gewesen.

Daß man Deutschland auf der einen Seite väterlich liebt und auf der andern Seite alle Mängel aufdeckt und welche findet, wo keine sind, ist mir eine neue Ansicht des Nordens, die noch viel zu schaffen machen wird, und ich fürchte, der Graf Stourdza wird noch Manches hören müssen über sein „Mémoire sur (l'état actuel de) l'Allemagne", wovon er sich nicht träumen läßt. Ich hätte in dem Verfasser der schönen Schrift „Sur l'église orthodoxe" nicht diesen Geist des Mönchsthums gesucht, der einen deutschen Papst verlangt zu unserm Heil, da er die nachtheiligen Folgen des menschlichen Einflusses in der katholischen Kirche so kräftig und schön bewiesen hat. Ich kenne das Werk nur aus Auszügen und hoffe es noch zu

bekommen. Aber es thut mir leid, und wir wollen sehen, wie die Philosophie Mancher bestehen wird, die sich über die Welt erhaben glaubten. Dies bleibt Alles unter uns. Nach einem Aufenthalt von neun Wochen kann der Graf Stourdza doch nicht sagen, daß er Deutschland kennte; er müßte Berichte von früherer Zeit darüber haben, und hat er diese, so kommen sie aus unreiner Quelle; denn da ist Kotzebue im Spiel. Die edle, gute Schwester (Gräfin Edling), die gewiß den Willen für das Gute hat, kennt uns Alle auch nicht; denn der Geist der Sprache ist ihr zu fremd, wenn sie auch ihm etwas mitgetheilt hätte. Sie hat auch diese Stimmung, Manches noch für wichtig zu halten, was es uns nicht ist, und Alles schwer aufzunehmen. Man ist so leicht fertig, wenn man sagt, der Mensch ist ohne Religion, und so urtheilen leider die meisten christlichen Seelen, wenn sie, statt eigner Demuth, durch Herabsetzung Andrer sich erhoben fühlen. Der geistliche Stolz spielt eine viel größere Rolle, als man denkt und als die sich Täuschenden selbst wissen. Mein Eifer reißt mich hin, und Sie werden lachen, daß ich wenig sagen wollte und so viel sagte.

Hier haben Sie eine Probe unsrer Poesie, die Ihnen Karoline sendet als Geschenk. Es nahm sich recht gut aus, und die Gräfin Julie (von Egloffstein) hat sehr gut gesprochen. Die drei

Farben hatten ein recht hübsches Ansehen und waren ein hübsches Ganze. Emilie mit ihrem goldnen Kleid und goldnen Krone sah recht stattlich aus und hat viel Lob eingeerntet, doch nimmt sie Alles so unbefangen auf.

Ihr Brief an Boschen ist besorgt. Die liebe Erbgroßherzogin von Mecklenburg ist ein wahrer Trost und zieht mich sehr an. Es ist als wenn unser geliebter verschwundner Engel uns durch sie trösten wollte.

127.

(Weimar) den 23. December 1818.

Die vergangnen unruhigen Tage haben mir einen argen Anfall von Schnupfen zugezogen, und seit Sonntag schon spürte ich Schmerzen im Hals. Ich muß also bitten, daß Sie Nachsicht mit meinem flüchtigen Brief haben, theurer Freund; doch wollte ich nicht gern diese Tage zubringen, ohne Sie zu begrüßen.

Gestern habe ich viel vorgenommen und spüre nun die Folgen. Früh war ich bei der Erbgroßherzogin von Mecklenburg, die heute nach Homburg mit ihrem Gemahl abgereist; die ältern Kinder sind hier zurückgeblieben. Sie ist mir unaussprechlich lieb geworden; denn sie erscheint als ein hei-

liges Pfand des Andenkens an uns, als hätte sie unser verschwundner Engel zum Trost gesendet, als wenn sie noch im Namen der Geliebten uns lieben sollte. Abends war ich bei der Ministerin von Fritsch, die uns mit den übrigen Damen und dem Kammerrath Goethe das Festspiel[1]) vordeclamirte. Goethe hatte dem Sohn das Manuscript anvertraut. Es hat mich sehr gerührt. Es ist als Kunstwerk, als Poesie schön und ergreifend. Die Charakteristik der Dichter, die hier lebten, wie seine eigne, hat mein Gemüth innig bewegt. Was er über die Stücke sagt, ist wunderschön. Ueber sich selbst ist er eigentlich zu leise hingegangen, doch weiß ich es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur Diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wenn er eben eine solche Dichtung vollendet hatte. Die Zeiten nach der Entstehung von „Hermann und Dorothea" zum Beispiel sind mir als ein Zug in Goethe's Leben unvergeßlich, und die Abende, wenn er uns jeden vollendeten Gesang vorlas, gehören zu den schönsten meines Lebens. Sie sind verschwunden wie jeder Sonnenblick der Vergangenheit. Die vielfache Anregung meines Gemüths über die Vergangenheit mag Ihnen meine Wehmuth erklären. Glauben Sie mir aber, lie-

1) Goethe's Maskenzug zum 18. December.

der Freund, daß Ihre Freundschaft und die Mittheilung mit Ihnen ein lichter Zeitpunkt ist in meinem vielfach trüben Leben.

Je älter meine Kinder werden, je mehr jedes seinen eignen Weg gehen muß, je mehr fühle ich, daß ich den Bezug auf die Welt verliere und ihr nichts mehr abgewinnen kann in der Gegenwart, und daß die Freunde, die mich mit der Vergangenheit kannten, die nächsten an meinem Herzen sind.

Da unser Bernhard so gelehrt wird und der Spielsachen nicht bedarf, die im Zimmer beschäftigen, so hoffe ich, machen ihm die Bilder und kleinen Geschichten dieses Buchs, welches ihm die „goldne Europa" sendet, eine halbe Stunde Zeitvertreib. Wann kommen Sie nur einmal zu uns? Da sollen Sie auch das goldne Prachtgebild sehen, wie Riemer von Vulcan's Jungfrauen [1]) sagt. —

1) Nach der Stelle der „Ilias", XVIII, 417 fg. Unter dem goldnen Prachtgebild ist hier wol ein Geschenk der Kaiserin zu verstehen.

Die Briefe aus dem Anfange des Jahres 1819 liegen uns nicht vor, was um so mehr zu bedauern, da sie uns außer andern wichtigen Mittheilungen nähern Aufschluß über die Veranlassung von Ernst Schiller's Uebertritt in den preußischen Staatsdienst bieten würden.

128.

Weimar, den 15. Mai (1819).

Ich will Ihnen nur ein Lebenszeichen heut geben, theurer Freund, damit Sie sehen, daß ich lebe und wieder leidlich lebe. Von Frau von Stein höre ich viel Gutes von Ihrem Aussehen und Heiterkeit; von Ihrem lieben Sohn und seinen Reisegefährten auch; das freut mich. Die Herren haben uns gegen 6 Uhr verlassen und bei mir Kaffee getrunken, und wir haben uns ganz gemüthlich unterhalten. Ernst war nicht ganz wohl, ein Katarrh hatte sich auf die Augen und Kopf geworfen; den besuchten sie auch freundlich. Doctor Weller allein hat nicht wollen zu mir kommen, und ich bitte Sie ihn auszuschelten. Als ich die Preußen zu mir eintreten sah, war ich recht böse, daß er auch nicht zu mir mitkommen wollte; ich hoffte immer, er käme noch, und er ist vor meiner Thür vorübergegangen. Uebrigens sage ich Ihnen, daß Ihr lieber Sohn recht wohl hier angekommen und auch so wieder weggefahren.

Ich habe den Donnerstag Abend noch schöne

Musik bei der Großfürstin gehört. Es ist wirklich ein großes Glück, so einen Klavierspieler hier zu haben als der neue Kapellmeister [1]). Er spielt auf eine ganz eigne Weise; so viel Kraft, Harmonie und Verschmelzung der Töne ist in seinem Spiel, daß man, wenn man ihm gegenüber sitzt, wenn er spielt, sich in einer ewigtönenden Harmonie fühlt, die Luft wird Musik. Dabei sind seine Compositionen einfach und nicht so wie bei den meisten neuern Componisten, daß er sich nur in der Auflösung der aufgegebenen Schwierigkeiten gefiele und die Töne ineinander verwirrte, um sie künstlich wieder in Harmonie aufzulösen. So dünkt mir diese neue Bekanntschaft dieses Talents.

Gestern habe ich auch die Bekanntschaft des neuen Generalsuperintendenten [2]) gemacht und habe Emilie eingeführt, die noch vor Pfingsten confirmirt wird. Er hat es sich eigen ausgebeten, daß er die Confirmation selbst thue. Da ich dachte, seine Kränklichkeit würde es hindern, so hatte ich mich schon an die andern Geistlichen gewendet. Er spricht sehr schön, und man sieht, daß er Eindruck auf die Gemüther machen will. Wie weit es ihm hier gelingen wird, auf die Menschen zu

1) J. N. Hummel, der an die Stelle des am 2. December 1817 verschiednen Kapellmeisters A. E. Müller trat.
2) Krause, der an Voigt's Stelle kam.

wirken, wollen wir erſt ſehen und wollen das Beſte hoffen. Die Wärme und Eifer für ſolche Gefühle fehlt wol im Ganzen hier. So wenig ich mich beſchwere und ſo viel ich für den Glauben meiner Freunde kämpfe, ſo iſt ein Anſtrich von Ruhe, die in Kälte ausarten könnte, in den Anſichten über den Einfluß der Geiſtlichkeit u. ſ. w., die wohl auffallen könnten, wenn man nicht duldſam iſt oder ſein will, und die einen Geiſtlichen aus andern Gegenden ſtören könnten.

Mein Wunſch iſt nur, daß die Tage für mich und Emilie überſtanden ſein möchten. Sie wird manches Gefühl in ſich entwickeln, welches ihr ihr innres Weſen aufſchließt, und dieſe Tage müſſen auf ihren Charakter wirken. Sie freut mich jetzt recht; denn ſie entwickelt ihr Gefühl in aller Stille und iſt dabei ſo rein und mild, daß ich wollte, ſie könnte ſo bleiben. Sie lernt jetzt manche Gedichte recitiren; neulich hatte ſie das morlackiſche Lied [1]) gelernt und kam mit der größten Rührung über die Gemahlin des Agan Aſa zu mir. Da ich das Gedicht auch ſo liebe, ſo hätten wir es bald wie die Franzöſin gemacht, die den Homer noch beweinte, und die Kinder, die die Mutter ſchmerzlich verläßt, beweinten wir auch, wie wenn es jetzt geſchähe.

1) Goethe's „Klaggeſang von der edeln Frau des Aſan Aga".

Was ſich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Sobald mir das äußere Leben nur nicht meine innern Anſchauungen verdüſtert, ſo bin ich zufrieden.

Dieſe Woche habe ich „Emilie Galotti“ aufführen ſehen und habe mich an dem reinen, klaren Verſtand des Dichters erfreut und gehalten. Es iſt ein Werk, das eigentlich immer als Kunſtwerk anziehen muß, und wirkt immer für alle Zeiten. Die Verhältniſſe ſind rein und beſtimmt ausgeſprochen ohne viel Worte; man möchte ſagen, man wundert ſich, daß man mit ſo wenig Aufwand ſo viel erreicht. Wenn Herr Müllner zum Beiſpiel unendlicher Worte bedarf, um in der „Schuld“ uns klar zu machen, was geſchehen iſt, ſo ſteht in „Emilie“ Alles vor Augen und wirkt durch die Handlung, die doch unendlich einfach iſt.

Wie die jetzige Generation daſteht, iſt einem nicht eben erfreulich; denn eben habe ich aus unſrer Leſegeſellſchaft ein Stück erhalten, deſſen Titel ich gar nicht verſtehe; es heißt: „Der Schickſalsſtrumpf. Tragödie in drei Acten von den Brüdern Fatalis. Zueignung an die Fatalen“ [1]). Was das ſagen ſoll, möchte ich wiſſen, ohne es ſelbſt zu leſen; aber es hat mich ſehr erſchreckt. Es klingt wie

1) Eine Parodie von Caſtelli auf die Schickſalsſtücke.

aus einem Irrenhaus, und ich dächte, es gäbe eine ganze Menge neuer Poeten, die man da zusammenbringen und gleich Druckerpressen und Buchhandlungen dabei anlegen sollte. Die Klarheit und die Liebe zur Wahrheit und Schönheit sind bei dieser Zeit fast ganz verschwunden. Glücklich, wenn man fühlt, wie viel Gutes wir hatten und haben, und dies genießen, und wenn wir in der Vergangenheit leben, so bedürfen wir der Gegenwart nicht, nur daß es doch zuweilen eine menschliche Foderung ist, an die sichtbare Welt Ansprüche machen zu wollen. Man denkt oder schmeichelt sich, daß gleichorganisirte Wesen auch ähnlich empfinden sollen, und das ist der Irrthum.

Gestern ist der Bruder unsrer Luise Stichling[1]) angekommen. Ich freue mich, ihn zu sehen, daß er von Schweden erzählen soll.

Nun leben Sie wohl, theurer Freund. Ich freue mich, daß unser lieber Bernhard wohl ist und Ihre liebe Frau. Ich weiß nicht, ob das rauhe Wetter den Geheimerath (Goethe) nicht abgehalten, nach Jena zu gehen gestern. Ist er dort, so freue ich mich, Sie zusammen zu wissen, und weiß, daß es Ihnen wohl ist.

1) Der Bergberghauptmann Sigismund August Wolfgang von Herder, der kurz vorher Schweden und Norwegen bereist hatte.

129.

Weimar, den 22. Mai 1819.

Obwol Sie mit der hieſigen Welt viel Verkehr haben in dieſen Tagen, theurer Freund, ſo glaube ich doch, daß ich mich auch unter die Menge ſtellen darf und Ihnen von mir erzählen. Es iſt als wenn ich nicht nach Jena kommen könnte! Denn auch die Confirmation wird ſich bis zu Ende nächſter Woche ausdehnen. Ich glaubte, Montag ſollte es vor ſich gehen; alsdann würde ich zu meiner eignen Erholung in die Berge geflüchtet ſein auf einige Stunden. Emilie benimmt ſich aber recht gut, ſie iſt beſonnen und ſtill und weiß auch, was ſie will, auch iſt ſie ganz freimüthig. Sie hat ſo ein eignes Weſen, daß ſie immer das Rechte thut, im Haus wie in der Geſellſchaft; wenn ſie erſt mehr gefallen will, wird ſie auch das zuweilen kalte Weſen ablegen. Karoline freut mich auch; ſie entwickelt ihren Sinn für das Schöne und denkt ſehr ernſt über das Leben und Das, was ſie zu wiſſen wünſcht, nach. Ich kann manche Dinge, die mich beſchäftigen, mit ihr beſprechen, und finde immer, daß ſie ſehr richtig empfindet.

Ueber die Töchter darf ich ſchon mehr ſprechen, weil ſie mir mehr gehören; denn die Söhne gehören der Welt und haben ſich erſt durch die äußern Verhältniſſe des Lebens bilden müſſen; denn die

häusliche stille Erziehung hört doch auf, sobald sie öffentlichen Unterricht erhalten, und keine Mutter kann anders als durch Antheil und Mittheilung wirken, nicht durch Vorschrift. Mit Ernst kann ich viel sprechen; denn er denkt tief über Alles, was in seinem Kreis liegt. An Karl nehme ich in der Ferne Antheil und freue mich seiner Treue und seines Gemüths. Ohne diesen vielseitigen Antheil würde mein Leben recht kalt und einsam sein, und ob ich wol zuweilen zu viel für meine Ruhe mitempfinden soll, so ist doch Leben und Bewegung im Herzen.

Unsre geliebte Großherzogin haben Sie gestern gesehen; sie ist so mittheilend und geistreich wie immer. Unsre Großfürstin hat mich und Ernst noch besonders zu sich kommen lassen und uns liebevoll und mit Antheil entlassen. Sie ist sich immer gleich gegen uns, und hinge es von ihr ab, so würde meine Familie in ihrer Nähe sein und ihr auch ihre Thätigkeit widmen können, deren Entwickelung sie mit so vieler Theilnahme folgt. Doch ich fühle wohl, daß es ein Zug des Schicksals ist, der es uns anders zeigt.

Die Welt ist recht schön und die Sonne beleuchtet durch das Blau des Himmels die grünen Wiesen sehr schön; nur schöne Formen fehlen uns in der Aussicht, die nahen tiefern Gegenden sind recht freundlich im Frühlingslicht und die Nachti-

gallen einzig schön. Ich bin vorgestern unter Ernst's Schutz in finstrer Nacht im Park gewesen. So einen glänzenden Sternenhimmel sah ich lang nicht. Es ist doch der größte Anblick, einen solchen Himmel zu sehen; die Erde kommt einem ganz unbedeutend vor, und doch ist sie so wunderbar und schön in allen einzelnen Theilen. Ich habe mit Herder über das Innre der Erde und den Bergbau gesprochen. Es ist doch ein sehr interessantes Feld und wirkt besonders tief auf das Gemüth; denn die Menschen müssen sich von den kleinlichen Weltverhältnissen entfremdet finden und mehr auf sich selbst ruhen lernen. Herder hat viel von dem Vater in der Stirn und Augen, doch ist Luise Stichling mir das liebste Bild und Andenken an Herder; denn sie hat die poetische Milde und das Gefühl geerbt.

Ich habe nun wol das Geheimniß des „Schicksalsstrumpf" enträthselt, aber die Parodie ist doch viel geistloser als die Gegenstände, die parodirt werden. So etwas sollte man lieber ungedruckt lassen, wenn nicht leider Alles schreiben wollte, um gedruckt zu werden.

Sagen Sie mir doch, wo ich etwas Angemessenes fände, um über die neuern Naturansichten und Hypothesen über die Erde u. s. w. etwas zu wissen. Ich möchte lieber von dieser Seite das Leben kennen und das Treiben der Menschen als solche

kranke Geburten einer erzwungnen Phantaſie, wie die neuern Erfindungen ſind. Die engliſchen Romane kenne ich auch nicht, aber zu viel Moral liebe ich auch nicht, doch können meine Töchter vielleicht aus Miſtreß Opie etwas lernen.

130.

Weimar, den 16. Juni 1819.

Ich hoffe, verehrter Freund, Sie ſind wohlbehalten na chJena gekommen, und die feuchte Luft hat Ihnen nichts geſchadet. Es hat mir ſehr viel Freude gemacht, Sie in meinem Hauſe zu ſehen; ich wollte nur, Sie wären länger geblieben. Während Sie im Duft der Wieſenblumen und der abendlichen Kühle in Ihr Thal zurückkehrten, bin ich in den Zimmern des Schloſſes gewandelt, und wir haben bis um 10 Uhr uns dort verweilt, weil wir uns der Großherzogin gern Alle noch zeigen wollten beim Abſchied. Sie hat ſich ſehr über Sie erfreut und über Ihren Entſchluß, dieſe Fahrt zu wagen. Geſtern war ſie eine Stunde bei Frau von Stein unter dem Zelt; doch war ſie ſehr leidend und klagte über Druck auf der Bruſt und Schmerz in den Gliedern. Sie hat mir ganz angſt gemacht, denn ich fand Sie ſehr leidend aus-

sehen; auch ist man das Klagen nicht gewöhnt. Ich wollte, sie verschöbe die Reise auf einige Tage, doch meint der Arzt, daß die Bewegung und Luftveränderung heilsam wäre. Man fühlt sich durch Liebe und Anhänglichkeit wie durch Ehrfurcht von ihr gefesselt und man mag sich nicht denken, daß sie uns fehlen könnte. Bei allem Wandel, den ich wie meine Familie erfuhren, steht sie doch treu und theilnehmend in meinem Herzen, und ich weiß, daß sie Unbilligkeit gegen Andre nicht billigt noch dulden möchte, wenn sie gleich manche Dinge nicht klar sehen kann, die man ihr verhüllt zeigt. Auch ist die Gewohnheit, durch ein Medium, das Liebe und Achtung von ihr sich erhalten hat, zu sehen, auch der Maßstab, nach dem sie das Geschehene richtet. Daß sie Ernst's Entfernung nicht billigt, fühle ich wohl, doch weiß sie nicht, wie man eigentlich zu Werke gegangen. Sie fühlt aber auch, daß meine persönliche Anhänglichkeit an sie nicht durch Andre bestimmt wird und daß ich Dankbarkeit im Herzen erhalte und mich niemals gegen sie anders zeigen werde. Es ist mir auch die Ahnung im Herzen, daß sie mich nicht verkennt. Die Sicherheit, im Leben Menschen, die man liebt, immer gleichgesinnt zu wissen, ist ein großes Glück. So ist mir Stein's [1]) Anwesenheit auch sehr er-

1) Des jüngern Sohnes der Frau von Stein.

freulich, der sich immer gleich bleibt. Die Tochter hat mir sehr viel Anziehendes; sie hat einen Ausdruck von Gefühl und Zartheit in den Augen, ob sie gleich nicht so hübsch ist, als ich mir sie dachte, aber sie erweckt herzlichen Antheil.

Leben Sie wohl, theurer Freund. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und Bernhard und erhalten uns Ihre Liebe und Wohlwollen.

Ich schrieb gern mehr, aber ich habe so Vieles zu besorgen.

131.

Altenhausen, den 24. September 1819.

Die Zeit meines Aufenthalts in den schönen Bergen naht doch allmälig ihrem Ende, doch muß ich Ihnen noch ausführlich schreiben, theurer Freund, ehe ich Ihnen erzählen kann. In Weimar an meinem Schreibtisch ist es mir zum Schreiben selbst wol am behaglichsten, doch thue ich es überall gern, wenn es darauf ankommt, mich Denen, die ich liebe, mitzutheilen. Aber meine Zeiteintheilung ist hier anders, meine Morgenstunden kürzer, da um 12 Uhr Alles Mittag hält. Man würde die ganze Welt hier in Bewegung bringen, wenn man nach der Sitte der Städte leben wollte; auch ist Karl eben um diese Zeit aus der Forst-

kanzlei zurück. Wir frühstücken vor 8 Uhr, aber dieſer Zeitraum bis zum Mittag iſt kurz, und da wir Alle ein Zimmer zu unſrer Verſammlung haben, ſo findet ſich immer ein Grund, warum man eben zu der Zeit, wo man wollte und ſollte, nicht ſchreiben kann. Aber in der großen und ſchönen Natur ſind mir meine Freunde gewiß am nächſten, wenn ich es auch nicht in jedem Moment ſagen kann. So habe ich Goethen's Geburtstag gewiß mit herzlichern Wünſchen begangen als meine Landsleute, und ein ſchönes Gewitter und die Blitze, die großen, ſchweren Wolken über den Alpen brachten mir ein größeres Bild von der Kraft einer menſchlichen Natur ins Gemüth, und von dem Gefühl belebt, daß alle großen Kräfte verſchwiſtert ſind, dachte ich, daß ein ſolcher Geiſt mit den Bergzipfeln zu vergleichen ſei, die die Sonne beleuchtet, und er, hoch über die andern Geſchlechter der Menſchen erhaben, im Strahl der Poeſie und des Wirkens einzig daſtehe und zum Segen und Freude Derer, die die Natur lieben, eben ſo ſchön erſcheine als ein Alpengebirg. Die neuen Poeten der Ilm, die Sie wohl kennen und zu würdigen verſtehen, geehrter Freund, erſcheinen mir wie Mücken, die den Sonnenſtrahl auffangen, und indem ihre Flügel beglänzt erſcheinen, in ihnen der Wahn erwacht, als glänzten ſie durch ſich ſelbſt. Mögen ſie noch ſo viel ſingen, ſie werden es doch

nicht aussprechen, was ein einziger Blick in die Alpen sich zu deuten weiß.

Ich bin im Gebiet der Poesie sehr freiheitsliebend, und da ich nun dem Sinn für Unabhängigkeit noch mehr Nahrung gab, dadurch daß ich das Gebiet der Freiheit betrat — denn ich war in Schaffhausen, — so dünkt mir die Welt, in der sich unsre nachklingenden Sänger bewegen, noch tiefer und düstrer. Wenn Alles so klar und rein und groß sein könnte, wie die Schaummasse, die sich von den Felsen herabstürzt, so möchte wol die Vollkommenheit ins Leben gerufen sein. Es geht doch nichts über diesen einzigen Anblick, von dessen Größe mein Herz neue Kraft und Freude geschöpft hat, und dieses unaussprechliche Schauspiel habe ich tief empfunden. Wir haben den Rheinfall den 7. September Abends nach unsrer Ankunft bei der Abendsonne zuerst gesehen und des Morgens darauf den Regenbogen; von allen Seiten sind wir ihm nahe gewesen und Karl, der vor acht Jahren schon da war, hat uns jeden schönen Standpunkt gezeigt. So habe ich diese einzige Naturerscheinung in meinem Geiste festzuhalten gesucht. Die Felsen sind nicht zusammengestürzt, sondern stehen groß und fest da, und diese Wasserwelt hat mir den „Taucher" recht gegenwärtig vorgestellt.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,

Gen Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Flut und Flut ſich ehn' Ende drängt u. ſ. w. [1])

Was mir aber auch wunderſchön vorkam, war die Umgebung des Ufers; denn ſo grün, ſo üppig erſchien mir die Vegetation, als nirgends ſonſt. Die ſchönen Landhäuſer, Weinberge, Obſtgärten, die reichen Dörfer, Alles iſt wie ein Paradies, und es iſt als kehrte man allem Schönen den Rücken, wenn man ſich davon entfernt. Wir kamen über den heiligen Berg, Witwenſitz der Fürſtin von Fürſtenberg, der einzig liegt. Wenn man vier Stunden durch Wald und Wieſengründe gefahren, ſo kommt man auf die Bergſpitzen, die eine Brücke verbindet, worauf der heilige Nepomuk über dem Abgrund nach dem blauen Aether ſtrebt und den Weg über die Brücke zum Schloß zeigt. Dort ſieht man die ganze Kette der vorarlbergiſchen Alpen, der appenzeller und den Säntis, der zwiſchen Appenzell und Graubündten liegt, den Conſtanzerſee wie ein glänzendes Becken vor Augen. In Salmannsweiler, eine ehemalige reiche Ciſtercienſerabtei, wo der jetzige Großherzog von Baden ehemals wohnte, blieben wir die Nacht, fuhren den andern Morgen bis zum Bodenſee nach Aldingen, hielten uns auf der Inſel der Seligen auf — ſo

1) Man vergleiche hierzu Goethe's Aeußerung, XXVI, 139.

erſcheint die Inſel Meinau dem Auge — und ſahen von dort den reichen, ſchönbebauten See, die Schlöſſer und Städte deutlich vor uns. Abends blieben wir in Konſtanz, wo die Umgebungen prächtig ſind. Den andern Tag ſind wir an der Inſel Reichenau vorbeigefahren und über Radolfszell nach Schaffhauſen, rückwärts über Stockach und Pfullendorf, ohne uns auszuruhen, hierher zurück, und wir waren um 3 Uhr den 8. wieder hier. Wir ſind von früh 11 Uhr bis Nachts 3 Uhr gefahren von Schaffhauſen, ſo nahe iſt es. Meine Töchter ſind ganz glücklich über dieſe Reiſe und dieſer Anblick wird ihnen immer lebendig bleiben, ſowie ich die erſten Eindrücke dieſes großen Anblicks immer friſch in mir behalten habe und meine Erinnerung mir treu blieb. Nur der innre Sinn, der durch Erfahrungen und Schmerzen des Lebens verdunkelt oder erhellt wurde, gibt in ſpäterer Zeit noch mehr Tiefe des Gefühls kund, und deswegen hält der innre Sinn ſich an ſolche Erſcheinungen auch als Symbol des geiſtigen Höhern.

Ich wollte, Sie wären mit uns geweſen, und ich wünſchte alle Freunde zu mir. Daß Schiller, daß unſre geliebte Prinzeſſin Karoline nicht dieſen Anblick hatten, dies ergriff mich ſchmerzlich. Ich habe mich betrübt, daß ich nicht weiterreiſen konnte — denn die ganze Schweiz lag mir ſo

nah — und doch freue ich mich, so viel gesehen zu haben.

Am Tage, wo ich mit meinen Kindern so glücklich am obern Rhein war, war meine Schwester bei Ernst und sah den Rhein bei Deutz, wo sich ihr gegenüber die alte Stadt Köln spiegelte in den Wellen. Ernst ist sehr glücklich; er hat den 14. August seine öffentliche Rede gehalten und alsdann drei Wochen hintereinander im Assisengericht gesprochen. Es ist ihm ganz einheimisch dort und er wird geschätzt und erkannt. Seine Briefe sind so erfreulich. Das Verrauern, welches ihm der geheime Staatsrath Daniels zeigt, der ein äußerst merkwürdiger Mensch ist, bürgt mir für die Achtung seiner Collegen und für das Verdienen ihrer Gunst durch die Art, wie er sich zeigt. Ganz wunderbar ist die Wendung seines Schicksals und ich will ihn gern entbehren, da sich Alles so schön gestaltet. Meine Schwester schreibt mir auch, ich sollte ganz ruhig über seine Existenz sein, sie wäre sehr gut, und er benähme sich mit Verstand und Gemüthlichkeit und wäre sehr glücklich. Sein treuer Freund Nicolovius[1]) hat ihn auch besucht; darüber war er sehr erfreut.

Ich wünsche, daß es Ihnen und Ihrer lieben

1) Franz Nicolovius, jetzt geheimer Oberjustizrath und Generalprocurator zu Köln.

Familie wohl ſein möge und Sie alle Freude haben, die ich Ihnen ſo gern gönne. Meine Kinder ſind alle in Ihre Liebe empfohlen. Der Brief ſoll gerade zu Ihnen gehen; es iſt mir eine Entbehrung, dieſer langſame Gang der Poſten.

Es iſt noch ſehr ſchön hier, ob es wol früh und Abends etwas kühl wird. Die fernen Berge ſind hell und klar und die Eichenwälder noch friſch, auch die Waldwieſen. Vor Anfang Octobers reiſe ich nicht ab; alsdann bleiben wir mit Karl noch einige Tage in Stuttgart. Dann geht es über Würzburg und Meiningen, wo ich meine Schweſter finde. Adieu, adieu!

Daß Frau von Schmidt Jena verließ, ehe ich ſie noch ſehen konnte, thut mir ſehr weh. Auch Nanny (Salomon) liebe ich ſehr. Doch kann man nicht alle Wünſche im Leben erfüllt ſehen. Sie iſt wol ſchon abgereiſt und wird durch Boschen, an die ich am 14. ſchrieb, erfahren haben, daß ich ihren Brief hier erhielt. Alles Gute ſei mit Ihnen!

132.

Weimar, den 13. November 1819.

Ich muß meine Nähe wieder ankündigen, theurer Freund, und Sie herzlich begrüßen. Am Dienstag Abend bin ich endlich hier angekommen, nachdem ich beinah noch drei Wochen in Stuttgart geblieben, wo ich viel Gutes erfahren habe und alte treue Freunde wiedergefunden, auch für Karl bedeutende Verhältniße gegründet. Er war auch mit uns dort und ich konnte mich recht ſchwer entſchließen, mich von ihm zu trennen; denn in den neun Wochen, die ich bei ihm lebte, habe ich ſo viel Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit erhalten, und das Gefühl, daß es ihm wohl macht, in Familienverhältniſſen zu leben, da er in Altshauſen ſelbſt ziemlich einſam und abgeſchnitten lebt, hat mir innig wohl gemacht. Die ſchöne Natur, der tröſtende Anblick der ſchweiger Berge, die mir immer näher kamen, je länger ich verweilte — denn je mehr Schnee ſich auf ihren Gipfeln häuft, je näher ſchienen ſie, und ich lebte recht in ihrem Anblick — die große Ruhe, in der ich leben konnte, Alles zog mich an. Ich wäre gern den Winter ſo geblieben, wenn ich meine Töchter hätte wollen ſo einſam auf dem Land meinetwegen allein leben laſſen; denn ſie gehören noch der Welt in ihrem Alter an und denken, es wäre noch viel

Erfreuliches darin zu finden. Da muß nun ein Jedes seine eignen Erfahrungen machen, und wer selbst nicht die Einsicht in das Nichts erhält, dem glänzen immer die Bilder des Lebens hell vor den Augen.

Je näher ich dem Vaterland kam und je mehr die schönen Formen der Berge verschwanden, desto kleiner und trauriger wurde die Pflanzenwelt. Luft und Sonne sind dort wol kräftiger, und der reiche Herbst, die kolossalen Producte sind wol ein heitres Bild. Alles ist schön und üppig, nur die Bereitung des Weins ist unpoetisch, und das ist die Nachtseite des Herbstes. Daß alle das Fremdartige durch die Länge der Zeit verschwindet, ist ein Trost. Man hat berechnet, daß das Königreich Würtemberg für sieben Millionen Fl. Wein verkauft hat; denn da die Weinbauer meist arm sind, so muß Alles baar bezahlt werden. Auf die Weise strömen die Weinfuhren herbei und der Duft der Fässer durchdringt die Luft. Man sieht selbst aus der Erscheinung, wie viel da ist. Kohl, Aepfel, Birnen, sogar Rettige haben kolossalen Zuschnitt. Kurz, wir hatten keinen Begriff, was die Natur vermag, ehe wir dies Alles in der Nähe sahen.

In Stuttgart selbst habe ich sehr gebildete Cirkel kennen lernen und wiedergefunden. Unter Andern unsern Freund Staatsrath von Gros, der lange in Erlangen war. Er war in Jena eine

Zeit lang unſer täglicher Umgang [1]) und hat mich und meine Kinder mit ſo viel Anhänglichkeit und Liebe aufgenommen, daß es mich ſehr rührte. Er iſt wol einer der klügſten Menſchen, und es iſt eine Klarheit in ſeinen Anſichten wie in ſeinem Vortrag, daß man wie in einem reinen Kryſtall die eignen Gedanken wiedergegeben ſieht. So verſtanden zu werden und ſo ſich ſelbſt klar zu erſcheinen, iſt eine große Freude. Er iſt der Erzieher des Königs, der ihn von Erlangen aus zu ſich berufen. Wenn er ihn auch ſo nimmt, wie ich, ſo kann dieſer Mann unendlich viel Gutes wirken. Er intereſſirt ſich wie ein Vater für Karl's Ausſichten; das freut mich ſehr.

Bei Dannecker waren wir auch wie in ſeiner Familie ganz einheimiſch, und ſeine geniale Natur belebt recht das Gemüth. Es wirkt Alles bildend und lebendig auf ihn. Mich dünkt, es ſei einer der glücklichſten Menſchen, da er immer aus ſich

1) K. H. Gros, den Schiller im Jahre 1793 zu Jena kennen lernte. Vgl. die Urtheile Schiller's und ſeiner Gattin in den Briefen an Fiſchenich vom 11. Februar 1793. Im Jahre 1796 ward er Profeſſor der Rechte zu Erlangen, 1817 von ſeinem ehemaligen Zöglinge, dem König von Würtemberg, nach Stuttgart gerufen, zunächſt als Präſident des Criminaltribunals. Er hat ſich durch ſein „Lehrbuch der philoſophiſchen Rechtswiſſenſchaft" einen Namen gemacht.

bilden kann und das Aeußere vergeſſen. Er lebt auch nur in ſeiner Kunſt; dabei iſt er für alles Große und Schöne empfänglich und kindlich gut, theilnehmend im Umgang. Auch der Geheimerath von Hartmann iſt ein ſehr intereſſanter Charakter. Mit ihm habe ich alle ſchönen Stiftungen beſehen, die die Königin[1]) gründete. Es iſt wirklich ſehr rührend, ihren Geiſt darin wiederzufinden; denn ſo einfach, wie ſie in ihrem Familienkreis lebte, ſo einfach ſind auch dieſe Anſtalten. Man ſieht immer, wie ſie an Alles dachte und wie eine Mutter auch fortdauernd dafür ſorgte, ohne Prunk und Anſpruch, dabei reell.

Auch das Theater habe ich beſucht. Da die Intendanz ſo artig war und mir Billets ſendete zu der Aufführung der „Braut von Meſſina", ſo mußte ich hin und ſah nach langer, ſchmerzlicher Entſagung ein Stück von Schiller wieder. An einem fremden Ort, dachte ich immer, könnte ich es leichter, doch hat es mich viel gekoſtet. Eßlair hat vortrefflich geſpielt, den Don Manuel. Er iſt wol der einzige Schauſpieler jetzt in Deutſchland, der dieſes Studium mit ſo viel Einfachheit im Spiel verbindet. Es iſt keine falſche Kunſtforderung in ihm; rein und hell ſteht das Bild vor einem,

1) Die Großfürſtin Katharina Paulowna, die am 19. Januar verſchieden war.

was er vor die Seele führt, dabei eine schöne, hellklingende Stimme, edle Haltung. Das Ganze war sehr gut berechnet und nichts Kleinliches störte das Auge. Die Chöre wurden gut gesprochen, doch waren sie sonst bei uns besser, durch einzelne Stimmen besetzt; aber gut berechnet war das Ganze. Ich sollte auch „Maria Stuart" sehen, aber da der König diesen Tag kam und die Bürger ihn herzlich einholten, so war das Schauspiel abgesagt. Dieses Volksfest hat mich sehr gefreut: denn die Anhänglichkeit und der Ausdruck war in diesem Augenblick gewiß wahr. Der gute König schmerzt mich, daß er in sein einsames großes Schloß zurückkehren mußte. Seine Prinzessinen sind kleine Engel, aber auch bei ihnen fühlt man, daß der Geist der Mutter nur noch wie ein Segen fortwirkt und keine sichtbaren Zeichen hat.

Den 29. October reisten wir ab. In Marbach, wo Schiller geboren, sah ich meine Schwägerin wieder, die Hofräthin Reinwald, die ich seit unserm Verlust nicht wieder sah. Dies war mir sehr angenehm. Den andern Tag trennten wir uns von Karl; dies war auch schmerzlich. Seitdem strömte Regen und düstre Wolken verhüllten uns das freundliche Würtemberg. Sechs Tage beinah fuhren wir in der feuchten Herbstluft und kamen so erfroren in Meiningen an, wo meine Schwester uns mit Liebe aufnahm und pflegte.

Da blieben wir vier Tage, beſuchten zwei mal die Herzogin und hörten am Sonntag bei ihr gute Muſik. Es iſt Alles anſpruchslos und natürlich an dieſem Hof. Es gibt recht verſtändige, angenehme Hofdamen, und man kann ganz nach ſeiner Neigung leben. Karoline und Emilie haben ſich dort auch wohl befunden und Karoline hat mit ihrer Stimme Beifall gefunden. Ueber Ohrdruf und Dietendorf, wo die Reinlichkeit des Orts uns freute, ſind wir hier angelangt. So iſt unſre Reiſegeſchichte, die ich Ihnen, theurer Freund, gern mittheile; denn ich höre auch gern von Ihnen und möchte nun von Ihren geiſtigen Wanderungen hören, da ich Ihnen die meinigen in der Wahrheit vor Augen gebracht.

Was hören Sie von Boſchen? Ich ſchreibe ihr morgen. — Bei der Fräulein Baier, Hofdame der Prinzeſſinnen von Würtemberg, habe ich unſrer geliebten Henriette recht gedacht; ſie hat ganz das ſtille weibliche Weſen und das Zarte; ſie hat auch die Liebe für die Kinder im Herzen.

Von Ernſt höre ich viel Erfreuliches; er iſt auf einmal recht in die thätige Welt gekommen und alle Kräfte werden angeregt; man ſieht, was er leiſten kann. Seine Obern halten viel auf ihn.

Ich kann nicht mehr ſchreiben; es drängen ſich ſo vielerlei Geſchäfte, da Alles an mich als die erſte Inſtanz gelangt. Alles Gute ſei mit Ihnen

und den lieben Ihrigen! Morgen werde ich Geheimerath von Goethe ſehen, was mich ſehr freut. Meine Kinder ſind Ihrer Liebe empfohlen.

133.

Weimar, den 8. December 1819.

Der Winter findet ſich mit allen ſeinen alten ſtrengen Rechten ein und es iſt mir nicht wohl dabei zu Muth; denn ich war bisher die Bewegung in der freien Luft ſo gewohnt, daß mir die Stubenluft und der Mangel an Bewegung Kopfweh verurſacht und mich auch am Schlaf hindert. Doch muß es ertragen ſein. Aber es hindert die heitre, freundliche Mittheilung des Gefühls immer, und ich ſage Ihnen, theurer, verehrter Freund, von meinem Zuſtand etwas, damit Sie mir verzeihen, daß ich Ihnen lange nicht ſchrieb.

Daß indeſſen die Nachricht kam von dem Tod des Erbgroßherzogs von Mecklenburg [1]), hat mich ſehr erſchüttert, da den armen Kleinen ſchon in ſo früher Jugend der Gedanke an Tod und Verluſt ſo nahe gebracht wird und dadurch das heitre Leben der Jugend getrübt wird! Die ältern Kinder fühlen nun ſchon bleibender noch den Verluſt, da

1) Er war am 29. November geſtorben.

ſie ſich mehr an den Vater gewöhnt hatten, und Herzog Paul zumal ſteht ziemlich allein zwiſchen dem luſtigen Großvater und Oheimen, und zu viel Solidität hat er ſelbſt noch nicht. Auch hat der Erbgroßherzog für ſeine Kinder ſich immer als ein ſorgſamer Vater gezeigt. Das Land mag wohl Verwirrung fürchten. Für die innre Ruhe und Troſt der Familie hat das Schickſal gütig geſorgt; denn die gute Erbgroßherzogin iſt recht zum Troſt da. Sie ſelbſt iſt ſo beſcheiden und demüthig, daß ſie unaufgefodert vom Schickſal nicht viel handeln wird; aber jetzt wird ſie fühlen, daß die Opfer, die ſie ſelbſt brachte, nöthig waren zum Troſt der kleinen Familie, die ſie nun durch ihr Beiſpiel und Rath auf eine freie Art und Weiſe leiten wird. Sie wird gewiß handeln und Gutes wirken, da ſie es als Pflicht anſieht. Für Alle, die nahe ſind, mag der Verluſt recht ſchmerzlich ſein, und unſer Boschen, die ſo dankbar und fein fühlt und dadurch wirklich dem Erbgroßherzog ergeben war, wird gewiß recht betrübt ſein. Ich habe ihr Sonntag gleich geſchrieben, um bald Nachricht von dorther zu haben.

Auch der gute Georg Müller in Schafthauſen iſt am 20. November geſtorben. Ich freue mich, daß ich ihn noch geſehen habe. Ich ſchrieb die Schwäche ſeines Weſens und die Erſchöpfung dem Kummer über den Verluſt ſeiner Marie allein zu,

aber es war doch wol ſchon phyſiſche Schwäche dabei. Indeſſen hat mich ſein Anblick ſehr gerührt, da ich ihn als blühenden Mann zuerſt ſah, wo er mir wie ein Johannes vorkam und jetzt wie ein alter Prophet; er hatte etwas von Lavater in ſeiner Haltung. Er hatte die Biographie Herder's in der Arbeit, und ich glaube, er hat ſie vollendet. So iſt er geſchieden mit dem Andenken ſeines Freundes lebendig in ſeinem Herzen.

— Mein Neffe iſt hier von Berlin, Wolzogen; da ſeine Mutter noch nicht hier iſt, ſo bin ich indeſſen ſeine Zuflucht. — Möge Ihnen die kalte Luft nicht ſchaden!

134.

(Weimar im December 1819.)

— [1]) Dieſer Gang der Dinge (erſchreckt mich); denn immer geſchehen neue Unſchicklichkeiten, und daraus folgen die Maßregeln, die Andre in gleiches Schickſal verflechten, die nicht dazu gehören, und daraus folgen Unſchicklichkeiten, und ſo iſt es endlos.

Daß Sie unſern guten Präſidenten von Motz nun in Jena haben auf längere Zeit, thut mir recht leid; denn es iſt ein guter, allgemein ge-

1) Es iſt von der leidigen Verfolgung ſogenannter demagogiſcher Umtriebe die Rede.

achteter Mann weniger in unſerm engern Kreiſe. Seine Frau iſt leider krank und wird vielleicht in Jena beſſer ſein der Aerzte wegen als hier. Sie iſt ſo verſtändig und gefällig und theilnehmend am Leben der Geſellſchaft, daß es mich recht betrübt, ſie ſo leidend zu wiſſen. Sie war zwanzig Jahre, ſagt man mir, mit ihrem Gemahl verſprochen, und nun, da die Umſtände dieſe Verbindung möglich machen, wird ſie ſo krank und er muß ſie pflegen, da er das Leben mit ihr zu theilen hoffte.

Ich habe Ihnen viel geſchrieben, doch muß ich noch ſagen, daß meine Schweſter noch nicht angekommen iſt; ſie iſt in Rudolſtadt bei meiner Mutter, und ſolange es ſo kalt iſt, bezweifle ich ihre Ankunft. Ich füttere die armen Vögel, ſoviel nur kommen wollen. Es iſt eigen, daß es ſcheint, als wollte die Natur ihre alte gewohnte Kraft wieder zeigen. Die Hitze des Sommers und die Kälte jetzt ſind doch ſehr viel anders, als wir es zeither gewohnt waren.

Leben Sie wohl, theurer, verehrter Freund, und ſagen mir bald wieder ein Wort; denn die Mittheilung von einem kalten Thale zu einer kältern Höhe wird doch nicht beſchränkt, wenn wir uns aus uns ſelbſt Mittheilungen machen wollen. Grüßen Sie die liebe Familie und bleiben nur geſund.

135.

Weimar, den 22. December 1819.

Der geſtrige Tag hat ſein ganzes Recht behauptet, und kaum iſt es noch Tag. Ich bin wie die Vögel; denn mir iſt, als flatterte ich in einem Käfig; nur der Gedanke an die hohen Gebirge und die Vorſtellung des Rheinfalls, die ſo ſchön in mir aufgefriſcht daſteht, kann mich die Stäbe etwas vergeſſen machen, die mich umgeben. Luft, Himmel, Erde, Alles iſt düſter, nur das innre Licht ſoll leuchten, zu recht poetiſchen Vorſtellungen läßt es aber der Zufall auch nicht kommen; denn die häuslichen Verwirrungen, die die Vorbereitung des Feſtes machen, gehören nicht zu den erfreulichen, und doch müſſen ſolche Zeiten auch kommen, um die Ruhe alsdann ſchöner zu empfinden. Zu der Betrachtung des unerfreulichen Wetters geſellt ſich die Sorge um meine Schweſter, die ich ſeit vierzehn Tagen beinah erwarte; nun iſt ſie doch mit ihrem Sohn in Rudolſtadt, aber heute iſt ſie wahrſcheinlich unterwegens, und ich hoffe nur, es liegt noch Schnee in den rauhen Gebirgen, die wohl als Wüſten erſcheinen können; denn ſo eine Strecke wie zwiſchen Tannroda und Teichel würde Virgil wol zur Unterwelt gedichtet haben, und die Schatten, die Leeres, Vergebliches verrichteten in der Oberwelt, könnten dort in den wüſten, ſteinig-

ten Bergreihen wesenlos herumflattern. — Die Schweizer und fleißigen Schwaben duldeten solches unbebaute Land gewiß nicht.

Ich sende Ihnen, theurer Freund, den „Grafen Gleichen“ [1]) wieder zurück, mit vielem Dank; denn eigentlich ist mir der Verfasser sehr lieb, oder lieb gewesen, aber er entfremdet sich immer mehr den reinen Eingebungen und Vorstellungen. Sonst war doch ein kindliches Gemüth zu erspähen, aber jetzt erscheint er wie der Brocken im „Faust“: so bunt und körperlos hüpfen die Gestalten herum, und nicht einmal Gestalten von Felsen und Baumstrunk treten als Massen hervor und versperren den Weg, daß es einem Mühe machte; denn selbst Mühe braucht man sich nicht zu geben. Einzelne Gedanken hätte ich Ihnen wol anzeigen können, doch sind sie zu gewöhnlich, um Sie befriedigen zu können.

Daß Sie Latein lesen, ist recht glücklich; denn in den alten Philosophen ist wol der beste Trost. Sie sollten diese schönen Briefe des Marc Aurelius [2]) übersetzen. Wäre ich in Ihrer Nähe, so läsen Sie sie mir aus dem Original deutsch vor. Diese Art, zu lesen und die Alten kennen zu ler-

1) „Die Gleichen“, Schauspiel von Achim von Arnim.
2) Die neu aufgefundnen Briefe an Fronto. Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nr. 549.

nen, ist sehr interessant. So las mir Schiller den Sophokles und Euripides. —

Ich bitte Sie, verehrter Freund, unserm lieben Bernhard diese Wintermütze in Emiliens Namen auf das lockige Köpfchen zu setzen, wenn sie unter dem Baum gelegen; sie ist nicht zu warm und sieht nur von außen so aus. Ich bin auch nicht von der Meinung, daß es zuträglich ist, den Kopf nicht in gleicher Temperatur zu halten. Die ältern Köpfe zeigen an der innern Wärme, daß es heilsam ist; denn ehe die jetzige Generation so viel Kluges und Schönes hervorbringt als die frühere, ehe kann sie die Abhärtungsmethode nicht für alle Fälle anpreisen.

Unsre liebe Frau von Stein habe ich seit Sonnabend nicht gesehen, wo wir uns über die Sprüche des (Goethe'schen) „Divan" ergötzten. So viel Klarheit und Poesie und Fülle findet man darin, daß es eine immer neue belebende Erscheinung ist. Man findet immer neue Resultate, je mehr man liest. Ich finde auch diese Form so glücklich gewählt; denn es läßt sich Alles (darin) sagen; auch wenn uns die Zeit zu kurz scheint, um ein großes poetisches Ganzes zu schaffen, so bewahrt der Dichter jedes Gefühl sich in der engern Form auf, die doch unendlich ist.

Leben Sie wohl, verehrter Freund! Ich wünsche Ihnen Freude an dem Tag, der den lieben

Kleinen erfreut; daß ich meine Kinder nicht mehr erfreuen kann durch Bäume, mit Lichtern besteckt, iſt mir eine Entbehrung.

136.

Weimar, den 29. Jänner 1820.

Ich ſchreibe Ihnen, verehrter Freund, aus Wolken und Dünſten, die unſern Horizont verdüſtern, und begrüße Sie freundlich. Die Regenluft erſchlafft das Gemüth wie den Körper, und ich klage nicht, aber ſo freudlos erſchien mir lange keine Zeit. Auch unſre Kranken erholen ſich ſchwer. Unſre liebe Frau von Stein iſt recht matt, doch hat ſie jetzt Ihre Schwiegertochter und Enkelin bei ſich, die für ſie Sorge tragen; denn Fräulein Staff iſt auch recht matt noch, aber ſie ſieht erheitert aus und als wenn die Krankheit viel Böſes genommen hätte. Die Miniſterin von Fritſch iſt außer Gefahr, doch ſehr angegriffen. Wir Uebrigen bereiten uns zur Geburtstagsfeier und wollen wünſchen, daß unſre Großherzogin alle die Kräfte erlangen möge, die uns fehlen. Am Donnerstag klagte ſie nicht über die Veränderlichkeit der Luftatmoſphäre. Der Verluſt des Landgrafen von Homburg hat ſie ſehr ergriffen.

Ich ſende Ihnen hier die Fortſetzung der klei-

nen Bibliothek [1]) und möchte, daß ſie Ihnen Freude machte. Man bedürfte ſolcher Geiſter, um den rechten Standpunkt des Lebens wiederzufinden, der in der phantaſtiſchen jetzigen Welt beinah verſchwindet.

Mag es ſein, daß mich der Schmerz über das Vergangne heftiger ergreift, ſeit ich Oſſian wieder leſe — ich habe ihn mit meinen Töchtern angefangen — aber es iſt jede Klage, jede Schilderung eines troſtloſen, einſamen Zuſtandes mir aus der Seele geſprochen. Welche herrliche Bilder! wie ſtehen ſie lebendig in der Seele, die Helden, wenn ſie in ihrer Kraft über die Haide fliegen und den Speer ſchwingen, das Licht der Sonne oder der Abendſtern ihre Schilder glänzen macht! Wenn aber Oſſian einſam klagt, daß er allein von den Tauſenden noch übrig und nicht das Licht der Sonne noch die Sterne des Abends mehr erblicken könne, dann fühlt man auch, wie Alles an uns vorbeigegangen!

Unſre Freundin Boſe hat mir auch geſchrieben und ich ihr in dieſer Woche. Sie iſt glücklich, daß Frau von Pleſſen ihr nahe iſt, die ſo viel zarte Liebe für ſie im Herzen trägt. Leben Sie wohl, theurer, verehrter Freund, und denken an uns. Ich ſehe Sie im Geiſt am Fenſter ſtehen und das

1) Der Taſchenausgabe von Schiller's Werken?

Rauſchen und Steigen der Saale beobachten. Sie wiſſen immer das Schöne aufzufinden, wenn auch andre Gemüther erſchreckt ſind, aber dies iſt auch das Glück eines poetiſchen Gemüths.

Die Ausgabe des Homer, die man in Mailand gefunden, aus der Ambroſianiſchen Bibliothek beſchäftigt Geheimerath Goethe wie Meyer ſehr. Es ſind ſiebenundfunfzig Kupfer dabei. Ich möchte wiſſen, ob auch an dem Gedicht etwas anders wäre. Auch wüßte ich gar zu gern, was das für ein Planet iſt, der unter den Zwillingen ſteht. Er ſteht in gerader Linie unter dem Stern der Zwillinge, der ſich der Erde näher findet, und glänzt wunderbar ſchön. Jupiter iſt es wol nicht? Dieſen ſehe ich mit der Venus auch im ſchönſten Abendglanz von meinem Fenſter. Mir däucht, die Sterne müßten dieſes Jahr zuſammenkommen. Oder iſt es Mercur, den ich für Jupiter nahm, und Jupiter ſteht unter den Zwillingen? Ich habe hier keine Aſtronomen, die mir dieſe Fragen beantworteten. Alles Gute ſei mit Ihnen! Behalten Sie uns lieb!

137.

Weimar, den 5. Februar 1820.

Ich will Ihnen nur wenig Worte sagen, verehrter Freund; denn ich habe von den Festen dieser Woche eine Disposition zur Krankheit bekommen und der Drang des Blutes nach dem Kopf macht mir zu thun, und es ist mir so düster in den Vorstellungen, daß ich nicht viel Erheiterndes Ihnen sagen kann. Montag soll ich zu Ader lassen; da wird es alsdann etwas heller werden. Die Nachtwachen und die Unruhe der Gesellschaft sind mir immer schädlich. Zum Unglück sind unsre Hoffeste so nah zusammen, daß man kaum Ruhe finden kann und Erholung.

Ich habe mich gefreut, Ihren Herrn Sohn zu sehen, der ein recht heitrer, artiger Gesellschafter ist. Er hat auch ein vielseitiges Interesse, wie die jungen Leute hier zum Beispiel nicht haben, die doch unter günstigen, bildenden Umgebungen auch herangewachsen sind.

Daß Sie Ritter des Falkenordens sind, dazu wünsche ich Glück. Ich hoffe, Sie beflügeln Ihre Gesellschaft mit dem Vogel zugleich; denn außer dem Geheimerath von Goethe und Ihnen möchte der Falke wol keinen befiederten Schwung sich geben können. Es schlagen Manche ihre Flügel, aber auf das Element, worin sie sich bewegen, kommt

es an. Was zur Erde gehört, ſchleppt ſich auch im Staub fort, und der Aether gehört nicht Allen, wenn ſie auch des Symbols ſich bemeiſtert haben und ihre Schwingen heben wollen. Unſre neuern Dichter ſollten keinen Flug wagen wollen.

Ich habe meine großen Bekümmerniſſe über die Poeten; denn die „Albaneſerin", die wir von Müllner ſahen, iſt mir noch nicht recht klar, und trotz der ſchönen Sprache kann ich über die Geſchichte nicht klar werden. Das iſt mir nach doch ein großer Fehler, und man möchte die Xenie anwenden, die auf Reichardt's Muſik gemacht:

Drei, vier Stunden hernach macht ſie erſt rechten Effect.

So wollen wir bei der zweiten Vorſtellung hoffen, daß der Effect nachkomme. Das „Vogelſchießen" von Clauren, womit der gute Erbgroßherzog [1]) begrüßt wurde im Theater, hat manches Komiſche, aber ſo erſchrecklich platt dabei, daß man ſich recht unheimlich in der Realität befindet. Mir ſind die Vogelſchießen ſchon in der Natur das Langweiligſte, was ich kenne, und nun in der Kunſt es dargeſtellt zu ſehen, iſt mir noch viel langweiliger. Die deutſche Nation ſoll nur nicht gemein werden wollen; denn ſie ſtrebt ſchon ohnehin nicht genug in das Hohe der Kunſt.

1) Zu ſeinem Geburtstage, dem 3. Februar.

Ich bin ganz ermüdet von allen unerfreulichen Erſcheinungen des Parnaſſes. Meine liebe Nachbarin Stichling iſt nicht ganz wohl am Zahnweh. Wenn ich ſie aber beſuche, will ich nach der „Adraſtea“[1]) fragen, und wenn ſie zu haben iſt, Ihnen die Ueberſetzung des Oſſian ſenden.

Daß Sie ſich über die Taſchenbücher nicht erfreuen, glaube ich wohl. Das gehört auch zu meinem Kummer mit. Der ſo ſehr geprieſene Hoffmann, den ich aber nicht ſo hoch ſtelle wie Frau von Goethe und ihre Freundinnen, hat eine Erzählung bearbeitet: „Der Goldſchmied“, welche Geſchichte in der Zeit Ludwig's XIV. vorgegangen und (worin) Madame de Maintenon und Mademoiſelle Scudéry eine Rolle ſpielen. Es iſt das Beſte, was ich von Hoffmann geleſen; es iſt ſo ſchön erzählt, ſo verſtändig und in einer Folge dargeſtellt, daß man ſich darüber erfreuen muß. Uebrigens liebe ich die „Phantaſieſtücke in Callot's Manier“ von eben dieſem Hoffmann ſehr wenig. Doch iſt dies eben das beliebte Buch hier bei der jüngern Geſellſchaft. Es iſt eine Sucht, Jean Paul nachzuahmen, in dieſem Buch, und doch das eigentlich Anmuthige fehlt ganz. Wir wollen uns an die vergangne Dichterwelt halten, doch muß man das Gegenwärtige

1) Einer von Herder herausgegebenen Zeitſchrift, worin ſich Ueberſetzungen einiger Lieder Oſſian's von Herder ſelbſt finden.

kennen lernen, ſonſt fällt alle Berührung und Mittheilung mit der Gegenwart weg. Wer doch ſeiner Töchter willen ſich nicht ausſchließen darf wie ich, muß doch eine Seite berühren, die wiedertönt, ſonſt geht man lautlos durch die Menge und findet keine Unterhaltung.

Ich ſchließe, weil ich Frau von Stein beſuchen will. Ihre Mattigkeit ängſtigt mich zuweilen recht.

138.

Weimar, den 15. Februar 1809.

Im Sternenſchein und bei der erſten Sichel des Mondes will ich Sie heute begrüßen, theurer Freund, da ich morgen nicht Zeit haben möchte, in den Frühſtunden Ihnen zu ſchreiben; denn an dieſem Tage gehe ich immer in die ruſſiſche Kirche, wo die Sänger mir einen eignen Eindruck machen, und wo ich immer unſre Großfürſtin gleich begrüße und ihr meine Wünſche zum Geburtstag bringe.

Ich ſoll Ihnen von der liebenswürdigen Nanny Salomon die beſten Grüße bringen. Sie hat mir geſchrieben und gemeldet, daß ihre Schweſter, Frau von Schmidt, den 5. Februar glücklich mit einer Tochter entbunden, und daß dieſe Begebenheit das Glück ihrer Schweſter noch erhöhe. Es iſt eine ſo artige Familie, daß man ſich freut,

wenn die Glücklichen zunehmen. Nanny liebe ich sehr; sie hat etwas Ansprechenderes für den ersten Augenblick noch wie ihre Schwester. Unser Bodchen soll wohl sein. — Sie sagt mir so hübsch, wie lieblich die Kinder wären. Prinz Albrecht hätte ordentlich ein väterliches, rathgebendes Betragen im Umgang mit Prinzeß Helene; diese wäre so feinfühlend, so aufmerksam und begriffe oft Dinge, die man nicht glaube, daß es möglich wäre, wenn man nicht dabei wäre. Es ist uns ein liebes Bild der Erinnerung an unsre geliebte Prinzessin Karoline; denn sie war ein wunderbar ernstes Kind auch.

Ich hoffe, Sie lesen die Schrift, die die Cousine der Frau von Stael, Madame Necker-Saussure, als Anfang der neuen Ausgabe ihrer Werke vorangesetzt hat. Es ist erstaunlich fein und zart bemerkt, nur wollte ich, sie hätte offen gesprochen und über die Herzensangelegenheiten mehr erzählt. Sie hat am Ende den schlagfertigen Benjamin Constant gefürchtet, der doch so viel zarte Liebe und Anhänglichkeit nicht ganz zu schätzen wußte, und von dem vielleicht Manches wäre zu sagen gewesen, was ihn in Schatten gestellt hätte — und dieser will immer bewundert sein und im Licht stehen. Auch von den letzten Stunden hätte ich gern mehr erfahren. Sie sagte im Sterben: „Je crois savoir ce que c'est là, le passage de la vie à

la mort, et je suis sûre que la bonté de Dieu nous l'adoucit. Nos idées se troublent et la souffrance n'est pas très vive.“. Sie iſt auch beinah unmerklich eingeſchlafen, um nicht mehr zu erwachen! Es war doch eine ſehr ſeltne Erſcheinung, dieſe Frau, und ich freue mich immer, daß ſie mir ſo nahe gekommen. Ich habe eine große Neigung zu ihr im Herzen getragen und habe nichts gegen ſie hören mögen. Es iſt immer mein Schickſal, die Genialität zu vertheidigen gegen die Philiſterwelt. Ob ich auch bekehre, weiß ich nicht; genung, ich thue das Meinige. Unter meine Kämpfe rechne ich auch dieſe über Lord Byron, der die Frau von Staël auch ſehr intereſſirte und ihr als eine ſehr merkwürdige Erſcheinung vorkam. Ich weiß nicht, ob er es mir danken würde, doch ſind wir eine Anerkennung und nicht Herabſetzung eines ſolchen Talents uns ſelbſt ſchuldig.

Frau von Stein iſt leidlich wohl, und ich war dieſen Abend bei ihr. Ich hoffe, ſie erholt ſich nach und nach wieder. Unſre Luiſe Stichling hoffe ich bald zu ſehen; ſie hat mir es ſchon zugerufen, daß Sie recht wohl wären und heiter. Das freut mich nun auch. Alſo bleiben Sie es und erhalten ſich Ihren Freunden, damit uns dieſer Reichthum auch erquickt. Leben Sie wohl, theurer Freund, und ſchreiben mir bald! Aus Ihren Fenſtern mag man manches Schöne heut geſehen ha-

ben; denn die Sonne und der Abendhimmel waren ſo ſchön. Wenn die Erde erſt erfreulicher wäre, ſo gefiele es einem beſſer; aber unſre grauen Hügel und falben Wieſen zeigen uns recht die formloſe Natur. Die jenaiſchen Berge heben ihre Spitzen ſo ſchön ins Blaue des Himmels.

139.

Weimar, den 26. Februar 1820.

Ich war die ganze Woche krank und bin es auch noch. Der Schnupfen iſt mir auf die Nerven gefallen; deswegen bitte ich im voraus um Ihre Nachſicht, verehrter Freund, doch möchte ich Ihnen gern ein Lebenszeichen geben. Am Sonntag konnte ich auch Doctor Weller nicht ſehen (oder war es Sonnabend?), weil ich nicht ſprechen konnte. Auch unſre theure, liebe Frau von Stein kam mir heut vor acht Tagen ſo krank vor, ſo ermattet, daß ich mit innigem Schmerz neben ihr im Stillen ſaß und mich mit aller Mühe zuſammen halten konnte. Doch iſt ſie jetzt beſſer; doch kommen Stunden, wo ſie ſo ermattet iſt, daß man kaum weiß, wo die Lebenskraft herkommen ſoll.

Der frühe Tod der lieben Schmidt ſchmerzt

mich unbeschreiblich. Wo das Schicksal alle Bedingungen des individuellen Glücks erfüllte und von ferne eine schöne Zukunft durch die freundliche Gegenwart zeigte, und nun der Tod Alles auflöst, da möchte man wohl fragen, warum? Mein Brief an sie, den ich aus warmem Herzen schrieb, den ich der guten Schwester sendete, fand sie schon nicht mehr unter den Lebenden. So eine zarte, feinfühlende Freundin, so theilnehmend, wird uns im Laufe unsers Lebens immer fehlen! denn ich habe ihr schönes Gemüth recht erkannt und geprüft. Der Tod des Hofmarschalls von Oerzen ist auch ein großer Verlust für Diejenigen, für die er wirksam war. Die Oede, wenn man an Mecklenburg denkt, das wir mit dem Liebsten, was uns geblieben, geschmückt sahen, und nun nur die liebe Bose noch übrig, die mit dem Herzen voll Liebe das Alles so erkannte und nun vermißt! — das ist sehr, sehr schmerzlich.

Die Weltbegebenheiten nehmen auch einen so düstern Anstrich! Der Tod des Herzogs von Berry, die Unruhen in Spanien, Alles erweckt ängstliche Erwartungen. Zu alle Dem ist mein Geist so ermattet durch das Unwohlsein, daß ich wenig Kraft finde, über Alles mich erheben zu können, in manchen Momenten. Von Ernst bekomme ich so reiche, schöne, vernünftige Nachrichten, daß mich das Glück meiner nähern Familienumgebun-

gen allein aufrecht erhält. Ueber meine Mutter bin ich bei ihrer Schwäche aber auch nicht ohne Sorgen. So steigt und fällt in der menschlichen Brust wie im äußern Geschick die Freude und der Schmerz. Der Himmel ist trüb und neblig und ohne Sonne. Es ist ein Bild des Lebens.

Ich lese ein Leben der Jeanne d'Albret, von einer Frau geschrieben. Die Jugendgeschichte Heinrich's IV. ist sehr interessant. Solche Menschen kommen mir wie lichte Punkte vor, und das Große und Gute aller Zeiten gehört uns doch eigentlich an, wenn wir es empfinden können, und deswegen muß uns die Welt auch immer noch etwas sein können. — Ich wünsche herzlich, daß Alles bei Ihnen wieder wohl sei. Meine Töchter sind Ihnen empfohlen.

140.

Weimar, den 19. März 1830.

Ich wünsche Ihnen recht bald von dem bösen Husten befreit zu wissen; denn so ein Zustand raubt die innre eigne Kraft am meisten. Ein Fieberanfall lähmt schnell die aufgeregten Kräfte und vernichtet auf einmal, was ein anhaltender Schmerz und Uebelsein doch langsam auch zerstört.

Seit einigen Tagen fange ich auch an, kräftiger der steigenden Sonne entgegen zu gehen, doch langsam. Es ist als wenn das wahre belebende Princip uns fehlte; keine stärkende Kraft belebt das Gemüth wie den Körper; moralisch und politisch erschöpft erscheint mir die menschliche Gesellschaft. Daß auch in Baiern die Piqueurs ihr Wesen getrieben oder treiben [1]), erschreckt mich.

1) Varnhagen von Ense schreibt mir: „Unter den Seltsamkeiten, die bisweilen wie Seuchen über ganze Städte und weite Länderstrecken sich ausbreiten, kam in Paris, Anfang 1820 oder vielleicht schon Ende 1819, der schändliche Muthwill auf, daß Leute, die man nach ihrem Treiben piqueurs nannte, Abends auf den Straßen, besonders auf den Boulevards und im Palais-Royal, alle Frauenzimmer mit spitzigen Werkzeugen, die sie theils in der Hand verbargen, theils unscheinbar an Stöcken, Regenschirmen u. s. w. angebracht hatten, zu stechen beliebten, am liebsten in die Hintertheile, die Schenkel u. s. w., meist nur leicht, doch immer blutig und oft schwer und gefährlich. Alle Frauen, vornehm und gering, alt und jung, waren dem ausgesetzt, niemals erstreckte sich der Unfug auf Männer. Dies dauerte in Paris mehrere Wochen, und die Thäter waren so vorsichtig, daß sie stets unentdeckt blieben; dann hörte die Sache wieder von selbst auf. In London war es bei schwachen Versuchen geblieben, so auch in Brüssel; in Deutschland lieferten, soviel ich mich erinnere, nur Hamburg und München einige Beispiele, die schnell vorübergingen."

Es iſt ſo ein gewaltthätiges Streben, Andern Schmerzen zu machen, und ſo viel Tücke dabei.

Auch die Begebenheiten ernſtlicher Art ſind erſchreckend: man könnte es denken, daß, wenn ein Menſch mit vollem Bewußtſein gleich geboren würde, er lieber die Augen gleich verſchlöſſe, als den Streit der Bosheit wie der Leidenſchaften anſehen zu müſſen. Von der wirklichen Welt habe ich keine erfreulichen Anſichten. Ich will Ihnen, theurer, verehrter Freund, etwas vortragen, was mich ſehr beſchäftigt.

Seit ich das „Gaſtmahl der ſieben Weiſen" von Plutarch geleſen und mich daran ergötzt habe, und über das Bild eines ganzen Zuſtandes der Vergangenheit lebendig nachgedacht und es mir vergegenwärtigt, betrübte es mich, daß wir von unſrer nähern Vergangenheit kein Bild zurücklaſſen. Was zum Beiſpiel in unſrer Nähe, in unſrer Mitte vorging, als die guten Zeiten für Weimar waren, ließe ſich in dieſer Art recht lebendig aufſtellen. Sie ſollten ſo eine Art Gaſtmahl ſchreiben und alle kleinen Züge lebendig darſtellen; die großen ſind Ihrem regen Gemüth ohnehin noch lebendig vor Augen. Wieland, Goethe, Herder, Schiller ſpäter, wären die Hauptperſonen, die Herzogin Amalie und manche artige, geiſtreiche Geſtalt, die den gebildeten griechiſchen Frauen an die Seite geſtellt würden. Es kämen auch Geſtalten dabei

vor, die durch Zweifelsucht, Unglauben an das Höhere der Künste und Wissenschaften ihre Rolle spielten, die sie im Leben jetzt auch noch spielen; Contraste aller Art würden sich finden. Ich kann mir so Manches ausmalen. Böttiger, Kotzebue, die zuletzt glänzten, wären am Ende nicht poetisch genug, aber zum ganzen Zustand gehören sie auch, und die Thersite gehören auch zum Leben. Ueber Erstern fällt mir ein, daß auf einer Redoute in Dresden eine Maske erschienen, die Böttiger vorstellte, der mit allen seinen papiernen Zeitschriften behängt war. Auf dem Theater wird er auch sehr oft vorgestellt.

Ich sende Ihnen hier die Geschichten der Mißtreß Opie[1]) zurück, sie sind sehr artig übersetzt; die zweite las ich nicht. Aber im Geist und in der Erfindung ist nicht das geistige Interesse mehr, was die frühern Engländerinnen auszeichnet. Emilie hat eine Bitte. Sie möchte so gern die „Jungfrau von Orleans" von Wetzel, die sie bei Ihnen sah, lesen; Sie würden sie sehr erfreuen. Die liebe Luise Herder möchte sie auch sehen und darf sie wol auch erhalten.

Daß Ihnen in Hamann[2]) nicht Alles anspre-

1) „Geschichten für's Herz", übersetzt von Lindau. 2 Bde., Leipzig 1821.

2) Im Jahre 1819 hatte Cramer Bruchstücke aus seinen

chen würde, habe ich geahnt, ich möchte beinah die Stellen errathen; doch muß ich sagen, daß ich glaube, Sie finden so viel in seinem Geist, in der eignen Richtung und Bildung, das Ihnen doch sehr wichtig sein wird. Er steht auf dem Punkt, wo der Verstand mit der Vernunft in Streit ist, und wo die Epoche eintrat, daß man Alles erklären wollte: da man dieses nun niemals kann und auch nicht sollte, so ist es natürlich, in Mysticismus zu gerathen, der aber durch ein edles Gemüth mit reinem Willen immer auch ehrwürdige Seiten hat.

Ich bin in diesen Tagen auf die Meteorsteine gerathen und möchte so gern wissen, ob man einen wirklich hat fallen sehen, oder ob man nur der Richtung nach geschlossen, daß er gefallen wäre. Ist es denn auch durch Untersuchung ihrer Bestandtheile erwiesen, daß sie unsrer Erde nicht angehören können? Haben Sie etwas darüber, was meine Begriffe aufklären könnte, so wären Sie recht artig, es mir mitzutheilen. Geheimerath von Goethe, den ich vor acht Tagen besuchte, hatte zu viel andre Dinge, die ihn beschäftigten, als daß ich hätte darüber fragen können. Auch über Ha-

Schriften unter dem Titel „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden" herausgegeben. Vgl. auch Goethe, XXII, 80.

mann's Papiere hätte ich gern gefragt. Frau von Stein ist abwechselnd wohl und nicht wohl, doch sieht sie wieder viel besser im Gesicht aus.

141.

Weimar, den 24. März 1820.

Ich schreibe Ihnen heut gleich wieder, theurer Freund, um meine Ansichten zu berichtigen wegen des Gastmahls. Ich weiß sehr wohl, daß nicht Alle würden gesprochen haben, wie Sie sie darstellen würden. Ich glaube auch, daß Plato in seinem „Gastmahl" und Plutarch die Sprechenden höher gestellt haben, und so müßten Sie auch die schönsten Augenblicke aus dem Leben der neuern Weisen zusammenstellen und eigentlich erschaffen. Aber es bliebe immer ein Bild, das für unsre Zeit und Nachwelt interessiren würde; wir müssen bescheiden sagen unsre Zeit; denn die Zuhörer sind auch keine griechischen Weltweisen.

Wenn Sie diese Woche gelesen hätten, was ich las, so würde Ihnen der Muth ganz sinken über Welt und Dichter. Ich habe „Die Mutter der Makkabäer" von Werner gelesen. Ich danke dem Himmel, daß es nur ein solches Werk gibt! Es ist etwas Schreckliches! Der Anfang ist rührend. Die Scene beginnt mit einer Brautwahl;

der älteste Sohn Benoni vermählt sich mit der Tochter des Oberpriesters Eleazar, den Antiochus hatte umbringen lassen. Da die Geister auch eine Rolle spielen, so ist dieser Geist zu zählen. Die Gefahr wächst immer; das Landhaus, wohin sich die Mutter geflüchtet, wird unsicher; der Feldherr Makkabäus treibt sie fort. Die Familie flüchtet und kommt endlich in die Hände der Syrer. Das Ende von Allem ist der Tod der sechs Brüder und zuletzt der Mutter, die von einer Estrade mit einem alten Diener herabsieht, um die Martern zu sehen und zu beschreiben. Das ist schrecklich! Die Braut sieht Benoni im Kessel im siedenden Oel braten, umschließt den Kessel mit den Armen, und als Alles todt ist, erscheint der Oheim, zur Errettung zu spät, mit seinen Kriegern. Die Mutter hatte ihm noch scheidend anbefohlen, ihren Stamm zu erhalten, und an dem Kessel des gesottenen Gemahls gibt die Braut dem Oheim die Hand und ruft: „Ich will den Stamm erhalten!“ Antiochus geht auch zu Grunde und klagt über Kolik. So weit will ich es Ihnen beschreiben. Ich möchte recht gern gerecht sein gegen Werner; denn ich ehre sein Talent. Es ist auch derselbe Geist in diesem Kunstwerk, aber auch der schlechteste Geschmack gehäuft, der nur möglich ist. Er hat es dem Großherzog gesendet und sich den unterthänigsten Fürbitter unterschrieben. Seine

Vorrede iſt auch merkwürdig, wo er über die Anſicht ſeiner Freunde über ihn ſpricht und verſichert, er wäre trotz Allem, was man von ihm ſagen könne, der Alte geblieben. Ueber Goethe ſpricht er auch, ohne ihn näher zu bezeichnen als den Muſageten, und hofft, daß er auch noch bekehrt wird und ihn nicht verkennen wird am Ende der Tage. Seine Proſa iſt nicht die beſte, und Klarheit des Ausdrucks fehlt. Ich wollte Alles verzeihen, nur das Verweilen bei den Martern und die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes nicht.

Ich hörte durch einen Brief von Alwine an Karoline, daß unſer Bernhard nicht wohl war. Ich freue mich ſehr, daß Sie mir darüber etwas Beruhigendes ſagten. Ich bin auch noch nicht wohl, und die öde Natur, der winterliche Anblick — denn es iſt noch keine Knospe zu ſehen — macht die Kräfte nicht lebendig. So einen feuchten, kalten März ſind wir nicht gewohnt, und der April iſt ſonſt dieſer Art und treibt uns wieder in die Zimmer, wenn wir uns im März ſchon im Frühling wähnten.

Leben Sie wohl, theurer Freund! ich muß mit meiner Schweſter in die Bibliothek, wo wir Kupferſtiche ſehen wollen. — Frau von Stein war geſtern ſo leidlich, daß ſie Beſuch gab bei ihrem Bruder; ich fand ſie nicht zu Hauſe.

142.

(Weimar Ende März oder Anfang April 1820.)

— Die menſchliche Geſellſchaft verliert nicht viel, wenn ſo viel Roheit verſchwindet vom Schauplatz; denn der Verbrecher [1]) ſelbſt wie ſeine Mutter zeugen von einer Roheit der Anſicht, die einem grauſenhaft iſt. Aber es mag wol heißen, wie im „Fauſt“ vom Teufel [2]):

Den Böſen ſind wir los, die Böſen ſind geblieben;

denn die menſchliche Natur erſcheint einem nicht ſehr edel in ſolchen Repräſentanten.

Ich freue mich, daß Sie ſich über Spanien freuen; denn es iſt eine Nation, die ſich ſehr edel zeigt, deren Wohl einem eine Angelegenheit iſt [3]). Wenn die Roheit nicht auch hier ſich mit Herrſchſucht und Habſucht zeigt in einzelnen Naturen, was ich zuweilen fürchten könnte, ſo ſteht dieſe Begebenheit rein und groß in der Geſchichte, und

1) Der Mörder Planert.

2) Vielmehr ſagt Mephiſtopheles von den Menſchen: „Die Böſen ſind ſie los“ u. ſ. w.

3) Der König hatte die Verfaſſung von 1812 herſtellen und die Cortes berufen müſſen. Am 10. März war die Inquiſition aufgehoben und die Freiheit der Preſſe verkündet worden.

nichts wird sie verdunkeln können. Sie ist sehr tröstlich für uns, die gern auf das Gute hoffen, und wir wollen glauben, daß sich Alles zum Besten fortbildet.

Sagen Sie mir ein freundliches Wort über Ihre Augen und schonen Sie sie! Alles Gute sei mit Ihnen und den Ihrigen. Meine Töchter sind Ihnen empfohlen. Daß es Ernst so gut geht, wird Sie erfreuen. Karl ist wohl und genießt jetzt die Ankunft des Frühlings. Ich sehne mich oft nach seinen Wäldern, die einzig sind. Leben Sie wohl!

143.

Weimar, den 5. April 1820.

Ich habe mich doppelt über Ihre lieben Zeilen heut gefreut, verehrter Freund, da sie mir ein Zeichen sind, daß Sie Ihre Augen wieder brauchen können. Ihr lieber Sohn sagte es uns, daß Sie Beide an den Augen litten. Ihre Art Beschäftigung und Ihr lebhafter Geist können noch weniger den freien Gebrauch der Augen entbehren als eine weibliche Existenz, und die Arbeiten, die wir gewöhnlich haben, bedürfen nicht so viel Anstrengung. Ich hoffe aber, Sie Beide genesen bald wieder. Daß Sie sich am Garten erfreuen, freut

mich auch; nur ist jetzt noch die Luft verrätherisch, und man darf sich ihren Schmeicheleien ebenso wenig hingeben als manchem menschlichen Gemüth; denn beide wechseln und gehen in Schärfe und Bitterkeit über, ehe man es wähnt.

Ich sitze hier unter Freuden der Welt und schmerzlichen Betrachtungen über das Leben. Ich bin erst nach 1 Uhr diese Nacht nach Hause gekommen, weil Graf Keller einen sehr artigen, glänzenden Ball gab; es waren auch Preußen da. Vorgestern, nach dem Anhören eines abgeschmackten Stücks: „Das Dorf im Gebirge", wo Kotzebue's Worte von Weigl componirt worden, und ich doch gerührt wurde über einzelne Situationen (das ist auch Kotzebue's Kunstgriff gewesen), vernahm ich die Trauerglocken, die dem armen Generalsuperintendenten zum Grabe läuteten[1]). Dieser Verlust ist unersetzlich für Schulen und Geistlichkeit; denn er sah wohl, wo es fehlte, und hatte Muth und Einsicht, zu rechter Zeit zu sprechen. Es war ein kluger, verständiger Mensch, und hatte er nicht immer eine blühende, gesuchte Sprache, doch eine wahre wissenschaftliche Bildung und Klarheit des Vortrags und Rednerkunst, die einem selten so auffällt. Man ist vielleicht nicht ganz gerecht

1) Der Generalsuperintendent Krause war am 31. März gestorben.

gegen ihn, zum Beispiel Niemer und seine Freunde. Daß er aber hauptsächlich gewünscht hätte, daß mehr Thätigkeit und Eifer in den Lehrern wie in Schülern wäre, ist ihm nicht zu verargen. Mich schmerzt Niemer's Lage auch, und es ist betrübt, daß er auf einmal zu weit ging und zu schnell seine Verhältnisse aufgab[1]).

Die Begebenheit, die uns Donnerstag erwartet[2]), ist nicht erfreulich. Ich bin etwas wie der Apotheker in „Hermann und Dorothea" und denke, daß es mir lieb ist, daß ich nichts von Allem hören kann, da es weit an meiner Wohnung vorüber ist. Die Vorstellung quält mehr als die Entwickelung, doch dauert mich der Mensch, der sich so fürchtet; denn in seinem Alter hat man noch mit Ansprüchen an das Leben zu thun und möchte das Freudige der Welt mit genießen.

Künftigen Sonnabend ist die Vermählung des Königs mit seiner Cousine[3]). Seiner Verhältnisse wegen mußte er eine neue Wahl treffen, so schmerzlich es ihm auch ist. Ich habe recht den

1) Niemer legte die Professur nieder, weil ihm beschränkende Zumuthungen gemacht wurden, und behielt blos die Stelle als zweiter Bibliothekar.

2) Die Hinrichtung des Mörders Planert.

3) Am 15. April erfolgte die Vermählung des Königs von Würtemberg mit Pauline, der Tochter seines verstorbenen Oheims Ludwig, Herzogs von Würtemberg.

Werth und den Sinn dieser Königin noch in ihrer Verlassenschaft empfunden, im Herzen ihrer Kinder und ihrer Umgebungen und in den Anstalten, die sie ausgeführt hat [1]). Es ist unglaublich, was diese Frau in ihrem schnellen Leben schon gewirkt hat, wie viel Gutes sie gestiftet und in welchem Sinn. Ihr Geist wird immer fehlen, aber doch, wenn man fortfährt, so wird doch das Resultat ihres Strebens wenn nicht vollkommen, doch wird es sollen erreicht werden; dabei wird immer etwas gewonnen.

Am Montag war ich mit meinen Töchtern bei unsrer Luise Stichling; sie feierte ihres Mannes Geburtstag. Die Egloffstein'sche Familie und der Kanzler von Müller waren dort, und noch einige Herren. Der „Cid" wurde gelesen, jedes Mitglied der Gesellschaft, das lesen wollte, las einen Abschnitt; dadurch kamen aber die kriegerischen Stellen oft an Mädchens. Ich höre von einer schönen Stimme lieber ein solches Gedicht, damit Einheit bleibe, die der Dichter zu erringen sich bestrebte. Auch vom Kanzler an waren die Männer nicht geeignet, so etwas vorzutragen; denn bei diesen ahnt man kaum einen Anklang des Gefühls. Dennoch ist mir der „Cid", ein Vorbild der spanischen Nation, recht groß vorgekommen; es gibt jetzt seiner würdige

1) Vgl. oben S. 466.

Nachkommen. Wie schön ist die Sprache, die die Proclamationen führen! Man sieht immer, daß Niemand wagen könnte, in einem andern Ton von ihr zu sprechen.

Ich muß mich vorbereiten, in die Bibliothek heute zu gehen. — Der König von Würtemberg hat Goethe besucht mit der Großfürstin [1]). — Kügelgen's trauriger Tod ist mir auch sehr betrübt [2]).

144.

(Weimar, im April 1820.)

— Der König hat meiner Schwester versichert, daß er Schiller's Andenken in seinem Sohn ehre. Er wird seit dem Tod der lieben Königin weniger an Karl erinnert; denn sie hatte es sich ganz zum Geschäft gewacht, für Karl sich zu interessiren. Also ist es mir doppelt lieb, daß er mir selbst sagte, daß er Karl versorgte und daß er sich mit seiner Existenz beschäftigte. Der Obrist von Wimpfen, der mit ihm war, hat mir auch versichert,

1) Vgl. Goethe's Brief an Reinhard, Nr. 94.

2) Er war am 27. März zu Dresden unter den Händen eines Raubmörders gefallen. Zu Weimar war er sehr beliebt. Vgl. Goethe, XXVII, 257, 271.

daß die Aussichten im Forstwesen immer günstiger würden, da der jetzige Forstdirector, der sehr viel Unordnung gemacht hätte, nicht mehr so schalten würde. Auch ist es schon bei den Versammlungen zur Sprache gekommen, dieses Fach nicht so zu versäumen. Wenn Karl näher an Stuttgart käme, wäre es mir lieb. Dort hat er viel Freunde und angenehmern, belehrenden Umgang. So sehr er die Natur liebt, so würde ihn doch auch, wenn er von großen Gegenständen entfernt ist, die freundliche, fruchtbare Gegend ergötzen. Als Forstmann muß er schon den Bergen und Thälern näher sein, weil in cultivirten Plätzen die Waldungen nicht häufig zu finden sind. Aber freilich wo anders lebt er nicht im Angesicht der Alpen, doch wird er, wie ich, sich lieber freundlich von Menschen umgeben wünschen als allein von den Bergen.

145.

Weimar, den 6. Mai 1820.

Ich möchte Ihnen, theurer Freund, gern etwas Erfreuliches sagen, und doch läßt das sich nicht thun; denn die äußre kalte Luft zieht mir das Herz zusammen, wie den Blüten die Kelche. Es ist recht traurig, diesen Anfang des Maimonats zu

sehen. Mir ist er doppelt traurig; denn er erinnert mich so an den Mai von 1805[1]). Eben damals war die Luft so, und die einzelnen Strahlen der Sonne freuten Schiller selten; ich konnte ihm auch keine oder keine vollkommnen Blumen geben (denn sie waren noch nicht aus der kalten Erde gekommen), und er fragte immer danach. Die Sterne nur sind des Abends tröstend und glänzend. Ich fürchte nur, die Hoffnungen auf Früchte sind verloren durch die Fröste. Von Ihren Pflanzungen sind, hoffe ich, keine gefährdet, da Sie ziemlich spät Ihren Garten bearbeitet haben. So ein Frühling macht so muthlos! und wenn ich die grünen Wiesen sehe und den blauen Himmel und die Blüten, und die kalten Winde fühle, so ist's mir, als betrauerte ich das frühe Scheiden eines Freundes. Unsre Frau von Stein fühlt den Einfluß der kalten Luft auch schmerzlich.

Ich habe mich in dieser Zeit an den Helden erfreut, und die letzten Theile von Dohm's „Denkwürdigkeiten" (ich finde überhaupt das ganze Werk sehr interessant) handeln von Friedrich dem Großen, wobei manches Schöne und Große der vergangnen Zeit mir wieder entgegentrat. Es ist einmal mein Held, und von früher Jugend an war er es. Auch mein Vater, von dem ich übri-

1) In welchem Schiller starb.

gens leider wenig Erinnerung habe als Hauptmomente meiner Existenz um ihn, hatte diese große Liebe für den König. Er hatte im siebenjährigen Kriege eine Zusammenkunft mit ihm zu Leipzig, weil der König den Plan hatte, meinen Vater beim Forstwesen anzustellen und durch seine Anlagen seinen Waldungen aufzuhelfen. Dieser Zusammenkunft wurde öfters gedacht, und so schwebte in den frühsten Eindrücken meiner Jugend dieser Held mir vor. Ich bin auch nicht davon zurückgekommen, sondern habe noch eben die Neigung zu ihm, nur sehe ich jetzt am Ende der Laufbahn, wo die Menschlichkeiten eingetreten und wo Alle straucheln. Doch muß es einer der liebenswürdigsten Menschen gewesen sein, und einer der geistreichsten.

Ich möchte wol auch die englischen Zeitschriften lesen, um mich an schönen Poesien zu erfreuen. Vor Ende nächster Woche reise ich schwerlich nach Rudolstadt, wo nicht gar erst in der Pfingstwoche. Meine Schwester, deren Abreise noch unbestimmt ist, hält mich noch hier, und allerlei andre Geschäfte.

Meine Schwester ist leider nicht fleißig[1]), mit dem besten Willen; denn sie hat zu Vieles mit der

1) Sie war mit der Dichtung von Erzählungen beschäftigt.

Wirklichkeit zu thun, da sie die Geschäfte ihres Sohnes auf ihren Gütern besorgt. Sie nimmt Alles zu lebhaft auf und macht sich daher manche Sorgen, die für anders organisirte Naturen leicht erscheinen würden, ihr aber Zeit und Stimmung rauben. Sie wird Ihnen gern die Pindarischen Oden senden von Humboldt, wenn sie nicht mit andern Papieren in Meiningen sind.

Es geht gar nichts Erfreuliches vor, und ich möchte gern Ihnen etwas davon sagen, doch weiß ich nichts, was Ihnen Interesse geben könnte. Was ich Ihnen gern immer von neuem sagen möchte, ist die Versicherung meiner treuen Anhänglichkeit und die Bitte um Ihr bleibendes Andenken.

146.

Weimar, den 19. August 1820.

Die schöne kühle Morgenluft ladet mich ein, Sie zu begrüßen, theurer Freund. Es ist als wenn die Hitze einen innern Sinn raubte, und heut erst fühlt man sich frei athmen. Ich beklage mich nicht über die warme Luft, denn sie bringt, wenn ich mich nicht zu heftig bewegen muß, Gleichgewicht in mein Wesen; aber doch zuweilen macht sie mir unwohl. Unsre liebe Frau von Stein leidet auch

viel daran, und die Abende, wenn man erſt des Lebens froh wird, iſt ſie leider ermüdet und abgeſpannt. Sie bewegt ſich mehr, als da ich nach Rudolſtadt ging, doch finde ich ſie ſtiller und weniger für fremde Mittheilungen empfänglich. Sie war immer ernſt geſtimmt und wußte mehr das Melancholiſche des Lebens zu finden. Daher iſt mir bei dieſem Alter es nicht befremdend, doch ſchmerzt es mich, weil ich ſo gern ihr eine heitre Anſicht des Lebens gönnen möchte. Daß ſie zu Ihnen kam, hat mich ſehr gefreut; denn ich hielt ihre Kräfte nicht dazu hinreichend. Ich habe viel von dem ſchönen kleinen Gartenzimmer gehört, und freue mich ſehr, daß es Ihnen wohl iſt, und daß Ihr Geiſt ſeinen Reichthum bewahrt und genießt. Mögen die Götter dieſen ſchönen Sinn ſtets erhalten und pflegen! Wenn man weiß, was man zu ſuchen hat, ſo findet man es auch, und die Früchte Deſſen, was man in der Jugend pflegte, ſind noch ſtärkend in einer ſpätern Lebenszeit. Ob ich gleich nicht durch meine Lage und mein Geſchlecht dazu kam, mich an ernſtern Studien zu ſtärken, ſo bitte ich doch das Geſchick, daß es mir Freude in den Betrachtungen Deſſen gebe, was zu meiner innern Kraft beiträgt, und Liebe und Luſt in mir erhalte, mich mit den Reſultaten zu beſchäftigen, die das ſtärkere Geſchlecht ſich aus den Studien gezogen hat. Wir errathen Manches, was in der frühern

Jugend unerreichbar ſchien, und ſo iſt keine Anſtrengung ohne Zweck geweſen.

Ueber meine Töchter freue ich mich oft. Sie haben die Gabe, gern mit der Welt zu leben, und doch das Streben in ſich, mit bleibenden Beſchäftigungen den Unterricht zu verbinden, ſich für eine ſpätere Lebenszeit Antheil und Genuß zu bereiten. Emilie verbindet mit ihrem kindlichen Gemüth ein ernſtes Streben, und ich freue mich zu empfinden, wie der innre Sinn erwacht, ohne allen Zwang und ganz aus ſich heraus. Ich unterdrücke keine Neigung, und die Natur findet immer Das, was zu ihrem Frieden dient. Alle fremden, falſchen Anſprüche ſind fern. Karolinens Stimme entwickelt ſich immer ſchöner, und ſie hat in Rudolſtatt die Zeit benutzt, guten Muſikunterricht zu erhalten; es iſt ihr nöthig, immer ſich ſelbſt fortzubilden, wenn ſie mit Andern ſingt, und ſie wird dadurch aufgemuntert.

Meine Söhne ſind wohl. Die Rückkunft des Königs von Würtemberg wird Karl's nähere Beſtimmung ausſprechen. Er lebt indeß unter dem Angeſicht der hohen ſchweizer Gebirge, die ein jeder heitre Tag in neuen Formen und Farben ihm zeigt. Ernſt geht im langen Talar und Barett in ſeine Sitzungen und iſt erſter Landesgerichtsaſſeſſor. Er iſt ſehr thätig und vergnügt mit ſeiner Lage.

Erzählen Sie mir doch etwas vom Geheime-

rath Wolf[1]). Ich hoffe es nicht, daß ſeine Geſundheit ſeine Reiſe nöthig macht, wie die Zeitungen es ſagen. War Zelter nicht in Jena? Ich hörte ſo lange nichts von ihm.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Begrüßen Sie auch Geheimerath von Goethe, dem ich unter den Pflanzen des botaniſchen Gartens[2]) viel Gutes wünſche. Die freundlichen Berge, die er ſieht, mögen ihm wohl machen!

147.

(Weimar, Anfang September 1820.)

— So lebe ich mit der Vergangenheit mehr wie mit der Gegenwart und laſſe die Begebenheiten des Tages an mir vorübergehen. Die gute Frau von Stein beſuche ich oft. Fräulein Staff war einige Zeit abweſend in Kochberg; da habe ich die meiſte Zeit bei Frau von Stein zugebracht, wo ſie recht ruhig und heiter geſtimmt war.

Die Herbſtblumen zeigen ſich mit Macht, und

1) Dem berühmten Philologen Friedrich Auguſt Wolf in Berlin.

2) Goethe wohnte zu Jena vom Juni bis zum October in dem verfallnen Gärtnerhauſe des botaniſchen Gartens.

so schöne Astern sah ich lange nicht. Ich mache doch mit betrübtem Herzen den Vergleich, daß wir viel kälter liegen; denn voriges Jahr auf den Höhen von Oberschwaben war es um diese Zeit noch Sommer. Den 6. September, wo ich am Rheinfall war, war es schön und warm und keine Herbstluft zu ahnen. Die wunderbar grünen Obstbäume mit den goldnen Aepfeln und Reben in den Bergen gaben wol einen tiefern Eindruck als unsre Kalkhöhen.

Es war eine starke Bewegung unter den Alterthumsforschern vor einigen Wochen, dies fällt mir über unsre Berge ein, die so klar die Spuren einer neu entstandnen Erde haben und von Revolutionen des Wassers entstanden. Man hat doch in den Steinbrüchen einen geschnittnen Onyx mit einer Pyramide oder besser Obelisk gefunden. Der Doctor Ofann erzählte es uns in Gesellschaft und sagte, es könnte ein Denkmal der Zeit vor der Sündflut sein. Meyer erzählt mir, daß es ein verlornes Petschaft sein müsse, welches vielleicht ein wandernder Reiter oder Fußgänger dort verloren. Ich habe es dem Doctor schnell durch seine Mutter wissen lassen; denn man ist gar nicht sicher in der neuern Welt, die Alles ergreift, um ihr Studium zu beurkunden, daß er gleich eine Abhandlung hätte darüber schreiben mögen, um die Fortschritte der Kunst vor Noah zu beurkunden. —

Grüßen Sie Ihre liebe Familie. Von Bernhard höre ich sehr viel Schönes und Gutes. Er soll seine ältere Freundin Emilie nicht vergessen.

148.

Weimar, den 18. November 1820.

Ich muß nur aus Schnee und Frost Ihnen meine Grüße sagen. Es ist ein unerhörter Fall, so frühe Kälte. Da ich so empfindlich für das Wetter bin, so glaube ich, hat dieses mit allen andern Uebeln sich verbunden und mir ein förmliches Fieber zugezogen. Seit vorigem Donnerstag war ich bedeutend krank und lag in einem Fieber beinah. Der Schrecken über die geliebte Großherzogin[1]) hat wol den ersten Stoß gegeben. Den Dienstag schon hatte ich Fieberansichten, und Donnerstag, wo ich den Abend ein paar Stunden bei meinen Nachbarinnen, den Frauen von Spiegel[2]), war — ich liebe die Mutter sehr; sie ist so gediegen, so klar, so weiblich und graziös, daß sie einem das Leben so leicht macht — das Fieber

1) Sie war in ihrem Zimmer ausgeglitten und hatte sich durch einen harten Fall die rechte Hand und den rechten Fuß verletzt.

2) Frau Hofmarschall von Spiegel und deren Töchter.

wurde immer näher, und nur die freundliche Mutter Spiegel, die mich pflegte, machte, daß ich die Abendſtunden bei ihr ſein konnte. — Aber ſeitdem konnte ich das Sopha ſelten verlaſſen und habe in Träumen, wie (Goethe's) Epimenides gelegen; die Genien haben mich auch eingeſungen.

Ich habe mehrere Reflexionen über alte und neue Welt gemacht, über die Nachtheile der Bildung, und was die griechiſchen Philoſophen vor den unſern auszeichnet, und wie ſich die wahre Philoſophie im Nichtachten der Lebensanſichten und Freihalten von dem Kleinlichen des Lebens ausſpricht. Die jetzigen Philoſophen, Philologen, Theologen u. ſ. w. kommen am Ende ihrer Speculationen auf den Epicureismus. Wo Sokrates den Schierlingstrank noch mit heitrer Seele und Faſſung trinkt, betäuben ſich die des jetzigen Jahrhunderts, um einen angenehmen Abend zu haben, mit Champagner. Ich hatte Manches über Geheimerath Wolf gehört (über ſein materielles Leben), den ich als verſtändigen, ſehr gelehrten Sprachforſcher hoch ſtelle. Aber darüber dachte ich weiter nach und möchte, daß ein ſcharfſinniger Kopf das Ehmals und Jetzt der gelehrten Welt zuſammenſtellte.

Mein andres Anliegen iſt die neue, ganz neue Welt der Dichter. Einer meiner Schreckensmänner mit ſeinen Phantaſien, aus allen Winkeln einer

überspannt sein wollenden Phantasie hervorgeholt (ob es nicht Alles nur erkünstelt ist, ist mir noch ein Räthsel), ist der Herr Hoffmann in Berlin, der Held der hiesigen gelehrten Damenwelt. Die Herren Präzel, Houwald, Hell, die in den Taschenbüchern spuken, und die Plattheit von Jean Paul, der im „Damenkalender" über seinen Aufenthalt in Löbichau einen furchtbar platten Aufsatz gegeben, hat mich ordentlich erbarmt. Eine philosophische Entsagung des Biers, das in Franken so anlockend ist, hätte Jean Paul noch lange eine leichte, schöne Phantasie lebendig gehalten; aber er geht unter der Schwere des Materiellen zu Grunde.

Ich lasse mir von Emilien ältere gute Sachen vorlesen; denn lesen kann man die Neuern nicht, nur durchfliegen. Wir haben uns neulich an „Pandorens Wiederkunft" sehr gestärkt. Emilie fühlt die großen schönen Ideen so lebendig, daß man sie doppelt genießt durch den Wiederschein ihres reinen Wesens. Man begreift gar nicht, wie viel in Goethe's Geist waltet, und wie viele Kräfte sich da bewegen und auf- und niedersteigen, wie es im „Faust" heißt, als wenn man vor solchen Resultaten seines Forschens und Strebens wie vor einem neu eroberten Welttheil steht. Ich habe auch diesen Herbst den Töchtern den „Faust" vorgelesen; natürlich that ich es selbst; denn ich möchte nicht, daß sie Alles lasen. Aber ich habe ihn recht wieder

genossen und durch das lebendige Auffassen der jungen reinen Gemüther mitgenossen. Doch vertraue ich es Ihnen nur, verehrter Freund, weil ich Ihnen gern Rechenschaft von uns gebe.

Ueber Ihren Brief, der mich innig bewegt und erfreut hat, habe ich viel gedacht, mit Ihnen empfunden. Ich als Frau empfinde aber auch wie Sie, und würde nicht kleinlich zagend einem Zweikampf meiner Söhne entgegensehen[1]); denn über das Leben geht noch die Ehr'. Aber die Schlechtigkeit der andern Menschen ist's, was schmerzlich ist, und daß man an eben diese das Liebste aufs Spiel setzen soll.

Ueber Das, was vorgeht in der Welt jetzt, welche Resultate unsre jetzige Generation noch aufzulösen hat, darüber wäre ich wol neugieriger und hoffnungsvoller, wenn das Einzige uns geblieben nach so vielen Erfahrungen, das reine Vertrauen, im guten Willen oder in dem Streben nach dem Glück Andrer. Ich habe wenig Hoffnungen für das Besserwerden des Ganzen, sondern denke nur, Jeder strebe in seinem Gemüth, Wahrheit, Treue und Glauben ans Gute sich zu erhalten; so muß es doch am Ende zur Wirklichkeit kommen.

1) Vgl. Knebel's Aeußerung an Goethe im Briefe vom 13. November.

Ich habe Ihnen viel gesagt, doch weiß ich, daß Sie es mir vergönnen, wie es mir ums Herz ist, zu sprechen. Erhalten Sie sich Ihre schöne Stimmung und erhalten sich die Freiheit Ihres seltnen Gemüthe, über das die Jahre keine Gewalt haben. Daß ich von Frau von Stein so lange getrennt bin, schmerzt mich. Fräulein von Staff sah ich gestern. —

Wenn Sie mir den englischen Roman mittheilen, so werde ich es dankbar erkennen.

Von den beiden folgenden Jahrgängen haben wir leider nur wenige Briefe mitzutheilen.

149.

Weimar, den 6. Jänner 1821.

So wenig Menschen wol zufrieden sein werden mit dem düstern Himmel und feuchten Wetter, so ist es mir doch, als wär' ich um etwas reicher in mir geworden, seit der Frost die Glieder losgebunden zu haben scheint. Ich will mich immer daran erfreuen und die gute Stunde benutzen.

Auch unsre alten Zustände kehren zurück und der erste Donnerstag im neuen Jahre war der Welt gewidmet. Daß wir unsre Großherzogin wieder unter uns wandeln sahen, war eine große

Beruhigung. Sie ſieht viel beſſer aus, als da ich ſie das letzte mal in ihrem Zimmer ſah. Die Hand aber iſt leider eingeſchnürt und unbeweglich noch. Sie ſpielte Schach mit der linken Hand; denn die Karten kann ſie noch nicht halten. Dies wäre wol noch zu verſchmerzen, wenn ſie nur auch wieder ſchreiben könnte. Wir wollen hoffen, daß die ſtärkenden Mittel wieder zur völligen Beweglichkeit helfen. Die geſchlachteten Thiere, die dazu helfen ſollen, mögen nur auch recht wirkſam ſein. In todte Schafe hat ſie ſchon müſſen den Arm und Hand legen und auch in Rinderblut die Glieder baden. Das ſind ſehr unangenehme Mittel, die mir meine Einbildungskraft ganz zerſtörten, wenn ich ſie brauchen ſollte. Ob ich gleich die Kraft auch habe in mir, mich in das Nothwendige zu finden und bei dem Zweck der Natur das Lebende oder Gelebthabende überwinden kann.

Der junge Hof iſt zufrieden aus der Ferne zurückgekehrt, und die Großfürſtin ſieht wohl aus, die Damen und Herren auch. Man hat mir etwas erzählt, was mich recht verwundert hat, nämlich daß Napoleon ganz außer ſich war, als er den Mord des Herzogs von Berry erfahren, und wie wahnſinnig herumgegangen über die Undankbarkeit der Franzoſen gegen die Bourbons. Wenn es keine Maske iſt — denn dieſe Natur kann alle Formen annehmen — ſo iſt es höchſt wunderbar. Der

junge Napoleon soll nach den Aussagen der Oestreicher ein äußerst bedeutendes Kind sein.

Unsre liebe Frau von Stein habe ich leider in einigen Tagen nicht gesehen, weil ich die strengen Abende nicht benutzen konnte, und jetzt ist der Weg zu ihr so gefährlich, da es glatt ist; doch ist sie leidlich. Wir geben uns Kunde voneinander, auch wenn wir uns nicht sehen, aber es gehört doch zu meinen liebsten Geschäften des Lebens, sie zu sehen, sie zu pflegen und sie zu erheitern.

Gestern waren Lynkers[1]) bei mir einige Stunden und wir haben recht vertraulich gesprochen. Sie sind so beschäftigt, daß man gar nicht so oft, als man es möchte, sie sehen kann. Wir haben durch Rudolstadt, Jena, Weimar so viele Berührungspunkte des Antheils und Gesprächs. Der gute Hand war Mittwoch Abend bei mir. Solche Gespräche sind selten, wie man mit ihm führen kann. Wir haben der alten schönen Zeiten der Literatur gedacht. Ich kann auch von ihm über meine alten Philosophen etwas erfahren; denn er liebt Schelling auch sehr. Daß er jetzt seine Werke in eine populäre Sprache einkleiden will, freut mich sehr. Ich wollte gern von Hand auch über die letzten Zeiten Friedrich Jacobi's etwas wissen. Das ist mir immer noch ein Schmerz, daß er ge-

1) Oberst Lynker war Knebel's Nachbar.

storben, ohne daß ich ihn gesehen habe. Seine eigne liebenswürdige Natur hat mich immer angezogen wie der Reichthum seines Geistes. Wir wollen nicht klagen, aber es ist doch eine wehmüthige Empfindung, wenn man schon so viel Freuden in der Vergangenheit suchen muß. Die jetzige Generation nimmt die Erscheinungen des Geistes anders auf und sucht Anderes darin als wir, und deswegen wird es auch anders. Die jetzigen Helden in der dramatischen Welt geben traurige Beispiele! Wohin werden die Müllner, Houwald und Consorten führen! Welcher Zwang in den Gefühlen, in den Mitteln, sie an Tag zu bringen! Ich bin noch ganz damit beschäftigt, da ich die „Albaneserin" am Montag gesehen habe. Jedes Gefühl, was da auch noch in unerfreulichen Situationen entsteht, ist durch Wortspiele, Witz der Natur entwendet.

Die Sonne bescheint eben meinen Schreibtisch; auch Ihre Wiesen und Bäume wird sie erhellen, und sie finde Sie in freundlicher Stimmung. — Boschen wird Ihnen bald schreiben; sie hat so schöne Mineralien von Island gesehen.

150.

(Weimar im Sommer 1821.)

— Ich will lieber schriftlich Ihren Segen erbitten. — Mittwoch hoffe ich abzureisen. Da ich Gewißheit habe zu reisen, da ich die Möglichkeit sehe, werde ich beinah ungeduldig und sehe voll Sehnsucht dem Wiedersehen meines lieben Ernst entgegen, der uns auch mit Sehnsucht erwartet und mit aller Sorgfalt die Anstalten meines Aufenthalts macht. Ich werde ihn als einen ernsten, thätigen Geschäftsmann sehen, der indessen durch manche Erfahrungen gereift; denn er hat in zwei Jahren an zwanzig Jahre Ausbildung gewonnen.

In acht Tagen bin ich wol in Frankfurt, wo ich mich nicht aufhalte, weil mein Schwager und Schwägerin in Baden sind; weil er später keine Zeit hat, so hat er vor dem August die Reise unternommen. Im Grund ist es mir lieber, bei der Rückreise mich einige Tage dort zu verweilen; denn jetzt halte ich mich auch mit weniger ruhiger Stimmung irgendwo auf.

Meine Töchter sind Ihrer Liebe empfohlen. Die gute Karoline hat an dem Zeugniß ihres Herzens eine gute Stütze; denn sie hat alle kindliche Liebe und kindlichen Pflichten an der lieben Großmutter treulich gezeigt und geübt. Wir haben die gute Mutter mit tiefer Wehmuth verlassen;

denn sie trennte sich sehr ungern von Karoline. Auch Frau von Stein verlasse ich nicht ohne Sorge. Möge ein guter Genius mir beide erhalten, Mutter und Freundin! Wie anders lebend und kräftig ist Ihr Geist, der keine Aenderung der Kräfte empfindet und immer jugendlich die Natur erblickt. Wir sehen uns wieder, ehe das Laub von Ihren schönen Wiesen sich färbt und (wenn) Ihre Bäume und Berge noch grünen.

Alles Gute sei mit Ihnen! Wollen Sie mir Ihre freundlichen Worte zum Rhein senden, so sind Sie recht artig. — Ich grüße Ihre liebe Gemahlin und Bernhard. Sie sollen mich und die Töchter nicht vergessen und uns lieben. Wo ich bin und sein werde, bleibe ich Ihnen mit treuer Anhänglichkeit ergeben. Ich sende Ihnen mit herzlichem Dank den Herodot zurück, den wir doch nicht zu lange behalten wollen. Ich hoffe noch ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, verehrter Freund.

151.

Weimar, den 24. Februar 1822.

Der heutige 24. Februar ist recht schön und läßt keine Nachtgedanken aufkommen, wie der berühmte Werner's, der mir durch mein ganzes Le-

ben nachgeht. Es ist gut, daß die jetzigen Poeten nicht diese Zaubersprache haben, wenn sie auch den Willen hätten, ihre Phantasie so zu stimmen. —

Haben Sie, da Sie so viel fremde Schriften lesen, nicht den Monsieur d'Azaïs kennen lernen? Er schreibt viel, aber sehr schön. Sein erstes Werk, was ich kennen lernte, ist „Des compensations dans les destinées humaines", was vortrefflich ist. Jetzt habe ich „Jugement de Napoléon" gelesen, was mich auch sehr anzog. So ein rein verständiger Mensch mit diesem Gemüth ist gewiß selten. Er ist selbst großmüthig; daher stellt er auch Napoleon höher und legt die Gesinnungen seines Herzens in ihn. Er führt so manche Reden und Aeußerungen Napoleon's an, woraus man diesen kennen lernt, ohne dem Autor vorzugreifen. Er stellt auch mit vielem Scharfsinn die Nationen auf, gegen die Frankreich zu kämpfen hatte, und mit sehr viel Geist und nicht ungerecht. Von den Deutschen der letzten Zeit sagt er sehr viel Wahres und kennt sie gut. — Lady Morgan [1]) ist auch in unsrer Lesegesellschaft und ich werde die Gräfin Henckel bitten, mir sie bald zukommen zu lassen. Ihr Werk über Frankreich habe ich gelesen und sehr viel Geist darin gefunden [2]), aber einige Züge

1) Ihre im vorigen Jahr erschienene Schrift „Italy" ist gemeint. Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nr. 586.

2) Vgl. den Brief vom 8. August 1818.

ihres Beobachtungsgeistes, die mir nicht anziehend waren, zumal über Frau von Staël.

Ueber Frau von Staël fällt mir August Wilhelm Schlegel ein, den ich in Bonn sah, aber nicht sprechen wollte. Ich hätte nur können stehen bleiben, so hätten wir uns angeredet. Aber ich habe ihn nie so gesucht, jetzt lebt er wie ein gelehrter petit-maître, führt die reisenden Engländer herum, zeigt seine indischen Schätze. Daß er in seinem indischen Journal Geheimerath Goethe einen „Zeloten des Allah" nennt, hat mich sehr geärgert. Mit Münchow hat er auch einen Wortwechsel über gewagte Behauptungen in der Astronomie. Diese beiden Brüder werden klanglos zum Orcus hinabgehen, bei ihren vielen Kenntnissen und Verstand. Ich hätte eigentlich von Wilhelm über die letzten Tage der Frau von Staël etwas hören mögen, wenn sein Gemüth mehr Reichthum hätte. Sie schätzte seine Kenntnisse, seinen Verstand und stellte ihn wol als Mensch zu hoch.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, genießen Sie die Sonnenblicke aus Ihrem Fenster; denn die Erde selbst, auf ihr zu wandeln, hat noch nicht alle Kräfte, die uns heilsam sind. Grüßen Sie Ihre Familie und denken der Meinigen freundlich und wohlwollend.

152.

Weimar, den 4. Jänner 1823.

Daß ich Ihnen, werther Freund, bei dem Wechsel des Jahres alles Gute im Herzen gewünscht, wissen Sie ohne diese Worte, doch ist es mit der Freundschaft wie mit der Dankbarkeit; denn es thut dem eignen Herzen wohl, solche Gefühle zu hegen wie auszusprechen.

Ich habe diese Tage mit wenigen Freunden und meiner Schwester meist verlebt. Bei unserm guten Meyer habe ich den letzten Tag des Jahrs mit den Schweizerinnen gefeiert, und während die Jugend, unter der mein einziges Kind, das ich hier habe, sich befindet, auf dem Ball unter Pauken und Beleuchtung dem neuen Jahr entgegentanzte, waren meine Schwester und ich mit der Mademoiselle Mazelet und Meyer zusammen und sahen mit ernsten Ansichten die Welt und die Zukunft an. Mademoiselle Mazelet ist sehr interessant durch ihr inneres Streben, die Klarheit ihres Verstandes und ihre guten Gesinnungen; Meyer kennen Sie selbst.

Der erste Tag des Jahrs gehörte der Großherzogin, über deren Leben und Wohlsein man sich gern erfreut. Ich finde sie oft klagen, doch ist sie besser als diesen Herbst. Gute Nachrichten von den Söhnen fehlten aber auch nicht. Karl hatte

am längsten nicht geschrieben, doch ist er wohl; seine (Versetzung) und die Anhäufung seiner Geschäfte am Ende des Jahres hinderten ihn am Schreiben. Doch ist er mit seinen Geschäften, die zu meiner Freude mehr in Holzcultur als Jagden bestehen, und Bewirthschaftung und Gerechtigkeitspflege, mit den Menschen und Umgebungen zufrieden. Sein Aufenthalt ist sehr angenehm; denn die Gegend ist äußerst fruchtbar. Ein Zweig der Dalberg'schen Familie aus Aschaffenburg, eine Fräulein Dalberg hat einen Baron Sturmfeder geheirathet; diese mit mehrern von seiner Familie wohnen im Sommer, auch einen Theil des Winters, in Appenweiler, einem ihrer Güter am Fuße des Reichenbergs; sie sind nun wieder in Mannheim. Karl war Freund des Hauses und vermißt sie sehr, doch ist die Trennung nur auf Monate. So ein theilnehmender gebildeter Familienkreis ist mir sehr tröstlich für Karl; denn dieses entbehrte er in dem schönen Oberschwaben ganz.

Ueber die Liebe zur Geselligkeit fällt mir etwas so Rührendes ein. Obrist Eschwege läßt von seinem Aufenthalt in Brasilien Nachrichten jetzt drucken. Er beschreibt auf eine so rührende Art die Sehnsucht nach gebildeten Menschen. Er war ganze Tage in den Wäldern, ohne einer menschlichen Gestalt zu begegnen, und von allen Freunden, von seinem Vaterland fern unter Affen und

Papageien. Er ſtreckte ſeine Arme in die weiten Lüfte und weinte laut, und nur das Echo ſeiner Klagen vernahm er als Antwort. Wenn wir eines ſolchen Zuſtandes gedenken, ſo wollen wir nicht klagen, wenn die kalten gefrornen Fenſter uns in unſre vier Wände einſchließen. Die Kälte iſt aber ſehr angreifend, finde ich, und fühle mich müde. Nach dem ſchönen November iſt der Contraſt doch zu groß.

Danken Sie dem lieben Bernhard für ſeinen ſchön geſchriebenen Brief; er hat mir viel Freude gemacht. Er lernt ſchon früh von dem lieben Papa, den Willen ſeiner Freunde ihnen als Verdienſt anzurechnen, und weiß ſelbſt kleine Dinge freundlich zu erkennen. Ich werde mir noch vorbehalten, ihm zu antworten.

Von Ernſt höre ich auch viel Gutes. Das neue Jahr beginnt auch für ihn mit guten Ausſichten; denn ſein Juſtizminiſter wie der Staatsrath Daniels, ſein Landgerichtspräſident wie ſeine Collegen, alle haben ihm Zeugniſſe ihrer Zufriedenheit und Vertrauens gegeben. Ich glaube, unter uns geſagt, daß Manche, die ihn früher nicht anerkennen wollten, ſich im Stillen ſchämen müßten, wenn ein Rechtsgelehrter wie Daniels ihm unerwartet und freiwillig die beſten Zeugniſſe gibt über ſeine Fähigkeiten wie Geſchäftsführung, über ſeine Kenntniſſe. Es iſt mein ſtiller Triumph. Wenn

Ernſt herkommen kann, mich zu beſuchen (doch will ich lieber zu ihm meinem Wunſche nach), ſo wird man finden, wie er ausgebildet und gewandt erſcheinen wird. Das iſt wol gewiß, daß die preußiſchen Staatsdiener die Kräfte zu wecken und in Thätigkeit zu erhalten wiſſen.

Der „Tag am Siebengebürg“[1]) ſoll nächſtens folgen; ich freue mich ſchon, wenn ich die Namen der Plätze vernehme, und jeder Ton erweckt im Innern die Bilder der Natur, die mir ſo wohl that. Das alte Lied über den Ritter Toggenburg, das man mit aller Gewalt will auf Roland anwenden, hat mir ſchon manchen Kampf gekoſtet. Herr Ruckſtuhl will es ordentlich hämiſcherweiſe Schiller vorwerfen. So wird die wahre Poeſie immer durch die Sucht, das Geſchichtliche zu erklären, unterdrückt. Es wird nichts beſſer dadurch von allen den Dichtungen der neuern Poeten, wenn ſie Alles erklären und finden wollen.

Was ſich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Leben Sie wohl, theurer Freund. Im neuen

1) „Ein Tag am Siebengebürg. Schilderung der Anweſenheit des Kronprinzen von Preußen im Jahre 1817“, von Dr. Karl Ruckſtuhl, Lehrer am Gymnaſium zu Bonn.

wie im alten Jahre bleibe ich und meine Familie Ihnen mit Freundſchaft und Theilnahme nah. Schreiben Sie mir oft und behalten uns lieb.

153.

Weimar, den 18. Jänner 1823.

Ich habe mich über Ihren Brief erfreut und Ihre ſchöne Gabe bewundert, daß Sie, theurer Freund, durch ihr Innres ſich die äußre, unfreundliche Welt verſchönen, während ich in einer Art Verzweiflung lebe und oft nichts von der Welt ſehen möchte; doch iſt der Vortheil bei Ihren Bergen, daß Sie immer neue Formen durch die Beleuchtung erblicken. Wenn ich zuweilen mit meiner Schweſter ſpazieren fahre, was ich lieber ablehne, ſo ſehe ich die grauen geſtutzten Erlen und Weiden und die weiße Decke des Feldes mit einer Art Grauſen an. So ertödtend iſt mir noch kein Winter erſchienen und ich bin zuweilen ganz matt; ſelbſt bin ich müde, um Abends noch Geſpräche zu führen. Am liebſten habe ich eine Stille um mich. Ich leſe dann und lebe im Andenken der Vergangenheit. Oft kommen ſolche Abende wol nicht, da es äußre Veranlaſſungen gibt, wo man für die Geſellſchaft leben muß, doch iſt Sehnſucht nach Stille und Ruhe immer eine herrſchende.

Daß Ihr Herr Sohn in Ihrer Nähe leben wird, daß er das Militärleben verläßt, freut mich Ihrentwegen sehr [1]). So viele gute Seiten das Militär hat und wie Mancher seine Laufbahn glänzend gemacht, so iſt es doch wie ein Glücksſpiel anzuſehen, und Manche opfern ihre Griſtenz auf, ohne je etwas erreichen zu können. Ich habe in Köln einen Lieutenant von ſechzig Jahren geſehen. Das hat mich ſehr erſchreckt. Auch ſagt man ſehr viel Gutes von dem jungen Fürſten. Da Ihr Herr Sohn ſein Freund iſt, ſo kann ſich manches Angenehme auch in einem kleinern Dienſtverhältniß auffinden und geſtalten. Auch iſt die Gegend, wo er leben wird, freundlich. Ich höre, es ſind ſchon nach des Vaters Sinn, der England ſehr liebte, ſehr artige Anlagen in Ebersdorf gemacht worden. Da Ihr Herr Sohn nicht allein Geſellſchaftscavalier ſein wird, ſondern auch Thätigkeit findet, für das Allgemeine wirkſam zu ſein, ſo iſt es ſehr angenehm; denn eine Thätigkeit von außen iſt doch zur Zufriedenheit mit ſich ſelbſt nöthig. So gönne ich meiner Schweſter die Freude, ihren Sohn um ſich zu haben; doch beklage ich im Stillen, daß er

1) Er war vom Fürſten Heinrich LXXII. zu Reuß-Ebersdorf zum Adjutanten mit Hauptmannsrang ernannt worden. Zunächſt reiſte er mit ihm nach München und Wien, ſpäter nach London.

ohne äußern Antrieb, wirksam zu sein, leben soll. Und jetzt wär' es doch Zeit dazu. Wer nicht vom Himmel die Gabe erhalten hat, geistig zu wirken, und dem das Genie immer neue Bahnen zeigt, der soll wirken zu dem größern Ganzen mit der Kraft, die er hat, und nur in Bezug auf einen großen Wirkungskreis gewinnt der des Einzelnen Werth. Mein Neffe ist zwar nicht ohne Geschäft — denn er liest viel und findet Freude daran, Geschichte zu lernen, und überhaupt denkt er viel nach — aber es ist doch kein Zweck dabei, und gerade bei einer Thätigkeit ist (dies) zur eignen Befriedigung nöthig. Ich möchte ihm eine freundliche Existenz bereiten können jetzt, da es noch Zeit ist; denn je älter man wird, desto schwerer wird es, sich in fremde Formen zu fügen und mit Kleinigkeiten, die auch zum größern Ganzen gehören, sich zu beschäftigen. Hoffentlich findet sich eine günstige Lage bald auch für ihn.

Ich las jetzt „Das Leben des Grafen Purgstall" von Herrn von Hammer in Wien. Dieser Purgstall war auch ein guter Bekannter von Geheimerath Goethe, Meyer, und war in Jena bei uns, als er von Dänemark kam. Ich sah nicht oft so einen gebildeten, klugen Menschen mit so viel Anmuth. Er war acht Jahre in Steiermark, nachdem er von uns ging, sehr thätig. Auf einer Reise nach England und Schottland lernte er eine Frau kennen, die er sehr liebte, die sehr geistreich war.

Sie hat das Unglück erlebt, den Mann zu verlieren, den einzigen Sohn im neunzehnten Jahr, und die ganze Familie ist nun verloschen! Sie will nicht Steiermark verlassen, um bei den Ihrigen zu sterben, und lebt ohne Unterstützung, ohne Trost nun. Dies Schicksal war mir sehr schmerzlich zu erfahren; denn ein so ausgezeichneter Mensch ist nicht häufig zu finden! Sein Sohn soll noch ausgezeichneter gewesen sein. Seine Briefe von seinen Reisen sind aber gar nicht so merkwürdig. Ich finde, es läßt sich viel besser schön denken und empfinden als aussprechen in gewöhnlicher Form eines Briefs. So lese ich auch Oehlenschläger's „Briefe auf einer Reise durch Frankreich, Oestreich u. s. w." und betrübe mich; denn sie sind seinen Empfindungen und Erfindungen nicht angemessen. Er will zuweilen Witz zeigen und Alles humoristisch erzählen, und er wird sehr weitläufig dadurch. Er folgt nicht Goethe's Lehre:

Was er uns weislich verschweigt, zeigt uns den Meister des Stils.

Es betrübt mich ordentlich; denn Oehlenschläger ist mir immer interessant. Es war mir erfreulich, den Gang seines Geistes zu vernehmen. Der Genius verirrt sich immerwährend, seitdem die Musen sogar die Perücke des Pfarrers von Werneuchen [1])

1) Fr. W. A. Schmidt, berüchtigt durch seinen von Goethe (I, 117 fg.) verspotteten „Kalender der Musen und Grazien", den auch die Xenie Nr. 246 trifft.

gebracht haben. Es iſt aber doch traurig für den Beobachter.

Daß Sie in den engliſchen Journalen Schiller's Namen oft finden, freut mich. Ich empfinde auch den allgemeinen Antheil durch Einzelne der Nation. Ich habe in dieſer Woche einen recht intereſſanten Schottländer kennen lernen, Malcolm, der mir über „Maria Stuart" mit inniger Rührung ſprach, auch den „Dreißigjährigen Krieg" ſtudirt hatte. Er war mit ſeinem Freund, der noch hier iſt, Donnerstag früh in Jena. Der Hofrath Lenz hat die Herren ſehr unterhalten und ſie haben ſeine Beredtſamkeit ſehr bewundert mit den ſchönen Mineralien.

Hier folgt der Herr Ruckſtuhl, mit dem ſchönſten Dank. Das Töchterchen empfiehlt ſich. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und Bernhard.

154.

Weimar, den 25. Jänner 1823.

Damit Sie nicht glauben, ich wäre eingefroren, verehrter Freund, will ich Sie herzlich begrüßen. Es iſt erſchrecklich, wie lange wir von der Kälte leiden. Und der milde Anfang des Winters ließ uns dieſe Strenge nicht erwarten. Man hört überall von erfrornen Menſchen, doch unter allen rührt mich die Geſchichte in Erfurt. Man fand zwei

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10407/014

Kinder, die ſich feſt umſchloſſen hatten, todt. Wer weiß, welchem Leichtſinn der Aeltern ſie ausgeſetzt waren! Und ſo, eins bei dem andern Hülfe ſuchend, verließ das Leben ſie!

Unſre liebe Frau von Stein, die ihre kochberger Familie jetzt hier hat, iſt aber doch recht matt und die Kälte greift ſie an. Am Hof iſt auch Alles krank. Geſtern Mittag befiel auch unſre Großherzogin eine Art Fieber und böſer Hals. Was ſie heut macht, habe ich noch nicht gehört. Die Großfürſtin ging dieſe Woche auch nicht aus.

Den Mittwoch hat man „Tell“ recht gut gegeben, wie ich höre. Der Herr Pittſchaft [1]) würde wol nicht dazu gelangt ſein, wenn er es verlangt hätte. Er hat übrigens von ſeinem Talent keine großen Beweiſe gegeben. Karoline hat ihn gehört. Zu mir drang er in mein Zimmer und wollte verſuchen, mich zu rühren durch ſeinen Antheil an Schiller. Aber er ſchien mir ſo geiſtesarm, daß ich wenig von ihm erfuhr. Das iſt eben mein innrer Troſt, daß ich mich mit dieſen Gefühlen in eine erhabnere Region flüchte und das Gewöhnliche mir unnahbar iſt wie die gemeinen Anſichten. Ich war alſo ganz trocken und kalt gegen ſein

1) Dieſer eitle und überſpannte Philoſoph und Declamator erhing ſich acht Jahre ſpäter im Irrenhauſe zu Hofheim, wo er ſich bereits mehrere Jahre befand

Beſtreben. Er ſieht gar nicht philoſophiſch aus übrigens und mehr als holte (er) ſeine Begeiſtrung aus ganz irdiſchen Quellen. Ich dachte mir, er könnte aufſtehen und raſen, ſo verrückt kam er mir, doch ohne Energie vor. Seine Declamation ſoll ganz gefühllos ſein. Sein Coſtüm war bei mir ein großer blauer Mantel, den er ſorgfältig zuſammenfaßte, ein Säbel klirrte auf den Stufen. Ich war froh, daß Lotchen bei mir im Zimmer war; denn wär' ich allein im Zimmer geweſen, ſo hätte mich dieſer Beſuch ſehr erſchreckt. Es iſt ein Menſch, der, glaube ich, andre Zwecke hat und, wie es zu gehen pflegt, entweder ein betrogner Betrüger iſt, wie Leſſing ſagt, oder mit eignem Willen Andre betrügt. Wir ſind hier im Licht der Aufklärung, und Manches findet gar nicht Eingang, was ſolche Menſchen wollen. Wenn unſer eignes Licht auch nicht das Herz erwärmt, ſo iſt's doch der Verſtand, der, indem er ſich über die Welt zu erheben meint, die falſchen Anſprüche von ſich abzulehnen weiß.

Ich fürchte, die Botin kommt, und will Sie noch eilig herzlich begrüßen.

155.

Weimar, den 22. Februar 1825.

Ich will nicht ſäumen, Ihnen, verehrter Freund, zu ſchreiben, da ich Ihnen nichts Böſes zu melden habe, ob wir gleich ſeit einigen Tagen Sorgen von allen Seiten haben. Es geht aber etwas beſſer mit Geheimerath von Goethe; er hat nur noch etwas Fieber. Bei ſeiner Dispoſition, wo er gleich bei jedem Katarrh Fieber hat, iſt dies weniger ängſtlich. Der entzündliche Zuſtand iſt ganz gehoben. Wir wollen hoffen, daß es ſo fortgeht.[1]) Die theure Frau Großherzogin hat uns auch viel Sorge gegeben, doch hörte ich heute ſagen, es ginge beſſer. Man kann bei ihr immer nicht genau ihren Zuſtand erfahren, weil ſie ſich immer zuſammen nimmt. Ich bin viel ruhiger, daß wir jetzt keine Feſte mehr zu erwarten haben bei den Sorgen um unſre Freunde.

Ich habe mich über des Königs (von Würtemberg) Gegenwart gefreut, der auch freundlich meinen Dank aufgenommen, den ich ihm für Karl brachte; denn ſeine Verſetzung und Verbeſſerung danke ich ihm gern. Heute habe ich den Chef des Forſtweſens kennen lernen, welchem ich Karl em-

1) Vgl. den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Staatsrath Schultz, S. 266.

pfohlen. Er iſt ein Mann von einfachem Weſen, er ſieht recht geſcheut aus, und er will nichts ſcheinen, was er nicht iſt. Man könnte ihm offen Alles ſagen, was man denkt; er ſieht billig aus und verſteht die Andern leicht.

Ich habe etwas zu leſen, was mich ſehr wohlthuend beſchäftigt, da es mir zu denken gibt. Es iſt Schubert über die Fixſterne und die Urwelt [1]); es hat mich ſehr angezogen und ich glaube ſeinen Sinn zu verſtehen.

Die Sonne iſt ſehr ſchön, der Himmel blau, mit leichten Wolken bedeckt. Bei Ihnen iſt es gewiß, als wäre der Frühling gekommen. Schreiben Sie bald und ſagen mir Gutes von ſich. Ihr Herr Sohn hat wol von München geſchrieben? Dort muß recht viel Schönes zu ſehen ſein. In Wien ſoll es auch intereſſante Kunſtwerke geben.

Leben Sie wohl für heute, theurer Freund, und halten ſich gut und erfreuen uns durch Ihre Geſundheit. — Karoline möchte empfohlen ſein.

1) Dieſe Schrift war im vorigen Jahre erſchienen unter dem Titel: „Die Urwelt und die Fixſterne."

156.

Weimar, den 1. März 1823.

Ich muß Ihnen heut ein Wort ſagen, theurer Freund. Es iſt als wenn wir uns nach einer großen Begebenheit wieder begrüßten; denn Goethe's Krankheit hat uns Alle gebeugt, und ich war in einer Art ſtummen Schmerz, wo ich mich gern ganz verborgen hätte. Heut geht es viel, viel beſſer; er hat vier Stunden geſchlafen. Heut iſt der dreizehnte Tag, und obwol das Fieber ſeit dem neunten Tag gewichen, ſo ſind doch die ungleichen Tage immer noch zu beachten, denk' ich. Die geſchwollne Hand und der Fuß ängſtigen mich nicht ſo wie Andre; denn wohin muß der Krankheitsſtoff doch ſich ſammeln, und ich hoffe, das iſt nur die Folge, nicht ein neues Uebel.

Man iſt zu unruhig, um in ſo einer Angſt die gewohnten Geſchäfte des Lebens zu thun, und doch möchte man ſich auch mittheilen, und die Mittheilung ergreift wieder das Gemüth. So hat mich am Sonntag die Welt recht geängſtigt; denn Jeder wollte etwas darüber ſprechen und ſprechen hören und man konnte kein beruhigendes Reſultat vernehmen. Dabei war unſre geliebte Großherzogin ſo blaß, ſo erſchöpft, daß man in großer Sorge um ſie ſein mußte. Vorigen Donnerstag war ſie etwas beſſer, doch ſieht ſie immer blaß aus. Ihre

ſchöne, friſche Stimme hat ſie immer. Die Kraft der Jugend, finde ich bei ihr, weicht nicht im Gemüth; viele Frauen wollen durch eine gewiſſe Lebendigkeit und Nichtachten der Zeit ihren eignen Zuſtand verhüllen; ſie aber ſteht doch jugendlich da und der Kraft des Körpers den Geiſt entgegenſtellend.

Ich ſehe die aufgethürmten Wolken, die uns der März vorführt, von meinem Schreibtiſch; es iſt kein geſundes Wetter; wir wollen hoffen, daß es uns die Blüten bereitet und daß die Stürme heilſam ſind. Ich habe dieſen Winter ſo viel von der Kälte gelitten, daß ich recht ermattet bin und keinen ſolchen Winter mehr ſehen möchte, wenn ich es wählen könnte. Der Blick in die belebende Kraft der Natur wird gleichſam erſtarrt, und wem, wie mir, Sterne, Wolken nothwendig ſind zur Stimmung des Gemüths, dem iſt ein troſtloſer, erſtarrender Zuſtand recht peinlich. Jetzt erwacht wieder der Trieb, mich im Innern zu beleben.

Ich ſende Ihnen hier „The pleasure of imagination“ wieder. Es ſind ſehr ſchöne Dinge darin und eine prächtige Sprache. Ich begreife, wie er Ihren regen Geiſt angeſprochen hat. Sie haben mir erlaubt, den Kant zu behalten und ſogar den folgenden Band anzuſprechen. Sie wären recht freundlich, wenn Sie mir ihn ſenden wollten. Es ſoll etwas ſo Intereſſantes über die

Meere geben von ihm. Vielleicht iſt es in den folgenden Bänden.

157.

Weimar, den 19. März 1823.

Da ich Ihnen heute manches Gute zu ſagen habe, theurer Freund, ſo will ich zeitig anfangen mit Schreiben. Erſtlich bin ich am Montag bei Geheimerath von Goethe geweſen, den ich recht ruhig, heiter und theilnehmend gefunden. Er iſt etwas ſchmal geworden, und man ſieht wohl, daß er viel gelitten hat, doch iſt Alles auf dem beſten Wege und wir wollen hoffen, daß es immer beſſer gehe. Der Geiſt iſt ruhig und er beſchäftigt ſich wieder ſtill fort und nimmt Antheil. Er weiß nicht, wie viel Sorgen er uns gemacht hat. Es war mir rührend, ihn wiederzuſehen.

Die zweite frohe Begebenheit iſt, daß ich geſtern früh zur Hochzeitsfeier der guten Baumbach geladen worden. Es iſt recht ſchön, daß ſie und Obriſt Eſchwege den Troſt haben, ſich einander anzugehören. Und die Großherzogin, die immer das Gute ausführt, hat recht ſchön ſich betragen, indem ſie die Heirath genehmigte und doch die Baumbach als Hofdame behielt. Es gehe nun, wie es will, ſo haben die Liebenden doch den Troſt,

ſich anzugehören und ſich nicht zu verlaſſen im Geiſt und auch in höchſter Gefahr ſich wieder zu vereinigen. Und die Frau kann ihm nun folgen, wohin ihn ſein Schickſal ruft, wenn es die Braut nicht hätte thun dürfen. Sie ſind geſtern Mittag um 12 Uhr nach Gotha gefahren. Dort ſind ihre Verwandten, auch die Schweſter von Meiningen; ſie bleiben eine Woche zuſammen, alsdann geht er auf einige Tage nach Kaſſel und alsdann nach Liſſabon. Geht Alles glücklich, ſo kommt er Ende des Jahrs zurück und er hat ſeine Verhältniſſe beſtimmt. Er iſt ein ſehr guter Menſch. Er war ſo weich und geſtand, daß es ihm wie ein Traum ſei, ſeine Wünſche erreicht zu haben. Karoline war in der Kirche bei der Trauung, wo er auch ſich liebenswürdig und herzlich zeigte. Er fühlt recht den Werth, Jemand anzugehören und ſein Schickſal nicht mehr allein zu tragen. In Braſilien ſelbſt mag es beſſer ausſehen als in Portugal; denn der neue Kaiſer iſt doch in Amerika anerkannt. Aber die Verhältniſſe in Portugal ſind für Eſchwege, glaube ich, nothwendig zu erhalten. Nach Braſilien kehrt er auf keinen Fall zurück.

Es iſt wieder ganz weiß um uns herum. Ich habe dieſe Kataſtrophe wohl gefühlt; denn ich bin geſtern Abend mit ſo viel Schmerz im Kopf geweſen, daß ich mich kaum beſinnen konnte. Das Leben mit der Natur im phyſiſchen Zuſtand gibt

wol manchen Genuß — denn man empfindet nach den Stürmen auch die Sonne ſchöner, — aber ich finde, man wird immer empfindlicher, und das iſt nicht das Beſte. Ich hoffe, Sie ſehen Ihre Berge mit mehr Wohlgefallen mit ihren weißen Spitzen, als wir unſre graue Erde mit Schneeſtreifen hin und wieder bedeckt.

Unſre gute Großfürſtin, die ein ſo zartes Gemüth hat, hat den Verluſt der Miß Dillon, die ſie bei ihrem erſten Blick in die Welt auf den Armen hielt, tief empfunden. Wir haben mit ihr getrauert. Es iſt gut, daß Mademoiſelle Mazelet hier iſt, die ihr in dieſem Augenblick am beſten nahe ſein kann und auch ihre Verhältniſſe kennt und mit ihr theilt. Das innre Leben mit den nähern Umgebungen iſt, dünkt mir, noch fühlbarer an einem großen Hof als an einem kleinern; denn je größer der Kreis iſt, den man nur flüchtig ſehen kann, je größer wird das Bedürfniß nach einem Gemüth, das Alles mit empfindet und theilt, was man nicht Zeit hat im geſelligen Cirkel auszuſprechen. An einem Hofe, wie der hieſige, iſt das Ganze ein Familienverhältniß; eine Begebenheit können Alle theilen helfen, wenn ihr Gemüth ſie dazu ruft. Auch hat die kaiſerliche Familie dieſe Vorzüge, ſich und ihren nähern Umgebungen alle Liebe und Theilnahme zu zeigen. Wenn die Mademoiſelle Mazelet nicht zu ſehr an ihren ſchönen

Beſitzungen in der Schweiz hinge, wenn ſie noch alle Kräfte hätte, ſo wäre es wohl gut, wenn ſie der guten Großfürſtin nahe bleiben könnte. Es iſt ein ſehr rechtlicher, braver Charakter, und ihr Gefühl für das Große in den menſchlichen Begebenheiten iſt einer freien Schweizerin alter Zeit ähnlich.

Unſre liebe Frau von Stein iſt einmal auch durch das Wetter recht leidend, doch anmuthig und mittheilend, wenn ſie ohne Schmerz iſt.

Ich habe gute Nachrichten von Ernſt. Man hatte hier, wo alle Gerüchte ſich vergrößern (und ich glaube, Virgil hätte hier das Bild der Fama noch ausführlicher gemalt), (erzählt), daß Ernſt ſehr krank wär'. Ich erfuhr es erſt, als er geſchrieben; aber die Angſt der Möglichkeit eines ſolchen Falles ängſtigt mich nun zuweilen doch. Er hatte ſich auf einem Ball erkältet und am Rhein, und hatte Zahnweh und Drang des Bluts nach dem Kopf, und ſechs Blutegel haben ihn befreit. Er ſteht der Entſcheidung ſeiner nächſten Beſtimmung entgegen und iſt geſund und thätig und freut ſich ſeiner Thätigkeit. Karl freut ſich der Ankunft des Kronprinzen[1]); für Würtemberg iſt es ein ſehr erfreuliches Ereigniß. Ich freue mich auch mit.

1) Die Geburt des Kronprinzen war am 6. März erfolgt.

Nächstens sende ich Ihnen den dritten Theil von Kant wieder; denn ich lese nicht Alles darin. Der Aufsatz über das Erdbeben in Lissabon ist sehr schön und groß gedacht. Kant ist mir doch der größte Philosoph der neuern Zeit, und er ist sich selbst so klar und fühlt, was er mit seinen großen Ansichten will.

Ich möchte zuweilen sagen, wie Macbeth:

Ich fange an, der Sonne müd' zu sein;

denn die neuere Welt ist mir nicht eben sehr erfreulich noch schätzbar. Es ist ein ewiger Streit der Phantasie und des Verstandes und die Anmaßung und Leerheit zeigen sich leider so oft. Wir wollen das alte Gute lieben und der neuern Welt ihre Helden lassen. Es ist so eigen, wie schnell sich jetzt Alles entwickelt und wie wir Resultate sehen, die man früher nur ahnte. Alles geht rascher. Leben Sie wohl und sagen mir bald ein freundliches Wort und erhalten sich gesund und froh. Grüßen Sie Ihre Familie. Karoline möchte empfohlen sein.

158.

Weimar, den 5. April 1823.

Ich habe eine Art Schüchternheit, Ihnen heut zu ſchreiben, verehrter Freund, denn ich möchte Ihnen ſo viel ſagen und weiß nicht, wie ich es ſchön genug ausdrücke. Ihre Hymne [1]) hat mich unendlich gefreut. Ich liebe ſie im Original ſehr und dachte eben daran und wiederholte mir Stellen, die ich nie vergeſſe, in den Tagen, da Sie mir auf einmal dieſe ſchön gelungene Ueberſetzung in meine Hand gaben. Es iſt ein Wohlklang und Anmuth in dem Ganzen, die unbeſchreiblich ſind. Luiſe Stichling war ſehr glücklich durch dieſe Mittheilung und Geſchenk und wird Ihnen ſelbſt danken. Hofrath Riemer hat ſie noch in der Morgenſtunde erhalten. Es iſt ein wahres Frühlingsgeſchenk. Die Gräfin Schulenburg [2]) muß dies ſchön gelungene Werk bei Frau von Stein geleſen haben. Sie hat einen großen Wunſch; ſie möchte gern ſogar einige Exemplare beſitzen. Können Sie den Wunſch erfüllen, ſo würde ich ihr es gern überbringen. Sie hat einige Schweſtern, die Poeſie lieben, denen ſie da-

1) Knebel's Ueberſetzung des Hymnus am Ende von Thomſon's „Jahreszeiten", die er der Freundin in mehrern Abdrücken geſandt hatte.

2) Oberhofmeiſterin zu Weimar.

mit eine große Freude bereiten möchte. Ich ſage es Ihnen, wie ſie es mir ſagte; es ſteht in Ihrer Willkür, was Sie thun wollen.

Bei uns kommt der Frühling auch an, aber nicht mit Jubel, ſondern mit Stürmen, die Sie in Ihrem Thale nicht ſo vernehmen. Das Grün der Wieſen und Bäume im Webicht [1]) erfreut mich, aber übrigens ſieht die Erde noch grau. Doch die Vögel ſingen ſo lieblich und es iſt Alles belebt in der Luft, wenn man des Abends im Park geht.

Ich fühle jetzt noch, wie viel ich durch die Winterkälte gelitten, und hoffe, es wird immer beſſer, je höher die Sonne, die das belebende Element iſt, kommen wird. Auch in der Nähe erſcheinen keine heitern Bilder, und ſtill und verſchloſſen wandelt man in der geſelligen Welt herum. Was das öffentliche Leben angeht, ſo iſt Widerſpruch, Misverſtändniß, Mangel an Glauben an das Gute, und der Wille dafür nicht immer an der Tagesordnung. Die Einzelnen opfern ſich auf und ihre Kräfte werden nicht geübt, wenn ihre Meinung nicht die Oberhand behält. Wenn Alles ſo wie ein mechaniſches Werk fortgehen könnte und Niemand gewaltſam eingreifen könnte, ſo wär' es für die kleinen Staaten das Beſte; aber wenn man an ein hohles Gebäude rührt, ſo ſtürzt das Ganze

1) Beim Schießhauſe auf dem Wege nach Tiefurt.

leichter zuſammen. Dieſe Betrachtungen drängen ſich mir auf, wenn ich über der Staaten Wohl verhandeln und ſprechen höre, unter uns geſagt. Um das Gute zu erreichen, muß man Empfänglichkeit dafür haben.

Daß Münchow durch Weimar kam, ohne daß ich ihn ſah, hat mich betrübt; denn Alles, was vom Rhein kommt, freut mich ſchon. Daß er auch nicht fand, was er dort (in Bonn) ſuchte, wie ſo Viele mir ſagen, thut mir leid, und ich fürchte, daß es mehr in ſeinen Anſichten liegt. Es ſind gar zu viel widerſprechende Charaktere dort, die man ohne Auswahl aufnahm; denn ich erſchrak immer, wenn Jeder, der wo anders ſein möchte, dort Zuflucht fand und ſich nicht nach dem allgemeinen Weſen fügen wollte, ſondern Jeder ſeine eigne Welt und Mittelpunkt ſein wollte. Wenn man in einer ſo reichen Natur ein gemüthliches Leben führen kann, ſo kann auch der Geiſt ſich frei und ruhig im heitern Element des Lebens bewegen. Man muß leben und leben laſſen, dächte ich. Ich glaube wol, daß Münchow nicht unzufrieden iſt, aber ich machte nur die Bemerkungen bei dieſer Gelegenheit.

Daß unſer lieber ehemaliger Garten (zu Jena) einen Bewohner wieder verlor, betrübt mich; ich möchte, daß dort das Glück wohnend bliebe. Ich bin oft im Geiſt noch in den Umgebungen, wo ich ſo glücklich war. Dort ſtörte mich nichts als zu-

weilen die Furcht vor Dieben, die ich von der Laube her befürchtete. Es iſt ein ſo ſchöner Platz. Wer wird dieſe Stelle nun bekommen?

Ich muß ſchließen und mich bereit halten, um die angelegte Kunſtſammlung im Jägerhaus [1]) zu ſehen mit der Frau von Eſchwege und meiner Schweſter und Karoline. Alles Gute ſei mit Ihnen und die Muſe Ihnen immer hold. Grüßen Sie Ihre Familie.

159.

Weimar, den 23. April 1823.

Ich habe ſo viele und mannichfaltige Dinge zu betrachten und vorzunehmen, daß ich mich gar nicht recht geeignet fühle, Sie aufzuſuchen, verehrter Freund; denn ich möchte auch gern recht angenehm ſein, wenn ich erſcheine. Doch ſoll heute der Wunſch, von Ihnen zu hören, meine Eitelkeit nicht aufkommen laſſen.

Auch möchte ich dieſen Theil von Kant, den Sie bald zurückwünſchten, nicht länger zurückbehalten. Es iſt ein unendlicher Reichthum in Allem, was er denkt, beurtheilt, und man wird nie fertig;

1) Im Jahre 1822 wurde hier eine Anzahl früher an verſchiednen Orten aufbewahrter Gemälde aufgeſtellt.

denn immer wünſchte man es ſich zu wiederholen. Doch ſind mir ſeine Betrachtungen, ſeine Philoſophie der Natur, möchte ich ſagen, immer dieſe, die mich am meiſten erheben und anziehen. Uebrigens glaube ich, daß er wol der tiefſte Denker und ſcharfſinnigſte Beobachter war. Wenn ſein Urtheil auch zuweilen nicht befriedigend iſt, ſo iſt es immer ſein Scharfſinn. Einem ſolchen Denker können es die Frauen nicht ganz befriedigt aufnehmen, daß er ſie nicht ſo würdigt, wie er ſollte. Das iſt die ewige Klage, die in mir nicht ſchweigt, auf die ich immer zurückkehre und immer mir ſage, daß dieſe Anſichten ein Mangel ſind, daß, wenn Kant auch die Poeſie des Geiſtes in ſich hätte feſthalten können, ſo würden auch ſeine Ideen über die Frauen eine ſchönere Farbe haben. So viel nur flüchtig. Ich muß zu meiner lieben Luiſe Stichling, deren Geburtstag heut iſt.

Daß ich die Bekanntſchaft des Miniſters Stein machte, rechne ich für eine große Freude. Es iſt ein ſeltner Menſch. Unſre Sorgen um die Großherzogin haben auch das Gemüth getrübt. Cotta aus Stuttgart war geſtern bei mir und ſein geiſtreiches Geſpräch, ſeine Erzählungen von den Zuſtänden dort haben mich ergötzt. Er hat Goethe doch ſeit neun Jahren nicht geſehen und angegriffen gefunden.

160.

Rudolstadt, den 26. Julius 1823.

Daß Sie, verehrter Freund, so lange geschwiegen, war nicht erfreulich und Sie thun mir sehr Unrecht, wenn Sie denken, daß ich in meinem seligen Leben, wie Sie sagen, nicht der Nachrichten meiner Freunde auch bedürfte. Sie haben sehr lange geschwiegen.

Es geht mir hier recht gut., Der Gedanke, daß ich der guten Mutter manche Stunde im stillen Frieden des Gemüths erleichtre und erheitre, thut mir wohl und läßt meine eignen Wünsche und Sehnsucht schweigen, doch nicht unterdrücken. So sehne ich mich bald nach den Ufern des Meeres und bald an den Rhein, und kann es doch nicht mit meiner Pflicht für die gute Mutter vereinigen. Uebrigens thut mir die hiesige Gegend sehr wohl. Ein Gang auf meinem geliebten Wasserdamm in der grünen Kastanien Schatten thut mir immer wohl.

Uebrigens hoffe ich, daß auch der Aufenthalt hier für meine Gesundheit zuträglich sein soll, da es hohe Zeit war, daß ich die Schwäche meiner Augennerven heben konnte. Ich habe einen sehr geschickten Arzt hier, der in Wien sich ausschließend auf Behandlung der Augenkrankheiten legte. Meine Augen selbst sind sehr gesund, nur die Augennerven bedürfen Stärkung. Ich kann auch schon wieder

viel mehr Gegenstände sehen oder beachten und lese wieder mehr ohne Unbequemlichkeit. Das Schreiben geht auch besser, und so hoffe ich mich für den Winter zu stärken, der, hoffe ich, nicht so kalt wieder wird. Diese Kälte, die so ertödtend war, hat uns wol auch den sonderbaren Sommer bereitet. Die Blumen blühen so schön, und mein kleines Zimmer liegt in Gärten, die Rosen und Lilien darbieten; die schönsten orientalischen Mohne blühen um mich. Eine kleine Winde, die in meinem Zimmer steht, die mir Emilie gezogen, freut mich stündlich; es sind so liebliche Blumen.

Ich bin die Morgen ruhig zu Hause, gehe vorher, ehe ich zu der guten Mutter gehe, in der Gegend herum, wenn es der Regen erlaubt. So vergeht die Zeit. Die Fürstin-Mutter, die auch ein ernsthaftes Augenübel hat, darf bei der feuchten Witterung nicht wie sonst im Freien sitzen; daher sehe ich sie nicht so oft, als ich möchte; auch hat sie Familienbesuche. Sie wird immer schöner und reiner gestimmt und hat eine Höhe des Verstandes erreicht, wie sie ihr wohlthun kann; sie hat einen Scharfsinn und Beobachtungsgeist, der Alles, was er in seinen Kreis ziehen will, schön auffaßt. Die übrigen lieben Landsleute, unter uns gesagt, kommen geistig nicht weiter. Nur die Jugendfreunde ausgenommen, die die Erfahrung und Theilnahme an mich bindet, bleiben mir nahe.

Wir wollen uns freuen, daß Goethe dem Licht wiedergegeben und daß er in Marienbad neue Kräfte sammelt, wenn ihm auch in der eigenthümlichen Gegend nicht immer hohe Gestalten erscheinen, und wenn er sich an den Producten seiner Schutzbedürftigen erfreut, so wollen wir dies als ein Zeichen seiner Milde hoch anrechnen. In dem einen neusten Hefte von „Kunst und Alterthum" haben sich mir diese Bemerkungen aufgedrungen. Sie lieben vielleicht auch die „Gabriele" [1])? Ich hätte es nicht sagen sollen, aber ich gestehe, daß ich diese Urtheile von Goethe mehr einer demüthigen Vorstellung seiner weiblichen Umgebung zuschreibe, und glaube, er hat sich erbitten lassen, als daß er seinem Geschmack selbst folgte. Man möchte von vielen Producten der neuern Zeit sagen, wie Shakspeare von einem unbedeutenden Menschen im „Kaufmann von Venedig": „Gott hat ihn geschaffen; also laßt ihn für einen Menschen gelten!" Das eigne Schaffen der Phantasie, sie mag arm oder reich sein, hat mir auch einen Werth, doch bin ich froh, daß diese Werke da sind, ohne daß ich sie zu lesen brauche. Deutsche Romanlectüre ist jetzt nicht viel Tröstliches, und mir däucht, es wäre nichts mehr zu sa-

1) Von Johanna Schopenhauer. Goethe's Urtheil aus „Kunst und Alterthum", IV, 1, findet sich in den „Werken," XXXII, 283 fg.

gen, wenn es nicht ein höchst bedeutendes Individuum ist, das sich ausspricht. Kleine geistreiche Erzählungen können die neuern Dichter oder Schriftsteller nur noch hervorbringen. Die Engländer sind doch darin viel weniger erschöpft und schreiben so unendliche Romane. Walter Scott hat doch immer Interesse, wo nicht hohen Schwung. Das Geschichtliche, die Schilderungen der schottischen Vorwelt, ist uns auch noch fremder und zieht dadurch an. Unsre ehmaligen Helden der Romandichter sind für jetzt keine Helden mehr.

Ich möchte so gern den „Werner" des Lord Byron lesen. Senden Sie mir etwas von Ihren Uebersetzungen; sie würden mich sehr freuen. Ich würde es versuchen, ob ich Ihrem Vertrauen entsprechen könnte, doch müßte es ganz geheim bleiben, wenn ich es wagen könnte, selbst Ihnen etwas dieser Art zu zeigen. Ich habe auch einmal eine Stelle aus „Manfred" verdeutscht.

Ich muß schließen und Sie herzlich grüßen. Sagen Sie Bernhard viel Freundliches zu seinem Geburtstag. Heut ist der Geburtstag meiner guten Mutter. Die Töchter wollen Ihnen empfohlen sein und Ihrer Frau Gemahlin. —

Den 27. Julius.

Ernst schrieb mir, daß er Ihren Herrn Sohn gefunden. Ich hoffe, daß er den Aufenthalt in der Schweiz benutzt, da er für die Natur em-

pfänglich iſt, und daß er Ihnen Zeichnungen mitbringt. Ein ſchweizer Maler, der in Weimar leider nicht anerkannt wurde und den man ganz leer abziehen ließ, hat hier beſſer ſein Glück gemacht. Er heißt Bleuer und verfertigt mit ſeinem Bruder Zeichnungen und Malereien in Gouache. Der Lichteffect iſt beſonders gut berechnet. Unſer guter Meyer war ganz betrübt, daß man dieſen wirklich verdienſtlichen Künſtler ohne Zeichen des Beifalls abgehen ließ. Die Fürſtin hat die Ehre von Thüringen gerettet; ſie hat ſchöne Landſchaften gekauft und noch beſtellt. Ich bin ſo lebhaft dadurch in die Schweiz verſetzt worden, daß ich mich ordentlich nicht der Sehnſucht überlaſſen darf. Doch fühle ich, daß es für das ganze Leben iſt, ſo etwas geſehen zu haben.

Ich beſchäftige mich überhaupt mit fremden Naturgegenſtänden, und leſe die Miſſionsberichte. Ich bin in Bengalen, am Ganges und ſeinen Ufern gewandelt, in Paläſtina u. ſ. w., auch in Jeruſalem. Manches iſt mir ſchöner vorgekommen, traurig aber die Menſchen, die Gurus, Braminen und Fakirn. Ein Fakir, der auf einem Stachelbett ruhig und heiter ſitzt und lieſt, iſt mir ganz wunderbar.

Um mich im Licht des Geiſtes zu erfriſchen, gehe ich die „Farbenlehre“ mit meinen Töchtern durch, und es iſt mir, als kehrte ich in die Regionen

des Lichts zurück, auch des geiſtigen Lichts. Wenn dort die Hindus ſich mit ihren phantaſtiſchen Göttergeſtalten herumtreiben, blicke ich hell in die Strahlen des Regenbogens und erkläre mir ſeine Geſtaltung. Die Natur in ihrer Größe und Hoheit und Einfachheit gewinnt doch den Preis. Goethe's Scharfſinn und Hoheit der Anſicht empfinde ich immer lebendiger. Wenn die Gelehrten nicht ſo verblendet wären, egoiſtiſch, eingebildet, und es wollte es einer mit reinem Sinn unternehmen, auf dem Reſultat, das Goethe gab, fortzubauen, ſo würde man unendlich weiter kommen. Es hat noch kein Phyſiker es übernommen, die Wahrheit zu finden und fortzuſchreiten, wo es doch dem einfachen Auge entgegentritt, und Goethe's Unterſuchungen beruhen auf eignen Beobachtungen, die aber Jeder unbefangen auch beobachten kann.

161.

Weimar, den 15. October 1823.

Ich hoffe, Sie ſind wohl, verehrter Freund, und genießen die Sonnenblicke der Natur in Ihren freien Umgebungen; denn jetzt bald ſcheidet ſich nach und nach die freundliche Beleuchtung und führt uns ins Dunkel des Winters. Wenn es nur kein ſo kalter Winter wie der vorige wird! Die-

ser hat mir viel Lebenskraft genommen. Ich habe mir von Luise Seidler [1]) von Italien erzählen lassen, wo seit Jänner schon die Blüten erscheinen. Das ist wol anders, als wir gewohnt sind, die wir immer feindlich das Klima empfinden.

Ich habe nun „Werner" von Lord Byron, und es ist etwas sehr Großes in der Anlage. Der Drang der Begebenheiten, die uns höchst merkwürdig, ist furchtbar und reißt wie eine dunkle Nacht mit sich fort. Aber ich kann nicht sagen, daß es einen als poetische schöne Erscheinung ergreift. „Manfred" ist mir noch interessanter, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf. „Manfred" erinnert mich an „Faust", „Werner" kommt dem „Vierundzwanzigsten Februar" näher; doch ist mir Lord Byron viel reicher, und nicht so gehäufte Motive des Schrecklichen in der Wirklichkeit. Byron's Genius ist mir groß, und Werner will sich groß machen. Was denken Sie von „Sardanapal"? Dieser soll poetisch reicher sein. Die Versetzung der Scene in diese Gegenden, wo Lord Byron seine Phantasie Spielraum gibt, ist mir interessant, doch nicht reichhaltig. So wie er im „Mazeppa" die polnischen Wüsten schildert, wie da

1) Malerin aus Jena, Lehrerin der Prinzessinnen. Im Jahre 1818 war sie nach Italien gereist, wo sie sich mehrere Jahre aufhielt.

gleich einem schaffenden Genius er die Wildniß beleben will, so erschafft er an den schlesischen Grenzen sich eine Welt. Mir ist sein Talent immer groß und schön und ich liebe ihn sehr. Die Engländer sind mir immer interessant, und ich lase lieber die englischen Journale als die „Dorfzeitung", zu der ich wenig Vertrauen habe. Sowie ich recht viel Gutes, Edles in der Nation finde, so glaube ich doch, sollen die Deutschen nicht zu viel sprechen, um nicht — platt zu werden. So habe ich ein geheimes Grauen, wenn ich von Popularität reden höre. So weit sind wir noch nicht. Bei uns muß der Mensch meistens von dem Gelehrten getrennt werden. Frau von Staël hat davon „Sur l'Allemagne" Manches wol zu streng gesagt, doch nicht unwahr vielleicht.

Ein feingebildeter, empfänglicher Deutscher, der sich in seinen ungleichartigen Umgebungen und Schicksalen die Empfänglichkeit des Gemüths erhalten hat, ist Graf Reinhard. Es hat mich gefreut, ihn wiederzusehen. Ich glaube auch, er wäre glücklicher gewesen, hätte ihn nicht sein Schicksal in so verwickelte Wege der Politik geführt, doch hat er sich alle Lebendigkeit für das innre, geistige Leben zu erhalten gewußt. Ich hab' ihm vorgestellt, wie interessant es wäre, wenn (er) seine Memoiren schriebe. Sein eignes Schicksal mag höchst interessant sein. Er hat mit so vielen Men-

ſchen giebt, ſo viel Umwälzungen erlebt. Im Ganzen hat er ſein Weſen ſo nationell erhalten, daß man die Leichtigkeit der Verwandlungen ſeiner Verhältniſſe ihm nicht anmerkt. Er könnte immer leichter für einen deutſchen Gelehrten als einen franzöſiſchen Grafen gehalten werden. Dieſe Eigenſchaft hat ihn für die Verhältniſſe ſehr wichtig gemacht; denn ſo konnte ſeine Natur das Gleichgewicht in Deutſchland, in der gelehrten Welt zumal, beſſer erhalten.

Ueber die deutſchen Gelehrten fällt mir der Naturphiloſoph Schubert ein, deſſen Reiſe in die Lombardei [1]), die erſchienen, ich wol leſen möchte. Seine Schrift über die Fixſterne und die Urwelt liebe ich ſehr. Wenn er in dieſer Art die Naturgeſchichte auf ſeinen Reiſen anwendet, ſo muß es ſehr wichtig ſein.

Ich muß ſchließen, verehrter Freund, doch erſt bitte ich Sie, mich den Ihrigen zu empfehlen, und bitte um Ihr Andenken und freundſchaftliches Wohlwollen.

---

1) „Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei."

Hier fehlen wieder mehrere Briefe, nur der Brief, worin Frau von Schiller ſich verabſchiedet, liegt uns vor.

162.

Weimar, den 24. Mai 1825.

Ich ſende Ihnen, verehrter Freund, die beiden Bände von Kant's „Kleinen Schriften" zurück. Der Gehalt dieſer Bücher mag die lange Zeit entſchuldigen, die ich Sie davon beraubt habe. Wenn ich nicht nächſten Montag abreiſte, ſo hätte ich vielleicht noch gezögert und immer auf Ihre Nachſicht gehofft.

Ich reiſe zu meinem älteſten Sohn vor der Hand, den ich lange nicht ſah. Es iſt mir nöthig, die Freude des Wiederſehens. Auch meine Geſundheit wird ſich in friſcher Bergluft ſtärken; denn ich werde auf einem Berg wohnen. Es iſt eine ſchöne, reiche Natur, die mein wartet.

Ich hoffe, Sie bleiben wohl und kräftig in dieſem Sommer und denken im Saalthal der Freunde, die weiter hinaus rücken in der Welt. Ob Sie gleich ſeit einiger Zeit mir kein Lebenszeichen gaben, ſo hörte ich doch durch Frau von Stein von Ihrem Wohlbefinden. Meine Schweſter hat mir ſchon längſt aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß, ſobald ihr neues Werk[1]) gedruckt iſt,

1) „Erzählungen von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien."

ſie Ihnen mit Vergnügen ein Exemplar ſenden wird.

Leben Sie wohl und empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin und Bernhard und vergeſſen mich nicht. Meine Töchter empfehlen ſich Ihnen ſchönſtens. Möge es Ihnen wohl ſein!

Der Tod des Lord Byron ſchmerzt mich tief. Welche Kräfte ſind uns verſchwunden! welcher hohe, einzige Geiſt! Ich möchte wol Näheres über den Zuſtand ſeines Gemüths in der letzten Lebensperiode wiſſen.

Anhang.

1. Heron an Knebel [1]).

Und nun noch zu der Gesundheit
Meines Freundes, den ich liebe,
Leer' ich aus ein Glas Madera
Selbſt auf der glückſel'gen Inſel [2]).

Ja, mein lieber Freund, hier bin ich auf der Inſel Madera, und ſeitdem ich da bin, welches nur fünf Tage iſt, habe ich wenigſtens tauſend mal an Sie gedacht. Ich habe Herder's ſchöne Romanze in der Zeit oftmals geleſen, und zu jeder

1) Vgl. oben den erſten Brief; Herder's Brief an Knebel Nr. 7. Wir geben Heron's Brief mit Verbeſſerung der ſtörenden Sprachfehler.

2) Anklingend an den Anfang der von Herder aus dem Spaniſchen übertragenen Romanze „Madera"

Und zum Schluſſe dieſes Feſtes
Koſten wir ein Glas Madera
Süß und traurig: zum Gedächtniß
Aller unglückſel'gen Liebe.

Zeit habe ich ein wehmüthiges Gefühl bekommen, welches ich nicht ausdrücken, aber desto stärker empfinden kann. Die „schönen Thäler, schönen Hügel", die, ob sie gleich nach einem viel größern Maßstab sind, denen zu Jena gleichen, haben mich zu der Erinnerung geführt, mit wem begleitet ich durch diese zu wandern pflegte, und wie sehr habe ich nicht gewünscht, daß er hier bei mir wäre, wo wir uns der herrlichen Natur in diesem Welttheil erfreuen könnten und in der Betrachtung die Freude ähnlich empfindender Seelen genießen. Vielleicht dächten wir nicht ganz auf einerlei Art, aber gewiß wären unsre Empfindungen die nämlichen.

Diese Insel hat sehr merkbar etwas Eignes in ihrer Bildung, und die Spuren, daß sie durch einen Vulkan entstanden ist, sind zu stark, als daß man Zweifel darüber erregen könnte. Die ganze Insel scheint mir ein einziger Berg gewesen zu sein, welcher jetzt durch unzählige Thäler und Klippen durchschnitten ist, die aber alle von der Spitze bergab ihre Richtung nehmen, und sehen gerade aus, als ob sie Gleise gewesen wären, worin die Lava abgeflossen. Ich habe keine Zeit gehabt, die Insel zu durchreisen, und Sie wissen wohl, daß ich kein so starker Naturforscher bin, daß meine Bemerkungen lehrreich oder tiefsinnig sein sollten. Die Menschen sind es, die ich überall am liebsten betrachte, und einige vortreffliche habe

ich hier gefunden. Die Inſel iſt ganz durch britiſche Kaufleute unterhalten, ohne ſie wäre ſie nur ein dürrer Fels.

Ich bin jetzt auf der Reiſe nach Oſtindien mit meinem Regiment, und das Schiff, worauf ich bin, hat ſich hier aufhalten müſſen, um Wein einzunehmen. Wir haben drei Compagnien Soldaten auf dem Schiff, und wir ſuchen die Zeit recht angenehm zuzubringen. Jetzt finde ich, wie ſchätzbar die Bücher ſind, die ich mit mir aus Deutſchland gebracht habe. Es thut mir aber leid, daß ich Goethe's Werke nicht bekam. Da ich nicht ſo glücklich war, ſeine nähere perſönliche Bekanntſchaft zu machen, die ich wünſchte, ſo hätte ich dafür einigermaßen einen Erſatz gehabt, wäre ich im Stande geweſen, ſeinen Geiſt mit mir zu führen. Doch was iſt, muß ſein; ob es recht iſt, das iſt eine andre Sache, und das überlaſſe ich dem Pope zu unterſuchen.

Jetzt, mein lieber Knebel, wird der Raum, der uns trennt, immer größer und größer. Denken Sie aber ja nicht, mein guter Freund, daß ich Sie je vergeſſen habe oder vergeſſen kann; nein, das iſt unmöglich. In dem Verhältniß, wie ich mich von Ihnen entferne, wird die Kette, die uns zuſammenſchließt, ſtärker geſpannt, ſie wird aber nie zerbrechen. Nach welcher Ecke der Welt ich kommen mag, werde ich mit Vergnügen an Sie

denken und mich Ihrer Freundschaft erinnern. Gewiß haben Sie meine Adresse in London nicht verloren. Lassen Sie mich bald von Ihnen hören, daß, wenn ich unter den Braminen bin, ich erfahre, daß deutsche Biedermänner sich um mich bekümmern.

So viel schlechtes Deutsch ist ja wol zu viel. What are you all about at Weimar? How does my sweet, soft little friend Schardt, my amiable Imhoff and philosophical Stein? how does the Duke and Duchess and every body? Be assured I am very anxious to get news of every. Do you sometimes reside at our old Jena? There is a kind of sympathetic glow about me when I think of it. My good worthy friends whom I shall ever esteem the Churchcounsellour (Herder) and his wife I have behaved very ill to in not writing but my regard is not thereby lessened. Give my warmest kind wishes to them and to all my friends of which I flatter myself I had some sincere ones with you. Do you ever see or hear about Rudolstadt? There is a charm in the very name. O days, happy days, days of whose happiness I was not aware, but my friend we must labour this. Present my most profounds respects to the Duke, Duchess an Duchess mother. Assure them I shall ever remain grati-

full for all their favours. Adieu my dear friend. Leben Sie wohl auf ewig und vergeſſen Sie ja nicht

Your affectionate friend

H. Heron.

I have given a friend of mine of this island a lettre to you who means to travel into Germany [1]).

2. Frau von Schiller an Fräulein von Boſe.

Weimar, den 3. September 1814.

Liebes Boschen, ich dachte nicht, daß ich meinen Brief, der durch liebe Hände geht, ſo bald ſchreiben müßte! Daß unſre Fürſtin [2]) ſich ſo ſchnell von uns entfernt! Es iſt wol nöthig, daß ſie nach der Vorſchrift das Seebad brauche. Gott gebe ſeinen Segen! Merklich beſſer finde ich ihr Ausſehen, und in ruhigen Umgebungen iſt ihre Kraft auch wiedergekehrt wie ſonſt. Aber das Herumtreiben iſt ſie doch noch nicht gewohnt, und ich

1) Auf der Rückſeite des Briefs ſteht p. adress de vôtre très obëissant serviteur Pierre H. Hinrichsen. Lisbonne, 17. Mai 1788.

2) Die Erbprinzeſſin Karoline von Mecklenburg, die von Töplitz zurückgekehrt war.

weiß wohl, daß man hier zu sehr im Schwindel fortlebt, und daß manche Natur sich weder Ruhe gönnt, noch sie sucht. In spätern Zeiten des Lebens, wo das Herz wie der Geist eine bestimmte Richtung hat, ist das Leben als Leben selbst von außen recht ermattend. Ich weiß und verstehe diese Anstrengungen, da ich so oft selbst fühle, wie wohl das ruhige, gleichförmige Leben beruhigt. Mit Schmerz weiß ich unsre Fürstin jetzt hier, weil ich sie weniger sehen kann als das erste mal [1]); denn es ist natürlich, daß ihr Gemahl, der sie seit lange nicht sah, ihre übrige Familie sie sehen wollen, so oft wie möglich. Die Abende, die ich vor der Badereise bei ihr zubrachte, ist sie so müde, daß ich nicht sie stören möchte. Ich gehe zuweilen an ihre Fenster, um mich nur zu trösten, daß sie da ist. Gegenwärtig ist sie meinem Herzen ewig und klar und nahe, wie meine Liebe zu ihr. Aber schön ist es doch, sie in einem Raum, den man durchgreifen könnte, zu wissen. Diese geliebte Gestalt! dieses edle Herz! man fühlt so gern alles Gute und Schöne in seiner Nähe. Heute werd' ich sie leider auch nicht viel sehen können; denn da Geburtstag [2]) ist, wird Familienfrühstück sein. Heut Abend ist Cour.

1) Sie war vom 10. bis zum 23. Juni in Weimar gewesen.

2) Des Herzogs Karl August, der am 1. Septem-

Liebes Boschen, an Ihr treues Herz will ich meine Wünsche legen. Ich weiß, wie Sie unsre Prinzeß lieben; ich fühle Alles, was Sie über ihre Reise in ein südliches Klima sagen, alle Gründe, die sie zu ihrem geliebten Töchterchen[1]) treiben. Aber ich gestehe, daß ich sie mit einem Schmerz in das angreifende Klima zurückreisen sehe, der mir oft tief, tief das Herz zerreißt. Ich habe in meiner Angst auch den Erbprinz gebeten, Alles zu thun, um die geliebte Fürstin zu bereden; er fühlte meine Gründe. Mit ihr selbst will ich heut noch zu sprechen suchen, damit sie meine Gesinnungen, meine Wünsche weiß. Liebes Boschen, aber ich kann nicht über den Gedanken ruhig werden, daß, wenn sie zurückkommt, sich freut, sich augenblicklich erleichtert fühlt, sie den Plan zur Reise aufgibt und vielleicht, wenn sie alsdann das Wetter scheut, sich mit der Hoffnung hinhält, und es alsdann zu spät ist! Wäre sie gleich von hier aus nach Nizza gegangen, so wäre der Schmerz über das vereitelte Wiedersehen des geliebten Kindes vielleicht auch angreifend gewesen, aber doch sind die Gründe durch Vernunft zu beseitigen, weil in dem Alter nur körperliche Pflege nothwendig,

ber, vom größten Jubel festlich bewillkommt, zurückgekehrt war.

1) Der jetzigen Herzogin von Orléans, geboren am 24. Januar deſſelben Jahres.

und die Liebe und Sorge nur im Herzen der Mutter sind. Später würde ihr dies geliebte Kind dieses Opfer, das sie jetzt gebracht hätte, mit Entzücken gedankt haben, da sie sich ihr Leben dadurch gefristet und gestärkt haben könnte. Prinzeß Marie, die ihrer auch vielleicht mehr bedarf, würde doch durch ihre Briefe zum Guten angehalten werden, und sie könnte auf ihren Geist wirken in der Entfernung; denn der Segen eines solchen Gemüths ist nicht auf den Raum beschränkt. Die einzige Bitte thue ich an Sie, nun auch, wenn unsre Fürstin ihrer Zusage gedenkt, wenn sie fühlt, daß ihr Zustand verschlimmert wird, daß Sie da Alles anwenden, durch keine ihr Herz ergreifende Ahnung nur Zweifel zu erregen, ob sie reisen könne. Ich weiß, daß sie sich selbst am besten leitet und fühlt, aber in diesem Punkt, wo ich wohl fühle, wie viel Gründe ihr Herz findet zu bleiben, muß aber doch jede Rücksicht schweigen, wenn die Nothwendigkeit gebietet. Was wären ein, zwei, drei Jahre, wenn sie eine dauerhafte Gesundheit erhalten könnte! Ich möchte alle Opfer für dieses theure Leben bringen können, möchte alle Kräfte des Himmels wie der Erde bewegen können. Wenn die Aerzte nur bestimmt entschieden hätten!

Ich bin oft so unglücklich in diesen Tagen gewesen, daß ich kaum wußte, wo Trost finden! Es fühlt Niemand mit mir wie Sie Hoheit, unser

Erbprinz, meine Schweſter und andre Freunde; die Andern, die am nächſten ſind, haben nicht die Anſicht und ſind ſich ſelbſt am härteſten; alſo verſtehen ſie auch nicht dieſe Sorge, dieſe Angſt. Gott wird rathen und helfen und unſre geliebte Fürſtin leiten; aber nur bald ſoll ſie ſich entſchließen. Hätte ſie dieſe Hinreiſe und wieder dahin, wo ihr Weg ſie nach dem Süden führte, berechnet, ſo wäre ſie bald in Nizza, und die neuen Kämpfe, die ihr dieſe Trennung koſten wird, würden nicht auch wieder ihr Gemüth beſtürmen.

Von Ihrer Freundſchaft, liebes Boschen, kann ich es hoffen, daß Sie jeden Zweifel leiſe zurückweiſen, wenn es zur Sprache kommt, daß das Mittel verſucht werden muß. Sie ſelbſt durch Ihre Liebe, Ihre zarte Theilnahme an dem geliebten Kind ſind eine Beruhigung mehr und unſrer Fürſtin ein großer Troſt. Ach wenn ſie nur einen Winter nicht vom rauhen nördlichen Klima angegriffen würde, könnte ihre ganze Conſtitution eine Feſtigkeit für Jahre gewinnen. Wenn man dieſes Mittel in Händen hätte und es verſäumte — ich kann mir dieſen Gedanken nicht denken.

Bei der heiligen Nähe unſrer Geliebten, die uns ſegnen aus einer andern Welt, beſchwöre ich Sie, immer offen und klar mir über unſre geliebte Fürſtin zu ſchreiben. Die Ungewißheit iſt das Peinlichſte im Leben. Nicht wahr, liebes Boschen,

Sie versprechen es mir? Die Tann[1]) ist mir unbeschreiblich lieb geworden. Mit ihr habe ich über unsre Fürstin sprechen können; ich habe ihr meine Sorgen, meine Gründe ans Herz gelegt. Eine Natur, die solcher Liebe und Treue fähig ist, ist ein wahres Kleinod.

Ich bin froh, daß Tinette[2]) noch kam; denn ich kann nicht begreifen, daß sie früher nicht Alles im Stich ließ, um unsre Fürstin zu sehen. Ich bin gar zu zerstreut, unruhig, liebes Boschen, und hätte so gern ruhig bedacht, was ich Ihnen senden könnte von mir; denn ich weiß so gern etwas von mir bei Ihnen. Aber es wird weder etwas fertig noch mir recht. Sie machen so viel schöne Arbeiten, daß ich nur durch etwas ganz Besonderes Effect machen könnte, und dazu sieht es viel zu zerstört in mir aus. So viele kleine Geschäfte und Sorgen bringt die Zeit hervor; die Nähe meines Ernst veranlaßt tausend kleine Geschäfte, die wir selbst besorgen. Karolinchen, die nun bei mir ist, fodert Umgang, fortwirkende Ausbildung und Aufmerksamkeit. Sie hat einen Ausdruck von Reinheit, Sanftmuth, der mich oft tief rührt. Ich denke oft, so ein Wesen gehört der Erde nicht.

Gestern Abend war sie auf dem Ball, wo sie sich so bescheiden und einfach zeigte, und so an-

1) Hofdame der Erbprinzessin Karoline.
2) Von Reitzenstein. Vgl. oben S. 113, 249.

ständig. Der Maler Kügelgen ist hier; dem fiel sie sehr auf, und ich fand im Stillen, daß sie den wahren jungfräulichen Ausdruck hat, und dabei nicht verlegen, nicht schüchtern, sondern immer gut und offen. Gegen die andern jungen Mädchens ihres Alters zeichnet sie sich recht aus, die so weltlich und begierig den Freuden nachlaufen. Ich bin bis halb 2 Uhr geblieben; denn ich wollte ihr keine Entsagung auflegen. Aber eine solide Mutter, auf deren Sorgfalt ich zählen könnte, wäre mir unter den Freundinnen recht erwünscht; denn es ist recht ermattend, so lange der Welt anzugehören, worin man nichts zu thun hat noch findet.

Ernst hat sich nicht präsentirt; er meinte, er möchte lieber erst etwas geleistet haben, um sich unsrer Fürstin würdig zu zeigen. Ich kann jetzt ihn nicht bereden, öffentlich viel sich zu zeigen, weil es ihn Zeit kostet und der Militärgeist die Menschen alle in Uniformen steckt. Da fühlt sich denn ein Mensch seines Alters nicht an seinem Platz ohne Abzeichen. Er war einmal im schwarzen Hofrock am Hof; da war er ganz betrübt, daß er so gelehrt ausgesehen.

Daß ich Knebel diese Woche noch sah, freute mich; daß ich seine Niece sah, rührte mich. Ach, ich wußte, wie gern sie die geliebte Henriette hatte; und sie allein fehlt uns unter den irdischen Erscheinungen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lotte v. Langefeld

Pfeiffer

B.C
MUENCHEN

Schiller und Lotte.

1788. 1789.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Schiller und Lotte in den Jahren 1788 und 1789 überreiche ich dem deutſchen Publikum als ein theures Vermächtniß meiner ſeligen Eltern. Nachdem ich lange gekämpft hatte, ob ich es der Oeffentlichkeit übergeben ſollte, ſiegte die Ueberzeugung in mir, jedem Schiller zugewandten Herzen würde dieſe Gabe willkommen ſein.

Die bedeutendſten Briefe Schillers fanden durch Caroline von Wolzogen in dem Leben Schillers wie in deren Nachlaß ſchon eine Veröffentlichung. Doch ein ganzes treues Bild der ſchönen Zeit der Liebe Schillers

und Lottens konnte nur in dieser Briefsammlung gegeben werden.

Bei Anordnung und Zusammenstellung stand mir ein Freund unserer Familie, Professor Dr. Heinr. Hennes von Mainz, treulich zur Seite, und ihm verdanke ich, was meinen Frauenhänden unmöglich war.

Greifenstein ob Bonnland,
im September 1855.

Emilie von Gleichen-Rußwurm
geb. von Schiller.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Im Juli 1787 war Schiller von Dresden, wo er das Jahr vorher Don Karlos vollendet hatte, nach Weimar gezogen. Was ihn hier hauptsächlich beschäftigte, war die Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Einsam genug lebte er in Weimar; da er von dem weitern Kreise von Bekannten, in den er Anfangs hineingezogen worden, immer mehr sich entfernte. Am 19. November meldet er seinem Freunde Körner, daß er ganz seinen Arbeiten lebe, selten jemand sehe außer im Fluge. „Den Klubb versäume ich," schreibt er, „die Komödie besuche ich selten, und in den Häusern gehe ich vollends zu niemand."

In dies einsame und freudenlose Leben fiel bald ein lichter Strahl! Wenige Tage nach der Absendung jenes Briefes erhielt er wiederholt die dringende Aufforderung seiner mütterlichen Freundin, der Frau Henriette von Wolzogen, bei der eben ihr Sohn Wilhelm zum Besuch war, zu ihr nach Meiningen zu kommen. Er entschloß sich zur Reise, — gegen seine Neigung, „aus wirklichem Pflichtgefühl," wie er uns später berichtet.

Und doch war es diese Reise, die ihm alles Glück seiner Zukunft zuführte!

Auf der Rückkehr, bei der ihn Wilhelm von Wolzogen begleitete, kamen sie am 6. December nach Rudolstadt. Gegen Abend ward Schiller durch seinen Gefährten bei einer, diesem durch Bande der Verwandtschaft und der Freundschaft eng verbundenen Familie eingeführt.

Er lernte Lotte von Lengefeld kennen; und ein vorher nie geahntes reiches Lebensglück fing an vor ihm aufzublühen.

Zwar nur wenige Stunden dauerte der Verkehr dieses Tages. Am andern Morgen kehrte er in seine Einsamkeit nach Weimar zurück.

Aber eine glückliche Fügung war es, daß Lotte zu Anfang des Februar auf einige Zeit nach Weimar gehen konnte. Eine Rudolstädter Freundin war mit ihr. Wiewohl Schiller sie nicht oft sah, näherte er ihr sich doch mehr und mehr. Für ihre Lektüre durfte er ihr Bücher senden. Auch das gemeinsame Interesse an Wolzogen, dem abwesenden Freunde, brachte sie einander näher. Bald wurden den übersandten Büchern kleinere oder größere Billets beigelegt.

Als die Zeit der Abreise kam, wünschte Lotte von ihm ein Stammbuchblatt zu haben. Er schrieb damals an sie Folgendes:

1.

Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Man kann den Menschen recht gut sein, und doch wenig von ihnen empfangen; dieses, glaube ich, ist auch Ihr Fall; jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat; dieses wird oft von der Gesellschaft (ja oft von guter Gesellschaft) eingeschränkt; aber die Einsamkeit giebt es uns wieder, und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie, in der Hof- und — -Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andre Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind gern meine eigne Denkungsart unterschiebe.

Heute würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, Sie besuchen zu dürfen; aber ich bin schon von gestern her engagirt, eine Partie Schach an Frau von Koppenfels zu verlieren. Wie sehr wünschte ich nun, daß Sie eine Besuch-Schuld an sie abzutragen

hätten, und daß Ihr Gewissen Sie antriebe, es heute zu thun. Die Tage haben für mich einen schönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen. Von Wolzogen habe ich gestern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angenehmen Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er — und vorzüglich in Rudolstadt — genossen hat. An Frau von Kalb habe ich von Ihnen eine Empfehlung bestellt. In das Stammbuch will ich morgen schreiben. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Bald darauf sandte er ihr dies Stammbuchblatt:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
  Umhüpft — so, Lotte, spielt um Dich die Welt,
Doch so, wie sie sich malt in Deinem Herzen,
  In Deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
  Die jeder Deiner Blicke siegreich zählt,
Die Deine sanfte Seele Dir erzwungen,
  Die Statuen, die — Dein Gefühl beseelt,
Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen,
  Die Wunder, die Du selbst gethan,

Die Reize, die Dein Daseyn ihm gegeben,
Die rechnest Du für Schätze diesem Leben,
Für Tugenden und Erdenbürgern an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'gem Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn — der diesem trotzen kann!

Froh taumelst Du im süßen Ueberzählen
Der Glücklichen, die Du gemacht, der Seelen,
Die Du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen Dich herab.
Den Blumen gleich, die Deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken;
Betrachte sie, — doch pflücke sie nicht ab!
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu Deinen Füßen liegen,
Je näher Dir — je näher ihrem Grab.

Weimar den 3. April 1788.

Fridrich Schiller.

In der Sammlung seiner Gedichte steht es mit wenigen Strichen also verändert und verschönert:

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Freundin, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt —
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Daseyn ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend —
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann!

Froh taumelst du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge!
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.

Geſchaffen, nur die Augen zu vergnügen —
Welk werden ſie zu deinen Füßen liegen,
Je näher dir, je näher ihrem Grab.

Als Lotte das Stammbuchblatt erhielt, ſetzte ſie ſich hin, einige Zeilen an ihn zu richten, ihm zu danken. Es war das erſte Mal, daß ſie an ihn ſchrieb. Mit dieſem Billet beginnt die ſchöne Reihe ihrer Briefe.

2.

Ihr Billet erhielt ich heut bei meinem Erwachen und danke Ihnen herzlich, daß Sie mir die Zeilen in mein Buch ſchrieben. Sie ſollen mir immer als ein Zeichen Ihres Andenkens werth ſein. Daß ich Sie nicht ſo oft ſehen kann, als ich's wünſche, thut mir leid! (Denn ich berechne die Grade meiner Freundſchaft nicht ſo gewiſſenhaft; meine Freunde, alt oder neu, ſind mir gleich lieb; denn es war nicht der Werth der ältern, der mich ſie früher ſchätzen lehrte, ſondern ein Zufall des Schickſals, der mich eher ihre Bekanntſchaft machen ließ). Wohl bin ich oft in Verhältniſſe verflochten, die ich nicht abzerfen kann; denn Sie wiſſen ſelbſt, wie es geht, wenn man an einem fremden Ort iſt, daß man da weniger von ſich ſelbſt abhängt. Ich hoffte,

Ihr Aufenthalt in N. würde mir manchen Ersatz für das geben, was ich hier versäumte; aber Sie sprechen heute so unbestimmt davon, daß es mich betrübt. Ich dachte eben ehe ich Ihr Billet erhielt daran, daß es doch mir so lieb sein würde, daß Sie manchen schönen Morgen, manchen stillen Abend mit uns der schönen Natur sich freuen würden und Sie durch Ihre Gesellschaft uns so viel Freude machen könnten. Doch vielleicht kann sich noch Manches wieder ändern! Meine Abreise ist noch nicht so bestimmt als ich's glaubte. Auf diesen Abend sind wir leider schon bei Frau von Stein versagt. Haben Sie aber keine Abhaltungen, so kommen Sie Nachmittags, und dies recht bald; wir sind um drei Uhr schon ganz mit unserm Mittagessen fertig. Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Ihrer oft gedacht habe, ob ich gleich Sie nicht sehen konnte.

Lotte v. Lengefeld.

Aus derselben Zeit ist das hier folgende Billet. Lotte wohnte in Weimar bei Frau von Imhoff. Dies zum Verständniß desselben.

3.

Ich fürchtete, daß Sie uns heute wollten die Freude machen, uns zu besuchen. Ich sage fürchtete, weil

Frau von Imhoff eben einen ſtarken Gaſttag heute hat und alſo nicht Ihrer Geſellſchaft genießen kann. Es thut mir ſehr leid, glauben Sie mir, denn ich ſah Sie recht lange nicht. Hat aber die Comödie morgen nichts Anziehendes für Sie und wollen Sie da zu uns kommen, ſo werden Sie mit vielem Vergnügen erwartet werden. Leben Sie wohl!

Lotte Lengefeld.

Schiller antwortete hierauf:

4.

Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie handeln auch ſehr grauſam an der armen Komödie, daß Sie ſie gerade in dasjenige Licht ſtellen, wo ſie ſich am allerkläglichſten ausnimmt, nämlich in eine Alternative mit Ihnen. Es könnte mich beinahe ärgern, daß ſie nicht beſſer iſt, oder daß es nicht irgend ſonſt eine Freude gibt, um Ihnen zeigen zu können, wie gerne ich ſie für das größere Vergnügen verſäume, um Sie zu ſein. Hier könnten Sie mich zwar erinnern, wie lange Sie ſchon hier ſind, und wie wenig ich mir dennoch Ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht habe; aber glauben Sie mir für jetzt, daß dieſes Letztere das Erſte ſo wenig umſtößt,

daß ich vielmehr, wenn ich mich ſelbſt gewiſſenhaft darum befrage, eins durch das andere erklären muß. Mein Aufenthalt in Rudolſtadt (worauf ich mich freue, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe) ſoll mich für das Verſäumte ſchadlos halten, wenn anders eine Verſäumniß von dieſer Art nachgeholt werden kann; und alsdann, gnädiges Fräulein, hoffe ich Sie auch zu überzeugen, wie wenig meine bisherige ſeltene Erſcheinung bei Ihnen der Unfähigkeit zuzuſchreiben war, den Werth Ihres Umgangs zu empfinden. Ich fühle, daß dieſes Billet Ihnen nicht ganz verſtändlich ſein wird; aber das hat auch ſein Gutes; Sie werden dadurch gezwungen ſeyn, es noch einmal zu durchleſen, und um ſo weniger wird Ihnen dasjenige entgehen, wovon ich Sie vorzüglich überzeugen wollte — meine ehrerbietigſte Achtung für Sie.

Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenſter, und wie ich hinaus ſehe, ſind Sie's. Ich habe Sie geſehen, und das iſt doch etwas für dieſen Tag. Doch da Sie nunmehr ſchwerlich mehr allein ſein werden, ſo muß ich dieſes Billet bis morgen früh erſparen.

Schiller.

5.

Ich ſchicke Ihnen die verlangte Geſchichte von Schottland; das engliſche Original habe ich nicht bekommen können. Laſſen Sie ſich das Leiden der armen Königin zu Herzen gehen.

Ich verlaſſe mich darauf, Sie dieſen Abend zu finden. Sollten Sie ſich aber unterdeſſen anders beſonnen haben, ſo haben Sie die Gnade, es mich wiſſen zu laſſen. Neulich habe ich meine Oſtereier mitzunehmen vergeſſen; gleich zu Hauſe fiel mir's ein und ich ſchenke Sie Ihnen nicht. Ich glaube, Sie ſagten mir, daß Sie zu Fräulein von Göchhauſen gehen würden. Werden Sie da noch zeitig genug nach Hauſe kommen? Darüber bitte ich mir einige Nachricht aus.

Schiller.

6.

Eben erhalte ich vor einigen Stunden die Nachricht, daß eine Gelegenheit von Rudolſtadt hier iſt, und da wünſchen meine Mutter und Schweſter, daß ich mit käme! Um ihnen Freude zu machen, muß ich doch die meinigen aufopfern; denn ich fühle es wohl, daß ſie mich gern um ſich haben. Ich reiſe morgen Mittag

also ab, aber mit einem schweren Herzen, da sich zumal die freundliche Aussicht, meine Charlotte Kalb wieder zu sehen, mir zeigte. — Und auch Sie verlasse ich ungern; denn Ihr Umgang (ich mag nicht Freundschaft sagen, weil Sie das Wort nicht gern haben) hat mir manche Freude verschafft. Wollen Sie die Güte haben, mir die übrigen Theile von Tom Jones mitzugeben — ich habe den ersten auch noch nicht ausgelesen — so werden Sie mir Vergnügen damit machen. Sobald ich's gelesen, sollen Sie's richtig wieder erhalten. Vielleicht giebt die Einsamkeit und der Zug, mich aufzuheitern, den Ausdrücken und Bode'schen Anmerkungen mehr Reiz, und er gefällt mir wohl noch besser als hier. Die Hoffnung, Sie bei uns zu sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie sobald als Sie können. Ich hoffe, die Bibliotheken in R. haben alles was Sie nöthig haben zum Nachschlagen. — Daß Sie eben nicht wohl sind, ist mir leid. Ich war heut bei Frau von Schardt zu Mittag, da hörte ich's. Leben Sie wohl, recht wohl, — wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll; und denken Sie meiner. Ich wünsche, daß es oft geschähe. Sagen Sie der lieben Kalb, was Sie nur Schönes sich ausdenken können von mir; und kommen doch so bald als möglich zu uns. Adieu. Adieu.

Lotte Lengefeld.

7.

Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte, und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseins auch die meinigen waren und die meinigen sein konnten, so war mir Ihr Hiersein doch schon an sich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sei? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache — aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als

ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein.

Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin. Keine Correspondenz, Gott bewahre! das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir doch Nach-

richt geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann. Heute Mittag hätte ich Sie also bei Schardts ſehen können, wenn mein guter Engel mich zu rechter Zeit erinnert hätte. Aber ich war wirklich nicht ganz wohl, um in eine ganz fremde Geſellſchaft zu gehen. Sehen will ich Sie vor Ihrer Abreiſe nicht mehr. — Abſchiede, auch auf kurze Zeit, ſind etwas ſo Trauriges für mich. Vielleicht ſehe ich Sie im Vorbeifahren noch; ich vermuthe auch, daß Sie jetzt immer umringt und beſchäftigt ſein werden.

Frau von ** wird um ſo mehr beklagen, Sie nicht mehr hier zu finden, wenn ſie hört, wie nahe ſie dabei war.

Leben Sie alſo recht wohl, beſtes Fräulein, erinnern Sie ſich manchmal und gern daran, daß hier jemand iſt, der es unter die ſchönſten Zufälle ſeines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.

Vom Jones folgen hier noch drei Bände; die übrigen ſind von der Bode'ſchen Ueberſetzung noch nicht heraus. Verlangen Sie ſie aber, ſo kann ich ſie Ihnen in einer andern nach Rudolſtadt nachſchicken. Ihrem Hauſe empfehlen Sie mich recht ſchön, und ſuchen Sie zu machen, daß ich da ein wenig willkommen bin. Adieu. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

8.

Weimar den 11. April 1788.

Sie werden in Rudolstadt nun wieder eingewohnt sein, mein bestes Fräulein, und bei diesem schönen Wetter sich Ihrer ländlichen Einsamkeit freuen. Die Vergnügungen der Geselligkeit, wie man sie in Weimar und solchen Orten findet, werden gar oft durch Langeweile und Zwang gebüßt, den nothwendigen Uebeln in den leidigen Assembleen. Diesen sind Sie jetzt glücklich entronnen und Ihr Familienkreis, fürchte ich, wird Sie für Alles schadlos halten, worauf Sie in Weimar vielleicht einigen Werth gelegt haben. Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie sein darf! Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edeln Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammen gerathen — oder nie mehr getrennt werden.

Seitdem Sie Weimar verlassen haben, ist die Erinnerung an Sie meine beste Gesellschaft gewesen. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die nachkommenden verweilen läßt. Was

für ſchöne Träume bilde ich mir für dieſen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein theuerſtes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch iſt es ſo weſentlich für mich, zu wiſſen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in ſo kurzer Zeit geworden ſind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig iſt. Könnte ich hoffen, daß von der Glückſeligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entſagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu ſein! Wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

Sie haben mir ſelbſt einmal geſagt, daß eine ländliche Einſamkeit im Genuß der Freundſchaft und ſchöner Natur Ihre Wünſche ausfüllen könnte. Hier wäre ſchon eine Uebereinſtimmung zwiſchen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann ſich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug iſt, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Phantaſie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders,

oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr so denken. Beides fürchte ich, und ich sehe ein, wie sehr ich Ursache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben.

Wie leben Sie jetzt in R.? Wie haben Sie es da wieder nach der kleinen Abwesenheit gefunden? Ich kann mir recht wohl denken, wie ungeduldig man sich nach Ihnen gesehnt hat. In einem so engen Kreise ist eine solche Lücke sehr fühlbar; und wahrhaftig, das Opfer war groß, das Ihre Familie Ihnen gebracht hat, Sie so lange zu entbehren. Sie hatten den Vortheil der Zerstreuung, des Neuen und der Menge; den Ihrigen fehlte dies Alles. Jedes unter ihnen hat wahrscheinlich für das Eine eine eigenthümliche besondre Vertraulichkeit, die es nicht für das Andre hat. Manche Empfindungen, die Sie einer Schwester mittheilen, behalten Sie vor einer Mutter zurück und auch umgekehrt. Alles dieses hat also während Ihrer Abwesenheit unter dem Schlüssel bleiben müssen. Habe ich nicht Recht? Und mit je weniger Menschen man lebt, desto mehr bedarf man dieser wenigen.

Seitdem Sie weg sind, habe ich niemand von Ihrer hiesigen Bekanntschaft gesehen, ich kann Ihnen also auch nichts davon hinterbringen. Einer meiner

intimsten Freunde, der mich dieser Tage hier besuchte, veranlaßte mich, ihn nach Gotha zu begleiten. Frau von Kalb war gerade da, wie ich dort ankam, aber ich habe sie nicht gesehen. Sie war nicht ihr eigener Herr; ich hätte bis den andern Tag warten müssen, und dieses konnte ich nicht. Morgen, höre ich, soll sie zurückkommen.

Schade, daß Sie jetzt nicht mehr hier sind. Sie würden öfters spazieren gehen und sehen könnte ich Sie wenigstens mehr. Es ist jetzt gar freundlich und schön im Stern und im Garten, und die Nachtigallen schlagen. Ihren Favorit, die Schnecke, habe ich heute bewundern gehört; der Herzog selbst nahm sie in Schutz, und hat ihr Gnade widerfahren lassen.

Haben Sie indessen meiner auch wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterstanden, Ihnen diesen Auftrag zu geben; aber Sie waren ja so gütig — und können Sie mir verdenken, wenn ich diese Gelegenheit hurtig ergriff, die Sie an mich erinnern wird? Aber die nothwendigsten Meubles müßte ich auch dabei haben, wenn es nur irgend möglich ist; alsdann auch, wenn es angeht, die Kost; doch diese soll den Handel nicht rückgängig machen, wenn es damit Schwierigkeiten hätte, weil ich sie mir aus der Stadt würde holen lassen können. Noch einmal, bestes Fräulein, verzeihen Sie mir diesen Mißbrauch Ihrer Güte. Es soll der letzte

Auftrag dieſer Art ſein. Den Ihrigen ſagen Sie recht viel Schönes von mir. Leben Sie recht wohl und erinnern Sich zuweilen meiner.

Schiller.

Schiller hatte Lotte ſchon vor ihrer Abreiſe und im letzten Briefe noch einmal gebeten, ihm für einen ländlichen Aufenthalt in der Nähe von Rudolſtadt eine Wohnung zu miethen. Sie hatte es nicht vergeſſen. Anfangs dachte ſie an das ſchön gelegene Haus des fürſtlichen Gärtners in Kumbach, Rudolſtadt gegenüber. Am 18. April ſchrieb ſie an Wolzogen: „Schillers Plan iſt, dieſen Sommer einige Monate hier zu wohnen; da habe ich denn eine Wohnung in Kumbach für ihn ausgedacht; da werden wir hoffe ich manchen freundlichen Abend in ſeiner Geſellſchaft verleben. Wenn Sie doch auch mit uns wären! Er hat ſo einen leichten Umgang, den doch ſonſt Menſchen von ſeinem Kopfe nicht haben, und iſt ſo einfach und gut, daß man gar gern mit ihm umgehen mag.“

Endlich entſchied ſie ſich für Volkſtädt, das von Rudolſtadt nur eine halbe Stunde entfernt iſt und deſſen anmuthige Lage ſie in dem hier folgenden Briefe ſchildert. Bei dem dortigen Cantor — im erſten Hauſe

rechts, wenn man von Rudolſtadt kommt — fand ſich eine für Schiller geeignete Wohnung.

Als Lotte nach Volkſtädt ging, die Zimmer zu ſehen und zu miethen, begleitete ſie die ſchon erwähnte Rudolſtädter Freundin, die mit ihr in Weimar war, Friederike v. Holleben, — die das Jahr darauf einem mit ſeltnen Vorzügen begabten Manne, Freiherrn Heinrich v. Gleichen, angetraut wurde und in der ſpäter ihre jüngſte Tochter Emilie die zweite liebevolle Mutter finden ſollte.

Sie meldete es ſogleich ihrem Vetter Wolzogen, daß ſie für Schiller gemiethet habe. Am 22. April ſchrieb ſie: „Nur ein Wort noch, denn der Brief ſoll fort. Ich komme eben von einem Spaziergang, wir haben eine Wohnung für Schiller ausgemacht, ich möchte wohl, daß Sie auch da wohnen könnten!“ An Schiller ſelbſt ſchrieb ſie zwei Tage ſpäter.

9.

Rudolſtadt den 24. April 88.

Wie danke ich Ihnen für den gütigen Brief, für Ihr Andenken! Sie waren der erſte von meinen Weimarſchen Freunden, der mir ſagte, daß ich noch nicht vergeſſen ſei. Ich würde Ihnen eher geantwortet haben, wenn ich nicht wegen der Anſtalten, die ich treffen mußte, Ihnen eine bequeme und angenehme Wohnung

auszusuchen, wäre gehindert worden. Lange bestimmten wir die Wohnung des Gärtners dazu; aber dann fiel es uns ein, daß Sie keinen Schritt aus dem Hause thun könnten, ohne gesehen zu werden; denn das Haus liegt gerade so, daß man Alles sehen kann, und Sie wollen doch gern ganz frei und unbekümmert auf dem Lande leben. Daher fielen wir auf ein ander Dorf, das, ich glaube, nicht hundert Schritt weiter als jenes ist, und eine schöne Lage hat, am Ufer der Saale; hinter ihm erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, und die Gipfel mit dunklem Holze bekränzt; gegenüber an der andern Seite der Saale schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites langes Thal. Ich denke, diese Gegend wird Ihnen lieb sein; mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohlthat. Die Stube, die ich für Sie bestimmte, ist nicht sehr groß, aber reinlich; auch die Stühle sind nicht ganz ländlich, denn sie sind beschlagen; eine Kammer daneben, wo das Bette stehen kann, und auch eine für den Bedienten nicht weit davon. Für Betten will der Schulmeister sorgen, dem das Haus gehört. Auch wohnt eine Frau darin, die Ihnen Kaffe machen, und auch bedienen könnte; zur Noth auch kochen, wenn das Wetter zu böse wäre, um es sich aus der Stadt holen zu lassen. Ich denke, es ist alles gut besorgt; nun steht es bei Ihnen, wenn

Sie kommen wollen. Daß ich mich freue, Sie zu ſehen; manchen ſchönen Tag mit Ihnen zu verleben, mich freue, können Sie denken. Glauben Sie nicht, daß ich's je bereuen werde, mir vielleicht einen Theil Ihrer Freundſchaft erworben zu haben. — Ich lebe hier ſo ganz ruhig; wäre das Wetter aber nicht oft ſo freundlich und ich könnte der Natur nicht genießen, ſo glaube ich, wäre ich's nicht. Mein Aufenthalt in Weimar hat mir viele Freude gegeben; und ſo ganz von dem allen auf einmal abgeſchnitten zu ſein, wäre mir traurig, wenn nicht die milde Luft, das ſchöne Grün, und das Gefühl des Frühlings, das Wachſen und Wirken der Natur, das innige Leben mir meinen Sinn erhellten. So leſe ich viel, zeichne, gehe mit meiner Schweſter in unſrer ſchönen Gegend herum. Die Freude meiner Verwandten, mich wieder zu ſehen, war groß, und auch die meinige mußte es ſein, wenn ich nicht ein kaltes, fühlloſes Herz mir hätte vorwerfen müſſen. Mit innigem Dank erkannte ich aber ihre Liebe. Sie haben Recht, daß ich edle Menſchen um mich habe; ſie verſüßen mir mein Leben hier. Wie viele trauliche Stunden werden wir verleben. Ich möchte, daß es Ihnen wohl unter uns würde! Von Wolzogen habe ich wieder Nachricht. Er glaubte mich noch in Weimar; trug mir daher viel Grüße an Sie auf, und ſagte, daß er Ihnen eheſtens antworten würde.

Vielleicht hat er es indessen schon gethan. Ich hoffe bald etwas von Frau von Kalb zu hören; sie ist mir so innig lieb.

Sie gehen also oft in den Stern und sehen die Schnecke? Denken Sie nicht, daß mein Geschmack so übel wäre, daß ich sie ihrer Bauart wegen schön fände; nur ihres Alters wegen ist sie mir ehrwürdig und der Absicht des Erbauers wegen; denn er wähnte wohl, daß oft in der Zukunft sich seine Nachkommen ihres Schattens freuen würden, mancher Ermüdete da Ruhe finden würde. Ich erwarte bald Nachricht von Ihnen, wenn Sie sich entschlossen haben zu kommen.

Aber dies bitte ich Sie herzlich, sich ja gar nichts von dem Aufenthalt bei uns zu versprechen, denn Ihre Phantasie möchte sich sonst zu liebliche Bilder malen, und wir würden dabei in der Wirklichkeit verlieren. Die Stube können Sie haben, wenn Sie wollen. Meine Verwandten grüßen Sie schön, und freuen sich der Aussicht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Leben Sie wohl!

Lotte v. Lengefeld.

So zurückhaltend und vorsichtig Schiller sonst in seinen Aeußerungen gegen Körner über Alles ist, was Lotte und ihre Familie betrifft, so war ihm doch, als er diesen Brief erhielt, das Herz zu voll von ihr; und gleich nach dem Empfang desselben meldete er ihm, daß er in ihre Nähe ziehen werde. Am 25. April schrieb er: „Sobald der Frühling einmal dauerhaft da sein wird, ziehe ich in die Einsamkeit auf's Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich, und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeldsche Haus, von dem ich dir nach meiner Zurückreise von Meiningen geschrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen, und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles was Lektüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße."

An Lottchen schrieb er:

10.

Weimar den 2. Mai 88.

Sie haben die Angelegenheit, deren Besorgung Sie

ſo gütig übernahmen, ſo ganz nach meinen Wünſchen und über alle meine Erwartungen zu Stande gebracht, beſtes Fräulein, daß ich Ihnen unendlichmal dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht, aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen, welches Sie mir dadurch verſchafften, ſtatt alles Dankes iſt. Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege als die Unſicherheit der Jahreszeit, die aber in wenig Tagen wird gehoben ſein, und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger als etwa 8 oder 10 Tage hier aufhalten ſoll. Zehn Tage ſind alſo mein längſter Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren ſchönen Gegenden, in dieſer ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder finden, und Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft wird mich für alles, was ich hier zurück laſſe, reichlich entſchädigen. Herr von Kalb geht kommenden Mittwoch mit ſeiner Frau nach Kalbsrieth, um die wenigen Wochen, die ihm noch von ſeinem Semeſter übrig ſind, bei ſeinem Vater zuzubringen. Sie wird dann noch etliche Monate bei dem lezteren ausdauern und alsdann nach Weimar zurück kehren. Dem Fritz ſind unterdeſſen die Blattern inoculirt worden und mit dem glücklichſten Erfolg; aber Frau von Kalb befand ſich einige Tage übel, doch hat

Sie ſich jetzt vollkommen wieder erholt. Daß Frau von Imhof alle ihre Kinder hat inoculiren laſſen, wiſſen Sie vermuthlich ſchon von ihr ſelbſt; der gute Ernſt iſt ſehr hart mitgenommen worden, dafür hat Ihr Käthchen deſto weniger gehabt. Ernſt iſt jetzt außer Gefahr, aber ob ſeine Schönheit nicht etwas dabei gelitten hat, wird ſich erſt ausweiſen.

Jetzt ſind wir hier einzig an die liebe Natur verwieſen; die Komödie, ihre armſelige Stellvertreterinn im Winter, hat uns verlaſſen. Der Frühling iſt dafür da mit allen ſchönen Sachen, die er mitbringt. Mich verdrießt es ordentlich, daß ich dieſe lieblichen Tage hier in der Stadt und auf den kümmerlichen Spaziergängen da herum ſo ganz und gar verlieren ſoll. Wie viel angenehmer ſollten ſie mir in Ihrer Nachbarſchaft vorübergehen!

Sie warnen mich, beſtes Fräulein, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht ſagen, von Ihrer Freundſchaft?) nicht zu viel verſprechen ſoll. Mir iſt in der That für nichts bange, als daß ich, bei allen Beſtrebungen und Wünſchen, nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne Ihr Zuthun, mir gewährt, in Anſchlag kommen kann. Aber Ihre Warnung, beſtes Fräulein, erinnert mich, daß es doch wohl möglich ſein könnte, ich ſetze zu viel gute Mei-

nung von mir bei Ihnen selbst voraus, und mehr als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe zu verdienen. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich sollte, an mich selbst dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorstellung Ihrer Freundschaft gar wohl verleitet haben könnte, sie als etwas schon Erworbenes oder Entschiedenes voraus zu setzen. Dieses, bestes Fräulein, und nicht meine Phantasie habe ich zu fürchten, denn meine Phantasie, das glauben Sie nur! hat gar keinen Antheil an meiner Vorstellung von Ihnen. Ich bitte also für mich selbst um die Toleranz, die Ihre Bescheidenheit Sie von mir begehren ließ; und im Ernste bitte ich Sie darum. Werden Sie auch meine Fürsprecherin bei den Ihrigen; sagen Sie Ihnen lieber recht viel Schlimmes von mir, daß sie doch durch das wenige Gute, was ich noch habe, überrascht werden und es mir höher anschreiben. Vor allen Dingen aber sagen Sie ihnen, wie sehnlich ich unserer nähern Bekanntschaft entgegen sehe.

Wolzogen hat mir noch nicht geantwortet. Seine Mutter (wie Sie vielleicht schon wissen) hat eine schmerzhafte Operation mit vieler Standhaftigkeit und glücklich überstanden.

Leben Sie recht wohl. Adieu.

Schiller.

Am 17. Mai ſchrieb er an Körner: „Dies iſt wahrſcheinlich mein letzter Brief aus Weimar. Sobald ſich das Wetter ändert, fliege ich auf's Land.“ Einige Tage ſpäter iſt er ſchon in Rudolſtadt, erkundigt ſich in folgendem Billet bei Lotte nach dem Dorfe und dem Hauſe, das ſie für ihn beſtimmt habe.

11.

[Rudolſtadt, Mai 1788.]

In Hoffnung, daß mein künftiges Logis auf dem Dorfe (deſſen Namen ich nicht weiß) durch Ihre Güte berichtigt ſei, bin ich ohne weiters hieher gereiſt. Seit geſtern Abend halb 10 Uhr bin ich hier und ſehe dem Augenblick, wo ich Ihnen und Ihrer mir ſo verehrungswürdigen Familie werde ſagen können, wie viele Freuden ich mir von einem nähern Umgang mit derſelben verſpreche, mit Ungeduld entgegen. Wollen Sie die Gnade haben, mein Fräulein, und mir eine Stunde beſtimmen laſſen, wo ich zu Ihnen kommen darf. Zugleich überſende ich Ihnen, was Ihre Freundinnens aus Weimar mir ſchriftlich an Sie mitgegeben haben. Ich bitte Sie, mich zugleich durch den Ueberbringer den Namen des Orts, das Sie für mich beſtimmt haben, wie auch des Hauswirths, bei dem ich wohnen ſoll, wiſſen zu laſſen, weil ich wo möglich noch vor Mittag dort ſein und jetzt gleich meinen Koffer hinſchaffen laſſen

möchte. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß mir der nächste Augenblick, wo ich Sie und die Ihrigen sehen kann, der liebste sein wird.

Mit der vorzüglichsten Verehrung

der Ihrige

Schiller.

Am 26. Mai schrieb Schiller an Körner: „Seit acht Tagen bin ich nun hier in einer sehr angenehmen Gegend, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, und in einer sehr bequemen, heitern und reinlichen Wohnung. Das Glück hat es gefügt, daß ich ein neues Haus, das besser, als auf dem Lande sonst geschieht, gebaut ist, finden mußte. Es gehört einem wohlhabenden Manne, dem Cantor des Orts. Das Dorf liegt in einem schmalen aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsens gepflanzt ist, sehr vortheilhaft angekündigt wird, und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad, längs des Flusses, an Gärten und Kornfeldern vorüber führt. Ich habe zwei kleine Stunden nach Saalfeld, eben so

weit nach dem Schloſſe Schwarzburg und zu verſchiedenen zerſtörten Schlöſſern, die ich alle miteinander nach und nach beſuchen will. In der Stadt ſelbſt habe ich an der Lengefeldſchen und Beulwitzſchen Familie eine ſehr angenehme Bekanntſchaft, und bis jetzt noch die einzige, wie ſie es vielleicht auch bleiben wird."

Von Volſtädt aus kam Schiller täglich nach Rudolſtadt. Es begann jener trauliche und innige Verkehr mit Lotte und ihrer Schweſter Caroline, der für Schiller mehr als irgend ein andrer beglückend und ſegenbringend, der für ſein ganzes Leben entſcheidend war.

Caroline — ſpäter Frau von Wolzogen — erzählt uns in ihrer dem Andenken Schillers gewidmeten Schrift: „In unſerm Hauſe begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte; und dies Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde harmeniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über in heitrer Laune; und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis beengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffe-

viſite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen ſahen, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die ſich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe.

„Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns Alle. Schiller wurde ruhiger, klarer; ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger; ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. — Unſere Plane für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine beſtimmte Abſicht auf meine Schweſter wagte Schiller nicht auszuſprechen, da noch keine feſte Lebensausſicht für ihn

vorhanden war, und er ſich über die Bedenklichkeit ſeiner ganzen Lage nicht täuſchen konnte.“

Schiller arbeitete in Volſtädt an ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Den beiden Schweſtern brachte er einzelne Abſchnitte, ſo wie ſie vollendet waren. Auch mit dem Geiſterſeher war er beſchäftigt. Den Tag über arbeitete er; gegen Abend ging er am ſchönen Ufer der Saale hinunter, wohin ſein Herz ihn zog. Oft trieb es ihn ſchon früher von ſeinem Schreibtiſch; um ſo eher, wenn eine Einladung kam, einen gemeinſamen Spaziergang zu machen, ſich zum Kaffe in Kumbach einzufinden ꝛc.

Manchen Tag aber war er bald durch ſchlimmes Wetter bald durch Unwohlſein ans Haus gefeſſelt. An Körner ſchreibt er am 3. Juni: „Das Vergnügen des Landlebens iſt mir durch einen heftigen Katarrh verbittert worden, der mich wenige Tage nach meinem Hierſein befiel, und der eben jetzt epidemiſch hier graſſirt. Freilich mag ich mir ihn zum Theil auch durch meine nächtliche Retraite aus der Stadt zugezogen haben, wo ich mich vielleicht erkältete — aber woher ich ihn auch haben mag, er hat mich ſchändlich zugerichtet, und mein Kopf will mir faſt zerſpringen. Du kannſt leicht denken, daß der Zeitverluſt, den ich dadurch erleide, und der Verdruß, meine ſchönen Erwartungen von dieſer ländlichen Exiſtenz gleich am Anfang ſo aufgehalten zu ſehen, mir dieſes Uebel nicht erträglicher macht.“

War der perſönliche Verkehr mit den Freundinnen in Rudolſtadt geſtört, ſo begrüßten ſie einander ſchriftlich.

12.

Wie gefällt Ihnen denn das Regenwetter? Mir ſieht es gerade ſo aus, als wollte es uns um drei oder vier ſchöne Partien bringen. Wie gut war's, daß wir geſtern in Grumbach geweſen ſind.

Jetzt komme ich mir vor wie in Weimar. Ich bin auf meine vier Wände reduzirt, und wenn nicht manchmal eine Kuh blökte oder meine Pfauen mir vor dem Hauſe mit ihrer Silberſtimme die Honneurs machten, ſo würde ich gar nicht gewahr, daß Leben um mich iſt.

Herrn v. B. ſchicke ich hier Harrenberg's Geſch. d. Jeſuiten; und den Merkur gebe ich zurück, weil ich ihn ſelbſt habe. Sie haben mir geſtern etwas zu leſen verſprochen, aber was es iſt, weiß ich nicht mehr. Indeſſen von Lavater iſt es nichts.

Heute haben Sie bekanntlich die Freitags-Aſſemblee. Wenn der Himmel ſich aufhellt, ſo ſehe ich Sie vielleicht doch noch ſpät Abends.

Können Sie nicht machen, daß heute Poſttag von Weimar iſt? An einem Tage wie der heutige weiß ich nichts Beſſers als Briefe zu leſen.

Leben Sie recht wohl! und laſſen Sie Alles wohl leben! Schiller.

13.

Ich hoffe, das Wetter ſoll noch ſchön werden heute, und Sie uns den Abend beſuchen. Ich habe ruhig in meiner Stube geſeſſen und im Büffon geleſen, weil es regnete. Hier iſt das Buch; ich denke es war Apollonius. Leben Sie wohl! Ich muß zu meiner Zeichenſtunde zurück.

Lotte v. L.

14.

Ich kann Sie heute wieder nicht ſehen, und die Urſache iſt faſt ſo ſchlimm als die Folge. Ich habe einen heftigen Schnupfen ſchon ſeit geſtern Abend und Froſt und Hitze dabei. Mein Kopf iſt ganz hin. Ein heilloſer Zuſtand.

Sagen Sie mir nur, daß Sie meiner gedenken, ich brauche dieſen Troſt. Mein Herz iſt unter Ihnen. Der Himmel verleihe Ihnen die gute Laune, die mir fehlt.

Sollten vor acht Uhr noch Briefe an mich bei Ihnen niedergelegt werden, ſo haben Sie die Güte, ſie mir durch den kleinen Jungen herauszuſchicken.

Schiller.

15.

Daß wir Sie heute wieder nicht sehen sollen, ist nicht gut; aber noch übler, daß Sie krank sind. Gestern und heute schon hofften wirs. Wir gedenken Ihrer also, können Sie daraus sehen. Der böse Schnupfen! Ich weiß es gar gut, aus eigener Erfahrung, daß er einen ganz untüchtig macht; und zumal bei Ihnen, der dem Publikum so viele liebliche und angenehme Sachen giebt, ist es doppelt übel, wenn Sie nur eine trübe Viertelstunde haben. Ich möchte wohl, daß Sie näher bei uns wohnten. Unsre Gesellschaft könnte Sie vielleicht ein bischen erheitern; aber so glauben Sie nur, daß wir Sie gern sähen, und es uns herzlich leid ist. Die Briefe sollen Sie haben, sobald sie kommen. Ich wünsche Ihnen gute Nachrichten. Wir sind ganz wohl; wenigstens drückt mich kein Schnupfen. Aber der Himmel ist so trübe heute, daß es mir doch nicht recht heimlich ist. Warten Sie sich ja recht ab, bitte ich freundschaftlich, daß Sie bald wieder wohl werden und uns besuchen können. Gestern, da Sie sich so nach Briefen sehnten, hätte ich Ihnen gern länger geschrieben, um daß nur in etwas es Ihnen recht ginge, aber ich konnte nicht. Leben Sie wohl! Meine Mutter wünscht baldige Wiederherstellung und meine Caroline

auch herzlich. Wir vermiſſen Ihre Geſellſchaft, glauben Sie's nur.

L. v. L.

16.

Guten Morgen! Sie werden denken, daß ich Ihre Geſchäfte ſchlecht beſorge, daß ich kein Wort geſtern Abend vom Boten ſagte, und wußte es doch, denn ich habe mich früh ſchon erkundigen laſſen. Er geht morgen früh. Was macht Ihr Schnupfen? Ich hoffe, beſſer. Ich ſoll Ihnen vorſchlagen (ſo ungern ichs auch thue) wenn Sie nichts Beſſeres zu thun wüßten, heute Mittag gleich zu kommen; da iſt es noch wärmer als den Abend; und wenn Sie nicht viel machen können, ſo wollen wir uns zuſammen tröſten, denn ſo ganz iſt der Schnupfen auch noch nicht aus unſern Mauern gewichen. Ich möchte Sie kämen; Sie ſollen ſpielen oder vornehmen was Ihnen eben Spaß macht. Und Sie könnten ſich ja auch etwas zu thun mitbringen, wenn Sie auf allen Fall Luſt bekommen ſollten. Sie wiſſen ja, daß Sie nicht fremd bei uns ſind, und Sie ſollen es auch nicht ſein. Adieu, ich denke wir ſehen uns bald.

Lotte.

17.

Bei dieſer feuchten Luft würde ich doch nicht wohl thun, wenn ich ausginge; ich kann alſo Ihre gütige Einladung wenigſtens auf den Mittag nicht annehmen. Zerſtreut ſich der Nebel und hellt ſich's ein bischen auf, ſo ſoll mich nichts abhalten, Sie zu ſehen. Dieſe wenigen Tage dünken mir Wochen zu ſein. Ich ſehne mich in Ihre Mitte.

H. von Beulwitz hat mich mit ſeinem Beſuche geſtern auf das angenehmſte überraſcht; und dieſes Zeugniß Ihrer freundſchaftlichen Fürſorge für mich machte mir ſeine Erſcheinung doppelt werth. Glauben Sie, meine Theuerſten, daß ich es fühle — und der Antheil, den ich an Ihrer Freundſchaft habe, verſchönert meine Exiſtenz.

Leben Sie recht wohl, alle miteinander, und haben Sie noch einmal recht ſchönen freundlichen Dank für Ihren liebevollen Antheil an mir.

Schiller.

18.

Ich ſoll Ihnen ſchönen Dank von meiner Mutter für die Recepte ſagen. Sie hofft es heute mündlich zu

thun. Wir haben keine Gesellschaft heute, also kommen Sie nur so bald als Sie mögen. Daß der Schnupfen etwas besser ist, ist recht schön. Leben Sie wohl!

L. v. L.

Schnupfen und Kopfweh gingen vorüber. Am 12. Juni konnte er an Körner schreiben: „Ich bin von meinem Katarrh wieder genesen und befinde mich gar wohl hier.“ Auch an seinen Schwager Reinwald schrieb er von Volkstädt aus, daß er sehr viel arbeite, aber gesund und vergnügt sei. Am 5. Juli meldet er Körner: „Mit dem ersten Theil meiner Geschichte werde ich in zehn Tagen fertig. Ich fange an, dieser Arbeit satt zu werden. Die Pause, die ich zwischen dem ersten und zweiten Theil machen werde, ist mir äußerst nöthig. Ueberhaupt ist es keine Arbeit für die schöne Jahrszeit.“ Er begann freilich andre Arbeiten. Aber auch von diesen riß er sich oft genug los. In einem Briefe vom 27. Juli lesen wir: „Es entwischt mir manches schöne Stündchen, das ich eigentlich vor dem Schreibtisch zubringen sollte.“

Aber die Einladungen waren auch zu lockend. Und schon waren Schiller und die Freundinnen „einander nothwendig geworden; und keine Freude ward mehr allein

genoſſen.“ Mutter und Töchter, ſchreibt er, ſind mir gleich lieb und werth geworden, und ich bin es ihnen auch.

19.

Ich habe heut früh einige Zeilen von Frau von Kalb erhalten und dieſen Einſchluß für Sie. Es war eine Belohnung für den Antheil, den ich an den Freuden Anderer nehme, daß auch ich einen Brief erhielt. Ich denke, es ſoll noch ein lieblicher Abend werden und Sie zu uns kommen. Meine Schweſter grüßt Sie ſchön und es wäre noch alles Zuckergebackene da. Leben Sie wohl!

Lotte v. L.

20.

Guten Morgen! Wie haben Sie geſchlafen? — Ich hoffe gut, und die Müdigkeit von geſtern Abend hat ſich durch einen ſanften erquickenden Schlaf verloren. So ging es mit uns. Zwar ſind wir doch nicht ſpäter als die Sonne hervor gekommen, denn ich war ſchon längſt auf, als ſie durch die Nebel brach. Knebel hat heute geſchrieben und bittet mich, ob er nicht die Geiſtergeſchichte von Ihnen leſen könnte. Brauchen Sie

also die Thalia, die bei uns ist, jetzt nicht, so schicke ich sie ihm, wenn Sie's erlauben. Oder haben Sie vielleicht die zwei Stücke einzeln hier, wo sie darin vorkommt, so bitte ich Sie, mir sie zu schicken. Ich will Knebel heute schreiben, daß er sie mit nächstem Boten auf die Woche wieder schickt. Der Fremde, der uns alle so neugierig gemacht, ist heute früh fort, ohne uns zu sehen. Wir müssen ihm also nicht so nöthig gewesen sein, als wir dachten. Adieu! Ich denke wir sehen uns heute bald.

L.

21.

Möchten Sie alle so gut geschlafen und ausgeschlafen haben wie ich und Ihnen die Reise auch so wohl bekommen sein. Ich befinde mich ganz vortrefflich darauf. Ohne Zweifel sind Sie jetzt in Gesellschaft des reisenden Jägers. (Eben da ich dieses Billet angefangen, erhalte ich das Ihrige. Der Mann soll uns also mit aller Gewalt ein Geheimniß bleiben!) Was Sie mir von Ihrem Befinden schreiben, freut mich. Den Geisterseher fange ich übermorgen an, deswegen bitte ich Sie, Knebel ja bestimmt zu schreiben, daß er die Thalia mit nächster Post zurückschickt, weil ich sie

nicht wohl zur Fortsetzung des G. missen kann. Daß ich sie wenigstens auf den Mittwoch durch den Jenaer Boten erhalte! Adieu, wir sehen uns heute Abend bald, denke ich.

S.

22.

Ich hoffe, Sie sind gestern Abend gut nach Hause gekommen! Morgen früh geht der Bote nach Weimar; haben Sie etwas zu bestellen, so müssen Sie es den Abend ihm schicken. Ich denke Sie doch noch zu sehen heute, denn der Himmel wird sich aufhellen, wie gestern, ich wäre sonst dem trüben Tage noch einmal so gram, denn ich liebe ihn so nicht; er erinnert zu sehr, daß wir in einem unfreundlichen Klima leben, und macht den Blick nach bessern Gegenden wenden, wo die Lüfte sanfter wehen. Leben Sie wohl, — recht wohl, mein Freund!

Lotte L.

23.

Eben erſt bin ich mit gegenwärtigem Briefe fertig, den ich Sie recht ſchön bitte, dem Weimariſchen Boten zuſtellen zu laſſen. Jetzt iſt es auch zu ſpät, Sie noch zu beſuchen. Recht ſchönen Dank für Ihr liebes Andenken. Haben Sie Geduld mit dieſem trüben Tag. Die ſchönen werden uns deſto werther ſein. Möchten Sie doch einen recht vergnügten Abend haben. Ich weiß noch nicht, wie ich den meinigen werde los werden. Schlafen Sie recht wohl!

S.

24.

Ich wünſche, daß Sie recht heiter erwacht ſein mögen und daß Ihnen der geſtrige Abend ſo angenehm möchte verſtrichen ſein als mir. Es fiel mir noch unterwegs ein, einen Spaziergang zu machen; da habe ich mich denn auf meinen Bergen herumgetrieben, und bin durch gerade und krumme Wege an das Dorf gekommen, wohin wir heute eine Partie machen wollten, Schaalen, glaub ich, heißts. Ich hatte bei dieſer Gelegenheit einige glückliche dichteriſche Augenblicke, wofür ich Ihnen danken muß, denn ſie waren gewiß mir ein

Nachhall des Vergnügens, das mir Ihr Umgang gestern gegeben hat. Ja ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mir gestern überhaupt einen recht schönen Tag gemacht haben. Verlassen Sie Sich auch darauf, daß ich ihn Ihnen anschreiben werde, und mir Mühe geben will, ihn abzutragen. Wenn ich Sie heute sehen werde, weiß ich noch nicht. Es dürfte doch etwas spät werden. Liegt Ihnen aber daran, die Partie nach dem Dorf zu machen und macht das Wetter keine Hinderung, so werde ich Sie halb 7 Uhr unterwegs treffen. Warten Sie also nicht auf mich, sondern gehen Sie ungefähr gegen ¾ auf 6 von Hause ab. Der Mama wünsche ich eine glückliche Operation.

Wäre Ihr Hr. Onkel noch da, so machen Sie noch recht viele Empfehlungen von mir.

S

25.

Haben Sie viel Dank für Ihre Zeilen. Eben ist mein Onkel fort, der Sie grüßen läßt, und da kann ich Ihnen selbst antworten. Daß Sie gestern einen frohen Tag hatten, freut mich, und noch mehr, wenn auch einige Ihrer Freuden auf meine Rechnung kämen. Wenn es meinen Wünschen nachginge, wären Sie stets

froh! Nach Schaale werden wir heute nicht gehen; ich fürchte es regnet. Aber wenn es ſchön iſt den Abend, ſo erwarten wir Sie hier; nicht wahr, da kommen Sie? Es wird freundlicher um uns her ſein als geſtern Abend. Die Zeit ging doch ſchneller hin als ich dachte. Ich ſprach viel mit der blinden Fräulein und da war mir der Gedanke, daß ich ihr vielleicht einige frohe Minuten machte, Entſchädigung. Leben Sie wohl, lieber Freund!

Lotte L.

26.

Ich wünſche Ihnen einen guten Morgen und recht frohen Tag! Wir fahren heut Nachmittag zu der Mandelsloh und kommen erſt gegen ſieben Uhr wohl wieder. Ich ſage es Ihnen, daß Sie es ſo einrichten möchten mit Ihren Geſchäften, daß Sie hernach den Abend bei uns zubringen könnten. Die Paar Stunden vergehen immer ſo ſchnell, daß wir zuſammen ſind!

Leben Sie wohl bis auf Wiederſehen, und ſein Sie recht fleißig! Ihr Fleiß macht mir viel Freude; denn er wird uns noch manche ſchöne Stunden geben, wenn Sie uns etwas davon mittheilen. Adieu, Adieu!

Lotte.

27.

Recht schönen guten Tag! Wie geht es Ihnen? Wohl, wünsche ich gar herzlich. Hier sind die Bücher wieder, nur den Illuminaten hat meine Schwester noch behalten. — Wir haben heute keine Gesellschaft, weil Beulwitz krank ist. Wenn Sie uns, wie ich hoffe, besuchen wollen, so sage ich Ihnen dies zur Nachricht, daß wir den ganzen Tag zu sehen sind, und allein, denke ich. Wir sind lange nicht recht heimlich und ernsthaft zusammen gewesen; man kann sich doch besser genießen, wenn der Zirkel klein ist. Sie sind doch gut nach Hause gekommen? Es war mir leid als ich den Wind so hörte, und die Wolken so düster waren; doch hat Sie der Geist der Freundschaft begleitet! Da wird Ihnen doch, denke ich, nichts zugestoßen sein. Adieu, Adieu!

Lotte L.

28.

Ich wünsche, daß Sie recht gut möchten geschlafen haben. Der gestrige Abend verstrich mir wieder so schnell. Ich möchte Ihnen oft so viel sagen, und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt. Bin ich bei Ihnen,

so fühle ich nur, daß mir wohl ist, und ich genieße es mehr still, als daß ich es mittheilen könnte.

Wie hat Hr. von Beulwitz geschlafen und was macht er jetzt? Ich will hoffen, daß er wieder auf sein kann. Was haben Sie für heute beschlossen? Ich denke heute sobald zu kommen wie gestern, und dann räumen Sie mir Ihr Zimmer ein, daß ich aus Gibbon etwas übersetze, weil bei Ihrer Schwester mehr Unruhe ist. Leben Sie recht wohl.

Wissen Sie nicht, wann der Weimarische Bote abgehen wird? S.

29.

Beulwitz dankt Ihnen schön für Ihren Antheil; er ist heute wieder etwas besser und ist außer Bette. Ich habe recht wohl geschlafen. Daß Sie einige Freude gestern bei uns fanden, höre ich gern. Ich möchte immer, daß es Ihnen recht wohl bei uns würde; es wäre eine kleine Vergeltung für die Freuden, die Ihr Umgang uns giebt. Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch. Es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben; es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr zusammen sind! — Es ist ein böser Gedanke, der sich da mit ein-

miſcht, und ich entferne ihn gern. Ich denke nicht, daß heute Beſuch kommen ſoll; aber Sie brauchen ihn ja nicht zu ſehen. Sollte jemand da ſein, ſo gehen Sie gleich in meine Stube. Adieu! Ich hoffe wir ſehen uns bald.

Lotte L.

30.

Der Merkur iſt ſchon an Hrn. von Röder geſchickt; da können Sie ihn für jetzt nicht haben, aber ſobald er nach Hauſe kommt, wollen wir ihn holen laſſen. Frau von Stein iſt nicht hier; ich denke, ſie iſt noch gar nicht in Kochberg. Ich habe gar nichts von der Poſt erhalten heute; ich weiß alſo nicht, wie es in der Weimariſchen Welt zugeht. — Es iſt kein guter Beſuch, der Ihnen droht; ich hoffe es ſoll nur beim Drohen bleiben. Beulwitz iſt heute wieder etwas leidlicher als geſtern; er hat gut geſchlafen. — Wir ſehn Sie doch heute? Ich wünſche es. Mich friert es auch und der Kopf thut mir ein bischen weh; ich denke aber es ſoll nicht zum Schnupfen kommen. Da ſind Sie doch nicht allein krank; aber zu unſerem Troſt will ich Ihnen ſagen, daß heute viele Menſchen gefroren hat, da muß wohl die Luft ſo ſein. Leben Sie wohl!

L.

31.

Gegen 10 Uhr.

Guten Morgen! Sie ſind doch heute heiter und froh? Ich hoffe es und wünſche es herzlich; denn die Ruhe meiner Freunde trägt auch zu der meinigen bei, und ich möchte immer, daß meine Moralen bei jedem tief eindringen könnten (denn Sie haben bemerkt, daß ich es gut kann). So müßte alles um mich her mit dem Glanz der Heiterkeit glänzen und jedes mit ſtarkem Muthe ſich die Wolken von der Stirn jagen können, ſo wie geſtern der liebliche Wind die Gewitterwolken vertrieb. Ich habe mich an den Blitzen lange ergötzt. — Doch ich kam ganz von dem ab, was Sie wiſſen ſollen. Erſtlich denn, wir ſchreiben heut an Wolzogen. Haben Sie uns vielleicht einen Einſchluß oder Auftrag zu geben? Zweitens, Sie kommen doch heute noch? Und bringen Sie uns ja die Geiſtergeſchichte mit. Wir haben uns ausgedacht, es wäre heute ſchön in dem Garten, wo Sie Anfangs wohnen ſollten, und da wollen wir um ſechs Uhr hingehen. Halten Sie Ihre Geſchäfte ſo lange zu Hauſe auf, daß Sie nicht eher zu uns kommen, ſo erwarten wir Sie um ſechs Uhr auf dem Waſſerdamm, von da aus wir gleich nach Kumbach gehen. Doch wiſſen Sie, daß uns Ihre Geſellſchaft zu jeder Stunde lieb und willkommen iſt. — Heute früh

iſt Knebel fort. Der Beſuch meiner lieben Stein war geſtern nur eine freundliche Erſcheinung; denn kaum fing ich an, mich ſo recht über ſie zu freuen, als ſie ſchon wieder von uns ging. Auch waren zu viel Menſchen um uns herum; da kann man ſich doch eigentlich nicht genießen. Leben Sie wohl bis auf den Abend. Ich will heute ruhig bis dahin in meiner Zelle ſitzen und ſchreiben; denn ich habe viel Briefe zu beantworten.

Lotte Lengefeld.

32.

Es iſt nun eben ſo gut, daß ich gerade geſtern abgehalten worden bin, Sie zu ſehen, weil auch ich die großen Geſellſchaften nicht liebe, und unglücklicherweiſe das Intereſſe, das ich für wenige habe, den übrigen nehme. Ich hätte Sie alſo nicht genießen können — und wofür bin ich denn ſonſt da?

Punkt ſechs Uhr hoffe ich am Waſſer zu ſein, vorausgeſetzt, daß Sie dasjenige meinen, an dem ich vorbei muß, denn ſonſt würde ich Sie mit meinem kurzen Geſicht wohl etwas lange ſuchen müſſen. Die Geiſtergeſchichte bringe ich mit; doch wäre mir's lieb, wenn Herr v. Beulwitz die Güte hätte, ſich um das vierte

Heft zu bemühen, das ich schändlicherweise in Weimar gelaſſen habe.

Bringe ich keinen Einſchluß an Wolzogen mit, ſo bitte ich Sie auf alle Fälle meiner recht ſchön bei ihm zu gedenken, und ihn meiner herzlichen Liebe zu verſichern. Schreiben Sie nicht zu viel, daß Sie für anweſende Menſchen noch ein Fünkchen Freundſchaft übrig behalten. Das wäre ja gar ſchlimm für die armen Zurückbleibenden, wenn Sie ſo viele ſchöne Sachen mit der Poſt fortſchicken wollten.

Noch etwas. Sie haben nun eine Partie nach Ihrem Sinn ausgedacht; ich bitte mir nun aus, daß auch mir vergönnt ſei, eine nach dem meinigen in Vorſchlag zu bringen. Davon aber mündlich. Ich darf Ihren Envoyé nicht ſo lang aufhalten. Empfehlen Sie mich recht ſchön, und guten Appetit zur Mahlzeit! Leben Sie recht wohl!

Schiller.

33.

Wie haben Sie geſchlafen und wie finden Sie ſich heute? Ich wünſche, recht ſehr gut, ſo will ich mich auch freuen, daß es mit mir beſſer geht. Ich habe recht wohl geſchlafen und finde mich überaus leicht

diesen Morgen. Haben Sie etwas nach Weimar zu bestellen? Der Bote geht morgen früh. Wird Ihre Mutter heute ihren Vorsatz noch ausführen? Das Wetter ist ungewiß und ich rathe nicht dazu. Haben Sie die Güte, mir den Gibbon und Ihr niedliches Diktionnaire zu schicken; ich will versuchen, ob ich meinen Kopf durch Uebersetzen wieder einrichten kann. Leben Sie recht wohl. Ich wünsche der Weisheit und der Bequemlichkeit einen recht schönen guten Morgen. Adieu.

S.

34.

Daß sie wieder besser sind, freut mich gar herzlich. Ich bin es auch; meine Krankheit kam von Erkältung her, und da ich mich heute Nacht besser verwahrt habe, so bin ich wieder besser. Wenn sich das Wetter aufhellt, so gehe ich und meine Mutter heut nach Kochberg; da kann ich eher wieder kommen, habe ich mir ausgedacht; ich kehre dann Mittwochs mit ihr zurück. Lange möchte ich nicht mehr von hier weg sein, so lange Sie noch bei uns sind; denn ich denke ungern, daß Sie sich ganz an meine Abwesenheit gewöhnen könnten. Lesen sie bitte ich den Brief, den Sie letzt mitnahmen, von Wezel; ich will ihn Frau von Stein mitnehmen,

wenn ich noch' gehe. Hier ſind die Bücher. Meine Schweſter läßt Ihnen ſagen, daß ſie ihrer Ruhe pflege. Adieu, Adieu!

L.

Zu Lochberg, dem Gut der Frau von Stein, zwei Stunden von Rudolſtadt, war ſie öfter, bald auf kürzere bald auf längere Zeit. Als ſie während Schiller's Aufenthalt in Volkſtädt dort war, ſchrieb ſie bei der Rückkehr:

35.

Ich will Sie doch auch wieder in Volkſtädt begrüßen. — — Wenn es anginge, wäre es hübſcher, Sie blieben heute hier, und wir läſen des Abends in der Geſchichte. Sie ſind uns die einigen Bogen noch ſchuldig. Vielleicht kommen wir Ihnen heute nach dem Eſſen entgegen, aber ich weiß es nicht gewiß. Leben Sie wohl! Ich ſchrieb ſo eben an Frau v. Kalb.

L.

Wilhelm von Wolzogen, von dem im folgenden Briefe die Rede ist, war in der ersten Hälfte des Juli in Rudolstadt.

36.

Diese Blumen sollen ihre süßen Düfte um Sie verbreiten, lieber Freund, und Ihnen einen schönen Gruß von mir bringen. Ich wünsche, daß die heiße Mittagssonne sie nicht zu sehr treffen mag, denn sonst dürften sie nicht mehr so gut riechen. Daß Wolzogen heute früh noch hier war, hat mich angenehm überrascht; denn ich dachte, er ginge von uns, wenn wir noch alle schliefen. Aber es ist doch nur eine kurze Frist und eine lange Trennung folgt! Aber wir müssen uns ja immer trennen, können nicht dem Schicksal gebieten, das oft grausam unsre besten Freuden raubt.

Leben Sie wohl! Ich möchte, wir könnten bald in Julius Briefen lesen. Ich wünsche Ihnen Kühle; es ist so warm so warm. Ich lebe wieder halb auf der Erde, wie gestern.

Lotte L.

37.

Recht schönen Dank für die Blumen. Sie sind ziemlich wohlbehalten angekommen, und ich fühle ihre

angenehme Wirkung ſchon in meinem Zimmer. Den Julius will ich auf allen Fall mit bringen; wenn kein böſer Feind uns in die Quere kommt, werden wir ihn ja wohl einmal leſen. Leben Sie immer auf der Erde. Das iſt doch eine gute Frucht, die ſie einmal trägt. Ertragen Sie die Hitze des Tags, wie man die Narren erträgt. Es iſt einmal unvermeidlich. Adieu, und guten Appetit.

S.

38.

Ich danke gar ſchön, daß Sie für meine Seele ſo ſorgen wollen, und ſie meiner Schweſter ſo anbefehlen. Ich denke, Ihr Gebet und Ermahnung wird das beſte dabei thun. Die fr. Geſellſchaft iſt glücklich zu Ende; und daß wir doch heute recht chriſtlich den Tag beſchließen, ſo iſt Profeſſor Bellermann bei uns, der uns ſtützen und tröſten kann durch ſeine Theologie. Nun ein Wort im Ernſt! Daß Sie eben heute nicht kommen, l. Freund, iſt mir nicht ganz recht, denn der Himmel iſt ſo ſchön und die Luft wird wieder warm. Doch es werden der ſchönen Tage noch mehr kommen. Mein Schnupfen iſt ganz beſſer.

Adieu und gute Nacht. Sie ſollen von uns im Geiſt beſucht werden. L.

39.

Da der Himmel ſich aufhellt und es ſo ſchöne Luft iſt, ſo hatten wir uns ausgedacht, heute Kaffee in Kumbach zu trinken. Sie haben doch Zeit, gegen halb fünf Uhr mit uns zu gehen? Wollen Sie gleich von Volſtädt aus hinkommen oder zu uns? Wir warten bis um dieſe Zeit auf Sie. Leben Sie wohl, ich hoffe wir ſehen uns bald. Sollten Sie nichts Nöthiges mehr zu thun haben, ſo könnten Sie ja auch eher kommen. Doch dies machen Sie, wie es Ihnen eben recht iſt. Adieu.

Lotte.

40.

Zwiſchen fünf und ſechs werde ich in Kumbach ſein und mich den Gefahren einer Seereiſe deswegen ausſetzen. Hätten Sie im Sinn, Kaffee dort zu trinken, und wären früher da als ich, ſo bitte ich Sie, nicht auf mich zu warten; denn ich bin eben in dieſem löblichen Geſchäft begriffen.

Sie haben mir einen Strich durch meine Rechnung gemacht, daß Sie ſchon dieſen Vormittag gebeichtet. Ich bildete mir ein, es geſchehe erſt gegen Abend, wie bei uns, und hatte mir ſchon vorgeſetzt, Ihnen mit einer Beicht von meiner Compoſition aufzuwarten. Ich war eben, als Ihr Billet kam, beſchäftigt, Ihre Sünden zuſammenzuzählen, und hatte ſchon ein artiges Häuflein beiſammen, vorzüglich Unterlaſſungsſünden.

Wie Ihr Billet kam, vermuthete ich, Frau v. Stein ſei gekommen. Hier folgt auch Amalgunde. Ich habe ſie doch durchblättert, weil ſie etwas von Hexerei enthält. Es iſt eine Quelle darin; wenn man hineinſieht, erblickt man ſich in der Geſtalt, die man in der Zukunft haben wird. Einen ſolchen Spiegel wünſcht' ich mir auch. Ich möchte gar zu gern wiſſen, ob gewiſſe Sachen künftig ſein werden, die mich jetzt ſehr beſchäftigen. Leben Sie recht wohl. Alſo auf den Abend.

E.

41.

Es war doch ein falſcher Schrecken mit dem Regen, und ich kam recht gut nach Hauſe.

Wie ſteht es aber mit der heutigen Partie nach Grumbach? Wann muß ich bei Ihnen ſein? Ich ſchicke Ihnen deswegen die Eſtafette.

Bitten Sie doch die Mama recht ſchön, daß Sie mir erlaube, durch dieſe Holy Bible mein Andenken bei ihr zu ſtiften. Ich weiß, daß Sie Luſt hatte, ſie engliſch zu leſen; und ſchon längſt hat der tägliche Verfall des wahren Chriſtenthums im Lengefeldiſchen Haus wie eine Zentnerlaſt auf meinem chriſtlichen Herzen gelegen! Ich ſtifte dieſes zur Beförderung der wahren Gottſeligkeit — und der engliſchen Sprache.

Ihrer Schweſter muß ich die Kirſchen heute ſchuldig bleiben, weil — ich für mich ſelbſt keine habe ausfindig machen können. Aber beſtellt ſind ſie — und eſſen muß ſie ſie, da iſt keine Gnade. Leben Sie recht hübſch wohl! Adieu.

S.

In die eben erwähnte engliſche Bibel (The holy bible, containing the old and new testaments; Leipzig, printed for John Grosse's heir 1746) ſchrieb er Folgendes:

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,

Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
— Aber wir begegnen uns gewiß.

Volſtädt den 2. Auguſt 1788
von Friedrich Schiller zur Erinnerung.

Nach Schiller's Tod erhielt Lotte dieſe Bibel von ihrer Mutter zum Geſchenk. Und kein Tag verging ſeitdem, wo ſie nicht nach dem Frühſtück vor ihr aufgeſchlagen auf ihrem Tiſchchen lag und nicht ein Kapitel daraus geleſen wurde.

42.

Schönen guten Tag! Eben wollten wir Ihnen ſagen laſſen, daß wir heute nicht nach Grumbach (wie Sie ſagen,) ſondern lieber den Kaffe im Baumgarten trinken wollen, weil Frau von Stein den Abend kommen will und wir Sie da empfangen wollen. Kommen Sie alſo wann Sie können, wir warten auf Sie; aber kommen Sie nicht zu ſpät, ſondern gegen fünf Uhr, dächte ich, wenn es nicht indiskret iſt, ſo gerade über Ihre Zeit gebieten zu wollen. Gegen ſieben kommt die Stein erſt. Da können wir doch in den zwei Stunden manches Schöne aus der Geſchichte hören; vergeſſen Sie ja nicht, ſie mitzubringen. Ich habe nach dem geſtrigen ſchönen Spiel den Schnupfen ärger, aber er wird hoffe ich bald vergehen. Leben Sie wohl, lieber

Freund. Noch eins. Meine Mutter will Ihnen mündlich danken für die schöne Bibel und wir für Ihre Sorge wegen unserm Glauben.

L.

43.

Es ist mir leid, daß Ihnen nach dem gestrigen Ausgang nicht wohl war; billig hätten Sie für die angenehmen Stunden, die Sie uns gaben, nicht leiden sollen heute früh. — Ich habe die ganze Nacht von Wilhelm von Oranien geträumt. — Da das Wetter noch so wenig milde ist, so ist's wohl Ihrer Gesundheit zuträglicher, daß ich Sie heute nicht sehe, aber lieb ist's mir nicht. Wir haben unsre ziemlich unbedeutende französische Gesellschaft; wie es da zugehen wird weiß der Himmel! Wir wollen Ihrer recht oft denken. Adieu.

Lotte L.

Schiller zog in der ersten Hälfte des August von Volkstädt nach Rudolstadt. Am 1. September schreibt er an Körner: „Ich wohne seit einigen Wochen in der Stadt selbst, weil das üble Wetter und die kalten Abende mir das Nachhausegehen nach Volkstädt zu beschwerlich

gemacht und mir auch öfters Schnupfen zugezogen haben. Diese Leichtigkeit in Gesellschaft zu gehen trägt nun freilich nicht sehr zur Beförderung meines Fleißes bei, doch komme ich auch nicht aus der Uebung."

Vom ersten Morgen seines Aufenthalts in Rudolstadt ist dies Briefchen an Lotte:

44.

Einen recht schönen nachbarlichen Gruß und guten Morgen! Schon oft habe ich mich heute zum Fenster herausgelegt, um etwas Lebendiges an Ihren Fenstern sich regen zu sehen, aber da führt der Himmel häßliche Bäume und Schilde an den Wirthshäusern dazwischen, daß man nichts sehen kann. Ich habe heute schon recht oft Ihrer gedacht und in Ihrem Onchullin habe ich auch gelesen. Es sind Feinheiten in gewissen Stellen der Uebersetzung, die das Gepräg Ihrer Seele tragen und vielen Andern würden entgangen sein.

Was werden Sie heute Vormittag vornehmen? Was macht der Kopf? Es ist heute wieder ein recht freundlicher Tag, der mich ganz erheitert. Ich fühle mich in Ihrer Nähe und es ist mir wohl. Wüßte ich nun auch, daß Sie meiner gedächten, so hätte ich alle Ursache recht vergnügt zu sein.

Mein Logis hätte gar keinen Fehler, wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in

meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte — Adieu. Arbeiten Sie nicht zu fleißig an Ihrem Flor oder was es ist für morgen.

S.

45.

Ich sitze eben und schreibe bei meiner Schwester an dem schönen Forstaufsatz, und hatte gar keine schönen Bilder in meiner Seele; dachte an Pachtgüter, Holzschläge u. s. w., als Ihr Billet kam. Den guten Morgen nehmen Sie recht herzlich wieder zurück von mir; ich habe mich auch schon gefreut, daß Sie so nahe bei uns sind. Ich habe gut geschlafen und mein Kopf ist besser.

Eben fällt meiner Schwester ein, daß sie Ihnen noch Geld schuldig ist; um es nicht noch einmal zu vergessen, schickt sie es Ihnen. Wir sehen uns doch heute, ehe Sie zum Souper auf den Vogelschießplatz gehen? Ich hoffe es. Adieu, Adieu, lieber Freund! Ich denke recht oft an Sie.

L.

Es kam die Nachricht vom Tod der guten Frau von Wolzogen, die für Schiller ſo viel gethan! Lebhaft Antheil nehmend und ſo gut ſie konnten ihn tröſtend, ſchrieben die beiden Schweſtern ſowohl als Schiller an Wilhelm von Wolzogen. Wir laſſen die drei Briefe ſo wie die Antwort des ihnen ſo nah verbundenen Freundes hier folgen.

46.

Die Nachricht, die uns Schiller brachte, war traurig! Lieber Freund, ich fühle es mit Ihnen, wie es weh thun muß. Aber ihr geſchah wohl; was iſt das Leben ohne das Gefühl der Geſundheit, und mit ſo vielen Leiden iſt's nur ein Schatten von Daſein. Sie verloren viel, aber Sie ſind nicht allein, Ihr Herz ſoll keine Leere fühlen, wir ſind ja noch in der Welt und lieben Sie. Ich glaube, es iſt beſſer, Sie kommen noch zu uns, als daß Sie da ſo allein ſind; thun Sie's alſo und kommen ſogleich.

Leben Sie wohl! Ich mußte auch ſchreiben, denn ich möchte Sie gern fühlen laſſen, daß ich warmen Antheil an Ihrem Schickſal nehme. Sie wiſſen es, daß ich ſo denke, aber doch ſage ich's Ihnen gern. Alſo ſehen wir uns doch noch einmal, ehe Sie ſich ſo weit von uns entfernen; ich dächte nicht, daß Sie ſo viel Geſchäfte

hätten, die es nicht thunlich machen. — Leben Sie noch einmal wohl, wir sehen uns bald, lieber Freund.

Lotte.

47.

10. August 1788.

Lieber Freund, Du weißt was ich Dir sein möchte, und wie ich wünschte die Stelle Deiner theuren Mutter in Deinem Herzen zu ersetzen. — Trage ihren Verlust, wie es uns der Glaube an eine andre Welt lehrt — Daß sie vielen Schmerzen entnommen ist — dies diene Dich zu beruhigen. Ach, wenn Schmerzen dies schnelle flüchtige Leben drücken, dann dünkt es uns wohl lang und Alles verschwindet in körperlichen Leiden. Wohl denen die ruhen! — Lieber, anstatt daß Schiller zu Dir käme, komme Du lieber selbst noch zu uns — nichts dient eher trübe Bilder zu entfernen, als Entfernung von dem Orte wo sie uns rührten — ich bitte Dich, komme!

Schiller selbst ist äußerst bewegt über den Verlust Deiner Mutter, er würde Dir ihn in Meiningen selbst nur lebhafter zurückrufen. Ein paar Tage des Lebens unter uns, ich hoffe es, lieber Freund, werden Deiner Seele eine andre Stimmung geben, und Du wirst Deine

Reiſe mit mehr Ruhe antreten. Es iſt meinem Herzen ſüß, und ich bin ſtolz auf Dich, daß Du Deinen Verluſt doch ſo edel und männlich trägſt — bleibe ſo. Ach, es iſt doch Eigennutz, der die Todten beweint nach den erſten bangen Gefühlen, denen unſer Herz unterliegt! — Aber! Lieber, bringe doch Deine Sachen in Meiningen in Ordnung, wenn's möglich iſt, ſo daß Du dann nicht wieder hin mußt und von hier aus gleich Deine Reiſe antreten kannſt. Mache es ſo — ich bitte Dich — der Abſchied war ja einmal überſtanden, und wir wollen unſer Herz mit dem Glauben des Wiederſehens ſtärken, um ihn zum zweitenmal ruhiger zu ertragen. — Adieu, Adieu. Meine Mutter und Beulwitz nehmen innigen Theil an Deinem Schmerz. — Adieu, Lieber, Du weißt was Du meinem Herzen biſt!

C.

48.

Rudolſtadt d. 10. Aug. 88.

Noch ganz betäubt, liebſter Freund, von der traurigen Nachricht, die Sie mir gaben, ſetze ich mich, Ihnen zu ſchreiben. Ja gewiß, eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren; es war ein edles und gutes und äußerſt wohlthätiges

Geschöpf, auch ohne die vielen besondern Ursachen, die Sie als Sohn und ich als ihr Freund haben, dankbar gegen sie zu seyn, auch ohne alles dieses unsrer ganzen Liebe, unsrer aufrichtigen Thränen werth. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben, und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben.

Mein und unser Aller Trost ist dieser, daß sie durch diesen sanften und geschwinden Tod vielem Leiden entgangen ist, das ihr unausbleiblich bevorstand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn sie ein hoffnungsloses und martervolles Leben hätte fortleben müssen, ohne Aussicht von Besserung; und ein langes körperliches Leiden, liebster Freund, würde gewiß endlich ihren Geist darniedergedrückt und den Muth gebeugt haben, mit dem sie allem Unglücke trotzte. Lassen Sie uns das ein Trost seyn, den wir beide fühlen, daß ein schmerzvolles, halbes Daseyn ein traurigeres Loos ist als der Tod. Ihr Muth und Ihre Gelassenheit bei diesem Verluste hat mich innigst beruhigt; wir können, was uns lieb und theuer ist,

beweinen; aber eine edle und männliche Seele erliegt dem Kummer nicht. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir sind schon längst durch die zärtlichste Freundschaft gebunden; lassen Sie uns dieses Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortsetzen und wo möglich noch fester knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören. — Ach! sie war mir alles, was nur eine Mutter mir hätte seyn können! Beruhigen Sie Charlotten; dieser Schlag wird sie sehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, lieber Freund, kommen Sie hieher in unsre Arme. Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerstreuung. Finden Sie sie bei uns! Wenn ich auch nach Meiningen käme, würden wir uns recht genießen? Würden wir nicht beide von außen gedrückt und niedergeschlagen werden. Ich sende Ihnen diesen Expressen, weil ich fürchtete, daß die Post zu langsam seyn würde. Lassen Sie mich durch ihn erfahren, daß Sie auf einige Tage kommen wollen, so gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen, um Sie zu empfangen. Ihre hiesigen Freunde sehnen sich herzlich darnach, Ihnen etwas zu sein; sie sehnen sich nach Ihrer Gesellschaft. Kommen Sie ja. Wir wollen suchen, Ihnen Ruhe und Heiterkeit zu geben. Wir verlassen uns darauf, Sie spätestens den Donnerstag bei uns zu

sehen. Suchen Sie aber alle Geschäfte, die Sie in Meiningen noch vorfinden könnten, zu berichtigen, daß Sie unmittelbar von hier nach Stuttgardt zurück gehen und also desto länger bei uns bleiben können. Sobald mir der Bote Antwort bringt, werde ich mich aufs Pferd setzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegen zu gehen. Ich sehne mich nach Ihnen. Wenn wir uns sprechen, so werde ich Sie auch überzeugen können, daß ich Ihnen hier mehr seyn kann als in Meiningen. Mit dem Gedichte würde es jetzt ohnehin zu spät seyn, da die Beerdigung vorbei ist. Ihr Brief war vier Tage unterwegs; aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die ich Ihnen mündlich mittheilen will. Kommen Sie ja, liebster Freund. Wir sehen Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Schiller.

49.

Meinungen den 12ten Aug. 88.

Wie viel Freundschaft Bruderliebe ist, fühl' ich jetzt lebhafter als jemals. Ja, lieber Schiller, wir wollen Brüder seyn, es uns nicht in freudigem Taumel des Wahnes sondern bey dem Andenken unsrer verstorbenen Freundin, unsrer Mutter, zuschwören. Ich kann Dir

nicht ſo viel ſein, als Du, Bruder, Freund meiner Mutter, mir biſt, aber auf die Unerſchütterlichkeit meiner Freundſchaft und Liebe kannſt Du rechnen. Feſtigkeit im Charakter traue ich mir zu, und rechne dies einzige Verdienſt mir hoch an, um nicht zu viel zurückzubleiben gegen Dich.

Ich ſoll zu Euch kommen, darum bittet Ihr mich, und verſprecht mir Troſt und Beruhigung. Wie ſehr gerührt bin ich durch Deine Freundſchaft, Beſter; dieſes wußte ich ſchon vorher, daß ich in Eurer Mitte alles finden würde, was ich hier vermiſſe — Theilnahme — und eben deswegen fühlte ich meine traurige Lage doppelt ſtark, daß ich mir dieſen Troſt verſagen mußte. Wie leid muß es mir daher ſein, daß neben dem, was ich mir ſelbſt verſagen muß, ich auch Eurem Verlangen nicht nachleben kann — dies ſchmerzte mich in dem Augenblick, als ich Deinen Brief las. Allein das unbegrenzte Zutrauen in Deine Freundſchaft und die gewiſſe Ueberzeugung, daß Du ſelber weißt, wie viel Du mir biſt, und jetzt warden biſt, beruhigt mich. Ich weiß, lieber Schiller, wenn ich Dich bäte, ſogleich nach Empfang meines Briefs hierher zu kommen, Du würdeſt es thun; aber es wäre Deine Freundſchaft mißbraucht — und doch fällt es mir ſo ſchwer, mich von hier zu trennen, ohne Dich noch einmal zu ſehen, und ſo vieles mit Dir zu reden.

Ich muß diesmal Deine Güte mißbrauchen — Komm zu mir, weil ich ganz unmöglich zu Dir kommen kann; dann wirst Du Dich auch überzeugen, daß ich wahr redete. Nur z. B.; seit dem 20ten wartet des Herrn von Waltner Equipage in Straßburg auf mich — und ich kann erst den 4ten dort seyn — Hier wartet ebenfalls Equipage auf mich. Ich wollte Dir im Anfang sogleich ein Pferd mitschicken, allein es fiel mir doch ein, daß es besser wäre, wenn Du dorten ein Pferd mitnähmst, weil Du leichter hierher kommen kannst. Morgen früh geht der Bote weg — Donnerstag Nachmittag ist er bey Dir. Freitag Mittag reitest Du bis Ilmenau den andern Tag, Sonnabend gegen vier Uhr bist Du hier — Da bleibst Du bei mir bis — so lange Du willst — unterdessen packe ich ein und wir reisen miteinander aus, aber leider entgegengesetzte Wege. Fällt es Dir aber zu beschwerlich, lieber Schiller — Nun ich bin gewohnt, daß mir das nicht wird, was ich wünsche.

Ich habe Dir tausend Sachen zu sagen, und weiß jetzt keine, als daß ich Dich bitte, zu kommen.

Meine Schwester ist bei mir. Wie freue ich mich, Dich zu sehen.

Seit Schiller in Rudolſtadt war und bei den Freundinnen die Abende zubringen konnte, laſen ſie zuſammen den Homer. Caroline erzählt: „Zum erſtenmal laſen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchſtücke bekannt waren. Schiller las uns Abends die Odyſſee vor, und es war uns, als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her.“ Schiller ſchreibt (am 20. Auguſt) an Körner: „Ich leſe jetzt faſt nichts als Homer. Ich habe mir Voß's Ueberſetzung der Odyſſee kommen laſſen.“ Es war die erſte Ausgabe von 1781, die er ſich anſchaffte, — in einem ſolid in Leder gebundenen Exemplar, das Lotte, ſo lange ſie lebte, immer beſonders werth hielt, aus dem ſie ſich noch in ihren ſpätern Jahren gern vorleſen ließ.

Aus dieſer Zeit ihrer Lektüre des Homer ſind die folgenden Billets, mit den homeriſchen Reminiscenzen, die ſie ſcherzend eingeflochten.

50.

Guten Morgen, lieber Freund. Wie geht es Ihnen heute? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Roſenfingern erwachte, noch ruhig geſchlummert, und das Uebel hat ſich gelegt. Ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf aufgeopfert, dachte ich heute früh; und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich ſchlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruheten. Ich

habe gut und lange genug im zierlich gezimmerten Bette zugebracht. Ich lade Sie ein, heute Mittag zu uns zu kommen und Klöße mit uns zu eſſen. Meine Mutter glaubt, daß es Ihnen nichts ſchaden könne dies Gericht, und Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzugreifen. Sein Sie ſo gut und ſchicken die histoire des Favorites mit. Ich hoffe, Sie kommen bald; Sie können ganz ruhig auf dem Canapee leben heute, und wir wollen ſehen, ob der Himmel was Gutes zu reden eingiebt. Adieu.

L.

51.

Wie haben Sie denn heute Nacht in Ihrem zierlichen Bette geſchlafen? Und hat der ſüße Schlaf ihre lieben holden Augenlieder beſucht? Sagen Sie mir's in ein paar geflügelten Worten — aber ich bitte Sie, daß Sie mir Wahrheit verkündigen. Lügen werden Sie nicht ſagen, denn Sie ſind viel zu verſtändig.

Es iſt heute wieder ein gar ſchöner Tag und er würde noch einmal ſo ſchön ſein, wenn Sie recht heiter aufgeſtanden wären, und ſich mit uns deſſelben freuen wollten. Sind Sie aber noch nicht ganz gut und nicht frei genug um den Kopf, um ſich mit ſich ſelbſt zu

beſchäftigen, oder zerſtreut Sie vielleicht Geſellſchaft, ſo laſſen Sie mich's wiſſen, und wir leben dann den Tag ſo miteinander hin — ſchwatzen, leſen und freuen uns, daß wir zuſammen in der Welt ſind.

Was macht Ihre Schweſter? Klappert der Pantoffel ſchon um ihre zierlichen Füße, oder liegt ſie noch im weichen, ſchöngeglätteten Bette? Adieu.

Sind Sie noch nicht aufgeſtanden, ſo laſſen Sie mich nur mündlich wiſſen, wie Sie die Nacht zugebracht haben. Laſſen Sie auch den Garten aufſchließen, ich habe eine Verſuchung, ein bischen darin herumzuwandeln. Leben Sie recht wohl!

S.

32.

Recht ſchönen Dank für die geflügelten Worte. Mein Kopf iſt leichter, und ich habe ziemlich alles Uebel verſchlafen. Der Garten iſt auf. Kommen Sie alſo. Ich glaube, es wird mir nichts ſchaden, daß ich auch ein bischen hineingehe; iſt mir's nicht gut, ſo wird mich mein Arzt zurück ſchicken; nicht wahr? Adieu, wir ſehn uns bald!

L.

53.

Von Wolzogen recht viele Grüße. Er hat mir geſchrieben, und Ihrer Schweſter oder Ihnen vermuthlich auch? Meiningen hat er jetzt verlaſſen.

Auch Frau von Kalb empfiehlt ſich Lottchen. Sie ſchreibt aus Völkershauſen, einem Gut ihrer Tante Stein. Anfangs September wird ſie abreiſen. Sie hat ſich auch einige Tage im Bade zu Brückenau aufgehalten. Das ſind meine Neuigkeiten, nun möchte ich auch die Ihrigen wiſſen.

Wie haben Sie denn auf das Ständchen geſchlafen und was machen Sie heute? Auf Stolbergs Iliade ſchlief ich ſo feſt wie Lottchen auf die Odyſſee, wenn ich ſie vorlese. Aber heute müſſen Sie mir wieder von dieſem Opium nehmen, ich kann Ihnen nicht helfen. Wann kann man Sie denn am beſten ſehen und genießen? Daß ich mich im voraus darauf freuen kann. Hat Frau von Stein geſchrieben und iſt es entſchieden, wann Sie gehen? Adieu. Adieu.

S.

54.

Daß Sie gut geſchlafen und ſchöne Sachen gehört haben, freut mich. Ich habe von Wolzogen einen Brief bekommen, der auch mit an meine Schweſter war. (Kürzer hätte ich ſagen können: wir haben einen Brief bekommen.) Von Lochberg habe ich noch kein Wort gehört. Wir ſind den ganzen Tag zu ſehn. Wenn es ſchön Wetter wird, ſo wollten wir nach Schwale gehn; da ließe ſich auch ſchön leſen. Wenn es aber regnet, ſoleb bien wir friedlich im Hauſe zuſammen, und freuen uns über Ulyſſes und die liebliche Penelope. Adieu, Adieu. Ich bin recht munter und das Opium wird nicht wirken.

L.

55.

Guten Morgen, l. Freund. Was machen Sie? Wie lebten Sie geſtern? Ich war doch froh, nach Hauſe zu kommen, und heute iſt mir gar warm im Kopfe. Haben Sie etwas an Frau von Kalb zu beſtellen? Ich ſchreibe ihr heute; und auch an Wolzogen ſchreiben wir. — Wenn es ſo regnet, ſo gehe ich morgen nicht nach Lochberg. Ich möchte, es wäre ſo nahe wie Volkſtädt!

Aber es hat Alles ſein Gutes; und ſich an Dinge, die einem unangenehm ſind, gewöhnen zu lernen, iſt wohl weiſe. Es iſt eigentlich nicht weit; in zwei Stunden könnten wir uns doch ſehen; es iſt eine kleine Entfernung gegen acht oder wohl gar noch mehr. Ich hoffe, wir ſehen uns heute recht viel. Adieu. Adieu.

L.

56.

So haben Sie mir alſo den Ball wohlbehalten zurückgelegt! Es iſt mir ordentlich lieb, daß er vorbei iſt. So ſehr ich das Vergnügen meiner Freunde liebe, ſo wünſche ich Sie doch ſo ſelten als möglich auf Bällen. Ich weiß nicht warum — aber ich habe aus eigner Erfahrung, daß ein Vergnügen, das das Blut ſo unordentlich erhitzt, und das die beſſern Menſchen den armſeligen ſo nahe bringt und mit ihnen vermiſcht, die feinen Gefühle und die edlern Genüſſe des Geiſtes gern auf eine Zeitlang hinwegſchwemmt. Ihr Fall iſt dieſes nun wohl nicht, — aber die Erfahrung iſt mir ſo geläufig, daß ich mich einer geheimen Furcht nicht erwehren kann, wenn ich das, was mir lieb iſt, durch eine Reihe fliegen ſehe, die mir nicht lieb iſt. Doch vor dem Sehen werde ich mich wohl hüten.

Ich habe geſtern geſchrieben und dann das Leben

des Pompejus im Plutarch geleſen, das mir große Gefühle gegeben hat, und den Entſchluß in mir erneuerte, meine Seele künftig mehr mit den großen Zügen des Alterthums zu nähren. Heute früh war es einer meiner erſten Gedanken, daß — Sie nicht mehr auf dem Ball wären. Wenn ich es könnte — ſehen Sie, ich würde ſo ungerecht ſein, und Sie allen andern Menſchen mißgönnen. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe, aber es iſt etwas ſo gar Schönes — ſich das, was einem lieb iſt, als ſein Eigenthum zu denken, und was ich *denke*, thut Ihnen ja auch nichts. Laſſen Sie mir alſo immer dieſe Freude.

Warum erinnern Sie mich daran, daß Sie gehen? Ich mag nicht daran erinnert ſein. Eben ſo wenig an mein eignes Weggehn. Es tröſtet mich, daß ich den Tag nicht weiß, daß ich von keinem Termin abhänge, daß es bei mir ſteht, wie lange dieſer Sommer dauern ſoll. *Meiner* werden Sie bälder entwöhnt ſein, als ich Urſache habe, es zu wünſchen, und wenn es weiſe iſt, bei Zeiten darauf zu denken, ſo bin *ich* es, nicht *Sie*, dem dieſe Weisheit zu empfehlen iſt. Adieu. Ich kann Ihnen nichts, als viele Grüße an die Kalb und an Wolzogen auftragen, ſchreiben werde ich ein andermal. Leben Sie recht wohl. Wenn Sie mir's indeſſen nicht abſagen laſſen, ſo ſehe ich Sie nach zwei Uhr. Leben Sie recht wohl.

57.

Was macht Ihre Schweſter heute? Iſt das Kopfweh fort? Ich will nicht hoffen, daß ſie uns krank werden wird; wenn es nicht viel beſſer iſt, ſo ſchicken Sie lieber zum Doktor, man ſpricht und hört dann doch etwas Vernünftiges darüber. Haben Sie auch auf die geſtrige Motion gut geſchlafen und von den großen Trauben nichts geträumt? Iſt heute Nacht mit dem Degen in der Schlafkammer kein Blut vergoſſen worden?

Von Wieland habe ich heute früh einen neuen Theil des Lucian und zwei Bände griechiſche Trauerſpiele bekommen, die Ihnen, wenn Sie ſie leſen wollen, zu Dienſten ſtehen. Adieu. Geben Sie mir ein kleines freundliches Lebenszeichen.

E.

58.

Guten Morgen! Ich danke ſchön für Ihr Andenken. Meine Schweſter liegt noch im Bette; ich denke, das Kopfweh ſoll ſich bald geben; ſie lieſt eben in der Geſchichte von des Kaiſers Oktavianus Söhnen. Ich habe gut geſchlafen und bin recht wohl, und laſſe es in der Natur ſtürmen und regnen, denn es iſt in

mir ſelbſt heiter. Ich hoffe Sie kommen zum Kaffe zu uns, nicht wahr? Wir wollen recht heimlich zuſammen ſein, und uns freun, daß wir noch vereinigt ſind. Adieu. Adieu.

L.

59.

Guten Morgen, wie geht es Ihnen heute? Sie ſind doch wohl? Sind Sie's nicht, ſo möchte ich gern freundſchaftlich an die Medicin erinnern. Denn Sie ſollen immer wohl ſein, wünſche ich. Mir liegt ein Schnupfen im Kopfe, der aber gar heilſam iſt zuweilen, und kommt er nicht ärger, ſo klage ich auch nicht. Adieu. Laſſen Sie uns wiſſen, was Sie machen, l. Freund. Meine Schweſter bittet um den Plutarch.

L.

60.

Dank Ihnen, daß Sie ſich meiner erinnern. Ich habe ziemlich gut geſchlafen. Das Uebrige iſt wie geſtern, aber meine Seele iſt ſo ſtill und meine Laune ſo leidlich heiter, daß ich mir dieſe ruhige Stimmung

durch ein Vomitiv nicht vorsätzlich zerstören mag. Ich will die Natur so machen lassen und es abwarten. Jetzt werde ich mich ein bischen in Ihrem Garten umsehen und der Sonne genießen. Suchen Sie aber Ihren Schnupfen los zu werden. Hier ist der Plutarch. Leben Sie recht wohl.

S.

Ende August war Zacharias Becker in Rudolstadt. Schiller schreibt am 1. September an Körner: „Becker hat einige Zeit bei uns zugebracht, und beim Hofrath Beulwitz gewohnt. Man schätzt ihn da sehr, und ich muß gestehen, daß ich auch eine sehr gute Meinung von ihm habe, so sehr auch meine Art zu empfinden und zu denken von der seinigen mag verschieden sein. Er ist ein stiller denkender und dabei edler Mensch, und, wie ich ihn beurtheile, sehr von Vorurtheilen frei. Sein Noth- und Hülfsbüchlein hat eine erstaunliche Ausbreitung erhalten."

Lotte ging damals auf einige Zeit nach Kochberg.

61.

Alleweile ist die Chaise von Kochberg gekommen, um mich heut Nachmittag zu holen. Da sollen wir also den Abend nicht zusammen sein! Der böse Genius will

es nicht. Ich wäre heut gern hier, um Ihrer und Becker's Geſellſchaft zu genießen. Kann ich wohl die Niederländiſche Geſchichte mitnehmen, wenn Sie ſie eben nicht brauchen. Es wäre artig, wenn Sie noch kämen und mir ihren freundſchaftlichen Segen mitgäben. Vor drei Uhr gehe ich nicht. Kommen Sie alſo zum Kaffe.

Lotte.

62.

Montag Abend gegen 10 Uhr.

Sie werden wohl jetzt am Tiſch ſitzen und ſprechen und Nüſſe eſſen, nicht wahr? Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünſchen, daß Sie ſehen, daß ich Ihrer denke. (Doch das wiſſen Sie wohl ſo; Sie wären ſonſt mein Freund nicht.) Ich bin geſtern nicht allein in den düſtern Wäldern geweſen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der ſchönen Stellen und lernte ſie. Auch heute habe ich in der Niederländiſchen Geſchichte geleſen. — Ich wäre wohl hier, und ſtille ruhig in der Einſamkeit, wenn ich nicht das Gefühl, daß Sie eben in R. ſind, hätte, und daß ich manche ſchöne Stunde verſäume. Doch ſo will es das Schickſal; und Sie hängen ja eben von nichts ab, und könnten mir die verlornen

Tage erſetzen. Wir wollen ſehen, was die Freundſchaft thun will. Ich ſchreibe verwirrt und unordentlich; aber in einer Ecke des Zimmers iſt Hr. und Fr. von Stein und ſprechen. Schlafen Sie alſo wohl und leben froh, und denken meiner oft; und ſagen es mir durch einige Zeilen, was Sie machen.

L.

63.

Dienſtag Abend gegen 6.

Guten Abend! Haben Sie ſchönen Dank für Ihre Zeilen. Daß Sie aber doch ſehen, daß ich auch ſchon geſtern Ihrer dachte, ſo müſſen ſie den Zettel von geſtern auch mit leſen. Es freut mich, daß ich Ihnen zu fehlen ſcheine; ſo etwas höre ich gern von meinen Freunden. Ich ſehe oft nach den Bergen von Rudolſtadt, und wünſche herzlich frohe Stunden. Ich war noch nicht viel im Freien, denn das Wetter erlaubt es nicht. Wenn Ihnen der Gedanke an die Zukunft keine Freuden gibt, ſo vergeſſen Sie ſie; und ſehen mit Geduld, wie es das Schickſal machen will. Wenn es Sie in unſrer Nähe ließe und frohe ſchöne angenehme Tage gäbe, wäre ich noch einmal ſo zufrieden. Es iſt ein ſchmerzliches Gefühl, Menſchen die einem lieb ſind, ſo entfernt zu wiſſen.

Ich weiß noch nicht eigentlich, wann ich wieder in unſern traulichen Zirkel zurückkehre, doch denke ich bald. Ich wollte, wir könnten ſo Alle hier ſein. — Heut habe ich ſchon gar ernſthaft geleſen in Bacon; ſeine Gedanken über die Vorſtellung der Alten vom Pan haben mich intereſſirt; er hat aber wohl ſelbſt mehr Sinn hineingelegt, als die Griechen dabei hatten. — Daß Becker fort iſt, thut mir leid; denn ich hätte ihn gern noch geſehen. Es iſt nun einmal eine unbeſtändige wechſelnde Welt, und es geht nicht immer ſo wie wir denken und wünſchen. Ich ſitze da in der Ecke meines Zimmers; und bin gar ernſthaft, werden Sie ſagen, nicht wahr? Heute früh glaubte ich, Herr von Stein würde nach Rudolſtadt kommen; und die Frau habe ich nicht recht verſtanden geſtern Abend, Sie hätten ſonſt meine Zeilen ſchon. — Sonntag Abend habe ich noch gar viel meinen Kopf mit Engliſchſprechen anſtrengen müſſen; und habe darüber manchen Schwall von Worten, die Knebel ſtrömen ließ, verhört. Er hat wie gewöhnlich viel erzählt. Geſtern früh um zehn Uhr ſind ſie fort. Nun Adieu. Leben Sie wohl und denken meiner immer mit freundſchaftlichem Herzen.

Lotte.

64.

Ihre Billets haben mir einen recht schönen Morgen gemacht. Gestern schlief ich mit der schönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen sehen würde, und Sie haben sie mir erfüllt. Daß Sie gestern mit der Botenfrau nicht schrieben, hat uns etwas gewundert, und fast hätt' es uns betrübt; aber wir haben es uns erklärt, so gut wir konnten.

Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.

So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will.

Es freut mich, wenn sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen, und sich gleichsam zu eigen machen; dadurch werden unsre Seelen immer mehr an einander gebunden werden.

Ich sehe diese Stücke als die Garants unserer

Freundschaft an; es sind abgerissene Stücke meines Wesens, und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.

Leben Sie recht wohl, bestes L. Ich möchte gar gerne noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist.

Gestern lasen wir in der Odyssee, und eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides hätte uns bald Thränen gekostet. Kommen Sie doch nicht so gar spät wieder! Adieu! Adieu!

S.

65.

Ich wünsche Ihnen einen freundlichen guten Morgen, und schicke den Tom Jones. Es ist heut einmal die Welt ganz lachend, weil die Sonne die Berge so schön erhellt; aber der traurige Vorbote des Winters hat schon die Bäume überdeckt; ich fühle dies Jahr seine Ankunft doppelt schmerzlich, weil er auch Sie von uns trennt! Wir werden Ihre Abwesenheit sehr fühlen, l. Fr.; je mehr ich mir's denke, desto weniger kann ich mich leicht unter die Nothwendigkeit fügen, wie Sie

ſagen, daß unſer Geſchlecht eher könnte. Geſtern Abend habe ich noch in der Anthologie geleſen, und der ſchwermüthige Ton, der in Ihren Gedichten herrſcht, that mir weh. Ich möchte, Sie ſähen die Welt immer heiter an, und das Schickſal gäbe Ihnen nur Freuden! Sie ſagten mir, Sie hätten das Stück vom D. M., wo die Götter Griechenlands ſtehn; wollen Sie mir es ſchicken, wenn Sie's zur Hand haben? Ich hoffe wir ſehen uns heut Abend. Adieu!

L.

66.

Wenn Sie eben nichts zu thun hätten, ſo könnten wir jetzt eine Promenade machen, weil es ſo ſchön iſt. Der ſchöne Cour-Tag iſt bei uns zu Ende. Wir ſind ſchon lange wieder zu Hauſe. Adieu!

L.

67.

Können Sie denken, daß der lang erwartete La Roche hier iſt; und wir ſind eben allein; ich denke aber, er bleibt bis morgen, da er doch eigentlich meine Schweſter kennen lernen ſoll. Es wäre gar ſchön, wenn Sie

lämen und den Abend bei uns wären, und uns hälfen unterhalten oder ſich unterhalten ließen. Es ſcheint ein guter Menſch. Laſſen Sie ſich doch in der Porte-Chaiſe hertragen.

L.

Der Verkehr mit den Freundinnen war wieder geſtört, Schiller mußte das Zimmer hüten. Er ſchreibt an Körner am 1. Oktober: „Eben fange ich an, mich von einem rheumatiſchen Fieber zu erholen, das ſich in ein Zahngeſchwür aufgelöſt und mich einige Wochen mit allen Plagen, beſonders mit wüthenden Zahnſchmerzen gemartert hat. Ich weiß nicht, was ich lieber ausſtehen möchte als das letztere — es hat mir alle Freude und Luſt zum Leben geſtohlen und meinen ganzen Kopf verwüſtet. Jetzt iſt der Schmerz vorbei, das Geſicht aber noch geſchwollen, und ich fange allmälig an, mich wieder in meinen Geſchäften umzuſehen."

68.

Ich gratulire zu dem liebenswürdigen Beſuch, und danke Ihnen, daß Sie mich wollen daran Antheil nehmen laſſen. Glauben Sie mir aber, daß, wenn ich meinen Kopf aus dem Verbande (der ihn ſo dick macht

wie Bode um den Leib iſt, und das will viel ſagen!) herausthun könnte, ſo würde ich es um meines eignen Vergnügens willen ſchon gethan und mich zu Ihnen verfügt haben, ohne den theuren Sohn meiner angebeteten La Roche erſt zu erwarten. Im Ernſte, ich muß für heute auf aller Menſchen Umgang noch Verzicht thun, wobei die Welt und meine Freunde um ſo weniger verlieren, da ich nicht einmal deutlich und vernehmlich ſprechen kann. Das kann Ihnen niemand beſſer bezeugen als mein Ludwig, denn verlange ich zu trinken, ſo bringt er mir die Pfeife, und will ich Thee, ſo präſentirt er mir die Pantoffel. Laſſen Sie ſich von dem jungen Herrn von der Reiſe erzählen, und ſagen es uns morgen wieder. Adieu!

S.

69.

Guten Morgen! Ich hoffe Sie haben gut geſchlafen heute Nacht, und ſind wieder beſſer, daß wir Sie heute ſehen können. Ich ſoll Ihnen viele Grüße von meiner Schweſter ſagen, und ob Sie nicht wollten die Güte haben, ihr bis morgen die Bogen von der Niederländiſchen Geſchichte, die Sie uns letzt laſen, zu ſchicken. Sie kommt morgen Mittag wieder mit Fr.

von Stein. Adieu! Ich wünſche, daß wir heute den Abend zuſammen verleben!

L.

Sein Sie ſo gut und geben die Geſchichte der Frau gleich mit; aber laſſen Sie ſie einwickeln, daß ſie nichts darauf bringt. Adieu. Adieu.

70.

Ich habe dieſe ganze Nacht geſchlafen und der Schmerz hat ſich auch verloren. Mein Backen aber iſt noch immer geſchwollen und muß alſo unter ſtrenger Verwahrung gehalten werden. Das Ausgehen hat mir neulich geſchadet, lieber will ich mich alſo noch einen Tag zu Hauſe halten, um mich der folgenden deſto beſſer zu verſichern. Sein Sie recht ſchön von mir gegrüßt, und mögen gute und frohe Geiſter Sie heute umſchweben. Der Schweſter, hoffe ich, haben Sie mich recht freundlich empfohlen. Ich hab' ihr die Bogen geſchickt. Adieu!

E.

71.

Ich muß Ihnen auch noch ein Wort sagen, lieber Freund, und eine gute Nacht wünschen. Haben Sie Dank für Ihr Andenken und die Kuchen. Es brauchte nicht so etwas, um Sie unter uns zu versetzen. Ich sitze eben und lese meiner Mutter vor; es ist ein einsamer trauriger Abend, deren wohl noch manche in der Welt so kommen könnten. Man muß sich auf Alles in dem Leben vorbereiten, sagt die Weisheit. Nun herzlich gute Nacht; meine Mutter grüßt Sie schön. Ich hoffe der Backen soll doch heute Nacht so gut werden, daß wir Sie morgen sehen. Adieu. Schlafen Sie wohl. Ich habe heute einen Höflichkeitsbesuch abgelegt und dort über Lavater gestritten.

L.

72.

Seyen Sie mir recht schön gegrüßt! Heute Abend, hoffe ich, sollen wir uns wieder sehen; es kommt mir vor wie viele Wochen, daß wir nicht mehr beisammen waren. Das Wetter ist gar schlecht, daß ich zweifle, ob die Kochberger Damen kommen. Ist La Roche noch hier geblieben? Vermuthlich, und ich habe die Aussicht,

ihn auch noch zu sehen. Von der Niederländ. Geschichte habe ich wieder einige Bogen erhalten, die wir morgen zusammen lesen können, denn endlich hat der Allmächtige die Zunge wieder gelöst. Ich habe gut geschlafen, aber etwas lange, weil ich nach zwei Uhr erst zu Bette ging.

Leben Sie wohl, freundliches Lolochen!! Lassen Sie mich von Ihnen hören, daß Sie heiter und wohl auf sind. Grüßen Sie mir Ihre Mutter auch recht schön. Adieu.

S.

73.

Daß Sie wieder besser, freut mich sehr, und Sie sollen uns willkommen sein heute. Kommen Sie aber nicht so spät. Ich glaube, La Roche wird Ihnen nicht zuwider sein. Es ist ein bescheidener junger Mensch, und findet, däucht mir, die Schriftstellereien seiner Mama nicht gut. Ich bildete mir ein, er sei eitel darauf; daß er's nicht ist, ist ein gutes Zeichen. Frau von Stein kommt nicht, aber meine Line um zwei Uhr. Es war ein Mißverständniß, sonst wäre sie eher gekommen. Es däucht mir auch lang, daß wir Sie nicht

ſahen. Gut, daß es beſſer iſt! Adieu, Adieu! Ich war heute ſchon auf dem Schloß bei meiner Schwägerin. Wir wollten La Roche gern die Gegend zeigen. Wie ich Ihr Billet bekam, wollte ich eben ſchreiben und nach Ihnen fragen.

L.

74.

5 October 1788.

Was machen Sie? Sind Sie heute nicht auch ſpazieren gegangen? Ich bin heute nach langer Zeit zum erſtenmal wieder ausgeflogen, und weil ich meine Papiere und Manuſcripte in Volkſtädt ſchon längſt habe in Ordnung bringen wollen, ſo habe ich mich bei dieſem ſchönen Wetter herausgemacht. Es iſt hier doch freundlich, und wenn man eine Zeitlang in der Stadt gewohnt hat, kann es einem auch wohl in Volkſtädt gefallen. Ich habe Luſt, einmal wieder einen Morgen hier zuzubringen, und bleibe vielleicht heute hier, in welchem Fall ich Ihnen eine gute Nacht wünſche.

Heute war noch ein ſchöner Sommertag — es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns ſcheiden will. Anſtatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelaſſen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorſteht.

mir der Gedanke und quälte mich. Gut iſt es, daß hoffentlich die Trennung nicht unſre Freundſchaft ſtören wird. Habe ich recht? Mir bleiben meine Freunde, ſo lange ich ſehe daß ich nichts in ihrer Freundſchaft verlieren kann, ewig lieb und theuer. Aber wer kann für Andere ſtehen? Alſo Verzeihung für dieſen Zweifel! Frau von Stein kommt erſt Dienſtag; da habe ich ein paar Tage hier noch gewonnen. La Roche geht dieſe Nacht. Kommen Sie doch ja aber morgen bald wieder. Meine Schweſter grüßt Sie. Adieu. Adieu.

Lotte.

76.

Wollen Sie die Güte haben und mir die Bücher von Knebel ſchicken? Ich will ſie einpacken. Wir ſehn uns doch noch ehe wir gehen? Frau von Stein und meine Schweſter ſind bei Hof; ich bin bei meiner Mutter geblieben; auch hätte es mich genirt, mich wieder auszuziehen. Gegen fünf Uhr fahren wir fort. Leben Sie wohl! Ich denke wir ſehen uns noch.

L.

77.

Sie ſind nicht einmal zwei Tage von uns und wie lange däucht es mir ſchon! Dieſes kleine Pröbchen von Trennung gibt mir gar ſchlechte Erwartungen von der größern Trennung, die mir bevorſteht. Alles vermißt Sie, aber ich gewiß nicht am wenigſten. Möchten Sie indeſſen nur recht angenehm leben, und ſich manchmal unter uns ſehnen!

Geſtern Nachmittag haben wir, Ihre Mutter, Ihre Schweſter und ich, gar ſtill und herzlich beiſammen geſeſſen und da ſind denn alte Projekte aufgewärmt und neue geſchmiedet worden. Aber ſteht das Schickſal in unſern Händen? Ich freue mich, mir die Zukunft ſo ſchön zu malen, als ich kann, aber ich kann keinen Glauben dazu faſſen.

Leben Sie recht wohl! Die Botenfrau ſteht vor der Thüre und preſſirt. Wollen Sie mich der Frau von Stein empfehlen und ſie bitten, daß ſie barmherzig ſein und — Sie nicht zu lange behalten ſoll. Adieu

Schiller.

78.

Weil Sie doch ſo gar lieb ſind und fleißig an uns denken, ſo wollen wir Ihnen das ſchöne freundliche Wetter in Kochberg auch gönnen; ſonſt hätte ich im Geiſt Schnee und Hagel hergewünſcht, Sie recht bald wieder zu uns zurückzutreiben. Frau von Stein ſoll mir's nicht übel nehmen, ſie weiß ſich den Aufenthalt auf dem Lande ſehr angenehm zu machen, da ſie uns ausplündert. Aber, wie geſagt, es ſoll Ihnen beiden recht wohl ſein beieinander.

Wolzogen hat heute geſchrieben, daß er ſeit dem 23. Sept. in Straßburg iſt, das wird Ihnen die Schweſter geſchrieben haben. Es freut mich doch, ihn endlich auf der Reiſe zu wiſſen. Den Freitag wird mir Hoffnung gemacht, Sie wieder zu ſehen, hoffentlich nicht auf einen bloßen Beſuch in Hafel? Leben Sie recht wohl. Ich habe jetzt eine gar angenehme Beſchäftigung bei meinem Euripides, die mir lieber iſt als alle Geiſterſeher. Adieu. Adieu.

E.

79.

Sonnabend Abends 9 Uhr.

Ich muß Ihnen eine gute Nacht ſagen. Wie geht es, was machen Sie? Sind Sie wohl und froh, und

genießen der ſchönen Tage? Ich bin ſo ganz wohl hier, und freue mich des Umgangs der lieben Stein. Sie iſt eine edle Frau, und hat ſo viele angenehme Talente und Kenntniſſe. Aber doch denke ich auch oft an unſern traulichen Zirkel (ob Sie gleich ſagen, er ſei nicht mehr ſo). Ich hätte Ihnen mehr geſchrieben, aber eben erfahre ich erſt, daß die Frau geht. Alſo nur einen freundlichen Gruß. Denken Sie meiner, und ſein Sie froh! Ich nehme gern Theil an Ihren Freuden. Ich leſe hier eine artige Reiſe durch Griechenland; da finde ich mit Vergnügen, daß die Sitten noch ſo einfach faſt ſind als zu Zeiten Homers. Gute Nacht!

L.

80.

Montag Morgens.

Sie ſind uns heute um eine Stunde näher; das freut mich, wenn ich Sie auch ſchon nicht ſehe. Unter fremden Geſichtern (wo mir überhaupt nie wohl iſt) würden wir uns doch nichts ſein können. Mir iſt nur lieb, daß von den acht Tagen, die Sie in Kochberg zubringen ſollen, ſchon 3½ um ſind. Der Himmel wird auch von den übrigen helfen.

Was ſoll die Parentheſe in Ihrem Brief? Hab' ich geſagt, daß wir keine traulichen Abende mehr

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

zuſammen genießen? Ich habe geſagt, daß die Abende anfangen kurz zu werden; und das iſt ihre Schuld, nicht die unſrige.

Für Ihr Andenken und Ihren Brief danke ich Ihnen recht ſchön. Ich bin alſo doch in Ihrer Erinnerung? Möchte ich nie ganz darin verlöſchen, oder daraus verdrungen werden. Beſſere als ich finden Sie überall, aber ich fordere jeden heraus, ob er's beſſer als ich mit Ihnen meint.

Genießen Sie noch recht ſchöne Tage in Lochberg. Sie ſind in ſehr guten Händen. Ich habe die Stein ſehr lieb gewonnen, ſeitdem ich ihrem Geiſt mehr zugeſehen habe. Ich liebe den ſchönen Ernſt in ihrem Karakter, ſie hat Intereſſe für das, was ſie für wahr hält und was edel iſt. Viele Menſchen ſterben, ohne je was davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich dieſe Miſchung von Lebhaftigkeit und Ernſt, und habe beidem ſchon ſehr ſchöne Stunden zu verdanken.

Adieu, liebſte Freundin. Bringen Sie eine freundliche Miene zurück, wenn ſie wieder kommen. Adieu.

S.

81.

Kochberg den 15ten Oktober
gegen 4 Uhr.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Zeilen, die mir meine Schweſter geſtern gab. Ich wollte, Sie wären mit uns geweſen; denn die Gegend iſt ſo ſchön! Ich ſah nach den ſchönen Bergen von N. hin und grüßte Sie im Geiſt gar herzlich. Es freut mich, daß Sie meine Freundin lieb gewonnen. Sie iſt gewiß eine vorzügliche Perſon; ich bin ihr mit ganzer Seele zugethan. Ich habe gern, daß die Menſchen, die mir werth ſind, auch meinen Freunden ſo ſind. Warum ſollte ich nicht Ihrer denken? Glauben Sie mir, daß ich Sie gern immer in meiner Erinnerung haben werde, und es mich freut, daß ich glauben darf, daß auch Sie mich nicht vergeſſen. Möchte nie etwas unſre Freundſchaft ſtören! Auch wenn Sie nicht mehr unter uns ſind, hoffe ich, wird uns Ihr Geiſt nicht ganz verlaſſen. Trennung iſt traurig; aber es iſt doch beſſer, ſich zu kennen, Antheil an einander zu nehmen, als ſo in der Welt zu leben, ohne etwas von einander zu wiſſen. — Ich habe heute fleißig gezeichnet und das Grab des Cestius; nach einer Zeichnung von Göthe copirt. Es iſt eine melancholiſche Landſchaft. — Freitag hoffe ich ſehen wir uns. Es iſt recht ſchön jetzt; die Sonne wirft eben ihre Strahlen

auf die gelben Zweige eines alten Ulmbaums. Wenn es nicht so herbſtlich wäre, ſo gefiel mir die Welt heute wohl. Ich war auch ein wenig allein im Garten, und freute mich der Sonne. Sie ſind wohl jetzt mit dem Geiſterſeher beſchäftigt? — Ich habe heute einen Brief von Fritz Stein erhalten. Herder und die Herzogin ſind nun in Rom. In Weimar geht nichts Neues ſonſt vor. Nun leben Sie recht wohl, lieber Freund, und denken meiner.

L.

Am 13. November kehrte Schiller nach Weimar zurück. Aus der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Rudolſtadt ſind die hier folgenden Briefe.

82.

Nein gewiß! Wir wollen uns dieſen Sommer und dieſen Frühling nicht reuen laſſen, ob er gleich vergangen iſt; er hat unſre Herzen mit ſchönen ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſre Exiſtenz verſchönert und das Eigenthum unſrer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehreſten, die ihm vorhergegangen ſind; er wird mir noch wohl thun in der Erinnerung, und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich,

ſoll ihn noch oft und immer ſchöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für ſo viele Freuden, die Ihr Geiſt und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Weſen mich hat genießen laſſen. Laſſen Sie der ſchönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Dieſe Vorſtellung habe ich mir frühe von unſerer Freundſchaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.

Ich bin heute recht wohl auf, ob ich gleich eigentlich nichts habe arbeiten können. Nach Tiſche ſehen wir uns. Die Briefe von K. laſſen Sie mich erſt mit Gelegenheit ausſuchen.

83.

Wüßte ich etwas, womit ich Sie eben ſo ſchön an mich erinnern könnte, als Ihre ſchöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hülfe, aber alles Gute und Schöne, wie Sie ſchon aus dem lieben Evangelium wiſſen, hat wie die Sacramente eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen. Die Zeichnung wird meinem Schreibtiſch gegenüber ſtehen, manchen ſtillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer

zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorübergeeilt sind. Noch einmal haben Sie recht schönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wissen, daß Sie sich mit etwas beschäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde. Jetzt, da es sich dem Ziel nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht besser mit den Augenblicken haushgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich Ihnen viel, gar viel, gesagt zu haben, und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen. Wenn indessen nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dies ist eine freudige Erinnerung für mich. Leben Sie recht wohl.

Ich sehe Sie wohl heute Abend nach Tische noch.

Schiller.

84.

Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich

hoffe, er iſt auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe, und der mir durch Ihre liebevolle Theilnahme intereſſant wird. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt — und jetzt ſollte es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So iſt unſre Freundſchaft unzerſtörbar wie unſer Weſen.

Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das geſtrige Gedicht würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein — es beweiſt mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dies iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſerer wechſelſeitigen Harmonie — und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth.

Ich wollte wohl auch, daß Sie mir dieſen Tag mehr angehörten, als die Umſtände es erlauben. Gegen fünf Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht geſtört werden. Adieu.

85.

Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durcheinander, daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft und dieses Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorstellung unsrer Trennung mich niederschlägt. Bis jetzt hatte ich vermieden, einen Tag zu bestimmen, ob es gleich bei mir entschieden war, daß es diese Woche sein müßte. Aber der Zufall kommt mir zu Hülfe, und mir selbst erleichtert es diese Trennung, wenn ich Sie anderswo weiß. Reisen Sie also morgen mit Ihrem Onkel. Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist. Ihr Andenken ist mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth sein. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich! Für Ihr schönes Geschenk dank' ich Ihnen sehr. Sie haben aus meiner Seele gestohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolstädter Sommer in dieser Vase mitgegeben. Adieu! Adieu! Hindern die Zurüstungen zu Ihrer morgenden Reise Sie nicht, so würde ich heute einen Spaziergang vorschlagen. — Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang sein und besser wir haben uns gestern für

einige Monate zum letztenmal gesehen. Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen? Mit dem meinigen, hoffe ich, sollen Sie immer bekannt bleiben. Haben Sie mir etwas nach Weimar aufzutragen? Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan, und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat.

Ewig Ihr

Schiller.

86.

Gegen 11 Uhr.

So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände; die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies Alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben, und die Welt in einem schönen Glanz Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen

es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und sie Andern deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß. Lassen Sie so oft wie Sie können und Lust haben von sich hören, daß der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird und ich ihm folgen kann. Es würde die Trennung leichter machen und mir so manchen freundlichen Augenblick geben. Gute Nacht! gute Nacht! Leben Sie so wohl als ich's wünsche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu!

Lotte.

Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl, und vergessen uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu. Adieu.

Mir ist's heut früh, als sähen wir uns bald wieder!

Vom 12ten November Abends und 13ten Morgens sind die vorstehenden Zeilen von Lotte. Die Schwestern fuhren nach Erfurt, Schiller nach Weimar. Noch am Tage seiner Abreise und dann gleich von Weimar aus am Tage seiner Ankunft schrieb er. Von nun an sind viele seiner Briefe an beide Schwestern gerichtet.

87.

Eben seh' ich Ihren Wagen herauffahren. Es ist mir, als reisten wir miteinander. Ich möchte Sie doch gern heute noch sehen, wär's auch nur von weitem, und einen Augenblick. Die Anstalten zur Reise betäuben mich, und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen.

Aber, beste Freundinnen, lassen Sie uns diese Trennung nicht schwerer denken und machen als sie ist. Die Vorstellung unsrer Wiedervereinigung steht schnell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer sein durch diese Erinnerung.

Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde.

Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner, und lassen Sie mich Ihnen nahe sein im Geiste. Adieu. Adieu.

Ewig Ihr

Schiller.

88.

Weimar d. 14. Nov. 1788.

Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuren Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Plane für den nächst-

folgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Sein Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.

Wie oft habe ich mich gestern nach Ihnen umgesehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme — und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie schwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten. Ich hätte so gern Ihren Wagen noch gesehen.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends gewesen. Heute Vormittag war ich bei Wieland, und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit einem Plane, wovon diesen Sommer unter uns die Rede war, in sehr genauem Zusammenhang sind. Auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören; was das schönste dabei ist.

Goethe iſt nicht hier, kommt aber bald wieder. An Fr. von Stein habe ich geſtern Abend den Brief gleich beſorgt; ob ſie nach Erfurt iſt, weiß ich noch nicht. Morgen werde ich ſie beſuchen. Frau von Kalb traf ich nicht allein; ich habe alſo nichts intereſſantes mit ihr ſprechen können. Von Herder ſagt man mir, daß ihn die Geſellſchaft der Frau von Seckendorf ganz überraſcht habe, daß er nicht weit davon entfernt geweſen ſei, ſogleich wieder umzukehren. Gewiß iſt's, daß man ihn bei dieſer ganzen Sache hinterliſtig überraſcht hat; er hat ſich darum auch von der Geſellſchaft getrennt und lebt auf ſeine eignen Koſten; auf Oſtern will er wieder hier ſein, und die Confirmation noch verrichten. Frau von Seckendorf macht ein großes Haus in Rom, und wetteifert darin mit der Herzogin. An die letztere hält ſich Herder fleißiger, als er vielleicht anfangs gewollt hat. Er wird ſehr aufgeſucht und geſchätzt. Der Secretär der Propaganda, Borgia, den auch Goethe gut kannte, ſoll ihm ſehr viel Ehre erweiſen und ihn einigen Cardinälen als den Erzbiſchof von Weimar vorgeſtellt haben. Von allen dieſen Nachrichten war mir die angenehmſte, daß Herder bald wieder kommen will. Die Herzogin lebt unter dem Namen einer Gräfin Altſtädt in Rom, wo ſie nach einer Herzogin von Colonna, die eine Sardiniſche Hoheit iſt, den vornehmſten Rang behauptet.

Sonſt habe ich noch niemand hier geſehen, der Sie intereſſirte. Morgen werde ich die Imhof und Stein aufſuchen, um recht viel von Ihnen und Rudolſtadt ſprechen zu können. Eben iſt Comödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünſchte ich Ihnen in dem gar zu ſtillen Rudolſtadt manchmal dieſe Unterhaltung. Mlle. Schmidt iſt noch in Frankfurt.

Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er ſchon ſo gut als ganz ausgetreten iſt, und alle Geſchäfte abgegeben hat. Alles ſpricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu ſeinem Vortheil verändert gefunden haben. Er ſoll weit weniger Härten haben als ehemals.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie ſich in Erfurt gefallen haben. Sie ſind mir doch heute um drei Stunden näher, und in drittehalb Stunden könnte ich bei Ihnen ſein. Das iſt doch ein kleiner Troſt, aber nur auf kurze Zeit!

Jetzt gehe ich an den Euripides, und dann wird Thee getrunken. Meine Einſamkeit iſt mir ſo lieb, weil ſie mich Ihnen ſo viel näher bringt.

Der Stock iſt gut erhalten angekommen, wenige Blätter nur ſind verwelkt. Ich hab' ihn heute ſchon öfters beſucht und auch den Potpourri. Wollen Sie die Güte haben, und den Pack Bücher, der noch in Ihrem Hauſe ſteht, an mich adreſſiren laſſen. Ich habe

keine Zeit mehr gehabt, es selbst zu thun; und mir ihn dann durch die fahrende Post schicken?

Leben Sie recht wohl! Ihrer Mutter und Beulwitz sagen Sie recht viel Schönes von mir, und noch recht vielen Dank für alle Güte und Liebe, die sie diesen Sommer über mir bewiesen haben. Die Commission der Chère mère werde ich bei meiner ersten Zusammenkunft mit Bode besorgen.

Vielleicht denken Sie in diesem Augenblick meiner — doch nein, Sie sind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu sehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im stillen Zimmer beim Thee zusammen sitzen, dann denken Sie meiner, und wünschen, daß ich auch noch daran Theil nehmen könnte.

Adieu. Adieu. Schreiben Sie mir bald.

Ewig Ihr

Schiller.

89.

Weimar den 19. Nov. 88.

Ich bitte Sie, reißen Sie mich, sobald Sie können, aus einer Ungewißheit, in die mich Ihr Packet gesetzt hat.

Mit Ungeduld habe ich schon drei Tage auf die

Botenfrau gewartet, die mir Nachricht von Ihnen bringen soll. Sie kommt endlich und bringt mir ein Packet mit alten Manuscripten nebst einem Zettelchen von Ihrer beiderseitigen Hand, jede Schwester zu drei und einer Viertelszeile, worin noch obendrein die Rede von Päcken ist. Ich habe mich fast zu Tod in dem Buche und in den Manuscripten geblättert, ob der Brief nicht herausfallen würde; die Botenfrau habe ich auch examiniren lassen, die versichert aber, daß das blaue Packt Alles sei; und meinen Brief, den ich Ihnen gleich nach meiner hiesigen Ankunft schrieb, versichert sie auch, richtig übergeben zu haben. Wenn ich einen zu großen Glauben an den Reichthum Ihrer Freundschaft habe, und eine zu gute Meinung von mir selbst, um zu glauben, daß Sie mir so gar wenig würden zu sagen gehabt haben, so verzeihen Sie mir's; Sie haben mich selbst durch das Vergangene verwöhnt; aber ich kann nicht anders glauben, als daß hier ein Versehen vorgegangen ist, und daß dieses Billet nicht Alles ist, was ich hätte erhalten sollen. Ob Sie mir durch die Post etwa geschrieben, oder ob Sie vielleicht vergessen haben, den Brief in das Packet beizulegen, weiß der Himmel, ich nicht. Aber wenn wirklich (gegen alles mein Vermuthen) kein Fehler vorgegangen ist, und wenn Sie mir nicht mehr bestimmt haben, als dieses Billet, so legen Sie mir meine Verwunderung wenigstens nicht

übel aus. Ich läugne nicht, daß ich mit einiger Verlegenheit davon schrieb; denn wenn es ein Versehen ist, so schäme ich mich, einen Augenblick daran gezweifelt zu haben; und ist es keines, so muß ich freilich wünschen, daß ich das Gesagte bei mir behalten hätte. Wie ihm aber auch sey, so habe ich wenig Trost, denn ich habe mich in einer so schönen Erwartung getäuscht, und muß bis auf den nächsten Post- oder Botentag zwischen Furcht und Hoffnung schweben, welche von zwei Thorheiten es eigentlich seyn werde, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen.

Frau von Stein hat mir gesagt, daß Sie schon den Donnerstag von Erfurt weggereist seyen, und ihr das Rendezvous hätten absagen lassen. Das wundert mich — ist vielleicht der Kutscher sobald zurückgekommen? Auch von Ihrer Freundin in Erfurt hätte ich gern etwas von Ihnen zu hören gewünscht — aber das wird nun auch in dem unglücklichen Brief stehen, der entweder nicht eingepackt oder nicht geschrieben ist.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und — die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolstadt fortsetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir selbst und mit der schönen Erinnerung an diesen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieser Zeit, und wie viel haben Sie auch abwesend mir

gegeben! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den mir so wohlthätigen Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundschaft! Gewiß, die edle und reine Freundschaft kann sich auch abwesend recht viel seyn, und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigene Daseyn.

Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und zu Hause sitzen schaden würde. Aber so sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Klubbs und Zirkels und Kaffegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden.

Der chère mère und Beulwitz empfehlen Sie mich recht schön. Jener sagen Sie, daß ich mit Bode über die Sache gesprochen habe; und ihr mit Gewißheit sagen könne, daß es mit dem Buschischen Anschlag nichts sei. Bode selbst mißräth's — ich erwarte nun, was ich weiter thun und mit dem Verzeichniß machen soll. Leben Sie recht wohl und denken Sie meiner.

Schiller.

Den 20. November.

Lottchen wünsche ich recht viel Glück zum Geburtstag. Daß ich ihn nicht selbst mit feiern helfen kann! Aber ich will ihn hier im Stillen für mich feiern. Abends, wenn ich weiß, daß Sie im stillen Zirkel nun beisammen sitzen, will ich ihn beim Thee recht feierlich begehen, und mich recht lebhaft unter sie versetzen.

Ich überlese Ihr Billet noch einmal. Sie wollen darin Nachricht von mir haben. — sollten Sie denn wirklich meinen Brief nicht erhalten und die Botenfrau ihn verloren haben? Das verhüte doch der Himmel!

Die Briefe Lavaters an die Recke und die ihrigen an ihn habe ich gelesen. Er nennt ihre jetzige Rolle in der gelehrten Welt einen Amazonen-Auftritt, und macht ihr besonders darin zum Vorwurf, daß sie die Einfalt des Herzens verloren hätte. Nach vielen unverständlichen mystisch-prophetischen Ermahnungen — und ziemlich harten wenigstens gegen eine Dame!! unschicklichen Tiraden ist sie wieder plötzlich eine angebetete Elisa! Kurz der Brief hat mir nicht gefallen aber die Antwort auch nicht viel besser. Sie würde mich zwar empfindlich ärgern, wenn sie an mich wäre, aber nicht wegen des Vortheils, den sie wirklich hat, als den sie zu haben glaubt, nicht wegen des Geists sondern wegen des Tons. Es ist unangenehm und widrig, eine Person wie die Recke, die, ohne es zu wissen,

tauſendmal näher an Lavater und ſeiner Ideenreihe hängt als ſie jemals an Nicolai's und Conſorten hing und hängen wird, eine Perſon, die immer noch Enthuſiaſtin nur in einem andern Rocke iſt, es iſt widrig ſage ich, eine ſolche Perſon mit nüchterner Philoſophie um ſich werfen, auf einen Kopf, wie doch Lavater immer iſt, herabſehen, ihm Lehren geben wie ſie darin zu thun affektirt und beſonders ihre Freundſchaft als einen Preis auf ſeine Sinnesänderung und Beſſerung ſetzen zu ſehen. Meine Freundſchaft, ſagt ſie ihm z. B., werde ich keinem entziehen, der ſich ihrer nicht unwürdig gemacht hat. Bode ſieht mit allen Gliedmaſſen aus dem Briefe heraus, ich glaube ſogar, daß er ihn ganz gemacht hat. Die ganze Sache iſt dieſe, daß Lavater dabei verliert und die Recke nichts gewinnt! Die Briefe fordert er freilich auf eine empfindliche Art, aber doch noch beleidigender iſt die Art, wie ſie ſie ihm verweigert.

90.

Rudolſtadt den 15. Nov. 88.

Ich muß Ihnen, da Sie ſo gut und artig waren und uns ſo bald ſchrieben, auch meinen herzlichen Dank recht bald wieder ſagen. Morgen zählte ich darauf, etwas

von Ihrer Hand zu ſehen, alſo wurde ich heut früh angenehm überraſcht. Sie glauben uns wohl heut erſt unterwegs; wir kamen aber geſtern hier an, weil der Onkel ſich bereden ließ und Donnerſtag mit in Erfurt blieb. Da fuhr er geſtern früh ſeinen Weg und wir den unſern. Bis Teichröthe war ich immer in dem Gedanken, Sie noch zu begegnen; aber als ich ſah, daß unſer Weg nun ganz anders wurde, fiel es mir ſchwer auf's Herz. Die Reiſe war erträglich, die Sonne, die heitre Luft waren wohlthätig, aber als ſie ſich verbarg, und der Abend wieder über die leeren Felder wehte, und wir in die kalte Luft eingehüllt waren, lieber Freund, wie wurde es mir da ſo weh ums Herz! Ich dachte mir lebhaft, daß es die Stunde unſrer Zuſammenkunft wäre; und nun wie ſo anders! — Den ganzen erſten Abend waren wir allein im Gaſthof, weil die Dachröden nicht zu Hauſe war. Wir ſchliefen bald, und ſo verging der Tag. Den andern kam gegen Mittag Prof. Bellermann, und wir gingen Mittags zum Präſident von Dachröden. Die Freundin meiner Schweſter iſt ein liebes, edles Weſen; ſie war mir nicht fremd, und intereſſirte mich längſt durch ihr Schickſal und ihre Liebe zu meiner Caroline. Der Vater und Sohn und eine alte Gouvernante ſind gar eigne Menſchen, und thun einem nicht wohl. Ich möchte einmal die beiden Herren, und einen gewiſſen, den Sie kennen werden wenn ich ſage daß er

gern ſpricht, zuſammen ſehn, und wäre begierig, wer dazu kommen könnte das Wort zu führen. Mein Onkel und ich gingen in das Schotten-Kloſter, um einige phyſikaliſche Inſtrumente zu ſehn. Unter Anderm intereſſirte mich eine große Elektriſirmaſchine aus England, die von ſo großer Wirkung iſt, daß die Funken einige Zoll im Durchmeſſer haben, wie man mir ſagte. Auch ein großer Brennſpiegel von Tſchirnhauſen fiel mir auf. Der Profeſſor Hamilton, ein Schottländer, der die Aufſicht darüber hat, gefiel mir auch wohl. Die Kreuzgänge, der Garten mit den hohen Buchenwänden, die gelben Blätter, und ein Mönch der andächtig da herumwandelte mit einem Buch, der Gang vom Garten in die Kirche, die ſo düſter war, und die hohen Gewölbe, alles dies machte einen beſondern Eindruck auf mich. Wenn Sie nach Erfurt reiſen, ſo beſuchen Sie auch das Kloſter. Abends gingen wir alle in's Concert, das artig war. Ich dachte mir Sie da in der Comödie. Ich ſaß unter unbekannten Menſchen, und mir war nicht wohl zu Muthe, als Becker auf einmal kam; der Gedanke, daß er mir von Ihren Freunden erzählen könnte, machte mir ihn lieber. — Abends bei Dachrödens hörten wir Häßler noch ſpielen, er ſpielt vortrefflich. Wenn Sie ihn ſehn, ſo laſſen Sie ſich die Nacht von Zachariä ſpielen; die Muſik und der Text griffen mir ſtark in die Seele, und erſchütterten mich;

ich möchte wiſſen, welche Wirkung es auf Sie machte. — Glauben Sie nicht, daß ich Ihrer nicht dachte in Erfurt; ich that es oft; alles was ich da ſah und hörte konnte doch den Gedanken an Sie nicht verdrängen, und an unſre Trennung, die zwar hoffe ich nicht lang iſt, aber mir doch innig weh machte. Leben Sie wohl für heute; ich will nun zu meinen Geſchäften, und will Buffon oder den Plutarch vornehmen. Adieu, ich mußte Ihnen heute ein Wort ſagen.

Montag früh.

Ich wünſche Ihnen einen recht guten Tag. Nun ſind es bald ſechs Tage, daß wir Sie nicht ſahen, mir däucht es ſchon Wochen, und mir iſts als hätte ich Ihnen ſo viel zu ſagen, und doch iſt nichts vorgefallen.

Haben Sie tauſend Dank, daß Sie uns mit Körner's Geiſt bekannt machen wollen; er iſt mir lieb geworden, er ſieht die Dinge ſo wahr und ſo richtig. Was er von Becker ſagt, dachte ich längſt, daß die Zeitungsſchreiberei ſeinem Geiſt ſchadet, und die kleinen politiſchen Verhältniſſe ihm Freiheit rauben. — Ich möchte K. kennen! Auch was Becker von ihm ſagt, freute mich ſo, daß er ſeine Frau ſo liebte, und ihr ſeine Krankheit ſo lange verborgen, bis ihm endlich die Kräfte doch fehlten! Aber die beiden Frauen ſind mir eben auch intereſſant. Eine Reiſe nach Dresden wären

mir dieſer Familie wegen gar angenehm. Ich vereinige mich gerne mit den Freunden meiner Freunde, und vielleicht fänden ſich auch unſre Seelen.

Es iſt ſonderbar und oft unbegreiflich, wie ſich Menſchen finden. Ich denke gern über die Zufälle nach, die uns oft zuſammen bringen. Wir kennen uns erſt ein Jahr, und mir iſt's als wären wir immer Freunde geweſen. Ihr Geiſt war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen wenn ich von Ihnen las; aber nun iſt es doch noch anders, denn jetzt wird es mir faſt unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken; und ſo wird's bleiben, nicht wahr? Geſtern las ich im Carlos; die Scene wo Carl mit Philipp ſpricht habe ich ſo gern, und dann wie die Freunde ſich im Kloſter finden, und wie Poſa ſo ſchön das Bild der Königin entwirft. Ich kann nie ſatt werden, im Carlos zu leſen, und finde immer mehr darin. Mir iſt es dann auch, als wären Sie mit uns, und das freut mich. Ich leſe jetzt wieder das Leben des Pompejus, und freue mich der großen Züge.

Geſtern Abend las uns Beulwitz in Bode's Anweiſung des geſtirnten Himmels. Seine Ideen am Ende von den Welten und Sonnen ſind groß, und heben das Herz, aber es macht mich ſchwindelnd, die Größe der Natur! Ich möchte, Sie läſen es; denn wie Ihr Geiſt dieſe Dinge anſähe, wäre mir intereſſant zu wiſſen, und es

könnte Ihre großen und erhabenen Ideen vermehren, und Ihnen Freude machen. —

Wie fanden Sie die Stein, und ihre Schweſter? Sie ſollten die Stein zuweilen beſuchen, denn es macht ihr Freude, und ihr Umgang iſt doch gar angenehm. Ich wollte, die Kalb ſagte mir bald etwas von ſich, ich liebe ſie recht herzlich, iſt ſie wohl jetzt und heiter?

Nun leben Sie wohl, lieber Freund. Denken Sie meiner oft, und immer mit einer freundſchaftlichen Empfindung, ich erwiedre ſie gern.

Adieu! Adieu!

L.

91.

Den 20 November 1788.

Ich hatte den beiliegenden Brief ſchon geſiegelt, als ich die Ihrigen erhielt. Freude und Beſchämung wechſelten in meiner Seele. Ich hatte zwar mit ziemlicher Feſtigkeit darauf gebaut, daß hier ein Mißverſtand oder Verſehen ſein könnte, aber die hintergangene Erwartung machte mich mißmuthig, und Sie wiſſen, daß man da gern das Ueble glaubt. Nun haben Sie mich durch Ihre lieben Briefe wieder ins Leben erweckt. Die Botenfrau will in einer halben Stunde ſchon hier

sein und sich auf den Weg machen. Ich habe also nur noch für ein paar Worte Zeit, und Ihre Briefe werde ich erst in der Stille für mich genießen.

Einestheils freut es mich, daß Sie die Lage der Dachröden so mit angesehen haben; sie wird Ihnen Ihre eigene um so lieber machen. Ueberhaupt habe ich Sie im Stillen schon oft um eben das beneidet, warum ein anderer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geselligen Ressourcen zwingt Sie, in Ihrem Geist und Herzen Beschäftigung zu suchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eigenen Wesen entdeckt, wenn nicht ein geistiges Bedürfniß sie darauf aufmerksam gemacht hätte. So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß Sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr empor arbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

Daß Ihnen Körners Briefe sein Wesen vergegenwärtigt haben, freut mich sehr. Es ist kein imposanter Karakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist

eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte. Ich werde Ihnen nach und nach Mehreres von ihm zu leſen geben.

Es iſt brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über dieſe platte Generation und macht uns zu Zeitgenoſſen einer beſſern kraftvollern Menſchenart. Leſen Sie doch dieſen Sommer auch die Geſchichte des Königs von Preußen, und geben Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich werde ſie auch leſen.

Mich beſchäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach rühren, der Geiſterſeher u. dergl. Ich ſehe mit Sehnſucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beſchäftigung für mein Gefühl beſſer wählen kann.

Frau von Stein habe ich beſucht, und die ſchöne Zeichnung von der Angelika, auch die von Lips bei ihr geſehen. Wir haben uns miteinander nach Rom verſetzt; in ihrem Saal hängt eine große topographiſche Charte davon. Frau von Stein iſt mir ſehr werth und lieb geworden, und das dank' ich Ihnen. Vorher kannt' ich ſie nur wenig. Die Imhoff habe ich noch nicht geſehen, ich fürchte mich vor der langweiligen Reizenſtein. Frau von Kalb iſt recht wohl und ſehr aufgeheitert. Ich ſehe ſie aber auch wenig, weil ich überhaupt, ſeit ich hier bin, nur zweimal ausgekommen bin.

Nächſtens mehr, die Botenfrau iſt da. Noch einmal bitte ich Sie wegen meines Mißtrauens um Verzeihung. Ich hätte es Ihnen verſchweigen können, aber

ich halte es hier mit der Aufrichtigkeit, und will lieber von Ihnen ausgelacht ſein, als mir vorzuwerfen haben, daß ich Ihnen etwas zurückhielt.

Leben Sie recht wohl, und noch viele gute Wünſche zum Geburtstag; ich werde den November nun um ſo lieber haben. Adieu, meine liebſten Freundinnen. Denken Sie meiner wie bisher mit Liebe. Adieu. Adieu.

S.

92.

Abends den 22. Nov. 1788.

Ich muß Ihnen doch noch einen ſchönen guten Abend ſagen.

Ich habe heute Ihren Geburtstag auf eine für mich gar angenehme und wohlthätige Art beſchloſſen. Der Himmel ſchenkte mir eine gute Stimmung (er muß dieſen Tag einmal beſonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heitrer Stille mich ſelbſt genießen. Seit ich hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht an's Herz wollen, geſpannt und zuſammengedrückt; dies war der erſte Tag, wo ich mein Weſen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich ſüßen dichteriſchen Träumen; alte erwärmende Ideen

wachten wieder bei mir auf. Kurz ich war in dem Zuſtand, wie es in den Künſtlern heißt,

— — — — in der ſchönern Welt,
Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürſtende trinkt,
Und gereinigt von ſterblichen Schwächen,
Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt.

Und dieſes Vergnügen laſſen Sie mich Ihnen danken. Sie ſind die Heilige dieſes Tages, und es freut mich noch einmal ſo ſehr, wenn ich es aus einer ſo lieben Quelle empfange.

Ich laſſe jetzt die Ideen, die der ſchöne Rudolſtädtiſche Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in ſtillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorbeiziehen, und beſchwöre ſie, wie Schröpfer ſeine Geiſter. Die guten Geiſter ſtelle ich bei Seite, und die böſen müſſen Buße thun und ſich bekehren; denn es ſind mir zuweilen auch böſe und ungläubige Geiſter bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuſchicken.

Ich freue mich lebhaft auf den nächſten Sommer. Möchte die Zeit dieſen Winter nur recht raſch und ſich außer Athem laufen, daß ſie darnach den Sommer nicht mehr recht fort kann. Aber die Zeit iſt ein kaltes fühlloſes Ding, das von Freud und Leid der Menſchen

keine Notiz nimmt, und vor lauter Eigenſinn immer langſamer geht, je mehr man es fortſtößt, und wenn ſie uns ja einmal eine ſolche Gefälligkeit erweist, ſo iſt ſie von dem kleinen Kapital unſers Lebens geſtohlen. Ich verfalle da, glaube ich gar, in Poeſie; aber das ſind noch Reſte von der Laune, die Sie mir zu gut halten müſſen. Die Einkleidung mag auch ſein wie ſie will, ſo bleibt der Gedanke wahr und herzlich wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin. Gute Nacht. Ein dienſtfertiger Nachtwächter verſichert mich, daß es zehn geſchlagen habe, und das verſichert er immer dreiviertel Stunden ſpäter — alſo will ich Sie nicht länger vom Schlafen abhalten.

Den 26ten.

Hier eine Neuigkeit, die ich Ihnen gleich wie ich Sie empfangen mittheilen will. Frau von la Roche wird aller Wahrſcheinlichkeit nach in wenig Wochen oder gar Tagen — hier ſein. Ihr Mann iſt geſtorben; und ſie hat ſchon längſt an ihre hieſigen Freunde geſchrieben, daß ſie, wie er die Augen zugedrückt habe, ſich nach Weimar aufmachen werde. Wenn Sie bald kommen, ſo finden Sie ſie noch hier, wo nicht gar das Gewitter auch gegen Rudolſtadt zieht.

Herr von Knebel erzählt mir (er iſt vor einigen Tagen mit Göthe wieder hier angekommen), daß das böſe Lolochen das ſchöne Glas zerbrochen habe. Habe

ich mir's doch eingebildet, daß die Herrlichkeit noch zu Trümmern gehen würde. Er hat Ihnen aber, wie ich höre, ein noch weit schöneres physikalisches Präsent gemacht, das Sie mir nächstes Frühjahr hoffentlich noch werden zeigen können.

Er ist gar munter und wider seine Gewohnheit ganz gesprächig zurückgekommen, und kann gar nicht müde werden, das herrliche Leben in Jena zu rühmen. Er hat mir aber diesmal recht wohl gefallen; er schien fröhlicher und ganz vergnügt. Adieu für heute.

93.

Den 22. November 88, gegen 5 Uhr.

Seit langer Zeit mache ich mir an meinem Geburtstage die Freude, an einen von meinen Freunden zu schreiben; der Tag wird mir dadurch lieber, daß ich ihn durch das Andenken an Menschen die mir lieb sind merkwürdig mache. Das ist der erste, den ich seit unsrer Freundschaft feiere; er sei uns deswegen immer lieb! — Sie sehen wohl den schönen Abendhimmel auch? Ihre Freundschaft erhellt mein Dasein eben so lieblich, als die untergehende Sonne die Wolken erhellt. Möchten Sie bei uns sein diesen Abend! Doch nein; eigentlich bin ich heute nicht gestimmt, mich zu freuen; mir ist

nicht wohl; es wird, denke ich, ein Schnupfen herauskommen. Freuen Sie ſich alſo Ihrer Einſamkeit, und ſeien mir nicht fern in Gedanken. Adieu.

Mittwoch den 26ten.

Guten Morgen! Was mögen Sie jetzt machen? Die Natur iſt heute freundlicher, der Himmel ſo blau und die Sonne ſchön; aber das weiße Gewand der Berge will mir doch nicht gefallen. —

Heute iſt endlich einmal ein Brief von Wolzogen gekommen; viel länger als der aus Straßburg iſt er aber nicht; er iſt wohl und recht zu Hauſe ſchon in Paris. Die Menſchen mag er noch nicht recht und es iſt mir ganz glaublich. —

Nun zu Ihren Briefen. Daß Sie auf Nachricht von uns hofften und nichts bekamen, würde mich betrüben, wenn die Schuld an uns gelegen hätte. Daß Sie zweifeln konnten an uns, konnte ich mir nicht recht denken, aber Sie kennen vielleicht unſer Geſchlecht nur an dieſen Zügen; bei uns, lieber Freund, hoffe ich, werden Sie lange zweifeln können ohne Urſache zu haben, uns Veränderlichkeit zuſchreiben zu können.

Daß Sie einſam leben, freut mich; denn eigentlich möchte ich gern allen Menſchen Ihre Geſellſchaft nicht gönnen. Und dann ſieht ein Geiſt wie der Ihrige die Dinge in einer gewiſſen Entfernung in einem ſchöneren Lichte, als ſie wirklich haben, und die Welt wird Ihnen

lieber bleiben in dieser Entfernung. Sie finden selten solche Menschen wie Sie; daher müssen Sie sich zu tief herunter stimmen, und dieses macht dann ein Gefühl von Leerheit und getäuschter Erwartung, das wehe thut. Es ist mehr Menschenliebe, sie in der Ferne zu beobachten, als wenn man sich unter ihnen herum treibt; da erstickt wohl oft das warme Gefühl für die Menschheit, wenn man so alle ihre Kleinheiten mit ansieht. Ich lebe gar still und ruhig in meiner Stube, und bin froh, daß ich mich mit mir selbst beschäftigen kann; nur Abends zum Thee versammeln wir uns, und dann wird gelesen; aber es wird mir doch immer schwer mein kleines Zimmer zu verlassen. Gestern las ich viel in Gibbon. Die Geschichte der christlichen Religion und seine Gedanken darüber gefallen mir sehr; er führt die Verschiedenheit sehr gut und schön aus, wie die Geistlichen und Geschichtschreiber die Religion ansehen müssen und sie untersuchen; ich glaube es sind viele Ideen darin, die Ihnen gefallen würden. — Den Plutarch vergesse ich auch nicht dabei. Das Ende des Pompejus hat mir weh gethan und Cäsars Betragen dabei gefiel mir. Ich habe mir jetzt eine große Reisebeschreibung angeschafft, die mich freut; es ist eine Sammlung von Reisen und vorzüglich auch die Entdeckungsgeschichte von Indien. Die Portugiesen haben doch viel Verdienst um die Welt, denn sie hatten den mehrsten Eifer. Ich glaube ich mache

auch noch Entdeckungen von Ländern, denn ich habe so eine innige Freude daran, daß ich gleich die Reise um die Welt antreten möchte. Es muß ein besonderes Gefühl sein, in einem andern Welttheil sich zu sehn. — Meinen Geburtstag habe ich gar einsam verlebt; es war niemand mit uns als die beiden Hollebens; wir lasen den ganzen Abend in einem französischen Roman, der mich interessirte; der Ton ist ganz eigen, so einfach! Er ist aus dem Englischen übersetzt und heißt Julie de Roubigné; das Ende gefällt mir nicht; denn die Charaktere bleiben nicht in gleicher Haltung, und ein edler Mann wird am Ende so klein, so niedrig, daß es ordentlich ärgert. Auch bin ich gar fleißig jetzt und lerne Taroc hombre. Wenn man kein Interesse am Gespräch findet, so sehe ich jetzt wohl ein, daß das Spiel nicht übel ist und der Gesellschaft einige Unterhaltung mehr gibt, zumal bei einem Spiel, wo der Verstand sich doch auch dabei beschäftigen muß. Wer also die wahre Ursache von meiner Freude am Spiel wüßte, würde sich eben nicht sehr geschmeichelt finden, denke ich, aber ich kann mir nicht helfen. Mein Geist bekommt immer mehr eine ernsthaftere Richtung durch die Einsamkeit und meine Beschäftigungen, daß es mir weh thut, mich so lange von Dingen zu unterhalten, die mich gar nicht rühren; das Spiel befreit mich davon. — —

Arbeiten Sie nicht wieder an dem schönen Gedicht? Ich möchte wohl, daß es fertig wäre; es ist so Manches darin, was ich mir merken möchte, um mir dann angenehme Stunden zu machen. Ich lerne so gern schöne Stellen auswendig, um mir in manchem Moment wohl damit zu thun. Jetzt habe ich aus Herder das Gedicht gelernt: „Was singt in euch, ihr Saiten?“ Es herrscht eine so warme Sprache und so ein Wohllaut in Herders Gedichten. — Auch Haller habe ich jetzt; in dem Gedicht über den Ursprung des Uebels sind schöne Stellen. Goethe ist wohl nun wieder in Weimar? Er war lange bei Knebel oder vielmehr in Jena.

Heute vor vierzehn Tagen waren wir uns doch näher! Es trennten uns nur einige Berge; denn die Wege von Erfurt und Weimar sind nicht sehr entfernt von einander; der zwölfte Theil unsrer Trennung ist, hoffe ich, nun vorbei, oder vielleicht gar mehr. Daß Sie die Stein lieb gewinnen, freut mich; sie ist auch gar angenehm und verständig; ihr Geist hat oft eine traurige Stimmung, und so ernst, daß sie mich anstecken könnte; aber übrigens gehe ich gar gern mit ihr um, und habe viel Zutrauen in ihre Beständigkeit und Discretion. — Daß die Kalb heiter ist, zeigt, daß ihre Gesundheit gut ist, und ich höre es gern, wenn Menschen, die mir lieb sind, heiter sind.

Daß Ihre Einsamkeit Manches nicht gern hat, glaube ich gern, denn ich weiß, wie es mir sein würde, wenn Sie an einem Ort mit mir wären, und ich Sie nicht sehen könnte. — Mir ist es oft leid, daß die Menschen zu viel von einem verlangen, und glauben, ihre Gesellschaft müsse man gern haben; ich bin oft in dem Fall hier.

Eben habe ich mit dem Mann, der die Bücher transportiren soll, geredet; ich habe als Weisheit es noch besser gemacht, als durch die Post es zu schicken, weil man hier so theuer ist. Ich denke, Sie werden sie morgen Abend haben. —

Daß wir noch mehr von Körner hören sollen, ist mir lieb. — Nun leben Sie wohl lieber Freund!

Lotte L.

Was macht der Schnupfen? Meine Mutter sagt Ihnen viel Schönes. Ein Zahn ist nun heraus; sie litt noch immer am geschwollenen Gesicht die Zeit über. Vielleicht gibt sich nun das Uebel; ich möchte es wohl! Adieu, Adieu!

Aus Schillers Briefwechsel mit den beiden Schwestern wird man nicht ungern auch einige von Carolinens (bisher ganz oder theilweise ungedruckten) Briefen hier eingereiht finden.

94.

Den 26ten November.

Ich begreife nicht, welchen Schneckengang unſre letzten Briefe genommen haben. Aber, lieber Freund, wie war es möglich! Doch Ihre Offenheit macht Ihren Unglauben ſo gut, daß man Sie noch lieber darum haben könnte. Daß Sie viel einſam leben, freut mich, es kann Ihnen nicht anders als wohl thun, wenn Sie viel in ſich ſind. Aber es iſt doch nicht an dem, was Ihre Freunde in W. ſagen, daß Ihre Geſundheit dieſe Lebensart nicht trägt? Ich hoffe, es iſt Eigennutz in ihrer Sprache, aber ſeien Sie doch ja achtſam auf ſich. O wie oft und wie lebhaft ſind Sie auch uns gegenwärtig geweſen ſeit Ihrer Entfernung! Oft iſt's mir, als wäre keine Entfernung und das wahre, heilige Band der Freundſchaft über den Geſetzen der Körperwelt. In andern Momenten fühlt man aber doch wieder unſer eng gebundenes Daſein und daß Gegenwart, Leben und Sprache doch etwas anderes iſt. „Köſtlich iſt des gegenwärtigen Freundes gewiſſe Rede, „deren Himmelskraft der Einſame entbehrt.“ Wir gingen vor einigen Tagen (ich und Lottchen) den Weg am Waſſer und ein lebendiges Andenken Ihrer und der Vergangenheit ging mit uns. Unſere Berge ſind ſchön in Schnee gehüllt und im Morgen- und Abendlicht ſtrahlen ſie in

einer Röthe, die der Seele die lieblichſten Bilder zuführt. Es iſt ſehr wahr, was Sie über unſer ſtilles Leben ſagen, mir iſt auch ſehr wohl dabei. Mechaniſche Geſellſchaft iſt mir kein Bedürfniß, und intereſſante, die Bücher nicht erſetzen können, würde uns an mehreren Orten als Rudolſtadt fehlen. Ich bin Schnupfen und Kopfſchmerz noch nicht los geworden und ohne völlige Geſundheit entflieht mir das Leben als ein flacher Traum, der wenig bleibende Spuren im Innern zurückläßt. Ich leſe den Shaftesbury mit ſehr viel Intereſſe jetzt, und finde ſehr viele feine Beziehungen und vielfaſſende Blicke darin, einige ähnliche Anſichten mit Ihren Briefen finde ich auch, in dieſen iſt doch wunderbar viel concentrirt. Körner hat wohl Recht, es zu beklagen, daß Sie jetzt keine Luſt dazu haben. Es freut mich, daß Sie uns noch mehr von K. ſchicken wollen, ſein ganzes Weſen zieht mich ſehr an.

Iſt Goethe nun wieder zurück? Ich glaube immer an ſtarke Berührungspunkte unter Ihnen und bin begierig, wie Sie zuſammentreffen. Hier Nachricht von Wolzogen, aber ſo kurz und preſſirt wie gewöhnlich. Seine Einrichtung freut mich; ich denke, er ſoll ſeine Plane ausführen können. Verzeihen Sie, ich habe das Zettelchen für Sie geleſen, iſt es eine Indiskretion, ſo war ſie beinah unwillkürlich, der Zettel fiel mir in die Hand und als ich's geleſen hatte, fiel mir's erſt

ein, daß ich's nicht gefollt hätte. Wolzogen ist ganz einheimisch in Paris, wie es scheint, doch sieht er es noch zu sehr mit deutschen Augen an, er wird wohl auch manche Menschen da noch besser und wahrer finden, als er jetzt wähnt. Der erste Eindruck von Frankreich war bei mir ganz derselbe. Viel Stoff müßte Ihnen eine Reise nach Paris wohl geben, doch dünkt mich, Sie brauchen den nicht von außen her zu nehmen.

Adieu. Es ist immer ein schöner, froher Tag, an welchem Ihre Briefe ankommen, ich freue mich auf den Freitag. Adieu, lieber Freund!

Beulwitz grüßt Sie und der Prinz empfiehlt sich und dankt sehr für das Buch.

Caroline B.

Schillers Antwort auf Lottchens Brief folgt hier zuerst, dann die an Caroline.

95.

Donnerstag Abends [27. November].

Eben komme ich nach Haus und finde das liebe Rudolstädtsche Päckchen; auch, damit alles Angenehme zusammen kommt, einen Brief von meinem Körner.

Wie freut es mich, daß Sie sich an Ihrem Geburtstag mit unserer Freundschaft beschäftigt haben. Lassen

Sie mich hoffen, daß auch die noch kommenden Ihnen den nämlichen Gegenstand mit Vergnügen zurückbringen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Kartenbekehrung. Wie Sie dieses, einmal nothwendige, Uebel ansehen und nehmen, haben Sie ganz vollkommen Recht; doch gehen Sie, glaube ich, darin zu weit, wenn Sie dieses Mittel blos zu solchen Gesellschaften verweisen, die keiner edleren, feineren und ernsthafteren Unterhaltung empfänglich sind. Auch in die besten Gesellschaften nisten sich zuweilen Augenblicke der Erschlaffung, oder einer schmerzhaften Ueberspannung ein, wovon das Spiel zuweilen befreit. So leicht ich es entbehren kann, so ist mir doch zuweilen in drückenden Stimmungen Erleichterung dadurch gegeben worden, und da wäre es denn doch schlimm, wenn nur leere Menschen sich dieses Verdienst um einen erwerben könnten. Auch beim Spiel fühlt man es sehr angenehm, mit wem man spielt. Der Ernst Ihres Wesens läßt Sie diese frivole Unterhaltung verachten, und das ist vortrefflich. Eben dieser Ernst unterscheidet Sie aus Hundertausenden, und bewahre der Himmel, daß ich Sie anders wünschte! Wie nahe hat Sie diese Eigenschaft meinem Wesen gebracht (das ist freilich für Sie wenig, aber mir ist es eine Quelle von Vergnügen) aber hüten Sie sich, daß Ihnen dieser Zug zu ernsthaften Dingen die armen guten Menschen nicht verleide, mit denen man einmal

leben muß, und Sie in Ihrer Lage mehr als meinesgleichen. Intoleranz gegen andere Menschen ist eine Klippe, an der besonders gerne die Menschen von Charakter und zartem Gefühle scheitern. Von dieser Seite also wünschte ich Ihnen lieber einige Tropfen leichtes Blut mehr, wiewohl ich Ihnen nicht zur Last legen kann, daß Sie gegen Ihre Nebenmenschen finster sind.

Ueberhaupt kommt mir vor — und das mag freilich ein eigennütziger Wunsch unsers Geschlechts sein — mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitre Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen, und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammen getrieben haben, den Schnee schmelzen, und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichniß ist also das schönste, was ich von Ihrem Geschlecht nur habe sagen können, und ich hab' es auf Unkosten des meinigen gethan!

Es ist gut, daß Sie sich Ihr kleines Zimmer (denn trotz dem weggenommenen Ofen kann ich es nicht mit der Peterskirche vergleichen) durch Reisebeschreibungen recht groß und weit machen. Mir ist es immer ein unaussprechliches Vergnügen, mich im möglichst kleinsten

körperlichen Raum im Geiſte auf der großen Erde herum zu tummeln. Indeſſen auf das wirkliche Reiſen laſſen Sie ſich doch lieber nicht ein — bleiben Sie uns ſo nah als möglich.

Sie haben mich ordentlich und ſehr angenehm mit der Ausrechnung überraſcht, daß der zwölfte Theil von unſrer Trennung vorüber iſt. Wie lang iſt mir aber dieſer zwölfte Theil ſchon geworden, und wie langſam werden die übrigen eilfe ſein! Aber gottlob! Indem ich ſchreibe, zerfließt die Zeit unter meinen Händen. Zählen Sie darauf, daß ich mit den Erdbeeren oder noch früher erſcheine!

Dank Ihnen für Ihre Sorgfalt um das Packet. Es iſt doch immer gut, wenn man unter dem Einfluß der Weisheit ſteht. Ich will das erſparte Geld zu Federkielen und Briefpapier verwenden, und Sie mit recht vielen Briefen dafür heimſuchen.

Der chère mère wünſch' ich Glück zum ausgezogenen Zahn. Das geſchwollene Geſicht, hoffe ich, ſoll ſich legen, es iſt wahrſcheinlich noch ein Reſt vom vorigen, und durch den Reiz, den die Operation gemacht hat, vermehrt worden. Ich wünſche ihr von ganzem Herzen auf immerdar davon befreit zu ſein; nun aber hoffe ich das Beſte, da ſie den böſen Zahn verloren hat. Machen Sie ihr recht viele Empfehlungen. Wie oft habe ich mich indeß ſchon der Abende erinnert, wo wir uns beim Thee um den erfindungsreichen

Odysseus versammelten! Ich habe jetzt auch eine Kaffemaschine, die aber (ich muß es zu meinem Lobe sagen) sehr mäßig gebraucht wird.

Leben Sie nun wohl, beste Freundin, und fahren Sie fort recht glücklich zu leben und meiner dabei eingedenk zu bleiben.

Schiller.

96.

Donnerstag den 27. Nov. 88.

Dank Ihnen, liebste Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verzeihen haben. Je größer meine Sünde ist, desto froher will ich sein; und Sie können mein Gewissen durch nichts besser erschüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und recht große Briefe die Abscheulichkeit meines Vergehens verweisen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zusammen gebracht, so bedenklich auch die Umstände waren.

Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu sein. Er ist doch endlich glücklich an Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen.

Wenn er aber jetzt bei so wenig Gesellschaft seine Nachrichten so klein zuschneidet, wie arm werden sie alsdann erst ausfallen, wenn seine Bekanntschaften sich häufen. Ich fürchte, der große Brief wird eine Riesengröße erreichen. Hoffentlich antworten Sie vor dem nächsten Freitag noch nicht, daß ich auch noch einen kleinen Einschluß beilegen kann, den ich Ihnen mit nächstem Botentage schicken will. Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Objekt ist ihm wirklich noch zu groß; sein innerer Sinn muß erst dazu hinaufgestimmt werden. Er hat eine Elle mit gebracht, um einen Coloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag, aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kömmt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen

mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehen, aber die Einwohner des Mondes ſehen ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel. Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleinen Gebrechen ſtoßen und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſein.

Paris freilich dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie, denn auch die Verirrungen eines ſo feingebildeten Staats ſind groß. Was für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich in der Geſchichte, auch bei ſeinem Untergang!

Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchaale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpekt vor dieſem großen drängenden Menſchen-Ocean, aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Zirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philosophiren), dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur.

Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen, und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath ich hin? Ich lasse meine Feder machen, und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe. Lassen Sie mir's diesmal hingehen. — Meine Gesundheit lassen Sie sich nicht anfechten. Ich komme mir durch frische Luft und durch Bewegungen zu Hülfe, wozu die schlechten Berge um Weimar herum schon noch gut genug sind. Frisch und gestärkt komme ich dann wieder nach Hause und setze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort. Bertuch will sich das Ansehen einer theilnehmenden Sorgfalt um mich geben, aber der Himmel weiß, was es ist. Ich glaube gar, er will mich verheirathen. Vergeb's ihm der

Himmel, daß ihn seine Freundschaft so weit führte. Er platzte neulich etwas plump damit heraus; im Ernst, er hat etwas mit mir vorgehabt, und weil ich mich in einem gewissen Clubb noch nicht habe sehen lassen, so mag ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Es ging mir mit ihm, wie Hamlet mit Güldenstern, als dieser ihn sondiren wollte; zum Unglück fehlte mir der witzige Einfall und eine Flöte, um ihm eine ähnliche Abfertigung zu geben. Meint er es wirklich gut mit mir, so mag mir der Himmel verzeihen, daß ich es ihm nicht zutraue.

Ich bin wirklich seit meinem Hiersein recht gesund, und, welches viel sagen will, sogar von Schnupfen frei gewesen.

Gelesen habe ich seit unserer Trennung noch nichts, mit dessen Mittheilung ich Ihnen Vergnügen machen könnte. Ich hatte auch wirklich keine Zeit dazu. Den Shaftesbury freue ich mich einmal zu genießen, vielleicht ist das ein Geschäft für den Sommer.

Jetzt übersetze ich die Phönizierinnen des Euripides; die schöne Scene, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat. Ich bedauere nur, daß ich bei diesen Arbeiten zu sehr pressirt bin, und mich nicht genug mit dem Geist meines Originals familiarisiren konnte, ehe ich die Feder ansetzte. Aber die

Arbeit gibt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andere als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eigenen Geist haben.- Auch bin ich jetzt stark über den Geisterseher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Interesse abgewonnen. Auch meine Arbeiten locken meine Wünsche nach dem Sommer, weil ich dann hoffentlich nur mit angenehmen beschäftigt sein werde.

Goethe sprach ich noch nicht. Es geschieht aber dieser Tage. Frau von Kalb habe ich heute besucht, und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geist die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel eigenes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind eben so scharf als tief.

Leben Sie nun recht wohl, frei von Schnupfen und von allen Leiden des Leibes und der Seele. Daß ich es nicht vergesse! Den neuesten Brief von Körner schicken Sie mir doch zurück. Ich habe ihm noch etwas daraus zu beantworten. Adieu, beste Freundin, behalten Sie mich lieb. — Viele Empfehlungen an Ihren Mann und an den Prinzen. Ewig der Ihrige.

Schiller.

97.

Rudelſtadt den 2. December 1758. Abends 6 Uhr.

Guten Abend, lieber Freund! Was machen Sie wohl eben jetzt? Ich bin heute auf dem Schlitten gefahren mit der zweiten Holleben und der Ketelhodt, die ich gern habe; es war große Geſellſchaft in Haſel; und zu allem dem kamen die Prinzen und Prinzeſſinnen.

Wir waren auch in Haſel zuſammen. Der Weg, den ich von Lochberg dazumal machte, mag jetzt recht wüſte ſein und traurig! Auch die Steine, auf denen wir ſaßen, waren voll Schnee, der Bach zugefroren; und die entblätterten Bäume gaben mir ein trauriges Bild der Vergänglichkeit. Ach der Winter iſt doch recht unangenehm! Auch der ſchöne Weg auf den Wieſen hin, den wir noch einigemal zuſammen gingen, alles war ſo leer, ſo öde. Die Weiden hoben ihre entblätterten Zweige empor und das Geſchrei der Raben, die traurig auf den weißen Feldern herum flogen, ließen nur Leben ahnen. Was iſt der erfreuende Anblick der grünen Wieſen doch dagegen ſo ſchön! Auch der Himmel iſt ſchon lange verdeckt, weder Sonne noch Stern blicken auf die Erde! Eine Kaffee-Partie am Ofen und der erfindungsreiche Odyſſeus, der uns von

ſeinen Reiſen unterhielte, wäre gar gut; ich wollte nicht ſchläfrig ausſehen wie im Sommer am Abend. Daß Sie gern an die Tage des vorigen Sommers denken, freut mich herzlich. Ich ſuche mir viele Geſchäfte und bin auch fleißig; aber Sie fehlen mir doch immer. Mir iſt's oft des Abends, als müßte ich hören, daß Sie gekommen wären! Gut daß der Winter denn doch einmal aufhören muß; und Wiederſehn iſt auch eine Freude, die wenn die Trennung einmal verſchmerzt iſt, wohl werth iſt, daß man ſie fühlt. Adieu für heute, ich kann einmal nichts Erfreuendes vorbringen und möchte Ihnen doch gerne Freude für die ſchöne Vergleichung meines Geſchlechts mit der Sonne machen. — Ich komme doch wieder. Es iſt alles im Hauſe beſchäftiget, und da ich vielleicht morgen durch den Beſuch meiner Schwägerin vom Hof abgehalten werden könnte, ſchreibe ich lieber heute noch. Eben las ich Ihren letzten Brief noch einmal und freute mich über ſeine Länge. Wie ſchön iſt es, daß Sie uns dem Gang Ihres Geiſtes folgen laſſen, und uns von Ihren Beſchäftigungen ſagen. Es täuſcht mich oft angenehm, und ich denke, wir wären gar nicht getrennt. Schicken Sie immer Ihre guten Geiſter, die Ihnen hier kamen, aber auch die böſen, wenn es Ihnen leichter macht. Freundſchaft, die nur die angenehmen Dinge theilen mag, iſt eigennützig. Ich theile

aber gern auch das Unangenehme mit Menſchen, die mir lieb ſind. — Was Sie mir über Toleranz mit Menſchen ſagen, weiß ich gar wohl, und lerne ſie immer mehr dulden, je mehr ich ſie kennen lerne. Vor einigen Jahren war ich noch viel intoleranter, weil ich zu viel forderte; mein Herz wollte ſich an Alles anſchließen, und wenn es nichts für ſich fand, war ich oft hart und unbillig. Aber nun, da ich wohl einſah, daß das Herz bei Wenigen etwas findet, der Verſtand aber bei Vielen, ſo trennte ich beides von einander, und die Welt iſt mir recht, wenn nur nicht Alle gleiche Anſprüche auf mich machen, und da, wo das Herz geben ſoll und nicht kann, etwas verlangen, ſo bin ich zufrieden. Fürchten Sie, l. Fr., alſo nicht daß ich unverträglich und unbillig werde.

Meine Ernſthaftigkeit iſt mir um ſo lieber, weil wir uns dadurch nahe kamen, wie Sie ſagen. Es iſt mir lieb, daß Sie mir an meinem Geburtstag einige Zeilen ſchrieben. Unſre Gedanken begegneten ſich alſo. Ich habe einige Tage ganz in andern Welttheilen zugebracht, und nahm die Landcharten zu Hülfe und vergaß ganz, daß ich ſo auf einem kleinen Fleck Erde war. Aber ich habe mich doch auch bei all meiner Freude über die Menſchen geärgert, daß ſie ſo in fremde Gegenden reiſten und alle die Länder als ihr Eigenthum anſahen, wozu ſie kein Recht haben, und

nur das Gefühl, daß ſie geſitteter und vielleicht einige Kenntniſſe mehr hätten, ihnen das Recht gab, ſich zu Herren aufzuwerfen. Es würde uns doch nicht angenehm ſein, wenn wir ſo auf einmal von unſerm Fleck Erde vertrieben würden.

In Shaftesbury leſe ich auch. Es kommen Ideen darin vor, die mir viel Freude machen. Ich glaube, es war die Art, wie ihn Knebel mir gab, die mich abſchreckte, fleißig darin zu leſen. Aber er hat wohl Recht, daß der Inhalt ſchön iſt. Die La Roche wird nun Manches über den Tod ihres Mannes zu ſagen haben, und vielleicht viel ſchöne Worte. Es war ein guter Menſch, glaube ich. Ich denke nicht, daß ſich die Gewitterwolken auch hieher ziehen werden, denn ſie hat doch keine ſo große Freundſchaft zu uns. Wenn Sie noch bei uns wären, glaube ich, könnte es geſchehen; ſie würde ſich gern für Ihr ſchönes Bild bedanken. So alt ſie iſt, ſo würden doch Viele wohlthun, ſich um ihre Hand zu bewerben, denn ſo eine Frau, fürchte ich, gibt es ſo bald nicht wieder. Ich dächte, Bode würde um ſie. Ich möchte wiſſen, auf welcher Seite die Eitelkeit da befriedigt würde, denn ſie haben beide nicht wenig. Sie iſt vielleicht jetzt ſchon in Weimar, und Sie vergeſſen über die neue Freundin, daß noch Menſchen in der Welt ſind, die gern an Sie denken, und die von Ihnen ein Gleiches möchten. Wir

haben freilich nicht ſo viel ſchöne Bände unſrer Werke als Beweiſe des Verſtandes und Talente aufzuweiſen, und werden es auch nie dahin bringen; aber vergeſſen Sie uns doch nicht, und ſein Sie tolerant gegen uns, bitte ich gar ſchön. Sagen Sie mir, was ſie in W. vornimmt.

Ich habe heute einige Briefe von Montesquieu geleſen und bin ſehr neugierig auf den esprit des loix geworden. Ich werde es eheſtens zu leſen anfangen. Morgen bekomme ich die Werke des Königs von Preußen, das freut mich. Körner iſt doch wohl? Wenn er Sie nur auf den Sommer beſuchte! Seine Bekanntſchaft machte mir Freude. Es iſt ſo ein wohlthätiges Gefühl, einen Menſchen in der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ſo ganz verlaſſen kann, und der alles für einen thun könnte. Dies fühle ich oft, wenn ich an die Verbindung mit meiner Schweſter denke; ich könnte mein Herz ganz auf ſie lehnen und ſie giebt mir oft Troſt in trüben Augenblicken. Ohne ſie könnte ich hier nicht exiſtiren, und ſie würde mir an jedem andern Ort auch fehlen. Die Zeit hat uns nach und nach ſo zuſammengebracht; ſonſt liebten wir uns lange nicht ſo ſehr; wir waren uns fern; aber unſre Reiſe in die Schweiz half uns einander näher kennen lernen.

Heute vorm Jahr waren wir uns auch ganz fremd.

Den 6ten sahn wir uns erst; es war ein schöner Zufall, der Sie eben mit Wolzogen zu uns brachte! Ich weiß noch, daß ich den Tag so ganz in mir verschlossen war; der Regen und Wind machte mir so unheimlich! und den Abend freute ich mich so, ich hätte mir es am Morgen nie träumen lassen. O, es war ein guter Geist, der Sie zu uns brachte. Und ich denke, er soll auch nie unsre Freundschaft zerstören.

Mittwochs früh.

Guten Morgen! Ich bin einmal heut ins Schreiben gekommen und ich war Knebel eine Antwort schuldig, da hatte ich schon viel zu thun. Ich habe mir die Reisen des Mr. de Volney von ihm ausgebeten; es stand einmal etwas davon im Journal aller J.; er versprach mir sie schon voriges Jahr. — Gestern Abend war ich so müde von der Kälte; ach, die schönen milden Frühlingstage sollen recht wohl thun! Wann erscheinen nun Ihre Uebersetzungen? Ich freue mich gar sehr darauf. Meine Mutter ist ungeachtet des ausgerissenen Zahnes noch nicht wohl, und leidet wieder an andern Zähnen nun. Ihre Gesundheit macht mir oft Sorge; es ist ein trauriges Leben, sich so ängstlich vor jeder Luft hüten zu müssen. Daß Sie wohl sind, freut mich sehr; machen Sie sich nur immer Bewegung. Nur einmal, seit Sie von uns sind, war ich mit meiner

Schweſter auf dem Damm; da ich ſonſt ſo viel gehe, ſo iſt mir's ganz ſonderbar, ſo lange nicht herum zu gehen. Im Schnee iſt es keine Freude für mich. Iſt die Schmidt wieder in Weimar? Nun waren Sie wohl bei Göthe? Wie ſieht er jetzt die Welt an? Nun Adieu! Ich freue mich, den Sonnabend etwas von Ihnen zu hören. Sein Sie immer wohl und glücklich!

Lotte Lengefeld.

98.

[2. December.]

— — Dann dünkt mir, die Geſchichte wird noch kein Roman, wenn einige Züge falſch ſind. Die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr, und eine große Seele verſteht ihren Geiſt auch in der Ferne. Im Anſchauen wahrer Begebenheiten ſchwebt doch immer der Seele ein großer Reiz vor, ſie wird in den Strom der Begebenheiten geflochten und in ferne Zeiten gezogen. Für Sie iſt, däucht mich, eine Geſchichtsarbeit in undichteriſchen Launen gut und dieſer Wechſel der Beſchäftigungen, der mit dem Wechſel Ihrer Laune ginge, würde Ihnen, glaube ich, manche unheitere Stimmung erſparen. Nur müßten Sie es einrichten, daß Sie die

Geſchichtsarbeit nicht auf einen feſtgeſetzten Zeitpunkt fertig haben wollten.

Mit dem Shaftesbury bin ich noch immer ſehr zufrieden, ich finde viel darin, was ich an mein Weſen reihen kann und was ſchon einen Theil meiner Metaphyſik ausmachte. Ueber Harmonie der Welt, über Alles ordnenden Verſtand finde ich beſonders ſchöne Ideen darin. Mir iſt nur immer, als kann ich meinen Geiſt von dem allgemeinen Weltgeiſt nicht trennen, und als würde ich in ihn zurückgezogen. (Lachen Sie mich nicht aus über dieſe Vorſtellung, die beinah ausſieht, als machte ich mich ſelbſt zu Gott). Iſt der Zweifel als ein ewiger Ring um unſer Daſein geſchloſſen? Iſt er das ewige Reſſort in unſerm Geiſte? Wenn uns alles gewiß wäre, was würden wir anfangen? Heilig iſt doch der große Schleier um die Dinge und heilig die Kraft, die ihn zu entfalten ſtrebt, und in allem Irrthum bleibt uns doch Liebe ewig Wahrheit. Sie giebt unſerm Weſen eine ſelige Ahnung von ſeinem ewigen innern Beſtand.

Den 3ten. Schicken Sie mir doch wieder einen Theil von den griechiſchen Trauerſpielen, wenn Sie ſie ſo lange behalten können, ich will ſie Ihnen in acht Tagen wieder ſchicken. Ich ſehne mich wieder in die ſchöne griechiſche Welt. — Es würde wirklich meinen Lebensgenuß ſtören, Wolzogen unglücklich zu wiſſen.

Das erſte innige Zuſammentreffen unſrer Seelen wird mir ihn immer ſehr werth bleiben laſſen, und er hat wirklich viel eigenthümlich ſchöne und gute Seiten. Ich habe einen großen Glauben an ſeinen Genius, der ihn in ein gutes Schickſal leiten wird. Manche Abweichungen von der Bahn gemeiner Klugheit wird er wohl wieder gut zu machen haben; aber Glück und Unglück ſind doch eigentlich Kinder der Zeit; wir thun nicht viel dabei, der Strom unſeres Lebens wird durch Winde getrieben, die wir nicht regieren. So kommt es mir vor mit der meiſten Menſchen Leben. Wolzogen iſt dieſe leichte, planloſe Exiſtenz natürlich und ich möchte ihm keine andere wünſchen. Wenn er es nur von der rechten Seite angreift, um in ſeinem Fach etwas zu werden. Fordern Sie doch die Aufſätze von ihm. — Es iſt mir eigentlich lieb, daß die Menſchen in Weimar Sie auch nicht haben, da wir Sie nicht haben. Bertuch amüſirt mich mit ſeinem Heirathsprojekt, aber der weiblichen Eitelkeit zu Liebe ſollten Sie doch ein wenig mehr Neugierde für die Schöne verrathen, wenn Sie ſie auch nicht haben. Die Kalb iſt mir ein intereſſantes Weſen; ihr Eindruck auf mich, als ich ſie vor einigen Jahren ſah, war ſehr gut, und dies gilt mir doch immer viel und ſagt mir, ob ich den Menſchen je nah kommen werde. In dieſem Stück bleibe ich doch Lavater's Jüngerin. Es iſt nun

bald ein Jahr, daß Sie zuerſt zu uns kamen — werth und theuer wird mir dieſe Erinnerung ewig bleiben. Alle unzähligen Freuden Ihrer Freundſchaft gingen mir doch nicht in Ihrem erſten Anſchauen auf, aber doch war mir ſehr wohl. — Wir waren heute in Kumbach, hier haben Sie etwas aus dem Gewächshauſe. — Ihr Andenken ſchwebte um uns; ich ſehe gern in die Gegend nach Volkſtädt; gute Geiſter ſcheinen mir darüber zu ſchweben. Ich hoffe, Sie ſchreiben uns viel von der La Roche, von Ihrem Zuſammenkommen mit ihr — Oder nein, es iſt Schade um die Zeit und Sie können uns tauſend liebere Dinge ſagen und uns die Details im Sommer erzählen, ſie intereſſirt mich gar nicht mehr und iſt eigentlich eine Seele vom gemeinen Schlag; alle ihre Gedanken ſind überfirniſt und blühen nicht frei aus der Seele. Ich hoffe nicht, daß ſie ihr Weg zu uns führen wird. Wie gern ſpreche ich den künftigen Sommer aus — es iſt mir dann ſo lebendig, daß Sie wieder mit uns leben, daß ich mich faſt täuſche und Sie ſchon hier glaube, Adieu, lieber Freund, behalten Sie mich im Herzen.

Caroline B.

99.

Weimar d. 4. Dec. 88.

Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin. Seit meinem letzten Brief an Sie hüte ich, halb meiner Geschäfte wegen, halb aus einer gewissen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen also nichts, gar nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz seit heut oder gestern hier ist, auch einige Tage noch hier zubringen wird. Ich kenne ihn schon aus einer Zusammenkunft in Leipzig, ich schätze sein Genie, sein Herz kenne ich nicht; sonst sind wir übrigens keine Freunde. Erfahre ich mehr von ihm, so theile ich es Ihnen mit. Ich weiß, Sie nehmen Interesse an ihm. Die Fr. v. La Roche ist noch nicht hier. Möchte es doch für diese Wetterwolke einen Ableiter geben!

Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch einer wohlthätigen Geistesfriction nöthig zu haben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, jemand in der Welt zu wissen, auf den

man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht; wo sich die Menschen alles, und ihren Nebenmenschen nichts vergeben.

Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eignen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten. — Ich habe schon etlichemal versucht, Körner zu einem heroischen Schritt zu vermögen und ihn diese heillosen Fesseln wegwerfen zu lassen, aber er hat mir Gründe entgegengesetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann — welche sich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. — Ich schreibe Ihnen da sehr viel über meinen Freund und vielleicht zu viel — aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines

Herzens gerne mit einander verwechselte und sie in meinem Kopfe und in meiner Feder, weil es doch leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gern zusammenbringen möchte.

Die Zeit zwischen der Ankunft und dem Abgang des Rudolst. Boten ist gar kurz und ungeschickt (just die Nachtzeit und der frühe Morgen vor dem Kaffee), daß ich Ihre Briefe, um sie besser zu genießen und zu beantworten, lieber erst mit dem folgenden Botentag beantworte, welches ich den ganzen Winter über so halten will. So will ich Ihnen auch die verlangten Theile vom Théatre des Grecs schicken; Wieland ist jetzt nicht zu Hause, daß ich sie gleich könnte abholen lassen.

Ich bin dieser Tage zufällig an Montesquieu's Considerations sur la Grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lecture, die ich Ihnen darum vorschlagen möchte, weil sie nach Gibbon Interesse für Sie haben wird. Die Gegenstände, wovon Montesquieu handelt, sind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. s. f. geläufig. Es ist immer schön, zu sehen, wie verschiedene Geister denselben Stoff formen. Montesquieu's Manier ist, die Resultate vieler Lecture und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexions voll Gehalt zusammenzudrängen, immer aber mit Hinsicht auf gewisse allgemeine Principien, die er

bei sich festgesetzt hat, und die ihm zu Grundsäulen seines Systems dienen. Er ist daher recht dazu gemacht, um studirt zu werden. Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am würdigsten sind, (denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsre Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen), deshalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze der Literatur. Ich freue mich auf die Muße, um seinen Esprit de loix mir recht in den Kopf zu prägen.

Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auch auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbstgleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften. Bei dieser unendlichen Mannichfaltigkeit immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform. Oft ist die Ausführung so, daß kein andrer Dichter sie besser machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesen ginge sie noch an; aber sie übersetzen zu müssen, und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das schlechtere die meiste Mühe. Im nächsten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu lesen bekommen. Wieland gebe ich eine Uebersetzung vom Agamemnon

des Aeſchylus in den Merkur; das iſt aber erſt gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieſes Stück eins der ſchönſten iſt, die je aus einem Dichterkopfe gegangen ſind.

Leben Sie recht glücklich, und fahren Sie fort, meiner wie bisher fleißig zu gedenken und mir ſo ſchöne und große Briefe zu ſchreiben. Alſo bleibt's bei der Einrichtung; den nächſten Botentag ſchreibe ich Ihnen über die heutigen Briefe ausführlicher. Eben iſt's auch eilf Uhr. Vermuthlich hat ſich jetzt, da ich dies ſchreibe, ein ſanfter Schlaf Ihrer bemeiſtert. Adieu. Adieu. Recht viele ſchöne Grüße an die chère mère und Beulwitz.

Schiller.

100.

[An Caroline.]

Weimar d. 10. Dec. 1788.

Was Sie von der Geſchichte ſagen, iſt gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geſchichte vor dem Roman voraus hat, könnte ſie ſchon allein über ihn erheben. Es fragt ſich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philoſophiſche

und Kunſtwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſo viel Werth hat als die hiſtoriſche. Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes wichtiges Factum für den Menſchen; und das muß der dramatiſche oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſein muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Wege den Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter. Aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt; ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt; und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt.

Was Körner aus ſeinen Vorderſätzen auf meinen Beruf zur Geſchichte anwendet, mag immer richtig ſein. Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück

hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.

Dieſe Woche hat mich Moritz beſucht, und mir eine ſehr angenehme Unterhaltung verſchafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen ſind. Von Goethe iſt er nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in ſich, wie ſchon ſein Reiſer beweiſt, der einen Menſchen vorausſetzt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern. Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet, und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſein wird und ſchon iſt, ſo iſt doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Goethe ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet Goethe nichts, aber ihm. Jetzt gefällt er mir durchgängig

beſſer als vor ſeiner italieniſchen Reiſe; da ſchien er mir zu ſehr den ſtarken Geiſt zu affectiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philoſophie von ihm Beſitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von ſeinem Umgang haben, wenn er hier wohnte.

In Rom fand er meine Thalia; und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem Verbrecher aus Infamie) ausgeſtreut ſind und mit ſeinem Reiſer übereintreffen, überraſchten ihn ſehr.

Er hat eine kleine Schrift drucken laſſen, die er ſelbſt für das Höchſte erklärt, was er leiſten könne. Sie handelt von bildenden Künſten. Ich werde ſie im Manuſcript von ihm zu leſen bekommen, und Ihnen dann mehr davon ſchreiben.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen heut noch keinen Brief von Wolzogen mit ſchicke; und damit Sie nicht ohne mich ſchreiben, ſo will ich in Gottesnamen ſeinen Brief an Sie, worin ſeine Adreſſe iſt, noch einen Botentag hier behalten.

Leben Sie recht wohl. Heut Abend erhalte ich Ihre Briefe.

S.

101.

N. den 9. December 88 gegen 3 Uhr.

Die Sonne ſcheint eben ſo ſchön auf meinen Schreibtiſch, und ladet mich ein, Sie herzlich zu grüßen. Der blaue Himmel freut Sie wohl auch? Ich kann gar nicht ſatt werden, die Sonne zu ſehen und die ſchönen Sterne geſtern Abend! Von wie vielen kleinen Dingen hängt nicht unſre Stimmung ab? Die Welt war mir gar traurig und leer, als die dicken Dünſte ſie umgaben; und nun iſt es, als wäre man ſtärker und freier; und alles iſt freundlich! Ich hoffe, auch Sie werden den Einfluß des hellen Himmels empfinden, und ich wünſche es Ihnen, und freue mich deswegen noch mehr. — Ihr letzter Brief gab mir ein Gefühl, das mir nicht ſo recht wohl that. Ich denke Sie waren nicht ſo recht heiter, da Sie ihn ſchrieben, nicht wahr, l. Fr., und es war aus Sympathie, daß es mir auch ſo wurde. — Arbeiten Sie nur nicht allzuviel, daß es Ihrer Geſundheit nicht ſchadet; und gewöhnen ſich doch auch nicht zu ſehr, die Geſellſchaften ganz entbehren zu können, wir möchten ſonſt auch künftigen Sommer darunter leiden, wenn Sie Ihre Einſamkeit zu lieb haben. Meine Mutter iſt wieder nicht wohl und liegt zu Bette. Das böſe Zahnweh will noch nicht weichen. — Für jetzt alſo Adieu! Ich mußte Ihnen nur ein Wort ſagen jetzt; ich denke auf den Abend wieder zu kommen.

Abends 9 Uhr.

Himmel und Erde ſcheinen unerbittlich. Das Eis bedeckt unſer Thal, als hätte es ſeit Jahrtauſenden ſchon dagelegen, und als dränge kein Strahl der Sonne je durch die dicke Schneerinde. Was machen Sie bei der ſtrengen Kälte? Ich bin, ſo viel ſich's thun läßt, nicht weit vom Ofen. — Wir laſen heut meiner Mutter aus der Aeneide vor; ſo ſchlecht die Ueberſetzung auch ſein mag, ſo viel giebt es doch Schönheiten in dem Gedichte, die man nie ganz verkennen kann; auch wenn ſie ſich nur ahnen laſſen, macht es ſchon Freude. Wir haben das Ende der armen Dido geleſen. Wie Kreuſens Geiſt Aeneas erſcheint und ihm ihren Tod ankündigt, habe ich auch ſo gern. — Geſtern Abend laſen wir Taſſo's Leben. Sein Schickſal hat mir weh gethan; es war doch ein ſehr intereſſanter Menſch, und mehr noch als das. Es iſt übel, daß die Menſchen doch ſo viel Gewalt über einander haben, und einer des andern Geiſt ſo tief niederdrücken kann; um wie viel hat der Herzog von Ferrara ihn nicht gebracht, ihn ſo lange Jahre im Gefängniß zu laſſen!

Auch Ihre Briefe über Karlos las ich geſtern. Mein Urtheil und Beifall werden Ihnen zu wenig ſein, aber ich habe mich ſehr darüber gefreut; doch wenn wir uns wiederſehen, mehr davon. Goethe's Beſchreibungen von Neapel und von dem frohen Volke haben mich

intereſſirt. Wie wohl thut einem der Gedanke an ſo eine lachende Welt, in dieſem rauhen nördlichen Klima! Ich kann mir denken, wie alles froh und hell ſein muß, und ſich aller Sorgen entſchlagen, wenn Himmel und Erde ſo freundlich ſind. Seine Bemerkungen über das Theater kannte ich ſchon. Nun gute Nacht, l. Fr. Ich muß zu meiner Mutter, die allein iſt. — Ich will dieſen Abend noch eine Seereiſe antreten. Letzt las ich etwas in dem Buch, das mich ſehr freute; eine Belagerungsgeſchichte von Diu. Die Portugieſen widerſtanden den Türken ſo tapfer, und auch ſogar ihre Weiber fochten mit. Gute Nacht, noch einmal.

Mittwoch früh.

Von den Werken des K. v. Pr. habe ich ſchon den erſten Theil der Histoire de mon tems bald ausgeleſen. Der Blick, den er auf die Verfaſſung aller Reiche thut, und was er von den Nationen ſagt, hat mir noch mehr Freude gemacht, als die Belagerungsgeſchichten von Breslau u. ſ. w. Ich glaube Plutarch hat mich verwöhnt, daß ich vor der Tapferkeit unſrer jetzigen Welt keine ſo große Ehrfurcht mehr habe. Es wäre ſchön, wenn wir ſolche Menſchen wie Cäſar, Pompejus u. ſ. w. aufzuweiſen hätten; an Geſchichtſchreibern würde es nicht fehlen. Wie ſchön würden Sie nicht ihre Thaten uns darſtellen, und noch lange würden ſich künftig die Menſchen darnach bilden; denn nichts iſt größere Aufmunterung

als ſolche Vorbilder zu haben. Gewiß war die Betrübniß Cäſars, da er Alexanders Leben las, der Keim zu aller ſeiner Größe und der größte Sporn zur Tapferkeit. Sein Tod hat mich auf's neue erſchüttert; — aber freilich hätte er auch nicht ſich zum König machen ſollen, und man muß ſeinen Mördern daher verzeihen, weil ſie ihr Gefühl von Freiheit hinriß. Aber es war doch Schade!

Ich glaube, Sie haben ſich nun doch aus Ihrer Einſamkeit gewagt, und auch Moritz geſehn. Sein Geiſt iſt mir merkwürdig, und ich möchte ihn wohl ſehen. Knebel ſcheint ſehr eingenommen zu ſein. Aber dieſem traue ich nicht. Seine Liebe zur Neuheit läßt ihn oft Wunderdinge ſehen; doch was mich noch mehr für Moritz einnimmt, iſt Goethe's Freundſchaft für ihn. Er war ſein beſtändiger Geſellſchafter in Rom. Die arme Stein ſchrieb uns, daß ſie immer krank ſei und mancher geſellſchaftlichen Freude darüber entbehren müſſe. Waren Sie nicht wieder bei ihr? So wie es Ihnen Freude macht, daß wir Ihren Körner kennen und ſchätzen, ſo macht es mir wieder Freude, wenn Sie die Stein näher kennen lernten. Ihre Kränklichkeit und manches Andere machten ſie in ſich verſchloſſen, und ich denke daher, es iſt ſchwer, ihr nahe zu kommen. Es war erſt nach einigen Jahren Bekanntſchaft, daß ich anfing, ſie ſo zu lieben als ich's jetzt thue; ich lerne ſie nun immer mehr

kennen und schätzen; aber die ganz erste Zeit unsrer Bekanntschaft schreckte mich ihre Kälte oft ab. (Es war dazumal, da ich mich so gern der ganzen Welt mitgetheilt hätte.)

Vergessen Sie ja nicht ihr Versprechen, uns noch mehr mit Körner bekannt zu machen. Auch versprachen Sie mir die Composition von Cäsar und Brutus aus den Räubern. Sie sagten, daß es Körner habe. Ich möchte nicht gern, daß Sie es vergäßen; daher verzeihen Sie, daß ich's wieder erinnere. Seit Sonntag habe ich nicht viel vornehmen können, was mich freute, weil ich immer getheilt sein mußte. Zu der Ruhe und Heiterkeit meiner Seele ist mir Einsamkeit nöthig und Beschäftigung; das fühle ich immer mehr. Ich verliere immer an meinem Wesen, wenn ich mich so Tage lang nur herumtreiben muß. Ich würde daher, auch wenn ich in der großen Welt leben müßte, mich so viel als möglich von ihr zu trennen suchen. Es gibt zuweilen Stunden, wo ich mich mit dem großen Haufen freuen könnte; aber die kommen nicht oft. Aber denken Sie nicht, daß ich auch sogar mich von meinen Freunden entfernt wissen muß, um mich der Einsamkeit zu freuen. Nein, es gibt Menschen, die ich als zu meinem Wesen mitrechnen kann, bei denen mir Sehnsucht nach Einsamkeit nie ankommt; doch gibt es wenige so.

Abends.

Daß Sie unsre langen Briefe gern mögen, ist mir lieb. Oft denke ich, daß es mir bei Ihnen nicht so geht, wie beim Onkel, daß ich von Gibbon zur La Roche u. s. w. meine Anmerkungen ausdehnen muß, um nur einen langen Brief hervorzubringen. Es ist mir als wären Sie mit uns, wenn ich mich an den Schreibtisch setze, und ich sage Ihnen gern, wie mir die Welt vorkommt. Nun leben Sie recht wohl, und sein Sie heiter und glücklich und denken meiner!

Lotte L.

102.

Mittwoch früh den .. December 1788.

Wie geht es Ihnen in dieser schrecklichen Kälte, in der man sich nach Sibirien versetzt glaubt? Meine Seele ist gar nicht auf den Frost gebaut und mir ist eben gar nicht wohl. Das Schreiben an Sie soll mir, denke ich, besser machen. Wie lieb wäre es mir, wenn Ihr Freund in unsrer Nähe lebte. Die Erscheinung und Wirkung eines Wesens, wie er ist, ist äußerst wohlthätig und tröstet über das Gemeine und Leere in den Seelen anderer Art. Ein großes Prinzip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren

werden, was ſie ſind und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat, und dieſes wird mir immer einleuchtender. So wie es Cedern und Gänſeblumen geben muß, ſo muß es auch verſchiedene Menſchenarten geben, glaube ich. In unſerm Herzen däucht es mir doch ein ſchöner Irrthum, daß wir die Gänſeblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfaſſen möchten, er deutet mir auf das Daſein einer ſchönheitsreichern Welt, deren Ahnung unſern innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht dieſe überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch iſt wieder kein Glück ohne ſie! Ach, das Regen der Flügel der Pſyche, die an ihre Hülle ſtoßen! — wie klar drückt das Bild unſre Exiſtenz aus! — Im Gang des Lebens iſt's mir doch eigentlich zur Natur geworden, mich ſelig in der Liebe und Vereinigung zu dem Schönen und Trefflichen zu fühlen und das Gemeine gemein ſein zu laſſen, ohne es ſchlecht zu finden, wie es einem Schönheit ſuchenden Herzen leicht begegnet. Alſo iſt doch auch meine jetzige Exiſtenz ſehr genußreich, Dank dem ewigen Schickſal und denen Weſen, deren Schönheit mein Herz füllt! Sie müſſen es fühlen, theurer Freund, wie viel von dieſem Dank Ihnen gehört. — Es iſt mir ein eigener Zuſtand, in dem die Disharmonie fremder menſchlicher Naturen mein Weſen bis zum Schmerzlichen rühret, eigentlich mit Krankheit verbunden, und ich hoffe, ich ſoll es wieder

los werden. Ich rede viel von mir, aber ich laſſe Sie gern in meine Seele blicken.

Abends. Ich will den Montesquieu leſen, sur la décadence etc.; ich fing es einmal an, aber es war mir Manches fremd darin; jetzt, da ich den Gibbon friſch im Gedächtniſſe habe, wird's beſſer gehen. Ich kann nur nicht immer leſen, was ich will und muß meiner eignen Seelenſtimmung folgen; es ſind mir oft Bücher in manchen Zeiten ungenießbar und in andern genußreich. Ich las Manches dieſe Woche. Ihre Briefe über Karlos machten mir gar viel Freude. Den König von Preußen habe ich angefangen. Das Leben des Taſſo hat mich innig gerührt, es kommt mir ganz vor, wie eine ſchöne himmliſche Blüthe, die der Erde nur für ein paar Momente anvertraut ward, liebliche Düfte aushauchte, aber keine irdiſche Nahrung einſog und bald welkte. Sein Schickſal hat ſehr tief an meine Seele geſprochen. — Lieber Freund, thut Ihnen die völlige Einſamkeit auch wohl? — Mir iſt's, als wären Sie nicht heiter, da Sie Ihren letzten Brief ſchrieben. Ich fühle es wohl, Ihr Leben geht einen eignen Gang, den man nur ahnen, nicht folgen kann, alſo nicht beſtimmt wiſſen, wie es Ihnen am wohlſten ſein würde, ſo ſeelengern man das auch möchte. Aber allen guten Geiſtern muß es um Ihr Glück zu thun ſein. Haben Sie Moritz noch geſehen? Vielleicht iſt ſein Geiſt, ſeit Sie ihn

nicht ſahen, Revolutionen durchgegangen, die ihn Ihnen näher gebracht haben. Es wäre mir ſehr intereſſant, nähern Aufſchluß über ſein Weſen zu haben, es iſt doch ein eigner Geiſteston in ſeinen Schriften. Meine Mutter war wieder ein paar Tage krank, ihre ſchlimme Geſundheit iſt mir recht traurig; beſtändig Schmerzen zu fühlen, gibt einen trüben Blick auf Alles; ſie grüßt Sie und fragt, ob ſie in ihrer Antwort an Bode ſich auf das, was Sie mit ihm geſprochen, beziehen dürfte? Sie haben geſchrieben, daß die Unterhandlung mit Buſch nicht vortheilhaft ſchiene und daß Bode dieſes ſelbſt fände. Schicken Sie mir doch einen Brief an Wolzogen und auch den ſeinigen wieder, den Montag will ich ihm ſchreiben. Nun leben Sie wohl und vergeſſen mich nicht. Adieu, Adieu. Beulwitz grüßt Sie. Grüßen Sie die Stein, wenn Sie ſie ſehen; ich möchte, Sie ſähen ſie oft. Behalten Sie mich im Herzen.

Caroline B.

103.

Weimar d. 11. Dec. 1788.

In dieſem grimmkalten Wetter habe ich Sie ſchon öfters bedauert. Ich weiß wie ungern Sie ſich in Ihr

Zimmer einſperren laſſen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewiſſermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die ſchönen Berge werden jetzt traurig um Rudolſtadt liegen, aber auch in dieſer traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich ſie nur vor meinem Fenſter hätte! Mir macht dieſes winterliche Wetter mein Zimmer und meinen ſtillen Fleiß deſto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, deſto weniger empfinden.

Der Donnerſtag ſetzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewiſſes Vergnügen aufbewahrt iſt. Ueberhaupt ſollte man ſich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodiſch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann ſo angenehm — es macht einen künſtlichen Pulsſchlag in unſerm Daſeyn, und wie von einer ſchönen Treppe zur andern ſchreitet Leben und Hoffnung darauf weg.

Ich lebe noch immer mein ſtilles Leben, und bin dieſe Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte dieſe Woche einen Beſuch von meinem Landsmann, Schubarts Sohn. Er iſt von Berlin hier durchgereiſt, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt iſt. Er iſt auch ein Dichter, aber kein geborner. Frühe Lectüre von Poeten, frühe Verſuche poetiſcher Arbeiten, wozu ihn das Beiſpiel und die

Aufmunterung ſeines Vaters verführten, haben ihm eine gewiſſe Fertigkeit, einen Vorrath von Bildern und Stil verſchafft, die, wenn ſie von einer gründlichen Ausbildung ſeiner übrigen Kräfte unterſtützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unſern leſbaren Schriftſtellern verſchaffen können. Sonſt iſt's ein guter redlicher Charakter, der beſonders viel vom ſchwäbiſchen Provinzialcharakter in ſich hat. Er hat den Tag vor ſeiner Abreiſe den Karlos in Berlin aufführen ſehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp ſchlecht gegeben worden iſt. Die Scene des Marquis mit dem König ſoll gut geſpielt worden und Seiner Majeſtät ſehr ans Herz gegangen ſein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren.

Was mir bei dieſer Gelegenheit vielen Spaß macht, iſt das, daß Engel und Ramler, die Theaterdirecteurs, die ich als meine Antagoniſten kenne, nicht einmal ſo viel Conſequenz und Feſtigkeit beſitzen, um ihren Geſchmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten. Engel hat einigen Schauſpielern die Rollen im Karlos auslegen und einlernen helfen müſſen, und ich weiß, wie ſehr er wünſcht, ſolche Stücke von der deutſchen Bühne zu vertreiben. Aber was unterhalte ich Sie davon? Ich wollte Ihnen auch gern etwas ſchreiben, was außer meinem Zimmer vorgeht. Ihre propoſirte Heirath der

La Roche mit Bode hat mich herzlich beluſtigt. Aber da würden mehrere Damen Einſpruch thun, denn eine ſolche Parthie wie Bode läßt man ſich nicht gern entgehen. Heirathen würde indeſſen die La Roche offenbar wieder, wenn ſich ſonſt eine Partie finden wollte, denn ſie iſt das große Leben gewohnt. Noch iſt ſie nicht hier und es iſt wieder ſtill von ihrem Anſchlag auf Weimar.

Die Frau von Stein habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen, es wird aber mit nächſtem geſchehen. Nur noch dieſen Monat, dann habe ich immer einige Stunden mehr für geſellſchaftlichen Umgang. Ich wäre gerne recht oft um die Stein, weil ihr Weſen mir ſehr wohl zuſteht; und daß ſie Ihre Freundin iſt, macht ſie mir um ſo lieber. In meinem nächſten Briefe hoffe ich Ihnen etwas von ihr ſagen zu können.

Daß Sie und Caroline ſo gut zuſammenſtimmen, freut mich ſehr; es iſt überhaupt ſelten, daß Schweſtern, die von früher Kindheit an in ſo viele Colliſionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander etwas ſind. Ihre beiderſeitige gute Harmonie iſt ein ſchöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie ſich ſelbſt vereinigt haben. Möchten Sie, oder möchte vielmehr das Schickſal Sie beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich iſt. Es iſt gar niederſchlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke,

weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide entbehren müßte. Auch Sie würden einander ſehr fehlen und nicht mehr erſetzen.

Frau von Kalb ſagt mir, daß Sie nächſtens einen Brief von ihr erhalten würden. Sie iſt munter und vergnügt und macht ſich allerlei Zerſtreuungen. Knebel habe ich nicht geſehen. Die Art, wie er Ihnen den Shaftesbury empfohlen, machte mich lachen. Es ſieht juſt ſo aus, als wenn eine ſehr häßliche Perſon einem andern eine Seife recommandirt, mit der Verſicherung, ſie mache ſchön, und ſie habe ſich ihrer fleißig bedient.

Leben Sie einſtweilen wohl. Heute erhalte ich Ihre Briefe. Dann ſetz' ich noch etwas hinzu.

S.

104.

Freitag Morgens.

Haben Sie recht ſchönen Dank für Ihre lieben Briefe, und mein herzliches Mitleiden mit Ihnen wegen der traurigen Kälte. Das iſt eigentlich die rechte Zeit für die Mathematik! Es iſt doch ſchlimm, da Sie wenig für unſer nordiſches Clima organiſirt ſind, daß Sie dem wärmeren Himmel nicht näher wohnen. Ein ſchöner Theil Ihrer Exiſtenz geht dadurch für Sie verloren. Der Himmel muß um Sie herum lachen und

die Sonne wärmen, wenn Ihre Seele ſich entfalten ſoll, wenn Sie glücklich ſein ſollen.

Mein Brief wird Ihnen ſagen, daß ich Moritz geſprochen habe; beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner erſten Schilderung. Wir waren doch nur einige Stunden bei einander, und es begegnet mir gerne, daß ich zu raſch urtheile. Erwarten Sie alſo erſt Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu ſehen.

Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten ſind, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.

Wegen ſeines Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde habe ich ihm einen Rath gegeben, den Sie vielleicht auch unterſchreiben werden. Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieſes darum, weil es uns nur an Gruppen des menſchlichen Elends heftet. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philoſophiſchen Aufſatz zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet, und dieſe Diſſonanzen gleichſam wieder in Harmonie auflöſt. Von unſerm in Rudolſtadt projectirten Journal gab ich ihm auch

einen Wink. Er würde sehr geneigt sein, sich zu einem solchen gemeinschaftlichen Werk zu vereinigen, besonders wenn es zugleich von einer bürgerlichen gesellschaftlichen Verbindung an demselben Orte begleitet werden könnte.

Von Körner werde ich Ihnen die verlangte Musik kommen lassen. Ich hoffe auch, daß seine Composition auf die Hymne, die er mir versprochen hat, nun bald fertig sein soll. Könnt' ich doch nur manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie spielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus schöpfen. Heute habe ich mir viele Besuche vorgenommen, auch bei Goethe. Goethe ist so gar selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gerne blos beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da, und den Vormittag belagern ihn Geschäfte. Frau von Stein sehe ich vielleicht auch. Ich bedaure, daß sie nicht wohl ist.

Und Ihre liebe Mutter beklage ich recht sehr, daß das böse Zahnweh sie nicht verlassen will. Hätten Sie einen guten Arzt in R.! Vielleicht müssen doch innerliche Mittel dabei zu Hülfe genommen werden. Mein Gott! Warum verstehe ich von meiner Kunst nicht mehr, daß ich ihr damit dienen könnte!

Auf mich kann sich Ihre Mutter bei Bode berufen. Wegen meiner Gesundheit sein Sie ganz ruhig. Ich

bin immer wohl gewesen und habe nun vier Wochen keinen Besuch vom Schnupfen gehabt. Das ist ordentlich ein Wunder.

Sie haben beide bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geschrieben war. Doch erinnere ich mich keiner schlimmen Laune; es ist aber möglich, daß die Seele unbemerkt gedrückt wird, wenn sie nicht ausfließt und immer von denselben Gegenständen umringt und befangen ist. Es könnte also doch eine Folge meines einsamen Lebens gewesen sein. Ich traue hierin dem feinen Blicke der Freundschaft sehr, und darum glaube ich Ihnen mehr als meinem eigenen Gedächtniß. Aber Sie sollen nicht dadurch verstimmt werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholisches in meine Briefe mit ein, so müssen Sie denken, daß diese Laune vorbei ist, wenn Sie den Brief erhalten.

Leben Sie nun recht wohl, liebste Freundinnen, und schreiben Sie mir immer so freundliche große Briefe. Sie verschönern dadurch meine Existenz und hellen meine Einsamkeiten auf. Mögen Sie dafür recht schöne Augenblicke haben, und möge die Freundschaft sie Ihnen geben helfen. Adieu. Adieu.

Beulwitz empfehlen Sie mich auch recht schön und Ihrer Mutter suchen Sie durch Vorlesen ihre Schmerzen vergessen zu machen.

Sie fragten, ob die Schmidt hier sei. Nein, sie

iſt noch nicht hier und man weiß auch nicht, wann und wie ſie kommt. Adieu. Adieu. Ewig der Ihrige

Schiller.

105.

R. den 16. December 88, früh.

Guten Morgen! Ich muß mir eine Freude machen und ſchreiben, denn Himmel und Erde wollen noch immer unfreundlich ſein; doch will ich dem Schickſal Trotz bieten; aber es geht ſchwer, und es wird der armen Weisheit ſauer, aufzuthauen. Der kalte Hauch des Nordwinds könnte ſie auch ſo einfrieren machen wie die Saale. Ich bin recht arm bei ſo einer Kälte! Haben Sie Dank, l. Fr., für Ihren Brief. Mir iſt der Sonnabend nun noch einmal ſo lieb. Erſtlich iſt mir immer die Freude Ihrer Briefe aufbewahrt, und zweitens ſehe ich gern, wie ſo eine Woche nach der andern vom traurigen Winter vergeht. Die Nachrichten von Berlin haben mich beluſtigt. Ich möchte den Karlos wohl einmal aufführen ſehen, aber gut. Es iſt mir letzt eingefallen, daß er gar intereſſant ſein müßte in der engliſchen Sprache. Ich verſuchte nur aus Spaß, die Scene mit dem Prior zu überſetzen, und ſo ganz ſchlecht, wie es nicht anders ſein konnte, denn ſo etwas verlangt viel Kenntniſſe der

Sprache. So stümperhaft es aber auch war, so ließ sich doch ahnen, was das Ganze sein müßte, wenn es gut übersetzt wäre. Ich glaube sicher, es würde unendlich viel Aufsehen machen; es müßte es aber jemand thun, der Gefühl hätte. — Ich übersetze jetzt Tasso's Leben ins Englische, um mich in der Sprache zu üben. Ich möchte so viel als möglich die Dinge um mich her vergessen; da nehme ich so etwas vor, wenn ich zu andern Beschäftigungen zu kalt bin.

Gestern früh freute ich mich über Shaftesbury; seine Ideen von der Alles belebenden Kraft und der schönen Ordnung und dem Zusammenhange, den Alles in der Welt hat, haben mir wohlgethan. Es herrscht so eine Wärme in der Sprache. Seine Ideen haben überhaupt viel Aehnliches, dünkt mir, mit denen in den Briefen von Julius. — Ich freue mich, noch mehr von Moritz zu hören. Die Idee, die Sie ihm wegen der Seelenerfahrungskunde an die Hand gaben, ist mir sehr lieb, denn es machte mir oft so traurige, widrige Eindrücke; ich fürchtete mich zuweilen gar etwas darinnen zu lesen. Aber die philosophischen Aufsätze werden die Seele wieder erheben und gute Wirkung thun.

Wir haben schon die Elektra gelesen in den griechischen Stücken, und gestern Hercule furieux. Wie schön kommt mir nicht der Muth vor, mit dem sie das Unglück tragen, und nie die wohlthätige Hoffnung ganz

verlieren; und wenn dann Alles verſchwindet, ſo ſuchen ſie Troſt in dem beſtändigen Wechſel der Dinge. Es iſt auch oft der beſte Troſt, zu denken, daß alles doch einmal aufhören muß. Leben Sie jetzt wohl! Ich muß Ihnen nicht zu viel auf einmal ſagen, denn morgen ſollen Sie auch noch von mir hören, oder noch heut Abend!

Den 17. früh.

Guten Morgen! Ich hoffe, die Botenfrau hat es Ihnen geſagt, daß ſie dieſe Woche nicht geht, daß Sie nicht vergeblich warten; denn da Sie ſagen, daß Ihnen der Donnerstag gute Laune gäbe, ſo wäre es mir herzlich leid, Ihnen eine Freude zu verderben. Aber es iſt nicht unſre Schuld; und hätten wir es Montags gewußt, ſo hätten wir durch die Poſt geſchrieben. Mir thut die Vorſtellung auch weh, daß der Sonnabend vergehen ſoll, ohne etwas von Ihnen zu hören. Wir bekommen heut Beſuch zu Mittag von der Stockmeierſchen Familie. Sie haben wohl von ihnen gehört. Der Onkel und Beulwitz waren dort, und die Frl. Heldburg gehört auch dazu. Ich wollte Sie nur herzlich grüßen, denn meine Donna wird eben kommen und mich mit ihrer Silberſtimme zum Friſiren einladen. Adieu! Ich möchte wohl, daß Sie heute, wenn die Viſiten fort wären, und wir ruhig am Ofen ſäßen, kommen könnten. Oft iſt's mir, als müßte ich Ihre Tritte hören.

Sonnabend gegen 11.

Es iſt einmal ein paar Tage recht unruhig hier; ich fühle es ſchon, denn mir wird ſo bange und unheimlich. — Donnerstag, als die Fremden weg waren, blieb unſer lieblicher Geheimerath noch da, und lärmte die Ohren voll. Geſtern war Freitags-Geſellſchaft. Und heute fahren wir nach Etzelbach auf dem Schlitten. Die Luft iſt wieder milder, ſonſt blieb ich gern zu Hauſe. Ach, wie wenig geben einem doch die Menſchen; und wie viel können uns wieder Andere doch auch geben! Ich laſſe mich zu leicht verwöhnen, glaub' ich. Unſre ſchönen Abende haben mir zu viel Angenehmes gegeben. Wie gern ſah ich dem Spiel Ihrer Empfindungen zu, und folgte dem Gange Ihres Geiſtes! Wie mannigfaltig waren unſre Unterhaltungen! Doch ſtille davon! Dieſe Abende werden wieder kommen. Es iſt eine ſchöne Ausſicht! Ich leſe ſeit ein paar Tagen wieder in Haller. Was er über die innern Sinne ſagt, hat mich intereſſirt. Bis jetzt dachte ich, daß die Neugier nicht blos eine Eigenſchaft unſrer Seele ſei; ich dachte auch die Thiere hätten ſie, denn ich hatte es in meinem Sinn oft bemerkt. Haller ſagt aber, daß Hoffnung, Ruhmbegierde und Neugier nur der menſchlichen Seele eigen ſei. Von den beiden erſten gab ich immer den Thieren nichts, aber doch das letztere. Auch was er vom Schlaf ſagt, hat mich ſehr gefreut.

Unsere schönen Berge freuen mich jetzt gar nicht (ich sah mich eben darnach um); die schwarzen Bäume der Allee machen so eine traurige Wirkung auf den Schnee, und der dunkle Wald auf die weißen Berge; da ist nichts was einem liebliche Bilder erwecken könnte. Wenn der Comet nicht unsre Erde ganz von der Sonne entfernt, so hoffe ich doch, soll es einmal wieder anders werden. Man will wirklich bemerkt haben, daß es der nämliche, der Anno 40 da war, sei; und daß er da auch die große Kälte verursacht habe. Ich möchte wohl den Comet sehen. Nun Adieu, l. Fr.! Sein Sie heute froh und ruhig! Vielleicht ändert sich auch meine Stimmung noch.

Den 21. früh.

Ich hatte kaum aufgehört zu schreiben gestern, als ich durch Briefe angenehm überrascht wurde, und mir wurde besser zu Muthe. Ich erhielt auch Nachricht von meiner lieben Stein; sie sieht Moritz viel, und findet ihn gut und angenehm. Fritz Stein macht mir eine Schilderung von seiner Person; er macht sie ganz wunderbar. Dieser schreibt mir auch, daß Moritz sich außerordentlich Ihrer Bekanntschaft gefreut habe. Sahen Sie ihn oft? — Ich komme mir jetzt ganz abgerissen von aller menschlichen Gesellschaft vor. Der Wind rauscht durch das dürre Laub vor meinem Fenster, und der Himmel ist trübe. Ach, wenn erst meine Berge wieder

ihre dunklen Häupter ohne Schnee hervorheben! — Dieser heutige Tag gibt mir so ein Gefühl von Tod und Zerstörung, denn Alles sieht aus, als wäre jedes kleine Gefühl von Leben entflohen.

Ich beobachte mich so gern, wie so Alles von außen auf mich wirkt und die Saiten meiner Empfindungen anschlägt. Wir hängen doch recht von kleinen Zufällen ab, und doch ist mir wieder nichts klein in der Welt, weil doch Alles in einander verflochten ist und zum großen Ganzen gehört. Ich vergesse gerne mein Ich, wenn ich an den großen Zusammenhang des Ganzen denke; wie wird man sich selbst da so klein! Und es ist doch wieder so in unsrer Natur, daß wir gern Alles auf uns reduciren. Aber es sind unstreitig schönere Gefühle, wenn man nicht blos nur auf sich sieht; wie weit und groß wird da der Geist. Doch — womit unterhalte ich Sie da nicht Alles, l. Fr.?

Wenn mich nicht so Alles, was Sie denken und thun, interessirte, würde ich bedächtiger sein und Ihnen nicht so jede meiner Empfindungen mittheilen. Ich schließe gern von mir auf Andere, was Freundschaft betrifft. Also — Verzeihung! Sie haben recht, daß ich und Karoline in einem schönen Verhältnisse sind; es würde mir, wäre es nicht so, mein Leben nicht so angenehm machen. Ich vermische gern meine Freundschaft für Sie mit der für meine Karoline, und freue mich unsrer

Vereinigung, die, hoffe ich, nichts wird ſtören können. Eigentlich vergeht doch die Zeit ſchneller als man denkt; es fiel mir heute ein, wie Sie ſagten, daß in ſieben Wochen der kürzeſte Tag wäre. Wie unendlich lang ſchien mir der Zeitpunkt, und nun iſt er vorbei. So wird doch endlich auch die Zeit hingehen, daß Sie wieder bei uns ſein können. Adieu für jetzt!

Gegen 4 Uhr.

Ich las eben jetzt Einiges in Werther (ich habe mir von Fritz Stein Goethe's Werke ſchicken laſſen). Es iſt doch erſtaunend viel Wahrheit darin; es iſt eins von den Büchern, das ich immer wieder leſen kann, ohne es ſatt zu kriegen (ich muß doch einmal mein liebes Wort brauchen, aber Sie hätten mich ausgelacht, wenn ich es ausgeſtrichen hätte); es iſt auch ſo viel Natur und Einfachheit in dem Buch; man denkt, als müßte man alles mitfühlen. — Götz von Berlichingen will ich auch wieder leſen; ich habe ihn ſo gern. — Ich freue mich herzlich auf die Rückkehr des Boten, denn mir däucht es ſo lange, daß wir nichts von Ihnen hörten, l. Fr. Heute ſprechen die Geiſter der Verſtorbenen recht laut im Winde; zu mir ſprechen nicht freundliche Geiſter, es ſind gewiß die Seelen gefallener Krieger, die unerkannt ſtarben. Ich habe doch Oſſian's Bilder ſo gern! Meiner Mutter ihr heftiges Zahnweh iſt wohl vorbei, aber ſie iſt noch nicht wohl; es iſt mir recht leid; die

heftige Kälte war schädlich, denke ich, denn mir ist auch nicht ganz wohl! Ich freue mich, etwas von der Kalb zu hören. Waren Sie bei der Stein? Leben Sie herzlich wohl, ich will aufhören zu schreiben. Ich möchte Ihnen sonst meinen Trübsinn mittheilen, und ich habe schon einen langen Brief geschrieben. Adieu! Adieu! Ich freue mich auf Nachricht von Ihnen. Denken Sie mein oft und freundschaftlich!

Lotte L.

106.

Den 21. December 1788.

Recht langsam verging mir diese Woche, die uns kein freundliches Lebenszeichen von Ihnen brachte und in der wir zu Ihnen auch nur in Gedanken sprechen konnten. Wie oft fiel es mir nicht ein, wie viel besser es war, als unsre Depeschen nur nach Volkstädt oder ein paar Häuser weit zu gehen hatten; keine verschneiten Wege hinderten uns dann, ein liebes Wort von Ihnen zu vernehmen. Sie warteten vielleicht auch auf Nachricht von uns. Wir erfuhren zu spät, daß die Botenfrau nicht ging und durch die Post wäre der Brief noch später gekommen. Es freut mich, daß Sie unsre großen Briefe gern lesen. Mir gibt es Entschädigung

für den Verluſt Ihres Umgangs, Ihnen zu ſchreiben und Sie mir alſo zu vergegenwärtigen, und Ihre Briefe zu empfangen; dies iſt mir eine Freude, die ich wirklich nicht entbehren könnte.

Tauſend Dank für alles Gute, was Sie dadurch über mein Leben verbreiten! — Ich dachte wohl, daß Sie mit Moritz näher zuſammen kommen würden; nach dem Ton ſeiner letzten Schriften, die ich kenne, war mir's beinah nicht anders glaublich. Fragen Sie ihn doch, ob er die Fragmente aus dem Tagebuch eines Geiſterſehers nicht fortſetzt, die wenigen Blätter davon ſind mir gar lieb. Ich bin begierig, wie Sie ihn ferner finden. Denſelben Morgen, als Sie mich wieder an die Mathematik erinnerten, habe ich angefangen ein geometriſches Buch zu ſtudiren; ich glaube, es wird Intereſſe für mich haben, aber aus meinem Buch kann ich doch noch nicht recht klug werden, und warte nur auf warmes Wetter, um aus der Bibliothek auf dem Boden, aus der Lolochen uns einmal die Wunderſachen brachte, ein anderes zu ſuchen. Die Quadratur des Zirkels werde ich dann wohl erfinden; ich verſtehe jetzt ſchon, wie es anzufangen iſt. — Vor einigen Tagen habe ich das Leben des Marcellus im Plutarch geleſen und des Archimedes Geſchichte hat mir großen Reſpekt vor der Mathematik gegeben. Der Marcellus iſt doch einer der ſchönſten, lieblichſten unter den römiſchen Charakteren.

Das Leben des Königs von Preußen habe ich auch geleſen bis zu Ende des Schleſiſchen Krieges. Sonderbar iſt der Contraſt dieſer Zeit zu den Zeiten von Plutarch's Helden. Ich kann mir's nicht nehmen, es kommt mir doch vor als ein Garten mit verſchnittenen Alleen und Bäumen gegen einen ſchönen Eichenwald. So eiſern und eng kommen mir die Menſchen im Leben des Königs vor. Wie ſelten kommt man auf eine freie, ſchöne Form der Menſchheit, die um der Sache willen oder um des edlern Intereſſe des Ruhms etwas thut; das Meiſte iſt an kleine Abſichten geknüpft. Was von dem Geiſte des Königs aus der Schrift blickt, das kommt mir ſehr liebenswürdig vor. Von ſich ſpricht er, däucht mir, mit Wahrheit und einer freien Seele, die ihres Werthes gewiß iſt und nichts Fremdes borgen mag. Die Leichtigkeit und gute Laune, mit der er Alles behandelte, wobei Andere ſo ernſthafte wichtige Geſichter machten, liebe ich gar ſehr. Das Leben und alle ſeine bunten Scenen waren der großen Seele doch endlich nur ein Spiel, und der Wechſel des Glücks ſchwebte ihr ſo vor. — Einen Theil des Théatre des Grecs ſchicke ich Ihnen nur; den griechiſchen Comödien kann ich noch keinen Geſchmack abgewinnen, vielleicht kommt er noch; in acht Tagen ſchicke ich den andern Theil. In den drei Tragödien iſt gar ſehr viel Schönes, Seelenergreifendes;

Situationen, die das Herz im Innerſten bewegen. Wie freue ich mich, dieſes einmal in Ihrer Sprache zu leſen! Künftigen Monat, ſagten Sie, würden wir viel von Ihnen leſen? Das iſt mir eine liebe Ausſicht. Wie ſteht es um den Künſtler? Mit beſonderer Neigung trage ich dieſen im Herzen und freue mich, ihn wieder zu leſen. Nun leben Sie wohl, lieber, theurer Freund, — könnten Sie doch dieſen Abend bei uns ſein! Doch die Zeit wird ja wieder kommen, und Wochen und Monate entfliehen uns mit ſo ſchnellem Flügel! Wohl hat das Herz ſein eignes Zeitmaß. Adieu! Adieu! Mit dem Schnupfen will ich mich ganz ausſöhnen, da er ſich ſo artig gegen Sie beträgt. Leben Sie glücklich und mir nicht fern. Meine Mutter und Beulwitz grüßen.

Caroline B.

107.

Weimar den 28. Dec. 88.

Sehr lang iſt mir die Zeit geworden, die mir kein Lebenszeichen von Ihnen gebracht hat. Ich habe das Unglück zwar ſchon von weitem geahnt, weil die Kälte gar zu ſtreng war — aber es iſt doch, als ſollte es

nicht ſein, daß wir ſo lange nichts von einander hören, und es iſt recht gut, daß es ſo iſt!

Für die mannigfaltigen intereſſanten Nachrichten, die Sie mir beide von Ihren Beſchäftigungen geben, kann ich Ihnen nichts Aehnliches erwiedern, denn meine Exiſtenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geiſtesgenuß. Das Dringendſte iſt ſeit geſtern vorbei, und nun werde ich auch mehr Menſchen ſehen.

Aber Eine Nachricht von mir kann und muß ich Ihnen doch geben, weil Sie leider eine meiner ſchönſten Hoffnungen für eine Zeitlang zu Grunde richten wird. Es iſt beinahe ſchon richtig, daß ich als Profeſſor der Geſchichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird; aber der Abgang Eichhorns machte es in mehrerem Betracht nothwendig. Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln laſſen; und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher ſondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unſern Herzog nach Gotha geſchrieben, der es an dem dortigen Hof gleich einleitete. Jetzt liegt es ſchon in Coburg, Meiningen und Hildburghauſen, und iſt vielleicht in drei Wochen entſchieden.

Mir hat Voigt vor einigen Tagen ſchon eine ſchriftliche Erklärung communicirt, die an ihn von Seiten der Regierung gekommen iſt, wo mir ſchon geſagt wird, daß ich meine Einrichtung machen möchte, weil es ſo gut als entſchieden ſei.

Alſo die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, ſind dahin; mein ſchöner künftiger Sommer in Rudolſtadt iſt auch fort; und dies alles ſoll mir ein heilloſer Katheder erſetzen! Das Beſte an dieſer Sache iſt doch immer die Nachbarſchaft mit Ihnen. Ich rechne darauf, daß Sie mir dieſen Sommer eine himmliſche Erſcheinung in Jena ſein werden, weil ich das erſte Jahr zu viel zu thun und zu leſen habe, um noch etwas Zeit für die Wünſche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verſpreche ich Ihnen, die folgenden Jahre Ihnen dieſen Liebesdienſt wett zu machen. Iſt für mich nur erſt ein Jahr überſtanden, ſo lieſt ſich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei. Verſprechen Sie mir in Ihrem nächſten Briefe, mir dieſen Wunſch zu erfüllen.

Goethe habe ich unterdeſſen einmal beſucht. Er iſt bei dieſer Sache überaus thätig geweſen, und zeigt viele Theilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen würde. Knebel, dem er es entdeckt hat, war vermuthlich juſt in ſeiner

theilnehmenden Laune, denn ich höre, daß es ihn sehr freuen soll. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen den Professoren zurecht komme, ist eine andre Frage.

Genug von dieser Materie. Ich schriebe Ihnen gern recht viel, aber es ist zwei Uhr nach Mitternacht. Ich mußte diesen Abend bei einem Souper sein und weil ich fürchtete, morgen zu spät geweckt zu werden, so schreibe ich lieber noch diese Nacht. Frau von Stein sehe ich morgen; neulich war ich auf dem Wege, da ich aber erfuhr, daß sie großen Thee gebe, wo der Herzog auch hinkommen würde, so ging ich wieder nach Hause. Moritz habe ich auch wieder gesprochen, und finde ihn immer interessanter.

Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in ſeinem Charakter, und manches Drollige in ſeinem Betragen, das ſeinen Umgang angenehm macht. Hier gefällt er auch ſehr. Frau von Stein ſoll ihm ſehr gewogen ſein; bei der Frau von Kalb iſt er auch gut angeſchrieben, und er gefällt ſich auch bei den hieſigen Damen. Knebel ſah ich einigemal bei der Kalb, wo er recht artig war. Manchmal mag ich ihn doch recht gut leiden.

Das nächſtemal mehr. Grüßen Sie die liebe Mutter und Beulwitz recht ſchön von mir. Adieu. Adieu. Schlafen Sie recht wohl.

Schiller.

108.

Den 29. December 88.

Innigſt freue ich mich der Nachricht von Ihrem künftigen Aufenthalt in Jena, liebſter Freund! Sie wiſſen, wie lieb mir dieſer Plan immer war. Es gibt mir eine ſo lieblich lichte Ausſicht in's Leben, Sie mir in unſerer Nähe fixirt zu denken. Laſſen Sie ſich's nicht reuen, an dieſes kleine Plätzchen Welt nun feſter angeheftet zu ſein. Ach, unſre eigentliche wahre Welt iſt doch nur da, wo bleibender Antheil

und Liebe unſer Herz beleben! Als eine Erſcheinung zerfließt man ohne jene im Meer der Erſcheinungen um ſich her; ich fühle das ſehr. Daß man Ihre Exiſtenz nicht nach der ſeinen meſſen und vergleichen kann, verſtehe ich wohl. Süß und theuer iſt mir das Gefühl, daß wir in Ihre Herzenswelt gehören und daß unſre Nähe Ihnen Freude macht. Gewiß verſpreche ich Ihnen mit ganzem Herzen, daß wir künftigen Sommer nach Jena kommen; nichts kann das hindern. Auch wird die Reiſe der Prinzen einmal ſtark wieder betrieben, und geſchieht ſie, ſo iſt dann gar nichts hier, was uns hält. Wenn doch der Himmel einem von uns ein anhaltendes, aber unſchädliches Uebel beſcheerte, bei dem man freien Sinn hätte! Dies wäre ein guter Vorwand, um eine geraume Zeit des Sommers in J. zu leben. Es gibt wohl Momente, in denen ich den Verluſt des künftigen Sommers mit Ihnen hier ſehr empfinde, aber ich borge dann die Weisheit bei der Weisheit, und lerne von ihr, daß man das Dauerhaftere gern um das Vergänglichere eintauſchen müſſe. Wie oft können wir uns ſo immer ſehen und nie anders als mit der Hoffnung, uns bald wieder zu ſehen, verlaſſen! Mir iſt's gewiß, daß Sie in der Länge Glück in dieſer Exiſtenz finden werden und das macht mich gar glücklich. Ich finde dieſe Art von Wirkſamkeit gar ſchön und ſehr weit und tief

eingreifend. Wie manche Geiſter werden eine höhere Richtung in dem Wehen des Ihren gewinnen! Und in der Folge werden Sie Ihrer Schöpfung in dieſer Lebensart mehr leben können als in jeder andern; ſo wie ich ſie überhaupt für eine der freieſten halte und durch die wenigſten drückenden Verhältniſſe eingeſchränkt. Die Herren Collegen werden Reſpekt für Sie haben und Ihren Frieden nicht ſtören, hoffe ich. Ach, (die Idee dieſer Nothwendigkeit iſt nicht eben freundlich, aber es iſt doch ſo), in jeder Lage hat man etwas durch die Undelicateſſe der meiſten Menſchen zu leiden und durch ihren verſchrobenen Sinn. — Den Antheil Goethe's an dieſer Sache finde ich ſehr natürlich und habe ihn erwartet; es müßte ſonderbar gehen, wenn Menſchen wie Ihr dieſen nicht an einander nähmet.

Knebel iſt mir nur immer, ohnerachtet aller Vorwürfe, die der Weg nach Jena mir eingab, weiter nichts als erträglich; bis zum Gutſein will's nicht kommen. Ich habe dieſe Woche eine Menge Briefe geſchrieben, mit Luſt und ohne Luſt, und auch mehr Menſchen geſehen als gewöhnlich. Es thut mir wohl, in gute junge bewegliche Seelen überzufließen und ihr Herz liebevoll gegen mich wallend zu fühlen. — Was macht Körner? — Ich erhielt dieſe Woche eine ſehr erfreuliche Nachricht aus der Schweiz. Der Freund,

von dem ich Ihnen ſprach und der dieſe Zeit in einem unglücklichen Zuſtand war, iſt völlig hergeſtellt. Es macht mir ſo wohl, ihn wieder in die Reihe denkender und fühlender Weſen zählen zu können! — Adieu. Adieu — ich werde unterbrochen.

Schreiben Sie uns auch durch die Poſt, mit dem Boten iſt's ungewiß, wenn er kommt; die Bücher ſchicke ich durch ihn. Ich habe den unrechten Theil zurückgeſchickt, aber es ſchadet nichts, die Comödien wollten mir ſo nicht einleuchtend werden. Dieſe Woche ſoll die Mathematik ernſtlich ſtudirt werden, ich habe ein ander Buch. Leben Sie glücklich und denken meiner.

Caroline B.

109.

N. den 28. December 66, früh.

Wie lieb war mir Ihr letzter Brief! Erſtlich hörten wir ſo lange nichts von Ihnen; dies wollte mir gar nicht gefallen, und zweitens überraſchte mich die Nachricht von Ihnen ſo angenehm, lieber Freund! Sie bleiben nun doch in unſrer Nähe, wie ſchön iſt das! Aber auch ohne eigennützig zu ſein, glaube ich gewiß, daß es gut iſt, und daß noch viel Angenehmes für Sie

ſelbſt daraus entſtehen wird. Wie viel Gutes können Sie in dem Wirkungskreis doch auch hervorbringen, und wie viel wird das Studium der Geſchichte gewinnen; denn nun müſſen Sie ſich damit abgeben, und es wird bald eine lieblichere Geſtalt durch Sie annehmen. — Die Gegend von Jena iſt auch ſo ſchön, und der Weg zu uns ſo lachend (ich komme doch immer wieder auf uns zurück).

Dieſer ſchöne Sommer, der uns wieder vereinigen ſollte in unſern ehrwürdigen Thälern, iſt doch nicht ganz hin, denn wir können uns doch ſehen, dann und wann. Auf ein oder zwei Tage kommt es nicht an, hoffe ich, und dann könnten wir uns auch zuweilen Rendezvous in Kahla geben.

Der Gedanke, daß Sie doch nur ſo wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viele Freude, und macht mich ſo ruhig. Hätten wir vielleicht dieſen kommenden Sommer auch wieder ſo ſchön genoſſen als vorigen, ſo wäre es vielleicht nur dieſer eine geweſen; denn wären Sie einmal nach Dresden zurückgekehrt, oder die Reiſe nach Hamburg ausgeführt, wer weiß, wenn Sie dann zurück gekommen wären; ich habe dies Alles ſchon überlegt und gefunden, daß das Schickſal es gut mit uns meint, und uns die Freuden Ihres Umgangs gönnen will; und dann können wir ſo oft von Ihnen hören! Wenn nämlich der ernſthafte

Herr Profeſſor ſich noch zu uns herunter laſſen will. Daß Ihnen auch Ihre Geſchäfte lieb werden, daran zweifle ich gar nicht. Und Sie werden doch auch immer ſo viel Zeit haben, Ihren andern Lieblingsneigungen nachzugehen; denn wenn die Poeſie darunter leiden ſollte, dies wäre nun freilich nicht angenehm für uns Andere, die nun doch einmal nicht Collegia hören können. Wie manchen ſchönen Stoff werden Sie nicht noch in der Geſchichte ausfinden, wenn Sie ſie näher durchgehen, der ſich intereſſant bearbeiten ließe, und da werden wir noch viel Treffliches zu hören bekommen; kurz ich finde es alles ſo gut und ſchön, wie es iſt. Von mir ſelbſt kann ich nicht viel erzählen diesmal; ich war einige Tage nicht wohl; die allzuſtrenge Kälte hatte meine Bruſt angegriffen, wie vielen Andern auch, und es machte mir ſo unheimlich. Geſtern war ich bei Hof. — —

Daß Sie Goethe's Theilnahme an dem Schickſal Anderer haben kennen lernen, freut mich; er hat ſo etwas Zutrauenerweckendes in ſich, daß ich ihm alles ſagen könnte; ich habe mich ſchon oft gefreut, wenn ich hörte, wie er ſich für das Wohl Anderer intereſſiren kann.

Moritz bleibt noch einige Zeit in W., wie Knebel ſchreibt; er ſchrieb mir letzt auch, ſagte aber noch nichts von Ihnen; ſein Brief hat mich zu lachen gemacht; er

war ſo kleinlich, hätte ich bald geſagt; er redet von Zimmerchen, Deckchen ꝛc. Dieſer Ton mißfällt natürlich der ernſten Weisheit. Sahen Sie auch den Ritter Landriani, der in W. war? Er ſchreibt auch von ihm. Moritz möchte ich wohl ſehen. Sagt er es laut, daß Anton Reiſer ſeine eigene Geſchichte iſt, oder nur denen, die er näher kennt?

Es iſt mir ſo manches Aehnliche mit meinen Ideen darin vorgekommen, und die Dinge machten oft die nämlichen Eindrücke, wie ich noch klein war, auf mich. In gewiſſen Sachen blieb mir noch einiges; es wurde mir auch oft ſchwer, mir Menſchen vorzuſtellen, von denen ich ſo hohe Begriffe habe, daß ſie gewöhnliche oder auch gemeine Handlungen thun könnten. Es iſt mir intereſſant zu bemerken, wie die Dinge ſo verſchieden, und oft wieder ſo ähnlich auf Menſchen wirken können, und welche Vorſtellungen ſich Kinder von vielen Sachen machen. — Leben Sie wohl für jetzt, Herr Profeſſor; es macht mir ſo einen Spaß, Sie ſo zu nennen.

Montag früh.

Eben ſitzt Toutou auf meinem Schreibtiſch und er ſahe über das Papier hin.

Was machen Sie heut? Ich denke mir ſo gern meine Freunde in ihren Zirkeln. Heute werden Sie wohl Abends im Clubb ſein? Iſt er noch zahlreich?

Sehen Sie Bode oft? Ich komme immer auf Ihre künftige Beſtimmung zurück. Hufeland wird Ihnen eine angenehme Geſellſchaft ſein!

Wie ſchön, daß wir an einem Ufer der Saale wohnen. Wenn wir in dem Schatten der hohen Linden herum gehen, und die blaue Saale mit unſern Augen verfolgen, werden wir uns noch einmal ſo gern bei Jena verweilen. Die Gegend iſt mir noch immer gegenwärtig; die Berge haben ſo ſchöne Formen, ſo leicht, ſo luftig; und, ich will auch einmal unphiloſophiſch ſein, auch die guten Pfirſich und Weinbeeren ſind gar nicht übel. — Ich habe jetzt wieder etwas aus Oſſian fertig; ich werde es Ihnen durch den Boten ſchicken. — Wie ſchön iſt doch Goethe's Ueberſetzung im Werther! Gewiß hat ſie mehr Werth als die von Denis, denn ſie iſt ſo einfach. — Geſtern las Beulwitz uns das Gedicht von Burmann aus d. L. Z.; es iſt ſchön, dünkt mir, aber der Gedanke, daß das R fehlen muß, kam mir immer und verdarb alles; es iſt doch eine große Spielerei im Grund, und an dichteriſche Begeiſterung kann man da gar nicht denken, wenn der elende Buchſtabe der Phantaſie eines Dichters Schranken ſetzen ſoll. — Was macht der Künſtler? Ich möchte Ihnen rechte gute Laune wünſchen, daß er bald erſchiene! Es war ein lieber Abend, als Sie ihn uns laſen. Ich denke ſo

gerne nach; voriges Jahr, wie wir am Ende vom alten waren, war es mir so traurig zu Muthe; lauter finstere Gedanken waren in meiner Seele; ich hielt es für Vorbedeutung trauriger Begebenheiten; und dies Jahr verging so schön; Ihre Freundschaft machte uns unsre Tage so schön — Dank Ihnen dafür! — — Dieses Jahr denke ich heiter zu beschließen; mein Sinn ist leicht, wenn die Kälte keinen Strich darein macht. — Ich hoffe dies kommende Jahr soll uns manches Gute auch bringen. Die Prinzen werden, denke ich, reisen, und dann können wir auch herumschwärmen. Wenn wir den Winter in W. wohnten, wären wir uns um Vieles auch näher.

Sagen Sie mir doch, was Körner über Ihre neuen Beschäftigungen denkt. Ich möchte wissen, wie er's ansieht. Ich glaube, Ihr Geist wird sich an eine Art von Ruhe gewöhnen, die einen wohlthätigen Einfluß auf Sie selbst haben wird, und Ihnen manche liebliche Eindrücke geben wird. Denn wenn Sie einmal daran gewöhnt sind, werden Ihnen Ihre Geschäfte gar keine mehr sein, so leicht wird es Ihrem Geist werden. Adieu, Adieu, lieber Freund! Denken Sie meiner!

L.

110.

Dienſtag Abend.

Ich hoffe, Sie erhalten morgen unſre Briefe, die wir geſtern mit der Poſt ſchickten, ehe Sie dies haben, und ſehn daraus, daß wir wohl ſind, und Ihnen danken. Hier folgt das théatre des grecs wieder und die verſprochene Ueberſetzung aus Oſſian. Da ich meiſtens bei Abend geſchrieben, ſo fürchtete ich, es möchte undeutlich ſein, und hätte es bald nicht geſchickt, aber doch wollte ich mein Verſprechen halten, daher verzeihen Sie mein Geſchmier. Wollen Sie die Güte haben, dieſen Brief zu beſtellen?

Sein Sie herzlich von uns Allen gegrüßt, und leben recht wohl und froh. Adieu! Adieu!

Lotte L.

111.

2. Januar 1789.

Dank Ihnen für Ihre lieben Briefe, die ich eben empfange, und kaum Zeit nur habe, Ihnen durch ein paar Zeilen den Empfang zu verſichern. In einer Viertelſtunde geht die unglückliche Botenfrau wieder. Ich war geſtern nicht zu Hauſe, wie ſie kam, und den

Brief erhalte ich erſt heute früh (den zweiten) von der Poſt. Jetzt aber weiß ich doch wenigſtens, wie lang die Briefe von Ihnen an mich unterwegs ſind. Ich ſage Ihnen nichts über Ihre Briefe, die ich durch die Poſt beantworten will. Ich muß mir erſt Zeit nehmen, ſie zu leſen. Tröſtlich iſt mir Ihr Verſprechen, daß Sie mich in Jena beſuchen wollen, ſonſt wüßte ich mir nicht zu rathen, denn es würde der gar zu vielen Geſchäfte wegen ein ganz freudeloſes Jahr für mich ſein. Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Proſpekte zu Hülfe nähme, ſo würde die Gegenwart mir das Leben verleiden. Ich hoffe, der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor — und die ſchöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.

An Frau von Stein konnte ich den Brief auch nicht früher als dieſen Morgen ſchicken. Es hat doch nichts zu ſagen? Vor einigen Tagen war ich bei ihr, und habe eine ſehr angenehme Stunde da zugebracht.

Adieu, meine liebſten Freundinnen! Ich hoffe, Sie erhalten meinen Brief durch die Poſt auf den Sonntag oder Montag wenigſtens.

Leben Sie wohl und glücklich. Viele ſchöne Complimente an Ihre Mutter und an Beulwitz. Adieu.

Ihr

Schiller.

112.

Weimar den 3. Januar 89.

Zuerſt dank ich Ihnen für das Oſſianiſche Lied, das Sie ſehr glücklich gewählt haben. Es überraſchte mich, da ich mich nicht erinnere, es ſchon geleſen zu haben, und Oſſians ganzer Geiſt athmet darin. Alles iſt ſo rein, ſo edel in ſeiner Schilderung. „Fingal kam von der Jagd und fand die lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtſtrahlen in der Mitte ſeiner Halle.“ Welcher Dichter hätte dieſes ſchöner ſagen können! Auch die feinſte Beſcheidenheit iſt Oſſian eigen. Wie leicht ſchwebt er am Schluſſe des Gedichts über ſeine eignen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht ſchildert! Es freut mich, daß Sie dieſem ſchönen Dichter getreu bleiben und ſich auf die beſte Art, die möglich iſt, durch Ueberſetzungen, mit ſeinem Geiſte familiariſiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Oſſianiſches Mädchen! Die Ueberſetzung iſt ungezwungen und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wort-Verſetzungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm in einander fügen und zerſchmelzen — ſo wird die Ueberſetzung ganz harmoniſch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Beſſerung, die ich in den n und m wahrnehme, meinen

Glückwunsch abstatten. Jetzt würde ich sie Ihnen ohnehin nicht mehr passiren lassen können; denn was ein Dichter schlechtweg verzeiht, darf ein Professor nicht mehr so hingehen lassen.

Die Hoffnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu sehen, ist eine wahre Wohlthat für mich gewesen, und mein Herz brauchte sie, um sich in dem genußlosen Dasein, das mir bevorsteht, daran festzuhalten. Sie sehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn sie auch wirklich da wäre, von der schlimmen gar sehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, zu bemächtigen, daß ich meine eigne Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen, — das ist doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen — doch ich mag dieses jetzt gar nicht denken. Ich überredete mich so gerne, daß Ihre Vorstellung von der Sache die gegründete

wäre. Körner wünſcht auch, ich möchte frei geblieben ſein, und eigentlich kann ich ſeine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der That für den Verluſt meiner Unabhängigkeit und eines ſo großen Theiles meiner Zeit keinen oder nur einen ſehr zukünftigen Erſatz habe. Aber auch er ſieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte.

In der That iſt es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroiſche Reſignation auf alle Freude in den nächſten drei Jahren, um für meinen Geiſt allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu ſein, muß ich in einem gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtand leben, und dieſer muß nicht von den Produkten meines Geiſtes abhängig ſein. Dazu konnte mich aber nur dieſer Schritt führen und darum habe ich ihn gethan. Hufeland fürchte ich nicht lange zu genießen. Ich glaube, er hat jetzt ſchon Anträge von fremden Akademien. Da Jena keine Beſoldungen zu geben hat, ſo iſt es immer ausgeſetzt, ſeine beſten Leute zu verlieren, die von andern Univerſitäten mit Geld aufgewogen werden.

Ihre Vorſtellung, daß wir dann wenigſtens die Saale mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich beſonders wird ſie immer erinnern, daß ſie von Rudolſtadt herkommt. Mit den ſchönen Pfirſichen und Weinbeeren wollen wir einen großen Handel unter einander treiben.

Sie wollten wiſſen, ob Moritz ſich überhaupt für ſeinen Anton Reiſer gehalten laſſen will? Aus der Art, wie er davon ſpricht, ſollte ich's faſt glauben, und überhaupt iſt er der Menſch nicht, der in ſolchen Dingen an ſich hält. Er iſt Philoſoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, ſein eigenes Ich zu ſchonen, wo es darauf ankömmt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen.

Frau von Stein werde ich bald wieder ſehen; käm' es auf meinen Wunſch an, ich beſuchte ſie alle Tage, es iſt mir wohl in ihrer Geſellſchaft. Frau von Imhoff iſt vor acht Tagen in dieſer fürchterlichen Kälte nach Baireuth mit ihrem Sohn im Schlitten gefahren und wird dieſer Tage wieder zurückkommen. Goethe war einige Tage nicht wohl; er bekam einen Anfall von böſem Hals, hat ſich aber wieder gebeſſert. Bode ſehe ich nicht. Ich habe ihm einen Beſuch gemacht, die Reihe iſt nun an ihm. Mit Leuten ſeiner Art halte ich mich zuweilen an die Geſetze der höflichen Lebensart. Frau von Kalb habe ich einige Wochen nicht geſehen. Der Zirkel, in dem ſie jetzt lebt, iſt nicht der meinige, und die Spuren ihres Umgangs bleiben dann auch zuweilen in ihrer Art zu denken und zu empfinden zurück. Knebel wollte ich neulich beſuchen, fand ihn aber nicht, und dieſer Gefahr ſetzt man ſich oft bei ihm aus, weil ſich alle Herren und Damen um ihn

reißen. Seine Diminutive müſſen Sie ihm verzeihen, alles Niedliche iſt klein, und alles Niedliche iſt ſchön, daraus ſchließt er, daß alles Kleine ſchön iſt. Das iſt überhaupt der fatale ſüße Ton, den Viele glauben mit Ihrem Geſchlecht annehmen zu müſſen, um Grazie zu zeigen. Knebel hat ihn ſich ſehr zu eigen gemacht.

Leben Sie nun recht wohl, und verwahren Sie ſich ja vor der böſen Kälte, daß Sie nicht gar krank werden. Das wird wahrhaftig ein fürchterlicher Winter, und Sie beide beſonders ſind übel daran. Wären alle Winter ſo ſtreng, ſo müßten wir der Sonne um zehn Grade näher rücken.

Ich weiß nicht, wie lang dieſer Brief unterwegs ſein wird; neulich war's zu ſpät, ihn noch auf die Poſt fertig zu bringen. Was macht Ihre Mutter? Hoffentlich iſt ſie doch jetzt von Zahnweh frei? Schreiben Sie mir davon. Adieu. Adieu. Ihr

Schiller.

113.

[An Caroline.]

Weimar den 3. Januar 1789.

Das wäre etwas Vortreffliches, wenn die Reiſe der Prinzen zu Stande käme und Sie dadurch Freiheit

erhielten, Ihren Aufenthalt ſich ſelbſt zu wählen! Auch wenn ich nicht in der Welt wäre, ſo würde Ihre Wahl gewiß auch auf Jena gefallen ſein, und das Vergnügen, das Sie nun einem andern Geſchöpf Gottes dadurch machen, iſt billig ein Beweggrund mehr. Möchte der Himmel nun die Geldbörſe des Erbprinzen regieren, und ihm die Bildung ſeiner Söhne recht nah an's Herz legen!

Wie ich übrigens mein neues Verhältniß anſehe, wird Ihnen Ihre Schweſter ſagen, der ich mehr davon geſchrieben habe. Der Abſchied von den ſchönen freundlichen Muſen iſt immer hart und ſchwer, und die Muſen — ob ſie ſchon Frauenzimmer ſind — haben ein rachſüchtiges Gemüth. Sie wollen verlaſſen, aber nicht verlaſſen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, ſo kommen ſie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, ſo rächen ſie ſich ſchon durch Ihre Abweſenheit genug. Mit den dortigen Menſchen übrigens denke ich ſchon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Colliſion, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchſtens zwei Collegien leſe.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe ſeine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von Stein nach Hauſe genommen und nur flüchtig durchleſen. Es iſt ſchwer zu verſtehen, weil er keine feſte Sprache hat, und ſich mitten auf

dem Wege philosophischer Abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber es ist voll gedrängt von Gedanken, und nur zu voll gedrängt, denn ohne einen Commentar wird er nicht verstanden werden. Von Schwärmerei ist er nicht darin frei, und Herdersche Vorstellungsarten sind sehr darin sichtbar. Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze sein müsse; fehlte nur ein einziger Radius zu diesem Zirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und so bald auch keines zu erwarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, ist übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethe und allenfalls noch einen, — Herder vielleicht; da doch Goethe (von Herder mag ich gar nicht reden) bei diesen Forderungen sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont sogar unter diese vollendeten Produkte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sektengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist. Uebrigens haben seine philosophischen Untersuchungen sehr glücklich auf

ſein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer ſchrecklichen Seelenlage geriſſen, wie er ſelbſt geſteht. Sein Geiſt hat durch anſtrengendes Denken über ſeine Hypochondrie geſiegt, die ihn bei ſeiner Diſpoſition zur Schwindſucht ohne dieſe innere Hülfe bald würde aufgerieben haben. Ich bin begierig, was Sie zu ſeiner Schrift ſagen werden; Sie müſſen ſie ſich anſchaffen, es ſind nur drei Bogen.

Ich habe jetzt leider für ſolche Materien keine Zeit, ſonſt würde ich mich kaum überwunden haben, mich auch darein einzulaſſen. Aber einmal nehme ich ſie doch vor, wäre es auch nur, um meine eigenen Ideen darüber zu berichtigen.

Sie ſind ja gar erſtaunlich folgſam, daß Sie die Mathematik nun vornehmen wollen! Ich bin voll Erwartung, wie ſie Ihnen beim erſten Beſuche gefallen hat, und ob Sie die Bekanntſchaft fortſetzen werden.

Leben Sie recht wohl! Erfreuen Sie mich recht fleißig mit Briefen, Sie müſſen wiſſen, wie viel Freude Sie mir dadurch geben! Adieu. Beulwitz empfehlen Sie mich recht ſchön und Ihrer Mutter. Hat Ihnen der Agamemnon und Oedipus von Kolonos gefallen? Adieu.

Schiller.

114.

Den 5. Jänner 1789 früh.

Guten Morgen! Es that mir weh, gestern vergebens auf einen Brief zu warten; Sie hatten aber wohl Abhaltungen, oder die Post war Schuld; nun hoffe ich, soll der Mittwoch uns günstiger sein. Lottchen mußte gestern einmal Fremde unterhalten helfen (meine Schwester gibt mir immer Schuld, ich redete so wenig); es ist ein junger Herr von Humboldt, ein guter Freund des La Roche und der Dachröden. Er studirt in Göttingen, es scheint ein guter Mensch, er bleibt heute hier. Der Winter ist doch recht böse, ich werde so arm, und kann mich viel schwerer mittheilen als im Sommer.

Was machen Sie lieber Freund? Wie geht es Ihnen? Ich möchte es einmal recht ausführlich wissen. Ungeachtet der Kälte, die mich drückt, würde ich mich doch freuen, Sie zu sehen und Ihres Umganges zu genießen. Die Tage her hatte ich eine gar politische Unterhaltung; ich las die Schrift von Müller über den Fürstenbund; was er anfänglich über die Freiheit und übek die Gesetze sagt, hat mir gefallen; er hat eine Wärme zuweilen, die einnehmend ist. In der Mitte kommen Geschichten, die für mich nicht so interessant sind, von den Stiftern u. s. w., da überschlage ich und lese nur flüchtig. — Ich habe mich auch über Aeschylus gefreut, im

Agamemnon kommen doch gar ſchöne Sachen. Mir kommt es vor, als wenn er derjenige unter den griechiſchen Schauſpieldichtern wäre, der ſich am mehrſten ſeiner Phantaſie überlaſſen hat, ſo weit ich ihn kenne.

Wie fingen Sie das neue Jahr an? Ich war froh und in mir ſelbſt heiter und ruhig. Nun plagt mich der Schnupfen wieder, da habe ich oft Kopfweh.

Adieu für heute, ich wünſche Ihnen einen freundlichen Tag, laſſen Sie das Andenken an uns nicht fern von Ihrem Herzen ſein!

Den 12ten, früh.

Diesmal haben Sie unſere Geduld recht auf die Probe geſtellt, denn Ihr Brief blieb lange aus; Sie verſprachen ihn uns ſchon ſo lange, ich ſuchte alle mögliche Fälle hervor, warum Sie denn nicht ſchrieben. Ich war wohl in manchen Momenten gezwungen, die Bemerkung zu machen, daß es doch weiſer ſein könnte, von Menſchen, die dem allgemeinen Beſten leben, und ſo berühmt ſind, nicht immer ſo viel Aufopferung der Zeit erwarten zu wollen. Aber am liebſten dachte ich, daß der Brief liegen geblieben wäre. Geſtern kam er, haben Sie Dank dafür, lieber Freund. — Ich hoffe, wenn Sie einige Zeit in Jena ſind, werden Sie anders ſprechen; Sie ſtellen ſich doch die Geſchäfte zu ſchwer vor, ſollte ich denken; daß die Lage auch Unannehmlichkeiten hat, weiß ich wohl; aber ich als Weisheit ſage,

daß dieſe in jede Lebensweiſe verwebt ſind, und es ſelten oder gar nicht Menſchen gibt, die nicht denken, daß ſie noch glücklicher ſein könnten, und nichts Unangenehmes empfinden. Wie ſchön können Sie nicht wirken, und wie vielen ſichtbaren Nutzen nicht um ſich her verbreiten; es kömmt ſo viel auf die Art und Weiſe in der Welt an, wie man die Dinge vorſtellt, daß ſie gute Eindrücke hinterlaſſen. In meinen Augen bildet Geſchichtsſtudium die Menſchen gar ſehr, und da thut die Art, wie man ſie ihnen vorträgt, doch auch viel dabei. — Daß Sie einmal weiter von uns kämen, iſt kein freundlicher Gedanke, aber wenn Sie glücklich wären und dann recht froh und glücklich leben könnten, müßte doch billig die eigennützige Freundſchaft ſchweigen. Doch dies ſind Ausſichten, die wir noch unter der fernſten Zukunft verbergen wollen, und den Schleier nicht eher wegnehmen, bis es das Schickſal ſelbſt thut. — Daß Ihnen meine Ueberſetzung nicht Langeweile gemacht hat, iſt mir angenehm; ich überſetze jetzt Darthula, wo mir noch lieblichere Bilder ſind; wenn es fertig iſt, ſollen Sie es auch haben. Oſſian wird mir immer lieber. Ich las letzt eine Ueberſetzung in's Franzöſiſche, von einem Geſang; aber wie arm kommt einem da die franzöſiſche Sprache vor!

Vorige Woche war ich drei Tage recht krank, ich hatte ſo einen argen Schnupfen und Halsweh, und war

so matt, jetzt ist's besser; da konnte ich nicht viel vornehmen, aber demungeachtet hat mich Oedipus in Kolonos sehr gefreut. Im Gibbon habe ich einige Tage fleißig gelesen und bin jetzt bald am Julian. Ich seufze über die Kälte, und den ewigen Schnee; wie wird der Frühling wohl thun! Adieu für heute.

Den 15ten.

Heut geht endlich dieser Brief ab, und ich möchte, er wäre bald bei Ihnen, daß Sie sähen, daß wir immer fleißig Ihrer denken, und Sie uns nahe sind; denn ich möchte, daß Sie immer dies Gefühl hätten, es würde Sie antreiben, auch so an uns zu denken. Welche Arbeit haben Sie jetzt? Kommt Thalia nicht bald zum Vorschein? Ich freue mich auf die Uebersetzung aus Iphigenia.

Heute ist die Luft so mild, und ich fühle ihren wohlthätigen Einfluß; gestern konnte ich's nicht, es war so düster in meiner Seele wie am Himmel. Wie sonderbar ist es doch, die Meinung des Gemüthes recht zu beobachten, wie die Bilder in unsrer Seele abwechseln, und die äußern Gegenstände sich doch nicht merklich verändern. Aber es ist gut, wenn sich der Geist nicht so leicht irre machen läßt, und im Reiche der Phantasien herumschweben kann, denn die Wirklichkeit ist oft so arm an Freuden. — Gestern las uns Beulwitz aus den Schriften des Königs von Preußen; sein

Gedicht über Otto, und dann auch der ſterbende Cato haben mich ſehr intereſſirt; er machte erſteres in einem Feldzug, wo er immer Gift bei ſich trug, und wenn er dem Feind in die Hände gefallen wäre, er ſich ſelbſt hätte befreit; es iſt ein großer Zug, dieſe Verachtung des Lebens, und mir iſt es größer als wie der bekannte Sittenſpruch, daß es ſchwerer ſei, Uebel zu ertragen, als zu ſterben. Wenn man aber doch an den Hang und Trieb zum Leben denkt, der doch jedem Geſchöpfe ſo eigen iſt, ſo dünkt es mir mehr Muth, das Leben ſich zu rauben. Seine Briefe an Voltaire ſind ſo ſchmeichelhaft, ſo freundſchaftlich; ſollte man da denken, daß er der nämliche ſei, der auch dieſem ſo lieben Freund konnte ſo ſtreng begegnen und ihn arretiren laſſen! Es iſt aber nun einmal ſo in der menſchlichen Natur. Alles wechſelt, und da iſt's leider bei Freundſchaft der Fall auch zuweilen; aber doch iſt's traurig, daß es ſo iſt; denn wie ſchön iſt nicht das Gefühl vom Bleibenden. Mich macht der Gedanke an Veränderlichkeit traurig, und thut mir weh. Mich macht Freundſchaft ſo glücklich, daher fühle ich es doppelt, wenn ich mir es ſo denke. Von der Stein hörte ich lange nichts; ich möchte, ſie ſchriebe mir bald. Die Kalb ſieht ſie wohl oft, oder hat ſie wieder andere Geſellſchaft? Mir wär doch die Stein am vorzüglichſten unter den Damen. — Knebel mag ſeine ſchönen Sachen nur Andern ſagen, ich bin

ihm immer noch Antwort ſchuldig, daher kann er ſie bei mir nicht anbringen. Sie haben Recht, daß ſein ſüßer Ton mit unſrem Geſchlecht gar unangenehm iſt; er beleidigt meinen Stolz, weil es ausſieht, als könnten wir nichts anderes verſtehen, und als wären ernſthafte Dinge ganz außer unſrem Geſichtskreis. Bei Knebel wandelt aber die Vorſtellungsart gar mächtig; einmal beſchäftigt er einen mit Kant u. ſ. w. und verlangt, daß man Alles wiſſen ſolle, und dann wieder hält er uns für gar zu klein.

Unſere Gartenhütte ſteht jetzt wieder frei und der Schnee iſt geſchmolzen. Man ruft zu Tiſche. Adieu!

Nun ſind unſere Berge wieder ſchöner, und die Ahnung des Frühlings erfreut mich wieder, wenn ich ſehe, wie die Luft doch wieder milder werden kann. Die Wolken thürmen ſich hinter den Bergen wie im Sommer. Die Sonne bricht durch die Wolken. Möchte ſie Ihnen einen freundlichen Tag bringen.

Meiner Mutter ihr Zahnweh hat ſie ſeit einiger Zeit verlaſſen. Es iſt mir ſehr lieb. — Wir ſitzen noch traulich am Theetiſch und leſen. Letzt fand ich im Journal aller L. eine ſo intereſſante Beſchreibung von Schottland; ich liebe das Land ſo! Auch Einiges von Richardſon; er ſoll ein ſehr moraliſcher guter Menſch geweſen ſein, auch unſer Geſchlecht ſehr geehrt haben. Die Männer haben bei mir immer ein Verdienſt mehr,

wenn ſie nicht zu übertriebene Ideen von ihrem Geſchlecht haben, und dadurch uns Ungerechtigkeit widerfahren laſſen. Es zeigt auch eine gewiſſe Freiheit an, die mir lieb iſt; Sie werden denken, lieber Freund, daß ich ſehr von uns eingenommen bin, aber es iſt nur eine gewiſſe Gerechtigkeitsliebe. Doch leben Sie wohl, die Poſt möchte abgehen. Schreiben Sie bald, und denken unſer!

Lotte Lengefeld.

Was macht der Stock Geranium, iſt er nicht erfroren? Meine Gärtnerei ſieht betrübt aus, ſie iſt meiſt verdorben. Adieu, Adieu!

115.

Weimar den 26. Jänner 1789.

Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zuſammengefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von faſt vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte dieſe Stärkung höchſt nöthig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft in's Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von

Volkſtädt um die ſchöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenſeits der Saale vom Abendroth ſo ſchön beleuchtet, Rudolſtadt vor mir und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perſpectiv juſt noch erreichte — Alles das ſtand wieder ſo lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Weg zu Ihnen, und in der That war ich's auch; denn ſeitdem ich von Rudolſtadt zurück bin, iſt der Weg nach dem Belvedere mein Lieblingsſpaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterſchied!

Wären die Sachen noch wie vorigen Herbſt, ſo hätte ich jetzt die Hälfte unſrer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um ſo ſchneller vergehen, weil es die zweite iſt. Ich ſehe täglich mehr ein, daß ich dieſen Schritt nicht anders als unter den entſchiedenſten ökonomiſchen Vortheilen hätte thun ſollen; eine ſehr anſehnliche und ſolide Verbeſſerung von dieſer Seite wäre vielleicht dieſe Aufopferung von Zeit und von Freiheit werth geweſen; aber ſo wie die Sachen ſtehen, habe ich blos Ausſichten, und für den Augenblick poſitiven Verluſt. Dies ſind keine angenehmen Betrachtungen, und was thun ſie in dieſem Brief? Von was Anderm. Ich habe in dieſer Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, geleſen. So glaubwürdig und zuverläſſig dieſe Quelle iſt, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit

fehlt. Die Voltairiſche Manier zu beſchreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinweg zu glitſchen, iſt nicht das Nachahmungswürdigſte im hiſtoriſchen Stil. Im Ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der ſehr wohl unterrichtet iſt; aber die Capricen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben regiert haben, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Maria Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er ſich gegen ſie aufgelegt zu haben ſcheint, nie unterläßt „ſie im Glück übermüthig zu zeigen.“ Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunſtgriff hätte gewählt werden können, das Intereſſe für ſie zu unterdrücken. Dieſer Kunſtgriff wird ſo häufig und mit ſo viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt.

Dies iſt aber auch das einzige ſtärkende Buch, das ich unterdeſſen geleſen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe noch nie eine ſo große Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade, weil die Umſtände es verbieten.

Mein Geiſterſeher hat mich dieſer Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt; er hätte aber faſt mein

Chriſtenthum wankend gemacht, das, wie Sie wiſſen, alle Kräfte der Hölle nicht haben bewegen können. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeiſterische Epoche, die ich den Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz ſo denken ſollte wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüthes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit ſchildern; aber dies muß zugleich ſo beſchaffen ſein, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine liebenswürdige Griechin iſt eine abgeſeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Brief ein Portrait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſein ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen nämlich, ſondern von der erobernden). Haben Sie mir dieſe Gemälde eingeſchickt, ſo werde ich Sie alsdann bald um noch eines von andrer Art

erſuchen. Sie ſehen, daß ich Alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beſchäftigung lieb zu machen.

Ich höre mit Bedauerniß, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren ſind, aber andern Theils iſt mir's lieb, denn nun kann ich doch mit dem Geſtändniß heraus gehen, daß mir's eben ſo gegangen iſt. Ich wollte es recht gut machen, und bewahrte das arme kleine Geſchöpfchen ſorgfältig vor der kalten Luft — aber hin war's! Ich ſchämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, ſo werde ich mir ein neues ausbitten.

Für die Bücher, die Sie wünſchten, habe ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hauſe gekommen war und auch niemand ſah. Ich ſchicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jakobi, das ganz das Bild ſeiner Seele — niedlich und ſanft — iſt. Ich leſe Alles gern, was Jakobi ſchreibt; denn er iſt ein edler Menſch, und dieſer Charakter fließt in Alles ein, was er hervorbringt. Vielleicht ſchicke ich Ihnen durch die Botenfrau noch mehr.

Körner läßt mich's jetzt entgelten, daß er Intereſſe an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten findet, er wird nachläſſig im Schreiben; weil er immer etwas mitzuſchicken wünſcht, ſo wird nichts geſchrieben und nichts mitgeſchickt. Eine Lücke, die er in der Correſpondenz läßt, und ein Poſttag, den er übergeht, ſind für mich empfindliche

Fehlschlagungen der Erwartung; und das Schlimmste ist, ich darf es ihm nicht einmal vorrücken, denn mein Gewissen spricht mich auch nicht ganz frei. Lassen auch Sie, meine liebsten Freundinnen, sich dieses Beispiel zur Warnung dienen, und lassen Sie ja keine Lücke in unserm Briefwechsel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, so müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von außen, oder eine Laune daran Schuld sein, in der ich nicht gern vor Ihnen erscheinen möchte. Leben Sie recht wohl und glücklich! Viele schöne Grüße, wo Sie schon, wissen.

Schiller.

116.

N. den 26. Januar 1789, Nachmittags.

Heute habe ich mich zum erstenmal wieder der Natur gefreut. Ich war auf dem Wasserdamm. Die Saale ist so schön; die großen Eismassen liegen am Ufer zerstreut. Die Berge sind wieder blau und die Sonne scheint so lieblich. Mir war's als käme der Frühling. Die Knospen sehen schon röthlich; es war mir so weit, so groß; die Seele dünkte sich freier; es ist eins der wohlthätigsten Gefühle, sich der Natur freuen zu können. Ich wollte, Sie hätten mit uns des schönen Anblicks

genießen können. Auch Volkſtädt ſieht wieder freundlich aus! Aber es iſt mir doch nicht mehr ſo lieb, wie vorigen Sommer. Es that mir weh zu denken, daß Sie vielleicht heute die todte Gegend von W. überſchauten. Wie iſt es dagegen bei uns ſo lachend! Oder kam es mir heute doppelt ſchön vor, weil ich dies Alles ſo lange entbehren mußte. Ich glaube nun nicht, daß ich dieſen Winter nach W. komme; nun iſt auch hoffentlich das Schlimmſte vorüber und die Zeit des Frühlings doch ſo fern nicht mehr. Und künftigen Winter werden wir lange dort ſein. Wohl wäre es mir lieber geweſen, Sie dort zu wiſſen, aber Sie ſehen wohl, daß ich in Geſellſchaften verwebt war, wo ich mich nicht los machen konnte, und ich konnte Sie doch nicht viel bei meinem letzten Aufenthalt ſehen. Dieſes Jahr wäre es eben ſo gegangen und es hätte mir noch weher gethan. Alſo bin ich ziemlich zufrieden hier. Wenn ich nur allein ſein kann. Vorige Woche konnte ich meine Zeit gar nicht nutzen. Karoline ſchrieb Ihnen, daß wir Beſuch hatten, Menſchen mit denen ich eigentlich wenig Berührungspunkte habe. Nur das Andenken, wie lieb mir meine Couſine war, als ich noch klein war, iſt noch geblieben, und that mir augenblicklich wohl. Aber den ganzen langen Tag ſich ſo herumzutreiben, war zu viel; die Leere hat noch eine gewiſſe traurige Stimmung zurückgelaſſen. Was mir lieb war, war von der

Landwirthschaft viel zu hören. Dies macht mir Freude, weil diese Beschäftigungen die Menschen der Natur näher bringen. Auch habe ich mich über mich selbst gefreut, daß mich jetzt jeder Mensch interessirt für sich selbst, ohne Beziehung auf mich zu haben; ich trage sie darum leichter, weil ich nicht immer an mein eigenes Herz denke dabei; dies machte mich intoleranter sonst. — Nun ist es bestimmt, daß die Prinzen im Mai reisen werden. Beulwitz wird uns fehlen, denn er ist, wenn seine Laune gut ist, ein angenehmer Gesellschafter. Es hält uns dann nichts in R. und wir machen allerlei Plane; Jena wird nicht vergessen. Ich glaube, eine Reise nach Lauchstädt wäre meiner Schwester zuträglich, weil es die Nerven stärkt. Da haben wir uns was gar Artiges ausgedacht. Es ist nur eine Tagreise von Jena; wäre vielleicht Körner eben in Leipzig, so kämen Sie nach Lauchstädt und er von Leipzig hin. Ein paar Tage könnten Sie doch abkommen; da sähen Sie Ihren Freund und wir sähen Sie auch dabei; auch Körners Bekanntschaft wäre mir lieb. Es läßt sich noch viel darüber sagen. Karoline und ich haben uns dies so ausgedacht. Gefällt es Ihnen? Die schöne Luft gibt mir wieder Freude am Leben, und da mache ich auch gern Plane. Ich war ganz niedergedrückt von der Kälte; ich kam mir vor wie eine Blume, die vom Reif getroffen ist; es war mir, als lebte ich nur halb. Es wird dunkel. Adieu für heut, l. Fr.

Den 4. Februar.

Endlich werden Sie morgen dieſen Brief erhalten, der, wie Sie ſehn, Ihnen ſchon lange zugedacht war. Der Bote ging vorige Woche nicht. Ich möchte wohl, daß er fleißiger ginge, daß wir mehr von Ihnen hörten.

Geſtern war meiner Karoline Geburtstag. Wir haben ihn mit Geſang gefeiert und er erinnerte mich an den 10. November; ich wollte, Sie hätten mit uns ſein können! Sie müſſen aber auch etwas davon haben, und ich habe den Myrtis für Sie aufbehalten. — Die Prinzen kamen nach dem Eſſen; und wir haben recht gelärmt — ich nicht ſo wohl aus inniger Freude, denn ich war ſtill; mir war unheimlich wie auch heute; ich denke, es iſt das Wetter; wenn man ſo einſam lebt, ſo hat es doch Einfluß auf die Stimmung. Ich freue mich auf Thalia. Im letzten Merkur ſtand nichts von Ihnen, oder doch? Ich habe mir faſt eingebildet, die eine Geſchichte wäre von Ihnen. Ich möchte bald etwas von Ihren Winterarbeiten ſehen und verſpreche mir ſchon recht viel vom Geiſterſeher. — Letzt las ich von einem Engländer, der ſich vier und vierzig Jahre in ſeiner Stube eingeſchloſſen hat ohne heraus zu gehen. Da fielen Sie mir ein und der Vorſatz, den Winter ſo zu leben; daß Sie es nicht ganz ſo thun, iſt mir lieb, denn die Einſamkeit möchte Ihnen zu wohl gefallen. Haben Sie nichts Näheres von Herder gehört?

Fr. von Kalb ſchrieb mir letzt, daß er künftigen Sommer wieder käme. Die K. hat mir viel Freude mit ihrem Brief gemacht; ich fürchtete, ſie hätte mich vergeſſen, und ich liebe ſie doch ſo ſehr. Die Imhoff hat mir heute geſchrieben; es iſt eine treue, gute Seele. Im Merkur ſteht eine Recenſion des Muſenalmanachs. Wieland ſcheint ſehr für Mathiſſon eingenommen; einzelne Stellen gefallen mir auch gar wohl im Elyſium; aber mit manchen bin ich auch nicht ganz zufrieden.

Ich leſe noch viel im Gibbon und habe ſchon viel Intereſſantes im Julian gefunden. Seine Erziehungsgeſchichte und die Richtung ſeines Geiſtes ſind mir ſehr intereſſant. Auch die Kaiſerin Euſebia gefällt mir, die ſo viel für ihn that. Was Gibbon über die Ausbreitung der chriſtlichen Religion ſagt, habe ich gern; und wenn er Alles ſo ohne Vorurtheil betrachtet; ob man es gleich den Engländern vorwirft, zu eingeſchränkte Begriffe davon zu haben. Ich leſe noch oft im Plutarch und habe auch Einiges von Hemſterhuis geleſen; was er über den Menſchen ſagt, finde ich recht ſchön. Sein Geiſt hat mir viel liebeerweckendes. Wir haben jetzt Oeuvres morales de Diderot; ich las ſchon Einiges daraus, und freue mich, mehr von ihm zu leſen; er ſchreibt ſo ſchön. Er ſagt Einiges von der Freundſchaft der Kinder gegen ihre Eltern, und es hat mir Freude gemacht; meine Gedanken über dieſen Punkt ſind wie die ſeinen. Von

den Frauen, habe ich bemerkt, (ich ſah es aber nur flüchtig durch) hat er keine große Idee, und glaubt ſie nicht ſo beſtändig in der Freundſchaft. Ich wollte doch behaupten, daß ſie es mehr wären; ich kenne ſo manche, die es ſind. Aber D. beurtheilt ſie vielleicht nur nach denen, die er kannte. Es geſchieht ſo oft, daß man das Ganze nach dem Einzelnen beurtheilt. — Nun leben Sie wohl! Ich freue mich, von Ihnen zu hören und auch auf die Griechiſchen Trauerſpiele. Adieu, adieu!

Lotte L.

Wollen Sie ſo gut ſein, und dieſen Brief beſorgen? — Denken Sie unſrer oft und leben recht froh!

117.

Den 4. Februar 1789.

Wie geht es Ihnen, theurer Freund? Ich freue mich recht auf einen langen Brief von Ihnen. Ihre letzten Zeilen machten mir Freude; es war mir, als wären ſie in heller Stimmung geſchrieben — mögen die guten, freundlichen Geiſter noch immer um Sie ſein und bleiben. Geſtern an meinem Geburtstage ſtand mir die Vergangenheit recht lebendig vor der Seele. Wie viel tauſend Dank ſagte Ihnen mein Herz für alles

Intereſſe und alles Gute, was Ihre Freundſchaft, Ihr Umgang über das vergangene Jahr meines Lebens verbreiteten! Daß ſie wieder kommen werden, die ſchönen Stunden unſres Zuſammenſeins — auch dieſe Hoffnung grüßte mich mild aus der Zukunft. Eigentlich theilen ſich doch Erinnerung und Hoffnung in unſer Leben, und ohne die Sehnſucht unſres Herzens, die das Entfernte herbei und das Vergangene zurück wünſcht, möchte man es nur für einen freundlichen Traum halten, der mit ſchnellen Schwingen von uns eilet. Die Zeit kommt mir ſo flüchtig vor, wenn man fühlt, wie wenige unſrer Entwürfe in ihr zur Reife kommen. Sonſt fällt mir eben der raſche Flug des Lebens nicht hart auf. Eine ewige Ferne, in der manches Verſchlungene und Bange der Erſcheinungen um uns her ſich auflöſen muß, ſchwebt mir doch immer wieder, bald dämmernder, bald heller vor der Seele und ich fühle mich in ſie gezogen.

Ich möchte, Sie hätten unſer Thal in den zwei ſchönen ſonnigen Tagen geſehen. Der Hauch des Lebens, der ſich wieder in der Natur zu regen ſchien, ſprach gar wohlthätig an mein Weſen. Es that ſo wohl, die blauen Berge wieder zu ſehen und den röthlichen Schimmer um ſie. Die Saale war ſo groß, wohl zweimal ſo groß als gewöhnlich, und die Eisſchollen, die ſie in ſtark geſchwollenen Wogen forttrieben, machten einen ſchönen Anblick. Von einem Theile des Weges

im Hain, den wir einigemal gingen, wird das Holz jetzt abgeſchlagen; es ſtört eben den Spaziergang nicht; auch macht es die Ausſicht nicht ſchlechter, aber ich ſehe es doch nicht gern; ich ſcheide ungern von irgend einer Geſtalt, die mir bekannt und wohlthätig war; es thut mir weh, wenn ich die Bäume fallen höre. — Ich that eben nicht viel die Zeit her, von dem ich Ihnen ſprechen könnte; doch genoß ich mein Daſein ganz friedlich. Wir leſen jetzt die Oeuvres morales von Diderot mit vielem Intereſſe. Sein Geiſt zieht mich ſehr an; ich bin eben nicht immer ſeiner Meinung, aber ich liebe ihn ſehr; ſeine Blicke ſcheinen mir ſehr viel umfaſſend und tief eindringend. Man fühlt, daß alle Seelengeſtalten, über die er ſpricht, lebendig in ihm ſelbſt exiſtirt haben und daß er ein richtiges und zartes Gefühl der meiſten Verhältniſſe gehabt hat. Die Wärme des Herzens geht einem ſanft entgegen, wie ein Frühlingsodem, aus ſeinen Worten; ich bin jetzt doppelt begierig, ſein Leben zu leſen, von dem Sie mir geſprochen haben. Ich freue mich gar ſehr auf die Thalia. Wann kommt ſie denn? — Daß Sie den Geiſterſeher endlich wieder lieb gewonnen haben, freut mich auch recht. — Haben Sie denn vergeſſen, Körner's Schwägerin um Ihr Bild für uns zu bitten? Ich freute mich ſo darauf; Becker ſagte mir, es ſei ſo gut getroffen. Erinnern Sie ſie doch daran und ſchicken es bald. — Leben Sie wohl, lieber

Freund! Es iſt ein ſo ſchöner Abend. Der hohe grenzenloſe Aether umfließt die Erde ſo rein und klar. — Adieu; behalten Sie mich im Herzen. Beulwitz grüßt Sie ſchön.

Caroline B.

118.

Donnerſtag Abends 5. Februar 1789.

Plane machen iſt etwas gar Angenehmes. Ich kann mir recht gut denken, daß die Unbeſtimmtheit, wie Sie die nächſten Jahre hinbringen werden, Ihnen jetzt manchen frohen Abend macht — und dieſe Projekte ſind oft das Beſte an der ganzen Sache.

Das Karlsbad ſcheint Ihnen die Bäder nicht entleidet zu haben, weil Lauchſtädt auf das Tapet gekommen iſt; wenn Sie nur recht vergnügt da leben, ſo wird es wohl auch geſund ſein. Ihr Plan wegen des Rendezvous mit Körner iſt ſo übel nicht — und von meiner Seite würde die Ausführung gewiß keine Schwierigkeiten haben, aber von Körners Seite deſto mehrere, weil es für ihn ein ziemliches Geldobjekt iſt; und dann weiß ich auch nicht, ob ſeine Frau künftigen Sommer in die Wochen kommt, welches ihn für alle Plane unbrauchbar machen würde. Ich wünſchte gar ſehr, Ihnen

meinen Freund wie er lebt und webt darzuſtellen; auf der andern Seite aber habe ich von ſo abgebrochenen augenblicklichen Bekanntſchaften keine großen Erwartungen; und es gibt Menſchen, worunter z. B. Körner — und auch meine Wenigkeit — iſt, die, was ſie zu gewinnen haben, erſt langſam und ſo in ruhiger Stille gewinnen. Aber ſprechen läßt ſich auf alle Fälle noch davon. Die letzte Redoute, auf der ich geweſen bin, hat mir die im vorigen Jahre, wo ich Sie ſo unverhofft vor mir ſtehen ſah, recht lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Zwiſchen dieſen beiden Redouten iſt doch allerlei geſchehen, und das Angenehmſte darunter iſt für mich doch unſtreitig unſere nähere Bekanntſchaft. Sie haben wohl Recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar ſich nicht ſelbſt zugehörten, und mir noch weniger; dieſen Winter wär' es noch weit weniger geweſen, weil wirklich mehr Zerſtreuung in Ihren hieſigen Zirkeln iſt als im vorigen Jahr, an der Sie auch Antheil nehmen würden. Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu ſehen, ſchon Freude, und die Hoffnung, Sie (wäre es auch nur von weitem) hier oder dort zu ſehen, würde mich ohne Zweifel auch fleißiger in Comödien und Redouten gezogen haben. Aus Ihren Planen für den nächſten Sommer und Winter erhellt doch immer ſo viel, daß wir einander nicht ganz verfehlen werden; ich verlaſſe mich, wenn es nur einmal ſo weit iſt, auf meine

Beredsamkeit, d. i. auf den lebhaften Ausdruck meines Wunsches, um Ihnen alsdann eine kleine Zugabe abzulocken.

Daß Sie einen Aufsatz von mir im Merkur verkannt, oder doch fast verkannt haben, sollte ich Ihnen als Autor und als Ihr Freund nicht vergeben; denn auch bei unbedeutenden Produkten, wie an diesem z. B. nicht viel ist, auch nicht sein soll, bildet sich doch der Autor ein, daß man seine Manier kennen müsse. Sie haben also eine schreckliche Sünde gegen mich begangen, daß Sie sich's nur fast eingebildet haben — und ich weiß gar nicht, wie Sie sie wieder gut machen werden.

Von Herders Zurückkunft weiß ich Ihnen nichts Bestimmtes zu sagen, als daß man ihn hier fast allgemein auf Ostern zurück erwartet.

In einem der nächsten Stücke des Merkur finden Sie vielleicht ein Fragment von Gibbon, das Körner übersetzt hat. Versprochen hat er mir's wenigstens, es zu schicken. In meiner Beschwerde über seine nachlässige Correspondenz that ich ihm diesmal Unrecht. Er hat mir eine sehr triftige Ursache davon angegeben. Der Preußische Gesandte in Dresden, ein Herr von Geßler glaube ich, an dem er diesen vorigen Herbst eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht hat, ist sehr krank, und Körner hat ihn fast nie verlassen. An Menschen von Sinn, Kopf und Herzen ist in Dresden ein

ſolcher Mangel, daß ich es Körner nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund feſtzuhalten ſucht.

Für den Myrtis vielen Dank; es iſt doch etwas Lebendes und kommt von Rudolſtadt. Dieſer Tage habe ich auch den Strauß noch gefunden, womit Sie mich an meinem Geburtstage angebunden haben. Leben Sie nun recht wohl und freuen ſich des umgänglichen Wetters, das Ihnen nun Ihre ſchönen Thäler und Berge wieder zeigt. Laſſen Sie ja keine Düſterheit der Laune aufkommen, ich wünſchte Sie immer fröhlich und glücklich.

Noch etwas. Weil Sie es doch einmal übernommen haben, ſich mit meinen Commiſſionen zu beſchweren, ſo bitte ich Sie denn wieder freundlich und höflich, mir ein neues Pfund Thee durch den vorigen Kanal zu verſchaffen. Haben Sie aber die Güte und ſchreiben den Preis darauf, ich habe ihn rein vergeſſen. Adieu, Adieu.

S.

119.

[An Caroline.]

Weimar den 5. Februar 1789.

Meinen Brief, den ich am letzten Dinſtag auf die Poſt gab, werden Sie nun wohl haben; laſſen Sie

mich doch mit nächster Gelegenheit den Tag wissen, wann Sie ihn erhalten haben, daß ich mich künftig darnach richten kann.

Warum habe ich Ihren Geburtstag nicht gewußt, so hätte ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unserer Freundschaft und angenehmen Rückerinnerungen, Hoffnungen und Projekten begangen: ich hätte mich Ihnen näher gefühlt, und den fröhlichen Zirkel wenigstens im Geiste vermehren helfen. Indessen hat ihn der Zufall — oder der Zusammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tag gemacht. Ich habe an demselben die Künstler vollendet und so, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich selbst loben. Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht, ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen. Doch Sie werden ja sehen!

Ihr Brief ist in einer sehr heitern Stimmung geschrieben; Sie leben in Frieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen sein, und mich auch in diesen Ton stimmen lassen. Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur gibt mir nichts und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich sein soll, so muß ein geschlossener Zirkel um mich herum sein, der ohne mein Zuthun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde. — Darum war mir

immer ſo wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundſchaft haben dieſes Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erſt neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir ihr näherer Umgang wünſchenswürdig geblieben ſein. Hier finde ich in der Art nichts, auch wenn ich es ſuchte. Entweder ſind die Menſchen von ihren Ichs und was damit Bezug hat beſeſſen und obſedirt, oder ſie ſind durch Façon für mich verdorben. Zerſtreuen kann man ſich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen gibt es allerdings, und unter dieſe rechne ich Frau von Stein und noch einige; aber dieſe ſind nicht immer für mich zu haben, wenn ich es wünſche.

Ueber Goethe möchte ich wohl einmal im Vertrauen gegen Sie ein Urtheil von mir geben, aber ich könnte mich ſehr leicht übereilen, weil ich ihn ſo äußerſt ſelten ſehe und mich nur an das halten kann, was ſich mir in ſeiner Handlungsart überhaupt aufdringt. Goethe iſt noch gegen keinen Menſchen, ſoviel ich weiß, ſehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen — er hat ſich durch ſeinen Geiſt und tauſend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber ſich ſelbſt hat er immer behalten, ſich ſelbſt hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat ſich aus dem höchſten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geſchaffen, bei dem er nicht glücklich iſt. Dieſer Charakter gefällt mir nicht —

ich würde mir ihn nicht wünſchen, und in der Nähe eines ſolchen Menſchen wäre mir nicht wohl. (Legen Sie dieſes Urtheil bei Seite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch beſſer, wenn ſie ihn widerlegt.)

Diderots moraliſche Schriften, die Ihnen beiden ſo viel Vergnügen geben, habe ich noch zu leſen, wie ich überhaupt noch viel zu leſen habe. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie Alles ſo genießen können, glücklich wie die unſchuldigen Kinder, für die geſorgt wird, ohne daß ſie ſich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literariſche Leben wie durch einen Garten, brechen ſich und beriechen was Ihnen gefällt, — wenn der Gärtner und ſeine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum iſt, fröhlich zu genießen.

Leben Sie recht wohl. Meine Zeichnung werde ich Ihnen ſchon noch verſchaffen. Sehen Sie beiliegendes Buch an, es iſt von einem jungen angehenden Schriftſteller, aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, ſanfte Empfindungen, vorzüglich im Cleomenes, freilich bei vielen Schlacken! Adieu.

S.

120.

Den 10. Februar 1789.

Eine liebe, erſehnte Erſcheinung waren uns Ihre Briefe. Der, welcher durch die Poſt kam, iſt vier Tage unterweges geblieben. Wie freut es mich, daß an meinem Geburtstage eben der Welt die Künſtler geboren wurden! Meine Ungeduld, ſie zu leſen, können Sie ſich vorſtellen; ich finde es etwas lang, bis in März zu warten. — Daß Sie immer gern im Geiſt mit uns leben, daß die Tage unſres Zuſammenſeins Ihrer Seele freundlich vorübergehen — wie lieb iſt mir dieſes Gefühl! Daß wir Ihnen fehlen und Sie uns bei den Menſchen in W. vermiſſen, ich muß aber wahr ſein, auch dies freut mich, und mir iſt, als blieben wir uns darum näher. Ich wünſche darum nicht weniger, daß Ihnen Alles um Sie her ſo wohl als möglich machte, und doch ſieht's beinah nicht ſo aus, ſondern als wäre ich eigennützig. Es iſt doch ein Zirkel in unſrer Seele, aus dem man nicht heraus kommt.

Das Portrait der Griechin, das Sie verlangen, iſt nun eben — ſehr ſchwer. Ich kann mir eine liebenswürdige Schönheit nicht recht denken ohne alle moraliſche Grazie. Mir dünkt, die ſchlimmen Falten des Innern müßten auch der äußern Geſtalt etwas Verſchobenes geben, das mit der Liebenswürdigkeit ſtreitet.

Eigenthümliches und Angenommenes in einem Charakter haben, — wie mir's dünkt, — ſehr ſprechende Zeichen. In Miene, Ton, Bewegung und Wendung der Gedanken nimmt man Freiheit und Zwang wahr, und Zwang und Grazie ſind wohl ſtreitende Dinge! Impoſant blendend durch ungewöhnliche Regelmäßigkeit der Geſichtszüge und der Figur kann ich mir die Griechin wohl denken, — einſchmeichelnd durch überlegene Gewandtheit des Geiſtes, aber liebenswürdig nicht ohne innere Wahrheit und Güte. Wenn ich mir ihr Bild vorſtelle, ſo liegt mir immer etwas wie ein finſtrer Schleier um Stirn und Augen; und um Mund und Wangen iſt etwas Gezwungenes, Ungraziöſes. Aus ihren Stellungen blickt neben aller Hoheit und Reiz doch etwas Gemeines hervor, das mir von dem Scheinenwollen nicht zu trennen dünkt. Ein ſchönes Bild, das mich ſelbſt betrügen könnte, kann ich Ihnen alſo nicht von ihr zeichnen. Daß dem Prinzen dieſe Schatten auf einer ſchönen Geſtalt entgehen, kann ich mir wohl denken, zumal wenn er eben mit ſich ennuyirt iſt, und Luſt hat, eine Leidenſchaft zu haben; wenn die Griechin nur aus Liebe betröge und weil ſie ſelbſt betrogen worden wäre, ſo könnte ich mir ſie liebenswürdig denken. Was ſie an Klugheit verlöre, gewänne ſie an Wärme der Empfindung. Im Glauben ihrer Kirche, der katholiſchen, erzogen, daß die ewige Seligkeit nur ihren

Glaubensverwandten zu Theil werden könnte, und durch den Einfluß der Menschen, die sie zu ihren Absichten brauchten, — bestärkt, müßte sie Alles thun, um den Prinzen, den sie heftig liebte, aus dem geglaubten Verderben zu erretten. Die Idee seines ewigen Unglücks und ihrer ewigen Trennung von ihm könnten sie wohl zu den abenteuerlichsten Mitteln bewegen, wenn sie alle Ueberredung vergebens angewendet hätte. Ich weiß nicht, ob es nicht Interesse für die weibliche Welt überhaupt ist, daß ich gerne diesen Charakter jenem unterschieben möchte. Der Mangel an Klarheit des Verstandes, den er voraussetzt, stört mich nicht, ihn mir mit allen Reizen der Gestalt und des Umganges zu denken; die religiöse Schwärmerei scheint mir selbst ihm noch eigene zu leihen; aber der Mangel an Klarheit des Herzens stört meine Vorstellung der Liebenswürdigkeit. Es ist wohl eine Unbiegsamkeit meiner Phantasie; ich bin sehr begierig auf Ihre Griechin und den Geisterseher überhaupt, und wie Sie sich als orthodoxer Geist darin zeigen werden. In den nächsten Tagen werde ich den Moritz lesen; ich war eben wieder über den Buffon gerathen und er zog mich so an, daß ich mich nicht von ihm scheiden konnte. Der arme Moritz, sollte er so früh von der Welt sich trennen. Das Stück von Jacobi ist gar freundlich und hat mich recht gefreut; vielen Dank dafür. Ich habe

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10408/015

noch etwas von Ihnen gefunden, das ich mit beilege; es iſt von ſo werther Hand, daß ich es Ihnen nicht veruntreuen mag. Ich freute mich, daß Ihre Wanderungen in W. gegen unſre Gegend gehen, die ſchöne Natur um Jena wird Ihnen wohl thun, nach den öden, ungeſtalten Bergen bei W.

Adieu, Adieu! Ich hätte Ihnen noch viel zu ſagen, muß aber abbrechen. Leben Sie glücklich, liebſter Freund!

121.

K. den 8. Februar 1789, früh.

Es waren einmal zwei freundliche Tage; geſtern kam der Bote, und heute erhielten wir Ihren lieben Brief durch die Poſt. Ich wage es, wieder zu ſchreiben, ob ich mich gleich der begangenen Sünde wegen, Sie verkannt zu haben, fürchten ſollte; da Sie aber ſo ſchön in der Freude den Sündern vergeben und die Hölle vernichten, ſo wollen wir doch ſehn, ob Sie vielleicht auch ſo wären, wie Viele, die es nur hinſchreiben, ohne auch das Gute ſelbſt zu befolgen. Ich hoffe, ich habe es Ihnen nun ſo nahe an's Herz gelegt, daß Sie verzeihen müſſen, und wollten Sie es nicht, ſo müßte es Ehren halber geſchehen.

— Nun im Ernſt, ich ſagte faſt; denn wie ich es zum erſten Mal las, ging es mir wirklich, wie Sie mir den Sommer einmal bei der Odyſſee vorwarfen; wie ich aber die Hand ahnete, überſah ich das Gemälde noch einmal, und verkannte nicht die Pinſelſtriche meines Freundes mehr. — Alſo dachten Sie meiner auf der Redoute? Es freut mich, und auch dies iſt mir lieb, daß Ihnen unſre nähere Bekanntſchaft einige Freude gibt. Ich lege viel Werth auf Ihre Freundſchaft, daher höre ich gern, wenn Ihnen auch die meinige etwas gibt.

Dinſtag gegen 6 Uhr.

Guten Abend! Ich habe nun Moritzens Schrift geendigt, und viel Intereſſantes darin gefunden; es dünkt mir meinem Gefühle nach, er habe die Begriffe vom Schönen, Edlen u. ſ. w. gut auseinander geſetzt. Es herrſcht eine Wärme in der Sprache, die ſein warmes Gefühl verräth; was er über Zerſtörung und Schädlichkeit ſagt, hat mir gefallen, mitunter muß man die Dinge einige Mal überſehn, um es recht klar zu fühlen. Das Singſpiel von Jacobi hat mich gefreut; der Ton iſt ſanft und gefällig; was Phädra und die Prieſterin zuletzt über die Götter ſagen, und wie ſie wieder beruhigen, hat mir gefallen. Sie ſind recht gut, daß Sie uns ſo verſorgen mit

Unterhaltung. — Auf die Künstler freue ich mich gar sehr, und auch der Geisterseher wird mir angenehm sein. — Es fällt mir auch oft ein, daß wenn der Vorfall mit Jena nicht wäre, Sie nun bald wieder zu uns kommen und wir wieder so einen schönen Sommer zusammen verleben könnten; aber da es nach Dr. Pangloß die beste der Welten ist, und also immer das Beste geschieht, so muß es wohl besser so sein; die Hoffnung ist doch ein freundlicher Wahn, und ohne sie würde es uns schwerer gewesen sein, Sie von uns gehen zu sehen, wenn wir uns nicht mit der Aussicht getröstet hätten, daß wieder solche Tage kommen würden. Aber, daß Sie uns doch nahe sind, ist ein freundlicher Gedanke, und entschädigt einigermaßen. Sein Sie nun recht froh und zufrieden in Ihrer neuen Lage, so wollen wir uns innig freun. Ich möchte wohl, daß es anginge, daß man für seine Freunde lesen könnte, und daß es dann eben so in des andern Kopf käme als durch eignes Lesen: ich wollte Ihnen einige Folianten abnehmen, daß Sie Zeit hätten, an das Schauspiel zu denken. — Ich möchte Sie wohl bitten, nicht zu viel zu Hause zu bleiben; daß Sie vierzehn Tage nicht in's Freie kamen, ist doch nicht gut, und es könnte Ihnen schaden. Adieu für jetzt; die Holleben und Gleichen kommen zur Taroc-Hombre-Partie, da muß ich aufhören. Ich möchte, wir könnten Thee zusammen

trinken am warmen Ofen! Ich wollte die Karten entbehren.

Mittwoch früh.

Ich werde wenig Beiträge zum Bilde der ſchönen Griechin geben können, weil ich mir nicht denken kann, wie ſie ſo ſchön und betrügeriſch dabei ſein könnte, daß ſie das ganze Publikum täuſchen könnte; aber den Prinzen allein, der ſie mit Leidenſchaft anſieht, da iſt mir's gar denkbar; denn ich glaube, daß ſich da jeder Menſch betrügt, und die Gegenſtände mit einem Gewebe von Schönheit und Vollkommenheit umhüllt, das, wenn er es mit kalter Vernunft unterſucht, leicht zerreißen wird, und er nichts von allem dem, was er wähnte, finden wird. Ich will doch ſehen, wie Sie ſich da herauswickeln werden, und wie die Menſchen betrogen werden; ich kann mir es nicht denken, daß das Geſchöpf ſo ganz wahr und ſchön erſcheinen ſollte, ohne gezwungen zu ſein; wahre moraliſche Schönheit hat ein ſo eignes Gepräge, das doch ſo leicht nicht nachgeahmt werden kann; und wenn ſie nur als Hülle, eine ſchwarze Seele zu verbergen, umgehängt wird, müßte man es doch gleich merken. Mich haben noch wenig Menſchen ſo betrogen; mein Gefühl läßt mich immer ahnen, wo das Gute nur erborgt, oder wo es natürlich iſt. Geben Sie aber dem weiblichen Charakter nicht zu viel böſe Eigenſchaften.

Ich bin begierig auf den Geisterseher, auf die freigeisterische Epoche des Prinzen.

So recht wahres Interesse nehme ich nicht an der Histoire de mon temps, es gehört einige Kenntniß der Kriegswissenschaft dazu, um an allen den Belagerungs-Geschichten Antheil zu nehmen. Ich möchte viel vom Könige selbst wissen; seine Briefe sind mir daher lieber. — Ich freue mich auf die Uebersetzung von Körner. Was er wohl gewählt hat? Julian interessirt mich immer mehr.

Sie haben Recht, daß das flüchtige Sehen zu wenig dient, um sich kennen zu lernen; aber wenn ich mir Menschen vorher schon aus einzelnen Zügen denken kann, so sehe ich sie gern selbst, um meine Beobachtungen zu berichtigen. Auch that ich den Vorschlag, um Ihnen auch einige Lust zu dieser Reise zu geben, weil es Sie freuen würde, K. zu sehen. Auf Lauchstädt sind wir gefallen, weil die Dachröden und einige Andre noch hinkommen könnten, und wenn man einen Zweck hat sich zusammen zu finden, so sind die Bäder am angenehmsten, weil man da mehr ohne Gêne ist. Aber um erst da nur Menschen kennen zu lernen, ginge ich in kein Bad. Ich hatte den großen Zirkel in Carlsbad gar herzlich satt; da war ich überhaupt mit der Welt unzufrieden; das Trinken griff mich an, und gab mir eine mißmuthige Laune.

Meine düstre Laune ist noch nicht so fest in mir geworden, daß ich sie nicht verjagen könnte. Sie kömmt nur zuweilen, und da haben tausend äußere Dinge die Schuld, vorzüglich das Wetter; wenn die Sonne scheint, ist es meistens in meiner Seele auch hell. Im Winter drückt einen die Stubenluft oft, und man ist doch mehr an die Menschen gebunden. Der Sommer ist freundlicher; drücken einen da auch zuweilen die unausweichlichen Gesellschaften, so trägt es sich in der freien Luft leichter. —

Die Befreiung Roms habe ich nun bald gelesen. Der Autor verspricht etwas für die Zukunft, denke ich. Tarquinius Grausamkeit ist nicht übel geschildert. Auch der Wahnwitz der Tullia rührt zuweilen. Das andre habe ich noch nicht gelesen. —

Sie haben ein Urtheil von G. gefällt, das mir einiges klar macht in seinem Charakter, was ich sonst nicht gut zusammen reimen könnte; daß er sich ein Ideal von Egoismus gebildet hat, und daher sich an nichts recht innig zu seinem eignen Glück anschließen kann. Er kann den Menschen viel für sie selbst geben, aber Andre ihm nichts, dies habe ich schon oft bemerkt. Er kommt sich daher oft so einsam vor, weil er sich zu groß fühlt, und ich glaube, dies kann ihm trübe Augenblicke machen, deren er viele hat. Ich möchte wissen, ob er so fort leben wollte in Weimar? Es war

letzt die Rede hier, er würde die Aufſicht über des Prinzen Erziehung haben. — Hielt ihn ſo etwas nicht dort, ſo glaube ich, er kehrte lieber nach dem ſchönen Italien zurück, und er hätte auch Recht. — Nun leben Sie wohl! Sobald wieder Thee ankommt, ſollen Sie davon haben, jetzt iſt keiner hier.

Adieu! Adieu! L.

Abends.

Ich komme noch einmal wieder. Es fiel mir ein, Sie zu fragen, ob Sie vielleicht Goldoni's Leben ſelbſt haben? Brauchen Sie es einmal nicht, ſo möchte ich mir es ausbitten; ich las heute die Recenſion in der A. L. Z., da erinnerte ich mich wieder, daß Sie mir es einmal geben wollten.

Es iſt heut ein ſchauerlicher Abend; die Wolken an den Bergen ſind ſo grau, und hin und wieder ſchimmert das Blau, das immer dämmernder wird, hindurch. Sie ſitzen wohl einſam bei Ihrer Arbeit? — Gehen Sie gar nicht mehr in den Club? Iſt die Schmidt noch nicht wieder zurück? Am Ende bleibt ſie wohl gar dort. Nun noch einmal Adieu! Sein Sie froh und glücklich und denken unſer, und ſein Sie freundlich von uns Allen gegrüßt.

122.

Weimar den 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, iſt es gegangen, wie ich mir's dachte; Sie würden Ihr Geſchlecht gut vertheidigen. Aber ich wollte Ihnen gern einige Geſtändniſſe bei dieſer Gelegenheit ablocken, welche Sie aber gar verſtändig (wie Odyſſeus ſagt) umgangen ſind. Doch hat mich Karoline raiſonnabler behandelt als Lottchen. Karoline hat mir doch eine Hinterthüre gelaſſen, und einen freundſchaftlichen Vergleich auf's Tapet gebracht; Lottchen aber fertigte mich trocken und kurz ab. Uebrigens iſt davon gar keine Frage, daß Sie nicht Recht haben ſollten — ein anderes aber iſt das Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt, ein anderes das Intereſſe eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menſchlichen Herzen thut, ruhig und aufmerkſam nachgeht. Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delicateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen.

Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich auch, außer jener Hinterthüre, die mir Karoline offen gelassen hat, noch Fälle denken lassen, daß *Liebe*, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein inneres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu gut, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun.

Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geisterseher heute mitschicken zu können, aber es ist keins angekommen. Von Moritzens Bogen hat mir Lottchen noch zu wenig gesagt; es ist unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseins eingreift, und das sowohl durch seine absolute Wahrheit, als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessirt.

Knebel hat mich neulich besucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel gesprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für seine Ideen fechten,

ob ſie gleich nicht alle die meinigen ſind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieſes öftere Nachdenken im Sprechen über Schönheit und Kunſt vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künſtler beſonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wiſſen, was Goethe dabei fühlen wird; denn ſo wenig mir ſeine Exiſtenz gibt, ſo hoch ſchätze ich ſein Urtheil.

Wie viel doch kleine Umſtände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, um eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künſtlern hatten, mit mir abzuthun. Das Geſpräch führte uns weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. — Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, ſo durchlas ich meine Künſtler, einige vorher ſehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an, und dies gab mir Anlaß, vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geſchlafen hat. Sie werden ſie bald unterſcheiden.

*. hat mir ein Manuſcript von ihm ſelbſt über das Schöne mitgetheilt, das ich beurtheilen ſoll; aber es macht mich nicht wenig verlegen. In ſeinen Ideen iſt noch eine große Verworrenheit, und ſein Raiſonnement oft erſtaunlich ſchief. Ich hätte mir in der That von ſeinem Geiſte größere Erwartungen gemacht; aber ihm fehlt Ruhe und Sammlung; er iſt ein Ball, der

von einem hiesigen Kopfe zum andern geworfen wird, und nie die Philosophie aus einem Hause herausträgt, die er hineingebracht hat. Sonst Schade um ihn. Er ist ein gar guter Mensch. — Von dem Manuscript lassen Sie sich indessen gegen Niemand verlauten; es ist meiner Verschwiegenheit anvertraut.

Diesen Abend wird Fiesko hier gespielt nach einer fürchterlichen Rollenbesetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht sehen muß.

Wenn Sie Goldoni ungebunden brauchen können, so soll er mit dem nächsten Botentag abgehen; binden darf ich ihn nicht lassen, sonst muß ich ihn bezahlen und mir dient er doch weiter zu nichts. Die Schmidt ist noch nicht hier; ich habe auch nichts davon gehört, wann sie kommen wird.

Leben Sie recht wohl und bleiben Sie mir nahe im Geist! Grüßen Sie, was Sie wissen, daß ich gegrüßt wünsche, und lassen mich bald wieder von Ihnen hören. Adieu.

Schiller.

Beiliegende Contes bitte ich mir auf die nächste Woche zurückzuschicken.

123.

Dinstag den 16. Februar 1789, Abends.

Heut ist es der erste Tag, seit Donnerstag, daß ich mich wieder recht fühle und Freude am Leben habe. Ich hatte einen Schnupfen, der mir wenige Stunden einen freien Kopf ließ, und solches Kopfweh, daß ich fast ungeduldig war. Nun geht es wieder um Vieles besser. — Sonntag früh erhielten wir Ihren Brief. Ich habe bei all meiner Krankheit doch lachen müssen, daß Sie mich so trocken gefunden haben. Schieben Sie es auf den Schnupfen eines Theils. — Ueber Moritz sagte ich Ihnen dazumal wenig, weil mir Alles noch so neu in der Seele lag. Nun will ich mehr sagen. Wie viel Tiefes liegt nicht in dem, was er über Kunst sagt! Er hat neue Saiten in meiner Seele berührt, und einige Gefühle in mir hervorgebracht, die ich nur dunkel ahnen konnte. Was er über das Schöne sagt, ist mir nun recht klar geworden. Daß es wie ein für sich bestehendes Ganze von unsrer Einbildungskraft umfaßt wird, und daß der Zusammenhang der Natur für uns das höchste Schöne sein würde, wenn ihn die Einbildungskraft fassen könnte, ist mir recht fühlbar. — Was er über Kunst, Bildungskraft und Empfindungsvermögen sagt, kann ich mir deuten. Da ich nur das Schöne empfinden, nicht

darstellen kann, so kann ich nur fühlen, wie viel diese Blätter Menschen, die selbst Künstler sind, geben müssen. Auch dies ist mir so wahr, daß die Kunstwerke dem, der sie hervorgebracht, den besten Genuß geben; daher kommt es auch, glaube ich, warum so wenig Großes und Schönes existirt, weil wenig Menschen die Dinge so nehmen, sondern nur durch ihre Arbeiten Andern den Genuß geben wollen, den sie doch eigentlich nur ihres Selbst willen suchen sollten; und auch daher, weil die Natur die Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife kommen läßt, oder sie eine falsche Richtung nimmt. Dies mag gar oft der Fall sein.

Es ist schön, wie er bemerkt, daß jede Organisation die ihr untergeordnete in ihr Wesen überträgt; wie von der Pflanze zum Thier u. s. w.; und dann wie der Mensch es wieder in sich verschönert und erhöht. Ich weiß den Menschen gern auf einer hohen Stufe in der organisirten Welt. Es ist, habe ich bemerkt, eine Lieblings-Idee von Moritz, daß das Einzelne nur des Ganzen wegen da sei — was er daher über Zerstörung sagt, ist mit viel Wärme geschrieben. Ich möchte viel über diese Gegenstände sprechen hören. Im Gespräch theilt man sich noch besser mit; oder versteht sich besser und erhält daher mehr klare Begriffe. — Nun Adieu für heute. — Ich will meinen

Kopf noch ſchonen und meine Augen. Ich komme ſo gern zum Papier in flüchtigen Momenten. Es iſt eine Entſchädigung, wenn man den Umgang entbehren muß.

Den 18. Februar früh.

Guten Morgen! Sie werden es heute meiner Schreiberei anſehen, daß ich im Bette ſchreibe. Es war mir geſtern nicht wohl. Der Schnupfen und das Kopfweh plagten mich, und da will ich mich lieber abwarten. Da man ohne dem nichts an der Welt verliert, die gar unfreundlich iſt, ſo will ich auch heute noch im Bette bleiben. Es iſt mir ſo fatal, nichts rechtes treiben zu können. Da möchte ich Alles thun, um es bald los zu werden.

124.

Den 24. Abends.

Hier iſt das Buch wieder! Verzeihen Sie, wenn wir es zu lange behalten. Aber der Bote ging nicht. Ich möchte, er ginge alle Wochen, daß wir immer hörten, was Sie machen, l. Freund. Sie haben hoffentlich nun Moritzens Blätter und die Contes

erhalten. Ich bin wieder wohl, und am Freitag wieder aufgeſtanden. Heute habe ich mich der milden Sonne gefreut. Ich möchte, ſie verließe uns nie, denn ſie gießt neues Leben und Freude in's Herz. Aber freilich, wer weiß, ob ſie es auch dann ſo thun würde, wenn wir ihrer nie entbehren müßten. — Ich dachte heute ſchon oft an vorige Faſtnacht, wie Sie da bei uns waren; die Zeit dazwiſchen iſt doch recht angenehm verfloſſen, und mir durch Ihre Freundſchaft oft ſchön enteilt. Ich hoffe, es wird nie eine Zeit kommen, die das Ende davon ſehen wird. — Sagen Sie mir, ob Sie heute auf der Redoute waren? Ich freue mich, durch den Boten etwas zu hören. Mit Goldoni's Leben will ich's noch anſtehen laſſen. Knebel hat mir Reiſen geſchickt, die ich ohnedem bald leſen ſoll. Alſo ſchicken Sie es lieber wieder fort; ich denke, man kann es hier haben. — Adieu, Adieu, lieber Freund! Denken Sie unſrer oft. Alles grüßt Sie, beſonders Karoline, die ſich auf Nachricht von Ihnen freut.

Lotte L.

Sie werden bald eine Neuigkeit hören, die Sie wundern wird. Gute Nacht!

125.

Weimar den 25. Februar 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über Moritz' Aufsatz so wenig geschrieben haben, und hätte Ihnen sollen dafür danken, daß Sie nur so viel thaten. Sie waren nicht wohl und mußten das Bette hüten, und haben doch an mich gedacht. Dafür sei Ihnen alles Schöne gewünscht! Vor Allem aber werden Sie recht gesund und lassen sich von diesem milden Wetter in eine recht gute Laune stimmen! Diese Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir diese milde Luft auch zu Nutze, und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen ist schon März; in zwei Monaten ist es ein Jahr, daß ich nach Volkstädt gezogen bin. Wie schnell eilt die Zeit! Wie nahe wär' ich jetzt dem schönen Zeitpunkt unsers Zusammenlebens, wenn Alles geblieben wäre, wie wir's bei meinem Abschied ausmachten! Aber es werden doch schon noch schöne Tage — oder schöne Stunden kommen.

Gestern war die letzte Redoute; ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Lustbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen also von diesen Herrlichkeiten gar nichts erzählen.

Die Anekdote von *. hat mich beluſtigt. Aber ich kann mich noch nicht recht daraus finden. War denn dieſer Brief, den Goethe in den Merkur geſetzt hat, wirklich aus Italien an ihn geſchrieben? So hätte er ja längſt darüber böſe ſein ſollen und nicht erſt jetzt; denn da er nicht genannt iſt, ſo kann ihm daran, daß er gedruckt iſt, nichts liegen. Auch kann ich mir nicht wohl denken, daß Goethe dieſen Brief, ohne *. zu fragen, eingerückt haben würde, wenn er wirklich einmal an ihn geſchrieben worden iſt.

Uebrigens verbreitet dieſer Brief ein Licht über die *ſche Correſpondenz nach Italien; mir däucht, ich ſeh' ihn leben und weben mit ſeinen gefrornen Fenſterſcheiben! Ich war kürzlich bei ihm, und habe mich ganz warm mit ihm über Metaphyſik geſtritten. In Jena wird dies doch manchmal der Fall ſein. Wir vertragen uns in philoſophiſchen Diſputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man ſchon hat, zu einer gewiſſen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu iſt *. ganz gut. Nur das Aufſchreiben oder wenigſtens das Druckenlaſſen ſeiner Ideen ſoll er aufgeben.

Ich negocire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewiſſer Göttling, der als Profeſſor der Chemie nach Jena geht, hat mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zuſammen

miethen könnten und also recht ungestört sein würden; aber es geht nicht an und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir schon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlornen Stunden an seinen chemischen Operationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize; sie gibt mannigfaltige Verwicklungen und löst sie angenehm auf. Wer weiß, ob es Ihnen nicht auch einmal Vergnügen gemacht hätte, wenn Sie einmal nach Jena gekommen wären, diese Sachen einmal mit anzusehen. Daß Knebel noch nicht auf's Goldmachen, wenigstens noch nicht auf chemische Operationen verfallen ist, nimmt mich in der That Wunder. Ich glaube, er hätte es schon gethan, wenn man sich nicht so rußig dabei machte, und das ist nichts für einen so recherchirten Gesellschafter und Hofcavalier.

Körner schickte mir dieser Tage ein Fragment, das er aus Gibbon übersetzte; es ist Mohamets Portrait und die Geschichte der ersten Gründung seiner Religion. Dies ist das erste, was ich von Gibbon lese. Ich finde es voll Genie, und mit einem kräftigen Pinsel dargestellt; aber im historischen Styl liebe ich doch mehr die schöne Leichtigkeit der Franzosen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten historischen Styl hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affektirt. Doch ich kann leicht die Fehler der

Ueberſetzung dem Original zur Laſt legen, und will alſo mein Urtheil ſuſpendiren.

Mit der Neuigkeit, die Sie mir nächſtens ankündigen, haben Sie mich faſt erſchreckt. Es gibt allerlei Dinge, die ich nicht wünſche, daß ſie geſchähen, und dieſe fallen mir gleich ein, wenn von etwas, das geſchehen ſoll, die Rede iſt.

Leben Sie recht wohl und haben Sie nochmals Dank für Ihr Andenken an mich. Ich bin ſo oft bei Ihnen. Adieu. Recht viele Grüße.

Schiller.

126.

[An Caroline.]

Weimar den 25. Februar 1789.

Laſſen Sie ſich das nicht anfechten, daß Sie mit der Moritziſchen Schrift nicht ſogleich haben zurecht kommen können. Es iſt mehreren Leuten ſo ergangen und eigentlich allen, weil es ein wenig viel von dem Leſer gefordert iſt, in ein paar Stunden aus einem Buche herauszufinden, was der Verfaſſer in drei Jahren hineingelegt hat. Knebel, der fleißig genug mit Moritz umgegangen iſt, verſteht noch nicht, was er

meint; ich, der auch noch nicht bekannt genug mit dem Buche iſt, habe ihm neulich noch Aufſchlüſſe geben müſſen, die mir aus einem Geſpräch mit Moritz noch erinnerlich waren.

Ich habe die Bogen nun Körner geſchickt, und will hören, was der ſagt. Kunſtkritik iſt eigentlich das rechte Fach für meinen Freund Körner. Ich denke, das Buch ſoll ihm Vergnügen machen.

Was Sie von Goethe ſchreiben, mag allerdings wahr ſein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüſten Inſel oder auf dem Schiffe mit ihm allein wäre, ſo würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe ſcheuen, dieſen verworrenen Knäuel ſeines Charakters aufzulöſen. Aber da ich nicht an dieſes einzige Weſen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet ſagt, ſeine Geſchäfte hat, ſo habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menſchen zu entziffern, die ſchwer zu entziffern ſind. Iſt er ein ſo ganz liebenswürdiges Weſen, ſo werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel ſind.

Im Ernſt, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menſchen abzuwarten, bis er ſich mir entwickelt hat. Es iſt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen, dieſe iſt: gebrauche deine Kräfte.

Wenn jeder mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird er und Andere mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt jetzt kenne. Aber dieſes laſſen Sie mich Ihnen einmal für allemal ſagen. Erwarten Sie nicht zu viel herzliches und ergießendes von Menſchen, die von allem, was ſich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es iſt nichts zerbrechlicher im Menſchen als ſeine Beſcheidenheit und ſein Wohlwollen; wenn ſo viele Hände an dieſes zerbrechliche zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu Schanden geht! Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, ſehr berühmt zu werden (und das iſt in ſofern möglich, als man es jetzt wohl werden kann und wird, ohne es zu verdienen,) wenn mir dieſes je paſſirt, ſo ſeyen Sie mit Ihrer Freundſchaft gegen mich vorſichtiger. Leſen Sie alsdann meine Schriften, und laſſen den Menſchen übrigens laufen.

Adieu. Empfehlen Sie mich der chère mère und Beulwitz recht ſchön und denken Sie meiner.

Schiller.

127.

Den 2ten März 89.

Lottchen wird Ihnen die Neuigkeit, die uns jetzt sehr beschäftigt, schreiben. Ich bin unruhig, bis die Zeit einen Aufschluß über die neue Lage meiner Mutter gibt, und ob sie sich so erträglich darin befindet, als sie jetzt glaubt. Die Sache hat aber so mancherlei Seiten, wie alle Dinge der Welt. Der weitere Kreis von Beschäftigungen wird, denke ich, einen guten Einfluß auf die Gesundheit und Gemüthsruhe meiner Mutter haben, für ihren Hang zur Thätigkeit hatte sie jetzt viel zu wenig Geschäfte. Unsre stille Existenz wird durch diese Veränderung in etwas gestört, fürchte ich. Unser Umgang ist meiner Mutter ein Bedürfniß, und ich liebe sie zu sehr, um ihr nicht etwas meine Zeit aufzuopfern. Vielleicht sieht es auch von weitem schlimmer aus, als es in der That sein wird.

Schicken Sie mir doch das, was Ihnen Körner über Moritz sagt; ich bin begierig auf sein Urtheil. Ich habe über den Anfall von Timonslaune, die Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müssen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in

Ruhmſucht und Eitelkeit auflöſt. Ich hoffe, Sie ſollen mir immer lieb bleiben können, ohnerachtet aller Celebrität; ſo wie dieſe noch nichts an Ihnen verdorben hat, ſo wird ſie's auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem innern Daſein werden dieſe Dinge nie etwas gelten, hoffe ich, und ich denke mir gern, das Zerreißen unſrer Freundſchaft aus dem Reiche der Möglichkeiten hinaus. — Ueber Goethe kann ich eigentlich ſehr wenig ſagen, da ich ihn ſo gar ſelten geſehen habe und ihn mehr aus Erzählungen Anderer kenne; es kann ſein, ich habe ein unrichtiges Bild von ihm. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm nur ſeines Genies willen Vieles vergeben kann und auf das Vergebenmüſſen kommt man doch am Ende immer mit den Menſchen; aller Umgang müßte ſonſt aufhören. Die rein umſchriebene Form der Menſchheit, die ſich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo iſt ſie? An Wieland nehme ich einmal wenig Intereſſe, es iſt wenig in ſeinen Sachen (die ich kenne), das mich anzieht, und Manches ſtößt mir gar unangenehm auf. Es freut mich, daß Sie Freude in ſeiner Geſellſchaft finden. Ueber *. ſein Portrait, das Sie uns in Ihrem vorigen Briefe machten, habe ich mich ſehr gefreut; man kann in vier Zeilen keine treffendere Zeichnung machen. Es giebt keinen Menſchen, der ſich

beſſer zu einem Comödiencharakter ſchickte, als er, mit ſeiner buntſcheckigen Philoſophie — Gott hat ihn eigen dazu erſchaffen, glaube ich, um daß eine Comödie über ihn gemacht werden ſoll. Die Schrift von Mirabeau kenne ich nicht; wenn ich ſie zu Geſichte bekomme, will ich ſie Ihnen ſchicken. Es läßt ſich eben viel Unſinn von dem König erwarten. Leſen Sie doch die Briefe an Argens in den Schriften des vorigen Königs — ſie haben einen großen Charakter, däucht mich.

Wenn doch das Wetter freundlich würde, eh' Sie nach Jena gingen, könnten Sie uns dann nicht nur auf einige Tage beſuchen? Leſen Sie dieſen Brief von Wolzogen und ſchicken mir ihn bald zurück; auch wenn Sie ihm ſchreiben wollen, ſchicken Sie mir den Brief, ich ſchreibe ihm nächſtens. Ich weiß nicht, warum er unſre Briefe noch nicht erhalten hat. Es ſchmerzt mich, wie ihm ſeine Lage auffällt; wenn er nur einen Bekannten dort fände, der ihn in einen geſelligen Zirkel verwickelte; die Entfernung, in der er von den Menſchen lebt, läßt ſie ihm durch einen Nebel erblicken, wo die Strahlen ſich nicht rein brechen. Kennen Sie Niemand in Weimar, der ihm eine Adreſſe an irgend ein ſicheres menſchliches Weſen geben könnte? Ich ſchicke ihm eine an eine Dame, aber dieſe kann ihn doch nicht aufſuchen; und ich fürchte, ſie hilft nicht viel.

Adieu, lieber Freund, leben Sie glücklich. Wann kommt denn nur endlich einmal der Künstler und Geisterseher? Sagen Sie mir doch ein Wort darüber. Ich sehne mich, einmal etwas von Ihnen zu lesen und in dem Odem Ihres Geistes zu schweben. Beulwitz grüßt Sie und wünscht sehr, Sie vor seiner Abreise noch zu sehen. Adieu! Adieu!

Caroline B.

128.

Rudolstadt den 1. März 89.

Ich will Ihnen heute, weil ich eben Zeit habe, die Neuigkeit ausführlich erzählen. Der Erbprinz hat meine Mutter gebeten, sich einige Jahre der Erziehung seiner Töchter anzunehmen. Sie hoffte noch etwas Gutes wirken zu können, und nahm es an, und geht vielleicht schon künftige Woche an Hof als Hofmeisterin. Es ist mir leid, daß es so ist, daß unser Zirkel so getrennt wird! Aber daß meine Mutter viel Gutes wirken kann, richtet mich einigermaßen auf; und dann ist ihr ein Wirkungskreis, wo sie recht thätig sein muß, auch in so weit gut, daß sie weniger an ihre Kränklichkeit denkt, und daher ruhiger wird in ihrem Gemüthe. Uns wird sie sehr fehlen, doch können wir

ſie zu jeder Stunde ſehen; aber es iſt doch ein Unterſchied! Sie können nicht glauben, lieber Freund, wie unruhig wir alle waren, wie wir es hörten, und ehe alles berichtiget war. Nun möchte ich, daß noch einige Wochen hin wären, bis alles wieder ſeinen Gang geht. Caroline und ich werden dies Jahr ganz allein ſein. Für's Wohlſein unter uns ſoll mir nicht leid ſein, denn wir lieben uns ſo ſehr. Aber es macht doch eine ganze Zerſtörung in unſrer Einrichtung. Ich bin begierig, was Sie dazu ſagen werden! Wenn man nicht ſo einſam am Hof lebte, wäre es mir noch unangenehmer.

Es war die Zeit über nicht ruhig im Hauſe, und ich konnte wenig allein ſein. Da fühle ich's doppelt, was es für ein Glück iſt, ſich ſelbſt leben zu können. Ungeachtet ich die Menſchen recht lieb habe und ihnen alles Gute wünſche, ſehe ich ſie doch lieber von meiner Stube aus, als daß ich unter ihnen lebe. Auch macht der Winter das Herz enger. Leben Sie wohl für heute! Ich fühle mich von der feuchten, dicken Luft nicht heiter, und ich möchte Ihnen nicht gern die böſen Geiſter mittheilen.

Dinſtags früh.

Es kommt uns ganz ſonderbar vor, mehr vom Hof und den Menſchen hier zu hören. Es freut mich aber, daß alle ſo glücklich ſind, daß es meine Mutter

angenommen. Ich kann mir es noch immer nicht recht denken, und oft, wenn es mir einfällt, erschrecke ich, daß es so ist.

Ich habe neulich die Stollbergische Uebersetzung der Iliade gelesen. Der arme Hektor dauerte mich; aber doch war Achill's Rache edel, den er seines Patroklus beraubte. Wie die Götter und Göttinnen so menschlich sind, sich sogar zanken! Es wäre ein großes Verdienst, den Homer schön zu übersetzen, daß der Geist der Sprache mit in die Uebersetzung überging; er müßte erstaunend interessiren. — Daß Gibbon bei aller Schönheit des Styls zuweilen einfacher erzählen könnte und ungekünstelter, ist mir auch manches mal eingefallen. Was er von Mahomet sagt, habe ich noch nicht gelesen. — Den Brief an * hat G. erst in Weimar geschrieben, zur Antwort des seinigen, wo er in seinen gefrornen Fenstern lebte, und ich glaube, auch dies schon hat ihn verdrossen, daß G. ihm gar nicht aus Italien geantwortet. Es war seine Lieblingsidee vorigen Winter, als er den Brief mag geschrieben haben, daß Alles baumförmig anschieße, auch sogar am Himmel wollte er es bemerkt haben, daß die Sterne sich so ausbreiteten in dieser Gestalt. Er hat mir oft mit Ernst den großen Baum von Süden nach Norden gezeigt; die Sterne daneben hingen in seinen Augen wie Laub daran. Es sah dieses aber wohl

niemand, als er. — Es wäre angenehm für Sie gewesen, den chemiſchen Operationen zuweilen zuſehen zu können. Es macht mir auch viel Spaß, ſo etwas mit anzuſehen. Caroline wird Ihnen einen Vorſchlag thun, der ſich, dächte ich, ausführen ließe; wenn Himmel und Erde freundlich ſind, und der Frühling ſich nähert. Jetzt iſt's wieder Winter bei uns; der Schnee bedeckt alle Berge. Es iſt trauriges Wetter!

Abends.

Leben Sie wohl! Nächſtens mehr. Ich habe Einiges zu thun heute; auch kann ich eben nicht viel ſagen, das Sie intereſſiren könnte. Mein Kopf iſt ganz enge. Doch, noch etwas. Ich las dieſen Morgen den Tod des Julian, und es rührte mich, wie er mit ſo viel Muth einige Momente vor ſeinem Tode ſeinen Soldaten und Freunden zuſpricht. Es wäre ſchön, wenn dieſer Abſchnitt im Gibbon gut überſetzt wäre. — Sehen wir nicht bald etwas von den Künſtlern? Ich wünſche es. Adieu! Adieu! Meine Mutter grüßt Sie. Seyen Sie recht froh!

Lotte.

129.

Weimar den 5. März 89.

Die chère mère und ich treten also dieses Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erstaunlich ehrwürdig ist; wir werden beide sehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünsche nur, daß es ihr einträglicher sein möchte als mir; denn daß sie dem ihrigen gewachsen ist, hat sie (ich muß doch einmal galant sein!) in ihren Töchtern bewiesen!

Beulwitz verläßt Sie nun auch; Sie sind ja in den kläglichsten Wittwen- und Waisenstand versetzt. Wie wird diesen Sommer Alles so verwandelt sein bei Ihnen — doch wenn Sie sich nur nicht mit verwandeln, welches ich nicht fürchte, so hat das Alles nichts zu sagen! Daß ich Sie in Rudolstadt besuche, eh' ich nach Jena gehe, war längst mein Vorsatz, meine Freude und Hoffnung. Auch hoffe ich, daß das möglich werden soll. Freilich ein Besuch auf einen Tag ist so wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran wenden, weil das Hin- und Herreisen auch einen Tag nimmt — aber ein Tag ist doch unendlich viel mehr als keiner! Ist es mir möglich und leidet es das Wetter, so sehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. Doch ist dazwischen noch ein Botentag, wo ich es Ihnen näher bestimmen kann.

Die Thalia folgt hier, das folgende Heft ist noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie sich aber vom Geisterseher keine großen Erwartungen, von Geschichte kommt wenig darin vor; das philosophische Gespräch wird Sie vielleicht interessiren. Die Künstler werden Sie nächster Woche im Merkur finden; vielleicht bringe ich sie Ihnen mit. Leben Sie recht wohl. Wolzogen grüßen Sie recht schön, wenn ich ihm nicht selbst schreibe. Nach einer Adresse für ihn will ich mich umsehen; ich mag nur Bode nicht darum ersuchen, sonst hätten wir gleich eine. Adieu! Die chère mère und Beulwitz grüßen Sie freundlich.

Schiller.

130.

A. den 9ten März 89. Abends 8 Uhr.

Guten Abend! Was mögen Sie machen, lieber Freund? Ich sehe den Schnee doppelt ungern, weil er Sie abhalten wird, fürchte ich, herzukommen; und dieses wäre mir leid, denn es däucht mir undenklich lange, daß wir uns nicht sahen. — Gestern früh ist meine Mutter an Hof gezogen. Der Gedanke, sie uns nicht mehr nahe zu wissen, that mir weh, und noch jetzt suche ich sie überall. Man kann sich doch nie recht

vorher in Lagen versetzen, ehe man die Wirklichkeit sieht; ich konnte mir es nur dunkel vorstellen, wie sehr sie mir fehlen würde, daher schmerzt es mich nun doppelt. Ich war gestern und heute zum Thee bei ihr, und es ist ganz heimlich dort. Die jungen Prinzessinnen sind gute Wesen. — —

Man ruft mich — Adieu! Ich wollte sagen, Sie haben recht, daß sie Vieles leichter ansieht, als wir; auch ist ihr Einsamkeit nicht so zum Bedürfniß, als uns, und vielmehr weniger zuträglich für ihre Heiterkeit als so ein thätiges Leben. Und wenn sie erst sich an das Geschäft gewöhnt, so wird es ihr wohl sein. — Man hat ihr gute Conditionen gemacht, und thut Alles, was man hier thun kann. Von dieser Seite also braucht es keiner Aufopferung. Ich mag mir alle diese Gründe wohl vorsagen; aber oft wird es mir doch undenkbar, daß wir sollen so fortleben.

Ich habe recht über Ihren Brief lachen müssen, und mich über die gute Laune gefreut. Sie können wohl besser von Duldung sprechen und von Nachsicht gegen die Menschen, da Sie so einsam leben. Glauben Sie ja nicht, daß ich menschenfeindlich und unleidlich bin in der Gesellschaft; aber nur dies bringt mich oft auf, wenn ich eben so große Freude in mir selbst finden könnte und in meiner Stube, und ich unter Leuten, die mir so gar nichts Interessantes sagen können, sitzen

muß, wie es, als ich Ihnen neulich schrieb, der Fall war — es waren so viele Besuche von frühe Morgens an. Ich werde davon so erschöpft und unthätig, daß mir hernach manche böse Laune ankommt. — Sie thun wirklich, lieber Freund, als wären wir recht unverträgliche Wesen, und stolz, daß wir uns so wenig um Andere bekümmern mögen. Aber es wird wohl mehr Spaß als Ernst gewesen sein. Ich kann nun nicht dafür, daß ich am glücklichsten bin, wenn ich mich nützlich beschäftigen kann, und mich gerne belehren lasse. Wo nun dieses in einer Gesellschaft beständig wegfällt, fühle ich mich nicht wohl und heimlich. Doch genug davon. Schlafen Sie wohl!

Dinstag Abend.

So eben ist meine Mutter von uns; es ist mir ganz sonderbar, daß sie kommt und geht wie fremde Menschen. Sie ist ziemlich glücklich und wird es noch mehr werden, wenn sie sich daran gewöhnt hat, ohne uns zu sein. Wir waren freilich ihre einzige Gesellschaft, und es war uns wohl zusammen. Die Gewohnheit wird es ihr nach und nach tragen helfen. Man sollte diese als eine Göttin verehren; sie heilt endlich jede Wunde; auch der Schmerz wird leichter, wenn er nicht mehr fremd ist; jedes Ungewohnte fällt schwerer. So bindet sie auch endlich Menschen an einander, und

sie finden sich so glücklich, als hätte sie die innigste Freundschaft zusammen geführt.

Heute habe ich mich über den Geisterseher gefreut. Die Unterhaltung des Prinzen hat mir viele unsrer Gespräche vom vorigen Sommer zurück gerufen. Des Prinzen Unglaube (wie es die eifrigen Christen nennen könnten) kommt mir ganz natürlich vor. Wer einmal zu strenge Frömmigkeit hatte, und endlich andere Begriffe bekommt, und der Verstand mehr die Oberhand erhält, der muß in die Lage des Prinzen gerathen. Baron F. sagt ihm schöne Sachen, aber er kann ihn doch nicht so ganz überzeugen. Ich kann nicht sehr viel gegen des Prinzen Meinungen sagen, weil mir ähnliche Ideen schon oft vorkamen.

Wie hat mich die Uebersetzung von Iphigenie gefreut! Sie ist so schön; die Chöre sind so schön; die Sprache ist auch so wohlklingend; ich freue mich auf die Fortsetzung. Wenn Sie nur recht viele Stücke übersetzten; sie würden unter Ihrer Hand gewiß noch gewinnen, was den Originalen auch fehlen könnte. Das Gespräch der beiden Brüder hat mir so gefallen; wie Menelaus sich zuletzt seines Bruders so annimmt; und das der Iphigenie mit ihrem Vater, wie er sich verbergen will, und sein Herz ihn doch fast verräth! Die Schilderung des griechischen Heeres habe ich auch so gern. Haben Sie Dank, lieber Freund, daß Sie uns diese schönen Sachen schickten.

Sie werden aus Wolzogens Brief gesehen haben, daß er immer freundlich unsrer denkt; es war mir lieb, von ihm zu hören; ich fürchtete, er hätte uns vergessen. Ich habe ihm in meinem letzten Briefe angerathen, die Bekanntschaft des Herrn von Salis zu machen. Ich habe den Ton gern, der in seinen Gedichten herrscht; und so ein Umgang wäre angenehm für ihn. Haben Sie ihn gern? Oder kommt er mit Mathisson in eine Klasse? — Wolzogen scheint ganz einsam zu leben und er thut wohl. Ich könnte mich nicht lange mit dem Nationalcharakter der Franzosen vertragen, und entfernte mich von ihnen, so viel wie ich es könnte, damit sie mir erträglicher blieben.

Leben Sie wohl für heute! Der Himmel wird doch wieder milder nun. Ich wünschte das beste Wetter. Wir sind auch überdem aus diesem Grund von dem lieben Schnupfen besucht worden und Karoline ist nicht recht wohl. Mir macht er auch zu thun, aber doch ist der Kopf noch frei.

Mittwoch gegen 4 Uhr.

Der Prinz mag gewiß manches Wahre über das Leben und unsre Bestimmung denken. Es ist mir in manchen Momenten Vieles so aufgefallen, wie Sie ihn es sagen lassen; daß wir und unsre Kräfte nicht in der Natur verloren gehen, daß sie unser Wesen nicht zerstört. Dieses Gefühl ist zu tief in uns,

und Alles deutet uns auf keine gänzliche Zerstörung. — Kommen noch mehr philosophische Unterhaltungen im Geisterseher? Ist wohl die Neuigkeit, die Graf O. wissen soll, die Bekanntschaft der Griechin? Sie machen mich äußerst neugierig auf dies schöne Ungeheuer!

Nun leben Sie wohl! Ich wünschte durch den Boten zu hören, daß Sie bald bei uns sein würden. Einige Tage sind doch besser, als sich gar nicht zu sehen. Wenn Sie nicht so spät von Weimar abreisen, so gewinnen wir schon ein paar Stunden mehr. Adieu! Adieu! Meine Mutter grüßt Sie und freut sich, Sie zu sehen. Sie ist nicht so am Hof gebunden, daß sie nicht oft bei uns sein könnte!

Lotte.

Um die Mitte des März war Schiller in Jena, miethete eine Wohnung. Von Jena eilte er nach Rudolstadt, um — nach der Trennung von vier Monaten — Lotte und ihre Schwester wieder zu sehen.

131.

Rudolstadt den 17. März 89, Nachmittags.

Ich hoffe, Sie sind glücklich nach Jena und Weimar gekommen, und der Himmel hat Sie durch milde

Luft und die wohlthätigen Strahlen der Sonne belohnt, für die Freude die Sie uns durch Ihren lieben Besuch machten. Haben Sie herzlichen Dank dafür, mein Freund! Schade, daß die Zeit Ihres Hierseins so kurz war! Wie Vieles wollte ich Ihnen sagen und von Ihnen hören. Aber die Freude, Sie wieder zu sehen, und der Gedanke, daß Sie wieder so bald von uns gingen, ließ mich nicht so als ich gewollt, der Freude Ihres Umgangs genießen. Aber es war mir doch so lieb, Sie zu sehen; es ist eine der besten Freuden des Lebens, Menschen, die einem werth sind, nach langer Trennung zu sehen. Sie waren uns zwar die Zeit über nicht fern. (Um Sie davon zu überzeugen, möchte ich Ihnen das Gefühl meiner Seele beschreiben; es war mir in manchen Momenten Ihres Hierseins, als wären Sie gar nicht von uns gewesen; der ganze lange traurige Winter war aus meinem Gedächtniß verlöscht). Aber so einige Stunden Unterhaltung sind doch gewiß mehr als viele Briefe; man kann sich doch nicht so mittheilen, und beim Sehen versteht man sich auch oft ohne Worte. So gern ich Briefe habe, und mich mit meinen Freunden unterhalte, so finde ich doch, daß sie nicht den Genuß geben, den mündliche Unterhaltung gibt. Es war uns gar leer und unheimlich, Sie nicht mehr zu sehen. Ich las so eilend ich konnte in Evelina; der Geist der Miß

Burney ist mir lieb geworden bei dem Lesen dieses Produktes; sie ist einfach und natürlich, und obgleich ihre Phantasie nicht sehr wirkend sich zeigt, so läßt sie die Welt doch sehen, wie sie ist. Unter den weiblichen Schriftstellern ist sie mir die interessanteste; sie hat weniger Prätension und kramt nicht so die schönen Sentimens aus, wie die La Roche und Madame Genlis es thun; und will weniger scheinen was sie nicht ist, als die beiden.

Zum Thee waren wir bei meiner Mutter, die es sehr beklagt hat, Sie nicht gesehen zu haben; aber sie hofft, daß Sie uns bald wieder besuchen. Ich sah nach der Gegend, wo Sie Ihren Weg hingenommen; und wünschte Ihnen gutes Glück, oder lieber nicht; denn es wäre mir angenehm gewesen, wenn der Weg zu übel zum Fortkommen gewesen wäre. Leben Sie wohl für heute.

Mittwoch Abends.

Ich bin recht froh, Ihnen Thee schicken zu können; es ist wieder ein Pfund, und kostet 3 Thlr. 12 Gr. sächsisches Geld. Lassen Sie sich's wohl schmecken und denken der Abende dabei, die wir beim Theekessel verlebten. — Ich freue mich, wenn der Merkur ankommt; ich muß mir die Künstler abschreiben, daß ich es immer lesen kann; man möchte keine Zeile verlieren.

Ich muß Ihnen auch noch sagen, daß ich heute einen Brief von der Lotte Wolzogen erhielt; sie ist verheirathet, und schreibt mir, sie wäre ganz glücklich. Ich weiß, daß Sie dies auch interessiren wird. Waren Sie so gut, sich nach dem Aufenthalt des Justizrath Boie zu erkundigen? Nun leben Sie recht wohl, lieber Freund. Ich freue mich auf den Boten, um von Ihnen zu hören. Denken Sie unser oft und mit einem freundschaftlichen Sinne, so wie wir an Sie.

Lotte.

132.

Den 25ten März.

Nur ein Wort heut, lieber Freund, weil ich gern eins von Ihnen vernehmen möchte. Sonst ist mir meine Laune heut nicht gut genug, um Ihnen zu schreiben. Wohl war Ihr Hiersein ein sehr flüchtiger kurzer Traum — aber doch ein sehr lieber, aus der elfenbeinernen Pforte von den Göttern gesandt. Möchte er bald zurückkehren! Die Natur wird Ihnen sehr wohl machen in Jena; es schwebt mir ein lachend Bild dieser Gegend vor, es freut mich, Sie mir dort zu denken, und Ihre Genüsse an derselben zu ahnen. — Ich

habe viel gelesen die Zeit her; wenn ich aus der leeren Gesellschaft kam, brauchte ich's, um meiner Seele wieder einen reinen Ton zu geben, und nicht in Unmuth zu fallen. Lambert's kosmologische Briefe interessiren mich sehr; wenn ich sie durchgelesen habe, schreibe ich Ihnen mehr davon. — Müller's Schweizergeschichte lesen wir auch. Der Styl scheint mir ganz eigen. Es ist oft so ein alter Mährchenton, vielleicht blos passend für diese Geschichte, aber in dieser scheint er mir auch sehr gefällig. Im Ganzen scheint mir viel Geist und Wärme zu sein. Man kann sich der Thränen über viele Züge des edlen Patriotismus der alten Schweizerhelden nicht enthalten, und die Darstellung ist gar stark und einfach. Es ist mir doch die einzige deutsche Geschichte die ich kenne, die einen nach Ihrer Geschichte der Niederlande zu lesen freut. Die Künstler haben wir nun. Es ist mir einer der besten Genüsse, sie zu lesen; ich finde sie so durchaus schön, und so in einem Geiste, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsstelle darin zu nennen wüßte. Man möchte es eben gleich ganz in der Seele behalten.

Abends.

Ich sage Ihnen noch einen guten Abend. Die Liaisons mit meiner Mutter nehmen uns doch viel Zeit, und die stillen Abende, in denen ich Ihnen so gern schrieb, seit Sie von uns sind, sind uns meist

verloren. Doch wird's besser gehen in Zukunft. Wenn die freundliche Illusion dieses besser Werdens einem nur immer zur Seite bleibt! Leben Sie wohl, und lassen Ihr Herz unter uns leben. Sie sind mir nie fern. Adieu! Adieu!

Caroline B.

133.

N. den 25ten März 89.

Ich wünsche, daß Ihnen die Sonne so wohl thun mag als mir heute, lieber Freund; es ist als wäre neues Leben zurückgekehrt. Ach wenn nur der Frühling bald käme! Wie schön wird es sein! — — Sonnabend hat Beulwitz den Merkur von Goethe erhalten, und ich habe die Künstler mir abgeschrieben, ich finde immer mehr Schönes, je öfter ich's lese. Sie haben den Lorbeerkranz errungen; so hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es so klar, daß es so ist. Es sind so gefällige sanfte Bilder darin, ich könnte nicht aufhören davon zu reden, und es zu lesen.

Seit ein paar Tagen habe ich geeilt, die Reisen des Herrn v. Volney nach Aegypten und Syrien

durchzulesen, weil ich sie Knebel wieder schicken wollte; ich fand aber nichts, oder nur wenig darin, was mich interessirte, ausgenommen die Beschreibung von Heliopolis und dem schönen Tempel, auch die Beschreibung von Palmyra hat mich interessirt. Wie man nur in so eine fürchterliche Wüste eine Stadt bauen konnte, die so schön war, wo so viel Kunst verschwendet wurde. Aber auch da war der Einfluß der Kunst wohlthätig; sie goß ihren Zauber über die rohen Steinmassen, und erschuf ein bleibendes Denkmal, machte dem Menschen diese Wüste zum schönsten Wohnplatz. — Palmyra interessirt mich doppelt, weil im Gibbon so manches von der Zenobia vorkommt und auch vom Longinus. Ich denke, er wird Ihnen gefallen. — Nun habe ich ein Buch, das mich erstaunend anzieht, (denken Sie nicht, daß es ein Grandison ist), es ist Müllers Geschichte der Schweiz.

Die Geschichte freier Menschen ist gewiß doppelt interessant, weil sie mit mehr Wärme für ihre Verfassung streiten. Es ist so ein eigner Ton darin, die Sprache ist oft verworren und dunkel, und vielleicht oft unrichtig, aber man vergißt es über den Gegenständen und über der Wärme, mit der Müller von seinem Vaterlande spricht. Es ist gewiß kein Volk, das so tapfer war, solchen Muth gezeigt hat als die Schweizer; ihre unerschütterlichen Berge gaben ihnen

solchen Muth. Mein Liebling in der Geschichte ist Winkelried, der sich gegen die Oesterreicher stellte, und die feindlichen Spieße von seinem Heere dadurch abhalten wollte, daß er sie in seine Brust auffing, und sich für das Wohl seines Vaterlandes durchbohren ließ; es ist eine so edle That, sie rührt mich, so oft ich daran denke. Müller spricht mit einem Enthusiasmus davon, der zeigt, daß er diese That fühlte. — Der Anfang interessirt mich auch sehr, wie er die rauhe Natur schildert. Wie sonderbar muß es den Römern aufgefallen sein, wie sie zuerst dahin kamen. — Ich möchte, Sie läsen die Geschichte, denn ich möchte wissen, wie Ihnen dabei würde, mich überfällt so ein heiliges ehrfurchtsvolles Gefühl, wenn ich darin lese; der Ton, mit dem er oft erzählt, grenzt so an das Wunderbare, und die Eindrücke die mir dies Land gab, — Alles vereinigt sich, um diese Empfindungen zu erwecken.

Ich denke wohl, daß Ihnen eine stille Existenz in Jena mehr Genuß geben wird, als wenn Sie die Menschen viel sehen, denn der größte Haufen ist ziemlich alltäglich. Die Natur wird Sie in etwas entschädigen. Huseland ist wohl auch bei Schützens? Dies wäre doch eine Gesellschaft, die Ihnen manche Freude geben könnte. Den Professor Schütz kenne ich nicht. Die Griesbach ist mir nur in so fern interessant, wenn ich

ihre häuslichen Verhältnisse ansehe, und ihre Munterkeit dabei, und ihre Thätigkeit; es ist unglaublich, was sie alles besorgt. In einem andern Zirkel denke ich wohl, daß sie wenig geben kann.

Es ist mir immer, als müßten Sie wieder kommen, als wäre der Tag, daß wir Sie gesehen hätten, noch gar nicht gewesen. So kurz die Zeit Ihres Hierseins war, ist es mir doch eine liebliche Erinnerung. Heute vor einem Jahre war ich noch in Weimar, die Zeit vergeht so schnell. So lang mir auch dieser Winter geworden ist, so kurz ist er mir jetzt, da ich ihn überdenke. Die Freude, oft Nachricht von Ihnen zu haben, hat manchen Tag verkürzt. Haben Sie Dank dafür, daß Sie uns oft von sich hören lassen; so wenig Briefe gegen mündliche Unterhaltung sind, so viel sind sie doch gegen das gar nichts von einander zu wissen; mancher Sonnabend war mir lieb, weil ich da wußte, daß der Bote kommen würde. Adieu für jetzt, lieber Freund.

Nachmittags.

Ich möchte, daß es eine gute Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen gäbe, es ist erstaunend viel Schönes darin, und so gut gesagt, ich denke es würde Ihnen gefallen, ich las letzt wieder einige Stellen, die ich möchte gut übersetzen können, um sie Ihnen mitzutheilen. Von Ossian schicke ich Ihnen ehestens wieder einen Gesang, wenn Sie ihn noch nicht

kennen; es iſt Darthula; mir däucht, als wäre es eins der ſchönſten Gedichte Oſſians. Sein Geiſt iſt ſo lebendig, und es hat ſo ſchöne Bilder.

Ich war im Garten und freute mich der auflebenden Natur; jetzt ſieht er noch unfruchtbar und öde aus; aber bald hoffe ich ſoll er anders ausſehen; ich gehe keinmal hinein, ohne an die freundlichen Abende des vorigen Sommers zu denken. Leben Sie wohl und froh, lieber Freund, und ſeien uns nahe.

Lotte L.

134.

Weimar, 26. März 1789.

Ueber die gute Sonne haben wir zu bald triumphirt. Es ging mir geſtern auch ſo wie Ihnen, und ich freute mich der Ankündigung des Frühlings — aber alles iſt wieder mit Schnee bedeckt, und alles liegt traurig um mich her. Daß wir doch auf dieſen ſchlechteſten Theil des Globus verbannt ſind, wenn andere, die es nicht werth ſind, unter einem ſchönen, lachenden Himmel leben! Es thut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren ſchöne Seele ſich unter einem lieblichern Clima ſo viel reicher und ſchöner entfaltet haben würde, ein ſo ſchlechtes Loos gefallen iſt. Man

kommt nur einmal auf die Erde, und ſoll gerade mit dem dürftigſten Platz auf ihr vorlieb nehmen. Hätte ich Knebels Laune und hinreißenden Pinſel, wie wollte ich dieſe Beobachtung ausmalen! So aber gebe ich mich zufrieden und ſage zu mir, daß ich nur auf Thüringiſcher Erde die Freunde finden konnte, die ich fand — und daß ich der Saale mehr zu verdanken habe, als der Ganges mir hätte geben können.

Bei Ihrer Bewunderung der Schweizeriſchen Helden — geſtehen Sie es nur — mag wohl eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer ſehr empfänglichen Epoche Ihres Geiſtes kennen lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht ſtreitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menſchen lebe, die einer ſo großen Handlung, wie die That des Winkelried iſt, nicht fähig ſind. Ohne das, was die Franzoſen ferocité nennen, kann man einen ſolchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Menſch in einem Zuſtand roher Begeiſterung fähig iſt, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe annehmen. Wenn ich Ihnen Beiſpiele ähnlicher Stärke des Muths aus den Religionskriegen anführen wollte, ſo würden Sie dieſe und ähnliche Thaten vielleicht nur noch anſtaunen, aber weit weniger bewundern.

Darthula ist eins der schönsten Stücke aus Ossian. Gleich der Anfang, die Anrede an den Mond hat unendlich viel Anziehendes und eine rührende Einfalt. „Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen und kommst du hierher, sie zu betrauern?“ Es ist überaus menschlich und menschlich schön, wie er alles, auch die leblose Natur, durch Sympathie an sich anschließt und mit seinen Empfindungen belebt. Ich freue mich, eines der angenehmsten Augenblicke meiner frühen Jugend mich durch Sie wieder zu erinnern. Von Pope's Versuch existiren einige Uebersetzungen, wovon die eine, glaub' ich, von Schlossers Hand ist. Schlosser hat auch einen Antipope gemacht, worin er den Versuch vom Menschen poetisch widerlegt. Die andre Uebersetzung ist kalt und flach.

Ich habe eben einen Brief von Körner erhalten, worin er mir über die Künstler schreibt. Er ist ganz davon begeistert, und fühlt, was ich auch sehr lebhaft fühle, daß es bis jetzt das Beste meines Geistes ist. Es ist aber auch auf lange Zeit das letzte.

Leben Sie recht wohl, und der Frühling finde Sie gesund. Diese schlechte Luft drückt meine Seele und der Schnupfen tyrannisirt mich schon seit acht Tagen. Ich habe eine Leiche im Hause, die älteste Volksstädt ist vorgestern gestorben. Adieu! Ewig der Ihrige.

Friedrich Schiller.

135.

Dinstag Abends den 31. März 89.

Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von wilder Wuth, in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich überwogene That; er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen. Daß er es nicht unüberlegter Weise that, sieht man daraus, daß er in dem letzten Moment ihnen noch zurief: Sorget für mein Weib und für meine Kinder, treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts. Nennen Sie es nicht ferocité — bitte! Ich möchte rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können, wie Sie, um Sie zu überzeugen. — Es ist heute ein freundlicher Abend, Orion funkelt am dunklen Himmel, und der Mond scheint so lieblich mit seiner halb erleuchteten Scheibe; der Anblick so eines Himmels gibt doch einen schönen Genuß! Alle die lichten Punkte zu sehen, und dabei zu denken, wie es wohl da sein mag! Belebt ist gewiß Alles, denn die Natur läßt keinen leeren Raum. Alles drängt sich zum Leben; ob es wohl dort auch solche Wesen gibt wie wir? Ob sie vielleicht glücklicher, oder unglücklicher sind? Ich

möchte oft recht neugierig werden und dies alles wissen. — Indessen ist mir meine Erde recht lieb, und die Welten da oben, die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es gibt viel Gutes darin. Ueber den andern Welten fällt mir der Tod der Fr. Volfstädt ein; ich hoffe sie ist eben so selig aus der Welt gegangen, ohne Musik von mir zu haben. Die Engel können sie nun schöne Gesänge lehren. Die andere Schwester dauert mich, sie ist nun so ganz allein; und ihr wird es doppelt auffallen, weil sie nur durch ihre Schwester an der Welt hing. Sie denkt, daß sie allen Menschen ihrer Häßlichkeit wegen verhaßt ist, und betrübt sich darüber. Schlafen Sie wohl! Möge Ihnen der schöne Abend wohl thun! Denken Sie unser!

Mittwoch den 1. April.

In diesem Monat ist uns ein Besuch von meinem Onkel zugedacht, und er will Göckingk mitbringen. Da der Onkel einmal kommen will, ist es mir lieber, daß er nicht allein kommt, denn ich weiß oft nichts mit ihm zu machen, wenn er so den ganzen Tag da ist, und immer nur reden will; wir haben zu wenig Berührungspunkte mit einander; da meine Mutter mit uns war, war es anders; sie hat manchen Morgen mit ihm zugebracht, aber nun fällt Alles auf uns zurück. Ich bin begierig, wie mir Göckingk vorkommen wird. Verstand soll er haben, aber ich weiß nicht, er gefällt

mir doch so nicht recht, was ich von ihm hörte. Es wird sich ausweisen, und ich kann es wohl erwarten, bis ich's sehe, ob er mir persönlich besser gefällt. Klagen Sie nicht so sehr über unser Clima; wer weiß ob der mildere Himmel nicht träger macht, und das, was der Geist in dem rauhern Himmel hervorgebracht hat, könnte vielleicht dort die Trägheit gar erstickt haben. Ich denke, die Hindernisse, die oft der Geist findet, heben ihn in besseren Zeiten höher, als er vielleicht gekommen wäre, wenn auch Alles von außen sich immer so gefällig vereinigte, um das Leben schön zu machen.

Es ist mir lieb, wenn Sie dem, was Ihnen die Freundschaft an den Ufern der Saale gab, einigen Werth beilegen. Die Ufer des Ganges könnten Ihnen vielleicht bessere Freunde zuführen, aber die nordischen verkennen Ihren Werth gewiß nicht, und sind Ihnen von Herzen zugethan. Ich dachte wohl, daß sich Körner über die Künstler freuen würde. Sein Aufsatz in der Thalia hat mir auch gefallen, er sagt viel Gutes.

Hier haben Sie meine Uebersetzung. Ich wünschte, sie wäre dem Original gleich, und daß sie Ihnen Freude machen könnte. Leben Sie recht wohl, lieber Freund, und lassen den bösen Schnupfen vergehen. Adieu!

Lotte.

136.

Den 1. April 89.

Ich hoffe, die mildere Luft hat Ihren Schnupfen vertrieben, lieber Freund! Wohl hätte uns das Schickſal auf der allernährenden Erde auch der allerwärmenden Sonne näher bringen ſollen. Aber es iſt ernſt und ſtumm und antwortet kein Wort auf unſere Warum, für den Moment nämlich. Ich habe ſchrecklich an Heiterkeit und Lebensmuth dieſen Winter verloren, und wenn die Frühlingsluft meinen Nerven keine neue Elaſticität gibt, ſo weiß ich nicht, wie mir das Leben hingehen ſoll.

Hier die Thalia mit vielem Dank, ich freue mich ſehr auf die Fortſetzungen. Körner's Aufſatz hat mich ſehr gefreut, ich finde ihn gar ſchön gedacht, und es iſt eine warme Philoſophie darin, die ich ſehr liebe. Ich verſtehe wohl, welchen Genuß er an den Künſtlern haben muß, ſie tragen ſo das Gepräge der vollendeten Trefflichkeit, wie es äußerſt wenig Dinge tragen, und es iſt ſo ein Reichthum großer Gedanken darin, daß ſie, däucht mich, jeden fein organiſirten Kopf begeiſtern müſſen. Aber einen eigenen Genuß haben Ihre Freunde auch dadurch daran, weil es ein lebendiger Abdruck Ihrer eigenſten Individualität iſt. Mir iſt auch, als wäre noch in keins Ihrer Arbeiten mehr von Ihrem

innerſten Daſein gefloſſen. Sagen Sie mir nicht, daß Sie in zwei Jahren kein Gedicht mehr machen, ich möchte darüber weinen. Aber es ſei denn, empfangen Sie dieſe zwei Jahre „vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit“ um einer freiern Zukunft willen, in der Sie dann ſich ſelbſt leben werden. Vielleicht finden Sie doch auch mehr freie Muße in dieſer Zeit, als Sie jetzt denken, und die Geſchäfte verſtimmen Sie nicht ſo ſehr. Könnte es Ihnen nur etwas helfen, ſo wollt' ich gern ſechs ganze Eſel durchleſen, um Ihnen freie Augenblicke zu verſchaffen. Die zwei ſchönen ſternhellen Abende haben mir glückliche Stunden gegeben.

Abends.

Es iſt mir ein Beſuch länger geblieben, als er ſollte, und ich kann Ihnen nichts mehr ſagen. Hier ſchicke ich Ihnen etwas aus den Metamorphoſen Ueberſetztes. Viel Freiheiten habe ich mir wohl mit genommen. Sagen Sie mir doch einmal bei Gelegenheit, ob die Verſe lesbar ſind; ich kann es kaum glauben; und ob die Erzählung klar iſt. Ich möchte gern hübſch erzählen lernen. Die Abſchiedsſcene iſt etwas monoton, aber es kommen noch ſchöne Beſchreibungen, um derentwillen ich dieſe Geſchichte gewählt habe. — Leben Sie wohl und bleiben uns nah. Ach ich mag nicht denken, daß es je anders ſein könnte! Ihre Freundſchaft muß mir immer nahe bleiben — ich weiß nicht, wie ich in

die zweifelnde Laune gerathe. — Leben Sie wohl und glücklich! Beulwitz grüßt.

Caroline B.

137.

N. den 7ten April Abends 89.

Sie sind recht gut, daß Sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen, meine Uebersetzungen, mit denen ich Sie so oft belästige, freundlich aufzunehmen. Ich möchte etwas recht Vollkommenes hervorbringen können, um Ihnen die Freude, die ich bei Lesung Ihrer Geistesprodukte empfinde, nur in etwas vergelten zu können. Es ist mir recht wohlthätig, dem Gang Ihres Geistes folgen zu können, und dann können Sie auch nie ganz von uns getrennt werden, weil uns Ihr Geist doch nie fern ist. — Ich kann Sie aber durch gar nichts von dieser Art an mich erinnern. Ich möchte einen recht poetischen Sinn haben, um Pope's Versuche gut geben zu können; die Versart ist mir aber zu schwer. Wie ich jünger war, und mehr Eitelkeit noch hatte, glaubte ich vielleicht einige Anlage zur Poesie zu haben; aber diese Ideen sind nach und nach verschwunden mit manchen andern Thorheiten, und ich finde, daß ich gar keine Anlagen habe, und fühle nun, wie viel dazu gehört,

um etwas Gutes hervorbringen zu können. — Auch Ihre Güte gibt vielleicht meinen Ueberſetzungen den beſten Werth. — Man ruft. — Gute Nacht!

Mittwoch früh.

Ich habe einen Brief von Knebel erhalten, der mich erſtaunend beluſtigt hat; er iſt ſo recht in ſeiner Manier; die leichten Frühlingswinde ſollen bald Freundlichkeit durch mein lockiges Haar wehen, iſt das Ende. Nun denken Sie ſich's weiter, lieber Freund! Er ſagt erſtaunend viel über die weibliche Erziehung, und preiſt den Plutarch für die Prinzeſſinnen an; er denkt aber nicht, daß man erſt einige Begriffe von der Geſchichte überhaupt haben muß. Mir kommt es vor, als wären Plutarchs Biographien nicht ſo gleich anſchaulich für jeden Leſer; ich nehme es nach mir; es ſind viele Jahre hingegangen, ehe ich rechte Freude daran fand. — Oder war meine Sucht, nur das Neue zu leſen, Schuld daran? Wie ich klein war, wollte ich immer recht klug thun, und recht viel Verſtand zeigen. Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr ſcheinen zu wollen als ich wirklich war. Ich war ſonſt erſtaunend eitel, und haſchte nach Lob; jetzt iſt dies alles durch Nachdenken vertrieben worden, aber es hat mir lange angehangen. Man hatte ſonſt doch viel falſche Begriffe noch in Anſehung deſſen, wie man ſich produciren ſollte, und nach

und nach wird man die Kinder mehr der Natur überlassen und ihnen nicht das Ansehen geben, daß sie von Dingen sprechen sollen, die sie nicht verstehen können. Dies war sonst oft der Fall; entweder waren die Kinder äußerst roh und unwissend, oder sie sollten artig sein, und Dinge hersagen, wovon sie gar keine Begriffe hatten.

Nachmittags.

Endlich lacht Himmel und Erde wieder. Wir waren heute und gestern spazieren, und das Herz öffnet sich wieder der Freude an der Natur. Es war mir oft, als könnte ich mich nicht mehr freuen, als hätte der kalte Winter jedes freundliche Gefühl in der Seele erstickt.

Ich hoffe, Caroline soll Ihnen die Briefe von Mirabeau schicken; ich habe einiges daraus schon gelesen, und ich finde, daß es ein sehr impertinenter Mensch ist, der sich in Geschäfte mischt, die ihn gar nichts angehen. Die französische Nation und die Politik des Hofes wird mir recht klein. Mirabeau kommt mir als ein äußerst lästiger Mensch vor, und seine Art zu existiren so gar armselig. Er muß vom Herzog von W. beleidigt worden sein, denn er sucht ihn bei jeder Gelegenheit zu drücken. — — Die Sachen mögen sein wie sie wollen, so verliert Mirabeau am meisten dabei, daß er auf einer solchen Seite gezeigt wird. Man

sollte recht mißtraulsch gegen die reisenden Franzosen werden. An meinen Hof, wäre ich ein Prinz, ließ ich keinen kommen.

Bis jetzt lebe ich noch immer in meiner Schweizer-Geschichte; manche Auftritte sind gar schön beschrieben. Wie die drei Schweizer zuerst an einem Platz an dem Waldstädter See zusammen kommen und über das Wohl ihres Vaterlandes Rath pflegen. Ich habe den Ort gesehen, es ist ein schöner Platz! Die fromme Einfalt eines Einsiedlers, der da wohnt, zeigte uns die Stelle, auf der die drei Schweizer zuerst den Eid, für die Freiheit zu fechten, ablegten, und sagte, es wären unter ihren Füßen drei Quellen entsprungen. Die Quellen sind wirklich da, und er glaubte es wie ein Evangelium. — Ich las vorgestern, wie man Kaiser Albrecht umgebracht hat, und es interessirte mich gar sehr. — Ueberhaupt hat mir auch diese Geschichte eine gute Idee von ihrem Verfasser beigebracht; er hat einen vielumfassenden Blick, und viele Kenntnisse; es liegt Alles in großen, schönen Formen vor ihm da. Auch Müllers moralisches Gefühl wird einem lieb. — Von Rudolph von Habsburg sagt er auch gar viel, und schildert ihn recht liebenswürdig. Wie doch die Dinge sich ändern! Man hat, sagt Müller, ihn oft nach großen Festen seine Kleider flicken gesehen; jetzt käme es einem gar wunderbar vor. — —

Meine Mutter iſt wohl, und auch vergnügt. Sie ſagt Ihnen viele Grüße. — Manche ſchöne einſame Stunde muß ich nun freilich entbehren, ich war oft Abends ſo glücklich für mich allein. Aber ich denke doch, daß es ſo ſein muß, denn man muß doch meiner Mutter einiges erleichtern. Aber es iſt nicht ſo leicht, als man denkt, die ſchöne Zeit ſo zu verderben. Und ich kann es nicht ändern, daß ich mich zuweilen nach meiner lieben Stube ſehne.

Abends.

Zum dritten Male komme ich heute wieder, ich habe einen Höflichkeitsbeſuch abgelegt, und nun ſage ich Ihnen gern noch ein Wort. Wenn Sie erſt in der ſchönen Jenaiſchen Gegend ſind, werde ich mit viel mehr Freude an Sie denken; denn wenn es ſo liebliches Wetter iſt als heute, ſo bedaure ich Sie immer, daß Sie in den traurigen Bergen von Weimar ſich herumtreiben müſſen. Bei uns iſt die Natur doch recht freigebig; wenn man ſo unſer Thal ſieht, dies macht einen wohlthätigen Eindruck.

Es iſt mir gar lieb, daß Sie auch keine ſehr hohe Meinung von Göckingk haben; ich höre gern, wenn meine Freunde mit mir einſtimmen. Als Dichter hat er für mein Gefühl mir noch wenig gegeben, ich habe letzt von ihm geleſen und fand viele Worte, aber wenig Gefühl. Seine Lieder zweier Liebenden ſind mir das

Intereſſanteſte, weil da doch eine ſtarke Empfindung für etwas zum Grunde liegt und ſeine Situationen oft gut geſchildert ſind, ſo viel ich mir's beſinnen kann. — Ich werde ihn hören, und ihn ſtille beobachten, ſeine kleinliche Eitelkeit iſt mir ſchon etwas, die ich nicht gern an ihm habe. Und er macht viel Prätenſionen auf Freundſchaft. Aber doch wäre es mir lieber, er käme, als der Onkel allein. — Nun leben Sie wohl, lieber Freund. Sein Sie wohl und froh, und denken unſer. Ich freue mich, den Sonnabend von Ihnen zu hören. Adieu! Adieu!

Lotte L.

138.

Den 13ten April.

Ich ſchreibe Ihnen nur ein Wort, lieber Freund. Ich bin nicht wohl ſeit vorgeſtern, und bringe die Feiertage im Bette zu. Ich habe ein erſtaunend geſchwollenes Geſicht und Kopfweh; es wird mir faſt zur Laſt, ſo unthätig da zu liegen. Leben Sie wohl und denken unſer in Liebe.

Lotte.

Die hier folgende Stelle, wo Lotte von den „zierlich gefärbten Eiern“ ſpricht, deutet auf einen verloren gegangenen Brief Schiller's. Auch früher ſchon finden ſich Beziehungen auf Briefe, die nicht mehr vorhanden ſind.

139.

Den 15. April 89.

Ich bin wieder aus dem Bette; obgleich mein Kopf noch nicht iſt, wie er eigentlich ſein ſollte. Ich fühle es in manchen Augenblicken noch gar ſehr, daß ich gar nicht wohl war. Sie hätten uns wohl können von den zierlich gefärbten Eiern ſchicken. Ich habe über Sie gelacht, l. Fr., daß Sie ſo viel Spaß daran gefunden haben. Mir hat meine Jugend eben nicht viel angenehme Erinnerungen zurück gelaſſen, und alle dieſe Dinge habe ich nicht ſo recht genoſſen. Ich habe mir oft gewünſcht, Sie wären noch in unſrer Nähe, wie vorigen Sommer; wie leicht würden mir nicht da die Stunden, die ich nicht wohl war. Der erfindungsreiche Odyſſeus hatte mir alles Uebel vertrieben. Aber nicht nur, wenn ich krank bin, fehlen Sie unſerm Zirkel, lieber Freund, ſondern immer! Es wäre wohl hübſch, wenn Sie, da Beulwitz nicht nach-Weimar gehen wird, noch einmal herkommen könnten. Leben Sie wohl! Mein Kopf verträgt das Schreiben nicht mehr. Denken Sie unſrer oft!

Lotte.

140.

Weimar den 17. April 89.

Es waltet eine unglückliche Sympathie zwischen uns. Ich bin auch gar nicht wohl; von einem Spaziergang, den ich vor einigen Tagen in dem feuchten Stern machte, bin ich krank zurückgekommen, so daß ich die jetzigen schönen Tage ungenossen vorbeigehen lassen muß. Es sind hier viele Leute in demselben Fall.

Ich wünschte gar sehr, Ihnen etwas zum Lesen schicken zu können, aber es fällt mir nichts ein; finde ich noch etwas auf, so schicke ich es durch die Post.

Es thut mir sehr leid, daß ich Beulwitz vor seiner Abreise nicht mehr sehen soll. Mir ist die Zeit so sparsam zugetheilt, daß ich auch nicht einen einzigen Tag meinem Vergnügen opfern kann. Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ueber dem verwünschten Geisterseher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herrn Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's) Zeit übrig behalte. Ich muß also für jetzt darauf resigniren, Sie zu sehen.

Körner kommt diesen Sommer, ungefähr gegen den August, nach Leipzig. Vielleicht bringe ich ihn noch

näher. Es ſcheint ſich alſo doch zu fügen, daß ich Sie mit meinem Freunde bekannt machen kann.

Dieſer Tage habe ich die Properziſchen Elegien geleſen, die Knebel überſetzt hat. Wenn ihm Lottchen einmal wieder ſchreibt, ſo ſollte ſie ſich ſie von ihm ausbitten. Die Ueberſetzung iſt nicht ſchlecht; aber ſolche Dinge ſollen und müſſen in Verſen überſetzt ſein, wenn das Original nicht zu viel von ſeiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren ſoll. Der Geſchmack und die Sitten, die darin ſichtbar ſind, wollen mir eben nicht gefallen. Eine gewiſſe ſanfte Cynthia überfällt ihren Liebhaber, den Herrn Properz, bei einer Courtiſane, worüber ſie ſo in Wuth geräth, daß ſie ihr die Nägel ins Geſicht ſchlägt, die Töpfe an den Kopf ſchmeißt und dergl. mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr, und das Ende davon iſt, daß ſie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen.

Daß unſere Herzogin wieder mit einem Prinzen niedergekommen iſt, der aber einige Augenblicke darauf ſtarb, haben Sie wohl ſchon erfahren. Bode hat mir von Manuſcripten geſagt, die er von Ihrer Mutter noch habe. Wenn ſie es verlangt, ſo will ich mir ſie von ihm geben laſſen und Ihnen ſchicken. Empfehlen Sie mich ihr recht ſchön.

Die Philosophie de l'histoire habe ich nun von Leipzig erhalten. Ich ſchicke ſie Ihnen alſo zurück. Erſt

vor einer Stunde habe ich Ihr Packet von der Poſt erhalten. Ein andermal mehr. Ich wünſche Ihnen Geſundheit und Freude in dieſen ſchönen Tagen. Adieu!

Schiller.

Ich lege die Mémoires von Joinville bei. Vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem ſie geſchrieben ſind.

141.

Rudolſtadt den 21. April 89, Abends.

Alſo waren Sie auch krank, mein lieber Freund? In dieſem Stücke ſollen Sie nicht mit mir ſympathiſiren. Ich bin jetzt zwar wieder wohl, aber die Krankheit hat noch eine trübe Laune in manchen Momenten zurück gelaſſen, und dies habe ich nicht gern, denn es iſt immer beſſer, wenn der Spiegel, durch den wir die Gegenſtände ſehen, helle iſt; die Dinge von außen mögen alsdann auch zuweilen unfreundlich ſein, ſo verſchwindet der traurige Eindruck doch bald. Aber wenn es auch in uns trübe iſt, dann mögen noch ſo liebliche Gegenſtände vor uns her ſchweben, man kann es doch nur ſo halb genießen. Ich glaubte wirklich recht krank zu werden, und mein armer Kopf war recht angegriffen. Ich habe, ſo viel ich konnte, in der Schweizer-Geſchichte

geleſen und bin nun bald zu Ende. Ich muß eilen, denn ſie ſoll bald wieder fortgeſchickt werden. Es gibt doch Manches darin, was weniger intereſſant iſt; viele Rechtsſachen, die mich eigentlich wenig kümmern. Müller hat eine gute Gabe, die Kriege ſchön zu beſchreiben, und zumal da, wo es die Freiheit ſeines Vaterlandes gilt. Alsdann, wenn ich dieſes Buch geendigt, leſe ich die Mémoires. Ich habe ſchon einiges daraus geleſen, und es hat mir viel Freude gemacht. Die altfranzöſiſche Sprache hat weniger Eleganz als die neuere; aber ſo eine gewiſſe Naivetät und Kürze, die einem angenehm iſt. Wie doch die Dinge in der Welt ſo verſchieden ſind! Voriges Jahr um dieſe Zeit hoffte ich jeden Tag, Sie würden kommen, und freute mich darüber; und nun — freue ich mich jeden Abend, am Ende eines Tages zu ſein, wo der Onkel und G. nicht gekommen ſind. Aber ich denke, das Schickſal wird mich einmal treffen, wenn ich's nicht vermuthe. Becker hat auch verſprochen, vor Beulwitzens Abreiſe noch einmal zu kommen; dieſes wäre mir nun lieb. Ich habe geahnet, daß Sie für jetzt nicht kommen würden, denn ich glaube wohl, daß Sie viel zu thun haben. Sagen Sie mir, was Sie den Herren Studenten vorgeſetzt haben; ich möchte es wohl mit anhören, und ſehen, welche wichtige Miene Sie machen werden. Gute Nacht, lieber Freund!

Den 22ten, Nachmittags.

Es wäre mir eine große Freude, Körners Bekanntschaft zu machen. Vielleicht führt ihn uns ein gutes Schickſal zu. Da es uns einmal ſchon ſo einen guten Streich geſpielt hat, daß Sie eben herkommen mußten, ſo hoffe ich nun alles Gute.

Wollen Sie die Güte haben und ſich von Bode die Manuſcripte geben laſſen, ſo wird es meiner Mutter recht angenehm ſein. Sie erzeigen ihr eine große Wohlthat, denn Sie erſparen ihr einen Brief.

Es iſt gut, daß ich nicht nöthig habe, mit B. zu correſpondiren; ich wüßte ihm gar nichts zu ſagen. Es müßte denn ſo auf gutes Glück hingeſchrieben ſein können, wie bei dem Onkel. — Ihnen ſage ich für jetzt nichts mehr, denn mein Kopf iſt gar leer und ungeſchickt heute. Leben Sie recht wohl!

Lotte.

Ich ſage Ihnen noch einen guten Abend. Mir iſt es immer leid, einen leeren Platz auf dem Papier zu ſehen, wo ich ſo gern viel ſagen möchte. Sie ſind doch wieder völlig wohl? Was macht die Kalb? Ich habe lange nichts von ihr gehört. Ich ſehe am Himmel ſchon einzelne Sterne flimmern. Alles iſt jetzt ſchön hier, die Berge grünen; es würde Ihnen wohl gefallen. — Aber nun Adieu, im wahren Ernſt. Mein Kopf iſt ärmer heute durch die Geſellſchaft der lieben

— — geworden. Ich könnte mich nicht immer so herum treiben. Ach, die Ruhe ist so süß! — Behalten Sie uns lieb! Adieu, Adieu!

142.

Weimar den 24. April 89.

Nur einige Worte für diesmal. Ich habe diesen Abend eine kleine Gesellschaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tag wieder abgehen. Es freut mich, Sie wieder besser zu wissen; wenn das Wetter sich erst gründlich verbessert hat, und der schöne Mai da ist, so werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich sah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen, als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in diesem fehlen werden, aber Sie sind ungleich glücklicher als ich. Sie genießen doch ungestört sich selbst; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen, und in Ihren Empfindungen zu schwelgen.

Warum trennte uns das Schicksal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von alle dem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke,

wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in ihrem Kreise den bessern Theil meines eignen Wesens aufschließen und genießen könnte! Alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anschauungen der Dinge und unsres eignen Selbsts würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unsrer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben so wie sich ein edler Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unerfüllbar sein?

Ich bin diese Woche noch immer nicht ganz wohl gewesen, und dieses hat mich in meinen jetzigen Beschäftigungen merklich zurückgesetzt. Zerstreuungen von außen kamen dazu, die mich aus meiner Ordnung brachten, ohne mich durch etwas Anderes zu entschädigen.

In der Uebersetzung, die Sie mir heute schickten, sind wieder recht glückliche Stellen, bei denen ich nur fürchte, daß sie nicht so ganz im Original stehen mögen. Ich werde doch das lateinische Original dagegen halten, um zu sehen, ob Sie unwissend demselben nahe gekommen sind. Schicken Sie mir doch auf den nächsten

Botentag die Anthologie. Ich brauche sie so eben, und kann mich nicht mehr besinnen, wer die meinige hat. Vergessen Sie es aber nicht.

Möge der Himmel das Gewitter, das aus Thüringen gegen Sie im Anzug ist, glücklich vorüberführen!

Leben Sie recht wohl und denken Sie meiner auf Ihren schönen Wanderungen. Ihr

S.

Das Manuscript, das bei Bode liegt, will ich besorgen. Grüßen Sie Ihre Mutter und Beulwitz.

143.

Rudolstadt den 29. April 1789.

Guten Abend, lieber Freund! Sein Sie herzlich gegrüßt. Haben Sie sich heute der schönen Luft gefreut? Nach langer Zeit ging ich zum ersten Mal wieder am Ufer der Saale und mein Herz ward gestärkt durch den schönen Anblick. Das junge Grün auf den Wiesen, und die Saale, die noch wild und trübe von dem zerschmolzenen Schnee schäumt, und das Gefühl von Leben gibt schöne Genüsse; das Erwachen der Natur verbreitet neues Leben, neue Hoffnungen. — Ich fange nun wieder an, zu mir selbst zu kommen. — Sonnabend war Ball bei Hof, weil eine fremde

gräfliche Familie hier ist; und gestern war auch eine Gesellschaft; da war ich der Welt und mir überdrüssig, recht herzlich! Ich könnte es wirklich nicht lange so treiben. Wie sind die Tage von denen verschieden, die wir zusammen verlebten! Die Vergleichung mit dem, was Sie uns sind, lieber Freund, und was die andere Welt gibt, fällt immer zum Nachtheil der letztern aus. Wohl fehlen Sie uns immer und werden uns noch oft fehlen! Gute Nacht; es schlägt eilf Uhr und ich gehe jetzt sehr ordentlich zu Bette; da muß ich aufhören.

Mittwoch früh.

Knebel hat mir eine Elegie des Properz geschickt; aber nicht die, von der Sie schrieben. Cynthia erscheint ihm nach ihrem Tode wieder; er sagte darüber Vieles, das freilich im Original schöner sein muß. Aber es ist doch ein eigner gefälliger Ton darin, der auch in der Uebersetzung nicht ganz verloren ist und durchleuchtet. In den mémoires von Joinville habe ich einiges gelesen und es hat mich recht gefreut. Der heilige Ludwig interessirt mich recht, und Joinville nicht weniger. Er erzählt Alles so natürlich. Ich finde erstaunend viel englische Wendungen und Wörter in der alten französischen Sprache. So gar viel konnte ich nicht lesen die Zeit über. Ich habe auch Vieles in die Schweiz zu bestellen und da muß ich jeden Augenblick nutzen. Montag gehen die Reisenden ab. In manchen Zeiten

wird uns B. wohl fehlen; eigentlich aber giebt er mir wenig. Seine Geschäfte verdrehen ihm oft seinen Sinn, und da ist er so übellaunig. Man kann sich nicht immer gleich sein, das weiß ich gar wohl. Aber man braucht doch seine üble Laune nicht Andere entgelten zu lassen. Viele Menschen haben sich selbst zu lieb, um daran zu denken, daß sie Andern das Leben leicht machen wollten. Es ließe sich Manches darüber sagen.

Daß unsre Freundschaft sich nicht vermindern würde, wenn wir immer an einem Ort leben könnten, glaube ich gar gern, und sie würde uns manchen schönen Genuß geben. Wenn man Freunde hat, deren Geist so reich ist, wie der Ihrige, deren Seele die Gegenstände so groß und weit umfaßt, könnte sich nicht leicht das Interesse vermindern. Man gewinnt unstreitig mehr, seine Ideen Andern mitzutheilen, als sie immer in sich herum zu tragen; man gewinnt an Klarheit und Bestimmtheit so viel. — Man möchte oft die Freude an Allem verlieren, wenn man unter Menschen sein muß, die für nichts Sinn haben. Ich kann mir's recht denken, wie die Menschen, die in beständiger Zerstreuung leben, endlich ganz in Leerheit und Unempfänglichkeit für Alles verfallen können.

Hier ist die Anthologie; ich habe mich letzt über das Gedicht gefreut „die Größe der Welt." Es gibt einem so hohe Gefühle. Semele hat mich auch recht

gefreut. Es iſt gar nicht artig, wie die garſtige Juno ſie ſo hintergeht. — Haben Sie vielleicht etwas an Ihre Familie zu beſtellen? Beulwitz wird es gern beſorgen; er ſieht ſie gewiß, denn die Prinzen werden ſicher nach der Solitude fahren.

Das Gewitter aus Thüringen ſchwebt lange in fürchterlicher Ungewißheit über uns. Dieſe Woche muß es ſich noch entſcheiden. Ich habe oft gute Hoffnung, daß es ſich verziehen könnte.

Ich möchte jetzt nur im Freien leben. Iſt Alles erſt ſchattig, dann etablire ich mich im Garten in unſer heimliches Hüttchen, von den Pappeln umpflanzt. Ich kann gar nicht ſatt werden, mich über das ſchöne Grün zu freuen. Im Freien erträgt ſich auch jede Geſellſchaft beſſer. Adieu für jetzt!

Abends.

Dieſer Nachmittag iſt mir auch ſo verdorben worden, und ich wollte Ihnen Vieles noch ſagen; doch denke ich, haben Sie nicht viel dabei verloren; denn ich hätte doch nicht viel, was Sie intereſſiren könnte, ſagen können. — Ich habe letzt, da ich einige ruhige Stunden hatte, in Lamberts Briefen zu leſen angefangen und habe mich darüber gefreut. Ich denke mir ſo gern die große Natur, und ſo eine Lektüre gibt einem ſo Manches; es intereſſirt mich auch dabei, wie jeder ſich einen eigenen Plan macht. Nach vielen

gewagten Hypotheſen finden wir vielleicht endlich doch noch die Wahrheit; wer weiß aber, in wie vielerlei Geſtalten und Lagen wir erſt kommen müſſen, ehe wir ſie finden. Nun leben Sie wohl, lieber Freund! — Mir riechen eben die Veilchen ſo gut, die bei mir liegen, daß Sie auch einige haben müſſen. Nehmen Sie die Kinderchens der Flora (würde Knebel ſagen) freundlich auf! — Meine Mutter grüßt Sie; das Hofleben bekommt ihr. Sie iſt wohler und muntrer, als ſie voriges Jahr war. So ein thätiges Leben iſt ihr gut, dachte ich mir ſchon immer. Es muß ſo ſein, daß es Menſchen gibt, die an ſolche Beſchäftigungen ſich gewöhnen können, zum Wohl für's Allgemeine. Mir gab der Himmel nicht dieſe Fähigkeiten. Mich würde ſo etwas gar unglücklich machen! Adieu! Adieu!

Lotte.

144.

Weimar den 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar aus ſchreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. Wie oft habe ich mich in dieſen ſchönen Tagen zu Ihnen

verſetzt und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet! Auch Ihre erſte Partie im Gartenhaus beim Thee, wie gegenwärtig war ſie mir und wie viele ſchöne Erinnerungen brachte ſie mir zurück! Dieſer Sommer wird ganz anders werden, aber ſeinen ſchönſten Reiz für mich wird er doch von der Hoffnung erhalten, Sie zu ſehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir ſo wohlthätige Freundſchaft. Nächſte Woche reiſe ich ab, und mir däucht faſt, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher iſt es nun zwar nicht; aber die große Geiſtesleere, die nun im geſellſchaftlichen Zirkel um mich her entſteht, macht mir das Andenken an Sie deſto mehr zum Bedürfniß. Sie werden mir näher, weil Sie mir nothwendiger werden.

Sie erwarten Göcking! — unterdeſſen habe ich Bürger kennen lernen. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in ſeinem Aeußern und in ſeinem Umgang — aber ein gerader guter Menſch ſcheint er zu ſein. Der Charakter von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verläugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgang, und hier, wie dort, verliert er ſich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu ſein. Der Frühling ſeines Geiſtes iſt

vorüber und es iſt leider bekannt genug, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu Gefallen, miteinander einzugehen. Er ſoll darin beſtehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide, jeder in einer andern Versart, überſetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt. Bürger ſagt mir, daß er noch mehr Aufſätze im Manuſcript geleſen habe, die für die Götter Griechenlands gegen Stollberg Partei nehmen und noch gedruckt werden würden. Er macht ſich herzlich über Stollbergs Schwachſinnigkeit luſtig und kämpft für ſein gutes Herz, das Einzige, was ſich allenfalls noch retten läßt.

Noch ein Fremder iſt hier, aber ein unerträglicher, über den vielleicht Knebel ſchon geklagt hat, der Kapellmeiſter Reichardt aus Berlin. Er componirt Goethe's Claudine von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Einen impertinentern Menſchen findet man ſchwerlich. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe ſeine Bekanntſchaft ausſtehen müſſen. Wie ich höre, muß man ſehr gegen ihn mit Worten auf ſeiner Hut ſein.

Glauben Sie, daß H. v. Beulwitz ſich gerne mit einem ſo dicken Briefe beſchweren wird? Ich wünſchte gar ſehr, daß er meine Familie ſähe; er wird eine große Freude einlegen. Grüßen Sie ihn zum Abſchied recht

ſchön von mir; ich hoffe durch Sie öfters Nachrichten von ihm zu erfahren. Bitten Sie ihn ja ſehr, daß er mich Lavater zu Füßen lege, und mir einen Zipfel von ſeinem Rocke mitbringe.

Ich ſende Ihnen hier auch die Bücher, die ich mir von Bode habe zurückgeben laſſen, und lege den Aufſatz bei, den die chère mère mir aus Rudolſtadt mitgab. Für die Anthologie danke ich Ihnen recht ſehr. Ich laſſe einige Gedichte daraus abſchreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen mir's Apoll und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe!

Hier lege ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem ſo lateiniſchen Rocke erblicken. Uebrigens iſt es ein theurer Spaß, denn er koſtet mir 50 Rthlr.

Leben Sie recht wohl und der Himmel ſchenke Ihnen für dieſe ſchönen Frühlingstage eine recht heitere Laune!

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Weimar, ich will Ihnen noch vorher von Jena aus ſchreiben. Adieu! Adieu!

Schiller.

145.

A. den 6. Mai 1789, Abends.

Guten Abend, lieber Freund! Seit langer Zeit ſchreibe ich Ihnen wieder aus meiner kleinen Stube zum erſtenmale, es war immer kalt noch. Nun iſt's ſo ſchön; das erſte Grün hat eine ſo ſanfte Farbe; die Blüthen brechen hervor; es iſt wieder ſo als voriges Jahr, wo wir Sie des Abends erwarten konnten. Ich denke mir Sie nun in Jena; mir iſt es auch, als wären Sie näher bei uns; wir haben doch einen Fluß, und man kann weit hin in das Thal ſehen. Ich hoffe, die Natur ſoll Ihnen dort viel ſchöne Genüſſe geben; es iſt mir recht lieb, daß ich in Jena war, daß ich die Gegend kenne. Freitags waren wir mit der gewöhnlichen Geſellſchaft im Garten und ſiehe da — mein Onkel kam; er war mir nur halb recht; doch war er einmal da; aber es findet ſich doch immer auch etwas Gutes wieder. Sonnabend kam Becker mit ſeiner Frau und Schweſter. Die Frau iſt ein gutes Weſen, aber ganz ungebildet. Doch macht ſie auch keine Anſprüche, mehr ſcheinen zu wollen als ſie iſt, und iſt ſehr natürlich. Dies freute mich, und ſie liebt auch ihr Kind von ganzer Seele. Es gefiel mir, daß ſie in einer großen Menge von Menſchen doch nur mit ihrem Kinde lebte, ſich um die Andern gar nicht kümmerte.

Die Schweſter gefiel mir beſſer (es war aber nicht die, die bei Körners war). Sie kam mir anfänglich ganz unintereſſant vor, aber ſie weiß Manches und hat Gefühl für die Dinge. Sie kennt die Körner und ihre Schweſter ſehr gut und liebt ſie und hat mir Manches erzählt. Sonntag blieb Becker noch mit uns, aber nicht die Frauen, und es war mir lieb, denn es war der letzte Tag vor Beulwitzens Abreiſe; der Abſchied that mir weh; auch war er erſtaunend weich. Wenn erſt der Oheim weg iſt, dann werden wir recht friedlich leben, ganz einſam. Doch iſt er mir lieber jetzt als ſonſt, weil er doch nicht immer um uns ſein will und für ſich iſt. Die Urſache, warum er mir lieber iſt, iſt eben nicht zu ſeinem Vortheil und entſpringt nicht aus großer Zärtlichkeit für ihn, nicht wahr? — Ich habe letzt, als mein Brief an Sie fort war, recht lachen müſſen. Was werden Sie von meiner Verzweiflung über die Geſellſchaften denken? Aber ich war auch vorige Woche nicht des Morgens in Ruhe; und auch Nachmittags noch gar mich ſo herum zu treiben, kann mich wirklich in Verzweiflung bringen. Leben Sie wohl! Ich muß doch nun zum Onkel. Ich ſchreibe Ihnen auch unter Blitz und Donner. Ich freue mich auf Nachrichten von Ihnen. Dieſe Woche wird mir ſo lang, daß es mir war, als wäre es eine gar lange Zeit. Ich werde

mir noch eine Einſiedelei bauen. Ich bin der Welt recht müde! Adieu, Adieu

Schiller war am 11. Mai nach Jena überſiedelt. Am 26. Mai hielt er ſeine erſte Vorleſung, am 27ten die zweite, am 9. Juni die dritte. Nach Jena gingen nun Lottchens Briefe.

146.

Den 14ten.

Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief; er hat mir viel Freude gemacht, denn es iſt mir ein wohlthätiges Gefühl, meine Freunde froh zu wiſſen. Ich hoffe, es ſoll Ihnen wohl in Jena werden. Der Plan mit der Bohlin wäre freilich angenehm; auf lange könnte es nicht ſein, aber doch vielleicht einige Tage. Wir wollen ſehen, was die Zeit mit ſich bringt. Ich ſchreibe eheſtens an die Griesbach, die vielleicht auf Pfingſten herkommt. Sie weiß, daß wir die B. gern einmal bei uns hätten, die könnte ſie mitbringen. — Ich dächte, Sie könnten auch einmal zu uns kommen, lieber Freund! Wir ſind nun allein; der Onkel iſt fort. In manchen Momenten geht meine Menſchenfreundlichkeit ſo weit, daß es mir lieb iſt, den Onkel nur nicht mehr unter

einem Dache mit und zu wiſſen. Ich möchte doch nicht auf lange Zeit mit ihm exiſtiren.

[Schluß fehlt.]

147.

J. den 27. Mai 89, Abends.

Es iſt recht lange, daß wir nichts von Ihnen hörten, und wir ſind doch recht begierig zu hören, wie es Ihnen geht. Sie haben doch unſre Briefe erhalten? Ich bin recht wohl und freue mich unſrer ſchönen Gegend auf's neue, und fahre in der Welt herum. Vorige Woche war ich Ihnen zweimal zwei Stunden näher. Ich war in Ebelbach; es war Gleichen ſeine Hochzeit. Die Berge nach Jena hin lagen ſo freundlich vor mir, und ich wünſchte Ihnen einen frohen Tag.

Morgen fahre ich auch wieder auf's Land, aber auf einer andern Seite. Nun kann ich mich wieder freuen, denn mein Schnupfen hat mich verlaſſen; er lag wie eine düſtre Decke auf mir, und ich konnte der Welt nur halb genießen. Ich hatte auch wieder einſame Stunden, die mir wohl thaten, und mir die Welt wieder von einer andern Seite zeigten. Ich habe eigentlich die Menſchen nie lieber, als wenn ich allein bin und nicht unter ihnen ſein muß. — Ich kann nicht

mehr ſchreiben. Gute Nacht! Laſſen Sie bald von ſich hören. Werden Sie nicht zu ernſthaft und gelehrt in Ihren neuen Geſchäften, daß Ihnen Ihre ungelehrten Freunde nicht läſtig werden. Adieu. Adieu.

Lotte L.

148.

Jena den 30. Mai 1789.

Es iſt lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerſtreuungen und Geſchäfte, womit ich mich bis jetzt überladen ſah, machten mir alles ruhige Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorleſungen fiel gerade in dieſe Woche, und überraſchte mich faſt unbereitet, weil ich in den erſten Wochen meines Hierſeins die Zeit ſtündlich verſchwenden mußte. Die erſte Unruhe iſt jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben. Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen! Aber die Hoffnung, die Sie mir dazu geben, iſt ſo auf's Ungewiſſe hinausgerückt, und die Zeit, die Sie mir ſchenken wollen, ſo ſparſam zugemeſſen, daß Ihr vorletzter Brief mich nur halb fröhlich gemacht hat. Ich war gar nicht darauf gefaßt, in Ihrem Aufenthalt zu Lobeda Hinderniſſe zu ſehen, Alles ſchien mir ſo leicht thunlich; und nun ſoll ich mich mit

zwei Tagen begnügen. Was kann man einander in zwei Tagen sein? Bei Ihrer Durchreise kann ich ohnehin wenig darauf rechnen, Sie zu genießen, weil Sie nicht vermeiden können, die Griesbach zu besuchen, und wenn diese Sie erst in ihrer Gewalt hat, so ist es um meine beste Freude gethan, denn sowohl Sie beide als ich, sind mit dem Griesbachischen Hause zu gut bekannt, um uns dort nur mit uns zu beschäftigen. Wirklich! Ich mag gar nicht daran denken, wie sehr die Erfüllung gegen meine Hoffnungen absticht.

Mit dem Griesbachischen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich nicht ungern mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schützischen und Reinholdischen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen, und lasse mir schöne Sachen sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig, — doch das hab' ich mir vorher schon vermuthet. Ich war unterdessen auch auf einem Ball, wo ich allerlei Gesichter zu sehen kriegte. Eine Mlle. Z. war das hübscheste darunter, aber dabei auch das leerste und seelenloseste. Ich nahm meine Zuflucht zum Spielen.

Vor acht oder zehn Tagen war ich Ihnen auch um zwei Stunden näher, bei Rothenſtein, nach Kahla zu auf einem Berge, der eine herrliche Ausſicht über den Saalgrund bis zur Leuchtenburg eröffnet. Ich habe dabei lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung. Aber wie ungleich war Ihnen die Geſellſchaft, in der ich jetzt war! Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar oder ſonſt irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelaſſen habe. Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hauſe bin, und hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Beſuch von jungen Leuten oder Profeſſoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt dieſen Gedanken zurück und erneuert dieſes für mich neue Vergnügen.

In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den erſten Vorleſungen keinen Augenblick verlaſſen. Der Zulauf war groß, und dies vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat ſich gut gehalten, und den ganzen Hörſaal ausgefüllt, ohne mich zu ſehr anzuſtrengen. Ich leſe zwei Tage hintereinander und dann die Woche nicht mehr — wodurch ich fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unentbehrlich ſind. In Griesbachs Auditorium, wo ich leſe,

können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenster herausſehen, Dinſtag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr.

Für die Pfefferkuchen ſchönen Dank, ſie ſollen mir recht wohl ſchmecken. Schreiben Sie Beulwitz viele Grüße von mir, und empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Gleichen und ſeiner Frau überbringen Sie meinen freundlichen Glückwunſch. Kommt das neue Ehepaar einmal nach Jena, ſo will ich hoffen, daß ſie mich nicht übergehen. Adieu, Adieu! Ich ſchicke Ihnen hier etwas zu leſen, wenn Sie es noch nicht kennen. Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen. Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich lieb.

Schiller.

Die Bürgeriſchen Gedichte ſind zurückgeblieben. Ich ſoll ſie recenſiren und dazu brauche ich das Exemplar.

149.

N. den 3. Juni 89, Abends 8 Uhr.

Ich war recht froh, wieder etwas von Ihnen zu hören, l. Fr. Ihr Schweigen dünkte mir lange und ich fing beinahe an unruhig zu werden, weil ich fürchtete, es wäre Ihnen etwas begegnet. Es war gut, daß nur Ihre Geſchäfte die Schuld hatten; ich könnte mich

nicht leicht daran gewöhnen, ſo ganz und gar keine Nachrichten von Ihnen zu haben. Daß es Ihnen in der neuen Lage gefällt, freut mich ſehr. Sie können recht angenehm leben, und daß Sie auch noch Zeit zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten haben, iſt mir ſehr lieb; denn wer Sie nicht hören kann, verlöre ſonſt viel. Es machte mir einen rechten Spaß, Sie einmal leſen zu hören! Schreiben Sie nichts davon auf? Es wäre mir ſehr intereſſant, es zu leſen. — Daß Sie ſo viel Zuhörer haben, hatte mir geſtern ein Herr von Berg, der in Jena iſt, geſagt. — An ſo einem Platz, wie der Ihrige, kann man viel Gutes wirken und zumal durch die Geſchichte. Es bildet nichts mehr als dieſes Studium, und entwickelt ſo manche Kräfte in der Seele, die wir vielleicht nie in uns geſucht hätten. Ich leſe immer ſo gern, wie Cäſar auf einem ſeiner Feldzüge Alexanders Leben geleſen hat, und meinte, daß er noch ſo wenig in Vergleichung mit jenem gethan hätte; ich glaube gewiß, dieſer Zufall trug am mehrſten zu ſeiner Größe bei. Rathen Sie, was ich indeſſen geleſen? — Den Tom Jones, aber auf franzöſiſch; und nun gebe ich Ihnen völlig Recht, daß es ein intereſſanter Roman iſt, und viel Weltkenntniß des Verfaſſers vorausſetzt. Der Bode'ſche Geiſt, der mir immer nicht recht zukommt, ſah zuviel durch, als daß er mir das Buch nicht hätte verleiden ſollen. Der franzöſiſche Ueberſetzer fühlt

es wohl, daß er das Original nicht ganz erreichen kann und läßt die Stellen lieber ganz weg, als sie mit falschen Witzen zu geben. Ich konnte mich gar schwer wieder von dieser Lektüre trennen, wenn ich einmal darüber kam, so sehr hat es mich interessirt.

Jones Charakter ist erstaunend wahr, auch der der Sophie. — Sonst habe ich nicht viel gelesen, als Lamberts Briefe, die mir viel gegeben haben. Caroline und ich leben gar friedlich und angenehm zusammen. Beulwitz schreibt oft; in Stuttgart hat man sie gar nicht weglassen wollen. Der Herzog ist so freundlich gewesen, als ich mir ihn nie gedacht hätte. Caroline wird Ihnen sagen, wie sehr sich Ihr Vater gefreut hat, von Ihnen zu hören; er wünscht sehr, Sie einmal zu sehen; ich wollte, B. hätte etwas von Ihrer Mutter gesagt; ich glaube aber, er sah sie nicht; ich weiß mir sie nur noch dunkel zu erinnern; dazumal ahnete ich noch nicht, daß ein guter Genius Sie uns so nahe bringen würde; ich denke so gerne nach, wie das Schicksal mir meine Freunde zugeführt hat! — Man ruft; Adieu!

Freitag früh.

Guten Morgen! Was sagen Sie zu dem düstern Wetter? Doch ist's gut, daß es nicht voriges Jahr so anhaltend war, sonst hätten wir Ihre Gesellschaft entbehren müssen. Dieses Jahr mag es regnen; ich bleibe

da öfter zu Hauſe und dies iſt mir immer lieb. Ach, es wäre ſo freundlich, wenn der Plan mit Lobeda ausführbar wäre, und wir Ihres Umgangs recht genießen könnten, l. Fr. Auf lange, ſehe ich wohl, geht es nicht; aber doch auf einige Tage, hoffe ich. Ich möchte Ihnen gern die Freuden vergelten, die Sie uns vorigen Sommer gemacht haben. Führte nur der Himmel eine Tante oder ſo jemand in die dortige Gegend! Daß Sie oft bei Griesbachs ſind, iſt mir lieb. Kommen wir nach Jena, ſo denke ich doch, ſollen ſich Stunden finden, die wir ungeſtört zubringen können; ſie haben doch beide Geſchäfte, die ſie nicht immer verſchieben können. Da Sie einmal bekannt dort ſind, können Sie doch mit uns ſein. Ich habe den Griesbach ſo gern, er hat ſo eine gewiſſe Ruhe in ſich. — Heute ſind Briefe aus Zürich gekommen, und der eifrigſte Verfolger Lavaters iſt (o über den veränderlichen Sinn der Menſchen!) wieder ganz umgekehrt und ſchreibt von nichts als dem guten Eindrucke, den L. auf ihn gemacht hat. Dies wird Beulwitz noch oft von mir hören müſſen. Bereiten Sie ſich immer, mein l. Fr., die größten Lobreden auf Lavater wieder zu hören. — Der weibliche Charakter hat doch mehr Feſtigkeit wie man bei vielen Männern findet. Ich fühle wohl Lavaters Schwachheiten, aber er bleibt mir doch immer ſchätzbar, des übrigen vielen

Guten wegen, das er besitzt. Ich könnte ihn nie so herunter setzen, wie es B. that. Unsre Freunde in der Schweiz sind noch immer die alten, und es freut mich, wieder etwas von ihnen zu hören. Es fällt mir ein, daß ich gestern in einem Ihrer Briefe fand, daß Sie aus den Phönizierinnen einige Scenen übersetzt haben, besonders diese, wo Jocaste mit ihrem Sohn spricht. Wann wird dies einmal zum Vorschein kommen? Ich freue mich darauf. Die Künstler lese ich oft und habe Vieles schon daraus gelernt; und je tiefer ich die Schönheiten davon fühle, desto mehr freue ich mich darüber; möchte sie immer lesen.

Wenn Sie die Gedichte von Bürger einmal nicht mehr brauchen, so schicken Sie sie uns. Ich habe Bürgers Gedichte gern, besonders einige. — Also kennen Sie nun die Jenaischen Herren und Damen? Knebel schwärmt wohl in seinem Garten herum; und hören ihn nicht die Menschen, so spricht er wohl zu Blumen und Bäumen? Denn sprechen muß er. Ich möchte, Sie wären uns noch näher gekommen als zwei Stunden; ich möchte Sie lieber sehen, denn es dünkt mir gar lange, daß wir uns nicht sahen. Da Sie nur zwei Stunden die Woche lesen, und Sie haben einmal nicht gar zu nöthige Geschäfte, könnten Sie uns wohl besuchen.

Wolzogen ist viel um den Herzog gewesen. (Toutou

geht auf meinem Papier herum und hätte bald Alles verwischt.) Seine dortigen Freunde halten dies für ein gutes Zeichen. Er hat in Paris die Stelle eines Kammerherrn bei der Herzogin vertreten, und man glaubt, der Herzog werde sich seiner annehmen. Caroline wird Ihnen sagen, daß Wolzogen geschrieben hat. Ich habe recht lachen müssen. Er denkt sich oft gar nicht was Entfernung ist und was der Raum sei: denn er denkt sich Alles in Paris; er schreibt in seinem Briefe, wir sollten ihm doch heute noch schreiben. Wie es ihm geht, wie er lebt, das müssen wir errathen, davon sagt er kein Wort. Er liebt überhaupt die Details nicht.

Gleichen und seine Frau danken Ihnen für Ihr Andenken. Ich habe sie beide gar lieb, und es freut mich, sie hier zu wissen.

Sie sieht die Dinge so unbefangen an, und wird einem nie etwas mißdeuten. Leben Sie wohl, lieber Freund! Machen Sie nicht immer so lange Pausen mit Ihrem Briefwechsel als diesmal. Ich weiß immer so gern, was Sie machen, und Ihre Zeilen sind mir so lieb. Denken Sie unsrer oft. Adieu, Adieu!

Lotte L.

150.

Rudolſtadt den 3. Juni 1789.

Ihr langes Schweigen hat mich ſehr beunruhigt, und ich ſchuf mir tauſend Uebel auf die letzt, um es zu erklären. Ein Student, der Sie geſehen und gehört hatte, war mir eine gar glückliche Erſcheinung und befreite mich doch von der Sorge über Ihre Geſundheit. Es macht mich recht glücklich, daß Ihnen ſo wohl in Ihrer neuen Exiſtenz iſt, ich hoffte dieſes immer. Ihr näherer Zuſammenhang mit der lebendigen Welt um Sie her freut mich auch, zumal da Sie ſo viel Zeit zum Schreiben dabei behalten. Die jungen Leute nehmen in dieſer Lebensperiode meiſt eine Richtung, die ihnen bleibt, und wie Ihr Geiſt Intereſſe und Leben und Klarheit um ſich her verbreitet, ſo vermag's kein andrer. Es wird keins Ihrer Worte auf die Erde fallen, es müßte vor durchaus ſteinigten Seelen ſein; ich hoffe doch immer, daß dieſes die wenigſten ſind. Die Nachricht mit dem Fenſter iſt mir gar angenehm, ich freue mich ſehr, Sie daraus hören zu können.

Sagen Sie mir nichts mehr über den Plan mit **, lieber Freund, es ſchmerzt mich nur zu ſehr, daß es nicht ſo ſein kann, wie wir wünſchen. Wenn ich bedenke, welch ein Gewebe von Kleinigkeiten um unſer Leben geſchlungen iſt, und wie einen dieſes oft um die

edelſten Genüſſe bringt, ſo macht es mich ſehr unmuthig und uneins mit mir, und dies iſt mit unſerm weiblichen Leben ſo gar oft der Fall. Das für dieſen Moment reellſte Hinderniß hierbei iſt, daß meine Mutter dieſe Reiſe nicht gern ſehen würde, und daß Lottchen noch zu ſehr von ihr abhängt, um etwas ohne ihre Zufriedenheit zu thun. Verzeihung für die langweiligen Details, aber ich kann's nicht tragen, daß ein Schatten von Schlafheit oder von Trägheit auf meine Freundſchaft für Sie geworfen ſei, mein Herz und alles was Sie ihm ſind, muß klar vor Ihnen ſtehen. Unſer enggebundenes Frauendaſein iſt Schuld, daß ich Worte brauche für dieſe Gefühle, die an ſich zu heilig dazu ſind; wär' ich ein Mann, ſo ſollten Sie meinen Umgang nicht vergebens wünſchen, wär' es Ihnen auch gefällig in Nova Zembla oder an den Mondsbergen zu wohnen. Knüpfen Sie indeß immer ein freundliches Vernehmen mit der Frau Bürgermeiſterin für uns an; die Zeit, die wir auf unſerer Durchreiſe in Jena zubringen können, würden wir immer am beſten bei ihr zubringen, ſie wird uns vielleicht auch beſuchen. Ihre Verbindung mit Griesbachs freut mich auch, wir werden Sie doch immer ſehen können, wenn wir auch Griesbachs beſuchen müſſen, wenn auch nicht frei ſprechen. Wir wollen ſchon noch beſſer ausdenken, wie wir Sie für die kurze Zeit recht

genießen können, und mit uns philosophiren; um daß uns der nahe Abschied nicht wieder so drückt und die Gegenwart raubt, wie den letzten Tag unsres Zusammenseins. Können Sie uns das nicht lehren, Herr Professor der Philosophie?

Ich habe Ihnen gar viel zu sagen von Beulwitz, er hat Ihre Familie recht wohl gefunden, Ihr Vater hat sich sehr gefreut, so viel von Ihnen und Ihrem Aufenthalt bei uns zu hören, Ihr jetziges Leben in Jena freut ihn sehr; auch soll ich Ihnen viel Grüße sagen von einem Obristen Rali oder Rahn, ich habe den Namen nicht lesen können. Heut hab' ich einen Brief aus Zürich erhalten, im lauten Enthusiasmus über Lavater, zweifeln Sie nun noch mehr an der Zauberkraft unsres Propheten. Lavater soll sich im Aeußern in den sechs Jahren geändert haben, und Spuren des Unmuths sollen auf seinem Gesichte liegen, man hat es ihm auch darnach gemacht; er bleibt mir immer ein sehr merkwürdiger Mensch. Wolzogen hat mir auch geschrieben, und behauptet noch immer keinen Brief von mir erhalten zu haben, es thut mir recht leid und ich begreife es nicht. Wissen Sie die Adresse von seinem Freund Müller in Stuttgart, so schicken Sie mir sie doch, ich will ihm durch diesen schreiben. [Schluß fehlt.]

[Caroline B.]

151.

Jena, 15. Juni 89.

Nur mit zwei Worten kann ich Sie grüßen, und Ihnen sagen, daß blos ein fataler Schnupfen, der mich noch peinigt, mich verhindert hat, Sie diese Woche selbst zu sehen, wie ich mir vorgenommen hatte. Ob es nächste Woche nun geschehen kann, weiß ich nicht, ich hoffe es aber doch möglich zu machen. Auf den nächsten Botentag kann ich's Ihnen bestimmen.

Wie sehnlich verlangt mich, Sie wieder zu sehen! und wie wenig ist dieses Sehen, da ich es so bald wieder aufgeben muß. In Ihrem (Carolinens) Brief war mir etwas nicht so recht erklärbar. Ich muß mich mündlich mit Ihnen darüber berichtigen. Körner wird auf den Anfang des Augusts wohl hierher und nach Weimar kommen. Adieu, Adieu! Ich grüße Sie hunderttausendmal. Ewig der Ihrige.

Schiller.

Der in dem vorigen, an beide Schwestern gerichteten Briefe angekündigte Besuch erfolgte bald darauf. Nach seiner Abreise von Rudolstadt schrieb ihm Lottchen:

152.

R. den 21ten Juni 89.

Ich hoffe, Sie ſind glücklich nach Jena gekommen, lieber Freund, und haben nicht viel von der entſetzlichen Hitze gelitten? Es wäre mir ſonſt leid, wenn Sie ſo übel für die Freude, die uns Ihre Erſcheinung gab, belohnt würden. Vielen, vielen Dank für Ihren Beſuch. Die Ausſicht, daß wir uns bald wieder ſehen, iſt mir ſehr erfreulich. Der Gedanke, wie ſehr Sie uns fehlen, würde mich ſonſt noch mehr betrüben. Das Schickſal will es uns doch wohl machen, und uns öfter zuſammen bringen, als wir anfänglich dachten dieſen Sommer. Adieu, Adieu! Behalten Sie mich in Ihrem Andenken und ſein Sie von dem meinigen überzeugt.

Lotte.

153.

Jena den 22. Juni 89.

Ich bin glücklich und noch zu rechter Zeit hier angekommen, und eine gute glückliche Laune hat mir die Zeit, die ich über meinen Termin bei Ihnen hingebracht habe, vollkommen erſetzt, ſo daß ich durch das Vergnügen, Sie länger zu genießen, meinen Geſchäften

nichts entzogen habe. Haben Sie Dank, herzlichen Dank für beides, denn Sie haben mich in einer so glücklichen Stimmung zurückgeschickt.

Eben komme ich von einem gewaltigen Tractament, das die Frau mit dem Lorbeerkranz einer Gesellschaft von 24 Personen heut gegeben hat. Die alte Excellenz des Herrn von Kalb habe ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal kennen lernen, und sie gefunden — wie ich mir sie dachte. Mit dem verlorenen Proceß der Fr. v. K. scheint es zum Glück keinen Grund zu haben; wenigstens sagt mir Bertuch, der mit bei der Sache zu thun hat, daß nichts zu fürchten sei. Ich gehe künftigen Sonntag selbst nach Weimar und werde dort das Nähere erfahren.

Körner hat geschrieben, und mir seine Hieherkunft als positiv angekündigt. Er wird nach Weimar blos eine Excursion machen, und die meiste Zeit in Jena zubringen. Er wohnt bei mir. Von unserm Plan werde ich ihm nächster Tage schreiben.

Die versprochenen Bücher erhalten Sie mit dem nächsten Botentag. Heute habe ich weder Gelegenheit noch Zeit, sie herbeizuschaffen. Seien Sie herzlich gegrüßt, und grüßen Sie die liebe Mama auf dem Berge. Adieu!

Schiller.

154.

N. den 27ten Juni 89, Abends.

Wie geht es Ihnen, mein lieber Freund! Ich sage Ihnen heute noch einen guten Abend, denn morgen möchte ich die Zeit nicht haben, da wir die bekränzte Dame erwarten; sie kommt morgen gegen Abend. Daß Sie wohl und heiter in Jena angekommen sind, war mir lieb zu hören. Möchten Sie immer heiter sein! Es ist etwas Gutes um eine helle Seele, und sie läßt uns der schönen Welt so recht genießen. — Mir war es die Tage nicht so; doch hat mich gestern ein einsamer Abend wieder heller gestimmt, und heute fand ich mich selbst wieder.

Ich schreibe zuweilen die Empfindungen meiner Seele nieder, seit einigen Jahren. Von ungefähr fand ich heute diese Blätter und sie gaben mir Anlaß zu manchen Beobachtungen; seit einem Jahre waren sie mir ganz fremd geworden; ich schrieb nichts auf, und da überraschte es mich angenehm, den Gang meiner Ideen von sonst wieder zu finden.

Ueber Pf. Stolz habe ich zuweilen lachen müssen; er meint es recht gut, denke ich wohl, aber wie er seine jüdischen Begriffe von Religion mit denen der Griechen vergleicht; wie er ihnen Ideen zulegt, an die sie nicht dachten, ist mir gar lustig. Daß er Christus

zum Bacchus machen will und Sie, lieber Freund, zum Nathanael! Wie er es meint, thäte er Ihnen wohl Unrecht, nicht wahr? Der Ausfall von Stollberg iſt gar klein, und — ich weiß gar keinen Ausdruck dafür zu finden über das, was er am Ende von Ihnen anführt. Sie müſſen ſich die Freude machen und noch lange ſchweigen und gegen keinen ſich erklären, um zu ſehen, was die Menſchen alle noch zu Markte bringen werden; ich bin gar begierig, was noch Alles zum Vorſchein kommen wird. — Ich habe Leſſings Briefwechſel mit ſeiner Frau auch geleſen und er hat mir viel Freude gemacht. Leſſings Geiſt iſt mir ſehr intereſſant und iſt es mir noch mehr geworden. Er hat ſo eine gewiſſe Feinheit gegen ſeine Frau. Auch ihre Briefe haben mir gefallen; ſie muß erſtaunend viel Thätigkeit gehabt haben und vielen Verſtand. Ich möchte mit jemanden über die beiden Menſchen ſprechen, der ſie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören. — Nun heute gute Nacht, lieber Freund. Denken Sie meiner oft!

Sonntag gegen 5.

Noch iſt unſer Beſuch nicht da, und ich ſage Ihnen noch ein Wort! Heute vorm Jahre hätte ich ſorgfältiger nach dem Himmel geſehen, als eben heute; der freundliche Sonnenblick hätte Sie angetrieben, die Arbeit zu verlaſſen und zu uns zu gehen. Ich möchte wohl, Sie kämen heute ſtatt jenes Beſuchs! — Dieſen Morgen

sind Briefe aus der Schweiz gekommen; Beulwitz schrieb von Bern aus. Sie sind dort eben so bekannt als bei uns, und sie haben sich dort über Ihre Niederländische Geschichte sehr gefreut. — Meine lieben Schweizer sind nun doch wohl nicht so eingeschränkt und leer, wie Knebel sagt, daß sie nicht das Schöne kennen und schätzen sollten, und das Vortreffliche nicht richtig beurtheilen könnten. Ich habe das Land doch immer recht lieb und möchte wohl die schönen Berge wiedersehen. Ich bin über die Fabeln von Lafontaine gerathen und freue mich über seine Einfachheit und Natur. Man sollte solche Bücher nicht Kinder lesen lassen, die das eigentliche Schöne darin nie finden werden, und dann gefällt es selten. Ich las sie sonst auch, aber damals waren sie mir verhaßt, weil ich sie nicht verstand. Ich finde immer mehr noch, mit wie vielen Vorurtheilen und irrigen Begriffen man sonst erzogen wurde. — Adieu jetzt. Sein Sie herzlich gegrüßt. Eben fällt mir ein, daß Sie heute in W. sind. Unsere Saale und schönen Wiesen werden Ihnen doch mehr gefallen, als die öde Gegend um W., nicht wahr? Es macht mir Freude, die Saale zu sehen, weil ich denke, sie fließt nach Jena.

Montags.

Adieu! Seyn Sie wohl und denken meiner.

L.

155.

Montag den 6ten Juli 89.

Ich denke doch, Sie ſind wohl, mein lieber Freund, und genießen der ſchönen Tage. Ich möchte wohl, Sie wären mit uns und ergötzten ſich an den ſchönen Gerüchen der Lilien, die unſern Garten faſt bedecken. Ich fange wieder an, der Natur zu genießen, und wäre noch froher, wenn ich nicht ſo viel zu thun hätte. Der leidige Putz nimmt mir manchen ſchönen Augenblick, den ich beſſer genießen könnte. Unſer Beſuch iſt vergnügt, denke ich, über uns von uns geſchieden; ich habe viel reden und viel hören müſſen. Es ſpannt einen doch ſo ab, immer ſo umgeben zu ſein, und zumal wo man ſich doch nicht darf ganz gehen laſſen. — Die Einſamkeit iſt mir immer das Beſte im Leben, das heißt, ſtatt immer unter Geſellſchaft zu ſein. Sie wiſſen wohl noch, daß ich einen verſchiedenen Sinn auf dies Wort lege! — Was ich Ihnen zuerſt ſagen wollte, iſt, daß wir Freitag nach Jena kommen und ich mich herzlich freue Sie zu ſehen. Wir konnten's nicht abwenden, das angebotene Logis anzunehmen, aber ich hoffe doch, wir ſollen Sie viel ſehen. Lange können wir uns ohnedem jetzt nicht aufhalten, und dies iſt eine Freude, die wir für den Rückweg aufbehalten; dann ſind wir nicht gebunden. Wir kommen Freitags

Nachmittag an, den halben Tag ſind wir da doch zuſammen und einen Theil des folgenden. — Die Griesbach hat verſprochen, die Bohlen ſollte in Jena ſein (ſagt mir eben Caroline); da gingen wir, wenn wir wieder kämen, zu ihr und könnten uns vielleicht einen Tag aufhalten. Die Bekanntſchaft ſoll angeknüpft werden. Wenn es nicht zu warm iſt, wäre es gar ſchön, wenn wir Sie an dem ſchönen Weg, nahe bei Jena, fänden. Es ſind ſo hohe Erlen an der Saale und der Wagen muß da vorbei. Ich freue mich auf die Reiſe und zumal wenn wir auch Körners Bekanntſchaft machten, wie ich hoffe. Vieles habe ich nicht vorgenommen, ſeit ich ſchrieb, das Sie intereſſiren könnte. Ich wünſchte etwas von Ihnen zu wiſſen, vielleicht bringt der Bote Briefe mit. Wir gehen nicht über Lobeda, ſondern am andern Ufer der Saale weg, daß wir Sie nicht verfehlen. Sein Sie ſo gut, dieſen Brief zu beſorgen. Adieu! Adieu!

Lotte.

156.

Burgörner den 13ten Juli 89, früh.

Guten Morgen, lieber Freund! Ich muß Ihnen hier ein Wort ſagen, daß Sie ſehen, daß ich Ihrer denke; und dann ſollen Sie auch unſre Wohnung in

Lauchstädt wissen, denn ich möchte herzlich gern bald von Ihnen hören. Ich wollte in Jena so vieles von Ihnen hören und wissen, und da nun das böse Schicksal es nicht so wollte, habe ich so wenig mit Ihnen reden können. Ich darf nicht daran denken, wie die Freude, in Jena Sie recht viel zu sehen, vereitelt worden ist; es war ein fataler Zufall und den unheimlichen Abend werde ich so leicht nicht vergessen. Sie sind doch wieder glücklich zurückgekommen? Ich wollte, Sie hätten den Weg nach Naumburg mit uns machen können. Die Gegend ist wunderschön und malerisch; sie hat mich angenehm überrascht; sie ist recht Schweizerisch. Gestern aber hatten wir den übelsten Weg, die häßlichste Gegend, die man nur sehen kann. Ich las, so viel es sich der Stöße wegen thun ließ, in Bürgers Gedichten. Das Gedicht an seine Frau hat viel Schönes; ich habe Bürger nicht zugetraut, daß er so etwas machen könnte. Die Sprache ist, dünkt mir, schön und es herrscht viel Wohlklang darin. Außer dem Gedicht an Molly, wo auch viel Wärme ist und mitunter auch Schönes, gefällt mir das an die Hoffnung. Einige von Bürgers Balladen habe ich auch gern. — Gestern Abend sind wir hier angekommen. La Roche, den Sie kennen, ist hier und ein Herr von Humboldt, der auch schon vorigen Winter bei uns war. Die andern sind alle im Garten; mir thut die Einsamkeit so wohl und ich unterhalte mich

ſo gern mit Ihnen; ich möchte wohl, Sie hätten ſo viele Zeit wie ich und ſchrieben recht oft. Briefe ſind doch viel werth, wenn man ſich nicht ſehen kann; ſie ſind doch ein Zeichen des Andenkens; ich zweifle nicht gern an dem Andenken meiner Freunde, und glaube gern, daß, auch ohne es zu ſagen, mein Bild in ihrer Seele bleibt, ſo wie das ihre in der meinigen lebt; aber ich laſſe mich doch auch gern durch Briefe davon überzeugen. Morgen gehen wir nach Lauchſtädt und werden bei einem Tiſchler Küchler wohnen; dies müſſen Sie alſo auf den Brief ſchreiben. Ich freue mich, mit der Dachröden einige Zeit zu leben; ſie iſt mir lieb, und es ſoll ihr, denke ich, wohl thun, einmal ungeſtört leben zu können; Alles was ſie umgibt iſt gar unleidlich. Und auch die Gegend hier ſtimmt die Seele zur Traurigkeit; ich könnte nur hier gern wohnen, wenn das Schickſal mir Alles geraubt hätte und auch mein Herz nicht empfänglich mehr für die Natur wäre, ſo ein ganz leeres, todähnliches Leben könnte ich hier führen; aber ſonſt wäre es mir ein großes Unglück, immer dieſe rothen, kahlen Berge zu ſehen; ärmliche Strohhütten ſind hin und wieder zerſtreut; vor dem Fenſter, wo ich ſchreibe, ſtehen hohe Linden, ſchön von der Sonne beleuchtet und der Wind ſpielt in ihren Wipfeln. Dies iſt noch der einzige Gegenſtand, der Leben in der Natur ahnen läßt. — Adieu

für heute. Der Brief soll, denke ich, morgen von L. abgehen. Denken Sie oft an die Reisenden!

Nachts 10 Uhr.

Leben Sie wohl und schreiben bald und behalten uns lieb.

157.

Lauchstädt den 17ten Juli 1789, gegen 11 Uhr.

Was werden Sie, lieber Freund, von uns denken, daß wir Ihnen so spät unsre Adresse schicken? Aber ein fataler Zufall raubt uns die Freude, auch bald Nachrichten von Ihnen zu erhalten. Wir schrieben Ihnen von Burgörner aus, und sagten Ihnen unsre Wohnung, und gaben den Brief hier den ersten Abend unsrer Ankunft auf die Post; denken Sie nur, wie mir war, als ich heute in den Saal kam, und an der Thüre eine Anzeige fand, daß das Felleisen von hier nach Merseburg verloren worden und die Briefe darin, die am 15ten von der Post abgegangen wären; die Aufschrift war angezeigt und ich fand den Brief an Sie darauf. Werden Sie denken, daß wir nicht an Sie dachten und doch der Griesbach und Knebel schrieben? Denn diese Briefe kommen wahrscheinlich diese Woche an. Nicht wahr, Sie glauben nicht, und wollen es nie glauben,

daß wir Ihnen gerade zuletzt ein Wort sagen könnten und die andern Correspondenten vorziehen? Es ist mir gar ärgerlich. Ich trug mich mit der angenehmen Erwartung, bald von Ihnen zu hören, und sagte Ihnen so manches von Burgörner, und nun, wer weiß, wo der arme Brief nun liegt, welche Welle ihn verschlang! Diese Reise raubt mir viele meiner besten Freuden. Das unglückliche Schicksal in Jena, und nun der verlorne Brief! — Sie können kaum glauben, wie mir den Abend in Jena war. Wenn ich Ihnen je Unrecht gethan hätte, und mich an Ihnen versündigt, so wäre dieser Abend eine Vergeltung des strafenden Himmels gewesen und ich hätte gewiß für alle Sünden gebüßt. — Doch zu meiner Reise. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Bei Dachröden's ging es uns gar wohl. Meine Freundin ist eine gute, liebe Seele, mir innig lieb, wie es mir wenige sind. Die Gesellschaft war artig. La Roche, den Sie kennen, und ein Herr von Humboldt waren dort, die beide artig sind. — Die Gegend ist traurig (im verunglückten Briefe habe ich eine poetische Beschreibung davon gemacht). Sie könnte mir nur alsdann gefallen, wenn das Schicksal mir Alles, was mir lieb wäre, raubte, und auch das Herz für die Freude der Natur verschlossen wäre. Man könnte da wie eine abgeschiedene Seele leben und nichts vom Leben ahnen. Wie schön hingegen ist die Natur bei Lamburg und

auf dem Wege bis dahin. Denken Sie meiner, lieber Freund, wenn Sie an die alten Mauern kommen bei Kamburg, und in das ſchöne Saalthal blicken. Dieſer Platz iſt mir beſonders lieb. Ich wollte, Sie hätten den Weg dahin mit uns machen können. Hier haben wir noch ganz einſam gelebt und heute erſt uns unter die große Welt gewagt. Wir werden ſie nicht viel ſehen, hoffe ich. Wir ſind ſo glücklich für uns. Caroline D. iſt, als wäre ſie immer mit uns geweſen; unſer Geſchmack und unſer Weſen ſind ſich immer gleich. Ich freue mich, wenn Sie ſie ſehen. Nicht wahr, Sie kommen? Wir wollen Sie auch einen ſchönen Weg führen, der uns ſo lieb iſt. Dicht an unſerm Haus iſt eine Wieſe mit Bäumen, ein einſamer Weg ganz unbeſucht, denn die chriſtliche Welt findet ihn unrein; es iſt der Platz wo Gerippe und Knochen hingeworfen werden. Wir haben ſchon oft darüber gelacht, daß uns dieſe Knochen lieber ſind, als die Geſellſchaften. Ach, man braucht die Menſchen ſo wenig! Wunderbar muß es den eleganten Leuten wohl ſcheinen, wenn ſie hören, daß wir den Anblick eines Kinnbackens, eines Schädels, und gar nicht einmal von Menſchen, ſondern von Thieren, ihren geſchmückten (aber vielleicht eben ſo leeren) Schädeln vorziehn. Die Menſchen hier kommen mir gar zu einfältig vor, und ich könnte Jahrelang unter ihnen herum gehen, ohne daß eine Saite meines Herzens

gefällig mit den ihrigen zuſammen ſtimmte; ich finde mich aber ganz glücklich. Wäre erſt mein Brief bei Ihnen und ich könnte ſicher auf eine Antwort zählen, wäre es mir gar ſehr wohl! — Gute Nacht, lieber Freund. Alles iſt ſchon zur Ruhe um mich; die Weisheit ermüdet nicht; aber doch muß ich ſchließen, denn ich ſoll morgen früh baden. Gute Nacht alſo! Ich ſehne mich, von Ihnen zu hören!

Den 18ten früh.

Guten Morgen! Ich habe ſchon viel vorgenommen heute früh; das Bad ſcheint mir ganz wohl zu bekommen; aber Luft und Erde ſind heute nicht freundlich; ſo kalt, ſo feucht, und ich kann mir die gehörige Bewegung nicht machen, ſonſt würde es mir doch leichter ſein. — Unſer Weg nach Eisleben war gar traurig; ſo öde kahle Berge, und ſo viel Moraſt. So viel, wie es die Stöße erlaubten, laſen wir in Bürger. Ich habe ſeiner Sprache nicht ſo viel Kraft zugetraut, wie ich in dem Lied an die Einzige fand; ſie iſt ſehr wohlklingend, und eine Wärme darin, die hinreißt; es hat viele ſchöne Stellen. Und man fühlt, daß er dieſe Empfindungen wirklich hatte, da er's hinſchrieb. In dem Gedicht an Molly ſind auch ſchöne Stellen und es hat mir gefallen. Seine Balladen haben mich gefreut; Leonore habe ich auch gar gern und leſe ſie oft wieder. Bürger hat doch viele Vorzüge in Vergleichung

mit den Dichtern seiner Zeit, die mit ihm zugleich sich hervor thaten, Göckingk zum Beispiel; auch hat er mehr Einfaches und wahres Gefühl als Stolberg.

Haben Sie die Memoires der Lamothe gelesen indessen? Sonst sollen Sie sie hier finden. Geheimerath Barkhausen von Halle war bei uns und hat versprochen, sie der Dachröden zu schicken. Die Weimarische Truppe ist hier; aber es soll an Dekorationen und an der Kleidung sehr fehlen, und Viele sind sehr unzufrieden damit. Wenn sie Cabale und Liebe geben, gehe ich doch hinein; ich habe es nur gelesen; auch wünschte ich, Fiesko zu sehen; ich besinne mich seiner nur dunkel; gut werden sie ihn nicht geben, aber ich erwarte es auch nicht, sondern freue mich nur des Stückes selbst wegen. Hat Körner wieder geschrieben? Ich möchte, sein Weg führte ihn über Lauchstädt, denn es ist doch noch ungewiß, wie lange wir bleiben, und wie Carolinen das Bad bekommt. Kommt er nicht unter vier Wochen, so vor dem 10ten oder 17ten, so könnten wir doch vielleicht die Reise mit einander machen. Es wäre schön! Aber ich will mich auf nichts im voraus freuen, denn es können so viele Zufälle die schönen Pläne zerstören. Ehe Sie wieder zurück sind, kommen wir gewiß auch nicht durch Jena. Aber ich spreche von Dingen, die sich alle ausweisen werden, wenn Sie herkommen. Ein Umweg ist es gar nicht, wenn Sie über Merseburg müssen.

Wenn es alſo Ihre Geſchäfte erlauben, denke ich wohl, daß Sie kommen. Ich möchte nun, dieſer Brief käme bald zu Ihnen und wir hörten, was Sie machen. Unſre Adreſſe iſt: beim Tiſchler Küchler abzugeben. Ohne den fatalen Zufall könnten wir wohl morgen Briefe haben! Leben Sie wohl! Ich muß meiner Mutter noch ſchreiben. Denken Sie meiner zuweilen.

L.

Caroline D. grüßt Sie; ſie freut ſich, Sie zu ſehen. Adieu! Adieu!

158.

[An Caroline.]

Jena den 24. Juli 89.

Es wird uns, ſeitdem Sie in Lauchſtädt ſind, ſo ſchwer gemacht, Nachricht von einander zu bekommen, als wenn Sie an's Ende der Welt gereiſt wären. Auch ich muß einen Poſttag ſpäter ſchreiben als mir lieb iſt, weil Ihr Brief zu ſpät in meine Hände kam. Zum Glück bekam der Lorbeerkranz den ſeinigen noch ſpäter — ſonſt weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Doch nein — ſo ungeduldig ich auch Ihrem nächſten Briefe entgegenſah, ſo wenig muthete ich Ihnen zu, mir

so bald zu schreiben, weil ich weiß, daß man der Bequemlichkeit immer einige Tage gönnen muß, sich von einer Strapaze zu erholen. Sie haben also meine Hoffnungen weit, weit übertroffen — und ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihr liebes Andenken recht schön genug danken soll.

Das Bild, das Sie mir von Ihrer Freundin und Ihrem Beieinandersein geben, könnte mich fast eifersüchtig und neidisch machen, wenn Sie mich nicht auch abwesend darin aufgenommen hätten. Die Gewißheit, daß ich Ihnen nahe bin, daß Sie in Ihren schönen Stunden sich meiner gern erinnern, dieser Gedanke ist mir sehr viel, sehr viel werth — aber leider ist dieser Gedanke allein auch alles, was ich wirklich mein nennen kann. Mein Bild in Ihrer Seele ist doch immer nicht ich selbst, und während dem, daß mein Schatten unter Ihnen wandelt, muß ich selbst hier in Jena ein desto elenderes Leben führen. Je lebendiger Sie vor meiner Phantasie dastehen, desto mehr erschöpft sich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geschöpfe, desto weniger kann ich mich mit meiner Einsamkeit aussöhnen. In der That — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht. Sie wissen, glaube ich, oder Sie

wiſſen es nicht, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückſeligkeit ſo nothwendig iſt. Meine ſchönſten Stunden danke ich doch Ihrem Geſchlecht — wenn ich beſonders noch die Muſen dazu rechne, die nicht umſonſt Frauenzimmer ſind. Selbſt die Venus Urania iſt ja ein Weib, und ihre irdiſchen Töchter ſind da, uns bei ihr einzuführen. Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlaſſen, denn die grimmigen Geſichter der Gelehrten verſcheuchen alles, was Freiheit und Freude athmet. Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie, mich wieder zum Menſchen zu machen; zum Dichter — das iſt vorbei. Uebrigens tröſtet mich das, daß Sie doch etwas von mir haben und leſen können, was aus einer glücklichern Epoche meines Geiſtes ſich herſchreibt. Es ſind Funken der Glut, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloſchen ſind, da Ihr Athem ſie nicht mehr belebt. Wie glücklich wollte ich ſein, wenn die ſchönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie ſchreiben. Aber wie? Wie ſollen ſie in Erfüllung gehen, ſo lange die armſeligſten Nichtigkeiten in einer gewiſſen Wage mehr gelten als die entſchiedenſte Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen ſo ſonderbar unter uns vertheilt, warum ſpannte er gerade das muthigſte Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas ſchreibe, was verſtändlich iſt; aber

ich verſtehe mich recht gut. Könnte ich gewiſſe Verhältniſſe umkehren, ſo wäre der heroiſche Muth, den ich habe, an ſeiner rechten Stelle. So aber habe ich ihn nur zu meiner eigenen Peinigung und kann ihn niemand anderm mittheilen.

Bei allem unſerm gerühmten Freiheitsſinn ſind wir doch wahrlich nur Sclaven und Opfer der Umſtände und der Meinung. Was für klägliche Rückſichten waren es, die mir ſchon einigemale die Freude verdorben haben, mich in Ihrem Umgange zu genießen. Sie verweiſen mich an die Zukunft. Wie viel größere Opfer müßten da gebracht werden können!

Aber ich vergeſſe mich. Ihr Brief machte vieles in mir lebendig, und meine Einbildungskraft ſetzte da fort, wo Sie abgebrochen haben. Habe ich etwas Verwirrtes geſchrieben, ſo zerreißen und ignoriren Sie dieſen Brief. Ich war in einer ſonderbaren Stimmung, und dieſe möge mich bei Ihnen entſchuldigen.

Ich kann Ihnen noch nicht ſchreiben, ob ich über Lauchſtädt kommen werde. Es hat ſich mir jemand von hier auf dieſe Reiſe aufgehängt, den ich nicht geradewegs von mir weiſen konnte. Werde ich dieſe Perſon los, wie ich mich auf alle Art bemühe und bemühen werde, ſo bin ich den 1ten oder 2ten Abends nach fünf wohl in Lauchſtädt. Auf den 7ten, denke ich, werden Körners von Leipzig nach Jena abreiſen; können Sie alsdann durchaus

noch nicht mitreiſen, ſo kommen Sie doch gewiß noch zeitig genug hier durch, um uns in Jena zu treffen.

Leben Sie recht wohl. Machen Sie doch, daß ich eine Antwort auf dieſen Brief noch vor meiner Abreiſe von Jena finde. Ich reiſe am Donnerſtag weg. Adieu! Adieu!

S.

159.

Jena den 24. Juli 89.

Beinahe möchte ich mich des Zufalls freuen, der Ihren erſten Brief an mich — den ich nunmehr auch habe — verſpätet hat, weil er Ihnen Gelegenheit gab, mich auf's neue von Ihrer Freundſchaft zu überzeugen, die ich zwar nie bezweifeln, aber auch nicht zuviel beſtätigt hören kann. Schade nur, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, Ihnen meinen feſten Glauben daran zu zeigen, da Ihr Brief an die Griesbach (vielleicht weil er an Knebel eingeſchloſſen war und alſo nach Weimar geſchickt wurde) ſpäter, als der an mich, eingetroffen iſt. Wie ſehr danke ich es Ihnen, meine liebſte Freundin, daß Sie meiner gedacht haben, und daß Sie mir Beweiſe davon gegeben haben. In Gedanken uns nahe ſein zu dürfen, iſt ja beinahe Alles,

was das Schickſal uns zu gönnen ſcheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum, und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen ſo viel ſagen wollen als damals, und nie habe ich Ihnen weniger geſagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft iſt mir dieſes ſchon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum ſollte man es denken, daß oft auch die übereinſtimmendſten Menſchen — die einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen und ſo lebendig in einander leben — wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben. So nah und doch ſo fern! —

Ihre Empfindungen an dieſem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünſchte, ſie wären ein Abdruck davon geweſen; ſo hätten Sie mich ohne Worte verſtanden, und alle die Menſchen und menſchenähnlichen Weſen um uns her hätten unſere Sprache nicht geſtört. Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene, worin ſie ſtand, weggelaſſen habe. Dieſe Stelle drückt am beſten aus, was ich hier meine.

Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.

Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann haſt du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären!

Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geſchöpf ſein, wenn Sie dem Bilde gleicht, das ich mir nach Ihrer und Ihrer Schweſter Beſchreibung von ihr gemacht habe. Ich wäre ſehr begierig, ſie zu ſehen, und zu beobachten, wie ſich Ihre drei Charaktere in einander miſchen. Aber ich fürchte, ich würde ein ſchlechter Beobachter ſein — ich würde lieber daran Antheil nehmen. Was für ein ſchönes Leben, wenn dieſes Lauchſtädt eine von den glücklichen Inſeln in der Fabel wäre, jedem andern Menſchen, als den wir alsdann noch vermißten, unzugänglich!

Sie glauben es nicht, liebſte Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieſes freundloſe Daſein hier fortzuſetzen — und blos allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin wie einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung, und durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.

Aber warum schreibe ich Ihnen solche Dinge? Ich denke hier nur an mich selbst, und sollte mich Ihrer angenehmen Existenz in L. vielmehr freuen. Denken Sie noch ferner an mich, wenn Sie vergnügt in Ihrem kleinen Zirkel sind. Ich werde mich oft unter Sie versetzen.

Daß ich noch nicht bestimmen kann, ob ich Sie in Lauchstädt sehe, wird Ihnen Caroline sagen. Aber ich werde thun, was möglich ist, um diese Hinderung zu entfernen. Auf jeden Fall kann Ihre Zurückkunft über Jena mit der Anwesenheit meiner Freunde zusammentreffen. Auch Frau von Kalb wird vermuthlich alsdann hier seyn. Sie wünscht sehr, Sie und Ihre Schwester zu sehen.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer zweiten Schwester, die mir unter diesem Namen sehr werth und theuer ist. Diesen verwirrten Brief verzeihen Sie mir. Ich hätte gar nicht schreiben dürfen, oder der Brief mußte so ausfallen wie er ist. Adieu, Adieu!

Schiller.

160.

Lauchstädt den 27. Juli 1789.

Ihr Brief gestern machte mir große Freude; denn ich fing schon an recht mißmuthig zu werden, weil ich

mir dachte, der letzte Brief an Sie wäre auch verunglückt. Nun ist mir's lieb, daß Sie beide haben. Ich möchte immer gern, daß Sie den Gedanken an unsre Freundschaft nicht aus den Augen verlören und immer wahr und gewiß von der meinigen überzeugt wären, lieber Freund! Je mehr mich die Menge Menschen und das Geräusch der sogenannten großen Welt sollte von dem Andenken unsres stillen Lebens vom vorigen Sommer abziehen (wie es die Menschen denken würden, unter denen ich doch zuweilen sein muß), je mehr fühle ich, wie viel uns Ihr Umgang gab, und wie viel mir fehlt. Sie haben uns zu sehr verwöhnt. Die Menschen hier sind gar zu armselig, als daß sie einem nur die geringste Freude geben könnten. Ich komme von einem Dejeuner, wo ich noch vor einer Stunde war; verzeihen Sie also, wenn ich unzusammenhängend schreibe. Ich bin immer verstimmt, wenn ich unter solchen Geschöpfen bin, und stehe so einsam in mir unter ihnen als auf einer wüsten Insel; mein Herz hat keine Sprache für sie. Ich fühle, wie es Ihnen oft sein muß. Könnten wir doch Jena nach R. versetzen oder umgekehrt! Wie gern möchte ich, daß der Onkel in Jena lebte; wir könnten ihn dann oft besuchen. Die Freude, die ich habe, Ihren Geist zu beobachten, und der Antheil, den ich an Ihnen nehme, gäben Ihnen doch vielleicht einiges Gute in die Seele, und Sie fühlten sich nicht mehr so

isolirt. Käme er nur her, wir wollten ihm das Leben dort recht angenehm schildern. — Warum glauben Sie, lieber Freund, mir nicht alles, was Sie denken, sagen zu dürfen, um meine Freuden nicht zu stören? Können Sie denken, daß ich nicht gern jedes Gefühl Ihrer Seele, es sei des Schmerzes oder der Freude, mit Ihnen theile, und es gern in die meinige aufnehme? Zurückhaltung könnte mich weit mehr bei meinen Freunden betrüben. Sie haben uns vorige Woche viele schöne Momente gegeben; Dank Ihnen! Wir haben Fiesko gelesen. Wie groß ist nicht sein Charakter! Der Kampf mit seinem Stolz hat mich interessirt. Es ist diese Ausgabe, wo ihn zum Ende Verina in's Meer stürzt. Es hat so mir weh gethan; aber doch konnte Verina nicht anders handeln, da es sein Vaterland galt. Leonore ist ein edles Wesen; unser Geschlecht muß Ihnen danken, daß Sie sie so schön schildern. Sie bleibt sich immer so gleich; trägt ihren Schmerz mit so viel Muth! Und doch war es ein so hartes Schicksal, sich von so einem Mann wie Fiesko vernachlässigt zu sehen. Sie mußte es wohl anfangs so denken, daß er sie einer Julie aufopferte.

Den 28ten Juli früh.

Da ich nicht weiß, ob Sie, lieber Freund, unsre Briefe noch erhalten, so sage ich Ihnen nur ein Wort. Ich hoffe, wir sehen uns hier; es wäre gar schlimm, wenn es nicht geschähe, denn ich dachte schon oft, daß

uns Ihr Aufenthalt hier für das, was wir in Jena versäumt haben, schadlos halten würde. Traue ich meinen Ahnungen, so kommen Sie. Sonnabend und Sonntag wollen wir uns vor aller überlästigen Gesellschaft hüten, und nicht ausgehen, daß wir nichts versäumen. Ich habe gestern einen großen Brief an Sie angefangen; da es aber noch ungewiß ist, ob Sie diesen noch erhalten hätten, so will ich Ihnen sagen, was er enthielt, wenn wir uns sehen. Haben Sie indessen herzlichen Dank für Ihren letzten Beweis Ihres Andenkens. Ich höre es immer gern wieder, wenn Sie mich Ihrer Freundschaft gewisser machen, denn sie ist mir die schönste Freude meines Lebens. Wir haben halb und halb einen Plan entworfen, nach Leipzig zu reisen auf einen Tag. Es wäre so schön, da es doch ungewiß ist, ob wir Körners noch in Jena treffen können. Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Ich hoffe, wir sehen uns bald!

L.

Schiller kam nach Lauchstädt. Es war am 3. August, Morgens, wo er gegen Lotte sich erklärte, — wie es scheint, in Gegenwart Carolinens. Noch am selben Tage reiste er nach Leipzig, wo er mit Körner zusammentraf. Von hier aus schrieb er.

Caroline erzählt: „Die Erklärung erfolgte in einem

Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirkſam ſein muß. Meine Schweſter bekannte ihm ihre Liebe, und verſprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu erſparen, ſollte noch Alles für ſie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der ſeine Exiſtenz in Jena ſicherte; einen ſolchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar erwarten. Meine Schweſter fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das ſich ankündigte, war ſie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle ſeine Hoffnungen für das Leben hingen an dieſer Ausſicht. Bei unſern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Anſprüchen an äußern Glanz, ſah ich in eine ſorgenloſe Zukunft für meine Schweſter, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zuſammenleben mit meinem Freunde, in einem ſo nahen Verhältniſſe."

161.

Montag Abends.

Dieſer heutige Tag iſt der erſte, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich ſein iſt, als heute. Ein einziger Tag verſpricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünſche, die mich

glücklich machen können. Liebste, theuerste Freundinnen, ich verlasse eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der ersten Freude unsers Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung. Es ist das erstemal, daß ich diese so lang zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgießen konnte. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, dieser Abend bei meinem theuersten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist, was er mir je gewesen — soviel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit sei, Dresden zu verlassen, und Jena zu seinem Aufenthalt zu wählen. Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden.

Welche schöne himmlische Aussicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander schenken! Wie selig wird sich mein Wesen in diesem Zirkel entfalten! O ich fühle in diesem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahnete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig

für alles, was ſchön und gut iſt. Ich habe mich ſelbſt wiedergefunden und lege einen Werth auf mein Weſen, weil ich es Ihnen widmen will.

In Ihnen ſollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Weſens ſollen Ihnen blühen! In Ihnen will ich leben und meines Daſeins mich erfreun. Ihre Seele iſt mein — und die meinige iſt Ihnen. Laſſen Sie mich für meine Freunde mit angeloben. Auch ſie ſind Ihnen, und Sie ſchenke ich meinen Freunden. Wie reich werden wir durch einander ſein!

Aber beſtätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, ſagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verſtanden habe, daß Lotte mein ſein will, daß ich ſie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; laſſen Sie meine Freude bald auch von dieſer Furcht ganz rein ſein. Sie können nicht handeln wie gewöhnliche Menſchen, Sie brauchen alſo auch gegen mich nichts, als Wahrheit, wir dürfen alle dieſe Umſtändlichkeiten überſpringen, und unſre Seelen frei und rein vor einander entfalten.

Ich kann nicht mehr ſchreiben. Heute nicht mehr, denn meine Seele iſt jetzt nicht fähig, ruhige Bilder aufzufaſſen. Es ſchmerzt mich, daß ich Ihnen ſo gar nicht ſchildern kann, wie mir iſt. Antworten Sie mir ja ohne Aufſchub, und wenn nicht gleich eine Poſt

geht, durch einen Expreſſen. Sie haben dazu noch einen andern Grund, denn ich muß wiſſen, ob Sie und die Dachröden geſund genug ſind, die Reiſe nach Leipzig zu machen. Auf den Freitag Mittag ſind Körners frei, und dieſen Tag könnten Sie alſo wählen. Sie müſſen meine Freunde ſehen — und ich muß Sie bald wieder ſehen.

Dieſen heutigen Brief werden Sie Mittwoch früh haben. Schicken Sie einen Expreſſen, ſo habe ich Mittwoch Abends Ihre Antwort. Nur wenige Zeilen, nur ſo viel als ich brauche, um meiner Freude ganz gewiß zu ſein.

Ich habe hier niemand geſprochen, als Körner. Seine Frau und Schwägerin ſind in einer Geſellſchaft, wo ſie nicht loskommen können. Faſt iſt mir's lieb, ſo bin ich ganz allein bei meiner Freude. Adieu!

Schiller.

Meine Adreſſe: Prof. Schiller im Joachimsthal wohnhaft.

162.

Iſt es wahr, theuerſte Lotte? Darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele geleſen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute

zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unsrer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem Andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben, als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Theuerste,

widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln ſtrebe, ſo geſchieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seele iſt ein ſchönes und ein unzerreißbares Band der Freundſchaft und der Liebe. Unſre Freundſchaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig ſein, wie die Gefühle, worauf wir ſie gründen.

Vergeſſen Sie jetzt Alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und laſſen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Beſtätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen, und daß meine Glückſeligkeit Ihnen kein Opfer koſtet. O verſichern Sie mir dieſes, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren ſich unſre Herzen ſchon längſt. Laſſen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was ſich bisher zwiſchen uns ſtellte, und nichts die freie Mittheilung unſrer Seelen ſtören.

Leben Sie wohl, theuerſte Lotte. Ich ſehne mich nach einem ruhigen Augenblick, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu ſchildern, die in dem langen Zeitraum, daß dieſe einzige Sehnſucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu ſagen?

Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es iſt ſchon lange, daß ich ſie mir

unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde. Leben Sie wohl, meine Theuerste.

S.

163.

Schon zweimal habe ich angefangen Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich *zu viel fühle*, um es ausdrücken zu können. Caroline hat in meiner Seele gelesen, und aus meinem Herzen geantwortet.

Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen.

Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen, und Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, *wie viel Sie mir sind*. Hier ist der Brief, den ich Ihnen jetzt bestimmte. Adieu! Ewig

Ihre treue

Lotte.

164.

L. den 11ten früh, gegen 11 Uhr.

Ich muß Ihnen ein Wort sagen. Sie fehlen mir so sehr, und es macht mir wohl, Sie sehen zu lassen, daß ich Ihrer eben in diesem Momente dachte. Es ist mir so sonderbar zu Muthe, wenn ich denke, was Alles hier unter uns vorgefallen ist; ich ahnete es nicht! Und noch oft ist's mir wie ein Traum, daß ich nun weiß, daß Sie mich lieben, daß Sie es nun klar fühlen können, wie meine Seele in der Ihrigen nur lebt. Ich möchte, Sie wären hier, und ich könnte es Ihnen sagen, nicht durch Worte, sondern in meinen Augen könnten Sie's lesen. — Wo sind Sie jetzt? In welcher Gegend? Ich denke Sie mir nahe bei Jena. Line und ich blieben gestern ganz allein! — Da wurde ich unterbrochen, weil ich an meine Mutter schreiben mußte, daß wir nun bald kommen. — Wir lagen auf unseren Sopha's; sprachen wenig, und überließen uns unseren Gedanken. Ich schrieb auch noch an Knebel, ohne etwas zu denken, und sagte auch der Stein einige Worte. Auch unser Papa kam noch und sagte schöne Sachen. Caroline kam nach Hause und trug uns ihre Begebenheiten vor. Unter Anderem hat sie von der Schütz gehört, daß sie sich sehr nach uns erkundigt habe. Heute werden wir sie sehen, glaube ich. — Es

iſt mir eigen zu Muthe, mich wieder unter ſo vielen Menſchen zu ſehen, die mir ſo gar nichts ſind. Adieu jetzt, Lieber!

Den 12ten Nachmittags.

Ich möchte Ihnen ruhige Stunden mit Körner gönnen. Ich weiß es, wie es däucht, mit Menſchen, die man liebt, nicht ungehindert ſprechen zu können. Es war ſo oft mein Fall mit Ihnen, mein lieber Freund! Heute früh haben wir die Schütz geſehen. Sie wandelt in ihrem griechiſchen Koſtüm noch ziemlich verlaſſen mit dem Hrn. Gemahl und Kindern herum. Sie hatte vermuthet, da Körner ihren Mann gern ſprechen möchte, daß ſie hieher kommen würden, und wunderte ſich, daß es nicht geſchehen ſei. Es war mir lächerlich, wie ſich die Menſchen doch immer ſo gern nöthig glauben mögen. Sie beklagte ſehr, daß ſie nicht in Jena wäre, weil Sie gewünſcht hätten, ſie dort zu wiſſen mit ihren Freunden. — Die beiden Carolinen wollen ausgehen. Leben Sie herzlich wohl, lieber beſter Freund! Laſſen Sie mein Bild in Ihrer Seele leben, wie Sie in der meinen!

Abends.

Guten Abend! Nun iſt Alles ausgedacht und Caroline wird es ausführlich geſchrieben haben. Ich habe es ihr überlaſſen, denn es geht mir oft ſo, daß ich

mich nicht recht ausdrücke, und daher ein Wirrwarr entſteht. Haben Sie die Güte, den Brief an die G. zu geben. Ich habe es ihr doch ſchreiben müſſen, der Wiedeburg wegen. Ich freue mich auf unſere Reiſe nach Halle. Die berühmte Geſchichte, die Sie gemalt haben, wird uns oft einfallen; ſie iſt doch unerhört und einzig. — Der Gedanke, unſere Caroline nun bald zu verlaſſen, thut mir weh; ſie iſt ſo gut, ſo lieb. Ich kann mir faſt mein Weſen nicht ohne ſie denken. Trennung hebt dieſes nicht auf, aber der Gedanke iſt mir doch traurig, daß ſie nicht jedes augenblickliche Gefühl mit mir theilen kann. Wenn erſt die Freude, Sie wieder geſehen zu haben, vorbei iſt, dann wird mir ganz weh werden; wenn ich nur dann allein ſein kann und in der Erinnerung leben und das Bild meiner Freunde lebendig in mir erhalten wird und nicht durch Zerſtreuung der Genuß mir verdorben, ſo wird es mir leichter werden. — Ich habe heute gebadet, mit dem Kopfe geht es alſo nicht recht fort, ich will lieber aufhören. — Leben Sie alſo wohl, mein Lieber! Es iſt mir wohlthätig zu fühlen, daß der Gedanke meiner Liebe für Sie etwas zu den Freuden Ihres Lebens beitragen kann. Gute Nacht! Sein Sie wohl und froh.

Ihre Lotte.

165.

R. den 22. Auguſt 89, früh.

Herzlichen guten Morgen! Der erſte Federzug in meiner kleinen Zelle ſei für Dich! Ich ſehnte mich lange ſchon nach einem ruhigen Augenblick, um Dir ſagen zu können, daß ich Dein denke. Unſre Fahrt geſtern war zuletzt gar unleidlich durch die Hitze. Der Morgen war ſchön; ich konnte nicht vom Fenſter bei G. wegkommen; der Anblick that mir ſo wohl, wie der Nebel im Thale ſchwamm und die Bergſpitzen darüber heraus ragten. Ich ſah nach der Stadt hin, die ein lichter Nebelſtreif deckte, und wünſchte meinen Lieben Ruhe und fröhliche Träume. Die Unterhaltung ſtockte unterwegs zuweilen, und ich that, als wollte ich ſchlafen; aber ich überließ mich nur meinen Gedanken. Wie Vieles hat ſich aufgeklärt, ſeitdem ich den Weg nicht machte! Daß ich Dir etwas ſein könnte, fühlte ich wohl in manchen Momenten ſonſt, und es war mir ein ſüßes Gefühl, aber doch öfter ſchwankte mein Herz zwiſchen Zweifel und Gewißheit, und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir ſelbſt. Aber nun denke ich Deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, Dir zu gehören, zu der Freude Deines Lebens beitragen zu können. Doch

— Du ſollſt noch von unſrer Reiſe hören. Unſre Gegend machte von neuem einen wohlthätigen Eindruck auf mich. Es iſt gewiß, daß eine ſchöne Natur viel zur Stimmung der Seele beiträgt. Sie erhöht den Genuß der Freuden. Mein Geiſt fühlte ſich weiter und freier wieder als in Lauchſtädt, in der armſeligen Gegend. Die erſte Perſon, die wir hier wieder ſahen, war eine gewiſſe Dame, die ſich durch ihre Fragen berühmt macht. Sie ſtürmte mit einem Schwall von überläſtigen Fragereien heraus, daß mir die Geduld, ſie zu hören, verging, und ich nur mit Geigei und Toutou ſprechen mußte, die können doch nicht ſo fragen. Auch Gleichens ſah ich einige Momente nach unſerer Ankunft, die chère mère erſt um 3 Uhr; weil wir um 12 Uhr erſt ankamen, konnte ſie nicht vom Eſſen bei Hof wegbleiben. — Wir haben hier einen Brief von Wolzogen gefunden, der mich ſehr freute. Wir haben den an Dich geleſen; er verwies uns darauf; die Beſchreibung der Auftritte in Paris iſt recht intereſſant, und er hat ſie gut dargeſtellt, dächte ich. Der franzöſiſche Carlos mag recht wäſſerig ſein. Ich las geſtern nur die Scene, wo Philipp ſich über Eliſabeth beklagt. Daß Wolzogen oft mit Salis iſt, habe ich gern; es wird ihm wohlthun, ſich an jemand anzuſchließen; und dann hat doch Salis etwas in ſeinem Geiſt, was einen anzieht. Einige ſeiner Gedichte habe

ich doch mit Freuden gelesen. — Ich sehe mich so gern um, von meinem Schreibtisch. Es ist so schön, die Gegend so schön beleuchtet!

Sonntag.

Ich hoffe heute auf Nachricht von Dir und Caroline. Der Bote muß doch nicht gekommen sein. Wenn sie nur nicht kränker ist! Ich mag mir's nicht denken, und doch ist's zu befürchten. Sie bot alle ihre Kräfte auf, um ruhiger zu scheinen, als sie war, weil sie sah, wie es meine Caroline schmerzte. So eine heftige Anstrengung bei ihrer Schwäche, wenn die nur sie nicht zu sehr angegriffen hat! Ich verberge meine Sorgen vor meiner Schwester, aber in manchen Augenblicken ist mir's sehr traurig. Zuweilen hoffe ich auch, daß der Vater Schuld ist, daß kein Bote kam, denn der hat für so eine Unruhe keinen rechten Sinn; er fühlt nicht, wie sehr man lieben kann. Nun haben wir einen Boten hingeschickt, der kommt Mittwoch wieder. Gebe der Himmel gute Nachricht! — Was machst Du heute, Lieber? Ich möchte es jeden Augenblick fragen. B. hat mir heute geschrieben und fragt nach Dir. Er ist einer von denen, die immer das schätzen, was sie nicht haben können. Er schreibt so warm und zärtlich einmal! — Ich drehe mich wieder mit der gewöhnlichen Gesellschaft herum, und fast fehlt mir wieder die Sprache für sie; doch rede ich so wenig

wie es nur sein kann. Unsre Art zu leben, uns mitzutheilen, war die ganze Zeit so verschieden von der, wie wir jetzt die Menschen ansehen müssen, daß es mir nicht leicht wird, mich wieder daran zu gewöhnen. Sie sehen die hundertsten Dinge aus einem andern Gesichtspunkt an, haben für das Meiste keinen Sinn. Wenn unser Kreis erst vereinigt wäre, dann würde es sich noch einmal so gut leben lassen. Gelesen habe ich fast noch nichts. Aber ich will jetzt den St. Pierre anfangen. Um mich wieder zurecht zu stimmen, da thut mir so eine Art Lectüre immer am besten. Adieu!

Montag früh.

Heute vor dem Jahre warst Du uns näher als jetzt; da trennten uns nur einige Häuser. Aber im Ganzen war diese Zeit nicht angenehm. Ich weiß noch gar gut, wie wir verstimmt waren durch das Herumgehen in der Gesellschaft auf dem Vogelschießen; wie ich's doppelt fühlte, weil sie Dir zur Last war. Nachmittags werde ich nun schon müssen hingehen, weil meine Mutter dort ist. Ich bliebe gern zu Hause, denn wir haben ein Buch, das mich recht interessirt, und von dem ich mir viele Freude verspreche. Es ist Voyage du jeune Anacharsis. Hast Du's noch nicht gelesen, so kannst Du es hier finden. Für mich ist es sehr unterhaltend und angenehm, weil ich von der

Geſchichte Griechenlands noch nicht ſo etwas geleſen habe. Leb' wohl, mein theurer lieber Freund! Du haſt doch den Thee durch die Wiedeburg nun erhalten? Denke da der Abende, die wir verlebten, und hoffentlich werden wir auch jetzt zuweilen beim Theetiſch uns verſammeln. Adieu, Adieu!

L.

166.

Dinſtag Abends, 25. Auguſt.

Wie ſchön bin ich heute erweckt worden! Das erſte, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Euch. Mit dem Gedanken ſchlief ich ein, heute welche zu erhalten. An dieſen periodiſchen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieſer dürftige Behelf nicht mehr nöthig iſt.

Aber wie ungenügſam ſind doch unſre Wünſche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! Um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darinnen leſe, was mein Herz ſich ſo lange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des

Lebens, die Blüthenzeit des Geiſtes, und von dieſem kurzen Frühling ſoll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich Das *beſitze*, was mein iſt. Unerſchöpflich iſt die Liebe — und wenig ſind der Tage des Lenzes!

In einer neuen ſchönern Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Ihr mein ſeid, theure liebe Lotte, ſeitdem Du Deine Seele mir entgegen trugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegen kam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die ſtille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von Dir entfernen ſollte. O Du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſrer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich ſie hören.

Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Uebergang! Was wir einander geſtanden, *waren* wir einander längſt; aber jetzt erſt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und Alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchöneren Lichte.

Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt

zu ſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Caroline wirft mir vor, daß ich habe zweifeln können, Ihr würdet mich verſtehen, Ihr würdet meine Hoffnungen mir erwiedern. Aber eben dieſe Genügſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit gegen eine ſcheinbare Nothwendigkeit fürchtete ich bei Euch. Ich fürchtete, Ihr könntet Eure Wünſche in den Zwang der Umſtände einſchließen, und — wie ſoll ich mich recht deutlich machen? — ich fürchtete, Ihr könntet euch unſre Freundſchaft ohne Liebe vollenden, und dies innere Leben der Freundſchaft mit einer Trennung zuſammen denken. Sobald ich mich überzeugt haben würde, daß unſre immerwährende Vereinigung auch Euch die nothwendige Bedingung zum Glücke der Freundſchaft ſei — hätte ich nie mehr an Eurer Stärke gezweifelt, dieſe Bedingung durchzuſetzen.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir dieſen Herbſt noch mit einander zu berichtigen haben! Ich will Alles thun, um ihn zu beſchleunigen. Wolzogens

Brief folgt hier zurück. Er machte mir sehr viel Freude. Seine Anhänglichkeit ist so innig, und nichts Fremdes hat sich noch in sein Wesen gemischt. Er ist ein gar guter Mensch; ich wünschte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, theure liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude ist, als bis ich wieder Briefe von Euch sehe. Adieu, meine Lieben.

S.

167.

Den 27. August 89, 11 Uhr.

Nur ein Wort jetzt, Lieber! Ich legte mich gestern Abend unruhig nieder, denn es war ein Brief vom alten D. gekommen, und keiner von Dir. Ich glaubte es wäre die nämliche Post und gab jede Freude für diese Woche nun auf (denn es ist mir jetzt Alles, und so nöthig, von Dir etwas zu lesen, da ich Dich nicht sehen kann.) Und heute früh ganz unvermuthet weckte mich Caroline so freundlich. Tausend, tausend Dank, mein theurer, lieber Freund! — Der unglückliche Herr Kämmerer ist da und muß mich stören, da ich Dir so viel sagen wollte. Adieu, jetzt. — Da bin ich wieder. Also kam ich Dir erst kalt vor? Mein Betragen zu

abgemessen? Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war; nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte, und noch weniger Andern, weil ich nicht immer Deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war. Oft war es mir, als wäre nichts mehr zwischen uns, und Du fühltest, was Du mir wärest, und zuweilen wieder, als wäre ich Dir nichts, gar nichts. Deine Gefühle ahnte ich dunkel; aber ich wußte nicht, daß eben mein Betragen Ursache war. Es ist überhaupt in mir, finde ich, daß ich selten ganz ausdrücken kann, was ich fühle. Ich habe zu wenig auf meine Gefühle gemerkt, und darinnen gelebt; daher vielleicht, daß ich so wenig sagen kann, wie es mir ist. Nur in sofern bin ich ruhig, mein Lieber, daß ich nun weiß, daß Du mich liebst, daß sich unsre Seelen gestanden, daß sie unzerreißbar fest verbunden sind. Du würdest mich nicht verkannt haben, wenn Du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hättest fühlen können. Ich konnte mir mein Glück nicht ohne Dich denken; konnte mir kein fremdes Wesen denken, das außer uns noch zu Deinem Glück beitragen könnte, und Dich glücklich durch wahre innige Liebe gemacht hätte. — Meine Hand hätte ich vielleicht hingeben können und müssen, nicht durch Zwang, sondern durch meiner Mutter Wünsche; aber nicht mein Herz voll warmer treuer Liebe zu Dir.

Dies gab mir den bittersten Kummer; ob dann unser Verhältniß so hätte dauern können; ob Du Dir nicht Pläne für die Zukunft entworfen hättest, in die auch ich gehörte, und das wäre nun zerstört worden, ich unglücklich, und Du vielleicht hättest mir auch Deine Freundschaft entzogen, weil Du mich verkannt hättest. Dies gab mir manche unglückliche Stunde. Und wenn ich dies Alles nun überdenke, daß ich weiß, daß Du mich liebst, Du es von mir weißt, daß unsre Seelen ewig fest in einander verwebt sind, dies giebt mir Ruhe, und läßt mich der Zukunft heitrer entgegen sehen.

Freitag früh.

Guten Morgen! Gestern kam der Bote von Caroline wieder und sie schrieb selbst einige Zeilen. Es war ein schöner Morgen! Du hast Recht, in dem was Du von Caroline sagst. Sie hat so etwas Edles, so etwas Erhabenes, daß es mir oft ist, wenn ich bei ihr bin, als müßte ich vor ihr niederknien, als wäre sie ein höheres Wesen. Wenn es viel solcher Art Menschen sonst gegeben hätte, so könnte ich mir recht gut denken, wie man auf die Idee von Engeln und Halbgöttern kam.

Der Gedanke an den Herbst ist mir zu meinem Glück nöthig; denn oft liegt unsre Trennung schwer auf meinem Herzen. Ich selbst habe noch nicht darüber mit meiner Mutter gesprochen; aber Line wird es

ſchon nach und nach einleiten. Ich ſelbſt ſpreche nie mit ihr über Dinge, die mich ſo nahe angehen; von je her war es ſo. Und bei dieſem Plan miſcht ſich mein Herz zu ſehr in's Spiel; da ſage ich lieber nichts, und laſſe Alles ſo von ſelbſt kommen. Das Haus in B. iſt ſicher zu haben; hier wäre es freilich beſſer, aber da möchte es noch mehr auffallen. — Morgen kommt die Stein und Imhoff. Fritz kommt heute. Ich ſage Dir es, daß Du weißt, wie ich die Zeit über lebe. Ich möchte wiſſen können, wie Du jeden Augenblick hinbringſt.

Im Anacharſis haben wir Einiges geleſen. In der Einleitung kommt Manches von den berühmten griechiſchen Familien des Atreus und Oedipus. Da freue ich mich immer, denn ſie ſind mir ſo bekannt aus den Trauerſpielen. Der Verfaſſer erzählt ziemlich franzöſiſch; unter Anderm ſo die Geſchichte der Helena. Auch hat er einen ziemlichen Declamationston und dies verräth den Geiſt ſeiner Nation. — Ich war die Tage her zu unruhig über Caroline; und der Gedanke an Dich, die Geſellſchaft, in der ich ſein mußte, Alles dies ließ mir noch nicht Zeit, zu mir ſelbſt zu kommen. Aber oft ſehne ich mich nach ungeſtörter Ruhe. Mit dem Andenken unſrer Liebe im Herzen öffnet ſich mir eine neue lachende Ausſicht. Jede Beſchäftigung meines Geiſtes wird mir lieber, weil ich denke, daß, je mehr ich an

mir arbeiten kann, je mehr ich einſt auch vielleicht zu Deiner Freude beitrage.

Ich muß Dir doch etwas ſagen, das Dir Spaß machen wird. Der Plan mit dem neuen Papa läßt ſich vielleicht leichter ausführen, als wir denken; denn die chère mère hat eine ſehr gute Idee von ihm, weil er ſo freundſchaftlich gegen uns iſt. Sie hat ſchon ein paarmal geſagt, ich ſolle ihn nehmen, weil ich die alten Männer ſo gern hätte; und wenn erſt gar die zärtliche Correſpondenz anfängt, dann kann ſie ſicher nicht widerſtehen. Ich bin nur begierig, wie weit es Caroline ſchon durch ihr Lob gebracht hat. Der 18. Auguſt wird wohl in Burgörner gefeiert werden. Du kannſt immer anfangen, an einen Plan zum neuen Stücke zu denken. An Segenswünſchen und frommen Ausrufungen, rührenden Scenen darf es aber da nicht fehlen. Papa und Mama werden da ſitzen und faſt vor Rührung von den Stühlen fallen, hoffe ich. — Nun lebe wohl; ſchreib bald wieder. Ich möchte alle Tage einem Briefe von Dir entgegen ſehen können. Den Thee ſollſt Du durch den Boten haben, wenn noch davon hier zu haben iſt. Ewig Deine

Lotte.

168.

Jena, 29. Auguſt 1789.

Nur zwei Worte, meine Lieben, es iſt Poſttag und ich kann ihn nicht vorübergehen laſſen, ohne Euch zu grüßen. Der Himmel iſt heute ſo heiter, und meine Seele iſt es auch — eben dacht' ich, wie ſchön es wäre, wenn ich nur von einem Zimmer in's andre zu gehen brauchte, um bei Euch zu ſein. Ach, wenn es erſt ſo weit ſein wird! Wenn ich jedes aufglimmende Gefühl meiner Seele ſogleich in Euer Herz überſtrömen kann!

Ich vermuthe Euch jetzt im Garten, der reine Himmel über Euch und in Euch, vielleicht denkt Ihr meiner. Ja, Ihr denkt an mich — eine leiſe Ahnung ſagt es mir — unſre Seelen ſind einander gegenwärtig.

Als ich neulich ſchrieb, war ich in einer nicht ganz fröhlichen Stimmung, und jetzt fürchte ich, daß meine Briefe Spuren davon trugen. Ich war lange nicht aus dem Zimmer gekommen, und Arbeiten ohne Intereſſe hatten meinen Kopf ermüdet. Weil mein Gemüth etwas reizbar war, ſo drückte mich der Gedanke, von Euch entfernt zu ſein, hier ſo verlaſſen zu ſein, nieder. Wenn ich Euch dieſe Stimmung mittheilte, ſo vergebt es mir, und ſeid heute heiter mit mir.

Erhalte ich heute vielleicht einen Brief? — Wenn mir einer beſchieden iſt, ſo muß ich ihn in einer halben Stunde haben. Ich erwarte keinen, aber ganz kann ich die Hoffnung doch nicht aufgeben.

Adieu, meine Theuerſten! Ich drücke euch an mein Herz.

Schiller.

169.

N. den 29ten, Abends gegen 10 Uhr.

Ich kann dem Zug, Dir noch ein Wort zu ſagen, nicht widerſtehen. Ich möchte Dir meine ganze Seele in dieſen Zeilen mittheilen können.

Lieber, wie ſchön war die Ueberraſchung dieſen Abend! Ganz müde und erſchöpft gingen wir in der Allee noch herum, und wünſchten, ſehnten uns, von Dir zu hören; ich ſagte, es wäre wohl ſchön, aber ich glaubte es nicht. Und wie ſchön haſt Du meine Erwartung übertroffen. Ich möchte es ſo jeden Moment gleich wiſſen, wenn Du an mich denkſt; möchte es Dir gleich recht klar machen können, wie Du in meiner Seele lebſt. — Eine Woche iſt hin, die ziemlich langweilig war. Geſtern kam noch Fritz St. und wir tanzten Abends, und ich trieb mich ſo bis um

Schiller wollte die Ferien wieder in Volkſtädt zubringen; und er ſchrieb, damit es Lottchens Mutter nicht auffallen möchte, erſtlich den hier folgenden „ſehbaren“ Brief, dann am ſelben Tag einen zweiten.

170.

Jena den 1. September 89.

Sie wandeln jetzt ohne Zweifel unter den ſchönen Zelten und dem Duft von Bratwürſten auf der Vogelwieſe herum. Dies erinnert mich lebhaft an den vorigen Herbſt, wo ich zwar nicht ſehr oft unter den Zelten, aber deſto fleißiger bei Ihnen war, und dieſe Zeit muß zurück. Ich will nicht hoffen, daß Sie es für Scherz aufgenommen haben, als ich Ihnen ſagte, ich wolle mich während meiner Ferien wieder in Volkſtädt einquartieren. Es war mein höchſter Ernſt, und ich bitte Sie, meinem lieben Cantor dieſes Brieflein einhändigen zu laſſen. In Jena kann ich während der Ferien ſchlechterdings nicht bleiben, mein Kopf und Herz bedürfen dieſen wohlthätigen Einfluß des Landes und der freien Natur, wenn ich dieſen arbeitsvollen Winter, der mir bevorſteht, mit heitrer Seele antreten und mit geſunden Kräften ausdauern ſoll. Sie glauben nich., wie drückend es iſt, immer unter Büchern zu ſitzen, und ſo wenig, als wie ich hier, durch freundſchaftlichen Umgang dafür ſchadlos gehalten zu werden.

Reinhold reiſt in den Ferien weg, Hufeland iſt heute Morgen auf acht Wochen nach Danzig abgereiſt, ich bin dann übrig wie ein verdorrter Stamm. Kurz, ich kann mir nicht helfen, ich muß auf's Land, und wo ſoll ich hin, als dahin, wo ich ſchon ſo frohe Stunden erlebte, wo ich wieder zum Menſchen werden kann? Nur bei Ihnen iſt mir wohl, und wenn ich Sie auch blos in der Nähe wiſſen ſollte — denn leider ſchleppe ich auch Geſchäfte nach Volkſtädt mit mir, und ſo oft als im vorigen Herbſt kann ich Sie dieſen Herbſt nicht genießen. Aber um ſo weniger werden Sie mir dieſe beſcheidene Bitte verſagen.

Wie freue ich mich ſchon auf die ſchönen Stunden, die mir bevorſtehen! Dies Jahr fehlt uns freilich ein erfindungsreicher Odyſſeus, aber ich denke, ich will ſchon etwas mitbringen, das uns intereſſiren ſoll.

Laſſen Sie mich doch in Ihrem nächſten Briefe wiſſen, wann Sie an Wolzogen ſchreiben wollen. Ich möchte gern einen Einſchluß beilegen. Die Stein wird wohl jetzt bei Ihnen ſeyn. Herder, wiſſen Sie ohne Zweifel, iſt Vicekonſiſtorialpräſident mit 300 Thaler Zulage geworden.

Ich bin ungeduldig, von Caroline Dachröden's Geſundheit zu hören. Adieu. Mein Kopf iſt vom Schnupfen eingenommen, daß ich nichts Vernünftiges zu ſchreiben weiß.

Haben Sie doch ja die Güte, mir von dem Cantor in Volſtädt bald Antwort zu verſchaffen, denn von morgen über vierzehn Tage ſind meine Vorleſungen geendigt, und ich kann fort. Leben Sie wohl. Grüßen Sie die Dame auf dem Schloſſe recht ſchön und gedenken Sie meiner.

Schiller.

171.

Jena, Dinſtag Abends 1. Sept.

Wie bin ich froh, daß der *fehbare* Brief geſchrieben iſt. Es gibt einem ein ſo unausſprechlich heilloſes Gefühl, doppelt zu ſeyn, ſeine Gedanken an Einen Menſchen zu richten und einen andern zu meinen. Ich habe auch geeilt, ihn fertig zu machen, damit ich mit deſto freierem Sinn wieder bei Euch ſeyn kann.

Wie freut es mich jetzt, meine Lieben, daß ich Euch neulich nicht umſonſt auf einen Brief habe warten laſſen; ſo wie es Euch war, war es mir, als ich den Eurigen erhielt. Eine Hoffnung, auch wenn man nur zur Hälfte daran glaubt, thut immer ſo weh, wenn ſie hintergangen wird. Unſre Briefe ſind ja unſer größter Schatz, denn wie wenig ſie auch ausdrücken können, was wir einander ſind, ſo ſind ſie doch unvergleichbar

mehr werth als alles Uebrige, weil ſie die Stelle deſſen vertreten, was uns das Theuerſte und Einzige iſt — die Stelle unſrer Liebe.

Ich wünſchte doch gar ſehr, daß Eure Mutter an meinem Kommen kein Mißvergnügen hätte; denn wenn wir glücklich ſind, ſoll niemand Unluſt dabei haben. Vielleicht könntet Ihr ſie Euch näher bringen und von den kleinen Bedenklichkeiten losmachen, wenn Ihr ſie öfter in Eure Mitte nähmet, und überhaupt etwas fleißiger mit ihr umginget. Sonſt fürchte ich, wird ſie Euch unvermerkt fremder, und die Berührungspunkte verlieren ſich ganz und gar.

Wie wird es aber mit unſern Abenden gehen, wenn ich in Volkſtädt wohne? Ich will es ſo einrichten, daß ich gegen drei gewöhnlich in R. bin, und zuweilen bleiben, bis die chère mère wieder geht. Zuweilen komme ich auch den Vormittag. Bei ſchlechtem Wetter kann ich zur Noth im Wirthshaus oder ſonſt ein Abſteigquartier finden. Den Tag, wann ich komme, weiß ich noch nicht beſtimmt. Ich vermuthe, daß ich morgen (Mittwoch) über vierzehn Tage mein letztes Collegium leſe.

Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen ſich ordentlich, wie ſchnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit

ſchnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unſer Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienſte; aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern. Einige Vorleſungen will ich Euch doch zum Spaß mitbringen, die etwas Intereſſantes für Euch haben können. Die erſte, welche in den deutſchen Merkur kommt, leſt Ihr ohnehin.

Auf die Voyages d'Anacharsis bin ich ſehr begierig. Sie ſind ein ſehr zuverläſſiges hiſtoriſches Werk und nichts als die Einkleidung iſt poetiſch. Ich verſpreche mir große Genüſſe davon. Von Gibbon habe ich einige neue Theile erhalten, und den Abſchnitt von der Ausbreitung des Chriſtenthums angefangen, der mich aber noch nicht recht intereſſiren will.

Ach! wie ſchön wird es in der Zukunft ſeyn, wenn wir alle Schriften dieſer Art gemeinſchaftlich mit einander genießen, und jedes Gute und Schöne darin, veredelt durch das Gepräge, das wir darauf drücken, in unſern Seelen niederlegen; wenn Alles unter uns gemeinſchaftlich ſeyn wird, bis auf die Erwerbungen unſeres Geiſtes!

Schlaft wohl, Liebſte, Theuerſte. Es iſt ſchon ſehr ſpät, und ich muß morgen früh auf ſein. Uebermorgen, denke ich, habt Ihr dieſen Brief, und ich, auf den Sonnabend wieder einen von Euch. Noch vier Briefe, und wir ſind wieder bei einander. Adieu! Adieu!

Dieſen Kuß bringe Euch der gute Engel unſrer Liebe. Adieu!

E.

172.

Den 2. Sept. Abends gegen 10 Uhr.

Du biſt recht artig, daß Du ſogleich den Brief geſchrieben haſt, und ſo ſchön, ſo fein angelegt, daß es ausſieht, als überträfſt Du uns noch an Liſt. Nun im Ernſt, mein Lieber; glaube nicht, daß es meine Mutter ſo ſehr beunruhigen kann, wenn Du uns nahe biſt. Sie ſoll nicht mißmuthig ſeyn, wenn wir uns freun; aber ich kann mir doch auch nicht denken, daß es ſie ſo ſehr betrüben könnte; ſie hat Dich doch auch lieb; findet, daß man Deinen Umgang ſchätzen muß; dazu hat ſie doch zu viel Verſtand, um es nicht zu finden; und fühlt doch auch, daß wir ſo einſam ſind, und uns Deine Geſellſchaft wohl thun wird. Sie ſoll morgen den Brief ſehen.

Daß wir Dich Nachmittags von drei Uhr bis gegen ſechs oder ſieben immer ſehen wollen, haben wir auch ſchon ausgedacht; und wir gehen immer Abends um acht Uhr nach dem Eſſen bei Hof. Da können wir immer zwei Stunden bleiben. Alle Tage kommt meine

Mutter nicht zu uns; also werden wir uns oft ungestört sehen können. Lieber, wie freut sich mein Herz dieser Aussicht! Es war ein schöner Abend heute. Briefe von Dir, von Caroline! Auch La Roche schrieb; es ist ein guter Mensch, und er hat so viel Hohes in sich, das ich nicht so in ihm suchte. — Carolinen hat Dein Brief wohl gethan; sie sagt, Du hättest ihr ihre Einsamkeit so schön malen wollen, um sie aufzurichten. — Ich überdachte eben, wie Du uns Allen als ein höheres Wesen beistehst, uns aufrichtest. Ich fühlte es oft vorigen Herbst, wie Du mir Freude an Dingen beizubringen suchtest, die mir Deine Abwesenheit erträglich machen sollten, mir Interesse geben sollten an einem freudenlosen Daseyn ohne Dich. Deine Freundschaft gab mir schon so viele süße Momente. Ich vergesse nie Deine Sorge für mich, wie ich krank war; wie Du mich es vergessen ließest durch Deine Güte, wie Du mich aufheitern wolltest. Laß Dich meine warme innige Liebe dafür belohnen. Ich schreibe heute, denn morgen will endlich die Stein kommen, wenn sich das Wetter nur nicht ändert; da möchte ich keine Zeit haben zum Schreiben. — Noch einen Brief, dann bist Du bei uns! Ich habe recht lachen müssen, wie Du mit den Jahrhunderten umgehst; so leicht fliegst Du von einem Zeitpunkt zum andern. Und wie die Studenten sich freuen werden, so schnell die Zeiträume übersehen zu können. Ich

freue mich, von Deinen Vorlesungen zu sehen, um zu bemerken, wie Du die Gegenstände behandelst. Laß sie uns alle sehen; was von Dir ist, hat immer Interesse. — Ich habe jetzt meine Freude an den Auftritten in Frankreich, und nun ist's mir klar geworden, wie es zusammenhängt; Du mußt doch auch sehen, was ich für Gegenstände zu meiner Unterhaltung hier wähle; und nun will ich mir von allen Menschen noch davon erzählen lassen, daß sie nur nichts von sich selbst sagen, denn sie haben doch kein Interesse für mich.

Im Anacharsis habe ich wieder Einiges gelesen. Es fehlt doch dem Erzähler die edle Einfalt des Plutarch. Ich kann mir's nicht nehmen, daß Einiges zu französische Wendungen hat. Gestern Abend noch las ich z. B., daß er erstlich viel vom Epaminondas erzählt, von seinen Thaten, seiner Größe. Dann sagt Anacharsis: J'étais à Thèbes et je lui fus presenté! Ich weiß nicht, dieser Ausdruck hat mich genirt. Es kann seyn, weil er bei mir so viele Neben-Ideen erweckte. Aber in dem Augenblicke dachte ich mir ihn so gar nicht mehr wie einen Feldherrn.

[Schluß fehlt.]

[Lotte.]

173.

Mittwoch Abends.

Ich habe wieder ein Collegium zurückgelegt und kann von der großen Rechnung eines wegstreichen. Die Zeit unsrer Trennung messe ich jetzt nach Vorlesungen, und die achte, die ich lese, fällt schon in unser Leben. Wie rührt mich dieses Gefühl naher Seligkeit! Sonderbar und einzig ist die Stimmung der Seele, womit ich unsre Vereinigung erwarte. Eine schöne glückliche Ruhe zeigt sie mir — ein gleichförmig lachendes Daseyn. Ja, meine gute Lotte, sie sollen durch unser schönes Leben beschämt werden, aber nein, sie werden keine Zuschauer dieses schönen Lebens seyn. Um die Nichtsbedeutenden zu widerlegen, ist es doch nicht der Mühe werth, ihnen den Kreis seiner Freuden zu zeigen. Wir wollen ihnen die Kränkung ersparen, uns glücklich zu sehen.

Daß allerlei über unser Verhältniß würde gesprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erst in unserm engern Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieses zarte Verhältniß begriffen? Jeder beurtheilt fremde Handlungsarten nach der seinigen — eine freie schöne Seele gehört dazu, unsre verschiedene Stellung gegen einander zu fassen; die ganze Geschichte unserer keimenden und aufblühenden Verbindung

untereinander müßte man überſehen haben, und ſeinen Sinn genug haben, dieſe Erſcheinungen in uns auszulegen. Die Menſchen ſuchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen ſie ſich dann. Jede Empfindung iſt nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menſchen der ſie hat; Worte aber muß man von Tauſenden gebrauchen, und darum paſſen ſie auf keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und ſeyn werde durch Dich; ich fühle es nicht weniger lebendig, daß Du es durch mich ſeyn wirſt. Ich fühle es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftſchlüſſe und dieſe in Worte auflöſen könnte.

Du wirſt nie von andern Menſchen erſt erfragen wollen, ob Du glücklich ſeyſt durch mich; mir gegenüber mußt Du dieſes bei Dir ſelbſt entſcheiden. Du könnteſt es nie durch mich werden, wenn Du es nicht von mir allein erfahren könnteſt. Jedem mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältniſſen lebe, und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit ſich entfaltet, werde ich ein räthſelhaftes Weſen ſeyn; man wird immer falſch über mich urtheilen. Weil ich hoffe, mit Zuverſichtlichkeit hoffe, daß Du zwiſchen Dich und mich nie einen Dritten treten laſſen wirſt, daß ich auch dann, wenn ich der Inhalt davon bin, Dein erſtes Vertrauen haben werde, Deine erſte Inſtanz ſeyn werde — weil ich dieſes von Dir hoffe, darum, meine Liebe, meine Gute, kann

ich ohne Beſorgniß und Furcht Deine Hand annehmen. Dieſe Hingebung, dieſes volle unmittelbare Vertrauen iſt die nothwendige Bedingung unſrer künftigen Glückſeligkeit; aber Du wirſt es bald fühlen, daß ſie auch zugleich der höchſte Genuß dieſer Glückſeligkeit iſt. Die höchſte Annäherung, welche möglich iſt zwiſchen zwei Weſen — iſt die ſchnelle ununterbrochene liebevolle Wahrheit gegeneinander.

Lebe wohl für heute. Ich ſchriebe ſo gerne fort, aber ſogleich wird mein Zimmer voll Menſchen ſeyn. Ich habe heute den Clubb in meinem Hauſe. Schreibe mir bald wieder, meine Liebe. Wir ſehen uns diesmal ſo lange nicht, erſt in zehn Tagen. Leb' wohl. Leb' wohl.

S.

174.

Sonntag Abend den 6. September 89.

Sey mir herzlich gegrüßt, mein Geliebter; heute über vierzehn Tage biſt Du vielleicht bei uns, oder warſt doch da, und meine Seele wähnt ſich Dir näher, weil uns ein kleinerer Raum trennt. Es gibt doch aber eigentlich keine Entfernung für Seelen, die ſich lieben. Ich fühle es klar, Du biſt mir immer nahe. Oft iſt

mir der Gedanke so auffallend, daß ich Dich nicht sehe und doch Deine Nähe so fühle. Der Brief des Hrn. Cantors hat mich lachen machen; er kommt am Ende mit einem so sonderbaren Ausdruck, den ich noch gar nicht gehört habe, und der aussieht, als wäre er von seiner eigenen Erfindung. — Ich war einige Tage nicht wohl und habe noch den Husten arg, wenn ich viel sprechen muß. Mein Kopf war nicht ganz frei und ich war betäubt. Heute ist es um Vieles besser. Deinen Brief gestern Abend erhielt ich in einer ruhigen Stimmung und ich konnte ihn ungestört lesen. Ja, Lieber, Theurer, Deine Liebe macht uns glücklich, sie ist unwandelbar treu und wahr: die Empfindung reiner Liebe, sie ist unzerstörbar wie unser Wesen. Es ist mir eine süße Erinnerung, wenn ich an unsern Aufenthalt in D. denke, und zumal wenn ich weiß, daß Du nun tief fühlst, was Du mir bist. Wir sind glücklich in unsrer Liebe, in dem Gefühl uns anzugehören; ich vergesse der Welt so ganz, wenn ich bei Dir bin; und wir brauchen nichts außer uns zu suchen; reich in Deinem Geiste wird der meine sich freun, dem Flug des Deinen zu folgen und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe uns blühn. Welche Aussicht auf die Zukunft! Mein künftiges Leben steht nun hell und lachend vor mir. Ich kann heute nichts mehr sagen, mein Lieber! Gute Nacht, ich sehne mich

herzlich, Dich wieder zu sehen, Dich an mein Herz zu drücken. Adieu!

Montag früh.

Ich kann Dir diesen Morgen auch nicht so viel schreiben, als ich gern möchte; denn mein Kopf ist vom Katarrh eingenommen. Unsere Caroline hat nun doch einiges Interesse an der Unterhaltung mit Papa; einmal preist sie die chère mère, und das andremal forscht sie ihn über den Zustand der preußischen Universitäten aus; es ist mir lieb, daß sie so etwas hat, was ihr Freude gibt, denn sonst wären ihr die langen Perioden des Papas gewiß sehr lästig zu hören. Wenn Du dieses Jahr einmal nach Erfurt gingst, würde es Dir doch recht lächerlich werden, den Papa zu sehn, der herum geht und so gar nichts von allen Planen weiß, die über sein Herz gemacht werden. Ich sehe aber immer deutlicher ein, daß so etwas zu beider Trost geschehen muß.

Auch in Dein Herz, Geliebter, will ich die geheimsten Gefühle meiner Seele legen, Dir jede Empfindung mittheilen. Es ist mir ein schöner Gedanke, daß Du uns ohne Rücksichten ganz frei Deine Seele vorhältst. Du wirst uns dadurch immer lieber, wenn Du es noch mehr werden kannst. O gewiß werden wir es nie bereuen, alles Glück unsres Lebens auf Deine Liebe gesetzt zu haben. Ich möchte die Sprache so wie Du

in meiner Gewalt haben, um Dir es ſagen zu können, was ich fühle. Aber Du verſtehſt mich ohne Worte. Der Himmel muß ſchöner ſeyn, wenn Du bei uns biſt; ſonſt werde ich oft fürchten, daß Dich der Schnupfen verfolgt und daß der weite Weg zu uns Dir ſchadet. Ich ſehe nun die Gegend nach Volkſtädt wieder mit ſo vieler Freude an. Morgen geht meine Mutter und bleibt zwölf Tage aus. Ich weiß mich noch nicht recht in Dein Kommen zu finden. Wie ich mir's ausgedacht, kämſt Du, da Mittwoch über acht Tage Dein Collegium zu Ende iſt, und Du ſagſt, daß Dich alsdann nichts mehr halte, den Donnerſtag darauf. Ungeduldig ſehe ich den Tagen entgegen, die uns vereinigen. Wie ſchön machſt Du uns noch dieſen Herbſt durch Dein Hierſeyn. Anacharſis ſollſt Du hier finden. Gleichen hat die zwei erſten Theile. Wie ich nicht wohl war, hatte ich einige einſame Stunden und das Buch hat mir viel Freude gegeben. Ich las in der Einleitung den Einfall des Xerres in Griechenland. Es iſt ſchön erzählt, und der Eifer der Griechen, ihr Vaterland zu vertheidigen, iſt mit Wärme dargeſtellt. In ſo weit iſt es mir auch intereſſant, daß man das Ganze der griechiſchen Geſchichte ſo überſieht. Im Plutarch hält man ſich doch viel nur bei einzelnen Perioden auf; und da liegt ſo Alles in einem Geſichtspunkt eingeſchloſſen. Das Etude de la nature mag nun ruhen; dieſes Andere zieht mich

noch mehr an. — So recht kann ich mich noch nicht in mir ſelbſt wieder finden. Die ganze Zeit her war ich ſellen allein. Mittwoch Abend oder Donnerſtag früh hoffen wir von Dir zu hören; es iſt noch lange hin, und ich ſehne mich, etwas von Dir zu leſen. Lebe wohl, Lieber. Möchte Dir das Gefühl meiner herzlichen Liebe immer nahe ſeyn und Dir Freude geben. Adieu. Adieu.

L.

175.

Montag, 7. September.

Geſtern Abend haben Griesbachs Fremde gehabt, wozu ich auch gebeten wurde; da fand ich die Wiedeburg, die erſt ſeit Mittag angekommen war. Ich fand ſie ordentlich ſchön, ſie kam von Euch, ich hätte ihr um den Hals fallen und ſie küſſen mögen; auch war ich noch nie ſo artig mit ihr. Ihr guter Engel gab ihr's ein, recht viel und recht viel Schönes von Euch zu erzählen, es war ein gar vortreffliches Geſchöpf. Von Dir, Caroline, ſagte ſie, Du habeſt anfangs krank ausgeſehen, jetzt aber ſäheſt Du geſünder aus als jemals, und man ſähe Dir das Wohlbefinden recht an. — Das macht, weil ſie glücklich iſt, ſagte mir mein

Herz, ob ich gleich gegen die Wiedeburg das Verdienst davon auf den Brunnen schob, den Du jetzt trinkst, — verzeih' mir diese Bemerkung. Ich nehme sie aus meinem eigenen Herzen, und sie gibt mir so viel Freude.

Sie hat mir auch gesagt, daß Ihr Fremde von Kochberg bekommen würdet. Möchte es doch nicht K. seyn, und eine unglückliche Großmuth es ihm nicht eingeben, Euch Eure Einsamkeit durch seine Gesellschaft erträglich machen zu wollen. Der Mensch hat gar zu viel Eitelkeit und ein gar zu gutes Herz! Die Wiedeburg will alle Tage bei Euch gewesen seyn, das ist doch etwas viel! Aber Eure Jungfer ist auch alle Tage um Euch, und darum möchte ich Eure Jungfer doch nicht seyn — denn was ist das Licht einem Blinden? und ich sage mir dann auch, daß Ihr dann am wenigsten in Rudolstadt seyd, wenn diese Leute um Euch sind. Ist es nicht so?

Wie habe ich seit vorgestern und gestern mit Euch gelebt, und wie lang kommt mir die Zeit vor, daß ich keinen Brief von Euch erhalten habe. Es ist doch ein unersättliches Geschöpf, der Mensch. Jetzt, da ich die Woche zweimal Briefe von Euch erhalte (und eigentlich viermal, denn meine Briefe an Euch geben mir fast so viel Freude, als die ich von Euch empfange, weil sie Euch mir so gegenwärtig machen), so ist es doch nicht im Geringsten besser als vorher, da Ihr mir nur einmal

in der Woche ſchriebt, und ich glaube, wenn ich jeden Tag welche von Euch zu hoffen hätte, ſo würde ich es jede Stunde und endlich jede Minute wünſchen, bis meine Wünſche alles Briefſchreiben unnöthig machten. Ich weiß keine glücklichern Augenblicke, als die, worin ich Euch ſchreibe oder Eure Briefe erhalte. Letzten Sonnabend wurde ich recht gequält und ich hatte ein paar recht mißvergnügte Stunden. Bis dahin hatte ich Eure Briefe richtig allemal vor zehn Uhr Vormittags gehabt, nur vorigen Sonnabend blieben ſie das erſtemal aus bis nach drei Uhr. Ich hatte die Hoffnung ſchon ganz und gar aufgegeben, und mir wegen des Ausbleibens dieſer Briefe die unruhigſten Gedanken gemacht. Der Gedanke, daß ſie zu ſpät könnten auf die Poſt gebracht worden ſeyn, tröſtete mich endlich. Wenn ſie geſchrieben ſind, dachte ich, ſo haben ſie vielleicht den glücklichen Gedanken und ſchicken ſie mir durch einen Expreſſen.

Vorgeſtern Abend konnte ich dem Verlangen nicht widerſtehn, Eure Briefe vom vorigen Jahr und die Billets beſonders, die wir im letzten Sommer und Herbſt mit einander wechſelten, zu durchſtören. Wie lebhaft brachten ſie mir manche Situationen zurück, diejenigen beſonders, wo ich mit dem Entſchluſſe kämpfte, Euch mein Herz näher zu entdecken. Ach Ihr ahntet meine Seele doch nicht immer! Wie kalt und froſtig ſind

manche dieſer Billets geſchrieben, oder ſcheinen ſie mir jetzt nur ſo? Sie machten mich traurig, denn ich glaubte in dem Augenblick, wo ich ſie las, Ihr hättet ſie ſo eben erſt geſchickt und wir ſtünden noch ſo mit einander. Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, ſchlägt mich nieder; die Liebe muß hinter ſich wie vor ſich Ewigkeit ſehen. Es ſind welche darunter, die von Trennung ſprechen, von der Nothwendigkeit, entfernt von einander zu leben, in die man ſich fügen müſſe. — War es möglich, daß Euch unſer Genius nicht die Hand hielt, als Ihr dieſes niederſchriebt? Trennung — ich kenne und ſehe keine andre mehr als diejenige, die uns von Allem — und alſo auch von jeder Erinnerung trennt. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben iſt an dieſem einzigen Haare befeſtigt, und reißt dieſes, ſo habe ich nichts mehr zu verlieren.

Aber auch einige Briefe ſind darunter, die mir Muth gaben, da ich ſie empfing, und Genuß, als ich ſie vorgeſtern wieder las. Unſer Abſchied vorigen November wirkte tief, tief auf meine Seele, und ein Billet, das Ihr mir damals ſchriebt, hat mir Thränen ausgepreßt. Es war jenes, wo Ihr ungewiß waret, wann ich gehen würde, und die Reiſe nach Erfurt in Vorſchlag gebracht wurde. Ich war wirklich noch nicht entſchloſſen zu gehen, aber dieſes Billet überführte mich, daß ich zu keiner beſſern Zeit gehen könnte. Es war

mir aber doch schrecklich, als ich mich zur Reise anschickte; alle meine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als sie zu Anfang des Sommers gewesen waren, und die ganze Aussicht meiner Liebe schien wieder verfinstert zu seyn. Sehr theuer war mir auch Dein Brief, Caroline, wo Du Dich über eine Veränderung, die in unserm Verhältniß eingerissen war, erklärtest. Dieser Brief ließ mich tief in Deine Seele blicken, und eine neue Hoffnung belebte die meinige.

Eines Abends, als ich zu Euch kam, war zwischen Eurer Mutter (die damals nicht ganz wohl war) und Lotte ein Auftritt vorgefallen, worüber? weiß ich nicht; aber, wie ich kam, warst Du noch sehr davon bewegt, Lotte, und erzähltest mir davon. Caroline ging einige Augenblicke weg, ich sagte Dir Einiges über das Vorgefallene, und Du drücktest mir die Hand — das erstemal — und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam wieder, das einzigemal, wo mir ihre Erscheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil sie nicht wußte, noch wissen konnte, was eben geschehen war, wir es also auch nicht fortsetzen konnten. Damals, liebste Lotte, glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu lesen — aber diese Stunde kam nicht wieder.

Unsre Caroline D. wird jetzt besser seyn, als ihr Brief sagt, will ich hoffen; es ist kein Datum beigeschrieben, aber es ist der erste, den sie euch geschrieben

hat. Ich fürchte doch nicht so viel für ihre Gesundheit, als Du zu fürchten scheinst, Caroline; Eure weibliche Natur ist im Ganzen stärker als die unsrige, weil sie weniger widersteht, und diese Zufälle besonders sind oft nur an gewisse Jahre gebunden. Auch setzt sie ihrem körperlichen Leiden einen bewundernswürdigen Muth entgegen, der sie nicht unterliegen lassen wird. Freilich, einsam sollte sie nicht seyn, und ihr geschäftiger, der Freude geöffneter Geist sollte wenigstens immer Beschäftigung und einen Gegenstand um sich haben. Ihr müßt ihr ja fleißig schreiben, und ihrem Herzen immer nahe seyn. Ihr könnt sie gesund machen, oder wenigstens ihren Muth gegen die Krankheit lebendig erhalten.

Montag Abends.

Vielleicht lege ich eine Uebersetzung von einem griechischen Stücke bei; ein Student versprach, mir dazu zu verhelfen. Auf den Anacharsis freue ich mich sehr, die Kalb hat mir angelegen, ihn zu übersetzen, aber an so etwas ist jetzt nicht zu denken, wenn ich auch schon an dieser Beschäftigung Geschmack finden könnte. Die Uebersetzung der Prinzessin Commena, wovon doch nur einige Bogen auf meinen Antheil fielen, hat mich herzlich ermüdet. Der Styl ist schlecht und in sehr falschem Geschmack, der Inhalt hat wenig Interesse, und der Geist einer solchen Schriftstellerin gibt immer eine schlechte Gesellschaft.

Ich komme mir jetzt selbst närrisch vor, denn während daß ich an diesem Briefe schreibe — schreibe ich auch an einer Vorlesung für morgen, und es geht darum nicht schlechter, weil die Illusion, daß Ihr um mich seyd, mich bei heitrer Stimmung erhält. Die Mahomedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mecca; ich werde mir einen Katheder hier anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn das ist meine Religion und mein Prophet. Aber gute Nacht, Ihr Lieben. Morgen erwach' ich zu Euren Briefen, und lege dann vielleicht dem meinigen noch ein Blatt bei. Gebe der Himmel, daß ich recht glückliche Nachrichten von Euch erhalte, denn die Sache wird mit der chère mère nun abgethan seyn. Die große Angelegenheit wollen wir jetzt ja noch ruhen lassen, das versteht sich. Adieu. Adieu.

S.

176.

Mittwoch früh.

Nur noch zwei Worte, meine Theuersten! Ein Correcturbogen aus der Druckerei wartet, und will eilig abgefertigt seyn. So gern möchte ich Euch sagen, wie viel Freude Eure Briefe mir gegeben haben — und gleich

jetzt zu Euch fliegen zu können, und Euch an mein Herz zu drücken bis in Ewigkeit! O ihr seyd Engel —, Engel für mich! Denn was bekümmert mich jetzt noch im Himmel und auf Erden! — Vielleicht bin ich am Mittwoch schon bei Euch. Meine Collegien werden morgen geschlossen — aber pressante Geschäfte halten mich noch 4—5 Tage länger. So wie die letzte Zeile fertig ist, bestelle ich den Wagen. Ihr schreibt nicht, wie Eure Mutter die gegebene Nachricht aufgenommen hat. — Ist dieses Schweigen von Bedeutung? Ich kann der guten Mutter nicht helfen. Adieu, meine Theuersten, Adieu.

S.

177.

N. den 9ten Sept. Nachmittags.

Ich muß zu Dir, Lieber; muß Dir die bangen Sorgen mittheilen, die mein Herz seit diesem Morgen erfüllen. Line erhielt heute einen Brief von La Roche, der lange unterwegs gewesen, worin ein Brief von Caroline D. eingeschlossen war. Sie schreibt darin über ihre Gesundheit, und ob wir gleich neuere Nachrichten von ihr haben, so beunruhigt mich doch der Inhalt desselben sehr. Sie war so krank und hat verschiedene

Mal Blut ausgeworfen nach den Krämpfen. Es griff meine Schweſter ſo an, dieſe Nachricht, und mich verſetzt ſie in die traurigſte Ungewißheit. Ach, wenn wir ſie verlieren könnten! Sie glaubt es auch oft, denn auch L. R. ſchrieb, daß ſie ihm davon geſprochen habe. Das Blutſpeien erregt neuen Kummer und Angſt in mir. Lieber, warum biſt Du nicht bei uns! Es würde mir wohlthätig ſeyn, Dich um mich zu wiſſen. Meiner Line ſelbſt mag ich nicht ſagen, wie bange mir iſt, denn ſie leidet ſchon viel, und ich thue alſo immer als wäre keine Gefahr. Aber mein Herz iſt voll trauriger Ahnungen. Du würdeſt meinen Kummer mit mir fühlen; Dein Blick, Deine Liebe mich aufrichten. Es ergreift mich oft ſo ängſtlich und es iſt mir als müßte ich fort und hin zu Caroline. Ungewißheit iſt ſchrecklich. Auch Du mein Geliebter bleibſt ſo lange noch von uns. Es iſt nicht Deine Schuld, aber ich möchte die Zeit anklagen, daß ſie jetzt ſo langſam ſchleicht und mir die Freude, Dich zu ſehn, ſo lange raubt. — Es iſt ein heitrer, ſchöner Tag heute; die Luft ſo blau und klar. Möchten die Strahlen der wohlthätigen Sonne Freude in das Herz meiner Lieben ſtrömen! Ich kann mich heute nicht ſo recht freuen und erwarte ſehnend den Abend; da kommen Briefe von Dir und von Caroline. — Ich habe recht fleißig im Anacharſis geleſen. Vielleicht ſind die Ideen, die man ſich von den griechiſchen Weltweiſen

und überhaupt von dem Volke macht, zu groß, und es macht daher einen ungewöhnlichen Eindruck, wenn wir Alles in dem Ton der heutigen franzöſiſchen Welt behandelt ſehen. Und doch ſind die Zeiträume in der Wirklichkeit ſo weit aus einander, daß wir, wie Griechenland noch im beſten Flor war, uns dieſen Zeitpunkt doch nicht ſo recht vergegenwärtigen können, weil die Sitten zu verſchieden von den unſern und überhaupt doch die Menſchen im Ganzen anders waren durch ſo manche Abweichungen der Lebensart u. ſ. w. Dieſe Zeiten ſind für mich in eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Heiligkeit ihrer Entfernung wegen gehüllt; daher mag es mir ſchwer fallen, den Contraſt zu vergeſſen, der zwiſchen den Griechen und Franzoſen iſt, und Alles darin hat eine ſolche Wendung. So z. B. hört Anacharſis den Plato ſeinen Schülern himmliſche Weisheit lehren, und er ſteht in einer Entfernung und hört zu, und die berühmten großen Männer jener Zeit gehn vor ihm wie Marionetten vorbei. Er läuft in Athen herum wie ein junger Franzoſe unſrer Zeit. Uebrigens hat das Werk gewiß vielen Werth. Ich bin ſehr begierig, wie es Dir vorkommt. Von Plato las ich heute Einiges was mir ſehr intereſſant war. Ich wünſchte oft, zu jenen Zeiten gelebt zu haben. Es war doch ein glänzender Zeitpunkt für Griechenland, als es ſolche Männer aufzuweiſen hatte. Aber ich hätte vielleicht weniger Genuß daran

gehabt als ich jetzt habe, da ich in die Vergangenheit blicken kann. Die Unterhaltung mit Dir hat mich ruhiger gemacht. Wie viel Freuden gab mir nicht schon die Unterhaltung mit Dir; es sind die schönsten Momente meines Lebens. — Ich schließe Dich mit inniger Liebe an mein Herz. Adieu!

Um 9 Uhr.

Dein Brief hat mir süße Unterhaltung gegeben. Ich erwartete sehnlich den Abend. Gleichens tranken Thee im Garten bei uns. Und ich sah fleißig nach der Sonne, und sah sie mit fröhlichem Herzen hinter den Berg sinken; denn jede Minute brachte mich dem Ziel meiner Wünsche näher.

Von Caroline ist nichts gekommen; ich bin aber ruhiger. Ich hatte die W. auch lieber, wenn sie bei uns war und doch zuweilen etwas von Dir sagte, denn sie sieht Dich doch dann und wann. So sehr oft haben wir sie nicht gesehen. Wir baten sie einigemal zu Tisch, und nahmen sie mit in Gesellschaft und auch zu den Prinzessinnen. Wenn ich einmal nicht allein sein kann, so ist sie mir eben so lieb wie die andern hier. Sie dauerte mich auch, weil sie, bilde ich mir ein, nicht immer fein genug in dem Hause wo sie war behandelt wurde, denn da hat man gar nicht die Art, mit Menschen, die doch einen wenig bessern Ton gewohnt sind, umzugehen; dadurch sind wir ihr, glaube ich, noch lieber geworden.

Ich kann dem Gedanken nicht genug nachhängen, daß Du vielleicht heute über acht Tage bei uns bist, daß ich da die Feder nicht brauchen werde; es gibt keine Worte dafür! Ich durchlese so gerne Deine Billets; keins ist davon verloren; es war schon eine geheime Ahnung in meiner Seele, glaube ich, daß mir Deine Briefe einmal Alles sein würden; als Du den Carlos an Wolzogen schicktest von Weimar aus, nach Deiner ersten Bekanntschaft; ich fand das Billet, und behielt es sorgfältig, denn ich weiß nicht es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von Dir zu haben. Auch erwartete ich so ängstlich den Sonntag, wie Du versprochen hattest her zu kommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich Du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß Du ausbliebst. War dies nicht Vorbedeutung? Mündlich mußt Du mir sagen, was Du da von mir dachtest als wir uns zum erstenmale sahn. Zog ich vielleicht da Deine Aufmerksamkeit schon ein wenig auf mich, so mußt Du es Line danken; denn sie bat mich recht ernstlich, als wir wußten, Du kämst zu uns, ich solle doch ja sprechen (weil sie mir immer vorwirft, ich ließe sie allein reden). Ich versprach es aus Gefälligkeit, denn ich war nicht ganz wohl und hatte Kopfweh; aber meine Gefälligkeit reute mich nicht, denn ich fand Deinen Geist sehr interessant, und freute mich nachher, daß ich mehr als gewöhnlich gesprochen hatte.

Es war ein schöner Zufall, der Dich zu uns brachte; es soll mir ein lieber Tag sein, der sechste Dezember! — Schade daß Du nicht hier bist heute; wir brauchten Deine Ermahnungen wieder, denn wir müssen doch morgen einmal beichten. — Freitag gehn wir nach Kochberg und bleiben da bis Sonntag oder Montag, aber länger nicht. Es ist mir gar sehr lieb, daß die Imhoff mit dort ist; die St. braucht mich da weniger, und es ist ihr nicht auffallend, daß ich nicht lange bleibe; allein bliebe ich diesen Herbst auf allen Fall nicht bei ihr, denn meine Schwester dürfte ich doch nicht so allein lassen. Ich muß ihr ihre Einsamkeit erträglich machen, denken die Menschen hier. — So ganz gegen Dein Kommen ist die chère mère nicht; sie wird sich schon freuen Dich zu sehen, wenn sie kommt, denke ich; sie hat uns eigentlich so lieb, daß sie doch uns gern Freuden gönnt; und wenn sie sieht, daß wir deswegen doch nicht versäumen sie zu besuchen, so wird Alles recht seyn. — Tief rührte mich den Abend, da ich so mißmuthig war und etwas zwischen der chère mère und mir vorgefallen, Deine Theilnahme; ach, ich hätte Dir's so recht sagen mögen; ich konnte lange nicht ohne Thränen daran denken, wie herzlich Du mich tröstetest; wie Deine Stimme mir so sanft in's Herz drang und Du mir sagtest, es nicht so genau zu nehmen. Du sollst es einmal hören; so bitter war mir noch nichts als dieser

Auftritt mit ihr; und ich denke noch mit Wärme daran; aber sie hatte auch ihr Unrecht in der Folge gefühlt, merkte ich an ihrer Art mit mir umzugehen. Gute Nacht, Lieber; sey recht fleißig, daß wir bald Dich bei uns haben können. Sind die Abende so schön wie heute, so kannst Du doch auch zuweilen bei uns sein um diese Zeit. Schlaf wohl!

Donnerstag gegen 4.

Nur einen Gruß jetzt aus der Gartenhütte, wo ich schreibe und unsrer Caroline etwas sagen will. An diesem Tisch saßen wir so oft. Und nun, wenn wir jetzt dies Alles wieder zusammen sehn, ist es doch noch anders mit uns; denn ich kann Dir nun sagen, wie ich Dich liebe.

Abends 10 Uhr.

Ich schreibe heute noch recht viel, denn ich muß morgen früh in die Kirche. Dieser Brief soll recht lang werden, weil Du Dinstag keinen bekommen wirst. Ach wir sehn uns ja hoffentlich den Mittwoch. Ich freue mich so sehr, so sehr! Und dann in Kochberg könnten wir doch nicht viel schreiben. Wir gehen morgen Nachmittag. Ich denke, Knebel wird fort sein. Ich habe gestern Briefe von ihm wieder gefunden, die gar zu närrisch waren; Du lachst gewiß, wenn Du sie siehst. Montag Abend sind wir wieder hier. Den Dinstag

ſange ich ſchon an zu hoffen. Es iſt mir eine ſüße aber doch ängſtliche Sache, Dich zu erwarten, denn Du kommſt mir immer zu ſpät. Wie ſchön ſoll uns die Zeit vergehen bei einander! Und es wird uns noch Vieles klar werden von unſerm vorigen Betragen. Jetzt erſt wundert es mich, wie Du mich ſo kalt glaubteſt, und ich fürchtete jeden Augenblick, die warmen Gefühle meines Herzens zu verrathen, und Du ahneteſt erſt ſo ſpät, daß Du mir viel warſt? Erſt bei dem Auftritt mit der chère mère. Ich trug, wie ich jünger war, immer das Gefühl mit mir herum (ich weiß nicht woher), daß man mich nicht lieben könne, nicht ſo zum wenigſten als ich; daher mag mir vielleicht dieſer Anſchein von Kälte, von Verſchloſſenheit geblieben ſein, weil ich immer ſorgfältig jedes meiner Gefühle verbarg. Es lieben gewiß Wenige ſo ſtark und treu wie ich, und ich kann es ſo wenig fühlbar machen! Aber nun, mein lieber, theurer Freund, weißt Du es und fühlſt es; nicht wahr?

Ich habe heute einen unruhigen Abend; ich weiß nicht, was mir iſt. Der Nachmittag war ſo ſchön; ich fühlte mich ſo glücklich; freute mich ſo innig Deiner Liebe, meines Daſeins (ich kann mir beides nicht mehr getrennt denken). Hernach waren wir bei Gleichens, die übermorgen weggehen; da war es unruhig, und es drückte mich etwas, glaube ich; daher dieſe Stimmung. Auch der Gedanke an Caroline iſt mir traurig;

ſie leidet wohl eben in dieſem Augenblick. Ich ſehne mich, Nachricht von ihr zu haben. — Sei doch ſo gut und bring' uns die Anthologie wieder mit, wenn Du ſie nicht mehr brauchſt. Ich habe ſo gern alles bei mir, was von Dir kommt. Ich dächte, die Kalb hätte Unrecht, Dir die Ueberſetzung des Anacharſis anzurathen; es würde Dich in die Länge nicht anziehen. Dein Geiſt iſt ſelbſt zu reich, und Du mußt ſo wenig wie möglich überſetzen, wenn es nicht ſo in verlornen Stunden geſchehen kann, iſt meine Meinung. Es bekommt zwar Alles, was durch Deine Hände geht, größere ſchönere Formen und wird durch den Stempel Deines Geiſtes erhabener, und bekommt gleichſam ein eigenes Gepräge; aber wenn Alles von Dir kommt, iſt es doch beſſer noch. Es iſt ſpät und ich muß noch den Brief an Caroline ſchließen. Gute Nacht, Lieber.

Freitag früh.

Nur ein einziges Wort noch — nur einen herzlichen warmen Gruß von mir. Ich ſehe mit einer Freude dem Tag entgegen, wo wir Dich wieder haben, als ich noch keinen entgegen ſah. Leb' wohl, Lieber!

L.

178.

Donnerstag Abends, 10. Septbr.

Wieder ein Tag überſtanden, um den ich Euch näher bin. — Wie langſam ſchleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich ſchnell wird ſie mir bei Euch vorübereilen! Wäre indeſſen die Periode nur da, wo wir uns blos über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten!

O meine theure Caroline! meine theure Lotte! Wie ſo anders iſt jetzt Alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt Eure Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt nur ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab' ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſre Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und

großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eigenen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinung ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt. Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie, als jetzt, hab' ich in ihr meine Liebe geleſen. Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſere Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern.

Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unſerm Eigenthum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unſere ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen.

Aber ich laſſe mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Euch doch weit beſſere Dinge ſagen könnte. Die Erinnerung an Euch führet mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Euch erinnert. Auch hab' ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde.

Meine Seele iſt jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beſchäftigt; unſer Leben hat angefangen; ich ſchreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Euch in meinem Zimmer; Du, Caroline, biſt am Klavier, und Lottchen arbeitet neben Dir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſeh' ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſeyn, daß ich Euch finde; und mit dem Bewußtſeyn, daß

ich Euch morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und die ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von dieſem himmliſchen Paar verfliegt unſer goldenes Leben!

Nachts.

Es war Euch von der Frau von Kalb dieſer Tage ein Beſuch zugedacht; ſie wollte nach Kochberg zu der Stein, und wahrſcheinlich wäre ſie auch nach Rudolſtadt gekommen. Jetzt hat es ſich zerſchlagen, und ſie wird zu Anfang der kommenden Woche nach Kalbsrieth gehen. Mir iſt es lieb, daß ſie nun nicht mehr kommen kann, wenn ich ſchon bei Euch bin. Es hätte uns einen ganzen Tag Zwang angethan, und ich bin jetzt in einem recht guten Verhältniß mit ihr, ſo wie ich wünſchte, daß es bleiben möchte. Sie hat auf meine Freundſchaft die gerechteſten Anſprüche, und ich muß ſie bewundern, wie rein und treu ſie die erſten Empfindungen unſerer Freundſchaft, in ſo ſonderbaren Labyrinthen die wir miteinander durchirrten, bewahrt hat. Sie ahnet nichts von unſerm Verhältniß; auch hat ſie, mich zu beurtheilen, nichts als die Vergangenheit, und darin liegt kein Schlüſſel zu der jetzigen Stellung meines Gemüths — aber ſie iſt mißtrauiſch und auch die Freundſchaft kann empfindlich ſeyn. Ihr begreift alſo wohl, wie wenig ich wünſchen kann, ſie in unſrem Kreiſe zu ſehen, und inſofern

müſſen wir uns auch vor der Stein verwahren, die dem Beobachtungsgeiſt der Kalb nachhelfen könnte.

S.

179.

Montag Abends.

Wenn der Bote ſein Verſprechen hält, ſo erhaltet Ihr dieſen Brief noch eher, als Ihr mich erwartet. Ich wollte ihn lieber nicht zu ſchreiben haben, denn der Inhalt davon iſt, daß ich vor dem Freitag nicht werde in R. ſeyn können. Ich muß Geld erwarten, das heute ausgeblieben iſt, und erſt Donnerſtag Abends ankommt; denn ich habe, ehe ich weggehe, einige Zahlungen zu thun. Eine ſehr unidealiſche Verhinderung, aber darum nicht weniger wichtig! Ich habe nun von Euch keine Zeile mehr zu hoffen — ſeit dem Sonnabend keine Zeile! Das iſt ſehr traurig. Wenn ich erſt bei Euch bin, iſt dieſes Leiden freilich vergeſſen, aber bis dahin ſind es noch vier volle Tage, die ich ohne eine Spur von Euch durchleben ſoll.

Auch mich beſchäftigt die Sorge um unſre arme Kranke in B. jetzt ſehr, aber es iſt mehr die Ungewißheit über ihr Befinden, als die Nachricht durch La Roche, was mich beunruhigt. Das Blutſpeien iſt ein ſchlimmer

Zufall, aber er iſt es weniger bei Frauenzimmern, die an Krämpfen leiden. Mir ſelbſt ſind Beiſpiele bekannt, daß es in ſolchen Fällen ganz ohne Folgen geblieben iſt. Nur wenn das Blutſpeien von zerriſſenen Lungengefäſſen herrührt, iſt es bedenklich; ſehr oft aber iſt es blos die Folge von einer zu großen Ausdehnung derſelben und ein Ausſchwitzen des Bluts, welches vorübergehend iſt. Ich wünſche freilich, Caroline wäre in einer größern Stadt, wo gleich Hülfe bei der Hand iſt und verſtändige Leute gefragt werden können. Ihre Geſundheit wäre ein ſo kleines Opfer doch wohl werth geweſen.

Die chère mère müßt Ihr bei ihrer Zurückkunft und wenn ich da bin, eher fleißiger als nachläſſiger beſuchen, ſonſt gewöhnt Ihr ſie, mich und eine unangenehme Erfahrung in ihrem Gemüth zuſammen zu denken. Ich will wohl glauben, daß ihre Anſprüche an Euch übertrieben ſein können, und der Natur entgegen ſein mögen, aber ſie verdienen von Eurer Seite, ſoweit es nur möglich iſt, erfüllt zu werden, da ſie ſo wenig Deſpotiſches haben und nur in Wünſchen beſtehen. Es iſt ſchon ein ſehr ſeltenes Glück in Eurem Verhältniß mit ihr, „daß ſie den Antheil, den Eure freie Wahl an Eurem Betragen gegen ſie hat, einzuſehn, Feinheit genug beſitzt;“ dadurch fühlt ſie Verbindlichkeit gegen Euch, da Eltern ſonſt das Gegentheil vorausſetzen. Ueberhaupt iſt viel größerer Werth in der

kindlichen als in der elterlichen Liebe, denn diese ist unwillkürlich und jene ist eine freie Empfindung; Ihr würdet also auch feinere Genüsse haben, wenn Ihr ihr Opfer brächtet, als sie durch Eure Liebe für Euch. Aber ich schreibe hier eine Abhandlung über die kindliche Liebe, und vergesse, daß ich meiner eigenen Mutter noch einen Brief zu beantworten habe. Dies soll aber auch gewiß noch diese Woche geschehen, und der seligmachende Einfluß Eures Wesens soll sich von hier bis nach Stuttgart verbreiten.

Dann aber, wenn ich der kindlichen Liebe genug gethan habe, will ich mich bei einer andern belohnen, die doch schönere Kränze auszutheilen hat, und die auch in der Natur gegründet ist, — ja wenn Plato recht hat, der die Natur selbst ihr Dasein verdankt. Ich sollte nicht so munter sein, als ich mich jetzt zeige, denn erst auf den Freitag sehe ich Euch! Aber ich sehe Euch, ich werde Euch öfter sehen, ich werde Euch an mein Herz schließen können, — dies sage ich mir in dieser Zeit noch hundert und tausendmal, und so verfliegen die Sekunden. Adieu, Ihr lieben freundlichen Engel, Adieu! — Ich umschließe Euch mit meiner ganzen Seele. Adieu! Adieu!

S.

180.

Kochberg den 18. Sept. 89, Nachmittags.

Deinen Brief erhielten wir heute früh, mein Lieber; er machte mir Freude, wie immer Alles, was von Dir kommt; aber so ganz befriedigt hat er mich doch nicht; denn ich erwartete sehnlich den bestimmten Tag Deiner Ankunft bei uns zu hören; und nun trage ich mich mit der Ungewißheit herum. Kommende Woche ist es doch aber gewiß? Du erwartest Dinstag keinen Brief mehr von uns, weil ich's so schrieb; ich war aber irre geworden in meiner Ausrechnung, und ich denke, dieser Brief kommt Dir noch zu. — Seit Freitag Abend sind wir hier, und ganz allein, außer der Stein. Der St. ihr Umgang ist mir lieb, und wir sahn uns so lange nicht, daß wir einander viel zu sagen haben. Auch die Gegend scheint mir freundlicher als sonst. Unter mancherlei Stimmungen bin ich schon hier gewesen und viele schöne einsame Stunden sind mir hier geworden, und da habe ich ein dankbares Gefühl für den Ort behalten. Die J. ist wie immer; sie spricht mit eben der Freude und Gutmüthigkeit von sich und Andern als sonst, und könnte den ganzen Tag so plaudern. K. steht wieder an seinem alten Platz in ihrem Herzen und es wird ihm manche Lobrede gehalten. Die arme St. ist krank und ich habe ihr den Nachmittag fast immer in Cooks

Reisen gelesen, daß sie ruhig bleiben sollte. Früh bin ich herum gegangen und dann las ich auch vor. Sieh, Lieber, so lebe ich hier. Dein Bild ist mir immer nah, wo ich auch bin! In fünf Tagen sind wir hoffentlich zusammen! Ich denke mir doch, Du kommst den Mittwoch; thu' es, sobald Du kannst! — Ich hätte wohl gewünscht, die Kalb hier zu sehen. Ihr Verstand ist mir sehr interessant. Was Du über ihre Beobachtungen und die der St. sagst, könnte wahr seyn; aber ich habe auch gemerkt, daß sie sich nicht so nahe mehr sind, als sie es waren. Und solche Bemerkungen theilt die St. ihr gewiß nicht mit, denn sie selbst ist zu discret dazu, wenn sie sie auch machte. Es werden wenige Menschen unser Verhältniß so ahnen können, wie es ist, und zumal was Du mir bist, denn ich kann es Dir ja selbst nicht beschreiben. Ich sehne mich so herzlich, Dich zu sehen! Es ist wieder kein Brief von Caroline gekommen. Zwei Posttage ist eine lange Zeit, und sie versprach, so bald zu schreiben. Ich kann meine Unruhe nicht aufgeben, sondern sie wird immer größer. Adieu. Ich muß jetzt wieder zur Gesellschaft. Laß Dir diesen Tag froh hingehen; meine Seele folgt Dir!

Abends.

Leb' wohl, Lieber! Der Brief soll zugemacht werden. Ich hänge mit Wärme an dem Gedanken, Dich bald zu sehen; und hoffe nicht, daß wir noch einen

Brief von Dir erhalten. Morgen Abend ſind wir wieder in R. Adieu, Adieu!

181.

Mittwoch früh. [16. Sept. 1789.]

Dank Euch, Ihr Lieben, für Eure Briefe. Sie kamen mir ganz unverhofft — den meinigen hätte Euch der Jenaiſche Bote ſchon geſtern bringen ſollen, aber der einfältige Menſch ging weg, ohne ihn abzuholen. Nun iſt mir's unangenehm, daß Ihr den Brief erſt zu einer Zeit erhaltet, wo Ihr mich ſelbſt ſchon erwartet habt. Freitag früh reiſe ich gewiß ab, ſo, daß ich mit Euch noch Kaffe im Garten werde trinken können. — Ach! Nur noch zwei Nächte, und ich bin bei Euch! Mit dieſer Sehnſucht habe ich noch nichts erwartet.

Die Griesbach gab mir dieſes Avertiſſement für Dich, Caroline. Ich habe Dir noch eine Propoſition von ihr zu machen, die gar komiſch iſt. Knebel und Goethe kommen hieher, wie mir die Kalb ſchreibt, und werden ziemlich lang bleiben. Die Kalb iſt eilends nach Kalbsrieth, ihr Schwiegervater will ſterben, oder er muß vielmehr.

Adieu, meine Theuerſten. Ich betrachte mich jetzt als einen ſterbenden Chriſten, der die Zeitlichkeit geſegnet,

und sich ganz heilig darauf verläßt, im Himmel zu erwachen — denn auch ich bin jetzt allen hiesigen Dingen abgestorben, mein Collegium habe ich gestern Abend erst beschlossen. Die Ferien dauern bis auf den 18. Oktober, ich kann also bis auf den 16. in R. bleiben. Meine Liebsten, Theuersten, lebt wohl! Lebt wohl! Ewig für Euch

S.

Am 18. September traf Schiller in Rudolstadt ein, blieb die Ferien über in Volkstädt. Am 22. Oktober kehrte er nach Jena zurück.

Caroline erzählt: „Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder sein Haus in Volkstädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsstunden bei uns zu, da die Abende größtentheils der Mutter gehörten. Das Geheimniß der glücklichen Liebe zwischen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nöthig war, empfanden wir, als eine ungewohnte Störung, doppelt schmerzlich in dieser goldnen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröstete uns der Mutter sich stets gleich bleibende Achtung und Freundschaft für Schiller.

„Dieser arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia und dem Geisterseher, und schweifte in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung

und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetiſche Plane und Stimmungen entſprangen dieſen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die ſichere Ausſicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht geweſen war, bildeten einen lichten Grund in ſeinem Gemüthe; aber die Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

„Es graute ihm vor der Einſamkeit in Jena. Der günſtige Moment, ſeine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Feſtigkeit der Exiſtenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, ſo erging ſich unſere Phantaſie in tauſend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältniſſe mit wohlgeſinnten Menſchen, die nur der Geſtaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantaſie durfte, wie Aladdins Zauberlampe, nur geſcheuert werden, und ſie ſchüttete ihre reichſten Schätze vor uns aus.

„Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Troſt getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.“

182.

Den 22. Oktober, Abends gegen acht.

Möge der Engel unſrer Liebe Dich begleiten, mein Theurer, Lieber! Du biſt nun nahe bei Jena; und ich

hoffe, ohne allen Anſtoß ſoll Deine Reiſe ſich enden. Ich ſah Deinem Wagen nach und die liebliche Sonne that mir wohl; aber mehr noch der Gedanke, daß Du doch nur acht Stunden von uns wärſt. Dein Kommen und Dein Gehen, wie iſt es doch nun ſo anders, ſeit ich weiß, daß wir uns immer wieder ſo finden, wie wir uns verließen; daß unſre Liebe bleibend iſt, ſo dauernd wie unſer Daſein. Aengſtlich ſah ich Dich ſonſt gehen, denn ich wußte nicht, ob nicht mein Bild aus Deiner Seele verdrängt werden könnte; ob Dir nicht ein anderes Weſen das geben könnte, was nur meine Liebe Dir zu geben wünſchte. Dein Kommen erwartete ich furchtſam, ob ich Dich noch ſo finden würde wie ehedem. Dieſe Beſorgniſſe ſind aus meiner Seele verſchwunden, und es trägt etwas bei, mir den Gedanken der Trennung von Dir zu erleichtern. Aber fehlen thuſt Du mir immer; und es iſt mir, als wäre ich von dem beſſern Theil meines Lebens geſchieden. Es iſt Alles leer und todt außer mir, da ich Deine Geſtalt nicht mehr ſehe; aber in meiner Seele ſtehſt Du immer vor mir, und ich wähne Dich überall zu finden und möchte das liebe Bild feſt halten. Was uns Dein Beſuch war, fühlſt Du. Dank dem guten Schickſal, das uns vereinigte! Es war ein Vorbild unſres künftigen Lebens; jeder Tag wird uns ſchöner durch unſre Liebe werden. — Fühlſt Du nun, wie ich Dich liebe?

Ich kenne kein Daſein mehr, als in dem Gefühl, daß Du mein biſt, daß ich Dir gehöre. Deine Liebe iſt der lichte Punkt in meinem Leben; alles Andere verliert ſich darin; nur durch ſie wird mir Alles erhellt; ich hatte keinen Begriff von dieſer Exiſtenz; ich ſuchte umſonſt meinem Leben das Intereſſe zu geben, das nur allein der Zauber der Liebe geben kann. Eine neue, ſchönere Welt hat ſich mir geöffnet, ſeit meine Seele nur in Dir lebt. — Mir iſt beſſer dieſen Abend, und der Schlaf wird das Uebel gänzlich vermindern, hoffe ich. Ich kann Dir nichts mehr ſagen dieſen Abend; ich will noch einen Brief ſchreiben in die Schweiz, wo ich nicht nöthig habe, viel zu denken, wo nur die Seiten voll ſeyn müſſen; er iſt nicht an B., dem könnte ich heute nicht ſchreiben. Es wäre unerträglich, wenn er unter uns wäre, in ſo einer Stimmung wie die, in die uns immer der Abſchied von Dir verſetzt; es kann kein Menſch hier fühlen, wie Du uns fehlſt. O ich möchte die ganze Welt aufbieten und ich würde nicht verſtanden werden!

Freitag früh.

Guten Morgen! Du ſitzeſt nun wohl wieder an Deinem Schreibtiſch, aber unſer Bild iſt Dir nicht fern. Du haſt doch Alles noch gefunden, wie es war? Die ſchönen Hausjungfern geſchäftig, Dich zu bedienen und zu empfangen? Die bewegliche Magd, das Gegenbild der Bequemlichkeit, wird ſchon in Deiner Stube ſich

herumdrehen. — Caroline iſt noch wie geſtern. Das Zucken iſt noch nicht vorbei; es macht mir oft Sorge, daß es nur nicht ſchlimmer noch wird und ſich gar nicht mehr verliert! Ihre Geſundheit, fürchte ich, wird nie wieder ganz hergeſtellt werden, weil ihre Nerven durch ihre Schwäche zu viel Reizbarkeit erhalten haben; Alles ſpannt ſie alſo ſtärker an; ſie wird nie die Ruhe und Gleichförmigkeit, die zur Geſundheit nöthig iſt, wieder erhalten.

Ich bin heute beſſer wieder wie geſtern, aber doch noch nicht ganz wohl. Ich ſehne mich, den Tag ganz ſtille mit Caroline zu verleben, aber das geht nicht, denn die chère mère und die Pr. werden kommen, und der Thee wird nicht ſo gut ſeyn, als da wir ihn zuſammen tranken. — Daß es eine Zeit geben wird, wo wir nicht durch den Zufall getrennt werden können, iſt mir der beſte Troſt, und ich will ihn recht faſſen, dieſen ſchönen Gedanken, und mich darauf ſtützen, wenn ich zu ſehr fühle, wie Du mir fehlſt. An Caroline D. will ich heute auch noch ſchreiben und es ihr ſagen, daß Du wieder in J. biſt. Ich denke noch immer mit Sorge an ſie, denn ich traue ihrer Geſundheit nicht, weil ich zu oft ſchon betrogen wurde. Wärſt Du noch bei uns, Du würdeſt uns wieder einen Sitz in der Sonne bereiten, ſie iſt wieder ſo freundlich, ich ſehe ſie auf den Pappeln glänzen. Ich ſchreibe aus Deinem Dintenfaß,

auch vielleicht mit der Feder, womit Du ſchriebſt. — Der Brief ſoll auf die Poſt. Lebe wohl, Theurer, Lieber! Meine Seele iſt bei Dir.

Deine L.

183.

Jena, Freitag Abends. [23. Okt. 1789.]

Geſtern Abend um zehn bin ich glücklich angekommen und ſehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor fünf Wochen ſo freudig verließ. Ich weiß noch nicht, Ihr Lieben, wie ich mich jetzt wieder darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne Euch vorüber gehen. Ach, ich fühle, ich bin noch immer unter Euch. Euer Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich ſo nahe umgeben.

Geſprochen habe ich hier außer Griesbachs noch niemand. Der Lorbeerkranz hatte verweinte Augen, als er zu ſeinem Mann und mir in's Zimmer trat; er hatte Loders beſucht, denen ein Kind an den Maſern geſtorben iſt, und das erſte Kind, das ihnen ſtirbt. Griesbachs haben mich übrigens freundſchaftlich empfangen, und das iſt Alles, was ich will. Von Knebel ſagten ſie mir viel, er muß ſich fleißig im Hauſe gemeldet haben.

Die Collegien haben erſt geſtern angefangen, und zwar nur die Vormittagscollegien, ſo daß ich gar nichts verſäumt habe. Den nächſten Montag aber fangen die Nachmittagsſtunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf iſt heiter, und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

Heute Vormittag begegnete mir etwas, das mich zu lachen machte. Es hatte ſich ein fremder Profeſſor der Mathematik bei mir melden laſſen. Er wollte nichts Geringeres von mir, als daß ich einem Unternehmen beitreten ſollte, welches er in Frankfurt am Main ausführen wollte. Er wollte dort ein Lyceum oder Muſeum nach Art des Pariſiſchen errichten, worin nämlich über wiſſenſchaftliche Dinge und ſchöne Kunſt Vorleſungen gehalten würden. Er verlangte 200 Häuſer zu Abonnenten, jedes ſollte 50 Gulden jährlich bezahlen; drei Profeſſoren ſollten ſich in das Werk vertheilen, einer in Naturwiſſenſchaften, ein andrer in Mathematik und Experimentalphyſik, ein dritter in philoſophiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften. Aus allen Wiſſenſchaften aber ſollte nur das Intereſſante gewählt, und auf eine Art, die den Liebhaber befriedigt, vorgetragen werden. Er rechnete vorzüglich auf die Damen, und meinte, daß es bald Ton werden würde, das Lyceum zu beſuchen. Er ſelbſt war in Frankreich und Italien, wie er ſagt; indeſſen erweckte er mir keine hohe Meinung von ſich. Es

war mir aber luſtig, daß ich gleich den andern Tag nach unſrer Trennung einen Antrag erhielt, der mich faſt ganz bis nach Mainz führte, wenn er zur Ausführung käme. Ich habe mich zwar nicht darauf eingelaſſen, weil ich keine Erwartungen von dem Herrn habe und keinen Glauben an Frankfurt; aber ich wünſchte mir nichts mehr, als eine Beſchäftigung dieſer Art, wo ich nicht mit rohen Studenten zu thun hätte, und eine Auswahl unter dem, was mich intereſſirt, machen dürfte. Ueber die Mainzer Profeſſoren ſchimpfte der Herr ſehr; er nannte ſie trockene Pedanten. Gern hätte ich ihn mehr darüber ausgefragt, aber ich hielt ihn weder für inſtruirt noch für unpartheiiſch genug dazu.

Morgen, meine Theuerſten, erhalte ich Briefe von Euch. Möchte ich hören, daß Deine Geſundheit ſich beſſert, Caroline; dies iſt's, was mir jetzt viel Unruhe macht. Ich fürchte zwar nichts für jetzt, aber ich fürchte, daß dieſe Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel Deines Geiſtes ſtören, und Dir gerade das, was Dich und uns in Dir glücklich macht, verbieten. Deine Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Inſtrument nicht ſchwach ſeyn, worauf ſie ſpielt, ſonſt wird ſie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen. Sey alſo wachſam über Deine Geſundheit! Meine Glückſeligkeit hängt an Deiner Liebe, und Du mußt geſund ſeyn, wenn Du liebſt.

Adieu, meine Theuerſten! Meine Seele iſt Euch nahe. Ich bin nicht von Euch getrennt. Adieu! Adieu!

S.

184.

R. den 24ten, Abends 8 Uhr.

Morgen kommt endlich der ſehnlich erwartete Brief von Dir. Ach ich kann den Morgen kaum erwarten! Ich möchte immer dieſen Tagen gebieten können, daß ſie ſchneller als die andern wiederkämen. Wie trüb und leer iſt das Leben ohne Dich! Es ergreift mich oft ein ſo inniges Weh, daß ich meine, ich müßte fort, müßte zu Dir. Gut nur, daß ich Dir es jetzt ſagen kann! Wie oft ergriffen mich dieſe Gefühle, ehe wir uns näher kamen, und ich durfte ſie Dir nicht ſagen, weil es doch einmal nicht ſo iſt, daß man es ſo gerade ſagt; und dann wußte ich doch nicht ſo eigentlich, ob ich Dir das war, was Du mir. — Ich fühle es wohl, daß Dich meine anſcheinende Kälte oft abgeſtoßen haben mag, mein Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit für Dich konnte ich Dich nie ſo wie ich wünſchte fühlen laſſen. Meine natürliche Beſcheidenheit, nie den geringſten Schein von Zudringlichkeit zu haben, mag wohl eine der Urſachen ſein. In W. konnte ich als eine neue,

ankommende Bekanntſchaft (ich will Dir doch das rothe Billet wieder in's Gedächtniß rufen) nicht mehr als Deine ältern Freundinnen verlangen, ſogar weniger; und meine Beſcheidenheit erlaubte es nicht, mehr Anſprüche auf Dich zu machen, ſo ſehr mich mein Herz zu Dir zog. Auch bei Deinem Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich ſelbſt an; und der Gedanke, daß Dir Caroline mehr ſein könnte als ich, daß Du mich nicht zu Deinem Glücke nöthig hätteſt, zog mich auch mehr in mich zurück, fühle ich nun, da ich darüber nachdachte, weil ſich auch da wieder meine Beſcheidenheit und Furcht läſtig zu ſeyn einmiſchte. Sieh, Lieber, dies waren vielleicht zuweilen die Urſachen meiner Kälte, die Dir wehe that. Die Menſchen, die mehr Zutrauen auf ſich ſelbſt haben, ſind wohl glücklicher; zuweilen möchte auch ich anders ſeyn, aber ganz kann ich mir es nicht immer nehmen; und ich denke mir oft wieder, es wäre ein unabänderlicher Charakterzug, der zu meinem Weſen gehören muß, und der mich zu dem was ich jetzt bin machte. Ich hatte, wie ich klein war, einen Hang zur Eitelkeit, der mich, wenn er mir geblieben wäre, recht unerträglich hätte machen können. Da iſt es nun doch beſſer, ich bin zu beſcheiden als zu eitel. Ich kenne nichts was mich mehr zurückſtößt als übertriebene Eitelkeit. Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn wir erſt

ganz für einander leben. Wie Vieles wird ſich nach und nach im ungeſtörten Beiſammenſein entwickeln; wie Vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger noch verknüpfen kann. Was haſt Du wohl heute vorgenommen? Haſt Du den Lorbeerkranz geſehn? Die chère mère kam geſtern nicht, nur Gleichens, und er las uns Einiges vor. Der ganze Morgen iſt ſo unruhig vergangen. Die chère mère war da, und hat erzählt. Zum Thee waren Ketelhodts hier, und wir haben Mährchen geleſen; eine Rittergeſchichte von ſchönen Damen und Herrn, die alle aus Liebe geſtorben ſind u. ſ. w. Ich habe wenig gehört, ſondern an morgen gedacht, wo Dein Brief kommen wird. Die Stein und Imhoff kommen morgen Mittag, und ich ſchreibe Dir deswegen heute, daß Du Montag nicht ſo ein kleines Briefchen bekommſt. Ungeachtet der kleinen Briefe, die Du uns ſchreiben willſt, ſollſt Du doch viel von mir hören, weil es mir Freude macht Dir zu ſchreiben, und ich hoffe daß auch Du immer gern weißt, wie es mir iſt und was ich vornehme. Ich habe noch wenig geleſen wieder. Geſtern las ich Carolinen im Anacharſis, aber nicht viel Intereſſantes. Ich bin mehrentheils bei ihr, um ſie zu unterhalten, daß ſie ihren Kopf nicht angreifen ſoll. Ruhe und keine zu ſtarke Richtung auf einen Gegenſtand nur können am beſten auf ihre Geſundheit wirken, denke ich mir. — Ich habe mir

Oberon holen lassen; den haben wir beide so lange nicht gelesen. Da wollen wir sehen, wie er uns nun vorkommt.

Für jetzt ist mir auch nicht so bange für Carolinens Gesundheit. Die äußern Dinge, die sie umgeben, können viel auf sie wirken, ihr eine Festigkeit zu geben: und ihre Phantasie kann ihr noch liebliche Bilder schaffen. Wenn man jung ist, lassen sich diese Uebel leichter heilen denke ich, weil man auch mehr auf die Phantasie, die noch lebhafter ist, wirken kann, und sie die schönen ruhigen Bilder leichter auffaßt. Aber ruhig muß sie seyn; wir müssen uns alle vereinigen und daran arbeiten, daß ihre Seele nicht zu heftig bewegt wird, daß sie in sich selbst Stärke fühlen lernt und sich dadurch für die zu lebhaften Eindrücke, die auf ihren Körper nachtheilig wirken könnten, verwahrt durch innere Ruhe und Gleichförmigkeit. Um ruhig zu seyn, muß sie jede heftige Leidenschaft vermeiden; muß ihre Seele dagegen zu sichern suchen, gegen diese heftigen Bewegungen. Gibst Du mir nicht Recht, mein Lieber? Ich suche recht still und ruhig in mir selbst zu seyn, daß ich ihr auch einen wohlthätigen Eindruck gebe. Wir wollen Alle recht sorgfältig für die Gesundheit unsres Geistes und Körpers sorgen, daß in der Zukunft, wenn wir zusammen sind, nichts die schöne Harmonie unsrer Wesen stören kann. Adieu jetzt, mein Theurer! Ich erwarte die Stein bald. Ich möchte, wir

konnten Dich wieder erwarten. Es iſt mir, als wären es viele Wochen, daß Du von uns wärſt.

Abends gegen 11.

Guten Abend, Lieber! Wie ging es Dir wohl den Tag über? Wir haben geſproch:n, geleſen, bis ſo die Zeit vergangen iſt. — Unſre Caroline D. ſchrieb heute ſelbſt wieder einige Zeilen. Sie iſt wohl nicht ſo wohl als ſie es ſcheinen will, denke ich mir; und ich fürchte, ſie kann die Reiſe nach Erfurt noch nicht ſo bald unternehmen, da es zumal anfängt, ſo kalt zu werden. Wenn nur Humboldt käme, ich glaube ſie würde dann noch eher geſund; denn ſie iſt doch unruhig über ſein langes Ausbleiben. Er iſt, wie ſie ſchreibt, in der Schweiz. Von W. habe ich nichts Neues heute gehört, und der Ball, der dort von einem Kopf zum andern fliegt, iſt auch noch nicht über die Steine und Berge, die zwiſchen uns und W. ſind, geflogen. Er würde bis zu uns manchen Stoß leiden müſſen bei dieſem Wetter. Gute Nacht nun, und Adieu! Ich will noch nach Halle ſchreiben dieſen Abend. Hier iſt Dein Meſſer, das ich ſorgfältig aufbewahrt habe, und auch der rothe Stift. Morgen noch einen Gruß von mir, denn weiter werde ich nichts hinzufügen können.

Montag früh.

Leb' wohl, Lieber! Ich umarme Dich herzlich. Deine

L.

185.

Jena den 26. Oct. 89.

Der Lorbeerkranz hat mich heute Abend um drei schöne Stunden gebracht, die ich hätte anwenden können, Euch zu schreiben, meine Theuersten. Ich habe heute zum erstenmal wieder gelesen und nach der Vorlesung mußte ich den Abend bei den Leuten bleiben. Ach! Wie viel dummes Zeug hat der Lorbeerkranz wieder gesprochen. Auch von Euch redete er mir, und dieses dank' ihm der Himmel! Ich hörte doch wenigstens Euren Namen nennen, ob er gleich sehr vergeblich geführt wurde. Ach meine Lieben, wie werd' ich dieses Leben aushalten können diesen Winter. Der ewige traurige Kreis von meinem Studierzimmer in das Auditorium und vom Auditorium zu G.! Ich habe nichts, das mir's erleichtert, als der Gedanke an Euch, nichts als Euer Bild, Eure Briefe, die Gewißheit Eurer Liebe, Eure liebe mich umschwebende Gegenwart. O wie leer ist mir hier Alles! Ich muß es mir recht oft sagen, daß auch diese leere Existenz nothwendig ist, um uns zusammen zu führen.

Eure Briefe haben mich mir selbst zurückgebracht. Gleich am ersten Tag meines Hierseyns beschäftigten mich unangenehme Dinge. Ich hatte diesen Trost so

nöthig, und ich werd' ihn ſo oft nöthig haben. O wie viel gibt mir Eure Liebe, und wie würde ich leben mögen ohne ſie!

Wo ſind die lieben Augenblicke alle hin, wo wir ſo glücklich durch einander waren? Wo iſt dieſer ſchöne Traum hingeeilt? — Ach! Es iſt keine Spur mehr davon da. Ihr fehlt mir, wohin ich ſehe. Ihr fehlt mir bei jedem Gedanken. Es iſt ſo unendlich anders — ſich ſehen, umfaſſen und umſchließen — und nur aneinander denken!

Aber ſo lebhaft iſt mir noch jeder Augenblick unſers Beieinanderſeyns, und heilig bewahrt meine Seele die lieben Bilder.

Ich ſollte Euch keine Klage merken laſſen, aber ſoll ich Euch verhehlen, was ich fühle? Würdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch überreden wollte, daß ich glücklich ſeyn kann ohne Euch? O Caroline! Lotte! Warum ſind wir getrennt!

Selbſt der ſüße Genuß, Euch oft und viel zu ſchreiben, wird mir ſchwer gemacht durch meine Geſchäfte. Ich muß die Augenblicke dazu ſtehlen, indem ich ſie an Nichtigkeiten wegwerfen muß.

Noch auf dieſen Augenblick habe ich hier niemand beſucht außer Griesbachs. — Knebel wird nicht wieder nach Jena kommen, richtet Euch alſo darnach ein, daß Ihr die Stein nicht nöthig habt. Nun ſind doch ſchon

vier Tage seit unsrer Trennung überstanden, und Ihr seyd mir um so viel Tage näher.

Was macht Caroline? Was macht meine Caroline? Bist Du frei von den Zuckungen? Ist meine Lotte wieder gesund? Morgen kommen Eure Briefe, der liebe Tag meiner Hoffnung! Lebt wohl, meine Liebsten, Theuersten. Lebt wohl. Es ist Mitternacht, Ihr werdet ruhig schlafen, indeß meine Seele um Euch schwebt. Lebt wohl.

E.

186.

Donnerstag Abends.

Laß aber rothe Billets auf immer unter uns abgethan seyn, liebe Lotte. Von mir hast Du keins mehr zu erwarten, und ich hoffe, daß ich mir von Dir keines zuziehen will. Du hast gegen mich nicht anders seyn können als Du warst; und wenn ich nicht war, was ich seyn wollte und gesollt hätte, so kam es daher, weil ich in Einem Falle mit Dir bin, ich habe die große Meinung nicht von mir, daß ich auch gleich glaube, was ich wünsche. Ohne Caroline hätte ich lange mit Dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich Dir mehr seyn könnte als Dein Freund. Soll ich

es Dir geſtehen? Ich hielt Dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte Dich gebunden, und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht ganz mehr zu verlöſchen ſeyn. Vielleicht, wenn mir dieſer Gedanke nicht vorgeſchwebt hätte, würde ich ſchneller in Deiner Seele geleſen haben.

Aber dieſe Dinge ſollen uns nicht mehr beſchäftigen. Haben wir uns doch verſtanden und gefunden und gehören uns auf immerdar! — Nur vorwärts, liebe Theure, laß uns ſehen!

Ja eine ſchöne Harmonie ſoll unſer Leben ſeyn, und mit immer neuen Freuden ſollen ſich unſere Herzen überraſchen. Unerſchöpflich iſt in ihren Geſtalten die Liebe, und die unſrige glüht in dem ewigen ſchönen Feuer einer immer ſich mehr veredelnden Seele.

O es iſt jezt das einzige Glück meines Lebens, daß Ihr mich in einem Herzen der Liebe tragt. Meine Seele kann ſich an nichts anders mehr binden — aber auch das iſt das Werk unſrer Liebe. Durch Euch werden mich auch meine vorigen Freuden wieder intereſſiren, ohne Euch finde ich ſie nicht mehr.

Du mußt mir ja viel ſchreiben, meine Liebe. Jezt iſt es noch an Dir, etwas mehr mir zu geben, als ich Dir geben kann; aber ich will alles, was Du mir mehr ſchreiben wirſt als ich Dir, als ein Kapital bei mir bewahren, und es Dir einſt, wenn ich freier bin, mit

recht hohen Zinsen zurückgeben. Ja, Du wirst es gewiß, denn Du weißt, daß Du für meine Freude arbeitest. Deine Seele muß sich in allen ihren Gestalten vor mir verklären, und daß ich Dir nahe bin, daß Du an mich denkst, dies kannst Du mir nicht zu oft wiederholen. Ach, immer neu überströmt es mich, das Gefühl, daß Du mein bist, daß wir einander gehören, daß wir unzertrennlich sind!

Ein Monat und ich sehe Euch wieder; vielleicht nicht einmal so lange. Ich habe Euch dann in meinem Zimmer, an dem Ort gesehen, wo ich Euch mein einsames Leben lebe, wo Eure Gestalten schon längst eingewohnt sind. Ich habe Dir auch etwas zu zeigen, was ich gestern bekommen habe und was mir sehr viel Vergnügen gemacht hat; meine Schwester aus Meiningen hat meine Familie gemalt, und diese hat sie mir nun copirt. Mein Vater und meine Mutter sind ziemlich getroffen, meine Schwestern kann ich nicht beurtheilen, weil sie indessen groß geworden sind. Ich bin begierig, ob Du die Aehnlichkeit zwischen meinem Vater und mir nicht auch finden wirst.

Adieu, Adieu, theure Lotte. Für Carolinens Gesundheit wirst Du sorgen und Dich hoffentlich auch schon in der Wirthschaft darauf einrichten. Leb' wohl, meine Liebe.

S.

Iſt die Stein und Imhoff noch bei Euch, ſo ſage ihnen viele Empfehlungen von mir. Den Lorbeerkranz habe ich heute wieder geſehen. Er war gar artig gegen mich. Weil ich zwei Stunden hintereinander leſe, ſo wollte er mich in der kurzen Zwiſchenzeit mit Thee regaliren, daß mein Hals nicht zu ſehr angegriffen würde. Iſt das nicht galant von der ungalanten Perſon?

Ich umarme Dich und Caroline. Ewig Euer

S.

187.

A. den 29. October, früh gegen 11.

Dein lieber Brief letzten Dinſtag war mir erfreulich, ſo herzlich lieb, mein Theurer, Beſter! Ich erwartete dieſen Tag nichts zu hören und ſaß ganz traurig vorher in der Geſellſchaft beim Geheimerath. Ach, Du fehlſt mir in jedem Moment, und vollends, wenn ich ſo viel Zeit bei Menſchen ſeyn muß, die ſo platt ſind. — Die chère mère kam eben herein und ich muß aufhören; ſähe ſie das Du, da würden die Hände wieder über den Kopf geſchlagen werden denke ich. Adieu. Ich drücke Dich an mein Herz. Heut vor acht Tagen warſt Du noch bei uns! Doch iſt die Zeit beſſer und geſchwinder vergangen, als ich dachte. — Die Stein iſt mir

gar lieb; daß ſie ein bischen mit uns iſt, iſt mir recht; ich habe ihren Geiſt doch gern!

Abends gegen 8.

Guten Abend, ich komme einen Augenblick zu Dir. Sie ſind alle bei Gleichens, und ich habe mich unter einem andern Vorwand entfernt. Du biſt wirklich von uns, mein Lieber, ich fühle es; mir iſt ſo unbeſchreiblich bang, ſo — ach, ich weiß ſelbſt nicht wie! Es iſt mir Wohlthat, Dir es ſagen zu können. Ach ohne Dich gibt es keine Freude mehr für mich in der Welt. So eine Aehnlichkeit eines ruhigen Gefühls kann mich wohl zuweilen anwandeln, aber wirklich Ruhe iſt es doch nicht. Ich könnte mich betäuben, mir einen Wahn von Glück vormalen ohne Dich; aber lange könnte dies Alles doch nicht dauern, und ich wäre unglücklich ohne Gränzen. Ich denke mir es ſo zuweilen, wie mir ſeyn müßte *ohne Dich*; wie ich ſo das ganze lange Leben ausdauern könnte, ohne den ſchönen Schimmer Deiner Liebe um mich zu haben. Aber ich müßte ſterben. Geſtern ſind wir zum erſtenmal wieder am Waſſer geweſen. Die Natur iſt jetzt traurig, und es überfällt mich ein Schauer, wenn ich die dürren Bäume anſehe. Ich folgte dem Lauf der Saale, ihre Wellen kommen zu Dir; ich ſah mit Sehnſucht nach den blauen Bergen hin, die Dich umſchließen. Adieu jetzt! Ich muß doch wieder zur Geſellſchaft. Caroline hat nicht geſchrieben heute. Wenn

ſie nur nicht krank iſt! Leb' wohl und ſey froh dieſen Abend!

L.

188.

Freitag Abends.

Nun habe ich meine erſte Vorleſungswoche geendigt, den ſechzehnten Theil von dem ganzen Wintercollegium. Das Alletageleſen ſcheint mich nicht zu beläſtigen, im Gegentheil ich werde in einem gewiſſen Feuer der Arbeit dadurch erhalten, und jetzt ſchon glaube ich einen ſchnellern Gang der Zeit zu bemerken. Wie iſt mir eigentlich ſo wohl, daß ich mich mit keinem hieſigen Menſchen vermiſche. Der Gedanke an Euch iſt meine Geſellſchaft, immer gleich neu und gleich wohlthätig für mich. An dieſem kurzen Bande geht mein Leben, und ich kann ihm nicht weit entfliehen, ſo zieht es mich an den einzigen ſchönen Punkt meines Lebens, ach meines ganzen Daſeyns! zurück.

Zwiſchen Reinhold und mir iſt doch eine kleine Annäherung vorbereitet. Ihr wißt, daß ich ihn nicht gern von mir entfernte und daß ich deswegen bange war. Der Zufall fügte es, daß Wieland vor einigen Tagen hier war, und ſich durch Reinhold zu mir bringen

ließ; dieser mußte es ehrenhalber thun, und so sahen wir uns, ziemlich ohne Zwang, das erstemal wieder, weil wir unser Verhältniß einen dritten nicht merken lassen wollten. Die Rede gab sich von meiner im Merkur gedruckten Vorlesung, die Reinhold zu lesen wünschte. Ich schickte sie ihm und erhielt dafür sein neues philosophisches Werk zum Präsent. So stehen wir nun, und ich bin froh, daß die Menschen so versöhnlich sind. Wieland ist ein jämmerlicher Tropf, wenn er auf sich zu reden kommt, welches kein so gar seltner Fall ist. Was ihn jetzt gewaltig unruhig macht, ist der historische Kalender, den Ihr aus Leipzig geschickt bekommen habt. Göschen hat ihm einen Streich gespielt, und ohne ihm ein Wort zu sagen, daß er ihn als den Verleger in Archenholz Gesellschaft öffentlich nennen würde, hat er es auf den Titel gesetzt. Diese Gesellschaft mit Archenholz vor dem Publikum schmerzt ihn ganz erstaunlich, und das ist jetzt sein großes Leiden.

Schulz war heute bei mir. Er ist seit 8 Tagen von seiner Pariser Reise zurück. Wolzogen hat er nicht gesprochen, aber doch hat er mir gesagt, daß ein junger Maler aus Stuttgart, Heideloff, den ich auch kenne, ihn habe zu Wolzogen bringen wollen. Es war aber zu kurz vor Schulzens Abreise. Nun wissen wir doch, daß Wolzogen damals noch lebte, und daß er einen Landsmann gefunden hat.

Schulz weiß sehr unterhaltende Partikularitäten von dem Aufruhr in Paris zu erzählen, gebe der Himmel, daß alles wahr ist, was er sagt! Ich fürchte, er übt sich jetzt im Vorlügen so lange, bis er die Sachen selbst glaubt, und dann läßt er sie drucken. Einiges was mir eben einfällt, will ich Euch zum Besten geben, Ihr könnt bei Hof damit Glück machen. Schulz beobachtete den König bei der Gelegenheit, wo ihm die Kokarde zugesteckt wurde. Er hatte sie in der einen Hand, und die andre stak in der Weste und hielt den Hut unter dem Arme. Als nun auf einmal geklatscht wurde, und er glaubte, daß er mitklatschen müßte, so wußte er sich keinen Rath, denn beide Hände hatten schon ihre Verrichtung. Er entschließt sich also kurz, nimmt die Kokarde in den Mund, und klatscht herzhaft mit. Ist das nicht eine edle Gegenwart des Geistes für einen König von Frankreich? — Ein andermal als er in den Wagen stieg, hielt ihn eine Höckersfrau am Arme und sagte ihm mit Vertraulichkeit. Eh bien sire, à présent nous pouvons compter sur vous? — Schulz selbst hätte gelegenheitlich mit aufgehenkt werden können. Wie er bei dem ersten Aufruhr aus dem Palais Royal kam, kam ihm ein Troß besoffenen Gesindels entgegen, und weil sie ihn für einen Engländer hielten, so würdigten sie ihn, ihn an ihrer Spitze zu sehen. Sie drangen ihm eine Flinte auf, und erklärten ihn zu ihrem Anführer.

Er mußte mit, gern oder ungern, und zitternd trug er seine Flinte. Unterwegs erwischen sie einige andere, die sich aber entschuldigen, weil sie Fremde seyen und mit der Sache nichts zu thun haben wollten. Comment, sagte einer von den Trunkenbolden, der ein Savoyard war, vous ne ferez rien pour l'humanité? Unter diesem Wortwechsel retirirte sich Freund Schulz in der Stille und warf seine Flinte von sich. — Als in Versailles ein so erschreckliches Gedränge von Menschen war, hatte das Volk alles was von Essen da zu finden war, aufgebracht und aufgegessen. Ueber dem Tumult hatte der König nicht gefrühstückt, und die andern hatten ihn vergessen. Wie es gegen Mittag zu ging und die Gefahr sich gelegt hatte, fing er an zu hungern, und einige seiner Hofleute fragten es ihm ab. Da äußerte er denn, daß er ein Stückchen Huhn und ein Glas guten Wein kosten möchte. Man schickte durch ganz Versailles, aber nichts war mehr zu finden. Endlich brachte man ein Stück schwarzes Brod und einige Gläser sauren Wein. Er tunkte das Brod darein, und verzehrte es mit Begierde. Diese kleine Anekdote hat mich interessirt.

Wegen des Buchs über Weimar habe ich nichts erfahren, entweder ist es noch gar nicht in Weimar zu finden, oder es ist kein eigenes Buch und macht nur einen Aufsatz in einem andern aus. Die hiesigen Buchhändler wollen nichts davon wissen. Sagt also der

chère mère, daß es diesmal nicht an meiner Nachläſſigkeit liegt, wenn ſie es noch nicht bekommen hat. R. Krauſe, der mit Schulz hier war, fragte, wann Ihr in Weimar ankommen würdet? Man ſcheint dort ſehr auf Euch zu warten, um zu der Converſation beizutragen. Ihr wohnt in demſelben Logis, wo Schulz ſonſt gewohnt hat. Einen Schriftſteller müßt Ihr alſo zum Vorgänger haben, aber von den Ideen, die etwa noch darin ſchweben, könnt Ihr keine brauchen. Das Logis iſt leidlich und die Lage iſt frei. Wir haben auch ſchon Clubb dort zuſammen gehalten, aber was wir da ſprachen, war Eurer wahrlich nicht werth. Es iſt nicht weit von Knebel; doch ſoll er, hoffe ich, ſein Logis indeſſen verändert haben.

S.

189.

Kochberg den 1. November 89, Abends.

Guten Abend, mein Geliebter! Du wirſt Dich wundern, wie ich Dir von K. aus ſchreibe. Deine Gedanken ſuchen mich heute gewiß nicht hier. Die Stein wollte mich mit haben, weil Knebel morgen kommt, ihre Schweſter abzuholen, und er möchte mich gern noch ſehen; ich denke, er geht bald. Da Caroline dieſen

Abend verſagt iſt und morgen bei Hof ſeyn muß, ſo verließ ich ſie. Dinſtag bin ich ſchon wieder in N., oder doch Mittwoch. — Mit inniger Sehnſucht erwartete ich heute Deinen Brief; es war eine ſo lange, lange Zeit zwiſchen Dinſtag und Sonntag. Es war mir noch einmal ſo lang, weil ich auch die Freude, Dir zu ſchreiben, nicht ruhig genießen konnte, weil meine Zeit nicht hinreichte. Es iſt, als würde ich auch in meinen Gedanken geſtört, und ich kann Dir heute nicht ſo frei ſchreiben, weil ich Menſchen um mich weiß. Die Stein und Imhoff ſitzen in einer andern Ecke des Zimmers, weil ich am Schreibtiſch ſitze. Ich bin jetzt noch einmal ſo gern hier, weil Du doch den Ort ſahſt; mir däucht, Du wärſt um mich und ich ſähe Dich überall. Nur dann iſt mir wohl, wenn ich mir Dich denken kann, wenn Dein Bild vor mir ſchwebt. Ich möchte Dir heute Manches über Deinen Brief ſagen, aber ich kann es nicht ſo recht. So viel aber kann ich doch, daß auch mir der Gedanke an rothe Billets nicht mehr kommen wird. Mein letzter Brief wird Dir ſonderbar vorgekommen ſeyn, denke ich mir; es war mir den Abend ſo ſonderbar zu Muthe. Die Stille der Nacht, der Nebel auf den Bergen, der von dem Mond, der in düſtre Wolken verhüllt war, ſchwach beleuchtet wurde, und die ſchwarzen Bäume in der Allee, dies Alles wirkte ſo traurig auf meine Seele. — Was Du uns von

Schulz schreibst, hat mich belustigt, wenn auch die Anekdoten nicht so ganz historisch richtig sind; das thut für den Augenblick nichts zur Sache. — Was sich doch die Menschen so um uns schon bekümmern in W. Krause wird schon recht geschäftig thun, um etwas von uns erzählen zu können. Er liebt, die Geschichten herum zu tragen, habe ich bemerkt; er hat freilich auch nichts weiter zu thun, und wichtig will er sich doch überall machen. Ich bin gewiß, daß wir schon über unsern Hinzug nach W. zu vielen Unterhaltungen Anlaß geben. — Der Kalb wird seiner Frau sehr ungelegen gekommen seyn, ich kann mir's denken. Ich vermuthe nun aber wohl, daß er sie doch bereden könnte, sich nicht zu trennen, sobald ihm etwas daran liegt; denn die Menschen, mit denen sie lebt, haben immer Einfluß auf sie, habe ich ihr abgemerkt; da nun auch ihre Schwester und Schwager zumal dort sind und es ungern sehen würden. Die J. hat mir erzählt, die K. wäre unzufrieden mit ihrem Mann aus Eifersucht, weil er ihr nicht immer treu wäre; die K. hätte es ihr so hingeworfen. Ich habe einiges von der K. gehört, was ich mir nicht so von ihr gedacht hätte; sie muß erstaunend heftig seyn, oder ist es der J. nur so vorgekommen; Du sollst es einmal hören. Ich habe doch eigentlich die Ruhe im Charakter gerne; bei jedem übertriebenen Gefühl und jeder zu heftigen Bewegung verliert doch die Seele an

ihrer Würde. Es macht mir noch einmal ſo wohl, wenn ich die Menſchen ſtark und feſt in ſich ſelbſt ſehe; wenn ſie ſich nicht ſo leicht von jedem Gefühle hinreißen laſſen. In Manchen mag es aber auch Krankheit ſeyn, daß ſie größere Reizbarkeit haben und ihre Gefühle ſie überwältigen. Ich freue mich, die Bilder Deiner Familie zu ſehen. Der Plan, über Jena zu reiſen, will noch nicht ſo recht gefallen; die chère mère meinte letzt, es wäre doch ein großer Umweg; es wird ſich aber ſchon einrichten laſſen. Die Stein kommt wahrſcheinlich nicht uns dort entgegen, weil ſie vor dem 18. Novbr. nicht nach Weimar kommt. Da wird es ihr wohl nicht Freude machen, ſo bald darauf wieder zu reiſen. Der galante Lorbeerkranz wird uns hoffentlich doch im Gaſthof laſſen? Daß er für Deinen Hals Sorge trägt, iſt doch gar artig. Nun Adieu; mein nächſter Brief ſoll länger werden. Leb' wohl, Lieber! Du biſt meinem Herzen immer nahe. Adieu, Adieu. Ich lebe nun ſchon wieder in der ſüßen Erwartung Deines Briefs.

L.

190.

Jena den 3. Nov. 89.

Du ſitzeſt wohl jetzt in dem großen Saale zu Kochberg, meine liebe Lotte, und betrachteſt die ſchönen

Tapeten, die Deinen Kunſtſinn bilden und üben! Meine leeren Wände lachen mir Eure Bilder zurück, die ich des Tags hundertmal in Gedanken darauf male. Ich bin dem böſen Kochberg noch immer gram vom vorigen Jahre her, wo es Dich immer von mir wegnahm. Der Ausgang des Sommers wurde uns dadurch ſo geſtört und unſer Verhältniß zerriſſen, wenn es eben im beſten Gange war.

Jetzt magſt Du ſeyn wo Du willſt, ſo biſt Du bei mir und ich bei Dir. O wie viel anders iſt jetzt Alles! Die ſchöne Gewißheit und neben ihr die ſelige Ruhe! Wenn nur erſt Alles mit der chère mère jetzt im Gange wäre. Ich wünſchte ſo gern allen Mißklang aus unſerm Leben zu entfernen und aus Deinem Verhältniß mit ihr. Doch habe ich die beſte Hoffnung, die chère mère wird ſich in das fügen, was nicht zu ändern iſt. Das Unglück iſt geſchehen, und einmal mehr oder weniger Hände zuſammenſchlagen über dem Kopf, das macht nicht viel aus. Meinſt Du, ſie wird auf meinen Brief ſogleich ſich gegen Euch oder gegen Caroline allein äußern? Sie wird wohl gar gleich einen Wagen mit Sechſen anſpannen laſſen, um nur recht ſchnell bei Euch zu ſeyn und den Jammer anzufangen. Im Ernſte aber, ich möchte wiſſen, wann ich ungefähr vermuthen könnte, daß ſie mit Euch darüber ſpricht. Ich würde dieſe Stunde mit Ungeduld zubringen. Es

ist doch eine gute chère mère! Sie zieht in das Schloß, um Prinzessinnen zu bewachen, und ihre eigenen — überläßt sie dem lieben Himmel! Im Grund, fürchte ich, ist sie doch gar nicht auf so einen Antrag vorbereitet, und wird also schrecklich überrascht werden. Sie hat bloß aus Aengstlichkeit wegen des Schicklichen mein öfteres Leben mit Euch bedenklich gefunden, und sonst nichts als Freundschaft zwischen uns vermuthet. Dies wird sich nun Alles aufklären und ich erwarte es mit Begierde. Sonntag früh ist die Prüfungsstunde für sie.

Unsern lieben Knebel und den aller Welt lieben Mann sollen wir also verlieren. Er ist doch wirklich ein wahrer Ball des Schicksals, und er weiß heute nicht, wo er morgen seyn wird. Er hat überall Haus und Wohnung, und ich glaube fast, daß er eben so gut an zwei Orten zugleich seyn kann, als er im Stande ist, zweierlei Meinungen auf einmal zu haben, und zweierlei Liebe, und tausenderlei Geschäfte. Er wird jetzt in andern Gegenden aufgehen wie eine helle Sonne, und Erleuchtung in alle Köpfe bringen. Aber im Ernste glaube ich, daß er in Weimar sehr vermißt werden wird. Das Leben geht mit ihm davon, die Grazien entweichen, und alle Engel fliehen mit ihm. Alle Herzen führt er in seinem Koffer mit sich fort, und Ihr werdet also im buchstäblichen Sinne eine herzlose Gesellschaft in Weimar finden.

Ich muß Dir auch Dank ſagen, meine Liebe, daß Du die bewußte Scheere ſo gut zu führen weißt. Gewiſſe Leute haben ſich darüber geäußert, und zu meinem großen Vergnügen. Wenn Du einmal in den Fall kommſt, auch dieſe Scheere zu brauchen, ſo will ich auch für Dich ſorgen.

Mich freut ſehr zu hören, daß Caroline D. jetzt in Erfurt iſt. Sie iſt Euch näher und in Ruhe. Freilich wird ihr Meckel fehlen, wenn ſie wieder Anfälle haben ſollte. Wie liſtig Ihr es mit der Reiſe über Jena noch einrichten werdet, bin ich begierig zu erfahren. Aber auf jeden Fall iſt es eine gewiſſe Sache. Meine Erklärung gegen die chère mère wird auch etwas Einfluß darauf haben, guten oder ſchlimmen. Ich ſehe Euch ſchon in meinem Zimmer, Ihr müßt Euch auf alle meine Stühle ſetzen und Euer Bild wo möglich in meinem Spiegel laſſen. Alles, wann Ihr fort ſeyd, muß mir ſagen, daß Ihr da waret. Aber wie wir uns den Lorbeerkranz vom Halſe ſchaffen, darauf muß noch raffinirt werden.

Lebe wohl, meine Theure, Liebe! Ich drücke Dich an meine Seele, und meine Gedanken ſind bei Dir. Ich lebe noch immer ganz eingezogen hier, und habe heute auch mein Collegium abſagen laſſen, weil eine Arbeit mich noch feſſelt. Auch morgen leſe ich nicht, und die freien Tage, ob ich gleich eben ſo viel

daran arbeite, thun mir doch ſehr wohl, weil ſie mich mir ſelbſt überlaſſen. Adieu, meine Theuerſte. Adieu!

S.

191.

[An Caroline.]

Jena den 3. Nov. 89.

Wie freut mich, was Du mir von Deiner Geſundheit ſchreibſt, meine Caroline, und wie liebe ich den Himmel wegen dieſes Geſchenks, das er mir gab! O ich könnte unmenſchlich ſeyn gegen Andre und von ihrem Leben und ihrer Geſundheit nehmen und Dir es geben — und thut es nicht auch die Natur? Wie viele Pflanzen ſterben für den Menſchen — warum ſollten die Unedeln nicht ſterben, daß das Edelſte lebe und blühe?

Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt, Caroline, und ich habe mein eigenes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts verſprach, hat ſich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf

mein Urtheil übergehen könnte, nicht irret; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstand so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirst mich auslachen, aber möchtest Du es nimmer — wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen!

Ach! Und wie hat sich auch dieses innige Geistesvergnügen doch wieder an mein Liebstes, mein Alles, angeschlossen, und ist von Euch schöner und süßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir selbst! Nur daß ich Eurer werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Eure Liebe Euch von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewonnen. Jedes erhöhte Selbstgefühl wird zu einem lebhaftern Glauben an Eure Liebe, und darum vergebe ich es mir auch selbst.

Ach, was für himmliſch ſüße Stunden uns bevorſtehen, wenn wir zuſammen wohnen werden, Theure, Liebe; wenn meine Seele, durch eine gelungene Beſchäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Eure Liebe meinem Geiſte Feuer und Leben borgen wird. Wie viele ſolcher Augenblicke erhöhter Empfindung habe ich geſtern und heute in todter Einſamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Eurige verzehren müſſen! Wie viel hätte ich Euch in dieſen Stunden geben können, und wie viel von Euch empfangen! Auch ſelbſt von Euch getrennt, wurde meine höchſte Begeiſterung zur Liebe, und ſelbſt meine Geiſtesarbeiten haben Euch ſo lieb, daß ſie mich, ohne den Gedanken an Euch, nicht entzücken wollen.

Der chère mère will ich kommenden Freitag ſchreiben. Nicht ohne Unruhe wird es für mich abgehen, denn eine ſehr zarte Saite iſt es immer, die in mir und in ihr dadurch angeſchlagen werden muß. Es wird in Eurem Verhältniß zu ihr, wie in dem meinigen, eine Veränderung machen.

An den Coadjutor will ich nächſtens auch ſchreiben, und ihn geradezu mit meinem Wunſche bekannt machen, in eine beſſere Sphäre verſetzt zu werden, wo mein Geiſt von elenden Rückſichten des Gewinnes unabhängig wirken kann.

Dieſen Brief ſchrieb mir die *. Sie iſt doch

ein ſeltſam wechſelndes Geſchöpf, ohne Talent glücklich zu ſeyn, wie könnte ſie alſo geben, was ſie ſelbſt nicht hat? Das Urtheil, das man Dir von ihr gefällt hat, finde ich ziemlich richtig. Vor ihrer Neugierde muß man ſich hüten, vor ihrer Inconſequenz, die ſie oft verleitet, ſogar ſich ſelbſt nicht zu ſchonen, und auch vor ihrer Starkgeiſterei, die ſie leicht verführen könnte, es mit dem Beſten Anderer nicht ſo genau zu nehmen.

Leb' wohl, liebſte Caroline! Leb' wohl und ſorge für Deine Geſundheit! Sorge für meine Ruhe! Leb' wohl, meine Theuerſte!

S.

192.

Jena den 4. Nov. 89.

Das überſchickte Buch habe ich richtig bekommen; ich danke Ihnen, daß Sie es mir noch zu rechter Zeit ſchicken wollten, denn es hat wirklich ſehr preſſirt.

Ich bin eben aus der Vorleſung nach Hauſe, und ſchon erwartet mich wieder ein dringendes Geſchäft. Wie gerne benutzte ich dieſe ſchöne Gelegenheit, Ihnen mehr zu ſchreiben. Lottchen vermuthete ich wieder in Rudolſtadt, Sie ſchrieben mir nichts von Ihrer Geſundheit; aber aus Lottchens Abweſenheit ſchließe ich,

daß es fortfährt gut zu gehen. Hufeland war heute bei mir und hat mir von ſeiner großen Reiſe erzählt, hat mir allerlei Empfehlungen aus Berlin und ſelbſt aus Königsberg (von Kant) mitgebracht, die mich freuen. Gedicke, der Univerſitäts-Bereiſer, denkt meiner auch, und Engel ſcheint mir gewogen zu werden. Das ſind die neueſten Neuigkeiten aus meinem Zimmer. Lorbeern habe ich lange Zeit nicht geſehen, doch denken ſie an mich. Leben Sie recht wohl und halten Sie bald Wort, mir zu ſchreiben.

Ewig der Ihrige.

S.

193.

Freitag den 5. November 89, früh.

Guten Morgen, mein Theurer, Lieber! Dein Brief geſtern war mir wohlthätig, ich fand ihn als ich nach Hauſe kam. Ich blieb bis geſtern Nachmittag in Kochberg. Auch mir hat es manchen unruhigen Eindruck vorigen Sommer gegeben. Wenn ich mir Dich in R. dachte und doch fern war, der bange Gedanke daß Du Dich gewöhnen könnteſt, mich zu miſſen, trieb mich oft in den dunkeln Gang am Waſſer, und ich lebte meinem Schmerz. Deine Billets, Deine Briefe,

die Du mir nach Kochberg ſchriebſt, gaben mir da manchen Troſt; ich fühlte doch wieder daß ich Dir fehlte, daß Du meiner dachteſt, und ich ſaß manche Augenblicke in dem Tempel am Waſſer, freute mich des ſüßen Gefühls, Dir etwas ſeyn zu können. Wohl mir, daß es nun anders iſt, daß die ſchöne Gewißheit, daß Du mein biſt, mein Leben erhellt! Es iſt wohl beſſer, wie es Caroline gemacht hat, daß ſie Dir ſchrieb, Du ſollteſt noch warten mit dem Brief an die chère mère. Es wird ſie rühren, wenn ſie denkt, es ſei in ihrer Gewalt, mich glücklich zu machen; ſie trägt die Nothwendigkeit mit mehr Unterwerfung. Nur dies würde ſie kränken, wenn ſie wüßte, daß es ſchon unter uns ſo vorbereitet wäre.

Ich war ſo ziemlich froh in Kochberg. Die Stein iſt mir ſehr intereſſant und dann lieb durch den Antheil, den ſie an mir nimmt. Die J. iſt eine herzensgute Seele; aber dieſe Güte kommt freilich nicht aus Stärke, ſondern aus Mangel an Kraft; und dies iſt doch eigentlich wieder keine Güte. Sie entladet ihr Herz vor mir: und ich kann ihr dieſe Erleichterung wohl geben, ohne das Zutrauen zu erwiedern; betrügen werde ich ſie nie, aber vor allen Confidencen, vor dem, was mein eigenes Herz angeht, wird ſie ruhig ſeyn können. Der gar liebe Knebel ſcheint mir nicht tragen zu können, daß G. neben ihm glänzt und ihn vielleicht verdunkelt. Er ergießt ſich

nun über die Menſchen, daß ſie eigentlich doch nichts gewännen, wenn ſie nur immer ſtrebten ihre Kräfte zu entwickeln, und nicht auch ihren moraliſchen Sinn dadurch veredelten. Er hat mir ſo viel davon vorerzählt, daß mir das Wort noch immer vor den Ohren ſchallt, Kräfte! Unter Anderm kamen wir ſo auf die Ideen von Kant, worüber wir oft ſprachen. Ich ſagte ihm, daß ich das Alles ſelbſt geleſen u. ſ. w. Und er entdeckte mir, daß er dieſe Ideen ſchon längſt gehabt, ſie einzeln ſo hin und wieder ausgeſtreut; und es war bald ſo als hätte er Kant Anlaß dazu gegeben. Es kam mir gar lächerlich vor. Er hat ein Buch mitgebracht, das er uns vorgeleſen; Kalb hat es aus Frankreich mitgebracht. Es ſind Memoiren von Madame de Gonzagues, die mir halb erdichtet ſcheinen. Sie lebte zu der Zeit der Anne d'Autriche, und erzählt viel von Mazarin und Retz, den ſie ſehr zu lieben ſcheint. Es hat es ein Franzoſe herausgegeben; eine weibliche Hand ſcheint mir aber doch die Feder geführet zu haben, und er mag es wohl aus Original-Briefen zuſammengetragen haben. Ein Zug vom Cardinal Retz iſt mir merkwürdig geweſen, daß er einen ſo großen Hang zu Verſchwörungen hatte und in ſeiner früheſten Jugend ſchon dieſe Geſchichten zu ſeinem Lieblingsſtudium gewählt hatte. Ich bin begierig, ſeine eigenen Memoires einmal zu leſen. Von der Kalb ihren Angelegenheiten ſcheint er auch zu wiſſen, denn

er ſagte, ſie hätte ſich ſehr mit ihm in Kalbsrieth verunei-nigt; nun wären ſie aber wieder verſöhnt und ſie wolle auf's Frühjahr mit nach Frankreich gehen. So viel habe ich von ihren Verhältniſſen erfahren. Er iſt ſehr viel mit ihnen. In der Mitte December geht der geliebte K. fort. Von Dir ſagte er, er habe Dich ſehr lieb, und Du kannſt denken, daß Du mir nun noch einmal ſo lieb biſt, weil Dich dieſer große Geiſt ſchätzt. — Ueber Deinen Brief von voriger Woche ſollſt Du noch etwas hören. Nein, Lieber, ich hatte keine frühere Neigung, die mich ſo feſſelte, daß der Eindruck, den Du auf mich machteſt, hätte ſchwächer ſeyn können. Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundſchaft, die mich vielleicht zu Einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich nun belebt. Einmal glaubte ich in der Schweiz zu lieben; aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß, mein Herz anzuſchließen, das Sehnen nach Liebe, das mir ſo von Siegwart u. a. m. geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, dieſes mächtige Gefühl, nur für Dich, für Dein Glück zu leben; ja ich könnte mein eigenes aufopfern, nur um Dich glücklich zu wiſſen; könnte meine Liebe, oder beſſer mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um Dich glücklich zu machen, Dir ein

ſchönes ungeſtörtes Leben zu verſchaffen, wenn Du es ohne meine Liebe mehr ſeyn könnteſt. Dein Glück, Deine Ruhe ſind mir das Heiligſte was ich kenne.

Caroline D. hat ihre Ankunft noch nicht ſelbſt gemeldet, ſondern ſchreiben laſſen. Daß ſie nur nicht krank iſt! Daß Humboldt heute geſchrieben, wird Dir Caroline ſagen. Er iſt in der Schweiz und wird Mitte November hier ſeyn. Ich freue mich darauf; er wird uns viel erzählen; unter Anderm von Lavater, den er recht richtig beurtheilt hat. Ich möchte, es wäre ausgemacht mit Humboldt und Caroline; denn dieſe Ausſicht wird Ruhe über ſie verbreiten. Sein Ausbleiben hat ihr doch auch Kummer gemacht. Ich bin begierig, wie Dir H. vorkommt; er wird Dir gefallen, denke ich. Wie es mit der Abreiſe ablaufen wird, ſteht beim Himmel. Wir müſſen Dich aber ſehen und ſollten wir Alles betrügen. Es iſt ſo lange, daß wir uns nicht ſahen, vierzehn Tage nun! Mir iſt es als viele Wochen! Ich freue mich Deiner Arbeit, die Dir ſchöne Momente gegeben. Wie wir den Lorbeerkranz auf gute Manier beſchäftigen, wenn wir dort ſind, wird uns der Genius der Liebe, der gewiß eher uns als dem Lorbeerkranz günſtig iſt, noch eingeben. Sie muß uns erſchrecklich lieb haben; denn K. hat es noch wiederholt, was er von ihr ſchrieb. — Nun lebe wohl, Beſter, Geliebter! Ich möchte einen Namen finden können, der Dir das ſagte,

was Du mir biſt. Meine Seele iſt mit Dir. Adieu, Adieu!

L.

194.

Den Abſchied von dem lieben Mann wirſt Du nun überſtanden haben, liebſte Lotte, und die Augen getrocknet. Wenn Dein Herz nur nicht auch in dem großen Koffer mit begriffen iſt, ſo iſt alles gut. Aber Du kannſt denken, wie mir zu Muthe ſeyn mag, hier in Jena ſitzen und Studenten die Ohren voll ſchreien zu müſſen und indeſſen den furchtbaren Herzenfeßler bei Dir zu wiſſen.

Der Lorbeerkranz, der ſich ſeit einigen Tagen in einen Hut und — — verwandelt hat, ſcheint auf einen Brief von Dir ſich Rechnung zu machen. Ich ſagte zufällig, daß Du eben jetzt in Kochberg ſeyſt. Dieſes erklärte ihm, warum Du noch nicht geſchrieben habeſt. Er hat mich heute mit Thee tractirt, weil ich zweimal hintereinander las, und war gar artig. Du mußt ihm doch ſchreiben, denn wir müſſen ihn doch in mein Haus einmal mitbringen, da iſt keine Rettung.

Ich ſchicke Euch hier die franzöſiſche Ueberſetzung des Geiſterſehers und den erſten Band vom deutſchen. Bitte Caroline, daß ſie mir, weil ſie ſo hübſche

franzöſiſche Briefe ſchreibt, die Antwort an den Herrn von Bock doch machen möchte. Sie ſoll ihm recht viel Schönes von der Ueberſetzung ſagen, und wie viel Dank ich ihm ſchuldig ſey, kurz ganz erſchrecklich galant; auch von den andern Aufſätzen, weil vielleicht einer von ſeiner Erfindung dabei iſt. In allem Ernſt ſag' ihr, daß ich mir dieſen franzöſiſchen Brief von ihr ausbitte. Sie ſoll ihn aber auf ſein Poſtpapier ſchreiben, denn ich ſchreibe ihn nicht mehr ab. Von dem tribunal secret mag ſie ſagen, daß ich nicht ermangeln würde, dem Verfaſſer dieſe angenehme Neuigkeit mitzutheilen und die Idee des Herrn von Bock ihm zu weiterer Beherzigung zu empfehlen. Vergib mir Liebe, daß ich Dir heute nichts Beſſeres ſchreibe. Mein Kopf iſt etwas eingenommen und ich gehe jetzt gleich zu Bette, weil ich etwas Schlaf hineinbringen muß. Dein liebes Bild ſchwebt mir vor Augen und ich umſchließe es mit Sehnſucht und Liebe. Es wird mich vielleicht in einen ſchönen Traum von Dir hinüber begleiten. Meine liebe theure Lotte, leb' wohl. Morgen iſt wieder der liebe Tag, der mir Eure Briefe bringt, und in drei Wochen kommt ein ſchönerer, der Euch ſelbſt bringt — und wann wird der kommen, der uns vereinigt? Adieu, lieber Engel. Schlaf wohl.

Sch.

Den deutſchen Geiſterſeher will ich noch geſchwind vorher binden laſſen.

195.

Sonntag Abends 6 Uhr, den 8. November.

Der ganze lange Abend iſt mein; ich bin ganz allein zu Hauſe und ſitze am Schreibtiſch, Dir recht viel zu ſagen, mein Theurer, Lieber! Caroline iſt den Abend bei der chère mère, bei der ich Mittag und Nachmittag bis jetzt war. Die Prinzeſſin iſt krank. Es thut mir weh, mir die arme Mutter ſo einſam zu denken den Winter. Sie hat ihre beſte Freude des Lebens in ihren Kindern; ſucht nun einmal ihr Glück darin, ſie ſich nahe zu wiſſen. Lange Jahre hielte ſie es nicht ſo aus! Es ſollte ſich kein Menſch ſeine Freude ſo ſicher, ſo bleibend in den Andern denken, und es iſt weiſer zu lernen, ſich allein auf ſich lehnen zu können und der andern Welt nicht ſo zu bedürfen. So ſollte es ſeyn. Ich habe gut predigen über Anhänglichkeit, da doch mein Herz mit den innigſten Banden an Dich ſich anknüpft, mein Geliebter; indem ich ſo hinſchreibe, wie Menſchen weiſe ſeyn könnten, bin ich es doch ſelbſt ſo wenig! Du haſt nicht ganz Unrecht, Dich vor dem Herzensfeßler zu fürchten. Wie leicht kann auch meines zu den tauſend Herzen noch dazu kommen, die er mit ſich fort trägt. Ich werde ihn noch ſehen, denn er geht erſt gegen Weihnachten. Seine Gabe der Beredſamkeit iſt ſehr gefährlich! Müßte es nicht ſchön ſeyn, immer einen ſo

ſprachſeligen Menſchen um ſich zu haben? Man könnte ihn in einen Käfig ſperren wie einen Papagei und zum Zeitvertreib ſeine ſchönen Sachen anhören. Kannſt Du Dir ihn nicht denken, wie er in dem Käfig herum gaukeln würde? Er hätte da doch wenigſtens einen ſichern Platz, und könnte nicht ſo vom Schickſal herum getrieben werden. — Ich ſah mich eben um; es iſt ſo finſter um mich, dunkle Wolken bedecken den Himmel; mir iſt ſo bang! Der Winter iſt doch ſo traurig, zumal wenn Du fern biſt, mein Theurer! Biſt Du bei mir, ſo mag es ſeyn wie es will. Ich dachte mir ſonſt, es könnte mir nichts über den Genuß der ſchönen Natur gehen; mein Herz würde in ihr immer den beſten Frieden finden. So war es mir ſonſt; oft ſchöpfte ich ſchon Ruhe aus dem Anblick einer ſchönen Gegend. Aber nun iſt es doch anders. Der Zauber Deiner Liebe gibt mir nun Alles, und nur durch ſie wird mir die Welt erſt ſchön!

Was der Lorbeerkranz nur für einen Plan haben mag, und wer die Auserwählte ſeyn wird? Ich bin recht begierig, es zu hören. Laß es Dir doch bald ſagen. Ob er wohl noch auf mich denkt? Wie ſie bei uns war, habe ich ſie deroutirt. Sie glaubt, denke ich mir, nun in ihrem Sinn, ich liebte Dich nicht ſo wie Heron, von dem ſie mir immer ſprach, als glaubte ſie, ich habe ein zärtliches Verhältniß mit ihm; ich widerſprach nicht, mit Fleiß. Sie hat gewiß Dir auch davon

erzählt; denn ſie ſpricht ſo gern von dergleichen Dingen und macht aus nichts großes Aufſehen.

Nun ſehen wir uns bald. Ich denke, wir gehen noch vor dem erſten December. O es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn wir uns immer ſehen können; wenn wir nur von einem Zimmer in das andere zu gehen brauchen, um uns zu finden! Wenn zuweilen meine Gefühle zu hoch geſtimmt ſind, und ich dann Alles mit mehr Innigkeit umfaſſe, kommt mir auch ein Gedanke mit, der mir wehe thut. Ob Du mich auch immer ſo finden wirſt, wie mein Weſen in Deiner Seele ſteht? Könnteſt Du Dir nicht zu hohe Begriffe von mir machen? Kann ich Dir auch wirklich, ſo wie meine warme Liebe zu Dir es möchte, Dein Leben verſchönern, Lieber? — Ich hoffe es, daß es immer ſo ſeyn, ſo bleiben wird. Es wird manches kommen können im Leben, was uns daran erinnert, daß es keine dauernden Freuden giebt. Aber unſre Liebe wird bleiben; ſie wird uns durch die Dämmerung des Lebens wie ein ſchöner Stern immer leuchten. Es iſt ein ſüßes Gefühl! Ach könnteſt Du es fühlen, wie meine Seele Dich umfaßt! Möchte Dir ein freundlicher Genius meine Gefühle zulispeln! — Was magſt Du jetzt machen? Der Brief des Hrn. von Bock gefällt mir nicht ſo, wie die Ueberſetzung. Er ſcheint der Sprache nicht ſo recht mächtig zu ſeyn. Aber die Ueberſetzung iſt mir angenehm zu leſen geweſen. Es

könnte auch ſeyn, daß der Gedanke, es wäre von Dir, ihr mehr gab. Sie läßt ſich leicht leſen, und nur bei einzelnen Stellen kommt es mir vor, als hätte er die franzöſiſche Sprache nicht ſo recht in ſeiner Gewalt. Ich habe geſtern Abend gleich Carolinen darin geleſen. Der Anfang überraſchte mich auf's neue, weil mir einiges daraus wieder fremd war. Ich dachte, er hätte ſich auch an das philoſophiſche Geſpräch gemacht. Vom heimlichen Gericht habe ich noch wenig geleſen. Aber ich kann mir nicht denken, daß es ſich ſo gut ausnehmen wird. Wenn Huber Dir es zuſchickt, da es fertig iſt, ſo theile es uns mit, bitte ich Dich. Ich möchte, der Geiſterſeher würde gut in's Engliſche überſetzt. Er würde viel Anziehendes für dieſe Nation haben. — Geſtern habe ich im Anacharſis geleſen, wie er Theſſalien durchreiſet; die Beſchreibung der Gegenden hat mich angezogen. Es muß ein ſchönes Land ſeyn! Wir wollen hin und eine Univerſität da errichten und im Thal Tempe wohnen. Willſt Du? Es muß gar zu ſchön dort ſeyn. Anacharſis erzählt auch von einem Souper, was er bei Plato gehabt. Kannſt Du Dir dies denken? Ich nicht wohl. Dieſe hingeworfenen Dinge verderben das wenige Gute, was der Verfaſſer hin und wieder auch angebracht hat. Ich will doch dem Lorbeerkranz noch heute Abend einige Zeilen ſchreiben, weil er doch einmal ein nothwendiges Uebel iſt. Ich weiß nicht, wie er ſo ſehr auf

einen Brief warten kann, denn es ſind erſt 14 Tage, daß ich den ſchönen Brief erhielt. So eine eifrige Correſpondenz möchte ich nicht gern mit ihm anfangen.

Montag früh gegen 10 Uhr.

Möchte dieſer Brief morgen das erſte ſeyn, was Dich begrüßt, mein Geliebter! Warum biſt Du eben zu dieſem Tage nicht hier! Voriges Jahr warſt Du mit uns; aber wie kalt kommt mir nun Alles vor, was ich Dir da ſagte; wärſt Du hier, meine zärtliche Umarmung, das Schlagen meines Herzens an dem Deinen würde Dir nun ſagen ohne Worte, was Du mir biſt, wie mein Glück nur durch Dich erhöht wird. O ich habe keine Worte dafür! Du wirſt es fühlen, mein Theurer! Es wäre ſo artig geweſen, wenn wir eben morgen hätten in J. eintreffen können. Wie ungewiß war noch Alles voriges Jahr, und der bange Gedanke, daß Du uns bald verlaſſen würdeſt, lag ſchwer auf der Seele. Der Abend iſt mir noch recht lebhaft im Gedächtniß, wie Du zu uns kamſt. Ich hätte Dir ſo gern recht viel geſagt, aber ich konnte nicht. Beſſer iſt es doch nun, auch wenn wir Dich entbehren müſſen. Wiſſen wir doch, daß dieſe Trennung nicht immer dauert, daß noch Tage kommen werden, die wir ganz unſrer Liebe leben. Unſre Caroline hat uns lange Briefe geſchrieben. Sie iſt wieder durch Lauchſtädt gereiſt, und hat da unſrer gedacht und unſer Haus von weitem geſehen. Es iſt

sonderbar, die Dinge wofür ich mich immer am meisten vorher fürchte, geben mir immer die schönsten Freuden. Ich durfte zuweilen nicht an die Reise nach Lauchstädt denken, so überfiel mich eine solche Angst und ein Wunsch, daß sie doch nicht vor sich gehen möchte, und doch war sie so entscheidend für das Glück meines Lebens. Ich hätte vergebens in meinem Leben nach Ruhe und Glück gestrebt ohne das Bewußtseyn Deine Liebe im Herzen zu haben. O wie schön hat sich Alles enthüllt, und wie leitet der Gedanke, daß Du mein bist, meine Seele durch eine traurige Gegenwart hin und hält mir die lächelnde Zukunft vor!

Ich kann mich oft so vor Weimar fürchten und kann keine Ursache angeben. Meine arme Mutter kommt mir auch immer in Gedanken, daß sie sich so sehnen wird nach uns. Ueberhaupt aber ist mir auch die Ankunft des Winters so ängstlich; die lange Dunkelheit, der nebelige Himmel, dies Alles drückt meinen Kopf und verursacht mir Angst. Ich kann mir sonst nicht erklären, wo sie eben herkäme. Der Onkel hat uns letzt einen Brief von Karl Wolzogen vom Cap geschickt. Er scheint sich recht wohl zu gefallen. Er beklagt sich aber doch auch wieder über die Frauen dort, daß sie so ungebildet wären. Die Württembergischen Officiere spielen deutsche Comödien dort und haben ein Theater errichtet, zu dessen Erhaltung sie alle beitragen müssen.

Dieſe Nachricht hat mir Spaß gemacht. Ich möchte gute Stücke kennen, wo nicht viel Frauen dazu nöthig ſind, ſo ſchickte ich Karl einige; er wünſcht ſehr, ſolche zu haben. Auch iſt eine deutſche Leſegeſellſchaft dort errichtet, wozu ſie die Bücher kommen laſſen. Es freut mich immer, wenn ich ſehe wie ſich die Menſchen in ihre Lage zu finden wiſſen und wie ſie ſich das Leben ſchöner machen wollen. Winkelmann hat eine Reiſe in's Land gemacht und wird erſchrecklich viel geſehen und bemerkt haben. Ich möchte jetzt einmal einen Brief von ihm haben. Er beſieht und unterſucht gewiß Alles mit der größten Genauigkeit, und an weitläufigen Beſchreibungen wird es nicht fehlen, dafür ſtehe ich. An weitläufigen Erzählungen fehlt es diesmal meinem Brief auch nicht, wirſt Du finden. Lebe nun wohl, mein theurer, einziger Freund. Möge der Engel unſrer Liebe Dir morgen dieſen Kuß, dieſe herzliche Umarmung bringen. Wir werden bei Dir ſeyn, Du wirſt das Umfaſſen meiner Seele fühlen. Leb' wohl, recht wohl! Ewig Deine treue Lotte.

196.

Jena den 10. Nov. 89.

Daß mein Geburtstag heute iſt, habe ich erſt von Euch erfahren, denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit.

Voriges Jahr hab' ich ihn mit Euch durchlebt — aber nein, Ihr seyd mir, unserer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr, da ich in Eurer Mitte lebte. Meine Seele besitzt Euch, und das ist etwas ganz Anderes als wenn Eure Gestalten in meinen Augen lebten. Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo Du, Caroline, ein so langes schmerzhaftes Stillschweigen brachst, — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte — jener Morgen ist mir ein weit lieberer schönerer Tag als der 10. November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?

Es freut mich, daß Ihr heute doch auch etwas von mir empfangen werdet. Der Bote versprach mir gegen acht in R. zu seyn. Eure Gründe, warum ich der chère mère noch nicht schreiben soll, sind mir ganz einleuchtend; überhaupt ist die Sache nur in so fern dringend, als sie ihr nicht länger verschwiegen bleiben würde. Den Brief habe ich noch zu schreiben.

Was ich Euch durch den Boten schrieb, ist mir sehr ernst. Ich wünschte sehnlichst, daß wir es überhoben seyn könnten, blos von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden. Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber

unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit beſſer als jetzt einen Plan zu einem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbeſſert; im Gegentheil, ich habe Verluſt erlitten, und mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind. Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt. Verſichert er mich beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine Jenaiſche Profeſſur nieder. Ich will aber auch im Preußiſchen etwas anzuſpinnen ſuchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, ſo wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzuſetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir drei zuſammen an mehr als einem auserleſenen Platz mit 1000 Thalern vortrefflich leben könnten, und daß wir dieſe ſo gut als ſchon haben! Denn wenn ich meine ganze Zeit in der Gewalt habe, und mein Geiſt frei iſt, ſo ſind mir 600 Thaler leicht, blos durch Arbeiten der Schriftſtellerei, zu verdienen; denn ich habe ſie in manchem Jahre wirklich mir erworben. Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes läſtige Verhältniß erſpart; und wenn es ja ſeyn müßte, ſo würde ich mit jedem Jahre fähiger ſeyn und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen,

und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl! Wenn Ihr meint, ſo will ich noch einen Verſuch machen, der vielleicht durchzuſetzen iſt. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim ſelbſt, ein Etabliſſement verſchaffen, entweder bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg. Sein Bruder muß alles thun, was er will — aber ich fürchte nur, dieſer Bruder kann wenig. In Mannheim würde ich Euch auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freuden betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß Ihr mir doch manche Thorheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich Euch auf dem Schauplatz herum wandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen, herum gewandelt bin.

Warum fallen mir dieſe Armſeligkeiten wieder ein? Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſrer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß. Und wenn mir der Herzog 200 Thaler bezahlt, wie Reinhold, ſo würden wir uns ganz bequem auf 1000 Thaler ſtehen. Dieſe 200 Thaler müßten ſich ſchon finden.

Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger

Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder. Mit dem hiesigen akademischen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich der Professor Heinrich beklagt, daß ihm zu nahe getreten sey, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sey. Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren) ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen; aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das eine bin, das andere nothwendig seyn muß. Es ist soweit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob er's für sich und auf seine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zuviel geschehen. Diese elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verdorben; denn sie hat mich lebhafter daran erinnert, daß ich hier bin und ohne allen Zweck und Nutzen — ach, und daß ich so schön in Weimar seyn könnte, wo

ich Euch zu erwarten hätte. O meine Lieben, Theuerſte meiner Seele! Prüft alle Möglichkeiten — unterſucht alle Fälle — und denkt ein Mittel aus, wie wir die Zeit unſrer Trennung verkürzen können. Das iſt kein Leben, das iſt nicht gelebt, wie wir jetzt unſre Stunden hinharren müſſen. Adieu. Ich kann und mag Eure lieben Briefe heute nicht beantworten. Meine Seele iſt zu trübe. Der erſte helle Augenblick, den ich habe, ſoll Euer ſeyn. Lebt wohl, meine Liebſten!

S.

Mehr und mehr war Schiller ſeit dem Beginn des Winterſemeſters über Jena verſtimmt. Caroline berichtet: „Lottchen und ich riethen für den Moment zur Geduld und einſtweiliger Ertragung der Unannehmlichkeiten des Profeſſorlebens, bis eine entſchiedene Verbeſſerung der Lage eintrete. Schon hier zeigte ſich die wohlthätige Kraft ihrer ſtillen ruhigen Seele auf Schiller's ſo oft wechſelnde Vorſtellung von den äußern Verhältniſſen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenſchaftliche Ungeduld geſteigert ward. Unſre nahe Reiſe nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beſchwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm."

197.

[12. Nov.]

[Anfang fehlt.] — — Ich sagte Dir jetzt gern mehr, aber ich muß fort. Wir sind den ganzen Nachmittag und Abend mit Menschen beladen. Der fremde Onkel und was dazu gehört sind bei uns. Lebe wohl jetzt, mein Geliebter! Laß mein Bild Dir gegenwärtig seyn. Adieu.

Freitag frlh.

Guten Morgen! Ich sitze ganz in Nebel verhüllt und meinen Augen dünkt es, als wäre die Welt vor mir verschlossen; aber nicht meinem Herzen, denn dies durcheilt die Fernen, und ist Dir nahe mit all seiner Liebe. Es ist recht klein von dem Pr. H., wenn er den Anschlag gegeben, das Blatt herunter zu reißen. So ein Neid sollte nicht bei Gelehrten seyn, er entehrt. Wie es Dir kann aufgefallen seyn, ist mir begreiflich; denn es thut immer weh, Kleinlichkeiten zu bemerken und sie ertragen müssen; dies muß man aber überall und in jedem Verhältniß, sobald man Menschen nöthig hat. Auch wenn Du auf keiner Universität lebtest, würden sie Dich nicht überall anstoßen? Deinen Geist, der so fein ist, so über Andere erhoben, wird es überall anstoßen, sobald Du in nähern Verhältnissen mit der Welt bist. Tausend Dinge, die Du fühlst und nur fühlen kannst, werden den Andern entgehen, und dadurch

wird oft ein Mißton entſtehen, der Deine Gefühle beleidigt. — Wärſt Du in W. jetzt, da wir hingehen, ſo würde es unendliche Schwierigkeiten geben, uns zu ſehn; ſo zu ſehn, wie wir es möchten. Das wäre noch ſchlimmer, wenn wir uns nicht genießen könnten mit freiem ungeſtörten Sinn. Und wenn wir uns nun ſehen, iſt's gleich nicht ſo oft, ſo wird es doch ungeſtört ſeyn können. Ich möchte Dir die Welt ſo ſchön malen, als ich kann. Ich bin auf des Coadjutors Antwort begierig. Mainz wäre gar angenehm, oder ſonſt auch jeder andre Ort, wo Du biſt, wo wir vereinigt ſind, wäre es auch Petersburg. Die letzten Briefe im Geiſterſeher ſind recht paſſend und intereſſiren; die Erwartung wird ſo geſpannt und es thut viel Wirkung. Ich möchte gar zu gern auch wiſſen, wie es weiter geht; ſo hat es mich getäuſcht. Die einzelnen hingeworfenen Züge von dem Zuſtand des Prinzen und der Tod der Griechin, dies Alles zieht ſehr an. Du wirſt beſtürmt werden um die Fortſetzung.

Ich kann mir die Geſchichte mit M. noch gar nicht entſchlagen und ſie macht mir Angſt. Es iſt doch ſo böſe, daß man das Vertrauen auf die Menſchen verlieren muß; ich traue nicht mehr! Möchte es Caroline recht fühlen lernen, daß man behutſam ſeyn muß. Sie iſt zu weich; nimmt die Eindrücke ſo leicht an, und wähnt dann Gutes wirken zu können. Dies veranlaßt

ſie gewiß zu mancher Verbindung, durch die ſie hernach verkannt werden muß und es zu oft auch wird. Sollten wir einſt vereinigt leben, wir alle, ſo muß ſie davon zurückkommen, zu viel Menſchen an ſich binden zu wollen; unſre ruhigen Verhältniſſe könnte dies ſtören. Wenn die Andern außer unſerm Zirkel noch zu viel Anſprüche auf uns machten, und wir brauchen ſie doch ſo wenig! — Wir können ihnen von außen ſo nah ſcheinen, als es nur ſeyn kann, ohne doch an uns ſelbſt zu verlieren. — Eben erhalte ich einen Brief von B., der eine gewaltige Lobrede über Anacharſis macht, und mir ſagt, Du würdeſt wohl mein Urtheil geleitet haben. Es iſt mir recht lächerlich und beluſtigt mich! — Von den Pariſer Frauen erzählt er ſchöne Geſchichten, die hoffe ich nicht ſo ſeyn ſollen; es hätten ſich einige bei einem erſchlagenen Garde du Corps verſammelt, ſein Herz herausgeriſſen und ſich das Blut in Pokalen zugetrunken. Es wäre weit gekommen, wenn ſie ſo ſehr ihre Weiblichkeit vergeſſen könnten.

Lebe nun wohl, mein Geliebter; ſey heiter! Ich möchte bei Dir ſeyn können. Ich ſchließe Dich an mein Herz! Dieſe Woche war mir lieb, denn wir hörten doch dreimal von Dir. Adieu, Adieu!

L.

Ich komme wieder. Es iſt noch nicht ſo ſpät, als ich dachte. In Mannheim wäre es freundlich zu leben,

und der schöne Himmel würde wohlthätig auf uns wirken. Erwähne nichts mehr, Lieber, von dem, was Dir sonst begegnete, was Dir vielleicht keine angenehmen Erinnerungen gibt; zum wenigsten nicht in so einem Ton als der, in dem Du es im vorigen Briefe sagtest. Meine Liebe umfaßt Dich wie Du bist; und dies, was Dir eben unangenehme Erinnerungen gibt, mußte vielleicht vorhergehen in dem Plan unsres Lebens, um uns so wie wir es jetzt sind zu verbinden, mein Theurer, Geliebter! Nein, laß diese Ideen nie wieder in Dir so aufkommen. Das Gefühl unsrer reinen, höhern Liebe soll uns beleben, und wir wollen in die Zukunft blicken, die uns durch sie schöner aufgeht.

Die chère mère hat auch mit der Stein über Line und B. gesprochen; letztere hat mir es erzählt; sie sieht das Verhältniß sehr richtig an; sie hat es erfahren, denke ich mir, wie so eine Lage peinigend werden kann. An das Trennen muß die chère mère doch nicht so wenig denken, denn die Stein sagte mir, sobald es gewaltsam geschehen würde, würde die chère mère nichts für C. thun und nichts zum Unterhalt geben. Aber dies war nun wohl in den Wind geredet, und würde sich geben. Sie selbst aber, die gute chère mère, thäte mir am wehsten; denn ich fühle es so, wie es ihr zu ihrem Glück, ihrer Ruhe nöthig ist, uns zu sehen. Die Zeit wird diesen verwickelten Knoten lösen, hoffe

ich. Nun leb' wohl! Ich will nun wirklich schließen. Adieu, Adieu.

198.

Sonnabend früh.

Seyd mir gegrüßt, Theuerstes meiner Seele! Es geht mir ein schöner freundlicher Tag auf, der mir Briefe bringt von Euch. Ich habe sie nöthig, in unruhiger Sehnsucht nach Euch verlebte ich diese lange, diese ewige Woche; in einem glühenden Triebe nach Leben, das nur an Eurem Herzen mir beschieden ist, verzehrt sich mein Wesen.

Ihr seyd glücklicher als ich. Sanfter und ruhiger genießt Ihr die Gegenwart und die Hoffnung, meine Seele bewegt eine heftige Sehnsucht. Die Ruhe flieht mich noch immer im Gedanken an Euch — sie schwebt vor mir auf, eine liebliche Gestalt, die ferne Zukunft, aber fest kann ich sie noch nicht halten.

Wohl hast Du Recht, Caroline. Sehnsucht ist kein Leben. Entfernung von Euch ist keines für mich, und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Seyn und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit

unſrer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieſes Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, ſo lange ich es nicht in Euren Augen leſe, an Eurem Herzen empfinde.

Für eine genügſame ſtille Seele iſt dieſes Verhältniß eine Quelle des Glückes, für ein Herz, das mit ſeinen Wünſchen nicht über die Gegenwart hinausſtrebt. Die ſüße Ueberzeugung, daß Ihr mein ſeyd — daß nichts Euch mir entreißen kann, ſollte mir das Leben erheitern. Aber es iſt nicht ſo. Ich kann eine Glückſeligkeit, die ich ſo lebendig wie dieſe erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unſre Einbildung zeitigt ihre Früchte ſo ſchnell, und die Zeit bringt ſie ſo langſam zur Reife. Ach! und ſo muß ich Euch immer die Unruhe mittheilen, die in mir ſelbſt ſtürmt — keine ruhige Freude kann ich Euch geben.

Hier iſt die Antwort des Coadjutors. Ich weiß nicht, was ich eigentlich damit machen ſoll. So viel indeſſen läßt ſich daraus ſchließen, daß es nur an zwei Augen liegt, ob alle unſre Wünſche in Erfüllung gehen ſollen; denn ich denke nicht, daß Dalberg ſich zurückziehen würde, wenn es zum wirklichen Handeln käme. Aber ich möchte wiſſen, ob dieſe Hinweiſung an den Kurfürſt etwas mehr als eine gewöhnliche Ausweichung iſt, ob ich den Kurfürſt vielleicht und ſelbſt durch D's. ehemalige Aeußerungen

von mir auf mich vorbereitet finden würde. Der Coadjutor hat wenigstens bei sehr verschiedenen Menschen und oft schon über mich gesprochen — vielleicht auch schon bei dem Kurfürst. Ueberleget, meine Lieben, und rathet, was ich thun soll. Ich will und kann mich in der entscheidenden Angelegenheit unsers Glücks nicht mehr leidend verhalten. Findet Ihr es gut, so schreibe ich gleich in der nächsten Woche an den Kurfürst — und geht es dort nicht, an den Kg. v. P. Mein Herz hat diese Angelegenheit mit einer Stärke und einem Feuer umfaßt, daß sie entschieden seyn muß, wenn ich meine Ruhe wieder finden soll.

Werdet Ihr mir bald etwas Bestimmtes von Eurem Hiederkommen schreiben? Es ist schon der 22ste Tag, daß wir getrennt sind. Ich freue mich doch der eilenden Zeit. Länger als 14 Tage, hoffe ich, soll es doch nicht anstehen. Die Griesbach sprach kürzlich davon, ob Ihr nicht über Jena reisen würdet. Er und sie meinten, Ihr würdet besser thun. Es wird also hier nicht im geringsten auffallen, wenn Ihr über Jena reist. Griesbach beschreibt den Weg über Blankenhayn ganz entsetzlich; ich wollte, die chère mère hätte zuhören können. Ich sagte der Griesbach, daß ich noch nichts wüßte. Vielleicht aber reiset Ihr mit der Stein von Kochberg aus unmittelbar nach Weimar.

Was hast Du in Humboldt's Sache gethan, Caroline? Ich möchte doch genauer davon unterrichtet seyn.

Lebt wohl, meine Theuersten! Nur bei Euch ist meine Seele, aber ich bedarf Eures Anblicks, Eures lieben Daseyns um mich, die Unruhe in meinem Herzen zu besänftigen. Ich drücke Euch an mein Herz mit inniger unaussprechlicher Liebe. Meine Geliebtesten, lebt wohl!

S.

199.

Sonntag Abends, 15. Nov.

Diesmal belohne ich mich durch einen Brief, den ich an Euch schreibe, meine Lieben. Es ist der eilfte Brief, den ich heute schreibe. Ich war gerade im Train und machte fort, so lange es ging. Es ist mir ordentlich leichter um's Herz, daß einige der schwersten Schulden abgetragen sind. Die Herrn Butterweck, Gustav Schilling und Consorten kommen aber, auch in meiner besten Stunde, nicht daran. Ich habe unter andern mehrere Briefe in mein Vaterland geschrieben. Es sind dort einige brave Männer, die meine Lehrer waren, und die noch viel Vertrauen zu mir haben. Ein gewisser Professor der griechischen Literatur, Nast, bei dem ich das Griechische lernte, (oder vielmehr lernen sollte,) machte mir die Proposition, ob ich nicht mit ihm in

Geſellſchaft eine deutſche Ausgabe der griechiſchen Tragiker unternehmen wolle. Meine Iphigenie ſcheint ihm hohe Begriffe von der griechiſchen Gelehrſamkeit ſeines ehmaligen Schülers erweckt zu haben. Ich vermuthe, daß ihm dieſes Projekt ſehr am Herzen liegen mag, und ich freute mich, daß ich ihm ſeinen Wunſch erfüllen konnte. Zum Unglück blieb ſein Brief an mich 7 Monate bei dem vergeßlichen Menſchen, dem Profeſſor Schütz, liegen, und vor 5 Tagen erſt kam er in meine Hände. Was der gute Mann in Stuttgart von mir denken mag!

Ich habe Euch zweimal nach einander so düſtere und unruhige Briefe geſchrieben. Sie waren der Abdruck meiner damaligen Geiſtesſtimmung, aber ich finde doch, daß ich ſie nicht hätte fortſchicken ſollen. Sie machen Euch unruhig meinetwegen, und Ihr leidet vielleicht in eben dem Augenblicke, wo mir leichter geworden iſt. Das iſt überhaupt ein übler Umſtand beim Briefſchreiben. Das Gemüth ändert ſich oft ſchneller, als der Brief an Ort und Stelle kommt, und man weiß den Andern in einem Irrthum, den man ihm ſelbſt gegeben hat, ohne ihn ſogleich wieder daraus reißen zu können. Bedenkt dieſes einmal für allemal, meine Lieben, wenn Ihr Briefe von mir empfangt. Glaubt keinem, als dem, der heiter geſchrieben iſt. Schreibe ich traurig, ſo bin ich es längſt nicht mehr, wenn Ihr es leſet.

Ach! es iſt nur die Erinnerung an Euch, an die Seligkeit an Eurem Herzen, was mich gegen alle Erſcheinungen um mich her ſo unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menſchen und den Dingen den tiefen Abſtand nicht verzeihen, in welchem ſie zu dem himmliſchen Ideal meiner Liebe ſtehen. Und daß ſie ſich doch eindrängen in unſern Kreis und uns an einer Glückſeligkeit hindern, die ſie nicht fähig ſind uns zu erſetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menſchen und Schickſal.

Alle dieſe trüben Geſtalten werden mir in Eurem Anblick verſchwinden. Euch vor meinen Augen, Eures Beſitzes mir bewußt, werde ich mich mit allem, was mich umgibt, verſöhnen, und den dürftigen Erſcheinungen um uns her von der ſchöpferiſchen Gluth meiner Seele Strahlen und Leben borgen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das Eure Liebe auch ſchon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele ſich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reicher und unerſchöpflicher — ach, die Liebe iſt das Einzige in der Natur, wo auch die Einbildungskraft ſelbſt keinen Grund findet und keine Grenze ſieht. Nur in Euch zu leben, und Ihr in mir — o das iſt ein Daſeyn, das uns über alle Menſchen um uns her hinwegrücken wird. Unſer himmliſches Leben wird ein Geheimniß für ſie bleiben, auch wenn ſie Zeugen davon ſind.

Du kannſt fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könnteſt zu ſeyn, was Du mir biſt. So müßteſt Du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe iſt alles, was Du brauchſt, und dieſe will ich Dir leicht machen durch die meinige. Ach, das iſt eben das höchſte Glück in unſrer Verbindung, daß ſie auf ſich ſelbſt ruht und in einem einfachen Kreiſe ſich ewig um ſich ſelbſt bewegt — daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, Euch jemals weniger zu ſeyn, oder weniger von Euch zu empfangen. Unſere Liebe braucht keiner Aengſtlichkeit, keiner Wachſamkeit — wie könnte ich mich zwiſchen Euch beiden meines Daſeyns freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter Euch, und immer liebevoller kommt ſie von einem zu dem andern zurück — derſelbe Lichtſtrahl — laßt mir dieſe ſtolzſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden widerſcheint aus verſchiedenen Spiegeln.

Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte, — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dieſes anders wäre, daß Du anders wäreſt

als Du bist. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du seyn, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen.

Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele.

Nur Dein Schicksal, meine Caroline, ist es, was mir Unruhe macht. Ich kann dieses trübe Verhältniß noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß Du mit B. allein lebst. Von diesem Jahr kannst Du die Hälfte bei uns zubringen und die kleinen Zwischenräume der Trennung machen es erträglicher. Aber mein Bleiben in Jena läßt sich nur nicht gut mit der ganzen Sache vereinigen, und ich habe es nicht einmal in der Gewalt, zu bleiben, wenn sich vortheilhaftere Aussichten für mich öffnen sollten. In Jena könnte ich es im nächsten Jahre noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß, was ich vom Herzog erhalte, wenn es äußerst glücklich geht, und dieses reicht nicht hin, denn es ist noch nicht alles

mein, was ich einnehme, leider! Was noch mangelt, kann ich im nächſten Jahr noch nicht hoffen durch vieles Collegienleſen zu erſetzen. Dies iſt erſt in zwei Jahren möglich. Ich muß mir alſo ſchlechterdings durch einen beträchtlichen fixen Gehalt helfen, und eben darum arbeite ich auch jetzt ſo ernſtlich an dieſer Angelegenheit. Es wäre ſchrecklich, wenn das nächſte Jahr wie dieſes vorübergehen ſollte.

Und darin liegt nun eben das Schlimme. Ich muß daran arbeiten, von hier wegzukommen, um unſre Verbindung zu beſchleunigen; und wenn ſich Dein Verhältniß nun nicht mit gleichen Schritten entwickelte, ſo kämen wir auf ein ganzes Jahr auseinander. Dies darf wieder nicht ſeyn. Ich weiß mir aus dieſem verwirrten Verhältniß nicht zu helfen. Würde wenigſtens nur bald der Ort, wo ich leben ſoll, entſchieden, ſo könnteſt Du vielleicht auch Deine Angelegenheit ſchneller zur Entſcheidung bringen.

Es war mir doch lieb, zu ſehen, daß die chère mère auf die Trennung von B. ſchon gedacht hat. Etwas wird es ihr doch dieſe harte Prüfung erleichtern; ihre Drohung iſt gar nicht zu fürchten. Die gute chère mère würde Dir durch die ganze Welt nachtragen, was Du brauchſt, wenn's einmal nicht anders wäre. Wäre die Stein nicht zur Geſchäftsführerin zu brauchen, weil ſie ihr doch das Vertrauen gezeigt hat? — —

Schickt mir doch den Hrn. von Bock zurück, und gelegentlich auch den Tomſon, der noch bei Euch liegt. Den Tomſon möchte ich doch gern hinausleſen, er hat mich angezogen. Vor einigen Tagen iſt mir der Anacharſis von Leipzig geſchickt worden, ich hätte ihn gern wieder abbeſtellt. Es ſind 7 dicke Bände, die mir bange machen, bis ſie durchgeleſen ſind, aber ein eigener Band iſt noch dabei mit Charten und Planen, die mir lieb ſind. Mit ſolchen Charten in der Hand laſſen ſich alle griechiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber angenehmer und mit mehr Nutzen leſen. Ich laſſe jetzt eben meinen Studenten etwas aus dem Anacharſis überſetzen, ich will ſehen, ob ich ihm in irgend einem Journal Platz dafür ſchaffen kann.

Jetzt lebt wohl, meine Liebſten. Ich bin weitläufiger geworden, als ich erſt wollte, aber auch unbedeutende Dinge intereſſiren mich, wenn ich ſie Euch erzähle. Dieſen Brief erhaltet Ihr auf den Dinſtag. Einen Gruß ſchicke ich noch durch die Poſt. Meine Theuerſten, Adieu. Ich drücke Euch an mein Herz, und dieſen Kuß bringe Euch der Engel der Liebe. Adieu, Adieu.

S.

200.

A. den 14. November 80, Mittags.

Dein Brief war das erſte heute beim Erwachen, was mich beſchäftigte. Dalberg's Antwort iſt artig und verbindlich; und ich glaube wohl, er kann allein nichts thun, und kann ſich jetzt nicht ſo frei in Geſchäfte miſchen. Ein Verſuch bei dem Kurfürſt ſelbſt könnte wohl beſtimmten Aufſchluß geben, denke ich mir; wenn er Sinn hat dafür, Menſchen von Kopf und Geiſt in ſein Land zu ziehen, und gern ein Mittel iſt, ihnen einen freien Wirkungskreis zu verſchaffen. Da die alle, die D. nennt, ſich ſelbſt an ihn gewendet haben, ſo iſt es mir doch ein Beweis, daß es ihm Freude machen muß, etwas für Gelehrte zu thun. Wohl, mein Lieber, iſt es ein trübes Leben, fern von Dir zu ſeyn, und es iſt eigentlich nicht Leben, eine freudenloſe leere Gegenwart immer nur mit der Ausſicht einer ſchönen Zukunft ausſchmücken zu müſſen. Eine ruhige Anſicht der Dinge iſt mir nicht ſo leicht zu erlangen, als Du wohl denkſt. Es müſſen oft manche Stürme in mir vorgehen, ehe ich zu der Ruhe gelange, die ich gern Allem was mir lieb iſt mittheilen möchte. Ich fühle es oft ſo klar, daß ein gewiſſer Grad von Ruhe, auch wenn wir glücklich ſind, nöthig iſt, um ein ſchönes Leben zu bereiten; und vollends wenn wir leiden iſt es noch nöthiger ſie zu

erlangen; denn es würde ſonſt alle unſre Kräfte aufreiben müſſen, wenn die Bewegungen der Seele zu heftig wirkten. — Man ruft zum Eſſen. Adieu alſo jetzt, mein theurer Geliebter!

Gegen 3.

Ich wurde unterbrochen und hatte Dir noch Manches zu ſagen. Auch in dem ſüßeſten Gefühle meiner Seele, in meiner Liebe zu Dir muß ich immer ſuchen Ruhe zu erwerben; weil ich eben ſo leicht durch ſie glücklich und auch unglücklich werden kann, wenn ich mich dem Zauber, den ſie um mich verbreitet, zu ſehr überlaſſe. — Die Geſchichte mit Halle verfolgt mich wie ein böſer Geiſt, und immer kommt ſie mir wieder in's Gedächtniß. Ich könnte M. im Leben um nichts mehr fragen, möchte ihn nicht wieder ſehen; er hat mich zu ſehr durch ſein Beiſpiel belehrt, wie wenig man den Menſchen zutrauen ſollte eigentlich.

Wie es nur noch mit unſrer Reiſe wird? Ich will die Stein noch einmal fragen, ob ſie nicht vielleicht hingeht. Sie hat noch einmal zu K. kommen wollen. Als ich den einen Tag allein mit ihr in Kochberg war, habe ich ihr frei von unſerm Verhältniß geſprochen; ſie leitete mich darauf, und wußte ſchon voriges Jahr Manches, woraus ſie es doch ſchließen konnte. Daß ſie heilig ihr Verſprechen hält, nichts von allem dem gegen keine Seele zu ſagen, dafür ſtehe ich. Sie fühlt es ſelbſt zu ſehr,

daß es jetzt noch, ehe die chère mère etwas weiß, nicht geheim genug gehalten werden kann. Ihre Schweſter kennt ſie; dieſer ſagt ſie alſo ſicher kein Wort. Ich muß jetzt zur chère mère. Adieu, Adieu.

Nach 7 Uhr.

Da bin ich wieder, mein Lieber. Glaube ja nicht, daß die Stein indiskret iſt, und es unſerm Verhältniß nachtheilig ſeyn könnte, daß ſie es weiß. Sie ſchweigt gewiß; ihre Theilnahme an meinem Glück iſt ſo innig, ſo wahr, daß es mir weh that, ſie zu hintergehen. Könnte ſie etwas auch nur entfernt beitragen, uns glücklich zu machen, ſie wendete alle ihre Kräfte an. Sie liebt Dich, kennt Deinen Werth und ſchätzt Dich. Sie kennt die Inkonſequenz ihrer Weimariſchen Freunde viel zu ſehr, als daß ſie mein Vertrauen zu ihr entheiligen ſollte. Sie könnte vielleicht nun auch Manches thun, um unſre Reiſen nach J. zu befördern, da ſie weiß, wie ſie daran iſt. Daß wir der chère mère vor der Hand noch nichts ſagen, billigt ſie; es war mir ein rührender Abend, wie ich ihre Liebe zu mir ſo fühlte, und wir von unſerm künftigen Leben ſprachen. Wir werden glücklich ſeyn, mein innig Geliebter, o ich ahne es! Könnte meine Liebe zu Dir vor Allem, was Dir nur entfernt weh thun könnte, Dich ſchützen! Freilich kann ſie dies nicht immer; aber Alles mit treuem Sinn mit Dir theilen, dies kann ſie, und dieſe

Theilnahme lindert den Kummer doch immer. Ich habe einige Tage viel am Kopf gelitten; ein paar Mal wurde es durch Gehen und Sprechen (weil die chère mère und Pr. da waren) so arg, daß mir fast die Gedanken vergingen. Auch heute noch ist er nicht ganz helle, aber doch kommen Augenblicke, wo ich gar keinen Schmerz daran fühle. Ich fürchte, Caroline D. ist wieder krank; sie schrieb letzt nur wenig und klagte über ihre Brust, vertröstete uns auf einen Brief, der kommen sollte heute und nicht kam. Humboldts Brief kam mir ganz eigen vor; doch denke ich auch, streitet er jetzt selbst mit seinen Gefühlen, weil er noch nicht gewiß weiß, daß Caroline sich eben so gern mit ihm verbände als mit L. R.; und er gesteht sich nicht so, wie er sie liebt. Auf der andern Seite könnte es wieder seyn, daß sein Eifer, dem Staat nützlich zu seyn und eine große politische Laufbahn anzutreten, noch dem Gefühle für Liebe allein entgegen wäre, und er noch mit sich im Kampfe wäre, welchem Rufe er folgen soll. Mir ist es doch, als liebte sie Karl noch mehr, und als würde dieser noch mehr für sie thun. Er gefällt mir gar wohl bei allen den Vorfällen; Carolinens Glück und Ehre liegt ihm so heilig am Herzen; er ist so fein in seinem Betragen gegen sie; er würde alles thun, was er nur könnte, sie glücklich zu machen. Es thut mir doch weh, daß er nicht durch ihre Hand noch für alles das, was er für

ſie that, belohnt werden ſoll. Liebte ihn Caroline recht, ſo könnte ſie es doch beim Vater durchſetzen, der eigentlich wieder leicht zu bereden und zu wenden iſt. Der ſchöne Plan mit Papa ſchlummert einmal ganz und ich fürchte, der 18. Auguſt wird kommen, ohne daß wir das Feſt der Vereinigung feiern.

Montag früh.

Ich habe geſtern wieder den Geiſterſeher geleſen, und er hat mich wieder recht intereſſirt. Es iſt doch ſo etwas eigenes darin, eine ſo eigene Art, die Dinge zu behandeln, die Dir nur allein gehört. Es würde niemand von ſo etwas in ſo einem Ton ſprechen können und ſo viel Wärme dem Gemälde geben als Du. Sonſt kann ich jetzt wenig leſen. Unſre Reiſe erfordert doch Anſtalten, die ich beſorgen muß, und es findet ſich manches zu thun. Nachmittags ſind wir nie allein, oder bei der chère mère. In Weimar ſollen meine Lektüren recht wieder in Gang kommen, denn der Morgen ſoll ganz frei ſeyn, und es wird mich nichts ſo aus dem Hauſe treiben, als da ich zuletzt dort war. Ich mußte ſo oft ausgehen, weil ich bei der J. keinen freien Augenblick hatte, und mir es zu Hauſe ſo enge und klein im Kopfe wurde. Nun wird es bald zwei Jahre, daß wir uns kennen. Die Gegend um mich, die Farbe des Himmels bringt mir den Tag ſo lebhaft in's Gedächtniß, wie Du zuerſt zu uns kamſt. — Es war ein

ſchöner Tag! Schnell faßte meine Seele Dein Bild. Es iſt doch wunderbar, wie uns das Schickſal zuſammen brachte! Daß Du ſo ungern unſre Bekanntſchaft machen wollteſt, macht mir rechten Spaß. Zweimal alſo in Deinem Leben drang Dir das Schickſal unſre Geſtalten auf, immer wider Deinen Willen; jene von Mannheim ſollten wir eigentlich nicht rechnen; aber Du haſt uns da doch ſehen müſſen. Lebe wohl! Ich muß aufhören, die Poſt möchte ſonſt abgehen. Donnerſtag ſehen wir wieder etwas von Dir; es iſt noch lange hin! Sey heiter und ruhig, mein theurer Geliebter! Meine Seele iſt bei Dir! Adieu, Adieu!

201.

Nachts, Montag. 16.

Ich beſchließe ſo gern die Tage mit ein paar Zeilen an Euch, meine Lieben! Es iſt mir dann, als hätte ich den ganzen Tag mit Euch gelebt, und ich gehe mit fröhlichen Bildern ſchlafen. Ich ſehe doch, daß ich Euch öfter werde ſchreiben können dieſen Winter, als ich anfangs hoffte; denn wenn ich auch noch ſo viel zu thun hätte, ſo geht meine Luſt zu arbeiten doch nur zu einem gewiſſen Punkt, und ich kann mir dieſes einzige Vergnügen nicht verſagen. Es wird mir doch unendlich

mehr Freude machen, Euch in Weimar zu wiſſen. Oefters Briefe von Euch, die Möglichkeit, Euch in drei Stunden zu ſehen, die Hoffnung (wenn ſie auch nie erfüllt wird) Euch zuweilen hier zu ſehen — ach, das ſind Realitäten für mich gegen die andern Dinge um mich her. Euer Aufenthalt in Weimar wird Euch viele Armſeligkeiten zeigen. Ich fürchte es, aber Euer Herz wird ſie leicht aufnehmen und in heitern Bildern der Liebe werden ſie ſich verlieren.

Wenn wir nur erſt im Februar wären, die ferne Ankündigung des Frühlings wird das Wehen der Liebe für mich ſeyn. Ach, dieſer Frühling bringt mir eine ſchönere Natur! Nur dieſer Winter trennt mich von meiner Glückſeligkeit! Ich hänge mit ſüßem Glauben an dieſer Hoffnung — nehmt mir ſie nicht. Wie freudig und himmliſch ſind meine Hoffnungen, wenn ich mit ruhiger Seele dabei verweile. Nur ein Sturm in meinem Herzen kann mir ſie verfinſtern. Das Leben an Eurem liebevollen Herzen iſt eines größern Kampfes werth, als ich noch zu kämpfen gehabt habe. Ich bin undankbar gegen das gute Schickſal — am Ziel eines mühevollen unglücklichen Lebens würde es eine herrliche Belohnung ſeyn, in Euren Armen ſich zu finden! Und wie wenig habe ich noch dafür gethan! Aber Leiden können nur gar zu oft die Empfänglichkeit für die Freude erſticken und das zarte Spiel der Liebe zerſtören. Wie

gut ist es also, daß ich nicht gelitten habe; daß der Keim zur Freude und Liebe noch unversehrt in meinem Herzen lebt, um sich an dem Eurigen zur Blüthe zu entfalten. Wie schön wird meine Seele in diesem Himmelsstrich blühen. Die zarte bildende Hand der Liebe wird das Edelste in mir veredeln.

Meine Seele schlingt sich um Euch. Könnten meine Arme Euch umfassen! Könnte ich Euer schlagendes Herz an dem meinigen fühlen! In Euren Augen Eure liebevolle, mir entgegen eilende Seele begrüßen! Ach, das selige unaussprechliche Glück der Gegenwart, des lebendigen Besitzes. Die Gedanken malen es, aber sie ahmen es nicht nach.

Schlaft wohl, meine Lieben, Theuerste meiner Seele und mein einziges Leben! — Es ist ein Uhr. Ihr werdet sanft schlafen, und Ihr habt meiner gedacht, eh' Ihr einschlieft. Morgen werde ich Eure lieben Briefe erhalten, und Ihr einen von mir. Finde ich morgen noch einen schönen Augenblick, so grüße ich Euch noch. Gute Nacht meine Lieben.

Dinstag Abends. 17

Nur noch einen Gruß, meine Lieben. Eure Briefe beantworte ich das nächstemal. Möge Dein Vertrauen zur Stein gut ausschlagen, liebe Lotte! Ich fürchte mich vor den einsamen langweiligen Augenblicken in Kochberg, wo man so herzlich froh seyn wird, einander etwas Neues erzählen zu können.

Und nun eine Bitte, meine Lieben. Der Thee ist mir ausgegangen und ich vergaß es schon etlichemal. Wenn Ihr nicht gleich ein ganzes oder halbes Pfund zu bekommen wißt, so schickt mir einstweilen, was Ihr gut entbehren könnt. Schickt mir es wo möglich auf den Donnerstag durch Euren Courier. Es muß aber auf meine Rechnung gehen. Bei dieser Gelegenheit erhalte ich doch auch einige Zeilen von Euch?

Und diesen Brief, liebe Caroline, besorge an die D., aber bald. Es ist eine Anfrage wegen des Coadjutors.

S.

202.

Donnerstag Abend, den 19. Nov. 89.

Zwei Deiner lieben Briefe liegen vor mir, und ich durchlas sie eben wieder, um Dir etwas darüber zu sagen, so viel wie mein armer Kopf heute herausbringen kann. Der Schmerz verfolgt mich wie die Furien den Orest, und beinahe verbittert er mir mein Leben, wie sie es ihm thaten. Jeder helle Blick der frohen Zukunft ist erloschen vor mir in solchen Momenten. Eng und arm ist meine Seele, und es ist mir, als müßte ich mein ganzes Leben so zubringen. Der traurige Anfang des Winters mag das Uebel ärger machen, das vielleicht

sich eher wieder verlöre. Ich habe nebendem dieses Jahr viel Unruhe gehabt. — — Ich sehne mich nach Ruhe, nach einem freien Gefühl meiner selbst wieder. — Muß es immer so seyn im Leben, daß wir so wenig Zeit davon unser nennen können? Und doch ist es so kurz! Bald stürmt es in der Seele und verbittert den Genuß jeder Freude, und das Herz wird von einem bangen Gefühle zum andern gezogen. Sind wir endlich in uns zu einer Ruhe gelangt, die wir unzerstörbar glauben, so kommen Dinge von außen, reißen durch körperlichen Schmerz das schöne Gebäude unsrer Glückseligkeit ein, und wir sind immer nicht glücklich; so geht es fort bis an's Grab. Wie den frommen Christen, wenn sie diese Dinge überdenken, die Hoffnung der ewigen ungestörten Ruhe wohlthut, fühle ich; wie sie sich glücklich dünken, wenn sie über das Erdenleben, das so mühselig ist, sich erheben. — Ich habe nach dem Himmel geblickt und der Anblick that mir wohl; es sind wieder Sterne sichtbar, und die düstern Wolken haben sich getheilt. Die Sonne haben wir lange entbehren müssen. Und mir ist es, als wäre mir leichter, wenn sie die Erde erhellt. Sie gibt mir immer eine heitere Stimmung. Wäre es doch morgen einmal wieder helle! Mir ist der Einfluß, den der helle Himmel auf mich hat, zu wichtig, als daß ich nicht viel Werth darauf setzen sollte. — Einen ganzen langen Tag gestern haben wir elend verloren. Wir waren von

1 Uhr bis Abends 10 bei Carolinens Schwiegervater (ich ſchreibe dies Wort ſo ungern); es iſt mir ſo ängſtlich, wenn ich mich ſo den ganzen Tag in ein Zimmer eingepackt ſehe, worin ich ſo wenig Menſchen finde, die mir etwas geben können. Ich hielte ſo ein Leben nicht lange aus. Der fremde Onkel iſt mir lieber als ich mir es dachte. Er iſt verſtändig und hat ſo etwas Friedliches in ſich. Aber man kann ihn wenig genießen und es entfalten ſich weniger intereſſante Züge in ſeinem Umgang, weil er immer ſo in fataler Geſellſchaft iſt, die ſo wenig Sinn hat.

Morgen mehr, mein theurer Geliebter, meine Seele umſchließt Dich. Schlaf wohl!

Freitag früh.

Guten Morgen, Lieber! Mein Kopf iſt heute wieder etwas leichter, und gegen die übrigen Tage iſt er viel beſſer, ob er gleich noch weh thut. Wir hätten Dir geſtern ſo gern Thee geſchickt, aber das Wetter war zu übel. Heute iſt es noch nicht beſſer. Gibt es viele ſolche Tage dieſen Winter, ſo kann ich recht einſam leben; denn hier treibt mich die chère mère doch oft aus meinem ruhigen kleinen Zimmer; dort gibt es keine ſolche Beſuche aus Pflicht. Die Armſeligkeiten, die uns aufſtoßen werden, rühren mein Herz gar nicht. Du weißt ja meine Art, die Menſchen anzuſehen, daß ſie auf mich ſelbſt wenig wirken, und ich ihnen nur ſo von weitem zuſehe und ſie machen laſſe was ſie wollen.

Je näher Dir meine Seele iſt, je mehr ich in dem Gefühl unſrer Liebe lebe, je mehr kann ich die Welt um mich vergeſſen und bedarf ihrer nicht.

Ich fand geſtern la mort de Louis XI. von Mercier und habe wieder darin geleſen. Es iſt ein trauriger Zuſtand, in dem er war, und mir dünkt, Mercier hätte ſein Mißtrauen, ſeine ängſtliche Sorge für ſein Leben, ſeine Grauſamkeit gut dargeſtellt. Man fühlt zum wenigſten ſeine Lage recht, und wie er verlaſſen von jeder Empfindung der Liebe ſein Leben hinbringt, in jedem Menſchen einen Feind, einen Mörder zu ſehen glaubt. Die Art, wie ihm ſein Arzt begegnet, deutet auch ſeine Kleinheit an; die härteſten Dinge ſagt er ihm, und Louis hört alles an und fleht nur, ihm ſein Leben zu erhalten. Die St. ſchreibt mir, ſie komme wo möglich uns in J. entgegen. Unſre Abreiſe iſt um den 2. December feſtgeſetzt.

Adieu, Adieu. Sonntag kommt wieder etwas von Dir, und dies iſt eine freundliche Ausſicht. Ich drücke Dich an mein Herz, mein Theurer, Lieber!

L.

203.

Donnerſtag, 19. Nov. 80.

Wie nahe iſt mir heute das Gefühl, meine theure liebe Lotte, daß Du mir lebſt, daß ich Dir lebe, heute

an dem Tage, do Du geboren biſt. Dieſer Tag hat auch mir meine Freude geboren, und das ſchöne Geſchäft meines Lebens, Deine Glückſeligkeit auf meinem Herzen zu tragen. O gewiß, der Dir das Leben gab, rechnete auf mich, und übertrug es mir, Dir dieſes Leben zu verſchönern.

Wär' es der letzte Geburtstag, den wir getrennt erlebt haben! Ich traue meiner Ahnung, daß er es ſeyn wird. Ach, es iſt ja ein ſo langes, langes Jahr — ſollte uns dieſes ohne Erfüllung vorübergehen! — Nur einen heitern Blick in die Zukunft, dieſes allein fehlt mir zur Freude dieſes Tages. Wüßte ich nur erſt mit Gewißheit die Zeit, wo unſre Glückſeligkeit anfangen wird — alle Verzögerungen würde ich mit leichterem Muth ertragen.

Sonnabend. Ab.

Kummer drückt Dich, meine theure Lotte, nicht Krankheit allein; Dein Brief hat mich geängſtigt. Was iſt Dir? Du haſt düſtere Blicke in die Zukunft, Dein Herz iſt gedrückt. Ich erkenne Deinen ruhigen heitern Geiſt in dieſer Stimmung nicht mehr, und werde nun die Ruhe wieder zurückwünſchen müſſen, die ich Dir ſonſt zum Vorwurf gemacht habe. Wenn es nicht das Ungewiſſe in unſerm Schickſale iſt, was kann Dich betrüben, meine Lotte? — O erhalte mir Deine Zufriedenheit, die ſtille ſanfte Gleichheit Deiner Seele, die mir ſo wohlthätig werden ſoll, die meinen unruhigen

Geiſt liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer — immer in den tiefſten Grund Deiner Gedanken blicken — und wenn Alles trüb und umwölkt iſt um uns her, ſo laß Deine Seele mir helle ſeyn! Schreibe mir bald, meine Liebe, daß Du beſſer — und heiter biſt. Ich drücke Dich an mein Herz. Dein für immer.

S.

Dinſtag früh.

Dieſen Augenblick meldet ſich der Bote. Ich ſchicke Euch die Ananas, die mein Vater mir aus dem Garten der Solitude geſchickt hat. Für meinen Geburtstag war ſie beſtimmt und ich beſtimme ſie für den Deinigen, meine Lotte. Adieu, meine Liebe. Mit der morgenden Poſt erhaltet Ihr mehr. Küſſe Caroline von mir. Leb' wohl, meine Lotte!

S.

204.

Sonnabends. [21. Nov.]

Heute, meine Liebſten, müßt Ihr mit einigen Zeilen zufrieden ſeyn. Das iſt ein ſchrecklicher Tag der Zerſtreuung für mich. Auch dieſe paar Worte muß ich im Flug hinſchreiben. Ich habe einen größern Brief an Euch angefangen, aber keine Zeit gehabt, ihn zu vollenden.

Deine Gesundheit beunruhigt mich, meine liebe Lotte. Deine Stimmung ist so traurig, Dein Herz ist nicht ruhig. O daß wir uns von Angesicht sähen. Die liebe Gegenwart würde diese Wolken zerstreuen.

Ihr sagt mir gar nichts mehr von dem Brief an die chère mère. Die Ursache, warum ich ihn neulich nicht schicken sollte, hat sich ja gehoben. Was ist indeß vorgegangen?

Also vor dem 2. December kommt Ihr doch nicht? Ich wünschte lieber, daß es nichts würde mit der Stein, diese würde uns die Freiheit nehmen. Wenn Ihr allein kämet und im Gasthof abträtet, so könnten wir einander so viel seyn!

Sey so gut, liebe Caroline, und besorge diesen Brief, aber bald, an Caroline D. Ich habe lang an diesem Brief geschrieben, endlich muß ich ihn abschicken.

Künftigen Posttag desto mehr, meine Theuersten! Du warst mir nahe, theure Lotte, an Deinem Geburtstag. Ich habe auch an Dich geschrieben, aber erst auf den Mittwoch kannst Du diesen Brief erhalten. Heute bin ich zu zerstreut, alle Geschäfte und Besuche kommen heute zusammen. Adieu, Adieu, meine Liebsten, meine Theuersten. Adieu.

205.

R. den 22. Nov. 89, früh 11.

Guten Morgen, mein Geliebter! Die erſten Zeilen heut, die ich ſchreibe, ſind für Dich. Heute iſt erſt mein Geburtstag; Du haſt ihn früher geglaubt, denn Du ſagteſt, daß Du meiner gedacht hätteſt. Meine Seele umfaßt Dich mit inniger Liebe. Schön geht mir dieſes Jahr der Gedanke in meiner Seele auf, daß Du mein biſt, daß mich dieſer Tag Dir gab. Wie traurig war er mir voriges Mal. Dies iſt nun vorbei; und nun wird jeder kommende Tag uns durch Liebe verſchönert werden, ſie wird mich durch das Leben leiten. Es ſchmerzt mich, mein Lieber, daß ich Dir Unruhe gemacht habe. Meine Geſundheit iſt beſſer wieder, obgleich noch nicht ganz. Der böſe Schmerz am Kopf hat mich verlaſſen, aber doch iſt mir noch nicht ſo recht wie es ſeyn ſollte. Es wird beſſer werden, mein Geliebter. Um mich heute mit etwas recht Schönem zu beſchäftigen, habe ich in den Künſtlern geleſen, und mir iſt wohl geworden. Ich möchte das Gedicht immer wieder leſen, und kaum habe ich's weggelegt, ſo möchte ich's wieder nehmen. Wie ſehr ziehe ich dieſe philoſophiſche Poeſie (möchte ich ſagen) der andern vor. Sie gibt einem immer neuen Genuß. Dahingegen die andere, die nur ein Ausdruck der Empfindungen iſt, ein oder

mehrmals etwas gibt, und dann nichts mehr, als daß wir die Sprache noch gefällig finden, die uns die Empfindungen schön bezeichnet; aber die Gegenstände selbst verlieren das Interesse und können uns nur da wieder etwas geben, wenn unsre Seele gerade in der Stimmung des Dichters ist. Wie anders ist es mit der Art Gedichten wie die Künstler! Da findet man in jeder Stimmung neue Schönheiten, und der Reichthum Deines Geistes gibt immer neue, höhere Genüsse. Caroline D. sagt Dir, wie sehr Dalberg wünscht, Dich einmal in E. zu sehen. Dein Brief hat ihm Freude gemacht. — Von Ungefähr lag das Papier, auf dem ich an Dich schreibe, auf meinem Tagebuch „unsre Reise nach der Schweiz." Es ist mir doch angenehm, daß ich dies noch habe. Ich sehe daraus, wie ich vor sechs Jahren die Dinge ansah, und was meine Aufmerksamkeit am vorzüglichsten auf sich zog. Ich will Dir es aus Spaß einmal geben. — Von Deiner Familie habe ich nichts gesagt darin; es wundert mich, denn es interessirte mich doch, daß ich bei den Eltern eines Dichters, der so viele Anlagen hat, war. Dies Gefühl hatte ich doch schon. Ich kannte Einiges aus der Anthologie; die Räuber waren mir auch nicht fremd, und ich kann mir's entsinnen, daß sie mich sehr angezogen haben, als sie uns B. zuerst las. Hätte ich Ahnung gehabt von meinem künftigen Leben, von meinem Dasein in Deinem Herzen,

wie hätte ich da jeden Zug aufgefaßt, der mir Dich hätte näher bringen können. — Dieser Schleier, der unser Schicksal umhüllt, wozu soll er? Warum können wir nicht die Decke wegziehen und dahinter blicken? Dies Alles ist eine Ahnung einer höhern Macht, von einem Gesetze der Ordnung in der Natur. Es wird nichts übereilt; alles entwickelt erst Zeit und Zufall. Leb' wohl jetzt, mein Theurer. Ich will etwas im Gibbon lesen; ich bin nun, wie die Hunnen und Gothen in Italien eingefallen sind, und dies interessirt mich. Ich stimme meinen Kopf wieder so nach und nach zurecht. Die Bogen, die Du uns heute geschickt hast, wollen wir zusammen lesen, Line und ich. Adieu jetzt.

Abends gegen 8 Uhr.

Wie magst Du Deinen Tag heut zugebracht haben? Unser Bild war Dir nahe. O, es ist eine schöne Gewißheit! — Wir waren bei Hof, und es war viel Lärm, der mir bald wieder Kopfweh gemacht hätte! Es wird doch wieder ganz vergehen; aber es war gar übel, so immer ein beständiges Gefühl von Wehthun in sich zu haben. — Ich denke mir so gern, was ich sonst that; voriges Jahr war die Holleben bei uns an meinem Geburtstag, und wir lasen in Julie de Roubigné. Ihre Lage hatte Aehnlichkeit mit der meinen, und mein Schicksal hätte eben die Wendung nehmen können. Dies rührte mich. Das Gefühl der Trennung von Dir, böse

Geſichter von B., — es war ein trauriger Tag! Wie viel hat ſich geändert; unſer Haus ſo zerſtreut; ich hätte mir es nie ſo träumen laſſen. Und was wird noch Alles vorfallen, ehe wir ganz ruhig wo etablirt ſind! Das Schickſal hat doch manches anders gemacht in unſrer Familie, als wie es ſo den gewöhnlichen Weg fortgeht. Andre Menſchen bleiben ruhig in ihren Familien; ihre Verhältniſſe ändern nicht; aber mit uns iſt es anders; wir kommen nicht ſo leicht zur Ruhe, und wer weiß, wo wir noch herum getrieben werden. Mag das Alles gehen, wie es will; bleiben wir uns doch, und leuchtet uns doch immer der ſchöne Stern der Liebe! Durch jede Dunkelheit bricht dieſe ſchöne Gewißheit immer glänzender wieder durch, und gibt neue Freuden und neues Glück. Gute Nacht, mein Lieber, ſey froh! Sey heiter dieſen Abend. Könnte ich jeden Kummer Deines Herzens für Dich tragen! Gute Nacht!

Montag früh.

Geſtern Abend las ich Deine Bogen und freute mich darüber. Sie haben mich erſtaunend angezogen, wie Du die Dinge ſo ſchön überſiehſt und mit welchem Feuer Du ſie vorträgſt. Ich freue mich auf den Fortgang. Deine Ideen, daß in unſern Zeiten im Ganzen genommen die Menſchheit an Cultur gewonnen, beſchäftigten mich ſchon oft. Die glänzenden Eigenſchaften der Griechen und Römer waren nur mehr hervorſtechend,

weil sie allein so viel aus sich gemacht hatten und in den andern Theilen der Erde noch zu große Rohheit und Unwissenheit herrschte. Es wird kein Volk mehr so über die andern wegschreiten können, weil sie alle an Cultur zugenommen haben und zunehmen, denke ich mir. Ich könnte Dir so fort erzählen, und alles nur Dinge, die Du besser weißt als ich. Aber der Gegenstand hat so viel Interesse und zieht mich mit sich fort. — —

Leb' wohl, mein Theurer, Lieber! Der Donnerstag bringt Briefe von Dir; oder bringt sie der Bote mit? Je früher sie kommen, je lieber sind sie mir. Leb' recht wohl!

Deine

L.

206.

Ich sinne hin und her, um noch eine Möglichkeit herauszubringen — denn hart fällt es mir, von der Hoffnung zu scheiden, die mir diese vier Wochen Alles gewesen ist. — Aber Eure Gründe überzeugen mich — ich kann sie nicht widerlegen.

Wir sehen uns drei Wochen später — sie werden vorübergehen, aber wie? Vier Wochen von heute an, also eben so lange, als wir schon getrennt waren. Ach, ich mag es nicht denken.

Nach Erfurt will ich den Winter noch einmal kommen. Gegen Ende des Jenners ohngefähr, verſteht ſich, in Eurer Geſellſchaft.

Meinen Brief wird Dir der Bote gebracht haben, liebe Lotte. Mich freut es herzlich, daß Du beſſer biſt, und daß ich Deine heitre Stimmung wiederfinde. In Deinem Geburtstag hab' ich mich geirrt, ich weiß nicht, wie ich mir aufgeſchwatzt habe, daß es der 19. ſeyn müſſe. Carolinens Geburtstag weiß ich gar nicht mehr.

Für Eure lieben Briefe — wie kann ich Euch dafür danken! O was ſind ſie mir in dieſer Einöde! Heute hat man mich ſchmerzlich lange darauf warten laſſen. Es iſt ein neuer Briefträger angeſtellt worden — gerade heute, wo ich Eure Briefe zu erwarten hatte. Sonſt hab' ich ſie um 10, heute nach 4, — ich mußte in's Collegium, ohne ſie erbrochen zu haben — und leſen! Adieu, meine Theuerſten.

S.

207.

A. den 26ſten November 1789.

Ich hätte Dir geſtern gern ein Wort geſagt, mein Geliebter, da ich Deine Zeilen und die ſchöne Frucht

erhielt; ich hatte aber keine Zeit, und heute und morgen wird es auch nicht viel ſeyn, was ich Dir ſagen kann. Doch vielleicht auf den Abend. Meine Seele iſt heller, mein Theurer, Einziger, — und es wird ſo bleiben. Mein Geiſt wird ganz heiter wieder werden, und ich werde dieſe ruhige Stimmung wiedererhalten, die meine Seele in reinem Einklang erhält, um Dir das Leben ſchöner zu machen. O dieſer Gedanke erhebt mich ſo ſehr. Keiner weitern Erklärung bedarf es jetzt. Offen wie vor dem allſehenden Auge des Himmels, ſoll mein Herz immer vor Dir liegen. Du ſollſt jede ſeiner Empfindungen auffaſſen, wie das Deine. — Jetzt nichts mehr davon. Mein Kopf iſt auch leichter, und es iſt mir beſſer. Ich muß mich vor allem, was das Blut zu ſehr in Bewegung ſetzt, hüten. Wir waren geſtern bei Gleichens, wo ich nur wenig Punſch trank, und der Kopf that wieder weh. Da ich dieſes weiß, muß ich mich in Acht nehmen. Geſundheit iſt ſo nöthig, das Leben ſchön zu machen.

Daß Du uns die ſchöne Ananas gabſt, hat mir ordentlich weh gethan; denn Dein guter Vater freute ſich gewiß ſo ſehr, ſie Dir zu ſchicken. Heute haben wir das Letzte gegeſſen, was für Dich beſtimmt war, wenn Du Sonntag gekommen wärſt. Man ruft mich. Adieu.

Abends.

Nun komme ich wieder zu Dir. Es war heute Nachmittag unruhig. Die Pr. und chère mère waren da. Wir ſehen Dich doch noch auf unſrer Reiſe, und bleiben einen Mittag in Jena. Sage ja dem L. Kr. nichts davon in der Zerſtreuung; denn wir gehen dann hin zu ihr, wenn die Pferde ſchon fort wollen, bleiben dann höchſtens eine halbe Stunde.

Kämſt Du bis Rothenſtein entgegen, ſo ſähen wir Dich wohl früher, aber mit dieſer Jf. im Wagen wäre es kein gutes Reden, denn die iſt klüger wie die Lauchſtädter; zumal ahnet ſie gern zärtliche Dinge, glaube ich. Wir müſſen nur früh hier ausfahren, daß wir ein wenig länger in J. bleiben können. So kann kein Menſch etwas dawider zu ſagen haben, daß wir uns ſo auf der Flucht nur ſehen; und doch iſt dies Sehen beſſer als ein ganzer Abend bei dem Kranz.

Freitag früh.

Guten Morgen, mein theurer Geliebter! Ich bin heiter erwacht heute und wünſche, daß Du auch ſo biſt. Die Ausſicht, Dich auch nur etliche Stunden zu ſehen, iſt mir gar wohlthätig, und es wäre traurig geweſen, noch drei Wochen zu verleben ohne uns zu ſehen. Die Welt um mich her iſt ſo weiß; aber es thut mir nichts, wenn es nur nicht ſo kalt würde. Ich möchte, daß es ſchon Mittwoch wäre! Es iſt auch ſo viel noch im Hauſe

zu thun, und die gute chère mère vor allen Dingen ist so unruhig über unsre Abreise; dies macht sie so uneins mit sich selbst, daß es mir weh thut. Sind wir irgendwo einmal ruhig etablirt, so muß uns Dein Vater besuchen; es wäre mir gar lieb, ihn zu sehn, und zu sehn wie er Dich liebt. Leb' wohl, Lieber! Dinstag erhältst Du noch einige Zeilen, und wir wollen Dir noch mehr von unsrer Reise sagen. Auf allen Fall versprich Dich nur nicht zu Mittag auf den Mittwoch. Adieu, mein Theurer, meine Seele umfaßt Dich!

L.

208.

Freitag Abends. [27. Nov.]

Wie froh bin ich immer, meine Lieben, wenn es Freitag Abends ist. Meine Vorlesungen für die Woche sind dann geendigt, ich kann Eurem Andenken ungestörter leben, und der nächste Morgen bringt mir Eure Briefe. Wie oft hat mich in diesen Tagen die Resignation schon gereut, Euch nicht hier zu sehen. Ueberzeugt haben mich Eure Gründe und die meinigen, aber wie viel fehlt, daß sie mein wünschendes Herz befriedigt hätten. Daß ich Euch nur Momente sehen, und die schnelle Trennung mir desto schmerzlicher seyn würde — dies war der wichtigste Grund, warum ich mich darein

ergab. Der Tag, an dem ich Euch nach W. unterwegs weiß, wird ein unruhiger Tag für mich werden. Meine Gedanken werden Euch begleiten. Als ich jenen Weg machte, den Ihr machen werdet, waret Ihr doch für mich schon in der Welt. Wir hatten einander gesehen, um uns nicht wieder zu vergessen. Eure Gestalten folgten mir nach W., aber sie sagten meiner Hoffnung noch nichts, und ohne Euch lag der Weg des Lebens vor mir! Wie viel kann in zwei Jahren mit einem werden! Fünf Wochen sind jetzt seit unsrer Trennung vorüber — ich fühle wohl, wie die Zeit flieht, aber immer scheint es mir, als wollte sich an der großen Zeitstrecke nichts verringern, die wir noch zurücklegen müssen, ehe wir am Ziel unsrer Wünsche sind. Es geht mir damit, wie mit Hallers Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieser traurigen Zeitsumme ab, und sie bleibt immer ganz vor mir liegen. Aber diese Tage und Wochen gehen desto gewisser von dem Frühling unsers Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahinstirbt. O ich legte nie soviel Gewicht auf mein Leben, als seitdem Ihr der Inhalt davon seyd, seitdem ich weiß, warum ich es habe, und womit ich es ausfüllen soll.

Lange, meine Theuersten, habe ich mich zwischen streitenden Entschlüssen herumgeworfen, wie ich es mit

meinem Schickſal halten ſoll — ob ich den Plan nach Mainz verfolge, oder jetzt noch ruhig dem Gang der Umſtände zuſehe! Nun bin ich beſtimmt — vorausgeſetzt, daß die einzige Bedingung erfüllt wird, unter welcher ich meinem Entſchluß getreu bleiben kann. Ich will noch einige Jahre hier aushalten, aber dies kann nur dann geſchehen, wenn Lotte mit mir lebt; und nur die Gewißheit, daß dies geſchieht, kann mir mein jetziges Daſeyn erleichtern. Ich wüßte bei Gott nicht, wie ich es ſonſt ertrüge! Keinen hellen Blick in die Zukunft, und dieſes raſtloſe Verlangen in meinem Herzen! — Wenn ich blos die Klugheit fragen wollte, ſo ſollte ich freilich vorher abwarten, bis die Umſtände ſich zu meinem Vortheil verändert hätten, und bis ich, wie man ſagt, in Ordnung wäre. Aber ich könnte über dieſer Klugheit zu Grunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen ſo anhaltenden heftigen Zuſtand nicht aus, und zu meiner Thätigkeit ſelbſt iſt es nöthig, daß ich mich von Anſtrengungen des Kopfes in Genüſſen des Herzens erhole. Meine Ausſichten ſelbſt, ſo weit ich ſie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüths verzögert, weil mich dieſe für alle Wirkſamkeit verſchließt, und weil mir der erfreuende Genius nicht zur Seite ſchwebt, ohne den alles unſer Streben umſonſt iſt.

Auf Oſtern verlange ich von dem H. zu Weimar

eine Erleichterung. Beſoldung werde ich es wohl nicht nennen können. Ich zweifle ſehr, ob es nur 200 Thaler ſeyn werden, denn der Herzog muß ſie aus ſeiner Schatulle geben. 150 Thaler ſind alles, worauf ich rechne. Ebenſo viel kann ich für Vorleſungen im erſten Jahr rechnen, weil ich nur Ein Collegium leſe. Dazu ſchlage ich für ſchriftſtelleriſche Arbeiten, meine Memoires, die Thalia und den Merkur 400 Thaler, worauf ich nach dem geringſten Anſchlag ganz gewiß zählen kann. Dies wären 700 Thaler in allem. Kann dann die chère mère noch etwas dazu geben, ſo iſt es gut; aber mit 700 Thaler können wir in den erſten Jahren, wo wir uns noch gar nicht einrichten, leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich ganz poſitiv nicht in Jena bleibe. In zwei Jahren, vom nächſten Sommer an gerechnet, iſt entweder in Mainz oder in Berlin etwas für mich entſchieden. Auf einen Platz bei der Akademie in B. rechne ich noch ſehr, nur müſſen erſt einige zweckmäßige Schritte dazu geſchehen. Aber alles wird mir ſchwerer, ſo lange ſich das Leben nicht außer mir erheitert, ſo lange ſich meine Seele in unbefriedigter Sehnſucht verzehrt.

So iſt mein Gemüth geſtellt. Ueberlegt nunmehr, wie wir es einzurichten haben, um dieſes Ganges gewiß zu ſeyn. Aus dieſem Grunde habe ich gewünſcht, daß es mit Eurer Mutter berichtigt wäre, weil wir ſie

ſonſt auf den Frühling zu ſehr preſſiren. Und durch Briefe allein kann es nicht geſchehen, weil Deine Gegenwart in R. dazu nöthig iſt, Caroline. Ich möchte auch nicht gern, daß meine und Deine Angelegenheit zu gleicher Zeit auf ſie einſtürmten. Ihr müßt indeſſen am beſten wiſſen, wie es mit ihr einzurichten iſt.

Für Dich, meine theure Lotte, iſt es immer ein heroiſcher Entſchluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirſt Du Dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unſrer Glückſeligkeit in allen äußern Lagen genug ſeyn werden; aber ſo wenig ich, ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir ſtimmen, mir gefallen könnte, ſo fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang, den Du hier findeſt, eine traurige Leerheit bei Dir zurücklaſſen wird. Auch unabhängig von mir, das fühle ich recht gut, ſollte eine gewiſſe leidliche äußere Exiſtenz Dich umgeben, und ich fürchte ſehr, ob Du dieſe finden wirſt. Unglücklich wird dieſe Entbehrung Dich nicht machen, aber fühlen wirſt Du ſie doch, und mir wird es nicht entgehen. Du wirſt mit einem großen Opfer für mich anfangen müſſen — aber ich baue auf die Liebe.

Adieu, meine Geliebteſten! Ich erwarte mit Sehnſucht, was Ihr mir auf dieſen Brief antworten werdet. In Weimar werdet ihr die Frau v. Kalb ſehr krank finden, wie die Wiedeburg (die eben hier iſt) mir ſagt.

Sie ſpricht von einem Frieſelfieber, doch, hoffe ich, wird es größer und ſchlimmer gemacht werden als es iſt. Ich habe lange nichts von der K. gehört, und durch Andre kann ich nicht gut Nachricht von ihr erhalten. Wenn ihr in W. angekommen ſeyd, ſo erkundigt Euch doch nach ihrem Befinden, und hätte es Gefahr, ſo laßt es mich bald wiſſen.

Wie freut es mich, theure Lotte, daß Du wieder beſſer biſt, — und daß ich Dich geſund weiß, meine Caroline. Ich bin es auch und werde es immer mehr werden, wenn das Wetter mir mehr Bewegung zu machen erlauben wird. Schicke mir doch Dein Tagebuch von der Schweizerreiſe, liebe Lotte. Ich möchte Dich gern in jenem Zeitpunkt kennen lernen.

Es machte mir Vergnügen zu leſen, daß meine Niederländiſche Geſchichte in Gentlemans Magazin recenſirt iſt, und daß ſehr viel Schönes davon geſagt wurde. In England wünſchte ich längſt bekannt zu ſeyn, und vielleicht folgt jetzt eine Ueberſetzung meiner Geſchichte auf dieſe Ankündigung.

Meine Theuerſten, lebt wohl. Ich fühle Euch an meinem Herzen.

S.

209.

Den 30ten November, früh.

So viel habe ich Dir zu sagen, mein Theurer, Lieber, und noch nie fehlte es mir so an Zeit. Du wirst unsern Brief nun auch überdacht haben, und ich bin begierig, Dich zu sprechen. Daß wir eben uns auch mit den Planen trugen, da Du schriebst, freute mich. Es ist eine Sympathie dabei auffallend. O gewiß wir sind nie getrennt; unsre Seelen begegnen sich immer!

Was Du, mein Geliebter, über meinen heroischen Entschluß sagst, hat mich gerührt. Glaubst Du, daß dies eine Aufopferung seyn könnte? O was möchte meine Liebe Dir nicht geben! Schön sollten unsre Tage dahin gehen. Daß ich Umgang mit Frauen vermissen könnte, fürchte ich gar nicht. Es geben nur Wenige Freude, und ich bin froh, wenn ich nicht mit ihnen zu leben gezwungen bin. Die meisten sind so arm, so eng, hängen so viel an Armseligkeiten, und sind so klein, daß es mich drücken könnte, ihnen nahe zu seyn. Aus Langeweile mich nach ihnen sehnen zu müssen, dahin wird es, kann es nie kommen. Denn ich kann mich beschäftigen, und habe noch manches was ich lernen möchte. — Wenn C. nicht gleich mit uns lebt, so kann sie doch jeden Tag, wenn es ihr einfällt, kommen; es sind nur 8 Stunden. Die ersten Jahre wird B. gewiß artiger,

und wenn ſie geſund iſt, daher mehr eins mit ſich, kann ſie ihre Zeit auch angenehm verleben. Es gibt ſo manches was man vornehmen könnte, daß die Zwiſchenräume unſrer Trennung ihr ſchneller vergingen. Unſer Geiſt, unſre Liebe, iſt ihr ja immer nah. So ganz auf einmal uns beide miſſen, brächte die arme chère mère in's Grab. Die Trennung von einigen Monaten wird ihr gar ſchwer, und es ſchmerzt mich tief, ſie ſo bekümmert zu ſehen. Auf einen Fuß muß ſich C. mit B. ſetzen, daß er ihr nicht mehr ſo nahe mit ſeinen Launen kommen kann. Und dies läßt ſich thun. — Nur ein Wort noch von unſrer Reiſe. Bleib' ja Mittwoch Nachmittag zu Hauſe. Um zwei Uhr ſpäteſtens ſind wir in J., und ſchicken dann gleich zu Dir. Iſt der Weg gut, ſo hoffe ich, wir ſind früher da. Die Ausſicht Dich zu ſehen, iſt ſo wohlthätig! — Leb' wohl, ich muß noch Anſtalten zum Einpacken machen. Ueberdem iſt Courtag und wir müſſen Abſchied nehmen bei Hof. Adieu, Adieu. Deine

L.

210.

Montag. [30. Nov.]

Dank Euch, o allen Dank der Liebe, meine Theuerſten, daß Ihr kommt, daß ich Euch ſehen werde, daß

Ihr mir mehr hieltet, als ich hoffte. O ich werde Euch ſehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde ſie an Eurem Herzen durchleben. Mit Euch — o wie hab' ich dieſe ſüße Wirklichkeit ſo nöthig, Eure liebe himmliſche Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückſeligkeit! — Daß auch Ihr dieſe Sehnſucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu Euch wendet, in allem nur Euch mich ſuchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir dieſe Gewißheit, wie machte ſie alles Leben in mir rege! — Ach daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das dem Menſchen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen!

Wäret Ihr ſchon mein! Wäre dieſes jetzige Erwarten das Erwarten unſrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in dieſem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an Euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle wie alles Streitende in mir in einer ſüßen Harmonie ſich verſöhnt, und alle Gefühle meiner Seele in einem höhern, ſchönern Wohlklang dahinfließen. Was wird es ſeyn, wenn Ihr mir wirklich gegeben ſeyd, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen athmen kann!

Könnten wir uns eben ſo leicht in unſre Liebe einſchließen, als ſie uns genug iſt zu unſerer Glückſeligkeit für immer und ewig. Warum können wir es nicht?

Warum darf uns die Welt ein Gut vorenthalten, das ſie mit Allem, was ſie Theures hat, nicht erhöhen kann.

Von Eurem Vorſchlage nichts, bis wir uns ſehen — und doch möchte ich dieſem kurzen eilfertigen Wiederſehen auch nicht gern Einen Augenblick rauben. In Einem Kuſſe, in Einer Umarmung, in Einem Blicke auf Eure lieben Geſtalten möchte ich es genießen.

Gerne wäre ich euch nach Kahla entgegen gefahren, aber was Ihr mir von Eurer Jgfr. ſchriebt, ſchreckte mich ab, und ich wußte nicht, ob dies Euch nicht unruhig machte. Wenn Ihr nur bald hier eintreffen könnt! Es thut nichts, wenn Ihr auch etwas ſpät von hier wegfahret. Nur das erſte Drittheil des Wegs iſt ſchlimm, die Schnecke beſonders, aber da thut Ihr am beſten, Ihr ſteigt aus, und ich begleite Euch hinauf. Von fünf bis ſechs muß ich leſen. In dieſer Zeit könntet Ihr die Griesbach beſuchen, und dann kurz vor ſechs wegfahren. Sobald meine Vorleſung geendigt iſt, reite ich nach, daß ich Euch nahe an der Stadt noch erreiche. Euren Leuten kann dies gar nicht auffallen, da der Weg nahe bei Jena wirklich ſchlimm und es noch dazu Nacht iſt. Es ſieht einer ganz gewöhnlichen Gefälligkeit gleich.

Denket unterdeſſen über den Jnhalt meines vorigen Briefes nach. Jch fürchte, wir werden darauf zurückkommen müſſen — und wohl mir, wenn es nur

geſchieht. Alles Uebrige wird dann mehr in unſrer Gewalt ſtehen, wenn *jenes* nur berichtigt iſt.

Aber alle dieſe Entwürfe zeigen mir meine Glückſeligkeit nur in der Ferne, und in welcher Ferne. Wie lang iſt es ſchon bis Mittwoch, und wie werde ich *viele Monate* mit dieſem Verlangen ausdauern! — Aber ich will jetzt nicht klagen. Seh' ich Euch nicht in vierzig Stunden! Ach nur in dieſem Gedanken iſt Leben für mich. Meine Liebſten, meine einzige Freude, lebt wohl. Euch umſchließt meine glühende Seele. O Ihr ſeyd mir ſo nahe! Eins mit mir ſelbſt! Unzertrennlich von mir, wie die Liebe von meinem Daſeyn, wie der Wunſch von der Glückſeligkeit. Engel meines Herzens — o wo finde ich einen Ausdruck, der die Liebe ausſpricht, mit der ich Euch liebe? Lebt wohl. Lebt wohl.

S.

Mit der Kalb geht es beſſer. Ihre Krankheit war nicht gefährlich.

Lotte und Caroline kamen am 2. Dec. nach Jena, fuhren Abends nach Weimar.

211.

Donnerſtag Abends.

Jetzt ſeyd Ihr in Eurem neuen Logis wohl ſchon eingerichtet, meine Lieben, und die Bequemlichkeit hat

ſich auf das neue Knebeliſche Sopha gepflanzt. Alles ſtrömt herbei, Euch willkommen zu heißen, und hundert Vorſchläge kommen auf's Tapet, Euch Euren Aufenthalt ſchön zu machen. Wie will ich froh ſeyn für Euch, wenn Ihr einmal die fatale Ronde in der Stadt gemacht und empfangen habt, und es nun ruhig iſt auf Eurer Schwelle! Ich möchte auch wieder nicht, daß Ihr durch eine Sonderbarkeit den Leuten auffielet oder ſie durch Kälte wider Euch reiztet. Ihr werdet das ſchon nach Eurer Klugheit einzurichten wiſſen, und es gibt gewiſſe Menſchen, darunter gehört auch Ihr, denen man nichts bös auslegt.

Wie widrig war mir geſtern beim Heimreiten die Empfindung, daß wir uns immer weiter von einander entfernten! Ich eilte ſehr nach Hauſe und wußte Euch noch lange auf der Straße, als ich ſchon daheim war. Wieder eine Freude die vorüber iſt! Und ſchon hält ſich meine Hoffnung an einer neuen. Man ſollte ſich vor jeder Freude fürchten, je näher ſie kommt, weil ſie dann ihrem Ende immer mehr nähert. Ach meine Liebſten! Wie wohl wird uns ſeyn, wenn Genuß und Hoffnung ſich zuſammen um unſer Leben ſchlingen, wenn wir über einem ſchönen Ziel in der Ferne nicht in der Gegenwart darben, wenn wir die Freuden des Weges zu der Freude des Zieles ſchlagen!

Euer Wohlſeyn, ſo wie ich es geſtern fand, macht

mir unbeſchreiblich viel Freude; Eure Seele wird deſto heitrer auch meine Liebe empfangen. In Weimar müßt Ihr Euch mehr Bewegung machen, aber nur nicht im Stern, denn dort iſt es viel zu feucht im Winter. Oben in der Allee, die an der Baumſchule hingeht, iſt es gar lieblich. Ich habe oft darin gewandelt. Eure Pelze ſchützen Euch ja vor der Kälte.

Ich bin doch nicht ganz ohne Neugierde, wie Eure erſte Zuſammenkunft mit der * ablaufen wird. Bei ihr wird ſie ſtudirt ſeyn, wenn ſie darauf vorbereitet worden iſt; überraſcht Ihr ſie aber, ſo ſollte es mich wundern, wenn ihre Empfindungen ſo ganz ohne Aeußerung blieben. Sie hält viel auf Repräſentation und auf den ſogenannten Anſtand, der ſie oft tyranniſirt. Ich vermuthe, ſie wird gegen Lottchen abgemeſſen ſein und überlegt; deſto natürlicher müßt Ihr Euch gegen ſie betragen.

Ich habe es nie leiden können bei der *, daß ſie ſo viel mit dem Kopf hat thun wollen, was man nur mit dem Herzen thun kann. Sie iſt durchaus keiner Herzlichkeit fähig. Sonſt hat man doch in Verhältniſſen, wie meins gegen ſie war, Momente der Wärme, die ſie auch wirklich hatte; aber ich zweifle, ob ſie Wärme geben kann. Ihr lauernder Verſtand, ihre prüfende kalte Klugheit, die auch die zarteſten Gefühle, ihre eigenen ſowohl als fremde, zerſchneidet, fordert einen immer auf, auf ſeiner Hut zu ſein.

Ich bin in gar keiner Disposition, sie zu sehen — ich kann nicht gerecht gegen sie sein. Der Gedanke, daß sie es nicht gegen Euch ist, daß sie, ein so ganz von Euch heterogenes Wesen, über Eure und meine Liebe kalt und so befangen richtet — überhaupt ihr Bild neben dem Eurigen gestellt, würde mir gar nicht gut thun. Sie hat mich immer mißverstanden, und würde sich auch jetzt in meine neue Lage zu ihr gar nicht zu finden wissen. — Ich beleidige sie, wenn ich nicht zu ihr gehe, aber ich will es durch meine Abwesenheit lieber als durch meine Gegenwart.

Meine Liebsten, lebt wohl. Ich weiß nicht, wann ich Briefe von Euch bekomme und wann dieser abgehen wird. So schnell als möglich. Den Brief, der Euch in Rudolstadt verfehlte, müßt Ihr doch etwas genau untersuchen, wenn Ihr ihn erbrecht. Adieu, meine Theuersten. Ich küsse Euch hunderttausendmal. Adieu.

S.

212.

Weimar den 3. December, Abends gegen 8.

Eben erfahren wir, daß die Post noch diesen Abend fortgeht. Ohne Nachricht sollst Du mein Lieber nicht bleiben. Also nur wenig heut. Wir sind gegen halb neun Uhr hier angekommen. Es war mir gar wunderbar

zu Muthe. Den Tag, den wir ſo ſchön zuſammen verlebten, brachten wir den Abend bei Knebel zu, der die Stein und Imhoff eingeladen hatte, um uns zu empfangen. Wir wollten eben aus dem Wagen, als er und die Stein kamen und uns mitſchleppten. Mir war es wie ein Traum, aus Deinen Armen ſo unter Menſchen verſchlagen zu ſeyn. Ich weiß nicht, was man ſprach; weiß auch heute noch nicht viel von Allem dem. Eben ſind die J., St. und K. von uns gegangen, wo ſie Thee getrunken haben. Die Kalb iſt noch nicht beſſer; man ſagt, ſie wäre ſehr krank. Aber doch lieſt ſie heute Muſenalmanachs, die ihr Knebel geſchickt hat. Ich werde ſie bald einmal beſuchen; es thut mir leid, daß ſie krank iſt; und ich war doch vor zwei Jahren oft bei ihr. Auch möchte ich ſelbſt ſehen, was ſie macht.

Geſtern Abend war es ganz anders! Der Mond leuchtete uns ſo ſchön, und die dunkeln Berge, wo er dahinten ſtand, ſchweben mir noch vor Augen, und dann wie er mir Deine liebe Geſtalt neben dem Wagen zeigte. Lieber, ich kann ſo wenig ſagen, wie lieb Du mir biſt! Meine Seele umſchließt Dich; fühle ihre Nähe in dieſem Moment! Morgen geht Dalberg nach Jena; er wird Dich ſehen. Ich bin begierig was er ſagt. Er wird Dich nach Erfurt einladen, und dann iſt es eine gute Gelegenheit; er ſieht dann, daß Du nicht blos kommſt, um ihn zu mahnen. Ich ſagte gern mehr. —

Aber doch noch etwas. Unſer Haus iſt freundlich, und uns recht heimlich darin. Line holt den Brief eben. Adieu, mein Theurer, Lieber!

Freitag früh 8 Uhr.

Guten Morgen! Ich habe geeilt, an den Schreibtiſch zu kommen, daß ich Dir noch Einiges ſagen kann, ehe die Andern munter ſind, oder doch ſichtbar. Unſre ſchönen Plane, zuweilen mit der Stein und Imhoff nach Jena zu kommen, werden wohl nicht ausführbar ſeyn; nämlich unter dem Vorwand, K. zu beſuchen; weil er dieſen Winter ganz fortgeht und wohl gar auf einige Jahre. Es iſt aber noch ein Geheimniß, ſage es alſo nicht. Er will nach Ansbach, heißt es, zu ſeiner Familie. Ich glaube, er findet ſich durch G. gedrückt: oder ſeine ökonomiſchen Umſtände verlangen Einſchränkung; oder ſein unſteter, unruhiger Sinn treibt ihn fort. Was werden die Damen nun anfangen, ohne ihren lieben K., — und auch wir werden recht unglücklich ſeyn, daß er uns nicht vorplaudern wird, und ſeine Weisheit uns nachtragen kann. Du wirſt uns erlauben, daß wir uns nun unter Deine Fahne begeben, und unſern Verſtand von Dir lenken laſſen. Willſt Du Dich der verlaſſenen Köpfe annehmen? Die J. iſt ſehr traurig darüber. Der Stein haben wir doch Unrecht gethan. Sie hat kein zärtliches Intereſſe für ihn. Die J. erzählt mir gar Vieles; Du weißt wie ſie ſprechen kann;

ſie ſagt mir doch Manches, was ich mir zu Nutze machen kann, die Menſchen in W. daraus kennen zu lernen und mich danach zu richten. Aber was kümmern mich dieſe Menſchen? Ich brauche ſie nicht. Habe ich Euch, meine Lieben, ſo gibt mir ſonſt nichts mehr wahres Intereſſe. Caroline iſt beſſer jetzt: die Zuckungen ſind weniger; aber nun leidet der Magen ärger, als vorher da ſie zuckte. Ich bin ſo ganz wohl jetzt: wenn Du bei mir wärſt, fehlte mir nichts. — Geſtern haben wir im Properz geleſen. Es iſt doch ſo etwas Eigenes darin, in den Wendungen und in dem Geiſt des Dichters, daß man es gern lieſt. Hätte ihn jemand anders überſetzt, der mehr poetiſchen Geiſt hätte, ſo wäre er gar anziehend. Ob die Cynthia des Properz wirklich ſo untreu war? Oder hat er ſich ſie nur ſo gedacht, um ſeinen Gedichten mehr Intereſſe zu geben. — Vorgeſtern Abends las uns die Stein Deine Antrittsrede. Als ich ſie an Deiner Seite hörte, war es doch anders! Morgen denke unſrer und beklage uns. Wir müſſen Alle beim Geheimerath eſſen, dem Onkel von Beulwitz zu Ehren. Er ſelbſt gefällt mir beſſer als ich mir vorſtellte. — Ich muß doch nun vorgehen. Lebe wohl, Lieber, Beſter! Sonntag hören wir wieder von Dir. Ich ſehne mich nach Nachrichten. Mit warmer Liebe drücke ich Dich an mein Herz! L.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 10409/018

213.

W. den 5. December 89, Abends 9 Uhr.

Diesen Morgen muß ich noch mit einer Unterhaltung mit Dir, Theurer, Geliebter, beschließen. Ich hoffte heut auf Nachricht von Dir, denn ich habe mir einen Postzettel angeschafft, und da seh ich, daß Sonnabend eine Post von J. kommt. Was machst Du jetzt, Lieber! Gewiß hast Du gestern Dalberg gesehen und alle die, und ich wäre begierig es zu wissen, was Du in ihm gefunden. — Wir waren heut Mittag am Hof, wo wir ihn auch sahn. Bei Tisch ging es ziemlich gut; ich mußte mich zum Herzog setzen und sprach viel mit ihm. Nach dem Hof ging ich zur Kalb, die mir gestern hatte sagen lassen, ich sollte sobald ich könnte zu ihr kommen. Sie hat mich freundschaftlich empfangen; ich trat mit einer gewissen Rührung in ihr Zimmer; ihre Lage, ihr Schicksal ist doch sonderbar, und der Eindruck, den unser Sehen ihr machen mußte, war mir fühlbar. Der Mann und etwa sechs waren bei ihr; sie sah gut aus und ruhig in sich. Aber ihre Krankheit wäre sehr übel gewesen, sagte sie mir. Gegen die Stein hat sie sehr vernünftig gesprochen. Es wird hier hin und wieder von uns gesprochen. Du weißt wie die Menschen reden, wie gleich jede Bekanntschaft zweier Personen etwas zum Grunde haben muß. Auch so geht es mit uns. Daß

die Stein von der wahren Lage der Sachen unterrichtet iſt, iſt ſehr gut; ſo behauptet ſie immer, es wäre nichts; und da unſer Verhältniß geheim bleiben ſoll, macht es die Menſchen irre; da ſie wiſſen wie genau ſie mit uns verbunden iſt. Doch wieder zur K. Auch bei der kam die Rede auf uns, und die K. hat gegen die Stein geäußert, daß ſie es billigte u. ſ. w. Auch bei ihr hat die Stein dagegen geſtritten. Ich habe ihrem heftigen, leidenſchaftlichen Charakter nicht zugetraut, daß ſie mich ſo ruhig ſehen könnte und auch ſo gut von mir dächte. Morgen Mittag hat ſie mich und L. eingeladen; ich konnte es nicht abſchlagen das erſtemal; kann Line nicht mit, ſo ſoll ich allein kommen. Abends waren wir in der Komödie, und der Mönch von Karmel iſt mir ziemlich langweilig vorgekommen. Ich ſah nach dem Platz hin, wo Du ſonſt ſtandeſt. Ach, meine Blicke ſuchten Dich da ſo oft ſonſt. Mein Herz hob Sehnſucht nach Dir hoch empor, und Seufzer über unſre Trennung machten mir Luft. Ein dürftiges Leben iſt mein Loos ohne Dich! Die Welt iſt ſo klein, ſo arm! Nur in dem Gedanken an Dich liegt die Freude meines Lebens. Lieber, ich ſchließe Dich an mein Herz. Könnteſt Du es fühlen in dieſem Moment!

Dalberg ſieht ganz anders aus, als ich mir dachte. — Auch habe ich herausgebracht, daß er ſo etwas Katholiſches in ſeinem Geſicht und in ſeinem Aeußern hat.

Lache mich nicht aus. Gute Nacht! Ich bin ſo müde, daß die Feder der Hand entfällt.

Sonntag Nachmittag.

Nur ein Wort noch, ehe der Brief zugemacht wird. Ich bin gar in großer Ungeduld, von Dir zu hören, mein Beſter, Lieber, und ſehne mich herzlich. Schreib' bald, bitte ich Dich! Die Adreſſe unſres Hauſes brauchſt Du nicht beſonders zu wiſſen. Man kennt uns auf der Poſt. Ich komme eben von der K., wo die Schröder und ihre Schweſter waren. Sie läßt Dir ſagen, Du ſollteſt ſo bald keine Nachricht von ihr erwarten; ihre Augen könnten das Schreiben nicht vertragen. Wie ſehnlich warte ich auf einige Zeilen von Dir! Leb' wohl; ich muß mich anziehen. Deine

L.

214.

Sonnabend. [5. Dec.]

Was machſt Du jetzt, meine Liebe? Ihr ſeyd allein, ſage ich mir, und Deine Gedanken ſind mir nahe. Unſre Correſpondenz nach W. fängt nicht gut an. Ich muß Euch vier Tage auf meinen erſten Brief warten laſſen; aber daran iſt der Anacharſis Schuld und meine Zerſtreuung an dem geſtrigen Abend, wo der Brief hätte

fortgehen ſollen. Nun erhaltet ihr mehrere Packete zugleich.

Wie mir die Paulus ſagt, ſo ſoll die Griesbach Euer ſpätes Kommen doch etwas empfindlich aufgenommen haben; doch geäußert hat ſie ſich nicht darüber. Ich habe ſie unterdeſſen nicht geſehen. Die Paulus wird nach W. kommen und Euch beſuchen; wie ich davon ſprach, daß ich zwiſchen ihr und Euch eine genauere Bekanntſchaft wünſchte, ſo zeigten mir beide ſehr viel Verlangen darnach, und ſie verfielen ſelbſt darauf, daß es ſchön wäre, wenn Ihr Euch künftig an ſie halten wolltet, und einen genauern Umgang einleitetet, der die Griesbach ihres bisherigen Monopols entſetzte. Es könnte der G. ſelbſt nicht auffallen, ſobald Ihr muſikaliſche Berührungspunkte zum Vorwand nähmet. Nur müßte alsdann die Bekanntſchaft vor den Augen der G. gemacht werden. Ich ſuche alles hervor, Euch hieher zu bringen, und wenn wir innerhalb 4—6 Wochen mit der chère mère einig geworden ſind, ſo ſollte es doch ſo viel Schwierigkeit nicht haben.

Ich wäre gar froh, meine Liebe, wenn es zwiſchen Dir und der Paulus zu einer mehr als alltäglichen Bekanntſchaft käme; dann hätteſt Du doch Hoffnung zu einigem Umgang hier, der nicht ganz leer wäre, und an dem ich ſelbſt Intereſſe fände, weil Paulus und ich gut zuſammen ſtehen. Beide ſchicken ſich ſchon darum

ſehr für uns, weil ſie ſich von allem übrigen hieſigen Umgang ausſchließen und ſich allein leben. Es gäbe dann ein ſtilles geſchloſſenes Daſeyn zwiſchen uns und dieſen beiden, das auch ſchon von dieſer Seite nicht ohne Reiz wäre; und wir könnten dann um ſo leichter andere Verbindungen abwehren und miſſen, wenn wir nicht ganz iſolirt ſind.

Ich fürchte mich faſt weniger vor dem Winter, als vor dem Frühling und vor dem Anfang des Sommers, wo ich noch gar nicht weiß, wie wir es einrichten werden, um bei einander zu ſeyn. Aber ich muß dieſe Gedanken entfernen. Vielleicht bringt der Frühling neue Ausſichten, neue Hülfsmittel herbei; und bringt er ſie nicht, ſo iſt keine andere Wahl, als wir müſſen mit dem Frühjahr zuſammen leben. Darum muß dieſen Winter alles berichtigt werden.

Ach, meine theure Liebe, wenn ich mir denke, daß vielleicht nur fünf Monate zwiſchen unſrer gänzlichen Vereinigung ſind — wie ſchön und hell wird mir dieſe Ausſicht! Könnte ich dieſe Hoffnung zur Gewißheit erheben, leichter würde mir dann dieſe traurige Zwiſchenzeit verſtreichen. Ein neuer Reiz wird ſich über mein Leben verbreiten, und mein Geiſt wird neu aufleben, wenn ſich Deine mir gegenwärtige Theilnahme, das Bewußtſeyn, daß Du glücklich biſt, mit jedem Augenblick meines Lebens verſchlingt, Deine Liebe mich durch alle

meine Handlungen begleitet, und mein ganzes Daſeyn mir an Deinem Herzen dahinfließen wird. Ach dieſe Freude kann uns durch nichts entriſſen werden. Sie iſt von allen unſern Verhältniſſen unabhängig; ſie iſt das einzige, was nichts als unſere Herzen vorausſetzt.

Glaubſt Du, daß ich Deine Mutter, wenn wir erſt ihre Einwilligung haben, davon werde überzeugen können, daß unſre Vereinigung nichts durch Verzögerung gewinnt, daß Du mir nothwendig biſt zu meinem hieſigen Leben, und daß alles beſſer gehen wird, wenn wir nur erſt vereinigt leben? In der That iſt es ſo. Mein Schickſal kann ſich in wenigen Monaten nicht ſo merklich verbeſſern, daß es des Opfers verlohnte, dieſe Monate noch auszuwarten. Deine Mutter muß ſich darein ergeben, Dich von jetzt an nicht anders mehr zu ſehen, als auf einem vorübergehenden Beſuch in Rudolſtadt.

Sonntag Abends.

Hat Dir die Stein unterdeſſen nichts mehr über unſer Verhältniß geſprochen? Ich beobachtete Knebel, ob er nicht etwa Winke davon bekommen hätte, aber es ſcheint doch nicht zu ſeyn. Wenn die St. auch gegen Frauen ſchweigt, ſo würde es mich immer wundern, wenn ſie gegen einen Mann, den ſie hochſchätzt und liebt, dieſe Zurückhaltung hätte. Die Frauen vertrauen uns ſehr viel, ſobald ſie gut von uns denken: mir ſelbſt

wurden manche Geheimniſſe von der Art anvertraut, die mir hätten verſchwiegen bleiben ſollen. Du konnteſt gegen die St. nicht anders handeln, und im Ganzen hat es auch nicht ſo viel zu ſagen, wenn einige diſcrete Menſchen auch davon wiſſen ſollten. In Anſehung meiner iſt die Vermuthung wohl allgemein, und möchten wir nur bald ſo weit ſeyn, daß das Geheimniß nicht mehr nöthig iſt.

Dein Tagebuch habe ich mit Vergnügen geleſen, aber daß Du auf der Solitude ſo gar nichts von der Zukunft geahnet haſt, das iſt doch arg! Beſonders da Du und Caroline ſoviel auf geheime Sympathien haltet. Mit Vergnügen habe ich einige mir bekannte Plätze in Deiner Beſchreibung wieder gefunden.

Adieu meine Liebe. Ich umarme Dich, Du biſt meinem Herzen ſo nahe. Adieu theure Liebe. Adieu.

Willſt Du ſo gut ſeyn und dieſes Packet an Knebel ſchicken? Es iſt eine ſchlechte franzöſiſche Komödie, die er mir hier einmal gegeben hat. Er wird mir's doch nicht übel nehmen, daß ich ihm nicht zugleich dabei geſchrieben habe.

Leb' wohl, meine Lotte.

S.

215.

Montag Abends 5 Uhr. [7. Dec.]

Ganz ſtill iſt es um uns; ich ſitze ruhig auf dem Sopha und ſchreibe Dir, und Caroline iſt in dem Nebenzimmer. Es gefällt mir ſo wohl, daß ich ſo den ganzen Tag für mich ſeyn konnte. — Der Schnupfen ſtellt ſich auch bei mir ein und mein Kopf thut gar weh. Wie wohl uns heute Deine Briefe thaten, liebſter Freund, fühlſt Du; es war mir ſo ein unbeſchreiblich langer Zwiſchenraum von Mittwoch bis heute. Deinen Brief durch den Boten nach R. haben wir geſtern durch Beulwitz erhalten. Der Brief war wohlverwahrt noch. Jetzt ſtehſt Du auf dem Katheder, es iſt ein Viertel auf ſechs; ich möchte es hören, was Du ſagſt, mein Lieber. Ich möchte, daß Du in jedem Moment Deines Lebens die Nähe meines liebenden Herzens fühlteſt! — Die Menſchen hier ſind gar freundlich und freuen ſich alle uns zu ſehen; ich denke, wir ſollen in gutem Vernehmen mit ihnen bleiben und ſie doch nicht viel ſehen. G. war am Hof ſehr artig mit uns; er ſieht wieder geiſtiger aus als in J. und er wird immer mehr dabei gewinnen. Knebel, der überall iſt und Alles hört, hat der Stein über uns auch geſprochen; aber ſie hat es ihm gerade widerſtritten. Sie ſagt ihm ſicher nicht, wie es eigentlich iſt; darauf können wir uns verlaſſen. Der K. ihr

Betragen ist mir auffallend gewesen; sie scheint biegsamer; ihre Krankheit hat sie ruhiger gemacht. Herzlich, so wie wir, kann sie nicht lieben. O, ich wollte die ganze Welt aufbieten, ob ein Herz Dich noch wärmer, inniger umfassen könnte, als das meine! Wir sprachen gestern von Dir. Da ich es sonst that, wäre es ihr auffallend gewesen, hätte ich's nicht gethan. Sie sprach von Deiner Antrittsrede, vom Geisterseher; und bat mich, ihr das was sie noch nicht wüßte einmal vorzulesen; ich sollte sie oft besuchen; kurz sie that eben so wie sonst und noch gefälliger fast. Ich war auch so mit ihr und sprach ganz natürlich, wie ich gewohnt bin. Sie kann jetzt fast gar nichts sehen, nicht lesen noch schreiben. Die Schröder scheint ihr nöthig geworden zu seyn und verläßt sie wenig. Der Mann scheint so ziemlich auf einem guten Fuß zu stehen und ihre Schwester ist viel mit ihr; diese hat gar etwas Anziehendes und scheint nicht ganz leer zu seyn; ihr Aeußeres ist einnehmend.

Hättest Du wohl gestern Abend Dir gedacht, daß wir Bode in unserm Hause hätten, und noch dazu haben einladen lassen? Dem Beulwitz einen Spaß zu machen, ließen wir ihn noch ganz spät bitten, und er kam und schien mir gar nicht mehr so klug wie sonst. Der Umgang mit Dir verwöhnt mich so sehr und die Menschen verlieren immer noch mehr, wenn ich sie nur entfernt mit Dir vergleichen will. Ich möchte nur Dich hören

und ſehen. Ohne parteiiſch zu ſeyn, Lieber, ich erſtaune, daß ich B. jemals für ein großes Licht gehalten habe, und ich hatte einmal großen tiefen Reſpekt vor ſeinem Kopf; er iſt doch ein ganz gewöhnlicher Menſch und gar platt, kommt es mir vor. Er hat viel erzählt und war artig und verſtändig nach ſeiner Art. Er hat mir ſeine Bibliothek angeboten und war ſehr gütig. — Heute früh hat ſich auch Kraus melden laſſen und war gar liebenswürdig, und hat ſeine Hülfe angeboten, wenn wir zeichnen wollten. Sieh, in ſo ſchöner Geſellſchaft leben wir: und wir werden unter allen den würdigen, trefflichen Männern ſo ſtolz werden, daß wir gar vergeſſen, daß wir eine entfernte Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Fr. S. hatten. Du wirſt uns dafür bei dem Lorbeerkranz vergeſſen, nicht wahr?

Daß Dir mein Tagebuch einiges Vergnügen gegeben hat, freut mich. Da hatte uns unſer Genius verlaſſen, daß er uns gar keine Vorempfindung der Zukunft gab auf der Solitude, daß er mich nicht ahnen ließ, weſſen Mutter ich ſehen würde, und daß ich auch ihr zugehören ſollte. — Die chère mère liebt mich, liebt Dich auch ſchon und wird es noch mehr thun, wenn ſie einmal ſieht, daß Du nur das Glück meines Lebens ausmachſt. Sie wird fühlen, denke ich, daß Dir unſere Verbindung Deine Tage angenehmer machen kann.

Dinstag früh.

Guten Morgen, Lieber, Theurer, was machst Du heute? Morgen schon acht Tage, daß wir uns sahen! Himmel und Erde waren freundlich an diesem Tag, freundlicher wie heute. Der Schnupfen plagt mich und nimmt Kopf und Brust ein. — Sonnabend haben wir den Mönch von Karmel gesehen, aber schlecht. Ich habe Dir schon davon erzählt, nicht wahr? Wir sind abonnirt und ich werde fleißig hingehen; denn in Gesellschaft muß man doch reden und sähe ich die Menschen zu lange in einem hin, so möchte sich meine Artigkeit und Freundlichkeit erschöpfen; und in der Komödie kann man doch stille seyn. K. besucht uns nicht ohne die Stein, glaube ich; es möchte seinem Rufe schaden können, wenn er zwei junge Damen allein besuchte. Er wartet erst, bis die weißen krystallnen Schneeflöckchen ihn umhüllen (in seiner Sprache), und schneit es den Winter gar nicht, so bleibt er sicher hier. Mit dem Hof scheint er in Unfrieden zu leben. Caroline D. wird von Dalberg über Dich etwas hören, denke ich mir. Auf den künftigen Montag werden wir wohl nach Erfurt gehen. Diese Woche will uns Caroline nicht. Ich fürchte, sie ist noch nicht wohl. Der Coadjutor that auch so. So schön es wäre, wenn sie viel mit uns wäre, so fürchtete ich doch für Line, wenn sie hier viele Anfälle hätte. Line's Gesundheit ist noch immer nicht

ſo dauerhaft, daß ſie ſolche Anblicke ruhig ertragen könnte, ohne ſelbſt an ihrem Körper zu leiden. Ich glaube auch nicht, daß C. D. hier bleibt, wenn ſie merkt, daß ſie noch zu ſchwach iſt; und ſchwach ſoll ſie noch ſeyn. O es muß immer etwas ſeyn, das uns den Genuß reiner Freuden ſtört! Wir könnten ſo glücklich hier mit ihr leben; wir könnten uns oft ſehen, und nun wird dieſe Freude immer durch Furcht vermindert. Wie es noch mit La Roche, mit Humboldt werden wird, bin ich begierig. Oft iſt's mir, als bekäme ſie Karl noch. Sein Freund in Berlin hat einen Plan für ihn gemacht, um ihm bald zu einem beſſern Platz zu verhelfen. Sollte Humboldt nicht aus wahrer, inniger Neigung C. lieben, ihr ſeine Hand geben, ſo wäre La Roche doch beſſer noch, weil er ſie ſo herzlich liebt. Dies Alles muß ſich bald entſcheiden. La Roche kommt auch hieher; ich freue mich, ihn zu ſehen. Er nimmt ſo warmen innigen Antheil an Dir, an mir, daß es mir Freude macht. Ich dachte eben, wie mir das Gefühl wohlthut, Dich nur drei Stunden von uns zu wiſſen, mein Geliebter! Könnte ich ſo ſchnell dieſen Raum durcheilen, wie mein Herz es kann, ich wäre jeden Moment bei Dir. Dieſe Zeit wird kommen, wo uns nur ein Zimmer trennt.

Mit einem beſondern Gefühl habe ich die alten Plätze wieder geſehen. Dein Haus, die Esplanade, wo ich ſo oft hinblickte, um Dich kommen zu ſehen, die

Fenſter in der Imhoff ihrem vorigen Hauſe, Alles bringt mir Dein Bild in die Seele. Wie anders war es dazumal! Wie fern waren wir uns, und doch wieder ſo nahe fühlte ich Deine Seele mir! Du warſt mir gleich ſo viel mehr wie alles Andere um mich her; und die übrige Welt lag wie ein unbeleuchteter Punkt vor mir; ich genoß nur eigentlich das Leben, wenn ich mit Dir ſeyn konnte. Und doch ſah ich Dich ſo wenig, konnte es Dir nicht ſo ſagen wie viel mir Dein Umgang gab. Und kann ich Dir jetzt auch es ſagen, was Du mir biſt? Die Sprache bleibt immer arm; immer unerreichbar wird ſie ſuchen Gefühle auszudrücken, die keinen Namen haben, die nur in der Seele liegen können; und weil ſie zu tief in unſer Weſen eingreifen, werden wir nie ſie ganz klar Andern durch Worte geben können. Leb' wohl jetzt, mein Theurer, Geliebter. Adieu, Lieber. Bald hoffen wir wieder von Dir zu hören. Meine Seele umſchließt Dich.

L.

216.

Dinſtag Abends. [8. Dec.]

Nur noch eine gute Nacht, meine Liebſten! Ihr werdet dieſes Packet mit dem andern Briefe zugleich

erhalten. Was werdet Ihr jetzt machen? Ihr ſitzt vielleicht beim Thee, ſeyd allein, und ſprecht von mir. Möchte es ſo ſeyn — möchten unſre Gedanken ſich begegnen! Daß mir doch kein Tag hinginge, ohne mir etwas von Euch zu bringen! Ich würde dann dieſen ewigen Winter in eben ſoviel Briefe von Euch, als Tage, zerſtückeln, und ſo würde er in einem ewigen Traume von Euch zerrinnen. Arme Wünſche, ſo lange ich Euch ſelbſt nicht habe! Briefe ſachen nur die Sehnſucht an, aber befriedigen ſie nicht. Was für ein Unterſchied zwiſchen dem Gruße auf dem Papier und der ſeligen Wirklichkeit, die nur an Eurem Herzen wohnt!

Wenn auf den Sonnabend Claudine von Villa Bella gegeben wird, ſo wär's möglich, daß ich den Abend hinkäme, kurz vor der Komödie, und unmittelbar nach der Komödie käm ich zu Euch. Nach zehn will ich wieder weg. Es wäre blos, um Euch einige Stunden zu ſehen, und daß alle Welt glauben könnte, ich wäre der Komödie wegen gekommen. Doch ſchreibe ich Euch dies noch beſtimmter. Vergeßt nur nicht, mich wiſſen zu laſſen, wann die Claudine gegeben wird; denn nur am Sonnabend kann ich kommen. Adieu, meine Liebſten. Ich küſſe Euch tauſendmal des Tages. Adieu. Sprecht mit dem Botenmädchen, daß ſie immer bei Euch anfrägt. Adieu, meine Theuerſten.

E.

217.

Mittwoch den 9ten, 12 Uhr.

Unvermuthet fand ich Deine lieben Zeilen, eben als ich von der Stein kam, wo ich einen kleinen Besuch machte. Daß sie mir willkommen waren, fühlt mein theurer Geliebter. Meine liebste Lektüre hier ist der Postzettel: da sehe ich immer wann die Post von Dir kommt; und immer seh' ich wieder darnach, um es mir recht gewiß zu machen. Morgen kommt wieder eine Post, und vielleicht wieder etwas von Dir. Ach es ist ein schönes Leben, wenn jeden Morgen eine schöne Gewißheit mir aufgeht, daß wir von Dir hören. Mein heutiger Tag ist ziemlich zerstückt: wir haben uns bei Herders melden lassen diesen Nachmittag; zum Thee bin ich bei Koppenfels eingeladen: das erstemal konnt' ich's nicht abschlagen; und Abends finde ich Line bei der Stein. Ach würde doch Claudine bald gegeben! Erfahren sollst Du es mein Lieber, so bald als ich es weiß. Aber ich glaube leider nicht, daß es geschehen wird, weil Sonnabend immer Tragödien gegeben werden. Denke Dir, Bellomo hat G. gesagt, er würde Egmont geben, aber er hätte einiges daran geändert. Was das seyn wird, bin ich begierig. Es ist gar zu komisch! Unsere Nachbarschaft auf dem Markt ist recht lustig. Links wohnt H. E., gegenüber Schulz und die Schröder, und

rechts Knebel. Ich habe schon recht darüber lachen müssen. Die Musen und Grazien können auch uns nicht ganz verlassen, da wir ihren Lieblingen so nahe sind. Leb' wohl, Theurer, Lieber! Heute früh hast Du wohl meinen langen Brief erhalten? Meine Seele ist bei Dir. Ich schließe Dich an mein Herz. Deine

L.

218.

Donnerstag gegen 1 Uhr.

Mein letzter Brief war recht abgebrochen, mein Lieber! Ich denke, Line hat Dir geschrieben, daß ich mit in Klubb ginge. Mein Kopf war so nicht ganz helle, und da ließ ich mich bereden, mit hin zu gehen. Vor der Komödie, Dinstag, war ich einige Stunden bei der Schmidt, und sie hat mir recht gefallen; ihre Frankfurter Reise hat sie noch natürlicher gemacht. Sie hat die große Welt so satt, und fühlt den Werth der Einsamkeit besser, seit sie so unter Menschen hat leben müssen; dies hat sie noch gebessert, und angenehmer im gewöhnlichen Leben gemacht, weil sie gesehen hat, wie die Menschen sich überall gleich sind; kurz sie hat mir sehr gefallen. Sie sprach so ganz entfernt von der Aussicht, über die sie sich freute, mich in der Nähe zu

wiſſen, und ſie nähme wahren Antheil daran. Ich antwortete nicht ganz beſtimmt, und that halb als verſtünde ich's nicht ganz, aber doch nahm ich's an. Ich mag es wohl leiden, wenn ſie von Zeit zu Zeit uns beſucht in Jena. Karl hat ihr gefallen, däucht mir; denn ſie ſprach einigemal von ihm. Es wäre eine ſehr gute Frau für ihn, und er könnte gar gut mit ihr leben. Wenn ſie jemanden recht liebt, ſo wird ſie gewiß eine gute Frau, denke ich. — Bei dem ſchönen milden Wetter wären Dir einige Stunden Bewegung gut, und ich hoffe Dich übermorgen zu ſehen. Dieſe Ausſicht iſt wohlthätig für mich; ach ſo ſehr! Wenn Du ein gutes Pferd hätteſt, ſo kannſt Du gar leicht bei uns ſeyn. Beſtimme uns aber die Zeit, ob Du früh oder erſt gegen ein Uhr kommſt; weil wir vielleicht noch in der Zeichenakademie ſeyn könnten. Kommſt Du früh, ſo verſteht ſich, daß wir gar nicht hingehen. Lips iſt darin angeſtellt, und ich denke, es ſoll mir einigen Nutzen bringen, daß er mich unterrichtet; er kann mir doch, obgleich die Zeit kurz iſt, noch etwas lehren. — Heute erwarten wir auch Briefe von der chère mère. Ueber unſre Einrichtungen mündlich.

In meinem letzten Brief wollte ich eben gar viel über Rouſſeau ſagen und wurde verhindert. Wir ſind jetzt bald zu Ende mit ſeinen Confeſſions; es iſt mir ein ängſtlicher Menſch; wie er nur immer Alles auf

ſich deutete, und dann wie er ſo aufpaßte auf jeden Ton, jede Bewegung ſeiner Freunde; waren die Ausdrücke ihrer Freundſchaft nicht immer gleich, wie es doch nie ſeyn kann, denn wie ſehr hängen alle Menſchen von Dingen außer ſich ab, und wie leicht kann ein kleiner Zufall Mißtöne in ihrem Weſen hervorbringen, ohne daß ſie es ſelbſt wollen — und nun da gleich auf Aenderung u. ſ. w. ſchließen wollen, iſt Krankheit unſrer Seele oder zu hohe Meinung von uns ſelbſt, und ſetzt viel Eigenliebe voraus, daß wir wollen, daß nie einen Augenblick unſre Verdienſte verkannt werden ſollen. So erkläre ich mir Rouſſeau's Weſen, und ſein ewiges Mißtrauen; er glaubte ſich zu wichtig und ſah in jedem Menſchen einen Neider, einen Feind. Er hat viele gute Menſchen demohngeachtet gefunden, die ſich ſeiner angenommen und ſeine Freunde waren. Man ſieht oft gar deutlich, daß ſein Verſtand gelitten hat.

Gegen 4.

Wie freue ich mich auf den Sonnabend. Wir ſind lange getrennt geweſen, vierzehn Tage nun; es iſt eine lange Zeit. Das Leben ohne Dich iſt doch eigentlich nichts für mein Herz. Ich hätte nie glücklich ſeyn können ohne Dich; ich würde mich haben überreden müſſen, daß ich's wäre; denn jeder Menſch malt ſich ſein Leben ſo ſchön er nur kann, wenn ihm auch die Wirklichkeit nichts giebt.

Ich möchte, wir könnten den Abend Thee zusammen trinken. Es wird so schön seyn, wenn wir diese Wünsche nicht mehr vergeblich thun. Recht fleißig will ich immer seyn und dann kommst Du mich zu besuchen, oder ich komme zu Dir. Musik will ich recht lernen noch; ich habe einen ganz guten Anfang, und ich kann es noch weiter bringen. Auch zeichnen thue ich viel und lesen. Da werden wir einander immer etwas zu erzählen haben; und auch viel zusammen lesen wollen wir, nicht wahr? Bei solchen Beschäftigungen läßt sich gut existiren. Ich freue mich gar herzlich, daß ich jetzt immer mehr fühle, wie ein einsames, thätiges Leben zu der dauernden Ruhe meines Lebens beiträgt, und wie die Welt nur in so fern Interesse für mich hat, wenn ich für meinen Geist, für mein Herz lebe; und gerade diese Wünsche werden in meinem künftigen Leben so schön erfüllt. Deine Liebe leuchtet mir freundlich. Leb' wohl, mein Bester, Geliebter. Bald sehen wir uns wieder. Adieu.

L.

219.

Freitag Abends.

Wie sehne ich mich zu Euch, Ihr Liebsten. Ja, morgen Abend bin ich bei Euch. Für Eure Briefe dankt

Euch mein Herz. Sie waren mir nöthig, und kamen mir erwünschter als je. Trübe Bilder wollten in dieser Zwischenzeit, daß Ihr mir schwiegt, meine Seele verdüstern — ohne Gegenstand; eine wehmüthige Stimmung hatte sie geschaffen. Gern nimmt meine Seele den Uebergang zur Freude durch die Traurigkeit. Aber wie kann ich Erfahrungen aus meinem vergangenen Leben auf das anwenden, was jetzt auf mich wartet! Von neuen Ahnungen wird mein Herz bewegt. O in lachender Gestalt steht die Zukunft vor meinen Augen.

Auch Deine Ahnungen, meine liebe Lotte, werden Dir in eine schöne Erfüllung gehen. In meinem Herzen findest Du sie gewiß, Deine Glückseligkeit, und diese konntest Du nirgends anders finden.

Mein Herz ist bewegt und ich habe keine Worte dafür. Adieu meine Lieben.

S.

Es könnte seyn, daß ich gleich nach Tische käme, aber wahrscheinlich ist es nicht. Wenn Ihr Euch nicht schon versprochen habt, so bleibt doch lieber gegen Nachmittag zu Hause.

Am 12. December kam Schiller nach Weimar, ritt den 13ten frühmorgens nach Jena zurück. Bei dieser Zusammenkunft mit Lotte und Caroline war verabredet

worden, daß beide Schwestern an die Mutter schreiben und ihr das Verhältniß Schillers zu Lotte mittheilen sollten. Ferner hatte Schiller ihnen seinen Plan vorgelegt, Jena zu verlassen, und, getraut mit Lottchen, in Rudolstadt zu leben. — Acht Tage später (am 19. December) war Schiller wieder in Weimar.

220.

Den 13. December 89, Mittags 1 Uhr.

Dreimal sprang ich heute früh aus dem Bette an's Fenster, weil ich Pferdetritte hörte und Dich zu sehen glaubte. Aber nein, es waren immer Mühlpferde, mit schweren Säcken beladen. Endlich sah ich Dich doch noch, zum viertenmal stand ich auf, und Du warst es! Ich sah Dich auf dem Markt noch, bis Du um die Ecke warst; und mein Herz folgte Dir nach, mein Theurer, Geliebter! Es war ein schöner, freundlicher Tag gestern; wir waren glücklich! Solche stille Tage werden noch oft kommen in der Zukunft. Dies ist eigentlich nur Leben, sich selbst wiederfinden in den Armen der Liebe; o die Welt ist so wenig ohne dies! — Ich komme eben von meinem Mittagessen, das ich allein verzehren mußte, weil Line an Hof gebeten ist. Ich gehe den Abend auch hin; es ist mir immer so sonderbar unter den Menschen, wenn ich denke, daß ich bei Dir seyn könnte, und sie gehen alle nur wie Schatten vor mir

vorüber. Mein Herz bedarf das Gefühl ihrer Wirklichkeit ſo wenig, weil es in ſich genug hat. — Was wirſt Du heute machen? Ach, ich möchte dies jeden Moment wiſſen! Unſre geſtrigen Plane ſind mir ſo hell und klar geworden und ich denke, ſie werden ausgeführt. Sobald Du gern in R. biſt und nichts verlieren kannſt für die Zukunft, ſo iſt Alles gut. Der gute Vater wird beruhigt, hoffe ich, durch Deine Vorſtellungen und das Gefühl, daß es Dir wohl bei uns iſt, daß Du glücklich biſt! Und Du wirſt es, Lieber, Theurer, nicht wahr? O, der Gedanke hebt meine Seele, Dir Freude geben, Dir ruhige, ſchöne Momente ſchaffen zu können.

Zwei Uhr.

Sobald Line der chère mère ſchreibt, ſchreibe ich auch, und ſage ihr Alles, daß das Leben ohne Dich mir nichts iſt; ſtelle ihr unſre Exiſtenz in R. recht vor Augen. Sie wird dies Alles fühlen. Morgen um dieſe Zeit ſind wir in Erfurt. Ich freue mich herzlich, unſre Caroline zu ſehen. Papa und ihr Bruder werden es nicht fehlen laſſen, mir die Ohren voll zu reden. Wie ich das letztemal in Erfurt war, war es ſo anders! Es war der erſte Tag nach Deiner Abreiſe, ich war ſo gebeugt, meine Seele kannte keine Freude; und doch mußte ich aus Höflichkeit das alberne Geſchwätz von Papa mit anſcheinender Aufmerkſamkeit anhören! Die

erste Trennung von Dir vergesse ich nie. Wie unbestimmt, ungewiß war da Alles! Ich war so vorbereitet auf lauter traurige Ereignisse, daß ich mein Leben nicht achtete; und nun — wie so anders! Du bist mein! Ich trage das schöne Gefühl, Dir anzugehören, in meinem Herzen mit süßer Gewißheit. Und gingst Du auf Jahre von uns; unsre Seelen würden sich nicht fremder. Aber eine große Entfernung von Dir könnte ich doch nicht tragen. Nein, gewiß nicht, mein Theurer, Einziger, Geliebter. O ich habe keinen Namen für Dich, der ausdrückt, was Du mir bist. — Mir gefällt der heutige Tag, es ist nur ein halbes Licht und die Gegenstände sind so in eine halbe Dämmerung gehüllt. Wenn ich wohl bin und ruhiger in mir, habe ich diese Beleuchtung gern. In sieben Tagen sehen wir uns wieder. Sage der Paulus, daß wir uns recht freuten, sie bei uns zu sehen. In R. können sie uns auch oft besuchen, wenn die Ferien sind. Nun leb' wohl, Lieber! Wir fahren morgen erst um zehn Uhr. Da erhalten wir noch Deinen Brief. Von Erfurt sollst Du auch Dinstag hören. Dank noch einmal für Deine liebe Erscheinung! Mein Zuhausebleiben gestern ist recht glaublich, denn der Schnupfen ist noch nicht vorbei. Adieu, Adieu! Deine

L.

221.

Jena den 13. Dec. 89.

Nur zwei Worte. Den ganzen Tag hatte ich Abhaltungen, und jetzt eben erfahre ich, daß der Brief in ein paar Minuten auf die Post gegeben werden muß, wenn er noch fort ſoll. Oder nimmt ihn der Poſtillon heimlich mit, und dann weiß ich nicht, ob er ſicher in Ihre Hände kommt. In Erfurt ſollen Sie Dinſtag einen Brief von mir finden.

Wie lebt der geſtrige Tag noch vor meiner Seele! Ich kam glücklich heute hier an, und fand einen Brief von Körner. Das Mehrere nächſtens. Denken Sie an mich auf der Reiſe und in Erfurt. Caroline viel Schönes. Leben Sie recht wohl. Die Bücher ſchicke ich mit der nächſten fahrenden Poſt ab. Ewig der Ihrige.

S.

Die Poſt nach Coburg geht morgen noch nicht von hier ab.

222.

Jena, Montag Abends.

Was werdet Ihr zu meinem geiſt- und herzloſen Brief geſagt haben, meine Lieben, den Euch die Montagspoſt gebracht hat? Ich konnte Euch nicht ganz ohne Nachricht laſſen, und doch war ich zweifelhaft über das

Schickſal des Briefs. Da kam denn dieſes traurige Produkt heraus, das ich in eben dem Augenblick bereute, als ich's fortgeſchickt hatte.

Dank Euch für Eure lieben Briefe. O wie wohl thut es mir, daß Ihr meinen Vorſchlag, das Geſchöpf meines Herzens und meines ſehnſuchtsvollen Verlangens, mit dieſer Wärme, mit dieſer Freude auffaßtet! Seitdem dieſe Hoffnung in mir helle geworden iſt, fange ich an, mich von allen übrigen Verhältniſſen des Lebens abgetrennt zu fühlen. Kein Band iſt mehr zwiſchen den übrigen Menſchen und mir. O wie werde ich in Eurer Liebe Alles, Alles finden, was einer Sehnſucht werth iſt! Wie werde ich mich in dem Himmel unſres ewigen Umgangs verlieren!

Geſtern noch an Eurem Herzen! O es waren Vorgefühle dieſer Glückſeligkeit! Und doch iſt die höchſte Freude, die wir jetzt einander geben, auch die kleinſte nicht werth, die alsdann jeden Tag auf uns wartet. In unſre höchſte Freude miſchen ſich jetzt Gedanken der Trennung, dann aber wird das Gefühl, daß es ſo fortdauert, jedes Glück der Liebe erſt ganz und vollkommen machen. Lebendig und überzeugend wird Eure Liebe in jedem Blicke, in jedem Laut Eures Mundes zu mir ſprechen, und in jeder Stunde, in jeder Stellung meines Gemüths kann ich meinen Himmel in Euren Augen ſehen. O wie ſchön iſt dieſe Zukunft!

Körner ſchreibt mir geſtern — wieder ein Beweis für die Macht der Sympathie — daß ihm mein akademiſches Leben in den Tod zuwider ſey. Da er ſo gut vorbereitet iſt, ſo habe ich ihm unſern ganzen Plan vorgelegt, und ſeine Zufriedenheit damit wird viel beitragen, gegen die Schwierigkeiten, die ſich dabei finden können, meinen Muth zu ſtählen. Ich traue nicht gern meinen Urtheilen, wo ich weiß, daß Leidenſchaft mich leitet. Fremde Billigung macht mich ſicher. Körner billigt unſern Plan gewiß, vielleicht wünſcht er, daß ich mich jetzt ſchon um eine andere zweckmäßigere Ausſicht bemühen möchte, aber nur, weil er das Ganze unſrer Lage nicht durchſchauen kann.

Heute kam ich auf eine gar üble Art um die ſchöne Abendſtunde, wo ich Euch ſchreiben wollte, ſo viel ſchreiben wollte, meine Lieben. Der L. Kranz hat ſie mir getödtet. Man ließ mich bitten, weil G. mit mir zu ſprechen hatte; und zum Unglück muß der Herzog hieher kommen und ihn holen laſſen. Indem ich ihn zurückerwartete, wurde ich bis 10 Uhr aufgehalten. Der L. Kranz war doch beſcheiden, und ließ mich ſeine Unzufriedenheit über mein langes Wegbleiben nicht ſo merken. Er hat eine Verſöhnlichkeit, die mich zur Verzweiflung bringen wird. Heute hat er mir wieder ſein ſchönes Herz geöffnet, aber ich war zu voll von dem Verdruſſe, daß ich nicht umhin konnte, ihm über

gewiſſe Dinge meine Gedanken aufzuſchließen. Ueber Pauluſſens hielt man ſich ſehr auf, weil ſie ſich ſo von aller Welt zurückzögen und nichts für die Geſellſchaft thäten. Da mußte ich ihr endlich einmal mein Glaubensbekenntniß darüber geben. Sie konnte mich nicht widerlegen, aber zu überzeugen war ſie nicht.

Von Euch ſagte ich viele Grüße, aber ſie ſprach wenig von Euch. Sie bat mich, Ihr möchtet die Wiedeburg, die längſt wieder in Weimar iſt, zu Euch bitten, wenn Ihr ſie anders ſehen wolltet. In dem Hauſe, wo ſie wohne, ſey man ſo wunderlich und würde ſie ungebeten nicht zu adeligen Damen gehen laſſen. Ich glaube, ſie iſt Euch attachirt, und deswegen dauert ſie mich, daß ſie ſo unglücklich iſt, den * hochzuſchätzen. Laßt ſie aber doch einmal zu Euch bitten.

Lebt wohl, meine Liebſten, meine Theuerſten. Caroline hätte ich heute ſo gern auch geſchrieben, aber es war ganz unmöglich. Ihr wißt, wie theuer ſie meinem Herzen iſt, und Ihr werdet es ihr aus meiner Seele ſagen. Möchtet Ihr ſie geſund angetroffen haben, daß ſie Euch auf die nächſte Woche beſuchen kann und ich ſie bei Euch finde. — O dieſe ſchöne Ausſicht, Euch bald wieder zu ſehen! Mein Herz lebt nur von dieſer Freude. Liebſtes meiner Seele, lebt wohl! Es iſt ein Uhr und ich muß ſchließen. Gute Nacht, meine Geliebteſten!

S.

Erſt auf den Mittwoch geht mein Brief nach Coburg ab. Alſo brauchſt Du erſt zu Ende der Woche zu ſchreiben, Caroline.

223.

Jena, Dinſtag Abends.

Seyd mir gegrüßt, meine Lieben. Die Poſt geht erſt gegen Morgen. Ich kann noch ein Blatt beilegen. Daß ich jetzt unter Euch ſeyn könnte! Wie nöthig hätte mein Herz Eure lieben Geſtalten; meine Stimmung iſt bewölkt — ach ſo iſt es immer, und ſo wird es auch bleiben, bis Eure liebe Gegenwart mit einem ewigen Licht mein Daſeyn beſtrahlt. Eure Liebe iſt das Licht meines Lebens.

Noch nie fand ſich in meiner Seele ſo viel Freude und Leiden zuſammen. Die Liebe und die Hoffnung geben mir ein erhöhteres, ſchöneres Daſeyn, aber die Gegenwart umringt mich mit traurigen Bildern, die Furcht zeigt mir Hinderniſſe, Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Mit ſchnellem Wechſel ſtürze ich von einem Zuſtand in den andern hinüber. Wann werde ich endlich in ganz ungemiſchten Zügen das Glück unſrer Liebe in mich trinken?

Ihr habt mit Caroline von unſern Entwürfen geſprochen. — Findet ſie unſer Leben nicht ſchön und

himmliſch? — O ſchön und himmliſch wird es ſeyn. Jede Erinnerung daran entwickelt mir eine neue Freude, eine neue Schönheit darin. Gewiß iſt dieſer Weg der beſte und einzige zu unſrer Glückſeligkeit; ach! und der nächſte! Daß ich die Vorſtellung davon ſo hell und lachend, wie ſie in mir iſt, auch in andre Seelen hinüberbringen könnte, die wir zu überreden haben. Deine ſchönſte Stunde mußt Du nehmen, Caroline, wenn Du Deiner Mutter ſchreibſt; und Dein Herz, nicht Dein Verſtand, muß zu ihr ſprechen. Daß Du ihr auch ſchreibſt, meine Lotte, wird recht gut gethan ſeyn. Wie wird ſie Euch Beiden widerſtehen können?

Lebt wohl, meine Liebſten. Gern ſchrieb ich mehr, aber mein Kopf iſt gedrückt, und ich konnte Euch heute keine heitre Stimmung mittheilen. Ich drücke Euch an mein Herz — lebt wohl! lebt wohl!

S.

224.

Erfurt den 15. December, früh.

Guten Morgen, mein theurer Lieber! Wir mußten geſtern abreiſen, ohne Deinen Brief zu haben. Aber heute, denke ich, ſoll er kommen, weil wir beſtellt haben, daß er uns nachgeſchickt wird. Welches wohlthätige Gefühl es uns war, unſre Caroline wieder zu ſehen

nach einer solchen Trennung, wo wir immer fürchten mußten, sie nie wieder zu sehen, kannst Du Dir denken. Sie sieht noch magerer aus als sonst; aber doch finde ich sie besser, als ich dachte. Wir stiegen gleich bei Papa ab, der uns gleich die Treppe hinauf führte; denn das Führen hier hat kein Ende. Der Coadjutor hat uns schon auf gestern Abend eingeladen. Es sollte keine andere Gesellschaft da seyn, denn er wollte recht mit uns reden. Ueber unser Verhältniß hat er große Freude zu sprechen, und was mich gar sehr belustiget hat, er bat Caroline gesagt, er hätte alle Deine Schriften zusammengetragen, um davon zu sprechen mit mir. Dies geschah aber nicht, denn es waren noch andre Menschen da, und da war er doch zu discret, um öffentlich davon etwas zu sagen, und die Gesellschaft hätte auch wenig Sinn gehabt für Deinen Geist. D. selbst ist doch ein interessanter Mensch; er hat einen Zug von Güte in seinem Gesicht, in seinem Wesen, der ihn auszeichnet. Er sagt mir gewiß noch etwas über uns, denn er brennt vor Begierde, davon zu reden, sagt Caroline. Ich werde ihm in einem spaßhaften Ton antworten. Dieser Tag fängt sich freundlich an, denn ich kann gleich mit Dir reden. Mein erster Gedanke war an Dich. Ich erwachte von dem Geläute der Glocken eines Klosters, denke ich mir; und die Scene aus Carlos mit dem Prior fiel mir ein. Heute geht der Brief von hier aus

an die chère mère ab. Ich habe ihr auch geschrieben, ihr gesagt, wie das Glück meines Lebens nur an dem Gedanken hängt, für Dich in der Welt zu seyn, mein Liebster, und dies Alles wird tiefen Eindruck auf sie machen. Morgen früh wird er ankommen. Staunen wird die gute chère mère wohl, wenn sie Line's lange Epistel liest, die ihr Alles recht detaillirt hat. — Wir schreiben Dir alle drei in einem Moment. Lieber Theurer, wärst Du mit uns, und wir bedürften dieser Unterhaltung nicht! In jedem Augenblick fühlt meine Seele Sehnsucht nach Dir, und nur Du bist mir gegenwärtig.

Diesen Mittag sind wir wieder bei Papa und Abends gehn wir wieder in die große Assemblée. Ich sage Dir so gern immer, was ich vornehme. Es ist mir aber jetzt recht heimlich hier; wie anders war es voriges Jahr! Wir haben nicht wieder die alte Stube, wo ich so einen traurigen Abend hatte; diese Zeit ist so tief in mein Gedächtniß eingeprägt; gut, daß sie nicht wieder kommen kann! Auch von Dir getrennt auf immer, würde das Gefühl Deiner Liebe mich trösten können und mir das Leben erhalten. Leb' wohl, Theurer, Bester!

L.

225.

Donnerstag Abends.

Der wichtige Wurf iſt alſo geworfen, und die chère mère weiß nun Alles. Ihr habt mich diesmal durch Eure Entſchloſſenheit überraſcht, meine Liebſten, denn nach unſerm letzten Geſpräch konnte ich dies noch nicht vermuthen, weil Du entſchloſſen ſchienſt, Caroline, noch vorher an Beulwitz nach der Schweiz zu ſchreiben. Ich muß geſtehen, daß es mir herzlich lieb zu hören war, weil mich Eure Bedenklichkeiten zu ſchreiben manchmal unruhig machten, und weil ſich überhaupt jetzt erſt mit Sicherheit handeln laſſen wird. Ich habe noch nicht an die chère mère ſchreiben können, weil unterdeß keine Poſt nach R. gegangen iſt, denn Eure Briefe habe ich Mittwochs erhalten, nachdem die Rudolſt. Poſt ſchon fort war. — Der Brief nach Coburg iſt abgegangen. An B. in der Schweiz will ich ſogleich ſchreiben, wenn die chère mère mir geantwortet haben wird. Mein Brief an ſie geht auf den Sonnabend. Ich weiß nicht, wo Ihr ſeyd und wo Ihr morgen ſeyn werdet. Aus Carolinens Brief zu ſchließen, bleibt Ihr die ganze Woche in E., weil ſie ſchreibt, daß ſie Euch in der nächſten nach Weimar begleiten wird. Ich laſſe dieſen Brief nach Erfurt gehen, wo er Euch wahrſcheinlich noch finden wird.

Ach meine Liebſten. Wie voll Ungeduld bin ich jetzt. Nimmt Eure Mutter den Vorſchlag unſers Beiſammenſeyns in R. klar und willig auf, ſo iſt weiter gar kein Hinderniß mehr. Alles was nachher noch zu thun, iſt um dem Schritt, den ich thue, mehr Anſtand und Form zu geben.

Ich habe hier jetzt eine gar ſonderbare Exiſtenz. Alles was für das künftige Jahr proponirt und angelegt wird, geht mich jetzt nichts mehr an, und doch muß ich thun, als wenn ich es theilte. Dies beluſtigt mich oft. Aber eine Art von Zwang und Kampf koſtet es doch, Erwartung in ſich zu verſchließen. Furcht und Hoffnung ſtreben ſo nach Mittheilung, und das Herz kann ſie kaum allein ertragen. Ich habe Euch ſchon manchmal darum beneidet, meine Lieben, daß Ihr von Eurem Herzen ſprechen könnt — wenigſtens mit einander. Ich harre mit Sehnſucht auf die Zeit, wo meinem Herzen auch die Freude keine Laſt mehr ſeyn wird.

Es iſt mir noch ein Mittel eingefallen, das meinen Austritt von J. vielleicht weniger auffallend macht. Ich verlange, ſobald man mir die Beſoldung wird verweigert haben, ein Jahr lang Urlaub, unter dem ſehr anſtändigen Vorwand, meine Niederländiſche Geſchichte auszuarbeiten. Erhalte ich dieſe Freiheit, ſo bleibe ich mit der Univerſität in einer ſcheinbaren Verbindung, und es fällt alsdann, wenn das Jahr um iſt, weniger auf, wenn

ich erkläre, daß ich nicht mehr zurückkomme; mein Vater gewöhnt sich desto leichter daran, und kein Mensch hat alsdann etwas dawider. Wird es mir abgeschlagen, so gibt diese doppelte abschlägige Antwort mir das größte Recht, meine ganze Verbindung aufzuheben. Man könnte dieses selbst bei der chère mère geltend machen, wenn sie nicht damit zufrieden ist, daß ich ganz und gar privatisire. Käme es zu Stande, so ersparte es mir auch den bewußten Revers in Rudolstadt, sobald man wüßte, daß meine Verbindung mit Jena nicht zerrissen ist.

Ich feile und modle noch immer an unserm Plan; es ist mir eine so frohe Empfindung, daß wir einmal einen haben, und daß ich nicht mehr in die Luft bauen darf.

Körner hat sich bei dem Mainzischen Gesandten in Dresden durch eine dritte Person erkundigen lassen, was man eigentlich für Wege zu nehmen habe, wenn man etwas von dem Kurfürst verlange. Dieser sagte, daß in Angelegenheiten der Gelehrten Müller den größten Einfluß habe; diesen könnte ich also schon nicht brauchen, denn ich gehe mit Müller auf einer Bahn, was die Geschichte betrifft, und über kurz oder lang muß eine Vergleichung zwischen uns beiden erfolgen, die selten mit Freundschaft besteht. Müller machte mich in Mainz auch unnöthig, und er zieht die Besoldung, die für mich müßte bestimmt werden.

Adieu Ihr Lieben. Mein Herz iſt erheitert worden durch Eure letzten Briefe. Ein ſo ſeliges Gefühl von Gewißheit iſt in mir! — Ob ich immer glücklich ſeyn werde durch Eure Liebe? — O ich werde ſie nie erſchöpfen, wie in einem himmliſchen Aether wird mein ganzes Weſen ſich in ihr verjüngen. Ach! ich werde dann erſt leben. — Meine Theuerſten, ich küſſe Euch, mit glühender Liebe umſchließt Euch meine Seele. — Lebt wohl!

S.

226.

Erfurt den 17ten, früh.

Wir ſind noch immer hier und werden erſt übermorgen gehn, Sonnabend früh; und Nachmittags ſehn wir Dich wieder, Beſter, Geliebter! Denk' Dir unſere Ueberraſchung, als auf einmal geſtern Humboldt ankam, im ſelben Gaſthof wie wir, ohne etwas von einander zu wiſſen. Was hältſt Du von der Sympathie, die nun wieder uns zuſammen brachte? Caroline und Humboldt ſind eben hier und ſprechen ſo viel. Unſre C. hat ihm die Plane vorgetragen, und er wird Caroline Dachröden heirathen. Sie werden glücklich ſeyn, hofft mein Herz! Sie ſprechen eben von Mainz. Humboldt findet den Plan ſehr gut, Geſandter dort zu werden, und will

daran arbeiten; mir kann das erst nach und nach geschehen. Unter einigen Jahren kann die Heirath nicht vor sich gehen. Aber wenn es Papa jetzt erfährt, vielleicht wird Caroline's Lage dadurch doch freier. Ich habe Dir so viel zu sagen, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll. Uebrigens gefällt es mir wohl hier; das heißt, die Gesellschaft des Coadjutors macht mir viele Freude; er ist gar artig und hat etwas so Kindliches. Was mich gar sehr angreift, sind die ewigen Soupers und Diners; es gibt da so viel zu essen, daß der Verstand ganz schwach wird! Wir sind durch die erste Gesellschaft bei Dalberg so unter die Menschen und dadurch seitdem nicht zur Ruhe gekommen. Nur früh sind wir für uns. Die Menschen thun uns freilich in so weit nichts, denn sie berühren uns nicht. Nur das viele Essen, das man sehen muß, stört mich; es ist zu arg. — Gestern hat mir der Coadjutor über Dich gesprochen, aber nicht lang. So viel habe ich heraus, daß ihm Goethe in Weimar unser Verhältniß gesagt hat; dies sagte er so ganz von ungefähr. — Dein Brief gestern war mir so nöthig; es ergreift mich oft so ein schmerzliches Gefühl der Sehnsucht nach Dir, mein Theurer, Geliebter! Deine Briefe stillen diese Sehnsucht auf Momente. Aber anders, ganz anders wird es seyn, wenn wir zusammen sind; ein neues schönes Leben geht mir auf. — Die chère mère hat gestern

unsre Briefe erhalten und heute kann ihre Antwort in W. seyn, die wir aber nicht hieher bekommen können; weil man nicht weiß, wie lange wir hier bleiben. Sonnabend wirst Du den Brief finden, ich bin begierig auf ihre Antwort. Sie wird sich darüber freuen, wenn sie fühlt, daß ich glücklich bin.

Alleweile wird berathschlagt, wie es dem Papa vorgebracht werden soll, und unsre Caroline soll es vortragen. Ich belustige mich gar sehr über ihre Anschläge, die sie machen. Die Aehnlichkeit der Schicksale von Papa und Mama ist gar auffallend, und die Sympathie ist wieder gar merkwürdig. Gestern hat Mama unsern Plan erfahren, und heute erfährt Papa die andern neuen Plane von Caroline und Humboldt. Ich möchte, Du wärst mit uns. Wir wollten so froh seyn, wenn Du unter uns wärst! Unsere Caroline ist dazu ausersehen, Heirathen zu machen, haben wir alleweile entdeckt. Wie wird Dir mein Brief so verwirrt vorkommen, aber die Andern reden immer und ich mit drein. Wir sind gar lustige Menschen. Die Unterhaltung mit Dir war meinem Herzen nöthig. Heute Abend ist Concert, und dann sind wir bei einer Dame, die aussieht wie eine verwünschte Prinzeß, und auch in einem Haus wohnt, das einem Feenschloß ähnlich ist. Morgen sind wir zu Mittag bei Dalberg eingeladen. Da bin ich gern; er ist gar unterhaltend. Seine Art, sich zu beschäftigen, freut

mich; er malt in den Nebenstunden und recht gut, und hat einen Ausdruck in Allem was er macht. Ich habe so gern, wenn die Menschen so etwas für sich treiben können. Professor Bellermann hat uns auch schon besucht. Der Brief soll zugemacht werden. Caroline und Humboldt grüßen Dich herzlich. Weihnachten kommt er nach Weimar, und freut sich, Deine Bekanntschaft zu machen. Leb' wohl! Meine Seele ist bei Dir, mein Herz umschließt Dich! Deine

L.

227.

Sonntag Nachmittag. 20/2

Diese Nacht um drei Uhr kamen wir an, und wohlbehalten. Wie viel glücklicher ist es doch mit dieser gestrigen Zusammenkunft gegangen, als ich gehofft hatte! Wir sahen uns doch den ganzen Abend, meine Lieben, und die Trennung wurde mir leichter, weil wir uns so bald wieder sehen! Mein Kopf ist von dieser Nachtreise noch etwas gedrückt, ich werde Euch nicht viel schreiben können, aber in meiner Seele ist kein andrer Gedanke, als an Euch und an die Aussichten zu unsrer Vereinigung. Es wird sich unendlich leichter geben, Alles, als ich anfänglich hoffte. Wir werden nicht nöthig haben,

jemand zu täuschen, und ich werde gar nichts aufzuopfern haben. Nur auf die Antwort Eurer Mutter warte ich — hab' ich erst diese, und ist es zwischen ihr und uns entschieden, daß wir zusammenleben, so kann in acht Tagen alles Andere berichtigt seyn.

Meine Gründe, ein Jahr lang von der Akademie dispensirt zu werden, sind so einleuchtend und billig, daß ich in einer kurzen ruhigen Unterredung einen Jeden davon überzeugen will. Es kostet auch den Herzog kein Opfer, mir darin zu Willen zu seyn. — Sobald ich es ohne Indelikatesse gegen Eure Mutter kann, so gehe ich zum Herzog, und erzähle ihm ohne Zurückhaltung den ganzen Plan, den ich ausgedacht habe, bald mit Dir zu leben, meine Lotte, ohne ihm zur Last zu fallen. Ich überzeuge ihn ganz gewiß von der Billigkeit meines Wunsches, die Niederländische Geschichte zu endigen, und sage ihm zugleich, wie es auch die Wahrheit ist, daß ich meinen akademischen Verrichtungen nicht mit der gehörigen Muße und Ernst obliegen könne, so lange dieses Werk noch unvollendet liege; daß die Beschleunigung desselben mit beträchtlichen Geldvortheilen für mich verknüpft sey, die mir durch akademische Geschäfte nicht ersetzt würden. Ich werde ihm die Beweise vorlegen, daß ich durch die Auskunft, meine Niederländische Geschichte in R. und in Verbindung mit Eurem Hause auszuarbeiten, allein in den Stand gesetzt würde, seiner

Unterſtützung zu entbehren, und der Nothwendigkeit überhoben zu ſeyn, ihn mit irgend einer Geldforderung zu beläſtigen. Wenn ich ihm geſtehe, daß er bei mir vor allen Geldforderungen ſicher ſey, und daß mir nie einfallen würde, einen Anſpruch auf eine Beſoldung zu machen, bis ich durch geleiſtete weſentliche Dienſte ein Recht darauf erhalte, und in ihm ſelbſt der Gedanke entſtehen würde, mir eine zu geben — ſo weiß ich gewiß, daß ich ihn dadurch ſehr gut für mich einnehme. Ich bekenne ihm dann offenherzig, daß von meiner baldigen Verbindung mit Lottchen meine Glückſeligkeit abhänge, und daß ich dieſes und das erſte durch das nämliche Mittel erreichen könne; wenn ich ein Jahr in R. mit Lottchen lebe, ſo würde mir eben ſo viel dadurch erſpart, als ich an Einnahme für Collegien verlöre, und ich hätte alſo die Zeit, welche ich ſonſt auf Collegien wenden müßte, für die Niederländiſche Geſchichte gewonnen. Er braucht nichts für mich zu thun, was ihn koſtet; er hat nichts nöthig, als mir zu erlauben, daß ich ein Jahr lang von akademiſchen Verrichtungen frei ſey, um meine Geſchichte zu beendigen. Je weniger er vermuthete, daß ich ſo beſcheiden mit ſeiner Schatulle umgehen würde, beſonders da ihm die Stein ſchon von Penſion vorgeſagt hat, deſto bereitwilliger wird er meine beſcheidene Bitte erfüllen; und da noch dazu kommt, daß er ſich für Lottchen intereſſirt, da er

überhaupt Freude daran hat, zum Glück Andrer beizutragen, so bin ich ganz sicher, daß er mir meine Bitte auf der Stelle gewährt, und mir auch den Hofrathscharakter nicht abschlägt.

So fällt also Alles weg, was meinen Vater oder Eure Mutter oder die Welt choquiren könnte. Meine Verbindung mit Jena dauert fort. Zwei Jahre lang kann ich sie recht gut ausdehnen. Was kann in zwei Jahren nicht alles geschehen? Bis dahin lassen wir das Schicksal sorgen. Ich bleibe auf diesem Wege immer Herr davon, weil ich nach Jena zurück kann, wann ich will. So kann auch niemand nichts gegen meinen Aufenthalt in Rudolstadt haben, weder Beulwitz noch Eure Mutter. Es ist ein Besuch auf ein Jahr. Der chère mère muß es lieb seyn, Lottchen nicht auf einmal ganz zu verlieren — und wenn ein, zwei Jahre um sind, so soll sie auch mich, wie ich hoffe, nicht gern verlieren. — —

Jetzt warte ich blos darauf, daß wir mit Eurer Mutter auf einem gewissen Punkt sind, wo ich die Sache dem Herzog als etwas, das zwischen mir und Eurer Mutter ausgemacht ist, vorbringen kann. Dann verliere ich aber keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. — —

Ich habe mehr geschrieben, als ich anfangs dachte, aber das ist ein Geschäftsbrief, wozu sich ein verwüsteter

Kopf immer noch ſchickt. Alles warum ich Euch jetzt bitte, meine Liebſten, iſt, daß Ihr der Mutter keine Ruhe laßt und gar keine Bedenkzeit gebt, ſonſt zieht ſich auch meine Angelegenheit in die Länge und die gute Stimmung des Herzogs wird nicht benutzt. Adieu Ihr Liebſten. Ich küſſe Euch tauſendmal, ich drücke Euch an meine Seele. Adieu. Adieu.

S.

228.

W. den 20. December, Nachmittags.

Die großen Soupers und das ſpäte Aufbleiben in Erfurt haben meinen Kopf ganz eingenommen, und es iſt mir gar ſchwer und unheimlich zu Muthe. Dabei habe ich ſo viel reden hören und doch auch reden müſſen! Daß mein Schutzgeiſt mich nicht verließ und mich von der Idee, Hofdame zu werden, abbrachte, dafür bin ich recht dankbar. Ich hatte, ehe wir in die Schweiz reiſten, großen Hang dazu, und die Reiſe geſchah eines Theils deswegen, um mich dazu zu bilden. Ich könnte ſo ein Leben nicht aushalten, und wäre, glaub' ich, ganz ſtumpf geworden an Geiſt und Herzen, oder gar geſtorben. Gleich in der Schweiz, da die Natur mit ſo mächtigen Eindrücken auf mich wirkte, wurden mir dieſe

Plane für mein künftiges Leben verhaßt, und ich lernte fühlen, wie wenig ich gemacht bin, ſo ein Leben zu führen. Wie ſo anders, ſo ſchön entwickelt ſich mein künftiges Leben. Dahin leitete mich das Schickſal, um in Deinen Armen meine Freuden zu finden, Dir Dein Leben ſchöner machen zu können, Theurer, Geliebter!

Ich hoffe, Eure Fahrt iſt glücklich abgegangen; es war mir leid, Dich ſo in der finſtern Nacht unterwegs zu wiſſen. Daß uns Paulus beſucht haben, war mir recht lieb; ich habe ſie ſo gern, ſowohl ihn als ſie, und ich könnte mich gut gewöhnen, mit ihnen zu leben und ſie recht ſehr lieben. Sind wir in R., ſo müſſen ſie uns doch nahe bleiben und können uns oft beſuchen.

Heute hat die chère mère Deinen Brief erhalten. Daß ſie nun Alles weiß, iſt mir doch lieb; denn ſie that mir zuweilen leid, daß ſie immer ſo unter uns war und nichts wußte, da ihr doch unſer Glück und Ruhe ſo heilig iſt. Sie wird eheſtens uns auch weitläufiger ſchreiben, hoffe ich. Heute früh war Humboldt hier. Er freut ſich ſehr, Dich zu ſehen. Ich — Da wurde ich unterbrochen, um mich friſiren zu laſſen. Nun ſitze ich da gar ſtattlich, den Kopf aufgeputzt, und ſchreibe wieder. Ich wollte eben über Dein Kommen ſprechen, mein Lieber! Sollten wir Dich in zwölf Tagen nicht ſehen? Es wäre doch gar lang; überlege es recht.

Wenn Du doch den Chriſtabend bei uns zubringen könnteſt, oder den erſten Feiertag! Es wäre ſo eine lange, lange Zeit, zwölf Tage! Ich gehe heute an Hof, weil ich mich die ganze Woche nicht habe ſehen laſſen. Auch bin ich da lieber, wie in großen Theegeſellſchaften. Mit dem Herzog ſpreche ich gern. Goethe bleibt bis den erſten Feiertag in Jena. Du wirſt ihn wahrſcheinlich ſehen. Ich wünſchte es um ſeiner ſelbſt willen, daß er mit Dir umginge. Dein Geiſt könnte wohlthätig auf ihn wirken. Er ſcheint mir uneins mit ſich; daher wird er es auch mit der Welt ſeyn. Ich ſchließe es daher, weil er ſo viele Menſchen um ſich verſammelt, die nichts ſind. Fände er ſich ſelbſt wieder, ſo brauchte er dieſe nicht zu ſuchen.

Sage Pauluſſens noch viele ſchöne Grüße von uns und danke ihnen für ihren Beſuch. Ich fürchte, die Poſt geht ab, daher will ich lieber aufhören. Dinſtag, hoffe ich, hören wir, daß Du Donnerſtag bei uns biſt, oder Freitag. Der geſtrige Abend war ſo geſchwind vergangen. Leb' wohl, mein Beſter, Theuerſter! Meine Seele umſchließt Dich mit der wärmſten, innigſten Liebe! Adieu, Adieu!

L.

229.

Montag Abends.

— — Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — Daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heiligen Christ engagiren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbach'schen komme. Eure Grüße an Paulussens, meine Lieben, will ich heute Abend noch bestellen.

Von unsrer Angelegenheit nichts mehr, bis wir einander sprechen. Morgen könnte ich einen Brief von R. haben, wenn die chère mère sehr schnell gewesen wäre. Ich erwarte ihn erst auf den Sonnabend. Euch wird sie indessen wohl umständlicher schreiben.

Ach, wie gut ist es, meine liebe Lotte, daß Du in der Schweiz nicht zur Hofdame worden bist! Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen, von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Projekt mißlingen!

Goethe habe ich nicht gesehen, auch noch nichts von ihm gehört. Ich würde mich freuen, wenn ich ihm mehr seyn könnte. Meine Liebsten, den Augenblick geht die Post. Ich umarme Euch mit herzlicher Liebe. Adieu, Adieu.

S.

Zum Weihnachtsfest kam Schiller nach Weimar. In dem vorstehenden Briefe spricht er von einer Antwort, die er von Lottchens Mutter erwarte. Am 18. December hatte er an letztere geschrieben und um Lottchen angehalten. In Weimar erhielt er ihre Antwort. „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen geben.“ Doch knüpfte sie an ihre Einwilligung die Bedingung, daß er sie über die Sicherheit der Existenz Lottchens vollkommen beruhige. Den Plan, Jena zu verlassen, in Rudolstadt zu leben, hatte sie abgelehnt.

Caroline erzählt uns: „Unsre treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieser ganzen Verhandlung hülfreich; und ihr schöner Verstand und ihr treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine sichere Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie sein Talent.

„Die nähere Bekanntschaft desselben mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg öffnete die schönsten Aussichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er interessirte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schiller ganz nach seinem Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, daß

ihre Tochter auch in der äußern Existenz sich durch diese Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wußten durch unsere Freundin (Caroline Dachröden), daß er Schiller einen Gehalt von viertausend Gulden zudachte, und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte. — —

„Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Besuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein so schönes Leben existirt, als es unsere Phantasie dichtete."

230.

Den 29. December, 12 Uhr.

Ich habe so eben den Brief an die gute Mutter geendiget und wünsche nun nur, daß sie sich darüber freut und mich gern zu ihrer Tochter annimmt. Du hast nun meinen Brief und meine Nachrichten. Seh' ich den Herzog wieder, und er ist allein, so sage ich ihm etwas darüber: er ist doch gut und auch fein, daß er so gar keine Anspielung letzt machte. — Die Stein

hat eine große Freude über des Herzogs Aeußerungen; und es rührt mich, wie warmen Antheil sie an mir nimmt. Sie liebt mich, wie sie nur immer jemand lieben kann, und hat auch so gute Begriffe und Meinung von Dir, daß sie mich recht freut. Sie verspricht oft zu uns zu kommen. Ich habe gestern etwas Schönes ausgehen lassen; sie sagte mir, wenn der Mann stürbe, so zöge sie nach J., und da freute sie sich auf mich; ich rief recht herzlich aus: Ah! und wollte noch mehr sagen, als es mir auffiel, daß ich mich über des armen Papa St. seinen Tod freute. — Wer in unsern Zirkel kommt, mag sich nicht sehr glücklich schätzen; wir schlagen todt, machen Geigei zu einem Gott u. s. w. — Humboldt wird Dir erzählt haben, was wir gestern bei Goethe gemacht haben. Er war recht freundlich und zutraulich mit mir. Er ist aber doch anders geworden; ehe er nach Italien ging, war er mir doch lieber; schon der Ausdruck in seinem Gesicht. Es war mir wohl da; wir haben schöne Abdrücke gesehen, und waren unter uns.

Wir haben ausgemacht, daß wir bei keinem Menschen sind, wo man uns auch hinbittet, sondern die Menschen sind bei uns, wir etabliren uns gleich, als wären wir einheimisch und die Andern fremd. Leb' wohl! Grüße Humboldt. Bald sehen wir uns wieder.

Deine Lotte.

Humboldt, den Lottchen hier grüßen läßt, hatte Schiller auf der Rückkehr von Weimar nach Jena begleitet. „Während unſres Weimariſchen Aufenthaltes," ſo hören wir von Caroline, „machte Schiller auch die Bekanntſchaft Wilhelm von Humboldt's, der durch's ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältniſſe blieb. Schon damals kündigte ſich die geiſtige Kraft dieſes Mannes an, die, bei einer Vereinigung der vielſeitigſten Kenntniſſe, immer neue Blüthen im Felde der Philoſophie und Aeſthetik trieb; ſo wie ſein Charakter ſich offenbarte, der ſpäter in die großen Weltbegebenheiten ſo kräftig als edel einwirkte.

„Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band ihn an Schiller's Umgang ſo ſehr, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und da er ſich von dem Freunde trennen mußte, in einem immer lebhaften Briefwechſel mit ihm blieb. Er wurde der Gatte unſrer Freundin; und die innige Verbindung mit dieſen lieben und durch ſo viele Vorzüge ausgezeichneten Menſchen war eine der ſchönen Lebensblüthen, die das Geſchick uns barbet." —

Den Brief Lottchens an Schiller's Mutter wird man gern hier eingereiht finden.

231.

Weimar den 29. December 1789.

Ob Ihnen gleich die Züge meiner Hand fremd ſind, ſo iſt es mein Herz doch gewiß nicht, wenn Sie

den Brief Ihres Sohnes, meines theuren Geliebten, geleſen haben. Liebe Mutter! Mit wahrer kindlicher Liebe gebe ich Ihnen dieſen Namen, und wünſche mir herzlich, Sie ſelbſt zu ſehn. Ich möchte von Ihnen gekannt ſeyn, damit Sie klar fühlen könnten, wie ich meinen Schiller liebe, und es der ſüßeſte Gedanke meiner Seele iſt, für ihn zu leben, zu ſeinem Glück, ſeiner Freude etwas beitragen zu können. Ein gutes Schickſal hat uns zuſammen gebracht, hat unſre Herzen verbunden, und ein neues, ſchönes Leben zeigt mir die Zukunft.

Ich trage die freundliche Ausſicht in meinem Herzen, Sie, Ihren lieben Mann, meinen theuren Vater, meine Schweſtern einſt zu ſehn; und hoffe, dieſe ſchöne Zeit kann bald kommen. Aber ehe ſie kommt, ſchenken Sie mir Alle Ihre Liebe, die ich Ihnen ſo gern mit dankbarem Herzen erwiedre; und laſſen mein Andenken unter Ihnen leben, und erlauben mir, von Zeit zu Zeit Ihnen ſchreiben zu dürfen, daß ich immer weiß, wie es mit Ihrer Geſundheit ſteht. Möchten dieſe Zeilen Sie wohl antreffen! Ich habe es mit vielem Bedauern gehört, daß Sie, meine geliebte Mutter, oft nicht wohl ſind. Gebe Ihnen der Himmel eine dauerhafte Geſundheit! Dazumal als ich in Ihrer Familie war, — Sie werden es kaum mehr wiſſen, es war im Jahr 83, wo wir auf der Solitude waren, — und Sie uns ſo gütig aufnahmen, ahnete ich nicht, weſſen Eltern ich ſah, daß

ſie einſt auch die meinigen werden würden! Von Ihnen ſelbſt, liebe Mutter, kann ich mir kein rechtes Bild mehr machen; aber mein lieber Vater iſt mir noch gegenwärtiger. Es thut mir weh, daß ſo wenig mehr davon mir im Gedächtniß geblieben iſt; ich könnte mich lebhafter unter Sie verſetzen; und ich möchte, daß auch Sie noch etwas von mir wüßten. Aber wahrſcheinlich haben Sie dieſes vergeſſen; unter der großen Menge Fremden, die immer den Ort beſuchen, iſt es ſchwer, einige zu unterſcheiden. Ich freue mich der Hoffnung, Sie Alle zu ſehn, recht herzlich; dann, denke ich, ſollen Sie mir nicht ſo fremd bleiben, meine Geliebten! Könnte dieſe Zeit bald kommen! Meine Schweſter, die mich, die Schiller liebt, ſagt auch Ihnen die herzlichſten Grüße. Meine Mutter würde mir dieſen Auftrag auch geben, wenn ſie wüßte, daß ich Ihnen gerade jetzt ſchreibe. Seit vier Wochen ſind wir von ihr getrennt, und leben dieſen Winter hier; wir ſind auch Jena einige Stunden näher, und dies macht uns viel Freude, und iſt zu unſerm Glück nöthig, daß wir oft Nachricht haben können von einander und uns auch öfter ſehn. Leben Sie nun wohl, meine theuerſten Eltern. Ich erbitte mir noch einmal Ihre Liebe, Ihren Segen zu unſrer Verbindung. Die lieben Schweſtern umarme ich herzlich, und bitte ſie, mich gern als ihre Schweſter zu lieben.

Ihre Lotte v. Lengefeld.

232.

Wie biſt Du in Jena angekommen? Ich hoffe, wohl. Unſer Zuſammenleben die paar Tage war mir nicht ſo wohlthuend als ſonſt. — Es werden noch ruhige Tage kommen, wo ich Dir, hoffe ich, das Gefühl meiner Liebe recht klar, recht fühlbar machen kann. Es könnte mich oft drücken, wenn ich nicht den unwandelbaren Glauben an Deine Liebe in meiner Seele trüge, daß ich ſo wenig Dir ſagen, ausdrücken kann, wie mein Herz Dich umſchließt, mein Geliebter; und ich könnte zuweilen deswegen fürchten, daß Dein Herz meine Liebe nicht ſo heiß auffaſſen könnte, wie ich ſie Dir möchte fühlbar machen. Ein ununterbrochenes Zuſammenſeyn, tiefere Blicke in mein Herz, meine Bemühungen, Dir das Leben leicht und ſchön zu machen, wird Dir das Bild meiner Liebe in ſchönern, hellern Farben darſtellen, hofft mein Herz. Kein Gefühl, daß wir nur auf Tage vereinigt ſind, wird uns ſtören. Die Abende ſollen ſchön werden, wenn Du nach Deinen Geſchäften bei mir biſt und ich dann auch recht fleißig geweſen bin. O es wird ſchön werden, mein Theurer, Einziger!

Ich war geſtern in der Komödie. Es war ein einfältiges Stück; die Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen verlieren immer ſo viel; jene Sprache iſt ſanfter, weicher, und unſinnige Sachen laſſen ſich doch ſchöner einkleiden in einer leichten Sprache als in unſrer ernſt-

haften. — Auch das Gefühl, aus Deinen Armen auf einmal unter fremde, mir ganz fremde Wesen versetzt zu seyn, machte mir weh. Die K. war auch darin; fragte mich sehr, was die Andern zu Hause vornähmen, aber weiter nicht nach Dir. Ich saß bei Goethe, mit dem sie viel sprach und Einiges was mir nicht gefiel.

Ich habe mir gestern und heute früh von Karl aus Rousseau vorlesen lassen; und wir haben schon, wie er seine Therese gefunden hat. Sein Charakter ist mir doch nicht anziehend, und ich habe noch kein rechtes Interesse dafür. Das ewige Mißtrauen und die Eitelkeit stoßen mich immer an. Es ist doch ein trauriges Schicksal, den Glauben an's Gute nicht zu haben und in jedem Menschen nur einen Feind, einen Störer der Ruhe zu sehn. Ich muß jetzt aufhören, um mich frisiren zu lassen.

Gegen 6 Uhr.

Leb' wohl, mein Lieber, Theurer. — Die Stein wird Dinstag mit uns nach Erfurt gehn. Nun Adieu. Ich sehne mich, morgen von Dir zu hören. Meine Seele umfaßt Dich. Adieu.

L.

233.

Freitag Abends.

Die Zweifel, die Du Dir aufwirfst, meine Liebe, ob Du mir auch wirklich das seyst, was du wünschest,

enthalten einen ſtillen Vorwurf gegen mich, ob ich gleich weiß, daß Du mir keinen machen wollteſt. Dieſe Zweifel hätteſt Du nicht, wenn meine Liebe für Dich einen lebhaftern Ausdruck gehabt hätte, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was Du meinem Herzen biſt. Aber dieſe Zweifel werden bei Dir aufhören, wenn Du mich ganz kennſt, wenn Du mit meinem Weſen vertraut genug geworden biſt, um zu wiſſen, in welche Sprache ſich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe iſt ſtill, wie mein ganzes übriges Weſen; — nicht aus einzelnen raſchen Aufwallungen, aus dem ganzen Zuſammenklang meines Lebens wirſt Du ſie kennen lernen. Es wird noch ein ſchönes Studium für uns beide geben, bis wir einander abgelernt haben, welche Saite am willigſten und am wohlklingendſten tönt; bis jedes von uns die zarten Stellen im Herzen oder in der Laune des andern kennt, durch die man ſich am gefälligſten berühret und am wenigſten fehl geht. Ich ſehe voraus, meine Liebe, daß wir noch allerlei Erfahrungen über einander machen werden, die eine ſchöne Beſchäftigung für uns verſprechen. Schon allein dieſes, daß jedes von uns da ſeine Wünſche anknüpft, wo das andere reich iſt, dieſes zu lernen, iſt keine ſo leichte Kunſt, aber ſie belohnt augenblicklich und unausſprechlich. Ich könnte Dich auf allerlei Eigenheiten in mir vorbereiten, aber lieber will ich ſie von Dir ſelbſt finden laſſen. Deine Blicke

in meine Seele müssen Dein eigen seyn; was Du selbst entdeckst, wirst Du desto glücklicher und desto feiner anwenden. Irre Dich nicht an den seltsamen Gestalten meiner Seele, die oft in schnellen Uebergängen wechseln. Sie haben mit unserer Liebe nichts zu thun. Diese schnelle Beweglichkeit meiner Seele ist eine Eigenheit in mir, daran Du Dich nach und nach gewöhnen mußt. Wie freue ich mich der Zukunft, die uns alles dieses mit einem sanften Lichte unvermerkt aufhellen wird.

Heute ist Dein Brief an meine Mutter fortgegangen. Es wird ein glücklicher Augenblick für sie seyn, wenn sie ihn erhält. Ich schreibe morgen an die chère mère, und will sie pressiren. Ihr müßt es aber auch, oder vielmehr Caroline.

Caroline kann ich heute nicht mehr schreiben. Den Augenblick muß dieser Brief fort, sonst wird die Post geschlossen und Ihr erhaltet morgen gar nichts.

Ich schließe Euch an meine Seele. Ach, Ihr seyd mir immer zur Seite. — Leb' wohl, meine Liebe. Morgen erhalte ich Briefe von Euch. Ich erwarte sie mit Sehnsucht. Tausendmal umarme ich Dich. Adieu.

S.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ihr Glücklich sind, von Grazien und Horen
Umhüpft — so Lotte, spielt um dich die Welt,
Das sie um sich nachlässt in deinem Herzen,
In deiner Brust schönen Zirkel fällt,
Da ist sie doch nicht! — Die Erdbarungen,
Die jeder deiner Blicke sorgsam zählt,
Die deine sanfte Brust erzwungen,
Die Nationen, die — dein Gefühl beherrscht,
Die Herzen, die dein eigner Herzen,
Die Künder die du selbst gethan,
Die Reihe, die dein Lassen ihm gegeben,
Die verlangt du für Adelig diesem Leben,
Für Tugenden und Bürgerwerth an.
Dem solchen Zauber ein naturgemäßer Zügend,
Der Tugendste mächtigen Talismen
Der Mangel der Unschuld und der Zügend
Du willig sahst — der Reisen trotzen kann!

Doch kannst du im süssen Uebergefühle
Der Glückliche, die du gewannst, der Braut
Die du gewonnen hast, dasein.
Du glücklich in dem Glücklichen Lotte,
Und stürze von der Träume sichrem Flug
Ein traurigs Erwachen dich herab.
Das Blümchen glaubt, du seine Braut schmücke,
So pflanze sie — mit den entformten Blicken,
Betrachte sie! — Doch pflücke sie nicht ab!
Gefesselt, um die Augen zu vergnügen,
Weiß wandern sie zu deinen süssen Lügen,
Jemehr dir je näher ihrem Grab.

Weimar d. 3. April. 1788.

Friedrich Schiller.

Geschäftsbriefe Schiller's.

345 G

Geschäftsbriefe Schiller's.

Gesammelt, erläutert und herausgegeben

von

Karl Goedeke.

Leipzig
Verlag von Veit & Comp.
1875.

Schiller
Geschäfts-
briefe

51 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Nicht alles ist neu, was diese Sammlung bringt; Einiges ist schon früher von mir und Andern veröffentlicht, aber zum Theil an schwer zugänglichen Stellen oder längst wieder vergessen. Die Vereinigung des Zerstreuten wird wenigstens den Gebrauch erleichtern, wenn auch die hinzugefügten Erläuterungen dem bereits Bekannten keinen besondern Werth geben. Neu aber ist das Wagniß, auch die Briefe der Geschäftsfreunde, mit denen Schiller in Verkehr stand, so weit sie erreichbar waren, mitzutheilen. Vielleicht wird dieser Versuch, den todten Namen und Daten des Schillerschen Kalenders Leben zu verleihen, mehr als gewagt genannt und für eine entbehrliche Anschwellung der Schillerliteratur erklärt werden. Auf solche Urtheile bin ich gefaßt, aber ich stimme nicht damit überein.

Wir alle wissen, daß Schiller sein ganzes Leben hindurch mit Mangel und Sorgen zu ringen hatte; daß er auf seine eigene Kraft und Thätigkeit angewiesen war; daß der freie Gebrauch seiner vollen Kräfte durch stets wiederkehrende schwere Krankheiten beeinträchtigt wurde. Wir wissen auch, daß ihn die Sorge niemals gelähmt, sondern zu um so größerer Energie des Schaffens getrieben und gekräftigt hat. Denn er wußte, daß bei dem Ernste und der unbeugsamen Willenskraft, mit welchen er die Gegenstände seiner Thätigkeit ergriff, festhielt und zum Ziele führte, die Wirkung auf seine Zeitgenossen nicht ausbleiben konnte, und daß in der Theilnahme, die der Geschichtschreiber, der Philosoph, der Dichter beim deutschen Volke fand, ein goldner Boden für ihn lag, der eine sichere Existenz gewähren konnte. Die Vermittler zwischen ihm und den Zeitgenossen,

die Buchhändler, wußten das so gut wie er. Und sagten Bei dieser dieser Geschäftsleute auch weiter nichts als dies, so würde ich es schon deshalb nicht für unnütz halten, sie zu sammeln und zu veröffentlichen. Sie sagen aber mehr als nur dies. Zu der großen Verehrung, die aus allen diesen Blättern für den Verfasser guter Verlagswerke spricht, gesellt sich eine ebenso große Verehrung für den Menschen, dessen Wünschen man nicht nur willig entgegenkommt, sondern vorauszueilen bestrebt ist, an den man sich bittend wendet, von dem man durch ein einziges seiner Werke Rettung aus der Noth, Begründung des Lebensglückes hofft.

Das hätte sich auch vielleicht durch Zusammenfassung der Einzelzüge in einen kurzen Aufsatz darlegen lassen. Mir schienen die Urkunden selbst der Aufbewahrung werth. Mögen Andre in solchen Aufsätzen diese Seite in Schillers Stellung zu seiner Zeit weiteren Kreisen bekannt machen.

Die Briefe an Schiller sagen aber auch noch mancherlei Anderes. Wie z. B. aus den Herzensergießungen Speners sich erst ein sicheres Verständniß des Gedichtes „Spiel des Lebens“ ergibt (Nr. 119), wie aus den Briefen von Unger (208), Wilmans (221) sich der Gedanke zur Bearbeitung der Geschichte Tells entwickelte, oder aus Göpferdts Zettel (231) die Zeit, in welcher „der Pilgrim“ abgefaßt wurde, mit Wahrscheinlichkeit feststellen läßt, so dienen alle diese an Schiller gerichteten Schreiben zur helleren Aufklärung seiner Verhältnisse, zur genaueren Feststellung chronologischer Daten, zur Erläuterung der Zeit und Literatur im Allgemeinen. Es sind, wenn auch von noch so bedingtem Werthe, Urkunden. Und wenn diese einmal in die rechte Hand fallen, eine Hand wie Spittlers, der in der Benutzung solcher Urkunden für die Geschichte ein unvergleichliches Vorbild bleibt, so werden sie anderes Leben gewinnen, als ich ihnen zu geben die Fähigkeit besitze. Habe ich doch erst neulich lernen müssen, daß mein Glaube, in solcher Weise mit den Worten der Autoren und den Zügen der Zeit eine lebenswahre Schilderung bis in die innersten Gedanken und Gemüthsstimmungen hinein geliefert zu haben, ein Wahn und Aberglaube gewesen, da es nicht genüge, zu erfahren, was Goethe, Schiller, Lessing und dergleichen Leute über sich selbst und was ihre Zeitgenossen über sie gedacht und gesagt haben, sondern es sei unerläßlich, daß der Verfasser seine Ansichten darüber nicht zurückhalte. Als ob die Wahl und die Anordnung nicht hin-

länglich genug bezeugten, wie der Wählende und Ordnende sich zu der Sache stelle.

Mache jeder aus den Stoffen, was er kann. Ich habe diesmal nichts anderes thun wollen, als neuen Stoff zusammentragen. Ihn nicht bloß, wie hier, zu erläutern, sondern in meiner Weise zu nutzen, bleibt mir unbenommen, wie es Andern unverwehrt ist, es in der ihren zu thun.

Eins aber möchte ich bei der Veröffentlichung dieser Sammlung meist geschäftlicher Briefe als dringenden Wunsch aussprechen: daß bei der in Aussicht gestellten Herausgabe der Briefe Schillers an Cotta auch die Briefe Cottas an Schiller mitgetheilt werden, die Alles das, was die gegenwärtige Sammlung für Autor und Verleger Ehrendes hat, in höherer und schönerer Weise anschaulich machen.

Ueber das Schicksal der Originalhandschriften des Schiller-Körnerschen Briefwechsels habe ich nach dem Erscheinen des zweiten Bandes Nachrichten erhalten, die ich wohl in der Frist von fast einem Jahre, das zwischen dem ersten und zweiten Theile lag, hätte erwarten dürfen. Herr Wilhelm Künzel in Leipzig hat jene Originalbriefe von Herrn Ullrich, dem Körnerschen Adoptivsohne 1854 in vollkommen offner und loyaler Weise gekauft, nachdem der Eigenthümer sich vergeblich bemüht hatte, dieselben durch die Bibliotheken in Weimar oder Wien, durch König Ludwig I. von Bayern oder König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in ihrem Gesammtbestande erhalten zu sehen und einem künftigen Herausgeber zugänglich zu machen. Herr W. Künzel hat keine Schuld, daß die Verkaufsverhandlung so sehr beschleunigt und gerade auf Neujahr 1854 gesetzt wurde. Daß ich, als ich die „Sage" über das Schicksal der Briefe in der Vorrede des zweiten Theiles, in Ermangelung andrer Nachrichten wiederholte, nicht an Herrn Künzel gedacht habe, bedarf kaum der Versicherung, wenn ich hinzufüge, daß ich diesen Herrn seit einem Menschenalter als einen der wärmsten Verehrer Schillers persönlich kenne, zufällig nur nicht als Besitzer der Originale kannte. Es thut mir um so mehr leid, daß Herr Künzel mich gerade darüber in Unwissenheit ließ, da ich sonst jene „Sage", die sich mir nun in allen Stücken als unrichtig erwiesen hat, gar nicht erwähnt und von der Gefälligkeit des Besitzers die Benutzung der Originalbriefe nicht vergeblich erbeten haben würde.

Uebrigens kann ich auch jetzt noch nicht zugeben, daß der Brief-

wechsel eine in wichtigen Dingen andre und bessere Gestalt aus einer Vergleichung mit den noch erreichbaren Originalen gewonnen hätte. Der Schluß von einigen Stellen, die sich aus den Originalen erweitern lassen sollen (ein Beweis dafür ist nicht geliefert) auf die Möglichkeit größerer Berichtigungen oder Erweiterungen ist ein Trugschluß, es sei denn, daß man es für wichtig hielte, ob Schiller eine Zahl mit Ziffern oder mit Buchstaben geschrieben, wo die Sache selbst aus glaubwürdigen andern Quellen über jeden Zweifel erhaben feststeht und überdies ganz bedeutungslos ist. Mögen die Herren Gelehrten, die die Urkunden für die Lebensgeschichte unsrer großen Dichter am liebsten im treuen Facsimile zu haben wünschen — ein Wunsch, den ich theile — sich einstweilen mit dem Zuwachs begnügen, den die zweite Auflage des Schiller-Körnerschen Briefwechsels der allgemeinen Kenntniß gebracht hat, oder mögen sie selbst die Kunde erweitern. Ich nenne absichtlich niemand, meine aber mehr als einen, der mit kleinen Ausstellungen den Schein um eine ernst gemeinte, neue Kenntniß in reichem Maße eröffnende Arbeit breitet, vielleicht ohne eine solche Absicht, als ob sie eine leicht genommene und verfehlte sei.

Göttingen, im Juli 1875.

K. Goedeke.

Inhalt.

		Seite
1.	Schillers Quitung. 19. Dec. 1783	1
2.	Schillers Quitung. 30. Jul. 1784	1
3.	Karl August an Schiller. 27. Dec. 1784	3
4.	Schiller an Göschen (Aug. 1785)	6
5.	Göschen an Schiller. 28. Oct. 1785	7
6.	Schiller an Göschen. 29. Nov. 1785	8
7.	Göschen an Schiller. 1. Dec. 1785	9
8.	Schiller an Göschen (Dec. 1785)	10
9.	Schiller an Göschen. 23. Dec. 1785	11
10.	Schiller an Göschen (Jan. 1786)	12
11.	Schiller an Göschen. 21. Jan. 1786	12
12.	Göschen an Schiller (Jan. 1786)	13
13.	Schiller an Göschen. 13. Febr. 1786	14
14.	Schiller an Göschen (Febr. 1786)	16
15.	Schiller an Göschen. 23. Febr. 1786	16
16.	Schiller an Göschen. 4. Apr. 1786	18
17.	Schiller an Göschen. 7. Apr. 1786	18
18.	Schiller an Göschen. 5. Mai 1786	20
19.	Schiller an Göschen. 2. Juni 1786	21
20.	Schiller an Göschen. 9. Oct. 1786	21
21.	Schiller an Göschen. 19. Oct. 1786	22
22.	Schiller an Göschen. 5. Nov. 1786	23
23.	Schiller an Göschen. 22. Nov. 1786	24
24.	Schiller an Göschen. 5. Dec. 1786	26
25.	Crusius an Schiller. 28. Febr. 1787	28
26.	Schiller an Göschen. 3. März 1787	29
27.	Göschen an Schiller (März 1787)	31
28.	Schiller an Crusius. 6. März 1787	32
29.	Schiller an Crusius. 6. Oct. 1787	34
	Reise Unkosten	35
30.	Schiller an Crusius. 24. Januar 1788	36
31.	Schiller an Crusius (Jan. Febr. 1788)	37

		Seite
32.	Schiller an Gruſius. 24. Febr. 1788	38
33.	Schiller an Gruſius. 17. April 1788	39
34.	Schiller an Göſchen. 19. April 1788	41
35.	Schiller an Göſchen. 9. Mai 1788	43
36.	Schiller an Göſchen. 19. Juni 1788	44
37.	Schiller an Gruſius. 26. Juli 1788	46
38.	Schiller an Gruſius. Juli 1788	47
39.	Schiller an Gruſius. 10. Oct. 1788	49
40.	Schiller an Gruſius (Oct. 1788)	50
41.	Schiller an Gruſius. 16. Oct. 1788	51
42.	Schiller an Gruſius. 26. Oct. 1788	52
43.	Schiller an Göſchen. 21. Dec. 1788	53
44.	Schiller an Gruſius. 9. März 1789	55
45.	Schiller an Gruſius. 16. April 1789	58
46.	Schiller an Gruſius. 19. April 1789	58
47.	Schiller an Gruſius. 6. März 1789	59
48.	Schiller an Hufeland (16. Sept. 1789)	60
49.	Schiller an Hufeland. 13. Jan. 1790	62
50.	Schiller an Göſchen. 14. März 1790	64
51.	Schiller Frau an Göſchen. 6. Aug. 1790	67
52.	Schiller an Göſchen. 28. Sept. 1790	68
53.	Schiller an Göſchen. 27. Oct. 1790	70
54.	Schillers an Göſchen. 5. Nov. 1790	71
55.	Schiller an Gruſius. 8. Oct. 1791	72
56.	Schiller an Gruſius. 16. Dec. 1791	74
57.	Schiller an Göſchen. 15. Jan. 1792	76
58.	Schiller an Gruſius. 21. Febr. 1792	78
59.	Schiller an Göſchen. 27. Febr. 1792	79
60.	Hinze an Schiller. 21. Juni 1792	80
61.	Schiller an Göſchen (Juni 1792)	81
62.	Schiller an Gruſius. 3. Sept. 1792	82
63.	Schiller an Göſchen. 4. Sept. 1792	83
64.	Schiller an Göſchen. 14. Oct. 1792	83
65.	Humboldt an Schiller. 9. Nov. 1792	85
66.	Schiller an Göſchen. 16. Nov. 1792	87
67.	Schiller an Zach. Becker (30. Dec. 1792)	90
68.	Göſchen an Schiller. 26. Juli 1793	92
69.	Göſchen an Schiller. 1. Nov. 1793	93
69a.	Schiller an Erhard. 26. Mai 1794	94
70.	Frauenholz an Schiller. 21. Juli 1794	96
71.	Dieterich an Schiller. 1. Aug. 1794	97
72.	Schiller an Z. Becker. 21. Dec. 1794	98
73.	Michaelis an Schiller (1795)	99
74.	Humboldt an Schiller. 17. Jul. 1795	101

Seite

74a. Schiller an Erhard. 17. Juli 1795 102
74b. Schiller an Erhard. 3. Aug. 1795 103
75. Humboldt an Schiller. 4. Aug. 1795 104
76. Schiller an Humboldt. 9. Aug. 1795 105
77. Humboldt an Schiller. 15. Aug. 1795 105
78. Schiller an Humboldt. 21. Aug. 1795 109
79. Humboldt an Schiller. 25. Aug. 1795 111
80. Humboldt an Schiller. 29. Aug. 1795 113
81. Disposition für Horenhefte 117
82. Humboldt an Schiller. 31. Aug. 1795 120
83. Schiller an Humboldt. 7. Sept. 1795 122
84. Humboldt an Schiller. 8. Sept. 1795 124
85. Humboldt an Schiller. 11. Sept. 1795 128
86. Humboldt an Schiller. 15. Sept. 1795 136
87. Humboldt an Schiller. 22. Sept. 1795 137
88. Humboldt an Schiller. 28. Sept. 1795 139
89. Humboldt an Schiller. 2. Oct. 1795 141
90. Schiller an Humboldt. 5. Oct. 1795 144
91. Humboldt an Schiller. 5. Oct. 1795 145
92. Crusius an Schiller. 8. Oct. 1795 147
93. Humboldt an Schiller. 12. Oct. 1795 148
94. Humboldt an Schiller. 16. Oct. 1795 149
95. Humboldt an Schiller. 23. Oct. 1795 150
96. Humboldt an Schiller. 30. Oct. 1795 156
97. Humboldt an Schiller. 6. Nov. 1795 160
98. Schiller an Humboldt. 9. Nov. 1795 161
99. Humboldt an Schiller. 13. Nov. 1795 162
100. Humboldt an Schiller. 20. Nov. 1795 165
101. Michaelis an Schiller. 25. Nov. 1795 166
102. Humboldt an Schiller. 27. Nov. 1795 167
103. Humboldt an Schiller. 4. Dec. 1795 172
104. Schiller an Humboldt. 7. Dec. 1795 173
105. Humboldt an Schiller. 11. Dec. 1795 174
106. Humboldt an Schiller. 14. Dec. 1795 177
107. Michaelis an Schiller. 15. Dec. 1795 177
108. Schiller an Humboldt. 17. Dec. 1795 178
109. Schiller an Humboldt. 25. Dec. 1795 179
110. Michaelis an Schiller. 28. Dec. 1795 180
111. Humboldt an Schiller. 29. Dec. 1795 180
112. Schiller an Humboldt. 4. Januar 1796 182
113. Schiller an Humboldt. 4. Januar 1796 182
114. Schiller an Humboldt. 9. Jan. 1796 184
115. Schiller an Humboldt. 25. Jan. 1796 185
116. Schiller an Humboldt. 1. Febr. 1796 187

Seite

117. Michaelis an Schiller. 11. März 1796 188
118. Michaelis an Schiller. 16. Juli 1796 191
119. Spener an Schiller. 10. Sept. 1796 192
120. Spener an Schiller. 27. Sept. 1796 193
121. Schiller an Hufeland. 5. Febr. 1797 194
122. Spener an Schiller. 15. April 1797 196
123. Göschen an Schiller. 26. Apr. 1797 197
124. Unger an Schiller. 16. Juli 1797 199
125. Unger an Schiller. 16. Sept. 1797 199
126. Göschen an Schiller. 29. Sept. 1797 200
127. Unger an Schiller. 2. Oct. 1797 201
128. Unger an Schiller. 10. Oct. 1797 202
129. Göschen an Schiller. 16. Nov. 1797 203
130. Unger an Schiller. 16. Dec. 1797 204
131. Schiller an Unger. 22. Dec. 1797 204
132. Schiller an die Univers. Jena. 19. März 1798 206
133. Göschen an Schiller. 16. Juni 1798 207
134. Vieweg an Schiller. 25. Aug. 1798 209
135. Vieweg an Schiller. 28. Jan. 1799 209
136. Göschen an Schiller. 11. April 1799 209
137. Haas an Schiller. 21. Aug. 1799 210
138. Schiller an Unger. 26. Mai 1799 211
139. Schillers Quitung. 30. Mai 1799 213
140. Steinkopf an Schiller. 27. Juli 1799 214
141. Gädicke an Schiller. 28. Sept. 1799 215
142. Schiller an Cruſius. 15. Oct. 1799 216
143. Cruſius an Schiller. 30. Oct. 1799 218
144. Göschen an Schiller. 20. Nov. 1799 219
145. Cruſius an Schiller. 26. Febr. 1800 220
146. Wilmans an Schiller. 18. März 1800 221
147. Unger an Schiller. 22. März 1800 222
148. Schiller an Hufeland. 28. März 1800 223
149. Schiller an Unger. 17. April 1800 224
150. Göschen an Schiller. 28. April 1800 227
151. Unger an Schiller. 8. (nicht 8.) Mai 1800 228
152. Cruſius an Schiller. 6. Mai 1800 229
153. Unger an Schiller. 13. Mai 1800 231
154. Cruſius an Schiller. 14. Mai 1800 232
155. Schiller an Hufeland. 22. Juni 1800 233
156. Unger an Schiller. 6. Juli 1800 234
157. Unger an Schiller. 12. Juli 1800 234
158. Schiller an Unger. 26. Juli 1800 236
159. Francke an Schiller. 31. Juli 1800 238
160. Unger an Schiller. 23. Aug. 1800 239

Seite

161. Schiller an Unger. 29. Aug. 1800 240
162. Schiller an Unger. 6. Nov. 1800 242
163. Wilmans an Schiller. 9. Nov. 1800 243
164. Schiller an Unger. 28. Nov. 1800 244
165. Göpferdt an Schiller. 1. Dec. 1800 246
166. Schiller an Hufeland. 3. Dec. 1800 247
167. Schiller an Cruſius. 4. Dec. 1800 248
168. Schiller an Cruſius. 18. Dec. 1800 249
169. Cruſius an Schiller. 19. Dec. 1800 250
170. Schiller an Cruſius. 25. Dec. 1800 251
171. Reichenbach an Schiller. 31. Dec. 1800 252
172. Cruſius an Schiller. 7. Januar 1801 252
173. Cruſius an Schiller. 15. Januar 1801 253
174. Göſchen an Schiller. 17. Jan. 1801 254
175. Unger an Schiller. 17. Jan. 1801 255
176. Göſchen an Schiller. 16. Febr. 1801 256
177. Göſchen an Schiller. 4. März 1801 257
178. Schiller an Unger. 5. März 1801 259
179. Unger an Schiller. 14. März 1801 260
180. Schiller an Unger. 7. April 1801 260
181. Unger an Schiller. 18. Apr. 1801 262
182. Cruſius an Schiller. 21. Apr. 1801 263
183. Unger an Schiller. 28. Apr. 1801 263
184. Schiller an Unger. 30. Apr. 1801 264
185. Cruſius an Schiller. 18. Juli 1801 265
186. Unger an Schiller. 25. Juli 1801 265
187. Unger an Schiller. 8. Aug. 1801 267
188. Unger an Schiller. 5. Sept. 1801 268
189. Schiller an Cruſius. 11. Sept. 1801 269
190. Unger an Schiller. 22. Sept. 1801 270
191. Göſchen an Schiller (6. Oct. 1801) 271
192. Unger an Schiller. 12. Oct. 1801 273
193. Oehmigke an Schiller. 24. Nov. 1801 275
194. Göpferdt an Schiller. 27. Nov. 1801 276
195. Unger an Schiller. 28. Nov. 1801 277
196. Göpferdt an Schiller (Dec. 1801) 278
197. Schiller an Göpferdt. 12. Jan. 1802 279
198. Göſchen an Schiller. 13. Jan. 1802 280
199. Goepferdt an Schiller. 22. Jan. 1802 281
200. Göpferdt an Schiller. 28. Jan. 1802 282
201. Schiller an Hufeland. 4. Febr. 1802 282
202. Göpferdt an Schiller. 4. Febr. 1802 283
203. Schiller an Hufeland. 10. Febr. 1802 283
204. Schiller an Göſchen. 10. Febr. 1802 284

		Seite
205.	Gruſius an Schiller. 16. Febr. 1802	286
206.	Göſchen an Schiller (16. Febr. 1802)	286
207.	Schiller an Göſchen. 1. März 1802	287
208.	Unger an Schiller. 6. März 1802	288
209.	Severin an Schiller. 20. März 1802	290
210.	Schiller an Hufeland. 1. Apr. 1802	290
211.	Göpferdt an Schiller. 14. Apr. 1802	291
212.	Schiller an Gruſius. 2. Mai 1802	292
213.	Göpferdt an Schiller. 10. Mai 1802	292
214.	Schiller an Hufeland. 20. Mai 1802	293
215.	Gruſius an Schiller. 22. Mai 1802	294
216.	Schiller an Gruſius. 24. Mai 1802	294
217.	Göſchen an Schiller. 26. Mai 1802	295
218.	Göpferdt an Schiller. 2. Juni 1802	296
219.	Albanus an Göpferdt. 11. Juli 1802	296
220.	Goepferdt an Schiller. 17. Sept. 1802	297
221.	Wilmans an Schiller 29. Sept. 1802	298
222.	Wilmans an Schiller (Oct. 1802)	299
223.	Goepferdt an Schiller. 5. Oct. 1802	299
224.	Wilmans an Schiller. 3. Nov. 1802	300
225.	Goepferdt an Schiller. 20. Dec. 1802	300
226.	Gruſius an Schiller. 8. Jan. 1803	302
227.	Gebra an Schiller. 7. Febr. 1803	303
228.	Goepferdt an Schiller. 9. Febr. 1803	304
229.	Schiller an Humboldt. 17. Febr. 1803	304
230.	Schiller an Gruſius. 10. März 1803	306
231.	Goepferdt an Schiller. 26. Apr. 1803	308
232.	Schiller an W. G. Becker. 2. Mai 1803	309
233.	Schiller an Gruſius. 5. Juni 1803	310
234.	Schiller an Humboldt. 18. Aug. 1803	310
235.	Schiller an Humboldt. 12. Sept. 1803	312
236.	Schiller an Gruſius. 3. Oct. 1803	312
237.	Goepferdt an Schiller. 1. Dec. 1803	313
238.	Goepferdt an Schiller. 9. Dec. 1803	314
239.	Schiller an Gruſius. 6. Febr. 1804	315
240.	Schiller an Schwarz. 20. Febr. 1804	315
241.	Scherer an Schiller. 20. März 1804	316
242.	Schiller an Schwarz. 24. März 1804	317
243.	Goepferdt an Schiller. 12. April 1804	319
244.	Göſchen an Schiller. 18. Apr. 1804	319
245.	Schiller an Gruſius. 23. Apr. 1804	320
246.	Göſchen an Schiller. 26. Mai 1804	321
247.	Schiller an Gruſius. 24. Juni 1804	322
248.	Schiller an Gruſius. 21. Nov. 1804	324

Seite

249. Göſchen an Schiller. 22. Nov. 1804 325
250. Göſchen an Schiller (3. Dec. 1804) 326
251. Göſchen an Schiller. 2. Jan. 1805 327
252. Goepferdt an Schiller. 8. Jan. 1805 329
253. Schiller an Rochlitz. 24. Jan. 1805 331
254. Schiller an Cruſius. 24. Jan. 1805 332
255. Göſchen an Schillers Frau. 16. Febr. 1805 332
256. Schiller an Göſchen. März 1805 333
257. Göſchen an Schiller. 10. März 1805 334
258. Weſſelhöft an Schiller. 21. März 1805 336
259. Göſchen an Schiller. 27. März 1805 336
260. Schiller an Humboldt. 2. Apr. 1805 337
261. Frommann an Schiller. 2. Apr. 1805 338
262. Frommann an Schiller. 5. Apr. 1805 338
263. Schiller an Körner. 22. April 1805 339
264. Schiller an Göſchen. 24. Apr. 1805 339
265. Goepferdt an Schiller. 26. Apr. 1805 340
266. Göſchen an Schiller. 28. Apr. 1805 341
267. Frommann an Schiller. 3. Mai 1805 342
268. Todesanzeige 342
269. Schillers erſter Beſuch 343

Zugabe.

270. Körner an Galliſch. 26. Okt. 1779 347
271. Hardenberg an Körner. 3. März 1815 349
272. Hardenberg an Körner. 24. März 1185 349
273. Dorothea Stock an Weber. 20. Apr. 1815 350

Regiſter 353

1.

Den richtigen Empfang meiner jährlichen Gage zu dreihundert Gulden rh. vom 1sten Septbris 1783 biß zum 1sten Septbris 1784 quittiere.

Mannheim d. 19. Decembris
1783.

Fridrich Schiller D.

2.

Fünfzig Gulden erkenne als einen Theil der Schadloshaltung für die mir gnädigst zuerkannte Benefizkomödie für diesen Monat aus kurfürstl. Theatercasse erhalten zu haben.

Mannheim d. 30. Jul.
1784.

Friedrich Schiller.

Die beiden aus dem Dresdner Schilleralbum entnommenen Quittungen (1. 2.) fallen in die Zeit des zweiten Mannheimer Aufenthalts Schillers und geben das Unhaltbare seiner Lage leicht zu erkennen. Der bedrängte Dichter war aus Stuttgart und dem würtembergischen Militairdienste mit Hinterlassung nicht unerheblicher Schulden entflohen. Der Vater, selbst in beschränkten Verhältnissen, konnte und wollte vielleicht auch dieselben nicht tilgen, theils aus Rücksicht auf seine übrigen Kinder, theils weil er den Schritt des Sohnes nicht billigte. Nach Streichers Darstellung hätte Schiller für seine Schulden einen Bürgen in Stuttgart gefunden, der, als ihn die Gläubiger hart drängten, vor diesen nach Mannheim entfloh, dort aber eingeholt wurde und nur durch die Großmuth des Baumeisters Anton Hölzel, der die 200 Fl. übernahm, sich aus die-

sem mislichen Handel befreit sah. Aus einem späteren Briefe des Stuttgarter Buchhändlers Steinkopf (141) erfahren wir, daß dessen Großvater, der Antiquar Betulius, mit Schiller Geschäfte wegen der Räuber gehabt hat. Vermuthlich verkaufte dieser den Rest der auf Schillers Kosten gedruckten, 800 Exemplare starken ersten Auflage vom J. 1781 an diesen Antiquar, um die „zwote verbesserte" bei Tobias Löffler zu veranstalten, von der er sicher keinen Vortheil gehabt hat. Der vom Antiquar gezogne Erlös mochte zur Tilgung der Schulden für Druck und Papier verwendet sein. Die sonstigen Schulden blieben und steigerten sich durch die Flucht und die Theilnahmlosigkeit Dalbergs dem Dichter gegenüber, den dieser Herr doch im Grunde zu der Flucht durch erregte Hoffnungen, die dann unerfüllt blieben, verleitet hatte. Als Schiller sich in der bekannten Weise von dem vermeinten Mäcen verlassen sah, verbarg er sich in Bauerbach auf dem Gute der Frau Henriette v. Wolzogen, der Mutter seines späteren Schwagers. Daß er auch dort seine Schulden eher vermehrte als minderte, erhellt aus der Correspondenz dieser Zeit. Trotz seiner Andeutungen, als habe er Gelder aus der Heimat zu erwarten, befand er sich fast unausgesetzt in peinlicher Bedrängniß. Jede andre Lage, falls sie nur etwas Gewisses bieten konnte, schien ihm der mislichen, in der er sich befand, vorzuziehen, und deshalb knüpfte er wieder mit Dalberg an und gieng zum zweitenmale nach Mannheim. Die beiden Bescheinigungen, mit ihren 350 Fl. oder 200 Thlrn. während eines ganzen Jahres, mögen vielleicht einen zu hohen Gehalt bezeichnen, wenn man Schillers Thätigkeit dagegen anschlägt; denn er that im Grunde für das Mannheimer Theater nichts. Aber die Summe reichte zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nicht aus. Er kam auf den Gedanken, durch eine mit dem Theater in Verbindung zu setzende, und von Dalberg zu subventionirende Zeitschrift, seine Einnahme nach Ablauf seines Contracts zu sichern. Als aber sein Vorschlag abgelehnt wurde, unternahm er die Rheinische Thalia, von der nur Ein Heft in Mannheim erschienen ist, auf eigne Kosten. Anstatt einer Sicherung seiner Existenz verwickelte er sich in neue Lasten. Das machte seine Lage in Mannheim und überhaupt so unglücklich, daß er die aus Sachsen dargebotenen Freundeshände Körners und der Seinen wie eine Rettung vor dem Versinken betrachten mußte und auch in dieser Weise sie ergriff. Ehe er sich aber entschloß, die fernen Freunde seiner Dichtung zu Helfern aus seiner

verwickelten Lage zu machen, versuchte er es, eine äußere Stellung zu erringen, die, wenn auch keinen finanziellen Vortheil gewährte, ihm vor seinem Herzoge in Würtemberg und seinen Landsleuten gegenüber eine auszeichnende Ehre verlieh. Ueber den Erfolg belehrt der Brief des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar.

3. An Schiller.

Darmstadt, d. 27t. Dec. 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten, ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Carl August H. z. S. W.

Dem Sachsen Weimarischen Rath D. Schiller jezt zu Darmstadt.

Ueber Schillers Aufenthalt in Darmstadt gibt die von H. Künzel, der am 11. Nov. 1873 in Darmstadt starb, verfaßte kleine Schrift: „Das Schillerhaus in Darmstadt" (Darmstadt, G. Jonghaus 1868. 20 S. 8.) willkommne Mittheilungen. Frau Charlotte v. Kalb, mit der Schiller in Mannheim bekannt geworden, hatte am Darmstädter Hofe eine Freundin, Fräulein v. Wolzogen, die damals als Erzieherin der mecklenburgischen Prinzessin Luise, spätern Königin von Preußen, bei deren Großmutter, der verwitweten Fürstin Georg Wilhelm von Hessen, sich aufhielt. Die Tochter der Fürstin Georg Wilhelm, die Prinzessin Luise Karoline Henriette, war mit dem Erbprinzen Ludwig verheiratet. An jene Erzieherin Fräul. v. Wolzogen gab Charlotte v. Kalb dem Dichter einen Empfehlungsbrief, der ihm Zutritt an den Hof des Erbprinzen verschaffte. Er hielt sich vom 23. Dec. 1784 bis zum 29. in Darmstadt auf und wohnte in dem damals viel besuchten Gasthaus Zur Sonne in der Schirmgasse Nr. 1, im Zimmer Nr. 4. Er gieng hauptsächlich mit den Söhnen des Fürsten Georg Wilhelm um, besonders dem Prinzen Friedrich Ludwig, der fünf Monate älter war, als Schiller, und damals eine Bürgerliche, Karoline Seitz, heiratete. Als Gast befand sich damals Karl August von Weimar in Darmstadt, der für die Interessen des preußischen

Erbprinzen gegen Oesterreichs Ländersucht thätig war. Auf ihn mochte Charlotte v. Kalb den Dichter besonders hingewiesen haben. Im Hofzirkel beim Erbprinzen Ludwig, in Gegenwart der fürstlichen Verwandten und des Herzogs Karl August, las Schiller am Abend des zweiten Weihnachtstages den Anfang seines Don Karlos vor und theilte dem Herzog v. Weimar, dem Schwager des Erbprinzen, seinen Wunsch nach einem Titel mit, den er durch das Billet des Herzogs schon am andern Tage gewährt sah. Die förmliche Ausfertigung erfolgte rasch und schon am 9. Febr. 1785 antwortete der Herzog auf einen Dankbrief Schillers und wünschte ihm von Herzen, daß diese Ernennung zur Zufriedenheit seines künftigen Lebens beitragen möge.

So wichtig für Schiller, der sich den Doctortitel eigenmächtig beigelegt hatte, diese unanfechtbare Titelverleihung der äußeren Stellung wegen auch sein mochte, von wirklichem Gewinn war sie für ihn nicht. Er wandte sich jetzt erst dem Körnerschen Freunde zu und legte das Bekenntniß ab, daß er in bedrängter Lage sei. Die Forderung eines Vorschusses von 300 Thlrn. gewährte Körner, der mit einigen tausend Thlrn. an der Buchhandlung Göschens in Dessau und Leipzig betheiligt war. Er hatte ihm im Frühjahr 1785 die Summe von 2000 Thlrn. bewilligt und dabei geschrieben: „Ich wünschte jedoch, daß dieß unser Verhältniß so viel möglich geheim bliebe, worauf ich Sie auch bei der Wahl des dritten Bürgen Rücksicht zu nehmen bitte. Die Ursache ist, weil ich bei meiner Familie keine Besorgnisse erregen möchte, welche weiß, daß ich noch Schulden zu bezahlen habe." Im März erhöhte er diese Beihülfe. „Wenn Sie, schreibt er am 3. März 1785 an Göschen, mit 3000 Thlr. eine Handlung anfangen können, so bin ich Ihr Mann. Mehr kann ich jetzt nicht gewiß versprechen, weil ich meine Angelegenheiten noch nicht ganz übersehen kann. Doch wenn sich uns eine Unternehmung darbietet, die mehr Geld erfordert, so wird auch zu mehrerem Rath werden." Am 13. Jun. 1785 schreibt Körner an Göschen: „Ich habe einen Ueberschlag wegen meines Vermögens gemacht, und das Resultat ist folgendes. Was ich bisher in unsre Handlung gegeben habe, davon werden die Einkünfte immer wieder zum Fonds geschlagen. Dieß gilt auch von 300 und vielleicht von 600 Thlrn., die ich auf Michael zu disponiren habe. Was die letzteren 300 Thlr. betrifft, bekommen Sie auf den August bestimmte Nachricht. Sind zum vortheilhaften

Umtrieb der Handlung noch mehr Capitale nöthig, so muß ich welche, die zu 5 pr. C. stehen, aufkündigen oder auf 5 pro C. borgen. Dann müßte ich halbjährlich die 5 pro C. aus der Handlung herausnehmen." Ein Brief vom 6. März 1785 verbreitet Licht über Körners Vorschuß für Schiller. Er schreibt an Göschen aus Dresden: „Es freut mich, daß Sie wieder ruhiger sind, lieber Freund, als bei Ihrem vorletzten Briefe. Ich habe zu unsrer Sache die beste Hoffnung. Der Gedanke, Zollikofern die letzte Durchsicht des Mpts. von der Bibelausgabe zu übertragen, scheint sehr gut, und ich werde alles versuchen, ihn für die Sache zu interessiren. Koppen will ich schreiben, daß er mir einen Brief schicken soll, den ich Zollikofern vorzeigen kann. Ich glaube, daß dieß mehr wirkt, als was ich bei Zollikofern vermag. Doch die Sache spricht selbst für sich. Zum Theil werden die Männer, die wir brauchen wollen, sich für Streitigkeiten fürchten — daher müssen ihre Namen, wenn sie es verlangen, verschwiegen bleiben. Dieß wird der Subscription Schaden thun — allein wenn diese zu gering ausfallen sollte, und das Werk unsre Kräfte überstiege, so könnte man es ja wohl theilweise herausgeben in kleinen Lieferungen, wovon die erste zur Probe und Empfehlung der folgenden diente. Von allem diesem mehr mündlich."

„Jetzt noch eine Sache, die keinen Aufschub leidet. Es äußert sich eine Gelegenheit, Schillern einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unsern Verlag zu gewinnen. Huber hat Ihnen schon davon ausführlich geschrieben. Mein Entschluß ist, ihm die 300 Thlr. vorzuschießen, doch muß es das Ansehen haben, als ob es von Ihnen geschähe, um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Capital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stünde, daß er aber die Bedingungen wegen der Uebernahme der Rheinischen Thalia bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art, wie er es verlangte, 300 Thlr. zuschicken würden gegen einen Schein, den Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als baares Geld anrechnen würden. So sieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachtheiligen Handel abnöthigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, so wird uns hernach wohl nichts von seinen übrigen künftigen Schriften entgehen."

„Sie brauchen ihm nicht eher zu schreiben, bis ich von ihm wieder Antwort habe und Ihnen das Geld zustelle . . .“

„Leben Sie wohl! Mit aufrichtiger Freundschaft der Ihrige.

Körner.

„Die 300 Thlr. werde ich Kriegern auf den Dienstag [8. März] schicken.“

Schiller machte sich mit dieser Summe, die er im März erhielt, in Mannheim frei und reiste mit dem Buchhändler Götz, dem Compagnon des Buchhändlers Schwan, von dort nach Leipzig, wo er am 17. April im blauen Engel abstieg und mit Huber, den er allein antraf, da Körner in Dresden war, eine Mystifikation der Schwestern Stock verabreden wollte, dagegen aber selbst von Huber und seinen Freunden, Göschen und Jünger, mystificirt wurde. Ein Aufsatz in Göschens Journal für Frauen, wahrscheinlich von Göschen selbst geschrieben, berichtet darüber nach Schillers Tode und verdient vollen Glauben, ist aber allen Biographen entgangen.

Anfangs wohnte Schiller mit Huber in Leipzig zusammen und zog dann nach Gohlis, wo er mit Göschen, wenn dieser von seinen Geschäften in Leipzig frei war, dasselbe Zimmer theilte. Auch Huber und Jünger, so wie die Schwestern Stock, zogen nach Gohlis. Dort arbeitete Schiller an seinem Don Carlos. Ein Blättchen, das Schiller um diese Zeit an Göschen schrieb, hat sich erhalten.

4. An Göschen.

[Gohlis. Aug. 1785.]

Seien Sie so gut, Lieber, und besorgen mir doch einige Kleinigkeiten, weil ich heut nicht in die Stadt komme, und überhaupt die Gelegenheit nicht weiß.

1. Einige Buch gutes Conceptpapier. 2. Einige Bogen Postpapier zu Briefen. 3. Siegellak und Federkiele. 4. Federmesser und 5. Oblatten.

Wenn Sie keine Gelegenheit haben, mir die Sachen herauszuschicken, so sagen Sie dem Ueberbringer, wann er sie bei Ihnen abholen soll.

Sie kommen doch heute Abend, und hoffentlich sind Sie wieder besser?

Schiller.

Daß Schiller sich auch in Gohlis in Bedrängnissen befand, geht aus einem Briefe Körners vom 8. Juli 1785 (1, 41) hervor. Er bittet ihn, ihm die Freude zu lassen, ihn wenigstens ein Jahr aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen, und Schiller hat für dies schöne und edle Anerbieten nur einen einzigen Dank: die Freimüthigkeit und Freude, womit er es annimmt (1, 44). So lebte er als Körners Hausgenosse in Loschwitz und als sein Gast in Neustadt-Dresden, nicht ein, sondern zwei Jahre; doch bemüht, sich möglichst unabhängig zu halten. Zu den spärlichen Briefen aus dieser Zeit bildet die nachfolgende Correspondenz mit Göschen einen erweiternden Beitrag. Sie bezieht sich meistens auf die Thalia, deren Verlag Göschen übernommen hatte, die aber von Schiller, wegen seiner Beschäftigung am Carlos, bald langsam, bald, wenn andre Interessen drängten, eifriger betrieben wurde. Diese Briefe, die sich selbst erklären, sind nur weniger Erläuterungen bedürftig.

5. An Schiller.

Leipzig d. 28. 8ber. 1785.

Liebster Freund. Wir theilten uns sonst oft etwas gutes mit; heute kann ich Ihnen eine angenehme Lektüre verschaffen. Hier haben Sie den Andreas Hartknoch, in dem Sie leicht den Verfasser Moritz erkennen werden. Wenn Sie durch sind bis ans Ende, werden Sie mit Wolgefallen das Buch aus der Hand legen. Die letzte Hälfte ist vortreflich. Die Cartheuserscene wird ihren jetzigen Cirkel, wenn Sie sie vorlesen, mit Tränen und Ernst erfüllen. Schade daß so viele Besonderheiten in dem Buche sind und die bibl. Stellen zu oft gebraucht sind. Leben Sie wohl, Lieber, und vergessen sie nicht Ihres

Göschen.

Göschen irrte sich im Titel des Romanes, der anonym erschienen und zwar von K. Ph. Moritz, dem Verf. des Anton Reiser, herrührte, aber nicht Hartknoch, sondern „Andreas Hartknopf. Eine Allegorie" (Berlin 1785) hieß.

6. An Göschen.

Dresden, d. 29. Nov. 85.

Endlich, liebster Freund, empfangen Sie Mscrpt. Sie werden zum Anfange unseres Commerce eine schöne Idee von meiner Zuverlässigkeit erhalten, da ich Ihnen 2 Monate später Wort halte, als bedungen war. Aber, Liebster, machen Sie mir vorher Dresden zur Mördergrube, und meine lieben Freunde zu schlechten Gesellschaftern, wenn Sie haben wollen, daß ich fleißiger seyn soll. Doch in Ernst und Wahrheit: die Ursachen, welche diese erste Verzögerung veranlaßt haben, dauern nicht immer fort, und nun werden meine Geschäfte in vollkommener Ordnung vor sich gehen.

Ich schickte Ihnen gleich auch den 2ten Akt aus dem Carlos, aber noch einige Tage müssen Sie mir ihn lassen, wenn ich ihn gern einigen Kennern vorher mittheilen möchte. Was ich Ihnen hier schicke, wird etwas über 3 Bogen betragen. Von heut über acht Tage erhalten Sie wieder neues Manuskript, ich bitte Sie also um unser beider willen, lassen Sie sogleich mit dem Druck anfangen, auf mich können Sie zählen, daß keine Verzögerung mehr vorkommen wird.

Was den Druck und die Schrift betrift, so dächte ich, Sie richteten die Thalia ganz ein, wie das Arkenholzische Journal, eben dieses Papier und eben solche Lettern. Was in Versen ist, Gedichte oder Carlos, müssen aber mit einerlei Schrift, wie die Prosa, gedruckt werden, weil die kleinere Schrift vorzüglich beim Carlos keinen guten Effekt machen würde.

Vor allen Dingen, mein Bester, empfehle ich Ihnen einen vernünftigen Corrector. Wenn Sie glauben, daß es nuzen kann, wenn ich selbst an einen Leipziger Gelehrten schriebe, so nennen Sie mir einen, ich will es sogleich thun.

Das Gedicht an die Freude ist von Körnern sehr schön komponiert. Wenn Sie meinen, so können wir die Noten, welche nur eine ½ Seite betragen, dazu stechen lassen?

Haben Sie sonst noch etwas in Puncto der Form beschlossen, so führen Sie es aus wie Sie wollen. Nur die einzige Bitte wiederhole ich: Sezen Sie nunmehr Drucker und Sezer in Bewegung.

Und nun genug von diesem, lieber Freund. Ich hoffe, Sie sind vergnügt, und meine herzlichsten Wünsche stimmen für Ihr Glück. Kommen Sie bald, bald zu uns und seien Sie in unserm Zirkel

willkommen. Das Beckerische Project hat meinen und aller derer wärmsten Beifall, die kompetente Richter in dieser Sache sind. Ich erwarte sehr viel davon, und ganz gewiß reüssirt der Plan. Auch ich, liebster Freund, kann Ihnen binnen einigen Monaten Pränumeranten anweisen.

Lassen Sie mich wissen, ob Sie in Absicht auf das bewußte Preißstück noch in der vorigen Stimmung sind, und hauptsächlich, ob das Avertissement jetzt ins Publikum gebracht werden kann, so will ich mich daran machen.

Empfehlen Sie mich Ihren und meinen Freunden, und bleiben Sie mir gut.

Fridrich Schiller.

P. S. Ich habe das Manuscript in 2 Briefe getheilt, damit die reitende Post es annimmt.

Das hier übersandte Manuscript, das Lied an die Freude, Ueber moderne Größe, von Huber, und Verbrecher aus Infamie, von Schiller, füllte 58 Seiten des zweiten Heftes der Thalia, 3 Bogen 10 Seiten. Zur Ausfüllung des Bogens dienten die Gedichte, von denen in Nr. 8 die Rede ist.

7. An Schiller.

Leipzig d. 1ten Dec. 85.

Liebster Freund, Sie haben mir durch das gesandte Mspt. viele Freude gemacht. Keine Stunde habe ich's bey mir behalten: und so begierig ich auch war, diese Kinder Ihres liebenswürdigen Geistes kennen zu lernen, so schickte ich sie doch gleich unbesehens zum Schneider, um ihnen das Kleid machen zu lassen, worin ich sie der Welt präsentiren will. Senden Sie mir ja, lieber Freund, bald die Musik von Körner zu Ihrem Liede an die Freude. Sie muß mit gedruckt werden und ich will das meinige redlich dazu beytragen, daß es ein Rundgesang zur Erhebung des Herzens unter guten Menschen wird. Wohl, unserer Seits soll alles Feuer angewandt werden, um den Druck schnell zu liefern. Für den Druck und die Correctur will ich die möglichste Sorge tragen. Ich habe einen sehr brauchbaren Mann zum Corrector gefunden. Jetzt ist alles in meinem Kopf Hülfe und

Noth. Ich bin mir gram, daß mein Körper nicht mehr Arbeit mit der Feder aushalten will; oft eß ich erst um drey Uhr. — So bald ich durch bin, komme ich nach Dresden und erhole mich in Ihrem Umgang. — In Absicht des Preiß-Stücks bin ich noch ganz in der nämlichen Stimmung. So oft ich daran denke, brenne ich vor Begierde. Denn ich ahnde, daß, wenn ichs Leben behalte, meine Geschäfte sich schnell ausbreiten werden, und daß, wenn ich gleich nicht Reichthum erlangen werde, doch ein hübsches Stück Arbeit mir zu Theil werden wird. Was du thun willst, das thue bald. — Durch das Beckerische Unternehmen öfne ich mir ohnedem manche Thür, die uns zum Vortheil der Preiß Pränumerationssache führen soll. Ich gestehe es, wenn dieses Project und die Bibel zu Stande ist, so bin ich bereit zu sterben. Nur für diese 3 Dinge leb ich — in einer andern Welt wird dann auch für mich Freude genug seyn. Und wenn denn das auch nicht wäre — welches ich jedoch mit fester Zuversicht hoffe — so soll mir der Augenblick, worin ich sagen kann es ist vollendet ein Himmel seyn. Rechnen Sie auf mich, wenns auf treue Freundschaft, innige Liebe, volle Achtung ankommt und ich bin!

Der Ihrige

Göschen.

Körners Composition des Liedes an die Freude ist in der Thalia nicht gedruckt, wohl weil Körner dagegen war.

8. An Göschen.

[Dresden, Dec. 85.]

Hier, mein Lieber, folgt einstweilen etwas, das den 4ten Bogen complet machen wird. Aber der Inhalt dieser 2 ersten Gedichte veranlaßt mich zu einer wichtigen Anmerkung.

Es ist möglich, daß die Censur Anstand nehmen kann, sie passiren zu lassen, und ich habe sehr wichtige Gründe, diese 2 Gedichte bekannt zu machen, weil ich sie in einem andern gänzlich widerlege. Im Fall also, daß die Censur Einwendungen machte, so bitte ich Sie, um unsrer Freundschaft und um des Ruhms der Thalia willen, die Ihnen wie mir am Herzen liegen muß, sogleich andre Anstalten wegen des Drucks — wenn auch nur bei diesem einzelnen Bogen —

zu machen. Lassen Sie ihn, wenn es nicht in Leipzig seyn kann, in Dessau drucken. Das ist auch Körners Idee.

Sorgen Sie übrigens nicht im geringsten, daß ich den Sezer aufhalte; noch vor Weihnachten folgt neues Manuscript.

Um was ich Sie in meinem lezten Brief gebeten habe, bester Freund, bitte ich Sie jezt wieder. Ich bin ganz erstaunlich en peine. Schicken Sie mir doch ja noch vor Weihnachten, denn in den Feiertagen muß ich bezahlen.

Von ganzen Herzen der Ihrige. Das Paquet habe ich erhalten. Der Druck ist sehr schön. Das weitere beantworte ich mit nächstem.

Schiller.

NB. Besser ist es auf allen Fall, wenn Sie gar nicht bei der Censur in Leipzig anfragen, sondern die Gedichte gleich in Dessau drucken lassen.

Die beiden Gedichte, von denen Schiller Censurumstände vermuthete, waren die Freigeisterei der Leidenschaft, und Resignation im zweiten Heft der Thalia. Diesen schloß sich ein ganz unschuldiges Morgenlied von Sophie Albrecht an.

9. An Göschen.

Dresden, d. 23. Dec. 85.

Ich habe Ihren und meines Herrn Censors Wunsch erfüllt, liebster Freund, und sende Ihnen die verlangte Note. Diese, hoffe ich, wird den intoleranten Theil des Publikums zum Stillschweigen bringen.

Haben Sie die Güte und versichern meinen Herrn Censor (dessen Nahmen ich mir in Ihrem nächsten Briefe ausbitte) daß ich mich glücklich schätze, meine Thalia in solcher Kennerhand zu wissen. Er hat den Gesichtspunkt, aus welchem meine 2 Gedichte betrachtet werden müssen, schnell und ganz verstanden, und wie wenige werden das!

In Ansehung des Drucks, mein Lieber, bitte ich Sie, diese neuen Gedichte nur um etwas weniges weiter auseinander sezen zu lassen, weil sie so besser in die Augen fallen.

Das verlangte Buch nimmt Körner Anstand aus der B(ibliothek) auswärts zu verleihen. Ich würde es Ihnen sogleich verschaffen, wenn ich schon so bekannt mit den Hrn. Bibliothecarien wäre, daß sie mir Bücher nach Hauß zu nehmen erlaubten.

Das Bewußte habe erhalten und finde darin Ihre Freundschaft und brüderliche Theilnehmung aufs neue bestätigt.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich lieb. Unveränderlich der Ihrige Schiller.

NB. Die Titel beider Gedichte habe ich auch in etwas geändert.

Der Censor war der Professor Wenck, und die Note, die Schiller auf dessen Wunsch hinzufügte, lautet: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwey folgenden Gedichte, hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig seyn, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches Sistem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen seyn, je besser ihnen ihre Teufel glückten. S." Es unterliegt keinem Zweifel, daß Schiller diese Note nur hinzufügte, um die Gedichte durch die Censur zu bringen. Ob die in Nr. 8 in Aussicht gestellte gänzliche Widerlegung ernstlich gemeint, oder auch nur zur Durchbringung der Gedichte ausgesprochen war, bleibt fraglich. Eine Widerlegung ist wenigstens unterblieben.

10. An Göschen.

(Dresden Jan. 1786.)

Liebster Freund. Hier wieder ein kleiner Transport des ersten Drittheils des 2ten Akts zum Carlos. Schicken Sie mir doch mit nächstem die Aushängebogen vom vorigen, welche fertig sind. In aller Eile. Schiller.

Der zweite Akt beginnt im zweiten Hefte der Thalia S. 105 und schließt (S. 128), eine Kleinigkeit von Jünger und Anzeigen abgerechnet, das Heft. Das undatirte Billet fällt demnach zwischen 23. Dec. 85 und 21. Jan. 86.

11. An Göschen.

Dresden, d. 21. Januar 86.

Ein Vorschlag zur Güte, liebster Freund. Es ist mir eingefallen, daß es eigentlich unschicklich sein würde, das erste Heft, welches Sie

vom Carlos herausgeben, wie das ganz erste auch zu 12 Bogen anwachsen zu lassen, da doch die folgenden nur 7 bis 8 Bogen stark sein werden, und desto öfter herauskommen. Um also die Symmetrie schon zu Anfang des 86sten Jahrgangs zu beobachten, schlage ich Ihnen vor, dieses Heft mit dem 4ten Auftritt des Carlos zu schließen, welches der 8te Bogen sein wird (und welchen complet zu machen, ich, sobald ich Ihre Meinung weiß, sogleich einige kleinere Artikel absenden werde) und das dritte Heft mit der Fortsetzung des Carlos, davon hier ein Bogen folgt, anzufangen. Auf diese Art kann das 3te Heft gleich 3—4 Wochen nach dem zweiten, oder wenn Sie es so lieber wollen, zugleich mit diesem erscheinen. Ich glaube, daß es eine vortheilhafte Crisis für die Thalia machen würde. Der Druck ginge ununterbrochen fort, wie ich überhaupt für das ganze Jahr hoffe.

Ueberlegen Sie meinen Vorschlag, und geben Sie mir unverzügliche Nachricht von Ihrem Entschlusse, daß ich Titel, Inhalt und die benötigten Kleinigkeiten mit nächster Post abgehen lassen kann.

Das Paquet habe erhalten. Leben Sie wohl, Lieber.

Der Ihrige

Schiller.

Das zweite Heft der Thalia beträgt 136 Seiten, das dritte 139, beide nicht ganz 9 Druckbogen. Das zweite schließt sogar schon mit dem dritten Auftritt des Carlos (2. Akt), dem dann noch einige Kleinigkeiten auf dem 9. Bogen beigegeben sind. S. 71—104 füllten die Uebersetzung von Merciers Philipp II. von Spanien mit der Unüberwindlichen Flotte, gleichfalls Uebersetzung.

12. An Schiller.

[Leipzig, Januar 1786.]

Ungeachtet ich kaum die Feder mehr halten kann, so will ich doch einige Worte schreiben.

Lieber, alles was ich thun kann, soll geschehen. Das heißt: täglich in die Druckerey gehen und treiben. Aber mehr als ein Stück kann ich nicht schaffen vor Ostern und wenn es alles kosten sollte.

Dieses eine Stück sobald als möglich — hoffentlich in 4 Wochen. Gewiß versprech ich nichts, um nicht zum Lügner zu werden.

Eine gar zu schleunige Erscheinung hinter einander halt ich auch merkantilisch berechnet nicht für gut. Ich dächte aber, Sie wüsten es doch, daß ich bey Ihnen nicht als Kaufmann denke, wenns darauf ankommt, Ihre Wünsche zu befriedigen. Ist das Mspt. zum 4ten Heft Ostern in meiner Hand, so wird es 14 Tage nach der Messe fertig. Denn erst nach der Messe werden die Pressen leer, und ich bin dann der erste, welcher sie in Beschlag nimmt.

Der Ihrige.

Göschen.

13. An Göschen.

Dresden d. 13. Februar 86.

Liebster Freund, hier folgt neues Mscpt. für das 3te Heft; ich vermuthe, der Sezer wird mit dem vorigen fertig sein. Körner sagt mir, daß das 2te Heft binnen heute und morgen auch zu Stande sein würde, und also werden Sie es uns mit der Mittwochs- oder Donnerstags-Post übersenden. Weil Körners noch einiges vom Carlos nicht gelesen haben, so möchten sie gern, daß ich den vorigen Transport, das ist die 5te, 6te und 7te Szene zurück hätte. Wenn sie noch nicht gedruckt, aber gesezt sind, so haben Sie die Güte, liebster Freund, und schicken mir mit der Thalia das Mscpt. zurück, das der Sezer vermuthlich nicht mehr brauchen wird. Körners haben mich sehr darum gebeten.

Nun zu etwas wichtigem. Ich lese in der Litteratur- und Völkerkunde eine Anzeige der Thalia mit einer Probe. Ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich nicht wenig darüber erschrocken bin. Es ist nicht nur ganz gegen meinen Wunsch, daß einige Artikel dieses Heftes, wozu ich ausdrücklich fremde Zeichen gebraucht habe, mir positiv zugeschrieben werden, vorzüglich die Geschichte aus dem Wirtembergischen — sondern selbst die Wahl der 2 lezten Strophen der Freude, welche aus dem Contert herausgenommen, nicht gut auffallen und worin von der Freude selbst keine Silbe vorkömmt, dünkt mir unglücklich zu sein, und macht mir eine höchst unangenehme Empfindung. Außerdem kann ich den Zweck, den Sie dabei gehabt haben können, nicht absehen, und als Herausgeber der Thalia muß mir dieses Mittel, sie in Umlauf zu bringen, nicht das erwünschteste sein. Probe und Muster heißen gleichviel — und alle Leser denken dabei an die Muster-

charten des Kaufmanns. Ich erbiete mich, lieber Freund, die Unkosten ganz zu tragen, wenn Sie den Umschlag zu diesem Hefte zernichten und umdrucken lassen. Es ligt mir alles daran, und die paar Louisd'ors, die es mich allenfalls kostet, fechten mich nicht so an, als die Sache. Das Journal wird noch nicht verschickt sein, und also hoffe ich, daß Sie meine Bitte mir erfüllen werden.

Schreiben Sie mir mit Absendung des 2ten Hefts, was ich mir versprechen darf.

Ihr aufrichtiger

Schiller.

Auch Körner war mit Göschens Ankündigung nicht zufrieden. Er schrieb am 24. Februar 1786: „Schiller hat Ihnen schon geschrieben, lieber Freund, wie viel darauf ankommt, daß das nächste Heft der Thalia sobald wie möglich erscheint. Ich sollte glauben, daß es gar sehr zu unserm Vortheil sey. Wie kam es denn, daß die Herausgabe des letzten [2.] Stückes so verspätigt wurde? Mich däucht, es hätte schon vor der Ankündigung auf dem Umschlage von Archenholzens Journal erscheinen können, und das wäre doch wohl besser gewesen, als eine solche Ankündigung, die weder Schiller noch mir gefallen hat. Warum eine Probe aus einem Gedicht, die nicht einmal die besten Stellen enthält und außer dem Zusammenhange bei vielen gar keine Wirkung thut? Und warum Schillern für den Verfasser von Aufsätzen verkündigen, ehe man weiß, ob er sich dazu bekennen will? — Nach Schillers jetzigem Fleiße und dem Plan, den er sich gemacht hat, kann die Thalia eines der gangbarsten Journale werden. Vor der Ostermesse können noch 2 Stück fertig werden, wenn der Druck nicht aufgehalten wird. Ein Stück ist bis auf einige Bogen fast schon fertig und zu dem andern sind Materialien in Menge da." Das dritte Heft umfaßt die Scenen 4—16 des Carlos, ein Gedicht von Jünger, und den Beginn der Philosophischen Briefe (S. 103—139), an denen Körner lebhaften Antheil zu nehmen beabsichtigte; aber in seiner bekannten Unschlüssigkeit konnte er aus seinen „in Menge vorhandenen Materialien" nichts herausarbeiten.

14. An Göschen.

[Dresden Februar 86.]

Sie wollen mein Mscrpt von vorigem Transport wieder haben; aber wenn es das Nämliche sein muß, lieber Freund, so sind wir angeführt. Weil ich es später zurück bekam, als ich hoffte, und mich Körners pressirten, so habe ich es in der Geschwindigkeit aus dem Kopfe noch einmal zusammengeschrieben, und das Mscrpt. das Sie mir schickten, als eine Doublette verbrannt oder sonst wo zu etwas verwendet. Ist es Ihnen aber bloß um den Inhalt zu thun, so folgt hier die Correctur, und da auf meinem ersten Mscrpt noch eine Seite stand, welche noch nicht gedruckt war, so folgt diese in dem beigelegten Mscrpt. Brauchen Sie aber ein Mscrpt., das durch des Zensors Hände gegangen und von ihm unterzeichnet ist, zu Ihrer Legitimation, so bitten Sie Herrn Wenk, das hier folgende zu unterzeichnen. Im Fall aber daß der Bogen dem Sezer verunglückte und er es noch einmal sezen muß, so lassen Sie ihn nicht vom Manuscript, sondern vom Correcturbogen, den ich hier mitschicke, es sezen. Schreiben Sie mir mit Gelegenheit, wozu Sie das Mscrpt. gebraucht.

Ihren Widerruf in dem nächsten Hefte der Litteratur- und Völkerkunde unterdrücken Sie. Wir wollen ja mäusgenstill davon sein, so vergißt sich das Ding vielleicht.

Sie erhalten nächstens wieder Mscrpt. Bei der Beschleunigung bleibt es? Nicht wahr, Freund?

Schicken Sie mir jederzeit die Aushängebogen des neuen Heftes. Ich verschicke sie.

Vor allem aber bitte ich Sie, verschreiben Sie mir von Berlin mit der nächsten Gelegenheit Cochius und Garves Preisschrift über die Neigungen.

Ihr aufrichtiger

Schiller.

15. An Göschen.

Dresden d. 23. Febr. 86.

Die Thalia mit den 30 Thlrn. habe ich richtig erhalten. Sie nimmt sich sehr gut aus. Einige Druckfehler, im Carlos besonders, müssen wir im 3ten Hefte nachholen. Jezt, liebster Freund, fordern

mercantiliſche Politik und mein ſchriftſtelleriſches Point d'honneur, das IIIte Heft auf das ſchnellſte zu expediren.

Die Thalia, wie Sie wiſſen, hat faſt 10 Monate geruht. Sie iſt beinahe vergeſſen worden. Nunmehr erſcheint ſie mit 8 Bogen, mit 12 Blatt Carlos, wovon das 1ſte Heft 36 enthält. Wird es nicht alſo ſehr zweckmäßig gehandelt ſein, mein Lieber, wenn wir den dritten Theil in 3—4 Wochen nachbringen können. Das, denke ich, wird eine äußerſt vortheilhafte Wirkung beim Publikum thun und die Thalia ſchnell emporbringen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen innerhalb 3 Wochen alles Mſcrpt. dazu liefere. $3^1/_2$ Bogen beſitzen ſie ſchon. Den Reſt habe ich wirklich in der Arbeit und in acht Tagen folgt neues Mſcrpt. Ich bitte Sie alſo, verehrteſter Freund, es von Seiten des Sazes und Drucks meinem Eifer und unſer beider Wunſche gemäß zu beſchleunigen. Wird es durchgeſezt, ſo kann ich Ihnen auf die Meſſe das 4te Heft liefern. Schnelle Succeſſion der herauskommenden Stücke wird dem Credit der Thalia äußerſt zuträglich ſein.

Körner und ich haben das zuſammen verabredet, und Er wird Ihnen darüber auch noch ſchreiben. Jezt, mein Lieber, wollen wir beide uns den Handſchuh hinwerfen nach Ritterbrauch, wer am beſten zum Ziele kömmt, wer am meiſten Wort hält.

Sie ſprechen von einigen Thalern, die ich noch bei Ihnen gut haben ſoll. Ich weiß von keinen, denn das, was in dieſem Hefte über 8 Bogen iſt, beſteht in Avertiſſements, wofür Sie mich hoffentlich doch nicht bezahlen wollen! Vielmehr, lieber Freund, haben Sie vergeſſen, mir diejenigen Auslagen abzuziehen, die Sie indeſſen für mich gemacht haben, und ich verlange es von Ihrer Freundſchaft, im nächſten Falle es nachzuholen.

Und nun adieu. Gutes Gedeihen zum 1ſten Verlag und glückliche Aerndte von allen folgenden!

Ihr herzlich ergebener

Fridrich Schiller.

P. S. Schicken Sie mir noch einige Hefte. Die neulich überſchickten waren noch feucht und ſind durch das Packen übel conditionirt worden. Ich muß unter anderm dem Herzog v. Weimar eins ſchicken.

Am 8. März 86 schreibt Körner an Göschen: „Es fragt sich, lieber Freund, ob es nicht möglich zu machen wäre, daß die Thalia in Dresden gedruckt würde. Dadurch würde der Druck beschleunigt, und die zum Theil den Sinn entstellenden Druckfehler vermieden werden. Wenn Sie mit einem hiesigen Buchdrucker in Unterhandlung träten, so dürften Sie sich auf mich berufen, daß ich für die terminliche Zahlung gut sagen würde. Die Fracht der Auflage von Dresden nach Leipzig sollte Ihnen auf andre Art zu gute gehen. Schreiben Sie mir doch mit der nächsten Post Ihre Gedanken hierüber, und ob nicht dem Leipziger Buchdrucker, der nur aus Gnaden nebenher die Thalia drucken zu wollen scheint, der Handel noch bei diesem Heft aufgekündigt werden könnte, um dessen Erscheinung zu befördern. Es liegt sowohl Schillers als der Thalia wegen viel daran, daß auf das zweite Heft, worin so wenig vom Carlos ist, das dritte bald folgt."

16. An Göschen.

Dresden, d. 4. April 86.

Guten Morgen, lieber Göschen!

Meinen lezten Transport, denke ich, werden Sie erhalten haben. Damit beschließe ich das Heft. Sie werden also den Titel dazu aufsezen. Schicken Sie mir die 2 lezten Bogen vom Karlos, sobald sie fertig sind, zu. Ich muß sie nach Mannheim absenden. Einige wichtige Druckfehler machen in diesem Hefte einen Artikel Errata nothwendig, den ich schicken will, sobald ich die noch übrigen Bogen vom Carlos habe. Da Körners und Huber auf den nächsten Sonntag in Leipzig eintreffen, so will ich das übrige biß dahin ansparen.

Ihr aufrichtiger

Schiller.

Das dritte Heft enthielt lächerliche Druckfehler: Ich hörs an Deines Athems singendem Getöne, für siegendem, meine Leute für meine Laute, legen für lügen, läutet für lautet u. s. w.

17. An Göschen.

Dresden, d. 7. April 86.

Liebster Freund,

da Sie jezt mit Körnern wieder zusammen kommen, so hoffe ich, daß Sie einige Schritte zum Besten Ihrer Handlungs-Entwürfe thun

können. Er sagte mir vor einigen Tagen, daß er nunmehr etwas Bestimmtes mit Ihnen ausmachen müsse. Ich vermuthe also, daß er Ihnen davon sagen wird. Er interessirt sich sehr für Sie, und ließ sich auch merken, daß er keinen Anstand nehmen würde, Ihnen bei einem Banquier in L(eipzig) Credit zu verschaffen. Wie sehr, liebster Freund, wünschte ich, daß Ihre Hoffnungen möchten erfüllt werden, und Freude sollte es mir machen, wenn ein Theil davon in meinen Kräften stände. Rechnen Sie wenigstens auf meine dringendste Mitwirkung, auf meine ganze Freundschaft, wenn Sie Gelegenheit wissen, davon Gebrauch zu machen.

Huber will den Paysan parvenu von Marivaux übersetzen — einen sehr guten Roman, welcher gewiß eine Speculation sein wird. Ich dächte, Sie ließen sich dieselbe nicht entgehen. Da durch den Figaro und den Ethelwolf sein Credit nicht sehr gewonnen hat, so zweifle ich, ob er Ihnen das Anerbieten machen wird. Er fürchtet, Sie in Verlegenheit zu sezen, und ich glaube, daß er sich an Crusius wenden will. Ich schreibe Ihnen dieses (unter uns, versteht sich) um Sie von der Sache zu unterrichten. Es steht nun bei Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Huber weiß nichts davon, daß ich Ihnen davon sage.

Es sind einige wichtige Errata im 3ten Hefte der Thalia. Geben Sie doch Hubern die sämmtlichen Bogen, daß er sie ausziehe und anmerke, und Jünger, wenn Sie nichts dagegen haben, wird die Revision der Thalia künftig besorgen.

Wenn Sie mir Geld schicken wollen, so haben Sie die Güte und gehen vorher einen Gang zu Kunzens, an welche Sie eine Auszahlung für mich haben. Vergessen Sies aber nicht.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

Während der Leipziger Ostermesse hatte Körner sich mit Göschen über einen zu errichtenden Contract besprochen, schreibt aber am 26. Juni 1786, daß er den Entwurf noch nicht schicken könne, da ihn mancherlei Abhaltungen gehindert. „Auch bin ich noch nicht damit zu Stande, weil mir einige Zweifel beigefallen sind, auf die wir bei unsern mündlichen Conferenzen nicht gefallen sind.“ Göschen beabsichtigte eine Reise nach Wien anzutreten und Körner erwartete ihn

deshalb in Dresden. Durch den Kaufmann Kunze hatten die Dresdner Freunde die Nachricht erhalten, daß Goethe geneigt sei, seine Schriften bei Göschen in Verlag zu geben, um den Körner seinen Freund und Compagnon veranlaßt hatte, sich zu bewerben. Körner selbst war zwar im Sommer 86 nicht ohne Bedrängnisse, „weil alle alten Bären abgestoßen werden sollen und der Bau auf dem Weinberge dazu kommt", so daß er den für Göschen bei Bothe erwirkten Credit (am 9. Juli) zu benutzen beabsichtigte, indeß schon am 21. darauf verzichtete; aber er schaffte doch die Mittel, um Goethe honoriren zu können. „Daß wir eine solche Speculation nicht aufgeben dürfen, ist außer Zweifel." Am 11. Oct. schrieb er, daß er gleich nach der Messe Göschen „1500 Thlr. zur Goetheschen Unternehmung geben könne" ꝛc.

Mit diesem Briefe gleichzeitig hatte Schiller die Frau Kunze gebeten, ihm Tuch zu einem Frack, Couleur de Rammoneur, nebst Futter auszunehmen und durch Körners zu senden. Diese kleine Schuld soll Göschen berichtigen.

18. An Göschen.

Dresden, d. 5. Mai 86.

Schicken Sie mir, was von den Philosophischen Briefen gedruckt ist, mit der nächsten Post, weil ich es zur Fortsetzung nothwendig brauche. Ich wünschte von Herzen, daß dieses Heft wäre fertig geworden.

Ihren Freund Feller habe ich sehr lieb gewonnen. Er ist ein rechtschaffener Mann von Herz und Verstande. Jezt ist er wieder fort und Sie werden ihn bald in Leipzig wieder sehen.

Mit Hubern haben Sie mir einen häßlichen Possen gespielt. Ich schrieb Ihnen damals bloß aus eigener Regung. Huber wußte und träumte nicht davon, und wenn Sie meinen Brief überlesen, so werden Sie finden, daß ich ausdrücklich Sie gebeten habe, es unter uns beruhen zu lassen. Nun aber sezten Sie ihn darüber in einem fremden Hause zur Rede, und ich bin unschuldigerweise Schuld gewesen, ihn in die größte Verlegenheit zu sezen, da ich aus einem gutmeinenden Triebe gehandelt hatte. Nicht mehr so rasch, lieber Freund.

Man wird Sie also in Dresden sehen, welches mich sehr freut. Sie sollen wenigstens einen unveränderten Freund an mir finden, lieber Gott, warum kann ich nicht auch sagen, einen nüzlichen.

Schiller.

19. An Göſchen.

Dresden, 2. Jun. 86.

Sein Sie ſo gut, lieber Göſchen, und ſchicken mir noch ein gut conſervirtes Exemplar des 1ſten Hefts der Thalia auf Rechnung. Ich möchte es gern meinem Herzog v. Weimar ſchicken. Aber es eilt.

Wie man mir Hoffnung macht, ſo werden Sie auf die Feiertage hieher kommen. Ich freue mich darauf, liebſter Freund, Sie in Dresden zu ſehen. Kommen Sie ja. Wenn es länger anſteht, ſo bittet Sie Huber, ihm wegen des bewußten Folie économe zu antworten.

Haben Sie Kunzen die Rechnung für Tuch ſchon bezahlt, liebſter Freund? Es wäre mir lieb, wenn es nicht zu lang anſtände. Ich denke, es wird etwas über 20 oder 22 Thlr. machen. Den Reſt ſchicken Sie dann an mich, wenn Sie auf die Feiertage nicht ſelbſt kommen.

Biß auf Wiederſehen alſo leben Sie wol. Sie haben alſo jezt einen Laden, wie ich höre, das freut mich. Jezt wirds alſo Ernſt. Doch wir wollen mündlich mehr davon reden.

Ihr aufrichtiger

Schiller.

20. An Göſchen.

Dresden, d. 9. Octob. 86.

Mit Ungeduld, liebſter Freund, haben wir auf Nachricht von Ihnen gewartet. Wir wußten ſchon ſeit 8 Tagen, daß Sie in Leipzig wieder angekommen wären, und keine Zeile von Ihnen und Ihrer Reiſe. Laſſen Sie es uns doch bald hören. Sie wiſſen, welchen Antheil wir an allem nehmen, was auf Ihr Schickſal Einfluß haben kann.

Hier folgt der Reſt für das 4te Heft der Thalia. Sie werden geſtuzt haben, daß Räuber Moors leztes Schickſal noch nicht unter der Preſſe iſt, aber das hat einen nothwendigen Aufſchub gelitten. Davor iſt von einem andern großen Stück ſchon ein ziemlicher Theil fertig, welches zugleich mit dem Karlos auf die nächſten Oſtern erſcheinen ſoll.

Ich habe mir wohl einbilden können, daß die Wiener nicht gern

versifizierte Stücke spielen, obschon der Kaiser es mehrmal gefordert hat. Den Karlos gebe ich ohnehin nicht in Versen auf das Theater und schwerlich nach Wien.

Adieu, liebster Freund. Geben Sie bald mehrere Nachricht von Ihrer Reise

Ihrem aufrichtigsten Freund

Schiller.

Göschen war in Prag und Wien gewesen und hatte seine Zurückkunft den Freunden in Dresden nicht gemeldet, worüber ihm Körner am 6. Oct. Vorwürfe machte. Auf dieser Reise hatte er mit Goethe den Contract über Verlag von dessen Schriften persönlich in Ordnung gebracht. Goethe bekam für die ersten vier Bände 1000 Thlr. und ebensoviel in Italien und nach der Rückkehr für die vier letzten Theile. Die Stärke der Auflage war unbestimmt gelassen. Göschen druckte dann mehre Auflagen einzelner Bände stets mit der alten Jahreszahl, und außerdem noch eine billigere Ausgabe in vier Bänden.

Der Laden Göschens war „auf dem neuen Neumarkt im Kramerhause, der hohen Lilie gegenüber", wie es in den Ankündigungen des dritten Stücks der Thalia heißt.

Das 4. Heft der Thalia enthält außer unbedeutenden Gedichten von Reinwald und der Karschin, sowie einer Geschichte Hoangti (von Huber), die Fortsetzung des Carlos und den Beginn des Geistersehers.

Räuber Moors letztes Schicksal, Nachtrag zu den Räubern in 1 Acte, hatte Schiller schon im vorigen Sommer in Gohlis entworfen, als er seine Räuber neu herausgeben wollte. Vgl. Briefw. mit Körner 1, 36.

Das andre große Stück war der Menschenfeind.

Der Carlos wurde jedoch nach Mannheim in der Versbearbeitung gegeben.

21. An Göschen.

Dresden, d. 19. Octobr. 86.

Liebster Freund,

Sie erweisen mir einen großen Gefallen, wenn Sie durch einen von Ihren kleinen Herrn Robertsons Geschichte Carl V (deutsch oder fran-

zösisch) bei einem Bücherverleiher in Leipzig ausnehmen lassen wollen und mir auf 2—3 Wochen hieher schicken. Ich brauche das Buch jezt ganz nothwendig und kann es in Dresden nicht bekommen. Nicht wahr, Sie thun mir den Gefallen und schicken mir es mit der allernächsten Fahrenden.

Außerdem bitte ich Sie noch um das erste Heft der rheinischen Thalia, welches ich nicht mehr habe und woraus ich den Ersten Akt aus dem Carlos brauche. Schicken Sie mir mit dieser Gelegenheit auch die fertigen Bogen des 4ten Hefts. Sie kommen ja bald zu uns, nicht?

Ihr aufrichtigster

Schiller.

Den Lebret brauchen Sie Hubern nicht zu schicken.

22. An Göschen.

Dresden, d. 5. Nov. 1786.

Liebster Freund.

Das 4te Heft der Thalia ist mit dem H Bogen zu Ende und kann also geschlossen werden. Anzuzeigen wäre der Carlos auf die Ostermesse, welches aber meiner Meinung nach in Zeitungen besser geschehen kann.

Ihre Hieherkunft wäre mir auch von der Seite nöthig, weil wir nunmehr unsern Contract wegen des Carlos abzuschließen haben. Zu gleicher Zeit wird auf Ostern ein neues Stück von mir fertig, der Menschenfeind, davon noch keine Zeile im Publikum ist. Ich weiß nicht, ob Sie neben Ihren vielen Verlagsartikeln auf diese Messe Lust und Interesse haben, auch dieses Stück zu verlegen. Daher erwarte ich Ihre Meinung etwa bald. Sie haben das erste Wort dabei zu sprechen, und ohne Ihre Erklärung mache ich keine Anstalten. Es beträgt 12 Bogen und ist in Prosa. Den Carlos kann ich im December zur Hälfte und im Jenner ganz zum Druck abschicken, von dem Menschenfeind etwa im Januar nur die Hälfte und den Rest zu Anfang des März.

Mit dem Wiener Theater habe ich keinen Plan mehr im Sinne, denn nunmehr habe ich mich mit Schrödern in Verbindung gesezt. Schröder wird den Menschenfeind, welches eine Force-Rolle für ihn ist, wie auch den Carlos (nach meinem besondern Mscrpte) in Ham-

burg geben. Dabei habe ich den Vortheil, daß meine Stücke nicht gedruckt werden, wie es in Wien Mode iſt.

Haben Sie noch Luſt, Kupfer zum Carlos ſtechen zu laſſen? Wenn Sie das wollen, ſo kann ich hier bei Seidelmann oder Schenau ſondieren.

Von dem Honorario für das IV. Heft der Thalia ſind Sie ſo gütig und bezahlen 50. Thlr an Kunzen.

Den Reſt ſchicken Sie mir, wenn Sie nicht geniert ſind, etwas bald, denn ich brauche Geld. Von dem 3ten Hefte ſind, glaube ich, auch noch 13 Thlr zurück, welches nach Abzug deſſen, was Sie an Kunzen bezahlt, noch übrig geblieben.

Den Robertſon brauche ich nun nicht weiter. Die geſchickten Bücher erhalten Sie mit nächſter Gelegenheit zurück.

Schreiben Sie mir in Ihrem nächſten Brief, ob Sie noch kommen werden.

Adieu.

Ihr aufrichtigſter

Schiller.

Die Briefe Schillers an Schröder, die hier allenfalls hätten Aufnahme finden können, ſind in den „Jahreszeiten Hamburger Neue Modezeitung" 1853. Nr 42. S. 2263—2276 veröffentlicht und die erſten 4 auch in die Berliner Sammlung übergegangen.

Die 50 Thlr, die Göſchen hier an Kunze zurückbezahlen ſoll, hatte von Letzterem Schiller am 24. Juli geliehen, um ſich zur Gevatterſchaft bei Körners Kinde mit einem Kleide zu verſehen, das er zum Degen tragen könne. Mit Kunze duzte Schiller ſich.

23. An Göſchen.

Dresden, d. 22. Nov. 96.

Liebſter Freund,

die Recenſion, die Sie mir geſchickt haben, hat zu deutlich das Gepräge von böſem Willen und Galle, als daß es der Mühe werth ſein ſollte, das Schiefe und Seichte, was ſie enthält, auseinander zu ſezzen. Wenn mir einer bei der Beurtheilung eines Trauerſpiels nur die Floskeln im Style zuſammenſucht und nicht einmal einen Karakter, eine dramatiſche Entwicklung berührt, ſo ſehe ich dem Menſchen an, daß der Himmel ihn nicht zu Beurtheilung eines Kunſtwerks beſtellt hat. Mir Satisfaction genug, daß er zu plump und zu heftig ge-

weſen war, um die Urſachen verſtecken zu können, die ihn zum Schreibpult getrieben haben. Meiner Meinung nach iſt es Dyk oder Schreiter oder Beide miteinander. Gott bewahre mich, auf eine ſolche ſtümperhafte Arbeit zu antworten. Die Form, unter welcher mein Carlos die Welt betreten wird, ſoll meine einzige Antwort ſeyn. Ein Generaltitel für die Thalia iſt ſchwer zu machen. Meine unmaßgebliche Meinung wäre, man hieße ſie überhaupt den erſten Band meiner vermiſchten Schriften, ſo könnte alles, was Sie hernach von mir verlegen, die folgenden Bände ausmachen. Der Geiſterſeher z. B. und Julius Briefe werden noch fortgeſetzt, dieſe würden alſo unter dem Titel vermiſchter Schriften v. S. die Continuation der Thalia ſeyn. Wollen Sie aber lieber, ſo nennen wir ſie: Poetiſche und Philoſophiſche Phantaſien.

Wegen dem Carlos will ich Ihnen noch dieſe Woche ſchreiben. Um die Thalia ſeien Sie nicht beſorgt. Sollte ihr der Titel eines Journals wirklich ſchaden, ſo hoffe ich im Stande zu ſeyn, wenigſtens Sie bei dem Verlag nichts einbüßen zu laſſen. Es wäre mir ſchon ſehr unangenehm, wenn mein Verleger bei mir nicht gewänne, wie viel weniger mein Freund. Geht alſo innerhalb eines Jahres nicht ſo viel ab, daß Sie befriedigt ſind, ſo empfangen Sie von mir den Zweiten Band ohne Honorarium, oder, wenn Sie lieber wollen, ſollen Sie meine Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe umſonſt neu und verbeſſert drucken.

Adieu, liebſter Freund. Behalten Sie mich in gutem Andenken. Ewig der Ihrige

Schiller.

P. S. Die Schneidern hat einen Species-Thaler für mich ausgelegt und damit ich die Umſtände nicht brauche, ihn von hier aus zu ſchikken, ſo ſind Sie ſo gut und bezahlen ihn in meinem Namen und verrechnen ihn. adieu.

Die Recenſion der Thalia in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Leipzig bei Dyk, war im Verein mit dieſem ſchriftſtelleriſchen Buchhändler von dem buchhändleriſchen Schriftſteller, Ueberſetzer und Rathgeber Schreiter, wie Schiller meint, verfaßt; vgl. Briefw. m. Körner 1,66.

Die hier in Ausſicht geſtellte neue Bearbeitung ſeiner drei Trauer-

ſpiele lag Schiller ſehr am Herzen, da ſein „Freund“ Schwan in Mannheim, alle drei fort und fort drucke, ohne ſich zur Anfrage beim Dichter verpflichtet zu halten, geſchweige ſich mit ihm wegen des Honorars abzufinden. Ohne dieſe ſchmachvolle Ausdeutung eines bedrängten Schriftſtellers hätte Schiller ſich mancher Sorge überhoben geſehen.

Die Frau des Buchh. Schneider vgl. Briefw. mit Körner 1, 63. 72. 96. 252. 2, 81. 87.

24. An Göſchen.

Dresd. den 5. Chriſtmon. 88.

Endlich müſſen wir uns doch über den Carlos beſtimmen. Ich eile mit ſtarken Schritten zum Ende und hoffe, ihn längſtens in der Mitte des Januars zu beſchließen. Ohngeachtet der großen Verwüſtungen, welche meine Feile bereits in den erſten Akten ſchon angerichtet hat und noch anrichtet, wodurch gegen 2 biß 3 Bogen im ganzen weniger werden, wird er dennoch zu 22 biß 23 Bogen anwachſen, weil es ein ganzes Tableau ſeyn ſoll. Auch kommen vornen noch neue Züge und einige Scenen, welche die Vollkommenheit des Stücks nothwendig macht, dazu.

Ich hätte gewünſcht, im Ganzen mit Ihnen darüber zu contrahieren, und werde Ihnen auch jezt die Wahl laſſen. Unter 22 Bogen wird er nicht, vorausgeſezt daß die Form und Schrift des Nathan dazu genommen wird. Für den einzelnen Bogen verlange ich 12 Thlr., und wenn Sie das Ganze anſchlagen wollen, ſo gebe ich es Ihnen um den Preiß von 50 Louisd'ors.

Hier wäre meine unmaßgebliche Meinung, das Reſultat deſſen, was durch Berechnung meiner angewandten Zeit und Mühe und durch Conferenz mit meinen Freunden entſtanden iſt.

Dazu bedinge ich mir ein Duzzend Exemplarien, unter denen 4 auf Schreibpapier und 2 auf holländiſchem abgedruckt werden.

Wenn Sie einen ſchönen Kopf dazu wollen ſtechen laſſen, ſo kann ich Ihnen vielleicht eine gute Zeichnung liefern, die uns nichts koſtet und vielleicht ſo gut und beſſer ausfällt als die theuerſte von Seydelmann. Dann wünſchte ich aber, daß Sie ſoviel daran wendeten, um den Kopf durch Sinzenich in Mannheim ſtechen zu laſſen, der im Weichen und Niedlichen gegenwärtig der Beſte iſt, vorzüglich bei einzelnen Köpfen.

Die Ausbreitung des Carlos und die Nachfrage deßwegen soll, hoffe ich, dadurch erstaunlich gewinnen und vermehrt werden, daß ich mit Schrödern deßfalls Abrede genommen, der ihn in Hamburg nach einer von mir veranstalteten Theaterveränderung, die in Prosa ist und natürlicherweise ewig Manuscript bleibt, vorstellen wird. Nach diesem können ihn alle Teutschen Schaubühnen geben, gerade so wie seit einigen Jahren auch mein Fiesko als Theatermanuscript cirkuliert.

Ueber die Verbreitung der Auflage sprechen wir, hoffe ich, noch mündlich. Für Subscription bin ich nicht eingenommen, weil dieser Weg bei einem einzelnen Theaterstück noch nie eingeschlagen worden und überhaupt viel zu prätensionirt ist. Aber schneller Umlauf, sobald er erschienen ist — das ist die Hauptsache, und dazu kann ich Ihnen alsdann einige fruchtbare Ideen mittheilen.

Nun leben Sie wohl. Dies ist einmal ein Kaufmannsbrief und er soll es auch bleiben. Freundschaft und Schachern sind so heterogene Dinge, daß ich Ihnen für einen andern Brief aufspare, was Ihnen Freund Schiller noch sonst zu schreiben hat.

Adieu. Sobald die Thalia fertig ist, liebster Freund, sind Sie so gütig und senden auf meine Rechnung die 4 Hefte miteinander mit der ersten Post an meinen Schwager, den Rath Reinwald nach Sachsen Meinungen. Meine Schwester und er quälen mich schon Monate lang, und immer habe ich sie auf die Erscheinung des vierten Heftes vertröstet. A propos. Eben dieser Reinwald, der Bibliothekar des Herzogs von Meinungen ist, wird, sobald Sie ihm deßhalb Aufträge geben, sich zu einem guten Commissionär in dortigem Winkel der Erde qualifizieren. Er ist außerdem ein geschickter Mann, der unter anderm, wenn Sie Gelegenheit dazu wissen, aus dem Italienischen sehr gut übersezen kann.

Also leben Sie wol.

Ihr aufrichtigster

Schiller.

Göschen brachte im J. 1787 zwei Ausgaben des Don Karlos, die eine zu 505 Seiten ($31^1/_2$ Bogen) und die andre zu 438 S. Da jene die erste war und Göschen das Honorar von 12 Thlrn. acceptierte, erhielt Schiller 378 Thlr, in Raten und bei Vollendung des Drucks, während er die 50 Ldor damals proponirt zu haben scheint, um gleich den ganzen Betrag ausbezahlt zu bekommen.

Der Kopf der Königin Elisabeth, der die erste Ausgabe zierte, war von E. Verelst in Mannheim gestochen.

Die Prosabearbeitung wurde 1810 von Albrecht herausgegeben und steht, verglichen mit Theatermanuscripten, im 5. Thle der S. Schr.

Gegen den Gedanken einer Subscription auf den Karlos bittet Schiller auch Körnern sich zu erklären; Briefw. 1, 72.

25. An Schiller.

Leipzig, den 28. Febr. 1787.

Wohlgeborner, Insonders Hochzuverehrender Herr, Ew. Wohlgeb. nehme ich mir die Ehre hier anliegend die ersten 4 Aushängebogen von unserm Werke zu übersenden. Ich wünsche, daß Sie mir über die Einrichtung des Druckes Ihre Zufriedenheit bezeugen können. Mit dem Abdrucke des noch in Handen habenden Mstś werde ich in Zeit von 14 Tagen fertig werden. Ich bitte daher Ew. Wohlgeb. mich binnen der Zeit mit dem Verfolge desselben zu unterstützen, damit ich die Pressen ununterbrochen darinnen kann fortarbeiten lassen. Wünschten Sie dies Werk mit einer Titelvignette verzieret zu sehen, so haben doch Ew. Wohlgeb. die Gewogenheit, Ihre Ideen von einem dasigen Künstler, den Sie dazu als geschickt finden, in einer Zeichnung ausdrücken zu lassen, und sie dem Hrn. Kupferstecher Penzel in meinem Nahmen gleich zum Abstich zu übergeben. Ich überlasse es Ihnen völlig, ob Sie blos eine Vign. oder 8° Kupfer wollen machen lassen, doch wünschte ich Ihre Wahl zu wissen, damit ich mich beym Abdrucke des Titels darnach richten kann. Mit der vollkommensten Hochachtung verbarrt Ew. Wohlgeb. gehorsamster Diener

S. L. Crusius.

Siegfried Lebrecht Crusius verlegte von Schiller die „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen". Körner hatte dazu schon am 9. Aug. 1786 „die Histoire des Conjurations 10 Thle. 8° mit der nächsten Post" von Leipzig verschrieben. Zunächst entnahm Huber daraus den Rienzi, Schiller den Bedemar und sein Schwager Reinwald die Pazzi. Auch der Abfall der vereinigten Niederlande sollte ursprünglich einen Bestandtheil dieser Rebellionen bilden. Der nach diesem Briefe schon im Jan. 1787 begonnene Druck

rückte, durch Schillers Schuld, so langsam vor, daß das Bändchen von 274 Seiten erst um Neujahr 1786 fertig wurde. Die Geduld des wackern Verlegers wurde auch in der Folge hart geprüft, und dessenungeachtet blieb er immer gleichmäßig verehrungsvoll und bereitwillig gegen Schiller. Freilich ist auch der Anschein, als habe er neue Auflagen mit alter Jahreszahl gedruckt, kein wesenloser. Von der Gesch. der Verschwörungen und Schillers kleineren prof. Schriften gibt es Doppeldrucke dieser Art, von denen Schiller schwerlich eine Ahnung gehabt hat.

Die Vignette besteht in einer bloßen Druckerarabeske.

26. An Göschen.

Dresden, d. 3. März 1787.

Die 15 Stck Ldrs habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Freundschaft.

Den 2ten Akt werden Sie nunmehr haben. Versichern Sie dem Drucker, daß ich bei dem Carlos die pünktlichste Einsendung beobachten werde, und daß er sich darauf verlassen könne, immer 6 Bogen voraus Mscrpt. zu haben. Ich könnte ihm jetzt schon 20 Bogen zumal schicken, aber nur eine Rücksicht macht, daß ich etwas zurückbehalte. Wenn 10 oder 12 Bogen unthätig bei ihm liegen, so nützt es mir und ihm nichts — ich aber kann, wenn sie noch in meinem Pulte liegen, immer noch eine oder die andre vortheilhafte Verbesserung anbringen. Fertig ist das Stück biß auf den letzten Bogen — das können Sie daraus abnehmen, weil es in 14 Tagen hier gespielt wird, wenn die Censur keine Schwierigkeiten macht. Lassen Sie also den Setzer eilen.

Nun eine Hauptsache liebster Freund. Wer ist der Corrector? Ich habe Ursache zu fürchten, daß ich selbst und mein Abschreiber nicht immer eine gleiche Orthographie beobachtet haben — diese muß also der Corrector mit der größten Genauigkeit besorgen. Es ligt mir äußerst viel daran. Ferner wäre es möglich, daß mir hie und da noch eine kleine Lücke entwischt wäre — die nur derjenige merkt, welcher den Jamben versteht. Deßwegen möchte ich sogleich, wenn (wie ich doch nicht hoffe) so etwas eingeschlichen wäre, durch die Post davon benachrichtigt werden — denn ohne mein Wissen soll und darf keine Zeile abgeändert oder eigenmächtig ausgefüllt werden.

Ich glaube auch, daß es zuweilen im Manuſcripte verſehen worden iſt, die Auftritte richtig zu zählen. Dafür könnte allenfalls Ihr Buchhalter oder der Setzer noch ſorgen. In den folgenden Manuſcripten ſoll die größte Richtigkeit beobachtet werden. Aber ich bitte Sie, laſſen Sie in dem jetzt geſchickten keinen Fehler einſchleichen.

Die Aushängebogen will ich nicht früher ſehen, als biß einige Akte fertig ſind. Daß nur die Exemplare auf holländiſchem Papiere für mich nicht vergeſſen werden.

Für einen Kopf will ich ſorgen und habe mich auf morgen bei Seydelmann anſagen laſſen. Es muß juſt nicht ein weiblicher ſeyn. Wenn ich Seydelmann eine ſchöne Idee zu einem männlichen aus der Gallerie angeben kann, ſo iſts auch gut. Dann aber wünſche ich, daß er von Sinzenich geſtochen würde. Geyſer hat bei mir allen Credit verloren. Auf die nächſte Woche bekommen Sie darüber beſtimmte Antwort.

Wenn ich die theatraliſche Ausgabe drucken laſſe, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß kein anderer als Sie ſie verlegt. Doch muß die eigentliche Jambiſche erſt im Publikum und wo möglich aus Ihrem Gewölbe ſeyn.

Der Menſchenfeind wird mich, ſobald ich ganz mit dem Carlos zu Stande bin, beſchäftigen. Ein Akt davon iſt fertig. Dieſes Stück kann vor Ende des Julius nicht fertig ſeyn, weil ich es habe liegen laſſen. Ich mag Ihnen jetzt nicht mehr größere Hoffnungen machen, als ich gewiß vorausſehe leiſten zu können. Es iſt möglich, daß dieſer Menſchenfeind alle meine vorigen Stücke übertrift — durch das allgemeine Intereſſe ſeines Inhalts und die Begeiſterung, womit ich ihn ſchreibe. Es verſteht ſich, liebſter Freund, daß er Ihnen zuerſt angeboten wird.

Der Geiſterſeher wird fortgeſezt, doch weiß ich Ihnen nicht gewiß zu ſagen, ob auch die Thalia? Luſtig iſt es doch, daß man endlich auf den Gedanken kömmt, dieſes Journal für etwas zu halten. Ich habe den Troß der jetzigen Monatſchriften durchgeſehen und ausgeſpürt, was für Nebenbulerinnen die Thalia eigentlich hat. Ich kann es nicht leugnen, daß ich mich ſelbſt gefühlt habe und nicht weiß, wofür ich das Publikum halten ſoll. Vor einigen Wochen ſchreibt mir ein Prinz Gallizin aus Paris um die Thalia, gibt ſich zum Subſcribenten an und ſchickt mir einen deutſchen Aufſatz zum Einrücken. Der Prinz von Coburg bittet mich angelegentlich, ihm

das Mſcrpt. des Geiſterſehers noch vor dem Drucke zu ſchicken. Ich mußte lachen, denn ich habe an der Fortſetzung noch keine Zeile geſchrieben. A propos, haben Sie das 2. 3. und 4te Heft an den Rath Reinwald in Meinungen geſchickt? Ich will hoffen.

Das Papier z. Carlos iſt ganz vortreflich. Werden Sie auch das Format nehmen oder größeres? Die Lettres bitte ich mir aber expreß klein wie die im Nathan aus. Aus dieſer einzigen Urſache wünſchte ich den erſten geſetzten Bogen, ehe er abgedruckt wird, zu ſehen, wenn es nämlich Sie nicht geniert.

Mit dem nächſten Mſcrpt. kömmt der Robertſon und Lebret — ich dachte aber, Huber habe den Lebret ſchon geſchickt.

Nun leben Sie wohl, liebſter Freund; der Himmel gebe Ihnen viel Freude — Muth und Glück. Das wünſcht von ganzem Hertzen Ihr aufrichtigſter

F. Schiller.

Der Brief blieb 2 Tage liegen. Indeſſen habe ich den Kopf bei Seydelmann beſtellt. Er verſpricht ihn innerhalb 14 Tage zu liefern. Er meynt auch, daß Sinzenich ihn ſtechen ſoll. Schicken Sie mir alſo in Ihrem nächſten Brief ein paar Zeilen an Sinzenich, ſo will ich an ihn ſchreiben.

27. An Schiller.

[Leipzig März 1787]

Liebſter Freund!

Der Correktor iſt Lorentz, ein Mann, der zum BuchſtabenKrämer gebohren iſt, und den Adelung in ſeiner Manier herangezogen hat. Göthe und Alringer haben mir vorgeſchrieben, Adelung zu folgen. Soll er dies bei Carlos auch thun, ſo ſteh ich für Gleichheit in der Orthographie. Den Carlos will ich gleich durch Sontag durchleſen laſſen, um zu ſehen, ob nicht ausgefülte Lücken ſind. — Da ich jede Correktur ſelbſt nachſehen werde wegen der äuſerl. Einrichtung, ſo ſollen keine falſchen Zahlen in den Auftritten vorkommen.

Wie viel Er. auf holl. Papier? ich habs vergeſſen, melden Sie mirs mit erſter Poſt.

Ich ſchreibe morgen an Sinzenich von hier aus direct, thun Sie ein gleiches. Ich berufe mich auf Ihren Brief, der nachkommen

würde. Kann Sinzenich nicht, so muß ich noch zu Berger oder einem andern geschickten Mann.

Um die ersten Stücke fortzuschaffen, muß ich Sie bitten, die Thalia nach Abrede unter dem Titel vermischte Schriften, oder wie Sie wollen, zu continuiren. Reinwald hat die Thalia erhalten.

Das Format von dem Papier bleibt wie ich Ihnen die Probe gesandt habe. Die Lettern wähl ich nach der Neuheit, Schönheit, Schärfe — Also vielleicht etwas weniges größer, vielleicht eben so als die zum Nathan. — Ihr Wille ist mir Gesetz, wenn ich ihn erfüllen kann.

Wenn Sie dem Prinzen Gallizin antworten, so schreiben Sie ihm nur: er möchte die Thalia nur bey Herrn Professor Floret in Paris bestellen. Dieser erhält auf Ostern auch etwas von mir.

Unser Publikum nimmt Theil an allem, was für die Neugierde ist. Daher der Schwung, welchen die Berliner Monatsschrift genommen hat, Schlözers Staatsanzeigen, polit. Journal ꝛc. Für Poesie hat es keinen Sinn mehr. Ueberhaubt, Freund, können wir dem guten Geschmack bald ein Grablied singen. Einige ächte Kenner machens in Deutschland nicht aus.

Der liebe Gott sey mit Ihnen. Ich schreibe heute noch an Seidelmann.

Ihr treuer Freund
Göschen.

28. An Crusius.

Dresden den 6. März 1787.

Eben da ich den Brief E. Hochedelgebohren empfing, war ich im Begriff, einen an Sie abgehen zu lassen, worin ich um einige Verzögerung bat. Die Rebellion der Vereinigt. Niederländer, welche ich für unser Werk bearbeite, wächßt mir unter den Händen und kann, wenn ich sie nicht übereilen will, unmöglich auf die Ostermesse beschlossen werden. Da ich es nun nicht leiden kann, einen solchen Aufsaz zu trennen, besonders bei der ersten Erscheinung eines Buchs, das sich erst Ansehn erwerben soll, wo auf die erste Wirkung so viel ankömmt, so war meine Meinung, die Erscheinung selbst biß nach der Messe zurückzuschieben, wo dann das Buch in 2 kleine Bände getheilt

herauskommen würde. Zugleich gewänn ich den Vortheil dabei, den Aufsaz noch einige Monate im Pulte zu haben und ihn der Vollkommenheit desto näher zu bringen, welches bei einer historischen Schrift so wesentlich ist.

Da ich vermuthe, daß Ihnen an einer solchen Verzögerung so sehr viel nicht liegen kann, und der Vortheil für das Werk selbst ist, so trage ich kein Bedenken, Ihnen diese Idee mitzutheilen. Lassen Sie also den Setzer einige Zeit noch pausieren.

Der Druck hat ganz meinen Beifall und für den Kupferstich will ich Sorge tragen. Es liegt mir äußerst viel daran, das Werk in jeder Rücksicht der Erwartung des Publicums entsprechend zu machen.

Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu seyn E. Hochedelgeb. ergebener Diener

Schiller.

Am 22. Juli 1787 war Schiller in Weimar angekommen, zunächst um Charlotte v. Kalb wiederzusehen und mit ihr sich über weitere Lebenspläne zu berathen. Am 1. Aug. schrieb er seiner Schwester Christophine, von der er lange keine Nachrichten erhalten hatte, er habe Dresden vor 10 Tagen verlassen, um sich einmal seinem Herzoge zu zeigen und Bekanntschaften zu stiften, die ihm zu einigen Absichten wichtig seien. Vielleicht könne er ihr in nicht gar langer Zeit etwas Bestimmtes über sein Schicksal sagen oder schreiben. Da er der Schwester nun um ein großes näher sei, werde er diese Nachbarschaft in einigen Monaten benutzen, sie und ihren lieben Mann zu sehen. In einer Nachschrift verkürzt er die Frist schon auf einige Wochen. „Weil ich aber etwas lange bleibe und einen Bedienten mitbringe, so sei so gut und miethe mir ein Logis im Fall daß die Frau v. Wolzogen mir das ihrige nicht überlassen kann. Ein Zimmer, eine Schlafkammer und eine Bedientenstube mit Mouebles." In Folge dieses Briefes scheint der Mann seiner Schwester, Reinwald, geschrieben und, da er Schiller bei solchen Anforderungen in einem gewissen Wohlstande vermuthen mochte, zur Reise aufgefordert und zugleich um Geld gebeten zu haben. Darauf antwortete Schiller am 6. Oct.: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, Dir zu Geld zu helfen, mein Lieber, aber da sitz' ich und finde keins. Eingeschlossener Brief von Dalberg wird Dir zeigen, warum sich bisher noch nichts ereignen konnte. (Es ist der Mannheimer Dalberg

gemeint, dem Schiller den Carlos angeboten, und der noch nicht angenommen hatte.) Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Crusius schreibe ich nächsten Donnerstag [11. Oct.], zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin; wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung. Kann er mir aber schicken, so kann ich Dir wenigstens etwas davon geben. Vor Ende der Messe weiß ich aber gar keine Aussicht. Auch das kann Dir beweisen, wie wenig ich jetzt auf Herumreisen denken kann." Aber nicht erst am 11. Oct., sondern gleich am 6. schrieb Schiller an Crusius.

29. An Crusius.

Weimar, d. 6. October 1787.

Endlich, mein bester Herr Crusius, bin ich am Ziel meiner Arbeit. Zerstreuungen und Hindernisse, die ich unmöglich habe voraussehen können, haben mich so lange davon abgehalten. Uebereilen wollte ich auch nichts und darum konnte ich nicht zeitiger Wort halten. Die Niederländische Rebellion unter Philipp dem zweiten ist bis auf wenig Bogen fertig, und eben habe ich angefangen sie ins reine zu schreiben. Sie beträgt ohngefähr 20 Bogen. Da diese Materie jetzt gleichsam Mode und Waare für den Platz ist, so war anfangs meine Idee, sie auch mit einem besondern Titel zu versehen und allein in die Welt zu schicken. Ich denke aber, es kann Beides statt haben, welches ich alles Ihnen überlasse.

Nur kann ich nicht umhin, Ihnen eine Bedingung zu machen. Ich habe bei einer kleinern Reise, die ich zu Ende des Monats vornehmen muß, darauf gerechnet, daß Sie mir einiges Geld werden schicken können. Ich will Sie nicht genieren, aber 12 Louisdors zum wenigsten müßte ich mit Ende des Monats und den Rest mit dem Neujahr haben.

Ich erwarte eine baldige Nachricht, ob ich mich darauf verlassen kann und werde Ihnen dann sogleich zusenden was fertig und copiert ist. Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu seyn

Ihr ergebenster

Schiller.

Aus dieſer Zeit hat ſich eine Aufzeichnung von Schillers Hand erhalten:

Reiſe Unkoſten

Von Weimar bis Bauerbach	fl. 33.	kr 19.
Von Bauerbach bis Weimar	78.	24.
In Bauerbach Wohlthaten	12.	$22^1/_2$
	124.	$5^1/_2$
Ungewiſſe Ausgaben in Bauerbach verbraucht	14.	
und die Bauerbacher Rechnung	138.	$5^1/_2$

℔	586
	138
	448.

Wie es ſcheint bezeichnet 586 das Geſammthonorar für die niederl. Geſchichte (etwa 60 Ldor. in Gulden berechnet), ſo daß nach Abzug der verbrauchten 138 Fl. noch ein Reſt von 448 Fl. zu erwarten blieb?

Am 19. Nov. hatte Schiller die Reiſe nach Bauerbach angetreten und dann, woraus ſich die hohen Koſten der Rückreiſe erklären, den Weg nach Weimar über Meiningen gemacht, wie er an Körner (1, 217) ſchreibt. Auch dankt er am 20. Dec. ſeinem Schwager und ſeiner Schweſter für ihre liebevolle Aufnahme ſeiner und die vergnügten Stunden, die er bei ihnen genoſſen habe.

Die geſchäftliche Correſpondenz ſtockt dann einige Wochen, da mit den Büchern, die Reinwald geſchickt hatte, fleißig an der niederländiſchen Geſchichte gearbeitet wurde. Es war beſonders die Vita des Viglius (Hagae Comitum 1743) und auch das für den Geiſterſeher benutzte Buch Le Comte de Gabalis ou Entretiens sur les sciences secrettes. A Paris 1670. 12°. Beider Werke gedenkt ein Brief an Reinwald vom 7. März 1788.

Endlich im Januar konnte Schiller die ſo lange angekündigte Niederl. Geſch. im Druck beginnen laſſen. Den Anfang hatte er in Wielands Merkur 1788. I, 1—35 und 136—166, worüber der 7. Theil der Sämmtlichen Schriften Auskunft gibt, veröffentlicht.

30. An Cruſius.

Weimar d. 24. Jenner 1788.

Hier haben Sie endlich einen Vorrath für 12 Bogen gedrucktes, womit Sie ohne Aufſchub und ohne Gefahr einer Verzögerung von meiner Seite können anfangen laſſen. Ich vermuthe, daß es Ihnen nicht unangenehm ſein wird, daß ich die Erſcheinung des Werks durch Einrückung des Anfangs in den deutſchen Merkur habe ankündigen laſſen. Um ſo ſchneller, hoffe ich, werden Sie es nun zerſtreuen.

Nun bitte ich Sie auf das inſtändigſte, einem tüchtigen und der Sache kundigen Mann (im Fall Sie ſelbſt ſich nicht ſo viel Zeit abmüſſigen könnten) aufzutragen, daß er mein erſtes Manuſcript mit dieſem neuen zuſammenhalte und jenes nach dieſem corrigiere und in Ordnung bringe, welches kein Geſchäft für den Setzer iſt. Fänden Sie keinen, dem Sie es auftragen möchten, ſo ſchicken Sie mir lieber beide mit der nächſten Poſt. Haben Sie dabei die Güte zu verordnen

1. daß die Noten und Citaten, welche ſich zu den 2 beifolgenden gedruckten Bogen in meinem erſten Mſcrpte finden, mit aufgenommen werden.

2. daß die Noten und Citaten überhaupt, deren Zahl mir nicht mehr erinnerlich war, entweder durchaus numerirt, oder auf jeder Seite nur durch * angegeben werden, damit im Buche ſelbſt keine Ungleichheit entſtehe.

3. die Jahrzahlen kommen an den Rand zu ſtehen.

4. wünſchte ich, daß keine Schwabacherſchrift, ſondern dieſelbe, nur weiter auseinander gerückt, da, wo ich unterſtrichen habe, gebraucht würde.

5. bitte ich mir einige Abdrücke auf holländiſchem und einige auf ſchönem Schreibpapier aus.

Verzögerungen dürfen Sie nicht mehr fürchten. Weil ich aus allerlei Bibliotheken Schriften habe zuſammentreiben müſſen, ſo bin ich unterdeſſen freilich aufgehalten worden. Jezt aber habe ich mehr als ich brauchen kann.

Der Titul des Werks, wenn Sie jezt davon Gebrauch machen wollen, heißt: Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung. Mehr als den 1ſten Theil erhalten Sie dieſe Meſſe nicht, er wird aber mehr als ein Alphabet, vielleicht einige

30 Bogen betragen. Titel und Vorrede bitte ich bis zuletzt aufzusparen.

Ich habe mir die Freiheit genommen, dem Herrn Legations-Rath Bertuch, von dem ich mir 60 Thlr. habe auszahlen lassen, eine Assignation an Sie zu geben, welche Ihnen Hr. Göschen vermuthlich vorzeigen wird. Wollen Sie so gütig seyn, dieselbe an ihn zu bezahlen? Vielleicht daß es ihn vor Ausgang des Monats nicht pressiert.

Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu seyn E. Hochedelgebohren ergebenster Diener

Schiller.

P. S. Darf ich Sie noch damit beschweren, diesen Einschluß gütigst zu besorgen?

31. An Crusius.

P. S.

Hier folgt das Manuscript. Ich hab es ganz müssen abschreiben lassen, weil ich vom Druckort entfernt bin und also bei der Correctur nicht nachhelfen kann. Mit den Jahrzahlen machen Sie's wie Sie wollen. Wenn Sie aber die kleinste non pareilschrift nehmen lassen, so ändert es gar nichts an der Breite der Columnen, denn so sehr wird das Buch nie beschnitten, daß nicht Raum für einen Finger breit bliebe.

Den Augenblick geht die Post. In aller Eile. Ihr ergebenster

Schiller.

NB. Das Gedruckte im T. Merkur wird wörtlich abgedruckt biß p. 27.

Möglich, daß der Einschluß, den Crusius besorgen soll, ein Brief an Huber war, vom 20. Jan. 1788.

Die Druckanordnungen beweisen, wie genau sich Schiller bis ins Kleine um die Ausstattung seiner Schriften bekümmerte. Die Noten und Citate wurden mit Buchstaben fortgezählt; die Jahrzahlen stehen am Rande und Schwabacher Schrift ist nirgend angewandt.

Am 7. Febr. 1788 schreibt Schiller an Körner (1, 253): „Es ist Nachts um halb vier Uhr; eben habe ich ein Paket an Crusius fertig gemacht", das die Fortsetzung des Mipts. der Niederlande enthalten haben wird.

32. An Crusius.

Weimar d. 24. Febr. 1788.

Hier sende ich Ihnen die mir gütigst überschickte Correctur zurück. Mit der Schrift und dem Format bin ich ganz zufrieden. Wie ich aber von Herrn Göschen gehört habe, so bemühen Sie sich um gutes Papier für unser Werk und ich kann nicht leugnen, daß mir ein großer Gefallen damit geschähe, wenn Sie auch dieses daran wenden wollten. Es ist ein Opfer, das man dem verzärtelten Theil des Publikums bringen muß.

Hr. Göschen wird Ihnen auch von meinetwegen gesagt haben, daß ich Ihnen für die Ostermesse nur Einen Band von der Revolution liefern kann, und daß es mir allerdings lieber wäre, wenn wenigstens gleich 2 Bände ins Publikum kämen.

Da wir nun durch längeres Warten auch zu besserem Papier kommen können, so habe ich ihm aufgetragen, Ihnen von meiner Seite zu erklären, daß ich nicht auf die Ostermesse dringe. Sobald Sie das nöthige Papier hätten, fingen Sie an und ließen frisch und ununterbrochen fort drucken, biß 2 Bände fertig sind. Dann schickten wir sie gleich, ohne die Michaelmesse abzuwarten, in die Welt. Von meiner Seite ist jetzt kein Hinderniß mehr.

Das ganze Werk besteht eigentlich aus 2 Hauptepochen, die eine vor, die andere nach der Utrechtischen Union. Deßwegen habe ich dem Titelblatt, daß auf dem A Bogen steht, diesen Rahmen gegeben, um es gleich genauer zu bestimmen; dieses ist nehmlich nicht der Titel des Buchs, sondern des Abschnitts oder des Theils.

Allerdings wünschte ich eine Vignette auf dem Titel, und werde Ihnen, sobald ich darüber einig bin, schreiben und auch den Zeichner dazu vorschlagen. Alsdann ist eine Niederländische Charte zu dem Buche fast unentbehrlich. Wir müßten also eine von den neuesten und besten aus Frankfurt bestellen und nach ihr die unsrige stechen lassen. Sie muß alle 17 Provinzen der Niederlande enthalten.

Von der Geschichte m(einer) Verschwörungen soll mit der N. Revolution zu gleicher Zeit ein Band erscheinen, darauf können Sie zuverlässig zählen. Wenn es also für Sie nothwendig ist, daß der erste Band der N. Rebellion noch auf diese Messe herauskommt, so haben Sie die Güte, es mich wissen zu lassen, daß ich mich auch wegen der G(eschichte) d. Verschwörungen sogleich darnach richten

kann. So lieb es mir wäre, wenn gleich 2 Bände von der niederl. Revolution erschienen, so wenig sollen Sie durch mich gehindert seyn, wenn Sie jezt gleich nur einen Band geben wollen.

Schließlich ersuche ich Sie, mir auf Abrechnung Schmidts Geschichte der Deutschen, wenn es auch ein Nachdruck ist, Pütters Grundriß der deutschen Reichsverfassung, Montesquieu Esprit des Lois, nebst einer guten Landcharte von Europa, einer von Deutschland und einer von den Vereinigten Niederlanden zu übermachen: Sie wählen von den Landcharten die neuesten, welche Sie besser als ich kennen werden.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn E. Hochedelgebohren ergebenster Diener

Schiller.

Die Stockung des Satzes und Druckes, die durch den vermeinten Mangel an Papier einzutreten schien, kam Schiller offenbar sehr gelegen. Denn er hatte, auf Göschens Nachricht bauend, diesem ein neues Heft der Thalia, das fünfte, zugesagt und auch für das Märzheft des Merkur einen Beitrag versprochen. Um so bestürzter machte ihn die Nachricht von Crusius, daß er, wie wir aus Schillers Brief an Körner vom 6. März erfahren (1, 267) ausreichend mit Papier versehen sei und scharf darauf losdrucke. Schiller saß „in Todesschweiß." Für den Merkur machte er „in der Angst" zwischen dem 6. und 17. März die Götter Griechenlands (Körner 1, 269). Bei der Thalia half er sich, indem er „Einige Scenen" aus dem Schauspiele Hubers „Das heimliche Gericht" aufnahm (Thalia 5, 1—66), mit dem er lange gezögert hatte. Um das Heft zu füllen gab er ein Stück seines Geistersehers (Thal. 5, 67—132. S. Schr. 4, 217—261) dem die Leser die gedrängte Lage nicht werden angesehen haben, in der es entstanden.

Das Titelblatt auf dem Bogen A lautete: Geschichte der Niederländischen Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung. Erster Band.

Eine Karte ist dem Buche nicht beigefügt.

33. An Crusius.

Weimar d. 17. April 88.

Haben Sie doch die Güte und lassen mich wissen, wie Sie es mit der Titelvignette zur Niederl. Rebellion gehalten haben. Wenn

Oeſer nichts dazu gezeichnet hat, ſo iſt meine Idee einen bloßen altteutſchen Hut mit einer oder einigen großen Federn, alles ganz frei, ohne Grund, ohne Nebenzierrathen, auf dem Titelblatte anzubringen. Dieſes iſt einfach und ein bekanntes auch gefälliges Attribut der Freyheit; es kann zugleich leichter ausgeführt und zeitiger gefertigt werden.

In letzthin überſandtem Miſcrpte haben Sie die Güte (Seite wieviel? weiß ich nicht, doch iſt es auf den letzten acht Blatt) unter den Citaten ausſtreichen zu laſſen:

Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente.

Um Ihnen neues Miſcrpt zu überſenden, erwarte ich nur neue Aushängebogen.

Unter denen vorhin überſchickten habe ich einige weſentliche Druckfehler, vorzüglich aber einen eigenmächtigen Eingriff der Cenſur gefunden, der ſo unmöglich bleiben kann. Der Cenſor hat ein ganzes Komma weggeſtrichen, ohne mich zu avertieren, daß ich es durch ein andres erſetzen könnte. Jetzt iſt das, was ſtehen geblieben, ganz ohne Verſtand und Sinn; darum aber hat der Cenſor ſich freilich nicht bekümmert. Ich aber muß es, denn das Buch trägt meinen Nahmen. Indeſſen kann ſowohl dieſem als auch den weſentlichen Druckfehlern dadurch begegnet werden, daß einige Blätter, die vielleicht ohnehin auf dem letzten oder Titelbogen leer bleiben, umgedruckt werden, wodurch alſo nicht viel verdorben ſeyn würde.

Ich werde Ihnen in der nächſten Woche das zu verändernde überſchicken. Mit Anwünſchung einer recht guten Meſſe verharre ich Ew. Hochedelgebohren ergebenſter Diener

Schiller.

P. S. Einſchluß bitte gef. übergeben zu laſſen.

Die Titelvignette der erſten Ausgabe von 1788 zeigt einen breitkrämpigen Hut ohne Federn auf einer in einem flachen Hügel ſtehenden Stange, links Gebüſch und rechts ein zerbrochner Zaun und dahinter Gebüſch. Rechts unten Endner inv. fe.

Das Citat, deſſen Tilgung hier vorgeſchrieben wird, iſt S. 251 mit abgedruckt. Der Auftrag kam entweder zu ſpät oder iſt von Cruſius unbeachtet gelaſſen. Vgl. S. Schr. 7, 158. Später hatte

Schiller die Unpaßlichkeit des Citats vergeſſen und es iſt in allen Ausgaben ſtehen geblieben.

Wie die Stelle lautete, welcher die Eigenmächtigkeit des Cenſors Verſtand und Sinn genommen, iſt nicht zu ermitteln, da S. 99—100 (S. Schr. 7, 70 f.) durch eingelegten Carton ergänzt ſind. Die Erzählung handelt dort von dem Dominikaner Torquemada und der ſpaniſchen Inquiſition. Cruſius hatte ſich gegen den Carton geſträubt, aber Schiller beſtand darauf (Nr. 39, 41).

34. An Göſchen.

Weimar d. 19. April 1788.

Es wird ſich ein Buchhändler aus Stuttgart bei Ihnen melden, der Ihnen meine Anthologie nebſt dem Wirt(embergiſchen) Repertorium an mich ausliefern wird. Haben Sie die Güte, ihm 2 Carlos und 2 Thalias, vom 2ten Heft biß zum 6ten Jede, in meinem Nahmen und auf unſre Abrechnung auszuliefern. Ich will nicht haben, mein liebſter Freund, daß Sie mir alles, was Sie mir von meinen Schriften, über die accordirte Anzahl, geben, unentgeltlich überlaſſen. Sehen Sie z. B. Herrn Götz an; der läßt mich jedes Exemplar von meinen Stücken bezahlen die er ohne mein Wiſſen neu verlegt.

Weil ich doch von dieſem Herrn rede, ſo muß ich Ihnen eine Idee anvertrauen, womit Bertuch Sie mehr bekannt machen wird. Ich leſe in dieſem Meßkatalogus von einer neuen Auflage meines Fiesko und von Kabale und Liebe. Meines Wiſſens iſt dieſes die III te Edition, die im Schwaniſch. Verlag davon gemacht wird, und bei dieſer wie bei der vorigen iſt mir nicht ein Wort gegönnt noch viel weniger ein Honorar angeboten worden. Urtheilen Sie ſelbſt, m. Beſter, ob ich noch Urſache habe mit ſolchen Leuten discret zu verfahren. Schwan und Götz wiſſen, daß ich durch Schriftſtellerey allein exiſtiren, und auf jeden Profit ſehen muß, dennoch behandeln ſie mich ſo wucherhaftig, daß ich von einem Stücke, das ſie das drittemal auflegen 10 Carolin in allem gewonnen habe. Ich will mich alſo dießmal meines Vortheils bedienen und, wenn Sie mit mir einverſtanden ſeyn wollen, eine Neue durchaus verbeſſerte mit neuen Scenen vermehrte und mit einem ganz neuen Stück verſehene, Auflage meiner Schauſpiele für die Michaelis Meſſe ankündigen, welche in Ihrem Verlage herauskommen ſoll. Dabey thun Sie mir nur den Gefallen

und bekennen sich gegen Götzen zum Verleger, lassen ihn dabey merken, wie schändlich er mit mir umgegangen sey. Bertuch wird Sie dabey eifrig unterstützen, den ich gebeten habe, die Sache zu übernehmen. Eigentlich ist mein Plan nicht, daß es diese Michaelismesse geschehen soll; aber ich will Götzen damit in Furcht setzen, der mir für beide Stücke zusammen, die er jetzt ohne mein Wissen auf die Messe gebracht, hundert Thaler bezahlen soll. Thut ers nicht, so halte ich mein Wort, lasse seine Auflage in allen Zeitungen angreifen und kündige gleich im April des Merkur die meinige an. Dabey haben Sie nun die Güte und thun, als wären wir vor einigen Monaten schon darüber eins geworden.

Thut Götz es nicht und will ers darauf ankommen lassen, so zerstreuen Sie wo möglich noch auf der Messe, ehe er seine Auflage losschlägt, das Avertissement der meinigen, welches Bertuch Ihnen so gütig seyn wird aufzusetzen.

Anbey bitte ich Sie auch, m. Lieber, mir den ersten Theil Ihrer Recensionensammlung und die Aushängebogen des Geistersehers zu übermachen.

Leben Sie recht wohl und haben Sie eine glückliche Messe. Ganz Ihr

Schiller.

Ueber das unverschämte Benehmen der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim gegen Schiller ist schon früher die Rede gewesen. Von den Räubern hatte sie zwei Auflagen mit der Jahreszahl 1782, und eine mit der Jahrzahl 1788 gedruckt; von Fiesko gingen 1783, 1784 Auflagen hervor und von der 1788 sind wieder zwei Auflagen vorhanden; Kabale und Liebe erschien 1784, 1785 und 1786 wiederum in zwei Auflagen. Für Fiesko hatte Schiller 11 Ld'or, für Kabale 10 Carolin, für acht Auflagen beider Stücke also 127 Thlr. erhalten, während ihm, selbst nach dem wucherhaften Maßstabe dieser „Freunde" von Rechtswegen 508 gebührt hätten, und Schiller wollte sich für die 381 Thlr., um die sie ihn verkürzten, mit Einhundert begnügen. Anstatt diese billige Forderung zu erfüllen, lehnten die „Freunde" sie ab und druckten bis zu seinem Tode noch mehre Auflagen, ohne des Dichters zu gedenken.

Die Aushängebogen des Geistersehers sind des 5. Heftes der Thalia, nicht einer Separatausgabe.

35. An Göſchen.

Weimar d. 9. May 1788.

Nur in zwey Zeilen, beſter Freund, meinen herzlichen Glückwunſch zur Hochzeit. Der Tag hat mich zu ſchnell überfallen, ſonſt hätte ich meinen Pegaſus einen Ritt dazu machen laſſen, aber das träge Thier will mir jetzt nicht von der Stelle.

Was der Himmel von Freuden in den Fingerhut voll Leben, den er uns beſcheert, nur hineinpreſſen kann, möge euch beiden in vollem Maaße zu Theil werden. Lieben Sie Ihre Frau immer wie heute, das iſt alles, was ich Ihnen ſchönes zu wünſchen brauche, und ich denke, daran ſolls nicht fehlen. Alles was ich von ihr höre, hat mich entzückt. Sie wird eine vortreffliche Frau werden.

Auf den Dienſtag ſoll Ihre Geſundheit mit dem herzlichſten Antheil getrunken werden von Ihrem treuen Freund

Schiller.

8 Stück Carolin habe von Bert(uch) erhalten. Alles übrige werde ich beſorgen.

Göſchen war, wie wir aus einem Briefe Körners vom 4. Januar (nicht Juni) 1788 erfahren (I, 196), mit Sophie Becker, der Schweſter des Schriftſtellers Becker, die ſchon von Matthiſſon verlaſſen war, verlobt, hatte aber die Verbindung wieder aufgegeben, und ſich mit einer Verwandten Kunzes, Henriette Heun verlobt. Im Februar 1788 war er acht Tage in Weimar geweſen, glücklich als Bräutigam, aber nicht im Stande, Schiller eine Vorſtellung von ſeiner Braut zu geben (Körner 1, 261). Mit dieſer verheiratete er ſich am 13. Mai, eben jenem Dienstage, an dem Schiller ſeine Geſundheit trinken will. Die Frau — Göſchen nennt ſie gewöhnlich Mein Weib — machte das Glück ſeines Lebens aus. Noch am 30. Apr. 1820, in einem Briefe an Heeren (auf der Göttinger Bibliothek) ſpricht er mit Enthuſiasmus von ſeiner Jette.

36. An Göschen.

Volkstädt bey Rudolstadt d. 19. Jun. 1788.

Mit Ausgang des Monats, lieber Freund und Ehmann, erhalten Sie Manuscript zum VIten Heft der Thalia.

Diesen Monat mußte ich noch an meine Geschichte wenden, aber den ganzen noch übrigen Sommer und Herbst wird nur für Sie gearbeitet. Die Thalia soll und muß empor. Mit Anfang des Augusts sollen Sie in Stand gesetzt seyn, 2 Hefte zugleich herauszugeben und vor Ausgang Octobers noch zwey. Mein Plan ist, daß mit dem lezten December 12 Hefte in allem bey einander sind. Alsdann wird es darauf ankommen, ob es der Mühe werth ist, die Thalia fortan als ein regulaires Journal zu continuiren, und wir wollen dann den Plan mit einander entwerfen.

Da der Geisterseher mehr ins Große ausgeführt wird und ziemlich viel über ein Alphabet betragen dürfte, so kann er vor der Michaelismesse nicht complett seyn. Zwey Drittheile bin ich gesonnen davon in die Thalia zu geben, das übrige erscheint nicht eher als wenn er ganz herauskommt; so kann also der Nachdrucker keinen Vortheil haben. Mit Anfang Augusts sollen Sie auch in den Stand gesetzt seyn, an dem ganzen drucken zu können, wozu Sie also das Papier bestimmen können. Ich dächte, mein lieber Freund, wir dächten auf eine recht niedliche Ausgabe mit Kupfern? Was meynen Sie? Das Buch kommt ohne Zweifel weit herum und außer Deutschland. Es muß also billig auch die Ehre der deutschen typographischen Kunst retten. Eine Zeichnung macht eben jetzt der Erbprinz von Rudolstadt. Vielleicht können wir die brauchen. Man theilt das Buch in zwei Bändchen: für jedes eine Vignette und ein Titelkupfer. Was halten Sie davon? Schreiben Sie mir darüber.

Ich wohne jetzt auf dem Lande, gleich bei Rudolstadt in einer überaus angenehmen Gegend, wo ich mich oft an Gohlis erinnere. Wie lebt es sich unter dem Zepter Hymens? Was macht Ihre liebe Frau? Empfehlen Sie mich ihr recht schön.

Noch was, lieber Freund. Ich wünschte jemand ein Geschenk mit einer englischen Bibel zu machen, welches aber eine neue und schöne Ausgabe seyn müßte. Sie werden Sie mir, denk ich, besorgen können, da Sie ohnehin, wenigstens durch die dritte Hand, mit englischen Buchhändlern commercieren werden. Haben Sie die Güte und

unternehmen es, sie mir etwas bald zu schaffen. Noch besser, wenn sie schon in Leipzig zu haben wäre.

Adieu. Lassen Sie mich hören, daß Sie ein recht glücklicher Mensch sind, welches von Herzen freuen soll Ihren treuen Freund

Schiller.

Das hier angekündigte VI. Heft der Thalia enthielt 1: Schillers Iphigenia in Aulis. 2: Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seiner Stoffe, von Körner; veranlaßt durch die Saalbadereien Stolbergs, Herders und Knebels über Schillers Götter Griechenlands. 3: Fortsetzung des heimlichen Gerichts, von Huber, und 4: Fortsetzung von Schillers Geisterseher. Der große Eifer, den Schiller hier für die rasche Förderung der Thalia zu entwickeln scheint, war bloßer Schein, da im Jahre 1788 nicht allein nicht Heft 6—12, sondern kein einziges außer dem V. erschien, und H. 6—8 erst im J. 1789. Der Geisterseher, dessen Completirung nach der Michaelismesse hier wenigstens für möglich gehalten wird, ist bekanntlich niemals vollendet worden. Die Buchausgabe hat keine Zeile mehr, als das was schon in der Thalia gestanden, eher weniger, da mehreres von dem, was in der Zeitschrift des Füllens wegen als hors d'oeuvre gegeben war, bei der selbständigen Ausgabe als schleppend weggelassen wurde, und gerade das, was Schiller während der Arbeit am meisten interessierte, das philosophische, in den S. Schr. Thl. 4 wieder nachgetragene Gespräch. Schiller war in der Verfassung und in der glücklichen Lage, daß er alles, was ihn fesselte und bewegte, dem Publikum meinte bieten zu dürfen, und daß seine Durchgangsstufen auch die seines stets wachsenden Publikums waren. Nie hat ein Schriftsteller wie er sein Volk mitgerissen und mitgehoben, und nichts, was er veröffentlichte, ist ohne tiefdringende Wirkung geblieben. Das wußten und lernten seine Verleger, die alles willig aufnahmen, was er ihnen gab, so unerwartet es sein mochte, und die am liebsten gesehen hätten, wenn die periodischen Unternehmungen, die er mit ihrer Hülfe leitete, ganz und ausschließlich mit seinen und nur mit seinen Arbeiten gefüllt gewesen wären. Seine eigne productive Kraft war im steten Wachsen, und jetzt um so mehr, da er in einem anregenden Verkehr mit der Familie v. Lengefeld in Rudolstadt lebte. Bei der Rückkehr von der Meininger Reise des J. 1787 kam er, wie seine Tochter Emilie (in

Schiller und Lotte S. 2) berichtet, mit seinem alten Stuttgarter Genossen Wilhelm v. Wolzogen am 6. Dec. nach Rudolstadt und wurde bei der Familie Lengefeld eingeführt. Dieser Familie wegen, die aus der Oberhofmeisterin, geb. v. Wurmb und ihren beiden Töchtern, der ältern Karoline, die mit dem Herrn v. Beulwitz verheiratet war, und der jüngern, Charlotte, bestand, war er im Mai 1788 nach Volkstädt und bald nach Rudolstadt selbst gezogen. Um der frommen Mutter, die gern englisch las, eine Freude zu machen und, wie er schreibt, dem Verfall des wahren Christenthums im Lengefeldschen Hause zu steuern, der wie eine Zentnerlast auf seinem christlichen Herzen gelegen, stiftete er sein Andenken bei der würdigen Frau durch die hier verschriebene holy Bible, containing the old and new testaments (Leipzig, printed for John Grosse's heirs 1746), in die er am 2. Aug. 1788 einige Verse aus seiner Anthologie schrieb:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht im Himmel, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß.

37. An Crusius.

Volkstädt, d. 26. Jul. 1788.

Sie erhalten kommenden Sonnabend noch 3 Bogen zu dem Ersten Theil der Rebellion; ich finde es nothwendig sie sowohl wegen des Inhalts als auch deßwegen, weil sonst der II. Theil gegen den 1sten viel zu lang ausfallen würde, dem Ersten noch beyzufügen. Aber aufgehalten sollen Sie nicht werden. Ich habe sie nur noch abzuschreiben, und haben Sie solche mit Ende dieser Woche nicht, so gebe ich Ihnen Freiheit den Band zu schließen.

Es fehlen mir noch die Aushängebogen X Y Z, schicken Sie mir sie doch mit dem bäldigsten.

Heute erwarte ich einen Brief von Ihnen, nebst dem Geld, um das ich Sie gebeten habe.

In Eile. Ihr ergebenster

Schiller.

Die „Rebellion" ist die Geschichte des Abfalls der Niederlande und die angekündigten drei Bogen (S. 499 ff. S. Schr. 7, 302,

9 ff.) wurden nicht ſowohl des Gleichgewichts der Bände willen nachgetragen, als um das einmal vorhandene Mſpt. nicht müſſig liegen zu laſſen; denn der zweite Theil war damals freilich noch im Plane, da das Ganze nach einem Briefe an Körner vom 27. Juli (1, 327) auf 6 Bände abgeſehen war; bekanntlich aber iſt kein weiterer Band erſchienen, und Schiller fieng ſchon am 5. Juli an, „der Arbeit ſatt zu werden.“ (Körner, 1, 319).

Der „kommende Sonnabend“, an dem Cruſius die Schlußlieferung „erhalten“, d. h. an dem Schiller ſie abſenden wollte, war der 2. Aug., den er freilich nicht abwartete, da er die Sendung, nach Nr. 38, noch im Juli abgehen ließ und zwar von Rudolſtadt aus, wohin er alſo noch im Juli überſiedelte, nicht erſt, wie es in dem Buche „Schiller und Lotte“ S. 60 heißt, in der erſten Hälfte des Auguſt. Das Datum des nächſten Briefes hat Schiller unausgefüllt gelaſſen. Der Zeitpunkt ſeiner Ueberſiedelung nach Rudolſtadt würde ſich vielleicht genau beſtimmen laſſen, wenn man über das Vogelſchießen, deſſen Lotte am Morgen nach ſeiner Ankunft erwähnen ſoll (S. 62), Beſcheid geben könnte. Nach einem Briefe an Körner vom 20. Auguſt (1, 330), iſt aber das Billet Lottes anders zu ordnen, da Schiller das Vogelſchießen in der Woche vom 17—23. Aug. ausdrücklich ſtattfinden läßt.

Die fehlenden Bogen X—Z umfaſſen S. 321— 368.

38. An Cruſius.

Rudolſtadt, d. Juli 1788.

Hier, mein wertheſter Herr Cruſius, folgt endlich der Beſchluß des erſten Theils unſerer Rebellion nebſt einer neuen Verſchwörung. Ich habe Sie lange hingehalten, aber wüßten Sie meine vielen Verhinderungen, Sie würden mich entſchuldigen. Nunmehr hängt es alſo bloß von Ihnen ab, wenn der 1ſte Band der R. Rebellion erſcheinen ſoll. Die 4te Verſchwörung werde ich Ihnen zeitiger liefern, als Sie mir nach den bisherigen Verzögerungen zutrauen werden. Die Geſchichte hat mir gewaltig viel Zeit und Mühe gekoſtet, aber dafür hoffe ich auch, daß wir keine Schande damit einlegen werden.

Ich bin begierig von Ihnen zu hören, wie es mit der Zeichnung von Öfern ſteht. Den Titel, Inhalt der Bücher und die nothwendige Vorrede ſchicke ich Ihnen in nächſter Woche. Haben Sie neue Aushängebogen, ſo haben Sie die Güte ſie mir zuzuſchicken.

Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie mir auf Abschlag unsrer Rechnung 10 oder 20 Louisd'ors schicken. Ich brauche es gar nothwendig. Da ich auf einer kleinen Reise jetzt begriffen bin. Sie haben die Güte und schicken es, (womöglich mit nächster Post, weil ich mich nicht über 8 Tage mehr hier aufhalte) unter meiner gewöhnlichen Adresse nach Rudolstadt, abzugeben in der Neuen Stadt bey Herrn Hofrath v. Beulwitz.

Haben Sie Homers Odyssee von Voß noch nicht erhalten. Ich sehne mich sehr darnach. Ich bitte um baldige Antwort.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

Die Sendung enthielt also die am 26. angekündigten 3 Bogen, so daß der Schluß der Geschichte des Abfalls der Niederlande noch in den Juli fällt; und Schillers Wohnen in Rudolstadt schon im Juli steht noch diesem Briefe fest.

Die „neue Verschwörung" war die der Pazzi, von Schillers Schwager Reinwald, die in der Geschichte der Rebellionen S. 226—274 abgedruckt ist. Bei seinem Besuch in Meiningen im J. 1787 hatte Schiller seinem Schwager die Arbeit empfohlen; am 20. Dec. schrieb er an denselben: „Bei unsrer Verabredung, lieber Bruder, bleibt es doch? Du nimmst die bewußte Arbeit für Deine müßigen Stunden vor, sie wird Dir ganz gewiß Vergnügen machen." Dann am 7. März: „Mit der Nachricht von Deiner angefangenen Verschwörung der Pazzi hast Du mir eine wahre Freude gemacht. Vor Ostern (23. März) braucht es nicht fertig zu seyn; aber gegen Johannis wünschte ich es." Und am 9. Juli: „Habe Dank, lieber Bruder, für die Pünktlichkeit, mit der Du mir Wort gehalten hast. Deine Accuratesse setzt mich in den Stand den ersten Theil meiner Verschwörungen zeitiger erscheinen zu lassen, als es mit anfangs geschienen hat. Ich denke zu Ende Augusts sollst Du Geld und Exemplare empfangen."

Dies geschah erst unterm 27. März 1789; Reinwald erhielt 18 Thlr. (für den Bogen 6 Thlr.) Honorar und 3 Freiexemplare. Schiller war mit der Arbeit recht gut zufrieden; Körner fand Stoff und Behandlung äußerst trocken (1, 376). — Die „4te Verschwörung" ist nicht geliefert; Nr. 40.

39. An Cruſius.

Rudolſtadt, d. 10. Octob. 1788.

Den nächſten Sonntag geht alles, was zur Vollendung der niederl. Geſchichte erforderlich iſt, von hier ab. Die Verſchwörungen werde ich mit einer kleinen Nachricht verſehen, welche das Zurückbleiben der 4ten Verſchwörung, die dazu beſtimmt war, entſchuldigen ſoll. Alſo können beide Werke erſcheinen.

Die Niederländiſche Geſchichte erfordert alſo nur noch den Bogen Ll nebſt dem Titelbogen. Dieſer letztere wird durch die Vorrede, das Titelblatt, das Blatt für die Druckfehler, und durch ein Blatt, das nothwendig umgedruckt werden muß, juſt ausgefüllt werden. Ein Blatt, das 8te bleibt allenfalls noch leer, wenn das Mſcrpt. nicht ganz auf dem Ll Bogen beſchloſſen werden ſollte. Auf dieſen Ll Bogen habe ich bis jetzt immer gewartet, weil ich die Druckfehler (deren eine gar große Menge iſt und darunter ſehr wichtige ſind) nicht angeben kann, ohne das Ganze beiſammen zu haben.

Iſt alſo der Ll Bogen gedruckt, ſo ſchicken Sie mir ihn doch mit dem bäldigſten, daß ich, wenn Druckfehler darinnen waren, die Anzeige gleich nachſchicken kann.

Ich denke nicht, daß Sie bei dieſer Vorkehrung aufgehalten werden können, weil das Werk ſoweit fertig iſt, daß es nur an dem Titelbogen fehlt, der lang fertig wird, ehe Sie es ausliefern. Sie hätten Titel und Vorrede längſt, aber ein ſchmerzhaftes Zahn und Halsweh, das mich ſchon etliche Wochen quält, hat mir alle Geſchäfte entleidet und unmöglich gemacht.

Wenn Sie allenfalls den Titel nothwendig, zur Abſchließung des Meßhandels, brauchen, ſo ſende ich Ihnen dieſen hierzu. Kommenden Montag oder Dienſtag haben Sie alles übrige von mir in Händen, daß alſo mit Ende nächſter Woche alles gedruckt ſeyn kann. Braucht der Setzer, um ſich bei dem Ll Bogen darnach richten zu können, nothwendig zu wiſſen, wie viel Blatt das einnimmt, was ich noch zurück habe, ſo kann ich es ihm ganz genau beſtimmen. Es ſind mit dem Titelblatt in allem 7 zur Niederländiſchen Geſchichte und 3 zu der Geſchichte der Verſchwörungen.

Das Titelkupfer kann recht gut ganz wegbleiben, es koſtet nur

unnöthig Geld, und Zierrathen, denk ich, sollen wir nicht brauchen. Sonst gefällt mir die Zeichnung Ihres Bruders besser als Oesers, wo mir der Besen nicht gefällt.

Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Der 10. Oct. war ein Freitag; wenn Schiller am Sonntage, 12. Oct., alles Erforderliche absandte, meinte er, werde es am 13., oder spätestens am 14. in des Verlegers Hand sein. Der Ll Bogen (S. 529—544) ist der vorletzte, da der s. g. Titelbogen die Signatur Mm trägt. Dieser besteht aus den beiden Schlußblättern des Textes (deren letztes die Druckfehler anzeigt), dem Doppeltitel (2 Bl.) und 3 Bl. Vorrede; das übrig bleibende Blatt wurde zu den bei Nr. 33 bereits erwähnten Carton benutzt.

Alle diese Einzelnheiten machen es unumstößlich gewiß, daß die bisher hier vorausgesetzte Ausgabe des J. 1788 in groß Octav zu 548 S. die erste war, und nicht, wie Paul Trömel in seiner Schiller-Bibliothek (Leipzig 1865 Nr. 65) meint, die kleinere desselben Jahres zu 387 Seiten, die, trotz der Firma S. L. Crusius auf dem Titel, nichts anderes als ein leichtfertiger Nachdruck zu sein scheint. Schon das C. F. vor Schillers Namen unter der Vorrede macht die Rechtmäßigkeit sehr verdächtig. So hat Schiller selbst sich gewiß nicht unterzeichnet, der längst schon durch Weglassung von Vornamen sich in die Reihe der Autoren stellte, die in der Welt nur Einen Namen führen und doch allgemein bekannt sind.

Die „kleine Nachricht", mit welcher Schiller die Geschichte der Rebellionen versehen wollte, besteht aus 12 kleinen Zeilen. Man erfährt daraus, daß die Verschwörung des Fiesko die vierte sein sollte, aber, wie die Vorrede, für den zweiten (nicht erschienenen) Band aufgespart bleibe.

Diese Vorrede hat kein Datum; jene der Niederlande ist aus Weimar datiert, aber in Rudolstadt verfaßt, da Schiller während der ganzen Michaelismesse nicht in Weimar war.

40. An Crusius.

(Oct. 1788.)

Nur in aller Eile, um Sie nicht aufzuhalten (und die Post geht den Augenblick) sage ich Ihnen, daß ich sehr damit zufrieden

bin, wenn Sie meinen Nahmen dem Buch vorsetzen. Der Titel heißt:

Der Abfall der Vereinigt. Niederlande von der ſpaniſchen Regierung von F. Schiller. Des erſten Theiles erſter Band.

Mit Hochachtung Ihr ergebenſter

Schiller.

Der Titel des Buches lautete im Druck: Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erſter Theil enthaltend die Geſchichte der Rebellion bis zur Utrechtiſchen Verbindung. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Cruſius. 1788. Der gegenüberſtehende Titel: Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. (Vignette). Erſter Band. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Cruſius. 1788. Die Vignette iſt die zu Nr. 33 beſprochene von Endner. 5 Bl. Vorſtücke, 548 S. gr. 8. Der Nachdruck vom ſelben Jahre und mit derſelben Firma hat ſt. Rebellion den Druckfehler Rebellionen. 5 Bl. Vorſtücke und 387 S. kl. 8. Die beiden ſpäteren Auflagen erſchienen 1801.

41. An Cruſius.

Rudolſtadt, d. 16. Octob. 1788.

Den letzten Transport werden Sie, hoffe ich, nun in Händen haben. Aus dieſem Ll Bogen ſehe ich, daß das, was noch zurück iſt, über ein Blatt betragen wird, und daß alſo in der Ausrechnung, die ich gemacht, eine Veränderung entſteht. Laſſen Sie aber lieber das noch Rückſtändige enger drucken und mit kleinerer Schrift, als daß Sie das umzudruckende Blatt aus Mangel des Platzes aufopferten; denn einmal für allemal, dieſes Blatt muß nothwendig umgedruckt werden. Vielleicht können Sie ſich damit helfen, daß Sie für die Errata auf irgend einem andern Bogen Ihrer Verlags Bücher noch ein übriges Blatt finden. Iſt auch dieſes nicht, ſo müßte es noch beſonders gedruckt werden.

Wenn es ſeyn könnte, ſo bäte ich mir auch noch die Correctur des Reſts und d. Errata aus, wegen Anordnung des Titels beſonders. Sie erhalten es mit rückgehender Poſt wie heute, und ſollen ſicher nicht aufgehalten werden.

Schicken Sie mir doch neu oder vom Antiquar, wie Sie es am schnellsten haben können:

Euripides und Sophocles Tragoediae griechisch mit lateinischer Uebersetzung und auch Steinbrüchels aus Zürich deutsche Uebersetzung des Sophocles und Euripides. Ich wünschte diese Bücher sobald als möglich zu haben.

Ihr ergebenster
Schiller.

Die Aushülfe geschah, indem die 37 Verbesserungen auf der letzten Seite des Textes angezeigt wurden.

Bei der Revision des Titelbogens mögen dann die Abweichungen des Titels von Nr. 40 durch Schiller selbst angeordnet sein.

Die hier verschriebenen Bücher griechischer Tragiker brauchte Schiller für seine Uebersetzungen des Euripides.

42. An Crusius.

Rudolstadt d. 26. Oct. 88.

Eben erhalte ich die Bücher und sende Ihnen hier gleich zwey von den beigelegten philologischen Schriften zurück. An dem Deutschen und an der Musgravischen Edition I. II. III. Tomen in 4 ist mir für jetzt genug.

Ich danke Ihnen für die richtige Besorgung meines Wunsches und die baldige Uebersendung. Das Uebrige nächstens. Die Post geht den Augenblick.

Ihr ganz ergebenster
Schiller.

Die „Musgravesche Edition" ist der Leipziger Nachdruck der Oxforder Ausgabe des Euripides unter dem Titel: Euripidis Tragoediae, Fragmenta, Epistolae ex editione Josuae Barnesii rec. Sam. Musgrave (Oxon 1778), nunc recusae et auctae etc. (cur. S. F. Nath. et Ch. Dav. Beck). Lipsiae 1778—88. III voll 4°. In dieser theuren Ausgabe (13½ Thlr.) war die lat. Uebersetzung von Josua Barnes von vorzüglichem Werth und nach einem Briefe an Körner 2, 52 Schillers eigentliches Original. Genaueres über sein

Verhältniß zum griechischen, lateinischen und französischen Euripides (vom Père Brumoy, Körner 1, 354) gibt der 6. Theil der S. Schriften, worauf hier verwiesen werden muß. Daß Schiller auch Steinbrüchels Uebersetzung benutzte, erfahren wir zuerst durch den vorigen Brief. Steinbrüchel, oder wie er sich nach Bodmers Grille schrieb Steinbrychel hatte das tragische Theater der Griechen (Zürich 1763. 2 Bde. 8) herausgegeben, in dessen zweitem Bande die Uebersetzung der Iphigenie in Aulis und der Phönicierinnen steht. (Vgl. Grundriß 1, 1050.) Eine Vergleichung dieser Arbeit mit der Schillerschen darf hier nicht erwartet werden. Vielleicht veranlaßt dieser Brief einen der jüngeren Freunde Schillers eine solche Vergleichung in einem Programm oder Journale anzustellen.

Am 12. Nov. 1788 war Schiller wieder in Weimar angekommen (Körner 1, 363) und beschäftigte sich mit Euripides, den Künstlern, die ihm schon in Rudolstadt vorgeschwebt und mit der neuen Unternehmung der historischen Memoires. Auch der Thalia wandte er sich wieder zu, die seit dem V. Stücke (vgl. Nr. 36) geruht hatte; und nun wurde auch wieder die werkthätige Hülfe des alten Geschäftsfreundes Göschen in Anspruch genommen.

43. An Göschen.

Weimar d. 21. Dec. 88.

Ich danke Ihnen, bester Freund, für Ihr Andenken, für Ihre lange Geduld mit mir, für Ihre fortdauernde Freundschaft, für alles! Den Sommer habe ich freilich eine große Zerstreuung gehabt, dafür aber bin ich jetzt desto fleißiger. Bertuch kann Ihnen sagen, daß ich Wochen lang nicht über die Schwelle gekommen bin. So wenig ich von mir bey Ihnen hören ließ, so ernstlich habe ich gearbeitet.

Hier folgt das VIte Heft ganz biß auf den einzigen letzten Bogen, wozu die Zeit nicht mehr reichen wollte, ihn zu corrigieren; in 8 Tagen der Anfang des siebenten Hefts. Dieses und das achte habe ich jetzt zugleich unter der Feder, und Sie können wegen des Papiers heilig darauf rechnen, daß Sie beyde das 7 und 8te binnen 4 Wochen von mir erhalten. Ich habe jetzt für niemand zu arbeiten, und beyde sind über die Hälfte fertig.

Mir ligt alles daran, daß alle 3 womöglich zugleich herauskom-

men; ich werde es also an mir nicht fehlen lassen. Seyen Sie aber so gut, Lieber, und schicken mir mit nächster Post 50—60 Thlr. Ich brauchs nöthig aufs Neujahr, und möchte es gern von heut über acht Tagen haben.

Sie waren mir diesen Sommer, leider aus einer sehr traurigen Ursache sehr nahe, liebster Freund. Wie gern hätte ich Sie und Kunzen gesehen und mit Ihnen unsre liebe Freundinn betrauert. Die Nachricht hat mich herzlich betrübt, sie war ein sehr treffliches Weib, und hat alle Tage noch an sich verbessert.

Daß Sie mit Ihrem Liebchen recht vergnügt leben, kann ich mir leicht denken. Ich stelle mir ein sehr liebenswürdiges Geschöpf in ihr vor und da werde ich sie also recht gut beurtheilen. Machen Sie ihr schöne Empfehlungen von ihrem unbekannten Freunde. Auch Kunzen, die gute Schneidern und Hartwig grüßen Sie von mir. Leben Sie recht glücklich und bleiben Sie mir ein wenig gut. Ihr ewig ergebener

Schiller.

Der Inhalt des VI. Heftes der Thalia ist schon zu 36 angegeben. Der hier erwähnte noch fehlende Schlußbogen trifft den Geisterseher und zwar den Schluß des philosophischen Gespräches des Prinzen mit dem Baron v. F., das später weggelassen wurde. Schiller selbst, der am 20. Nov. noch an Lotte geschrieben, der Geisterseher berühre das Herz nur flach, und der noch am 12. Dec. das Bekenntniß gegen Körner ablegte, daß er von der Fortsetzung nur 12—15 Blatt in allem fertig habe, da er noch immer kein Herz dazu gewinnen könne, fand erst wieder Interesse an der Fortsetzung durch dies Gespräch. Seine Lust an der Arbeit und die daraus folgende Leichtigkeit der Production vermehrte die paar Blätter, die am 12. fertig waren, bis zum 21. ins Drei- bis Vierfache, so daß die Arbeit, wie er an Körner schrieb, anfieng ihm lieb zu werden. Er verkannte aber nicht, daß als Bestandtheil des Romanes jenes Gespräch zu weit ausgesponnen war und entschuldigte sich in einer Schlußnote, daß er den (fingirten) Papieren des Barons von F. so getreulich nachgeschrieben, d. h. so ausführlich von diesen Dingen gehandelt habe, und suchte durch Hindeutung auf die Folge, welche die philosophischen Ansichten des Prinzen für sein Leben gehabt habe, die Nothwendigkeit der Ein-

flechtung glaublich zu machen. Ueber die Leſer, welche ſtatt dieſer Materie Geiſter erwartet hätten, machte er ſich luſtig, indem er verſicherte, daß noch welche kommen würden.

Da die Hefte VI und VII außer dem Geiſterſeher die Ueberſetzungen aus Euripides enthalten, ſo konnte Schiller wohl ſagen, daß er beide zugleich unter der Feder habe, und ſeinen Fleiß und Eifer für Hebung der Thalia betonen. Die auf ſolche Darlegungen ſich gewöhnlich ſtützende Bitte bleibt auch diesmal nicht aus.

Die traurige Veranlaſſung, welche Göſchen (und Kunze) im Sommer in Schillers Nähe, nach Weimar, geführt hatte, war der Tod der Frau Kunze, an die Schiller während ſeines Dresdner Aufenthalts freundliche Briefe gerichtet hatte. Eine intereſſante Charakteriſtik der Frau gibt Körner nach dem Todesfalle (Briefw. I, 220).

44. An Cruſius.

Weimar d. 9. März 89.

Haben Sie die Güte, wertheſter Herr und Freund, mir folgende Bücher baldigſt zu übermachen.

1. Gibbons Geſchichte vom römiſchen Reich, die deutſche Ueberſetzung.
2. Spittlers Kirchengeſchichte.
3. Becks allgemeine Weltgeſchichte.
4. Histoire générale vom Abbé Millot.
5. Herders Ideen zur Geſch. der Menſchheit.

Laſſen Sie mich auch gelegentlich wiſſen, wie es mit der Geſch. d. Niederlande geht. Dieſen Sommer gehe ich als Profeſſor nach Jena und künftigen Herbſt werde ich anfangen, über dieſe Geſchichte zu leſen, welches ſowohl auf die weitere Fortſetzung derſelben, als auf den Abgang der Exemplarien einen merklichen Einfluß haben wird. Für dieſen Winter war es mir vieler anderer Geſchäfte (wegen) unmöglich, nur daran zu denken und fürs künftige will ich Ihnen auch nicht eher Mſcrpt. ausliefern, biß ein ganzer Theil beyſammen iſt, daß Sie nicht ſo viel Geduld mit mir haben müſſen und ſo oft im Truck unterbrochen werden, wie voriges Jahr.

Ich empfehle mich ihrem gütigen Andenken und bin mit freundſchaftlicher Achtung der Ihrige

Schiller.

Die näheren Umstände, unter denen Schiller Professor in Jena wurde, dürfen als aus den Biographien bekannt vorausgesetzt werden. Er meinte, Professor der Geschichte geworden zu sein und als solcher geschichtliche Vorlesungen halten zu müssen. Trotz seiner Specialstudien über die Befreiung der Niederlande fühlte er sich im Allgemeinen auf dem Gebiete der Geschichte als Neuling, mehr berufen, die Thatsachen, wie sie von Andern erzählt waren, unter Ideen zu gruppieren, als aus den Quellen selbstständig zu forschen. Zum s. g. gründlichen Historiker fehlten ihm die Vorstudien der Jugend und jetzt die Zeit, das Versäumte nachzuholen; er wurde dafür ein geistreicher und populärer Geschichtschreiber, der mit einigen andern Zeitgenossen durch seine niemals hoch genug anzuschlagenden Schriften die Geschichte aus den Kreisen der Liebhabereien und trocknen Empirie zu einem Gegenstande des Interesses Aller machte, wie es in Frankreich und England schon längst geschehen war. Ueber seine ziemlich beschränkten Hülfsmittel für das Studium der Universalhistorie gibt neben diesem Briefe und einigen sonstigen der Briefwechsel mit Körner (2, 69 f.) Nachweise und theils auch Bemerkungen Schillers über den Werth, den diese Bücher für ihn hatten. Wie interessant die Vergleichung zwischen seinen Quellen und seinen Schriften ist, hat R. Borberger im Archiv für Literaturgeschichte 4, 57 ff. an der universalhistorischen Uebersicht der Zeiten Friedrichs I., verglichen mit Schmidts Gesch. der Deutschen, gezeigt.

Zwischen diesem und dem folgenden Briefe ist ein wichtiger Brief Schillers an Crusius und ein jedenfalls interessanter von Crusius an Schiller verloren gegangen. Ueber den letzteren unterrichtet uns Nr. 45 wenigstens im Allgemeinen, über den ersteren eine Mittheilung an Körner vollständig. Die gehäuften Ausgaben beim Antritt der Professur kamen Schiller in hohem Grade ungelegen. Anstatt alles aufzubieten, um einen solchen Mann, dessen Name für Jena damals wie in der Folge zur höchsten Zierde gereichte, für die Universität zu gewinnen, mußte er sich nach allen Seiten hin gewissermaßen loskaufen. „Die Geheimen Kanzleien von Gotha und Coburg, schreibt er an Körner (2, 11), haben sich bereits mit Contos für Expeditionsgebühren eingestellt, und mit jedem Posttag drohen mir noch zwei andre, von Meiningen und Hildburghausen. Jede kommt mich gegen 5 Thlr. und die gothaische auf 6 zu stehen. Der Magisterquark soll auch

über 30 Thlr. und die Einführung auf der Universität ihrer 6 kosten. Da hab ich nun schon eine Summe von 60 Thlrn zu erlegen, ohne etwas andres als Papier dafür zu haben." Da kam zur allerunbequemsten Zeit eine alte Wechselschuld, die Schiller noch von Leipzig her, gegen einen Israeliten Beit hatte, drängend hinzu. Um sich aus der Verlegenheit zu befreien, griff Schiller zu einem seltsamen Auswege. „Um den Beitschen Posten, schreibt er an Körner 2, 76, zu tilgen (welches mir von dem Gelde, was mir Göschen zu zahlen hat, unmöglich wäre, da mir die Professor- und Magistergebühren mit dem Nothwendigsten in meiner andern Einrichtung allein über 150 Thlr wegnehmen) bin ich auf ein Mittel gefallen, das mir sehr ausführbar scheint. Wenn ich alle meine kleinen prosaischen Aufsätze, Selbstarbeiten sowohl als Uebersetzungen [Philipp II, Bedemar usw] schlechte und gute zusammenschreiben lasse, so kommt ungefähr eine Summe von fünfundzwanzig bis dreißig Bogen heraus. Wenn ich meine Gedichte sammele, bloß mit Wegdässung der ganz und gar schlechten, so entstehen auch wohl zehn bis zwölf Bogen. Würde mir nun pro Bogen ein Carolin bezahlt, so würde ich dann gegen vierzig Carolinen einzunehmen haben. Nach dieser angestellten Berechnung schrieb ich an Crusius: Ich wolle meine einzelnen prosaischen Aufsätze und Gedichte sammeln und in drei Bändchen herausgeben; ich verlange für den Bogen einen Carolin, aber unter der Bedingung (sine qua non): 1) daß sie mir bezahlt würden, wie ich ihm das Manuscript vollständig in die Hände stellte, und 2) daß sie erst auf künftige Ostern gedruckt und mir einen Monat vorher zum Durchsehen zugeschickt würden. Dafür machte ich mich anheischig, ihm das Geld auf ein Jahr lang zu verinteressiren, und ihm die ganze vorgeschossene Summe in Leipzig zu assigniren, sobald ich das Manuscript wieder aus seinen Händen verlangte, um es durchzusehen. Dadurch ist der Buchhändler gegen alle Zufälle gedeckt, ich mag leben oder sterben; und was diese Sammlung selbst anbetrifft, so brauche ich übers Jahr nur einen einzigen historischen Aufsatz von zwölf bis funfzehn Bogen zu machen, um aus der Sammlung die mittelmäßigen wieder herauszunehmen. Auf meinen Brief an Crusius habe ich noch keine Antwort."

Daß diese zustimmend lautete, ist aus dem nächsten Briefe Schillers zu ersehen.

45. An Crusius.

Weimar d. 16. April 89.

Haben Sie verbindlichen Dank, wertheſter Herr und Freund, daß Sie ſich mir ſo gefällig erzeigen und meinen gethanen Vorſchlag annehmen wollen. Ich habe nun alles in Ordnung gebracht und berechnet. Künftigen Poſttag erhalten Sie für zwey Bändchen Mſcrpt., und das übrige erfolgt dann in wenigen Wochen nach. Einen Band, der größer ausgefallen iſt, als ich dachte, habe ich theilen müſſen. Der Erſte enthält alſo proſaiſche Schriften, der zweyte Theatraliſche Schriften und der dritte Gedichte. Unter 20 gedruckten Bogen enthält keiner. Alles zuſammen beträge alſo eine Summe von 350 ℳ. Auf Zweyhundert habe ich bereits ein assigno an Sie ausgeſtellt, welches Sie in kommender Woche mit dem Mſcrpte erhalten und ſo gütig ſeyn werden zu acceptiren. Es iſt auf die Michaelismeſſe geſtellt, und eine andre Aſſignation zu 24 Carolin will ich auf künftige Oſtermeſſe ſtellen, wenn ich das Geld zu einem billigen Zins hier vorgeſchoſſen erhalten kann.

Sie ſind alsdann künftige Oſtern nur ſo gütig, und liefern mir nach Empfang der neuen Theile zur Niederl. Geſchichte, das Mſcrpt das ich Ihnen jetzt überſende, noch einmal zur Durchſicht aus.

So, glaube ich, wird dieſe Angelegenheit zu unſer beider Zufriedenheit berichtigt ſeyn, aber noch einmal empfangen Sie meinen verbindlichſten Dank für Ihre Güte.

Ihr ergebenſter

Schiller.

P. S. Zu dem Achten Theile des Millotiſchen Werks überſetzt von Chriſtiani fehlen die Bogen T. U. X. Y. Z, welche ich mir zu übermachen bitte.

---

46. An Crusius.

Weimar d. 19. April 89.

Der Erſte Theil meiner Verm(iſchten) Schriften und die eine Hälfte des zweyten folgen hier. Weil der Wechſel, den man Ew. Hochedelgeb. präſentiren wird, auf 200 Thlr. geſtellt iſt, der Erſte Theil allein aber nicht ſoviel beträgt, ſo wollte ich lieber gleich die

erſte Hälfte des Zweyten beilegen, die gerade abgeſchrieben iſt. Sie werden nun ergebenſt erſucht, die Aſſignation zu acceptieren. Wir haben nun ein Jahr Zeit, auf 3 hübſche Vignetten oder Titelkupfer dazu zu denken.

Die Philosophie de l'Histoire iſt ſchon in den Essayes sur les moeurs etc. von Voltaire, die Sie mir neulich überſchickt haben, enthalten. Ich vergaß in meinem letzten Brief, dieſes zu melden. Dieſe Schrift braucht alſo nicht beſonders beſtellt zu werden.

Ich verharre mit Hochachtung Ew. Hochedelg. ergebener Freund und Diener

Schiller.

Zwiſchen Nr. 45 und 46 liegt kein Brief über dies Geſchäft, jedenfalls keiner von Schiller. Die Philosophie etc. bezieht ſich auf Montesquieus bekanntes Werk, das Schiller für ſeine univerſalhiſtoriſchen Studien benutzte. Unter den für Cruſius beſtimmten Manuſcripten war auch die Theaterbearbeitung des Fiesko, deren Ankündigung den Verleger beunruhigte. Schiller klärte ihn auf.

47. An Cruſius.

Weimar, d. 6. März 89

Wegen Schwan in Mannheim können E. H. ganz außer Sorgen ſeyn, denn Sie erhalten außer dem Fiesko kein gedrucktes Theaterſtück mehr, und auch dieſer Fiesko iſt ganz von dem unterſchieden, den Schwan verlegt hat, weil er für das Aufführen eingerichtet iſt und jener nicht.

Für die Acceptation meines Wechſels bin ich Ihnen ſehr verbunden, und Ihr gütiges Anerbieten, mir das übrige ſogleich baar vorzuſchießen, nehme ich mit Dank an. Ich habe es zwar ſchon aufgenommen, aber zu einem mich ſehr drückendem Intereſſe, darum geſchieht mir ein großer Dienſt, wenn ich deſſelben überhoben ſeyn kann. Haben Sie daher die Güte und bezahlen den Mann, der Ihnen eine Aſſignation (die ich der runden Zahl wegen auf 150 Thlr geſtellt habe, und zwar auf künftige Oſtermeſſe erſt zahlbar) überbringen wird, gleich baar aus, und caſſiren ſolche alsdann. Ich werde mich mit ihm abfinden, daß er mir die Intereſſen erläßt.

Hier folgt wieder Mcrpt., was unterdessen hat fertig und abgeschrieben werden können. Mein Auszug aus Weimar, der übermorgen vor sich geht, ist Schuld, daß nicht alles gleich mit einander folgt.

Ich hoffe Ihnen in 3 Monaten, wo ich eine Reise nach Leipzig vorhabe, mündlich für Ihre viele Gefälligkeiten danken und meinem Herrn Verleger seinen Autor einmal präsentiren zu können.

Ihr ergebenster

Schiller.

Seinem Schwager Reinwald schrieb Schiller, er beziehe das Schrammische Haus in Jena und seine Einrichtung besorge die Hofrath Schützinn. Nach einem Briefe an Körner 2,93 zog Schiller am 11. Mai 1789 in Jena ein, nicht schon Freitag den 8.

Ueber die Reise nach Leipzig, die wirklich im Aug. stattfand, muß auf die Biographien verwiesen werden. Schiller verlobte sich in Lauchstädt im Juli und ging dann mit Körner nach Leipzig, wo er im Joachimsthal wohnte (Nachlaß der Wolzogen 1,287). Daß er Crusius dort besucht hat, ist äußerlich nicht bezeugt, darf aber angenommen werden, da die „vielen Gefälligkeiten" desselben, wovon auch wieder dieser Brief Belege gibt, wohl zu persönlichem Danke veranlassen konnten.

48. An Hufeland.

(Jena 16. Sept. 1789.)

Maucke, der mir contractmäßig zwei Drittheile Honorar für die Memoires nach Ablieferung des Mscrpts bezahlen sollte, ist abgereist, ohne deßwegen Verfügungen zu treffen. Ich hatte ihm den Tag bestimmt, wenn ich fertig werden würde, und ich bin es noch um zwei Tage früher geworden. Da ich mich auf diese Einnahme verlassen und sonst keine andere Anordnung getroffen habe, so bin ich dadurch sehr genirt, besonders da ich vor meiner Abreise noch allerley abzuthun habe. Unter anderm kommt der arme Schelm, der Ihnen diesen Brief überbringt, sehr dabey ins Gedränge. Ich habe ihm versprochen, ihm auf diese Zeit Geld vorzuschießen, wovon er Kost, Logis u. dgl. von

dieſem ganzen Sommer abzutragen hat. Er hat ſeine Creditoren auf den Tag vertröſtet, den ich ihm beſtimmt habe, und nun ſetzt er mich wirklich in Verlegenheit. Sie ſtehn in Abrechnung mit Maucken und können mir die Gefälligkeit erweiſen, mir biß er kommt, oder biß ich ihm wenigſtens geſchrieben und Antwort erhalten habe, 16 Carolin auf ſeine Rechnung vorſchießen, denn ſo viel beträgt die Summe, die er mir jetzt zu bezahlen gehabt hätte. Können Sie es aber nicht, ſo muß ich mich an Bertuch halten, und Sie verzeihen mir meine unhöfliche Zumuthung. Gute Nacht lieber Freund. Ich habe Morgen einen freyen Tag, weil ich erſt übermorgen abreiſe und beſuche Sie und Schütz noch, dem Sie mich beſtens empfehlen mögen. Ihr

Schiller.

Der lange Zeitraum vom 6. Mai bis zum 16. Sept., an dem dieſer Brief geſchrieben wird, wird überhaupt von nur wenigen datierten Briefen ausgefüllt. Die mit der Profeſſur verbundenen Arbeiten und die Correſpondenz mit Charlotte v. Lengefeld und ihrer Schweſter nahmen Schillers Zeit ſo in Anſpruch, daß er wenig Briefe ſchrieb. Der Zeitpunkt des jetzigen wird durch einen Brief an Karoline beſtimmt, in dem er ſchreibt, er müſſe den Donnerstag (17) abwarten, weil er erſt dann Geld zur Reiſe nach Rudolſtadt erhalte, wo er am 18. eintraf (Schiller und Lotte 422) und bis zum 22. Oct. blieb. Als der erwartete Tag kam, fand er die Erwartung getäuſcht, zu der ihn der Contract mit Mauke berechtigte. Er hatte, nach dem Briefw. m. Körner 2, 41, feſtgeſtellt, daß bei Ablieferung des ganzen Mſpts zu einem Bande ſogleich 16 Carolin baar gezahlt werden ſollten (104 Thlr.) und daß jeder Bogen mit 1 Carolin zu honorieren ſei, bei einer zweiten Auflage mit 2 Thlrn, und, wenn die Auflage als verbeſſerte auftreten könne, mit 1 Carolin. Dieſe Vortheile von neun Auflagen hat Schiller ſchwerlich genoſſen, da die Neudrucke, die von einzelnen Bänden, wenigſtens in Bezug auf Schillers Einleitungen, nicht als neue Auflagen bezeichnet, alſo wahrſcheinlich ohne ſein Wiſſen veranſtaltet ſind.

Der hier erwähnte Student war Berling und der Helfer, an den Schiller ſich wandte, war der Juriſt Hufeland, der mit Schütz und Bertuch die Allg. Lit. Ztg. leitete.

49. An Hufeland.

[Jena 13. Januar 1790.]

Der Meininger Hof hat mir die Ehre angethan, mich zum Hofrath zu machen, welches ich Sie bitte, theuerſter Freund, gelegenheitlich ins Intelligenzblatt der Allg. L. Ztg. zu ſetzen, weil ſo wichtige Dinge doch nicht geheim bleiben dürfen. Die Publication im Intelligenzblatt Ihrer Zeitung wird, denke ich, genug ſeyn.

Hier, Lieber, ſende ich Ihnen auch den Gatterer und Schlözer mit meinem Dank zurück, und dieſe Memoires ſtifte ich Ihnen in Ihre Bibliothek, ſo oft Ihr's leſet zu meinem Gedächtniß. Adieu.

S.

Die gewünſchte Anzeige geſchah im Intelligenzblatt der Allg. Lit. Ztg. 1790 Nr. 14 vom 36. Jan. Sp. 107.

Schiller hatte den Herzog von Meiningen um Ertheilung des Titels gebeten. Der Brief aus Jena, d. 22. December 1789 lautet:

Durchlauchtigſter Herzog, Gnädigſter Fürſt und Herr! Euer Herzogliche Durchlaucht haben mich durch Uebertragung einer Profeſſur bey der Academie in Jena zu der höchſten Dankbarkeit verpflichtet. Mein einziges Beſtreben wird dahin gerichtet ſein, das gnädigſte Vertrauen, das Euer Durchlaucht in mich ſetzen, durch meinen Fleiß und meinen Eifer zu rechtfertigen. Aber ehe ich mich dieſer Gnade noch habe würdig zeigen können, muß ich Ihre Güte, gnädigſter Herr, durch eine neue Bitte misbrauchen. Ich bin auf dem Wege, eine Heurath zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht; mit einem Fräulein von Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeiſterin in Rudolſtädtiſchen Dienſten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt, und ich ihr ſonſt gar keine äußerlichen Vortheile dafür anzubieten habe, ſo wünſchte ich, ihr dieſes Opfer durch einen anſtändigen Rang in etwas zu erſetzen oder weniger fühlbar zu machen. Durch zwey Silben, gnädigſter Herr, können Sie meinen Wunſch erfüllen, und dieſes Geſchenk würde aus den Händen Euer Herzoglichen Durchlaucht einen vorzüglich hohen Werth für mich haben. Ich fühle wie kühn meine Bitte iſt, da ich kein Verdienſt aufzuweiſen habe, welches mir Anſprüche darauf geben

könnte; aber Ihre Gnade, gnädigster Herr, kann mir Verdienste leyhen, die ich mir erst in der Zukunft erwerben soll.

Nur ein grenzenloses Vertrauen zu Ihrem wohlwollenden Herzen, das sich gegen meine Familie schon thätig gezeigt hat, gab mir den Muth, diese Bitte an Euer Durchlaucht zu wagen. Ich ersterbe mit der tiefsten Verehrung Euer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst treu gehorsamster Friedrich Schiller.

Der Dichter war in seiner Bauerbacher Zeit im J. 1783, während der Krankheit des Herzogs mit seinem Sanherib schon einmal für denselben thätig gewesen und hatte zum Genesungsfeste einen Prolog zu einer Kindervorstellung verfaßt, die unterblieben zu sein scheint. Der Herzog hatte damals nicht weiter auf den Dichter geachtet. Auf seiner Winterreise nach Meiningen 1787 hatte Schiller mit dem Herzoge Bekanntschaft gemacht, schreibt Körner aber (1, 220), es sei ihm nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, denn der Mensch sei auf der Welt nichts. Etwas war er — seiner sonstigen trefflichen Eigenschaften nicht zu gedenken — dennoch, ein wirklicher Verehrer Schillers, dessen Brief er am 2. Jan. 1790 erhielt. Gleich am selben Tage unterzeichnete er ein Dekret: „Wir Georg, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc. urkunden hiemit und bekennen: Demnach wir in Gnaden geruht haben, den Hochgelahrten und lieben Getreuen, dermaligen Herzogl. S. Weimar'schen Rath, auch außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Gesammt-Akademie Jena, Friedrich Schiller, wegen dessen uns bekannter vorzüglicher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, so wie des sich bereits als Schriftsteller im Fache der Litteratur und schönen Wissenschaften erworbenen Ruhms, zu Unserm Herzoglichen Hofrath zu ernennen, dergestalt, daß derselbe alle mit diesem Caracter verbundenen Vorzüge des Ranges und übriger Vorrechte sich zu erfreuen haben soll. Als ist hierüber gegenwärtiges von Uns eigenhändig unterschriebenes und mit Unserm geheimen Insiegel wissentlich bedrucktes Decret ausgefertigt, und ersagtem Herren Hofrath Schiller zu seiner Legitimation zu übermachen befohlen worden. So geschehen Meiningen zur Elisabethsburg, den 2ten Januar 1790. (gez.) Georg Herzog zu Sachsen.

Diese Bitte und Gewährung sind hier aus den „Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen von Ludwig Bechstein" (Halle 1856. S. 244 ff.) entlehnt, um gelegentlich zu bemerken, daß die dort S. 247 gegebene Darstellung völlig unwahr ist. Schiller

schrieb nicht am 21., sondern am 12. Dec. an Körner, er müsse sich einen Charakter geben lassen, von welchem Hofe es wolle. Er wartete dann die mütterliche Einwilligung zur Verlobung ruhig ab, und schrieb nicht am 26. December „gestern" habe er dieselbe erhalten, sondern am 24., er habe sie „vorgestern" (also am 22.) empfangen. Nun erst, nach Ertheilung derselben, richtete er seine Bitte an den Herzog, in welcher die Zustimmung der Mutter als geschehen erscheint, also nicht, wie Bechstein in leichtfertigem Muthwillen sagt, von Schiller anticipando genommen ist, während der Verleumder nur durch kleine Fälschungen in Zahlen und Worten seine schiefe Darstellung zu Stande brachte. Jene beiden Briefe stehen schon früher in Brückners Denkwürdigkeiten aus Frankens Geschichte (Hildburgh. 1854. 1, 310 f.) und sind in Wurzbachs Schillerbuche Nr. 1832 wiederholt.

An seinen Schwager in Meiningen schrieb Schiller am 19. Jan. 1790: „Auch Deinem Herzog habe ich große Verbindlichkeit für den Karakter als Hofrath, den er mir gegeben hat;" Körner theilte er schon am 13. Jan. die Nachricht mit, indem er scherzend hinzufügt, wegen seiner vorzüglichen Gelehrsamkeit.

50. An Göschen.

Jena den 14. März 90.

Jeden Posttag, liebster Freund, glaubte ich Ihnen das 10te Heft der Thalia schicken zu können, und darum verschob ichs, Ihnen zu schreiben. Aber einige Scenen, die hinein kommen, machen mir noch zu schaffen, und diese Woche wird noch darauf gehen, ehe das Heft in fertigem Stand ist, weil ichs Ihnen gern auf einmal schicken möchte. Also einige Zeilen vorläufig.

Seit dem 22. Februar bin ich ein Ehemann und freue mich aller Schönheiten des häuslichen Lebens. Mein ganzes äußeres und inneres Daseyn hat bey dieser Veränderung gewonnen, und von jetzt kann ich eigentlich erst mein Leben datiren. Kommen Sie ja recht bald hieher, lieber Göschen, und gönnen Sie mir die Freude, Sie in meinen häuslichen Kreis aufzunehmen und Sie zum Zeugen meines Glücks zu machen. Kommen Sie mit Ihrer Jette, und lassen Sie zwischen Ihnen beiden und meiner Lotte ein freundschaftliches Band anknüpfen. Meine Frau empfiehlt sich unbekannterweise Ihnen und Ihrer Jette.

Schreiben Sie mir doch, wenn ich anders es wissen darf, ob Ihnen von Goethen eine Schrift über die Botanic ist angeboten worden? auch wünschte ich zu wissen, ob Sie den ganzen Rest der goetheschen Schriften in kommender Messe vollends liefern werden. Den Tasso habe ich noch nicht gelesen. Wollen Sie so gütig seyn und mir ihn bald zuschicken? Auch verlangte mich die Heinsische Uebersetzung von Tassos Gierusalemme zu besitzen. Schicken Sie mir doch diese beiden Schriften.

Meine Frau hat bey ihrem letzten Aufenthalt in Leipzig einige Gemmen von Weadgewood bey Rost gekauft, die überaus schön sind. Ich hätte gern auch einige für mich, und Ihre liebe Frau ist schon so gütig, mir einige auszusuchen, warum ich sie recht freundlich bitte. Ich wünschte eine Leyer, eine Psyche, einen Apollo oder Apollokopf und einen Homer. Alle ungefaßt, und für ein Petschaft zu gebrauchen.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daß ich Sie mit meinen Bestellungen beschwere. Gebrauchen Sie revanche, ich will Ihre Aufträge mit gleicher Pünktlichkeit befolgen.

Leben Sie recht wohl einstweilen und vergessen Sie nicht Ihren aufrichtigen treuen Freund

Schiller.

Die Thalia hätte eine für Schiller ergiebige Zeitschrift werden können, wenn er für das regelmäßige Erscheinen derselben besser gesorgt hätte. Seit dem 19. Juni 1788, wo er einen wahren Feuereifer für dieselbe in Aussicht stellte (Nr. 36), da doch das VI. Heft erst im December abgeliefert wurde (Nr. 43), war der Eifer ziemlich erkaltet. Das VII. und VIII. Heft kündigte der Meßkatalog auf Ostern 1789 an, und da das VII. mit Beiträgen gefüllt werden konnte, die mit Schillers Lieblingsbeschäftigungen übereinstimmten (Fortsetzung der Iphigenie in Aulis, Fortsetzung des Geisterſehers, Körners philosoph. Briefe, Gedichte), so mag auch die Zeit des Erscheinens eingehalten sein. Vom VIII. Hefte (die Phönizierinnen, Egmonts Tod, der Abschied, ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geisterſehers) hatte Körner im Aug. 1789 einige Bogen von Göschen in Leipzig erhalten, aber Anfangs Decemb. noch nicht den Rest des Heftes (Briefw. 2, 142). Das IX. war von Huber übernommen, der im Dec. 1789 das Mspt beisammen

hatte (Körner-Schiller 2, 142 f.) Es enthielt von ihm die Fortsetzung des heiml. Gerichts und den Beginn eines Lustspiels Juliane; außerdem eine Anekdote aus Wien, ferner Scenen aus Mathilde von Grießbach von dem Wiener Dramatiker Ziegler, und einen anonymen Aufsatz über die Kunst und das Zeitalter. Die Redaction des X. Heftes hatte Schiller im Dec. 89 Körner angeboten, da er selbst auf Ostern noch keins übernehmen könne, doch wolle er einen Aufsatz beisteuern (2, 143 f.). Körner ging darauf nicht ein, und Schiller kündigt nun hier im März 90 das Manuscript an, das nur noch wegen einiger Scenen Schwierigkeit mache, die hinein kommen sollten. Zur Michaelismesse war es (Körner-Schiller I, 381) erschienen. Es enthält 1: Die Sendung Moses. 2: Die enthüllte Bastille, aus dem Französ. 3: Die Verschwörung des Doge Maria Falier gegen Venedig, wohl von Reinwald. 4: Scenen aus dem Sacontala oder dem unglücklichen Ring, einem indischen 2000 Jahre alten Drama, von G. Forster. 5: Die Eiserne Maske nach Richelieus Memoiren, vielleicht von Schillers Frau übersetzt. 6: Die Mohrin, nach S. Simon. 7: Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken, von Berling nach Vertot. Thomas Berling war an Schillers Geburtstage, am 10. Nov. 1773 zu Malmoe in Schweden geboren und studirte in Jena, trat dann aber in die Joseph-Secondasche Schauspielergesellschaft in Dresden (Meusels gelehrt. Teutschl. 9, 90). Außer diesem Stück aus Vertot enthielt die Thalia nichts von Berling und auch nichts mit B—g Unterzeichnetes, wie Meusel angiebt. Schiller hatte dem jungen Schweden die ganze Uebersetzung Vertots zugedacht, nahm sie ihm aber wieder ab und gab sie Niethammer (vgl. Nr. 55 und über Berling: Körner-Schiller 2, 206, wo irrig Niethammer statt seiner genannt ist). Jener Abschnitt über die Belagerung von Rhodus ist fast wörtlich in die Niethammersche Uebersetzung übergegangen. Da die Bekanntschaft Schillers mit dem Vertotschen Werke spätestens schon in den Winter 89—90 fällt, so ist gegen Düntzer (Archiv f. Lit. Gesch. 4, 82) erwiesen, daß dieselbe mindestens zwei Jahre vor Erscheinen der Gesammtübersetzung statt fand. Der Zweifel, ob Schiller schon 1788 (20. Aug. Körner 1, 334) den Stoff der Malteser erwogen habe, ist ein gänzlich müssiger, zumal Schillers eigentlich veranlassende Quelle für die Malteseridee nicht einmal Vertot gewesen ist.

Karoline von Wolzogen hat im Leben Schillers (1830. 2,

Die „Manuscripte" betrafen die Gesch. des dreißigjährigen Krieges, dessen Bearbeitung Schiller für Göschens Damenkalender übernommen hatte und die Anfang August fertig sein sollte (Körner 2, 191. Wolzogen Nachl. 1, 184), aber sich um Wochen verzögerte und dann auch nur bis zur Breitenfelder Schlacht geführt war. Göschen war dann um so eifriger mit dem Druck. Der nächste Brief (52) zeigt, daß der Kalender noch rechtzeitig erschien.

52. An Göschen.

Jena d. 28. Sept. 90.

Dank Ihnen, liebster Fr., für die übersandten Exemplarien. Rechnen Sie darauf, daß kein ganzes Exemplar vor 4 Wochen aus meinen Händen kommt. Ich fühle, wie viel Sie auch bei der geringsten Möglichkeit des Nachdrucks riskieren. Auch bitte ich mir von gebundenen Kalendern für jetzt nur den einzigen für den Herzog v. Weimar aus, bey dem für Sie nichts gewagt ist.

Außer der Thalia, die Sie schon haben, wird gegenwärtig noch ein Heft gedruckt, wovon 3 Bogen schon abgedruckt sind. In diesem kommen Scenen aus dem Menschenfeind. Ein schöner Aufsatz von Forster aus Mainz, und alles übrige von mir. Ein Stück erhalten Sie noch außer dem XIten, wo nicht im Jahr 1790, doch gewiß auf Ostern 91, und in diesem soll dann ein neues Fragment aus dem Geisterseher erscheinen. Bleibt die Thalia nur noch ein Jahr lang unter der jetzigen Gestalt für Sie ein annehmlicher Artikel, so soll vom Jahr 92 an etwas recht schönes daraus werden. Wenn Sie hieher kommen, so will ich Ihnen meine Idee darüber vorlegen.

Lassen Sie sich wegen der Fortsetzung des 30jährigen Krieges nicht bange seyn, liebster Freund. Nächstes Jahr bin ich weit weniger zerstreut, als in diesem Hochzeitjahr und alles kann besser eingerichtet werden.

Bei Hufeland will ich Ihren Auftrag besorgen, sobald nur die noch fehlenden Bogen des 30jährigen Krieges in meinen Händen sind. Auch in der Erfurter Zeitung, wohin ich Correspondenz habe, will ich eine Anzeige besorgen lassen. Ich wäre sehr dafür, daß Sie ein paar Ducaten daran wenden möchten, die Anzeige auch in politischen Zeitungen zu verbreiten.

Sie haben mir erlaubt, auf Sie zu traſſieren. Wollen Sie alſo die Güte haben, und einen Wechſel auf 275 Thlr., welcher Ihnen in der Meſſe vorgezeigt werden wird, und auf den 14. oder 15. October zahlbar iſt, acceptiren? an denſelben Gabriel Ulmann, dem Sie ſchon mehr ausgezahlt haben.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Jette freundlichſt. Ewig der Ihrige.

Schiller.

Die Exemplarien ſind eben die Frei- oder Probeexemplare des Kalenders, ungebunden, wie es ſcheint. Ausgegeben wurde der Almanach erſt während der Meſſe, im October.

Das Thaliaheft, von dem hier die Rede iſt, war das XI, das, wie es ſcheint, in Jena gedruckt wurde. Ueber die Auslegung der hier gegebenen Mittheilungen in Bezug auf den Inhalt iſt auf S. Schr. VI, 429 und die Vorrede zum IX. Thle zu verweiſen. Der Inhalt ſelbſt war: 1) Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde (von Schiller). 2) Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon (von Naſt in Schillers Ueberarbeitung). 3) Ueber Humanität des Künſtlers, von Georg Forſter. 4) Im October 1788. Ein Gedicht von S(chilling). 5) Aus einem Briefe aus Paris d. 28. Jan. 1790. 6) Der verſöhnte Menſchenfeind. Einige Scenen (von Schiller; eben jene Scenen, deren ſchon in Nr. 50 gedacht wurde). 7) Bey Frankreichs Feier, ein Gedicht von Demoiſelle (Schubert). 8) Erklärung des Herausgebers d. 14. Juni 1790 über die Einſendung nicht aufgenommener Poeſien. Dies Heft enthielt alſo (außer Schillers und Forſters Beiträgen) der Verfaſſer mehre, und weder Naſt noch Schilling ſind durch den Brief ausgeſchloſſen.

Die Fortſetzung des dreißigj. Krieges ſtieß im nächſten Jahre auf noch größere Schwierigkeiten als in dieſem 1790.

Die hier angewieſenen 275 Thlr. ſind der Reſt des Guthabens für Thalia (9 Karolin oder 58 Thlr. 12 Gr.) und dreißigj. Krieg (80 Ldor. Boas Nachtr. 2, 463). Schiller hatte alſo 337 Thlr. ſchon früher gehoben.

53. An Göſchen.

Jena den 27. Octbr. 90.

Eben, liebſter Freund, komme ich von Rudolſtadt zurück, wo ich einen Theil der Ferien zugebracht habe. Schönen freundlichen Dank für die überſchickten Calender, die gar brillant ausgefallen ſind. Mein Exemplar haben Sie mir in einem ſo ſchönen geſchmackvollen Gewand geſchickt, daß ich mir ordentlich ſelbſt darin gefalle. Ich werde dieß Exemplar auch nicht aus der Hand geben und es immer als ein Andenken meines Freundes werth halten. Ich kann Ihnen nicht ſagen, Lieber, wie voll ungeduldiger Erwartung ich bin, von dem Succes unſers Calenders zu hören; erwartungsvoller, als über den Ausſchlag einer Bataille. Sie haben einen großen gewagten Wurf gethan und Ihr Muth iſt es allein ſchon werth, daß Sie tauſende gewinnen. Und erſt wenn Sie einige 1000 Thlr. gewonnen haben, denken Sie an mich. Sie haben mich nicht bezahlt, ſondern belohnt und die Wünſche auch des ungenügſamſten Autors übertroffen.

Zählen Sie darauf, daß Sie mit Ausgang Aprils einige Bogen Mſcrpt erhalten und 6 Wochen wenigſtens früher fertig werden, als in dieſem Jahr. Ich werde mich noch in dieſem Jahre darauf einrichten.

In einigen Wochen, liebſter Freund, iſt die Meſſe ganz vorüber und dann zähle ich darauf, Sie bey mir zu ſehen. Auch meine Frau wünſcht ſehr, Sie länger zu genießen. Sie logiren bey uns und dann plaudern wir, biß der Morgen graut; ich habe Ihnen ſo manche Ideen mitzutheilen, die Sie nicht abweiſen werden. Adieu, liebſter Freund. Viele Grüße von uns beiden an Ihre liebe Frau. Ewig der Ihrige

Schiller.

Am 18. Oct. ſchrieb Schiller aus Rudolſtadt an Körner (2, 204), er ſei auf zwei Wochen dort, und an ſeinen Vater am 26. Oct., eben komme er mit ſeiner lieben Lotte von Rudolſtadt zurück (Boas, Nachtr. 2, 463, wo der Brief irrig von 1791 datiert und S. 464 des alten Schillers Geburtstag um einen Tag zu ſpät angeſetzt iſt.

Das Wagniß Göſchens beſtand in der Größe der Auflage. „Druck, Kupferſtiche, Band, Honorar kamen den Verleger auf

4500 Thlr. zu ſtehen, er rechnete aber auf einen Abſatz von 7000 Ex. und darüber", ſchrieb Schiller in dem genannten Briefe an den Vater.

Ein Exemplar des Kalenders ſandte Schiller an den Herzog Karl Auguſt. Der Herzog antwortete am 29. Oct. 90: „Werther Herr Hofrath! Der G. R. R. Voigt hat mir Ihren neuen Taſchen Calender eingehändiget. Ich danke Ihnen recht ſehr für dies hübſche und merkwürdige Werk. Heute ſchicke ich ein Exemplar davon dem Reg. Herzog von Braunſchweig, dem es gewiß gefallen wird. Für den Antheil, welchen Sie und Lottchen an meiner Höllenfahrt und Rückkunft daher nehmen wollen, bin ich Ihnen ebenfalls recht ſehr verbunden. Ich bitte mich Ihrer Frau zu empfehlen und Beide erſuche ich von meiner wahren Hochachtung und Freundſchaft überzeugt zu ſein. Leben Sie Beide recht glücklich und wohl! Carl Auguſt, H. z. S. W." Der Brief freute Schiller. Gegen Körner (2, 208) nennt er ihn ſehr verbindlich, und ebenſo im folgenden Briefe.

54. An Göſchen.

Jena den 5. Nov. 1790.

Auf kommenden Mittwoch, liebſter Freund, fällt mein Geburtstag, den Sie mit mir in meinem Zimmer zu feyern verſprachen. Ich lege Ihnen Ihr Verſprechen ans Herz, meine Frau vereinigt ihre Bitte mit der meinigen, kommen Sie wenn es irgend Ihre Geſchäfte erlauben. Champagner ſoll fließen und mitunter ſoll auch ein geſcheides Wort geſprochen werden. Sie logieren bey mir, brauchen ſich, wenn Sie es nicht gern wollen, mit keinem weitern Beſuch zu behelligen, und Hufeland kann ich bitten, wenn Sie die Litteraturzeitung ſprechen wollen. Noch einmal, ſuchen Sies möglich zu machen.

Der Herzog von Weimar ſchreibt mir auf meinen Calender ſehr viel verbindliches. Er hat an den Herzog von Braunſchweig ein Exemplar geſchickt. Man ſpricht mir davon vor, daß ich die Geſchichte des 30jährigen Kriegs ausführlicher behandeln und das Weimariſche Archiv dabei nutzen ſolle. Wie es in Zeitungen heißt, ſo wollen ſie meine Geſchichte ins holländiſche überſetzen.

Ich bin ungeduldig zu hören, wie Sie mit dem bisherigen Debit zufrieden ſind. Reißen Sie mich aus meiner Ungeduld, wie es Ihnen

geht, ſchreiben Sie, kommen Sie, adieu. Ihre Frau grüßen Sie recht ſchön von uns beiden. Ewig der Ihrige

Schiller.

Der nächſte Mittwoch nach dem 5. Nov. fiel auf den 10. Nov., ſo daß Schiller hier an eine Verſchiebung ſeines Geburtstages auf den Tauftag, den 11., noch nicht dachte.

Eine Geschiedenis van den 30jarigen Religie-Orlog erſchien Amſterdam 1794, aber nur 1. deel. ſ. Wurzb. Schillerbuch 1658, wo auch die engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſchwediſchen Ueberſetzungen verzeichnet ſind. Die Zeitungsnotiz, auf die ſich Schiller hier bezieht, iſt mir nicht auffindbar geweſen.

Zwiſchen dieſem und dem nächſten Briefe folgte der ſchwere Winter, wo Schiller ſich im Jan. 1791 in Erfurt erkältet und eine heftige Krankheit zugezogen hatte, über die er an Körner (2, 224, und über den heftigeren Rückfall 2, 230 f.) genauere Mittheilungen macht. Dann folgte, bei einer Erholungsreiſe in Rudolſtadt im Mai ein faſt tödtlicher Rückfall, über deſſen Einzelheiten die Briefe an Körner (2, 243) und das Buch: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde (1, 335. 3, 132. 156. 3, 77) berichten. Schiller machte darauf eine Badereiſe nach Karlsbad und brauchte im Sept. die Nachkur in Erfurt. „Dieſes Jahr koſtet mir 1400 Thlr, außer dem, was die Verſäumniß mir koſtet“ (an Körner 2, 259). Lotte ſchrieb am 20. Sept. an Wolzogen: „Anfang October werden wir wieder nach Jena gehen.“ (Nachlaß der Wolzogen 2, 200). Dort treffen wir ihn im folgenden Briefe.

55. An Erufius.

Jena d. 9. Oct. 91.

Endlich nach langer Zeit kann ich wieder die Feder zur Hand nehmen und auf Erfüllung meiner Zuſagen denken. Wie ſchwer ich ſeit neun Monaten krank geweſen, wiſſen Sie ohne Zweifel ſchon längſt, und auch, daß ich mehr als einmal dem Tode nahe war. Dies machte einen Stillſtand in allen meinen Geſchäften, auch für den 30jährigen Krieg, der in dem hiſtor. Kalender 1792 enthalten ſein wird, konnte ich nur die wenigen Bogen geben, welche ſchon vor meiner Krankheit größtentheils ausgearbeitet waren. Sie thaten mir Unrecht, mein werthester Freund, wenn Sie glaubten, daß ich Sie

einem andern nachgesetzt, und durch Uebernehmung des histor. Kalenders die Niederl. Geschichte zurückgesetzt habe. Ein anderes ist eine Arbeit für Damen und die Modewelt, ein anderes ein Werk für die Nachwelt. Das letztere wird langsam reif, wenn das erstere leicht von der Feder fließt. In keinem Falle würde ich mit Fortsetzung der Niederl. Geschichte so geschwind haben hervortreten können, als Sie und vielleicht auch das Publikum wünschten. Sie werden mir gerne glauben, daß die günstige Aufnahme dieses Ersten Theils meinen Eifer nicht vermindert haben werde, aber dieses ist gewiß, daß eben für dasselbe diese gute Aufnahme, die zwanzig andre nachlässiger und vorschneller gemacht haben möchte, mich gerade umgekehrt sorgfältiger und strenger gegen mich selbst gemacht hat. Rechnen Sie mir dieses nicht zum Vorwurf an, denn mancher Verleger, glaube ich, befände sich besser, wenn alle Autoren hierin meine Maxime befolgten.

Weil ich jetzt noch nicht in den Umständen bin, um den Ertrag meiner Schriften gar nicht in Rechnung bringen zu dürfen, so werden Sie es nach Ihrer Billigkeit gewiß auch nicht zum Vorwurf machen, daß ich diese Zeit über Arbeiten übernahm, die mir gerade viermal theurer bezahlt wurden und auch bezahlt werden konnten, als mir die Niederl. Geschichte bezahlt wird, ohne nicht mehr, ja auch nur so viel Zeit und Mühe zu kosten als diese. Dieser Umstand allein würde mich doch nicht vermocht haben, die Niederl. Geschichte zu verzögern, wenn zur Ausarbeitung derselben nicht mehr Muße gehörte, als ich bisher gehabt habe.

Um jedoch einen Theil meiner Verbindlichkeiten gegen Sie abzutragen, wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, zwey Bändchen meiner Vermischten Prosaischen Schriften auf die nächste Ostermesse herausgeben. Der Vorrath hat sich unterdessen sehr vermehrt, so daß es, in kleinem Format und nicht zu enge gedruckt, beynahe zwei Alphabete geben wird. Auch das Bändchen Gedichte würde ich Ihnen auf die nämliche Messe versprechen, wenn ich mich auf meine Gesundheit, die noch immer sehr weit zurück ist, einigermaßen verlassen könnte.

Sie erhalten zugleich binnen 6—8 Wochen die Geschichte des Maltheserordens, welche ich, da der junge Berling vieles zu flüchtig bearbeitet hatte, reiferen Händen übergab und Ihnen in einer weit bessern Gestalt zuschicken werde. Ich ersuche Sie bei dieser Gelegenheit, sich mit gedachtem Berling ja nicht unmittelbar einzulassen, indem er die Erwartungen sehr schlecht erfüllt, die ich sowohl von seinem

Fleiß als von seiner Genauigkeit im Wort halten gesagt habe. Lassen Sie sich besonders nicht darauf ein, ihm Honorar vorzuschießen, da ich ihm bereits über 100 Thlr davon selbst avancirt habe und er also für mehr als die Hälfte des Werks mein Schuldner ist. Von mir erhalten Sie jetzt dieses Werk, und ich kann mich für die Güte desselben verbürgen.

Ich habe die Ehre mit aller Achtung mich zu nennen Ew. Hochedelgeb. ergebenster Diener

Schiller.

Wie der Handel, auf den Crusius so bereitwillig eingegangen war (Nr. 44 ff.), abgelaufen, ist nicht ganz klar; jedenfalls scheint Schiller noch im tiefen Rückstande beim Verleger gewesen zu sein. Die früher beabsichtigte, nicht besonders glücklich gedachte Sammlung Vermischter Schriften war inzwischen aufgegeben, und an die Stelle tritt nun die Sammlung kleinerer prosaischer Schriften, die bis zu 4 Bänden stieg und fortgesetzt werden sollte, aber durch Schillers Tod geschlossen wurde. Zunächst erschien der erste Theil in der Ostermesse 1792. (Vorbericht. Sendung Moses. Antrittsrede. Philosophische Briefe. Briefe über Don Karlos. Spiel des Schicksals. Verbrecher aus verlorner Ehre. Erste Menschengesellschaft. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter).

Die Geschichte des Maltheserordens war Berling abgenommen und Niethammer übertragen. Der hier erwähnte Vorschuß für Berling mag der Posten sein, den Schiller als Bürge bezahlt hatte (Körner 2, 259).

56. An Crusius.

Jena, d. 16. Dec. 1791.

Sogleich mit Anfang des neuen Jahres sollen Sie mit dem Druck der Verm. Schriften anfangen können, indessen bitte ich Sie, mir zu schreiben, welches Format und welche Schrift Sie dazu nehmen, oder ob Sie die Wahl mir überlassen wollen? Ein großer Gefalle geschähe mir und wäre auch für das Buch sehr vortheilhaft, wenn Sie es könnten hier bei Göpfert drucken lassen, daß ich die Revision davon bekäme. Schreiben Sie mir bald Ihre Entschließung darüber.

Zugleich frage ich bei Ihnen an, ob Sie die Geschichte der

Maltheſer von Vertot, wozu Sie mir doch keine große Luſt zu haben ſcheinen, lieber ganz abgeben und an einen andern Verleger, der mich darum erſucht, überlaſſen wollen?

Von Gibbons verdeutſchter Geſchichte fehlen mir noch die Theile, welche in den 2 letzten Meſſen erſchienen ſind, ich bitte Sie daher, mir ſolche nebſt der Kritik der reinen Vernunft von Kant, Garves vermiſchten Schriften und dem Heyniſchen Virgil (nach der neueſten Edition) mit nächſter fahrender Poſt zu überſenden. Auch wünſchte ich den engliſchen Oſſian und einen italieniſchen Taſſo mit derſelben Poſt, wo möglich ſchön gebunden, doch wenn das nicht angeht auch nur roh, zu erhalten.

Der ich mit Hochachtung zu verharren die Ehre habe Ihr ergebener Diener

Schiller.

Gedruckt wurde der erſte Theil der Proſ. Schriften bei Göpferdt in Jena (und zwar in zwei Auflagen, die ſich leicht unterſcheiden laſſen, indem die Columnentitel der erſten Auflage von S. 387 an ſtets: Kreuzzüge haben, die der zweiten: Kreuzzüge Der Satz war in kl. Octav mit Antiqua.

Gruſius lehnte die „Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot von M. N. bearbeitet und mit einer Vorrede verſehen von Schiller“, wirklich ab, die nun in zwei Bänden in „Jena, bei Chriſt. Heinr. Cuno's Erben. 1792“. erſchien, in derſelben Handlung, die auch die vier Bände des mit einer Vorrede Schillers begleiteten Pitaval verlegte. Der Ueberſetzer war ein Schwabe (Niethammer), wie ſich an dem oft wiederholten weißt für weiß erkennen läßt, und muß gerade kein Juriſt geweſen ſein.

Kant und Garve bezeichnen den Beginn der methodiſchen Studien der Philoſophie für Schiller, der dieſelben bisher dilettantiſch als Autodidakt getrieben. Den Heyniſchen Virgil brauchte er für ſeine Ueberſetzungen aus der Aeneis, die freilich ſchon im April in Rudolſtadt begonnen (Körner 2, 242) und im October fortgeführt (Körner 2, 267) waren. Den engliſchen Oſſian und den italieniſchen Taſſo hatte er wohl für ſeine Frau beſtimmt und zwar zum Weihnachtsgeſchenk, weil beide ſchön gebunden ſein ſollten.

57. An Göschen.

Jena den 15. Jan. 1792.

Zu dem heiligen Christ, den Ihre Jette Ihnen beschеert hat, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück, wünsche aber auch dabey, daß Sie von diesen lebendigen Verlagsartikeln noch recht viele neue Editionen erleben möchten, ohne daß sich die alten vergreifen.

Das wozu Sie mir Glück wünschen, ist kein Zeitungsmährchen, wiewohl ich wünschte, daß die Zeitung nie etwas davon erfahren hätte. Es verhält sich in der That so, und ich bin dem Prinzen von Holstein und Grafen Schimmelmann eine entscheidende Verbesserung meiner Umstände schuldig. Mündlich (denn ich hoffe Sie bald zu sehen) das weitere. Jetzt bitte ich Sie, mich wissen zu lassen, ob ich das 2te Heft der Thalia gleich jetzt soll fortdrucken lassen. Mscrpt ist parat.

Um die baldige Uebersendung des ersten Stücks bitte ich Sie sehr. Ich habe es so vielen Leuten zu schicken, daß ich es vor jedem andern Leser zu haben wünsche. Gelegentlich senden Sie mir dann auch einen Calender für mich.

Den Geisterseher schicke ich Ihnen bald nach der neuen Revision. Der Abänderungen sind wenige und betreffen meistens nur den Ausdruck. Den Carlos aber zu verbessern fordert beinahe 2 Monate, die mir der Calender wegnimmt, daher wünschte ich, Sie druckten ihn für jetzt nur erst in einer kleinen Auflage. Ist Ihnen aber viel daran gelegen, daß er sich wenigstens in etwas von der vorigen Ausgabe unterscheidet, so will ich thun was ich kann, und wenigstens einige Seiten Vorrede dazu schreiben.

Inliegendes Blatt ist der Titel zu einem Buch, welches ich durch Jemand von hier übersetzen lassen will, und ich bitte Sie, mir es, sobald Sie können, zu verschaffen. Es zu verlegen, will ich Ihnen nicht zumuthen, wollen Sie es aber, so haben Sies, den Bogen à 4 Thlr.

Grüßen Sie Hardenberg bestens von mir. Es hat mich recht sehr gefreut, Ihn wieder zu sehen, und mein herzlicher Wunsch wäre, daß es recht oft geschehen möchte.

Ihrer lieben Frau meine besten Empfehlungen. Ganz der Ihrige

Schiller.

Am 24. Dec. 1791 war Göschens dritter Sohn Georg Joachim geboren (st. 16. Juli 1855), dem noch sieben Geschwister nachfolgten (vgl. Chr. Gottlob Lorenz, Zur Erinnerung an Georg Joachim Göschen. Grimma (Progr.) 1861, S. 11 f.).

Ueber das Geschenk des Herzogs von Augustenburg, für drei Jahre je 1000 Thlr, sind die Biographien zu vergleichen und außer Schillers Brief an Baggesen (in Reinholds Briefwechsel 1, 423 ff), besonders der an Körner 2, 282. Durch Körner, dem kein Schweigen auferlegt worden, war die Nachricht bekannt geworden und in die Zeitungen gekommen, was Schiller sehr unangenehm berührte (2, 289), worauf Körner sehr verständig antwortete, wenn Graf Schimmelmann ein gescheidter Mensch sei, könne er keinen Groll darüber haben (2, 291).

Die hier erwähnte Thalia ist die Neue. Nachdem Schiller die alte schlechthin so genannte Thalia mit dem XII. Heft (1791. 1: Proben einer metrischen Uebersetzung der Elektra, von Professor Nast aus S(tuttgart); 2: Uebersicht einiger vorbereitenden Ursachen der französischen Staatsveränderung, von einem in Bourdeaux sich aufhaltenden Deutschen. 3: Juliane, Fortsetzung, vom Verfasser des heimlichen Gerichts (Huber). 4: Mimer und seine jungen Freunde, von E(rhard). 5: Die Zukunft, von Demoiselle S(chube)t geschlossen hatte, begann er in kleinerem Formate die mit Antiqua gedruckte „Neue Thalia herausgegeben von Schiller" in Heften von 8 Bogen. Das erste Stück des Jahrgangs 1792 enthielt 1: die Zerstörung von Troja, von Schiller. 2: Ogier, von Hinze. 3: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, von Schiller. 4: Erinnerungen an die Schweitz, von einem jungen Mahler (Graß). Die Neue Thalia wurde, wie wir hier erfahren, in Jena gedruckt, nach der Schrift und Einrichtung zu urtheilen, bei Göpferdt. Das zweite Heft enthielt: 1: Dido, von Schiller, 2: der erste May, von Prof. Heydenreich, nach Buchananus. 3: Ueber die tragische Kunst, von Schiller. 4: Gustav Adolph von Schweden, vor seiner Theilnehmung an dem 30jährigen Kriege, von H(errn) v. F(unk). 5: Der Rheinfall, von einem jungen Mahler (Graß).

Die erste selbständige Ausgabe des Geistersehers war 1789 bei Göschen erschienen (338 S. 8) und im selben Jahre mit seiner Firma nachgedruckt (206 S.). Die zweite Ausgabe, die Schiller hier vorbereitet, erschien 1792. 318 S. 8, mit einem Titelkupfer, wie der Prinz die schöne Griechin vor dem Altare beten sieht.

Da Schiller sich in Bezug auf eine Neubearbeitung des Don Carlos, der seit 1787 nicht wieder aufgelegt war aber im Handel nicht wohl fehlen konnte, schwierig zeigte, so nahm Göschen Schillers Erlaubniß an, das Drama in kleiner Auflage mit der alten Jahrszahl und geringerer Ausstattung zu drucken (1787. 437 S. 8), so daß ein eigentlicher Nachdruck nicht stattfand.

Das zu übersetzende Buch war wohl ein französisches, das für die Memoires bestimmt war, oder der französische Pitaval, dessen erster Band (der deutschen Uebersetzung) freilich schon in der Ostermesse fertig war.

Hardenberg ist Friedrich v. H., Novalis.

58. An Crusius.

Jena, den 21. Febr. 92.

Daß der Druck des ersten Theils meiner vermischten Schriften mit nächstem angefangen und zu gehöriger Zeit gewiß beendigt seyn wird, wird Herr Göpfert Ihnen geschrieben haben. Weil ich diese ganze Sache für völlig ausgemacht und entschieden hielt, glaubte ich Ihnen nicht erst darüber schreiben zu müssen. — Es ist mir ganz recht, wenn Herr Huber die Herausgabe der Geschichte merkwürdiger Rebellionen pp übernehmen will. Nur behalte ich mir dabei zweierlei vor. 1. daß ich brauchbare Aufsätze dieses Inhalts, wozu mir erst kürzlich von einigen meiner Mitarbeiter Hoffnung gemacht worden, darin einrücken kann. 2. daß mein Nahme auf dem Titel ganz wegbleibt. Wegen Papier und Stärke der Auflage für den I. Theil meiner vermischten Schriften werden Sie so gütig seyn, Herrn Göpfert zu schreiben. Zugleich bitte ich mir aus, daß sechs Exemplare für mich auf Postpapier und zwei auf Schreibpapier abgedruckt werden. — Verzierungen von Kupferstichen braucht das Werk gar nicht.

Ihr ergebener Diener

Schiller.

Die Fortsetzung der Geschichte der Rebellionen unterblieb, wohl aus keinem andern Grunde, als weil Crusius auf Schillers Namen dabei größeres Gewicht legte, als auf Hubers.

59. An Göschen.

Jena den 27. Febr. 92.

Das Fäßgen mit dem Geld habe ich richtig erhalten, und danke Ihnen aufs verbindlichste, liebster Freund, für Ihre gütige Besorgung. Den Kalender denke ich Ihnen selbst zu überbringen, denn wenn mir der Himmel Gesundheit verleiht, so bin ich mit den ersten Wochen des Frühlings bei Ihnen. Jetzt geht es ganz erträglich mit mir, und ich kann, ohne mich anzustrengen, 4 auch 6 Stunden des Tags mit dem Kopf arbeiten.

Was sagt man denn in Leipzig zum ersten Stück der Thalia? Von öffentlichen Urtheilen ist mir noch nichts zu Gesicht gekommen.

Das Gedicht von Heydenreich ist mir ein angenehmer Beitrag zum 2ten Stücke, und ich bitte Sie, mich ihm bestens zu empfehlen. Es ist bereits in der Druckerey. Den andern Beytrag von dramatischem Inhalt muß ich Ihnen mit Protest zurücksenden.

Es ist mir hier viel Rühmens von einer neuen Dramaturgie gemacht worden, die in Hamburg herauskommt. Sie soll sehr vortreffliche Beurtheilungen dramatischer Stücke enthalten, unter andern auch über den Karlos, welche zu lesen ich sehr neugierig bin. Sie machen mir viel Freude, wenn Sie mir diese Schrift verschaffen wollen und bald.

Auf den Freitag allerspätestens geht die erste Hälfte des durchgesehenen Geistersehers an Sie ab. Die Zeichnung des Prinzen kann ich am besten selbst mitbringen, wenn es in etwa 3 oder 4 Wochen nicht zu spät ist.

Adieu, liebster Freund. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer guten Jette bestens wie auch ich. Ganz der Ihrige

Schiller.

Den Einschluß bitte an Herren Meißner zu besorgen.

Dies „Fäßgen mit Geld" braucht nicht nothwendig ein Faß mit Geld gefüllt zu sein, da beides neben einander sein konnte und Schiller für gütige Besorgung dankt. Indeß könnte darin, und das ist wahrscheinlicher, eine Jahressendung aus Kopenhagen vermutet werden, da Schiller am selben Tage (27. Febr.) seine Schulden zu tilgen an-

fängt, bei Beit, bei Körner und alle ſeine Schuldpoſten im Laufe des Jahres denkt abtragen zu können (Körner 2, 298).

Schiller reiſte im April nach Dresden und war am 8. Mai aus Leipzig wieder in Jena (Charl. v. Schiller 3, 3).

Das Gedicht von Heydenreich iſt das zu Nr. 57 ſchon genannte. Der Verf. war Prof. der Philoſophie in Leipzig und ein Freund Göſchens, der mehre Schriften von ihm verlegt hatte.

Die Hamburger Dramaturgie aus dieſer Zeit iſt mir nicht weiter bekannt.

Der Freitag nach dem 27. Febr. 92 war der 2. März.

Die Zeichnung des Prinzen war die des Prinzen von Rudolſtadt, die zu Nr. 57 näher angegeben iſt. Sie war ſchon im Sommer 1788 gemacht, vgl. Körner 1, 320.

Im erſten Stück der neuen Thalia S. 79—91 ſtand ein Artikel Ogier von Dänemark. Dramatiſches Denkmahl, von H. P. F. Hinze, den Schiller am Schluſſe mit folgender Note begleitete: „Ich erſuche den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, meinem Verleger oder mir, von ſeinem Wohnort Nachricht zu geben, da der Brief, der dieſen Aufſatz begleitete, während meiner Krankheit an mich eingelaufen, von einer fremden Hand erbrochen worden und verloren gegangen iſt. S." Die Aufforderung mußte Heimbert Paul Friedrich Hinze als Wunſch Schillers auffaſſen, ihm nähere Mittheilungen zu machen. Er meldete ſich unterm 18. März brieflich bei Schiller, blieb aber ohne Antwort, vielleicht weil Schiller den Brief, ſeiner Dresdner Reiſe wegen, zurückgelegt hatte. Hinze wandte ſich nachmals an den Redacteur der Thalia, der ihn dazu gedruckt aufgefordert hatte.

60. An Schiller.

Helmſtedt, d. 21ſten Jun. 1792.

Ew. Wohlgeboren werden es mir gütigſt verzeihen, wenn ich mich noch einmal — wiewohl für jetzt unaufgefordert — mit einem Briefe an Sie wende, und Sie um die Gefälligkeit erſuche, mir auf den, ſchon am 18ten März d. J. an Sie abgeſchickten, und, im 1ſten Stück der dießjährigen Thalia, von Ihnen ſelbſt verlangten, Brief einige Antwort zukommen zu laſſen. In einer günſtigern Lage als die Meinige, würde ich es kaum der Mühe werth achten, an das Honorarium für einen ſo unbedeutenden Aufſatz, als mein Ogier von

Dänemark in Ihrer Thalia ist, mehr als Einen Brief zu wenden; da ich aber weder ein sonderlicher Günstling der Musen, noch des Glücks, bin, so darf ich, um nicht ungerecht gegen meinen eignen Beutel zu scheinen, auch nicht den kleinsten Gewinn mit Gleichgültigkeit fahren lassen. In dieser Rücksicht hoffe ich eben so sehr auf Ihre Billigkeit rechnen zu dürfen, als Sie von der aufrichtigen Verehrung überzeugt seyn können, mit der ich hochachtungsvoll verharre Ew. Wohlgeboren gehorsamster

H. P. F. Hinze, Candidat.

61. An Göschen.

[praes. 2. Juli 1792.]

Seyn Sie so gut, lieber Göschen, und senden an diesen armen Schächer 1 Louisd'or Honorar für seinen Ogier — dabey bedeuten Sie ihm, wenn ich bitten darf, daß er sehr unverdient zu der Ehre kommt, denn Anfängeraufsätze pflege ich nicht zu bezahlen. Seyn Sie aber so gut und befriedigen ihn bald, sonst überläufft er mich zum zweitenmal. Nächstens mehr. Der Ihrige

Schiller.

Der arme Candidat lebte in bedrängten Verhältnissen. Sein Vater, früher Sekretair in der Geh. Rathsstube zu Braunschweig, war 1779 seiner Dienste entlassen und hatte sich nach Helmstedt zurückgezogen. Der Candidat selbst hatte schriftstellerische Neigungen, war in Reichards Theaterkalender seit 1787 mit Gedichten aufgetreten, nahm später in Amsterdam die Stelle eines Secretairs an und wurde schließlich Schauspieler, führte ein Wanderleben in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und starb im Dec. 1840 zu Lübeck. Durch den Verleger einen Mitarbeiter abfertigen zu lassen, den man durch eine öffentliche Aufforderung veranlaßt hatte, sich zu melden, ist sicher nicht die passendste Art der Antwort. In mehr erfreulicher Weise benahmen sich die Verleger gegen Schiller, der, wenn er an ihrer Stelle gewesen wäre, vermuthlich anders aufgetreten sein würde. Besonders wohlwollend erweist sich Crusius. Trotz der unausgeglichenen Rechnung in Folge jenes eigenthümlichen Contracts vom Frühjahr 1789 (S. 56 f.) zahlte Crusius, anstatt das Honorar für die kl. prof. Schriften in Anrechnung zu bringen, doch einen Theil desselben aus, um Schiller die Ausgleichung des Contos zu erleichtern.

62. An Crusius.

Jena d. 3. Sept. 1792.

Ihr letztes Schreiben nebst eingeschlossenen 16 Carolin ist mir richtig überliefert worden, und ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank dafür, daß Sie mich meine Schuld nach und nach wollen abtragen lassen. Doch auch so hoffe ich, daß es nicht zu lange dauern soll, bis meine Rechnung gänzlich getilgt ist. Künftigen Ostern sollen Sie zuverlässig einen Band meiner Gedichte auf die Messe bringen, und der zweyte Band der prosaischen Schriften wird blos darum verzögert, weil 1) einige darin vorkommende Aufsätze noch zu kurz in der Thalia erschienen sind, und weil ich ihm 2) gern einen größern Werth durch ganz neue noch ungedruckte Abhandlungen zu geben wünschte.

Dieses Jahr bin ich auch des historischen Kalenders entledigt, und dann können wir auch von der Niederländischen Geschichte reden. Alles hängt nur von meiner Gesundheit ab, die freilich jetzt noch zu wankend ist, um darauf rechnen zu können.

Da ich bei der Sammlung meiner Gedichte alle mögliche äußere Eleganz beobachtet wünschte, so wäre es mir sehr lieb, wenn Sie Sich mit einer guten Parthie Schweitzerpapier dazu versehen wollten, und Herrn Göpfert dazu vermöchten, neue und feine Schrift dazu gießen zu lassen. Mit dem Druck könnte etwa nach der Meise der Anfang gemacht werden.

Auch zu Vignette und Kupfer werde ich Ihnen noch vor der Messe einige Ideen mittheilen.

Indessen empfehle ich mich Ihrem geneigten Andenken und bin mit wahrer Werthschätzung Ihr ganz ergebener

Schiller.

Eine Sammlung seiner besten Gedichte beschäftigte Schiller damals mehrfach, worüber im Vorworte zu den S. Sch. Bd. IX genauere Mittheilungen gemacht sind. Es sollte nach den Briefen an Körner (3, 76. 101) eine „sehr schöne Edition" werden, nicht über zwanzig Stücke und nicht über neun bis zehn Bogen. Der ganze Plan blieb jedoch damals unausgeführt, wie denn auch der zweite Band der prosaischen Schriften noch aufgeschoben wurde. Die niederländische Geschichte wieder aufzunehmen kann Schiller in dieser Periode seiner philosophischen Speculation kaum ernsthaft beabsichtigt haben.

63. An Göſchen.

Jena d. 4. Sept. 92.

Die abgedruckten Bogen von S. an bitte ich mir künftig von Posttag zu Posttag aus.

Sch.

Es ſcheinen hier die Aushängebogen des dritten Damenkalenders (für 1793) mit der Geſch. des dreißigjährigen Krieges gemeint zu ſein, und dann ſollte es Ss heißen, da ſchon das zweite Alphabet gezählt wurde. Der Bogen Ss beginnt S. 617, und da der Kalender 860 S. hat, blieben noch bis zur Meſſe noch 15 Bogen und 4 S. zu erledigen. Da bei ſolchen Taſchenbüchern viel darauf ankam, daß ſie rechtzeitig fertig wurden, konnte es Göſchen nicht verargt werden, wenn er Schiller den Vorſchlag machte, ob er ſich durch einen andern wolle erſetzen laſſen. Auf wen er ſein Augenmerk gerichtet hatte, erfahren wir aus Schillers Antwort. Göſchen wollte aber Schillers Namen gern beim Kalender behalten und den neuen Autor durch eine Vorrede Schillers eingeführt ſehen (Körner 2, 341).

64. An Göſchen.

Jena den 14. October 92.

Sie haben ganz Recht, lieber Freund, daß Sie Sich, was den Calender betrifft, nach einem ſicherern Mann umſehen, als ich dermalen bin. Fürs nächſte und zweytnächſte Jahr könnte ich Ihnen, auf keinen Fall, etwas verſprechen, da, ſelbſt wenn ich mich ganz erhohlte, die angefangenen Opera beendigt werden müſſen. Aber ob Sie mit Peſtalozzi nichts wagen — und ob es überhaupt rathſam iſt, die Reformation zum Gegenſtand zu nehmen (die nur bey einer äußerſt glücklichen genialiſchen Behandlung Intereſſe erwecken kann) iſt eine Frage, die ich Ihnen aufwerfe und in ſcharfe Ueberlegung zu nehmen rathe. Erſtlich möchte ich ſchon einen Zweifel darüber aufwerfen, ob es gut iſt, in der Calenderform fortzufahren, da dieſe Schriften ihre Neuheit verlieren, da Sie darin viele Nebenbuhler haben, und die Caprice der Mode gar zu wandelbar iſt. Zweitens glaube ich, wäre es beſſer, wenn Sie jetzt (im Fall Sie auf einem Calender beſtehen) eine leichtere allgemeiner anziehende Materie erwählten, indem

noch einmal, an der Reformation wird und muß unser Pestalozzi scheitern. Diese Geschichte muß mit philosophischem, völlig freyen Geiste geschrieben seyn; von der Schreibart nicht einmal zu reden, die hier leichter als bey jeder andern Materie ins Trockne fallen muß. Ich habe mich auf einen andern Mann dafür besonnen, aber ich gestehe, daß ich keinen finde; doch so gut und besser als Pestalozzi diesen Stoff behandeln kann, würden zehen andre ihn behandeln. Sehr gerne will ich mich als Herausgeber und Vorredner dabey melden, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen geschieht, aber Sie begreifen selbst, daß ich dieß nur alsdann thun kann, wenn der Verfasser des Calenders die Reformation nicht aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt, als ich, betrachtet, und dieß, fürchte ich, wird bey Pestalozzi sehr der Fall seyn. Ich muß gestehen, daß es mir sehr leid thun würde, wenn diese herrliche Gelegenheit, auf die Vorstellungs Art der ganzen deutschen Nation von ihrem Religionsbegriff zu wirken, und durch dieß einzige Buch vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubenssachen vorzubereiten, nicht benutzt werden sollte. Jetzt über die Reformation zu schreiben, und zwar in einem so allgemein gelesenen Buch, halte ich für einen großen politiisch wichtigen Auftrag und ein fähiger Schriftsteller könnte hier ordentlich Line welthistorische Rolle spielen.

Ich meyne immer, daß Sie bey meiner alten Idee, ein großes vierzehntägiges Journal, an dem dreißig oder vierzig der besten Schriftsteller Deutschlands arbeiteten, herauszugeben, am besten fahren und ein Werk für Ihr Lebelang daran haben würden. Sie würden und müßten dadurch der Erste und Respectirteste Buchhändler in Deutschland werden, und schon in den ersten Jahren nicht unter 1000 Rthlr reine Revenuen davon haben, die bey fortdauernder Accuratesse drey und vierfach werden müßte. Sind Sie dieser Idee nicht abhold, so will ich Ihnen einen Plan dazu überschicken und (von Seiten des Inhalts und der Schriftsteller) die Möglichkeit der Ausführung zeigen.

Den Ueberbringer dieses Briefs bitte ich freundlich aufzunehmen. Er freut sich sehr auf Ihre nähere Bekanntschaft. Wollen Sie so gütig seyn und ihm die hier aufgezeichneten Schriften, nebst denjenigen, um die ich neulich schrieb (wenn Sie sie Göpferten noch nicht schon mitgegeben), einhändigen, so wie auch die Zeichnung des Erbprinzen von Rud(olstadt) aus dem Geisterseher und ein Exemplar von dem

30jährigen Krieg. Gebunden oder ungebunden iſt mir einerley, nur ſo daß ich es binden laſſen kann.

Zur Meſſe viel Glück, Geſundheit und Geduld! Ewig der Ihrige
Schiller.

Joh. Heinr. Peſtalozzi (geb. 12. Jan. 1746 in Zürich) hatte Theologie und Rechte ſtudiert, aber ſich ganz der Reform des Unterrichtsweſens gewidmet und bis dahin weſentlich nur pädagogiſche Romane geſchrieben. Göſchens Einfall, ihn zum Geſchichtſchreiber der Reformation zu machen, war mindeſtens ein erſter, und das ſind nach Leſſing nicht immer die beſten. Schiller nannte es in einem Briefe vom 15. Oct. an Körner (2, 341) eine ſonderbare Idee.

Ueber den Plan zu einem großen Journale ſpricht auch Körner gegenüber, wie hier, Schiller ſeine Anſicht aus (2, 340 f.). Bekanntlich giengen daraus ſpäter die Horen hervor.

Wer der Ueberbringer dieſes Briefes geweſen, ließ ſich nicht mehr ermitteln.

In die Reihe der Geſchäftsfreunde tritt von nun an ein andrer Freund, Wilhelm v. Humboldt, der ſeinen Briefwechſel mit Schiller ſelbſt herausgegeben hat, wobei er nur „einige ganz unintereſſante" weggelaſſen hat. Dieſe ſind für den Zweck dieſer Sammlung nicht ſo unintereſſant, wie ſie Humboldt 1830 erſcheinen mochten. Zunächſt beziehen ſie ſich auf eine Schrift, die Humboldt in Berlin hatte wollen drucken laſſen, die aber dort keinen Verleger gefunden hatte. Er nahm nun Schillers Vermittlung in Anſpruch und trat dann, als nicht ſogleich ein Verleger gefunden war, zurück.

Die ſpätere geſchäftliche Correſpondenz betrifft den erſten Schillerſchen Muſenalmanach für 1796.

65. An Schiller.

Auleben, 9. Nov. 1792.

So eben theuerſter Freund, erhalte ich Antwort von Vieweg. Er hat meine Abhandlung zum Verlag nicht angenommen, weil er, wie er mir ſagt, ſchon viel zur Oſtermeſſe zu thun hat. Ich überlaſſe ſie alſo jezt recht gern Göſchen, wenn Sie die Güte haben wollen, ſie ihm anzutragen, und er die, mir neulich von Ihnen ge-

schriebenen Bedingungen eingehen will, nemlich 1 Carolin für den Bogen der Schrift, und 1 Ld'or für den Bogen des, was Sie in der Thalia abdrucken lassen. Nur versteht sich denn doch wohl, das er alsdann auch die Kosten der Korrektur trägt, und könnte ich außerdem noch 15 bis 20 Freiexemplare erhalten; so wäre es mir auch lieb, da ich mit mehreren Menschen, die mir ihre Bücher schenken, so stehe, daß ich nicht umhin kann, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern.

Format, Papier und Druck überlasse ich Herrn Göschen, weil es seine Sache ist, das Buch so erscheinen zu lassen, daß auch das Aeußere reizt. Indeß hat mir der Bogen in der Thalia sehr gefallen, und wenn es von mir abhinge, und Sie das Format nicht zu klein halten, so wäre mir gerade derselbe Druck der liebste.

Einen genauen Korrektor wollten Sie die Güte haben mir nachzuweisen. Ich will ihm sodann außer dem Original, was Sie haben, noch eine Abschrift von einer deutlichen Hand, die schon fertig ist, schikken. Aus beiden wird er sich am besten helfen können. Ginge es aber an, so hätte ich gern selbst die lezte Korrektur. In dem mir neulich überschickten Bogen der Thalia waren einige sehr arge Druckfehler.

Wollen Sie nun die Güte haben, theuerster Freund, Göschen zu schreiben, und mir seinen Entschluß zu sagen, so ist alles in Richtigkeit. Ich lasse mir indeß die Abschrift, die noch in Berlin ist, kommen, und bessere, soviel ich vermag. Vielleicht sagen Sie mir selbst auch noch eins und das andre über einige Stellen. Auch erfahre ich wohl durch Sie, wann der Druck anfangen muß?

Biester hat den Abschnitt über den Krieg mit meinem Namen und einer förmlichen Ankündigung in einer Note im October seiner Monatsschrift drukken lassen, beides zwar nach meinem Auftrage, aber zu einer Zeit, als ich noch glaubte, das Buch würde in Berlin gedruckt werden, wo ich es nüzlich hielt, mich zu nennen. Izt wünschte ich weit mehr, anonym bleiben zu können. Sollte in der Monatsschrift, zufolge meines lezten Briefs an Biester, nichts mehr erscheinen, so wäre ich gesonnen, den Titel des Buchs zu ändern, und das Stück des Krieges, das so mehr Episode ist, herauszulassen. Auf jeden Fall brauche ich mich ja darüber nicht zu entscheiden.

Ich habe heute noch mehr zu schreiben, theurer Schiller, und breche also hier ab. Verzeihen Sie meine Bitten, und behalten Sie

mich in liebevollem Andenken. Meine Frau ſchreibt ſelbſt an Lottchen, der ich mich herzlich empfehle.

Mit der innigſten Achtung und Liebe ewig Ihr

Humboldt.

Der Abſchnitt, den Biesters Monatsſchrift 1792. 10, 346—354 brachte, führt den Titel: Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde. Im 11. Hefte 419—444, erſchien dann noch ein Abſchnitt: Ueber die Sittenverbeſſerung durch Anſtalten des Staats. Und im Decemberheft endlich S. 597—606 der Abſchnitt: Ueber öffentliche Erziehung. Schiller machte ſofort bei Göſchen den Antrag, nachdem er ſchon im V. Hefte der neuen Thalia 131—169 einen weitern Abſchnitt veröffentlicht hatte: Wie weit darf ſich die Sorgfalt des Staats für das Wohl ſeiner Bürger erſtrecken?

66. An Göſchen.

Jena den 16. Nov. 1792

Den ſchönſten Dank, lieber Freund, für die überſchickten Calender. Ich muß geſtehen, daß die Außenſeite der vorigjährigen wenig nachgibt und mit vielem Geſchmack componirt iſt. Die Bildniſſe ſind auch ſehr gut, und noch beßer als die übrigen Kupfer ſind. Ich hoffe, daß der Himmel ſein Gedeyhen dazu geben möge.

Ich ſoll bey Ihnen anfragen ob Sie eine Schrift verlegen wollen, deren Inhalt und Titel iſt:

'Ideen zu einem Verſuch die Grenzen der Wirkſamkeit eines Staats zu beſtimmen.'

Eine Probe davon finden Sie im 5ten Heft der Thalia und etwas weniges auch in der Berliner Monatsſchrift. Der Verfaſſer iſt W. v. Humboldt, Preußiſcher Legationsrath. Die Schrift enthält allerdings ſehr fruchtbare politiſche Winke, und iſt auf ein gutes philoſophiſches Fundament gebaut. Sie iſt mit Freiheit gedacht und geſchrieben, aber da der Verfaſſer immer im Allgemeinen bleibt, ſo iſt von den Ariſtokraten nichts zu beſorgen. Schriften dieſes Inhalts und in dieſem Geiſte geſchrieben ſind ein Bedürfniß für unſre Zeit, und ich ſollte denken auch ein Artikel für den Verleger. Der Verfaſſer verlangt für den Bogen (nach dem Druck der neuen Thalia)

1 Carolin, und für einen Bogen von dem was davon in die Thalia kommt 1 Lbor. Ich habe ihm erklärt, daß Sie nicht mehr dafür geben, und er wünscht Sie zum Verleger. Wollen Sie entriren, so geben Sie mir Nachricht. Die Schrift kann 2 kleine Bände betragen.

Sie haben mir gesagt, daß Sie gegen Ende dieses Monats bey Gelde seyn würden. Können Sie mir jetzt, das heißt etwa zwischen heut und 8 Tagen etwa 30 Lbor schicken, so hat es mit dem übrigen noch einen Monat Zeit. Doch wünschte ich, daß ich noch vor Weihnachten den Ueberrest haben könnte. Haben Sie Zeit, so schicken Sie mir doch in unserm nächsten Brief unsre Rechnung, damit ich weiß, wie wir stehen.

Niethammer werde ich abdanken. Wenn er sich etwa an Sie, wegen Fortdauer seines Amtes wenden sollte, so erklären Sie ihm nur gerade heraus, daß es Sie zu hoch käme, besonders, da im 5ten Stück der Thalia Druckfehler durch seine Nachläßigkeit stehen geblieben sind. Wenn die Leute ihre Schuldigkeit nicht thun, so kann man ihnen nicht helfen.

Wepp und Mendelssohn bitte ich ja nicht zu vergessen.

A propos. Noch etwas. Körner schreibt mir, daß er den Cromwell nicht übernehmen könne — hoffentlich läßt er sich noch zur Raison bringen. Beschließen Sie also ja noch nichts, bis ich Ihnen wieder schreibe.

Von dem vierten Stück der Thalia bitte ich um Exemplarien; sie sind vergessen worden, und ich möchte gern einige versenden.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Hoffentlich haben Sie Ihren Catarrh jetzt völlig abgedankt. Ewig Ihr

Schiller.

Ueber den Erfolg dieses Antrags belehrt uns eine Stelle in dem Briefe Humboldts an Schiller vom 14. Jan. 1793 (S. 99): „Es thut mir leid, daß Göschen meine Abhandlung nicht in Verlag nehmen kann." Er schob dann den Druck ganz auf (Briefw. 101). Das Buch erschien erst nach Humboldts Tode: Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. (Hrsg. v. E. Cauer.) Bresl. 1851. 189 S. 8°. Die 1792 veröffentlichten Abschnitte haben auch in die Werke Bd. 1. 2. Aufnahme gefunden.

Niethammer war Corrector der Thalia gewesen. Schiller hatte

durch ihn Vertots Geſch. d. Johanniterordens überſetzen laſſen. Der Grund ſeiner Abdankung ſcheint doch tiefer gelegen zu haben als im Ueberſehen einiger Druckfehler.

Daß Schiller Dan. Webb's (Inquiry into the beauties of painting. Lond. 1761. Remarks on the beauties of Poetry. Lond. 1762. Observations on the correspondence between poetry and music. Lond. 1769) und Mendelsſohn's Schriften beſitze, meldet er am 11. Jan. 1793 an Körner (3, 1); er brauchte ſie für ſeine äſthetiſchen Studien, die ihn gerade jetzt angelegentlich beſchäftigten. Die Ergebniſſe ſollten in einem Dialog „Kallias" dargelegt werden, ein Plan, der nicht zur Ausführung gelangte. (Körner 2, 355 ff.)

Das IV. Stück der Thalia enthielt, mit Ausnahme eines Fragments aus dem äſchyleiſchen Prometheus in Feſſeln von ungenanntem Ueberſetzer, lauter unbedeutende Gedichte, und einen confuſen unbeendigt gebliebenen Aufſatz: Der Geiſt Samuels des Propheten, von ungenanntem Verfaſſer.

Die Zeitgeſchichte, die Schiller bisher wenig berührt hatte, gewann im December 1792 ein lebhaftes Intereſſe für ihn. W. v. Humboldt hatte ihn am 7. Dec. gefragt: „Was ſagen Sie zu den Vorfällen am Rhein?" Er meint die vaterlandsverrätheriſchen Mainzer Clubbiſten und die Einnahme der Stadt durch Cuſtine am 14. Oct. 1792. Humboldt theilt dann mit: Der Coadjutor berührt ſie in ſeinem letzten Briefe an mich nur kurz. „Sie haben mich gerührt, ſchreibt er mir, aber nicht erſchüttert." Dalberg verlor durch den Mainzer Verrath die Ausſicht auf das Erzbistum, worauf Schiller und die Seinen ſo große Hoffnungen gegründet hatten. Wie unklar die Stimmung über dieſe Dinge in Deutſchland war, zeigt Humboldt ſelbſt, indem er hinzufügt: „Mein eigenes Intereſſe, d. h. das ich als Zuſchauer an dem Ausgange nehme, weiß kaum recht, wohin es ſich ſchlagen ſoll. Mehrere Gründe, worunter jedoch der Antheil an dem Coadjutor, und die Betrachtung, daß die Mainzer mir gar nicht auch nur eines Antheils an einer freien Konſtitution fähig ſcheinen, laſſen mich die Wiedergewinnung des Landes wünſchen. Auf der andern Seite ſähe ich indeß auch ſehr ungern die Franzoſen geſchlagen. Ein edler Enthuſiasmus hat ſich doch jetzt offenbar der ganzen Nation bemächtigt, es ſind doch endlich einmal andre Dinge, als die Neigungen und eingeſchränkten Geſichtspunkte einiger Einzelnen, welche eine

ganze Nation beſchäftigen, und die Energie muß dadurch unendlich gewinnen. Und doch gerade iſt es der Mangel dieſer Energie, der, dünkt mich, in den letztverfloſſenen Jahrhunderten am meiſten ſichtbar war. An ſich ſcheinen mir freie Konſtitutionen und ihre Vortheile ganz und gar nicht ſo wichtig und wohlthätig. Eine gemäßigte Monarchie legt vielmehr der Ausbildung des Einzelnen meiſt weniger einengende Feſſeln an. Aber ſie ſpannen die Kräfte zu einem ſo hohen Grade, und erheben den ganzen Menſchen und wirken doch ſo im eigentlichen Verſtande das Einzige wahre Gute. — Ungeachtet dieſer meiner Anhänglichkeit an die franzöſiſche Revolution kann ich es doch Forſter nicht verzeihen, daß er in dem jetzigen Zeitpunkt auf einmal ganz öffentlich zur franzöſiſchen Parthei übergegangen iſt, und Dienſte genommen hat. Ich ſage nicht, daß es unpolitiſch iſt, denn Forſters zerrüttete Finanzumſtände mochten vielleicht einen verzweifelten Schritt nothwendig machen, aber unmoraliſch und unedel ſcheint es mir doch im hohen Grade, dem Kurfürſten, dem er nemlich nichts als Wohlthaten zu danken hat, in einer Periode untreu zu werden, wo er offenbar der ſchwächere Theil iſt. Ich kann nicht begreifen, wie ſeine Freunde ihn nicht zurückgehalten haben, vorzüglich Huber, dem es doch überdies jetzt ſelbſt ſchädlich ſein kann, viel im Hauſe zu ſein."

Vielleicht auf dieſe Anregungen hin beſchäftigte ſich Schiller, deſſen Antwort fehlt, näher mit dieſem Gegenſtande und konnte (Körner 2, 357) der Verſuchung kaum widerſtehen, ſich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen [dem wegen ſeiner Flucht der Prozeß gemacht wurde] und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Er ſuchte jemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn er etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen. Körner ſchlug ihm den preuß. Legationsſecretair Lautier vor; aber Schiller hatte durch ſeine Schwägerin ſchon einen Andern erſuchen laſſen und wandte ſich dann ſelbſt an dieſen, Zacharias Becker in Gotha, den Verf. des Noth- und Hülfsbüchleins, Herausgeber der Gothaiſchen Zeitung und des Reichsanzeigers.

67. An Zach. Becker.

(Jena, 30. Dec. 1792.)

Sie würden mich gar ſehr verbinden, mein hochgeſchätzter Freund, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen durch meine Schwägerin thun

ließ, erfüllen wollten. Ich möchte dieſe Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen, als den Ihrigen, ſowohl der Ausführung als der Verſchwiegenheit wegen, die wenigſtens vor der Hand dabei nöthig iſt. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplare davon nach Paris zu bringen.

Für die Zeitverſäumniß, die Sie dabei haben, kann ich Ihnen von H. Göſchens Seite 8 Thlr. p. Bogen anbieten. Ich erſuche Sie um baldige Antwort. Ihr ergebenſter

Schiller.

Becker kam willig entgegen; allein ehe Schiller ſeine Gedanken ſoweit ausgeführt hatte, um ſie dem Ueberſetzer geformt überliefern zu können, hatten die Ereigniſſe ihn überholt. Am 21. Jan. 1793 war Ludwig XVI. guillotinirt. Seit der Kunde davon konnte Schiller keine franzöſiſche Zeitung mehr leſen, ſo ekelten dieſe elenden Schindersknechte ihn an, und ſeine angefangne Schrift für den König lag nun da (Körner 3, 23). Aus den Gedanken derſelben gingen ſpäter die erſten Briefe über die Erziehung des Menſchen hervor, die weſentlich alles enthalten werden, was Schiller damals ausgearbeitet hatte. Damit ſchloß denn auch ſeine Theilnahme an den Zeitbegebenheiten, und, wenn auch etwas ſpöttiſch ausgedrückt, war es im Grunde doch wahr, was er an J. F. Reichardt, den Herausgeber des Journals Frankreich, am 3. Aug. 1795 ſchrieb: „Für die überſchickten Stücke Ihres Journals ſage ich Ihnen den verbindlichſten Dank. Beynahe hätte es mich anfangs verdroſſen, einen Künſtler (der noch das einzige ganz freye Weſen auf dieſer ſublunariſchen Welt iſt) an dieſer ſchwerfälligen, politiſchen Diligence der neuen Welthiſtorie ziehen zu ſehen; aber der Reichthum von Materialien und die intereſſante Auswahl derſelben, wodurch Ihr Journal ſich offenbar auszeichnet, entſcheiden Ihren Beruf zu dieſer Art von Schriftſtellerey. Aber von mir, werthester Freund, verlangen Sie ja in dieſem Gebiete weder Urtheil noch Rath, denn ich bin herzlich ſchlecht darin bewandert, und es iſt im buchſtäblichſten Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert — lebe; und ob ich gleich mir habe ſagen laſſen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, ſo iſt dieß ohngefähr das wichtigſte, was ich davon weiß.“

Schon im Febr. 93 schrieb Schiller an Körner 3, 77: „Ob ich auf den Sommer oder Herbst nach meinem Vaterlande reise, wird auf meine Gesundheit ankommen.“ Auf diese Reise bereitete er sich frühzeitig vor, indem er von Leipzig aus seine Garderobe zu ergänzen begann.

68. An Schiller.

Leipzig d. 28. Jul. 1793

Der Himmel gebe, daß ich Ihren Geschmack in Tuch und Knöpfen getroffen habe. Das Tuch kostet 4 Thlr. 16 Gr. und sind $3^1/_2$ Ellen. Das Dutzend Knöpfe kostet 13 Thr. Die Farbe des Tuchs heißt couleur de pensée.

Eine Wildschur von Wolf kann ich Ihnen zu 15 Thlr. und eine feinere zu 30 Thlr. verschaffen. Ein Pelz von schwarzer ungarischer Genotte zu einem Curé von 18, 24, 30 Thlr. Schreiben Sie mir nur wieviel Sie anwenden wollen; demgemäß sollen Sie einen guten Pelz haben.

Huber ist in Neufchatel. Das erste Stück seiner Friedenspräliminarien ist erschienen. Die Forster hat ihn fest, wird ihn aber so gewiß betrügen, als sie ihren Mann betrogen hat. Daß sie den Mann nicht liebte, daß sie sich trennte, daß sie Hubern liebte, das alles ist zu entschuldigen; aber die Art wie das alles geschehen ist, macht sie verächtlich, und ich fürchte, Huber wird durch das Weib unglücklich.

Ich will Heydenreich heute noch mit Reinholds Veränderung bekannt machen.

Mein Weib empfiehlt sich Ihnen und unsrer lieben Freundin. Immerdar bin ich Ihr

Göschen.

Sie bestimmen mir wohl Ihre Abreise nach Schwaben. Ich möchte Sie gern um etwas für dortige Gegenden bitten.

Huber war mit Therese Forster und ihren und seinen Kindern in die Schweiz gegangen, um von der Schriftstellerei, da er seine Legationssecretairstelle aufgegeben hatte, zu leben. Von seinen Friedenspräliminarien, einer Art Allg. Zeitung, erschienen von 1793 bis 96

bei Voß in Berlin nach und nach 40 Stück, was auf eine aufreibende Thätigkeit hinweist, doch half ihm die Forster, die er später erst heiratete, bei seiner Schriftstellerei durch Uebersetzungen und mit eignen Productionen. Die Frau bewährte sich doch besser als Göschen hier vorausgesetzt, und im Vergleich mit ihrer Göttinger Landsmännin und clubbistischen Freundin aus Mainz, jener Caroline, in wahrhaft musterhafter Weise, da sie nicht, wie jene, nach ihrer ersten Versuchsehe, wie es die Romantiker nannten, „noch drei Männer heiratete, um sich zu betäuben", wie Phyllis in Platens Gabel.

Reinholds „Veränderung" bestand in seiner Ernennung zum Professor in Kiel.

Die Reise nach Schwaben, zunächst nach Heilbronn, trat Schiller am 1. Aug. 1793 an. Der nächste Brief traf ihn in Ludwigsburg, wo er den größten Theil des Winters zubrachte.

69. An Schiller.

Leipzig 1 9br 1793.

Mein theuerster Freund! Um Ihre Wünsche durch die reitende Post zu erfüllen, schrieb ich gleich nach Regensburg, von wo aus Sie in einigen Tagen nach Empfang dieses Briefs 30 Carol. erhalten werden; sonst hätt' ich Ihnen erst medio 9br. dienen können.

Sobald ich A(nmut) und Würde erhalte, fall ich gleich darüber her. Ebenso über die Philosophie des Umgangs, welche ich eben so schön drucken will.

Das ist nichts, mein geliebter Freund, daß Sie 100 Thlr für die Thalia abgeben. Der Debit ist nicht so beträchtlich, daß ich Ihnen Hoffnung zu einem besseren Ertrag für Sie machen könnte. Lassen Sie solche also lieber langsam gehen, damit Sie keine solche Opfer für andre Schriftsteller zu bringen brauchen, um mehrere Stücke voll zu machen. Die Menge fremder Arbeiten haben ohnedies der Thalia geschadet, anstatt zu helfen.

Ich habe noch soviel von der Messe im Kopf, daß ich Ihnen nur noch mit Eile unsrer Liebe und Freundschaft versichern kann. Immerdar Ihr

Göschen.

Die Abhandlung über Anmuth und Würde, schon im Juni begonnen (Körner 3, 110), erschien im zweiten Stück der Neuen Thalia Jahrg. 1793 S. 115—230, und wurde dann als Separatabdruck, mit einer Widmung an Dalberg, ausgegeben. Die „Philosophie des Umgangs" war ein Theil des Ganzen, was Schiller damals aus den Briefen an den Herzog von Augustenburg ausarbeiten wollte und was in die ästhetischen Briefe keine Aufnahme fand, vielmehr erst fragmentarisch in den Horen erschien und dann in die kl. prof. Schriften aufgenommen wurde. Auch in einem Briefe an Haug vom 30. Oct. 93 erwähnt Schiller seiner Schrift über die Theorie des schönen Umgangs (Keller, Nachlese 49).

Von Ludwigsburg war Schiller nach Stuttgart gezogen, wo er die Bekanntschaft mit J. G. Cotta machte, die zur engsten Geschäftsverbindung zwischen beiden führte und ihm nicht allein die endliche Herausgabe eines großen Journales, der Horen, möglich machte, sondern auch fortan fast alle neuen Schriften Schillers in Cottas Verlag gelangen ließ, woraus dann noch bei Lebzeiten Schillers eine Sammlung seiner dramatischen, und nach seinem Tode die Sammlung seiner Werke erwuchs. Die noch vorhandene, aus 251 Briefen Schillers bestehende und vielleicht ebenso viele Antworten Cottas enthaltende Correspondenz verdient, wenn sie auch meistens nur mercantilische Gegenstände betrifft, doch vollständig und unverkürzt veröffentlicht zu werden.

Von der schwäbischen Reise war Schiller im Mai 1794 nach Jena zurückgekehrt (Körner 3, 171), unentschieden, wofür er sich eigentlich bestimmen sollte, dann aber bald seine ganze Thätigkeit den Horen zuwendend.

69*. An Erhard.

Jena den 26. Mai 1794.

Inliegender Brief, lieber Freund, ist bei mir an Sie abgegeben worden. Möchte er Sie noch in Nürnberg treffen! Wir sind hier glücklich angekommen und ich sehe nun einer ruhigen Existenz im Schoß einer philosophischen Muße entgegen. Fichte hat bereits seine akademische Laufbahn angefangen, und man drängt sich zu seinen Vorlesungen. Ohne Zweifel hat er Ihnen schon selbst sein Programm zugeschickt, sonst würde ich es beigelegt haben.

Möchte nun auch Ihr Schicksal Sie glücklich führen, geliebter Freund, daß Ihre Geisteskräfte sich nicht im Kampf mit den Umständen zu verzehren brauchen. Vor allem folgen Sie meinem Rath, und lassen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menschheit für sich selbst sorgen. Bleiben Sie in der heitern und stillen Region der Ideen, und überlassen Sie es der Zeit, sie ins praktische Leben einzuführen. Und wenn es Sie ja kitzelt, außer sich zu wirken, so machen Sie den Anfang mit dem Physischen, und kuriren die Körper derer von der Gicht und dem Fieber, deren Seelen inkurabel sind.

Bei mir ist ein Plan zu einem großen literarischen Journal im Werke, und wird auch schon mit einem Verleger deßwegen traktirt, zu welchem die besten Köpfe der Nation vereinigt mitwirken sollen. Weil Einer dem Andern Kredit verschafft, so wird man im Stande seyn, jedem Mitarbeiter größere Anerbietungen zu machen, als bei irgend einem andern Werk möglich ist, und unter 4 Louisd'or für den Bogen wird das Werk nicht betragen. Ich zähle dabei sehr auf Ihre Beiträge, lieber Freund. Den Plan zum Ganzen will ich Ihnen, sobald er ausgegeben wird, übersenden. Lassen Sie mich Ihre Adresse wissen, ehe Sie Nürnberg verlassen. Meine Frau grüßt Sie freundlich und wünscht, daß Sie sie in gutem Andenken behalten mögen. Ganz der Ihrige

Schiller.

Johann Benjamin Erhard, geb. 8. Febr. 1766 zu Nürnberg, Sohn eines Scheibenziehermeisters, war in Jena durch Reinhold mit Schiller bekannt geworden, den er in Rudolstadt 1791 besuchte. Er verlebte dort einige glückliche Tage, unter lauter gebildeten Menschen, die ihn an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, ihm seine innere als einen Ersatz für die äußere anzurechnen. Die Prinzen und Prinzessinnen kamen beständig in das Beulwitzische Haus und Erhards Fertigkeit im Zeichnen und seine Kenntniß des Generalbasses erwarb ihm ihre Gunst. Er wurde hier zum erstenmale Schriftsteller und schrieb den Anfang einer Sammlung von Gesprächen, wozu er den Plan schon früher gemacht hatte. Sie wurden unter der Aufschrift: „Mimer und seine jungen Freunde" in der Thalia abgedruckt. (Denkwürdigkeiten des Phil. u. Arztes J. B. Er-

hard. Stuttg. 1830. S. 31 f.). Er machte dann Reisen über Kiel, Kopenhagen und Königsberg. Dort lebte er im Verkehr mit Kant, der ihm später einmal schrieb: „Unter allen Personen, die ich bisher noch kennen lernte, wünschte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgang, als Sie.“ Nach Wanderungen durch Oesterreich und die Lombardei, promovirte er in Altorf, heiratete und wollte als Schriftsteller leben, was ihm Schiller widerrieth. Er lieferte Beiträge zu den Horen, von denen noch die Rede sein wird. Durch Hardenberg kam er in preußische Dienste und wurde dann Arzt in Berlin, wo er am 25. Nov. 1827 starb.

Schon im J. 1791 hatte der Kunsthändler Frauenholz in Nürnberg Graffs Schillerbild mit Schillers Zustimmung ausgeliefert erhalten, um es durch Müller in Stuttgart stechen zu lassen. Nach Schillers Heimkehr hatte der Dichter Abdrücke davon erhalten, die er an Freunde vertheilte (Körner 3, 180) und für die er in einem leider nicht mehr erhaltenen Briefe vom 26. Mai seinen Dank abstattete. Darauf antwortete Frauenholz:

70. An Schiller.

Nürnberg d. 21. Jul. 1794.

Aus der gütigen Zuschrift vom 26. Mai habe Ihre geneigte Aufnahme der überschickten Abdrücke mit Vergnügen ersehen, so wie auch, daß Sie mir zur Erhaltung eines Portraits des H. Coadjutor von Dalberg Hoffnung machen. Für den Kupferstecher ist es am vortheilhaftesten, nach einer getreuen und guten Mahlerey arbeiten zu können, und kan, im Fall diese vorhanden ist, eine Zeichnung, als überflüssig, entbehrt werden. Daß unter den von Ew. Wohlgebohren mir gütigst vorgeschlagenen Männern zu Fortsezzung meiner Portraitsammlung auch H. Garve sich befindet, ist mir besonders angenehm. Da ich schon lange auf diesen so grosen und würdigen Gelehrten meine Aufmerksamkeit in Hinsicht auf meine Bildnisse gerichtet habe. Nur bin ich bisher selbst deswegen an ihn zu schreiben dadurch abgehalten worden, daß mir in Breßlau kein Portraitmahler bekannt ist. Jedoch werde ich es nicht unterlassen und auch hierüber zugleich Erkundigung einziehen. Mit dem nemlichen Interesse würde ich H. Prof. Kant Bildnis unter meine suite aufnehmen, allein

der Umstand, daß dieses schon von Herrn Lips sowohl als von Herrn Bause vorhanden ist, läßt mich nicht den erforderlichen Absaz zu meiner Entschädigung hoffen, da selten sich Liebhaber dazu finden würden, die die vorigen schon besäßen, und diese doch schon beinahe allgemein verbreitet sind. Uebrigens werde von Ihren gemachten Vorschlägen mit verbindlichem Danke Gebrauch machen. Ein Wunsch, den Hr. Minister Graf Herzberg gegen mich äußerte, ist, jedem Portrait in meiner Sammlung eine Biographie beizufügen. Ich will dessen Erfüllung Ihrer Entscheidung überlassen, und bitte Sie daher, mir zu sagen, ob Sie es zufrieden sind, wenn auch Ihrem Bildnisse eine Lebensbeschreibung beigefügt würde, und ob Sie im bejahenden Falle die Daten einzuliefern, oder den ganzen Aufsaz selbst zu verfertigen die Geneigtheit haben wollten. Der Druck würde sodann in Folio, so, daß er zu den Kupferstichen akkordirte; eine 2te Ausgabe aber in 8vo, welche auch ohne dieselben brauchbar wären, unternommen werden; die grose mit Didotschen Lettern, aber nur nach der Anzahl der allenfalsigen Subscribenten ausgefertigt. Wegen der Zeichnungen zu dem Karlos habe mich wirklich an Hrn. Ramberg gewendet, und erwarte sobald als möglich die ersten Proben. Mit vollkommenster Hochachtung bin ich unausgeseszt Ew. Wohlgebohren gehorsamer Diener

Johann Friedrich Frauenholz.

Auf den Antrag einer Selbstbiographie ging Schiller nicht ein. Dagegen faßte er, neben dem Plane zu den Horen, die damals wohl noch ohne Gedichte erscheinen sollten, den Plan zu einem Musenalmanach. G. A. Bürger, der den Göttinger Musenalmanach bisher geleitet hatte, war am 8. Juni 1794 gestorben. Schiller meinte denselben übernehmen zu können und wandte sich an den Verleger, kam aber zu spät.

71. An Schiller.

Göttingen, am 1. Aug. 1794.

Da ich erst seit einigen Tagen aus dem Bade wieder zurückgekommen bin, so war ich nicht ehenter im Stande, Ew. Wohlgebohren den mir zugesendeten Brief zu beantworten. — Mit vergnügen

würde ich den Vorschlag welchen mir Ew. Wohlgebohren wegen der Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs gethan haben, eingehen — denn ich bin zusehr von dem Vortheil überzeugt den er durch Ew. Wohlgebohren erhalten würde — Allein gleich nach dem Todt des sel. Bürger trat ich in einen neuen Accord mit dem hiesigen Doctor Reinhart — dieser ist nun schon unterschrieben und ich kann nicht wieder zurück treten, so gerne ich auch wollte. — Dürfte ich hoffen auf eine andere Art mit Ew. Wohlgebohren in Verbindung zu kommen, wie sehr würde ich mich freuen — wie glücklich mich schätzen!

Mit aller Hochachtung harre ich Ew. Wohlgebohren ganz ergebenster Diener

Joh. Christ. Dieterich.

Die Absicht vorläufig aufgebend, widmete Schiller sich nun ganz den Horen, die ihm den Almanach ersetzen konnten, weil sie zur Aufnahme alles dessen eingerichtet waren, was er selbst verfaßte und was er von Anderer Beiträgen der Veröffentlichung werth fand. Die nächste Aufgabe war, geeignete Mitarbeiter zu finden. Ueber die, welche ihre Theilnahme zusagten, gibt das im X. Thle der S. Schr. enthaltene Programm Kenntniß. Sodann galt es, die Buchhändleranzeige, die von Schiller verfaßt war, auf Kosten der Verlagshandlung zu verbreiten. Dazu wurden die am meisten verbreiteten Zeitungen ausersehen, neben dem Hamburger Correspondenten die Gothaische Zeitung, an deren Herausgeber der folgende Brief gerichtet ist.

72. An Zach. Becker.

Jena, den 21. Decemb. 1794.

Darf ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, mein verehrter Freund, beiliegender Anzeige oder einem Auszug derselben ein Plätzchen in Ihrer deutschen Zeitung oder in dem R. Anzeiger einzuräumen. Sie werden dadurch unsere Societät und mich insbesondere sehr verpflichten und uns zu jedem Gegendienste bereitwillig finden.

Alle Kosten, die damit verknüpft sind, trägt die Verlagshandlung der Horen, wenn Sie nicht lieber für die gegenwärtige Anzeige des

Avertiſſement und für die Anzeige jedes künftig herauskommenden Stücks in Ihren Zeitungen ein Exemplar der Monatsſchrift von uns annehmen wollen. Hochachtungsvoll der Ihrige.

Schiller.

Inzwiſchen hatte Schiller den Plan des Muſenalmanachs nicht aufgegeben. Durch W. v. Humboldt war er mit einem iſraelitiſchen Verleger, Michaelis, in Neuſtrelitz, bekannt geworden, der von wirklicher und aufrichtiger Verehrung für den Dichter erfüllt, willig auf alle Wünſche deſſelben einging und es als eine Ehren- und Herzensſache nahm, einen ſolchen Mann unter ſeinen Geſchäftsfreunden zu zählen. Schon am 20. Oct. 1794 meldete Schiller Goethen Nr. 19: „Ich habe jetzt wegen des Muſenalmanachs mit dem Juden Buchhändler ordentlich contrahirt, und er wird künftige Michaelismeſſe erſcheinen.“ Es iſt faſt tragiſch zu ſehen, wie dieſer offenbar ſtrebſame Mann trotz alles guten Willens und trotz aller ſorgſamen Vorkehrungen doch nicht erreichte, was er wollte, den Autor zum Freunde zu haben. Er verfiel der Untreue eines Freundes und mußte, obwohl vollſtändig gerechtfertigt, doch die Folgen eines Schurkenſtreiches tragen, an dem er völlig ſchuldlos war. Sein erſter Brief, unter den erhaltenen, iſt nur Fragment. Es ſcheinen vier Quartſeiten voraufgegangen zu ſein, die vielleicht in gleicher Weiſe in aller Unſchuld von den Unternehmungen, die der Unternehmende zu machen das Glück hatte oder zu haben hoffte, den neuen Geſchäftsfreund redſelig unterhielten, der an ſolchen literariſchen Neuigkeiten wenig Geſchmack fand. Die Mittheilung der Gedichte eines gewiſſen Lappe, d. i. Karl Lappes in Pommern, für den Muſenalmanach auf 96 weiſt den gegenwärtigen Brief in die erſte Hälfte des Jahres.

73. An Schiller.

(Neuſtrelitz 1795.)

Klopſtock iſt Willens eine neue Ausgabe ſeiner Oden herauszugeben, die ich wahrſcheinlich zum Verlag erhalten werde, ich gebe Ihnen zur Zeit Nachricht davon, und ſchmeichle mich wohl nicht vergebens mit der Hoffnung, daß Sie ſich des Unternehmens annehmen

werden, und etwa durch die Horen dem neuen Werke (denn es ſind mehrere völlig umgearbeitete und einige ſeiner neuen Oden hinzugekommen) die Aufnahme zu verſchaffen, die es in aller Rückſicht verdient. Die ältere Ausgabe iſt vergriffen und iſt nur im elendeſten Nachdruck noch zu haben.

Ihre Theilnahme an dem philoſophiſchen Journale freuet mich ſo ſehr, als ſie meinen Muth bei dieſem Unternehmen erhöhet. Könnte ich Ihnen, verehrungswürdigſter Mann! meinen Dank ſo rein und lauter geben als er aufrichtig und treu in meinem Herzen lebt. Gönnen Sie mir fernerhin Ihre Freundſchaft und erfreuen Sie mich durch die Gelegenheit mich ihrer würdig zeigen zu können. Mein Freund Herr Gerling empfiehlt ſich Ihrem geneigten Andenken, und iſt mit mir Ihnen von ganzem Herzen ergeben.

Michaelis.

Dem Herrn von Humbold bitte ich meine Hochachtung zu verſichern; ich werde ihm nächſtens in Geſellſchaft aller ſeiner hieſigen Freunde über verſchiedene Angelegenheiten ſchreiben.

In dieſem Augenblick erhalte ich beiliegende Gedichte von einem gewiſſen Hrn. Lappe zugeſandt, die er zu dem Almanach geben möchte, wenn ſie Ihnen nicht mißfallen. Er erbittet ſich (Ihr) Urtheil.

Die Ausgabe der Oden Klopſtocks bei Michaelis iſt nicht zu Stande gekommen. Eine Sammlung ſeiner Werke begann einige Jahre ſpäter Göſchen (1798—1810).

Philoſophiſches Journal einer Geſellſchaft teutſcher Gelehrten. Neuſtrelitz 1795—96. 8 Hefte. 2 Bde. 8. Darin war von Niethammer eine Abhandlung: Von den Anſprüchen des gemeinen Menſchenverſtandes an die Philoſophie I, 1—46. Die Fortſetzung gab Niethammer in Jena 1797 mit Fichte heraus.

Im Mai war Michaelis in Jena geweſen und durch Schiller an Goethe empfohlen (Nr. 72), der mit ihm beliberieren ſollte, ob in den zum Almanach beſtimmten Gedichten nicht Stoff für Vignetten ſei.

74. An Schiller.

Tegel, 17. Jul. 95.
(erhalten den 22. Jul.)

— — Wegen Gros habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meynung, ihn anzustellen. Da mich Gros immer mit Hard(enberg) quält und gegen andre von einer Anstellung in Gött(ingen) spricht, so vermuthe ich fast, er will den Ruf nach Erl(angen) als ein Mittel, etwas in Gött(ingen) zu erhalten, benutzen. —

Humboldt.

Gros war am 10. Nov. 1765 zu Sindelfingen in Würtemberg geboren, Instructor des jungen Erbprinzen von Würtemberg gewesen, im Jahre 1792 mit demselben zerfallen und ungeachtet aller Aussichten, die er dadurch einbüßte, hatte er sich durch keine Anträge bewegen lassen, zu bleiben. Er kam nach Jena, um Jurisprudenz zu studiren, nachdem er die Theologie völlig absolvirt hatte. Schiller freute sich damals, seinen Zirkel durch einen neuen Landsmann von sich vermehrt zu sehen, der alle andern weit übertreffe (Körner 2, 356). Zur Zeit der Vorbereitung zu den Horen, als deren Mitarbeiter ihn Schiller im Einladungsschreiben nannte, war er in Göttingen. Körner, der nichts von ihm wußte, fragte (3, 227), ob es der s. g. Marquis v. Grosse, Verf. des Genius, sei, und Schiller, der von *diesem* nichts gewußt zu haben scheint, antwortete, es sei derselbe M. Gros, von dem er Körner öfter schon geschrieben: „Einer der besten Köpfe und der reinsten Denker, die ich habe kennen lernen. Er studirt gegenwärtig die Jurisprudenz in Göttingen." (3, 230.) Durch Humboldt scheint er Hardenberg empfohlen zu sein. Er wurde 1796 ord. Prof. der Rechte in Erlangen. Meusel 2, 673 nennt ihn Karl Heinrich, Humboldt in Nr. 105: C. F. Er hat 1795 in Göttingen eine Geschichte der Verjährung nach dem römischen Recht herausgegeben, die noch geschätzt wird; da nennt er sich Karl Heinrich. In Schillers Horen 1795 St. 8. S. 87 steht von ihm eine Abhandlung: Ueber die Idee der Alten vom Schicksal, eine Materie bei der Humboldt (4. Aug. 95) „ihn niemals erwartet und auch niemals erkannt hätte." Vgl. Nr. 96.

74*. An Erhard.

Jena d. 17. Juli 1795.

Nur zwei Worte, lieber Freund, zur Begleitung dieſes Paquets. Ich leide ſchon mehre Wochen faſt anhaltend an meinen Krämpfen, und habe die Feder ganz weglegen müſſen. Sie erhalten hier die bisher herausgegebenen Horenſtücke. (Jedes Stück, worin etwas von Ihnen enthalten iſt, erhalten Sie gratis, und ſobald wir Sie unter die fleißigen Mitarbeiter zählen dürfen, bekommen Sie den ganzen Jahrgang ohnehin frei.) Dieſe ſechs Stücke hatte ich noch übrig, ſie werden Ihnen alſo nicht verrechnet.

Ihr Aufſatz wird in acht Tagen, denk ich, gedruckt ſein. Er fängt das ſiebente Stück an. Ich wünſche, daß Sie mit meiner Redaktion deſſelben, auf die ich freilich nicht viel Zeit verwenden konnte, zufrieden ſein möchten.

Melden Sie mir, ob ich Ihnen das Honorar für dieſen Aufſatz gleich baar ſoll bezahlen laſſen. Nach unſerer Einrichtung wird von einer Oſtermeſſe zur andern Abrechnung vorgenommen. An dieſe Uebereinkunft brauchen Sie ſich aber nicht zu binden.

Recht verlangend bin ich auf etwas Neues von Ihrer Hand. Laſſen Sie mich nicht allzulang darauf warten. Ganz der Ihrige.

Schiller.

Der Aufſatz war: Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Geſetzgebung betrachtet (Horen 1795. N. 7. S. 1—30). Dies war nur ein Theil einer umfaſſenderen Arbeit, von der andere Abſchnitte (Apologie des Teufels, Ueber das Prinzip der Geſetzgebung, inſofern der Inhalt der Geſetzgebung dadurch beſtimmt wird, Ueber die Unſchuld und den Stand der Unſchuld) in Niethammers philoſophiſchem Journal (1795. Hft. 2. 8 u. 9.) erſchienen. Erhard ſcheint dieſelben Schiller angeboten zu haben, der ihn zwar ſchätzte, und am 14. Sept. 1795 ihm ſchrieb: „Ich bin auf den Aufſatz, den Sie für die Horen verſprechen, begierig. Sorgen Sie nur dafür, daß er ſich ohne Vorausſetzung vieler abſtrakter Kenntniſſe leſen läßt, denn man wirft den Horen von allen Orten her vor, daß ſie zuviel moderne Metaphyſik enthielten. Dieſer Vorwurf trifft auch meine äſthetiſchen Briefe,

daher ich von dieſer Materie nichts mehr einrücken werde. Ich wünſchte etwas im Geſchmack Ihrer Geſpräche Mimers von Ihnen.“ Dieſem Wunſche ſcheint er nicht nachgekommen zu ſein. Am 23. Oct. 1795 ſchreibt er an Niethammer: „Schiller ſcheint meine Aufſätze über die Geſetzgebung zu hoch zu finden, und ich will ſie daher, wenn er ſie nicht bald abdruckt, abfordern, um ſie dir zu geben. Ich freue mich überhaupt nicht der Geſellſchaft, die ſie in den Horen haben; die meiſten Aufſätze in ihnen ſind bloßer Meteorismus, und die Gedichte, außer den Elegieen und Epiſteln [Goethes] und einigen Epigrammen, unter der Kritik.“

74b. An Erhard.

Jena, d. 3. Aug. 1795.

Hier, lieber Freund, das ſiebente Stück. Möchten Sie mit Ihrem Aufſatz zufrieden ſeyn, ſo wie ich ihn herausſtaffirt habe.

Beiliegende Anweiſung ſenden Sie an die Cottaſche Buchhandlung in Tübingen, und die Bezahlung wird immediat erfolgen.

Ein andermal mehr. Heute habe ich eine ſchreckliche Briefexpedition. Ganz der Ihrige

Schiller.

Am 3. Auguſt verzeichnet Schillers Kalender Briefe an den Coadjutor, Herzog von Auguſtenburg, Humboldt (fehlt), Körner (3, 277), Reichardt, Meyer in Weimar, Cotta, Erhard, Solitüde, und vom ſelben Tage iſt der nicht verzeichnete lange Brief an Fichte (Briefwechſel S. 44—55.).

Die Anweiſung betrug 42 Thlr. 12 Gr. für 30 Seiten.

Die nun folgenden Ergießungen über Michaelis bedürfen keiner Erläuterungen im Einzelnen. Er hatte Schiller ſchon längſt für die Redaction aus freien Stücken bezahlt, aber ſonſt in Jena, wo er gegen 1000 Gulden ſchuldig war, niemand. Da Schiller das Manuſcript zum Muſenalmanach ſchon am 7. Aug. abgegeben hatte und dann von Seiten des Verlegers, der mit dem Almanach in der Welt debütiren wollte, nichts geſchah, weder Papier angeſchafft, noch Abrede mit dem Buchdrucker Unger getroffen war, noch irgend ein Brief an ihn be-

antwortet wurde, so hatte Schiller freilich alle Ursache, unruhig zu werden, aber es war sehr voreilig von Körner (3, 290), den Verleger, ohne ihn gehört zu haben, einen Lump zu nennen, denn er war völlig unschuldig (No. 84) und hatte, durch die Liebhaberei des Fürsten für seinen Hofbuchhändler, selbst Mittel, um den Ausfall zu decken, der ihm durch die Gewissenlosigkeit seines Geschäftsgenossen erwachsen war (Nr. 85). Die Entwicklung dieser Angelegenheit geben die folgenden Briefe, die schon deshalb verdienen veröffentlicht zu werden, weil die Beschuldigungen der bekannt gewordenen Briefe nur ein schwaches Correctiv gefunden haben, indem Schiller am 18. Sept. 95 an Körner schrieb: „Der Verleger hat sich völlig gerechtfertigt. Ihm ist ein infamer Betrug gespielt."

75. An Schiller.

Tegel 4. Aug. 95.

Von Michaelis höre ich keine Silbe. Auf meinen Mahnbrief antwortete mir sein Buchhalter, er sey nach Hannover verreist und komme über Berlin zurück. Habe aber schon vorher 700 Thlr nach Jena gesandt. Ich habe diesen Brief neulich an Niethammer eingelegt. Im Falle das Geld noch nicht angekommen ist, bitten Sie nur Niethammer, es mir zu schreiben. Ich werde dann dringend werden. Sie für dieß Jahr loszubringen, möchte doch schwer seyn. Ich sehe nur zwei Wege. 1) man sucht Händel, oder 2) man macht ihm Angst. Zum Ersteren könnte die Bezahlung Ihres Vaters dienen, im Fall diese noch nicht geleistet wäre. Um indeß auch einen Beitrag zu liefern, habe ich Unger schriftlich gefragt, welche Verabredungen über den Druck des Almanachs getroffen worden, und zu meinem Erstaunen gesehen, daß es noch gar keine, wenigstens keine festen, sind. Dies zu documentiren, lege ich Ungers Billet bei. In dieser Sache kann ich nun nicht gut eher handeln, als bis Sie anfangen. Angst machen will ich ihm, wenn ich ihn spreche. Doch muß es auch auf die rechte Art geschehen, sonst würde er nur knauserig dadurch — vermöge seiner Nationalnatur. Ich dächte, Sie schrieben ihm gleich, äußerten Ihren Unwillen, daß noch nicht die mindeste Anstalt getroffen, und bedängen sich aus, alles allein mit Unger abzumachen. Antwortete er darauf nicht gleich bejahend, so setzten Sie ihm kurz den Stuhl vor die Thür und sagten für künftiges Jahr auf. Dann würde er sie zu

ſchrecken denken, wenn er ſchon jetzt brechen wollte, und Sie hätten, was Sie wünſchten.

Humboldt.

76. An Humboldt.

Jena 9. Aug. 1795.

Meine zwey letzten Briefe haben Sie hoffentlich erhalten, und nochmals bitte ich Sie, mit Michaelis Ihre Maaßregeln ſo frey zu nehmen, als wenn es Ihre und nicht meine Sache wäre. Er war vor kurzer Zeit noch in Braunſchweig, wo er Schlegeln ſagte, daß es noch Zeit wäre, wenn er Beyträge zum Almanach ſchicken wollte. Indeſſen ſehe ich noch keine Möglichkeit, wie dieſer zur Meſſe noch fertig werden ſoll.

Schiller.

Die beiden letzten Briefe Schillers an Humboldt waren, nach dem Kalender, vom 3. und 7. Auguſt, ſind aber verloren. In einem derſelben, vom 7. Aug., war, mit der erſten Manuſcriptſendung für den Almanach gleichzeitig ein Vorſchlag an Michaelis, den Muſenalmanach für das nächſte Jahr auszuſetzen. Zugleich ſcheint derſelbe eine Erinnerung wegen des Honorars von 55 Frd'ors enthalten zu haben, das Michaelis für das Buch über Baumzucht an Schillers Vater zu entrichten hatte. Das Schickſal dieſes Buches war, einem Briefe des Buchhändlers Albanus vom 11. Juni 1802 zufolge, der unten mitgetheilt werden wird, kein günſtiges.

77. An Schiller.

Tegel 15. Aug. 95.

Ihr Verfahren mit Michaelis hat meinen vollen Beifall, und ich wüßte nichts, was zu ſeinem Vortheil darin zu ändern wäre. Eher hätte ich eine Aenderung zu ſeinem Nachtheil vorgenommen. Ich gerieth neulich in die Verſuchung, das Anerbieten des Verſchiebens des Almanachs auf das nächſte Jahr in Ihrem Briefe wegzulöſchen, und hätte es bei Ihrer mir gegebenen Vollmacht gewiß gethan, wenn ich nicht geſehen, daß Sie ſich auf dieſen Fall Rückſprache mit den Mitarbeitern vorbehalten haben, und Ihnen alſo immer noch eine Hinterthür offen ſteht. In der That, glaube ich, dürfen Sie Sich darauf

nicht einlassen. Mit Michaelis muß gebrochen werden, davon gehe ich aus und man muß ihn daher aufs äußerste treiben. Das ist bei seiner Nachläßigkeit nicht ungerecht, und das sind Sie Sich selbst schuldig. Das Mscrpt. erhält er sicherlich nicht eher von mir, als bis er mir 55 baare Frd'or und 12 Er. des Buchs Ihres Vaters eingehändigt, und außerdem habe ich ihm einen Brief geschrieben, der auch hoffentlich nicht ohne Wirkung bleibt. Ich habe ihm sehr ernst alle seine Vergehen noch einmal vorgehalten, ihm gesagt, daß ich den Inhalt Ihres Briefes wisse und gänzlich billige, und am Ende in einem gelinden Ton meinen wohlmeinenden Rath hinzugefügt. Ich habe ihm nemlich vorgestellt, daß Sie, wie er aus Ihrem Briefe sehen werde, schon jetzt unzufrieden wären; daß wenn der Almanach durch seine Schuld leide, Sie ihm gewiß den Handel auf das folgende Jahr aufsagen würden, und er alsdann bloß Schaden an der Entreprise haben werde, und daß er daher wohl überlegen möge, ob er sie nicht lieber jetzt fahren lassen wolle! Auf diesen Fall habe ich ihm versprochen, die Sache bei Ihnen so einzuleiten, daß der Vorfall weder bekannt, noch seiner Handlung sonst nachtheilig sein werde. Dieß, glaube ich, konnte ich thun, ohne zuviel zu versprechen. Vorzüglich habe ich ihm vorgerückt, was Sie noch nicht einmal wüßten, ich Ihnen aber nun geschrieben, daß er mit Unger noch nicht einmal den Druck fest verabredet habe. Im Fall Michaelis abginge, so wäre es die Frage, ob Sie nicht den Almanach dennoch gleich auf Cottas Rechnung bei Unger drucken ließen. Daß er dieß Jahr erscheint, halte ich für wichtig, und Sie könnten Cotta für das, was er durch diese Art der schnellen Besorgung verlöre, für dieß Jahr an den Bedingungen, die Sie Sich machten, nachlassen. Wenigstens werde ich Ihnen, sobald ich das mindeste von Michaelis erfahre, sogleich Nachricht geben, wenn es auf einen Tag träfe, an dem ich Ihnen sonst nicht geschrieben haben würde. Auch ist mir noch Eins eingefallen, daß Sie jetzt, da Sie wissen, daß Michaelis auch in Absicht des Druckes saumselig gewesen ist, thun könnten. Sie könnten ihm schreiben: Sie sähen ab, daß er für eine solche Entreprise nicht tauge, wenigstens das Sie nicht auf eine Weise, die Ihnen selbst Freude mache, sie in seinen Händen sehen könnten, Sie wollten also lieber jetzt als später brechen. Um aber auf jede Weise den Contract zu halten und billig zu seyn, wollten Sie ihm den Almanach pro 1796 und 1797 lassen und nur erst pro 1798 aufkündigen. Dagegen kann er nichts haben und kann

dieß doch auch nicht eingehen, weil er offenbaren Schaden davon hätte. Ich sehe daher nicht, wie er es anstellen wollte, als selbst abzubrechen. Daß Sie auch Ihre ferneren Unterhandlungen mit ihm durch mich gehen lassen, bin ich herzlich gern zufrieden. Es thut mir so leid genug, die Veranlassung Ihrer Verbindung mit ihm gewesen zu seyn Sie werden Sich nach dem, was ich Ihnen neulich über Meyer schrieb, gewundert haben, Gedichte zum Almanach von ihm zu bekommen. Allein ich sah ihn zufällig in Gesellschaft und fand ihn so, daß ich glaubte, ich könnte Ihren Auftrag besorgen. Seine Miene und sein augenblickliches Stillschweigen sagte mir zwar hinlänglich, daß das, was ich Ihnen neulich schrieb, gegründet genug war. Indeß äußerte er nichts, sondern versprach etwas zu schicken, was er, wie er mir gestern sagte, auch gethan hat. Ich muß Sie sehr bitten, seine Beiträge, wie sie auch seyn möchten, mir zu Gefallen aufzunehmen. Ich habe ihn seitdem öfter gesehen und viel Spaß mit ihm gehabt. Er ist in der That sehr amüsant in größerer Gesellschaft, da er fast immer bei Laune ist, ziemlich viel und sehr promten Witz besitzt und damit — eine unglaubliche Schaamlosigkeit verbindet. Es ist wirklich unbegreiflich, wie er lügt, Sachen geradezu erfindet, oder solche, die gar nicht lächerlich sind, so verdreht, daß sie es werden müssen. Findet man es der Mühe werth, seine Erdichtungen zu berichtigen, so macht ihn das gar nicht irre, sondern er läßt, ohne Weiteres, seine vorige Aeußerung fallen. So sprach er mit mir davon, daß die Göthische Gespenstergeschichte von der Sängerin in Neapel schon französisch gedruckt sey und setzte hinzu: als ich in Neapel war, sprach man auf allen Gassen davon. Nun aber erinnern Sie sich doch gewiß, daß Göthe diese Posse ganz willkürlich nach Neapel verlegt hat. Den Emigrirten ist indeß seine Belesenheit gefährlich. Auch dem Procurator ist er recht gut auf die Sprünge gekommen. Der Diebstahl, sagt er, sei ihm zu kleinbürgerlich. Mit G. Sachen geht er übrigens sehr glimpflich um, selbst mit den Unterhaltungen und der 2ten Epistel. Die erste und die Elegien lobt er ungeheuer, ob ihm gleich der wahre Sinn für die letzten gewiß fehlt. Sonst hat er sich auf die Horen nicht viel eingelassen. Er ist ganz durch moderne Literatur gebildet, meist durch französische und englische, hat gewiß Talent und Witz, aber eben so gewiß kein Genie, noch auch, wie sehr er es auch durch Phantasie manchmal mag nachgespielt haben, Gefühl. Er ist eigentlich von Hause aus kalt und nicht einmal sinnlich. Selbst die, ich möchte sagen,

kalte Heftigkeit der Phantaſie, die er gewiß einmal gehabt hat, ſcheint er nicht mehr zu beſitzen. Sie können alſo ungefähr denken, wie er urtheilt. Indeß iſt er in Berlin doch noch immer meinem Urtheil nach, in Sachen des Geſchmacks der competenteſte Richter, und wagt es wenigſtens nicht, gewiſſen Dingen zu widerſprechen, wenn er ſie auch nicht mitempfinden mag. Den Sansculottismus hielt er für ſehr ſchlecht, und auch erbärmlich geſchrieben. Als ich ihn das erſtemal ſah, verſicherte er, er ſei von Archenholz und ich ließ ihn natürlich dabei. Er ſetzte hinzu: Arch. habe geglaubt, die Schilderung von Ihnen in dem Aufſatz von Jeniſch, gehe auf ihn und habe ſeinen Freunden im vollen Aerger geſagt: „Was hilfts mir, daß er mich einen Thucydides nennt? wenn er das Uebrige von mir ſagt. Aber ich will gegen den Kerl ſchreiben, und zwar in den Horen.“ Neulich erzählte er mir als eine Neuigkeit, daß der Sansculottismus von Göthe ſey, und wandte ſich wie eine Schlange, um ſein Urtheil dennoch durchzubringen; denn zurücknehmen mochte ers doch nicht. Jetzt hat mir Meyer auch geſagt, welche Schriftſteller in dem Aufſatz von Jeniſch gemeint ſind. Der wohl erfinden, aber nicht darſtellen kann iſt Göthe, der einem in Brei plumpt iſt Zimmermann, der monotone Garve, der langweilige Eberhard, der ganz claſſiſche Engel, der unintereſſante Gegenſtände wählt Mendelsſohn u. ſ. w. Die Namen haben alle dabei geſtanden, aber Meyer hat ſie geſtrichen.

H(umboldt).

Humboldt hatte am 28. Juli geſchrieben, Meyer ſei von Michaelis zu Beiträgen aufgefordert, habe aber nachher geäußert, er ſei von Schiller in Jena ſehr kalt aufgenommen und wenn dieſer Beiträge wünſche, habe er ſich unmittelbar an ihn wenden können. Dieſer Meyer, damals Herausgeber des Archivs der Zeit in Berlin, iſt der Meyer aus Bramſtädt, als Biograph Schröders bekannt. Er war ein Freund der Caroline Michaelis, die, als ſie in Mainz in der bekannten unangenehmen Situation war, ihn und Tatter als Helfer in der Noth auserſehen hatte, von beiden aber im Stich gelaſſen wurde und dann an W. Schlegel einen großmütigen Retter fand. Von Meyer erſchienen im Almanach für 1796 fünf Gedichte. Seine Bemerkungen über Goethe beziehen ſich auf die Erzählungen in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Daß er ſich über Goethes

Aufſatz über den literariſchen Sansculottismus täuſchte, wäre ihm nicht zu verargen geweſen, wahrſcheinlich täuſchte er aber Humboldt, indem er ſich ſtellte, als halte er Archenholz für den Verfaſſer, um dadurch den Aufſatz, der gegen ihn mit gerichtet war, herabzuſetzen.

78. An Humboldt.

Jena d. 21. Aug. 1795.

— — Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſo viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem Juden zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entreprise doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie in Gang zu bringen. Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Nicht allein deswegen, weil es zweifelhaft iſt, ob uns das Publikum treu bleiben wird, ſondern weil die Armuth am Guten, die kaltſinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Luſt mit jedem Tage raubt. Ich werde zwar nicht vorſetzlich zum Untergang des Journals beytragen, aber auch nicht ſehr emſig es in ſeinem Falle zu halten bemüht ſeyn. Der Almanach iſt eine ſo wenig beſchwerliche und ſichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtſinnig fallen laſſen wollte. Die Epigramme, meine eigenen und Herders Beyträge geben dem Almanach ein entſcheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über ſeine Mitbewerber, daß ſelbſt Michaelis Armſeligkeit ihn nicht ganz ſoll zu Grunde richten können. Sie ſind ſo gütig, wenn wir Michaelis loswerden ſollten, ihn ſogleich auf meine oder Cottas Rechnung bey Ungern drucken zu laſſen, zu 2000 Auflage, worunter 500 auf Schweitzer- und die übrigen auf gutem Schreibpapier. Die übrige Einrichtung bleibt Ihnen und Ungern überlaſſen. Cotta hat auf meine Anfrage mir ſchon geſchrieben, daß er den Almanach auch noch auf dieſes Jahr nehmen würde. (Auch könnte, ſelbſt wenn wir mit Michaelis nicht brechen, gleich nach Empfang dieſes Briefes an dem Druck [wenigſtens an dem Satz der erſten Bogen] angefangen werden, weil der Almanach doch in jedem Fall gedruckt werden ſoll.) Auch will ich den Epigrammen eine eigene pagina mit römiſchen Zahlen geben laſſen, daß ſie zugleich neben den übrigen Gedichten einen Setzer und eine Preſſe beſchäftigen können. Auf dieſe Art gewinnen wir Zeit.

Ich erſuche Sie alſo, Lieber, gleich nach Empfang meines Briefs

den Satz der ersten Bogen des Almanachs anfangen zu lassen, auch Ungern zu bitten, daß er Schweitzer- und Schreibpapier bereit halten mag. Unterdessen kommen wir mit Michaelis zu irgend einer Entscheidung, so daß entweder Er (Michaelis) oder wir über den Abdruck genauer verfügen können. Es liegt mir so viel nicht daran 15 oder 20 Ld'ors bey diesem Arrangement zu verlieren, sobald nur der Zweck erreicht und der Almanach für die Messe fertig wird.

Was die Verlegung des Almanachs auf das nächste Jahr betrifft, so dürfen Sie nur an Michaelis schreiben, daß, nach einer Abrede mit den Autoren, dieses nicht mehr thunlich sey. Sie dürfen ihm auch bestimmt sagen, daß er den Almanach auf jeden Fall nur dieses einzige Jahr verlegen würde. Mein Contract mit ihm verpflichtet mich blos zu einer halbjährigen Aufkündigung, und hier ist eine zwölfmonatliche. Auch kann er dabey keinen Schaden haben denn das Debüt des dießjährigen Almanachs ist von diesem Arrangement völlig unabhängig, und behält der Almanach auch nach der Hand noch einen Werth, so ist Er es doch immer, der den ersten Jahrgang verkauft.

Ihnen überlasse ich es, ob lateinische oder deutsche Schrift zum Almanach genommen werden soll. Hätte Unger eine recht passende kleine lateinische Schrift, so würde ich dieselbe vorziehen; doch bin ich nicht so sehr darauf gestellt, und es kommt ganz darauf an, wie Sie seine Schriftproben finden. Es versteht sich, daß alle Herameter und Pentameter ohne Unterschied gebrochen werden. Die Nahmen der Autoren cursiv im Lateinischen und Schwabacher im Deutschen. Das Format natürlicherweise Duodez. Sie können aber Ungern vorschlagen, ob er nicht sehr großes Papier dazu nehmen und in Sedez brechen will, weil dieses den Vortheil verschafft, daß man nur 6 Bogen abzudrucken hat. Göpfert findet diese Einrichtung vorzuziehen. Auch wird dabey Zeit und Geld gewonnen.

Sollte Michaelis sich geben und die Sache ihren alten Gang gehen, so bitte ich Sie die hier bemerkten Sachen Ungern dennoch zu empfehlen; auch bitten Sie ihn, daß er alsdann auf meine Kosten ein Dutzend Exemplare auf Schweitzer-Papier über die Zahl abziehen lassen möge, da ich ja nicht sicher bin, ob ich ein einzig Exemplar von Michaelis erhalte.

Die 55 Louisd'or behalten Sie, wenn Sie bezahlt werden, und bringen mir solche im October mit. Meinen Vater habe ich schon bezahlt. Die 12 Exemplarien sind Sie so gütig, nur an mich zu schicken. — — — Sch.

— — N. S. Ich hatte anfangs im Sinne, unter mehreren Nahmen im Almanach mich zu verkappen, und dadurch einen größern Schein von Mannigfaltigkeit hervorzubringen; da aber jetzt ohne das Mannigfaltigkeit genug und durch Herdern der Anonymität schon zuviel ist, so fällt jene Ursache weg, und es ist der wenigen Kleinigkeiten (wegen) nicht der Mühe werth zu lügen. Seyn Sie daher so gut und setzen unter die drey Kleinigkeiten, die mit O und Bsch bezeichnet sind, meinen Nahmen. Ich halte es für gut, daß ich sehr oft darinnen vorkomme, und werde darauf bedacht seyn, wenigstens 25mal darinn genannt zu seyn. Auch da wo Th. steht, setzen Sie Goethes Nahmen.

(Schiller)

Die Epigramme sind die von Goethe aus Venedig. Herder lieferte Beiträge unter der Bezeichnung D(9), E(12), P(1). Von Schlegel enthält der Almanach f. 1796 nur ein Gedicht; die übrigen, die im nächsten Briefe vorausgesetzt werden, nahm Schiller in die Horen.

79. An Schiller.

Tegel, 25. Aug. 95.

Meine Mutter ist wieder kränker und ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich Ihnen werde viel schreiben können. Ich eile daher zuerst einiges über den Musenalmanach abzumachen. Michaelis hat sich gemeldet, und hier ist sein Brief, ganz in seinem Genre. Eine Estafette, wo eine Post das Nemliche that, viel Geschwätz und wahrscheinlich wenig dahinter. Denn wenn auch jemand, dem er Auftrag gab, nicht zahlte, warum erkundigt er sich nicht? warum beantwortet er meinen ersten Brief nicht? warum säumte er so mit dem Almanach? Ich habe ihm, weil ich seinen Versprechungen von baldigem Kommen nicht recht traue, heute ziemlich kühl geantwortet: daß eine Estafette ganz vergeblich gewesen, daß ich seine Rechtfertigung abwarten wolle, daß ich sein Zögern mit dem Almanach nicht begreife und das Geld und die Exemplarien zur Ablieferung des Mscpts erwarte. Dabei lasse ichs auch (er möge sich nun rechtfertigen wie er wolle) bewenden. Man muß mit diesem Menschen Ernst gebrauchen, und ich bitte Sie, wenn Sie, wie ich nicht glaube, nicht ganz andrer Meynung sind, meinen Ernst zu unterstützen.

Die empfangenen Gedichte habe ich dem Almanach beigefügt. Ich war anfangs zweifelhaft, ob ich die Schlegelschen, die von Schlegels eigner Hand sind, und worüber Sie mir nichts weiter schreiben, nicht in Absicht des Zeilenarrangements anders, als sie geschrieben sind, ordnen müßte, und hatte es schon nach der Analogie von ein Paar andern Gedichten gethan. Ich sehe aber jetzt, daß sie auch, wie sie da sind, bleiben können, und lasse sie daher so. Durchgesehen habe ich alles und die noch zurückgebliebenen Kleinigkeiten verbessert. Ich habe jetzt, wenn ich mich nicht verzählt habe, 121 Seiten, also nicht volle 8 Bogen. Das Zeilenarrangement halte ich zwar, wie Sie es gemacht haben, für recht gut, aber auf einige Ungleichheit müssen Sie sich schon gefaßt machen. Wie ich im Blättern bemerke, wird manche Seite doch viel voller aussehen, z. B. Parthenope. Daß die Hexameter und Pentameter da, wo Sie es regelmäßig und ausdrücklich gethan haben, ebenso regelmäßig abgebrochen werden, dafür werde ich Sorge tragen. Aber einige kleinere Gedichte werden Schwierigkeiten machen. Denn in diesen sehe ich, daß Sie theils einen einzelnen Vers so eng geschrieben haben, daß der Setzer nicht wird folgen und ebenso zusammendrängen können, theils aber auch einzelne Verse nach Bedürfniß und nicht alle abgebrochen haben. Indeß werde ich Ungern empfehlen, auch hierin alle Unschicklichkeit möglichst zu vermeiden.

Was das Innre betrifft, so hat auch die jetzige Lieferung gar sehr meinen Beifall. Schlegels beide Gedichte haben zwar hie und da einiges Dunkle und das letzte am Schluß auch einige Härte. Es ist eine gewisse Heftigkeit der Empfindung darin, der es wenigstens an sichtbarer Natur und Wahrheit fehlt, und die eben darum, weil sie so aufgejagt ist, wenigstens in mir weder Achtung noch Sympathie erregt. Es ist in derselben Gattung wie einige frühere Sachen von Meyer und einige spätere von Bürger. Ich vermuthe daß beide Stücke an die Mad. Böhmer gerichtet sind, die mit Forsters verwickelt war. Wenigstens weiß ich, daß er mit dieser immerfort eine, wenn man die Entfernung und das (so viel ich weiß) auch sehr ungleiche Alter beider bedenkt, wirklich phantastische Liebe unterhält. Sie ist ein sehr kaltes, aber romantisches und eitles Geschöpf und hat auf Schlegels Bildung einen entschiedenen Einfluß geübt. Auffallend aber ist es mir immer, wie alles, was Schlegel macht, sich vor den Werken derer auszeichnet, die man jüngere Dichter nennen kann. Wenn es auch manchmal weder an Gedanken noch Gefühl reich ist, so fällt es

nie nur auch im mindeſten ins Gemeine und Gewöhnliche, ſondern trägt gleichſam immer das Gepräge einer beſſeren Schule an ſich. Es iſt wunderbar, wie er unter Bürger und noch dazu in Bürgers ſchlechteſter Periode ſich gerade ſo ausbilden konnte. In dieſen beiden Gedichten ſind mir einige vorzüglich glückliche Stellen aufgefallen, und auch das Ganze macht, ſelbſt durch die Verſchiedenheit des Tons in beiden Stücken, einen ſehr guten Eindruck.

— —

Humboldt.

Humboldt ſah ganz recht. Das Gedicht Schlegels (Aus einem ungedruckten Roman) war an die Caroline Michaelis-Böhmer gerichtet, die in Göttingen einen ſehr bedeutenden Einfluß auf ihn geübt hatte, wie dies aus den Briefen, die Waitz herausgegeben und aus Meyers „Spielen des Witzes und der Phantaſie“ (Berlin 1793 S. 49 ff.) hervorgeht.

Auf Schillers Brief an Humboldt vom 24. Aug., der leider verloren iſt, antwortete letzterer mit dem folgenden Briefe, der nach Schillers Kalender am 2. Sept (Mittwoch) in Jena ankam. Schiller antwortete am 4. Sept, wie Humboldt wünſchte. Auch dieſer Brief iſt verloren.

80. An Schiller.

Berlin, 29. Aug. 95.

Ich hatte zu der Zeit, da ich Ihnen gewöhnlich ſchreibe, Beſuch, liebſter Freund, und wollte den heutigen Poſttag überſchlagen. Indeß bekam ich Ihren letzten Brief und eile dieſen wenigſtens, ſo gut es die Zeit erlauben will, zu beantworten.

Ich danke Ihnen herzlich für das gute Vertrauen, das Sie in Abſicht des Almanachs auf mich ſetzen, und gewiß ſoll es an meinem Fleiße nicht fehlen. Nur bitte ich Sie recht ſehr zu bedenken, daß ich mit dem Aeußeren der Schriftſtellerei noch weniger als mit dem Innern bekannt bin, und erſuche Sie alſo um Nachſicht gegen alle Gaucherien, die ich etwa begehen könnte. Indeß ſpreche ich alles mit Unger genau ab und befolge Ihre Aufträge buchſtäblich.

Ich bin gleich nach Empfang Ihres Briefs hiehergeritten, um ſelbſt mit Unger zu ſprechen. Leider ſteht es mit dem Fertigwerden des Almanachs ſchlecht. Unger erklärte mir geſtern Abend geradezu, daß er erſt in 14 Tagen bis 3 Wochen anfangen könne. Da nem-

lich Michaelis gar nichts weiter von ſich hören laſſen, ſo hat er andre Arbeit (einen Roman von Huber) übernommen und iſt entſetzlich beſetzt. Auf meine dringende Bitte hat er ſich endlich dazu verſtanden, mit Montag über 8 Tage (7. 7br.) gewiß anzufangen. Indeß kann er nur 2 Bogen drucken in jeder Woche, und der Almanach wird daher auch ſo gut als gewiß nicht fertig. In Sedez zu drucken, wäre allerdings eine Zeiterſparung, allein Unger hat kein hinlänglich großes Papier; das Format würde zu klein. Indeß will ich dieß doch noch einmal mit ihm vor Abgang dieſes Briefs überlegen, da die Möglichkeit des Fertigwerdens jetzt darauf zu beruhen ſcheint.

(iſt, wie mir Unger nun geſagt, bloß Erſparung 1 Woche, da der Satz derſelbe bleibt)

Schriftproben werde ich in einer halben Stunde anſehen und Ihnen das Reſultat ſchreiben. Schreibpapier iſt da. In Anſehung des übrigen Papiers hat Michaelis ihm auch die Sache verdorben. Unger hat ihm nemlich ſchon um Oſtern Proben gezeigt und ihm geſagt, eine davon zu wählen, damit er dieſe Sorte verſchreiben könne. Er hat nicht gewählt, und man muß jetzt nehmen, was da iſt. Indeß, meynt Unger, würde er ſchon gutes ausfinden. Ueberhaupt bitte ich Sie trotz aller dieſer Hinderniſſe außer Sorgen zu ſeyn.

(Das Papier wird ſo ſeyn wie die Probe Nr. 1. nur etwas beſſer.)

Ich wende allen möglichen Fleiß und Mühe an. Unger iſt ſehr gutwillig, wenn man ſeine ſchwache Seite gewinnt, und verſteht es; wo es etwa fehlt, erſetzt die innere Vortreflichkeit des Werks.

Wie ſteht es denn mit den von Michaelis beſtellten Kupfern? Gewartet wird darauf doch nicht.

Einen Kalender muß ich doch auch dazu beſorgen.

Die ſchwierigſte Frage, die mir jetzt für mich aufgeſtoßen iſt, iſt die: wenn doch einmal der Almanach zur Meſſe nicht fertig werden kann, ſoll ich dennoch den Druck ſo beſchleunigen? Ich denke aber ſo: findet ſich bei dem Druck ein Hinderniß, wodurch der Almanach dem Verleger theurer, oder dem Publikum minder gefällig wird, ſo eile ich nicht; im entgegengeſetzten wahrſcheinlicheren Fall aber beſchleunige ich ſo viel ich kann.

So eben war Unger bei mir. Er hat mir Proben gebracht, die ich Ihnen ſchicke, und Ihre Antwort erwarte. Dieſer Brief nem-

lich kommt Mittwoch (2. 7br.) bei Ihnen an. Sie können Freitag (4ten 7br) antworten, dann ist der Brief Montag (7ten 7br) hier. Schreiben Sie nur darauf: wird empfohlen, so empfange ich den Brief noch Montag durch einen Boten. Auch reite ich, wenn ich kann, Montag gleich her, und erwarte den Brief. Unter den Proben, glaube ich zwar, ist kaum eine Wahl. Die Lateinische Nr. 1. ist meines Erachtens recht gut, und muß genommen werden. Die altdeutsche Nr. 2 ist total häßlich. Die Ungerische — nun Nr. 3, nicht anzurathen. Auf der Lateinischen ist in einer Note noch ein kleinerer Druck, der auch für die wenigen Noten des Almanachs gebraucht werden könnte. Für den Text wäre er wohl zu klein. Eine noch größere Lateinische Schrift wird mir Unger noch schicken, die ich auch beilegen werde. Das Format, denke ich, bleibt, wie in der Lateinischen Probe Nr. 1. oder soll es kleiner seyn? Statt des Strichs in Nr 1 setze ich bloß die paginam. Das in den Gedichten unterstrichne lasse ich cursiv drucken. Was Ihnen nicht sehr gefällt, oder noch misfällt, schreiben Sie mir ja.

Ueber das Fertigwerden haben wir Folgendes abgemacht. Es sind bis zur letzten Meßwoche noch 6 Wochen. In der ersten druckt er 1 Bogen, in den nächsten 3: 6, in den letzten 2 wegen der Epigramme und weil er dann freier ist: 6 (zusammen) 13 Bogen.

So sehen Sie, wird der Almanach, wenn er 13 Bogen hat, doch nicht fertig, da noch Eine Woche zur Versendung übrig bleiben muß. Ich rechne indeß darauf, daß er mir nicht 13 Bogen stark zu werden scheint, und daß mir Unger nicht, wie wohl sonst andre, mehr, sondern weniger zu versprechen scheint. Unger meynt nun, es wäre dem Almanach vortheilhaft, nach der Messe zu kommen, sobald es nur bald wäre, und er auch noch einmal angekündigt ist. Er machte einzeln mehr Aufsehen. Vieweg hingegen äußerte neulich gelegentlich, daß man, wenn Almanache nicht zur Messe kämen, [man] nur die Hälfte des Absatzes hätte. Letztes halte ich übertrieben, aber Ungers Meinung scheint mir auch nicht wahr. Ungebunden sollte er doch so verkauft werden?

Da nun noch Eine Woche Zeit ist, bis Unger drucken kann, und Sie die Schrift wählen, so habe ich auch Michaelis geschrieben:

1) Er müsse bis 5. 7br selbst hier seyn oder bestimmte Erklärung über alle Umstände des Drucks an mich oder Unger senden. Im entgegengesetzten Fall ließe ich den Druck angehen und zwar so,

wie Sie auf den Fall disponirt haben, daß er sich vom Almanach lossagt.

2) Zugleich müsse er 55 Ld'or und 12 Ex. des Buchs senden; sonst ließe ich den Druck in Ihrem Namen anfangen

3) kündigten Sie ihm auf, und böten noch einmal an, sich loszusagen.

Die Aufkündigung, so wie alle Ihre Schritte mit Michaelis billige ich völlig, und Sie müssen schlechterdings ihm den Almanach nicht lassen.

Eben schickt Unger noch Proben, die mir besser gefallen.

Nr. 4. ganz cursiv, mehr curiositatis gratia, obgleich es mir eigentlich am besten gefällt.

Nr. 5. insofern es nicht cursiv ist und ich es angestrichen. Ist gewiß hübscher als Nr 1, ich dächte auch nicht eben zu groß, doch könnte dieß leicht seyn. Ich bitte Sie nun sehr, ja zu wählen und mich Montag nicht ohne Brief zu lassen. Denn bei diesen 3 lat. Proben wird mir die Wahl schwer, und ich warte auf jeden Fall. Michaelis habe ich die Proben gleichfalls geschickt, um recht honnet zu verfahren. Indeß versteht sichs, daß wenn ich Ihre Meynung weiß, ich sie auch gegen ihn durchsetze.

Es fällt mir jetzt nichts mehr ein und ich muß schließen.

Leben Sie herzlich wohl, innigst geliebter Freund. Möchte ich erst bei Ihnen seyn! Es geht hier sehr übel. Meine Mutter ist kränker als je, und ich selbst ziemlich mismuthig. Ich sehne mich sehr, bei Ihnen auszuruhen. Adieu. Tausend Grüße an Lolo. Adieu.

Humboldt.

Kann ich, im Fall Michaelis sich lossagt, ihm 35 Ld'or (60 weniger 25) auszahlen?

Unter den Schriftproben wird auch Nr. 3 die Ungersche genannt, die, eine Erfindung Ungers, bestimmt war, die s. g. Schwabacher zu ersetzen und sich längere Zeit in den Büchern der Romantiker erhalten hat.

Die Nachschrift ist nicht ganz verständlich. Schiller hatte 60 Ldor. Redactionshonorar von Michaelis empfangen, das er, im Fall der Lossagung, zurückzahlen wollte. Weshalb hier nun 25 Ldor. in Abfatz gebracht werden sollen, weiß ich nicht zu erklären. Vgl. 83.

Auf der Rückseite dieses Briefes stand folgende

81. Aufzeichnung von Schillers Hand:

IX

1) Reich der Schatten	3	4
2) Beyträge zur Kunstgeschichte	7	8
3) Apolls Geburt	4	8
4) Schwarzburg	4	
5) Fortsetzung der Unterhaltungen	3	3
6) Homer Günstling der Zeit	17	17
7) Natur und Schule	13	14
8) Grenzen des Schönen	2	7
9) Proklus Athene	2	
10) Verschleyertes Bild	3	

X Stück

1) Ideale
2) Mährchen von Göthe
3) Erhabenes
4) An die Natur
5) Ossian
6) Körners Aufsatz
7 (Jacobi?)

XI Stück

1. Archenholz
2. Drama und Roman
3. Erzählung von mir oder ästhet. Aufsatz
4. Bürgerlied
5 (Schlegel?)

(Schiller)

Es sind die für die einzelnen Stücke der Horen 1795 bestimmten Beiträge gemeint, mit den im IX. Hefte beigefügten Zahlen. IX, 1: Das Reich der Schatten ist das Schillersche Gedicht, das später das Reich der Formen und schließlich das Ideal und das Leben genannt wurde. Es füllt in dem IX. Horenstücke S. 1—10. — 2: Beyträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst, von H. Meyer S. 11—29, also 19 Seiten. — 3.: Auf die Geburt des Apollo.

Nach dem Griechiſchen, von Goethe S. 30—38, 9 Seiten. — 4: Schwarzburg, Gedicht von Soph. Mereau 39—44; ſechs Seiten. — 5: Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, Fortſetzung, von Goethe, 45—52, acht Seiten. — 6: Homer, ein Günſtling der Zeit, von Herder; 53—88, 36 Seiten. — 7: Natur und Schule, von Schiller, 89—93, 5 S. — 8: Das verſchleierte Bild S. 94—98, 5 S. — 9: Von den nothwendigen Grenzen des Schönen beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten 99—125, 27 S. — 10: Der philoſophiſche Egoiſt 126—127 von Schiller. — 11: Die Antike an einen Wanderer aus Norden S. 128—129, von Schiller. — 12: Deutſche Treue, S. 130—131, von Schiller. — 13: Weisheit und Klugheit, S. 132, von Schiller. — 14: An einen Weltverbeſſerer, S. 133, von Schiller. — 15: Das Höchſte, S. 134, von Schiller. — 16: Ilias, S. 135, von Schiller. — 17: Unſterblichkeit, 136, von Schiller. — Die unter 9. genannte Proklus Athene von Herder, erſchien erſt im X. Hefte.

Die muthmaßlichen Beiträge für das X. Stück erlitten bedeutende Aenderungen, indem von den hier verzeichneten 7 Stücken nur Nr. 5, Oſſian, von Herder, und Nr. 2, Mährchen, von Goethe aufgenommen wurden. Nr. 1. Die Ideale, von Schiller, blieben dem Muſenalmanach zugetheilt. Nr. 3: „Erhabenes“ kann ſich, da der Aufſatz Schillers Vom Erhabenen ſchon 1793 in der Neuen Thalia Bd. 3 und 4 erſchienen war (S. Schr. 10, 126), nur auf die Abhandlung Ueber das Erhabene beziehen, die zwar erſt im dritten Theile der kl. proſ. Schriften 1801 erſchien, aber gegenwärtig, Anfang Sept. 1795, ſchon fertig war (S. Schr. 10, 214 ff.). Daß dieſe Aufzeichnung in dieſe Zeit fällt, ſcheint daraus hervorzugehen, daß auf Engels Lorenz Stark, der am 16. Sept. in Jena ankam, und der, weil er ſo ſchon Maſſe machte, gleich an die Spitze des X. Stücks geſtellt wurde und dort 66 Seiten einnahm, gar keine Rückſicht genommen iſt, auch auf Schillers Elegie (der Spaziergang) iſt noch keine Rechnung gemacht, die erſt in der Mitte Septembers entſtand, am 21. an Körner geſandt wurde und ſchon am 28. an Cotta abgieng, um friſch in die Horen aufgenommen zu werden, wo ſie X, 72—85 erſchien. Was unter 4: An die Natur, gemeint war, und welchen Aufſatz Schiller zweifelnd von Jacobi erwartete, weiß ich nicht. Der feſt in Ausſicht genommene Aufſatz von Körner über lyriſche Dichtkunſt (3, 279) ließ auch diesmal vergebens auf ſich warten.

Interessant ist die Disposition für das XI. Stück. Schlegels Beitrag, an dem Schiller noch zweifelte, Nr. 5, war nur verheißen, lief aber am 17. Oct. in Jena ein und erschien als: Briefe über Poesie, Sylbenmaß und Sprache XI, 77—102. Archenholz' historisches Fragment Sobiesky erschien erst XII, 62—113. Nr. 2: Goethes Bemerkungen über Drama und Roman sind in den Horen nicht erschienen. Goethe hatte den Unterschied beider für die Fortsetzung Wilhelm Meisters erörtert (Körner 3, 267) und dort haben sie auch ihre Stelle gefunden. Nr. 3 u. 4, beide von Schiller, sind in den Horen nicht erschienen. Das schon hier fertige oder projectierte Bürgerlied erschien im Musenalmanach f. 1799 S. 189 (S. Schr. 11, 292) und wurde, nach dem Kalender, erst am 7. Sept. 1798, also drei Jahre später, fertig gemacht; die „Erzählung von mir" ist niemals fertig geworden. Als sich Schiller, wie er den 13. Sept. 1795 an Voigt schrieb, aus der metaphysisch-mephitischen Luft in die Poesie gerettet hatte (Keller, Nachlese 56), strömte seine poetische Ader; es entstanden das Reich der Schatten, die Ideale, die Elegie u. s. w., und es zeigte sich große Neigung zu den Malteſern (Humb. 229). In dieser Zeit (3. Oct. 95) schrieb er an Humboldt: „Noch wollte ich, um einem langen Wunsch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe. Aber ob ich gleich voraussehe, ihn überwältigen zu können, so fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille doch vielleicht zu groß." Am 16. Oct. rieth Humboldt (S. 246 f.) zu, und Schiller muß damals den Zeitaufwand nicht so hoch angeschlagen haben, da er es für möglich hielt, das Gedicht noch in das XI. Stück zu bringen. Allein die Ausführung verzögerte sich doch. Am 26. Febr. 1796 schrieb er an Körner (3, 326. II, 193), er könne erst in etlichen Wochen dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedicht in Stanzen vorzunehmen, und er wolle, da er in dieser Art noch nichts gearbeitet habe und sehr strenge Forderungen an sich machen werde, froh sein, wenn er bis auf den August nur dieses Gedicht zu Stande bringe." Unter den Entwürfen, die er für spätere Ausführung vorgezeichnet hatte, nennt er, nach den Malteſern und Wallenstein und vor Maria Stuart, „das Ereigniß zu Verona beim Römerzug Sigismunds; Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers." Man erkennt

leicht, daß hier die Geſchichte von Euriolus und Lucretia gemeint iſt, die Aeneas Sylvius (Epp. 1, 112—114. opp. Bas. 1551 p. 622—44) erzählte und Nicolas von Wyle in ſeinen „Tütſchungen“ voranſtellte (Keller Nr. 1), eine Geſchichte, die im XV. und XVI. Jh. ſehr beliebt war. Es iſt das Liebesabenteuer des Kanzlers Schlick mit einer ſchönen Sieneſerin, das für ein kleines romantiſches Gedicht ſehr wohl, für eine dramatiſche Behandlung ſehr wenig geeignet iſt. Daß Schiller die Geſchichte nach Verona verlegt und eine ſtrenge Juſtiz des Kaiſers hinzufügt, von der Aeneas Sylvius nichts weiß, beruht nicht auf Verſehen, ſondern bezeichnet ſchon den Beginn einer ſelbſtſtändigen Bearbeitung. Von dieſer Dichtung „in Stanzen“ ſcheint die unter Schillers Gedichte aufgenommene Begegnung, die zuerſt in den Horen 1797 N. 10 S. 109 (S. Schr. 11, 265) erſchien, ein Bruchſtück zu ſein. Faßt man die Aeußerung Schillers „ein Gedicht in Stanzen“ nicht allzu ſcharf, ſo könnte auch „die Erwartung“ (S. Schr. 11, 208), die zuerſt im MAlm. f. 1800 S. 226 erſchien, ein Fragment der Dichtung ſein, da ſie offenbar ein Situationsgedicht iſt und die Stanzen mit daktyliſchen kürzeren Strophen verbindet.

Da das romantiſche Gedicht nicht fertig wurde, gab Schiller in das XI. Heft ſeinen Aufſatz über „Gefahr äſthetiſcher Sitten“ (S. 31—39) und Ueber das Naive (43—76), ſo wie einige Gedichte.

82. An Schiller.

Tegel, 31. Aug. 95.

Aber dieß arrangement, lieber Freund, macht mir, ſeit der Abſendung der Schriftproben an Sie, großen Kummer.

Nachdem ich nun einen anſchaulichen Begriff des Formats habe und damit Ihre Einrichtung vergleiche, ſo glaube ich zu finden, daß Sie an mehreren Stellen zuviel auf Eine Seite gebracht haben. Die Parthenope führte ich ſchon neulich an. So ſind auch die 3 letzten Strophen des Erlachs (24 Z. und 2 Intervalle) auf Eine Seite, vom Tanz 12 V. (24 Z.) und ſo 24 Zeilen öfter, dieß wird ſchwerlich angehen. Was mich nun eigentlich in Verlegenheit ſetzt, iſt, daß ich auf der einen Seite, da Sie dieß arrangement mit Mühe gemacht, und mir darauf zu wachen, aufgetragen haben, Ihren Auftrag nicht überſchreiten, auf der andern Seite aber doch auch nicht den Almanach durch eine alberne Pünktlichkeit (die mir bloß die Sache

bequem macht) entstellen wollte. Da doch das Letztere Ihnen auch gewiß der wichtigere Gesichtspunkt ist, so werde ich, um nicht während des Drucks aufgehalten zu werden, in diesen Tagen mit dem Mscpt nach Berlin gehen und eine Berathschlagung mit Unger, der so etwas gewiß versteht, veranstalten, und da, denke ich, soll es doch noch ganz möglich seyn, Ihre Ordnung, wenn auch nicht (wie ich in der That nicht glaube) Ihre Seitenzahl beizubehalten. Denn 1) werden manche Gedichte, wenn ich sie weiter auseinander drucken lasse, dem gerade mit einer Seite schließen. So geht Parthenope, wenn ich 2 Str. drucken lasse, gerade auf 7 Seiten auf, da es bei Ihnen 5 einnimmt. 2) kann ich mir durch die mir unterzustecken aufgetragenen und herauszulassen erlaubten Stücke noch helfen. Sagen Sie mir doch aber, lieber Freund, mit nächstem Posttag über diesen ganzen Punkt noch einmal Ihre bestimmteste Meynung. Es ist sonst eine peinliche Sache und ich doch nur allein Ihren Willen zu erfüllen wünschte.

Natur und Schule lege ich bis auf weitere Nachricht zurück. Das Kind in der Wiege habe ich, da es doppelt eingerückt war, einmal ausstreichen müssen. Den spielenden Knaben und die Ilias unterzubringen, warte ich noch die 3 andern Kleinigkeiten, von denen Ihr letzter Brief spricht, die Sie aber wohl beizulegen vergessen haben, und meine Berathschlagung mit Unger ab.

Noch bitte ich Sie, mir zu sagen, ob ich die mir angezeigten Stücke auf jeden Fall, oder nur insofern auslassen soll, als sie durch die eingeschobenen verdrängt oder für eine etwaige nothwendige Aenderung des arrangements lästig werden. Weißhuhns Epigramme mißfallen mir sämmtlich. Sollten Sie doch eins erhalten wollen, so zeigen Sie mir es ja an. Sonst benutze ich Ihre Erlaubniß und tilge seines Dichternamens Gedächtniß, er müßte denn für den Platz brauchbar seyn.

Mehr wüßte ich für heute nicht über den Almanach. Michaelis — altum silentium!

— — —

Ueber die Correctur des Almanachs wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich schon mit Unger verabredet habe, ja recht dafür zu sorgen. Für die Buchstabengenauigkeit will Unger selbst stehen. Für das etwa vorfallende Schwierigere hat er einen gewissen Mächler (selbst ein Dichter) vorgeschlagen. Ich kann nicht füglich eine Correctur

übernehmen, theils weil ich nicht einmal Uebung darin besitze, theils weil die Entfernung doch den Druck aufhalten würde. Indeß will ich doch jeden Bogen nach dem Druck durchsehen, und mit Unger, wo möglich, abmachen, daß er, wenn sich ein sinnentstellender Druckfehler einschleichen sollte, an dem das Mscpt nicht Schuld ist, den Bogen unentgeldlich umdrucken, oder doch ein Carton hineinlegen muß. Das Mscpt. habe ich noch einmal genau durchgesehen, und auch, so viel ich bemerkt, für die Uebereinstimmung der Orthographie gesorgt. Hierbei habe ich mir auch in Ihrer eigenen Handschrift zu ändern erlaubt, wo Ihnen Ungleichheiten entschlüpft waren, da ich hierin Ihrer Einwilligung versichert war.

(Humboldt).

Ueber Weißhuhn s. zu Nr. 83.

83. An Humboldt.

Jena, den 7. Septbr. 1795.

Zuerst von unsern Geschäften, theurer Freund, weil ich nicht weiß, wie viel Zeit ich zum Schreiben finde. Ich hoffe, mein letzter Brief ist zu rechter Zeit und noch frühe genug angelangt, ehe Sie zu dem Druck des Almanachs eine ernsthafte Anstalt haben machen lassen. Er bleibt also liegen, und sollte Michaelis sich in dieser Zeit der Sache noch nicht angenommen haben, so sind Sie so gütig, mir das ganze Manuscript mit umlaufender Post zurückzusenden. Ich kann, da mir Michaelis auf mein höchst dringendes Schreiben noch nicht geantwortet hat, und die Debutzeit eines Almanachs verstrichen ist, mein Verhältniß mit ihm für aufgelöst erklären, und erwarte bloß Ihre Antwort auf den heutigen Brief, um hier an Göpfert und Niethammer 35 Ld'ors zu bezahlen. Von meinen Gedichten habe ich schon, außer dem Verschleierten Bild und Natur und Schule, den philosophischen Egoisten, den Weltverbesserer, die Antike, die Ilias und Weisheit und Klugheit, das Höchste für das neunte Stück der Horen an Cotta abgesendet. Sollte wider alles Vermuthen der Almanach noch zu Stande gekommen seyn, so kann ich diese kleine Lücke bald wieder füllen. Das Neunte Stück der Horen hat jetzt 16 Artikel, und wird dadurch viel Aufsehen erregen.

Käme der Almanach zu Stande, so hätten Sie sich an meine Eintheilung nicht so strenge zu binden, und es wäre ja doch endlich baarer Gewinn, wenn die 12 Bogen mit weniger Manuscript schon voll würden. Hierin hätten Sie also von meiner Seite alle Freiheit, und da mich in der Mischung der Stücke bloß Rücksicht auf die Varietät leitete, nach welcher auch Sie verfahren würden, so sind Sie auch in diesem Stück nicht eingeschränkt, Aenderungen vorzunehmen, die das übrige Arrangement allenfalls nöthig machen könnte. Die ausgemerzten Stücke müssen auf jeden Fall wegbleiben, und also Weißhuhn noch einmal sterben.

Die zum Completiren bestimmten Stücke behalte ich bey der ganz dubiösen Lage, noch hier, bloß das einzige Goethische Stück, welches gerade abgeschrieben ist, und den Beschluß der Epigramme sende ich mit. In dem 28 ten Epigramme setzen Sie statt unverständig unbeständig.

Meine Absicht ist, wenn ich den Almanach zurück erhalte, und Herder und Goethe nichts dagegen haben, unsrer drey sämmtliche Beyträge in den drey letzten Horenstücken zu vertheilen, welche immer noch prosaische Aufsätze genug erhalten werden, weil alle unserer drei Gedichte zusammen doch nicht über acht Bogen in den Horen einnehmen können. — — —

Ich habe wieder einen neuen höchst erbärmlichen Aufsatz von einem Professor Goeß aus Anspach erhalten. Es scheint, daß unsere Horen als der Abführungs-Canal aller litterarischen Eruditäten betrachtet werden. Dieser Aufsatz enthält eine Uebersicht dessen, was die Deutschen seit einigen Decennien in der Gelehrsamkeit gethan. Man findet darin eine prächtige Zusammenstellung von Leuten, z. B. die ehrwürdigen Namen eines Campe, Trapp, Greiling und Heusinger in der Pädagogik; in der lyrischen Gattung bin ich mit Rosegarten, in der Aesthetik zwischen Blankenburg und Eschenburg; im Drama Klinger, Goethe, Schiller, Kotzebue, Großmann und dergleichen. In der Politik sind Sie auch genannt.

Aber was halte ich Sie mit solchen Sachen auf. Leben Sie wohl mit der guten Li, bleiben Sie gesund und heiter und sorgen Sie ja, daß Sie auf den bestimmten Termin wieder abreisen können.

Sch.

Das IX. Stück der Horen enthielt sogar noch einen Artikel mehr, nemlich 17; daß es aber besonderes Aufsehen erregte, ist nicht deswegen, sondern wegen des Herderschen Aufsatzes über Homer geschehen, durch den F. A. Wolf sich verletzt fühlte und worüber derselbe einen unverdienten Lärm erhob. Das Einzelne ist in S. Schr. 11, 437 f. zu Schillers Epigramm Ilias mitgetheilt.

Magister Weißhuhn war einer der Mitarbeiter der Horen, in denen 1795 N. 5 S. 57—89 eine Abhandlung über Das Spiel in strengster Bedeutung abgedruckt ist. Daß er sich auch mit Versen befaßte, erfahren wir aus Humboldts mißfälligem Urtheile (Nr. 82) und Schillers Unterdrückung seiner Epigramme. Daß er noch einmal sterben solle, bezieht sich darauf, daß er wirklich am 21. April 1795 im 36. Lebensjahre in Jena gestorben war. Er hatte schon 1790 in Leipzig ein Bändchen „Sinngedichte" unter seinem Namen und 1787 „Satyrische und scherzhafte Aufsätze, herausgegeben von einem Journalisten" anonym erscheinen lassen.

Die Aenderung im goetheschen Epigramme trifft nicht das 28., sondern das jetzige 29. in dem 2. Distichon:

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab ich auch manches gedruckt,
Aber unbeständig, und nichts gelernt und geleistet,
Nur der Meisterschaft nah brocht ich ein einzig Talent.

Den Aufsatz von G. F. Dan. Goeß, seit 1794 Prof. der Gesch. am Gymnasium zu Ansbach hatte Schiller am 5. Sept. erhalten; gedruckt scheint er zu sein; Meusel erwähnt zwar keines solchen, wohl aber einer Ansbacher „Einladungsschrift über die wissenschaftliche Kultur Deutschlands in unserm Zeitalter." Ansbach 1795. 4°.

84. An Schiller.

Berlin, 9 Thr. 1795.

Es ist mir mit meinen Schreiben an den letzten Posttagen sehr unglücklich ergangen, lieber Freund. Gestern wollte ich Ihnen recht ausführlich von allem, was hier vorgegangen, Nachricht geben, und zum Unglück ließ sich der Kronprinz mit seiner Frau und allen seinen Geschwistern bei meiner Mutter in Tegel zum Mittag melden, so daß ich den ganzen Tag verloren. Heute bin ich in Ihren Angelegen-

heiten hier und habe nur so viel Zeit, Ihnen drei Worte über den Almanach zu sagen.

Michaelis ist hier, und alles hat sich nun aufgeklärt. Er ist in der That, wie ich genau auch durch andere weiß, ganz unschuldig und nur selbst betrogen. Er mußte nemlich auf einige Monate verreisen. Indeß übertrug er seine Geschäfte einem Menschen in Strelitz, der Antheil an seiner Handlung haben sollte, den ich selbst recht gut kenne und dem ich in Geld- und andern Geschäften vollkommen getraut haben würde. Den Abend vor seiner Abreise gab er 1000 Thlr. unter der Adresse des David Friedländers (meines genauen Bekannten) hieher auf die Post, und reiste am folgenden Tage ab. Diese 1000 Thlr. sollte Friedländer weiter und unter andern auch nach Jena vertheilen. Als er aber fort und die Post noch nicht abgegangen ist, nimmt dieser Mensch gegen den Postschein, der in seiner Hand war, die 1000 Thlr. zurück und verschwendet sie. Allein dieß ist nicht genug. Alle Briefe, die an Michaelis einlaufen, hält er zurück und schreibt Michaelis immer, daß nichts angekommen sey. Michaelis hat mir selbst Briefe an Niethammer und Göpfert von..... gezeigt, die noch unerbrochen sind. Ebenso behielt er auch alle Briefe zurück, die Michaelis ihm zur weiteren Besorgung übermacht. So hat Michaelis namentlich indeß an Sie und Unger geschrieben. So lange nun Michaelis abwesend war, wußte er von diesem allem kein Wort, glaubte, daß das Geld abgegangen sey, daß Sie alle seine Briefe hätten und daß Sie ihm Antwort schuldig wären. Dieß Letztere will er auch gegen Schlegel in Braunschweig geäußert haben. Wie er zurückkommt, sieht und erfährt er nun alles und ist jetzt in der größten Verlegenheit, ob er gleich seinen Geldschaden ziemlich gedeckt hat. Daß alles sich buchstäblich so verhält, weiß ich auf eine Art, die in mir den kleinsten Zweifel entfernt. Ihnen die Gründe meines Glaubens anzugeben, würde mich zu weit führen. Er selbst wird Ihnen heute schreiben.

Dieser Umstände ungeachtet, habe ich dennoch Ihre Aufträge pünktlich erfüllt. Er will den Almanach auch für dieß Jahr behalten und hat mit Unger seinen Contract geschlossen. Mir hat er eine Anweisung von 55 Frd'or an Friedländer gegeben, die dieser acceptiren wird, wie er mir selbst gesagt hat, und die ich eben zur Acceptation an ihn schicke. Die Exemplarien hat er mir nicht unmittelbar einhändigen können. Er hat nemlich 12 Exemplare auf holländischem

Papier eingepackt und eben jenem Betrüger zu besorgen aufgegeben. Das ist nun nicht geschehen, und er hat das Packet noch nicht auffinden können, wird aber, wie er verspricht, auch dieß binnen 8 Tagen besorgen. Da der Mensch so in der That zu beklagen ist, so mochte ich deshalb nicht Weitläuftigkeiten machen und habe ihm nun den Almanach eingehändigt.

Was nun diesen betrift, so hätte Unger so am nächsten Sonnabend (13. ten) nicht anfangen können, wie sich jetzt ausweist, und da nun auch noch nicht Ihr Brief und Ihre Entscheidung über die Schriftproben eingekommen ist, so warte ich noch bis Montag (15 ten) mit dem Druck. Käme auch nächsten Freitag kein Brief von Ihnen, so werde ich den Druck mit der lateinischen Schrift anfangen lassen, von der ich Ihnen ein ganzes Blatt geschickt, die auch darum um so besser ist, als Unger ganz neue Lettern derselben hat. Da ich mich neulich für diese erklärt habe, so sehe ich dann Ihr Stillschweigen für Beifall an.

Sehr gut, wenn am Freitag der Rest des Almanachs käme. Wenn man seine ganze Stärke wüßte, könnte man danach beurtheilen, ob man etwas weniger Raum, Intervalle und dgl. lassen dürfte oder nicht. Jetzt habe ich 77 Fol. d. i. 154 Seiten. Rechne ich, daß der Druck mehr Seiten einnimmt, so können es wohl 8 Bogen seyn. Der Kalender nimmt $1^1/_2$ ein, und mit diesem hätte Michaelis ihn gern zu 13—14 Bogen.

Musikalien hat Reichardt geschickt.

Die Würde der Frauen (die ein göttliches Stück ist, für die wir innigst danken) werde ich weiter vorsetzen, die Kleinigkeiten, wie Sie es nennen, von Ihnen unterstecken. Aber Sie haben 3 neue Stücke fremder Verfasser mitgeschickt: Mathilde, die Treue und noch Eins. Unter diesen stehen keine Namen, und ich muß mir diese noch ausbitten oder Nachricht, ob ich sie mit Buchstaben bezeichnen soll. Eins, schreiben Sie, ist von Woltmann, ich vermuthe die Treue. Gleichfalls erbitte ich mir ja bald Nachricht über die flüchtige Freude nach Sarbievius, das Liedlingsörtchen der Mereau, die ich, so wie Ihr Heliopolis, zurückgelegt habe.

Michaelis wird Sie bitten, ihm den Almanach noch zu lassen. Er hat auch mich gebeten, ein Wort für ihn einzulegen. Ich habe ihm aber bloß versprochen, Ihnen meine Ueberzeugung seiner Unschuld zu melden. Ich rathe: Sie lassen ihn ihm nicht, und sagen, was

auch wahr ist, daß Sie schon andere Verbindungen eingegangen sind. Es ist einmal, ob er gleich hier unschuldig ist, kein angenehmer Mensch, und Sie werden ihn so gut los, da Sie so der Zufall scheidet. Auch habe ich dieß vorbereitet.

Von Niethammer bekomme ich eben einen fulminanten Brief gegen ihn. Haben Sie die Güte, ihn von diesen Umständen zu unterrichten und ihn zu bitten, daß er keinen Schritt eher thue, bis er weitere Nachricht von Michaelis oder mir bekommen. Ich bin überzeugt, Michaelis bezahlt jetzt.

Ich muß eben ausgehen, theurer Freund. Tausendmal Adieu. Mit nächster Post ausführlich. Ihr

In großer Eile.

Humboldt.

Würde der Frauen war zwischen dem 27. und 28. Aug. entstanden; bei der Sendung der Gedichte vom 22—24. an Humboldt war davon noch nicht die Rede; am 28. wurde das Gedicht zur Composition an Reichardt und am 29. zur Einrückung in den Almanach an Humboldt gesandt. Beide Briefe fehlen, wie denn von den 30 Briefen, die Schiller vom 20. Juli 1795 bis zum Schlusse des Jahres an Humboldt schrieb, nur 8 noch erhalten sind, während von denen Humboldts 5 fehlen und 24 sich erhalten haben. W. d. Frauen stand im Almanach S. 186; Schiller änderte vorher noch den Anfang (Humb. 208.).

Mathilde S. 180 war von Meyer, die Treue S. 81 von Woltmann, beide erschienen mit dem Namen der Verfasser. Die flüchtige Freude, nach dem Lateinischen des Sarbievius, S. 54, hat die Bezeichnung S. B. M.; das Lieblingsörtchen der Mereau, S. 145, preist die ländliche Ruhe eines Dorfes; Schillers Heliopolis bezeichnet das verschleierte Bild zu Sais und ist vom MAlm. zurückgezogen und in den Horen veröffentlicht.

Auffallend ist es, wie entschieden Humboldt die Trennung von Michaelis betreibt, obwohl er von dessen Unschuld völlig überzeugt war, lediglich, weil „er einmal kein angenehmer Mensch“ genannt wird. Die Härte, mit der beide, Humboldt sowohl als Schiller ihn behandeln, hat ohne alle Frage einen der Hauptgründe darin, daß

der Buchhändler ein Jude war, gegen den man schon glaubte rücksichtsloser sein zu dürfen, als gegen einen gleichberechtigten Christen. Nennt ihn doch Schiller in einem Briefe an Goethe (Nr. 143) „das arme Thier"!

85. An Schiller.

Tegel d. 11. Sept. 95.

Ihre beiden letzten Briefe, theurer Freund, so liebevoll sie auch für mich waren, scheinen mir in einer mismuthigen Stimmung geschrieben, und es hat mir innig wehe gethan, daß Sie in Ihrem innern ruhigen und frohen Daseyn doch so manchmal gestört werden müssen. Daß zu den Ursachen, die dieß Letztere bewirken, der Almanach mitgehört, fühle ich freilich nur zu lebhaft, da ich weiß, wie viel Sorge er mir schon von Posttag zu Posttag bereitet. Indeß bitte ich Sie doch recht herzlich und recht ernstlich, weder für ihn, noch die Horen besorgt zu sein. Beide Entrepriſen gehen gewiß, sobald nur ausharrende Geduld daran gesetzt wird. Dem Almanach kann es auf keine Weise fehlen. Würde er jetzt auch noch schlechter vom Verleger behandelt, so kann ihm das nicht viel schaden. Das Innere ist trefflich, an dem Aeußern soll, vorzüglich wenn Sie mir erlauben, Ungern etwas freie Hand zu lassen, auch nichts fehlen. Woher sollte nun ein Vorurtheil gegen ihn entstehen? Alles was zu fürchten ist, ist, dünkt mich, ein mindrer Absatz in diesem Jahr (dieß fällt auf Michaelis) und daß, als Folge hiervon, ein weniger allgemeines Gerede sogleich von ihm entsteht. Denn nach einigen Monaten richtet sich das Gerede doch immer weniger nach der Menge der Käufer, als nach dem Eindruck, den das Product macht, wie die Horen deutlich beweisen. Die Horen selbst halte gerne auch ich für mißlicher. Aber ich sagte Ihnen schon neulich, daß die letzteren Stücke wenigstens hier herum begieriger gelesen worden sind. Das achte hat wieder sehr gefallen, wie mir unter anderen auch Meyer (dessen Leidenschaft es nicht ist, jemandem etwas Angenehmes zu sagen) geäußert. Auf das 9te rechne ich außerordentlich. Rissen aber auch alle Stricke, so müßten nach meinem Rath die Horen doch fortgehen, und die einzige Abänderung, die geschehen müßte, wäre, daß man sie unvermerkt vor den Augen des Publikums selbst zu einem gewöhnlichen Journale herabsetzte. Es wäre doch äußerst sonderbar, wenn Sie das nicht gleich

gut mit jedem Schriftsteller souteniren könnten, und das Ungewöhnliche bei den Horen ist bloß das Honorar. Dieß müßte nun bei Ihnen, Goethe und Herder zwar bleiben. Wenn Sie aber die übrigen Mitarbeiter, was sehr füglich angeht, heruntersetzten und von Goethe, wenn er bloß so wenig beliebte Dinge gäbe, als die Unterhaltungen bisher waren, weniger aufnähmen, so würde dadurch schon genug für Cotta erspart. Ueberhaupt aber kommt alles auf das Fortgehen des Journals an, soviel ich einsehe. Wird ein Journal alt, so hält es sich von selbst. Bis dahin muß sich jedes durchkämpfen.

Möcht ich nur erst wieder bei Ihnen seyn, mein liebster Freund. Mündlich und gesellschaftlich macht sich so vieles leicht ab, das allein einem schwer und verdrießlich aufliegt und lästig ist, schriftlich zu discussiren. Ich rechne noch immer den 1sten 8br von hier abzugehen, und rechne es jetzt fast gewisser, als vor einigen Wochen, obgleich ich Ihnen nicht von meinen Besorgnissen schreiben mochte[2]). Im Ganzen ist aber meine Lage hier freilich sehr peinlich, sobald ich ans Weggehen denke. Meine arme Mutter hat (wie ich Ihnen mündlich genauer sagen werde) ein völlig unheilbares und von Zeit zu Zeit wenigstens sehr schmerzhaftes Uebel. Dieß haben wir erst, da es vorher nicht sonderlich schlimm war, bei unsrer dießmaligen Ankunft erfahren. Sie ist außerdem schwächlich und war immer kränklich. Alle Aerzte, deren jezt mehrere befragt werden, sagen daher, daß es auf keine Weise zu berechnen sey, wie lange sich dies Uebel noch hinhalten könne, ohne alle Kräfte aufzuzehren. Alle kommen aber darin überein, daß es schwerlich über 2, 3 Jahr währen könne. Sie selbst glaubt sehr fest, den nächsten Winter zu sterben. Unsre Anwesenheit, vorzüglich die Zerstreuung mit den Kindern, hat ihr diese Monate über erstaunlich aufgeholfen. Es ist sehr sicher, daß unsre Abreise, vorzüglich da sie an sich zur Schwermuth geneigt ist, und ihre Stimmung einen großen Einfluß auf ihren Körper ausübt, sie wenigstens auf eine Zeit lang zurücksetzen wird. So, lieber Freund, stehen die Sachen. Das Beste, und auch wieder Schlimme, ist, daß sie zu viel Discretion besitzt, um auch nur den Wunsch längern Bleibens zu äußern. Wir können also wenigstens ohne Erklärung scheiden. Vor 14 Tagen war sie sehr schlimm, und ich zweifelte an der Möglichkeit, ohne eignen Vorwurf und Undelikatesse gehen zu können. Jetzt ists besser, aber freilich kann es mit jedem Tage plötzlich wieder anders werden.

Verzeihen Sie meine Ausführlichkeit, lieber Schiller. Aber ich kann es nicht leugnen, daß dieß Familienverhältniß und der Anblick von fortwährendem Leiden und Unbehagen mich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über sehr niedergeschlagen hat und ich kenne Ihre Freundschaft, die mich zur Offenheit berechtigt.

Ihre Briefe sind mir eine große Erquickung gewesen und sind es noch jedesmal. Sie haben mit den kleinen Aufträgen, die sie enthielten, und mit Ihren[3]) Briefen (die ich jetzt mehremale wiedergelesen) und Ihren Gedichten meine sparsame Muße ausgefüllt. — — — Die Epigramme[4]) habe ich empfangen und sie haben mich aufs neue sehr gefreut, obgleich bei einigen der Inhalt unbedeutend, bei andern die Diction sehr vernachlässigt ist. Wir sprachen ja schon sonst darüber. Sie zeichnen G. Charakter sehr in seinen wesentlichsten und zufälligsten Zügen. Ob alle die Censur passiren? steht dahin.

Jetzt noch vom Aeußern des Almanachs, liebster Freund. Ich danke Ihnen sehr für das Vertrauen, mir alle und jede Besorgungen dafür zu übertragen, und Sie dürfen nicht besorgen, daß es zu viele werden. Ausgenommen, daß ich veranlaßt werde, deshalb öfter in Berlin zu seyn, ist die Mühe nicht groß, und auch diese kleinen Störungen schaden hier, wo ich so nicht viel thun würde, nur wenig. Leid ist es mir nur, daß ich nicht immer Ihre Wünsche, genau so wie ich es wollte, erfüllen kann. Aber ich überlege alles so reiflich ich kann, halte mich soviel es nur angeht an Ihre Aufträge und gebe Ihnen von jedem Umstand die pünktlichste Rechenschaft. Ich kenne zu sehr Ihre Billigkeit, als daß Sie hiermit nicht zufrieden seyn sollten. Ich erinnere dieß vorzüglich in Rücksicht auf Ihren letzten Brief. Sie wünschen in demselben, Michaelis ganz los zu seyn und frei über den Almanach disponiren zu können. Allein dieß kann ich nun auf keine Weise bewirken. Michaelis hat, wie ich Ihnen schon neulich geschrieben, den Almanach ausgelöst. Er hat mir eine sichre Anweisung auf Friedländer auf 55 Frd'or gegeben, und diese hat derselbe acceptirt, so daß ich das Geld alle Tage heben kann. Schon ehe ich Ihren Brief bekam, habe ich alles versucht, um zu machen, daß Michaelis abgehen sollte. Vorzüglich habe ich ihm die Hoffnung, daß Sie Ihre Aufkündigung widerriefen, benommen. Aber der Mensch ist schon zu eitel, um nicht selbst lieber etwas zu wagen. Nach Empfang Ihres Briefes war nun gar nichts weiter zu thun, weil

Ihr Brief zwei Tage über meine Erwartung ausblieb und Michaelis schon fort war. Ueber Michaelis selbst nun noch zwei Worte.

Ich muß Ihnen wiederholen, daß er hier unschuldig ist. Ich habe seit meinen letzten Briefen die Sache noch umständlicher erfahren. Er mußte verreisen, weil er sich (wovon ich aber nichts gegen ihn zu erwähnen bitte) mit einem wohlhabenden Mädchen verheiraten und dadurch seiner Handlung aufhelfen wollte. Er vertraute sein Geschäft einem durchaus in gutem Ruf stehenden, beim Herzog selbst angesehenen Manne, der noch dazu schon länger sein Bekannter war. Von diesem wurde er nun betrogen, er bekam keinen unsrer Briefe, noch überhaupt irgend einen, und glaubte, daß wir alle, die er geschrieben, empfangen hätten. Wegen der Geldschulden kann man ihm gar keinen Vorwurf machen. Er hat wirklich 1000 Thlr schon auf die Post gegeben, und glaubte diese abgegeben. Das Einzige, was man ihm vorwerfen kann, ist 1) daß er Niethammer schon zur Meße das Geld zu bringen versprach und damals nicht Wort hielt, und 2) daß er, da er von Ihnen und Unger gar keine Antwort erhielt, nicht *geradezu* an Sie beide nochmals schrieb, sondern müßig wartete.

Beide Versehen aber werden Sie, selbst das erstere (wenn Sie bedenken daß er *anfängt*) verzeihlich finden. Jetzt ist er in der That zu beklagen. Dennoch wiederhole ich nochmals, daß ich Sie bitte, sich *nicht* überreden zu lassen, ihm den Almanach ferner zu lassen. Ungeachtet seiner jetzigen Unschuld, d. h. ungeachtet er jetzt nicht so *schuldig* ist, als wir dachten, bleibt er doch ein unschlüssiger, umständlicher, einmal nicht zu Geschäften gethaner Mensch, und selbst wenn dies nicht wäre, so klebt ihm jetzt das Andenken an diesen unangenehmen Vorfall, wie ein böses Schicksal an. Da nun weder Sie eine Verbindlichkeit gegen ihn haben, noch auf dem Almanach sein Glück beruht, so begriffe ich nicht, warum Sie sich noch fernerem Verdruß aussetzen sollten! Sie passen einmal nicht zusammen, und so etwas muß sich ja, sagt Goethe, scheiden. Ich ersuche Sie nur in der Manier Ihrer Trennung glimpflich mit ihm um zu gehen (dieß verdient er noch immer) und ihn merken zu lassen, daß ich, wozu ich mich allein anheischig gemacht habe, Ihnen seinen Unfall und seine Schuldlosigkeit auseinandergesetzt habe. Seine Finanzen kenne ich jetzt genau. Er hat gar kein Vermögen. Aber der Herzog [6]) (der mit seiner Liebhaberei für diese Buchhandlung, die er fast täglich persönlich besucht, das Register der Launen deutscher Fürsten vermehrt) hat ihm

anfangs 5000 Thlr baar, und jetzt in einem Inſtrument, das ich ſelbſt geſehen, eine Bürgſchaft auf 2000 Thlr Credit gegeben. Außerdem heirathet er jetzt eine Frau, mit der er 16,000 Thlr bekommt. Ich will jetzt nichts mehr hinzuſetzen, als daß ich alles, was ich Ihnen von ihm ſchreibe, den höchſten Grad habe für wahr zu halten, und daß ich Ihnen einen Brief von Friedländer beilege, den Michaelis mir mitbrachte. Friedländer kenne ich ſeit langen Jahren und aus vielfältigen Geſchäften als einen pedantiſch pünktlichen und redlichen Mann. Soviel, mehr aus menſchlicher Pflicht, als aus perſönlicher Zuneigung. Denn mir iſt und bleibt der Michaelis unangenehm.

Ich reite morgen nach Berlin, um Unger das Mſcpt zu übergeben und die letzte Abrede zu nehmen. Die gewählte Schrift ſoll genommen werden. Auch ſoll das Format, da Sie es ſo wollen, ob mir gleich ein größeres hübſcher ſchien, ſo klein werden, es müßten denn in Abſicht des nun zwiſchen Michaelis und Unger verabredeten Papiers Hinderniſſe vorhanden ſeyn. Daß 25 Zeilen auf Eine Seite kommen können, darüber will ich genau auch mit Unger reden. Aber er hat mir ſchon einmal 24 auf dem größeren Format (nemlich auf dem, welches die Probe ſelbſt hatte) für unmöglich erklärt.*) Auch muß ich ſelbſt ſagen, daß es mir bei weitem zu eng und nicht hübſch ſcheinen würde, und dieß iſt derjenige Punkt, der mich am meiſten in Verlegenheit ſetzt. Michaelis wünſcht den Almanach recht hübſch gedruckt, Unger hält dazu größere Intervalle, als 24 Zeilen erlauben, für nöthig, und Sie wünſchen doch nun ſoviel auf eine Seite. Ich wünſchte ſehr, Sie hätten Ihre Gründe hinzugefügt. Mir ſchien es, als wäre ſogar ein ziemlich weitläuftiger Druck eher vortheilhaft. Denn ich fürchte ſo, der Almanach wird zu dünn. Sie berechnen ihn, ohne die Epigramme, zu 144 Seiten, die Sie als 9 Bogen zählen. Aber Sie wollen ja den Almanach in 12 mo gedruckt haben, da gehen 24 Seiten auf einen Bogen und ſo machen 144 Seiten nur 6 Bogen. Meine Berechnung iſt folgende: Ich habe, wenn ich das abrechne, was jetzt aus dem Almanach herausgeblieben iſt, 76 Blätter = 152 Seiten, d. i. in 12° über 6 Bogen. Da nun aber Unger behauptet, daß er nicht ſo eng drucken könne, als Sie geſchrieben, ſo kann ich rechnen $7^1/_2$ Bogen, dazu Epigramme 2, Kalender $^1/_2$, Muſik, Regiſter u. ſ. w. $^1/_2$, zuſammen $10^1/_2$. Sie aber ſagten mir immer von 12—14, und bei dieſen $10^1/_2$ Bogen habe ich ſchon gerechnet, daß weiter gedruckt wird, als Sie haben ſchreiben laſſen.

Ich halte also diesen weiteren Druck nicht für nachtheilig. Bei den Epigrammen haben Sie gar auf die erste Seite gleich 26 Z. gerechnet. Demungeachtet will ich mit Unger alles sorgfältig überlegen und, wenn es irgend angeht, doch Ihrem Willen folgen. Nur wollte ich Sie vorbereiten, wenn Unger dabei bleiben sollte, es für unmöglich zu erklären.

Nach Ihrem Briefe erwarte ich jetzt bloß noch Epigramme, und vielleicht noch einzelne Stücke zur Entschädigung für die Herausgebliebenen. Haben Sie aber doch die Güte, mir was noch da ist nebst dem Titelblatt auch recht bald zu schicken. Das Register will ich schon selbst besorgen.

12 Ex. auf Schweizerpapier habe ich bestellen wollen. Michaelis hat mich aber inständig gebeten, es nicht zu thun, weil er solche abziehen ließe, und Sie ja, wenn Sie sie nicht von ihm so annehmen wollten, sie von ihm kaufen könnten.

Von den Epigrammen werde ich die Anzahl besorgen. Daß die Epigramme zugleich mitgedruckt werden, geht, da Unger keine unbeschäftigte Presse mehr hat, nicht an. Ich werde mich nun in Absicht der fortlaufenden oder besonderen pagina nach den Umständen zu der Zeit, wo Unger jene Presse frei hat, richten.

Zu den Noten habe ich den vorgeschlagenen Menschen nicht genommen. Unger hat es mir widerrathen, weil der Mensch es in Blei steche, und dieß nicht halte, und auch zu biegsam sey. Er hat Michaelis einen andern vorgeschlagen, und einen Stich, der, wie ich aus Proben gesehen, sehr hübsch ist. Michaelis hat sie nun selbst, ich weiß noch nicht wo besorgt. Ich frage ihn aber noch heute schriftlich drum, um die neuen Stücke nachzuschicken.

Die zurückverlangten Gedichte erfolgen. Ich habe die kleineren, die auf derselben Seite standen, abgeschrieben, um Ihnen Ihr Mscpt zu übermachen. Würde der Frauen konnte ich nicht mitgeben, weil Michaelis schon die Musik dazu zum Stechen hingegeben. Sonst hätte ichs gethan, ob ich gleich noch meine Liebe bis jetzt ganz gleich zwischen dem Almanach und den Horen theile.

Soviel für heute, liebster Freund! Mit nächster Post, wo der Almanach weniger nöthig machen wird, von den Horen. Ich nehme diesen Brief offen morgen mit mir, um die Resultate meiner Unterredung mit Unger hinzuzufügen. Ihr

Humboldt.

Niethammer verweise ich in Rücksicht auf die Michaelis betreffenden Nachrichten an Sie, und bitte Sie, ihn zu unterrichten.

Von der Li[7]) habe ich recht viele herzliche Grüße an Sie beide vergessen. Unser armer kleiner Junge ist seit 4 Tagen am Husten recht krank. Er hat alle Abend starkes Fieber. Indeß meynt der Arzt, käme es vom Zahnen, und habe keine Gefahr.

Ich habe von Nürnberg aus zwei Globen für mich an Sie addressirt. Sie sind wohl so gütig, sie mir aufzubewahren, bis ich ankomme.

Berlin 12 7br 95.

Ich komme soeben von Unger. Sie können, lieber Freund, in Absicht des Aeußern recht gute Hoffnung vom Almanach schöpfen. Unger hat den besten Willen und große Sorgfalt, und ist auch, wie er mir ganz offen gesagt hat, mit Michaelis, seinem Benehmen, seiner Papierwahl u. s. w. zufrieden.

Ueber die bewußten Punkte habe ich mit ihm gesprochen. ad 1) bleibt natürlich diese Schrift. ad 2) wollte ich das Format um so viel kleiner bestellen. Unger hat mir aber vorgestellt, daß Michaelis einmal das Papier ganz nach der Probe gewählt habe, daß es nun einen neuen Aufenthalt machen würde und daß er es auch so für hübscher hielte. Was mich aber eigentlich bewog, nachzugeben, ist, daß er mir zugleich vorstellte, daß im Grunde beide Formate, das der Probe und das kleinere, auf Eins hinauskämen. Der Unterschied bestände, bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit, im Rand, den ja jeder sich mehr oder weniger beschneiden lassen könnte. Ich habe es also, da Michaelis nicht mehr hier ist, und ich noch längeres Zögern scheute, schon dabei lassen müssen.

ad 3) 25 Zeilen können, wie mir Unger wiederholt, nicht, ohne daß es sehr eng, gezwungen und unansehnlich aussieht, auf Eine Seite gedruckt werden. Er bleibt dabei, daß 22 schon ziemlich eng werden würden. Ich habe es also auch hier bei 22 lassen müssen. Daß Ihre Ordnung doch nur sehr wenig gestört wird, dafür ist Sorge getragen.

Ich bin in der That in Verlegenheit, lieber Freund, wie Sie es aufnehmen werden, daß ich vielleicht nachgiebiger war, als Sie wünschten. Aber setzen Sie Sich in meine Lage. Sie sind abwesend und Michaelis auch, und der Almanach soll doch nun gedruckt werden. Ich muß

mich also entscheiden. Ich konnte freilich fest auf Ihrem Willen bestehen. Aber theils hätte ich Unger, dem Michaelis doch nun einmal die Schönheit des Almanachs sehr empfohlen hat, unlustig gemacht, theils fürchtete ich doch auch dem Almanach zu schaden. Auf der andern Seite kenne ich Ihre Nachgiebigkeit in zufälligen Dingen, wenn die wesentlichen gut sind. Und daß der Almanach überhaupt gut gedruckt wird, verbürgt uns doch Ungers Kenntniß und guter Wille. Indeß unterwerfe ich — —

---

1) Vom 31. Aug. und 4. Sept.; beide fehlen.

2) Humboldt kam diesen Winter, der Krankheit seiner Mutter wegen, nicht nach Jena.

3) Die Briefe haben ein Epitheton erhalten, das Humboldt, weil er seine eigne Hand nicht lesen konnte, sammt dem betreffenden Satze tilgte; es kann kentaurisch, leutraisch, kantianisch u. dgl. gelesen werden, aber keine dieser Deutungen ist sicher. Gemeint sind ohne Zweifel die Briefe an den Augustenburger: Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, die im Freundeszirkel vielleicht mit einem esoterischen Namen genannt wurden, den niemand zu lesen vermocht hat.

4) Die Epigramme sind die Goethes aus Venedig, von denen die Censur kein einziges beanstandet hat.

5) Herzog Karl Ludwig Friedrich, seit dem zweiten Juni 1794, Vater der Königin Luise v. Preußen, scheint die eigentliche Seele des Geschäfts gewesen zu sein. Wie seine Schwester, die Königin Charlotte von England, an der damals veralteten deutschen Literatur Gefallen fand, interessirte ihn die klassische Periode und ihre Träger. Da er nicht hoffen konnte, diese und den jungen Nachwuchs auch nur theilweise um sich zu versammeln, versuchte er es, durch Unterstützung eines Buchhändlers wenigstens einen Theil des Verlags nach Strelitz zu ziehen, was auch hätte geschehen können, wenn dem bedauernswerthen Verleger nicht gleich beim Beginn seines Geschäftes das Unglück begegnet wäre, Schiller für immer zu verlieren.

6) Die volle Seite des Almanachs hat nie über 20 Zeilen, in der Regel sind nur 16 bis 18 Zeilen auf der Columne. Der ganze Almanach ist 260 S. stark und in Bogen zu 24 S. gesetzt. Die Noten waren vom Buchdrucker, nicht gestochen.

7) Li ist Humboldts Frau Caroline, geb. v. Dachröden; der „arme kleine Junge" war Humboldts ältester Sohn Wilhelm, der in Rom starb.

86. An Schiller.

(Tegel) 15. 7br. 95.

Obgleich ich schon gestern einen Brief zur Post geschickt, so veranlaßt mich Ihr heutiger Brief, noch zwei Worte hinzuzufügen.

Ich schicke sogleich einen Expressen an Unger, ihm zu sagen, daß er die genannten Stücke 1: Egoist. 2: Weltverbesserer. 3: Die Antike. 4: Die Ilias. 5: Weisheit und Klugheit. 6: Das Höchste herauslasse. Leicht kann Eins schon abgedruckt seyn, dann lasse ich aber natürlich den Bogen umdrucken. Es ist sonst nichts zu thun.

Den Pegasus und die Würde der Frauen lasse ich auch zurück, weil ich sehe, daß Sie noch ändern wollen, auch die Würden, wenn es nicht schon zu spät ist. Aber nehmen thun Sie dem armen Almanach ja nichts mehr. Er ist jetzt mein adoptirtes Kind.

Auch bitte ich Sie recht herzlich, jetzt ja baldmöglichst das noch zum Almanach Fehlende nachzutragen: 1) das Titelblatt. 2) den Rest des Mscpts. Heute habe ich bloß Epigramme Nr. 95—103 incl, kein Goethisches Gedicht, wie Sie schreiben, erhalten. Recht gut wärs, wenn Sie noch etwas mehr Mscpt hätten als ich glaube, wenns auch nicht lauter classische Sachen wären. Ich fürchte die zu große Dünne, obgleich ich schon weitläuftiger drucken lasse, als Sie rechneten. 3) die Aenderungen im Pegasus, Würde) d(er) F(rauen) und Würden. 4) die Namen der Verf. zu den 3 angezeigten Stücken, die noch fehlen, nämlich die Treue, der Hain der Eumeniden und Mathilde.

Leben Sie herzlich wohl! In größter Eil

H(umboldt).

Die hier aufgezählten Stücke 1—6 hatte Schiller bereits für die Horen abgesandt; Pegasus im Joche, Würde der Frauen und Würden blieben dem Musenalmanach erhalten, für den Schiller kaum noch ein Interesse hatte und den er ohne Humboldts Adoptirung vielleicht noch mehr geplündert hätte. Die alkäische Ode: der Hain der Eumeniden, S. 183, war von Conz.

87. An Schiller.

(Tegel) 22. 7br 95

Der erste Bogen des Almanachs ist glücklich gedruckt, liebster Freund, und Unger wird ihn Ihnen selbst unmittelbar schicken. Ich habe ihn vor dem Abdruck, aber nur einen Augenblick gesehen. Indeß konnte ich doch ein Paar kleine Uebelstände schnell abändern. Durchgelesen habe ich ihn nicht, indeß kann ich mich, denk' ich, auf die Correctheit verlassen. Sie müssen nemlich wissen, daß ich die Correctur nicht selbst habe. Theils war es zu weitläuftig, da Berlin $1^1/_2$ Meilen von hier ist, theils habe ich diese Sache nie geübt, und hätte gewiß mehr als ein andrer stehen lassen. Meyern hatte ich im Sinn, und auch er war bereit. Aber unglücklicherweise ist er verreist und kommt erst in 4—6 Wochen wieder. Ihren Brief schicke ich ihm nach.[1]) Indeß hat mir Meyer einen gewissen Tilly[2]) empfohlen, der selbst recht artige Verse machen und ein sorgfältiger Mann seyn soll. Durch diesen, bin ich auch genöthigt gewesen, die letzten Aenderungen vornehmen zu lassen, da ich das Mscpt. nicht wieder aus der Druckerei wegnehmen mochte. Indeß gehe ich in einigen Tagen selbst wieder deshalb nach Berlin und sehe alles selbst nach. Auch bekomme ich morgen den ersten Bogen. Finde ich alsdann noch den mindesten Druckfehler, so treffe ich doch, wenn es auch etwas mehr kostet, die Anstalt, die letzte Correctur noch selbst zu haben. Aber nach Meyers Versicherungen ist es unnöthig. Dieser erste Bogen, denke ich, soll Ihnen gefallen. Ueber das Format schrieb ich Ihnen schon, und soll ich so nach dem Urtheile der Leute schließen, wird es Beifall finden. Schon mehrere fragten mich, ob der Almanach denn auch so klein würde? Außerdem wird Ihnen bloß das auffallend seyn, daß die Namen der Verf. mit kleiner Capital- und nicht mit Cursiv-Schrift gedruckt sind. Ich habe das Letztere bestellt, und auch bei der Revision des ersten Bogens erinnert. Unger blieb aber dabei, Cursiv würde häßlich ausgesehen haben. Er hat den Fehler, eigensinnig auf seinen Geschmack zu seyn. Um ihn nicht unlustig zu machen, und weil einigen, die bei Unger gegenwärtig waren, die Capitalschrift gefiel, ließ ich es so[3]). Mit dem Notenstich siehts bei Michaelis Unentschlossenheit noch weitläuftig aus. Letzten Sonnabend hatte Michaelis, der in Berlin war, sie noch in Händen. Ich habe Unger aufgetragen,

mir nach ungefährem Ueberschlag zu sagen, wie viel Bogen das Mscpt. machen wird, und schreibe es Ihnen, sobald ichs weiß. Vielleicht schicken Sie dann noch etwas. Indeß macht sichs, so wie es gedruckt wird, sehr weitläuftig, und Unger scheint diese splendeur zu lieben. Da dieß mehr Michaelis Sache ist, Sie mir über die Anordnung Freiheit gaben, und Sie eher gewinnen, wenn weniger Gedichte mehr Raum einnehmen, so lasse ich das hingehen. Die Würden (die ich aber Sonnabend wegen der Aenderung, die ich damals noch nicht hatte, wieder herausnehmen lassen) nehmen allein Eine Seite ein [4]). Insofern Ihre Ordnung gestört werden muß, hätte ich gern selbst die neue eingerichtet. Aber bei meiner Entfernung ging das ganz wenigstens nicht an. Indeß habe ich Unger hinlängliche Anleitung gegeben, um keine Albernheiten fürchten zu dürfen. Michaelis mochte ich nicht gern schreiben, daß er den Almanach doch nicht behält, und ich werde daher heute, wo ich ihm schreibe, nichts davon erwähnen. Es pressirt ja nicht, und da ich wegen des Almanachs noch mit ihm zu thun habe, möchte ich ihm nicht gern jetzt unangenehme Dinge sagen. Ich dächte, Sie schrieben es ihm selbst [5]). Daß ich übrigens Ihr Verfahren völlig billige, sagen Ihnen meine letzten Briefe schon. Soweit vom Almanach.

Das Register wird doch nach den Namen der Verfasser gemacht. Ich werde es selbst machen; nur muß der Almanach erst ganz bis zu den Epigrammen gedruckt seyn. Alsdann kann ich es Ihnen noch im Mscpt. schicken, wenn Sie es nöthig finden.

Goethe will wohl seinen Namen den Epigrammen nicht geben? Ich finde ihn wenigstens nicht [6]). Ich habe Michaelis alle Ankündigung, außer im Meßkatalog, untersagt. Sonst ist immer von seinen Floskeln zu fürchten.

An Niethammer, Lange, Göpferdt behauptet Michaelis jetzt das Geld geschickt zu haben. Sagen Sie es doch dem ersteren.

Michaelis hat ein Titelkupfer zum Almanach bestellt, von Bolt, ein simpler Apoll [7]). Er fragte mich, da er jetzt sehr schüchtern ist, ob er es wohl dürfte, und da dies nun seine Sache ist, fand ich kein Bedenken ihm zu sagen, daß ich glaubte, es sey Ihnen ganz gleichgültig. — —

Humboldt.

1) Schiller hatte am 14. einen Brief an Meyer einem an Humboldt beigelegt.

2) Joh. Bapt. Tilly, ein Mitarbeiter an Meyers Archiv der Zeit, war Inspector des Joachimthalschen Gymnasiums zu Berlin, privatisirte dann in Bützow, wurde später Schauspieler und lebte dann wieder in Berlin. Seine Schauspiele und Dichtungen zählt Meusel 8, 74 und 10, 747 auf. Das Lob, das Humboldt auf Meyers Autorität ihm als Corrector ertheilt, nimmt er später zurück (N. 88), worauf er die letzte Revision selbst übernahm.

3) Die in Berlin getroffnen Einrichtungen waren bei weitem mehr geeignet, dem Almanach ein typographisch schöneres Aeußere zu geben, als die Vorschriften Schillers, den Humboldt immer in seiner feinen diplomatischen Weise von der Unrichtigkeit seiner Anordnungen zu überführen sucht und ihn dabei wie eine Macht schont, mit der er zu unterhandeln scheint, während er ihr seine Ansichten aufzwingt.

4) S. 48; es sind drei Distichen, die 12 Zeilen einnehmen. Ueber die frühere Lesart fehlt die genauere Kenntniß.

5) Ob Schiller diesem Rathe folgte, ist ungewiß. Sein nächster im Kalender verzeichneter Brief an Michaelis ist vom 16. Oct. und ist mit dem Zusatze angemerkt „nebst Anzeige", was wohl auf eine von Schiller verfaßte Buchhändleranzeige zu deuten ist.

6) Die venetianischen Epigramme erschienen anonym.

7) Es ist der Kopf des belvederischen Apollo, sehr schön gestochen, in Bolts punktierter Manier.

88. An Schiller.

Tegel, 28. Sept. 95.

Mit dem Almanach, liebster Freund, habe ich neulich noch viel Kram [1]) gehabt, und mit der Correctur eine Aenderung vorgenommen. Stellen Sie Sich nur vor, was ich im zweiten Bogen für einen Druckfehler fand. Statt

Ist es Elysiums — umfängt

stand in Ihrem Tanz

umsaugt

Das war doch zu arg. Leider war der Bogen schon gedruckt. Indeß versteht sich, daß es nicht so bleibt. Unger schneidet das Blatt

ein und legt einen Carton ein. Eine faſt noch größere Albernheit wäre, ohne meine Gegenwart, im Pegaſus vorgegangen. Ich habe es daher ſo eingerichtet, daß Unger einen jeden Bogen nach der zweiten Correctur zur Reviſion in unſer Haus in der Stadt ſchickt, von wo aus ich ihn durch einen Expreſſen erhalte. Dieſer kann immer in 6 Stunden zurück ſeyn, und ſo wird der Druck nicht aufgehalten. Sie haben daher jetzt gewiß nichts zu beſorgen. Im zweiten Bogen iſt ſonſt kein Fehler, einige Kleinigkeiten der Interpunction und ein Paar falſche y ſtatt i abgerechnet; und vom 3ten inclusive an, ſehe und revidire ich alles ſelbſt, und ſpare gewiß keine Sorgfalt. Der mir von Meyer empfohlene Corrector iſt zwar ziemlich genau, oder entweder ſehr ängſtlich oder ſehr einfältig. So verſicherte er mir, daß er jenes umſaugt nicht überſehen, ſondern das Mſcpt. ſo geleſen habe!! Und dieſer Menſch macht ſelbſt Verſe. Noch vergaß ich Ihnen neulich zu ſagen, daß das Papier des Ihnen überſendeten Bogens noch geglättet, und dann, nach Ungers Verſicherung, noch ſchöner als gewöhnliches Velinpapier ſeyn wird. Das Aeußere des Almanachs gefällt hier allen, denen Unger es gezeigt hat, und die ich geſprochen, außerordentlich. Möge es auch auf Sie einen guten Eindruck machen.

Die empfangenen Gedichte werde ich beſorgen. Ich habe mich gefreut, die Ideale wiederzuſehen. Sie werden leicht unter allen ihren Beiträgen den meiſten und allgemeinſten Eindruck machen, da ſie am allgemeinſten verſtändlich ſind [2]). Das Mereau'ſche Gedicht [3]) lieſt ſich, einiges abgerechnet, ſehr gut, und das Hölderlinſche hat ein ſehr angenehmes Silbenmaaß. Eine Stelle darin aber habe ich vorläufig geändert. Es heißt, daß der Cephiſſus um Platons Hallen und durch Oliven floß; beides kann er nicht, da er ein Böotiſcher Fluß war. Ich habe Iliſſus geſetzt, doch warte ich vor dem Abdruck erſt Ihre Antwort ab, ob Sie etwas dagegen haben [4]). Goethens Prolog kannte ich ſchon aus der ehemaligen Deutſchen Monatsſchrift. [5]) — —

(Humboldt.)

---

1) Der Abdruck hatte: Gram, gegen die Handſchrift. Der häßliche Druckfehler, S. 32, iſt durch Einlegung eines Cartons beſeitigt.

2) Die Ideale ſtehen S. 132—140 abgedruckt. Ueber die Verſtändlichkeit ſind die Erklärer nicht Humboldts Meinung geweſen, wie aus den ſehr abweichenden Commentaren erſichtlich iſt.

3) Das Gedicht der Mereau, S. 149, hieß Erinnerung und Phantaſie und hielt die Mitte zwiſchen Schiller und Matthiſſon.

4) Die Stelle in Hölderlins Gedichte: Der Gott der Jugend iſt nicht geändert, und bedurfte der Aenderung auch nicht. Die Strophe lautet (S. 153 f.):

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchliefen,
Und, ſanft bewegt vom Schwan,
Cephiſus durch Oliven
Und Myrtenſträuche rann.

5) Hier irrte ſich Humboldt, da er den in der Berliner Viewegſchen „Deutſchen Monatsſchrift" 1791 S. 183 abgedruckten „Prolog, geſprochen bey Eröffnung des neuen Theaters, Weimar den 7. Mai 1791" mit dem im Muſenalm. S. 141 gegebenen „Prolog zu dem Schauſpiele Alte und neue Zeit bei der Wiedereröfnung des Weimariſchen Theaters 1794" verwechſelte und Schiller, der Gedrucktes nicht wiederdrucken mochte, in Unruhe ſetzte, der ihn weglaſſen wollte und dadurch mit Goethe in eine Verſtimmung gerathen ſein würde. Glücklicherweiſe war der Druck raſcher als Schillers Brief (Nr. 94).

89. An Schiller.

Tegel, 2. 8br. 95
(d. 7. erhalten)

(daß der Almanach nach ſolcher Probe einzig ſeyn werde). Mehrere reden ſchon davon, ihn immer in der Taſche zu tragen. Ich lege Ihnen hier den 1ten Bogen noch einmal auf geglättetem Papier und den 2ten wie den erſten bei. Das Papier gefällt mir, nach dem Glätten, mehr als das eigentliche Schweizerpapier, das wegen ſeiner Steifigkeit und Dicke, beſonders in kleinem Format, unangenehm ausſehen würde. Im zweiten Bogen werden Sie das ſchreckliche umsaugt auf der durchſchnittenen Seite finden, ſonſt ſchwerlich einen bedeutenden Druckfehler. Indeß geht meine Reviſion erſt vom 3ten Bogen an.

Ueberhaupt ärgert es mich sehr, daß wenn man kleine Fehler in der Interpunction, der Orthographie u. s. f. rechnet, der Almanach nicht ohne Flecken sein wird. Aber Sie selbst, Lieber, werden mich da von Schuld freisprechen. Die Orthographie war im Mscpt entsetzlich ungleich. Manches mag mir entgangen seyn, und ich wollte selbst nicht so viel corrigiren, um es nicht undeutlich zu machen. Dazu kam nun, daß ich nach Meyers Empfehlung mich zu sehr auf den Corrector verließ. Aber ein bedeutender Fehler soll gewiß nicht vorfallen. Heut erwarte ich die Revision des 4ten Bogens und am 5ten wird gesetzt. Sehr schnell, sehe ich, gehts freilich nicht. Aber ein solcher Druck muß mit Sorgfalt gemacht werden. Himmelangst ist mir, daß Michaelis, wenn alles gedruckt ist, mit seinen selbst besorgten Sachen, Einband, Noten, Titelkupfer u. s. w. zögert. Da Sie ihn gewiß eher, als es so weit kommt, sprechen, so schärfen Sie ihm ja das Gewissen. Er ist und bleibt ein unausstehlicher Mensch. Die Auflage hat er, wie ich aus der dritten Hand erfahre, zu 3000 Expl. machen lassen. Dieß scheint mir sehr viel.

— —

Auch die Kleinigkeiten dieser Lieferung haben meinen vollkommnen Beifall. Die beiden an Fichte[1]) haben uns viel zu lachen gegeben. Ob er sich wohl erkenen wird?

Hr. Lappe wird sich doch durch dieß und das erste Stück wieder einigermaßen bei Goethe rechtfertigen, der, wie Sie Sich noch erinnern, sich sehr über ihn lustig machte.[2])

Kosegartens Lied wäre sehr hübsch, wenn es nicht einige geschmacklose Stellen hätte, die in fast keinem seiner Gedichte fehlen. Mir wenigstens ist es schrecklich zu hören, wenn Ellwieen sich freut, daß ihr Halm aufgeschossen, und sich betrübt, daß ihr Stengel geknickt ist.[3])

Daß Ihr Schwager wieder im Almanach erschienen ist, hat mich sehr gefreut.

— —

Gleichfalls behalte ich zurück: die Hoffnung, von Neuffer.[4]) In diesem Gedichte kommen folgende zwei Verse vor:

In ihrem lichten Spiegel sehen die Geweihten
Einst Menschen auf dem Thron.

Eine solche Unhöflichkeit gegen alle gekrönten Häupter ist, dünkt

mich, diese kleine Poesie, welche der Almanach sehr gut entbehren kann, nicht werth. Soll ich das Stück ganz weglassen oder

Einst Weise auf dem Thron

setzen? Endlich finde ich in Ihrem Columbus einen Vers

Liegt sie doch deutlich und ligt schimmernd vor Deinem Verstand

Dieß ist doch für licht verschrieben. Wenigstens hab' ich es so geändert. Indeß lasse ich aller Gewißheit wegen, da es auch liegt wiederholt seyn könnte, das Stück bis auf Ihre Antwort, die ich mir aber recht bald erbitten muß, zurück.[5])

Ihr

Sch.[6])

---

1) Fichte hat sich wohl schwerlich in dem „Wort an die Proselytenmacher" S. 155 oder in „dem Methaphysiker" S. 171 erkannt, und schwerlich hat Schiller die beiden Gedichte gerade auf ihn gemünzt, dem er im August ganz andere Wahrheiten gesagt hatte. Der Brief, der zu Schillers monumentalen gehört, steht in Schillers und Fichtes Briefwechsel (Berlin 1847. S. 44). Es heißt darin: „Ich gebe zu, daß jetzt und künftig manches — vielleicht das Beste — in meinen Schriften von der Beschaffenheit ist, daß es sich schwer, ja manchen gar nicht mittheilen läßt, und den Vorwurf, den Sie mir dadurch machen, will ich Ihnen mit Freuden zugeben. Aber sobald gewiß ist, daß der größte Theil der Wirkung, die sie machen (gleichviel bei wie wenigen oder wie vielen) ästhetischer Art ist, sobald ist dieser Effect für alle folgende Zeiten, in welchem man die Sprache des Autors versteht, gesichert." — „Daß in hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sind, Ihre Schriften zwar citirt und ihrem Werthe nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden, das liegt ebenso in der Natur der Sache, als es darin liegt, daß die meinigen (von denen, versteht sich, welchen sie zufällig in die Hände fallen, denn darüber entscheidet die Mode und das Glück) alsdann zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger, denn jetzt gelesen werden."

2) Von K. Lappe — dessen Gedichte Goethe mit billigem Witz läppisch genannt hatte, enthält der Almanach S. 46: Die Schmetterlinge, und S. 163: An einen Freund.

3) Elwinens Schwanenlied S. 167 f. enthielt die Verse:

Ist nicht mein Halm so jugendlich,
So schlank emporgeschossen!

und:

Zerstreut ist all mein grünes Laub,
Geknickt mein schlanker Stengel!

Was Humboldt an diesen Bildern, die Elwine gebraucht, sich mit den Blumen vergleichend, so schrecklich war, ist nicht recht begreiflich, um so weniger, da das ziemlich platte Gedicht von Schillers Schwager Reinwald: Der Freund (S. 172): Von wem soll meine Leier schallen? Wer füllt mit Glut des Dichters mich? erfreut willkommen heißt.

4) Reuſſers Hoffnung ist ganz weggelassen.

5) Schiller dachte nicht an licht; er hatte nur, seiner früheren Orthographie gemäß, ligt statt liegt geschrieben; im Druck steht S. 179 liegt.

6) In der Zerstreuung unterzeichnete Humboldt mit Schillers gewöhnlicher Unterschrift.

90. An Humboldt.

Jena den 5ten 8br. 1795.

— — Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an dem ersten Bogen nichts auszusetzen, als daß noch so viele leere Räume geblieben sind, wozu nach meiner Meynung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt (wie das Unwandelbare) eine neue und eigene Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, ist ein wahres Glück, so wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach sehr wohlthätig ist. Wie beruhigt es mich, mein theurer Freund, daß ich dies Geschäft in Ihren Händen weiß!

Der Corrector muß doch im Grunde ein recht dummer Teufel seyn! Können Sie mir das, was nach Empfang dieses Briefs abgedruckt ist, noch schicken, so erweisen Sie mir eine Gefälligkeit. Das Nahmenregister werden wir wohl nach Art des Göttinger Almanach einrichten und die Gedichte nach ihren Verfassern rangiren müssen. Es wird eine gute Wirkung thun, wenn es nicht so eng ausfällt.

Von Michaelis ist noch keine Zeile und kein Geld angelangt, obgleich er Ihnen schon vor vierzehn Tagen sagte, daß er es abgeschickt

habe. Niethammer verliert die Geduld, und da Michaelis nun hier offenbar gelogen hat, so weiß ich nicht, was ich von ihm denken soll. Die Bücher an meinen Vater, die doch wahrscheinlich durch meine Hände gegangen wären, habe ich auch noch nicht. Sie sehen daraus doch, daß der Mensch einmal zu Geschäften nichts taugt. Daß der Almanach auch nicht im Meßkatalog vorkommt, wissen Sie wohl schon. — —

Ihr

Sch.

91. An Schiller.

(Tegel) 5. 8br. 95

— — Das erste, was Kant schreiben will, soll ein Naturrecht seyn.[1]) Sollte indeß dieser Professor etwa durch Jena kommen, will ich Sie doch vor ihm gewarnt haben. Es scheint ein ganz albernes Menschchen. Er ist Prof. der Aesthetik, fragte mit großer Begierde, wer wohl der Verf. der ästhetischen Briefe seyn möchte! und bedauerte hernach, daß Sie doch hier nur Winke gegeben hätten, und daß Sie doch lieber hätten ein Compendium schreiben sollen. Auch, setzte er hinzu, wären Sie, wie er gehört, jetzt damit beschäftigt, da aber Schütz auch eins schreibe (?), so sey er doch auf dieß mehr begierig; er sey doch länger Professor.

Das zum paroli auf Ihre Woltmannische Geschichte, von dessen riesenhaften Unternehmungen ich mir ja von Zeit zu Zeit einige Nachricht erbitte. Eine Oper, ein Trauerspiel und ein Journal, außer allen verschiedenen Menschengeschichten! Das Schlimmste ist, daß er bei allen diesen Bemühungen nach Celebrität so gar uncelebre ist. Sehr viele haben mich hier schon nach ihm, als nach einem völlig Unbekannten gefragt. Dieß könnten Sie ihm einmal historisch erzählen.

Vom Almanach wüßte ich jetzt nichts zu sagen. Daß meine Besorgniß, daß er zu dünn werde, ungegründet ist, haben Sie sehr Recht. Auch war es mehr Unger seine. Zu dick fürchte ich aber auch nicht. Ich denke, es soll eben recht seyn. Der Druck des Almanachs gefällt mir zu sehr, als daß ich etwas Wesentliches daran tadeln möchte. Aber eigentlich ist er zu splendid, es bleiben zu viele leere Räume. Die meiste Mühe hat es mir neuerlich gemacht und macht es mir noch, die Aenderung in der Würde der Frauen an den Notenstecher zu

bringen, den niemand weiß. Zwar habe ich gleich Unger deshalb an Michaelis schreiben lassen. Aber in Michaelis letztem Briefe an mich, den ich beilege und woraus Sie sehen werden, wie es mit der Musik überhaupt steht, sehe ich kein Wort davon. Sie werden sehen, daß Michaelis wegen des Tanzes ein Arrangement macht, das die ganze Musik in Gefahr setzt [2]). Zu meiner Rechtfertigung muß ich nur hinzusetzen, daß ich den Abdruck der Musik zum Tanz nur, wenn es möglich wäre, empfohlen, nicht aber schlechterdings anbefohlen habe. Die Würde der Frauen habe ich so lange zurückgelegt, und hoffe Michaelis nun bald selbst zu sprechen.

Nun, lieber Freund, noch eine Bitte für unser leidiges Hierbleiben, das jetzt, wie Sie wissen, ganz entschieden ist. Ich lege hier einen Brief an Stark bei, auf den er Ihnen 100 Thlr. Cour., die ich für ihn hier ausgezahlt, bezahlen wird. [3]) Von diesen 100 Thlrn. bitte ich Sie, mit Zuziehung der 10 Frd'or in dem Briefe, den ich Sie zu eröfnen bitte, nach und nach dasjenige abzubezahlen, was ich mit Ihrer Erlaubniß an Sie anweisen werde. Für jetzt ist bloß die Miethe an Hellfeld ad 1. Oct. mit 30 Thlr. Noch, Lieber, wollte ich Sie bitten an niemand bestimmt zu sagen, daß ich gewiß den Winter nicht wiederkomme, sondern nur, daß mein Kommen unbestimmt sey. Hellfeld möchte sonst gar zu willkürlich mit unserm Quartier umgehen.

Was soll ich mit der Anweisung auf 55 Frd'or machen? Soll ich Ihnen das Geld schicken, oder wie?

Leben Sie herzlich wohl. An Lolo tausend innige Grüße von uns beiden.

Ihr

Humboldt.

---

1) Der Brief schließt unmittelbar auf S. 233 des gedruckten Briefwechsels an und handelt von dem außerordentlichen Prof. der Philos. und schönen Wissenschaften Gottlieb Ernst August Mehmel zu Erlangen, dessen philosophische Compendien Meusel 5, 118 aufzählt.

2) In den mir zugänglichen zahlreichen Exemplaren des Almanachs habe ich keine Composition des Tanzes von Schiller gefunden, weder die von Reichardt, noch von Körner.

3) Die 100 Thlr. für Humboldt erhielt Schiller von Stark am 16. Oct. Er zahlte davon an „Hellfelden 30 Thlr. für Hrn. v. Humboldt“ am 19. Oct., und auf die Ordre vom 16. Oct. (Nr. 94), die am 21. einging, am 22: „56 Thlr. 12 Gr. an Prof. Ilgen für Hrn. v. Humboldt.“

92. An Schiller.

Leipzig, den 9. Octbr. 1795

Ew. Wohlgeb. haben mich durch die Versicherung ausnehmend erfreut, daß Sie nun wirklich entschlossen sind, diesen Winter über den 2ten Theil Ihrer prosaischen Schriften unter die Presse zu geben. Ich werde mich Ihnen ausserordentlich verbunden erachten, wenn Sie diesen Vorsaz zu realisiren die Gewogenheit haben. Hr. Göpfert ist mit dem dazu nöthigen Pappiere schon seit drey Jahren versehen, kann also den Abdruck anfangen, sobald Sie ihn dazu befehligen.

Ich hätte gewünschet, Ew. Wohlgeb. hätten die Güte gehabt, mir früher die Ursache von der Zurückhaltung Ihrer Gedichte zu entdecken, so würde ich sogleich geeilet haben, den Stein des Anstoßes aus dem Weg zu räumen. Sehr gern verpflichte ich mich zu der verlangten Erhöhung des Honorars für diese Ihre Gedichte, da Sie deren Samml. durch verschiedene neue noch ungedruckte Gedichte noch ein höheres Interesse zu geben gedenken, und mache mich hierdurch verbindlich, Ihnen vor den gedruckten Bogen davon Thr. 20 — in Courant-Münze zu bezahlen, wenn mir Ew. Wohlgeb. mit zufriedenem Herzen die Ehre zu Theil werden zu lassen geruhen wollen, der Verleger derselben zu seyn. Sollten Sie aber bey aller meiner Bereitwilligkeit, Ihr Verlangen zu erfüllen, Sich dennoch geneigter fühlen, mit dieser Ehre lieber einen andern Ihrer Freunde, als mich, zu beglücken, so wünschte ich, daß Sie mir solches ohne allen Umschweif gütigst meldeten. Wehe sollte es mir thun, mich in Ihrer Gewogenheit und Achtung so herabgesezt zu sehen, Ew. Wohlgeb. Zufriedenheit würde aber mir auch dann noch viel zu schäzbar sein, als daß ich sie durch eine mißfällige Zudringlichkeit stören sollte.

Mit den lebhaftesten Empfindungen der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit verharret Ew. Wohlgeb. Dero ergebenster

C. L. Crusius.

Nach Schillers Kalender war ein Brief von Crusius nicht eingegangen, als Schiller am 5. Oct. aus freiem Antriebe sich wieder an ihn wandte und die Fortsetzung seiner kl. prof. Schriften in Aussicht stellte und gleichzeitig ein höheres Honorar für seine Gedichte in Vorschlag brachte. Die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte treffliche Mann die wieder gebotne Hand ergriff, indem er alles bewilligte, blieb aber auch jetzt ohne Folgen, da Schiller, der am 12. antwortete (der Brief ist verloren), den zweiten Theil der Prosaschriften und den ersten der Gedichte erst 1800 erscheinen ließ.

93. An Schiller.

Tegel 12. 9br 95.

— Vom Almanach lege ich den 4ten Bogen bei. Der 5te muß auch bereits abgedruckt seyn, und vielleicht erhalte ich ihn noch heute. Wenigstens habe ich schon den 6ten vorgestern zur Revision hier gehabt. Ich wünsche sehr zu erfahren, welchen Eindruck das Aeußere auf Sie gemacht hat. Der Corrector, den mir Meyer vorgeschlagen, hat sich neulich die Freiheit genommen, eignes Machwerk an mich zur Aufnahme zuzuschicken. Ich habe ihm ganz kurz geantwortet, daß ich bloß den Druck mit zu besorgen hätte, und da es elendes Zeug war, hinzugefügt, daß Sie den Almanach für dies Jahr als geschlossen ansähen, damit er Sie nicht weiter behelligen möchte. Mit seiner Sorgfalt bin ich recht sehr gut zufrieden, aber er ist so ängstlich, daß wenn er, wie schon einigemal geschehen, Unsinn aus dem Manuscript herausliest, er ihn auch ohne Bedenken drucken läßt. So waren neulich zwei Fälle in der Parthenope. Daher ist meine Revision gar nicht überflüssig. Michaelis erwarte ich jetzt alle Tage, um das endliche Schicksal der Musik zu erfahren. Wie danke ich dem Himmel, daß Sie von diesem Menschen los sind, und daß er in diesem Jahr weder dem Almanach noch Ihnen viel geschadet haben soll.

Dürfte ich Sie wohl bitten, Lolo, die ich herzlich grüße, zu ersuchen, aus meinen Büchern 1) Schellers lateinisch-deutsches Wörterbuch in 3 Bänden und 2) Baileys Englisch-Deutsches Wörterbuch zu nehmen und wohl eingepackt auf der Post hierherzuschicken. Da man so etwas nicht leihen kann, muß ich schon das Postgeld daran wenden. Leben Sie herzlich wohl, innigst geliebter Freund

Ihr

Humboldt.

Ich lege noch den 5ten eben erhaltenen Bogen bei. Sie werden noch einige Druckfehler, indeß doch nur in der Interpunktion finden, und keinen, der dem Sinn Eintrag thäte. Es thut mir herzlich leid, daß auch diese noch stehen geblieben sind. Sie müssen sie nur meiner Ungeübtheit in dieser Arbeit, nicht einem Mangel an Aufmerksamkeit zuschreiben. Einige hat nun auch der Setzer nach der Revision hineingebracht.

Der Brief kam erst am 17. bei Schiller an. Ueber den poetischen Corrector Tilly ist schon zu Nr. 87 gesprochen. Lolo ist Schillers Frau Charlotte, die auch Lolochen genannt wird.

94. An Schiller.

Tegel 18 Nov 95.

— Für die Horen endlich, um alles zu erschöpfen, halte ich die Erzählung vortheilhafter. Sie ist doch immer gewisser, und man würde sie auch den Horen, da eine Erzählung eher durch ein Journal entstanden seyn kann, mehr als ein Schauspiel anrechnen, das zwar größere Wirkung thut, aber auch mehr auf eignen Füßen steht, und wohl gleich besonders gedruckt wird. Doch sind dieß kleinliche Rücksichten.

Es ist so spät geworden, lieber Freund, daß ich nur noch zwei Worte hinzufügen kann. Daß Ihnen der Almanach gefällt, freut mich herzlich. Zu viel leeren Raum finde ich auch, im Ganzen hab' ichs erinnert. Einzeln abhelfen konnte ich nicht. Goethes Prolog ist jetzt schon abgedruckt. Ich denke, es schadet nichts. Daß er schon gedruckt existirt, haben mir einige gewiß gesagt, und ich erinnere es mich auch selbst dunkel. Ueber den elenden Menschen, den Michaelis, urtheile ich wie Sie. Ueber alles andre, vorzüglich über die herrliche Elegie nächstens! Wir umarmen Sie von ganzem Herzen. Ihr

Humboldt.

Haben Sie die Güte, Lieber, Hellfelden die 30 Thlr. Cour. und Ilgen (für Holz, das er bezahlen soll) 56 Thlr. 12 Gr. gegen Quittung zu schicken. Ilgen bitte ich sagen zu lassen, daß ich mit nächster Post selbst schreiben würde. Hätte Stark noch nicht bezahlt, so legen Sie es wohl aus. Adieu!

Der Brief schließt nach dem ersten Absatz S. 247 an, und die hier genannte Erzählung ist das zu Nr. 81 besprochne romantische Gedicht in Stanzen.

Ueber Goethes Prolog s. zu 88, 5; er existierte gedruckt nur im Almanach.

Die Elegie (Spaziergang), die Schiller am 5. abgesandt hatte, bespricht Humboldt in seinem Briefe vom 23. Oct. (S. 247 ff) ausführlich. Die dort S. 253 unterdrückten prosodischen Belehrungen Humboldts sind im 11. Thle. der S. Schr. nachgetragen.

Wegen der Zahlung an Ilgen vgl. zu Nr. 91. Ilgen war Humboldts Mithausgenosse im Hause Hellfelds.

95. An Schiller.

Tegel 23 Oct. 95
(Antwort auf 17. angek. 28.)

— — Vom Almanach lege ich wieder 2 Bogen bei G H. — J habe ich revidirt und auf K kommen nun noch Langbeins Legende[1]) und Ihre Stanzen[2]). Dann gehen die Epigramme an. Michaelis hätte bei diesen gern Goethes Namen gehabt und hat mir noch neulich darum geschrieben. Es versteht sich, daß ich das Mscpt. drucken lasse, wie es ist, und daß also der Name wegbleibt. Es scheint mir auch so schicklicher. Die Epigramme werden über 2 Bogen füllen und also der Druck bis zu N kommen. Dieß machen die leeren Räume, ob Sie gleich sehr richtig bemerken, daß sie nicht schön sind.

Goethen scheint er (Körner) mir zu hart zu beurtheilen und in der Vergleichung mit Ihnen Sie beide zu sehr in Eine Gattung zu setzen.[3]) Gerade Sie beide können beide das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden. Das fühle ich jetzt sehr deutlich.

Goethe drückt sich nach seiner Art über Sie zu kurz und unbestimmt aus. Ihm gerade muß es auch am schwersten werden, den wahren Standpunkt zu finden. Sonst haben mich seine Briefe sehr amüsirt und mit der vorhabenden Uebersetzung von Fr. v. Stael wieder ausgesöhnt[4]). Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß ich neulich nur vergaß, Sie ganz eigentlich zu bitten, dieß Projekt aufzugeben. Eine Uebersetzung aus dem Französischen schien mir für die Horen nicht passend. Da indeß Sie die Anmerkungen machen, so werden Sie freilich es schon zu etwas machen. Grüßen Sie Goethe

herzlich. Sie schrieben mir neulich, ob wir ihm nicht unser Quartier abtreten wollten auf einige Zeit. Natürlich von Herzen gern. Nur Eine Schwierigkeit ist dabei. Es ist ein eigener Punkt meines Contracts mit Hellfeld, daß ich nichts von meiner Wohnung, vorzüglich während meiner Abwesenheit, einem andern überlassen darf. Nun sind zwar die Ausdrücke so, daß diese Art von Ueberlassung darunter nicht gut verstanden werden kann. Indeß sehen Sie selbst ist es schwer, sich mit Hellfeld auf 30 Meilen in Subtilitäten einzulassen. Da es indeß Goethe ist, wird er, denke ich, keine Schwierigkeiten machen, und ich will auch meinen Brief schon darnach einrichten. Nur schicke ich heute noch keinen Brief mit, weil Sie mir nur unbestimmt schreiben und ich doch nicht unnützerweise die Sache rühren möchte. Ich bitte Sie also, mir zu sagen, ob Goethe bestimmt davon gesprochen hat, und dann richte ich die Sache gleich ein. Ich habe gar kein Hinderniß, und Hellfeld wird sich auch geben. Nur wissen lassen muß ich es ihn vorher. Ich warte also Ihre Antwort ab.

Herders Brief bezieht sich meist auf Stücke, die ich noch nicht kenne, und auf die meine Erwartung sehr gespannt ist. Sein Urtheil über die Elegie ist sehr treffend. Daß der durchs Ganze laufende Faden zu leis gesponnen sey, wie er doch zu meynen scheint, kann ich nicht finden. Wer Sinn hat und aufmerksam ist, kann nicht irren. Seinen Wunsch, daß auch das Aeußere der Horen sich verjüngen möchte, unterschreibe ich von ganzem Herzen. Die Gedichte im 9ten Horenstück, vorzüglich die zweizeiligen Epigramme, nehmen sich, wie sie da gedruckt sind, gar nicht gut aus. Im Reich der Schatten hätte schon durch ein näheres Aneinanderrücken der beiden Strophen und ein Einrücken des ersten Verses ein minder steifes Ansehen gewonnen werden können. Auf diese Sache scheint sich Cotta nicht zu legen. Haben Sie nicht ausgemacht, daß der Almanach immer bei Unger gedruckt werden solle? Es schiene mir doch sehr gut. Nur würde das Binden freilich Schwierigkeiten machen. Das Papier zum Almanach ist aus Holland und der Ballen kostet 60 Thlr. Glätten aber läßt es erst Unger, auf die nemliche Art wie Göschen, nur daß er nicht so viel Lärm davon macht, als dieser.

Das Register zum Almanach mache ich nach den Namen der Verf., die ich alphabetisch ordne. Unter jeden kommen dann die Stücke, wie sie der Reihe nach stehen. Ich schicke Ihnen eine Abschrift. Wahrscheinlich ist auch bis zum Abdruck dann so viel Zeit,

daß ich Ihre etwaigen Bemerkungen über dieſen meinen Beitrag zum Almanach benutzen kann.

Wegen des Preiſes des Almanachs habe ich mit Michaelis nicht ſprechen können. Er iſt bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin nach Leipzig nicht zu mir gekommen, und in Leipzig hätte ihn mein Brief, da er auch nur wenige Tage dort bleiben wollte, nicht mehr gefunden.[6])

Die Stelle Ihres Briefs[6]) über Jacobis Geiſtesarmuth hat mich ſehr lachen gemacht, und noch mehr, daß Sie doch Matthiſſon noch ausnehmen, ehe Sie ihm den Rang zugeſtehen.

Von Erhards Recenſion der Fichtiſchen Vorleſungen hatte ich ganz vergeſſen zu ſchreiben. Sie war, eigentlich zu reden, recht ſchlecht und ſogar nicht ohne Sprachfehler, des Stils nicht zu gedenken. Die Vergleichung mit Raphael war läppiſch und auffallend, obgleich nicht ganz ſo arg gemeynt. Er findet natürlich die Aehnlichkeit nur darin, daß bei beiden auch in bloßen Skizzen eine Meiſterhand ſichtbar iſt. Meine Recenſion über Fichte bin ich faſt entſchloſſen nicht zu machen. Ich habe, ehe ich die der Vorleſungen geſehen hatte, Ehrharden vorgeſchlagen, allein Hufeland hat deprecirt und verſichert, er wolle warten, bis ich noch zu der Arbeit käme. Das könnte nun leicht lange vergebens gewartet ſeyn.

Kant hat ſeine Friedensſchrift[7]), die ich noch nicht geſehen wohl wegen des politiſchen Inhalts und Titels nicht den Horen angeboten. Sonſt dächte ich nicht, daß er etwas gegen die Horen hätte.

Gentz wünſcht ſehr, ſich in den Horen zu ſehen. Nur weiß er nicht, womit, weil er, wie er mir ſagte, „nichts ſo populäres als für ſeine Monatsſchrift liefern möchte.“ Dieſe Geſinnung iſt eben das Unglück der Horen, wie ich ihm auch geſagt habe.[8])

Das Stück des Archivs habe ich noch nicht geſehen.[9]) Aber daß der v. R—n, der Verf. des Aufſatzes, gegen den ſich G. erhoben hat, und der Antwort, niemand anders als Jeniſch iſt, iſt ganz ausgemacht. Nicht Meyer bloß ſagt es, ſondern Jeniſch geſteht es ſelbſt, ohne allen Rückhalt zu. Daß bei der Akademie über die fameuſe Frage von den Fortſchritten der Philoſophie ſeit Leibnitz, Schwabe und Reinhold den getheilten Preis (doch denke ich Schwabe mehr) und Jeniſch mit einer 123 (!!) geſchriebene Bogen ſtarken Abhandlung das Acceſſit erhalten, iſt Ihnen wohl noch unbekannt.[10])

Zu den guten Ausſichten für die Horen im erſten halben Jahr

96 wünsche ich Ihnen herzlich Glück. Sie haben schon viel Versprochenes, und Sie wissen ja, wie oft schon ein deus ex machina kam. Er wird auch ferner nicht fehlen. Wenn ich Ihnen von Gentz etwas schaffen kann, soll es geschehen. Sonst ist hier niemand. Im Merkur soll etwas über eines gewissen Karstens Gemählde von einem Namens: Ferning stehn, das mir Gentz außerordentlich lobt.[11]) Wollten Sie es nicht ansehen. Da dieser Ferning jetzt in Rom ist, würde er durch Meyer erhalten werden können. Die Horen sollen ja in Jacobs Annalen auf das fürchterlichste recensirt seyn.[12]) Ein andres Ungewitter droht Nicolai. Dieser kommt nemlich im 10ten Theil seiner Reise durch Tübingen und ad vocem Cotta auf die Horen. Diese handelt er nun einzig und allein in der ganzen ersten Hälfte dieses Theils ab und soll sie fürchterlich abimiren. Er geht in das größeste Detail, und stellt auch das Mercantilische der Entrepriſe, Ankündigung, Druck, alles in das gehässigste Licht. Vorzüglich verbreitet er sich über eine übertriebene Anwendung Kantischer Grundsätze, thut alles in Einen Topf und nimmt alle Producte der Literatur, in welchen neuerlich solche zum Theil wirklich lächerliche Anwendungen gemacht sind, zusammen, worin eine ungeheure Belesenheit stecken soll. Sogar ein Ausdruck des einen Schlegels in seinem Aufsatz über Aristophanes in der Berliner Monatsschrift, wo er vom „Princip der neuern Comödie" redet, entgeht seiner Rüge nicht. Dabei soll er sich auf sein litterarisches Alter stützen, erzählen, daß er nun schon so manche Schwindeleien erlebt und ihren Untergang vorausgesagt habe u. s. w. Eine armseligere Creatur kann es wohl nicht geben! — Alles dieß hat mir Biester gesagt, der das saubere Machwerk schon gelesen hat.

Der Contract mit Crusius[13]) thut mir doch leid, obgleich er an sich gut ist. Unger hätte gewiß mehr gegeben. Daß Unger mir schon längst sagte, ob Sie Sich wohl zu einem historischen Almanach wieder entschließen würden? und daß ichs verneint habe, vergaß ich Ihnen wohl zu schreiben. Wenn Sie es noch bejahen wollten, wäre es noch immer Zeit. Aber schwerlich dürften Sie dieß thun.

Ein Aufenthalt in Dresden würde Ihnen allerdings in mehr als Einer Rücksicht wohl thun. Nur freilich die Unruhe der Deplacements. Mein Plan ist jetzt so. Im Frühjahr gehe ich hier weg. Dann muß ich aber freilich meinen Schwiegervater[14]) auf ein Paar Monate besuchen. Indeß, denke ich, komme ich doch gleich allein auf

einige Wochen nach Jena, um dieſe ganz mit Ihnen zu verleben. Nach dieſem Aufenthalt komme ich mit meiner Familie nach Jena zurück, und bleibe bis zum Frühjahr 97, wo ich nach Italien gehe. Indeß hänge ich gar ſehr vom Zufall ab und kann nichts, ſelbſt die ſo feſt beſchloſſene Reiſe nicht, unwiderruflich feſt beſtimmen. Es iſt immer möglich, daß ich länger, als ich denke, in Jena ſeyn kann, freilich aber auch das Gegentheil. Nur das iſt gewiß, daß ich Ihnen gewiß von überallher immer zueile, und daß Sie jede Aenderung meiner Plane bald, ſobald ich ſie weiß, erfahren. Ich darf Sie daher nicht bitten, bei Ihren Planen auf uns Rückſicht zu nehmen. Aber finden wollen wir uns gewiß überall, und gern wollen auch wir Sie aufſuchen. Solange meine beiden Eltern noch leben, bin ich ſehr genirt, das iſt richtig. Hernach nicht mehr, und es iſt mein Plan, nie einen ganz feſten Wohnort zu haben, ſondern zwiſchen dieſem und eigentlichem Reiſen ein Mittel zu halten. Wohin Sie Sich alſo wenden möchten, wird es uns alſo nie ſo ſchwierig ſeyn, wieder länger mit einander zu ſeyn. Solange Sie jetzt nicht Jena zu verlaſſen denken, bin ich auch mein Quartier dort auf jeden Fall zu behalten geſonnen.

Die Rechnung von Seidler, die anbei erfolgt, bitte ich Sie zu bezahlen und quittiren zu laſſen, auch an p Loder 9 Thlr. Sächſiſch, die er ausgelegt, in meinem Namen zu ſchicken, und dem Profector Hoomburg, wenn er ſich bei Ihnen meldet, daß er ein Skelett für mich in meinem Hauſe abgegeben hat, 2 Thlr auszuzahlen. Doch würde es nicht undienlich ſeyn, wenn Sie, ohne es ihn merken zu laſſen, wollten nachſehen laſſen, ob das Skelett auch wirklich hingebracht iſt, da dieſer Menſch entſetzlich lügt.[18])

Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Wir freuen uns, daß es nach Ihrem letzten Briefe beſſer mit Ihrer Geſundheit geht. Wir ſind alle recht wohl.

Ich habe wieder ſo lang geſchrieben. Dieſe meine Ausführlichkeit ſticht ſehr gegen Körners große Kürze ab. Wenn ſie mein Charakter ſeyn ſollte, ſo wünſche ich nur, daß er Ihnen nicht läſtig werden mag. Von ganzem Herzen Ihr

Humboldt.

Jeniſch will eine Ehrenrettung der Horen ſchreiben und ſie Gentzen für ſeine M(onats)S(chrift) geben. Es verſteht ſich, daß dieſer ſie nicht nimmt.[19])

Die Briefstellen fallen nach dem Absatz S. 253 des gedruckten Briefwechsels und schließen sich an die dort gleichfalls getilgten prosodischen Erörterungen. Die zweite gehört zu S. 255 nach dem ersten Absatz, und wiederholt hier den dritten über Herders Brief, so wie der letzte Absatz der S. 255 vervollständigt wird bis zum Schluß. Jetzt erst ist Humboldts Bemerkung treffend, daß er wieder so lang geschrieben habe. Der Brief füllt im Original elf enge Quartseiten.

1) Langbeins Legende „der Kirchenbau in Aachen" (193—203) folgen 2) die Schillerschen „Stanzen an den Leser" unmittelbar auf derselben Seite (203—204), um mit den Goetheschen Epigrammen, die ein besondres Titelblatt haben, eine neue Seite beginnen zu können, die bis S. 260 reichen und auch in wenigen Separatabdrücken vorhanden sind (Nr 108).

3) Schiller hatte von seinen Freunden Gutachten über seinen poetischen Charakter verlangt. Humboldt hatte am 16. Oct. (S. 234 ff.) geantwortet; Goethe that es sehr kurz (ohne Datum Nr. 109 der zw. Ausgabe); Körner schon am 27. Sept (3, 294 ff.); Herders Brief ist nicht bekannt.

4) Die Uebersetzung des Versuchs über die Dichtungen erschien in den Horen 1796. V, 2, 20 ff, aber die verheißenen Anmerkungen blieben ungeschrieben. — 5) 1 Thlr. bis 1. 12 gr. s. zu Nr 96.

6) Der Brief vom 17. Oct. fehlt. — 7) Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf. Königsb. 1796.

8) Der berüchtigte Fr. Gentz, damals Kriegsrat und Herausgeber der Neuen deutschen Monatsschrift (Berlin 1795) war auf Humboldts Empfehlung unter den Mitarbeitern an den Horen genannt, hat aber keinen Beitrag dazu geliefert, so viel Mühe Humboldt sich auch gab, ihm Stoffe zu schaffen. Als dieser ihm 1802 einen Empfehlungsbrief an Körner mitgab, schrieb Körner an Schiller: „Mir konnte er nicht behagen, und ich wundere mich, daß Humboldt an ihm Geschmack findet" (II, 416).

9) Der Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin, Magister Daniel Jenisch hatte sich gegen den Goetheschen Aufsatz über den Literar. Sansculottismus (in den Horen 1795. H. 5. S. 50 ff) in Meyers Archiv der Zeit ausgesprochen, weshalb Goethe ihn (Nr. 103 an Schiller) den literarischen Sansculotten nennt. Gegen diesen hier näher charakterisierten Aufsatz erhob sich Gentz in seiner Neuen Monatsschrift.

10) Jenisch: Ueber Grund und Werth der Entdeckungen des Hrn. Prof. Kant in der Metaphysik, Moral u. Aesthetik; ein Accessit der k. preuß. Academie der Wissenschaften, nebst einem Sendschreiben an Hrn. Kant über die bisherigen günstigen und ungünstigen Einflüsse der kritischen Philosophie. Berlin 1796. — K. Leonh. Reinholds, J. C. Schwabs und J. G. Abichts gekrönte Preisschriften über die von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelegte Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibniz's und Wolfs Zeiten in Deutschland gemacht? Berlin 1796.

11) Nicht Fernow, sondern Fernow berichtete in Wielands Merkur (1795. Juni S. 186 ff): Ueber einige neuere Kunstwerke des Hrn. Prof. Carstens. Vgl. Goethe — Schiller Nr. 151. 152 und 157 über die „kantischen Configurationen" und das Xenion 135: Das neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemahlt, es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

12) L. H. Jakob, Prof. in Halle, war Herausgeber der „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes, von einer Gesellschaft gelehrter Männer." Ueber die erwähnte Recension und andre Angriffe auf die Horen ist Boas Xenienkampf zu vergleichen; ebenso über Nicolais Reise. Letztrer kommt in den Xenien besonders übel weg.

13) Dieser Contract kann wohl nur die Abrede über die Gedichte sein, die wir aus Nr. 92 kennen gelernt haben, wonach Schiller 20 Thlr für den Druckbogen erhalten sollte. Später wurde das Honorar auf 25 erhöht; vgl. 10. März 1803.

14) v. Dachröden zu Burgörner bei Erfurt.

15) Ueber diese Auszahlungen für Humboldts Rechnung enthält Schillers Kalender keine Notizen.

16) Ueber diese Ehrenrettung und deren Unterdrückung spricht Humboldt noch ausführlich in Nr 99.

96. An Schiller.

Tegel, 30 Sbr. 95.

— — Vom Almanach habe ich jetzt den Bogen K, der schon den Anfang der Epigramme enthält, revidirt und nun auch das Register gemacht. Ich lege eine Abschrift desselben zur allenfalsigen

Reviſion bei. Wenn Sie mir mit umgehender Poſt ſchreiben, ſo kommt Ihre Antwort ohne Zweifel noch, ehe es abgedruckt iſt, an. Ich würde Ihre Antwort auf alle Fälle abgewartet und es Unger nicht eher übergeben haben, wenn ich es nicht für überflüſſig hielte, den Druck noch jetzt am Ende dieſer Kleinigkeit wegen aufzuhalten. Ich habe einen Göttingiſchen Almanach vor Augen gehabt und mich ganz nach dieſem gerichtet. Die Wahl der Schrift im Einzelnen, außer daß es Curſiv wird, werde ich Unger überlaſſen, aber empfehlen, daß es nicht zu eng gedruckt wird.[1]) Jemehr ich den Almanach jetzt leſe, je mehr überzeuge ich mich von ſeinem Werthe. Auch einige Stücke, über die ich Ihnen ſehr kalt ſchrieb, gefallen mir jetzt mehr. So bin ich gegen Herders Parthenope in der That nicht gerecht genug geweſen. Michaelis Ankündigung des Almanachs in der hieſigen Zeitung, woraus Sie die Preiſe erſehen werden, lege ich bei.[2]) — —

Schlegel hat eine eigene Keuſchheit, die ſich wieder auch in ſeinem Urtheil über die Elegien offenbart. Sie iſt ihm wirklich angebohren, und mag durch den Ekel, den das Bürgerſche Gegentheil erregte, noch vermehrt worden ſeyn. Sein Aufenthalt in Braunſchweig iſt ja eine ſehr günſtige Begebenheit für die Horen und Ihre Wintermuße. Wäre nicht dort auch jetzt M. Böhmer, ſo glaube ich würde es keine Mühe koſten, ihn nach Jena zu bringen. Wenigſtens weiß ich ihn ſonſt (in) keiner Verbindung in Braunſchweig. Schreiben Sie mir doch ſeine Addreſſe dort. Von ſeines Bruders Diotima wollte ich Ihnen ſchon ſchreiben. Ich habe zwar nur den Anfang geleſen. Allein dieſer hat mir ſehr gut gefallen. Ich ſage Ihnen nächſtens mehr davon.

Da Sie noch einmal der Abtretung meines Quartiers an Goethe erwähnen, ſo warte ich nun keine weitere Antwort von Ihnen ab, ſondern lege einen Brief an Hellfeld gleich bei. In dieſem Briefe habe ich, ohne weiter anzufragen, ihm bloß die Sache gemeldet und ihm, Goethe auf Verlangen die Schlüſſel einzuhändigen, aufgetragen. Wahrſcheinlich wird er aber doch antworten und dann den Brief Ihnen ſchicken. Alsdann bitte ich Sie, ihn nur geradehin zu erbrechen und mir offen zu ſchicken. Es iſt wohl nicht zu denken, daß Hellfeld Umſtände machen ſollte. In meinem Contract iſt nur „eine Aftermiethe“ verboten, aber eine ſolche iſt eine unentgeldliche Ueberlaſſung dieſer Art ja nicht zu nennen, die überdieß nur auf einige Zeit geſchieht. Sollte Goethe davon Gebrauch machen wollen, ehe

Hellfeld antwortet, so wird es am besten seyn, wenn Sie zu Hellfeld schicken und bloß melden lassen, daß Goethe kommen würde. Sie werden alsdann sehen, was er thut. Sollten Sie aber meynen, daß Sie, ehe man einen Schritt thäte, erst mit Goethe reden möchten, so können Sie auch meinen Brief an Hellfeld, in dem bloß dieß steht, so lange Sie wollen, zurückbehalten, und alles nach Ihrem Gefallen arrangiren. Daß Goethe sich aller Stuben und der Küche bedienen könne, versteht sich von selbst. Nur wünschte ich, daß er nicht den Holzstall, der unten im Hause ist, brauchen möchte. Es ist oben noch Platz genug für 4—5 Klafter, und da ich unten noch Holz habe, so würde dieß Confusion geben. Sobald Sie den Meister für mich bekommen, schicken Sie ihn mir doch ja.

Urtheile über die Horen kann ich für jetzt Ihnen gar nicht schicken. Ich bin in 6 Wochen etwa Einmal nur in Berlin gewesen und sehe auch hier nur äußerst selten einen Litteratus oder ähnliche Person, außer eben Gentz.

Der arme Gros hat mir geschrieben. Er ist in einer sehr fatalen Lage. Hardenberg benimmt sich mit einer unglaublichen Unschlüssigkeit in seiner Angelegenheit. Als ich herkam, traf ich Hardenberg noch hier. Ich sprach auf das Dringendste mit ihm von Gros. Er versprach, was er immer versprochen, wollte auch an Gros selbst gleich schreiben. Jetzt hat er seit dieser Zeit keine Zeile von sich sehen lassen, obgleich Gros ihm mehrmale sehr dringend geschrieben hat. Ich kann es Gros nicht verdenken, daß er jetzt die ganze Sache so gut als aufgiebt, und Sie werden aus seinem Briefe, den ich beilege, ersehen, daß er auf eine außerordentliche juristische Professorstelle in Jena Plane macht. Ich sollte nicht denken, daß es schwer werden würde, diese durchzusetzen, sobald sich Goethe für die Sache interessierte; und Ihnen würde doch Gros zum Umgang angenehm seyn. Denken Sie darüber nach und schreiben Sie mir recht bald Ihre Meynung. Ich will ihm indeß sagen, daß ich seinen Plan Ihnen mitgetheilt. Glauben Sie, daß die Sache gehen kann, so wünsche ich auch von Ihnen zu hören, ob ich Goethe besonders deswegen schreiben soll, oder ob Sie alles übernehmen wollen. Vielleicht wäre auch Hufeland, wegen Voigt, ins Spiel zu ziehen. Fürs erste aber wird es nöthig seyn, die ganze Sache ganz in der Stille zu betreiben.

Ich wüßte für heute nichts mehr, liebſter Freund. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Lolo recht herzlich von uns. Ihr

H(umboldt).

Was iſt denn das für ein Magazin der Pſychologie[3]), das bei Gablern angekündigt iſt, und wer iſt der Herausgeber, etwa Fichte?

Der Brief, den Sie mir neulich ſchickten, war aus Bern von Prof. Ith. Er empfiehlt mir einen Studenten Namens Hr. v. Stek. Da ich die Wohnung deſſelben nicht weiß, ſo haben Sie wohl die Güte, inliegenden Brief an ihn durch den Pedellen gelegentlich beſtellen zu laſſen.

Als Erläuterung zu dieſem Briefe iſt Schillers Brief vom 4. Nov. an Goethe (Nr. 121) intereſſant. Er meldet: „Humboldten iſt es ſehr angenehm, wenn Sie ſein Logis ganz als das Ihrige anſehen wollen. Das einzige Bedenken dabei war, daß Hellfeld, der ſich im Contract ausbedungen, daß keine Aftermiethe ſtattfinden könnte, vielleicht Einwendungen machen möchte. Weil aber hier ja von keiner Miethe die Rede iſt, ſo wird er nicht ſo albern ſein, ſich auf den Contract zu berufen. Ich habe zum Ueberfluß einen Brief von Humboldt an ihn in Händen, den ich, ſobald Sie ihn blos mit einem kleinen Billet an Hellfeld begleiten wollen, worin Sie um Uebergabe des Schlüſſels bitten, an ihn abliefern will. Er wird, wenn Sie ihm dieſe Ehre anthun, ſehr bereitwillig ſein. Sie werden Sich gewiß in dieſer Wohnung beſſer als im Schloſſe gefallen. Ihre Elegien haben, wie Ihnen der eingeſchloſſene Brief des Dr. Gros an Hrn. v. Humboldt zeigen wird, auch in der lateiniſchen Welt [bei Heyne in Göttingen] ein großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief in Natura bei, vielleicht gefällt es Ihnen, zu Realiſirung des Wunſches, den der Verf. deſſelben äußert, etwas beizutragen. Mir däucht, daß ich Ihnen ſchon von demſelben etwas erzählt habe; ſo viel kann ich mit Gewißheit verſichern, daß unſere Akademie an dieſem Manne keine unwichtige Acquiſition machen würde. Ich kenne wenige aus der neueren Generation, die einen ſo geſunden Kopf, ſo viel gründlichen Verſtand und eine ſo ſolide Beurtheilungskraft haben. Im juriſtiſchen Fach hat man ihn

in Göttingen sehr geachtet." Gros wurde Prof. in Erlangen vgl. Nr. 74.

1) Die Schrift des Musenalmanachsregisters ist nur in den Dichternamen cursiv.

2) Die Ankündigung des Musenalmanachs lautete: Gegen Ausgang Novembers ist bey mir und in allen guten Buchhandlungen zu haben

Musenalmanach auf das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller.

Um dem Urtheil des Publikums über diese Sammlung nicht vorzugreifen, führe ich bloß an, daß auch von meiner Seite alle Mühe aufgewandt worden ist, durch das äußere Gewand dem Inhalt keine Schande zu machen.

Der Preis desselben ist auf Schreibpapier sauber gebunden 1 rthlr sächs., in Seide 1 rthlr 4 gr, auf geglättetem Velin Papier 1 rthlr 8 gr., in Seide 1 rthlr 12 gr.

Neustrelitz im Oct. 1795.

Michaelis, Hofbuchhändler.

Wahrscheinlich ist dies die „Anzeige", die Schiller am 16. Oct. an Michaelis sandte, und die er deshalb (mit Ausnahme der Preisangaben) selbst aufsetzte, um die Anpreisung des Inhalts abzuschneiden.

3) Im Intelligenzblatte der Lit. Ztg. 1795. Nr. 110. Sp. 883 f. kündigte der Redacteur des „allgemeinen psychologischen Magazins" diese Zeitschrift an, und ersuchte die Mitarbeiter, ihre Beiträge an „die Gablersche Buchhandlung in Jena, als die Verlagshandlung dieses Magazins" einzusenden. Die Zeitschrift, die es nur zu drei Heften gebracht hat, erschien nicht in Jena, sondern in Altenburg (1796—97) und wurde anonym von J. G. Heynig herausgegeben.

97. An Schiller.

Tegel, den 6. 9br. 95.

— — Ich lege wieder zwei Bogen des Almanachs J, K bei. Es kommen jetzt noch zwei L, M, den ich schon revidirt und der gerade durch das Register voll wird. Dieß nimmt 4 Seiten ein, ob es gleich noch enger gedruckt ist, als ich bestellt hatte, da ich ausdrücklich einen etwas weitern Druck empfohlen hatte. Im Bogen J

189 Z. 10 iſt ſt. himmliſchem Thau, himmliſchen Than, und Z. 11 Heerſch(gebiete) ſ. Herrſch- gedruckt. Es ärgert mich um ſo mehr, als es gerade in der Würde der Frauen iſt. Ich müßte mich aber ſehr irren, oder der Setzer hat den Fehler nach meiner Reviſion gemacht. Wo nicht, ſo müſſen Sie meine Ungeübtheit im Corrigieren dieſe, ſo wie die Paar andern Fehler, die ſich in die wenigen Bogen eingeſchlichen, zu Gute halten. Hätte Meyer mir nicht den Tilly ſo ſehr empfohlen, ſo hätte ich es nicht ſo weit kommen laſſen, daß ich ſelbſt corrigieren mußte, da ich weiß, wie viel Uebung zu dieſem Geſchäft, ſo klein es an ſich iſt, gehört. Ich muß Sie, lieber Freund, im ganzen Ernſt recht ſehr wegen dieſes Almanachsgeſchäfts um gütige Nachſicht bitten. — —

Viele Grüße an Lolo von uns beiden. Den Brief von Jeniſch als ein Curioſum.

H(umboldt).

Die unbedeutenden Druckfehler verunzieren den Almanach nicht ſonderlich. Der Brief von Jeniſch fehlt.

Mit Fichte ſtand Schiller damals ziemlich auf dem Kriegsfuße und auch Humboldt ſpottete über die Oßmanſtädtiſche Majeſtät. Um ſo unerwarteter mußte es ſein, als Körner am 6. Nov. (3, 305) ſchrieb: „Fichtes Grundlage habe ich nun ganz geleſen, und bin höchlich davon erbaut. Das iſt der Mann, den ich mir lange für die Philoſophie gewünſcht habe. Zur Gründung und Erweiterung der Wiſſenſchaften wird es ſchwerlich einen beſſern Weg geben“ u. ſ. w. Dieſen Brief theilte Schiller dem Freunde in Tegel mit.

98. An Humboldt.

(Jena) den 9ten Nov. 1795.

Ich kam vorigen Poſttag nicht dazu, Ihnen, liebſter Freund, zu ſchreiben und das Innhalts-Verzeichniß des Almanachs zurückzuſenden. Mit dem letztern würde es heute doch zu ſpät ſeyn, auch habe ich nichts dabei zu erinnern, als daß ſowohl hier, als vorn im Text Elweens Schwanenlied anſtatt Elwinens ſteht. Die Sache ſelbſt iſt aber zu unbedeutend, als daß dieſer Schreibfehler auffallen könnte. — —

Hier ein Brief von Körner, der Ihnen, Fichtens wegen, ans

Herz greifen wird. Von dieſem höre ich nichts, da ich kaum Jemand ſehe, der mit ihm umgeht. Doch ruhen jetzt die Studentiſchen Händel, und er ſcheint ſich auf ſein rechtmäßiges Geſchäft einzuſchränken. Ilgen hat mich ſeit einiger Zeit wieder etlichemal heimgeſucht und mir vorgejammert, daß ſich nur ſechs Zuhörer zu ſeinem Homer gemeldet. Er hat mir mit einem Aufſatz über den Homer und die Rhapſoden für die Horen gedroht. Ich wünſchte ſeinetwegen, daß man ihn brauchen könnte, und habe ihn deshalb nicht geradezu abgewieſen.

Ihren Brief an Hellfeld habe ich noch nicht abgegeben. Goethe will ſich erſt noch beſinnen, denn er hat einen neuen Bedienten, der ihn noch nicht recht zu beſorgen weiß, und trennt ſich deswegen nicht gern von dem Schloß, wo ihn Trapizius, der Schloßvoigt, bedient. Die Ilgen, die er neulich ſah, gefiel ihm ſehr wohl, wie es ſchien, und ich merkte wohl, daß er nachher mehr Luſt zu Ihrem Logis hatte. Wie er aber hörte, daß ſie in Ihren Namen und ihre Tugend verliebt ſey, ſo wurde vom Logis nicht mehr geſprochen.

— — Goethe grüßt freundlich. Der Li ſagen Sie unſern herzlichen Gruß.

Ihr

Sch.

Ueber die ſtudentiſchen Händel mit Fichte ſind die Briefe von ihm und Paulus vom Febr. 1795 zu vergleichen, die in Goethes Briefen an Voigt (Leipzig 1868. S. 471) abgedruckt ſtehen. Fichte hatte die ſtudentiſchen Orden gereizt und war vom akademiſchen Senat im Stich gelaſſen, worauf er ſich nach Oßmanſtädt zurückgezogen. Ausführlich, doch einſeitig, beſchreibt dieſe Händel die von Fichtes Sohne verfaßte Biographie.

K. David Ilgen ſcheint neben Woltmann eine der luſtigen Perſonen für Schiller und Humboldt geweſen zu ſein. Ilgen war 1763 in Thüringen geboren, ſeit 1789 Rector der Stadtſchule in Naumburg geweſen und ſeit 1794 ordentlicher Prof. der morgenländiſchen Literatur in Jena.

99. An Schiller.

Tegel, 13. 9br. 95.

— — Dem Reich der Schatten war ſein Schickſal vorherzuſagen. Es kann bei der jetzigen Stimmung der Leſer nur für äußerſt wenige

gemacht seyn; auch kann es nur entzücken oder gänzlich misfallen. Mit der Elegie ist dieß anders. Sie muß auch dem noch gefallen, der in ihren eigentlichen Sinn nur wenig eindringt. Ich hätte gewünscht, Sie hätten in dem Druck der Elegie Abschnitte machen lassen; es würde die anfangs nicht leichte Uebersicht des Ganzen erleichtert haben. Auch in Berlin wird, wie mir Gentz, der einzige, den ich seit lange sprach, sagte, das Reich der Schatten auf den Zustand nach dem Tode gedeutet. Sensation macht, so viel ich bis jetzt hörte, auch das 9te Stück [der Horen] nicht. Erhards Urtheil ist unbegreiflich, und zeigt wenigstens, daß er im Felde der trockensten Philosophie bleiben sollte. Soviel ich mich erinnere, hat er Ihren ästhetischen Briefen immer seinen Beifall bezeugt. Aber gewiß kann er nur die Materie gemeynt haben. Die Form muß dem, der Fichte mit Raphael vergleichen kann, widerstehen.

Jenisch hat seine Ehrenrettung unter dem Titel: Ueber Schillers Genie und seine ästhetischen Briefe insbesondere endlich geschrieben und Gentz zum Einrücken gegeben. Gentz hat gesagt, daß er in Rücksicht auf Sie, erst mich fragen und es auf mich ankommen lassen müsse. Ich habe in einem Jenisch zeigbaren Zettel geantwortet: daß Ihnen jede Art von Vertheidigung nicht anders als lästig seyn könne, daß Sie sie gar mit eben der Gleichgültigkeit ansehen würden, als die Anklagen, aber daß ich es indiscret fände, wenn G(entz) als Mitarbeiter der Horen und Ihr Correspondent so etwas abdrucken wollte. Hätte mich mein Auge nicht gehindert, den Aufsatz ordentlich zu lesen und mich einzulassen, so hätte ich geradezu erklärt, wie schlecht er ist. Es ist nemlich das gewöhnliche Zeug, daß Sie alles aus Ihrem Innern schöpfen, daß Sie ein speculativer Dichter sind, in einer Vergleichung mit Shakspeare auseinandergesetzt. Sehr plaisant war eine Stelle, wo Sh. und Sie ordentlich in figura aufgestellt werden. Shk. sitzt, rollt die Augen bald gen Himmel, bald zur Erde; Sie aber haben das Haupt gesenkt, heften den Blick an den Boden u. s. f. Nach diesem Prolog kommt es dann zu den Br(iefen). Von diesen werden aus der ersten Lieferung immer kleine Stücke abgeschrieben, und bewundert, auch commentirt, auch verBallhornisirt. Endlich eine Litanei gegen noch zu viele Terminologie. G(entz) läßt den Aufsatz natürlich nicht drucken. Aber ob er nicht in das Archiv kommt, dafür stehe ich nicht. Einzeln mögen noch prächtige Stellen seyn. Ich habe bloß geblättert.

— — Selbst für einen Uebersetzer habe ich doch zu wenig natürliche Dichteranlage. — —

Vom Musenalmanach und Michaelis hörte ich in unendlicher Zeit nichts. Haben Sie Michaelis gesprochen, und ist Niethammer bezahlt?

Daß die Antwort an W(olf) unterbleibt, ist mir lieb. Da er mir gleich nach meinem letzten Brief an Sie schrieb, habe ich unmittelbar geantwortet, und ihm — wie die Li mir bezeugen kann — nachdrücklich meine Meynung gesagt.

— — Wie viel gäbe ich, um bei Ihnen zu seyn. Leider aber ist unsre Anwesenheit jetzt nöthiger als je. Meine Mutter leidet sehr viel, und es ist nicht einmal eine nahe Aussicht zu einem baldigen Ende, geschweige denn zur Besserung. Tausendmal Adieu

Humboldt.

Das Reich der Schatten war der ursprüngliche Titel des Gedichtes, das in den neuern Ausgaben der Schillerschen Gedichte Das Ideal und das Leben heißt.

Die Ehrenrettung scheint Jenisch nicht haben veröffentlichen zu können, wenigstens weist Meusel sie nicht nach. Schiller schreibt darüber an Goethe (Nr. 124): „Der närrische Meusch, der Jenisch in Berlin, der sich in alles mischen muß, hat auch die Recensionen der Horen gelesen, und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Charakter geschrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorstellen soll. Ein Freund (Humb.) hat ihn zum Glück von Gentz, in dessen Monatschrift derselbe bestimmt war, im Manuscript erhalten, und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor sicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt. Es ist ein ganz eigenes Unglück, daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden, doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe, und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß."

Die Antwort von F. A. Wolf, die anfangs sehr ernstlich beabsichtigt war und zu der Herder bereits am 31. Oct. Punkte eingeliefert hatte, unterblieb auf Goethes Wunsch; sie sollte den Angriff

Wolfs auf Herders Aufsatz: Homer, ein Günstling der Zeit, und auf Schillers Epigramm: Ilias, zurückweisen. Vgl. S. Schr. 11, 437 ff.

100. An Schiller.

Tegel, 20 9br 95.

Michaelis den ich bei seiner Zurückkunft gesprochen, verheißt Ihnen und mir schon mit dem Ende künftiger Woche fertig gebundene Almanachsexemplare. Ich bin ordentlich ungeduldig darauf. Das Titelkupfer soll, wie mir Unger sagt, recht sehr gut gerathen seyn. Der Druck der Musik ist wie im Meister, also ziemlich schlecht. Reichardt, der jetzt wieder in Giebichenstein lebt, und durch sein Journal, das seit dem in der L. Z. erhaltenen Lobe auf einmal außerordentlich gut gehen soll, wieder in recht leidlichen Umständen zu seyn scheint, sah ich neulich bei Herz. Er spielte und sang uns die Meeresstille und die Würde der Frauen vor. Die Musik von beiden kann ich Ihnen nach dem Urtheil der Li höchlichst empfehlen. Elwiens habe ich mit Fleiß geschrieben, ob mir gleich Elwine wohl einfiel. Aber das Manuscript war ganz deutlich für das Erstere, und bei den sonderbaren Namen, die man von Kosegarten gewohnt ist, mochte ich nicht ändern. In den Elegien ist alles die Censur passirt, auch das mit den

Rauch des Tobacks, Wanzen, Knoblauch und †

Das Letztere ärgert mich beinah. Mich wundert, daß Sie es nicht schon gestrichen. Es ist doch unartig, und poetischer Verlust war nicht dabei. Was soll ich, Lieber, mit den 55 Frd'or? Sie sind jetzt ausbezahlt worden. — —

Seine (Goethes) naturhistorischen Sachen sind doch, dünkt mich, nicht recht für die Horen geeignet. Ueberhaupt glaube ich, müßte er sie ernstlicher angreifen, wenn sie der Wissenschaft Gewinn bringen sollen, wie seine Ideen an sich gewiß in hohem Grade thun können. Zu seiner Optik, vorzüglich insofern es gegen Newton gerichtet ist, kann ich noch kein rechtes Zutrauen fassen, und ich wollte, er wartete mit den Epigrammen gegen diesen, bis er das Publikum überzeugt hätte.

(Humboldt.)

Von Michaelis waren am 14. Oct. zwei Briefe bei Schiller eingegangen, auf die der Empfänger am 16. „nebſt Anzeige“ geantwortet hatte; darauf liefen am 21. Oct. abermals 2 Briefe von Michaelis ein, die Schiller am nächſten Tage beantwortete. In Jena ſcheint alſo Michaelis vor oder nach der Herbſtmeſſe nicht geweſen zu ſein. Der briefliche Verkehr ruhte dann bis zu dem Briefe vom 25. Nov. (Nr. 101) der erſt am 13. Decemb. bei Schiller anlangte.

Joh. Fr. Reichardt, geb. 25. Nov. 1751 zu Königsberg, war ſeit 1775 königl. Kapellmeiſter zu Berlin geweſen und legte dieſe Stelle nieder, um auf ſeinem Gute Giebichenſtein bei Halle zu privatiſiren. Das hier erwähnte Journal war „Frankreich im J. 1795; aus den Briefen teutſcher Männer in Paris. Mit Belegen. Altona 1795. 12 Hefte. (Die Recenſion in der Allg. Literatur-Zeitung 1795 Nr. 272.). Die Gedichte, die er bei Herz, dem Arzte und Manne der Henriette Herz, ſang, die Meeresſtille und Glückliche Fahrt von Goethe (Muſenal. 83) und die Würde der Frauen, von Schiller (daſ. 186), waren von ihm ſelbſt componirt und die Compoſitionen dem Almanach beigegeben.

Ueber Koſegarten und Elwieen ſ. Nr. 98.

Durch die letzten Zeilen iſt feſtgeſtellt, daß Goethes Epigramme gegen Newton, die ſpäter in die Xenien aufgenommen wurden, ſchon während ſeiner Anweſenheit in Jena vom 5—11 Nov. 1795 zu Schillers Kenntniß gelangt waren. Sie bilden den eigentlichen Anfang der Xenien, von denen Goethe am 29. Dec. 1795 die erſte Lieferung ſandte. Er, nicht Schiller, hatte den Plan zuerſt angeregt.

101. An Schiller.

Neuſtrelitz, den 25. Nov. 1795

Mit der nächſten Poſt ſende ich Ihnen die Almanache, die ſchon bei Ihnen angekommen ſein würden, wenn das Glätten der feinen Exemplare nicht ſo ſehr langſam betrieben würde, ich darf hoffen, daß das Unangenehme der längern Erwartung durch die Erfüllung jeder Forderung, welche an typographiſchen Glanz gemacht werden kann, erſetzt werden wird.

Den Tanz und die Muſik dazu habe an Breitkopf in Leipzig zum Abdruck gegeben. ich bitte demſelben den Titel dieſes Gedichts und den Namen des Componiſten zuzuſenden.

Hr. Prof. Niethammer hat Ihnen ohne Zweifel die Anzeige des 6ten Hefts des philosophischen Journals gegeben. ich hoffe, daß dieß mit dem ersten in den Horen abgedruckt werden wird.

Die Versendung des Almanachs in die entferntesten Gegenden beschäftigt mich jetzt zu sehr. Mit nächstem alles Uebrige, was ich Ihnen, verehrungswürdiger! noch zu sagen hätte.

Mit der innigsten Hochachtung bin ich Ihnen ergeben.

Michaelis.

Die „nächste Post" ließ lange auf sich warten, da Schiller erst am 16. Januar 1796 sechzehn Ex. des Almanachs von Michaelis erhielt (Kalender 16); indessen hatte er schon am 30. Dec. 1795 drei Exemplare durch Humboldt erhalten (Kal. 13).

Schillers Gedicht „der Tanz", das im Musenalmanach S. 32—35 abgedruckt war, erschien auch in einer Separatausgabe in Quart. Exemplare davon erhielt Schiller erst am 27. Juli. Nr. 118.

102. An Schiller.

Tegel 27. 9br. 95.

Von Ihrem Exempl. des Musenalmanachs erfolgen hier die letzten Bogen. Das Titelblatt muß wohl mit dem Kupfer zusammenhängen, ob ich gleich nicht recht begreife wie? Da ich ausdrücklich einen gestochenen Titel verboten habe. Die 50 Frd'or erfolgen gleichfalls. An Michaelis schreibe ich heute, das Notwendige zu bestellen. Die Druckfehler habe ich schon vor Ihrem Brief anzeigen wollen, und darum Ungern geschrieben, mir ein vollständiges Exemplar zu schicken. Es hat ihm aber beliebt, es ungeachtet meines Erinnerns nicht zu thun, und wie ich merke, sieht er es lieber, wenn die Fehler so wenigstens dem ersten Blick versteckt bleiben. So gut er auch druckt, so könnte die Correctheit doch größer seyn. Auch im Meister, den Biester und Gedike corrigieren, hab ich ein halb Dutzend Fehler, die meist alle Sprachfehler machen, bloß im Lesen gefunden. Jetzt konnt' ichs mit den Druckfehlern nicht nachholen, da Unger schon alle Exemplare Michaelissen nach Strelitz geschickt hat, sie dort binden zu lassen. In Reinwalds Gedicht steht auch im Mscpt. Seinigen, und es kann auch

nicht anders heißen. Vielleicht aber verschrieben Sie Sich nur, so daß Teinigen gedruckt. Außer etwa diesem Fehler, wüßte ich keinen, der den Sinn entstellen könnte. Indeß sind mir auch die andern im höchsten Grade fatal, und ein zweites mal soll es schon besser gehen. Das Mspt des Almanachs habe ich mir von Unger zurückgeben lassen. Soll ich es cassiren, oder Ihnen gelegentlich künftig mitbringen.

Da Sie mir einmal von Goethe schrieben, daß ich mir einen Meister von Unger geben lassen sollte, so habe ich dieß gethan, und bitte Sie, das erhaltne Hr. Goethen wieder zuzustellen.

Wegen des Jenisch will ich noch mein Möglichstes thun.

Auf Schlegels Aufsatz bin ich sehr begierig. Sie haben eine prächtige Acquisition an ihm gemacht. Wie steht es mit seinem Roman. Denn die Arbeit über das Silbenmaß ist doch auch von dem Braunschweiger?

Was betrift denn der Archenholzische Aufsatz.

Da Niethammer Michaelis nun aus Erfahrung kennt, so begreife ich nicht, warum er das Erhardtische Geld nicht sich auszahlen ließ! Neulich war des Coadjutors Bewußtseyn in der L Z verewigt. War die Rec. nicht von Erhardt? Die Anzeige des neuen Journals bei Unger: Deutschland, und der darin vorkommende Ausfall auf das Avertissement der Horen, die jedoch nicht genannt sind, so wie Fichtes Ausfall gegen Schmid, beides im J. Bl. d. L. Z. wird Ihnen wohl nicht entgangen seyn. Daß die alte Geschichte wegen der Rec. der Horen durch den Proceß zwischen der L Z und Froberg wieder aufgerührt werden wird, ist doch sehr unangenehm. Wundern soll es mich aber, wem die L Z jetzt die Recension der Horen übergeben wird.

Daß Graf Soden mit seiner Aurora bei Ihnen anläuft, ist mir ein wahrer Spaß. Es ist mir ein unausstehlicher Mensch.

Michaelis hat Ungern gesagt, daß er künftiges Jahr abermals den Almanach für ihn drucken sollte, und deßhalb Kalender u. dgl. stehen lassen möchte. Unger muß aber irgendwo gehört haben, daß Michaelis den Almanach nicht behält, und hat mich gebeten, ihm Auskunft zu geben, weil er die Lettern des Almanachs überhaupt, wenn er den Almanach nicht wieder druckt, zu etwas anderm brauchen wolle. Ich habe geantwortet, daß ich Sie fragen wolle. So viel ich nun weiß, behält ja Michaelis den Almanach nicht, und seine Windbeutelei ist wirklich beinah beleidigend für Unger. Indeß wünschte ich sehr, der Almanach würde bei Unger fortgedruckt. Sie selbst haben Druck

und Papier gut gefunden, und Cotta kann gewiß beides nicht gleich gut schaffen. Druckfehler hat der Almanach freilich, aber noch immer nicht soviel als die Horen, und dagegen könnte ich Ihnen schon zu einer bessern Veranstaltung verhelfen, da mich dießmal nur Meyer verführt hat. Freilich würde Cotta mehr Kosten haben. Aber er gewänne es gewiß wieder, und da die Horen ihn schon in nicht guten Ruf des Drucks gebracht haben, so wäre es doppelt nachtheilig für ihn, wenn der Almanach unter ihm weniger gut würde. Wollen Sie ihm etwa deshalb schreiben und mir, aber doch bald, Antwort für Unger sagen? Ich brauchte Cotta nicht zu nennen, sondern bloß zu antworten, daß er den Almanach ferner drucken werde. Auch habe ich ihn schon gebeten, mit Michaelis hierüber sich nicht weiter zu erklären. Adieu!

H(umboldt).

Nach Schillers Kalender S. 11 traf diese Antwort auf seine (verlorenen) Briefe vom 16. u. 21. Novemb. am 2. Dec. mit 50 Frd'or in Jena ein. Diese Summe ist nicht mit den früher oft genannten 55 Frd'or dem Honorar für „die Baumzucht im Großen" von Schillers Vater, zu verwechseln, sondern nach Nr. 113 das Honorar für die Beiträge zum Musenalmanach, für die Redaction war Schiller längst honorirt. Ueber den Verbleib jener 55 Frd'or, die Michaelis bei Friedländer angewiesen, ist Sicheres nicht bekannt geworden. Am 15. Aug. hatte Schiller „Bücher" nach der Solitüde, dem Wohnorte des Vaters gesandt, der am 28. Aug. für die vier Exemplarien dankt und zugleich anzeigt, daß er auf des Sohnes Anweisung von Cotta 225 fl. den Frd'or zu 9 fl. gerechnet, also den Betrag von 25 Frd'or von Cotta empfangen habe: „Nun dank' ich Ihm herzlich, bester Sohn, für Seine Verwendung, indem ich wohl einsehe, daß ich außer diesem nicht so viel bekommen haben würde." Ich weiß nicht, ob man Schiller unrecht thut, wenn man annimmt, er habe von dem eigentlich dem Vater voll gebührenden Honorar 30 Frd'or, also den größern Theil für sich behalten. Da ohne seine Vermittlung der Vater schwerlich 25 Frd'or bekommen hätte und da er mit den erhaltnen dankbar zufrieden war, geschah ihm kein wirkliches Unrecht, wenn ihm die übrigen 270 fl. auch wohl behagt haben würden.

Das Titelblatt des Muſenalmanachs iſt zwar mit Typen gedruckt, hängt aber mit dem Titelkupfer, dem ſchönen Apollokopfe, unmittelbar zuſammen. Ein Druckfehlerverzeichniß iſt dem Almanach nicht beigegeben. Die von Humboldt gerügten Druckfehler in Goethes Wilhelm Meiſter ſind gegen die wenigen des Almanachs ſehr zahlreich. Der einzig ſinnentſtellende iſt in Reinwalds Gedicht an die Freundſchaft S. 172:

Heil dem, der innig Dich empfindet,
Die nur in wenig Edlen glimmt;
Der unter Tauſenden die ſchöne Seele findet,
Zur Deinigen geſtimmt,

wo es Seinigen heißen mußte.

A. W. Schlegels Briefe über Poeſie, Sylbenmaß und Sprache waren am 17. Oct. von Braunſchweig in Jena angekommen und wurden ſchon am 30. Oct. an Cotta für die Horen abgeſandt, wo ſie noch im Novemberhefte S. 77—102 erſchienen. Schiller dankte dem Verf. am 29. Oct. und war ungeduldig, die Fortſetzung zu leſen (Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel. Leipzig 1846. S. 4 f.). Der Roman, nach dem Humboldt fragt, iſt nicht erſchienen. Anlaß zu der Frage gab der Beitrag Schlegels zum Muſenalmanach mit der Ueberſchrift: „Aus einem ungedruckten Roman", den er damals mit der Böhmer lebte.

Der Archenholziſche Aufſatz, der am 21. Nov. eingegangen war, erſchien in dem Decemberhefte der Horen S. 62—113: „Sobiesky. Ein hiſtoriſches Fragment." Schon am 23. Nov. theilte Schiller an Goethe mit, er habe endlich (vorgeſtern einen braven hiſtoriſchen Aufſatz von Archenholz erhalten, der noch im letzten Stücke der Horen erſcheinen müſſe.

Das „Erhardiſche Geld" iſt mir dunkel, und ebenſo ungewiß ob die Recenſion der Allg. Lit. Ztg. 1795 Nr. 2. 98 über Dalbergs Schrift: Vom Bewußtſein als allgemeinem Grunde der Weltweisheit (Erfurt 1793 606 S. 8) von Erhardt war. Wenigſtens iſt dieſelbe in Erhardts Denkwürdigkeiten S. 48 nicht mit genannt, vielleicht, weil ſie an ſich ſehr unbedeutend iſt.

Die Anzeige der (von J. F. Reichardt redigirten) Zeitſchrift Deutſchland, die auch im erſten Hefte derſelben ſteht, iſt vom Verleger J. F. Unger, unterzeichnet und ſteht im Intelligenzblatt der Allg. L. Ztg. 1795 Nr. 129 vom 11. Nov. Die Stelle, auf die

Humboldt ſich bezieht, lautete: „Ohne mit berühmten Namen gedungener Mitarbeiter zu prahlen — denn der verſtändige Leſer weiß doch wohl, daß, wie ihn der Herausgeber meiſtens damit nur lockt, dieſem ſelbſt die Mitarbeiter mit ihren Namen oft Alles zu liefern glauben und meiſtens nur ſolche Beiträge geben, die denſelben gewiß nicht berühmt gemacht hätten — ohne ſolche Namen alſo aufs Schild zu ſetzen, wollen wir nur die Hauptrubriken anführen, von welchen jedes Stück bald mehr bald weniger enthalten wird.“ Unger mußte den Namen zu dieſen Phraſen hergeben, die allerdings unmittelbar gegen die Horen gerichtet waren, da bis dahin noch kein Journal ſeiner Mitarbeiter gedacht hatte, wie die Ankündigung derſelben. S. Schr. 10, 266—271.

Fichtes „Ausfall“ gegen Karl Chrn. Erhard Schmid im Intelligenzbl. der L. Ztg. 1795 Nr. 132. Sp. 1064 war ſo grob als eitel. Weil Schmid ſich des Ausdrucks ſchaffende Einbildungskraft bedient und Fichte denſelben, wie er meinte, erfunden (in transcendentalem Sinne gebraucht) hatte, bezog er alles, was Schmid zu einer Vorrede über Leute mit ſchaffender Einbildungskraft geſagt, auf ſich und wies dies plump und grob zurück. Schmid antwortete darauf in Nr. 145 Sp. 1163 ſehr anſtändig, aber ſehr ſchlagend.

Die alte Geſchichte wegen der Recenſion des erſten Stückes der Horen (Lit. Ztg. 1795. I, Nr. 28—29. Sp. 217—227) beſteht darin, daß der Adjunct Forberg geſagt hatte, die Allg. Lit. Ztg. habe ſich die Recenſion bezahlen laſſen. Darüber war er verklagt. Im Nov. wurde dies wieder aufgerührt und Frobergs Schreiben an die Redaction im Intelligenzbl. vom 21. Nov. Sp. 1086 abgedruckt und widerlegt. Die Redaction berichtete, daß ſie die Abſicht gehabt, aber wieder aufgegeben habe, ausführliche Recenſionen neuer Journale in Beilagen zu geben, wenn die Verleger die Koſten für Papier und Druck zahlen wollten; der Charakter der Recenſionen werde dadurch indeß nicht berührt. Die „unverhältnißmäßige Länge“ jener Recenſion der Horen ſei nicht ſo zu nennen, da, nach Abzug der Proben, die aus dem erſten Hefte gegeben worden, die Beurtheilung etwa 2½ Spalten betrage.

Am 20. Nov. 1795 hatte Schiller vom Grafen Soden eine Zuſendung erhalten, die er im Kalender bezeichnet und über die er an Goethe ſchreibt (Nr. 122): „Herr v. Soden ſchickt mir heute eine ſchreckliche Production: Aurora oder das Kind der Hölle, die eine

elende Nachahmung der Biondetta iſt. Prächtig iſt der Gedanke, daß er die ganze Zauberei als eine bloße Maſchinerie einer Liebhaberin des Helden entwickelt, die ihn dadurch erobern will. So verpufft endlich das ganze Pathos. Auch das übrige iſt dieſes weiſen Einfalls würdig." Es war übrigens nicht ein Beitrag für die Horen, ſondern Ehrenexemplar des in Chemnitz 1795 erſchienenen fünfactigen Schauſpiels.

103. An Schiller.

Tegel 4 X br. 95.

— — Gentz war vor einigen Tagen bei mir. Ich erwähnte wieder der Horen. Die einzige Urſach ſeiner Unthätigkeit für dieſelben iſt wirklich das Beſtreben etwas Vorzügliches zu liefern, und da ich von dieſer Seite die Dispoſition gut bei ihm fand, ſo habe ich ihm einen Vorſchlag gethan, den er auch, im Fall Sie ihn genehmigen, angenommen hat. Es ſind jetzt die Mémoires de Me Roland, die, wie Sie Sich erinnern, guillotinirt wurde, erſchienen. Wie mich Gentz verſichert, ſind ſie außerordentlich intereſſant, und es läßt ſich auch kaum anders erwarten, da die Roland ſie ſelbſt geſchrieben, die bekanntlich eine überaus geiſtvolle, und dabei ſo ſchöne, und in ſo viele ſonderbare Schickſale verflochtene Frau war. Aus dieſen Mémoiren habe ich Gentz vorgeſchlagen, einen Aufſatz zu machen, und nicht ſowohl das Leben, als den Charakter der Roland zu ſchildern. Natürlich müßte er mehre Geſchichtsumſtände ausführlich hineinverweben, indeß fühlt er ſelbſt, daß er hierin, da jene Mémoiren gewiß bald allgemein bekannt werden, nicht zu weit gehen, und überhaupt nicht zu weitläuftig ſeyn müſſe. Daß die Roland ſich ſehr intereſſant bearbeiten ließe und zu vielen pſychologiſchen Bemerkungen Anlaß geben könnte, davon bin ich gar ſehr überzeugt. Wenn ich nun auch nicht gerade behaupten will, daß Gentz von dieſer Seite etwas ganz Vorzügliches leiſten wird, ſo glaube ich doch gewiß, liefert er eine Arbeit, bei welcher ſich innerer Werth mit allgemeinem Intereſſe verbindet. Bei ſeiner Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Revolution können ihm paſſende politiſche und hiſtoriſche Anmerkungen nicht entſtehen, und ſeine oft ſtarke und heftige Diction wird dem Charakter der Heldin angemeſſen ſeyn. Daß er den Aufſatz aufs allerſpäteſte zum Februar fertig ſchafft, verſteht ſich von ſelbſt. Außerdem wäre nun noch die Bequemlichkeit dabei, daß im Fall

Ihnen auch hernach die Arbeit nicht anstände, Sie sie ohne alle Umstände zurückgeben könnten, da Gentz sie dann für sein Journal oder zu einer Recension in der L Z benutzt. Sehen Sie zu, lieber Freund, wie Ihnen der Vorschlag gefällt, und sagen Sie mir in Ihrem ersten Briefe Bescheid für Gentz, der sich Ihnen bestens empfiehlt, und mit dem allein unter allen hier ich noch gern von Ihnen und Ihren Arbeiten rede. Scheint Ihnen der Gegenstand nicht recht schicklich, so schadet es gar nicht. Gentz ist gar nicht versessen darauf, gerade diesen für die Horen zu bearbeiten, nur ist dieser Beitrag von der Art, daß er ihn sicher und zu einer bestimmten Zeit versprechen kann, da jede andre mehr eigne und wichtigere Arbeit sich ihm in die Länge zieht, der Schwierigkeit der Wahl und des ersten Entschlusses nicht einmal zu erwähnen. — —

Humboldt.

Die vorgeschlagene Bearbeitung der Memoiren der Madame Roland ist in den Horen nicht erschienen.

104. An Humboldt.

Jena d. 7. Dec. 1795.

— Bin ich aber gleichgültig dagegen [gegen die Horen], so ist das Journal eo ipso moralisch todt und muß es auch physisch werden. Will Cotta es unter ökonomischeren Bedingungen fortführen, so wird sich wohl auch ein Redacteur dazu finden. Ich selbst hoffe schon mich mit Ehren herauszuziehen, und meinen Austritt als eine freye Spontaneität darzuthun.

In Rücksicht auf mein eigenes ökonomisches Interesse sind die Horen nicht so wichtig, sobald ich den Almanach nur poussiren kann. Kann ich diesen recht zu Ehren bringen, so ist er auch durch einen unbedeutenden Antheil von mir für die Zukunft in Ehren zu erhalten, und an fremden Beyträgen zu einer Gedichtsammlung wird es nicht fehlen bis zum jüngsten Tag.

Was ich übrigens von den Horen sagte, gilt blos in dem Falle, daß die Subscription sich vermindert. Bleibt diese noch beträchtlich, so ist es ein Beweis, daß das Publikum sich doch in die Art findet, wie wir es bisher bewirthet haben, und man darf dann hoffen, daß die Hülfsmittel, die wir künftig haben, zureichen werden. Ich würde

alsdann einige Autoren ordentlich in Sold nehmen und mir auch einen Gehülfen in der Redaction zulegen. Doch davon mehr, wenn wir mehr wissen.

Von Körner habe ich schon einen ganzen Monat lang keine Zeile gesehen.

Michaelis hat noch keinen Almanach geschickt. Es wird wohl ins künftige Jahr sich hineinziehen.

Das Aeußere der Horen wird verändert — ob verbessert, weiß Gott. Aber die langen scharfen Lettern fallen doch weg, und weißer Papier wird auch genommen. Außerdem die Decke noch roth gefärbt.

Adieu liebster Freund. Der Li herzliche Grüße. Ihr

Sch.

Obwohl die Horen noch zwei Jahrgänge erlebten, war Schillers Neigung dazu doch eigentlich schon mit dem ersten Jahrgange erloschen. Er spricht sich in den gleichzeitigen Briefen sehr erbittert über die Gegner aus: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe (über ästhet. Erziehung), aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren: in den Halleschen Annalen, in Dyks Bibliothek, und nun auch von Nicolai in Berlin im Xten Theil seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht." (An Körner 3, 302.)

105. An Schiller.

Tegel, 11. Xbr. 95.

— Goethe, der mir auch vorgestern geschrieben, leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräch sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen, besonders gerade jetzt, da er in keiner vortheilhaften, ihm recht eigenthümlichen Stimmung zu seyn scheint, sondern sich so in einem Zustand der Abspannung gehen läßt. Ueber seine naturhistorischen Sachen denke ich völlig einstimmig mit Ihnen. Daß er sich über Stillschweigen in Ansehung seiner optischen Schrift beklagt, darin hat er doch kaum halb Recht. Bald nach ihrer Erscheinung hat Gren in Halle sie angeblicherweise völlig wider-

legt, d. h. gezeigt, daß die von G(oethe) aufgestellten Phänomene sich recht gut nach der Newtonischen Theorie erklären ließen, und also keine neue brauchten. Auch im Gothaischen Magazin hat man ihrer gedacht. Wenn jetzt einer schweigt, so geschiehts doch wohl, weil er jener Widerlegung beitritt, und aus Discretion es nicht öffentlich erklären will. Neuerlich aber ist das Stillschweigen und zwar nicht auf die angenehmste Art in Gehlers Supplementbande zu seinem physikalischen Wörterbuche, Artikel Farben, wieder gebrochen worden. Nachdem der magre Compilator die Theorie „des Herrn v. Goethe" und Grens Widerlegung trocken excerpirt hat, schließt er mit den Worten: „man reicht mit der bisherigen Theorie mit Mühe aus, und findet in dem Gedanken, die Farbensäume als zwei entgegengesetzte Pole zu betrachten, eine bloße Metapher." Ich wünschte wohl zu wissen, was eigentlich daran seyn mag. Allein auf alle Fälle sollte doch G(oethe) jetzt erst seine Theorie gründen und befestigen, ehe er Feindseligkeiten anfinge.

Gernings Idee, daß Sie unter seinem Namen ein Gedicht auf Ihren eigenen Geburtstag machen sollten, übertrifft allen Glauben. Was seine Ode betrifft, so möchte ich beinahe glauben, die letzten 5 Verse wären von einem andern zum Spaß hineingedichtet. Wenigstens werden Sie mit mir übereinkommen, daß sie in einem Spottgedicht auf F(ichte) unvergleichlich wären.

Kaum minder schön, obgleich in ganz anderer Art ist der Brief des Coadjutors. Es ist doch in der That entsetzlich, daß er auch schlechterdings nicht den Sinn und Geist der Elegie geahndet hat, sondern bloß ein lyrisches Toben und ein elegisches sanftes Klagen darin sieht. Von Jahr zu Jahr, dünkt mich, nimmt die Geistesarmuth in diesem Kopfe zu.

Vor der Recension der Horen in der ALZ ekelt mich ordentlich, wenn sie noch zu Stande kommt. Es ist schändlich, daß die Redacteurs diese Gelegenheit aus den Händen lassen, ihr Ansehen geltend zu machen. So wenig das Publicum auch im Ganzen den Horen wohlwill, so erklärt doch der größte Theil die Recensionen in der Bibliothek und den Annalen für übertrieben und unanständig. Brächte die ALZ jetzt eine gedachte und mit Verstand gemachte Recension, die durchaus gerecht und gehörig streng wäre, so könnte sie dem Publikum, das nicht selbst urtheilen kann, zeigen, wem es zu hören hat,

und ihre erste Recension würde vergessen werden. Auch könnte sie eine solche Recension schon zusammenbringen; sie dürfte es ja nur mehreren zugleich auftragen. Maimon würde auch ich nicht für den Recensenten in den Annalen halten. Allein sogar von Erfurt aus schreibt es mein Schwiegervater, und auch hier höre ich es hie und da. Doch ists freilich kaum glaublich.

Sie haben vergessen, mir C. F. Gros Brief wieder zu schicken, und da mir sein und seines Vaters Aufenthaltsort entfallen ist, muß ich Sie schon mit der Inlage belästigen.

H(umboldt).

Der Brief schließt auf S. 351 des gedruckten Briefwechsels an. Daß Schiller mit den naturwissenschaftlichen Studien Goethes nicht sonderlich einverstanden war, wissen wir auch aus andern seiner Briefe, als dem hier beantworteten, aber nicht mehr vorhandenen. In seinem Briefwechsel mit Goethe begegnen Stellen, in denen er ihn leise und schonend auf Grundirrthümer aufmerksam macht und zur Sichtung auffordert. Da aber Goethe leicht darüber weggeht, läßt Schiller die fruchtlose Discussion fallen. Was hier Humboldt erwähnt, war Goethe nicht unbekannt. Wie er darüber dachte, sagt er in der Geschichte der Farbenlehre (Werke in 6 Bdn. 1853. 6, 450): „In gelehrten Zeitungen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolzmitleidig auf mich herab, und keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer in ihren physicalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen." Einem solchen Kranken war nicht zu helfen.

Joh. Isaak Freiherr von Gerning, Legationsrath und poetischer Dilettant, und von Herder tolerierter Bewunderer, legt hier eine Probe seiner seltsamen Einfälle ab. Die von Humboldt verspottete Ode wird vielleicht in Wielands Merkur gestanden haben.

Leider ist auch des Coadjutors Brief nicht mehr vorhanden. Als Schriftsteller wurde er von Schiller wenig geschätzt, ja fast verhöhnt; vgl. Körner II, 158.

106. An Schiller.

Tegel 14 Xbr. 95.

(N. S). Von dem Musenalmanach kein Wort. Der Michaelis ist schlechterdings der nachläßigste Mensch, den ich kenne. Davon könnte ich Ihnen, wenn ich Zeit hätte, noch ein frappantes Beispiel erzählen, was mir gerade in den letzten Tagen, wo mir das Schreiben am lästigsten war, ein halb Dutzend Briefe auf den Hals geladen hat.

(Humboldt.)

Die Nachschrift schließt S. 359 des Briefwechsels an. — Humboldt litt an einem kranken Auge, das ihm das Schreiben lästig machte. Worin Michaelis neue Sünde bestand, läßt sich nicht mehr ermitteln.

107. An Schiller.

Neustrelitz den 15. Xbr. 1795.

Beiliegend empfangen Sie einstweilen 16 Expl. des Almanachs, 8 engl. Velin und 8 ord. Velin in Seide gebunden. Das Glätten hält gar zu lange auf, sonst würde ich Ihnen mehr gesandt haben. Befehlen Sie, wie viel Expl. ich Ihnen noch senden soll. Lassen Sie es meinen Commissionair Hrn. J. B. G. Fleischer in Leipzig wissen, den ich beordert habe, Ihnen so viel Sie verlangen zu senden.

Die Expl. auf engl. Velin sind nicht für die Handlung, sie sind für Sie und Ihre Freunde bestimmt. Den H. v. Humbold, Kosegarten, Schlegel, Lappe, Meyer haben ihre Exemplare bereits erhalten. Den übrigen Mitarbeitern werden Sie gütigst die bestimmten Exemplare zusenden, sobald sie dieselben von H. Fleischer werden erhalten haben. Von diesen werden Sie bloß Goethen und Herder jedem 2 Expl., 1 Expl. engl. Velin, zuschicken, die Uebrigen für sich und Ihre Freunde behalten. ich habe eine Anzahl Epigramme auf engl. Velinpapier besonders abdrucken lassen, die Sie ebenfalls von Hrn. Fleischer erhalten.

Sie haben von diesem Unternehmen Verdrießlichkeiten gehabt; es ist mein sehnlichster Wunsch, daß Sie mit dem Druck und Pap. und überhaupt mit dem typographischen zufrieden seyn mögen, um Ihnen

doch einigen Ersatz für die unangenehmen Augenblicke, die Sie durch mich gehabt haben, zu geben.

ich hätte Ihnen, würdigster Mann, noch so vieles zu sagen; aber es ist mir in dem Augenblick, wo ich mich von dieser schönsten Angelegenheit meines Lebens trenne, unmöglich. — —

Setzen Sie kein Mißtrauen in meine Redlichkeit. — Die Zukunft soll auch Ihnen die Ueberzeugung geben, daß ich Ihrer Güte nicht unwerth war, daß ich die Theilnahme verdiente, die mir ein bitteres Geschick jetzt entreißt. Gönnen Sie mir den einzigen Trost, Ihnen von Zeit zu Zeit einige Nachricht von meinen Unternehmungen geben zu dürfen, die für Sie Interesse haben könnten; gönnen Sie mir ferner das Glück Ihrer Freundschaft und geben Sie mir Gelegenheit, die Würdigkeit derselben überzeugend rechtfertigen zu können.

Michaelis

Die Einlage bitte ich baldmöglichst besorgen zu lassen, und die Expedition der A. L. Z. zu ersuchen, beiliegende Ankündigung baldmöglichst abzudrucken, so wie auch eine davon Hrn. Cotta für das J. B. der Horen zuzuschicken.

Den Empfang dieser Sendung hat Schiller im Kalender nicht angemerkt. Am 30. Dec. empfieng er von Humboldt 3 Exemplare, von denen er eins „für den ersten Hunger" noch am selben Tage an Goethe (Nr. 141) mit der Bemerkung sandte: „Vom Buchhändler selbst ist noch nichts angekommen." Das Paket kam erst am 18. Januar in Jena an (Goethe Nr. 143). Die spätere Sendung (Nr. 110) kam schon am 16. Jan. an und Schillers Brief an Goethe (Nr. 150), der 4 Ex. begleitet, gehört (wie Nr. 145) zwischen 142 und 143.

108. An Humboldt.

Jena den 17ten Decbr. 1795.

—

Von Musenalmanachen habe ich noch nichts gesehen. In einem Briefe vom 25ten November schreibt mir Michaelis, daß es blos am Glätten liege. Es muß also vierzehn Tage an einigen Dutzend

Exemplaren geglättet werden. Für die Reichsprovinzen ist der Neujahrs-Moment schon versäumt, und nun mag er sehen wie er fährt.

Adieu lieber Freund. An Li von uns beiden viele Grüße.

S.

Michaelis Brief vom 25. Nov. (Nr. 101) war am 13. Decbr. angekommen.

109. An Humboldt.

Jena d. 25ten Dec. 1795.

— Was auf diese Aufsätze (Naiv und Sentimentalisch) öffentlich erfolgt, bin ich wirklich begierig. Stille gehen sie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man sich mehr darauf einläßt. Für die Horen ist es schon genug, wenn sie Aufsehen erregen, von welcher Art dies auch seyn mag.

Goethe schreibt mir, er höre von mehreren Orten her, daß die Subscription auf die Horen zunehme. Cotta hat mir vor acht oder zehn Tagen geschrieben, aber weder Gutes noch Schlimmes den Debit betreffend. Binnen sechs Wochen muß es sich ausweisen. Daß die letztere Hälfte mehr Glück gemacht hat als die erstere, ist wohl zu glauben.

Von Herder habe ich noch nichts, doch hat er etwas versprochen.

Schlegel ist seit vierzehn Tagen wieder hier mit seiner Frau. Diese hat viele Talente zur Conversation, und man kann leicht mit ihr leben; es kommt nur darauf an, ob eine längere Bekanntschaft, wenn sie besonders zur Vertraulichkeit werden sollte, nicht irgend einen Dorn entdecken wird. Er ist mit einer weitläuftigen Recension des Voßischen Homers beschäftigt, —

Hellfeld ist bezahlt.

Sch.

Die Abhandlung Ueber das Naive stand im 11. St. der Horen S. 43 und im 12. folgten die sentimentalischen Dichter.

Die im ersten Abdruck der Goethe-Schillerschen Briefe unterdrückte Stelle in Goethes Brief vom 23. Dec. ist bei der zweiten Auflage (Nr. 135) nachgetragen: „Daß Cotta über die Subscription

der Horen nicht herauswill, gefällt mir nicht ganz, wo ich hinhöre spricht man von vermehrter Subscription." Cotta ließ dem 12. Hefte ein Verzeichniß der Subscribenten beidrucken, das etwa 1800 aufweist.

A. W. Schlegel war mit seiner Frau von Braunschweig nach Jena übersiedelt. Die Dornen zeigten sich bald. Schiller nannte die Frau Dame Lucifer.

Eine Zahlung vom 19. Oct. verzeichnet der Kalender: Hellfelden 30 Thlr. für Hrn. v. Humboldt." Seitdem hat Schiller im Kalender eine derartige Zahlung nicht wieder notiert.

110. An Schiller.

Neustrelitz den 28. Xbr. 1795.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath! Beiliegend empfangen Sie endlich 36 Exempl. Epigramme und 10 Expl. Musenalmanach Velinpap. — Wenn der Verf. der Epigramme einen besonderen Titel für dieselben wünscht, so lassen Sie michs gütigst schnell wissen. Dieser soll bald besorgt werden. Auch kann ich Ihnen noch mehre Exemplare dieser Art senden und würde es heute schon gethan haben, wenn der Drucker mich nicht so unerhört aufhielte und mir die Exemplare so einzeln, wie er sie glätten läßt, zuschickte.

Eine Antwort auf meinen Brief vom 15ten dieses mir erbittend, bin ich Ihnen hochachtungsvoll ergeben

(sehr eilend) Michaelis.

Der Brief traf am 16. Januar 1796 bei Schiller ein, der die Sendung im Kalender S. 16 anzeigte: „Michaelis (10 Exempl. d. M. Alm. und 36 (Mauke) Exempl. der Epigramme) 1 davon an Woltmann, der hier war, 2 an Goethe und 2 an Herder davon geschickt." Am 28. Jan. schrieb Schiller an Michaelis. Aber der Unglückliche scheint den Brief nicht erhalten zu haben, da er am 11. März (Nr. 117) sich beklagt, es sei ihm nicht einmal der Empfang des Almanachs angezeigt.

111. An Schiller.

Berlin, 29. Xbr. 95.

— Der Musenalmanach ist jetzt in allen Händen, und Michaelis hat auch mir mein Exemplar geschickt, wofür ich Ihnen sehr danke.

Wie es scheint, wird er entsetzlich gekauft. Wenigstens findet man ihn in allen Häusern. Daß das Urtheil verschieden ausfallen würde, läßt sich denken. Die Vernünftigen sind natürlich ganz und entschieden für ihn, aber dieser giebts nur wenige. Bei den Uebrigen muß man sich begnügen, wenn sie den offenbaren Vorzug des Almanachs unter seinen Brüdern anerkennen, und dieß thun sie denn doch in der That. Die härteste Kritik muß sich Goethe gefallen lassen, besonders seine Epigramme, für die nun auch freilich der Standpunkt, aus dem sie beurtheilt werden müssen, am schwersten zu finden ist, und die ich daher auch von einigen ebenso grundlos loben, als von andern tadeln höre. Unter Ihren Stücken — — — gehaltvolle Fülle der Ideen.

In Rücksicht auf Goethe werde ich auch oft gefragt, warum er soviel theils Schlechtes, theils Unvollendetes ins Publicum giebt? Bei dieser Frage ist nun freilich manches, was man nicht beantworten will, und diesen Leuten nicht beantworten darf. Allein was das Unvollendete betrifft, wie z. B. ich gestehe es offenherzig ein sehr großer Theil der Epigramme, so kann mir ihre Publication doch nicht leid thun. Setzt man nur den Unterschied von Machen und Publiciren gehörig fest, so muß der wahre Schriftsteller zwar nichts anders als das Vollendete machen wollen, aber es wäre Schade, glaube ich, wenn er zu keusch seyn wollte, das, was er einmal nicht weiter vollenden kann, ganz zu unterdrücken. Daß ein Dichter, besonders ein Moderner, und also sentimentalischer, etwas durchaus Vollendetes hervorbringe, etwas das sein Dichtergenie in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Größe ausdrücke, laßt sich, dünkt mich, auf keine Weise erwarten. Es bleibt hier also kaum etwas anderes zu thun übrig, als der Nachwelt dasjenige zu übergeben, was in dem jedesmaligen Moment das möglichst Höchste war. Freilich erhält nun die Kunst kein einzelnes Kunstwerk, auf das sie mit völliger Zuversicht stolz seyn könnte, aber der Kunstsinn wird doch durch die ganze Summe der Producte desselben in Stand gesetzt, es gewissermaßen auszumessen, und sich zu den Ideen zu erheben, die es selbst von einem vollendeten Kunstwerk faßte.

Von Schlegel habe ich in diesen Tagen ein Mscpt Beiträge zur Kenntniß der Griechen erhalten, das, soweit ich es las, bloß einen Theil einer Abhandlung über moderne Poesie enthält. Es hat mir leid gethan, es nur so kurze Zeit zu haben, daß es mir unmöglich ist, ihm mein Urtheil darüber auch nur einigermaßen mit Gründen be-

gleitet zu sagen. Aber der Totaleindruck, den es auf mich gemacht, und den ich ihm nicht ganz verschweigen darf, ist der, daß es unter allem bisherigen, was ich von ihm las, das am wenigsten deutlich gedachte und klar auseinandergesetzte ist. Ihre neuesten Abhandlungen werden dem Dinge durch den Kontrast noch mehr schaden. Indeß ist es reich an Ideen, so wie der Verf. überhaupt. Wie er mir schreibt, ist er weder mit Ihren noch den Kantischen Theorien über das Schöne einig, und denkt eine eigene aufzustellen. Die Fichtischen Ideen scheinen auch in ihm herumzugehen. Ich wollte viel darum geben, daß er einige ihn jetzt hindernde Schwierigkeiten des Vortrags überwinden könnte. Denn ich kann nicht leugnen, daß ich ihn sehr schätze. Von Herzen adieu! Tausend Grüße von uns beiden an Sie und Lolo.

Humboldt.

Es ist hier von Friedrich Schlegel, der damals in Dresden lebte, die Rede. Der erwähnte Aufsatz war ein Bruchstück des Buches: „Die Griechen und Römer; historische und kritische Versuche über das klassische Alterthum". Das Buch erschien bei Michaelis in Neustrelitz 1797; vgl. N. 117.

112. An Humboldt.

Jena, den 4ten Jenner 1796.

— — Von Michaelis habe noch keinen Almanach erhalten und dank es Ihnen deswegen doppelt, daß Sie mir drei Exemplare so zeitig geschickt haben. — —

Sch.

Diese waren, nach dem Kalender, am 30. Dec. bei Schiller eingetroffen, und da der Brief Humboldts vom 29. Dec. erst am 2. Jan. ankam, müssen sie von einem verlornen Briefe desselben begleitet gewesen sein, da der vom 18. Dec. schon am 23. in Jena war.

113. An Humboldt.

Jena, den 4ten Jenner 1796
Spät Abends.

— — Ich habe mir immer vorgenommen gehabt, Ihnen den Empfang der 50 Louisd'ors zu melden, aber über andern Artikeln vergaß ich es immer. Ich danke Ihnen also hiemit schönstens für diese Be-

sorgung, 15 Louisd'or habe ich davon an Goethe und 10 an Herder gegeben, welche beyde, besonders Goethe, sehr damit zufrieden schienen; 5 werde ich noch an die Mereau und an Woltmann vertheilen. Den Almanach habe ich noch nicht, obgleich es gerade nun ein Monath ist, daß Michaelis mir schrieb, er sollte mit der nächsten Post folgen und es liege blos an dem Glätten, daß ich ihn noch nicht habe.

Heute schickte mir endlich Woltmann seine Oper und seine Tragödie; jene heißt der Gerichtshof der Liebe, diese Cecilie von der Tiver, und ist eine Bremische Geschichte. Gleich die erste Scene ist auf einem Kirchhof zwischen einem Todtengräber und seiner Mutter. Soweit ich beim Durchblättern sehe, ist redlich aus andern Schauspielen ausgeschrieben. Die letzten Worte der sterbenden Heldin sind: Freiheit! Freiheit! und damit endigt auch das Stück. Weiter habe noch nichts gelesen.

In der Oper finde ich beym Aufschlagen folgenden Vers:

Höher, als die Kraft, die sieget,
Wenn das Feld von Lanzen starrt,
Die zum hohen Ziele flieget,
Wo der Dichtkunst Palme harrt,
Ist die Macht, die überwindet,
Was im Busen unsrer Pflicht
Ungewissen Kampf verkündet,
Und das Wort: Ich will es! spricht.

Leben Sie wohl lieber Freund. An die Li von uns herzliche Grüße.

Ihr

Sch.

Die 50 Friedrichsd'or hatte Schiller schon am 2. Dec. erhalten und davon am 13. Goethe 15, und Herder 10 Louisd'or bezahlt. Die Vertheilung an die Mereau ist nicht notiert; die an Woltmann erfolgte am 23. Jan.

Nicht am 4. Januar 1796, sondern am 25. Dec. 1795 erhielt Schiller Woltmanns Operette und Trauerspiel, wie er im Kalender anmerkte und auch an Goethe (137) berichtete. Dieser wollte das Trauerspiel, wenn es producibel sei, gleich aufführen lassen; aber Schiller schrieb schon am 29. (Nr. 139): „es ist erbärmlich und in keiner Rücksicht brauchbar; ein Ding ohne Charakter, ohne Wahr-

scheinlichkeit, ohne alle menschliche Natur. Erträglicher noch ist die Operette, obgleich nur gegen das Trauerspiel erträglich." Gedruckt sind die Stücke nicht. Vielleicht bemühte sich Schiller um einen Verleger. Im Kalender steht zum 29. Jan. 1796: An Crusius wegen Woltmann.

114. An Humboldt.

Jena den 9ten Jenner 1796.

— — Nach dem, was Sie mir von Schlegels Arbeit schreiben, erwarte ich eher eine implicite Bestätigung als eine Erweiterung oder Widerlegung meiner Ideen über diesen Gegenstand. Es scheint doch, er hat sich mehr an das grobe Phänomen gehalten, was jedem auffällt, ohne in das Innere einzudringen. Sein Urtheil über Shakespeare beweist es, denn seine Manier ist das erste, was einem an ihm auffällt, und bey manchem oft das einzige.

— — Nun habe ich, einige Bemerkungen zur Mad. Stael etwa ausgenommen in dem philosophischen und kritischen Gebiete eine Zeitlang nichts mehr zu bestellen, und eile mit erleichtertem Herzen meiner Muse entgegen.

Von Michaelis habe ich auch mit dem heutigen Posttage noch nichts erhalten, obgleich der Almanach hier in allen Buchläden verkauft wird. Ich nehme Exemplarien hier aus und ziehe ihm den Betrag von einer Bücher-Rechnung ab, die ich ihm glücklicherweise noch zu bezahlen habe. Anders weiß ich mir nicht zu helfen, da ich dem Publikum nicht sagen darf, wie sehr der elende Mensch mir manquirt.

Haben Sie doch die Güte, lieber Freund, eingeschlossenen Brief an Kosegarten mit einem guten Exemplar des Calenders zusammenzupacken und unter der auf dem Briefe bemerkten Adresse an Kosegarten franco zu senden. Auch an Meyer in Berlin sind Sie so gütig, ein gutes Exemplar des Almanachs, wenn er noch keins von Michaelis haben sollte, auf meine Rechnung abzugeben.

Ich sende Ihnen hier das tägliche Taschenbuch, worauf mich Seidler bis jetzt warten ließ.

Ihr

Sch.

Den 13. Jenner.

Wenn Sie ohne Beſchwerlichkeit für Sich ſelbſt 24 Ld'ors auf ſechs bis acht Wochen miſſen können, lieber Freund, ſo möchte ich Sie bitten, dieſe Summe an Friedländer für Engeln abzugeben, der es zu wünſchen ſcheint. Genirte Sie dieſe Zahlung, ſo geben Sie mir nur in zwey Worten mit erſter Poſt davon Nachricht.

Humboldts Brief, der am 8. Jan. in Jena eingetroffen war, iſt verloren gegangen.

Die Bemerkungen zur Mad. Stael, d. h. zu ihrem von Goethe übertragenen Verſuch über die Dichtungen (Horen 1796. Hft. 2. Nr. 2.) ſind nicht erſchienen.

Das Anſinnen, das Honorar an Engel zu zahlen, der am 6. Jan. die Fortſetzung ſeines Lorenz Stark für die Horen geſandt hatte, iſt auffallend, da die Mitarbeiter in der Oſtermeſſe bezahlt werden ſollten. Schiller hatte Goethen kürzlich ein ähnliches Begehren indirect abgeſchlagen. Wie Humboldt den Auftrag aufgenommen, iſt nicht erſichtlich, da ſeine am 23., 27. Jan. und 3. Febr. eingegangenen Briefe fehlen.

115. An Humboldt.

Jena den 25. Januar 1796.

Ihr Eifer gegen die Schlegeliſche Recenſion hat mich ſehr ergözt, lieber Freund. Es iſt gar keine Frage, daß Sie recht haben, auch habe ich Ihnen, ſoviel ich weiß, ausdrücklich geſchrieben, daß ich nicht damit zufrieden ſey. Ich habe nur weniger erwartet, als Sie, und mich deswegen auch leichter befriedigt. Schlegel iſt viel zu ſehr Coquette, als daß er dem Kitzel widerſtehen könnte, ſich hören zu laſſen, wo er blos bey dem Objekte bleiben ſollte. Daß er die Elegie nicht beſſer gefaßt hat, iſt freilich kaum zu vergeben. Die Schatten zu welchen ein mehr ſpeculativer Geiſt nöthig iſt, wollte ich ihm noch hingehen laſſen. Ueber die leztern werde ich eheſter Tage ſelbſt einige Worte ſagen und beſinne mich jezt nur auf eine geſchikte Veranlaſſung dazu. Die Sache läßt ſich ſo rein objectiv behandeln, daß mich die Nothwendigkeit über mein eigenes Produkt zu reden, nie in Verlegenheit ſetzen kann.

Sogar Woltmann, der kürzlich wieder bey mir war, hat gegen die Schlegelische Recension sehr viel richtige Einwendungen gemacht, die doch schlechterdings seinem eigenen Judicium zugerechnet werden müssen, da hier gottlob niemand ist, von dem er sie geschöpft haben könnte. Zwar mag die Pique, die er auf Schlegeln hat seinen Scharfsinn etwas verstärkt haben. Ich schrieb Ihnen kürzlich, daß Woltmann bey seinem lezten Besuch nichts über seine zwey Theaterstücke gesagt. Vorgestern war er drei Stunden allein bei mir, und ich entließ ihn wieder, ohne seines Manuscripts mit einer Sylbe zu erwähnen. Er war doch raisonnable genug, auch nicht von selbst davon anzufangen. Mir sagte er über meine Gedichte sehr viel schönes, aber er fand dennoch keine Barmherzigkeit. Sonst gingen wir sehr gut auseinander. Da er wegen eines Verlegers besorgt ist, so sagte ich ihm, ich hätte gehört, daß in dem neuen Journal Deutschland seiner sehr ehrenvoll gedacht sey, und daß es gut wäre, wenn er den guten Moment benuzte, Ungern zu seinem Verleger zu bekommen. Ich gönne dem armen Teufel ein gutes Honorar und Unger verdient jener Recension der Horen wegen, daß er es mit seinen Helden einmal versucht. — —

Sch.

A. W. Schlegel hatte für die Recension der Horen in der Allg. Lit. Ztg. nicht nur alle Gedichte, sondern auch alle ästhetischen Aufsätze, den rhodischen Genius und las Casas mit eingerechnet, zur Besprechung bekommen. Schütz hatte Schiller angeboten, ihm die Schlegelsche Recension im Mspt vorzulegen, dieser es aber nicht für nöthig gefunden. Die Recension erschien dann im J. 1796 Nr. 4—7. Schiller sagte über den ersten Theil derselben, er enthalte viel Gutes und Gedachtes „und es ist gar keine Frage, daß wir lange hätten suchen müssen, um einen bessern Beurtheiler zu finden; aber befriedigt hat sie mich doch nicht ganz und ich vermuthe, es wird Ihnen auch so seyn. Indessen ist Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelassen wurde, nur so viel geleistet hat. Mit seinen Kritiken, den Versbau betreffend, werden Sie wohl auch nicht durchaus einig seyn. Goethe hat zwar auch vieles gegen die Recension einzuwenden, besonders in Rücksicht auf das, was an seinen Versen getadelt wird, im Ganzen aber ist er sehr wohl damit zufrieden und hat eine gute Meinung von Schlegel bekommen.

Schütz scheint seit einiger Zeit wieder großen Respect gegen die Horen zu hegen, vermuthlich erfuhr er aus der Recension Schlegels erst, was an den Gedichten sey. Er spricht auch wieder von meinen philosophischen Aufsätzen, unter denen er den über das Naive mir gar nicht zuschrieb, vielleicht auch noch andre nicht, denn er erschrak ordentlich, wie er im Register so oft meinen Namen fand." (An Humboldt.) Einen ausführlichen Brief schrieb Schiller am 9. Jan. an Schlegel (S. 9) über die Recension, die sich über die Schatten und den Versbau ausspricht. Das was Schiller selbst über die Schatten (Ideal und Leben) sagen wollte, hat er leider nicht gesagt.

Der Besuch Woltmanns fand am 23. Jan. statt, wo Schiller ihm das Honorar für den MAlm. (2 Ld'or) und die Horen (12 Ld'or) bezahlte.

116. An Humboldt.

Jena den 1. Febr. 1796.

Ich habe jetzt das erste Stück von dem Journal Deutschland gelesen, und nicht ohne Unwillen über den falschen Charakter Reichardts, der mich und auch Goethen, der ihn als Freund behandelt, sans rime und sans raison beleidigt. Daß es übrigens von einer unendlichen Dummheit ist, werden Sie ohne mich gesehen haben. Reichardten aber wird es nicht zum Besten gehen, denn sowohl von Goethe als von mir ist ihm Unheil bereitet. Da ich gestern von Hufeland hier gehört habe, daß Reichardt der Herausgeber sey, so bin ich der Menagements entledigt, die ich Ihrentwegen für ihn gehabt haben würde.

Sch.

Das dem falschen Freunde bereitete Unheil bestand in den Xenien, mit denen Reichardt reichlich und wohlverdient bewirthet wurde. Er hatte in seinem Journal Deutschland die Horen verarbeitet und sich über die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter hergemacht: ob die dortige Besprechung der französischen Dinge ein ehrliches Einhalten des Programms heißen könne, das alle Politik ausschließe? und dergleichen Einwendungen zu Gunsten der französischen

Revolution, für die sein „Deutschland" begeistert war. Ueber Reichardt und seine Zeitschrift äußerte sich Schiller auch gegen Goethe mit Entrüstung (Nr. 145).

117. An Schiller.

Neustrelitz d. 11ten März 1796.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath!

Die Verdrüßlichkeit, welche die späte Erscheinung des Almanachs Ihnen zugezogen haben mag, kann immer Ihre Unzufriedenheit mit mir erregt haben — das Bewußtsein, nicht die veranlassende Ursache derselben gewesen zu sein, begleitet mich zu Ihnen, und ohne mich in Redeformeln zu ergießen, deren Gebrauch ich hasse, sage ichs Ihnen frei, daß es mir sehr weh thut, über den Empfang des Almanachs keine Zeile von Ihnen erhalten zu haben. Er trägt freilich in mehr als einer Rücksicht das Gepräge der Zeit, in welcher er entstanden ist, die in Hinsicht desjenigen, was mir als Verleger oblag, meine schönsten Vorsätze vereitelte. Allein Sie wissen es, verehrungswürdiger Mann! wie mir damals mitgespielt worden ist; ich bitte Sie daher, mich nicht unbillig zu beurtheilen und meinen guten Willen nicht zu verkennen. Ihr Urtheil, so ungünstig es auch für mich ausfallen mag, wird mir jederzeit willkommen sein. Es soll mich in andre Unternehmungen leiten, die Ihrer Aufmerksamkeit werth sind, und geben Sie mir dadurch Gelegenheit, Sie zu überzeugen, daß ich Ihrer Theilnahme nicht so ganz unwürdig bin.

Herr A. W. Schlegel wird Ihnen einen Aufsatz für die Horen über Shkespeare und die Art, ihn zu übersetzen, zugeschickt haben. Ob er Ihnen auch geschrieben hat, daß er wirklich schon einige Stücke übersetzt hat und herausgeben wird, weiß ich nicht. Romeo und Julie und der Sommernachtstraum sind bereits fertig und ersteres erscheint binnen einigen Monaten in meinem Verlage. Wären Sie wohl geneigt, einige Scenen dieser neuen Uebersetzung in den Horen abdrucken zu lassen, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese neue Uebersetzung zu führen? — Und können Sie von der Bedingung, daß die Beiträge für die Horen erst in 3 Jahren wieder gedruckt werden dürfen, zu Gunsten dieses Unternehmens wohl nachlassen? — Meine Liebe zu Sh. wie das Zutrauen zu einem Uebersetzer, der keiner weitern Empfehlung bedarf, als daß seine Arbeit durch Sie

ins Publikum gebracht werde, haben mich zu diesem Unternehmen bestimmt. Es ist nicht vorauszusehen, wie es mir als Verleger dabei ergehen wird. Die unumschränkte Herrschaft des Realismus in Deutschland und dessen Sachführer in den Bibliotheken, Annalen u. s. w. können in der That eine sehr verzeihliche Schüchternheit begründen. Indessen da ich bei Unternehmungen dieser Art in Rücksicht meiner nur sehr geringe Forderungen mache, so kann ichs um so leichter eingehen. Das Werk selbst wird Sie, wie ich hoffe, hinlänglich bestimmen, sich seiner bei Ihrem Publico anzunehmen.

ich lege hier eine Abschrift von einem Plane zu einem Werke bei, dessen Ausführung mich jetzt beschäftigt. Die unbedingte Preßfreiheit, in deren Genuß mich die liberale Denkungsart meines Fürsten setzt, wird mich auf diesem Weg vielleicht sehr nützlich werden lassen. Das erste Heft dieses Oppositions-Journales soll noch zur Ostermesse erscheinen. Wenn Sie es erlauben, so sende ich Ihnen den Inhalt des zweiten Heftes vor dem Abdrucke zur Durchsicht. Die kahle kalte wässerigte Kritik der Herren in der Bibliothek, so wie die übrigen elenden Urtheile, womit das Publikum heimgesucht wird, werden hier behandelt, wie Sie selbst es wohl nicht der Mühe werth halten, nichts desto weniger aber nöthig wird, da der Nachtheil solcher Urtheile mit einem solchen unverschämt-anmaßend ausgesprochenen Tone, wirklich sehr bedeutend ist. — Da ich durchaus nichts ins Publikum befördern möchte, was Ihnen mißfallen könnte, so werde ich Ihnen diese Aufsätze alle vorher zur Durchsicht senden.

Herr Friedrich Schlegel, ein Bruder des Uebersetzers des Dante, hat Versuche über das griechische Alterthum geschrieben, welche in der Ostermesse erscheinen. Die Vorrede zu diesem Werke beschäftigt sich mit Ihrer Theorie. Sie werden sich freuen, so bald einen so trefflichen Nachfolger gefunden zu haben, der Ihre neue Lehre von einer neuen Seite aufstellt und in Bezug auf seinen Gegenstand so glücklich bearbeitet. ich werde es Ihnen zusenden, sobald ich nach Leipzig komme.

Die unterbrochene Ordnung in meinen Geschäften, welche in diesem Winter noch obendrein durch eine langwierige Krankheit sehr gelitten haben, ist nun völlig wieder hergestellt, und meine künftige Thätigkeit ist nun, durch so mannigfaltige Erfahrung bereichert, um so fester begründet. ich habe den Wunsch nicht unterdrücken können, Sie, verehrungswürdigster Mann! mit den Gegenständen meiner

Beschäftigung bekannt zu machen, die Ihnen nicht gleichgültig sein werden. In Rücksicht meiner bin ich wirklich zu vest überzeugt, daß nur eine durchaus falsche Vorstellung von mir Sie zu Ihrem gänzlichen Zurückziehen bestimmen kann. ich bin es meiner Ruhe schulbig, Sie zu bitten, mich mit einigen Zeilen zu erfreuen, die ich über den Empfang des Almanachs zu erwarten habe, die Ihnen aber zugleich Gelegenheit geben können, mich Ihren Tadel wissen zu lassen, der von mir aufgenommen werden soll, wie Sie es zu erwarten haben. Nur ziehen Sie sich nicht so ganz von mir zurück und verwandeln Sie nicht den glücklichsten Vorfall in meinem Leben, Ihnen bekannt worden zu sein, zu dem unglücklichsten für mich. Trauen Sie der Redlichkeit eines Mannes, der in der Welt auf nichts Anspruch macht, als auf seine Redlichkeit, durch die er sich bemühet, nützlich zu werden, und mit der er alles aufzunehmen sich gewöhnt hat, was von Männern kommt, denen er unbedingt ergeben ist.

Michaelis.

N. S. Herr Prof. Engel hat ein neues Trauerspiel unter dem Titel: Der Eid vollendet, welches bereits in Hamburg gegeben wird. Im künftigen Sommer werde ichs drucken lassen. Auch dies enthält einige Szenen, die Ihnen für die Horen sehr lieb sein würden. Wenn Sie es erlauben können, daß sie bald nachher wieder gedruckt werden, so will ich ihm deshalb schreiben. Wollen Sie ihn selbst darum ersuchen, so sagen Sie ihm nicht, daß Sie die Vollendung dieses Trauerspiels durch mich erfahren haben, noch daß Sie wissen, daß ichs in Verlag erhalten werde. Es gehört zu seinen Eigenheiten, es sehr übel zu nehmen, wenn von seinen Schriften vor der Erscheinung gesprochen wird.

Schiller hat den Empfang dieses Briefes in seinem Kalender nicht angemerkt, den Brief selbst auch schwerlich beantwortet. Die hier empfohlenen Scenen aus Romeo und Julie von Schlegel waren von diesem längst eingesandt (am 2. März) und erschienen im dritten Horenstücke des Jahrgangs 1796. Ein ausführlicher Brief Schillers an Schlegel (S. 13—15) ohne Datum ist vom 11. März, dem Datum des gegenwärtigen Briefes. Vom „Sturm“ Shakespeares erschienen dann einige Scenen im 6. Horenstücke. Die Uebersetzung Romeos

und des Sommernachtstraumes erschien nicht bei Michaelis, sondern 1797 bei Unger in Berlin.

Ueber das Oppositionsjournal weiß ich keine Auskunft zu geben. Daß Schiller nicht darauf eingieng, die Manuscripte zu begutachten versteht sich von selbst.

Von Fr. Schlegels Buche ist schon in Nr. 111 die Rede.

J. J. Engels Eid und Pflicht, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen, war am 26. Febr. 1796 in Hamburg ohne Beifall gegeben und am 10. März nur noch einmal wiederholt. (Meyer, Schröder 2, 132). Es gehörte in die weinerliche Gattung, und war schon 1776 fertig, damals hieß es „die Geißel" (Geisel). Ein alter kranker Mann ist als Geisel weggeschleppt. Es erschien erst nach seinem am 28. Juni 1802 erfolgten Tode, im zweiten Theile seiner Schauspiele 1803.

118. An Schiller.

Neustr. den 16. July 1796.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiebei 6 Exemplare Musik zum Tanz, wovon Sie von Leipzig aus mehrere erhalten werden. Herr Michaelis würde, wenn er nicht krank wäre, selbst so frei gewesen sein, Sie mit einem Schreiben zu incommodiren, und bedauert es recht sehr, dies Vergnügen entbehren zu müssen.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ew. Wohlgebohren ergebenster Dr.

per Michaelis.

Der von der Hand eines Gehülfen geschriebene Brief kam am 27. Juli bei Schiller an. Es waren Exemplare der Reichardtschen bei Breitkopf gedruckten Composition der Schillerschen Elegie „Der Tanz" in Quart. Die Exemplare scheinen außerordentlich selten zu sein. Ich habe keines gesehen.

Mit dem gegenwärtigen Brief schließt Schillers Correspondenz mit Michaelis. Das Schicksal des unglücklichen Mannes ist zu beklagen. Er scheint bald gestorben zu sein. Die Buchhandlung gieng in die Hände von Albanus über. Vgl. 11. Jul. 1802.

Statt des Hofbuchhändlers in Neustrelitz tritt ein andrer Verleger in Schillers Geschäftskreis, Karl Spener, in Berlin 5. Sept. 1749

geboren und ſeit ſeinem 23. Jahre anonym als Schriftſteller und Ueberſetzer thätig (Meuſel 7, 558 ff.). Er war Herausgeber des Kalenders der Muſen und Grazien von dem Berneucher Schmidt, der Goethe zu ſeinen Muſen und Grazien in der Mark veranlaßte. Am 25. Aug. war ein Brief von Spener bei Schiller eingetroffen, in welchem der Dichter um ein kleines Gedicht gebeten wurde. Dieſen Brief beantwortete Schiller am 5. Sept., und darauf antwortet Spener:

119. An Schiller.

Berlin 10. Sept. 1796.

Ew. Wohlgeboren überaus gütige Antwort habe ich ſoeben erhalten, und ich ermangle nicht, Ihnen für die darin enthaltene Zuſage vorläufig meinen herzlichſten Dank abzuſtatten. Der Guckkaſtenmann hat keine eigenthümliche Beziehung, ſondern er ſoll bloß das Medium ſeyn, dem Publikum einen Neujahrswunſch darzubringen. Der Zettel, den er in der Hand hält, und auf welchem 16, höchſtens 18 Verſe Raum haben, kann alſo für einen Vorſchlags, Einladungs oder Warnungszettel gelten, je nachdem irgend einer dieſer Geſichtspunkte gewählt würde. — Vergleicht der Mann das Leben mit einem Guckkaſten, bemerkt er den Unterſchied, daß man in dieſem blos zuſehen, in jenem aber neben dem Zuſchauen auch ſelbſt handeln müſſe, erwähnt er vielleicht gar der Folgen dieſer Handlungen — macht er von der Beweglichkeit ſeiner Figuren auf den Unbeſtand und Wechſel alles deſſen, was unter dem Monde iſt, eine Nutzanwendung — kann dieſe Nutzanwendung zugleich die Idee des Zeitabſchnittes, an welchem ſie ausgetheilt werden ſoll, impliciren, kann ſie ſo allgemein ſeyn, daß niemand ſagen kann, das gehe ihn nicht an, ſichert ihr die Qualität eines Denk- Wahl und Sittenſpruches eine bleibende Stätte im Wohnzimmer, indem ſie an das Vergnügen Unterricht knüpft und wie der Sinnlichkeit, ſo dem Verſtande und dem Herzen gefällt — ſo hat ſie ihre Beſtimmung im höchſt möglichen Umfange erreicht. Das Auge, welches im Tanz das Grundgeſetz des Weltalls entdeckte, was ſollte dies Auge nicht auch im Guckkaſten erblicken können!

Hie beygehend erhalten Ew. Wohlgeboren die erſten Drucke von der Terpſichore; mit der am 14. dieſes hier abgehenden fahrenden Poſt erfolgen 50 Stck., da Sie anfangs Septembers eine kleine Anzahl vorläufig von Hrn. Bolt verlangt haben. Ich laſſe unterdeß

und bis zu näherer Bestimmung der Zahl und deren Absendung 1500 Exemplare abdrucken. Hr. Bolt, der sich Ew. Wohlgeboren ergebenst empfiehlt hat jener Bestimmung schon seit mehreren Posttagen entgegen gesehen.

Mit bekanntester Verehrung nenne ich mich Ew. Wohlgeboren gehorsamst verbundenen

Carl Spener.

Ueber das Gedicht, Spiel des Lebens, das Schiller für den Musenalmanach lieferte, muß auf S. Schr. 11, 441 verwiesen werden; es ist erst durch Speners Briefe verständlich geworden. Um so mehr ist der Verlust der Briefe Schillers an Spener zu bedauern. Zwischen diesem am 14. Sept. eingegangenen und dem folgenden Briefe scheint keiner zu fehlen. Auf Nr. 120 vom 27. Sept., der am 5. Oct. eintraf, sandte Schiller am 11. Oct. ein Gedicht an Spener. Der Brief fehlt. Am 31. Oct. erhielt er Speners Antwort, diese fehlt wie der Brief vom 21/26. Nov. und der am 9. Febr. 1797 eingelaufne. Schiller schrieb dann am 7. April und trug Agnes von Lilien an. Vor Empfang dieses verlornen Briefes antwortete Spener etwa am 11. April (eingetroffen am 15.) und dann am 15. April (Nr. 122), worauf Schiller am 29. April 1797 fünf Gedichte an Spener sandte (Kalender 41). Der nächste im Kalender verzeichnete Brief Speners war am 3. Juni 1797 bei Schiller angekommen, der darauf nicht geantwortet zu haben scheint. Es fehlen 5 Briefe Schillers (vom 5. Sept., 11. Oct. u. 31. Oct. 1796 und vom 7. und 29. April 1797), die, namentlich der letzte wegen der beigelegten Gedichte, für die Chronologie von Interesse sein würden.

Spener scheint auch Kupferdrucker gewesen zu sein, da er die von dem Kupferstecher Bolt für den Xenienalmanach punktierte Terpsichore übersendet.

120. An Schiller.

Berlin, 27. Sept. 1796.

Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre hiebeygehend 1462 Abdrücke des Titelkupfers zu Ihrem diesjährigen Musenalmanach zu übersenden, welche mit den 50, welche Hr. Bolt am vergangenen Posttage vor-

aufgeſchickt hatte, zuſammen 1512 Stück ausmachen. Dies war die Zahl, welche ich vor Eingang Ihrer beſtimmten Angabe angenommen hatte, da ſie aber, wie ich ſeitdem erfahren habe, nicht hinreicht, ſo ſollen die noch erforderlichen 500 Exempl. mit eheſtem nachfolgen.

Ich kann es nicht unterdrücken, hier meinen Wunſch wiederholt zu äußern, daß Ew. Wohlgebohren durch nichts abgehalten werden mögen, Ihre gütige Zuſage bald zu erfüllen; meine nahe Reiſe nach Leipzig macht jenen Wunſch nur um deſto lebhafter, denn wenn ich die zur Ausführung meines Planes erforderlichen Anſtalten nicht ſchon vor meiner Abreiſe von hier treffen kann; ſo werden ſie vermittelſt meiner Abweſenheit um drei Wochen weiter hinausgeſchoben, darüber rückt aber der Termin zur Herausgabe ſo nahe, daß ich befürchte, die Arbeit könne in der alsdann noch übrigen Zeit ſchwerlich beendigt werden!

Nicht genug, daß die Verleger zudringlich ſind, ſie ſind auch obenein noch dringend! Um Verzeihung — was das erſte betrift, ſo klagen Sie in gegenwärtigem Falle blos Ihre Celebrität an, und wegen des letztern mag mich die Calenderrechnung in Schutz nehmen! — Mit der wahrhafteſten Verehrung Ew. Wohlgebohren gehorſamſt verbundenſter

Carl Spener.

Den Muſenalmanach für 1797, der die Xenien enthielt, war alſo zu 2000 Exempl. abgedruckt. Dieſe Auflage druckte Göpferdt in Jena unter Schillers Augen. Die Anzahl der Exemplare reichte jedoch nicht aus, und Schiller ließ, gleichfalls bei Göpferdt und auf eigne Hand eine zweite Auflage zu 500 Exemplaren abziehen, der dann eine dritte folgte, die Cotta in Tübingen bei Wilhelm Heinrich Schramm in Tübingen drucken ließ. Der Xenienalmanach wurde alſo in mindeſtens 3000 Exemplaren gedruckt und hat buchhändleriſch unter allen fünf Jahrgängen den beſten Erfolg gehabt.

121. An Hufeland.

[Jena] 6. Febr. 97.

Ich höre, lieber Freund, daß wir uns beide um den Profeſſor Schmidtiſchen Garten bewerben, und ſo unangenehm es mir iſt, Ihnen

in irgend einer Sache im Wege zu ſtehen, ſo ſind doch die Umſtände ſo, daß ich von der gegenwärtigen nicht wohl abſtehen kann. Ich habe ein dringendes Bedürfniß, in freier geſunder Luft zu leben und das einzige Mittel dazu iſt, daß ich ſo viel Monate im Jahr als es angeht im Garten wohne. Auf dieſen Schmidtiſchen Garten hatte ich mein Abſehen längſt gerichtet, und, ob mir gleich das Haus, ſo wie es jetzt beſchaffen iſt, nicht recht brauchbar iſt, ſo würde ich doch gerne die Koſten daran wenden, um es einigermaßen in Stand zu ſetzen.

Ich wollte Ihnen davon Nachricht geben, theurer Freund, damit wir den Garten durch dieſe ſonderbare Concurrenz nicht unnöthiger Weiſe hinauftreiben. Wahrſcheinlich haben Sie keine ſo dringenden Gründe wie ich, auf dieſem Handel zu beſtehen, und das Haus würde Ihnen ſchwerlich das werth ſeyn, was es mir iſt, da es weniger die Beſchaffenheit deſſelben als mein Bedürfniß iſt, was mich dazu treibt.

Haben Sie die Güte, l. Freund, mir Ihre Entſchließung mitzutheilen und ſeyen Sie übrigens verſichert, daß keine andre Rückſicht als die ich meiner Geſundheit ſchuldig bin, mich bewegen könnte, mich mit Ihnen in Colliſion zu ſetzen. Ganz der Ihrige.

Schiller.

Hufeland, der Juriſt, Redacteur der Lit. Ztg., trat vor Schiller zurück. Am 7. Febr. ſchrieb dieſer an Körner (4, 8): „Ich ſtehe jetzt im Handel wegen eines Gartens und Gartenhauſes, werde es wahrſcheinlich auch bekommen; das Haus iſt ſehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie, wie die meinige, und wenn ich noch etwa zu den 1200 Thlrn., die es mir koſten wird, 600 zulege, ſo wird es ein geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter. Der Garten iſt nicht klein und die Lage iſt trefflich. Ich hoffe von dieſer Acquiſition einen glücklichen Erfolg für meine Geſundheit." Am 8. Febr. that Schiller das Gebot von 1150 Thlrn. auf den Garten. Am 9. März hieng die Sache noch beim Pupillencolleg (Körner 4, 14), am 7. April hoffte Schiller „ſeinen Garten" in 8 Tagen beziehen zu können, doch zog er erſt am 2. Mai hinein. Es war der Garten des am 25. Oct. 1795 verſtorbenen Prof. der Rechte Ernſt Gottfried Schmidt, den Schiller kaufte, hoch auf einem Vorſprunge über der Leutra. Die Abbildungen verzeichnet Wurzbach im Schillerbuch N. 2602 ff. und gibt auf Tafel 36 eine Nachbildung. Zur Be-

schaffung des Kaufpreises (1150 Thlr. vgl. Nr. 203) schrieb Schiller am 6. Febr. wegen Capitals an Cotta, von dem er am 24. Febr. eine Anweisung auf 120 Laubthaler, am 27. Febr. 800 Thlr. und gleichzeitig durch Andreä in Frankfurt 462 fl. rhein. erhielt; am 1. März folgte dann durch den Buchhändler Böhme in Leipzig, Cottas Commissionair, eine fernere Sendung von 120 Lbthr., so daß er etwa 1450 Thlr. erhielt. Der Bau, der über 500 Thlr. kostete (Nr. 203) begann erst im Jahre 1798.

122. An Schiller.

Berlin 15. April 1797.

Ew. Wohlgebohren bin ich für den Beweis Ihrer gütigen Gesinnungen, den Sie mir durch das Anerbieten Ihres Verlags von Agnes v. Lilien zu geben beliebt haben, den aufrichtigsten Dank und, als einen integrirenden Theil desselben, auch die prompteste Antwort schuldig. Eine Menge von Unternehmungen, die viel Geld erfordern, hindern mich, von dem Antrag der Agnes von Lilien Gebrauch zu machen, selbst auch dann, wenn die 1350 Thlr, welche, dem Maasstab des Honorars nach, der Verlag dieses Romans erfordern wird, mit Vortheil wieder herauszuziehen seyn sollten. —

Desto angelegentlicher empfehle ich mich dem fernern geneigten Andenken Ew. Wohlgebohren bey ähnlichen Anlässen für die Folge, obgleich unter allen Verbindungen solcher Art die annehmlichste für mich diejenige gewesen seyn würde, wenn Sie meinen Wunsch, wegen eines Umrisses der Geschichte der vereinigten Niederlande, hätten wollen stattfinden lassen!

Soll ich, in Betracht des mir gütigst zugedachten Gedichts, nicht identisch wieder in den Fall kommen, in welchem ich mich zu Michaelis vorigen Jahrs befand, nämlich, daß das Gedicht hier, während meiner Abwesenheit in Leipzig, eintrifft, von wo aus ich zu dessen fernerweiten Beförderung nichts thun kann — so würde ich wünschen müssen, dasselbe noch vor Ablauf dieses Monaths zu erhalten. Mein voriger Brief hat Ew. Wohlgebohren gemeldet, daß ich von Leipzig aus nach dem Carlsbade und von dort, meiner Gesundheit wegen, vielleicht weiter gehen muß. Soll also der Sommer nicht abermahls ungenutzt hingehen; so haben Sie die Güte, mich womöglich noch vor Ablauf dieses Monats zu erfreuen — Darf ich mich hiebey nächst

meinem vorigen Briefe auch zugleich auf den vom 21 November gehorsamst beziehen und um einen Rückblick auf denselben bitten?

Wofern das kleine Bild (auf welchem Ihr trefflicher Spruch des Confucius vollkommen Platz hat) als eine Zierde des Zimmers oder des Stammbuchs, Jahre lang aufbewahrt, bey seiner, durch gute Ausführung immer gefallenden Form, auch eine überall und immer passende, beherzigenswerthe Sentenz enthält, an welche ein Wunsch geknüpft wäre (vielleicht conditionaliter) so würde es für das Hertz wie für das Auge einen bleibenden Werth haben und durch die glückliche Mischung des utile dulci intellectuell und sinnlich mit moralischem Reitz auch Nutzen verbinden.

Mit ausgezeichneter Verehrung Ew. Wohlgebohren gehorsamst verbundenster

Carl Spener.

Der Roman Agnes von Lilien, von Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, erschien seit Nov. 1796 in den Horen, doch, ohne dort abzuschließen. Die letzte dort veröffentlichte Lieferung brachte das Maiheft des Jahrgangs 1797, und schon im April stand Schiller über den Verlag des Ganzen in Unterhandlung! Da Spener die Verlagskosten nach Maßgabe des Honorars auf 1350 Thlr. schätzt, der Roman später (Nr. 128) mit 100 Frd'or honorirt wurde, rechnete Spener für die übrigen Kosten 800 Thlr.

Im Kalender steht beim 29. April: An Spener, 5 Gedichte, die nur die Worte des Glaubens, Licht und Wärme, Breite und Tiefe, das Geheimniß, und Hoffnung gewesen sein können. Vgl. S. Schr. 11, 442.

123. An Schiller.

Leipzig d. 26. Apr. 1797.

Herr Rath Schlegel hat mir Ihre gütige Erklärung wegen des Don Carlos und des Geisterschers zugestellt. Ich bin Ihnen dafür in mehr als einer Rücksicht mehr als höflichen, ich bin Ihnen herzlichen Dank schuldig. Der Don Carlos und der Geisterseher sind nun beide vergriffen. Ich bin so frey, bey Ihnen anzufragen, ob ich von dem Don Carlos eine Interims-Auflage, die etwa ein Jahr

zureicht, veranſtalten ſoll, wobey ich mich anheiſchig mache, ſobald die neue Ausgabe zu Stand ſeyn wird, die dann noch vorräthigen Exemplare ins Makulatur zu werfen. Ich wünſche, daß ich dieſes Verdammungsurtheil recht bald erhalten möge.

Was haben Sie über den Geiſterſeher beſchloſſen. Sind Sie geneigt, etwas daran zu verändern, oder ſoll ich eine neue Auflage nach der alten Ausgabe veranſtalten. Ich bitte ergebenſt, mir hierauf bald einige Zeilen Antwort zu ſchenken, weil ich wünſche, daß die beyden Werke nicht allzulange fehlen und den Nachdrucker nicht zu ſehr reitzen mögen, durch eben dies Fehlen.

Ich empfehle mich Ihnen und Dero Frau Gemahlin mit aufrichtiger Verehrung und bin Dero gehorſamſter Diener

Georg Joachim Göſchen.

Vom Geiſterſeher erſchien 1798 eine neue Auflage, vom Carlos erſt 1799 eine in 2 Theilen. Der ceremoniöſe Stil des Briefes deutet auf eine Verſtimmung des reizbaren Göſchen; er war auf eine Verbindung Schillers mit Cotta eiferſüchtig. Vgl. auch 126.

Der neue Geſchäftsfreund, der mit Schiller in Verbindung tritt, iſt Joh. Fr. Unger, geb. 1750 in Berlin, Buchdrucker, Buchhändler, Form- und Stempelſchneider. Er war mit Friederike v. Rothenburg verheiratet (geb. 1751), die ſelbſt Schriftſtellerin war und Unger zum Verlag von Unterhaltungsſchriften veranlaßte. Die jungen Romantiker machten dieſer Frau den Hof und ſprachen und ſchrieben hinter dem Rücken ſehr herabwürdigend von ihr, wovon beſonders Fr. Schlegels Briefe häßliche Belege geben. Unger hatte eine Art Schwabacher Schrift, die unger'ſche, in Aufnahme gebracht, die er ſelbſt bei allen ſeinen mit Fractur geſetzten Verlagsartikeln anwandte. Bei ihm waren Goethes Schriften erſchienen und er war der Verleger von Reichardts Deutſchland. Schiller machte, bevor er mit ihm in Correſpondenz ſtand, das Epigramm auf ihn als Verleger dieſer beiden Artikel (23. Juli 96. Goethe Nr. 198):

Der Lettern neuen Schnitt dem Leſer zu empfehlen,
Mußt' ich des Meiſters Werk zur erſten Probe wählen,
Die zweite iſt, und dann iſt alles abgethan,
Wenn ſelbſt des Pfuſchers Werk ſie nicht verrufen kann.

Als Spener die Agnes abgelehnt, trug Schiller den Roman (am 26. Juni) Unger an, der Anfang Juli annahm.

124. An Schiller.

Berlin 16. Jul. 1797.

Die Nachricht, daß mein Wunsch und Bitte erfüllt wird, die Agnes noch zur rechten Zeit zu Michaelis zu erhalten, hat mich ungemein erfreut; ich sage Ihnen den gehorsamsten Dank dafür.

Darf ich hoffen, im nächsten Stück der Horen die Nachricht zu finden, daß dieser Roman in meinem Verlag zur Michaelismesse erscheinen wird!

Das Briefpappier, worauf dieser und mein voriger Brief geschrieben, ist in Deutschland nicht zu bekommen. Erlauben Sie mir, daß ich von dieser Sorte mit beifolgendem Ries Ihnen aufwarten darf. Es soll zwar nur einen sehr geringen, aber innigen Beweis meiner wahren Verehrung geben, und nichts kann mich mehr erfreuen, als der Gedanke, Ihnen vielleicht ein kleines Vergnügen durch dieses Pappier gemacht zu haben. Ihr gehorsamst ergebenster

Unger.

Das Papier des Briefes ist ungeglättet, ohne Wasserzeichen. Schiller nennt es im Kalender zum 19. Juli englisches Papier.

Den Anfang von Agnes hatte Schiller am 11. Aug. abgesandt, und dann am 28. August und 8. Sept. Fortsetzungen geschickt. Auf die letzte bezieht sich der nächste Brief.

125. An Schiller.

Berlin den 16. Sept. 1797.

In dem gütigst übersandten Mipte der Agnes sind einige unpaginirte Hefte, wo besonders der Beschluß derselben nicht recht zusammenhängend mit der neu angefangenen S. 165 zu sein scheint. Ich lege Ihnen, hochzuverehrender Herr Hofrath diese mir zweifelhaften Hefte bei mit der gehorsamsten Bitte, im Fall mein Verdacht gegründet wäre; das Fehlende darin zu ergänzen, und mir mit der nächsten Post dasselbe, und womöglich den ganzen Rest dieses Werkes

zukommen zu lassen. Den 5. Oct. reise ich schon von hier weg nach Leipzig. Da wünsche ich noch vorher die Einrichtung zu treffen, daß dieser schöne Roman noch zu Ende der Messe fertig würde.

Da die Zeit zu kurz ist, so konnte Chodowiecki keine Kupfer dazu liefern. Die Agnes erscheint also ganz einfach, und ich hoffe, daß Ihnen das Aeußere dennoch nicht ganz misfallen soll.

Ich bin mit der innigsten Verehrung Ihr gehorsamst ergebenster

Unger.

Da wo der zweite Band anfangen soll, bitte ich gehorsamst, solches für den Setzer zu bemerken. Ich lege einige rein abgedruckte Bogen hierbei. Die Einrichtung des Drucks ist noch weitläuftiger und gedehnter als Wilh. Meister, und so hoffe ich, daß 2 Alphabete herauskommen sollen.

Die Sendung empfing Schiller am 20. Sept., nachdem er schon zwei Tage früher eine neue Lieferung expedirt hatte. Er schickte das revidirte Mspt. am 22. zurück und fuhr damit fort, bis er am 13. October den Schluß lieferte.

126. An Schiller.

Leipzig d. 29. Septb. 1797.

Die Nachfragen wegen des Geisterſehers nöthigen mich zu einer Zudringlichkeit, die mir unangenehm ist. Ich bin so frey, Ihnen die Revision desselben, die Sie mir gütigst versprachen, ins Gedächtniß zu bringen. Vielleicht finden Sie nach der Messe einige Muße dazu. Ich verschiebe die Ausgabe des Don Carlos, so gut ich kann, weil es mir scheint, daß Sie es lieber sehen, wenn eine Interims-Ausgabe unterbleibt. Aber Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie die Revision des Carlos etwas eher als zu dem bestimmten Zeitraume vornehmen wollten, doch will ich Ihnen mit dieser Bitte nicht beschwerlich werden und es Ihrem Arrangement gänzlich überlassen. Der Druck soll keine Sache der Eile werden. Ich wünsche beim Don Carlos, der nicht von so großem Umfange ist, als Wielands Werke, alle meine Kräfte aufbieten zu können, um zu versuchen, was ich in der Typographie leisten kann. Lessings

Nathan wird in einiger Zeit mit Pracht in der Voßiſchen Buchhandlung erſcheinen, und ich werde ſuchen, den Carlos ſchöner zu liefern. Dieſes Project lag mir am Herzen, deshalb griff mich Cotta ſo ſchmerzlich an, als er den Carlos zu erhalten wünſchte. Den Gewinn hätt' ich ihm gern gegönnt, aber meine Eitelkeit, mich als Typograph bey dieſem Buch in einem brillanten Licht zu zeigen, wollte nicht nachgeben. Das Vergangene erſcheint uns anders als das Gegenwärtige und ich wünſche jetzt, daß mich das Vorgefallene nicht ſo überraſcht oder zur Heftigkeit gereizt hätte.

Laſſen Sie Sich das aufrichtige Geſtändniß meiner freundſchaftlichen Verehrung wieder wohlgefallen.

Göſchen.

Die näheren Umſtände der Göſchenſchen Heftigkeit ſind nicht bekannt. Um Schiller den Vorſchuß von 1400 Thlrn. zu erleichtern, hatte Cotta gewünſcht, den Verlag des Carlos zu bekommen, und Schiller mochte ihn damit in der Oſtermeſſe 1797 an Göſchen ſelbſt verwieſen haben, worauf dann der geſpreizte Brief 123 erfolgt war, den Schiller am 3. Mai empfing und am 11. beantwortet hatte. Damit ruhte die Sache einſtweilen, bis Göſchen mit dieſem am 5. Oct. eingegangenen Briefe die Angelegenheit wieder in Gang zu bringen ſuchte. Schiller antwortete erſt am 23. October.

127. An Schiller.

Berlin den 2. Oct. 1797.

Ich hatte vergeſſen, Ihnen, verehrungswürdiger Herr Hofrath, zu melden, daß ich 200 Exempl. auf geglättetes Schweizer-Velin-Pappier für Liebhaber ſchöner Ausgaben gedruckt habe, womit ich denke eine hinlängliche Anzahl zu haben. Es wäre mir äußerſt angenehm, könnte ich das Ganze noch bei meinem Hierſeyn (d. heißt bis den 7. Oct.) haben.

Für Ihren mir gütigſt ertheilten Vorſchlag, den Verlag eines deutſchen Theaters zu übernehmen, ſage ich Ihnen den gehorſamſten Dank. Ich bin gleich bereit dazu, denſelben unter Ihren Bedingungen zu übernehmen, und glaube nichts zu riskiren, da Sie die erſten 4 Bände noch obendrein auf eine ſo gütige Weiſe dem Verleger über-

lassen wollen. Den gewissenhaftesten Bericht des Absatzes binnen einem Jahre können Sie gewiß von mir erwarten, der gewiß vortheilhaft sein wird, wenn Ihr Name als Herausgeber dies Werk ziert. Wann könnte damit der Anfang gemacht werden?

Ich schätze mich sehr glücklich, daß Sie mit mir in nähere Verbindung treten wollen, und ich glaube hoffen zu können, daß es Ihnen nie gereuen soll. Ich wünsche daß Sie mir Hoffnung machten, einst etwas von Ihrer eigenen Arbeit in Verlag zu geben, und wenn ich nicht Jemanden in den Weg träte, so würde ich mir den Wallenstein, mit dem Sie, wie ich höre, beschäftigt sind, gehorsamst erbitten.

Von Leipzig aus werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Schuld für die Agnes zu überschicken. Man muß jetzt die Meßzeit wahrnehmen, Gold außer Landes zu senden, weil die Ausfuhr bei Strafe der Confiscation in den Preußischen Landen verboten ist.

Ihrer Gewogenheit empfehle ich mich gehorsamst.

Unger.

Wie schon erwähnt erhielt Unger erst unterm 13. Oct. den Schluß des Romans, den Schiller selbst von der Verfasserin erst am 12. erhalten hatte.

Den Vorschlag zu einer näheren Verbindung mit Unger scheint Schillers Brief vom 29. Sept. enthalten zu haben. Es ist darüber in den Briefen Nr. 131. 138. 147 weiter die Rede, und an Unger hat es wenigstens nicht gelegen, daß das deutsche Theater nicht zu Stande kam.

Der Wallenstein war damals noch weit zurück. Erst im November begann Schiller die Bearbeitung in Jamben.

Ueber das seltsame Verbot der Goldausfuhr bei Strafe der Confiscation spricht auch Nr. 186 noch im Juli 1801.

128. An Schiller.

Leipzig den 10. Oct. 1797.

Meinem Versprechen gemäß habe ich die Ehre, Ihnen, verehrungswürdiger Herr Hofrath, meine Schuld für die Agnes gehorsamst zu übermachen, da ich das Mspt nicht am Ende September erhalten

konnte, war es mir nicht möglich den Druck so sehr zu beschleunigen, um fertig damit zu werden. Wahrscheinlich ist der Beschluß der Agnes schon in Berlin und ich habe den Buchhandlungen durch eine gedruckte Nachricht versprochen, dies Werk im November zu liefern. Von Ihrer Gewogenheit hoffe ich es, daß ich Wort halten kann.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit gehorsamst

J. F. E. Unger.

Nach Schillers Kalender traf diese Sendung mit 100 Frd'or am 14. Oct. in Jena ein. Schillers nächster Brief an Unger vom 20. Oct. fehlt.

129. An Schiller.

Leipzig 16. 9br. 1797.

Sie haben mich unendlich durch die Erfüllung meiner Bitte wegen des Geistersehers verpflichtet und bitte um die baldige Fortsetzung des Mspts.

Ich fühle, daß höhere Gründe eintreten, die meine merkantilischen Gründe, den Don Carlos in Absicht der Pracht dem Nathan gleich zu stellen, aufheben. Ich ehre Ihre Gefühle und gehe von meinem Vorhaben ab, wiewohl es immer wahr bleibt, der Don Carlos interessirt einen weit größeren Theil des Publikums und gewiß nicht den schlechteren Theil, weit mehr als der Nathan.

Sie würden mich gewiß zum äußersten Punkt meiner Kräfte anspornen, wenn Sie mir einmal zu einem typographischen Prachtwerk, das nicht von allzugroßem Umfang seyn darf, weil die Deutschen nicht die Guineen so leicht loslassen, die Hand bieten wollten. Ich sehne mich schon lange nach einem Werk von ein bis zwey Alphabeten, das die Nation interessiren kann und wofür man gern einige Ld'or ausgeben könnte.

Ich verehre und liebe Sie nach wie vor und bin herzlich der Ihrige

Göschen.

Göschens Wunsch, den Carlos in einer Prachtausgabe erscheinen zu lassen gieng erst 1801 in Erfüllung. Weshalb Schiller auf das

Anerbieten nicht früher eingieng, ist nicht ganz deutlich. Das Honorar mußte ihm jederzeit willkommen sein. Die Veränderungen, die er später machte, als er Göschens Wunsch befriedigte, waren unbedeutend und hätten auch jetzt, selbst neben drängenden Arbeiten, sich in wenigen Tagen besorgen lassen. Es scheint, er habe noch immer gemeint, das Stück an Cotta geben zu können.

Das Manuscript des Geisterſehers gieng am 22. December ab. Erst am 6. Juli 1798 wurde der Rest geliefert!

130. An Schiller.

Berlin den 16. Dec. 97.

Endlich kann ich die Ehre und das Vergnügen haben, Ihnen, verehrungswürdiger Herr, 6 Exempl. auf Velin-Papier der Agnes v. Lilien zu überreichen. Ich wünsche, daß Sie mit dem Druck und der Einrichtung zufrieden und keine Fehler darin finden mögen.

Auf Beantwortung meiner gethanen Anfragen und auf Ihre mir gemachte Hofnung zu einem Vorschlag habe ich schon längst sehnlich gewartet. Möchten Sie doch bald meine Wünsche erfüllen. Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit gehorsamst und bin mit wahrer Verehrung Ihr gehorsamst ergebenster

Unger.

Die Sendung traf am 21. Dec. ein. Schiller antwortete umgehend im nächsten Briefe.

131. An Unger.

Jena, 22. Dec. 1797.

Die gütigst überschickten 6 Exemplarien der Agnes habe erhalten und auch sogleich an die Verfasserin befördert, in deren Nahmen ich Ihnen bestens danke. Mit Gelegenheit (denn es hat damit keine Eile) will ich mir von Ihnen noch ein Exemplar für meine Bibliothek ausbitten: von Ihnen soll es als ein Andenken darin stehen.

Der Vorschlag, den ich Ihnen thun wollte, hieng, und hängt noch von einem äußern Ereigniß ab, ohne welches er nicht kann realisirt werden.

Es ist nicht die Entreprise eines Theater-Calenders, welcher sich mit allem, was theoretisch und praktisch zu der dramatischen und

theatralischen Kunst gehört, beschäftigen sollte. Wie ich aber schlechterdings nicht daran denken kann, wenn ich nicht die Wintermonate in Weimar zubringe und dem Theater näher lebe, so muß ich, um dieses Unternehmen auszuführen, eine Lokalveränderung in meiner Existenz vornehmen, und mich für zwei Orte zugleich einrichten u. s. f.

Uebrigens ist keine Frage, daß diese Unternehmung, welche sich ganz mit meiner Neigung und mit meinen künftigen Beschäftigungen verträgt, auch als Finanzspekulation solid seyn wird. Denken Sie darüber nach, ob Sie darauf entriren können. Erst auf Michaelis 1799 könnte der erste Jahrgang erscheinen, weil ich im Jahr 98 mit andern Arbeiten noch zu sehr beschäftigt bin. Sie müßten also 100 Friedrichsd'or an das Honorarium wenden können und wollen, da ich viele Ausgaben dabei habe, für kleine Beiträge viel bezahlen müßte, auch eine Correspondenz im Auslande halten müßte u. s. w. Ohne Verzierung könnte der Calender auch nicht bleiben. Der Zweck selbst macht mehrere Kupfer nöthig, z. B. die Theaterarchitektur, das Costume, die Mimik betreffend u. d. gl. Jeder Jahrgang enthielte folgende Rubriken:

1) Theater der Griechen und Römer.
2) Theater der Neuern. Deutsches. Französisches. Englisches. Italienisches. Spanisches ꝛc. ꝛc.
3) Theorie des Drama's und der Schauspielkunst.
4) Critik der Stücke und der Repräsentationen.
5) Dramatische Ausarbeitungen.
6) Statistik der deutschen Theater.
7) Miscellanien, als zum Beispiel: Anecdoten, Biographien, Schauspieldichter oder Schauspieler betreffend, Auszüge aus Briefen, die dahin einschlagen u. s. w.

Da es mit der Ausführung noch Zeit hat, so haben Sie auch Zeit zur Ueberlegung.

Leben Sie bestens wohl. Mit wahrer Hochachtung der Ihrige

Schiller.

Schon am 28. Dec. trafen noch 3 Agnes ein.

Die beabsichtigte Uebersiedlung nach Weimar fand erst 1799 statt, und der Theaterkalender ist nicht zu Stande gekommen. An Unger wird das schwerlich gelegen haben, der zwar erst am 16. Jan. 1798 antwortete, aber noch im März 1800 (Nr. 147) bereit war,

anzufangen. Schillers dramatische Production wurde fortan ergiebiger und ließ ihn gegen dergleichen mercantilische Speculationen kälter werden.

132. An die Univ. Jena.

Magnifice Academiae Prorector.
Hochwürdige, Hochwohl- und Wohlgeborene
Insonders Hochzuehrende Herrn.

Der ehrenvolle Beweis, den ich durch die mir gnädigst conferirte Würde eines Professor ordinarius honorarius von den gütigen Gesinnungen unserer Durchlauchtigsten Nutritoren gegen mich kürzlich erhalten und die schmeichelhaften Aeußerungen, womit dieses angenehme Geschenk von Seiten Ew. Magnificenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren begleitet war, haben mich um so mehr gerührt, da meine Gesundheitsumstände mir leider nun schon lange nicht mehr verstattet haben, durch eine nützliche Thätigkeit in meinem akademischen Beruf mir einen Anspruch auf eine solche Gunst zu erwerben.

Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblick den Verlust meiner Gesundheit doppelt beklage, da ich dadurch verhindert bin, den hohen Werth, den ich auf das erhaltene Geschenk lege, durch eine verdoppelte Anstrengung meiner Kräfte zu beweisen. Nehmen aber Ew. Magnificenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren meine aufrichtigste Dankbezeugung dafür an und die Versicherung, daß ich die Ehre, in einer nähern Verbindung mit Jena zu stehen, in ihrem ganzen Umfange fühle, und daß es so lange, bis meine gestärktere Gesundheit mir wieder vergönnen wird, meinem akademischen Beruf abzuwarten, mein eifrigstes Bestreben sein wird, durch die einzige mir übrig bleibende schriftstellerische Thätigkeit mich als ein nicht unwürdiges Glied dieser ruhmvollen, im Auslande sowohl als im Vaterlande mit Recht geachteten Akademie zu beweisen.

Der ich mit schuldiger Devotion und Ehrfurcht verharre

Ew. Magnificenz
Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren
Meiner insonders hochzuverehrenden Herrn
gehorsamster Diener
Friederich Schiller.

Jena, d. 19 März 1798.

Schon am 11. Dec. 1795 war Schillers Ernennung zum ordentlichen Honorarprofessor von der Regierung in Meiningen gezeichnet, am 28. Dec. desselben Jahres in Gotha, am 8. Jan. 1796 in Weimar, und erst zwei Jahre später, am 10. Januar 1798 in Koburg. Am 3. März 1798 erhielt Schiller das Rescript aus Koburg, am 16. von der Universität Jena die Anzeige der Ernennung, und am 23. März sandte er an „Kummeth in Koburg 3 Thlr. 2 Gr." (Kal. 59). Dies „Kummeth" des Kalenders scheint Lesefehler für „Kammer" zu sein.

133. An Schiller.

(Hohenstedt) 16 Juny 1798

Mein verehrungswürdiger Freund! Die mir gütigst übersandten Bogen des Geistersehers sind nun abgedruckt. Meine Wünsche und Bitten errathen Sie. Sie werden mich herzlich verpflichten, wenn Sie solche bald erfüllen.

Ich lebe nun hier in Hohenstedt einige Monate und fühle oft den Wunsch in meiner Seele lebendig werden, Ihnen einmal meine Herrlichkeiten zeigen zu können.

Es ist hier die Ausführung aller Ideen und Wünsche, die Gohlis ehemals in mir erweckte. Eine freundliche Hütte, ein Gärtchen in einer paradiesischen Gegend, schöne reine Luft, Wasser aus selbstentdeckten Quellen, Früchte, die ich alle selbst erzogen, eine schöne Ruhe, getheilt durch Arbeit für mein Geschäft und für den Landbau. Aber vieles hat die Zeit hinweggenommen. Es ist der Wunsch, die Bewohner Gohlis, die mir lieb waren, hier unter meiner Akazienlaube, in meinen von Wein belaubten Bogengängen zu sehen. Jünger, die Schneidern und so viele andre sind nicht mehr. Sie allein und Körners sind noch übrig. Möchte doch Ihre Gesundheit verstatten, daß ich Sie hier einmal mit Körners und Kunzen traktieren könnte. Der Himmel gewähre mir diesen Wunsch, so gibt er mir einen Reitz des Lebens mehr. Mit der innigsten freundschaftlichen Verehrung bin ich der Ihrige.

Göschen.

Dem Wunsche nach dem Schluß des Geistersehers war Schiller schon am 6. durch Einsendung des Restes zuvorgekommen.

Göschen hatte durch Vertrag vom 30. Nov. 1795 das Pferdnergut des Gerichtsschöppen Wehnert in Hohenstedt bei Grimma für 2000 Thlr. gekauft und ließ sich dort, als der frühere Eigenthümer das Gut Ostern 1796 geräumt hatte, in dem bisherigen Wohnhause eine Sommerwohnung für seine Familie herstellen, ein geräumiges Wirthschaftsgebäude aufführen und einen geschmackvollen Garten anlegen. Er bewohnte das Gut zuerst im Sommer 1797, welches auf seiner Ostseite eine freie Aussicht nach der Mulde und auf das gegenüberliegende Döben darbot. Von da an brachte er jeden Sommer dort zu und noch 1861 war es im Besitz der Familie und wurde wohlerhalten. Später ging es in die Hände eines Herrn Platzmann über.

Humboldts Manuscript über Goethes Hermann und Dorothea war am 12. Mai 1798 bei Schiller eingetroffen. Er schrieb darüber an Goethe (Nr. 471), den er in Jena erwartete, am 15. Mai: „Da Sie hoffentlich nächstens hier sind, so behalte ich bis dahin eine ganz neue und unerwartete Novität zurück, die Sie sehr nahe angeht und die Ihnen viel Freude machen wird. Vielleicht errathen Sie sie aber." Goethe antwortete am 16.: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne." So konnte Schiller ihn, als er am 20. Mai nach Jena kam, überraschen. An Körner schrieb er am 25. Mai (4, 77): „Ein Mscrpt. von Humboldt über Hermann und Dorothea, welches eine ausführliche Analysis nicht nur dieses Gedichtes, sondern der ganzen Gattung, zu der es gehört, sammt allen Annexis enthält, beschäftigte uns indessen sehr, weil es die wichtigsten Fragen über poetische Dinge zur Sprache bringt. Das Werk ist sehr gründlich gedacht, der Geist des Gedichtes fein und scharf zergliedert und die Grundsätze der Beurtheilung tief geschöpft." Er war aber gleich im Klaren, daß es den Eindruck nicht machen werde, den es verdiene und entwickelte die Gründe davon sehr treffend. Nachdem beide, Goethe und Schiller, das Manuscript durchgearbeitet, sandte Schiller es am 13. August an den Verleger, den älteren Vieweg, der Goethes Dichtung verlegt hatte.

134. An Schiller.

Berlin d. 25. Aug. 1798

Ew. Wohlgebohren zeige ich den richtigen Empfang des mir unterm 13. huj. gütig übersandten Mſ. des Herrn von Humboldt an, deſſen Druck, wenn es nur irgend möglich, bis Neujahr beendiget ſeyn ſoll.

Ich verſichre Sie meiner Hochachtungsvollen Ergebenheit.

Frieb. Vieweg, der ältere.

135. An Schiller.

Berlin am 28 Jan 1799.

Dem Auftrage des Herrn von Humboldt zu Folge habe ich die Ehre Ew. Wohlgebohren im beikommenden Paquet 3 Ex. auf Velin, 3 d° ord. Pap. ſeines Werks über Goethes Herrmann und Dorothea zu überſenden.

Ich bitte zugleich die beiden Anlagen gefälligſt abgeben zu laſſen und verſichere Sie meiner Hochachtungsvollen Ergebenheit.

Frieb. Vieweg.

Dieſe Sendung traf erſt am 9. Febr. 1799 bei Schiller in Jena ein, der am folgenden Tage an Körner ſchrieb (4, 130): „Humboldts Schrift wirſt du nun erhalten haben. Was ſagſt du dazu? Sie iſt freilich ſehr trocken und faſt ſcholaſtiſch geſchrieben, aber unleugbar enthält ſie einen Schatz von Gedanken —“ der am 20. Febr. antwortet (4, 132): „Humboldts Schrift habe ich angefangen zu leſen; aber die erſten Capitel haben mir Angſt gemacht. Ich habe jetzt weder Zeit noch Luſt, in dieſe ſchauerliche Tiefe hinabzuſteigen. Auch liebe ich über abſtracte Gegenſtände mehr den ſchulgerechten Vortrag, wo man Schritt vor Schritt weitergeht, und durch keine Seitenwendung die Prüfung erſchwert. Dies Buch wird bei aller Reichhaltigkeit ein ſehr kleines Publikum haben.“

136. An Schiller.

Leipzig Apr. 11. 99.

Mein verehrungswürdiger Freund! Ich geſtehe offenherzig, ich war ſeit vorigem Herbſt ſo arm, daß ich Ihnen meine Schuld für

den Geiſterſeher nicht bezahlen konnte, denn alle meine Gelder blieben aus. Jetzt bin ich im Stande, Ihnen hierbey eine Anweiſung auf 16 Carolin auf Herrn Hofrath Hufeland, den Mediziner, zu überſenden, für den ich dieſe Summe ausgelegt habe, womit ich vorlieb zu nehmen bitte. Imgleichen übermache ich Ihnen 6 Ex. auf gutem Papier.

Die Meſſe und ein krankes Weib machen mir den Kopf voll. Ich bitte Sie alſo blos noch, mich ein wenig lieb zu behalten und ſchließe mit der Verſicherung der freundſchaftlichſten Verehrung. Ihr

Göſchen.

Am 15. April erhielt Schiller dieſe Sendung in Weimar, wohin er am 9. gereiſt war, um der erſten Vorſtellung Wallenſteins am 20. beizuwohnen. Er hob die 16 Karolin am Tage nach ſeiner Rückkehr von Hufeland am 26. April und bezahlte am folgenden Tage den Hauszins an Griesbach.

137. An Schiller.

Cöln 2. Floreal VII (21. Apr. 1799)

Wohlgeborner Verehrungswürdigſter Herr Hofrath!

Der Bürger Zumbach, Oberrichter am Tribunal criminel des Roer Departements, hat uns den Auftrag gegeben, da ihn eine Berufs Reiſe dieß ſelbſt zu vollziehen daran verhindert, zur Bezeigung ſeiner großen Hochachtung und Verehrung, die er gegen Ew. Wohlgeboren heget, das von ihm herausgegebene dramatiſche Werkgen an dieſelben zu überſchikken. Wir entledigen uns hiedurch dieſes Auftrags und ergreifen mit dem größten Vergnügen dieſe Gelegenheit dem **Manne**, deſſen Nahme in dem Pantheon deutſcher Schriftſteller ewig glänzen wird, die grenzenloſe Hochachtung zu weihen, in welcher wir verharren Euer Wohlgeboren ergebenſte Diener

Haas und Sohn, Buchhändler.

Der Bürger Karl Adolph Zumbach ſcheint es bei dieſem einen Schauſpiele „Die Pullichi auf Malabar", 5 Akte, gelaſſen zu haben.

Schiller erhielt die Sendung am 13. Mai, verzeichnet aber keine Antwort.

Inzwischen liefen am 18. Mai Vorschläge von Unger aus Berlin ein, an seinem Journial der Romane, das vom nächsten Jahre an (unter der Leitung seiner Frau) erscheinen sollte, Theil zu nehmen.

138. An Unger.

Jena, 26. May 99.

Zu Ihrer Sammlung von Romanen werde ich gern meinen Beitrag geben, sobald sich Stoff und Stimmung zu einer solchen Arbeit bei mir findet, und habe daher auch nichts dagegen, wenn Sie mich unter der Zahl derer, die dazu beitragen wollen, nennen. Ein gleiches trägt Goethe mir auf, Ihnen zu versichern. Ueber die Bedingungen werden wir alsdann leicht einig werden.

Findet sich unter den kleinen Erzählungen, die ich in Händen habe, und die mir für die Horen zu spät sind eingesendet worden, etwas passendes für Ihren Zweck, so werde ich es Ihnen zuschicken.

Goethe sagte mir dieser Tage, daß Sie ihn an einen neuen Band seiner Schriften erinnert hätten. Ich weiß nicht, ob er jetzt etwas neues für diese Sammlung hat, ich habe ihm aber schon längst angelegen, die kleinen Gedichte, Elegien, Idyllen, Epigramme, Balladen etc. die er in den letzten 8 Jahren gemacht hat und in Almanachen und Journalen zerstreut hat drucken lassen, in einen Band, etwa den VIIten seiner Werke zu sammeln. Eine solche Sammlung würde gewiß Vielen sehr willkommen sein und ich wünschte, daß Sie ihn dazu bereden könnten.

Wegen unserer Ausgabe eines deutschen Theaters ist nur Eine Schwierigkeit, ob man die Unternehmung nicht unter der verhaßten Form eines Nachdrucks betrachten wird. Wenn dies nicht zu fürchten ist, so wäre Goethes und meine Idee, jede Messe 5 oder 6 Stücke, in zwey Bänden vertheilt, herauszugeben, nebst einer kritischen Rechenschaft über die Wahl der Stücke und einer kurzen Beurtheilung derselben. Wenn Sie für diese 4 Bände die Summe von 100 Carolin geben zu können glauben, ohne daß der Preiß eines Bandes höher als einen Reichsthaler gesezt zu werden braucht, so wird das Publikum und wir unsre Rechnung dabei finden.

Wenn Sie mir bald ein paar Worte darüber sagen wollen, so ersuche ich Sie zugleich mir etwas über die Repräsentation meines Wallenstein in Berlin zu schreiben, wovon ich noch kein Wort gehört habe, auch wenn es angeht einen Comödienzettel, wegen der Rollenbesetzung beizulegen.

Mit Achtung und Ergebenheit der Ihrige

Schiller.

Der Brief gieng erst am 31. Mai ab und Ungers Antwort traf am 26. Juni ein. Schiller schreibt an Goethe (Nr. 618) denselben Tag, Unger habe auf den Wink, den er ihm wegen Goethes Gedichtsammlung neulich gegeben, nicht geantwortet; vielleicht schreibe er direct an Goethe. Das geschah, doch nur in so weit, daß er Goethe zur Herausgabe eines siebenten Bandes seiner Schriften aufforderte. Nun antwortete Goethe nicht. Erst auf einen zweiten Brief Ungers, der jetzt die Gedichte zu verlegen wünschte, erklärte sich Goethe am 5. Aug. dazu geneigt, sandte das Mspt allmählich ein und schloß damit am 10. April 1800. Die Sammlung erschien noch im selben Jahre als siebenter Theil der Schriften. Es giebt noch einige Exemplare ohne diese Bezeichnung mit dem Titel „Goethes neueste Gedichte", die nur durch ihn verschenkt wurden. Daß Unger auch auf die gestellten Bedingungen wegen des Sammelwerks eingieng, meldet Schiller gleichzeitig an Goethe: „Meinen Vorschlag, eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, und zwar so, daß des Jahres zehn Stücke herauskämen und über jedes eine Kritik, nimmt er mit Vergnügen an und will hundert Carolin für diese zehn Stücke und deren Beurtheilung zahlen, wenn das Werk von uns herausgegeben würde. Wir können sehr leicht zu diesem Verdienste kommen, wenn wir das kritische Geschäft gesprächsweise unter uns abthun, in zehn bis fünfzehn Abenden ist es abgethan und für jeden sind dreihundert Thaler verdient."

Am 17. Mai war Schillers Wallenstein, mit Ausschluß des Lagers, in Berlin gegeben. Unger lobte die Aufführung, so wie die Aufnahme des Stücks beim Publikum gar sehr. Auch hatte sich schon „ein Berliner Schmierer" weitläufig in den „Annalen der preußischen Monarchie" (1799. 1, 278 ff.) darüber heraus gelassen, das Stück zwar sehr gepriesen, aber die Stellen auch recht in der Schiller so

verhaßten Manier Böttigers herausgezerrt, und seinen Aufsatz damit gespickt. (An Goethe Nr. 618.) Der Briefwechsel zwischen Schiller und Iffland über den Wallenstein, der, wenn er weniger umfangreich wäre, hier Aufnahme gefunden hätte, ist in Joh. Valentin Teichmanns literarischem Nachlaß (Stuttg. 1863) S. 199—209 abgedruckt. Schiller hatte das Recht der Aufführung für 60 Frd'or. eingeräumt, die er, wie er am 18. Febr. an Iffland schrieb, durch Cotta auf der Leipziger Messe einkassieren lassen wollte. Dies scheint geschehen zu sein, da der Kalender vom 2. Mai anmerkt: „Cotta hier gewesen. 60 Ld'or von Iffland." Das bloße Einkassieren, vielleicht gegen Anweisung, scheint aber der Theaterkasse nicht genügt zu haben. Am 29. Mai lief ein Schreiben des Kammersecretärs Jacobi von Berlin ein, das Schiller am 31. durch Beifügung der folgenden Quitung beantwortete.

139.

Sechszig Stück Friedrichsd'or für die dem Königlichen National-Theater zu Berlin überlassenen Schauspiele

Wallensteins Lager,
Die Piccolomini und
Wallensteins Tod

habe ich von der Königlichen Haupt-Theater-Kasse baar und richtig bezahlt erhalten, worüber hiemit quittiere.

Jena, 30. May 1799

Friederich Schiller,
Hofrath und Professor zu Jena.

Nach den Büchern des Berliner Theaters war diese Zahlung schon im April geschehen und wurde in Courant mit 339 1/3 Thlr. verrechnet. Bei dieser Gelegenheit mögen die sämmtlichen Honorare, die Schiller von Berlin bezog, zusammengestellt werden: Nov. 1800 Maria Stuart 117 Thlr; Jan. 1802 Jungfrau von Orleans 107 Thlr 16 Gr.; Juni 1802 Turandot und Nathan in Schillers Bearbeitung 145 Thlr 16 Gr.; April 1803 Die Braut von Messina 103 Thlr. 19 Gr. 6 Pf.; Mai 1804 Wilhelm Tell 331 Thlr 12 Gr.;

im Ganzen 1145 Thlr 5 Gr. 6 Pf. Reichardt bekam für jede Oper 500 Thlr, und Kotzebue in dem gleichen Zeitraume wie Schiller für 26 Stücke 2376 Thlr 15 Gr., also durchschnittlich 91—92 Thlr, während Schiller im Durchschnitt 190 Thlr erhielt. Goethe erhielt für Mahomet 97⅓ Thlr, für Tancred 95 Thlr, für die natürliche Tochter 126 Thlr 16 Gr. Iffland selbst begnügte sich in der Regel mit 20 Ld'or.

140. An Schiller.

Stuttgart den 27. Jul. 1799.

Wohlgebohrener Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Herr M. Hölderlin in Homburg, mein Freund, wird Euer Wohlgebohren in Betref des ästhetisch-humanistischen Journals, das er in meinem Verlage herauszugeben gesonnen ist, seine Wünsche vorgetragen haben. Ich vereinige meine Bitten mit den Seinigen, und ich schmeichle mir um so eher mit deren gütigsten Erfüllung, je mehr ich überzeugt bin, daß Ew. Wohlgebohren gewis gerne das Unternehmen zweier Wirtemberger unterstützen werden. Von meiner Seite werde ich in jeder Hinsicht alles thun, was diesem Journal Ehre bringen kann.

Für den nicht zu eng gedruckten Bogen dieser Zeitschrift offerire ich Ew. Wohlgebohren 4 Carolin oder fl. 44 Reichsgeld Honorar. Wäre dies zu wenig, so überlasse ich Ihnen die Bestimmung ganz Selbst, und es steht ganz bei Ihnen, zu sagen, wie Sie es wegen der Abtragung desselben gehalten wissen wollen.

Vielleicht ist es Ew. W. nicht ganz unangenehm zu erfahren, daß jener Antiquar Betulius mein Grosvater war, der Ihren verstorbenen Herrn Vater unter seine Freunde zählte und mit dem Sie ehemals Selbst einige Geschäfte wegen der Räuber gehabt haben.

Im Fall Ew. W. weitere Notizen über mich zu erhalten wünschen, wird sie Ihnen Herr Prof. Schelling daselbst geben können.

Ich bitte Sie schliesslich noch um die Gewogenheit, entweder mir oder Hrn Hölderlin nur durch einige Zeilen Ihre gefällige Entschließung bekannt zu machen, und nenne mich mit der größten Verehrung Euer Wohlgeboren gehorsamsten

J. F. Steinkopf.

Hölderlin ſelbſt hatte in dieſer Angelegenheit am 17. Juli bei Schiller ſeine Wünſche angebracht. Schiller antwortete am 26. Aug., und Hölderlin wieder am 20. Sept. Das Journal kam nicht zu Stande.

141. An Schiller.

Weimar, d. 28. Sept. 1799.

Ew. Wohlgebohren kann ich die Ehre haben zu verſichern, daß der Druck des Almanachs von meiner Seite gar keinen Aufenthalt leiden ſoll, haben Sie nur die Gewogenheit, mir recht bald die übrigen kleinen Gedichte zu überſenden, vorzüglich die mit No. X bezeichneten, indem der Satz ohne dieſe, welche hin- und wieder eingerückt werden ſollen, nicht gut von Statten gehen kann.

Das große Gedicht, von dem ich heute Morgen das Ende erhalten habe, geht nach genauer Ausrechnung bis zur 14ten Seite des 8ten Bogens. Auf den Montag wird dieß Gedicht, worinnen jezt 2 Setzer arbeiten ausgeſetzt, und die kleinen Gedichte können dann ſogleich angefangen werden, ſo daß wir alſo die Paginirung mit römiſchen Zahlen vermeiden können. Ich wünſche nur, daß alles zuſammen nicht mehr als 12 Bogen geben mag. Denn zu mehr Bogen beſitze ich kein Schweitzerpapier, welches jezt ſo ſehr rar iſt.

Um alles ſo ſehr als möglich zu fördern, ſo habe ich 1) den Calender bereits drucken laſſen, und 2) laſſe ich von meinem Buchbinder die fertigen Bogen des Almanachs im voraus vorläufig falzen, ſo daß von dieſer Seite wohl kein Aufenthalt eintreten wird. Allein ich befürchte, daß uns der Kupferſtecher Böttger in Leipzig einen Strich durch die Rechnung machen wird, denn dieſer hat noch kein Blatt von den Kupferſtichen geliefert, ſo ſehr auch der Prof. Meier ihn desfalls angetrieben hat. Ich habe geſtern auch wieder an ihn geſchrieben.

Sollte jedoch hin und wieder ein Aufenthalt eintreten, ſo will ich ſchon ſuchen, dieſen wieder einzubringen. Herr Cotta hat mir die ganze Spedition des Almanachs übertragen, und wenn dabey die abgehenden Poſten gehörig benutzt und nach den Hauptorten der gewöhnliche Schlendrian der Leipziger Commiſſionaire, welche die Sachen oft lange liegen laſſen, vermieden wird, ſo läßt ſich mancher Tag einbringen. Seyn Sie verſichert, daß es mir Vergnügen macht, in meinen Geſchäften pünktlich zu ſeyn.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10410/017

Mit wahrer Hochachtung bin ich Ew. Wohlgebohren gehorsamster Diener

J. C. Gädicke.

So eben erhalte ich noch die übrigen Gedichte, wobey auch die kleineren No. X. Es fehlt also nun nur noch das Gedicht No. C., der Titel, Inhalt und Vorrede.

Gädicke war Buchdrucker in Weimar. Schon am 12. Juli hatte er auf Schillers Wunsch Schriftproben geliefert, und Schiller übertrug ihm, in Cottas Namen, den Druck des letzten Musenalmanachs f. 1800, der wesentlich das Gedicht von Amalie v. Imhof: Die Schwestern von Lesbos, enthielt; es füllte 182 Seiten; außerdem einige anonyme Gedichte von Herder, ein paar von Gries, Knebel, Kosegarten, Matthisson und Steigentesch und als Hauptschmuck Schillers Lied von der Glocke, bei dessen Lesen die Romantiker vor Lachen von den Stühlen fallen wollten. Der ganze Almanach umfaßte 11 Duodezbogen. Die schrecklichen Kupfer von Böttger in Dresden und Leipzig waren in punktierter Manier nach schrecklichen Zeichnungen von Goethes Freunde Meyer gearbeitet.

Kaum war der Almanach durch die Absendung des Manuscripts zur Glocke am 30. Sept. erledigt, als sich, wie es scheint, der würdige Crusius in Erinnerung brachte. In einem nur fragmentarisch bekannten Briefe, der wohl in diese Zeit fällt, schrieb er: „Ew. Wohlgeboren würden dann gewiß die Wünsche dero Verehrer und die Vollendung derjenigen Werke nicht lange mehr unerfüllt lassen, mit denen Dieselben sie zu beschenken angefangen haben, und die noch die späteste Nachwelt als classisch bewundern wird. Die Ehre, der Verleger einiger derselben zu seyn, haben Dieselben mir zu Theil werden zu lassen geruht, und gegen diese Dero Güte werde ich die stärkste Dankbarkeit bis ins Grab empfinden."

142. An Crusius.

Jena 15. Oct. 90.

Mit der Edition meiner Gedichte, so wie auch des Zweiten Theils meiner prosaischen Schriften wollen wir nun endlich Ernst

machen. Das Mſcrpt für beides iſt eben in der Hand des Abſchreibers und in 14 Tagen wird Ihnen ſolches abgeliefert. Die Gedichte betragen 20 gedruckte Bogen und die proſaiſchen Schriften 25 Bogen. Göpfert kann beides drucken, wenn es Ihnen recht iſt, doch wünſchte ich, daß die Gedichte ein vorzüglich ſchönes Aeußere bekämen, ſowohl an Papier als an Schrift. Uebrigens bleibt es bei dem klein Octavformat, wie es bei dem Erſten Theil meiner proſaiſchen Schriften war. Sie haben die Güte, mit Göpfert darüber Abrede zu nehmen und ihn das Verſprechen ablegen zu laſſen, daß er für die Schönheit des Drucks alle Sorge tragen und zur rechten Zeit auf Oſtern fertig werden wolle.

Die einzige Bedingung muß ich bei dieſer Sache machen, daß Sie die Güte haben möchten, mir gleich nach Ablieferung des Mſcrpts an Sie 25 Carolin und ebenſo viel auf Weihnachten abſchläglich zu bezahlen. Ueber den Reſt können wir dann nach Oſtern Abrechnung mit einander halten.

Auch frage ich an, ob Sie vielleicht geneigt ſind, eine neue, von mir verbeſſerte Auflage meiner Niederländiſchen Geſchichte zu veranſtalten. Meine Intention dabei iſt, das Werk, welches für Einen Band ohnehin zu dick iſt, in zwei Bände zu trennen, und zwey Erzählungen, welche Begebenheiten aus jenem Kriege abhandeln, nehmlich den Prozeß des Grafen Egmont und die berühmte Belagerung von Antwerpen daran anzuſchließen. Dieſe beiden Erzählungen ſind fertig und ich hatte wohl Luſt, etwa noch zwey andere Ereigniſſe aus demſelben Kriege eben ſo abzuhandeln und damit zu verbinden. Laſſen Sie mich Ihre Entſchließung bald wiſſen, daß ich meine Maßregeln nehmen kann.

Der ich Hochachtungsvoll verharre Ew. Hochedelgeb. ergebenſter Diener

Schiller.

Der Brief wurde durch den Buchdrucker Göpferdt aus Jena beſorgt. Da Cruſius Antwort unmittelbar folgt, bedarf es keiner andern Erläuterung.

143. An Schiller.

Leipzig, den 30. 8br. 1790.

Ew. Wohlgeb. haben mir durch die gütige Zuſicherung, daß Ihnen die Ausgabe dero Gedichte ſowohl, als des zweyten Theils dero proſaiſchen Schriften annun wirklich ein Ernſt ſey, die lebhafteſte Freude gemacht. Ich danke Ihnen auf das verbindlichſte davor. Hr. Göpfert hat mir heiligſt verſprochen, auf die Schönheit des Druckes die größte Sorgfalt zu verwenden, und ich habe ihm aufgetragen, Ew. Wohlgeb. einige Schriftproben vorzulegen, und diejenige Schrift, die Sie daraus zu wählen belieben würden, ſogleich neu gießen zu laſſen, damit der Abdruck der Gedichte die möglichſte Eleganz erhalte. Mit einem völlig ſauberen Pappier dazu werde ich ihn ſelbſt verſorgen. Da ich aber dies Pappier erſtlich vom Auslande beziehen muß, ſo kann der Abdruck der Gedichte nicht ſogleich angefangen werden, ſondern bis zu Eingang dieſes Pappieres noch aufgeſchoben werden. Ich werde aber möglichſt eilen, ſelbiges herbeyzuſchaffen. Der Abdruck der proſaiſchen Schriften hingegen kann ſogleich ſeinen Anfang nehmen. Die 25 Carolin, die Ew. Wohlgeb. gleich nach Ablieferung des Mſts, und andere 25. Carolin, die Sie zu Weihnachten Sich ſtipuliren, werde ich mit Vergnügen Ihnen entrichten. Sehr gerne werde ich von Dero Geſchichte der Niederlande die neue Auflage übernehmen, die Sie mir anzutragen die beſondere Gewogenheit haben. Geruhen Ew. Wohlgeb. mir die Bedingungen zu melden, unter denen Sie mir ſolche überlaſſen wollen.

Mit unbegrenzter Verehrung habe ich die Ehre zu ſeyn Ew. Wohlgeb. gehorſamſter

S. L. Cruſius.

Schiller machte nun wirklich Ernſt ſowohl mit dem erſten Theile ſeiner Gedichte wie mit dem zweiten ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften, die beide in Jena bei Göpferdt gedruckt wurden. Dagegen ſchob er die neue Auflage der Niederlande bis zum J. 1801 hinaus. Die Correſpondenz darüber iſt lückenhaft. Schiller empfieng den vorſtehenden Brief am 4. Nov., und antwortete am 6. Dec. (fehlt); Cruſius Brief vom 30. Jan. 1800 fehlt gleichfalls, läßt ſich aber aus dem vom 26. Februar (Nr. 145) erſathen. Schillers Krankheit

hinderte ihn die am 13. Mai (fehlt) und am 15. Mai (Nr. 152) empfangenen zu beantworten. Der nächste Brief von Crusius war vom 19. Dec. (Nr. 169) und Schillers fehlende Antwort vom 25. Dec. 1800.

144. An Schiller.

Leipzig 20. Nov. 1799

Hier, mein verehrungswürdiger Freund, habe ich die Ehre Ihnen die 5 ersten Stücke der Thalia zu überreichen.

Ich wünsche herzlich, daß Dero vortreffliche Frau Gemahlin jetzt gänzlich wieder hergestellt seyn mögen. Meine Frau leidet am Bandwurm. Nachdem sie 11 Jahr unter den Händen der Aerzte bald zu dieser, bald zu jener Cur verdammt gewesen war, gegen Uebel die sie nicht hatte, entdeckte Kilian die Wahrheit. Da aber das gute Weib sehr geschwächt ist, geht die Cur langsam, um nicht Epilepsie oder Schwindsucht herbey zu führen. Sie können denken, wie wenig Freude mir dabei übrig bleibt.

Der Dreißigjährige Krieg ist in Octav nachgedruckt, wie ich höre, und man sucht bei mir immer eine Ausgabe in Octav. Darf ich mir schmeicheln, daß Sie denselben einmal wieder vornehmen, oder geben Sie mir die Erlaubniß, ihn ohne Veränderung in Octav zu drucken?

Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie den Don Carlos bald revidiren wollten. Da Sie ihn für Cotta als Theaterstück bearbeiten, so möchte ich doch gern eine hübsche Ausgabe von der ersten Bearbeitung veranstalten, ungefähr so wie der Doolin von Alzinger in der neueren Ausgabe. Ein Buch wenigstens muß ich doch von Ihnen auch mit typographischer Schönheit drucken. Der Doolin ist in groß Octav und Schlegel hat ihn.

Mit der freundschaftlichsten Verehrung immerdar der Ihrige

Göschen.

In der Eile habe ich sehr unschicklich dies einzelne Blatt Papier genommen.

Die fünf Stücke der Thalia, die Schiller am 18. Nov. verlangt hatte, waren die der älteren, deren er für die Revision des Karlos zu bedürfen meinte, da in denselben manches enthalten war, was bei

der Buchausgabe weggefallen, und was nun wieder benutzt werden konnte. Doch ist das nicht geschehen.

Den Dreißigjährigen Krieg ließ Schiller 1802 neu auflegen.

Göschens kränkliche Frau überlebte ihn und starb im hohen Alter von 86 Jahren am 25. Oct. 1850.

145. An Schiller.

Leipzig, den 28. Febr. 1800.

Ew. Wohlgeb. bitte ganz ergebenst, mir mit rückgehender Post nur durch ein paar Worte zu bestimmen, welches Format Denselben noch für Dero Gedichte zu wählen gefällig ist. Die Ungewißheit hierinnen, in die mich Dero lezt gütige Zuschrift gesezt hat, hindert mich, die Veranstaltung zu deren Abdruck gehörig zu treffen, so wie zum Abstich des Tittelkupfers. In Wiederholung dieser Bitte habe ich die Ehre mit unbegrenzter Hochachtung zu seyn Ew. Wohlgeb. gehorsamster

S. L. Crusius.

Als der Brief, der im Kalender nicht notiert ist, bei Schiller eintraf, war dieser seit dem 16. Februar krank. Von da an bis Mitte April ist kein Brief verzeichnet. A. W. Schlegel schrieb im März an Gries (Aus d. Leben 1855 S. 43) über die Krankheit: „Schiller hat die gefährlichsten Krampfzufälle gehabt. Die Aerzte hatten ihn schon völlig aufgegeben. Er wünschte, sie möchten ihn nur noch einige Tage am Leben erhalten, damit er seine Geschäfte in Ordnung bringen könnte. Sie gaben also Reiz- und Stärkmittel, und siehe da, er bleibt glücklich am Leben und ist jetzt wieder völlig gesund.“ Schillers Frau schreibt am 7. März an Friederike v. Gleichen: „Schiller war recht krank; es war der Anfang eines Schleim- und Nervenfiebers; er phantasierte dabei und war sehr matt. Jetzt ist er völlig wieder vom Fieber frei, geht herum, aber der Husten plagt ihn sehr, und er klagt über Mangel an Kräften.“ (Charl. v. Schiller u. ihre Freunde 1, 378). Schiller selbst schreibt an Körner am 24. März (4, 168 f.): „Meine Krankheit muß sehr hart gewesen sein, denn jetzt in der sechsten Woche fühle ich noch immer die schweren Folgen, die Kräfte sind noch sehr weit zurück, daß ich mit

Mühe die Treppen steige und noch mit zitternder Hand schreibe. Auch hält der Husten noch immer an." Vgl. 149.

Crusius Brief wurde deshalb nicht beantwortet. Das Geschäft stockte. Das Format der Gedichte war Mitteloctav, die volle Seite zu 24 Zeilen. Das von Böhm nach einer Zeichnung Heinrich Meyers gestochene Titelkupfer der Gedichte stellt den Ritter Delorges dar, wie er sich nach dem Handschuh bückt. Die Sammlung wurde auf Velin-, Post- und ordinairem Papier abgezogen (Kalender 99).

146. An Schiller.

Bremen 13. Merz 1800.

Verzeihen Ew. Wohlgebohren es dem lebhaften Wunsche, dem Publico für die gute Aufnahme des ersten Jahrganges meines Taschenbuchs, meinen schuldigen Dank zu bringen, daß ich Ihnen abermals durch einige Zeilen beschwerlich falle.

Womit würde ich wohl die Leser meines Taschenbuchs froher überraschen können, als durch ein Product Ihrer liebenswürdigen Muse? was würde mir sicherer für die Fortdauer meines Unternehmens bürgen, als wenn ein Schiller sich entschließen wollte, mich durch seine Beiträge zu demselben zu unterstützen?

Sollte mich die süße Ahndung täuschen, die ich von Ihrer Bereitwilligkeit hege? oder darf ich mir nicht vielmehr mit der Erhörung meiner angelegentlichsten Bitte schmeicheln?

In Ansehung meines Danks beziehe ich mich auf das Schreiben, womit ich zu seiner Zeit mein an Ew. Wohlgebohren gesandtes Taschenbuch begleitete, und werde gewiß in der Erfüllung jede mir von Ihnen vorzulegende Bedingung meine ehrenvollste Pflicht suchen. Eine Kleinigkeit an Wein, welche ich am Sonnabend in einer Kiste H H S № 64 gemk. nach Braunschweig an H. Joh. Chr. v. d. Heyde sen. sandte, und von daher Sie es mit der ersten Fuhre erhalten werden, werden Sie als eine schwache Aeußerung meines Wunsches, bey Ihnen in wohlwollendem Andenken zu bleiben, nicht ungünstig aufnehmen, und sich versichert zu halten, daß ich mit unveränderlicher Hochachtung und Verehrung verbleibe Ew. Wohlgebohren ergebenster Diener

Friedr. Wilmans.

Aufforderungen dieser Art werden, seit Schiller mit dem Wallenstein die edelsten Herzen in Deutschland erobert hatte, sehr häufig. Die Taschenbücher von Cotta, Becker, Wilmans [illegible]äferten, Beiträge zu erhalten. Buchhändler wie Oehmigke, Franke, Gehra, Severin, Scherer u. a. baten unter allerlei Formen, bald um sich aufzuhelfen, bald um ihre glänzende Ausstattung zeigen zu können, um einen Verlagsartikel von Schiller, nur nicht alle in so bestechender Weise wie Wilmans, dessen Sendung (ohne des Namens zu gedenken) die erste Aufzeichnung nach der Krankheit ist und lautet: Am 15. April ein Kistchen mit 17 Bouteillen Wein aus Bremen, franco bis Braunschweig." Der Hr. Joh. Chr. v. d. Heyde sen. in Braunschweig, der die Spedition besorgte, benutzte die auf diese Weise eingeleitete Bekanntschaft, um (am 25. Juli) eine Aufforderung zum Spielen in der Braunschweiger Lotterie an ihn ergehen zu lassen.

Wilmanns „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" erschien anfänglich in Bremen, später in Frankfurt. Schiller sandte am 30. Juni 1800 „Gedichte" ein. Es waren, wie aus Nr. 163 hervorgeht, zwei „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte", und das „Lied der Hexen im Macbeth". Da sich die Herausgabe des Almanachs verzögerte, was Wilmans, in einem verlornen, am 3. Juli eingelaufenen Briefe anzeigte, nahm Schiller das Gedicht an Goethe in seine Gedichte (1, 270 ff.) auf, so daß Wilmans es nicht mehr benutzen konnte.

Schiller entschloß sich um diese Zeit, definitiv in Weimar zu bleiben. Die Familie bezog Oertels alte Wohnung (Charlotte u. ihre Freunde 1, 457), aus der die Kalb, die zuletzt dort gewohnt hatte, die Spuren der früheren Inhaber verdrängt hatte, so daß man nicht mehr daran erinnert wurde. Unter ihnen wohnten Schardts; die Frau war artig, gut und freundlich gegen Charlotte und erzeigte ihr viel Freundschaft; die weinerlichen Töne, die Hr. v. Schardt mit seinem Bassetspiel hervorbrachte, thaten ihr nicht wohl.

147. An Schiller.

Berlin den 22. März 1800

Hochzuverehrender Herr Hofrath. Ich bin so frei, Ihnen die 2 ersten Stücke des Romanjournals zu übersenden, wovon Sie die Gewogenheit hatten, zu versprechen, Antheil daran zu nehmen. Schon

so lange habe ich geharret, etwas von Ihnen zu hören, und zu sehen, ob Sie sich mein erinnern würden. Da dies aber nicht geschah, so dränge ich mich Ihrem Gedächtniß ein und frage

ob ich bald Hofnung den Damenkalender zu erhalten haben dürfe?

2) ob für das Romanjournal auch Hofnung sei, bald Beiträge zu erhalten?

3) wenn eher das teutsche Theater kann angefangen werden?

Vergeben Sie mein eilfertiges Geschreibe. Mit der wahrsten Verehrung Ihr ganz ergebenster

Unger.

Schiller hatte in Nr. 138 gesagt, er werde gern seinen Beitrag geben, sobald sich Stoff und Stimmung zu einer solchen Arbeit bei ihm finde. Beigetragen hat er selbst nichts zu dem Journal für Romane, aber doch mancherlei geliefert, was Unger gern annahm, obwohl sein Name dabei nicht als Empfehlung genannt werden konnte. Die zwei ersten Stücke enthielten den Roman: Gräfin Pauline. Vgl. Nr. 149. 151.

Von einem Damenkalender ist in den erhaltenen Briefen bisher nicht die Rede; einen solchen gab die Cottaische Buchhandlung heraus, und Schiller würde damit schwerlich haben Concurrenz machen wollen. Unger verlegte den Kalender der Akademie und wünschte denselben literarisch auszustatten und zu diesem Zweck eine Arbeit Schillers zu haben. Daraus gieng der Plan hervor, die Jungfrau von Orleans als Kalenderbeigabe erscheinen zu lassen, worüber die folgenden Briefe handeln.

Es ist schon früher auf diesen Brief hingewiesen, um festzustellen, daß Unger fortdauernd bereit war, das deutsche Theater (Nr. 130. 138) zu übernehmen.

148. An Hufeland.

Weimar, 23. März. 1800

Ja, lieber Freund, überwiegende Gründe haben es entschieden, daß ich diesen Sommer in Weimar und vielleicht einen Theil desselben in Rudolstadt zubringen werde. Mein Gartenhaus wird dadurch

frei und es würde mir sehr angenehm seyn, Sie diesen Sommer als meinen Nachfolger darin zu wissen. Fünfzig Thaler ist der Preis und wenn Sie die Nutznießung des Gartens dabei wünschen (das Gras ausgenommen, welches verpachtet ist), so geben Sie die fünfzig Thlr in sächsischem Courant (Louisd'or à 5 Thlr). Der Garten ist besonders reich an Rosen und Lilien, und Sie können, wenn es ein gutes Jahr giebt, eine reichliche Obstärnte halten. Ich bitte Sie nur, mir Ihre Entschließung, sobald Sie sie getroffen, wissen zu lassen. Mit meiner Gesundheit geht es immer noch langsam, ich war zu schnell und zu heftig angegriffen worden, daß die Natur sich nicht so bald wieder davon erholen kann. Sonst ist alles bei mir wohl, meine Frau, die sich Ihnen beiden aufs freundschaftlichste empfiehlt, hat, seitdem wir hier sind, eines anhaltenden Wohlseyns sich erfreut und auch die Unruhen und Sorgen bei meiner eigenen Krankheit gut überstanden.

Wir werden uns sehr freuen, Sie in den Ferien wieder zu sehen. Herzlich umarme ich Sie. Ihr ganz ergebener

Schiller.

Hufeland nahm das Anerbieten an (Nr. 155). Die überwiegenden Gründe bestanden in Schillers Theilnahme an der Theaterleitung, die mit seiner dramatischen Productivität in günstiger Wechselwirkung stand. Seine Frau schrieb um diese Zeit, obgleich Stark ihr in Weimar fehlte, sei es ihr doch wohlthätiger gewesen, dort zu sein: „Ich habe das Gefühl so im Herzen, daß ich hier mehr unter eigentlichen Freunden bin, als in Jena." Sie erwähnt der Nähe ihrer Schwester und der Frau v. Stein.

149. An Unger.

Weimar, 17. April 1800.

Sie werden vielleicht unterdessen durch Herrn Fichte oder einen andern Canal erfahren haben, wie wenig der vergangene Winter den Musen günstig war, da in der ersten Hälfte desselben meine Frau, in der andern ich selbst tödlich krank daniederlag. Dieß wird mich bei Ihnen entschuldigen, daß ich mein Wort nicht gehalten.

Einstweilen, bis ich mich mit meinem eigenen Beitrag hervor-

rücken kann, welches noch diesen Sommer geschehen soll, sende ich Ihnen etwas von fremder Hand, das mir mitgetheilt und von mir durchgesehen worden. Es ist eine allerdings interessante Erzählung, die in der Sammlung kleiner Romane keine schlechte Figur machen wird. Eine zweite Erzählung, die ich aber noch durchzusehen habe, wird in kurzer Zeit nachfolgen. Ich habe dem Verfasser in Ihrem Nahmen 10 Ld'ors für eine jede versprochen, da beide ohngefähr von derselben Größe sind, und hoffe, daß Sie meine Zusage, die Ihrem eignen Anerbieten gemäß ist, ratifiziren werden.

Was den Calender anbetrifft, so wünschte ich zu wissen, ob es Ihnen recht ist, wenn ich zur Basis desselben ein dramatisches Werk mache; denn da ich jetzt mit der vorzüglichsten Neigung in diesem Genre arbeite, so wünschte ich dabei zu bleiben und mir durch eine anderweitige Arbeit keine zu große Diversion zu machen.

Vielleicht kann ich es ausführen, diesen Sommer Berlin zu besuchen, wo ich mich vorzüglich auf Ihre persönliche Bekanntschaft freue, und dann über mehreres das weitere mit Ihnen zu besprechen hoffe.

Wenn ich Ihnen dadurch nicht zu viel Mühe mache, so wünschte ich, daß Sie die Güte haben möchten, mir zwei Spiegel in goldenen Rahmen (der aber nicht überladen sein dürfte) von etwa 20 Zoll Breite und doppelt so großer Höhe ausnehmen zu lassen und hieher zu schicken. Man sagt mir, daß sich dergleichen in Berlin schön und um einen mäßigen Preis findet, und in der Wahl weiß ich, daß ich mich ganz auf Ihren Geschmack verlassen kann. Die Leipziger Messe verschafft vielleicht Gelegenheit, solche bequem hieher zu schaffen.

Das Journal der Romane, für dessen Uebersendung ich Ihnen den verbindlichsten Dank sage, hat mich sehr angenehm unterhalten. Die Gräfin Pauline erinnerte mich an Agnes von Lilien, zu der sie ein Gegenstück ist, ohne eine Nachahmung derselben zu sein.

Hrn. Woltmann bitte ich mich freundschaftlich zu empfehlen.

Mit vollkommener Hochachtung verharre ich Ew. Wohlgeb. gehorsamster Diener

Schiller.

Am 11. Oct. 1799 war Schillers erste Tochter Caroline geboren (Kal. 83) und am 15. getauft. Acht Tage später am 23. Oct.

heißt es im Kalender: „An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden. Gewacht", und dies Gewacht läuft bis zum 6. Nov. fort. Erst am 21. Nov. heißt es: „An diesem Tage ist Lolo um vieles besser gewesen und hat einen Brief geschrieben." Ueber die schwere Krankheit der Frau, ein förmliches Nervenfieber, schreibt Schiller auch an Goethe (Nr. 665 ff.). Auch Schillers Frau selbst berichtet darüber an Fritz v. Stein (Charl. u. ihre Freunde 1, 453). Gegen Ende des Monats hatte sie sich wieder soweit erholt, daß sie mit den Ihrigen nach Weimar übersiedeln konnte; sie wohnte, von Schiller und der kleinen Familie getrennt, bei Frau v. Stein, bis sie eingerichtet waren. Dann kam im Febr. die schwere Krankheit Schillers (Nr. 145). Und während aller dieser Unruhen wurde an Maria Stuart und Macbeth gearbeitet und selbst der Plan zur Jungfrau von Orleans schon erwogen. Unter diesen Umständen war Schiller gegen Unger wohl entschuldigt. Aber nicht blos, um sein Wort möglichst zu lösen, sondern auch, um die Opfer auszugleichen, welche die Krankheiten und die Uebersiedlung mit sich führten, machte Schiller die Arbeiten seiner Frau nutzbar. Denn die Erzählung, die er hier übersendet und von der er im Kalender den Titel, Autun und Manon, angibt, war von Charlotte. Gedruckt steht sie im Journal der Romane 3, 217—388. Die andre hier verheißene wurde am 29. August abgesandt: Der Proceß, gedruckt im Romanenjournal 4, 67—191. Daß Unger den Beitrag zu dem bedungenen Preise nahm, geht aus Nr. 153 hervor.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß auch in der Flora (Tübingen Cotta 1800) zwei Erzählungen von Charlotte stehen: Die Nonne (1, 163—222) und die neue Pamela (2, 81—157). Diese Erzählungen und die Gedichte, die in „Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde" (1, 3—30) stehen, verdienten, schon der Pietät wegen, gesammelt herausgegeben zu werden. Nur sind davon diejenigen Gedichte völlig auszuschließen, die Hoffmeister aus dem letzten Stück der Horen in seine Nachlese als Arbeiten Charlottes aufgenommen hat, und ebenso wenig sind die mit Louise unterzeichneten Gedichte des Musenalmanachs für 1798 und 1799 aufzunehmen. Die letzteren hielt Frau v. Stein (Charl. v. Sch. u. ihre Freunde 2, 232) für Erzeugnisse ihres Lolochen, und der Herausgeber Urlichs bestärkt seine Leser in dieser Meinung. Da Düntzer (Charlotte v. Stein 2, 97 f.) diesen garstigen Irrthum ohne Quellenangabe wiederholt, das heißt

ohne die Schuld auf Urlichs zu schieben, macht er den fremden Fehler zum eignen. Denn die Verfasserin ist nicht Charlotte Schiller, sondern Louise Brachmann. Alle drei Gedichte des Musenalmanachs für 1799 stehen in ihren Gedichten (Dessau 1808): Die Rettung (mit einer zweiten Idylle vermehrt) S. 77; Phantasie S. 150 und An die Horen S. 174. Aus dem MAlm. f. 1798 hat Louise Brachmann nur Guido's Aurora aufgenommen (S. 3), aber damit die Autorschaft des Uebergangenen bekannt. Daß die Gedichte aus dem letzten Horenstücke von Louise Brachmann sind, sagt Schiller in seinem Briefe vom 5. Juli 1798 an sie: „Sie finden im zwölften Stück der Horen einige Ihrer Gedichte abgedruckt." Von diesen hat Louise keins in ihre Sammlung aufgenommen.

Schon im Jan. 1798 hatte Schiller seinen Freund Körner nach Preisen von Spiegeln ohne Rahmen gefragt (4, 67), und dieser gab den Preis für Spiegel, 24 Zoll breit und 48 hoch zu 43½ Thlr. an, empfahl aber, die Leipziger Messe zu benutzen, da man dort billiger kaufe. Schiller erwiederte (4, 70), er werde die Messe erwarten. Es scheint, er habe sich damals beholfen. Den jetzigen Auftrag besorgte Unger um die Hälfte billiger, da er zwei Spiegel mit Rahmen, einige Zoll schmäler und kürzer, für 41¼ Thlr kaufte (Nr. 153), sodaß von dem Honorar, das Lolo für Autun und Manon erhielt, noch etwas übrig blieb.

150. An Schiller.

Leipzig d. 28 Aprill. 1800.

Verehrungswürdiger Freund! Warum müssen die Besten unter den Menschen so oft mit Krankheit kämpfen. Da laufen ganze Heerden herum, die Zeit genug hätten, sich mit Fiebern und Krämpfen und der ganzen feindlichen Macht herum zu balgen, und bleiben verschont! Gott sey Dank, daß Sie wieder gesund sind. Der alles beglückende schöne Frühling erquicke Sie mit vollendeter Genesung.

Es ist mein völliger Ernst, daß ich, sobald ich den 30j. Krieg und den Don Carlos von Ihnen erhalte, den Druck anfange, und ich versichere Ihnen heilig, daß ich mit der größten Freude drucke. Ich überreiche Ihnen hierbey die beyden Stücke der Thalia, welche Sie befohlen. Haben Sie tausend Dank für die Freude, welche Sie mir durch Ihren lieben Brief und die Ankündigung der Erfüllung meines

sehnlichsten Wunsches gemacht haben. Diese Freude wirkt so viel Leben in mir, daß ich anfange, meinen Beruf wieder lieb zu gewinnen; ich war im Begriff, ihn mit einer unbequemern aber gesündern und erheiternden Lebensart zu verwechseln.

Meine gute Frau empfiehlt sich, so wie ich, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Könnten wir Sie beyde doch einmal auf unserm Hügel bewirthen. Die Erfüllung dieses Wunsches hoffen wir noch immer. Mit der innigst freundschaftlichsten Verehrung der Ihrige

Göschen.

Göschen hatte damals die Grille, den Buchhandel ganz aufzugeben und in Hohenstedt Landwirthschaft zu treiben. Einladungen, wie die seine hier, erfolgten mehrfach. Den Stolz der Nation zu bewirten, waren viele bereit; aber die, welche ihn seinen steten Sorgen hätten entreißen können, bekümmerten sich nicht um ihn; die sich für ihn interessierten, waren nicht in der Lage, viel für ihn zu thun, weder Karl August noch die übrigen kleinen Fürsten, mit denen er verkehrte. Er war auf sich selbst angewiesen und mußte seine Kräfte aufreiben, um zu leben.

151. An Schiller.

Berlin den 8. Mai 1800

Ich freue mich von Herzen, daß Ihre Gesundheit wieder hergestellt ist, und daß Sie mir einen Beitrag für das Romanen-Journal zugleich mit übersandt haben, der mir sehr willkommen ist. Noch erfreulicher wird mir eine Arbeit von Ihnen diesen Sommer sein. Vielleicht, daß Sie diese selbst nach Berlin bringen. Wenn Sie kein besseres Absteigequartier haben, so biete ich Ihnen mein Haus dazu an; es wird mir außerordentlich freuen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und wenn Sie meine Bitte Statt finden lassen, bei mir zu wohnen. Ich kann Ihnen auch vielleicht in dem Garten, worin wir im Sommer wohnen, einen kleinen Aufenthalt schaffen, wenn Sie dies vorziehen.

Was Sie mir für den Kalender geben wollen, ist mir gleich. Ich weiß, daß ich etwas vortreffliches zu erwarten habe.

Ehe ich Ihren Auftrag ausrichte, frage ich erſt an, ob Ihnen dieſe Spiegel nicht zu theuer ſind, oder ob Sie die wohlfeilere Art vorziehen wollen. Spiegel von 20 Zoll breit und 40 Höhe in einem Stück koſten, mit Rahmen, das Stück 47 bis 48 Thlr. Ein ähnlicher in zweien Stücken wird ohngefähr 21 bis 22 Thlr koſten. Ich glaube immer, man kauft in der Leipziger Meſſe wohlfeiler. Soll ich Ihnen in Leipzig welche kaufen und ausſuchen, ſo bitte ich gehorſamſt mir es mit der nächſten Poſt nach Leipzig zu ſchreiben. Ich treffe den 9. Mai dort ein und bleibe 14 Tage.

Wenn eher darf ich wohl auf Manuſpt zu dem Kalender ohngefähr Rechnung machen?

Ich freue mich ſehr, daß die Gräfin Pauline Ihren Beifall gefunden hat; ſie iſt ein Product meiner Frau.

Hr. Hofr. Woltmann empfiehlt ſich Ihnen gehorſamſt. Er iſt einer meiner Hausgenoſſen, und er freut ſich auch ſehr zu ihrer Ankunft. Sie ſollen gewiß nicht mit läſtigen Menſchen bei mir zu kämpfen haben, ſondern ſollen ſolche blos ſehen, die Sie ſelbſt wünſchen werden zu ſprechen.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit und bin mit wahrſter Verehrung Ew. Wohlgebohren gehorſamſter Diener

Unger.

Ueber die Schriftſtellerin Friederike Helene Unger, geb. v. Rothenburg, Tochter des preußiſchen Generals, iſt Schindels Lexikon 2, 376—381 zu vergleichen. Sie hatte ſchon von 1782 an drucken laſſen und beſonders durch ihr „Julchen Grünthal, eine Penſionsgeſchichte" (Berlin 1784) Glück gemacht. Sie verlor ihren Gatten am 26. Sept. 1804 und ſtarb ſelbſt am 21. Sept. 1813. Manche Arbeiten, die übrigens alle anonym erſchienen, giengen von beiden aus, ſo: Marie, eine Geſchichte aus dem Engliſchen (Berlin 1785—86), wovon der erſte Theil ihrem Manne, der zweite ihr gehört.

152. An Schiller.

Leipzig, den 6. May 1800.

Ew. Wohlgeb. nehme ich mir die Ehre hier anliegend den Probebogen vorzulegen, den mir mit der geſterichen Poſt Hr. Göpfert von

Dero Gedichten eingesand, und mich dabey befraget hat, ob an der getroffenen Einrichtung des Druckes noch etwas zu erinnern sey. Ob sich nicht der Druck weit angenehmer ausgenommen haben würde, wenn es Ihnen gefällig gewesen seyn würde, lateinische Lettern dazu zu bestimmen, dies zu beurtheilen, stelle ich Ew. Wohlgeb. anheim. Sollten Sie sich nach Ansicht dieses Bogens jezt noch geneigt fielen, denen latein. Lettern den Vorzug vor den deutschen zu geben, so bitte ergebenst, bei Hrn. Göpfert die Anordnung zu treffen, daß er diesen Bogen wieder ablege, und von neuen, so wie das ganze Werk mit lat. Lettern seze. Ich glaube, daß wir die nehmlichen Lettern dazu könnten nehmen lassen, mit denen Dero prosaische Schriften gedruckt worden sind. Matthisons Gedichte sind aus eben der Schriftart gedruckt, und nehmen sich nach meiner Empfindung recht schön aus. Da mir aber hauptsächlich daran gelegen ist, daß alles ganz zu Ihrer Zufriedenheit eingerichtet werde, so unterwerfe ich mich sehr gerne alle dem, was Sie darinnen anzuordnen belieben werden. Hr. Göpfert muß dem Druck dieser Gedichte mehr Regelmäßigkeit geben, als er auf dem Probebogen gethan hat, sie mögen nun mit lat. od. deutsch. Lettern gedruckt werden. Ich habe darüber einige Bemerkungen für ihn beygelegt, und ihn auf Matthisons Gedichte verwiesen, wo alles sehr gut ordiniret ist. Von dem Titelkupfer belieben Ew. Wohlgeb. hier beyliegend einen Abdruck zu empfangen. Hr. Böhme wünscht nebst mir nichts so sehr, als daß Sie mit dessen Bearbeitung möchten zufrieden seyn können. Im Reichsanzeiger wurde im Monath März Ew. Wohlgeb. eine Anzeige von einem im Werke seyenden splenditen Nachdruck von Dero Gedichten gemacht. Ich weiß nicht, ob Ihnen dieses Blatt zu Gesichte gekommen seyn dürfte. Wäre Ihnen nähere Kenntniß von diesem Nachdruck gegeben worden, so vertraue ich Dero Güte, daß Sie alles thun werden, denselben unterdrücken zu helfen, und mich gegen diese Räuberey zu schüzen. Alle Eleganz, die der Nachdrucker diesem Werke zu geben im Stande ist, bin ich auch vermögend dieser unserer rechtmäßigen Ausgabe zu geben, und hegen Ew. Wohlgeb. Wünsche zu noch mehrerer Verziehrung derselben, so bitte ergebenst mir solche zu eröfnen, ich werde mit Vergnügen alles thun, alle Reue bey Ihnen zu verhüten, mir den rechtmäßigen Verlag derselben übertragen zu haben.

Mit der stärksten Hochachtung verharret Ew. Wohlgeb. Dero gehorsamster

S. L. Crusius.

Am Schluß seines Musenalmanachs f. 1799, also schon im Herbste 1798, hatte Schiller angekündigt: „Bei Herrn Crusius in Leipzig erscheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte von mir selbst ausgewählt, verbessert und mit neuen vermehrt. Schiller." Da die Ausgabe zur angegebenen Zeit nicht erschien, hielt es der Buchhändler Theodor Franz Behrens in Frankfurt für vortheilhaft, eine Sammlung zu veranstalten. Davon muß ein Verehrer Schillers Kunde bekommen haben, denn kurz vor dem Erscheinen dieses Nachdrucks enthielt der Reichsanzeiger von 21. März 1800 (Nr. 68. Sp. 873) folgende: Nachricht. Ein Feind des Nachdruckes hält es für Pflicht, dem Hofrath Schiller hierdurch anzuzeigen, wie er in Erfahrung gebracht, daß man damit umgeht, eine Sammlung seiner (älteren) Gedichte zu veranstalten, die in kurzem mit vieler typographischer Eleganz erscheinen wird." Der Nachdruck erschien mit dem fingierten Druckort Jena und Weimar im J. 1800. In der Oberpostamtszeitung vom 19. Mai 1800 (Nr. 79) pries der Nachdrucker mit seinem Namen das Machwerk an. Ueber das Nähere ist auf die S. Schriften 11, 9 f. der Vorrede zu verweisen. Erst in der Vorerinnerung zum zweiten Theile fertigte Schiller die Sammlung ab, „die ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines schmutzigen Aeußern zur Schande des guten Geschmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers dennoch Käufer finde."

Die von Schiller selbst veranstaltete, von Göpfert unter seiner Revision gedruckte Sammlung erschien mit deutschen Lettern, obwohl der Verleger sich offen für lateinische erklärt, die damals Mode waren, nur von Goethe und Schiller nicht gebilligt wurden. Nur Macbeth und die kl. prosa. Schriften, sowie die sog. Prachtausgabe des Carlos und der Musenalmanach erschienen mit lat. Lettern, die Unger auch für die Jungfrau wählte.

153. An Schiller.

Leipzig den 13. Mai 1800.

Wohlgebohrner Herr, Hochzuverehrender Herr Hofrath. Ich habe Ihren Auftrag so gut als mir möglich war, ausgerichtet und Ihnen zwei Spiegel gekauft, so groß als sie nur zu haben waren. Nach Ihrer Vorschrift fehlt ohngefähr 1 Zoll in der Höhe als Breite. Mein

Wunsch ist, daß sie Ihnen gefallen mögen. Ich lege Ihnen die Quittung des Fabrikanten hierbei.

Die mir gütigst mitgetheilte Erzählung fürs Romanenjournal beträgt 50 Thlr Gold oder 53 Thl. 12 gr. Sächs. Davon geht ab die 41 Thlr 6 gr., also ich Ihnen noch 12 Thlr 6 gr. schuldig bleibe, die ich Ihnen die Ehre haben werde durch jemand, der nach Weimar reist, zustellen zu lassen.

Ein Glück ist mir in Leipzig widerfahren, daß ich Goethe habe kennen gelernt. Ich wüßte keinen liebenswürdigeren Mann.

Machen Sie es doch ja möglich nach Berlin zu kommen. Schon eine Veränderung der Luft wird Ihrer Gesundheit zuträglich sein, und ich will mich bemühen, Ihre Tage, die Sie bei uns zubringen werden, so heiter, als es in meinen Kräften steht, zu machen. Meine Frau und ich freuen uns sehr zu Ihrer Bekanntschaft.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit ganz gehorsamst

Unger.

Wann darf ich auf die zweite Erzählung hoffen, und was mir noch weit angelegentlicher ist: Wann darf ich wohl auf Ihren eigenen Roman für das Romanenjournal rechnen?

Der Cours der Louisd'or stand damals also außerordentlich niedrig zu 5 Thrl. 8 $^{1}/_{8}$ Gr. Nach Schillers Kalender standen sie im August 1802 zu 5. 13. 6 Pf., die Karolin zu 6 Thlr. 12 gr. und die Ducaten 3 Thlr. 3 gr. 4—5 Pf., den Thaler zu 24 Gr. gerechnet.

Ueber die zweite Erzählung vgl. 161.

154. An Schiller.

Leipzig den 14. May 1800.

Ew. Wohlgeb. werden verhoffentlich mein lezt Ergebenes durch Hrn. Göpfert nun erhalten haben. Seit dieser Zeit ist Hr. Göpfert hier selbst angekommen, und hat mir Dero Wunsch bekannt gemacht, daß ich einen Theil der Auflage auch auf Schreibpapier möchte machen lassen. Diesem werde ich mit Vergnügen ein Genüge leisten, und habe deßhalb bereits schon eine gute Sorte Pappier Hrn. Göpfert zu

dieſem Berufe übergeben. Was Ew. Wohlgeb. in Abſicht der Schriftart zu entſchließen geruhen werden, darinnen ſtimme ich ganz mit Ihnen überein, und überlaſſe es völlig Dero Gutachten. Die Veranlaſſung meines jezigen Schreibens iſt gegenwärtige Anlage, die ich Ihnen ſogleich zuzuſenden mich vor verbunden erachtete, da ich zweifeln mußte, daß ſie Ihnen bald in die Hände fallen dürfte. Ob es nicht nöthig ſeyn möchte, in öffentlichen Blättern etwas über dies Unternehmen zu ſagen, ſtelle ich Dero Einſichten anheim. Da ich eilen muß, dieſes noch mit der heutigen Poſt an Ew. Wohlgeb. gelangen laſſen zu können, ſo kann ich dieſem weiter nichts hinzuſezen, als die Verſicherung der aller vollkommenſten Verehrung Dero gehorſamſter

S. L. Cruſius.

Die fehlende Anlage kann nur die ſchon zu Nr. 151 erwähnte Anpreiſung des Nachdruckes ſein, die vielleicht als Circular an die Buchhandlungen verſandt war. Daß Schiller gegen den Nachdruck nichts thun konnte, wußte Cruſius. Dieſem ſchamloſen Plünderungsſyſtem gegenüber ſtanden die Autoren rathlos da. Ja die Beſtimmungen über lit. Eigenthum waren ſo ſeltſam, daß z. B. die Nachdrucker wie Schwan und Götz ein Privilegium für ihren unrechtmäßigen Verlag ausbrachten, ſo daß die echte Ausgabe des Autors unerlaubt war. „Schmidt, der Verf. der deutſchen Geſchichte, war in dieſem Falle, und die neue Auflage ſeines Buches durfte auf der Leipziger Meſſe nicht verkauft werden, weil ſie für einen Nachdruck galt.“ (Körner 1, 376 f.)

155. An Hufeland.

Weimar, 22. Jun. 1800.

Herr Prof. Eichſtädt wünſcht mein Gartenhaus für Sommer und Winter zu miethen und bittet mich um baldige Antwort. Ich will ſie ihm nicht eher ertheilen, bis ich von Ihnen gehört habe, ob Sie etwa willens ſind, ſolches auf die zwei nächſten Sommer unter den alten Bedingungen zu behalten, in welchem Falle ich mich auf Herrn Eichſtädts Propoſition nicht einlaſſen würde. Haben Sie die Güte, mir mit dem Botenmädchen Dienſtag Abends Ihre Entſchließung zu melden, weil ich Herrn Eichſtädt gern auf den Mittwoch [25.]

antworten möchte. Leben Sie recht wohl; von uns beiden viel Schönes an Ihre Frau Gemahlin. Ganz der Ihrige

Schiller.

Der am Sonntage geschriebene Brief gieng erst am 23. ab und Hufelands Antwort gieng erst am 26. ein. Die Antwort auf Eichstädts Brief vom 20. ist im Kalender nicht verzeichnet. Hufeland hatte den Vorschlag angenommen.

Am 30. Juni sandte Schiller dem Buchhändler Wilmans in Bremen Gedichte, vgl. zu 146.

156. An Schiller.

Berlin den 6. July 1800.

Hochzuverehrender Herr Hofrath. Ueberbringer dieses, zwei gebildete junge Männer aus Wien, Hr. Baron de Sardagna und Hr. Doktor Weintridt, wünschen das Glück zu haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, da sie so große Verehrer Ihrer vortreflichen Werke sind. Nehmen Sie diese Herren gütig auf. Diese Bitte wird mir unendliche Freude machen, sie erfüllt zu sehen.

Darf ich noch hoffen, daß Sie Ihren gehabten Vorsatz ausführen, diesen Sommer nach Berlin zu kommen?

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit gehorsamst

Unger.

Die beiden hier empfohlenen Herren sind nicht weiter bekannt. Schiller antwortet Nr. 158.

157. An Schiller.

Berlin den 12. Jul. 1800.

Wohlgebohrner Herr, Hochzuverehrender Herr Hofrath. Euer Wohlgebohren werden nun wohl die Spiegel erhalten haben und durch die Hofmannische Buchhandlung den Rest meiner Schuld berichtigt bekommen? Ich wünsche nichts mehr, als daß ich diese Spiegel zu Ihrer Zufriedenheit eingekauft haben möge.

Von Zeit zu Zeit habe ich noch immer gehofft, Nachricht von

Ihnen zu erhalten, ob Sie bald nach Berlin kommen würden. Zu Ihrer Aufnahme ist alles bereit, und ich will alles mögliche dazu beitragen, daß Sie in Berlin keine Langeweile haben sollen. Ich habe es einigen Ihrer großen Verehrer vorläufig gesagt: daß Sie vielleicht Berlin sehen würden. Diese freuen sich mit mir sehr nach dem Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft.

Wäre Maria Stuart, welche Sie, wie ich höre, neulich vollendet haben, kein vortrefflicher Gegenstand, dies Stück in einen Kalender zu liefern? — Wenn Sie es nicht bereits versprochen haben, so bitte ich gehorsamst darum. Die Ausgabe Ihres Wallenstein ist nicht schön gerathen; es müßte denn eine besondere Prachtedition gemacht worden sein, die ich nicht kenne. Zur Maria St. lassen sich herrliche Kupfer liefern.

Darf ich so dreist sein, zu bitten, mein auch beim Romanjournal eingedenk zu sein? Was Sie mir in Verlag geben, soll gewiß mit der allermöglichsten Sorgfalt und eine kleine Ausgabe für Liebhaber prächtiger Ausgaben gedruckt werden.

Man hofft noch immer auf die Fortsetzung des Geistersehers. Ist dies gegründet? wenn ich nicht eine zu vorwitzige Frage wage, so könnte vielleicht das Ganze, wenn Sie von dem, was bereits erschienen ist, eine veränderte Ausgabe machen, ein höchst wichtiger Beitrag zu dem Rom. Journ. sein, wenn Sie es dazu bestimmen wollten.

Nehmen Sie diesen mit lauter Wünschen und Bitten angefüllten Buchhändlerbrief gütig auf und bleiben gewogen Ihrem so sehr großen Verehrer

Unger.

Am 4. Juni 1799 hatte Schiller die Ausarbeitung der Tragödie Maria Stuart begonnen, am 24. Juli den ersten Akt beendigt und den zweiten angefangen, den er am 26. August als fertig bezeichnet. Den dritten fieng er gleich am folgenden Tage an, machte dann aber vom 3. Sept. bis 1. Oct. eine Pause. Die beiden ersten Akte las er Goethe am 16. Sept. vor. Der dritte Akt fiel in die Zeit der schweren Krankheit der Frau und der eignen. Aber am 11. Mai 1800 hatte er die Schauspieler bei sich, denen er die vier ersten Akte vorlas; am 16. Mai nahm er den fünften Akt vor, der am 9. Juni fertig war. Schon am 14. wurde das Stück gespielt und am 16. Juni

wiederholt. Anfang Mai war Cotta auf seiner Reise zur Messe bei Schiller gewesen und hatte das Verlagsrecht erworben, so daß Unger zu spät kam. Aber Schiller hatte schon seit dem 1. Juli eine neue Tragödie in Arbeit, die Jungfrau von Orleans, deren Verlag Unger erhielt.

158. An Unger.

Weimar, 26. Jul. 1800

Ich bitte Sie recht sehr um Verzeihung, wertheſter Herr, daß ich Ihnen so spät für die gütige Besorgung meiner Angelegenheit danke, und Ihre beiden Schreiben nicht früher beantwortete. Die Spiegel haben meinen ganzen Beifall, den Rest des Geldes hat mir die Hofmanische Buchhandl. vor 8 Tagen ausbezahlt, weil ich eine Zeitlang auf dem Lande abwesend war.

Es ist mein sehnlichſter Wunsch nach Berlin zu kommen, und von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch zu machen, aber die Ausführung hängt noch von Umständen ab, und besonders von dem Wohlbefinden meiner Frau, die mich gerne begleiten möchte.

Maria Stuart, die Sie vielleicht bald in Berlin werden spielen sehen, denn ich habe das Mſcrpt. schon vor Einem Monat an Hrn. Iffland gesendet, ist nicht mehr zu meiner Disposition, ich habe sie schon vorlängſt Herrn Cotta zugesagt. Aber ein anderes Stück hoffe ich Ihnen gewiß für den Calender von 1802 zu liefern und endlich meine Zusage zu erfüllen.

Auch habe ich des herauszugebenden deutſchen Theaters wegen mit Goethen neuerdings gesprochen und er hat große Neigung dazu. Diesen Winter sollen die Anstalten dazu gemacht werden, wo ich Ihnen dann auch unsern Plan ausführlicher mittheilen werde.

Die versprochene zweite Erzählung zum Journal der Romane erhalten Sie binnen 8 Tagen, aber ich zweifle ob ich Ihnen diesen Sommer oder Herbſt noch etwas eigenes werthe dazu liefern können, da ich noch ganz in einer angefangenen Arbeit für das Theater stecke, und nicht weiß, wenn ich diese beginnen (beenden?) werde. Selbſt meinen Muſen-Almanach, von dem ich noch einen Jahrgang habe liefern wollen, muß ich deswegen fallen laſſen.

Sie haben Recht mit dem Druck des Wallenſtein nicht zufrieden zu seyn, es sind mehrere Ungeſchicklichkeiten dabei begangen worden.

Eine schönere Ausgabe ist von dem Stück nicht gemacht, Hr. Cotta will dieses versparen, bis meine sämmtlichen Schauspiele gesammelt werden.

Zur Vollendung des Geisterſehers fehlt mir leider die Stimmung gänzlich. Es ist eine zu lange Zeit, daß ich den ersten Theil verfertigt habe, ich wollte eben so gut einen ganz neuen Roman schreiben als diesen alten beendigen. Die erste gute Idee, die ich zu einem solchen habe, soll Ihrem Journal der Romane gewidmet seyn. Vielleicht würde ein verständiger geistreicher Auszug aus dem Coeur humain devoilé von Rêtif de la Bretonne ein sehr schätzbarer Beitrag dazu seyn. Es sind, wie Sie vielleicht wissen, 8 Bände von dieser Selbstbiographie, die noch lange nicht geendet ist, heraus, die aber, so wie sie jetzt sind, weder gekauft, noch allgemein gelesen werden können, obgleich die Schrift eine der wichtigsten in der ganzen neuern Literatur ist. Diese acht Bände in zwey zusammengezogen, müßen unendlich interessiren, doch muß ich hinzusetzen, daß sie nicht immer von züchtigen Materien handeln.

Ihr letztes Schreiben haben mir die beiden Herren aus Wien überbracht, diese Bekanntschaft machte mir viel Vergnügen.

Die Einlage bitte an Hrn. Süvern und Mad. Fichte gütigst zu besorgen. Mit vorzüglicher Hochachtung der Ihrige

Schiller.

Der Landaufenthalt währte vom 15. Mai bis 2. Juni. Schiller war in Ettersburg gewesen, um die Maria Stuart zu beendigen. Seitdem hatte er nur den 4. Juli einen Besuch in Ettersburg gemacht.

Maria Stuart wurde erst am 8. Jan. 1801 in Berlin gegeben, die Schiller schon am 22. Juni an Iffland gesandt hatte (Kal. 95. Teichmanns Nachlaß 210).

Zu dem Musenalmanach auf 1801, der im Meßkatalog des Herbstes angekündigt war (Körner 4, 194) waren Beiträge eingelaufen vom Major Steigentesch in Offenburg (30. April 1800), Conz in Stuttgart (3. Mai), Messerschmidt in Altenburg (23. Mai und 3. Juni), Böhlendorf (17. Juni), Christoph Jett aus Heidelberg (8. Juli), Wellhorn aus Halle (8. Sept.), Hovenbeck (16. Sept.) u. a., so daß es an Stoff wenigstens nicht gefehlt haben würde, da Goethe,

Herder, Schlegel, die Mereau, die Brachmann und a. sicher auch nicht fern geblieben wären, wenn Schiller sie aufgefordert hätte.

Was Unger und Schiller an der ersten Ausgabe des Wallenstein eigentlich auszustellen fanden, ist nicht deutlich; die Ausstattung ist so anständig, ja gefällig, wie nur bei irgend welchem Buche der Zeit.

Auf den vorgeschlagenen Auszug aus Retifs Selbstbiographie ging Unger nicht ein. Ueber Retif und seine Schriften vgl. Wolff, Allg. Gesch. des Romans. Jena 1841. S. 340 ff.

Der Brief an Süvern vom 26. Juli 1800 steht in der Berliner Sammlung 2, 906. Es möge daraus die wichtige Stelle hervorgehoben werden: „Die Tragödie des Sophokles, die ich unbedingt verehre, war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann; und das Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen."

159. An Schiller.

Halle 31. Julius 1800.

Wohlgebohrner Herr, Insonders Hochzuverehrender Herr Hofrath! Ob ich gleich selbst über die Freyheit dieses Schreibens und den Antrag desselben mich verschiedentlich zur Rede gesezt und auch schon einen Brief cassirt habe, so treibt gleichsam etwas verborgenes mich immer wiederholentlich an, mein Schreiben und bittlichen Antrag an Dieselben abzuschicken. Ew. Wohlgeb. werden daher geneigtest verzeihen, daß ich dem Drange Folge leiste und Dieselben mit einem Brief und Antrage belästige, der Denenselben gewiß noch nicht vorgekommen ist.

Ich bin Buchdrucker in Halle, habe auch vor Jahren einigen Verlag gehabt, bin aber durch Betrug und mein zu gutes Herz dahin

gebracht worden, daß ich zu nothdürftiger Erhaltung meiner Familie und zur Rettung meiner nicht geringen Buchdruckerei den Verlag verkaufte und unter der Zeit blos für Buchhändler gedruckt habe, wobei freilich nur das tägliche Brod herauskommt. Es wird Ew. Wohlgeb. nicht minder als mir bewußt seyn, daß oftmals nur ein einziger Mann erforderlich ist, um das Glück einer Familie nicht allein blühend, sondern auch gründend zu machen; und dieses Gefühl hat mich ohnaufhörlich angetrieben, mein Schreiben an Dieselben abgehen zu lassen und Dieselben auf das ergebenste zu ersuchen, die Maria Stuart mir geneigtest in Verlag zu geben. Es ist sowohl bey diesem Schreiben, als die ganze Zeit daher ein ganz sonderbares Gefühl in mir, das ich mir gar nicht enträzeln kann, und wenn ich so glücklich seyn sollte, es von Ew. Wohlgeb. in Verlag zu erhalten, ich fast zu sagen genöthigt wär, es ist eines höhern Wesens Antreibung und Schickung.

Ich bitte nochmals auf das ergebenste, mein Schreiben geneigtest zu verzeihen, und mich mit einer (wollte Gott willfährigen) gütigen Antwort zu beehren; der ich übrigens die Ehre habe mit aller Hochachtung zu beharren Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener

Fr. Dan. Francke.

Das Eintreffen des Briefes vom „Buchdrucker Frank aus Halle" hat Schiller am 2. Aug. notiert; eine Antwort scheint nicht erfolgt zu sein. Der unterm 29. Aug. „an Frank" aufgeführte Brief ist der vom 28. an seinen Schwager Frankh, den Mann seiner Schwester Louise, gerichtete, in Boas Nachträge 2, 475 abgedruckte. Dem Briefe war der erste Band seiner Gedichte beigefügt.

160. An Schiller.

Berlin den 23. Aug 1800.

Ich wünschte von Herzen, daß Ihrer Frau Gemahlin Gesundheit so beschaffen sein möge, daß sie bald mit Ihnen nach Berlin kommen könne. Wir wollen, was in unsern Kräften steht, zu Ihrer Bequemlichkeit und Erheiterung beitragen.

Sie wollten die Gewogenheit haben, eine Erzählung zum Romanen-

journal zu ſenden. Ich ſchob deshalb meine Antwort auf. Nun aber kann ich nicht länger damit Anſtand nehmen, um meiner Frau und meinen Wunſch, Sie und Ihre Frau Gemahlin bei uns zu ſehen, zu befriedigen. Vielleicht können Sie nun Ihre Reiſe hierher beſtimmen und dies ſoll für uns eine wahre Freude ſein.

Madame Fichte habe ich den Brief ſogleich übergeben. Sie liegt jetzt ſehr gefährlich krank; man zweifelt an ihrer Geneſung. — Hrn. Süvern habe ich den Brief nach Thorn geſandt, wo er Rector geworden.

Ich bin mit wahrſter innigſter Verehrung Ew. Wohlgebohren gehorſamſt ergebenſter

Unger.

161. An Unger.

Weimar, 29. Aug. 1800

Ich überſende Ihnen hier die verſprochene Erzählung, und füge bloß die Bitte hinzu, ſolche noch einmal ſorgfältig durchſehen zu laſſen, weil ſie von orthographiſchen Fehlern nicht frey ſeyn möchte. Mir ſelbſt fehlt es in dieſem Augenblick an Zeit zu dieſem Geſchäfte und ich wollte Sie nicht länger darauf warten laſſen.

Es exiſtirt ein Chineſiſcher Roman unter dem Nahmen Hao Kiöh Tſchuen oder Haoh Kiöhs angenehme Geſchichte, der anno 1766 von Hrn. v. Murr in Nürnberg aus dem Engliſchen ins Deutſche überſezt worden. Die Ueberſezung iſt, wie Sie leicht denken können, veraltet und das Buch vergeſſen. Es hat aber ſo viel Vortreffliches und iſt ein ſo einziges Produkt in ſeiner Art, daß es verdient wieder aufzuleben und gewiß eine Zierde Ihres Romanen-Journals werden wird. Wörtlich überſezt würde es zwar gegen 25 oder 26 Bogen des Rom. Journals betragen; ich getraue mir aber den Geiſt des Werks auf 15 Bogen zuſammen zu drängen und ihm durch dieſe zweckmäßige Abkürzung ein höheres Intereſſe zu geben, weil die Erzählung zuweilen gedehnt iſt. Ich ſelbſt habe Luſt zu dieſer Arbeit, davon auch ſchon der Anfang gemacht iſt und wenn Sie das Werk für das Journal der Romane glauben brauchen zu können, ſo ſteht es Ihnen zu Dienſten. Wenn ich die Mühe, die es mir etwa machen dürfte, überſchlage, ſo glaube ich den gedruckten Bogen um 2 Caroline liefern zu können. Sobald ich von Ihnen Nachricht erhalte, kann der Anfang der Erzählung zum Druck abgeſchickt werden und noch vor dem neuen Jahr ſoll das Ganze in Ihren Händen ſeyn.

Zu meiner Reise nach Berlin sehe ich leider noch keine Möglichkeit, da nun auch eins meiner Kinder kränkelt und wir nicht wissen, was daraus werden wird. Meine Frau dankt Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin aufs verbindlichste für Ihre gütige Einladung und sie hofft, wenn die Reise auch dieses Jahr nicht statt finden könne, desto gewisser im nächsten Jahr dieses Vergnügen zu haben.

Haben Sie die Güte, mir in Ihrem nächsten Briefe Nachricht zu geben, ob Maria Stuart bei dem Berliner Theater angekommen ist, indem ich noch keine Nachricht davon habe. Wenn Sie nichts davon gehört haben sollten, und nur in diesem Falle bitte ich bei Hrn. Iffland anfragen zu lassen; denn der Postschein, den ich mir darüber geben ließ, gilt nur ein Vierteljahr und dieses geht bald zu Ende.

Hochachtungsvoll verharre ich Ew. Wohlgeb. gehorsamster Diener

Schiller.

Die Erzählung war, nach dem Kalender S. 98, der Proceß, der im Journal der Romane 4, 67 ff gedruckt erschien. Vgl. zu 149.

Haoh Kiöh Tschuen heißt die angenehme Vereinigung und nicht wie Murr, seine englische Vorlage misverstehend, übersetzt hatte (Hau Kiou Choan or the pleasing history. Lond. 1761. 4 voll. 8°). Eine neuere englische Uebertragung lieferte John Francis Davis (London 1829. 2 Bde.) und eine neuere französische Guillard d'Arcy (Paris 1842). Der Anfang einer Bearbeitung von Schillers Hand, 3 Seiten in Folio, hat sich erhalten und erscheint im 15. Theile der S. Schriften. Daß Schiller an die Bearbeitung, die freilich nicht zu Stande kam, auch in der Folge noch dachte, ersieht man aus seinem Kalender S. 180, 181, wo er beim Jahre 1803 den Chinesischen Roman mit 330 Thlrn. in Anschlag bringt, ohne des Verlegers zu gedenken. Für das Jahr 1806, nach Ungers Tode, bringt er in Anschlag: „Crusius, Chinesischer Roman 200 Thlr." Es ist zu bedauern, daß er seine Absicht nicht ausführte. Seine Theilnahme für ein chinesisches Product würde der Literatur Chinas eine ähnliche Empfehlung bei uns verschafft haben, wie Goethes Divan der Arabiens und Persiens.

162. An Unger.

Weimar, 6. Nov. 1800.

Ich habe jezt reiflich meinen Plan entworfen, wertheſter Herr, und mache Ihnen wegen unſers Calenders aufs nächſte Jahr folgende Propoſitionen.

1) Sie ſollen meine jetzige Hauptarbeit, ein großes hiſtoriſches Trauerſpiel, welches nach dem Druck des Wallenſtein gerechnet, zwölf Bogen enthalten wird, zu dem Calender bekommen. Da mir für dieſes Stück hundert Carolin angeboten worden, ſo hoffe ich, daß auch Sie mir dieſe Summe dafür zugeſtehen werden. Der Wallenſtein, davon in 3 Monaten vierthalbtauſend Exemplare ſich vergriffen haben, läßt hoffen, daß bei der Unternehmung nichts gewagt werden wird.

2) Müßte ich aber, meiner Verhältniſſe mit Cotta wegen, darauf beſtehen, daß dieſe Tragödie nur in Calender-Format gedruckt wird, und daß ſolche in 3 Jahren von der nächſten Herbſtmeſſe an gerechnet, in der Sammlung meiner Tragödien wieder erſcheinen darf.

3) Um die zu kleine Schrift und die zu große Dicke des Calenders zu vermeiden, wünſchte ich, daß Sie den Calender in ſehr großem Duodez-Format druckten, ſo daß die fünffüßigen Jamben nicht gebrochen zu werden brauchten, welches ein übles Anſehen giebt. Ich ſollte denken, wenn Sie die ſchöne lateiniſche Schrift, welche Sie zu meinem erſten Muſen-Almanach 1796 genommen, dazu wählen, ſo müßten ſich alle Forderungen vereinigen laſſen.

4) Wegen der Verzierungen und Kupfer erwarte ich noch Ihre Antwort auf meine Vorſchläge, die ich neulich gethan.

5) Wünſchte ich, daß mir die Hundert Carolin Honorar gleich am Anfang des nächſten Jahres praenumerando könnten ausgezahlt werden, weil ich bis dahin den Ankauf eines Hauſes zu beendigen hoffe, und dazu alles baare Geld, das ich einzunehmen habe, beſtimmen muß. Es verſteht ſich, wenn dies Arrangement Sie incommodiren ſollte, ſo ſtehe ich gerne davon ab.

Haben Sie die Güte, mir dieſe Vorſchläge bald zu beantworten und wo möglich einen Probe-Bogen mitzuſchicken. Laſſen Sie zu dem Ende eine Seite aus dem Wallenſtein abdrucken und 20 Zeilen auf die Seite rechnen. Nach dieſem Verhältniß würde der Calender gerade 300 Seiten erhalten.

Hrn. Woltmann bitte ich mich auf das beste zu empfehlen und die Einlage an Mad. Fichte gütigst abgeben zu lassen. Ihr ganz ergebener

Schiller.

Es war die Jungfrau v. Orleans, um die es sich hier handelt. Unger gieng auf alle Bedingungen ein und zahlte schon unterm 31. Dec. durch die Gebrüder Reichenbach in Leipzig das Honorar (Nr. 171).

163. An Schiller.

Bremen d. 9. Nov. 1800.

Als ich vor mehreren Wochen, bald nach dem Empfang Ihres von keinem Briefe begleiteten Pakets meinen verbindlichsten Dank für die Mittheilung zweyer so schätzbaren Producte Ihrer allgemein verehrten Muse abstattete, hielt ich es für Pflicht, Ihnen von der sich noch um einige Zeit zu verspätenden Ausgabe meines Taschenbuchs Nachricht zu geben, um zu erfahren, ob es Ihnen auch misfällig sey, daß obige beyden mir gütigst bestimmten Arbeiten dem Publico noch länger vorenthalten bleiben sollten! Ob ich nun gleich von Ew. Wohlgebohren mit keiner Antwort auf diese meine Anfrage beehrt worden bin, so habe ich doch aus der bereits in die Sammlung Ihrer Gedichte verfügten Aufnahme des Gedichts an Goethe abnehmen können, daß Sie dem Publico gern etwas früher die Freude gönnen wollten, dieses jüngste Product Ihrer Muse kennen zu lernen.

Ich sehe mich daher abermals in dem Fall Ew. Wohlgebohren mit diesen Zeilen behelligen zu müssen, um zu erfahren, was Sie über das mir noch überschickte Lied der Hexen in Macbeth verfügt wissen wollen, und ob ich mir nicht mit der frohen Hoffnung schmeicheln darf, die Stelle des vom Publico bereits nach Verdienst aufgenommenen Gedichtes an Goethe — durch ein anderes ersetzt zu sehen? In den ersten Tagen des neuen Jahrs wird der Druck des Taschenbuchs für 1802 anfangen.

In der Erwartung recht bald mit einer gütigen Antwort beehrt zu werden, verbleibe ich hochachtungsvoll Ew. Wohlgebohren ergebenster Diener

Friedr. Wilmans.

Das Gedicht an Goethe wurde durch ein anderes nicht ersetzt. „Der Fischer. Lied der Hexen in Macbeth" erschien im „Taschenbuch auf das J. 1802. Der Liebe und Freundschaft gewidmet". S. 175 bis 178, und hat Schiller von den Romantikern viel Vorwürfe zugezogen. Für ihn waren die Hexen eben andre Wesen als für Shakespeare und dessen Zeitgenossen, die noch daran glaubten.

164. An Unger.

Weimar, 28. Nov. 1800.

Allerspätestens in der Mitte des März ist die Tragödie in Ihren Händen, dafür stehe ich Ihnen mit dem Wort eines Mannes. Aber früher als ich fertig bin, verrath ich den Inhalt nicht. Ich habe das Misvergnügen gehabt, daß von dem Wallenstein und der Maria Stuart so viel im Publikum geschwatzt worden, als beide Stücke noch unter meiner Feder waren, daß mir die Arbeit dadurch beinahe verleidet worden wäre. Um dieses zu vermeiden, habe ich selbst meinen intimsten Freunden aus meiner jetzigen Arbeit ein Geheimniß gemacht und Sie sollen der Erste seyn, der zugleich mit dem Stück auch das Geheimniß erhält.

Nun entsteht die Frage, wie es mit den Kupfern soll gehalten werden. Mir scheinen diese überflüssig, denn das Werk wird sich, hoffe ich, selbst empfehlen, und da Sie das Mscrpt. nicht wohlfeil erhalten, so könnten Sie Sich die 100 Ld'ors, welche die Kupfer leicht kosten können, ersparen. Allenfalls könnte ein Titelkupfer genommen werden und dazu paßt nichts so sehr als eine Minerva. Diese könnte Herr Professor Meier von hier nach der schönsten Antike, die man von dieser Göttin hat, sorgfältig zeichnen und Herr Bolt punctieren. Das ist meine Proposition. Bestehen Sie aber auf mehreren Kupferstichen, so muß ich solche auswählen, die das Stück nicht verrathen, und es muß mir erlaubt seyn, die Unterschriften, wodurch sie erklärt werden, bis auf den März zurückzuhalten. Die zwei lezten entscheidenden Kupferstiche könnten dann etwa auch bis dahin aufgeschoben werden, weil es dann immer noch drey volle Monate bis zum Einbinden der Exemplare sind.

Sie werden, da Sie selbst ein Kunstverwandter sind, diese Bedenklichkeiten für keine leere Grille halten. Ich verliere nun einmal die Neigung zu meinem Geschäfte, wenn die Schwätzer, deren es so

viele im Publikum giebt und die Makler, dergleichen wir unter andern auch hier in Weimar haben, mir den Gegenstand durch ihr schmutziges Organ verderben.

Was die Form des Drucks betrifft, so scheint mir die Schrift, davon Sie eine Probe beigelegt, doch um ein merkliches zu klein und zu scharf, auch kann das Format beträchtlich größer seyn; wenigstens so groß als mein erster Musen-Almanach, den Sie gedruckt haben. Auf lateinischer Schrift will ich nicht gerade bestehen, sobald Sie eine größere deutsche nehmen, als die, welche Sie mir vorschlugen. Wird alsdann das Format um so viel größer, so bleibt dasselbe Verhältniß der Verse zu den Zeilen.

Daß einige 1000 Exempl. auf hübschem Papier abgedruckt werden, brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen.

Ein Engländer, der jezt hier lebt, hat ein geistreiches Werk im Geschmack des Boccaz geschrieben, aus mehreren Novellen bestehend, die in einander geschoben und zu Einem Zweck in einem angenehmen Ganzen vereinigt sind. Er will dieß Werk, welches 3 bis 4 Bändchen beträgt, deutsch übersehen lassen, eh es in England herauskommt, und bietet es Ihnen an, unter billigen Bedingungen. Der Artikel scheint mir keine schlimme Spekulation, nach dem einzelnen was ich daraus gelesen.

Ich empfehle mich Ihrer freundschaftlichen Gewogenheit

Schiller.

Auch an Körner (4, 188) schrieb Schiller, das öffentliche Sprechen von Arbeiten, die noch nicht fertig seien, nehme ihm die Neigung dazu; doch vertraute er ihm schon am 28. Juli den Namen des Stückes an. Erwähnt ist der Jungfrau zuerst im Kalender zum 1. Juli 1800, und dann nicht eher wieder, als am 16. April: Jungfrau von Orleans fertig.

Kupferstiche enthielt die Ausgabe nicht, nur einen von Bolt punktierten Minervakopf.

Die Schwätzer in Weimar beziehen sich zunächst nur auf K A Böttiger, der seine Allerweltscorrespondenz gern mit dergleichen Neuigkeiten spickte.

Der Engländer war Lawrence. Sein Paradies der Liebe, das er zuerst deutsch herausgeben wollte, erschien in Ungers Journal der Romane und bildet dort den 6—9. Band. Schiller schrieb darüber

an Körner (4, 309): „Es ist ein possierliches Product. Der Verf. kündigt der Ehe den Krieg an und trägt alles auf einen Haufen, was sich dagegen sagen läßt. Sein eignes persönliches Interesse, weil er ein Maltheserritter und dabei ein häßlicher Affe ist, gibt den Schlüssel zu der Sache. Das Sujet, in der Form des Candide bearbeitet, hätte sehr glücklich ausfallen können, und auch so ist es, bei aller Roheit, nicht ohne Interesse und Verdienst." Schillers Frau nennt den Engländer einen Orang-Outang. Er und sein Vater geriethen in französische Gefangenschaft und wurden in Valenciennes festgehalten. Sie hatten bei Karoline v. Wolzogen gewohnt, und diese hatte „für ihr Hausthier" lebhafte Theilnahme. Die Mutter des Gefangenen kam nach Weimar, um des Herzogs Verwendung zu erbitten, der sich auch an den französischen Gesandten wandte und tröstliche Antwort erhielt. Vgl. Nachlaß der Wolzogen 2, 208 f. Charlotte und ihre Freunde 1, 457.

165. An Schiller.

Jena d. 1 Xbr. 1800.

Wohlgebohrener Herr Hofrath, Hochverehrtester Gönner.

Unendlich leid hat es mir gethan, daß ich bey Dero Hierseyn Denenselben nicht habe können meine geh. Aufwartung machen, es gieng mir wirklich nahe, weil ich nicht weiß wiebald ich werde nach Weimar kommen können, mein Arzt der Herr G. R. Starke haben mein Nervenfieber glücklich besiegt, allein ich darf noch nicht ausgehen und kann auch nicht, wegen großer Mattigkeit; das Nervenfieber hat alle Nerven gereizt, auch sogar mein Gedächtniß, daß mir meine Geschäfte nicht so von der Hand gehen wie sonst, ich muß also alle meine Gönner und Freunde bitten, wegen des langsamen schreibens mit mir in Geduld zu stehen, jedoch geht es jezt doch etwas besser als vor acht Tagen, meine Munterkeit kehrt langsam zurück, der Appetit stellt sich etwas wieder ein, nur die Kräfte wollen nicht so schnell zurückkehren.

Ich habe Siegfrieds Gedichte gedruckt, davon ich Denenselben hier mit einem Exemplar aufwarte.

Auch vermelde Denenselben, daß mir Hr. Crusius das Schreib- und Druckpapier zu Dero prosaischen Schriften zugesandt hat. Ihro Wohlgebohren haben mir zwar bey Dero Hierseyn mündlich sagen

lassen, wenn ich von Denenselben das Mspt bekommen soll, allein mein damaliges geschwächtes Gedächtniß hat dies nicht gemerkt, dürfte ich um nochmalige gütige Nachricht gehorsamst bitten, um meine Einrichtung in der Druckerey darnach zu treffen.

Es geht hier die Rede, als gienge Hr. H. R. Hufeland nach Berlin, dadurch wird ein Logis ledig, welches ich Denenselben wünschen wollte wegen der schönen Aussicht im Sommer und stillen Wohnung, wenn Dieselben sich entschließen sollten, wieder hier zu wohnen.

Zugleich lege die kleine Note über den erhaltenen Zucker bey, daß dies so lange gewährt hat, ist meine Krankheit schuld.

Ich verbleibe mit ohnausgesetzter Hochachtung und wahrer Verehrung lebenslänglich als Dero verbundenster Diener

J. C. G. Göpferdt.

An Dero Frau Gemahlin ergeht ebenfalls meine unterthänige Empfehlung.

Johann Christoph Gottlieb Göpferdt war Buchdrucker in Jena. Bei ihm wurden Schillers kleine prosaische Schriften und die Gedichte gedruckt. Auch die „Vermischten Gedichte" des Pirnaer Arztes Joh. Sam. Siegfried (1775 † 1840) druckte er für eine Leipziger Firma (Leipz. 1801), die schon im nächsten Jahre eine mit Kupfern von Schnorr, Böhme, Bolt u. a. geschmückte neue Auflage erlebten.

Göpferdt, der in der Regel die Leipziger Messen besuchte, pflegte für Schiller dort Aufträge zu besorgen und Einkäufe zu machen. Vgl. 166.

166. An Hufeland.

Weimar, 3. Decbr. 1800.

Da ich so eben einige Zahlungen in Jena zu machen habe, so bin ich so frei, mein lieber Freund, Sie zu bitten, dieses in meinem Namen zu thun. An Paulsen bitte ich 45 Thlr. und an Göpferdt 5 Thlr. zu bezahlen, wenn es Ihnen gefällig ist.

Wir haben die glückliche Entbindung Ihrer Frau Gemahlin mit großem Antheil vernommen, und hoffen, Sie beide bald einmal wieder bei uns zu sehen. Von Herzen der Ihrige.

Schiller.

Die hier angewiesenen 50 Thlr. waren die Miethe für Schillers Garten in Jena. Schon am 8. Aug. 1800 hatte Schiller 8 Carolin an Paulsen gezahlt, über den ich keine weitere Auskunft zu geben weiß. Die 5 Thlr. an Göpferdt sind der Betrag der mit Nr. 165 vorgelegten Note für Zucker.

167. An Cruſius.

Weimar 4. Dec. 1800.

Anbei überſende ich Ihnen, wertheſter Herr, die erſte Lieferung der Niederländiſchen Geſchichte und werde damit, ſo wie der Abſchreiber fertig wird, von Woche zu Woche fortfahren. Zum Muſter der Schrift und des Drucks möchte ich Ihnen die neueſte Ausgabe meines Geiſterſehers bei Göſchen oder Herders Briefe über die Humanität vorſchlagen; das Papier könnte etwas weniges größer, nur nicht kleiner genommen werden. Zur Verzierung des erſten Theils könnte das Bruſtbild Wilhelm I von Oranien genommen werden, welches ſich, ſo viel ich weiß, in Meterens Niederländiſcher Geſchichte findet. Bolt in Berlin würde es wohl in ſeiner beliebten Manier am ſchönſten liefern. Zum zweiten Bande könnte das Bruſtbild des Grafen Egmont oder des Herzogs von Alba gewählt werden.

Ehe der erſte Bogen abgedruckt wird, wünſchte ich ihn noch zu ſehen.

Ich werde zugleich den dritten Theil meiner Proſaiſchen Schriften bei Göpferdt drucken laſſen.

Sie waren ſo gütig, mir voriges Jahr 40 Carolin auf Weihnachten zu bezahlen. Um dieſelbe Gefälligkeit erſuche ich Sie dieſes Jahr wieder und bitte zugleich von ſelbiger Summe 40 Thlr. an Schwägrichen und Ockel gütigſt auszuzahlen.

Mit vollkommenſter Hochachtung verharre Dero ergebenſter

Schiller.

Die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung erſchien in kl. Octav bei Cruſius 1801 in zwei Ausgaben, jede in zwei Bänden. Die eine mit den Portraits Egmonts und Wilhelms, von J. G. Schmidt in Dresden, umfaßt

430 und 358 Seiten und wurde bei Chr. Ehrenfr. Bergers Wittwe gedruckt; die andre, ohne Angabe des Druckers, ohne Kupfer, zu 294 und 239 Seiten ist vermuthlich ein Nachdruck, der nicht von Crusius veranstaltet wurde, sondern nur unter seiner misbrauchten Firma.

Der dritte Theil der kl. prof. Schriften, der 1801 erschien, enthielt: I. Ueber das Erhabene (neu); II. Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen (aus den Horen); III. Ueber das Pathetische (aus der neuen Thalia). Er umfaßte 372 Seiten.

168. An Crusius.

Weimar 18. Dec. 1800.

Die 36 Carolin habe ich richtig erhalten und danke Ihnen verbindlich dafür, sowie für Ihre gütige Besorgung der 40 Thlr. an die Schwägrichensche Handlung. Mit dem kleinen Rest kann es bis nach dem Neujahr anstehen.

Die Niederl. Geschichte von Meteren befindet sich hier in herzogl. Bibliothec und ist ein großer Foliant. Es wird schwer halten und Weitläuftigkeiten verursachen, sie zu verschicken; doch wenn es nicht anders ist, so muß schon Rath geschafft werden. Sonst aber, glaube ich, könnten Sie es einem Künstler, der sich in Dresden, Berlin oder Leipzig befindet, übergeben, sich dieses Buch zu verschaffen, denn es findet sich ganz zuverlässig auf den Bibliothecen, die auch nur mäßig benutzt sind. Bolt in Berlin oder Seidelmann in Dresden würden es sich sehr leicht verschaffen können. Ich würde Ihnen, wenn Sie nicht gegen ihn prevenirt wären, den hiesigen Prof. Meier vorschlagen, daß er das Bild aus hiesiger Bibliothec copiere. Sonst ist hier kein Künstler, der es besser machen könnte. In Berlin würde Hr. Prof. Woltmann gern behülflich seyn, dem Hrn. Bolt das Buch zu verschaffen, und Seidelmann würde es durch den Hrn. Bibliothecar Dasdorf zu Dresden ohne Mühe erhalten.

Das ganze Mscrpt wird nach meinem Ueberschlage, wenn es in etwas kleinerem Format und nicht eng gedruckt wird, 2 Alphabete, ein oder zwey Bogen auf oder ab, betragen.

Der Nachdruck meiner Gedichte in Wien ist sehr verdrießlich. Wenn es nur irgend ein Mittel gäbe, diesem Unfug zu steuern. So ist auch mein Wallenstein an 2 Orten, in Bamberg und zu Wien, nachgedruckt und an letzterm Ort noch dazu mit Kaiserlichen Privi-

legten. Freilich wäre man sicherer gegangen, wenn man für diese Schriften sich ein Privilegium zu Wien gekauft hätte.

Ich empfehle mich Ihnen aufs beste. In Kurzem wird neues Mscrpt. erfolgen. Ihr ganz ergebner

Schiller.

Schiller hatte Nr. 167 nur 40 Carolin verlangt und die Rechnung an Ockel zu 40 Thlrn. davon abzuziehen gebeten; nach Nr. 172 hatte Crusius 50 Carolin zu zahlen; da er nun nach Nr. 168 die Rechnung getilgt und 37 Carolin herausgezahlt hatte und Nr. 172 noch $7^1/_2$ Carolin nachzahlte, um die 50 voll zu machen, also $44^1/_2$ Carolin baar zahlte, kann die Ockelsche Rechnung nicht 40 Thlr., sondern nur $5^1/_2$ Carolin (35 Thlr. 18 Gr.) betragen haben. Wer Schwägrichen und Ockel waren, weiß ich nicht zu sagen. Der Kalender gibt keine Auskunft.

169. An Schiller.

Leipzig d. 19. Xbr. 1800.

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre den Probebogen von Dero Niederländischen hier vorzulegen, der zwar nicht corrigirt ist, aus dem Sie aber doch die übrige Einrichtung des Drucks ersehen können. Was Ihnen dabey misfällig seyn sollte, bitte ich mir gütigst mit nächster Post anzuzeigen, damit ich es nach Dero Wunsch kann abändern lassen. Ew. Wohlgeb. haben mir zwar im Mste keine Columtittel angegeben, sollte es aber für den Leser nicht bequem seyn, solche überzusezen?

Von Meteren Niederländ. Gesch. habe ich endlich zweyerley Editiones bekommen, in beyden sind aber die Abbildungen nicht sonderlich, so daß mir bange wird, wie Hr. Boldt etwas sauberes darnach arbeiten will. Sollte man nicht von dieser Gesch. ein Französ. Werk haben, in welchem man sowohl von Wilhelm als von Egmont bessere Abbildungen fände! Ich wünschte dieß sehr, und sehr angenehm würde es mir seyn, wenn sich ein dergleichen etwa in dasiger Fürstl. Bibliothek befinden sollte.

Mit der stärksten Hochachtung verehret Ew. Wohlgeb. Dero gehorsamster

S. L. Crusius.

Die Portraits in der Wahrhafftigen Beschreibung des Niederländischen Krieges durch Emanuel von Meteren Hochteutsch (Amsterd. 1640 Folio) sind freilich in Stich und Druck sehr schlecht, aber für den Zweck völlig genügend, da Schillers Bemerkung in Nr. 170 völlig gegründet ist. Das beste Portrait Wilhelms v. Oranien war von Goltzius, das eben durch William Ungers meisterhaften Stich (In Memoriam) erneuert ist.

170. An Crusius.

Weimar 25. Xbr. 1800.

Gegen die Einrichtung des Drucks unsrer Niedl. Geschichte habe ich nichts zu erinnern, nur wünschte ich, daß der größere Theil der Auflage auf gutem Schreibpapier gemacht würde, auf welchem sich dann auch die Schrift besser ausnehmen wird. Ueber den Columnen kann zur linken Hand des Lesers stehen: Niederländische Revolution, zur rechten Hand: Erstes Buch oder Zweites u. s. f.

Schönere Portraite der zwey Helden als im Meteren kenne ich nicht; es ist dieß aber auch nicht nöthig, weil ein geschickter Zeichner die Kunst verstehen muß, aus einem schlechten Portrait ein ähnliches gutes zu machen. Zudem kommt es bei dieser Gelegenheit auf eine strenge Aehnlichkeit ohnehin nicht an.

Wenn es bei dem Druck und Format bleibt, welches der Probebogen zeigt, so wird das Werk zwei volle Alphabete stark werden, und eher einen Bogen darüber als darunter enthalten.

Noch wollte ich bitten, daß von den zu stechenden Köpfen eine Anzahl braun abgedruckt würde; viele lieben es, und der Stich wird dadurch anmuthiger fürs Auge. Es ist dieß bei dem Kopf der Königin Elisabeth von Spanien in der ersten Edition meines Carlos bei Göschen geschehen.

Ich empfehle mich Ihrem freundschaftlichem Andenken aufs Beste.

Schiller.

Die mir bekannt gewordenen Exemplare des Karlos von 1787 mit dem Porträit der Elisabeth haben schwarzen Druck. Für die Liebhaber und Sammler ist die Notiz Schillers, daß ein Theil des Berelst'schen Kupfers braun gedruckt worden, vielleicht von Interesse.

Ob Cruſius auf Schillers Wunſch eingieng, weiß ich nicht, da ich von dem Stiche J. G. Schmidts auch nur ſchwarze Abdrücke geſehen habe.

Im Druck ſind die Rubriken anders eingerichtet, als Schiller hier anheim gibt. Links ſteht Erſtes Buch uſw. und rechts die Kapitelüberſchrift: Frühere Geſchichte d. Niederl. uſw.

171. An Schiller.

Leipzig, den 31 Xbr. 1800.

P. P.

Sie empfangen hierbei wegen Herrn Unger in Berlin Thlr. 600 Carolin à $6^1/_8$ Thlr., mit der Bitte, ſie dieſem Freund gutzuſchreiben und uns den Empfang anzuzeigen. Ihre ergebenen

Reichenbach Gebrüder.

Dieſe 600 Thlr Carolin à $6^1/_3$ Thlr betrugen 92 Carolin und 2 Thlr, ſo daß noch 7 Carolin und $4^1/_2$ Thlr an 100 Carolin fehlten, die Unger am 15. Januar durch den Buchhändler Rein mit $33^1/_3$ Laubthaler oder 50 Thlrn (7 Carolin $4^1/_2$ Thlr) nachzahlen ließ (Kalender S. 103 und Nr. 175).

172. An Schiller.

Leipzig, den 7. Jan. 1801.

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre anbey die zu Erfüllung derer verlangten 50 Carol. lezt ſchuldig gebliebenen $7^1/_2$ Carol. zu überſenden, die mir gütigſt zu notiren bitte.

Der Druck unſres Werkes wird ſich weit beſſer ausnehmen, wann erſtlich alles ordentlich in Formen geſchloſſen und durch die Preſſen gezogen ſeyn wird. Den lezt Ew. Wohlgeb. überſandten Bogen legte ich Ihnen blos in der Abſicht vor, um zu erfahren, ob Ihnen ſowohl in Rückſicht der Schrift, als des Formats die Einrichtung des Druckes gefällig ſey. Ich werde alle Sorgfalt anwenden, daß derſelbe ganz nach Ihrer Vorſchrift zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführet werde. Sehr würden Sie mich verbinden, wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mich baldigſt mit einem neuen Vorrath Mſt. zu verſehen, damit der Druck nicht unterbrochen werden dürfte.

In Hoofts Beschreib. des Niederl. Kriegs habe ich doch noch eine bessere Abbildung von Wilhelm I und Egmont gefunden, nach der ich diese beyden Bildnisse will copiren lassen. Ich habe sie einem sehr geschickten Künstler übertragen, der uns ein Paar brave Blätter liefern wird.

Mit der stärksten Hochachtung verehret Ew. Wohlgeb. Dero gehorsamster

S. L. Crusius.

Die Porträts Wilhelms und Egmonts in Pieter Cornel. Hoofts Nederlandsche Historien (Amsterd. 1677 fol. und 1703 fol.) sind nach Gemälden von Sandrart, größer als bei Meteren, auch sorgsamer gestochen, aber ebenfalls sehr schwach. J. G. Schmidt in Dresden legte sie zum Grunde, ohne sie zu nennen. Sein Stich ist wirklich des Lobes werth, das Crusius dem Künstler ertheilt.

173. An Crusius.

Weimar 15. Jenner 1801.

Für die übersandten 30 Laubthlr danke ich Ihnen ergebenst. Ich verlasse mich, was den Druck unsres Werkes betrift, vollkommen auf Ihren Geschmack und Ihre Dispositionen. Eine schwere Krankheit Goethens, die seit 14 Tagen anhält, jezt aber wieder in Abnahme ist, hat mich in meinen Geschäften eine Zeit lang verhindert und die Absendung des neuen Mscrpts verzögert. Dieses soll aber nun rasch fortgehen, und einstweilen, um den Druck nicht aufzuhalten, sende ich einige Bogen.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Schiller.

Die 30 Laubthaler waren am 9. Januar eingetroffen (Kalender 103), eben jene $7^1/_2$ Carolin des vorhergehenden Briefes Nr. 172.

Goethe selbst spricht von seiner „ungeheuren Krankheit". Sie fieng mit einer Blatterrose an; Krämpfe und ein böser Hals schlugen sich dazu; Starke, der ihn behandelte, fürchtete, daß eine Hirnentzündung daraus werden möchte (Körner 4, 205). Der Kranke konnte

in kein Bett und mußte in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst lief er Gefahr zu ersticken. Vgl. Briefe an Friedrich v. Stein (Leipzig 1846 S. 165 f.).

174. An Schiller.

Leipzig d. 17. Jan 1801.

Mein verehrungswürdiger Freund! Ich danke Ihnen herzlich für das übersandte Mspt. zu der neuen Auflage des Don Carlos, wovon in 8 Tagen ein Bogen zu Ihrer Einsicht übersandt werden soll.

Mit dem Heft der Thalia (ich sende, um nicht fehl zu greifen III aus dem ersten sowohl als dem 2ten Jahrgang) und der Fortsetzung des dreißigj. Krieges nehme ich mir die Freyheit, Ihrer Frau Gemahlin die Fortsetzung des Iffflands zu überreichen.

Fünf recht schöne Zeichnungen sind zum Stich schon bei Bolt in der Arbeit. Catel hat mit Liebe und Einsicht die Zeichnungen gemacht.

Ich will mein mögliches thun, den Druck recht schön zu machen.

Sollte der letzte Bogen des Wallensteins noch in der Druckerey zu haben seyn, so bitt ich mir ihn aus von Ihrer Güte, die mir die übrigen Bogen und damit einige der besten Stunden meines Lebens gab.

Wir armen Bücherwürmer leben in Hoffnung des Friedens. Ein feindlicher Dämon läßt meinen Glauben daran nicht aufkommen, wiewohl ich für einen Kaiserl. Königl. Geh. Rath eine Ode auf den Frieden in aller Schnelligkeit drucken muß.

Das Neue Jahrhundert begrüßte mich mitten unter meinen Kindern an der Hand meiner trefflichen Frau. Wir waren alle gesund und so war uns der Gruß freundlich und das Jahrhundert willkommen. Möge Gesundheit und Freude Sie jeden Tag begleiten, Sie und Ihre Frau Gemahlin und die Kleinen. Bleiben Sie mir gewogen und gönnen Sie mir, wenn ich meinen Gang in diesem neuen und langen Zeitraum geendet habe, das schöne Gefühl, einige Tage der verflossenen Zeit mit Ihnen gelebt zu haben. Mit der innigsten und freundschaftlichsten Verehrung bin ich bis dahin Ihr

Göschen.

Am 15. Januar hatte Schiller mit den Manuscriptlieferungen für die neue Ausgabe des Don Karlos begonnen; den Schluß sandte er am 14. Mai. Im J. 1801 erschienen bei Göschen drei Ausgaben, die erste zu 402 S. 8, in der zwischen S. 288 und 289 zwei Seiten ausgefallen sind, mit einem Kupfer von F. Catel; die zweite, 404 S. kl. 8, unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß der Titel bei der Paginirung nicht gerechnet, daß nach S. 232 ein Titelblatt eingeschaltet, und daß die fehlenden zwei Seiten nach S. 288 nachgetragen sind; mit Titelkupfer von F. Catel. Die dritte enthält 480 Seiten kl. 8. Das Titelblatt des zweiten Theiles liegt zwischen S. 276 u. 277; mit zwei Kupfern. Die zum Stich bereiten Zeichnungen von F. Catel sind auf die verschiedenen Ausgaben vertheilt. Franz Catel, geb. 1778 in Berlin, gest. 19. Dec. 1856, beschäftigte sich damals noch mit Illustrationen für Taschenbücher u. dgl.

175. An Schiller.

Berlin den 17. Januar 1801.

Der Buchhändler Rein in Leipzig versichert mich, daß er an Ew. Wohlgebohren 50 Thlr in Laubthaler à $1^1/_2$ Thlr gesandt und damit den Irrthum des Herrn Reichenbach wieder gut gemacht habe. Ich hoffe, daß dies Geld in Ihren Händen sein werde.

Eben wollte ich Hrn. Geh. R. v. Goethe eine Arbeit von mir überschicken, als ich die traurige Nachricht von Ihnen über seine mißlichen Gesundheitsumstände erfuhr. Es geht mir ungemein nahe, daß dieser vortrefliche Mann, den ich so sehr verehre, so viel leiden muß. Mich hat aber der Ausspruch eines unserer berühmtesten Aerzte gewissermaßen beruhigt, der mir versichert hat, bei nur mittelmäßiger Behandlung guter Aerzte könne und müsse weder Schlagfluß noch sonstige Gefahr bei dieser Krankheit vorfallen. Haben Sie doch die Gewogenheit, mich baldigst von seinem Befinden zu benachrichtigen, woran ich so innigen Antheil nehme. Ich hoffe, daß er bei seiner starken Natur sich wieder emporarbeiten wird, denn bei solchen Naturen kommen Krankheiten immer heftiger, als bei schwächlichen Menschen. Ich bitte mich ihm herzlich zu empfehlen. Die Nachricht von seiner Besserung soll ein rechter Freudentag für mich sein.

Ihrer Gewogenheit und Ihrem gütigen Andenken empfehle ich mich ganz gehorsamst.

Unger.

Ueber die Differenz vgl. zu Nr. 171. Schiller hatte die 33½ Laubthaler am 15. Januar erhalten.

176. An Schiller.

Leipzig d. 16. Febr. 1801

Mein verehrungswürdiger Freund! Ich überreiche Ihnen hierbey 4 Bogen von der kleinen Ausgabe des Don Carlos und eine Probe der Großoctav-Ausgabe. Diese Probe wird aber verworfen und diese schöne Ausgabe so gedruckt wie das Gedicht auf Auger, welches ich mitsende. Die Deutschen sind närrische Leute, einige wollen Ausgaben für die Tasche, andre größere für die Bibliothek haben; einige lieben lateinische, andre deutsche Lettern. So hätte denn Eulenspiegel recht, der die Schuhe groß und klein machte, und wir Buchhändler müssen ihn uns zum Muster nehmen.

Ich habe nach dem Mspt, worin ich einige Schreibfehler bemerkte, ein gedrucktes Ex. abgeändert, da denn Setzer und Corrector nicht fehlen sollen.

Darf ich Sie ergebenst bitten, mir wieder etwas Mspt zu senden. Meine Setzer sind schon fertig.

Sollten Sie in der kleinen Ausgabe noch etwas abzuändern finden, so kann es bey der größern verbessert werden.

Mein Weib dankt Ihnen herzlich für den Wallenstein. Mit dem Ex. das ich hierbey zurücksende, werden Sie zwar als Autor zufrieden seyn, denn es ist gewaltig zerlesen, aber sonst werden Sie wenig Ursache haben, sich darüber zu freuen. Darf ich die Bitte wagen, mir zu dem Wallenstein auch das Lager und die Piccolomini noch zu geben, welche an dem mir gütigst gesandten Ex. noch fehlen.

Wenn Sie die Probe des beykommenden Gedichts mit der Probe des Don Carlos vergleichen, welche beyde auf einerley Papier sind, so sehen Sie den Unterschied nach dem Glätten recht.

Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige.

Göschen.

Zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen einen Wunsch entdecke, den ich als nicht gebohren anzusehen bitte, wenn er Ihnen Unlust macht.

Ich möchte gern ein Gedicht von einem Bogen auf den Frieden mit möglichster Schönheit drucken, aber es müßte von einem Manne wie Sie seyn — Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben und also lassen wir das —

Die Großoctav-Auflage des Don Karlos, mit lateinischen Lettern, erschien 1802. Es gibt drei Ausgaben desselben Satzes, zu 432 S., die eine ohne Kupfer (also ohne Erwähnung derselben auf dem Titelblatt); die zweite mit der Vignette der Elisabeth auf dem Titelblatt (Catel. d. Bolt sc.) und zwei Kupfern vor dem ersten und zweiten Act, von Catel und Bolt, nach der Ausgabe von 1801. Die dritte, eigentliche Prachtausgabe mit 6 Kupfern, davon 5 von W. Böhm nach Catel, und dem Titel gegenüber das Portrait der Elisabeth von Heinrich Schmidt nach Tischbein.

Die Antwort auf Göschens Bitte um ein Friedensgedicht erkennt man aus Nr. 177.

177. An Schiller.

Leipzig d. 4. März 1801

Wie reich haben Sie mich, mein verehrungswürdiger Freund, durch das köstliche Geschenk für meine Jette gemacht. Seit dem Sonntag, da ich es erhielt, habe ich nur zwey Seiten in Ihren Gedichten gelesen und habe doch jeden Tag darin gelesen. Immer las ich das Mädchen aus der Fremde wieder und empfand immer ein neues Vergnügen. Sie sehen, daß ich lange an dieser Gabe genug haben werde und die andern Dichter singen lassen kann — bis sie müde sind.

Ich erkenne Ihre Güte gegen mich auch darin, daß Sie meinen Wunsch wegen eines Gedichtes auf den Frieden so ernsthaft genommen haben. Ich fühlte es selbst, daß die Deutschen eben nicht Ursache zur Begeisterung bey diesem Frieden haben, und unterdrückte meinen Wunsch, bevor er ganz zur Welt kam. Die Gallier mögen mehr Ursach haben, ihre Kehlen heiser zu schreyen, wir wollen ruhig bleiben. Unterdessen ist es für den Bücherkröbel (denn vielmehr ist unser deutscher Buchhandel doch nicht) erwünscht, daß es einmal Ruhe im Vaterlande wird. Die Aussichten für uns waren nicht tröstlich, wenn der Krieg fortgesetzt wurde, und so müssen wir Bücherwürmer denn doch so froh seyn als wir können.

Entweder ist eine Sendung des Mspts von Don Carlos auf der Post oder auf Ihrem Schreibtisch liegen geblieben, denn mir fehlt der Anfang des 3ten Aktes bis zum 7ten Auftritt. Das Volumen,

welches ich am Sonntage erhielt, fängt mit dem 8ten Auftritt an, und das vorher erhaltne ging bis zum Ende des 2ten Akts.

In der Großoctav-Ausgabe sollen die Namen mit Capital-Buchstaben und die Handlung mit Cursiv gedruckt werden. Die kleine Schrift ist zierlich, aber da manche Menschen die kleine Schrift für ihre Augen zu anstrengend finden, werd ich doch wohl eine etwas größere wählen müssen. Ich werde sehen, wenn meine neue, etwas größere Schrift fertig ist, wie diese sich ausnimmt. In 4 bis 6 Wochen hoff ich sie zu erhalten.

Jeder Vers soll mit einem großen Buchstaben angefangen werden; da wir aber hier der Gewohnheit opfern, so werden wir es auch wohl bey Ihnen und Sie mit dem großen J und S thun müssen; in der That hat diese Gewohnheit noch das für sich, daß sie einige mögliche Zweydeutigkeiten mit dem Pronomen ihnen und sie aufhebt, welche mir in praxi wirklich vorgekommen sind.

Sie erlauben mir wohl das Vergnügen, den Carlos in der englischen Uebersetzung erst durchzulesen bis ich ihn zurückschicke, und behalt ihn in dieser Hoffnung noch einige Wochen bey mir.

Tausend herzliche Empfehlungen von meiner lieben Frau, tausend Dank von der frohen Empfängerin Ihres gütigen Andenkens. Von ganzer Seele Sie verehrend und liebend der Ihrige

Göschen.

Der Frieden von Lüneville vom 9. Febr. 1801 war allerdings nicht danach angethan, um einen deutschen Dichter zu begeistern. Schiller scheint dennoch den Versuch gemacht zu haben, Göschens Wunsch zu erfüllen. Die Vorarbeiten zu einem solchen Gedichte, die sich erhalten haben und in den S. Schr. 11, 410 ff. abgedruckt sind, zeigen den Dichter in einer schmerzlichen Resignation über die äußere politische Größe und Macht Deutschlands. Sehr zu bedauern ist, daß Schillers Brief vom 26. Febr., der seine Gründe gegen die Erfüllung von Göschens Wunsch enthielt, verloren gegangen ist. Als die Göschensche Buchhandlung im J. 1838 verkauft wurde, sollen, wie mir glaubwürdig berichtet wurde, die vorhandenen Correspondenzen zur Vernichtung bestimmt worden sein. Ob der Befehl pünktlich ausgeführt wurde, ist nicht gewiß. Einzelne Briefe Schillers, Goethes, Seumes, Schlegels u. andrer entgiengen wenigstens dem Verderben,

aber nur zufällig und ohne die Möglichkeit einer Auswahl. Was gerettet wurde, verdanken wir, um mit Gagern zu reden, einem kühnen Griff, der leider zu bescheiden war.

Die englische Uebersetzung des Karlos: Don Carlos, Prince royal of Spain, from the German of Fr. Schiller. By the translator of Fiesco. (Lond. 1798, 327 S. 8) war von G. H. Nöhden und Stoddard; vgl. Intelligenzbl. der Allg. Lit. Ztg. 1800. S. 1347. Ueber 5 andre engl. Uebersetzungen vgl. Wurzbach's Schillerbuch S. 65.

178. An Unger.

Weimar, 5. März 1801.

So eben bin ich im Begriff auf 4 Wochen nach Jena zu reisen, um dort in der Stille meines Gartenhauses meine Tragödie zu vollenden, weil Zerstreuungen und Tumult mich hier in Weimar zu sehr verfolgen.

Binnen 3 Wochen erhalten Sie vor der Hand die erste Hälfte meines Stücks und folglich auch das Geheimniß. Haben Sie recht vielen Dank mein hochgeschätzter Freund, daß Sie die Güte für mich gehabt haben, mir meinen kleinen Spaß zu lassen und den Termin, den ich mir ausbat, abzuwarten. Was die Kupfer betrifft, so haben mich alle hiesigen Künstler, die ich fragte, versichert, daß binnen 2 Monaten alles geleistet werden könnte. Die Künstler zu Berlin werden also wohl auch zu rechter Zeit fertig werden können.

Wenn Sie in den nächsten 3 Wochen an mich schreiben, so bitte ich den Brief directe nach Jena zu adressiren. Ihr ganz ergebener

Schiller.

Schiller hatte am 28. Nov. (Nr. 164) gemeint spätestens Mitte März die Tragödie abliefern zu können. Nach dem Kalender hätte er erst am 23. April 1801 die vier ersten Akte nach Berlin geschickt. Vgl. zu Nr. 180. Wie er am 5. März an Körner schrieb, zog er sich auf einige Wochen nach Jena zurück, um in der Stille seines Gartenhauses sich zur Beendigung seiner Arbeit zu sammeln. Von dort klagt er am 10. März (an Goethe), er ängstige sich, fertig zu werden, und es wolle nicht recht fort. Doch kann er am 24. sagen, der vierte Act sei die Ausbeute seines Jenaer Aufenthalts.

179. An Schiller.

Berlin den 14. März 1801.

Ich danke Ihnen, verehrungswerther Herr und Freund, für die mir gegebene Nachricht, daß ich die erste Hälfte des Mspts bald erhalten soll, von ganzem Herzen. Ich bin auf nichts begieriger gewesen und sehe es mit Sehnsucht entgegen.

Sie hatten die Gewogenheit, für das Romanjournal eine Chinesische Geschichte bearbeiten zu wollen? Wann darf ich darauf rechnen?

Ich höre von Hrn Betmann zu meiner und meiner Frauen großen Freude, daß es noch Ihr fester Vorsatz ist, Berlin zu sehen und bei uns zu wohnen. Wir wollen alles Mögliche dazu beitragen, Ihren Aufenthalt bei uns angenehm zu machen. Unser Nachbar in unserm Hause im Thiergarten ist Iffland, und der tägliche Hausgenosse Woltmann. Beide lassen sich Ihnen empfehlen.

Ob Goethe wohl einen 8ten Band seiner Schriften herausgeben wird? Ich werde ihn nächstens darum bitten, wenn ich von Ihnen weiß, daß er es nicht für eine zu große Zudringlichkeit hält. In Leipzig versprach er es, auch eine Reise nach Berlin wohl zu thun. Wann aber, äußerte er nicht.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit ganz ergebenst

Unger.

Ueber den chinesischen Roman vgl. zu Nr. 161 und 180. — Der hier Erwähnte ist der Schauspieler Bethmann. — Ein achter Band von Goethes Schriften ist bei Unger nicht erschienen, und Berlin hat Goethe seitdem nicht besucht.

180. An Unger.

Weimar, 7. April 1801.

Hier, mein hochgeehrtester Herr, erhalten Sie endlich, obgleich spät, das Geheimniß. Möchte es nicht zu sehr unter der Erwartung bleiben, mit der Sie darauf gespannt waren, und der Maus gleichen, die der Berg gebiert. Der lezte Act kann erst in 14 Tagen folgen, aber in dem hier gesandten werden Sie genug sowohl für den Zeichner

zum Erfinden als für den Drucker zum Setzen und Drucken haben. Zu Portraits wird sich Agnes Sorel, Carl VII., Königin Isabelle und die Jungfrau qualifiziren. Die leztere wünschte ich nach der schönen antiken Minerva gemacht, davon ich Ihnen, wenn Sie es wollen, von hier aus eine schöne Zeichnung verschaffen könnte.

Bei einigen Scenen, wo ich glaubte, daß etwas für den Mahler wäre, habe ich Zeichen beigelegt.

Nun bitte ich und beschwöre ich Sie aber in Rücksicht auf den Druck sich einige Vorstellungen von mir gefallen zu lassen. Ich kann weder die Schrift, davon Sie mir eine Probe geschickt, noch das Papier genehmigen: durch eine beträchtlich größere Schrift als die von Ihnen gewählte und durch ein größeres Format, so groß etwa wie mein Almanach, den Sie gedruckt, werden Sie nicht nur mich, sondern gewiß alle Leser sich verbinden. Wenn Sie Sich entschließen könnten die lateinische Schrift jenes Almanachs und das derselben entsprechende Format zu wählen, so würden Sie mich sehr verbinden. Sollte dieß aber nicht geschehen können, so würde ich wenigstens bitten, die dazu gewählte kleinere Schrift, nach Maßgabe der hier beigelegten Muster durchschießen zu lassen, daß sie das Auge nicht so sehr verwirrt.

Die Chinesische Geschichte soll auch noch geliefert werden: den Zeitpunkt kann ich nicht genau bestimmen.

Ich bitte mir den richtigen Empfang des Mscrpts in zwei Zeilen zu melden. Ihr ganz ergebener

Schiller.

Das Datum vom 7. April ist jedenfalls unrichtig. Schiller war am 1. April von Jena nach Weimar zurückgekehrt, und nach dem Kalender war die Tragödie am 16. April fertig. Zum 23. April heißt es: „Vier Akte der Jungfrau an Unger nach Berlin“ gesandt. Aber auch das ist ein unrichtiges Datum. Da hier der letzte Akt „erst in 14 Tagen folgen kann“, derselbe aber, nach dem Kalender, am 30. April abgesandt wurde und das Ganze gleichzeitig an Körner, so würde das Datum um den 15—16 April fallen, was auch mit der Empfangsbescheinigung in Nr. 181 übereinkommt, aus der jedenfalls hervorgeht, daß die Absendung der ersten vier Akte früher stattfand, als der Kalender sie ansetzt.

Unger wählte die Ausstattung des Musenalmanachs für 1796, nur war das Format kleiner. Kupfer sind nicht beigegeben, nur ein Minervakopf als Titelbild.

181. An Schiller.

Berlin den 18. April 1801.

Hochzuverehrender Herr. So eben erhalte ich zu meiner sehr großen Freude die 4 Akte von Ihrem Trauerspiel. Ich danke Ihnen gehorsamst dafür und bitte gehorsamst, mir den Rest davon nach Leipzig, wo ich bis zum 10ten Mai bleibe, zu senden. Ich wohne dort an der Krimpf- und Ritterstraßenecke beim Brauer Pauli.

Zugleich habe ich mich bei hiesigen Künstlern wegen Kupfer dazu Mühe gegeben; keiner aber kann mehr etwas für den Sommer annehmen, und ich bin gezwungen, dies Werkchen ganz ohne Kupfer, außer dem Kopf der Johanna, den ich mir auf das Baldigste durch Ihre gütige Besorgung erbitte, neben dem Titel vorstechen zu lassen. Genehmigen Sie dies, daß Ihr schönes Stück ohne Kupfer vorstellig erscheint? Es kann sonst vor Ende dieses Jahres nicht fertig werden. Das möchte ich nicht gern. Den Druck selbst werde ich, wie es sich von selbst versteht, ganz nach Ihrem Vorschlag einrichten, und ihn wie Ihren ersten Musenalmanach drucken. Dafür, daß ich keine Kupfer habe, will ich desto schöneres Pappier zum Inhalt wählen, und ich glaube und hoffe, daß Sie damit zufrieden sein werden.

Ich sinne schon so lange auf einen Umschlag zum Deckel Ihres Kalenders und habe leider noch keine glückliche Idee dazu ausfindig machen können. Möchte mir doch, gleich der Johanna, die Mutter Gottes erscheinen und mir zu Ihrer und meiner Freude eine neue Idee an die Hand geben! Ehe der Druck beendigt ist, hoffe ich, daß mein Wunsch erhört werde.

Außer Iffland soll kein Mensch in Berlin von Ihrem Mspt. etwas zu sehen bekommen. Ich will mit der plötzlichen Erscheinung des Drucks die Lesewelt überraschen und erfreuen.

Wird Ihr Vorsatz, diesen Sommer nach Berlin zu kommen, noch ausgeführt. Unser Gartenhaus ist nun ganz eingerichtet und hat Platz genug, Sie und Ihre Frau Gemahlin und Familie aufzunehmen.

— Nehmen Sie diesen Vorschlag an, dann machen Sie uns sehr glücklich.

Mit wahrster Verehrung Ew. Wohlgebohren ganz ergebenster

Unger.

182. An Schiller.

Leipzig den 21. April 1801.

Ew. Wohlgebohren empfangen beyliegend von der Niederländischen Geschichte die Aushängebogen A bis und mit O, zugleich auch die zum 1. und 2. Bde. bestimmten Kupfertafeln.

Ich will wünschen, daß beydes sowohl Druck als Kupfer Ihren Beyfall erhalten mögen.

Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster

S. L. Crusius.

Brief und Unterschrift sind von der Hand eines Gehülfen. Die Aushängebogen sind die des zweiten Theils, die bis S. 256 reichen und in der Belagerung Antwerpens abbrechen. Das Werk war erst am 17. Juli fertig (Nr. 185).

183. An Schiller.

Leipzig den 28. April 1801.

Ich bin soeben in Leipzig angekommen und habe beiliegende Probe Ihres Trauerspiels abgesetzen lassen. Haben Ew. Wohlgebohren die Gewogenheit, mir wissen zu lassen, ob sie nach Ihrem Willen ist, wo nicht, so kann noch die Einrichtung davon ganz nach Ihrem Befehl eingerichtet werden.

Zugleich erbitte ich mir gehorsamst Ihre Meinung wegen der Kupfer und Ihre Antwort auf meinen letzten Brief hier nach Leipzig. Ich halte mich 14 Tage hier auf. Die Probe ist nur ein aus freier Hand gemachter schlechter Abdruck. Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit

Unger.

Nach dem folgenden Briefe hatte Schiller noch einen nach Leipzig geſandt, der im Kalender nicht angemerkt iſt und nur Anweiſungen wegen der Druckeinrichtung enthalten haben kann.

184. An Unger.

Weimar, 30. April 1801.

So eben erhalte ich den Probeabdruck der Jungfrau v. O., der mir ſo wie das Papier recht wohl gefällt. Nur wiederhole ich meine Bitte, die ich in meinem, nach Leipzig abgeſchickten Briefe an Sie that, den Steg ſchmäler zu nehmen, daß für die etwas größeren Verſe Raum gewonnen wird, und man das Brechen der Verſe vermeidet, welches ſo übel ausſieht. Auf dem Probeblättchen habe ich einen Druckfehler bemerkt, der leicht ein Schreibfehler ſeyn könnte. Ueberhaupt bitte ich, dem Corrector jede eigenmächtige Veränderung zu unterſagen, denn es könnte öfters der Fall ſeyn, daß er mich glaubte corrigiren zu müſſen, wo ich ſehr abſichtlich von der Regel abwich, um einen höheren Zweck zu erreichen. Durch die Wahl eines ſorgfältigen und zugleich mit praktiſchem Sinn begabten Correctors werden Sie mich ſehr verpflichten.

Zugleich ſende ich hier den lezten Act nebſt der verſprochenen Zeichnung, welche Hr. Prof. Meier nach einer Camee gemacht hat. Es iſt ein ſehr idealer Kopf, der, gut geſtochen, eine Zierde des Calenders ſeyn wird. Wir wünſchten, daß Bolt ihn in ſeiner gefälligen punctirten Manier, ſo wie den Apollo vor meinem erſten Almanach ſtäche. Zugleich haben Sie die Güte, den Kupferſtecher zu erinnern, daß er das Bild auf der Kupferplatte, gerade ſo wie in der Zeichnung von der Linken zur Rechten nehme, damit es beim Abdruck von der Rechten zur linken ſehe. Die Meieriſche Zeichnung bitte ich mir von Ihnen zum Andenken aus.

Leben Sie recht wohl, ich wünſche gute Meßgeſchäfte. Ihr ganz ergebener

Schiller.

Daß Meyer die Zeichnung des Minervakopfs gemacht, oder daß eine Camee copiert ſei, iſt auf Bolts Stiche nicht bemerkt, der auch nicht von der Rechten zur Linken, ſondern umgekehrt ſieht. Im Druck

sind nur selten Verse gebrochen, selbst die Trimeter füllen in der Regel nur Eine Zeile.

Es fehlt nun ein Brief von Schiller an Unger, den der Kalender am 17. Juli verzeichnet.

185. An Schiller.

Leipzig, den 18. Jul. 1801.

Ew. Wohlgeb. nehme ich mir die Ehre von dero Gesch. des Abfalls der Niederlande dero Freyexemplarien zu übersenden, die endlich nach verschiedenen überwundenen Schwierigkeiten angestern die Presse verlassen hat. Ich wünsche, daß der Abdruck derselben dero Beyfall möge erhalten können, und danke Ihnen auf das allerverbindlichste, daß Sie haben die Gewogenheit haben wollen, mir diesen ehrenvollen Verlagsartikel zu Theil werden zu lassen. Möchte es doch dero Verfassung Ihnen gestatten, das Sie so sehr verehrende Publikum baldigst mit der Fortsetzung dero schätzbaren Werke zu erfreuen! Es würde diese dero Güte mit mir mit der innigsten Dankbarkeit verehren. Unsere Berechnung werde ich in denen nächsten Tagen in Ordnung bringen und Ew. Wohlgeb. zu Recognition nebst dem, was ich Ihnen noch schuldig seyn dürfte, gehorsamst ergebenst übersenden. Mit unbegränzter Hochachtung verehret Ew. Wohlgeb. dero gehorsamster

S. L. Crusius.

Die Rechnung schloß Schiller am 18. Sept. persönlich mit Crusius in Leipzig ab; er erhielt noch 68 Thlr. Saldo.

186. An Schiller.

Berlin den 25. Jul. 1801.

Verehrungswerther Herr Hofrath. Fleck hat Ihr Stück, wie zu erwarten war, mit Entzücken gelesen. Er kann aber keine entscheidende Antwort geben. Iffland kommt den 2. August wieder. Ich habe für Ihr herrliches Stück 30 Frd'or gefordert; 100 Thlr schien mir zu wenig, und Iffland wird gewiß dabei kein Bedenken finden; das will ich schon mit ihm ausmachen.

Ich dächte daher, wenn mein Wunsch nicht zu interessirt scheint,

Sie machten, da Sie doch einmal reisen, einen Versuch, Berlin auf wenige Tage als Probe für k. Frühjahr zu sehen und bei mir, entweder in der Stadt oder auf unserm nahe dabei liegenden kleinen Landhause abzusteigen. Wir wollen Sie mit Freuden empfangen und alles mögliche zu Ihrer Bequemlichkeit thun. Ist Ihnen eine kleine einfache Familie nicht zu gering, wo Sie auch Iffland zum Nachbar haben, so erwarten wir Sie mit größtem Vergnügen. Ueber 2 Stuben und eine Wohnung für Domestiken können Sie bei mir disponiren, und bitte mir den Tag Ihrer Ankunft wissen zu lassen. So sehen Sie das hinscheidende Theater noch.

Würden Sie wohl Schikaneder für sein Theater Ihre Jungfrau v. O. geben. Ich glaube, daß ich Ihnen 40 Frd'or dafür schaffen könnte. Ohne Ihre Bewilligung und Ihr Wissen will ich eher keine Antwort geben. Soll er sich lieber direkte an Sie wenden? Oder wollen Sie gar nichts mit ihm zu thun haben?

Wenn Hr. Cotta mir Geld schickt, weiß ich es nicht aus dem Lande zu bringen. Schon das ist auch noch ein Bewegungsgrund, dies Geld bei mir abzuholen. Bis jetzt weiß ich davon nichts; ich habe keine Nachricht von Cotta.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit gehorsamst

Unger.

Die tröstliche Zuversicht Ungers, daß Iffland 30 Frd'or zahlen werde, erfüllte sich nicht. Schiller schrieb am 2. Sept. 1801 bei Uebersendung des Theatermanuscripts an Iffland: „Sie geben mir dafür, was Sie glauben, daran wenden zu dürfen. Unger hat Ihnen einen Preiß darauf gesetzt, der mehr seiner eigenen guten Meinung von dem Stück als meiner Erwartung gemäß war." Nachdem das Trauerspiel zuerst am 23. Nov. 1801 in Berlin mit dem glänzendsten Erfolge gegeben und bis zum Schluß des Jahres noch dreizehnmal wiederholt war, erhielt Schiller am 21. Jan. 1802 ein Honorar von 34 Ducaten (107 Thlr. 16 Gr.). Bis zum 8. Jan. 1843 stand das Stück 241 mal auf dem Repertoire (Teichmanns Nachlaß S. 68 f.). Die Jungfrau war das letzte Drama, das, am 31. Dec. 1801, auf dem alten Nationaltheater am Gensdarmenmarkt gespielt wurde. Am 1. Jan. 1802 fand die Einweihung des neuen Schauspielhauses mit Kotzebues Kreuzfahrern statt.

Der Schauspielregisseur Opitz in Leipzig und Dresden erhielt das Manuscript für 6 Ld'or, der Theaterdirector Herzfeld in Hamburg für den doppelten Betrag. Ueber Schikaneder ist der nächste Brief zu vergleich

Am 30. Juli hatte Schiller den vorigen Brief erhalten, der sich mit einem von ihm vom 27. Juli kreuzte. Am 31. sandte er einen, leider auch verlornen Brief an Unger, in dem er ihn ermächtigte, mit Schikaneder zu verhandeln.

187. An Schiller.

Berlin den 6. August 1801.

Nun ich Ihre Einwilligung habe, Ihre Johanna an Schikaneder zu überlassen, habe ich sogleich an ihn geschrieben. Seine Antwort wird wohl in 8 oder 10 Tagen ankommen. Er muß das Geld vorausschikken, ehe Sie ihm das Schauspiel schikken.

Da Sie so nahe bei Berlin sind, so wäre es grausam, es nicht zu sehen. Weis ich nur den Tag Ihrer Ankunft, so soll alles bequem nach meiner Möglichkeit zu Ihrem Empfang in unserm Sommerhause eingerichtet sein. Ich sehe diesem Tage mit Freuden entgegen.

Nächsten Dienstag geht das Paket Bücher von hier ab. Hierbei noch ein kleiner Nachtrag zu der Ihnen übersandten Rechnung. Wollen Sie Sich die ganze Summe von Herzog auszahlen lassen, so kann gleich die Summe abgehen, die mir so eben Cotta geboten hat, Ihnen hier in Berlin auszuzahlen. Es sind 200 Laubthaler, die er mir aufgegeben hat. Ist Ihnen dies aber nicht convenabel, so zahle ich Ihnen diese Summe in Berlin.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit und bin mit der größten Verehrung Ihr gehorsamst ergebenster

Unger.

Schikaneder, der Verf. des Textes zur Zauberflöte, hatte das Theater an der Wien gegründet. Auf Ungers Antrag scheint er geantwortet und 800 Gulden für die Jungfrau geboten zu haben; ob auch gezahlt, ist zweifelhaft. Wenigstens erhielt Schiller am 3. Oct. von Stephanie (womit die beiden Schauspieler und Schauspieldichter

Gottlob St. d. ä., und Gottlieb St. d. j. nicht gemeint sein können, da jener schon 1798, dieser 1800 gestorben war) 33 Speciesthaler, à $1^1/_2$, also 44 Thlr.

188. An Schiller.

Berlin den 5. Sept. 1801.

Vielleicht trifft Ihnen dieser Brief noch in Dresden, hochzuverehrender Herr Hofrath, den ich so eben aus Wien erhalten habe. Ich bitte gehorsamst, ihn sogleich zu beantworten und sich erst die 300 Wiener Gulden anweisen zu lassen, ehe Sie das Mspt absenden, und mir gelegentlichst diesen Brief zurückzusenden.

Ihr Entschluß, nicht nach Berlin zu kommen, war mir unerwartet, da ich Sie schon unterwegs glaubte, und ich mich herzlich freute, so glücklich zu sein Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. So traurig aber dieser Fall für mich ist, so muß ich freilich Ihre Gründe ehren und mich beruhigen, da es Ihre Gesundheit betrifft. Es tröstet mich aber die Aussicht, daß Sie Ihren Vorsatz nicht ganz aufgegeben haben.

Mitte November wird wahrscheinlich das neue Theater eröfnet.

Hr. v. Humboldt und Hr. Iffland empfehlen sich Ihnen gehorsamst. Mit der größten Verehrung Ihr ganz ergebenster

Unger.

Am 6. Aug. war Schiller von Weimar abgereist, kam aber nur bis Naumburg, am 7. war er in Leipzig, am 8. übernachtete er in Oschatz, am 9. kam er in Dresden an, wo er am 10. Ungers Brief (Nr. 187) erhielt und am 12. der Körnerschen Familie Hero und Leander, das schon am 18. Juni an Cotta gesandte Gedicht, vorlas. Am 27. Aug. erhielt und quittierte er die 12 Ld'or von Herzfeld für die Jungfrau. Am 1. Sept. zog er von Loschwitz nach Dresden, blieb dort noch vierzehn Tage und reiste am 15. Sept. von Dresden nach Hubertsburg, wo er übernachtete. Das nächste Nachtlager, 16. Sept., hielt er in Hohenstädt bei Göschen, der ihn am 17. nach Leipzig begleitete, wo die Jungfrau gegeben wurde. Crusius zahlte den Saldo von 68, und Göschen das Honorar für den Karlos mit 300 Thlrn. Schiller war damals so bei Gelde, daß er am 14. Sept. an Körner 8 und an Karoline Wolzogen 22 Ld'or leihen konnte.

Am 19. übernachtete er in Weißenfels und am 20. Sept. kehrte er von der Dresdener Reise nach Weimar zurück.

Auf Ungers Briefe hatte Schiller am 4. Sept. von Dresden aus geantwortet. Leider fehlen mit dieser Antwort Ungers am 27. Aug. und 3. Sept. eingelaufene Briefe.

Ueber die Eröffnung des Berliner neuen Theaters vgl. zu Nr. 186 u. 195.

189. An Crusius.

Dresden 11. Sept. 1801.

Ich werde kommenden Mittwoch oder Donnerstag auf meiner Rückreise von Dresden nach Weimar durch Leipzig kommen und dort einen oder zwey Tage verweilen. Ich hoffe Sie bei bester Gesundheit zu finden, und freue mich, unsere Persönliche Bekanntschaft wieder zu erneuern.

Für die überschickten Exemplarien meiner Niederl. Geschichte, die ich ganz kurz vor meiner Abreise aus Jena erhielt, danke ich Ihnen verbindlichst. Ich hatte mir vorbehalten, es schon vor 6 Wochen mündlich zu thun, da ich durch Leipzig reiste, bin aber damals verhindert worden.

Zugleich wünschte ich bei dieser Gelegenheit unsere gegenseitige Rechnung in Ordnung zu bringen und abzuschließen, auch wegen des zweiten Theils meiner Gedichte Abrede mit Ihnen zu nehmen.

Mit vorzüglicher Achtung verharre ich Ihr ganz ergebener Diener

Schiller.

Der nächste Donnerstag nach dem 11. Sept. war 1801 der 17., an welchem Tage Schiller nach Leipzig kam; vgl. zu Nr. 188.

„Vor meiner Abreise aus Jena" ist doppelter Auslegung fähig. Da Schiller von Weimar nach Naumburg schwerlich über Jena den Weg nahm, müßte er die Bücher aus Jena empfangen haben. Wahrscheinlich aber ist Jena ein Schreibfehler für Weimar. Ueber die Abrechnung zwischen ihm und Crusius vgl. zu Nr. 185.

Der zweite Theil der Gedichte, über den hier Abrede genommen werden soll, erschien 1803.

190. An Schiller.

Berlin den 22. Sept. 1801.

Ich habe an Hrn v. Wolzogen 45 Thlr. bezahlt, ihm aber noch keine Jungfrau v. Orleans leihen können, welches er sehr wünschte, da die Buchbinder alle die Bogen zum Binden hatten.

Von Schikaneder erwarte ich die 300 fl. Ich habe sogleich an ihn geschrieben und mir das Geld erbeten. Jetzt steht hier das Wiener Geld sehr schlecht; ich glaube daß 100 Gulden 84 Thlr. gelten. In 8 Tagen denke ich Ihnen Ihre Exemplare sauber gebunden zu senden. Wie viel befehlen Sie? Einige habe ich auf sehr schönes Pappier drucken lassen.

Die Akademie drängt in mich, ich soll, wo möglich, noch einen eleganteren Kalender liefern als Vieweg. Ich würde es thun, wenn Sie mir noch einen Text dazu geben wollten, wo ich sehr früh 14 bis 15 Gegenstände könnte zeichnen und sauber könnte stechen lassen. Man will viele Kupfer und die guten Künstler sind sehr besetzt. Daher muß man ein Jahr wenigstens vorher Bestellungen machen. Wären Sie daher geneigt, meinen und der Akademie Wunsch zu erfüllen, so würde dieß eine sehr große Freude für mich sein. Hätten Sie einige Originalerzählungen oder ein Schauspiel? Ich müßte aber Niemanden bei Ihnen in den Weg treten, sondern ich würde warten, bis Sie eine Zeit dazu mir bestimmten.

Von Leipzig aus, wohin ich den 9. ankomme, werde ich Ihnen eine Berechnung zustellen lassen. Vorher aber wünschte ich Ihre Erklärung wegen eines Kalenders für 1803 oder 4, ob ich dazu Hoffnung haben dürfe? Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen zudringlich scheine. Hindern Ihnen andere Verbindungen meinen Wunsch zu befriedigen, so sagen Sie mir geradezu Nein, und ich werde nie wieder damit lästig sein, wenn es mir auch schwer wird.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit ganz gehorsamst

Unger.

Der Brief traf erst am 28. Sept. bei Schiller ein. Wofür Unger an Schillers Schwager die 45 Thlr. zu zahlen hatte, ist nicht klar, da das Honorar für die Jungfrau längst bezahlt war, und ebenso wenig, worüber Unger von Leipzig aus noch eine Berechnung liefern wollte.

Ein Schauspiel hatte Schiller nicht. Aber am 30. Sept. gieng er an den Warbeck und fuhr darin fort (Kalender 111), ließ die Arbeit dann aber liegen, weil ihn Turandot lebhafter anzog (Körner 4, 245 ff.).

191. An Schiller.

(Leipzig. 6. Oct. 1801)

Mein verehrungswürdiger Freund! Ich danke Ihnen noch einmal herzlich für die sonnigen schönen Stunden, die Sie mir durch Ihren Besuch geschenkt haben als Präservativ für die schwere mephitische Meßluft, worin ich jetzt lebe und webe, so gut es sich thun läßt, und worin ich am Abend ganz leicht und heiter bin, wenn ich an Ihren Besuch zurück denke.

Der Dreißigjährige Krieg 1. Th. und der Don Carlos erfolgen hierbey. So wie Sie einige Bogen vom Carlos durchgelesen haben, bitte ich sie mir aus. Bin ich nicht zudringlich, so bitt ich auch bald um etwas vom 30jährigen Krieg.

Ich habe die Jungfrau von Orleans gesehen. Erlauben Sie, daß ein Laye Ihnen das Resultat seiner Empfindung schreibt. Nach meinem Gefühl ist es eine himmlische Dichtung. Ich habe mich nie mit Classificationen befassen mögen. Mir ist also nicht eingefallen, ob es naiv oder sentimental ist. Aber es hat mich die gewöhnliche Welt vergessen lassen; ich habe mich durch die zarte Weiblichkeit und Reinheit des Mädchens erquickt, ich war in eine höhere Schöpfung erhoben. Was die Griechen hatten und wir bisher auf unserm Boden entbehrten, eine Wirkung himmlischer Mächte mit den Kräften der Menschen, das habe ich hier gefunden, ohne daß mich irgend etwas in meiner Illusion gestört hätte. Der Baum ist ein einfaches Mittel, womit Sie dieses Wunder bewirkt haben. Das Mädchen ist keine Schwärmerin; ihre Schwärmerey hat festen Grund und Boden.

Die Erscheinung des Geistes Talbots ist der wahre tragische Hebel. Ohne diese Erscheinung hätte die ganze Dichtung mich nicht traurig gemacht. Das Mädchen war glücklich und mußte einen Himmel in ihrem Busen selbst in Ketten tragen; ihre Liebe zu Lionel konnte ihr keine schmerzhafte Empfindung machen; ich hätte diesen Schmerz getadelt, denn sie hatte nichts verschuldet; sie war blos ein menschliches Wesen, oder ein Engel in menschlicher Form geworden.

Aber die Warnung wirft einen schwachen Schatten über ihren Glanz. Sie rückt uns übrigen Menschen dadurch näher, daß sie die Warnung in dem critischen Augenblick nicht mehr achtet; man glaubt, sie habe sich der Gränze eines Fehlers genaht, man bemitleidet sie und nimmt menschlichen Theil an dem unglücklichen Lauf ihres Lebens von jenem Moment an. Ich sage nichts von der trefflichen Situation von dem Tode Talbots, weil die jedermann bewundern muß. Der Dauphin scheint mir im Anfang zu weich und schwach im Vergleich der Folge seines Benehmens. Welch eine schöne Diktion!

Ich habe Ihrer Frau Gemahlin versprochen, unser erhabenes Geburtstagsfest zu beschreiben und die bey dieser Gelegenheit verfertigten Meisterstücke der Dichtkunst zu überreichen. Das Prachtwerk ist von mir, es enthält rührende Szenen aus dem Leben meiner Frau und bezieht sich auf ein köstliches Tableau von der Meisterhand eines Buckowitz in Grimma, das ich um den hohen Preis von Acht Gutegroschen angeschafft hatte. Der Bänkelsänger machte seine Sachen vortrefflich und ergänzte das Fehlende in schlichter Prosa zur Lust und Freude der Zuschauer. Neben dem Bänkelsänger tanzten alle Mädel und Bursche aus dem Dorfe um eine Tonne Bier. Von hier ging es zu einem Zuckerbäcker, der gebrannte Mandeln und andere feine Waaren zu verkaufen hatte. Von hier ging der Zug ins Mazienwäldchen, wo Seume unter einem erleuchteten Apfelbaum sein Lied als Eremit sang. Der Pavillon war eine Trödelbude, worin meine Frau ein neues Kleid fand. Unter dem Pavillon war eine Bandbude, wo Stecknadeln und andre kurze Waaren nebst bedruckten Bändern verkauft wurden. Unten in der kleinen Laube zeigte ich meine beyden kleinsten Kinder als Zwerge, die wahrsagen konnten. Unter den alten Apfelbäumen bey dem Stein war ein Blumen- und Obstmarkt. Die Obsthändlerinnen (Mariane und andre Weiber) sangen das Lied von Schulz componirt: Je vend de Bouquets, jolis Bouquets, mit Blasinstrumenten begleitet. Endlich kam man zu dem Bogengang, welcher in eine Wein- und Eßbude verwandelt war, wo das Abendbrod gegeben wurde. Alle Einwohner des Dorfs waren Zuschauer und mein Garten war ein wirklicher volkreicher Jahrmarkt. Der Gutsbesitzer, der Pfarrer, die Honoratioren und Bauern, alles kam unter einander Nachts um Eilf Uhr durch die Fröhlichkeit wie

durch Oberons Horn in einen allgemeinen Tanz. Dieser sonderbare Ball dauerte 2 Stunden, und, welch ein Wunder! keine Blume, kein Strauch war am andern Morgen zertreten. So findet man auch bey der untersten Klasse in Sachsen Gefühl für Anstand und Schonung. Der ganze Tummel war blos in den Gängen, auf dem Hof und auf einem dazu bestimmten Platz geblieben. Das hatte ich nicht erwartet. Meine Frau war sehr fröhlich und ich erinnere mich nicht, jemals glücklicher gewesen zu seyn, als an diesem Abend, wo ich meinem Weibe eine so herzliche Freude habe machen können.

Ich umarme Sie mit inniger Liebe und Verehrung als Ihr

Göschen.

Eben überrascht mich meine Frau am Pult und straft mich, daß ich keine Grüße von ihr geschrieben habe. In der That sie hat recht und mich entschuldigt blos die Zerstreuung des Meßtroubels.

Vom dreißigjährigen Kriege erschien bei Göschen im J. 1802 eine neue Auflage in zwei Bänden (411 und 476 Seiten) in dreifachen Ausgaben, die sich nur durch die Kupfer und die Zeilenabtheilung des Titels unterscheiden, doch ist die eine als Duodez, die andern sind als Octav signiert, und eine dieser letzteren hat auf der letzten Seite des zweiten Theils eine „Nachricht für den Buchbinder". Es ist fraglich, ob Schiller von dieser dreifachen Ausgabe Kenntniß gehabt hat.

Die Schilderung der stattgehabten Geburtstagsfeier (Göschens Frau war am 20. Sept. 1765 in Torgau geboren) wird man ebenso entschuldigen, wie Göschens seltsame Ergießungen über die Jungfrau von Orleans, die er also erst kürzlich gesehen (d. i. gelesen) haben wird.

192. An Schiller.

Leipzig den 12. Oct. 1801

Gestern bin ich hier angekommen, und eile, Ihnen 12 Ex. Ihrer Jungfrau v. O. zu übersenden. Mit großer Noth konnte ich nur die 6 feinen erhalten, da der Buchbinder mehr zu liefern nicht im Stande war. Von Berlin aus aber stehen mehrere Ex. zu Ihrem Befehl. Ich wünsche, daß Ihnen die Druckeinrichtung und die Ausführung

des Ganzen gefallen möge, und daß sich keine bedeutende Druckfehler vorfinden. Ich bleibe noch 10 Tage hier, und ich würde sehr glücklich sein, zu meiner Beruhigung einige Worte von Ihnen zu erhalten.

Wenn ich erst einen Kalender mit prächtigen Kupfern liefre, so wünschte ich, daß Sie mit zu dem Text desselben gehören möchten. Aus der brandenb. Geschichte möchten wohl nicht 12 noch unbekannte Gegenstände aufgefunden werden; und dann ist es eine eigene Sache damit; sie interessiren nicht so allgemein. Um der Kupfer wegen kauft man denn doch einen theuren Kalender nicht. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, wenn (man) erst 1200 Thlr für die Kupfer daran wendet, man doch auch an einen vortreflichen Text wohl auch 800, auch wohl 1000 Thlr wenden und ihn für 3 oder 4 Thlr verkaufen kann. Nur müßte der Text allgemeines Interesse haben. Ohne erst den Absatz der J. v. O. abzuwarten, habe ich immer Muth genug, dies Unternehmen zu wagen, wenn Sie diesen Text dazu geben wollen. Da man aber nicht zeitig genug damit anfangen kann, so würde ich gehorsamst bitten, mir Ihre Ideen dazu zu geben, um die Kupfer bei Kohl zu bestellen. Ich weiß was mit guten Künstlern für Noth ist, ehe man ihre Arbeiten vollendet erhält, und da wäre dann das Erste für die Zeichnung zu sorgen. Vielleicht könnten Copien von brauchbaren Gemälden gemacht werden? Und wenn Hr. Prof. Meier mir seinen Rath dazu geben will, und noch besser seinen Beistand, so wäre mir dies sehr angenehm.

Mit der heutigen Post habe ich auch an die Hofmannsche Handlung Exemplare gesandt.

Den 1. Nov. wird die J. v. O. in Berlin gegeben. Gestern Abend kam ich gerade noch zu rechter Zeit an, dies herrliche Stück zu sehen. So schlecht es gesprochen, und so elende Decorationen auch dazu sind, so machte es doch großen Effect, und ich freue mich auf die gewiß weit bessere Vorstellung in Berlin.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit und Freundschaft gehorsamst.

Unger.

Die Sendung mit den „12 Kalendern" kam am 15. Oct. in Weimar an. Schiller beeilte sich, die Exemplare zu vertheilen; in Maroquin gebundene erhielten der Herzog, die Herzogin, die Prinzessin

Friederike und die Herzogin Mutter; ordinaire Goethe, Meyer und Wieland, ferner Körner 2 Ex., so daß Schiller noch 3 behielt.

Die Bitte wegen des Textes zu einem neuen Kalender ließ Schiller nicht unbeachtet, wenn auch unerfüllt. Am 19. Oct. schrieb er an Körner, der ihm vorgestellt, er werde zu gering honoriert: „Ich habe Deine Ermahnung wegen besserer Contracte mit den Buchhändlern nicht in den Wind gesprochen sein lassen. Gleich schrieb ich Ungern, der mich um den Text zu einem neuen Kalender bat, daß ich mich nur gegen ein großes Honorar dazu verstehen würde, und erhielt mit erster Post auch zur Antwort, daß er wohl ein 1000 Thlr daran wenden wolle. Auch an Cotta habe ich geschrieben und für meine künftigen Stücke 300 Ducaten verlangt." Da Körners im Kalender nicht notierter Brief vom 7. (11.) Oct. war, müßte Schiller umgehend an Unger geschrieben haben; und dieser Brief (192) die Antwort darauf sein. Ein andrer Brief von Unger lief am 19. ein und wurde am selben Tage beantwortet.

Im Kalender steht zum 13. Oct.: „An Cotta geschrieben wegen des künftigen Contracts." Wenn Schiller 300 Ducaten verlangte, bewilligte Cotta sie nicht, da Schiller im Kalender S. 180 f. seine künftigen Stücke beständig mit 650 Thlrn, also 100 Carolin, veranschlagt, während 300 Ducaten etwa 960 sein würden. Cottas Antwort gieng am 5. Nov. ein (Kal. 115).

193. An Schiller.

Berlin d. 24. 9br. 1801

Wohlgeborner Herr Hofrath, Insonders Hochzuverehrender Herr! Ew. Wolgeboren allgemein beliebten Arbeiten haben schon längst den Wunsch bei mir rege gemacht, so glücklich zu seyn, einen VerlagsArtikel davon zu besitzen. Glaubwürdiger Nachricht zufolge haben Dieselben jezt zwey Werke unter der Feder; sind sie anderweitig noch nicht versagt, so bin ich so frey, Sie ganz gehorsamst zu ersuchen, mir wo nicht Beide, doch Eines davon gütigst zukommen zu lassen. Daß ich mir es angelegen seyn lasse, mit Eleganz zu drucken, davon können unter andern Müchlers Gedichte einen Beweis geben; das hier beigefügte Exemplar von denselben, bitte ich, gefälligst anzunehmen. Hätte ich aber das Glük ein mal von Ihnen etwas zum Verlag zu erhalten, so würde ich gewiß zeigen, was deutscher Fleiß und deutsche

Kunst vermag. Die Bestimmung des Honorars hängt von Ihnen ab, und da ich nicht die Ehre habe Ihnen genau bekannt zu seyn, so dürften Sie nur Ihr Manuscript an einen hiesigen Banquier senden, der mir es nicht anders als gegen die gleich baare Zahlung auslieferte. Findet meine Bitte eine geneigte Statt, so würde es mir lieb seyn, bald von einigen Sujets zu den Kupfern benachrichtet zu werden. In Erwartung einer baldigen erwünschten Antwort verharre ich mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wolgebohren ganz ergebenster

Wil. Oehmigke, jun.

Mit dem Buchhändler Oehmigke, dessen Brief Schiller nicht einmal notierte, hat er in keiner weiteren Beziehung gestanden, vermuthlich auf den Antrag auch nicht geantwortet.

194. An Schiller.

Jena d. 27 9br. 1801.

Hochwohlgebohrener Herr Hofrath. Dreymal wollte ich bey meiner Anwesenheit in Weimar am vergangenen Montage und Dinstage Denenselben meine gehorsamste Aufwartung machen, ich hatte aber nicht die Ehre, Dieselben sprechen zu können; deshalb nehme ich mir die Freyheit, mich bei Denenselben schriftlich zu erkundigen, wann mir Dieselben zu Dero prosaischen Schriften Manuscript zu schicken gedenken? Da nach Dero mündlicher Unterredung auf kommende Ostermesse der 3te Theil Dero prosaischen Schriften herauskommen soll, und Weihnachten bald heran ist, so wünschte ich Dero gütige Meinung zu erhalten, um meine Einrichtung in der Druckerey darnach machen zu können, nicht weniger auch wegen dem Papier, von welchem ich noch vom vorigen Bande einen Vorrath habe.

Meine gehorsamste Bitte ergehet an Dieselben, mir hochgeneigtest einige gütige Nachricht zu geben: ob auf kommende Ostermesse der dritte Theil von Dero prosaischen Schriften erscheinen soll? und um welche Zeit ich den Anfang des Mspts von Denenselben zu erwarten habe?

Noch eine Anfrage erlauben Dieselben. Von den Gedichten erscheinet wohl erst in einigen Jahren ein Bändchen wieder?

Ich wünsche Dero Gesundheit die festeste Dauer, empfehle mich Dero ferneren Gewogenheit und Freundschaft und verharre als Dero verbundenster Diener

J. C. G. Göpferdt.

Der Brief blieb ohne Antwort, da Schiller, damals gerade mit der Bearbeitung der Turandot beschäftigt, fast alle Correspondenzen einstellte und vom 16. Nov. bis zum Ende des Jahres im Kalender weder empfangene noch abgesandte Briefe notiert hat. Der dritte Theil der kleineren prosaischen Schriften, der mit der Jahreszahl 1801 erschien, kann hier kaum gemeint sein, da er längst fertig war. Göpferdt verschrieb sich. Der vierte Theil erschien 1802 und zwar, wie auch die übrigen, in einem Doppeldrucke und dies schwerlich mit Schillers Vorwissen, dessen Vertrauen auf die Rechtlichkeit seines Verlegers arg getäuscht zu sein scheint. Der zweite Theil der Gedichte erschien, bei demselben Buchhändler, 1803. — Göpferdts gutgemeinter Wunsch für seines Gönners Gesundheit erfüllte sich nicht, da in Schillers Hause die Masern einzogen (vgl. Nr. 197 und an Körner 4, 250 ff. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 1, 463) und gegen Ende des Jahres Schiller an einem Choleraanfalle litt (Körner 4, 255).

195. An Schiller.

Berlin den 28 Nov. 1801

Hier haben Sie, verehrungswerther Herr Hofrath, den Zettel der J. v. O. Ohne Vorliebe zu meiner Vaterstadt glaube ich doch behaupten zu können, daß Ihr schönes Stück nirgends vollkommener dargestellt werden kann. Die Berliner haben es mit Entzücken aufgenommen, wie ich gleich vermuthet habe und mit Gewißheit vorhersagen konnte.

Ich bin sehr begierig auf einen Brief von Ihnen.

Den 1. Januar wird nun auch mit Gewißheit das neue Schauspielhaus eingeweiht. Wie schön wäre es, wenn Sie zu diesem Fest in Berlin wären. Die Königin fragte in der zweiten Vorstellung

nach Ihnen; sie habe gehört, Sie wären in Berlin. Iffland hat ihr aber das Gegentheil gesagt.

Vergeben Sie mein eilfertig Geschmier.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit gehorsamst

S. Unger.

Die Jungfrau v. O. war am 23. Nov. 1801 zuerst in Berlin gegeben. Teichmann bemerkt S. 68: „Es ist merkwürdig, daß dasselbe, so reich an Personen, so abwechselnd an Ort und Zeit der Begebenheiten, und eigentlich angewiesen an den größtmöglichen Bühnenraum, noch auf dem alten, kleinen, engen Theater, kurz vor Thorschluß und mit einem Glanze erschien, der zu seinem Beifall einen so großen Grund legte, daß das Stück bis zum 8. Jan. 1843 auf dem Repertoire 241 mal stand, ja daß es selbst in den wenigen Tagen bis vor Schluß des Jahres noch 13 mal gegeben werden mußte." Schiller war, als er die Ausstattung später selbst in Berlin, auf dem neuen Theater, sah, keineswegs damit zufrieden und äußerte gegen Iffland: „Sie erdrücken mir ja das Stück mit dem Krönungszuge", der manchmal als selbstständiges Schaugepränge gegeben sein soll. Hinsichtlich der Besetzung hatte Schiller gewünscht, daß die Hauptrolle der Frau Unzelmann zugetheilt werden möge; Iffland hatte sie jedoch der Frau Meyer gegeben, die unter dem späteren Namen Hendel-Schütz bekannter ist. Den König spielte Beschort, den Dunois Mattausch, den Talbot Böheim und den Bertrand Iffland selbst. — Die Einweihung des neuen Schauspielhauses fand am 1. Jan. 1802 statt. Genauere Mittheilungen darüber bietet Teichmanns Nachlaß S. 72 ff. Zur Eröffnung hatte man Kotzebues Kreuzfahrer für würdig gehalten, ein Schauspiel, das mit 297 Thalern honoriert wurde, während Schiller für die Jungfrau v. O., erst im Jan. 1802, nur 107 Thlr. 20 Sgr. erhielt.

196. An Schiller.

(Jena. Dec. 1801.)

— Vorrath bey mir und Hr. Crusius hat noch von derselben Sorte in Leipzig, welches er mir zusenden will, wenn Dieselben gesonnen sind, den dritten Theil bis auf die Ostermesse zu liefern.

Meine gehorsamste Bitte ergehet an Dieselben, mir bald Dero gütige Meinung bekannt zu machen, damit ich meine Einrichtung darnach machen kann und mir das Papier von Herrn Cruſius kommen lasse; ich kann aber von meinem Vorrathe noch 8 Bogen drucken, ehe ich jenes brauche.

Da Ostern sehr spät fällt, so können Dero beide Artikel, die Gedichte sowohl als die prosaischen Schriften bearbeitet werden, zumal da erstere nicht fertig werden müssen. Wäre es Denenselben gefällig, so wollte ich gehorsamst um baldige Zusendung des Mspts zu den prosaischen Schriften bitten.

Schlüßlich empfehle ich mich Dero fernerer Wohlgewogenheit, wünsche die bevorstehenden Feyertage mit bester Gesundheit im Creise Dero mir so werthen Familie und lieben Kleinen mit heiterem Frohsinn zurückzulegen.

Ich aber verbleibe mit beständiger wahrer Hochachtung und Verehrung als Deroselben verbundenster D.

Göpferdt.

Das undatierte Brieffragment wird dem am 12. Jan. 1802 eingelaufenen Schreiben angehören (Kal. 117). Ostern fiel 1802 auf den 18. April. Mit dem dritten Theile der Kl. prof. Schriften ist wieder der 4. gemeint.

197. An Göpferdt.

Weimar 12. Jan. 1802.

Entschuldigen Sie mich, lieber Herr Göpferdt, daß ich Sie so lange auf Mscrpt habe warten lassen. Mein ganzes Haus war viele Wochen krank und ich selbst wurde zuletzt auch unpäßlich. Dazu kam, daß ein Schauspiel über Hals und Kopf fertig werden mußte, welches auf den Geburtstag der Herzogin gespielt wird.

Jetzt aber verspreche ich Ihnen vom nächsten Sonnabend an das Mscrpt regelmäßig zu schicken.

Leben Sie recht wohl. Meine besten Wünsche zum neuen Jahr. Der Ihrige.

Schiller.

Der „nächste Sonnabend", 16. Jan. scheint wirklich die erste Manuscriptsendung gebracht zu haben, da Göpferdt schon am 22. Jan. zwei Revisionsbogen überreichte, Nr. 199.

198. An Schiller.

Leipzig d. 18. Jan. 1802.

Ich bin heute, mein verehrungswürdiger Freund, blos der Ueberbringer eines herzlichen Dankes von der Wöchnerin, die Ihren Rath so gut befolgt hat, daß uns nichts Uebles widerfahren ist, und die jetzt Ihr herrliches Geschenk, die Jungfrau von Orleans, liesst.

Sie haben recht, der Genuß bey der Lektüre ist der wahre reine Genuß; der Genuß der Leipziger Vorstellung war sehr verfälscht. Kein Produkt des Geistes hat mich mehr ergriffen, mich inniger gerührt. Bey der Scene bey der Kohlenhütte, wo Raimond d(as) M(ädchen) verläßt, hat mein Auge Thränen geströhmt. Ich muß mir Gewalt anthun, um in meinem Enthusiasmus Ihnen nicht Ihr eigenes Werk vorzusetzen — Das ist eine himmlische Diktion! Das ist eine geistige Schöpfung und ein Engel aus eines Menschen Seele gebohren. Um mich abzukühlen, schreibt ein ehrlicher Mann aus Dresden an mich: Das Mädchen v. O. wird hier nächstens gegeben werden, man hat nur etwas Unbedeutendes darin geändert, aus der Mutter Gottes hat man — den Genius von Frankreich gemacht. Das heiß ich ein Meisterstück! eine unbefangene Schäferin läßt sich von dem Genius Frankreichs begeistern! — Es lebe die Klugheit!

Ihrer Frau Gemahlin sind wir unendlich für die Freude verbunden, welche uns Ihr Brief geschenkt hat. Wie glücklich macht freundschaftliche Theilnahme guter Herzen!

Ich bin Ihnen noch einen andern Dank schuldig für eine lebhafte Freude, die ich durch Ihre Vermittelung gehabt habe. Ich habe die Brüder des Herrn von E(insiedel) nach Terenz gestern gelesen und bewundre die Gewandtheit, womit der H. v. E. die Feinheiten des Terenz in unsrer Sprache und für unsre Zeit dargestellt hat. Da ich sehr reitzbar für das Komische bin, so habe ich einen sehr lustigen Abend bey dem Stück gehabt. Ich glaube, auf jedem guten Theater kann dasselbe mit gutem Erfolg gegeben werden, wenigstens wird es niemand, der Sinn für das feinere Komische und für dram. Kunst hat, ohne Vergnügen lesen.

Wir drucken nun fleißig an dem dreißigjährigen Krieg. Nächstens werd ich Ihnen den Abdruck des gesandten Manuspts übersenden. Den Carlos laß ich nur drucken, wenn ich selbst in Grimma bin, und da mich die Sorge für eine Weile hier gebunden hat, so ist so eine Pause unterdessen darin gewesen. Er wird aber auch zur Ostermesse fertig.

Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige

Göschen.

Der hier vorausgesetzte Zuwachs der Familie Göschens scheint sich auf die Geburt der Tochter Friederike Charlotte zu beziehen, deren Geburtstag Lorenz in seiner Erinnerung an G. J. Göschen (Grimma 1861 S. 12) nicht angibt. Sie verheiratete sich mit dem Londoner Kaufmann Frühlig in Bremen am 10. Nov. 1831 und scheint denselben, der 1841 starb, um mehr als 20 Jahre überlebt zu haben.

Ueber die Veränderungen, die mit Schillers Trauerspiele in Dresden vorgenommen wurden, gibt Körner noch einige lächerliche Einzelheiten in seinem Briefe vom 27. Jan. 1802, der erst in der zweiten Auflage des Briefwechsels (II, 397) mitgetheilt wurde.

Der Dank, den Göschen für die Bearbeitung der terenzischen Adelphi von Hildebrand von Einsiedel, abstattet, bezieht sich auf das Manuscript, das Schiller übersandt und empfohlen zu haben scheint. Das Stück erschien in Göschens Verlage 1802.

199. An Schiller.

Jena d. 22. Jan. 1802

Hochverehrtester Gönner. Dieselben empfangen hier zwey Revisiones; können Dieselben nicht beide fertigen, so hat die zweite bis auf den Montag [25.] Zeit, da der Postillon wieder nachfragen soll.

Der ich Hochachtungsvoll mit wahrer Ergebenheit verharre als Derselben ganz gehorsamster

Goepferdt.

200. An Schiller.

Jena d. 28. Jan. 1802.

HochWohlgebohrner Her HofRath. Dieſelben empfangen hier eine Correctur und Aushängebogen; das Mſpt habe heut mit der Reviſion erhalten; wie der Setzer ſagt, ſo giebt alles in Händen habende Mſpt nur noch einen Bogen; ich bitte deshalb gehorſamſt um mehreres.

Zugleich frage auch mit an: ob ich Denenſelben des Hrn. H. R. Starks Heilkunde ein oder zweimal überſenden ſoll? Ferner dünkt mir, als hätte ich Denenſelben bey dem Druck der vorigen Theile auch einen Aushängebogen jedesmal auf Schreibpapier mit überſendet und bitte dieſerhalb um Deroſelben gütige Ordre.

Der ich mit ohnausgeſetzter wahrer Hochachtung ſtets bin Ew. Wohlgeboren verbundenſter Diener

J. C. G. Göpferdt.

201. An Hufeland.

Weimar, 4. Febr. 1802.

Ich habe auf die nächſte Woche einen Poſten von 60 Rthlr an den Apotheker Schwarze in Jena zu bezahlen, den ich nicht gern warten laſſe, weil er das Geld zum Etabliſſement ſeines Stiefſohns braucht und weil er mich immer gut behandelt hat. Kommt es Ihnen nicht ungelegen, lieber Freund, ſo würde ich Sie bitten, die 50 Thlr. für den Garten an ihn zu bezahlen, vorher aber mir in zwei Zeilen Nachricht davon zu geben, daß ich die 60 Thlr voll mache. Sind Sie aber im Geringſten dadurch genirt, ſo will ich andre Anſtalten machen.

Mit herzlicher Freundſchaft der Ihrige.

Schiller.

Schwarzes Rechnung war am 4. Febr. eingegangen (Kalender 118); am 12. ſandte ihm Schiller den Betrag mit 60 Thlrn. 10 Gr., nachdem er den hier erbetenen Poſten in Weimar ſchon am 6. angewieſen erhalten hatte (Kal. 119 und Nr. 203).

202. An Schiller.

Jena d. 4 Febr. 1802.

Der Setzer bittet um Mſpt zu Dero Gedichten.

Goepferdt.

Der Druck des zweiten Bandes der Gedichte begann alſo ſchon um dieſe Zeit; erſchienen ſind dieſelben erſt im folgenden Jahre; vgl. Nr. 205.

203. An Hufeland.

Weimar, 10. Febr. 1802.

Die aſſignirten 50 Thlr habe ich vom Geh. R. Voigt und Leg. R. Bertuch richtig ausbezahlt erhalten.

Da ich dieſer Tage ein Haus hier in Weimar gekauft und mich nunmehr zu einem bleibenden Aufenthalte in dieſer edlen Reſidenz beſtimmt habe, ſo wird mir mein Garten und Gartenhaus in Jena unnütz und ich bin entſchloſſen, es zu verkaufen. Haben Sie Luſt zu dieſem Handel, ſo ſteht es Ihnen für das was es mich ſelbſt koſtet zu Dienſten. Ich habe es mit 1150 Thlrn erkauft und über 500 ſonſt daran verwendet, welches alles ich mit den Rechnungen documentiren kann. Indeſſen bitte ich Sie, wenn Sie nicht ſelbſt zum Kaufe entſchloſſen ſind, von dieſer Summe gegen Niemand Erwähnung zu thun, weil ich es natürlich ſo hoch als möglich zu verkaufen ſuche. Die Hälfte der Summe kann auf dem Hauſe ſtehen bleiben, und nur die andere Hälfte braucht bis Oſtern baar bezahlt zu werden.

Der Conducteur Götze hat die Beſorgung dieſes Handels und wird die Schlüſſel bei Ihnen abholen, um das Haus und den Garten anzuſehen. Er beſorgt auch die Anzeige davon im Jenaer Wochenblatt.

Leben Sie wohl, mein Werthеſter. Wir hoffen Sie bald einmal wieder hier zu ſehen. Ganz der Ihrige.

Schiller.

Hufeland gieng auf den Kauf des Gartens nicht ein (vgl. zu Nr. 220). — Zu dem Ankaufe des Hauſes in Weimar, das bisher

dem Engländer Mellish gehört hatte und das nun als Schillerhaus Eigenthum der Stadt Weimar ist, entschloß sich Schiller um diese Zeit erst. Der Kaufcontract wurde am 19. März unterzeichnet (Kal. 120). Die Kaufsumme betrug 4200 Thlr., von denen der Käufer, nachdem er am 25. März ein Darlehen von 2600 fl. rhn. erhalten hatte, am nächsten Tage dem Bürgermeister und Rath Schulz oder Schulze 210 Karolin oder 1365 Thlr. als erste Abschlagszahlung leistete; die zweite erfolgte am 8. April mit 112 Karolin (728 Thlr.); er blieb noch 324 Karolin und 1 Thlr. (2007 Thlr.) schuldig. Am 5. Mai empfieng er die Lehen und vom Pachter von Niederroßla 2200 Thlr., womit er den Rest hätte decken können. Da er aber gleichzeitig im Kalender 123 bemerkt, er habe 3900 Thlr. auf das Haus bezahlt und bleibe noch 300 schuldig, so hatte er von der letzteren Anleihe 393 Thlr. zurückgehalten. An seine Frau zahlte er am 6. Mai für ein Jahr 450 Thlr. Wirthschaftsgeld. Am 24. Mai, bemerkt er im Kal. 124, hat er die 300 Thlr. als Rest der Kaufsumme an den Rath Schulze abgetragen. Es ruhten nach obigen Angaben gegen 3700 Thlr. Schulden auf dem Hause.

204. An Göschen.

Weimar, 10. Febr. 1802.

Sie erhalten hier die Fortsetzung des Mscrpts zum 30j. Kriege etwas spät, weil mir in den letzten Monaten gar soviel andre Geschäfte durch den Kopf liefen.

Wie angenehm war es mir, mein lieber Freund, was Sie mir über meine Jungfrau v. O. schrieben. Dieses Stück floß aus dem Herzen und zu dem Herzen sollte es auch sprechen. Aber dazu gehört, daß man auch ein Herz habe und das ist leider nicht überall der Fall.

Ich habe dieser Tage endlich einen alten Wunsch realisiert, ein eigenes Haus zu besitzen. Denn ich habe nun alle Gedanken an das Wegziehen von Weimar aufgegeben und denke hier zu leben und zu sterben. Meine Verhältnisse sind angenehm und gut und sind es neuerlich noch mehr geworden. Denn mein Schwager, der die Heirath unseres Erbprinzen mit der Großfürstin von Rußland negotiiert hatte, ist nach seiner Zurückkunft von Petersburg, im geheimen Conseil hier angestellt worden, so daß ich jetzt durch die 3 geheimen Räthe

Goethe, Voigt und meinen Schwager mich in den besten Verhältnissen befinde.

Lassen Sie mich doch gelegentlich wissen, l. Freund, ob ich das Sümmchen Honorar für die neue Ausgabe des 30j. Krieges, ohne Sie zu genieren, nicht auf Himmelfahrts-Tag erhalten könnte, denn da ich alles was ich hatte und zusammenkratzen konnte, an den Ankauf des Hauses habe verwenden müssen, so muß mein Beutel bis dahin wieder aufgefrischt werden. Wenn es Ihnen aber irgend ungelegen käme, so schreiben Sie mirs gerade heraus und ich werde mich sonst zu arrangieren wissen. Früher als Himmelfahrt brauche ichs nicht, denn das ist der Termin.

Wenn wir dann ordentlich in unserem eigenen Neste sitzen, so müssen Sie mit Ihrer lieben Frau uns besuchen und uns Gelegenheit geben, Ihnen die freundliche Aufnahme, die wir zu Hohenstädt von Ihnen erhalten, wieder heimzugeben.

Mit dem herzlichsten Gruß von meiner Frau an Sie beide der Ihrige

Sch.

Die Verlobung des Erbprinzen Friedrich mit der Großfürstin Maria Paulowna hatte schon im Aug. 1801 statt gefunden. Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Schwager durch Karoline, hatte dies diplomatische Geschäft zu Stande gebracht. Ihm war ein Sohn Voigts als Attaché beigegeben, an den der Vater, der Geh. R. Voigt, ein Gedicht zu dessen Geburtstag, 27. Aug., richtete, das für ein Goethesches ausgegeben wurde, obwohl es schon lange als eines von Voigt gedruckt war.

Himmelfahrt fiel 1802 auf den 27. Mai und Göschen stellte sich pünktlich mit 60 Karolin (390 Thlrn.) ein (Kal. 125), nachdem die Kaufsumme bereits abgetragen war. Eingezogen war Schiller bereits am 29. April, dem Todestage seiner Mutter (Kal. 122 Charl. v. Schiller 1, 347). Ueber die Erbschaft von 876 fl. vgl. Wagner, die Hohe Karlsschule 3, 36 f.

Gleichzeitig mit dem Briefe an Göschen war auch einer an Crusius abgesandt (Kal. 119), der leider verloren ist, dessen Inhalt sich aber aus der nachfolgenden, am 19. in Weimar eingelaufenen Antwort (Nr. 205 und Nr. 212) errathen läßt.

205. An Schiller.

Leipzig, den 16. Febr. 1802.

Ew. Wohlgeb: wünsche ich zu dem getroffenen Hauskauf von Herzen Glück. Der Allgütige lasse Ihnen und Ihre werthgeschätzte Familie lange in völliger Zufriedenheit und bey dem dauerhaftesten Wohlergehen solches bewohnen. Die gewünschten 50 Carolin nebst dem Honorar für dem unter der Preße schwebenden 4. B. Ihrer prof. Schriften werde ich Ihnen in denen mir vorgeschriebenen beyden Terminen mit Vergnügen entrichten, so daß Sie mit völliger Zuversicht darauf rechnen können. Ew. Wohlgeb. Entschließung, den 2. B. Ihrer Gedichte erstlich 1803 erscheinen zu lassen unterwerfe ich mich um so bereitwilliger, da dieser Aufschub dem Interesse desselben ansehnlichen Vortheil gewähren soll.

Mit der stärksten Hochachtung verehret Ew. Wohlgeb. Dero ganz ergebenster

S. L. Crusius.

Ueber die hier verheißenen Sendungen vgl. Nr. 215.

206. An Schiller.

(Leipzig 16. Febr. 1802)

Mein verehrungswürdiger Freund! Ein eigner Herd ist Goldes werth, sagt das Sprichwort, und ich habe die Wahrheit desselben oft empfunden. Mögen Sie die schöne Unabhängigkeit, welche Sie in Ihrem Ankauf sich verschafft haben, in Gesellschaft der freundlichsten Hausgötter recht lange genießen! Das Haus wird, wenn ich mich in dem Zutrauen zu der Nachwelt nicht sehr irre, noch nach Jahrhunderten, wenn auch sein Dach und seine Mauern ein Opfer der Zeit werden, merkwürdig bleiben und der bisherige Besitzer hat es durch Sie zu einem Monument für Weimar gemacht.

Ihre gütige Einladung bereichert den Vorrath von Hoffnung, den ich nicht gern ausgehen lasse. Der Gedanke, daß es mir und meiner Frau unter Ihrem Dache einmal wohl sein wird, erfreut mich schon jetzt, und wir werden uns oft mit dem lachenden Plan beschäftigen, wenn wir ihn auch nicht gleich ausführen können.

War es Scherz oder Ernst, als Sie mich in Hohenstädt fragten, ob ich Ihnen eine zweyte Behandlung des Sujets der Jungfrau bezahlen wolle? Ich sagte top! und reichte Ihnen meine Hand. Das war mein Ernst. Halten Sie mich nicht für zudringlich und seyn Sie versichert, daß ich jedes Verhältniß ehre, welches Sie abhalten kann, etwas für mich zu thun. Nur das Honorar darf Sie nicht abhalten.

Ihre Freundschaft für mich läßt mich hoffen, daß die Fortsetzung des Wipts zum 30jähr. Krieg nicht lange zurückbleibt.

Mein Weib empfiehlt sich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Von ganzer Seele der Ihrige.

Göschen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß K. A. Böttiger in dem Taschenbuche Minerva für 1812 einen Brief Schillers veröffentlichte, der eine mögliche dreifache Bearbeitung des Stoffes der Jungfr. v. Orl. behandelt. Schiller meinte, wenn es die Zeit und das kurze drängende Leben gestatte, so würde er die beiden andern gleichfalls ausführen. Der vorstehende Brief und Schillers Antwort, Nr. 207, sprechen von einer zweiten Bearbeitung. Augenscheinlich hat Göschen die Sache ernster genommen, als Schiller, der in seiner Antwort der weitern Erörterung nur höflich ausweicht und gewiß nicht die Absicht haben konnte, eine Gestalt, die er eben erst geschaffen hatte, durch eine andre desselben Namens zu zerstören. Daß aber jener von Böttiger veröffentlichte Brief durch den gegenwärtigen eine Stütze findet und dadurch seine Echtheit wahrscheinlicher wird, leugnet mir E. Palleske (Schillers Leben und Werke, fünfte Aufl. 1872. 2, 522 f.) nicht überzeugend ab. Er hat übersehen, daß Körner in dem Briefe das Gepräge der Echtheit fand (Charl. v. Schiller und ihre Freunde. 3, 59).

207. An Göschen.

Weimar 1. März 1802

Haben Sie den besten Dank, theurer Freund, für Ihre gütige Bereitwilligkeit, mir den Ankauf meines Hauses zu erleichtern. Der

Contract ist nun abgeschlossen, und ich werde mit Anfang Mays in meinen eigenen vier Wänden wohnen.

Hier folgt der Anfang des 2ten Bandes meiner Geschichte des 30jährigen Kriegs. In dem letzten Transport war, wie ich hoffe, der ganze Rest des ersten enthalten, der mit der Schlacht von Breitenfeld schließt.

Der Druck, davon Sie mir die Probe gesendet, ist sehr schön und das Papier durch das Glätten vorzüglich schön geworden.

Sollte es dazu kommen, daß ich eine neue Jungfrau von Orleans schreibe, so soll niemand als Sie diese verlegen. Wenn es aber auch nicht sobald dazu käme, so hoffe ich doch Mittel zu finden, ohne neuere Versprechungen zu verletzen, meine Dankbarkeit gegen einen alten Freund zu beweisen.

Herzlich umarme ich Sie, von mir und meiner Frau die freundschaftlichsten Grüße an Ihre liebe Jette. Ihr

Sch.

Der dreißigjährige Krieg erschien 1802 bei Göschen in drei Ausgaben, die sich nur dadurch unterscheiden, daß zwei in Octav, die andre in Duodez signiert sind, so daß bei letzterer der zweite Bogen mit S. 25 beginnt, in ersteren mit S. 17. Vgl. S. 273.

208. An Schiller.

Berlin den 6. März 1802.

Von Posttag zu Posttag habe ich vergeblich gewartet, eine Nachricht von Ihnen, verehrungswürdiger Herr und Freund, zu erhalten wegen eines Kalenders für 1804. So sehr ich auch einsehe, daß sich dergleichen Geisteswerke nicht treiben und zwingen lassen, so dringt mich doch die Noth und Angst, mit dieser Unternehmung nicht in Verlegenheit zu kommen, bei Ihnen gehorsamst anzufragen, ob Ihnen vielleicht schon eine Idee dazu eingefallen ist?

Verschiedene Gerüchte, auf die freilich nicht zu bauen ist, sagen, Sie arbeiteten an zwei historischen Trauerspielen, Wilhelm Tell, und Herzog Bernhard von Weimar. Ist dieses wahr, so wünschte ich einen von beiden zu einem Kalender, wo ich Ihnen die Ehre haben

würde 1000 Thlr Gold dafür zu übermachen, und zwar ebenfalls das Recht, es nur auf 3 Jahre zu benutzen. Durch die Jungfr. v. O. habe ich Erfahrung gesammelt; sie ist mir in Augsburg, Wien und in Frankfurth a. M. nachgedruckt. Ich werde mich aber nun für die Folge selbst nachdrukken, und eine äußerst wohlfeile Ausgabe machen, um den Nachdruckern das Handwerk zu legen, damit ich dem Nachtheil, den ich bei der J. v. O. hatte, enthoben werde. Es soll mich freuen, wenn Sie meine Bitte wegen eines historischen Trauerspiels wollen Statt finden lassen.

Nun hätte ich noch eine zweite Bitte. Bei mir erscheint ein Journal Irene von Hrn. v. Halem. Ich wünschte, daß Sie und Hr. Geh. R. v. Goethe einen kleinen Aufsatz oder noch ungedrucktes Gedicht hierzu geben wollten, um durch Ihre Nahmen diese Zeitschrift zu heben und zu verherrlichen.

Weil ich nun einmahl nichts als Bitten in diesem Briefe habe, so wage ich noch die dritte, aber nicht in meinem Nahmen. Der Musikdirektor vom hiesigen National Theater, Hr. Weber, ein talentvoller Mann, der zu Ihrer Jungfr. v. O. ganz vortreffliche Musik gemacht, wünscht mahl eine schöne Oper zu componieren, und sein sehnlichster Wunsch ist eine von Ihrer Meisterhand, wo er alle seine Kräfte anwenden würde, zu Ihrer Zufriedenheit zu componieren. Darf er wohl dazu Hoffnung fassen?

Im neuen Schauspielhause hat die Johanna d'Arc noch nicht gegeben werden können. Es fehlen noch Dekorationen. Man verspricht aber noch diesen Monat die Aufführung derselben. Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit ganz wieder hergestellt sein möge, und daß Sie Sich entschließen könnten, Berlin zu sehen. Das neue Schauspielhaus würde Ihnen doch Genuß gewähren.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit und bin mit wahrer innerster Verehrung Ihr ganz ergebenster

Unger.

Die Gerüchte, daß Schiller einen Tell bearbeite (vgl. Nr. 221), brachten ihn erst auf den Gedanken dazu. Die Ansicht, als habe Goethe ihm den Stoff abgetreten oder wesentlich zu seiner Dichtung mitgewirkt, ist verbreitet, aber völlig grundlos.

Zu der „Irene, Deutschlands Töchtern geweiht, von G. A. v. Halem“ (1801. 1, 3, 388—419) steuerte Schiller den Prolog der Jungfr. v. Orl. bei, Goethe eine Scene aus dem Mahomet. — Auf den Operntext für B. A. Weber ist Schiller nicht eingegangen.

209. An Schiller.

Weißenfels, d. 20. März 1802.

Verehrungswürdiger Mann! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen mit 3 Heften der Thüringischen Monathschrift ein Präsent mache, weil eine gute Freundin von Ihnen, unter dem Namen Marie, einige Kleinigkeiten dazu geliefert hat. Dies wäre als Entschuldigung hinlänglich; aber ich mag einen Mann wie Sie nicht täuschen, sondern bekenne: daß Eigennutz zum Grunde liegt. Von Ihnen wünschte ich mit Ihres Namens Unterschrift nur einige Kleinigkeiten, um dieses Vaterländische Journal, woran würdige Personen arbeiten, zu heben. Ich habe jetzt 83 bezahlende Liebhaber, den Betrag von 18 erhält durch den Herrn Rektor Wilhelm in Roßleben eine reichlich mit Kindern begabte Schulmeister Witwe. Urtheilen Sie nun, ob ich eigennützig handle und verzeihen die erste Bitte[y] Ihrem Verehrer

Friedrich Severin
priv. Buchdr. u. Buchhändl.

Die Sendung aus Weißenfels kam erst am 10. April in Weimar an und ist, wie es scheint, nicht beantwortet. Die Thüringische Monatsschrift war mir nicht zugänglich und ich vermag deshalb nicht zu sagen, ob meine Vermuthung richtig ist, daß die gute Freundin, die unter dem Namen Marie Beiträge geliefert, Louise Brachmann sei, mit der Schiller in brieflichem Verkehr stand. Schindel erwähnt der Th. Monatsschrift nicht unter den Zeitschriften, an denen sie Theil nahm.

210. An Hufeland.

Weimar 1. April 1802.

Sie haben mir noch keine Erklärung gegeben, mein lieber Freund, ob Sie noch Lust haben, meinen Garten zu kaufen. Es geschehen

jetzt Erkundigungen darnach und ich wünsche zu wissen, ob ich mit Ihnen Handels einig werden kann. Zwar sehe ich wohl, daß ich nicht ohne Verlust aus der Sache kommen werde, da ich einmal bei meiner Abwesenheit von Jena den Garten nicht so hoch nützen kann, als er mir kostet, und es immer eine mißliche Sache bleibt, das kleine Grundstück beizubehalten, da ich selbst nicht in Jena wohne. Wenn ich aber verlieren soll, so will ich es wenigstens lieber an einen Freund, als an einen Fremden. Ihnen will ich ihn also für 1500 Thlr überlassen. Und da ich diese Summe gerade jetzt nicht mehr brauche und auch nicht gleich unterbringen kann, so könnte ich solche bis Weihnachten und einen Theil davon bis auf Ostern zu 4 pro Cent bei Ihnen stehen lassen, denn ich habe auf mein hiesiges Haus auch etwas geliehen, das ich mit 4 pro Cent verintereſſiren muß.

Lassen Sie mich bald Ihre Antwort wissen, wenn Sie nicht selbst auf den Sonnabend [3. Apr.] hierher kommen.

Empfehlen Sie mich und meine Frau Ihrer Frau Gemahlin. Ganz Weimar ist noch voll von ihrem Lobe; sie hat unsern hiesigen Damen, die sich auch wollten hören lassen, ein schweres Spiel gemacht.

Leben Sie wohl und denken Ihres aufrichtig ergebenen

Sch.

211. An Schiller.

Jena d. 14 Apr. 1802.

Ihro Hochwohlgebohren bitte gehorsamst um Mspt; mein Setzer wartet sehnlichst darauf.

Ich werde den zweyten Feyertag [19. Apr.] nach Weimar kommen, da kann ich wohl die Literatur Zeitung wieder mitnehmen; brauchen selbige Dieselben aber noch, so behalten Sie selbige so lange Sie wollen; ich melde dies nur, weil ich selbige im Wagen mitnehmen kann.

Mit wahrer Verehrung nenne ich mich als Dero gehorsamster Diener

Göpferdt.

Der vierte Theil der Kleineren prosaischen Schriften enthielt die in der Lit. Ztg. erschienenen Recensionen über Bürgers Gedichte, den Rappschen Gartenkalender, Goethes Egmont und Matthissons Gedichte.

212. An Gruſius.

Weimar 2. May 1802.

Sie waren so gütig, werthester Herr und Freund, mir, außer dem Honorar für den 4ten Band meiner prosaischen Schriften, noch einen Vorschuß von 50 Carolin auf den Zweiten Theil meiner Gedichte zu versprechen, und zwar einen Theil der Summe auf Ostern, den Rest auf Himmelfahrt. Da ich nun dem Freunde, von dem ich mein Haus gekauft, gern Termin halten möchte, so ersuche ich Sie um die Gefälligkeit, mir wo möglich noch zu Anfang der Messe den Einen Theil dieser Summe zu übermachen. Da der neue Theil der Pros. Schriften 24 Bogen enthält, so beträgt die ganze Summe 74 Carolin.

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie zu einer vielleicht unschicklichen Zeit belästige; ich dachte aber, diese Sache könnte Ihnen bei Ihren vielen Geschäften entfallen seyn, und so wollte ich sie nur in Erinnerung bringen.

Hochachtungsvoll verharre ich Ihr ganz ergebener

Schiller.

Vgl. Nr. 215.

213. An Schiller.

Jena den 10 May 1802.

Mein Gönner. Recht sehr bedauere ich, daß ich Denenselben nicht mit dem Schreibmakulatur dienen kann, ich selbst habe keines mehr, der Schriftgießer hat alles bekommen schon vor 10 Wochen. Ich schickte heut zum Buchhändler Gabler und in die Akademische Buchhandlung. Leztere hat mir die auf beyliegendem Zeddel befindliche Antwort gegeben.

Aber mein Gönner, das Schreibmakulatur ist bedruckt. Wäre es nicht besser, wenn Dieselben schlechtes Median-Schreibpapier näh-

men, zumal wenn Dieſelben etwa grün oder ſonſt eine einfarbige Couleur darauf bringen laſſen. Dazu möchte das bedruckte Makulatur nicht tauglich ſeyn, weil der Druck durchſchimmert. Ich habe ſchlechtes Median Schreibpapier; damit kann ich Denenſelben dienen, das Median Schreibpapier langt weiter als das kleine. Ich bitte daher um Dero Befehl; wenn es Dieſelben verlangen, ſo ſoll es augenblicklich erfolgen; ich will deshalb Ordre zurücklaſſen. Dero Aufträge will ich pünktlich beſorgen.

Das Mipt nebſt Dero Inſtruction über die Baumzucht erbitte mir mit umgehender Poſt.

Mit wahrer inniger Hochachtung und Verehrung verbleibe Dero verbundenſter Diener

in Eil. Göpferdt

Am 29. April 1802 hatte Schiller ſein Haus in Weimar bezogen. Das Papier ſollte zum Tapezieren und übermalen dienen, wozu allerdings bedruckte Makulatur nicht geeignet war. Göpferdts Anerbieten ſcheint Schiller angenommen zu haben, denn er antwortete noch am Tage des Empfanges, 11. Mai (Kal. 124). Die Aufträge, deren Göpferdt gedenkt, ſind Beſtellungen für die Leipziger Jubilatemeſſe (9. Mai ff.), zu der Göpferdt ſpäteſtens am 12. abreiste, da am 13. Zahltag war. Das Mipt. über Baumzucht ſollte Göpferdt dem Buchhändler Albanus anbieten; vgl. deſſen Brief Nr. 219.

214. An Hufeland.

Weimar, 29. Mai 1802.

Da ich für den Sommer dem Dr. Schad erlaubt habe, meinen Garten zu benutzen, ſo kann ich blos über das Haus mit Ausnahme eines Zimmerchens par terre, welches Dr. Schad zum Abſteigequartier braucht, disponiren. Dies nebſt dem kleinen Pavillon ſteht dem Herrn Prof. Thibaut für 30 Thlr. zu Dienſten.

Ich muß um Verzeihung bitten, wertheſter Freund, daß ich Ihnen vor einigen Wochen ein ſo böſes Sujet empfohlen habe. Aber ich habe Sie behandelt wie einen Prinzen, dem man die Menſchen

nicht ihrer Verdienste, sondern ihrer Bedürfnisse wegen empfiehlt. Ganz der Ihrige.

Schiller.

215. An Schiller.

Leipzig, den 22. May 1802.

Ew. Wohlgeb. nehme ich mir die Ehre hier beygehend 74 St. Carolin nach unserer Uebereinkunft zu übersenden, die Sie mir gütigst zu notiren belieben wollen. Dero Freiexempl. von dem 4. Theil der prof. Schriften werde ich Denenselben übersenden, sobald Hr. Göpfert mir solchen abgeliefert haben wird, welches nach dessen Versicherung in denen ersten Tagen künftiger Woche geschehen soll.

Mit der lebhaftesten Verehrung Ew. Wohlgeb. ganz ergebenster

S. L. Crusius.

Adresse: Sr. Wohlgebohren Herrn Hofrath Schiller in Weimar. Benebst 1 Päkel mit 74 Stck. Carolin. sign. H. R. S. (Notiertes Postgewicht: 12 Pfund 24 Lth.)

Die Sendung gieng am 24. Mai ein und Schiller bezahlte noch am selben Tage den Rest von 300 für das Haus (Kal. 124). Da Himmelfahrt am 27. Mai war, kam Crusius völlig rechtzeitig. Aus seinen Worten „nach unserer Uebereinkunft" darf man schließen, daß Schiller sich irrte, als er (Nr. 212) meinte, Crusius habe schon für Ostern (18. April) einen Theil der Summe verheißen. Crusius selbst spricht freilich (Nr. 205) von den ihm „vorgeschriebenen beiden Terminen".

216. An Crusius.

Weimar, 24. May 1802.

So eben erhalte ich Ihr werthes vom 23. May nebst 74 Carolin, und da die Post im Augenblick abgeht, so habe ich nur noch Zeit, Ihnen den richtigen Empfang nebst meinem verbindlichen Dank dafür zu melden.

Ihr ganz ergebenster Diener

Schiller.

Die umgehend ertheilte Empfangsanzeige ist im Kalender S. 124 angemerkt und dann erst folgen die Aufzeichnungen über die geleisteten Zahlungen. Am 25. konnte Schiller schreiben: „Heute behielt ich baar in Kasse 472 Rthlr," eine Summe, die sich durch Nr. 217 beträchtlich erhöhte.

217. An Schiller.

Leipzig d. 26. May 1802.

Mein verehrungswürdiger Freund! Da ich das letzte Mspt. zum dreißigjährigen Krieg noch nicht von Ihnen erhalten habe, so kann ich auch noch nicht die Rechnung machen. Unterdessen empfangen Sie hierbey 60 Carlos oder 240 Stück Laubthaler. Den ersten Theil des 30j. Kriegs gebe ich in dieser Messe aus und bleibe den 2ten Theil schuldig. Darf ich Sie ergebenst bitten, so haben Sie die Güte, mir das Ende des zweiten Theils bald zu senden, sonst mahnen mich die Buchhändler zu Tode. Im Fluge. Von ganzer Seele der Ihrige.

Göschen.

Dieser Zuwachs steigerte den Cassenvorrath vom 25. Mai auf 862 Thlr., wovon dann am 29. Mai, dem Tage der ersten Aufführung von Schlegels Alarcos, der Betrag von 68¼ Thlr. für Wein und Zucker abgieng. Da aber Cotta 50 Karolin sandte, mußte Schiller am Schlusse des Monats 1118¾ Thlr. baar besitzen. Die unmittelbar nach obigen Einnahmen angemerkten Geldposten sind mir unklar: „Schall für Cottas Rechnung 10 Lbors. Fr. St. f. C. R. 12 Karolin." Diese letzten 12 Karolin, gleich 138½ fl., könnten der Betrag für die beiden Emilien sein, und die Fr. St. die Frau von Stein bedeuten. Cotta zahlte aber das Honorar für die Emilien erst am 22. Oct. 1803 an Schiller mit 132 fl. — Wie rasch das Geld in Schillers Casse zerrann, ersieht man aus der Notiz des Kalenders zum 16. Aug., wo, trotz der inzwischen (46 Ducaten von Jacobi in Berlin, 12 Ducaten von Lawätz, 12 Ducaten von Göschen und 100 Thlr. vom Weimarischen Theater) eingenommenen Beträge, der Baarvorrath nur noch 420 Thlr betrug. Schiller hatte also vom 29. Mai bis 16. Aug. mehr als 900 Thlr ausgegeben, wovon nur geringe Summen notiert sind.

218. An Schiller.

Jena d. 2. Juni 1802.

Hochwohlg... Hoch verehrteſter Gönner. Glüklich bin ich auch diesmal von Leipzig retournieret und habe für Dieſelben den Coffee und Zucker mitgebracht, frage deshalb bey Denenſelben an: ob ich dieſe Waare durch den Boten ſenden ſoll, oder ſie ſelbſt den Tag nach den Feyertagen überbringen, weil ich geſonnen bin, den dritten Feyertag [8. Juni] nach Weimar zu reiſen; auch den Rauch- und Schnupftobak habe ich nicht vergeſſen.

Da der Buchhändler Albanus viel früher als gewöhnlich diesmal von der Meſſe gereiſet iſt, worüber auch geſprochen wurde, habe ich meines mündlichen Antrags nicht mich entledigen können; ich habe aber von Leipzig aus an ihn geſchrieben, aber kein Mſpt eingeſendet, weil ſeine frühere Abreiſe einigen Verdacht erweckt, und macht dieſe um ſo nöthiger, daß ein ſchriftlicher Contract gefertigt wird, damit Dieſelben nicht Gefahr laufen, und daß darum die Zahlung des Honorars vor der Ablieferung des Werks, wenn es gedruckt iſt, feſtgeſetzt und ſtipulirt wird.

Mündlich ein mehreres; indeß verharre ich mit inniger wahrer Hochachtung als Deroſelben gehorſamſter Diener.

An Dero Frau Gemahlin ergebet meine unterthänige Empfehlung.

J. C. G. Göpferdt.

Göpferdt hatte, wie aus Nr. 219 zu ſchließen iſt, den Auftrag gehabt, das Werk über die Baumzucht von Schillers Vater bei Albanus, dem Nachfolger des Buchhändlers Michaelis, in Verlag zu geben.

219. An Göpferdt.

Neuſtrelitz den 11. Jul. 1802.

Ich danke Ihnen ergebenſt für das Anerbieten der Fortſetzung der Schillerſchen Baumzucht. Ich gebe Ihnen ſelbiges gern für einen andern zurück. Leider habe ich von der lieben Baumzucht mehr noch als 600 Ex. vorräthig, und noch lange bin ich nicht auf meine

Kosten. Dieses Buch hat von Anfang an kein Glück gemacht, und sind nach seiner Erscheinung viele gekommen, die es bald vergessen machten. Außerdem aber bin ich auch auf die nächsten 18 Monate hinlänglich mit neuem Verlag besetzt, und ich es mir zur besondern Pflicht mache, nie mehr zu übernehmen als ich auch auszuführen vermag.

Mit aller Ergebenheit verbleibe Ew. Diener

Ferdinand Albanus.

220. An Schiller.

Jena. 17. 7br. 1802.

Mein Hochverehrtester Herr HofRath. Die Ursache dieses Briefes ist die nun bald heran kommende MMesse, auf welche ich diesmal wieder zu reisen gesonnen bin. Deshalb befrage ich mich bei Denenselben, und bey Dero Frau Gemahlin, ob ich etwa wieder zu Dero Befehl seyn kann und erbitte mir gelegentlich Dero Aufträge. Auch ergehet meine gehorsamste Empfehlung an Dero Frau Gemahlin.

Zugleich befrage ich mich gehorsamst, wann Dieselben gesonnen sind, mir Mspt zum folgenden Theile Dero prosaischen Schriften zu übermachen, und ich den Druck anfangen kann, damit ich das nöthige mit Hrn. Crusius mündlich besprechen und ihm Dero Meinung überbringen kann.

Mit den Gedichten hat es wohl noch eine Weile Zeit; etwa noch ein Jahr, ehe wir an den Druck denken werden? Was ist Dero Meinung hierüber?

Werde ich von Denenselben diesen Winter nichts weiter zu drucken bekommen und etwa für Herrn Cotta, das Dieselben ihm in Verlag geben?

Anfang November werde ich nach Weimar kommen, wo ich Denenselben zugleich mit überbringen kann, was Sie von Leipzig mitzubringen verlangen werden; auch kann ich Hrn Crusiussens Antwort Ihnen mündlich sagen.

Dero Auftrages habe ich mich längst entledigt und den geschlossenen Kauf mit Hrn. Prof. Thibaut gerichtlich angegeben. Ich empfehle mich Dero ferneren Aufträgen und bin mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit Deroselben ganz gehorsamster Diener

Joh. Christ. Gottfr. Goepferdt.

Schiller hatte die Absicht, einen fünften Theil seiner kleineren prosaischen Schriften herauszugeben. — Seinen Garten in Jena hatte er an Thibaut verkauft, der am 13. April 1803 den Rest des Kaufpreises (von 1575 Thlr.) mit 575 Thlrn. übersandte. Kalender 143.

221. An Schiller.

Frankfurth a. M. d. 29. Sept. 1802.

Sie haben mein künftigjähriges Taschenbuch, wovon ich Ihnen beykommend ein Exemplar beilege, mit einem Beytrage beehrt, bey dem mir und allen Freunden Ihrer Muße nichts weiter zu wünschen übrig bleibt, als daß er hätte größer seyn mögen. Nehmen Sie für diese Güte, deren Werth ich vollkommen zu schätzen weis, meinen innigsten und ergebensten Dank.

Erlauben Sie mir noch zu hoffen, daß Sie das Taschenbuch von 1804, das vielleicht unter Herders Redaction erscheint, mit einigen Beyträgen von größerem Umfange ausstatten werden, um den Werth desselben aufs entschiedenste zu erhöhen.

Zugleich bin ich so frey, eine Bitte zu wiederholen, die mir sehr am Herzen liegt und deren Erfüllung mich stolz machen würde. Sie ist — meinen Verlag gütigst zu wählen, wenn Sie sich durch ein neues Werk einen Zweig mehr in den Kranz Ihres Ruhmes flechten werden. Finden Sie mich dieser Ehre würdig, so kann ich Ihnen versichern, daß Sie in allen Stücken mit der Liberalität Ihres Verlegers zufrieden seyn würden.

Man sagt seit längerer Zeit im Publiko, daß die vaterländische Bühne ein neues Meisterstück von Ihnen, in der dramatisirten Geschichte des Befreiers von Helvetien, zu erwarten habe. Glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dieses Werk mit Ihrer Zustimmung in einem, seinem Werthe angemessenen äußeren Gewande der Nation überreichen dürfte. Ich sehe dem Ausdruck Ihrer Gesinnungen hierüber mit Verlangen entgegen.

Mit der Empfindung der ausgezeichentesten Verehrung nenne ich mich Ew. Wohlgebohren ergebenster Diener

Friedr. Wilmans.

Schiller hatte zum „Taſchenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet“ drei Räthſel (Regenbogen, Funke, Blitz) beigeſteuert. Ueber den Tell vgl. 208.

222. An Schiller.

(? Frankfurt, Oct. 1802.)

Gewiß würde ich es nicht wagen Ew. Wohlgebohren an den mir gütigſt zugedachten Beitrag zu meinem Taſchenbuch zu erinnern, wenn ich mich nicht verbindlich gemacht hätte, dem Buchbinder alles Zubehörige bis zu Ende dieſes Monats zu liefern.

Alles iſt in ſeinen Händen, nur fehlen noch einige Bogen, die ich nur dann erſt liefern kann, wenn der größte und wichtigſte Schatz, den Ihre Güte mir verſprach, den Platz eingenommen hat, der ſeiner würdig iſt. Inſtändigſt bitte ich daher Ew. Wohlgebohren meinen einzigen Wunſch umgehend zu erfüllen.

Endlich bin ich mit meiner neuen häußlichen Einrichtung in Ordnung; es ſoll nun mein erſtes Geſchäft ſeyn, den mir gütigſt mitgetheilten Plan Hr. Cotta, Unger und Vieweg vorzulegen.

Mit beſonderer Hochſchätzung habe ich die Ehre mich zu nennen Ew. Wohlgebohren gehorſamſter Diener

Friedr. Wilmans.

Nach Schillers Kalender S. 132 kam ein Brief von Wilmans am 11. Oct. 1802 bei ihm an, der vermuthlich der obige iſt. Einen Beitrag hat Wilmans nicht mehr erhalten.

223. An Schiller.

Jena d. 5. 8br. 1802.

Wohlgeb... Herr HofRath. Da meine Abreiſe nach Leipzig auf nächſten Sonnabend [9. Oct.] ganz früh feſtgeſetzt iſt, und ich noch auf einige Antwort von Denenſelben hoffe, als bin ich ſo frey, Dieſelben ganz ergebenſt zu bitten, mir ſelbige gütigſt zu ertheilen; 1) wegen den proſaiſchen Schriften, wann Dieſelben glauben, daß der Druck angehen könne; 2) wegen den Gedichten, ob einſtweilen daran gedruckt werden ſoll. Dieſelben ſchrieben mir einsmals darüber

und wünschten dies; 3) ob ich an Zucker und Coffee für Dieselben wieder etwas mitbringen soll?

Ich empfehle mich Dero fernerer Wohlgewogenheit, besonders auch bey etwa vorfallenden Druckangelegenheiten, bitte um Deroselben gütige Rekommendation und verbleibe mit beständiger Hochachtung und Ergebenheit Deroselben stets dienstbereitwilligster

Goepferdt.

Auf diesen am 6. Oct. empfangenen Brief antwortete Schiller erst zwei Tage nach Göpferdts Abreise, am 11. Oct. 1802. Kal. 132.

224. An Schiller.

Frankfurth 3. Nov. 1802.

Die Hofnung daß Herr O. C. P. Herder die Herausgabe meines Taschenbuchs für künftig übernehmen würde, wird leider unerfüllt bleiben. Die vielen Arbeiten des verehrungswürdigen H. gestatten ihm nicht, sich mit diesem Geschäfte zu befassen, und mir liegt es daher wieder ob, für 1804 zu sammeln.

Da ich so glücklich war, von Ew. Hochwohlgeboren die Zusicherung zu erhalten, daß der nächste Jahrgang eine größere Ausstattung von Ihnen zu gewärtigen habe; so füge ich blos hinzu, daß ich nichts mehr wünsche, als daß ich den mir gütigst zugedachten Beitrag höchstens im April erhalten möchte, weil dann der Druck angefangen wird und Ihr geehrter Nahme, an der Spitze der übrigen, das glücklichste Omen für das neue Taschenbuch seyn würde.

Möchte es doch Ew. Hochwohlgebohren gefallen, meinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, meine Erkenntlichkeit würde dem Werthe des Gegenstandes angemessen seyn.

Mit der unbegrenzten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen Ew. Hochwohlgebohren ergebenster Diener

Fr. Wilmans.

225. An Schiller.

Jena d. 20. xbr. 1802.

Hochwohlgebohrner Herr HofRath, Verehrtester Gönner. Nach Dero mir ertheilten Ordre habe ich, in Anfolgung derselben, Denen-

ſelben zu melden, daß das Papier zu Dero Gedichten mir Herr Cruſius letztern Sonnabend [18. Dec.] zugeſendet hat. Ich erſuche daher Dieſelben um gütige Ueberſendung des Mipts nebſt Dero etwanigen weiteren Verhaltungsbefehlen.

Zugleich bitte ich um gütige baldigſte Ueberſendung Dero Prädikats zum Behuf der Inſertion deſſelben in den AdreßCalender; bereits iſt der Bogen, darauf Dieſelben zu ſtehen kommen, in Arbeit. Es bleibt bey der vorigen Einrichtung, nehmlich die Herren Profeſſoren nennen die gelehrten Geſellſchaften, deren Mit- und EhrenMitglieder ſie ſind. Dann wollten Dieſelben Sich noch als Bürger der franzöſiſchen Republik mit nennen.

Dieſem füge meine gehorſamſte Anfrage bey, könnten mir Dieſelben wohl bis längſtens Ende Januars mit 8 bis 16 Carolin gütigſt aushelfen, die ich Denenſelben binnen dieſer Zeit ohnfehlbar gewiß mit dem verbindlichſten Danke zurückzahle. Ich habe diese Weihnachten ſo mancherley Ausgaben, die ſich nicht aufſchieben laſſen, und bleiben mir auch faſt alle Zahlungen aufen. Viele Antworten auf Briefe lauten: daß bis medio Januar ſie Zahlung leiſten wollen. Auf dieſe Vertröſtungen gründet ſich aber mein Verſprechen nicht, ſondern auf eine gewiſſere Einnahme bey der Expedition der Allg. Lit. Ztg., die ich Ende Januars zu erhalten habe.

Iſt es Denenſelben möglich, ſo bitte, mir gütigſt zu willfahren. Der ich mit aller . . .

Goepferdt.

Der Brief iſt an den Hofr. v. Schiller überſchrieben; Schiller hatte am 16. Nov. den Adelsbrief erhalten.

Von Schillers Gedichten erſchien 1803 bei Cruſius in Leipzig der zweite Theil, den Göpferdt in Jena druckte.

Der Weimariſche Adreßkalender nennt Schiller auch Bürger der franzöſ. Republik.

In Schillers Kalender wird weder der Empfang dieſes Briefes, noch eine Antwort darauf angemerkt. Dagegen verzeichnet Derſelbe gegen 70 Thlr. Ausgaben in kleinen Poſten, und erſt am 7. Jan. 1803 eine größere Einnahme, 650 Thlr., die Dalberg anonym aus Frankfurt hatte zahlen laſſen. Dennoch könnte Goepferdts Wunſch gewährt ſein, da ſpäter ähnliche der Art gemacht werden. Er druckte die Allg. Lit. Zeitung, deren Expedition im Januar ſaldirte.

226. An Schiller.

Leipzig. den 8. Jan. 1803.

Ew. Wohlgeb. haben die Gewogenheit gehabt, mir durch Hrn. Göpfert melden zu laſſen, ich möchte zu dem Abdrucke des 2. Theils Dero vortreflichen Gedichte nunmehr die nöthigen Anſtalten treffen. Auf dieſe angenehme Nachricht habe ich Hrn. Göpfert ſogleich mit denen dazu erforderlichen Pappierſorten verſehen, und ihn in Stand geſetzt, deßen Abdruck zu beginnen, ſobald er von Dero Güte das MSt. empfangen haben wird. Es wird mir zu einer ganz ausnehmenden Freude gereichen, wenn ich künftige Meße ſchon den ſehnlichen Wunſch des auf die Fortſezung dieſes claßiſchen Werkes mit Ungedult harrenden Publicums durch dieſe Dero Güte befriedigen kann.

Ich ſtelle mir vor, daß es doch aber auch Ew. HochWohlgeb. einige Freude gewähren dürfte, da ich Dieſelben gehorſamſt bitte, auch auf eine neue Auflage des erſten Theiles davon geneigt Bedacht zu nehmen, die in kurzem nothwendig wird, da ſich deßen erſte Auflage bis auf 200 Exempl. auf Druckpap. vergriffen hat, die beßern Ausgaben aber ſchon gänzlich aufgegangen ſind. Dieſe neue Ausgabe wünſchte ich nicht wieder bey Hrn. Göpfert drucken zu laſſen, da er mir in Rückſicht der Sauberkeit des Drucks doch nicht völlige Genüge leiſtet, bitte dahero ergebenſt, ihm nichts davon zu ſagen.

Wollten mir Ew. HochWohlgeb. es zu geſtatten geruhen, ſo wäre ich entſchloßen, bey dieſer neuen Ausgabe deßelben neben der gewöhnlichen eine Prachtausgabe in groß Format zu veranſtalten, die einige Kupfer von unſern vorzüglichſten Meiſtern zieren ſollten, zu denen die Sujets mir Dero Güte entwerfen würde. Der 2. Theil könnte bey der Prachtausgabe zugleich mit dem erſten erſcheinen. Zu dieſer Ausgabe wünſchte ich aber, daß dieſelben mir erlauben möchten, latein. Lettern nehmen zu dürfen.

Geruhen Ew. HochWohlgeb. mir Dero Geſinnungen hierüber geneigt mitzutheilen, und verſichert zu ſeyn, daß Dieſelben mit unbegränzter Hochachtung auf das lebhafteſte verehret Dero gehorſamſter

Siegfr. Lebr. Cruſius.

Der Brief gieng, dem Kalender zufolge, erſt am 13. Jan. in Weimar ein und wurde, wie es ſcheint, erſt am 20. Febr. beant-

wortet. Dieſe Beantwortung fehlt. Cruſius ſchrieb darauf einen Brief, den Schiller am 8. März empfing und am 10. März (Nr. 230) beantwortete. Den Hauptgegenſtand dieſer Correſpondenz bildet der Plan einer Prachtausgabe der Gedichte, worüber ſich Schiller in Nr. 236. 247. 248. beſtimmter ausſpricht. — Gedruckt wurde die neue Auflage der Gedichte nicht mehr bei Göpferdt in Jena, ſondern bei Joach. Bernhard Hirſchfeld in Leipzig.

227. An Schiller.

Neuwied den 7. Febr. 1803.

Wohlgebohrner Herr! Endlich iſt das Schickſal nun für hieſige Gegend in Rückſicht des Buchhandels entſchieden, und die Geſchäfte fangen wieder an zu gehen nach 8 Jahren, die ich Geſchäftlos durchleben mußte.

Ich werde daher nechſte Jubilate-Meſſe in Leipzig meine Geſchäfte wieder anknüpfen, wünſchte aber gleich Anfangs mit guten und ſchönen Verlage auftretten zu können.

Ich habe in dieſem Kriege ſehr viel gelitten, und ſuchte durch mancherley Neben-Geſchäfte den Unterhalt meiner Familie zu erwerben.

Ich glaube daher, daß ein einziger Verlags-Artickel von Ihnen mir außerordentlich helffen könnte, etwan von 8. 10. 12 bis 16 gedruckte Bogen.

Ich bitte gar ſehr, wenn Sie etwas fertig haben, mir daſſelbe zu überlaſſen, ich werde dieſelben Bedingungen, die Sie mit Herrn Cotta haben mit Vergnügen eingehen, und wenn Sie dieſes Herrn Cotta melten, ſo glaube ich von dieſen rechtſchaffenen Manne, daß er nichts dagegen einwenden wird.

Druck und Papier ſoll ganz den Cottaſchen Ausgaben gleich kommen, wo nicht gar übertreffen, denn der Buchdrucker Bädecker in Eſſen, der meine älteſte Tochter zur Frau hat, nimmt es mit jeder Druckerey an Ordnung und Schönheit auf. Einige Proben ſeines Drucks füge ich bey.

Derſelbe hat zu Ende voriges Jahr ſeine Druckerey von allen alten Schriften gereiniget, und alles neu von Nonparil bis Canon, franz. und deutſch angeſchaft; auch wünſcht derſelbe ſehr, ſich durch den Druck eines Werks von einem unſerer erſten Gelehrten zu empfehlen.

Einen wesentlichen Umstand dabey muß ich aber sogleich mit bemerken: Ich kann Ihnen das Honorarium nicht gleich, sondern in zwey Terminen bezahlen und zwar die erste Hälfte in der Herbst-Messe, und die zweyte Ostern 1804.

Ich glaube aber, daß dieser Umstand Sie wenig hindern wird, zu meinem fernern Glück so gar viel beitragen zu können, denn ein einziger Artickel von Herrn Hofrath Fr. Schiller in meinen Verlage, würde meinen Geschäfte sogleich den größten Schwung geben.

Thun Sie dieses, lieber Herr Hofrath, ich bitte gar sehr! Es wird Ihnen Lebenslänglich verbunden seyn Ihr gehorsamer Diener

J. L. Gehra
Buchhändler.

Die im Kalender S. 140 beim 12. Febr. verzeichnete Notiz: „Busch aus Neuwied" beruht auf Lesefehler und muß heißen: Buchh(ändler) aus Neuwied, eben das Schreiben des Buchh. Gehra, auf dessen Antrag Schiller weder eingieng noch antwortete.

228. An Schiller.

Jena, d. 9. Febr. 1803.

Meine ganz ergebenste Bitte ergehet an Dieselben um Mspt zu Dero Gedichten; es fehlen dem Setzer noch zu 6 Seiten am folgenden Bogen.

Zugleich lege eine kleine Streitschrift bey, die ich gedruckt habe und verharre . .

Goepferdt.

Der Satz der Gedichte, Bd. 2., hatte also bereits begonnen und zwar bei Goepferdt, der im Buche selbst als Drucker nicht angegeben ist.

229. An Humboldt.

Weimar, 17. Febr. 1803.

— Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu

gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. Die Schlegel und Tieksche Schule erscheint immer hohler und fratzenhafter, währenddeß sich ihre Antipoden immer platter und erbärmlicher zeigen, und zwischen diesen beiden Formen schwankt nun das Publikum. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken, jeder steht für sich und muß sich seiner Haut wie im Naturstande wehren.

Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt, und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch concentrirt. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Seit einem Viertel-Jahr hat er, ohne krank zu seyn, das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen. Von dem, was er treibt, wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Consequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisirt werden, in der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstände doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen; oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort. —

Sch.

Die Ansicht Schillers über die Schlegel-Tiecksche Schule ist nicht neu, aber eine neue Bestätigung des an andern Stellen Ausgesprochnen. Dagegen ist die Klage über Goethes Unthätigkeit neu, da bisher jede Aeußerung der Art aus falscher Pietät unterdrückt zu werden pflegte. Gerade deshalb soll man solche gelegentliche Bemerkungen nicht zurückhalten, weil sie darthun, daß unter den beiden Freunden, trotz mancher Verschiedenheiten im Einzelnen, dennoch im Wesentlichen ein stets ungetrübtes Verhältniß bestand. An die Gräfin Schimmelmann schrieb Schiller 23. Nov. 1800 über Goethe: „Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Cha-

rakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute."

Die Unluſt Schillers an den Weimariſchen Verhältniſſen brach öfter durch. Noch am 20. März 1804 ſchrieb er ſeinem Schwager Wolzogen: „Ich verliere hier zuweilen die Geduld, es gefällt mir hier mit jedem Tage ſchlechter, und ich bin nicht Willens in Weimar zu ſterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es ſind mir Ausſichten nach dem ſüdlichen Deutſchland geöffnet [durch Dalberg?]. An meiner hieſigen Penſion von 400 Thlrn verliere ich nichts, weil es hier ſo theuer zu leben iſt, und mit den 1500 Thlrn, die ich jährlich hier zuſetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es iſt überall beſſer als hier."

230. An Cruſius.

Weimar, den 10. März 1803.

Eine Undeutlichkeit in meinem letzten Briefe hat ein Mißverſtändniß veranlaßt, wie ich aus Ihrem werthem vom 2. März erſehe, und ich verſäume nicht, es zu heben. Meine Abſicht war keineswegs ein Honorar von 25 Thlr für den Bogen der zweiten Auflage meiner Gedichte zu ſtipuliren, dieſe Forderung würde von meiner Seite ganz übertrieben ſeyn. Ich glaubte bloß, wegen des guten Abſatzes der erſten, eine Erhöhung des Honorars für die erſte Auflage mit Billigkeit fordern zu können, welche ſich auch rückwärts für den erſten Theil ſo wie auf die künftigen Bände erſtrecken ſollte, ſo als wenn gleich anfangs 25 Thlr. dafür accordiert worden wären. Die Gedichte haben zwar den Vortheil der Neuheit nicht, wie andre noch ungedruckte Artikel, aber dafür, daß ſie ſich nicht gleich in der erſten Meſſe abſetzen laſſen, bleibt Ihnen das Eigenthumsrecht für die künftigen Auflagen, da z. B. Herr Unger auf meine Jungfrau von Orleans nur für drei Jahre das Verlagsrecht hat. Meine Idee war, wenn Ihnen mein Vorſchlag der 25 Thlr für den Bogen der Erſten Auflage anſtändig wäre, mir für den Bogen der zweiten und folgenden Auflagen 1 Carolin zu ſtipuliren. Ich will es aber gern bei dem alten Contract von 4 Louisd'or laſſen, wenn Sie mir von jeder künftigen Auflage die Hälfte dieſes Honorars alſo 2 Louisd'ors p.

Bogen bewilligen, denn es ist meine Meinung gar nicht, Ihre Gefälligkeit zu misbrauchen.

Eine Prachtausgabe der Gedichte wird mir recht sehr angenehm seyn, und ich weiß auch, daß man im Publicum sie wünscht. Was die Einrichtung derselben betrifft, so darf ich sie ganz Ihrem eigenen Geschmack überlassen. Die neuste Ausgabe des Don Carlos bei Göschen ist das schönste was ich in dieser Art kenne. Lateinische Schrift ist zu einer Prachtausgabe wohl nothwendig, aber sie dürfte freilich nicht gar zu klein gewählt werden, und eben darum würde auch das Format größeres Format seyn müssen, weil es nicht gut läßt, wenn die Verse gebrochen werden. Wenn Verzierungen dazu kommen sollen, so wünsche ich ihrer wenige, aber von tüchtigen Künstlern, und ich werde, sobald ich darüber Ihre Intention weiß, einige Sujets zu Zeichnungen vorschlagen. Herr Schnorr in Leipzig und Herr Ramberg in Hannover scheinen mir zu solchen Arbeiten eine besonders gefällige Manier zu besitzen.

Zu einem Titelkupfer für den zweiten Band der Gedichte möchte es nun wohl zu spät seyn, und es scheint mir auch nicht so nothwendig.

Ich wünsche bald von Ihnen zu hören, daß meine in diesem Brief gethanen Vorschläge Ihren Beifall haben, und verharre mit der vorzüglichsten Hochachtung Ihr

v. Schiller.

Die Aufschlüsse über die Honorirung der Gedichte zeigen Schiller wiederum als den im buchhändlerischen Verkehr überaus gewandten Geschäftsmann. Was er an der ersten Auflage schwinden läßt, holt er bei einer neuen reichlich nach. Die Aufzeichnungen in seinem Kalender zeigen, daß 4 Louisd'or gleich waren $22^1/_4$ Thlr.; indem er von dem neu proponierten Honorar (25 Thlr.) auf den alten Maßstab für die erste Auflage zurückgieng, ließ er $2^3/_4$ Thlr. nach, während er bei einer zweiten am Bogen $4^5/_8$ zulegte, was bei dem Umfange der beiden Bände Gedichte für ihn eine Mehreinnahme von etwa 120 Thlrn. bedeutete. Nur darin war er arglos, daß er, wie es scheint, die Stärke der Auflagen niemals in Betracht zog und sich auch keine Controlle sicherte, daß neue Auflagen mit alter Jahreszahl nicht gedruckt wurden, was bei Crusius vorkam, wenngleich es sich bei den Gedichten nicht nachweisen läßt.

231. An Schiller.

Jena d. 26. Apr. 1803.

Ihro HochWohlgeboren empfangen den verlangten Bogen T nochmals und den Aushängebogen von R nebst einer Revision von U.

Ich weiß nicht ob ich recht gethan habe, daß ich die zweite Seite dieses Bogens leer gelassen habe; ich glaubte einen Uebelstand zu begehen, wenn ich den Schmuztitel auf die Rückseite brächte oder bringen ließ, indem Dieselben wohl ein klein Gedicht noch vorräthig haben würden, damit diese Seite auszufüllen.

Das erhaltene Mspt giebt 11 Seiten auf den Bogen Y; ich füge die gehorsamste Bitte bey um den Rest des Mspts.

Zugleich bitte mir gütigst anzuzeigen, wieviel Dieselben Exemplare erhalten von diesem zweiten Bande auf Schreib und Druckpapier, desgleichen auch auf Schweizerpapier, damit Dieselben selbige bekommen, so wie sie fertig sind und meine Leute während meiner Abwesenheit Denenselben senden.

Ich bitte nochmals um Dero Ordre, was Dieselben befehlen von der Leipziger Messe mitzubringen.

Der ich mit ohnausgesetzter Verehrung verharre Derosselben verbundenster Diener

Goepferdt.

Diesen am 27. April empfangnen Brief beantwortete Schiller am selben Tage (Kalender 143). Die Leipziger Jubilatemesse begann 1803 schon am 1. Mai.

Der Bogen T des zweiten Theiles der Gedichte enthielt Str. 96—127. Der Dido (Aen. IV); die letzte Strophe (128) bildet die erste Seite (305) des Bogens U. Es sollten sich die mit besonderem Schmuztitel versehenen „Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides" unmittelbar anschließen. Um die von Göpferdt leer gelassene Seite 306 zu füllen, schaltete Schiller das wohl erst kurz zuvor entstandene Gedicht „Der Pilgrim" S. 306—308 ein. Da das 11 (13) Seiten auf dem Bogen Y füllende Manuscript eben jene Scenen aus den Phönizierinnen sind (mit denen der Band schließt), so waren also diese unverändert gebliebnen Scenen nicht einmal gleich vollständig abgeliefert.

232. An W. G. Becker.

Weimar, 2. May 1803.

An Ihrer Wiederherstellung von der schweren Krankheit, die ich selbst aus dreimaliger Erfahrung kenne, nehme ich herzlichen Antheil, mein verehrter Freund, und wünsche, daß die gute Jahreszeit Ihre Genesung beschleunigen möge.

Ich habe Sie nicht vergessen, aber dem besten Willen hat das Vollbringen gefehlt. Es trift sich gerade, daß ich in dieser Messe den zweiten Band meiner Gedichte herausgebe, wo also die wenigen Kleinigkeiten, die etwa entstanden seyn mögen, ihren Platz finden mußten. So mußte ich auch für Cotta etwas thun, der bei seinem Damen Calender auf einen Beitrag von mir rechnet.

Diese Gründe möchten wohl hinreichend seyn, mich für dieses Jahr zu entschuldigen, aber sie rechtfertigen kein unbedeutendes Product, denn dieses sollte unter keinerlei Umständen gemacht werden. Dennoch sende ich Ihnen ein solches, um Ihnen, wäre es auch auf Unkosten meines poetischen Gewissens, meinen guten Willen zu beweisen. Nehmen Sie also, was sonst keinen Werth hat, als ein Opfer der Freundschaft gütig auf.

Die Braut von Messina wird im Julius ausgegeben. Ich hätte gewünscht, daß Sie dieses Stück auf unserer Bühne hätten vorstellen sehen, wo es wirklich mit vielem Sinne und mit erfreulichem Erfolge gegeben wurde. Es ist freilich nicht im Geschmack der Zeit, aber ich habe den Wunsch nicht bezwingen können, mich auch einmal mit den alten Tragikern in ihrer eignen Form zu messen, und zugleich die dramatische Wirkung des alten Chors zu erproben.

Die Hofnung, Dresden in diesem Sommer zu sehen, gebe ich zwar noch nicht auf, aber eine andre Reise, die ich zu machen habe, könnte mich leicht daran verhindern.

Noch einmal meine herzlichen Wünsche für Ihre Gesundheit und für den glücklichen Erfolg Ihrer litterarischen Plane.

Ganz der Ihrige

Schiller.

Der im Schiller-Album (Dresden 1841 S. 40) durch G. v. Loeper veröffentlichte Brief ist dort an K. A. Böttiger addressiert,

d. h. vom Herausgeber irrig so aufgefaßt, während deutlich hervorspringt, daß er an den Herausgeber eines Taschenbuchs gerichtet wurde, der kein andrer sein konnte als W. G. Becker, der Herausgeber des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, in dessen Jahrgang 1804 S. 163 ff. Schillers „Punschlied. Im Norden zu singen", abgedruckt steht, also das „unbedeutende Product" ist, das Schiller übersendet.

Die Braut v. Messina wurde am 1. Febr. 1803 vollendet; das erste Exemplar des Buches erhielt Schiller am 28. Juni (Kalender 140. 147).

Eine andre Reise als Ausflug nach Lauchstedt im Juli und den Octoberausflug nach Jena hat Schiller 1803 nicht gemacht.

233. An Cruſius.

Weimar 5. Jun. 1803.

Da eben mein Schwager, der Geheime Rath v. Wolzogen in Leipzig Geschäfte für den Herzog v. Weimar macht, und ich die Gelegenheit gern benutzen möchte, um einiges für mich einkaufen zu lassen, so ersuche ich Sie, hochgeehrter Herr, demselben den Betrag meiner Rechnung, welche, wie ich glaube, 24 oder 25 Carolin ausmachen wird, gefälligst auszuzahlen, worüber er in meinem Nahmen quittiren wird. Zugleich ersuche ich Sie, mir über den Fortgang der Pracht-Ausgabe vom 1 Theil meiner Gedichte gelegentlich einige Nachricht zu geben.

Der ich mit aller Hochachtung verharre Dero ergebenster Diener

Schiller.

Nach dem Kalender S. 146 zahlte Cruſius an Wolzogen für Schillers Rechnung am 12. Juni 25 Karolin (162½ Thlr.), und W. gab für Schiller 30 Thlr. 19 Gr. aus. Schon am 4. Juni hatte Schiller an W(olzogen) 3 Lbrs. bezahlt (Kal. 145).

234. An Humboldt.

Weimar 18. Aug. 1803.

Sie werden schon längst auf den Erfolg Ihres Auftrags an mich gewartet haben, theurer Freund, aber es war mir nicht möglich,

Ihnen früher ein Resultat mitzutheilen. Ich selbst bin ganz außer aller Verbindung mit Studierenden, und kenne auch sonst wenige, auf deren Urtheil und Empfehlung in einer solchen Angelegenheit ich mich verlassen könnte. Niemeier, den ich aufgefordert, hat noch Niemand finden können, und gerade jetzt sind einige gute Subjecte durch sehr vortheilhafte Anträge schon anderswohin berufen. Ein recht wackrer Mann, Hr. Dr. Hegel aus Würtemberg, ist jezt in Jena Docent der Philosophie, ein gründlicher philosophischer Kopf, der Ihnen vielleicht auch als Schriftsteller bekannt ist; aber Sie wollen keinen Metaphysiker, auch ist dieser etwas kränklich und grämlich und könnte überdieß erst auf Ostern sich losmachen. Ein Sohn von Voß ist vor kurzem als Hofmeister bei einem Grafen Reuß aus Berlin angestellt worden. Nun habe ich durch Grießbach einen Herrn Molinar aus Crefeld auf der Liste, dieser soll ein sehr würdiger junger Mann von Kenntnissen und Sitten seyn, der nach Grießbachs Versicherung den Forderungen, welche Sie machen und die ich Letzterem in ihrem ganzen Umfange bekannt machte, entsprechen soll. Auch versteht er italienisch und spricht das Französische sehr fertig. Wenn ich von dem Empfehler auf den Empfohlenen schließen darf, so läßt sich vermuthen, daß dieser Molinar ein ganz guter moralischer Mensch, der auch etwas gelernt hat, seyn mag; aber daß er auch Geist besitze, folgt aus dieser Empfehlung noch nicht. Mit ihm wird also nichts gewagt werden, und ich wollte Ihnen also immer rathen, ihn zu nehmen, da es nun doch nicht möglich ist, daß ich den selbst erst sehe, den ich Ihnen proponire. Im Fall der Annahme müßten Sie aber mit der allerersten Post antworten, weil sonst der Herbst herankommt. Unterdessen habe ich ihm durch Grießbachs schreiben lassen, und er hat Zeit sich zu entschließen, ehe Ihre Antwort anlangt. Fände sich in den nächsten vierzehen Tagen noch etwas, so gebe ich Ihnen sogleich Nachricht.

—

Sie werden nun bald Schelling mit der Schlegeln, die er geheirathet hat, in Rom sehen. Interessiren wird Er Sie gewiß; aber es ist zu beklagen, daß er sich so schändlich hat unterjochen lassen.

—

Sch.

235. An Humboldt.

Weimar, 12. Sept. 1803.

Ich erſehe aus Ihrem Briefe nicht, liebſter Freund, ob der meinige, den ich vor etwa vier Wochen an Sie abgeſendet, ſicher angekommen war, es iſt aber kaum möglich. Vielleicht wäre der junge Mann, den ich Ihnen darin zum Hofmeiſter vorſchlug, dennoch zu brauchen, doch will ich deshalb noch Ihre Antwort erwarten. Da leider jetzt andere Rückſichten eintreten, da der Theodor noch in einem Alter iſt, wo er im Nothfall auch noch ein halbes Jahr lang des Hofmeiſters entrathen kann, ſo würde ich rathen, nichts zu übereilen und einen recht tüchtigen Menſchen ausfindig zu machen, wozu Zeit nöthig iſt.

Niemer hat uns keine üble Meynung von ſich erweckt, und Goethe iſt ſo gut für ihn geſtimmt worden, daß er ihn dieſen Winter hier behält, um ſeinen Auguſt im Griechiſchen zu unterrichten. Fernow geht unter keinen guten Auſpicien nach Jena —

Sch.

236. An Cruſius.

Weimar, 3. Nbr. 1803.

Hier überſende ich Ihnen fürs erſte die drey erſten Bogen vom 1. Theil meiner Gedichte. Die übrigen ſollen von Woche zu Woche gehörig nachfolgen.

Die Zeichnung zu meinem Gedicht von der Glocke findet hier bei Kennern ſehr vielen Beyfall und ſie verdient gewiß in Kupfer geſtochen zu werden.

Die Ideen zu andern Verzierungen der Prachtausgabe will ich Ihnen noch vor Ende dieſes Monats zuverläſſig mittheilen. Um ganz gewiß zu wiſſen, welche Räume auszufüllen ſind, laſſe ich jetzt ein Exemplar der Gedichte für die Prachtausgabe in der Ordnung und nach der Auswahl, wie die Gedichte aufeinander folgen ſollen, abſchreiben, wobei ich mich ſtreng an den Probebogen halte, den Sie mir im Frühjahr zugeſchickt. Weil es Verſe ſind und weil das Format ſo breit, daß kein Vers braucht gebrochen zu werden, ſo läßt ſich alles bis auf die Zeile berechnen, und ich werde in der Anordnung

dafür sorgen, daß die Zierrathen, welche auf den leeren Räumen unter den Gedichten angebracht werden sollen, sich gleich und verhältnißmäßig über das ganze Werk vertheilen.

Ich empfehle mich Ihrem gewogenen Andenken aufs beste und verharre mit Hochachtung Ihr ergebenster

Fr. v. Schiller

Die Zeichnung von Herrn Schnorr bitte ich noch 14 Tage hier behalten zu dürfen. Es ist gerade Kunstausstellung in Weimar und Herr Geh. Rath von Goethe, dem diese Zeichnung sehr wohl gefällt, hat mich ersucht, solche mit ausstellen zu dürfen.

Die zweite Auflage des ersten Theiles der Gedichte ist gegen die erste nur darin verändert, das S. 262 die ältere Ueberschrift: Das Reich der Formen mit der neuen: „Das Ideal und das Leben" vertauscht wurde. Das Titelkupfer von A. W. Böhm nach Schnorrs Zeichnung illustriert nicht die Glocke, sondern besteht in einer Allegorie, die sich von der Rambergischen nicht wesentlich unterscheidet.

237. An Schiller.

Jena d. 1 Xbr 1803

Hochwohlgebohrner Herr Hofrath. Die Auslage für den Taback habe richtig erhalten und danke Denenselben verbindlichst.

Was die Absendung der Aushängebogen an Herrn Cotta anlangt, so habe ich nicht gewußt, daß ich selbige für Herrn Cotta drucke; Dieselben haben mir den Verleger weder schriftlich noch mündlich genannt, ich ersahe dieß erst, da ich das Mspt zum Titel erhielt, und glaubte, daß Dieselben es ihm angezeigt hätten, und dann wollte ich ohne Dero Ordre nichts thun, sobald ich diese erhielt, habe ich ihm ein Aushängeexemplar übersendet.

Eine Anfrage erlauben mir Dieselben, soll ich Dero Namen und Prädikat ebenso wieder in den Adreß-Calender einrücken, wie er voriges Jahr darin gestanden hat? ich erbitte mir diese Antwort mit umgehender Botenfrau, weil an dem 4ten Bogen gearbeitet wird.

Ich habe die Ehre mich Dero fernerer Gewogenheit zu empfehlen und verharre lebenslänglich als Dero verbundenster Diener

Goepferdt

Noch eine gehorsamste Anfrage: wann habe ich wohl von Denenselben das erste Mspt zu dem folgenden Theile Dero prosaischen Schriften zu erhalten oder zu erwarten? vermuthlich im Januar.

Ich weiß nicht, von welchem Verlagsartikel Cottas hier die Rede sein könnte. Von Schiller scheint derselbe nicht zu sein, da die Zeit für die Braut v. M. zu spät, für den Tell zu früh ist und zwischen beiden Schiller kein selbstständiges Werk bei Cotta erscheinen ließ.

Der „folgende Theil der prosaischen Schriften" konnte nur der fünfte sein, der nicht geliefert ist. Schiller dachte zwar an einen solchen und verzeichnete den Honorarertrag mit 150 Thlrn. in seinem oekonomischen Voranschlage für 1804 (Kal. 180). Was er dafür bestimmen mochte, bleibt ungewiß, da der Vorrath durch die bisher gedruckten 4 Bände fast ganz erschöpft war. Vgl. 238.

238. An Schiller.

Jena d. 9 Xbr. 1803.

HochWohlgeb. . . mein insonders hochverehrtester Gönner. Durch Ueberſendung der 12 Carolin haben mir Dieſelben einen unverkennbaren Beweiß Dero fortdauernden gütigen Wohlwollens gegeben, ich ſtatte meinen unterthänigen gehorſamſten Dank ab und lege hier die Quittung darüber bey: geben mir Dieſelben Gelegenheit, wo auch ich nach meiner Wenigkeit mich ferner Denenſelben dienſtbereitwillig erweiſen kann; ich werde jede Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen.

Noch wünſche ich, daß Dieſelben binnen hier und gegen das Ende des Januar ſoviel Zeit und Muße gewinnen möchten, das Mſpt zu dem folgenden Bande Dero proſaiſchen Schriften reguliren und ordnen zu können; ich wünſche dies deshalb, weil ich für die Setzer des Intelligenzblattes der Allg. Lit. Zeitung, das nun mit Ende dieſes Jahres ganz aufhört, noch nicht mit Arbeit beſetzt bin.

Ich verharre . .

Goepferdt.

In Schillers Kalender S. 155 ſteht beim 8. Dec. 1803 „An Göpferdt durch Poſtillion 12 Karol.", die diesmal trotz der „Quittung"

doch ein Darlehen gewesen zu sein scheinen, da Schiller im April 1804, vor der Ostermesse, im Kalender S. 161 notiert: Von Göpferdt (bekomme ich) 75 Thlr., was freilich nicht ganz 12 Karolin beträgt, sie müßten denn damals statt $6^1/_2$ nur $6^1/_4$ Thlr. gegolten haben.

Die Allg. Lit. Ztg. hörte mit Ablauf des J. 1803 in Jena auf und wurde nach Halle verlegt.

239. An Cruſius.

Weimar, den 6. Febr. 1804.

Zu der verzögerten Erſcheinung meiner Gedichte, die ich mir nicht zu erklären wußte, haben Sie mir nun den Schlüſſel gegeben. Ich wünſche, daß dieſer Band nun friſch möchte weggedruckt werden, weil manche Liebhaber darnach zu verlangen ſcheinen.

Die Schnorriſche Zeichnung, welche ich Ihnen ſo wie auch die übrigen vom vorigen Jahr mir mitgetheilten, dankbar remittire, iſt ſehr zierlich und wird dieſer neuen Ausgabe zu einem ſchönen Schmuck gereichen. Auch die Zeichnung zu der Glocke iſt ſehr geiſtreich und verdient, daß der Kupferſtecher ſie verewige.

Haben Sie die Güte, mich gelegentlich wiſſen zu laſſen, wann Sie die Prachtausgabe der Gedichte zu realiſiren gedenken?

Innliegendes Billet bitte an Herrn Schnorr gefälligſt beſorgen zu laſſen.

Mit größter Hochachtung Ihr ergebenſter Diener

Schiller.

Der kleine Briefwechſel mit Schnorr iſt bisher noch nicht wieder aufgefunden.

240. An Schwarz.

Weimar d. 20 Febr. 1804

Ihr Brief, wertheſter Herr, rief mir das Andenken eines ſehr angenehmen Abends zurück, den Sie uns in Weimar durch Ihre Kunſtdarſtellung ſchenkten, und ich ergreife dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, Ihnen die Achtung zu verſichern, die Sie mir eingeflößt haben.

Wilhelm Tell iſt zwar fertig, und man ſchickt ſich hier in Weimar, ſo wie auch in Berlin an, ihn einzuſtudieren, aber beſtimmte Verhältniſſe erlauben mir nicht, dieſes Stück vor dem May an andre Bühnen zu geben. Und da es gegen Ende des Jahrs ohnehin im Druck erſcheint, ſo werden Sie ſolches wahrſcheinlich in Breslau lieber gedruckt erwarten wollen, als einen Preis von 25 Ducaten dafür bezahlen, unter welchem ich es nicht hingebe. Auch muß ich noch bemerken, daß dieſes Stück des zahlreichen Perſonals wegen, welches gegen 36 ſprechende Rollen umfaßt, manche Schwierigkeiten, und wegen des Koſtüms, der vielfältigen und neuen Dekorationen pp, großen Aufwand mit ſich führt.

Schreiben Sie, wertheſter Herr, die Offenheit, mit der ich Ihnen dieſes Bedenken mittheile, der aufrichtigen Achtung zu, die ich für Sie fühle, und mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen Ihren ergebenſten Diener

Schiller.

Die beiden Briefe 240 und 242, zuerſt im Morgenblatt 1813 Nr. 226 erſchienen, haben ſeitdem in keine Sammlung Aufnahme gefunden. Schwarz, zur Zeit dieſer Correſpondenz Schauſpieler in Breslau, zur Zeit der Veröffentlichung Hofſchauſpieler in Stuttgart, ließ ſeinen Namen nur durch S—z andeuten. Den vollen Namen gibt Schillers Kalender S. 158—160. Schwarz ſchrieb im Febr. 1804 an Schiller, bei dem der Brief am 14. einlief. Auf die gegenwärtige Antwort vom 20. lief Schwarzens Erwiederung am 8. März ein, der ein zweiter Brief am 15. folgte. Schiller ſandte ſeine Antwort vom 24. erſt zwei Tage ſpäter ab.

241. An Schiller.

München d. 20. März 1804

P. P. Da die in meinem Verlage herauskommende Zeitſchrift Aurora ſchon hier und da mit einigem Beifalle aufgenommen worden iſt, ſo muß dieß natürlich bei mir den Wunſch erwecken, ihren Inhalt ſo gut und gehaltig zu machen, als nur immer möglich iſt, und ihr außer den bisherigen Mitarbeitern noch andere zu erwerben, die durch ihre Schriften geſchätzt und berühmt ſind. Ich nehme mir daher die

Freiheit, Ew. Wohlgeb. zu erſuchen, zum Beſten derſelben als Mitarbeiter beizutreten und Ihre gütigen Beiträge an mich zu überſenden.

Das Honorar für gute Originalaufſätze war von 2 Gulden bis zu einem franzöſiſchen Thaler jede Spalte, deren eine Nummer ſieben enthält, beſtimmt. Natürlich iſt dieſes Honorar nach Verſchiedenheit der Umſtände auch verſchiedenen Modificationen zu mehr oder minder unterworfen. Sollten Ew. Wohlgeb. nicht Muße genug dazu haben, ſo bitte ich dem einen oder andern Ihrer bekannten Bekannten den Vorſchlag zu thun. Mit aller Hochachtung verharre Ew. Wohlgebohren ergebenſter Diener

Scherer, Buchhändler.

Der unbeantwortet gebliebene Brief traf am 30. März bei Schiller ein (Kalender 160).

242. An Schwarz.

Weimar, d. 24. März 1804.

Hiebey erhalten Sie das Manuſcript des Wilhelm Tell, ſo wie wir das Stück in Weimar gaben. Wir haben mit 17 männlichen Schauſpielern 30 männliche einzeln ſprechende Rollen beſetzt, ohne daß es nöthig geweſen wäre, die Hauptrollen zu dupliren. Jedes Theater muß ſich hierin nach ſeinem Perſonale richten; es kann im Ganzen nichts darüber beſtimmt werden. Ich merke in einem beyliegenden Blatt bloß die Rollen an, welche durch denſelben Schauſpieler können gegeben werden.

Auf ein geſchicktes Arrangement bey den großen Volksſcenen kommt Vieles an, und dies kann durch keine ſchriftliche Vorſchrift mitgetheilt werden. Ebenſo wenig brauch ich Ihnen vorzuſchreiben, wie die Rolle des Tell zu nehmen iſt. Die Rolle erklärt ſich ſelbſt: eine edle Simplicität, eine ruhige gehaltene Kraft iſt der Charakter; mithin wenige, aber bedeutende Geſticulation, ein gelaſſenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle ſchlichte Manneswürde. Daß die Rollen des Melchthal, W. Fürſt, Stauffacher, Attinghauſen, Rudenz, der Bertha und Hedwig, in die beſten Hände zu geben ſind, brauch' ich nicht zu ſagen; aber auch die kleinern Rollen, wie Ruodi der Fiſcher, Baumgarten, Röſſelmann,

Reding, Johannes von Oeſtreich, Gertrud und Armgart, ſind ſorgfältig auszutheilen, und beſonders iſt die Rolle des Knaben Walther zu empfehlen. Uebrigens verlaſſe ich mich bey der theatraliſchen Anordnung des Stücks vollkommen auf Ihre Einſicht und Erfahrung.

Vom Koſtöme lege ich eine Zeichnung bey. Uebrigens gilt bey dieſem Stücke ganz das Koſtöme des Mittelalters, und das Eigenthümliche der alten Schweizertracht iſt beſonders in den weiten Pumphoſen; — die ganz gemeinen Landleute können zum Theil im Hemd, mit bunten Hoſenträgern, ſpielen, und viele Kleider erſpart werden. Auf dem Kopf tragen Einige Barette, Andere ſchwarze oder bunte Hüte.

Johann von Oeſtreich iſt in weißer Mönchskutte; darunter kann er ein koſtbares Ritterkleid und einen mit Edelſteinen beſetzten Gürtel tragen, welches nach ſeiner Erkennung kann geſehen werden. Stier von Uri iſt auf einer Seite gelb, auf der andern ſchwarz, und führt ein großes Kuhhorn mit Silber beſchlagen.

Im Rütli ſind es die Schauſpieler und nicht die Statiſten, welche die Fackeln tragen und den vorderen Ring bilden. Tell ſchießt nicht wirklich, ſondern ſchnellt nur ab, denn der Pfeil kann in der Luft nicht geſehen werden.

Ich ſetze nichts hinzu, als daß ich das Stück Ihrer Sorgfalt beſtens empfehle. Hochachtungsvoll der Ihrige

v. Sch.

Beylage.

Winkelried — und Johannes von Oeſtreich.
Itel Reding — und Kuoni, auch Stüßi.
Werni — und Meier von Sarnen, auch Wanderer im 4 A.
Frießhard — und Frohnvogt.
Leuthold — und Meiſter Steinmetz.
Rudolph Harras — und Ausrufer.
Sigriſt und Röſſelmann — auch Geſellen und Handlanger.
Jenni und Seppi können durch Mädchen geſpielt werden.

N. S. Vom Induſtrie-Komptoir ſind mir die 25 Ducaten richtig bezahlt worden.

Sch.

Mit den Anweiſungen des Briefes, die mehr die Auffaſſung des Hauptcharakters betreffen, ſind die ſceniſchen Anweiſungen zu verbinden, die Schiller an Iffland ſandte. (Teichmanns Nachlaß 230 f.)

243. An Schiller.

Jena d. 12 Apr. 1804.

Ew. Hochwohlgebohren vermelde gehorſamſt, daß ich kommenden Dienſtag [17.] nach Leipzig zur Meſſe reiſe und desbalb meine Schuldigkeit nicht verfehlen will, bey Denenſelben anzufragen, ob Dieſelben etwas dahin zu beſtellen haben? Zugleich bitte ich um Dero Ordre, was Dieſelben oder Dero Frau Gemahlin befehlen, daß ich mitbringen ſoll. Deroſelben gütige Anzeige erwartend verbleibe ...

J. C. G. Goepferdt.

Da Oſtern 1804 auf den 1. April gefallen, war Jubilate am 22. Schiller, der von Leipzig aus, am 21. einen (fehlenden) Brief von Göpferdt empfangen hatte, antwortete darauf am ſelben Tage. Kalender 162.

244. An Schiller.

Leipzig d. 18 Apr. 1804

Mein verehrungswürdiger Freund! Duvau hat mir bey ſeiner Zurückkunft durch Ihren Gruß und durch den Beweis Ihres Andenkens eine große Freude gemacht. Sie hat mich mehr erquickt, als alle die Tropfen etc, womit mein Arzt, wie er glaubt, mich geheilt und geſtärkt hat. Empfangen Sie dafür den lebendigen Dank eines Geneſenden. Es iſt freylich beſſer, daß die Krankheit dieſe Wendung genommen hat, als eine andre der dunkeln Pforte zu, wodurch keiner wiederkehrt. Denn meine Kinder können mich noch eine Zeitlang brauchen, wenn auch die Welt nichts an mir verloren hätte, da der Buchmacher genug in der Welt ſind.

Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir das Mſpt von Diderot zuwenden wollen. Ich kann noch nichts davon ſagen und keinen merkantiliſchen Plan faſſen, bis Sie mich näher davon unterrichten und die Bedingungen melden. Ich habe durch Duvau

verſtanden, daß von einem franzöſiſchen Original die Rede iſt? Finden Sie das Werk intereſſant genug, um mit dem Original zugleich eine Ueberſetzung auszugeben? und hätten Sie vielleicht die Güte, wenn ich eine Ueberſetzung veranſtalte, ſolche durchzuſehen?

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Immerdar mit inniger Verehrung und Freundſchaft der Ihrige

Göſchen.

Wie aus einem Briefe Schillers an ſeinen Schwager Wolzogen in Petersburg erhellt (Wolzogen, Nachlaß 1, 421 f.), hatte Klinger das Manuſcript des Rameau von Diderot Wolzogen bekannt gemacht und dieſer es nach Weimar zur Lectüre mitgetheilt. Schiller machte Göſchen nach dem Verlage lüſtern; vgl. Nr. 246.

245. An Cruſius.

Weimar, 23. April 1804.

Entſchuldigen Sie, hochgeſchätzter Herr, daß ich Ihnen die verſprochenen Angaben zu der Prachtausgabe meiner Gedichte ſo lange ſchuldig blieb. Mein neueſtes Schauſpiel, der Wilhelm Tell, den ich in dieſen Tagen geendigt und hier in Weimar habe aufführen laſſen, hat mir alle Zeit weggenommen, daß ich nichts anderes denken konnte; jetzt gleich nach der Meſſe aber ſollen Sie befriedigt werden.

In den Aushängebogen zu meinen Gedichten habe ich keinen Druckfehler bemerkt. Eine neue Vorrede zu dieſer zweiten Auflage iſt nicht nöthig, wenn nur auf den Titel: Zweite von neuem durchgeſehene Auflage geſetzt wird. Aber die alte Vorrede zur erſten Auflage kann wieder abgedruckt werden.

Hochachtungsvoll verharre Ew. Wohlgebohren ergebenſter Diener

Schiller.

Der Tell war am 18. Febr. 1803 beendet und am 24. März zuerſt in Weimar aufgeführt worden.

Die zweite Auflage des erſten Theiles der Gedichte erſchien wie die erſte ohne Vorrede. Erſt die zweite Auflage des zweiten Theiles (1805) wiederholte die Vorrede der erſten Auflage dieſes Theiles.

246. An Schiller.

Leipzig 26. May 1804.

Die letzten Wochen der Meſſe haben mich ſo mit genommen, daß ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund, nicht ſchreiben konnte. Erſt jetzt, da noch manche Buchhändler in Leipzig ſind, kann ich den Augenblick gewinnen, Ihnen für Ihre Rathſchläge in Abſicht des Rameau zu danken. Mein Brief wird nun wohl zu ſpät kommen, ich muß ſolches auf Rechnung meiner Krankheit ſetzen, die mir in der Meſſe doch noch ein wenig in den Gliedern lag, ſo daß die Geſchäfte nicht ſo raſch gingen als ſonſt. Ich wollte Ihnen noch einen Beſuch in Ihrem Logis vor Ihrer Abreiſe machen und mir das Vergnügen verſchaffen, Ihre Frau Gemahlin zu ſehen; ich hatte aber aus Schwäche zu lange geſchlafen, und wurde dann beym Aufſtehen gleich durch Geſchäfte in Beſchlag genommen.

Ich lege dem allen ohngeachtet noch einen Brief an Ihren Herrn Schwager bey. Machen Sie damit, was Sie wollen. Da mein Schwager Heun jetzt auch im Buchhandel pfuſcht und jetzt in Petersburg iſt, auch gewiß dem Hrn. v. Wolzogen empfohlen iſt, ſo wird er wohl die Satyre de Mr. Rameau ſchon weggefiſcht haben. Sie bleibt dann doch in der Familie. Dieſer Heun iſt der Compagnon des Buchhändlers Rein und der Commiſſarius oder Unternehmer oder Director der Jenaiſchen Literatur Zeitung Eichstadii & sociorum.

Empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank für die Güte, die Sie mir bey dieſer Gelegenheit erwieſen haben und für die glückliche Empfindung, die mir Ihr Beſuch geſchenkt hat. Mit Verehrung und Freundſchaft von ganzer Seele der Ihrige.

Göſchen.

Das Wichtigſte habe ich in dem Briefe vergeſſen. Ich habe den Don Carlos eben neu drucken müſſen. Er iſt etwas mehr zuſammen gehalten und alſo nicht ſo dick, wie ſonſt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für dieſe Auflage benkommendes Honorar überreiche, und nehmen Sie — ſolches als einen Beweis meines guten Willens an.

Schiller hatte vom 26. April bis 21. Mai eine Reiſe nach Berlin gemacht und ſowohl auf dem Hinwege am 28. April, als auf

der Rückkehr am 19. Mai Leipzig berührt. Dort wurde der Verlag des Rameau wieder beſprochen. Göſchen ſollte direct an Wolzogen (245) ſich wenden. Er ſandte das Schreiben dem nicht mehr getroffenen Schiller nach Weimar, der es an Wolzogen ſandte und hinzufügte: „Ich lege einen Brief vom Buchhändler Göſchen an Dich bei, er wünſcht gar ſehr, den Rameau von Diderot in Verlag zu bekommen. Wenn's möglich, ſo verhilf ihm doch dazu; Du wirſt ihn zu jeder Gegengefälligkeit bereit finden. Und ſollte ſich Klinger nicht bereden laſſen, den Rameau im franzöſiſchen Original drucken zu laſſen, ſo erlaubt er vielleicht, daß eine deutſche Ueberſetzung davon gemacht wird." Dies war der Fall und Goethe übernahm die Ueberſetzung. Vgl. 257. 259. 264.

Göſchens Schwager Karl Gottfr. Sam. Heun war ſeit 1804 Reins Compagnon; es iſt der als Romanſchriftſteller bekannte Clauren.

Die neue Auflage des Carlos war nur zwei Seiten ſchwächer als die von 1801, deren übrige Exemplare Göſchen mit einem neuen Titel „1804" verſehen ließ. Das Honorar beſtand in 20 Ldors (Kal. 164).

247. An Gruſius.

Weimar 24. Jun. 1804.

Ich danke Ihnen verbindlichſt für die überſandten 39 Carolin, in gleichem die zwölf Exemplare des Werkes, welche Sie ſo gütig waren, mir zukommen zu laſſen. Der Druck iſt ſehr gut und das Ganze nimmt ſich ſehr nett und zierlich aus.

Ich bin jetzt eben daran, die Gedichte, welche den Innhalt der Prachtausgabe ausmachen ſollen, in vier Bücher zu ordnen, und Sie erhalten das Schema dazu binnen acht Tagen. Es werden fünf Kupfer nöthig ſeyn, eins zum Titel und eins zu jedem Buch. Ich dächte, daß man Herrn Schnorr die Erfindung und Zeichnung zu allen fünf überließe, da er ſich bereits als einen ſo wackern Meiſter bewieſen hat. Haben Sie doch die Güte, ihm aus dem Cottaiſchen Damen Calender auf dieſes laufende Jahr die Ballade von mir, welche Graf Habsburg betitelt iſt, mitzutheilen, ob er nach Leſung derſelben nicht vielleicht Luſt bei ſich ſpürt, eine Gruppe daraus zu

zeichnen, beſonders ſcheint mir der Inhalt der letzten Strophe von mahleriſchem Effekt zu ſeyn.

Ein anderes ſchönes Bild würde vielleicht Caſſandra abgeben, nach dem Gedichte von mir, welches im 2. Theil meiner Gedichte ſteht.

Die Glocke könnte das Dritte ſeyn.

Hero und Leander könnte das Vierte werden und zum Titelkupfer wählte man eine ſchöne Antike, wozu ich die Juno Ludoviſi empfohlen haben wollte. Ein Abguß davon ſteht unter den Mengsiſchen Abgüſſen in Dresden, auch hat die regierende Herzogin von Weimar eine recht ſchöne Zeichnung davon, welche in Rom nach dem Originale gemacht worden, und die ich Herrn Schnorr verſchaffen kann.

Mit Vergnügen werde ich Ihnen, werthester Herr, von künftigen neuen Arbeiten etwas anbieten, wenn ich nur erſt einige beſtimmte Verſprechungen, die ich Herrn Cotta gethan, gelöſt haben werde.

Mich Ihrer Freundſchaft beſtens empfehlend verharre ich mit größter Achtung Ihr ergebenſter Diener

Schiller.

Die am 18. Juni empfangenen 39 Carolin verrechnete Schiller in ſeinem Kalender mit 253 Thlrn. Er hatte nach ſeiner Berliner Reiſe am 9. Juni baar in Kaſſe 1148 Thlr. gehabt, ein Betrag, der am 16. bereits auf 1025 Thlr. geſunken war, ſich nun alſo auf 1278 hob und durch eine Sendung des früheren Coadjutors Dalberg aus Aſchaffenburg am 22. Juni um $542\frac{1}{2}$ Thlr. ſteigerte, alſo auf $1802\frac{1}{2}$. Am Schluſſe des Monats Juni waren noch $1735\frac{1}{3}$ Thlr. in der Kaſſe. Davon wurden am 2. Juli an Weidner (dem Pachter von Niederroßla, von dem er am 5. Mai 1802 ein Anlehen von 2200 Thlr. erhalten, vgl. Nr. 203) mit Einſchluß rückſtändiger Intereſſen $1138\frac{1}{2}$ Thlr. zurückbezahlt. Der letzte notierte Kaſſenbeſtand vom 21. Nov. 1804 weiſt 360 Thlr. 15 Gr. auf. Da eine erhebliche Einnahme ſeitdem nicht mehr verzeichnet wird, wohl aber die Ausgaben fortlaufen (die Frau erhielt im December allein 254 Thlr.), ſo ſcheint es, als habe bei Schillers Tode die Kaſſe faſt leer geſtanden.

248. An Crusius.

Weimar 21. Nov. 1804.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundschaftliche Theilnahme an meinem Befinden und freue mich, Ihnen melden zu können, daß es jetzt wieder besser um mich steht und auch die Thätigkeit, die ich lange unterbrechen mußte, sich wieder einfindet. Ich habe nur die Festivitäten abwarten wollen, die der Einzug unsrer Erbprinzessin hier veranlaßte, und war eben mit Ausfertigung des hier folgenden Paquets beschäftigt, als ich Ihr werthes Schreiben vom 19. empfing.

Sie erhalten nun hiebei das Mscrpt zu der zweiten Auflage des zweiten Bandes meiner Gedichte. Da in den lezt verflossenen anderthalb Jahren verschiedene neue Gedichte entstanden sind und es noch viele Jahre anstehen kann, bis sich Stoff genug zu einem dritten Bande findet, so habe ich diese neuen Gedichte diesem zweiten Bande noch einverleibt, der dadurch an Gehalt gewinnt und nun mit vollem Recht eine vermehrte Auflage heißen kann. Sie haben die Güte, sie in der Ordnung abdrucken zu lassen, wie ich sie in dem Inhaltsverzeichniß angemerkt habe.

Was die Prachtausgabe betrifft, so habe ich nun die Eintheilung dazu gemacht, und sämmtliche Gedichte, die darin Platz finden sollen, mit genau ausgerechneter Zeilen-Zahl und in der Ordnung, die ich für die schicklichste hielt, abschreiben lassen.

Es sind vier Bücher, deren jedes im Durchschnitt 10 Bogen oder 80 Quartseiten hält. Mit nächster MontagsPost hoffe ich Ihnen das Mscrpt zusenden zu können.

Freilich würde mirs angenehm seyn, wenn in der Michaelismesse kommenden Jahrs dieses Werk erscheinen könnte, da ich selbst eine Freude daran habe.

(Schiller.)

Im Juli 1804 war Schiller nur wenige Tage krank gewesen (Körner 4, 369, Goethe-Schiller 6, 277, Wolzogen Nachl. 1, 422), aber diese Krankheit war der Keim seines Todes, wie seine Frau schreibt (Charl. u. ihre Freunde 1, 351. 485): „Alles war in ihm zerstört, seit dem vorigen Jahre im Julius, wo Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte.“

„Er gab mir ein Vorbild wie ich leben ſoll, denn er, mit den unendlichen Leiden ſeines Körpers, vergaß in der Nähe ſeiner Geliebten ſich ſelbſt und war heiter, liebend, theilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedner mit ſeiner Lage, ſeinen Umgebungen, ſah das Leben immer mehr aus einem höheren Geſichtspunkt an.“

Das faſt druckfertige Manuſcript der Prachtausgabe der Gedichte, von Rudolphs Hand, mit einigen Correcturen Schillers, iſt noch vorhanden.

249. An Schiller.

Leipzig d. 22 Nov. 1804

Mein verehrungswürdiger Freund! Es war gut, daß ich aus Weimar floh, welches mir wieder ſo lieb geworden war, und daß ich, trotz dem Herzoge von Oldenburg, dem ich von einer Station zur andern auf dem Fuße folgte, in einem Tage von Ihnen nach Leipzig fuhr. Ich fand mein gutes Weib bettlägerig. Meine Wiedererſcheinung, meine gute Stimmung, die Erzählung von Ihrem Hauſe, von ihrer Theilnahme an ihrer Schweſter, Ihr gütiges Andenken ihrer ſelbſt machten einen ſo vortheilhaften Eindruck auf ſie, daß ſie ſich bald erholte, und jetzt ſchon wieder einige Stunden herumgeht. Empfangen Sie für alle Beweiſe Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundſchaft meinen herzlichen Dank. Dieſe Reiſe hat mir neues Leben gegeben, und wenn ich nun noch einige Zeit länger Bücher zu Markt trage, ſo haben Sie es bey der Literatur und vornehmlich bey meinen Collegen zu verantworten.

Die 98 Bände von Sonini Histoire naturelle, welche ungefähr 400 Thlr. koſten, werden in 14 Tagen in Weimar ankommen, längſtens in 3 Wochen. — Ich bin begierig zu erfahren, wohin Sie Goethen vermocht haben. Ich werde Sie bitten müſſen, einen Blick in die Bibliothek des Hrn. v. Wolzogen zu thun, ob da nicht eine Lücke iſt, die ich ausfüllen und ſo meine Dankbarkeit beweiſen kann.

Das erſte Stück unſeres Journals iſt ſchneller zuſammen gekommen, als ich zu hoffen wagte, und doch iſt es weder zuſammengerafft, noch geſtoppelt. Das Glück ſcheint es zu begünſtigen. Der Charakter der Erbprinzeſſin K. Hoheit, fehlt nur noch, und es kann der Anfang des Druckes gemacht werden. Dieſer Aufſatz ſoll an die Spitze kommen.

Ich ſchleiche ein wenig die kleine Treppe hinunter, um Ihrer Frau Gemahlin die Hand zu küſſen, um Ihr, nichts Schönes à la Psyche, aber recht herzlich die Wahrheit zu ſagen, daß ich Sie innig verehre.

Ich bitte Sie, mir zu bleiben, was Sie mir bewieſen haben, und wünſche, daß Sie es gern hören, daß ich Sie mit Freundſchaft und Liebe verehre. Der Ihrige.

Göſchen.

Im Kalender S. 177 verzeichnete Schiller zum 14. Nov. 1804: „War Göſchen hier". Ueber das trauliche Zuſammenleben in Schillers Hauſe gibt der Brief erfreuende Mittheilungen. Es waren damals Verabredungen über das Journal für deutſche Frauen getroffen, das „von deutſchen Frauen geſchrieben Beſorgt von Wieland, Schiller, Rochlitz und Seume" bei Göſchen ſeit 1805 in Monatsheften erſchienen iſt. „Der Charakter der Erbprinzeſſin", den vielleicht die Wolzogen oder gar Schiller hätte liefern ſollen, eröffnete die Zeitſchrift nicht. Erſt „Ein Portrait" (im zweiten Jahrgange 1806 1, Jan. S. 3—7) ſcheint der Großfürſtin zu gelten, deren Portrait von Böhm nach einem Gemälde von Tiſchbein dem Jahrgange 1806 vorgeſetzt iſt. Im Uebrigen enthält das erſte Heft, das Göſchen hier lobt, nichts Sonderliches, die Ballade der Brachmann „Kolumbus" (S. 20—24) etwa ausgenommen.

Schiller erhielt dieſen Brief am 22. Nov. und antwortete am ſelben Tage, wahrſcheinlich erſchrocken über den hohen Preis des Sonnini-Buffon. Der Brief iſt leider verloren.

250. An Schiller.

(Leipzig 3. Dec. 1804)

Der Sonini iſt nicht theuer, er iſt nur voluminös und hat viele Kupfer illuminirt. Das thut aber nichts, ich gebe ihn gern. Was Sie recht finden, das Goethe erhält, genehmige ich — Sie haben völlige Gewalt dazu. Nachdem ich den Oden zum zweytenmal geleſen habe, finde ich doch, daß viel daran auszuſetzen iſt und er die Critik nicht aushält. — Sie ſollen ihn aber doch, weil mein Urtheil vielleicht zu ſtreng, oder zu einſeitig iſt, gelegentlich erhalten. Machen Sie

dann mit dem Trauerſpiel, was Ihnen gut däucht. Meine Frau iſt geneſen. Wir wünſchen herzlich, daß Ihr Catarrh bald vorüber gehen möge. Den Aufſatz über die Erbprinzeß hätte ich gar zu gern. Die ganze Welt iſt verliebt in ſie, und wir wünſchen ihn noch in das erſte Stück zu bringen. Zürnen Sie nicht, daß ich ſo zudringlich bin. Sie wiſſen ſchon, wie die Verleger ſind. Mit herzlicher Verehrung und Freundſchaft der Ihrige.

Göſchen.

„Oden oder die Auswanderung der Aſen, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Schwediſchen überſetzt von K. G. Leopold" erſchien 1805 bei Göſchen.

251. An Schiller.

Leipzig 2. Jan. 1805.

Mit dem Neuen Jahr müſſen Sie, verehrungswürdiger Freund, den Catarrh los werden oder er bekommt es mit mir zu thun. Möge doch die dauerhafteſte Geſundheit Sie von nun an beglücken, und mögen Sie mich, bis ich auch hingehe, wo mein alter Weiſſe vorausgegangen iſt, ein wenig lieb behalten. Das Kupfer zum Journal wird erſt heute fertig; ich ſende es nach.

Allerdings muß Goethes Werk nicht angekündigt werden. Ich liebe überhaupt das Poſaunen nicht mehr, wiewohl ich ehemals auch die Backen voll genommen habe. Nehmen Sie an meinem Idyllion auf Weiſſe kein Aergerniß und erfreuen Sie uns bald mit guten Nachrichten von Ihrer Geſundheit. Es that mir am Neujahrsabend unausſprechlich wohl, daß ich Ihrer mit Liebe und Freundſchaft ganz in der Stille auf meinem einſamen Zimmer gedenken konnte. Immerdar der Ihrige

Göſchen.

Mit dem Idyllion auf Weiſſe ſchloß das erſte Heft des Journales für Frauen S. 157—160. Um von Göſchens poetiſch-proſaiſchen Verſuchen eine Probe zu geben, möge es hier vollſtändig Platz finden.

DER VIII. FEBRUAR MDCCXXVI.

In der Glorie aller Sonnen sassen die unsterblichen Götter, froh umtanzt von den Horen, in heiterer Stimmung beisammen. Da begeisterte sie ein schöner Gedanke.

In einer Gegend auf Erden gab es ehemals nichts als dürftige Blumen; die Sänger, die sie suchten, wandelten auf trocknem rauhen Boden oder in Wasser auf hohen Stelzen. Dort sah man auf einmal einen Hain von zarten Birken, Syringen und Jesminen in frischer Jugend blühn, und hörte Gesänge, wie man sie dort noch nie hörte. Mitten in diesem Haine lag auf einem Bette von weichem Moose ein holder blonder Knabe. Um ihn her dufteten bescheidene Veilchen, die Blume der Unschuld, die Lilie, und viele Blumen der Freude. In den nahen Zweigen schlug die Nachtigall zärtliche Töne. — Der Knabe horchte mit Entzücken. Auf den schlanken Aesten wiegten sich die fröhlichen Scherze und er schien ihnen vertraulich mit den schönen blauen Augen zu winken.

Er lag da, wie ein liebender Genius, der Welt zur Freude.

. Ein goldnes Licht überströmte den Hain; eine hohe überirdische Gestalt stieg herab aus dem flammenden Wagen und gab dem Knaben eine Leyer. Darauf standen die Namen grosser Dichter und die Worte: Gabe der Götter. Der Knabe berührte die Saiten und sang traurende Töne zu Philomelens klagendem Gesange. Als sie verhallten, hoben die Scherze die Flügel, liessen sich zu ihm nieder und brachten ländliche Flöten, Hörner der Jäger und allerlei Masken des wirklichen Lebens, zu erheitern durch mancherlei Spiele die ernsten Tage der Menschen. — Dann sang er Lieder, süss wie die des Anakreon. Beim Klange dieser Lieder schwebte eine rosenfarbne Wolke über seinem Lager. Drey holde Schwestern, in unaussprechlicher Anmuth, warfen Kränze auf ihn herab von der Wolke. Von dem Augenblick' an wölbte sich einfach und edel über ihm ein Tempel mit den Symbolen der Künste, auf dem Altar eine feine Waage von jungen Sprossen des Öhlbaums, in einer Schaale eine Frühlingsblüthe, zu wägen den Geist der Dichter. Leite zum Schönen, stand über der Thüre

des Tempels; an seinen Säulen hingen jene Kränze um die Namen künftiger grosser Männer. Unterdessen hatten die Scherze die Kinder der Gegend herbey gelockt. Als der Holde die Kleinen sahe, breitete er seine Arme gegen sie aus und machte sich viel mit ihnen zu schaffen. Den jüngern entlockte er liebkosend die ersten bedeutenden Töne, den andern sang er liebliche Lieder und gab ihnen sinnreiche freundliche Worte. Führe sie zu mir, sprach eine Stimme von oben — es war die Stimme der erhabenen Tochter des ersten der Götter — und Dein sey die Liebe der Edelsten und Besten unter den Menschen, wie die Liebe der Götter.

So ging der schöne Gedanke der heiteren Götter in Erfüllung an WEISSE.

Die Damen verzeihen, dass ein Freund des vortrefflichen Mannes sich zu ihnen eindringt und ihnen einen kleinen Kranz von Vergissmeinnicht, den er in der Nähe seines Grabes geflochten hat, mittheilt.

CHRISTIAN FELIX WEISSE war den 8. Februar 1726 geboren und starb den 16. Decemb. 1804.

Göschen.

252. An Schiller.

Jena d. 8. Januar 1805.

HochWohlgeb... Gönner. Unendlich leid thut es mir, daß ich mich meiner Schuldigkeit bey Ihro Hochwohlgebohren nicht längst habe entledigen können; noch immer liege ich mit meinen Schuldnern am Creutz, niemand will bezahlen, ausgesendete Assignationes kommen ohnbezahlt zurück; die von meinen Schuldnern mir zugesendeten Assignationes und Wechsel werden ebenfalls nicht bezahlt, und kommen zurück, und einige andere sagen gerade heraus, daß sie vor der Messe nicht bezahlen können. Dies sind die Ursachen, daß ich dem Kaufmann kein Geld einsenden und keine Waare erlangen kann. Ich selbst muß mein Bedürfniß einzeln hier kaufen, und muß bis kommende OM. mich sehr einschränken, daß ich als ehrlicher Mann durchkomme. Ich habe wirklich mehr als 2500 Thlr alte Reste ausstehend und kann nirgends etwas habhaft werden; meine Gelder haben an-

dere in Händen und ich muß gleichsam darben. Dies ist eine drückende Zeit für den Geschäftsmann, zumal da ich meine Leute in beständigem Vorschuß erhalten muß; nicht weniger ist die Theurung für mich fühlbar.

Die verflossene Michaelismesse war für gar keine anzusehen; alle, bey Gott alle, haben auch nicht einen Thaler eingesammelt. Was noch aus dem Buchhandel werden soll, kann ich nicht begreifen. Ich fürchte, daß viel Buchhändler falliren werden, wie es schon mit einigen geschehen ist. Dero Rauch- und Schnuptobak aber soll baldigst erfolgen. Es ist jetzt Neujahr-Messe. Da soll mir mein Commissionär selbigen heraussenden, weil ich ihm den Betrag anweisen kann.

Ich wünschte nichts mehr, als Dieselben könnten mir mit 100 Thlr bis nächste OsterMesse helfen, damit ich nicht so für die wöchentliche Auszahlung meiner Leute sorgen dürfte. Weil die Papiermacher einen guten Winter haben und anhaltend liefern, so leeren diese meine Casse oftmals dermasen, daß ich kaum einige Laubthaler behalte, mithin lebe ich immer in Sorge bey meinem vielen ausstehenden Gelde.

Kommende OM. muß denn doch Schumann in Ronneburg sein Buch bey mir auslösen, von dem ich noch immer 100 Carolin zu erhalten habe.

Könnten Dieselben mir meine gehorsame Bitte gewähren, so erwiesen Dieselben mir eine große Aushülfe. Die kommende OM. verspreche ich mit voller Gewißheit das Geld zurückzuzahlen.

Sobald der AdreßCalender fertig ist übersende ich Denenselben selbigen.

Sollten mir Dieselben aushelfen können, so würde ich, wenn ich dem Kaufmann auf die Rechnung der Waaren eine Abschlagszahlung leistete, bewürken, daß er mir den Rest bis auf Ostern creditirte, dadurch dann auch für mein Bedürfniß mit gesorgt wäre.

Ueberhaupt freue ich mich auf die kommende OM, weil ich hoffe, daß dann meine Geldnoth aufhören soll, und ich meinen Gönnern und Freunden Satisfaction leisten zu können glaube.

Dero ferneren hohen Protection empfehle ich mich ferner und verbleibe ....

Goepferdt.

Dieſes Klagebriefes gedenkt Schillers Kalender ſo wenig, als einer Beantwortung deſſelben. Die im Eingange erwähnte ungetilgte „Schuldigkeit" iſt nur dahin zu verſtehen, daß Göpferdt die gewöhnlichen Lieferungen von Waaren für Schiller nicht beſorgt hatte. Jene 12 Carolin vom Dec. 1803 müſſen längſt getilgt geweſen ſein; Göpferdt hätte eine alte Schuld ſchwerlich durch eine neue bei Schiller zu vermehren den Muth gehabt. Sicher aber hat Göpfert ſeinen Wunſch nicht erfüllt geſehen.

253. An Rochlitz.

Weimar, 24. Jan. 1805.

Ich wünſche Ihnen Glück zum Anfang des Journals und zur Fortſetzung Muth und Freude.

Feine Bemerkungen über Erziehung, wovon in dieſem erſten Stück ſchon eine Probe, werden immer willkommen ſeyn.

Bei Ninon wollte ich bloß erinnern, daß es gut ſeyn würde, wenigſtens vor der Hand, das Kapitel der Courtiſanen nicht zu berühren. Die Damen pflegen als Kunſtrichterinnen ſehr intolerant in dieſem Punkt zu ſeyn.

Noch ſind wir hier in Weimar ſehr unfruchtbar an Beiträgen. Faſt alles iſt krank, wo ich anklopfe und leider bin ich es ſelbſt mit meinem ganzen Hauſe. Vale et fave

Schiller.

Der Brief 253 iſt nach dem Facſimile gegeben, das der Compilation von Chr. Fr. Michaelis: „Geiſt aus Fr. Schillers Werken" (Leipz. Baumgärtner 1805) beigefügt wurde. Die „feinen Bemerkungen über Erziehung" fand Schiller in dem erſten Aufſatze: „Der trotzige Guſtav. Ein Erziehungsbericht" (S. 5—19) von ungenanntem Autor. Den Schluß des Heftes bildeten: „Bruchſtücke aus den Briefen und dem Leben der Ninon de Lenclos" (S. 142—156), die trotz der Warnung Schillers, im zweiten und fünften Hefte fortgeſetzt wurden.

254. An Cruſius.

Weimar, 24. Jenn. 1805.

Die Schnorriſchen Zeichnungen gefallen mir ſehr wohl, und die Kindsmörderin ausgenommen, welche ich des Gegenſtands wegen nicht billigen kann, ſcheinen mir alle brauchbar zu ſeyn.

Hero und Leander macht eine ſehr mahleriſche Wirkung, und ſelbſt der Thurm hebt als eine große Schattenmaſſe den Effekt. Ich würde rathen, zwey tragiſche Caſſandra und Hero, und zwey heitere Gegenſtände, die Glocke und das Geheimniß, oder auch die Gunſt des Augenblicks zu wählen. Für das Titelkupfer wäre nun noch etwas paſſendes auszudenken.

Es iſt mir angenehm zu hören, daß Göſchen den Druck der eleganten Ausgabe übernehmen will. Sie kann in keiner Officin vollkommener ausfallen. Und ſo will ich mich auch gern noch ein halbes Jahr länger damit gedulden.

Mit aller Hochachtung verharre Ew. Hochedelgeb. ergebenſter Diener

Schiller.

255. An Schiller's Frau.

Leipz. 16. Febr. 1805.

Wie ſehr beklage ich es, meine verehrungswürdige Freundin, daß Sie dieſer Winter ſo plagt und der arme Schiller das häßliche Fieber nicht los werden kann! Mich packte es auch vor 8 Tagen an, aber ich bin es bald wieder los geworden. Meine gute Frau hat nun auch das Bett wieder verlaſſen und erholt ſich. Der Frühling hat bey uns allen viel wieder gut zu machen. Sonderbar! Teller, Weiſſe, Küttner waren ein Kleeblatt. Teller ging voran, Weiſſe folgte im December, Küttner ſtarb vor einigen Tagen. Ich verlor in ihm einen ſehr braven Freund. Das Leben iſt doch ein mißliches Ding! Man muß dem allen ohngeachtet leben, ſo lange man das Leben hat und ſich nicht ängſtigen; ſo kommt man am beſten durch. Empfehlen Sie mich Ihrem trefflichen Gemahl und erhalten Sie mir und meiner Frau Ihre freundſchaftliche Gewogenheit, die uns ſehr beglückt.

Göſchen.

Ich habe das Vergnügen Ihnen das Kriegsſpiel hiebey zu überſenden.

Karl Gottlob Küttner ſtarb am 14. Febr. 1805 in Leipzig. Ueber das Kriegsſpiel vgl. 256.

256. An Göſchen.

Weimar im März 1805.

Hier überſchickt Ihnen Goethe den Neffen des Rameau. Seine Krankheit hat die Vollendung des Werks ſo lange verzögert. Wenn es ihm möglich iſt, will er noch einen oder zwey Bogen Anmerkungen nachliefern, doch kann er es noch nicht für gewiß verſprechen, und Sie brauchen Sich auf keinen Fall mit dem Druck zu geniren.

Ich freue mich, von Rochlitz zu hören, daß Sie mit dem Abſatz Ihres Journals vors erſte zufrieden ſind. Da der innere Werth des Inſtituts ſich mit jedem Fortſchritt vermehren wird, ſo wird es auch nicht an einem guten Erfolg bei dem Publicum fehlen. Nur vor langen und ſchleppenden Aufſätzen müſſen Sie ſich hüten, dieſe ſind der Tod jedes Journals. Man will Mannichfaltigkeit und Abwechslung, daher iſt die Kürze ſchon allein eine große Empfehlung, ſelbſt bei einem geringen Gehalt.

Das Aeußere iſt elegant ohne Anſpruch, vielleicht würde etwas mehr Verzierung von Kupfern in der Folge nicht ſchaden. Bei einem ſolchen Werke wollen auch die Augen beſtochen werden.

Eben empfängt meine Frau Ihr Paquet. Ich danke Ihnen beſtens für gütige Beſorgung des Kriegsſpiels und bitte mir die Auslage zu notiren. Das Spiel iſt nicht für mich, ſondern für unſern Prinzen Bernhard beſtimmt.

Mein Fieber hat mich nun verlaſſen und ich fange wieder allmählig an aufzuleben. Dieß war ein ſchrecklicher Winter und in der litterariſchen Welt beſonders verheerend. Auch unſer armer Huber mußte die Welt ſo frühzeitig verlaſſen!

Da jetzt eine Sammlung meiner Theaterſtücke bei Cotta herauskommt und ich mit dem Carlos anfangen muß, ſo habe ich, um mit Ihrer Edition des Carlos in keine Colliſion zu gerathen, die Einrichtung getroffen, daß der Carlos mit der Jungfrau v. Orleans und noch einem kleinen Vorſpiel einen Band ausmacht und auch nicht einzeln darf verkauft werden. Alle Liebhaber, welche alſo den Carlos einzeln beſitzen wollen, müſſen ihn aus Ihrem Verlag beziehen. Ich wünſche, mein lieber Freund, durch dieſes Arrangement Ihre Wünſche

erfüllt zu haben; auch Cotta hat dieſen Ausweg mit Vergnügen ergriffen, um nicht mit Ihrem Intereſſe zu collidiren.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und möge Ihnen alles nach Wunſch gelingen.

Melden Sie mir in ein paar Worten den Empfang des Goetheſchen Mſcrpts.

Ganz der Ihrige

Schiller.

257. An Schiller.

(Leipzig 10. März 1805.)

Mein verehrungswürdiger Freund! Ich bin Ihnen unendlich für die treffliche Ueberſetzung von Goethe verbunden. Die Hand iſt ſehr leſerlich und es würde die Ueberſendung der Bogen überflüſſig ſeyn. Ich habe zwey Correktoren, wovon der eine ein ſehr gründlicher Kenner der deutſchen Sprache iſt und gewiß keinen Fehler gegen Grammatik und Interpunktion durchſchlüpfen läßt. Beruhigen Sie Hrn. von Goethe darüber. Ein paar andre Werke, die auch noch zur Meſſe fertig werden müſſen, ſind ihrer Vollendung nahe. Dann kommt Rameau an den Druck und wird noch zur Meſſe geliefert.

Ich bitte mir nun ergebenſt das franzöſiſche Mſpt. aus, weil ich den Druck des Originals auch beginnen muß und es bey den Namen den Setzer ſicherer führt, wenn er in zweifelhaften Fällen, wie z. B. bey Paliſſot, der manchmal Pallisſot, manchmal Pali. geſchrieben iſt, im Originale nachſehen und der Correktur ſich überheben kann. Der Correktor kann nachſchlagen in ſeiner Bibliothek, wo er zweifelt, aber der Setzer nicht.

Ich weiß nicht, ob Sie es gerathen finden, den inliegenden Brief des Hrn. v. Wolzogen lieber mündlich zu beantworten oder durch meinen Brief. Sollten Sie in meinem Brief einen Zug von Empfindlichkeit finden, ſo halten Sie ihn zurück und haben die Güte, dem Hrn. v. Wolzogen den Inhalt mündlich zu ſagen.

Es ſoll mich wundern, was ſie zu dem 3ten Stück des Journals ſagen werden? Man muß immer etwas zurückbehalten, damit man immer was neues geben kann. Auch die Kupfer werden ſich verbeſſern und mehren.

Hubers Tod hat mich sehr erschüttert. Mein alter Weisse, mein gelehrter Freund Küttner, viele haben mich verlassen! Gott sey Dank, daß Sie der Welt, Ihrer Familie und auch mir geblieben sind. Der Frühling mache Sie ganz gesund.

Haben Sie Dank für das, was Sie mit Cotta veranstaltet haben.

Ich weiß nicht, ob Goethe auch in der Erwartung des Geldes zur Ostermesse stehet? Soll ich es übersenden oder wird er hier darüber disponiren? Sie geben mir wohl einen Wink darüber.

Empfehlen Sie mich Ihrer vortrefflichen Fr. Gemahlin und seyn Sie beyde versichert, daß es meiner Jette und mir wohl thut, wenn Sie uns lieb behalten. — Was hat das Leben sonst besonderes als Liebe und Freundschaft?

Müssen Sie dem Prinzen den Preis des Spiels sagen, so kostet es 6 Thlr. — Ihnen aber melde ich diesen Preis durchaus nicht, denn ich habe es wohlfeiler.

Das Journal findet Beyfall und Abgang. Sie haben vollkommen Recht! Mannichfaltigkeit ist ein schönes Reitzmittel; aber es soll auch an Kraft und Gehalt nicht fehlen. Wir haben einige köstliche Beyträge erhalten, von Weibern, die im ledigen Stande schrieben und jetzt, da sie Gattinnen geworden sind, ihre Aufsätze uns als Vermächtnisse übergeben haben. Sonderbar aber ist es, daß fast alles ernst ist und die artigen Bagatellen weit seltner eingehen, als Aufsätze über ernste Gegenstände. Gott sey Dank, daß die Weiber uns mit Gedichten verschonen. Dafür war mir bange.

Ich bin mit inniger Verehrung und Freundschaft der Ihrige.

Göschen.

Der Neffe Rameau darf mit lat. Lettern nicht gedruckt werden. Es würde dem Absatz schaden. Nur was ein typographisches Kunstwerk seyn soll, muß mit lat. Lettern gedruckt werden. Diese Wendung hat die Neigung des Publikums genommen.

Schillers Antwort, am 25. März abgesandt, ist verloren; ihr war das französische Manuscript Rameaus beigelegt (Nr. 259), das Göschen gleichfalls drucken wollte, aber nicht gedruckt hat. Es gieng verloren und Goethes Uebersetzung wurde später ins Französische zu-

rückübertragen, worauf ſich dann auch in Frankreich eine Abſchrift des Originals fand.

Der Verluſt des Schillerſchen Briefes iſt auch deshalb empfindlich, weil wir des Aufſchluſſes über die Mißhelligkeit mit Wolzogen entbehren.

258. An Schiller.

Jena d. 21. März 1805.

Ew. Hochwohlgebohren erwiedere ich auf Ihr geehrtes Schreiben vom 19. März an meinen Schwager Frommann: daß derſelbe vor einigen Tagen nach Gotha gereist iſt, woher er erſt Sonnabend oder Sonntag zurückkommen wird. Wäre Ihnen alſo ein perſönliches Geſpräch über dieſe Angelegenheit angenehm, ſo dürften Sie nur gefälligſt im Thor und in den Wirthshäuſern am Markt ein Billet einlegen, was ihn bey ſeiner Ankunft in Weimar zu ihnen ruft, andern Falls aber würden Sie vor Dienſtag ſchwerlich einer beſtimmten ſchriftlichen Antwort entgegen ſehen können.

Ew. Hochwohlgeb. ergebenſter Diener
L. F. Weſſelhöft.

Das „Schreiben vom 19. März" iſt in Schillers Kalender nicht angemerkt. Es wird den Druck des Vorſpiels „Die Huldigung der Künſte" betroffen haben.

259. An Schiller.

Leipzig 27. März 1805.

Eben erhalt ich, mein verehrungswürdiger Freund, das franzöſiſche Mſpt. von Vetter Rameau. Tauſ für meinen herzlichen Dank.

Goethe kann auf das Honorar in der Meſſe zuverſichtlich rechnen und darf befehlen, ob ich es ſenden ſoll, oder ob er anweiſen will.

Es wäre mir ſehr lieb, wenn das Mſpt mit einigen Anmerkungen vermehrt werden könnte, denn trotz aller Buchhändler-Kniffe kann ich doch nur 18 bis 20 Bogen heraus dehnen, und möchte gern 24 Bogen haben. Hindert Goethe ſeine Schwachheit, ſo ſoll er ſeine

Gesundheit schonen und nicht an Rameau denken — darum bitt ich ihn. Unterdessen will ich künftige Woche mit Sendung der Bogen den Anfang machen.

Ich habe das 3te Stück des Journals durch Beyschluß der Hofmannischen Buchhandlung gesandt. Wollten Sie nicht die Güte haben, dort einmal anfragen zu lassen. Es ist möglich Hoffmanns haben es mit zu Wieland gesandt, dessen Er. auch bey Hoffmanns beygeschlossen waren, und in diesem Falle liegt es in dem Wielandischen Hause.

Ich lese eben in der Hamburgischen Zeitung, daß von den illuminirten Exemplaren des Sonnini jetzt einige Bände in Paris erschienen sind, die ich nun auch bald erwarte und meinem Versprechen gemäß nachzuliefern habe. Das könnte dann alles eine Sendung machen. Darf ich Sie bitten, so haben Sie die Güte, solches dem Hrn. v. Wolzogen zu sagen.

Ich wünsche von Ihnen gelegentlich zu erfahren, welcher Aufsatz im 3ten Stück am besten gefällt; es sind der guten Aufsätze mehrere im 3. Stück.

Gott sey Dank, wir frieren blos und niesen uns eins dem andern etwas vor, sind aber doch dabey gutes Muthes. Marianne hat wieder ein kleines Mädchen in der Wiege liegen — und befindet sich wohl.

Wir bekommen einen kalten Frühling. Ich bitte Sie herzlich, hüten Sie Sich vor dem Nordwind, der gefährlich einer zarten Natur ist. Mit herzlicher Freundschaft und Verehrung der Ihrige

Göschen.

Die „Buchhändlerkniffe" bestanden darin, den Satz so weit auseinander zu zerren, daß möglichst viel Bogen gefüllt würden. Die volle Seite enthielt nur 16 Zeilen von 8—10 Silben. Dadurch war der Text auf 382 Seiten gesteigert, mit den enger gedruckten Anmerkungen brachte Göschen es bis zu 480 Seiten.

260. An Humboldt.

Weimar 2 April 1805.

Haben Sie Ihre Bekanntschaft mit Schlegeln nun in Rom erneuert und wie stehen Sie mit ihm? Die Welt vernimmt jetzt wenig

von diesen beiden Brüdern, aber das Unheil, was sie in jungen und schwachen Köpfen angerichtet, wird sich doch lange fühlen und die traurige Unfruchtbarkeit und Verkehrtheit, die jetzt in unserer Litteratur sich zeigt, ist eine Folge dieses bösen Einflusses.

Schiller.

261. An Schiller.

Jena 1805. 2. IV.

Ew. Hochwohlgebohren empfangen hierbey zur Revision den 3. Bogen des Vorspiels selbst.

1 besonderer TitelAbzug mit Cottas Firma nebst Anfrage, ob dieser bey Ihren Exemplaren bleiben soll oder nicht.

1 besonderer Abdruck des auf bunt Papier zum Umschlag zu druckenden SchmutzTitels. Dazu würde hellgelb, hellroth, hellgrün oder hellblau passen, um dessen Bestimmung ich bitte. Auch wünschten Sie vielleicht ein paar Exemplare in Atlas gebunden, auf den dann auch dieser UmschlagsTitel gedruckt werden könnte.

Diese Revisionsbogen bitte ich übrigens nur von Seiten der Einrichtung nicht des Drucks selbst zu betrachten. Hat die erste Ihren Beyfall, so hoffe ich soll der lezte es noch mehr haben nach der Vollendung, da wir mit eigener Lust das Ganze besorgen. Deshalb frage ich auch an, ob Sie gegen Beisetzung der Druckfirma etwa auf der lezten Seite nichts haben.

Zwey Titel aus dem zu vollen einen zu machen, war der typographischen Einrichtung wegen fast nothwendig.

Diese größere Schrift forderte theils die Größe des Formats, theils nimmt sie sich unter unsern Schriften als eine ganz neue auch am besten aus.

(F. Frommann)

262. An Schiller.

Jena 1805. 5. IV.

Ihre Zufriedenheit mit der Druckeinrichtung Ihres Vorspiels ist mir ungemein schmeichelhaft. Die vorgeschriebenen Veränderungen sind besorgt und der vorläufige nochmalige Abzug erfolgt hierbey.

Da mein Schwager eben ſelbſt in Weimar iſt, ſo wird er das etwan noch nöthige mündlich verabreden können.

Mit hochachtungsvollſter Ergebenheit Ew. Hochwohlgebohren gehorſamſte

Fch. Frommann.

263. An Körner.

Weimar 22. April 1805.

Herr Ehlers vom hieſigen Theater, der Dir dieſen Brief überbringt, wird Euch durch ſein muſikaliſches Talent Vergnügen machen. Er ſingt zur Guitarre und hat ſich einen Vorrath von Liedern und Balladen, zum Theil nach Zelters Melodien, dazu eingerichtet. Er wird Dich an die wandernden Sänger erinnern, die das Volk um ſich her verſammeln und alte Lieder ſingen. Da er in Dresden öffentlich aufzutreten wünſcht, ſo kannſt Du ihm vielleicht dazu verhelfen, und ihn an einige Behörden empfehlen. Ich ſage heute nicht mehr, da ich durch die Poſt früher ſchreiben werde, als er ankommt. Herzlich grüßen wir Euch Alle. Dein

Sch

Wilhelm Ehlers, geb. 1774 zu Weimar und 1805 Sänger (Tenoriſt) und Schauſpieler in Weimar, zeichnete ſich durch ſeine ſchöne Stimme und durch ſein Guitarrenſpiel aus. Damals machte er eine „Kunſtreiſe" durch Deutſchland, auf welche ihm auch Goethe einen Empfehlungsbrief mitgab. Gedruckt in F. Kohlrauſchs Erinnerungen (Hanov. 1863 S. 78). Als Ehlers den Brief bei Körner überreichte, war dort ſchon die Nachricht von Schillers Tode. Körner ſchenkte ihm den Brief als Andenken an Schiller. Derſelbe fehlte deshalb im Briefwechſel zwiſchen Körner und Schiller und iſt in J. H. Hennes' Andenken an Bartholomäus Fiſchenich (Stuttg. 1841. S. 104) gedruckt, was ich überſah, als ich die zweite Auflage jenes Briefwechſels beſorgte.

264. An Göſchen.

Weimar 24. April 1805.

Goethe hat mir die Aushängebogen von Rameaus Neffen mitgetheilt, mit dem er ſehr zufrieden iſt. Der Druck nimmt ſich auch

ſehr hübſch aus, freilich werden die Käufer ein wenig über die große Ausbreitung des Textes formaliſieren. Zwiſchen pagin. 144 und 169 fehlt ein Bogen, welchen Sie ſo gütig ſeyn werden bei nächſter Lieferung nachzuſenden.

Die Anmerkungen überſende ich hier, mit Ausſchluß weniger Blätter, die mit nächſtem Poſttage folgen. Sie können ſich freuen, daß Goethe noch dazu gekommen, weil dieſe Anmerkungen an ſich ſehr bedeutend ſind und den Werth des Werkes erhöhen.

Goethe wünſcht, daß ſolche merklich enger als der Text und zwar in Einem Continuo gedruckt werden, ſo daß mit einem neuen Artikel nicht auch eine neue Seite angefangen wird, wie im Mſcrpt. Nach dieſer Schätzung werden dieſe Noten gegen 3 Bogen füllen.

Nach vollendetem Druck bittet ſich G. ſein Mſcrpt wieder aus; auch wünſchte er bald möglichſt eine correcte Abſchrift des franzöſiſchen Originals zu beſitzen.

Ich gratulire von Herzen zum friſchen Fortgange des Frauenjournals und lege zugleich einen Beitrag bei, der mir als Mitredacteur von einem Frauenzimmer aus Gießen (oder Marburg, denn ich habe ihren Brief nicht ſogleich bei der Hand) für Ihr Journal überſchickt worden. Ich kann ihn eben nicht loben, doch ſende ich ihn nach Pflicht und Gewiſſen. Rochlitz mag darüber Gericht halten. Aber dieſe Dame ſpricht von Honoraren, und es fragt ſich, ob man an ihre Arbeiten ſo viel wenden mag.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Sie werden für die herannahende Meſſe alle Hände voll zu thun haben. Mögen Sie recht gute Geſchäfte darauf machen. Ganz der Ihrige.

Schiller.

265. An Schiller.

Jena d. 26. Apr. 1805.

Hochwohlgeb... Gönner. Kommenden Dienſtag über acht Tage [7. Mai] Abends reiſe ich nach Leipzig zur Meſſe, deshalb unterſtehe ich mich, Dieſelben um Dero Aufträge zu bitten, was ich Denenſelben von der Meſſe an Zucker, Coffee, Tobak u. dgl. mitbringen ſollk? Ich komme den 4ten Juni ſelbſt nach Weimar, da ich denn Denenſelben alles Beſtellte ſelbſt überbringen werde. Meine

ergebenſte Bitte ergehet noch, daß Dieſelben die Güte haben und mir Dero Specification über acht Tage gütigſt zuſenden.

Ich werde Denenſelben noch den Abend vor meiner Abreiſe einen Artikel vom Hrn. Prof. Fries überſenden, den ich in Verlag genommen habe, und der den Titel führt: Glaube, Wiſſen und Ahndung. Dieſelben nehmen nicht ungütig, wenn ihn kein Brief begleitet, weil mir meine nahe Abreiſe dies nicht erlauben wird, und eher kann ich ihn nicht ſenden, weil er bis dahin erſt fertig wird.

Der ich mit wahrer Hochachtung und Verehrung ſtets verharre als Ew. HochWohlgebohren ganz gehorſamſter Diener

Goepferdt.

Schiller hat den Brief unterm 27. April im Kalender noch verzeichnet, aber keine Antwort. Als Göpferdt am 4. Juni durch Weimar kam war Schiller begraben.

266. An Schiller.

Leipzig 28. Apr. 1805.

Mein verehrungswürdiger Freund! Danken Sie doch dem Geh. Rath von Goethe recht verbindlichſt für die überſandten Anmerkungen in meinem Namen. Da das franzöſiſche Original ebenſo ſchnell gedruckt als abgeſchrieben wird, ſo werd' ich ihm mit dem Original Mſpt nach dem Abdruck aufwarten: die fehlende Pagina habe ich heute mit dem letzten Bogen an Hr. v. Goethe geſandt.

Das Journal enthält immer mehr Beyträge und Rochlitz kann alſo immer ſtreng wählen. Er wird über das Ueberſandte richten. Wollen die geiſtreichen Weimaranerinnen uns denn gar nicht durch Beyträge beglücken? Das Journal faßt dieſes Jahr guten Fuß, künftiges Jahr, denke ich, ſoll es eine vermiſchte Geſellſchaft von Männern und Frauen werden, und dann wird es beſſer — aber immer bleibt es für Frauen.

Die Meſſe ſteht vor der Thür und der fette Meßkatalogus iſt als ein fürchterlicher Herold ſchon eingerückt. Wer das alles genießen

und verbrauchen ſoll, dem mag es wohl bekommen. Mich däucht, die Verleger haben manche todt gebohrne Kinder zur Welt gebracht.

Immerdar mit der innigſten Verehrung der Ihrige

Göſchen.

Eben ſchreibt Rochlitz: Der Beytrag, an Hr. Hofr. Schiller eingeſandt, iſt ein klein wenig mehr als gar nichts! Die paar Ideen müßte man etwa auf 2 Seiten zuſammenſtellen: ſollte man das dürfen?

267. An Schiller.

Jena 1805. 3. V.

Ew. Hochwohlgeboren empfangen hiebey die 25 Exempl. Ihres Vorſpiels mit der Bitte, mir die gar nicht zu meiner Zufriedenheit ausgefallene Buchbinderarbeit nicht zuzurechnen.

Die Cottaſchen Exemplare nehme ich morgen ſelbſt in meinem Wagen nach Leipzig mit. Dort wird doch die Großfürſtin nicht etwan früher als durch Sie Selbſt es ſehen können?

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit Ew. Hoch und Wohlgebohren gehorſamſter

Fch. Frommann.

268.

Den 10. Mai ſtarb zu Weimar Friedr. v. Schiller im 46. Lebensjahre. Als erhabener Dichter, als würdevoller Geſchichtſchreiber, als tiefſinniger Abhandler wird er allgemein unter den Unſterblichen verehrt. Die ihm näher waren, vergeſſen in dieſem Augenblicke den großen Schriftſteller; ſie beweinen den edlen und verſtändigen, den durchaus geläuterten und liebenswürdigen Mann. Auch unſre A. L. Z. verliert an ihm einen theilnehmenden Rathgeber.

(Jenaer Allg. L. Ztg. 1805. 22. Mai.)

Der zu Nr. 3. S. 6 erwähnte Aufſatz im „Journal für deutſche Frauen. Beſorgt von Wieland, Rochlitz und Seume. Zweiter Jahrgang. Viertes Heft. April. Leipzig bei Georg Joachim Göſchen 1806“ (S. 78—84) wird ſeinem weſentlichen Inhalte nach durch die

Namen der Herausgeber und beſonders des Verlegers verbürgt. Göſchen hätte ſchwerlich geduldet, daß kaum ein Jahr nach des Freundes Tode mit deſſen Namen ein bloßer Scherz getrieben wäre. Er mußte von der Wahrheit des Vorganges unterrichtet ſein, als er den Aufſatz zuließ. Derſelbe mag deshalb hier unverkürzt ſtehen, wiewohl gegen einzelne Züge ſich Bedenken erheben laſſen.

269. Schillers erſter Beſuch.

Eine Anekdote.

Schiller hatte ſeit einigen Jahren durch die Räuber, den Fiesko und Kabale und Liebe, die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland erregt, beſonders aber durch das letzte dieſer Trauerſpiele uns Weiber, wie Kerzen die Mücken, an ſich gezogen — und verſengt. Er lebte jetzt in Leipzig, und mich ſollte im kurzen eine Reiſe durch dieſe Stadt führen. Ich hatte dafür geſorgt, daß man mit ihm von mir geſprochen; ich war verſichert worden, er werde mir ſeine perſönliche Bekanntſchaft gern gönnen. Ich ſchrieb ihm den Tag meiner Ankunft, und bat, er möchte mich eine Karte finden laſſen, die mir die Stunde beſtimmte, wo ich ihn ſprechen könnte. Ich kam den Abend an, ich fand die Karte: morgen Nachmittag um ſechs Uhr ſollt' ich ihn erwarten.

Ich war früh auf, durchlief (ich war damals noch recht jung!) die Hauptſcenen jener Schauſpiele und was ich etwa dabei gedacht und empfunden hatte. Ich konnte kaum ſpeiſen. Nun machte ich meine Toilette, ſo gut, aber auch ſo einfach, ſo beſcheiden, vor allem ſo wenig vornehm, als möglich. Meine Leute konnten kaum genug eilen damit! Schlag vier war ich fertig, und erſchrak vor zwei langweiligen Stunden des Wartens, die mir bevorſtanden. Deſto erfreulicher, und ſchmeichelhaft obendrein, war es mir, daß ſchon vor fünf der Bediente öffnete: „Herr Doctor Schiller!“ —

Wie? Dieſe gefällige, gut genährte, ſich vollkommen wohlhabende Geſtalt; dieſe lebhaften und petillanten Augen, mit dem freien, ſichern Blick; dieſen ſatyriſchen Zug um den Mund; dieſe elegante, leichte Kleidung; dieſes gewandte Benehmen, dieſes artige Zuvorkommen, dieſes leichte, neckende Wenden des Geſprächs — dieſes, dieſes alles hat Er? hat Schiller? So rief ich einmal über das andere, als er mich nach einem halben Stündchen verlaſſen hatte. Himmel, wie

haſt du dich einmal wieder ſelbſt angeführt! — Gefallen hatt' er mir, recht ſehr gefallen: aber doch gar nicht auf die Art, wie er mir hätte gefallen ſollen! — Oder ſollte er wol gar, fiel mir hernach ein, gegen dich, als ein Frauenzimmer, abſichtlich den feinen, artigen Geſellſchafter haben ſpielen wollen? Mein Blut wallete lebhafter, meine Wangen brannten von Röthe: da kam der Bediente: „Herr Schiller!“ Es iſt ſo! dacht' ich. Nun ſiehet er ſein Unrecht; kömmt zurück, es gutzumachen! —

Ich gehe ihm entgegen: ein ganz anderer, ebenfalls ſehr hübſcher Mann tritt ein! Eine kaum mittel-lange, etwas unterſetzte, kräftige, aber nicht fleiſchige Geſtalt, große offne Augen voll Geiſt, ernſte Miene, ziemlich feſter und haftender Blick; anfänglich ein etwas kaltes, abgemeſſenes, aber durchaus anſtändiges, gebietendes Betragen; wenig Worte, aber bedeutende; etwas langſame, nachdrückliche, wohlklingende Sprache — — Das, rief es in mir, das iſt der wahre Schiller! mit jenem untergeſchobenen hat einer deiner Freunde dich geneckt, und das ſoll ſich ſchon finden!

Nach den erſten Höflichkeiten wendete ich das Geſpräch auf Poeſie und Kunſt. Er ging gern und willig darauf ein; er ſprach gedacht und zugleich ungemein einnehmend. Nach gerade fing er an zu kritiſiren; je dunkler ſeine Ausſprüche wurden, je heller wurden ſeine Augen, und ſo bildete ich mir wenigſtens ein, ihn zu verſtehen. Nur Eins befremdete mich dabei — gerade an ihm! er redete den Franzoſen ſo lebhaft das Wort! Vielleicht beugt er ſeine Grundſätze dir zu Gunſten, dacht' ich, und fühlte mich von neuem fein geſchmeichelt. Deſto unangenehmer war mir, daß er nach einem halben Stündchen ſchon abbrach, und meiner Bitten ungeachtet, davon ging, doch mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen.

So war das Bild, das du dir von ihm entworfen doch nicht ganz verfehlt! ſagte ich. Nur noch ſtrenger, düſterer, rauher, weit weniger gefällig und fein im Benehmen, haſt du dir ihn gedacht, und feuriger, imponirender! Deſto beſſer, daß er anders iſt! oder — wie fühl' ich's denn? — auch wol, nicht deſto beſſer! — Indem ich darüber ins Reine kommen will, iſt der Bediente wieder da: „Es iſt noch ein Herr Schiller draußen und bittet“ .... — Wie? was? rief ich erſtaunt, und die Geduld riß mir aus. Eben trat herein ein ſehr langer, hagerer Mann, von ſtarkem Knochenbau, ſehr markirten Zügen, blaßgelber Geſichtsfarbe, tief liegenden, aber durchdringenden

Augen, etwas ſtarrem, doch nicht zurückſcheuchendem Blick, nicht vortheilhaft gefärbtem und gehaltenem Haar, in etwas nachläſſiger Kleidung, mit nicht eben beholfenem Aeußeren, und alles, was er, mit tiefer, faſt hohler Stimme eintönig hinſagte, war: Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, daß Sie mir ſelbſt Gelegenheit gegeben haben, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Mein Unwillen ſtockte vor dem Impoſanten der Erſcheinung. Ich ſuchte mich zu ſammeln: es gerieth mir nicht ſogleich, und er ward verlegen über meine Verlegenheit. Mein Herr, begann ich endlich, es iſt hier ein Mißverſtändniß. Wer Sie auch ſeyn mögen — —

Ich bin Schiller, ſagte er durchaus trocken und kalt. Ich weiß nicht, was mich darin wieder reizen mochte, ich konnte wirklich ſpitzig antworten:

Ich habe nicht gewußt, daß dieſer berühmte Dichter eine ſo zahlreiche Familie in Leipzig hat, daß Mißverſtändniſſe möglich wären — —

Er wurde erſt noch verlegener, ſahe mich dann finſter an, ſagte nicht ein Wort, und brachte mich eben damit faſt außer Faſſung. Darf ich Sie bitten, fing ich endlich wieder an, eine Rolle abzulegen, die, wie ich ſehe, Sie genirt, und die den Scherz, den man vorhaben mag, verderben könnte?

Er ſchwieg nochmals eine Weile, ſtand ſtramm da, ſahe mir verdrüßlich ins Geſicht, und erwiederte nun erſt würdig, aber ohne alles Beleidigende im Ton: Eine Rolle kann ich nicht ablegen: ich habe keine angenommen. Einen Scherz kann ich leicht verderben: ich bin davon nicht unterrichtet. So will ich mich Ihnen lieber empfehlen — —

Hier bückte er ſich ein klein wenig und wollte gehen; indem kam der Bediente: „Die beiden andern Herrn Schiller ſind wieder draußen" —

Wer? ſagte der lange Mann ſehr befremdet — indem kamen jene beiden herein, auf mich zu, baten um Entſchuldigung — — Wie? ſagte der ernſthafte Mann nun freundlicher: Sie hier, lieber Jünger? und Du, guter Huber?

Ja, liebſter Tragiker! antworteten die beiden; wir haben mit Deinem Rufe uns hier eine gütige Aufnahme erkaufen wollen! Daß

wir dieſem ſo viel zugetrauet, verdient die Erkenntlichkeit, daß Du uns nun entſchuldigen hilfſt. —

D.

Als ich oben S. 6 dieſes Aufſatzes erwähnte, that ich es aus dunkler Erinnerung, da ich das Journal für Frauen ſeit 1866 nicht wieder hatte auftreiben können, obwohl die Verlagshandlung im Börſenblatte darnach gefragt hatte. Es waren nur defecte Exemplare des erſten Jahrganges erworben. Erſt ſpäter fand ich ein vollſtändigeres Exemplar bei einem Antiquar in Berlin, das ich nun der Göttinger Bibliothek überlaſſen habe. Meine frühere Angabe, daß Göſchen an der Myſtification Theil genommen, iſt unrichtig, es ſei denn, daß er, allenfalls mit Nachhülfe von Rochlitz, der der Gefoppte ſelbſt geweſen ſein könnte, ſich in die Maske einer jungen Dame hüllte. Er kannte bei Schillers Ankunft in Leipzig vielleicht Jünger und Huber noch nicht perſönlich und Schiller ſelbſt, der in der Erzählung ſehr verlegen auftritt, könnte ſelbſt im Complott geweſen ſein, und nur geſpielt haben, was er im Bericht ſehr unfreiwillig zu ſein ſcheint. Wie dem aber auch ſein mag, die Wiederholung der „Anekdote“ ſcheint mir entſchuldbar, da ſie einmal in die Schillerliteratur gehört und bisher überſehen war.

Zugabe.

Unter den mir zur Verfügung gestellten Papieren befinden sich mehre ausführliche Briefe, die Körner auf seiner Reise durch Holland nach England und in die Schweiz an Leipziger Freunde geschrieben hat. Daraus theile ich den ersten mit, weil er eines Vetters Schillers gedenkt, der mit dem Dichter Vor- und Zunamen gleich hatte und einer seiner Gevattern gewesen war. Ich lasse es unentschieden, ob die Junggesellenwirthschaft, die Körner beschreibt, die Schillers oder Johnsons sein soll. Denn beide waren unverheiratet und Johann Friedrich Schiller konnte so gut wie Sam. Johnson alt heißen, da er, am 15. Juli 1731 geboren, im 49. Lebensjahre stand.

Die beiden Briefe Hardenbergs gaben Körners Leben, nach dem Tode seines Sohnes und seiner Tochter, eine neue Wendung und verdienen, als ehrenvolle Urkunden, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Doras Brief gibt ein Bild der Stimmungen in der sonst so glücklichen Familie, die durch den Heldentod Theodors und den Tod der Tochter Emma auf das Herbeste getroffen war.

---

270. Körner an (Gallisch).

London d. 26. Okt. 1779

Freund. Einmal vor allemal rechne so wenig als andre Freunde auf lange Briefe von mir. Meine Zeit ist so kostbar, daß ihr mir erlauben werdet, wenn ich viele Dinge der künftigen mündlichen Erzählung vorbehalte. Ueberhaupt läßt sich vieles nicht übel hören, wenn es erzählt wird, was man wegen seiner Alltäglichkeit an dem Orte, wo man sich aufhält, nicht ohne Widerwillen schreibt. Dir wünsche ich zum Fortgange Deiner Arbeiten Glück. Mit Deinem Wohlthäter Priestley bin ich noch nicht bekannt, weil er auf dem

Lande ist, auch habe ich von andern merkwürdigen Leuten noch niemand gesprochen, als Forster (den ältern) der mit gewaltiger Eitelkeit immer von seinen Kenntnissen, Gefahren, Kränkungen spricht, der nicht nach Halle gehen will, bis seine Forderungen an den hiesigen Hof befriedigt sind, welches wohl nie geschehen wird, der in armseligen Umständen ist, wie einige sagen, nicht ohne seine Schuld. Schiller, der Uebersetzer des Hawkesworth, der sehr gefällig gegen mich ist, will mich mit Johnson, dem Verf. des Lexikon, des Rambler ꝛc. bekannt machen. Seine Stube und Haushaltung hat das Eigenthümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, 11 Katzen, 1 Hund, 1 Haushälterin, die ihre Sachen zum Theil in seiner Stube hat. — Das Theater ist hier nicht so gut als ich dachte, Drurylane sowohl als Coventgarden ist nicht tiefer, aber breiter als das Leipz Schauspielhaus. Die Mannspersonen agiren im Ganzen besser als die Frauenzimmer. Die Declamation der letzteren ist meistentheils unnatürlich langsam. Die beste Aktrize ist Miß Younge. Neulich wurde einer Aktrize beim Herauskommen gezischt wegen einer unanständigen Ausschweifung, wovon ich die besondern Umstände nicht weiß. Sie that sehr kläglich, schien in Ohnmacht fallen zu wollen, endlich rufte man silence. Sie trat vor und sagte, in ihrem public character als Aktrice hätte sie immer das Glück gehabt, dem Publicum zu gefallen; so erscheine sie jetzt; wegen ihres private characters bat sie sie zu entschuldigen. Die Shakespeareschen Stücke werden in neuer Kleidung nach Garricks Gewohnheit aufgeführt. Mir macht dies einen widrigen Eindruck. Ich behaupte, Lear nach meiner Empfindung besser in Leipzig aufgeführt gesehen zu haben. — Viele Schwänke bekommst Du oben drein. — Ueberhaupt glaube (ich) hat der Engländer über das, was man Amusement nennt, nicht so raffinirt wie der Franzose. Er ist leichter zu befriedigen, weil er weniger der Langeweile unterworfen ist, als jener. Der Engländer interessirt sich für mehr wichtige Dinge, ihn beschäftigt der Zustand seines Vaterlandes. Er nimmt Theil an den Regierungsangelegenheiten und jeder vorzüglich gute Kopf sucht sich in diesem Fache oder in einer allgemein geschätzten Wissenschaft hervorzuthun. Inliegenden Brief gib entweder selbst ab oder gib ihn O. oder E. Platnern grüße, versichere ihn, daß seine Commissionen besorgt werden sollten und sage ihm, daß Burand schon in Basel ist.

(Körner.)

271. An Körner.

Die Verdienste, welche sich Ew. Wohlgebohren durch Ihre eben so einsichtsvolle als thätige Theilnahme an der Sache Ihres Vaterlandes, besonders auch durch Ihre Arbeiten an dem Königl. General-Gouvernement erworben haben, und die Verhältnisse, in welche Sie durch die Ereignisse versetzt worden sind, legen mir die Pflicht auf, Ihnen mit dem Anerbieten, Sie in den preußischen Staatsdienst aufzunehmen, entgegen zu kommen.

In der Voraussetzung, daß Ew. Wohlgebohren auch noch fernerhin Ihre Kräfte der Wohlfahrt des Vaterlandes widmen werden, habe ich Ihnen die Stelle eines Staatsraths im Königl. Ministerium des Innern bestimmt, und ersuche Sie um Ihre gefällige Erklärung: ob dieses mit Ihren Wünschen übereinstimmt, oder in welcher anderweiten Art Sie in den preußischen Staatsdienst zu treten geneigt sind.

Wien, den 3.ten März 1815.

C. F. v. Hardenberg.

An
des Königl. Sächsischen Appellations-Raths Hrn. Dr. Körner Wohlgebohren
in
Dresden.

272. An Körner.

Auf den Wunsch Ew. Wohlgebohren habe ich die Einleitung getroffen, daß Sie, sobald Sie in Rücksicht auf Ihre Privatverhältnisse Dresden verlassen können, in die Ihnen bestimmte Stelle im Königl. Ministerium des Innern zu Berlin als Rath für den öffentlichen Unterricht mit dem Karakter als Staats Rath und einem jährlichen Gehalte von 2400 Thlrn eintreten. Der Herr Staats-Minister von Schuckmann als Minister des Innern ist von mir heute deshalb benachrichtigt und wird wegen Ausfertigung Ihrer Bestallung, Ihrer Verpflichtung und Einführung das Erforderliche veranlassen, sobald Ew. Wohlgebohren Ihre Ankunft in Berlin ihm melden.

Das Gehalt von 2400 Thlrn habe ich vorläufig und so lange bis es auf den Etat des Königl. Ministerii des Innern gebracht

werden kann, auf das Königl. Gouverneemnt in Dresden angewiesen.

Ich wünsche dem Preuß. Staate Glück, Ew. Wohlgebohren unter die Zahl seiner würdigen Geschäftsmänner aufnehmen zu können, und ich werde den aufrichtigsten Antheil nehmen, wenn diese Veränderung Ihrer persönlichen Verhältnisse zu Ihrer Zufriedenheit gereicht.

Wien, den 24.ten März 1815.

C. F. v. Hardenberg.

An
des Königl. Appellations-Raths Herrn
Dr. Körner Wohlgebohren
zu Dresden.

273. An den O. Consistorialrath Weber in Dresden.

Berlin d. 20. Aprill 1815

Wie ich von Dresden abreiste, wie ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht; nur ist mir klar geworden, daß keine Veränderung der Gegenstände meinem unaussprechlichen Gram Linderung geben wird. Ich verließ einen Ort, wo ich 25 Jahr sehr glücklich war, geprüfte Freunde, das Wohlwollen so vieler guter Menschen, ohne Rührung, ohne eine Thräne zu vergießen. Meine himmlische Emma mochte denselben Weg als Leiche, im Sarg, und nahm uns nicht mit! — Stumpf, gefühllos kam ich hier an; kurz vor Berlin kam das Gefühl meiner unglücklichen Existenz mit aller Gewalt über mich und ich war mir wieder meines Jammers deutlich bewußt. Seitdem folgte eine Trauerscene nach der andern, denn meine Emma war hier sehr geliebt. Was soll ich Ihnen, mein treuer Freund, von meinen armen unglücklichen Körners sagen? wer vermag ihr grauenvolles Geschick zu schildern? Schmerzlich ist es uns, daß der gute Körner vermeidet, von unserer Verklärten zu sprechen, die arme Mutter muß dieses düstre Stillschweigen auch beobachten, denn er bricht ab, wenn sie anfängt von ihr zu sprechen; und doch sehe ich ihn oft in Thränen. Wenn wir allein sind, dann bricht der Schmerz der armen gebeugten Mutter unaufhaltsam aus, und ich habe kein Wort des Trostes! Gestern war der Geburtstag unsers Engels; Sie haben gewiß an uns gedacht, ihn mit Thränen gefeyert — ach und wir? Gott! Gott gieb Muth zu tragen!

Welche Unannehmlichkeiten wir auch hier schon haben wegen unsers Quartiers, wäre wohl des Klagens werth, wenn unser herbes Schicksal für eine andre Klage Raum ließe.

Meine Körners sagen Ihnen, Louisen und den Eltern viel Herzliches.

Mein treuer Freund, schreiben Sie mir bald und viel; ich weiß, Sie thun es gern, bey so freudenloser Existenz habe ich wenig Wünsche mehr.

Gottes schützender Engel wache über Euch und Eure Kinder.

Dorothea Stock.

Register.

Adreßkalender, weimarischer 301. 313.
Aeneas Sylvius 120.
Agnes v. Lilien 196.
Alba 248.
Albanus, Ferd., Buchh. 191. 293. 296 f.
Albrecht, Sophie 11.
Alringer, Doolin v. Mainz 219.
Allgemeine Lit. Ztg. 314 f.
Archenholz, J. W. v. 8. 108. Sobiesky 119.
Aristophanes 153.
Auger, Gedicht auf, 256.
Augustenburg, Herzog v. 77.
Aurora, Zeitschr. 316.
Bädeker 303.
Baggesen, Jens. 77.
Bechstein, Ludw. 63.
Beck, Chr. Dav. 52. 55.
Becker, W. G. 9. 309.
Becker, Zach. 80 f.
Behrens, Th. Frz. 231.
Beit 57. 80.
Berger, Chrn. Ehrenfr. 249.
Berling, Th. 61. 66. 73.
Bernhard, Prinz 333.
Bertuch 37. 41. 53. 283.
Bethmann, Schauspieler 260.
Betulius 2. 214.
Beulwitz, v. 46.
Biester 87. 153. 167.
Biondetta 172.
Blankenburg, v. 123.
Boccaz 245.
Böhlendorf 237.
Böhm, A. W., Kupferstecher, 313. 326.
Böhme 196. 247.
Böhmer, Karoline 112. 157. s. Schlegel.
Bolt, Kupferstecher 138. 192 f. 244. 247. 248. 249. 254. 264.
Bothe 20.
Böttger, Kupferstecher, 215. 216.
Böttiger, K. A. 213. 245. 287. 309.
Bogberger, R. 56.
Brachmann, Louise 290. Gedichte 227. Kolumbus 326.
Briefpapier 199.
Brückner 64.
Brumoy 53.
Buchanan 77.
Buchhandel 257.
Buffon 326.
Bürger, Elise, an Huseland empfohlen 293 Nr 214.
Bürger, G. A. 97. 112. 157. Gedichte 292.
Campe 123.
Candide 246.
Carstens 153. 156.
Catel 254.
Chinesisch 240 f.
Chodowiecki 200.
Chor im Drama 309.
Coburg, Prinz v. 80.
Cochius 16.
Conz 237. Der Hain der Eumeniden 136.
Cotta, J. G. 94. 153. 198. 242. 266. 267. 275. 299. 308. 309. 313. 333.
Crusius, S. L. 28.
Dachröden 156.
Dalberg, v. 89. 175. 306. sendet Geld 301. Bewußtsein 168.
Dathdorf 249.
Davis, J. F. 241.
Diderot, Rameaus Neffe 321 ff. 336.
Dieterich, J. Chr. 98.
Doppeldrucke 29. 277.
Druckeinrichtung 256. 258. 261.
Düntzer, H. 66. 226.
Duvau 319.
Dyk 25.
Egmont 248.
Ehlers, W. 339.
Eichstädt, Prof. 233. 321.
Eigenthumsrecht, literar. 233.
Einsiedel, Hildebr. v., Terenz 280 f.

Emilien, die zwei, 295.
Endner 40.
Engel, J. J. 185. Lorenz Stark 118. Der Cid 190 f.
Erfurter Zeitung 68.
Erhard, J. B. 77. 95 f. 152. 163. Idee der Gerechtigkeit 102.
Eschenburg 123.
Euripides 52.
Eurysalus und Lucretia 120.
Expedition der Allg. Lit. Ztg 301.
Feller (Teller?) 20.
Fernow (Ferning 153) 312.
Fichte 142 f. 152. 161 f. 171. 224.
Fichte, Frau 237. 240.
Fischenich, B. 339.
Fleck 265.
Fleischer, J. B. G. 177.
Floret, Prof. 32.
Forberg 171.
Formalisiren 340.
Forster, G. 66. 68.
Forster, Therese 92.
Francke, Fr. D. 238.
Frauenholz 96.
Friede von Lüneville 254. 257. 258.
Friedländer, Dav. 125.
Friedrich Ludwig, Prinz v. Hessen 3.
Friedrich Wilhelm III. 124.
Fries, Prof. 341.
Frommann 336.
Frühling 281.
Funk, v. 77.
Gabalis 35.
Gallisch 347.
Gabler, Buchh. 292.
Gädicke, Buchdr. 216.
Gallizin, Prinz 30.
Garrick 348.
Garve 16. 75.
Gedike 167.
Gehler 175.
Gehra, J. L. 304.
Geldcours 232. 268.
Gentz, Fr. 152. 163. 172.
Georg, Herzog v. Meiningen 63.
Gerling 100.
Gerning 175.
Geschäft 244.
Geschmack 256.
Gibbon 55. 75.
Glätten 256. 288.
Gleichen, Friederike v. 220.
Goldausfuhr 202.
Goltzius 251.
Göpferdt, J. Chr. G. 74. 82. 125. 194. 247.

Göschen, G. J. 4. Reise nach Wien 22. Heirat 43. in Weimar 55. 325. in Hohenstedt 207 f. Fest in Hohenstedt 272. Idyllion auf Weisse 327.
Göschen, Jette, geb. Heun 272 f.
Göschen, G. J. II. 77.
Göschen, Charlotte 280 f.
Goeß, Prof. 123 f.
Goethe, J. W. Verlagscontract mit Göschen 22; in Jena 162; seine Berliner Theaterhonorare 214; 1801 in Leipzig 260; Liebenswürdigkeit 232; schwere Krankheit 253. 255; sein Hinscheiden 305; W. v. Humboldt über ihn 174. 181; Goethe über Schiller 150; gegen Jenisch 152; und Tell 289. Werke: Geburt des Apollo 117 f.; Beiträge zur Irene 289 f.; Botanik 65; Divan 241; über Drama und Roman 119; Elegien 103. 159; Epigramme aus Venedig 111. 123 f. 138. 165. 177. 180. 181; Episteln 107; Gedichtsammlung 211; Märchen 118; Wilh. Meister 167. 200; Naturwissenschaftliches 165. 174 f.; Optik 165; Prolog 140 f.; Rameaus Neffe 327. 333. 339. 340 f.; Sansculottismus 108; Unterhaltungen der Ausgewanderten 107; Schriften, achter Band 260.
Goethe, Aug. v. 312.
Götz, Buchh. 6. 41.
Götze, Conducteur 283.
Graß, K. 77.
Greiling 123.
Gren 174.
Gries 216.
Grießbach 311.
Gros, K. H. 101. 158. 176.
Grosse 101.
Großmann 123.
Guillard d'Arcy 241.
Halem, G. a. v. 289.
Hasy Kioh Tschuen 240 f.
Hardenberg (Fürst) 96. 101. 158. 349 f.
Hardenberg (Novalis) 76. 78.
Hegel 311.
Heinse, Tasso 65.
Hellfeld 146 f. 151. 157. 180.
Hennes, J. H. 339.
Herder 111. 300; Ideen 55; Briefe über Humanität 248; Parthenope 112; Homer 118; Proklus Athene 118; Ossian 118; Herder über Schiller 151.
Herz, Henriette 166.
Herzberg, Graf 97.

Meyer, J. L. W. 107 ff. 137. Mathilde 126 f.
Meyer, H. 117. 216. 244. 249. 264.
Michaelis, Buchh. 99. 103 ff. 125. 131. 137. 160. 177. 189 f. 296.
Michaelis, Chr. Fr. 331.
Millot 55.
Minerva, Taschenb. 287.
Minervakopf 264.
Molinar 311.
Monatsschrift, thüringische 290.
Montesquieu 39. 59.
Moritz, K. Ph. Andreas Hartknopf 7.
Mücke, K. 121 f. 275.
Murr, v. 240.
Musgrave 52.
Nast 69. 77.
Nath, S. F. 52.
Neuffer 142 f.
Newton 165. 175.
Nicolai über die Horen 153.
Nicolaus v. Wyle 120.
Niethammer 66. 75. 88. 100. 102 f. 125. 127. 167.
Ninon de Lenclos 331.
Nöhden, G. H. 256.
Ockel 248. 250.
Oden, Trip. 326.
Oehmigke, W., d. j., Buchh. 276.
Opitz, Schausp. 267.
Oppositionsjournal 189.
Patisson 334.
Palleske, E. 287.
Paulsen 247 f.
Pestalozzi, J. H. 85.
Pitaval 75.
Platen, Grf. v. 93.
Plattner 348.
Pütter, J. St. 39.
Reichardt, J. F. 91. 126. 166. 214. Componist des Tanzes 191. Redacteur des Journals Deutschland 168. 170. 186 f.
Reichenbach, Gebr. 243. 252. 255.
Rein, Buchh. 252.
Reinhold 92. 152.
Reinwald 22. 27. 142 ff. 167. 170.
Pazzi 28. 48.
Retif de la Bretonne 237.
Reuß, Grf. 311.
Riemer, Fr. W. 312.
Robertson 22. 24.
Rochlitz 326. 331. 333. 341.
Roland, Madame de 172.
Sacontala 66.
Sandrart 253.
Sardagna, Baron de 254.
Schad, J. B. 293.
Schardt, v. 222.
Schelling 214. 311.
Scherer, Buchh. 317.
Schikaneder 266. 267. 270.
Schiller. Leben. Rath 3; Doctortitel 4; erster Besuch in Leipzig 343; Reise nach Bauerbach 35; Professor in Jena 55; Wohnung in Jena 60; Verlobung 60; Wohnung in Leipzig 60; Hofrath 62; Verheiratung 64. 67; Krankheit (1791) 72; Reise nach Schwaben 92; Anleihe bei W. v. Humboldt 185; Gartenkauf in Jena 194 ff.; Ordentlicher Professor 206; Theaterhonorare 213; Krankheit (1800) 220; Verlagsgesuche 222; Verkauf des Gartens 223 f. 233. 259. 291. 298; Uebersiedlung nach Weimar 222; Spiegelkauf 225; in Jena (1801) 259; Hauskauf in Weimar 283 ff.; Einzug 285; Tod der Mutter 285; Honorare 306; Kassenbestände 295. 323; geadelt 301; Bürger der franz. Republik 301; Prädikat 301. 313; wünscht sich von Weimar weg 305; Reise nach Berlin 268. 321 f.; kurze schwere Krankheit (1804) 324 ff.; Tod 342; Schiller über den Zustand der Poesie 304 f.; über die Reformation 84; will sich mit den alten Tragikern messen 309.
Werke: Abfall der Niederlande 28. 36. 38. 51. 217. 248. 250. 263. 265. 269; Anmut und Würde 93; Anthologie 46; Bodemar s. Huber; Belagerung Antwerpens 217. 263; Bernhard v. Weimar 288; Briefe an den Herzog v. Augustenburg 94; Briefe von Julius und Raphael 25; Braut v. Messina 309; Carlos, Don 27. 78. 197. 200. 203. 227. 254 f. 256. 271. Neue Auflage 321. Ins Englische übersetzt 256 f.; Egmont, Graf 217; Fiesko 41. 343; Theaterbearbeitung 59.
Gedichte: Die Antike 136; Bürgerlied 117; Dido 308; Egoist 136; Elegie (der Spaziergang 118) 150. 163. 175. 185; Epigramm auf Unger 198; Romantische Erzählung 117 ff.; der Fischer 244; die unüberwindliche Flotte 13; Freigeisterei und Resignation 11. 12; Frieden (von Lüneville) 257 f.; das Geheimniß 332; die Glocke 216. 312. 322. 332; an Goethe 222. 243; die Götter Griechenlands 89; Graf von Habs-

burg 322; die Gunst des Augenblicks 332; Heliopolis 126 f.; Hero und Leander 323; das Höchste 136; Ideal und Leben 318; Ilias 121. 136; Kassandra 323. 332; das Kind in der Wiege 121; der spielende Knabe 121; Lied der Hexen 222. 248 f.; das Mädchen aus der Fremde 257; der Metaphysiker 143; Natur und Schule 121; Pegasus 136; der Pilgrim 308; der Proselytenmacher 143; Punschlied im Norden 310; Räthsel 239; das Reich der Schatten 162 f. 185; Spiel des Lebens 193; Spruch des Confucius 197; Stanzen an den Leser 155; der Tanz 167. 191; Weisheit und Klugheit 136; an einen Weltverbesserer 136; Würde der Frauen 127. 136; Würden 136. 138.

Gedichtsammlung 82. 216. 230 f. 283. Nachdruck 231 ff. 249. Erster Theil 302. Ersten Theils zweite Auflage 320. Zweiter Theil 269. 286. 292. 297. 299. 302. 308. 312. Zweiten Theiles zweite Auflage 324. Prachtausgabe 302 f. 307. 312. 315. 322. 324. 332.

Gesahr ästhet. Sitten 120; Geisterseher 22. 30. 44. 54. 77. 197. 200. 203. 248. Fortsetzung 235. 237. Geschichte des dreißigjährigen Krieges 68. 70. 83. 227. 254. 271. 284. 288. 295. Nachdruck 219. Geschichte der Verschwörungen 38. 46. 78. Fiesko 50 vgl. Huber, Reinwald; Hoch Kidh Tschuen 240 f. 260 f.; Horen 117. 185; Huldigung der Künste 336. 338. 342; Jungfrau von Orleans 242 f. 245. 259. 260. 264. 273. Aufführung in Berlin 266. 274. 277 f. 289. Aufführung in Leipzig 280 f. Nachdruck 289. Gödchen über die Jungfrau 271. Schiller über dieselbe 284 f. Brief über die Jungfrau 287. Mehrfache Bearbeitung 287 f. Kabale und Liebe 41. 343; Kalender für 1801 242; Kalender für 1804 288; Malteser 66; Maria Stuart 235 f. 244; Menschenfeind 22. 30. 68; Musenalmanach für 1796 180 ff.; für 1797 194; für 1800 215; für 1801 236 f.; Naiv und Sentimentalisch 179; Phönizierinnen 308; Räuber 214. 343; Räuber (Moors letztes Schicksal) 21; Recensionen 292; Schriften, kleinere prosaische 73. 246. 248. 276 f. 279. 292. 294. Zweiter Theil 216. Fünfter Theil 297 f. 299. 314; Tell 288. 290. 316 ff. 320. Schiller über den Charakter Tells 317; Turandot 271. 277. 279 f.; Theater (bei Cotta) 333; Theater, deutsches 201 f. 211. 236; Theaterkalender 204 f. 223 (wo Dramenkalender st. Damenkalender zu lesen sein wird); Ueber das Erhabene 118; Wallenstein 202. 212 f. 256. Absag 242. Nachdruck 249. Warbeck 271.

Schiller, Charlotte. Autun und Manon 226; die Nonne 226; die neue Pamela 226; der Proceß 226; Gedichte 226.

Schiller, Karoline 225.

Schiller, Joh. Fr. 347.

Schiller, Joh. Kasp., Baumzucht 293. 296 f.

Schilleralbum 309.

Schilling, G. 69.

Schimmelmann, Graf 77.

Schindel 290.

Schlegel, A. W. 108. 157. 168. 179. 197. 258. 337. Briefe über Poesie 119. Gedichte 112. Recension der Horen 185. Ueber Shakespeare 188.

Schlegel, Fr. 153. 181. 184. 189. Marcos 295.

Schlegel, Karoline (s. Böhmer, Schelling) 179. 311.

Schlegel-Tieckische Schule 305. 338.

Schlick, Kanzler 120.

Schmidt, C. G. 195.

Schmidt, D. 257.

Schmidt, Jan. M. 39. 233.

Schmidt, J. G. 248. 252. 253.

Schmid, K. Chr. Erh. 171.

Schneider, die 25.

Schnorr 247. 313. 315. 332.

Schramm, W. H. 194.

Schreiter 25.

Schröder, L., Schausp. 23. 108.

Schubert, Demoiselle (s. Mereau) 69. 77.

Schuckmann 350.

Schulz, Componist 272.

Schulz, Rath 284

Schumann, Buchh. 330.

Schütz, Chr. Gottfr., Prof. 61. 145. 180.

Schütz, Frau 60.

Schwabe 152.

Schwägrichen 248.

Schwan, Buchh. 6. 26. 42.

Schwarz, Schausp. 315 f.

Schwarze, Apotheker in Jena 282.

Seiz, Karoline 3.

Seidelmann (Seydelmann) 249.

Seidler 154. 184.

Seume 258.
Severin, F., Buchh. 290.
Seydelmann (Seidelmann) 26.
Shakespeare 163. 184. 188. 348.
Siegfried, J. S. 246 f.
Sigismund, Kaiser 119.
Simon, S. 66.
Sinzenich 26.
Soden, Graf, Aurora 168. 171.
Sonnini 325.
Sophokles 52.
Spener, K. 191.
Spittler 55.
Staël, Mad. de 184.
Stark, J. Chr. 146. 246. 324. Heilkunde 282.
Steigentesch 216. 237.
Steinbrüchel 52.
Stephanie 267.
Stier v. Uri, Kleidung 318.
Stock, Dora 350.
Stock, Schwestern 6.
Stoddard 259.
Süvern 237. 240.
Tasso 65.
Tatter 108.
Teller (s. Feller) 332.
Thibaut 293. 297.
Thucydides 108.
Tieck 305.
Tilly, J. B. 137. 139. 148. 161.
Tischbein 257. 326.
Trapizius 162.
Trapp 123.
Trimeter 265.
Trömel, P. 50.
Ullmann, Gabr. 69.
Unger, J. Fr. 104. 113. 198 ff. 299. Tod 229.
Unger, Frau, Julchen Grünthal 229; Marie 229; Pauline 223. 225. 229.
Unger, William 251.
Urlichs 226.
Vereist, E. 28. 251.
Verlot 66. 75.
Vieweg, Buchh. 299.
Viglius 35.
Virgil 75.
Voigt, Geh. R. 158. 283. Gedicht 285.
Voltaire 59. Candide 246.
Voß, Heinrich 311.
Voß, Joh. Heinr., Homer 179. Odyssee 48.
Vobb, Dan. 89.
Weber, B. A. 289.
Weber, O.-C.-R. 350.
Wedgewood 65.
Wehnert 208.
Weidner, Pachter 323.
Weintridt, Dr. 234.
Weißhuhn 121. 124.
Weiße, Chr. Fel. 329.
Wellborn 237.
Wenck, Prof., Censor 16.
Wesselhöft, Buchh. 336.
Wieland 326.
Wilhelm I. von Oranien 248.
Wilhelm, Rector 290.
Wilmans, schenkt Wein 221.
Wolf, F. A. 164.
Woltmann 126. 145. 243. 249; bei Schiller 186; Oper und Tragödie 183.
Wolzogen I, Frau v. 33.
Wolzogen, Frl. v. 3.
Wolzogen II, Frau Karoline v. 66. 246. Agnes v. Lilien 196 f. 199.
Wolzogen, Wilhelm v. 46. 270. 284 f. 310. 321. 325. 334.
Wurmb, v. 46.
Wurzbach 195.
Xenien 165 f. 187.
Young 348.
Zelter 339.
Ziegler 66.
Zollikofer 5.
Zumbach, K. A. 210.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Schiller's

Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schiller's.

Zweite vermehrte Auflage.

Herausgegeben

von

Karl Goedeke.

Groß Octav. 2 Bände. XIV und 995 Seiten.

Preis geh. 16 M., geb. in Originalprachtband 21 M.

Schiller's Briefwechsel

mit

seiner Schwester Christophine

und

seinem Schwager Reinwald.

Herausgegeben

von

Wendelin von Maltzahn.

Mit dem Portrait der Christophine Reinwald, geb. Schiller.

Groß Octav. XLIII und 354 Seiten.

Preis geh. 8 M., geb. in Originalprachtband 10 M. 50 Pf.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Vor hundert Jahren.

Mittheilungen
über
Weimar, Goethe und Corona Schröter
aus den Tagen der Genie-Periode.

Festgabe
zur Jahrfeier von Goethe's Eintritt in Weimar
(7. November 1775.)

Von
Robert Keil.

Mit zwei Stahlstichen: Goethe und Corona Schröter.

Octav. 2 Bände. XIV und 556 Seiten.
Preis geheftet 10 M.

Erster Band:
Goethe's Tagebuch
aus den Jahren 1776—1782.
Mit dem Stahlstich Goethe's.
VIII u. 290 Seiten. Preis geh. 5 M.

Zweiter Band:
Corona Schröter.
Mit dem Stahlstich der Corona Schröter.
VI u. 296 Seiten. Preis geh. 5 M.

Schiller's Briefwechsel

mit

seiner Schwester Christophine

und

seinem Schwager Reinwald.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schiller's Briefwechsel

mit

seiner Schwester Christophine

und

seinem Schwager Reinwald.

Herausgegeben

von

Wendelin von Maltzahn.

Mit dem Bildniß der Christophine Reinwald, geb. Schiller.

Leipzig
Verlag von Veit & Comp.
1875.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorwort.

Der hier dargebotene Briefwechsel Schiller's mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, welchem die Verehrer des unsterblichen Dichters lange entgegengesehen, ward mir von Schiller's Tochter Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, die am 25. November 1872 aus dem Leben schied, zur Herausgabe gütigst anvertraut; aber äußere Umstände haben das Erscheinen der Briefe, von denen ein großer Theil seit dem Jahre 1858 sich in meinen Händen befand, bisher verhindert. Bevor ich jedoch dem Leser einige erläuternde Nachrichten über diesen für die Lebensgeschichte des großen Dichters höchst wichtigen Beitrag mittheile, lasse ich in dankbarer Erinnerung an die edle Geberin des Briefwechsels den vom „Schwäbischen Merkur" im December 1872 gebrachten kurzen Lebensabriß mit einigen Zusätzen und Berichtigungen hier folgen.

Emilie Henriette Luise, Schiller's jüngste Tochter, wurde am 25. Juli 1804 zu Jena geboren. Bei dem Tode ihres Vaters war sie erst 10 Monate alt. Frühzeitig wurden durch die liebevollste Mutter, Charlotte von Lengefeld, — geboren den 22. November 1766 zu Rudolstadt — die der Verewigten treueste Erzieherin ward

und des Gatten geistiges Wirken in sich aufgenommen und tief nachempfunden hatte, die schönsten Züge aus dem Leben des Vaters vor die Seele des Kindes gebracht. Unter den mütterlichen Augen verlebte sie mit den älteren Geschwistern ihre Kinderjahre in Weimar, und verweilte kürzere oder längere Zeit in Rudolstadt bei der Großmutter, Frau von Lengefeld — geboren am 27. Juli 1743 gestorben zu Rudolstadt am 11. December 1823 —. In den zwanziger Jahren begab sich Emilie mit der Mutter zu ihrem ältesten Bruder Karl, — geboren am 14. September 1793 in Ludwigsburg, gestorben am 21. Juni 1857 zu Stuttgart — der damals württembergischer Förster auf dem Reichenberg bei Backnang war und im Jahre 1826 zu ihrem zweiten Bruder Ernst — geboren am 11. Juli 1796 zu Jena, gestorben am 19. Mai 1841 zu Vilich bei Bonn — nach Köln, wo derselbe als Appellationsrath angestellt war. Hier befiel die Mutter eine schwere Augenkrankheit, an welcher sie zwar glücklich operirt wurde, aber bald darauf — am 9. Juli 1826 in Bonn — einem Nervenschlag erlag. Emilie wurde nun von ihrer Tante, Karoline von Wolzogen — geboren am 3. Februar 1763 zu Rudolstadt, gestorben am 11. Januar 1847 zu Jena — Schiller's geistreicher Freundin, liebevoll aufgenommen. Während des Winters von 1827—1828 lebte sie in dem Hause der bekannten 1834 verstorbenen Dichterin Amalie von Hellwig, geb. von Imhoff zu Berlin, hierauf in der Familie des dortigen Ministers Wilhelm von Humboldt, sodann in der des Geheimen Medicinal-Rathes Rust, der sie wegen plötzlicher Erkrankung ärztlich behandelte. Damals war es, als ihr späterer Gatte, der sie schon von Kindheit auf gekannt und im Sommer 1827 im Hause seiner Mutter in Rudolstadt wieder gesehen hatte, sich ebenfalls in Berlin aufhielt. Kein Wunder, daß die naturbegabte und in geistreicher Gesellschaft zur

edelſten Bildung entwickelte Jungfrau tiefen Eindruck auf ihn gemacht und den innigſten Wunſch ſie zu beſitzen in ihm gereift hatte. Am 29. Juli 1828 wurde ſie mit dem Freiherrn Heinrich Adelbert von Gleichen-Rußwurm — geboren am 28. November 1803 — zu Etzelbach, zwiſchen Jena und Rudolſtadt, vom Kirchenrath Wolfarth (Pfarrer zu Haſel bei Rudolſtadt) getraut. Am 3. Auguſt trafen die Neuvermählten auf Schloß Greifenſtein — im Untermainkreis — ein. Die hochgebildete junge Frau vertiefte ſich alsbald mit allem Ernſt in die Fragen der Hauswirthſchaft, ſowenig ſie daneben die geiſtigen Intereſſen aus den Augen verlor. Es war eine eigene glückliche Fügung, daß Adelbert von Gleichen, deſſen Pathe Schiller geweſen war, nun ſein Schwiegerſohn werden ſollte.

Wohl wurden die erſten Jahre der Ehe mannigfach getrübt durch Krankheiten, von denen die junge Frau in Bädern Befreiung ſuchen mußte, noch mehr getrübt durch den Tod des im Jahre 1833 geborenen Töchterchens, hochbeglückt aber durch den am 25. October 1836 geborenen Sohn Heinrich Ludwig. So weit der Beruf des Gatten es erlaubte, der in den vierziger Jahren die Stelle eines Landtagsabgeordneten bekleidete, wechſelte nun der Aufenthalt der Familie zwiſchen Meiningen und Rudolſtadt, wo die Verſtorbene eine ſchwere Lungenentzündung zu überwinden hatte, von 1848 bis 1855 mit Würzburg. Der Sohn, welcher anfangs in einem Erziehungsinſtitut zu Meiningen und ſpäter in der Schule zu Würzburg unterrichtet war, begann ſeine akademiſchen Studien in Genf und vollendete dieſelben in Heidelberg und Jena.

In die Zeit des Würzburger Aufenthaltes fällt der Tod ihrer Schweſter Karoline, — geboren am 11. October 1799 zu Jena, geſtorben am 19. December 1850 in Würzburg — an welchem Verluſt ſie ebenſo erſchüttert Antheil nahm, als an dem ſchwe-

ren Leiden ihres 1857 in Stuttgart verstorbenen Bruders Karl. Im Mai 1859 fand die Vermählung ihres Sohnes mit Elisabeth Clara Sophia Freiin von Thienen-Adlerflycht statt — geboren am 15. August 1837 —. In demselben Jahre war sie bei der Feier des Schillerjubiläums in Stuttgart zugegen und 1863 erschienen beide Gatten auf Einladung König Ludwigs zur Enthüllung des Schillerstandbildes in München. Das Spätjahr 1865 aber wurde eine Zeit ebenso großer Freude als tiefen Schmerzes für Beide. Die geliebte Schwiegertochter, die am 6. November 1865 ihrem Gatten den Sohn Alexander geboren, wurde nach sechs Wochen den Ihrigen entrissen. Ihres Enkels wegen wollte die Großmutter nach Würzburg übersiedeln, und schon im November 1872 hatte sie für den Umzug, der in den ersten Tagen nach Neujahr 1873 stattfinden sollte, viele Vorbereitungen getroffen, „da sie nie gern die nothwendigen Geschäfte aufschob," als sie am Abend des 19. November sich unwohl fühlte und sich früher als gewöhnlich zu Bette begab. Schon am 20. November hatte sich große Ermattung neben heftigem Schmerz auf der linken Seite der Brust eingestellt, sowie Vermehrung des Hustens, der sie schon längere Zeit geplagt hatte, und von dem sie zu sagen pflegte: „Das ist mein Schillerischer Husten, den verliere ich nicht wieder."

Der krankhafte Zustand blieb sich gleich bis zum 24. November, an dessen Nachmittag sich Erleichterung einstellte, so daß der Gatte am Abend sich ruhig niederlegte. Sie schlief. Zwischen 1 und 2 Uhr am nächsten Morgen hörte er sie wie zuvor athmen. Als er nach 2 Uhr erwachte, war „Todtenstille;" er ergriff ihre Hand, „sie war erkaltet, kein Athemzug hörbar, sie war ohne den kleinsten Todeskampf ruhig und sanft entschlafen."

Am 27. November fand die Beisetzung in der Familiengruft

neben der Schwiegertochter, in Gegenwart des Gatten, des Sohnes, des Neffen Friedrich von Schiller — geboren am 28. December 1826 zu Rottweil in Württemberg — und zweier Brudersöhne des Wittwers statt.

Wir haben die schriftstellerische Thätigkeit der Hingeschiedenen für den Schluß aufgespart. Daß eine nach Intelligenz und Gemüth so reich begabte Frau, daß diese Tochter Schiller's in ihrem Vater leben würde, wer sollte das nicht erwartet haben? Und so war es ihr auch zunächst darum zu thun, das edle und geistig so fruchtbare eheliche Verhältniß ihrer Eltern in ein deutliches Licht zu stellen, und diesem Bestreben verdanken wir die Veröffentlichung „Schiller und Lotte. 1788. 1789. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1856." welche mit der dankbarsten Freude von der deutschen Nation empfangen wurde. Hierauf folgte „Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857." Von der Herausgeberin dem jetzt regierenden Großherzog Karl Alexander von Weimar zum 3. September 1857 gewidmet zur Erinnerung an die hundertjährige Geburtsfeier Karl August's, am Tage der Enthüllung des Goethe-Schiller Denkmals von Ernst Rietschel, in Weimar. Sodann erschien in Verbindung mit Alfred von Wolzogen „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgetheilt. Mit vier Porträts. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1859." und im Verein mit dem Professor Ludwig Urlichs in Würzburg, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band. Mit sechs Abbildungen in Steindruck und Holzschnitt. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1860. Zweiter Band. 1862 und Dritter Band. 1865."

Ferner verdanken wir ihr die Mittheilungen von: „Schillerfeier 1859. Verzeichniß der zum hundertjährigen Geburtstage Schillers seiner Tochter eingesandten Festgaben. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1863.“ und „Schillers Calender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1865.“ Das letzte Geschenk, mit welcher uns die Verewigte erfreute, war „Schillers dramatische Entwürfe zum erstenmal veröffentlicht durch Schillers Tochter Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1867.“

Der vorstehende Briefwechsel umfaßt 157 Briefe — 78 Briefe von Schiller, 60 von Reinwald und 19 von Christophine — er bildet eine selbständige Folge zu der schönen vorher erwähnten Gabe von Alfred von Wolzogen, Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen, die wir zur Säcularfeier des Schiller'schen Geburtstages empfingen. Der Abdruck der von mir mitgetheilten Briefe, von denen, mit Ausnahme von folgenden drei Briefen von Schiller „Mannheim am Neujahr 1784,“ „Mannheim d. 5. Mai 1784“ und „Weimar, 6. October 1787“ — s. Briefwechsel S. 84, 59 und 102 — mir die Originale vorgelegen haben, ist nach diesen mit diplomatischer Genauigkeit ausgeführt und selbst Unrichtigkeiten in Briefen von Christophine sind getreu wiederholt worden. Bei jedem Briefe, der sich nicht in dem Nachlaß der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm befindet, ist der Name des Besitzers oder der erste Druckort des Briefes angegeben. Die Aufnahme von einigen früher durch den Druck bereits bekannt gewordenen Briefen, die un-

ſerem Briefwechſel angehören, wird gerechtfertigt ſein, indem dieſe ohne Ausnahme ungenau oder unvollſtändig erſchienen, hier aber zum erſtenmal getreu nach den Originalen dargeboten werden. Die von mir hinzugefügten Erläuterungen und literarhiſtoriſchen Anmerkungen nach den zuverläſſigſten Quellen werden dem Leſer willkommen ſein, ebenſo der Anhang, in den noch einige poetiſche Aufzeichnungen von Chriſtophine Reinwald hätten aufgenommen werden können, da dieſe aber nur Anklänge und veränderte Wiederholungen aus den Gedichten des Bruders enthalten, iſt die Mittheilung derſelben unterblieben.

Das dem Briefwechſel beigegebene zum erſtenmal bekannt gemachte jugendliche Bildniß von Chriſtophine Reinwald, ausgeführt nach dem vortrefflichen Oelbilde in Lebensgröße von Ludovika Simanowiz, geborene Reichenbach — ſ. Briefwechſel S. 147 und 195 — aus dem Nachlaß von Louiſe Frankh der zweiten Tochter Schiller's — ſ. Briefwechſel S. 5, 207 und 220 — befindet ſich noch in deren Familie und wurde mir von dem jetzigen Beſitzer des Bildes, Herrn Kaufmann Carl Krieger in Möckmühl in Württemberg, gütigſt mitgetheilt. Das Originalgemälde gehört zu den anziehendſten Leiſtungen der Künſtlerin; es ſtellt Chriſtophine in einem weißen und blauen Anzug mit lockigem, von himmelblauem Band durchzogenen Haare, dar. Auch aus der ſpäteren Zeit beſitzen wir noch ein charakteriſtiſch gezeichnetes Bildniß von Chriſtophine von dem Meininger Maler J. Diez, das im Frühjahr 1847 wenige Monate vor ihrem Tode vollendet wurde und in einer Lithographie von E. Schulz erſchien.

Ehe ich aber mein Büchlein in die Welt ſende, fühle ich mich gedrungen dem Herrn Dr. Wilhelm Fielitz in Stralſund hier öffentlich meinen beſten Dank für die rege theilnehmende Förderung

meiner Arbeit zu wiederholen. An die Besitzer der noch unbekannten Briefe von Schiller, von Christophine und Reinwald richte ich zugleich im Namen der Verlagshandlung die innige Bitte, mir diese zur Einsicht und Benutzung für eine zweite Ausgabe des Briefwechsels gütigst anvertrauen zu wollen.

Weimar, im Februar 1875.

Freiherr Wendelin von Maltzahn.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung XV

Briefwechsel 1

Anhang.

I. Reinwald's Reisebriefe an den Hofprediger Pfranger und ein Gebet von Christophine Reinwald 261

II. Gedichte von Reinwald 282

III. Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478. Von Reinwald 304

IV. Berichtigungen Friedrich von Schiller's Jugendgeschichte betreffend. Von Reinwald 328

V. Notizen über meine Familie, geschrieben im October 1845. Von Christophine Reinwald 337

Register 349

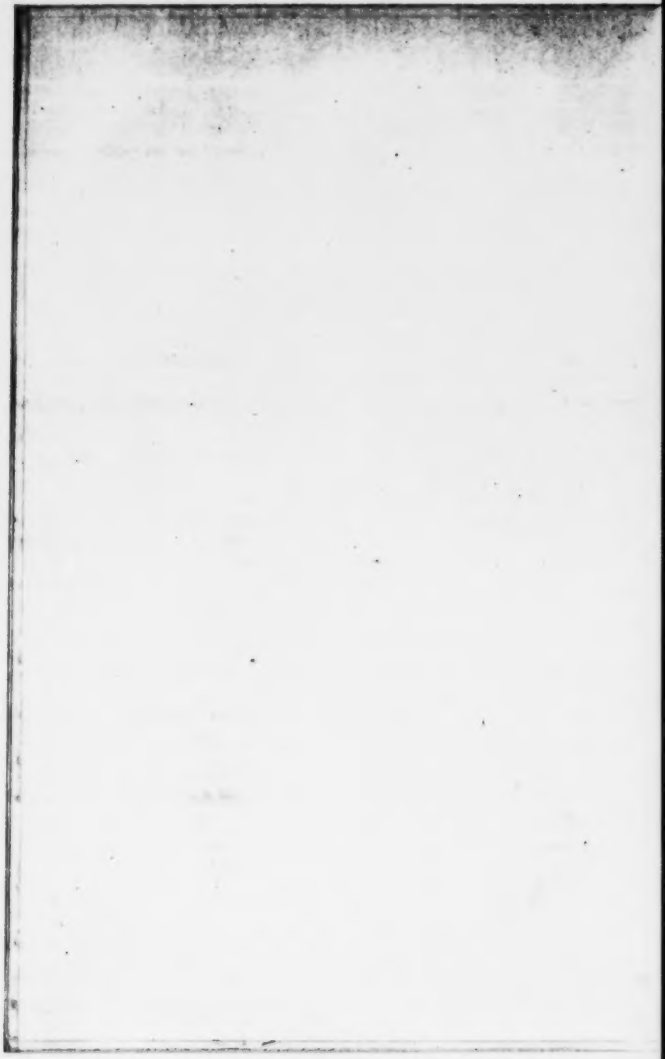

Einleitung.

Schiller war von Mannheim, wo er seinen treuen Freund Streicher[1]) verlassen hatte, unter den trübsten Umständen, als Fremdling unter fremdem Namen, besorgt um die Maaßregeln, die der Herzog von Württemberg gegen den Flüchtling nehmen konnte, ängstlich um die Lieben in der Heimath, getäuscht in seinen Erwartungen und ungewiß um sein ferneres Geschick am 7. December in Meiningen[2]) angekommen, wo er Reinwald das erste Mal sah und noch an demselben Tage nach Bauerbach, dem Gute seiner mütterlichen Freundin der Frau von Wolzogen[3]), ging. Reinwald war einer der Wenigen, die schnell in Schiller den aufstrebenden Genius erkannten, wie die schöne prophetische Aufzeichnung aus der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit dem jungen Dichter, die er in sein Tagebuch[4]) eintrug, beweist: „Heute schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller — der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn Alles mich trügen. Es wohnt

[1]) S. (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Stuttgart u. Augsburg. 1836. 8°. S. 77—81.

[2]) S. Briefwechsel S. 8. Anmerkung 2.

[3]) S. a. a. O. S. 4 Anmerkung 3.

[4]) S. Abend-Zeitung. 225. Donnerstag, am 19. September 1839. Dresden und Leipzig. 4°. S. 899. „Aus Reinwald's Tagebuche." Mitgetheilt von Ludwig Köhler.

ein außerordentlicher Geist in ihm und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühn und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. F.[1]) ist derselben Meinung. Auch er ahnt den kostbaren Schatz, den der Neid mit seinen Schlacken zu begraben trachtete; aber das Genie bricht sich Bahn und sollten alle Leiden der Welt es überfluthen!" —

Aber auch Schiller wußte die Besonnenheit, Klarheit und Gelehrsamkeit des Freundes zu schätzen, und in diesem freundschaftlichen Verkehr lernte Reinwald auch einen Brief[2]) kennen, den Schiller von seiner geliebten ältesten Schwester Christophine erhalten hatte. Reinwald fand sich von dem Geist und dem Gemüth, welches sich in diesem Schreiben aussprach, so angezogen, daß sich eine eifrige Correspondenz mit der Schreiberin entwickelte.

Reinwald bat, die Schiller'sche Familie auf der Solitude besuchen zu dürfen; er erschien daselbst im Sommer 1784[3]), um sich um Christophinens Hand zu bewerben. Weder die Eltern, noch Christophine selbst schienen einer Verbindung mit Reinwald ganz abgeneigt zu sein; dennoch kam es zu keiner entscheidenden Erklärung. Um Christophinen, die ihren Bruder in Mannheim besuchen wollte, begleiten zu können, nahm Reinwald seinen Rückweg über diese Stadt. Schiller war hoch erfreut, seine geliebte Christophine in Begleitung eines werthen Freundes wiederzusehen, fühlte sich aber zugleich unangenehm berührt, als er wahrnahm, daß die heitere, lebensfrische Schwester entschlossen schien, ihr künftiges Schicksal mit einem zwanzig Jahre älteren Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und hypochondrische Launen wenig Freude zu versprechen schienen. Er hielt es für seine Pflicht, seine Ansichten hierüber zur Kenntniß seiner Familie zu bringen, und seine Schilderung von Reinwald's eigenthümlichem Wesen führte wirklich einen Stillstand in den weiteren Verhandlungen herbei.[4])

---

[1]) Johann Christian Fleischmann. S. Briefwechsel S. 11. Anmerkung 1.

[2]) S. a. a. O. S. 48 Anmerkung 2.

[3]) S. Briefwechsel S. 70 die Anmerkung zu dem Briefe vom 13. August 1784.

[4]) S. Schiller und sein Väterliches Haus. Von Ernst Julius Saupe, Leipzig 1851. 8°. S. 115—116.

Christophine selbst war sich vollkommen klar, was sie an ihrem Theile zu thun und zu lassen habe, und hatte sich bereits mit frommer Resignation in die Möglichkeit ergeben, Reinwald's Gattin zu werden. Denn sie lebte des Glaubens, daß der Mensch dem lieben Gotte eine besondere Leistung als Beitrag zum Weltganzen schuldig sei, und daß des Menschen Ehre, wie seine Glückseligkeit, darin bestehe, zu erkennen und zu erfüllen, was Gott von ihm Besonderes geleistet haben wolle. Dennoch ehrte sie des Bruders Warnung insoweit, daß sie, als Reinwald zum dritten Male bestimmt um ihre Hand anhielt, an seinen Freund, den Hofprediger Pfranger,[1]) schrieb und diesen um Rath fragte. Pfranger antwortete ihr: aus ihren Briefen kenne er ihren anspruchslosen und heitern Sinn; Reinwald sei kränklich und hypochondrisch; deshalb stehe er einsam und freudenlos in der Welt, und sie würde, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben, Glück und Heiterkeit in sein einsames Dasein bringen. Diese Antwort bestimmte ihren Entschluß. „Das ist's, was Du Gott schuldig bist!" dachte sie; „Gott will, Du sollst Dein Pfund hier anlegen." Und nun sagte sie freudig Ja, und reichte Reinwald 1786[2]) die Hand zum ehelichen Bunde. Da Gründe so edler Art ihre Handlungsweise bestimmt hatten, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in der Folge es nie bereute, das Herz ihrem Verstande und einem solchen Gatten geopfert zu haben.[3])

Von Reinwald's erster Reise[4]) haben sich noch einige Briefe erhalten die er — von Ansbach am 18. Juli, drei von der Solitüde und von Wilhelmsthal (bei Frankfurt am Main) — an seinen Freund den Hofprediger Pfranger[5]) in Meiningen, richtete und sich später zur Veröffentlichung zurückerbat, wie aus seinen Briefen an Schiller vom 5. October[6]) und vom 12. November 1786[7]) hervorgeht. Wir theilen diese drei Briefe von

[1]) S. Briefwechsel S. 20 Anmerkung 4.

[2]) S. Briefwechsel S. 90 die Anmerkung zu dem Briefe vom 5. October 1786 und S. XL.

[3]) S. Schiller und sein Väterliches Haus. Von Ernst Julius Saupe. Leipzig, 8°. S. 116—117.

[4]) S. Briefwechsel. S. 70 u. 71.

[5]) S. a. a. O. S. 71.

[6]) S. a. a. O. S. 91.

[7]) S. a. a. O. S. 96.

der Solitüde und ein Gebet von Chriſtophine, das dieſe auf der Solitüde in Reinwald's Notizbuch einſchrieb, in einem genauen Abdruck im Anhang I.[1]) mit.

Bevor wir über Reinwald weitere Nachrichten geben, laſſen wir hier zuerſt das von ſeiner Gattin — bald nach ſeinem Tode 1815 — aufgezeichnete Lebensbild, in einem getreuen Abdruck nach der Originalhandſchrift, mit einigen von uns hinzugefügten Anmerkungen folgen.

---

[1]) S. Anhang. S. 261—281.

„Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald iſt 1737. den 11. Auguſt in Waſungen[1]) gebohren. Sein Vater[2]) war daſelbſt Amtmann und zugleich Regierungsrath in Meiningen. Er verlohr ihn ſchon in ſeinem 14. Jahr da er noch nicht ſeine Schuljahre beendigt hatte. Nach dieſen gieng er 1753 auf die Univerſität nach Jena, woſelbſt er ſich dem Studium der Rechte widmete und zu ſeiner Erholung ſeine Liebe für Dichtkunſt und Sprachforſchung auszubilden ſuchte.“

„Er blieb 3. Jahre daſelbſt, wo gleich nach ſeiner Zurückkunft in ſeiner Vaterſtadt, der ſiebenjährige Krieg[3]) ausbrach, durch den ſeine Mutter, eine Wittwe von 4 Kindern ſehr viel verlor, und ihm ſelbſt die von dem Vater noch ziemlich zahlreiche Bibliothek gänzlich geplündert wurde.“

„Dieſe ungünſtigen Umſtände wirkten frühe ſchon eine mißmüthige Stimmung, und er würde ihr oft unterlegen ſeyn, wenn

---

Das vorſtehende Lebensbild Reinwald's von ſeiner Gattin, iſt nach der uns vorliegenden Originalhandſchrift der Verfaſſerin abgedruckt, die daſſelbe einige Mal für Freunde niederſchrieb; eine ſolche Niederſchrift mit der unſrigen faſt gleichlautend wurde in Teutſches Muſeum. Herausgegeben von Robert Prutz. Nr. 12. 17. März 1853. 8°. S. 429—431 unter dem Titel „Reinwald, Schiller's Schwager. Eine Reliquie aus dem Nachlaß von Schiller's Schweſter.“ Von Auguſt Henneberger mitgetheilt.

[1]) Unweit Meiningen.

[2]) Johann Ernſt Reinwald, bis zum Jahre 1702 erſter „Inſtructor“ des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen (1687—1763).

[3]) Die 20,000 Mann ſtarke Reichsarmee wälzte ſich durch das Werrathal und plagte Städte und Dörfer. Am 12. September 1757 zog das Heer nach der kleinen Stadt Waſungen und ſchlug dort Lager, und die Durchzüge ſetzten ſich bis in den October fort.

die Vorsehung ihm nicht in seinem verehrten Onkel, Herrn Hofrath Stieler[1]) in Gotha, Bruder seiner Mutter, den Verlust seines Vaters sehr erleichtert hätte. Er berief ihn zu sich nach Gotha und verschafte ihm Gelegenheit seine Neigung für schöne Wißenschaften und Künste mehr auszubilden, und er hatte das Glük von dem geschikten Benda[2]) Unterricht in der Musik zu erhalten. Seine Liebe für diese Kunst so wie die für Poesie und Sprachforschung begleitete ihn durch sein ganzes Leben und erheiterte ihm und seinen Freunden manche Stunde."

„Im Jahr 1762 wurde er vom hochseligen Herzog Anton Ulrich als geheimer Canzellist[3]) nach Wien abgesendet, sein Geschäft daselbst war dem Herzog jede Woche Bericht über Literatur, Staatssachen ꝛc. nach Frankfurth woselbst sich der Herzog mit seiner Gemahlinn aufhielt, zu erstatten. Während dieses Aufenthalts in Wien, der 1 Jahr nur dauerte, starb der edle Fürst, der Väterlich für ihn besorgt war, und er wurde unter dem Vorwand einer beßeren Versorgung von dem damaligen Minister zurückberufen. Sein Pflichtgefühl, dem Vaterlande seine Dienste zu widmen, rief ihn von jenen Aussichten die ihm bedeutende Freunde für seine Zukunft bestimmt hatten zurück, und er kehrte nach seinem Vaterlande. Aber wie sehr wurde er in seinen Erwartungen für jenes Versprechen getäuscht, da eine ärmliche, ganz unter seinem Geist und Kenntnißen, nehmlich die Stelle als Consistorial Canzellist ihm übertragen wurde. Hier mußte er oft bis in die späte Nacht hinein, diese mechanischen, oft blos die Augen anstrengende Geschäfte verrichten, deren Folge eine Augenschwäche von 3 Jahren nach sich zog, und seine Hypochondrie herbeyführte, so schmachtete er einige Jahre in den Feßeln seines

[1]) S. Briefwechsel S. 134, 215 und 245.

[2]) George Benda, einer der bedeutendsten Komponisten, geb. zu Jungbunzlau 1721 oder 1722, von dem König Friedrich II. von Preußen 1740 mit seinem älteren Bruder Franz in Berlin angestellt, 1748 als Kapellmeister von dem Herzog Friedrich III. nach Gotha berufen, reiste 1764 nach Italien und kehrte 1766 zurück, nahm 1778 seinen Abschied, ging zu Schröder nach Hamburg als Musikdirektor und hierauf nach Wien, kam aber bald wieder nach Gotha, war 1781 in Paris und starb zurückgezogen zu Köstritz am 6. November 1795.

[3]) Das „Bestallungsdecret" ist datirt den 12. October 1762. Reinwald bekam die Stelle des daselbst am 26. September verstorbenen Herzoglichen „Accessisten" Reppert.

Amtes, bey oft gänzlichem Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnißen wo nur die Theilnahme inniger Freunde seinen Muth erhielten, biß endlich eine hellere Zukunft sich öfnete, und seinem Streben nach Kentnißen ein neuer Wirkungskreiß sich zeigte. Er wurde nehmlich im Jahr 1776[1]) bey herzogl. Bibliothek als Gehülfe angestellt und fand in diesem Amte hinreichende Nahrung für seine Wißbegierde, und ob auch gleich hier mit manchen Schwierigkeiten kämpfend so war er doch mehr als jeder Andre geeignet seine Liebe für so manchen Zweig der Wißenschaften zu nähren. Dieses Amt bekleidete er bis in sein hohes Alter mit der strengsten Gewißenhaftigkeit welches

[1]) Am 1. Juni.

Ueber seine neue Thätigkeit hat Reinwald einige Aufzeichnungen hinterlaßen, welche wir hier mittheilen: „Im Jahre 1776 wurde mir die Aufsicht über die Herzogl. Bibliothek und deren Organisation anvertraut. Der seel. Hr. Cammerrath Mellwitz hatte sie in seinen Nebenstunden zu stellen angefangen, so weit sie aus den Verschlägen von Frankfurt ausgepackt war, und ein Unkundiger oder Semilitteratus die Fortsetzung übernommen."

„Ich fand ein bloßes Chaos von Büchern, zwar in Repositorien gestellt, aber aus Mangel an Foliofächern oft oben zunächst der Decke in Duodezfächer eingepreßt, zwar mit bedeutenden Rubriken auf Pappe überall bezeugen, die aber beinahe sämmtlich täuschend waren. Es fehlte an Repositorien, und welche machen zu laßen, wurde mir theils schwer gemacht, theils verweigert. Die Heizung des Arbeitszimmers geschah unordentlich, ich mußte deshalb meine Gesundheit vernachläßigen, mein Gedächtniß und meine Augen übermäßig anstrengen, und mit Anfang des Jahres 1777 überfiel mich eine fürchterliche Hypochondrie, mit anhaltendem Schwindel begleitet, deren erste heftige Zufälle den Verlust meines Gesichtes zum Lesen und Schreiben 4 Jahre lang zur Folge hatten, außer, daß ich in besseren Stunden Büchertitel mit meinen Augen zur Noth aufzufaßen vermochte."

„Im Jahre 1780, als die Ordnung der Bibliothek aus dem Groben größtentheils herausgearbeitet war, wurde dem Rath Walch die Direction derselben aufgetragen, der sich besonders des Aeußeren derselben annahm, und dem die Unterstützung nicht so wie mir, erschwert wurde. Ein Bibliotheksdiener wurde bestellt, Tage der Oeffnung der Bibliothek für's Publikum ausgesetzt und für regelmäßiges Heizen im Winter gesorgt." Trotz seiner untergeordneten Stellung war und blieb Reinwald die Seele und der gute Genius der Bibliothek. Die von dem Rath Walch angefertigten Kataloge, arbeitete Reinwald zum großen Theil wißenschaftlicher um, und schrieb die meisten selbständig neu, so daß ein brauchbarer Katalog nach den Wißenschaften in einer zahlreichen Reihe von Bänden Reinwalds dauerndes Denkmal auf der Bibliothek geblieben ist. S. Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen Meiningen. Von Ludwig Bechstein. Halle, 1856. 8°. S. 71—72.

ihm seine Zeitgenoßen bezeigen werden, die ihn oft von minder Fühlenden als Fehler angerechnet wurde, aber er ließ sich dadurch nicht irre machen und war beharrlich in allem was er für Recht hielt."

„Die meiste Zeit war wißenschaftlicher Unterhaltung gewidmet und er benutzte jeden Augenblick den ihn sein kränklicher Körper vergönnte schrieb in seinen Nebenstunden Verschiedenes über Sprachkentniße als sein Hennebergisches Idiotikon, und war auch Mitarbeiter des Ulphilas. In den letzteren 20 Jahren war er mit der Bearbeitung der Cotton'schen Evangelien-Harmonie beschäftigt die er nach München verkaufte."

„Ein immerwährendes Streben nach Kentnißen jeder Art begleitete ihn bis in sein hohes Alter, biß seine Schwäche die sich vornehmlich im Gesicht und Gehör äuserte immer mehr zunahm und endlich den 6. August 1815 seine völlige Auflösung erfolgte."

„Er brachte sein Alter auf 78 Jahre weniger 5 Tage und entschlummerte sanft mit der Ruhe des Rechtschaffenen, der sein Tagewerk treu zu erfüllen bemüht war."

„Seine hinterlaßne Gattin verlohr in ihm den treuen Freund ihres Lebens, und die Freunde der Wißenschaften einen Gehülfen in der Forschung nach Kentnißen, Recht und Wahrheit."

Nach dieser einfachen aber treuen Schilderung der Lebensschicksale geben wir eine Uebersicht von der schriftstellerischen Thätigkeit Reinwald's, die sich nach mehr als einer Richtung äußerte, und nennen zuerst seine poetischen Erzeugnisse, die zwar nicht zu den hervorragendsten der Zeit gehören, alle aber die kernhafte und tüchtige Gesinnung des Verfassers tragen; seine Begabung für die Satyre und den Humor fand auch bei Schiller Anerkennung.[1]) Von seinen Gedichten besitzen wir die beiden folgenden Sammlungen

Poetische Briefe und kleine Gedichte . . . . . Meiningen, bey F. C. Hartmann, Herzogl. Sächs. Hofbuchh. 1769. 8°. 64 S.

Von dieser ersten Sammlung kennen wir nur des Verfassers Handexemplar mit vielfachen Abänderungen und Verbesserungen,

[1]) S. Briefwechsel S. 61—62.

das die Gymnasialbibliothek zu Meiningen aus dem Nachlaß des Professors August Henneberger aufbewahrt.

Die zweite Sammlung, die mehrere Gedichte aus der ersten Sammlung aufnahm, erschien unter dem Titel

Poetische Launen, Erzählungen, Briefe und Miscellaneen. Von W. F. H. Reinwald. Dessau, auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden in der Buchhandl. der Gelehrten. 1782. 8°. 128 S.

Aber auch als geistlicher Liederdichter versuchte sich Reinwald. Das von ihm und dem Hofprediger Johann Georg Pfranger[1]) bearbeitete und nach dessen Tode von Reinwald herausgegebene

Neues Sachsen-Coburg-Meiningisches **Gesangbuch**, zur öffentlichen und häuslichen Erbauung. Das Exemplar kostet 30 Xr. Mit Herzogl. Sächs. gnädigstem Privilegio. Meiningen, gedruckt und verlegt bey Philipp Hartmann. 1794. 8°.[2])

bringt neben vielen von Reinwald umgearbeiteten Liedern auch fünfzehn eigene Lieder, und zwar die Nummern 102, 428, 449, 450, 514, 519, 546, 557, 565, 578, 593, 614, 615, 647 und Nr. 682, die das Zeichen ** tragen und von denen einige später in andere Gesangbücher übergingen.[3])

Aus den hier angeführten Gedichtsammlungen geben wir im Anhang II. eine Auswahl nebst einigen ungedruckten und einzeln gedruckten Gedichten.

Außer den in dem Briefwechsel von uns bereits genannten Schriften von Reinwald und seinen Beiträgen zu den Schriften von Schiller, der Thalia,[4]) der Geschichte der Verschwö-

[1]) S. a. a. O. S. 20 Anmerkung 4.

[2]) S. a. a. O. S. 146 Anmerkung 5 und S. 157 Anmerkung 1.

[3]) S. Festschrift Zur Feier des Hochsterfreulichen Geburtsfestes Sr. Hoheit des Herzogs Sonntag 17. December 1854 Ausgegeben von Dem Gymnasium Bernhardinum in Meiningen. Inhalt: Meiningens Antheil an der Deutschen Nationalliteratur. Von August Henneberger. Meiningen, 1854. 4°. S. 9.

[4]) S. Briefwechsel S. 107–108.

rungen,[1]) dem Musenalmanach von 1796[2]) den Horen,[3]) erwähnen wir noch die zahlreichen Recensionen die er für Friedrich Nicolai's allgemeine deutsche Bibliothek — von 1779 an bis zu dem Ende dieser Zeitschrift 1806 — die Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Hallische allgemeine Literatur-Zeitung, den allgemeinen litterarischen Anzeiger des Buchhändler Roch in Leipzig und für andere Zeitschriften schrieb und die Nachricht die Reinwald über Schiller's Jugendgeschichte 1807 veröffentlichte, die wir der Vollständigkeit wegen in den Anhang III. mit aufgenommen haben und wenden uns jetzt zu seinen wissenschaftlichen Leistungen, die er im Fache der Sprachforschung ausführte. Die erste kleine Arbeit auf diesem Gebiet waren die

Briefe über die Elemente der germanischen Sprache. 1ster Brief. Frankfurt und Leipzig. 1776. 8°.

von der wir nur den Titel kennen. Eine Fortsetzung ist nicht erfolgt; den Grund hiervon gibt der Verfasser in der Vorrede des zweiten Theils des Idiotikon 1801 indem er sagt „daß jener Brief zu schwärmerisch aufflog, dem Sprachforscher hingegen, der ins Steingebürg der Etymologie, wo so viele schon verunglückt sind, sich wagen will, ein ruhiger und behutsamer Gang ziemt."

Hierauf folgte das von seinem Landsmann Schenk aus Wasungen mit großem Sammelfleiße angelegte und von Reinwald vollendete sehr werthvolle Werk

Hennebergisches Idiotikon, oder Sammlung der in der gefürsteten Grafschaft Henneberg gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Anmerkungen und Vergleichung anderer alten und neuen Germanischen Dialekte; von W. F. H. Reinwald, Herzogl. Sächsis. Rath und Bibliothekar in Meiningen. Das Alterthum und sein Archiv der Pöbel. Fulda's Preißschr. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 1793. 8°. 115 S. — Zweyter Theil, welcher Berichtigungen, Ergänzungen und Vermehrungen des Ersten enthält. Voran ein

[1]) S. Anhang. S. 304—327.
[2]) S. Briefwechsel S. 161—162.
[3]) S. a. a. O. S. 172—189.

Verſuch über die ſämmtlichen Germaniſchen Hauptdialekte und einige Unterſcheidungszeichen derſelben, und am Ende ein Verzeichniß von Volkswörtern des mittlern Frankens. Von W. F. H. Reinwald, ... 1801. 171 S. u. 1 Bl. Schreib- und Druckfehler.

Das von dem Verfaſſer an die Bibliothek des Gymnaſium Bernhardinum zu Meiningen zum Andenken verehrte Exemplar hiervon, das uns durch die Güte des Herrn Profeſſor Adolph Schaubach daſelbſt mitgetheilt wurde, enthält nachſtehende eigenhändige Einzeichnung:

Funfzigmahl hat um die Sonne ſich nun der Erdball geſchwungen
Und ein halbes Jahrhundert begrub der Ewigkeit Abgrund,
(Fürchterlich eilet die Zeit!) ſeit ich zum Abſchied die Hand Dir
Reichte, des Vaterlands Schule, die jetzt viel herrlicher blühet
Und viel Jünger indeß zu würdigen Lehrern gebildet!
Blüh noch ferner im Segen, um nicht nur Worte zu lehren;
Lehr' auch Thaten: das Band, das Menſchen mit Menſchen verbindet,
Unauflösbar der Gier nach Gewinn und niedriger Selbſtſucht! —
Nimm dieß Büchlein von mir (hätt' ich auch minder der Worte
Mehr der Thaten geſammlet!) und denke noch mein wenn ich Staub bin!

Geſchrieben um Oſtern 1801. W. F. H. Reinwald.

Auch bei der Herausgabe des Ulphilas war Reinwald betheiligt, der unter dem Titel erſchien:

Ulfilas Gothiſche Bibelübersetzung die älteſte Germaniſche Urkunde nach Ihre'ns Text, mit einer

grammatisch-wörtlichen Lateinischen Uebersetzung zwischen den Zeilen, samt einer Sprachlehre und einem Glossar, ausgearbeitet von Friedrich Karl Fulda weiland Pfarrer in Ensingen im Wirtembergischen das Glossar umgearbeitet von W. F. H. Reinwald Herzogl. Sächs. Rath und Ober-Bibliothekar in Meiningen . . . herausgegeben von Johann Christian Zahn Prediger zu Delitz an der Saale bei Weissenfels in Sachsen auf Kosten des Herausgebers Weissenfels gedruckt bei Johann Friedrich Leyckam und in Commission bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig. 1805. 4°.[1])

Als Lieblings- und Lebensaufgabe hatte sich Reinwald noch die Herausgabe des angelsächsischen Gedichtes Heliand (Evangelienharmonie) nebst Glossar und Grammatik gestellt. Er erwarb hierzu eine Abschrift von diesem Codex von dem Lehrer und Lektor der französischen Sprache am Gymnasium zu Bamberg B. Gley[2]), welcher die Handschrift auf der dortigen ehemaligen Domstift-Bibliothek, als Paraphrasis evangelica im Katalog bezeichnet, auffand, und in ihr denselben Codex erkannte, den Hickes in seinem Thesaurus linguarum septentrionalium zuerst erwähnt, und Fragmente daraus mitgetheilt hatte, und von dem sich eine Handschrift auch in London in der um 1602 gegründeten Bibliotheca Cottoniana befindet. Gley nahm eine Abschrift von dem Bamberger Codex und gab hiervon eine Probe nebst Uebersetzungsversuch in der Beilage der Bamberger Zeitung von 1799 Nr. 6 S. 21—23, Nr. 13 S. 49—51 und in Nr. 20 S. 77, die in dem Leipziger allgemeinen litterarischen Anzeiger von Roch von 1799 Nr. 97 S. 953—960 mit einem Vorwort von Reinwald wiederholt wurden und bald darauf von ihm noch in demselben Jahrgang der genannten Zeitschrift Nr. 175 S. 1737—1744 eine „Be-

[1]) S. Briefwechsel S. 231 und 245.

[2]) S. Schiller's Beziehungen S. 308 und Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen Meiningen und deren Beziehung zu Männern der Wissenschaft. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Halle, 1856. 8°. S. 76—77.

richtigte Ueberſetzung des Probefragments aus der Cottoniſchen Evangelienharmonie“ erſchien.[1])

Gley theilte hierauf eine genaue Abſchrift des Codex an Reinwald mit, weil die Handſchriften der Bamberger Bibliothek in die K. Centralbibliothek nach München abgeliefert werden mußten, und letzterer wandte nun allen Fleiß daran, das Ganze in geſpaltenen Columnen mit gegenüberſtehender deutſcher Ueberſetzung auszuarbeiten und niederzuſchreiben. Er hatte aber nicht die Freude ſein mühſames Werk ſelbſtſtändig erſcheinen zu ſehen, und verkaufte daher ſein Manuſcript nach München, wo es von Schmeller 1830 bei deſſen Herausgabe des Heliand benutzt wurde.

Die ganze literariſche Angelegenheit über die Herausgabe des Heliand findet der Sprachforſcher in der Halliſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung von 1799 Nr. 117 und in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen von 1831 8. Stück. Den 15. Januar, in der Recenſion des Schmeller'ſchen Heliand von Jacob Grimm.

Reinwald's erſte autographiſche Handſchrift, Text und Ueberſetzung, im untern Rande durchweg ſprachlich gloſſirt, verehrte Reinwald's Wittwe an Ludwig Bechſtein in Meiningen, dem wir auch einige ſehr ſchätzbare Notizen über Reinwald verdanken, welche er großentheils noch von Reinwald's Wittwe empfangen hatte, die ſeine von uns ſchon einige mal angeführten Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen-Meiningen enthalten.

Noch haben wir über den Lebensgang von Reinwald's Gattin zu berichten, von dem uns zwei ſehr werthvolle Aufzeichnungen und zwar von Verfaſſern, welche der Verewigten im Leben ſehr nahe geſtanden haben, vorliegen, die wir hier in einem Auszuge mittheilen. Die erſte erſchien unter dem Titel Züge aus dem Lebensbild der Frau Hofräthin **Reinwald** geb. **Schiller**, entworfen von Dr. Ackermann, Oberhofprediger. Der Ertrag zu einem wohlthätigen Zweck im Sinne der Vollendeten. Meiningen 1847. 8°. Die zweite iſt der Nekrolog von Schiller's Schweſter von W. A. Paſſow in Blätter für litera-

[1]) S. Briefwechſel S. 252.

rische Unterhaltung. Mittwoch, Nr. 265. 22. September 1847. S. 1059—1060.

Elisabeth Christophine Friederike war das älteste Kind der Schillerschen Familie; sie war zwei Jahre vor ihrem Bruder Fritz in Marbach geboren am 4. September 1757.[1]) Die Geschwister schlossen sich von Kindheit auf das Innigste an einander an. Die häuslichen Verhältnisse der Eltern waren lange Zeit sehr beschränkt; der Vater Johann Caspar diente als württembergischer Offizier, und war gering besoldet; die Mutter hatte ihrem Mann kein Vermögen zugebracht. Erst später, als der Herzog von Württemberg Schiller's Vater auf die Solitüde bei Stuttgart berief, um daselbst eine Baumschule für das ganze Land anzulegen, kam die Familie allmälig zu einigem Wohlstand.

Hier auf der Solitüde verlebte Christophine frohe Tage; das nahe Stuttgart bot manche gesellige Freude; mit dem Bruder, der von der Karlsakademie öfters zum Besuch kam, wurden dramatische Scenen aufgeführt und schwärmerische Pläne für die Zukunft entworfen. — Als sich Schiller zur Flucht aus Stuttgart entschloß, war die Schwester seine Vertraute, die bis an ihr Lebensende mit einer unbeschreiblichen Innigkeit das Andenken des früh verlorenen Bruders bewahrte.

Christophinens Bekanntschaft mit Reinwald haben wir schon erzählt, ebenso daß der letztere im Jahre 1786 Christophine als seine Gattin nach Meiningen führte.

Reinwald hatte bei vielen trefflichen und achtungswerthen Eigenschaften doch auch manches Schroffe und manche nicht immer wohlthuende Eigenthümlichkeit; so hatte seine Gattin Mancherlei zu ertragen und durchzukämpfen, aber die sittliche Gediegenheit, der innere geistige Reichthum und die sich stets gleich bleibende Geduld und Heiterkeit der trefflichen Frau ließ sie auch in ihrer kinderlosen Ehe und in beschränkten ökonomischen Verhältnissen vielfaches Glück finden, und in kurzer Zeit erwarb sie sich zahlreiche treue Freunde und Freundinnen, zu welchen sie auch die kraftvolle, schlichte Mutter des jetzt regierenden Herzogs[2]) von Sachsen-Meiningen zählen durfte. Nach Reinwald's Tode 1815 brachte die Witwe längere Zeit in der Hei-

[1]) S. Schiller's Beziehungen. S. 15.
[2]) S. Briefwechsel S. 88.

mat, vornehmlich in Marbach zu, von wo sie auch mit einer Freundin einen Theil der Schweiz bereiste; aber freundschaftliche Verbindungen und ökonomische Rücksichten führten sie wieder nach Meiningen zurück, wo sie ein seltenes Alter in den glücklichsten und schönsten Verhältnissen erreicht hat. Nur noch selten wurde dies ruhige Leben durch kleine Reisen, z. B. nach Rudolstadt, wo Schiller's älteste Tochter[1]) lebt, unterbrochen.

Alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte blieben ihr bis zum letzten Augenblicke in wunderbarem Maße treu; nur das Gehör hatte in den letzten Jahren abgenommen, doch verständigte sie sich mit Bekannten und Befreundeten immer noch ohne besondere Mühe. Vor etwa zwei Jahren war sie an der Grippe heftig erkrankt, sie selbst und der Arzt hatten kaum noch Hoffnung; dennoch erholte sie sich und war seitdem wo möglich noch frischer und lebensvoller als vorher. Ja noch in den letzten Wochen machte sie großentheils zu Fuß Spaziergänge nach schönen hochgelegenen Punkten der Umgegend, die sie seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sehr selten mag Jemand in ihrem Alter des Lebens sich so erfreut, es so heiter genossen haben wie Christophine Reinwald, und zugleich so in jedem Augenblicke zum Abschied bereit gewesen sein wie sie. „Mein Todestag ist mir lieber als mein Geburtstag", antwortete sie, als kürzlich ihr naher neunzigster Geburtstag erwähnt wurde. Sie äußerte wiederholt, daß sie jeden Tag als ein wunderbares Gnadengeschenk Gottes betrachte, und daß es deshalb undankbar sein würde, wenn sie nicht jeden derselben möglichst zu nutzen, eines jeden derselben sich möglichst zu erfreuen trachte. Sie müsse sich immer den ganzen Inhalt ihres Lebens zurückrufen, um zu begreifen wie alt sie sei, denn sie fühle ihre Jahre nicht; aber nur durch unaufhörliche Thätigkeit könne sie sich am Leben erhalten. Deshalb hatte sie immer eine ganze Reihe von Arbeiten zur Hand, mit denen sie sich abwechselnd beschäftigte. Von ihren Hausgenossen auf das liebevollste gepflegt, nahm sie doch nur wenige Dienstleistungen an: sie fegte bis ans Ende ihre Stube selbst, sie machte ihr Bett selbst, nicht aus Noth, sondern um der Beschäftigung willen; sie verfertigte sich den größten Theil ihrer Kleidungsstücke selbst. Und diese häuslichen Arbeiten wechselten mit künstlerischen und geistigen. Von frühauf

[1]) Caroline Henriette Luise. S. a. a. O. S. 6. 7. 220. 238 u. 239.

eine eifrige und kunstfertige Malerin übte sie diese Kunst noch an ihrem letzten Lebenstage. Im Frühlinge 1845 zeigte sie mir einen Stahlstich in klein Quart, eine Himmelfahrt darstellend, und fügte hinzu: „Das soll meine Arbeit für diesen Sommer sein, dies Blatt zu copiren; es soll aber drei bis vier mal größer werden, denn dabei lernt man am meisten!“ Im Herbste war die Kreidezeichnung größtentheils vollendet. Mit besonderer Vorliebe aber malte sie in Wasserfarben Blumen und Früchte nach der Natur; ein solches unvollendet gebliebenes Blatt beschäftigte sie in ihren letzten Tagen. Auch mit der neuern und neuesten Literatur erhielt sie sich fortwährend in einiger Bekanntschaft, zunächst mit Dem was ihren großen Bruder betraf, wie sie z. B. an Kurtz' „Schiller's Heimatsjahre“ und an Laube's „Karlsschüler“ ihre große Freude hatte; doch wollte sie die Darstellung der letztern nicht sehen, sie fürchtete das lebendige Andenken zu trüben, wenn sie den Bruder durch einen andern fremden Menschen dargestellt sähe. Aber auch andere Schriften zu lesen war ihr fortwährendes Bedürfniß. So hatte sie vor einigen Jahren ein einzelnes Gedicht von Chamisso zur Hand bekommen; dadurch angeregt ließ sie sich dessen gesammelte Werke bringen, las sie fast ganz durch und bezeichnete die Eigenthümlichkeit des Dichters, welche ihren heitern Sinn freilich nicht durchweg ansprach, mit klaren und scharfen Worten. Wenige Tage vor ihrem Tode hörte sie mit großem Interesse eine Mittheilung über Hänle's „Würtembergische Lustschlösser“, und freute sich auf das Buch, welches so viele heimliche Erinnerungen für sie enthielt; doch hat sie es nicht mehr zu sehen bekommen. Aus Büchern welche sie ansprachen schrieb sie Viel ab, auch ausführliche, inhaltvolle Briefe schrieb sie nicht eben selten in festen, deutlichen Zügen.

Mit großer Vorliebe hing sie an ihrer Heimat und ihrer Jugendzeit, von der sie mit seltener Lebendigkeit und mit stets sich steigerndem Eifer erzählte, ohne daß ihr Gedächtniß für die nächste Vergangenheit geschwächt gewesen wäre. Vor kaum zwei Jahren entwarf sie mir die lebendigste Schilderung der Solitude, und zeichnete während des Sprechens einen übersichtlichen Grundriß derselben und ihrer Umgebungen mit dem Bleistift nieder. Einen Beweis der innern Jugend und Kindlichkeit die sie sich bewahrt mag auch folgende Aeußerung abgeben. Sie erzählte mir einmal Viel von ihrem Vater und seiner rastlosen Thätigkeit, und schloß mit den Worten:

„Er war ein ganz vortrefflicher Mann; was ich auch unternehmen mag, ich frage mich immer noch zuerst, ob er es auch billigen würde.“

Eine tief religiöse christliche Gesinnung, die sich besonders in großem Interesse für geistliche Dichtungen und für das Missionswesen aussprach, ging bei ihr Hand in Hand mit der größten Heiterkeit, die sich nicht selten wie bei einem jungen Mädchen in dem herzlichsten Lachen und manchem treffenden Scherz kund gab. Durch und durch aber war sie einfach, natürlich und wahr.

Diesem reichen Schatze des Herzens standen die glücklichsten äußern Verhältnisse zur Seite. Aller ökonomischen Sorgen war sie durch die huldvolle Fürsorge des Herzogs von Sachsen-Meiningen, der ihre gesetzliche Pension wesentlich erhöht hatte, überhoben. Wiederholt bot ihr derselbe Fürst, boten ihr andere hohe Gönnerinnen eine weitere Steigerung ihres Einkommens an; sie lehnte es dankend ab, denn für ihre Bedürfnisse war reichlich gesorgt. In ihrer nächsten Umgebung fand sie die liebevollste und sorgsamste Pflege, an welcher sich Schiller's jüngste Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, und deren Gemahl bei ihrem häufigen Aufenthalte in Meiningen auf die schönste und zarteste Weise betheiligten. Wol nur selten verging ein Tag an dem der Greisin nicht durch Einheimische oder Fremde Gelegenheit zu lebendiger Unterhaltung geboten wurde, wie sie sie so sehr liebte. Namentlich waren ihr die häufigen Besuche der edeln Herzogin und des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen stets eine Quelle großer Freude; auch andere fürstliche Personen: die verwitwete Königin von Großbritannien, die Herzogin Bernhard und der Erbgroßherzog von Weimar suchten Schiller's Schwester auf. Mit herzlicher Freude, aber ohne Eitelkeit sprach sie von solchen Besuchen, durch die sie sich aus ihrer gewöhnlichen Fassung und Haltung durchaus nicht aufscheuchen ließ. Herzgewinnend war die Freundlichkeit, mit der sie jeden Besuch empfing, die warme Dankbarkeit mit der sie jeden Versuch ihr eine Freude zu machen belohnte.

So lebte Christophine Reinwald in ihrer bescheidenen aber freundlichen, bilderreichen Stube im Erdgeschoß von Jahr zu Jahr fort; schon früh am Morgen saß sie im saubersten Anzuge am Fenster, und hatte für jeden Hineinblickenden einen freundlichen Gruß. Ihre auch zuletzt nur wenig gebeugte Gestalt trug keine Spur greisen-

hafter Hinfälligkeit an sich; ihre Augen leuchteten in der Lebendigkeit des Gesprächs jugendlich, ihre Wange war zart geröthet; ihre Sprache, aus der ein Anflug der schwäbischen Mundart nie ganz verschwand, war ungebrochen und fließend. Die Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, welche man an der Lebenden nur wenig bemerkte, trat in der ruhig schlummernden Leiche auffallend hervor, besonders in der obern Hälfte des Gesichts.

Am 30. August ging sie Nachmittags noch aus, um im Theater die neue Arbeit eines Malers zu sehen, an der sie ihre vollste Theilnahme zeigte. Gegen Abend fühlte sie sich unwohl, meinte aber eines Arztes nicht zu bedürfen, doch gab sie zu, daß in dem Zimmer neben ihrer Schlafkammer eine Wärterin blieb. Diese hörte sie mehrmals über Schmerzen klagen, dann das Vaterunser beten; als sie nach längerer Pause gegen Morgen in die Kammer trat, fand sie die Greisin mit geschlossenen Augen sanft entschlafen.

So krönte ein seliges Ende ohne körperlichen oder geistigen Verfall das reiche und glückliche Leben einer Frau, die dem Kreise ihrer Freunde merkwürdig und unvergeßlich sein würde, auch wenn sie nicht Schiller's Schwester gewesen wäre. Aber sie war die würdige Schwester eines solchen Bruders. Sie hat die auch ihr befreundete Karoline von Wolzogen nur um wenige Monate überlebt, und wir stehen an ihrem Grabe mit dem Gefühle, daß wir hier die letzte Mitlebende und Zeugin einer großen und herrlichen Zeit zur Ruhe bestattet haben.

Zum Schluß theilen wir hier noch den Nachruf von dem Hofprediger Dr. Ackermann mit, aus dem Meininger Volksblatt 1847. Nr. 40:

Am 31. August 1847 3 Uhr früh endete ein Schlagfluß das Leben der Frau Hofräthin Elisabeth Christophine Friederike Reinwald geb. Schiller wenige Tage vor ihrem 90sten Geburtstag; kein Krankenlager, nur ein vorübergehendes Unwohlseyn war diesem Ereigniß vorausgegangen; mit ungeschwächter Geistesfrische hatte sie sich noch den Tag vor ihrem Tod am Anblick eines Kunstwerks erfreut, das zur Beschauung hier ausgestellt war; ihr Leben verklang, wie es geführt worden war, im Gefühl des Schönen und Guten, womit Gott die Welt ausgestattet hat. Allgemein und innig war die Theil-

nahme, die ihr Hinſcheiden hervorrief; denn ſie war allgemein verehrt und geliebt; in allen Ständen waren ihr die Herzen zugethan; unſre Herrſchaften und die verwandten und befreundeten Glieder unſres fürſtlichen Hauſes kamen gern zu ihr, und bezeugten ihr Wohlwollen und Achtung; Durchreiſende und Fremde ſuchten ſie auf, und ſchieden mit angenehmen Eindrücken und Erinnerungen von ihr; Freunde und Freundinnen gingen bei ihr aus und ein, und erquickten ſich an ihrem Umgang und an ihren Geſprächen, und wie Viele, denen ſie wohlgethan hatte, ſprachen ihr freundlich grüßend zu, wenn ſie an ihrem Fenſter ſaß. 61 Jahre ihres Daſeins hat ſie großentheils hier in Meiningen verlebt. Im Sommer des Jahres 1786 kam ſie als die Gattin des Bibliothekar's Reinwald, hieher; nach des Mannes Tod, der im Jahr 1815 erfolgte, zog ſie in ihr Vaterland und lebte daſelbſt einige Jahre bei ihren Verwandten; im Jahr 1822 kehrte ſie mit einer Freundin, die in Stuttgart zum Beſuch bei ihr geweſen war, zurück, miethete ſich dann ſpäter bei dieſer Freundin ein, und hat vom Jahr 1832 bis an ihren Tod ununterbrochen in den ihr lieb gewordenen Räumen gewohnt.

Das, was am meiſten von ihr bekannt war, und was ſie für Viele beſonders anziehend machte, war vornehmlich zweierlei, einmal der Umſtand, daß ſie Schiller's Schweſter war, die Schweſter des gefeiertſten deutſchen Dichters, und dann ihre ungemeine Rüſtigkeit und Lebendigkeit im hohen Alter. In den Geſichtszügen trat keine merkliche Aehnlichkeit mit ihrem Bruder hervor; erſt nach dem Tode wollen Etliche das deutliche Hervortreten einer ſolchen wahrgenommen haben. Deſto unverkennbarer waren die Züge der Aehnlichkeit zwiſchen ihr und dem Bruder in ihrem Innern. Sie hatte, wie er, ein begeiſterungsfähiges Gemüth, ein Gemüth, das eines hohen Aufſchwungs fähig war; von allem geiſtig und ſittlich Ausgezeichneten fühlte ſie ſich lebhaft ergriffen, und ſprach ſich lebhaft darüber aus, und in ihrer Ausdrucksweiſe, beſonders in ihrer Schreibart, lag etwas von dem Ernſt und von der Würde des Schilleriſchen Styl's. Auch in Abſicht auf dichteriſche Begabung hatte ſie etwas mit dem Bruder gemein; ſie hatte außerordentlich viel Sinn für Poeſie und Kunſt; Gedichte, Gemälde, Kunſtanſchauungen aller Art waren ihr eine Lebensfreude und ein Lebenselement, — ſie erquickte, ſie erbaute ſich daran, ſie war Gott und den Menſchen dankbar für ſolche Genüſſe. Ihre frohen oder frommen Erregungen ſchrieb ſie nicht ſelten in

Versen nieder, am liebsten und am häufigsten aber beschäftigte sie sich mit Zeichnen und Malen. Diese Beschäftigung setzte sie bis an ihr Ende fort; noch am letzten Morgen ihres Lebens hatte sie ein Frucht- und Blumenstück zu malen angefangen. Auch in dem, was sie zeichnete, prägte sich ihre Eigenthümlichkeit entschieden aus. Nie würde sie sich dazu verstanden haben, eine Karikatur zu zeichnen. Sie zeichnete am liebsten Blumen und Früchte, und diese vorzüglich gern nach der Natur; oder biblische Geschichten und Gegenstände. Johannes der Evangelist, Jesus unter den Kindlein, der Auferstandene zu Emmaus, den die Jünger am Brodbrechen erkennen, — das waren Bilder, die sie nicht müde wurde, theils zu copiren, theils selbst zu entwerfen. Mit ihren Zeichnungen und Bildern schmückte sie ihre Wohnung aus, oder beschenkte ihre Freunde und Freundinnen damit.

Vater und Mutter ehrte sie lebenslänglich mit der kindlichsten Dankbarkeit. „Mein Vater, äußerte sie oft, war ein vortrefflicher Mann; bei allem, was ich vorhabe, frage ich mich, ob er es auch billigen würde.“ Wie für die Eltern, so hatte sie auch für die Geschwister, besonders für den Bruder ein Herz voller Anhänglichkeit und Liebe. Das Herz ging ihr auf, wenn die Rede auf ihn kam, und wenn sie Dieß und Jenes von ihm erzählte, was in keiner Lebensbeschreibung von ihm stand; wenn sie unvermuthet irgendwo sein Bildniß sah, so war sie freudig überrascht, und rief: „ach mein Bruder!“ Aber bei aller Verehrung und Liebe für diesen Bruder war sie weit davon entfernt, diese Verehrung zur Schau zu tragen, oder sich irgendwie damit hervorzuthun, daß sie seine Schwester sey, oder von ihrem Bruder und von seinen Werken mit aller Welt zu sprechen; von freien Stücken sprach sie nicht leicht über ihn; wer sie nicht ausdrücklich auf diesen Gegenstand brachte, hörte und erfuhr darüber nichts von ihr.

In ihrer Bescheidenheit rechnete sie den größten Theil der Aufmerksamkeit und Achtung, die man ihr bewies, nicht sich, sondern ihrem Familiennamen und ihrem Verhältniß zu dem Bruder zu. Aber nicht mit Recht. Denn wer sie näher kannte, schätzte und ehrte sie um ihrer selbst willen, und ganz abgesehen von der besprochenen Beziehung. Was zunächst bei ihr in die Augen fiel, und am häufigsten erwähnt und bewundert wurde, war ihre Lebenskräftigkeit; sie war eine durchaus kernige Natur, die letzten Jahrzehnte schienen spurlos an ihr vorüber gegangen zu seyn; selbst von dem heftigen

Krankheitsanfall, den sie mehrere Jahre vor ihrem Tod zu bestehen hatte, erholte sie sich zum Verwundern schnell, und ohne alle Spur von zurückgebliebener Schwäche. „Ich muß mir manchmal, sagte sie nicht selten lachend, den ganzen Inhalt meines Lebens zurückrufen, um zu fühlen, wie alt ich bin.“ Von Jugend auf an Arbeitsamkeit gewöhnt, blieb sie bis zum letzten Tag ihres Lebens in gewohnter Weise thätig; sie hatte nur eine ab- und zugehende Bedienung; das Meiste, was in andern Häusern durch Dienstboten geschieht, that sie selbst. Es war ihr zuwider, müßig zu sein, oder sich viel bedienen zu lassen, oder das, was sie gern rasch angriff, zaudernd und langsam vornehmen zu sehn. „Das erhält munter und frisch, und vertreibt die Langeweile,“ erwiederte sie scherzend, wenn ihr eine Minderung ihrer häuslichen Geschäftigkeit anempfohlen wurde. Sie hätte sich manche Gemächlichkeit verschaffen, ihr Daseyn und ihre Umgebung mit mancher Bequemlichkeit und Annehmlichkeit ausstatten können; die Mittel wurden ihr dazu geboten; ihren Verwandten, die sie herzlich liebten, wie unserm Landesherrn, der ihre Pension auf das Doppelte erhöht hatte, wäre es Freude gewesen, ihr in diesen Beziehungen manches Wünschenswerthe gewähren zu können; aber sie hatte keine Wünsche, keine Bedürfnisse dieser Art; sie war, was Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräthschaften und sonstige Ausstattung der äußern Existenz betrifft, von einer Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit, wie sie heut zu Tage, selbst in geringeren Ständen, kaum mehr gefunden wird, ja man mögte sagen wegen der ganz andern Eindrücke und Gewöhnungen, unter denen die Jugend jetzt groß wird, kaum mehr möglich ist. Einfachheit, prunklose Einfachheit war ein Grundzug ihres Wesens und ihres Lebens. Alles Ueberflüssige, Ueppige, Verweichlichende, Luxuriöse mogte sie nicht, und hielt es fern von sich; und ihren Begriffen nach war Vieles überflüssig und verwöhnend, was Andern für ganz unentbehrlich galt. Mit niedlichen Speisen und Gerichten war ihr nicht gedient; die einfachste Kost war ihr die liebste, selbst nach einer überstandenen Krankheit, und bei anfangender Genesung. In größere Gesellschaften ging sie nicht; bei Zweien und Dreien, und wo Alles einen ungezwungenen, ungekünstelten, herzlichen Ton und Zuschnitt hatte, fühlte sie sich am wohlsten. Dem Volk, und allen den Lebenskreisen, in denen Sitteneinfalt, Natürlichkeit, Unverschrobenheit und Aufrichtigkeit herrschten, war sie von ganzer Seele zugethan. „Mir ist wohl, steht in ihrem

Tagebuch, unter euch Menschen von niederem Stande. Da findet man bei aller Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises noch Kraft und Selbstständigkeit. Und was ist unsre Aufklärung, unsre Bildung? Meist äußerer Schimmer, kein inneres warmes Gefühl. Lernt nicht selbst die heilige Sprache der Seele, die Empfindung, eine fremde Sprache, und wird sie nicht oft durch Convenienz und Drechselei zur Unnatur?"

Ihre Einfachheit und Genügsamkeit war eine Frucht ihres Gemüths, und ihrer Erziehung. Unter Entbehrungen und Versagungen von mancherlei Art war sie aufgewachsen im elterlichen Haus; ein Kleid von selbst gesponnenem Zeug, eine Frucht von dem Baum, den des Vaters Hand gepflanzt und gepflegt hatte, — das waren in ihrer Jugend Freuden und Gaben von bedeutendem Werth für sie. Wie sehr kam ihr eine derartige Jugend und eine solche Sinnesweise im späteren Leben zu Gute! Ihr Gatte, ein sehr braver und hochgeachteter Mann, aber kränklich und zum Trübsinn geneigt, hatte nicht mehr als 300 Gulden Besoldung, und von dem, was zur Haushaltung und Lebensführung gehört, und was zur Erheiterung und Beglückung einer jungen Frau gereichen kann, wußte er, der fast nur in seinen Büchern und in seiner Gelehrsamkeit lebte, wenig oder nichts. Er sah es gern, wenn die Frau ihm Lieblingsgerichte brachte, rechnete aber nicht nach, wovon sie die Anschaffung derselben bestritt, erkannte nicht, daß sie sich selbst alles das abdarbte, was sie für ihn erübrigte, und versagte ihr nicht selten kleine Summen, die sie blos zu dem Zweck, um größere Ausgaben zu ersparen, von ihm verlangte, indem sie Vieles, was im Hause nöthig war, selbst verfertigen wollte. Von Besuchen war er kein Freund, selbst Frauen hielt er vom Umgang mit der seinigen möglichst fern; nicht aus Mangel an Liebe für seine Frau, oder weil er ihr keine Freude gegönnt hätte, — denn er ehrte und schätzte sie sehr, — sondern weil er glaubte, einen Gelehrten und einen Dichter zum Manne zu haben, das reiche für sich schon hin, eine Gattin zu beglücken. In so einförmiger Lebensweise, in so beschränkter Lage, bei so viel häuslichen Entbehrungen, Anstrengungen, Opfern, bei so wenig Aufheiterung und Ansprache von außen her, — wie viele hätten sich in solchen Verhältnissen höchst unglücklich gefühlt, und hätten eine solche Lage kaum erträglich gefunden! Nicht so unsre Vollendete! Man hörte keine Klage von ihr, sah keine verdrüßliche Geberde an ihr; zufrieden, ja vergnügt

ging ſie ihren ſtillen Gang durch's Leben. „Wie wohl fühle ich mich in meinem kleinen Leben, zeichnete ſie in ihr Tagebuch auf, und beſeligt durch eine höhere Macht, die ins tiefſte Herz blickt, lerne ich in dieſem beſcheidnen Looſe ein hohes Glück finden.“ Forſchen wir den Urſachen ſolcher Heiterkeit und Zufriedenheit nach, ſo finden wir dieſe zum Theil in der ſchon vorhin erwähnten Gewöhnung zur Einfachheit und Anſpruchloſigkeit von Jugend auf; zum Theil lagen ſie in ihrer geſunden kräftigen Natur, die nichts Grämliches, und keine krankhaften Verſtimmungen aufkommen ließ; zum Theil waren es aber noch tiefere und noch höhere Quellen, aus denen ihr gleichmäßig friſcher und fröhlicher Sinn entſprang. Sie hatte eine Wahrheit entdeckt, und dieſe Wahrheit zum Grundſatz und zur Richtſchnur für ſich erhoben, die für die Mehrzahl der Jetztlebenden in ferner Verborgenheit zu liegen ſcheint; Viele der Jetztlebenden bringen es nicht einmal bis zur Erkenntniß dieſer Wahrheit; noch Wenigern gelingt die wirkliche Erfaſſung derſelben, und ihre Einführung in ihr Leben. Denn unſer Sinn iſt überwiegend auf den Reiz, auf den Wechſel, auf die Fülle gerichtet; uns graut, uns bangt vor genußleeren Tagen, ja nicht ſelten vor genußleeren Stunden; auf gewohnte Annehmlichkeiten zu verzichten, halten wir für thörigt, und bedauern den, den die Umſtände, oder gewiſſe Trauerfälle dazu nöthigen. Die Selige aber dachte und ſprach: „auch aus der Entſagung quellen Freuden!“ — und gewiß! wenn irgendwo, ſo hat ſich's in ihrem Leben herrlich bewährt, daß dieſer Gedanke Wahrheit iſt. Die Berichte der Reiſenden erzählen von ſandigen Gegenden im nördlichen Afrika, die reich an verborgenen Quellen ſind. Gräbt man hier einige Fuß tief ein, und gräbt eine ſolche Quelle auf, ſo wandelt ſich die Natur des Bodens in kurzer Zeit auf zauberiſche Weiſe um. Friſches erquickendes Grün dringt da hervor, wo vorher nichts als glühender Flugſand lag, und Blumen und Früchte entſproſſen dem Boden, der zuvor alles verſagen zu wollen ſchien. Auf ähnliche Weiſe verhielt ſich's im Leben der Entſchlafenen mit der Befolgung des eben erwähnten Spruchs. Ihr entſagungsvolles Leben ſchien Manchen ein ödes, freudenleeres Leben zu ſeyn. In der That aber war es das Gegentheil. Denn, — ſetzten ihre Entſagungen ſie nicht in den Stand, Andern Freude zu ſchaffen, Freude zu bereiten? gewährten ſie ihr nicht die Mittel, wohlzuthun und mitzutheilen? Es iſt außerordentlich, wie Viel Gutes die Verewigte

im Stillen gethan hat, — und bei allen Gelegenheiten, wo es einen edlen und schönen Zweck zu fördern galt, war sie unter den willigen und fröhlichen Gebern stets voran. Sie strickte Strümpfe, sie fertigte Kleidungsstücke für die Armen, und wie freute sie sich, wenn der Lenker der großen wie der kleinen Lebenswege ihr einen armen Reisenden zuführte, der ihr mit wahrem Wohlgefühl für die warme Fußbekleidung dankte, die sie ihm schenkte! Aber nicht blos von außen her, auch von innen heraus wuchsen ihr aus ihrem Grundsatz von der Entsagung Freuden und Genüsse zu. Denn dieser Grundsatz verschaffte ihr je länger je mehr das köstliche Gefühl der Unabhängigkeit, der innern Unabhängigkeit und Freiheit; er verschaffte ihr das schöne Gefühl der Vermehrung ihrer sittlichen Kraft, — und vor allen Dingen bewahrte er ihr Gemüth vor dem, was die unsrigen mitten im Besitz unsrer Güter so oft unfähig macht, ihrer wahrhaft froh zu werden, — er bewahrte sie vor Uebersättigung und Abstumpfung. Bis in's höchste Alter behielt die Abgeschiedene eine ungeschwächte lebhafte Empfänglichkeit für Alles, was in Kunst, Natur und Menschenwelt Ansprechendes sich ihr bot; auch über Geringes konnte sie sich so herzlich und so innig freuen, wie Andere es kaum über Bedeutendes und Großes können; das hätte sie nicht gekonnt, wenn nicht Mäßigung und Entsagung die Gefährtinnen ihrer Jugend und ihres Lebens gewesen wären!

Zu der sittlichen Haltung und Richtung des Gemüths, worauf der frohe und zufriedene Lebenssinn der Vollendeten hauptsächlich beruhte, gesellte sich bei ihr echte Frömmigkeit als Grundstein und Pfeiler für den ganzen Aufbau ihres Denkens, Wollens und Thuns hinzu. Ihre Frömmigkeit war durchaus naturwüchsig und gesund; es war nichts Gemachtes, Gekünsteltes, Erzwungenes dabei; — keine Spur von Hohläugigkeit, kein Hauch, kein Zug von jener blassen thränenseligen Andacht, die es nicht begreifen kann, warum der Himmel über der sündenvollen Erde so freundlich ist. Hochherzig wie ihr ganzes Wesen, so war auch ihr Gottesglaube; sie verstand, sie fühlte das erhabene Wort des Erlösers: „der Herr läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und über die Bösen" — seiner ganzen Größe nach; ihr Gott war nicht der Gott des Eifers, sondern der Gott der Liebe, und der bekannte Johannesspruch: „Gott ist die Liebe" 1 Joh. 4, 16. gehörte zu ihren Lieblingssprüchen. Eifern, sich ereifern, sich lebhaft ereifern, — das konnte unsre Heimgegangene

auch; sie war keineswegs eine von den marklosen Naturen, denen es von Haus aus an aller Zornmüthigkeit gebricht. Im Gegentheil! sie sprach sich über das, was sie mißbilligte, streng und entschieden aus; Trägheit, Hochmuth, Schwelgerei und Verschwendung konnten sie in lebhafte Entrüstung versetzen, ja sie wurde Feuer und Flamme, wenn empörende Ungerechtigkeiten zur Sprache kamen; oder wenn sie gegen das Laster der Wollust, dem sie am meisten gram war, zu Felde zog. Alle diese Entrüstungen und Ereiferungen gingen aber bei ihr nicht über den Kreis der sittlichen Lebensansichten und Stimmungen hinaus; auf ihre religiösen Ansichten, auf ihre religiösen Gefühle wirkten sie nicht störend und trübend ein. Gott und das Göttliche standen ihr hoch über den Leidenschaften und Verirrungen der Menschen, und religiöse Unduldsamkeit und Verdammungssucht fanden keinen Anklang in ihrer Seele. Es geht ein Vorurtheil durch die Welt, das in unsern Tagen an Macht und Ausbreitung auffallend zunimmt, und sich mit Erfolg bemüht, dem jetztlebenden Geschlecht alle Frömmigkeit gründlich zu verleiden. Das ist das Vorurtheil: Frömmigkeit vertrage sich nicht mit Fröhlichkeit; die Fröhlichkeit müsse der Frömmigkeit weichen, ja die Frömmigkeit mache der Fröhlichkeit Selbstvernichtung zur Pflicht. Ist ein Leben geeignet, dieß Vorurtheil zu widerlegen und seine gänzliche Grundlosigkeit überzeugend darzuthun, so ist es das Leben, das als ein fröhlich und selig vollendetes vor uns liegt. In der That! bei unserer Verklärten ging beides, das Frommsein und das Fröhlichsein stets Hand in Hand, wie ein Geschwisterpaar; sie vertrugen sich nicht blos vortrefflich mit einander, sie wirkten auch fördernd auf einander ein; sie unterstützten, erhöhten und verschönerten einander, und das alles ohne besondern Aufwand von Mühe, sondern so natürlich und so von selbst, wie Lerchengesang und Frühlingshimmel. Die glücklichsten und fröhlichsten Augenblicke ihres Lebens waren für die Heimgegangene die, in denen sie sich innerlich gedrungen fühlte, dem lieben Gott zu danken. Und wie oft fühlte sie Veranlassung dazu! denn jede gute Gabe, die sie hienieden' empfing, regte fromme Dankgefühle in ihr an. „Gott hat mich wunderbar und segensreich geführt!" — das war ihre beständige Verkündigung; man darf sie in dieser Beziehung eine Evangelistin nennen, denn ihr Mund floß allezeit über von dem, wovon ihr Herz voll war, von der Güte Gottes, die sie ihrem Gefühl nach in so reichem Maße an sich er-

fahren hatte. Darum bestätigte sich auch an ihr, was Johannes schreibt: „die völlige Liebe treibt die Furcht aus.“ 1 Joh. 4, 18. Das, was uns Alle mehr oder minder beunruhigt und quält, was oft so düster und riesengroß aufsteigt in uns, und seinen kalten Schatten weit hinauswirft auf die sonnige Flur unsers Lebens, — das kannte die Verewigte nicht; sie kannte keine Furcht, keine Sorge, keine Bangigkeit vor der Zukunft. „Gott hat mich ja so lieb! warum sollte er mir Uebles thun?“ äußerte sie, wenn von schlimmen Möglichkeiten auf ängstliche Weise geredet wurde. Ihre Frömmigkeit war, was sie sein soll, und wie sie in der Schrift genannt wird: Gottseligkeit!

Aber nicht blos Blüthe, auch Frucht, reiche, edle Frucht schmückte den Baum der Frömmigkeit bei der Dahingegangenen. Sie sah ihr Leben an wie einen Gottesdienst; mehr noch, sie führte es wie einen solchen. Alle Menschen auf Erden, meinte sie, seien Werkzeuge Gottes, und es sey ihr Glück wie ihre Ehre, dasjenige zu erkennen und auszurichten, was Gott für sie bestimmt habe, und was er durch sie ausgerichtet haben wolle. Betrachtungen und Erwägungen dieser Art gaben bei ihr den Ausschlag, als sie im Begriff stand, einen der wichtigsten Schritte ihres Lebens zu thun. Es ist aus Schiller's Lebensgeschichte bekannt, wie und wodurch Hofrath Reinwald sowohl mit dem Dichter, als auch mit dessen Schwester in Berührung und Briefwechsel kam. Jahre lang schrieben Reinwald und seine nachherige Gattin an einander, ohne daß von einer näheren Verbindung zwischen ihnen die Rede war. Als Reinwald endlich den Wunsch einer solchen ausgesprochen, und um die Hand seiner Correspondentin angehalten hatte, wendete sich diese, ehe sie das Jawort gab, an den damaligen hiesigen Hofprediger Pfranger, und bat ihn, Reinwald's genauesten Freund, um seinen Rath. Pfranger antwortete ihr: „aus ihren Briefen kenne er ihren anspruchslosen und heitern Sinn; Reinwald sey kränklich und habe Anlage zur Hypochondrie; deshalb stehe er ziemlich einsam und freudlos in der Welt, und es würde das größte Glück für ihn seyn, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben.“ Diese Antwort bestimmte ihren Entschluß; die Stellung in die sie eintreten, die Aufgabe, die sie darin lösen sollte, erschienen ihr als Wink, und als Ruf von Gott; „Das ist's, dachte sie, was Gott in diesem Leben von Dir gethan und geleistet haben will; was Du hienieden Gutes zu thun schuldig bist, sollst

du an diesem Manne thun!" Nun sagte sie freudig Ja, — und nie in ihrem Leben hat sie ihre Ansicht über diesen Punkt geändert; es ging ihr nicht wie denen, die sich in aufgeregter Stimmung einem Berufe widmen, den sie nachher, wenn die Aufregung vorüber ist, doch nicht für den ihrigen erkennen. Im Glauben, im freudigen Glauben, wie sie den neuen Lebensweg angetreten hatte, so wandelte sie fort und fort auf ihm, so vollendete sie ihn, und noch am Schluß ihrer irdischen Laufbahn sprach sie es als ihre volle gläubige Ueberzeugung aus, daß ihr frohes, glückliches, sorgenfreies Alter eine Belohnung und eine Bestätigung von Gott sey; die Bestätigung, daß sie seinen Willen verstanden und befolgt habe, als sie sich zum Weggang aus der Heimath entschloß. Sie hatte sich redlich erworben, was sie in ihrem Tagebuch als das Beste bezeichnete, das sich der Mensch in diesem Leben erwerben könne, „nemlich ein ruhiges Zurückschauen auf die Vergangenheit;" sie war der Mahnung und Forderung treulich nachgekommen, die sie in poetischer Form in ihre Erinnerungsblätter niedergelegt hatte, und die eine sprechende Abspiegelung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit enthalten:

wandle nur treu vor dem Herrn, und führe ein heiliges Leben;
nimm keinen Theil am Geiste der Zeit, er reift zum Gerichte!
führen wird dann dich der Herr auf geheimen sicheren Wegen;
alles besitzest du ewig wenn du nur alles ihm weihest;
auch dein Scherflein im Glauben gebracht ist köstliche Gabe,
gieb ihm alles mit Freuden, behalte nichts als die Liebe!

Eine Frömmigkeit, wie die der Vollendeten war, läßt sich nicht durch Ueberlegung und Vorsatz zu Stande bringen; sie kommt auch nicht blos durch Unterricht und Bücher in das Herz hinein, weder durch Gesangbücher, noch durch Erbauungsbücher über das Wesen des Glaubens und des Christenthums. Das Christenthum, das wahre, kernige, lebendige Christenthum ist und hat durchaus etwas Unmittelbares; es lebt und wächst, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise, wie die wahre Poesie, vom Sinnlichen und Unwillkührlichen, — nemlich von Anschauungen und Eindrücken, die von selbst in's Innere dringen. Die Frömmigkeit, die von Kindheit auf so zu sagen eingeathmet wird, — die Frömmigkeit, die das Kind im elterlichen Haus und Leben sieht, hört, fühlt, und unwillkührlich aufnimmt, — die wurzelt am tiefsten und festesten, weit fester, als die,

die man dem Menschen gefliſſentlich beizubringen ſucht, und deren Werth und Unentbehrlichkeit man ihm auf einleuchtende Weiſe auseinanderſetzt; denn das Eindringen jener iſt nicht ſein Werk, wohl aber das Annehmen dieſer; bei jener beſtimmt und mißt der Menſch nicht ab, wie viel ſie ihm gelten ſoll; wohl aber bei dieſer; dieſe hat nur ſo viel Macht über ihn, als er ihr zuerkennen und zugeſtehen will, — und wo das Göttliche dem menſchlichen Urtheil mehr oder minder unterthan wird, da iſt es eben das wahrhaft Göttliche nicht mehr.

Unſre Entſchlafene wuchs in frommer Umgebung, und unter frommen Eindrücken und Einwirkungen auf, wie denn überhaupt ihr Vaterland von jeher mit Recht dafür gegolten hat, ein kirchliches Land, und ein ſolches zu ſeyn, in welchem das Chriſtliche volksthümlich geworden, und mit der häuslichen Sitte innig verſchmolzen iſt. Schon oben wurde erwähnt, wie lieb der Vollendeten das Oſterevangelium von den Wandrern nach Emmaus war. Dieſe Liebe beruhte hauptſächlich auf einem ihr unvergeßlichen Eindruck aus den Kinderjahren. „Einſt, — ſo erzählte ſie dieſen Vorgang, — da wir als Kinder mit der lieben Mutter zu den Großeltern gingen, nahm ſie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein ſchöner Oſtermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geſchichte von den zwei Jüngern mit, denen ſich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jeſus zugeſellt hatte. Ihre Rede ging unwillkührlich in Begeiſterung über, und als wir auf den Berg kamen, waren wir ſo gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieſer Berg wurde uns zum Tabor!“

So tief innerlich dergleichen Eindrücke und Erlebniſſe für die Heimgegangene geweſen waren, ſo tief innerlich pflegte ſie dieſelben auch zu halten; ſie trug ſie nicht auf den Lippen, miſchte ſie nicht als Würze in die Unterhaltung ein, langte ſie nicht hervor, um ſich oder Andern daran gütlich zu thun; ſie wußte wohl, daß Gefäße mit köſtlicher Narde kühl gehalten ſein wollen, ſonſt verduften ſie! — Indem ich dies ſchreibe, ficht mich der Zweifel an, ob ich Recht gethan habe, dieſe Züge aus dem Lebensbild der Entſchlafenen zu entwerfen und der Oeffentlichkeit zu übergeben? Alles Aufſehen machen, und alles geſpreizte prunkende Weſen war dem ſchlichten geſunden Sinn der Vollendeten ganz und gar zuwider, und Schmeichler verdienten ſich wahrlich keinen Dank bei ihr. Würde ſie es daher wohl

gut heißen, daß ich das, was ich Edles und Schönes an ihr kannte, hier an das Licht stelle? Würde sie zufrieden seyn mit dem Bild, was ich hier von ihr gebe, oder würde sie nicht vielleicht, wenn sie es sähe, unwillig auf mich blicken und sagen: „du hast mit zu glänzenden Farben gemalt, und wo ist denn der Schatten? Bin ich doch so wenig ein Ideal gewesen, als es andere Menschenkinder sind, und hab' es auch gar nicht seyn wollen. Wenn etwas Gutes an mir gewesen ist, so ist es meine gute Natur, — Gottes Gabe!" Nun wahrlich, etwas Anderes habe ich in diesen schwachen Umrissen eigentlich nicht darstellen und ausführen wollen, als dieß: seht! welch' eine Natur! welch' eine echt menschliche, rein menschliche, edel menschliche Natur! und wie wohlthuend, wie erfrischend, wie erhebend ist doch der Anblick einer solchen Natur, deren Herzschlag Gott und die Liebe ist — — habe ich dies nicht erreicht, bringt meine Skizze einen andern Eindruck als diesen hervor, so bitte ich die Schuld davon nicht meinem Herzen und seiner Willensmeinung, sondern meiner Hand und meiner Feder zuzuschreiben.

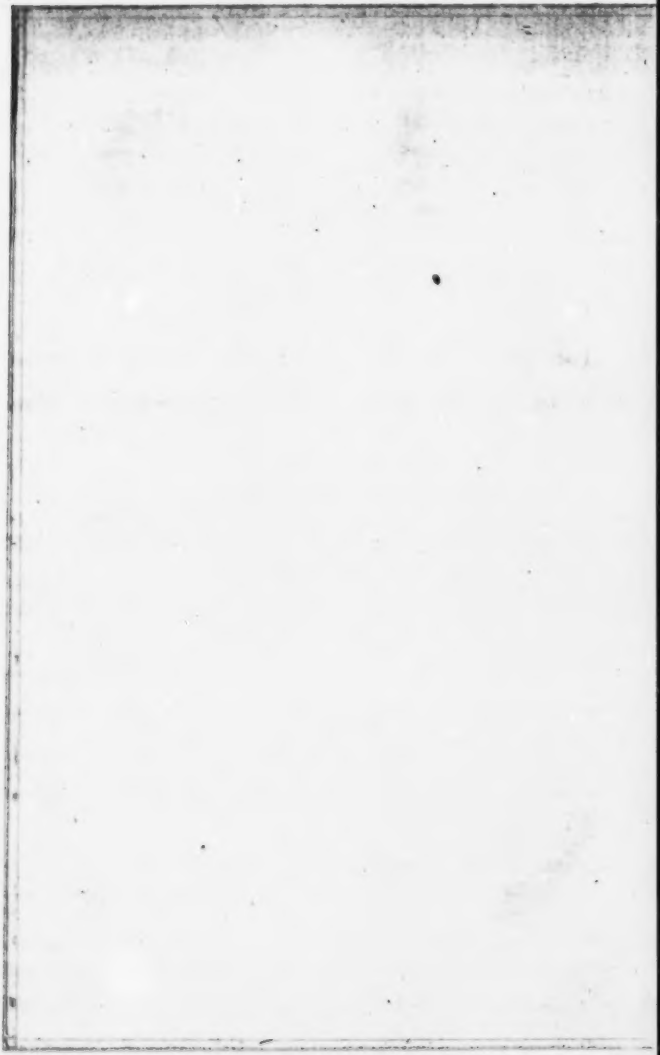

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Liebste Schwester.[1])

Ich verdiente Deine Vorwürfe, warum[2]) ich Dir nicht schrieb, schon sehr oft, aber diesen leztern verdien ich nicht, meine liebe. Du wußtest wol damals noch nicht, daß mir ein theurer werther Freund durch einen frühen Tod entrißen wurde, der junge Sohn des Hauptmanns v. Hoven, und nun begreifst Du leicht wie wenig ich Raum zu schreiben haben konnte, da ich immer um des Sterbenden Bette als Mediciner sowohl als auch und noch mehr als ein theilnehmender Freund beschäftigt war und selbst eine Nacht durch mit seinem Bruder und seiner angefochtenen Mutter bei ihm wachte. — begreifst auch leicht wie wenig ich zu dieser Zeit zum Briefschreiben gestimmt seyn konnte.

O meine Liebe mit Mühe, mit schwerer Mühe hab ich mich aus Betrachtungen des Todes und menschlichen Elends heraus gearbeitet, denn es ist etwas sehr Trauriges, theure Schwester, einen Jüng-

[1]) Zuerst gedruckt in Schillers sämmtliche Schriften. Historisch kritische Ausgabe. Erster Theil. Von Karl Goedeke. Stuttgart. 1867. S. 365—367 mit einigen Ungenauigkeiten, von denen wir die wichtigsten angeben. Christoph August von Hoven d. j. Sohn des Hauptmanns, geb. 1761 zu Stuttgart, wurde am 17. Juni in die Pflanzschule aufgenommen und starb als Zögling der Militärakademie am 13. Juni 1780. S. Geschichte der Hohen Carls-Schule. Von Heinrich Wagner. Erster Band. Würzburg 1856. S. 352. Von dem schönen elegischen Nachruf mit welchem Schiller das Andenken seines abgeschiedenen Freundes feierte Eine Leichenfantasie. 1780. (in Musik zu haben beim Herausgeber.) abgedruckt in (Schiller's) Anthologie auf das Jahr 1782 mit der Unterzeichnung: H. und seit dem Jahre 1812 in die Werke aufgenommen, ist der erste Druck mit der musikalischen Composition von J. R. Zumsteeg bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden.

[2]) Bei K. O. wenn.

ling voll Geist und Güte und Hoffnung dahinsterben sehen — denn der Verstorbene theure und edle Jüngling war mir euserst interessant. Du kanntest ihn zu Ludwigsburg als wild und leichtsinnig und roh — aber er bildete sich in den 9 Jahren die er in der Academie zubrachte, besonders in den zwei leztern auf die vortheilhafteste Weise zu einem seinen[1]), empfindungsvollen zärtlichen und geistvollen Jüngling, wie wenig sind —. Und ich darf Dir sagen, mit Freuden wär ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war, und ist mir eine Last worden.

O meine gute Schwester was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach was mein ehrwürdiger mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich Ihm jemals leisten werde, — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder an dieses Stelle gewesen wäre, und doch, doch hätte es ja seyn können; kann es vielleicht noch seyn, daß ihr die Freude nicht mehr erlebt mich aus der academie treten zu sehen, daß ich — Siehst Du ich mag Dirs[2]) nicht aussprechen, aber es kann ja seyn — Wer hier in die geheimen Bücher des Schikksals schauen könnte — Mir wärs erwünscht, zehntausendmal erwünscht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlaßen darf. Ich bitte Dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sey klug und tröste Dich, und tröste Deine Eltern.

Ich habe dem Vater des Verlorenen Edeln selbst geschrieben[3]), und die Antwort darauf war mir sehr schmeichelhaft; er wölle mich für seinen zweyten Sohn halten, mein Freund, mein Vater seyn. Schwester, Du begreifsts, diß hat mich sehr gerührt. Ich habe das Glük vor vielen Tausenden (das unverdiente Glük) den besten Vater zu haben, und hier findet sich ein anderer auch vortrefflicher Mann, der mich Sohn nennet. Ich habe viele Freunde in der academie die mich sehr lieben. Ich habe Dich meine Theure. und doch kan dis alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen.

---

[1]) Bei K. G. freien. [2]) Bei K. G. dies.

[3]) Dieser schöne Brief ist vom 15. Juni 1789; er wurde zuerst abgedruckt in Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven. Nürnberg 1840. S. 373—375 mit dem unrichtigen Datum d. 15. Juny. 1790. Friedrich Wilhelm von Hoven, gest. als Obermedicinalrath 1838 zu Nördlingen, war der ältere Bruder von dem oben genannten Christoph August.

Du weist nicht wie ich so sehr im innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Dus gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geists untergräbt.

Hier folgen Zeichnungen. Verzeih daß sie nicht bälder kommen. Der Freund der mir sie gab kam nicht lange vorher von Hohenheim, und mußte sie dann erst zusammenbringen. Hier folgt auch ein Buch, wenn Dirs gefällt, so magst Du's behalten. Es ist vom verstorbenen Casernenprediger Gauß.[1])

Die Wäsche besorge bald. Auch die Schuhe.

Bitte den lieben Papa daß er mir ein Buch Papier schike, und einige Kiele.

Mahne die liebe Mama an Strümpfe[2]), und bitte Sie sie möchte mir ein Hemd ohne Manschetten zum Nachthemd zurecht machen. Es darf von grober Leinwand[3]) seyn.

Leb wol, meine Liebe, und mach Dich recht lustig als ein Landmädchen. Es ist Dir gesund, und heitert Dich auf.

Diesen Brief läßt Du die liebe Eltern nicht lesen, Du weist warum — Ich hätte sie nicht gern traurig gemacht. — Noch einmal lebe wol und fahre fort zu lieben Deinen Bruder,

Stutgardt d. 19. Juny. der sich glüklich schätzt, sich den
1780. Deinigen zu nennen.

JCF. Schiller.

---

[1]) Georg Friedrich Gaus, geb. 1747 zu Ebhausen, 1776 Garnisonprediger in Stuttgart und Pfarrer zu Heßlach, starb am 9. Februar 1777. S. Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1777. Vierter Jahrgang. Stuttgart. S. 138; ebendaselbst S. 135—137 wird auch ein poetischer Nachruf Auf den Tod meines Freundes Gaus von St. mitgetheilt. Das von Schiller gesandte Schriftchen von Gaus könnte Gründe und Mittel wider die Furcht vor dem Tode, eine Standrede. 1776, gewesen sein.

[2]) So steht im Original und nicht „Strümpfte" wie bei K. G.

[3]) K. G. hat von grobem Leinen; diese etwas abgeriebene Stelle, lautet im Original genau wie wir sie oben mitgetheilt haben.

Unten links am Rande steht von Christophinen's Hand die später gemachte Bemerkung: Schiller 21 Jahr alt als er diesen Brief schrieb.

An Jungfer Christophine
Schillerin.

Einschluß.[1]) Leipzig. d. 18. Sbr. 1782.

Theuerste Schwester,

Bitte Dir von Millern den Brief aus den ich ihm und dem General schrieb, so wirst Du mir ersparen Dich mit unangenehmen Erörterungen über meine Lage zu unterhalten.

Also hinweg damit und zu Dir meine Liebe. Mir ist sehr wohl, biß auf die Ungeduld mich ganz meiner Larve und meiner Comödienrolle entledigt zu sehen. Ich habe schon einen artigen Strich durch die Welt gemacht, Du sollst mich kaum noch kennen Schwesterchen. Meine Umstände sind gut. Frei bin ich und gesund wie der Fisch im Waßer, und welchem freien Menschen ist nicht wohl. Auch geht mir nichts ab; meine Schulden bezahl ich sobald sie verfallen sind, und sobald meine Affaire mit d. H.[2]) entschieden ist. Laß also die guten Eltern höchst ruhig seyn. Sage dem liebsten Papa, daß ich den Brief an ihn mit eben dem Herzen, als er den seinigen an mich geschrieben habe, daß ich aus guten Gründen so mit ihm gesprochen habe, um sein Schikksal von dem meinigen zu trennen. Auch meine Liebe hoffe ich daß wir beide uns bald wiedersehen sollen. Nach Bauerbach gehe ich nicht um die W.[3]) zu

[1]) Darunter von Christophinen's Hand: Der Erste Brief von meinem Bruder nach seiner Entfernung. Schiller schrieb diesen Brief in Oggersheim bei Mannheim bald nach seiner Ankunft, und datirte denselben Leipzig, um die befürchteten Nachforschungen nach seinem Aufenthalte von Seiten des Herzogs irre zu leiten; die in diesem Schreiben erwähnten Briefe an Miller, von Schiller's Vater und die Antwort hierauf sind als verloren gegangen zu betrachten. Ueber den Brief an den General Augé und das Schreiben an den Herzog [Mannheim d. 19. September] das uns im Originalconcept, dem der Schluß fehlt, vorliegt, zuerst nach einer ungenauen Abschrift in Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken von E. Boas. Zweiter Band. Stuttgart 1839. (Neue Titelausgabe) 1853 S. 447—448 abgedruckt, von Döring und in Schillers Briefe mit geschichtlichen Erläuterungen. Erster Band. Berlin. S. 40—42 wiederholt so wie über die am 17. October eingetroffene Ordre des Herzogs C. (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Stuttgart u. Augsburg. 1856. S. 93—97 u. S. 99.

[2]) Dem Herzog.

[3]) Henriette Freifrau von Wolzogen, geb. Marschalk von Ost.

schonen, wenigstens nicht, biß der Sturm versaußt ist. Sag ihr das, und küße Sie in meinem Namen millionenmal. Küße die liebe Louise[1]), die gute Nanette[2]); wenn Du den lieben Eltern den Brief zeigen darfst, so sag ihnen daß ich mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen ihr gehorsamer ihr freier, ihr froher Sohn sey. Über mein Schikſal sollen sie keine Anfechtung haben, denn mir gehe es wol. Wenn ich nicht mehr zurükkomme, so müßen meine hinterlaßene Sachen verkauft werden. Mit denen kann Landauens Conto ganz bezahlt werden. Das andere will ich alles besorgen.

Vergiß mich nicht meine liebe. Nächstens schreib ich Dir mehr, denn Du must wißen dis ist der 7bente Brief, meine Hand fängt an steif zu werden.

Ewig Dein Bruder

Gestern kam an mich gegenwärtige Ordre des Herzogs. Schiller.

E. d. 6. Novemb. 1782[3])

Theuerste Schwester.

Gestern Abend erhalte ich Deinen lieben Brief und eile, Dich aus Deinen und unserer besten Eltern Besorgnißen über mein Schikſal zu reißen.

---

heim, Schiller's edle Schützerin, geb. am 18. Juni 1745 zu Marisfeld, gest. am 5. August 1788 zu Meiningen. Auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen fand Schiller nach seiner Flucht eine gastliche Aufnahme. S. (Alfred von Wolzogen) Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart. 1859. S. 395.

[1]) Louise Dorothea Katharina, Schillers zweite Schwester geb. den 24. Januar 1766 zu Lorch (das Lorcher Taufbuch führt den 23. Januar als Taufag an) heirathete am 20. October 1799 den Magister und Stadtpfarrer Johann Gottlieb Frankh (geb. am 20. December 1760, gest. am 23. Januar 1834 zu Möckmühl) und starb am 14. September 1836 zu Möckmühl.

[2]) Caroline Christiane, in der Familie Nane oder Nanette genannt, Schillers dritte Schwester geb. am 8. September 1777 auf der Solitüde starb daselbst am 23. März 1796. Ueber Louise und Nanette s. Schiller's Beziehungen. S. 16 u. S. 19.

[3]) Zuerst gedruckt in Morgenblatt für gebildete Leser. Nr. 124. Donnerstag, 5. Juni 1851. S. 589—594. Auch dieser Brief ist in Oggers-

Daß meine völlige Trennung vom Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft seyn, wenn ich sie nicht erwartet, und selbst befördert hatte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Führung des Himmels betrachten müßte, welcher mich in meinem Vaterland nicht glüklich machen wollte. Auch der Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem ihr und ich, Gottlob nur allein, abhängig sind. Ihm übergebe ich euch, meine Theuren, er erhalte euch vest und stark, meine Schiksale zu erleben, und mein Glük mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgerißen aus euren Armen weis ich keine beßere, keine sicherere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfangen, und — Das sei die lezte Träne die hier fällt.

Dein Verlangen mich zu Mannheim etabliert zu wißen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Krais meines Glüks läge, dort zu seyn, so gern wollt ich die nähere Nachbarschaft mit den meinigen vorziehen, und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimischen Freunden für ihre Unterstüzung zu stolz gemacht hätte. Ich schreibe Dir gegenwärtig auf meiner Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fach nicht fehlschlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil Aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glük aufgehoben seyn mus. Auch ist es möglich, daß, wenn mich bedeutende Connoissancen zu Berlin unterstüzen, ich nach Petersburg gehe. Erschrik nicht beste Schwester daß soviel Meilen zwischen euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr solt jedes meiner Verhängniße mit mir theilen; ich suche mein Glük eben so sehr für euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre, soll, wenn Gott will, kein Schuh breit zwischen uns liegen. Biß dahin wache der Ewige über euch und mich.

Deine zweitnächste Sorgfalt wird ohne Zweifel mein Auskommen

---

heim geschrieben. Auf der uns vorliegenden Abschrift steht von der Hand der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm die Bemerkung: Diesen Brief mußte ich im Original nach der Bestimmung von Schwester Caroline, in deren Händen er war, dem Schiller-Museum [d. i. Schillerhaus] in Weimar geben. In dem Schillerhause wird von diesem Briefe ein gutangefertigtes Facsimile verkauft. Ueber Caroline von Schiller s. unten den Brief von Schiller: Jena 8. Dec. 1799.

seyn. Zu Deinem und unserer zärtlichsten Eltern Trost kann ich Dir sagen, daß ich bis izt auch keine Kleinigkeit entbehren müßen, welche ich zu Stuttgardt gewohnt war Auch in die Zukunft kann ich zuversichtlich sehen, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden, und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai[1]) habe, der dort gleichsam der Souverain der Litteratur ist, alle Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im Voraus schäzt, und einen ungeheuren Einfluß hat, beinah im ganzen teutschen Reich der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken, als mein Glük nur allein durch die Medicin zu machen, und werde suchen innerhalb eines halben Jahrs Doctor zu seyn. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute addressen an große Gelehrte, auch an Fürsten, wenn ich die leztern benuzen will.

Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits schon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glük zu etablieren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie 3 Monat früher oder später bezahlt werden, da die Zinse fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen izt schiken würde, an den Ort meines Glüks bringen. Das ist eine Billigkeit, die jedermann erkennen mus, und wofür wäre ich denn solang ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel— oder Halbjahr Credit machte? Sage dieses den Leuten, so wird alles sich zufrieden geben.

Noch einmal meine inniggeliebte Schwester vertraue auf Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem 300 Meilen ein Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusamen gebracht haben will. Grüße unsern besten allertheuersten Vater und unsere herzlich geliebte gute Mutter, meine liebe redliche Louise, und unsre kleine gute Nanette. Wenn mein Seegen Kraft hat, so wird Gott mit euch seyn. Ein inneres starkes Gefühl spricht laut in meinem Herzen: ich sehe euch wieder — Vertraut Gott. Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen.

Ich werde zu weich, Schwester und schließe. Wenn Du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der

[1]) Der bekannte gelehrte Buchhändler Friedrich Nicolai.

Bischrin[1]) empfiehl mich. Ich kann nicht weiter schreiben. Du schreibst mir wie bisher über Mannheim.
ewig Dein treuer zärtlicher Bruder. Frid. Schiller.

Hrn. Bibliothecarius
Rheinwald[2])

pp

Ein Fremder von Stuttgardt der vor einer halben Stunde hier eintraf, und Ihnen vielleicht schon bekannt ist, wünscht das Vergnügen zu haben Sie zu sprechen; weil er aber wegen Sicherheit seiner Person in kognito bleiben muß, so werden Sie so gütig seyn zu bestimmen, wo wir beide am ruhigsten beieinander sind. Ich höre, Sie haben die Kost aus dem Hirsch, ich bin also so frey Sie auf ein Mittageßen zu bitten.

Bauerbach d. 9. Dec. 82.

Wertheſter Herr,

Ich kam vorgestern glücklich hieher, und traf meine Winterquartiere im besten Stand. Zu meiner itzigen Einsamkeit in einem Fremden Lande bedurfte ich eines edelmütigen Freunds. Darf ich mich mit der schmeichelhaften Hofnung wiegen, daß Sie es mir seyn werden? Sie waren so gütig meiner Bitte zuvorzukommen, und mir

---

[1]) Louise Dorothea Bischer, geborene Andreä, die Hauptmannswittwe, bei der Schiller als Regiments-Medicus in Stuttgart wohnte. Sie war geb. am 24. August 1751 und starb am 21. April 1816 zu Tübingen. S. Schiller's Jugendjahre von E. Boas und W. von Maltzahn. Hannover. 1856. Bd. 1. S. 258—263, Bd. 2. S. 121—125, Schiller's Leben von E. Palleske. Berlin. 1858. Erste Ausgabe. Bd. 1. S. 146. u. Schiller's Beziehungen. S. 71.

[2]) Mit der Bemerkung von Reinwald: 1782 gegen d. 7 Xbr. Erstes Billet v. S. an mich aus dem Gasthof zum Hirsch. Nach dieser Notiz sind die unrichtigen Angaben über Schiller's erstes Zusammentreffen mit Reinwald, in Schiller's Beziehungen. S. 396 Anmerkung 3 u. S. 400 Anmerkung 1 zu berichtigen. Der Hirsch in Meiningen, ein mehrhundertjähriger Gasthof, gehört neben dem Sächsischen Hof noch jetzt zu den ersten Gasthäusern der Stadt.

in meinen litterariſchen Bedürfniſſen Vorſchub zu verſprechen. Ich bin alſo ſo frei Ihnen ohngefehr diejenige Schriften zu merken, die mir zuerſt einfallen, und meinem gegenwärtigen Wunſch am nächſten liegen. Sie ſind.

Leßings kritiſche Schriften, alſo ohngefehr
Dramaturgie.
Theaterbibliothec.
Beiträge zur Litteratur.
Laokoon.
Homes Grundſäze der Kritik.
Ramler's Bibliothek der Schönen Künſte u. Wißenſchaften.
Robertſohns Geſchichte von Schottland.
Shakeſpears Othello und Romeo und Juliette.
Smiths Theorie der Empfindungen.
D. Humes Geſchichte Carls 1ſten von Engelland.
Zimermann von der Erfahrung in der Arzneikunſt.
Alexander Gerard über das Genie und den Geſchmak.
Mendelſohns, Sulzers, Garves } Philoſophiſche Schriften.
Oeuvres de Monſ. l'Abbé St. Réal. (Denjenigen Theil wo die Geſchichte des Don Carlos von Spanien vorkommt)
Wielands Agathon.
und, wenn Sie welche haben,
Reiſebeſchreibungen —

Aus dieſen Büchern haben Sie die Gütigkeit einige für mich auszuſuchen.

Noch eine Bitte erlaube ich mir an Sie. Weil ich gern unerkannt bleiben möchte, ſo würde ich Sie erſuchen, mir zu erlauben, daß ich die Briefe die an mich einlaufen, an Sie addreſſieren laßen kann, unter den feſtgeſezten Bedingungen, daß Sie Sich in die Unkoſten, die dabei nothwendig ſind, nicht miſchen.

Unterdeß empfehle ich mich Ihnen, und nenne mich mit vollkomenſter Hochachtung

Ihren
ergebenſten Freund und Diener
Frd. Schiller.

An Herrn
Secretarius Rheinwald
zu
Meinungen

Bauerbach d. 17. Dec. 82.

Mein wertheſter Freund,

Ich benuze die heutige Gelegenheit, und eröfne meine Belagerung. Die Judith[1]) wird Ihnen, Ihrer Erlaubniß gemäs ein Quantum Bücher abnehmen. Sie glauben nicht, wie mich in meiner Einſamkeit nach Lecture verlangt.

Sobald es etwas günſtiger für Fußgänger wird, bin ich ſo frey und beſtimme Ihnen den Tag wo ich Sie entweder zu Meinungen heimſuche, oder zu Maſsfeldt[2]) erwarte. Ich freue mich recht ſehr darauf wieder Menſchen, das ächte Ebenbild Gottes, zu erbliken, denn hier in meiner Einſamkeit mus ich die Stempel mühſam zuſammenſuchen. Nach Verfluß von 12 oder 14 Tagen bringe ich ein neues Trauerſpiel[3]) zu Stande, davon ich Sie zum geheimen Richter ernennen will. Haben Sie dann auch die Gütigkeit, und bringen mich in Gotters Bekanntſchaft. Das neue Theaterjournal für Teutſchland iſt in Etlingers Verlag[4]) angekündigt. Könnten Sie es nicht bekommen. Ich vermute, daß von meinen Räubern darinn geſprochen werden wird. Wenn Sie es können, ſo erweiſen Sie mir einen groſen Dienſt.

Judith eilt. Ich habe alſo nur noch Plaz mich zu unterſchreiben.

Ihren aufrichtigſten Ritter.

---

[1]) Ein Mädchen aus der Judencolonie, einem Theile der Bevölkerung von Bauerbach, das in dem Hauſe der Frau von Wolzogen diente.

[2]) Maßfeld, ein Dorf zwiſchen Bauerbach und Meiningen.

[3]) Luiſe Millerin, ſpäter Kabale und Liebe.

[4]) (H. A. O. Reichard) Theater-Journal für Deutſchland. Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger. 1777—1784. 8. 1—22 Stück. Dieſe Zeitſchrift, die uns in einem vollſtändigen Exemplare vorliegt, enthält weder von den Räubern, noch von einem anderen Stück von Schiller eine Beſprechung. Der Name des Verlegers iſt verſchrieben; eine gleichzeitige Handlung Ettinger in Würzburg iſt daſelbſt heute noch vorhanden.

Bauerbach. d. 23. Dec. 82.

Hier mein Beſter überſende ich Ihnen die verlangten Scheine über die mir gütigſt communizirten Schriften. Sie ſind neulich bei unſerer perſönlichen Zuſammenkunft vergeßen worden. Auch einige andere von Ihnen zurückgelaßene Kleinigkeiten folgen zurük.

Ohne Zweifel werden Sie Briefe von meinem Vaterland an mich empfangen haben. Ich warte mit Sehnſucht darauf.

Mein Spaziergang nach Meinungen dürfte ſich vermutlich bis nach den Feiertagen verzögern. Erſtlich, weil ich gern ununterbrochen an meinem vorliegenden Stüke fortarbeiten möchte, bis es zu Ende iſt, und dann zweitens weil ich nicht mit Equipage genug verſehen bin, um mich ſonntäglich in der Stadt zu producieren.

Sie werden mir einen Dienſt erzeigen, wenn Sie mir die Romeo und Juliette mit dem bäldiſten verſchaffen, weil ich etwas daraus zu meinem S. zu ſchlagen gedenke.

Den beiden H. H. Fleiſchmann[1]) empfehlen Sie mich.

Ich bin mit aller Achtung und Wärme

Ganz der Ihrige

Ritter.

Nach dieſem Briefe fällt der Beſuch der Frau von Wolzogen und Tochter in Bauerbach, Waldorf und Meiningen. S. Schiller's Beziehungen. S. 397 u. daſelbſt die Anmerkung 5, S. 413 die Anmerkung 1 u. S. 101. Am Sonnabend d. 25. Januar wird Schiller Frau von Wolzogen zum letzten Male geſehen haben, denn am Sonnabend den 1. Februar ſchreibt er an dieſelbe: „Gott ſei Dank — eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von 14 die bevorſtunden eine vom Halſe.“ Frau von Wolzogen hatte verſprochen nach Verlauf von vierzehn Wochen wiederzukehren. Die Angabe des Tages ihrer Abreiſe von Waldorf nach Stuttgart am 24. Januar, in Schiller's Beziehungen. S. 401 Anmerkung 1 ſcheint hiernach nicht richtig zu ſein.

[1]) Im Jahre 1782 lebten in Meiningen vier Beamte dieſes Namens. 1) Johann Georg Fleiſchmann, Zucht- und Waiſenhaus-Inſpector 2) Dr. Friedrich Anton Fl. um 1796 Cabinetsſecretär und Kapelldirector, geſt. 1798 3) Johann Georg Fl. Herzogl. Chauſſeecommiſſions- u. Oberforſtamts-Secretär geſt. 1817 u. 4) Johann Chriſtian Fl. geb. d. 23. Nov. 1758 zu Meiningen und geſt. daſelbſt d. 30. Dec. 1832 als Herzogl. Hofrath. 1) u. 4) waren Brüder; der letztere der vertraute Freund von Reinwald, deſſen Frau ihn ſtets „Bruder“ anredete; von ihm leben noch zwei unverheirathete Töchter in Meiningen. Von ſchriftlichen Erinnerungen in Bezug auf die Bekanntſchaft des Vaters mit Schiller, hat ſich nichts erhalten. In Schillers Kalender S. 56 iſt am 6 Jan. 1798 ein Brief von Fleiſchmann aus Meiningen, verzeichnet. Eine Biographie von Joh. Chriſtian Fl. ſ. in Archiv für die Herzogl. S. Meiningiſche Lande.

pp

Wenn ich Ihre Freundschaft nicht misbrauche, So haben Sie doch die Güte ein Pfund guten Schnupftobak für einen armen schmachtenden Freund zu besorgen. Die Überbringerin dieses Briefs hat mir das Vorige mahl Rauchtobak dafür gebracht, und versteht sich überhaubt auf die Waare nicht. Weil ich noch nicht weiß, wie theuer — werden Sie so gütig seyn das Geld biß zur ordinary Rechnung zu avanciren.

An
Herrn Secretarius
Rheinwald zu
Meinungen.

Bauerbach d. 29. Jenn. Zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts. [1783.]

Hier, mein lieber Freund, haben Sie das versprochene Gedicht,[1]) das, wenn ich es noch einmal überlese keinen Werth hat, als den guten Willen seines Verfaßers. Meine L. Millerin geht mir im Kopf herum. Sie glauben nicht, wie es mich Zwang kostet, mich in eine andre Dichtart hineinzuarbeiten.

Laßen Sie bald von sich hören mein lieber. Ich bin wirklich sehr arbeitsam und freue mich, wenn mein Tagwerk vollendet ist.

Sie haben neulich einen Brief mit Geld zu Postpapier, und einer Bitte um Tobak erhalten sollen. Ich hoffe, daß Sie es richtig bekommen haben, und bitte, mir die beschriebene Sachen mit dieser Gelegenheit zuzuschiken. Wenn Sie sonst etwas — mir interessantes wißen, schreiben Sie mirs auch — Gute Nacht — Ich kann keine Feder mehr halten

Ihr Ritter.

Von Carl Friedrich Emmrich. Ersten Band. Drittes Heft. Meiningen 1833 S. 225–232 S. auch Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen Meiningen, von Ludwig Bechstein. Halle, 1856. S. 78–79 u. S. 201. Die vorstehenden biographischen Notizen verdankt der Leser dem Geh. Hofrath G. Brückner in Meiningen.

[1]) S. d. Beilage. Der „Prolog" war, zur Feier der Wiedergenesung des Herzogs Georg von Meiningen, an dessen Geburtstag d. 4. Februar bestimmt.

Prolog.[1]

Sie — die, gezeugt aus göttlichem Geſchlechte,
In hoher königlicher Rechte
Den unbeſtochnen Spiegel trägt.
Hervorgewälzt aus ihren Finſternißen
Aus krummen Falten vorgerißen
Der Menſchheit Ungeheuer ſchlägt,
Die große Kunſt mit Spott und Schrecken zu beleren,
Die in den Strom des Lichts den künen Pinſel taucht,
Gleich unbarmherzig Tronen und Galeeren!
Den Firniß von dem Laſter haucht,
Die mit Bewunderung und einer warmen Träne
Die unterdrükte Tugend ehrt,
Dem Faunentanz der Harlekiene
Mit heilſamem Gelächter wehrt,
Die unſer Herz mit Zauberſchlägen rühret,
Der Menſchlichkeit erloſchnen Funken weckt,
An Roſenketten zu dem Himmel führet,
Mit Donnern vor dem Abgrund ſchrökt,
Die Göttin, die der ernſtern Tugend
In das noch weiche Herz der Jugend
Mit Schweſterhand die Pfade gräbt;
Den Mann erdrükt von den Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Durch edle Spiele neubelebt —

Sie — gleichgeſchikt zu ſtürmen und zu ſäcfeln
Sie läßt ſich heut mit ſanftem[2] Lächeln
Zu Deiner Kinder Kreis herab.
Sie ſteht uns bei, Dein Wiegenfeſt zu ſchmüken,
Sie leihet jezt dem kindlichen Entzüken
Die Harfe und den Zauberſtab!

---

[1] 4 S. in 4°.

[2] In Schillers ſämmtlichen Schriften. Von K. Goedeke. Th. 3 S. 175 ſteht durch ein Verſehen: „jeltnem."

Wir fülen sie — und folgen ihrem Winke,
Verschmähe nicht o Vater das Geschenke,
Das Dankbarkeit aus unserm Herzen preßt.
Du führtest uns zum Silberquell der Musen,
Du goßest das Gefül in unsre zarte Busen,
Wir bringen hier die Frucht zu Deinem Fest.

Bester Freund.

Ich weiß nicht, ob Sie damit vorlieb nehmen können. Sie glauben nicht wie wunderlich es mir vorkömmt aus 2 Schauspielen grosen Inhalts heraus zutreten und Prologen für Kinderstüke zu machen. Nicht anders, als wenn einer aus der Schlacht kommt und Flöhe fangen mus.

Epilogen müßen auf das Stük das gespielt wird, Beziehung haben, oder sie sind ganz überlei. Da ich und Sie das Stük nicht wißen, so mus es unterbleiben.

Dalberg schreibt mir ich möcht ihm mein Stük ohne Verzug schiken. Ich hab ihm viele Fehler davon geschrieben, damit er sehen solte wie wenig ich mich ihm aufdringen will. Er schreibt daß es Tugenden für die Bühne wären.[1]) Karlos bleibt also liegen biß L. M. fertig ist.

Für den Seneka meinen Dank. Die Frau eilt.

Ihr Ritter.

[1]) Die Briefe sind nicht mehr vorhanden. Talberg's letzter Brief muß nach d. 29. Jan. eingetroffen sein, von dem Schiller am 27. März an Frau von Wolzogen meldet „Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein neues ungedrukties Stük, und Dalberg hat auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung 'gethan." S. Schiller's Beziehungen. S. 408. Auch in (Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 155 erzählt der Verfasser, von diesem Briefe „denn schon im März 1788, ... schrieb ihm Baron Dalberg, und zwar in solchen Ausdrücken, daß Schiller an Herrn Meier in Mannheim schrieb, es müsse ein dramatisches Unglück in Mannheim vorgegangen sein, weil er von Baron Dalberg einen Brief erhalten, dessen annähernde Ausdrücke ihn auf diese Vermuthung brächten." Schiller beantwortete diesen Brief am 3. April 1789. S. Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Herbert von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785. Carlsruhe und Baden, in der D. R. Marxschen Buchhandlung 1819. S. 80—83. — Daß sich diese Verhandlungen um das Stück so lang hinzogen, lag an den inzwischen angeknüpften, aber wieder abgebrochenen Unterhandlungen mit Beygand. S. S. 20 Anmerkung 3.

Hochzeitgedicht

auf

die Verbindung

Henrietten N. mit N. N.

von .....

1783.[1])

Zum erstenmal — nach langer Muſſe —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruſſe
Ergreif ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferſtunde ſchlägt mir wieder —
Vom Herzen ſtrömen warme Lieder
Ins braachgelegne Saytenſpiel.

Darf ſich in Deinen Jubeltagen
Auch ernſte Weisheit zu Dir wagen? —
Sie kommt aus Deines Freundes Bruſt.
Die Weißheit iſt der Freude Schweſter,
Sie trennt ſie nicht — ſie knüpft ſie veſter,
Und lächelt zu erlaubter Luſt.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenträne rinnen
Da denk ich an die ſchönre Welt —
So ſelten lohnt das Glük den Beſten!
Oft weint die Tugend an den Feſten,
Die das gekrönte Laſter hält.

[1]) Wir laſſen hier das vorſtehende von Schiller in Bauerbach in den letzten Wochen des Januars verfaßte Gedicht auf die Pflegetochter der Frau von Wolzogen, folgen. Näheres über dieſelbe war nicht zu ermitteln. S. Schiller in Bauerbach von G. Brückner. (Sonderabdruck aus des Verfaſſers Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken. II. Theil.) Meiningen, 1856. S. 46—53. Die Originalhandſchrift des Gedichtes (12 S. in 4°.) beſitzt der Senator Fr. Culemann in Hannover; es wurde zuerſt abgedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. Stuttgart u. Tübingen 1830. Th. 1. S. 133—139 und hiernach öfter wiederholt; nach der Originalhandſchrift aber zuerſt in Schillers ſämmtliche Schriften. Von K. Goedeke. Stuttgart. 1868. Th. 3. S. 163—168 und nach dieſem Abdruck von uns mitgetheilt.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! — Ich sahe Proben —
Und meine Leyer — frag' dort oben! —
Die stolze Leyer schmeichelt nie.

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefül erstikt in Ziererey.
Oft drüken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh bezahlte Würden
Der Grosen kleines Herz entzwey!!! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat Dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt die Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh ich lieber
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel Deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Hast Du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die Dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den haß ich, den sie mitgebracht.)

Sie riß dich weg von Pöbelseelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du giengst Ihr nach, und wurdest gut.
Sie schuf Dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlings Sonne,
Zur Tugend Deinen jungen Mut.

Wie eilte sie mit Muttergüte
Zu Hilfe jeder jungen Blüthe
Biß Leben in die Wurzel floß!
Wie pflegte sie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer,
Ein stolzer Wuchs, zum Himmel schoß.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt Dir goldne Jahre —
Mein warmer Seegen eilt voran.
Du kennst der Gattin Schuldigkeiten!
Du hast ein Herz für ihre Freuden,
Und glüklich preiß ich Deinen Mann.

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Tränen Tränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Wie göttlich süß ist das Vergnügen,
An's Herz des Gatten sich zu schmiegen,
Wie süß, sich seines Glüks zu freun!
Wie süßer — sich für ihn zu quälen!
Auch Wehmut kettet schöne Seelen,
Und Wollustvoll ist diese Pein!

Du wirst mit liebevollem Eilen
Das Schiksal Deines Mannes theilen,
Und schnell in seine Seele sehn.
Wie zärtlich wirst Du jeden Träumen,
Die kaum in seinen Busen keimen,
Wie zärtlich rasch entgegengehn!

Wenn unter drükenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederfiel,
Wirst Du mit einem holden Lächeln
Erfrischung ihm entgegenfächeln, —
Und spielend trägt er sie zum Ziel.

Wenn Schmerz in seinem Busen wüthet,
Und über ihm die Schwermut brütet,
In seinem Herzen Stürme wehn,
Wirst Du mit heiterem Gesichte
Erquikend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch seines Grames Nebel sehn.

Wenn selbst der Wonne süße Bürde
Dem Einsamen zu lästig würde,
(Auch Lust gesellt sich Helfer bey.)
Wirst Du die schönste Hälfte tragen,
Und erst Dein Auge wird ihm sagen,
Wie gros des Glükes Fülle sey.

Ja — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen?
Ein neues Glük erwartet Dein!! —
Das Gröste, so der Mensch empfindet,
Das nur im Himmel Muster findet —
Die Mutter eines Kinds zu seyn!!! —

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben süß ist, und auf Erden,
Das Wonnewort schließt alles ein,
Das kleine Wesen — welch Vergnügen! —
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel schöner seyn?

Die Seligkeit — Du wirst sie kennen,
Wenn stammelnd dich die Kinder nennen,
Und herzlich Dir entgegenfliehn —
Die bange Lust — — die süße Quaalen — —
Umsonst! kein Jüngling kann sie mahlen —
Hier werf ich meinen Pinsel hin —

Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß Dir der Mütter Beste sagen,
„Was einer Mutterfreude glich?"
Du hörtest ihre Seufzer hallen,
Du sahest ihre Tränen fallen,
Du liebst sie — darum lieb ich Dich.

Laß Dir der Mütter Beste sagen
Wie himmlisch alle Pulse schlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt?
Wie selbst das Land sich schöner malet,
Wie heller selbst der Himmel stralet,
Der über ihren Kindern hängt?

Wie ſüß der Gram um Kleinigkeiten?
Wie ſüß die Angſt: es möchte leiden?
Die Träne die ſie ſtill vergießt?
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen?
Wie unerträglich das Vergnügen,
Das nicht das Kind auch mitgenießt?

Die Herrſcherin der Welt zu ſcheinen?
Die Wolluſt, um ihr Kind zu weinen? —
Laß ihr die Wahl — Was wird ſie thun?
Die Krone wirft ſie auf die Erde —
Und fliegt mit jauchzender Gebärde
Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu Dich denn — Du wirſts genieſſen,
Das ſtille Glük, das viele miſſen, —
Was wünſch ich Dir? — Entweih es nie!
Die Freundin, die Dein Herz gemildet,
Zur guten Mutter Dich gebildet, —
Was wünſch ich Dir? — Vergiß Sie nie!

Vergiß Sie nie, — wenn Deine Lieben
Im Kinderſpiel ſich um Dich üben,
So führe ſie der Beſten zu:
Ihr ſollen ſie zu Füßen fallen,
Unſchuldig ihr entgegenlallen:
„Die gute Mutter gabeſt du!“

Bauerbach d. 14. Febr. 1783.

Heute, mein Lieber, werden Sie mit allerley Aufträgen heimgeſucht.

Zum erſten haben Sie die Güte, den beyfolgenden Brief zu beſorgen.

Zum Zweiten ſehen Sie doch nach wie Sie mir ein Paket Gothaerzeitungen mitſchiken können. Ich leſe erſtlich außerordentlich gern Anzeigen von Büchern, ſodann finde ich vielleicht Anzeigen von mir — und wenn ich meinen Namen in der Zeitung leſe, ſo erfahre

ich doch daß ich noch lebe. Alſo noch einmal — Wenn Sie mir ein Paket ſchiken können — Je früher es anfängt, je beßer — meinetwegen vom Anfang des 1782gſten Jahrs. (Ich bin gegen den vorigen Herbſt mit meinem Repertorium darinn rezenſiert worden.[1]) Suchen Sie dieſes Stük auf) wenn Sie mir etwas ſchiken können, ſo erfreuen Sie mich ſehr.

Zum Dritten ſchiken Sie mir doch das Original meiner Romanze[2]) zu.

Zum Vierten (Lachen Sie mich nicht aus) ſchenken Sie mir doch etwas Dinte, oder weiſen Sie die Judith an, wo man gute bekommt. Doch will ich ſie lieber von einem Gelehrten als von einem Schulmeiſter.

Zum Fünften ſchiken Sie mir wiederum ein $^1/_2$ Pfund von dem guten Schnupftobak, den Sie mir ſchon etliche mal ausgemacht haben. Marocco.

Zum Sechsten ein Buch recht gutes Schreibpapier, meine Louise Millerin darauf abzuſchreiben.[3]) Das Holländiſche ſtumpft mir die Federn ſo ab.

Zum Siebenten empfehlen Sie mich dem Herrn Hofprediger[4]) dem lieben braven Mann, und zum

---

[1]) Eine ausführliche Anzeige von dem erſten Stück des Wirtembergiſchen Repertorium erſchien in Gothaiſche gelehrte Zeitungen. Vier und ſechszigſtes Stück, den zehnten Auguſt, 1782. Bey Carl Wilhelm Ettinger. S. 527–529; von dem zweiten Stück ebendaſelbſt in Zwey und vierzigſtes Stück, den vier und zwanzigſten May, 1783. S. 239–342.

[2]) Die „Wunderſeltſame Hiſtoria." S. die Beilage des vorſtehenden Briefes.

[3]) Hiernach ſcheint die Luiſe Millerin erſt beendet geweſen zu ſein, obgleich Schiller die Vollendung derſelben bereits am 14. Jan. 1783 an Streicher gemeldet hatte. S. (Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 148, denn bis zum 24. April iſt in den folgenden Briefen an Reinwald nicht mehr die Rede von der Bearbeitung dieſes Stückes, nur von den Unterhandlungen über die Verwerthung deſſelben. Schiller ſchwankte während dieſer Zeit zwiſchen Maria Stuart, Imhof und Don Carlos und entſchied ſich für den letzteren. S. S. 14 Anmerkung 1.

[4]) Johann Georg Pfranger geb. zu Hildburghauſen den 5. Auguſt 1745, ſeit 1777 Hofprediger in Meiningen, Reinwald's u. Chriſtophine's Freund, Verfaſſer von Der Mönch von Libanon. Deſſau 1782, ein Gegenſtück zu Leſſing's Nathan. Er ſtarb am 10. Juli 1790 zu Meiningen. S. Schiller's

Achten bleiben Sie mein Freund, wie ich ohne Veränderung der Ihrige

Ritter.

Die Wolzogen iſt bald ſchon 5 Tage in Stuttgardt.
Der Brief wovon ich im 1ſten Artikel ſagte, folgt nicht mit.

Wunderſeltſame
Hiſtoria
des
berühmten Feldzuges
als welchen
Hugo Sanherib
König von Aßyrien
ins Land Juda
unternehmen wollte
aber unverrichteter Ding wieder einſtellen mußte.

Aus einer alten Chronika gezogen
und in ſchnakiſche Reimlein bracht
von **Simeon Krebsange.**
Baccalaur.[1])

In Juda — ſchreibt die Chronika —
War olim ſchon ein König,
Dem war von Dan bis Berſeba
Bald alles unterthänig.
Und war dabei ein wakrer Fürſt
Desgleichen ſelten finden wirſt.

Beziehungen. S. 261 die Anmerkung u. Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen Meiningen, von Ludwig Bechſtein. S. 214—216.

[1]) Zuerſt nach der Originalhandſchrift von Schiller aber ungenau abgedruckt in Nachleſe zu Schillers Werken von Karl Hoffmeiſter. Erſter Band. Stuttgart u. Tübingen. 1840. S. 219—225. — Mit den Abänderungen von Reinwald in Meiningiſche wöchentliche Nachrichten, 5 Stück. Sonnabends den 1 Hornung, oder Februar 1783. Mit Herzogl. Sächſ. gnädigſtem Privilegio. 4°. S. 19—20: Folgendes iſt zum Einrücken eingeſchickt worden. ... Auf dem erſten Blatt der Handſchrift mit den Aenderungen von Reinwald ſteht von ſeiner Hand mit grüner

Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom KaldäerLand
Ein Weibchen mitgenommen.
Im Herzen Himmel — und im Blik;
Ich küßte sie den Augenblik.

Die Trauung war schon angestellt,
Die Hochzeitkleider fertig,
Der Bräutigam, frisch wie ein Held,
Des Wonnetags gewärtig,
Als plözlich — zitternd schreibts mein Kiel —
Ein Fieber diesen Herrn befiel.

Ein groser Herre, wie man weißt,
Ist nicht wie unser einer —
Wenn unsre Seele weiter reis't,
Drob kümmert sich wol keiner —
Ein Schnuppen den ein Groser klagt,
Wird in der Welt herumgesägt.

Drum nimmt Frau Fama, nimmerfaul,
Das Hifthorn von dem Naken,
(Man kennt ja schon ihr groses Maul,
Und ihre diken Baken)
„Fürst Josaphat ligt todtkrank da"
Posaunt sie durch ganz Asia.

Dises Spottgedicht auf die raschen militärischen Anstalten des koburgh. Hofs zur Einrükung ins hiesige Land, bey Herzog Georgs Krankheit 1783, gemacht vom damahls anwesenden Schiller, auf Angabe unsers Herzogs, von Schillers eigener Hand, mit einigen Veränderungen von mir. S. Schiller in Bauerbach von G. Brückner. Meiningen, 1856 S. 53—65. Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen Meiningen, von Ludwig Bechstein. Halle, 1856 und Schiller-Bibliothek, von Paul Trömel. Leipzig: 1865. Nr. 29. Der vorstehende Abdruck ist genau nach der Originalhandschrift (4 Bl. in 4°.) mit einer Abweichung von dem in Schillers sämmtliche Schriften von K. Goedeke. Th. 3. S. 169—174. In dem Titel der Handschrift stehen nach den Worten „unternehmen wollte" folgende ausgestrichene „aber mit langer Nase."

Sogleich vernahm den Trauerton
Fürſt Sanherib, ſein Vetter, — —
Zu Aſſur hat er ſeinen Thron
Und ehret fremde Götter.
Die Balle Lüge kommt ſo recht
Zu ſtatten meinem Gözenknecht.

„Da fiſcht ſich was — Hol mich der Dachs!“ —
Und huy! ſpizt er die Ohren.
„Stirbt Joſaphat, ſo zieh ich ſtraks
„Hinein zu Hebrons Thoren.
„Er braucht Arzney — er treibts nicht lang!
„Und Juda iſt ein fetter Fang.“

Gleich läuft die Ordre aus dem Schloß
Durch Stadt und Wachparade,
Der Junggeſellen faulen Troß
Zu wecken[1]) ohne Gnade.
Schon ſpringen Bomben aus dem Guß,
Und freun ſich auf den nächſten Schuß.

Die Wache vor dem Thor bekömmt
Gemeßene Befehle,
Daß undurchſucht, unangebrummt
Entwiſche keine Seele.
Briefſtaſchen und Patent heraus —
Sonſt — Marſch ihr Herrn ins Narrenhaus!

„Woher mein Freund?“ brüllt auf und ab
Die Schildwach' an die Fremde.
„Wohin die Reiſ'? Wo zeigt ihr ab?
„Was führt ihr unterm Hemde?
„Thorſchreiber 'raus! — Der Herr bleibt ſtehn!
„Man wird ihn heißen weiter gehn.“

1) K. Goedeke hat a. a. O. „werben.“

Da war nun mancher Paſſagier
Dem Korporal verdächtig,
Die Fragen gehn zur Folter ſchier,
Gott aber iſt allmächtig.
Man viſitiert von Pak zu Pak,
Doch zeigt ſich nichts — als Schnupftobak.

Indeßen ſchilt der Werber Fleiß
Rekruten, Sand am Meere,
Sie ſtehen blau und roth und weiß
Und ordnen ſich in Heere.
Das Kriegsgeräthe — glaubt mir ket
Fraß [1]) zehen Seckel Silbers weg.

Fürſt Sanherib erzählte ſchon
Den Damen ſeine Siege,
Aufs Wol des neuen Landes flohn
Von Tiſch zu Tiſch die Krüge,
Schon moeubelt' man das neue Schloß —
Je glätter der Burgunder floß.

Wie prächtig König Sanherib
Im reichen Gallakleide
Herum den ſtolzen Schimmel trieb,
Und durch Judäa reite;
Die Damen in Karoßen nach,
Daß bald ſchon Rad und Deichſel brach.

Wie ſtolz von ſeinem Tron herab
Er Judas Schriftgelehrten
Erlaubniß zu dem Handkuß gab,
Und ſie ihm Treue ſchwörten —
Und alles Volk im Staube tief
Hoſianna dem Geſalbten [2]) rief.

[1]) Nach unſerm Geld 2000 Thaler. Anmerkung von Schiller.
[2]) ſchon dem König. Urſprüngliche Lesart.

Doch während daß der Vetter schon
Nach Deiner Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schon Davids Harfe spielte,
Lagst Du — o Fürst — beweint vom Land
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

Gott stand auf Höhen Sinai's
Und schaute nach der Erden,
Und sahe schon ein Paradies
Durch Deinen Zepter werden,
Und sahe mit erhabner Ruh
Dem Unfug Deines Vetters zu.

Schnell schickt er einen Cherub fort,
Und spricht mit sanftem Lächeln:
„Geh Raphael — dem Fürsten dort
„Erfrischung zuzufächeln.
„Er ist mein Sohn — mein treuer Knecht!
„Er lebe! — denn ich bin gerecht.

Dem Willen Gottes Unterthan
Steigt Raphael herunter,
Nimmt eines Arztes Bildung an,
Und heilt Dich durch ein Wunder.
Dein Fürst ersteht — Jauchz Vaterland!
Gerettet durch des Himmels Hand.

Die Post[1]) schleicht nach Assyrien,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Königin
Vom Schlitten heimgeführet. —
„Ihr Durchlaucht! Ein Kourier!" — Herein!
Es werden Trauerbriefe seyn.

[1]) Zeitung. Ursprüngliche Lesart.

Schnell öffnet er den Brief und lieſt,
Lieſt — Ach! der Poſten trübſte —
„Daß Joſaphat am Leben iſt“ —
Und flucht an ſeine Liebſte:
„Der Krieg iſt aus! — Peſt über Dich!
„Zweitauſend Thaler ſchmerzen mich!!

Bauerbach. d. 21. Febr. 1783.[1])

Sie werden denken, ich ſei indeß geſtorben, oder ich habe Sie vergeſſen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile ſchrieb. Das leztere kann wenigſtens nur ſeyn, wenn das erſte iſt, und dieſes iſt ja nun nicht.

Ich höre zu meinem Leidweſen, daß Sie neulich einen Felzgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war ſchon am Anfang des Walds, als es mit Macht zu ſchneyen anfieng, und wandte aus keiner andern Urſache um, als weil ich gewis glaubte, das Wetter würde Sie abſchröken. Mir ſelbſt wär es ganz das nemliche geweſen, aber ich traute es Ihrer ſchwächeren Natur nicht zu, und einen Felzgang wollte ich um ſo weniger Gefar lauffen, weil ich mein Schauſpiel gern expediert hätte. Sie haben alſo nur meine Muthmaßung, aber gewis nicht meine Freundſchaft beſchämt. Sezen Sie nun den nächſten erträglichen Tag ſelbſt aus, ſo will ich meine Verſäumniß hereinbringen. Liebſter Freund, ich wünſchte Sie ſo oft — ſo oft in meine einſame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine Menſchliche Geſellſchaft dahingeben.

Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrükt, doch entſezlich zurükwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es hälfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf — ich glaub es nimmer. Wenn ich mich im weiteſten Verſtand zum Beiſpiel ſezen kann, ſo beweißt meine jezige Seelenlage das Gegentheil. Mühſam und wirklich oft wider allen Dank mus ich

[1]) Zuerſt gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eignen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner. Erſter Theil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1830. (Erſte Ausgabe.) S. 91–93.

eine Laune eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehen Minuten bei einem guten denkenden Freunde sonst anwandelt. Oft auch bei einem vortreflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken laßen sich nur durch Gedanken loken — und unsre Geisteskräfte müßen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie gros mus das Originalgenie also seyn, das weder in seinem Himmelstrich und Erdreich noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.

Hören Sie. Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weigand fahren solte, so habe ich ziemlich Lust es mit der Deßauischen Casse zu probieren. Schreiben Sie mir nur das einzige, ob es bald gedrukt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezalt wird, weis ich. Aber so vortheilhaft ich auch mit Buchhändler handle, so glaube ich doch, treiben sich die Revenüen eines Buchs durch den Weeg der Deßauischen Casse[1] noch höher.

---

[1]) Der Magister Karl Christoph Reiche, Lehrer des Basedow'schen Philantropins in Dessau, hatte im Jahre 1781 daselbst eine „Buchhandlung der Gelehrten" gegründet. Der Zweck des Unternehmens war, Schriftstellern hilfreich zu sein, die selbst über einige Mittel verfügten, den Druck und den Vertrieb ihrer Werke herzustellen und ihnen den Ertrag derselben unverkürzt zu sichern. Mit diesem Unternehmen vereinigte sich in demselben Jahre noch ein zweites die „Verlagskasse für Gelehrte und Künstler", eine Actiengesellschaft, die auch von unvermögenden Schriftstellern, die Herstellung ihrer Werke, den Vertrieb und die Berechnung derselben übernehmen wollte; der Gesammterlös sollte nach Abzug einer geringen Provision den Schriftstellern gehören; die neue Firma gedachte sogar auch aus ihren Mitteln vorläufige Honorare zu zahlen. Sie verhieß somach alle Vortheile, welche seither der Verleger geboten hatte, ohne die Nachtheile, welche das Verhältniß zu diesem bisher mit sich gebracht. Leider waren aber die Erwartungen der Gesellschaft ohne Erfolg und beide Unternehmungen mußten im Jahre 1788 zum Schaden nicht weniger Schriftsteller, den Weg alles Fleisches gehen. Schiller war durch Reinwald und dessen Poetische Launen, Erzählungen, Briefe und Miscellaneen. Von W. F. H. Reinwald. Dessau, auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden in der Buchhandl. der Gelehrten. 1782, mit der Gesellschaft bekannt geworden. Die ausführliche Geschichte dieser Unternehmungen, finden wir in dem sehr werthvollen in 100 Exemplaren gedruckten Schriftchen Beiträge zur Geschichte des Deutschen Buchhandels. Von Karl Buchner. Erstes Heft. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1873. 8°. S. 17–42.

Mündlich das mehrere. Laßen Sie mich doch wißen sobald Sie abkommen können.

Ohne Veränderung Ihr

R.

Sie haben mich Samstags vergeblich in Maisfeldt auf Sie warten laßen, und nicht genug, mich um Ihre Gesellschaft zu bringen mich auch unschuldigerweise in die unangenehme Nothwendigkeit gesezt 3 starke Stunden unter erbärmlichen Alltagsmenschen hinzuseufzen. Denn die obere Wirthsstube war voll Gästen die mit Schlitten kamen.

Aber vergeßen haben Sie mich doch nicht?

Ich schreibe hier den Aen Brief an Weigand den Sie gleich so gütig seyn werden zu bestellen denn die Post gehet Dienstags dahin. Ich hab es Ihnen aus Spaß verhehlen wollen. Ich sehe aber schon ich kann nicht schweigen. Der Brief den Sie mir neulich schikten, war — von Weygand! Er umfaßt mein Anerbieten mit offnen Armen, offeriert sich zu allen meinen Schriften und macht mir das Compliment daß ich nicht nötig habe meine Arbeit erst zur Besichtigung zu schiken. Aber (denn ohne Aber geht es nicht ab) meine Louise Millerin bittet er sich erst auf Ostern aus. Es ist ihm unmöglich schreibt er, mich gleich mit dem Druk zu befriedigen. — offeriert sich aber, mich sobald ich sie ihm schike, voraus zu bezahlen. Also mein Bester! einen Verleger hätt ich — und einen treflichen Er will mich aber schon zu Anfang breit schlagen. Er schreibt:

„Da Sie nun, falls Sie meinen Verlag auf jeden Fall für den Druk Ihrer Manuscripte wählen, und mir dieses Vergnügen verschaffen wollten, noch Zeit genug bis zum Druk behalten würden, so wünschte ich, daß Sie Sich entschlößen noch zu der Luise Millerin eine prosaische Geschichte gütigst zu verfertigen, und diß Beides zusammen in einem saubergedrukten Bändgen mit einer schönen Octavvignette versehen von mir herausgeben ließen und dann ihm den Titel gäben „Das und Das vom Verfaßer der Räuber Das wollt ich dann auch so druken laßen, das man jedes à part kaufen könnte. Überlegen Sie Das u. s. f.“

Dieser Brief wird wohl noch in den letzten Tagen des Februar geschrieben sein.

Ich hab ihm die Prosaische Erzälung abgesagt, dafür aber meine Maria Stuart versprochen.

Nun der gröste Spaß, er schreibt weiter

„Ich hätte Sie in Stuttgardt und nicht in M.[1]) gesucht. Noch neulich, da mich der Herzog von Wirtemberg bei seinem Hierseyn zu etlichenmalen besuchten prieß ich Ech.! als den Verfaßer der Räuber, und einen berühmten Unterthanen von ihm." Denken Sie Bester, was der H. v. Wirtemberg da mag gemacht haben

Noch was: in einem der 4 lezten Stüke des T. Museums ist eine Ode an mich.[2]) Schaffen Sie es doch! — Zu meiner Maria Stuart liebster Freund schiken Sie mir doch auch jezt Geschichten. Camden[3]) ist herrlich, doch ist es gut wenn ich mehrere habe. Kommen Bücher an mich von Mannheim so schiken Sie mir einen Expreßen.

Ihr Ritter.

Bester Freund,

Ihr vorgestriger Besuch hat eine ganz herrliche Wirkung auf mich gehabt. Ich füle mich doppelt wieder, und wärmeres Leben ergießt sich durch alle meine Nerven. Meine Lage in dieser Einsamkeit hat meiner Seele das Schiksal eines stehenden Wassers zugezogen, das in Fäulung ginge, wenn es nicht je und je in eine kleine Wallung gebracht würde. Möchte auch ich Ihrem Herzen nothwendig werden! Möchten auch Sie bei mir frischer athmen, und Nahrung genug für Ihre Empfindungen finden, so könnte ich hoffen daß Sie auch künftig einen Bund mit der Gelegenheit machten, und mich durch mehr solche glükliche Überraschungen erfreuten!

Unterlaßen Sie es doch nicht theurer Freund, mir so oft als

Dieser Brief und die drei folgenden Billets sind Anfang und Mitte März geschrieben.

[1]) Meiningen.

[2]) Deutsches Museum. Zweiter Band. 1782. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. Neuntes Stück. Herbstmond, 1782. S. 271—272: An Schiller. Unterzeichnet Fr. Wilh. Jung. S. S. 35.

[3]) Der englische Historiograph Camden (Cambden) geb. 1551 gest. 1623, unter dessen Schriften Die Geschichte der Königin Elisabeth von England, sich auszeichnet, wird Schiller's Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch genommen haben.

Sie können Nachrichten von ſich — Nachrichten von meinem Zirkel zu geben.

Die Bücher, wovon wir ſprachen über Jeſuiten, und Religionsveränderungen — überhaubt, über den Bigotiſmus und ſeltne Verderbniße des Karakters, ſuchen Sie mir doch mit dem bäldeſten zu verſchaffen, weil ich nunmehr mit ſtarken Schritten auf meinen Friedrich Imhof[1]) los gehen will. Schriften über Inquiſition, Geſchichte der Baſtille,[2]) dann vorzüglich auch (was ich vorgeſtern vergeßen habe) Bücher worinn von den unglüklichen Opfern des Spiels Meldung geſchieht, ſind ganz vortreflich in meinen Plan.

Das Papier geht aus. Leben Sie wol

pp. Schiken Sie mir doch mit der Gelegenheit guten Rauchtabak der aber nicht ſo gar theuer iſt — Ihr

Ritter.

Lieber Freund,

Si vales bene eſt — ego quidem valeo.[3])

Ich ſchike Ihnen dieſen Beſchnittenen,[4]) anzufragen, ob noch kein Fieſco[5]) oder Leipziger Brief vorhanden? Den 1ſten Theil der Ge-

---

[1]) In Schillers ſämmtl. Schriften von K. Goedeke. Th. 3 S. 178 ſind aus dem vorſtehenden und dem folgenden Briefe, ſowie aus dem Briefe vom 27. März (S. S. 32) die Stellen über Imhof mitgetheilt, mit der Bemerkung im Vorwort S. XIII „Nur Friedrich Imhof bleibt dunkel. Jedenfalls iſt nicht länger an einen Schriftſteller zu denken, den Schiller als Quelle für ſeinen Prinz Konradin hätte gebrauchen wollen. Es ſcheinen hier eher die Anfänge zum Geiſterſeher zu liegen. Unter den vielen Imhofs begegnet keiner mit dem Namen Friedrich.“ Auch wir ſind außer Stande über denſelben eine Erläuterung zu geben.

[2]) S. S. 31 Anmerkung 1.

[3]) Häufiger Anfang in Cicero's Briefen, hier von Schiller aus dem Gedächtniß citirt.

[4]) S. S. 10 Anmerkung 1.

[5]) Hiernach wird die falſche Angabe in Schillers ſämmtl. Schriften von K. Goedeke. Th. 3 S. VII „Schiller war froh, ſein Trauerſpiel (Fieſco) um einen Spottpreis, elf Louisd'or, an die Schwan'ſche Buchhandlung verkauft zu haben, die daſſelbe noch im December [1782], mit der Jahreszahl 1783, drucken ließ,“ berichtigt. Noch am 27. März 1783 war der Fieſco nicht erſchienen. S. S. 34 Anmerkung 2. Erſt am 23. April

schichte der Bastille hab ich ganz durchgelesen, und mich an dem herrlichen lyrischen Schwung der darinn herrscht, ungemein erbaut. Indeßen bin ich doch auf die folgende begierig; die Sie so gütig seyn werden, mir zu schiken.[1]) Meine Maria Stuart ist noch nicht so glüklich, unanimia zu haben. Ich bin wirklich in einer höchst verdrüßlichen Lage, weil ich gern an ein Stük gienge, und noch zu keinem entschloßen bin. Ich glaube mein Imhof[2]) erhält sich auf dem Brett. — Das versprochene Gedicht[3]) erwartet mit dem bäldisten

Ihr

Ritter. S. v.

Hier, mein Lieber, folgt der Theatercalender[4]) zurük. Freimütig zu sagen — er hat meinen Beifall nicht. Außer dem höchst uninteressanten Schwall von Prologen, Epilogen und dgl. haben auch die besondern Aufsäze darin so viel Seichtes, daß ich mich kaum entbrechen kann mich öffentlich darüber zu moquieren. Ein Aufsaz von der dramatischen Litteraturgeschichte, und einige mehr, verdienen durchgehechelt zu werden.

Ich schike ihn Ihnen also — nicht weil eine Exzellenz ihn begehren (hier fällt mir die Antwort vom Göz von Berlichingen

---

meldet Schiller an Frau von Wolzogen: „Mein Fiesko ist gedruk, und wird wol bald in S[tuttgart] zu verkaufen sein, wenn die Ostermesse vorbei ist.“ S. Schiller's Beziehungen. S. 411.

[1]) Unter den bis zum Jahre 1783 erschienenen Geschichten der Bastille, könnte Schiller nach der obigen Mittheilung vielleicht die in 4 Th. herausgekommene Uebersezung Historie der Bastille zu Paris. Nürnberg bei Felsecker, 1758. 8°, benuzt haben, von der wir nur die Originalausgabe L'Inquisition françoise ou L'Histoire de la Bastille par Mr. Constantin de Renneville. A Amsterdam, chez Etienne Roger, Marchand Libraire. M. D. CC. XIX. 8°. 5 Vol. — in der Großherzogl. Bibl. zu Weimar — kennen. Nähere Angaben hierüber waren von der Herzogl. Bibliothek in Meiningen nicht mehr zu ermitteln.

[2]) S. S. 30 Anmerkung 1.

[3]) S. S. 33.

[4]) (H. A. O. Reichard) Theater-Kalender auf das Jahr 1783 Gotha, bey Karl Wilhelm Ettinger. 16°.

bei: vor S. Kaiserl. Majestät hab ich schuldigen Respekt aber er kann mich — lecken.)[1] Sondern weil Sie ihn zurük verlangen.

Ich verlange nach beßerm Wetter bei Ihnen mich selbst wieder zu finden. **Ritter.**

Lieber Freund,

Den Abend nach unserer Zusammenkunft in M.[2] hab ich einen Fieberanfall ausstehen müßen, welcher aber gottlob keinen Nachfolger gehabt hat. Nun bin ich wieder wohl, biß auf eine Blödigkeit des Kopfs und Mattigkeit der Glieder.

Gegenwärtigen Brief haben Sie die Güte weiter zu befördern. An Schwan will ich nicht bälder schreiben als biß ich die Exemplare d. Fiescos[3] empfangen, welche Sie hoffentlich haben.

Neues weis ich nichts. Mein Verstand hat seit Montag einen Stillstand gehalten. Blasen Sie ihm wieder Leben ein durch etliche Zeilen. Ohne Veränderung.

pp Was von Briefen herbeigerükt schiken Sie mir durch Ueberbringer.

Ihr

Ritter.

Bauerbach d. 27. März 83.[4]

Ich seze mich nieder, mein langes Stillschweigen, das einen Mangel an Gelegenheit zur Ursache hatte, jezt auf einmal herein-

[1] Die bekannte, von Schiller aus dem Gedächtniß citirte Stelle in Goethe's Götz von Berlichingen, Act 3 Scene 17.

[2] Maßfeld.

[3] S. S. 30 Anmerkung 5. Christian Friedrich Schwan, geb. am 12. Dec. 1733 zu Prenzlau, damals Hofbuchhändler und Hofkammerrath zu Mannheim, starb am 29. Juni 1815 zu Heidelberg. S. dessen sehr werthvolle Autobiographie bis zum Jahre 1813, mitgetheilt von dem Prof. F. A. Haakh in Stuttgart in Hausblätter. Herausgegeben von F. W. Hackländer und Edmund Hoefer. 1861. 1. Bd. Stuttgart. Verlag von A. Krabbe. S. 67 ff. Ueber Schiller's Verhältniß zu Schwan's Tochter Margarethe S. Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Von Dr. Julius Emil Kneschke. Nürnberg. Bauer und Raspe. 1858. S. 343—348, u. Geliebte Schatten von Friedrich Götz. Mannheim, 1858. 4°.

[4] Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. S. 94—99.

zubringen. Zwei Briefe waren schon auf dem Weeg zu Ihnen, und beidesmal kamen ihre Überbringer wegen verschlimmertem Wetter zurük.

Mit Weygand bin ich fertig, wie Sie aus dem Einschluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Louise Millerin hat zerschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wol passieren. Z. e. Die gothische Vermischung von Komischem und Tragischem, die allzu freie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröfnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh ich mich in einen Weigandartigen Handel mit Dalbergen einlaße, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen.[1])

Über ein neues Stük bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin und Her Schwankens zwischen Imhof[2]) und Maria Stuart los zu seyn, hab ich beide bis auf weitere Ordre zurükgelegt, und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Dom Karlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Intereße zum Grunde hat als ich bisher geglaubt und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situazionen gibt. Der Karakter eines feurigen, grosen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schikſals verunglükt — eines eifersüchtigen Vaters und Gemals — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors, und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. solten mir, dächte ich, nicht wol mislingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen teutschen Stüken hat, die grose Staatspersonen behandeln — und das Mannheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber werter Mann, erwarte ich Ihren mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jezigen Beschäftigungen hälftig verdanken mus, so entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundschaftliche Unter-

[1]) Am 3. April schrieb Schiller an von Dalberg, daß er mit Weygand in Leipzig über den Preis seines Stückes nicht „akkord“ werden konnte, und schilderte die Fehler des Stückes mit ähnlichen Worten, wie in dem vorstehenden Briefe. S. Schillers Briefe an von Dalberg. S. 80—82.

[2]) S. S. 30 Anmerkung 1.

stüzung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalkarakter, den Sitten und der Statistik des Volks bekannt seyn müßen. Sie, meine Freund, wißen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntniß schöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie Sich nun auf einen Augenblik in meine Lage versezen, und den Zustand der Unentschloßenheit und Unthätigkeit kennen, der mir besonders hier unerträglich ist, so weis ich gewis, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die ihren Freund in Geschäfte bringen, und in Verfolgung seiner Arbeit erleichtern kann. Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewol wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigstens mit einigen dahineinschlagenden Werken befriedigen. Die Judith wird Abends eh sie abgehet, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir schiken wollen, abholen. Wenn Sie allenfalls Brantomes Geschichte Philipps II.[1]) besizen, so theilen Sie mir solche auch mit. —

Es solte mich doch befremden, wenn Sie auch noch jezt meinen Fiesco nicht haben, und möchte ich wißen, ob er in der Gothaer Zeitung angekündiget worden.[2])

Die Geschichte der Bastille[3]) hat mich sehr unterhalten, und ich glaube, daß sie sich in französischer Sprache mit vielem Vergnügen lesen läßt. Ich sende sie Ihnen mit dem nächsten Botengange zurük. Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdekt, so werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir solches kommunizieren.

Izt bester Freund fangen die herrliche Zeiten bald an, worinn die

---

[1]) Zuerst erschienen in Memoires de Messire Pierre de Bourdeille, Seigneur de Brantome. Contenans Les Vies des Hommes Illustres & grands Capitaines etrangers de son temps. A Leyde, chez Jean Sambix le Jeune, à la Sphere. M. DC. LXV. 12°. S. 384—451. Der eigentliche Druckort dieser ersten seltenen Ausgabe ist A la Haye, chez les freres Steucker. Ein Exempl. hiervon befindet sich in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Bis zum Jahre 1783 erschienen von den Werken Brantome's drei Ausgaben, 1722, 1740 u. 1779.

[2]) S. S. 30 Anmerkung 5.

[3]) S. S. 31 Anmerkung 1.

Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurükkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! — Einsamkeit, Misvergnügen über mein Schiksal, fehlgeschlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht, und das, sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum ausföhnen, und meine Muse halb Weegs nach dem Kozytus wieder einholen. — Aber ich verfalle in eine Melancholie und fürchte, Sie anzusteken.

Die Frau von Wolzogen und ihre Tochter empfehlen sich Ihnen. Präzise am 17. Mai verlaßen sie Stuttgardt.[1])

Nun leben Sie wol lieber guter Mann, und lieben Sie mich, nicht mehr und nicht weniger, als ich Sie.

Ewig der Ihrige

S.

Auf unsre nächste Zusamenkunft soll eine Szene von Dom Karlos fertig seyn, die Sie richten werden. NB. Das Gedicht![2])

An Schiller.

Des Trauerspiels hoher Genius
hielt noch den Thränenträufelnden Flügel
über Shakespears heiliger Asche,
mutterhaft klagend, gesenkt.

Und Gallien winkte dir, Genius!
Siehe, rief es, wir Klügeren haben
unsre Kräfte gefesselt; beherrsch' uns! —
Aber du merktest nicht drauf.

Und Gallien grämte sich wenig deß,
machte sich einen lastenden Gözen.
Vor dem Trügenden knieen sie knechtisch;
aber du merkest nicht drauf.

1) S. S. 47 Anmerkung 1.

2) S. das hier folgende Gedicht An Schiller u. S. 29. Anmerkung 2 u. S. 31. Anmerkung 3.

Nur Ein Jahrhundert, ſo hat die Zeit
dieſen zu wölkenden Schutt verwittert,
unterm Schutte die Opfer vergraben —
aber du merkeſt nicht drauf.

Doch jauchze du ſtolz, mein Vaterland!
Einſt erhob ſich des Genius Auge;
heiter blickt' er herüber; er ſchwebte
eilend herüber zu uns.

Wie breitet' er nun die Flügel aus!
Unter'm athmenden Schatten der Flügel
weh't es heilige, mächtige Weihe
dem, der das Wehen verſtand;

Und mit des Adlers ſtürmendem Flug
auch des Adlers entfaltende Blicke
und der Taube ſüſſe, ſanfte Einfalt
dichteriſch in ſich vereint.

Natur, dich liebet der Deutſche noch!
Denn es fanden der Edlen ſich manche,
fühlten die Weihe des Genius, ſangen,
was der Vergeſſenheit trozt.

Und — ſchwiegen! Deß zürnte der Genius.
Zürnend ſchlug er die Schwingen, und dräute
rückzueilen, und hob ſchon die Schwingen,
nimmer zu ſchweben um uns.

Doch plözlich hörte ſein lauſchend Ohr,
Schiller, in deinem ſtrebenden Buſen
brauſen der hohen Begeiſterung Gluten,
brauſen der Räuber Entwurf.

Er ſtaunt' entzückt, ſchwebt' über dich hin,
ſieh! da entrauſchet' ein Kiel der Schwinge.
Den erhaſchteſt du, ſchriebſt mit dem Kiele
Worte der Ewigkeit auf.

Jezt klaget nimmer der Genius:
Shakespearn fand er in Schillern wieder.
Schiller! dich liebet der Genius; Dichte,
daß er nicht zürne mit dir!

Fr. Wilh. Jung.[1])

Bauerbach d. 12. April
83.

Bester Freund — Daß Sie Sich neulich in meinen Angelegenheiten haben erzürnen müßen, bedaure ich sehr, und wenn ich hätte vorherwißen können, daß die Sache so ausschlagen würde, so hätte ich mich lieber einige Tage eingeschränkt. Es ist wahr, daß mir meine Baarschaft seit etlichen Tagen ausging, welches aber ganz meiner eigenen Hartnäkigkeit zuzuschreiben ist. Ich habe, seitdem ich von Haus weg bin, stets den Fall vermieden, Geld von Hauß zu verlangen, und immer von meinen Revenüen gelebt. Weil mir aber der Plan mit meiner L. Millerin fehlschlug und außerdem einige Einnahmen, auf die ich zählte, ausblieben (z. e. einige Caroline, die mir Schwan wegen Fiesco[2]) noch zu bezahlen hat, und der Werth einer Uhr, die ich einem Landsmann in Mannheim zurükgelaßen), so ist es gekommen, daß sich meine Börse erschöpft hat. Es ist aber mein Fehler daß ich nicht zur Vorsorge früher nach Hauß schrieb. Doch soll dieser Fall, der der erste, und wie ich hoffe, auch der lezte in meinem Leben ist, in kurzem sich auflösen. Bei dieser Gelegenheit habe ich aber wenigstens das gewonnen, daß ich Ihrer edeln Gesinnung gegen mich nun ganz überzeugt bin.

[1]) Franz Wilhelm Jung, geb. im Dec. 1757 zu Hanau (nicht 1758 zu Aarau), lebte 1786 als Hofmeister daselbst, dann als Hofrath zu Homburg v. d. H., ging 1798 nach Mainz, wo er verschiedene Aemter bekleidete, bis er, über die französischen Gewaltthätigkeiten empört, dieselben niederlegte, worauf er amtlos zu Frankfurt a. M. lebte. 1814 erhielt er die Stelle eines Generalsecretärs des Departements zum Donnersberg, übernahm nach Aufhebung derselben noch andere Geschäftsleitungen in demselben, lebte dann im Privatstande zu Mainz, wo er am 25. August 1833 starb. S. Grundriss von Karl Goedeke. Bd. 3 S. 175 Nr. 345.

[2]) S. (Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 133 und S. 141.

Ihre Bekümmerniß, daß Sie Freunden und Unglüklichen nicht so helfen können als Sie wünschten, macht Ihrem Herzen soviel Ehre, als dem Verhängniß Schande. Glauben Sie mir aber theurer Freund, ich hab es in meiner engen Sphäre schon gethan, und man hat mir es mit Fluch gedankt. Ich wünsche und hoffe, daß ich Ihnen auch hierinn noch den thätigen Freund werde zeigen können, denn ich würde mich schämen und es mir nimmer verzeihen, wenn Sie nur den Dichter und poetischen Freund, niemal aber den edeln Mann in mir kennen solten.

Tausend Lebewohl, m. Theurer. In 8—10 Tagen (bälder nicht) sehen wir uns in Meisfeldt und Sie hören dann den 1. Akt des Don Karlos, der mein bestes Stück werden kann.

Ewig Ihr

Freund S.

Dom Karlos Prinz von Spanien.[1])

Trauerspiel.

I. Schritt. Schürzung des Knotens.

A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt.

1. Aus seiner Aufmerksamkeit auf solche, seiner Lage in ihrer Gegenwart.
2. Seiner ungewönlichen[2]) Melancholie und Zerstreuung.

---

[1]) Aus Reinwald's Nachlaß reihen wir hier den Entwurf des Don Carlos ein; er erschien zuerst in Nachlese zu Schillers Werken von Karl Hoffmeister. 1840. Bd. 2. S. 3—6 und wurde nach der Originalhandschrift in Schillers sämmtl. Schriften von K. Goedeke. 1868. Th. 3. S. 180—182 mit einigen Ungenauigkeiten, die wir unten anmerken, wiederholt. Auf der uns vorliegenden Originalhandschrift (4 S. in 4°.) steht am Schlusse von Reinwald's Hand mit grüner Dinte: Dieser erste — nachher etwas veränderte — Plan von Schillers Don Carlos, den er schon 1783. bey seinem Aufenthalt in Bauerbach gemacht, ist von seiner eignen Hand. WZHR. — Auch aus Friedrich Nicolai's Nachlaß liegt uns von diesem Entwurf eine Abschrift mit der folgenden Bemerkung vor, Vorstehender ist der erste, nachher etwas veränderte Plan von Schillers Don Carlos. Ich habe ihn von Schillers eigner Hand, durch die Güte H. Rath Reinwalds in Meinungen, welcher ihn besizt, gesehen, und als eine Seltenheit abschreiben lassen. Nicolai. d. 11. Sept. 7.

[2]) Bei K. G. ungewöhnlichen.

3. Dem Korb den die Prinzeßin von Eboli von ihm bekommt.
4. Seiner Szene mit dem Marquis de Posa.
5. Seinen einsamen Gesprächen mit sich selbst.

B. Diese Liebe hat Hinderniße und scheint gefärlich für ihn werden zu können — Diß lehren:

1. Karlos heftige Leidenschaft und Verwegenheit.
2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht.
3. Intereße der Grandes die ihn fürchten und haßen, mit guter Art an ihn zu kommen.
4. Rachsucht der beschämten Prinzeßin von Eboli.
5. Auflauschung des müßigen Hofes.
6.

II. Schritt. Der Knoten verwikelter.

A. Karlos Liebe nimmt zu — Ursachen:

1. Die Hinderniße selbst.
2. Gegenliebe der Königin, diese äußert sich, motivirt sich:
   a. Aus Ihrem zärtlichen Herzen dem ein Gegenstand mangelt.
      α. Philipps Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung.
      β. Zwang ihres Standes.
   b. Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. Sie nährt diese angenehme[1]) Erinnerungen gern.
      Aus ihren Äußerungen[2]) in Gegenwart des Prinzen. Inneres Leiden. Furchtsamkeit. Antheil. Verwirrung.
   d. Einer mehr als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan[3]), der ihr einige Liebe zeigt.
   e. Einigen Funken von Eifersucht über Karlos Vertrauen zu der Prinzeßin von Eboli.
   f. Einigen Äußerungen in geheim.

---

[1]) Bei K. G. angenehmen.
[2]) Bei K. G. Aeußerungen.
[3]) Bei K. G. Dom Juan.

g. Einem Gespräch mit dem Marquis.
h. Einer Szene mit Karlos.

B. Die Hindernisse und Gefahren wachsen. Dieses erfährt man
1. Aus dem Ehrgeiz der Rachsucht des verschmähten Dom Juan.
2. — einigen Entdekungen die die Prinzessin v.[1]) Eboli macht.
3. — ihrem Einverständniß mit jenem.
4. — der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Complott derselben.
5. Aus des Königs Unwillen über seinen Sohn, und Bestellung der Spionen.

III. Schritt. Anscheinende Auflösung, die den[2]) Knoten noch mehr verwikelt.

A. Die Gefahren fangen an auszubrechen.
1. Der König bekömmt einen Wink, und geräth in die heftigste Eifersucht.
2. Dom Karlos erbittert den König noch mehr.
3. Die Königin scheint den Verdacht zu rechtfertigen.
4. Alles vereinigt sich den Prinzen und die Königin strafbar zu machen.
5. Der König beschließt seines Sohnes Verderben.

B. Der Prinz scheint allen Gefahren zu entrinnen.
1. Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an über seine Liebe zu siegen.
2. Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich, und verwirret[3]) den Knoten aufs neue.
3. Der Prinz und die Königin überwinden sich.
4. Prinzessin und Juan spalten sich.
5. König[4]) setzt einen Verdacht in den Herzog von Alba.

IV. Schritt. Dom Karlos unterliegt einer neuen Gefahr.

A. König[5]) entdekt eine Rebellion seines Sohnes.

---

[1]) Bei K. G. von.
[2]) Bei K. G. alle.
[3]) Bei K. G. verwirrt.
[4]) Bei K. G. Der König.
[5]) Bei K. G. Der König.

B. Diese erweckt die Eifersucht wieder.
C. Beide zusammen vereinigt, stürzen den Prinzen.
V. Schritt. Auflösung und Katastrophe.
A. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. s. f. scheinen den Prinzen zu begünstigen.
B. Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.
C. Das Zeugnis des Sterbenden, und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.
D. Schmerz des betrogenen Königs, und Rache über die Urheber.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte. am 14. April 83.[1])

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk ich Sie Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche. —

Ich stelle mir vor — Jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthousiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Karakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden, in andere Mischungen bringen — bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmere das Minus oder den Schatten vorwalten laßen. Gleichwie aus einem einfachen weisen Stral, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt daß in unsrer Seele alle Karaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein daurendes oder nur illusorisch — und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zulezt nur Wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? Oder die Anschauung unserer Selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das grose unfehlbare Band der empfindenden

[1]) Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. S. 99—107.

Schöpfung ist zulezt nur ein glüklicher Betrug. — Erschreken, entglühen, zerschmelzen wir für das Fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewis nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, deßen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm der ihn unwißend lobet. Er erblikt sich, sein groses unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umher gestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenbliklich Sich selbst — Sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurükgeworfen, und liebt Sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrüken — So wie eine Leibnizische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewisen Relation auf einen allgemeinen Zwek verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurükziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreute Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, oder daßelbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruk und Kuß bis zur innigsten Umarmung, — so viele Äußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Izt wär ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaften sind, so sind beide gewißermaßen nur eine andre Wirkung der Dichtungskraft — oder beßer: Das was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden ist eben das. In beiden Fällen führen wir

uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freunds feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsere poëtische Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur grosen Dichtung nach sich ziehen müße, würde sehr übereilt seyn. — Denn ich kann einen grosen Karakter durchaus fülen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein groser Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besizen mus, wenn er sie auch nicht immer geäusert hat. — Das ist unstreittig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müßen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen — daß wir sie als Menschen außer uns denken müßen, die uns ihre geheimsten Gefüle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefült haben. Ein groser Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewisesten und stärksten durch Sympathie erwekt werde. Izt denke ich diesen Saz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter mus weniger der Mahler seines Helden — er mus mehr deßen Mädchen, deßen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr, als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, deßen Gutes und Schlimmes, Glük und Unglük genießen wir in gröseren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent[1]) mehr als Leßings Ämilia, wenn gleich Leßing unendlich beßer als Leisewiz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewiz war ihr Freund. Der Dichter mus, wenn ich so sagen darf, sein eigener Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum seyn. — —

---

[1]) Die erste Ausgabe Julius von Tarent, Ein Trauerspiel. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1776. 8°. erschien in zwei Drucken, die sich durch geringe typographische Abweichungen von einander unterscheiden und sich nur neben einander erkennen lassen.

Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich mus Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewiz an Don Karlos und Julius abmeßen — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben — nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maases bedienen darf, von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewiz Julius, Und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflekken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und solte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie biß jezt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen. — —

Ihr lezter Brief mein Bester hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesezt.[2]) Sie sind der edle Mann, der mir solange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit samt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besize, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Träne ehren. Theurer Freund! Ich bin nicht, was ich gewis hätte werden können. Ich hätte vielleicht gros werden können, aber das Schikal stritte zu früh wider mich. Lieben und schäzen Sie mich wegen dem, was ich untern beßern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein!

S.

---

[1]) Dieser Brief muß die Antwort auf Schiller's Brief vom 12. April gewesen sein und daher am 13. April (Sonntag) geschrieben.

An
Herrn
Secretarius
Rheinwald.
Meinungen.

Bauerbach am 24. April 83.

Weg mit Ihrem ohrenbläſeriſchen Dämon mein Lieber. Solche Gäſte bewirth' ich nicht. Der Grund, warum wir uns ſchon ſo lange vermißten, iſt in Warheit kein anderer, als meine Eilfertigkeit in der L. Millerin.[1]) Ich hätte ſie endlich gerne aus dem Kopf, um mich gänzlich in meinem Karlos verſenken zu können, Herrn v. Dalberg, der mich preßiert, zu befriedigen, und zugleich Ihnen ſolche kommunizieren zu können. In ohngefähr 8 Tagen wird ſie großentheils fertig ſeyn, dann hätte ich eine Bitte an Sie, Freund, und den Hofprediger, welche iſt, daß Sie mir einen Tag ſchenken und zu mir hieherkommen. Ich mus die Minuten zälen um fertig zu werden, ſonſt würd' ich Sie der Mühe überheben — Dißmal geben Sie alſo mir nach, ein andermal iſt die Reihe an mir. Wir eßen in Bauerb. zu Mittag, ich traktiere Sie mit Hünern, und daß Sie Sich verwundern ſollen.[2])

Alſo ich rechne darauf; in höchſtens 8 Tagen ſeh ich Sie beide hier. Meine L. Millerin wird dann fertig ſeyn, und Sie leſen Sie uns vor. Der Mann eilt. Nächſtens mehr von Ihrem treuen

Ritter.

pp.

Meine Louiſe Millerin hab ich ſehr verändert. Das iſt etwas verhaßtes ſchon gemachte Sachen zernichten zu müßen.

---

[1]) Inzwiſchen war von Dalberg's Einwilligung zur Annahme des Stückes eingetroffen, doch ſollte Schiller daſſelbe für das Theater verändern. S. die Nachſchrift des vorſtehenden Briefes, den folgenden Brief und S. 33 Anmerkung 1.

[2]) Das Hühneressen fand erſt Freitag d. 9. Mai ſtatt, wie Schiller an Frau von Wolzogen den 8. Mai meldet „Morgen bekomme ich Viſite von Rheinwald, Herrn Hofprediger und ſeiner Frau, wo eine Zinshenne bluten wird.“ S. Schiller's Beziehungen. S. 412.

An Herrn
Sekretarius Rheinwald
zu
Meinungen

d. 3. Mai. 83.

Guten Morgen, lieber Freund!

Meine L. M. jagt mich schon u. 5 Uhr aus dem Bette. Da siz ich, spize Federn, und käue Gedanken. Es ist gewis und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater — so hastig, weil ich pressiert bin, und doch ohne Tadel zu schreiben ist eine Kunst. Doch gewinnt meine Millerin das fül ich. Vor Veränderung beben Sie nicht mehr. Meine Lady interesiert mich fast so sehr, als meine Dulzinea[1]) in Stuttgardt. — Aber davon weg. Wir beide leben jezt in einem Verhältniß zu einander, als wenn wir uns kasteyten, oder wie 2 Eheleute die ein Gelübde gethan, nicht bey einander zu schlafen. Ist meine L. M. erst fertig, mein Karlos soll mich niemals abhalten, zu Ihnen zu fliegen. Schreiben Sie mir nur etliche Seiten daß ich sehe daß Sie noch leben und noch lieben Ihren

aufrichtigsten Ritter

Herrn Secretair
Rheinwald
zu
Meinungen[2])

Wertheſter Freund,

Warum ich heute ohne Sie noch einmal zu sehen, verschwunden bin ist der Sontag schuld, an welchem ich unfrisiert und ohne weise Wasch nicht ausgehen mochte, und dann meine Eilfertigkeit nach Bauerbach.

Über Louisen Millerin schreibe ich Ihnen mit Nächstem, und werde Sie recht sehr bitten, Zweifel, die ich Ihnen vorlege und An-

---

[1]) Die Hauptmann Bischer? S. S. 8 Anmerkung 1.

[2]) Von Reinwald darauf bemerkt: Erhalten d. 12. Mai 83. Dies Billet hat Schiller Sontag den 11. Mai, spät Abends geschrieben.

fragen nach aller kritiſchen Schärfe zu entſcheiden. Meinen Fiesco und was ich ſonſt hinterlaßen geben Sie der Judith. Ich bin voll Schlafs. Leben Sie wol.

R.

Bauerbach, den 22. Mai. 1783.[1])

Der erſte Augenblik, der wieder mein eigen iſt, gehört Ihnen theurer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem ſchöpfen, denn ſchon 9—10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir ſelbſt kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen auf die Ankunft der F. v. Wolzogen Haus und Garten in den Stand zu richten, und weil ich im letztern eine neue Anlage machte, die auch mein Vergnügen befördern ſollte, ſo mußte ich immer aller Orten ſeyn. Meine Louise Millerin blieb liegen, und mit dieſer müßen auch Sie mein Guter ein Schikſal theilen. Wärmer kehre ich zu Ihnen, wie zu dieſer, zurück.

Den Einzug der F. v. Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen laßen, welches Gelegenheit zu einem ſehr angenehmen Abend gab. Von dem äußerſten Ende des Orts ließe ich eine Allee von Maien biß zu ihrem Hauſe anlegen. Am Hof des Hauſes war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit anſehen werden, denn bald, ſehr bald müßen Sie kommen, mein Beſter. Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, die überal mit Maien voll geſteckt war. Wir hatten artige Muſik mit Blasinſtrumenten, und der Pfarrer von Bibra[2]) hielt eine Einzugsrede u. ſ. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht ſchreiben,

[1]) Zuerſt gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. S. 114—116. Frau von Wolzogen und ihre Tochter waren am 17. Mai von Stuttgart abgereiſt. S. S. 35.

[2]) Chriſtian Emanuel Freißlich, 1713 zu Salzungen geboren, wurde 1748 Pfarrer zu Bibra und ſtarb als ſolcher 1789. Sein Sohn Carl Chriſtoph Freißlich war ſeit 1778 Subſtitut ſeines Vaters und nach deſſen Tode ſein Amtsnachfolger. Er ſtarb 1826. Beide Männer, Vater und Sohn, waren im Amt und Leben ächt patriarchaliſche, geſinnungstüchtige Charactere. Dem Sohne verdankt der Verfaſſer bei einem Beſuche zu Bibra im Jahr 1819 manche Mittheilung über Schiller in Bauerbach. S. Schiller in Bauerbach von E. Brückner. S. 31.

wenn ich es nicht etwas interessant fände, daß in dem barbarischen Bauerbach dergleichen geschehen ist.

Sonntags,[1]) mein Lieber, werden Sie schwerlich Geschäfte haben. Entschließen Sie Sich hieher zu kommen und einen vergnügten Tag auf dem Land zu genießen. Sie werden mich zu Maßfeldt treffen, und dann mit mir hieherspazieren.

Ich sehne mich nach Ihnen guter lieber Mann, und habe es nötig, neue Glut und neuen Geist in Ihren Armen zu sammeln. Schreiben Sie mir indeßen nur einige Zeilen, und bestimmen Sie zugleich die Zeit, wenn Sie zu Maßfeldt eintreffen können. Meinen Fiesko habe ich neulich bei Ihnen liegen laßen. Haben Sie die Güte und geben ihn der Ueberbringerin mit. Bald wird man Kritiken darüber hören. Wir wollen doch suchen. Sind allenfalls Briefe eingeloßen, so werden Sie mir solche mit schiken.

Izt leben Sie wol lieber Freund, und machen Sie mir doch ja Hofnung Sie bald zu sehen, Sie wißen ja, daß Sie im Buch meiner Glükseligkeit ein starkes Alphabet einnehmen. Ewig Ihr Freund R.

Bauerbach d. 9. Juny. 83.

Ich reiße mich aus einer sehr angenehmen Zerstreuung, um mich für Sie, liebster Freund, zu sammeln. Sie sind, wie ich höre, auf einige Tage nach Römhild gereißt, wo Sie vielleicht noch sind. Wolte der Himmel daß Ihr Weeg Sie über Bauerbach geführt hätte, so hätte ich Sie doch wenigstens auf eine Viertelstunde genoßen. Tausend Ideen schlafen in mir, und warten auf die Magnetnadel, die sie zieht. — Unsre Seelen scheinen, wie die Körper, nur durch Friction Funken zu geben. Wie sehr wünschte ich mein Herz an dem Ihrigen wieder zu erwärmen!

Sie reisen nun bald ab,[2]) und werden über so vielen vortref-

---

[1]) den 25. Mai.

[2]) Reinwald hatte Mitte Mai — s. den vorhergehenden Brief — unter den von Schiller bei ihm zurückgelassenen Papieren, auch einen Brief von Christophine an ihren Bruder, kennen gelernt dessen Inhalt ihn mit einer solchen Verehrung für die Schreiberin erfüllte, daß er sich veranlaßt fühlte an dieselbe am 24. Mai, einen Brief zu senden, der im Auszuge in (Streicher) Schiller's Flucht

lichen Köpfen Ihren armen Bauerbachischen Freund vergeßen. Sie werden mich mit Wieland, Göthe und andern meßen, und einen ungeheueren Abstand gewahr werden. Sie werden wieder kommen voll der gesammelten Ideale, geblendet von so viel schimmernden Genies und den matten Flimmer eines Johanniswurms nicht mehr bemerken. Sie werden kälter gegen mich seyn. — Sehen Sie! So könnte ich mich mit Besorgnißen quälen, wenn ich es Ihnen nicht zutraute, daß ein warmes und redliches Herz weniger glänzende Gaben bei Ihnen entschuldigen werde. Wenigstens bin ich ein guter Mensch — und Ihr Freund. Große Geister finden Sie immer — aber nicht immer Diesen. Was hilft Ihnen auch der Mann, deßen Genie eine Welt umspannt, deßen Herz aber für Ihre Freuden und Leiden zu eng — deßen Auge für Ihre Schiksale trokken ist? — Unterwerfen Sie besonders Wielanden dieser Probe. Den Dichter kennen wir schon. Studieren Sie den Menschen in ihm.

Am 11ten Mai.[1])

Gestern hatten wir einen lustigen Tag.[2]) Die Bauern des Dorfs haben in unserm Hofe getanzt, und ich sahe fröliche Menschen. Bauerbach ist gewis keine Barbarei. Ich habe schon manche Feinheit an den Leuten entdekt, die mir um so schätzbarer war, je weniger ich sie der rohen Natur zugetraut hätte. Vielleicht sind diese Menschen von den übrigens sich beßer Dünkenden nur wie die Gipsfigur von dem Gemälde unterschieden.

Fräulein Mine[3]) und Lotte[4]) sind hier, und machen mir mein

---

von Stuttgart. S. 150—153 mitgetheilt, hier aber irrthümlich d. 27. Mai, datirt ist. In diesem Schreiben meldet Reinwald auch, daß er die Absicht hatte Schiller nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen. S. Schiller's Leben von K. Palleske. 1858. Bd. 1. S. 276—277.

[1]) Ist verschrieben, muß „Juni" heißen.

[2]) Sonntag d. 8. war Pfingsten. Frau von Wolzogen schreibt an ihren Sohn Wilhelm „Die beiden Pfingstfeiertage ist im Hof recht getanzt." S. Schiller's Beziehungen. S. 468.

[3]) Wilhelmine die älteste Schwester der Frau von Wolzogen, Stiftsdame in Bielungen. S. Schiller's Beziehungen. S. 470.

[4]) Charlotte, Tochter der Frau Henriette von Wolzogen — s. S. 4 Anmerkung 3. — war am 16. April 1766 zu Meiningen geboren, heirathete 1788 den Regierungsrath Friedrich von Lilienfern in Hildburghausen und starb im ersten Wochenbett am 20. Sept. 1794. S. Schiller's Beziehungen.

Leben sehr angenehm. Die leztere ist ein wahres Studium für mich, denn soviel Güte und schöne Unschuld hab ich selten gefunden. Wir hatten H. v. Wurmb[1]) erwartet, er ist aber krank und hat Ihnen, dem Hofprediger und mir inliegendes Avertissement von Göschen[2]) geschikt. —

Laßen Sie Sichs angelegen seyn Abonnenten zu finden; Es sind einige Artikel darin, die ich 2mal gelesen habe, und von denen ich einmal Gebrauch machen könnte.

Am 14ten Juny.[3])

Meine Louise Millerin mus ich Ihnen im Original mitgeben, denn schwerlich wird soviel Zeit übrig seyn, daß man sie abschreiben laßen kann. Mehr als 2 oder 3 Akte bekommen Sie schwerlich mit. Aber ich will Ihnen die übrigen nach Gotha nachschiken, wenn ich erst einen Brief von Ihnen werde bekomen haben, ob die erstern Appetit gemacht haben. Gott dem Allmächtigen will ich danken, wenn ich fertig bin. Ganze 14 Tage ist kaum was daran

S. 397 Anmerkung 7. Ueber Schiller's Verhältniß zu Charlotte von Wolzogen s. Schiller in Bauerbach. Von G. Brückner, und Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Von Dr. J. E. Kuntsche. S. 337–342.

[1]) Ludwig von Wurmb auf Wolframshausen bei Nordhausen, zählte zu dem Freundeskreise Reinwalds; er war ein Neffe der Frau von Wolzogen; auf dem Gute Walbeck, von deren Bruder Ditrich Christian Ernst Marschalk von Ostheim, lernte ihn Schiller kennen, seine Schwester Frau von Lengefeld wurde später Schiller's Schwiegermutter. Dieser L. von Wurmb und sein Bruder Karl, sind die Helden in Schiller's Erzählung Eine großmüthige Handlung, aus der neusten Geschichte, die bereits in Schiller's Wirtembergisches Repertorium der Litteratur. Zweites Stück. 1782. S. 268–273 erschienen war. L. von Wurmb war der Vater von jener Christiane von Wurmb, der man die Aufzeichnungen über Schiller aus dem Jahre 1802 in Schillers Leben von Caroline von Wolzogen, verdankt, sie starb 1854 als Gattin des Schulraths B. A. Abeken in Osnabrück. S. Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen Meiningen von Ludwig Bechstein. S. 201–214 u. C. Ulrich) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Dritter Band. Stuttgart. 1865. S. IX.

[2]) Die Ankündigung von Goeschen's Zeitschrift Journal von und für Deutschland. Ellrich. 1784. 4°. erschien Ellrich 1783. 4°. auf 1 Bogen.

[3]) Vorher stand Mai, verbessert in „Juny."

gethan worden, weil ich immer schwankte, und meine streitenden Gedanken nicht zu vereinigen wußte. Sondieren Sie doch Wielanden wegen dem bestmöglichsten Verkauf von dergleichen Schriften. Sehr gerne möcht ich sie bald druken laßen, denn ich brauche Geld, und wünschte zugleich meinen Namen dadurch etwas mehr auszubreiten — Noch was mein Lieber. Sammeln Sie doch recht sehr viele Nachrichten über meinen Fiesko ein, und gedrukte Urtheile schiken Sie mir. Vielleicht ist schon jezt in Gotha- oder Erfurtischen Zeitungen[1]) was davon eingerükt. Fragen Sie auch nach meinen Räubern und der Anthologie. Daß ich an einem Karlos arbeite können und dörfen Sie sagen. Wollte Gott Sie verschaften mir einen tüchtigen Mitarbeiter zu einem Theaterjournal.

Am 15ten Juny.

Gestern habe ich Herrn von Bibra[2]) (ich meine den Oberhofmeister) kennen gelernt. Er gefällt mir nicht übel. Er hat sehr verbindlich meine Freundschaft gesucht, und mich ernstlich zu sich gebeten, wo er mir auch Göthes Trauerspiel lesen wird. Mit diesem scheint er sehr genau bekannt zu seyn. Wielanden kennt er auch, und sagte mir einige Züge von ihm, die ihn freilich, wenn sie wahr sind, verkleinern — Er soll sehr Egoist seyn. In Weimar treffen Sie auch Hr. Musäus, den Verfaßer der physiognomischen Reisen.

[1]) Nur in der Gothaischen gelehrten Zeitung. Fünfzehntes Stück, den neunzehnten Februar, 1783. S. 120 finden wir eine kurze Notiz aus Mannheim, in der es heißt „Auch wird die Schwanische Handlung nächstens ein neues Trauerspiel von dem Verfaßer der Räuber liefern, unter dem Titel: Die Verschwörung des Fiasko (sic) von Genua." Eine der frühesten (vielleicht die erste) Recension von diesem Trauerspiel, die wir kennen, brachte die Nürnbergische gelehrte Zeitung. 1783. Stück 47 d. 13 Juni. S. 377.

[2]) Ueber Herrn von Bibra, war der Geheime Hofrath G. Brückner in Meiningen, so gütig uns einige Notizen zu geben aus denen wir folgende mittheilen. Freiherr Ludwig Karl von Bibra, geb. 1749 trat 1768 als Kammerjunker in meiningensche Dienste, wurde 1777 Reisemarschall, 1787 (?) Oberhofmeister, Oberst und Stadtcommandant, 1791 Geheimer Rath und starb 1795. „Als Begleiter des Herzogs Georg I. von Meiningen kam er öfter mit Karl August von Weimar und somit auch mit Goethe zusammen. Etwas Näheres zwischen ihm und Goethe, wissen die hier lebenden Herrn von Bibra, nicht anzugeben." — Sollte in dem vorstehenden Briefe mit Goethe's Trauerspiel, die Iphigenie, gemeint sein?!

Ich bin begierig wie Sie diesen finden. Wären Sie nur schon wieder da. Ich kann es nicht erwarten, Sie glücklich und mit angenehmen Neuigkeiten in unserm Horizonte zu wißen.

Montags d. 16. Juny.

Heute Abend denk ich bekommen Sie diesen Brief. Wenn mein Schikſal es nicht will daß ich Sie vor Ihrer Abreiſe noch ſehen ſoll, ſo ſoll dieſer übrige Raum den Segen enthalten den ich Ihnen auf die Reiſe mitgebe. Mit Commiſſionen ſind Sie, denk ich, überhauft genug. Alſo Leben Sie wol mein Beſter. Pallas — Eſkulap und Fortuna mögen Sie begleiten, und Sie geſund, und mit glüklichen Außichten in meine Arme zurükbringen. Denken Sie zuweilen an Ihren aufrichtigen und zärtlichen S.**, und glauben Sie es von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß, wo Sie auch ſeyn werden, nicht ein Jota von der Liebe und Treue ſich verlieren ſoll, die ewig ſchlagen wird in

Ihrem

Ritter.

pp Eben fällt mir bei. Sie haben mir ein Verzeichniß der Bücher abgefodert die ich von Fleiſchmann[1] und aus der Bibliothek beſize. Ich weis nicht, ob ich es Ihnen geſchikt habe. Iſt das nicht, ſo ſchreiben Sie mirs gleich.

Können Sie nicht, mein Lieber, einige Bücher zu meiner Lectüre zurüllaßen, weil ich ſonſt in Ihrer Abweſenheit darben und verderben muß! — Erweiſen Sie mir doch dieſe Gefälligkeit, wenn Sie können, und auf der Poſt beſtellen Sie daß die Briefe an mich zur Fräulein Lotte[2] geſchikt werden.

Bauerbach am 10. Juny. 83.[3]

Eben erhalte ich Ihren lieben Brief, der mir ſagt, daß Sie noch immer mein guter mein zärtlicher Freund ſind. Aber gewis

[1] S. S. 11 Anmerkung 1.

[2] Charlotte von Bolzogen. S. S. 49 Anmerkung 4.

[3] Das Datum dieſes Briefes iſt verſchrieben; muß heißen „am 10. Juli" wie aus den vorhergehenden Briefen vom 9. bis 16. Juni zu erſehen iſt. Der

haben Sie Sich meiner nicht mehr als ich mich Ihrer erinnert, und meine herzliche Wünsche haben Sie begleitet, wie die Wolken- und Feuersäule das Volk Gottes durch Sinai.

Ein Vorfall, den wir beide nicht voraussehen konnten, bringt Sie um meine L. Millerin. Ich gehe in längstens 12 Tagen von hier, um meinen Oncle aus London[1]), der sich in Schwaben befindet an der Gränze zu rencontrieren. Dieser Vetter hat den Robertsohn übersezt, und ist durch mehrere Übersezungen englischer Schriftsteller nicht unrühmlich bekannt. Vielleicht daß er der Canal ist, durch den auch ich in England bekannt werde. Aber eben dieser Umstand erlaubt mir nicht, mich jezt meiner L. M. zu entäußern, weil ich nicht weis, wenn ich gehe, oder wenn Sie kommen, und ich sie nothwendig mitnehmen mus. Beeilen Sie Sich doch ja mein Vester, daß ich Sie noch vor meiner Abreise sehen kann, da ich doch vor 6—7 Wochen schwerlich nach Hauße komme. Reisegeld erwart ich täglich von Haus. Möchte doch Ihre Reise recht gut, recht sehr gut für Sie ausschlagen, und den bösen Milz- und Lebergnomen eine glükliche Diversion machen! —

An Neuigkeiten bin ich arm, und das ist jezt Ihre Sache. Wenn wir beide wieder in Ihrem Sofa beieinander sind, wollen wir beiderseitig unsere Bemerkungen auskramen.

Bis dahin — oder darf ich hoffen, noch früher? —

Der Ihrige

Ritter.

---

vorstehende Brief wurde an Reinwald nach Gotha nachgeschickt. S. den folg. Brief.

[1]) Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr, geb. am 15. Juli 1731. Schiller's Pathe. Sein Vater und des Dichters Großvater waren Vettern. Uebersetzer von Robertson's Geschichte Amerika's. Leipzig. 1777. 2 Bde. 1784 Besitzer einer Buchdruckerei in Mainz und starb daselbst wahrscheinlich 1815. S. Urkunden über Schiller und seine Familie, von Gustav Schwab. Stuttgart. 1840. S. 9—13. Schiller's Jugendjahre. Bd. 1. S. 48—52 und Schiller's Beziehungen. S. 13 u. S. 345—346.

Bauerbach. am 22. Julius 83.[1])

Ihren lezten Brief von Meinungen, der mir sagt, daß Sie glüklich zurük sind hab ich erhalten; da aber meine Abreise von hier darinn nicht berührt wird so fürchte ich, daß Sie meinen Brief den ich Ihnen nach Gotha[2]) schrieb, gar nicht, oder zu spät erhalten haben. Ich berichtete Ihnen darinn daß ich auf 4 oder 6 Wochen nach Frankfurt oder an die Würtembergische Gränze eine Reise mache, weil mein Vetter aus Engelland angekommen, und gegenwärtig in Schwaben ist, den ich aus Tausend Gründen nicht gern entwischen laßen möchte. Es ist der nämliche, der Robertsohns Amerikanische Geschichte ins Teutsche übersezt und noch durch mehrere Schriften — meist Vertentschungen der Englischen Reisebeschreibungen seinen Namen bekannt gemacht hat. Vielleicht daß ich durch ihn das Bürgerrecht auf dem Theater zu Drurylane erhalte, denn ich hoffe, daß meine Arbeiten sich dem Geschmak der Englischen Nazion mehr als dem Teutschen nähern, da ich ja ohnehin nach englischen Mustern gebildet bin.

Meine Louise Millerin nehme ich mit, und zeige sie ihm. Vielleicht (da ich nicht weis wo mich seine Reise herumtreibt) verschaff ich ihr sonst ein Obdach.

Über einige Punkte Ihres Briefs, und überhaubt das Weitere Ihrer Reise sprechen wir bei meiner Zurükkunft umständlicher. Unterdeßen thun Sie mir doch den Gefallen und soutenieren die ausgestreute Erfindung daß ich nach Stuttgardt sei. Das was Sie unterdeßen für mich an Porto und anderem ausgelegt haben sezen Sie auf und schiken es der F. v. W.[3]) nach Bauerbach, der ich auf alle Fälle Geld zuschiken werde. Unterlaßen Sie das ja nicht. Ich möchte, daß Sie vor allem bezalt würden. Ich hätte so sehr gewünscht Sie mein theurer Freund vor meiner Abreise noch auf ein paar Stunden zu sehen und zu sprechen, mir aber war es ohnmöglich nach Meinungen zu kommen da ich voll Arbeit bin. Biß auf 6 Wochen also können wir nur Briefe miteinander plaudern. Leben Sie wol mein Pester.

Ich eile. — Ewig der Ihrige

Fr. Ritter.

[1]) S. Ten vorhergehenden Brief.
[2]) Frau von Wolzogen.

An Herr Ritter
in
Bauerbach

Mein liebſter Freund! Es thut mir ſer leid daß wir uns nicht mündlich ſprechen können, beſonders Ihrentwegen, denn ich bin in Sorgen wegen Ihrer Glückſeligkeit — Daß Sie Ihren Onkel ſprechen, freut mich, aber Engelland kann wenig zu Ihrem Hauptentzweck beitragen — Ruhm kann Ihnen onedem nicht felen — Sie haben nähere Zwecke, vielleicht aber kann auch die Ihr Onkel befördern helfen. Ich hätte ſer gewünſcht, daß Sie mir die Bücher aus der Hofbibliothek einſtweilen zurückgegeben hätten bis zu Ihrer Widerker. Wenn die Summe des ausgelegten Briefporto mich geniren ſollte, ſo mach ich vielleicht das Conto.

Aber vor allen Dingen bitt ich Sie, die 6 Exemplare vom Fiesko[1]) die ſchon bezalt ſind, und das 7te vor mich, (meins hab ich einem Freund überlaßen) bei Schwan zu erinnern, denn ich komme ſonſt um meinen Kredit bei Fräul. v. M.[2]) die mir das Geld zugeſchickt hat. Wenn der Dukaten zu 7 Exempl. nicht hinreicht ſo will ich nachſchießen.

Leben Sie wol, und glauben daß ich Sie mit warer Liebe liebe.

R.

Dieſen Brief wird Reinwald am 23. oder 24. Juli geſchrieben haben. S. den folgenden Brief.

[1]) S. S. 32.

[2]) Charlotte Marſchalk von Oſtheim, ſpäter Frau von Kalb. S. S. 61 die Anmerkung.

Mannheim d. 7. Aug. 83.

Beſter Freund,

Ich ſize in Herrn Schwans[1]) Buchladen, und da eben 6 Exemplare von Fiesco[2]) in Ihre Nachbarſchaft, und eins an Sie abgeht, ſo mus ich Ihnen doch einige Linien einſchließen. Von meiner Reiſe, und wie ich hieher gekommen, und was ich bis dato gethan und geſchaft habe will ich Ihnen weitläuftiger Meldung thun. Jezt nur die Verſicherung daß ich nah und ferne mit immer gleicher Geſinnung bin

Ihr

getreueſter Schiller.

Liebſter Freund! Unterdeßen da ich gar nichts von Ihnen höre, meldet mir Frau v. Wolzogen[3]) (der ich vor geraumer Zeit einen Brief an Sie einzuſchließen gegeben) Sie wären beim Theater in Mannheim engagirt, welches mich in Anſehung Ihres dauerhaften Wols, unendlich freut; und da ich zugleich erfare, Sie hätten Sich auf künftigen Lenz oder Sommer die Freiheit ausbedingt, eine Reiſe in die Fremde thun zu dürfen, ſo kann ich auch hoffen, Sie bald

---

Am Morgen des 24. Juli (Donnerstag) hatte Schiller Bauerbach verlaſſen, wie Reinwald an Christophine meldet, auch er hatte von dem Plan und dem Zweck dieſer Reiſe nach Mannheim zu dem Freiherrn von Dalberg vorher nichts gewußt. Schiller reiſte über Frankfurt a. M. und war am 27. Juli Abends in Mannheim. Hiernach ſind die irrthümlichen Angaben über Schiller's Abreiſe in Schiller's Beziehungen. S. 417 Anmerkung 2 zu berichtigen und wird der daſelbſt mitgetheilte Brief aus Werneck (zwiſchen Schweinfurt und Würzburg) „d. 25. Juli" zu datiren ſein.

[1]) S. S. 32 Anmerkung 3.

[2]) S. den vorhergehenden Brief.

[3]) Frau von Wolzogen ſchrieb an Schiller „Bauerbach den 2. Sept. (1783). Vom Oberſt von Löwenſtern, der vor etlichen Tagen mit Reinwald hier bei mir war, habe ich erfahren, daß Sie ſo gut in Mannheim verſorgt wären. Sie ſtünden ſich auf 1000 fl., das ſollte mich herzlich freuen." S. Schiller's Beziehungen. S. 473. — Dies iſt der einzige Brief der Frau von Wolzogen an Schiller, der ſich erhalten hat. Schiller beantwortete denſelben am 11. Sept. und gab ausführliche Nachrichten von ſeinem Leben und von ſeiner Stellung in Mannheim. S. Schiller's Beziehungen. S. 427—432.

einmal wider zu sehen. Ich werde Sie freilich diesen Winter ser vermißen, aber Das kann nicht anders seyn. Ich stelle mir vor, ich wär Ihre Frau und Sie muſten in den Türkenkrieg ziehen um dort ein ansehnlich Chor zu kommandiren.

H. Fleiſchmann[1] läßt sich Ihnen freundschafftlich empfelen. Wenn Sie Leßings Dramaturgie nicht näher von H. Schwan haben können, so können sie Herrn Fleiſchmanns Exemplar behalten, und ihm 2 Exemplare Ihrer nächstgedruckt — werdenden, Trauerspiele davor geben.

Mein kritiſches Buch das ich Ihnen zugedacht hatte: Du Bos Betrachtungen über die Poesie und Malerey[2] steht Ihnen auch noch zu Dienſten, und hier kömt ein Manuſcript das noch Ihnen gehört: Materialien zum Don Carlos. Den Plan[3] hab ich abschreiben laßen u. die Copie kömt hier.

Stellen Sie diesen Einschluß Ihrer lieben Schweſter zu, die, wie ich höre Sie in Mannheim[4] beſucht. Es ſind einige Kupfer. Ich habe ſie einige Zeit nach Ihrer Abreiſe von hier, um Nachrichten von Ihnen, (die mir zu lange felten) und um einige Zeichnungen, die ich hatte rümen hören, erſucht, und ſie hatte die Güte, mir zu willfaren. Ich habe in Erfurt Kupferſtiche von Sinzenich[5] in

---

[1] S. S. 11 Anmerkung 1.

[2] Kritiſche Betrachtungen über die Poeſie und Mahlerey, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Abtes Du Bos, ... Kopenhagen, In der Rummiſchen Buchhandlung. 1760. 8°. 3 Thle. Erſte deutſche vollſtändige Ueberſetzung. Die erſte franzöſiſche Ausgabe erſchien im Jahre 1719. Leſſing hatte bereits 1755 — nach der fünften Ausgabe — einen Theil derſelben, welcher von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten handelt, im dritten Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek, überſetzt. S. G. E. Leſſing's ſämmtl. Schriften. Von Karl Lachmann und Wendelin von Maltzahn. 1854. 8°. Bd. 4 S. 382—383.

[3] S. S. 38—41. Die erſte Notiz von dieſem Plan gab Reinwald in No. 26. Neuer Literariſcher Anzeiger. Dienstags am 30. Juny 1807. München. 4°. S. 405.

[4] Der Beſuch unterblieb in dieſem Jahre. S. Schiller's Beziehungen. S. 161, 212, 431 u. 441.

[5] Heinrich Sinzenich, geb. zu Mannheim 1752, begab ſich 1775 nach London, wurde 1779 Hofkupferſtecher in Mannheim, wo er bis 1790 blieb, von hier einige Jahre nach Berlin ging und Mitglied der Akademie wurde und 1812 in München als Hofkupferſtecher ſtarb.

Mannheim gesehen, die mir auserordentlich gefallen haben. Ich wünscht eins davon, das ich aber noch nicht gesehen habe. Es heißt

Musik u. Malerey.[1])

schwarz u. roth gestochen.

Könnten Sie es mir one Ihre Unbequemlichkeit schicken. Den Preiß will ich ersetzen. Melden Sie mir bald gute Nachrichten von Ihnen und Ihren Geistesprodukten, und vergeßen Sie mich nicht ganz.

Meiningen, den 27. Oktobr. 1783.

Reinwald

Schon vor einigen Wochen hat mir Hr. Rheinwald in Meiningen diesen Einschluß an Dich übersandt, weil ich mir aber gewiße Rechnung machte Dich im Dec. persönlich zu sehen, so behielt ich ihn bißher zurük. Nun ist aber durch die Krankheit unserer Lieben Mutter —[2]) und jezt durch meine eigene Beschäftigung diese Zusammenkunft aufgeschoben, und ich wollte Dich nicht länger warten laßen.

Auf den 11ten Jenner wird der Fiesko hier mit aller Feierlichkeit bei Eröfnung des Carnevals gegeben. Jezt meine Beste solltest Du hier seyn. Ich könnte Dir mehr Vergnügen machen, als Du Dir träumen läßest. Indeßen solst Du Dich zu einer andern Zeit, wenn Du hieher kommen wirst, auch nicht zu beklagen haben. Küße mir meine liebe Louise,[3]) und danke ihr im Namen meiner für Ihr Andenken an Ihren Bruder. Nochmals lebewol meine Beste, und küße unsere beste theuerste Eltern und die liebe Nane.[4])

---

[1]) Es sind zwei Blätter in Fol o. Die Musik, nach N. Carriera und die Malerei, nach Ang. Kauffmann.

Dieser Brief wird Ende November oder Anfang December geschrieben sein; denn in dem nachfolgenden Briefe v. 1. Januar klagt Schiller sich an, seit längerer Zeit der Schwester nicht geantwortet zu haben; vielleicht wurde das vorstehende Billet mit dem Briefe an den Vater vom 20. Nov. mitgesendet. S. Schiller's Beziehungen. S. 49. Auch Reinwald hatte bis Ende Januar 1784 nur das kleine Billet vom 7. August (S. S. 56) erhalten.

[2]) S. Schiller's Beziehungen. S. 47 u. 49.

[3]) u. [4]) Schiller's Schwestern. S. S. 5 Anmerkung 1 u. 2.

Mannheim am Neujahr 84.[1])

Meine theuerſte Schweſter,

Ich bekomme geſtern Deinen Brief, und da ich über meine Nachläßigkeit Dir zu antworten, etwas ernſthaft nachdenke, ſo mache ich mir die bitterſten Vorwürfe von der Welt. — Glaube mir meine Beſte, es iſt keine Verſchlimmerung meines Herzens — denn ſo ſehr auch Schickſale den Karakter verändern können, ſo bin doch ich mir immerdar gleich geblieben — es iſt ebenſo wenig Mangel an Aufmerkſamkeit und Wärme für Dich — denn Dein künftiges Loos hat ſchon oft meine einſamen Stunden beſchäftigt, und wie oft warſt Du nicht die Heldin in meinen idealiſchen Träumen! — Es iſt die entſezliche Zerſtreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herumgeworfen werde, es iſt zugleich auch eine gewiße Beſchämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Meinigen und über Deins ins beſondere, bis jezt ſo wenig habe zur Ausführung bringen können. Wie viel bleiben doch unſere Thaten unſeren Hoffnungen ſchuldig! und wie oft ſpottet ein unerklärbares Verhängniß unſeres beſten Willens. —

Alſo unſere gute Mutter kränkelt noch immer? Sehr gern glaube ich es, daß ein ſchleichender Gram ihrer Geſundheit entgegenarbeitet, und daß Medikamente vielleicht gar nichts thun. Aber Du irrſt Dich meine gute Schweſter, wenn Du ihre Beßerung von meiner Gegenwart hoffſt. Unſere liebe Mutter nährt ſich gleichſam von beſtändiger Sorge. Wenn ſie auf einer Seite keine mehr findet, ſo ſucht ſie ſie mühſam auf einer anderen auf. Wie oft haben wir alle uns das ins Ohr geſagt! Ich bitte Dich auch, ihr es in meinem Nahmen zu wiederholen. Ich ſpreche ganz allein als Arzt — denn daß eine ſolche Gemüthsart das Schickſal ſelbſt nicht verbeßern, daß ſie mit einer Reſignation auf die Vorſicht durchaus nicht

[1]) Zuerſt gedruckt in (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 165—169. Von dieſem Briefe beſaß im Jahre 1853 Herr Karl Künzel in Heilbronn das Original; derſelbe aber konnte nach einer uns mündlich gemachten Mittheilung, den jetzigen Beſitzer des Briefes nicht angeben. Eine nicht ganz getreue Abſchrift von dieſem Briefe, welche damals der verſtorbene Freiherr von Cotta empfing und ſich in dem Nachlaß der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, befindet, haben wir bei dem vorſtehenden Abdruck, mitbenutzt.

bestehen könne, wird unser guter Vater ihr öfter und beßer gesagt haben.

Dein Zufall sicht mich wirklich nicht wenig an. Ich erinnere mich, daß Du ihn mehrmal gehabt hast, und bin der Meinung daß eine Lebensart mit starker Leibesbewegung, neben einer verdünnenden Diät ihn am besten hemmen werde. Nimm zuweilen eine Porzion Salpeter mit Weinstein und trink auf das Frühjahr die Molken.

Du außerst in Deinem Briefe den Wunsch, mich auf der Solitude im Schooß der Meinigen zu sehen und wiederholst den ehemaligen Vorschlag des lieben Papa's beim Herzog um meine freie Wiederkehr in meinem Vaterlande einzukommen. Ich kann Dir nichts darauf antworten, Liebste, als daß meine Ehre entsezlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Karakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg mich wieder da blicken laße. Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte hergiebt, nüzt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Wirtemberg nicht mehr brauche, in dieser (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen in Wirtemberg unterzukommen, vermuten. Schwester überdenke die Umstände aufmerksam, denn das Glück Deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß erleiden. Ein großer Theil von Teutschland weiß von meinen Verhältnißen gegen euren Herzog, und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interesirt — Wie entsezlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück) wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurükkunft gesucht — Daß meine Umstände mich, meinen ehemaligen Schritt zu bereuen, gezwungen, daß ich die Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, aufs neue in meinem Vaterland suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterland entschuldiget vielleicht im Herzen eines oder der des andern redlichen Manns, aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der

Papa es dennoch thut — und dieses sage ich Dir Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Wirtembergischen bliken laße, als biß ich wenigstens einen Carakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugiebt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottiien gegen ihn zu rächen. Nunmehr weist Du genug, um vernünftig in dieser Sache zu rathen.

Schließlich wünsch ich Dir und Euch allen von ganzem Herzen ein glückliches Schicksal im 1784zigsten Jahr und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler des vorigen in diesem wieder gut machen, geb es Gott, daß das Glück sein Versäumniß in den Vergangenen Jahren in dem jezigen hereinbringe.

Ewig Dein treuer Bruder

Fridrich S.

Meiningen den 23. April 84.

Sollten Sie auch gleich nicht mer mein Freund sein wollen, wie ich aus verschiedenen datis schließe; so seyn Sies wenigstens in einem, und laßen Sich von der Frau von Kalb,[1]) (die Ihnen dieses

[1]) S. S. 55 Anmerkung 3. Charlotte Marschalk von Ostheim, geb. am 25. Juli 1761 zu Waltershausen, Verwandte der Frau von Wolzogen, heirathete im 22. Jahre, 1783 den Major Heinrich von Kalb, Bruder des Präsidenten in Weimar. Nach dem Tode ihres Gatten 1804 ging sie nach Berlin, erblindete 1820 und starb daselbst am 12. Mai 1843. Im 79. Lebensjahre ließ Charlotte die Erinnerungen ihrer Jugend, aufzeichnen, die ihre jetzt auch verstorbene Tochter, in dem nur in einigen Exemplaren gedruckten, höchst merkwürdigen geheimnißreichen Büchlein, niederlegte, dessen Titel wir genau, nach dem in unserem Besitz befindlichen Exemplare, hier mittheilen. „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuscript. Berlin, 1851. (Am Ende:) Druck von Joh. Casp. Huber in Berlin, Neu-Cöln a. W. Nr. 19." 8°. 207 S. — Schiller hatte Charlotte schon während seines Aufenthalts in Bauerbach, gesehen, aber erst 1784 in Mannheim, ward das innige Freundschaftsbündniß mit ihr geschlossen; nach dem vorstehenden Billet könnte die Begegnung in Mannheim früher stattgefunden haben als wie die Angabe hierüber in den hinterlassenen Erinnerungen lautet. Vgl. Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Von Dr. Ernst Köpke. Berlin. 1852, Schiller's Leben von E. Palleske. 1858. Bd. 1. S. 351–369 u. (L. Urlich) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Bd. 2 S. 215–233.

Billet mitbringen wird,) ſprechen. Sie zeichnet ſich gar ſer unter ihrem Geſchlecht aus und iſt Ihrer Geiſtesprodukte groſe Bewundrerin; ſo wie ſie überhaupt das Schöne u. Gute enthuſiaſtiſch fült.

Leben Sie wol! Ich will Sie nicht länger in angenemern Ideen ſtören, als Träume der Vergangenheit ſind von Ihrem ehemaligen Umgangsgenoßen

WFHR.

N. S. Hr. Hofkamm. Schwan werde ich das Geld für 4. erhaltene Exemplare von Cabale u. Liebe, bald mit irgend einer Gelegenheit ſchicken.

Mannheim den 5 Mai 84.[1])

Beſter Freund!

Mit peinigender Beſchämung ergreife ich die Feder, nicht um mein langes Stillſchweigen zu entſchuldigen — kann wohl ein Vorwand in der Welt Ihre gerechten Anſprüche auf mein Andenken überwiegen? — nein mein Theuerſter, um Ihnen dieſe Undankbarkeit von Herzen abzubitten, und Ihnen wenigſtens mit der Aufrichtigkeit, die Sie einſt an mir ſchäzten, zu geſtehen, daß ich mich durch nichts als meine Nachläſſigkeit rechtfertigen kann. Was hilft es Ihnen, wenn ich auch zu meiner Verantwortung anführe, daß ich Ausſichten hatte, Sie dieſen Frühling ſelbſt wieder zu ſehen, daß ich die tauſend Dinge, die ich für Sie auf dem Herzen habe, mündlich zu überbringen hoffte. —

Dieſer Traum iſt verflogen, wir ſehen uns nunmehr ſo bald nicht, und nichts als Ihre Freundſchaft und Liebe wird mein großes Verſehen entſchuldigen. Glauben Sie wenigſtens, daß Ihr Freund noch der Vorige iſt, daß noch kein Anderer Ihren Platz in meinem Herzen beſezt hat, und daß Sie mir oft, ſehr oft gegenwärtig waren, wenn ich von den Zerſtreuungen meines hieſigen Lebens in ſtilles Nachdenken überging. — Und jezt will ich auch

[1]) Zuerſt gedruckt in (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 179—186. Den Beſitzer des Originals von dieſem koſtbaren Briefe haben wir leider nicht ermitteln können.

auf immer einen Artikel abbrechen, wobei ich von Herzen erröthen muß.

Wie haben Sie gelebt, mein Theurer? Wie steht es mit Ihrem Gemüth, Ihrer Gesundheit, Ihren Cirkeln, Ihren Aussichten in bessere Zukunft? — Ist noch kein Schritt zu einer solidern Versorgung geschehen? Müssen Sie sich noch immer mit den Verdrießlichkeiten eines armseligen Dienstes herumstreiten? — Hat auch Ihr Herz noch keinen Gegenstand gefunden, der Ihnen Glückseligkeit gewährte? —

Wie sehr verdienen Sie alle Seligkeiten des Lebens, und wie viele kennen Sie noch nicht! — Auch um einen Freund mußte ich Sie betrügen! Doch nein! Sie haben ihn niemals verloren, und werden ihn auch niemals verlieren.

Vielleicht wünschen Sie mit meiner Lage bekannt zu seyn. Was sich in einem Briefe sagen läßt, sollen Sie erfahren. —

Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1 September, meinen Contract verlängern will oder nicht. Man rechnet aber indeß schon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht sonst würde gethan haben. Das Theater hat mir für dieses Jahr in Allem 500 fl. Fixum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stücke Verzicht thun mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Cirkel ist — wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Geld ist — welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung, und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt! — Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften, dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich jemand, der mir diesen Theil der Un-

ruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter seyn, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu.

Den ganzen Winter hindurch verließ mich das kalte Fieber nicht ganz. Durch Diät und China zwang ich zwar jeden neuen Anfall, aber die schlimme hiesige Luft, worin ich noch Neuling war, und meine von Gram gedrückte Seele machten ihn bald wiederkommen. Bester Freund! ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird.

Vorige Woche war ich zu Frankfurt,[1]) Grosmann[2]) zu besuchen, und einige Stücke da spielen zu sehen, worin zwei Mannheimer Schauspieler, Beil[3]) und Iffland[4]) Gastrollen spielten. Grosmann bewirthete mich unter andern auch mit Cabale und Liebe (Nicht wahr, jetzt zürnen Sie wieder, daß ich noch den Muth habe, dieses Stück vor Ihnen

---

[1]) Schiller hatte Iffland und Beil dorthin begleitet. S. (Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 178.

[2]) Gustav Frd. Wilh. Großmann, geb. zu Berlin 1746, gest. 1796 zu Hannover. Im Jahre 1783 übernahm er die Direction des Theaters zu Mainz und Frankfurt a. M.

[3]) Joh. David Beil, geb. 1754 zu Chemnitz, gest. 1794 zu Mannheim.

[4]) August Wilh. Iffland, geb. 1759 zu Hannover, gest. 1814 als Generaldirector der Königl. Schauspiele in Berlin. — Ueber die Gastspiele der beiden berühmten mannheimer Schauspieler, theilen wir nachstehende gleichzeitige Aufzeichnung aus Gockingk's Journal von und für Deutschland. 1784. May. S. 582, mit: „30. (April) Verbrechen aus Ehrsucht, ein Familiengemälde von Iffland, zum erstenmal (s. S. 68 die Anmerkung). Die Rollen des Obercommissars und Eduard Ruhberg wurden von den Hrn. Beil und Iffland aus Mannheim als Gastrollen, mit vielem Beyfall gespielt, und beide nach dem Stück herausgerufen. 1 May. Die väterliche Rache, oder: Liebe für Liebe, Lustsp. v. Schröder, a. d. E. Die Rollen des Baron v. Wallberg und Capitain Siegmund wurden von den Hrn. Iffland und Beil als Gastrollen gespielt. 3. (Mai) Kabale und Liebe, Trsp. v. Schiller, in Gegenwart des Hrn. Verf.; (s. S. 65 Anmerkung 2) und zwey Oncles für einen. Im erstern Stück wurden die Rollen des Stadtmusikant Miller und Kammerdiener des Fürsten von Hrn. Beil und Iffland, und im letztern, als Sparmann und Marx, von Iffland und Beil, als Gastrollen gespielt."

zu nennen, da ich Ihnen auch nicht einmal ein Exemplar davon geschickt. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur dieses Stück, sondern auch die beiden andern für Sie schon zurückgelegt waren, daß ich fest entschlossen war, sie Ihnen selbst nach der hiesigen Vorstellung zu bringen, wovon mich eine traurige Nothwendigkeit abhielt, und daß ich das aufgegeben habe, als ich bei Schwan erfuhr, Sie hätten das Stück schon kommen lassen?).[1]) Hier zu Mannheim[2]) wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben.

Sie hätte ich dabei gewünscht, — den Fiesco[3]) verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin[4]) wurde es 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran.[5]) Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.

Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Madame Albrecht.[6]) Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz ganz

---

[1]) S. die Nachschrift des vorhergehenden Briefes.

[2]) Die erste Aufführung von Kabale und Liebe erfolgte in Frankfurt a. M. Dienstag den 13. April 1784 und wurde daselbst wiederholt den 3. Mai; in Mannheim d. 15. April und wiederholt d. 9. Mai; in Leipzig d. 17. September. In Berlin wurde das Stück Montag d. 22. November das erste mal auf die Bühne gebracht und bis zum 23. December sechsmal wiederholt. S. Schiller's Werke. Dritter Theil. Kabale und Liebe. — Don Carlos. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin. Gustav Hempel. (1868). S. 5 -12 u. S. 64 Anmerkung 4.

[3]) Die erste Aufführung des Fiesco fand Sonntag d. 11. Januar 1784, in Mannheim statt. S. S. 58.

[4]) In Berlin wurde der Fiesco zum erstenmal Montag d. 8. März 1784 aufgeführt und bis zum Schluß des Jahres im Ganzen nur elfmal gegeben.

[5]) Hierauch ist wol anzunehmen daß Schiller auch die Vorstellung des Fiesco am 26. April in Frankfurt gesehen hat.

[6]) Sophie Albrecht, geb. Baumer, geb. 1757 zu Erfurt, gest. 1840 im Spital zu Hamburg. S. Schiller's Leben von E. Palleske. 1858. Bd. 1 S. 330—331 und Schiller-Album. Dresden. 1861. S. 141—154: Zwei Freundinnen Schiller's aus dem Jahre 1784. Von G. Kuhlmey.

zu Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin! Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen, und vom Theater zu gehen. Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird solche bei keiner solchen Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun — und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm, der Name einer Clairon und Yates mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt seyn würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das mit allem Nachdruck, mit allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen.

Von Ihnen, mein Liebster, wurde Langes und Breites gesprochen. Madame Albrecht und ich waren unerschöpflich in der Bewunderung Ihres Geistes und Ihres mir noch schätzbareren Herzens. Könnten wir uns in einen Cirkel von mehreren Menschen dieser Art vereinigen, und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben, welche göttliche Idee! — Auch der Doctor ist ein lieber, schätzbarer Freund von mir. Sein ganzes Wesen erinnerte mich an Sie, und wie theuer ist mir Alles, wie bald hat es meine Liebe weg, was mich an Sie erinnert.

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

Es kann geſchehen, daß ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters ein periodiſches, dramaturgiſches Werk[1]) unternehme, worin alle Aufſätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geſchlecht des Drama's oder an die Kritik deſſelben gränzen, Platz haben ſollen. Wollen Sie, mein Beſter, einiges in dieſem Fach ausarbeiten, ſo werden Sie ſich nicht nur ein Verdienſt um mich erwerben, ſondern auch alle Vortheile für Ihre Börſe davon ziehen, die man Ihnen verſchaffen kann, denn vielleicht verlegt und bezahlt die kurfürſtliche Theatercaſſe das Buch. Schreiben Sie mir ihre Entſchließung darüber.

Daß ich Mitglied der kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft[2]) und alſo jetzt pfälz'ſcher Unterthan bin, wiſſen Sie ohne Zweifel.

Den Einſchluß überſchicken (oder überbringen) Sie an Frau von Wolzogen, und fahren Sie fort, Ihren Freund zu lieben, der unter allen Verhältniſſen des Lebens ewig der Ihrige bleiben wird

Fried. Schiller.

Mein liebſter Freund!

Es war mir als ob ein Stein von meinem Herzen gewälzt würde, als ich Ihren Brief erhielt. Ihr völliges Stillſchweigen war mir unbegreiflich. Sie vergeben mir daher, wenn ich Ihnen durch die Frau v. Kalb, die durch Mannheim nach Landau reiſen und Sie ſehen wollte, ein kurzes ſchnippiſches Billet[3]) ſchrieb. Ich freue mich allerdings wenn Sie mich noch lieben, und bin gleich wieder gut mit Ihnen, wie ein beleidigtes Mädchen. Wie mirs geht — wißen Sie ja wol. Wenn ich nur immer leidlich geſund wäre! — Den Winter war ichs nicht. Seit dem März gehts beßer: aber manchmal quälet mich meine Beängſtigung und mein gewönliches Drücken unter dem rechten Schulterblat, unausſtehlich. Meine Ausſichten? — Ich habe keine. Freilich habe ich viele Freuden des

[1]) Die Rheiniſche Thalia. S. S. 72 Anmerkung 1.

[2]) Schiller hatte ſchon den 11. Februar an Frau von Wolzogen gemeldet „Geſtern kam die Curfürſtliche Beſtätigung meiner Aufnahme in die Teutſche Geſellſchaft." S. Schiller's Beziehungen. S. 443. Die „Kurpfälziſche deutſche Geſellſchaft" wurde von Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz und bei Rhein, im Jahre 1763 gegründet. Schiller's Patent als Mitglied der Geſellſchaft iſt d. 21. Februar 1784 datirt.

[3]) S. S. 61 das Billet vom 23. April.

Lebens noch nicht genoßen — Auch die, Freunden wolzuthun und das Vergnügen Gaſtfrei ſeyn zu können, vermiß ich. Doch hab ich einige angeneme Umgangsfreunde — auch Freundinnen — Solche, denen ich mich ganz mittheilen könnte, wie Ihnen, freilich nicht. Immer bleibt noch ein Reſtchen auf meinem Herzen, das offt gefärlich um ſich frißt. Ganz elend bin ich nicht, wenn ich zumal Laune genug habe, meine Pflicht zu thun.

Es giebt hier doch einen Haufen Menſchen, die mit Vorſatz gutes wirken und gegen das Püppchen: Etikette, gleichgültig ſind, ſonderlich unter dem Adel. Wir haben ein paar herrliche Landsleute von Ihnen hier: Herr u. Frau von Palm; die Bibraiſche Familie und merere.

Die Erzälung von Ihren aufgeführten Stücken war mir intereſſant. Ich las ſie zuvor in der Frankfurter Zeitung: wo mich aber doch verdroß, daß beinah aus Iflands Stücke: Das Familiengemälde[1]) mehr Rühmens gemacht wurde als aus Ihrem herrlichen letzten Trauerſpiel. Ihr Fiesko iſt bei weitem nicht nach Würden vom teutſchen Publiko geſchmeckt worden, und allerdings iſt er nur für Wenige. Aber genug daß er für mich und meine erwälten Freunde iſt. Und tröſten Sie Sich, daß Ihre Stücke in Berlin alle andre übertönen, wie Kaiſer — Joſefs Rum den Poſaunenhall vom Majeſtätenpöbel.

Daß Sie die Bekanntſchaft mit Madam Albrecht angenem unterhält, freut mich; es iſt ein liebenswürdiges Geſchöpf: aber einiges hab ich an ihr auszuſetzen das von meinem Frauenzimmer-Ideal abweicht. Sie empfindelt zuviel. Ich nenne das Empfindelei, wenn einem dünkt, man empfinde was, wo man leer bleibt; oder wenn man ſich zwingt, gewiße Dinge zu empfinden, ſollt' auch Leib und Seele zu Grund gehen, weil gerade das — empfunden werden muß. Auch iſt an ihrem Charakter zuviel Roman, und ſolcher der mich ſchreckt; nicht die heftige unwillkürliche Natur-Leidenſchafft die endlich

---

1) D. i. Verbrechen aus Ehrſucht. Ein ernſthaftes Familiengemählde in fünf Aufzügen, von Auguſt Wilhelm Iffland. Mannheim, in der Schwanſchen Hofbuchhandlung, 1784. 8°. Eine zweite veränderte Ausgabe erſchien 1787. Zuerſt aufgeführt am 9. März 1784 in Mannheim; über die Aufführung in Frankfurt am 30. April. S. S. 64 Anmerkung 4 u. Schiller's Brief aus Frankfurt vom 1. Mai, in Schiller's Briefe an den Freiherrn von Dalberg. 1819. S. 97—101.

vom richtigen Denken glücklich besiegt wird, und selbst der Überwindung und des heilsamen Joches sich freut: sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare die sich und andere peinigt und deren Ende der Tod ist. — Meine Beredsamkeit wird schwerlich mer als eine Schillerische vermögen.

Melden Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe

1) in welcher Rolle Sie die Madam Albrecht[1]) gesehen haben und wie sie sich davon acquittirt hat. In Erfurt hat man ihr viel Schauspieler-Talent gegeben; zumal der Hr. Statthalter v. Dalberg.

2) welche Rollen Iffland u. Beil in Cabale u. Liebe gemacht haben.[2])

3) was Sie von Ifflands Drama halten?[3])

Die Reduzirung Ihrer Einname auf das benannte Fixum hat wol ihr Gutes um sicherer sich einzurichten: aber sollten Sie nicht zuviel dabei verlieren? Ich glaube übrigens gern, daß es nicht leicht sei, sich in Mannheim einzurichten; aber es giebt doch unfelbar welche unter Ihren Bekannten, die nöthig haben gut zu wirthschafften und die es auch thun. Diese können Ihnen vielleicht Auskunft über einige Artikel geben, die Ihnen zuviel kosten. Sie schreiben Sie wären im Begriff, die Sorgen Ihrer Wirthschaft mit Jemand vertraulich zu theilen — Sollte das etwa eine Gattin seyn? Fr. v. W. sagte mir einmal, sie hätte von was gehört (nicht durch den Weg eines Ihrer Briefe, sondern anders woher) Sie würden ein gewißes Frauenzimmer in Mannheim, die Tochter[4]) Ihres Freundes wälen. Die Nachricht war mir angenem, denn es war zu vermuthen, daß ein so rechtschaffner Mann Sie der Sorge überheben würde, ob und wie Sie mit Ihren Einkünften zureichten, zumal da er Vermögen hätte. Alles erwogen, ist Mannheim Ihnen doch vorzüglich vortheilhafft und ihre philosophische Einsamkeitsliebe kömmt wenigstens um 20. Jare zu früh. Machen Sie es wie die Wiener Schöngeister, und wie mans auch in Gotha macht. Halten Sie Sich manchmal etliche Tage in einem Gartenhauße in der Vorstadt auf, um mit

[1]) Die Rolle der Luise in Kabale und Liebe. S. S. 65 in Anmerkung 6 den von G. Kuhlmey angeführten Aufsatz S. 150.

[2]) S. S. 64 unten die gleichzeitige Nachricht von Iffland's und Beil's Gastspielen.

[3]) S. S. 68 Anmerkung 1.

[4]) Margarethe Schwan. S. S. 32 Anmerkung 3.

Himmel, Natur und Ihrem Genius ein Wort allein zu reden. Und alsdann vergeßen Sie Ihren alten Liebling Don Carlos nicht! —

Sie sagen, Sie würden mich sobald nicht wieder sehen: aber das können Sie nicht wißen. Vielleicht fürt Jemand aus unsrer Gegend dorthin der noch Platz für mich übrig hat.[1]) Ein Exemplar von Ihren 3. zusammengedruckten Trauerspielen[2]) könnt ich für unsre Bibliothek brauchen. Aber wenn Sies bezalen müßen; so laßen Sies seyn, und schicken mir lieber dafür einen kleinen Kupferstich von Sinzenich, in grosoktav, der die Sophonisbe[3]) vorstellt. Er darf Ihnen aber nicht hoch kommen. Leben Sie wol und lieben mich fort!

M. den 19. Mai, 84.

Ihr treuer Fr.

Reinwald

Liebster Freund!

Ich wollte Ihnen eher schreiben, aber der junge Mensch, der ein Schauspieler werden wollte, und von dem ich Ihnen mündlich sagte, hielt mich auf, er wollte einen Brief mithaben, und war noch nicht equipirt, nunmer geht er gar nicht, weil er glaubt, die Rolle

---

[1]) Schon im October 1783 hatte Reinwald sich vorgenommen, künftiges Frühjahr Schiller in Mannheim zu besuchen.

[2]) Die drei Trauerspiele erschienen unter dem Doppeltitel „Kabale und Liebe ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fridrich Schiller. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung, 1784" u. „Trauerspiele von Fridrich Schiller zum erstenmal aufgeführt auf der Mannheimer National-Schaubühne. Die Räuber. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Kabale und Liebe. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung 1784." 8°. 167 S. Mit dieser ersten Ausgabe von Kabale und Liebe, wurden die früheren Drucke, die Theaterausgabe der Räuber von 1782 und die erste Ausgabe des Fiesco von 1783 vereinigt.

[3]) S. S. 57 Anmerkung 5. Sophonisbe sitzend, nach F. Solimena's Bild in der Mannheimer Galerie. Braun und in Farben gedruckt. 1783. Kl. Folio.

Reinwald schrieb diesen Brief nach der Rückkehr von seiner Reise zu Schiller's Eltern. Am 10. Juni 1784 hatte er an Christophine gemeldet daß er am nächsten Tage abzureisen gedenke und vielleicht zu Anfang Juli dort eintreffen

wär schon besetzt. Ich hoffe, Sie werden noch so seyn, wie ich Sie verließ, nemlich mein Freund. Vielleicht zeigt sichs noch, daß ich der Ihrige bin. Sie hätten mir Ihr volles Herz immer anvertrauen können, ich konnte doch einen Gedanken haben, der Sie erleichterte. Mein ganzer Zweck, warum ich lebe, geht dahin, nothdürftig zu leben, und mit meinen schwachen Kräfften, wenigstens einen Faden zu spinnen der sich in meines Bruders Glück webt. Ich will von Ruhm und Verachtung gleich weit seyn und ich bin es wirklich.

Von Ihrer Schwester hör ich nichts, und die Furcht daß sie krank seyn möchte, durchschneidet mir das Herz. Ich kann nicht dafür, daß ich sie liebe. Ich habe keinen Grund finden können gleichgültig gegen sie zu seyn: man sucht sich zu gefallen, man wird sich unvermerkt unentbehrlich, und das ist sie mir, um so mer, da ich an keinem andern weiblichen Geschöpfe mer Geschmack finden kann.

Leben Sie wol, ich bin zu unruhig um von Geschäfften mit Ihnen zu reden, melden Sie mir Ihre Schicksale, und gute, wo möglich. Wollen Sie Sich mir nicht vertrauen, so vertrauen Sie Sich wenigstens denen die es eben so gut meinen, und stärker sind Ihnen zu helfen als ich.

Den 13. August
84.

N.

werde und er von ihrem Bruder endlich einmal einen umständlichen und freundschaftlichen Brief erhalten habe — s. d. Brief vom 5. Mai — der ihn völlig beruhige. Reinwald war aber schon Freitag morgen den 23. Juni nach Stuttgart gekommen, von wo er gleich nach der Solitüde fuhr, hier bis zum 29. Juni verweilte und nach einem Ausfluge nach Stuttgart, Ludwigsburg, Tübingen, nach dem Asperg und Mühlhausen, wieder zurückkehrte und am 15. Juli mit Christophine nach Mannheim zu ihrem Bruder ging, wo beide aber trübe Tage durchlebten, da Schiller dem Verhältniß Reinwald's zu Christophine nicht geneigt war, wie aus den Briefen von Schiller's Vater an seinen Sohn in Schiller's Beziehungen. S. 58—62 und aus einigen der hier nachfolgenden hervorgeht. Christophine war am 7. August wieder zu Hause. Die vorstehenden Reisenotizen die mit den Angaben in den Briefen von Schiller's Vater nicht übereinstimmen, haben wir aus Reinwald's eigenen Aufzeichnungen und seinen Reisebriefen an den Hofprediger Pfranger, entnommen. S. die Einleitung.

An Herrn D. Schiller
in
Fr. Frankf. Mannheim

Es wäre freilich immer beßer gewesen, Sie hätten mir eher geschrieben, liebster Freund! als daß Sie durchs lange Stillschweigen Argwon bei mir erweckten. In meinem letzten Briefe an Sie erinnere ich mich gleichwol nicht einer Aeußerung von der Art, nur hab ich immer gewünscht, Sie hätten Ihr Herz minder vor mir verhelt, und so wär manches Misverständnis erstickt worden. Ich hätte Ihnen meine Thränen gewidmet wenn Sie sie gewollt hätten. Ich wünsche Sie haben deren nie mer nöthig. Die überschickten 5. Avertißements [1]) hoff ich alle zu soviel Exemplaren unterzubringen. Schicken Sie mir noch einige, vielleicht bring ich noch mer heraus. Aber die 5. denk ich, sollen gewiß bleiben. Nach Paris wüst' ich keinen beßern Kanal als durch den Sekretär Hahn [2]) in Zweibrücken, der die französischen Autoren beforgt. Wegen Wien dürfen Sie nur sich an den jungen Baron Braun, [3]) den Son eines dasigen Reichshofraths, wenden, der in Stuttgard auf der Akademie die Rechte studirt. Er ist ein intimer Freund von der Hauptmann Vischern, von Weber [4])

[1]) Die Ankündigung von Schiller's Rheinische Thalia. 4°. 2 Bl. Unterzeichnet: Mannheim den 11. Nov. 1784. F. Schiller. An den Herausgeber des deutschen Museum, Heinr. Christian Boie, hatte Schiller am 26. Nov. einige Exemplare des „Avertissements" gesendet, der einen vollständigen Abdruck desselben in Deutsches Museum. Zwölftes Stück. Dezember, 1784. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 8°. S. 564–570, aufnahm; hiernach ist der Abdruck in Schiller's sämmtl. Schriften. Von Karl Goedeke. Th. 3 S. 528–534, veranstaltet worden.

[2]) Ludwig Philipp Hahn, geb. zu Trippstadt in der Pfalz 1746 gest. 1787 zu Zweibrücken, gehörte der Sturm- und Drangperiode an, war Verf. der Trauerspiele Der Aufruhr zu Pisa. Ulm, 1776. Graf Karl von Adelsberg. Leipzig, 1776. Robert von Hohenecken. Leipzig, 1778. und des Singspiels Wallrad und Evchen oder die Parforcejagd. Zweibrücken, 1782.

[3]) Joh. Bernhard von Braun, war 1784 aus der Militärakademie getreten und entführte in dem folgenden Jahre die Hauptmann Bischer. S. Schiller's Beziehungen. S. 71 u. oben S. 8 Anmerkung 1.

[4]) Joh. Christoph Weber, wurde 1780 als Musiklehrer auf der Solitüde angestellt. S. Schiller's Beziehungen. S. 469. Anmerkung 8.

und Zumsteeg,[1]) vermuthl. auch von Abel,[2]) und ich liebe ihn sehr, wegen seines guten Herzens. Empfelen Sie mich der Frau v. Kalb, ich werde nächstens mein Andenken bei ihr erneuern, auch grüßen Sie gelegentlich den Hrn. v. Knigge[3]) und das Schwanf. Hauß[4]) herzlich von mir. Ich küße die gute Madam Hölzle.[5]) Behalten Sie mich lieb.

Meiningen den 2. Dezember 84.

WFHReinwald.

Hofpredigers[6]) und Alle Döhnern[7]) empfelen sich. Letztere wird subscribiren.

NS. In Ihrem Avertißement ist mir das nicht ganz deutlich, ob ich wegen der Bezalung und Empfang der Exempl. mit Ihnen oder mit der hiesigen Post transigire?

M. den 18. Jänner. 85.

Immer hab ich Ihnen von meinem aufgetragenen Geschäfte Bericht abstatten wollen, liebster Freund! wenn ich nicht gehofft hätte,

[1]) Joh. Rudolph Zumsteeg, geb. 1760 zu Sachsenflur am Odenwald, Schiller's Mitschüler und Freund in der Militärakademie, wurde 1781 Hofmusikus, 1793 Concertmeister und starb 1802. S. II. 1 Anmerkung 1.

[2]) Joh. Friedrich Abel, Schiller's Lehrer geb. 1759 zu Kaltingen, 1772 Professor der Philosophie an der Karlsakademie in Stuttgart, 1790 Professor in Tübingen, 1811 Prälat und Generalsuperintendent und starb 1829 zu Schorndorf.

[3]) Adolph von Knigge, geb. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover, geb. 1796 zu Bremen. Veri des bekannten Buches „Ueber den Umgang mit Menschen," das 1788 zuerst in Hannover erschien.

[4]) S. S. 32 Anmerkung 3.

[5]) Frau des Baumeisters Anton Hölzel in Mannheim, bei dem Schiller und auch Streicher wohnten und Reinwald während seines Aufenthaltes daselbst hatte kennen gelernt. S. (Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 201 und Schiller's Beziehungen. S. 216 Anmerkung 1.

[6]) Pfranger. S. S 20 Anmerkung 44

[7]) Helene Louise Wilhelmine Toebner, geb. 1755 zu Römhild, gest. 1823 zu Eisenach, Tochter von Philipp Wilhelm T. Rath und Amtmann zu Römhild, heirathete den Hofrath und Vicekanzler Heerwart zu Eisenach. Mittheilung des Geh. Hofrath G. Brückner in Meiningen.

noch mer Interessenten, außer den hiesigen 5, zu Ihrem Journal zu bekommen, weshalb ich an etlichen Orten auf dem Lande herum angefragt habe: aber man hat mich entweder ganz one Antwort gelaßen; oder sich mit der Vielheit der Journale, womit man schon versehen sei entschuldigt. Diese Entschuldigung ist nun nicht one; — zumal in hiesigem Distrikt wo wir gerade zwischen Frankfurt und Leipzig in der Mitte liegen, strömt der Bücherhaufe ungestümer auf uns zu. Die Namen der 5. Interessenten von hier habe aufs hiesige Postamt gegeben, das sie dem Mannheimischen mitgetheilt haben wird.

Außerdem hab ich noch ein einziges Exemplar in Hildburghaußen bei Frau Hofrathin Straßer untergebracht: wollen Sie dieses bei dem Postamt in Mannheim anzeigen?

Da es nur ein einzelnes für Hildburghaußen ist, so wird es das Hildburghäußer Postamt nicht besorgen, sondern das hiesige — also 6 Exemplare.

Pränumeriren will Niemand gern, und auch die Vornemen haben nach dem Neuen Jare leere Beutel.

Zu Ihrem Geschenke, das Ihnen der Herzog v. Weimar,[1] nach Ansage der Frankfurt. Zeitung gemacht hat, wünsch ich Glück, ich hoffe, daß es bald mit Realitäten verbunden werden soll: und wenn Sie, wie ich hoffe, dann selbst nach Weimar für einige Zeit oder ganz und gar, ziehen sollten, werden Sie mich doch auch besuchen?

Dann wünsch ich Ihnen auch ein Mädchen das einige Züge von diesem beikommenden Bilde[2] habe, dessen Original Ihnen stets lieb war: ich bekam es auf meiner Rückreise den Sommer in Frankfurt und widmete es Ihnen, weil es außerordentl. gleicht: nur wünscht ich, es wäre noch beßer gefaßt: damit Sie es an eine rechte schöne Ur hängen könnten.

---

[1] Schiller's Ernennung zum Rath. S. Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857. 8°. (Von Emilie von Gleichen-Rußwurm geb. von Schiller.)

[2] Wol das Bild von Sophie Albrecht?

Leben Sie wol u. behalten mich lieb. Denen Kalbischen küße ich die Hände von ganzem Herzen.

W F H Reinwald.

Mlle Döbner, die eben ser krank ist, empfielt sich; sie hat sich auch Mühe gegeben wegen Ihres Journals, in Koburg u. Römhild. Fr. v. Wolzogen ist auf 3 Wochen nach Stuttgard u. Urach verreist. Ihr Bruder[1]) hat seinen Abschied beim Herzog, und wont bei uns. Ihr ältster Son[2]) ist izt zum Besuch hier.

Auch wenn ich Sie noch so hart beleidigt hätte, (da doch mein Aufwallen nichts als unwiderstehlicher Ausbruch meiner Empfindung Ihres sonderbaren Betragens ist) auch dann verdient ich den Anfang Ihres Briefes nicht. Sie sind zu stolz, um meine Achtung für ein Gut zu halten — ich muß also das verworfenste Geschöpf seyn.

Gleichwol hat dies verworfenste Geschöpf immer die besten Menschen zu seinem Freundschaftskreis gesucht — und gefunden.

Ich kann Ihnen glauben, daß meine Achtung Ihnen als einem Manne gleichgültig seyn kann, der die Achtung einer ganzen Nazion hat, aber das sollten Sie blos denken. Ich werde Sie deshalb doch

---

1) Dietrich Marschalk von Ostheim auf Waldorf, württembergischer Kammerherr und Oberforstmeister zu Urach. S. S. 50 Anmerkung 1.

2) Wilhelm von Wolzogen, geb. am 25. Nov. 1762, trat 1775 in die Militärakademie zu Stuttgart, mit Schiller befreundet, heirathete 1794 die Schwester von Schiller's Gattin, die bekannte geistreiche Verfasserin von Schiller's Leben Caroline von Lengefeld, geschiedene von Beulwitz — geb. am 3. Febr. 1763, gest. am 11. Jan. 1847 zu Jena — und starb als weimarischer Wirklicher Geheimer Rath am 17. Dec. 1809 zu Wiesbaden. S. Geschichte des Reichsfreiherrlichen von Wolzogen'schen Geschlechts. Von K. A. Alfred von Wolzogen und Neuhaus. Leizig. F. A. Brockhaus. 1859. 8°. Bd. 2. S. 129—188.

Dieser Brief wird in den Anfang des Jahres 1785 zu setzen sein, weil in der Zeit Schiller mit Frau von Kalb gegen die Heirath Christophine's mit Reinwald wirkten, wie aus den Fragmenten eines nicht mehr vorhandenen Briefes von Schiller's Vater vom 12. Januar 1785, in Schiller's Beziehungen. S. 88, hervorgeht. Auch Christophine correspondirte in dieser Zeit mit dem Hofprediger Pfranger, — s. S. 20 Anmerkung 6, — über Reinwald. S. a. a. O. S. 361 die Anmerkung.

von der Seite verehren, von der Sie groß sind, nicht um mich bei Ihnen einzuschmeicheln, sondern um meinem Geschmacke treu zu bleiben. Könnten Sie mich auch durch ihre Verschmähung soweit treiben, daß ich mich selbst nicht mer fülte, so wird doch noch mein Werth von einigen guten Menschen gefült.

Sie haben mich Anfangs mit soviel zuvorkommender Gefälligkeit behandelt, daß ich mich schämte. Sie änderten sich, und wurden mir unbegreiflich. Nicht bloßer Haß oder Unartigkeit kann einem so das Herz zerreißen, als wenn sie mit Wolthun untermengt sind. Ihre bisherige Leiden die ich ganz gut fülen kann, sind daran nicht Schuld. Der Schmerz macht menschlich und herablaßend. Man kann ein außerordentlicher Kopf in seinen Produkten seyn, one es im Umgange zu scheinen. Ungeachtet ich an Mannheim stets mit Unwillen und Schauder denken werde, so thun Sie mir doch weh, unaussprechlich weh — mein Schmerz vergeht wider; aber Sie bleiben noch eine geraume Zeit unglücklich, weil Sie die Menschen entweder nicht genug kennen, oder nicht nutzen. Ich wünsche, daß diese Täuschung bald aufhöre, und daß nicht des Himmels edelste Gaben Ihnen zum Verderben gereichen, bei dem auch unter tausend Herzen mein Bruderherz bluten würde.

R.

Dresden, d. 28 Sept. 85.[1])

Da Du mir Deinen gefaßten Entschluß wegen Rheinwald nur bloß historisch hast melden laßen, nachdem eure Verlobung vorbei ist, so solte ich freilich vermuthen, daß Dir an meiner Bestätigung nicht sonderlich viel gelegen seyn werde. Doch keine Vorwürfe, meine gute Schwester — vielleicht habe ich durch meine vorhergegangenen

[1]) Vollständig zuerst gedruckt in Schiller-Album der Allgemeinen Deutschen National-Lotterie zum Besten der Schiller- und Tiedge-Stiftungen. Dresden. 1861. 8°. S. 21–24 von G. Kuhlmey. Das Original des Briefes das und im Jahre 1850 vorgelegen hat, befindet sich in der Autographensammlung des Königl. Preuß. Musik-Directors F. W. Jähns, in Berlin.

Schiller war am 11. September in Dresden eingetroffen und lebte dort und in den benachbarten Orten Loschwitz und Tharand bis zum 20. Juli 1787.

Zweifel, durch den Anschein von Mißbilligung, Dein Vertrauen zurückgescheucht, und Dein Verdacht in die Unbefangenheit meines Raths hat Deiner Freimütigkeit gegen mich geschadet.

Die Gegengründe, die ich Dir aufstellte, überwogen zwar die Gründe, die ich bei Dir voraussezte, aber Du behieltest vielleicht den hauptsächlichsten zurück, wobei Du mich nicht zum Vertrauten machen wolltest, und konntest also niemals hoffen, meine Zweifel zu widerlegen. Ich fürchte sogar, daß Du aus meiner Uebereinstimmung mit der Frau v. Kalb auf ein Komplott gegen diese Heurath geschloßen hast, und wir beide hatten zugleich das Schicksal, Dein Vertrauen zu verlieren. Wie dem auch sei — die ganze Sache ist nun entschieden, und ich habe Dich bis jezt noch wenig auf Uebereilungen überrascht, daß ich in die überlegte Klugheit Deines Entschlußes nicht das mindeste Mistrauen seze. Die Beharrlichkeit meines Freundes, die sich bei diesem Fall vorzüglich auszeichnet, und die Verbesserung seiner Glücksumstände verändern ohnehin die ganze Gestalt der Sache, und also natürlicherweise auch meine Meinung. Du kennst ihn, und bist also auf alles vorbereitet, was unvermeidlich sein wird, und wirst Dich in das zu finden wißen, was Dich nicht mehr überraschen kann. Er wird das Opfer schäzen, was Du ihm gebracht hast, und Dich mit jedem Fall zu verschonen trachten, wo es dich reuen könnte. Alles hoffe ich von Deinem Verstand und seiner Rechtschaffenheit, und mit der nämlichen Wahrheit, und Offenherzigkeit, womit ich alle meine Einwendungen gegen Deinen künftigen Mann zu verantworten mich erbiete, gebe ich jezt meinen brüderlichen Seegen zu eurer Vereinigung. Mache ihn so glücklich, meine Liebe, als Du verdienst, es durch ihn zu werden.

Meine und der Frau von Kalb Briefe über diese Angelegenheit, bitte ich Dich, ihm ausdrüklich zu zeigen. Sie werden ihn an die Pflichten erinnern, die er gegen Dich hat, und er wird sich Mühe geben, unsere Besorgniße zu widerlegen. Ich habe niemals aufgehört sein Freund zu seyn, sage ihm das und auch meinem Vater. Unsre Misverständniße waren nie etwas anders, als eine Collision seiner Hypochondrie und meiner Empfindlichkeit. Ich kann ihn nicht mehr lieben nachdem er mein Schwager ist, als vorher da er nur mein Freund war. Jezt thu ich aus Pflicht, was ich damals aus Wahl gethan.

Einst,[1]) meine gute Schwester, wiegte sich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für Deine und Deiner Schwestern Glückseligkeit. — Meine Entwürfe sind demüthiger worden, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. So lang mich unter den manichfaltigen Bizarrerien des Schikksals das Gefühl meiner selbst nicht verlassen wird — hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überfahren, daß ich durch den Verlust meines Vaterlands alles gewonnen habe. Freilich meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und so dumpfig war wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu, und schimärisch war, und ich gestehe mit Erröthen, daß ich ihm die Erfüllung meiner stolzen Ansprüche noch bis auf diesen Tag schuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinen ersten Planen gemäß, in unbemerkter doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brod meines Vaterlands gegessen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine unglükliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwikelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch bis jezt meine Uebereilung nennt, hat seinen Namen weiter getragen als er hoffen konnte. — Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewißens gesucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekostet, die mir vielleicht in den nächstfolgenden wuchern werden. Ich sehe rükwärts in mein Leben, und bin frölich, liebe Schwester, und voll Muth für die Zukunft. Alle meine Schiksale verschwinden gegen das, was ich gewann — schon allein die Eroberung einiger (und warum soll ich nicht sagen, vieler?) edler herrlicher Menschen

[1]) Am Rande steht von Christophinen's Hand, die später gemachte Anmerkung: Hier liegt das Geheimniß, das ich damals ihm nicht sagen konnte. Auf ein solches Geheimniß scheint Christophine in dem schönen Briefe an ihren Bruder vom 15. December 1802, in Schiller's Beziehungen. S. 291 hinzudeuten; über einen Mitbewerber um Christophinen's Hand. S. o. a. O. S. 217 die Anmerkung. Die Stelle von den Worten „Einst, meine gute Schwester" bis „um mein Schiksal werth" und der Satz „Grüße Louisen und küsse meine Nanette." wurden von uns zuerst in (M. von Maltzahn u. O. von Loeper) Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's vom 12—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikalien und Erinnerungen. Berlin, 8°. S. 10, mitgetheilt.

war den bedenklichen Glükswunſch um mein Schikſal werth. Mein Vater iſt 60 Jahre alt, und hat eine kleinere Liſte ſolcher Freunde als ich, und dieſe alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schimären.

Lebewol liebſte Schweſter. Unſern — Eltern ſage, daß ſie von jezt an um mich ganz unbeſorgt ſeyn ſollen. Alle ihre Wünſche und Projekte mit mir, werden weit unter meinen jezigen glüklichen Schikſal bleiben.

Grüße Louiſen[1]) und küſſe meine Nanette.[2]) Schreibe mir bald und recht aufrichtig.

Ich bin mit unwandelbarer Liebe

Dein
zärtlicher Bruder
Frid. Schiller.

Zu einem Nebenverdienſt durch Schriftſtellerei hab ich keinen Hang, ich werde nie ein Vielſchreiber und habe durchaus kein Glück. Überſezen aus dem Italiäniſchen geb ich nicht ganz auf. Aber es giebt zu wenig gute Bücher in dieſer Sprache und ſie ſind faſt ganz Wolklang one Geiſt (die Proſaiſten nemt.) Im Engl. nem ich nach und nach auch zu.

Wie ſer das teutſche Publikum, auch bei entſchiednem Verdienſt der Schriftſteller getheilt iſt, wißen Sie ſelbſt. Sie erfaren nicht nur das laudatur ab his, culpatur ab illis,[3]) ſondern ein Theil vergöttert, u. der andere verabſcheut ſie. Bei guter Laune kann Ihnen das oft Spaß machen. Vorausgeſezt, daß wir nicht um den Werth oder Unwerth meiner Reime diſputiren, und daß, wenn Sie als junger feuriger Dichter ein wenig mit meiner Sanftheit, die Ihnen Mattheit und Trockenheit ſcheinen muß, Geduld haben: ſo bitt ich ſie um guten Rath zum Unterbringung meiner Lehr-Oden oder lyriſch-didaktiſchen Gedichte, wovon ich Ihnen zwei zur Probe beilege u. eine davon, die an Sie adreßirt iſt, haben Sie ſchon.[4])

---

[1]) u. [2]) Schiller's Schweſtern. S. S. 5 Anmerkung 1 u. 2.

Dieſer Brief dem der Anfang fehlt, wird Ende 1785 oder zu Anfang des folgenden Jahres geſchrieben ſein; er wurde von Schiller durch den folgenden Brief am 15. April beantwortet.

[3]) Horat. Sat. I. 4. 11.

[4]) Das von uns in der Einleitung mitgetheilte Gedicht An Friedrich

Sie können ſicher glauben daß dieſe Sammlung von 6. Bogen ruhig bei mir liegen geblieben wäre, wenn ich nicht feſt beſchloßen hätte, den Aufwand bei meiner Veränderung, mit eignem ungeborgtem Gelde zu machen. Und der Debit von jener Kleinigkeit, wenn ſie zumal auf Subſcription heraus kommen könnte, gäbe doch entweder einen Beitrag zu meiner Reiſe, oder einen Anzug für meine liebe Chriſtophine.

Leben Sie wol, mein Beſter und behalten mich lieb! Wenn Sie irgend vor andern Correſpondenzen dazu kommen können, ſo bitt ich mir bald einige Zeilen von Ihnen aus, beſonders, wenn Sie einen Einfall zu meinem Beſten haben. Es wird mir unterdeß noch allerhand beifallen, daß ich Ihnen zu ſchreiben hatte.

Der Fr. v. Kalb jüngſte Schweſter, (die einen Feler im Wuchs hat) hat ſich eigenmächtig an einen Herrn in Mannheim verheirathet. Meine ledige Schweſter, die ſich von jeher dem Kammerjungfer Stande gewidmet hat, iſt izt bey der Frau des erſten Miniſters in Weimar,[1]) u. wird in deren Suite künftigen Sommer Ihnen einen Beſuch in Dresden machen.

Leben Sie noch einmal wol! Ich bin mit herzl. Umarmung

Ihr

Reinwald

An
Herrn Reinwald
herzogl. Meiningiſchen Rath und Bibliothekar zu
ſtei Erfurt. Meiningen.

Dresden d. 15. April 1786.[2])

Liebſter Freund,

Dießmal ſo unverzeihlich faul und nicht wieder, davor ſtehe ich Ihnen. Freilich hätten Sie ganz recht wenn Sie Sich eines Freundes

Schiller bei ſeinem ländlichen Aufenthalt in meiner Gegend. 1783. von dem ſich einige Abſchriften von der Hand des Verfaſſers erhalten haben und hiervon ſich auch ein Exemplar in unſerem Beſitz befindet.

[1]) Jakob Friedrich Freiherr von Fritſch, geb. 1731 geſt. 1814.

[2]) Das Original von dieſem bisher ungedruckten Briefe beſitzt Herr Karl

schämten der so lange wartet wie ich, es Ihnen zu beweißen aber so ernsthafte Schlüße hätten Sie doch aus meinem Stillschweigen nicht ziehen sollen. Warum haben Sie keine schlechtere Meinung von meiner Schreibseligkeit in Briefen und keine beßere von meinem guten Willen? Wahrhaftig liebster Freund, meine Faulheit hätten Sie verachten, verdammen, verfluchen, aber sie meiner Freundschaft nicht zur Last legen sollen, denn das versichere ich Ihnen, wenn man durch eine Correspondenz mit dem Apostel Petrus ins Himmelreich kommen müßte, so wärs um meine Seligkeit geschehen.

Doch liebster Freund, ganz Faulheit war es nicht, was meine Antwort um einige Monate länger verzögerte. Sie haben mir einige Gedichte geschikt, welche zu einer Sammlung gehören und wozu Sie einen Verleger wünschten. Ich habe Ihrem Auftrag gemäß durch einige Canäle die ich in Leipzig offen habe, sondieren laßen, aber das eigennüzige Volk von Buchhändlern macht Schwierigkeiten die ich freilich in etwas voraussezen konnte. Sie liebster Freund verlieren nichts dabei wenn ich Ihnen sage, daß diese einzelne Stüke, die Sie als eine Probe müßen ansehen laßen zu wenig Schein für einen Kaufmann besizen. Freilich wären Gedichte dieses Inhalts desto schlimmer, je mehr Glanz sie hätten, aber ich tadle es daß Sie gerade solche auswählten, die ihrem Inhalte nach nicht auffallen können. Ganz zu verdenken ist es dem Kaufmanne nicht, wenn er, da er selbst doch hierin als Selbstkenner nicht urtheilen kann, sich nach etwas umsieht das in die Augen springt. Ein anderes wäre es, wenn Sie Sich vorhero hätten entschließen können mehrere einzelne Stükke in Journalen und andern Sammlungen zerstreut dem Publikum vorzulegen, so würde der Buchhändler Sie kennen und eine Speculation darauf wagen. In einem fränkischen Allmanach[1]) stehen einige Gedichte von Ihnen worunter eines ganz vortrefliche Gedanken hat. Wir haben es vor nicht gar langer Zeit in einer Gesellschaft bewundert, würde dieses allein so bekannt als es verdiente, so sollte es Ihnen nicht schwer werden, überal einen Verleger zu der ganzen

---

Künzel in Heilbronn, der die große Güte hatte uns dasselbe mitzutheilen um eine hiervon bereits vorhandene Abschrift aus dem Nachlaß der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm berichtigen zu können.

[1]) Von diesem Almanach erschienen drei Jahrgänge: Fraenkischer Musenalmanach für 1785. 1786 u. 1787. herausgegeben von Joh. Friedr. Degen. Nürnberg bei E. C. Grattenauer. 16°. Mit Melodieen.

Sammlung zu finden. Könnten Sie mir einige dieſes Inhalts ſchiken ſo ließen wir Sie in einigen Journalen herumfliegen, und kündigten darauf die Sammlung an. Wollen Sie ſich aber mit einem ſchlechteren Vorſchlag begnügen mein Lieber, ſo ſchiken Sie mir nach und nach die einzelne Stükke für meine Thalia.[1] Ich ſehe Sie als meinen Aſſocié an und laße Ihnen für den Bogen ſoviel bezahlen als mir bezahlt wird 2 Louisdors. Langſamer geht es ſo freilich, aber Sie haben den Vortheil in einiger Zeit die ganze Sammlung aufs neue zu Geld zu machen, welches ich Ihnen rathe, denn wir arme Gelehrte müßen uns bezahlt machen, wie wir können. Beherzigen Sie dieſe Idee und laßen Sie mich dann Ihre Entſchließung hören.

Aber wird mein Freund ſagen mit Nathan dem Weiſen, wo vom Gelde die Rede iſt „Warum zuerſt

„von dieſer Kleinigkeit?“[2])

Ich habe nur damit angefangen um Ihren Vorwürfen eine Diverſion zu machen, und den Artikel des Briefſchreibens abzubrechen.

Nachdem das geſchehen iſt, fahre ich weiter fort.

Sie haben mir — oder Du haſt mir (denn warum das entfernende Sie noch unter uns? Ich wundere mich daß es keinem von uns noch eingefallen iſt es abzuſchaffen, ſind wir nicht Brüder? Sapperment und ſind wir nicht oder werden wir nicht Schwäger? alſo) Du haſt mir in Deinem lezten Briefe kein Wort von einer Reiſe nach Stuttgardt[3]) geſchrieben welche meines Wißens doch auf dem Tapet war, auch kein Wort von der Hochzeit, daß ich mich mit einem Carmine gratulatorio hymenaeo thalaſſio darauf richten könnte. Im Ernſt liebſter Freund ich weiß gar nicht, was vorgegangen ſein muß, denn vom Hauße habe ich nun ſchon über 2 Mo-

---

[1]) Das erſte Heft von dieſer Zeitſchrift, das der Herausgeber noch ohne Mitarbeiter allein zu füllen hatte, war bereits Mitte März unter dem Titel Rheiniſche Thalia, herausgegeben von Schiller. Erſtes Heft. Lenzmonat 1785. Mannheim, auf dasigem kaiſerl. freien R. Poſtamt, und in der Schwaniſchen Hofbuchhandlung zu haben. 8°. erſchienen. Der Buchhändler Göſchen ließ bei der Uebernahme dieſer Zeitſchrift für ſeinen Verlag, von dem erſten Hefte einen Neudruck veranſtalten. S. S. 83 Anmerkung 2.

[2]) Leſſing's Nathan der Weiſe. Fünfter Aufzug, letzter Auftritt.

[3]) S. S. 85 Anmerkung 1.

nate keine Antwort erhalten, meine Schweſter hat mir keine Zeile Antwort geſchrieben, und Du biſt in Deinem Briefe auch von meiner Familie ſtumm. Was iſt denn das? Wahrhaftig das iſt der erſte Fall in meinem Leben wo man mir Briefe ſchuldig bleibt, mein Vater glaube ich und meine Schweſter wollen alle meine Correſpondenten an mir rächen. Übrigens iſt mir dieſe Ungewißheit ſo gar angenehm nicht. Ich höre kein Wort von meiner Familie, und muß mir allerlei Sorgen darüber machen. Wenn Du etwas mehr weißt als ich, ſo laß mich es wißen. Mir iſt es übrigens hier wohl. Ich bin geſund, arbeitſam, im ganzen genommen heiter und lebe unter vortreflichen Menſchen. Ich hoffe, Du ſollſt ſie alle noch kennen und lieben lernen. Pfaffenrath[1]) war freilich hier, hat mich auch beſucht, weil ich aber dieſen Beſuch nur dem bloßen Umſtand zu danken habe daß er an meinem Hauße vorbei ging und ich gerade über die Gaße lief, ſo habe ich auch warten wollen biß mich ein ähnlicher Umſtand an ſeinem Logis vorbei und ihn über die Gaße führte, um ihm die Viſite heimzugeben, welcher Umſtand ſich aber nicht vorgefunden hat, und inzwiſchen iſt er wieder abgereiſt. Das iſt alles! Uebrigens Du verſtehſt mich.

Was Deine Beſtellung der Thalia betrift, ſo ſollſt Du Dich und ſollen ſich Deine Intereßenten nur noch 14 Tage gedulden, dann wird das 3te Heft zugleich mit dem 2ten verſchikt und die Sache iſt wieder in Ordnung. Die Poſt zu Mannheim hat nichts mehr damit zu thun, und vollends nicht weil ich um alles Geld betrogen bin, das ſie mir für die verſendeten Exemplare der Thalia ſchuldig iſt. Mein Buchhändler wird es von jezt an an alle Liebhaber aufs Beſte und ſchleunigſte beſorgen. Jedes Heft wird einzeln bezahlt, doch das geht mich nichts mehr an.

Ich bin ſehr begierig liebſter Freund wie Du dieſe 2 neue Stüke der Thalia aufnehmen wirſt, vorzüglich die Fortſezung des Carlos (von deßen erſtem Akte Du mir nicht ein Wort geſagt haſt) einige Gedichte, Philoſophiſche Briefe und eine Erzählung.[2]) Doch

[1]) Forſtmeiſter von Pfaffenrath von Meiningen. S. Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachſen-Meiningen. Von L. Bechſtein. S. 184.

[2]) Thalia. Herausgegeben von Schiller. Zweites Heft. Leipzig, bei G. J. Göſchen, 1786. — Drittes Heft. 1786. 8°. Von dem zweiten Hefte an, hatte der mit Schiller bis zu deſſen Tode befreundete Buch-

das wirſt Du dann ſchon finden. Den Einſchluß beſorge an Frau v. Wolzogen, der Diſſe Doebnern empfiehl mich, wie auch dem Herrn Hofprediger und Fleiſchmann. Antworte mir bald und verſöhnt!!

Von ganzem Herzen der Deinige

Fridrich Schiller.

M. den 26. April 86.

Dein Brief kam mir ſer erwünſcht, mein Beſter! ſo wie auch ſein Ton mir erwünſcht war. Mein Herz befand ſich eben in einer Lage, wo ich keinen einzigen meiner Freunde entberen konnte. Ich antworte Dir gleich auf Deinen Brief vom 15ten[1]) den ich vorgeſtern (d. 24t) erhielt, weil Du Dir über das Befinden der Deinigen Sorge machſt. Ich denke ſie ſind wol, die gewönlichen Zufälle Deiner l. Mutter ausgenommen. Deiner Schweſter letzter Brief iſt vom 6ten dieſes M.

Die Vorſchläge wegen Aufnemung einiger meiner Gedichte zu ihrer Bekanntmachung in Dein Journal ſind in der That brüderlich und ich danke Dir dafür: bei den überſchickten, (ich erinnere mich kaum was für welche es waren) hab ich nicht auf den Inhalt, ſondern mer auf eine gewiße Fülle von Empfindung geſehen, wo man jedoch mer Wärme als Glut ſuchen muß.

Meine komiſchen Stücke finden mer Liebhaber aber man iſt denn doch nicht immer auf den Ton der Ironie geſtimmt. (Du meldeſt mir nicht, welche Stücke im Fränk. Allmanach[2]) von mir

---

händler Georg Joachim Göſchen, den Verlag dieſer Zeitſchrift übernommen. Das zweite und dritte Heft erſchienen erſt im Mai. Schiller's Beiträge zu dieſen beiden Heften, die er in dem vorſtehenden Briefe anführt, waren im zweiten Heft die Gedichte S. 1—5 „An die Freude", mit der muſicaliſchen Compoſition von Körner. S. 59—63 „Freigeiſterei der Leidenſchaft" ſpäter in den Gedichten 1800 „Der Kampf" und S. 64—69 „Reſignation. Eine Phantaſie." Die Erzählung S. 20—58 „Verbrechen aus Infamie eine wahre Geſchichte" ſpäter „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" und S. 105—129 die Fortſetzung des Don Carlos von dem zweiten Act der erſte bis dritte Auftritt. In dem dritten Heft erſchienen S. 1—96 der Schluß des zweiten Acts des Don Carlos, der vierte bis ſechszehnte Auftritt, und S. 100—139 „Philoſophiſche Briefe." S. S. 82 Anmerkung 1.

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) S. ebendaſelbſt.

gefallen haben.) Ich will Dir daher die ganze Sammlung mit den Meßleuten über Leipzig schicken. Laß daraus, was Dir gefällt abschreiben, und schicke mir dann das Mscpt zurück. Denn ich möcht' es gern aufheben, theils zum Behuf meiner Selbstkenntnis, theils als Vermächtnis für meine Frau, die als Wittwe vielleicht mer Subscribenten, mit weniger Rücksicht auf den Werth des Mscts. bekömmt.

Sollt ich aber unterdeß einen Kopisten finden, so schick ich Dir eine Kopie.

Die Worte Deines Briefs: „Mir ist übrigens hier wol. Ich bin gesund, arbeitsam, im Ganzen genommen heiter und lebe unter vortrefflichen Menschen" haben mich entzückt. Den Zusatz aber: „Ich hoffe Du sollst sie alle noch kennen und lieben lernen" begreif ich nicht ganz.

Daß ich Dir nichts von meiner Reise nach Schwaben und von Hochzeit[1]) gemeldet, geschah größtentheils aus Mismuth: ich habe schon lange einen Brief an unsern Herzog geschrieben (der mir jüngst auf Verlangen eine Besoldungsaddition decretirt hatte, wie man sie einem Lakaien oder CanzleiCopisten macht,* der in behöriger Demuth seine dürftigen Umstände unterthänigst — treu — gehorsamst zu Füßen gelegt hat.) ich schrieb ihm, daß ich mer brauchte, ich hätte dem Fürstl. Hauße nun 24. Jare gedient, mich verschiedenemal krank gearbeitet, arbeitete noch immer und zwar gut, wie man das nur untersuchen dürfte, ich brauchte nun etwas mer weil ich die Erdäpfel, das Sauerkraut, u. die halbgekochte Stücke Fleisch aus unsern elenden Wirthshäußern nicht mer vertragen könnte u. mir selbst kochen laßen müste, weil ich keine Köchin haben wollte die mich beträge, sondern die meine Freundin wäre u. Schmerz u. Freude mit mir theilen könnte u. s. w.** ich verlangte nur Hoffnung und sein fürstl. Wort meiner Verbeßerung, u. in diesem Fall seine Erlaubnis zu meiner Verbindung, die ich nicht länger aufschieben

---

[1]) Reinwald hatte diese zweite Reise nach der Solitüde im Juni 1785 unternommen.

* mein Colleg der in der Bibliothek entweder nichts thut oder nur Spielerei vornimmt, bekam zu gleicher Zeit 100 Thaler, und damit wäre ich zufrieden gewesen.

** ich muß noch den Umstand zu meiner Rechtfertigung hinzusetzen daß ich von des itzigen Herzogs Vater bei meiner ersten Aufname in Dienste 100 fl. höher stand, als itzt; und itzt verlang ich nur das wider.

könnte. — Darauf hab ich nun noch immer keine Antwort. Sollte nicht eine kleine Rache mit dabei seyn weil er mir einst ein gewißes ganz artiges Mädchen vorschlug, die französisch, italiän. und Engl. kann, aber die er mit mir theilen wollte? —

Ich bin auf alle Fälle entschloßen gegen Pfingsten abzureisen, es wäre aber one diese Umstände einige Wochen eher geschehen u. meine frühere Reise wäre nicht der Sommerhitze so ausgesetzt gewesen.[1])

Die bloße Erlaubnis mich zu verbinden (es ist hier ein altes Herkommen, daß sie gesucht werden muß) erhalt ich immer, aber daran hab ich nicht genug. Inzwischen entrüste Dich nur nicht über mein Schicksal, ich bin gefaßt. Deine Schwester weiß alles und wir haben schon längst Maasregeln darnach genommen, die schwerlich fehlen können.

Dein Epithalamium soll mir willkommen seyn. Noch mer aber bitt ich mir ein Hochzeitgeschenk oder Aussteuer durch Dein Porträt aus: wozu ich Dir ausdrücklich einen Maler nach Dreßden schicken werde, der gewiß einer der grösten Treffer in Teutschland ist. Es ist Schröder[2]) der Hofmaler v. Braunschweig, ein Meinunger von Geburt. Er ist izt auf der Meße in Frankfurt geht von da nach Mannheim, dann wieder hieher und nach Dreßden. Ich verlange blos eine Copie en Crajon mit Waßerfarbe, um sie Deiner Schwester zu ihrem nächsten Geburthstag zu schenken. Das Original kannst Du in Dreßden behalten, zumal weil er eigentl. in Pastell malt, das sich nicht gut verschicken läßt, und nach diesem Original kannst Du Dich sicher in Kupfer stechen laßen — Den 1. Akt vom Don Carlos hab ich nicht einmal ganz lesen können weil ich kein eignes Exemplar und auch keins für die Bibliothek hatte: denn ich kann oder darf fast gar keine Journale für die Bibliothek kaufen; das wenige Geld das ich für sie einneme, geht

---

[1]) S. S. 70 die Anmerkung zu dem Briefe vom 13. August 1784.

[2]) Joh. Heinrich Schroeder, geb. 1756 zu Meiningen, ging nach Cassel, Hannover und England, kehrte nach Deutschland zurück, war eine kurze Zeit in Berlin, lebte dann abwechselnd in Meiningen und Braunschweig und starb als Großherzogl. Baden'scher Hofmaler zu Meiningen den 29. Januar 1812. Seine in Pastell gemalten Porträts, die sich durch große Aehnlichkeit und charakteristische Darstellung auszeichnen, gehören zu den besten Leistungen seiner Zeit. Reinwald's Plan ist nicht zur Ausführung gekommen.

für einige Hauptſchriften in den Fächern die ich unter mir habe, und für techniſche — und Sprachwörterbücher auf. Doch hab ich Deine Trauerſpiele angeſchafft, weil ſie denn doch (wie auch Deine Feinde geſtehen) Epoche machen. — Du wirſt alſo, wo mögl. dafür ſorgen, daß Deine Schweſter die 3 Stücke Deines Journals[1]) gratis in ihre Bibliothek bekömt, in die ich (meiner Armuth ongeachtet) für 70 Fl. Bücher ſtifften werde; damit, wenn etwa bei mir für ihr halbes Dutzt äußere Sinne nicht Narung genug wäre, doch ihr innrer Sinn nicht Hunger leide. — Um aber wieder auf den Don Carlos zu kommen, ſo fällt mir bei, daß mir Dein Dialog durch die Jamben eine Steifigkeit anzunemen ſchien; ich weiß aber wol, daß unſre Häupter des Parnaßes im hohen Trauerſpiel Verſe wollen — wo ich nicht irre, hat Shäkeſpear darinn abgewechſelt. Es gehört aber viel Übung im Versmachen dazu bis dieſe Verſe ſo geſchmeidig werden, daß der Dialog es auch bleibt. In der Hauptſache bleib ich übrigens im Glauben an die Göttlichkeit Deiner Muſa orthodox, und bin es auch wärend unſrer Mishelligkeit geblieben. In Anſehung der Kritiken gegen Dich glaub ich, hatten viele von den Herren Recht, aber wenige trafen Dich ganz, und faſt keiner hatte die Sprache der Kritik ſo in ſeiner Gewalt um bei gerechtem Tadel Dich nicht zu ſchmähen, beinah noch kein einzig teutſches kritiſches Journal, das ich kenne, hat den Ton der franzöſiſchen und italiäniſchen erreicht, höflich die Wahrheit zu ſagen. Immer ſo plump wie der Freier

Der ein Inſekt von ſeines Mädchens Wange
Mit etwas ſchwerer Hand verjagen wollt'
Und gab ihr einen derben Backenſtreich. —

iſt auch meiſt ihr Ausſpruch zu dictatormäßig — Nicht das um Dir zu ſchmeicheln — ſondern das war nur ſo meine unmasgebliche Meinung, ſagte der Muſicus Miller.[2]) Nun genug geplaudert. Du wirſt mir auf Das nicht antworten. Sollteſt Du mir aber einmal ſchreiben, ſo bitte auf das Rückſicht zu nemen was ich unterſtreichen werde. Dein Brief an Fr. v. W.[3]) iſt beſtellt. Alle

[1]) S. S. 82 Anmerkung 1 u. S. 83 Anmerkung 2.
[2]) Kabale und Liebe. Act. 2. Scene 6. „Das war nur ſo meine Meinung, Herr — Halten zu Gnaden."
[3]) Frau von Wolzogen.

Döbner[1]) empfielt ſich Dir. Ich habe ſie noch immer lieb, ich kenne ſie als liebenswürdig und edeldenkend ſchon lange, ihre Blicke, zumal ſeit einem Jare, ſchienen mir ihr Vermögen anzubieten, das ganz artig iſt: aber nichts iſt ſo ſchön als Natur, Wahrheit u. Standhafftigkeit. Mit eben dieſer, die ich Dir mein Beſter, auf immer wünſche, bin ich

Dein treuer R.

NS. Die Herzogin Luiſe[2]) und die andern Intereßenten Ihres Journals wollen es bei dem nächſten Buchhändler nemen, one es immediat von Leipzig zu erwarten, ich habe alſo, um Verlegenheit zu vermeiden, das an H. Göſchen ſchreiben müßen.

Dresden d. 17. Mai. 86.

Deine Gedichte habe ich erhalten; ehe ich ſie aber durchleſe will ich Dir wenigſtens noch einige Zeilen ſchreiben.

Nach reifer Ueberlegung finde ich, daß eine Gattung litterariſcher und bürgerlich-philoſophiſcher Briefe (ich weiß nicht ob Du mich hier ganz verſtehſt) vorzüglich für Deinen Geiſt, Deine Feder ſein würden. Ich glaube nicht, daß Du mich für ein Schmeichler hältſt, alſo kann ich Dir ſagen, daß viele Deiner Briefe an mich Muſter guter Briefe abgeben könnten.

Der Vers koſtet Dich mehr. Mehr Zeit, mehr Spannung. Der leereſte Sünder kann die Gabe der Verſifikation beſizen, wenn der geiſtvolle Denker in dieſem Halseiſen faſt erſtikt. Außerdem läßt ſich mit dem edleren Briefton diejenige Art des Wizes und der Laune vereinigen, die Dir eigenthümlich iſt. Ueberlege es Lieber, ob Du meinen Rath nicht in Ausübung bringen kannſt. Briefe zum Beiſpiel über Konvenzionelle Verhältniße in der Bürgerwelt, über Bildung und Verbildung, über dieſes oder jenes epochemachende Werk, über dieſen oder jenen Mann, der der Nation wichtig geworden, über richtige Schäzzung des Verdienſtes u. ſ. f. würden und

---

[1]) S. S. 73 Anmerkung 7.

[2]) Louiſe Eleonore, Gemalin des regierenden Herzog Georg I. von Meiningen.

müßten aus Deiner Feder ſehr intereßieren. Wenn ich die Thalia fortſeze, ein Umſtand den ich Dir binnen 6 Wochen beſtimmen kann, ſo würde ich dieſen Beitrag von Dir mit Vergnügen aufnehmen und Du hätteſt zu gewißen Stationen des Jahrs — Nadelgeld für Deine Frau. Schreibe mir Deine Entſchließung, oder noch beßer, überraſche mich bald mit einem Briefe in dieſer Manier. Die Gedichte welche ich meinte, ſind, das eine auf Ch. v. Kalb Abreiſe, worinn ich aber einige Strophen mehr geleſen zu haben meyne, als in Deinem Mſcrpt ſtehen, das andere glaube ich war an mich. Es iſt ſchon von etwas lange, und ich weiß den Allmanach nicht gleich zu bekommen.[1])

Auch habe ich ſchon darauf gedacht, ob Du nicht allenfalls Luſt hätteſt ein gutes Original aus dem italieniſchen zu überſezen. Ich meine eine neue Schrift, die ich Dir z. e. ſobald ihre Erſcheinung einem deutſchen Buchhändler bekannt wird, zuweiſen würde, denn Hr. Goeſchen kann mir hierzu behülflich ſein. Wäre die Schrift intereßant ſo könnteſt Du doch immer denke ich 3 Rthr. für den Bogen erhalten, welches bei Ueberſezungen billig iſt. Dergleichen Thätigkeiten liebſter Freund ſollte Deinem Leben eine gewiße heilſame Fluctuation und Deinem Beutel einige Subſidien verſchaffen. Ueberdenke es einmal.

Was ich Dir von einer perſönlichen Bekanntſchaft mit meinen hieſigen Freunden geſchrieben habe, gründet ſich auf die Außicht einer Reiſe durch Deutſchland, welche wir zuſammen unternehmen wollten, und wobei, wie Du leicht denken kannſt, Meinungen nicht übergangen werden wird. Freilich ſo bald wird es nicht geſchehen, weil eine gewiße Epoche in meinen Finanzen erſt abgewartet werden muß.

Von Hauße habe ich unterdeßen Nachricht erhalten, die mich beruhigt. Sage der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter tauſend Empfehlungen. Ich ſchreibe ihr nächſtens. Der Deinige

Fr. Schiller.

---

[1]) S. S. 81 Anmerkung 1.

Meiningen den 5. Oktobr. 1786.

Nicht aus Rache (denn Dein Brief iſt vom 17. Mai) ſchreib ich ſo ſpät.

Von meinen Gedichten* muß ich doch ein Wort reden. Das Versmachen iſt mir nie ſauer worden. Izt eine Stunde und ein andermal wieder eine — ſo hatt ich ein Stück fertig: aber das Feilen koſtete mir lange Zeit u. viele Mühe: denn ich wollte, daß meine Verſe harmoniſch und in der Sprache richtig wären. Beides wurde zu meiner Zeit allzuſer vernachläßigt, und, daß man die Krafft jedes Wortes in unſerer Sprache bei deßen Anwendung nie genug erforſchte, iſt die Urſache, warum das Teutſche ſo ſpät lesbar u. klaßiſch wurde.

Ich bedachte vielleicht zu wenig, daß auch feilen nicht genug iſt um ein Werk unſterblich zu machen, es muß auch ſo viel Geiſt haben, daß wenn davon die Feile etwas wegnimmt, doch genug bleibt um den Leſer anzuziehen. Man kann neue Gedanken oder neue Schwünge anbringen (denn mein Gewißen ſagt mir, daß ich nicht geſtolen habe) aber man hat ſie nicht dergeſtalt dem Leſer unter die Augen gelegt, daß er ſie gleich findet; und ſuchen mag er nicht.

Mit dem Vorſchlage wegen gewißer Briefe deren Inhalt Du beſchreibſt, bin ich ganz wol zufrieden; ſintemal ich oft gelaunet bin mein Herz über gewiße Materien in der bürgerlichen u. gelerten Welt auszuſchütten, denn man lebt in kleinen Städten wie in einem Gefängnis, wo einem Leibes u. Seelenkoſt vorgeſchrieben iſt, damit man auch nicht anders ausdünſte, als dem Herkommen gemäs: und will man ſich ausreden, ſo muß man ſeine Worte warm zum Thore hinaus ſchicken.

Ich erwarte alſo nur Nachricht, ob Dein Journal fortgeſetzt —

Reinwald war den 9. Juni 1786 auf der Solitüde angekommen; den 22. Juni wurde die Trauung in Gerlingen, einem Dorfe zu dem die Solitüde gehört, „ohne Gepräng" vollzogen. S. Schiller's Beziehungen. S. 73—77. Am 27. Juni verließ das junge Ehepaar die Solitüde, verweilte zwei Tage in Ludwigsburg und Mülhauſen und ging über Heilbronn, Würzburg und Schweinfurt nach Meiningen, wo es am 4. Juli eintraf.

* Du wirſt mir einen Rath geben, wie ich ſie auf eine andere Art einzeln verkaufe, wenn Du ſie nicht mehr brauchen kannſt.

oder ein anders dem untergeſchoben wird. Ich melde Dir auch, daß ich über meine drei Reiſen nach Schwaben und an den Rhein ein Dutzt Briefe an Freunde geſchrieben habe, die ein wenig abgeſchliffen lesbar seyn könnten, ſollte man die nicht irgendwo einrücken laßen können?[1])

Die 3 Stücke der Thalia bitten wir uns angelegentlichſt zur Ausſteuer aus: ſollt ich eine Rechnung mit Dir bekommen, will ich mir gern ihren Betrag ſtatt baaren Geldes anrechnen laſſen. Zu Ueberſetzung eines italiän. Buches hätt ich nicht üble Luſt. Es darf aber nicht ſtark ſein:* ich möchte nicht gern ſo überſetzen, daß die Urſprache wörtlich durchſcheint, u. meine Augen haben auch ihre ſchwachen Launen. Item es müſte bei dem honorarium der 3 Rthlr. bleiben wegen des Nadelgeldes, davon Du ſchreibeſt: denn man trägt izt große Hüte, wozu auch große Nadeln gehören.

Über den Artikel, wie ich ſonſt lebe, mag meine Frau Dir Auskunft geben: ſolche allgemeine Dinge laß ich ſie beßer wißen als ich. Gut iſt es nur daß ſie nicht alle Tage Burgunder verlangt, noch auch wie eine gewiße Mylady die Sterne vom Himmel von einer ausnemenden Schönheit. Wär ich reich, ſie würde vielleicht geizig: aber die groben Species eilen ſchneller davon, als daß man eine dauernde Freundſchaft mit ihnen ſtiften könnte, und Landmünze kann auf ihre Achtung zu wenig Anſpruch machen.

Sie wird Dir melden, daß eine der erſten Damen bei Hof ihr die Propoſition gethan, $^1/_2$ Dutzt Schülerinnen im Zeichnen für ſie auszumachen, die eine kleine Akademie formiren ſollte, bis izt ſind ihrer nur zwei; aber ſeine Perſonen, die man one Beleidigung des Wolſtandes annemen konnte.

Unſre Herzogin Mutter,[2]) einige Damen, H. Oberhofmeiſter v. Bibra[3]) u. der Doktor Panzerbieter[4]) ſind jüngſt incognito in

[1]) Von Reinwald's Briefen über ſeine drei Reiſen nach Schwaben — im Juni und Juli 1784, Juni 1785 und Juni 1786 — ſind nur einige an den Hofprediger Pfranger, noch vorhanden. S. die Einleitung.

* und geographiſcher oder hiſtoriſcher Inhalt würde mir vorzügl. behagen: es giebt auch unterhaltende kritiſch — oder ſatyriſche Briefe.

[2]) Herzogin Charlotte Amalie, Mutter des regierenden Herzogs Georg I. von Meiningen.

[3]) S. S. 51 Anmerkung 2.

[4]) Joh. Chriſtian Friedrich Panzerbieter, geb. zu Königsberg in Franken 1756 ſtarb 1810 als meiningiſcher Hofmedikus und Brunnenarzt auf

Dreßden gewesen, aber vermuthl. nur 1 oder 2 Tage, und Du wirst niemanden davon gesprochen haben.

Was Du von Deinem Fleiße schreibst, lieber Bruder, ist nicht nur in Absicht Deiner Finanzen Beifalls werth, sondern auch um deswillen damit Deine Existenz sich mer ins Ganze verwebe. Einmal wird doch in unserm lieben Teutschland stark gewebt: Würdest Du oder Deines Gleichen seyern, das wär ihm nicht gut.

Ich werde auch, cum grano salis Deinem Beispiel folgen, das heißt im verjüngten Maasstab.

Vielleicht schreib ich Dir bald umständlicher und in dem verlangten Tone. Izt mag ich meine Antwort nicht länger im Pulte liegen laßen. Leb also wol und liebe

Deinen tr.

R b.

Unsre letzte Reisegeschichte bleib ich bis zum nächstenmal schuldig, damit mein Brief nicht länger liegen bleibe.

Mademoisell Döbnern läßt sich Dir vielmals empfelen: sie machte gestern Brautvisite bei uns, mit Herrn Hofrath Heerwarth in Eissenach der ein Wittwer ist und 3. Kinder hat: es soll ein braver Mann seyn. Beide sind auserordentlich vergnügt. Dieser Tage wird schon die Trauung vor sich gehen.[1])

Meine Schwester irrt sich wenn sie glaubt daß ich an der großen Welt hänge. Ich lebe hier wie ein Einsiedler, und habe fast alle Bekanntschaften vermieden. Meine Freunde sind mir genug. Überhaupt liebe ich die Stille. Ich vermuthe sehr stark daß ihr mich nach Ostern einige Tage zu sehen bekommen werdet.

Nach Hause habe ich vor ohngefähr 6 oder 8 Wochen geschrieben

---

dem Liebenstein. In Schiller's Beziehungen, S. 295 irrthümlich „Panzerbinder" genannt.

[1]) Die Nachschrift ist von Christophinen's Hand. Ueber Hofrath Heerwart S. S. 73 Anmerkung 7.

Dieser in Dresden geschriebene Brief dem der Anfang mit dem Datum fehlt, ist vom 13. October 1786, wie aus dem folgenden Briefe vom 12. November hervorgeht. S. S. 76 die Anmerkung zu dem Briefe v. 28. Sept. 1785.

und erwarte täglich Antwort. Ich bin unterdeßen froh, daß alles wol ist, wie ich aus dem Briefe meiner Schwester schließen kann. Eure Art zu leben hat meinen ganzen Beifall und daß ihr euch die Menschen eures Standes nicht zum Muster nehmt, billige ich sehr. Da ist nichts als der Bauch der gepflegt wird — Das sind die Berührungspunkte dieser Menschen, ihre Genüße und ihre Freuden.

Deine Briefe lieber, sollen mir sehr willkommen sein. Es ist mir lieb daß Du meiner Idee beipflichtest. Diese Arbeiten machen Dir Vergnügen und gutes Blut, werden mit Vergnügen gelesen, und vor die Bezahlung wollen wir Wege ausfündig machen. Ob die Thalia fortgesezt wird ist noch sehr zweifelhaft. Ueber ein italienisches Buch werde ich Dir im nächsten Brief meine Meinung schreiben, überhaupt will ich suchen ein zweckmäßiges Geschäft und den Verlag davon für Dich ausmachen. Mit Ungeduld erwarte ich eure Empfindungen über Das was ihr in den 3 lezten Heften der Thalia[1]) lesen werdet.

Adieu liebe gute Kinder. Seid glüklich und denkt manchmal

an euren euch zärtlich liebenden

Der Frau von Wolzogen und Familie u. Mlle Döbnern empfehlt mich.

Bruder Friz.

M. den 12. Novbr. 86.

Lieber!

Dein Brief vom 13. v. M. machte mir viel Freude. Er verrieth mir besonders viel Wahrheit und Innigkeit. Fein und lieblich ist das unter Brüdern. Dafür werd ich Dir auch einmal mein häusliches Leben schildern und hoffentlich jeden Schatten von Gedanken zerstreuen, als ob eine Möglichkeit Statt fände, die Dich zwänge an jedes von uns Beiden besonders zu schreiben.[2])

Die Nachrichten von Deinem Thun und Wesen waren uns gar willkommen und um des Ganzen willen forschten wir gern bei einigen dunklen Stellen nicht weiter. Es ist unverzeihliche Zudringlichkeit,

---

[1]) S. S. 82 Anmerkung 1 u. S. 83 Anmerkung 2.

[2]) Dies wird sich auf den fehlenden Anfang des vorhergehenden Briefes vom 13. October beziehen.

jedes Geheimnis eines nicht kleinen Herzens wißen zu wollen: leicht könnten wir es im Schaffen einer Freude stören. Die uns bestimmt wäre. Kindische Neugier ists, seinen heil. Christ zum voraus auszuspähen.

Heute vor 8 Tagen (am 5ten) hatten wir hier viel Kummer. Ein Städtchen unsers Fürstenthums, Salzungen brannt' um $^3/_5$tel wegen einer gebratenen Gans ab. Entsetzliche Winde stürmten jene Tage. Die Obrigkeit des Orts dachte nicht einmal dran, einen Eilboten in die Residenz zu schicken. Ungefär brachte ein Postiljon die schreckliche Nachricht hieher. Unser Herzog brach noch in der Nacht um 2 mit etlichen Herren auf u. half vieles retten, besonders die Salzwerke. Er trug selbst Waßer mit bei, half mit sprützen u. s. w. Diese Feler wider die Etikette waren den Umständen nicht zuwider. Er machte rasche Anstalten zu Erleichterung der Unglücklichen; er lies Lebensmittel von hier kommen, lies in seiner Herberge kochen und theilte selbst nach dem Maaße der Bedürfniße aus.*

Aus unserm Schloße sind Betten für die Abgebrannten verschickt worden. Unser Adel läßt Hemden u. Röcke selbst Hausgeräthe für sie verfertigen. Wenn izt ein Reisender, Anekdoten zu sammeln, uns besuchte, er könnte einen rühmlichen Beitrag zu denen im teutschen Museum, Oktober d. J.[1]) bei uns erndten u. die Gedanken — Striche bei der Stelle von unsers Herzogs Launen zu beßen Vortheil ausfüllen.

Der Mensch, den seine Lage frei zu handeln berechtigt, ist immer ein Quodlibet von Guten u. Bösen — Hat er keine Erziehung, so rennt er geradesweges dahin, wo er Glückseligkeit wittert u. verirrt sich ofst schrecklich. War seine Erziehung aber one Verhältnis mit seinem Temperament, so schüttelt er sie ab, wenn er in's Freie kömmt, und sein Fall ist alsdann der eines Kranken, der sich durch schlimme Diät verderbte u. den Arzt verschmäht. Er muß lang einer neuen Lebensordnung fronen eh die Natur sich zur Gesundheit durchkämpft.

---

* Er wollte kein Bette annemen das ihm der Wirth anbot, gar mancher arme Abgebrannte u. der noch dazu schwache vor Gram, muß auf Stroh liegen, sagte er, ich bin gesund und er schlief auf Stroh. Die Herren die bei ihm waren musten ein Gleiches thun.

[1]) Deutsches Museum. Zehntes Stück. Oktober, 1786. S. 337—352: Fragmente aus dem Journale eines Reisenden, der Thüringen und Franken im März durchwanderte.

Vielleicht ist dies der Fall bei unsern meisten Großen. Vielleicht ist ihre Erziehung zu ser nach einem Schnitt. Ich hatt' einmal einen Schneider; der einerlei Taille in alle Röcke machte, und nicht immer war das Tuch so nachgiebig, daß es sich mit der Zeit an den Leib anschmiegte. Eben so schwer hälts, mit unsern Seelen, bis die Moral die der H. Abbé, one sie anzumeßen, uns zuschnitt, dergestalt ausgeweitet wird, daß wir darinn bequem auf der Lebenswallfart fortschreiten.

Doch was geht mich der große Weltlauf an? Ich will Dir lieber berichten, wie wir izt leben u. unsre Zeit eintheilen. Meine Frau hat jeden Tag 2 Lerstunden, früh u. Abends eine. Von diesen partizipiren 5 Scholaren unter denen auch ein junger Graf, der Enkel eures ehemaligen Würtenbergischen Premierministers* ist, (der aber seiner guten Mutter u. nicht seinem Grosvater nachgeräth) Abends nach Tische wird eine gute Reisebeschreibung oder ein Schauspiel von Schäkespear gelesen. Zweimal in der Woche besucht uns eine Schweizer-Französin, eine liebenswürdige Person, der meine Frau ganz zugethan ist u. da wird Französisch studirt. Gemeiniglich bleibt dieses Frauenzimmer, die eine große Sprachenliebhaberin ist, länger als eine Stunde u. dann les' ich den Englischen Milton mit ihr. Auch widme ich wöchentl. noch einige Stunden der französischen Lektür meiner Frau. Ihre übrige Zeit ist zwischen Haushaltung und Zeichnen getheilt.

Manchmal geht meine Frau zu einer unserer Damen die uns wolwollen, auf eine Stunde, u. manchmal erwidern sie auch diesen Besuch. Es sind gerade unsre besten Menschen, nach Jedermanns Zeugnis.

Sage mir doch, lieber! ob die Anekdoten von Dir war sind die vorm Jar in der deutschen Zeitung stunden. Sie betrafen Deine Irrungen mit dem H. v. W. — Ein Bonmot in den Räubern über die Graubünder sollte ihn veranlaßt haben Dir die Schriftstellerei im Fache des Witzes zu untersagen. Wäre das, so hättest Du izt Satisfakzion, da eine der unmenschlichsten Räuberbanden aus Graubünden nach Würtenberg eingeliefert worden, deren Trans-

* Montmartin. — Nach einer Notiz in Schiller's Beziehungen. S. 220 Anmerkung 1, Karl Friedrich Johann Reichsgraf Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, aus Regensburg, später schwedischer und württembergischer Kammerherr und Gesandter im Haag, gestorben zu Blaisheim im Elsaß.

port dem Herzog schon 1000 Fl. kostet. Und weist Du auch daß vor ein paar Jaren in Schwaben ein Haufen Jungen Deine Räuber-Republik hat nachbilden wollen u. was ist wider in Leipzig geschehen? Daß solche Revoluzionen nur nicht in reifere Köpfe kommen, Du möchtest sonst von den Einfältigen ein autor peccati gescholten werden.[1])

Unser Herzog läßt izt von einem Landschaftsmaler Reinhard[2]) der von Leipzig kömmt, einige Gegenden aufnemen; dieser sagt, daß Du sein Freund seist. Er hat uns besucht, Wie fandst Du ihn, ist er Deiner u. unsrer Freundschafft würdig?

Vorgestern feierten wir Deinen Geburthstag mit unsrer obgedachten Freundin. Wir traktirten uns dabei mit Burgunder und Brodtorte: Du wirst in gleichen Fällen das nemliche thun. — Dein Versprechen im letzten Paragraphen Deines Briefes, wegen eines Geschäffts für mich und deßen ökonomischer Anwendung wirst Du one Zweifel erfüllen: Du antwortest mir aber nicht, ob meine beide Reisejournale nach Schwaben, Elsas u. dem Rhein genutzt werden können. —

Vielleicht könnt ich Dir auch zu den Verschwörungsgeschichten[3]) einen Beitrag thun.

---

[1]) S. Schwäbisches Museum. Von Johann Michael Armbruster. Kempten, 1785. 8°. Bd. 1 S. 227, No. 26. Neuer Literarischer Anzeiger. Dienstags am 30. Juny 1807. 4°. S. 403–404: Berichtigungen Friedrich v. Schillers JugendGeschichte betreffend. Von Reinwald, Schiller's Jugendjahre von E. Boas und W. von Maltzahn. 1856. Bd. 2 S. 260—283 und Schiller Buch. Dresden. 1860. S. 224—225.

[2]) Johann Christian Reinhart, geb. am 24. Januar 1761 zu Hof im Voigtlande, studirte in Leipzig Theologie, gab dieses Studium auf und widmete sich daselbst der Zeichnenkunst und Malerei unter Oeser, wo ihn Schiller in Gohlis bei Leipzig kennen lernte und auch noch später mit ihm in Verbindung stand. Nach Vollendung seiner Studien in Dresden, beschloß er nach Rom zu gehen. In Leipzig hatte er die Bekanntschaft des Herzogs Georg von Meiningen gemacht, er kam deshalb nach Meiningen und verweilte hier bis er durch Vermittlung des Herzogs, von dem Markgrafen von Bayreuth eine Pension empfing, die ihn in den Stand setzte 1789 seine Reise nach Rom auszuführen, wo er auch blieb und am 8. Juni 1847 starb; am 11. Juni wurde er auf dem protestantischen Kirchhof am Monte Testaccio beerdigt und ihm eine schöne poetische Grabrede von dem Dr. Heinrich Stieglitz gehalten, die uns die Blätter für liter. Unterhaltung. Sonnabend. Nr. 198. 17. Juli 1847. (Leipzig) S. 791 aufbewahrt haben. — Reinhart war ein ebenso bedeutender Landschaftsmaler wie auch geistvoller Radierer und Kupferstecher.

[3]) Gothaische gelehrte Zeitungen. Drey und achtzigstes Stück,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10411/018

Die Verschwörung des Fiesko ist in unsrer Bibliothek einigemal besonders gedruckt; als 1) eine von einem gewißen Mascardi. Venezia, 1637. 4. 2) die v. St. Real französisch u. eine ital. Uebersetzung davon. Dann die Sizilianische Vesper auch v. St. Real: Die Verschwörung der Pazzi wider das Haus Medicis.[1] Die Ligue verschiedener Fürsten und Staaten wider Venedig. Die Geschichte vom Mas-Aniello u. s. w. Die übrigen bekannten Verschwörungen sind zum Theil in unsern größern histor. Werken vortreflich erzält Doch die werden in Dreßden in vielen Bibliotheken seyn.

Vielleicht giebst Du auch Verschwörungen wider rechtschaffene u. große Privatmänner, z. B. den Grafen Olavides[2] den Schöpfer der reizenden Colonie Sierra Morena? Und so weit diesmal. Für meine Frau muß ich auch noch Platz laßen; wenn sie etwa einen

---

den achtzehnten October, 1786. S. 696. Leipzig. Künftige Ostermesse 1787 wird hier im Crusiusischen Verlage herauskommen: Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittlern und neuern Zeiten, herausgegeben von Fried. Schiller: „Die verschiedenen Verfasser, welche an diesem Werke, das aus zwey Bänden bestehen wird, Antheil haben, nahmen bey der Wahl der Geschichten weniger Rücksicht auf ihren universalischen Einfluß, als auf das Interesse des Details und der Charaktere, und werden sich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten, noch an eine geographische oder statistische Ordnung binden. Bloß politische Revolutionen werden ausgeschlossen seyn, Privatbegebenheiten hingegen, welche sich in dieser Gattung durch irgend eine interessante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Messe wird ein Band, ohngefehr ein Alphabet stark, herauskommen." Diese von Schiller verfaßte „Ankündigung" wurde zuerst in Schillers sämmtl. Schriften. Von Karl Goedeke. Th. 4 S. 113 aufgenommen. — Die Herausgabe verzögerte sich aber bis zum Jahre 1788.

[1] Die Uebersetzung der „Verschwörung der Pazzi" hatte Reinwald übernommen. S. unten.

[2] Don Pablo Antonio José Olavides, Graf von Pilos, geb. 1725 zu Lima, gründete 1775(?) zwischen Madrid und Cadiz die Colonie Sierra-Morena, wodurch er den Neid einiger Großen und den Haß der Geistlichkeit erregte; von der letzteren heimlich angeklagt wurde er 1776 nach Madrid gelockt, verhaftet und 1778 zu acht Jahren Gefängniß verurtheilt; floh 1780 nach Frankreich, lebte in Paris unter dem ihm von dem Könige Karl III., verliehenen Namen eines Grafen von Pilos, erhielt 1798 die Erlaubniß wieder zurückkehren zu können, ging aber nach Andalusien und starb daselbst 1803. S. Nouvelle Biographie Générale. Par MM. Firmin Didot Frères. Sous la direction de M. le Dr. Hoefer. Paris. 1862. 8°. Bd. 38 S. 588—591.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einfall haben ſollte, als woran es ſelten einem Weibe gebricht. Ihr Witz kann traun! gut ſchwimmen. Der Franzoſe nennt das: preſence d'esprit.

Lebe wohl, lieber Bruder und liebe

Deinen tr. R — d.

NS. Da meine Frau wider Vermuthen eben wenig Einfälle hat ſo kann ich Dir eine ſchöne Stelle aus einem Buche noch herſetzen; ſie betrifft die Autorſchaft: oder 2erlei Gattung von Schrifftſtellern:

Il y a bien de la difference entre un homme qui s'est rempli pour lui-même, et qui ſe trouvant plein, repand enſuite de sa plénitude sur les autres et un homme qui ne se remplit que pour se repandre en après. Le premier est ſollicité à écrire par sa plenitude, comme une mère est pressée à donner à tetter à son enfant par l'abondance de son lait: et le ſecond étant ſollicité à écrire par son ambition, se repand souvent avant d'être rempli lui-même, ce qui fait que ses productions ſont ſèches, foibles etc. comme un enfant dont la mère a peu de lait —

(Mabillon des études monastiques.)[1])

NS. Die Briefe werden nicht weiter als Erfurth frankirt angenommen: ich muß alſo Dich mit mer Porto beſchweren, als ich wollte. Dein Brief war zwar frankirt, aber hernach Leipzig beigeſetzt.

Den 21. Oktobr[2]) 86.

Mein Lieber. Ich will Dir nur mit wenig Worten ſagen daß ich eine unbeſchreibliche Freude habe wenn ich was von Dir leſe. Schicke uns alſo ſo bald der 4. Theil der Thalia heraus kömmt alle die Theile, und wenn Du Poeſieen indeßen gemacht haſt, ſo wünſcht ich ſie ebenfals: es ärgerte mich ſchon oft daß ich Deine Anthologie nicht von Haus mitgenommen habe die ſo ſchöne Gedichte enthält.

---

[1]) In der uns nur zugänglichen Ausgabe Traité Des Études, Divisé En Trois Parties.... Par Dom Jean Mabillon, Religieux Benedictin de la Congregation de S. Maur. A Paris, chez Charles Robustel,... M. DC. XCI. 8°. haben wir die angeführte Stelle nicht finden können.

[2]) Iſt verſchrieben muß „November" heißen.

Hier hat sie niemand. Folge ja Deinem Vorsaz recht fleißig zu seyn so kann ich Dich aus Erfahrung versichern, daß Dein Leben unendlich mehr vergnügt vorbei gehen wird. Ich bin recht gesund und heiter, und was mich glücklich macht, Beschäftigung! ohne diese wünscht ich mir nicht zu leben! Hast Du indeßen noch keine Antwort von unsern lieben Eltern. Vom 16. Oct. haben wir Briefe von Ihnen sie sind wohl, einige kleine Anfälle unsrer l. Mutter ausgenommen. Du kannst auch Ihnen durch Ueberzeugung von Deinem Fleiße sehr viele Freude machen und manche Sorge die Sie Deinetwegen hatten, ersezen. Leb wohl Bester und liebe mich so zärtlich wie Dich Deine Christophine.

Meiningen d. 25. Dezembr.
86.

Diese beiden Briefe[1]) an Dich, mein Lieber! liegen zwar schon eine Weile bei uns. Eine Gelegenheit nach Dreßden hat uns sitzen laßen; u. H. v. Wolzogen[2]) der diese überbringen will, hat auch schon vor 8 Tagen abreisen wollen.

Ich weiß nicht, ob ich Dir das leztemal die Anekdote geschrieben, daß ein Umstand im Wirtembergischen Deine erste dortige Fatalitäten gerochen hat. Ein Dämon hatte, wie bekannt, den Graubündnern eingeblasen sich über des Räubers Spiegelbergs Bonmot zu entrüsten: daß das BündtnerLand das Athen der heutigen Gauner sey. Das war ein crimen laesae!!

Und nun ergiebt sichs daß Dein Spiegelberg gar kanonisirt werden muß; denn er war ein Prophet.

Heuer ist in Bündten eine der grausamsten Räuberbanden 400 Personen stark entdeckt worden, 24 bis 30 davon hat der Herzog v. Wirtenberg sich aus Chur zuliefern laßen, weil sie in seinem Lande delinquirt haben. Der Transport kömmt ihm auf 1000 Gulden.[3])

---

[1]) Von der Solitüde.

[2]) Karl von Wolzogen; er hatte gleichzeitig mit seinem älteren Bruder Wilhelm — s. S. 75 Anmerkung 2 — die Militärakademie in der Solitüde besucht, und ging 1787 als württembergischer Lieutenant mit seinem Regiment nach Batavia zur holländisch-ostindischen Compagnie, blieb dort und starb am 8. Juli 1806 zu Samarang, als Oberst und Militärchef der Nordostküste von Java.

[3]) S. den vorhergehenden Brief S. 95 u. 96.

Ferner hab ich Dir schreiben wollen, daß wenn Dein Don Carlos noch nicht geendiget wäre, Du des Gregorio Leti[1]) Leben Philipps 2. gut dabei brauchen könntest: denn ich habe noch nie die Geschichte des D. Carlos so umständl. gelesen, als in diesem Buche, besonders die Auftritte mit der Inquisition. Das Werk hat 6. Bände in gr. 12. Die Geschichte von dem Gefängnis, d. Urtheil u. dem Tode des Prinzen steht im 3. tome der französischen Uebersetzung oder im 22. Buche des 1sten Theils. Philipp wankte verschiedenemal eh er das Urtheil unterschrieb. Die Pfaffen kamen ihm von der theolog. Seite bei und trieben ihn immer mehr in die Enge. Sie überwanden ihn einmal durch das Gleichnis mit Abraham der seinen Son Isaak Gott opferte und einmal stellten sie ihn Gott dem Vater an die Seite der seinen Sohn fürs Heil der Welt hin in den Tod gegeben hätte. Philipp zitterte bei der Unterschrift des Todesurtheils so, daß er seine rechte Hand durch die linke unterstützen muste u. s. w. Endlich hab ich Dich auch bitten wollen, mein poetisches Manuscript nicht aus Deinen Händen zu geben, weil ich gar keine Abschrifft davon behalten habe, und nach möglichsten — davon gemachtem Gebrauch es mir wider zuzuschicken: nicht um deßen Werths willen, sondern aus andern Ursachen.

Im übrigen bezieh ich mich auf meinen letzten Brief u. Vergiß uns nicht!!

Auf der Solitüde ist alles wol: gestern haben wir Briefe erhalten.

Meine Frau umarmt Dich. Glück zum neuen Jar!

WFHReinwald.

NS. Da mirs mit H. v. Wolzogen zu lang wird und ich eben ein Packet nach Leipzig zu schicken habe so send ich diesen Brief H. Göschen zu bestellen.

---

[1]) La Vie De Philippe II. Roi D'Espagne, Traduite De L'Italien De Gregorio Leti. A Amsterdam, Chez Pierre Mortier. MDCCXXXIV. 8°. 6 Vol.

Weimar d. 1. Aug. 1787.

Ich bin Dir um ein Großes näher liebe Schwester und werde diese Nachbarschaft in einigen Monaten benutzen, Dich, und Deinen lieben Mann zu sehen. Ich habe lange keine Nachricht von Dir und unsern guten Aeltern erhalten und hoffe daß doch alles wohl seyn wird. Dresden habe ich seit 10 Tagen verlaßen um mich einmal meinem Herzog zu zeigen und Bekanntschaft zu stiften, die mir zu einigen Absichten wichtig sind. Vielleicht kann ich Dir in nicht gar langer Zeit etwas bestimmteres über mein Schikal sagen oder schreiben.

Hier schicke ich euch einstweilen den Carlos.[1]) Ich wünschte, daß er euch einige angenehme Stunden machen möchte. Willst Du wenn Du schreibst, diesen Einschluß an unsre lieben Aeltern besorgen? Küße Deinen Mann herzlich von mir und bleibe gut

Deinem Bruder Schiller.

Vielleicht bin ich schon in einigen Wochen da.[2]) Weil ich aber etwas lange bleibe, und einen Bedienten mitbringe, so sei so gut und miethe mir ein Logis im Fall daß die F. v. Wolzogen mir das ihrige nicht überlaßen kann. Ein Zimmer, eine Schlafkammer und eine Bedientenstube, nebst Meuebles.

Schiller kam Sonnabend den 21. Juli 1787, gegen Abend von Dresden, in Weimar an und stieg am Markt im Erbprinzen, der damaligen Post, ab. In welchem Zimmer, darüber hat sich keine Tradition erhalten. Am Abend war er bei Frau von Kalb. Ende Juli zog er nach dem Hause der Frau von Imhof, der Schwester der Frau von Stein, auf der Esplanade, der heutigen Schillerstraße. S. Schillers Eintritt in Weimar. Von Dr. Kuhlmey. Berlin, 1855. 4°. Dieser höchst werthvolle Beitrag zu der Lebensgeschichte des Dichters, hat leider nur eine geringe Verbreitung gefunden, indem er als Gymnasialprogramm erschien.

[1]) Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Don Karlos Infant von Spanien von Friedrich Schiller. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen 1787. 8°. 505 S. u. 1 Bl. Druckfehler u. Verbesserungen, mit dem Titelkupfer: Porträt der Königin Elisabeth, gest. von E. Verelst in Mannheim. — Ueber das Verhältniß der verschiedenen Ausgaben zu einander s. Schiller-Bibliothek. Von Paul Trömel. Nr. 50—52.

[2]) Ueber diese Reise nach Meiningen, schrieb Schiller auch an Körner am 18. u. 27. August und zuletzt am 29. August daß er dieselbe aufgeschoben habe. S. Schillers Briefwechsel mit Körner. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, 1874. Th. 1 S. 98, 103 u. 113. Vgl. den Brief an Frau von Wolzogen in Schiller's Beziehungen. S. 457.

Weimar, 6. October 1787.[1])

Wenn ich nur ein Mittel wüßte Dir zu Geld zu helfen, mein Lieber, aber da sitz' ich und finde keins. Eingeschloßner Brief von Dalberg wird Dir zeigen, warum sich bisher noch nichts ereignen konnte. Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Crusius schreib' ich nächsten Donnerstag,[2]) zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin; wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande[3]) besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung. Kann er mir aber schicken, so kann ich Dir wenigstens etwas davon geben. Vor Ende der Meße weiß ich aber gar keine Aussicht. Auch das kann Dir beweisen, wie wenig ich jetzt auf Herumreisen denken kann.

Sonst mein Lieber muß ich Dir gestehen, daß, wenn ich es hätte, ich Deine Gesellschaft jetzt mit Golde aufwägen würde. Hundertmal denke ich an Dich, Du fehlst mir alle Stunden. Warum können wir nicht bei einander sein, wir, die so sehr zusammen gehören? Ich habe so unendlich viel an Dich auf dem Herzen, das ich Dir durchaus nicht schreiben kann. Hier habe ich viele Bekannte, worunter auch recht brave Menschen sind — aber keinen Freund den ich lieben könnte. Ein weiblicher Freund ist keiner. Ich bin ganz isolirt. Laß diesen Brief Niemand lesen.

Schiller.

---

[1]) Zuerst abgedruckt in Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Zweiter Band. Leipzig 1849. Anhang. S. 471—472, mit der unrichtigen Bemerkung „wahrscheinlich an seinen Jugendfreund Haug in Stuttgart, den Epigrammendichter gerichtet.“ In Schillers Briefwechsel mit Körner. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig 1874. Th. 1 S. 125 ward zuerst Reinwald als Empfänger des Briefes genannt. Dem Herausgeber muß der Originalbrief — dessen Besitzer nicht angegeben ist, aber jedenfalls die Cotta'sche Buchhandlung sein wird — vorgelegen haben, da er „Heimreisen“ in „Herumreisen“ verbessert hat.

[2]) Dieser Brief vom 11. October ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

[3]) Die Herausgabe der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ verzögerte sich bis zur Michaelismesse 1788 wo sie in Leipzig bei Crusius in zwei Ausgaben erschien. S. Schiller-Bibliothek. Von Paul Trömel. Nr. 65 u. 66 u. S. 317 Anmerkung 2.

Weimar d. 20. Dec. 1787.

Dank Dir für die überschickten Bücher lieber Bruder, für die ich Dir hier auch den Schein schicke. Bei meiner Zurückkunft nach Weimar habe ich soviel Geschäfte vorgefunden, daß ich alle Correspondenz mußte liegen laßen. Noch einmal Dank Dir und meiner Schwester für eure liebevolle Aufnahme meiner und die vergnügten Stunden die ich bei euch genoßen habe. Ich denke noch immer mit Freude an diese Tage, die mir unter so lieben Menschen so angenehm verfloßen sind. Möchtet ihr doch recht glücklich seyn und das Schicksal uns auf länger vereinigen.

Bei unsrer Verabredung lieber Bruder bleibt es doch? Du nimmst die bewußte Arbeit[1]) für Deine müßigen Stunden vor, sie wird Dir ganz gewiß Vergnügen machen. Aus Deinen Gedichten laße ich eben jezt einige abschreiben Du wirst sie mit nächster fahrender Post erhalten. Mein Carlos[2]) soll Dir von Leipzig aus zu kommen, so wie künftig alle meine Schriften.

Wenn Reinhardt[3]) euch besucht so habt doch die Güte ihn an die versprochene Landschaft zu erinnern und grüßt ihn recht schön von mir. Ich denke seiner mit Freundschaft. Hofpredigers empfehl mich gleichfalls.

Meine liebe Schwester umarme ich herzlich. Leb wol und liebe Deinen aufrichtigen Freund und Bruder

Friderich Schiller.

Schiller's verschobene Reise nach Meiningen — s. S. 101 Anmerkung 2 — wurde zwischen dem 22. und 24. November ausgeführt; er verlebte hier „zehn fröhliche Tage" namentlich in Bauerbach bei Frau von Wolzogen und kehrte mit Wilhelm von Wolzogen am 5. December über Rudolstadt, wo sie am 6. December gegen Abend eintrafen, den 7. December nach Weimar, zurück. Schiller sah Meiningen und Bauerbach nie wieder! S. Schiller in Bauerbach. Von G. Brückner. S. 129 u. Schiller's Beziehungen. S. 460.

[1]) Die Verschwörung der Pazzi. S. S. 97 Anmerkung 1.

[2]) S. S. 101.

[3]) S. S. 96 Anmerkung 2 u. Schillers Briefwechsel mit Körner. Von K. Goedeke. Th. 1 S. 142.

Meiningen den 2. März 88.

Nach Deinem lieben Brief vom 20. Dezbr. v. J. hoffte ich immer auf das verſprochene Paket mit der fahrenden Poſt um bei der Anzeige von deßen Empfang zugleich dieſen Brief zu beantworten, auch hatt ich meine Hände voll zu thun. Mit Ende Februars habe ich mich nun von andern Arbeiten los gemacht und die Geſchichte der Verſchwörung der Pazzi[1]) geleſen — nach meinem Plan würd ich noch vor Oſtern damit fertig: aber nun führt der Guckuck wider abgeſchmackte Arbeit daher, es fällt unſerm Herzog ein eine Operette aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen, wozu ich die Arien machen ſoll u. es iſt faſt lauter Geſang. Ich weiß daher noch nicht gewiß ob ich vor Oſtern fertig werde, vielmehr zweifle ich dran. Doch thu ich was ich kann. Die Verſchwörung wird nicht mehr als 2 Bogen einnehmen. Gern hätt ich ein Spezimen von Dir vorher durchgeſehn um ein wenig den Abſtand von dem Ton des Dü Tertre[2]) u. Demjenigen der gewählt werden ſoll, kennen zu lernen. Vielleicht haſt Du ſchon was gedrucktes von Deiner Arbeit in dieſem Fache vorräthig — Dü Tertre hat ſeine Erzählung aus dem le Noble[3]), genommen der ſeine Hiſt. de la Conjuration des Pazzi nach dem Geſchmack der Zeit u. Hofes Ludwig 14. mit Liebesgeſchichten allzuſehr verzuckert hat. Denina u. Muratori verweiſt mich auf Scipione Amirati Iſtoria Fiorentina, die aber gerade in unſrer Bibliothek fehlt. Auch find ich, daß der Humaniſt Angelo Poliziano, geweſener Inſtructor im Hauſe des Lorenz Medici, dieſe Verſchwörung ſehr zierlich u. beredt beſchrieben haben ſoll, noch ſind ich

---

[1]) S. S. 97 Anmerkung 1.

[2]) Nach Schillers ſämmtl. Schriften. Von K. Goedeke. Th. 4 S. 114 ſoll Schiller als Quelle für ſeine Ueberſetzung die „Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618" die er in die „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen" aufnahm, nachſtehende Ausgabe von dem Werke des Duport du Tertre, benutzt haben Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Révolutions célèbres tant anciennes que modernes. Par M. Duport du Tertre. Paris, 1763. 8°. Th. 3 S. 219—281 Conjuration du Marquis de Bedemar, S. 242 ff. Rienzi und S. 262 ff. Conjuration de Francisque Pazzi. S. S. 103 Anmerkung 1 u. S. 117 Anmerkung 3.

[3]) L'Histoire Secrete Des Plus Fameuses Conspirations De La Conjuration Des Pazzi Contre Les Medicis. Par Mr. Le Noble. Suivant la Copie Imprimé, à Paris. M. DC. XCVIII. 12°.

aber nicht, in welchem Buche. Indeßen hab ich die Piece des le Noble durchgelesen, der stärkre Ausdrücke als Dü Tertre hat, aber minder ordentlich und gedrängt ist; ingleichen die Erzählung Machiavells von dieser Begebenheit, ein Hauptbuch in diesem Punkte, ingleichen die Anecdotes de la Maison de Medicis vom Geschichtsschreiber Varillas der viele kleine Umstände hat, die er aus Broschüren u. Mscten der Königl. Bibliothek in Paris geschöpft haben will, u. Bruti Historia Florentina. Auch findet man einiges im Paul Jovius —[1])

Hier leg' ich ein komisches Gedicht von mir bei, das Du vielleicht in einem guten Journal unterbringen kannst; es müste aber bald geschehen, sonst fällt es dem Fränkischen Musen-Almanach[2]) heim. Dein Schein über die Bibliotheksbücher l. Bruder, erwähnt nur 2 Bände vom Viglius.[3]) Sie werden doch hoffentl. alle 3. angekommen seyn. —

Dein treuer Bruder WJHReinwald.

Ich kan Dir lieber Bruder wegen mangel des Plazes nichts sagen als daß ich Dich herzlich grüße und Dich bitte recht bald zu schreiben. Von Haus habe ich keine ganz gute Nachricht die l. Mutter hat wieder ihren gef. Zufall.[4])

---

[1]) Von den hier angeführten historischen Werken, die Schiller zu seinen Arbeiten nicht benutzt hat, könnte er vielleicht Les Anecdotes De Florence, Ou L'Histoire Secrete de La Maison De Medicis. Par le Sieur de Varillas. A la Haye. Chez Arnouet Leers. M. DC. LXXXVII. 8°. gekannt haben.

[2]) Der dritte und letzte Jahrgang von diesem Almanach war 1787 erschienen. S. S. 81 Anmerkung 1.

[3]) Vita Viglii ab Aytta Zuichemi ab ipso Viglio scripta, Ejusque, nec non Joachimi Hopperi et Joannis Baptistae Tasii opera historica aliaque analecta ad historiam scissi Belgii potissimum attinentia in sex partes divisa. Collegit, Digessit, Notisque Illustravit C. P. Hoynck van Papendrecht archipresbyter Mechliniensis. Tom. I.—III. (in 6 Theilen) Hagae Comitum, apud Gerardum Block, 1743. 4°. Wurde von Schiller als Quelle zu seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, benutzt. S. die sehr werthvolle Vorrede von A. Ellissen in Schillers sämmtl. Schriften. Von K. Goedeke. Th. 7 und S. 102 Anmerkung 2.

[4]) Nachschrift von Christophine.

Weimar d. 7. März. 1788.

So eben, lieber Bruder, empfange ich Deinen Brief; das hübsche launigte Gedicht soll in das VIte Heft der Thalia. Es wird mit dem Vorsatz und einem andern kleinen, das ich aus Deiner Sammlung nehme, 1 halben Bogen betragen.[1])

Mit der Nachricht von Deiner angefangenen Verschwörung des Pazzi[2]) hast Du mir eine wahre Freude gemacht. Vor Ostern braucht es nicht fertig zu seyn; aber gegen Johannis wünschte ich es. Es wird mir äuserst willkommen seyn. Der fehlende Theil des Viglius[3]) ist von mir nicht gleich bemerkt worden als ich die Nota aufschrieb; so wie ich auch den Comte de Gabalis[4]) vergaß. Diese 3 Bücher habe ich schon über den IIIten Theil extrahiert und gleich nach Ostern werden Sie zurückgesandt.

Hier mein lieber Bruder folgt einstweilen Deine Sammlung.[5]) Ich habe jezt eine Abschrift davon, biß auf die geistlichen; weil ich diese in Journalen nicht wohl gebrauchen kann. Auch sende ich Dir etwas von der Geschichte der Verschwörungen. Im Iten und IIten Stück des dißjährigen Merkurs[6]) steht etwas aus meiner niederl.

---

[1]) Von diesen Gedichten nahm Schiller in die Thalia, nur den „Vorsatz" auf. S. die Beilage des vorstehenden Briefes.

[2]) S. S. 104 Anmerkung 1 u. 2.

[3]) S. S. 105 Anmerkung 3.

[4]) Schiller hatte von der Bibliothek in Meiningen die Amsterdamer Ausgabe (Nachdruck) von 1715 mit der Fortsetzung von 1715 und Les génies assistans et irréconciliables où suite au Comte de Gabalis. A la Haye. 1718, die in einen Band gebunden waren, der in Meiningen aber nicht mehr vorhanden ist. Hiernach scheint hervorzugehen daß Schiller den im ersten Buch seines „Geisterseher" angeführten Grafen von Gabalis, nicht aus Wieland's komischen Erzählungen kennen gelernt hatte, wie in Schillers sämmtl. Schriften. Von K. Goedeke. Th. 4 S. 240 in der Anmerkung vermuthet wird, auch ist daselbst irrthümlich der Abbé de Villarceaux als Verfasser des Le Comte de Gabalis, Ou Entretiens sur les Siences secretes Paris, 1670. 12°. angegeben. Der wahre Verfasser ist N. de Montfaucon abbé de Villars, geb. 1635 bei Toulouse gest. gegen 1673. S. Nouvelle Biographie générale. Sous la direction de M. le Dr. Hoefer. Paris. Bd. 46 S. 177—178.

[5]) Von Reinwald's Gedichten.

[6]) Der Teutsche Merkur. Erstes Stück. Januar 1788. S. 3—35 Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Einleitung. — Zweites Stück. Februar. 1788. S. 136—166 Niederländische Rebellion unter Philipp dem Zweyten.

RevolutionsGeschichte. Der Carlos wird auf Michaelis neu aufgelegt und beßer; dann sollst Du ihn erhalten. Jezt arbeite ich an dem Geisterseher,[1]), welcher im Vten Heft der Thalia fortgesetzt erscheinen wird.

In Eile. Meine Schwester umarme ich herzlich. Ganz der Deinige.

Schiller.

Fr. von Kalb kommt in 6 Tagen nach Waltershausen.

Der Vorsatz.[2])

Tu si ex animo velis bonum
Addas operam — sola Cadaver est voluntas.
Plautus.

Scheu nicht die Löwen um den Tron
Fortunens — Schwinge dich beherzt auf seine Stuffe,
Und harre nicht in stolzer Trägheit, Sohn,
Bis dich der Mund der Göttin rufe.

Was nüzt dir forschender Verstand
Der in den Weltlauf sieht und deine Pflicht erkennet,
Eroberst du nicht kühn die Felsenwand,
Die Wollen und Vollbringen trennet?

Du schwebst durch immer gleichen Raum
Von deinem Ziel entfernt im Strudel der Gedanken,
Dein schlaffes Herz träumt einen frommen Traum,
Du schlummerst in der Tugend Schranken.

Die Gottheit wendet ungerührt
Ihr Ohr von dem, der müßig zu ihr schreiet,
Und auf der Bahn des Elends sich verliert,
Weil ihn ein kühner Schritt gereuet.

[1]) Der Anfang des „Geisterseher" war bereits in Thalia. Viertes Heft. 1787. S. 68—94, erschienen. Die Fortsezungen desselben erfolgten bis zum achten Heft 1789 und noch in diesem Jahr erschien hiernach, die erste selbständige Ausgabe. S. S. 124 Anmerkung 2.

[2]) Thalia. Viertes Heft. 1787. S. 1—2.

Ihm folget das Verderben nach;
Verachtung und der Spott gekrönter jüngrer Brüder:
Er sieht, umringt von Dürftigkeit und Schmach,
Mit Grauen in die Zukunft nieder.

Ihn stürzet in die frühe Gruft
Verzweiflung. Sterben tönt wie Donner seinen Ohren.
Er ächzt, wenn ihn die lezte Stunde ruft:
„O würd ich wieder neu gebohren!"

Reinwald.

An Herrn Rath Reinwald
Einschluß. in
Meinungen.

Weimar d. 24. April. 1788.

Dank Dir liebster Bruder für Deinen lezten Brief, und die Nachrichten die Du mir darinn gegeben hast. Was die Schweinfurther Anfrage[1]) anbetrift, so hast Du sie in Deinem Briefe auch schon für mich beantwortet. Es ist eine Sache für die ich in keiner Rücksicht gemacht bin, wie Du selbst am besten eingesehen hast. Mich wundert übrigens nicht wenig, wie es hat möglich seyn können, daß man mich und ein solches Etablissement auch nur zusammen gedacht hat. Wenn Du den Schlüßel zu diesem Räthsel ausfindig machst, so theile ihn mir doch mit. Ich vermuthe, daß es sehr unterhaltend seyn wird. Ich ein Rathsherr! — Die Leute müßen nicht just im Kopfe seyn. Wenn sie mich wirklich dazu machten, so würden sie über ihr eigenes Werk erschrecken und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.

Laß mich bald etwas von Deiner Verschwörung lesen (die Revolution in Rußland wird durch keine Zeitung bestätigt, sie ist also

---

[1]) An Schiller war von Schweinfurt die Anfrage ergangen, ob er dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tausend Thalern, annehmen wollte. Nach dem vorstehenden Briefe scheint die Anfrage durch Reinwald an Schiller gegangen zu sein. S. Schillers Briefwechsel mit Körner. Von Karl Goedeke. Th. 1 S. 182.

leider für unser Cabinet verloren). Meinen Geisterseher sollst Du in nächster Woche fortgesetzt erhalten. Die Bibliothekbücher brauchst Du doch noch nicht? Sie sind mir noch sehr nützlich.

Euren Herzog[1]) habe ich hier einmal besuchen müßen; er war in unserm Clubb und lud mich ein; auch sonst hab ich ihn mehrmal gesprochen.

Du hast doch den Leipziger Messcatalogus gelesen? fünf und zwanzig Bogen stark! So stark war er noch nie.

Was für Aspecten für unsere Vaterländische Litteratur!

Auch ich hab ihn mit einigen Artickeln vermehrt, wie Du finden wirst. Fr. v. K.[2]) hat mit großer Bewunderung von den Schülerinnen Deiner Frau gesprochen; sie findet, daß sie ein vorzügliches Talent zum Unterrichten haben muß, weil diese es in kurzer Zeit so weit bei ihr bringen konnten.

Von Hause habe ich keine Nachrichten; ich habe vor ohngefähr 6 Wochen geschrieben. Es geschieht sonst selten, daß ich derjenige bin, dem man Briefe schuldig ist, aber dießmal ist es doch der Fall. Habt ihr unterdeßen welche bekommen, so theile sie mir mit.

Lebe wohl liebster Bruder. Ich umarme Dich und meine Schwester von Herzen. Der Deinige

Schiller.

Meiningen den
28. April. 1788.

Da ich Dir eben einige von den Katalogen unsrer Dupletten Aukzion zum Vertheilen schicken wollte, so kann ich zugleich Deinen gestern erhaltenen Brief beantworten. Ja freilich dacht ichs, daß es so kommen würde — nehmlich mit Deiner Entschließung wegen Schweinfurt. Fr. v. K.[3]) der ich auch davon sagte, war ungewiß, ob man durch Dich den Teufel dort austreiben, oder ihm das Thor öffnen wolle: Die Schrifft giebt dieß noch kürzer, wenn sie von einem Beelzebub redet — Mit Ehren zu melden vor Dir, versteht sich —

---

[1]) Den Herzog Georg von Meiningen hatte Schiller bereits 1787 in Meiningen kennen gelernt.

[2]) Frau von Kalb.

[3]) Frau von Kalb.

Zwar es könnte gar wohl Reichsstädte geben, die dieser gewaltsamen Kur nöthig hätten, um zu genesen.

Weit rühmlicher wird sichs in Deinem Lebenslauf ausnehmen, lieber Bruder! wenn einst ein solcher Antrag von freien Stücken, um Deiner dichterischen Verdienste willen, und nicht um dem Hymenäus ein Opfer anzuwerben, geschieht. —

In meiner versprochenen Arbeit bin ich zwar nicht so fleißig, als ich wollte, aber auch nicht müßig gewesen. Ich habe die Geschichte in einigen Autoren durchgegangen und warte nur auf die erste gute Laune zum Anfang meines Aufsatzes, ich will dann nicht säumen. Der Meßkatalog wird spät zu mir gelangen, wegen unsrer unthätigen Buchhandlung, und doch bin ich neugierig auf ihn.

Von Hauße haben wir gestern Briefe bekommen. Unsre Mutter hat bisher die meiste Zeit an ihren krampfhaftesten Zufällen gelitten. Charakteristik des Jahres, oder IdeenVerbindungen oder Diät, oder alles zugleich mag hieran wohl mehr Ursache haben als man glaubt; doch scheinst der Hauptgrund ihre Hysterie. Ich ersuchte Deinen Vater das Kämpfische [1]) Buch durchzulesen u. die Kur zu versuchen, die gewiß Wunder gethan hat, auch, die ich weiß. Vielleicht geschiehts auch noch. Aber die häufigen bisherigen PalliativKuren wollen mir gar nicht gefallen. Sie schwächen nicht nur den Körper noch mehr, sondern machen ihn auch gegen alle Arzneikräfte unempfindlich. Ich glaube, Du wirst meiner Meinung seyn und sie im Nothfalle bestätigen können. —

Nun wieder auf die beigeschloßnen Katalogen zu kommen, die bitt' ich ja an einige dasige Kauflustige zu vertheilen. Einer davon kann der dortigen Bibliothek zukommen.

NB. S. 15. No. 295. steht das Leben des Präs. Viglius [2]) — und die darauf folgende Numer ist auch sehr schätzbar. Die Ladenpreise sind nicht charlatanisch beigesetzt, sondern getreu, so gut man sie finden kann, angegeben. Auch Buchhändler, die ältere Bücher kaufen wenn Du welche zu Bekannten hast, können den Catalog

---

[1]) Johannes Kämpf, für Aerzte und Kranken bestimmte Abhandlung von einer Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, besonders die Hypochondrie, sicher und gründlich zu heilen. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. 1786. 8°.

[2]) S. S. 105 Anmerkung 3.

nutzen. Ehe die gedachte Duplette von den Analectis Belgicis[1]) veraukzionirt wird, hat unsre Bibliothek, die Dir geliehenen nicht sehr nöthig. Lebe wohl! liebster Bruder.

D. Deinige

WFHReinwald.

Das mitgetheilte Fragment von Deinen Verschwörungen kömt zugleich mit Dank wieder.

Lieber Bruder! Ich danke Dir herzlich vor Dein Andenken; und versichre Dich daß wenn Du auch nur mit ein paar Lienien uns erfreust, ich Dir recht von Herzen danke; auch unsere liebe Mutter schrieb es mir gestern, daß sie einen sehr schönen Brief von Dir bekommen hätten der sie sehr beruhigt Du wirst es ihnen nicht verdenken wenn sie nicht gleich antworten denn jetzt hat der liebe Vater sehr viel in seinem Amt zu besorgen und unsere l. Mutter wird nicht gern allein schreiben wollen. Ihr Zustand geht mir sehr nahe und gewiß ist er schlimmer als sie schreibt weil sie uns keine Sorgen machen will. Weißt Du denn daß F. v. W.[2]) den 14. Apl. ist operirt worden? H. Sybold[3]) von Wirzburg hat die Operation gemacht die glücklich vorbei ging, es haben sich 5 Knoten bei der Op. gefunden und die Brust mußte ganz abgelößt werden, sie befindt sich aber recht wohl und hat wärend der Operation auserordentliche Standhaftigkeit bewiesen.

Ich umarme Dich von ganzer Seele

Christophine.

Vergiß doch den Don Carlos nicht, willst Du?

---

[1]) S. S. 105 Anmerkung 3.

[2]) Frau von Wolzogen.

[3]) Karl Kaspar Siebold, der berühmte Operateur, geb. 1736 zu Riedeck im Jülich'schen, kam 1760 nach Würzburg wurde daselbst 1802 Oberwundarzt im Juliushospital und starb 1808 als Geh. Medicinalrath.

Meiningen den 23. Junii.
1788.

Hier, lieber Bruder! kömmt die Verschwörung der Pazzi, sie geht auf den versprochenen Johannistag ab. Die von Dû Tertre[1]) ist freilich amüsanter, aber ich habe sie doch nicht dabei gebraucht. Ich fand zu wenig Historische Richtigkeit darinn. Den Scipione Amirato Istoria Fiorentina hab ich nicht bekommen können, welches die ergiebigste und dabei doch ächte Quelle war, doch hab ich aus Machiavell u. andern guten Geschichtschreibern geschöpft. Angelo Poliziano hat die Verschwörung umständl. in Ciceronian. Latein beschrieben, aber mit zuviel Deklamazion und Schmeichelei gegen die Medici. Lebe wohl u. erfreue mich bald mit Nachrichten von Dir und Deinem Beifall. Auch viel Dank für die richtige Besorgung des AuctionsKatalogs. Es ist eine Comißion auf den Viglius von Weimar angekommen.[2])

D. tr. Br.

WFHReinwald.

In der letzten Meße ist auch e. Produkt von mir erschienen, eine Übersetzung aus dem Engl. Lottens Briefe an eine Freundin während ihrer Bekanntschafft mit Werthern. Berlin bei Nikolai.[3])

Ich wünschte auch Dein Urtheil davon.

---

1) S. S. 104 Anmerkung 2.

2) Wahrscheinlich von der Herzoglichen Bibliothek, wo aber dieses Werk sich nicht befindet. S. S. 105 Anmerkung 3.

3) Zwei Theile. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai, 1788. 8°. 6 Bl. „Vorbericht des Uebersetzers" u. 160 S. Mit einem Titelkupfer, Lotte und den armen Heinrich darstellend, von E. Henne. Das englische Original The Letters of Charlotte, during her connexion with Werter. London: printed for T. Cadell, in the Strand. 1786. 8°. 2 Thle. 159 S. u. 170 S., wiederholt New York 1797., wurde zweimal, Paris 1787 und London 1788, ins Französische übertragen. Eine zweite deutsche Uebersetzung (von L. Gall) erschien Trier 1825. S. Werther und seine Zeit. Von J. W. Appell. (Zweite Ausgabe) Leipzig. 1865. S. 12—17 u. S. 245.

Volksstätt bey Rudolstadt 9. Jul. 87.[1])

Habe Dank lieber Bruder für die Pünktlichkeit mit der Du mir Wort gehalten hast. Deine Accurateße sezt mich in den Stand den ersten Theil meiner Verschwörungen zeitiger erscheinen zu laßen, als es mir anfangs geschienen hat. Ich denke zu Ende Augusts sollst Du Geld und Exemplare empfangen.

Mit Deiner Verschwörung bin ich recht gut zufrieden. Sie ist einfach, gedrängt; ein bischen weniger Gewißenhaftigkeit und historische Treue hätte sie vielleicht anziehender gemacht, und um deßwillen hätte ich sie Dir vergeben. So aber hat sie das Verdienst strenger Wahrheit, und dem muß dann der Flitterruhm des andern weichen.

Ich bringe jezt einige Monate vom Sommer in einer schönen Gegend bey Rudolstadt zu, wo mich eine überaus liebliche Natur, und der Umgang mit der vortreflichen Familie von Lengefeld u. Beulwitz[2]) für die Gesellschaften schadlos hält, die ich in Weimar verlaßen habe. Ich arbeite wie ein Lastthier, aber ich bin gesund und meistens auch vergnügt.

Göthe[3]) ist in Weimar, wie Du schon wißen wirst; Herder[4]) wird uns nächstens verlaßen, um mit dem Domherrn v. Dalberg durch Frankreich nach Italien zu reisen. Frau v. Kalb wird jetzo in Meinungen angekommen seyn.

---

[1]) Die Jahreszahl 87 ist verschrieben muß „1788" heißen. Am 26. Mai 1788 meldete Schiller an Körner daß er seit acht Tagen in Volkstädt wäre.

[2]) Die Familie der verwittweten Oberhofmeister Louise Juliane von Lengefeld, geb. von Wurmb — geb. am 27. Juli 1743 gest. am 11. December 1823 zu Rudolstadt — später Schiller's Schwiegermutter und die Familie des Obersten von Beulwitz, dessen Sohn Friedrich Wilhelm Ludwig 1785 Charlotte's Schwester, Caroline von Lengefeld, geheirathet hatte, die 1794 die Gattin von Wilhelm von Wolzogen wurde. S. S. 75 Anmerkung 2. — Schiller hatte schon im Juni 1784 in Mannheim die von Lengefeld'sche Familie kennen gelernt und Charlotte zum ersten Male gesehen; auf seinem Ausfluge nach Meiningen und Bauerbach (s. S. 103 die Anmerkung) wurde Schiller durch Wilhelm von Wolzogen den 6. December 1787 in Rudolstadt in das Haus der Frau von Lengefeld, eingeführt.

[3]) Goethe war von seiner italienischen Reise am 18. Juni 1788 in Weimar wieder eingetroffen.

[4]) Herder begleitete die Herzogin Amalia von Weimar nach Italien; die Abreise erfolgte am 6. August 1788.

Der Geisterseher[1]) ist mit dem 5ten Heft der Thalia noch nicht geendigt. Im Gegentheil soll er jezt eigentlich erst anfangen. Die Thalia setze ich fort, und Dein Hypochondrist[2]) wird gleich im nächsten Hefte paradieren.

Arbeite bald wieder eine Rebellion oder Verschwörung für mich aus, z. B. die von Stenon in Schweden[3]) oder die Pulververschwörung in England.[4])

Küße meine l. Schwester in meinem Nahmen und lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder

Schiller.

Meiningen den 6. Aug. 1788.

Es freute mich unendlich, lieber Bruder! daß Du mit meiner Verschwörung nur einigermaßen zufrieden warst. Da man ohnedem genug historische Romane hat, so glaubt' ich Recht zu thun, bei der einfachen Wahrheit zu bleiben. Die meisten Nebenumstände haben ohnedem nur mündliche Überlieferungen zu Quellen — und doch muß man ins Einzelne gehen, wenn man nur ein wenig unterhaltend seyn will. Unter den beiden vorgeschlagenen neuen Sujets wähl ich am liebsten die Pulververschwörung.[5]) Zu der nordischen Anekdote vom Stenon[6]) sind nicht nur die Hülfsmittel oder Quellen seltener, sondern die, die ich haben könnte, auch unangenehm

---

[1]) Thalia. Fünftes Heft. 1788. S. 67—132.

[2]) Dies Gedicht wurde in die Thalia nicht aufgenommen.

[3]) Wol der schwedische Reichsverweser Sten Sture II, der edelste und ritterlichste der Sturen, gest. 1520. Schiller hatte die französische Form Stenon oder Stenon-Stur, wahrscheinlich aus Histoire Des Revolutions Arrivées Dans L'Europe en matiere de Religion Par Monsieur Varillas. A Paris, M. DC. LXXXVI. 8°. Bd. 1 S. 319—329 entlehnt. Die ausführliche Geschichte der schwedischen Wirren unter den drei Sturen. S. Geschichte Schwedens. Von Erik Gustav Geijer. Hamburg, 1832. Bd. 1 S. 224—251.

[4]) Unter König Jakob I, 1605.

[5]) Die Geschichte der Pulververschwörung wurde von Reinwald übernommen und ausgeführt. S. S. 124 und unten.

[6]) S. Anmerkung 3.

zu lesen. Bei der englischen Anekdote aber kann ich aus Rapin-Thoyras[1]) schöpfen, in der Verbindung manches aus Hume[2]) nachahmen, und die Erzählung die König Jakob selbst davon geschrieben u. in deßen Werken (Opera Regia Jacobi I.) steht, auch noch beßer die von Joh. Barclay die seinem Euphormion[3]) angehängt ist, nutzen. Du darfst mir nur melden, wenn Du die Arbeit vollendet wünschest. Von izt bis zur Michaelmeße werd ich wenig Zeit übrig haben; ich habe viel zu rezensiren. Schreibe mir doch, l. Bruder, Deine Gedanken von den Mylius'schen Übersetzungen oder vielmehr Travestirungen berühmter Romane,[4]) im nächsten Briefe.

Eben erhalten wir Briefe von unsern Eltern, worinne Dein Vater schreibt, er habe Dir den Krankheitszustand Deiner Mutter geschickt um Dir bei einem gründlichen Arzte ein medizinisches Gutachten zu erbitten, er wünscht sehnlich, daß dieß bald geschehe, er müste sonst wider einen neuen Doctor annehmen. (Er hat schon Dreye dergl. Jahrelang gebraucht.) Meiner Meinung nach thäte man beßer, gar nichts zu gebrauchen, außer hier u. da ein einfaches krampfstillendes Mittel. Die vielen Palliativ-Kuren können weder dem Körper noch dem Beutel gesund seyn. Bei uns u. in andern Gegenden Teutschlandes haben die Kämpfischen Visceralklistire Wunder gewirkt. Es ist auch ganz natürlich, daß man durch diese Wege den Verstopfungen in dem Unterleibe, wovon doch die meisten Hypochondrien entspringen, am besten beikommen kann. Ich habe auch Deinem Vater das Kämpfische Buch empfohlen u. fand ihn zu deßen Kur geneigt; es scheint aber, ein alter hochweiser Praktikus hat durch ein einziges zweideutiges Achselzucken den ganzen Eindruck verdorben. Sei so gut, l. Bruder u. wende 2 Tage auf Lesung des Kämpfischen Buchs, und empfiehl alsdann, wenn Du, wie ich hoffe, meiner Meinung seyn wirst, aufs schleunigste dieses Mittel Deinem Vater zum

---

[1]) und [2]) Die bekannten Verfasser der „Geschichte von England", die in verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen erschien.

[3]) John Barclay's politisch-satirischer Roman wider die Jesuiten, erschien unter dem pseudonymen Namen Euphormionis Lusinini satyricon, zuerst in Amsterdam 1637.

[4]) Kleine Romane, Erzählungen und Schwänke. Aus verschiedenen Sprachen. Berlin, bey Christian Friedrich Himburg. 1783—1789. 8°. 6 Bde. Die Herausgeber waren Wilh. Christoph Sigm. Mylius und Joh. D. Sander.

Gebrauch für die gute Mutter.* Der gestrige betrübte Fall hat meine Frau noch ängstlicher in Ansehung Deiner Mutter gemacht. Heute hat man den Leichnam geöffnet, u. neue krebsartige Geschwüre gefunden, die sich auf den Rippen angesetzt haben sollen, und die man nicht hätte operiren können. Das ganze Visum repertum hab ich noch nicht erzählen hören. Lebe wohl!

D. treuer Br.
WFHReinwald.

Meine Frau embrassirt Dich herzl.

An
Herrn Rath Reinwald herzogl. Sächs. Bibliothecar
in
nebst einem Pack Bücher in schwarzem Wachstuch signirt H. R. R.
Meinungen
franco.

Weimar d. 27. März 89.[1])

Wegen des langen langen Ausbleibens beifolgender Bücher und Gelds könnte und sollte ich Dir eine lange Geschichte erzählen, aber ich unterlaße es, weil ich mich unangenehmer Dinge nicht gern erinnern mag. Nur dieß einzige sage ich, von Woche zu Woche ward es aufgeschoben, und weil ich immer hoffte, Dir Alles zusamen schicken zu können, so schob ich auch immer auf, Dir zu schreiben.

Daß die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist mir Geld sowohl als Zeit weggenommen haben werde, wirst Du mir gerne glauben. In 5 Wochen gehe ich nach Jena und in 7 Wochen spätestens werde ich ein Collegium über die Universalhistorie eröfnen.

Hier folgen 18 Rthlr sächsisch für 3 Bogen Verschwörung,[2])

---

* Laß Dir aber von meiner Empfehlung nichts merken.

[1]) Mit der Bemerkung von Reinwald: Beantw. d. 13t. April. Dieser Brief fehlt.

[2]) Für die Verschwörung der Pazzi. S. S. 97 Anmerkung 1. u. S. 117 Anmerkung 2.

Im December 1788 eröffnete sich für Schiller die Aussicht auf eine Staats-

nebſt einem Exemplar meiner niederländ. Geſchichte[1]) und 3 andere von der Samlung der Verſchwörungen.[2]) Mögen Sie Dich und Deine Frau geſund und zufrieden finden.

Ich könnte Dir auch das VIte Heft der Thalia ſchicken, aber weil das VII und VIII unter der Preße ſind, ſo ſollſt Du alle 3 zuſammen erhalten.[3])

Der Schritt mit der Profeßur wird mir ſehr wenig erleichtert. Da es ein Extraordinariat, und mit keiner fixen Beſoldung noch verbunden iſt, ſo bin ich allein auf die Einnahme von den Collegien reducirt. Dieſe kann bei der großen Anzahl der Studenten, die gegen 900 anläuft, in einigen Jahren wohl wichtig werden, aber doch nicht in dem erſten Jahre, wo mir das Magiſterjat, die Einführung ins Profeßorcollegium und die Kanzleygebühren an die 4 Höfe ſehr ſchwere Unkoſten gemacht haben und noch machen, ohne

---

anſtellung mit der Andeutung auf eine außerordentliche Profeſſur in Jena, er empfing im März 1789 die Berufung, wurde im April Doctor philosophiae und zog Montag d. 11. Mai in Jena ein; am Dienstag d. 26. Mai hielt er ſeine erſte Vorleſung im Griesbach'ſchen Auditorium vor 400 Zuhörern, unter dem rauſchendſten Beifall. S. Friedrich Schiller. Akademiſche Feſtrede zu Schillers hundertjährigem Geburtstage, von Kuno Fiſcher. Leipzig: 1860. 8°.

[1]) Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erſter Theil enthaltend die Geſchichte der Rebellionen bis zur Utrechtiſchen Verbindung. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1788. (Zweiter Titel:) Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erſter Band.... 8°. Noch in demſelben Jahre erſchien eine zweite Ausgabe (Druck).

[2]) Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Erſter Band. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1788. 8°. Nur dieſer Band iſt erſchienen, er enthält: S. 1—106 Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347, überſetzt von Ludwig Ferd. Huber. S. 107—225 Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618, von Schiller und S. 226—274 Die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478, von Reinwald. S. S. 97 Anmerkung 1.

[3]) Das ſechste Heft der Thalia, wurde Anfang März 1789 ausgegeben.

daß ich in dem ersten halben Jahre Hoffnung habe einen Heller einzunehmen. Sicherheit für die Zukunft ist es allein, was mich mit diesem Etablissement aussöhnt.

Uebrigens habe ich in Jena schöne Liaisons, und sehr einfach kann ich auch dort leben.

In einer freyern Stunde schreibe ich Dir mehr. Unsern Aeltern habe ich vorige Woche durch einen guten Freund[1]) geschrieben, der sie besuchen wird. Lebe recht wohl und glücklich. Meine liebe Schwester umarme ich herzlich.

Dein treuer Bruder

Fridrich Schiller.

Weimar d. 18. April 89.

Lieber Bruder

Du willst ein Werk zum Uebersetzen und einen Buchhändler dafür von mir angewiesen haben. Wenn Dich das lange Warten auf das neulich überschickte Geld nicht für immer abgeschröckt hat, so will ich Dir einen sehr soliden Vorschlag thun.

Ich habe mich mit dem Buchhändler Mauke[2]) in Jena in eine weitläuftige Entreprise eingelaßen, die mir eine jährliche Einnahme von 700 Thlr. von ihm verschafft und die ich mein ganzes Leben lang fortsetzen kann. Es ist diese. Es kommt seit einigen Jahren in Frankreich eine Sammlung aller französischen Memoires[3]) her-

---

[1]) Der Magister Karl Felix Seyffer, geb. 1762 ging 1789 von Jena als Professor nach Göttingen, wurde 1804 Director der Sternwarte in München und starb daselbst am 17. Sept. 1822. S. Schiller's Beziehungen. S. 365 und Aus Weimars Glanzzeit. Von August Diezmann. Leipzig, 1855. S. 14.

[2]) Die noch heute bestehende Buchhandlung von Friedrich Mauke in Jena, wurde daselbst im Jahre 1789 von Johann Michael Mauke gegründet.

[3]) Diese von Antoine Perrin redigirte Sammlung erschien unter dem Titel Collection Universelle des Mémoires Particuliers Relatifs et L'Histoire de France. A Londres; Et se trouve à Paris. 1785—1790. 8°, in 67 Bden. — Bei der hiernach herausgegebenen Sammlung Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser

aus, davon jezt ſchon der 49ſte Band erſchienen iſt. Jeden Monat kommt einer heraus. Eine ähnliche Idee werde ich von nächſter Michaelis Meße an im Deutſchen ausführen, d. i. eine Ueberſetzung aller Memoires im Franzöſiſchen ſowohl als im Engliſchen, italieniſchen u. ſ. f. aber mit Weglaßung alles Unerheblichen, alles Geſchwäzes u. dgl. ſo daß 2 Bogen wo möglich auf Einen reducirt werden. Jeden Band begleite ich mit einer Abhandlung von meiner Hand. Ich habe mich auf 4 Bände des Jahrs engagiert, doch thut es nichts, wenn in der Folge auch 6 daraus werden. Bertuch hat dieſe ganze Entrepriſe zwiſchen Mauke und mir dirigirt, und es ſind auch bereits Contracte darüber aufgeſetzt. Weil ich aber, wie Du leicht einſiehſt, dieſem weitläuftigen Werk allein nicht gewachſen bin, ſo habe ich Mitarbeiter nöthig, habe auch ſchon 2 bekannte Schriftſteller[1]) dazu angenommen. Vier Rthr. kann ich für den gedruckten Bogen bezahlen; ich dächte Du könnteſt mit Gemächlichkeit jede Woche einen Bogen überſetzen, welches jährlich doch eine hübſche Summe ausmacht, und, da es fortgeht, als eine fixe Zulage betrachtet werden kann.

Du kannſt ſie ja Deiner Frau diktiren und ſo mit ſehr vieler Bequemlichkeit nach und nach dazu kommen. Gefällt Dir dieſer Vorſchlag, ſo will ich Dir in einigen Wochen diejenigen Memoires zuſenden, die ich zuerſt von Dir überſetzt verlange. Das Geld kannſt Du entweder von mir oder von Mauke gegen einen Schein von mir erheben. Auch die Verſchwörungen werden fortgeſetzt und Deine Beiträge ſind mir willkommen.

Lebewohl. Deine Gedichte haben mir viel Spaß gemacht, ich werde ſie in die Thalia[2]) ſetzen, die Dir Göſchen vom Vten biß

überſetzt, mit den nöthigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht begleitet herausgegeben von Friedrich Schiller Profeſſor der Philoſophie in Jena. Erſte Abtheilung. Erſter Band. Jena, bey Johann Michael Mauke, 1790. 8°, war Schiller als Mitarbeiter bis zum fünften Bande der zweiten Abtheilung 1793 thätig. Die Sammlung wurde bis zum Jahre 1806, unter Schiller's Namen, fortgeſetzt.

[1]) Johann Karl Heß, ArchivRath in Gotha, geb. 1752 geſt. 24. Juni 1816 und Körner der aber nichts geliefert hat.

[2]) Die Reinwald'ſchen Gedichte wurden in die Thalia nicht aufgenommen.

zum VIIIten Hefte[1]) übermachen soll. Ich umarme Dich und meine Schwester herzlich und bin mit unveränderter Liebe euer treuer Bruder

Fridrich Schiller.

P. S. Ich beziehe das Schrammische Haus in J. und meine Einrichtung besorgt die Hofrath Schützinn.[2])

Jena d. 18. Aug. 89.

Deinen Brief liebste Schwester fand ich vor einigen Tagen erst bey meiner Zurückkunft von Leipzig, wo ich über eine Woche gewesen war, und in Gesellschaft meiner Dresdner Freunde wieder nach Jena zurückgekommen bin. Erst vor wenigen Stunden sind sie fort, nachdem sie sich über 8 Tage bey mir in Jena und Weimar aufgehalten. Ich mußte den Wirth machen, weil sie ihre Wohnung bey mir nahmen, und diß raubte mir alle Zeit selbst zu Geschäften, daß ich seit 14 Tagen nicht einmal ein Collegium las. Diß zur Entschuldigung, daß ich Deinen Brief nicht früher beantwortete.

Zu Deinem vergnügten Auffenthalt[3]) in unserm Vaterlande und im Schooß unsrer Familie wünsche ich Dir herzlich Glück; daß ich noch herzlicher gewünscht hätte, diese Freude mit euch theilen zu können, wirst Du mir ohne viel Versicherung glauben. So lange bin ich schon meiner Familie entrißen, daß ich mich beinah als allein auf der Welt betrachte, und nur an der stillen Sehnsucht,

---

[1]) Das siebente und achte Heft der Thalia, erschienen im Mai u. Juni 1789.

[2]) Die beiden „alten Jungfern" Schramm in Jena, waren Schiller's „Hausmamsells"; daß es nicht Fräulein von Seegner waren, wie in (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 228 Anmerkung 1 angenommen wird, geht schon aus der ständigen Bezeichnung „Demoiselles" hervor. Die Hofrath Schütz, Frau des Christian Gottfried Schütz, geb. d. 19. Mai 1747, Professor der Poesie und Beredsamkeit von 1779 bis 1804 in Jena, gründete 1785 daselbst die Allgemeine Literaturzeitung und siedelte später mit derselben nach Halle über, wo er am 7. Mai 1832 starb. Schiller hatte schon 1788 Recensionen für diese Zeitung, geliefert.

[3]) Schon im April hatte Christophine ihren Besuch auf der Solitüde zugesagt. S. Schiller's Beziehungen. S. 365.

die mich oft zu den Meinigen zieht, noch erkenne, daß ich noch Angehörige habe. Ja liebste Schwester, was in meinem Vermögen steht werde ich thun, Deinen und unsrer lieben Aeltern und meinen eigenen Wunsch zu erfüllen, und meine Familie wieder zu besuchen; in wenigen Jahren werde ich im Stande seyn, dieses zu thun, und vielleicht geschieht es alsdann in Gesellschaft einer neuen Schwester für Dich, und einer guten Tochter, die unsern Aeltern Freude machen wird. Jezt in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, habe ich die schöne Aussicht vor mir, daß sie mein werden wird, daß ihr Herz schon mein ist; mein Glück und die Umstände müßen das übrige thun. Nennen kann ich sie Dir noch nicht, aber sobald ich dieses darf, wirst Du es erfahren.

Jezt würde eine so weite und kostbare Reise nach Schwaben nicht nur mein Vermögen übersteigen, sondern auch auf den Anfang meiner neuen academischen Laufbahn einen sehr nachtheiligen Einfluß haben. In den ersten 2 Jahren muß ich alle meine Zeit und Kräfte zusammen nehmen, mich in den Mittelpunkt meines neuen Fachs zu setzen und soviel möglich damit vertraut zu werden. Außerdem rauben mir schriftstellerische Arbeiten, die jezt allein meine Einkünfte ausmachen alle Augenblicke, die mir von Berufsgeschäften übrig bleiben. Diesen Sommer habe ich zwar nur ein einziges Collegium [1]) zur Einleitung in die Allgemeine Welthistorie gelesen, und zwar öffentlich, also ohne etwas dafür einzunehmen. Mit dem Winter aber lese ich schon 2 Collegien, die Geschichte der Römer und die Neuere Universalhistorie, die ich alle erst neu ausarbeiten muß.

Meine Lage läßt sich übrigens gut an, und noch biß jezt habe ich eine weit größere Anzahl Auditoren als hier irgend ein Professor hat. Behalte ich nur die Hälfte davon in Privatcollegien, so habe ich schon auf eine artige Einnahme zu rechnen. Freilich bezahlen nur wenige, und ein großer Theil ist zu arm, als daß man es fodern könnte. Indeßen hoffe ich im nächsten Jahr fixen Gehalt zu bekommen, wenn es auch nur einige 100 Thlr. sind.

Eure Briefe aus Schwaben hat mir Herr Kürzer [2]) überbracht, und mir durch seine Beschreibungen nicht wenig Freude gemacht. Er ist ein braver Mensch, und ist auch ein fleißiger Zuhörer von mir

---

1) S. S. 117 die citirte Festschrift von Kuno Fischer. S. 42.

2) Herr Kürzer?

gewesen. Ueberhaubt habe ich fast bey jeder Vorlesung Fremde zu Zuhörern gehabt, und unter diesen verschiedne berühmte Gelehrte. Diß hat mir nicht wenig Aufmunterung gegeben.

Daß Du die Nannette zu Dir nehmen willst freut mich sehr; ich werde sie alsdann, sobald ich Haus und Heerd habe, aus Deinen Händen empfangen. Deine nächste Reise liebste Schwester wird, wie ich hoffe, zu Deinem Bruder seyn; alles, was brüderliche Liebe vermag und Jena Angenehmes hat, wirst Du bey ihm finden.

Nimmt die Post das Paquet an, so lege ich etwas von meinen neuen Produkten an Dich und meinen Schwager bey. Grüße ihn herzlich und liebe wie bisher Deinen

treuen Bruder Fr. Schiller.

Meinungen den 28. Debr 1789.

Verzeie liebster Bruder daß ich Deinen Brief bis jezt unbeantwortet gelaßen habe; verschiedene Geschäfte die ich vor mich, und einigen meiner Freundinnen noch vor den Feiertagen vollenden mußte und die meine Augen bei der ohnehin sehr trüben Witterung etwas anstrengten nahmen mir Zeit und Muse. Vor die überschickten Bücher von Deiner Feder danke ich Dir tausendmal wie viel Vergnügen Du mir dardurch gemacht hast kanst Du Dir vorstellen. Ich kan nicht begreifen wie Du die Geschichte des Geistersehern so lange fortsezen, kanst ohne den Faden derselben der so oft verwickelt ist, zu verliehren ich bin äuserst begierig auf das Ende derselben das wohl noch etwas lange anstehen wird, Gott lob daß ichs nicht ausführen muß.

Es war mir eine große Freude daß Du die Copien[1]) unsrer

Diesen und den folgenden Brief fand Schiller in Jena vor, als er am Abend des 2. Januar (Sonnabend) 1790 von Weimar zurückkehrte. Ein Brief von der Solitüde jedenfalls vor dem 22. December geschrieben (welches Datum der traurige Brief an Reinwald's trug) wurde ihm nach Weimar nachgeschickt und meldete schon von der Mutter Krankheit. S. Christophine's Nachschrift zu dem folgenden Briefe und Archiv für Litteraturgeschichte von Dr. Franz Schnorr von Karolsfeld. Leipzig, 1874. Bd. 3 S. 551 in Chronologie des Briefwechsels zwischen Schiller und seiner Braut. Von Wilhelm Fielitz.

[1]) Von Christophine gemalt und copirt.

lieben Eltern und Schwestern so gut aufgenommen hast und noch Ähnlichkeit darin fandest ich habe sie auch in unserem Puzzimmer im Namen und Gläser aufgemacht und Du kannst denken wie gern ich auch bei ihnen verweile; Ich erwarte alle Tage Nachricht aus unserm Vaterlande haben Sie Dir lange nicht geschrieben?

Du hast Dich sehr geirrt lieber Bruder daß Du meinen Mann im Verdacht wegen einer Stelle meines Briefs hattest sein Herz dachte nicht darann und er hat meinen Brief (der ganz aus meinem Herzen geschrieben und so auch gemeint war*) erst als ich ihn abschicken wolte zu sehen bekommen damit er noch etwas beischreiben konnte es mußte ihn also beleidigen als er Deine Beschuldigung las und ich hätte überhaubt gewünscht daß nur ich zu Hause gewesen wäre als der Postillon den Brief brachte. Doch genug hiervon! Du mußt mir meinen Mann wieder gut machen denn ich kans nicht ertragen wenn Misverständniße unsre Freundschaft auch nur eine kleine Zeit unterbrechen.

Deinem Verspruch uns Dein Portrait[1]) zu schicken wünschte ich baldige Erfüllung! ich habe ihm schon einen Plaz ausgedacht den es schmücken soll, ich hoffe es soll beßer getroffen sein als das von Reinhart[2]) den das sah aus wie die dritte Cop. in der Natur. Reinhart ist jezt nach Italien nachdem er 2 Jahre sich hier aufgehalten hat wenn ihn seine äuserst unordentliche Lebensart nicht hindert kan er ein großer Künstler werden.

Ich wünsche Dir zum herannahenden Neuen Jahre Glück in Deinen Unternehmungen überhaubt alle Erfüllung Deiner guten Wünsche, und uns die Fortdauer Deiner Brüderlichen Liebe.

Christophine.

M. den 29t. Xr

Dein letzter Brief, lieber Bruder, hat mich weniger gefreut, als andere, theils wegen einiger etwas zu starken Ausdrücke, theils wegen

---

* um deßen Offenherzigkeit wegen ich Dich jezt um Vergebung bitte.

1) Wol eine Copie des von Graff in Dresden 1787 gemalten Bildes.

2) Während seines letzten Aufenthaltes in Meiningen wurde Schiller von Reinhard (s. S. S. 96 Anmerkung 2) gezeichnet und „ziemlich getroffen" wie er an Körner am 8. December 1787 schrieb. S. Schillers Briefwechsel mit Körner. Von K. Goedeke. Bd. 1 S. 142.

einer gewißen Voraussetzung, die nicht auf mich paßt. — Doch ein trauriger Fall nöthigt mich itzt, Empfindlichkeit bei Seite zu setzen, und ruft vielmehr unsre gemeinschaftliche Betrübniß auf. Nach einem Brief vom 22t.[1]) Dieses ist unsre l. Mutter, zu deren gewöhnlichen krampfhaften Zufällen noch mehrere gekommen sind,* ohne Hoffnung krank, u. unser l. Vater wünscht, daß Du auf der Stelle nur ein paar Zeilen schreiben möchtest; vielleicht daß sie die Kranke noch lebend antreffen, denn das ist, wonach sie sich äußerst sehnet. Gestern Abends haben wir die Briefe erhalten, wo die l. Mutter ihrer äußersten Schwachheit ohngeachtet, selbst noch einige Zeilen beigelegt hatte, in denen sie förmlich von uns Abschied nimmt und deren Eindruck auf uns sich leicht denken läßt. —

Für den überschickten 1. Theil vom Geisterseher[2]) u. die Vorlesung über Universalgeschichte[3]) danke ich vielmahl. Ich habe nunmehr die Pulververschwörung zu bearbeiten angefangen und werde das meiste aus dem Rapin-Thoyras und Hume nehmen müssen, da Johann Barclay[4]) ohngeachtet seines guten u. blühenden Stils zu kurz und zu sehr schmeichlend für den König schreibt, u. des Königs eigener Aufsatz hingegen zu weitschweifig ist. Vielleicht werd ich bald fertig, und es steht bei Dir, ob Du indeßen einige von den erwähnten Memoires für mich zurecht legen oder schicken willst. Lebe wohl!

Dein treuer

Bruder R.

---

[1]) S. S. 122 die Anmerkung

* Außer polypösen Verstopfungen in den Venen vermuthet man auch eine scirrhöse Verhärtung im untern Magenmunde bei ihr.

[2]) Der Geisterseher Eine Geschichte aus den Memoires des Grafen von O** von Friedrich Schiller Leipzig bey Georg Joachim Göschen 1789. 8°. Mit einem Titelkupfer „Die Hexe von Endor" gestochen von Malvieux. Erste Einzelausgabe. S. S. 107 Anmerkung 1.

[3]) Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine Akademische Antrittsrede bey Eröfnung seiner Vorlesungen gehalten von Friedrich Schiller, Professor der Geschichte in Jena. Jena, in der Akademischen Buchhandlung. 1789. 8°. 32 S. Von der Facultät wurde das Prädicat „Professor der Geschichte" beanstandet und Schiller mußte deshalb den Titel umdrucken und denselben in „Professor der Philosophie" abändern lassen.

[4]) S. S. 113 Anmerkung 3.

Beikommendes Avertißement bitte dem Aufseher über das NaturalienCabinet in Jena zuzustellen, oder wenn Du glaubst, daß es da nicht die erwünschte Würkung thun möchte, dem Herzog v. Weimar selbst zustellen zu laßen. Empfindungen der allgemeinen Menschenliebe haben mich die Commißion übernehmen gemacht. Die Kleemannische[1]) Wittwe hat mich dringend um dergl. Bemühung ersucht.

Lieber Bruder! seid ich gestern diesen Brief an Dich schrieb ist eine grose Veränderung in meinem Herzen vorgegangen; ich bin wie betäubt und kan nichts Zusammenhängendes denken; diese Nachricht wird Dir auch schrecklich seyn. Wenn Du nur noch den Wunsch der besten Mutter erfüllst so ist das noch einiger Trost, ob ich schon leider fürchte daß es zu spät seyn wird, so ists doch noch Berugung (sic) vor den tiefgebeugten Vater ach! sein Brief kostete uns Tausend Thränen.[2])

Jena den 19. Jenn. 90.

Die traurige Nachricht, womit ihr mich neulich so erschreckt habt, ist doch zum Glücke den Tag nachher von unserem lieben Vater wiederrufen worden. Ich hoffe von dieser Crisis der Natur viel, und von einer zweckmäßigen Diaet unterstützt kann sich die Verdauung der lieben Mutter vielleicht ganz wieder herstellen. Mit Sehnsucht warte ich auf Bestätigung des glücklichen Erfolgs, denn von der gewaltsamen Ausleerung war immer noch Gefahr zu fürchten.

Ich habe unseren lieben Eltern eine Nachricht[3]) gegeben, die, wie ich hoffe, dazu beytragen wird, das Gemüth meiner lieben Mutter zu erheitern. Es ist die Nachricht von meiner nahen Verbindung

---

[1]) Chr. Fr. Karl Kleemann, gest. am 3. Juli 1789 hatte eine bedeutende Naturaliensammlung hinterlassen.

[2]) Ueber Christophine's Nachschrift. S. S. 122 die Anmerkung.

[3]) Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden; er muß Mitte December geschrieben sein, denn in dem Briefe vom 7. Januar 1790 an den Vater schreibt Schiller, er hoffe daß der von ihm vor drei oder vier Wochen abgeschickte Brief jetzt angekommen sein würde. Der Originalbrief vom 7. Januar 1790 liegt uns vor, er befindet sich im Besitz des Kaufmann Herrn Carl Krieger in Möckmühl, in Württemberg und ist abgedruckt in Nachträge zu Schillers sämmtl. Werken. Von E. Boas. Bd. 2 S. 451 ff.

mit Lottchen Lengefeld aus Rudolstadt, die ich Dir also hiemit nenne, und als Deine künftige Schwester vorstelle. Ich halte nicht viel auf Beschreibung meiner Freunde oder meiner Geliebten in Briefen. Wie kann ich Dir das was ich liebe mit Worten mahlen, und was kann ich mehr zu ihrer Schilderung sagen, als daß ich ihr die künftige Glückseligkeit meines Lebens anvertraut habe? Ich hoffe Du sollst sie von Person kennen lernen und dieses bald. Sie ist die Tochter der Oberhofmeister Lengefeld in Rudolstadt, aber Du kennst vielleicht die ganze Familie aus der Beschreibung.

In 12—14 Tagen werden wir getraut werden.[1]) Mein Herzog hat mir zu meiner Heurath ein Praesent mit einem jährlichen Gehalt[2]) gemacht, der mich, nebst dem was meine Schwiegermutter dazu schießen kann und was ich durch Collegien und Schriftstellerey erwerbe, in den Stand setzt, sehr anständig hier zu leben. Auch Deinem Herzog habe ich große Verbindlichkeit für den Karakter als Hofrath,[3]) den er mir gegeben hat.

Unserem lieben Vater habe ich proponirt, mir die Nanette[4]) hierher zu schicken, wenn unsere liebe Mutter sie entbehren kann. Ich kann hier etwas zu ihrer Bildung thun. Meiner Frau macht es Freude, sie zu Gesellschaft zu haben, und auch meiner Schwägerin, die Fr. v. Beulwitz, wäre es angenehm, sie zuweilen in Rudolstadt bey sich zu haben. Ihre Verhältniße würden der Nanette gewiß recht lieb seyn, und mir machte es herzliche Freude, eine meiner Schwestern um mich zu haben.

Ich schreibe Dir dießmal etwas eilfertig, die Post preßirt mich. Grüße Deinen Mann herzlich von mir; lebe glücklich und gesund Dein

treuer Bruder

Fr. S.

---

[1]) Die Trauung geschah Montag d. 22. Februar 1790 zu Wenigenjena bei Jena durch den Pfarrer Schmidt.

[2]) Von dem Herzoge Karl August von Weimar erhielt Schiller im December 1789 die mündliche Zusicherung eines festen Gehaltes von 200 Thalern.

[3]) Das Decret des Herzogs Georg von Meiningen ist unterzeichnet „Meiningen zur Elisabethenburg, den 2ten Januar 1790."

[4]) In dem Briefe vom 7. Januar.

M. den 25. Jenner 90.

Geliebtester Bruder!

Die Nachricht Deiner nahen Verbindung mit Fr. von Lengefeld, die ich zwar schon im alten Jahre gewußt habe, war mir aus Deinem Munde bestätigt desto angenehmer und ich wünsche Dir von ganzer Seele Tausend Glück und Segen zu dieser Wahl. Ich habe hier sehr viel zum Vortheil Deiner Geliebten gehört, und wenn ich mich nicht irre so kenn' ich Sie auch von Person; denn vor einigen Jahren[1]) war eine Frau von Lengenfeld aus Rudelstatt mit ihren zwei F. Töchtern in Gesellschaft eines Herrn von Beulwitz und Herrn von Pfaffenraths von hier, bei uns auf der Solitüde die eine von den Fräuleins war klein und Blond, und die andere schlank und Brünnet, wenn mir recht ist; gewiß ist diese Deine Geliebte wenn ich anders Deinen Geschmack noch kenne? es ist mir eine sehr angenehme Erinnerung die durch diese Wendung mir recht lebhaft wird weil just diese so äußerst gefällig und zuvorkommend war daß ich ganz vor Sie eingenommen wurde; ich wünschte sehr daß Sie die gute Gesinnungen gegen mich fortsezte Biß mir das Vergnügen werden wird Sie Persöhnlich darum bitten zu können; worzu ich freilich jezt noch allzuwenig Aussichten habe.

Von unserer Lieben Mutter haben wir seit dem 2. Jenner keine Nachricht diese aber enthielten noch viele Zweifel einer gänzlichen Wiederherstellung doch können wir Gott danken daß sie nur noch lebt, denn der Brief vom l. Vater lies uns nur ihren Tod fürchten, sonst hätten wir auch Dich nicht so erschrekt wens nicht das dringende Verlangen der Kranken gewesen wäre noch einen Brief von Dir zu bekommen; ich war selbst so bestürzt daß ich nicht darauf dachte Dich zu schonen, Du wirst es mir also vergeben.

Mit Deiner Proposition wegen der Nannette wird es noch Zeit haben denn ehe Sie Confirmirt wird kan Sie nirgens sonst hin, ohne eine große Unordnung in ihren Religions Unterricht zu machen: nur in dem Fall wen unsre l. Mutter sterben solte und da hab ich schon von dieser den Auftrag Sie gleich zu mir zu nehmen wie ich Dir schon geschrieben habe weiter hinaus wollen wir uns schon mit ein-

[1]) Den 5. Mai 1783. S. Reise nach der Schweiz 1783. Fragment eines Tagebuchs. Von Charlotte von Lengefeld. Mitgetheilt in C. Urlichs Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 42 u. Bd. 3 S. XII.

ander darüber besprechen was zu ihrem wahrem Glücke am besten zu wählen wäre.

Mein Mann will auch noch einige Lienien beischreiben also muß ich mich etwas einschränken: Sei so gut Liebster Bruder und schreibe mir Bald wieder.

Erbitte mir die Gewogenheit und Freundschaft Deiner Geliebten und Lebe so glücklich mit Ihr als es Dir mein Herz wünscht

Deine treue Schwester

Christophine.

Viel Glück, lieber Bruder! zu Deiner vortheilhafften Verbindung! Ich habe das Vergnügen, Deine Fräul. Braut zu kennen, wiewohl mehr ihre Frau Mutter u. Schwester. Ich habe sie sämtlich einmahl bei Frau von Wolzogen gesehen[1]) und ich zweifle gar nicht an Deiner vollkommnen Glückseligkeit. —

Du wirst die Güte haben u. mir noch einige Punkte aus meinem vorigen Briefe[2]) beantworten besonders ob ich noch die Pulververschwörung Dir zuschicken soll, wenn sie fertig ist, u. ob Du mir alsdann noch eine Arbeit z. B. von den Memoiren auftragen willst. —

Von unsrer Mutter haben wir vor einigen Tagen durch die dritte Hand Nachricht, daß einige dortige Ärzte fürchten, die Krankheit möchte sich in eine Auszehrung verwandeln, welches mir sehr leid thut, und ich wünschte, man könnte dem noch zuvorkommen. —

Dein tr. Br.

WFhR.

Jena den 16. May 90.

Deinen Brief und Gruß[3]) hat mir d. Herr Graf von Dürkheim überbracht, liebe Schwester, und ich muß freilich gestehen, daß mein langes Stillschweigen gegen Dich unartig genug war. Aber einem Bräutigam und angehenden Ehemann mußt Du diese Nach-

---

[1]) In Meiningen 1784 auf der Rückreise von der Schweiz.

[2]) S. S. 123 den Brief vom 29. December.

[3]) Vom 27. April. Der Brief ist abgedruckt in Schillers Beziehungen. S. 220–221. S. S. 93 die Anmerkung.

läßigkeit zu gute halten und ich verspreche Dir, sie künftig zu verbeßern.

Anstatt alles Erzählens und Versicherns schreibe ich Dir also kurz, daß ich glücklich bin mit meiner Lotte, daß alle meine Wünsche von häußlicher Freude in ihre schönste Erfüllung gegangen sind. Wir führen miteinander das seligste Leben, und ich kenne mich in meiner vorigen Lage nicht mehr. Jetzt erst kann ich sagen, daß ich lebe, weil ich mich erst jetzt meines Lebens freue.

In fremder Gesellschaft lebe ich jetzt gar selten, denn ich habe in meinem eigenen Hause alles, was mich glücklich machen kann — Genuß für mein Herz und Geschäfte.

Die ersten 6 Wochen nach unsrer Trauung hat meine Schwägerinn[1]) und eine kurze Zeit auch meine Schwiegermutter bey uns gelebt. Dann giengen wir auf 4 Wochen nach Rudolst. in die Ferien, und sind jetzt seit 14 Tagen wieder zurück.

Auch in Rudolstadt unter den Verwandten meiner Frau war mein Aufenthalt angenehm und am Hofe leidlicher als es an solchen Orten gewöhnlich zu seyn pflegt. Meine Schwiegermutter ist eine vortrefliche Frau und hat während der kurzen Zeit, daß sie sich der Erziehung der Prinzeßinnen[2]) gewidmet hat, schon ungemein viel Gutes da gestiftet.

In Jena schränken wir uns fast auf ein einziges Haus meines Landsmanns des Profeßor Paulus[3]) ein, der auch seine Frau aus Schwaben mitgebracht hat. Wir leben in einem engen Zirkel zusammen und halten soviel möglich die Schwelle von den übrigen Menschen rein, die nicht viel tröstliches in ihrem Umgang haben werden für das Herz noch im Grunde auch für den Geist, denn das Profeßorleben macht die meisten zu Pedanten und der Handwerks-

[1]) Caroline von Beulwitz. S. S. 75 Anmerkung 2.

[2]) Die Oberhofmeister von Lengefeld hatte die Erziehung der Prinzessinnen seit dem Frühjahr 1789 geleitet.

[3]) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. am 1. Sept. 1761 zu Leonberg in Württemberg, 1789 Professor der morgenländischen Sprachen und 1793 Professor der Theologie in Jena, ging 1803 nach Würzburg wo er zugleich Landesdirections- und Consistorialrath wurde, 1808 nach Bamberg, das Jahr darauf nach Nürnberg, 1811 nach Ansbach und in demselben Jahre als Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg berufen und zum Geheimen Kirchenrath ernannt; seit 1844 emeritirt, starb er daselbst am 10. August 1851.

neid ist gar groß bey den mehrsten. Ein Glück für mich und meine Frau, daß wir nicht nöthig haben unsere Glückseligkeit irgend anderswo zu suchen als in unserem eigenen Hause.

Sonst gefällt mir der hiesige Aufenthalt der ruhigen Existenz, der schönen Gegend, der Nachbarschaft wegen. Zum academischen Leben ist Jena der beste Ort. Auch ist es hier sehr wohlfeil, und dieß besonders kommt mir beym Anfang eigener Haushaltung sehr zu gut. Durch die Fürsorge u. Güte meiner Schwiegermutter sind wir gar anständig eingerichtet, und ich fühle mich oft wie neugebohren, wenn ~~auch~~ dieses äußre meiner Lage, welches doch so sehr das Leben mit verschönern hilft, mit meinem vorhergehenden Daseyn vergleiche. Doch ich hoffe es soll nicht so sehr lange anstehen, daß Du und Dein Mann mich in meinem neuen Stande heimsuchen werden.

Von der Solitude[1]) habe ich Gott sey Dank kürzlich die tröstlichsten Nachrichten erhalten, nachdem ich, aus den vorletzten Briefen zu urtheilen, alle Hofnung aufgegeben hatte. Mama ist auf dem völligen Wege der Beßerung, und nun glaube ich wieder an die schöne Zukunft, sie mit meiner Frau von Angesicht zu Angesicht wieder zu sehen. Lebe wohl liebe Schwester und sage Deinem Mann die freundlichsten Grüße von Deinem Dich ewig liebenden Bruder

S.

Meiningen, den 24. Sept. 1790.

Ihr letzter Brief[2]) handelte von Ihrer Liebe zur Italiänischen Dichtkunst, liebste Frau Schwester! und Sie fanden die poetische Lektür schwer. So ganz hat sie mich nicht erschreckt; dagegen ist mir Pope im Englischen noch zu schwer; so wechselt die Geberin unsrer

[1]) Von dem Vater am 1. Mai 1790; Schiller's Antwort erfolgte am 13. Mai. Beide Briefe sind abgedruckt in Schiller's Beziehungen. S. 81—84. Von dem letzteren Briefe liegt uns das Original vor, das sich in dem Besitz des Kaufmann Herrn Carl Krieger in Möckmühl, in Württemberg, befindet. S. S. 125 Anmerkung 3 und S. 135 die Anmerkung.

[2]) Vom 27. August 1790 abgedruckt in (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 333—334.

Talente, und treibt ihr Spiel mit uns — In Valentis Ital. Elementarwerk sind kleine poetische Stücke, sehr angenehm u. nicht schwer. Sie werden das Buch besitzen. Nach diesen kömmt Metastasio, so leicht als unser Gellert, dann möchte vielleicht der Aminta v. Taßo u. der Pastor fido, u. der angenehme Ricciardetto kommen (vermuthl. wird in der sublime Scuola etwas davon vorkommen; aber warum druckt man ihn in Deutschland nicht ganz nach?) Nach diesem, Ariost u. endlich Tasso u. Petrarca, der zwar höchst simpel, aber doch wegen der alten Sprache bisweilen schwer ist. Lebt ich mit Ihnen an einem Orte so wollt ich gern einen von diesen Dichtern, auch wohl mehrere, mit Ihnen lesen, die theils in meiner, theils in der HofBibliothek ungenoßen, wie die Schätze Harpagons, bleiben, oder wie manche schöne Gegend die man aus Mangel der Laune oder Zeit Jahrelang unbesucht läßt.

Wie wir hier leben, und was wir für Umgang haben, ob wir den Umgang der Todten oder der Lebenden vorziehen? fragen Sie. Diese Frage sollte Ihnen eigentlich meine Frau beantworten, aber sie ist an mich einmahl geschehen. Freilich ist der Umgang mit den Todten immer der solideste, aber wer sollte den Umgang der Lebenden dennoch mißen können? Einem gewißen Gefangnen war eine Spinne in der Mauer Trost in seiner Einöde, warum sollte das uns offt eine Base nicht seyn? Wir haben itzt wenig Umgang. Wieviel wir an einer gewißen Frau v. Steuben, gebohrnen v. Löwenstern, die nun seit Jahr u. Tag in Rußland ist, verlohren haben, kann meine Frau bezeugen. Ihre Stelle ist noch nicht besetzt, indeß haben wir an unserer Hofpredigern eine liebenswürdige Gesellschafterin. Schade nur, daß ihre Lage und Stimmung durch den Tod ihres Mannes so viel verlohren hat. Eine Aßamblee ohne alle Distinkzion der Stände, nach dem Muster derjenigen bei dem vortreflichen Hrn. Coadjutor v. Dalberg, obgleich noch so sehr im Kleinen, obgleich immer um ein gutes Theil genierter: möchte unser einem wohl behagen, und den verkrüpelten Geist wieder ein wenig ausdehnen; aber das ist noch ein frommer Wunsch. Kaffeehäuser, die in kleinen Städten überhaupt ein schlechtes Labsal sind, können hier nur demjenigen zu gut kommen den Billard, Kartenspiel, Bier u. Taback freut. Alle jene Aufmunterungen vermißt man im Sommer weniger, wo die Natur durch ihre Reize (u. unsre Gegend hat viel ähnliches mit dem Jenaischen Thale) uns für viele Erhohlungen die

uns abgehen, schadlos hält. Aber nun im Winter — nun da muß man sich freilich etwas mehr einschränken, mehr arbeiten, manches zum Unterricht oder zum Spaß, lesen, und darüber mit seinem Gatten plaudern. Immer beßer wenigstens, als wenn man mit Ceremonien-Visiten sich einläßt, Gottes theure Zeit damit zubringt, sich mit dem Gaste zu zanken, ob er genug Kaffee getrunken, oder nicht, und wenn der Gespräch-Stoff vollkommen weggeplaudert ist, bis auf den Knochen, selbst noch den Knochen benagen wie ein elender Hund u. s. w.

Über diese weitläuftige Antwort auf Ihre kleine Frage, liebste Frau Schwester! könnt' ich nun wohl eine Entschuldigung anbringen, wenn nicht Entschuldigungen eben so gut ennuyirten, als Weitläuftigkeit. Kurz ich mache meinem Geschwätz ein Ende, bitte um Ihre fernere Korrespondenz, Freundschafft — — — u. bin Ihr

Sie v. Herzen verehrender

Schwager Reinwald.

Und nun noch ein Wort an Bruder Schiller, den ich bitte, ein Einsehen zu haben, daß meine Pulververschwörung noch immer in meinem Pulte müßig liegt. Hat der Gothaner[1]) noch keine Antwort von sich gegeben? Hr. Zumsteeg[2]) hat an mich geschrieben und mir die längstbestellte Melodie auf das Lied: die Freude, geschickt, eingedruckt in den Stuttgarder musikalischen Pot-pourri.[3]) Er empfiehlt sich Dir zum freundschafftlichen Andenken. Tausend herzliche Küße, lieber Bruder! und alles Gute.

Darf ich bitten, liebste Frau Schwester, diesen Brief nur auf die reitende Post zu schicken, wenn Ihnen kein andrer Weg aufstoßen sollte, ihn an den Ort der Bestimmung zu bringen. Mi compatisca V. S.

---

[1]) S. S. 119 Anmerkung 1.

[2]) S. S. 73 Anmerkung 1.

[3]) Musikalischer Potpourri, Drittes Vierteljahr. Herausgegeben von Abeille, Eidenbenz, Schwegler, Zumsteeg. Stuttgart, gedruckt in der Buchdruckerei der Herzoglichen Hohen Carlsschule, zu finden bei Hof-Musicus Abeille. 1790. 4°. S. 32—33. „An die Freude." Von Schiller, componirt von Zumsteeg.

Jena den 15. Nov. 1792.[1])

Liebste Schwester,

Herzlichen Dank Dir für Deinen Brief, für das Gemählde,[2]) für die Hofnung, die Du uns schöpfen läßest, Dich bald einmal bey uns zu sehen. Tausendmal sollst Du Deinem Bruder willkommen seyn, und Deine Gegenwart wird mir gewiß manche trübe Stunde der Krankheit erheitern helfen. Mache es möglich, sobald Du immer kannst; Reinwald wird mich durch diese Gefälligkeit unaussprechlich verbinden. Sage mir auch, wie und wodurch ich Deinem Mann ein Vergnügen machen kann? Was in meinen Kräften steht, soll geschehen.

Daß unsre gute Mutter eine so höchst beschwerliche Reise[3]) unternommen und sie so heldenmäßig überstanden hat, ist mir ein unbeschreiblicher Trost. Es ist mir jetzt ordentlich, als ob wir noch einmal so nahe wären, weil doch nun das Beispiel gegeben ist, daß man zusammen kommen kann. Hätte ich nur mehr zu ihrem Vergnügen thun können, könnte ich überhaupt nur mehr für euch thun ihr Lieben! Aber die Zeit kann ja noch kommen — die Zeit, wo ich auch Dir, liebste Schwester, einen beßern Beweis meiner herzlichen Liebe geben kann, als bloße Versicherungen. Lebe tausendmal wohl und glücklich. Diesen Calender[4]) bitte Reinwald von mir anzunehmen, dem ich mich brüderlich empfehle.

Dein Dich ewig liebender Bruder

Fr Schiller.

---

[1]) Dieser Brief wurde gleichzeitig mit dem von Charlotte an Reinwald geschickt, der in (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 337—339 abgedruckt ist, aber das falsche Datum „October" statt „November" trägt.

[2]) Nanetten's Bild, gemalt von Christophine. S. a. a. O. S. 338.

[3]) Schiller's Mutter mit Nanette war Ende October 1792 von ihrer Reise nach Jena und Meiningen zurückgekehrt. Am 8. October hatte sie Jena verlassen nachdem sie zuvor mit dem Schiller'schen Ehepaar zehn Tage in Rudolstadt zugebracht. Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 4. October 1792 in Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von K. Goedeke. Bd. 1 S. 467.

[4]) Historischer Calender für Damen für das Jahr 1793 von Friedrich Schiller Leipzig bey G. J. Göschen. 16°. Enthält von Schiller die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges." Schluß des dritten Buchs und das viecte und fünfte Buch. Die vorhergehenden Jahrgänge 1791 und 1792 enthalten: den ersten Theil oder das erste und zweite Buch und den Anfang des dritten Buchs.

Liebste Frau Schwester!

Ihr lieber Schiller hatte verwichenen Herbst die Güte, uns auf dieses Frühjahr zu Sich einzuladen. Sollte er noch des Sinnes seyn? — Ich habe mir alle Mühe gegeben, die Hindernisse wegzuräumen, die diesem edlen Zwecke entgegenstehen. Es sind freilich noch einige übrig, aber diese sollen, hoff ich besiegt werden. Kann die Zeit gleich nur kurz (sein) die wir Ihnen widmen können 1) weil verschiedene Brod-Arbeiten auf mich warten, der ich nicht wie Schiller bei guter Laune viel solides in wenig Stunden schreiben kann u. meine Zeit sparen muß 2) haben wir durch einen Zufall zwei eben nicht kleine Gärten auf einmahl bekommen, die im ersten Jahre vorzügliche Attention und Selbstbesorgung erfodern 3) bin ich meinen Blutsverwandten[1]) in Thüringen auch ein Opfer von einigen Tagen des Aufenthalts schuldig. —

Doch auch Bruder Schiller hat Geschäfte und wird nur wenig Zeit seinen Gästen widmen können, so willkommen sie ihm auch wären. —

Nur bitte ich zum Voraus, mir mein finstres Gesicht, und meine kranken Launen, wenn sie sich äußern sollten zu verzeihen: denn ihre Würkungen sind eben so unwillkührlich, als meine Wünsche waren, Andern Freude geben zu können. Wer sich die Mühe geben wollte, mich zu studiren* (freil. wird das niemand thun) der würde mich wahr, gerecht u. menschenfreundl. finden. —

Leben Sie wohl und umarmen Ihren Gatten von mir! — Ich werde wahrscheinlich gegen die Mitte Junii dort eintreffen.

Meiningen,
den 28. May,
1793.

WJHReinwald.

---

[1]) Reinwald's Bruder war Kaufmann in Kranichfeld unweit Berka bei Weimar, dessen eine Tochter nach dem Tode ihrer Eltern 1815 von ihm aufgenommen wurde; seine Schwester, (s. S. 80 Anmerkung 1.) wohnte in der Nähe von Erfurt und sein alter Onkel, der Hofrath Stieler (Bruder seiner Mutter) in Gotha.

Ihr sollt uns herzlich willkommen seyn meine Lieben, und kein Geschäft, auch keine Krankheit, wie ich hoffe, soll mich abhalten, eurer Gegenwart recht herzlich froh zu werden. Bringe immer das ganze Geräthe Deiner Launen mit lieber Reinwald: ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch ist bey mir, Das sey zu eurem Trost gesagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Brust, als im Gemüth, welches bey allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank sey dem guten Gott, noch leidlich frey geblieben ist.

Sorget übrigens dafür, daß einige Tage über die Zeit, die ihr bey uns zu bleiben bestimmt habt, nichts verschlagen: denn wahrhaftig, wir laßen euch so bald nicht wieder gehen.

So bringe ich also in diesem glücklichen Sommer meine zwey lieben Schwestern[1]) zusammen, und kann meinem guten Reinwald zeigen, daß bey allen, Gott weiß nicht zu entschuldigenden Sorglosigkeiten von meiner Seite meine Liebe und herzliche Hochachtung für ihn sich immer gleich geblieben ist.

Aber das alles wird sich am beßten ausmachen laßen, wenn wir nur uns von Angesicht zu Angesicht sehen. Lebt wohl, und gebet uns bald Nachricht, wie euch die Einrichtung[2]) gefällt, die meine Frau vorgeschlagen hat. Euer liebender Bruder

Schiller.

Meiningen, den 4.
Junii, 93.

Auf Ihre Beiderseitige Erlaubnis, zu Ihnen zu kommen, die Ihr so gütiger u. freundschaftlicher Brief enthält, haben wir gleich der Schwester Louise geschrieben, daß sie eilen soll, zu uns zu treffen,

---

Zuerst gedruckt in Nachträge zu Schillers sämmtl. Werken. Von E. Boas. 1853. Bd. 2 S. 482. Das Datum dieses Briefes ist „der 31. Mai" wie sich aus dem gleichzeitigen Briefe von Charlotte an Reinwald in (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 340—341 ergiebt und die Bemerkung in Schiller's Beziehungen. S. 226 daß dieser Brief in den Monat „Juni" zu setzen sei, berichtigt. Den uns vorliegenden Originalbrief besitzt der Kaufmann Herr Carl Krieger in Möckmühl, in Württemberg.

1) S. S. 137 Anmerkung 1.

2) Louise sollte über Meiningen mit Reinwald's kommen. S. (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 340.

wenn es seyn kann. Wir haben deshalb unsre Abreise bis auf den 18ten dieses verschoben,* die erst auf den 12. festgesetzt war. Gern wären wir noch früher gereist; aber das kalte Wetter und nöthige Gartenbeschäfftigungen hielten uns davon ab. Ich kann überhaupt zu dieser Reise nur 14. Tage widmen, nach deren Verfluß ich wieder Arbeit genug für diesen Sommer finde; und sollte uns nicht das Lieblingsvergnügen zu verzeihen seyn, alsdenn die ersten Früchte unsers eignen Gartens zu genießen, der uns verhältnismäßig nicht wenig Aufwand kostet, und die sehr wahrscheinlich auch bei längrer Abwesenheit entweder Dieben oder Schmarotzern heimfallen könnten. Diese 14. Tage sind halb Ihnen gewidmet, und die andere Hälfte werden meinen Bluts Verwandten zu Gotha und Erfurt zu Theil, unter denen auch Kranke sind, die ich wahrscheinlich bei dieser Reise zum letztenmahl sehe.[1])

Ich mache mit Vorsatz diese Besuche auf der Hinreise, damit die Nothwendigkeit zu Ihnen zu eilen, und Ihr Erwarten, uns hinlängliche Entschuldigung gebe, nicht zu lange bei diesen Freunden zu verweilen, und uns in unsrer Rechnung zu stöhren, wovon schlechterdings nichts abzubrechen ist. Wenn wir indeßen jene 8. Tage einander nur ganz genießen, und nicht durch sogenannte Veränderungen oder Zerstreuungen die Zeit verschwenden; so kann uns dieser Zeitraum viel Freude gewähren. Nicht zu gedenken, daß meine einfache Diät mir nicht erlaubt, meine gewöhnliche Lebensweise lange zu verlaßen, ohne durch Düsterheit meinen Freunden lästig zu seyn. Welche unbeschreibliche Kleinigkeiten können nicht bei einem Geschöpfe meiner Art diese veranlaßen!

Ich bin von dem kurzen Briefchen des lieben Bruders sehr, recht sehr gerührt, und wünschte mir oft die ihm eigne Höhe des Geistes, von der man auf seine eigne schwarze Launen, so wie auf die Launen aller mächtigen und ohnmächtigen Geschöpfe um sich, heiter herab sehen kann, wenn man recht ernstlich will.

Leben Sie Beide wohl vom Hoffen bis zum Schauen!

Der Ihrige

WFHReinwald.

---

* Sollte sie dann noch nicht hier seyn, so treffen wir vielleicht in Erfurt mit ihr zusammen.

[1]) S. S. 134 Anmerkung 1.

Tausend Herzliche Empfelungen auch von mir bis aufs Wiedersehen! worauf ich mich Herzlich freue; Ich hoffe daß Louise noch kommen kan, wenn es nur irgend ihre Gesundheit [1]) zuläßt, und dann wollen wir Sie Ihnen bringen.

Die Ihrige Christophine R.

Erfurt, den 22. Junii 93.

Liebster Bruder!

Gestern Abend sind wir glückl. hier angekommen, u. da Du uns die freundschaftl. Offerte gethan hast, uns hier abzuhohlen, u. den Tag unsrer Abreise zu wißen verlangst; so stelle ich Dir anheim ob Du uns Dienstags [2]) hier abhohlen — oder (weil Dienstags Aßemblee-Tag beim Hrn. Koadjutor [3]) ist) Dienstags Nachts hier bleiben u. Mittwochs früh uns mitnehmen willst. Montags erwarten wir Besuch von meiner Schwester, sonst hätt ich da schon Reise-Anstalten gemacht.

Schwester Louise hat die Zeit zu kurz gefunden, über Meiningen zu gehen u. mit uns in Gesellschaft zu reisen, u. wollte den Weg über Saalfeld wählen. Ihre Abreise hatte sie auf den 16ten festgesetzt, doch war die Mama noch nicht ganz entschloßen. — [4]) Vielleicht treffen wir sie aber schon in Jena an. Wir umarmen Deine l. Gattin u. erwarten Dich voll Verlangen.

WFHReinwald.

Wie ich höre geht erst morgen eine Post nach Jena die diesen Brief mitnimmt.

---

[1]) Schon am 25. Februar 1793 dankte Schiller's Vater „recht herzlich für des lieben Sohns Einladung" und schrieb Mitte Mai „Louise wird kommen, sobald ihre Kurzeit vorüber sein und sie gesund genug ist, diese Reise zu unternehmen." S. Schiller's Beziehungen. S. 109 und 112.

[2]) Den 25. Juni.

[3]) Karl-Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg, geb. zu Herrnsheim bei Worms d. 8. Februar 1744, letzter Kurfürst von Mainz, später Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt; Bruder des mit Schiller in Mannheim befreundeten Wolfgang Heribert. Er wurde 1772 Statthalter zu Erfurt und 1787 zum Coadjutor daselbst ernannt, wo er bis zum Jahre 1797 blieb; mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller verkehrte und d. 10. Februar 1817 als Erzbischof von Regensburg starb.

[4]) S. den folgenden Brief.

Jena d. 24. Jun. 93.

Eben liebster Bruder erhalte ich Deinen Brief, nachdem ich schon seit gestern Dich selbst erwartet hatte. Deiner ersten Angabe nach mußte ich entweder schon vor 3 Tagen Deinen Avisbrief oder am 23t. Dich selbst hier vermuthen.

Wir werden einander Dienstag Abend, wenn ihr von der Assemblée zurückkehrt, noch einen guten Abend sagen, und dann, wenn es euch so recht ist, den Mittwoch, biß etwa gegen 1/2 vier Uhr in Erfurt zubringen, alsdann hieher fahren. Meine Gesundheit erlaubt nicht, daß ich Morgen Abend noch in die Assemblee gehe, daher werde ich auch erst gegen 12 Uhr hier abreisen, um etwa nach 7 Uhr in E.[1]) einzutreffen. Ohnehin möchte ich gern unsern Herrn Coadjutor nicht in gar zu großer Gesellschaft sprechen. Wir werden also wahrscheinlich Mittwoch Mittag bei ihm zubringen. Willst Du so gut seyn, lieber Bruder, und mich vorläufig auf Mittwoch Vormittag bey ihm anmelden.

Schwester Louise kommt gar nicht. Die ganze Reise ist rückgängig. Weil ich nicht viel Zeit habe, so lege ich den Brief[2]) vom Papa bey, der die Ursachen enthält.

Meiner lieben Schwester von uns beiden die herzlichste Umarmung. Du lieber Bruder lebewohl biß auf frohes Wiedersehen. Ganz

Der Deinige

Wir werden im Schleedorn[3]) abtreten. Sind wir um 9 Uhr Abends nicht da, so ist ein Hinderniß vorgefallen, daß wir gar nicht kommen.

Schiller

M. den 18. Julii 93.

Liebster Bruder!

Da ich eben das verlangte Buch an den Hrn. Prof. Paulus schicke; so schicke ich zugleich einen Seufzer zu Dir und Deiner lieben Frau — mehr nicht als diesen — denn das heiße Wetter, u. in

---

[1]) Erfurt.

[2]) Vom 15. Juni; mitgetheilt in Schiller's Beziehungen. S. 113—115.

[3]) Jetzt Rheinischer Hof, Ecke der Regierungsstraße und Langenbrücke.

kleinen Zimmern — läßt mir nicht einmahl die Geisteskrafft, einen ordentlichen Brief zu schreiben. Ueberhaupt bin ich schon zu lange schlaff und schwachnervig, und erwarte nur zu sehnlich einen Perioden, meine Arbeit, folglich auch die versprochene Abschrift[1]) anzufangen.

Da ich bei meinem Aufenthalt in Jena bemerkt habe, daß Deine Federkiele kaum für einen Oberstallmeister gut genug sind; so lege ich hier ein Bund bei, die zwar auch nicht die besten, aber doch beßer sind — wenigstens einige darunter.

Die Sottisen aus einer engl. Chrestomathie die Dir neulich so auffielen habe ich hier abgeschrieben, und noch einige andre, auch etliche närrische Druckfehler — weil das Ohngefähr oft mehr Witz hat, als mancher schöne Geist vom Handwerk.

Lebt wohl u. behaltet uns lieb!

R.

Jena den 22 Jul. 93.

Noch einmal herzlichen Dank, ihr Lieben, für euren erfreuenden Besuch[2]) und euer gütiges Vorliebnehmen mit dem, was wir euch haben geben und seyn können. Wir kennen einander nun schon beßer hoffe ich, und so, daß wir uns ins künftige nie mehr verkennen werden. Euer kurzer Aufenthalt hat den Wunsch recht ernstlich und lebhaft in mir aufgeweckt, daß wir uns künftig näher seyn möchten, und wer weiß, ob nicht endlich das Schicksal, das uns alle wacker herumtrillte, Wege dazu finden wird.

Für die Federspulen bedanke ich mich recht schön. Sie sollen fleißige Erinnerer bey mir seyn, und zu Briefen an euch mir ihre Dienste leisten.

Wir werden wahrscheinlich schon den Zweyten August unsere schwäbische Reise[3]) antreten, weil nichts wichtiges mich hier mehr

---

1) Wol von der Pulververschwörung.

2) S. den vorhergehenden Brief.

3) Der Wunsch des Vaters, der seinen Sohn seit elf Jahren nicht gesehen, die Gesundheitsumstände seiner Frau und die erwachende Sehnsucht nach der schwäbischen Heimath, veranlaßten Schiller's Reise; er traf mit seiner Frau am 8. August in Heilbronn ein, wo er zuerst im Gasthof zur Sonne und später in

zurückhält, und es doch auf jeden Fall rathſamer iſt, meine Frau ſobald möglich vor ihrer Niederkunft in Ruhe zu bringen. Iſt erſt dieſe Epoche glücklich zurückgelegt, ſo wird es mir wohl ums Herz ſeyn, und meine eigne Uebel werde ich dann viel gleichgültiger ertragen.

Die PulverVerſchwörung vergiß ja nicht und unter der Hand wirſt Du wohl thun, nach einen neuen Stoff von rebelliſchem Innhalt Dich umzuſehen. Die mitgeſchickten Sottiſen haben mich auf den Gedanken gebracht, ob Du nicht vielleicht, Mittel finden könnteſt, eine ganze Broſchüre unter dem einladenden Titel: Sottiſen: zu ſammeln und herauszugeben. Ich bin überzeugt, daß eine ſolche Schrift recht gut bezahlt werden würde. Man könnte ſie nebenher auch als Pranger für die Sottiſen-Macher der jetzigen Zeit gebrauchen und ihr dadurch ein näheres Zeitintereße verſchaffen. Sonſt gieng es auch an, am Ende jedes Stücks der Thalia[1]) eine Aſſiette von ſolchen Späßen aufzuſtellen, wie Herr Ramler am Anfang jeder Berlin. Monathſchrift einen Teller mit martialiſchen Epigrammen aufzuſtellen nicht ermangelt. Ich liebe dieſe Buntheit des Innhalts an Journalen ſehr. Sie gleichen dadurch einer geiſtreichen und aufgeweckten Tiſchgeſellſchaft, wo ernſthaftes und ſcherzhaftes durcheinander läuft.

Meine Lolo grüßt herzlich. Bleibt ja geſund, und werdet froh auf eurem Berge. Ganz

Der Deinige

Schiller.

Ludwigsburg den 16. Sept. 93.

Liebſter Bruder und Schweſter,

Mit frohem Herzen gebe ich euch die Nachricht, daß meine Lotte mir vorgeſtern am 14. September einen Sohn[2]) geſchenkt hat, der

dem Hauſe des Aſſeſſors und Kaufmanns Rueff am Sulmerthore wohnte, wohin auch ſeine Schwägerin Caroline von Beulwitz (ſ. S. 75 Anmerkung 2) um ihre Schweſter zu pflegen, gezogen war. Schiller ging von hier am 7. oder 8. September nach Ludwigsburg.

[1]) Wurden in die Thalia nicht aufgenommen.

[2]) Schiller's älteſter Sohn, Karl Friedrich Ludwig, geb. zu Ludwigs-

frisch und stark ist, und sich mit seiner Mutter, bey vollkommener Gesundheit befindet. Ich weiß, daß ihr diese Freude ganz mit mir theilen werdet. Alles gieng glücklich ab, aber die Niederkunft überraschte uns so früh, daß wir kaum mit den nothwendigsten häußlichen Einrichtungen fertig waren. Der Mangel an aller häußlichen Bequemlichkeit und besonders an einer geräumigen Wohnung hat uns genöthigt, Heilbronn mit Ludwigsburg zu vertauschen, wo wir wohlfeil und angenehm wohnen. Freilich ist alles übrige unmäßig theuer in ganz Schwaben, und ihr könnt euch gratulieren, daß eure Hieherreise in kein so hartes Jahr gefallen ist. Wahrscheinlich werden wir den ganzen Winter hier zubringen, wenn der Herzog, wie ich doch gar nicht besorge, uns nicht in unsrer Ruhe stören sollte. Er hat dem Papa, als ich noch in Heilbronn war erlaubt, mich dort etliche Mal zu besuchen.[1]) Ich notificierte ihm auch, daß ich nach Ludw. ziehen würde. Er war aber auf einer Reise an den Rhein abwesend und ist erst seit einigen Tagen wieder zurückgekehrt. Wie man mir sagt, so will er mich ganz ignoriren.

Hoffentlich lieber Bruder bißt Du nunmehr wieder von Deinem Anfall hergestellt; laße bald etwas von Dir hören. Unsre lieben Eltern sind wohl, nur leidet der gute Papa oft an Gliederreißen, wogegen er das Kanstatterbad[2]) noch eine Zeitlang zu brauchen denkt. Mama und Nane[3]) waren bey der Niederkunft und sind noch da.

Louise war bey uns in Heilbronn und führte da die Wirthschaft. Alles grüßt herzlich

Euer treuer Bruder

FSchiller.

---

burg, starb am 21. Juni 1857 als K. württembergischer Oberförster a. D. und Großherzoglich Sächsischer Kammerherr zu Stuttgart.

[1]) S. Schiller's Beziehungen. S. 118.

[2]) Bei Stuttgart.

[3]) Sie blieben bis zur Taufe, die wol Montag d. 23. September stattfand. S. den Brief von Schiller's Vater vom 19. September 1793 in Schiller's Beziehungen. S. 121–123.

Meiningen, den 1. Oktobr. 93.

Daß wir herzlichen Antheil an Deiner Freude wegen der Geburt Deines Sohnes nehmen, lieber Bruder — kannst Du Dir denken.

Schon die Hoffnung diesen Sommer in Jena machte Dich u. uns so froh! Noch erwünschter ist der Umstand, daß es so glückl. abgegangen und Mutter und Kind wohl sind. Leider hat mich den ganzen Sommer besondere Nervenschwäche gequält, die ich auch in Jena gar sehr fühlte. Nach meiner Krankheit während dem ganzen Augustmonath hat sich jene etwas vermindert; und dann erst habe ich wieder was arbeiten können u. mein Konzept von der Pulver-Verschwörung einem hiesigen Alumnen zum Abschreiben gegeben. Er macht zwar lange damit, aber ich konnte es keinem gewöhnlichen Skribenten anvertrauen, weil diese Leute gewöhnlich aus Unwißenheit sehr falsch abschreiben. Wenn es nun fertig, durchgesehen u. emendirt seyn sollte; wo soll ichs alsdann hinschicken? Vermuthl. Dir, lieber Bruder.

Dein voriger lieber Brief[1]) enthielt allerhand gute Vorschläge meine Schriftstellerei betreffend; aber meiner Schwächlichkeit halber kann ich mich in nichts gewißes einlaßen, ohne Wortbrüchig zu werden

Vitae summa brevis spem nos vetat
inchoare longam —[2])

und wenn ich auch nicht das physische Leben darunter verstehen wollte, so ist auch unthätig seyn müßen Entbehrung des Lebens, wie uns Beiden wohl bekannt ist.

Von gelehrten u. frommen Sottisen gedenk ich jedesmahl $^1/_2$ Dutzt ohngefähr, zum Deßert in die Thalia,[3]) so oft ich Dir schreibe, beizuschließen; und hier wäre also der zweite Teller voll.

Eine gewiße Nachricht in Deinem letzten Briefe war sonderbar,

---

Nach Schiller's Beziehungen. S. 227 hatte Schiller auch den 25. September einen Brief an Reinwald's geschrieben, der aber nicht mehr vorhanden ist. Mit den vorstehenden Briefen vom 1. October sendeten Reinwald's Briefe nach der Solitüde. S. a. a. O. S. 226.

[1]) Vom 22. Juli.

[2]) Horat. Od. I, 4, 15.

[3]) S. S. 140 Anmerkung 1.

aber wahrscheinlich; bleibe nur in Ludwigsburg gesund, und empfiehl mich Deiner lieben sanften Frau zur Fortdauer ihrer Freundschafft; so auch Deinen l. Eltern

Dein wahrhafft
ergebener Bruder
WFHReinwald.

Sollte ich etwa ein Stück von den versprochenen Anekdoten 2 mahl auftischen, so bitt ich um Vergebung.

Liebster Bruder und Schwester,

Der Inhalt Deines lieben Briefs hat mir unbeschreibliche Freude gemacht und ich wünsche Euch Ihr Lieben Tausend Glück zu eurem l. Sohn; könte ich ihn nur an mein Herz drücken, oder mich auch durch einige Pflege um ihn verdient machen. Diese Nachricht hat mich äuserst überrascht ich glaubte nicht daß die liebe Lotte ihrer Entbindung so nahe wäre; und Sie wird auch kaum Zeit gehabt haben ihre nöhtigsten Zurüstungen zu machen. Du wirst liebster Bruder viele Freundschaft bei Hovens[1]) finden die unter jezigen Umständen da Du wieder Freund in unserm Vaterland worden bist Dir sehr gut kommen kan; ich möchte doch wißen wo Du logirst;[2]) ich freue mich recht daß mein Wunsch erfüllt ist und Du noch Ludwigsburg gewählt hast, ich erinnere mich so gern an diesem Ort wo ich den gröſten Theil meiner Jugend zubrachte; auch Dir, muß diese Erinnerung nicht unangenehm seyn!

Wie viel hat sich seit dieser Zeit verändert! — Küße Deine liebe Lotte herzlich von mir und sage Ihr meinen wärmsten Dank daß Sie unsere Familie mit einem gesunden Sohn beschenkt hat; wie werden die guten Eltern sich freuen; und unsere Nanette als Tante sich nicht einbilden. Du liebster Bruder wirst sehr wohl thun, wenn Du den Winter in L.[3]) bleibst, es ist ohnehin jezt nicht

[1]) S. S. 2 Anmerkung 3.

[2]) Die Wohnung wird von Charlotte von Schiller in dem Briefe an Christophine vom 10. October 1810 angedeutet, als sie von ihrer Reise nach Heidelberg und Stuttgart in Weimar zurück gekehrt war, „als wir in Ludwigsburg neben dem Hause die Pferde wechselten, wo wir wohnten, wo Karl geboren wurde." S. (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 389.

[3]) Ludwigsburg.

gut reißen und vielleicht währt die Theurung der Lebensmittel nicht sehr lange mehr. Vielleicht wirst Du indeßen ganz gesund welches von Herzen wünscht Deine Dich ewig liebende Schwester

C.

An
Herrn Rath und Bibliothecar
Reinwald
frey. in
Sachsen-Meinungen

Stuttgardt d. 24. April. 94.

Am letzten dieses Monats gedenken wir, wenn kein Hinderniß dazwischen kommt, unsre Rückreise anzutreten, und dann hoffe ich, Dich, liebster Bruder, mit meiner Christophine bey gutem Wohlseyn etwa den 4ten oder 5ten May zu umarmen.[1]) Wir verlaßen die lieben Eltern Gottlob bey guter Gesundheit, die mich hoffen läßt, daß wir einander wiedersehen werden; indeßen wird mir doch der Abschied herzlich schwer werden, da doch niemand für die Zukunft stehen kann. Der liebe gute Papa hat große Lust, uns künftiges Jahr in Meinungen und Jena zu besuchen. Seine Geschäfte erlauben es jetzt, und wenn seine Gesundheit es zuläßt, so wird er dieses Vorhaben gewiß ausführen. Diese Aussicht erleichtert mir einigermaßen unsre Trennung, und über der Hofnung verschmerze ich vielleicht das Bittre des Augenblicks. Unser Auffenthalt im Lande ist schnell vorüber gerauscht, und wir haben einander nicht so oft genießen können, als wir wünschten, weil der liebe Vater manche Wochen lang, eines Rhevmatism wegen, der ihn noch nicht ganz verlaßen hat, das Zimmer hat hüten müßen, und ich, meines alten Uebels wegen, so wenig Reisen machen konnte. Die liebe Mama und Louise haben oft an ihren Augen gelitten, und unsre gute Nanette hat in diesem Frühjahr auch eine sehr zweideutige Gesundheit gehabt, die uns wirklich schon bange machte, jetzt aber sich zusehends auf den Gebrauch des Brunnens verbeßert. Mit meiner Gesundheit

[1]) Schiller's Uebersiedelung nach Stuttgart fand in der zweiten Hälfte des Februar statt. S. die Nachschrift zu dem Briefe von Schiller's Vater vom 16. Februar 1794 in Schiller's Beziehungen. S. 126.

bin ich im Ganzen wohl zufrieden, besonders seit dem Frühjahr, welches sich gar erträglich anläßt. Das Wetter ist aber auch ganz ohne Beyspiel schön und heiter, und seit Menschengedenken erinnert man sich keines so frühen und so hofnungsvollen Jahrs. Schade daß die Existenz unsrer lieben Eltern auf der Solitude durch die Aufhebung der Solitüder Gärtnerey[1]) so ungewiß geworden ist. Der Papa weiß noch gar nicht, ob er bleiben wird, welches indeßen doch das wahrscheinlichste ist. Verlust seines Einkommens hat er zwar gar nicht zu fürchten, aber den Verlust seines Wirkungskreises kann er kaum verschmerzen. Ueber dieß alles mündlich das Mehrere.

Ueber euren kleinen Neveu werdet ihr große Freude haben, denn er ist wirklich allerliebst, und hat sich jezt seit 4 Monaten bey ununterbrochenem Wohlseyn befunden. Gott gebe, daß er die weite Reise gut vertragen möge, und auch uns nicht zu sehr mit Unruhe plage.

Du wirst so gut seyn, liebster Bruder, und die Einlage durch einen Expressen an Frau von Kalb[2]) besorgen.

Alles übrige bleibe auf unsere Zusammenkunft verspart, der ich mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen sehe. Ich und meine Lotte umarmen euch herzlich und von der Solitüde sagt euch alles die zärtlichsten Grüße

Dein treuer Bruder

Fr Schiller.

Weil meine und meines Karls Umstände so leicht einen Aufschub der Reise veranlaßen können, so richtet euch ja nicht auf uns ein. Wir werden, wenn ihr uns haben wollt, bey euch logieren, damit wir uns länger genießen können, sonst aber bitten wir euch, ja keine Anstalten zu machen.

---

[1]) Der Herzog Karl von Württemberg, war am 24. October 1793 gestorben; sein Nachfolger verlegte die Gärtnerei auf der Solitüde, nach Ludwigsburg; die Baumschule blieb noch bestehen. S. Schiller's Beziehungen. S. 125—128 und S. 143—145. Schiller's Vater erhielt den Charakter eines Obristwachtmeisters; das hierüber von dem Herzog Louis Eugen eigenhändig vollzogene Schreiben, d. d. Stuttgart den 26. März 1794, wird noch in der Familie aufbewahrt.

[2]) Wol den Dichter Hölderlin betreffend, den Schiller an Frau von Kalb für ihren Sohn Fritz, als Hauslehrer empfohlen hatte. Vgl. Charlotte von Kalb. Von E. Köpke. S. 129—132 und (K. Ulrich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 222.

An
Herrn Rath und Bibliothecar
Rheinwald
in
fr. Meinungen.[1])

Jena den 30. May. 94.

Liebster Bruder und Schwester,

Wir haben seit unserer Ankunft in Jena,[2]) die sehr glücklich gewesen ist, soviel Arbeit und Zerstreuungen vorgefunden, daß wir erst seit ein paar Tagen wieder in Ordnung sind. Dieß, besonders die Arrangements in unserm neuen Quartier, ist Schuld, daß wir euch nicht früher geschrieben haben. Noch einmal den herzlichsten Dank meine Lieben für eure freundliche Aufnahme und für alles Gutes und Liebes was ihr uns erwiesen habt. Die 3 Tage die wir zusammen lebten sind mir eine recht angenehme Erinnerung, und da ich nun mit eurem schönen Berge bekannt worden bin, so macht es mir um so mehr Freude, euch in Gedanken auf denselben zu begleiten. Schon habe ich den guten Eltern davon geschrieben,[3]) und den lieben Papa sehr neugierig darauf gemacht.

Von diesem lege ich euch einen Brief[4]) bey, worinn er den Auftrag wegen der Gold- und Silberfasanen beantwortet. Sey so gut, lieber Bruder, und gieb Deinem Herzog Nachricht davon, und schreibe dann an den Papa auf der Solitüde ein paar Zeilen, wie er sich zu verhalten hat.

Das Gesangbuch[5]) habe ich bereits an H. Prof. Paulus zur

[1]) Mit Reinwald's Anmerkung: beantw. d. 15. Junii, 94. Dieser Brief fehlt.

[2]) Schiller war über Meiningen den 15. Mai in Jena eingetroffen.

[3]) Schiller's Mutter beantwortete diesen Brief am 22. Juni 1794. S. Schiller's Beziehungen. S. 165—167.

[4]) Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden.

[5]) Von dem Hofprediger Johann Georg Pfranger (s. S. 20 Anmerkung 4) und Reinwald herausgegeben; es erschien unter dem Titel „Neues Sachsen-Coburg-Meiningisches Gesangbuch, zur öffentlichen und häuslichen Erbauung. Das Exemplar kostet 30 Xr. Mit Herzogl. Sächs. gnädigstem Privilegio. Meiningen, gedruckt und verlegt bey Philipp Hartmann. 1794." 8°. Es enthält auch einige Lieder von Reinwald. Die von dem Professor Paulus verfaßte Recension s. S. 157 Anmerkung 1. S. die Einleitung.

Recension befördert, und er hat mir sein Wort gegeben, dieses Geschäft zu übernehmen. In einigen Wochen hoffe ich Dir einige Schriften schicken zu können, und auch mein Portrait von Graff und Miller,[1]) welches ganz vortreflich gestochen ist. Deine Frau ist so gut, und schickt uns das Portrait vom Papa,[2]) sobald sie es copiert hat.

---

[1]) Das berühmte von Anton Graff in Dresden 1787 gemalte und von Müller, gestochene Bild. Johann Gotthard Müller, geb. 1747 zu Bernhausen bei Stuttgart, besuchte die von dem Herzog Karl von Württemberg 1761 errichtete Kunstakademie, widmete sich der Kupferstecherkunst, ging 1770 nach Paris, daselbst 1776 zum Mitglied der Akademie ernannt wurde er vom Herzoge nach Stuttgart zurück berufen um hier eine Schule für Kupferstecherkunst einzurichten. 1785 erhielt er von Paris den Auftrag das Bild des Königs Ludwig XVI. zu stechen. Nach Aufhebung der Karlsschule wurden ihm von Dresden und von Wien die vortheilhaftesten Anträge gemacht dorthin zu kommen; er blieb aber in Stuttgart, führte seine Schule fort und starb daselbst 1830. Sein Sohn und Schüler Christian Friedrich, geb. 1783 zu Stuttgart gest. 1816 auf dem Sonnenstein bei Pirna, war ein ebenso ausgezeichneter vielleicht ein noch größerer Künstler als der Vater; die bekannten herrlichen Stiche die Sixtinische Madonna, nach Rafael und der heilige Johannes, nach Dominichino, sind von seiner Meisterhand. — Das Graff'sche Bild stach Joh. Gotth. Müller 1793 für den Kunstverlag von Frauenholz in Nürnberg, er erhielt das Original im September 1791 und im Juni 1793 empfing Schiller die ersten Abdrücke des Stichs. Das Originalgemälde ging an Körner über, aus dessen Nachlaß an den 1871 verstorbenen Hofrath Dr. Friedrich Förster in Berlin und befindet sich daselbst jetzt in dem Besitz des Königl. Musikdirektors K. Eckart. Ein Copie von dem Bilde, von Graff, welche Schiller zu besitzen wünschte, ist nicht ausgeführt worden. Von später uns bekannt gewordenen Copien befand sich 1859 eine in der Familie Streckfuß in Berlin, gemalt von A. Streckfuß; eine zweite von Frl. von Stranz gemalt, besitzt der Senator Fr. Culemann, in Hannover.

[2]) Kunigunde Sophia Ludovica Simanowiz geb. Reichenbach, geb. zu Schorndorf in Württemberg 1759, (nach einer uns vorliegenden Aufzeichnung von dem Dichter Schubart von 1789 wurde sie den 20. Februar 1761 geboren) Schiller's und seiner Schwester Christophine Jugendfreundin; ihre Lehrer waren Guibal in Stuttgart und Bestier in Paris. Sie heirathete einen Lieutenant Simanowiz, und starb 1827 zu Ludwigsburg. Sie war eine nicht unbedeutende Porträtmalerin und hat fast alle Mitglieder der Schiller'schen Familie gemalt; Schiller während seines Aufenthaltes 1793 und 1794 in Schwaben, und später auch seine Frau. Der Vater Schiller schenkte sein Bild gleich nach der Vollendung desselben 1793 seinem Sohn zum Geburtstage; es ist das in dem vorstehenden Briefe, genannte, das Christophine copirte. Von diesem Bilde und dem der Mutter [illegible] die lithographirten Copien in Schiller's Be-

Meine Frau läßt sich entschuldigen, daß sie heute nicht mitschreibt. Meine Schwiegermutter ist schon seit 10 Tagen bey uns, und der kleine Karl setzt alles in Arbeit. Sie grüßt euch beide aufs herzlichste, und auch meine Schwiegermutter sagt euch viele Empfehlungen. Der Goldsohn küßt Oncle und Tante schönstens die Hände. Wir sind alle erträglich wohl, und dem Kleinen scheint die Jenaische Luft vortreflich zu bekommen.

Lebt beide recht herzlich wohl, und empfehlt mich allen guten und hohen Bekannten in Meinungen aufs beßte. Ewig euer treuer

Bruder

Fr Schiller.

Meiningen, d. 22. Jul. 1794.

Liebster Bruder!

Daß wir Dir nicht längst geschrieben u. uns für so angenehme u. wichtige Geschenke[1]) bedankt, läßt zwar nicht fein; aber die Hitze hat zeither so gewaltsam auf meinen Körper gewürkt, daß ich kaum denken konnte.

Briefe der Pflicht zwar, sollte man glauben, foderten nur gemeine Gedanken; aber auch damit geht es wie im vegetabilischen Reiche, selbst das Gras verwelkt vor Dürre, nicht blos Blumen u. Früchte. Der Geist hängt allzusehr von seiner Hülle ab, besonders der Meinige; es scheint ihm wie den Polypen zu gehen, die sich an etwas anschließen müßen, mit dem sie ein Ganzes zu seyn scheinen, oder wirklich sind. —

---

ziehungen. Schiller's Bild empfing von ihm später die Professor Griesbach in Jena; es wurde 1806 von dem Kupferstecher Heinrich Schmidt in Jena gestochen. Ueber Christophinens Bild von der Simanowiz, das unserem Briefwechsel beigegeben ist, S. das Vorwort. Eine Biographie der Künstlerin erschien unter dem Titel Ludovike. Ein Lebensbild für christliche Mütter und Töchter von der Herausgeberin des Christbaums. Mit Vorwort von Karl Steiger. Stuttgart. 1847. 8°. Eine Titelausgabe daselbst 1850.

[1]) Wahrscheinlich auch von einem Briefe begleitet, der aber wol nicht mehr vorhanden ist.

Dein Bild,[1]) das übrigens ein Meisterstück ist, scheint mir doch nicht so ganz ähnlich, obwohl es das beste seyn mag, das man hat; erstlich ist die Miene zu ernsthaft u. tiefsinnig. Die Deinige nimmt sogleich mehr Freundlichkeit an, sobald Du Dir bewußt bist, daß innerhalb Deinem Aufenthalte im Durchschnitt von 6 bis 8 Elen andere Menschen sind. Zweitens scheint auch in den Wangen eine Unähnlichkeit zu seyn. Für die Bücher danke ich sehr. Die Geschichte von Malta[2]) werde ich vielleicht einmahl, wenn sie vollendet ist, in unsre Hofbibliothek stiften, wo wir das prächtige Original in Quart, aber keine HandAusgabe haben. Die Moral von Lorenz,[3]) die geschätzt wird, (nur mir etwas zu theologisch ist) werde ich lesen und dann einer jungen Niece[4]) geben, die daraus viel lernen kann: nur wünschte ich, daß ich auch den zweiten Theil: das Naturrecht dazu hätte, das Du vielleicht umsonst von Göschen kriegen kannst. Auch fehlt von diesem 1ten Theile der letzte Bogen. —

Das Bild von Kant[5]) interessirte mich auch sehr, ob der liebe Mann gleich nicht schön aussieht, welches die Damen übel zu em-

---

[1]) S. S. 147 Anmerkung 1.

[2]) Geschichte des Maltheserordens nach Vertot von M. R. bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Schiller. Erster Band. Jena, bei Christ. Heinr. Cuno's Erben. 1792. 8°. Mit einem Titelkupfer. Die Uebersetzung war ursprünglich von einem Herrn Berling gemacht, da diese aber Schiller nicht genügte, wurde sie später „reifern Händen" übergeben. S. Goethe-Schiller-Museum. Herausgegeben von A. Diezmann. Leipzig, 1858. 8°. S. 125—126. Niethammer hat dann die Bearbeitung übernommen. Ein zweiter Bd. des Werks erschien 1795. S. Schiller-Bibliothek. Von Paul Trömel. Leipzig. 1865. 8°. Nr. 88. Das französische Original erschien unter dem Titel Histoire Des Chevaliers Hospitaliers De S. Jean de Jerusalem, Appellez Depuis Les Chevaliers De Rhodes, Et Aujourd'hui Les Chevaliers De Malte. Par M. l'Abbé De Vertot, de l'Academie des Belles Lettres. A Paris, ... M. DCC. XXVI. 4°. in 4 Bdn. mit Kupfern und Karten.

[3]) Lesebuch für die Jugend, der Bürger und Handwerker zum Gebrauch in Schulen und beym häuslichen Unterricht nach dem Muster des Rochowischen Lesebuchs für Landschulen. Von Johann Gotthilf Lorenz. Leipzig, bei G. J. Göschen, 1785. 8°. Mit Kupfern u. Holzschnitten.

[4]) S. S. 134 die Anmerkung.

[5]) Kant's Porträt nach Bips von Westermeyer gestochen, erschien 1794 in Weimar im Verlage der Hoffmann'schen Buchhandlung.

pfinden ſcheinen, weshalb auch (hier wenigſtens) die Kantiſche Philoſophie unter ihnen keine ſtarke Progreßen machen dürfte.

Unſre Berge machen ziemlich das grüne Gemüß ausgenommen. Das Berghäußchen das Ihr geſehen habt, iſt nun ausgebaut. Es gefällt mir freilich wenig, denn es fehlt die gute Anlage, die der Zimmermann vermuthlich nicht hat leiſten können. Doch wenn es auch nie ſchön wird, ſo gewährt es doch die Hauptzwecke: vor Wind, Wetter u. Sonnenhitze zu decken u. die beſte Ausſicht im Garten zu gewähren. Sage Deiner l. Frau, was die Fruchtbarkeit beträfe, ſo hätten wir zwar in dieſem Berge eine leidliche Kirſchen-Ernte gehabt, aber nicht den 3ten Theil von der im andern Berge, den Ihr nicht kennt. In gleichem Verhältnis haben wir noch von beiden Bergen Birn u. Zwetſchgen zu hoffen. Auch bekomm ich einige Trauben, die ſchon faſt ihre gehörige Größe haben u. gewiß im September reif ſind. Ich werde künftig einmahl von meinen Gartenprodukten an die l. Schwägerin meinen Bericht erſtatten, wenn zumahl die angelegte Gänge u. Ruheplätze vollendet ſind, die wir meiſt ſelber machen. Lebe wohl!

Dein tr. Br. WFHR.

Liebſte Freunde. Auch ich vereinige meinen herzlichen Dank mit meinem Mann für daß Bild meines lieben Bruders, daß ich mehr als mein Mann getroffen finde, beſonders gefällt mir der Ausdruck ob er gleich etwas Melancholiſches hat, außerordentlich, es herrſcht ſo viele Ruhe und Intereße darinn daß ich es nicht genug anſehen kan. Die Stellung iſt ſehr gut gewählt und für den l. Bruder ſehr natürlich: auch iſt es vortreſl. geſtochen es freut mich unbeſchreiblich daß wir es ſo ähnlich beſitzen; wenn nur der lieben Lotte ihres auch an ſeiner Seite hänge? Wie ſteht es denn um Ihre Allen theuren Geſundheit? und was macht der liebe kleine Carl? könten wir jezt dig Freude haben ihn unter unſern vollen Kirſchen Bäumen herum wandeln zu ſehen, wir bekommen doch mehr Obſt als wir vermutheten und ich wünſche mir ſo oft mit meinen Lieben, daß Beſte davon theilen zu können.

Geſtern hatten wir hier einen großen Schrecken, der hieſige Herzogliche Marſtall iſt durch den Bliz angezündet worden und ganz abgebrannt, doch iſt ſonſt nichts verſehrt worden: ſolche ungeheure Blize und Schläge wie bei dem geſtrigen Gewitter kan ich mir nie

denken, ich fürchte ob dieses Gewitter nicht auch in Thüringen sehr schaden gethan hat den es kam daher. Ich küße Sie Beide und den lieben Carl herzlich und bitte um ihre Liebe.

Lieber Bruder und Schwester,

Ich kann Wolzogen[1]) nicht abreisen laßen, ohne euch einen freundlichen Gruß zu sagen, und anzufragen, wie ihr euch befindet. Unsre kleine Familie befindet sich erträglich wohl auf, der Kleine wird mit jedem Tag stärker und macht uns unaussprechlich viel Freude. Er fängt an, am Leitband zu gehen, und zu sprechen, obgleich sein ganzes Dictionaire in Hotto besteht, und Du also noch nicht viel Materialien zu einem Idiotikon bei ihm sammeln könntest. Meine Frau ist auch wohl, und sagt euch die herzlichsten Grüße.

Hätte mich Wolzogens Ankunft nicht so unversehens überrascht, so hätte ich Dir von den versprochenen Schriften noch mehrere schicken können; so aber sind sie noch nicht hier, und ich kann Dir dermalen nur die Thalia,[2]) nebst dem neulich zurückgebliebenen Bogen senden. Sey doch so gut und bemerke in Deinem nächsten Briefe die Bücher, welche ich Dir versprach und noch nicht geschickt habe. Ich habe das Zettelchen verloren, worauf sie notiert waren.

Nun noch eine Bitte. Ich habe mich mit einem Buchhändler[3]) in einen Contract wegen eines MusenAlmanachs eingelaßen, der wo möglich noch auf das nächste Neujahr erscheinen soll. Es sind viele und sehr gute Mitarbeiter dabey, und ich wünschte sehr, Dich auch darunter zu haben, besonders wenn Du komische Stücke liefern könntest. Doch von welcher Art sie auch seyen, sie werden mir immer willkommen seyn. Mein Contract mit dem Buchhändler läßt es zu, daß ich Dir 2 Carolin für den Bogen geben kann, und ich gebe sie mit Freuden.

---

1) Wilhelm von Wolzogen (s. S. 75 Anmerkung 2) ging nach Meiningen und Bauerbach; am 27. September 1794 ließ er sich in der Dorfkirche zu Bauerbach, mit Caroline von Lengefeld, geschiedenen von Beulwitz, trauen, und von dem Herzog Georg von Meiningen an den deutschen Mäcen, Karl August von Weimar, empfohlen, fand er 1796 eine Anstellung in Weimar.

2) S. S. 155 Anmerkung 2.

3) Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz. S. unten.

Haſt Du in der Bibliothek zu Meinungen nicht die Ueberſetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit?[1]) Wenn Du ſie findeſt, ſo ſey doch ſo gut und ſende mir ſie auf einige Monate. Nun adieu. Lebt beyde herzlich vergnügt und wohl.

Euer treuer Bruder

Jena den 24. Aug. 94.

Fr. Schiller

Liebſter Bruder!

Du verlangteſt einige Poeſien von mir in Deinen MuſenAlmanach. Ich habe einige abgeſchrieben, und hätte mehrere geſchickt, wenn ich nicht befürchtete, ſie möchten von Produkten größerer Dichter verdrängt werden, weil, wie ich höre, wichtige Nahmen mit in Konkurrenz kommen. Auch iſt von ernſthaften Stücken (die mir überhaupt ſelten gelingen) nur ein einziges, u. zwar im Styl der vorigen Dezennien, dabei. —

Da ich Deinen letzten lieben Brief verlegt habe, auch meine Frau zu einem Beſuche iſt, ſo eile ich mit meiner Depeſche, grüße die Deinigen (den Einwörtler nicht zu vergeßen) u. verſpahre das mehrere auf ein andermahl.

M. den 6. Sept. 1794.

Dein treuer

WFhR.

---

[1]) Zergliederung der Schönheit, die ſchwankenden Begriffe von dem Geſchmack feſtzuſetzen, geſchrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius. LONDON. Ben A. Linde, und in Hannover bey J. W. Schmidt. 1754. 4°. Mit zwei Kupfern. Noch in demſelben Jahre kam ein „verbeſſerter und vermehrter Abdruck" mit einer Vorrede von Leſſing, in Berlin heraus. Die erſte engliſche Ausgabe erſchien London 1753. S. G. E. Leſſings ſämmtl. Schriften. Von Karl Lachmann und Wendelin von Maltzahn. 1854. 8°. Bd. 4 S. 104—108.

Liebster Bruder,

Deine überschickten Gedichte haben mir viel Freude gemacht und sind mir ein sehr schätzbarer Beytrag zu dem M. Almanach. Schicke mir auch von den andern, ich wähle dann daraus, was für meinen Zweck, der vorzüglich auf Mannigfaltigkeit der Unterhaltung gerichtet ist, taugt, und was sich dazu weniger qualifiziert bleibt Dir immer. Unter denen, die Du jetzt schicktest, sind einige Fabeln von schon bekanntem Innhalt, die Du nur umgearbeitet hast, und diese will ich zurücklaßen, weil das Publikum immer mit Novitaeten unterhalten seyn will.

Meine Frau und der Kleine sind auf 3 Wochen nach Rudolstadt,[1]) um den Blattern auszuweichen, die einer unsrer Freunde[2]) seinem Kind inoculiren ließ. Deine Frau grüße herzlich von mir, Dein treuer Bruder

Jena den 13. Sept. 1794.

FrSchiller.

Liebster Bruder!

Ich konnte Dir neulich Deinen Brief nicht ganz beantworten, weil ich ihn nicht bei der Hand hatte. — Hogarths Zergliederung d. Schönheit[3]) ist nicht in unsrer Hofbibliothek, auch nicht ein anderes ähnliches Werk. Man rühmt jetzt in diesem Fache:

Charis, oder über das Schöne in den nachbildenden Künsten von Ramdohr. 2 Theile Leipzig bei Dyk, 1793.[4])

---

[1]) Etwa seit dem 31. August. S. (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 230 und 231 wo aber die beiden mitgetheilten Briefe unrichtige Daten haben. Der 29. August war kein Mittwoch, ebenso wenig der 2. September ein Sonntag. Es muß heißen „Mittwoch d. 3. September" und „Sonntag d. 7. September."

[2]) Wilhelm von Humboldt, hatte seinen Wohnsitz in Jena, einige Wochen vor Schiller's Ankunft daselbst genommen und verweilte hier bis Ende April 1797.

[3]) S. S. 152 Anmerkung 1.

[4]) Friedrich Wilhelm Basil von Ramdohr, geb. 1752 zu Drübber im Hannövrischen, Rechtsgelehrter und Diplomat, Kunstschriftsteller und ausübender Künstler; 1816 wirklicher Gesandter zu Neapel, wo er 1822 starb. S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nr. 8 und 9.

Von Büchern die Du mir geschenkt hast, besitz ich folgende Theile:

1) Die Memoires[1]) bis zum 1 Band der 2ten Abtheilung.
2) Die Rechtsfälle[2]) 1 u. 2ten Theil (wie ich glaube, denn sie sind beim Buchbinder)
3) Geschichte von Maltha[3]) 1ter Band. —

Auch bitte ich Dich, wenn Göschen einmahl eine wohlfeile Ausgabe von Deinem Don Carlos[4]) druckt, mir sie zu verschaffen, die bisherige war mir noch zu theuer.

Bei dieser Gelegenheit lege ich auch eine verbeßerte Abschrift von 2 meiner neulich überschickten poetischen Stücke bei, worinn ich einige Auswüchse weggeschliffen habe.

Vielleicht kann ich mich noch beßer ins Fach der Erzählungen hineinwerfen.

Meine Frau grüßt Euch alle herzlich u. ein gleiches thut

M. den 16. 7br. 1794.

Dein treuer Br.
WFHReinwald.

Damit mein Brief um so geschwinder geht, werd ihn wohl unfrankirt schicken, bitte deshalb um Vergebung.

M. den 26. Septbr. 1794.

Liebster Bruder!

Ich freue mich, wenn unter den überschickten Reimen etwas war, das für Dich Interesse hatte. Doch hätte ich am meisten gewünscht daß ich Dir meine Idee, in Ansehung der alten Fabeln von Phädrus, deutlicher hätte machen können. Es sollen gar nicht etwa diese Fabeln selbst oder Übersetzungen, sondern eine Art Travesti-

---

1) S. S. 118 Anmerkung 3.

2) Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem Französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller. Erster Theil. Jena, bei Christ. Heinr. Cuno's Erben. 1792. 8°. Der vierte u. letzte Theil erschien 1795, nur zu dem ersten hatte Schiller die Vorrede geschrieben.

3) S. S. 149 Anmerkung 2.

4) Die Ausgaben des Don Carlos von 1787 u. 1799 kosteten 1 Thlr. 8 gr.

rungen seyn, wo die Fabel ein Prätext ist, u. die Moral, nach dem Bedürfnis der Zeit, die Hauptsache — so wie etwa Yorik-Sterne* die ganz simplen Texte zu seinen Predigten gewählt hat; oder wie das Brustbild einer Münze die Nebensache, u. die Rückseite das Hauptwerk ist. Zum Beweis habe ich noch eine dergl. Fabel beigelegt; indeßen doch auch Dein Verlangen durch Beischluß von noch etlichen andern Stücken erfüllt! Vale & fave

Deinem tr. Br.
WFHReinwald.

Jena d. 21. Dec. 94.

In lauter Redactions Geschäften versunken, deren Gegenstand Du aus der Beylage[1]) ersehen wirst kann ich Dir bloß einen freundlichen Gruß schreiben, und Dich bitten, diese Anzeigen da, wo es am besten angelegt ist, zu verbreiten. Eine davon sey so gut an den Herzog abzugeben. Ich hoffe, lieber Bruder, daß Dir die Schrift, von der darinnen die Rede ist, Freude machen soll. Gieb mir bald wieder Nachricht, ob ihr beyde euch wohl befindet. Mit mir geht es erträglich, wie Du schon aus meiner Activität schließen kannst.

Nächstens wird die Thalia[2]) ganz geendigt seyn, und dann schicke ich Dir die 2 lezten Stücke, denn das 4te von 1793 habe ich Dir, wie ich denke, schon geschickt. Auch den Carlos werde ich beylegen, der eben jetzt gebunden wird.

Ich erinnere mich vor 11 Jahren als ich noch in B.[3]) war, ein Buch aus der Bibliothek welches eine Geschichte aus der Bastille[4]) enthält, und deßen Verfaßer mit C oder mit R. anfängt, gelesen zu haben, dieses Buch wünschte ich noch ein mal zu haben,

---

* oder andre moralische Prediger.

[1]) Die Ankündigung der „Horen." 1 Bogen in Folio. Datirt: „Jena d. 13. Juni 1794."

[2]) Die „Thalia" wurde mit dem zwölften Heft 1791 geschlossen, aber in dem folgenden Jahre unter dem Titel Neue Thalia herausgegeben von Schiller. Erster Band. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen 1792. 8°. fortgesetzt und mit dem vierten Bande — jeder zu drei Stücken — 1793 beendigt.

[3]) Bauerbach.

[4]) S. S. 31 Anmerkung 1.

da ich es zu etwas gebrauchen kann. Vielleicht findeſt Du es, und Du würdeſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn Du es mir ſchickteſt. Ich erinnere mich, daß es ein dicker 8 Band mit Kupfern iſt.

Meine liebe Schweſter umarme ich herzlich. Der kleine Karl läuft ſchon ſeit 6 Wochen und fängt an, recht viel zu plaudern. Lebt wohl ihr Lieben. Meine Frau grüßt recht ſchön und ich bin ewig Dein treuer Bruder

Schiller.

Eben erhalte ich den Carlos gebunden und lege ihn ſogleich bey.

Recht ſehr vielen Dank, lieber Bruder, für das Exempl. des Don Carlos — Die Ankündigung Deines Journals hab ich empfohlen, wiewohl ſie ſich ſchon ſelbſt empfiehlt. Es werden 2 Cirkel davon in unſer Städtchen kommen, einer in meine litterariſche Geſellſchaft, u. den andern veranſtaltet Hr. GeRR. von Hendrich,[1] der auch bei Hofe Theilnähmer anwerben wird.

Wir freuen uns nicht wenig über Deine leidliche Geſundheit davon Deine Thätigkeit allerdings ein Merkmahl iſt.

Ich ſende Dir hier das Buch von der Baſtille, ſo gut ichs aus Deiner Beſchreibung zu errathen glaube. Wenn es wirklich das nehmliche iſt,* das Du ſchon einmahl gehabt, u. Dir brauchbar, ſo will ich Dir lieber das Franzöſiſche ſchicken, das aus 4. dünnern Bänden beſteht, die ich aber, weil ſie ſchon ein ſtärkeres Paket ausmachen würden, doch nicht aufs Ungewiße ſchicken wollte.

Da wir uns lange nicht ſchriftlich unterhalten haben, ſo hab ich Dir wohl noch nicht gemeldet daß ich über 100 neue Fruchtbäume und Bäumchen in meinen Berg habe ſetzen laßen, theils gekaufte, theils geſchenkte. Darunter ſind 24 edle Äpfel u. Birnſtämme von der Solitüde oder deren Environs. Hundert andere hab ich ſymmetriſch verpflanzt. Auf das erſte Laub aller dieſer freue ich mich, wie ein Kind auf den heil. Xſt.

Geſtern iſt zum erſtenmahl aus unſerm neuen Geſangbuche in der Hofkirche geſungen worden, u. die Unternehmung iſt gut abge-

---

[1]) S. oben S. 31 Anmerkung 1.

* welches ich mir ſobald als mögl. zu melden bitte.

laufen. Diejenigen die nicht wuſten, was ſie von dem Buche denken ſollten, wißen es nun ſeit der Recenſion in der Allgem. Litter. Zeitung,[1]) und laßen es beim Geſichterſchneiden bewenden.

Wir grüßen Euch insgeſamt herzlich und wünſchen Euch ein fröhliches neues Jahr.

Meiningen
den 2. Jänner
1795.

Der Deinige
von Herzen W F H R.

Hr. von Hendrich ſchickt hier ein Büchlein,
(Ich vermuthe, daß er der Verfaßer iſt)
nebſt ſeiner Empfehlung.

Meiningen, d. 14 Octobr.
95.[2])

Lieber Bruder!

Es dürfte endlich einmahl Zeit ſein, mich nach Deiner Geſundheit zu erkundigen, da die Herbſtnebel ſich wohl eben ſo ſtark um das Jenaiſche Thal lagern werden, als um das unſrige. Solteſt Du nicht Zeit haben, die Anfrage zu beantworten, ſo thut es vielleicht Deine liebe ſanfte Frau.

Mit unſerm Berge ſind wir heuer doch nicht unzufrieden wie ſehr auch der Winter- u. Frühlingsfroſt gewüthet hat. Von den Würtenberg. Bäumen iſt noch keiner verdorben; ja viere haben geblüht u. Früchte angeſetzt: Einer aber gar mir 4 reife köſtliche Äpfel geliefert, nachdem er erſt 10 Monathe in dieſem Lande gewohnt (vom 5 Novembr 94 bis 3 Septbr 95.)

Dieſen Herbſt laß ich noch ſetzen: einige Apricoſen oder Pfirſchen, 6 Quitten, 5 Lerchenbäume 9 Canadiſche Pappeln. Künftiges Früh-

---

[1]) Numero 335. Allgemeine Literatur-Zeitung Dienstags, den 14. October 1794. 4°. S. 125—128. Meiningen, b. Hartmann: Neues Sachſen-Coburg-Meiningiſches Gesangbuch, zur öffentlichen und häuslichen Andacht. 1794. 686 S. 8. S. S. 146 Anmerkung 5.

[2]) Dieſer Brief iſt verzeichnet in Schillers Calender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm geb. von Schiller. Stuttgart 1865. 8°. S. 7 d. „19. October."

jahr noch 4 Äpfel- u. Birnbäume etl. Pflaumen u. 30 bis 40 Ostheimer Kirschstämmchen. — Diese Bäume nun müßen meine Nachkommenschaft ausmachen, da ich leider keine LeibesErben habe, auch werde ich sie wie meine Kinder pflegen, zu welchem Ende ich ihre Diät mehr u. mehr studire.

Beim Studiren fällt mir bei: Das Büreau Der A. L. Z. in Jena[1]) hat vor einiger Zeit mir eine Mitarbeiterstelle an diesem Journal angetragen, die ich auch nach meinen geringen Kräften zu verwalten versprochen habe. Ich vernehme aber nichts wieder daher. Und doch dürfte es bald Zeit seyn, sich auf den Winter mit ordentlicher litterarischer Arbeit einzurichten. Man hat mir irgendwoher einen Vorschlag zum Beitritt zu einer Gesellschaft zu Bekrittelung der Deutschen Sprache u. ihrer Schönschreiber — gethan; aber der Vorschlag ist mehr patriotisch als lucrativ, u. ich bin dazu noch nicht entschloßen. — Lebe wohl, lieber Bruder küße Deinen lieben Carl von mir und empfiehl gelegentl. dem Hr. Hofrath Schütze u. Prof. Paulus[2])

Deinen getreuen

WFHR.

Darf ich bitten, den eingeschloßnen Brief ins Johannisthor zu schicken?

---

[1]) Die in Jena 1785 von Friedrich Johann Justin Bertuch, — geb. 1747 zu Weimar und gest. daselbst 1822 als Geh. Legationsrath — begründete und erschienene Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Leitung die Professoren Christian Gottfried Schütz (s. S. 120 Anmerkung 2) und Gottlieb Hufeland — seit 1788 Professor der Rechte — und später der Dr. Joachim Samuel Ersch, in Jena übernahmen, aber nach einigen Jahren in den Besitz des Professor Schütz überging. Gegen anderthalbtausend Gelehrte betheiligten sich daran als Mitarbeiter. Der Professor Schütz zog 1803 mit seiner Zeitung nach Halle und der Professor Heinrich Karl Abraham Eichstädt, — geb. 1772 gest. 1848 — der schon seit 1796 bei der Redaction der Zeitung betheiligt war, übernahm 1804 in Jena die Fortsetzung derselben unter dem Titel Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung bis zu ihrer Endschaft 1848. Die Allgemeine Literatur-Zeitung von Schütz in Halle, erlosch im Jahre 1849.

[2]) S. S. 129 Anmerkung 3.

Meiningen, den 16. Januar.
1796.

Es ist von Jena her, seit Ende des alten und Anfang des neuen Jahres alles so stille, daß auch kein Lüftchen weht. Ich bitte daher uns doch von Euren Freuden oder Leiden etwas mitzutheilen, und da überall in den Zeitungen ein MusenAlmanach von Schiller[1]) angekündigt wird, uns, wo mögl. auch mit einem Exemplar zu beschenken.

Hier ist jüngst der Plan eines Casino oder einer allgemeinen Conversation, mit etwas Litteratur versetzt, von unserm Herzog entworfen worden, wobei wir beide uns auch schon subscribirt haben. Wie es ausfallen wird, muß die Zeit lehren.

Ein trauriges Gerücht in Betreff des verehrungswürdigen Hr. Schütze ist neulich herumgegangen, das, wie wir wünschen, eine Studentensage seyn mag.

Wir küßen die gute Schwägerin und den kleinen Neveu, und ich bitte um gütige Besorgung des Einschlußes.

Dein

getreuer

WFHReinwald

---

[1]) Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bei dem Hofbuchhändler Michaelis. 12º. Mit dem Titelkupfer: Apollkopf gest. von Fried. Bolt u. 8 Bl. Musik.

Der Almanach war bereits im October 1795 angekündigt, erschien aber erst im Januar 1796. Der Verleger des Almanachs der Hofbuchhändler Michaelis hatte an Schiller im September 1795 geschrieben und um die Erlaubniß gebeten, den von dem Kupferstecher Friedrich Bolt in Berlin gestochenen und beinahe vollendeten Apollkopf zum Titelkupfer für den Almanach nehmen zu dürfen, und er sich freuen würde von dem Herausgeber bald eine Ankündigung des Almanachs zu sehen, um denselben noch im November zu versenden, „Dieses sowohl als daß er in Ansehung typographischer Schönheit und äußerer Eleganz keinem andern Almanach nachsteht, daß das Aeußere der Trefflichkeit des innern Gehalts entsprechen soll, versichern Sie gütigst in meinem Namen," und die Ankündigung „bald möglichst in die Allgemeine Literatur-Zeitung einrücken zu lassen" und von derselben eine Abschrift zu schicken, um diese ebenso schnell in die gelesensten Journale abdrucken zu können. Wenn auch Schiller den Wunsch eine Ankündigung für die genannte Zeitung zu schreiben nicht erfüllte, so verfaßte er doch eine Anzeige des Almanachs nach den Angaben seines Verlegers, die auch in seinem Calender S. 6 unter dem „16. October 1795. An Michaelis nebst Anzeige" verzeichnet steht und wir in der Beilage zu dem vorstehenden Briefe mittheilen.

Schillers Musen-Almanach.[1])

Die etwas verzögerte Erscheinung des Schillerschen Musen-Almanachs, so sehr sie auch die Ungeduld des Publikums gereizt haben mag, läßt mich doch seinen Unwillen nicht fürchten, da ich ihn jezt in aller typographischen Schönheit, an die meine Kräfte nur immer reichten und welche in Verbindung mit Hindernissen die dem Publikum nicht vorgelegt werden können, seine Verspätung nothwendig machten, den Händen desselben überliefern. —

Es wird in dem herrlichen Geschenk der Muse unserer ersten Dichter einen seltenen Genuß, und in den Compositionen eines Reichard, dem sie alle angehören, eine nicht geringere Befriedigung finden. Auch bei dem Titelkupfer, einem Apollokopf, von Hrn. Bolts Meistergriffel, wird der Blick eines jeden Schönheitskenners mit Wohlgefallen verweilen.

Ich kann es dreist dem Publikum zuschieben, wenn es hierin zu viel gesagt findet.

Der Preis ist in Conventions-Münze auf ordin. Pap. mit einem geschmackvollen Umschlag, 1 Rthlr., auf geglättet Velin 1 Rthlr. 8 gr., mit Atlaß-Umschlag 1 Rthlr. 12 gr.

Eine treffliche Composition zu dem Schillerschen Gedicht: Der Tanz, wird in einigen Wochen besonders zu haben seyn.

Neustrelitz, im December 1795.

Michaelis. Buchhändler.

Ich bin so sehr von Geschäften geplagt und niedergedrückt lieber Bruder, daß ich meine Frau gebeten, mich bey euch zu entschuldigen.

---

[1]) Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Eilfter Band. Jahrgang 1796. Weimar, 1796. Im Verlag des Industrie-Comptoirs. 8°. Intelligenz-Blatt des Journals des Luxus und der Moden. No. 1. Jänner. 1796. S. XXIII—XXIV. Nr. XXIII.

Dieser Brief ist in Schillers Calender S. 18 verzeichnet: den „1. Februar 1796. Reinwald. (Alman)." Auf der Rückseite des Briefes steht die Bemerkung von Reinwald: beantw. d. 6t Febr. 96. S. den folgenden Brief.

Du findeſt von Deinen Gedichten nur ein einzigs[1]) in dieſer Sammlung. Weil die übrigen comiſchen Inhalts ſind, ſo wollten ſie ſich nicht recht mit den ſeriöſen Ton vertragen, der in dem Ganzen herrſchend iſt.

Beſtimme nun ſelbſt, was mit den übrigen geſchehen ſoll. Das Honorar für 1 Blatt welches Dein Gedicht einnimmt, beträgt 1 Thlr. 12 gr. Sächſ. welches ich hier beylege.

Hätteſt Du Deine Pulver-Verſchwörung fertig, ſo könnte ich ſie wahrſcheinlich in die Horen ſetzen, und dir gleich nach dem Abdruck 4 Ldors für den Bogen bezahlen. Ueberlege es; aber ich wünſchte bald Nachricht davon, wenn Du willſt, daß ſie bald abgedruckt werde.

Herzliche Grüße an meine liebe Schweſter.
Das weitere wird meine Frau ſchreiben.

Dein

treuer Bruder
Schiller.

Der Freund.[2])

Von wem ſoll meine Leier ſchallen?
Wer füllt mit Glut des Dichters mich?
Von allen Tugenden, den Seligkeiten allen
O! Freundſchaft, wähl' ich Dich.

Heil dem, der innig Dich empfindet,
Die nur in wenig Edlen glimmt;
Der unter Tauſenden die ſchöne Seele findet
Zur Deinigen geſtimmt!

Er trotzt der Bosheit unterm Schleier,
Und ofnem Frevel, als ein Held;
Er, liebend und geliebt, durchſchift mit Maſt und Steuer
Den Ozean der Welt.

[1]) S. die Beilage zu dem vorſtehenden Briefe, das Gedicht „Der Freund."

[2]) Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neuſtrelitz, bei dem Hofbuchhändler Michaelis. 12°. S. 172—173.

Bleibt er durchs Leben mein Gefährte;
Der Freund, der mirs zur Wonne macht;
O! dann beneid' ich nicht die Könige der Erde
Um Ueberfluß und Pracht.

Ein Wort, ein Kuß von seinen Lippen
Macht mich mit jedem Loos vergnügt;
Mit ihm verschlage mich ein Sturm zu fernen Klippen,
Wohin kein Vogel fliegt!

REINWALD.

Recht sehr vielen Dank für den schönen Kalender, lieber Bruder! Deine eignen Gedichte u. die Legende von Aachen[1]) haben mir am Besten drinne gefallen; am wenigsten der Epigrammen-Anhang.[2]) (für das Honorar wegen meiner Verse würde ich auch danken, aber es lag nicht im Päkchen) Mein Lied fühlt sich verlegen ob der ansehnlichen Gesellschaft aus der großen Welt; fast wie ich selbst wenn ich an einem großen Landesfest bei Hof speisen muß. Meine übrigen Gedichte können immer liegen bleiben, bis ich etwa zu Ende dieses Jahrs oder zu Anfang des folgenden eine Auswahl von meinen sämmtlichen Reimen drucken laße, nur damit ich sie und das Reimen vom Halse kriege!* Es schadet dem ehrsamen Publico nichts, wenn es mir auch etwas zu meinen Erholungen, von seinem Überfluß steuert. Kannst Du mir dann eine Empfehlung an einen Buchhändler geben, lieber Bruder! so werde ich sie mit Dank annehmen, aber ausdrücklich in solchen terminis, daß der Werth Deiner Empfehlungen nicht Gefahr laufe. Ich finde in dem Bewußtseyn niemand zu beeinträchtigen, meine Ehre und Ruhe. Die Pulververschwörung will ich noch einmahl durchgehen,

---

Dieser Brief ist in Schillers Calender. S. 18 verzeichnet. S. den vorhergehenden Brief.

[1]) S. Musenalmanach S. 193–203: Der Kirchenbau in Aachen. Eine Legende. Von Langbein.

[2]) S. a. a. O. S. 205–260: Epigramme. Venedig 1790. Von Goethe.

* Dann werd ich mich ganz meiner lieben Deutschen Sprache und ihrer ehrwürdigen Ahnenschaft widmen.

und wenns möglich ist, eine kleine Einleitung über religiösen Factions-Geist, vorsetzen; (weil die Erzählung ganz einfach aus einer der ersten Quellen geschöpft ist) damit sie eigentlich zum Beleg einer wichtigen und schrecklichen Wahrheit diene. In 8 oder 14 Tagen[1]) will ich sie absenden.

Die 4 Ldor sollen alsdenn gleich zu einem Eimer guten alten FrankenWein angewandt werden, als wozu sie gerade hinreichen.

Die Anhäufung Deiner Geschäffte, lieber Bruder! fühle ich mit Dir. Wenn ich vielleicht den 10ten Theil, mit gleich starker Erschöpfung, bestreite, so tröste ich mich immer damit: lieber ein wenig über seine Kräfte arbeiten und unabhängig seyn von denen, die großmüthig zu seyn glauben, wenn sie Diener kaum halb belohnen — als ein Sekretär Wurm[2]) oder nur einer seiner weitesten Verwandten seyn.

Der Brief, mit deßen Einschluß ich Dich jüngst beschwerte, betraf die noch verzögerte Ankunft meines Pakets von recensendis für die A. L. Z. —[3]) Ich kann mir zwar das Ausruhen gefallen laßen; aber ich bin auch gern ordentlich, und meine Ordnung hängt hier von der Ordnung meiner Herrn Constituenten ab.

Deiner lieben Frau werd ich mit nächsten auf ihren schönen umständlichen Brief antworten.

Meiningen
d. 6. Februar.
1796.

Dein treuer

R.

Jena den 25. April 96.[4])

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise[5]) ernstlich krank geworden und unsre arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist.

---

[1]) Nach Schillers Calender. S. 19 empfing er am 16. Februar von Reinwald die Pulververschwörung.

[2]) In Kabale und Liebe.

[3]) Allgemeine Literatur-Zeitung.

[4]) Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. Zweiter Theil. S. 160—161.

[5]) Als im Frühjahr 1796 die Franzosen Süddeutschland überschwemmten, brach in dem auf der Solitüde eingerichteten österreichischen Hospitale ein epide-

Verschlimmerte es sich mit der Louise oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlaßen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise noch hin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Rheinwald könnte Dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, solange hieher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde.

Ueberlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitaeten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben.

Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bey der Reise vor drey Jahren war, ich hätte mich durch nichts abhalten laßen, hinzueilen. Aber daß ich über 1 Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bey den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue.

Bedenke daß die liebe Mutter, die sich bißher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter sovielen Leiden zusammen stürzen muß —

Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beyde werden euch lehren, beßer als ich, was unter diesen Umständen nöthig ist. Grüße ihn herzlich

Dein treuer Bruder

FSchiller.

---

misches Fieber aus, das Nanette und später Louise (s. S. 5 Anmerkung 1 u. 2) ergriff und Erstere am 23. März dahinraffte, während auch Schiller's Vater schwerkrank darniederlag und auf der armen schwächlichen Mutter die ganze Last des häuslichen Elends Monate lang ruhte. Da bewog Schiller seine Schwester Christophine, den Leidenden zu Hilfe zu eilen. Schiller's Mutter hatte am 22. und 28. April ihrem Sohn Louisens Krankheit gemeldet, (s. Schiller's Beziehungen. S. 169—174) der sogleich den vorstehenden Brief vom 25. April an Christophine schrieb, die ihn am 28. April beantwortete. S. Schiller's Beziehungen. S. 229—232. Diese Briefe sind in Schillers Calender nicht verzeichnet.

Meiningen den 30ten April
96.[1])

Liebster Bruder!

Auf Deinen l. Brief vom 25 u. die darinne enthaltenen traurigen Nachrichten war die Abreise meiner Frau nicht wohl zu verschieben. Wir warteten den 24[2]) Abends (früh, den 28ten kam Dein Brief) und den 29[3]) früh ab, ob wir allenfalls selbst Briefe v. der Solitüde erhielten; da aber dieß nicht geschah, wurde der nächste Weg erwählt, Freytag Nachts zwischen dem 29 u. 30 mit dem Nürnberger Wagen zu reisen. Dieß ist nun auch geschehen, diesen Morgen um 1/2 1 Uhr gieng er ab u. wird Montags den 2 May in Nürnberg seyn. Den Dienstag geht keine sichere Post von dort ab, meine Frau wird also diesen Tag in Nürnbeg ausruhen und mir schreiben, ich habe ihr einen guten Gasthof vorgeschlagen — Besuche ermüden nur — Mittwochs früh geht der Stuttgardische Wagen ab u. ist Freytags (den Tag nach Himmelfahrt) in Stutgard.

Ich hätte sie gern bis Nürnbeg begleitet, und gute Freunde da besucht, aber ich getraue mir nicht eine solche Fatigue auszustehen, wenn nicht eine lange Ruhe drauf erfolgen kann; bin auch jetzt nicht im Stande Auslagen zu machen (einige nöthige habe ich hinter mir, einige vor mir). Vor ein paar Jahren konnt ich noch zu einer Reise was zurück legen, jetzt nicht, obgleich meine Revenue eher beßer als schlechter ist; aber die Theurung täglicher Bedürfniße ist zu gros.

Ich konnte mich schwer entschließen, meine Frau von mir zu laßen, man kann nicht immer wieder so bald herwärts, wie hinwärts, u. mit Aufopferungen ist nicht immer dem Leidenden so viel geholfen als man helfen möchte — aber wenn die Schwester Louise ernstlich krank seyn sollte, ist die Lage zu traurig —

Dein gütiges Anerbieten, bester Bruder, wegen meiner Aufnahme erkenn ich mit verdientem Danke. Doch könnte ich über 8 Tage weder von meinen Haupt- noch Nebengeschäfften noch der Aufsicht über Garten u. Haus — entfernt seyn ohne zu befürchten daß mir etwas zu Grund gienge, gestohlen würde u. dgl. u. was nützte mir

[1]) In Schillers Calender. S. 23 unter dem 4. Mai, verzeichnet.
[2]) und [3]) Die astronomischen Planetenzeichen des Jupiter und der Venus.

am Ende die kurze Freude, wenn ich nachher zu einem tête-à-tête mit meiner Magd wieder zurückkehren müßte!

Die unentbehrlichste Gesellschaft — in Zwischenräumen der Erschöpfung von Arbeit, oder der vertrockneten Laune — ist die häusliche, zumahl wenn man so unterbrochen arbeiten muß wie ich. Wir haben zwar ein sogenanntes Casino hier, es hat mich aber noch wenig erquickt, selten treff ich da mit meinen Freunden zusammen, meist nur mit Spielern und Tobacksrauchern. Ich denke indeß, meine Frau soll bei dieser Jahrszeit, in der Baumblüte, auch für ihre Gesundheit mit Nutzen reisen. Wir wollen überhaupt das Beste für die Unsrigen hoffen. Empfiehl mich Deiner lieben Frau.

Dein treuer

Reinwald.

NS. Ich bitte Dich, lieber Bruder, doch bei nächster Gelegenheit mit H. Hofrath Schütz zu sprechen u. ihn zu fragen woher es komme, daß ich von der Expedit. der A. Litt. Zeitung zu Anfang des nun verstrichen halben Jahrs zwar ein Verzeichnis von mir zugetheilten Büchern, aber keine Bücher erhalten?

Jena den 6 May. 96.[1])

Zu meinem großen Trost liebste Schwester, erfahre ich heut durch Deinen Mann, daß Du die Reise zu unsern lieben Eltern wirklich angetreten hast. Der Himmel segne Dich für diesen Beweis Deiner kindlichen Liebe, und laße uns alle die erwarteten guten Folgen davon ärnten. Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um vieles ruhiger; bißher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schwester denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erst zu empfehlen, was unter diesen Umständen zu thun ist: nur um das einzige bitte ich Dich, verhindre daß die lieben Eltern nicht aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maaßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was

[1]) Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. Zweiter Theil. S. 162—163.

also etwa an Geld nöthig, kannst Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen laßen. Die acht Louisdors welche Du in M.[1]) aufgenommen, sende ich diesen Abend an Deinen Mann. Ich werde ihm für seine Einwilligung zu Deiner Abreise herzlich danken.

Und nun, liebe Schwester bitte ich Dich inständig um recht baldige und ausführliche Nachrichten von dem Zustand der lieben Unsrigen. Grüße sie alle tausend tausendmal. Ich umarme Dich, Dein treuer Bruder

Fr. Sch.

Jena den 6 May 96.[2])

Herzlich umarme ich Dich mein lieber Bruder für Deine Bereitwilligkeit, Deine Frau nach der Solitude reisen zu laßen. Sie dort zu wißen nimmt mir eine schwere Last von der Seele, das ist eine Liebe, für die ich Dir nie genug danken kann. Möchten es Deine Angelegenheiten nur einigermaßen erlauben, daß Du auf eine Zeitlang hier wärst, wir wollten Dich über die Abwesenheit Deiner Frau aufs beste zu trösten suchen.

Hier, lieber Bruder die 8 Ldors Auslage für die Reise Deiner Frau, nebst 6 Carolin Honorar für Deinen Aufsatz in den Horen[3]) und Dein Gedicht[4]) im Almanach. Mache, daß ich Dir künftig öfters und mehr dergleichen Summen übermachen kann.

Heute nichts mehr, da die Post den Augenblick abgehen will. Das übrige bald. Lebewohl.

Dein treuer Bruder

Fr Schiller.

---

[1]) Meiningen. S. S. 169 Anmerkung *.

[2]) Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. Zweiter Theil. S. 163—164.

[3]) Die Pulververschwörung. S. unten.

[4]) S. S. 161 das Gedicht Der Freund.

Jena den 9. May 96.[1])

Liebste Schwester,

Cotta wird Dir nun, wie ich hoffe, meinen Brief überschickt haben. Zwey andere[2]) an die liebe Mutter sind einige Posttage vorher abgegangen, die hoffentlich alle richtig angekommen sind. Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen Dich liebe Schwester den unsrigen zur Stütze dort zu wißen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmste überstanden ist.

Der letzte Brief[3]) meiner lieben Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach wieviel hat die gute Mutter nicht ausgestanden und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen!

Wie rührte michs, daß sie ihr Herz mir öfnete, und wie wehe that mirs, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können. Wärst Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bey zwey Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlaßen! Ich darf nicht daran denken. Was hat unsre gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten liebe Schwester, und mich wirst Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirst. Unterlaße ja nicht, mir so fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um alle steht, und denke auch nicht so bald darauf, sie zu verlaßen. Reinwald wollen wir schon beruhigen.

Meine Lotte grüßt Dich herzlich und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Der Brief meiner lieben Mutter hat sie schmerzlich gerührt. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl, und

---

[1]) Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schillers Leben. Zweiter Theil. S. 164—166.

[2]) In Schillers Calender. S. 23 den 25. April und d. 2. Mai, verzeichnet; wo auch d. 10. Mai ein Brief von der Reinwaldin notirt ist, den sie nur auf der Reise geschrieben haben könnte; da aber ihr Brief an den Bruder vom 11. Mai in Schiller's Beziehungen. S. 232—234 ausführlich eine Beschreibung der ganzen Reise giebt, ist wol Schiller's Calendernotiz verschrieben und sollte dem vorstehenden Briefe vom 9. Mai, gelten. Christophine war am 10 Mai auf der Solitüde angekommen.

[3]) S. S. 163 Anmerkung 5.

erſt heute haben wir Gewißheit, daß ſie ſich in andern Umſtänden befindet. Sie iſt ſchon am Ende des ſiebenten Monats der Schwangerſchaft. Karl iſt geſund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude — Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unſrer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte. Gewiß würde das ihren Kummer in etwas lindern.

Grüße die lieben Eltern aufs herzlichſte, und ſag ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt.

Der guten Louiſe ſchenke Gott bald ihre Geſundheit wieder, bring ihr meinen brüderlichen Gruß. Ich umarme Dich herzlich, liebſte Schweſter!

Dein treuer Bruder

FSch.

Liebſter Bruder![1])

Vielen Dank für die überſchickten 8 Louisdor* zu meiner Frauen Reiſe, und die 6 Carolin für meinen hiſtoriſchen Aufſatz, der dieſes Honorars ſchwerlich werth iſt; gleichwie ich auch Deinen Dank für die Pflicht nicht verdiene die ich gegen die leidende Familie ausübte. Könnte ich nur meine kleine Wirthſchaft u. meine noch kleinern Angelegenheiten verlaßen, ich wollte recht gerne zu Dir flüchten, weil hier mir niemand den Mangel des häuslichen Umgangs erſetzt; und ſo kalt ich oft ſcheine, doch das Ganze unſrer hieſigen Menſchen noch kälter iſt. Die ſtumme Natur antwortet mir indeß mehr als ſie.

Durch meine Frau wirſt Du auch vorgeſtern[2]) die traurigen Umſtände von der guten Louiſe Krankheit gehört haben. Sie geht mir ſo nahe daß mir kein Biſſen ſchmeckt, u. ich oft vom Schlaf aufwache und um ſie weine. Ich liebte ſie wie meine wirkliche Schweſter. Was ihre Krankheit iſt, weiß ich nicht, aber ich denke

---

[1]) In Schiller's Calender. S. 24 d. 18 Mai, verzeichnet.

* mit Freuden hab ich die edlen Sachſen dem Verwalter Voigt in Bauerbach wiedergeſchickt, der mir am ſchnellſten aus der Verlegenheit half. G. G. 167.

[2]) Dieſer Brief vom 12. Mai iſt nicht mehr vorhanden.

ja, daß ihr Arzt nichts verſäumen wird. Dieß, und daß meine Frau glücklich ankommen iſt und Kräfte hat, den Leidenden beizuſtehen, iſt noch mein Troſt. Ich hoffe daß auch bei noch ſteigendem Unglück mir der Troſt Deiner Liebe nicht fehlen wird. —

Lebe wohl!

W. den 14. May. 96.

Dein tr. Br.
WFhReinwald.

NS. Ich lege die Aufſchrift von Deinem Päkchen bei, in der Geſtalt, wie ich ſie von der Schleuſinger Poſt, durch die Schleuſinger Bothenfrau, (als ob hier keine Poſtſtation wäre u. unſer Ort außer d. Weg läge) erhalten habe. Das Päkchen war frankirt wenn nun aber der Schleuſinger Poſthalter von dem Franco das Stück von Schleuſingen bis hieher abſchnitt, was will er mit den 6 gr.? (denn die Böthin mußte ich ohnedem belohnen) Alſo galt das Franco etwa nur bis Rudolſtadt? Ich bemerke nur damit wie die Wucherey bei dieſen Leuten ins Kleinliche geht. Ich würde eben ſo kleinlich handeln, wenn ich dieſe paar Groſchen vermißte, aber es wäre doch beßer geweſen, ich hätte ſolche, u. Du l. Br. das umſonſt bezahlte Poſtgeld einem Armen geben können. Ein Schreckſchuß unter dieſe Zöllner u. Sünder z. B. im Reichsanzeiger[1]) würde nicht unedel ſeyn. Der Fall geſchah ſchon oft.

Jena 21. May 96.[2])

Liebſte Schweſter,

Täglich warte ich auf Nachrichten von Dir, die mich über die lieben Unſrigen beruhigen ſollen. Seit Deiner Ankunft habe ich einen einzigen Brief[3]) von Dir erhalten, der meine Beſorgniße noch gar nicht vermindert. Hoven[4]) aus Ludwigsburg ſchrieb mir heute,

[1]) Der von Rudolph Zacharias Becker ſeit 1791 in Gotha herausgegebene Allgemeine Reichs-Anzeiger.

[2]) S. Schillers Calender. S. 24.

[3]) Vom 11. Mai, abgedruckt in Schiller's Beziehungen. S. 231—234. S. S. 168 Anmerkung 2.

[4]) S. S. 2 Anmerkung 3.

und meldet, daß es, wie er gehört, mit der guten Louise sich etwas gebeßert habe. Gott gebe, daß dieses wahr sein möge! Ueber den lieben Vater bin ich ruhiger, da mit seinem Leiden, so hart es auch ist, keine Gefahr verbunden. Daß unsre liebe gute Mutter bey all dem Jammer noch immer Stand gehalten ist eine Gabe vom Himmel, für die wir nicht genug danken können.

Wenn es nur mit der Louise sich bald beßerte, daß ihr den fatalen Ort verlaßen könntet, dann hoffte ich das Beste für Alle. Auch für Dich, liebe Schwester, wird mir bange, daß wenn an der Krankheit etwas anſteckendes ist, auch an Dich die Reyhe kommen möchte. Bediene Dich doch aller Gegenmittel die die Aerzte Dir rathen können. Wie muß ich es Dir nochmals danken, daß Du die Reise gemacht hast; ich habe jetzt erst erfahren, daß ich sie nicht hätte machen können, da meine Lotte am Ende des Julius spätestens niederkommen wird, und ich in einem solchen Zustande sie weder mitnehmen noch verlaßen könnte.

Dein Mann ist wohl, er hat mir vor nicht langer Zeit[1]) den Empfang des Geldes gemeldet, ich habe ihm zugleich 6 Carolin für seinen Aufsatz geschickt. Was Du noch an Gelde für Dich und die Unsrigen brauchst wird Cotta Dir in meinem Nahmen auszahlen.

Grüße Vater und Mutter und die gute Louise herzlich von mir und meiner Lotte, gieb mir ja so oft Dirs möglich ist Nachricht,[2]) wenn auch nur mit sechs Zeilen. Ich umarme Dich brüderlich.

Dein treuer

J Sch.

---

[1]) S. den vorhergehenden Brief.

[2]) Am 27. Mai empfing Schiller drei Briefe von der Solitude. S. Calender. S. 24. Christophinen's Antwort auf die Briefe vom 6. und 9. Mai (s. S. 166 und S. 168) einen vom 23. Mai und den ersten Brief von der Louise nach ihrer Krankheit; mitgetheilt in Schiller's Beziehungen. S. 235—239 und S. 373—374.

Jena 6. Jun 96[1])

Hier lieber Bruder das VIte Stück der Horen,[2]) worinn Dein Aufsatz abgedruckt ist. Nach den Urtheilen, die ich hier eingezogen findet er vielen Beyfall, und Göthe[3]) der eben von mir weggegangen ist, war auch recht wohl damit zufrieden. Siehe doch wie Du uns noch mehr historische Aufsätze liefersi. Der Verdienst ist doch mitzunehmen, und bey historischen Ausarbeitungen kann ich Dir immer 4 Carolin pro Bogen bezahlen.

Von der Solitude wirst Du erfahren haben, daß es mit der Louise sich zu beßern anfängt. Gebe Gott, daß die Krankheit keine langwürige Folgen hat, denn die arme Louise soll erstaunlich mitgenommen seyn. Deine Frau befindet sich wohl, und meine Mutter ist Gottlob noch immer stark genug geblieben.

Meine Frau, die sich Dir herzlich empfiehlt, verspricht mir in 3, 4 Wochen einen neuen Weltbürger. Sie ist im achten Monat der Schwangerschaft. Ihre Krämpfe machen ihr aber viel zu schaffen, und ich bin sehr beunruhigt, bis alles glücklich überstanden ist. Der kleine Karl ist recht wohl auf, und entwickelt sich zusehends. Lebwohl lieber Bruder, von ganzem Herzen der

Deinige

Schiller.

Die Pulver-Verschwörung in England

im Jahre 1605, dem dritten der Regierung Jakobs I.[4])

Ueber den schrecklichen, verheerenden Ausbrüchen des Factionsgeistes, davon uns jedes Blatt der neusten Geschichte Beyspiele dar-

[1]) Fehlt im Calender.

[2]) Die Horen eine Monatsschrift herausgegeben von Schiller. Fünfter Band. Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1796. Fünftes Stück. 8°. S. 52–78: Die Pulver-Verschwörung in England im Jahre 1605, dem dritten der Regierung Jakobs I. S. S. 163 Anmerkung 1 und die Beilage zu dem vorstehenden Briefe.

[3]) Goethe war vom 2. oder 3. Mai bis zum 7. Juni in Jena. S. (K. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 2 S. 308 und Schillers Calender. S. 24.

[4]) Die Horen Jahrgang 1796 Fünftes Stück. S. 52–78.

stellt, weilte ich oft mit trauriger Betrachtung. Waren sie stets nur die Folgen der gewöhnlichen heftigen Leidenschaften der animalischen Natur: des Eigennutzes, der Herrschsucht, der gerächten Unterdrückung —? Nein; auch eine gewisse furchtbare Art Wohlwollens der bessern — oder aus Schwäche des Verstandes sich besser dünkenden — Menschen trat mit jenen Leidenschaften in Bund: die Begierde, die Welt glücklicher zu machen. Dieser Geist des unbesonnenen Wohlwollens konnte sich zwar die Schrecknisse nicht verhehlen, die er schuf; aber er erlaubte sich Böses zu wirken, damit Gutes herauskomme. Er wähnte sogar die Gottheit nachzuahmen, die durch Stürme, Donner und Erdbeben Fruchtbarkeit herbeyführt. Aber was ist böse? was ist gut? Wie verhält sich das jetzige Böse gegen das künftige Gute? Ist jenes so klein, so vorübergehend, und dieses so groß, so andauernd, daß die Menschheit sich nicht beklagen darf, wenn sie jenes duldet, daß sie es als eine Arzney hinnehmen muß, wovon ihr gewiß besser werden wird? — Alle diese Fragen mit Unfehlbarkeit zu beantworten, setzt ein gränzenloses Vernunftvermögen voraus. Wir kennen eine mächtige, unbiegsame, und auf ihre Herrschaft eifersüchtige Religionspartey, die den Satz sich nicht nehmen läßt: religiöse Wahrheit und ewige Glückseligkeit sey nur bey ihr: Wohlthun sey's, auch mit Geisterzwang, ihre Zahl zu vermehren; eine überirdische, mit ihr völlig einverstandene Macht werde gewiß jenen Zwang in Ueberzeugung auflösen, oder diese wenigstens der künftigen Generation des mit Gewalt angeworbenen ins Blut giessen. — Ihr ist Unduldsamkeit gegen anders denkende Gottesverehrer Tugendeifer; ein Irrthum, dessen Ansteckung nur wenige ihrer Edlen verschont, und den zu bekämpfen noch wenigere wagen. Wenn sich nun diese religiöse Parthey noch an eine politische anschließt, und in Glut geräth; wenn diese Glut mehrere brennbare Stoffe aus der moralischen Welt mit aufnimmt, und so hoch steigt, daß der in seinem Sinn auserwählte Haufe die unheilige Rotte mit Gewalt vertilgen will: dann entstehen Vorsätze, wie die, die einst die englische Pulver-Verschwörung entspannen, deren Erzählung ich hier ganz einfach, doch aus einer ächten Quelle, liefere.

England war ruhig, und schien weder von aussen, noch in seinem Busen Feinde zu haben. Das Volk liebte den König. Aber eine Parthey unter den Katholiken, die nicht blos gelinde beherrscht seyn,

sondern selbst herrschen, nicht blos katholisch, sondern auch päbstlich seyn wollte,[1]) nährte verderbliche Anschläge. Sie hatte schon verschiedentlich unter Elisabeth solche auszuführen versucht. Anfangs machte Spanien mit ihr gemeine Sache, und viele schreckliche die Menschheit erniedrigende Entwürfe wider die Protestanten und die Regierung in England reiften dort. Aber im Jahre 1604 ward zwischen beyden Reichen Friede, und die Kabale war sich selbst überlassen: sie brütete Verschwörungen. — Eine der schauderhaftesten in der Geschichte überhaupt, und besonders in der Englischen, war die von ihr ausgedachte Pulver-Verschwörung, die bey anderthalb Jahre im Finstern schlich, und blos durch den Umstand, daß ein Verschworner seinen alten Freund retten[2]) wollte, wunderbar entdeckt wurde.[3])

---

[1]) Rapin Thoyras tome 8. p. 43. edit. de Tindal. Les Catholiques avoient beaucoup attendu de lui (von Jakob I.) et du moins une tolerance entière avec la liberté d'exercer publiquement leur religion. C'étoit sur cette tolerance qu'ils fondoient leur esperance de rétablir peu-à-peu leur religion en Angleterre. Mais la harangue du Roi à son Parlement leur fit comprendre deux choses. La premiere, que cette tolerance dont ils n' avoient presque pas douté jusqu'alors, n'étoit pas encore prête à venir: la seconde, que quand même ils pourroient l'obtenir du Roi, ce n' étoit pas pour ceux d'entre eux qui admettoient la puissance du Pape dans toute l'étendue. C'étoient pourtant ceux-ci, qui étoient les plus actifs, et qui travailloient avec le plus d'empressement à retablir leur religion dans le royaume. Ils comptoient pour peu de chose une simple liberté de conscience pour les moins zélés de Catholiques, à quoi le Roi sembloit borner ses faveurs. Ils croyoient voir, que l'intention de ce Prince étoit de diviser les Catholiques, et d'en faire comme deux sectes, dont l'une qui abandonneroit le dogme de la puissance du Pape, seroit soufferte dans le Roiaume, et l'autre en seroit bannie.

[2]) In einem Briefe des Verschwornen Tigby, den man in den Archiven der Familie gefunden (s. Burnet history of his time) stand, daß man gewünscht habe, zwey bis drey Katholiken im Parlament vom Untergange auszunehmen zu können.

[3]) Pennants London übersetzt von Wiedmann S. 131. „Dicht an Herrn „Waghorns Kaffeehause in Old-Pallace-Yard ist Guy Fauxens (oder, wie er „hier heißt: Fawkes) Keller, worinnen die Verschwornen 1605. die Pulverfässer „niederlegten, wodurch sie mit einem Schlage die drey im Parlamente versamm„leten Stände des Reichs vernichten wollten. Bis auf den heutigen Tag ist

Zehn Tage vor der bestimmten Parlaments-Versammlung empfing ein angesehener Katholik Lord Mounteagle folgenden anonymen Brief, den sein Bedienter von einem fremden Menschen auf der Strasse erhalten hatte: „Mylord! Die Verbindung, in der ich mit „einigen Ihrer Freunde stehe, macht mich auch für Ihre Erhaltung „besorgt. Ist Ihnen Ihr Leben lieb; so rathe ich Ihnen einen Vor„wand zu erdenken, aus der nächstkünftigen Parlamentssitzung weg„zubleiben. Gott und Menschen haben sich vereinigt, die vor unsern „Augen herrschende Greuel zu bestrafen. — Achten Sie meine War„nung nicht gering: reisen Sie aufs Land, und warten den Ausgang „dieser Begebenheit ab. So wenig man auch eine Bewegung ahnet, „so gewiß drohet dem bevorstehenden Parlament ein schrecklicher „Schlag von unsichtbarer Hand. Verschmähen Sie also meinen wohl„gemeinten Rath nicht, dessen Befolgung Ihnen nützen wird, und „nie schaden kann! Denn so bald, wie dieser Brief verbrannt ist, „wird die Gefahr vorbey sein. Gott gebe, daß Sie ihn zu Ihrem „Heil nützen, und nehme Sie in seinen mächtigen Schutz!“ Der Lord, äusserst befremdet, wußte nicht, ob er diesen Brief für bedeutend, oder für Folge eines boshaften Muthwillens, oder List eines Gegners halten sollte, der um irgend einer geheimen Ursache willen ihn von Besuchung des Parlaments abhalten wolle; doch schien es ihm Pflicht, ihn höhern Orts vorzuzeigen. Er begab sich daher noch denselben Abend mit dem Briefe zum Staatssekretair Graf Salisbury. Dieser schien anfangs nicht sonderlich drauf zu achten, erinnerte sich aber doch der im Geheimenrath vorgekommenen Dinge von einer Kabale der Katholiken, die in und ausser dem Reiche sich regten, und, nach sichern Nachrichten, vorgehabt hätten, eine sehr dringende und bedenkliche Bittschrift im nächsten Parlament zu überreichen, die zugleich flehen und drohen sollte. Er billigte daher Lord Mounteagles patriotische Vorsicht; und nachdem er mit dem Oberkammerherrn Grafen Suffolk und den Ministern geredet hatte, wurde bestimmt, ehe man etwas verfügte, dem Könige, der eben auf dem Lande war, aber bald zurück erwartet wurde, den Brief vorzulegen; zumahl da man schon von dessen Geschicklichkeit, dunkle und geheimnißvolle Stellen zu erklären, auffallende Beyspiele hatte; auch könnte, hieß es,

---

„die Art, wie die Vorsehung die Entdeckung veranstaltete, **unbekannt**.“ — Vielleicht soll es nur **unbegreiflich** heissen.

ein kurzer Verzug, bey ſtrenger Verſchwiegenheit, nicht ſchaden; er würde vielmehr die Unternehmung, wenn ſie wirklich exiſtirte, reifer werden laſſen, ſo daß man die Verbrecher über den Anſtalten ergreifen, und ihres Attentats überführen könnte. Dem Könige ſchien dieſer Brief keine bloſſe Näckerey, vielmehr voll tiefen Sinnes; obgleich Graf Salisbury, entweder im Ernſt, oder verſtellt, ihn für Tand erklärte, und ſogar den Menſchenſinn des Verfaſſers in Zweifel ziehen wollte. Aber der König fand den Ausdruck ſchrecklicher Schlag von unſichtbarer Hand — zu bedeutend und der Gedanke von einer Pulvermine, fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. Nach einigen Debatten wurde daher beſchloſſen, Sonntags, den Tag vor der Verſammlung des Parlaments in möglichſter Stille alle Gewölber unter dem Parlamentshauſe zu durchſuchen, wozu der Graf Suffolk den Auftrag erhielt. Als nun dieſer, vom Lord Mounteagle und dem Aufſeher der königlichen Garderobe, Chinard, begleitet, die Beſichtigung vornahm, fand ſich vor der Hand blos ein groſſer Haufen Holz und Steinkohlen. Suffolk fragte daher Chinard, unter deſſen Aufſicht dieſe Behälter gehörten, was ihre Beſtimmung ſey, und es hieß: ſie wären jetzt nebſt einigen daranſtoſſenden Kellern an Thomas Percy vermiethet, deſſen Eigenthum auch das Holz und die Kohlen wären. Der Graf ſah ſich, wiewohl mit ſcheinbar nachläſſigem Blick, noch einmal ſcharf um, und da fiel ihm in einer Ecke ein Menſch mit höchſtverwegner Miene auf, dem dieſer Beſuch läſtig zu ſeyn ſchien, und der ſich Fawkes,[1]) Haußhofmeiſter in Dienſten Sir Thomas Percy, nannte. Der Oberkammerher meldete dem Könige, was man geſehen hatte; wobey er noch hinzuſetzte, daß Lord Mounteagle, ſobald er gehört, daß ein Mann, von ſolchen Grundſätzen, wie Percy,[2]) das Haus gemiethet habe, erſchrocken ſey, und nichts Gutes ahne. Mounteagle habe auch einige Vermuthung, daß, da dieſer Percy ehedem ſein warmer Freund geweſen, der anonyme Brief wohl von ihm herrühre. Endlich begreife er nicht, ſagte der Graf, was dieſer groſſe Vorrath von Holz und Kohlen dem Percy

---

[1]) Nach andern Faux.

[2]) So wenig auch dieſe Grundſätze ihm ziemten. Barclay in der Geſchichte dieſer Verſchwörung: Thomas Percius erat regi et naturae jure et magnis beneficiis devinctus. Quippe etiam in Penſionariorum numerum receptus. Ita vocant ſelectos ex ampliſſimis familiis ad illuſtrem et praecipuam Britannicorum regum cuſtodiam.

nütze, der sich so wenig in dem gemietheten Hause aufhalte; — und am allerverdächtigsten habe ihm der Mensch, der sich für seinen Haußhofmeister ausgäbe, geschienen, und der ein fürchterlich-freches Ansehen habe.

Auf diesen Bericht sah sich der König nur allzusehr in seinem Verdachte bestärkt, und drang darauf, die Holz- und Kohlenhaufen bis auf den Grund zu visitiren: weil gar wohl Pulver darunter verborgen seyn könne; auch dürfe kein Winkel im ganzen Hauße ununtersucht gelaßen werden. Denn wer würde, sagte er, mit ruhiger Seele den Parlamentssaal betreten können, wenn eine solche Untersuchung nur obenhin geschehen sey?

Um behutsamer zu verfahren, da einige Minister zweifeln wollten, ob man auch durch einen dergleichen Brief berechtigt genug zu dieser Haußsuchung sei,[1]) sollte Chinard den Vorwand brauchen, man vermiße einige königliche Tapeten und andres Geräthe von Werthe, das vielleicht daherum in einem Winkel stecken könnte. Der königliche Kammerherr und Friedensrichter Cnevet übernahm diese nochmalige Durchsuchung, und betrat mit einem hinlänglichen Gefolge den Eingang des verdächtigen Hauses nach Mitternacht, am Morgen des nehmlichen Tages, da das Parlament zusammen kommen sollte. Er fand, trotz dieser ungewöhnlichen Zeit, den schon gedachten Fawkes angekleidet und reisefertig an der Thüre, der sogleich ergriffen wurde. Man räumte die Steinkohlen und das Reißholz weg und entdeckte sieben und dreißig große und kleine Pulverfäßer darunter. Fawkes hatte Lunten und Feuerzeug in den Taschen. Man preßte durch Drohungen das Geständniß seines Vorhabens von ihm aus: und er war so dreist, noch überdem frey zu gestehen, daß, wenn die Abgeordneten ein wenig eher gekommen wären, wo er in Vollendung seiner Arbeit begriffen gewesen, oder ihm bey ihrer Erscheinung die mindeste Zeit gelassen; so hätte er die Mine angezündet um seinen Tod durch den ihrigen zu versüßen.

Nachdem man ihn in Verwahrung gebracht, weckte Cnever

[1]) Sie glaubten es unter der königlichen Würde, durch diesen Brief, der vielleicht nur ein Popanz sey, sich zu dem, Aengstlichkeit verrathenden, Schritte einer Haußsuchung bewegen zu lassen, der zugleich die Rechte des Eigenthums eines freyen brittischen Bürgers kränkte; auch mußte es den Grafen von Northumberland, deßen Freund und Verwandter Percy war, allzusehr schmerzen, letztern durch einen so schweren Verdacht beschimpft zu sehen.

einige Minister, die im Pallaste geschlafen hatten, und drauf früh um 4 Uhr[1]) den König. Bald wurden noch mehrere Mitglieder des Conseils aus der Stadt geholt und Fawkes verhört; der eine beyspiellose Unerschrockenheit zeigte, und den weder das Bewußtseyn seiner That, noch das Feyerliche des Orts und der Versammlung vor der er stand, noch die Geschwindigkeit und Menge der an ihn gethanen Fragen bestürzte; ja der noch frevelte und höhnte, wenn entweder widersprechende Fragen an ihn geschahen, oder unberufene Personen ins Verhör sich einmengten.[2]) Er läugnete sein abscheuliches Vorhaben nicht im geringsten; nahm aber alles auf sich und man konnte den ersten Tag weder von seinen Mitverschwornen noch den Umständen der Verschwörung etwas aus ihm bringen. Er behauptete, sein Gewißen allein und der Eifer für die katholische Religion hätten ihn zu dieser Unternehmung getrieben. Den König erkenne er nicht für seinen Herrn, noch für einen Gesalbten Gottes, da er ein Ketzer sey; er selbst aber heiße Joh. Johnson[3]) und stehe in Sir Thomas Percys Diensten. Statt irgend einer Reue war blos Erbitterung über sein fehlgeschlagenes Unternehmen das Gefühl, das dieser Elende zu erkennen gab. Den andern Morgen wurde er in den Towr gebracht, und in Zeit von drey Tagen; nachdem man ihm mit der Folter gedroht hatte, und da weder ächte Stärke der Seele, noch Gesellschaft die mit ihm sympathisirte, noch Hofnung auf das Glük seiner Mitverschwornen, ihn unterstützte; verlohr sich allmählich sein Starrsinn, und er bekannte zuerst einige Umstände und dann den ganzen Plan der Verschwörung mit folgenden Worten:

„Ich bekenne, daß ich an einer Verschwörung wider den König „und die Regierung Theil habe, deren Urheber ich nicht selbst bin. „Ohngefähr um Ostern vorigen Jahres besprach sich deshalb mit „mir in den Niederlanden, die unter Erzherzog Albrechts Pflege „stehen, Thomas Winter,[4]) mit welchem ich auch zu dem Ende

[1]) Es war am 4ten November.

[2]) Der König Jacob sagt in seiner eigenen uns hinterlaßenen Erzählung dieser Begebenheit, man habe in England einen zweiten Mutius Scävola an Fawkes zu sehen geglaubt.

[3]) Der falsche Nahme, den er sich, zufolge der Verabredung mit den Verschwornen, gab.

[4]) Winters Aussage: „— nach 2 Tagen kam Fawkes nach Dünkirchen.

„hieher nach England gieng; in unserm Bunde waren noch dreye: „Robert Catesby, Thomas Percy und Johann Wright. „Diese berathschlagten sich zusammen wegen Ausführung unsers „Vorhabens.

„Catesby legte vorerst den Eid der Verschwiegenheit ab, und „ließ ihn auch seine Mitbrüder schwören. Sein Anschlag war, „unter das Oberhaus eine Mine zu legen: denn wir hielten für „billig, den nähmlichen Ort zum Schauplatz unsrer Rache zu „wählen, wo die katholische Religion widerrechtlich unterdrückt „worden war.

„Da wir nun hierinnen übereinstimmten; miethete Percy ein „Hauß neben dem Oberhauße, und wir begannen da gegen den „11ten December 1604 eine Mine zu graben. Wir fünf waren es, „die zuerst hinein giengen, nähmlich Thomas Percy, Robert Catesby, „Thomas Winter, Johann Wright und ich. Bald darauf nahmen „wir noch einen dazu, Christoph Wright,[1]) der gleichfalls auf die „Verheimlichung schwören, und wie wir, auf den Eid das heilige „Sakrament nehmen mußte. Als wir auf den Grund des Gebäudes „kamen, der 12 Fuß tief war, und eine allzuschwere Arbeit vor uns

„Hier gab ich ihm zu verstehen, daß, im Fall der Friede mit Spanien „uns nichts hälfe, müßten wir in England etwas für unsre Parthey wagen. — „Er (Catesby) versetzte darauf, er habe einen Plan, wie wir in einem Augen„blike das Joch abschütteln und zu einem neuen Wachsthum des Katholicis„mus den Saamen ausäen könnten, kurz: das könne durch eine Pulvermine „geschehen. —"

[1]) Die Theilnehmer an der Verschwörung mußten theils selbst an der Arbeit mit helfen, wie die eben genannten, wozu noch ein gewisser Bates kam; theils Kostenbeiträge liefern, wie denn z. B. aus Winters Geständnis erhellet, daß Everhard Digby 1500 und Franz Tresham 2000 Pfd. Sterl. beigetragen. Die Liste der Verschwornen giebt König Jacob so an:

A. Häupter, und die mit an der Mine graben halfen:

Robert Catesby, Robert Winter } Armigeri.

Thomas Percy, Thomas Winter, Christoph Wright, Guido Fawkes, } Generosi.

Bates, Catesbys Diener.

„sahen, nahmen wir auch Robert Winter, unter der nähmlichen eid-
„lichen Verpflichtung, dazu.

„Gegen das Weihnachtsfest gruben wir bis an die Mauer des
„Oberhauses[1]) und um Lichtmesse war sie halb durchgraben. Wenn
„die andern arbeiteten, stand ich am Eingange Schildwache um an-
„zeigen zu können, wenn ein Fremder sich näherte. Sie hielten
„dann inne, bis jener sich entfernt hatte. Wir blieben alle sieben
„dort über Nacht, mit Schießgewehr, Kugeln und Pulver hinlänglich
„versehen,[2]) und waren fest entschlossen, lieber zu sterben, als zu
„weichen, oder uns gefangen zu geben. Da sie die Wand durch-
„gruben, hörten wir ein Krachen von Steinkohlen aus dem nahen
„Keller.[3]) Wir fürchteten, daß dieß Getöse unsere Arbeit verrathen
„möchte. Ich wurde daher in den Keller geschickt; und da ich er-
„fuhr, daß die Kohlen verkauft werden sollten, und man ihn miethen
„könnte, ergriff Percy diese erwünschte Gelegenheit und miethete ihn
„auf ein Jahr. Wir hatten schon vorhin 20 Pulverfässer beyge-
„schafft, die wir mit Holz und Kohlen bedeckten. Gegen Ostern
„zerstreuten wir uns, weil das Parlament bis auf den Oktober ver-
„schoben war. Percy, der den Schlüssel zum Gewölbe hatte, schaffte
„indeß noch mehr Pulver und Holz hinein. Zu Anfang des Sep-
„tembers kam ich nach England zurück, nahm den Schlüssel zu mir
„und vermehrte den Pulver-Vorrath und das Holz womit die
„Fässer bedeckt wurden, dann reiste ich bis zum 30sten Oktober
„aufs Land.

B. Mitschuldige, Mitwißer und Beförderer des Unternehmens, die nicht in den Keller gekommen:

Everhard Digby, Eques.
Ambrosius Rockwood, Franciscus Tresham — Armigeri.
Joh. Grant, Robert Key. — Generosi.

[1]) Diese Mauer war 5 Fuß dick.

[2]) Sie hatten auch einen Vorrath Fleischpasteten zu sich genommen, um nicht des Essens halber zu oft hin und her zu gehen, und Aufsehen zu erregen. — Aus Winters Geständnis.

[3]) Derjenige der diesen Keller, der nicht nur unter dem Oberhauße, sondern auch gerade unter dem königlichen Thron war, bisher in der Miethe gehabt, war gestorben, und die Kohlen wurden herausgethan, um verkauft zu werden. Die Verschwornen hielten diesen Umstand für eine besondere göttliche Schickung. De Thou im 135 Buche.

„Ferner beſchloſſen wir unter uns, daß an dem Tage, wo die „That ausgeführt würde, einige von unſern Mitverſchwornen die „älteſte Prinzeßin Eliſabeth,[1]) die bey Lord Harington in der Graf„ſchaft Warwick ſich aufhielt, gefangen nehmen, und ſie zur Königin „ausrufen ſollten, wozu vorher ein Edikt ausgefertigt, und darinn „von Religionsveränderung nichts erwähnt werden ſollte. Wir „wollten auch nicht für die Urheber der That angeſehen ſeyn, bis „unſre Parthey gehörig verſtärkt wäre. Von Gefangennehmung des „Prinzen Karls, des Königs jüngern Sohns, wurde zwar vieles „berathſchlagt: da wir aber dazu kein Mittel ausfindig machen konn„ten, und er zu nah bey London war, wo wir nicht genug Beyſtand „hoffen konnten; ſo beſchloſſen wir, mittelſt der Prinzeſſin Eliſabeth „uns ſo gut zu helfen, als wir konnten."

Ohngefähr 14 Tage nach Fawkes Verhaftung wurde der in vorhergehender Ausſage erwähnte Thomas Winter gefangen eingebracht. Seine Faſſung war derjenigen von Fawkes ganz entgegen geſetzt: denn der harte Kampf, die Niederlage der Verſchwornen, die wir bald hören werden, hatte ihn mürbe gemacht. Er geſtund gleich, daß er Böſes gethan, und nicht nur an der Regierung, ſondern auch an Gott ſich verſündigt: der durch die Wege ſeiner Vorſehung ihm und ſeiner Rotte deutlich gezeigt habe, daß ihr Vorhaben ihm ein Greuel geweſen ſey. Winters Ausſage war ſehr umſtändlich: doch wir wollen nur deren Beſchluß anführen, um den Verfolg der Geſchichte daraus zu nehmen. „Zwei Tage hernach, den Sonntag „Abend kam jemand in mein Schlafzimmer und meldete, man habe „dem Lord Mounteagle einen Brief gebracht, des Innhalts, er „möchte mit guter Art vermeiden, ins Parlament zu „gehen, weil der Verſammlung eine groſſe Gefahr drohe. „Dieſer Brief ſei dem Grafen von Salisbury überliefert worden. „Tages darauf begab ich mich in den Gaſthof zu Enfield und er„zählte dieß dem Catesby, — nun ſey alles offenbar, und ihm kein „andrer Weg übrig, als aus England zu fliehen. — Catesby aber „antwortete, er verzweifele noch nicht ganz, und beſchloß, den Fawkes „abzuſchicken, der das Aeußerſte verſuchen ſollte. Donnerſtags „gieng ich nach London und Freytags Catesby. Tresham kam „zu uns, und dann entſtand ein lebhafter Streit, woher wohl jener

[1]) Nachherige Gemahlin des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz.

„Brief an Lord Mounteagle gekommen seyn möchte; aber niemand „wußte das Räthsel zu lösen. Tresham der einzige unter uns, auf „den wir einigen Verdacht hatten, schwur hoch und theuer, daß er „an dem Briefe unschuldig sey.[1]) Sonnabend Abends kam ich „mit Tresham in der Gallerie des Kollegiums zu Lincoln zusammen. „Da erwähnte er einiger Reden des Grafen Salisbury die sich auf „jenen Brief bezogen, so daß ich abermahls muthlos wurde und „dem Catesby meldete, was ich gehört hatte. Nun schien es ihm „Zeit, sich in der Stille zu entfernen; doch erwartete er erst den „Percy und dessen Genehmigung. Dieser aber, mit dem wir Sonn„tags uns beredeten, war entschlossen, das Aeusserste zu wagen „und dem letzten Schlage des Verhängnisses die Stirne zu bieten.[2]) „— Inzwischen hatte der Argwohn eines schlimmen Ausgangs unsern „Plan völlig zerrüttet. Catesby reiste Montags aufs Land, wo „er mit Percy zusammentreffen wollte.

„Dienstags früh um 5 Uhr kam der jüngere Wright zu mir „in mein Kabinet, brachte die Nachricht, ein Edelmann habe den Lord „Mounteagle aufgeweckt und gesagt: kommen Sie mit mir ins „Eßexische Haus, wir wollen auch den Graf Northumberland wecken! „Es sey alles entdeckt, sagte Wright. Geh hurtig, sagte ich zu ihm, „und forsche an der Thür des Hauses, ob du etwas erfahren kannst! „Er kam sehr bald zurück und sagte; mit uns ists aus! Lepton „schwang sich vor der Thür aufs Pferd, und indem er ihm die „Spornen geben wollte, fragte er die Herren schnell noch einmahl, „ob sie nichts weiter befohlen. Nein, riefen sie, und so galoppierte „er den Weg längst der Themse dahin.

„Ich sagte drauf: reite flugs zum Percy, denn ohne Zweifel „sucht man ihn auf; ich will unterdeß hier das weitere auskund„schaften. Ich gieng nach dem königlichen Pallast, und die Wache „ließ mich nicht ein. Drauf wandte ich mich nach dem Parlaments„hause; auch da war Hofwache: und hier hört' ich jemand sagen: „Es sey eine Verschwörung entdeckt worden; den König „und das Parlament mit Pulver in die Luft zu sprengen.

---

[1]) Voltäre giebt, (aus welcher Quelle, weiß ich nicht) den Percy als Verfaßer jenes Briefs an.

[2]) Das hieß: sie wollten, wenn dieser geheime Plan vernichtet seyn sollte, öffentlich an der Spize eines Aufrührerhaufens, den Bürgerkrieg im Reiche anspinnen.

„Jetzt taumelte ich in Eile nach meiner Wohnung, setzte mich auf „mein Pferd, und sprengte zum Thore hinaus. Catesby hatte eine „Zusammenkunft in Dunchurch angesagt; ich konnte aber nicht eher „dahin kommen, bis ich meinen Bruder gesprochen hatte, welches am „Mittwoch Abends geschah.

„Am Donnerstage in Lord Windsors Hause ergriffen wir „die Waffen, bey Stephan Littleton blieben wir über Nacht. Tages „drauf erfuhren wir, unsere Leute wären durch ein besonderes Un„glück zerstreut worden. Catesby, Rockwood, Grant hätten sich mit „Pulver sehr beschädigt, die übrigen wären entflohen. Littleton rieth „mir die Flucht und wollte mich begleiten. Ich schlug es ab, und „erreichte die Unsrigen. Catesby, Percy, die beiden Wrights und „Grant befanden sich leidlich. Ich fragte sie, was ihr Entschluß sey? „Zu sterben[1]) antworteten sie. Ich erklärte ihnen, daß ich bereit „wäre, jedes Schicksal mit ihnen zu theilen. Um eilf Uhr umringte „ein Hause das Haus wo wir waren.[2]) Ich gieng oben im Hofe „herum, als eine bleierne Kugel durch meine Schultern fuhr und „mir den rechten Arm lähmte. Die zweyte Kugel erlegte den ältern „Wright, die dritte den jüngern, die vierte Rockwood. Ich stand in „der Thüre zu der man eben eindringen wollte. Da rief Catesby „mir zu: Bleibe Bruder Thomas vereint müssen wir ster„ben! Ich antwortete, der rechte Arm sey mir gelähmt und ich „fürchtete gefangen zu werden. Wir stunden dicht an einander ge„drängt Catesby, Percy, und ich. Beyde fielen, dünkt mich, von „einer Kugel. Mich umringte man, ich ward überwältigt, denn ich „hatte schlimme Wunden und war schwach. Ich ward von hintenzu „ergriffen und fortgeschleppt."

Und nun die Folge der Geschichte aus Thomas Winters eignem Munde, die wir nur noch durch einige Umstände aus Acten und andern zuverlässigen Nachrichten ergänzen wollen.

Als die Pulvermine entdeckt, und kein Zweifel mehr war, daß Thomas Percy einer der Hauptverschwörer sey; und dann nachher, als Fawkes im Towr die sämmtlichen Hauptanführer der Verschwö-

---

1) Denn das war ihrem Eide gemäß, lieber zu sterben, als sich zu ergeben, und ihre Mitschuldigen verrathen zu müßen.

2) Zu Holbech in Staffordshire, einem Schloße, das zwischen Worchester und Droitwich liegt, und obgedachtem Stephan Littleton gehörte.

rung genannt hatte; wurde sie öffentlich bekannt gemacht und den Sherifs anbefohlen, die Verbrecher lebendig einzuliefern. Die Entfernung aber nach der Gegend, wohin sie geflohen, die bei 100 englische Meilen[1]) betrug, die schlimmen Wege und kurzen Tage verhinderten die zeitige Ankunft der königlichen Proclamationen. Ehe man noch die Schuldigen als Verschwörer kannte, und da man sie nur für Rebellen hielt, am dritten Tage nach ihrer Flucht, waren sie schon vertilgt. Sie hatten sich nach Warwikshire gezogen, wo ihr Mitglied, der Ritter Digby, im festen Vertrauen, daß die Verschwörung geglückt sey, mit einem Trupp die Waffen ergriffen hatte, um sich der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen,[2]) die deshalb nach Coventry geflüchtet war; und die Sherifs hatten das Landvolk aller Dörfer wider die Rebellen aufgeboten, die trotz ihrer stolzen Hoffnung auf einen großen Anhang ihrer Glaubensbrüder, und ohngeachtet ihrer deshalb gethanen Streifereien, sich mit ihrem ganzen Gefolge nicht viel über achtzig Personen beliefen. Wie konnten sie auch auf einen grossen Anhang rechnen, da sie sich durch verschiedene Gewaltthätigkeiten bey dem Volke so verhaßt gemacht hatten, daß niemand ihnen einen Trunk Wasser reichte! Ihr kleiner Haufe wurde bald in die Enge getrieben und zur Verzweiflung gebracht. Sie beichteten und absolvirten einander und ihr letzter Trost war noch der Gedanke, ihr Leben dem Feinde so theuer als möglich zu verkaufen. Aber auch der war Täuschung. Ihr Pulver, das die Näsſe der Witterung gelitten hatte, und am Kamin getrocknet wurde, fieng Feuer, und verwundete sie so stark, daß ihnen nur wenige Kräfte zum Kampf der Verzweiflung übrig blieben.

Richard Walsh, Viscount von Worchesterſhire, ließ sie zu Holbech umringen. Ihr Muth fiel, und ein betäubendes Schrecken bemächtigte sich ihrer dergestalt, daß einige darunter sich schon für Verbrecher erkannten und Gott auf den Knieen um Vergebung baten.

Daher auch Winters gänzliche Muthlosigkeit und williges Geständnis; und die Hauptanführer wurden, wie wir in diesem letztern

[1]) Warwikshire und Worcesterſhire.

[2]) Er hatte eine Jagd angeordnet, die zum Raube der Prinzessin Gelegenheit machen sollte, und unter andern einem Bereiter Pferde wegnehmen lassen, die ihm von einem benachbarten Herrn zum Dressiren gegeben worden waren.

gehört haben, getödet. Nach diesem wurde auch Grant, Digby, Rockwood, Bates und bald darauf Tresham, Robert Winter, Littleton und andere Mitschuldige gefangen, verhört und achte von ihnen hingerichtet; nachdem der König in seiner ersten Rede ans Parlament nach entdeckter Verschwörung, am 9ten November, um die Verbitterung der Partheyen zu verhindern, die Katholiken des Königreichs überhaupt bey diesem Komplott entschuldigt, und ihn blos der unseligen Verblendung des schlechten Theils beygemessen hatte.

Der Umstand, den uns die Geschichte versichert, daß weder eine verzweifelte Lage, noch Sittenlosigkeit oder ein ausschweifendes Leben, die Häupter der Verschwörung zu diesem Unternehmen vorbereitet habe: daß ihre Aufführung vorher stets untadelhaft gewesen: daß Catesby durch sein Betragen sich ausgezeichnete Hochachtung erworben, und unbedingtes Zutrauen zu seinem Verstande den Rockwood und Digby mit in den Bund gezogen: daß diese frey gestanden, sie würden ohne Bedenken ihr Leben auf sein Wort gewagt haben: daß Digby so geliebt und geehrt gewesen, als Jemand im Königreiche: daß Percy aus dem grossen Hause Northumberland, pensionirter Nobelgardist und ein grosser Schuldner des Königs war — alle diese Thatsachen leiten uns auf die Spur eines blinden religiösen Fanatismus, der kaum von selbst in Laien entstehen, oder doch ohne stärkere Anfachung nicht so übermächtig werden konnte, um alles Gefühl, nicht nur der Bürgerpflicht, sondern auch der Menschheit zu ersticken.

Die nächsten Begebenheiten Englands vor dieser erheben schon unsern Verdacht wegen der Einhaucher dieses Fanatismus bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit. Wer hatte mehrmal im Nahmen Gottes und des römischen Bischoffs das englische Volk gegen seine Regenten empört? Und wurden nicht ein Jahr vor dem Ausbruche dieser Verschwörung die Jesuiten aus England vertrieben, ein Orden, der so selten Gelegenheit zur Rache versäumte, daß er sie vielmehr schuf? Auch der Friede mit Spanien kam im nehmlichen Jahre zu Stande, der, wider Verhoffen, den Punkt der katholischen Religion, nicht berührte, unter deren Schleyer der Orden immer sein eigenes Angesicht verbarg, und an deren Wohlstand er seinen Eigennutz knüpfte. Wir haben gehört, daß jeder der Verschwornen auf seinen Eid das Sakrament hatte nehmen müssen. Sie mußten also Beichtväter gehabt,

und wer waren diese?[1]) Nun wußte man, daß einige von den offenbaren Häuptern der Verschwörung mit berufenen Jesuiten[2]) in besonders genauem Vernehmen gestanden hatten. Kurz, die verschiedenen Verhöre der Gefangenen flößten den auffallendsten Argwohn wider einige Glieder dieses Ordens ein.

Sehr schwer hielt es zwar, eh man von jenen die Nahmen ihrer Anreitzer, oder daß sie mit Jesuiten genauen Umgang gepflogen, herausbringen konnte; aber das war immer der Fall bey solchen Anstiftungen, wo Priester die Seele und Laien das bewegte Maschinenwerk waren. Der felsenfeste Glaube, daß jene den Schlüssel zu Glück und Unglück, Himmel und Hölle — hätten, und der Eid, der nach mehrerer Schriftsteller Meinung,[3]) ihnen bey Verlust der ewigen Seligkeit, Priester zu verrathen, verbot, mußte jeden aufsteigenden Gedanken der Menschlichkeit und Pflicht, ja selbst die Liebe zum Leben in ihnen erdrücken.

Am 15ten Januar 1606 kam eine königliche Proclamation heraus, worinn es hieß: „Da nun aus den verschiedenen Verhören einiger Gefangenen, die die vornehmsten Häupter der unmenschlichen Verschwörung, uns selbst und unsre Familie, so wie auch den ganzen im Parlamente versammleten Staat dieses Reichs durch Pulver zu Grunde zu richten, gewesen, klar und deutlich erhellet, daß die nachbenahmte 3 Jesuiten Johann Gerrard, alias Broocke genannt, „Heinrich Garnet, alias Walby, alias Darcy, alias Farmer,[4]) „Oswald Tesmond, alias Greenway, vorzüglich thätigen Antheil an eben diesem Vergehen gehabt, so —"

Obgleich die ganze Masse des Antheils, den die Jesuiten an dieser Verschwörung gehabt, zu bestimmen, mehr in eine Geschichte dieses Ordens gehört,[5]) auch in einigen derselben, aus Urkunden und

---

[1]) Die Inquisitionsacten sagen, daß Catesby, Percy, Winter, Wright und Fawkes bey ihrer ersten Zusammenverschwörung beichteten und communicirten, und daß da der Jesuit Gerrard sie absolvirte. Vergl. de Thou im 136 Buche unterm J. 1606.

[2]) So der Provinzial Garnet mit Catesby u. s. w.

[3]) S. B. de Thou B. 135. nro. 7. Mezeray tome 3. Buch 4.

[4]) Die vielerlei falschen Nahmen dieser Jesuiten, die uns auf so vielerley von ihnen gespielte Rollen hinweisen, müssen jedem auffallen, der noch nicht der Einfachheit des Charakters, auch an schlimmen Menschen entwohnt ist. Garnet hatte sogar noch 3 Nahmen mehr, Roberts, Henry und Philips.

[5]) Man lese besonders hierüber, und was das nachfolgende Verhör betrifft,

andern zuverlässigen zum Theil noch ungedruckten Quellen neuerlich sehr überzeugend dargestellt worden: so wollen wir doch einiges hieher gehöriges, besonders aus Garnets Verhör, anführen.

Daß zwischen ihm und Catesby seit geraumer Zeit eine genaue Verbindung existire, wußte man; er bekannte selbst, daß er mit Tresham seit $^1/_2$ Jahre oft Unterredungen gepflogen, welches auch Tresham anfangs gestand, aber nachher, auf dringendes Zureden seiner Frau, kurz vor seiner Hinrichtung widerrufen hatte: dieß und mehreres wollte der König durchaus nicht mit Folterzwang, sondern durch freyes Geständniß aus ihm heraus haben. Er wurde daher sehr gelinde behandelt, und genoß jede Freyheit, die man ihm ohne Gefahr irgend gestatten konnte. Man brachte ihn durch List dahin, daß er zwey Briefe an Mitgefangene schrieb, und sie einem Menschen anvertraute, der angestellt war, ihn durch Heucheley einzunehmen, indem er bey ihm den eifrigen Katholiken machte. Diese Briefe wurden der Regierung überliefert; der eine schien zwar ganz unbedeutend; auf den sehr breiten Rand aber war mit Citronensaft geschrieben, und als man sich damit dem Feuer näherte, trat die Schrift hervor. Der andere Brief instruirte die mitgefangene Person, wie sie die Verhörartikel zu beantworten hätte. Da er auch den Jesuiten Oldeborn, der gleichfalls im Gefängnis war, zu sprechen wünschte, so nutzte man diesen Umstand, und erlaubte ihm eine Unterredung mit Jenem; die Wache mußte ihnen gestatten, sich gerade so weit von ihnen zu entfernen, daß sie einander manches sagen konnten, ohne von ihr gehört zu werden. Aber in einem nähern Hinterhalt waren Leute versteckt, die ihre Reden belauschten und gleich darauf niederschrieben. Garnet läugnete zwar vor Gericht, was ihn die Aufpasser hatten sagen hören; weil er die deshalb an ihn gethanen Fragen nur für Muthmassungen hielt: aber man legte ihm Oldenborns Geständniß vor, wodurch er überwiesen wurde. Er gestund, der Jesuit Greenwel habe ihm vor 5 Monathen den Plan der Verschwörung entdeckt, auch Catesby ihm im allgemeinen von einem großen Unternehmen der Katholiken zum Vortheil der Religion gesagt: und nachdem er zwanzig Verhöre vor der Committee gehabt hatte, wurde er bey der höchsten Instanz über alle vorhergehende Punkte noch ein-

---

Wolfs Geschichte der Jesuiten I. Band, 5tes Buch 8tes Kap. von S. 410 —414.

mahl verhört, wo er obiges Geständnis in Ansehung Greenwels wiederhohlte, doch mit der Einschränkung, dieser Jesuit habe ihm jene Sache blos in der Beichte offenbart; er habe also aus Priesterpflicht keinen Gebrauch von dieser Entdeckung machen dürfen. — Wenn euch nun, fiel ihm einer der Lords in die Rede, heute jemand in der Beichte entdeckte, daß er vorhätte, morgen den König mit einem Dolchstiche zu ermorden, würdet ihr auch da schweigen? Ich müßte schweigen, sagte Garnet. Endlich wurde er aus einer eigenhändigen Schrift, die er dem König gesandt hatte, (und durch die er sogar Verzeihung zu erhalten hofte) überführt, worinn er selbst sagt: daß ihn Greenwel von der Verschwörung, nicht als von einer Sünde, sondern als von einer ihm bekannten Sache, unterrichtet, worüber er seinen Rath vernehmen wollte: — daß Catesby und Greenwel bey ihm Beyfall und Aufmunterung zu der Unternehmung gesucht; und Greenwel in der Grafschaft Essex mit ihm eine lange Unterredung über die Pulververschwörung gepflogen habe u. s. w.

Garnet wurde gehenkt. Verschiedene seiner Ordensbrüder haben nicht nur seinen und der andern Jesuiten Antheil an der Verschwörung standhaft in Schriften geleugnet,[1]) die Hingerichteten als Märtyrer aufgestellt, und kindische Wunder als Beweise ihrer Unschuld angeführt; sondern sogar, mit unbegreiflicher Keckheit die ganze Verschwörung für ein Hirngespinst erklärt.

Doch bey den Schriftstellern jenes Ordens sind dergleichen auffallende und sogar, durch den Grad ihrer Dreistigkeit, lächerliche Behauptungen zu Gunst ihrer Parthey, nichts seltenes.

Die furchtbare Monarchie des Ordens, die beständig strebte, nicht allein die weltlichen Kronen, sondern auch die dreysache, deren Knechte sie vorstellen wollten, und deren Höflinge sie waren, unter ihre Füsse zu treten: diese Monarchie hielt es bey ihren Trauerspielen nicht immer für gut, selbst auf der Bühne zu erscheinen.

---

[1]) Histoire du Parlament d'Angleterre par l'Abbé Raynal: Les Jesuites s'en sont constamment defendus (d'avoir été les auteurs de la conspiration) sans s'être encore justifiés. Trois raisons sont beaucoup douter de leur innocence: une aigreur dans leur apologie qui n'est pas dans leur caractère — les miracles dont ils étayent leur defense — et d'être en Angleterre, comme ailleurs à la tête de la religion Catholique.

Ueber ihre Vertheidigungen verdient das 9te Kapitel des 5ten Buches in Wolfs vorhin angeführter Geschichte der Jesuiten nachgelesen zu werden.

Sie diktirte nur das Drama oder ändert es für den Schauplatz der Gegenwart um, paßt es dem Theater der Zeit an, besorgte die Rollen; dirigirte die Maschinen, entzündete hinter den Coulissen die mehr als theatralischen Flammen; und souflirte. Das Beleidigende der Vorstellungen mochten die Schauspieler büssen.

Wer noch einmahl den Plan der mehr als unmenschlichen Pulververschwörung mit mir überdenkt, muß einer ganz ehrwürdigen Nazion zu ihrer Entdeckung Glück wünschen, und ihrer jährlichen Feyer im Geiste mit beywohnen. Wenn sie noch einige Stunden ein Geheimnis geblieben, das heißt: gelungen wäre: so wären nicht nur der König, (der doch die katholische Religion so sehr begünstigte, als irgend eine nicht herrschende Kirche begünstigt werden kann,) und seine Familie, sondern fast alle Grossen des Reichs, eine Menge Parlamentsglieder, ihre Zuhörer, kurz, mehrere tausend Menschen erstickt, zerschmettert, zerrissen worden. Verschiedene Palläste, die Residenz Westmünsterhall, der ehrwürdige Tempel, die königliche Gruft und die Gräber der Fürsten, Helden, und Weisen, mit andern kostbaren Alterthümern wurden zerstört. — Doch was sind solche Kleinigkeiten, was sind Myriaden lebender, fühlender Geschöpfe dem Fanatismus?

M. den 11 Junii 1796.[1])

Für das überschickte 5te Stck. der Horen danke ich sehr, liebster Bruder! und freue mich, daß es doch nicht ohne Beifall aufgenommen worden, weshalb ich in Sorgen war. Du bist sehr gütig, mich aufzumuntern, noch etwas auszuarbeiten. Ich traue mirs kaum zu, ganz abschlagen will ichs nicht, vielleicht findet sich in der Bibliothek etwas, das nicht allzubekannt ist, und hervorgezogen zu werden verdient.

Die guten Nachrichten die wir von der Schwester Louise haben sind mir ein großer Trost, ich fürchte, den Umständen nach, keine Auszehrung, sondern hoffe eine gründliche Wiederherstellung. Mit dem Papa ist es traurig, daß keine Linderung erfolgt; ich habe

---

[1]) Nach dem Calender S. 25. empfing Schiller diesen Brief am 15 Juni.

deshalb auch mit unſerm Panzerbieter geſprochen, der viel Antheil nimmt, und nach Beantwortung der von ihm vorgelegten Fragen den Statum morbi betreffend, findet er für gut, nicht nur um mit keinen weitern ungewißen Probe-Kuren die Zeit zu verſchwenden, ſondern auch zur Sicherheit, damit nicht etwa die rheumatiſche Materie den Knochen angreife das Brennen mit einem baumwollenen Cylinder oder ein tiefwürkendes Fontanell mit Lapis infernalis.

Dieſe Mittel werden freilich ſchmerzhaft ſeyn, u. die Frauenzimmer klagen über Unduldſamkeit der Schmerzen bei dem Patienten, aber der Arzt kann bei deren Anwendung etwas thun, daß die Schmerzen erträglicher werden.

Meinen herzlichen Glückwunſch zu den hoffnungsvollen Umſtänden Deiner lieben Frau; die Nachricht freute mich um ſo mehr, da ich lange nichts von ihrem Befinden gehört hatte.

Du haſt mir nichts auf die Anfrage erwiedert, liebſter Bruder! ob Du mit Hrn. Hofr. Schütze davon geſprochen, warum die Expedit. der Allg. Litter. Zeit. noch weder im vergangnen noch gegenwärtigem halben Jahre mir Bücher geſchickt? Ich ſchäme mich meiner Zudringlichkeit, aber es iſt nicht nur weil ich Ordnung liebe, ſondern auch ein Verdacht, — vielleicht nur eine Grille — daß ein gewißer Herr hier mit dem ich nicht ſympathiſire, und der im Intriguiren Meiſter iſt, Antheil an dieſer Verzögerung habe.

Der Gedanke der mich darauf führt iſt dieſer. Ich habe von meinem Engagement bei der A. L. Z. hier niemanden etwas geſagt, und doch wußte es der gewiße Herr, der auch Mitarbeiter iſt, und nach Jena correſpondirt.

Liegt der Grund nicht hierinne, ſo hab ich nichts weiter zu erinnern.

Lebe wohl, liebſter Bruder! und behalte mich lieb.

Dein treuer

Reinwald.

NS. Der Doctor Panzerbieter[1]) wird in 8 oder 14 Tagen nach Jena zu Starke[2]) reiſen in einem medicin. Anliegen. Viel-

[1]) S. S. 91 Anmerkung 4.

[2]) Dr. Johann Chriſtian Stark L, war von 1779—1811 Profeſſor der Medicin in Jena und Weimariſcher Leibarzt.

leicht kannst Du da selbst wegen des Papas mit ihm sprechen. Meine Frau wird nicht wohl eher an ihre Rückreise denken, bis wir da Beßerung hoffen können.

Meining d. 9 Julii 96.[1]

Liebster Bruder!

Meine Frau hat mir aufgegeben, Dir diesen Brief,[2] von ihr mit der ersten Post zu communiciren, ob gleich Dir diese Nachrichten nicht mehr neu seyn werden.

Bei dem l. Vater scheint jetzt eine wohlthätige Crisis eingetreten zu seyn — wäre dieses nicht geschehen, so rieth D. Panzerbieter,[3] eine Zeitlang ein ätzendes Fontanell mit Lapis infernalis zu brauchen, das ein Engelländer in einem Tractat von d. Krankheiten des Hüftgelenks als probat angepriesen hat.

Hoffentl. wird diese Beßerung meine Frau zu ihrer Rückkehr bestimmen; denn es läßt sich denken, daß mangelnder häuslicher Umgang meine schlimmsten hypochondrischen Launen wieder zurückruft, und daß überhaupt mein Zustand nicht sehr behagl. ist.

Hast Du mit Hrn. Hofr. Schütze wegen dieser Sache gesprochen lieber Bruder, oder siehst Dus etwa lieber, daß ichs selbst thue? Ich habe etwas in d. Bibliothek zurechte gesucht, das ich für die Horen zuschmieden könnte, aber vieles ist mir zu ernsthaft, dann fand ich eine drollichte Geschichte, wie vor 100 Jahren sich der Kaiser von Marokko in Ludwigs XIV. Tochter verliebt hat. Das wäre mir nun wohl geschickt, aber ich fürchte es sey für die Horen zu komisch. Ich will einmahl ein Stück daraus zur Probe Dir schicken — aber es geht mit meinen Arbeiten zu langsam wegen meiner seltnen guten Laune, und was möchte ich jetzt arbeiten, wenn ich mich kaum an den Pult setze und die Magd fragt mich, ob ich Butter u. Eyer kaufen will, u. ob heute gegraben oder gegoßen werden soll? —

---

1) Nach dem Calender S. 26 am 13. Juli empfangen.

2) Diesen Brief den wir noch nachträglich von dem Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm aus Schiller's Nachlaß erhielten, theilen wir in der Beilage zu dem vorstehenden Briefe, mit.

3) S. S. 91 Anmerckung 4.

Deine l. Frau wird wohl nun bald niederkommen, oder Dein Karl hat schon ein Geschwister? Behalte mich stets lieb — ich bin sehr traurig. —

Dein treuer

Reinwald.

Solitude den 1. Julii 1796.[1])

Liebs Männle!

Da ich vermuthe daß der Lermen wegen der Annäherung der Franzosen in unser Land, auch dort in Eurer Gegend Bewegung machen wird so eile ich sogleich Dich aus der Angst, die Du wegen uns haben wirst zu reißen.

Es ist wahr daß jezt die Franzosen nur ungefähr 28. Stunden von hier stehen und uns in zwey Tagen noch überfallen könten, aber es sind die besten Anstalten von unserm Herzog getroffen, gestern sind schon 1000 Mann regulirter Truppen gegen Kniebis[2]) marschiert und heute Nacht 24 schwere Kanonen, im Fall sie als Feinde unser Land betretten würden, von Ludwigsburg hier über die Solitude gebracht worden, auch die Stuttgarter Bürger sind alle in Bereitschaft und mit Gewehr versehen eben so ganze Haufen Bauern. Die Franzosen müßen von jener Seite wo wir sie zu befürchten haben einen engen Paß marschieren wo unsre Leute mit Kanonen und Karthäschen viel ausrichten können. Die neuesten Nachrichten sind folgende.

Die Franzosen hätten mit einer Übermacht die Festung Kehl eingenommen und sich dort fest gesezt daß sie zwar eine .... Reichs-Cavallerie mit Verlust auf eine Zeit lang wieder zurück gedrängt, doch aber ihre Stellung aufs Neue behauptet haben, daß sie noch an mehreren Orten den Übergang über den Rhein theils schon vorgenommen und theils noch bedrohen, daß aber von Seiten der deutschen Armee an all diesen Orten die beste Vorkehr getroffen worden sey.

---

[1]) Reinwald empfing diesen sehr flüchtig und stellenweise unleserlich geschriebenen Brief nach seiner Anmerkung am 7. Juli.

[2]) Im Schwarzwald zwischen Offenau und Freudenstadt.

Wie ich schon gesagt habe sind heute Nacht 1000 Mann mit 24 Canonen überhaubt hier durchmarschiert und überdiß noch 8000 Mann gehen heute auch dahin. Das in Kannstatt liegende beträchtliche K. K. Magazin hat in vergangner Nacht vom General Commando die Ordres erhalten nicht von der Stelle zu weichen, indem 12000 Mann meist Cavallerie unter dem General Hoze hierher beordert wären um dieses Magazin zu decken, als wodurch denen hiesigen Gegenden, auch eine starke Defension zuwächst, und daß endlich nach allen diesen Anstalten die Sorgen für einen Einfall sich zwar mehr und mehr verringern.

Zwar haben sich heute Nacht der Herzog mit der Herzogin aus Vorsorge nach Baireith begeben zuvor aber durch ein Avertisement die eben beschriebenen gegen Anstalten dem Lande bekant machen laßen, die 3 Prinzen hingegen bleiben und obschon unter dem Landmann und dem furchtsamen Theil sich mit Flüchten und dergl. viele Besorgniße äusern, so scheint es doch daß unter den andern und vielleicht erstern ein Gemein-Geist zur Vertheidigung Hauß und Hof zu äusern anfange.

Was nun uns anbetrift so sind wir entschloßen im Fall diese Furcht gegründeter werden solte uns lieber nach Leonberg als nach Stuttgart zu begeben. Weil doch daselbst Haußzinß und Lebens Mittel wohlfeiler sind, und der Lermen auf den Straßen dort weniger seyn wird. Der Papa hoft immer es werde nicht dazu kommen, auf alle Fälle haben wir schon Maasregeln genommen.

Was meine Abreise betrift, die Du in solchem Fall zu beschleunigen rathen wirst, so muß ich Dir sagen daß ich jezt unter dem Lärmen der auf der ganzen Gegend von Stuttgart nach Nürnberg wegen Fortbringung der Effekten izt weit mehr Gefahr laufen würde als hier bei den Meinigen, zu bleiben. Der Zentner Fracht kost von Stuttgart bis Nürnberg 16 Fl. Ich vertraue Gott der mich hier so wohl als dort beschüzen überdiß kann ich wie ich schon gesagt habe die Meinigen in einer solchen Lage nicht verlaßen. Vertraue auch Du lieber Mann der Vorsehung und mache mir daß Herz nicht noch schwerer wegen zu groser Angstlichkeit. Diesen Brief sende Augenblicklich dem lieben Bruder zu, weil ich nicht weiß ob ich Zeit haben werde heute noch auch ihm diß Alles zu melden und Er auch von dem Gerücht geängstigt werden könte. Thu es so-

gleich es liegt alles daran. Ich habe ihm in meinem lezten Brief vom 28.[1]) schon etwas von der Sache geäusert, und Er muß durchaus jezt wieder Nachricht haben. Du kanst dieß alles auch meinen Freundinnen sagen die für mich besorgt sind. Gott sei Dank ich fürchte mich nicht. Was den lieben Vater anbetrift so scheint es daß ein heftiger Ausschlag, der sich noch immer vermehrt seit etlichen Tagen eine kleine Beßerung veranlaßte, daran man durch Vertreibung des Ausschlags nachhelfen wird, mit der Louise ihrer Beßrung geht es immer noch langsam, diese Unruhen sezen ihr sehr zu und sie muß äuserst geschont werden. Mit des lieben Vaters Transport nach Leonberg wird es freilich hart werden, da man ihn bisher nicht vom Bette bringen konte. Aber Gott wird auch in dieser Noth helfen. Gott beschize Dich und gebe Dir Standhaftigkeit. Lebe wohl

Christophine.

M. den 16. Julii 96.[2])

Liebster Bruder!

Ich bitte Dich, beiliegenden Brief (worinnen die ausgewählten Bücher aus der mir eben zugeschickten Liste von recensendis notirt sind) gleich nach deßen Ankunft abzugeben. Ich habe vermuthl. dieses erhaltene Verzeichnis Deiner gütigen Erinnerung zu verdanken.

Seit dem Briefe von meiner Frau, den ich Dir communicirt habe, habe ich keinen wieder halten, und bin deshalb in nicht geringer Sorge, ich weiß nicht ob die unsrigen noch von der Solitüde weggezogen sind oder nicht, welches lezteres ich wohl für das beste hielte. Auch weiß ich nicht ob die Beßerung des lieben Vaters continuirt hat. Man schwazt mir hier die Ohren sovoll von d.

---

[1]) Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden. Vgl. Christophinens Brief vom 20. Juli in Schiller's Beziehungen. S. 245–246.

[2]) Nach Schiller's Calender. S. 27 den 20. Juli erhalten.

Am 11. Juli wurde Schiller's zweiter Sohn Ernst Friedrich Wilhelm zu Jena geboren, der als Appellationsrath zu Köln am 19. Mai 1841 zu Bilich bei Bonn starb. S. Beiträge zur Charakteristik Schillers nebst einer biographischen Skizze seines Sohnes Ernst, Oberappellationsrath in Cöln. Von Dr. Heinrich Döring. Altenburg, 1845. 12°. S. 196–239. Nach dem Calender S. 26 zeigte Schiller am 13. Juli die Geburt seines Sohnes auf der Solitüde an.

Franzosen, und wirklich sind Würtenberger hier durch als Flüchtlinge gereist. Warum flüchtet meine Frau (vorausgesetzt daß sie nur irgend jetzt entbehrlicher dort ist, wie ich hoffe) nicht auch hierher? Unser Hof hat wirklich eine SalveGarde von Frankreich die man mir wörtlich erzählt hat, wiewohl der Fall sie zu benutzen sehr unwahrscheinlich ist. Ich umarme Euch alle von Herzen.

Dein tr. Bruder

WFHReinwald.

Lieber Bruder![1])

Diesen Brief[2]) hab ich vor einigen Tagen von der Frankfurter Poststraße bekommen, nachdem er bis Anspach* im herrschaftl. Würtemberg. Paket gelaufen war. Aber von unsern Gegenden aus ist der Weg bis Anspach noch gesperrt. Ich werde daher meine Antwort über Frankfurt (Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn) senden.

Die Nachrichten lauten bis zur ordentlichen Occupation Würtembergs durch die Franzosen, sehr schlimm — Du wirst auch den Überfall,[3]) den ein Französischer wilder Vortrab auf der Solitüde gethan, mit Schrecken erfahren haben.

---

[1]) Diesen Brief erhielt Schiller am 17. August. S. Calender. S. 28.

[2]) Es wird der nicht mehr vorhandene Brief, dessen Besorgung Christophine der Simanowiz in Ludwigsburg (s. S. 147 Anmerkung 2) übertragen hatte, gewesen sein. S. Christophinen's Brief vom 9. August, den Schiller durch Cotta empfing, in Schiller's Beziehungen. S. 249—251.

* wo der Herzogl. Hof sich aufhält.

[3]) Ueber diesen Vorfall berichtete Christophine (Sonntag) d. 20. Juli, an ihren Bruder „— — Auf alle Fälle mußten wir fürchten, überfallen zu „werden, welches auch am 18ten, nehmlich vorgestern, geschah. Es marschirte „eine Partie von ungefähr 50 Mann Freitags hier durch und plünderte überall. „Sie stießen mit Ungestüm ihre geladenen Gewehre an unsere Thüre und droh„ten sie einzuwerfen, wenn nicht aufgemacht würde. Es waren zwar etliche „Männer bei uns im Haus zu einigem Beistand, aber das half uns wenig. „Sie hießen sie gleich fortgehen und drohten mit ihren Flinten; Du kannst Dir „die Angst von uns drei Weibern vorstellen! Zuerst forderten sie Wein und „Brod, welches wir schon auf den Nothfall bereit hatten und ihnen gaben; dann „wollten sie Hemden, Strümpfe, Schnupftücher u. dgl. Wir gaben ihnen auch, „so viel wir just da hatten, und die erste Partie, deren 5 waren, ging weiter.

Auch die Nachrichten vom kranken Vater sind traurig; obgleich vor einiger Zeit Symptomen von guter Vorbedeutung eingetreten waren, so scheint doch nun die Kraft der Natur überwältigt zu seyn, u. einer Abzehrung zu weichen, was mich innigst betrübt. Du wirst ohne Zweifel durch guten Rath und Verwendung an dortige Hülfsfähige Freunde das Beste thun.

Meine Frau wird nicht das Ende, wenn es sich verzögern sollte abwarten können, meine Lage ist schon zu lange höchst widerwärtig gewesen, sie erwartet nur den wiederhergestellten Lauf der fahrenden Posten durch Franken. Die beiden kriegenden Theile sind jetzt im Bambergischen bei Forchheim u. vor Bayersdorf.

Ich empfehle mich Deiner Liebe, küße Deine Gattin u. Kinder, u. bin Hrn. Hofrath Schütze verbunden: (Es sind nun Pakete mit Büchern angekommen) Lebe wohl!

Meiningen,
den 13. August,
1796.

Dein treuer
Reinwald.

Jena 15. Aug. 96.[1])

Endlich lieber Bruder habe ich nach 5 Wochen langem Warten Nachrichten von Schwaben. Die Posten waren diese ganze Zeit

„Aber gleich kamen wieder andere mit eben dem Ungestüm und verlangten mit „größter Gewalt, indem mir einer das geladene Gewehr auf die Brust setzte, „ich sollte ihm ein Hemd schaffen. Es war wirklich keins mehr im Haus, als „das der Papa auf dem Leib hatte; also sagte ich, daß wir keins mehr hätten; „sie sollten selbst sehen, indem ich in der Angst ihnen eine Commode aufschloß; „sie wühlten die Sachen durcheinander und sahen selbst, daß keins da war. Also „suchten sie andere Sachen, nahmen dem Papa seine Hose mit silbernen Schnal„len, seine Dose und Schnupftuch und Geld vor seinen Augen ohne Schonung „für seine Krankheit und sein Alter; dann rissen sie der Louise mit größter „Frechheit ihre zwei Halstücher vom Hals herunter, störten alles aus, wo sie „etwas fanden, das ihnen anständig war, und nahmen es. Drei silberne Löffel, „die noch in der Tischlade lagen, nebst etlichen Tüchern sind auch fort. Doch „ist dieser Verlust im Ganzen nicht so groß, als die Angst und der Schrecken, „den wir hatten. — —“ S. Schiller's Beziehungen. S. 244—245.

[1]) Verzeichnet im Calender. S. 28. Am 15. August war auch ein Brief von der Mutter und einer von Christophine angekommen; der erstere ist ver-

zwiſchen hier und jenen Gegenden gehemmt, und ſelbſt die Expedition der Horen mußte ruhen, weil das hieſige PoſtAmt keine Briefe nach Wirtemberg annahm. Briefe die ich ſchon vor 6 Wochen abgeſchickt ſind erſt am 6 Auguſt in Cottas Hände gekommen.

Die Nachrichten aus Schwaben lauten im Ganzen tröſtlicher, als ich, dem allgemeinen Gerüchte nach, hoffen konnte. Auf der Solitude haben ſie nicht viel von den Franzoſen gelitten, deſto mehr aber von dem häußlichen Leiden; denn der gute Vater hütet noch immer das Bette, unter den unerträglichſten Schmerzen, und mit jedem Tage ſinkt ſeine Lebenskraft, ſo, daß er ſchwerlich mehr von dieſem Lager aufkommen kann. Du begreifſt wohl, daß Deine Frau das traurigſte Leben unter dieſen Umſtänden führen muß. Sie ſehnt ſich nach Hauſe und zu Dir zurück; aber einen ſterbenden Vater und eine Familie in dieſem Herzeleid zu verlaßen iſt auch eine ſchwere Sache und wider ihre kindliche Pflicht.

Wenn ſie es aber auch über ſich gewinnen könnte, ſo wäre es jetzt, wo Schwaben und Franken von Soldaten wimmeln, und alle Wege durch Marodeurs und anderes Geſindel unſicher gemacht werden, nicht zu wagen. Sie könnte ohne Gefahr der ärgſten Mißhandlungen jetzt nicht reiſen, und man muß abwarten, biß ſich das Kriegsgewühl verlaufen hat. Ich kann mir Deine Lage wohl denken und beklage Dich recht herzlich, aber es iſt nun eine unglückliche Schickung, der man ſich unterwerfen muß. Auch ſey verſichert, daß Du nicht ſoviel dabey leideſt, als Deine arme Frau, die das allgemeine und das häußliche Elend beſtändig jetzt vor Augen hat, und ſich dabey von Dir und ihrem Hauſe abgeſchnitten ſieht.

---

loten und könnte der letztere vielleicht der vom 9. Auguſt (ſ. S. 195 Anmerkung 2) geweſen ſein und muß Schiller den Brief vom 20. Juli, in welchem Chriſtophine den Ueberfall ſchildert (ſ. a. a. O. Anmerkung 3) nach ſeiner Bemerkung in dem vorſtehenden Briefe „auf der Solitude haben ſie nicht viel von den Franzoſen gelitten," wol noch nicht erhalten haben. Noch an demſelben Tage (15. Auguſt) ſchrieb Schiller an ſeine Schweſter einen „herrlichen" Brief, den ſie am 24. Auguſt empfing, aber nicht mehr vorhanden iſt, über den der Vater wie ein Kind weinte und Gott mit Inbrunſt dankte, daß er ihm einen ſolchen Sohn gegeben. S. Schiller's Beziehungen. S. 251, 252 und S. 258 die Nachſchrift zu dem Briefe vom 8. September. Nach dem Calender S. 26 hatte Schiller bis dahin den letzten Brief von der Solitude am 4. Juli erhalten und iſt daſelbſt S. 28 am 17. Auguſt, der Empfang von zwei Briefen, von der Solitude und von der Schweſter verzeichnet.

Ich habe Dir noch nicht geschrieben, daß meine Frau von einem jungen Sohn, der den Nahmen Ernst Friderich Wilhelm[1]) bekommen glücklich entbunden worden ist. Ich wollte Panzerbietern[2]) einen großen Brief an Dich mitgeben, aber es überliefen mich damals soviele Besuche, und nachher kamen soviele Besorgungen in dem Wochenbette meiner Frau dazu, daß ich kaum zur Besinnung kommen konnte. Ich muß jetzt, da ich von Cotta abgeschnitten bin, den neuen MusenAlmanach[3]) und andere damit verwandte Geschäfte selbst besorgen, außer den schriftstellerischen Arbeiten, welches bei einer so schwachen Gesundheit, wie die meinige fast zu viel ist.

Meine Frau und Wolzogens[4]) grüßen Dich bestens. Ich umarme Dich lieber Bruder von ganzem Herzen

Der Deinige

Sch.

Jena 7. Sept. 96.[5])

Hier lieber Bruder ein Brief[6]) von Deiner Frau.
Sie ist sehr darüber beunruhigt, daß Du nicht schreibst. Thu'

---

[1]) S. S. 194 die Anmerkung.

[2]) S. S. 91 Anmerkung 4.

[3]) Musen-Almanach für das Jahr 1797. herausgegeben von Schiller. Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 12⁸. Mit dem Titelkupfer: Terpsichore, gest. von Frd. Bolt, 302 S. und 16 S. Melodieen. Der berühmte „Xenienalmanach," er wurde im September 1796 ausgegeben; es erschienen von ihm drei Ausgaben. S. Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Eduard Boas. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag 1851. 8⁰. 2 Thle und Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin. Verlag von Louis Hirsch. 1856. 8⁰.

[4]) Wolzogen's waren am 12. August angekommen. S. Calender. S. 28.

[5]) S. Calender. S. 29. An demselben Tage hatte Schiller noch der Solitüde geschrieben.

[6]) Die Einlage in Christophinens Brief vom 28. August der am 7. September ankam. S. Schiller's Beziehungen. S. 251—254 und Calender. S. 29.

es doch bald. Sobald die fahrende Post,[1]) welche schon seit 6 Wochen stockt, wieder gehen wird, will sie ihre Rückreise antreten.

Hoffentlich geschieht dieß bald, das Ausbleiben der fahrenden Post macht auch bey mir, daß alle Speditionen stocken.

Von Kriegsvorfällen schreibt sie nichts, und nach Cottas Nachrichten, die ich heute erhalten, ist es jetzt ziemlich ruhig in Schwaben.

Mit dem lieben Vater ist es leider noch immer das Alte und eher schlimmer als beßer, weil sich nun auch noch eine Geschwulst angesetzt hat.

Lebe wohl, lieber Bruder. Meine Frau grüßt Dich herzlich.

Dein treuer

Sch.

Meiningen d 10t
7br 1796.[2])

Liebster Bruder!

Eben erhalte ich Deinen l. Brief vom 7t dieses mit einem Einschluß von meiner Frau von der ich in länger als 14 Tagen keinen Brief erhielt u. die 2 letzten ohnedem von zieml. alten Datum. Ich hab auch Deinen vorigen vom 15. Aug. richtig erhalten, worinn aber die Vermehrung Deiner Familie das einzige angenehme war.

Es ist traurig, daß noch keine Ordnung im Postlauf sich wieder einfinden will. Meine Frau klagt, sie habe als sie diesen letzten Brief schrieb (am 27 Aug.) in 30 Tagen keinen Brief von mir erhalten, u. ich schreibe mich fast tod. — Ihre beiden vorletzten Briefe den vom 29 Jul. u. 17 Aug. hab ich doppelt u. dreyfach beantwortet, theils aus Vorsicht, theils weil ich was wichtiges vergeßen zu haben glaubte, und endlich schrieb ich noch vorigen Mittwochen (am 6t dieses) daß nun wieder der Nürnberger Wagen Tags vorher zum erstenmahl hier angekommen sey. Das war der

---

[1]) Seit dem 14. Juli war die fahrende Post eingestellt; die reitende ging am 28. August seit vierzehn Tagen wieder. S. Schiller's Beziehungen. S. 250 und S. 254.

[2]) Diesen Brief empfing Schiller am 14. September. S. Calender. S. 29.

5te Brief auf jene 2. Daß nicht blos Unsicherheit der Wege, sondern auch u. vorzügl. Nachläßigkeit* auf einigen Postämtern an dieser Unordnung Schuld sey seh ich daraus: meiner Frauen vorletzten Brief vom 17ten August erhielt ich am 27ten also gerade in dem Zeitraum, wo die famöse Menschenjagd in unserm unglückl. Franken gewesen war, da die Flucht d. geschlagenen Franzosen u. ihre Rache die Gegenden zwischen Koburg und Nürnberg zu einer Mördergrube machte, war dieser Brief unterwegs u. hauptsächl. in Franken. Wären diese Treibereyen nicht vorgefallen, ich hätte alles angewandt um den guten Papa noch zu sprechen. Ich würde aber auch riskirt haben, daß ich hier unterdeß bestohlen worden wäre, denn ich habe eine sehr leichtsinnige Magd — und was das meiste wäre, ein neuer Einfall der Franzosen im Bamberg. und Würzburg. könnte mich vielleicht gar bei der Rückkehr unterwegs aufgehalten haben. Meine Frau wird deswegen wohlthun von der ersten fahrenden Post Gebrauch zu machen, hoffentlich wird dieß auch geschehen, und ich schreibe deshalb nicht mehr, in der Voraussetzung der Brief werde sie nicht mehr antreffen.

Ich wünsche Deine Gesundheit leidlich (eigentlich wünschte ich sie vollkommen) und nehme stets empfindlichen Antheil an Deinem Leiden, (wiewohl ich bisher kaum vor eignem Leiden an fremdes denken konnte.) Die Deinigen umarme ich herzlich. Wenn Hr. v. Wolzogen u. seine Frau noch dort sind, so sage ihnen, daß ein Brief vom 12 Jul. von meiner Frau an mich verlohren gegangen, in welchen der irre gegangene Brief an Fr. v. Wolzogen eingeschloßen war.

Ich bin herzl.

der Deinige

Reinwald.

Eben sagt mir die Zeitung, daß die Franzosen bei Würzburg [1]) von d. Kaiserl. wieder geschlagen u. ihr Chef Bernadotte gefangen sey. [2]) Dann wär es ja in Franken noch sicherer. — Da meine Frau

* Vor einiger Zeit brachte meine Frau erst durch langes Nöthigen 2 Briefe v. der Stuttgarder Post heraus, die ganz abgeläugnet worden waren. —

[1]) Der Erzherzog Karl schlug den 3. September bei Würzburg die Franzosen unter Jourdan und nöthigte ihn zum eiligen Rückzug an den Rhein.

[2]) War eine falsche Nachricht.

ſchreibt, daß die Poſten im Würtemberg. Franzöſiſch ſeyen, ſo kann das die Urſache der Zurückbleibung meiner Briefe ſeyn. Wenn nur das auf die Stockung des Poſtwagens nur keinen Einfluß hat, ſonſt wüßte ich meiner Beſorgnis kein Ende. Eigne Gelegenheiten ſind koſtbar und unſicher.

Solltest Du l. Bruder, unmittelbar nach Empfang dieſes Briefes nach Schwaben ſchreiben, ſo könntest Du dieſen Brief dorthin ſchicken. Hilft es nicht, oder iſts überflüßig, ſo ſchadet es auch nicht. —

Jena 19. 7br. 96.[1])

Du erhältſt hier Nachricht, lieber Bruder von der letzten Auflöſung des guten Vaters, die, ſo ſehr ſie auch erwartet; ja gewünſcht werden mußte, uns alle aufs Tiefſte betrübt. Der Beſchluß eines ſo langen und dabey ſo thätigen Lebens iſt ſelbſt für den gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenſtand: wie muß er es denjenigen ſeyn, die er ſo nahe angeht; ich muß mich des Nachdenkens über dieſen ſchmerzlichen Verluſt mit Gewalt entſchlagen, weil ich

[1]) Zuerſt gedruckt in (Caroline von Lengefeld) Schiller's Leben. Zweiter Theil. S. 166—168. Am 8. September gab Chriſtophine die Nachricht (ſ. Schiller's Beziehungen. S. 254—258) von dem erfolgten Tode des Vaters, die am 19. September eintraf und von Schiller ſogleich in dem vorſtehenden Briefe an Reinwald mitgetheilt wurde. S. Calender. S 29. Chriſtophine kehrte von der Solitüde Anfang October nach Meiningen zurück. Johann Caſpar Schiller, geb. den 27. October 1723 zu Bittenfeld unweit Waiblingen in Würtemberg ſtarb am 7. September 1796. Seine eigenhändige Selbſtbiographie, unter den Titeln „Curriculum vitae meum. Meine Lebensgeſchichte.“ „Solitüde, den 17. Mai 1789,“ unterzeichnet, iſt mitgetheilt in Schiller's Beziehungen. S. 1—19.

Von dem vorſtehenden Briefe an bis zu dem darauf folgenden, ſind nachſtehende nicht mehr vorhandene Briefe aus unſerem Briefwechſel, in Schiller's Calender, notirt. S. 29 den 28. September von Reinwald. — S. 30 den 12. October von Chriſtophine; wahrſcheinlich die Meldung ihrer glücklichen Rückkehr von der Solitüde nach Meiningen. S. Schiller's Beziehungen. S. 181. — S. 31 den 26. October von Schiller an Chriſtophine; ſie bekam dieſen Brief am 29. October und beantwortete ihn noch an demſelben Tage; Schiller empfing die Antwort am 2. November. S. Schiller's Beziehungen. S. 258—260.

die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch soviele unangenehme Ereigniße auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer und wir müßen erst die Kriegsereigniße auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Grenze abwarten.

Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir, aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schikśale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsre Privatbegebenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsre Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung Ihrer kindlichen Pflichten leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicher Weise geschehen kann.

Tröste sie doch, wenn Du ihr schreibst, es bekümmert sie, Dich verlaßen zu wißen und Dir nicht helfen zu können.

Lebe recht wohl l. Bruder

Der Deinige

Sch.

M. den 8. Februar. 1797.[1])

Liebster Bruder! Bey dieser Gelegenheit, da ein kleines Geschäfft mich nöthigt, Dich um gütige Besorgung dieser Briefe zu bitten, frage ich hoffnungsvoll nach Deiner und Deiner lieben Frau und Kinder Gesundheit?

Hypochondrische Schwäche hat mich bisher verhindert, außer

---

[1]) Den 10. Februar angekommen. S. Calender. S. 39.

meinen pflichtmäßigen Arbeiten etwas aufzusetzen, und Dir zur Probe ob es druckenswerth sey, einzuschicken.

Es wird ja hoffentlich nicht immer so fort gehen — Erfreue uns bald mit angenehmen Nachrichten!

Dein tr. Br.

WFHReinwald.

Liebster Bruder!

Schon lange sehne ich mich nach Nachrichten von Euer Aller Gesundheit! möchten wir sie doch recht bald und befriedigend für unsre Wünsche erhalten! Die langen trüben Wintertage machten auch nicht die beste Wirkung auf unsere Gesundheit; und ich sehe mit sehnsucht dem Frühjar entgegen wo ich mir mehr Bewegung machen kan. Von der lieben Mutter und Louise sind die lezten Nachrichten vom vorigen Monath sehr beruhigend, welches sie Dir auch werden geschrieben haben; es ging noch beßer als ich vermuthete mit der Pension und so kan sie auch auskommen, wenn nicht die Lebensmittel noch mehr steigen.

Recht oft sehne ich mich nach einer Mündlichen Unterredung mit Euch Lieben, wenn wir nur so manchen trüben Abend in Euer Gesellschaft uns erquiken könten?

Erhalte mir doch das freundschaftliche Andenken Deiner lieben Lotte, und küße mir tausendmal die kleinen Lieben von Deiner Dich herzlich liebenden

Schwester Chr.

Liebe Schwester und Bruder [1])

Wir haben lange auf Nachrichten von euch gewartet, und freuen uns herzlich zu hören, daß ihr wohl seid. Die kleinen Uebel, die der Winter bey sich führt, werden mit dem Frühling schon vergehen, dem ich mich auch herzlich entgegen sehne. Bey uns Gottlob ist alles wohl, und mit meiner Gesundheit geht es wenigstens so leid-

[1]) Dieser Brief ist nach dem Calender. S. 39 zu datiren „Jena d. 17. Februar 1797."

lich fort. Ich hoffe bald sie merklich zu verbeßern, denn wir sind eben im Ankaufe eines Gartens und Gartenhauses[1]) begriffen, wo wir den Sommer ordentlich leben können, und vielleicht sogar im Winter, wenn wir uns auf einige Bauveränderungen einlaßen wollen. Ich mußte dieses Mittel ergreifen, ein eigen Haus und Garten zu kaufen, weil ich sonst gar keine Möglichkeit sehe, mich an die freie Luft zu gewöhnen, die mir so nöthig ist.

Von Leonberg[2]) habe ich noch nicht lange Nachrichten, daß dort alles leidlich wohl ist, biß auf eine kleine Unpäßlichkeit der lieben Mutter. Wegen ihrer Pension schrieb ich dieser Tage an den Kammerdirector Autenrieth[3]) und will nun sehen, was es fruchtet.

Lebt wohl ihr Lieben. Lotte grüßt herzlich, auch der kleine Karl empfiehlt sich.

Euer treuer

Bruder Sch.

Liebster Bruder![4])

Allzuoft ereignet sichs, daß ich Dich um Gefälligkeiten dieser Art bitten muß, nehmlich Einschlüße oder Aufträge beſorgen zu laßen, wie die gegenwärtigen: ich habe aber auch Anlaß, nach Deiner Ge-

---

[1]) Der Professor Schmidt'sche Garten, zwischen dem Engelgatter- und Neuthore, jetzt Garten der Sternwarte. Auch der Professor Huseland in Jena bewarb sich um denselben (s. Schiller's Brief vom 5. Februar 1797 in Aus Weimars Glanzzeit. Von August Tiezmann. S. 16). Im Calender S. 39 finden wir unter dem 8. Februar die Notiz „Das Gebot von 1150 Rthlr. auf den Garten gethan." Am folgenden Tage theilte Schiller an Goethe das Gebot mit und fügte hinzu er hoffe den Garten um 1200 Rthlr. zu erhalten, (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nr. 279) dessen Ankauf auch auf Goethe's Zureden erfolgte. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte des Gartens; Schiller baute sich aber am obern Ende gegen den Leutra-Bach zu noch ein besonderes Häuschen, so daß der ganze Besitz ihm etwa 2200 Thaler zu stehen kam.

[2]) Nach dem Tode des Vaters hatte Schiller's Mutter die Absicht mit ihrer Tochter Louise nach Meiningen zu gehen, sie zog aber Ende 1796 nach Leonberg, unweit der Solitüde, wo sie im alten Schloß ein „standesmäßiges Logis" erhielt. Ihren ersten Brief von dort, der nicht mehr vorhanden ist, empfing Schiller am 23. Januar 1797. S. Calender. S. 38.

[3]) S. Schiller's Beziehungen. S. 180, 182, 187 u. 376.

[4]) Dieser Brief ist im Calender nicht verzeichnet.

ſundheit zu fragen, die mein Denken ſo ſehr beſchäfftigt, als immer meine eigne.

Ich vernahm mit Freuden aus Deinem letzten Briefe Deinen Ankauf eines Gartens u. Gartenhauſes[1]) zur Wohnung, deßen Zweck der Genuß öfterer friſchen Luft ſeyn ſoll; wozu ich Glück wünſche. Seit geraumer Zeit ſtand ich auch in Tractaten wegen eines Hauskaufs.

Die Veranlaßung dazu war der mir immer läſtiger werdende Umſtand, daß ich des Winters kein beſonderes Studier- u. Arbeitszimmer habe; wodurch ich nun alle Augenblicke in der beſten, oft ſeltenen u. längſt erwarteten Geiſtesſtimmung geſtöhrt werde, wenn Leutchen unangemeldet eintreten, deren meiſte Beſchäftigung Schwätzen iſt. — Ich habe bis 1100 fl. auf das Haus geboten, das gerade mir bequem, ſonſt aber keine Vorzüge hat, als ein leidliches Ausſehen, hübſche Lage, und blos 3 Stuben, 3 Kammern * und ein Räumchen, ſtatt eines Hofs, das zu 2 bis 3 Klaftern Holz u. einem Schweinſtall hinreicht. Das Beſte aber daran iſt, es enthält keine auffallende architektoniſche Fehler u. keinen baufälligen Theil. Dieß iſt der laufende Preis eines ſolchen Häuschens. Eine Familie mit Kindern hat ſchon ein Haus für 2000 fl. bis 2000 Thlr. nöthig. Kaum konnte ich ſoviel als das Gebotene anwenden, wollte ich mich nicht aller Reſſourcen entblößen u. einige kleine Intereßen eines ſicher ſtehenden Kapitals auf immer entbehren. Wir zweifeln nicht, daß Du vielleicht die Penſion der l. Mama noch ins Reine bringen wirſt. Hr. v. Wolzogen[2]) hat mir in der ſchnellen Durchreiſe v. Stuttgard her, blos von einem Gratial geſagt, um welches alljährlich von neuem gebeten werden müße, und dieß wäre eine wahrhaft précaire Wohlthat.

Lebe wohl, liebſter Bruder, ſo wie Deine liebe Gattin und die bekannten und unbekannten Kleinen die ich küße.

Meiningen,
d. 17. März, 1797.

Dein ewig treuer
Bruder Reinwald.

---

1) S. Anmerkung des vorhergehenden Briefes und S. 204 Anmerkung 1.
* 2 Keller, 2 Dachböden.

2) Wilhelm von Wolzogen, Schiller's Schwager, war am 29. December 1796 zum Kammerherrn und Kammerrath, in Weimar mit einem vom 1. April 1797 an laufenden Gehalt von 400 Thalern, ernannt worden. S. S. 75 Anmerkung 2 und S. 151 Anmerkung 1.

NS. Seit ohngefähr 3 Wochen hat meine Frau einen Umstand, der mir Kummer macht. Es ist ein hartnäckiger KnieGeschwulst[1]) mit Steifheit des Knies fast ohne Empfindung. Ich glaube daraus zu muthmaßen, es sey von der Art Geschwülste, die die Ärzte Fungi nennen. Ich brauche unsern Panzerbieter,[2]) bitte Dich aber doch, in der nächsten Unterredung mit Deinem Arzte deßen Rath auch einzuhohlen; denn das Principiis obsta liegt mir sehr an. — Ich werde weit ruhiger seyn.

Noch ein Wort, liebster Bruder! Der Hr. Prof. Mereau[3]) hat mich auf 2 meiner Briefe, die unsre HofBibliothek betreffen, noch keiner Antwort gewürdigt, obgleich der stolze Herzog Carl v. Würtenberg in Litteraturgeschäfften mir zu antworten beliebt hat; und überhaupt kann ich nicht klagen, daß irgend ein Mann von Gewicht mich diese Demüthigung empfinden laße; denn ich bin mir keiner Zudringlichkeiten bewußt. Kannst Du Ihm dieses sagen, so werd ich Dir dafür Dank wißen.

---

[1]) Von dem Knieübel wurde Christophine Anfang Mai vollständig befreit, wie sie an ihren Bruder und an ihre Schwägerin, in zwei Briefen vom 8. Mai meldet, die der Sohn des Hofpredigers Pfranger (s. S. 20 Anmerkung 4) überbrachte und in Schiller's Beziehungen. S. 260—263 mitgetheilt werden; aber im Calender nicht verzeichnet sind.

[2]) S. S. 91 Anmerkung 4.

Das vorstehende Fragment aus dem Jahre 1797, das sich erst später gefunden hat, wird wol auch in den Monat März zu sezen sein. Von diesem Fragment an bis zu dem hier folgenden Briefe sind noch aus dem Jahre 1797 nachstehende nicht mehr vorhandene Briefe, in dem Calender. S. 43 d. „7. Juni" von Reinwaldin und S. 52 d. „30. October" von Reinwald, verzeichnet.

[3]) Friedrich Ernst Karl Mereau, geb. d. 11. April 1765 zu Gotha, erhielt 1793 die Stelle eines Universitätsbibliothekars in Jena, 1795 außerordentlicher Professor der Rechte, 1803 ward er zum Commissionsrath und gemeinschaftlichen Amtmann zu Themar ernannt, seit 1807 Oberamtmann in Saalfeld und starb hochbetagt. Seine Gattin war die bekannte Dichterin Sophie Mereau, geb. Schubart, die sich von ihm 1804 trennte und Clemens Brentano heirathete, mit dem sie in Frankfurt, dann in Heidelberg lebte, wo sie am 31. October 1806 starb. Sie verkehrte mit Goethe und namentlich mit Schiller, ehe sie sich den Romantikern anschloß.

Da noch ein wenig Raum übrig ist liebster Bruder so will ich Dir die Freude bezeugen die ich über die gute Nachricht Deiner und der lieben Deinigen Gesundheit hatte. Ich hoffe ganz gewiß da Du nun eine Wohnung im Freien hast (zu welcher ich herzlich Glück wünsche) sie immer dauerhafter werden wird; ganz gewiß ist häufige Bewegung in frischer Luft eine Hauptsache, ich habe Dies schon so oft an mir selbst erfahren und es wäre recht traurig für mich wenn ich solcher durch irgend einen Zufall entbehren müßte.

Vor etlichen Tagen bekam ich Briefe von Leonberg, sie enthielten zwar die Beßerung der l. Mutter und auch die von der Louise aber die liebe Mutter ist immer besorgt wegen Gewißheit ihrer Pension und fürchtet sie lange nicht aus; da einige Lebens-Mittel als Holz und E (?) in einem sehr hohen Preis sind. Doch hoffe ich daß Dein Brief an den Cammer Director Authenrieth [1]) die Sache wieder in Bewegung bringen soll. Es ist auch bei der lieben Mutter etwas Hipochondrie die ihr die Zukunft oft so traurig vorstellt und wir müßen sie nur immer zu trösten suchen; ich fürchte nicht daß sie gar nichts vom Herzog bekömt es ist ihr ja versprochen worden, und kömt gewiß nur auf diejenigen an die die Sache besorgen. Wegen der Geschichte mit dem Vikari, [2]) die sie Dir auch werden geschrieben haben ist es noch immer zweifelhaft, könte die Louise ganz frei handlen so dächt ich solt sie die Bekanntschaft ganz aufheben da er sehr viel Zweideutiges im Caracter hat — aber so muß man die Sache von allen Seiten überlegen, und so viel ich merkte liebt sie ihn dennoch ob sie schon alle diese Fehler sieht; und dann ist es doch eine Aussicht der Versorgung da er aufs längste in einem Jahr einen Dienst bekommen muß, seine Mutter ist kürzlich gestorben die immer dargegen gewesen seyn soll —

Tausend herzliche Küße Allen

von Deiner Christophine.

[1]) S. S. 204 Anmerkung 3.

[2]) Johann Gottlieb Frankh, der später Schiller's Schwester Louise heirathete. S. S. 5 Anmerkung 2 und unten.

Jena 19. Jul. 98.[1])

Verzeih, lieber Bruder, daß Du die verlangten Memoires[2]) so spät erhältst. Das erstemal hatte ich sie vergeßen, und als Du mich neulich daran erinnertest war ich schon in Garten gezogen[3]) und von meinen Büchern in der Stadt getrennt.

Es freute uns recht, von Deinem und meiner lieben Schwester Wohlbefinden zu hören und von dem Gedeihen eures Berges. Ich weiß es von mir selbst, wie viel diese kleinen Anlagen und Einrichtungen zur Erheiterung des Gemüths beitragen. Freilich habe ich in diesem und im vorigen Jahr meinen Garten nur halb genießen können, weil soviel gebaut werden mußte, um unsre Familie, die doch 7 Köpfe stark ist und also viel Raum braucht, bequem unterzubringen. Jetzt haben wir aber alle recht gut Platz, und würden, des Raums wegen, auch des Winters hier wohnen können, weil es auch ganz nah an der Stadt ist, wenn man dem Wind und Schneegestöber in einem freistehenden dünn gebauten Hause nicht zu sehr ausgesetzt wäre. Wir können uns in drey Stockwerke vertheilen, die Kinder und das Gesinde bewohnen den untern Stock, meine Frau den mittlern und ich bewohne die Mansarden, wo ich ein großes Zimmer und zwei kleine Piecen habe. Die Küche ist vom Hause abgesondert. Auch habe ich diesen Sommer einen Pavillon am Ende des Gartens bauen laßen, von zwei Stockwerken, woraus man eine recht hübsche Aussicht hat. Meine Frau soll euch gelegentlich einen Riß, sowie auch einen Prospect des Gartens schicken.

Von Leonberg[4]) haben wir recht gute Nachrichten. Das gute Befinden meiner Mutter und ihre Zufriedenheit mit ihrer Lage in einer so äußerst drückenden Zeit ist mir sehr beruhigend.

---

[1]) Mit der Bemerkung von Reinwald: beantw. d. 1. Sept. S. S. 210. Der vorstehende Brief ist im Calender S. 64 den „20. Juli" und daselbst S. 63 den „28. Juni" ein Brief von Reinwald, der gleichfalls nicht mehr vorhanden ist, verzeichnet.

[2]) Reinwald wird die Memoiren zum zweiten Male, in dem von ihm nicht mehr vorhandenen Briefe, den Schiller in dem Calender S. 63 den „28. Juni" notirt hat, verlangt haben; ebenso scheint auch der Brief in welchem er diesen Wunsch zum ersten Male aussprach, verloren und nicht im Calender verzeichnet zu sein.

[3]) Am 7. Mai. S. Calender. S. 61.

[4]) Den letzten Brief von seiner Mutter hatte Schiller am 4. April erhalten. S. Calender. S. 60.

Ich umarme Dich lieber Bruder herzlich, Tauſend Grüße der lieben Schweſter.

Meine Frau grüßt euch gleichfalls aufs beſte.

Dein

treuer Br.

Schiller.

Meine Frau trägt mir auf, der Fine[1]) zu ſagen, daß ihr ein Brief von ihr durch H. v. Uttenhove vor 14 Tagen erſt zugekommen ſei und daß ſie ihn eheſtens beantworten werde.

Jena 16. Aug. 98.[2])

Meinen letzten Brief,[3]) lieber Bruder, haſt Du hoffentlich nebſt den Memoires richtig erhalten. Hr. M. Müller aus Bremen, ein alter Bekannter von Dir, wird Dir und Deiner Frau Grüße von mir überbracht haben. Sei ſo gut den Einſchluß an ihn zu beſorgen, den er mich an Dich zu adreſſiren bat, und empfiehl mich ſeinem Andenken.

Wir wünſchen und hoffen daß Ihr euch recht wohl befinden mögt und daß wir bald wieder Nachricht von euch bekommen.

Bei uns iſt alles wohl. Herzlich umarme ich Dich und die liebe Schweſter.

Dein treuer Bruder

Schiller.

M. den 1. Septbr. 1798.[4])

Lieber Bruder!

Für den ErgänzungsBand in die Reihe Deiner Memoiren,[5]) der uns in der Hofbibliothek fehlte bin ich ſchon lange eine Dank-

[1]) Chriſtophine, in der Familie Fine oder (ſchwäbiſch) Fene genannt.
[2]) S. Calender. S. 65.
[3]) S. den vorhergehenden Brief.
[4]) Empfangen am 6. September. S. Calender. S. 66.
[5]) S. S. 208 Anmerkung 2.

sagung schuldig, da mir doch der Band so willkommen war; aber es ist unbegreiflich, wie einem manchmahl die Laune auch nur zu einem kleinen Briefe fehlt, zumahl wenn man hypochondrisch-ängstlich ist, man möchte was abgeschmacktes schreiben, u. wenn man eine beßre Virtelstunde Geschäfte wegen nicht auffaßen kann. Ich freute mich über die Nachricht von Deinem Garten, der gar schön seyn muß, die liebe Schwägern wird Dein Versprechen bald realisiren, und uns Plan u. Prospect des Gartens gezeichnet schicken, auch die Nachricht wo-zugegen der Garten liegt. Meine Berge haben mir heuer wenig Obst geliefert, aber meine Landsleute oder vielmehr Mitbürger haben das nähmliche Schicksal gehabt, denn die Districte auf dem Lande umher haben ziemlich Obst, u. vielmehr noch das tiefere Franken. Seit beynah 8 Tagen eßen wir die schönsten reifen Zwetschgen aus Bamberg. Doch hat mich ein Schwäbischer Schillerischer Birnbaum mit $^1/_2$ Dutzt Früchten erfreut, der zweyte dorther, der nun trägt; der erste war ein Apfelbaum. Die andern ließen es nur noch bey Blüthen und Embryonen bewenden.

Der alte bekannte Mag. Müller ist ein gutmüthiger Schwärmer und hat uns viel wunderliches vom Hrn. v. Knigge[1]) erzählt, dem er in seiner letzten Krankheit beygestanden. Er war sonst sehr musikalisch und sang beynah mit gleichem Enthusiasmus wie Schubart.[2])

Und nun noch einen Gruß von Deiner Schwester, die sich das Verzeichnis von den zustrickenden Strümpfchen von der l. Schwägerin ehestens ausbittet, ehe denn der Winter angehe, und das Spinnen beginne. Sie wird nächstens selbst antworten.

Mit herzlicher Umarmung

Dein treuer Bruder

WFHReinwald.

Einst bey schicklicher Gelegenheit wünschte ich doch noch zu meinem 1st Theil der MaltheserGeschichte[3]) den 2ten zu haben. Bey den neusten Zeit-Geschichten fällt einem das alte Maltha wieder ein.

Solltest Du etwa unter den Sammlern der Subscribenten für

1) S. S. 73 Anmerkung 3.
2) Der Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart.
3) S. S. 149 Anmerkung 2.

Pfeffels Gedichte,[1]) auf Cotta's Antrag, Dich engagirt haben; so bitte ich uns auch für ein Exemplar der kleinern Ausgabe auf Druckpapier, aufzuschreiben.

M. den 15. Febr. 1799.[2])

Ich danke Dir auch meines Theils, liebster Bruder! für das Vergnügen, das so manche Stücke im Almanach von 99[3]) uns gewährt haben.

Die Bürgschaft[4]) u. der Kampf mit dem Drachen[5]) steht nach meinem individuellen Geschmack oben an, dann kömmt das ideenreiche Bürgerlied[6]) das eine Culturgeschichte in nuce heißen kann, woraus ich aber gerne den Aar heraus hätte, ob er gleich mein Bekannter aus der Mittelzeit ist. —

Ich bitte gar sehr um ein ganz schlichtes Exemplar vom Wallenstein,[7]) wenn er vollendet seyn wird. Ernst ist das Leben[8]) in uns und außer uns, letzteres vorzüglich wegen der Schurken und Egoisten, daher es wohl thut, die Kunst heiter zu finden. Bald wird es lauter Poesie seyn müßen, (wenigstens im südlichern Theile unsers Deutschlands) wenn es uns anlachen soll, so trüb wölkt sichs um den Kosmopoliten. —

Ich wünsche Dir gesunde Tage und grüße die liebe Schwägerin herzlich.

---

[1]) Die Ausgabe von Pfeffel's Gedichten bei Cotta erschien später.

[2]) Angekommen am 18. Februar. S. Calend'er. S. 72.

[3]) Musen-Almanach für das Jahr 1799. herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 12⁰. Mit einem Titelkupfer von H. Meyer gest. von H. Guttenberg.

[4]) S. a. a. O. S. 176—182.

[5]) S. a. a. O. S. 151—164.

[6]) S. a. a. O. S. 189—199.

[7]) Im Musenalmanach für 1799 war am Schluß der „Prolog zu Wallensteins Lager" S. 241—247 abgedruckt und daselbst angezeigt daß der Wallenstein Ostern 1799 erscheinen würde.

[8]) Schluß des Prolog's zu Wallensteins Lager „Ernst ist das Leben; heiter ist die Kunst."

Erweise mir die Gefälligkeit, diesen Einschluß an die Behörde zu besorgen.

Dein treuer

WFHRd.

So viel leeren Raum als hier noch übrig ist kann ich unmöglich in die Hände meines geliebten Bruders abgehen laßen, ohne Ihm auch ein paar Worte von mir zu sagen — Vors erste danke ich Dir herzlich für den schönen Allmanach! Da mein Mann Dir die vorzüglichsten für uns schon genant hat so übergehe ich, Dir die Freude zu beschreiben die sie mir gemacht haben, und noch oft machen werden denn ich lese immer Deine Gedichte so lange bis ich sie ganz auswendig kan; wo ich mir dann bei jedem stillen, einsamen Augenblick sie wiederhole. Wie manche Stelle erinnert mich dan an jenen glüklichen Zeitraum unserer Jugend wo die freundliche Bilder in ihrem Gefolge mir noch jezt so glükliche Augenblike gewähren. Doch auch jezt genieße ich so manche frohe Stunde und es würde Undank gegen die Vorsehung seyn diese nicht auffaßen zu wollen; zu meinen glüklichen Stunden hier trägt die Edle Fürstin von Neuwied[1]) unendlich viel bey, die mir so viel Atenſion und Liebe* bezeugt. Sie hat mich schon oft zu sich bitten laßen, und hat mich auch selbst schon mit Ihrer Prinzeßin besucht und 3. volle Stunden bey mir verweilt; ich wünschte nichts mehr als daß Du sie persönlich kenteſt; Ich halte Sie in mancher Rükſicht vollendet, und weiß kein schöneres Ideal zu dem Deinigen von weiblicher Vollkommenheit als Sie; Ihre Achtung für Deine Gedichte ist auferorndlich; gewiß ist sie mir nur deßwegen so gut weil ich Deine Schwester bin!

Neulich las Sie, wie sie es oft thut, in einem grosen weiblichen Zirkel Dein Gedicht: Die Würde der Frauen[2]) vor, welches

[1]) Die Fürstin Marie Louise Wilhelmine von Wied-Neuwied, geb. am 13. Mai 1747, gest. am 15. November 1823, war eine Tochter des Grafen Ferdinand von Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Mit dem Herzoglichen Hause zu Meiningen befreundet, bewogen sie die französischen Revolutionskämpfe 1796 ihre bis dahin so friedliche Residenz am rechten Rheinufer zu verlassen und sich mit ihren Kindern (sie hatte 6 Söhne und 2 Töchter) nach Meiningen zurückzuziehen, wo sie bis 1799 verweilte. S. Schiller's Beziehungen. S. 266.

* bey jemand anders als Dir würde ichs Gnade nennen.

[2]) Musenalmanach für 1796. S. 186—192: „Würde der Frauen."

eigendlich ganz eine Schilderung Ihrer einigen Vorzüge ist, und da sagte sie „Er muß ein rechtes liebes Weibchen haben“ — Das Gedicht: Ritter Tokenburg[1]) gefiehl ihr auch so wohl, was auch für mich einen so unbeschreiblichen Zauber hat. Dann: Die Ideale[2]) welches sie uns schon mehr als einmal vorgelesen hat, jede Schönheit erhält durch Ihr Vorleßen dopelten Reiz, denn so hörte ich noch niemand mit Geist und Gefühl sich in die Seele des Dichters zu denken und vorzulesen wie diese Frau; aber bey allen ihren Talenten und Vorzügen ist Güte der hervorstechenste Hauptzug Ihres Carakters, wie sonst könte sie alle Herzen so an sich ziehen: jedes sind sich glüklich, beßer, und verständiger in ihrer Nähe, und das vermag nur Reinheit der Seele, alle übrige Vorzüge würken nur oberflächlich auf uns.

Ich spreche Sie jezt alle Dienstag gewiß wo sie in unser Consert komt: Da winkt sie mir, mich zu ihr zu sezen, und im Angesicht des ganzen Hofs behält Sie immer das gleiche Betragen als wenn ich in Ihrem Hause allein bey Ihr bin. Du kanst mir nachfühlen liebster Bruder wie sehr mein Beſtreben dahin geht dieser Edlen Frau mich würdiger zu machen, und wie manche glükliche Stunde und frohere Aussicht mir diese Bekantschaft gewährt, denn wahrscheinlich muß sie noch lange hier bleiben da unsere Aussichten zu einem daurenden Frieden noch so ungewiß sind. Hast Du von der lieben Mutter kürzlich vielleicht Nachricht erhalten? Die lezten sind 3 Wochen worin Sie sehr unruhig mir schrieb weil sie glaubt ich wäre krank da sie 3 Monathe keinen Brief von mir bekommen hat — es sind zwey Briefe von mir an sie verlohren gegangen, auch auf diesem Weg nach Jena sind welche verlohren gegangen die die Hofpredigern[3]) ihrem Sohn geschrieben hat, wenn Du nur diesen gewiß bekommst! Gott erhalte Dich theuerster Bruder mit den lieben Deinigen und schenke Dir gesunde heitre Tage und laße uns bald das gute Glük einer persönlichen Umarmung genießen!

---

[1]) Musen-Almanach für das Jahr 1798. herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 12°. Mit einem Titelkupfer von d'Argent u. 9 Bl. Musik. S. 105—109: „Ritter Toggenburg.“

[2]) Musenalmanach für 1796. S. 135—140.

[3]) Pfranger.

Meiningen, den 19. April
1799.[1])

Mit den besten Wünschen, liebster Bruder, für Deine und der Deinigen Gesundheit bitte ich Dich, beyliegendes P. M.[2]) dem Hrn. Prof. Paulus[3]) nebst meinem verehrungsvollen Gruße, zu übergeben.

Ich bin mit einem Collegen gesegnet, dem ich stets auf die Hände sehen muß, damit er nicht seinen Gönnern u. Freunden Bibliotheksbücher für immer zuträgt. Daß er mir nun diesen Dienst reciprociren werde, läßt sich wohl denken, und so hat er mir Vorwürfe gemacht, daß ich das quästionirte Buch so lange in fremden Händen (obgleich bescheinigt) gelaßen habe.

Eben dieser saubere Herr (dem ich keinen Augenblick Unrecht thue, wenn ich ihn geradezu einen Schurken nenne) meine wahre Lebensplage; war Schuld daran, daß ich vor einiger Zeit Dir zumuthen mußte, uns einen fehlenden Band Deiner Memoiren, in die Bibliothek zu schenken.

Nach deßen Empfang entdeckte ich einen Grund, (dieser Grund war ein vorgefundenes Verzeichnis uns von Jena zugeschickter Bücher.) Das Buch als unter unsrer Sammlung, aber in des Collegen Hause zu vermuthen u. drang auf Nachsuchen u. da kam es denn endlich zum Vorschein, mit der schönen Entschuldigung, es sei unter seine Bücher gekommen. Ich hätte die Duplette die nun ganz müßig daliegt Dir längst mit Gelegenheit zurückgeschickt, letztere aber noch nicht gefunden. (Ich selbst besitze schon ein Exemplar durch Deine Güte). Lebe wohl u. erhalte mir Deine Liebe!

Dein tr. Br.

WJHReinwald.

---

[1]) Fehlt im Calender, wo auch S. 76 ein nicht mehr vorhandener Brief von Reinwald d. „6. Mai" verzeichnet ist; auch Charlotte beantwortete am 24. Mai (s. E. Urlich) Charlotte von Schiller. S. 344—346) einen gleichfalls fehlenden Brief von Christophine, den sie bei ihrer Zurückkunft von Weimar am 25. April in Jena (s. Calender S. 75) vorfand und von Christophine am 6. Juni beantwortet wurde. S. Schiller's Beziehungen. S. 265—269.

[2]) Scheint nach dem Folgenden ein Mahnzettel gewesen zu sein.

[3]) S. S. 129 Anmerkung 1.

M. den 11t Junii, 99.[1])

Liebſter Bruder!

Meine Verwandten in Erfurt, Rumpels, haben mir ſchon vorm Jahr angelegen, ſie zu beſuchen, ich mußte es ihnen aber abſchlagen. Heuer wiederhohlen ſie ihre Einladung, und ich habe nicht das Herz zu einer abermahligen Negative, beſonders da ich zugleich meine Schweſter in GroßenRudſtädt[2]) bey Erfurt u. meinen alten Onkel[3]) in Gotha ſprechen kann, wiewohl ich weder geſund genug bin, dieſe Reiſe vorzunehmen noch ſonſt Beruf genug dazu fühle, gewiße FamilienAngelegenheiten ausgenommen.

Es thut mir weh, da ich in Erfurt einmahl ſeyn muß, Dich, liebſter Bruder [nicht] dort zu ſehen u. Dir ein RendezVous geben zu können, denn das wird Deine Geſundheit ſchwerlich erlauben; und meine Schwäche, die dieſen harten Winter zugenommen zu haben ſcheint, und die von jedem zu großen Steigen oder Fallen des Barometers u. Thermometers vermehrt wird, macht mich auch ganz ſchüchtern noch weiter zu reiſen, wozu noch die jetzigen *großen* Foderungen der Miethkutſcher kommen. (Und meine litterariſchen Arbeiten, die Quellen meiner Reiſen, ſind, weil ich nur zu ſolchen Muth habe, denen ich gewachſen zu ſeyn glaube, nicht ſonderlich ergiebig.) Endlich iſt ja die Hauptvorausſetzung noch nicht klar, ob Deine Geſchäffte einen ſolchen Beſuch verſtatteten, u. ob Du auch in Deinem Gartenhauſe Raum haſt uns zu herbergen: denn ich muß geſtehen, zu weiten Gängen, zumahl in ſchwülen Tagen bin ich — nicht zu träge — ſondern zu ſchwach.

Ob nun gleich die Möglichkeit, bis Jena vorzudringen, nur noch bloße Möglichkeit iſt, ſo wünſchte ich doch, liebſter Bruder, daß ich auf dieſen Fall von dieſen letztern Umſtänden unterrichtet wäre. Dieß könnte durch Deine Güte in einem Billet,[4]) abzugeben beym

---

[1]) Angekommen den 14. Juni. S. Calender. S. 77.

[2]) Rudeſtedt im Großherzogthum Weimar.

[3]) Hofrath Stieler. S. S. 134 Anmerkung 1.

[4]) Dieſes Billet iſt im Calender nicht verzeichnet. Schiller erwartete Reinwald's am 18. Juni in etwa acht Tagen, wie er hierüber an Goethe (ſ. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Nr. 612) ſchreibt „Meiner Schweſter gönne ich dieſe Zerſtreuung gerne, aber mit dem Schwager weiß ich nichts anzufangen, der wird mir wohl ſechs Tage wie ein Klotz angebunden ſein.“ Noch vor Reinwald's Eintreffen in Jena iſt im Calender S. 78 ein Brief von ihm

Prof. Medicinä Rumpel in Erfurt, wo ich gegen den 18 oder 19t dieſes Monaths zu ſeyn hoffe, geſchehen.

Empfiehl mich Deiner lieben Gattin!

D. tr. Br.

WFHReinwald.

Meiningen den 10. Julii 99.[1])

Liebſter Bruder!

Da meine Frau Dir vermuthlich das Tagebuch unſrer Reiſe mitgetheilt haben wird, u. ein gutmüthiger Freund mir die Zeit genommen hat, die ich zu einem umſtändlichern Briefe beſtimmt hatte; ſo muß ich es nur bey einer allgemeinen Dankſagung u. bey dem Bekenntnis bewenden laßen, daß Du und Deine liebe Frau alles gethan haben, uns angenehme Tage in Jena zu ſchaffen. Die nachfolgende Woche nach unſerm Abſchied von dannen haben wir zwiſchen Erfurt und Gotha getheilt um meine Verwandte zu ſehen. Am letztern Orte waren mir mein alter Onkel,[2]) ſeine Tochter Madam

---

am „21. Juni“ notirt, der nicht mehr vorhanden iſt, und daſelbſt folgende Notizen über den Beſuch aufgezeichnet: am 24. Juni „Reinwalds hier geweſen.“ (S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Nr. 616) „Uebrigens raubt mir dieſer Beſuch, der bis den Sonntag dauert, einen großen Theil meiner Zeit und alle gute Stimmung für den Ueberreſt; ich muß dieſe Woche rein ausſtreichen aus dem Leben.“ Am 27. Juni „Mit Reinwalds nach Dornburg gefahren.“ (ſ. a. a. O. Nr. 618) und am 30. Juni „Mit Reinwalds nach Weimar gereiſt.“

[1]) Angekommen den 15. Juli. S. Calender. S. 79. Am 18. Juli ſchreibt Chriſtophine „Vorgeſtern Abends 1/4 11 Uhr ſind wir endlich glücklich in unſerm kleinen Meiningen wieder angekommen.“ S. Schiller's Beziehungen. S. 269. Das wäre am 16. Juli, da aber das Datum unſres Briefes auch durch die Calendernotiz als ſicher feſtſteht; muß Chriſtophine ihren Brief am 10. (oder 8.) Juli und nicht am 18. Juli geſchrieben haben und auch Reinwald auf eben dieſen Brief ſeiner Frau ſich bezieht. Der Abſchied fand in Weimar am 30. Juni (Sonntag) ſtatt. Die Woche bis Sonntag d. 7. wurde zwiſchen Erfurt und Gotha getheilt, auch das führt auf den 8. (Montag) als Tag der Rückkehr nach Meiningen, aber nicht auf den 16. Juli.

[2]) S. S. 134 Anmerkung 1.

Gotter, einige neue Artikel auf der Bibliothek, Schlichtegroll[1]) und der Stopfelische Park, (ein Gegenstück zu dem Griesbachischen Garten in Jena, aber mit mindrer Aussicht) am interessantesten. Bey Gotha die Seeberger Sternwarte,[2]) eine Stiftung die dem menschlichen Verstande und dem Stifter Ehre macht und in Erstaunen setzt. — Ich bitte Dich, liebster Bruder, mich bey Madam Griesbach,[3]) Hrn. Melish[4]) und Hrn. Haarbauer[5]) (deßen Arzney ich fortgebraucht habe, obgleich mein Magen sich gleich mit Eintritt der warmen Witterung gebeßert hat) in gütigen Andenken zu erhalten, u. diesen Einschluß zu beſorgen.

Dein treuer u. verbundenster Bruder

WFHReinwald.

Meiningen d. 17. Aug. 1799.[6])

Ihrer Herzensgüte, liebste Frau Schwägerin, würde ich mich gleichwohl oft u. stets erinnern, wenn Sie mich gleich nicht mit

---

[1]) Adolph Heinrich Friedrich Schlichtegroll, geb. d. 8. December 1765 zu Waltershausen, im Herzogthum Gotha, Verfaſſer des bekannten seit 1790 herausgekommene „Nekrolog der Deutschen," starb als Director und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften, am 3. December 1822 zu München.

[2]) Von dem Herzog Ernst II. 1787—1791 erbaut.

[3]) Die Kirchenrath.

[4]) Joseph Charles Mellish, geb. in England 1768, preußischer und weimarischer Kammerherr, lebte am Hofe zu Weimar, im lebhaften Verkehr mit Schiller und Goethe und andern dortigen Gelehrten und Schriftstellern, verheirathete sich mit Caroline Freiin von Stein-Ostheim und starb als Großbritannischer Generalconsul in Niedersachsen und den freien Hansestädten am 18. September 1823 zu London. Mellish übersetzte Die Maria Stuart, die Piccolomini und Hermann und Dorothea, ins Englische, und gab auch eigene Gedichte und andere Uebersetzungen „Gedichte von Joseph Charles Mellish, Esq. Hamburg 1818, bei Perthes und Besser." 8°, heraus.

[5]) Dr. Joseph Haarbaur, hatte als junger Mediciner Schiller während seiner Krankheit im Winter 1799 und im Frühjahr 1800 treu gepflegt und war von der Zeit an enge mit der Familie verbunden, 1805 Director des Medicinal-Collegiums in Fulda und ging 1810 nach St. Petersburg. S. (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 3 S. 108—109.

[6]) Fehlt im Calender. Dies Billet gehört vermuthlich zusammen mit

meinem LieblingsKäse beschenkt hätten. Sie haben mich oft zufrieden mit mir selbst u. mit der Welt gemacht, wenn ichs nicht war, u. es freut mich, daß jetzt noch mehrere Menschen als sonst; dieß gute Herz erkennen und das ihrige Ihnen hin geben.

Meine Reise ist mir ziemlich wohl bekommen, ich bin in gegenwärtiger Periode gesünder u. nervenstärker als zuvor. Meine Magenschwäche hat sich bey der Retour nach Erfurt noch einmahl geregt; aber beym ersten Eintritt der Sommerwärme zu Anfang des Julii kam meine Eßlust wieder. Ich denke oft an Hr. Haarbauer[1] mit vielem Dank und mit vieler Achtung. Empfehlen Sie mich doch ja der guten Fr. Kirchenräthin[2] und erhalten Sie mich bey Ihrem lieben Schiller in brüderlichzärtlichem Andenken.

Ich darf Sie wohl bitten, den Einschluß gütig zu besorgen, und beym Hrn. Prof. Paulus das neben verzeichnete Buch* zu erinnern, und ihm meine fortdauernde Verehrung zu versichern.

WFhReinwald.

Meiningen, den 9. Novbr.
99.[3]

Liebster Bruder!

Es würde mich sehr freuen zu wißen, daß der wüste November weder Deinem Geiste noch Deinem Körper Eintrag gethan habe. Bey mir fühl ich schon ein Schwanken ich strebe aber mich im Gleichgewicht zu erhalten. —

Vielleicht ist nun Deine Familie vermehrt, dann wünsch ich Dir und der Wöchnerin Glück. Auch tönt eine Nachricht, Du werdest jedesmahl den Winter über Weimar zum Aufenthalt wählen. Sollte das fest beschlossen seyn, so bitte ich noch eh es geschieht, das mir und den hiesigen Musen (wenn gleich deren Existenz nicht er-

---

dem undatirten von Christophine an Schiller's Frau in Schiller's Beziehungen. S. 270–271.

* Chardin Voiage en Perse aus Herzogl. Meininger Bibliothek.

1) S. S. 217 Anmerkung 5.

2) Griesbach. S. unten.

3) Fehlt im Calender.

wiesen ist) so wichtige Geschäfft, die Reclamation eines Exemplars der Allg. Litteraturzeitung für unsre Herzogl. Bibliothek zu negociiren. Ich gedachte zwar Dich mit diesem Auftrag verschonen zu können, u. schlug dem Hrn. von Hendrich[1]) (der als ein GeheimeRaths-Mitglied PatronatsRecht und Pflicht unsrer Bibliothek hat) vor, es bey seiner Reise nach Leipzig u. Altenburg zu besorgen; aber er zweifelt daß er Jena so bald besuchen werde, folglich dürfte seine Bemühung von zu langer Hand seyn, und überdieß weiß ich auch daß Du Dir aus dieser Edelthat ein Verdienst machst u. daß Deine Worte die Kraft haben werden, die sie haben müßen. Ich wünschte sehr, daß das Repertorium[2]) (sowohl das von 1785—90, als von 1791—95) mit einbedungen würde, da es ein fleißig gearbeitetes Werk ist u. unsre Lücken im Litterarischen Fach der Bibliothek stattlich ergänzen würde. Lieber wollte ich auf die vor diesem Jahr 99 hergehenden Jahrgänge Verzicht thun und mir blos wichtige Ergänzungen derselben aus dem MaculaturVorrath vorbehalten; denn es ist freylich erbärmlich anzusehen wie das BarmherzigkeitsExemplar der Allg. Litter. Zeitung, das unser GeheimerathsCollegium, Regierung und Consistorium, wenn sies abgelegt haben uns schenkt, u. von welchem fast bey jedem Collegienrath ein Stück liegen bleibt, der Bleßuren so viel hat.

Doch ich will Dir das ganz überlaßen, l. Bruder, Du wirst Dein möglichstes thun (ich würde wenn ich im neuen Französisch schriebe, sagen müßen: Vous ferez l'impossible) und hiemit Gott befohlen. Bleibe mir gewogen! Ich küße Deine Kleinen.

Dein tr. Bruder

WFHReinwald.

Solltest Du dem Hrn. Prof. Paulus begegnen, so bitte ich sehr, den Chardin der in unsre Bibliothek gehört, bey ihm zu erinnern. Ich muß mir Vorwürfe deshalb von meinem saubern Collegen machen laßen, die mich schmerzen.

Auch von mir Tausend herzliche Empfelungen Dir liebster Bruder und Deiner lieben Frau! recht sehr verlangt mich zu wißen wie

---

[1]) S. S. 156 und 157.

[2]) Gehörte zu der Allgemeinen Literaturzeitung.

Sie Sich befindet; ich denke jezt täglich an Sie; und wünsche Ihr von Herzen glükliche Entbindung.

Die lieben Kleinen küße ich herzlich und hoffe von Euer Aller Gesundheit das Beste.

Aus Schwaben habe ich seid dem lezten Brief[1]) der den Deinigen einschloß noch keine weitere Nachricht erhalten; der Zeit nach muß die Louise nun in ihren künftigen Wohnort[2]) eingezogen seyn. Gott gebe daß es gut geht, und die liebe Mutter diesen Winter gesund übersteht, aufs Frühjar müßen wir darauf bedacht seyn welche Anstalten ferner zu treffen die besten sind. Ich umarme Dich mit Schwesterlicher Liebe!

Deine Chr.

Lieber Bruder,[3])

Du wirst mir gern verzeihen, daß ich euch von der Niederkunft meiner Frau und von ihrem unglücklichen Wochenbette[4]) so spät Nachricht gebe. Hätte ich vermuthen können, daß ihr durch Jemand anders früher davon hören würdet, so hätte ich freilich geschrieben, aber ihr solltet nicht eher Nachricht davon haben, als bis ich etwas Tröstliches würde schreiben können. Seit einer Woche ist sie nun

---

[1]) Der über Meiningen nach Jena ging, wird wol der im Calender S. 82 am 27. Sept. notirte, von Schiller am 8. October beantwortete Brief der Mutter, gewesen sein; er ist abgedruckt in Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken. Von E. Boas. Bd. 2 S. 472—474. Das uns vorliegende Original, befindet sich in dem Besiz des Kaufmann Herrn Carl Krieger, in Möckmühl in Württemberg.

[2]) Am 20. October 1799 hatte Louise zu Leonberg den Pfarrer Johann Gottlieb Frankh (s. S. 5 Anmerkung 1) geheirathet und war nach Cleversulzbach eine Stunde von Neuenstadt an der Linde im Oberamt Neckarsulm (Neckar Kreis) gezogen.

[3]) Im Calender S. 86 „am 6. December" notirt. Dieser Brief ist die Antwort auf einen verlornen, auch nicht im Calender verzeichneten Brief.

Schillers älteste Tochter, Caroline Henriette Louise, wurde am 11. October 1799 zu Jena geboren, heirathete 1836 in Volkstädt den schwarzburg-rudolstädt'schen Bergrath Franz Carl Emanuel Junot in Kaphütte auf dem Thüringer Wald, und starb am 19. December 1850 als Wittwe in Würzburg.

[4]) Schiller's Frau war vom 23. October bis zum 21. November schwerkrank.

gottlob von allen schlimmen Zufällen frei geblieben und wir haben die Reise nach Weimar[1]) seit vorgestern glücklich ausgeführt.

Sie war in den ersten Wochen nach ihrer Niederkunft, welche sehr durch Krämpfe erschwert wurde und wobey sie einen starken Blutsturz hatte, in Lebensgefahr und zwar an einem bösen Nervenfieber, sodaß ich einen Tag alle Hofnung verlor —

Nachdem das Fieber gefallen war, verfiel sie in einen Zustand des Wahnsinns, wie man ihn nicht selten bei Wöchnerinnen findet, aber dieser war so anhaltend und gieng durch soviele Grade und Gestalten hindurch, daß ich zuweilen ernstlich für ihren Verstand fürchtete und glaubte, das Uebel möchte gar nicht mehr zu heben seyn. In der siebenten Woche aber fieng es an sich zu geben und seit 8 Tagen hat sie ihre Besinnung völlig wieder, auch ihre Kräfte nehmen täglich wieder zu, sie ist heiter und keine Spur des alten Zustands ist mehr übrig.

Was ich in diesen 6 Wochen ausgestanden könnt ihr euch denken. Ohne meine Schwiegermutter, die die ganze Zeit über da war, hätten meine Kräfte es nicht ausgehalten, denn meine Frau duldete Niemand um sich als uns beide, schon der Anblick der Christine[2]) machte ihre Zufälle heftiger.

Nur die Grießbachin wurde noch von ihr gelitten, und diese hat uns in diesem großen Elend erstaunliche Dienste gethan.

Meine Gesundheit ist indeß doch nicht angegriffen worden, ob ich gleich binnen 12 Tagen 5 Nächte in kein Bette kam und auch den Tag über geängstigt wurde. Dem Hofrath Starke[3]) haben wir

---

[1]) Schiller war am 3. December nach Weimar (s. S. 222 Anmerkung 1) gezogen. S. Calender. S. 86 und Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nr 677 und 678. Danach müßen die Worte „seit vorgestern" am 5. December (Donnerstag) geschrieben sein; nach dem Calender, wäre der Brief aber am Freitag d. 6. December geschrieben, da die Zahl 8 im Datum unzweifelhaft ist, müßte der Brief liegen geblieben und am Sonntag d. 8. December für die Montagspost fertig gemacht sein. S. den folgenden Brief.

[2]) Die Magd.

[3]) Johann Christian Stark II., geb. den 13. Januar 1753 zu Ostmannstedt bei Weimar, studirte in Jena, ward 1779 außerordentlicher und 1784 ordentlicher Professor der Medicin und zweiter Director des Hebammeninstituts, 1786 weimarischer Hofrath und Leibarzt. 1804 geheimer Hofrath und Director der Entbindungsanstalt in Jena, und starb dort als Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Lententhal am 11. Januar 1811.

unendlich viel zu danken, denn es gab kein Mittel, das er nicht versuchte und ihre Wiederherstellung ist sicherlich nur durch seine Kunst bewirkt worden.

Das Kleine, eine Tochter, hat sich in dieser traurigen Zeit immer sehr wohl befunden, und uns durch seinen Anblick oft in unsern Leiden getröstet, denn es ist ein allerliebstes Kind, schön und blühend und wird bei einer gesunden und fröhlich gesinnten Amme, die wir ihm verschafft haben, zusehends stärker. Karlchen und Ernstchen sind auch recht wohl geblieben.

Meine Frau sagt euch viele Grüße und ist eures Antheils gewiß. Herzlich umarme ich euch

Dein treuer Bruder

Jena[1] 8 Dec. 99. Schiller.

Meiningen, den 21. Xbr 99.[2]

Lieber Bruder!

Dein Brief vom 8ten[3] dieses für deßen Detail wir Dir vielen Dank sagen, hat uns aus einer sehr schmerzlichen Ungewißheit gerißen, besonders da wir die Nachrichten von der Krankheit Deiner guten Frau aus einem Zeitpunkt erhielten, wo ihr Leben in Gefahr war; da stand uns oft die Thräne im Auge, die mehr ausdrückt, als was man sagen oder schreiben kann. —

Der guten Griesbach und dem Hofr. Starke[4] wißen auch wir unendlichen Dank für ihren Beystand, und mir ist, als ob mir eine schwere Last vom Herzen weggewälzt wäre: besonders da durch ein seltnes Glück auch Deine Gesundheit nicht angegriffen worden, deren Gefahr man sich denken kann, wenn man sich nur irgend in Deine damalige Lage versetzt. —

Von Leonberg und von CleverSulzbach haben wir auch leidliche Nachrichten, die Schwester Louise ist jezt ganz Landwirthin

---

[1] Schreibfehler anst „Weimar" heißen.
[2] Fehlt im Calender.
[3] S. S. 221 Anmerkung 1.
[4] S. ebendaselbst Anmerkung 3.

u. thürmt ihre Vorräthe von Kraut u. Schweinefleisch auf, nur bebt die Mutter bisweilen vor feindlichen Ueberfällen der Franzosen.

Nun lebe wohl lieber Bruder und sammle wieder Kräfte und Frohsinn! Und so bald Du deßen fähig bist erwirb Dir das Verdienst um unsre Bibliothek, und negociire die A. LitteraturZeitung für dieselbe.

Ich wünschte daß wir noch den Jahrgang 99 bekämen, wenn es aber ja nicht seyn kann, doch von 1800 an in wöchentlichen oder monathlichen Heften. 2) Die Repertoria u. 3) die allenfalls desiderirende Defecte aus den letzten Jahrgängen, wovon uns die Fragmente desjenigen Exemplars das Regierung u. Cammer hält, als Brosamlein vom HerrenTische zugeworfen werden. Ganz gewiß wirst Du nicht böse über mich seyn, daß mir diese Sache so anliegt; da es nicht mein Privat-Interesse betrifft und unsre Bibliothek eine unprotegirte pia caussa ist, deren Vormundschaft ich aus Noth und Neigung führe.

Herzliche Grüße an die liebe Schwägerin u. Deine Kinder von

Deinem treuen Bruder

WFHReinwald.

Wie froh bin ich liebster Bruder daß auch Herr von Wohlzogen die beßern Nachrichten von der lieben Schwägerin bekräftigte! Ich hatte keine Ruhe weil ich nach der Beschreibung die mir einige Personen hier machten gänzlich an Ihrer Wiederherstellung zweifelte.

Zu Deiner kleinen Tochter wünsche ich Dir von ganzer Seele Glück und ihr wünsche ich daß sie Ihrer Mutter ähnlich werden möchte, und umarme Euch alle Tausendmal.

Beyfolgender Einschluß ist schon vor 3 Wochen eingelaufen verzeihe daß ich ihn nicht eher schickte; ich wartete biß mein Mann zugleich auch mitschreiben konnte; dessen Zeit jezt sehr beschränkt ist.

Weimar 28 Aug. 1800.[1])

Nur einen freundlichen Gruß, lieber Bruder und Schwester, zu Begleitung dieser Schriften![2])

---

[1]) S. Calender S. 99.

[2]) Wallenstein ein dramatisches Gedicht von Schiller. Erster

Nehmt sie gefällig auf, und gedenkt meiner dabei in Liebe.

Meine Frau grüßt euch beide aufs herzlichste. Die Kinder befinden sich wohl, bis auf die Kleine, die noch immer von einem Ausschlage zu leiden hat, der eine Folge der Kinderblattern war.

Mir selbst ist es diesen Sommer ganz erträglich gegangen. Ich habe meine Lebensart ganz verändert, bin viel in der Luft und in Gesellschaft gewesen, welches mir wohl bekam.

Wenn der Bruder den Ersten Theil meiner prosaischen Schriften[1]) hat, so will ich ihm den Zweiten, der jetzt heraus ist, nachsenden.

Lebt recht wohl und laßt uns bald angenehme Nachrichten von euch hören.

Von ganzem Herzen der Eurige

Schiller.

Meiningen d. 6t 7br. 1800[2])

Sehr angenehm, liebster Bruder, waren uns Deine schönen Geschenke d. Wallenstein u. die Sammlung von Gedichten; wir

---

Theil. Zweyter Theil. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1800. 8°. — und Gedichte von Friederich Schiller. Erster Theil. Leipzig, 1800. bey Siegfried Lebrecht Crusius. 8°. Mit einem Titelkupfer zu „der Handschuh" gest. von W. Böhm. Der zweyte Theil erschien erst 1803. Diese erste Ausgabe des Wallenstein in 4000 Exemplaren und drei verschiedenen Ausgaben gedruckt, erschien Ende Juni 1800; im September folgte die zweite unveränderte Ausgabe, und 1801 die dritte.

[1]) Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehrern Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil. Leipzig 1792. bey Siegfried Lebrecht Crusius. 8°. Der zweite Theil erschien 1800, der dritte 1801 und der vierte und letzte Theil 1802. — Schiller schickte an demselben Tage d. 28. August (s. Calender S. 98) die Gedichte auch an seinen Schwager Frankh. Der Brief der diese begleitete ist in Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken. Von E. Boas. Band 2 S. 475—476, abgedruckt. Das uns vorliegende Original von diesem Briefe gehört dem Kaufmann Herrn Carl Krieger in Möckmühl, in Württemberg.

[2]) Fehlt im Calender.

wünschten sie uns; und noch angenehmer die Nachricht von Deiner und der lieben Deinigen Gesundheit. Der Schwager Frank hat uns aufgetragen, Dir die Niederkunft der Schwester Louise am 11t August, zu berichten, die aber schwer gehalten hat, u. mit Krämpfen begleitet gewesen. Man hat einen Geburthshelfer von Neustadt (an der Linde) herbeyhohlen müßen. Von dem fernern Befinden der Wöchnerin ist uns Nachricht versprochen aber noch nicht erschienen. Wir sind in die ansehnliche Reihe der Taufzeugen mit aufgenommen.

In Untermaßfeld,[1]) wo wir ehmals einige Zusammenkünfte hatten, residirt jetzt der Fürstbischof von Würzburg[2]) wegen des aufgehobenen Waffenstillstandes,[3]) u. was von seinem großen Gefolge im Dorfe nicht Platz hat, z. B. sein Bruder u. seine Schwester, hat sich hier einquartiert u. alle Winkel ausgefüllt.

Den ersten Theil Deiner prosaischen Schriften besitz ich durch Deine Güte u. werde auch den andern mit Dank annehmen.

Diese Schnake über meine Vaterstadt (eine Art Bopfingen) könnte doch wohl einen Deiner duldsamen Augenblicke treffen, wo sie Dich belustigte. Einige Partieen des Städtchens sind Dir wohl noch von Alters her erinnerlich.

Behalte uns lieb. Wir umarmen die Deinigen von Herzen.

Dein tr. Bruder

. WFHReinwald.

Weimar 20. Jan. 1801.[4])

Lieber Bruder und Schwester,

Da Herr Föhr so gütig ist, ein Paquetchen an Euch mitnehmen zu wollen, so will ich diese Gelegenheit nicht versäumen, einige Bücher, die schon längst zum Absenden da gelegen, an den lieben Bruder zu

[1]) S. S. 10 Anmerkung 2.

[2]) Georg von Fechenbach, mit dem auch Schiller durch Dalberg verhandelt hatte.

[3]) Auf unbestimmte Zeit; am 6. September begab sich Kaiser Franz persönlich zur Armee, und am 20. September wurde der Waffenstillstand zu Hohenlinden auf 45 Tage verlängert.

[4]) S. Calender S. 104.

befördern und euch unsre herzlichen Grüße nebst besten Wünschen zum Neuen Seculum zu übermachen. Wir haben mit Freude vernommen, daß ihr euch wohl befindet und können auch ein Gleiches von uns berichten. Unsre kleine Caroline, die den ganzen vorigen Herbst von einem Ausschlag geplagt gewesen, hat sich seit einigen Monaten recht schön erhohlt und fängt nun eben an zu sprechen und zu gehen. Karl und Ernst sind auch wohl und der erstere lernt schon fleißig.

Von der lieben Mutter aus Leonberg[1]) habe ich recht gute Nachrichten, sie ist gesund und hat zu den jetzigen schlimmen Zeiten im Vaterland vielen guten Muth. Sie will bald wieder zur Louise ziehen, die, wie ich höre nun auch wieder ganz wohl ist.

Ihr habt unterdeßen in Meinungen viele Freude erlebt und vermuthlich auch mitgemacht, des neugebohrnen Prinzen wegen; auch wir haben hier mit großem Antheil davon gehört und wünschen, daß er leben und die frohen Hoffnungen erfüllen möge, womit er in der Welt empfangen worden ist.

Herzlich grüßen wir euch. Euer

treuer Bruder

Schiller.

M. den 2. Januar
1802.[2])

Liebster Bruder!

Die Nachrichten von Deinem Befinden sind uns bisher besonders selten gewesen. Die letzte war zum Glück erfreulich, die l. Schwägerin beschrieb uns Deine Reise nach Dresden[3]) und ihre Freuden; aber das ist auch nun schon lange u. meine Frau hofft seit geraumer Zeit auf ihren letzten Brief neue Nachrichten. Möchten sie nicht minder günstig seyn! Deine Geistesprodukte, die sich einander so schnell folgten daß wir eine zu große Anstrengung Deiner Kräfte befürchtet haben, kennen wir auch nun bis zum Wallenstein[4]) ein-

[1]) Am 7. September von „Mama aus Leonberg." S. a. a. O. S. 103.
[2]) Erhalten d. 6. Januar. S. Calender S. 117.
[3]) Vom 6. August bis 20. September.
[4]) S. S. 223 Anmerkung 2.

schließlich; von der Maria Stuart[1]) und der Jungfrau von Orleans[2]) ist inzwischen unter unsern seynwollenden Kunstkennern und Kennerinnen so oft die Rede gewesen, daß wir manchmahl auch gewünscht haben, ein Wort mit drein reden zu können. Blos den Prolog[3]) von der letztern glaub ich in Hubers DamenKalender gelesen zu haben.

Bey unserm letzten Besuch in Jena vor 2½ Jahren äußertest Du, liebster Bruder, ich möchte Dir ohngefähr aufgefundene historische Bruchstücke aus unsern alten Bibliotheksbüchern gelegentlich mittheilen, die verdienten poetisch bearbeitet zu werden. Ich habe wenig gefunden; wiewohl auch die Zeit, die mir nach so vielen Stöhrungen durch junge Leute, die lieber borgen als kaufen wollen, von meiner Bibliotheksarbeit übrig bleibt, klein ist. Ich durchsuchte gewiße Histoires des favoris die insgemein reich an Katastrophen sind u. mehrere Bände histoires tragiques, Romans historiques u. dgl. und fand sie insgesamt schlecht geschrieben, und das Gold aus ihrem Unrath schwer herauszulesen; das weiß ich aber daß im Donquichot, in Cervantes moralischen Erzählungen u. in den Episoden des Gilblas noch manche unbenutzte meisterhafte Stücke sind. Im Ganzen bleibt

---

[1]) Maria Stuart ein Trauerspiel von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1801. 8°. 237 S. Erste Ausgabe; die zweite erschien noch in demselben Jahre und die dritte 1802.

[2]) Kalender Auf das Jahr 1802. Die Jungfrau von Orleans. Eine Romantische Tragödie von Schiller. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 12°. Mit einem Titelkupfer „Kopf der Minerva" gestochen von Frd. Bolt. Erste Ausgabe die in demselben Druck ohne den Calender noch in demselben Jahre in zwei Ausgaben und in einem neuen Druck erschien. S. Schiller-Bibliothek. Von Paul Trömel. Nr. 177—180.

[3]) Das Vorspiel (Prolog) zur Jungfrau von Orleans, erschien zuerst in Irene, Deutschlands Töchtern geweiht, von G. A. von Halem. 1801. Erster Band. Berlin, 1801. In Ungers Journalhandlung. 8°. Drittes Stück. S. 388—419. Die Jungfrau von Orleans. Reinwald hat aber nicht dieses, sondern das Gedicht „Voltaires Pücelle und die Jungfrau von Orleans" in Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1802. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupfern. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 16°. S. 231 gelesen, das später in dem zweiten Theil von Schiller's Gedichten, 1803 S. 76—77 unter dem Titel „Das Mädchen von Orleans," erschien.

die gut geschriebene Geschichte der beste Schatz von solchen Themen, u. da hat mich z. B. besonders lebhaft interessirt

Stilico im Zosimus, ingl. Tillemont. hist. des Empereurs Vol. 5. partie 3, article 1—30. Gibbon tome 5. p. 125. der Thurneißschen Ausg.

Belisär. —

Der letzte König d. Gothen in Spanien Rodriguo. Ferreras partie IV. tome 2. d. Franz. Übers. 4t Ausgabe. Mariana 6tes Buch. Jahr 711.

Auch haben wir in d. Bibliothek eine besondre Geschichte dieser Begebenh. aus dem Arab. ins Spanische übers. Historia del Rey Don Rodriguo y dela causa principal de la perdida de España y de la conquista que della hizo miramolin Almanzor rey del Africa — Valencia, 1646. 4.

Gaverston[1]) ein Günstling — Rapin — Thoyras hist. d'Angleterre livre 9. Jahr 1307 unter Eduard 2.

Alvaro de Luna. Dergleichen Ferreras 9ter Theil Jahr 1419.

Lady Johanna Gray. Rapin-Thoiras XVI Buch Hume 4te Ausg. 3 Band. Beyde unter dem J. 1553. u. s. w. (Wiewohl ihre Geschichte von Wieland[2]) schon bearbeitet ist, aber in seiner Jugend —)

Endlich wünsche ich Dir zum neuen Jahre, lieber Bruder, die Zeit zu erleben, wo Du den Tod Ludwigs XVI. zum Thema eines Trauerspiels wählen kannst; u. bitte um Deine fernere Liebe.

WFHReinwald.

Auch von mir liebster Bruder Tausend herzliche Empfehlungen! Ich wartete täglich auf Briefe und Garn von Deiner lieben Frau, und oft bin ich in Sorgen ob keins von Euch krank seyn möchte da ich schon über 2 Monath da ich an Sie geschrieben noch keine Nachricht erhalten habe; die lieben Kinder sind doch nicht etwa indeßen bei der zu sehr veränderlichen Witterung, die auch hier manche Kinderkrankheit verursachte, die Ursache dieses langen Stillschweigens?

---

[1]) Pierre Gavefton.

[2]) Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel Lady Johanna Gray. Ein Trauer-Spiel von C. M. Wieland. — Frustra leges et inania Jura tuenti Scire mori sera optima! — — Zürich, bey Heidegger und Compagnie. 1758. 8°. Die zweite Einzelausgabe erschien 1776.

Recht sehnlich wünschte ich bald Nachricht von meinen Lieben zu erhalten. Bey uns ging es bisher so-ziemlich leidlich, auch hab ich zu meiner großen Beruhigung eben diese gute Nachrichten aus unserm Vaterland; die gute alte Mutter ist immer so begnügsam und zufrieden mit ihrer Lage, so dankbar für alle Freundschaft die ihr die Menschen dort beweisen daß mich ihre Briefe immer froh machen.

Wenn wir uns nur alle zusammen näher währen liebster Bruder oft möchte ich die anderen Menschen beneiden die das Glük genießen Euch öfters sprechen zu können, je älter man wird desto stärker wird die Sehnsucht zu denen die uns am nächsten sind. Gott erhalte Euch noch lange und schenke uns bald einmal die Freude uns wieder persöhnlich zu umarmen. Deine treue Schwester Christophine.

Weimar 18. Jan. 1802.[1])

Ich habe dießmal sehr lange nichts von mir hören laßen, aber ihr seid meine Unordnung im Schreiben nun einmal gewohnt und müßt sie mir verzeihen. Ich habe freilich viel zu thun und werde dabei so oft durch meine Kränklichkeit gestört. Auch ist im vorigen Monat die ganze Familie, Mutter und Kinder, an den Masern krank gewesen, u. meine Frau war etliche Tage sehr schlim. Doch gieng Alles glücklich vorüber.

Hier übersende ich euch einstweilen eine Maria Stuart, da ich kein Exemplar der Jungfrau von Orleans gerade bei der Hand habe; aber der Verwalter von Bauerbach wird, wie ich höre hieher reisen und diesem will ich dann noch verschiedene Schriften an euch mitgeben.

Ich danke dem lieben Bruder herzlich für seine mir mitgetheilte Notizen, es sind verschiedene darunter, die Nachdenken verdienen und die ich mir werde gesagt seyn laßen; besonders hat mich Gaveston;[2]) deßen ich mich auch aus dem Rapin Thoyras erinnere aufmerksam gemacht.

Die gute Mama in Leonberg[3]) ist ihrer Gesundheit wegen nach

---

[1]) S. Calender. S. 117.

[2]) S. S. 228 Anmerkung 1.

[3]) Am 19. December 1801 hatte sie ihrem Sohne mitgetheilt, daß sie um

Stuttgardt gezogen, wo sich Stolls sehr freundschaftlich ihrer annahmen. Sie hat seit einiger Zeit einen Zufall gehabt, der sie beunruhigt, weil ihre Periode sich auf einmal wieder eingestellt hat und sie von dem Blutverlust Folgen befürchtet, doch schreibt sie daß sie sich dabei noch ganz wohl befinde, und ich hoffe auch daß es nichts zu bedeuten hat, weil mehrere Frauen in diesem hohen Alter etwas ähnliches erfahren. D. Jacobi[1]) in Stuttgardt sorgt für sie und wir können uns wenigstens beruhigen, daß sie in guten Händen ist.

Nun lebet herzlich wohl Ihr Lieben zum Neuen Jahr und gedenkt unserer mit Liebe.

Euer herzlich ergebener

Bruder Schiller.

Liebster Bruder![2])

Am Montage erhielt ich die Maria Stuart und vorgestern auch noch mehrere liebe Geschenke durch den Verwalter von Bauerbach von Dir, nähmlich: Macbeth,[3]) die neue Ausgabe von der niederländischen Geschichte[4]) u. den 3ten Theil Deiner prosaischen Schriften,[5]) wobey die l. Schwägerin mir Hoffnung macht, daß auch noch die Jungfrau von Orleans[6]) dazu kommen werde.

---

eine Cur zu gebrauchen, nach Stuttgart ziehen würde. Die Wittwe und Tochter eines Lieutenant Stoll, welche mit dem Hauptmann Stoll, einem alten Freunde der Schillerschen Familie, in Stuttgart wohnten, nahmen sich der Mutter Schiller auf das Freundschaftlichste an; sie holten sie selbst, sobald sie von ihrer Erkrankung Nachricht erhielten, von Leonberg ab und gaben ihr Logis und Kost. S. Schiller's Beziehungen. S. 205.

[1]) Schiller's Jugendfreund Christian Friedrich Jacobi, starb 1812 als General-Armee-Arzt. S. Geschichte der Hohen Carls-Schule von H. Wagner. Bd. 1 S. 373 Nr. 634 u. Bd. 2 S. 401.

[2]) Fehlt im Calender.

[3]) Macbeth Ein Trauerspiel von Shakespear zur Vorstellung Auf Dem Hof-Theater zu Weimar Eingerichtet von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1801. 8°. In demselben Jahre erschien auch eine Ausgabe mit deutscher Schrift.

[4]) S. S. 117 Anmerkung 1. Die erste Ausgabe; die zweite erschien 1801 in zwei Ausgaben.

[5]) Erschien 1801. S. S. 224 Anmerkung 1.

[6]) S. S. 227 Anmerkung 2 u. 3.

Wie sehr das alles uns Beyde freut kann ich Dir kaum ausdrücken. Aber wie viel Zeit und Anspannung des Geistes diese Producte gekostet haben müßen, kann auch ein kleiner Rechner berechnen. —

Ich habe diesen Winter keine günstige Periode für meine Gesundheit. In leidlichen Tagen beschäfftige ich mich noch immer außer meinen pflichtigen Arbeiten mit den ältesten Denkmählern der deutschen Sprache; denn seit dem Ablauf der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war fast niemand der sie zu erklären im Stande war, als Freund Fulda[1]) (etwa wenige ausgenommen die ihre Kenntniße dem Publico verbargen); und doch lärmt alles was an der Sprache schnitzt und wirft mit Otfried[2]) u. Ulfilas um sich.

Einige von jenen Denkmählern verdienten zwar kaum übersetzt zu werden, aber sie sind einmahl da, geben eine reiche Ausbeute für die Geschichte der Sprache, u. sind gleich nützlich mit Kirschkernen die einen vortrefflichen Brandwein geben, oder andre dergleichen Reliquien. Da ist es denn lustig anzuhören, daß die Herren sich kindisch freuen auf die Entdeckung der alten Deutschen Bardenlieder die Karl der Große soll haben zusammenschreiben laßen, auf welche Entdeckung einer 100 Dukaten gesetzt hat.

Würden sie gefunden, die Schreyer würden zurückbeben wie ein Renommist, der den Gott-sey-bey-uns citirt hätte, wenn etwas erschiene daß seinen Bildnißen gleiche.

Meine letzte Arbeit war eine Entzifferung einer alt-sächsischen EvangelienHarmonie aus der Regierungszeit Ludwigs des Frommen, woraus ich Wörter für mein karolingisches Gloßar[3]) ziehe. — Doch

---

[1]) Friedrich Carl Fulda, geb. am 13. September 1724 in Wimpfen, Feldprediger 1748 in holländischen Diensten, 1751 Garnisonprediger zu Hohen-Asperg, 1758 Pfarrer zu Mülhausen an der Enz und zuletzt zu Ensingen, wo er am 2. December 1788 starb. Fulda war einer der scharfsinnigsten und originellsten Sprach- und Geschichtsforscher Deutschlands. Unter seinen hinterlassenen Schriften befand sich die lateinische Uebersetzung von Ulfila's gothischer Bibelübersetzung, dem wichtigsten Denkmal für die Geschichte der deutschen Sprache, die von Johann Christian Zahn, Prediger zu Delitz an der Saale bei Weißenfels, mit dem von Reinwald umgearbeiteten Glossar, zu Weißenfels 1805. 4°. herausgegeben wurde. S. die Einleitung.

[2]) Verfasser der um 865 in fränkischer Mundart gedichteten Geschichte des Heilands. S. Grundriß von K. Goedeke. Bd. 1. S. 10.

[3]) S. unten die Anmerkung zu dem Briefe von Reinwald vom 7. Juli 1804. Von dem vorstehenden Briefe an bis zu dem folgenden finden wir nach-

ich will Dich jetzt nicht länger mit diesem meinem Steckenpferd behelligen u. empfehle mich unter den besten Wünschen für Deine Gesundheit Deiner ferneren Liebe.

Meiningen d. 29. Januar.
1802. WJHReinwald.

Liebe Schwester,[1])

Ob ich gleich von der Louise keine weitere Nachricht[2]) von unserer lieben Mutter erhalten, so kann ich doch nach dem letzten

---

stehende nicht mehr vorhandene Briefe, die zu unserem Briefwechsel gehören, im Calender notirt. S. 120 vom 8. März von „Meine Mutter. Reinwaldin." S. 121 vom 29. März von „Meine Mutter." Vgl. den Brief an Louise vom 10. April in Nachträge zu Schiller's sämmtl. Werken. Von E. Boas. Bd. 2 S. 476—478. Das uns vorliegende Original dieses Briefes gehört dem Kaufmann Herrn Carl Krieger in Möckmühl. S. 123 vom 3. Mai „Von Louise. Reinwaldin." Nur der erste von diesen Briefen vom 21. April hat sich erhalten, er ist abgedruckt in Schiller's Beziehungen. S. 381—382 und wurde von Schiller am 8. Mai beantwortet. S. Nachträge zu Schiller's sämmtl. Werken. Von E. Boas. Bd. 2 S. 478—479; auch von diesem Briefe liegt uns das Original aus dem Besitz des Herrn Krieger vor.

[1]) D. „10. Mai 1802." S. Calender. S. 124. Zuerst gedruckt in (Caroline von Wolzogen) Schiller's Leben. Zweiter Theil. S. 227—228. Dieser Brief wurde von Schiller gleichzeitig mit Charlottens Brief (s. (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 1 S. 347) geschrieben und auch mit demselben abgesendet. Charlotte hatte während Schiller schrieb schon zwei Briefe, von ihrem Schwager Frankh und von Christophine (s. Schiller's Beziehungen. S. 276 und Calender S. 124), in Händen, welche den Tod der Mutter meldeten; wagte aber nicht, ihm die Nachricht beizubringen. Christophine beantwortete den vorstehenden Brief am 21. Mai. S. Schiller's Beziehungen. S. 277—280 und Calender S. 124 „den 24. Mai."

Schiller's Mutter ward am 12. Februar von ihrer Tochter Louise nach Clever-Sulzbach gebracht, wo sie am 29. April entschlief; sie war am 13. December 1732 zu Marbach geboren. Der Friedhof von Clever-Sulzbach schließt ihre Asche ein; ein steinernes Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruht Schiller's Mutter" bezeichnet ihre Ruhestätte. S. Schiller und sein Väterliches Haus. Von Ernst Julius Saupe, Leipzig 1851. 8°. S. 71—106 und Schiller's Beziehungen. S. 267.

[2]) Vom „3. Mai." S. Calender S. 123.

Der im Calender S. 124 notirte Brief von Christophine vom 11. Mai

Brief keine andere erwarten, als die ich längſt gefürchtet. Ja gewiß iſt ſie längſt nicht mehr, die theure Mutter, ſie hat ausgekämpft und wir müßen es ihr ſogar wünſchen. O liebe Schweſter, ſo ſind uns nun beide liebende Ältern entſchlafen, und dieſes älſte Band, das uns ans Leben feßlte, iſt zerrißen. Es macht mich ſehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Weſen umgeben ſehe, und euch, ihr guten Schweſtern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hauſe übrig ſind, uns deſto näher aneinander ſchließen. Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder haſt, ich erinnere mich lebhaft an die Tage unſrer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unſre Schickſale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.

Grüße den lieben Bruder herzlich. Ich kann heute nichts weiter ſchreiben. Laß mich bald einige Worte von Dir hören.

Ewig Dein treuer Bruder

Schiller.

Weimar 24. May. 1802.[1])

So iſt denn unſre traurige Erwartung zur Gewißheit geworden, wir haben ſie nicht mehr, die treue liebevolle immer für ihre Kinder ſorgſame Mutter, wir können nichts mehr für ſie thun, ach, und wie erſcheint mir in dieſem Augenblicke alles als Nichts, was ich für die liebe ewig Theure zu thun glaubte. Das Wenige was ich an ſie gewendet, konnte ich ja entbehren, und ſie hätte für uns ja gern das Unentbehrliche hingegeben. In Verhältnißen des Kindes

---

den ſie am 5. Mai mit dem letzten Briefe der Mutter (ſ. Schiller's Beziehungen. S. 276) abgeſandt hatte, fehlt.

[1]) S. Calender S. 124. Mit dieſem Briefe ſandte Schiller auch gleichzeitig einen (ſ. a. a. O. d. 23. Mai) an den Schwager Frankh, der in Nachträge zu Schiller's ſämmtl. Werken. Von E. Boas, Bd. 2 S. 479—481 abgedruckt iſt und uns gleichfalls im Originale vorliegt, das Herr Krieger beſitzt. Der vorſtehende Brief wurde von Chriſtophine am 9. Juni beantwortet (ſ. Schiller's Beziehungen. S. 282—284) iſt aber im Calender nicht verzeichnet.

zu den Aeltern haben nur persönliche Dienste einen Werth. Du, meine gute Schwester, hast diese redlich geleistet, da Du einen großen Theil Deines Lebens im väterlichen Hause lebtest, und noch in den letzten Zeiten, als Du die schreckliche Lage während des Krieges und beim Sterbebette des lieben Vaters mit ihnen theiltest. Was habe ich gethan, das neben Diesem noch einigen Werth haben könnte!

Unter diesen Umständen beschämt es mich, daß mir das Wenige was ich an die liebe Verewigte gewendet, durch ihre Verlaßenschaft mehr als erstattet wird. Hätte ich nicht die Pflichten für meine Kinder und nicht die Furcht vor künftigen kränklichen Tagen, so würde ich keinen Augenblick über den Gebrauch verlegen seyn, den ich von meinem Antheil an der Erbschaft zu machen hätte. Du kennst mich liebe Schwester und wirst es mir glauben, daß nichts als jene höhere Pflicht mich daran hindern kann.

Herzlich umarme ich Dich und Deinen lieben Mann.

Dein ewig treuer

Bruder Sch.

M. den 27. Aug. 1802.[1])

Liebster Bruder!

Eine sehr schäzbare Familie Herr Geheimderath v. Heßler und seine Gemahlin die ich heute bey unsrer Frau Oberhofmeisterin von Steube, die sehr nahe Verwanten von ihr sind, habe kennen lernen wünschen bey ihrem kurzen Aufenthalt in Weimar Deine und Deiner lieben Frau Bekantschaft zu machen; und ich konte es ihnen unmöglich abschlagen ob ich schon weiß wie oft Deine Geschäfte durch nicht immer genung intresante Fremde unterbrochen werden. Dies mal liebster Bruder mußt Du mir diese kleine Stöhrung vergeben da ich gewiß auch versichert bin daß Dir die persönliche Bekantschaft dieses Mannes der blos diese Reise um seine Kentniße zu erweitern und vorzügliche Männer will kennen lernen gewiß nicht unintresant seyn wird; Er hat ein sehr großes Landguth im Mellenburgischen und seine Frau ist eine Tochter von dem ehemaligen hiesigen Minister

[1]) Im Calender nicht verzeichnet.

von Eybe der jezt in Hamburg Königl. Däniſcher Geſanter beym niederſächſchen Kreiß iſt und deren Bekantſchaft der lieben Schwägerin gewiß ſehr angenehm ſeyn wird.

Ich hoffe von Deiner Güte liebſter Bruder daß Du dieſen Perſonen gern eine Stunde wiedmen wirſt und mich keine Fehlbitte, da ich es unmöglich ablehnen konte, wirſt thun laßen.

Kaum hatte ich der lieben Schwägerin ihren Brief[1]) mit der Poſt abgehen laßen als die Oberhofmeiſterin mich zu ſich bitten und die Bekantſchaft dieſer Familie machte.

Herzlich umarmen wir Dich und die liebe Frau Schwägerin und lieben Kinder. Ich hoffe nunmehr Deine völlige Wiederherſtellung von dem böſen Huſten der gewiß auch eine Folge der ungeſunden Witterung war. Wir ſind leidlich indeßen geweſen und mein Mann hat viel Geſchäfte. Eine Sprachcorreſpondenz mit einem Landgeiſtlichen[2]) in Deliz bey Weiſenfels macht ihm manche frohe Stunde. Der Mann liebt ihn mit einer ſolchen Wärme die auch mir ſo wohl thut daß ich ſehr wünſchte ſeine perſöhnliche Bekantſchaft zu machen.

Aber nun lebe wohl! leicht könt ich zu weitläufig werden und dann nehme ich Dir ſchon im Voraus die Zeit, die ich wünſchte daß Du dieſen Fremden widmen möchteſt!

Nochmals umarme ich Dich Tauſendmal!

Deine

Chriſtophine.

Meiningen den 30. 8br. 1802.[3])

Liebſter Bruder!

Meinen Glückwunſch zu dem was die Zeitungen melden[4]) zuvor. Deine liebe Frau ſchreibt nichts davon, vermuthlich weil

---

1) Vom 25. Aug. S. Schiller's Beziehungen. S. 286—288.

2) Johann Chriſtian Zahn. S. S. 231 Anmerkung 1.

Der im Calender S. 131 am 12. September notirte Brief „Von Reinwaldin" fehlt, wenn es nicht der vorſtehende iſt, der nicht durch die Poſt überbracht wurde.

3) Angekommen d. 2 November. S. Calender S. 133. Am 30. October ſchrieb auch Chriſtophine an Charlotte. S. Schiller's Beziehungen. S. 288—289.

4) Schiller war am 7. September 1802 in den Reichsadelſtand erhoben worden. Das Diplom empfing er erſt am 16. November. S. Calender S. 134.

(denn es sind ja auch Stücke von Dir darinne) Du mich damit beschenken möchtest; ich habe meiner Frau die 2 letzten 2 zu Weihnachten gegeben, und ich wünschte ihr diese Fortsetzung davon.

Ich empfehle mich Deiner ferneren Liebe.

WFHReinwald.

Weimar 7. Jan. 1803.[1])

Ich kann dieß neue Jahr nicht anfangen, ohne Dir liebste Schwester und dem guten Reinwald meiner herzlichen Liebe zu ver-

---

162 Hero und Leander. S. 167—168 An***. In den Gedichten „Der Antritt des neuen Jahrhunderts. An***" und S. 231 Voltaires Pücelle und die Jungfrau von Orleans. In den Gedichten „Das Mädchen von Orleans."

Neben dem offenen Brief vom 24. Mai 1802 (s. S. 233) hatte Schiller noch einen heimlichen unter der Wolzogen'schen Adresse, an Christophine geschrieben, der aber Fr. von Wolzogen nicht mehr antraf, indem sie um den 23. Mai nach Paris, nicht nach Frankfurt (s. Schiller's Beziehungen S. 282) abgereist war. In diesem Briefe schlug Schiller, eine vertrauliche Correspondenz vor (s. a. a. O. S. 284) „von der der grämliche Reinwald nichts erführe, und die der oft schwer gekränkten Christophine Gelegenheit böte, ihr Herz gegen den theilnehmenden Bruder zu erleichtern." Der andere Brief auf den er sich bezog (S. a. a. O.) und den Christophine für verloren hält, war der offene vom 24. Mai. Im December muß Frau von Wolzogen über Stuttgart (s. L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 2 S. 86—88) nach Meiningen gegangen sein und da fand erst der geheime Brief seine Bestellung, nachdem inzwischen Schiller seine Aufforderung durch die dritte Hand, eine geheime Correspondenz zu unterhalten, durch Cotta (s. Calender S. 125 d. 29. Mai und Schiller's Beziehungen. S. 284) hatte wiederholen lassen. Christophine's Antwort auf diesen geheimen Brief vom 24. Mai erfolgte am 15. December, die nach dem Calender S. 135 am 20. December in Schiller's Besitz war und in Schiller's Beziehungen S. 289—292 mitgetheilt ist. Die Adressen, welche Christophine ihm angegeben, hatte Schiller nicht benutzt. Frau von Wolzogen schlug hierauf die Frau von Marschall vor (s. a. a. O. S. 290) und durch deren Vermittelung gelangten künftige geheime Sendungen an Christophine. — Ein vorhergehender Brief von Schiller an Reinwald vom 6. December (s. Calender S. 134) ist nicht mehr vorhanden.

[1]) S. Calender S. 138 den 10. Januar. Neben diesem Brief empfing Christophine auch einen geheimen durch die Oberst von Marschall nebst 2 Karolin. S. Calender a. a. O. Christophine beantwortete am 15. Januar 1803

sichern und mich der eurigen zu empfehlen. Vielleicht führt uns dieses Jahr zusammen, denn es kann geschehen, daß wir nach den südlichen Gegenden eine kleine Reise[1]) machen, und dann würde uns unser Weg über Meinungen führen. Wenigstens will ich mich dieser Hofnung freuen!

Wir haben uns bei dem gelinden Winter recht erträglich befunden, besonders die Kinder. Die kleine Caroline blüht jetzt wie das Leben und macht uns unaussprechlich viel Freude.

Ich selbst war nicht unfleißig und werde in 4 Wochen mit einer neuen Tragödie[2]) und zwar im Styl der antiken Stücke fertig seyn. Ich muß mich freilich zusammennehmen, damit Geld verdient wird; denn es ist hier ein theurer Aufenthalt.

Die gute Fine welche sich unsers Lebens in Ludwigsburg und auf der Solitude noch wohl erinnert, wird erschrecken, wenn ich ihr sage, daß ich mit meiner Familie jetzt gerade 10mal so viel brauche, als der Vater als Stabshauptmann Gage gehabt. Das Beste ist, daß bei dem wachsenden Aufwand ich auch als Schriftsteller meine Arbeiten steigern kann und wäre ich nur Herr meiner ganzen Zeit wie in gesunden Tagen, so wäre mir nicht leid, jährlich noch ein ansehnliches Capital zurückzulegen.

In unserm neuen Hause wird es euch, wenn Ihr uns einmal besucht recht wohl gefallen. Es ist sehr heiter und freundlich und liegt sehr angenehm. Freilich haben wir diesen Sommer mit dem Bauen viel Schererey gehabt und große Kosten, auch das Ameublement hat gekostet, aber jetzt freuen wir uns auch dieses Besitzes und fühlen das Angenehme einer eigenen unabhängigen und bequemen Wohnung, weil wir uns während unsrer ganzen Ehe immer in diesem Stück haben behelfen müßen.

---

diesen Brief der in Schiller's Beziehungen. S. 292—295 abgedruckt ist und Schiller am 19. Januar nach dem Calender S. 139 erhalten hatte.

[1]) Auch in dem Briefe, den Schiller gleichzeitig mit dem vorstehenden schrieb und absendete, der in Nachträge zu Schiller's sämmtl. Werken. Von Eduard Boas. Bd. 2 S. 487—488 mitgetheilt ist und uns im Original vorliegt, das gleichfalls der Kaufmann Herr Carl Krieger besitzt, spricht er von einer Reise mit seiner Frau; vielleicht zu Dalberg nach Aschaffenburg.

[2]) Die Braut von Messina; wurde am 1. Februar 1803 vollendet. S. Calender S. 140.

Lotte empfiehlt sich eurem Andenken aufs beste, und wird bald schreiben.

Herzlich umarme ich euch

Euer treuer Bruder

Sch.

Meiningen, den 15. Jan. 1803.[1])

Liebster Bruder!

Da ich vorgestern wieder einen Brief mit sehr angenehmen Nachrichten von Dir und den Deinigen, die uns in das Innere Deines Lebens und Webens sehen helfen, erhielt, so fand ich mich sehr beschämt, da ich den vorigen[2]) noch nicht beantwortet hatte. Aber schon neulich bey der gelinden Witterung waren meiner bösen Stunden viel, u. als schleunig starke Kälte eintrat, gieng es nicht sonderlich beßer: überhaupt ist die Zeit um Weihnachten u. JahresAnfang meiner Organisation höchst ungünstig, u. fodert schwere Kämpfe von mir. Dein Geschenk des Wilmann. Almanachs[3]) der gar elegant ist hat mich sehr erfreut u. ich habe ihn sogleich Deiner Schwester gegeben. Es ist Schade daß einige Hauptpersonen aus Maria Stuart u. der Jungfrau von Orleans nicht affectvoll genug ausgedrückt sind, aber einige Kupfer sind sehr schön und fleißig gearbeitet.

Deine Räthsel haben uns angenehm unterhalten, ich errieth sie gleich bis auf einen einzigen Zug, andern unsrer Leser gelang es nicht sogleich. Vor lauter Freude hab ich gleich auch ein Räthsel versucht. Dabei fiel mir aber gleich ein, daß uns das Mädchen

---

[1]) S. Calender S. 139 und Anmerkung 1 des vorhergehenden Briefes.

[2]) S. Calender S. 134 den 6. December.

[3]) Taschenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Frankfurt am Mayn, bei Friedrich Wilmans. 12°. Mit dem Titelkupfer „Erato" gest. von Cl. Kohl und 8 Kupfern, darunter 4 mit Darstellungen aus der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart und aus dem Wallenstein. Von Schiller enthält dieses Taschenbuch die drei Räthsel S. 213—214: 1. Von Perlen baut sich eine Brücke ꝛc. 2. Ich wohne in einem steinernen Haus ꝛc. 3. Unter allen Schlangen ist Eine ꝛc.

aus der Fremde[1]) in einem Deiner Almanache noch immer ein Räthsel ist, und keiner unsrer Freunde ist bisher noch scharfsichtiger gewesen. Für den Türandot[2]) dank ich ebenfalls recht sehr. Maria Stuart[3]) u. die Jungfrau[4]) hab ich jüngst wieder mit Aufmerksamkeit durchlesen u. wünschte zu wißen was die Landsleute von beyden Damen davon dächten, da in jenem Stücke die große Elisabeth so sehr in Schatten gestellt, in diesem aber das Landmädchen aus Voltärs Schmuz so glücklich ans Gestirn erhoben ist, daß ich sie noch der Königin vorziehe. —

Indeß hat mich die Abendmahlsscene,[5]) so anstößig sie hier u.

---

[1]) Musenalmanach für das Jahr 1797. S. 17–18. S. S. 198 Anmerkung 3.

[2]) Turandot Prinzessin von China. Ein tragicomisches Mährchen nach Gozzi von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1802. 8°. Die zweite Ausgabe erschien in Theater von Schiller. Vierter Band. 1807.

[3]) S. S. 227 Anmerkung 1.

[4]) S. a. a. O. Anmerkung 2.

[5]) Noch vor der ersten Aufführung der Maria Stuart Sonnabend den 14. Juni 1800 in Weimar schrieb der Herzog Karl August (s. Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Nr. 157, wobei wir aber bemerken, daß dieser Brief hier eine zu späte Stelle — nach dem October! — erhalten hat) an Goethe: „Es ist mir gestern Abend erzählt worden, daß in der Maria Stuart eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch seyn und sich vielleicht mit der in den Jesuiten entschuldigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der Jesuiten die Sache so anständig gemacht worden, daß, bis auf ein Crucifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Siehe doch zu, daß Dieses auch bei Maria Stuart der Fall sey; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue," worauf Goethe an Schiller, der von seinem Ausfluge von dem herzoglichen Schlosse Ettersburg bei Weimar zurückgekehrt war, wo er ungestört den letzten Act seines Drama's vollendet hatte, am 12. Juni (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 746) meldete „Der kühne Gedanke eine Communion auf's Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt Sie zu ersuchen die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war, nun da man schon im voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. Mögen Sie mir vielleicht den fünften Act mittheilen, und mich diesen Morgen noch zehn Uhr besuchen? damit wir die Sache besprechen könnten," und am 15. Juni (s. a. a. O. Nr. 747) nach der ersten Aufführung des Stückes: „Man hatte alle Ursache mit der Ausführung sehr zufrieden zu seyn, sowie das Stück mich außer-

da gewesen seyn mag, nicht wenig gerührt. Es foderte überhaupt Kunst von einem Protestanten sich in den religiösen Enthusiasmus eines Katholiken so ganz zu versetzen, als wenn es ihm Ernst seyn könnte.

Was Du von einer Reise ins südliche Deutschland sagst, liebster Bruder! ist doppelt erfreulich einmahl weil es Stärke Deiner Gesundheit voraussezt und dann uns die Hoffnung giebt, Dich hier zu sehen.

Deine bequeme Einrichtung in Weimar, kann, weil sie Dir und den Deinigen Freude macht, auch nicht ohne Freude für uns seyn. Auch mir ist die Idee, die Bequemlichkeit eines eignen Hauses zu genießen, oft durch den Kopf gegangen, war auch nicht immer geschäftslos, glückte aber nicht. Bey uns ist es übrigens halt noch im alten Gleise; doch muß ein kaum fühlbares Weiterrücken immer ein leidlicheres Gefühl erregen, als das Zurückkommen so mancher unsrer Mitbürger während den lezten Theurungsperioden; und vor der Sorge für Korn u. Holz sind wir wenigstens frey.

Dein neues Trauerspiel [1]) in antikem Geschmack wird mir neue belehrende Gedanken geben, und dann wenn es abgedruckt ist wünscht

ordentlich erfreut hat." — Ueber die beiden ersten Aufführungen der Maria Stuart in Weimar brachte die Zeitung für die elegante Welt. 1823. Leipzig. 4°. Nr. 49—51 einen ausführlichen Bericht aus Weimar, dem wir nachstehende Stelle entnehmen „Das Urtheil über das Stück war nicht durchaus günstig, man fand es in der Form, im dramatischen Effekt gelungener als den Wallenstein; aber es hatte keine idealischen Gestalten, wie Max und Thekla, aufzuweisen, und an die Zank-, noch mehr an die Abendmahl-Scene, ließ sich Mancher; man sprach von Entheiligung, von starken Mißgriffen, die Eigenthümlichkeit des unter ganz andern Bedingungen entstandenen und bestehenden griechischen Theaters, das ja zum gottesdienstlichen Gebrauch mit bestimmt gewesen sei, nach Deutschland verpflanzen zu wollen. Einzelne Stimmen, die da meinten, nicht nur alte heidnische, auch moderne christliche Dichter, wie die strenggläubigen Spanier, hätten, ohne Aergerniß geben zu wollen, noch es zu geben, das Heilige auf das Theater gebracht, verhallten unbemerkt, und bei der zweiten Aufführung (in Weimar) im Herbst ward alles Störende weggethan, und überhaupt Manches geändert und gekürzt." S. Schiller's Werke. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin. G. Hempel. (1869.) 8°. Thl. 5 S. 5—9.

[1]) Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1803. 8°. Wurde gleichzeitig mit verändertem Titel in „Wien bei Geistinger," herausgegeben. S. S. 250.

ich nebst einem Exemplare auch Dein Urtheil von dem Genie des Wiener Tragikers Collin[1]) zu sehen.

Empfiehl mich der lieben Schwägerin und der Frau v. Wolzogen, herzlich u. küße Deine Kinder von mir. Meine Frau bittet um einen übrigen Platz auf diesem Blatte. Schenke auch in diesem Jahre Deine Liebe dem alten

Reinwald.

Auch ich Liebster Bruder muß Dir noch kürzlich für das schöne Geschenk des Allmanachs danken, er hat mir eine große Freude gemacht vorzüglich weil die Kupfer Scenen aus Deinen Werken enthalten und meistens schön und richtig dargestellt sind. Die Hoffnung die Du uns in Deinem lezten Briefe machst daß wir uns dieses Jahr sehen werden, wird mir den Winter kurz machen! Gott erhalte Euch nur Euer Aller Gesundheit daß sie ausgeführt werden kan. Ich freue mich unbeschreiblich Euch Lieben wieder zu sehen und die guten Kinder die ich noch nicht alle kenne und Karl und Ernst werden so groß seyn daß ich nicht mehr kennen werde. Das kleine Carolinchen hab ich mir schon oft in Gedanken abgemahlt und bald Züge der Mutter und des Vaters hineinverwebt, daß sie so lieblich vor mir stand als sie aussehen wird. Tausend Dank liebster Bruder und Schwester für alle Liebe die Ihr uns im verfloßnen Jahr geschenkt habt — Laßt uns in diesem ihr (?) wieder aufs neu empfolen seyn!

Es hat uns sehr verlangt zu hören ob die Frau von Wolzogen ihre beschwerliche Reise glücklich geendigt hat da die Witterung so äuserst schlim war hat es mich sehr angefochten doch da Du liebster Bruder aber nichts davon schreibst so hoffe ich daß sie glücklich nach Hauß gekommen ist. Sey so gütig uns Ihrem Andenken zu empfelen. Nun noch Tausend herzliche Empfelungen der lieben Frau Schwägerin und den l. Kindern von Deiner

treuen Schwester R.

[1]) Heinrich Joseph von Collin, geb. d. 26. December 1771 zu Wien, starb daselbst am 28. Juli 1811. Verfasser des Trauerspiels „Regulus" Berlin 1802. 8°. S. Grundriß von K. Goedeke. Bd. 3 S. 52–53.

Meiningen den 22t. März 1803.[1])

Liebster Bruder!

Kaum bat ich um Verzeihung, nicht geschrieben zu haben, so muß ich fast um Vergebung bitten, daß ich schon wieder schreibe.

Nach den letzten Briefen aus Schwaben vom Hrn. Schwager Frank, dem ich aufgetragen hatte, wofern etwas von meiner Frauen ErbschaftsAntheil[2]) in nicht allzukleinen Posten in seiner Nähe u. bey ihm bekannten sichern Personen unterzubringen wäre, solches zu bewerkstelligen, und der mir zurückgeschrieben hatte er habe meinem Geschäftsträger, Stadtschreiber Osterdinger in Leonberg die Proposition gethan sich zu erkundigen, ob das auf Deinen Antheil, liebster Bruder, gekommene Capital von 400 fl. bey der Amtspflege Leonberg nicht daselbst stehen bleibend an meine Frau abgetreten u. Dir von ihren einkommenden Geldern ausgezahlt werden könnte — hat besagter Hr. Schwager Frank wie Schwester Louise schreibt, noch immer keine Nachricht von Hr. St. Osterdinger (so wie auch ich nach widerhohlten Briefen an ihn noch keine Sylbe Nachricht erhalten habe, ob etwas oder alles von meiner Frauen längst aufgekündigten Capitalien, die meist in kleinen Posten bestehen, eingekommen sey oder nicht). Jetzt ist nun die Frage die Du liebster Bruder, am ersten wirst beantworten können, ob Du jenes Capital bey der Amtspflege Leonberg — wovon der Schwager Frank mir kürzlich erst Notiz gegeben — positiv auf einen bestimmten Termin aufgekündiget hast, u. dessen Abtragung Dir versprochen worden, u. dann ob im entgegengesetzten Falle u. im Fall es stehen bleiben könnte, Du Dich gedulden wolltest, bis dieses Quantum von meiner Frauen Geldern einkäme, versteht sich salvo interesse morae?

Das übrige von meiner Frauen ErbschaftsAntheil ließe sich dann hier leicht unterbringen.

Da aber das Ganze sich zur Noth unterbringen läßt, so bleibst Du, l. Bruder, überhaupt in Deinem Plan ungeniert, denn es ist

[1]) Angekommen den 25. März. S. Calender. S. 142.

[2]) Zu diesen Erbschaftsangelegenheiten S. die Verhandlung des Advocaten Cotta in Tübingen mit dem Herzog von Württemberg. Geschichte der Hohen Carls-Schule. Von Heinrich Wagner. Ergänzungsband. Würzburg, 1858. 8°. S. 26—27.

immer mißlich, in der Ferne einen Geschäftsträger nöthig zu haben, dem man verbunden ist; die Ungewißheit, wenn Verzögerungen eintreten, und das Porto beym Empfang der Gelder ungerechnet. Ja ich muß gestehen, daß ich mir aus den bisherigen Erfahrungen keine sonderliche Begriffe von der Pünktlichkeit der Geschäftsmänner jener Gegend mache. Ist aber der Saumsal der Schuldner etwas was dieser Pünktlichkeit im Wege stand (welches man einem doch in ein paar Zeilen melden konnte) so ist das Ganze der Aussicht um wenig besser.

Leid hat es uns gethan, daß Hr. v. Wolzogen[1]) nicht seine Rückreise aus Frankreich durch hier hat nehmen können. Wir wollten ihn an eine Offerte erinnern die er uns bey seiner Hinreise that, mit einem hiesigen Minister meinetwegen zu sprechen, daß ich bey Gelegenheit meiner nunmehrigen Priorität bey hiesiger Hofbibliothek einen beßern Charakter u. Gehalt bekäme. Ich hatte selbst noch nicht darauf gedacht, vor lauter Freude, einen äußerst niederträchtigen Menschen über u. neben mir los geworden zu seyn, nichts weiter denkend: — Allein bei wiederhohlter Überlegung fand ich es gleichwohl unbillig, so manchem jüngern Mitdiener nachzustehen, der doch sowohl an Intension als Extension seiner Amtsverwaltung, meinem Gewißen nach, mir weicht. Was die Gehaltsvermehrung betrifft, so dürfte es jetzt, da besonders die neue Forstanstalt ponßirt wird, die manches Salar verschlingt, damit schwer halten; wenn indeßen über kurz oder lang mich die Noth treiben sollte — welches jetzt noch nicht ganz der Fall ist — so wird meine Bitte darum mir nicht verdacht werden können. Um ein Prädicat aber zu bitten — da zu meiner Stelle nur das Hofrathsprädicat paßt — kann ich bey meinem 66jährigen Alter, meinem 41jährigen Dienst- u. 27jährigen Bibliothekars-Jahr nicht über mich gewinnen, denn das wären eigentlich den freyen Willen meines Fürsten in Bewegung setzen sollende Umstände, u. immer war es den Großen behaglicher Großmuth auszuüben, als Recht. Die Sache ist aber darum nicht gleichgültig unter die Rubrik Titulomanie zu werfen, weil hiesigen Orts Rang der Maas-

[1]) Wilhelm von Wolzogen, seit dem 20. März 1803 zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt, hatte den Erbprinzen Karl Friedrich, nachmaligen Großherzog von Weimar, Gemal der edlen Großfürstin Maria Pawlowna, nach Frankreich begleitet und war schon vor dem Erbprinzen zurückgekehrt. S. S. 75 Anmerkung 2.

stab ist, nach welchem, wenn Diener sterben, die Wittwen pensionirt werden. Ich bitte deshalb, liebster Bruder! die Sache mit Hrn. v. Wolzogen, dem wir uns beyde sehr empfehlen, die Sache zu überlegen, wie das ohne Indiscretion dem Herzog oder einem Minister beyzubringen ist. — Ich glaube schon in meinem vorigen Brief erwähnt zu haben, daß mehrere Motive mir dieses Frühjahr eine Reise nach Thüringen nöthig machen z. B. eine Zusammenkunft in Erfurt mit dem Herausgeber des Ulphilas,[1]) und ein nochmaliger letzter Besuch meines alten 80jährigen Onkels in Gotha, der großen Antheil an meiner Erziehung hat — Könnte ich Dich da 2 oder 3 Tage in Weimar sehen, oder würde dieß mit Deinem Reiseplan collidiren? Ich möchte deshalb wohl um die Mittheilung des Deinigen bitten, im Fall eine solche Collision denkbar wäre. Ich umarme Deine liebe Frau u. Kinder herzlich.

Dein zärtlicher Bruder

Reinwald.

Liebster Bruder![2])

Du hast mir durch die überschickten Bücher Deiner Gedichte[3]) 2ten Theil u. die Braut v. Messina[4]) eine große Freude gemacht. Erstere die ich noch zur Zeit blos durchblättert habe, sind beym Buchbinder und letztere hat mir ein Freund frisch weg mit in seine Heimath genommen u. erst gestern Abend zurückgeschickt; ich kann also noch nicht einmahl von den Eindrücken die beyder Lectüre bey mir

---

[1]) Johann Christian Zahn. S. S. 231 Anmerkung 1. Diese Reise fand erst 1804 statt und ist hiernach die falsche Angabe in Schiller's Beziehungen. S. 296 zu berichtigen.

Von dem vorstehenden Briefe an bis zu dem folgenden, finden wir in dem Calender S. 142 einen nicht mehr vorhandenen Brief von Schiller an Reinwald, verzeichnet und ebendaselbst S. 144 Christophine's Brief vom 30. April, den Schiller am 4. Mai empfing und in Schiller's Beziehungen S. 295—296 mitgetheilt ist, in welchem noch ein geheimer Brief von Schiller und die Antwort auf einen solchen, erwähnt werden, die nicht mehr vorhanden sind.

[2]) Angekommen am 31. August. S. Calender S. 150.

[3]) S. S. 231 Anmerkung 1.

[4]) S. S. 241 Anmerkung 1.

gemacht, Rechenschaft geben. Neulich hab ich auch den Regulus[1]) gelesen u. möchte gern Dein Urtheil davon wißen: ich meines Theils glaube daß er eindringlicher beym Lesen als beym Aufführen seyn könne, wofern nicht der Effect durch die (in Wien gewöhnl. prächtige) Decoration gehoben wird.

Du hättest wohl die Güte, lieber Bruder, mir gelegentlich auch den 4ten Theil Deiner prosaischen Schriften[2]) zu schicken, u. wenn es mögl. ist den andern Theil der unter Deiner Direction herausgekommenen Geschichte v. Maltha,[3]) diesen Stein des Anstoßes u. Felsen des Ärgernißes das uns den unseligen Krieg verursacht hat.

Aus unserer Reise nach Thüringen ist diesen Sommer nichts worden, weil um die Zeit, da man Anstalten dazu machen sollte, meine Frau krank war, und eine Zeit lang nach ihrer Beßerung traute ich noch immer nicht, ob nicht neue Anfälle kommen möchten. Wir hoffen aber Euch noch diesen Sommer oder Herbst hier zu sehen, und die Journale reden gar von einer Reise nach Italien die Du thun werdest.

Wie dem auch sey, so wünschen wir Dich recht gesund zu sehen.

Frau v. Wolzogen[4]) befindet sich wohl in Bauerbach, aber ihr Kleiner hat einige schnelle Anwandlungen gehabt, weswegen wir ihr einen Arzt haben schicken müßen.

Man sagt hier daß der edle Griesbach[5]) sich sehr übel befinde

[1]) S. S. 242 Anmerkung 1.

[2]) S. S. 224 Anmerkung 1.

[3]) S. S. 149 Anmerkung 2.

[4]) Frau von Wolzogen war, nachdem ihr Mann am 16. Juli von Berlin nach Petersburg gegangen (s. Calender S. 148), aus Weimar am 22. Juli (s. a. a. O.) abgereist. Von Bauerbach begab sie sich nach Dresden, wo sie bis in den Anfang des nächsten Jahres blieb. S. (L. Urlich) Charlotte von Schiller. Bd. 2 S. 88–89.

[5]) Johann Jacob Griesbach, geboren am 4. Januar 1745 zu Butzbach im Großherzogthum Hessen, 1771 Privatdocent in Halle, 1773 daselbst ordentlicher Professor der Theologie. 1775 folgte er einem Rufe nach Jena als dritter ordentlicher Professor der Theologie und erlangte 1777 die theologische Doctorwürde. Zum Prälaten und Deputirten der jenaischen Landschaft ernannt, wohnte er seit 1782 den Landtagen in Weimar bei. Bereits 1781 war er zum herzoglich [-weimarischen Kirchenrath befördert worden, erhielt 1784 das Prädikat als Geheimer Kirchenrath und starb zu Jena am 24. März 1812. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stutt-

welches ich herzlich beklage. Ich empfehle mich Dir u. der lieben Frau Schwägerin zu fernerer Zärtlichkeit u. Güte

Meiningen
den 27. Aug. WFHReinwald.
1803.

Solltest Du, lieber Bruder, einen Geologen oder Geometer unter Deinen Freunden haben, so frage ihn doch wie sich die GrundFläche von Weimar zu der von Erfurt, Gotha u. Jena verhält, u. wie hoch eines darunter über den Meeresgrund erhaben ist. Die liebe Schwägerin würde vielleicht die Güte haben uns gelegentlich die Antwort zu melden. Ich denke Jena muß um 200 Fuß tiefer als Weimar[1]) od. Gotha liegen. Letzteres liegt mit Meiningen ohngefähr in gleicher Höhe.

Weimar 5 Jänner 1804.[2])

Der Tod des guten Herzogs v. M.[3]) hat uns recht betrübt. Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen und er

---

gart und Tübingen, 1830. 8°. Schiller's Brief vom 18. August 1803. S. 453.

[1]) Weimar liegt, ungefähr 700 Fuß über der Meeresfläche, an dem südlichen Abhange des 700 Fuß darüber sich erhebenden Ettersberges.

[2]) S. Calender S. 157. Zuerst gedruckt und als Facsimile beigefügt in Urkunden über Schiller und seine Familie, mit einem Anhange von fünf neuen Briefen, worunter ein ungedrucktes Autographon, zum Besten des Marbacher Denkmals gesammelt und herausgegeben von Gustav Schwab. Stuttgart. Verlag von S. G. Liesching. 1840. 8°. S. 55–56. — Gleichzeitig wurde auch eine geheime Sendung an Christophine mit 5 Dukaten befördert. S. Calender a. a. O. und Christophinens Brief vom 11. Januar in Schiller's Beziehungen. S. 297–298.

Das Original von dem vorstehenden Briefe hatte der Dekan Herr Rooschüz zu Münsingen in Württemberg, die große Güte uns mitzutheilen, dasselbe wurde von Schiller's Schwester während ihres Aufenthalts in Marbach, dessen Vater Gottlob Ludwig Rooschüz, — geb. zu Rüttingen am 19. März 1785, von 1819 bis 1846 Oberamtsrichter in Marbach, gestorben am 9. Juni 1846 — verehrer, der als begeisterter Verehrer Schiller's die erste Anregung mit zur Errichtung eines Schillerdenkmals in Marbach gegeben, welches jetzt seiner Vollendung entgegensieht. Auf der letzten leeren Seite des Originalbriefes steht: Brief von meinem Bruder, das Jahr vor seinem Tode.

[3]) Herzog Georg Friedrich Karl von Meiningen war am 24. December 1803 gestorben.

verdiente auch als ein guter Mensch Achtung und Liebe. Gebe der Himmel, daß man im Meiningischen Lande nicht Ursache habe, diesen Verlust noch lange zu betrauern.

Hier ist kürzlich auch Herder[1]) gestorben, der ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze litterarische Welt ist.

Möge nur der Himmel uns und allen die uns werth sind Leben und Gesundheit fristen. Es giebt noch allerlei in der Welt zu thun, und ich möchte es wenigstens erleben, meine Kinder soweit gebracht zu sehen, daß sie sich gut durch die Welt helfen können.

Mit der Gesundheit ist es bis jetzt ganz leidlich gegangen, aber der Winter macht mich doch immer besorgt, und ich kann mich hier nicht immer so zu Hause halten wie in Jena.

Fr. v. Stael[2]) ist eben hier und belebt durch ihren geistreichen und interessanten Umgang die ganze Societät. Sie ist in der That ein Phänomen in ihrem Geschlecht, an Geist und Beredtsamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei Allem dem ist keine Spur von Pedanterei oder Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt giebt und dabei einen seltenen Ernst und Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit sich erwirbt.

Herzlich umarmen und grüßen wir euch alle und wünschen einen erfreulichen Eintritt in das neue Jahr.

Euer treuer Bruder

Sch.

[1]) Johann Gottfried Herder starb am 18. December 1803 in Weimar.

[2]) Die bekannte französische Schriftstellerin Frau A. L. G. von Staël-Holstein war vom 14. December 1803 bis zum 28. April 1804 in Weimar.

Meiningen, den 12 May
1804.[1])

Liebster Bruder!

Von Deinem bisherigen Befinden haben wir Gottlob gute Nachrichten. Hr. von Mellisch[2]) hat mir deren einige mitgetheilt, und kürzlich, da ich wegen einiger philologischen Zweifel an Hrn. Geh. Kirchenrath Griesbach schreiben mußte, hat auch dieser die Güte gehabt, mir zu melden, daß er Dich und Deine liebe Frau diesen Sommer auf mehrere Wochen in Jena[3]) erwartete.

Da mich nun meine Gesundheit (die diesen Winter durch Eintritt später Kälte sehr gelitten hat) zu einer Veränderung der Luft einladet, auch einige FamilienAngelegenheiten Unterredungen mit meinen Verwandten erfodern, so wünschte ich sehr Dich u. die Deinigen bey dieser Gelegenheit auf ein paar Tage zu sehen. Ich denke mit diesem Monath mit den Zubereitungen zur Reise, und dem was ich vorher noch in meinem Amte zu thun habe, fertig zu werden, so daß ich gleich mit Anfang des Junius abreisen kann. Wenn ich dann in Erfurt ankomme werd ich Dir sogleich davon Nachricht geben, damit Du mir gefällig den Tag bestimmen kannst, der Dir zu unserm Empfange der bequemste ist, auch hoffe ich, daß unser kurzer Aufenthalt Euch an den nöthigen Vorkehrungen zur Jenaischen Reise nicht hindern soll.

---

[1]) Fehlt im Calender.

Schiller war auf Iffland's Veranlassung am 26. April mit Frau und Kindern nach Berlin gereist, und am 1. Mai dort angekommen, wo er Die Braut von Messina, Die Jungfrau von Orleans und den Wallenstein aufführen sah (s. Zur Erinnerung an Schiller. Ein Vortrag zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes. Von J. B. Teichmann. Berlin, 1859. (R. Decker). 89.) und den 21. Mai wieder nach Weimar zurückkehrte. Nachdem der vorstehende Brief abgeschickt war, las Reinwald in der Zeitung Schiller's Ankunft in Berlin und Christophine schrieb am 15. Mai an Charlotte, (s. Schiller's Beziehungen. S. 301) die sie zu Hause wähnte. Nach dem Calender S. 165 kamen Reinwald's den 4. Juni an und blieben bis zum 7. Juni in Weimar. Christophine hatte zum letzten Mal ihren Bruder gesehen.

[2]) S. S. 217 Anmerkung 4. Von Mellish hatte Schiller das Haus in Weimar an der Esplanade (jetzt Schillerstraße) gekauft und dasselbe am Sterbetage seiner Mutter den 29. April 1802 bezogen. S. Calender S. 122.

[3]) Charlotte war daselbst vom 19. Juli bis 23. August; Schiller kehrte am 19. August nach Weimar zurück. S. S. 254 Anmerkung 1.

Dein zuletzt uns zugekommenes Trauerspiel die Braut von Meßina[1]) hat mir viel geistiges Vergnügen gemacht u. mancherley Ideen bey mir erweckt. Die Chöre mußten, nach meiner Ahndung, einen schönen feyerlich-erhabnen Effect machen, ob ich gleich glaube daß dieß in purdemokratisch- oder doch theilweise demokratischen Staaten noch mehr der Fall seyn würde, wo der Chor die öffentliche Meinung oder die gemeine Sensation frey ausdrücken darf; doch hab ich den Abgang dieses Umstands bey Deinem Stück nicht empfunden, meine Empfindung dabey überwog die gewöhnlichen Kritiken, wo man gewiße Theorien zum Grund legt, und daraus Schlüße zieht gleich denjenigen der alt-orthodoxen Theologen: was nicht aus dem Glauben kömmt, ist Sünde.

Der Vorbericht regte ebenfalls alte Gedanken, Mythen zu dichterischen Maschinerien betreffend bey mir auf. Ich denke die feine griechische Mythologie kann keine Täuschung mehr hervorbringen, die griechischen Götter sind nun einmahl todt, blos im scherzhaften Genus möchten sie noch anwendbar seyn (nur im niedrigkomischen möcht ich sie verbitten, wie z. B. Blumauer, hier und da Bürger und andere sie angewandt haben) die nordische Odinische ist roh geblieben; aber die Milton- u. Klopstockische, die auch auf gebildete Menschen durch Täuschung Antheil nehmen können, ist reichhaltig. Man nehme die neu-platonische Dämonologie, item die Seelenwanderung dazu, u. in den komischen Gattungen das Feenwesen, die Sylphen u. Gnomen des Grafen Gabalis,[2]) im niedrigkomischen die Hexen u. Nixen mit dem übrigen Pöbelsglauben u. s. w. Hätten es die Mönche mit den Heiligen Legenden nicht zu grob gemacht, oder ein wenig Philosophie oder guten Geschmack dem Wust eine vernünftige Form gegeben, so könnte man auch diese Heiligen in der ernsthaften Dichtung zu Maschinen brauchen. Doch vielleicht davon mündlich ein mehreres. Deine Schwester verlangt auch noch ein Plätzchen des Briefes, ich schließe also für jetzt u. empfehle mich Dir u. der lieben Schwägerin zu fernerer Liebe. — Der eingeschloßene Brief ist eigentl. an Hrn. Geh. Kirchenrath Griesbach,[3]) nur unter der Addreße an Görner, dem ich einen Auftrag gegeben hab.

Dein treuer Bruder Reinwald.

---

1) S. S. 241 Anmerkung 1.
2) S. S. 106 Anmerkung 4.
3) S. S. 246 Anmerkung 5.

Liebster Bruder! Ich freue mich herzlich daß wir nun die gewiße Hofnung haben daß unsre Reise ausgeführt wird und wir Dich und die liebe Frau Schwägerin und lieben Kinder sehen werden, solten es auch nur wenige Tage seyn, da wir hörten daß Ihr Lieben in Jena erwartet werdet, so wird mir doch diese Hofnung die ganze Reise angenehmer machen.

Wir erwarten nun wenn wir von Erfurth aus Dir unsre Ankunft gemeldet, wen wir Euch lieben am Gelegensten kommen; damit Euch unsere Anwesenheit nicht in Eurem übrigen Plan störe, alsdann erst können wir unsre übrigen Besuche darnach einrichten. Wir hatten erst den Vorsaz früher abzureisen weil aber die Witterung so unbeständig war so konte man nichts festsezen. Jezt ist es sehr schön und die Bäume sehen vortresl. daß wir grose Hofnung auch in unsrem Berg haben.

Mit meiner Gesundheit geht es wieder sehr gut und ich hoffe die Reise wird mich noch gesunder und froher machen. Wie unbeschreiblich freue ich mich Dich und die liebe Frau Schwägrin wieder zu sehen! und die guten Kinder die gewiß sehr groß worden sind — Wen wir nur die l. Louise auch mitnehmen könten. Damit wir uns noch recht mit einander freuen könten? ich umarme Dich Tausendmal. C.

Liebster Bruder! [1])

Mit tausend Dank für die uns in Weimar bezeigte Liebe und die uns daselbst gewährte heitre Stunden, sende ich hier den Aufsatz, [2]) die Cottonf. EvangelienHarmonie in London betit. Unsre Reise wird vermuthl. meine Frau der lieben Schwägerin beschreiben.

Das gute Wetter u. die freundschaftl. Aufnahme allenthalben segneten sie; u. die Schönheiten des Liebensteins mit der Umgegend übertraf meine Erwartung weit. Ich empfehle mich Deiner lieben Frau u. den Kleinen, das liebenswürdige Karolinchen ja nicht zu vergessen!

Meiningen
den 7 Julii
1804.

Dein zärtlichergebener Bruder
WJHReinwald.

[1]) Angekommen den 12. Juli. S. Calender S. 169.
[2]) S. die Beilage zu dem vorstehenden Briefe und die Einleitung.

In der ehmaligen Cottonischen Bibliothek (die nach Pennants London gegenwärtig im Brittischen Museum in London seyn soll) befindet sich ein Codex, insgemein die Cottonische Evangelien-Harmonie genannt, in deutscher alt-sächsischer Sprache aus Ludwig des Frommen Zeit, die für uns deutsche Sprachforscher von großer Wichtigkeit ist. Hickes in seinem Thesaurus Linguarum Septentrional. Oxoniae. 1705. hat daraus einige Fragmente in d. Grammatica AngloSaxoniae pag. 189 u. folg. u. in der Grammatica Franco-Theotisca p. 101 u. folg. aufgenommen, und wieder einige sind in Suhm Symbolae ad litteraturam teutonicam antiquiorem, von Nyerup. Hafniae 1787 herausgegeben, abgedruckt.

Vom Ganzen ist nie eine Abschrift genommen worden, so wichtig auch diese Urkunde zur Erläuterung und Bereicherung der ältesten deutschen Dialekte ist. Vor einigen Jahren hat man von dieser Cottonischen Evangelienharmonie eine Handschrift in Bamberg entdeckt, die ich mit Hülfe des Hickes'schen Thesaurus, meiner Angelsächsischen und Allemannischen Sprachkenntnisse endlich habe verstehen lernen. Allein dieser Bambergische Codex hat nicht nur sehr große Lücken (denn es fehlen in ihm einige Capitel u. selbst die ganze Leidens- u. Auferstehungs-Geschichte) sondern er hat auch Stellen, die Schreibfehler zu seyn scheinen und deren Dunkelheit allein durch Vergleichung einer andern Abschrift aufgehellt werden muß. Ich habe nun diesen Dialekt mehrere Jahre hindurch mit Liebe u. zugleich mit großer Anstrengung studiert; ich bin nun alt, und nach meinem Tode möchte nicht so leicht wieder der Fall kommen, daß ein deutscher Sprachforscher auf diese Liebhaberey verfiele u. mit dem sonderbaren, schweren, jedoch sehr schönen Idiom gedachter Cottonischen Evang. Harmonie so vertraut würde, um sie, wie ich, bis auf wenige Ausdrücke, ganz zu verstehen. Der Codex modert in Engelland, die Zeit ätzt die Blätter u. bleicht die Schrift, er dient den Britten zu nichts, als zum todten Kabinetsstück, und uns Deutschen könnte er für unsre alte Sprache soviel nützen! Wie könnte man wohl eine Abschrift — das heißt eine Buchstäblich richtige — davon erhalten?

Das Mſct. steht registrirt im gedachten Hickes'ischen Thesaurus im letzten Theile, im Wansley'ischen Mſcten-Catalog Seite 225. Nach dortiger Beschreibung ist der Band ruhricirt

Caligula A. 7.

Der ganze Band enthält

1) 8 Gemählde, wovon das erste die Verkündigung Mariä vorstellt.
2) Die Evangelienharmonie, von welcher die Rede ist
3) Ein Exorcismus, um die Äcker fruchtbar zu machen, in Angelsächsischer Sprache, abgedruckt in obengedachten Suhm-Nyerupischen Symbolæ ad. litt. Teut. antiqu. Seite 147. anfangend mit den Worten Her ys seo bót, hu thu mecht thine æceras hetan gif hi nellath vel vexan &c.

Der Capitel der Cotton. Evang. Harmonie sollen 71 seyn. Der Anfang lautet: Incipit Quatuor Evangelium (sic!) Manega uuaron the sia iro mod gespon that sia bigunnun uuord Godes reckean &c. Der Schluß: Hui gangat gi so gornondia, quat hie, ist inc iamerhugi sebo soragono full. sia spracun im san angegin thia erlos anduuurdi te hui thu thes so escos quathun sia, bist thi fan Hierusalem Judeono folcas —

Das Weitere u. das Ende, nähml. die Himmelfahrt Jesu, fehlt im brittischen Codex, ist aber im Bambergischen.

Meiningen, im Julius, 1804.

WFHReinwald.

Liebster Bruder![1])

Endlich haben wir wieder Nachrichten, und zwar gute Nachrichten von Deiner u. der lieben Schwägerin Gesundheit erhalten. Hr. HR. Voß,[2]) der bey mir auf der Durchreise einsprach hatte uns schon auf letztere vorbereitet.

[1]) Fehlt im Calender.

[2]) Johann Heinrich Voß, der bekannte Uebersetzer der griechischen und römischen Dichter und Sänger der „Luise" (1784) durch die Goethe's „Hermann und Dorothea" (1798) hervorgerufen wurde, ward am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg geboren, wurde 1782 Rector zu Eutin, 1786 Hofrath, trat 1802 von seinem Amte zurück und ging nach Jena, wo ihn Goethe zu halten bemüht war, folgte aber 1805 einem Ruf nach Heidelberg und starb daselbst am 29. März 1826. Sein Besuch bei Reinwald, den er auf einer Reise nach Würzburg, Ulm und Carlsruhe machte, muß Anfang August gewesen sein. S. Aus Goethe's Freundeskreise. Von Heinrich Düntzer. Braunschweig, 1868. 8°. S. 160.

Wenn der neue Familienſprößling weibl. Geſchlechts[1]) eine Copie von dem lieben Karolinchen iſt, ſo ſey er zwiefach willkommen.

Man ſagt hier — und zwar hat man es von Berlin mitgebracht — Du würdeſt dort unter vortheilhaften Bedingungen fixirt werden. Das thät uns — der vortheilhaften Bedingungen ungeachtet — leid, denn da wäre eine zu große Kluft befeſtiget.

Könnteſt Du nicht, lieber Bruder! bey Gelegenheit dieſer Michaelis-Meße mir den 4ten Theil Deiner proſaiſchen Schriften[2]) und den 2ten von der Geſchichte von Malta[3]) verſchaffen?

Deiner u. der l. Schwägerin Liebe empfehle ich mich angelegentlich. Cætera textus habet d. i. ein mehreres wird das beredtere weibliche Geſchlecht hinzuthun.

M. den 23. Septembr. 1804.

Dein zärtlicher Bruder
W F H Reinwald.

Meiningen, d. 13. März 1805.[4])

Liebſter Bruder!

Kürzlich gieng hier das Gerücht, Hr. von Wolzogen würde unſre Gegend beſuchen, und da wurde beyliegender Brief an ihn bey uns

---

[1]) Schiller's jüngſte Tochter, Emilie Henriette Louiſe, geboren am 25. Juli 1804 zu Jena, heirathete 1828 den Freiherrn Heinrich Adelbert von Gleichen-Rußwurm (geb. 28. November 1803) auf Greifenſtein im Untermainkreis und ſtarb daſelbſt am 25. November 1872. S. das Vorwort.

[2]) S. S. 224 Anmerkung 1.

[3]) S. S. 149 Anmerkung 2.

Am 8. October (i. Calender S. 174) ſandte Schiller an Reinwald ein Exemplar des Tell, der unter dem Titel Wilhelm Tell Schauſpiel von Schiller. Zum Neujahrsgeſchenk auf 1805. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1804. 12°. erſchien und in drei Ausgaben (von gleichem Druck) ohne Kupfer, mit einem colorirten Kupfer und mit drei colorirten Kupfern, ausgegeben wurde. Eine zweite Auflage erſchien noch in demſelben Jahr. S. Schiller-Bibliothek. Von Paul Trömel. Leipzig: 1865. Nr. 194 und 195. Chriſtophinens Dankſchreiben an Charlotte vom 18. Januar 1805 für den Tell, den letztere überſendet hatte, iſt in Schiller's Beziehungen. S. 305–307 mitgetheilt, aber im Calender nicht verzeichnet.

[4]) Fehlt im Calender.

abgegeben; ich bitte Dich also um die Güte ihm solchen zuzustellen, mit unsrer beyder wärmsten Empfehlung und dem Bedauren, daß jene Hoffnung fehl geschlagen.

Nächst dem habe ich die Bitte, mir einen Katalog[1]) der Herderischen zu verauctionirenden Bücher zu verschaffen, und uns bald etwas von Deinen neusten gedruckten Arbeiten zu schenken, und uns ja nicht über den Weimarischen Herrlichkeiten zu vergeßen. Ich umarme die gute Schwägerin und Deine lieben Kinder. Meine Frau wird auch noch einige Zeilen anhängen. Lebe wohl!

Dein zärtlicher Bruder

WFHReinwald.

Liebster Bruder

Schon lange sehnte ich mich nach Nachrichten von Euch Lieben. Wolte Gott daß indeßen Alles wohl gewesen ist! Ich habe gestern Briefe von der Louise bekommen worinn sie mir zugleich den Auftrag giebt den Inhalt auch Dir und der lieben Frau Schwägerin mitzutheilen da sie noch so wenig Zeit wegen ihrer Einrichtung hat es selbst thun zu können. Ihr Mann hat von dem Consistorium den Ruf, als Stadtpfarrer nach Möckmühl[2]) erhalten welches sehr vortheilhaft in jeder Rücksicht vor sie ist, sie sind auch schon aufgezogen und da mit sehr vielen Ehrenbezeugungen empfangen worden. Sie bewohnen ein schönes geräumiges Hauß haben zwey Gärten 8 Morgen Güter bekommen 6 Eymer Wein, 32. Scheffel Dinkel 10 Scheffel Roggen 14. Scheffel Hafer 20 Maß Holz.

Dazu kommen nun noch die gröfern Accidenzien der Stadt, und was mir eigentlich das Liebste ist daß sie jezt doch auch Freunde um sich haben, wenn ihnen etwas zustößt und einen Arzt. Da doch Louise oft kränklich ist. Sie schrieb mir sehr lange nicht und ich war in Sorgen um sie weil ich durch den Schwager der uns ihre Niederkunft meldete zugleich hörte daß sie schwächlich wäre.

Gestern schrieb sie aber selbst wieder daß ihr der Zug der doch bey der schlimmen Witterung mußte vorgenommen werden nichts ge-

1) BIBLIOTHECA HERDERIANA VIMARIAE. 1804. 8°.

2) S. S. 220 Anmerkung 1 und Schiller's Beziehungen. S. 388—389.

schadet hätte und daß sie sehr gerne da wäre. Die Gegend soll auch sehr angenehm seyn. Wenn nur die lieben Eltern auch noch diese Freude erlebt hätten da wiederholten sich immer meine Wünsche; auch bei denen frohen Nachrichten geliebter Bruder von Deiner Gesundheit, und von Deinem Wohlstand. Ich freue mich herzlich über daß Glük meiner lieben Geschwister, und mache es zu meinem Eignen. Wir sind doch auch diesen Winter noch so leidlich durchgekommen und jezt freue ich mich der schönen Tage wo wir auch in unserm Berg wieder gehen können.

Recht sehnlich wünschte ich bald frohe Nachrichten von Euch Lieben; aber doch möchte ich mit einer Bitte nicht zudringlich seyn da ich weiß daß Deine liebe Frau wenig Zeit zum schreiben haben wird. Von der vortresl. Großfürstin[1]) wird auch hier allgemein so viel schönes gesagt daß es der allgemeine Wunsch ist daß wir sie auch einmal in dieser Gegend sehen dürften im Fall sie vielleicht eine größere Reise hierdurch machte.

In unserm Vaterland sind noch immer die Mißhälligkeiten, und sogar jezt eine Verschwörung gegen den Curfürsten, entdeckt (Bamberger Zeitung) worinn nahmentlich die Personen H. v. Faitelair und Hr. v. Sekendorf genant waren: hast Du vielleicht etwas Speziellers darüber? Letzterer hat eine nahe Verwantin hier, die meine Freundin ist und die sich schwer darüber bekümmert: besonders seiner Mutter wegen. Tausendmal umarme ich Dich und die liebe Frau Schwägerin und lieben Kinder! Deine treue Christophine.

---

[1]) Maria Pawlowna, Großfürstin von Rußland, Gemalin des Großherzogs Karl Friedrich von Weimar, geboren zu St. Petersburg am 4. 16. Februar 1786 und gestorben zu Schloß Belvedere bei Weimar am 23. Juni 1859; Mutter des am 24. Juni 1818 gebornen jezt regierenden Großherzogs Karl Alexander von Weimar.

Am 25. März hatte Schiller nach dem Calender S. 189 seinen lezten, nicht mehr vorhandenen Brief an „Reinwald's" geschrieben und am 1. April empfing er den lezten Brief von seiner Schwester, der in Schiller's Beziehungen. S. 307—312 abgedruckt ist.

Anhang.

I. Reinwald's Reisebriefe an den Hofprediger Pfranger und ein Gebet von Christophine Schiller.

II. Gedichte von Reinwald.

III. Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478. Von Reinwald.

IV. Berichtigungen Friedrich v. Schiller's „Jugendgeschichte betreffend. Von Reinwald.

V. Notizen über meine Familie, geschrieben im October 1845. Von Christophine Reinwald.

I.

Solitüde bei Stuttgard den 26. Junii, 84.

Liebster Freund!

Ich werde Ihnen meine Reisegeschichte bis zum 18. oder 19. aus Anspach geschickt haben. Ein Brief an H. Berger vom 23. setzt sie fort. Ich will einiges aus diesem Briefe widerholen oder suppliren.

Den 20t. hatte H. Lieutenant Deahna[1]) die Güte mich in dem Wirthshauße, wo er mit etlichen Offiziren speist, an der table d'hôte, zu traktiren. Ein gewißer H. v. Altenstein in Königl. Sardinischen Diensten war da die einzige meiner neuen Bekanntschafften. Er ist ein naher Verwandter von der Frau v. Stein. Nach Tische giengen wir in die Stifftskirche, wo ein reiner, schöner Gesang, eine gute Predigt vom H. Archidiakonus Roth und eine Menge geputzter gemeiner Bürgersweiber und Töchter mir feierlich war. Die Weiber-Stände sahen aus der Höhe wie ein Ranunkelbeet aus. Die Lieder vortreflich, wie aus einem GesangBuch, das Junkheim und Utz[2]) besorgt haben, leicht ausgesucht werden können. Ich schätze die Menge der Zuhörer, die große Stille beobachteten, auf 1500 und drüber.

Montags sah ich nach Tische die Herrschafft speisen. Es war Gala wegen geschehenen Belehnung des Fürsten v. Schwarzenberg, deßen Gevollmächtigter der Minister Gemmingen war. Die Tafel

---

[1]) Sohn des Kammerrath Deahna in Meiningen.

[2]) Das von dem Generalsuperintendenten Dr. Johann Zacharias Leonhard Junkheim und Utz herausgegebene Anspacher Gesangbuch vom Jahre 1781.

bestund aus 60 Kuverts, mit goldnen Messern und Löffeln. Von da sah ich die Bibliothek. Sie ist schön gelegen, gut conditionirt, aber nicht so vollständig wie die unsrige. Indeß werden alle interessante neue Sachen angeschafft. Der Fond besteht in 400 fl. und der Markgraf[1]) giebt viele Bücher hinein. Er bekömt stets von großen Höfen Geschenke von Büchern, als vom König von Spanien, vom Pabst, — aus Neapel hat er auch die Herkulanischen Alterthümer.[2]) Einer Henriade[3]) von Voltäre, mit einer von seiner Hand geschriebenen Dedikazion an die Königin-Mutter von Preußen,[4]) in der Bibliothek — und einer Büste von Voltäre, und einer Schreibfeder von ihm mit seines Sekretärs Certifikat, im MünzKabinet, hab ich schon im Briefe an H. Bergern erwänt.

Die alten Drucke sind von 1462 an, und es sind deren eine Menge. Zu diesen und den Mscten (deren ongefär 100 sind) wird izt ein besondres Zimmer gebaut. Es sind 3 Bibliothekäre da, aber der einzige der in Aktivität ist, ist der Diakonus Spieß. Die Bücher sind schlecht rangirt, viele gar nicht.

H. Degen hat izt einen Schlüßel in die Bibliothek bekommen nicht als Bibliothekär, sondern um sie nutzen zu dürfen.

Abends von 5—8 besuchte ich mit H. Prof. Faber den H. Landgerichts (d. i. Apellationsraths) Aßeßor Utz.[5]) Ich setze seinen Titel zum Namen denn er ist ein ebenso guter Jurist als Dichter. Seine Unterhaltung ist eins von meinen gröstn Vergnügen wärend meiner Reise gewesen. Er hat, wie leicht zu glauben einen schönen Büchervorrath, die allg. t. Bibliothek, Bibl. der schönen Wißenschaften und andere gute Journale komplet, geht immer mit der schönen Litteratur fort, schmäht nicht auf das Neue, wenn es gut ist und urtheilt sicher, und mit großer Bescheidenheit. Er hatte schon das neuste

[1]) Karl Alexander, geboren 1736; succedirte in Ansbach 1757, in Baireuth 1769; resignirte 1791 auf beide Fürstenthümer und starb 1806 zu Benham in Berkshire.

[2]) Das schöne Kupferwerk Le Antichità di Ercolano. Napoli, stamp. reale 1757—1792. 9 Bde. in Folio.

[3]) Die erste Ausgabe erschien 1723.

[4]) Sophia Dorothea, Mutter des Königs Friedrich II. von Preußen; geboren 1687, gestorben 1757.

[5]) Der Dichter Johann Peter Uz, geb. zu Ansbach den 3. October 1720 und gestorben daselbst am 12. Mai 1796.

Trauerspiel von Schiller[1]) und spricht erhaben von ihm, doch one das, was ihm noch abgeht, zu verschweigen. Daß wir von Ihnen viel gesprochen haben, steht schon im Briefe an H. Bergern. Ihr Mönch von Libanon[2]) wird in Anspach von einigen sogar über den Nathan gesetzt. Auf Utzens Hochachtung können Sie Sich verlaßen.

Wir haben 2 Flaschen Wein miteinander ausgetrunken und der herrliche Mann wurde immer heiterer und vertraulicher. Wir schieden mit den zärtlichsten Umarmungen von einander. Utz ist allgemein in Anspach verehrt, obgleich erst vor 6. Jaren die Mlle Clairon von Paris, die Favoritin des Marggrafen, ihm das ganze Verdienst des Mannes bekannt machen mußte.[3])

Vorm Jare als Utz 63. Jar alt wurde, hat man ihm eine Serenate gebracht, wozu der Diakonus Rosa den Text gemacht der im Fränk. MusenAllmanach erscheinen wird. Der Anfang ist nicht sonderlich aber das Ende gefällt mir ungemein.

Die Stadt Anspach ist klein und ongefär im Geschmack wie Koburg, aber die Vorstädte, wo auch die vornemsten Minister und Collegialräthe wonen, prächtig und ganze Straßen werden neu gebaut. Man zält in Anspach 15,000 Menschen, aber ich zweifle ob deren viel mer als 11—12000 sind.

Das Schloß ist in einem großen Stil und modern, aber unter den Zimmern sind nur wenige schöner als unsere im Meiningischen Schloß. Der Ton in Gesellschaft würde gut seyn, nur wird zuviel gespielt.

Man hat viele Kränzchen und Clubbs; es giebt keine Promenade in der Stadt außer dem Hofgarten, der wenig sagen will, aber dagegen sind rings um Anspach eine ViertelStunde weit, angeneme

[1]) Kabale und Liebe. S. Briefwechsel S. 70 Anmerkung 2.

[2]) Der Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weise. Dessau, 1782. Auf Kosten der Verlagskasse, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 8°. Die zweite Ausgabe erschien daselbst 1785 und die dritte herausgegeben von dem Professor Amadeus Wendt, Leipzig, 1817. Ueber den Verfasser Joh. Georg Pfranger, s. S. 20 Anmerkung 4.

[3]) Utz bezog 1781 als Assessor aus der fürstlichen Rentei zu Bayreuth 220 fl. baar! während gleichzeitig ebendaher die „Clairon, Demoiselle zu Paris" 1466 fl. 40 kr. Pension und die „Albertine von Marwitz" 4000 fl. Pension bezogen!

Wälder und in jedes nahe Dorf geht man durch einen Wald. Man macht immer solche Parthien von 15—20 Personen und dann auf dem Lande ist alles Zwanglos.

Der Adel und die Etikette bei Hof ist steif. Das erste bürgerliche Hauß ist das Löschische. Der Vater ist Geheimerrath, heißt aber GeheimerAßistenzrath, er hat mir viel Ehre erwiesen. Den Tag vor meiner Abreise war ich in Gesellschaft bei dem katholischen Geistlichen; wo ebenfalls alles spielte. 2 Spieltische stunden unter einem schönen Kruzifix und 2 unter einem Marienbild. Der Wirth und 2 lutherische Geistliche spielten nicht minder; außerdem waren noch 1. Dußt Hofräthe und 6 andere Leute mit Charakteren dabei. —

Soweit von Anspach, wo's mir wol gieng, das Wetter reizend war und kein Hypochonder mich quälte.

Den 23 (?) Abends um 8 Ur gieng ich von da mit der Landkutsche ab, es zogen sich Gewitter auf und den andern Tag gegen Mittag kamen wir auf freien Felde in ein fürchterliches Donnerwetter mit Schloßen und einem Sturm deßgleichen ich mich nicht erinnern kann. Die Pferde konnten nicht vor der Gewalt des Windes weiter. Drauf folgte eine entsetzliche Kälte, zumal des Nachts, wo ich mich schlechterdings nicht erwärmen konnte. Ich paßirte Dünkelspiel — ein reinlicher Ort, hier und da ein hübsches Hauß, übrigens so fast Schmalkalden gleich. Ellwang, eine reiche Probstei, ist schön und massiv gebaut, die Gegend ist angenem und fruchtbar.

Alen, ein freies Reichs-Städtchen, fast wie Wasungen, aber viel altväterscher; das beste und modernste da, ist eine neue Kirche und ein verbeßertes Gesangbuch. Es lag im Posthauß auf dem Tische. Ein Bild darinn das zum Zeichen diente, lieferte mir folgenden erbaulichen Beitrag zu meiner poet. Anthologie. Ein Schlotfeger mit der Unterschrifft:

Wer beßer kehren will
Als ich, in seinem Hauß,
Der kehr' ganz in der Still
Täglich sein G'wissen aus.

Sobald man in Schwaben eintritt, tritt auch das scht statt st in die Sprache ein, und die Volkstracht, besonders der Weibsleute, ändert sich, wie Sprache und Phisiognomie. Durch ganz Franken von Baiersdorf (vor Erlangen) an, in Nürnberg, Anspach, Frucht-

wang, tragen die gemeinen Weiber und Mädchen Mützen, wie Hüte. Der Flor oder Schleier geht um den Kopf her, wie ein Schein an einem Heiligen. In Schwaben fällt das weg. Die Haube ist ganz einfach. So sind die fränk. Gesichter mer rund und roth, die schwäbischen mer länglicht. — Nach Aalen kömmt Schwäbisch Gemünd auch eine Reichsstadt, die nimmt sich schon anders aus. Die Leute sind geschlissen, haben schöne Häuser und Mobilien und die Folgen der Industrie zeigen sich häufig. Der Postmeister hat einen Garten am Ende der Stadt der allenfalls dem ersten Rathsherrn, ja wol einem Prinzen gut genug seyn könnte. Dieser Mann wurde durch Gaßners[1]) langen Aufenthalt an diesem Orte reich. Ich wunderte mich, daß selbst gemeine Leute dort ihn für einen Betrüger erkannten. Nach Schwäb. Gemünd kömmt Schorndorf und Kanstadt, zwei schöne Würtenberg. Städtchen. Die Gegend, so angenehm und fruchtbar sie im Anspach ist, wird in Schwaben doch noch reizender. Von Anspach bis Stuttgard sind, wie von Meiningen bis Nürnberg: 18 Meilen. Ich kam Freitag den 23. früh 4. Uhr in der Würtenbergischen Residenz an, befand mich aber gar nicht wol. Veränderte Nahrungsmittel, gänzlicher Mangel an Bier, andrer Wein, in schlechten Orten schlecht, rauhe Winde, Mangel an Ruh und Schlaf — eins von diesen, oder alles zugleich konnte der Grund seyn. Ich war also nicht im Stand Visiten oder Aufwartungen in der Stadt zu machen, sondern gab dem Kellner in meiner Herberge Auftrag, mir eine Schäse nach Solitüde zu schaffen, damit ich bei Schillers Eltern mich erst wider erholen könnte. Ein Schweizer, Doktor der Medizin, des Sekretär Fleischmanns gewesener Freund in Göttingen, ein Mensch von Vermögen und Sohn eines Bankier zu St. Gallen der ebenfalls im Begriff war nach Solitüde zu fahren, bot mir einen Platz in seinem Wagen an, der ihm eigen war, und so fuhren wir mit noch einem Gelerten aus Stuttgard, nachdem wir blos die Gaßen dieser Stadt ein wenig durchgangen die hervorstechenden Häuser und das alte und neue Schloß und den Paradeplatz angesehen, hieher.

Das alte Schloß in Stuttgard sieht fürchterlich antik aus. Das

[1]) Johann Joseph Gaßner, Pfarrer und Thaumaturg, geboren zu Bratz in Vorarlberg am 21. August 1727 und gestorben zu Bondorf in Niederbayern am 4. April 1779.

neue ist größtentheils ausgebrannt wie das zu Weimar. Die Privathäußer sind nicht maßiv, auch die von den Ministern, wenige ausgenommen nur angemalt. Nichts davon ist völlig schön und regelmäßig, immer schlechter Geschmack und Skandal mitunter. Nach Solitüde fährt man zwei Stunden durch eine Allee bergan. Auf einer Seite sind Weinberge, auf der andern ein Thiergarten, wo das Wildpret die Köpfe hervorsteckt um zu sehen, was paßirt.

Hier logir' ich unbeschreiblich angenem, sehe über einen Garten hin der gränzenlos scheint. Er ist aus einem großen Wald geschaffen und die Anlagen haben Millionen gekostet. Der Geschmack könnte nicht schlechter sein, der darinn herrscht, aber eine schöne Aussicht macht er mir doch. In einer Entfernung von 600 Schritten liegt das Schloß vor mir, mit einer Kuppel deren Schieferdach mit stark vergoldeten Kränzen und Rändern verziert ist. Auf der Spitze der Kuppel, steht eine vergoldete Figur die nebst dem Dache in der Abendsonne herrlich spielt. Ein ander großes Gebäude, der Lorbeersaal, ist völlig im antiken Geschmacke mit einer Colonnade von erstaunender Dicke.* Das Schloß ist im erhabnen Stil. Hier ist die Colonnade ächt. Man kann von seinem Dache, wo ein Umgang mit einer Balüstrade ist, die lotharingischen Gebirge sehen. Selbst aus meinem Zimmer sieht man bis ins Elsas, über den Rhein hin, dann rechter Hand tief in Franken hinein. Alle meine Schilderungen reichen nicht hin, Ihnen liebster Freund diese Aussicht zu beschreiben, denn die Gegend liegt sehr hoch, und unter ihr lauter Ebne. Kein hoher Berg in der Nähe hindert den Blick —

Wieviel vermiß ich nicht hier bei meinem kurzen Gesichte! Eine ungeheure Menge Statuen zieren diesen Garten. Sie sind fast alle kolossalisch. Fast die Hälfte davon ist aus dem Ganzen, und von diesen letztern hat jede 100 Dukaten gekostet. Das Schloß hab ich noch nicht inwendig gesehen. Es soll aber königlich möblirt seyn. Die hiesige Orangerie macht eine Allee aus, die 1000 Fuß lang ist. Der Kaiser hat gesagt, so hab er sie nicht. Mit alle dem, was ich bisher an diesem ungeheuren Garten bewundert habe, hat mich nichts gerürt, als 3 Eichen aus einer Wurzel gewachsen, Überbleibsel der alten Natur, die erbärmliche Kunst um des Gartens willen zerstörte.

---

* aber nur von Holz, sonst wars gar gemalte Leinwand. Die prächtigste Saulenreihe ist am Portal einer Kirche die zu bauen angefangen worden.

Ihrer waren 5. eine ist vor Alter umgefallen, eine hat der Blitz umgestürzt. Jeder dieser noch stehenden Stämme hat 5 Fus im Durchschnitte. Kein Dichter wird one Begeisterung an diesen majestätischen Bäumen hinaufschauen können, und mit einem tiefen Seufzer hab ich Sie, liebster Freund! unter ihrem Schatten gewünscht. Hier leb ich (leider nur auf einige Tage) unter einer liebenswürdigen Familie, mein Zimmer mit Orangen und den herrlichsten Blumen des Gartens parfümirt, bei schmackhafter Kost und dem besten Nachtisch, den ich je gehabt.

Der alte Hauptmann Schiller [1]) zugleich ein Gelerter erzält mir von seinen Feldzügen und seine 3 Töchter,[2]) eine von 22, eine 15 und eine von 7 Jaren, sind Kinder und Günstlinge der lieben Natur.

Hier mag diesmal mein Brief endigen. Theilen Sie ihn meinen Freunden und Freundinnen mit, die Sie schon wißen. Wenn mir völlig wol ist, will ich auch an Den und Jenen besonders schreiben. Ich umarme Sie herzlich.

Reinwald.

Solitüde, den 9. Julii 84.

Liebster Freund!

Es ist lange seit ich Ihnen nicht schrieb. Der Stoff zu meinen Briefen hat sich so gehäuft, daß (da Versprechen Schuld macht) ich einem Bankerott gegen Sie nahe bin. Ich gieng den 29.ten vorigen Monaths von hier nach Stuttgard ab. H. Lieutenant v. Wolzogen [3])

---

[1]) Verfaßer von: Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Württemberg, aufgesetzt von einem herzoglichen Officier. Stuttgart, Cotta 1767—68. 8°. Vier Stücke sammt Zugabe. Gedanken über die Baumzucht im Großen. Leipzig, Göschen, 1793. 8°. und Gedanken über die Baumzucht im Großen nach zwanzigjähriger Erfahrung im kleinen. Neustrelitz, bei Michaelis, 1795. 8°. wovon 1806 eine neue Ausgabe mit zwei Plänen in Gießen bei Heyer erschien.

[2]) Christophine, Luise und Nannette.

[3]) Wilhelm von Wolzogen, später Schiller's Schwager, hatte am 19. April 1784 die Akademie in Stuttgart als Lieutenant verlaßen und wurde von dem Herzog mit der Beaufsichtigung der Schloßbauten zu Hohenheim (jetzt landwirthschaftliche und Forst-Lehranstalt) betraut. S. S. 75 Anmerkung 2.

der älteste Son der Fr. v. W. holte mich früh aus dem Bette. Es war mir wirklich noch nicht ganz wol. Er brachte mir ein Pferd, auf dem ich nach der Residenz reiten mußte, indem er neben her gieng. Er theilte in Stuttgard sein kleines Logis und seinen Tisch, mit mir und verschaffte mir vorzügliche Bekanntschafften unter Gelerten und Künstlern, so, daß meine Reise unverhofft litterarischer wird als ich glaubte. Schwaben ist das Land, wo gründliches Wißen zu Hauße ist. Ich kann Ihnen aus der oben angefürten Ursache kein umständliches Tagebuch von meinem Schicksal in Würtenbergischen schicken: ich habe so viel angemerkt, obwol nur kurz angemerkt, und ich hatte in Stuttgard so wenig Muße, Bequemlichkeit, Ruhe und Stille, um ordentlich zu schreiben, daß ich nur einige wenige Dinge izt ausheben und andere versparen will. In Stuttgard hat die Herzogliche Bibliothek, die fast alles hat wonach man fragt; die Akademie, das Komödienhauß, Musik, Gemälde, meinen vorzüglichen Beifall.

Von Gelerten und Künstlern hab ich kennen lernen H. Prof. Abel,[1]) die Bibliothekäre Fischer und Petersen,[2]) Hofrath Hochstetter,[3]) einen Diplomatiker, Prof. Drück,[4]) der eine Geographie von

---

[1]) S. S. 73 Anmerkung 2.

[2]) Johann Wilhelm Petersen, Schiller's Freund in der Akademie, geboren 1758 zu Bergzabern in Pfalz-Zweibrücken, besuchte von 1773—1779 die Karlsakademie, wurde in Stuttgart als Unterbibliothekar angestellt und starb daselbst am 26. December 1815. Petersen beabsichtigte ein zusammenhängendes Bild von der Jugendgeschichte Schiller's zu geben, die aber wahrscheinlich auf Anregung von Christophine Reinwald (s. Schiller's Beziehungen. S. 334) nicht erschienen ist. Die Handschrift hiervon besitzt die J. G. Cotta'sche Buchhandlung und wurden von Petersen aus derselben folgende Abschnitte veröffentlicht: in Der Freimüthige oder Ernst und Scherz. Herausgegeben von A. von Kotzebue und G. Merkel. Berlin 1805. 4°. Nr. 220 und 221 „Fragmente Schillers Jugendjahre betreffend" unterzeichnet „—l—" und in Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart 1807. 4°. Nr. 57 „Schiller als Schauspieler." Nr. 164 „Schiller's früheste Geschichte, bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes." Nr. 181—182 „Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung" und Nr. 186 „Nachtrag." Die Aufsätze sind P. unterzeichnet.

[3]) Johann Heinrich Hochstetter, geboren am 28. August 1751 zu Ludwigsburg, seit 1787 Syndikus zu Frankfurt am Main, 1793 Landschaftsconsulent in Stuttgart und Professor an der Karlsakademie, starb 1809.

[4]) Friedrich Ferdinand Drück, geboren zu Marbach am 9. December 1754, Unterbibliothekar am theologischen Stift zu Tübingen bis 1779 wo er an

Asien geschrieben, 2 Katoliken, Hofkapläne des Herzogs, P. Werkmeister[1]) und Schluß; wovon der erste derjenige ist, deßen Jubel-Predigt über 2 Religiosen Sie mit mir in Meiningen bewundert haben. Die Gelersamkeit, das Religionssystem, der Witz dieser Herren bleibt mir zeitlebens verehrungswürdig.

Der Compositeur Zumsteeg[2]) (der vieles von Schiller und Schubart in Musik gesetzt,) seine Frau, und Madam Bayling;[3]) die Frau eines Bankiers, eine große Spielerin, haben mich entzückt: der Mechanikus Tiedemann,[4]) der astronomische Teleskope und Lampen, fast wie Theemaschinen gestaltet, die sich durch brennbare Luft selbst entzünden, — verfertigt; hat mich in Erstaunen versetzt.

Von Großen der Stadt hab ich den H. Geheimderath und Staatsminister Faber kennen lernen, bei dem ich einen Mittag gespeist, und der mich dem H. Etatsrath von Moser[5]) empfelen laßen, so daß ich diesen ehrwürdigen mer als 80järigen Greiß, seiner schmerzhaften Krankheit ongeachtet, fast auf eine halbe Stunde gesprochen habe. Er leidet würklich so ser, daß er nicht lange mer dauern kann: doch war sein Blick und Geist heiter. — Eine rürende

---

die Karlsakademie als Lehrer der alten Sprachen und Alterthümer berufen wurde und als Professor am Gymnasium zu Stuttgart am 27. April 1807 starb.

[1]) P. Benedict Maria Werkmeister, Hofprediger in Stuttgart, lebte noch 1807 als Geistlicher Rath. Die von ihm angeführte „Jubelpredigt" ist Rede, als — H. P. Reißweg — und H. P. Heiland — ihre Ordensgelübden feyerlichst erneuerten. Nördlingen, Beck. 1781. 4°.

[2]) S. S. 73 Anmerkung 1.

[3]) „Charlotte Bayling, geborne Ehrhardt. Geboren d. 19ten October 1755. Der Vater Expeditionsrath und Vorsteher des Stuttgarter Waisenhauses." Aufzeichnung von dem Dichter Schubart; in dem Reinwald'schen Nachlaß.

[4]) Johann Heinrich Tiedemann, Küster an der Stiftskirche zu Stuttgart und Optikus.

[5]) Johann Jakob Moser, geboren am 18. Januar 1701 zu Stuttgart, 1725 Regierungsrath, von 1729—1732 Professor der Rechte in Tübingen wurde 1733 wieder nach Stuttgart auf seine Regierungsrathsstelle berufen, ging 1736 als Professor und Direktor an die Universität zu Frankfurt a. d. O., 1739 Geheimerath bei dem Landgrafen Friedrich Karl zu Hessen-Homburg; 1751 Landschaftsconsulent in Stuttgart, wo er unter dem Minister Grafen von Montmartin in die Ungnade des Herzogs fiel und auf der Festung Hohentwiel vom 12. Juli 1759 bis 25. September 1764 gefangen saß, dann wieder in sein Amt eingesetzt, bis er 1770 verließ und am 30. September 1785 zu Stuttgart

Szene war mir das. Seinen Herrn Son[1]) werd ich in Mannheim sprechen.

Den 2. Julii reiste ich nach Eßlingen und frühstückte in Gegenwart der jungen Frau v. Künsberg im Palmischen Hause.

Den 3ten — nach Tübingen. So hoch mich diese Reise kam (denn es sind 7 Stunden von Stuttgard) so hat sie mich nicht gereut. Keine reizendere Gegend giebt es weit und breit, als die, worinn diese unsaubere und gestankvolle Stadt liegt. Sie hat jedoch einige hübsche Häuser und das Bibliotheksgebäude ist modern. Die Universitäts- und Klosterbibliothek sind gewiß sehenswürdig. In der ersten ist ein ganzes Bücherbret von griechischnachgeschriebenen Predigten von Martin Crusius[2]) Reuchlins Schüler; auch ein weit-

---

starb. Moser hat als geistlicher Dichter uns folgende Liedersammlung hinterlassen J. J. Moser's gesammelte Lieder, so zum Theil schon vormals gedruckt, zum Theil aber bishero noch ungedruckt gewesen. Bd. 1 Stuttgart 1766. Bd. 2 1767. — S. Das Leben Johann Jakob Moser's. Dargestellt von August Schmid. Stuttgart. 1868. 8°.

[1]) Friedrich Karl Freiherr von Moser, der älteste Sohn des vorhergenannten Johann Jakob, geboren den 18. December 1723 zu Stuttgart, trat unter seinem Vater als Kanzleisecretär in Hessen-Homburgische Dienste, von dem Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt zum Legationsrath ernannt; 1763 Geheimer Rath, 1766 Reichshofrath in Wien; 1772 wieder zurückberufen wurde er Präsident und Kanzler und nahm 1780 seine Entlassung. Er ward in einem an mehrere Höfe gesandten Rundschreiben des Mißbrauchs seiner Gewalt und der Mißhandlung der Unterthanen beschuldigt und deshalb ohne Urtheil durch Gewaltspruch des Landes verwiesen; er ging nach Mannheim und obgleich der Reichshofrath in Wien sich seiner annahm, war doch dem starken Landgrafen nichts anzuhaben, der ihm sogar 1787 eine sechsjährige Festungsstrafe zuerkannte, die aber durch den Tod des Landgrafen nicht zur Ausführung kam. Seines Sohnes und Nachfolgers erste Handlung war Moser den erlittenen Schaden zu ersetzen und dem bedrängten alten Mann eine jährliche Pension von 3000 Gulden zu bewilligen. Moser verließ Mannheim und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er zu Ludwigsburg im November 1798 starb. Auch er hat sich wie sein Vater als Dichter bekannt gemacht. Seine Lieder erschienen unter dem Titel Geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder. Frankfurt am Main 1763. 8°. S. Friedrich Carl Freiherr von Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das neunzehnte Jahrhundert. Von Dr. Hermann vom Busche. Stuttgart 1846. 8°.

[2]) Martin Crusius, geboren zu Grebern bei Bamberg 1526, Rector der Schulen zu Memmingen, starb 1607 zu Tübingen als Professor der griechischen Sprache. Er soll gegen 7000 griechische Predigten nachgeschrieben haben.

läufiges Tagebuch über seine kleinsten Begebenheiten in der nemlichen Sprache. Der Bibliothekar heißt Schott.[1])

In der Klosterbibliothek hab ich den Bibliothekär den jungen le Bret,[2]) kennen lernen, dem H. Conz,[3]) (der Verfaßer des Trauerspiels Conradin v. Schwaben) mich vorstellte. Beide sind Stipendiaten. Dieser sind 150. Alle gehn schwarz mit Schläppchen und Abbees-Mänteln.

In einem Kränzchen sah ich verschiedene Professoren deren Rum in ganz Deutschland verbreitet ist. Die Kürze der Zeit erlaubte mir ihre nähere Bekanntschafft nicht. Die dasige Gelerte Zeitung hat viel Verdienste.

Aus meinem Schlafzimmer bei H. RitterschafftsConsulent Klotz hatte ich die reizendste Aussicht auf meiner ganzen Reise und vor mir die Landstraße in die Schweiz. Noch eine Tagereise nach Schaffhausen und 2. nach Zürich.

Ich seufzte über mein Non-plus-ultra.

Den 6. reiste ich wieder von Tübingen nach Stuttgard zurück. Der Weg geht über Echterdingen wo der berümte Mechanikus Autodidactus, Pfarr Hahn[4]) wont, dem die Gräfin von Hohen-

---

[1]) Johann Gottlieb Schott, im Jahre 1786 Oberbibliothekar in Stuttgart.

[2]) Friedrich Karl Le Bret, Sohn des Kanzlers Johann Friedrich Le Bret, wurde 1789 Professor an der Karlsakademie zu Stuttgart.

[3]) Karl Philipp Conz, geb. am 28. October 1762 zu Lorch, Schiller's Jugendgespiele, studierte im theologischen Stift zu Tübingen, 1790 Prediger an der Karlsakademie, 1793 Diakon zu Vaihingen und 1798 zu Ludwigsburg; 1804 Professor der klassischen Literatur zu Tübingen, 1812 Professor der Eloquenz und starb daselbst am 20. Juni 1827. Seine Schriften s. in Goedeke's Grundriß. S. 1103 Nr. 923. Er hinterließ folgende biographische Nachrichten über Schiller: in Der Freimüthige oder Ernst und Scherz. Herausgegeben von A. von Kotzebue und G. Merkel. Berlin, 1806. 4°. Nr. 109, in Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart, 1807. Nr. 201 „Bemerkung über den Aufsatz von Petersen," (daselbst Nr. 181) unterzeichnet „o" und in Zeitung für die elegante Welt. Leipzig. 1823. 4°. Nr. 3—7 „Einiges über Schiller. Von Conz."

[4]) M. Philipp Matthäus Hahn, geb. am 15. November 1739, gestorben am 2. Mai 1790, war Pfarrer in verschiedenen württembergischen Ortschaften, zu Onstmettingen, Kornwestheim und Echterdingen. Verfaßte mancherlei

heim [1]) in ihrem Garten ein Monument errichten laßen. Er war zwar abwesend und mit dem Prediger Stolz von Offenbach in die Schweiz gereist: aber seine Frau zeigte mir alles aufs Deutlichste, und zwar

1) eine astronomische Ur, die Tage, Stunden, Minuten, Mond und Sonnenlauf zeigt. 2) eine dergleichen zu deren beiden Seiten die Erd- und Himmelskugel auf Gestellen stehen, sie bewegen sich durch das nemliche Urwerk. Der Preis von jener ist 300 — von dieser 500 fl. 3) eine Sonnenur die sich selbst stellt, nur auf den Monathstag muß man sie richten. Sie zeigt auch Minuten 4) eine Ur, die noch nicht ganz fertig ist, auf der einen Seite das kopernikanische Welt-System, das ich in Bewegung gesehen habe, auch die Jupiters- und Saturnus-Trabanten mit. Man kann diese Maschinen 1000 Jar zurückstellen und die Stellung der himmlischen Körper zu jener Zeit vor Augen sehen. Dieser Anblick hat meine Seele zu einer großen Höhe erhoben. Ich dachte mir dabei Hallers Fragment über die Ewigkeit. Höchst gerürt nom ich von der lieben, sanften Frau Abschied, die auch gelert ist, und Latein versteht.

Ich habe also 6. Tage in Stuttgard und 2 in Tübingen vergnügt und lerreich zugebracht. Hier ist ein bezaubernder Aufenthalt. Selbst dem Bischof von Osnabrück der gestern Abends mit dem Herzog hier war, hat Solitüde am allerbesten im Würtenbergischen gefallen. Hohenheim, wo ich gern den englischen Garten der Gräfin gesehen hätte, ist vor Leute meines Standes inaccessibel.

Nun ich Anstalt zu meiner Rückreise (endlich einmal) machen muß, will ich Ihnen noch zwei Worte über Schwaben und seine Einwoner sagen. Das Land ist anmuthig und fruchtbar. Die Einwoner gute Leute, arbeitsam und one Eigennutz gefällig. Der Luxus ist nicht so weit wie bei uns. Wißenschaften und Künste

---

Schriften über Theologie und Mechanik. Seinen Ruf verdankte er seinen Kenntnissen in letzterem Wissenszweig.

[1]) Franciska Thereſia, geborne von Bernardin, an den Kammerherrn von Leutrum verheirathet, wurde von dem Herzog Karl Eugen von Württemberg 1772 ihrem Ehemanne entführt; nach dem Tode der Herzogin 1780 zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben, 1784 des Herzogs zweite Gemalin; und starb 1811. Sie war „ein Segensengel für das Land Würtemberg."

weiter. Vorneme Damen besuchen die Küche. Mlle Faber, deren Vater eine Exzellenz ist, hab ich angetroffen, wie sie den Teig zu einem Kuchen machte.

Die Menschen in hiesiger Gegend, von beiden Geschlechtern sind schön gebildet. Der Prof. Abel, Bibliothekar Petersen und noch $^1/_2$ Dutzt Gelerte die ich kenne, sind ser schöne Männer. Mannsleute machen wenig Staat, aber Frauenzimmer in Stuttgard sind äußerst modern. Es ist ein herrlicher Anblick, die schöne Welt da aus der Komödie gehen zu sehen.

Gaßen und Privatgebäude betreffend, ist Stuttgard größtentheils häßlich und unsauber. Ludwigsburg soll schön sein, doch nicht prächtig. Auch Canstadt, Schorndorf und andere Landstädte sind hübsch. In den Dörfern sieht man hübsche Häußer und Spuren des Wolhabens.

Auf der Landstraße wird man von Bettelkindern behelligt, aber es sind meist so naive hübsche Physiognomien, daß man ihnen nichts versagen kann und sie mit sich nemen möchte.

Hier zu Lande, wie im Anspachischen, trinkt man Landwein, und selten kömt, auch bei Vornemen, fremder Wein auf die Tafel. Der ordinäre Neckarwein ist nicht nach meinem Geschmack, aber auch wolfeil. Die Preise sind von 12 bis 48 Xr. das Maas: aber ein Maas hält auch $1^3/_4$ von unserm Maas. Die besten Gattungen laßen sich schon trinken. Sie sind zwar nicht so lieblich wie Frankenweine, aber gesünder. Bier wird gar nicht getrunken.

Der Herzog wird wegen seiner Talente bewundert, aber nicht geliebt — Sein Geschmack vom ersten besten Einwoner in Stuttgard censurirt. Eine umständliche und ware Beschreibung des Akademie-Gebäudes finden Sie im 4. Stück des Göckingischen Journals,[1]) das ich in Tübingen irgendwo liegen sah.

Leben Sie wol! Möchte doch Ihre liebe Gattin glückliche Niederkunft und Wochenbett gehalten haben. Empfelen Sie mich ihr, ihrer Frau Schwester und meinen bewußten Freunden. H. D. Panzerbieter[2]) sollte einen Tag hier bei mir seyn — Haben Sie die Güte

[1]) Journal von und für Deutschland. Eltrich 1784. 4°. Erster Jahrgang.

[2]) S. S. 91 Anmerkung 4.

ihm und den im vorigen Brief benannten, dieſen zu kommuniziren. Ich bin von Herzen

Ihr

getreuer

Reinwald.

Panzerbieter ſollte eigentlich meine Briefe nicht leſen, denn ſie ſind traun! ſchlecht geſchrieben.

Solitüde, den 15 Julii 84.

Da ich endlich einmal meinen Rückweg aus Schwaben morgen antreten, und mit einer Schäſe über Karlsruhe nach Mannheim gehen will, ſo ſchreibe ich Ihnen, beſter Freund! noch einmal aus dieſem Palais enchanté; wo ich mich jedoch eher losgewunden hätte, wenn mir nicht eine Fatalität mit einigen Kleidungsſtücken begegnet wäre, die mir auf der Reiſe unentberlich ſind. Dazu kömt noch ein Beſuch den mir von Stuttgard aus H. Lieutenant von Wolzogen[1] und H. Profeſſor Abel[2] verſprochen, eh ich abreiſen würde, und den ich bis izt vergebens erwartet habe, denn erſterer iſt krank.

Wer indeßen wüſte, wie angenem ich hier lebe der würde mir gewiß meinen Saumſal verzeihen. Die Schilleriſche Familie beſteht aus lauter Perſonen von eignen Talenten. Vater, Mutter 2 erwachſene Töchter und eine Tochter von 7 Jaren, alle zeichnen ſich durch Verſtand, edles Denken und guten Geſchmack aus. Die älteſte Tochter[3] zeichnet vortrefflich, fürt die Wirthſchaft und beſorgt die Korreſpondenzen. Die 2te[4] ongefär von 18. Jaren lernt in Stuttgard Puzmachen und allerhand Frauenzimmer Arbeit; auch die ſchreibt ſchöne Briefe und hat ungemein viel naiven Witz. Die kleine[5] iſt vollends gar ein Engelsmädchen, deren Bildung etwas großes weißagt, und die ſchon Verſe macht. Wenn ich mit dieſer intereßanten Fa-

[1] S. S. 265 Anmerkung 3.
[2] S. S. 266 Anmerkung 1.
[3] Chriſtophine.
[4] Louiſe.
[5] Nannette.

milie, oder nur mit einigen darunter, Abends in den ungeheuren Bogengängen in deren Spitze das Abendroth strahlt, im Orangenhain, unter den kolossalischen Statüen, unter den 100jährigen Eichen spazieren gehe — wie schwer wird mirs da, an den Abzug zu denken, so sehr ich auch meine Freunde und Freundinnen in Meiningen liebe.

Vorgestern hab ich meine Vergnügungen in Würtenberg mit einer Tour nach Ludwigsburg und auf den Asperg, wo Schubart[1]) gefangen sitzt, gekrönt.

Ich fur in einer Schäse mit Schillers Mutter früh gegen 8. Uhr ab. Wir waren halb 11 in Ludwigsburg, der 2ten Residenz des Herzogthums, einer neuen Stadt mit hübschen Häusern sehr breiten Straßen, und großen Linden Alleen auf allen Seiten. Das ist nun eigentlich die einzige hübsche Stadt im Lande, aber die Privathäußer kommen jedoch den Vorstädten in Anspach nicht bei, kaum den schönern Straßen in Erlangen. Das Schloß hingegen ist herrlich. Ein kleiner König könnte wol one Schande drinne wonen. Es schließt 3 Höfe ein. Ich werde mirs nebst dem hiesigen abzeichnen lassen. Einst war der Herzog da, izt steht es leer, denn er sperrt sich ganz in Hohenheim ein.

In Ludwigsburg ist ferner das militärische Waisenhauß bewundernswerth. Es faßt 200 Knaben und eine beträchtliche Anzal Mädchens in sich, nebst verschiedenen Lerern und Lererinnen. Das sind sämtlich arme Soldatenkinder, die in allen nützlichen Handarbeiten und die Mädchen auch im Kochen unterrichtet werden. Ich habe Schreibbücher und Zeichnungen der Kinder gesehen die den Akademisten Ehre machen würden. Köpfe die unter ihnen hervorglänzen, werden bisweilen nach Stuttgard in die Akademie befördert. Die Strickerei, Spinnerei, Weberei, ist herrlich und gedeiht almählich zu einer ordentlichen Fabrik, aus der der Herzog selbst Kannewaße und Sommerzeuche und der Bischof v. Bruchsal Strümpfe trägt.*) In den Schlafsälen, Lersälen, Speisezimmern, Krankenstuben ist die Reinlichkeit und Ordnung bis zum Erstaunen. 100 Häufgen Lernbücher und 50 blaue Strick- oder Rehschachteln stehen da, wie Tischgedecke

[1]) Schubart's Gefangenschaft währte vom 23. Januar 1777 bis 11. Mai 1787. S. Geschichte der württ. Veste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen von M. Bissart. 1858. Verlag von Karl Aue in Stuttgart. 8°. S. 87—97.

*) man macht auch feine wollene Tücher daselbst.

an großen Tafeln in gleicher Distanz, ein's wie's andere so lang die Kinder eßen, oder spazieren gehen. Zu Tische wird vom Aufseher der Hauptmann[1]) ist, kommandirt, dann wird aufmarschirt, dann wenn sie sich um den Tisch rangirt haben, wird gerufen: Beten! Essen! und wenn sie fertig sind: Beten! Marsch! Eben das Exerzizium ist in der Akademie. In diesem Waisenhauße aber, wo keine KriegsEleven sind dünkt mich der Schnickschnack unerträglich. Das Waaren- und SpeiseMagazin ist noch merkwürdig. Das Letztere könnte in einer großen Ökonomie zum Muster dienen. An jedem Kasten, Sacke, Schubkasten steht mit großen Buchstaben, wie an den Apothekerbüchßen, was drinne ist. Brod und Wein sind ausnemend gut. Die Tochter des Hauptmanns Mlle von Hoven[2]) fürt die Ökonomie und unterrichtet die Mädchen in derselben.

Nachmittags fürte uns der Son[3]) des Hauptmanns ein Doktor Medizinä, Schillers Freund, auf die Vestung Asperg. Der Weg ist 1 Stunde weit. Beinahe $^3/_4$ Stunden dauert die LindenAllee. Da ist die Linden blühen, und ein angenemer gemäßigter Tag war, wurd uns dieser Weg hin und her überaus angenem, und im Ganzen feierlich.

Das Gitter am Vestungsthore wurd uns vor der Nase zugemacht, wir scharf examinirt, musten lang im Innern des Walls, wie Arrestanten stehen, bis wir erlöset wurden. Wir addreßirten uns dann an einen Lieutenant Scharffenstein,[4]) auch Schillers Freund (denn alle jungen Schwaben von seinem Alter und drüber, wenn sie helle Köpfe sind gehören zu seiner Sekte) aber es hielt dennoch schwer bis wir den Gefangnen sahen. Es wurden uns allerhand Schwierigkeiten und Aufenthälte gemacht.

---

[1]) Vater von Friedrich Wilhelm von Hoven. S. S. 2 Anmerkung 3.

[2]) Schwester von Friedrich Wilhelm von Hoven.

[3]) Schiller's Jugendfreund, der in Anmerkung 1 u. 2 genannte von Hoven.

[4]) Georg Friedrich Scharffenstein, Sohn eines Goldschmieds aus Mömpelgard, trat 1771 in die Militäraladamie ein, Lieutenant im von Gabelenz'schen Infanterie-Regiment, 1807 Generalmajor, 1813 Generallieutenant und Gouverneur von Ulm, wo er am 11. Februar 1837 starb. Die von ihm hinterlassenen werthvollen Aufzeichnungen Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller, erschienen im Morgenblatt für gebildete Stände. 1837. Stuttgart. 4°. Nr. 56–58. S. Schiller-Buch. Dresden. 1860. 8°. S. 287–307 Scharffenstein und von Ixkull, von Karl Mayer.

Wir giengen indeßen voll ungewißer Erwartung auf der Veſtung herum, beſahen das grobe Geſchütz, ſahen hinunter ins Land (denn der Aſperg iſt ongefär ſo hoch wie Dreyßigacker[1]) und weit und breit kein Berg außer der Solitüde.) Dann kamen wir an einen kleinen Hügel, wo Schubarts voriges Gefängnis war, in dem er 377 Tage (wie er ſagte) bei Waſſer und Brod geſteckt. Es iſt ein Loch in die Erde des Hügels hineingearbeitet wie ein Keller. Bei der Öffnung kann man ſchwerlich etwas leſen. Er hat uns nachher erzält wie er da ſeine Zeit vertrieben und ſein Gedächtnis geübt, um nicht alles zu vergeßen — davon mündlich — Er kritzelte bisweilen Verſe mit dem Stifft der Jarretier-Schnalle auf Papier, das man ihm zu gewißem ſchmuzigen Gebrauch gegeben.

Oben auf dieſem Hügel iſt eine kleine Sternwarte. Bei unſerer Zurückkunft in des Offiziers Zimmer gelang es uns durch eine Liſt der Frau Hauptmann Schillern, daß Schubart zu uns kam. Er war reinlich gekleidet, hatte einen grauen Zeugrock mit einer roſenfarb ſeidnen Weſte an. Prinz Ludwig von Koburg hat ihm auch ein paar beßere Kleider machen laßen. Sein Geſpräch iſt lauter Feuer, lauter Metapher und Gleichnis. Er korreſpondirt ſtark mit Lavater. Sein Klavierſpiel geht über alles was ich je hörte und hören werde. Schweizer[2]) kömt ihm weder an Fertigkeit noch an Glut, im Spielen und Singen bei, und wenn er nur das kleinſte Liedchen ſingt, fült man ſich neugeſchaffen. Ein ſolcher Mann alle 3 Wochen beſucht, ſollte einem wol ziemlich den Hypochonder vertreiben. Anfangs iſt er ein wenig zurückhaltend, nach 1 oder 2 Stunden aber zumal bei etwas Wein wird er immer vertraulicher, und wer ihm irgend gefällt, den heißt er am Ende Du. Für Schiller iſt er enthuſiaſtiſch eingenommen und er wurde einſt, weil er ihn zu ſer gelobt, von ſeinem General in ein härteres Gefängnis geſetzt. Er machte

[1]) Forſtakademie bei Meiningen, errichtet von dem Herzog Georg.

[2]) Anton Schweizer, geb. zu Coburg 1737, ſtudierte in Bayreuth unter dem Kapellmeiſter Kleinknecht, wurde in Hildburghauſen Muſikdirektor, kam 1772 als Direktor des Herzoglichen Theater-Orcheſters nach Weimar, wo er bis zu dem unglücklichen Schloßbrande (in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1774) blieb und mit der Seiler'ſchen Geſellſchaft nach Gotha ging, daſelbſt zum Kapellmeiſter ernannt, am 23. November 1787 ſtarb. Von ſeinen Werken nennen wir hier Wieland's Alceſte, (1774) das Singſpiel Erwin und Elmire von Goethe und die Oper Roſamund von Wieland.

der Madam Schiller beim Abschied das Kompliment: Gebenedeyt bist Du unter den Weibern und Gebenedeyt ist die Frucht Deines Leibes!

Eins von seinen neusten Epigrammen[1]) hab ich vor ein paar Tagen an Fräulein v. Künsberg[2]) geschickt.

Ist es nicht ewig Schade, daß man einen so thätigen Mann, der seines Ungestümes, und seines Triebes zu Ausschweifungen ongeachtet, soviel Gutes in der Welt würken könnte, da versauren läßt, nur um sein Müthchen zu külen, und um zu zeigen

longas regibus esse manus.

Der Rath im Reichsstädtchen Aalen, Schubarts Vaterstadt that einst bei der Durchreise des Herzogs durch den Ort eine demüthige Fürbitte für ihr Stadtkind, an ihrer Spitze stand Schubarts 76järige Mutter und fiel dem Herzog zu Füßen — Vergebens!

In Ludwigsburg ist auch eine schöne Porzellan-Fabrik die das ganze Land versieht, und eine bijouterie wo nur Gold verarbeitet wird, auch eine Gemälde-Gallerie im Schloße — Das alles must' ich ungesehen dahinterlaßen, weil wir zu lange auf dem Asperg aufgehalten wurden.

Empfelen Sie mich meinen Freunden, und grüßen Sie Ihr Hauß von mir. Sollten Sie jemand von meinen Vorgesetzten, etwa den H. Präsident Zink oder den Herzog selbst sprechen so gedenken

[1]) Sinngedicht von Schubart, auf den Superintend. in Ludwigsburg, so Schubart mir selbst den 13. Julii 1784. auf dem Asperg vorgesagt.

Zill, der Apokalyptikus
Beweißt durch einen tapfern Schluß
Daß in Gesellschaft mit den Frommen
Auch Bestien in Himmel kommen.
Des freut sein Weib sich inniglich
Und ruft: O welch ein Troß, mein
Schatz für mich und dich!

Dieses von Reinwald auf der Solitude aufgezeichnete Gedicht wurde nach seinem Notizbuche durch unsere Vermittelung, bereits von Hans Graf York von Wartenburg in Weimar, in Archiv für Litteraturgeschichte. Von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld. Leipzig, 1873. 8°. Bd. 3 S. 422 mitgetheilt.

[2]) Wol die Tochter des Geheimen Rath und Kanzler Karl Konstantin Freiherrn von Künsberg in Meiningen, der 1821 im 65. Lebensjahre starb.

Sie ein Wort zu meiner Entſchuldigung liebſter Freund! man hängt auf einer weiten Reiſe oft von kleinen Umſtänden ab. Ich hoffe am Rhein nicht ſo lange zu verweilen als in Schwaben.

Im gegenſeitigen Falle werde ich ſelbſt um Verlängerung meines Urlaubs bitten. Leben Sie geſund.

Ihr Sie verehrender

Reinwald.

Beiliegenden Brief nach Sonneberg bitte bald zu beſorgen, er hat Eile.

Nacht.

Solitüde im Julius, 1784.[1]

Auch dieſer Tag iſt dahin, ein Theil meines Lebens, von dem ich Dir Rechnung ſchuldig bin, Herr meiner Tage!

O Gütiger! Du haſt meine Tage geſchmükt mit Deiner Gnade, und all mein Leben vergältet mit Deiner Güte.

Da ich zu athmen began; da rieſeſt Du mächtig in dieſe Seele: ſei Menſch!

Ich hörte die göttliche Stimme, den hohen Ruff, das Glük dieſer Erde zu bauen. Noch ſchallt durch die Seele Dein Vater Befehl: ſey glüklich!

Wie hab ich der ſüßetönenden Stimme gehorcht? wie hab ich ihr heute gehorcht?

Wenn hat mich beſucht der erſte der Menſchen gedanken, die Gottesfurcht, und ſein Geſelle, Unſterblichkeit?

Wenn rauſchte Dir, o ewiger Wohlthäter! mein Opfer des Danks? wenn klang Dir mein Loblied?

Wie hab ich die Würde behaubtet, die Du mir gabſt, die Würde der Menſchheit, hoch über dem Thier?

Hab' ich den Stürmen der Seele befohlen, und geherrſcht über das wallende Blut?

[1] Von Chriſtophine während Reinwald's erſten Beſuch auf der Solitüde eigenhändig in deſſen Notizbüchlein eingeſchrieben, das auf der erſten Seite den Titel hat: Sinnreiche Gedanken 4te Sammlung 1782—84. Die Datirung wurde ſpäter von Reinwald hinzugefügt.

Hab' ich den Spruch des Richters gehört der die Thaten des Menſchen würdigt in ſeiner Seele?

Wie hab ich die Menſchen geliebt? Oder war ich gleich dem Tirannen, dem Du das Volk der Menſchen geſchaffen für ihn?

War mir ein Feſt, das Antliz des Bruders zu heitern durch Wohlthun? zu ſehen ſein lachendes Aug?

Wo iſt der Blinde, den ich geleitet, der Lahme deßen Stüze ich war, und der wankende Greis dem ich den Stab reichte?

Winſelte nicht um mich her der gelbe Hunger die ſchaurende Blöſe und die dürftige Krankheit ohne Balſam und Öhle?

Wen hab ich den müden Wandrer geladen unter mein Dach, ihn zu ſchüzen wider die Schreken der Nacht?

O Du! dem keine That des Menſchen entflieht, den Du ſiehſt die Thaten eh ſie gebohren ſind und die Gedanken der Menſchen ehe ſie leben!

Du prüfeſt mit feurigem Auge, Entſchlüſſe und Thaten, und merkeſt auf ihre entfernteſten Folgen.

Du kennſt die Kraft jeder Menſchen Seele, ihre Sehnen und Nerven, wie mächtig ſie iſt zur Tugend und Thorheit.

Du entwaffneſt das glänzende Leben des Heiligen, von Menſchen bewundert und hinauf geſchmeichelt gen Himmel.

Und oft wo der Menſch den Menſchen verdammet, da ſprichſt Du ihn los, und ſegneſt die That des Gerechten.

Aber all Dein Urtheil iſt Güte und Deine Gedanken ſind Gnade.

Du wirſt auch mich richten mit Barmherzigkeit, und meine Thaten mit Göttlicher Schonung.

Du liebſt Geſtändniß der Thorheit, und ſegneſt die Reue mit milder Vergebung.

Du ermunderſt die ſchüchterne Seele zu edlen Entſchlüßungen, den Weg der Weißheit zu wandlen, und auszulöſchen die Schmach des vorigen Lebens.

von Ihrer Freundin Schillerin.

— Noch iſt ihr Bild in meinem Herzen und was ich für ſie empfand, hab ich nie wieder für ein weibliches Geſchöpf empfunden. Denn glauben Sie, mein lieber Freund! es giebt ſo manche Arten

von Lieb und Freundschaft. „Oft wird durch einen guten Menschen „ein sympathetisches Gefül rege gemacht, wenn eine oder mer Saiten „in uns gleich gestimmt sind, aber den ganzen Accord, die voll„kommenste Harmonie in allen Tönen in unsrer Seele, durch ein „anderes liebes Geschöpf in Bewegung gesetzt zu sehen, dies Glück „hat man nur einmal in diesem Leben —[1])

[1]) Diese Nachschrift entnommen aus „Der Roman meines Lebens in Briefen herausgegeben. Riga 1783. Erster Theil." S. 203. Von Adolph Freiherrn von Knigge; ist erst später in Meiningen von Reinwald hinzugefügt worden.

II.

Gedanke an meinen verſtorbnen Herzog,

im Septemb. 1782.[1])

Erinnrung, ſüße Seelen Gabe!
Bring itzt von meines Fürſten Grabe
Leer iſt die Welt mir aller Orten,
Mir tönen Donner in den Worten:

Im RoſenMond des Lebens frölich;
O Freundſchaft, und o Liebe! ſeelig;
Aus allem, was die Welt verſüßen,
Entzücken kan, herausgeriſſen:

Sein ſanftes Herz, voll ſteten Dranges,
Vergeſſenheit all ſeines Ranges,
Bezauberte den Wonneloſen,
Erhob Ihn unter deinen Großen,

Wenn Er, vom eiſernen Gepränge
Umringt von ſeiner Kinder Menge:
Wie hüpften um uns her die Stunden!
Um keine Seele zu verwunden,

Dich liebt mein Herz:
mir neuen Schmerz,
von Karlen leer.
Er iſt nicht mer!

an eurer Bruſt,
voll LebensLuſt;
was unſern Sinn
ſchied Er dahin.

uns zu erfreun;
um Menſch zu ſeyn:
der nur Ihn ſah,
Germania!

der Ehrfurcht floh,
wie war Er froh!
wie prüfte dort,
Er jedes Wort!

---

[1]) Stats-Anzeigen geſammelt und zum Druck befördert von Auguſt Ludwig Schlözer D. Erſter Band, Heft 1—4. 1782. Göttingen, in der Vandenhoekſchen Buchhandlung 1782. 8°. Letzte S. Mit folgender Anmerkung des Herausgebers: Herzog von Sachſen Meiningen, einen der allergrößten Woltäter dieſes Journals. Handſchriftlich eingeſandt aus Meiningen, unter dem 5ten Oktobr. 1782. S.

Er mildert' unſre rauhen Sitten:
Durchs Vorurteil, mit RieſenSchritten,
Er war voll Tätigkeit, und Strebens
Schön war ſein kurzer Akt des Lebens. —

Er brach die Bahn
den Fels hinan.
nach höherm Ziel.
Der Vorhang fiel. —

Noch ſieht er hold, im StralenKleide,
Wir ſegnen Ihn für jede Freude,
Malt, Bürger Seiner neuen Sphäre!
Und ſagt Ihm: Seinen Schatten ehre

auf uns herab.
die Er uns gab.
Ihm unſern Schmerz,
noch jedes Herz.

Herzlicher wohlgemeinter Unterricht eines weltklugen Vaters.

Aus dem Italiäniſchen Meiſter Niklaſens, des berühmten Florentiners, treulich verdolmetſchet.[1])

Hier, Sohn, tritt in die Mitte,
Die Welt zu überſchaun;
Der erſte deiner Schritte
Sei blindes Selbſtvertraun!

Häng ohne Furcht und Beben
Dich an das Glücksrad an,
Das, wenn du wilſt, dich heben
Und niederſchleudern kan.

Wie ſich dein Staat vergrößre,
Sei all' dein Denken, Thun:
Am Körper bau und beßre
Und laß die Seele ruhn!

Was iſt die Seel? ein Schatten,
Erſt ſichtbar durch den Leib,
Vom weſentlichern Gatten
Ein Anhang, wie das Weib.

[1]) Poetiſche Launen, Erzählungen, ꝛc. S. 17—19. In Muſik geſetzt von Abeille in Muſikaliſcher Potpourri, Fünftes Heft. Stuttgart, gedrukt in der Buchdrukerei der Herzoglichen Hohen Carlsſchule, zu finden bei Hof-Muſicus Abeille. 1791. 4°. S. 24.

Wilt du ein Gut erlangen
So frage nicht nach Fug!
Der Grund, wenn du's empfangen,
War immer gut genug.

Geſchwätz an vollen Tiſchen
Bringt um manch gut Gericht —
Iſt irgend was zu fiſchen
Den Fang verſäume nicht!

Sieh um dich das Beginnen
Von Klein und Großen an:
Kann einer Gold gewinnen,
Die Tugend wagt er dran.

Verengt auf ſchmalem Stege
Ein Bruder dir den Stand;
So ſchieb ihm aus dem Wege
Und drück ihm ſanft die Hand;

Iſt aber Noth vorhanden
Und Möglichkeit erſcheint
Daß wir nicht ſicher landen:
Pump! liege Freund und Feind.

Geht einer drob zu Trümmern:
Denk an die theure Pflicht
Des Magens, laß ihn wimmern!
Erbarmen fördert nicht.

Kurz: drück in deine Seele
Die Regel, die nicht fehlt:
Wer leben will, der quäle;
Wo nicht, wird er gequält.

An die Kutsche,

die die Fräuleins von M*** ins Oberland*) brachte,

1780.[1])

Nach Horazens 3ten Ode 1sten Buchs.

So fahr' in aller guten Götter Namen,
O Kutsche, hin und bleibe ganz,
Und bring an ihren Ort vier liebenswerthe Damen,
Die Zierden unsers Unterlands!

Ein Löwenherz schlug der von unsern Müttern,
Die sich zu allererst gewagt
Zu reisen, ohne Furcht vor Regen und Gewittern,
Vorm Fels der übern Hohlweg ragt;

Und wenn der Wagen an des Berges Rücken
Hinschwebet und sich abwärts neigt,
Auf schmalem Rande, wo vor schwindeltrunknen Blicken
Der Abgrund seinen Rachen zeigt.

Wenn hingekrümmt, wie eine Schlang im Grase,
Der falsche Krüppel Mitleid fleht,
Und im Zigeunerkopf mit einer Habichtsnase
Die mörderischen Augen dreht. —

Was unternimmt, dem Wechsel zu Gefallen,
Der Mensch! ihm ekelt süße Ruh;
Er trotzt zu Land und Meer den Fährlichkeiten allen
Und rennet dem Verderben zu.

Und seit dich, Neuheits-Schöpfer, Geist der Mode!
Die Abendländer herrschen sahn,
Sind hundert Pforten mehr der Krankheit und dem Tode
Und unserm Frevel aufgethan.

*) In des Verfaßers Gegend heißt ein Distrikt das Oberland, der andre das Unterland.

[1]) Poetische Launen, 2c. S. 23—26. Das Gedicht ist an die Fräulein Marschalk von Ostheim, gerichtet.

Wir meiſtern die Natur mit frechen Händen:
Zum Berge thürmen wir das Haar,
Verengen unſre Bruſt, erweitern unſre Lenden,
Verwandeln ſchön in wunderbar.

Von allen Vögeln borgt die Nymphe Federn
Krönt ſich zur Königin und fährt
Voll Selbſtzufriedenheit in Reſigten mit Rädern
Die Einkunft eines Fürſten werth.

Veränderung will's! — Selbſt Wahrheit fron't dem Witze,
Und beide ſind ihr unterthan. —
Läßt unſer Unſinn zu, daß ſeine Rächer-Blitze
Zevs aus den Händen legen kann?

Der Renegat der Muſen.

An Herrn S. L.[1])

Aus welchem Grund, durch was für Abendtheuer
Ich von den Muſen ſchied, forſcht deine Neubegier;
Vernimm es, du ihr ewiglich Getreuer,
Vernimm es ohne Trug von mir!

Von Sorgen blaß und nah dem Hungertode
Sah' voller Mitleid jüngſt mich auf des Pindus Bahn
Ein finſtrer Gnom, des Witzes Antipode,
Sein Nahm' iſt: alter Schlendrian.

Unausgekämmt ſeit Seklen hängt die Locke
Ihm über ſeinen Schlaf; ſteif unter Schellenklang
Tritt er einher in römiſch-deutſchem Rocke,
Den nie die mächt'ge Mode zwang.

Ihn trägt ſein Thier, Bukephalos der Weiſe,
Selbſt Schreiber in der Noth, mit Menſchenwitz begabt,
Das, obgleich blind, doch richtig ſtets im Gleiſe
Der Obſervanz hinunter trabt.

[1]) Poetiſche Launen, ꝛc. S. 27–28.

Verſchleuderſt du alſo im Müßiggange
Dein Leben? rief der Geiſt; mein Grauer, den du hier
Erblickſt, wird alt und dauert nicht mehr lange,
Sey Eſel, Freund! ich rath es dir!

Mahlerlied. [1])

Ich will ein Mahler werden,
All' Meiſterwerk auf Erden
Außerdem gefällt mir nicht;
Dahin ſtehn meine Sinnen,
Mein Forſchen und Beginnen
Iſt auf die Mahlerkunſt gericht.

Ich mahle Thier und Bäume,
Geſcheh'ne Ding und Träume,
Aus der und jener Welt:
Den Pabſt und Gottes Mutter,
Den Teufel und den Luther,*)
Was mir gefällt und nicht gefällt;

---

[1]) Poetiſche Launen, ꝛc. S. 43–46. Dieſes und die beiden folgenden Gedichte haben den gemeinſchaftlichen Titel Künſtler- und Handwerks-Lieder. In Muſik geſetzt von Abeille in Muſikaliſcher Potpourri. Fünftes Heft. S. 25—27. „Mahler-Lied an den Wirtembergiſchen Hofmahler Touret."

Nicolaus Friedrich Thouret, geboren zu Stuttgart 1767, in der Karlsakademie gebildet, ging nach Italien und wurde nach ſeiner Zurückkunft zum Hofbaumeiſter ernannt. Goethe berief ihn 1797 nach Weimar zu dem Schloßbau. Mit Schiller war er ſehr befreundet und fertigte 1838 die Zeichnung zu dem Fußgeſtell der Statue Schiller's von Thorwaldſen in Stuttgart, und ſtarb daſelbſt 1845 als Oberbaurath und Vorſtand der Kunſtſchule. Er hinterließ zahlreiche architektoniſche Entwürfe und ſchöne hiſtoriſche und mythologiſche Compoſitionen. Im Fache der Decorationsmalerei hat er Vorzügliches geleiſtet.

*) Im Lutheriſchen Volks-Geſangbuch heißt es:

Den Pabſt und Doktor Luther,
Den Teufl und ſein' Großmutter.

Sankt Lukas und die Venus,
Den heil'g'n Nepomuzenus,
Das Chriſt- und Heidenthum;
Was nur gemahlt kann werden
Im Himmel und auf Erden,
Gereichen kann zu meinem Ruhm;

Weibsbilder alt und häßlich
Und Mannsleut wild und gräßlich
Wird all's von mir gemahlt:
Geſichter gar abſcheulich —
Thut nichts, ich mal ſie treulich
Wird mir's mit baarem Geld bezahlt.

Doch kommen ſchöne Kinder
Zu mir, da gehts geſchwinder,
Die mahl ich recht mit Luſt;
Da kann ich mich erfriſchen,
Ich mahl, und ſeh' darzwiſchen
Auf ihre zarte weiße Bruſt.

Das iſt ein herrlichs Leben,
Ich will mich ganz ergeben
Dir, edle Mahlerey,
Die Freude mir beſchehret
Und die ſo hoch geehret,
So gut bezahlet wird dabey.

Ihr hungrigen Skribenten,
Habt ſtets die Fed'r in Händen
Und ſchwitzt vor Arbeit Blut:
Viel beſſer hats ein Mahler,
Dem füllen blanke Thaler
Für ein paar Strichlein ſeinen Hut.

Habt Dank, mein lieber Vater,
Ihr waret mein Berather
Bisher und gabt mir Geld
Für Pinſel und für Farben,
Ließt meine Kunſt nicht darben;
Lebt wohl! ich geh in alle Welt.

Mich reizen hohe Geister:
Auch ich will seyn ein Meister,
Wie sie, in meiner Kunst;
Will Meisterstücke schauen
Und mich daran erbauen,
Verdienen Herrn- und Fürstengunst.

Jetzt reis' ich meiner Wege,
Will über Stock und Stege,
Nach Wien und Welschland gehn,
Nach Rom und nach Venedig;
Der Himmel sey euch gnädig
Bis wir einander wieder sehn.

Frisörslied. [1]

Unter allen Kopfbereitern
Führt das Heer
Der Frisör,
Kann die Welt erheitern. —

Alles war vor alten Zeiten
Rauh und wild,
Ungebild't,
Grämisch an den Leuten.

War das nicht ein wüstes Wesen
Denkt einmal!
Ueberall
Köpfe wie die Besen!

Mädgen, die zum küssen waren,
Kennt man nicht
Ins Gesicht
Sehn vor lauter Haaren.

[1] S. a. a. O. S. 47–52. In Musik gesetzt von Eidenbenz in Musikalischer Potpourri. Fünftes Heft. S. 20.

Da erſchien ein heilger Engel
Wunderbar,
Sonnenklar
Sah er dieſe Mängel.

Schön vom Fuß bis auf die Scheitel
Er da ſtand,
Seine Hand
Trug den Puderbeutel;

Pudermänteln glich ſein Flügel,
Er umfaßt
Eine Ouaſt',
Eiſen, Kamm und Spiegel.

Dieſer lehrte das Friſiren
Groß und Klein,
Grob und fein
Kräuſeln und tappiren:

Schön ſind ſeit der Zeit auf Erden
Herrn und Fraun,
Anzuſchaun,
Reizend in Geberden.

Hui! da ward dem Teufel bange;
Artigkeit
Füllt mit Neid
Gleich die alte Schlange.

Er erfindet neue Moden
Dumm und toll
Fäßervoll
Stellt ſie auf den Boden.

Eine Mode nach der andern
Flog ums Haar,
Stund ein Jahr,
Mußte wieder wandern.

Woll und Werg ein ganzes Fuder
Schwellt' es auf,
Oben drauf
Roth und grüner Puder.

Federvieh mit Schwanz und Schnabel
Ward geſchaut;
Manche Braut
Trug den Thurm zu Babel.

Möget ihr nicht gern ſtudiren
Junge Herrn?
Seyd modern,
Laßt euch hübſch friſiren!

Ohne Puder und Pomade
Gilt kein Kopf;
Mancher Tropf
Find't gepudert Gnade.

Mädchen willſt du einen Freyer?
Faſte zwier,
Spare mir
Deinen letzten Dreyer!

Ich will dich ſo ſtattlich ſchmücken,
Als ich kann,
Dein Galan
Sterbe vor Entzücken.

Engel, unſrer Kunſt Erfinder,
Sag mir gleich:
Giebts bey euch
Droben ſchöne Kinder?

Giebts im Himmel wackre Mädchen,
Sterb' ich froh;
Iſts nicht ſo,
Bleib ich hier im Städtchen.

Schneiderlied.[1])

Schneidri, Schneidra, Schneidrum,
Ich bin der Meiſter Schneider,
Und mache Leuten Kleider
Im Lande weit herum;
Schneid hin, Schneid her, Schneid rum.

Ich ſitz und ſeh mich um,
Als wenn ich Kaiſer wäre;
Mein Zepter iſt die Scheere,
Mein Tiſch das Kaiſerthum;
Schneidri, Schneidra, Schneidrum.

Allhier in meinem Reich
Da ſieht man alle Stände,
Seht nur an meine Wände!
Ein jegliches von euch
Sieht etwas ſo ihm gleich.

All Ding geräth mir gleich,
Es koſtet mir ein Schnittchen,
So werden Jungfern-Mittchen
Und Ober-AmtmannsBäuch';
All Ding geräth mir gleich.

Schneidri, Schneidra, Schneidrum;
Berühmt ſind meine Thaten,
Wie unſrer Advocaten;
Was gleich iſt, ſchneid ich krumm,
Schneid hin, Schneid her, Schneid' rum.

[1]) S. a. a. O. S. 53—56. Nach L. Bechſtein's Mittheilung hatte Reinwald ſpäter zu den drei von uns hier wiederholten Künſtler- und Handwerksliedern noch mehrere gedichtet, welche er als „Lieder des Selbſtgefühls, des Lobes und der Ehre für allerlei Stände" bezeichnete. Bechſtein der von dieſen Liedern die Handſchrift beſaß, die wir nicht haben ermitteln können, nennt folgende Liedertitel: Pabſt, Doctor, Chirurg, Poſtillon, Wirth, Trompeter, Bereiter, Koch, Schuſter und Bälgetreter.

Schneidri, Schneidra, Schneidrum,
Kraft steckt in meiner Nadel!
Ein junger Herr von Adel
Kam neulich taub und stumm
Zu mir: ich kehrt' ihn um.

Ich Meister Schneider kann
Den Leuten neues Leben
Durch neue Kleider geben,
Daß auch der schlechtste Mann
Sich sehen laßen kann.

O wie viel Ehre hat
Ein Ort durch wackre Schneider!
Da sieht man schöne Kleider
Bey Hof und in der Stadt,
Da sieht man sich nicht satt.

Schneidri, Schneidra, Schneidrum,
Im Krieg und auch im Frieden,
In Norden und in Süden
Wächst stets an Glück und Ruhm
Das edle Schneiderthum.

Schelt keins die Schneider mehr
Man halte sie in Ehren,
Wenn keine Schneider wären,
Wär keine Zucht und Ehr
Auf Gottes Erde mehr.

Schneidri, Schneidra, Schneidrum,
Das würde schön ausschauen
Wenn unsre Herrn und Frauen
Da liefen nackend rum,
Schneidri, Schneidra, Schneidrum.

Ihr lieben Leute! drum
Erhält auch Gott die Schneider.
Verdammt sind ihre Neider;
Wer uns veracht, ist dumm,
Schneidri, Schneidra, Schneidrum.

An mein Gesicht.[1])

Du finstres Gram-Gesicht
Das mich in aller Welt berüchtigt
Und Menschenhaßes mich bezüchtigt
Dich schuf mein Eigensinn ja nicht.

Dich hat mir öftre Qual
In meinem dir so gleichen Leben,
Ja Qual an Leib und Geist gegeben
Und der zu helle Sonnenstral.

Du hast um Ehr und Glück
Du falsche Larve mich betrogen
Manch Herz mir unverdient entzogen
Hältst Manches noch von mir zurück.

Wer kann das Weib, die Welt
Des äußern Scheines Sklavin zwingen
Die rauhe Schaale zu durchdringen
Die einen biedern Kern enthält.

Was soll ich nun mit dir
Das jeden Winter mehr veraltet
Und Menschenfeindlicher sich faltet
Stets andern lästiger und mir!

Soll ich aus falscher Scham
Um deiner Feinde Zorn zu stillen
Dich in ein grinzend Lächeln hüllen
O jeder Maske bin ich gram.

Ich will getrost als Mann
Mich unter mein Verhängniß schmiegen
Und mit der kleinen Zahl begnügen
Die dir zum Trotz mich lieben kann.

---

[1]) Nach einer Abschrift von dem ungedruckten Original, mitgetheilt von dem jetzt verstorbenen Professor August Henneberger in Meiningen am 21. April 1858.

Doch daß dein Bild mich nicht
Beim Enkel noch verdächtig mache
So droht dem Künstler Geisterrache
Der dich verewigt, Gramgesicht!

An Friedrich Schiller,

bey seinem ländlichen Aufenthalt in meiner Gegend,

1783.[1])

Freund! hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt;
Erheiternd wie die Frühlingssonne,
Indeß in Dir Begeistrung stürmt:

Laß Dich vom höchsten Ideale
Der Kunst, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in diesem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verschmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge Deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn* mit keinem Schritte,
Die Du begannst zur Ewigkeit:

[1]) Nach der Originalhandschrift des Dichters, im Besitz des Herausgebers. Das Gedicht wurde von Ludwig Köhler und von Ludwig Bechstein (wol nach Abschriften von dem Verfasser) als ungedruckt mitgetheilt; von dem ersteren in der Abend-Zeitung. 229. Dienstag, am 24. September 1839. Dresden und Leipzig. 4°. S. 914 in Schiller in Bauerbach. Literär-historische Novellette von Ludwig Köhler; und von dem letzteren in Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. Von Ludwig Bechstein. Halle, 1856. 8°. S. 222—223. Der erste Druck des Gedichtes, ohne Angabe des Verfassers, erschien in Nro. 82. Morgenblatt für gebildete Stände. Freitag, 5. April, 1811. Stuttgart. 4°. S. 325. Dieser Abdruck ist wahrscheinlich von J. W. Petersen (I. S. 266) der mit Reinwald's bekannt war, veranlaßt worden.

* Sch. hatte damahls, indem er den Plan zu seinem Don Carlos entwarf und mehrere Szenen davon ausarbeitete, während seines Studiums der ihnen unterliegenden Geschichte, den Gedanken, sich vorzüglich oder ganz dem historischen Fache zu widmen.

Die Bahn auf die ein Gott Dich leitet,
Melpomenens verwachs'nen Pfad,
Ihr Feld, von Britten neu bereitet,
Besä mit edler deutscher Saat!

Doch gleite mit zu raschem Witze
Nicht in des Sittenzweiflers Nacht;
Sey Tugendlehrer, sey die Stütze
Der Wahrheit die uns glücklich macht.

Erschüttre, wie Cherusker Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes, die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel der uns drängt: —
Denn Deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt.

Zeig oft in grauenvoller Blöße
Das Laster, das durch Schminke siegt,
Und wie sich stille Seelen-Größe
Ins eiserne Verhängnis schmiegt. —

Und wenn von Deinen Donnertönen
Das Herz in sich zusammenschrickt,
Laß auch vom Balsam süßer Thränen
Das blutende nicht unerquickt!

Könnt ich Dir langen Dank erstatten
Für Deiner Schöpfungen Genuß!
Allein mir winkt das Reich der Schatten,
Mir nahe rauscht der Höllenfluß;

Dort will ich Dir verwandten Seelen —
Kein Tausendjahr schwächt ihren Glanz —
Von Deines Liedes Kraft erzälen:
Dort wartet Dein der Sternenkranz.

An meinem Geburthstage

1784.[1])

Ich kam an dieſes Tageslicht
Und ſchwur dem Leben Fehde:
Die Welt um mich war öde,
Denn meine Selma war noch nicht.

Erſt als der Mittag mir erſchien
Entſtieg ihr goldner Morgen;
Doch blieb ſie mir verborgen,
Wie Roſen die am Ganges blühn.

Nun ſah ich ſie — und all die Zeit
Eh ich ſie ſah, verloren: —
Ich bin zu früh geboren:
Sei Du mein Troſt, Unſterblichkeit!

Mel. Du klagſt und fühleſt die Beſchwerde ꝛc.

519.[2])

O daß ichs oft und tief empfände:
Der Lebenstraum eilt ſchnell vorbey!
Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,
Und wie mein nahes Ende ſey?

2. Ich wandle hier auf morſchen Grunde,
So ſorgenlos, am Abgrund hin!
Noch heute ſchlägt vielleicht die Stunde,
Wo ich ein Kind des Todes bin!

3. Drum ſend', o Gott, ein heilſam Schrecken
Der Sterblichkeit in mein Gebein;
Laß ſie, mein Pflichtgefühl zu wecken,
Mir immerdar vor Augen ſeyn!

---

[1]) Nach der Originalhandſchrift des Verfaſſers.

[2]) Neues Sachſen-Coburg-Meiningiſches Geſangbuch. Meiningen, 1794. 8°. S. 491—492.

4. Lehr oft im Glück, bey Ehr' und Habe,
Bey wachsender Begierden Schwung;
Durch einen Blick nach meinem Grabe,
Mich eitler Wünsche Mäßigung!

5. Damit ich nicht nach Gütern schmachte,
Die jeder Zufall mir entreißt;
Und nur nach deiner Wahrheit trachte,
Der ewgen Wonne für den Geist:

6. Daß ich die Buße nicht verschiebe,
Nicht säume, Brüdern wohlzuthun;
Daß ich von heut' an Gutes übe:
Dann kann mein Haupt in Friede ruhn.

7. Dann schlage meine letzte Stunde
Auf Erden mir, wann's dir gefällt!
Mich schuf ein Wort aus deinem Munde
Zum Erben einer bessern Welt.

8. Mit diesem Trost in jedem Leide
Vollend' ich meine Pilgerbahn,
Und trete mit des Glaubens Freude
Den Weg zu meinem Schöpfer an.

In eigner Melodie, oder: Gott des Himmels und der ꝛc.

557.[1])

Mehr, als für die reichste Habe,
Danke seinem Gott der Christ,
Dem die große Seelengabe:
Fröhlichkeit verliehen ist;
Der auch niemals sie entweiht,
Stets in Unschuld sich erfreut!

---

[1]) S. a. a. O. S. 527—528.

2. Wie ein Fels in Ungewittern,
Der die Wolken übersteigt,
Wenn die Kreaturen zittern,
Klarheit an der Stirne zeigt;
Blickt, bey trüber Zeiten Lauf,
Ruhig er zum Himmel auf:

3. Lasten, die den Weichling drücken,
Denen Schwermuth unterliegt,
Fühlt er kaum auf seinem Rücken;
Lebt mit wenigem vergnügt:
Reicher macht ihn froher Muth,
Als den Thoren Königsgut.

4. Fruchtlos welken seine Kräfte
Nicht in Unzufriedenheit;
Unter nützlichem Geschäfte
Fliehet seine Tageszeit:
Heiterer strahlt sein Gesicht
Nach erfüllter Menschenpflicht.

5. Haucht der Frühling neues Leben
In die schlummernde Natur;
Welche neue Freuden schweben
Dann ihm über Thal und Flur!
Ihm entzücket, was er sieht,
Auch der Schöpfung kleinstes Glied.

6. Selbst wenn Gottes Donner rollen,
Glut und Fluth in ihrem Grimm
Die Natur vernichten wollen,
Weicht die Freude nicht von ihm:
Tritt des Jahres Trauer ein,
Weisheit giebt ihm Sonnenschein.

7. Leichtsinn, der sich Freude nennet,
Aber von der Tugend gern
Sich in seinem Taumel trennet,
Bleibt vom wahren Christen fern,

Dem sein leichter, froher Muth
Nur auf Gottes Vorsicht ruht.

8. Seinen Geist zu Boden schlagen
Kann die härtste Trübsal nie.
Nahn sich ihm des Alters Plagen,
Er erträgt geduldig sie;
Mitten in der Krankheit Quaal
Lächelt ihm der Freude Strahl.

9. Doch wenn dieser auch verschwände,
Wenn auch Trost- und Freudenleer
Ihm die Welt vor Augen stände;
Hoffnung winkt am Todesmeer:
Er betritt an ihrer Hand
Ew'ger Freude Vaterland.

Meiningens Lob, 1799 gesungen. [1])

Meiningia, des Hennenlandes Krone!
Der noch kein Lied erklang,
Dir weihen, deiner Muttertreu zum Lohne,
Wir diesen Lobgesang.

Du hast uns ja seit unsrer ersten Jugend
Geliebt, gepflegt, genährt,
Uns eingeimpft den edlen Keim der Tugend,
Uns Dach und Fach beschert. —

Wohl zierest du mit Thürmen und Palästen
Nicht deinen Werrastrand;
Doch zeigest ländlich-schön du deinen Gästen
Ein reinliches Gewand.

[1]) Herzogl. S. Coburg-Meiningisches jährliches gemeinnütziges Taschenbuch. 1807. Mit Kupfern. Meiningen, bey dem Hofbuchdrucker Hartmann und dem Buchbinder Klein. Leipzig, in Commission bey Karl Friedrich Enoch Richter. 12°. S. 305—308 unterzeichnet: W. F. H. R.

Der Wandrer preist von deiner Berge Höhen
Die Wonnegegend laut,
Und staunt, romantisch liegend dich zu sehen
In Harpfenform gebaut.

Die gab einst dir dein Stifter nicht vergebens:
Von deinem Geiste ward,
Als Vorbild deines gegenwärt'gen Lebens,
Sie ihm geoffenbart.

Die Harpfenbrust a) tönt zierlich unserm Liede
Die Oberstimme vor;
Vom Harpfenrücken schallet b) nimmer müde
Der Baß und füllt das Ohr:

Und wir, die zwischen Höh und Tiefe schwimmen,
Wir Bürger insgemein,
Treu dienen wir der Stadt als Mittelstimmen,
Die sich des Wohllauts freun.

Des Auslands hohem Sittensang noch ferne,
Verschmerzend seinen Hohn,
Begleiten wir ihr Liedlein, bleiben gerne
Mit ihr im alten Ton. —

So laßt uns denn die gute Mutter preisen,
Die theure Harpfenstadt,
Die uns mit Liebeskost und Seelenspeisen
Bis jetzt gesättigt hat.

Von jedem sey frohdankbar, wie sich's ziemet,
Ihr steigend Glück gefühlt,
Und ihr wohlthätiges Gestirn gerühmet,
Das sie so lang' erhielt.

Sie blüht, indeß so manche Schwester leidet,
Da sich die Welt verkehrt
Und unter Krämpfen ein Jahrhundert scheidet,
Noch frisch und unversehrt.

a) Der Hof.
b) Die untere und obere Freitagsgasse.

Bleib ewiglich ihr Wohl dem Himmel theuer,
Er laß ſie blühend ſtehn
Und nicht durch Krieg, noch Hungersnoth, noch Feuer,
Noch Seuchen untergehn!

O käm' an ſie doch nimmermehr die Reihe,
Daß ſie Geſchliffenheit
Erwürb' auf Koſten alter deutſcher Treue
Vom Genius der Zeit! —

Sie ſag auch Dank Georgen unſerm Vater!
Der iſt ein Biedermann,
Zu ihrem Heil auf jeden Fall Berather,
Schafft Gutes wo er kann.

Beſcher' ihm Gott zu allen Zeiten Männer
Voll Schrift- und Weltverſtand,
Der Menſchen und der Sachen tiefe Kenner,
An ſeine rechte Hand:

Laß insgemein ihn treue Diener finden,
Die niedre Schmeicheleyn
Und Eigennutz — die ſchweren Dienerſünden,
Und Lug und Trägheit ſcheun!

Sein Geiſt umfaßt, zu Beßrung vieler Dinge
Noch manchen ſchönen Plan;
Drum wünſchen wir, damit er ſie vollbringe,
Ihm langes Leben an.

Er wandelt feſten Schritts auf kühnen Wegen,
Der Hinderniſſe viel
Verbinden ſeinen Zwecken ſich entgegen;
Doch herrlich iſt ſein Ziel.

Ruft allerſeits mit mir: er lebe lange,
Bis er's errungen hat!
Dieß ſey der Schluß von meinem Lobgeſange
Der edlen Harpfenſtadt!

1813.[1])

In ſtummer Pein verfloſſen unſre Stunden,
Das deutſche Herz ringsum war freudenleer;
Gerechtigkeit und Wahrheit ſchien verſchwunden,
Und güldne Freiheit war nicht mehr.

Denn über uns lag ſteif und unbeweglich
Ein eiſern Joch, ſtets tiefer ſank der Geiſt
Der Knechtſchaft zu, und kärglicher ward täglich
Mit Hoffnung die Geduld geſpeiſt.

Da kam der Tag, wo aus des Nordens Ferne
Uns Hülf' erſchien, die unſre Sehnſucht ſtillt,
Der erſte Strahl von einem beſſern Sterne,
Ein Heldenarm, gleich ſtark und mild.

Der haue bald die unzerreißbar'n Ketten
Des grenzenloſen Uebermuths entzwei,
Um endlich uns aus langer Noth zu retten,
Nur dann erſt leben wir auf's Neu.

Mach' er den Trotz der prahleriſchen Schreier,
Der Welt-Alls-Herrſchaft Drohungen zu Spott,
Dann preiſ' ihn ewig-dankbar als Befreier,
Germania, und reichlich lohn' ihn Gott! —

---

[1]) Abend-Zeitung. 8. Mittwoch, am 9. Januar 1839. Dresden und Leipzig, in Commiſſion in der Arnoldiſchen Buchhandlung. Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.) 4°. S. 32. Mitgetheilt von K.

III.

Die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478.[1])

Die Stadt Florenz war verſchiedene Jahrhunderte zuvor, eh ſie einem Herzogthume den Nahmen gab, eine der reichſten und bevölkertſten*) Städte in ihrem Bezirk, und ſtrebte früh nach Unabhängigkeit. Schon unter Kaiſer Friedrich dem zweiten legte ſie den Grund zu ihrer Freiheit, und die Errichtung der Zünfte im Jahr 1215. wo ihre Regierungsform zuerſt ſich bildete, führte ſie allmählig zur Demokratie, wozu die Zwiſtigkeiten der alt-adelichen Häuſer, die ſich unter einander ſelbſt aufrieben, und die Wohlhabenheit der betriebſamen Bürger nicht wenig beitrug.

Rudolph von Habsburg verkaufte ihr, bei einem großen Geldbedürfnis, den Reſt der Reichs-Anſprüche für ſechstauſend Kronen, und ſie vertheidigte nachher ihre Freiheit männlich gegen Heinrich von Luxenburg. Ihre Demokratie war um ſo viel ſtrenger, je größer das Beſtreben des Adels, ſich mächtig zu machen, von Zeit zu Zeit geweſen war, und je weniger es ihm geglückt hatte. Nach vielen ver-

---

[1]) Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Erſter Band. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1788. 8°. S. 226—274. S. Briefwechſel S. 97, 103, 104, 106, 108, 113, 116 und 117.

*) Sie konnte, nach zuverläßigen Geſchichtsſchreibern in ihrem blühendſten Zuſtande, 30 tauſend Mann reguläre Truppen und 80 tauſend gewaffnete Bürger und Landmiliz ins Feld ſtellen.

geblichen Versuchen, einen Theil der Regierung an sich zu reißen, ward er endlich gegen das vierte Dezennium des vierzehnten Jahrhunderts so niedergedrückt, daß er sich seitdem nie wieder erhohlte. Er mußte ganz bürgerlich werden, bey gegründetem Verdachte gefährlicher Absichten Nahmen und Wappen verändern, seine stärksten, und der Stadt am nächsten gelegenen Landgüter, seine Zufluchtsörter verkaufen; und es war Belohnung für wichtige dem Staate geleistete Dienste, wenn ein Ritter (wie z. B. Benchi Bondelmonte gegen Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts) in die Volksklasse eingeschrieben wurde, die auch, während der glücklichsten Handelsperiode der Florentiner, die reichste war.

Jede Zunft hatte ihren Anführer, der im Rathe saß und Gonfaloniere hieß, weil er in Kriegszeiten die Zunftfahne trug. Von allen diesen Tribunen war der Gonfaloniere der Republik, der in der letztern Zeit alle zween Monathe abgelöst wurde, das Haupt, hatte die oberste Justizstelle, und machte während seiner Regierung einen vollkommnen Diktator.

Nachdem, wie gedacht, der Adel seine Macht und sogar seinen Einfluß in Florenz verlohren hatte; schwungen sich angesehene Bürgerfamilien durch Reichthum, Leutseligkeit, Beredsamkeit, Freigebigkeit zum gemeinen Besten, und gegen einzelne Nothleidende, und durch eigne Klugheit ihrer empor.

Eine der vornehmsten unter diesen waren die Medici. Sie zeichnen sich schon in der Geschichte, unter Walthern, Herzog von Athen, aus, der ums Jahr 1342. die ihm übertragene Statthalterschafft der florentinischen Republik zur Despotie misbrauchte; waren immer heftige Vertheidiger des demokratischen Systems; halfen Walthern vertreiben und kurz nachher den Adel zu Grunde richten. Sie hielten sich damahls zur geringern Volksklasse, (Popolani di minor sorte) und der Umstand, daß sie unter die zahlreichen, wohlhabenden und vielvermögenden Zünfte der Wollarbeiter sich hatten einschreiben lassen, (denn auch die Vornehmsten vom Adel oder Bürgerstande mußten in gewisse Künstler- oder Handwerksgilden eingeschrieben seyn) trug zu ihrer Erhebung nicht wenig bei.

Im Jahre 1378. zur Zeit eines Aufstandes, den das Volk zu Florenz wider einige alte aristokratisch-gesinnte Familien erregte, gelangte ein Sylvester Medici, ein schlauer und unternehmender Mann zur Würde eines obersten Gonfaloniere, wurde vom Volke zum Ritter

ernannt, und gab seinem Namen einen Glanz, der in der Geschichte dieser Familie Epoche macht. Auch kurz nach ihm war das Ansehen eines ihrer Häupter Veri, bei dem Volke so groß, daß es nur an ihm selbst lag, sich zum Herrn der Stadt zu machen.

Am Ende des vierzehnten, und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts lebten die Medici unter dem Drucke, und wurden, theils weil sie sich an verhaßte Familien anschlossen, theils weil einige von ihrer Gegenparthei aus dem Adel wieder mehr Einfluß erhielten, nicht nur von obrigkeitlichen Aemtern verdrängt, sondern auch oft um einen großen Theil ihres Vermögens gebracht. Da aber diejenigen Häuser, die inzwischen die Oberhand hatten, sich ihres günstigen Schicksals zu sehr überhoben, und allgemeines Misvergnügen erregten: stieg das Glück der Medici von neuem durch Johann, einen der reichsten Bürger im Staate, und der in vielerley Rücksicht, besonders von der Seite der Uneigennützigkeit, dem Sylvester überlegen war. Er hatte zwar weniger Feuer und Suade, aber seine Klugheit ersetzte diesen Mangel reichlich, und er gewann die Herzen durch ungekünstelten Vortrag der gesunden Vernunft. Er drang sich nicht zu, und erhielt durch Bescheidenheit mehr, als andere mit Ungestüm. Johann war aller Menschen Freund und seine Wohlthätigkeit zuvorkommend.*)

Sein Sohn war der, in den allgemeinen Annalen, und der besondern Geschichte des Handels, der Künste und Wissenschaften, so berühmte ältere Cosmus; der selbst mit Königen seiner Zeit im Aufwand wetteifern konnte, und sie vielleicht in edler Anwendung seiner Reichthümer**) noch übertraf. Er hatte Comptoire von Andalusien an bis nach Persien, und stand mit den damahligen Türkischen Kaisern im Briefwechsel. Sie duldeten seine Faktore in ihren Thracischen und Klein-asiatischen Handelsstädten, statt der Genuesischen und Venezianischen, die aus Staatsursachen hatten weichen müssen. Die Emire von Babylon und die Mamelucken in Egypten waren seine Freunde und beförderten seine Transporte von Seide, und andern theuren Waaren aus Indien, zu seiner großen Kosten-Erleichterung. Er nützte die Bedrängnisse der letzten Griechischen Kaiser, die ihm, wenn ihre

*) Er starb 1428. vom Volke der Vater der Armen genant.

**) Ob er diese blos seinem unternehmenden Geiste, oder zugleich einem ihm, vom abgesetzten Pabste Johann XXIII. kurz vor dessen Tode, entdeckten Schatze zu danken hatte, überlassen wir seinen Biographen zur Entscheidung.

Kassen leer waren, unschätzbare Edelgesteine und außerordentlich kostbares Geräthe, Ueberbleibsel von der alten Pracht der Justiniane Porphyrogennete, um eine Kleinigkeit verkauften.

Bei diesen ergiebigen Quellen seines Reichthums, war seine Bürger- und Vaterlandsliebe und sein Geschmack für alles Gute und Schöne, Enthusiasmus. So wohlthätig indessen des Cosmus Politik war; so fand sie doch ihre Feinde, besonders unter dem alten Adel, der die Medici längst beschuldigte, daß ihre Volksliebe nicht auf Erhaltung der Demokratie, sondern darauf abziele, die Häupter ihres Geschlechts allmächtig im Staate, und nach und nach souverän zu machen. Schon wurden Plane ausgedacht, wie Cosmus zu Grunde zu richten sei, die aber Uzano, einer der größten Männer der antimedizäischen Parthei, als höchstgefährlich widerrieth, und die Urheber dieser Anschläge an die unzähligen Beyspiele des Verhängnisses erinnerte, das den stets getheilten Florentinischen Adel treffe, so oft er sich dem Volke mit Gewalt entgegen stelle. Weiter gab er ihnen zu bedenken, „daß man schwerlich Klagepunkte genug wider Cosmus zu„sammenbringen würde, um ihm mit einem Scheine des Rechts das „Leben absprechen zu können: ließe man ihn aber heimlich umbringen, „so wäre man keinen Augenblick sicher, einen viel ärgern Tyrannen „an seiner Stelle zu sehen. Verbannte man ihn, so würde sein Exil „vermuthlich nicht lange dauern; und gegen den alsdenn zurückkeh„renden Cosmus wäre das jetzige gewiß gülden.“ —

Diese Vorstellungen beruhigten die Misvergnügten eine Zeitlang: als aber der gemäßigte und vorsichtige Uzano starb; sammleten sie sich wieder unter Reinald Albizzi und erneuerten ihren Anschlag. Es ward ein Gonfaloniere von ihrer Parthei gewählt, der den Cosmus in Verhaft nehmen ließ. Man beredete das Volk, daß er an dem seit einiger Zeit sich äußernden nahrungslosen Zustande der Stadt allein schuld sei, weil er zur Ersparung der Transportkosten bei seinem Handel, viele rohe Produkte in fremden Ländern verarbeiten lasse, die sonst blos in Florenz verarbeitet worden; wodurch nicht nur den Bürgern so viel Gewinnst entgehe, sondern auch die Fabrikgeheimnisse Ausländern bekannt würden: und daß er durch die wohlfeilern Preise seiner Waaren alle Kaufleute in der Stadt zu Bettlern mache u. s. w.

Es war darauf abgesehen, ihm Gift beizubringen; doch zum Glück bekam der Gefangene einen mitleidigen Wächter. Er fand Mittel,

1500 Dukaten in die Hände zu bekommen, wovon er dem Gonfaloniere, der selten bey Gelde war, tausend zubrachte, und dadurch seine richterliche Gunst gewann. Er wurde verhört, und eh man's dachte, sein Prozeß mit dem Urtheil einer fünfjährigen Verbannung nach Padua geendigt. Dieß geschah im Jahre 1433. Der Verbannte empfieng überall im Auslande fürstliche Ehrenbezeugungen. Die Venezianer schickten ihm einen Gesandten zur Bewillkommung. Cosmus legte in Venedig Manufakturen und ein Comptoir an, die den Handel ganz dorthin zogen. Hatte man je über Nahrungslosigkeit in Florenz geklagt, so klagte man itzt weit ärger: man wollte verzweifeln. Kaum war ein Jahr vergangen, als Cosmus Freunde schon an seiner Zurückberufung arbeiteten. Sie vermittelten, daß ein Gonfaloniere von ihrer Parthey gewählt wurde. Die Gegenparthei widersetzt sich; aber man dringt mit gewaffneter Hand durch, und der Exilirte wird ehrenvoll zurückberufen, im Triumph eingeholt, und vom Volke Vater des Vaterlands genannt. Albizzi und sein Klubb, und alles was ihren Geist athmete, mußte das Gebiete der Stadt meiden. Dieser Cosmus war es, der seinem Geschlechtsnahmen fürstliche Würde einprägte. Mit ihm fieng man an, die Medici wie ein regierendes Haus zu betrachten. Er verwandte unermeßliche Summen zum gemeinen Besten, und zur Verschönerung der Stadt; baute einige Kirchen und fünf Klöster beinah von Grund aus: ja er stiftete sogar aus seiner Kasse ein Spital für arme und kranke Pilger zu Jerusalem. Alles war ihm schuldig; denn er kam, wie sein Vater, dem Bedürfnisse der Hohen und Niedern mit Wohlthätigkeit zuvor. Doch bei allem diesem Aufwande für den Staat hielt er sich einfach und bürgerlich, um nicht den Neid aufzureizen, noch Verdacht zu erwecken, daß er einen Fürsten vorstellen wolle. Sein dreißigjähriger, ununterbrochener Wohlstand war großentheils eine Folge dieser Mäßigung. Er starb als fünf-und-siebenzigjähriger Greis, 1464. und empfahl seinen Sohn Peter den Rathschlägen eines Diotisalvi Neroni, dem er sich sehr verbindlich gemacht, und der sein unbeschränktes Vertrauen hatte.

Neroni dachte ganz etwas anders, als das medizäische Haus in der Höhe zu erhalten; er machte vielmehr den falschen Freund. Peter gab ihm die Rechnungen über seinen Vermögensstand, über diese stellt' er sich äußerst erschrocken, und rieth ihm, je eher je lieber seine außenstehenden Schulden einzukassiren, sein Falliment würde sonst

unvermeidlich seyn. Peter Medici folgte, und es entstand daraus, was Neroni gehofft hatte: allgemeines Murren. Viele mußten verderben, wenn man sie auf der Stelle zur Zahlung nöthigte: viele hielten die vom Cosmus ihnen vorgestreckte Summen für so gut als geschenkt, und wahrscheinlich hätte Letzterer sie auch nie wiedergefodert: andere gaben der gleichen Darlehne, deren Bescheinigung man vernachläßigt hatte, für wirkliche Geschenke aus.

Diese Umstände suchte Neroni zu seiner Absicht anzuwenden und konspirirte mit Lukas Pitti, Niklaus Soderini und Agnolo Acciajuoli wider die Medici. Zum Glücke für Petern waren seine und seines Hauses Gegner, wie gewöhnlich, gegen einander selbst eifersüchtig; und die Verschwörung wurde durch den, der dabei den Kanzler machte, Petern entdeckt.*) Zu einer andern Zeit wurde ihm aufgelauert, und man wollt' ihn ermorden, wenn er von seinem Landgute, wo er eine Kur brauchte, in die Stadt kommen würde; aber ein guter Geist wachte über ihm und gab ihm den zufälligen Gedanken ein, einen Freund zu besuchen, eh er bei seinem eignen Hause abstieg. Er kam also auf der seiner Wohnung entgegenstehenden Seite in die Stadt, und täuschte seine Nachsteller, ohne daß ers selbst wußte.

Obgleich Peter Medici kränklich und podagrisch, und lange kein Cosmus war; so fehlt' es ihm doch nicht ganz an Geist und entschlossenheit, vielweniger an edler Denkart: er wußte einst den vorhingedachten Neroni in einer öffentlichen Versammlung der Häupter der Stadt, durch Vorwürfe seiner Falschheit und Undankbarkeit so verhaßt darzustellen, daß das aufgebrachte Volk Letztern, ohne Peters Vermittelung, auf der Stelle getödtet hätte. Die Medizäische Parthey ward auch, nachdem alle ihre Gegner exilirt, und für Feinde des Vaterlands erklärt waren, so stark, daß Peter selbst ihr den Misbrauch ihrer Macht und ihren tyrannisirenden Uebermuth hart verwieß, und im Begriff war, die verbannten Häupter seiner Gegenparthei in die Stadt zurückberufen zu lassen, um eine Art heilsames Gleichgewicht in die Regierung zu bringen; — — als er starb.

Seine noch unmündigen Söhne, Laurenz und Julian, beide mit großen Anlagen gebohren, nur daß jener mehr Ehrgeiz und Feuer, dieser sanftere Empfindungen verrieth, traten nun, unter Anführung Thomas Soderini, Bruder desjenigen, der gegen ihren Vater mit

*) Dieß geschah im Jahre 1466.

konspirirt hatte, auf den Schauplatz. Größer, oder wenn man lieber will: feiner dachte Thomas. Er kannte die Florentiner, die sich schon an das medizäische Haus mit Gefühlen von Ergebenheit, Verehrung und Liebe gewöhnt hatten, und einen neuen Götzen, zwar um seiner Neuheit willen eine kurze Zeit verehren — aber ihn bald wieder mit Muth wegschleudern konnten; und doch mußten sie einen Götzen haben. Umsonst wurden ihm daher die Aufwartungen gemacht, als einem der selbst auf das Staatsruder, das er für andere führte, die gerechtesten Ansprüche hätte; umsonst waren die Briefe fremder Souveräns in öffentlichen Angelegenheiten an ihn addressirt: er wieß seine Höflinge an die jungen Medici, die der versammelte Rath für seine Kinder erklärte, so wie diese das Volk ihre Väter nannten; und die Depeschen ließ er unbeantwortet.

So hatten also weder Alter noch Siechheit, weder Sterbefälle noch Minderjährigkeit der Häupter des medizäischen Hauses; weder heimliche Nachstellung noch offenbare Verfolgung seinen Umsturz bewirken können. Es stand viel mehr nach seinem Triumphe unter Petern noch fester: als eine ihm besonders gehässige uralte und reiche Familie, die Pazzi, auf seinen Untergang sann.

Cosmus, der schon ihre Eifersucht kannte, hatte einem unter ihnen Willhelm, Neffen ihres Aeltesten,*) seine Enkelin Blanka, Laurenz und Julians Schwester, zur Ehe gegeben, und unter dem Schirme dieser Verwandschaft lebten die beiden Häuser einige Zeit, dem Scheine nach im besten Vernehmen. Nach Peters Tode waren Julian Medici und Franz Pazzi tägliche, im Hang zum Vergnügen sympathisirende Umgangsfreunde: aber Letzterer trug bei guter Zeit den Samen der Verrätherei im Herzen, der nachher, durch eine gemeinschaftliche Liebschaft genährt, schreckliche Früchte trug, und die berufene

Verschwörung der Pazzi gegen die Medici

hervorbrachte.

Franz faßte gegen eine junge und schöne Dame, Camilla Caſarelli, von gutem Hause, aber ohne Vermögen, die er bei einem von den Medici angestellten Turniere hatte kennen lernen, eine heftige

*) Jede angesehene Familie hatte ihr Haupt, mehrentheils den Aeltesten unter ihr, der als Befehlshaber der ganzen Familie galt.

Leidenschaft, und bewarb sich um ihre Hand; hielt aber diese Leidenschaft vor seinem Freunde Julian verborgen. Julian liebte Camillen nicht minder, und ward vorgezogen; es sei nun, daß dessen bloßer Geschlechtsnahme, oder mit diesem zugleich sein edlerer Charakter ihre Wahl bestimmte: er ließ sich mit ihr heimlich trauen. Franzen war dieser Triumph seines Nebenbuhlers eine Hölle; er hatte ohnedieß genug Demüthigungen von den Medici verschluckt, deren Uebermacht ihm unerträglicher war, als irgend einem von seinem Hause, und durch deren Einfluß in die Urtheilssprüche des Raths die Pazzi bald zurückgesetzt, bald eingeschränkt, bald, wie er glaubte, auffallend vervortheilt wurden.

Familienstolz und Wetteifer und persönliche Eifersucht vereinigten sich nun in Franzen und kochten Rache, eh er noch die heimliche Heirath erfuhr. Er besprach sich mit seinem Vertrauten, Bernhard Bandini, einem abscheulichen Menschen, abgefeimt wie ein Dieb und verwegen wie ein Straßenräuber, der ebenfalls vom medizäischen Hause einst beleidigt worden war. Dieser nährte seine Rachsucht auf eine Art, die zugleich seinem Stolz schmeichelte; und schlug ihm vor, eine Verschwörung gegen die Medici anzustiften, die, wie er sagte, ihm ohnfehlbar gelingen würde, da der Mißvergnügten in der Stadt viele wären. Laurenz und Julian müßten zugleich ermordet werden; und das würde dem Staate die längstgewünschte veränderte Gestalt geben; manche große Seele, die itzt unter dem Drucke seufzte, empor heben, und seinen Namen unsterblich machen: statt daß der heimliche Mord seines Nebenbuhlers vielleicht den seinigen bewirken, und nichts als eine bald vergessene Stadtgeschichte von einer ausgeübten Privatrache dem Publikum hinterlassen würde.

Franz Pazzi ließ sich dieses gesagt seyn. Da er oft in Rom war, wo er, um seiner Verschwendung zu Hülfe zu kommen, einen Bankohandel trieb, und mit Hieronymus Riario, Grafen von Furli, Sixtus des vierten Sohne, auf einem sehr freundschaftlichen Fuß stand: so braucht' ihn der Pabst zum Schatzmeister, und er mußte ihm, in Geldbedürfnissen für seine sogenannte Nepoten, Finanzprojecte machen. Er nahm also Gelegenheit, bey seiner nächsten Wiederkehr dahin, mit dem Grafen, der seines Vaters uneingeschränkte Gunst besaß, von seinem Entwurfe zu reden, um den Pabst selbst mit hinein zu ziehen.

Nun hegte Sixtus ohnehin Groll gegen Laurenz Medici, der

zur Wiedervergeltung für verschiedene Kränkungen, es gewagt hatte, ihm einige wichtige Absichten, die das Interesse des päbstlichen Stuhls, oder seiner Nepoten betrafen, zu vereiteln oder zu erschweren. Er hatte z. B. den Vitelli, den der Pabst Città di Castello belagern ließ, um es seinem trauten Geronymo einzuräumen, eine gute Zeit mit Geld und anderer Hülfe unterstützt, und ihm eine vortheilhafte Kapitulazion zu Wege gebracht:*) hatte den Papst verhindert, Faenza, dessen Oberherr, Astor Manfredi von seinen Gläubigern, und vom päbstlichen Lehnhofe gedrängt wurde, um ein Spottgeld für eben diesen lieben Sohn zu kaufen; und entweder aus Staatsursachen oder aus Menschlichkeit, durch heimliche Vorschüsse oder Bürgleistungen, einen annehmlichen Vergleich zwischen beiden Parteien vermittelt.

Endlich erschwerten auch die Florentiner unter Laurenzens Anleitung, dem Erzbischoff Salviati zu Pisa, einem Manne von den schlechtesten Grundsätzen, der mit Widerwillen der Medici, durch den Kredit der Pazzi in Rom, diese Würde erlangt hatte, die völlige Besitznehmung und den Genuß seines Erzbisthums: da sie ihm verschiedene dazu gehörige Einkünfte zurückhielten, die aus ihrem Gebiet erhoben wurden.

Franz trug seinem Freunde Riario die Sache vor. Er würde, sagt' er, seine Herrschaften nie ruhig besitzen können, wenn einst sein großer Beförderer stürbe: die Medici, deren Gewalt und Insolvenz zu einer unerträglichen Höhe gestiegen sei, würden über lang oder kurz, mit dem neuen Pabste, oder einer andern Macht verbunden, alles anwenden, ihn daraus zu vertreiben. Der Gedanke sey ihm äußerst schmerzhaft, und er habe aus diesem und andern wichtigen Beweggründen, den großen Entschluß gefaßt, diese Tyrannenbrut auszurotten. Doch zu einer solchen Unternehmung sei ihm der nachdrücklichste Beistand des heiligen Vaters nöthig. Sein Plan sey eine Verschwörung, und die beiden Brüder müsten sterben.

Riario prieß diese Idee vortreflich, und versprach alle möglichste Unterstützung vom Pabste, der ihn nichts abschlug. Und was konnt' ihm bei seinen bekannten Gesinnungen gegen die Medici, erwünschter seyn, als dieser Vorschlag, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte,

*) Durch diese wurd' er sogar in den Stand gesetzt, den Ort wieder zu erobern, und die Garnison des Riario zu vertreiben; worüber der heilige Vater vor Zorn geweint haben soll.

entweder die Regierung in Florenz künftig nach seinem Sinne zu leiten, oder gar den Staat seinem Liebling in die Hände zu spielen?*)

Unterdessen theilten Franz Pazzi und der Graf Riario ihr Vorhaben dem Erzbischoff zu Pisa, Franz Salviati mit, der ihrem Bunde mit aller Herzensfreude beitrat. Da sie aber einsahen, daß vor allen Dingen der Familien-Aelteste und Franzens Onkel, Jakob Pazzi, darinnen seyn müßte; so sucht' ihn Franz zum Beitritte zu gewinnen, fand ihn aber dazu zu gemäßigt und vorsichtig: denn er wandte ein, daß ihre Parthei viel zu schwach, und bei dermaligem Geiste des Volks zu Florenz, eine Unternehmung gegen das mediziäische Haus höchst gefährlich wäre: daß die beiden Brüder die Gewohnheit hätten, selten an einem Orte zusammen zu treffen, welcher Umstand doch bey der Sache wesentlich sei; und so nannt er noch mehrere Schwierigkeiten mit dem nachdruckvollen Zusatze: man müsse lieber Unrecht und Beleidigung dulden, wenn sie nur irgend erträglich wären, als daß man das Schlimmste wagte; Zeit und Vorsehung könnten die Lage der Sache schnell ändern.

Franz und Riario dachten also auf andere Mittel, ihn auf ihre Seite zu bringen. Sie wandten sich an den päbstlichen General*) Montesecco, einen eben so braven Soldaten, als klugen und zuverlässigen Geschäftsmann, der des Pabstes und seines Favoriten großer Schuldner, mit den Medici aber wegen eines gewissen Mißverständnisses im gegentheiligen Falle war; und verlangten fürs erste seinen Beistand, und dann, daß er auch Jakob Pazzi zur Theilnahme an ihrem Vorhaben bereden möchte. Montesecco fand die Sache äußerst mißlich: seine Bedenklichkeiten waren meist die nämlichen, die Jakob schon angeführt hatte. Der Erzbischoff bestritt sie aber mit vieler

*) Das Mitwissen des Pabstes und dessen Absicht bei diesem Projekt erhellet unter andern aus Infessura diar. Romana. in Muratori T. III. P. 2. Scriptor. rer. Italicar. p. 1146 und in Eccard. corp. hist. med. aevi Tom. II. p. 1863. „per togliere lo stato a Lorenzo di Medici e darlo al Conte Gerolimo —" Ueberhaupt, wer die Laster Sixtus 4. des Haupt-Urhebers des Nepotismus, kennen lernen will, der lese die halb in barbarischem Latein und halb italienisch geschriebene Chronik dieses Römischen Stadtschreibers beim Sterbejahr jenes Pabstes 1482. und er wird auffallende Abscheulichkeiten von Seiten des Geschilderten und unbegreifliche Freimüthigkeit von Seiten des Annalisten finden.

**) Condottiere, der ein Corps von ein- oder etlichen tausend Mann kommandirte.

Hitze, und verſicherte ihm, daß ein groſser Theil des florentiniſchen Volks wider die Regierung murre, und ſich zu der, ohnedem ſtarken Partei der Pazzi und Salviati ſchlagen würde: der Unterſtützung des Pabſtes und des Königs von Neapel ſei man gewiß, und die beiden Brüder, Laurenz und Julian könnten, da ſie oft ohne Argwohn und unbegleitet durch die Stadt giengen, und auf ihre Landhäuſer reiſeten, leicht weggeräumt, und dann nach ihrem Tode die Regierung nach Gefallen verändert werden. Monteſecco ließ das alles dahin geſtellt ſeyn, mißtraute aber jenen Nachrichten von Florenz ſehr, weil er ganz verſchiedene von ſichrer Hand hatte, und wollte ſich zu nichts entſchließen; ſtellte ihnen auch noch vor, wie nöthig es ſei, Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und wie bei dermaliger Ruhe in Italien, ſchlechterdings kein ſchicklicher Vorwand exiſtire, dergleichen in Bewegung zu ſetzen.

Indeß erſcholl die Nachricht, daß Karl Manfredi, Graf von Faenza, Aſtors Sohn, auf deſſen Gebiete theils der Graf Riario, theils die Florentiner, verſchiedene Anſprüche machten, gefährlich krank ſei. Franz und Riario fanden in dieſem Zufalle eine bequeme Gelegenheit, verſchiedene nöthige Anſtalten zu ihrem Vorhaben zu treffen, ohne bei der Mediziäiſchen Partei Verdacht zu erregen. Sie beſchloſſen nämlich, den Monteſecco nach Romagna, vorher aber nach Florenz zu ſchicken. Hier könnt' er zum Schein, ſich mit Laurenz über ihre gemeinſchaftlich zu nehmende Maasregeln berathſchlagen und ſeine Geſinnungen ausforſchen; zugleich aber Jakob Pazzi zur Theilnahme an der Verſchwörung zu bereden ſuchen. Man veranſtaltete daß vor ſeiner Abreiſe von Rom, der Pabſt ſelbſt mit ihm ſprechen mußte, der ſeine ganze Macht zu Förderung des Entſchluſſes, die Brüder Medici aus der Welt zu ſchaffen, zuſagte: es ſollt' auch ein Vorwand geſchaft werden, Leute marſchiren zu laſſen.

Monteſecco fügte ſich alſo, unter ſolchen Umſtänden, und gieng nach Florenz ab. Als er nun zu Laurenz Medici kam, empfieng ihn dieſer außerordentlich höflich, beantwortete alle ſeine Fragen wie ein Mann von Kopf, und zeigte edle Offenheit und Empfänglichkeit für Freundſchaft in ſeinem ganzen Betragen: ſo daß der alte Krieger mit Verwunderung ſich Laurenzen ganz anders ſchuf, als er ihm geſchildert worden war. Er fand auch nicht die mindeſte Spur des Haſſes und der Partheilichkeit gegen Riario in ſeinen Reden, und konnte ihn unmöglich ohne Hochachtung verlaſſen. Darauf ſprach

er mit Jakob Pazzi, der noch immer nicht zur Verschwörung stimmen wollte, bis er endlich hörte, daß der Pabst und der König von Neapel ihren Beistand versichert hätten; dann gab er etwas nach, und versprach Montesecco, der jetzt nach Romagna gieng, nach seiner Wiederkunft, bis dahin auch sein abwesender Vetter Franz wieder in Florenz seyn würde, die Sache weiter mit ihnen beiden zu überlegen. Dieß geschah, und als Jacob auch da noch wankte; nahm Franz alle seine Ueberredungskraft zusammen, stellte seinem Onkel die Demüthigungen nach der Reihe vor, die ihr Haus täglich von den Medici ausstehen müßte; unter welcher Sklaverei die Stadt seufzte, wo zur Despotie nur noch der Nahme fehlte — und schloß damit, daß diese glorreiche und patriotische Unternehmung, die nunmehr hinlänglich unterstützt sei, auf jeden Fall vor sich gehen würde, wenn gleich er, durch seine Ausschließung davon, sie unendlich erschwerte. Jakob gab also sein Wort von sich, und die Anzahl der Verschwornen, wuchs nach seinem Beitritt merklich.

Montesecco reiste nun ab und zu, machte in Florenz Vorkehrungen, beobachtete die Medici, und stattete seine Berichte in Rom ab. Da auch Laurenz die Absicht äußerte, bald dahin zu gehen; so waren einige Verschworne der Meinung, daß man ihn dort, und zu gleicher Zeit in Florenz seinen Bruder, heimlich umbringen lassen könnte: welcher Vorschlag aber, als viel zu unsicher, verworfen wurde; auch reiste Laurenz nachher wirklich nicht dahin.

Unterdeß ward in Rom, unter Riario's und Franz Pazzi's Leitung, ihr Entwurf immer mehr zur Reife gebracht, und man ließ einen gewissen Grafen, Carl Braccio, der gegen päbstliche Schutzgenossen Feindseligkeiten ausgeübt hatte,*) Fehde ankündigen, und Anstalt machen, sein Kastell Montone zu belagern, um den gesuchten Vorwand zu bekommen, Truppen in der Gegend von Florenz bereit zu halten. Ihre Anführer erhielten geheime Ordre, jedem Winke des Erzbischoffs von Pisa und Franz Pazzi's zu gehorchen: auch hatte der König von Neapel Ferdinand, der von der Vertilgung der Medici verschiedene Vortheile hoffte, und ohnedieß blutige Auftritte liebte, versprochen, seinen ältsten Sohn, den Herzog von Kalabrien, ehmaligen General der Florentiner, nach Florenz zu schicken: dieser sollte unter dem Schein, als ob er eine Forderung rückständigen Ge-

*) S. Machiavells Florentinische Geschichte gegen das Ende des 7. Buches.

halts negoziirte, den Gang der Begebenheiten in der Stadt beobachten, und ein hinlängliches Corps auf den Fall des Bedürfnisses an der Gränze marschfertig halten.

Der Erzbischof, Franz Pazzi und Montesecco begaben sich nun, zu wirklicher Ausführung des schrecklichen Entwurfs, nach Florenz, und warben dazu die nöthigen Werkzeuge. Unter diesen waren, außer dem mehrgedachten Bandini, Jakob Poggio, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein junger, ehrgeiziger Mensch schwärmerisch für Neuheit eingenommen; zween Salviati, ein Bruder und ein Vetter des Erzbischofs; ein Napoleone Francesi, voller Verwegenheit, und zween Volterra Anton und Stephano ein Priester, sämmtlich Geschöpfe der Pazzi. — Renat Pazzi aber, Jakobs Vetter, ein kluger und gesetzter Mann, kannte das Mißliche solcher Unternehmungen zu gut, und wollte sich durchaus nicht in diese einlassen: er that vielmehr alles, was er mit guter Art konnte, um sie zu hindern.

Sixtus der vierte hatte nach dem frühen Tode seines höchst schwelgerischen und lasterhaften ältern Sohnes, des Cardinal-Nepoten Peters, dessen siebenzehnjährigen Neffen Raphael Sanfoni, der in Pisa das kanonische Recht studirte, an seiner Statt zum Kardinal gemacht, und ihn den gleichen Namen Riario annehmen lassen. Die Verschwornen fanden für zuträglich, ihm bei ihrem Trauerspiel eine stumme Rolle zu geben. Er mußte nach Florenz kommen um die Stadt zu sehen:*) seine Ankunft veranlaßte Feierlichkeiten; diese zerstreuten die Aufmerksamkeit des Volks, und verschafften Gelegenheiter, die genützt werden konnten. Man konnt auch unter seinem standsmäßigen Gefolge eine beträchtliche Anzahl Verschworner und ihrer Handlanger verstecken: und endlich erhob dieß den Muth ihrer Partei nicht wenig, wenn sie unter ihren Anführern einen Kardinal-Nepoten und Liebling des Pabstes zu sehen glaubte; denn vermuthlich war der junge Kardinal nur eine Larve, die von dem, was in den Köpfen vorgieng, nichts wußte.

Er kam also an, und wurde, vor Erreichung der Stadt, von den Pazzi's auf ihrer Villa Montughi prächtig empfangen. Hier

*) Einige Geschichtschreiber, besonders neuere, sagen, der Pabst habe ihn in der Qualität als Legaten dahin geschickt, wenigstens behauptete Sixtus dergleichen unter seinen Beschwerden gegen die Florentiner. Aber sein Auftrag müßte sehr unbedeutend gewesen seyn.

verſammelte ſich der vornehmſte Theil der Verſchwornen und gieng wegen ihres Vorhabens zu Rath. Sie beſchloſſen, daß vor allen Dingen Laurenz und Julian an einen Ort zuſammen gebracht werden müßten. Man müßte ſie daher nur auf den Gedanken führen, den Kardinal einzuladen. Da nun Laurenz ſelbſt ihm aufzuwarten kam, und beim Abendeſſen blieb; wurde die Unterredung ſo eingeleitet, daß der Herr Kardinal wünſchte, die ſchöne Villa Fieſole zu ſehen, die den Medici gehörte; und Laurenz hatte zu viel Welt, um nicht alsbald die ſämmtliche Geſellſchaft zu einem Gaſtmahle dahin zu bitten. Schon war alles angeordnet, wie man ſich benehmen, und wie die Mannſchaft der Verſchwornen durch die zahlreiche Bedienung des Kardinals, und durch verkleidete Soldaten des Montefecco vermehrt, den Freunden und Domeſtiken der Medici überlegen ſeyn ſollte: aber wie beſtürzt war der Klubb, als Julian beim Gaſtmahl fehlte; und zwar, wie man glaubt, wegen einer Augenentzündung oder eines geſchwollenen Geſichts: — ſchon fürchtete man, eh dieſes erfahren wurde, daß das Geheimniß verrathen ſei.

Hierauf wurden neue Maasregeln ergriffen. Da der Kardinal an einem Sonntage, den 26. April, 1478. dem Gottesdienſte in der Hauptkirche Santa Reparata in Florenz beiwohnen wollte; ſo ſollte nach deſſen Endigung eine Mittagsmahlzeit bei den Pazzis gegeben werden, wobei auch die Medici ſeyn ſollten. Die Anſtalten waren getroffen, daß Laurenz an der Tafel zwiſchen Jakob Pazzi und Montefecco, Julian aber zwiſchen Franz Pazzi und Bandini ſitzen, und hinter jedem der zween Brüder noch ein Verſchworner als Helfer ſtehen ſollte. Bei dem Zeichen einer auszubringenden Geſundheit ſollte die Ermordung geſchehen, und eine Wache den Eingang des Hauſes beſetzen, um den erſten Anfall des Pöbels abzuhalten, bis ihre Volksparthei, und die beorderten Truppen bei der Hand wären.

Als aber der Sonntagsmorgen erſchien, erfuhr Franz Pazzi durch ſeine Spione im Pallaſte der Medici, daß Julian nicht zum Gaſtmahl kommen, ſondern gleich nach geendigtem Gottesdienſte über Land reiten würde. Einige Anekdotenſchreiber melden, er habe Tages vorher einen Brief von ſeiner Gattin erhalten, worin ſie ihn inſtändig gebeten, ſein Leben zu wahren: denn ihr hätte geträumt, er würde am Altare von wilden Thieren zerriſſen, und ſie habe vor Schrecken und Bangigkeit Fieberanfälle bekommen, die ihr in ihrer

jetzigen Schwangerſchaft gefährlich ſeyn könnten. Sie wünſchte daher ihn ſchleunig bei ſich zu ſehen, um ſich zu beruhigen und zu erholen. — Julian ward, wie man ſagt, über dem Leſen dieſes Briefes ohnmächtig, und Franz Pazzi, der eben bei ihm war, ihn zu beobachten, ſtahl ihm unterdeß den Brief weg, und zernahm daraus ſeines Nebenbuhlers wirkliche Heirath mit Camillen, die vollends ſeine Rachſucht aufs äußerſte trieb. —

Itzt war keine Zeit mehr zur Ausführung des, ſchon unter ſo viel Mitwiſſer verbreiteten Entwurfs zu verlieren; jeder Augenblick drohte mit ſeiner Bekanntwerdung: man erwählte daher den einzigen noch übrigen abſcheulichen Weg, in der Kirche, wo Laurenz und Julian gewiß zuſammentreffen würden, beide zugleich zu ermorden. Montefecco ſollte den ältern Bruder, und Franz Pazzi mit Bandini den jüngern umbringen. Montefecco aber verbat dieſen Auftrag ſtandhaft; entweder weil ſeine Unterredung mit Laurenz ihn gegen ihn erweicht hatten, oder aus einer andern Bedenklichkeit: er erklärte, es ſei ſchlechterdings wider ſeine Denkart, eine ſolche That, an einem ſolchen Orte zu verüben, und Entweihung des Heiligthums mit Verrätherei zu paaren.

Dieſer Vorfall verurſachte eine weſentlichere Veränderung im Gange der Unternehmung, als ihre Führer ſich's dachten. Denn als Montefecco Laurenzens Ermordung abſchlug, war ſchon der Gottesdienſt angegangen; und von der Kürze der Zeit gedrängt, wählte man dazu zwei Subjecte, die ſich entweder blos aus Schurkerei, oder aus blindem Enthuſiasmus für ein Bild von Freiheit, oder aus Nachruhmsſucht, ſelbſt zu Mördern angeboten hatten: denen aber bei ihrer Mordluſt jene Faſſung fehlte, die den Schurken eigentlich vom Böſewicht unterſcheidet, und dieſen dem großen Manne in gerader Linie gegenüber ſtellt: die Faſſung, Leben und Tod gleich kalt anzuſehen. Dieſe Menſchen, die vielleicht Metzelei nur aus Büchern kannten, waren die oben erwähnten Anton und Stephan von Volterra, deren Letzterer Jakob Pazzis unächten Tochter das Latein lehrte.

So war der Plan der Verſchwornen, und das Zeichen zur Ermordung der beiden Brüder ſollte ſeyn, wenn der Prieſter, der das Hochamt hielte, beim zweiten Klange des Glöckchens die Hoſtie nehmen würde. Der Erzbiſchof von Piſa wollte indeß mit ſeinen Leuten und mit Jakob Poggio ſich des Stadtpallaſtes bemächtigen, die

Rathsherrn, die sich ihm widersetzen würden, umbringen lassen, und nach dem Tode der beiden Medici sollte der Rath gezwungen werden, die Regierung zum Vortheil der Verschwornen einzurichten.

Itzt war die Kirche dicht voll Menschen; Laurenz, der zugleich das Sakrament empfangen wollte, kam mit dem Kardinal: aber Julian fehlte noch, und die Verschwornen schwebten in peinlichster Erwartung. Man weiß nicht, hatte er einen Wink von schlimmen Absichten der Feinde seines Hauses, oder was ihn sonst abhielt. Die beiden Brüder kannten zwar den Neid der Pazzi sehr gut: sie hatten auch Nachrichten von ihren Kundschaftern, daß der Pabst und der König von Neapel gemeinschaftlich daran arbeiteten, ihr Haus zu erniedrigen: aber daß es auf ihr Leben abgesehen sei, konnten sie doch nicht glauben, vielweniger daß man sich zu solch einem Zwecke der abscheulichsten Mittel bedienen und der Gottesverachtung schuldig machen würde; oder sie verließen sich auf die Liebe des Volks und den Beistand ihrer Freunde. Da nun der verabredete Zeitpunkt näher kam und Julian noch nicht da war, faßte Franz Pazzi mit seinem Bandini, vermöge ihrer unerschütterlichen Keckheit den Entschluß, ihn aus dem Hause zu holen.

Sie kommen, treten scherzend ins Zimmer, und bringen mit der größten Unbefangenheit ihre dringende Bitte, und die Wohlstandsgründe an, dem Gottesdienste, zumahl bei der Anwesenheit des Kardinals, beizuwohnen und mit ihnen in die Kirche zu fahren. Seine Entschuldigungen werden durch Schmeicheleien und Liebkosungen widerlegt. Das Betragen dieser Bösewichter war so hinreißend-verführerisch, daß auch die kältesten Geschichtschreiber ihr Erstaunen äußern, wie unter einer Maske der zwanglosesten Fröhlichkeit und zärtlichsten Freundschaft sich so wüthende Rache und Mordsucht verbergen konnte. Selbst als sie den Julian zur Mitfahrt überredet hatten, befühlt ihn noch, ehe sie einstiegen, Franz Pazzi, unter dem Schein eines zärtlichen Muthwillens, um den Ort auszusuchen, wo er seinen besten Dolchstich anbringen könnte, und zu forschen, ob er keinen Küraß anhätte; und sagt' ihm mit naiven Lächeln, er habe das besondre Glück vor andern, daß er durch Krankheiten fett werde. —

Alle Hindernisse waren nun überwunden, alle Zubereitungen gemacht. Die Mörder hatten sich an die beiden Brüder angeschlossen, und eine günstige Stellung getroffen, wo ihnen die Volksmenge nicht zu sehr auf dem Nacken war. Das Glöckchen tönte zum zweitenmal.

Itzt nahm der Prieſter die Hoſtie, ſchlug ſich an die Bruſt und ſagte: Domine, non ſum dignus &c. — Da ſtürzte Franz auf Julian los, und durchbohrt' ihn mit einem ausdrücklich dazu gemachten Dolche, die Bruſt: er ſank nieder. Nori, ſein vertrauter Freund, wollt ihm zu Hülfe kommen, aber Bandini bemächtigte ſich ſeiner, und ſtreckt' ihn zu Boden. Pazzi, ob er gleich nicht mehr an Julians tödtlicher Verwundung zweifeln konnte; gab ihm mit viehiſcher Wuth noch eine Menge Dolchſtiche: und da dieſer auf ſeine Kniee geſunken war, ſtach er ſo tief, daß er in der Hitze beim Herausziehen des Dolchs ſich ſelbſt am Schenkel ſchwer verwundete.

Beſſer war Laurenzens Schickſal. Anton von Volterra fühlte in dem Augenblicke, da er zuſtoßen wollte, eine bange Betäubung, und war ſo verblendet, daß er dem bethenden Laurenz mit dem Dolche beim Geſichte vorbeifuhr; und Stephan, der von hintenzu ſtieß, war noch unvorſichtiger, und gab einen drohenden Laut von ſich; worauf Laurenz, der beherzt war, ſich ſchnell umkehrte, und blos eine leichte Wunde am Halſe davon trug. Er erhob ſich raſch, nahm ſeinen Degen, und vertheidigte ſich, bis einige ſeiner Freunde und Bedienten herbeikamen, ihn umringten und ſchnell in die Sakriſtei verſchloſſen. Eilen war hier am rechten Orte: denn kaum hatten Pazzi und Bandini geſehen, daß Laurenz noch lebte, ſo drangen ſie ihm wüthend nach; und Bandini war ſchon an der Thürſchwelle der Sakriſtei, als ein Geiſtlicher ihn mit einem Kreuzſtabe zurückſchlug und zuſchloß. Der Tumult in der Kirche war fürchterlich, als drohte die ganze Maſſe des Gebäudes den Einſturz: wer bewaffnet war, zog den Degen oder Dolch und ſuchte die Mörder. Alles drängte ſich: viele wollten fliehen, und ſtürzten in den Thüren übereinander, die unten liegenden wurden erſtickt, und die Weiber ſchrieen kläglich.

Der Kardinal flüchtete ſich zum Altar, und die Geiſtlichkeit dient' ihm zu einer Verſchanzung wider die Wuth des Pöbels, der ihn umbringen wollte, weil er ihn für mitſchuldig hielt: er wurde durch die Vorſorge des Magiſtrats mit Mühe im Stadtpallaſte in Sicherheit gebracht. Bandini, den ſeine Geiſtesgegenwart nie verließ, öffnete ſich einen Weg durchs Gedränge, ſchwang ſich auf ein, zur Vorſicht ſchon beſtelltes Pferd, und kam glücklich über die Gränze. Franz Pazzi wollte auch zu Pferde ſteigen, und das Volk aufwiegeln, ſich zu bewaffnen und das mediziäiſche Joch abzuwerfen: aber ſeine Wunde

schmerzte und entkräftete ihn so sehr, daß er nach Hause gehn und sich zu Bette legen mußte.

Unterdeß aber, daß noch der Lärm in der Kirche dauerte, nahm der Erzbischoff von Pisa die zween andre Salviati und Jakob Poggio, mit einer Mannschaft von ohngefähr hundert misvergnügten Bürgern aus Perugia, die durch die Medizäische Partei aus ihrer Stadt verjagt worden waren, zu sich, und wollte sich abgeredtermaßen des Stadtpallastes bemächtigen. Er ließ die Peruginer im untern Saale sich verbergen, und befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, das Thor des Pallastes zu besetzen, gieng mit seinen vornehmsten Gefährten hinauf und verlangte den Gonfaloniere, damahls Cäsar Petrucci, zu sprechen. Der Rathsthürhüter weigerte sich, irgend jemand, wer es auch sei, einzulassen, weil der Gonfaloniere mit Gästen sich eben zur Tafel gesetzt hatte. Dieser Vorfall schien dem Erzbischoff unerwartet, und er antwortete hastig, er müsse den Gonfaloniere auf der Stelle sprechen, denn er habe eine Ausrichtung vom heiligen Vater an ihn. Der Thürhüter zweifelte um so weniger an diesem Vorgeben, da er eine Menge Leute mit dem Prälaten hatte kommen sehen, und meldete dem Gonfaloniere, der Erzbischoff von Pisa verlange ihn auf der Stelle zu sprechen und bringe ein Breve vom Pabste. Der Gonfaloniere befremdete dieser Besuch zu solch einer unbequemen Zeit nicht wenig. Da jedoch der Wohlstand erforderte, ihn anzunehmen, stand er schnell vom Tische auf, empfieng den Erzbischoff und führte ihn in das Audienzzimmer. Dieß geschah mit besondrer Eilfertigkeit, weil er seine Tischgesellschaft, die Stadthauptleute, denen er gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen eine Mahlzeit gab, nicht lange verlassen wollte. Vielleicht überraschte den Erzbischoff diese Hurtigkeit, vielleicht bracht' ihn Petruccis entschloßner Blick außer Fassung; oder er hatte seine Rolle nicht gut genug studirt: genug er ward blaß, als der Gonfaloniere das päbstliche Breve verlangte, sah schüchtern bald da bald dorthin, als sucht' er Antworten auf unerwartete Fragen, fieng an mit zitternder Stimme zu sprechen, und Worte ohne Sinn zu stammeln.

Drob schöpfte der Gonfaloniere gerechten Verdacht, und rief seine Leibwache. Jakob Poggio, der mit einigen andern Begleitern des Erzbischoffs im Vorzimmer geblieben war, sucht ihn daran zu verhindern, fand aber einen Stärkern an Petrucci, der ihn beim Schopfe faßte und zu Boden warf, drauf in einem Sprunge zu

seinen Gästen eilte und für ihre Sicherheit sorgte. Er und die Rathsherrn behaupteten das obere Stock, und als er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe wider etliche Verschworne, mit einem aus der nahen Küche herausgerissenen Bratspieß. Unterdessen kamen die Mazzieri*) und andere Magistratsbediente ihm und dem Rathsherren zu Hülfe: die Peruginer aber und andere Soldaten, die der Erzbischoff mitgebracht hatte, hatten sich indessen in einen Versammlungssaal der Zünfte geschlichen, und entweder aus Versehen, oder aus Furcht, als sie den Lärm im obern Stocke hörten, die Thüren zugemacht, deren Schlösser eingeschnappt waren, und nur mit den Schlüsseln geöffnet werden konnten.**) Letztere trugen die Thürhüter beständig an ihren Gürteln.

Man bemächtigte sich daher der Verschwornen, die dem Erzbischoffe ins obere Stock gefolgt waren, ohne große Mühe. Einige wurden getödtet, andere zum Fenster hinaus geworfen: Poggio aber und der Erzbischoff in seinem Prälatenkleide an ein Fensterkreuz***) aufgehängt. Der hochwürdige Mann mußte vorher den ganzen Verschwörungsplan aufsetzen und mit seinem Namen unterschreiben; und seine Hoffnung, sich damit zu retten, war eitel. Franz Pazzi, der, wie gedacht, von seiner Wunde genöthigt worden war, das Bette zu hüten, leistete bald den beiden Gehängten Gesellschaft: denn der Pöbel riß ihn nackend in seines Onkels Hause aus dem Bette, und schleppte ihn, der voll innrer verbißner Wuth weder Mund noch Augen öffnete, vielweniger eine Frage beantwortete, nach dem Stadtpallast. Siebenzig Personen vom Klubb wurden so in der ersten Hitze an die Fenster aufgehängt; und wenn es an Platz fehlte, die halberstickten abgeschnitten, und auf die Gasse geworfen. Der alte Jakob Pazzi hatte seines Neffen Pferd bestiegen, und suchte wenigstens zu thun, was er konnte: ritt durch die Straßen und schrie Freiheit

*) Rathspedellen, die etwas mit den alten Lictoren ähnliches hatten, und den Rathsherrn silberne Kolben vortrugen.

**) Diese Art Schlösser hatte Petrucci besorgt; wie es überhaupt herkömmlich gewesen seyn soll, daß jeder Gonfaloniere beim Antritt seiner Regierung die Schlösser im Stadtpallast habe verändern lassen.

***) In den neuern Schriftstellern ließt man: an die Fenstergitter; an die man ja aber keine Leute von inwendig heraus aufhängen kann. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber collonelle delle finestre. Dieß übersetz ich durch Fensterkreuze, welche in den damahligen Zeiten dick und von Stein waren.

aus; niemand aber wollte von seiner Waare. Die Rathsherrn warfen ihn, als er vor den Pallast kam, mit Steinen und alles drohte und sprach ihm Hohn. Endlich begegnete ihm sein Schwager Johann Sarisberi, der ihm rieth, sich aus dem Staube zu machen, weil er die Sachen nicht ändern würde. Jakob flüchtete sich also auf seinem Pferde so geschwind als möglich, nach Romagna.

Unterdessen ward Laurenz Medici aus der Kirche unter einer starken freiwilligen Bedeckung und Begleitung nach Hause gebracht. Die ganze Stadt ergriff die Waffen. Das Volk bemächtigte sich des Stadtpallastes, und die Soldaten und andre Verschworne, die die verschloßnen Thüren endlich erbrochen, und das Thor besetzt hatten, wurden entweder getödtet oder gefangen. Ueberall erscholl: es leben die Medici und sterben die Pazzi! Die Häuser der Letztern wurden in rasender Eile geplündert und zerstört. Wilhelm, Franzens Bruder, der Laurenz Medici Schwester zur Frau hatte, berief sich auf seine Unschuld und flüchtete sich in seines Schwagers Hauß. Ihm war, wegen seiner nahen Verwandschaft mit dem Medici die Theilnahme an der Verschwörung gar nicht angesonnen worden, auch keine Nachricht davon zugekommen. Renat Pazzi, der, um eben dieselbe Theilnahme zu vermeiden, sich auf sein Landhaus begeben hatte, und nachher, als er die Katastrophe erfuhr, ins Ausland fliehen wollte, wurde im Appenninischen Gebürge angehalten, und nach Florenz gebracht. Wahrscheinlich war die Verheimlichung des Projekts seine einzige Schuld. Jakob hatte ähnliches Schicksal mit ihm: denn da er sich auf seiner schnellen Flucht nicht mit Gelde versah, und bei einem Bauer in eben dem Gebürge einkehrte, der ihm sein Pferd verkaufen sollte, erkannt' ihn der Bauer und machte Anschläge auf den Preiß, der vom Magistrat auf ihn gesetzt war, gab vor, er wolle sein Pferd in der nächsten Stadt verkaufen, und gab ihn zu Florenz an. Jakob ward also abgeholt, mußte des Erzbischofs Aufsatz über die Verschwörungsgeschichte und deren Theilnehmer, so wie Jener, mit seiner Nahmensunterschrift attestiren, und hoste, eben so vergeblich, mit diesem Geständnisse das Leben davon zu bringen. Er und Renat wurden nach einem förmlichen Inquisitionsprozeise vier Tage nach Julians Ermordung aufgehangen.

Der Magistrat verfügte zwar im Stillen seine Beerdigung in einer Kirche, wo die Pazzi ihr Erbbegräbniß hatten; aber der Pöbel bekam davon Nachricht, und weil Jakob vor seiner Hinrichtung Priester

und Sakramente ausgeschlagen, riß man ihn wüthend, unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbann hingestorben sei, heraus, und schleppt' ihn auf den Schindanger. Auch da ließ ihn der Magistrat wegnehmen und in einen Winkel des Gottesackers begraben; doch der Pöbel grub ihn wieder aus, schleifte, (wie ers mit allen Häuptern der Verschwornen that,) den Leichnam durch die Straßen, die Knaben mißhandelten ihn und warfen ihn in den Arno.

So schrecklich spielte das Glück mit diesem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staate war, und nichts vermißte, was Menschen glücklich und froh machen kann. Einige ritterliche Unarten wurden bei ihm durch manche Tugend vergütet; denn er gab reichliches Allmosen, und hatte aus einem Beweggrunde der Rechtschaffenheit, zur Vorsicht, auf den Fall der mißlungenen Verschwörung, am Tage vor deren Ausbruch, alle seine Schulden bezahlt und alle Waaren und Kleinodien, die er von andern in Verwahrung hatte, den Eigenthümern zustellen lassen, daß, wenn er unglücklich würde, niemand darunter leiden möchte. Renat war der einzige unter den Pazzi's, den jedermann bedauerte; denn er hatte stets den Ruhm eines friedsamen und unbescholtenen Mannes gehabt. Wilhelm, Jakobs Neffe, der völlig unschuldig war, wurde gleichwohl auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt, obgleich seine Gemahlin Blanka kniend um seine Freiheit bat: und das Schicksal der übrigen Pazzi's, deren Verbrechen blos in ihrem Namen bestand, war ewige Gefangenschaft in Volterra: alle wurden für Feinde des Staats erklärt.

Der junge Kardinal, der bei seiner Vernehmung betheuerte, er habe vom ganzen Anschlage nichts gewußt,*) hatte einen kurzen Arrest, der ihn noch dazu vor der Wuth des Pöbels sicherte. Laurenz schickte ihn dem Pabste mit den höflichsten Entschuldigungen zurück. Aber Sixtus, der über den schlimmen Ausschlag der Entwürfe seiner Lieblinge tödlich ergrimmt war, brauste auf, nannte den Kardinal seinen Legaten, den man sich erfrecht hätte, gefangen zu nehmen, wiewohl dessen Legatur nur ein Puppenwerk war.

Stephan und Anton von Volterra hatten sich in ein Kloster versteckt, wurden ausgespäht, und des Protestirens der Mönche un-

*) Infessura Diar. Roman. am oben angeführten Orte: poco ci mancó che non impiccarono lo detto Cardinale. Má i Florentini gli ebbero assai rispetto, che era assai garzone e si scusava, che di queste cose non haveva saputo mente. —

geachtet, die das von Kaiſern und Päbſten ihrem Convent beſtätigte Recht einer unverletzlichen Freiſtatt vorſchützten, herausgeholt, und als Schurken hingerichtet. Der einzige unter den Verſchwornen, der ein minder ſchimpfliches Urtheil erhielt, war der tapfere Montefecco, weil er bekanntlich ſich lange geweigert, und Vorſtellungen gethan hatte, eh er das Werkzeug dieſes blutigen Unternehmens zu werden, durch ſeine Verfaſſung gezwungen worden war. Er wurde enthauptet.

Napolean Franceſi verſchwand glücklich. Auch Bandini dünkte ſich vor allen Nachſtellungen der Florentiner ſicher. Dieſer Böswicht, den unglaubliche Schlauheit und Verwegenheit auszeichnete, hatte von den Pazzi große Summen in Geld und Wechſeln erhalten, und war, da er ſich in Italien nicht ſicher glaubte, durch Umwege glücklich zu einem Hafen am Adriatiſchen Meere gekommen, und von da nach Konſtantinopel geſegelt. Während er nun in Galata ſeine Wechſel erhub, ſchrieb Laurenz Medici, der die Nachricht von Bandinis Ankunft von ſeinen dortigen Faktoren bei Zeit erhalten hatte, an den Sultan Bajazet und dieſer lieferte ihn aus; es ſei nun, daß er ein Geſchenk von Laurenz erhalten hatte, oder daß er den Pabſt kränken wollte, oder aus bloßer Gerechtigkeitsliebe. „Biſt du ein Chriſt? fragt ihn der Sultan.

Ja.

Glaubſt du, wie deine Brüder, daß dein Gott im Tempel und „ſelbſt im Opfer iſt, das ihr ihm bringet?"

Ja.

„Und dieſen Tempel haſt du entweiht, und das Opfer geſtört, „haſt der Gegenwart deines Gottes Hohn geſprochen, und vor dem „Glanze ſeines Angeſichts der Hölle ein Opfer gebracht? haſt einen „Menſchen ermordet, der dich nie beleidigte, und der noch warm von „deinem Freundſchaftskuſſe war! — Du irreſt, wenn du in meinem „Reiche Schutz zu finden hoffeſt, ich würde deinen und meinen Gott „erzürnen, wie du, wenn ich dich ſchützte. Die Gerechtigkeit erwartet dich hier vor meinem Throne —

Beim Hinausgehen aus dem Saale ſtunden die Abgeordneten von Florenz und nahmen ihn in Verhaft.

Doch wir kommen auf Laurenz zurück. Dieſer war kaum nach geſtilltem Tumult in ſeinem Pallaſte angekommen, als ihm alles zuſtrömte, was einen Namen in Florenz hatte, und ihm Leben und

Güter wider seine gegenwärtige und zukünftige Feinde anbot. Sein Ansehen stieg höher als jemals; und sogar seine erschöpfte, und mit ungeheuren Schulden beschwerte Kasse, die ihm einen Bankerott drohte, erhohlte sich wieder, weil ihm sowohl der gemeine Stadtschatz als das Vermögen der reichen Bürger Zuflucht gewährte.

Julians Leichbegängnis ward prächtig, und unter allgemeiner Wehmuth gefeiert. Denn er war der leutseligste, wohlthätigste Jüngling von Stande in seiner Heimath, und hatte jedermanns Herz. Die beiden Corps päbstlicher Truppen, deren eins nach Faenza in Romagna, und das andere nach Val di Tevere seinen Weg genommen hatte, waren wirklich auf dem Marsche nach Florenz, um die Pazzi zu unterstützen. Als sie aber hörten, daß die Unternehmung fehlgeschlagen war; kehrten sie wieder um.

So endigte sich diese berühmte Verschwörung, die sich dadurch von andern Begebenheiten ihres Gleichen in der Geschichte der Menschheit auszeichnet, daß vier mächtige Leidenschaften, jede einzeln stark genug, die Triebfeder einer Verschwörung zu seyn: Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe und Rache, in ihr vereint würkten.

Die Florentiner, die der Pabst in den Bann that, trotzten dem Banne und befahlen ihren Priestern, ihre geistlichen Funktionen nach wie vor, unbesorgt fortzusetzen; ja sie ließen in allen umliegenden Provinzen bekannt machen, „daß der Pabst sich ihnen nicht als Hirte „einer Heerde, sondern als Wolf gezeigt habe; und, so wie er selbst „den Stuhl des heiligen Petrus durch schlechte Wege erlangt, so hab „er zu den obersten Aemtern der Kirche Unwürdige erhoben, die mit „Meuchelmördern zusammengetreten wären und unter der heiligsten „Messe die abscheulichsten Bubenstücke verübt hätten. Daß er nun„mehr, da sein Zweck, rechtschaffene Bürger umbringen zu lassen, und „die Regierung zu ändern, mislungen sei, sich durch den Bannstrahl „rächen wolle. Aber Gott, der gerecht sei, könne solche Gewaltthaten „nicht gut heißen, noch wollen, daß man solch einem Statthalter von „ihm zu Fuße falle, sondern daß man sich an ihn, als den Aller„heiligsten wende. —“

Der rachgierige Sixtus reizte dagegen alles, was er konnte, wider die Florentiner auf, alliirte sich mit dem Könige von Neapel, und verwickelte ihren Staat in einen schweren Krieg: aber Laurenz drang durch alle Widerwärtigkeiten mit seinem Geiste und mit seinem Ansehen durch, stellte seinen und der Stadt blühenden Zustand wie-

der her, und schafte ihr und ihren Nachbarn Friede. Er dirigirte den florentinischen Staat lange Zeit, und hatte seit jener Gefahr seines Lebens eine Compagnie zur Sicherheitswache, die ihm das Ansehen eines Souveräns gab. Durch ihn blühten die Künste, er hatte selbst ihre Talente. Die meisten Regenten der damaligen Zeit respektirten ihn, wie einen ihres Gleichen; ihn ehrten fremde Welttheile: der Sultan von Egypten schickt ihm einen Abgesandten zu Versicherung seiner Hochschätzung. Laurenz starb 1492. Sein zweiter Sohn und sein Neffe, den Julians Gattin kurz nach dessen Ermordung geboren hatte, kamen beide, jener als Leo der zehnte und dieser als Clemens der siebente, auf den päbstlichen Stuhl.

IV.

Berichtigungen Friedrichs v. Schillers JugendGeschichte betreffend.[1])

Es irren in literärischen ZeitBlättern und WörterBüchern — so schätzbar sonst einige derselben von andern Seiten sind — der seltsamen und abgeschmackten biographischen Nachrichten vom verewigten Schiller, und besonders von dessen frühern Leben, so viele herum, daß ich nicht umhin kann, einige derselben aus meinem Besser-Wissen zu berichtigen, da er mich vorzüglich nahe angeht.

Schiller's erster Gedanke, und der auch seiner Aeltern Beyfall hatte, war: sich dem geistlichen Stande (nicht, wie das ConversationsLexikon sagt, der Chirurgie) zu widmen. Schon als kleiner Knabe machte er sich oft einen Stuhl zur Kanzel, und hielt eine Predigt, die erwachsener Personen Verwunderung erregte, und manchen Funken, eines nachher auflodernden DichterFeuers verrieth. Er lernte zeitig Latein, und einem seiner Lehrer fiel es sogar ein, im fünften Jahre, als er kaum lesen gelernt hatte, ihn griechische Wörter zu lehren. Er kam bald so weit in den VorbereitungsWissenschaften des theologischen Studiums, das letzte Examen beym Consistorio in Stuttgart mit Ehre bestanden zu haben, das einen Schüler qualificirt in das unterste der Klöster oder theologischen Seminarien im Würtenbergischen eintreten zu können. Und nun entstand die Karls-Schule. Ihr Stifter besprach sich mit verschiedenen öffentlichen

---

[1]) Neuer Literarischer Anzeiger. Eine Zeitschrift aus dem Gebiete der Literatur und Kunst. München und Tübingen. 1807. 4°. Nr. 26. Dienstags am 30. Juny. S. 401—406.

JugendLehrern, und verlangte von ihnen, daß sie ihm fähige Köpfe anzeigten, die in seiner Stiftung gebildet werden könnten. Einer von Schiller's Lehrern*) nannte ihm jenen, seinen Schüler, und der Herzog erbot sich gegen dessen Vater, seinen Sohn in dem neuen Institut erziehen zu lassen, ihn fragend, was er studiren wolle. Als nun Schiller's Vater zur Antwort gab sein Sohn habe Lust, Theologie zu studiren, versetzte der Herzog: „Das geht nicht an, in meiner Akademie können keine Theologen gebildet werden, sein Sohn kann sich die Jurisprudenz wählen." Dieß war für Schillern eine schreckhafte Nachricht, äußerst schwer entschloß er sich zu diesem Studium, das ihm ganz zuwider war; aus Gehorsam gegen seinen Landesherrn trieb er's jedoch eine geraume Zeit. Auf einmal erklärte der Gebieter gegen Schiller's Vater, „Er habe es überlegt, er werde seinen Sohn in diesem Fache schwerlich anstellen können, die Anzahl der herumlaufenden JurisCandidaten, die Dienste suchten, sey schon zu groß; wenn er aber Medizin studiren wolle, verspreche er ihm nächstens eine Anstellung." —

War Schiller bey dem ersten Befehl erschrocken, so erschrack er bey diesem noch mehr, ja er wollte verzweifeln, und versicherte seinen Vater, er könne durchaus diese Laufbahn nicht betreten, er werde sich eher den Tod anthun. —

Mit der äußersten Mühe gewannen es seine Aeltern, die des Herzogs Ungnade befürchteten, über ihn, daß er sich zum medizinischen Studium entschloß, und ihm einige Jahre widmete; worauf er nach einer rühmlich bestandenen Prüfung von der Akademie das Zeugniß erhielt (denn Doctoren konnte die Akademie — wenigstens damals — nicht creiren) daß er die zur medizinischen Praxis erforderliche Wissenschaften besitze. Jetzt wurde er als Arzt beym Grenadier-Bataillon l'Auge angestellt, und mußte des sonstigen militärischen Zwangs nicht zu gedenken, zu seinem größten Widerwillen auch die Uniform des Regiments tragen. Dennoch gab er sich in seinem aufgezwungenen Stande alle ersinnliche Mühe seine Pflicht zu erfüllen, und sich durch Thätigkeit auszuzeichnen. Er heilte verschiedene am Typhus Kranke, und rettete ihnen, indem er, unterm Kopfschütteln der alt-systematischen Aerzte, seinen eignen Weg gieng, glücklich

*) Hr. Jahn in Ludwigsburg, der nachher auch Lehrer an der Karls-Schule war.

das Leben. Zu jener Zeit dichtete er, um sich zu erheitern, Manches, das zum Druck kam; unter andern erschien im J. 1781 die erste Ausgabe seiner Räuber,[1]) in welcher S. 81 eine Stelle vorkömmt, wo Spiegelberg zu Razmann sagt: „Einen honetten Mann „kann man aus jedem Weidenstotzen (Weidenstumpf) formen; aber „zu einem Spitzbuben wills Grütz, auch gehört dazu ein eignes „NationalGenie, ein Gewisses, daß ich so sage, Spitzbuben-Klima, „und da rath ich dir, reis' ins Graubündtner Land, das ist das „Athen der heutigen Gauner —." *

Durch diese Stelle ward ein gewisser Hofmeister einiger Herren von Salis — wiewohl kein gebohrner Graubündtner — veranlaßt, sich jener ganzen Nazion, als bedürfte der edle Theil derselben einer Apologie gegen einen witzigen Scherz, der nur den niedrigsten Pöbel traf, und dem noch dazu die Wahrheit als Folie unterlag, leidenschaftlich anzunehmen. Er ließ eine Apologie in die Hamburger Zeitung setzen (aus welcher sie in mehrere periodische Blätter übergieng), und wußte einen Theil seiner Mitbewohner zu überreden, sie alle setzen an ihrer Ehre gekränkt, und einem ihrer Correspondenten in Stuttgard, einem elenden Menschen*) wurde der Auftrag gethan, Schillern zu einem Widerruf (?!) zu bewegen. Der Sachwalter verfuhr in seiner Negotiation kurz und kräftig. Er spielte dem Herzog Karl selbst die Apologie in die Hände, welcher aus diesen und andern bewegenden Ursachen — denn man hatte Schillern schon vorher bey seinem Landesherrn denuntiirt, daß er sehr satyrisch und

---

[1]) Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig, 1781. 8°. 222 S. S. Schiller-Bibliothek. Von Paul Trömel. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1865. 8°. Nr. 14 und 15.

*) Den Namen des Helden und das eigne Bekenntniß seiner Heldenthat in einem zum Erstaunen hirnlosen und pöbelhaften Briefe (ex ungue leonem — vel si mavis asinum) vom 2. September 1782. s. man in Armbrusters Schwäbischen Museum I. Band S. 227. In einem andern Briefe vom 7ten Oktober eben dieses Correspondenten heißt es: Der Comödienschreiber sey desertirt. Schiller hat übrigens vier Jahre nachher dadurch die Rechtfertigung des witzigen Einfalls und die Richtigkeit der gegnerischen Apologie erlebt, daß Anno 1786 aus Graubündten eine Räuberbande nach Stuttgard eingebracht wurde, die dem Herzog tausend Fl. Transport kostete.

S. Briefwechsel S. 95—96 Anmerkung 1 und S. 99. Anmerkung des Herausgebers.

dabey freygeisterisch schreibe — ihm die Schriftstellerey überhaupt, außer dem medizinischen Fache, ganz untersagte.

Hierauf entwich der trostlose Schiller zu Anfang Octobers 1782 *) glücklich nach Mannheim, und schrieb von dort aus an seinen Gebieter, „daß ihn das letzte Verbot unbeschreiblich gekränkt „habe; daß er einen unbezwingbaren Natur-Beruf zur Schriftstellerey „im Fache der Dicht- und Schauspielkunst fühle. Wolle der Durch- „lauchtige dieses Verbot aufheben, und ihn mit der Tragung der „Regiments-Uniform verschonen und seinen geringen Gehalt verbessern, „so wolle er als treuer Diener in sein Vaterland wiederkehren, außer „dem müße er, wiewohl mit Schmerzen, sein Glück im Ausland er- „warten." Hierauf ließ ihm der Herzog durch einen Dritten antworten, „daß, wenn er wiederkommen würde, seine Entweichung ungerügt bleiben sollte." Die gebetenen Punkte aber waren nicht berührt. Schiller blieb also vor der Hand in Mannheim, ließ dort den Winter über seinen vorher schon ausgearbeiteten Fiesko drucken, half die Aufführung desselben und der etwas veränderten Räuber dirigiren, und entwarf den Plan zu Kabale und Liebe. (Es ergiebt sich schon aus dem oben Erzählten die Richtigkeit der Anekdote im Conversations-Lexikon Theil V. S. 99, daß Schiller in Mannheim sich habe als Regiments-Chirurgus (!!) anstellen lassen. Er hat dort auch gar nicht sich mit Medizin beschäftigt.) Da er aber in Mannheim gleichwohl sich nicht ganz sicher vor einer Reclamation glaubte, so acceptirte er das Anerbieten eines stillen Asyls auf einem freyherrlich-Wolzogischen Gute bey Meiningen, wo er während des Jahres 1783 blieb, und wo Referent mit ihm häufigen Umgang pflog. Von hier aus sandte er sein Manuscript von Kabale und Liebe zum Druck nach Mannheim, und machte den

*) Dieß geschah in der Nacht, in welcher der herzogl. Hof die Ankunft des Großfürsten Paul, nachherigen Kaisers, auf der Solitüde erwartete, wo alle Aufmerksamkeit von Seiten der Zubereiter sowohl als der herbeygeströmten Zuschauer Menge auf diesem einzigen Gegenstand gespannt war. Selbst des Fliehenden Aeltern durften es, aus begreiflichen Ursachen, nicht inne werden.

S. (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Stuttgart und Augsburg. 1836. S. 77—78. Schiller entfloh in der Nacht des 17. September 1782, wonach Reinwald's unrichtige Angabe „zu Anfang Octobers 1782" berichtigt wird.

Plan und einige Scenen vom Don Carlos*) und Maria Stuart. Er unterhielt auch mit dem churpfälzischen Minister Heribert von Dalberg[1]) einen Briefwechsel, dessen Resultat seine Anstellung als TheaterDichter in Mannheim mit einem kleinen Gehalt war, und gieng gegen Ende des Jahrs wieder nach Mannheim. Da aber der erwähnte Gehalt zu seiner Subsistenz nicht hinreichte, so brachte nach einiger Zeit (Jahr und Monat weiß ich nicht genau) der berühmte Ludwig Ferdinand Huber mit einem Freunde aus Sachsen ihn nach Leipzig. Wie er von dort aus nach Weimar und dann nach Jena kam, ist schon in Sachsen bekannter. Nur muß ich hier bemerken, daß er dort als Professor der Philosophie**) sich mit einer Fräulein von Lengefeld von Rudolstadt (nicht Fräul. v. Wolzogen, wie einige biographische Nachrichten von ihm sagen —) verheirathete; deren ältere Schwester, die wir als eine unserer trefflichsten Schriftstellerinnen kennen, nachher die Gemahlin des S. Weimarischen GeheimenRaths von Wolzogen wurde.

Aus der Geschichte von Schiller's Studien erhellet also, daß ihn ein eigenes Verhängniß zwang, alle vier Facultäten zu durchwandern; und da dieß mit Glück geschah, — so wie sein tiefes Eindringen in das Kantische System Jedermann bekannt ist, — so konnte man ihn mit vielem Recht eine Art von Universal-Genie nennen. Natürlich mußte der Uebergang von einer Wissenschaft in die andere, da Oberflächlichkeit nicht seine Sache war, seinen Geist stark anstrengen, und seine Gesundheit schwächen; daher sein Genuß starker Weine zur Restauration und starken Kaffees zu seiner Aufmunterung bey halb-nächtlichen Arbeiten. Daraus folgt aber nicht, daß Schiller ein Trinker war, worauf einige AnekdotenKrämer Winke zu geben scheinen (überhaupt hält der Trinker es gewöhnlich, wenn er nicht sehr reich ist, mehr mit der Quantität als Qualität —): Referent und seine Freunde haben ihn in diesem Punkt ziemlich oft beobachtet.

Von seiner GeschichtForschung — die einige Kritiker haben in Zweifel ziehen wollen — ein andermal. Falsch ist auch, was das

*) Diesen (nachher in etwas veränderten) Plan besitzt Referent noch von S—s eigner Hand.

S. Briefwechsel S. 38—41.

[1]) S. a. a. O. S. 14.

**) In dieser Periode erhielt er auch von S.Meiningen — nicht von Weimar — den HofrathsCharakter.

sonst sehr gute literarische Lexikon muthmaßt, Schiller habe seine Idee zu den VerschwörungsGeschichten und der Geschichte der Niederlande von Schubart. — Als er diese beiden Werke schrieb, war er schon sechs Jahre aus seinem Vaterlande und ohne alle Verbindung mit letzterm. Es war sein eigner Gedanke, indem er sich zu historischen Vorlesungen vorbereiten wollte.

Soviel jetzt von Schiller's früherer LebensGeschichte, bis Hr. Bibliothekar Petersen,[1]) dessen Jugendfreund und Mitschüler auf der KarlsAkademie sein Versprechen erfüllt, uns jene Geschichte umständlicher zu liefern, an welches er hiermit kräftig erinnert wird. Was Referent hier giebt, hat er theils aus Schillers eignem, theils aus seines Vaters, und aus seiner zwey Jahre vor ihm gebohrnen Schwester Munde, die seine Knabenspiele und JugendZeitvertreibe mit ihm theilte, ihm kleine Komödien spielen half — wo Stühle die Symbole von Zuschauern waren — und bey seinen ersten gedruckten Arbeiten die Stelle eines Secretärs vertrat. Man darf also an der Authenticität dieser Nachrichten im Geringsten nicht zweifeln.

W. F. H. R.

Nachtrag zu den Berichtigungen, Schiller's Jugendgeschichte betreffend.[2])

(S. N. Lit. Anz. 1807. No. 26.)

Zu Schiller's Jugendschriften wollte uns neulich das Tübinger Morgenblatt auch einen Beytrag liefern, und der drollichten Anekdote von Sch.s als Knaben, wenigem Taschengeld zu widersprechen habe ich keinen Grund: was aber die Schilderung seiner Aeltern betrifft, so hat sie ziemlich das Ansehen, als wollte der Verfasser jenes Aufsatzes zugleich mit Schillers Lobe dessen Familie etwas Unangenehmes sagen. Daß Schillers Mutter eine Bäckers Tochter gewesen — gesetzt auch, dieß hätte auf seine Jugendgeschichte einigen Bezug — davon wissen ihre noch lebenden Kinder nichts, und wer es besser als diese wissen wollte, müßte sehr alt seyn; sie entsinnen

[1]) S. S. 266 Anmerkung 2.

[2]) S. a. a. O. No. 49. Dienstags am 8. Decemb. 1807.

sich aber von ihren Aeltern gehört zu haben, daß ihr mütterlicher Großvater Löwenwirth*) und Holz-Inspector in Marbach war. In dessen Gasthofe lernte Joh. Caspar Schiller die Mutter kennen, und wählte sie zur Gattin. Ob Letzterer ein schiefer Kopf war, oder geradsinnig, bey diesem Urtheil können zwar seine Kinder nicht mitstimmen, sie haben aber viel Stimmen außer der Familie, und mehrere Thatsachen für sich, daß er den Kopf auf der rechten Stelle gehabt, und vielen Personen über und unter sich zum richtigen Rathgeber gedient habe.

Immer über Projecten gebrütet habe der alte Schiller? — Was heißen Projecte? Einfälle von Eitelkeit und Gewinnsucht gebohren, oder aufs gelindeste: Phantasien eines Welt-Unerfahrenen zu guten Zwecken, aber unausführbar. Uns sind keine Projecte von J. C. Schiller bekannt als Baumschulen, wodurch er seinem Vaterlande nützlich zu seyn seit seinem Aufenthalt in Ludwigsburg suchte, und deren Ausführbarkeit am Ende sechzigtausend in's Land gepflanzte Obstbäume bewährten. Einzelne Anschläge, ehrlicher Weise ein Deficit in der Einnahme zu decken, wenn sie auch existirt hätten, wären wohl auch keine Sünde, sonst müßte auch jede Mitarbeit an einem Journale eine Projectmacherey seyn; der alte Schiller hatte ein Weib und vier Kinder, und der sel. Herzog Karl besoldete sein Militär kärglich. — Und welche Tendenz soll nun jenes Lob Friedrich Schiller's auf Kosten seiner Aeltern haben, die er stets so sehr ehrte? Etwa zu beweisen, daß er aus ihrem Hause wenig Bildung mitgebracht? Aber für seine wissenschaftliche Bildung sorgten sie doch nach ihren Kräften redlich. Oder daß das Genie nicht angeerbt werde? Wer hätte noch diesen Erfahrungssatz geleugnet?

Eine Anekdote aber, die auch in Schiller's Jugendgeschichte gehört, und wirklich erbaut, und die wir Schülern und Aeltern in dieser Periode schlaffer Erziehung zum Beyspiel hier anführen, ist folgende: Friedr. Schiller, der Knabe, und schon in der obersten Klasse der Ludwigsburgerschule, hatte von seinem Lehrer unschuldig harte Stockschläge bekommen. Heutiger Sitte (tout comme chez

*) Es würde eine seltsame Polizeyordnung voraussetzen, welche geduldet hätte, daß die zwey wichtigen Nahrungszweige Gastwirth und Bäcker in einer Person vereinigt gewesen wären.

nous) gemäß würde er es seinen Aeltern, und zwar zuerst der Mutter, vorgewinselt haben, der Vater wäre drauf dem Lehrer in's Quartier gerückt, hätte ihm reprimandirt, und vielleicht gar den Sohn aus der Schule genommen. Nicht so hier. Der mishandelte Friedr. Schiller sagte zu Hause kein Wort. Sein Lehrer W. aber sah nach einigen Tagen seinen aus einem Mißverständniß begangenen Fehler ein, gieng zum Vater, und fragte ängstlich, ob nicht sein Sohn eine unverschuldet erlittene Züchtigung zu Hause geklagt habe, denn er habe ihn wirklich unschuldig und so hart geschlagen, daß man noch die Spuren auf seinem Rücken sehen müsse. Richtig fand man blaue Flecke. Ich kann diesen Aufsatz — der hoffentlich der letzte zur Berichtigung falscher Nachrichten von Schillern seyn wird — nicht schließen, ohne eine alberne grundlose Klatscherey zu rügen, die einer Schrift: „Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunct des Historikers betrachtet von K. F. Becker." Berlin 1803.[1]) zu Tage gefördert ward, wodurch Schiller's-häusliches Glück verdächtig gemacht, und gesagt wurde: „Er habe sich aus Rache eine eigne weibliche Welt geschaffen, und sey darüber um so tiefer in den Idealismus hineingerathen."!! Eine ernstliche Widerlegung verdient eine Schrift nicht, die wahrscheinlich schon vergessen ist. Glücklicher Weise bezeugen die, welche in des Verewigten vertrauten Zirkel gekommen, daß er nicht nöthig gehabt habe, sein weibliches Ideal außerhalb seiner Gattin zu suchen.

Möchten uns doch die litterar-historischen Späher mit Anekdoten aus Schiller's Leben lieber ganz verschonen, da die meisten bisher entweder ganz falsch, oder wahren Umständen widersprechend sind. Z. B. in diesem N. L. A. Nro. 6. des laufenden Jahrs 7. wird aus der Broschüre: „Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben. Stendal. 1805."[2]) angeführt, er habe aus einer Ode Klopstock's eine Strophe dergestalt gesungen,

---

[1]) Karl Friedrich Becker, geboren 1777 zu Berlin, gestorben daselbst am 15. März 1806. Verfasser der bekannten „Weltgeschichte für die Jugend".

[2]) Verfasser von diesem elenden anonym erschienenen Machwerk, das eine Menge Unwahrheiten, Fälschungen und untergeschobene Briefe enthält, war K. W. Oemler in Jena. S. Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Hannover, Kümpler. 1856. 8. Bd. 1. S. 5–7.

daß es das Innerste des Erzählers durchbebt habe! — Gesunge
hat Schiller nie, wenigstens nicht in seinem spätern Leben, a
allerwenigsten noch so spät, bey Klopstock's Tode. Er hatte kei
Stimme, ihm fehlte das Talent der Modulation, und vollends i
seinen letzten Jahren war seine Brust so schwach, daß er kaum m
Mühe seine eigenen Verse declamiren konnte, und er soll so gesung
haben, daß es den Hörer angriff. Ja wohl ist dieß spaßhaft!!

Wegen seiner Porträte endlich sind noch einige Kleinigkeiten z
berichtigen. In der Zeitung für d. elegante Welt dieses Jahr
Nro. 96. hieß es: „Frauenholz verkauft das Porträt von Schil
ler, das (der Prof.) Müller (in Stuttgard) gestochen, welcher b
hauptet, Schiller habe Müllern zu seinem Kupferstich selbst ge
sessen." Ob dieß letztere wahr sey, weiß ich nicht; aber ich weiß
daß er zum Originalgemählde von Graff[1]) in Leipzig, oder Dresde
gesessen hat. Ferner heißt es dort: „Eine andre Handlung verkau
ein von Schmidt gestochenes Porträt, das eine Dilettantin i
Stuttgard sehr brav gemahlt hat." Dieses zweite Porträt halte
Schiller's nächste Verwandte für mehr getroffen, nur mit der Aus
nahme, daß die Brust freyer und aufgerichteter seyn sollte. Die Ver
fertigerin, Madame Simanowitz, geb. Reichenbach,[2]) ist abe
mehr als Dilettantin, sie ist Mahlerin von Metier, und hat einig
Jahre in Paris — um die Revolutionszeit — ihre Kunst fleißi
studirt.

W. F. H. R.

[1]) S. Briefwechsel S. 147 Anmerkung 1.
[2]) S. ebendaselbst. Anmerkung 2.

V.

Notizen über meine Familie,

geschrieben im October 65.[1])

Ob ich schon vermuthe daß die bisherigen Lebensbeschreibungen von meinem sel. Bruder fast alles berühret haben was meine Familie betrift, so könte doch vielleicht Theilnehmenden Freunden nicht unwillkommen seyn, was ich als älteste Schwester in meinen Erinnerungen noch aufbewahrt habe, und es hiermit aufzeichne.

Unser lieber Vater, Johann Caspar Schiller ward in Binnsfeld einem Dorfe, unweit Ludwigsburg im Würtenb. 1723 gebohren.

Sein Vater war daselbst Schuldheiß, den er aber sehr frühe verlohr, und seine Mutter Wittwe mit 7 Kindern mußte sich sehr einschränken, und konte nicht viel auf seine Ausbildung verwenden sie wolte ihn daher nur für Ländliche Geschäfte erziehen, und er mußte sich mit groser Mühe einige Kentniße verschaffen, und oft erzählte er uns Kinder daß er sich mit seiner Gramatik hinter dem Holz verborgen hätte, weil seine Mutter es nicht gerne sah, und wie wir so glüklich wären da er alles anwende unseren Geist zu bilden und uns an nüzliche Geschäfte zu gewöhnen um einst durch eigne Kraft uns durch die Welt zu bringen, und niemand lästig zu werden —

Diese Vorstellungen, und noch mehr das Beyspiel der guten Eltern, sind auch mir, auf meinem langen Lebensweg immer zur Richtschnur geblieben, und haben oft in einer Zeit wo ich mir so

[1]) Nach der Originalhandschrift, 10 Quartblätter. Die unter den Text befindlichen Anmerkungen stehen am Rande des Originals.

viel versagen mußte meinen Muth erhalten, auch weil wir Kinder in diesen Grundsäzen erzogen wurden, daß alle Schiksale, sie mögen seyn wie sie wollen eine höhere Hand regieret, und nur den Zweck haben uns zu veredeln.

Der l. Vater wählte einstweilen zu seinem fernern Fortkommen die Chirurgie, und kam endlich durch Empfehlungen nach Holland,* dort gefiel es ihm sehr wohl, und er erinnerte sich gerne jener Zeiten, wo er recht ins Leben aufgeweckt wurde; nach einigen Jahren besuchte er wieder sein Vaterland, und erhielt unter dem Militair eine Stelle als Fändrich —, bey einer Durchreise durch Marbach lernte er unsere Mutter kennen; sie war das einzige Kind wohlhabender Eltern,** und gut erzogen; nach näherer Bekantschaft wählte er sie zu seiner Lebensgefärthin, und dieses Vertrauen, diese Liebe, begleitete sie beide biß an das Ende des Lebens, das oft schweren Prüfungen unterworfen wurde —

Als die l. Eltern 9 Jahre verheyrathet waren wurde ich, das erste Kind gebohren. Die l. Mutter wählte ihr Wochenbette in Marbach zu halten um nahe bey ihren Eltern zu seyn und ihrer Pflege zu geniesen, nach 1½ Jahre befand sie sich abermals wieder in gesegneten Umständen als eben der 7jährige Krieg ausbrach, wo auch unser Vater mit ins Feld mußte, diese Trennung, in diesen Umständen, grif meine Mutter sehr an, und in der Folge noch mehr die traurigen Nachrichten die vom Kriegs Schauplaz hier einliefen, daher mein Bruder von Jugend auf immer schwächlicher war als ich — und seine nachherige Schiksale waren auch nicht von der Art, daß sein Körper recht erstarken konte —

Nach Beendigung des 7jährigen Kriegs, wo unser Vater sich durch seinen Diensteifer, als Adjutant bey dem von Gablenzischen Regiment Anerkennung erworben hatte, erhielt er bey dem Regiment von Stain die Hauptmanns Stelle, und dieses Regiment wurde von Stuttgard nach Ludwigsburg verlegt. Hier wohnten wir aber nicht lange, weil die Offiziere an die Gränzen berufen wurden, um

---

* in Herzogenbusch — gefiel es ihm sehr wohl.

** Der l. Mutter Vater war in Marbach Holzinspector Nahmens Kodweiß, und wie gesagt wohlhabend — aber durch vielerley Unglücksfälle ließ nn sein ganzes Vermögen kam. Daher wurde meine Mutter frühzeitig an den Wechsel des Schiksals gewöhnt, der sie auch durch ihr ganzes Leben begleitete.

junge Leute zu Soldaten anzuwerben,* unsern Vater traf das Loos nach dem Gränzorte Lorch, einem Dorfe. Es wurden ihm zu seinem Geschäfte zwey Unteroffiziere mitgegeben und ihm versprochen jeden Tag 3 fl. Dem Unteroffizier, jeden 1 fl. Der Vater reißte sogleich an den bestimmten Ort, und machte Anstalt uns nachkommen zulaßen, hier in Lorch,** fanden wir eine liebevolle Aufnahme, und wir alle erinnerten uns gerne jener Zeiten, obschon auch sand unser l. Vater in dem dortigen Oberamtmann einen alten Freund wieder, der ehemals Offizier war, und auch ein treuer Freund unser Aller wurde; unser l. Vater befand sich wieder in seinen alten Umgebungen, und konte sich aussprechen und thätig sein, auch zwey würdige Geistliche Herren wohnten hier, und eine nach Verhältniß des Orts wohl eingerichte Schule wo wir Kinder auch hingingen; der H. Pfarrer Moser hatte auch die Güte meinen Bruder mit seinen zwey Söhnen im Lateinischen Unterricht zu geben.

Meine gute Mutter wurde dort wieder mit einer Tochter*** erfreut, wozu sich die Herren Honoratioren zu Taufpaten erboten — sie konte dieses Wochenbette mit aller Ruhe, und Bequemlichkeit halten, und wir Alle waren während dieser Zeit, welche 3 Jahre währte gesund geblieben — Allein in diesen 3 Jahren bekam mein Vater keinen Heller des ihm versprochnen Solds, auch die armen Unteroffiziere (die nichts zuzusezen hatten) ebenfalls nichts, und wir mußten sie verköstigen — Nun schrieb mein Vater freymüthig an den Herzog um seinen versprochen Gehalt, weil er nun als ein ehrlicher Mann nicht mehr hier leben kann, und alles zugesezt habe oder um Zurückberuffung in die Garnison — Dieses wurde nun genehmigt, aber das Guthaben lange nachher in kleinen Portionen nachgezahlt —

---

* Jedermann glaubte es stünde dem Vaterland ein Krieg bevor daher liesen sich die Offiziere diese Sendungen gefallen — Nachher erfuhr man daß der Herzog sie an Holland verkaufte.

Solche Dinge geschahen in der ersten Reg. Periode des Herzogs, die zweite war ganz anders und hauptsächlich der Neigung wegen die er zu Einer Person sahte nehmlich zur Gräfin von Hohenheim.

** Bey dem Dorfe Lorch liegt auf einer Anhöhe ein Kloster aus alten Zeiten, jezt die Wohnung des Oberamtmanns —

*** Louise nachher an den Stadtpfarrer Frank in Wirtemb. verheyrathet nun aber schon 9 Jahre gestorben ist.

Wir zogen nun nach Ludwigsburg wieder zurük und wohnten dort bey Freunden nahe beym Schloße und Comödienhauß. Die Offiziere mit ihren Familien hatten freien Zutritt und da geschah es daß wir Kinder zuweilen auch mitgenommen wurden. Es war wohl ganz natürlich daß diese prächtige Vorstellungen in unsern Jahren uns sehr entzükten ob wir schon nichts verstanden da alles Italienisch gesprochen wurde. Aber die Dekorationen, die prächtige Kleidung war uns schon genug. In Ludwigsburg wurde nun mein Bruder in die lateinische Schule geschikt, und erwarb sich durch sein gutes Verhalten und seinen Fleiß die Zufriedenheit seiner Lehrer daß er bald in eine höhere Klaße kam. In jener Zeit trug sich der Herzog mit dem Vorhaben eine Pflanzschule für die Söhne seiner Offiziere und Soldaten auf der Solitüde zu errichten, er ließ sich daher von den Lehrern Zeugniß über ihre Anlagen und Fleißes geben, und unter diesen jungen Leuten wurde auch mein Bruder erwähnt, daher der Herzog meinen Vater zu sich berief und ihm sein Vorhaben eröfnete und ihm vorschlug auch seinen Sohn in diese Anstalt aufzunehmen —

Worauf aber der Vater erwiderte, daß sein Sohn von Jugend auf Neigung für den geistlichen Stand gezeigt habe, was ihm, dem Vater auch recht wäre, und wenn er also diese Neigung in dem Institut fortsezen und ausbilden kan so würde er es als eine Gnade ansehen wenn sein Sohn aufgenommen würde.

Darauf entgegnete der Herzog daß in seiner Anstalt keine Einrichtung dafür gemacht werden könne, sein Sohn könte sich eine andre Wißenschaft wählen — Darauf entstand eine lange Pause — mein Bruder wolte keine Wißenschaft wählen, der Vater auch nicht — aber der Herzog drang auf eine Antwort, endlich nach langem

---

Die damaligen Vorstellungen im Theater wurden von lauter gebohrnen Italienern gespielt, sie bekamen jährlich 1000 fl. Besoldung die weiblichen noch mehr, die öfters Geliebten waren. Während dieser Zeit bekamen die Diener keinen Sold.

Solitüde ist ein prächtiges LustSchloß gewesen, jezt ist alles verödet. Der Weg von Ludwigsburg bey der Solitüde ist in gerader Linie. Der Herzog legte ihn an als er die S. baute er kostet eine Million weil der Herzog den Leuten ihre Grundstüke abkaufen mußte die in die (?) Linie kamen, (?) auf diesem Weg also 3 Stunden lang ist auf beiden Seiten eine Aller von fruchtbaren Bäumen welches sehr schön ist oben nun am Ende des Wegs sieht das schöne Schloß worauf (?) man 30 Dörfer in der Umgebung sehen konte.

Kampf wählte er die Rechtswißenschaft zu der er aber nicht die geringste Luft hatte, und blos aus Rükſicht des Vaters (der unmittelbar unter dem Herzog als Offizier ſtand und man deßen Zorn fürchtete) gab er nach, und ergrif auch nach ſeiner Gewohnheit, mit allen Geiſteskräften dieſe Wißenſchaft —

Nach einiger Zeit ließ ihn der Herzog kommen und ſtellte ihm vor daß ſchon ſo viele von ſeinen Zöglingen ſich den juriſtiſchen Studien gewidmet hätten, die er nicht alle zu verſorgen wüßte, er ſolte doch lieber die Mediziniſche wählen wo er ihm dann in der Folge eine gute Stelle verſprechen könte —

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen welcher harte Kampf abermals zu beſtehen war, und unſere ganze Familie in Ruhe ſtörte —

Da man wohl vorausſehen konte wie dieſer abermalige Wechſel ſeinen Geiſt und Körper angreifen mußte — und dennoch in der Hofnung einer einſtigen guten Anſtellung bequemte er ſich auch dazu und ergrif auch dieſes Studium mit allen Geiſteskräften.

Endlich erfolgte nun die Zeit der Anſtellung, und dieſe beſtand in der Stellung eines Regimentsmedicus bey Grenadier Regiment von Auge, mit monatl. Gehalt von 18 fl. — in Stuttgart zu leben wo die Volksmenge alles theurer machte, war unmöglich, daher hofte er von ſeinen neben Arbeiten ſich noch einiges zu erwerben, da auch ſchon das Schauſpiel der (?) Räuber in der Akademie angefangen, nun gedruckt war,* allein in dieſen iſt eine Stelle die die Graubündner ſehr übel nahmen und ſich förmlich beym Herzog beſchwerten. Darauf erfolgte der Beſcheid: Schiller ſoll nichts mehr ſchreiben — Nun war alle Hofnung verſchwunden und die Folgen davon ſind bekannt — Es war kein anderer Weg, wenn ſein Geiſt nicht ganz untergehen ſolte, als der den er wählte, das Vaterland zu verlaßen.

Was wir, die Seinigen in dieſer Zeit um ihn für Kummer hatten, läßt ſich nicht beſchreiben — Der einzige Sohn und Bruder, ſo herum getrieben, ohne alle Schuld, ſich hingegeben zu fühlen und ſo verfehlt ſeine Natur Beſtimmung zu leben —

Die ehemalige Pflanzſchule die auf der Solitude angelegt wurde

* Er ward bey der erſten Vorſtellung ſeiner Räuber von H. von Dalberg feierlich eingeladen der es auch nahm und die Vorſtellung ſehr gut gegeben wurde — aber in der Folge gefiel ihm das Theaterleben nicht und er nahm den Vorſchlag der Frau von Wollzogen an auf ihr Guth Bauerbach ſich zu begeben wo es ihm wohl gefiel, dort ſchrieb er vollens (?) den Don Carlos.

erweiterte sich so sehr daß sie nach Stuttgard verlegt werden mußte, auch mein Bruder kam damals mit dahin, (sie wurde nun zur Akademie erhoben) und nachdem kamen wir auf die Solitude woran folgendes die Ursache war:

Als wir in Ludwigsburg wohnten hatten wir bey unserem Logis einen grosen Garten, in diesem zog sich unser lieber Vater eine Baumschule auf. Seine Militairische Stellung beschäftigte ihn zu wenig und er bereicherte (?) .... seinen Geist auch sonst mit wißenschaftlichen Gegenständen, als Mathematik, Sprachen ꝛc. aber an seiner Baumschule hatte er grose Freude und brachte immer nach der Schloßparade einige Offizière mit, um sie ihnen zu zeigen. Diß wurde endlich auch dem Herzog erzählt, daher er meinen Vater zu sich berief und ihn fragte, ob er sich gerne mit solchen Gegenständen beschäftige, als der Vater dieß bejahte, erklärte der Herzog daß er längst im Sinne hätte, auf der Solitüde eine grose Baumschule zu errichten, worinn in Zukunft alle Bäume für die Herzogl. Gärten und auch für alle Landstraßen (fruchtbare Bäume) solten gezogen werden, wenn er also sich diesem Geschäft unterziehen wolle so könte er sich auf der Solitüde einen Plaz auswählen der dazu schiklich wäre. Der Vater begab sich nach einigen Tagen dahin und fand auch einen schiklichen Plaz zu diesem Unternehmen wovon er dem Herzog eine Zeichnung machte, wie er ihn anzulegen gedächte — Der Herzog war ganz damit zufrieden und sagte daß er alle Anstalten treffen solte sogleich ans Werk zu gehen, auch könte er seine Familie kommen laßen, er hätte schon Logis für sie bestellt —

Nach kurzer Zeit also begaben wir uns auf die Solitüde und fanden wirklich ein sehr schönes Logis nahe am Blumengarten der

---

Solitude liegt auf einer Anhöhe, und wie ich schon sagte der Weg bis Ludwigsburg in gerader Linie. Das Schloß iß sehr prächtig und auch die Nebengebäude sind mit schönen Wohnungen geziert, viele Anlagen der Gärten, Gewächshäuser und dergl. kosteten sehr viel dem Herzog, viele Orangerie davon 1 Allee 1400 Bäume besezt war und noch mehrere Plätze mit grosen Orangebäumen .....

Diese Baumschule erweiterte sich so daß bey dem Hinscheiden unsers Vaters 96 sich in derselben 60000 Bäume befanden alle in der größten Ordnung.

78 wurde auf Solitude meine jüngste Schwester Nannette geboren welche in der Blüthe ihrer Jahre durch eine epidemische Krankheit und wieder entrißen wurde.

auserordentl. Gattungen von Blumen enthielt die ich nie wiedergesehen habe.

Es war überhaupt eine grose Anlage, wozu 1 Oberhofgärtner 2 Hofgärtner 2 Untergärtner nebst noch vielen andern angestellt waren die Alle zu thun hatten. Unser l. Vater hatte die Oberaufsicht über dieß Alles und sehr viel zu besorgen aber dieß war gerade nach seinem Wunsch, er fühlte sich in seinem Wirkungskreis befriedigt — obschon er mehreres zu bekämpfen hatte, denn die Untergebenen waren nicht an Ordnung gewöhnt, die H. Gärtner waren zu bequem um nachzusehen, was unser Vater nun that —

Wir lebten also wirklich recht glücklich und zufrieden auf der Solitüde biß eine andere Zeit erfolgte, wie ich nachher berichten will —

Mein l. Bruder besuchte uns so oft es seine Geschäfte erlaubten auf der Solitüde was immer ein Festtag für uns Alle war, auch Er vergaß seine vatale Stellung im Kreiß seiner Lieben und kehrte immer mit Muth wieder nach Stuttgardt zurük; endlich erscholl das Gerüchte daß des Herzogs Nichte die Grosfürstin von Rußland mit Ihrem Gemahl und Gefolge den Herzog besuchen würde, da mußten nun überall grose Zubereitungen gemacht werden, auch auf der Solitüde, wo sie gegen Abend zuerst ankommen würden. Da wurde nun vom Herzog befohlen daß der ganze Weg von Ludwigsburg 3 Stunden lang solte erleuchtet werden, denn das schöne Schloß welches auch in gerader Linie oben standt ebenfalls. Diß machte nun wirklich einen prächtigen Anblik, da gerade auch der Himmel helle war. — Es wurde für diese Herrschaften die Nachttafel bestellt und für 300 Personen Logis — und dennoch konten nicht alle unterkommen und wir bekamen noch Gäste —

Als sie endlich gegen 8 Uhr des Abends ankomen so führte sie der Herzog zuerst in die Comödie* und es wurde erst gegen 1 Uhr die Tafel besezt, unsere Gäste wollten sie auch sehen und ich ging, sie zu begleiten auch dahin, weil ich die Fürstinn gerne sehen wolte. Die Großfürstin war eine grose schöne Frau, und ihre beiden Schwestern ebenfalls schöne, freundliche Damen, der H. Großfürst

Die Herrschaften kamen gegen Abend an. Ein groses Gefolge.

* Es ist ein sehr grosses Comödien Hauß auf Solitude und prächtige Decorationen. Die Schauspieler mußten von Stuttgard kommen.

aber war nicht ſchön, und ganz eigen; er ſchlief nicht in dem Bette ſondern lief des Nachts überall in den Anlagen herum. Den andern Tag war eine prächtige Jagd beim Bärenſtein* nahe an der Solitüde. — Aber nun in dieſer Nacht wo alles ſo ..... und froh war — in dieſer Nacht alſo wählte mein Bruder das Vaterland zu verlaßen um nicht ſobald vermißt zu werden** er reißte mit H. Streicher einem Freunde gerade nach Manheim wo er eingeladen war, von da aus ſchrieb er ſogleich an den Herzog die Urſache ſeiner Entweichung, an ſeinen General der ihn ſehr liebte, und an unſern Vater — Der Herzog gab kein Zeichen der Ungnade von ſich er mochte wohl fühlen, daß Er die Urſache dieſes Schrittes war, natürl. der Vater und wir Alle waren ſehr beſtürzt, über die Art und Weiſe der Entweichung, allein jezt nach der langen Zeit da diß geſchah war kein andrer Ausweg, um nicht geiſtig unterzugehen. In Manheim, wo er ſich einige Zeit aufhielte machte man ihm Vorſchläge ſich feſt zu binden, allein nach reiflicher Überlegung war das Theaterweſen nicht nach ſeinem Sinn, und er erinnerte ſich eines Vorſchlags den ihm, als er noch in der Akademie war, Frau v. Wollzogen machte; nehmlich: wenn er einmal aus der Akademie käme und an einem Ort recht ruhig und wohlfeil leben wolte ſo ſolle er auf ihr Guth Bauerbach bey Meiningen ſich begeben — Dieſen Vorſchlag führte er aus und ſo kam er in hieſige Gegend, und in der Folge auch ich — durch ihn —***

Indeßen waren wir durch Nachrichten von Ihm und ſeinem Vorhaben nun von Zeit zu Zeit benachrichtigt und er ſchrieb uns auch daß er hier in Meiningen genug Freunde ſchon gefunden hätte, die ihm in ſeinen literariſchen Arbeiten hülfreich entgegen kämen ſo bedürfe ..... er auch die Herzogl. Bibliothek wegen geſchichtlicher Nachrichten, wozu ihm der Bibliothekar Reinwald ſehr behülflich wäre, und er ihn auch oft hier beſuche — Einſt wiederholte mein Bruder dieſen Beſuch,

---

* Bärenſtein (Bärenſchlößchen) iſt ein ſchönes Schloß.

** Die nähere Beſchreibung iſt in dem Aufſaz von H. Streicher die Flucht betitelt ausgeführt.

*** Frau von Wolzogen hatte 4 Söhne in der Akademie in der Abtheilung war auch mein Bruder der lehrte ſie auch unſre Familie kennen und beſuchte uns oft auf der Solitüde, auch ich Sie in Stuttgart wo ſie alle Jahre hinkam —

aber Reinwald auch über Land gegangen;* und er wartete lange auf R. Zimmer biß gegen Abend, und endlich zog er seine Brieftasche heraus und las die darinn enthaltenen Briefe, unter diesen war auch einer von mir indem ich ihm, im Auftrag der Eltern schreiben mußte daß er auch mehr achtsam auf seine Wäsche seyn solte, und dergl. — Als R. immer noch nicht kam so ging er verdrüßlich fort und ließ seine Brieftasche liegen — endlich kam R. und seine Haußleute sagten ihm daß der Herr von Bauerbach lange auf ihn gewartet hätte — er fand den also auch die Brieftasche und las die darinn enthalten Briefe — Wahrscheinlich mochten die Grundsäze der Sparsamkeit die mein Brief enthielt, ihn bewogen haben an mich zu schreiben — genug ich erhielt einen Brief von ihm wo er mir die Geschichte erzählt, und zugleich versicherte daß er meinem Bruder schon auch dergleichen bemerkt hätte, daß er aber jezt sehr beschäftigt sey, weil er von Göschen sehr gedrängt würde den Don Carlos zu vollenden, so würde er auch uns nicht viel schreiben können — Er aber könte uns immer Nachricht geben, mein l. Vater trug mir auf, R. wieder zu schreiben und ihn zu bitten fernerhin mit gutem Rath seinen Sohn zu unterstüzen — und so entstand den ein Briefwechsel, worinn immer mein Bruder der Hauptgegenstand war, auch weil R. immer mit ihm im Briefwechsel stand,** so wußte er von seinem Schikal mehr als wir, wo sich ganz natürl. eine gewiße Beschämung dazwischen stelte daß er uns noch nichts bestimmtes über sein Schikal sagen konte — —

Nach einiger Zeit äuserte R. den Wunsch unsere ganze Familie kennen zu lernen, und bat sich die Erlaubniß aus, uns zu besuchen, mein Vater gewährte ihm gerne seinen Wunsch, da er seine Briefe immer mit Vergnügen las, die auch wirklich das Gepräge der Wahrheit waren. Ich durfte ihm also schreiben daß wir ihn gerne aufnehmen würden.

Endlich also im Jahr 84 kam er mit einigen Freunden aus Stuttgardt bey uns an — seine Persöhnlichkeit hatte zwar nichts was beim ersten Erscheinen einen angenehmen Eindruck machte,

* nach Waldorf zu einem Herrn von Marschalk Bruder der Frau von Wolzogen.

Reinwald konnte in guter Wirthschaft wirklich meinem Bruder ein Vorbild seyn, wie ich ihn in Folge habe kennen lernen.

** als er Bauerbach verließ immer im Briefwechsel stand.

aber seine Unterhaltung war geistreich und wahr — und wir lernten uns an seine Persöhnlichkeit gewöhnen, und er wurde als Freund meines Bruders behandelt; es schien ihm auch bey uns, und auf der schönen Solitüde zugefallen denn er blieb einige Wochen bey uns, und bat sich beym Abschied die Erlaubniß aus, uns noch einmal besuchen zu dürfen und den Briefwechsel mit mir fortzusezen — deßen Inhalt durch die persönliche Bekantschaft sich vermehrte, und der Vater es versprach — Das folgende Jahr kam er also wieder, und entdekte meiner Mutter den Wunsch mich zu seiner Lebensgefährtin zu wählen, da er nun überzeugt worden wäre daß ich nicht auf äuseres Ansehen, und glänzende Stellung in der Welt, mich bestrebte und da hofte er daß ich auch in Meiningen im Kreiß edler und sittlicher Menschen mich einheimisch befinden würde. Meine gute Mutter theilte mir diese Erklärung mit, und äuserte dabey daß sie, und der liebe Vater nichts dagegen hätten, wenn ich mich entschlieſen könte R. Wunsch zu gewähren — Das war nun freilich eine ernste Frage, als Freund schäzte ich R. um seiner Rechtschaffenheit und Kentniße willen, allein in näherer Verbindung, bey der spärlichen Einnahme die er als wahrheitsliebender Mann uns endlich gestand, war doch vieles zu bedenken, auch meine Eltern zu verlaßen, den schönen Ort, und so vieles was ich nachher nie wieder fand — — — nach langer Überlegung bestimmte mich folgendes zu meinem (einem?) Entschluß. —

Ich habe schon erwähnt daß unser glükliches Leben auf der schönen Solitude unterbrochen wurde, und zwar auf folgende Weise — die weitläufigen Gewächshäuser, und übrigen grosartigen Anlagen kosteten grose Summen, darunter war die Ausgabe für den Dünger, eine der gröſten* da wurde denn dem Herzog vorgeschlagen daß er nur ein Cavallerie Regiment nach Solitüde legen solte da brauche man keinen Dünger zu kaufen — Dieser Vorschlag wurde angenommen und der Herzog schikte das Husaren Regiment auf unsere schöne Solitüde — Bey diesem waren 16 Offiziere angestellt, darunter nur 3. verheyrathet waren, die Übrigen (meist junge Herren, fühlten sich auf diesem einsamen Plaz

* Die Landleute brauchten allen Dünger für ihre Güter und deswegen wolten sie keinen mehr verkaufen. Aber für uns war diese Veränderung höchst unangenehm. Unsere ganze Glükseligkeit war dahin bey diesen Besuchen.

sehr unglüklich, da sie vorher in Stuttgard allen Vergnügungen sich hingeben konnten) und klagten uns immer bey ihren Besuchen (die wir ihnen so gerne erlaßen hätten) wie unglüklich sie sich befänden, und störten also dadurch unser stilles, glükliches Leben, und unsere ganze Einrichtung, schon durch ihre Besuche — die höchst uninteressant waren —

Daß mochte wohl auch Reinwald bemerkt haben und eine Hofnung für sich, darauf zu gründen. Ich erklärte mich also auf folgende Weise, daß ich zwar sein Vertrauen auf meinen Caracter schäze, aber mich nicht entschliesen köne meine Eltern zu verlaßen da meine beiden Schwestern noch zu jung seyen die Wirthschaft zu führen und die l. Mutter oft kränklich wäre — *

Darauf erwiederte er, daß er diß wohl einsähe und warten wolle biß dieß beseitigt wäre würde dann wiederkommen. — **

Meine guten Eltern glaubten mich bey dem älteren rechtschafnen Mann wohl aufgehoben und so wurde den die Einrichtung getroffen daß ich ohne Sorgen meine guten Eltern verlaßen konte und Reinwald holte mich das folgende Jahr 1786 nach unserer Trauung, und dem Segen der guten Eltern in sein Vaterland ab, wo ich denn auch mit vieler Liebe als eine Fremde aufgenommen wurde.

Jezt nach der langen Zeit und in dem hohen Alter von 88 Jahren (das so wenige Frauen erleben) kan ich mit Überzeugung sagen, daß ich mit Ruhe auf diese Vergangenheit zurük sehen kan, und Gottes Gnade mich bey allen Entbehrungen, die meines Mannes spärlicher Gehalt, nach sich zog*** und mir freylich oft manche traurige Stunden machte,† sind nun im Hintergrund, und haben mich auch gelehrt andrer Noth zu fühlen und wo ich

* Ich hatte als eine kräftige Jungfrau immer viel zu besorgen da unser l. Vater sehr gastfreundlich gegen die Fremden war die die schöne Solitude besuchten, wenn sie ihm gemeldet wurden ging er selbst hin um sie kennen zu lernen und wenn sie ihm gefielen schikte er den Portier zu uns, daß er sie zu Tische bringe.

** Es war doch wirklich sehr viel, dreymal die kostspielige Reise zu machen, um ein Mädchen das nicht reich war —

*** hat meinen Muth erhalten.

† Das Schiksal hatte mir bestimmt 29 Jahr meines Mannes Lebensgefährtin zu seyn — Vieles habe ich getragen stillschweigend weil ich es für eine höhere Schikung hielt und Gott gab mir auch Kraft es zutragen.

kan beyzustehen. Ich erkenne in Allem diesen nur Gottes gnädige Führung, dem ich den kurzen Rest des Lebens ganz übergebe.

geschrieben im October 45.
Reinwald geb. Schiller.

1789 besuchten wir meine liebe Eltern wieder und überzeugte sie daß ich mit meinem Loos zufrieden sey. Auch meinen Bruder der sich indeßen in Jenq und Weimar im Wirkungskreis befand und glüklich verheurathet war, so wie unsere übrigen Verwandten in Erfurth und Gotha. Diese Reisen die von den Nebenverdiensten meines Mannes erspart wurden, sind noch jezt die Licht-Blike meines Lebens. Ich habe da viel gelernt, viel erfahren, und viele Liebe hat mein Herz beglükt, und mir biß jetzt treue Freunde erhalten. Ich stehe noch nie allein auf dem langen Lebenswege, und täglich streut die Liebe mir Blumen auf den langen Lebensweg —

Das Jahr 1796 war ein trauriges für unsere Familie, denn in der ersten Zeit wurde ein kaiserliches Lazareth auf diesen freien Plaz gelegt, weil es in Stuttgard, das in dem Thal liegt, mehr Schaden hätte verursachen können, aber auch auf der Solitüde kamen die Folgen; und es bekamen viele Leute das Faulfieber, auch meine blühende jüngste Schwester Nanette wurde davon ergriffen und starb daran. Meine Eltern wurden so sehr von diesem Verlust ergrifen daß ich es für meine Pflicht hielt ihnen beyzustehen; und ich reißte also im April dieses Jahr 96. von hier ab. Ich traf bey meiner Ankunft alles sehr traurig an zumal da auch mein Vater schon mehrere Monathe an Gichtschen Schmerzen das Bett nicht verlaße konte. Zu diesem kam noch ein Überfall von den Franzosen die damals das ganze Land überschwemmten und sezten uns Alle in die gröste Bestürzung, endlich wurden sie wieder von den Kaiserlichen fortgejagt, und wir hatten uns wieder etwas erholt, als auch noch der thätige Vater sein Leben beschließen mußte.

---

mein guter Vater erhielt diese Zeit den Majors Rang, und seine Thätigkeit begleitete ihn bis an sein Ende das 1796 den 8. Sept. erfolgte, sein Leben brachte er auf 73 Jahre.

Die Unsicherheit der feindlichen Parteien machte daß die Posten nicht gingen und ich konte erst zu Ende September wieder hier herreisen. Ich fand da auch meinen Mann ganz niedergedrückt weil er auch so lange keinen Brief von mir bekommen, und ich auch keinen von ihm — weil die Posten nicht gingen —

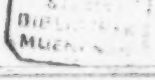

Register.

(Die römiſche Zahl bezieht ſich auf die Einleitung.)

Abeille, L. 132. 281. 285.
Abeken, B. R. 50.
Abel, J. F. 73. 266. 272.
Ackermann, Oberhofprediger, XXVII. XXXII.
Albrecht, S. 65. 68. 69. 74.
Altenſtein, von 259.
Ammiratus, S. 104. 112.
Anna Amalia Herzogin von Weimar, 113.
Anton Ulrich Herzog von Meiningen, XIX.
Appell, J. W. 112.
Arioſt, 131.
Armbruſter, J. M. 96. 330.
Augé, General, 4. 241.
Autenrieth, Kammerdirektor, 204. 207.

Barclay, J. 115. 124.
Barling, C. 267.
Bechſtein, L. XXI. XXVI. 12. 21. 50. 83. 290. 293.
Becker, K. F. 335.
— R. J. 170.
Beil, J. D. 64. 69.
Benda, G. XX.
Berger, J. C. 259. 260. 261.
Berling, 149.
Bernardin, von ſ. von Hohenheim.
Bertuch, F. J. J. 119. 156. 160.
Beulwitz, F. W. L. von 113. 127.
— Caroline, 126. 129. 140. 151.
Bibra, L. K. von 51. 68. 91.
Biſſart, M. 273.
Boas, C. 4. 8. 53. 96. 125. 135. 198. 220. 224. 232. 233. 238. 335.
Boie, H. C. 72.
Bolt, F. 159. 160.
Brantome, B. 34.
Braun, J. D. von 72.
Brentano, C. 206.
Le Bret, F. K. 269.
— J. F. 269.
Bruchſal, Biſchof von 273.
Brückner, G. 12. 15. 22. 47. 50. 51. 73. 103.
Brutus, P. M. 105.
Buchner, K. 27.
Buſche, H. vom 268.

Camden, (Cambden) O. 29.
Carriera, R. 58.
Cervantes, 227.
Chamiſſo, A. von XXX.
Chardin, J. 218. 219.
Charlotte Amalie Herzogin von Meiningen, 91.
Cicero, 30.
Clairon, H. 66. 261.
Collin, H. J. von 242.
Conz, K. P. 269.
Cotta, 59. 167. 168. 197—199. 211.
Cruſius, M. 268.
— S. L. 102.
Culemann, F. 15.

Dalberg, H. von 14. 33. 45. 56. 68. 69. 113. 137. 332.
— K. Th. A. M. 131. 137. 138. 236.
Deahna, Lieutenant, 259.
Degen, J. F. 81. 260.
Denina, C. 104.

Diezmann, A. 118. 149. 204.
Doebner, H. L. W. 78. 75. 84. 92. 93.
— W. W. 73.
Döring, H. 194.
Drük, F. F. 266.
Du Bos, 57.
Du Tertre, D. 104. 112.
Dünzer, H. 253.

Eckbrecht von Dürkheim-Montmartin, K. F. J. Reichsgraf von 95. 128.
Eckert, 147.
Eichstädt, H. K. A. 158.
Eidenbenz, C. G. 132. 287.
Ellissen, A. 105.
Emmrich, C. F. 12.
Ersch, J. S. 158.
Eybe, von 235.

Faber, Minister 267.
— Mlle, 271.
— Professor, 260.
Faitclair, von 256.
Fechenbach, G. von 225.
Fielitz, W. 132.
Fischer, K. 117. 121.
— Bibliothekar, 266.
Fleischmann, F. A. 11. 263.
— J. C. XVI. 11. 52. 57. 84.
— J. G. 11.
— J. G. 11.
Föhr, 225.
Förster, F. 147.
Frankh, J. G. 5. 207. 220. 225. 232. 233. 243. 255. 339.
Franz, Kaiser, 225.
Frauenholz, Kunsthändler, 147. 336.
Freißlich, C. C. 47.
— C. E. 47.
Friedrich Karl Landgraf zu Hessen-Homburg, 267.
Friedrich II. König von Preußen, XX.
Friedrich III. Herzog von Gotha, XX.
Frisch, J. F. 80.
Fulda, F. C. XXVI. 231. 236.

Gabalis, Graf von 106. 250.
Gabelenz, von 274. 338.
Gall, L. 112.
Garve, C. 9.
Gaßner, J. J. 263.
Gans, G. F. 3.
Geijer, E. G. 114.
Georg Friedrich Karl Herzog von Meiningen, 12. 22. 51. 85. 94. 96. 104. 109. 126. 151. 247. 275. 300.
Gerard, A. 9.
Gleichen-Rußwurm, Emilie Henriette Louise von, XXXI. 6. 59. 74. 81. 157. 254.
— — H. A. 254.
— — L. 191.
Gley, B. XXVI.
Goebeke, K. 1. 13. 15. 22. 23. 30. 37. 38. 72. 101. 103—106. 108. 123. 133. 231. 242. 269.
Goecking, L. F. G. von 50. 64. 271.
Goethe, 32. 49—51. 113. 137. 162. 172. 204. 240. 253. 275. 285.
Görner, 250.
Gotter, F. W. 10.
Göschen, G. J. 84. 88. 89. 100. 149. 154. 345.
Göz, F. 32.
Graff, A. 123. 147. 336.
Griesbach, J. J. 117. 246.
— Frau, 217. 218.
Grimm, J. XXVII.
Großmann, G. F. W. 64.

Haakh, F. A. 32.
Haarbaur, J. 217. 218.
Hackländer, F. W. 32.
Hahn, L. P. 72.
— P. M. 269.
Halem, G. A. von 227.
Haller, A. von 270.
Hänle, S. XXX.
Heerwart, Hofrath, 73. 92.
Heiland, P. 267.
Heil, Th. s. Winkler.
Hendrich, von 156. 157. 219.
Henneberger, A. XIX. XXIII. 292.
Herder, 113. 137. 248. 255.
Heß, J. K. 119. 132.
Heßler, von 234.
Hicks, G. XXVI.
Hochstetter, J. H. 266.
Hoefer, C. 32.
— 97. 106.
Hoffmeister, K. 21. 38.
Hogarth, W. 152. 153.
Hohenheim, F. T. Reichsgräfin von 270. 339.
Hölderlin, J. C. F. 145.
Hölzel, Frau 73.
— K. 73.
Home, H. 9.
Horaz, 79. 142.
Hoven, Hauptmann von 1. 143.
— C. A. 1.
— F. W. 2. 170. 274.
— Mlle, 274.
Hoze, General 193.

Huber, L. F. 227. 332.
Hufeland, G. 158.
Humboldt, W. von 153. 246.
Hume, D. 9. 115.

Jacob I. König von England, 115.
Jacobi, C. F. 280.
Jahn, 329.
Jähns, F. W. 76.
Iffland, A. W. 64. 68. 69.
Joseph II. Kaiser, 68.
Jourdan, General, 200.
Jovius, P. 105.
Judith, 10. 34. 47.
Jung, F. W. 29. 37.
Junkheim, J. H. L. 259.
Junot, F. C. C. 220.
Irkäll, von 274.

Kalb, Frau von 61. 67. 73. 75. 77. 101. 107. 109. 113. 145.
— F. 145.
— H. 61.
Kämpf, J. 110. 115.
Kant, 149.
Karl, Erzherzog 200.
Karl Alexander Großherzog von Weimar, 256.
— — Markgraf von Ansbach-Bayreuth, 280.
Karl August Herzog von Meiningen, 280.
— — von Weimar, 51. 74. 101. 125. 126. 151. 240.
Karl Eugen Herzog von Württemberg, XV. 4. 29. 95. 99. 145. 147. 206. 270—273.
Karl Friedrich Herzog von Weimar, 244. 256.
Karl Theodor Kurfürst von der Pfalz, 67.
Kauffmann, A. 58.
Kleemann, C. F. K. 125.
Kleinknecht, J. F. 275.
Klopstock, 335. 336.
Klotz, C. P. 271.
Knechte, J. C. 32. 50.
Knigge, A. von 73. 210. 279.
Kodweiß, G. F. 338.
Köhler, L. XV. 293.
Köpke, C. 61. 145.
Körner, 101. 103. 108. 113. 119. 123. 133.
Kotzebue, A. von 266. 269.
Krieger, C. 125. 130. 135. 220. 224. 232. 233. 238.
Kuhlmey, G. 65. 69. 76. 101.

Künsberg, Frau von 268.
— K. K. 276.
— Fräulein, 276.
Künzel, K. 59. 80.
Kürzer, 121.
Kurz, H. XXX.

Lachmann, K. 57. 152.
Lafontaine, A. 227.
Landau, 5.
Langbein, A. F. C. 162.
Laube, H. XXX.
Lengefeld, Frau von 113. 127. 129.
— Caroline, später Frau von Wolzogen, 113. 151.
— Charlotte, 113. 126. 127. 143. 168. 332.
Leisewitz, J. A. 43. 44.
Lessing, 9. 43. 57. 82. 152.
Letus, G. 100.
Leutrum, von, s. von Hohenheim.
Lilienstern, F. von 49.
Lips, 149.
Loeper, G. von 78.
Lorenz, J. G. 149.
Lösch, 262.
Löwenstern, von 56.
Louis Eugen Herzog von Württemberg, 145.
Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt, 268.
Ludwig, Prinz von Coburg, 275.
Luise Eleonore Herzogin von Meiningen 88.

Mabillon, J. 98.
Machiavell, 105.
Maltzahn, W. von 8. 53. 57. 65. 78. 96. 152. 198. 241. 335.
Maria Pawlowna Herzogin von Weimar, 244. 256.
Marie Louise B. Fürstin von Wied-Neuwied, 212.
Marschalk von Ostheim, D. C. E. 50. 75. 345.
— — Charlotte, später Frau von Kalb, 55. 89.
— — Fräulein, 283.
Marschall, Frau von 237.
Marwitz, A. von 261.
Mascardi, 97.
Maute, J. M. 118.
Mayer, K. 274.
Meier, Regisseur, 14.
Mellish, J. C. 217. 249.
Mendelssohn, M. 9.
Mereau, J. C. K. 206.

Mereau, S. 206.
Merkel, G. 266. 269.
Michaelis, Buchhändler, 151. 159.
Miller, 4.
Milton, 95.
Mollwitz, Kammerrath, XXI.
Montfaucon Abbee von Villars, 106.
Montmartin, Graf von, 95. 267.
Moser, J. J. 267.
— F. K. von 268.
Moser, Pfarrer, 339.
Müller, Magister, 209. 210.
— C. F. 147.
— J. G. 147 336.
Muratorius, L. A. 104.
Mylius, C. 152.
— W. C. S. 115.

Nicolai, 281.
Nicolai, F. XXIV. 7. 38.
Niethammer, F. J. 149.
Noble, le, 104. 105.

Oemler, K. W. 335.
Osterdinger, Stadtschreiber, 243.
Otfried, 231.

Palleske, E. 8. 49. 61. 65.
Palm, von 68. 268.
Panzerbieter, J. C. F. 91. 190. 191. 198. 206. 271. 272.
Passow, W. A. XXVII.
Paul, Großfürst von Rußland, 331. 343.
Paulus, H. E. G. 129. 138. 146. 158. 214. 219.
Perrin, A. 118.
Petersen, J. W. 266. 269. 271. 293. 333.
Petrarca, 131.
Pfaffenrath, von 83. 127.
Pfeffel, G. K. 211. 227.
Pfranger, J. G. XVII. XXIII. 20. 45. 71. 73. 75. 84. 91. 103. 146. 213. 257. 261.
Plautus, 107.
Politianus, A. 104. 112.
Prutz, R. XIX.

Ramdohr, F. W. B. von 153.
Ramler, K. W. 9. 140.
Rapin-Thoyras, P. 115. 124. 228. 229.
Reichard, H. A. O. 10. 31.
— J. F. 160.
Reiche, K. C. 27.
Reinhart, J. C. 96. 103. 123.
Reinwald, J. C. XIX.
Reinwald, W. F. H. XIX—XXVII. Berichtigungen Schiller's Jugendgeschichte betreffend, 328—336. Briefe üb. die Elemente der deutschen Sprache, XXIV. Evangelien-Harmonie (Heliand) XXII. XXVI. XXVII. 251—253. Der Freund, (Gedicht) 161. Gedichte, 282—301. Gesangbuch, XXIII. 146. 156. 297—300. Idiotikon, XXII. XXIV. XXV. Lottens Briefe, 112. Poetische Briefe, XXII. Poetische Launen, XXIII. 27. Die Pulververschwörung, 114. 161. 163. 167. 172—189. Reisebriefe, 261—279. Ulfilas (Glossar) XXII. XXVI. 231. 236. 245. Verschwörung der Pazzi, 97. 103. 104. 106. 108. 113. 116. 117. 304—327. Der Vorsatz (Gedicht) 107.
— Kaufmann, 134.
Reißweg, P. 267.
Renneville, de 31. 155.
Reppert, Accessist, XX.
Reuchlin, J. 268.
Robertson, W. 9. 53. 54.
Roch, Buchhändler, XXIV. XXVI.
Roschüz, G. L. 247.
— Dekan, 247.
Rosa, Diakonus, 261.
Roth, 259.
Ruess, Kaufmann, 140.
Rumpel, 215. 216.

Salis, von 330.
Sander, L. D. 115.
Saupe, E. J. XVI. XVII. 232.
Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Graf von 212.
Scharffenstein, G. F. 274.
Schaubach, A. XXV.
Seneca, 14.
Schiller, Caroline Christiane, (Nanette) 5. 7. 58. 79. 122. 126. 127. 133. 141. 348.
— Caroline Henriette Louise, 6. 7. 220. 238. 339.
— Christophine, XIX—XXII. XXVIII—XLIII. 337—348.
— Elisabetha Dorothea, XLII. 232. 334. 338.
— Emilie, s. von Gleichen-Rußwurm.
— Ernst Friedrich Wilhelm, 194.
— Friedrich.
Anthologie, 1. 51.
Braut von Messina, 238. 241. 245. 249. 250.
Calender, 157.

Schiller, Friedrich.
Calender, historischer, 133.
Don Carlos, 14. 20. 33. 35. 38.
Entwurf 38—41. 44. 46. 57. 70. 83. 84. 86. 100. 101. 103. 107. 154. 156. 293. 332. 341. 345.
Fiesco, 30—32. 34. 37. 47. 48. 51. 55. 56. 58. 65. 68. 70. 331.
Gedichte, 224. 245.
Geisterseher, 106. 107. 109. 114. 122. 124.
Hochzeitgedicht, 15.
Horen, 155. 161. 167. 172. 189. 191.
Imhof, 20. 30. 31. 33.
Jungfrau von Orleans, 227. 229. 230. 239. 249.
Kabale und Liebe, 10. 12. 14. 20. 26. 28. 33. 37. 45—47. 50. 53. 54. 62. 64. 65. 69. 70. 87. 163. 261. 331.
Leichenphantasie, 1.
Macbeth, 230.
Malteser, 149. 210. 248. 254.
Maria Stuart, 20. 29. 31. 33. 227. 229. 230. 239. 240. 332.
Memoires, 118, 119. 154. 208. 209.
Millerin, Luise, s. Kabale und Liebe.
Musenalmanach für 1796, 159. 160.
— 1797, 198. 240.
— 1798, 213.
— 1799, 211.
Niederlande, 102. 105. 106. 117. 230. 333.
Prolog, 13.
Prosaische Schriften, 224. 230. 246. 254.
Räthsel, 239. 242.
Räuber, 10. 28. 51. 70. 95. 96. 99. 330. 331. 341.
Rechtsfälle, 154.
Repertorium, 20. 50.
Sanherib, Romanze, 21.
Tell, 254.
Thalia, 67. 72. 74. 75. 82—84. 87. 89—91. 93. 106. 107. 114. 117. 119. 120. 140. 142. 151. 155.
Turandot, 240.
Universalgeschichte, 124.
Verschwörungen, 84. 97. 104. 113. 117. 302. 333.
Wallenstein, Prolog, 211. 223. 224. 226. 249. 348.
— Johann Caspar, 145. 147. 201. 334. 337.
Schiller, Johann Friedrich, 53. 54.
— Karl Friedrich Ludwig, 140. 169.
— Louise Dorothea Katharina, 5. 7. 58. 79. 137. 141. 143. 163. 169. 189. 196. 225.
Schlichtegroll, A. H. J. 217.
Schlözer, A. L. 280.
Schluß, 267.
Schmid, K. 268.
Schmidt, H. 148. 336.
— Pfarrer, 126.
Schnorr von Karolsfeld, F. 122. 276.
Schott, J. G. 269.
Schramm, Jungfern, 120.
Schröder, F. L. XX.
— J. H. 86.
Schubart, C. F. D. 147. 210. 267. 273. 275. 276. 333.
Schütz, C. G. 120. 158. 166. 196.
— Frau, 120.
Schwab, G. 53. 247.
Schwan, C. F. 32. 37. 55—57. 62. 73.
— Margarethe, 32. 69.
Schwegler, J. D. 132.
Schweitzer, A. 275.
Seckendorf, von 256.
Seegner, von 120.
Seiler'sche Theatergesellschaft, 275.
Shakespeare, 9. 11. 37. 44. 95.
Siebold, K. C. 111.
Simanowiz, K. S. L. 147. 195. 336.
Sinzenich, H. 57. 70.
Smith, A. 9.
Solimena, F. 70.
Sophia Dorothea Königin von Preußen, 260.
Spieß, 260.
Staël-Holstein, A. L. G. von 248.
Stain, von 338.
Stark, J. C. 190. 221. 222.
Steiger, K. 148.
Stein, Frau von 259.
Stenon (Sten Sture II), 114.
Steuben, von 234.
— Frau, 131.
Stieglitz, H. 96.
Stieler, Hofrath, XX. 134. 215. 216. 245.
Stoll, Hauptmann, 230.
— Lieutenant, 230.
St. Real, 9. 97.
Straßer, Frau, 74.
Streckfuß, A. 147.
Streicher, A. XV. 4. 14. 20. 37. 59. 62. 73. 344.
Sulzer, J. G. 9.

Taſſo, 181.
Teichmann, J. B. 249.
Thorwaldſen, B. 285.
Thouret, N. F. 285.
Tiedemann, J. H. 267.
Trömel, P. 22. 101. 102. 149. 227. 254. 330.

Ulfilas, 231. 236.
Urlichs, L. 50. 61. 127. 130. 133. 135. 143. 145. 153. 172. 214. 237.
Uttenhoven, von 209.
Uz, J. P. 259—261.

Varillas, 105. 114.
Vertot, R. A. de 149.
Viglius, 105. 106. 110—112.
Villarceaux, von 196.
Viſcher, L. D. 8. 46. 72.
Voltaire, M. 260.
Voß, J. H. 253.

Wagner, H. 1. 243.
Walch, Rath, XXI.
Weber, J. C. 72.
Wendt, A. 261.
Werkmeiſter, P. B. M. 267.
Weſtermeyer, 149.
Weygand, Buchhändler, 14. 27. 28. 39.
Wieland, 9. 49. 51. 106. 187. 228. 275.
Winkler, C. G. Th. 301.
Wolzogen, Frau von XV. XVIII. 4. 11. 14. 15. 21. 31. 35. 45. 47. 49. 50. 54. 56. 67. 69. 75. 84. 87. 89. 93. 101. 111. 128. 266. 344.
— Alfred, 5. 75.
— Caroline, 15. 26. 32. 41. 47. 75. 102. 113. 163. 166—168. 201.
— Charlotte, 35. 49. 52. 89. 332.
— Karl, 99. 100.
— Wilhelm, 75. 98. 103. 113. 151. 200. 205. 244. 265. 272.
— Wilhelmine, 49.
Wurmb, L. von 50.
— K. 50.
— C. 50.

Yates, 66.
York von Wartenburg, Graf, 276.

Zahn, J. C. XXVI. 231. 235. 245.
Zimmermann, J. G. 9.
Zink, Präſident, 276.
Zumſteeg, J. R. 1. 73. 132. 267.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Sechszehnte Auflage.

Mit L. Schefer's Portrait.

Miniaturausgabe. 515 S. Geb. mit Goldschnitt 7 M.

Das Laienbrevier

in freier Bearbeitung

von

Dr. Julius Bolia.

Octav. V und 453 S. Geb. mit Goldschnitt 8 M.

Poetische Abende.

Von

Rudolph Genée.

Groß Octav. VIII und 439 S.

Geh. 9 M., geb. in Originalprachtband 11 M. 50 Pf.

Des

Geistes Pilgerfahrt.

Von

Franziska Gräfin Schwerin.

Denn wer sich nicht gebieten läßt, ist Sclave.
Wer sich von sich gebieten läßt, ist frei!

L. Scheler.

Sedez. VI und 108 S. Geb. mit Goldschnitt 3 M.

Der Stunden Gottesgruß.

Eine Apotheose des Lebens.

Den deutschen Müttern geweiht

von

Franziska Gräfin Schwerin.

Zweite, unveränderte Auflage.

Sedez. VIII und 156 S. Geb. mit Goldschnitt 4 M.

Elegie
auf den frühzeitigen Tod
Johann Chriſtian Weckerlins.

---

von ſeinen Freunden.

Stuttgart,
den 16ten Januar 1781.

Daſelbſt
mit Mäntleriſchen Schriften.

„Ihn aber hält am ernſten Orte
„Der nichts zurücke läßt
„Die Ewigkeit mit ſtarken Armen feſt„ —

Banges Sehnen, wie vorm nahen Sturme
Hallet her vom öden Trauerhauſe,
Todtenglocke fallen von des Grabes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem May der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Prahlen ſeiner Mutter,
Unſern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Menſch heißt folge mit!

Prahle ihr Eichen, die ihr hochveraltet
Stürmen ſtehet und den Donner weckt?
Und ihr Berge die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel die ihr Sonnen hegt?
Prahl der Greiß noch der auf ſtolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung fleugt?
Prahle der Held noch, der auf aufgethürmten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel ſteigt?
Wenn der Wurm ſchon naget in den Blüthen
Wer iſt Thor zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauren — wenn der Jüngling ſtirbt?

War Er nicht ſo muthig, kraftgeräſtet
War er nicht wie Lebens Konterfey?
Friſch wie Roß im Eiſenklang ſich breſtet
Wie der Vogel in den Lüften frey?
Da Er noch in unſern Reyhen hüpfte,
Da Er noch in unſern Armen ſprung,
Und ſein Herz an unſre Herzen knüpfte, —
O der ſchneidenden Erinnerung! —
Da Er uns — (o ahndende Gefühle
Hier auf eben dieſer Leichenflur)
Nur zu ſicher vor dem nahen Ziele
Das Gelübd der ewgen Treue ſchwur —

O ein Mißklang auf der groſſen Laute!
Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den Er ſeinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbariſches Gericht!
So viel Sehnen die im Grab erſchlaffen
So viel Keime die der Tod verweht,
Kräfte, für die Ewigkeit erſchaffen,
Gaben, für die Menſchheit ausgeſät, —
O in dieſes Meeres wildem Wetter,
Wo Verzweiflung Steur und Ruder iſt,
Bitte nur, geſchlagenſter der Bitter,
Daß der alles, alles, nur nicht GOtt entwiſcht!

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Roſenkleide
Und die Welt, die Welt war Ihm ſo ſüß —
Und ſo freundlich, ſo bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und ſo golden blinkte
Ihm des Lebens Paradiß;
Noch, als ſchon das Mutterauge thränt,
Unter Ihm das Todtenreich ſchon gähnt
Ueber Ihm der Parzen Faden riß,
Erd und Himmel Seinem Blick entſanken,
Floh Er ängſtlich vor dem Grabgedanken —
Ach die Welt iſt Sterbenden ſo ſüß.

Stumm und taub iſts in dem engen Hauſe
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach in ewig tiefer Pauſe
Feyern alle Deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne Deinen Hügel,
Ihre Glut empfindeſt Du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Weſtwinds Flügel,
Sein Geliſpel hörſt Du nicht mehr;
Liebe wird Dein Auge nie vergolden,
Nie umhallen Deine Braut wirſt du,
Nie, wenn unſre Thränen Stromweis rollten, —
Ewig, ewig, ewig ſinkt Dein Auge zu.

Aber wohl Dir! — köſtlich iſt Dein Schlummer,
Ruhig ſchläft ſichs in dem engen Haus
Mit der Freude ſtirbt hier auch der Kummer,
Rächeln auch der Menſchen Dunkle aus.
Ueber Dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte ſpeyn,
Ueber dich der Phariſäer eifern
Pfaffen dräuend dich der Hölle weyhn,
Gauner durch Apoſtel Maſken ſchielen
Und die Meze die Gerechtigkeit
Wie mit Würfeln, ſo mit Menſchen ſpielen,
Und ſo fort bis hin zur Ewigkeit.

Ueber Dir mag auch Fortuna gaukeln
Blind herum nach ihren Buhlen ſpähn,
Menſchen bald auf ſchwanken Thronen ſchaukeln,
Bald herum in wüſten Pfützen drehn;
Wohl Dir, wohl in Deiner ſchmalen Zelle;
Dieſem komiſchtragiſchem Gewühl,
Dieſer ungeſtümmen Glückswelle,
Dieſem poſſenhaften Lotterſpiel,
Dieſem faulen fleißigen Gewimmel
Dieſer arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — dieſem Teufelvollen Himmel
Schloß Dein Auge ſich auf ewig zu.

O du Nachbar! Nachbar doch in der Höhle,
Nachst doch ein freund Plaudier! —
Einsam ist der langen Nacht eine Stunde,
In dem Grab verschwert man manches Wort:
Und sind denn die Todten unsere Freunde?
Glaubst, theuerlich anhänglich
Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
Und der Lebende sie vom Schauplatz führt:
Nicht denn, der nach langgehegter Weise
Seine Larve tauschet mit Natur,
Und der Sprung vom König bis zur Fliegenspitze
Ist ein leichter Kleiderwechsel nur.

Sehr denn wohl Du Trauter unter Gute,
Eingewiegt von unsern Ergetzungen,
Schlummerst ruhig in der Grabeshütte
Schlummerst ruhig bis auf Wiederstehn!
Bis auf unsers Erdenwallens Hütte
Der Wandertag Verlassen hängt
Und nach ausgerichteten Botenzeugen
Unsrer Sternenwelt heute scheiden in Verwesung schwingt —
Bis verbrauchet von Jahrtausend Hauche
Gräber stehen — auf den nächtig Dohm
In gestirnbesäeter Planeten Mantle
Unsrer Staub die Geister umarmen —

Nicht in Wolken, wie die Meinen träumen,
Auch nicht in den Himmeln, wie die Dichter singen, —
Wer war gestern doch gewesen,
Ob es wahr ist, was den Pilger freute?
Ob noch gestern ein Gestirn sich?
Ob der Tagen ältest Grab gestern?
Ob es allen alte Phantasien? — —
Schon entfällt sind Du der Nachtzeit alter!
Mutterin schlecht dein hochumgürtetes Haupt,
Mutterin, die in tausendfachem Leide
Von des großen Vaters Reiche singt —

Sehet denn hin ihr schwarzen stummen Träger!
Leichte euch Herr vom großen Bürger auf!
Hinein auf Gottes ewigen Plätzen!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf.
Wo der Mensch der Gottes Nachtlicht prüfet?
Wo hat Ruh den Ahnungt durchschauet?
Heilig! Heilig! heil du Herr der Geister,
Wir verehren dich mit Grauen!
Erde mag zurück in Erde sinken,
Fliege der Geist hoch auf zum ewigen Hauch!
Unser Licht mag der Sternenwelt trinken,
Unser Liebe bauert ewig auch!

Die

Räuber.

Ein Schauſpiel.

Frankfurt und Leipzig.

1781.

Hippocrates.

Quæ medicamenta non sanant, *ferrum* sanat, quæ ferrum non sanat, *ignis* sanat.

Staatsbibliothek München

Perſonen:

Maximilian, regierender Graf von Moor.

Karl, Franz, } ſeine Söhne.

Amalia, von Edelreich.

Spiegelberg, Schweizer, Grimm, Razmann, Schufterle, Roller, Roſinsky, Schwarz, } Libertiner, nachher Banditen.

Herrmann, Baſtard von einem Edelmann.

Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.

Paſtor Moſer.

Ein Pater.

Räuberbande.

Nebenperſonen.

(Der Ort der Geſchichte iſt Teutſchland, die Zeit ohngefehr zwei Jahre.)

Vorrede.

Man nehme dieſes Schauſpiel für nichts anders, als eine dramatiſche Geſchichte, die die Vortheile der dramatiſchen Methode, die Seele gleichſam bei ihren geheimſten Operationen zu ertappen, benuzt, ohne ſich übrigens in die Schranken eines Theaterſtücks einzuzäunen, oder nach dem ſo zweifelhaften Gewinn bei theatraliſcher Verkörperung zu geizen. Man wird mir einräumen, daß es eine widerſinnige Zumuthung iſt, binnen drei Stunden drei auſſerordentliche

Menſchen zu erſchöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tauſend Räderchen abhänget, ſo wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet ſeyn, daß ſich drei auſſerordentliche Menſchen auch dem durchdringendſten Geiſterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblöſſen. Hier war Fülle ineinandergedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuenge Palliſaden des Ariſtoteles und Batteux einkeilen konnte.

Nun iſt es aber nicht ſowohl die Maſſe meines Schauſpiels, als vielmehr ſein Innhalt, der es von der Bühne verbannet. Die Oekonomie deſſelben machte es nothwendig, daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unſerer Sitten empört. Jeder Menſchenmaler iſt in dieſe Nothwendigkeit geſezt, wenn er anders eine Kopie der wirklichen

Welt,

Welt, und keine idealiſche Affektationen, keine Kompendienmenſchen will geliefert haben. Es iſt einmal ſo die Mode in der Welt, daß die Guten durch die Böſen ſchattiert werden, und die Tugend im Kontraſt mit dem Laſter das lebendigſte Kolorit erhält. Wer ſich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laſter zu ſtürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Geſeze an ihren Feinden zu rächen, ein ſolcher muß das Laſter in ſeiner nakten Abſcheulichkeit enthüllen, und in ſeiner koloſſaliſchen Gröſſe vor das Auge der Menſchheit ſtellen — er ſelbſt muß augenbliklich ſeine nächtlichen Labyrinthe durchwandern, — er muß ſich in Empfindungen hineinzuzwingen wiſſen, unter deren Widernatürlichkeit ſich ſeine Seele ſträubt.

Das Laſter wird hier mit ſamt ſeinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es läßt in

Franzen all die verworrenen Schauer des Gewiſſens in ohnmächtige Abſtraktionen auf, ſkeletiſirt die richtende Empfindung, und ſcherzt die ernſthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal ſo weit gebracht hat, (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden) ſeinen Verſtand auf Unkoſten ſeines Herzens zu verfeinern, dem iſt das Heiligſte nicht heilig mehr — dem iſt die Menſchheit, die Gottheit nichts — Beide Welten ſind nichts in ſeinen Augen. Ich habe verſucht, von einem Mißmenſchen dieſer Art ein treffendes lebendiges Konterfey hinzuwerfen, die vollſtändige Mechanik ſeines Laſterſyſtems auseinander zu gliedern — und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte ſich demnach im Verfolg dieſer Geſchichte, wie weit ihr's gelungen hat — Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächſt

Nächſt an dieſem ſtehet ein anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leſer in Verlegenheit ſezen möchte. Ein Geiſt, den das äuſſerſte Laſter nur reizet um der Gröſſe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erheiſchet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Menſch, ausgeſtattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die dieſe bekömmt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglükliche Konjunkturen entſcheiden für das zweyte und erſt am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem erſten. Falſche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geſeze überſprudelt, mußten ſich natürlicher Weiſe an bürgerlichen Verhältniſſen zerſchlagen, und zu dieſen enthouſiaſtiſchen Träumen von Gröſſe und Wirkſamkeit durfte ſich nur eine Bitterkeit gegen die unidealiſche Welt geſellen, ſo war

der seltsame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dörfen, daß ich dieses Gemählde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geisselt.

Auch ist izo der grosse Geschmak, seinen Wiz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr paßirt, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß sich in alltäglichen Assembleen von den sogenannten wizigen Köpfen mißhandeln, und ins lächerliche verzerren lassen; denn was ist so heilig und ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich

der

der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verſchafft habe, wenn ich dieſe muthwillige Schriftverächter in der Perſon meiner ſchändlichſten Räuber dem Abſcheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Dieſe unmoraliſche Karaktere, von denen vorhin geſprochen wurde, mußten von gewiſſen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geiſtes gewinnen, was ſie von Seiten des Herzens verlieren. Hierinn habe ich nur die Natur gleichſam wörtlich abgeſchrieben. Jedem, auch dem laſterhafteſten iſt gewiſſermaſſen der Stempel des göttlichen Ebenbilds aufgedrükt, und vielleicht hat der groſſe Böſewicht keinen ſo weiten Weg zum groſſen Rechtſchaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, deſto

weiter

weiter und ungeheurer ihre Verirrung, deſto imputabler ihre Verfälſchung.

Klopſtoks Adramelech wekt in uns eine Empfindung, worinn Bewunderung in Abſcheu ſchmilzt. Miltons Satan folgen wir mit ſchauderndem Erſtaunen durch das unwegſame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Greueln noch ein groſſes ſtaunenswürdiges Weib, und Shakeſpears Richard hat ſo gewiß an Leſer einen Bewunderer, als er auch ihn haſſen würde, wenn er ihm vor der Sonne ſtünde. Wenn es mir darum zu thun iſt, ganze Menſchen hinzuſtellen, ſo muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem böſeſten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tyger gewarnt haben will, ſo darf ich ſeine ſchöne

blen-

blendende Flekenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tyger beym Tyger vermiſſe. Auch iſt ein Menſch, der ganz Bosheit iſt, ſchlechterdings kein Gegenſtand der Kunſt, und äuſſert eine zurükſtoſſende Kraft, ſtatt daß er die Aufmerkſamkeit der Leſer feſſeln ſollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele erträgt ſo wenig anhaltende moraliſche Diſſonanzen, als das Ohr das Gekrizel eines Meſſers auf Glas.

Aber eben darum will ich ſelbſt mißrathen haben, dieſes mein Schauſpiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderſeits, beim Dichter und ſeinem Leſer, ſchon ein gewiſſer Gehalt von Geiſteskraft dazu; bei jenem, daß er das Laſter nicht ziere, bei dieſem, daß er ſich nicht von einer ſchönen Seite

beſte-

beſtechen laſſe, auch den häßlichen Grund zu ſchäzen. Meiner Seits entſcheide ein Dritter — aber von meinen Leſern bin ich es nicht ganz verſichert. Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gaſſenkehrer allein will verſtanden wiſſen, der Pöbel wurzelt, (unter uns geſagt) weit um, und gibt zum Unglük — den Ton an. Zu kurzſichtig mein Ganzes auszureichen, zu kleingeiſtiſch mein Groſſes zu begreifen, zu boshaft mein Gutes wiſſen zu wollen, wird er, fürcht' ich, faſt meine Abſicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Laſters, das ich ſtürze, darinn zu finden meynen, und ſeine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten laſſen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Vorrede.

Es iſt das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit, und unſre gute Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erſchöpfen, wenn ſie dem Unweſen durch ein heilſames Dekokt abhelfen wollten. Noch ſo viele Freunde der Wahrheit mögen zuſammenſtehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu ſeyn, und wenn Sonne und Mond ſich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid. Vielleicht hätt' ich den ſchwachherzigen zu frommen der Natur minder getreu ſeyn ſollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Miſt aus den Perlen ſtört, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt, und Waſſer erſäuft habe, ſoll darum Perle — Feuer — und Waſſer konfiſcirt werden?

Vorrede.

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Kataſtrophe mit Recht einen Plaz unter den moraliſchen Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt. Der Verirrte tritt wieder in das Gelaiſe der Geſeze. Die Tugend geht ſiegend davon. Wer nur ſo billig gegen mich handelt, mich ganz zu leſen, mich verſtehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtſchaffenen Mann in mir hochſchäze.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe.
1781.

Der Herausgeber.

Er-

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Franken

Saal im Mooriſchen Schloß.

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber iſt euch auch wohl, Vater? Ihr ſeht ſo blaß.

Der alte Moor. Ganz wol, mein Sohn — was hatteſt du mir zu ſagen?

Franz. Die Poſt iſt angekommen — ein Brief von unſerm Korreſpondenten in Leipzig —

D. a. Moor. Begierig. Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! hm! — So iſt es. Aber ich fürchte — ich weiß nicht — ob ich — eurer Geſundheit? — Iſt euch wirklich ganz wol, mein Vater?

D. a. Moor. Wie dem Fiſch im Waſſer! Von

meinem Sohne ſchreibt er? — wie kommſt du zu dieſer Beſorgniß? Du haſt mich zweymal gefragt.

Franz. Wenn ihr krank ſeyd — nur die leiſeſte Ahndung habt es zu werden, ſo laßt mich — ich will zu gelegnerer Zeit zu euch reden, halb vor ſich. Dieſe Zeitung iſt nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was werd ich hören?

Franz. Laßt mich vorerſt auf die Seite gehn, und eine Träne des Mitleids vergießen um meinen verlornen Bruder — ich ſollte' ſchweigen auf ewig — denn er iſt euer Sohn: Ich ſollte ſeine Schande verhüllen auf ewig — denn er iſt mein Bruder. — Aber euch gehorchen iſt meine erſte traurige Pflicht — darum vergebt mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßteſt du wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! Wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehen Jahre zuſetzen würde — mich zum Jüngling machen würde — da mich nun jede, ach! — einen Schritt näher ans Grab rückt!

Franz. Iſt es das, alter Mann ſo lebt wol — wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge.

D. a. Moor. Bleib! — Es iſt noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun — laß ihm ſeinen Willen, indem er ſich niederſetzt. Die Sünden ſeiner Väter

Väter werden heimgeſucht im Dritten und vierten Glied — laß ihns vollenden.

Franz nimmt den Brief aus der Taſche. Ihr kennt unſern Korreſpondenten! Seht! Den Finger meiner rechten Hand wollt ich drum geben, dürft ich ſagen, er iſt ein Lügner, ein ſchwarzer giftiger Lügner — — Faßt euch! Ihr vergebt mir, wenn ich euch den Brief nicht ſelbſt leſen laſſe — Noch dörft ihr nicht alles hören.

D. a. Moor. Alles, alles — mein Sohn, du erſparſt mir die Krücke.

Franz lieſt. „Leipzig vom 1. May. — Verbinde mich nicht eine unverbrüchliche Zuſage dir auch nicht das geringſte zu verhelen, was ich von den Schickſalen deines Bruders auffangen kann, liebſter Freund, nimmermehr würde meine unſchuldige Feder an dir zur Tyranninn geworden ſeyn. Ich kann aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieſer Art dein brüderliches Herz durchbohren müßen, mir iſts als ſäh ich dich ſchon um den Nichtswürdigen, den Abſcheulichen" — — Der alte Moor verbirgt ſein Geſicht. Seht Vater! ich leſe euch nur das glimpflichſte — „den Abſcheulichen in tauſend Thränen ergoſſen," ach ſie floßen — ſtürzten ſtromweis von dieſer mitleidigen Wange — „mir iſts, als ſäh ich ſchon deinen alten, frommen Vater Todtenbleich" — Jeſus Maria! ihr ſeyds, eh ihr noch das mindeſte wiſſet?

D. a. Moor. Weiter! Weiter!

Franz. „Todtenbleich in seinen Stuhl zurücktaumeln, und dem Tage fluchen an dem ihm zum erstenmal Vater entgegengestammelt ward. Man hat mir nicht alles entdecken mögen, und von dem wenigen das ich weis erfährst du nur weniges. Dein Bruder scheint nun das Maas seiner Schande gefüllt zu haben; ich wenigstens kenne nichts über dem was er wirklich erreicht hat, wenn nicht sein Genie das meinige hierinn übersteigt. Gestern um Mitternacht hatte er den großen Entschluß, nach vierzig tausend Dukaten Schulden — ein hübsches Taschengeld Vater — nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entjungfert, und ihren Galan einen braven Jungen von Stand im Duell auf den Tod verwundet mit sieben andern, die er mit in sein Luderleben gezogen dem Arm der Justiz zu entlaufen" — Vater! Um Gotteswillen Vater! wie wird euch?

D. a. Moor. Es ist genug. Laß ab mein Sohn!

Franz. Ich schone eurer — „man hat ihm Steckbriefe nachgeschickt, die Beleidigte schreyen laut um Genugthuung, ein Preiß ist auf seinen Kopf gesetzt — der Name Moor" — Nein! Meine arme Lippen sollen nimmermehr einen Vater ermorden! zerreißt den Brief. Glaubt es nicht Vater! glaubt ihm keine Silbe!

D. a.

D. a. Moor weint bitterlich. Mein Nahme! Mein ehrlicher Name!

Franz fällt ihm um den Hals. Schändlicher, dreimal ſchändlicher Karl! Ahndete mirs nicht, da er noch ein Knabe den Mädels ſo nachſchleuderte mit Gaßenjungen und elendem Geſindel auf Wieſen und Bergen ſich herumhezte, den Anblick der Kirche, wie ein Miſſethäter das Gefängniß, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte dem erſten dem beſten Bettler in den Hut warf, während daß wir daheim mit frommen Gebeten, und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? — Ahndete mirs nicht da er die Abendtheuer des Julius Cäſar und Alexander Magnus und anderer ſtockfinſterer Heyden lieber las als die Geſchichte des bußfertigen Tobias? — Hundertmal hab ichs euch geweiſſagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen Pflicht, — der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande ſtürzen! — O daß er Moors Nahmen nicht trüge! daß mein Herz nicht ſo warm für ihn ſchlüge! Die gottloſe Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterſtuhl anklagen.

D. a. Moor. Oh — meine Ausſichten! Meine goldenen Träume!

Franz. Das weis ich wol. Das iſt es ja was ich eben ſagte. Der feurige Geiſt, der in dem Buben lodert, ſagtet ihr immer, der ihn für jeden

Reiz von Größe und Schönheit so empfindlich
macht; diese Offenheit die seine Seele auf der
Auge spiegelt, diese Weichheit des Gefühls, die
ihn bey jedem Leiden in weinende Sympathie da
hinschmelzt, dieser männliche Muth der ihn auf
den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet, und über
Gräben und Pallisaden und reißende Flüße jagt;
dieser kindische Ehrgeitz, dieser unüberwindliche
Starrsinn, und alle diese schöne glänzende Tugen-
den, die im Vaterschnuchen keimten, werden ihn
dereinst zu einem warmen Freund eines Freundes,
zu einem treflichen Bürger, zu einem Helden,
zu einem großen großen Manne machen — seht
ihrs nun Vater! — der feurige Geist hat sich ent-
wickelt, ausgebreitet, herrliche Früchte hat er ge-
tragen. Seht diese Offenheit, wie hübsch sie sich
zur Frechheit herumgedreht hat, seht diese Weichheit
wie zärtlich sie für Koketten girret, wie so empfind-
sam für die Reitze einer Phryne! Seht dieses
feurige Genie, wie es das Oel seines Lebens in
sechs Jährgen so rein weggebrannt hat, daß er bei
lebendigem Leibe umgeht, und da kommen die Leu-
te, und sind so unverschämt und sagen: c'est l'amour
qui a fait ça! Ah! seht doch diesen kühnen unter-
nehmenden Kopf, wie er Plane schmiedet und aus-
führt, vor denen die Heldenthaten eines Kartou-
ches und Howards verschwinden! — Und wenn erst
diese prächtigen Keime zur vollen Reife erwachsen,
— was

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10412/019

— was läßt ſich auch von einem ſo zarten Alter Vollkommenes erwarten? — Vielleicht Vater erlebet ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, das in der heiligen Stille der Wälder reſidiret, und dem müden Wanderer ſeine Reiſe um die Hälfte der Bürde erleichtert — vielleicht könnt ihr noch, eh ihr zu Grabe geht, eine Wallfarth nach ſeinem Monumente thun, das er ſich zwiſchen Himmel und Erden errichtet — vielleicht, o Vater, Vater, Vater — ſeht euch nach einem andern Nahmen um, ſonſt deuten Krämer und Gaßenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplaz im Portrait geſehen haben.

D. a. Moor. Und auch du mein Franz auch du? O meine Kinder! Wie ſie nach meinem Herzen zielen!

Franz. Ihr ſeht, ich kann auch witzig ſeyn, aber mein Witz iſt Skorpionſtich. — Und dann der trockne Alltagsmenſch, der kalte, hölzerne Franz, und wie die Titelgen alle heißen mögen, die euch der Contraſt zwiſchen ihm und mir mocht eingegeben haben, wenn er euch auf dem Schooße ſaß oder in die Backen zwickte — der wird einmal zwiſchen ſeinen Gränzſteinen ſterben, und modern und vergeßen werden, wenn der Ruhm dieſes Univerſalkopfs von einem Pole zum andern fliegt — Ha! mit gefaltnen Händen dankt dir o Himmel!

der kalte, trockne, hölzerne Franz — daß er nicht iſt wie dieſer!

D. a. Moor. Vergib mir mein Kind; zürne nicht auf einen Vater, der ſich in ſeinen Planen betrogen findet. Der Gott der mir durch Karln Tränen zuſendet, wird ſie durch dich mein Franz aus meinen Augen wiſchen.

Franz. Ja Vater aus euren Augen ſoll er ſie wiſchen. Euer Franz wird ſein Leben dran ſezen das eurige zu verlängern. Euer Leben iſt das Orakel, das ich vor allem zu Rathe ziehe, über dem was ich thun will, der Spiegel durch den ich alles betrachte — keine Pflicht iſt mir ſo heilig die ich nicht zu brechen bereit bin, wenn's um euer koſtbares Leben zu thun iſt. — Ihr glaubt mir das?

D. a. Moor. Du haſt noch große Pflichten auf dir mein Sohn — Gott ſegne dich für das was du mir warſt und ſeyn wirſt!

Franz. Nun ſagt mir einmal — Wenn ihr dieſen Sohn nicht den Euren nennen müßter, ihr wärt ein glücklicher Mann?

D. a. Moor. Stille o ſtille! da ihn die Wehmutter mir brachte hub ich ihn gen Himmel und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

Franz. Das ſagtet ihr. Nun habt ihrs gefunden? Ihr beneidet den ſchlechteſten eurer Bauren, daß er nicht Vater iſt zu dieſem — Ihr habt Kummer ſo lang ihr dieſen Sohn habt. Dieſer Kummer

mer wird wachſen mit Karln. Dieſer Kummer wird euer Leben untergraben.

D. a. Moor. Oh! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

Franz. Nun alſo — wenn ihr dieſes Sohnes euch entäuſſertet?

D. a. Moor aufbrauſend. Franz! Franz! was ſagſt du?

Franz. Iſt es nicht dieſe Liebe zu ihm die euch all den Gram macht. Ohne dieſe Liebe iſt er für euch nicht da. Ohne dieſe ſtrafbare dieſe verdammliche Liebe iſt er euch geſtorben — iſt er euch nie gebohren. Nicht Fleiſch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, ſo iſt dieſe Abart auch euer Sohn nicht mehr, und wär er aus eurem Fleiſche geſchnitten. Er iſt euer Augapfel geweſen bisher, nun aber, ärgert dich dein Auge, ſagt die Schrift, ſo reiß es aus. Es iſt beſſer einäugig gen Himmel, als mit zwey Augen in die Hölle. Es iſt beſſer kinderlos gen Himmel, als wenn beyde Vater und Sohn in die Hölle fahren. So ſpricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du willſt ich ſoll meinen Sohn verfluchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn ſollt ihr nicht verfluchen. Was heißt ihr euren Sohn? — dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er ſich auch alle erſinnliche Mühe gibt das eurige zu verkürzen?

D. a. Moor. Oh das iſt allzuwahr! das iſt ein Gericht über mich. Der Herr hats ihm geheißen!

Franz. Seht ihrs, wie kindlich euer Buſenkind an euch handelt. Durch eure Väterliche Theilnehmung erwürgt er euch, mordet euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz ſelbſt beſtochen euch den Garaus zu machen. Seyd ihr einmal nicht mehr, ſo iſt er Herr eurer Güter, König ſeiner Triebe. Der Damm iſt weg, und der Strom ſeiner Lüſte kann izt freyer dahinbrauſen. Denkt euch einmal an ſeine Stelle! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünſchen — wie oft den Bruder — die ihm im Lauf ſeiner Excesse ſo unbarmherzig im Weeg ſtehen. Iſt das aber Liebe gegen Liebe? Iſt das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde? Wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm ſeiner Väter der ſich ſchon ſieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in Einer wollüſtigen Minute aufs Spiel ſetzt? Heißt ihr das euren Sohn? Antwortet? heißt ihr das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebſtes köſtliches Kind, deſſen ewiges Studium iſt, keinen Vater zu haben — O daß ihrs begreiffen lerntet! daß euch die Schuppen fielen vom Auge! aber eure Nachſicht muß ihn

in

ſeinen Liederlichkeiten beveſtigen; euer Vorſchub ihnen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von ſeinem Haupte laden, auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammniß fallen.

D. a. Moor. Gerecht! ſehr gerecht! — Mein mein iſt alle Schuld!

Franz. Wie viele Tauſende, die voll geſoffen haben vom Becher der Wolluſt, ſind durch Leiden gebeſſert worden. Und iſt nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaas begleitet, ein Fingerzeig des göttlichen Willens. Sollte ihn der Menſch durch ſeine grauſame Zärtlichkeit verkehren? Soll der Vater das ihm anvertraute Pfand auf ewig zu Grund richten? — Bedenkt Vater, wenn ihr ihn ſeinem Elend auf einige Zeit preiß geben werdet, wird er nicht entweder umkehren müſſen und ſich beſſern? oder er wird auch in der großen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater der die Rathſchlüſſe einer höheren Weißheit durch Verzärtlung zernichtet! — Nun Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm ſchreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine heilſame Wirkung thun.

D. a.

D. a. Moor. stemmt. Biß er anders worden!

Franz. Schon recht, schon recht — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, euer Mitleid erweint, eure Vergebung sich erschmeichelt, und morgen hingeht und eurer Schwachheit spottet im Arm seiner Huren? — Nein Vater! Er wird freywillig wiederkehren, wenn ihn sein Gewissen rein gesprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm das auf der Stelle schreiben.

Franz. Halt! noch ein Wort Vater! Eure Entrüstung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werffen, die ihm das Herz zerspalten würden — und, dann — glaubt ihr nicht daß er das schon für Verzeihung nehmen werde, wenn ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wirds besser seyn! ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Thu das mein Sohn. — Ach! es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib ihm — —

Franz. stutzt. Dabey bleibts also?

D. a. Moor. Schreib ihm daß ich tausend blutige Thränen, tausend schlaflose Nächte — Aber bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung.

Franz. Wollt ihr euch nicht zu Bette legen Vater? Es griff euch hart an,

D. a. Moor. Schreib ihm daß die Väterliche Brust

Ich

— Ich ſage dir bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung. Geht traurig ab.

Franz. mit Lachen ihm nachſehend. Tröſte dich Alter, du wirſt ihn nimmer an dieſe Bruſt drücken, der Weg dazu iſt ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle — Er war aus deinen Armen geriſſen, ehe du wußteſt daß du es wollen könteſt — da müßt ich ein erbärmlicher Stümper ſeyn, wenn ichs nicht einmal ſo weit gebracht hätte einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu lösen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre — Ich hab einen magiſchen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überſpringen ſoll — Glück zu Franz! Weg iſt das Schooskind — Der Wald iſt heller. Ich muß dieſe Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte jemand meine Handſchrifft kennen? er liest die zerriſſenen Briefſtücke zuſammen. — Und Gram wird auch den Alten bald fortſchaffen, — und ihr muß ich dieſen Karl, aus dem Herzen reiſſen, wenn auch ihr halbes Leben dran hängen bleiben ſollte.

Ich habe groſſe Rechte, über die Natur ungehalten zu ſeyn, und bey meiner Ehre! ich will ſie geltend machen. — Warum bin ich nicht der erſte aus Mutterleib gekrochen? Warum nicht der Einzige? Warum mußte ſie mir dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders als ob ſie bey meiner Geburt einen Reſt geſezt hätte?

hätte? Wann gerade mir die Lappländers Naſe? Gerade mir dieſes Mohrenmaul? Dieſe Hottentotten Augen? Wirklich ich glaube ſie hat von allen Menſchenſorten das Scheußliche auf einen Hauffen geworfen, und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben jenem dieſes zu verleyhen, und mir vorzuenthalten? Könnte ihr jemand darum hofiren, eh er entſtund? Oder ſie beleidigen, eh er ſelbſt wurde? Warum gieng ſie ſo parteylich zu Werke?

Nein! Nein! Ich thu ihr Unrecht. Gab ſie uns doch Erfindungs-Geiſt mir, ſetzte uns nackt and armſelig ans Ufer dieſes groſſen Ozeans Welt — Schwimme, wer ſchwimmen kann, und wer zu plump iſt geh unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das iſt nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Gröſten und Kleinſten, Anſpruch wird an Anſpruch, Trieb an Trieb, und Krafft an Krafft zernichtet. Das Recht wohnet beym Ueberwältiger, und die Schranken unſerer Krafft ſind unſere Geſeze.

Wohl gibt es gewiße gemeinſchafftliche Pakta, die man geſchloßen hat, die Pulſe des Weltzirkels zu treiben. Ehrlicher Nahme! — Wahrhaftig eine reichhaltige Münze mit der ſich meiſterlich ſchachern läßt, wers verſteht, ſie gut auszugeben. Gewiſſen, — o ja freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirſchbäumen wegzuſchrecken! —

auch

auch das ein gut geschriebener Wechselbrief mit dem auch der Bankerotirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That, sehr lobenswürdige Anstalten, die Narren im Respekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Geschneiden es desto bequemer haben. Ohne Anstand, recht schmakische Anstalten! Kommen wir für, wie die Hecken die meine Bauren gar schlau um ihre Felder herumführen. daß ja kein Haase drüber tezt, ja beileibe kein Haare! — Aber der gnädige Herr gibt seinem Rappen den Sporn, und galoppirt weich über der Weyland Aerndte.

Armer Haase! Es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Haase seyn müßen auf dieser Welt — Aber der gnädige Herr braucht Haasen!

Also frisch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet ist nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet. Es ist izo die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man sie nach Belieben weiter und enger schnürt. Wir wollen uns ein Gewissen nach der neuesten Facon anmessen lassen, um es hübsch weiter aufzuschnallen wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer sogenannten Blutliebe schwazen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte — Das ist dein Bruder! — das ist verdollmetscht; Er ist

aus

aus eben dem Ofen geschossen worden, aus dem du geschossen bist — also sei er dir heilig! — Merkt doch einmal diese verzwickte Consequenz, diesen poßierlichen Schluß von der Nachbarschaft der Leiber auf die Harmonie der Geister; von eben derselben Heimat zu eben derselben Empfindung; von einerley Kost zu einerley Neigung. Aber weiter — es ist dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du bist sein Fleisch, sein Blut — also sey er dir heilig. Wiederum eine schlaue Konsequenz! Ich möchte doch fragen, warum hat er mich gemacht? doch wol nicht gar aus Liebe zu mir, der erst ein Ich werden sollte? Hat er mich gekannt ehe er mich machte? Oder hat er mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünscht, da er mich machte? Wußte er was ich werden würde? das wollt ich ihm nicht rathen, sonst möcht ich ihn dafür strafen, daß er mich doch gemacht hat? Kann ichs ihm Dank wissen, daß ich ein Mann wurde? So wenig als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die sich nicht auf Achtung gegen mein Selbst gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbst vorhanden seyn, das erst dardurch entstehen sollte, davon es die Voraussetzung seyn muß? Wo sitzt dann nun das Heilige? Etwa im Aktus selber durch den ich entstund? — Als wenn dieser etwas mehr wäre als viehischer Prozeß zur Stillung

lung viehiſcher Begierden? Oder ſtikt es vielleicht im Reſultat dieſes Aktus, der doch nichts iſt als eiſerne Nothwendigkeit, die man ſo gern wegwünſchte, wenns nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehn müßte. Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? das iſt eine Eitelkeit von ihm, die Schooßſünde aller Künſtler, die ſich in ihrem Werk kokettieren, wär es auch noch ſo heßlich. — Sehet alſo das iſt die ganze Hexerey, die ihr in einen heiligen Nebel verſchleyert unſre Furchtſamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln laſſen wie einen Knaben?

Friſch alſo! mutig ans Werk! — Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einſchränkt daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich ſeyn, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht ab.

Zweyte Scene.

Schenke an den Gränzen von Sachſen.

Karl v. Moor in ein Buch vertieft. **Spiegelberg** trinkend am Tiſch.

Karl v. Moor legt das Buch weg. Mir ekelt vor dieſem Tintenkleckſenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch leſe von großen Menſchen.

Spiegelberg stellt ihm ein Glas hin, und trinkt. Den Josephus mußt du lesen.

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt, dafür nimmt man izt die Flamme von Berlappenmeel — Theaterfeuer, das keine Pfeiffe Tabak anzündet. Da krabbeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules, und studieren sich das Mark aus dem Schädel was das für ein Ding sey, das er in seinen Hoden geführt hat? Ein französischer Abbe dozirt, Alexander sei ein Haasenfuß gewesen, ein schwindsüchtiger Professor hält sich bey jedem Wort ein Fläschgen Salmiakgeist vor die Nase, und ließt ein Kolleginm über die Kraft. Kerls, die in Ohnmacht fallen wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fischen Phrasen aus der Schlacht bey Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponiren müßen.

Spiegelberg. Das ist ja recht Alexandrinisch gesinnt.

Moor. Schöner Preiß für euren Schweiß in der Feldschlacht, daß ihr jezt in Gymnasien lebet, und eure Unsterblichkeit in einem Bücherriemen mühsam fortgeschleppt wird. Kostbarer Ersaz eures verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt — oder, wenns glüklich geht, von einem französischen Trägdoienschreiber

der auf Stelzen geſchraubt, und mit Drathfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Spiegelberg mit. Lies den Joſephus, ich bitte dich drum.

Moor. Pfui! Pfui über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert, zu nichts nüze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Kommentationen zu ſchinden, und zu verhunzen mit Trauerſpielen. Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menſchen fortpflanzen helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!

Moor. Da verrammeln ſie ſich die geſunde Natur mit abgeſchmackten Konvenzionen, haben das Herz nicht ein Glas zu leeren, weil ſie Geſundheit dazu trinken müßen — beleken den Schuhputzer, daß er ſie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den ſie nicht fürchten. Vergöttern ſich um ein Mittageſſen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufſtreich überboten wird. — Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit ſie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug von dem Pfarrer, damit ſie ſehen, wie ſeine Perücke friſirt iſt. — Fallen in Ohnmacht, wenn ſie eine Gans bluten ſehen, und klatſchen in die Hände, wenn

ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht — — So warm ich ihnen die Hand drückte — „nur noch einen Tag" — Umsonst! — Ins Loch mit dem Hund! — Bitten! Schwüre! Tränen auf den Boden stampfend. Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um so ein paar tausend laufige Dukaten —

Moor. Nein ich mag nicht daran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesez hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesez hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freyheit brütet Koloße und Extremitäten aus. Sie verpallisadiren sich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofiren der Laune seines Magens, und lassen sich klemmen von seinen Winden. — Ah! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster seyn sollen. Er wirft den Degen auf den Tisch und steht ab.

Spiegelberg aufspringend. Bravo! Bravissimo! du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was ins Ohr sagen Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann dazu — sauf Bruder sauf — wie wärs wenn wir Juden

würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?

Moor lacht aus vollem Halſe. Ah! Nun merk ich — nun merk ich — du willſt die Vorhaut aus der Mode bringen, weil der Barbier die deinige ſchon hat?

Spiegelberg. Daß dich Bärenhäuter! Ich bin freylich wunderbarerweiß ſchon voraus beſchnitten. Aber ſag, iſt das nicht ein ſchlauer und herzhafter Plan? Wir laſſen ein Manifeſt ausgehen in alle vier Enden der Welt und zitiren nach Paläſtina, was kein Schweinefleiſch ißt. Da beweiß ich nun durch trifftige Dokumente, Herodes der Vierfürſt ſei mein Großahnherr geweſen, und ſo ferner. Das wird ein Viktoria abgeben, Kerl, wenn ſie wieder ins Trockene kommen, und Jeruſalem wieder aufbauen dörfen. Jzt friſch mit den Türken aus Aſien, weil's Eiſen noch warm iſt, und Zedern gehauen aus dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geſchachert mit alten Borden und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile —

Moor nimmt ihn lächelnd bey der Hand. Kamerad! Mit den Narrenſtreichen iſts nun am Ende.

Spiegelberg ausg. Pfui, du wirſt doch nicht gar den verlorenen Sohn ſpielen wollen? Ein Kerl wie du der mit dem Degen mehr auf die Geſichter gekrizelt hat, als drey Subſtituten in einem Schaltjahr ins Befehlbuch ſchreiben! Soll ich dir

von der großen Hundsleiche vorerzehlen? ha! ich muß nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, das wird Feuer in deine Adern blasen, wenn dich sonst nichts mehr begeistert. Weißt du noch wie die Herren vom Kollegio deiner Dogge das Bein hatten abschießen lassen, und du zur Revange liessest ein Fasten ausschreiben in der ganzen Stadt. Man schmollte über dein Rescript. Aber du nicht faul, lässest alles Fleisch auffkauffen in ganz L.. daß in acht Stund kein Knoch mehr zu nagen ist in der ganzen Rundung, und die Fische anfangen im Preiße zu steigen. Magistrat und Bürgerschaft düßelten Rache. Wir Purschе frisch heraus zu siebzehn hundert, und du an der Spize, und Mezger, und Schneider und Krämer hinterher, und Wirth und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu lauffen wider die Stadt wenn man den Purschen ein Haar krümmen wollte. Da giengs aus, wie's Schießen zu Hornberg, und mußten abziehen mit langer Nase. Du läßest Doktores kommen ein ganzes Koncilium, und botst drey Dukaten wer dem Hund ein Recept schreiben würde. Wir sorgten die Herren werden zuviel Ehr im Leib haben und Nein sagen und hattens schon verabredt sie zu forciren. Aber das war unnöthig, die Herren schlugen sich um die drey Dukaten, und kams im Abstreich herab auf drei Bazen, in einer Stund sind zwölf Recepte geschrieben, daß das Thier auch bald drauf verreckte. Mo-

Moor. Schändliche Kerls!

Spiegelberg. Der Leichenpomp wird veranſtaltet in aller Pracht, Karmina gabs die ſchwere Meng um den Hund, und zogen wir aus des Nachts gegen tauſend, eine Laterne in der einen Hand, unſre Raufdegen in der andern, und ſo fort durch die Stadt mit Glockenſpiel und Geklimper, bis der Hund beigeſezt war. Drauf gabs ein Freſſen, das währt bis an den lichten Morgen, da bedankteſt du dich bey den Herren für das herzliche Beileid, und ließeſt das Fleiſch verkauffen ums halbe Geld. Mort de ma vie, da hatten wir dir Reſpekt, wie eine Garniſon in einer eroberten Veſtung —

Moor. Und du ſchämſt dich nicht damit groß zu pralen? Haſt nicht einmal ſo viel Schaam dich dieſer Streiche zu ſchämen?

Spiegelberg. Geh, geh. Du biſt nicht mehr Moor. Weiſt du noch wie tauſendmal du die Flaſche in der Hand den alten Filzen haſt aufgezogen, und geſagt: Er ſoll nur drauf los ſchaben und ſcharren, du wolleſt dir dafür die Gurgel abſauffen. — Weiſt du noch? he? weiſt du noch? O du heilloſer, erbärmlicher Pralhanß! das war noch männlich geſprochen, und edelmännisch, aber —

Moor. Verflucht ſeyſt du, daß du mich dran erinnerſt! Verflucht ich, daß ich es ſagte! Aber es

war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht was meine Zunge prallte.

Spiegelberg schüttelt den Kopf. Nein! nein! nein! das kann nicht seyn. Unmöglich Bruder, das kann dein Ernst nicht seyn. Sag, Brüderchen, ist es nicht die Noth die dich so stimmt? Kommt, laß dir ein Stükchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt ich neben meinem Hauß einen Graben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten hinüber zu springen. Aber das war umsonst. Plumpf! lagst du, und ward ein Gezisch und Gelächter über dir, und wurdest mit Schneeballen geschmissen über und über. Neben meinem Hauß lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine so bißige Bestie, die die Mädels wie der Blitz am Rockzipfel hatte, wenn sie sichs versahn, und zu nah dran vorbey strichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken wo ich nur konnte, und wollt halb krepiren vor Lachen wenn mich dann das Luder so giftig anstierte, und so gern auf mich losgerannt wär, wenns nur gekonnt hätte. — Was geschieht? Ein andermal mach ichs ihm auch wieder so, und werf ihn mit einem Stein so derb an die Ripp, daß er vor Wuth von der Kette reißt und auf mich dar, und ich wie alle Donnerwetter reißaus und davon — Tausend Schwerenoth! Da ist dir just der vermaledeyte Graben dazwischen.

Was

Was zu thun? Der Hund iſt mir hart an den Ferſen und wüthig, alſo kurz reſolvirt — ein Anlauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt ich Leib und Leben zu danken; die Beſtie hätte mich zu Schanden geriſſen.!

Moor. Aber wozu izt das?

Spiegelberg. Dazu — daß du ſehen ſollſt, wie die Kräfte wachſen in der Noth. Darum laß ich mirs auch nicht bange ſeyn, wenns aufs äuſſerſte kommt. Der Muth wächſt mit der Gefahr; Die Kraft erhebt ſich im Drang. Das Schickſal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir ſo queer durch den Weg ſtreicht.

Moor ärgerlich. Ich wüßte nicht wozu wir den Muth noch haben ſollten, und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. So? — Und du willſt alſo deine Gaben in dir verwittern laſſen? Dein Pfund vergraben? Meynſt du, deine Stinkereyen in Leipzig machen die Gränzen des menſchlichen Witzes aus? Da laß uns erſt in die große Welt kommen. Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Nahmen eines ehrlichen Mannes grüßt. Da iſt es auch ein Seelenjubilo, wenn man das Handwerk ins große praktizirt. — Du wirſt gaffen! Du wirſt Augen machen!

Wart, und wie man Handſchriften nachmacht, Würffel verdreht, Schlöſſer aufbricht, und den Koffern das Eingeweid ausſchüttet — das ſollſt du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille ſoll man an den nächſten beſten Galgen knüpfen, die bei geraden Fingern verhungern will.

Moor zerſtreut. Wie? Du haſt es wol gar noch weiter gebracht?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du ſetzeſt ein Mißtrauen in mich. Wart, laß mich erſt warm werden; du ſollſt Wunder ſehen, dein Gehirnchen ſoll ſich im Schädel umdrehen, wenn mein kreiſender Witz in die Wochen kommt. — Steht auf, ſitzt. Wie es ſich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Rieſenplane gähren in meinem ſchöpfriſchen Schedel. Verfluchte Schlafſucht! Sich vor'n Kopf ſchlagend. Die bisher meine Kräffte in Ketten ſchlug, meine Ausſichten ſperrte und ſpannte; ich erwache, fühle wer ich bin — wer ich werden muß!

Moor. Du biſt ein Narr. Der Wein bramarbaſirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg ſteht. Spiegelberg, wird es heißen, kannſt du herren Spiegelberg? Es iſt Schade daß du kein General worden biſt, Spiegelberg, wird der König ſagen, du hätteſt die Oeſtreicher durch

ein

ein Knopfloch gejagt. Ja, hör ich die Dokters jammern, es iſt unverantwortlich daß der Mann nicht die Medizin ſtudirt hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden. Ach! und daß er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat, werden die Sullys in ihren Kabinetten ſeufzen, er hätte aus Steinen Louisd'ore hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heißen in Oſten und Weſten, und in den Koth mit euch ihr Memmen, ihr Kröten, indeß Spiegelberg mit ausgeſpreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms empor fliegt.

Moor. Glück auf den Weeg! Steig du auf Schandſäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Hayne, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab ich meinem Vater um Vergebung geſchrieben, hab ihm nicht den kleinſten Umſtand verſchwiegen, und wo Aufrichtigkeit iſt, iſt auch Mitleid und Hilfe. Laß uns Abſchied nehmen Moriz Wir ſehen uns heut, und nie mehr. Die Poſt iſt angelangt. Die Verzeihung meines Vaters iſt ſchon innerhalb dieſer Stadtmauren.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. Razmann treten auf.

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns auskundschaftet?

Grimm. Daß wir keinen Augenblick ſicher ſind aufgehoben zu werden?

Moor. Mich wunderts nicht. Es gehe wie es will! ſahe ihr den Schwarz nicht? ſagt er euch von keinem Brief, den er an mich hätte?

Roller. Schon lang ſucht er dich, ich vermuthe ſo etwas.

Moor. Wo iſt er, wo, wo? will eilig fort.

Roller. Bleib! wir haben ihn hieher beſchieden. Du zitterſt? —

Moor. Ich zittre nicht. Warum ſollt ich auch zittern? Kameraden! dieſer Brief - freut euch mit mir! Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne, warum ſollt ich zittern?

Schwarz tritt auf.

Moor fliegt ihm entgegen. Bruder, Bruder, den Brief! den Brief!

Schwarz.

Schwarz giebt ihm den Brief, den er haſtig aufbricht. Was iſt dir? wirſt du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl iſt unſinnig. Er macht Geſtus wie beym ſankt Veits Tanz.

Schufterle. Sein Verſtand geht im Ring herum. Ich glaub er macht Verſe.

Razmann. Spiegelberg! He Spiegelberg! — Die Beſtie hört nicht.

Grimm ſchüttelt ihn. Kerl! träumſt du, oder? —

Spiegelberg der ſich die ganze Zeit über mit den Pantomimen eines Projektmachers im Studeneck abgearbeitet hat, ſpringt wild auf. La Bourse ou la vie! und packt Schweizern an der Gurgel, der ihn gelaſſen an die Wand wirft. — Moor läßt den Brief fallen, und rennt hinaus. Alle fahren auf.

Roller ihm nach. Moor! wonaus, Moor? was beginnſt du?

Grimm. Was hat er, was hat er? Er iſt bleich wie die Leiche.

Schweizer. Das müſſen ſchöne Neuigkeiten ſeyn! Laß doch ſehen!

Roller nimmt den Brief von der Erde, und lieſt.

„Unglücklicher Bruder!“ der Anfang klingt luſtig. „Nur kürzlich muß ich dir melden, daß deine Hoffnung vereitelt iſt — du ſollſt hingehen, läßt dir der Vater ſagen, wohin dich deine Schandthaten führen. Auch, ſagt er, werdeſt du dir keine Hoffnung machen, jemals Gnade zu ſeinen Füſſen zu erwimmern, wenn du nicht gewärtig ſeyn wolleſt, im unterſten Gewölb ſeiner Thürme mit Waſſer und Brod ſo lang traktirt zu werden, bis deine Haare wachſen wie Adlers-Federn, und deine Nägel wie Vogelsklauen werden. Das ſind ſeine eigene Worte. Er befiehlt mir den Brief zu ſchlieſſen. Leb wohl auf ewig! Ich bedaure dich —

Franz von Moor.“

Schweizer. Ein zukerſüßes Brüdergen! In der That! — Franz heißt die Kanaille?

Spiegelberg lacht herzlich ſchmeichend. Von Waſſer und Brod iſt die Rede? Ein ſchönes Leben! Da hab ich anders für euch geſorgt! Sagt' ichs nicht, ich müßt' am Ende für euch alle denken?

Schweizer. Was ſagt der Schafskopf? der Eſel will für uns alle denken?

Spiegelberg. Haaſen, Krüppel, lahme Hunde

de ſeyd ihr alle, wenn ihr das Herz nicht habt etwas Groſſes zu wagen?

Roller. Nun, das wären wir freylich, du haſt recht — aber wird es uns auch aus dieſer vermaledeyten Lage reiſſen, was du wagen wirſt? wird es? —

Spiegelberg mit einem ſtolzen Geſichte. Armer Tropf! aus dieſer Lage reiſſen? hahaha! — aus dieſer Lage reiſſen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit traut deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein Hundsvot ſeyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte. Zu Helden, ſag ich dir, zu Freyherrn, zu Fürſten, zu Göttern wirds euch machen!

Razmann. Das iſt viel auf einen Hieb, wahrlich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit ſeyn, den Kopf wirds wenigſtens koſten.

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn was den Witz betrifft, den nehm ich ganz über mich. Muth, ſag ich, Schweizer! Muth, Roller, Grimm, Razmann, Schufterle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenns nur das iſt — Muth

Muth hab ich genug um baarfus mitten durch die Hölle zu gehn.

Schufterle. Muth genug, mich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. So gefällt mirs! Wenn ihr Muth habt, tret einer auf, und sag: Er habe noch etwas zu verlieren, und nicht alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gäbs manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schufterle. Wenn ich das verlieren müßte, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, so hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg Also denn! Er stellt sich mitten unter sie mit beschwermdem Ton. Wenn noch ein Tropfen deut-

deutſchen Heldenbluts in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen, dort eine Räuberbande zuſammen ziehen, und — Was gafft ihr mich an? — iſt euer biegen Muth ſchon verdampft?

Roller. Du biſt wohl nicht der erſte Gauner, der über den hohen Galgen weggeſehen hat — und doch — Was hätten wir ſonſt noch für eine Wahl übrig?

Spiegelberg. Wahl? Was? nichts habe ihr zu wählen! Wollt ihr im Schuldthurm ſtecken, und zuſammenſchnurren bis man zum jüngſten Tag poſaunt? Wollt ihr euch mit der Schaufel und Haue um einen Biſſen trocken Brod abmühen? Wollt ihr an der Leute Fenſter mit einem Bänkelſänger Lied ein mageres Almoſen erpreſſen? oder wollt ihr zum Kaldéfell ſchwören — und da iſt erſt noch die Frage, ob man euren Geſichtern traut — und dort unter der milzſüchtigen Laune eines gebieteriſchen Korporals das Fegfeuer zum voraus abverdienen? oder bey klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel ſpazieren gehn, oder im Gallioten Paradis das ganze Eiſen-Magazin Vulkans hinterſchleifen? Seht, das habt ihr zu wählen, da iſt es beyſamen, was ihr wählen könnt!

Roller. So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab auch meine Plane ſchon zuſammengemacht, aber ſie treffen endlich auf eins. Wir

wärs, dacht ich, wenn ihr euch hinsetztet, und ein Taschenbuch oder einen Almanach, oder so was ähnlichs zusamenfudeltet, und um den lieben Groschen recensirtet, wie's wirklich Mode ist?

Schufterle. Zum Henker! ihr rathet nach zu meinen Projekten. Ich dachte bey mir selbst, wie wenn du ein Pietist würdest, und wöchentlich deine Erbauungsstunden hieltest?

Grimm. Getroffen! und wenn das nicht geht, ein Atheist! Wir könnten die vier Evangelisten aufs Maul schlagen, liessen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so gieng's reissend ab.

Razmann. Oder zögen wir wieder die Franzosen zu Felde — ich kenne einen Dokter, der sich ein Haus von purem Quekssilber gebauet hat, wie das Epigramm auf der Hausthüre lautet.

Schweizer. Streckt auf und gibt Spiegelberg die Hand. Moriz, du bist ein grosser Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden.

Schwarz. Vortreffliche Plane! heerte Gewerbe! Wie doch die grossen Geister sympathisiren! Izt fehlte nur noch, daß wir Weiber und Kupplerinnen würden, oder gar unsere Jungferschaft zu Markte trieben.

Spiegelberg. Possen, Possen! Und was hinderts, daß ihr nicht das meiste in einer Person seyn könnt? Mein Plan wird euch immer am höchsten poussiren, und da habt ihr noch Ruhm und Un-

Unſterblichkeit! Seht arme Schlukker! Auch ſo weit muß man hinausdenken! Auch auf den Nachruhm, das ſüſſe Gefühl von Unvergeßlichkeit —

Roller. Und oben an in der Liſte der ehrlichen Leute! Du biſt ein Meiſter-Redner, Spiegelberg, Wenns drauf ankommt, aus einem ehrlichen Mann einen Hallunken zu machen — Aber ſag doch einer, wo der Moor bleibt? —

Spiegelberg. Ehrlich, ſagſt du? Meynſt du, du ſeyſt nachher weniger ehrlich, als du izt biſt? Was heiſt du ehrlich? Reichen Filzen ein Drittheil ihrer Sorgen vom Hals ſchaffen, die ihnen nur den goldnen Schlaf verſcheuchen, das ſtekende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herſtellen, mit einem Wort, das goldne Alter wieder zurükrufen, dem lieben Gott von manchem läſtigen Koſtgänger helfen, ihm Krieg, Peſtilenz, theure Zeit und Doktors erſparen — ſiehſt du, das heiß ich ehrlich ſeyn, das heiß ich ein würdiges Werkzeug in der Hand der Verſehung abgeben, — und ſo bey jedem Braten den man ißt, den ſchmeichelhaften Gedanken zu haben; den haben dir deine Finten, dein Löwenmuth, deine Nachtwachen erworben — von groß und klein reſpektirt zu werden —

Roller. Und endlich gar bey lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und truz Sturm und Wind, truz dem gefräſſigen Magen der alten Urahne Zeit

unter Sonn und Mond und allen Fixsternen schweben, wo selbst die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeygelockt, ihr himmlisches Koncert musiciren, und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten? Nicht wahr? — und wenn Monarchen und Potentaten von Motten und Würmern verzehrt werden, die Ehre haben zu dürfen, von Jupiters königlichem Vogel Visiten anzunehmen? — Moriz, Moriz, Moriz! nimm dich in Acht! nimm dich in Acht, vor dem dreyeinigten Thiere!

Spiegelberg. Und das schreckt dich, Hasenherz? ist doch schon manches Universal-Genie, das die Welt hätte reformiren können, auf dem Schindanger verfault, und spricht man nicht von so einem Jahrhunderte, Jahrtausende lang, da mancher König und Curfürst in der Geschichte überhüpft würde, wenn sein Geschichtschreiber die Lüke in der Succeßions-Leiter nicht scheute, und sein Buch dardurch nicht um ein paar Oktavseiten gewönne, die ihm der Verleger mit baarem Gelde bezahlt — Und wenn dich der Wanderer so hin und her fliegen sieht im Winde — der mus auch kein Wasser im Hirn gehabt haben, brummt er in den Bart, und seufzt über die elenden Zeiten.

Schweizer. klopft ihn auf die Achsel. Meisterlich, Spiegelberg! Meisterlich! Was, zum Teufel, steht ihr da, und zaudert?

Schwarz,

Schwarz. Und laß es auch Prostitution heiſſen — Was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Päloergen mit ſich führen, das einen ſo im ſtillen übern Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht! Nein, Bruder Moriz! dein Vorſchlag iſt gut. So lautet auch mein Katechismus.

Schufterle. Bliz! Und der meine nicht minder. Spiegelberg, du haſt mich geworben!

Razmann. Du haſt, wie ein anderer Orpheus, die heulende Beſtie, mein Gewiſſen in den Schlaf geſungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin.

Grimm. Si omnes conſentuint ego non diſſentio. Wohlgemerkt ohne Komma. Es iſt ein Auffreich in meinem Kopf; Pietiſten — Quakſalber — Rezenſenten und Jaumer. Wer am meiſten bietet, der hat mich. Nimm dieſe Hand Moriz.

Roller. Und auch du Schweizer? gibt Spiegelberg die rechte Hand. Alſo verpfänd ich meine Seele dem Teufel.

Spiegelberg. Und deinen Nahmen den Sternen! was liegt daran, wohin auch die Seele fährt? Wenn Schaaren vorausgeſprengter Kuriere unſere Niederfahrt melden, daß ſich die Satane feſttäglich herauspuzen, ſich den tauſendjährigen Ruß aus den Wimpern ſtäuben, und myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schwefel Kamine hervorwachſen, unſern Einzug zu ſehen? Kameraden! aufgeſprungen friſch auf! Kameraden! was in der

Welt wiegt diesen Rausch des Entzückens auf? Kommt Kameraden!

Roller. Sachte nur! Sachte! wohin? das Thier muß auch seinen Kopf haben, Kinder.

Spiegelberg. Sitzt. Was predigt der Zauderer? Stand nicht der Kopf schon, eh noch ein Glied sich regte? folgt Kameraden.

Roller. Gemach sag ich. Auch die Freyheit muß ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gieng Rom und Sparta zu Grunde.

Spiegelberg. Geschwinde. Ja — haltet — Roller sagt recht. Und das muß ein erleuchteter Kopf seyn. Versteht ihr? Ein feiner politischer Kopf muß das seyn. Na! wenn ich mirs denke, was ihr vor einer Stunde waret, was ihr izt seyd, — durch Einen glüklichen Gedanken seyd — Ja freylich, freylich, müßt ihr einen Chef haben — Und wer diesen Gedanken entsponnen, sagt, muß das nicht ein erleuchteter politischer Kopf seyn?

Roller. Wenn sichs hoffen liesse — träumen ließe — Aber ich fürchte er wird es nicht thun.

Spiegelberg. Warum nicht? Sags kek heraus, Freund! — So schwer es ist das kämpfende Schiff gegen die Winde zu lenken, so schwer sie euch drükt die Last der Kronen — Sags unverzagt, Roller, — Vielleicht wird ers doch thun.

Roller. Und lek ist das Ganze wenn ers nicht thut. Ohne den Moor sind wir Leib ohne Seele.

Spie-

Spiegelberg. Unwillig von ihm weg. Stokfiſch!

Moor tritt herein in wilder Bewegung, und läuft heftig im Zimmer auf und nieder, mit ſich ſelber.

Moor. Menſchen — Menſchen! falſche, heuchleriſche Krokodilbrut! Ihre Augen ſind Waſſer! Ihre Herzen ſind Erzt! Küſſe auf den Lippen! Schwerder im Buſen! Löwen und Leoparde füttern ihre Jungen, Raben tiſchen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verrätherinn, wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o ſo fange Feuer männliche Gelaſſenheit, verwilde zum Tyger ſanftmüthiges Lamm, und jede Faſer recke ſich auf zu Grimm und Verderben.

Roller. Höre Moor! Was denkſt du davon? Ein Räuberleben iſt doch auch beſſer, als bey Waſſer und Brod im unterſten Gewölbe der Thürme?

Moor. Warum iſt dieſer Geiſt nicht in einem Tyger gefahren, der ſein wütendes Gebiß in Menſchenfleiſch haut? Iſt das Vatertreue? Iſt das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär ſeyn, und die Bären des Nordlands wider dis mörderiſche Geſchlecht anhezen — Reue, und keine Gnade! — Oh ich möchte den Ocean vergiften, daß ſie

den Tod aus allen Quellen saufen! vertrauen, unüberwindliche Zuversicht, und kein Erbarmen!

Roller. So höre doch, Moor, was ich dir sage!

Moor. Es ist unglaublich, es ist ein Traum eine Täuschung — So eine rührende Bitte, so eine lebendige Schilderung des Elends und der zerfliessenden Reue — die wilde Bestie wär in Mitleid zerschmolzen! Steine hätten Tränen vergossen, und doch — man würde es für ein böshaftes Pasquill aufs Menschengeschlecht halten, wenn ichs aussagen wollte — und doch, doch — oh daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyanen-Gezücht ins Treffen zu führen!

Grimm. Höre doch, höre! vor Rasen hörst du ja nicht.

Moor. Weg, weg von mir! Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren? — Aus meinen Augen du mit dem Menschengesicht! — Ich hab ihn so unaussprechlich geliebt! so liebte kein Sohn, ich hätte tausend Leben für ihn — schäumend auf die Erde stampfend. ha! — wer mir izt ein Schwerd in die Hand gäb, dieser Otterbrut eine brennende Wunde zu versezen! wer mir sagte: wo ich das Herz ihres Lebens erzielen, zermalmen, zernichten — Er sey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

Rol-

Roller. Eben dieſe Freunde wollen ja wir ſeyn, laß dich doch weiſen!

Schwarz. Komm mit uns in die böhmiſchen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande ſammeln, und du — Moor ſtiert ihn an.

Schweizer. Du ſollſt unſer Hauptmann ſeyn! du muſt unſer Hauptmann ſeyn!

Spiegelberg wirft ſich wild in einen Seſſel. Sklaven und Memmen!

Moor. Wer blies dir das Wort ein? Höre, Kerl! indem er Karln hart ergreift. Das haſt du nicht aus deiner Menſchenſeele hervorgeholt! wer blies dir das Wort ein? Ja, bey dem tauſendarmigen Tod! das wollen wir, das müſſen wir! der Gedanke verdient Vergötterung — Räuber und Mörder! — So wahr meine Seele lebt, ich bin euer Hauptmann!

Alle mit lermendem Geſchrey. Es lebe der Hauptmann!

Spiegelberg aufſpringend, vor ſich. Bis ich ihm hinhelfe!

Moor. Siehe, da fällts wie der Staar von meinen Augen! was für ein Thor ich war, daß ich ins Geſicht zurückwollte! — Mein Geiſt dürſtet nach Thaten, mein Athem nach Freyheit, — Mörder, Räuber! — mit dieſem Wort war das Geſez unter meine Füſſe gerollt — Menſchen haben Menſchheit vor mir verborgen, da ich an Menſch-

heit appellirte, weg dann von mir Sympathie und menſchliche Schonung! — Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod ſoll mich vergeſſen lehren, daß mir jemals etwas theuer war! Kommt, kommt! — Eh ich will mir eine fürchterliche Zerſtreuung machen — es bleibt dabey, ich bin euer Hauptmann! und Glück zu dem Meiſter unter euch, der am wildeſten ſengt, am gräßlichſten mordet, denn ich ſage euch, er ſoll königlich belohnet werden — tretet her um mich ein jeder, und ſchwöret mir Treu und Gehorſam zu bis in den Tod! — ſchwört mir das bey dieſer männlichen Rechte.

Alle geben ihm die Hand. Wir ſchwören dir Treu und Gehorſam bis in den Tod!

Moor. Nun und bey dieſer männlichen Rechte! ſchwör ich euch hier, treu und ſtandhaft euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den ſoll dieſer Arm gleich zur Leiche machen, der jemals zagt oder zweifelt, oder zurücktritt! Ein gleiches wiederfahre mir von jedem unter euch, wenn ich meinen Schwur verletze! Seyd ihrs zufrieden? Spiegelberg läuft während auf und nieder.

Alle mit aufgeworfenen Hüten. Wir ſinds zufrieden.

Moor. Nun dann, ſo laßt uns gehn! Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugſames Fatum! Jeden ereilet endlich ſein Tag, es ſey auf dem weichen Küſſen

von

von Pflaum, oder im rauhen Gewühl des Gefechts, oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon iſt unſer Schickſal!

Sie gehen ab.

Spiegelberg ihnen nachſehend, nach einer Pauſe. Dein Regiſter hat ein Loch. Du haſt das Gift weggelaſſen. Ab.

Dritte Scene.

Im Moorischen Schloß. Amaliens Zimmer.

Franz. Amalia.

Franz. Du ſiehſt weg, Amalia? verdien ich weniger, als der, den der Vater verflucht hat?

Amalia. Weg! — ha des liebevollen barmherzigen Vaters, der ſeinen Sohn Wölffen und Ungeheuern Preis gibt! daheim labt er ſich mit ſüſſem köſtlichem Wein, und pflegt ſeiner morſchen Glieder in Kiſſen von Eider, während ſein groſſer herrlicher Sohn darbt — ſchämt euch, ihr Unmenſchen! ſchämt euch, ihr Drachenſeelen, ihr Schande der Menſchheit! — ſeinen einzigen Sohn!

Franz. Ich dächte, er hätt ihrer zween.

Amalia. Ja, er verdient ſolche Söhne zu haben, wie du biſt. Auf ſeinem Todbett wird er umſonſt die welken Hände ausſtrecken nach ſeinem Karl, und ſchaudernd zurückfahren, wenn er die eis-

eiskalte Hand seines Franzens faßt — oh es ist süß, es ist köstlich süß, von deinem Vater verflucht zu werden! Sprich Franz, liebe brüderliche Seele! was mus man thun, wenn man von ihm verflucht seyn will?

Franz. Du schwärmst, meine Liebe, du bist zu bedauren.

Amalia. O ich bitte dich — bedauerst du deinen Bruder? — Mein Unmensch, du hassest ihn! du hassest mich doch auch?

Franz. Ich liebe dich wie mich selbst, Amalia.

Amalia. Wenn du mich liebst, kannst du mir wol eine Bitte abschlagen?

Franz. Keine, keine! wenn sie nicht mehr ist als mein Leben.

Amalia. O, wenn das ist! Eine Bitte, die du so leicht, so gern erfüllen wirst, nun. — Hasse mich! Ich müßte feuerroth werden vor Scham, wenn ich an Karln denke, und mir eben einfiel, daß du mich nicht hassest. Du versprichst mirs doch? — Izt geh, und laß mich, ich bin so gern allein!

Franz. Allerliebste Träumerinn! wie sehr bewundere ich dein sanftes liebevolles Herz, (er auf die Brust klopfend. Hier hier herrschte Karl wie ein Gott in seinem Tempel, Karl stand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung schien dir nur in den einzigen zu zer-

zerflieſſen, den einzigen wiederzuſtralen, den einzigen dir entgegen zu tönen.

Amalia bewegt. Ja wahrhaftig, ich geſteh es. Euch Barbaren zum Trutz will ichs vor aller Welt geſtehen — ich lieb ihn!

Franz. Unmenſchlich, grauſam! Dieſe Liebe ſo zu belohnen! Die zu vergeſſen —

Amalia aufbrausend. Was, mich vergeſſen?

Franz. Hatteſt du ihm nicht einen Ring an den Finger geſteckt? einen Diamantring zum Unterpfand deiner Treue! — Freylich nun, wie kann auch ein Jüngling den Reizen einer Meze Widerſtand thun? Wer wirds ihm auch verdenken, da ihm ſonſt nichts mehr übrig war wegzugeben, — und bezahlte ſie ihn nicht mit Wucher dafür mit ihren Liebkoſungen, ihren Umarmungen?

Amalia aufgebracht. Meinen Ring einer Meze?

Franz. Pfui, pfui! das iſt ſchändlich. Wol aber, wenns nur das wäre! — Ein Ring, ſo koſtbar er auch iſt, iſt im Grunde bey jedem Juden wieder zu haben — vielleicht mag ihm die Arbeit daran nicht gefallen haben, vielleicht hat er einen ſchönern dafür eingehandelt.

Amalia heftig. Aber meinen Ring — ich ſage meinen Ring?

Franz. Keinen andern, Amalia — ha! ſolch ein Kleinod, und an meinem Finger — und von Amalia! — von hier ſollt ihn der Tod nicht ge-

riſ-

rissen haben — nicht wahr, Amalia? nicht die Kostbarkeit des Diamants, nicht die Kunst des Gepräges — die Liebe macht seinen Werth aus — Liebstes Kind, du weinest? wehe über den, der diese köstliche Tropfen aus so himmlischen Augen preßt — ach, und wenn du erst alles wüßtest, ihn selbst sähest, ihn unter der Gestalt sähest? —

Amalia. Ungeheuer! wie, unter welcher Gestalt?

Franz. Stille, stille, gute Seele, frage mich nicht aus! wie vor sich, aber laut. Wenn es doch wenigstens nur einen Schleyer hätte, das garstige Laster, sich dem Auge der Welt zu entstehlen! aber da blickts schrecklich durch den gelben bleyfarbenen Augenring; — da verräth sichs im todenblassen eingefallenen Gesicht, und dreht die Knochen heßlich hervor — da stammelts in der halben verstümmelten Stimme — da predigts fürchterlich laut vom zitternden hinschwankenden Gerippe — da durchwühlt es der Knochen innerstes Mark, und bricht die mannhafte Stärke der Jugend — da, da sprtzt es den eitrichten fressenden Schaum aus Stirn und Wangen und Mund, und der ganzen Fläche des Leibes zum scheußlichen Aussaz hervor, und nistet abscheulich in den Gruben der viehischen Schande — pfui, pfui! mir eckelt. Nasen, Augen, Ohren schütteln sich — du hast jenen Elenden gesehen, Amalia, der in unserem Siechenhause

ſe ſeinen Geiſt auskeuchte, die Schaam ſchien ihr ſcheues Auge vor ihm zuzublinzen — du ruffeſt Wehe über ihn aus. Ruf dis Bild noch einmal ganz in deine Seele zurück, und Karl ſteht vor dir! — Seine Küſſe ſind Peſt, ſeine Lippen vergiften die deinen!

Amalia ſchlägt ihn. Schaamloſer Läſterer!

Franz. Graut dir vor dieſem Karl? Eckelt dir ſchon von dem matten Gemälde? Geh, gaff ihn ſelbſt an, deinen ſchönen, engliſchen göttlichen Karl! Geh, ſauge ſeinen balſamiſchen Athem ein, und laß dich von den Ambroſia-Düften begraben, die aus ſeinem Rachen dampfen! der bloſe Hauch ſeines Mundes wird dich in jenen ſchwarzen todähnlichen Schwindel hauchen, der den Geruch eines berſtenden Aaſes und den Anblick eines Leichenvollen Wahlplatzes begleitet.

Amalia wendet ihr Geſicht ab.

Franz. Welches Aufwallen der Liebe! Welche Wolluſt in der Umarmung — aber iſt es nicht ungerecht einen Menſchen um ſeiner ſiechen Auſſenſeite willen zu verdammen? Auch im elendeſten Aeſopiſchen Krüppel kann eine groſe liebenswürdige Seele, wie ein Rubin aus dem Schlamme glänzen, boshaft lächelnd. Auch aus blattrichten Lippen kann ja die Liebe —

Freylich, wenn das Laſter auch die Feſten des Karakters erſchüttert, wenn mit der Keuſchheit auch die

die Tugend davon fliegt, wie der Duft aus der welken Roſe verdampft — wenn mit dem Körper auch der Geiſt zum Krüppel verdirbt —

Amalia frey aufſpringend. Ha! Karl! Nun erkenn ich dich wieder! du biſt noch ganz! ganz! alles war Lüge! — weiſt du nicht, Böſewicht, daß Karl unmöglich das werden kann? Franz ſteht einige Zeit tiefſinnig, dann dreht er ſich plötzlich um zu gehn. Wohin ſo eilig, fliehſt du vor deiner eigenen Schande?

Franz mit verhülltem Geſicht. Laß mich, laß mich! — meinen Tränen den Lauf laſſen — tyranniſcher Vater! den beſten deiner Söhne ſo hinzugeben dem Elend — der ringsumgebenden Schande — laß mich, Amalia! ich will ihm zu Füſſen fallen, auf den Knien will ich ihn beſchwören, den ausgeſprochenen Fluch auf mich, auf mich zu laden — mich zu enterben — mich — mein Blut — mein Leben — alles —

Amalia fällt ihm um den Hals. Bruder meines Karls, beſter, liebſter Franz!

Franz. O Amalia! wie lieb ich dich um dieſer unerſchütterten Treue gegen meinen Bruder — verzeih, daß ich es wagte, deine Liebe auf dieſe harte Probe zu ſetzen! — Wie ſchön haſt du meine Wünſche gerechtfertigt! — Mit dieſen Thränen, dieſen Seufzern, dieſem himmliſchen Unwillen — auch für mich, für mich — unſere Seelen ſtimmten ſo zuſammen.

Amas

Amalia. O nein, das thaten ſie nie!

Franz. Ach ſie ſtimmten ſo harmoniſch zuſammen, ich meynte immer, wir müßten Zwillinge ſeyn! und wär der leidige Unterſchied von auſſen nicht, wobey leider freylich Karl verlieren muß, wir würden zehnmal verwechſelt. Du biſt, ſagt' ich oft zu mir ſelbſt, ja du biſt der ganze Karl, ſein Echo, ſein Ebenbild!

Amalia ſchüttelt den Kopf. Nein, nein, bey jenem keuſchen Lichte des Himmels! kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von ſeinem Gefühle —

Franz. So ganz gleich in unſern Neigungen — die Roſe war ſeine liebſte Blume — welche Blume war mir über die Roſe? Er liebte die Muſik unausſprechlich, und ihr ſeyd Zeugen, ihr Sterne! ihr habt mich ſo oft in der Todenſtille der Nacht beym Klaviere belauſcht, wenn alles um mich begraben lag in Schatten und Schlummer — und wie kannſt du noch zweifeln, Amalia, wenn unſere Liebe in einer Vollkommenheit zuſammentraf, und wenn die Liebe die nemliche iſt, wie konnten ihre Kinder entarten?

Amalia ſieht ihn verwundernd an.

Franz. Es war ein ſtiller heiterer Abend, der lezte, eh er nach Leipzig abreißte, da er mich mit ſich in jene Laube nahm, wo ihr ſo oft zuſammenſaſſet in Träumen der Liebe — ſtumm blieben wir lang — zulezt ergrif er meine Hand und ſprach

leiſe mit Tränen: ich verlaſſe Amalia, ich weis nicht — mir ahndets, als hies es auf ewig — verlaß ſie nicht, Bruder! — ſey ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — nimmer — wiederkehrt — Er ſtürzt vor ihr nieder und küßt ihr die Hand mit Heftigkeit. Nimmer, nimmer, nimmer wird er wiederkehren, und ich habs ihm zugeſagt mit einem heiligen Eide!

Amalia zurückſpringend. Verräther, wie ich dich ertappe! In eben dieſer Laube beſchwur er mich, keiner andern Liebe — wenn er ſterben ſollte — ſiehſt du, wie gottlos, wie abſcheulich du — geh aus meinen Augen,

Franz. Du kennſt mich nicht, Amalia', du kennſt mich gar nicht!

Amalia. O ich kenne dich, von itzt an kenn ich dich — und du wollteſt ihm gleich ſeyn? Vor dir ſollt er um mich geweint haben? Vor dir? Ehe hätt' er meinen Namen auf den Prauger geſchrieben! Geh den Augenblick!

Franz. Du beleidigſt mich!

Amalia. Geh, ſag ich. Du haſt mir eine koſtbare Stunde geſtohlen, ſie werde dir an deinem Leben abgezogen.

Franz. Du haſſeſt mich.

Amalia. Ich verachte dich, geh!

Franz mit den Füſſen ſtampfend. Wart! ſo ſollſt du vor mir zittern! mich einem Bettler aufopfern? Zornig ab.

Ama-

Amalia.

Geh Lotterbube — izt bin ich wieder bey Karln — Bettler, ſagt er? ſo hat die Welt ſich umgedreht, Bettler ſind Könige, und Könige ſind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Geſalbten vertauſchen — der Blick mit dem er bettelt, das muß ein groſer, ein königlicher Blick ſeyn — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumpfe der Groſſen und Reichen zernichtet! In den Staub mit dir, du prangendes Geſchmeide! Sie reißt ſich die Perlen vom Hals. Seyd verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Groſen und Reichen! Seyd verdammt, an üppigen Maalen zu zechen! Verdammt einen Gliedern wol zu thun auf weichen Polſtern der Wolluſt! Karl! Karl! ſo bin ich dein werth — Ab.

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Franz von Moor

nachdenkend in ſeinem Zimmer.

Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er ſei im Umkehren — das Leben eines Alten iſt doch eine Ewigkeit! — Und nun wär freye, ebene Bahn bis auf dieſen ärgerlichen zähen Klumpen Fleiſch, der mir, gleich dem unterirrdiſchen Zauberhund in den Geiſtermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt.

Müßen denn aber meine Entwürfe ſich unter das eiſerne Joch des Mechanismus beugen? — Soll ſich mein hochfliegender Geiſt an den Schneckengang der Materie ketten laſſen? — Ein Licht ausgeblaſen, das ohnehin nur mit den lezten Oeltropfen noch wuchert — mehr iſts nicht — Und doch möcht ich das nicht gern ſelbſt gethan haben um der Leute willen. Ich möcht ihn nicht gern getödtet, aber abgelebt. Ich möcht es machen wie der geſcheide Arzt. (nur umgekehrt.) — Nicht der Natur durch einen Queerſtreich den Weg verraunt, ſondern ſie in ihrem eigenen Gange befördert. Und

wir

wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum ſollten wir ſie nicht auch verkürzen können?

Philoſophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geiſts mit den Bewegungen der Maſchine zuſammen lauten. Gichtiſche Empfindungen werden jederzeit von einer Diſſonanz der mechaniſchen Schwingungen begleitet — Leidenſchaften mißhandeln die Lebenskraft — der überladene Geiſt drückt ſein Gehäuſe zu Boden — Wie denn nun? — Wer es verſtünde, dem Tod dieſen ungebahnten Weg in das Schloß des Lebens zu ebenen? — den Körper vom Geiſt aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer das zu Stand brächte? — Ein Werk ohne gleichen! — Sinne nach Moor! — das wär eine Kunſt dies verdiente dich zum Erfinder zu haben. Hat man doch die Giftmiſcherey beinahe in den Rang einer ordentlichen Wiſſenſchaft erhoben, und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge Jahr lang vorausrechnet, und zu dem Pulſe ſpricht, bis hieher, und nicht weiter!*)

*) Eine Frau in Paris ſoll es durch ordentlich angeſtellte Verſuche mit Giftpulvern ſo weit gebracht haben, daß ſie den entfernten Todestag mit ziemlicher Zuverläßigkeit voraus beſtimmen konnte. Pfui über unſere Aerzte die dieſe Frau im Prognoſtiziren beſchämt!

— Wer ſollte nicht auch hier ſeine Flügel verſuchen?

Und wie ich nun werde zu Werk gehen müſſen, dieſe ſüſſe friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu ſtören? Welche Gattung von Empfindniſſen ich werde wählen müſſen? Welche wohl den Flor des Lebens am grimmigſten anfeinden? Zorn — dieſer heißhungrige Wolf frißt ſich zu ſchnell ſatt — Sorge? — Dieſer Wurm nagt mir zu langſam — Gram? — dieſe Natter ſchleicht mir zu träge — Furcht? — die Hofnung läßt ſie nicht umgreiffen — was? Sind das au die Henker des Menſchen? — Iſt das Arſenal des Todes ſo bald erſchöpft? — tiefſinnend. Wie? — Nun? — Was? Nein! — Ha! auffahrend. Schreck! — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Vernunft, Religion wider dieſes Giganten eißkalte Umarmung? — Und doch? — Wenn er auch dieſem Sturm ſtünde? — Wenn er? — O ſo komme du mir zu Hülffe Jammer, und du Reue, hölliſche Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut, und ihren eigenen Koth wiederfrißt; ewige Zerſtörinnen und ewige Schöpferinnen eures Giftes, und du heulende Selbſtverklagung die du dein eigen Hauß verwüſteſt, und deine eigene Mutter verwundeſt — Und kommt auch ihr mir zu Hülffe wohlthätige Grazien ſelbſt, ſanftlächelnde Vergantzenheit, und du mit dem überquellenden Füllhorn

hül-

blühende Zukunft, halten ihm in euren Spiegeln die Freuden des Himmels vor, wenn euer ſterbender Fuß ſeinen geizigen Armen entgleitet — So fall ich Streich auf Streich, Sturm auf Sturm dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchlieſſt — die Verzweiflung! Triumf! Triumf! — Der Plan iſt fertig — Schwer und Kunſtvoll wie keiner — zuverläſſig — ſicher — denn wenns des Zergliederers Meſſer findet ja keine Spuren von Wunde oder korroſiviſchen Gift.

Entſchloſſen. Wolan denn, Herrmann trit auf. Ha! Deus ex machina! Herrmann!

Herrmann. Zu euren Dienſten, gnädiger Junker!

Franz giebt ihm die Hand. Die du keinem Undankbaren entreiſſeſt.

Herrmann. Ich hab Proben davon.

Franz. Du ſollſt mehr haben mit nächſtem. — mit nächſtem, Herrmann! — Ich habe dir etwas zu ſagen, Herrmann.

Herrmann. Ich höre mit tauſend Ohren.

Franz. Ich kenne dich, du biſt ein entſchloſſner Kerl — Soldaten Herz — Haar auf der Zunge! — Mein Vater hat dich ſehr beleidigt, Herrmann!

Herrmann. Der Teufel hole mich, wenn ichs vergeſſe!

Franz. Das iſt der Ton eines Manns! Rache

geziemt einer männlichen Bruſt. Du gefällſt mir, Herrmann. Nimm dieſen Beutel, Herrmann. Er ſollte ſchwerer ſeyn, wenn ich erſt Herr wäre.

Herrmann. Das iſt ja mein ewiger Wunſch, gnädiger Junker, ich dank euch.

Franz. Wirklich, Herrmann? wünſchteſt du wirklich, ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

Herrmann. Ich wollt', ihr wärt der ältere Sohn, und euer Vater hätte das Mark eines ſchwindſüchtigen Mädgens.

Franz. Ha! wie dich der ältere Sohn dann belohnen wollte! wie er dich aus dieſem unedlen Staub, der ſich ſo wenig mit deinem Geiſt und Adel verträgt, ans Licht emporheben wollte! — Dann ſollteſt du, ganz wie du da biſt, mit Gold überzogen werden, und mit vier Pferden durch die Straſen dahinraſſeln, wahrhaftig das ſollteſt du! — aber ich vergeſſe wovon ich dir ſagen wollte — haſt du das Fräulein von Edelreich ſchon vergeſſen, Herrmann?

Herrmann. Wetter Element! was erinnert ihr mich an das?

Franz. Mein Bruder hat ſie dir weggefiſcht.

Herrmann. Er ſoll dafür büſſen!

Franz. Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppen hinunter.

Herr-

Herrmann. Ich will ihn dafür in die Hölle ſtoſen.

Franz. Er ſagte: man raune ſich einander in's Ohr, du ſeyſt zwiſchen dem Rindfleiſch und Meerrettig gemacht worden, und dein Vater habe dich nie anſehen können, ohne an die Bruſt zu ſchlagen und zu ſeufzen; Gott ſey mir Sünder gnädig!

Herrmann wü. Blitz, Donner und Hagel, ſeyd ſtill!

Franz. Er rieth dir, deinen Adelbrief im Aufſtreich zu verkaufen, und deine Strümpfe damit flicken zu laſſen.

Herrmann. Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln auskratzen.

Franz. Was? du wirſt böſe? was kannſt du böſe auf ihn ſeyn? Was kannſt du ihm böſes thun? was kann ſo eine Raze gegen einen Löwen? Dein Zorn verſüßt ihm ſeinen Triumpf nur. Du kannſt nichts thun, als deine Zähne zuſammenſchlagen, und deine Wut an trocknem Brode auslaſſen.

Herrmann ſtampft auf den Boden. Ich will ihn zu Staub zerreiben.

Franz kneift ihm auf die Naſe. Pfui Herrmann! du biſt ein Kavalier. Du muſt den Schimpf nicht auf dir ſitzen laſſen. Du muſt das Fräulein nicht fahren laſſen, nein das muſt du um alle Welt nicht thun, Herrmann! Hagel und Wetter! ich würde das äuſſerſte verſuchen, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Herr-

Herrmann. Ich ruhe nicht, bis ich Ihn und Ihn unterm Boden hab.

Franz. Nicht so stürmisch, Herrmann! komm näher — du sollst Amalia haben!

Herrmann. Das muß ich, trutz dem Teufel! das muß ich!

Franz. Du sollst sie haben, sag ich dir, und das von meiner Hand. Komm näher, sag ich — du weist vielleicht nicht, daß Karl so gut als enterbt ist?

Herrmann näher kommend. Undegreiflich, das erste Wort, das ich höre.

Franz. Sey ruhig, und höre weiter! du sollst ein andermal mehr davon hören — ja, ich sage dir, seit eilf Monathen so gut als verbannt. Aber schon bereut der alte den voreiligen Schritt, den er doch, lachend, will ich hoffen, nicht selbst gethan hat. Auch lieg ihm die Edelreich täglich hart an mit ihren Vorwürfen und Klagen. Ueber kurz oder lang wird er ihn in allen vier Enden der Welt aufsuchen lassen, und gute Nacht, Herrmann! wenn er ihn findet. Du kannst ihm ganz demüthig die Kutsche halten, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

Herrmann. Ich will ihn am Kruzifix erwürgen!

Franz. Der Vater wird ihm bald die Herrschaft abtreten, und in Ruhe auf seinem Schlosse leben.

leben. Izt hat der ſtolze Strudelkopf den Zügel in Händen, izt lacht er ſeiner Haſſer und Neider — und ich, der ich dich zu einem wichtigen groſen Manne machen wollte, ich ſelbſt, Herrmann, werde niedergebückt vor ſeiner Thürſchwelle —

Herrmann in Hize. Nein! ſo wahr ich Herrmann heiſſe, das ſollt ihr nicht! wenn noch ein Fünkchen Verſtand in dieſem Gehirne gloſtet! das ſollt ihr nicht!

Franz. Wirſt du es hindern? auch dich, mein lieber Herrmann, wird er ſeine Geiſſel fühlen laſſen, wird dir ins Angeſicht ſpeyen, wenn du ihm auf der Straſe begegneſt, und wehe dir dann, wenn du die Achſel zuckſt oder das Maul krümmſt — ſiehe, ſo ſtehts mit deiner Anwerbung ums Fräulein, mit deinen Ausſichten, mit deinen Entwürfen.

Herrmann. Sagt mir! was ſoll ich thun?

Franz. Höre dann, Herrmann! daß du ſiehſt, wie ich mit dem Schickſal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — geh — kleide dich um — mach dich ganz unkenntlich, laß dich beym Alten melden, gib vor, du kämeſt geraden Wegs aus Böhmen, hätteſt mit meinem Bruder dem Treffen bey Prag beygewohnt — hätteſt ihn auf der Wahlſtatt den Geiſt aufgeben ſehen —

Herrmann. Wird man mir glauben?

Franz. Hohe! dafür laß mich ſorgen! Nimm dis-

dieses Paket. Hier findest du deine Kommission ausführlich. Und Dokumente darzu, die den Zweifel selbst glaubig machen sollen — mach izt nur, daß du fortkommst, und ungesehen! spring durch die Hinterthüre in den Hof, von da über die Gartenmauer — die Katastrophe dieser Tragi-Komödie überlaß mir!

Herrmann. Und die wird seyn: Vivat der neue Herr, Franciskus von Moor!

Franz streichelt ihm die Backen. Wie schlau du bist? — denn siehst du, auf diese Art erreichen wir alle Zwecke zumal und bald. Amalia gibt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der Alte mißt sich den Tod seines Sohnes bey, und — er kränkelt — ein schwankendes Gebäude braucht des Erdbebens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — dann bin ich sein einziger Sohn — Amalia hat ihre Stützen verloren, und ist ein Spiel meines Willens, da kannst du leicht denken — kurz, alles geht nach Wunsch — aber du mußt dein Wort nicht zurücknehmen.

Herrmann. Was sagt ihr? stotternd Eh soll die Kugel in ihren Lauf zurückkehren, und in dem Eingeweid ihres Schützen wüten — rechnet auf mich! Laßt nur mich machen — Adieu!

Franz ihm nachrufend. Die Erndte ist dein, lieber Herrmann! — Wenn der Ochse den Kornwagen in die Scheune gezogen hat, so muß er mit

Hen-

Heu vorlieb nehmen. Dir eine Stallmagd, und keine Amalia! Geht ab.

Zweyte Scene.

Des alten Moors Schlafzimmer.

Der alte Moor ſchlafend in einem Lehnſtuhl. Amalia.

Amalia ſpricht herbey ſchleichend. Leiſe, leiſe! er ſchlummert. Sie ſtellt ſich vor den ſchlafenden. Wie ſchön, wie ehrwürdig! — ehrwürdig, wie man die Heiligen malt — nein, ich kann dir nicht zürnen! Weifleckigtes Haupt, dir kann ich nicht zürnen! Schlummre ſanft, wache froh auf, ich allein will hingehn und leiden.

D. a. Moor träumend. Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

Amalia ergreift ſeine Hand. Horch, horch! ſein Sohn iſt in ſeinen Träumen.

D. a. Moor. Biſt du da? biſt du wirklich? ach! wie ſiehſt du ſo elend? Sieh mich nicht an mit dieſem kummervollen Blick! ich bin elend genug.

Amalia weckt ihn ſchnell. Seht auf, lieber Greis! ihr träumtet nur. Faßt euch!

D. a. Moor halb wach. Er war nicht da? drükt ich nicht ſeine Hände? Garſtiger Franz! willſt du ihn auch meinen Träumen entreiſſen?

Ama-

Amalia. Merkſt das, Amalia?

D. a. Moor ermuntert ſich. Wo iſt er? wo? wo bin ich? du da, Amalia?

Amalia. Wie iſt euch? Ihr ſchlieft einen erquikenden Schlummer.

D. a. Moor. Mir träumte von meinem Sohn. Warum hab ich nicht fortgeträumt? vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus ſeinem Munde.

Amalia. Engel grollen nicht — er verzeiht euch. Faßt ſeine Hand mit Wehmuth. Vater meines Karls! ich verzeih euch.

D. a. Moor. Nein meine Tochter! dieſe Todtenfarbe deines Angeſichts verdammet den Vater. Armes Mägen! Ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend — o fluche mir nicht!

Amalia küßt ſeine Hand mit Zärtlichkeit. Euch?

D. a. Moor. Kennſt du dieſes Bild, meine Tochter?

Amalia. Karls! —

D. a. Moor. So ſah er, als er ins ſechzehende Jahr gieng. Izt iſt er anders — Oh es wühret in meinem Innern — dieſe Milde iſt Unwillen, dieſes Lächeln Verzweiflung — Nicht wahr, Amalia? Es war an ſeinem Geburtstage in der Jasminlaube, als du ihn maleſt? — Oh meine Tochter! Eure Liebe machte mich ſo glücklich.

Amalia immer das Aug auf das Bild geheftet. Nein, nein! er iſts nicht. Bey Gott! das iſt Karl nicht — Hier,

— Hier, hier auf Herz und Seirne zeigend. So ganz, so anders. Die träge Farbe reicht nicht den himmlischen Geist nachzuspiegeln, der in seinem feurigen Auge herrschte. Weg damit! dis ist so menschlich! Ich war eine Stümperinn.

D. a. Moor. Dieser huldreiche erwärmende Blick — wär er vor meinem Bette gestanden, ich hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie wär ich' gestorben!

Amalia. Nie, nie wärt ihr gestorben! Es wär ein Sprung gewesen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und schönern hüpft — dieser Blik hätt euch übers Grab hinübergeleuchtet. Dieser Blick hätt' euch über die Sterne getragen!

D. a. Moor. Es ist schwer, es ist traurig! Ich sterbe, und mein Sohn Karl ist nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe — wie süs ists, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von den Gebet eines Sohns — das ist Wiegengesang.

Amalia schwärmend. Ja süß, himmlisch süß ists, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gesang des Geliebten — vielleicht träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, ewiger unendlicher Traum, von Karln bis man die Glocke der Auferstehung läutet — aufspringend entzückt. und von izt an in seinen Armen auf ewig. Ranft. Sie geht ans Klavier, und spielt.

Mitt

Mißt dich, Hektor, ewig mir entreissen,
Wo des Anaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schröklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Lauftus schlingt?

D. a. Moor. Ein schönes Lied, meine Tochter. Das mußt du mir vorspielen, eh ich sterbe.

Amalia. Es ist der Abschied Andromachas und Hektors — Karl und ich habens oft zusammen zu der Laute gesungen. Spielt fort.

Theures Weib, geh, hol die Todestanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Meine Schultern tragen Ilium;
Ueber Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vater-Lands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium.

Daniel.

Daniel. Es wartet draussen ein Mann auf euch. Er bittet vorgelassen zu werden, er hab euch eine wichtige Zeitung.

D. a. Moor. Mir ist auf der Welt nur etwas wichtig, du weists Amalia — ists ein Unglücklicher, der meiner Hülfe bedarf? Er soll nicht mit Seufzen von hinnen gehn.

Ama-

Amalia. Iſts ein Bettler, er ſoll eilig heraufkommen. Daniel ab.

D. a. Moor. Amalia, Amalia! ſchone meiner!

Amalia fuhr fort.

Nimmer tauſch ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams groſſer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt ungeh.t, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wuſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde naht ſchon an den Mauren —
Gürte mir das Schwerd um, laß das Trauren,
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht!

Franz. Herrmann verkappt. **Daniel.**

Franz. Hier iſt der Mann. Schrekliche Botſchaften, ſagt er, warten auf euch. Könnt ihr ſie hören?

D. a. Moor. Ich kenne nur eine. Tritt her mein Freund, und ſchone mein nicht! Reicht ihm einen Becher Wein.

Herrmann mit veränderter Stimm. Gnädiger Herr!

laßt es einen armen Mann nicht entgelten, wenn er wider Willen euer Herz durchbort. Ich bin ein Fremdling in diesem Lande, aber euch kenn ich sehr gut, ihr seyd der Vater Karls von Moor.

D. a. Moor. Woher weist du das

Herrmann. Ich kannte euren Sohn —

Amalia auffahrend. Er lebt? lebt? Du kennst ihn? wo ist er, wo, wo? mit hinwegtaumeln.

D. a. Moor. Du weist von meinem Sohn?

Herrmann. Er studierte in Leipzig. Von da zog er, ich weis nicht wie weit, herum. Er durchschwärmte Deutschland in die Runde, und, wie er mir sagte, mit unbedecktem Haupt, barfus, und erbettelte sein Brod vor den Thüren. Fünf Monathe drauf brach der leidige Krieg zwischen Preussen und Oesterreich wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von Friderichs siegreicher Trommel nach Böhmen. Erlaubt mir, sagte er, zum grossen Schwerin, daß ich den Tod sterbe auf dem Bette der Helden, ich hab keinen Vater mehr! —

D. a. Moor. Sieh mich nicht an, Amalia!

Herrmann. Man gab ihm eine Fahne. Er flog den preussischen Siegesflug mit. Wir kamen zusammen unter ein Zelt zu liegen. Er sprach viel von seinem alten Vater und von bessern vergangenen Tagen — und von vereitelten Hoffnungen — uns standen die Tränen in den Augen.

D. a.

D. a. Moor verbirgt ſein Haupt in das Kiſſen. Stille, o ſtille!

Herrmann. Acht Tage drauf war das heiſſe Treffen bey Prag — ich darf euch ſagen, euer Sohn hat ſich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mußten neben ihm wechſeln, er ſtand. Feuerkugeln fielen rechts und links, euer Sohn ſtand. Eine Kugel zerſchmetterte ihm die rechte Hand, euer Sohn nahm die Fahne in die Linke, und ſtand —

Amalia in Entzückung. Hektor, Hektor! hört ihrs? er ſtand —

Herrmann. Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergeſunken unter Kugel-Gepfeiffe, mit der linken hielt er das ſtürzende Blut, die rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General ſey vor einer Stunde gefallen — er iſt gefallen, ſagt ich, und du? — Nun, wer ein braver Soldat iſt, rief er, und lies die linke Hand los, der folge ſeinem General wie ich! Bald darauf hauchte er ſeine groſe Seele dem Helden zu.

Franz will auf Herrmann losſtürzend. Daß der Tod deine verfluchte Zunge verſiegle! Biſt du hieher kommen unſerem Vater den Todesſtos zu geben? — Vater! Amalia! Vater!

Herrmann. Es war der lezte Wille meines

ſterbenden Kameraden. Nimm dis Schwerd, röchelte er, du wirſts meinem alten Vater überliefern, das Blut ſeines Sohnes klebt daran, er iſt gerochen, er mag ſich weiden. Sag ihm ſein Fluch hätte mich gejagt in Kampf und Tod, ich ſey gefallen in Verzweiflung! Sein lezter Seufzer war Amalia.

Amalia Wie aus einem Todesſchlummer aufgejagt. Sein lezter Seufzer, Amalia!

D. a. Moor Gräßlich ſchreyend, ſich die Haare ausraufend. Mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz Umherirrend im Zimmer. Oh! Was habt ihr gemacht, Vater? Mein Karl, mein Bruder!

Herrmann. Hier iſt das Schwerd, und hier iſt auch ein Portrait, daß er zu gleicher Zeit aus dem Buſen zog! Es gleicht dieſem Fräulein auf ein Haar. Dis ſoll meinem Bruder Franz, ſagte er, — ich weis nicht was er damit ſagen wollte.

Franz wie erſtaunt. Mir? Amalias Portrait? Mir, Karl, Amalia? Mir?

Amalia heftig auf Herrmann losgehend. Feiler, Verſtochener Betrüger! faſt ihn hart an.

Herrmann. Das bin ich nicht, gnädiges Fräulein. Sehet ſelbſt, obs nicht euer Bild iſt — ihr mögts ihm wohl ſelbſt gegeben haben.

Franz. Bey Gott! Amalia, das deine! Es iſt wahrlich das deine!

Ama-

Amalia gibt ihm das Bild zurück. Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. a. Moor. ſcherzend, ſein Geſicht zerfleiſchend. Wehe, Wehe! mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweifflung!

Franz. Und er gedachte meiner in der lezten ſchweren Stunde des Scheidens, meiner! Engliſche Seele — da ſchon das ſchwarze Panier des Todes über ihm rauſchte — meiner! —

Der a. Moor. lachend. Mein Fluch ihn gejagt, in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweifflung! —

Herrmann. Den Jammer ſteh ich nicht aus. Lebt wohl, alter Herr! leiſe zu Franz. Warum habt ihr auch das gemacht, Junker? Gehe ſchnell ab.

Amalia aufſpringend, ihm nach. Bleib, bleib! Was waren ſeine lezte Worte?

Herrmann zurückrufend. Sein lezter Seufzer war Amalia. ab.

Amalia. Sein lezter Seufzer war Amalia! — Nein, du biſt kein Betrüger! So iſt es wahr — wahr — er iſt tod! — tod! — hin und her taumelnd, bis ſie umſinkt. tod — Carl iſt tod —

Franz. Was ſeh ich? Was ſteht da auf dem Schwerd? geſchrieben mit Blut — Amalia!

Amalia. Von ihm?

Franz. Seh ich recht, oder träum ich? Siehe da mit blutiger Schrifft:

Franz, verlaß meine Amalia nicht! Sieh doch,

ſieh doch! und auf der andern Seite: Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod. — Siehſt du nun, ſiehſt du nun? Er ſchriebs mit erſtarrender Hand, ſchriebs mit dem warmen Blut ſeines Herzens, ſchriebs an der Ewigkeit feyerlichem Rande! ſein fliehender Geiſt verzog, Franz und Amalia noch zuſammen zu knüpfen.

Amalia. Heiliger Gott! es iſt ſeine Hand. — Er hat mich nie geliebt! ſchnell ab.

Franz auf den Boden ſtampfend. Verzweifelt! meine ganze Kunſt erligt an dem Starrkopf.

D. a. Moor. Wehe, Wehe! Verlaß mich nicht, meine Tochter! — Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder!

Franz. Wer wars, der ihm den Fluch gab? Wer wars, der ſeinen Sohn jagte in Kampf und Tod und Verzweifflung? — oh! er war ein Engel! ein Kleinod des Himmels. Fluch über ſeine Henker! Fluch, Fluch über euch ſelber! —

D. a. Moor ſchlägt mit geballter Fauſt wieder Bruſt und Stirn. Er war ein Engel, war Kleinod des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich ſelber! Ich bin der Vater, der ſeinen groſſen Sohn erſchlug. Mich liebt' er bis in den Tod! mich zu rächen rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer, Ungeheuer! wütet wider ſich ſelber.

Franz. Er iſt dahin, was helfen ſpäte Klagen? höniſch lachend. Es iſt leichter worden, als lebendig ma-

machen. Ihr werdet ihn nimmer aus ſeinem Grabe zurükholen.

D. a. Moor. Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurükholen! Hin, verloren auf ewig! — Und du haſt mir den Fluch aus dem Herzen geſchwäzt, du — du — Meinen Sohn mir wieder!

Franz. Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlaß euch im Tode! —

D. a. Moor. Scheuſal! Scheuſal! ſchaff mir meinen Sohn wieder! fährt aus dem Seſſel, will Franzen an der Gurgel faſſen, der ihn zurük ſchiendert.

Franz. Kraftloſe Knochen! ihr wagt es — ſterbt! verzweiffelt! ab.

Der alte Moor.

Tauſend Flüche donnern dir nach! Du haſt mir meinen Sohn aus den Armen geſtolen von Verzweiflung hin und her geworfen im Seſſel. Wehe, Wehe! Verzweiffeln, aber nicht ſterben! — Sie fliehen, verlaſſen mich im Tode — meine gute Engel fliehen von mir, weichen alle die Heilige vom eisgrauen Mörder — Wehe! Wehe! will mir keiner das Haupt halten, will keiner die ringende Seele entbinden? Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! — Menſchen nur — will keiner, allein — verlaſſen — Wehe! Wehe! — Verzweiffeln aber nicht ſterben!

Amalia mit verweinten Augen.

D. a. Moor. Amalia! Bote des Himmels! Kommst du, meine Seele zu lösen?

Amalia mit sanfterem Ton. Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. a. Moor. Ermordet willst du sagen. Mit diesem Zeugnis belastet tret ich vor den Richterstuhl Gottes.

Amalia. Nicht also, jammervoller Greis! der himmlische Vater rükt' ihn zu sich. Wir wären zu glücklich gewesen auf dieser Welt. — Droben, droben über den Sonnen — Wir sehn ihn wieder.

D. a. Moor. Wiedersehen, wiedersehen! Oh es wird mir durch die Seele schneiden ein Schwerd — Wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — mitten im Himmel werden durch mich schauern Schauer der Hölle! Im Anschauen des Unendlichen mich zermalmen die Erinnerung: Ich hab meinen Sohn ermordet!

Amalia. Oh er wird euch die Schmerz-Erinnerung aus der Seele lächeln, seyd doch heiter, lieber Vater! ich bins so ganz. Hat er nicht schon den himmlischen Hörern den Namen Amalia vorgesungen auf der seraphischen Harfe, und die himmlischen Hörer lispelten leise ihn nach? Sein lezter Seufzer war ja, Amalia! wird nicht sein erster Jubel, Amalia! seyn?

D. a. Moor. Himmlischer Trost quillt von dei-

nen

nen Lippen! Er wird mir lächeln, ſagſt du? Vergeben? du muſt bey mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich ſterbe.

Amalia. Sterben iſt Flug in ſeine Arme. Wohl euch! Ihr ſeyd zu beneiden. Warum ſind dieſe Gebeine nicht mürb? Warum dieſe Haare nicht grau? Wehe über die Kräffte der Jugend! Willkommen, du markloſes Alter! nähyer gelegen dem Himmel und meinem Karl.

Franz tritt auf.

D. a. Moor. Trit her, mein Sohn! Vergib mir, wenn ich vorhin zu hart gegen dich war! ich vergebe dir alles. Ich möchte ſo gern im Frieden den Geiſt aufgeben.

Franz. Habt ihr genug um euren Sohn geweint? ſo viel ich ſehe, habt ihr nur einen.

D. a. Moor. Jakob hatte der Söhne zwölf, aber um ſeinen Joſeph hat er blutige Thränen geweint.

Franz. Hum!

D. a. Moor. Geh, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geſchichte Jakobs und Joſephs! Sie hat mich immer ſo gerührt, und damals bin ich noch nicht Jakob geweſen.

Amalia. Welches ſoll ich euch leſen? nimmt die Bibel und blättert.

D. a. Moor. Lis mir den Jammer des verlaſſenen, als er ihn nimmer unter ſeinen Kindern

fand — und vergebens ſein harrte im Kreis ſeiner eilfe — und ſein Klage-Lied, als er vernahm, ſein Joſeph ſey ihm genommen auf ewig —

Amalia. lieſt. "Da nahmen ſie Joſephs Rock, "und ſchlachteten einen Ziegenbock, und tauchten „den Rok in das Blut, und ſchikten den bunten „Rok hin, und lieſſen ihn ihren Vater bringen, und „ſagen: Dieſen haben wir funden, ſiehe, obs dei„nes Sohnes Rock ſey, oder nicht? Franz, geht bisz„lich hinweg. Er kannte ihn aber und ſprach: Es „iſt meines Sohnes Rock, ein böſes Thier hat ihn „gefreſſen, ein reiſſend Thier hat Joſeph zerriſſen! —

D. a. Moor. fällt aufs Kiſſen zurück. Ein reiſſend Thier hat Joſeph zerriſſen!

Amalia lieſt weiter. "Und Jacob zerriß ſeine „Kleider, und legte einen Sack um ſeine Lenden, „und trug Leide um ſeinen Sohn lange Zeit, und „all ſeine Söhne und Töchter traten auf, daß ſie „ihn tröſteten, aber er wollte ſich nicht tröſten laſ„ſen und ſprach: Ich werde mit Leid hinunterfah„ren —

D. a. Moor. Hör auf, hör auf! Mir wird ſehr übel.

Amalia hinzuſpringend, läßt das Buch fallen. Hilf Himmel! Was iſt das?

D. a. Moor. Das iſt der Tod! — Schwarz — ſchwimmt — vor meinen — Augen — ich bitt dich — ruf dem Paſtor — daß er mir — das

Abend-

Abendmal reiche — Wo iſt — mein Sohn Franz?

Amalia. Er iſt geflohen! Gott erbarme ſich unſer!

D. a. Moor. Geflohen — geflohen von des ſterbenden Bett? — — Und das all — all — von zwey Kindern voll Hofnung — du haſt ſie — gegeben — haſt ſie — genommen — — dein Name ſey — —

Amalia mit einem plözlichen Schrey. Tod! alles Tod! ab in Verzweiflung.

Franz päpſt frolockend herein.

Tod! ſchreyen ſie, tod! Izt bin ich Herr. Im ganzen Schloſſe zettert es, tod! — Wie aber ſchläft er vielleicht nur? — freylich, ach freylich! das iſt nun freylich ein Schlaf, wo es ewig niemals, Guten Morgen, heißt — Schlaf und Tod ſind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechſeln! Wakerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heiſſen! Er drükt ihm die Augen zu. Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir ins Angeſicht zu ſagen: du biſt ein Schurke! Weg dann mit dieſer läſtigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun ſollt ihr den nakten Franz ſehen, und euch entſezen! Mein Vater überzukerte ſeine Forderungen, ſchuf ſein Gebieth zu einem Familienzirkel um, ſas liebreich lächelnd am Thor, und grüßte ſie Brüder und Kinder. — Mei-

Meine Aug'-Brauen sollen über euch verhangen wie Gewitter-Wolken, mein herrischer Name schweben wie ein drohender Komet über diesen Gebirgen, meine Stirne soll euer Wetterglas seyn! Er streichelte und koßte den Naken, der gegen ihn stärrig zurükschlug. Streicheln und Kosen ist meine Sache nicht. Ich will euch die zakichte Sporen ins Fleisch hauen, und die scharfe Geißel versuchen. — In meinem Gebiet solls so weit kommen, daß Kartoffeln und dünn Bier ein Traktament für Festtage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen trit! Blässe der Armuth und sclavischen Furcht sind meine Leibfarbe: in diese Liverey will ich euch kleiden! Er geht ab.

Dritte Scene.

die böhmischen Wälder.

Spiegelberg, Razmann, Räuberhaufen.

Razmann. Bist da? bists wirklich? So laß dich doch zu Brey zusammen drucken, lieber Herzens-Bruder Moriz! Willkommen in den Böhmischen Wäldern! Bist ja gros worden und stark. Stern-Kreuz-Bataillon! Bringst ja Rekruten mit einen ganzen Trieb, du trefflicher Werber!

Spiegelberg. Gelt Bruder? Gelt? Und das

ganz

ganze Kerl darzu! — du glaubſt nicht, Gottes ſichtbarer Seegen iſt bey mir, war dir ein armer hungriger Tropf, hatte nichts als dieſen Stab, da ich über den Jordan gieng, und itzt ſind unſerer acht und ſiebenzig, meiſtens ruinirte Krämer, rejicirte Magiſter und Schreiber aus den ſchwäbiſchen Provinzen, das iſt dir ein Korps Kerles, Bruder, delicióze Burſche, ſag ich dir, wo als einer dem andern die Knöpfe von den Hoſen ſtihlt, und mit gelaßener Flinte neben ihm ſicher iſt — und haben voll auf, und ſtehen dir in einem Renomee vierzig Meilen weit, das nicht zu begreiffen iſt. Da iſt dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelchen von dem Schlaukopf Spiegelberg wirſt getroffen haben, ich halte ſie mir auch par deswegen — vom Kopf bis zun Füſſen haben ſie mich dir hingeſtellt, du meynſt du ſehſt mich, — ſo gar meine Rokknöpfe haben ſie nicht vergeſſen. Aber wir führen ſie erbärmlich am Narrenſeil herum. Ich geh lezthin in die Druckerey, geb vor, ich hätte den berüchtigten Spiegelberg geſehn. und diktir einem Skrizler, der dort ſas, das leibhafte Bild von einem dortigen Wurmdoktor in die Feder, das Ding kommt um, der Kerl wird eingezogen, par force inquirirt, und in der Angſt und in der Dummheit geſteht er dir, hol mich der Teufel! geſteht dir, er ſey der Spiegelberg — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich

beym

beym Magistrat anzuzeben, daß die Kanaille mit meinen Namen so verhunzen soll — wie ich sage, drey Monath drauf hangt er. Ich mußte nachher eine derbe Prise Tobak in die Nase reiben, als ich am Galgen vorbeyspazierte, und den Pseudo-Spiegelberg in seiner Glorie da paradiren sah — und unterdessen daß Spiegelberg hangt, schleicht sich Spiegelberg ganz sachte aus den Schlingen, und deutet der superklugen Gerechtigkeit hinterruks Eselsohren, daß's zum Erbarmen ist.

Razmann lacht. Du bist eben noch immer der alte.

Spiegelberg. Das bin ich, wie du siehst, an Leib und Seel. Narr! einen Spaß mus ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloster angerichtet habe. Ich treffe das Kloster auf meiner Wanderschaft so gegen die Dämmerung, und da ich eben den Tag noch keine Patrone verschossen hatte, du weist, ich hasse das diem perdidi auf den Tod, so mußte die Nacht noch durch einen Streich verherrlicht werden, und sollts dem Teufel um ein Ohr gelten! Wir halten uns ruhig bis in die späte Nacht. Es wird mausstill. Die Lichter gehen aus. Wir denken die Nonnen könnten izt in den Federn seyn. Nun nehm ich meinen Kameraden Grimm mit mir, heis die andern warten vorm Thor, bis sie mein Pfeifchen hören würden, — versichere mich des Klosterwächters,

ters, nehm ihm die Schlüſſel ab, ſchleich mich hinein, wo die Mägde ſchliefen, praktizier ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pak zum Thor. Wir gehn weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einer Schweſter nach der andern die Kleider, endlich auch der Aebtiſſinn — Itzt pfeif ich, und meine Kerls draußen fangen an zu ſtürmen und zu haſſeliren als käm der jüngſte Tag, und hinein mit beſtialiſchem Getolter in die Zellen der Schweſtern! — hahaha! — da hättest du die Haz ſehen ſollen, wie die armen Thiergen in der Finſtere nach ihren Röcken tappten, und ſich jämmerlich geberdeten, wie ſie zum Teufel waren, und wie indeß wie alle Donnerwetter zugeſetzt, und wie ſie ſich vor Schrek und Beſtürzung in Bettlacken wikelten, oder unter dem Ofen zuſammenkrochen wie Kazen, andere in der Angſt ihres Herzens die Stube ſo beſprenzten, daß du hättest das Schwimmen drinn lernen können, und das erbärmliche Geyetter und Lamento, und endlich gar die alte Schnurre die Aebtiſſinn, angezogen wie Eva vor dem Fall — du weiſt, Bruder, daß mir auf dieſem weiten Erdenrund kein Geſchöpf ſo zuwider iſt, als eine Spinne und ein altes Weib, und nun denk dir einmal die ſchwarzbraune, runzlichte, zottigte Vettel vor mir herumtanzen, und mich bey ihrer jungfräulichen Sittſamkeit beſchwören — alle Teufel! ich hatte ſchon den Ellbogen angeſetzt

ſetzt ihr die übriggebliebenen wenigen edlen vollends in den Mastdarm zu ſtoſſen — kurz reſolvirt! entweder heraus mit dem Silbergeſchirr mit dem Kloſterſchatz und allen den blanken Thälerchen, oder — meine Kerls verſtanden mich ſchon — ich ſage dir, ich hab aus dem Kloſter mehr dann tauſend Thaler Werths geſchleift, und den Spaß obendrein, und meine Kerls haben ihnen ein Andenken hinterlaſſen, ſie werden ihre neun Monathe dran zu ſchleppen haben.

Razmann auf den Boden kommend. Daß mich der Donner da weg hatte.

Spiegelberg. Siehſt du? Sag du mehr, ob das kein Luder-Leben iſt? und dabey bleibt man friſch und ſtark, und das Korpus iſt noch beyſammen, und ſchwillt dir ſtündlich wie ein Prälaten-Bauch — ich weis nicht, ich muß was magnetiſches an mir haben, daß dir alles Lumpen-Geſindel auf Gottes Erdboden anzieht wie Stahl und Eiſen.

Razmann. Schöner Magnet du! Aber ſo möcht ich Henkers doch wiſſen, was für Hexereyen du brauchſt —

Spiegelberg. Hexereyen? Braucht keiner Hexereyen — Kopf muſt du haben! Ein gewiſſes praktiſches Judicium, das man freylich nicht in der Gerſte frißt — denn ſiehſt du, ich pflog immer zu ſagen: einen honneten Mann kann man aus jedem

dem Weidenſtozen formen, aber zu einem Spizbuben wills Grüz — auch gehört darzu ein eigenes Nationał-Genie, ein gewiſes, daß ich ſo ſage, Spizbuben Klima, und da rath ich dir, reis du ins Graubünder Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner.

Razmann. Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.

Spiegelberg. Ja ja! man mus niemand ſein Recht vorenthalten, Italien weist auch ſeine Männer auf, und wenn Deutſchland ſo fortmacht, wie es bereits auf dem Weg iſt, und die Bibel vollends hinaus votirt, wie es die glänzendſten Aſpekten hat, ſo kann mit der Zeit auch noch aus Deutſchland was Gutes kommen, — überhaupt aber, mus ich dir ſagen, macht das Klima nicht ſonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das übrige, Bruder — ein Holzapfel weiſt du wohl wird im Paradies-Gärtlein ſelber ewig keine Ananas — aber daß ich dir weiter ſage, — wo bin ich ſtehen geblieben?

Razmann. Bey den Kunſtgriffen!

Spiegelberg. Ja recht, bey den Kunſtgriffen. So iſt dein erſtes, wenn du in die Stadt kommſt, du ziehſt bey den Bettelvögten, Stadt-Patrollanten und Zuchtknechten Kundſchaft ein, wer ſo am fleiſſigſten bey ihnen einſpreche, die Ehre gebe, und dieſe Kunden ſuchſt du auf — ferner niſteſt

du dich in die Kaffeehäuſer, Bordelle, Wirthshäuſer ein, ſpähſt, ſondirſt, wer am meiſten über die wolfeile Zeit, die fünf pro cent, über die einreiſſende Peſt der Policeyverbeſſerungen ſchreyt, wer am meiſten über die Regierung ſchimpft, oder wieder die Phyſiognomik eifert und dergl: Bruder! das iſt die rechte Höhe! die Ehrlichkeit wakelt wie ein hoher Zahn, du darfſt nur den Pelikan anſezen, — oder beſſer und kürzer: du gehſt und wirfſt einen vollen Beutel auf die offene Straſe, verſtekſt dich irgendwo, und merkſt dir wol, wer ihn aufhebt — eine Weile drauf jagſt du hinterher, ſuchſt, ſchreyſt, und fragſt nur ſo im Vorbeygehen, haben der Herr nicht etwa einen Geldbeutel gefunden? Sagt er, ja? — nun ſo hats der Teufel geſehen; leugnet ers aber? der Herr verzeihen — ich wüßte mich nicht zu entſinnen, — ich bedaure, exklamirend. Bruder! Triumf Bruder! Löſch deine Laterne aus, ſchlauer Diogenes! — du haſt deinen Mann gefunden.

Razmann. Du biſt ein ausgelernter Praktikus.

Spiegelberg. Mein Gott! als ob ich noch jemals dran gezweifelt hätte — Nun du deinen Mann in dem Namen haſt, muſt dus auch fein ſchlau angreiffen, daß du ihn hebſt! — Siehſt du, mein Sohn? das hab ich ſo gemacht: — So bald ich einmal die Fährthe hatte, hängt' ich mich meinem Kandidaten an wie eine Klette, ſanfte Brüder!

derſchaft mit ihm, und Metabene! Zechfrey muß du ihn halten! da geht freylich ein ſchönes drauf, aber das achteſt du nicht — — du gehſt weiter, du führſt ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menſchern ein, verwickelſt ihn in Schlägereyen, und ſchelmiſche Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und Gewiſſen, und gutem Namen bankrut wird, denn incidenter muß ich dir ſagen, du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbſt — Glaube mir Bruder! das hab ich aus meiner ſtarken Prari wol fünfzigmal abſtrahirt, wenn der ehrliche Mann einmal aus dem Neſt gejagt iſt, ſo iſt der Teufel Meiſter — Der Schritt iſt dann ſo leicht — o ſo leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Betſchweſter. — Horch doch! was für ein Knall war das?

Razmann. Es war gedonnert, nur fortgemacht!

Spiegelberg. Noch ein kürzerer beſſerer Weg iſt der, du plünderſt deinem Mann Hauß und Hof ab, bis ihm kein Hemd mehr am Leibe hebt, alsdann kommt er dir von ſelber — lern mich die Pfiffe nicht Bruder — frag einmal das Kupferaugeſicht dort — Schwere Noth! den hab ich ſchon ins Garn gekrieget — ich hielt ihm vierzig Dukaten hin, die ſollt er haben, wenn er mir ſeines Herrn Schlüſſel in Wachs drücken wollte — denk einmal! die dumme Beſtie thuts, bringt mir, bol mich der Teufel! die Schlüſſel, und will izt das Geld ha-

ben — Monsieur, sagt ich, weis er auch, daß ich izt diese Schlüssel gerades Wegs zum Policey-Lieutenant trage, und ihm ein Logis am lichten Galgen miethe? — tausend Sakerment! da hättest du den Kerl sehen sollen die Augen aufreissen, und anfangen zu zappeln wie ein nasser Pudel — — „Ums Himmels willen, hab der Herr doch Einsicht! ich will — will —“ was will er? will er izt gleich den Zopf hinaufschlagen und mit mir zum Teufel gehn? — „o von Herzen gern, mit Freuden„ — hahaha! guter Schlucker, mit Speck fangt man Mäuse — lach ihn doch aus Razmann! hahaha!

Razmann. Ja, ja, ich mus gestehen. Ich will mir diese Lection mit goldnen Iettern auf meine Hirntafel schreiben. Der Satan mag seine Leute kennen, daß er doch zu seinem Mäckler gemacht hat.

Spiegelberg. Gelt, Bruder? und ich denke, wenn ich ihm zehen stelle, läßt er mich frey ausgehen — gibt ja jeder Verleger seinem Sammler das zehente Exemplar gratis, warum soll der Teufel so jüdisch zu Werk gehn? — Razmann! ich rieche Pulver —

Razmann. Sapperment! ich riechs auch schon lang. — Gib Acht, es wird in der Näh was gesetzt haben! — Ja ja! wie ich dir sage, Moriz — du wirst dem Hauptmann mit deinen Rekruten

will-

willkommen ſeyn — er hat auch ſchon brave Kerl angelockt.

Spiegelberg. Aber die meinen! die meinen — Pah —

Razmann. Nun ja! ſie mögen hübſche Fingerchen haben — aber ich ſage dir, der Ruf unſers Hauptmanns hat auch ſchon ehrliche Kerl in Verſuchung geführt.

Spiegelberg. Ich will nicht hoffen.

Razmann. Sans Spaß! und ſie ſchämen ſich nicht unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen wie wir — nach dem Geld ſchien er nicht mehr zu fragen, ſo bald ers vollauf haben konnte, und ſelbſt ſein Dritteil an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verſchenkt er an Wayſenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung ſtudiren. Aber ſoll er dir einen Landjunker ſchröpfen, der ſeine Bauren wie das Vieh abſchindet, oder einen Schurken mit goldnen Borden unter den Hammer kriegen, der die Geſetze falſchmünzt, und das Auge der Gerechtigkeit überſilbert, oder ſonſt ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da iſt er dir in ſeinem Element, und haußt teufelmäßig, als wenn jede Faſer an ihm eine Furie wäre.

Spiegelberg. Hmm! hum!

Razmann. Neulich erfuhren wir im Wirthshaus, daß ein reicher Graf von Regenoburg durch-

kommen würde, der einen Proceß von einer Million durch die Pfiffe ſeines Advokaten durchgeſetzt hätte, er ſas eben am Tiſch und brettelte, — wie viel ſind unſerer? frag er mich, indem er haſtig aufſtand, ich ſah ihn die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmen, welches er nur thut, wenn er am grimmigſten iſt — nicht mehr als fünf! ſagt ich — es iſt genug! ſagt er, warf der Wirthin das Geld auf den Tiſch, lies den Wein, den er ſich hatte reichen laſſen unberührt ſtehen — wir machten uns auf den Weg. Die ganze Zeit über ſprach er kein Wort, lief abſeitwärts und allein, nur daß er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr worden wären, und uns befahl das Ohr an die Erde zu legen. Endlich ſo kommt der Graf hergefahren, der Wagen ſchwer bepakt, der Advokat ſas bey ihm drinn, voraus ein Reuter, nebenher ritten zwey Knechte — da hätteſt du den Mann ſehen ſollen, wie er, zwey Terzerolen in der Hand, vor uns her auf den Wagen zuſprang! und die Stimme, mit der er rief: Halt! — der Kutſcher, der nicht Halt machen wollte, mußte vom Bok herabtanzen, der Graf ſchos aus dem Wagen in den Wind, die Reuter flohen — dein Geld, Kanaille! rief er donnernd — er lag wie ein Stier unter dem Beil — und biſt du der Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht? der Advokat zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, — der

Dolch

Dolch ſtak in ſeinem Bauch wie ein Pfahl in dem Weinberg — ich habe das meine gethan! rief er, und wandte ſich ſtolz von uns weg, das Plündern iſt eure Sache. Und ſo mit verſchwand er in den Wald —

Spiegelberg. Hum, hum! Bruder, was ich dir vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er brauchts nicht zu wiſſen. Verſtehſt du?

Razmann. Recht, recht! ich verſteh.

Spiegelberg. Du kennſt ihn ja? Er hat ſo ſeine Grillen. Du verſtehſt mich.

Razmann. Ich verſteh, ich verſteh.

Schwarz in vollem Lauf.

Razmann. Wer da? was gibts da? Paſſagiers im Wald?

Schwarz. Hurtig, hurtig! wo ſind die andern? — tauſendſakerment! ihr ſteht da, und plaudert! Wißt ihr denn nicht — wißt ihr denn gar nicht? — und Roller —

Razmann. Was dann, was dann?

Schwarz. Roller iſt gehangen, noch vier andere mit, —

Razmann. Roller? Schwere Noth! ſeit wenn — woher weiſt dus?

Schwarz. Schon über drey Wochen ſitzt er, und wir erfahren nichts, ſchon drey Rechtstäge ſind über ihn gehalten worden, und wir hören

nichts, man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann ſey? — der wackere Burſche hat nichts bekannt, geſtern iſt ihm der Proceß gemacht worden, dieſen Morgen iſt er dem Teufel extra Poſt zugefahren.

Razmann. Vermaledeyt! weis es der Hauptmann?

Schwarz. Erſt geſtern erfährt ers. Er ſchäumt wie ein Eber. Du weiſts, er hat immer am meiſten gehalten auf Roller, und nun die Tortur erſt — Strick und Leiter ſind ſchon an der Thurm gebracht worden, es half nichts, er ſelbſt hat ſich ſchon in Kapuciners-Kutte zu ihm geſchlichen, und die Perſon mit ihm wechſeln wollen, Roller ſchlugs hartnäckig ab, itzt hat er einen Eid geſchworen, daß es uns eiskalt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Mir iſt bang für die Stadt. Er hat ſchon lang eine Pique auf ſie, weil ſie ſo ſchändlich bigott iſt, und du weiſt, wenn er ſagt: ich wills thun! ſo iſts ſo viel, als wenns unſer einer gethan hat.

Razmann. Das iſt wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenner dem Teufel ſein Wort drauf gegeben hätte in die Hölle zu fahren, er würde nie beten, wenn er mit einem halben Vater Unſer ſeelig werden könnte; — Aber ach! der arme Roller! der

der arme Roller! —

Spiegelberg. Memento mori! Aber das regt mich nicht an. Trillert ein Liedgen.

Geh ich vorbey am Rabenſteine,
So blinz ich nur das rechte Auge zu,
Und denk, du hängſt mir wol alleine,
Wer iſt ein Narr, ich oder du?

Razmann aufſpringend. Horch! ein Schuß. Schüſſen und Lermen.

Spiegelberg. Noch einer!

Razmann. Wieder einer! der Hauptmann!

Hinter der Scene geſungen.

Die Nürnberger denken keinen,
Sie hätten ihn denn vor.

Da Capo.

Schweizer. Roller. Hinter der Scene. Holla ho! Holla ho!

Razmann. Roller! Roller! Helfen mich zehn Teufel!

Schweizer. Roller. Hinter der Scene. Razmann! Schwarz! Spiegelberg! Razmann!

Razmann. Roller! Schweizer! Blix, Donner, Hagel und Wetter! Fliegen ihm entgegen.

Räuber Moor zu Pferd.

Schweizer. Roller. Grimm. Schufterle. Räubertrupp mit Koth und Staub bedeckt, treten auf.

Räuber Moor vom Pferd ſpringend. Freyheit! Freyheit! — — du biſt im trocknen, Roller! — Führ meinen Rappen ab, Schweizer, und waſch ihn mit Wein. Wirft ſich auf die Erde. Das hat gegolten!

Razmann zu Roller. Nun bey der Feuereſſe des Plutos! biſt du vom Rad auferſtanden?

Schwarz. Biſt du ſein Geiſt? oder bin ich ein Narr? oder biſt du wirklich?

Roller in Athem. Ich bins. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubſt du, daß ich herkomme?

Schwarz. Da frag die Hexe! der Stab war ſchon über dich gebrochen!

Roller. Das war er freylich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Laß mich nur erſt zu Athem kommen. Der Schweizer wird dir erzählen. Gebt mir ein Glas Brandtenwein! — du auch wieder da, Moriz? Ich dachte dich wo anders wieder zu ſehen — gebt mir doch ein Glas Brandtenwein! meine Knochen fallen auseinander — o mein Hauptmann! wo iſt mein Hauptmann!

Schwarz. Gleich, gleich! — ſo ſag doch, ſo ſchwätz doch! wie biſt du davon kommmen? wir haben dich wieder? der Kopf geht mir um. Vom Galgen her, ſagſt du? Rol

Roller ſtürzt eine Flaſche Branntewein hinunter. Ah, das ſchmeckt, das brennt ein! — gerades Wegs vom Galgen her! ſag ich. Ihr ſteht da, und gafft, und könnts nicht träumen — ich war auch nur drey Schritte von der Sakraments-Leiter, auf der ich in den Schoos Abrahams ſteigen ſollte — ſo nah, ſo nah — war dir ſchon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! hätteſt mein Leben um'n Priſe Schnupftabak haben können, dem Hauptmann dank ich Luft, Freyheit und Leben.

Schweizer. Es war ein Spaß, der ſich hören läßt. Wir hatten den Tag vorher durch unſre Sponen Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz, und wenn der Himmel nicht bey Zeit noch einfallen wollte, ſo werde er morgen am Tag — das war als heut — den Weg alles Fleiſches gehen müſſen — Auf! ſagt der Hauptmann, was wiegt ein Freund nicht. — Wir retten ihn, oder retten ihn nicht, ſo wollen wir ihm wenigſtens doch eine Todesfakel anzünden, wie ſie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir ſchiken einen Expreſſen an ihn, der's ihm in einem Zettelgen beybrachte, daß er ihm in die Suppe warf.

Roller. Ich verzweiffelte an dem Erfolg.

Schweizer. Wir paßten die Zeit ab, bis die Paſſa-

Paſſagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spektakel nach, Reuter und Fußgänger durch einander und Wagen, der Lerm und der Galgen-Pſalm jolten weit. Izt, ſagt der Hauptmann, brennt an, brennt an! Die Kerl flogen wie Pfeile, ſteckten die Stadt an drey und dreyſig Eken zumal in Brand, werfen feurige Lunden in die Nähe des Pulverthurms in Kirchen, und Scheunen — Mordblen es war keine Viertelſtunde vergangen, der Nord-Oſt-Wind, der auch ſeinen Zahn auf die Stadt haben muß, kam uns trefflich zu ſtatten, und half die Flamme bis hinauf in die oberſten Gibel jagen. Wir indeß Gaſſe auf Gaſſe nieder, wie Furien — Feuerjo! Feurjo! durch die ganze Stadt — Geheul, — Geſchrey — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär die Erde mitten entzwey geborſten, und der Himmel zerplazt, und die Hölle zehntauſend Klafter tiefer verſunken

Roller. Und izt ſah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorrha und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vierzig Gebürge brüllen den infernaliſchen Schwank in die Rund herum nach, ein paniſcher Schreck ſchmeißt alle zu Boden — itzt nuz ich den Zeitpunkt, und riſch, wie der Wind! — ich war losgebunden, ſo nah wars dabey — da meine Begleiter verſteinert wie Lothe Weib zurückſchaun,

Reiß-

Reißaus! zerriſſen die Haufen! davon! Sechzig Schritte weg werf ich die Kleider ab, ſtürze mich in den Fluß, ſchwimm unterm Waſſer fort, bis ich glaubte ihnen aus dem Geſichte zu ſeyn. Mein Hauptmann ſchon parat mit Pferden und Kleidern — ſo bin ich entkommen. Moor! Moor! möchteſt du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich dir gleiches mit gleichem vergelten kann!

Razmann. Ein beſtialiſcher Wunſch, für den man dich hängen ſollte — aber es war ein Streich zum zerplazen.

Roller. Es war Hülfe in der Noth, ihr konnts nicht ſchäzen. Ihr hättet ſollen — den Strik um den Hals — mit lebendigem Leib zu Grabe marſchiren wie ich, und die ſakermentaliſchen Anſtalten und Schinders Ceremonien, und mit jedem Schritt, den der ſcheue Fus vorwärts wankte, näher und fürchterlich näher die verfluchte Maſchine, wo ich einlogirt werden ſollte, im Glanz der ſchröklichen Morgenſonne ſteigend, und die laurenden Schinders-Knechte, und die gräßliche Muſik — noch raunt ſie in meinen Ohren — und das Gekrächz hungriger Raben, die an meinem halbfaulen Antezeſſor zu dreyßigen hiengen, und das alles, alles — und obendrein noch der Vorſchmack der Seeligkeit, die mir blühete! — Bruder, Bruder und auf einmal die Loſung zur Freyheit — Es war ein Knall, als ob dem Himmelfaß ein Raif ge-

gesprungen wäre — hört Kanaillen! ich sag euch, wenn man aus dem glühenden Ofen ins Eiswasser springt, kann man den Abfall nicht so stark fühlen als ich, da ich am andern Ufer war.

Spiegelberg lacht. Armer Schlucker! nun ists ja verschwizt, winkt ihm zu. Zur glüklichen Wiedergeburt!

Roller wirft sein Glas weg. Nein, bey allen Schäzen des Mammons! ich möchte das nicht zum zweytenmal erleben. Sterben ist etwas mehr als Harlequins Sprung, und Todes-Angst ist ärger als Sterben.

Spiegelberg. Und der hüpfende Pulverthurm — merkst dus izt, Razmann? — drum stank auch die Luft so nach Schwefel, stundenweit, als würde die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet — es war ein Meisterstreich, Hauptmann! ich beneide dich drum.

Schweizer. Macht sich die Stadt eine Freude daraus, meinen Kameraden wie ein verheztes Schwein abthun zu sehen, was, zum Henker! sollen wir uns ein Gewissen daraus machen, unserem Kameraden zulieb die Stadt drauf gehen zu lassen? Und neben her hatten unsere Kerls noch das gefundene Fressen, über den alten Kayser zu plündern. — Sagt einmal! Was habt ihr weggekapert.

Einer von der Bande. Ich hab mich während des

des durch einanders in die Stephans-Kirche geſchlichen und die Borden vom Altar-Tuch abgetreant, der liebe Gott da, ſagt ich, iſt ein reicher Mann, und kann ja Goldfäden aus einem Bazenſtrick machen.

Schweizer. Du haſt wohl gethan — was ſoll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragens dem Schöpffer zu, der über den Trödelkram lachet, und ſeine Geſchöpffe dörfen verhungern. — Und du Spangeler — wo haſt du dein Nez ausgeworffen?

Ein Zweyter. Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unſer funfzig mit.

Ein Dritter. Zwey goldne Sakuhren hab ich weagebirt, und ein Duzend ſilberne Löffel darzu.

Schweizer. Gut, gut. Und wir haben ihnen eins angerichtet, dran ſie vierzehn Tage werden zu löſchen haben. Wenn ſie dem Feuer wehren wollen, ſo müſſen ſie die Stadt durch Waſſer ruiniren — Weiſt du nicht, Schufterle, wie viel es Tote geſezt hat?

Schufterle. Drey und achtzig ſagt man. Der Thurm allein hat ihrer ſechszig zu Staub zerſchmettert.

Räuber Moor. ſehr ernſt. Roller, du biſt theuer bezahlt.

Schufterle. Pah! pah! was heißt aber das? — ja, wenns Männer geweſen wären — aber da

warens Wikelkinder, die ihre Lacken vergolden, eingeſchnurrte Müttergen, die ihnen die Müken wehrten, ausgedörrte Ofenhoker, die keine Thüre mehr finden konnten — Patienten, die nach dem Dokter winſelten, der in ſeinem gravitätiſchen Trab der Haz nachgezogen war — Was leichte Beine hatte, war ausgeflogen der Komödie nach, und nur der Bodenſaz der Stadt blieb zurük, die Häuſer zu hüten.

Moor. Oh der armen Gewürme! Kranke, ſagſt du, Greiſe und Kinder? —

Schufterle. Ja zum Teufel! und Kindbettrinnen darzu, und hochſchwangere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortiren, junge Frauen, die beſorgten ſich an den Schinders-Stükchen zu verſehen, und ihrem Kind in Mutterleib den Galgen auf den Buckel zu brennen — Arme Poeten, die keinen Schuh anzuziehen hatten, weil ſie ihr einziges Paar in die Mache gegeben, und was das Hundsgeſindel mehr iſt, es lohnt ſich der Mühe nicht, daß man davon redt. Wie ich von ungefehr ſo an einer Barake vorbeygehe hör ich drinnen ein Gezetter, ich guk hinein, und wie ichs beym Licht beſehe, was wars? Ein Kind wars noch friſch und geſund, das lag auf dem Boden unterm Tiſch, und der Tiſch wollte eben angehen, — Armes Thiergen! ſagt' ich, du verfrieſt ja hier, und warfs in die Flamme —

Moor.

Moor. Wirklich, Schuſterle? — Und dieſe Flamme brenne in deinem Buſen, bis die Ewigkeit grau wird! — Fort Ungeheuer! Laß dich nimmer unter meiner Bande ſehen! Murrt ihr? — Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wann Ich befehle? — Fort mit ihm, ſag ich, — es ſind noch mehr unter euch, die meinem Grimm reif ſind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächſtens unter euch treten, und fürchterlich Muſterung halten. Sie gehn zitternd ab.

Moor allein, heftig auf und abgehend.

Höre ſie nicht, Rächer im Himmel! — Was kann ich dafür? Was kannſt du dafür, wenn deine Peſtilenz, deine Theurung, deine Waſſerfluten, den Gerechten mit dem Böſewicht auffreſſen? Wer kann der Flamme befehlen, daß ſie nicht auch durch die geſegneten Saaten wüte, wenn ſie das Geniſt der Horniſſel zerſtören ſoll? — O pfui, über den Kinder-Mord! den Weiber-Mord — den Kranken-Mord! Wie beugt mich dieſe That! Sie hat meine ſchönſten Werke vergiftet — da ſteht der Knabe, ſchaamroth und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der ſich anmaßte mit Jupiters Keule zu ſpielen, und Pygmeen niederwarf, da er Titanen zerſchmettern ſollte — geh, geh! du biſt der Mann nicht, das Rachſchwerdt der obern Tribunal zu regieren, du erlagſt bey dem erſten

Bayerische Staatsbibliothek München

Griff

Griff — hier entſag ich dem frechen Plan, gehe, mich in irgend eine Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurüktrit. er will fliehen.

Räuber eilig.

Sieh dich vor, Hauptmann! Es ſpukt! Ganze Haufen böhmiſcher Reuter ſchwadroniren im Holz herum — der hölliſche Blauſtrumpf mus ihnen verträtſcht haben —

Neue Räuber.

Hauptmann, Hauptmann! Sie haben uns die Spur abgelauert — rings ziehen ihrer etliche Tauſend einen Kordon um den mittlern Wald.

Neue Räuber.

Weh, weh, weh! Wir ſind gefangen geädert, wir ſind geviertheilt! Viele tauſend Huſaren, Dragoner und Jäger ſprengen um die Anhöhe, und halten die Luft-Löcher beſezt. Moor geht ab.

Schweizer. Grimm. Roller. Schwarz. Schufterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.

Schweizer. Haben wir ſie aus den Federn geſchüttelt? Freu dich doch, Roller! Das hab ich mir lange gewünſcht, mich mit ſo Kommis-Brod Rittern herumzuhauen — wo iſt der Hauptmann? Iſt die gan-

ganze Bande beyſammen? Wir haben doch Pulver genug?

Razmann. Pulver die ſchwere Meng. Aber unſer ſind achzig in allem, und ſo immer kaum einer gegen ihrer zwanzig.

Schweizer. Deſto beſſer! und laß es fünfzig gegen meinen groſſen Nagel ſeyn — Haben ſie ſo lang gewartet, bis wir ihnen die Streu unterm Arſch angezündt haben — Brüder, Brüder! ſo hats keine Noth. Sie ſezen ihr Leben an zehen Kreuzer, fechten wir nicht für Hals und Freyheit? — Wir wollen über ſie her wie die Sündflut und auf ihre Köpfe herabfeuren wie Wetterleuchten — Wo zum Teufel! iſt dann der Hauptmann?

Spiegelberg. Er verläßt uns in dieſer Noth. Können wir denn nicht mehr entwiſchen?

Schweizer. Entwiſchen?

Spiegelberg. Oh! Warum bin ich nicht geblieben in Jeruſalem.

Schweizer. So wollt' ich doch, daß du im Kloak erſtikteſt, Drekſeele du! Bey nakten Nonnen haſt du ein groſſes Maul, aber wenn du zwey Fäuſte ſiehſt, — Memme, zeige dich izt, oder man ſoll dich in eine Sauhaut nähen, und durch Hunde verhezen laſſen.

Razmann. Der Hauptmann, Der Hauptmann!

Moor. langſam vor ſich.

Moor. Ich habe ſie vollends ganz einſchlieſſen laſſen, izt müſſen ſie fechten wie verzweifelte. Laut Kinder! Nun gibts! Wir ſind verloren, oder wir müſſen fechten wie angeſchoſſene Eber.

Schweizer. Ha! ich will ihnen mit meinen Fangern den Bauch ſchlizen, daß ihnen die Kutteln ſchuhlang herausplazen! — Führ uns an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Rachen des Todes.

Moor. Ladet alle Gewehre! Es fehlt doch an Pulver nicht?

Schweizer ſpringt auf. Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu ſprengen!

Razmann. Jeder hat fünf paar Piſtolen geladen, jeder noch drey Kugelbüchſen darzu.

Moor. Gut, gut! Und nun muß ein Theil auf die Bäume klettern, oder ſich ins Dikicht verſteken, und Feuer auf ſie geben im Hinterhalt —

Schweizer. Da gehörſt du hin, Spiegelberg!

Moor. Wir andern, wie Furien, fallen ihnen in die Flanken.

Schweizer. Darunter bin ich, ich!

Moor. Zugleich muß jeder ſein Pfeifchen hören laſſen, im Wald herumjagen, daß unſere Anzahl ſchröklicher werde: auch müſſen alle Hunde los, und in ihre Glieder gehezt werden, daß ſie ſich trennen, zerſtreuen, und euch in den Schuß

ren-

rennen. Wir drey, Roller, Schweizer und ich, fechten im Gedränge.

Schweizer. Meiſterlich, vortrefflich! — Wir wollen ſie zuſammenwettern, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie die Ohrfeigen herkriegen. Ich habe wohl ehe eine Kirſche vom Maul weggeſchoſſen, laß ſie nur anlauffen. Schufterle zupft Schweizern, dieſer nimmt den Hauptmann beyſeit, und ſpricht leiſe mit ihm.

Moor. Schweig!

Schweizer. Ich bitte dich —

Moor. Weg! Er dank es ſeiner Schande, ſie hat ihn gerettet. Er ſoll nicht ſterben, wenn ich und mein Schweizer ſterben, und mein Roller. Laß ihn die Kleider ausziehen, ſo will ich ſagen er ſey ein reiſender, und ich hab ihn beſtohlen — Sey ruhig, Schweizer! Ich ſchwöre darauf, er wird doch noch gehangen werden.

Pater tritt auf.

Pater vor ſich, ſtutzt. Iſt das das Drachen Neſt? — Mit eurer Erlaubnis, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draußen ſtehen ſiebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schultzen bewachen.

Schweizer. Bravo! bravo! das war wohlgeſprochen ſich den Magen warm zu halten.

Moor. Schweig, Kamerad! — Sagen ſie kurz, Herr Pater! was haben Sie hier zu thun?

Pater. Mich sendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod spricht — ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelmen — giftige Otterbrut, die im finstern schleicht, und im verborgenem sticht — Aussaz der Menschheit — Höllenbrut, — köstliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Kolonie für Galgen und Rad —

Schweizer. Hund! hör auf zu schimpfen, oder — er drückt ihm den Kolben vors Gesicht.

Moor. Pfui doch, Schweizer! du verdirbst ihm ja das Koncept — er hat seine Predigt so brav auswendig gelernt — nur weiter mein Herr! — „für Galgen und Rad? „

Pater. Und du, seiner Hauptmann! Herzog der Beutelschneider! Gauner-König! Groß-Mogol aller Schelmen unter der Sonne! — Ganz ähnlich jenem ersten abscheulichen Rädelsführer, der tausend Legionen schuldloser Engel in rebellisches Feuer sachte, und mit sich hinab in den tiefen Pfuhl der Verdammnis zog — das Zettergeschrey verlassener Mütter heult deinen Fersen nach, Blut saufst du wie Wasser, Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolch keine Luftblase auf. —

Moor. Sehr wahr, sehr wahr! Nur weiter!

Pater. Was? sehr wahr, sehr wahr? ist das auch eine Antwort?

Moor. Wie, mein Herr? darauf haben Sie sich wohl nicht gefaßt gemacht? Weiter, nur weiter! Was wollten Sie weiter sagen? Pa-

Pater in Eifer. Entſezlicher Menſch! hebe dich weg von mir! Picht nicht das Blut des ermordeten Reichs-Grafen an deinen verfluchten Fingern? Haſt du nicht das Heiligthum des Herrn mit diebiſchen Händen durchbrochen, und mit einem Schelmengriff die geweyhten Gefäſſe des Nachtmahls entwandt? Wie? haſt du nicht Feuerbrände in unſere gottesfürchtige Stadt geworfen? und den Pulverthurm über die Häupter unſrer Chriſten herabgeſtürzt? Mit zuſammengeſchlagenen Händen. Greuliche, greuliche Frevel, die bis zum Himmel hinaufſtinken, das jüngſte Gericht waffnen, daß es reiſſend daher bricht! Reif zur Vergeltung, zeitig zur lezten Poſaune!

Moor. Meiſterlich gerathen bis hieher! aber zur Sache! Was läßt mir der hochlöbliche Magiſtrat durch ſie kund machen?

Pater. Was du nie werth biſt zu empfangen — Schau um dich, Mordbrenner! Was nur ein Auge abſehen kan, biſt du eingeſchloſſen von unſern Reutern — hier iſt kein Raum zum Entrinnen mehr — ſo gewis Kirſchen auf dieſen Eichen wachſen, und dieſe Tannen Pfirſiche tragen, ſo gewis werdet ihr unverſehrt dieſen Eichen und dieſen Tannen den Rüken kehren.

Moor. Hörſt du wohl, Schweizer? — Aber nur weiter!

Pater. Höre dann, wie gütig, wie langmü-

thig das Gericht mit dir Bößwicht verfährt. Wirſt du izt gleich zum Kreuz kriechen, und um Gnade und Schonung flehen, flehe, ſo wird dir die Strenge ſelbſt Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter ſeyn — ſie drükt das Auge bey der Helfte deiner Verbrechen zu, und läßt es — denk doch! — und läßt es bey dem Rade bewenden.

Schweizer. Haſt das gehört, Hauptmann? Soll ich hingehn, und dieſem abgerichteten Schäfreund die Engel zuſammen ſchulren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweis-Löchern ſprudelt? —

Roller. Hauptmann! — Sturm! Wetter und Hölle! — Hauptmann! — wie er die Unter-Lippe zwiſchen die Zähne klemmt! ſoll ich dieſen Kerl das oberſt zu unterſt unters Firmament wie einen Kegel aufſezen?

Schweizer. Mir! mir! Laß mich laufen, vor dir niederfallen! Mir laß die Wolluſt ihn zu Brey zuſammenzureiben! Pater ſpricht.

Moor. Weg von ihm! Wag es keiner ihn anzurühren! — Zum Pater, indem er ſeinen Degen zieht: Sehen ſie, Herr Pater! hier ſtehn neun-und ſiebenzig, deren Hauptmann ich bin, und weis keiner auf Wink und Kommando zu fliegen oder nach Kanonen-Muſik zu tanzen, und drauſſen ſtehn ſiebenzehnhundert unter Musquetten ergraut — aber hören Sie nun! ſo redet Moor, der Mordbrenner

Haupt

Hauptmann: Wahr iſts, ich habe den Reichs-Grafen erſchlagen, die Dominikus-Kirche angezündet und geplündert, hab Feuerbrände in eure blqotte Stadt geworffen, und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt — aber das iſt noch nicht alles. Ich habe noch mehr gethan. Er ſtreckt ſeine rechte Hand aus. Bemerken ſie die vier koſtbare Ringe, die ich an jedem Finger trage — gehen Sie hin, und richten Sie Punct für Punct den Herren des Gerichts über Leben und Tod aus, was ſie ſehen und hören werden — dieſen Rubin zog ich einem Miniſter vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füſſen ſeines Fürſten niederwarf. Er hatte ſich aus dem Pöbelſtaub zu ſeinem erſten Günſtling empor geſchmeichelt, der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit ſchmeil — Tränen der Waiſen haben ihn auf. Dieſen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenſtellen und Aemter an die Meiſtbietenden verkaufte und dem trauernden Patrioten von ſeiner Thüre ſtieß. — Dieſen Achat trag ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquiſition ſo in Zerfall käme — ich könnte Ihnen noch mehr Geſchichten von meinen Ringen erzählen, wenn mich nicht ſchon die paar Worte gereuten, die ich mit Ihnen verſchwendet habe —

Vater. O Pharao! Pharao!

Moor. Hört ihrs wohl? Habt ihr den Seufzer bemerkt? Steht er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten, richtet mit einem Achselzucken, verdammt mit einem christlichen Ach! — Kann der Mensch denn so blind seyn? Er, der die hundert Augen des Argus hat Flecken an seinem Bruder zu spähen, kann er so gar blind gegen sich selbst seyn? — Da donnern sie Sanftmuth und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächsten, und fluchen den achzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — stürmen wider den Geiz und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert und die Heyden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt — Sie zerbrechen sich die Köpfe wie es doch möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischariot schaffen, und nicht der schlimmste unter ihnen würde den dreyeinigen Gott um zehen Silberlinge verrathen. — O über euch Pharisäer, auch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesen erbärmlichen Gaukeleyen demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, denn ihr Thoren doch den allwissenden nennt, nicht anders als wie man der Grossen am bitter-

sten

sten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen.

Pater. Daß ein Böswicht noch so stolz seyn kann!

Moor. Nicht genug — Izt will ich stolz reden. Geh hin, und sage dem hochlöblichen Gericht, das über Leben und Tod würfelt — Ich bin kein Dieb, der sich mit Schlaf und Mitternacht verschwört, und auf der Leiter groß und herrisch thut — was ich gethan habe werd ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuch des Himmels lesen, aber mit seinen erbärmlichern Verwesern will ich kein Wort mehr verlieren. Sag ihnen, mein Handwerk ist Wiedervergeltung — Rache ist mein Gewerbe. Er kehrt ihm den Rücken zu.

Pater. Du willst also nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. Wendet sich zu der Bande. So höret dann ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wissen thut! — Werdet ihr izt gleich diesen verurtheilten Missethäter gebunden überliefern, sebt, so soll euch die Strafe eurer Greuel bis auf das lezte Andenken erlassen seyn — die heilige Kirche wird euch verlohrne Schafe mit

erneuer-

erneuerter Liebe in ihren Mutterschoos aufnehmen, und jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehren-Amt offen stehn, mit triumphirendem Lächeln. Nun, nun? Wie schmeckt das, E. Majestät? — Frisch also! Bindet ihn, und seyd frey!

Moor. Hört ihrs auch? Hört ihr? Was stutzt ihr? Was steht ihr verlegen da? Sie bietet euch Freyheit, und ihr seyd wirklich schon ihre Gefangene. — Sie schenkt euch das Leben, und das ist keine Prahlerey, denn ihr seyd wahrhaftig gerichtet — Sie verheißt euch Ehren und Aemter, und was kann euer Loos anders seyn, wenn ihr auch obsiegtet, als Schmach und Fluch und Verfolgung. — Sie kündigt euch Versöhnung vom Himmel an, und ihr seyd wirklich verdammt. Es ist kein Haar an keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Ist es so schwer zwischen Himmel und Hölle zu wählen? Helfen Sie doch Herr Pater!

Pater wacht. Ist der Kerl unsinnig? — Sorgt ihr etwa, daß dis eine Falle sey, euch lebendig zu fangen? — Leset selbst, hier ist der General-Pardon unterschrieben. Er giebt Schweizern ein Papier. Könnt ihr noch zweiffeln?

Moor. Seht doch, seht doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterschrieben mit eigener Hand — es ist Gnade über alle Gränzen — oder fürchtet ihr wohl, sie werden ihr Wort brechen, weil

weil ihr niemal gehört habt, daß man Verräthern nicht Wort hält? — O ſeyd auſſer Furcht! Schon die Politik könnte ſie zwingen Wort zu halten, wenn ſie es auch dem Satan gegeben hätten. Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beymeſſen? Wie würden ſie je einem zweyten Gebrauch davon machen können? — ich wollte drauf ſchwören ſie meynens aufrichtig. Sie wiſſen, daß ich es bin, der euch empört und erbittert hat, euch halten ſie für unſchuldig. Eure Verbrechen legen ſie für Jugendfehler, für Uebereilungen aus. Mich allein wollen Sie haben, ich allein verdiene zu büſſen. Iſt es nicht ſo, Herr Pater?

Pater. Wie heißt der Teufel, der aus ihm ſpricht? — Ja freylich, freylich iſt es ſo — der Kerl macht mich wirbeln.

Moor. Wie, noch keine Antwort? denkt ihr wohl gar mit den Waffen noch durchzureiſſen? Schaut doch um euch, ſchaut doch um euch! das werdet ihr doch nicht denken, das wäre ja kindiſche Zuverſicht. — Oder ſchmeichelt ihr euch wohl gar als Helden zu fallen, weil ihr ſeht, daß ich mich aufs Getümmel freute? — Oh glaubt das nicht! Ihr ſeyd nicht Moor. — Ihr ſeyd heilloſe Diebe! Elende Werkzeuge meiner gröſſeren Plane, wie der Strik verächtlich in der Hand des Henkers! — Diebe können nicht fallen wie Helden fallen. Das Leben iſt den Dieben Gewinn, dann kommt was

ſchrekliches nach — Diebe haben das Recht vor dem Tode zu zittern. — Höret, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! wie? noch unſchlüſſig? ſeyd ihr toll? ſeyd ihr wahnwizig? — Es iſt unverzeyhlich! Ich dank euch mein Leben nicht, ich ſchäme mich eures Opfers!

Pater äuſſerſt erſtaunt. Ich werde unſinnig, ich laufe davon! Hat man je von ſo was gehört?

Moor. Oder fürchtet ihr wohl, ich werde mich ſelbſt erſtechen, und durch einen Selbſt-Mord den Vertrag zernichten, der nur an dem lebendigen haftet? Nein, Kinder! das iſt eine unnüze Furcht. Hier werf ich meinen Dolch weg, und meine Piſtolen und dis Fläſchgen mit Gift, daß mir noch wohlkommen ſollte — ich bin ſo elend, daß ich auch die Herrſchafft über mein Leben verloren habe — Was, noch unſchlüſſig? Oder glaubt ihr vielleicht, ich werde mich zur Wehr ſezen, wenn ihr mich binden wollt? Sehet! hier bind ich meine rechte Hand an dieſen Eichenaſt, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer iſt der erſte, der ſeinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Roller in wilder Bewegung. Und wann die Hölle uns neunfach umzingelte! ſchwenkt ſeinen Degen. Wer kein Hund iſt, rette den Hauptmann!

Schwei

Schweizer Zerreißt den Pardon, und wirft die Stücke dem Pater ins Geſicht. In unſern Kugeln Pardon! Fort Kanaille! ſag dem Senat, der dich geſandt hat, du träfſt unter Moors Bande keinen einzigen Verräther an. — Rettet, rettet den Hauptmann!

Alle ſtürmen. Rettet, rettet, rettet den Hauptmann!

Moor Ich jubelnd freudig. Jzt ſind wir frey — Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt — Tod oder Freyheit! wenigſtens ſollen ſie keinen lebendig haben!

Man bläſt zum Angriff. Lerm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amalia, Im Garten, ſpielt auf der Laute.

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſch mild ſein Blick, wie Maien Sonne
Aufgeſtralt dem blauen Spiegel-Meer.

Sein Umarmen — wütendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeſſelt — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewebelt himmelwärts.

Seine Küſſe — paradiſiſch Fühlen! —
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, ſogen, raubten Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten, —
Seele rann in Seele — Erd und Himmel ſchwammen
Wir zerronnen, um die Liebenden.

Er iſt hin — vergebens ach! vergebens
Erklinget ihm der bange Seufzer nach.
Er iſt hin — und alle Luſt des Lebens
Wimmert ihm in ein verlornes Ach! —

Franz.

Franz tritt auf.

Franz. Schon wieder hier, eigenſinnige Schwärmerin? Du haſt dich vom frohen Mahle hinweggeſtohlen, und den Gäſten die Freude verdorben.

Amalia. Schade für dieſe unſchuldige Freuden! das Todenlied muß noch in deinen Ohren murmeln, das deinem Vater zu Grabe hallte —

Franz. Willſt du dann ewig klagen? Laß die Toden ſchlafen, und mache die Lebendigen glücklich! Ich komme —

Amalia. Und wann gehſt du wieder?

Franz. O weh! kein ſo finſteres ſteifes Geſicht! du betrübſt mich, Amalia. Ich komme dir zu ſagen —

Amalia. Ich muß wol hören, Franz von Moor iſt ja gnädiger Herr worden.

Franz. Ja recht, das wars, worüber ich dich vernehmen wollte — Maximilian iſt ſchlafen gegangen in der Väter Gruft. Ich bin Herr. Aber ich möchte es vollends ganz ſeyn, Amalia — du weiſt, was du unſerm Hauſe warſt, du wardſt gehalten wie Moors Tochter, ſelbſt den Tod überlebte ſeine Liebe zu dir, das wirſt du wol niemals vergeſſen? —

Amalia. Niemals, niemals. Wer das auch ſo leichtſinnig beym frohen Mahle hinwegzechen konnte!

Franz. Die Liebe meines Vaters muſt du in ſeinen Söhnen belohnen, und Karl iſt tod — ſtaunſt du? ſchwindelt dir? Ja wahrhaftig, der Gedanke iſt auch ſo ſchmeichelnd erhaben, daß er ſelbſt den Stolz eines Weibes betäubt. Franz tritt die Hofnungen der edelſten Fräuleins mit Füſſen, Franz kommt und bietet einer armen ohne ihn hülfloſen Waiſe ſein Herz, ſeine Hand, und mit ihr all ſein Gold an und all ſeine Schlöſſer und Wälder. — Franz, der Beneidete, der Gefürchtete erklärt ſich freywillig für Amalia's Sklaven —

Amalia. Warum ſpaltet der Bliz die ruchloſe Zunge nicht, die das Frevelwort ausſpricht! Du haſt meinen Geliebten ermordet, und Amalia ſoll dich Gemahl nennen! du —

Franz. Nicht ſo ungeſtümm, allergnädigſte Prinzeſſin! — Freylich krümmt Franz ſich nicht wie ein girrender Seladon vor dir — freylich hat er nicht gelernt, gleich dem ſchmachtenden Schäfer Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felſen ſeine Liebesklagen entgegen zu jammern — Franz ſpricht und wenn man nicht antwortet, ſo wird er — befehlen.

Amalia. Wurm du, befehlen? mir befehlen? — und wenn man den Befehl mit Hohnlachen zurückſchickt?

Franz. Das wirſt du nicht. Noch weis ich Mittel, die den Stolz eines einbildiſchen Starrkopfs

kopfs ſo hübſch niederbeugen können — Kloſter und Mauren!

Amalia. Brave! herrlich! und in Kloſter und Mauren mit deinem Baſiliſken-Anblick auf ewig verſchont, und Muſſe genug an Karln zu denken, zu hangen. Willkommen mit deinem Kloſter! auf auf mit deinen Mauren!

Franz. Haha! iſt es das? — gib Acht! Izt haſt du mich die Kunſt gelehrt, wie ich dich quälen ſoll — dieſe ewige Grille von Karl ſoll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geiſeln, das Schrekbild Franz ſoll hinter dem Bild deines Lieblings im Hinterhalt lauren, gleich dem verzauberten Hund, der auf unterirrdiſchen Goldkäſten liegt — an den Haaren will ich dich in die Kapelle ſchleifen, den Degen in der Hand, dir den ehlichen Schwur aus der Seele preſſen, dein jungfräuliches Bette mit Sturm erſteigen, und deine ſtolze Schaam mit noch gröſſerem Stolze beſiegen.

Amalia giebt ihm eine Maulſchwerde. Nimm erſt das zur Ausſteuer hin!

Franz aufgebracht. Ha! wie das zehnfach, um wieder zehnfach geahndet werden ſoll! — Nicht meine Gemahlin — die Ehre ſollſt du nicht haben — meine Maitreſſe ſollſt du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten, wenn du es wagſt und über die Gaße gehſt.

Knirſche nur mit den Zähnen — ſpeye Feuer und Mord aus den Augen — mich ergözt der Grimm eines Weibes, macht dich nur ſchöner, begehrenswerther. Komm — dieſes Sträuben wird meinen Triumf zieren und mir die Wolluſt in erzwungnen Umarmungen würzen — Komm mit in meine Kammer — ich glühe vor Sehnſucht — izt gleich ſollſt du mit mir gehn will ſie fortreißen.

Amalia fällt ihm um den Hals. Verzeih mir Franz! wie er ſie umarmen will, reißt ſie ihm den Degen von der Seite und tritt haſtig zurück. Siehſt du Böſewicht was ich jezt aus dir machen kann? — Ich bin ein Weib aber ein raſendes Weib — wag es einmal mit unzüchtigem Griff meinen Leib zu betaſten — dieſer Stahl ſoll deine geile Bruſt mitten durchrennen, und der Geiſt meines Oheims wird mir die Hand dazu führen. Fleuch auf der Stelle! Er jagt ihn davon.

Amalia.

Ah! wie mir wohl iſt — Izt kann ich frey athmen — ich fühlte mich ſtark wie das Funkenſprühende Roß, grimmig wie die Tygerinn dem ſiegbrüllenden Räuber ihrer Jungen nach — In ein Kloſter ſagt er — dank dir für dieſe glükliche Entdekung! — Izt hat die betrogene Liebe ihre Freyſtatt gefunden — das Kloſter — das Kreuz

des

des Erbſers iſt die Freyſtatt der betrognen Liebe.
Sie will gehn.

Herrmann tritt ſchüchtern herein.

Herrmann. Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

Amalia. Unglücklicher! Was ſtöreſt du mich?

Herrmann. Dieſer Zentner muß von meiner Seele eh er ſie zur Hölle drückt wirft ſich vor ihr nieder. Vergebung! Vergebung! Ich hab euch ſehr beleidigt Fräulein Amalia.

Amalia. Steh auf! Geh! Ich will nichts wiſſen. Will fort.

Herrmann der ſie zurückhält. Nein! Bleibt! Bey Gott! Bey dem ewigen Gott! Ihr ſollt alles wiſſen!

Amalia. Keinen Laut weiter — Ich vergebe dir — Ziehe heim in Frieden.

Will hinwegeilen.

Herrmann. So höret nur ein einziges Wort — es wird euch all eure Ruhe wiedergeben.

Amalia kommt zurück und blickt ihn verwundernd an. Wie Freund? — wer im Himmel und auf Erden kann mir meine Ruhe wiedergeben?

Herrmann. Das kann von meinen Lippen ein einiges Wort — höret mich an.

Amalia mit Mitleiden ſeine Hand ergreiffend. Guter Menſch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Riegel der Ewigkeit aufreiſſen?

Herrmann steht auf. Karl lebt noch!

Amalia schreyend. Unglücklicher!

Herrmann. Nicht anders — Nun noch ein Wort — euer Oheim —

Amalia gegen ihn hinstürzend. Du lügst —

Herrmann. Euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch!

Herrmann. Und euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch?

Herrmann. Auch euer Oheim — Verra. mich nicht, eilt hinaus.

Amalia steht lang wie versteinert. Dann fährt sie wild auf, eilt ihm nach. Karl lebt noch!

Zweyte Scene.

Gegend an der Donau.

Die Räuber,

gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde werden am Hügel hinunter.

Moor. Hier muß ich liegen bleiben wirft sich auf die Erde. Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe, Schweigen verliert sich unvermerkt. Ich wollt euch bitten mir eine Handvoll Wassers aus diesem Strome zu holen, aber ihr seid alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen. Moor.

Moor. Seht doch, wie ſchön das Getraide ſteht! — Die Bäume brechen faſt unter ihrem Seegen. — Der Weinſtock voll Hoffnun .

Grimm. Es giebt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinſt du? — Und ſo würde doch Ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und alles zu Grund ſchlagen.

Schwarz. Das iſt leicht möglich. Es kann alles zu Grund gehen, wenig Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das ſag ich ja. Es wird alles zu Grund gehn. Warum ſoll dem Menſchen das gelingen was er von der Ameiſe hat, wenn ihm das fehlſchlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder iſt hier die Mark ſeiner Beſtimmung?

Schwarz. Ich kenne ſie nicht.

Moor. Du haſt gut geſagt, und noch beſſer gethan wenn du ſie nie zu kennen verlangteſt! — Bruder — ich habe die Menſchen geſehen, ihre Bienenſorgen, und ihre Rieſenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäuſegeſchäffte, das wunderſeltſame Wettrennen nach Glückſeligkeit; — dieſer dem Schwung ſeines Roſſes anvertraut — ein anderer der Naſe ſeines Eſels — ein dritter ſeinen eigenen Beinen; dieſes bunte Lotto des Lebens, worein ſo mancher ſeine Unſchuld, und — ſeinen Himmel ſezt, einen Treffer zu haſchen, und — Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer

darinn. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kizelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor in den Anblik verſchwimmt. So ſtirbt ein Held! — Anbetenswürdig!

Grimm. Du ſcheinſt tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — wars mein Lieblings-Gedanke wie ſie zu leben, zu ſterben wie ſie — mit verbiſſnem Schmerz. Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor drükt den Hut übers Geſicht. Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — wie er ſeine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte —

Grimm. Biſt du wahnſinnig? Willſt du dich von deinen Bubenjahren hofmeiſtern laſſen?

Moor legt ſein Haupt auf Grimms Bruſt. Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? ſey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär ichs — wär ichs wieder!

Grimm.

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh dieſe mahleriſche Landſchaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja Freunde, dieſe Welt iſt ſo ſchön.

Schwarz. Nun! das war wohl geſprochen.

Moor. Dieſe Erde ſo herrlich.

Grimm. Recht — recht — ſo hör ichs gerne.

Moor zurückgeſunken. Und ich ſo heßlich auf dieſer ſchönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unſchuld! Meine Unſchuld! — Seht! es iſt alles hinausgegangen ſich im friedlichen Strahl des Frülings zu ſonnen — warum ich allein die Hölle ſaugen aus den Freuden des Himmels? — daß alles ſo glücklich iſt, durch den Geiſt des Friedens alles ſo verſchwiſtert! — die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verſtoſene, ich allein ausgemuſtert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der ſüße Name Kind — nimmer mir der Geliebten ſchmachtender Blick — nimmer nimmer der Buſenfreundes Umarmung wild zurückfahrend. Umlagert von Mördern — von Nattern umziſcht — angeſchmidet an das Laſter mit eiſernen Banden — hinausſchwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Laſters ſchwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona!

Schwarz

Schwarz zu den übrigen. Unbegreiflich! Ich hab ihn nie ſo geſehen.

Moor mit Wehmuth. Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutterleib! daß ich ein Bettler gebohren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieſer Taglöhner einer! — O ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wolluſt eines einzigen Mittagſchlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm zu den andern. Nur Geduld! der Paroxiſmus iſt ſchon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit wo ſie mir ſo gern floßen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen ſchwärmeriſchen Thäler! O all ihr Eliſiums Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köſtlichen Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen? — Traure mit mir Natur — Sie werden nimmer zurükkehren, nimmer mit köſtlichen Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer mit Waſſer im Hut.

Schweizer. Sauf zu Hauptmann — hier iſt Waſſer genug, und friſch wie Eis.

Schwarz. Du bluteſt ja — was haſt du gemacht?

Schwei-

Schweizer. Narr, einen Spaß der mich bald, zwey Beine und einen Hals gekoſtet hätte. Wie ich ſo auf dem Sandhügel am Fluß hintrolle, glitſch, ſo rutſcht der Plunder unter mir ab und ich zehn rheinländiſche Schuhe lang hinunter — da lag ich, und wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht ſeze, treff ich dir das klarſte Waſſer im Kies. Genug dießmal für den Tanz dacht ich, dem Hauptmann wirds wol ſchmecken.

Moor giebt ihm den Hut zurük, und wiſcht ihm ſein Geſicht ab. Sonſt ſieht man ja die Narben nicht die d.e böhmiſchen Reuter in deine Stirne gezeichnet haben — dein Waſſer war gut Schweizer — dieſe Narben ſtehen dir ſchön.

Schweizer. Pah! hat noch Plaz genug für ihrer dreyſig.

Moor. Ja Kinder — es war ein heißer Nachmittag — und nur Einen Mann verloren — mein Roller ſtarb einen ſchönen Tod. Man würde einen Marmor auf ſeine Gebeine ſezen wenn er nicht mir geſtorben wäre. Nehmet vorlieb mit dieſem er wiſcht ſich die Augen. Wie viel warens doch von den Feinden, die auf dem Platz blieben?

Schweizer. Hundert und ſechzig Huſaren — drey und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreyhundert in allem:

Moor. Dreyhundert für Einen! — Jeder von Euch hat Anſpruch an dieſen Scheitel! Er entblößt ſich

ſich das Haupt. Hier heb ich meinen Dolch auf! So wahr meine Seele lebt! Ich will euch niemals verlaſſen.

Schweizer. Schwöre nicht! du weiſt nicht, ob du nicht noch glücklich werden, und bereuen wirſt.

Moor. Bey den Gebeinen meines Rollers! Ich will euch niemals verlaſſen.

Roſinsky kommt.

Roſinsky vor ſich. In dieſer Revier herum, ſagen ſie, werd ich ihn antreffen — he holla! was ſind das für Geſichter? — Solltens — wie wenns dieſe — ſie ſinds, ſinds! — ich will ſie anreden.

Schwarz Gebt Acht! wer kommt da?

Roſinsky. Meine Herrn! verzeihen ſie! Ich weis nicht, geh ich recht, oder unrecht?

Moor. Und wer müſſen wir ſeyn, wenn Sie recht gehn?

Roſinsky. Männer!

Schweizer. Ob wir das auch gezeigt haben, Hauptmann?

Roſinsky. Männer ſuch ich, die dem Tod ins Geſicht ſehen, und die Gefahr wie eine zahme Schlange um ſich ſpielen laſſen, die Freyheit höher ſchätzen als Ehre und Leben, deren bloßer Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, die Beherzteſten feig und Tyrannen bleich macht.

Schweizer zum Hauptmann. Der Burſche gefällt mir.

mir. — Höre, guter Freund! Du haſt deine Leute gefunden.

Roſinsky. Das denk ich, und will hoffen, bald meine Brüder. — So könnt ihr mich dann zu meinem rechten Manne weiſen, denn ich ſuch, euren Hauptmann, den groſſen Grafen von Moor.

Schweizer giebt ihm die Hand mit Wärme. Lieber Junge! wir duzen einander.

Moor näher kommend. Kennen Sie auch den Hauptmann?

Roſinsky. Du biſts — in dieſer Miene — wer ſollte dich anſehn und einen andern ſuchen? Starrt ihn lang an. Ich habe mir immer gewünſcht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu ſehen, wie er ſas auf den Ruinen von Karthago — izt wünſch ich es nicht mehr.

Schweizer. Blizdub!

Moor. Und was führt Sie zu m'r?

Roſinsky. O Hauptmann! mein mehr als grauſames Schickſal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungeſtümmen See dieſer Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab ich müſſen ſehen in den Grund ſinken, und blieb mir nichts übrig als die marternde Erinnerung ihres Verluſtes, die mich wahnſinnig machen würde, wenn ich ſie nicht durch anderwärtige Thätigkeit zu erſticken ſuchte.

Moor. Schon wieder ein Kläger wider die Gottheit! — Nur weiter.

Roſinsky. Ich wurde Soldat. Das Unglück verfolgte mich auch da — ich machte eine Farth nach Oſtindien mit, mein Schiff ſcheiterte an Klippen — nichts als fehlgeſchlagene Plane! Ich höre endlich weit und breit erzählen von deinen Thaten, Mordbrennereyen, wie ſie ſie nannten, und bin hieher gereißt dreyſſig Meilen weit, mit dem feſten Entſchluß unter dir zu dienen, wenn du meine Dienſte annehmen willſt — Ich bitte dich, würdiger Hauptmann, ſchlage mirs nicht ab!

Schweizer mit einem Sprung. Heyſa! Heyſa! So iſt ja unſer Roller zehnhundertfach vergütet! Ein ganzer Mordbruder für unſere Bande!

Moor. Wie iſt dein Nahme?

Roſinsky. Roſinsky.

Moor. Wie Roſinsky? weiſt du auch, daß du ein leichtſinniger Knabe biſt, und über den groſen Schritt deines Lebens weggaukelſt, wie ein unbeſonnenes Mädgen — Hier wirſt du nicht Bälle werfen oder Kegelkugeln ſchieben, wie du dir einbildeſt.

Roſinsky. Ich weis, was du ſagen willſt — ich bin vier und zwanzig Jahr alt, aber ich habe Degen blinken geſehen, und Kugeln um mich ſurren gehört.

Moor. So junger Herr? — und haſt du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reiſende um einen Reichsthaler niederzuſtoſſen, oder Weiber hinter

terrückt in den Bauch zu ſtechen? Geh, geh! du biſt deiner Amme entlaufen, weil ſie dir mit der Ruthe gedroht hat.

Schweizer. Was zum Henker, Hauptmann! was denkſt du? willſt du dieſen Herkules fortſchicken? Sieht er nicht gerade ſo drein, als wollt er den Marſchall von Sachſen mit einem Rührlöffel über den Ganges jagen?

Moor. Weil dir deine Lappereyen mißglücken, kommſt du, und willſt ein Schelm, ein Meuchelmörder werden? — Mord, Knabe, verſteht du das Wort auch? du magſt ruhig ſchlafen gegangen ſeyn, wenn du Mohnköpfe abgeſchlagen haſt, aber einen Mord auf der Seele zu tragen. —

Roſinsky. Jeden Mord, den du mich begehen heiſſt, will ich verantworten.

Moor. Was? biſt du ſo klug? Willſt du dich anmaſſen einen Mann mit Schmeicheleyen zu fangen? Woher weiſt du, daß ich nicht böſe Träume habe, oder auf dem Todbett nicht werde blaß werden? wie viel haſt du ſchon gethan, wobey du an Verantwortung gedacht haſt?

Roſinsky. Wahrlich! noch ſehr wenig, aber doch dieſe Reiſe zu dir, edler Graf!

Moor. Hat dir dein Hofmeiſter die Geſchichte des Robins in die Hände geſpielt, — Mann ſollte dergleichen unverſichtige Kanaillen auf die Galeere ſchmiden — die deine kindiſche Phantaſie erhitzte,

und

und dich mit der tollen Sucht zum groſen Mann anſteckte? Kützelt dich nach Namen und Ehre? wilſt du Unſterblichkeit mit Mordbrennereyen erkaufen? Merk dirs, ehrgeiziger Jüngling! Für Mordbrenner grünet kein Lorbeer! Auf Banditen-Stege iſt kein Triumf geſezt — aber Fluch, Gefahr, Tod Schande — ſiehſt du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

Spiegelberg [illegible] auf und abgehend. Ey wie dumm! wie abſcheulich, wie unverzeihlich dumm! das iſt die Manier nicht! Ich habs anders gemacht.

Roſinsky. Was ſoll der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?

Moor. Brav! Unvergleichlich! Du haſt dich waker in den Schulen gehalten, du haſt den Seneka meiſterlich auswendig gelernt. — Aber lieber Freund, mit dergleichen Sentenzen wirſt du die leidende Natur nicht beſchwören, damit wirſt du die Pfeile des Schmerzens nimmermehr ſtumpf machen. — Beſinne dich recht, mein Sohn! Er nimmt ihm die Hand. Denk, ich rathe dir als ein Vater — lern erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh du hineinſpringſt! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erhaſchen weiſt — es könnten Augenblike kommen, wo du — aufwachſt — und dann — möchte es zu ſpät ſeyn. Du tritſt hier gleichſam aus dem Kreiſe der Menſchheit — entweder muſt du ein höherer Menſch ſeyn, oder du biſt ein Teufel —

fel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Funken von Hofnung irgend anderswo glimmt, ſo verlaß dieſen ſchrecklichen Bund, den nur Verzweiflung eingeht, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit geſtiftet hat — man kann ſich täuſchen — Glaube mir, man kann das für Stärke des Geiſtes halten, was doch am Ende Verzweiflung iſt — Glaube mir, mir! und mach dich eilig hinweg.

Roſinsky. Nein! ich fliehe izt nicht mehr. Wenn dich meine Bitten nicht rühren, ſo höre die Geſchichte meines Unglücks. — Du wirſt mir dann ſelbſt den Dolch in die Hände zwingen, du wirſt — lagert euch hier auf dem Boden, und höret mir aufmerkſam zu!

Moor. Ich will ſie hören.

Roſinsky. Wiſſet alſo, ich bin ein Böhmiſcher Edelmann, und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines anſehnlichen Ritterguts Die Gegend war paradiſiſch — denn ſie enthielt einen Engel — ein Mädgen geſchmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend, und keuſch wie das Licht des Himmels. Doch, wem ſag ich das? Es ſchallt an euren Ohren vorüber — ihr habt niemals geliebt, ſeyd niemals geliebt worden —

Schweizer. Sachte, ſachte! unſer Hauptmann wird feuerroth.

Moor. Höre auf! ich will's ein andermal hören — morgen, nächſtens, oder — wenn ich Blut geſehen habe.

Rosinsky. Blut, Blut — höre nur weiter! Blut, sag ich dir, wird deine ganze Seele füllen. Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutsche — aber ihr Anblick schmelzte die Vorurtheile des Adels hinweg. Mit der schüchternsten Bescheidenheit nahm sie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen sollte ich meine Amalia vor den Altar führen.

Moor. Steht schnell auf.

Rosinsky. Mitten im Taumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüstungen zur Vermählung — werd ich durch einen Expressen nach Hof citirt. Ich stellte mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geschrieben haben sollte, voll verrätherischen Innhalts. Ich erröthete über der Bosheit — man nahm mir den Degen ab, warf mich ins Gefängniß, alle meine Sinnen waren hinweg.

Schweizer. Und unterdessen — nur weiter! ich rieche den Braten schon.

Rosinsky. Hier lag ich einen Monath lang, und wußte nicht, wie mir geschah. Mir bangte für meine Amalia, die meines Schicksals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erschien der erste Minister des Hofes, wünschte mir zur Entdeckung meiner Unschuld Glück, mit zuckersüssen Worten, liest mir den Brief der Freyheit vor, gibt mir meinen Degen wie-

wieder. Izt im Triumfe nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen, — ſie war verſchwunden. In der Mitternacht ſey ſie weggebracht worden, wüßte niemand, wohin? und ſeit dem mit keinem Aug mehr geſehen. Hui! ſchoß mirs auf wie der Blitz, ich flieg nach der Stadt, ſondire am Hof — alle Augen wurzelten auf mir, niemand wollte Beſcheid geben — endlich entdek ich ſie durch ein verborgenes Gitter im Pallaſt — ſie warf mir ein Billetchen zu.

Schweizer. Hab ichs nicht geſagt?

Roſinsky. Höre, Tod, und Teufel! da ſtands! man hatte ihr die Wahl gelaſſen, ob ſie mich lieber ſterben ſehen, oder die Mätreſſe des Fürſten werden wollte. Im Kampf zwiſchen Ehre und Liebe entſchied ſie für das zweyte, und wenn ich war gerettet.

Schweizer. Was thatſt du da?

Roſinsky. Da ſtand ich, wie von tauſend Donnern getroffen! — Blut! war mein erſter Gedanke, Blut! mein lezter. Schaum auf dem Munde renn ich nach Hauß, wähle mir einen dreyſpizigen Degen, und damit in aller Haſt in des Miniſters Hauß, denn nur er — er nur war der hölliſche Kuppler geweſen. Man muß mich von der Gaſſe bemerkt haben, denn wie ich hinaustrete, waren alle Zimmer verſchloſſen. Ich ſuche, ich frage: Er ſey zum Fürſten gefahren, war die

Antwort. Ich mache mich geradenwegs dahin, man wollte nichts von ihm wiſſen. Ich gehe zurück, ſprenge die Thüren ein, find ihn, wollte eben — aber da ſprangen fünf bis ſechs Bediente aus dem Hinterhalt, und entwanden mir den Degen.

Schweizer ſtampft auf den Boden. Und er kriegte nichts, und du zogſt leer ab?

Roſinsky. Ich ward ergriffen, angeklagt, peinlich proceſſirt, infam — merkts euch! — aus beſonderer Gnade infam aus den Gränzen gejagt, meine Güter fielen als Präſent dem Miniſter zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tygers, verleufzt und vertrauert ihr Leben, während daß meine Rache faſten, und ſich unter das Joch des Deſpotismus krümmen muß.

Schweizer aufſtehend, einen Degen wegend. Das iſt Waſſer auf unſere Mühle, Hauptmann! Da gibts was anzuzünden!

Moor der bisher in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, ſpringt raſch auf, zu den Räubern. Ich muß ſie ſehen — auf! rafft zuſammen — du bleibſt Roſinsky — pakt eilig zuſammen!

Die Räuber. Wohin? was?

Moor. Wohin? wer fragt wohin? beim zu Schweizern. Verräther, du willſt mich zurückhalten? Aber bey der Hoffnung des Himmels! —

Schweizer. Verräther ich? — geh in die Hölle, ich folge dir!

Moor

Moor küßt ihn um den Hals. Bruderherz! du folgſt mir — ſie weint, ſie vertrauert ihr Leben. Auf! hurtig! alle! nach Franken! in acht Tagen müſſen wir dort ſeyn.

Sie gehen ab.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Ländliche Gegend um das Moorſche Schloß.

Räuber Moor. Roſinsky,

in der Ferne.

Moor. Geh voran, und melde mich. Du weiſt doch noch alles, was du ſprechen muſt?

Roſinsky. Ihr ſeyd der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich euer Reutknecht — ſorgt nicht, ich will meine Rolle ſchon ſpielen, lebt wol! ab.

Moor. Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! Er küßt die Erde. Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüßt!

— wie ſo köſtlich wehet die Luft von meinen Heymath-Gebürgen! wie ſtrömt balſamiſche Wonne aus euch dem armen Flüchtling entgegen! — Elyſium! dichteriſche Welt! Halt ein Meer! dein Fus wandelt in einem heiligen Tempel.

Er kommt näher. Sieh da auch die Schwalbennester im Schloßhof — auch das Gartenthürchen! — und dieſe Eke am Zaun, wo du ſo oft den Fanger belauſchteſt und neckteſt — und dort unten das Wieſenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier ins Treffen bey Arbela führteſt, und neben dran der grasigte Hügel, von welchem du den perſiſchen Satrapen niederwarfſt — und deine ſiegende Fahne flatterte hoch! Er lächelt. Die goldne Mayenjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warſt du ſo glücklich, warſt ſo ganz, ſo wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier ſollteſt du wandeln dereinſt, ein groſſer, ſtattlicher, geprieſener Mann — hier dein Knabenleben in Amalias blühenden Kindern zum zweytenmal leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böſe Feind ſchmellte darzu! Er fährt auf. Warum bin ich hiehergekommen? daß' mirs gienge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eiſenring aus Träumen der Freyheit aufjagt — nein ich gehe in mein Elend zurück! — der Gefangene hatte das Licht vergeſſen, aber der Traum

der

der Freyheit fuhr über ihm wie ein Bliz in die Nacht, der ſie finſterer zurückläßt — Lebt wol, ihr Vaterlandsthäler! einſt ſahe ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — izt ſahe ihr den Mann, und er war in Verzweiflung. Er dreht ſich ſchnell nach dem äuſerſten Ende der Gegend, allwo er plözlich ſtille ſteht und nach dem Schloß mit Wehmuth herüberblickt. Sie nicht ſehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer geweſen zwiſchen mir und Amalia — Nein! ſehen mus ich ſie — mus ich ihn — es ſoll mich zermalmen! Er dreht um. Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, ſchwarzes rauchendes Blut! weg holer graſſer zuſtrömender Tode blick! Nur dieſe Stunde laß mir frey — Amalia! Vater! dein Karl naht! Er geht ſchnell auf das Schloß zu. — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quälle mich in ſchröcklichen Träumen! mir vergiffte mir dieſe einzige Wolluſt nicht! Er ſteht an der Pforte. Wie wird mir? was iſt das, Moor? Sey ein Mann! — — Todesſchauer — — Schrecken Ahndung — —

Er geht hinein.

Dritte Scene.

Gallerie im Schloß.

Räuber Moor. Amalia treten auf.

Amalia. Und getrauten Sie ſich wol ſein Bildnis unter dieſen Gemälden zu erkennen?

Moor. O ganz gewis. Sein Bild war immer lebendig in mir. An den Gemälden herumgehend. Dieſer iſts nicht.

Amalia. Errathen! — Er war der Stammvater des gräflichen Hauſes, und erhielt den Adel vom Barbaroſſa, dem er wider die Seeräuber diente.

Moor immer an den Gemälden. Dieſer iſts auch nicht — auch der nicht — auch nicht jener dort — er iſt nicht unter ihnen.

Amalia. Wie, ſehen Sie doch beſſer! ich dachte, Sie kennten ihn —

Moor. Ich kenne meinen Vater nicht beſſer! Ihm fehlt der ſanftmüthige Zug um den Mund, der ihn aus tauſenden kenntlich machte — er iſts nicht.

Amalia. Ich erſtaune. Wie? Achtzehn Jahre nicht mehr geſehn, und noch —

Moor ſchnell, mit einer feurigen Röthe. Dieſer iſts! Er ſteht wie vom Blitz gerührt.

Amalia. Ein vortreflicher Mann!

Moor in ſeinem Anblick verſunken. Vater, Vater! ver-

vergiß mir! — Ja ein vortreflicher Mann! — Er wiſche ſich die Augen. Ein göttlicher Mann!

Amalia. Sie ſcheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

Moor. Oh ein vortreflicher Mann — und er ſollte dahin ſeyn.

Amalia. Dahin! wie unſere beſten Freuden dahingehn — ſanft ſeine Hand ergreifend. Lieber Herr Graf, es reift keine Seeligkeit unter dem Monde.

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr — und ſollten Sie ſchon dieſe traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drey und zwanzig Jahr alt ſeyn.

Amalia. Und habe ſie gemacht. Alles lebt um traurig wieder zu ſterben. Wir intereſſiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

Moor. Sie verloren ſchon etwas?

Amalia. Nichts. Alles. Nichts — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

Moor. So eilig? weß iſt dis Bild rechter Hand dort? mich deucht, es iſt eine unglückliche Phyſiognomie.

Amalia. Dis Bild linker Hand iſt der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — kommen Sie, kommen Sie!

Moor. Aber dis Bild rechter Hand?

Amalia. Sie wollen nicht in den Garten gehn?

Moor. Aber dis Bild rechter Hand? — du weinst, Amalia?

Amalia schwankt.

Moor.

Sie liebt mich, sie liebt mich! — ihr ganzes Wesen fieng an sich zu empören, verrätherisch rollten die Tränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdientest du um sie! Steh ich nicht hier wie ein Gerichteter vor dem tödlichen Block? Ist das der Sopha, wo ich an ihrem Halse in Wonne schwamm? Sind das die väterlichen Säle? Erstarrt vom Anblik seines Raums. Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schreknisse Gottes — Ich, ich hab ihn geödtet! Er rennt davon.

Franz von Moor in tiefen Gedanken.

Weg mit diesem Bild! weg, feige Memme! was zagst du und vor wem? ist mirs nicht die wenige Stunden, die der Graf in diesen Mauren wandelt, als schlich immer ein Spion der Hölle meinen Fersen nach — Ich sollt ihn kennen! Es ist so was grosses und oft gesehenes in seinem wilden sonnverbrannten Gesicht, das mich beben macht — auch Amalia ist nicht gleichgültig gegen ihn! Läßt sie nicht

so

ſo gierig ſchmachtende Blicke auf dem Kerl herumkreuzen, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo geizig thut? — Sah ichs nicht, wie ſie ein Paar diebiſche Tränen in den Wein fallen lies, den er hinter meinem Rüken ſo haſtig in ſich ſchlürfte, als wenn er das Glas mit hineinziehen wollte. Ja das ſah ich, durch den Spiegel ſah ichs mit dieſen meinen Augen. Holla Franz! ſiehe dich vor! dahinter ſtekt irgend ein Verderben ſchwangeres Ungeheuer!

Er ſieht forſchend dem Portrait Karls gegen über. Sein langer Gänſehals — ſeine ſchwarzen Feuerwerfenden Augen hm! hm! — ſein finſteres überhangendes buſchichtes Augenbraun. Plözlich zuſammenfahrend — ſchadenfrohe Hölle! jagſt du mir dieſe Ahndung ein? Es iſt Karl! ja! izt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er iſts! truz ſeiner Larve! — Er iſts! truz ſeiner Larve! — Er iſts — Tod und Verdammniß! auf und ab mit heftigen Schritten. Hab ich darum meine Nächte verpraßt, — darum Felſen hinweggeräumt, und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Inſtinkte der Menſchheit rebelliſch worden, daß mir zulezt dieſer unſtete Landſtreicher dnrch meine künſtlichſten Wirbel tölple — Sachte! Nur ſachte! Es iſt nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch ohnehin ſchon biß an die Ohren in Todſünden gewatet daß es Unſinn wäre zurükzuſchwimmen, wenn das

Ufer

Ufer schon so weit hinten liegt — Ans Umkehren ist doch nicht mehr zu gedenken — die Gnade selbst würde an den Bettelstab gebracht, und die unendliche Erbarmung, bankerot werden wenn sie für meine Schulden all gut sagen wollte — Also vorwärts wie ein Mann — Er schenkt — Er versammle sich zu dem Geist seines Vaters und komme, der Todten spott ich. — Daniel, he Daniel! — Was gilts den haben sie auch schon gegen mich aufgewiegelt? Er sieht so geheimniß voll.

Daniel kommt.

Daniel. Was steht zu befehl, mein Gebieter?

Franz. Nichts. Fort, fülle diesen Becher Wein, aber hartig! Daniel ab. Wart Alter! dich will ich fangen, ins Auge will ich dich fassen, so starr, daß dem getroffenes Gewissen durch die Larve erblassen soll! — Er soll sterben! — Der ist ein Stümper, der sein Werk nur auf die Helfte bringt, und dann weg geht, und müssig zugafft, wie es weiter damit werden wird.

Daniel mit Wein.

Franz. Stell ihn hieher! Sieh mir fest ins Auge! Wie deine Knie schlottern! Wie du zitterst! Gesteh Alter! Was hast du gethan?

Daniel. Nichts, gnädiger Herr, so wahr Gott lebt, und meine arme Seele!

Franz.

Franz. Trink dieſen Wein aus! — Was? Du zauderſt? — Heraus, ſchnell! Was haſt du in den Wein geworfen?

Daniel. Hilf Gott! Was? Ich — in den Wein?

Franz. Gift haſt du in den Wein geworfen! Biſt du nicht bleich wie Schnee? Geſteh, geſteh! Wer hats dir gegeben? Nicht wahr, der Graf, der Graf hat dirs gegeben?

Daniel. Der Graf? Jeſus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben?

Franz Greift ihn barr an. Ich will dich würgen, daß du blau wirſt, eisgrauer Läugner du! Nichts? Und was ſtaket ihr denn ſo beyſammen? Er und du und Amalia? Und was flüſtertet ihr immer zuſammen? Heraus damit! Was für Geheimniſſe, was für Geheimniſſe hat er dir anvertraut?

Daniel. Das weis der allwiſſende Gott. Er hat mir keine Geheimniſſe anvertraut.

Franz. Willſt du es läugnen? Was für Kabalen habt ihr angezettelt, Mich aus dem Weg zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdroſſeln? Mir beym Bartſcheren die Gurgel abzuſchneiden? Mir im Wein oder im Chokolade zu vergeben? Heraus, heraus! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben. Heraus damit! ich weis alles.

Daniel. So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin,

bin, wie ich euch izt nichts anders ſage, als die reine lautere Wahrheit!

Franz. Dismal will ich dir verzeihen. Aber gelt, er ſtekte dir gewis Geld in deinen Beutel? Er drükte dir die Hand ſtärker als der Brauch iſt? ſo ungefähr, wie man ſie ſeinen alten Bekannten zu drüken pflegt?

Daniel. Niemals, mein Gebieter.

Franz. Er ſagte dir, zum Exempel, daß er dich etwa ſchon kenne? — daß du ihn faſt kennen ſollteſt? Daß dir einmal die Deke von den Augen fallen würde — daß — was? Davon ſollt er dir niemals geſagt haben?

Daniel. Nicht das mindeſte.

Franz. Das gewiſe Umſtände ihn abhielten — daß man oft Maſken nehmen müſſe um ſeinen Feinden zuzukommen — daß er ſich rächen wolle, aufs grimmigſte rächen wolle.

Daniel. Nicht einen Laut von dieſem allem.

Franz. Was? Gar nichts? Beſinne dich recht. — daß er den alten Herrn ſehr genau — beſonders genau gekannt — daß er ihn liebe — ungemein liebe — wie ein Sohn liebe —

Daniel. Etwas dergleichen erinnere ich mich von ihm gehört zu haben.

Franz. Hat er, hat er wirklich? Wie, ſo laß mich doch hören! Er ſagte, er ſey mein Bruder?

Daniel erſtaunt. Was, mein Gebieter? —

Nein

Nein, das ſagte er nicht. Aber wie ihn das Fräulein in der Gallerie herumführte, ich puzte eben den Staub von den Rahmen der Gemälde ab, ſtand er bey dem Portrait des ſeeligen Herrn plözlich ſtill, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin, und ſagte: ein vortreflicher Mann! ja ein vortreflicher Mann gab er zur Antwort, indem er ſich die Augen wiſchte.

Franz. Höre Daniel! Du weiſt, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich geweſen, ich hab dir Nahrung und Kleider gegeben, und dein ſchwaches Alter in allen Geſchäften geſchonet —

Daniel. Dafür lohn euch der liebe Herr Gott! und ich hab euch immer redlich gedienet.

Franz. Das wollt ich eben ſagen. Du haſt mir in deinem Leben noch keine Wiederrede gegeben, denn du weiſt gar zu wohl, daß du mir Gehorſam ſchuldig biſt in allem, was ich dich heiſſe.

Daniel. In allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewiſſen geht.

Franz. Poſſen, Poſſen! Schämſt du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weynacht-Märgen zu glauben! Geh Daniel! das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewiſſen ſtrafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewiſſen gibt.

Daniel ſchlägt die Hände zuſammen. Barmherziger Himmel!

Franz

Franz. Bey deinem Gehorsam! Verstehst du das Wort auch? Bey deinem Gehorsam befehl ich dir, morgen darf der Graf nimmer unter den Lebendigen wandeln.

Daniel. Hilf, heiliger Gott! Weswegen?

Franz. Bey deinem blinden Gehorsam! — und an dich werd ich mich halten.

Daniel. An mich? Hilf selige Mutter Gottes! An mich? Was hab ich alter Mann denn böses gethan?

Franz. Hier ist nicht lang Besinnszeit, dein Schicksaal steht in meiner Hand. Willst du dein Leben im tiefsten meiner Thürme vollends ausschmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigene Knochen abzunagen, und der brennende Durst, dein eigenes Wasser wieder zu saufen? — Oder willst du lieber dein Brod essen in Frieden, und Ruhe haben in deinem Alter?

Daniel. Was Herr? Fried und Ruhe im Alter? und ein Todschläger?

Franz. Antwort auf meine Frage!

Daniel. Meine grauen Haaren, meine grauen Haare!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Nein! — Gott erbarme sich meiner!

Franz. Im Begrif zu gehen. Gut, du sollsts nöthig haben. Daniel fällt ihn auf und fällt vor ihm nieder.

Daniel. Erbarmen Herr! Erbarmen!

Franz.

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Gnädiger Herr! ich bin heute ein und ſiebenzig Jahr alt, und hab Vater und Mutter geehret, und niemand meines Wiſſens um des Hellers Werth im Leben vervortheilt, und hab an meinem Glauben gehalten, treu und redlich, und hab in eurem Hauſe gedienet vier und vierzig Jahr, und erwarte izt ein ruhig ſeeliges Ende, ach Herr, Herr! umfaßt ſeine Knie gefeſt und ihr wollt mir den lezten Troſt rauben im ſterben, daß der Wurm des Gewiſſens mich um mein lezes Gebet bringe, daß ich ein Greuel vor Gott und Menſchen ſchlafen gehen ſoll. Nein, nein, mein liebſter beſter liebſter gnädiger Herr, das wollt ihr nicht, das kannt ihr nicht wollen von einem ein und ſiebenzig jährigen Manne.

Franz. Ja oder Nein! was ſoll das Geplapper?

Daniel. Ich will euch von nun an noch eifriger dienen. Will meine dürren Sehnen in eurem Dienſt wie ein Taglöhner abarbeiten, will früher aufſtehen, will ſpäter mich niederlegen — ach und will euch einſchlieſſen in mein Abend- und Morgengebet, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

Franz. Gehorſam iſt beſſer, denn Opfer. Haſt du je gehört, daß ſich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollſtrecken ſollte?

ganzen Herkules Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Kizel an — und dran krepirt ein Menſch, und gewis iſt hier mehr Verſtand und Abſichten, als dort bey ſeinem Entſtehen war — Hängt nicht das Daſeyn der meiſten Menſchen mehrentheils an der Hize eines Julius Mittags, oder am anziehenden Anblick eines Betttuchs, oder an der wagrechten Lage einer ſchlafenden Küchen-Grazie, oder an einem ausgelöſchten Licht? — Iſt die Geburt des Menſchen das Werk einer viehiſchen Anwandlung, eines Ungefährs, wer ſollte wegen der Verneinung ſeiner Geburt ſich einkommen laſſen an ein bedeutendes etwas zu denken? Verflucht ſey die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſere Phantaſie mit ſchröklichen Mährgen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauder die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſere kühnſte Entſchloſſenheit ſperren, unſere erwachende Vernunft an Ketten abergläubiſcher Finſterniß legen — Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergas einen Mann mehr zu machen — die Nabelſchnur iſt nicht unverbunden worden — der Vater hat in der Hochzeit Nacht glatten Leib bekommen — und die ganze Schattenſpielerey iſt verſchwunden. Es war etwas und wird nichts — Heißt es nicht eben ſo

viel, als: es war nichts und wird nichts und um nichts wird kein Wort mehr gewechselt — der Mensch entsteht aus Morast, und watet eine Weile im Morast, und macht Morast, und gährt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Urenkels unflätig anklebt. Das ist das Ende vom Lied — der morastige Zirkel der menschlichen Bestimmung, und so mit — glückliche Reise, Herr Bruder! Der milzsüchtige pedagrische Moralist von einem Gewissen mag runzlichte Weiber aus Bordellen jagen, und alte Wucherer auf dem Todesbett foltern — bey mir wird er nimmermehr Audienz bekommen.

Er geht ab.

Dritte Scene.

Andres Zimmer im Schloß.

Räuber Moor, von der einen Seite. Daniel von der andern.

Moor. barsch. Wo ist das Fräulein?

Daniel. Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Mann, euch um etwas zu bitten.

Moor. Es ist dir gewährt, was willst du?

Daniel. Nicht viel, und alles, so wenig und doch so viel — laßt mich eure Hand küssen!

Moor. Das sollst du nicht guter Alter! umarmt ihn. Den ich Vater nennen möchte.

Dan-

Daniel. Eure Hand, eure Hand! ich bitt euch.

Moor. Du ſollſt nicht.

Daniel. Ich muß! Er greift ſie, betrachtet ſie ſchnell und fällt vor ihm nieder. Lieber, beſter Karl!

Moor. erſchrikt, faßt ſich, fremd. Freund, was ſagſt du? Ich verſtehe dich nicht.

Daniel. Ja, läugnet es nur, verſtellt euch! Schön, ſchön! Ihr ſeyd immer mein beſter köſtlicher Junker — Lieber Gott! daß ich alter Mann noch die Freude — dummer Tölpel ich, daß ich euch nicht gleich — ey du himmliſcher Vater! So ſeyd ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr iſt unterm Boden, und da ſeyd ihr ja wieder — was für ein blinder Eſel ich doch war, ſich vor den Kopf ſchlagend daß ich euch nicht im erſten Hui — ey du mein! Wer hätte ſich das träumen laſſen! — um was ich mit Thränen betete, — Jeſus Chriſtus! Da ſteht er ja leibhaftig wieder in der alten Stube!

Moor. Was iſt das für eine Sprache? Seyd ihr vom hizigen Fieber aufgeſprungen, oder wollt ihr eine Komödien Rolle an mir probiren?

Daniel. Ey pfui doch, pfui doch! Das iſt nicht fein, einen alten Knecht ſo zum beſten haben — Dieſe Narbe! He, wißt ihr noch? — Groſſer Gott! Was ihr mir da für eine Angſt einjagtet — ich hab euch immer ſo lieb gehabt, und was ihr mir da für Herzeleid hättet anrich-

ten können — ihr saßt mir im Schoos, — wißt ihr noch? — Dort in der runden Stube — gelt Vogel? Das habt ihr freylich vergessen — auch den Kukuk, den ihr so gern hörtet — denkt doch! der Kukuk ist zerschlagen, in Grunds-Boden geschlagen — die alte Susel hat ihn verwettert, wie sie die Stube fegte — ja freylich, und da saßt ihr mir im Schoos, und riefst hotto! und ich lief fort, euch den Hotto Gaul zu holen — Jesus Gott! Warum mußt ich alter Esel auch fortlaufen? — und wie mirs siedigheis über den Buckel lief — wie ich das Zettergeschrey höre draussen im Oehrn, spring herein, und da lief das helle Blut, und laget am Boden, und hattet — heilige Mutter Gottes! War mirs nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Wasser übern Naken spritzte — aber so gehts, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Grosser Gott, wenns ins Aug gegangen wärs — Wars darzu noch die rechte Hand. Mein Lebens-Tag, sagt ich, soll mir kein Kind mehr ein Messer oder eine Scheere oder so was spiziges, sagt ich, in die Hände kriegen, sagt ich, — war zum Glük noch Herr und Frau verreiset — ja ja, das soll mir mein Tag des Lebens eine Warnung seyn, sagt ich — Jemini, jemini! ich hätte vom Dienst kommen können, ich hätte, Gott der Herr verzeyhs euch, gottloses Kind — aber gottlob! es heilte glüklich, bis auf die wüste Narbe.

Moor.

Moor. Ich begreiffe kein Wort von allem, was du ſagſt.

Daniel. Ja gelt, gelt? Das war noch eine Zeit? Wie manches Zuckerbrod, oder Biſquit oder Makrone ich euch hab zugeſchoben, hab euch immer am gerupften gehabt, und wißt ihr noch, was ihr mir drunten ſagtet im Stall, wie ich euch auf des alten Herrn ſeinen Schweifüchſen ſezte, und euch auf der groſſen Wieſe ließ herumjagen? Daniel! ſagtet ihr, laß mich nur einen groſſen Mann werden, Daniel, ſo ſollſt du mein Verwalter ſeyn, und mit mir in der Kutſche fahren, — ja ſagt ich und lachte, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, und ihr euch eines alten Mannes nicht ſchamen werdet, ſagt ich, ſo will ich euch bitten, mir das Häuſgen drunten im Dorf zu räumen, das ſchon eine gute Weil leer ſteht, und da wollt ich mir ein Eimer zwanzig Wein einlegen, und wirtſchaften in meinen alten Tagen. — Ja lacht nur, lacht nur! Gelt junger Herr, das habt ihr rein aufgeſchnizt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man ſo fremd, ſo fürnehm — o ihr ſeyd doch mein goldiger Junker — freylich halt ein bisgen luſer geweſen — nimmt mirs nicht übel! — Wie's eben das junge Fleiſch meiſtens iſt — am Ende kann noch alles gut werden.

Moor. (ſtarrt ihn an den Tod.) Ja! Daniel ich will's nicht mehr verhehlen! Ich bin dein

Karl, dein verlorner Karl! Was macht meine Amalia?

Daniel fängt an zu weinen. Daß ich alter Sünder noch die Freude haben ſoll, — und der Herr ſeelig weinete umſonſt! — Ade, ade, weiſer Schedel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meiſter lebt, ihn haben meine Augen geſehen!

Moor. Und will halten, was er verſprochen hat, — nimm das, ehrlicher Graukopf, für den Schweißfuchſen im Stall bringt ihm einen ſchweren Beutel auf nicht vergeſſen hab ich den alten Mann.

Daniel. Wie, was treibt ihr? Zuviel! Ihr habt euch vergriffen.

Moor. Nicht vergriffen, Daniel! Daniel will niederfallen. Steh auf, ſage mir, was macht meine Amalia?

Daniel. Gottes Lohn! Gottes Lohn! Ey Herr Jerem! — Eure Amalia, oh die wirds nicht überleben, die wird ſterben vor Freude!

Moor heftig. Sie vergaß mich nicht?

Daniel. Vergeſſen? Wie ſchwätzt ihr wieder? Euch vergeſſen? — da hättet ihr ſollen dabey ſeyn, hättets ſollen mit anſehen, wie ſie ſich gebehrdete, als die Zeitung kam, ihr wärt geſtorben, die der gnädige Herr ausſtreuen lies —

Moor. Was ſagſt du? mein Bruder —

Daniel. Ja euer Bruder, der gnädige Herr,

euer

euer Bruder — ich will euch ein andermal mehr davon erzählen, wenns Zeit dazu iſt — und wie ſauber ſie ihm abklappte, wenn er ihr alle Tage, die Gott ſchikt, ſeinen Antrag machte, und ſie zur gnädigen Frau machen wollte. O ich muß hin, muß hin, ihr ſagen, ihr die Botſchaft bringen will fort.

Moor. Halt, halt! ſie darfs nicht wiſſen, darfs niemand wiſſen, auch mein Bruder nicht —

Daniel. Euer Bruder? Nein beyleibe nicht, er darfs nicht wiſſen! Er gar nicht! — Wenn er nicht ſchon mehr weißt, als er wiſſen darf — Oh ich ſage euch, es gibt garſtige Menſchen, garſtige Brüder, garſtige Herren — aber ich möcht nun alles Gold meines Herrn willen kein garſtiger Knecht ſeyn — der gnädige Herr hielt euch Tod

Moor. Hum! Was brummſt du da?

Daniel leiſe. Und wenn man freylich ſo ungebeten auferſteht — euer Bruder war des Herrn felig einziger Erbe —

Moor. Alter! — Was murmelſt du da zwiſchen den Zähnen, als wenn irgend ein Ungeheuer von Geheimnis auf deiner Zunge ſchwebte, das nicht heraus wollte, und doch heraus ſollte, rede deutlicher!

Daniel. Aber ich will lieber meine alte Knochen abnagen vor Hunger, lieber vor Durſt mein eigenes

Waſſer ſaufen, als Wohlleben die Fälle verdienen mit einem Todſchlag.

Moor aufſtehend auf ſterblichem Pauſen.

Betrogen, betrogen! da fährt es über meine Seele wie der Bliz! — Spizbübiſche Künſte! Himmel und Hölle! nicht du, Vater! Spizbübiſche Künſte! Mörder, Räuber durch ſpizbübiſche Künſte! Angeſchwärzt von ihm! verfälſcht, unterdrükt meine Briefe — voll Liebe ſein Herz — ob ich Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe ſein Vater ſ Herz — oh Schelmerey, Schelmerey! Es hätte mich einen Fußfall gekoſtet, es hätte mich eine Thräne gekoſtet — oh ich blöder, blöder, blöder Thor! Wieder vor die Stirn ſchlagend. Ich hätte glüklich ſeyn können — oh Bäuberey, Bäuberey! das Glük meines Lebens bübiſch, bübiſch hinweggetrogen. Er läuft weitend auf und nieder. Mörder, Räuber durch ſpizbübiſche Künſte! — Er grollte nicht einmal. Nicht ein Gedanke von Fluch in ſeinem Herzen — oh Böſewicht! unbegreiflicher, ſchleichender, abſcheulicher Böſewicht!

Roſinsky kommt.

Roſinsky. Nun Hauptmann, wo ſtekſt du? Was iſts? Du willſt noch länger hier bleiben, merk ich?

Moor. Auf! Sattle die Pferde! Wir müſſen vor Sonnen-Untergang noch über den Gränzen ſeyn!

Ro-

Kosinsky. Du spasest.

Moor Befehlend. Hurtig, hurtig! Zaudre nicht lang, laß alles da! und daß kein Aug dich gewahr wird. Kosinsky ab.

Moor.

Ich fliehe aus diesen Mauren. Der geringste Verzug könnte mich wütig machen, und er ist meines Vaters Sohn — Bruder, Bruder! Du hast mich zum elendesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — Ernde die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart soll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber gewis, es war nicht brüderlich gehandelt. Finsternis verlösche sie auf ewig, und der Tod rühre sie nicht auf!

Kosinsky.

Kosinsky. Die Pferde stehn gesattelt, ihr könnt aufsizen, wenn ihr wollt.

Moor. Presser, Presser! Warum so eilig? Soll ich sie nicht mehr sehn?

Kosinsky. Ich zäume gleich wieder ab, wenn ihrs haben wollt, ihr hießt mich ja über Hals und Kopf eilen.

Moor Noch einmal! ein Lebewohl noch! ich mus den Gifttrank dieser Seeligkeit vollends ausschlürfen, und dann — halt Kosinsky! Zehn Minuten

muten noch — bluten am Schloßhof — und wir sprengen davon!

Vierte Scene.

Im Garten.

Amalia

Du weinst Amalia? — und das sprach er mit einer Stimme! mit einer Stimme — mir wars, als ob die Natur sich verjüngete — die genossenen Lenze der Liebe dämmerten auf mit der Stimme! Die Nachtigall schlug wie damals — die Blumen hauchten wie damals — und ich lag Wonne berauscht an seinem Hals — Ha falsches treuloses Herz! Wie du deinen Meineid beschönigen willst! Nein, nein, weg aus meiner Seele du Frevel-Bild — ich hab meinen Eid nicht gebrochen, du einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verrätherischen gottlosen Wünsche! im Herzen, wo Karl herrscht, darf kein Erdensohn nisten. — Aber warum meine Seele, so immer, so wider Willen nach diesem Fremdling? Hängt er sich nicht so hart an das Bild meines einzigen? Ist er nicht der ewige Begleiter meines einzigen? Du weinst Amalia? — Ha ich will ihn fliehen! — fliehen! — Nimmer sehen soll mein Aug diesen Fremdling!

Ama-

Räuber Moor öffnet die Garnatzüre.

Amalia fährt zuſammen. Horch! horch! Rauſchte die Thüre nicht? Sie wird Karln gewahr, und ſpringt auf. Er? — wohin? — was? — da hat michs angewurzelt, daß ich nicht fliehen kann — verlaß mich nicht, Gott im Himmel! — Nein, du ſollſt mir meinen Karl nicht entreiſſen! Meine Seele hat nicht Raum für zwey Gottheiten, und ich bin ein ſterbliches Mädgen! Sie nimmt Karls Bild heraus. Du, mein Karl, ſey mein Genius wider dieſen Fremdling, den Liebeſtörer! dich, dich anſehen, unverwandt, — und weg alle gottloſen Blicke nach dieſem — ſie iſt ſtumm — das Aug ſtarr auf das Bild geheftet.

Moor. Sie da, gnädiges Fräulein? — und traurig? — und eine Träne auf dieſem Gemälde? — Amalia giebt ihm keine Antwort. — Und wer iſt der glückliche, um den ſich das Aug eines Engels verſilbert? darf auch ich dieſen Verherrlichten — er will das Gemälde betrachten.

Amalia. Nein, ja, nein!

Moor zurückſtoßend. Ha! — und verdient er dieſe Vergötterung? verdient er? —

Amalia. Wenn ſie ihn gekannt hätten!

Moor. Ich würd ihn beneidet haben.

Amalia. Angebetet, wollen ſie ſagen.

Moor. Ha!

Amalia. Oh sie hätten ihn so lieb gehabt — es war so viel, so viel in seinem Angesicht — in seinen Augen — im Ton seiner Stimme, das ihnen so gleich kommt — das ich so liebe —

Moor fällt zur Erde.

Amalia. Hier, wo sie stehen, stand er tausendsmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergas — hier durchirrte sein Aug die um ihn prangende Gegend — sie schien den grosen belohnenden Blik zu empfinden, und sich unter dem Wohlgefallen ihres Meisterblits zu verschönern — hier hielt er mit himmlischer Musik die Hörer der Lüfte gefangen — hier an diesem Busch pflückte er Rosen, und pflückte die Rosen für mich — hier hier lag er an meinem Halse, brannte sein Mund auf dem meinen, und die Blumen starben gern unter der Liebenden Fustritt —

Moor. Er ist nicht mehr?

Amalia. Er segelt auf ungestümmen Meeren — Amalias Liebe segelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte sandigte Wüsten — Amalias Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag sengt sein entblöstes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Sohlen zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalias Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden —

aber

aber die Seelen verſezen ſich aus dem ſtaubigten Kerker, und treffen ſich im Paradieſe der Liebe— Sie ſcheinen traurig, Herr Graf?

Moor. Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

Amalia was. Was? Sie lieben eine andre? — Weh mir, was hab ich geſagt?

Moor. Sie glaubte mich tod, und blieb treu dem Todgeglaubten — ſie hörte wieder, ich lebe, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weis mich in Wüſten irren, und im Elend herumſchwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüſten und Elend mir nach. Auch heißt ſie Amalia wie Sie, gnädiges Fräulein.

Amalia. Wie beneid ich ihre Amalia!

Moor. Oh ſie iſt ein unglückliches Mädgen, ihre Liebe iſt für einen, der verlohren iſt, und wird — ewig niemals belohnt.

Amalia. Nein, ſie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine beſſere Welt, wo die Traurigen ſich freuen, und die Liebenden ſich wiedererkennen?

Moor. Ja, eine Welt, wo die Schleyer hinwegfallen, und die Liebe ſich ſchröcklich wiederfindet — Ewigkeit heißt ihr Name — meine Amalia iſt ein unglückliches Mädgen.

Amalia. Unglücklich, und Sie lieben?

Moor. Unglücklich, weil ſie mich liebt! wie,

wenn

wenn ich ein Todschläger wäre? wie mein Fräulein? wenn ihr Geliebter ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte? wehe meiner Amalia! Sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia freudig aufhüpfend. Ha! wie bin ich ein glückliches Mädgen! Mein einziger ist Nachstradl der Gottheit, und die Gottheit ist Huld und Erbarmen! Nicht eine Fliege konnt er leiden sehen — Seine Seele ist so fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht ist.

Moor reißt sich schnell ab, in ein Gebüsch, wirft seine Larve in die Gegend.

Amalia fängt und spielt auf der Larve.

Willst dich Hektor ewig mir entreißen,
Wo des Achilles mordend Eisen
Dem Patroklus schröflich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren,
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Tartarus schlingt?

Moor nimmt die Larve stillschweigend und spielt.

Theures Weib, geh, hol die Todestanze! —
Hui — mich fort — zum wilden Kriegestanze —

Er wirft die Larve weg, und flieht davon.

Sechs-

Fünfte Scene.

Nahgelegener Wald. Nacht.

Ein altes verfallenes Schloß in der Mitte.

Die Räuberbande gelagert auf der Erde.

Die Räuber ſingen.

Stehlen, morden, hauen, hauen,
Heißt bey uns nur die Zeit vertreiben,
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute luſtig ſeyn.-

Ein freyes Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,
Bey Sturm und Wind handthieren wir,
Der Mond iſt unſre Sonne,
Merkurius iſt unſer Mann,
Der's Praktiziren trefflich kann.

Heut laden wir bey Pfaffen uns ein,
Bey maſſen Pächtern morgen,
Was drüber iſt, da laſſen wir fein
Den lieben Herrgott ſorgen.

Und haben wir im Traubenſaft
Die Gurgel ausgebauet,
So machen wir uns Muth und Kraft,

Und mit dem Schwarzen Bräderschaft,
Der in der Hölle brutet.

Das Wehgeheul geschlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggewetter,
Das Winseln der verlaßnen Braut
Ist Schmaus für unsre Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter dem Beile so zucken,
Ausdrücken wie Kälber umfallen wie Mucken,
Das klirrt unsern Augensternen,
Das schmeichelt unsern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker soll es holen,
So haben wir halt unsern Lohn,
Und schmieren unsre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg vom heißen Traubensaft
Und hurra vor dar! gehts, als fägen wir davon.

Schweizer. Es wird Nacht, und der Hauptmann noch nicht da!

Razmann. Und versprach doch Schlag acht Uhr wieder bey uns einzutreffen.

Schweizer. Wenn ihm leides geschehen wäre — Kameraden! wir zünden an und morden den Säugling.

Spiegelberg nimmt Razmann beyseite. Auf ein Wort Razmann.

Schwarz.

Schwarz zu Grimm. Wollen wir nicht Spionen ausſtellen?

Grimm. Laß du ihn! Er wird einen Fang thun daß wir uns ſchämen müſſen.

Schweizer. Da brennſt du dich, beym Henker! Er gieng nicht von uns wie einer der einen Schelmenſtreich im Schild führt. Haſt du vergeſſen was er geſagt hat als er uns über die Hayde führte? — „Wer nur eine Rube vom Acker ſtiehlt, daß ichs erfahre läßt ſeinen Kopf hier, ſo wahr ich Moor heiße. — Wir dörffen nicht rauben.

Razmann leiſe zu Spiegelberg. Wo will das hinaus — rede deutſcher.

Spiegelberg. Pſt! Pſt! — Ich weis nicht, was du oder ich für Begriffe von Freyheit haben, daß wir an einem Karrn ziehen, wie Stiere, und dabey wundervil von Independenz deklamiren — Es gefällt mir nicht.

Schweizer zu Grimm. Was wol dieſer Windkopf hier an der Kunkel hat?

Razmann leiſe zu Spiegelberg. Du ſprichſt vom Hauptmann? —

Spiegelberg. Pſt doch! Pſt! — Er hat ſo feine Ohren unter uns herumlauffen — Hauptmann ſagſt du? wer hat ihn zum Hauptmann über uns geſezt, oder hat er nicht dieſen Titel uſurpirt, oder von rechtswegen mein iſt? — Wie? legen wir darum unſer Leben auf Würffel — das

den darum alle Milzſuchten des Schickſals aus, daß wir am End noch von Glük ſagen, die Leibeigenen eines Sklaven zu ſeyn? — Leibeigenen da wir Fürſten ſeyn könnten? — Bey Gott! Razmann — das hat mir niemals gefallen.

Schweizer Zu den andern. Ja — du biſt mir der rechte Held, Fröſche mit Steinen breit zu ſchmeiſſen — Schon der Klang ſeiner Naſe wenn er ſich ſchneuzte könnte dich durch ein Nadelöhr jagen —

Spiegelberg zu Razmann. Ja — Und Jahre ſchon dicht' ich darauf: Es ſoll anders werden. Razmann — wenn du biſt wofür ich dich immer hielt — Razmann. — Man vermißt ihn — gibt ihn halb verloren — Razmann — Mich deucht, ſeine ſchwarze Stunde ſchlägt — wie? Nicht einmal röther wirſt du, da dir die Gloke zur Freyheit läutet? Haſt nicht einmal ſo viel Muth, einen kühnen Wink zu verſtehen?

Razmann. Ha Satan! worinn verſtikſt du meine Seele?

Spiegelberg. Hats gefangen? — Gut! ſo folge. Ich hab mirs gemerkt, wo er hinſchlich — Komm! Zwey Piſtolen fehlen ſelten, und dann — ſo ſind wir die erſte die den Säugling erdroſſeln.

Er will ihn fortreiſſen.

Schweizer Bleibt während ſein Meſſer. Ha Beſtie! Eben recht erinnerſt du mich an die Böhmiſchen Wälder) — Warſt du nicht die Memme die aus

hub zu ſchnadern, als ſie riefen: Der Feind kommt? Ich hab damals bey meiner Seele geflucht — fahr hin Meuchelmörder Er ſticht ihn Tod.

Räuber In Bewegung. Mordjo! Mordjo! — — Schweizer — Spiegelberg — Reißt ſie auseinander —

Schweizer Wirft das Meſſer über ihn. Da! — Und ſo krepier du — Ruhig Kameraden — Laßt euch den Bettel nicht unterbrechen, — Die Beſtie iſt dem Hauptmann immer giftig geweſen, und hat keine Narbe auf ihrer ganzen Haut — Noch einmal, gebt euch zufrieden — ha! über den Raker — von hinten her will er Männer zu ſchanden ſchmeiſſen? Männer von hinten her! — Iſt uns darum der helle Schweiß über die Baken gelaufen, daß wir aus der Welt ſchleichen wie Hundsvötter? Beſtie du! Haben wir uns darum unter Feuer und Rauch gebettet, daß wir zulezt wie Ratten verreken?

Grimm. Aber zum Teufel — Kammerad — was hattet ihr mit einander? — Der Hauptmann wird raſend werden.

Schweizer. Dafür laß mich ſorgen — Und du heilloſer zu Razmann du warſt ſein Helfershelfer, du! — Pak dich aus meinen Augen — der Schuſterle hats auch ſo gemacht, aber dafür hängt er izt auch in der Schweiz, wies ihm mein Hauptmann prophezeyt hat — Man ſchießt.

Schwarz auffpringend. Horch! ein Piſtolſchuß! Man ſchießt wieder. Noch einer! Holla! Der Hauptmann!

Grimm. Nur Geduld! Er muß zum drittenmal ſchieſſen Man hört noch einen Schuß.

Schwarz. Er iſts! — Iſts! — Salvier dich, Schweizer — laßt uns ihm antworten.

Sie ſchieſſen.

Moor. Roſinsky tritt auf.

Schweizer. ihnen entgegen. Sey willkommen mein Hauptmann — Ich bin ein bischen vorlaut geweſen ſeit du weg biſt Er führt ihn an die Leiche. Sei du Richter zwiſchen mir und dieſen — von hinten hat er dich ermorden wollen.

Räuber Mit Beſtürzung. Was? Den Hauptmann?

Moor. In den Anblik verſunken, bricht heftig aus. O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemeſis! — Wars nicht dieſer, der mir das Sirenenlied trillerte? — Weihe dis Meſſer der dunklen Vergelterin! — das haſt du nicht gethan Schweizer.

Schweizer. Bei Gott! ich habs warlich gethan, und es iſt beim Teufel nicht das ſchlechtſte was ich in meinem Leben gethan habe geht unwillig ab.

Moor Nachdenkend. Ich verſtehe — Lenker im Himmel — ich verſtehe —. die Blätter fallen von den

den Bäumen — und mein Herbſt iſt kommen — Schafft mir dieſen aus den Augen Spiegelbergs Leiche wird hinweg getragen.

Grimm. Gib uns Ordre Hauptmann — was ſollen wir weiter thun?

Moor. Bald — bald iſt alles erfüllet — Gebt mir meine Laute — Ich habe mich ſelbſt verloren, ſeit ich dort war — Meine Laute ſag ich — Ich muß mich zurük lullen in meine Krafft — verlaßt mich.

Räuber. Es iſt Mitternacht Hauptmann.

Moor. Doch warens nur die Tränen im Schauſpielhauß — den Römergeſang muß ich hören, daß mein ſchlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht ſagt ihr?

Schwarz. Wohl bald vorüber. Wie Bley liegt der Schlaf in uns. Seit drei Tagen kein Auge zu.

Moor. Sinkt denn der Balſamiſche Schlaf auch auf die Augen der Schelmen? Warum fliehet er mich? Ich bin nie ein Feiger geweſen, oder ein ſchlechter Kerl — Legt euch ſchlafen — Morgen am Tag gehen wir weiter.

Räuber. Gute Nacht Hauptmann Sie lagern ſich auf der Erde und ſchlafen ein.

Tiefe Stille.

Moor. Nimmt die Beute und flieht.

Brutus.

Sey willkommen friedliches Gefilde,
Nimm den Letzten aller Römer auf,
Von Philippi, wo die Mordſchlacht dräuts
Schleicht mein Gram gedrungter Lauf.
Kaſſius wo biſt du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer,
Meine Zuflucht zu des Todes Ohren!
Keine Welt für Brutus mehr.

Ceſar.

Wer mit Schritten eines Niedergeben
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügen?
Das iſt eines Römers Gang. —
Cäſarſohn — von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siegenbügelwuth?
Oft geweinet hab ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat.

Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief Tod'er dich an's Licht?

Cäſar

Schaudte rückwärts, zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Meiner! — Triumfire nicht!
Auf Philippis eiſernem Altare
Rauchet der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Flut!

Ceſar.

O ein Todesſtoß von Brutus Schwerdte!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär gefallen dir als Erbe zu,
Geh — du biſt der gröſte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang,
Geh — und heul es biß zu jenen Pforten:
Brutus iſt der gröſte Römer worden
Da in Vaters Bruſt ſein Eiſen drang;
Geh — du weißts nun was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer ſtoß vom Lande!

Brutus.

Vater halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab ich Einen nur gekannt,
Der dem großen Ceſar gleiche
Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.
Nur ein Ceſar mochte Rom verderben
Nur nicht Brutus mochte Ceſar ſterben.

Wo ein Brutus lebt muß Cäsar sterben.
Geh du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn.

Er legt die Laute hin, geht tiefdenkend auf und nieder.

Wer mir Bürge wäre? — — Es ist alles so finster, — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenns aus wäre mit diesem lezten Odemzug — Aus wie ein schaales Marionetenspiel — Aber wofür der heiße Hunger nach Glückseligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das hinausgeschobene unvollendeter Plane? — wenn der armselige Druk dieses armseligen Dings Die Pistole vors Gesicht haltend. den Weisen dem Thoren — den Feigen dem Tapfern — den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Mißklang in der vernünftigen seyn? — Nein! Nein! es ist etwas mehr, denn ich bin noch nicht glüklich gewesen.

Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. Heftig zitternd. — Euer banges Sterbegewinsel — euer schwarzgewürgtes Gesicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schiksals, und hängen zulezt an meinen Feyerabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters,

am

am Blut meiner Mutter — von Schauer geſchüttelt. Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche brate?

Er ſieht die Piſtolen an. Zeit und Ewigkeit — gekettet aneinander durch ein einzig Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt, und vor mir aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht — ſage mir — o ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes, nie umſegeltes Land! — Siehe, die Menſchheit erſchlappt unter dieſem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſey, der muthwillige Affe der Sinne gaukelt unſerer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor — Nein! Nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln — Sei wie du wilt namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — Sei wie du willt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Manns — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn Du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein lieſſeſt, den Du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht, und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das ver-

verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenſeits gewoben ſind ſo leicht zerreiſſen wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — Dieſe Freyheit kannſt du mir nicht nehmen Er übt die Piſtole. Plötzlich hält er inn. Und ſoll ich für Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich wills dulden Er wirft die Piſtole weg. Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich wills vollenden.

Es wird immer Finſtere.

Herrmann. Der durch den Wald kommt.

Horch! Horch! grauſig heulet der Kauz — zwölf ſchlägts drüben im Dorf — wohl, wohl — das Bubenſtük ſchläft — in dieſer Wilde kein Lauſcher. Tritt an das Schloß und pocht. Komm heraus, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit iſt bereitet.

Moor Sachte zurücktretend. Was ſoll das bedeuten?

Eine Stimme aus dem Schloß. Wer pocht da? He? Biſt das Herrmann mein Rabe?

Herrmann. Bins Herrmann, dein Rabe. Steig herauf ans Gitter und iß. Eulen ſchreyen. Fürchterlich

lich trillern deine Schlafkammeraden Alter — dir ſchmekt?

Die Stimme. Hungerte mich ſehr. Habe Dank, Rabenſender fürs Brod in der Wüſte! — Und wie gehts meinem lieben Kind, Herrmann?

Herrmann. Stille — Horch — Geräuſch wie von ſchnarchenden! hörſt du nicht was?

Stimme. Wie? hörſt du etwas?

Herrmann. Den ſeufzenden Wind-laut durch die Rizen des Thurms — Eine Nachtmuſik davon einem die Zähn klappern, und die Nägel blau werden — Horch noch einmal — Immer iſt mir, als hört ich ein Schnarchen. — Du haſt Geſellſchafft Alter — Hu hu hu!

Stimme. Siehſt du etwas?

Herrmann. Leb wohl — leb wohl — Grauſig iſt dieſe Stätte — Steig ab ins Loch — droben dein Helffer, dein Rächer — verfluchter Sohn! —

Will fliehen.

Moor Mit Entſezen hervortretend. Steh!

Herrmann Schreyend. Oh mir!

Moor. Steh, ſag ich!

Herrmann. Weh! Weh! Weh! Nun iſt alles verrathen!

Moor. Steh! Rede! Wer biſt du? Was haſt du hier zu thun! Rede!

Herrmann. Erbarmen o Erbarmen geſtrenger Herr — Nur ein Wort höret an, eh ihr mich umbringt.

Moor.

Moor Indem er den Degen ſtekt. Was werd ich hören?

Herrmann. Wohl habt ihr mirs beim Leben verboten — Ich konnt nicht anders — durft nicht anders — im Himmel ein Gott — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte jein — Er ſteht mich nieder.

Moor. Hier ſteht ein Geheimniß — heraus! Sprich! Ich will alles wiſſen.

Die Stimme aus dem Schoß. Weh! Weh! Biſt dus Herrmann der da redet? Mit wem redſt du Herrmann?

Moor. Drunten noch jemand — Was geht hier vor? Läuft dem Thurme zu. Iſts ein Gefangener den die Menſchen abſchüttelten — Ich will ſeine Ketten löſen. — Stimme! noch einmal! wo iſt die Thüre?

Herrmann. O habt Barmherzigkeit Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber Verrennt ihm den Weg.

Moor. Vierfach geſchloſſen! Weg da — Es muß heraus — Izt zum erſtenmahl komm mir zu Hülfe, Dieberey, Er nimmt Brecheinſtrumente, und und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde ſteigt ein Alter, ausgemergelt wie ein Gerippe.

Der Alte. Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

Moor Springt erſchrokken zurük. Das iſt meines Vaters Stimme!

D. A.

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott! Erſchienen iſt die Stunde der Erlöſung.

Moor. Geiſt des alten Moors! Was hat dich beunruhigt in deinem Grab? Haſt du eine Sünde in jene Welt geſchleppt, die der den Eingang in die Pforten des Paradieſes verrammelt? Ich will Meſſen leſen laſſen, den irrenden Geiſt in ſeine Heymath zu ſenden. Haſt du das Gold der Wittwen und Waysen unter die Erde vergraben, daß dich zu dieſer mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt, ich will den unterirdiſchen Schaz aus den Klauen des Zauberdrachen reiſſen, und wenn er tauſend rothe Flammen auf mich ſpeyt, und ſeine ſpizen Zähne gegen meinem Degen bleckt, oder kommſt du auf meine Fragen die Räthſel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ich bin kein Geiſt. Taſte mich an, ich lebe, ob ein elendes erbärmliches Leben!

Moor. Was? Du biſt nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ich bin begraben worden — das heißt: ein todter Hund ligt in meiner Väter Grufft; und ich — drey volle Monde ſchmacht ich ſchon in dieſem finſtern unterirdiſchen Gewölbe, von keinem Strahle beſchienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde beſucht, wo wilde Raben krächzen, und mitternächtliche Uhus heulen —

Moor.

Moor. Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. a. Moor. Verfluch ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? Oh ewiges Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Mensch bist, und ein menschliches Herz hast, Erlöser, den ich nicht kenne, o so höre den Jammer eines Vaters, den ihm seine Söhne bereitet haben — drey Meilen schon hab ichs tauben Felsenwänden zugewinselt, aber ein hoher Wiederhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Mensch bist, und ein menschliches Herz hast.

Moor. Diese Aufforderung konnte die wilden Bestien aus ihren Löchern hervorrufen!

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen aus einer schweren Krankheit etwas Kräfte zu sammeln, so führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein Erstgeborner sey gestorben in der Schlacht, und mit sich brachte ein Schwerd, gefärbt mit seinem Blut, und sein lezts Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor (heftig von ihm abgewandt. Es ist offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward unmächtig bey der Botschaft. Man mus mich für tod gehalten haben, denn als ich wieder zu mir selber kam, lag ich schon in der Bahre, und ins Leichentuch

ge-

gewickelt wie ein Todter. Ich krazte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finſtere Nacht, mein Sohn Franz ſtand vor mir, — Was? rief er mit entſetzlicher Stimme, willſt du ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieſer Worte hatte mich meiner Sinne beraubt, als ich wieder erwachte, fühlt ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich ſtand am Eingang dieſes Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwerd von Karln gebracht hatte — zehnmal umfaßt ich ſeine Knie, und bat und flehte, und umfaßte ſie und beſchwur — das Flehen ſeines Vaters reichte nicht an ſein Herz — hinab mit dem Balg! donnerte es von ſeinem Munde, er hat genug gelebt, und hinab ward ich geſtoſſen ohn Erbarmen, und mein Sohn Franz ſchlos hinter mir zu.

Moor. Es iſt nicht möglich, nicht möglich! Ihr müßt euch geirrt haben.

Der alte Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Menſch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menſchen Fustritt je dieſe Einöde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Geſpenſter meiner Väter in dieſen Ruinen raſſelnde Ketten ſchleifen, und in mitter-

nächtlicher Stunde ihr Todenlied rannen. Endlich hört ich die Thür wieder aufgehen, dieſer Mann brachte mir Brod und Waſſer, und entdekte mir, wie ich zum Tod des Hungers verurtheilt geweſen, und wie er ſein Leben in Gefahr ſeze, wenn es herauskäm, daß er mich ſpeiſe. So ward ich kümmerlich erhalten dieſe lange Zeit, aber der unaufhörliche Froſt — die faule Luft meines Unraths, — der gränzenloſe Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib ſchwand, tauſendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maas meiner Strafe muß noch nicht gefüllet ſeyn — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich ſo wunderbarlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — Mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine graue Haare.

Moor. Es iſt genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! Ihr trägen fühllosen Schlafer! Auf! will keiner erwachen? Er thut einen Pistolenschuß über den ſchlafenden Räuber.

Die Räuber aufſpringend. He, holla! holla! was gibts da?

Moor. Hat euch die Geſchichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde wach werden ſeyn! Schaut her, ſchaut her! die Geſeze der Welt ſind Würfelſpiel worden, das Band der Natur iſt entzwey, die alte Zwietracht iſt los, der Sohn hat ſeinen Vater erſchlagen.

Die

Die Räuber. Was ſagt der Hauptmann!

Moor. Nein, nicht erſchlagen! das Wort iſt Beſchönigung! — der Sohn hat den Vater tauſendmal gerädert, geſpießt, gefoltert, geſchunden! die Worte ſind mir zu menſchlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kannibale ſchaudert, worauf ſeit Neronen kein Teufel gekommen iſt. — Der Sohn hat ſeinen eigenen Vater — oh ſeht her, ſeht her! er iſt in Unmacht geſunken, — in dieſes Gewölbe hat der Sohn ſeinen Vater — Froſt, — Blöſe, — Hunger, — Durſt — oh ſeht doch, ſeht doch! — es iſt mein eigner Vater, ich wills nur geſtehn.

Die Räuber ſtreifen beſtürzt und wundernd den Alten. Dein Vater? dein Vater?

Schweizer mit ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder Vater meines Hauptmanns! Ich küſſe dir die Füſſe! du haſt über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß ich von nun an auf ewig das brüderliche Band, er zerreißt ſein Kleid von oben an bis unten. So verfluch ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höre mich Mond und Geſtirne! Höre mich mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickteſt! Höre mich dreomalſchreckender Gott, der du oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Ster-

nen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier ſteh ich empor die drey Finger in die Schauer der Nacht — hier ſchwör ich, und ſo ſpeye die Natur mich aus ihren Gränzen wie eine bösartige Beſtie aus, wenn ich dieſen Schwur verleze, ſchwör ich das Licht des Tages nicht mehr zu grüſſen, bis des Vater-Mörders Blut, vor dieſem Steine verſchüttet, gegen die Sonne dampft.

Er ſteht auf.

Die Räuber. Es iſt ein Belials Streich! Sag einer, wir ſeyen Schelmen! Nein bey allen Drachen! So bund haben wirs nie gemacht!

Moor. Ja! und bey allen ſchröcklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche ſtarben, derer, die meine Flamme fraß und mein fallender Thurm zermalmte, — eh ſoll kein Gedanke von Mord oder Raub Plaz finden in eurer Bruſt, bis euer aller Kleider von des verruchten Blute ſcharlachroth gezeichnet ſind — das hat euch wol niemals geträumet, daß ihr der Arm höherer Majeſtäten ſeyd? der verworrene Knaul unſers Schickſals iſt aufgelöſt! Heute, heute hat eine unſichtbare Macht unſer Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dis erhabene Loos geſprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat die ſchröckliche Engel ſeines finſtern Gerichtes zu ſeyn! Enthlöſet eure Häupter! Kniet hin in den Staub, und ſtehet geheiliget auf! Er kniet.

Schwer-

Schweizer. Gebeut Hauptmann! was ſollen wir thun?

Moor. Steh auf Schweizer! Und rühre dieſe heilige Locken an! er fährt ihn zu ſeinem Vater und gibt ihm eine Locke in die Hand. Du weiſt noch, wie du einsmals jenem böhmiſchen Reuter den Kopf ſpaltteteſt, da er eben den Säbel über mich zukte, und ich athemlos und erſchöpft von der Arbeit in die Knie geſunken war? dazumal verhies ich dir eine Belohnung, die königlich wäre, ich könnte dieſe Schuld bisher niemals bezahlen, —

Schweizer. Das ſchwurſt du mir, es iſt wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, itzt will ich bezahlen. Schweizer, ſo iſt noch kein Sterblicher geehrt worden wie du! — Räche meinen Vater! Schweizer ſteht auf.

Schweizer. Groſſer Hauptmann! Heut haſt du mich zum erſtenmal ſtolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann ſoll ich ihn ſchlagen?

Moor. Die Minuten ſind geweiht, du muſt eilends gehn — lies dir die würdigſten aus der Bande, und führe ſie gerade nach des Edelmanns Schloß! zerr ihn aus dem Bette, wenn er ſchläft, oder in den Armen der Wolluſt ligt, ſchlepp ihn vom Mahle weg, wenn er beſoffen iſt, reiß ihn vom Krucifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien ligt! Aber ich ſage dir, ich ſchärf es dir hart ein,

lieſt' ihn mir nicht tod! deſſen Fleiſch will ich in Stücken reiſſen, und hungrigen Geyern zur Speiſe geben, der ihm nur die Haut ritzt, oder ein Haar kränkt! Ganz mus ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringſt, ſo ſollſt du eine Million zur Belohnung haben, ich will ſie einem Könige mit Gefahr meines Lebens ſtehlen, und du ſollſt frey ausgehn, wie die weite Luft — haſt du mich verſtanden, ſo eile davon!

Schweizer. Genug Hauptmann — Hier haſt du meine Hand darauf: Entweder, du ſiehſt zwey zurückkommen, oder gar keinen. Schweizers Würgengel kommt ab mit einem Geſchwader.

Moor. Ihr übrigen zerſtreut euch im Wald — Ich bleibe.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Ausſicht von vielen Zimmern.

Finſtre Nacht.

Daniel kommt mit einer Laterne und einem Reiſebündel.

Lebewol, theures Mutterhauß — Hab ſo manch guts und liebs in dir genoßen, da der Herr ſeeliger noch lebete — Tränen auf deine Gebeine du lange verſaulter! das verlangt er von einem alten Knecht — es war das Obdach der Wayſen, und der Port der Verlaßenen, und dieſer Sohn hats gemacht zur Mördergrube — Lebe wol du guter Boden! wie oft hat der alte Daniel dich abgefegt — Lebe wol du lieber Ofen, der alte Daniel nimmt ſchweren Abſchied von dir — es war dir alles ſo vertraut worden — wird dir weh thun, alter Elieſer — Aber Gott bewahre mich in Gnaden vor dem Trug und Liſt des Argen — Leer kam ich hieher — leer zieh ich wieder hin — aber meine Seele iſt gerettet wie er gehen will kömmt

Franz im Schlafrock hereingeſtürzt.

Daniel. Gott ſteh mir bey! Mein Herr! löſcht die Laterne aus.

Franz. Verrathen! Verrathen! Geister ausgespien aus Gräbern — Losgerüttelt das Todenreich aus dem ewigen Schlaf brüllt wider mich Mörder! Mörder! — wer regt sich da?

Daniel ängstlich. Hilf heilige Mutter Gottes! seyd ihrs gestrenger Herre, der so gräßlich durch die Gewölbe schreit, daß alle Schläfer auffahren?

Franz. Schläfer? Wer heißt euch schlafen? Fort zünde Licht an Daniel ab, es kommt ein andrer Bedienter. Es soll niemand schlafen in dieser Stunde. Hörst du? Alles soll auf seyn — in Waffen — alle Gewehre geladen — Sahst du sie dort den Bogengang hinschweben?

Bedienter. Wen gnädiger Herr?

Franz. Wen, Dummkopf, wen? So kalt, so leer fragst du, wen? hat michs doch angepackt wie der Schwindel? wen, Eselskopf! wen? Geister und Teufel! wie weit ists in der Nacht?

Bedienter. Eben izt ruft der Nachtwächter zwey an.

Franz. Was? will diese Nacht währen bis an den jüngsten Tag? hörtest du keinen Tumult in der Nähe? Kein Siegsgeschrey? Kein Geräusch galoppirender Pferde? wo ist Kar — der Graf, will ich sagen?

Bedienter. Ich weis nicht, mein Gebieter.

Franz. Du weists nicht? Du bist auch unter der Rotte? Ich will dir das Herz aus den Rippen

flam-

stampfen! mit deinem verfluchten: ich weis nicht! Fort, hole den Pastor!

Bedienter. Gnädiger Herr!

Franz. Murrst du? zögerst du? Erster Bedienter entfernt sich. Was? auch Bettler wider mich verschworen? Himmel, Hölle! alles wider mich verschworen?

Daniel kommt mit dem Licht. Mein Gebieter —

Franz. Nein! ich zittere nicht! Es war lediglich ein Traum. Die Todten stehen noch nicht auf — wer sagt, daß ich zittere und bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wol.

Daniel. Ihr seyd todtenbleich, eure Stimme ist bang und lallet.

Franz. Ich habe das Fieber. Sage du nur, wenn der Pastor kommt, ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen, sage dem Pastor.

Daniel. Befehlt ihr, daß ich euch Lebensbalsam auf Zucker tröpfle?

Franz. Tröpfle mir auf Zucker! der Pastor wird nicht sogleich da seyn. Meine Stimme ist bang und lallet, gib Lebensbalsam auf Zucker!

Daniel. Gebt mir erst die Schlüssel, ich will drunten holen im Schrank —

Franz. Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehn. Du siehst, ich kann nicht allein seyn! wie leicht könnt ich, du siehst ja — unmächtig —

tig — wenn ich allein bin. Laß nur, laß nur! Es wird vorübergehen, du bleibst.

Daniel. Oh ihr ſeyd ernſtlich krank.

Franz. Ja freylich, freylich! das iſts alles. — Und Krankheit verſtöret das Gehirn, und brütet tolle und wunderliche Träume aus — Träume bedeuten nichts — nicht wahr Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum er ſinkt unmächtig nieder.

Daniel. Jeſus Chriſtus! was iſt das? Georg! Conrad! Baſtian! Martin! ſo gebt doch nur eine Urkund von euch! Rütteln ihn. Maria, Magdalena und Joſeph! ſo nimmt doch nur Vernunft an! So wirds heiſſen, ich hab ihn tod gemacht, Gott erbarme ſich meiner!

Franz verwirrt. Weg — weg! was rüttelſt du mich ſo, ſcheußliches Todengeripp? — die Todten ſtehen noch nicht auf —

Daniel. O du ewige Güte! Er hat den Verſtand verloren.

Franz richtet ſich matt auf. Wo bin ich? — du Daniel? was hab ich geſagt? merke nicht drauf! ich hab eine Lüge geſagt, es ſey was es wolle — komm! hilf mir auf! — es iſt nur ein Anſtos von Schwindel — weil ich — weil ich — nicht ausgeſchlafen habe.

Da-

Daniel. Wär nur der Johann da! ich will Hülfe rufen, ich will nach Aerzten rufen.

Franz. Bleib! ſez dich neben mich auf dieſen Sopha — ſo — du biſt ein geſcheuter Mann, ein guter Mann. Laß dir erzählen!

Daniel. Izt nicht, ein andermal! ich will euch zu Bette bringen. Ruhe iſt euch beſſer.

Franz. Nein, ich bitte dich, laß dir erzählen, und lache mich derb aus! — Siehe mir dauchte, ich hätte ein königlich Mahl gehalten, und mein Herz wär guter Dinge, und ich läge berauſcht im Raſen des Schloßgartens, und plözlich — es war zur Stunde des Mittags — plözlich, aber ich ſage dir, lache mich derb aus! —

Daniel. Plözlich?

Franz Plözlich traf ein ungeheurer Donner mein ſchlummerndes Ohr, ich taumelte bebend auf, und ſiehe da war mirs, als ſäh ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder, wie Wachs im Ofen zerſchmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer Himmel und Erde — da erſcholls wie aus ehernen Poſaunen: Erde gib deine Todten, gib deine Todten, Meer! und das nakte Gefild begonn zu kreiſen, und aufzuwerfen Schedel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die ſich zuſammenzogen in menſchliche Leiber, und daher ſtrömten unüberſehlich, ein lebendiger Sturm:

Da-

Damals ſah ich aufwärts, und ſiehe, ich ſtand am Fus des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Bergs auf drey rauchenden Stühlen drey Männer, vor deren Blick flohe die Kreatur —

Daniel. Das iſt ja das leibhaft Kortersey vom jüngſten Tage.

Franz. Nicht wahr? das iſt tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzuſehen wie die Sternennacht, der hatte in ſeiner Hand einen eiſernen Siegelring, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang und ſprach: Ewig, heilig, gerecht, unverfälſchbar! Es iſt nur Eine Wahrheit, es iſt nur Eine Tugend! Wehe, wehe, wehe dem zweiffelnden Wurme! — da trat hervor ein Zweyter, der hatte in ſeiner Hand einen blizenden Spiegel, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: Dieſer Spiegel iſt Wahrheit; Heucheley und Larven beſtehen nicht — da erſchrack ich und alles Volk, denn wir ſahen Schlangen und Tyger und Leoparden Geſichter zurückgeworfen aus dem entſetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in ſeiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gedanken in der Schaale meines Zornes! und die Werke mit dem Gewicht meines Grimms! —

Daniel. Gott erbarme ſich meiner.

Franz. Schneebleich ſtunden alle, ängſtlich klepfte die Erwartung in jeglicher Bruſt. Da war mirs, als hört ich meinen Namen zuerſt genannt aus den Wettern des Berges, und mein innerſtes Mark gefror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begonn die Waage zu klingen, zu donnern der Fels, und die Stunden zogen vorüber, eine nach der andern an der links hangenden Schaale, und eine nach der andern warf eine Todſünde hinein —

Daniel. Oh Gott vergeb euch!

Franz. Das that er nicht! — die Schaale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere voll vom Blut der Verſöhnung hielt ſie noch immer hoch in den Lüften — zulezt kam ein alter Mann, ſchwer gebeuget von Gram, angebiſſen den Arm von wütendem Hunger, aller Augen wanden ſich ſcheu vor dem Mann, ich kannte den Mann, er ſchnitt eine Locke von ſeinem ſilbernen Haupthaar, warf ſie hinein in die Schaale der Sünden, und ſiehe, ſie ſank, ſank plözlich zum Abgrund, und die Schaale der Verſöhnung flatterte hoch auf! — Da hört ich eine Stimme ſchallen aus dem Rauche des Felſen: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! du allein biſt verworfen! — Tiefe Pauſe. Nun, warum lachſt du nicht?

Daniel. Kann ich lachen, wenn mir die Haut ſchaudert? Träume kommen von Gott.

Franz. Pfui doch, pfui doch! ſage das nicht! Heis mich einen Narren, einen aberwitzigen, abgeſchmackten Narren! Thu das, lieber Daniel, ich bitte dich drum, ſpotte mich tüchtig aus!

Daniel. Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten.

Franz. Du lügſt, ſag ich — geh den Augenblick, lauf, ſpring, ſieh, wo der Paſtor bleibt, heiß ihn eilen, eilen, aber ich ſage dir, du lügſt.

Daniel im Abgehn. Gott ſey euch gnädig!

Franz.

Pöbel-Weisheit, Pöbelfurcht! — Es iſt ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen iſt, oder ein Auge findet über den Sternen — hum, hum! wer nannte mir das ein? Richet denn droben über den Sternen einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich ziſchelts um mich: Richtet droben einer über den Sternen! Entgegen gehen dem Rächer über den Sternen dieſe Nacht noch! Nein! ſag ich — Elender Schlupfwinkel, hinter den ſich deine Feigheit verſtecken will — öd, einſam, taub iſts droben über den Sternen — wenns aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es iſt nicht! Ich befehle, es iſt nicht! wenns aber doch wäre? Weh dir, wenns nachgezählt worden wäre!

wenns

wenns dir vorgezählt würde dieſe Nacht noch! — warum ſchaudert mir ſo durch die Knochen? — Sterben! warum packt mich das Wort ſo? Rechenſchaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht iſt, Waiſen und Wittwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht iſt? —. warum haben ſie gelitten, warum haſt du über ſie triumphiret? —

Paſtor Moſer tritt auf.

Moſer. Ihr ließt mich holen, gnädiger Herr. Ich erſtaune. Das erſtemal in meinem Leben! Habt ihr im Sinn über die Religion zu ſpotten, oder fangt ihr an vor ihr zu zittern?

Franz. Spotten oder zittern, je nachdem du mir antworteſt. — Höre Moſer, ich will dir zeigen, daß du ein Narr biſt, oder die Welt fürn Narren halten willſt, und du ſollſt mir antworten. Hörſt du? Auf dein Leben ſollſt du mir antworten.

Moſer. Ihr fordert einen höheren vor euren Richterſtul. Der höhere wird euch dermaleins antworten.

Franz. Izt will ichs wiſſen, itzt, dieſen Augenblick, damit ich nicht die ſchändliche Thorheit begehe, und im Drange der Noth den Götzen des Pöbels anrufe, ich habs dir oft mit Hohnlachen beym Burgunder zugeſoffen: Es iſt kein Gott! — Izt red ich im Ernſte mit dir, ich ſage dir: es iſt kei-

keiner! du ſollſt mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt haſt, aber ich blaſe ſie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moſer. Wenn du auch eben ſo leicht den Donner wegblaſen könnteſt, der mit zehntauſendfachem Centner-Gewicht auf deine ſtolze Seele fallen wird! dieſer allwiſſende Gott, den du Thor und Böſewicht mitten aus ſeiner Schöpfung zernichteſt braucht ſich nicht durch den Mund des Staubes zu rechtfertigen. Er iſt eben ſo gros in deinen Tyranneyen, als irgend in einem Lächeln der ſiegenden Tugend.

Franz. Ungemein gut Pfaffe! So gefällſt du mir.

Moſer. Ich ſtehe hier in den Angelegenheiten eines gröſſeren Herrn, und rede mit einem, der Wurm iſt wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freylich müßt ich Wunder thun können, wenn ich deiner halsſtarrigen Bosheit das Geſtändnis abzwingen könnte, — aber wenn deine Ueberzeugung ſo feſt iſt? warum lieſſeſt du mich rufen, ſage mir doch, warum lieſſeſt du mich in der Mitternacht rufen?

Franz. Weil ich lange Weile hab, und eben am Schachbrett keinen Geſchmack finde. Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeiſſen. Mit dem leeren Schrecken wirſt du meinen Muth nicht entmannen. Ich weis wol, daß derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz

ge-

gekommen iſt: aber er wird garſtig betrogen. Ich habs immer geleſen, daß unſer Weſen nichts iſt als Sprung des Gebläs, und mit dem lezten Blutstropfen zerrinnt auch Geiſt und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit, wird er nicht auch aufhören bey ſeiner Zerſtörung? nicht bey ſeiner Fäulung verdampfen? Laß einen Waſſertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plözliche Pauſe, die zunächſt an das Nichtſeyn gränzt, und ihre Fortdauer iſt der Tod. Empfindung iſt Schwingung einiger Saiten, und das zerſchlagene Klavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine ſieben Schlöſſer ſchleifen laſſe, wenn ich dieſe Venus zerſchlage, ſo iſts Symmetrie und Schönheit geweſen. Siehe da! das iſt eure unſterbliche Seele!

Moſer. Das iſt die Philoſophie eurer Verzweiflung. Aber euer eigenes Herz, das bey dieſen Beweiſen ängſtlich bebend wider eure Rippen ſchlägt, ſtraft euch Lügen. Dieſe Spinnweben von Syſtemen zerreißt das einzige Wort: du muſt ſterben! — ich fordere euch auf, das ſoll die Probe ſeyn, wenn ihr im Tode annoch feſte ſteht, wenn euch eure Grundſäze auch da nicht im Stiche laſſen, ſo ſollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeſte Schauer anwandelt, weh euch dann! ihr habt euch betrogen.

Franz verwirrt. Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

Moor. Ich habe wol mehr solche Elende gesehn, die bis hieher der Wahrheit Riesentroz boten, aber im Tode selbst flattert die Täuschung dahin. Ich will an eurem Bette stehn, wenn ihr sterbet — ich möchte so gar gern einen Tyrannen sehen dahinfahren — ich will dabeystehn, und euch starr ins Auge fassen, wenn der Arzt eure kalte nasse Hand ergreift, und den verlornen schleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufschaut, und mit jenem schröcklichen Achselzucken zu euch spricht: menschliche Hülfe ist umsonst! Hütet euch dann, o hütet euch ja, daß ihr da nicht ausseht wie Richard und Nero!

Franz. Nein, nein!

Moser. Auch dieses Nein wird dann zu einem heulenden Ja — ein innerer Tribunal, den ihr nimmermehr durch sekyrische Grübeleyen beste hen könnt, wird izo erwachen, und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen seyn, wie des lebendig begrabenen im Bauche des Kirchhofs, es wird ein Unwille seyn wie des Selbstmörders, wenn er den tödtlichen Streich schon gethan hat und bereut, es wird ein Bliz seyn, der die Mitter-Nacht eures Lebens zumal überflammt, es wird Ein Blick seyn, und wenn ihr da noch feste steht, so sollt ihr gewonnen haben!

Franz.

Franz murrig im Zimmer auf und abgehend. Pfaffengewäſche, Pfaffengewäſche!

Moſer. Izt zum erſtenmal werden die Schwerder einer Ewigkeit durch eure Seele ſchneiden, und izt zum erſtenmal zu ſpät. — Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, ſein Name heißt Richter. Sehet Moor, ihr habt das Leben von tauſenden an der Spize eures Fingers, und von dieſen tauſenden habt ihr neunhundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römiſche Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun glaubt ihr wol, Gott werde es zugeben, daß ein einziger Menſch in ſeiner Welt wie ein Wütrich hauſe, und das oberſte zu unterſt kehre? Glaubt ihr wol, dieſe neunhundert und neun und neunzig ſeyen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures ſataniſchen Spieles da? Oh glaubt das nicht! Er wird jede Minute, die ihr ihnen geraubet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die ihr ihnen verſperret habt, von euch fodern dereinſt, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, ſo ſollt ihr gewonnen haben.

Franz. Nichts mehr, kein Wort mehr! willſt du, daß ich deinen ſchwarzlebrigen Grillen zu Gebot ſteh?

Moſer. Sehet zu, das Schickſaal der Menſchen ſtehet unter ſich in fürchterlich ſchönem Gleichgewicht. Die Waagſchaale dieſes Lebens ſinkend

wird hoch ſteigen in jenem, ſteigend in dieſem wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumf, was hier endlicher Triumf war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

Franz wild auf ihn losgehend. Daß dich der Donner ſtumm mache, Lügengeiſt du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reiſſen!

Moſer. Fühlt ihr die Laſt der Wahrheit ſo früh? Ich habe ja noch nichts von Beweiſen geſagt. Laßt mich nur erſt zu den Beweiſen —

Franz. Schweig, geh in die Hölle mit deinen Beweiſen! zernichtet wird die Seele, ſag ich dir, und ſollſt mir nicht darauf antworten!

Moſer. Darum winſeln auch die Geiſter des Abgrunds, aber der im Himmel ſchüttelt das Haupt. Meynt ihr, dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? und führet ihr gen Himmel, ſo iſt er da! und bettetet ihr euch in der Hölle, ſo iſt er wieder da! und ſprächet ihr zu der Nacht: verhülle mich! und zu der Finſterniß: birg mich! ſo muß die Finſterniß leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unſterblicher Geiſt ſträubt ſich unter dem Wort, und ſiegt über den blinden Gedanken.

Franz. Ich will aber nicht unſterblich ſeyn — ſey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich

will

will ihn zwingen, daß er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth zernichte. Sag mir, was iſt die gröſte Sünde, und die ihn am grimmigſten aufbringt?

Moſer. Ich kenne nur zwo. Aber ſie werden nicht von Menſchen begangen, auch ahnden, ſie Menſchen nicht.

Franz. Dieſe zwo! —

Moſer ſehr bedeutend. Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere — Was macht euch auf einmal ſo bleich?

Franz. Was Alter? Stehſt du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündnis? Wer hat dir das geſagt?

Moſer. Wehe dem, der ſie beyde auf dem Herzen hat! Ihm wäre beſſer, daß er nie geboren wäre! Aber ſeyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! — was, du kennſt keine drüber? Beſinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammnis ſchwebt auf dem Laut deines Mundes — keine einzige drüber?

Moſer. Keine einzige drüber.

Franz fährt in einen Stul. Zernichtung! Zernichtung!

Moſer. Freut euch, freut euch doch! preißt euch doch glücklich! — Bey allen euren Greueln ſeyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder

Der Fluch, der euch trift, iſt gegen den, der auf dieſen lauert, ein Geſang der Liebe — die Vergeltung —

Franz aufſpringend. Geh in tauſend Grüfte, du Eule! wer hies dich hieher kommen? geh, ſag ich, oder ich ſtos dich durch und durch!

Moſer. Kann das Pfaffengewäſche ſo einen Philoſophen in Harniſch jagen? Blaßt es doch weg mit dem Hauch eures Mundes! geht ab.

Franz wirft ſich in ſeinem Seſſel herum in ſchröcklichen Bewegungen, tiefe Pauſe.

Ein Bedienter tritt.

Bedienter. Amalia iſt entſprungen, der Graf iſt plözlich verſchwunden.

Daniel kommt ängſtlich.

Daniel. Gnädiger Herr, jagt ein Trupp feuriger Reuter die Staig herab, ſchreyen Mordjo, Mordjo — das ganze Dorf in Allarm.

Franz. Geh laß alle Glocken zuſammenläuten alles ſoll in die Kirche — auf die Knie fallen alles — beten für mich — alle Gefangne ſollen los ſeyn. und ledig, ich will den Armen alles doppelt und dreyfach wiedergeben, ich will — ſo geh doch — ſo

— ſo ruf doch den Beichtvater, daß er mir meine Sünden hinwegſegne — biſt du noch nicht fort? Das Gerüſte wird ſichtbar.

Daniel. Gott verzeih mir meine ſchwere Sünde! Wie ſoll ich das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuſſer hinausgeworfen, habt mir ſo manche Poſtill und Bibelbuch an den Kopf gejagt, wenn ihr mich ob dem Beten ertappet —

Franz. Nichts mehr davon — Sterben! ſiehſt du? Sterben? — Es wird zu ſpät man hört Schweigen rufen. Bete doch! Bete!

Daniel. Ich ſagt's euch immer — ihr verachtet das liebe Gebet ſo — aber gebt acht, gebt acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn euch das Waſſer an die Seele geht, ihr werdet alle Schätze der Welt um ein chriſtliches Seufzerlein geben — Seht ihr? Ihr verſchimpfter mich! Da habt ihrs nun! Seht ihrs?

Franz umarmt ihn ungeſtüm. Verzeih lieber, goldner Perlendaniel verzeih — ich will dich kleiden von Fuß auf — ſo bet doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will — ſo bet doch — ich beſchwöre dich — auf den Knien beſchwör ich dich — Jeſu Chriſti Namen! ſo bet doch! Kommt auf den Gedanken, Gnade — Barmherzigkeit —

Schweizer auf der Gall. Stürmt! Schlagt tod! Brecht ein! Ich ſehe Licht! dort muß er ſeyn.

Franz auf den Knien. Höre mich beten Gott im Himmel! — Es iſt das erſtemal — ſoll auch gewiß nimmer geſchehen — Erhöre mich Gott im Himmel.

Daniel. Mein doch! Was treibt ihr? Das iſt ja gottlos gebetet.

Volksauflauf.

Volk. Diebe! Mörder! wer lärmt ſogräßlich in dieſer Mitternachtsſtunde!

Schweizer immer auf der Gall. Schlag ſie zurük Kamerad — der Teufel iſts und will euren Herrn holen — wo iſt der Schwarz mit ſeinen Hauffen? — Poſtir dich ums Schloß Grimm — Lauf Sturm wider die Ringmauer!

Grimm. Holt ihr Feuerbrände — wir hinauf oder er herunter — Ich will Feuer in ſeine Säle ſchmeißen.

Franz betet. Ich bin kein gemeiner Mörder geweſen mein Herrgott — hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben mein Herrgott —

Daniel.

Daniel. Gott ſey uns gnädig. Auch ſeine Gebete werden zu Sünden. Es ſtoßen Sturm und Feuer ſtände. Die Schreiben ſtürzen. Das Schloß brennt.

Franz. Ich kann nicht beten — hier hier! Auf Grund und Grimm ſchlagend. Alles ſo dd — ſo verdorret hier auf. Nein ich will auch nicht beten — dieſen Sieg ſoll der Himmel nicht haben, dieſen Spott mir nicht anthun die Hölle —

Daniel. Jeſus Maria! helft — rettet — das ganze Schloß ſteht in Flammen!

Franz. Hier nimm dieſen Degen. Hurtig. Jag mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir. Das Feuer nimmt überhand.

Daniel. Bewahre! Bewahre! Ich mag niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh zu verſtoßen.

Franz ihm grob nachäffend, nach einer Pauſe.

In die Hölle wollteſt du ſagen? — Wirklich! ich wittere ſo etwas — wahrhaftig. Sind das ihre hellen Triller? ihr ich euch ziſchen ihr Nattern des Abgrunds? — Sie dringen herauf — Belagern die Thüre — warum zog ich ſo vor dieſer bohrenden Spize? — die Thüre kracht — ſtürzt — unent-

rinnbar — Ha! ſo erbarm du dich meiner! er wirft ſeinen geladnen Doppelhaken ab, und erdroſſelt ſich.

Schweizer mit ſeinen Leuten.

Schweizer. Mordkanaille wo biſt du? — Habt ihr wie ſie flohen? — hat er ſo wenig Freunde? — Wohin hat ſich die Beſtie verkrochen?

Grimm ſieht an die Leiche. Halt! was liegt hier im Weeg? Zündet hirher —

Schwarz Er hat das Prevenire geſpielt. Steckt eure Schwerder ein, hier liegt er wie eine Katze verreckt.

Schweizer. Todt! was? todt? ohne mich todt — Erlogen ſag ich — Gebt acht wie hurtig er auf die Beine ſpringt? rennt ihn. Heh du! Es gibt einen Vater zu ermorden.

Grimm. Gib dir keine Müh. Er iſt maustodt.

Schweizer wirft von ihm weg. Ja! Er freut ſich nicht — Er iſt maustodt — Gehet zurück und ſaget meinem Hauptmann: Er iſt maustodt — mich ſieht er nicht wieder. Schlägt ſich vor die Stirn.

Zwey-

Zweyte Scene.

Der Schauplatz, wie in der letzten Scene des vorigen Akts.

D. r alte Moor auf einem Stein ſitzend., Räuber Moor gegenüber. Räuber hin und her im Wald.

R. Moor. Er kommt noch nicht? ſtichigt mit dem Dolch auf einen Stein das es Funken giebt.

D. a. Moor. Verzeihung ſey ſeine Strafe — meine Rache verdoppelte Liebe.

R. Moor. Nein, bey meiner grimmigen Seele. Das ſoll nicht ſeyn. Ich wills nicht haben. Die groſſe Schandthat ſoll er mit ſich in die Ewigkeit hinüber ſchleppen! — Wofür hab ich ihn dann umgebracht?

D. a. Moor in Thränen ausbrechend. O mein Kind.

R. Moor. Was? — du weinſt um ihn — an dieſem Thurme?

D. a. Moor. Erbarmung! o Erbarmung! heftig die Hände ringend. Izt — izt wird mein Kind gemartert!

R. Moor erſchrocken. Welches?

D. a. Moor. Ha! was iſt das für eine Frage?

R. Mo-

A. Moor. Nichts. Nichts.

D. a. Moor. Biſt du kommen Hohngelächter anzuſtimmen über meinem Jammer?

A. Moor. Verräthriſches Gewiſſen! — Merket nicht auf meine Rede.

D. a. Moor. Ja ich hab einen Sohn gequält, und ein Sohn mußte mich wieder quälen, das iſt Gottes Finger — o mein Karl! mein Karl! wenn du um mich ſchwebſt im Gewand des Friedens. Vergib mir. Oh vergib mir!

A. Moor ſtumm. Er vergibt euch. Verreken. Wenn ers werth iſt euer Sohn zu heiſſen — Er muß euch vergeben.

D. a. Moor. Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen ſchlafloſen Nächten, meinen quälenden Träumen, ſeine Knie will ich umfaſſen — rufen — laut rufen: Ich hab geſündigt im Himmel, und vor dir. Ich bin nicht werth, daß du mich Vater nennſt.

A. Moor für ſich. Er war euch lieb euer andrer Sohn?

D. a. Moor. Du weiſt es o Himmel. Warum ließ ich mich doch durch die Ränke eines böſen Sohnes bethören? Ein geprieſener Vater gieng

ich

ich einher unter den Vätern der Menſchen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückſeligen Stunde! — der böſe Geiſt fuhr in das Herz meines zweyten, ich traute der Schlange — verloren meine Kinder beyde. Verhüllt ſich das Geſicht.

R. Moor geht mit von ihm weg. Ewig verloren.

D. a. Moor. Oh ich fühl es tief was mir Amalia ſagte, der Geiſt der Rache ſprach aus ihrem Munde. Vergebens ausſtrecken deine ſterbenden Hände wirſt du nach einem Sohn, vergebens wähnen zu umfaſſen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette ſteht —

Räuber Moor reicht ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht.

D. a. Moor. Wärſt du meines Karls Hand! — Aber er liegt fern im engen Hauſe, ſchläft ſchon den eiſernen Schlaf, höret nimmer die Stimme meines Jammers — weh mir! Sterben in den Armen eines Fremdlings — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrücken konnte —

R. Räuber in der heftigſten Bewegung. Itzt muß es ſeyn — itzt — verlaßt mich ihr Räuber. Und

doch

doch — Kann ich ihm denn, ſeinen Sohn wieder ſchenken? — Ich kann ihm ſeinen Sohn doch nicht mehr ſchenken — Nein! Ich wills nicht thun.

D. a. Moor. Wie Freund? Was haſt du da gemarmelt?

R. Moor. Dein Sohn — Ja alter Mann — ſtammelnd. Dein Sohn — iſt — ewig verloren.

D. a. Moor. Ewig?

R. Moor in der fürchterlichſten Verſtimmung gen Himmel ſtehend. O nur dißmal — Laß meine Seele nicht matt werden — nur dißmal halte mich aufrecht.

D. a. Moor. Ewig ſagſt du?

R. Moor. Frage nichts weiter. Ewig, ſagt ich.

D. a. Moor. Fremdling! Fremdling! Warum zogſt du mich aus dem Thurme?

R. Moor. Und wie? — Wenn ich jezt ſeinen Seegen weghaſchte — haſchte wie ein Dieb, und mich davonſchlich mit der göttlichen Beute — Vaterſegen ſagt man, geht niemals verloren.

D. a. Moor. Auch mein Franz verloren? —

R. Moor ſtürzt vor ihm nieder. Ich zerbrach die Riegel deines Thurms — Gib mir deinen Seegen.

D. a.

D. a. Moor mit Schmerz. Daß du den Sohn vertilgen mußteſt Retter des Vaters! — Siehe die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armſeligen Würmer gehen ſchlafen mit unſerm Groll legt ſeine Hand auf des Räubers Haupt. Sei ſo glücklich, als du dich erbarmeſt.

R. Moor weichmüthig aufſtehend. O — wo iſt meine Mannheit? Meine Sehnen werden ſchlapp, der Dolch ſinkt aus meinen Händen.

D. a. Moor. Wie köſtlich iſts wenn Brüder einträchtig beyſammen wohnen, wie der Thau der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Lern dieſe Wolluſt verdienen junger Mann, und die Engel des Himmels werden ſich ſonnen in deiner Glorie. Deine Weißheit ſei die Weißheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz ſei das Herz der unſchuldigen Kindheit.

R. Moor. O einen Vorſchmack dieſer Wolluſt. Küße mich göttlicher Greiß!

D. a. Moor küßt ihn. Denk es ſei Vaterskuß, ſo will ich denken ich küße meinen Sohn — du kannſt auch weinen?

R. Moor. Ich dacht, es ſei Vaterskuß! — Weh mir, wenn ſie ihn jetzt brächten!

Schweizers Geführten treten auf im ſtummen Trauerzug, mit geſenkten Häuptern, und verhüllten Geſichtern.

R. Moor. Himmel! tritt ſchen zurück, und ſucht ſich zu verbergen. Sie ziehen an ihm vorüber. Er ſteht weg von ihnen. Tiefe Pauſe. Sie halten.

Grimm mit gedämpftem Ton. Mein Hauptmann. R. Moor antwortet nicht und tritt weiter zurück.

Schwarz. Theurer Hauptmann. Räuber Moor weicht weiter zurück.

Grimm. Wir ſind unſchuldig mein Hauptmann.

R. Moor ohne nach ihnen hinzuſchaun. Wer ſeid ihr?

Grimm. Du blikſt uns nicht an. Deine Getreuen.

R. Moor. Weh euch wenn ihr mir getreu wart!

Grimm. Das lezte Lebewol von deinem Knecht Schweizer — er kehrt nie wieder dein Knecht Schweizer.

R. Moor aufſpringend. So habt ihr ihn nicht gefunden?

Schwarz.

Schwarz. Tod gefunden.

A. Moor froh empor hüpfend. Habe Dank Lenker der Dinge — Umarmet mich meine Kinder — Erbarmung ſei von nun an die Looſung — Nun wär auch das überſtanden — Alles überſtanden.

Neue Räuber. Amalia.

Räuber. Heyſa, heyſa! Ein Fang, ein ſuperber Fang!

Amalia mit fliegenden Haaren. Die Todten ſchreyen ſie, ſeyen erſtanden auf ſeine Stimme — mein Oheim lebendig — in dieſem Wald — wo iſt er? Karl! Oheim! — Ha! Stürzt auf den Alten zu.

D. a. Moor. Amalia! Meine Tochter! Amalia! Hält ſie in ſeinen Armen gepreßt.

A. Moor zurückſpringend. Wer bringt dis Bild vor meine Augen?

Amalia entſpringt dem Alten, und ſpringt auf den Räuber zu, und umſchlingt ihn entzückt. Ich hab ihn, o ihr Sterne! Ich hab ihn! —

Moor ſich losreiſſend, zu den Räubern. Brecht auf ihr! Der Erzfeind hat mich verrathen!

Amalia. Bräutigam, Bräutigam, du raſeſt! Ha! Vor Entzückung! Warum bin ich

auch ſo fühllos, mitten im Wonnewirbel ſo kalt?

D. a. Moor ſich aufraffend. Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

Amalia. Ewig ſein! Ewig, ewig, ewig mein! — Oh ihr Mächte des Himmels! Entlaſtet mich dieſer tödtlichen Wolluſt, daß ich nicht unter der Bürde vergehe!

R. Moor. Reißt ſie von meinem Halſe! Tödtet ſie! Tödtet ihn! mich! euch! alles! Die ganze Welt geh zu Grunde! Er will davon.

Amalia. Wohin? was? Liebe Ewigkeit! Wonn Unendlichkeit, und du fliehſt?

R. Moor. Weg, weg! — Unglückſeeligſte der Bräute! — Schau ſelbſt, frag ſelbſt, höre! — Unglückſeeligſter der Väter! Laß mich immer ewig davon rennen!

Amalia. Haltet mich! Um Gottes willen, haltet mich! — Es wird mir ſo Nacht vor den Augen — Er flieht!

R. Moor. Zu ſpät! Vergebens! Dein

Fluch,

Fluch, Vater, — frage mich nichts mehr! — ich bin, ich habe — dein Fluch — dein vermeynter Fluch! — Wer hat mich hergelockt? Mit gezogenem Degen auf die Räuber losgehend. Wer von euch hat mich hieher gelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds? So vergeh dann, Amalia! — Stirb Vater! Stirb durch mich zum drittenmal! — Dieſe deine Retter ſind Räuber und Mörder! Dein Karl iſt ihr Hauptmann, [Der alte Moor fällt ſterbend nieder.

Amalia ſteht ſtumm, und ſtarr wie eine Bildſäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pauſe.

Räuber Moor mildert ſeine Stimme. Die Seelen derer, die ich erdroſſelte im Taumel der Liebe — derer, die ich zerſchmetterte im heiligen Schlaf, derer, — hahaha! Hört ihr den Pulverthurm knallen über der kreiſenden Stüten? Seht ihr die Flammen ſchlagen an den Wiegen der Säuglinge? das iſt Brautfackel, das iſt Hochzeitmuſik — oh er vergißt nicht, er weis zu knüpfen — darum von mir die Wonne der

Liebe! darum mir zur Folter die Liebe! das iſt Vergeltung!

Amalia. Es iſt wahr! Herrſcher im Himmel! Es iſt wahr. — Was hab ich gethan, ich unſchuldiges Lamm? Ich hab dieſen geliebt!

R. Moor. Das iſt mehr als ein Mann erdulder. Hab ich doch den Tod aus mehr denn tauſend Röhren auf mich zupfeiffen gehört, und bin ihm keinen Fusbreit gewichen, ſoll ich izt erſt lernen beben wie ein Weib? beben vor einem Weib? — Nein, ein Weib erſchüttert meine Mannheit nicht — Blut, Blut! Es iſt nur ein Anflos vom Weibe — Blut mus ich ſaufen, es wird vorüber gehen. Er will davon fliehn.

Amalia fällt ihm in die Arme. Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht laſſen.

Moor ſchleudert ſie von ſich. Fort falſche Schlange, du willſt einen raſenden höhnen, aber ich poche dem Tyrannen-Verhängniß — was, du weineſt? Oh ihr loſen boshaften Geſtirne! Sie thut als ob ſie weine, als ob um mich eine Seele weine. Amalia fällt ihm um den Hals. Ha was iſt das? Sie ſpeyt mich nicht an, ſtößt mich nicht von ſich — Amalia! Haſt du vergeſſen? weiſt du auch, wen du umarmeſt, Amalia?

Ama-

Amalia. Einziger, unzertrennlicher!

Moor aufblühend in ekſtatiſcher Wonne. Sie vergibt mir, ſie liebt mich! Rein bin ich wie der Aether des Himmels, ſie liebt mich. — Weinenden Dank dir, Erbarmer im Himmel! Er ſinkt auf die Knie und weinet heftig. Der Friede meiner Seele iſt wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle iſt nicht mehr — Sieh, o ſieh, die Kinder des Lichts weinen am Hals der weinenden Teufel — aufſtehend zu den Räubern. So weinet doch auch! weinet, weinet, ihr ſeyd ja ſo glücklich — O Amalia! Amalia! Amalia! Er hängt an ihrem Mund, ſie bleiben in ſtummer Umarmung.

Ein Räuber grimmig hervortretend. Halt ein Verräther! — Gleich laß dieſen Arm fahren — oder ich will dir ein Wort ſagen, daß dir die Ohren gellen, und deine Zähne vor Entſetzen klappern! Steckt das Schwerd zwiſchen beyde.

Ein alter Räuber. Denk an die böhmiſchen Wälder! Hörſt du, zagſt du? — an die böhmiſchen Wälder ſollſt du denken! Treuloſer, wo ſind deine Schwüre? Vergißt man Wunden ſo bald? da wir Glück, Ehre und Leben in die Schanze ſchlugen für dich? Da

wir dir ſtanden wie Mauren, auffiengen wie Schilder die Hiebe, die deinem Leben galten, — hubſt du da nicht deine Hand zum eiſernen Eid auf, ſchwureſt, uns nie zu verlaſſen, wie wir dich nicht verlaſſen haben? — Ehrloſer! Treuvergeſſener! Und du willſt abfallen, wenn eine Mäze greint?

Ein dritter Räuber. Pfui, über den Meineid! der Geiſt des geopferten Rollers, den du zum Zeugen aus dem Todenreich zwangeſt, wird erröthen über deine Feigheit, und gewafnet aus ſeinem Grabe ſteigen, dich zu züchtigen.

Die Räuber durcheinander, reiſſen ihre Kleider auf. Schau her, ſchau! Kennſt du dieſe Narben? du biſt unſer! Mit unſerem Herzblut haben wir dich zum Leibeigenen angekauft, unſer biſt du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch ins Handgemeng kommen ſollte! — Marſch mit uns, Opfer um Opfer! Amalia für die Bande!

N. Moor läßt ihre Hand fahren. Es iſt aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater

gehn

gehn, aber der im Himmel ſprach, es ſoll nicht ſeyn. Kalt. Bldder Thor ich, warum wollt ich es auch? Kann denn ein groſſer Sünder noch umkehren? Ein groſſer Sünder kann nimmermehr umkehren, das hätt' ich längſt wiſſen können — Sey ruhig, ich bitte dich, ſey ruhig! ſo iſts ja auch recht — Ich habe nicht gewollt, da er mich ſuchte, izt da ich ihn ſuche, will Er nicht, was iſt billiger? — Rolle doch deine Augen nicht ſo — er bedarf ja meiner nicht. Hat er nicht Geſchöpfe die Fülle, Einen kann er ſo leicht miſſen, und dieſer Eine bin nun ich. — Kommt Kameraden!

Amalia reißt ihn zurück. Halt, halt! Einen Stoß! einen Todesſtoß! Neu verlaſſen! Zeuch dein Schwerd, und erbarme dich!

R. Moor. Das Erbarmen iſt zu den Bären geflohen, — ich tödte dich nicht!

Amalia ſeine Knie umfaſſend. Oh um Gottes willen, um aller Erbarmungen willen! Ich will ja nicht Liebe mehr, weis ja wol, daß droben unſere Sterne feindlich von einander

fliehen, — Tod iſt meine Bitte nur. — Verlaſſen, verlaſſen! Nimm es ganz in ſeiner entſezlichen Fülle, verlaſſen! Ich kanns nicht überdulden. Du ſiehſt ja, das kann kein Weib überdulden. Tod iſt meine Bitte nur! Sieh, meine Hand zittert! Ich habe das Herz nicht zu ſtoſen. Mir bangt vor der blizenden Schneide — dir iſts ja ſo leicht, ſo leicht, biſt ja Meiſter im Morden, zeuch dein Schwerd, und ich bin glücklich!

R. Moor. Willſt du allein glücklich ſeyn? Fort, ich tödte kein Weib!

Amalia. Ha Würger! du kannſt nur die Glüklichen tödten, die Lebensſatten gehſt du vorüber. Kniecht zu den Räubern. So erbarmet euch meiner, ihr Schüler des Henkers! — Es iſt ein ſo blutdürſtiges Mitleid in euren Blicken, das dem Elenden Troſt iſt — euer Meiſter iſt ein eitler feigherziger Praler.

R. Moor. Weib, was ſagſt du? Die Räuber wenden ſich ab.

Ama-

Amalia. Kein Freund? auch unter dieſen nicht ein Freund? Sie ſteht auf. Nun denn, ſo lehre mich Dido ſterben! Sie will gehen, ein Räuber hält ſie.

R. Moor. Halt! Wag es — Moors Geliebte ſoll nur durch Moor ſterben! Er ermordet ſie.

Die Räuber. Hauptmann, Hauptmann! Was machſt du, biſt du wahnſinnig worden?

Moor auf den Leichnam mit ſtarrem Blick. Sie iſt getroffen! Dis Zucken noch, und dann wirds vorbey ſeyn — Nun, ſeht doch! habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande — ich hab euch einen Engel geſchlachtet. Wie, ſeht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

Grimm. Du haſt deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du haſt gethan, was kein

Mann würde für ſeine Ehre thun. Komm itzt weiter!

Moor. Sagſt du das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Scheuen, es iſt ungleicher Tauſch? — O ich ſage euch, wenn jeder unter euch aufs Blutgerüſte gieng, und ſich ein Stück Fleiſch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken lies, daß die Marter eilf Sommertäge dauerte, es wiege dieſe Tränen nicht auf. Mit wiederm Gelächter. Die Narben, die böhmiſchen Wälder! Ja ja! Dis mußte freylich bezahlt werden.

Schwarz. Sey ruhig, Hauptmann! Komm mit uns, der Anblick iſt nicht für dich. Führe uns weiter!

R. Moor. Halt — noch ein Wort eh wir weiter gehn — Merket auf ihr ſchadenfrohe Schergen meines barbariſchen Winks — Ich höre von dieſem Nun an auf euer Hauptmann zu ſeyn — Mit Schaam und Grauen leg ich hier dieſen blutigen Stab nieder worunter zu freveln ihr euch berechtiget wähntet, und mit Wer-

Werken der Finſterniß dieß himmliſche Licht zu beſudeln — Gehet hin zur Rechten und Linken — Wir wollen ewig niemals gemeine Sache machen.

Räuber. Ha Muthloſer! Wo ſind deine hochfliegende Plane? Sinds Salſenblaſen geweſen, die beym Hauch eines Weibes zerplazen?

R. Moor. O über mich Narren, der ich wähnete die Welt durch Greuel zu verſchönern, und die Geſeze durch Geſezloſigkeit aufrecht zu halten. Ich nannte es Rache und Recht — Ich maßte mich an, o Vorſicht die Scharten deines Schwerds auszuwezen und deine Parteylichkeiten gut zu machen — aber — O eitle Kinderey — da ſteh ich am Rand eines entſezlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwey Menſchen wie ich den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grund richten würden. Gnade — Gnade dem Knaben, der Dir vorgreiffen wollte — Dein eigen allein iſt die Rache. Du bedarfſt nicht des Menſchen Hand. Freylich ſtehts nun in meiner Macht nicht mehr

die

die Vergangenheit einzuholen — ſchon' bleibt verdorben, was verdorben iſt — was ich geſtürzt habe ſteht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigte Geſetze verſönen, und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — Eines Opfers, das ihre unverletzbare Majeſtät vor der ganzen Menſchheit entfaltet — dieſes Opfer bin ich ſelbſt. Ich ſelbſt muß für ſie des Todes ſterben.

Räuber. Nimmt ihm den Degen weg — Er will ſich umbringen.

K. Moor. Thoren ihr! Zu ewiger Blindheit verdammt! Meynet ihr wol gar eine Todſünde werde das Aequivalent gegen Todſünden ſeyn, meinet ihr die Harmonie der Welt werde durch dieſen gottloſen Mißlaut gewinnen? Wirft ihnen ſeine Waffen verächtlich vor die Füße. Er ſoll mich lebendig haben. Ich geh, mich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

Räu-

Räuber. Legt ihn an Ketten! Er iſt raſend worden.

R. Moor. Nicht, als ob ich zweifelte ſie werde mich zeitig genug finden, wenn die obere Mächte es ſo wollen. Aber ſie möchte mich im Schlaf überrumpeln, oder auf der Flucht ereilen, oder mit Zwang und Schwerd umarmen, und dann wäre mir auch das einige Verdienſt entwiſcht, daß ich mit Willen für ſie geſtorben bin. Was ſoll ich gleich einem Diebe ein Leben länger verheimlichen, das mir ſchon lang im Rath der himmliſchen Wächter genommen iſt?

Räuber. Laßt ihn hinfahren. Es iſt die Groß-Männ-Sucht. Er will ſein Leben an eitle Bewunderung ſezen.

R. Moor. Man könnte mich darum bewundern. Nach einigem Nachſinnen. Ich erinnere mich einen armen Schelm geſprochen zu haben als ich heräberkam, der im Taglohn arbeitet und eilf lebendige Kinder hat — Man hat kau-

tausend Louisdore geboten, wer den grossen Räuber lebendig liefert — dem Mann kann geholfen werden.

Er geht ab.

KOPIE CSY

Bayerische Staatsbibliothek München

Kabale und Liebe

ein

bürgerliches Trauerſpiel

in fünf Aufzügen

von

Fridrich Schiller.

VIRTUNG

Mannheim,
in der Schwanſchen Hofbuchhandlung,
1784.

Perſonen:

Präſident von Walter, am Hof eines deutſchen Fürſten.

Ferdinand, ſein Sohn, Major.

Hofmarſchall von Kalb.

Lady Milford, Favoritin des Fürſten.

Wurm, Hausſekretair des Präſidenten.

Miller, Stadtmuſikant, oder wie man ſie an einigen Orten nennt, Kunſtpfeifer.

Deſſen Frau.

Louiſe, deſſen Tochter.

Sophie, Kammerjungfer der Lady.

Ein Kammerdiener des Fürſten.

Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Akt.

Erſte Szene.

Zimmer beim Muſikus.

Miller ſteht eben vom Seßel auf, und ſtellt ſeine Violonzell auf die Seite. An einem Tiſch ſizt Frau Millerinn noch im Nachtgewand, und trinkt ihren Kaffe.

Miller. (ſchnell auf und abgehend.)

Einmal für allemal. Der Handel wird ernſthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron ins Geſchrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präſident bekommt Wind, und — kurz und gut, ich biete dem Junker aus.

Frau. Du haſt ihn nicht in dein Haus geſchwazt — haſt ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

Miller. Hab ihn nicht in mein Haus geſchwatzt — hab ihm's Mädel nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Haus. Ich hätt meine Tochter mehr koram nehmen ſollen. Ich hätt dem Major beſſer auftrumpfen ſollen — oder hätt gleich alles Seiner Exzellenz dem Herrn Papa ſteken ſollen. Der junge Baron bringts mit einem Wiſcher hinaus, das muß ich wiſſen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

Frau. (ſchlürft eine Taſſe aus.) Poſſen! Geſchwäz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehſt deiner Profeßion nach, und raſſt Scholaren zuſammen, wo ſie zu kriegen ſind.

Miller. Aber, ſag mir doch, was wird bei dem ganzen Kommerz auch herauskommen? — Nehmen kann er das Mädel nicht — Vom Nehmen iſt gar die Rede nicht, und zu einer daß Gott erbarm? — Guten Morgen! — Gelt, wenn ſo ein Muſje von, ſich da und dort, und dort und hier ſchon herumbehelfen hat, wenn er, der Henker weiß was als? gelöß't hat, ſchmekts meinem guten Schluker freilich, einmal auf ſüß Waſſer zu graben. Gib du acht! gib du acht! und wenn du aus jedem Aſtloch ein Auge ſtrekteſt, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ſtändeſt, er wird ſie, dir auf der Naſe, beſchwazen, dem Mädel eins hinſezen, und führt ſich ab, und das Mädel iſt verſchimpfiert auf ihr Lebenlang, bleibt

ſitzen, oder hat's Handwerk verſchmelkt, treibts fort. (die Fauſt vor die Stirn) Jeſus Chriſtus!

Frau. Gott behüt uns in Gnaden!

Miller. Es hat ſich zu behüten. Worauf kann ſo ein Windfuß wohl ſonſt ſein Abſehen richten? — Das Mädel iſt ſchön — ſchlank — führt ſeinen netten Fus. Unter'm Dach mags ausſehen, wie's will. Darüber kukt man bei euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par Terre nicht hat fehlen laſſen — Stöbert mein Syrynginsfeld erſt noch dieſes Kapitel aus — heh da! geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzoſen kriegt, und nun müſſen alle Segel dran, und drauf los, und — ich verdenks ihm gar nicht. Menſch iſt Menſch. Das muß ich wiſſen.

Frau. Solteſt nur die wunderhübſche Billeter auch leſen, die der gnädige Herr an deine Tochter als ſchreiben thut. Guter Gott! Da ſieht man's ja ſonnenklar, wie es ihm pur um ihre ſchöne Seele zu thun iſt.

Miller. Das iſt die rechte Höhe. Auf den Sak ſchlagt man; den Eſel meynt man. Wer einen Gruß an das liebe Fleiſch zu beſtellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen laſſen. Wie hab ich's gemacht? Hat man's nur erſt ſo weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutſch! nehmen die Körper ein Exempel; das Geſind machts der Herr-

ſchaft nach und der ſilberne Mond iſt am End nur der Kuppler geweſen.

Frau. Sieh doch nur erſt die prächtigen Bücher an, die der Herr Major ins Haus geſchaft haben. Deine Tochter betet auch immer draus.

Miller. (pfeift) Hui da! Betet! Du haſt den Wiz davon. Die rohe Kraftbrühen der Natur ſind Ihro Gnaden zartem Makronenmagen noch zu hart. — Er muß ſie erſt in der hölliſchen Peſtilenzküche der Bellatriſten künſtlich aufkochen laſſen. Ins Feuer mit dem Quark. Da ſaugt mir das Mädel — weiß Gott was als für? — überhimmliſche Alfanereien ein, das läuft dann wie ſpaniſche Muken ins Blut und wirft mir die Handvoll Chriſtentum noch gar auseinander, die der Vater mit knapper Noth ſo ſo noch zuſammen hielt. Ins Feuer ſag ich. Das Mädel ſezt ſich alles Teufels Gezeug in den Kopf; über all dem Herumſchwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zulezt ſeine Heimat nicht mehr, vergißt, ſchämt ſich, daß ſein Vater Miller der Geiger iſt, und verſchlägt mir am End einen wakern ehrbaren Schwiegerſohn, der ſich ſo warm in meine Kundſchaft hineingeſezt hätte — — Nein! Gott verdamm mich (er ſpringt auf, bizis) Gleich muß die Päſtete auf den Heerd, und dem Major — ja ja dem Major will ich weiſen, wo Meiſter Zimmermann das Loch gemacht hat. (er will fort.)

Frau.

Frau. Sei artig Miller. Wie manchen schönen Groschen haben uns nur die Präsenter — —

Miller. (kommt zurük und bleibt vor ihr stehen) Das Blutgeld meiner Tochter? — Schier dich zum Satan infame Kupplerin! — Eh will ich mit meiner Geig' auf den Bettel herumziehen, und das Konzert um was Warmes geben — eh will ich mein Violonzello zerschlagen, und Mist im Sonanzboden führen, eh ich mirs schmeken laß von dem Geld, das mein einziges Kind mit Seel und Seeligkeit abverdient. — Stell den vermaledenten Kaffe ein, und das Tobakschnupfen, so brauchst du deiner Tochter Gesicht nicht zu Markt zu treiben. Ich hab mich satt gefressen, und immer ein gutes Hemd auf dem Leib gehabt, eh so ein vertrakter Tausend Sa Sa in meine Stube geschmekt hat.

Frau. Nur nicht gleich mit der Thür ins Haus. Wie du doch den Augenblik in Feuer und Flammen stehst! Ich sprech ja nur, man müß den Herrn Major nicht disguschthüren, weil Sie des Präsidenten Sohn sind.

Miller. Da liegt der Haas im Pfeffer. Darum, just eben darum, muß die Sach noch heut auseinander. Der Präsident muß es mir Dank wissen, wenn er ein rechtschaffener Vater ist. Du wirst mir meinen rothen plüschenen Rok ausbürsten, und ich werde mich bei Seiner Exzellenz anmelden lassen. Ich werde sprechen zu Seiner Exzellenz: Dero Herr

Sohn haben ein Aug auf meine Tochter; meine Tochter iſt zu ſchlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau, aber zu Dero Herrn Sohnes Hure iſt meine Tochter zu koſtbar, und damit baſta! — Ich heiſſe Miller.

Zweite Szene.

Sekretair Wurm. Die Vorigen.

Frau. Ah guten Morgen, Herr Sekertare. Hat man auch einmal wieder das Vergnügen von Ihnen?

Wurm. Meinerſeits, Meinerſeits, Frau Baſe. Wo eine Kavaliersgnade einſpricht, kommt mein bürgerliches Vergnügen in gar keine Rechnung.

Frau. Was Sie nicht ſagen, Herr Sekertare! Des Herrn Majors von Walter hohe Gnaden machen uns wohl je und je das Bläſier, doch verachten wir darum niemand.

Miller. (verdrüßlich) Dem Herrn einen Seßel, Frau. Wollen's ablegen, Herr Landsmann?

Wurm. (legt Hut und Stok weg, ſetzt ſich) Nun! Nun! Und wie befindet ſich denn meine Zukünftige — oder Geweſene? — Ich will doch nicht hoffen — kriegt man ſie nicht zu ſehen. — Mamſell Louiſen?

Frau. Danken der Nachfrage Herr Sekertare. Aber meine Tochter iſt doch gar nicht hochmüthig.

Miller. (ärgerlich, ſtößt ſie mit dem Ellbogen) Weib!

Frau. Bedauern's nur, daß ſie die Ehre nicht haben kann vom Herrn Sekertare. Sie iſt eben in die Meß, meine Tochter.

Wurm. Das freut mich, freut mich. Ich werd einmal eine fromme chriſtliche Frau an ihr haben.

Frau. (lächelt dumm-vornehm) Ja — aber Herr Sekertare —

Miller. (in ſichtbarer Verlegenheit kneipt ſie in die Ohren) Weib!

Frau. Wenn Ihnen unſer Haus ſonſt irgendwo dienen kann — Mit allem Vergnügen Herr Sekertare —

Wurm. (macht falſche Augen) Sonſt irgendwo! Schönen Dank! Schönen Dank — Hem! hem! hem!

Frau. Aber — wie der Herr Sekertare ſelber die Einſicht werden haben —

Miller. (voll Zorn ſeine Frau vor den Hintern ſtoßend) Weib!

Frau. Gut iſt gut, und beßer iſt beßer, und einem einzigen Kind mag man doch auch nicht vor ſeinem Glük ſeyn. (bäuriſchſtolz) Sie werden mich je doch wohl merken Herr Sekertare?

Wurm. (rükt unruhig im Seßel, kraßt hinter den Ohren und zupft an Manſchetten und Chapeau) Merken? Nicht doch — O ja — Wie meynen Sie denn?

Frau. Nu — Nu — ich dächte nur — ich meyne (huſtet) Weil eben halt der liebe Gott meine Tochter barrdu zur gnädigen Madam will haben —

Wurm. (fährt vom Stul) Was ſagen Sie da? Was?

Miller. Bleiben ſizen! Bleiben ſizen Herr Sekretarius. Das Weib iſt eine alberne Gans. Wo ſoll eine gnädige Madam herkommen? Was für ein Eſel ſtrekt ſein Langohr aus dieſem Geſchwäze?

Frau. Schmäl du ſo lang du wilſt. Was ich weis, weis ich — und was der Herr Major geſagt hat, das hat er geſagt.

Miller. (aufgebracht, ſpringt nach der Geige) Wilſt du dein Maul halten? Wilſt das Violonzello am Hirnkaſten wiſſen? — Was kannſt du wiſſen? Was kann er geſagt haben? — Kehren Sich an das Gekatſch nicht Herr Vetter — Marſch du in deine Küche — Werden mich doch nicht für des Dummkopfs leiblichen Schwager halten, daß ich obenaus woll mit dem Mädel? Werden doch das nicht von mir denken Herr Sekretarius?

Wurm. Auch hab ich es nicht um Sie verdient Herr Muſikmeiſter. Sie haben mich jederzeit den Mann von Wort ſehen laſſen, und meine Anſprüche auf Ihre Tochter waren ſo gut, als unterſchrieben. Ich habe ein Amt das ſeinen guten Haushälter nähren kann, der Präſident iſt mir gewogen, an Empfehlungen kanns nicht fehlen, wenn ich mich

höher

höher poußieren will. Sie ſehen, daß meine Abſichten auf Mamſell Louiſen ernſthaft ſind, wenn Sie vielleicht von einem adelichen Winddeutel herumgehohlt — —

Frau. Herr Sekertare Wurm! Mehr Reſpekt, wenn man bitten darf —

Miller. Halt du dein Maul ſag ich — laſſen Sie es gut ſeyn, Herr Vetter. Es bleibt beim alten. Was ich Ihnen verwichenen Herbſt zum Beſcheid gab, bring ich heut wieder. Ich zwinge meine Tochter nicht. Stehen Sie ihr an — wol und gut, ſo mag ſie zuſehen, wie ſie glüklich mit Ihnen wird. Schüttelt ſie den Kopf — noch beßer — — in Gottes Namen wolt ich ſagen — ſo ſteken Sie den Korb ein, und trinken eine Bouteille mit dem Vater — Das Mädel muß mit Ihnen leben — ich nicht — warum ſoll ich ihr einen Mann, den ſie nicht ſchmeken kann, aus purem klarem Eigenſinn an den Hals werfen? — Daß mich der böſe Feind in meinen eisgrauen Tagen noch wie ſein Wildpret herumheze — daß ichs in jedem Glas Wein zu ſaufen — in jeder Suppe zu freſſen kriege: Du biſt der Spizbube der ſein Kind ruinirt hat!

Frau. Und kurz und gut — ich geb meinen Konſenz abſolut nicht; meine Tochter iſt zu was hohem gemünzt, und ich lauf in die Gerichte, wenn mein Mann ſich beſchwazen läßt.

Miller. Wilſt du Arm und Bein entzwei haben, Wettermaul?

Wurm. (zu Millern) Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und hoffentlich werden Sie mich kennen, Herr Miller?

Miller. Daß dich alle Hagel! 's Mädel muß Sie kennen. Was ich alter Knasterbart an Ihnen abkuke, ist just kein Fressen fürs junge naschhafte Mädel. Ich will Ihnen aufs Haar hin sagen, ob Sie ein Mann fürs Orchester sind — aber eine Weiberseel ist auch für einen Kapellmeister zu spizig. — Und dann von der Brust weg, Herr Vetter — ich bin halt ein plumper gerader teutscher Kerl — für meinen Rath würden Sie sich zu lezt wenig bedanken. Ich rathe meiner Tochter zu keinem — aber Sie misrath' ich meiner Tochter, Herr Sekretarius. Lassen mich ausreden. Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau ich — erlauben Sie, — keine hole Haselnus zu. Ist er was, so wird er sich schämen, seine Talente durch diesen altmodischen Kanal vor seine Liebste zu bringen — Hat er 's Kourage nicht, so ist er ein Hasenfus, und für den sind keine Louisen gewachsen — — Da! hinter dem Rüken des Vaters muß er sein Gewerb an die Tochter bestellen. Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn fahren läßt — oder selber kommt, dem Vater zu Füßen sich wirft, und sich um Gottes willen den schwarzen gelben Tod, oder den Herzeinzigen ausbittet, — Das nenn ich einen Kerl! Das heißt lieben! — und wer's bei dem Weibsvolk nicht so weit bringt, der soll — — auf seinem Gänsekiel reiten.

Wurm.

Warm. (greift nach Hut und Stok, und zum Zimmer hinaus) Obligazion, Herr Miller.

Miller. (geht ihm langſam nach) Für was? Für was? Haben Sie ja doch nichts genoſſen, Herr Sekretarius. (zurükkommend) Nichts hört er und hin zieht er — — Iſt mirs doch wie Gift und Operment, wenn ich den Federnfuchſer zu Geſichte krieg. Ein konfiſzierter widriger Kerl, als hätt ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeſchachert — Die kleinen tükiſchen Mausaugen — die Haare brandroth — das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur für puren Gift über das verhunzte Stük Arbeit meinen Schlingel da angefaßt, und in irgend eine Eke geworfen hätte — Nein! Eh ich meine Tochter an ſo einen Schuft wegwerfe, lieber ſoll ſie mir — Gott verzeih mirs —

Frau. (ſpukt aus, giftig) Der Hund! — Aber man wird dir's Maul ſauber halten.

Miller. Du aber auch mit deinem peſtilenzialiſchen Junker — Haſt mich vorhin auch ſo in Harniſch gebracht — Biſt doch nie dummer, als wenn du um Gotteswillen geſcheid ſeyn ſolteſt. Was hat das Geträtſch von einer gnädigen Madam und deiner Tochter da vorſtellen ſollen? Das iſt mir der Alte. Dem muß man ſo was an die Naſe heften, wenns morgen am Markbrunnen ausgeſchellt ſeyn ſoll. Das iſt juſt ſo ein Muſje, wie ſie in der Leute Häuſern herum riechen, über Keller und Koch räſonnieren,

und

und ſpringt einem ein naſenweiſes Wort über's Maul — Bumbs! habens Fürſt und Matreß und Präſident, und Du haſt das ſiedende Donnerwetter am Halſe.

Dritte Szene.

Louiſe Millerin kommt, ein Buch in der Hand. Vorige.

Louiſe. (legt das Buch nieder, geht zu Millern und drükt ihm die Hand) Guten Morgen lieber Vater.

Miller. (warm) Brav meine Louiſe — Freut mich, daß du ſo fleißig an deinen Schöpfer denkſt. Bleib immer ſo, und ſein Arm wird dich halten.

Louiſe. O ich bin eine ſchwere Sünderin, Vater — War er da Mutter?

Frau. Wer mein Kind?

Louiſe. Ah! ich vergaß, daß es noch außer ihm Menſchen gibt — Mein Kopf iſt ſo wüſte — Er war nicht da? Walter?

Miller. (traurig und ernſthaft) Ich dachte, meine Louiſe hätte den Namen in der Kirche gelaſſen?

Louiſe. (nachdem ſie ihn eine Zeitlang ſtarr angeſehen) Ich verſteh Ihn Vater — fühle das Meſſer, das er in mein Gewiſſen ſtößt; aber es kommt zu ſpät. — Ich hab keine Andacht mehr Vater — der Himmel und Ferdinand reiſſen an meiner blutenden Seele, und ich fürchte — ich fürchte — (nach einer Pauſe) Doch nein, guter Vater. Wenn wir ihn über

dem

dem Gemälde vernachläßigen, findet ſich ja der Künſtler am feinſten gelobt. — Wenn meine Freude über ſein Meiſterſtük mich ihn ſelbſt überſehen macht, Vater, muß das Gott nicht ergözen?

Miller. (wirft ſich unmuthig in den Stul) Da haben wirs! Das iſt die Frucht von dem gottloſen Leſen.

Louiſe. (tritt unruhig an ein Fenſter) Wo er wol jezt iſt? — Die vornehmen Fräulein, die ihn ſehen — ihn hören —— ich bin ein ſchlechtes vergeſſenes Mädchen (erſchrikt an dem Wort, und ſtürzt ihrem Vater zu) Doch nein! nein! verzeih er mir. Ich beweine mein Schikſal nicht. Ich will ja nur wenig —— an ihn denken — das koſtet ja nichts. Dis Bischen Leben — dürft ich es hinhauchen in ein leiſes ſchmeichelndes Lüftchen, ſein Geſicht abzukühlen! — Dis Blümchen Jugend — wär es ein Veilchen, und Er träte drauf, und es dürfte beſcheiden unter ihm ſterben! — Damit genügte mir Vater. Wenn die Müke in ihren Stralen ſich ſonnt — kann ſie das ſtrafen, die ſtolze majeſtätiſche Sonne?

Miller. (beugt ſich gerührt an die Lehne des Stuls, und bedekt das Geſicht) Höre Louiſe — Das Bißel Bodenſaz meiner Jahre, ich gäb es hin, hätteſt du den Major nie geſehen.

Louiſe. (erſchroken) Was ſagt er da? Was? — Nein! er meynt es anders der gute Vater. Er wird nicht wiſſen, daß Ferdinand mein iſt, mir geſchaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden

den (ſie ſteht nachdenkend) Als ich ihn das erſtemal ſah — (raſcher) und mir das Blut in die Wangen ſtieg, froher jagten alle Pulſe, jede Wallung ſprach, jeder Athem liſpelte: Er iſts, und mein Herz den Immermangelnden erkannte, bekräftigte, Er iſts, und wie das wiederklang durch die ganze mitfreuende Welt. Damals — o damals gieng in meiner Seele der erſte Morgen auf. Tauſend junge Gefühle ſchoßen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenns Frühling wird. Ich ſah keine Welt mehr, und doch beſinn ich mich, daß ſie niemals ſo ſchön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie ſo geliebt.

Miller. (eilt auf ſie zu, drükt ſie wider ſeine Bruſt) Louiſe — theures — herrliches Kind — Nimm meinen alten mürben Kopf — nimm alles — alles! — den Major — Gott iſt mein Zeuge — ich kann dir ihn nimmer geben. (er geht ab)

Louiſe. Auch will ich ihn ja jezt nicht mein Vater. Dieſer karge Thautropfe Zeit — ſchon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüſtig auf. Ich entſag ihm für dieſes Leben. Dann, Mutter — dann, wenn die Schranken des Unterſchieds einſtürzen — wenn von uns abſpringen all die verhaßte Hülſen des Standes — Menſchen nur Menſchen ſind — Ich bringe nichts mit mir, als meine Unſchuld, aber der Vater hat ja ſo oft geſagt, daß der Schmuk und die prächtigen Titel wolfeil werden wenn Gott kommt, und die Herzen im Preiſe ſteigen. Ich werde

de dann reich ſenn. Dort rechnet man Tränen für Triumphe, und ſchöne Gedanken für Ahnen an. Ich werde dann vornehm ſenn Mutter — Was hätte er dann noch für ſeinem Mädchen voraus?

Frau. (fährt in die Höhe) Louiſe! Der Major! Er ſpringt über die Planke. Wo verberg ich mich doch?

Louiſe. (fängt an zu zittern) Bleib ſie doch Mutter.

Frau. Mein Gott! Wie ſeh ich aus. Ich muß mich ja ſchämen. Ich darf mich nicht vor Seiner Gnaden ſo ſetzen laſſen. (ab)

Vierte Szene.

Ferdinand von Walter. Louiſe.

(Er fliegt auf ſie zu — ſie ſinkt entfärbt und matt auf einen Seſſel — er bleibt vor ihr ſtehn — ſie ſehen ſich eine Zeitlang ſtillſchweigend an. Pauſe)

Ferdinand. Du biſt blaß Louiſe?

Louiſe. (ſteht auf und fällt ihm um den Hals) Es iſt nichts. Nichts. Du biſt ja da. Es iſt vorüber.

Ferdinand. (ihre Hand nehmend und zum Munde führend) Und liebt mich meine Louiſe noch? Mein Herz iſt das geſtrige, iſts auch das Deine noch? Ich fliege nur her, will ſehn ob du heiter biſt, und gehn und es auch ſeyn — Du biſts nicht.

Louiſe. Doch, doch, mein Geliebter.

Ferdin.

Ferdinand. Rede mir Wahrheit. Du biſts nicht. Ich ſchaue durch deine Seele, wie durch das klare Waſſer dieſes Brillanten, (er zeigt auf ſeinen Ring) Hier wirft ſich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in dis Angeſicht, der mir entwiſchte. Was haſt du? Geſchwind! Weis ich nur dieſen Spiegel helle, ſo läuft keine Wolke über die Welt. Was bekümmert dich?

Louiſe. (ſieht ihn eine Weile ſtumm und bedeutend an, dann mit Wehmut) Ferdinand! Ferdinand! Daß du doch wüßteſt, wie ſchön in dieſer Sprache das bürgerliche Mädchen ſich ausnimmt —

Ferdinand. Was iſt das? (befremdet) Mädchen! Höre! Wie kommſt du auf das? — Du biſt meine Louiſe. Wer ſagt dir, daß du noch etwas ſeyn ſollteſt. Siehſt du Falſche, auf welchem Kaltſinn ich dir begegnen muß. Wäreſt du ganz nur Liebe für mich, wann hätteſt du Zeit gehabt eine Vergleichung zu machen. Wenn ich bei dir bin, zerſchmilzt meine Vernunft in einen Blik — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und Du haſt noch eine Klugheit neben deiner Liebe? — Schäme dich! Jeder Augenblik, den du an dieſen Kummer verlorſt, war deinem Jüngling geſtolen.

Louiſe. (faßt ſeine Hand indem ſie den Kopf ſchüttelt) Du willſt mich einſchläfern Ferdinand — willſt meine Augen von dieſem Abgrund hinwegloken, in den ich ganz gewiß ſtürzen muß. Ich ſeh in die Zukunft — die Stimme des Ruhms — deine Entwürfe — dein

dein Vater — mein Nichts (erſchrikt, und läßt plötzlich ſeine Hand fahren) Ferdinand! ein Dolch über dir und mir! — Man trennt uns!

Ferdinand. Trennt uns! (er ſpringt auf) Woher bringſt du dieſe Ahndung Louiſe? Trennt uns? — Wer kann den Bund zweer Herzen löſen, oder die Töne eines Accords auseinander reiſſen? — Ich bin ein Edelmann — Laß doch ſehen, ob mein Adelbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen glänzender als die Handſchrift des Himmels in Louiſens Augen; Dieſes Weib iſt für dieſen Mann? — Ich bin des Präſidenten Sohn. Eben darum. Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche verſüßen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

Louiſe. O wie ſehr fürcht ich ihn — Dieſen Vater!

Ferdinand. Ich fürchte nichts — nichts — als die Gränzen deiner Liebe. Laß auch Hinderniſſe wie Gebürge zwiſchen uns treten, ich will ſie für Treppen nehmen und drüber hin in Louiſens Arme fliegen. Die Stürme des widrigen Schikſals ſollen meine Empfindung emporblaſen, Gefahren werden meine Louiſe nur reizender machen. — Alſo nichts mehr von Furcht meine Liebe. Ich ſelbſt — ich will über dir wachen wie der Zauberdrach über unterirrdiſchem Golde — Mir vertraue dich. Du brauchſt keinen Engel mehr — Ich will mich zwiſchen dich und das Schikſal werfen — empfangen für dich jede Wunde —

auffaſſen für dich jeden Tropfen aus dem Becher der Freude — dir ihn bringen in der Schaale der Liebe. (ſie zärtlich umfaſſend) An dieſem Arm ſoll meine Louiſe durchs Leben hüpfen, ſchöner als er dich von ſich lies ſoll der Himmel dich wieder haben, und mit Verwunderung eingeſtehn, daß nur die Liebe die lezte Hand an die Seelen legte —

Louiſe. (drükt ihn von ſich, in groſſer Bewegung) Nichts mehr! Ich bitte dich, ſchweig! — Wüßteſt du — Laß mich — du weiſt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz, wie Furien, anfallen. (will fort)

Ferdinand. (hält ſie auf) Louiſe? Wie! Was! Welche Anwandlung?

Louiſe. Ich hatte dieſe Träume vergeſſen und war glüklich — Jezt! Jezt! Von heut an — der Friede meines Lebens iſt aus — Wilde Wünſche — ich weis es — werden in meinem Buſen raſen. — Geh — Gott vergebe dirs — Du haſt den Feuerbrand in mein junges friedſames Herz geworfen, und er wird nimmer nimmer gelöſcht werden. (ſie ſtürzt hinaus. Er folgt ihr ſprachlos nach)

Fünfte Szene.

Saal beim Präſidenten.

Der Präſident, ein Ordenskreuz um den Hals, einen Stern an der Seite, und Sekretair Wurm treten auf.

Präſident. Ein ernſthaftes Attachement! Mein Sohn?

Sohn? — Nein Wurm, das macht er mich nimmermehr glauben.

Wurm. Ihro Exzellenz haben die Gnade mir den Beweis zu befehlen.

Präſident. Daß er der Bürgerkanaille den Hof macht — Flatterien ſagt — auch meinetwegen Empfindungen vorplaudert — Das ſind lauter Sachen, die ich möglich finde — verzeihlich finde — aber — und noch gar die Tochter eines Muſikus ſagt er?

Wurm. Muſikmeiſter Millers Tochter.

Präſident. Hübſch? — Zwar das verſteht ſich.

Wurm. (lebhaft) Das ſchönſte Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel geſagt, neben den erſten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde.

Präſident. (lacht) Er ſagt mir Wurm — er habe ein Aug auf das Ding — das ſind ich. Aber ſieht er mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, daß ihn die Damen nicht haſſen werden. Er kann bei Hof etwas durchſezen. Das Mädchen iſt ſchön, ſagt er, das gefällt mir an meinem Sohn; daß er Geſchmak hat. Spiegelt er der Närrin ſolide Abſichten vor? Noch beſſer — ſo ſeh ich, daß er Wiz genug hat, in ſeinen Beutel zu lügen. Er kann Präſident werden. Sezt er es noch dazu durch? Herrlich! das zeigt mir an, daß er Glük hat. — Schließt ſich die Farze mit einem geſunden Enkel — Unvergleichlich! ſo trink ich auf die guten Aſpekten

meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr, und bezahle die Skortazionsstrafe für seine Dirne.

Wurm. Alles was ich wünschte, Ihr' Exzellenz, ist, daß Sie nicht nötig haben möchten diese Bouteille zu Ihrer Zerstreuung zu trinken.

Präsident. (ernsthaft) Wurm, besinn Er sich, daß ich, wenn ich einmal glaube, hartnäkig glaube, rase, wenn ich zürne — Ich will einen Spaß daraus machen, daß er mich aufhezen wollte. Daß er sich seinen Nebenbuler gern vom Hals geschaft hätte, glaub ich Ihm herzlich gern. Da er meinen Sohn bei dem Mädchen auszustechen Mühe haben möchte, soll ihm der Vater zur Fliegenklatsche dienen, das sind ich wieder begreiflich — und daß er einen so herrlichen Ansaz zum Schelmen hat, entzükt mich sogar — Nur mein lieber Wurm, muß er mich nicht mit prellen wollen. — Nur versteht er mich, muß er den Pfiff nicht bis zum Einbruch in meine Grundsäze treiben.

Wurm. Ihro Exzellenz verzeihen. Wenn auch wirklich — wie Sie argwohnen — die Eifersucht hier im Spiel seyn solte, so wäre sie es wenigstens nur mit den Augen und nicht mit der Zunge.

Präsident. Und ich dächte, sie bliebe ganz weg. Dummer Teufel, was verschlägt es denn ihm, ob er die Karolin frisch aus der Münze, oder vom Banquier bekommt. Tröst er sich mit dem hiesigen Adel; — Wissentlich oder nicht — bei uns wird selten eine Mariage geschlossen, wo nicht wenigstens ein halb

Dugend

Dutzend der Gäſte — oder der Aufwärter — das Paradies des Bräutigams geometriſch ermeſſen kann.

Wurm. (verbeugt ſich) Ich mache hier gern den Bürgersmann, gnädiger Herr.

Präſident. Ueberdis kann er mit nächſtem die Freude haben, ſeinem Nebenbuler den Spott auf die ſchönſte Art heimzugeben. Eben jetzt liegt der Anſchlag im Kabinet, daß, auf die Ankunft der neuen Herzogin, Lady Milford zum Schein den Abſchied erhalten, und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen ſoll. Er weiß Wurm, wie ſehr ſich mein Anſehen auf den Einfluß der Lady ſtüzt — wie überhaupt meine mächtigſten Springfedern in die Wallungen des Fürſten hineinſpielen. Der Herzog ſucht eine Parthie für die Milford. Ein anderer kann ſich melden — den Kauf ſchlieſſen, mit der Dame das Vertrauen des Fürſten ausmeſſen, ſich ihm unentbehrlich machen — damit nun der Fürſt im Nez meiner Familie bleibe, ſoll mein Ferdinand die Milford heuraten — — Iſt Ihm das heile?

Wurm. Daß mich die Augen beiſſen — — Wenigſtens bewies der Präſident hier, daß der Vater nur ein Anfänger gegen ihn iſt. Wenn der Major Ihnen eben ſo den gehorſamen Sohn zeigt, als Sie ihm den zärtlichen Vater, ſo dürfte Ihre Anfoderung mit Proteſt zurükkommen.

Präſident. Zum Glük war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfes bang, wo ich mich mit einem:

einem: Es soll so seyn, einstellen konnte. — Aber seh er nun Wurm, das hat uns wieder auf den vorigen Punkt geleitet. Ich kündige meinem Sohn noch diesen Vormittag seine Vermälung an. Das Gesicht, das er mir zeigen wird, soll seinen Argwohn entweder rechtfertigen, oder ganz widerlegen.

Wurm. Gnädiger Herr, ich bitte sehr um Vergebung. Das finstre Gesicht, das er Ihnen ganz zuverläßig zeigt, läßt sich eben so gut auf die Rechnung der Braut schreiben, die Sie ihm zuführen, als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich ersuche Sie um eine schärfere Probe. Wählen Sie ihm die untadelichste Parthie im Land, und sagt er ja, so lassen Sie den Sekretair Wurm drei Jahre Kugeln schleifen.

Präsident. (beißt die Lippen) Teufel!

Wurm. Es ist nicht anders. Die Mutter — die Dummheit selbst — hat mir in der Einfalt zuviel geplaudert.

Präsident. (geht auf und nieder, preßt seinen Zorn zurück) Gut! Diesen Morgen noch.

Wurm. Nur vergessen Ewr Exzellenz nicht, daß der Major — der Sohn meines Herrn ist.

Präsident. Er soll geschont werden, Wurm.

Wurm. Und daß der Dienst, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu helfen —

Präsident. Den Gegendienst werth ist, Ihm zu einer Frau zu helfen? — Auch das Wurm.

Wurm. (küßt ſich vergnügt) Ewig der Ihrige, gnädiger Herr. (er will gehen)

Präſident. Was ich Ihm vorhin vertraut habe —

Wurm. (lacht) So zeigen Ihr Exzellenz meine falſchen Handſchriften auf. (er geht ab)

Präſident. Zwar Du biſt mir gewis. Ich halte dich an deiner eigenen Spurkerei, wie den Schröter am Faden.

Ein Kammerdiener (mittherein.) Hofmarſchall von Kalb —

Präſident. Kommt, wie gerufen. — Er ſoll mir angenehm ſeyn (Kammerdiener geht.)

Sechste Szene.

Hofmarſchall von Kalb, in einem reichen aber geſchmakloſen Hofkleid, mit Kammerherrenſchlüſſeln, zwei Uhren und einem Degen, Chapeau-bas und friſiert à la Hériſſon. Er tritt mit ernſtem Geſichte auf den Präſidenten zu, und verurſacht einen Bisamgeruch über das ganze Parterre.

Präſident.

Hofmarſchall. (ihn umarmend) Ah guten Morgen mein Beſter! Wie geruht? Wie geſchlafen? — Sie verzeihen doch, daß ich ſo ſpät das Vergnügen habe — dringende Geſchäfte — der Küchenzettel — Viſitenbillets — das Arrangement der Parthien auf die heutige Schlittenfarth — Ah — und denn muß

ich ja auch bey dem Lever zugegen seyn, und Seiner Durchleucht das Wetter verkündigen.

Präsident. Ja Marschall. Da haben Sie freilich nicht abkommen können.

Hofmarschall. Oben drein hat mich ein Schelm von Schneider noch sitzen lassen.

Präsident. Und doch fix und fertig?

Hofmarschall. Das ist noch nicht alles. — Ein Malheur jagt heut das andere. Hören Sie nur.

Präsident. (zerstreut) Ist das möglich?

Hofmarschall. Hören Sie nur. Ich steige kaum aus dem Wagen, so werden die Hengste scheu, stampfen und schlagen aus, daß mir — ich bitte Sie! — der Gassenkoth über und über an die Beinkleider spritzt. Was anzufangen? Setzen Sie Sich um Gotteswillen in meine Lage Baron. Da stand ich. Spät war es. Eine Tagreise ist es — und in dem Aufzug vor Seine Durchleucht! Gott der Gerechte! — Was fällt mir bei? Ich fingiere eine Ohnmacht. Man bringt mich über Hals und Kopf in die Kutsche. Ich in voller Karriere nach Haus — wechsle die Kleider — fahre zurük — Was sagen Sie? — und bin noch der erste in der Antischamber — Was denken Sie?

Präsident. Ein herrliches Impromtu des menschlichen Witzes — Doch das beiseite Kalb — Sie sprachen also schon mit dem Herzog?

Hofmarschall. (nichtig) Zwanzig Minuten und eine halbe.

Präsident.

Präſident. Das geſieht ich! — und wiſſen mir alſo ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

Hofmarſchall. (erſtaunt nach einem Stillſchweigen) Seine Durchleucht haben heute einen Merde d'Oye Biber an.

Präſident. Man denke — Mein Marſchall, ſo hab ich doch eine beſſere Zeitung für Sie — daß Lady Milford Majorin von Walter wird, iſt Ihnen gewiß etwas neues?

Hofmarſchall. Denken Sie! — Und das iſt ſchon richtig gemacht?

Präſident. Unterſtrichen, Marſchall — und Sie verbinden mich, wenn Sie ohne Aufſchub da[illegible] geben, die Lady auf ſeinen Beſuch präparieren, und den Entſchluß meines Ferdinands in der ganzen Reſidenz bekannt machen.

Hofmarſchall. (entzückt) O mit tauſend Freuden mein Beſter — Was kann mir erwünſchter kommen? — Ich fliege ſogleich — (umarmt ihn) Leben Sie wol — In Dreyviertelſtunden weiß es die ganze Stadt. (küßt hinaus)

Präſident. (lacht dem Marſchall nach) Mag ſage noch, daß dieſe Geſchöpfe in der Welt zu nichts taugen — — Nun muß ja mein Ferdinand wollen, oder die ganze Stadt hat gelogen. (klingelt — Wurm kommt) Mein Sohn ſoll hereinkommen. (Wurm geht ab. Der Präſident auf und nieder gedankenvoll.)

Siebente Szene.

Ferdinand. Der Präſident. Wurm, welcher gleich abgeht.

Ferdinand. Sie haben befolen, gnädiger Herr Vater —

Präſident. Leider muß ich das, wenn ich meines Sohns einmal froh werden will — Laß er uns allein, Wurm. — Ferdinand, ich beobachte dich schon eine Zeit lang, und finde die offene raſche Jugend nicht mehr, die mich ſonſt ſo entzükt hat. Ein ſeltſamer Gram brütet auf deinem Geſicht — Du [illegible]hſt mich — Du ſuchſt deine Zirkel — Pfuy! — [illegible]einen Jahren verzeiht man zehn Ausſchweifungen [illegible]er einer einzigen Grille. Ueberlaß dieſe mir, lieber Sohn. Mich laß an deinem Glük arbeiten, und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu ſpielen. — Komm! Umarme mich Ferdinand.

Ferdinand. Sie ſind heute ſehr gnädig mein Vater.

Präſident. Heute du Schalk — und dieſes heute [illegible]h mit der herben Grimaſſe? (ernſthaft) Ferdinand! — Wem zu lieb hab ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürſten betreten? Wem zu lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewiſſen und dem Himmel zerfallen? — Höre Ferdinand — (Ich ſpreche mit meinem Sohn) — Wem hab ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Plaz gemacht — eine Geſchichte, die deſto blutiger in mein Inwendiges ſchnei-

ſchneidet, je ſorgfältiger ich das Meſſer der Welt verberge. Höre. Sage mir Ferdinand: Wem that ich dis alles?

Ferdinand. (tritt mit Schreken zurük) Doch mir nicht mein Vater? Doch auf mich ſoll der blutige Wiederſchein dieſes Frevels nicht fallen? Beim allmächtigen Gott! Es iſt beſſer, gar nicht geboren ſeyn, als dieſer Mißethat zur Ausrede dienen.

Präſident. Was war das? Was? Doch! ich will es dem Romanenkopfe zu gut halten — Ferdinand — ich will mich nicht erhizen vorlauter Knabe — Lohnſt du mir alſo für meine ſchlafloſen Nächte? Alſo für meine raſtloſe Sorge? Alſo für den ewigen Skorpion meines Gewiſſens? — Auf mich fällt die Laſt der Verantwortung — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängſt dein Glük von der zweiten Hand — das Verbrechen klebt nicht am Erbe.

Ferdinand. (ſtrekt die rechte Hand gen Himmel) Feierlich entſag ich hier einem Erbe, das mich nur an einen abſcheulichen Vater erinnert.

Präſident. Höre junger Menſch, bringe mich nicht auf. — Wenn es nach deinem Kopfe gienge, Du kröchſeſt dein Lebenlang im Staube.

Ferdinand. O, immer noch beſſer, Vater, als ich kröch um den Tron herum.

Präſident. (verbeißt ſeinen Zorn) Hum! — Zwingen muß man dich, dein Glük zu erkennen. Wo zehn andre mit aller Anſtrengung nicht hinauf-

klimmen,

klimmen, wirst du spielend, im Schlafe gehoben. Du bist im zwölften Jahre Fähndrich. Im zwanzigsten Major. Ich hab es durchgesezt beim Fürsten. Du wirst die Uniform ausziehen, und in das Ministerium eintreten. Der Fürst sprach vom Geheimenrath — Gesandschaften — außerordentlichen Gnaden. Eine herrliche Aussicht dehnt sich vor dir. — Die ebene Strasse zunächst nach dem Throne — zum Throne selbst, wenn anders die Gewalt so viel werth ist, als ihre Zeichen — das begeistert dich nicht?

Ferdinand. Weil meine Begriffe von Größe und Glük nicht ganz die Ihrigen sind — Ihre Glükseligkeit macht sich nur selten anders als durch Verderben bekannt. Neid, Zurcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worinn sich die Hoheit eines Herrschers belächelt. — Tränen, Flüche, Verzweiflung die entsezliche Malzeit, woran diese gepriesenen Glüklichen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen, und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein Ideal von Glük zieht sich genügsamer in mich selbst zurük. In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben. —

Präsident. Meisterhaft! Unverbesserlich! Herrlich! Nach dreißig Jahren die erste Vorlesung wieder! — Schade nur, daß mein fünfzigjähriger Kopf zu jäh für das Lernen ist! — Doch — dis seltne Talent nicht eintrosten zu lassen, will ich dir jemand an die Seite geben, bey dem du dich in dieser dumsche-

ligen Tollheit nach Wunsch exerzieren kannst. — Du wirst dich entschließen — noch heute entschließen — eine Frau zu nehmen.

Ferdinand. (tritt bestürzt zurük) Mein Vater?

Präsident. Ohne Komplimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Charte geschikt. Du wirst dich ohne Aufschub bequemen, dahin zu gehen, und ihr zu sagen, daß du ihr Bräutigam bist

Ferdinand. Der Milford mein Vater?

Präsident. Wenn sie dir bekannt ist —

Ferdinand. (außer Fassung) Welcher Schandsäule im Herzogthum ist sie das nicht! — Aber ich bin wol lächerlich, lieber Vater, daß ich Ihre Laune für Ernst aufnehme? Würden Sie Vater zu dem Schurken Sohne seyn wollen, der eine privilegierte Bulerin heuratete?

Präsident. Noch mehr. Ich würde selbst um sie werben, wenn sie einen Fünfziger möchte — Würdest du zu dem Schurken Vater nicht Sohn seyn wollen?

Ferdinand. Nein! So wahr Gott lebt!

Präsident. Eine Frechheit, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe —

Ferdinand. Ich bitte Sie Vater! lassen Sie mich nicht länger in einer Vermutung, wo es mir unerträglich wird, mich ihren Sohn zu nennen.

Präsident. Junge bist du toll? Welcher Mensch von Vernunft würde nicht nach der Distinktion gei-

zen,

zen, mit seinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechseln?

Ferdinand. Sie werden mir zum Räzel mein Vater. Distinkzion nennen Sie es — Distinkzion, da mit dem Fürsten zu theilen, wo er auch unter den Menschen hinunterkriecht?

Präsident. (schlägt ein Gelächter auf)

Ferdinand. Sie können lachen — und ich will über das hinweggehen Vater. Mit welchem Gesicht soll ich vor den schlechtesten Handwerker treten, der mit seiner Frau wenigstens doch einem ganzen Körper zum Mitgift bekommt? Mit welchem Gesicht vor die Welt? Vor den Fürsten? Mit welchem vor die Sulerin selbst, die den Brandfleken ihrer Ehre in meiner Schande auswaschen würde?

Präsident. Wo in aller Welt bringst du das Maul her, Junge?

Ferdinand. Ich beschwöre Sie bei Himmel und Erde! Vater, Sie können durch diese Hinwerfung Ihres einzigen Sohnes so glüklich nicht werden, als Sie ihn unglüklich machen. Ich gebe Ihnen mein Leben, wenn das Sie steigen machen kann. Mein Leben hab ich von Ihnen, ich werde keinen Augenblik anstehen, es ganz Ihrer Größe zu opfern. — Meine Ehre, Vater — wenn Sie mir diese nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmenstük mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater wie den Kuppler verfluchen.

Präsident.

Präſident. (freundlich, indem er ihn auf die Achſel klopft) Brav, lieber Sohn. Jezt ſeh ich, daß du ein ganzer Kerl biſt, und der beſten Frau im Herzogthum würdig. — Sie ſoll dir werden — Noch dieſen Mittog wirſt du dich mit der Gräfin von Oſtheim verloben.

Ferdinand. (aufs neue betreten) Iſt dieſe Stunde beſtimmt, mich ganz zu zerſchmettern?

Präſident. (einen laurenden Blik auf ihn werfend) Wo doch hoffentlich deine Ehre nichts einwenden wird?

Ferdinand. Nein mein Vater. Friderike von Oſtheim könnte jeden andern zum Glüklichſten machen. (vor ſich, in höchſter Verwirrung) Was ſeine Bosheit an meinem Herzen noch ganz lies, zerreißt ſeine Güte.

Präſident. (noch immer kein Aug von ihm wendend) Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand —

Ferdinand. (ſtürzt auf ihn zu und küßt ihm feurig die Hand) Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung — Vater! meinen heißeſten Dank für Ihre herzliche Meynung — Ihre Wahl iſt untadelhaft — aber — ich kann — ich darf — Bedauern Sie mich — Ich kann die Gräfin nicht lieben.

Präſident. (tritt einen Schritt zurük) Holla! Jezt hab ich den jungen Herrn. Alſo in dieſe Falle gieng er, der liſtige Heuchler — Alſo es war nicht die Ehre, die dir die Lady verbot? — Es war nicht

die

die Person sondern die Heurath die du verabscheuest? —

Ferdinand. (steht erst wie versteinert, dann fährt er auf, und will fortrennen.)

Präsident. Wohin? Halt! Ist das der Respekt den du mir schuldig bist? (der Major kehrt zurük) Du bist bey der Lady gemeldet. Der Fürst hat mein Wort. Stadt und Hof wissen es richtig. — Wenn du mich zum Lügner machst, Junge — vor dem Fürsten — der Lady — der Stadt — dem Hof mich zum Lügner machst — Höre Junge — oder wenn ich hinter gewisse Historien komme? — Halt! Holla! Was klägt so auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus?

Ferdinand. (schneeblaß und zitternd) Wie? Was? Es ist gewiß nichts, mein Vater!

Präsident. (einen fürchterlichen Blik auf ihn heftend) Und wenn es was ist — und wenn ich die Spur finden sollte, woher diese Widersezlichkeit stammt? — — Ha Junge! der bloße Verdacht schon bringt mich zum Rasen. Geh den Augenblik. Die Wachparade fängt an. Du wirst bei der Lady seyn, sobald die Parole gegeben ist — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogtum. Laß doch sehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meistert. (er geht und kommt noch einmal wieder) Junge, ich sage dir, du wirst dort seyn, oder fliehe meinen Zorn. (er geht ab.)

Ferdin.

Ferdinand. (erwacht aus einer dumpfen Betäubung) Iſt er weg? War das eines Vaters Stimme? — Ja! ich will zu ihr — will hin — will ihr Dinge ſagen, will ihr einen Spiegel vorhalten — Nichtswürdige! und wenn du auch noch dann meine Hand verlangſt — Im Angeſicht des verſammelten Adels, des Militärs und des Volks — Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — Ich verwerfe dich — ein teutſcher Jüngling!

(er eilt hinaus.)

Zweiter Akt.

Ein Saal im Palais der Lady Milford; zur rechten Hand steht ein Sofa, zur linken ein Flügel.

Erste Szene.

Lady, in einem freyen aber reizenden Negliee, die Haare noch unfrisiert, sitzt vor dem Flügel und phantasiert; Sophie, die Kammerjungfer kommt von dem Fenster.

Sophie. Die Officiers gehen auseinander. Die Wachparade ist aus — aber ich sehe noch keinen Walter.

Lady. (sehr unruhig, indem sie aufsteht und einen Gang durch den Saal macht) Ich weis nicht, wie ich mich heute finde, Sophie — Ich bin noch nie so gewesen — Also du sahst ihn gar nicht? — Freilich wol — Es wird ihm nicht eilen — Wie ein Verbrechen liegt es auf meiner Brust — Eh Sophie — Man soll mir den wildesten Renner herausführen, der im Marstall ist. Ich muß ins Freie — Menschen sehen und blauen Himmel, und mich leichter reiten ums Herz herum.

Sophie. Wenn Sie sich unpäßlich fühlen, Milady — berufen Sie Assemblee hier zusammen. Laßen Sie den Herzog hier Tafel halten, oder die l'Hombretische

hetiſche vor Ihren Sofa ſezen. Mir ſollte der Fürſt und ſein ganzer Hof zu Gebote ſtehn, und eine Grille im Kopfe ſurren?

Lady. (wirft ſich in den Sofa) Ich bitte, verſchone mich. Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich ſie mir vom Hals ſchaffen kann. Soll ich meine Zimmer mit dieſem Volk tapezieren? — Das ſind ſchlechte erbärmliche Menſchen, die ſich entſezen, wenn mir ein warmes herzliches Wort entwiſcht, Mund und Naſen aufreiſſen, als ſähen ſie einen Geiſt — Sklaven eines einzigen Marionettendraths, den ich leichter als mein Filet regiere. — Was fang ich mit Leuten an, deren Seelen ſo gleich als ihre Sakuhren gehen? Kann ich eine Freude dran finden, ſie was zu fragen, wenn ich voraus weis, was ſie mir antworten werden? Oder Worte mit ihnen wechſeln, wenn ſie das Herz nicht haben, andrer Meynung als ich zu ſeyn? — Weg mit ihnen! Es iſt verdrüßlich, ein Roß zu reiten, das nicht auch in den Zügel beißt. (ſie tritt zum Fenſter.)

Sophie. Aber den Fürſten werden Sie doch ausnehmen Lady? Den ſchönſten Mann — den feurigſten Liebhaber — den wizigſten Kopf in ſeinem ganzen Lande!

Lady. (kommt zurük) Denn es iſt ſein Land — und nur ein Fürſtenthum, Sophie, kann meinem Geſchmak zur erträglichen Ausrede dienen — Du ſagſt, man beneide mich. Armes Ding! Beklagen ſoll man mich vielmehr. Unter allen, die an

den Brüsten der Majestät trinken, kommt die Favoritin am schlechtesten weg, weil sie allein dem großen und reichen Mann auf dem Bettelstabe begegnet — Wahr ists, er kann mit dem Talisman seiner Größe jeden Gelust meines Herzens, wie ein Feenschloß, aus der Erde rufen. — Er sezt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradiese aus Wildnißen — läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bögen gen Himmel springen, oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch seinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu schlagen? Kann er sein darbendes Gehirn auf ein einziges schönes Gefül exequieren? — Mein Herz hungert bei all dem Vollauf der Sinne; und was helfen mich tausend beßre Empfindungen, wo ich nur Wallungen löschen darf?

Sophie. (blikt sie verwundernd an) Wie lang ist es denn aber, daß ich Ihnen diene, Milady?

Lady. Weil du erst heute mit mir bekannt wirst? — Es ist wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürsten meine Ehre verkauft, aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Gute, das vielleicht eines Mannes noch werth ist — über welches der giftige Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel gieng — Trau es mir zu, meine Liebe, daß ich es längst gegen diesen armseligen Fürsten behauptet hätte, wenn ich es nur von meinem Ehrgeiz erhalten könnte, einer Dame am Hof den Rang vor mir einzuräumen.

Sophie.

Sophie. Und dieſes Herz unterwarf ſich dem Ehrgeiz ſo gern?

Lady. (lebhaft) Als wenn es ſich nicht ſchon gerächt hätte? — Nicht jezt noch ſich rächte? —— Sophie (bedeutend, indem ſie die Hand auf Sophiens Achſel fallen läßt) Wir Frauenzimmer können nur zwiſchen Herrſchen und Dienen wählen — aber die höchſte Wonne der Gewalt iſt doch nur ein elender Behelf, wenn uns die gröſſere Wonne verſagt wird, Sklavinnen eines Manns zu ſeyn, den wir lieben.

Sophie. Eine Wahrheit, Milady, die ich von Ihnen zulezt hören wollte!

Lady. Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieſer kindiſchen Führung des Zepters nicht an, daß wir nur für das Gängelband taugen? Sahſt du es denn dieſem launiſchen Flatterſinn nicht an — dieſen wilden Ergözungen nicht an, daß ſie nur wildere Wünſche in meiner Bruſt überlermen ſollten?

Sophie. (tritt erſtaunt zurük) Lady?

Lady. (lebhafter) Befriedige dieſe! Gib mir den Mann, den ich jezt denke — den ich anbete — ſterben, Sophie, oder beſizen muß (ſchmeichelnd) Laß mich aus ſeinem Mund es vernehmen, daß Tränen der Liebe ſchöner glänzen in unſern Augen, als die Brillanten in unſerm Haar (feurig) und ich werfe dem Fürſten ſein Herz und ſein Fürſtenthum vor die Füße, fliehe mit dieſem Mann, fliehe in die entlegenſte Wüſte der Welt — —

Sophie. (blikt ſie erſchroken an) Himmel! was machen Sie? Wie wird Ihnen Lady?

Lady. (beſtürzt) Du entfärbſt dich? —— Hab ich vielleicht etwas zu viel geſagt? — O ſo laß mich deine Zunge mit meinem Zutrauen binden — höre noch mehr — höre alles —

Sophie. (ſchaut ſich ängſtlich um) Ich fürchte Milady — ich fürchte — ich brauch es nicht mehr zu hören.

Lady. Die Verbindung mit dem Major — Du und die Welt ſtehen im Wahn, ſie ſei eine Hof-Kabale — Sophie — erröthe nicht — ſchäme dich meiner nicht — ſie iſt das Werk — meiner Liebe.

Sophie. Bei Gott! Was mir ahndete!

Lady. Sie ließen ſich beſchwazen, Sophie — der ſchwache Fürſt — der Hofſchlaue Walter — der albernie Marſchall — Jeder von ihnen wird darauf ſchwören, daß dieſe Heurath das unfehlbarſte Mittel ſei, mich dem Herzog zu retten, unſer Band um ſo feſter zu knüpfen. —— Ja! es auf ewig zu trennen! auf ewig dieſe ſchändliche Ketten zu brechen! — Belogene Lügner! Von einem ſchwachen Weib überliſtet! — Ihr ſelbſt führt mir jezt meinen Geliebten zu. Das war es ja nur was ich wollte — Hab ich ihn einmal — hab ich ihn — o dann auf immer gute Nacht abſcheuliche Herrlichkeit —

Zweite Szene.

Ein alter Kammerdiener des Fürſten, der ein Schmukkäſtchen trägt. Die Vorigen.

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen Sich Milady zu Gnaden, und ſchiken Ihnen dieſe Brillanten zur Hochzeit. Sie kommen ſo eben erſt aus Venedig.

Lady. (hat das Käſtgen geöfnet und fährt erſchroken zurük) Menſch! was bezahlt dein Herzog für dieſe Steine?

Kammerdiener. (mit finſterm Geſicht) Sie koſten ihn keinen Heller.

Lady. Was? Biſt du raſend? Nichts? — und (indem ſie einen Schritt von ihm weg tritt) du wirfſt mir ja einen Blik zu, als wenn du mich durchbohren wolteſt — Nichts koſten ihn dieſe unermeßlich koſtbaren Steine?

Kammendiener. Geſtern ſind ſiebentauſend Landskinder nach Amerika fort — Die zahlen alles.

Lady. (ſezt den Schmuk plözlich nieder, und geht raſch durch den Saal, nach einer Pauſe zum Kammerdiener) Mann, was iſt dir? Ich glaube, du weinſt?

Kammerdiener. (wiſcht ſich die Augen, mit ſchrekkicher Stimm, alle Glieder zitternd) Edelſteine wie dieſe da — Ich hab auch ein paar Söhne drunter.

Lady. (wendet ſich behend weg, ſeine Hand faſſend) Doch keinen Gezwungenen?

Kammerdiener. (lacht fürchterlich) O Gott.— Nein — lauter Freiwillige. Es traten wol ſo etliche vorlaute Burſch' vor die Front heraus, und fragten den Oberſten, wie theuer der Fürſt das Joch Menſchen verkaufe? — aber unſer gnädigſter Landesherr lies alle Regimenter auf dem Paradeplaz aufmarſchieren, und die Maulaffen niederſchießen. Wir hörten die Büchſen knallen, ſahen ihr Gehirn auf das Pflaſter ſpritzen, und die ganze Armee ſchrie: Juchhe nach Amerika! —

Lady. (fällt mit Entſezen in den Sofa) Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und ich merkte nichts?

Kammerdiener. Ja gnädige Frau — warum mußtet Ihr denn mit unſerm Herrn gerad auf die Bärenhaz reiten, als man den Lermen zum Aufbruch ſchlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht verſäumen ſollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es iſt Zeit, und heulende Waiſen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr ſauzendes Kind an Bajoneten zu ſpießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll da ſtanden, und den Burſchen auch zulezt die Krüken noch nachwarfen in die neue Welt — Oh, und mitunter das polternde Wirbelſchlagen, damit der Allwiſſende uns nicht ſolte beten hören —

Lady. (ſteht auf, heftig bewegt) Weg mit dieſen Steinen — ſie blizzen Höllenflammen in mein Herz (ſanfter zum Kammerdiener) Mäßige dich armer alter Mann. Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder ſehen.

Kammerdiener. (warm und voll) Das weiß der Himmel! Das werden Sie! — Noch am Stadtthor drehten ſie ſich um, und ſchrieen: „Gott mit Euch, Weib und Kinder — Es leb unſer Landesvater — am jüngſten Gericht ſind wir wieder da!„ —

Lady. (mit ſtarkem Schritt auf und nieder gehend) Abſcheulich! Fürchterlich! — Allich beredete man, ich habe ſie alle getroknet die Tränen des Landes — Schrekklich, ſchrekklich gehen mir die Augen auf — Geh du — Sag deinem Herrn — Ich werd ihm perſönlich danken (Kammerdiener will gehen, ſie wirft ihm ihre Goldbörſe in den Hut) Und das nimm, weil du mir Wahrheit ſagteſt —

Kammerdiener. (wirft ſie verächtlich auf den Tiſch zurük) Legts zu dem übrigen. (er geht ab.)

Lady. (ſieht ihm erſtaunt nach) Sophie; ſpring ihm nach, frag ihn um ſeinen Namen. Er ſoll ſeine Söhne wieder haben. (Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Pauſe. Zu Sophien, die wieder kommt) Gieng nicht jüngſt ein Gerüchte, daß das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüſtet, und bei vierhundert Familien an den Bettelſtab gebracht habe? (ſie klingelt)

Sophie. Wie kommen Sie auf das? Allerdings iſt es ſo, und die mehreſten dieſer Unglüklichen

dienen jezt ihren Gläubigern als Sklaven, oder verderben in den Schachten der fürſtlichen Silberbergwerke.

Bedienter. (kommt) Was befehlen Milady?

Lady. (gibt ihm den Schmuk) Daß das ohne Verzug in die Landſchaft gebracht werde! — Man ſoll es ſogleich zu Geld machen, befehl ich, und den Gewinſt davon unter die Vierhundert vertheilen, die der Brand ruinirt hat.

Sophie. Milady, bedenken Sie, daß Sie die höchſte Ungnade wagen.

Lady. (mit Größe) Soll ich den Fluch ſeines Landes in meinen Haaren tragen? (ſie winkt dem Bedienten, dieſer geht) Oder willſt du, daß ich unter dem ſchrecklichen Geſchirr ſolcher Tränen zu Boden ſinke? — Geh Sophie — Es iſt beſſer falſche Juweelen im Haar, und das Bewußtſeyn dieſer That im Herzen zu haben.

Sophie. Aber Juweelen, wie dieſe! Hätten Sie nicht Ihre ſchlechtern nehmen können. Nein wahrlich Milady! Es iſt Ihnen nicht zu vergeben.

Lady. Närriſches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblik mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als zehen Könige in ihren Diademen getragen, und ſchönere —

Bedienter. (kommt zurük) Major von Walter —

Sophie. (ſpringt auf die Lady zu) Gott! Sie verblaſſen —

Lady.

Lady. Der erſte Mann der mir Schrecken macht — Sophie — Ich ſei unpäßlich Eduard — Halt — Iſt er aufgeräumt? Lacht er? Was ſpricht er? O Sophie! Nicht wahr, ich ſehe häßlich aus?

Sophie. Ich bitte Sie Lady —

Bedienter. Befehlen Sie, daß ich ihn abweiſe?

Lady. (ſtotternd) Er ſoll mir willkommen ſeyn. (Bedienter hinaus) Sprich Sophie — Was ſag ich ihm? Wie empfang ich ihn? — Ich werde ſtumm ſeyn. — Er wird meiner Schwäche ſpotten — Er wird — o was ahndet mir — Du verläſſeſt mich Sophie? — Bleib — Doch nein! Gehe! — So bleib doch. (der Major kommt durch das Vorzimmer.)

Sophie. Sammeln Sie ſich. Er iſt ſchon da.

Dritte Szene.

Ferdinand von Walter. Die Vorigen.

Ferdinand. (mit einer kurzen Verbeugung) Wenn ich Sie worinn unterbreche, gnädige Frau —

Lady. (unter merkbarem Herzklopfen) In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

Ferdinand. Ich komme auf Befehl meines Vaters.

Lady. Ich bin ſeine Schuldnerin.

Ferdinand. Und ſoll Ihnen melden, daß wir uns heurathen — So weit der Auftrag meines Vaters.

Lady.

Lady. (erſtaunt ſich und ſtutzt) Nicht Ihres eigenen Herzens?

Ferdinand. Miniſter und Kuppler pflegen das niemals zu fragen.

Lady. (mit einer Bedeutung, daß ihr die Worte verſagen) Und Sie Selbſt hätten ſonſt nichts beizuſetzen?

Ferdinand. (mit einem Blick auf die Mamſell) Noch viel, Milady.

Lady. (gibt Sophien einen Wink, dieſe entfernt ſich) Darf ich Ihnen dieſen Sofa anbieten?

Ferdinand. Ich werde kurz ſeyn, Milady.

Lady. Nun?

Ferdinand. Ich bin ein Mann von Ehre.

Lady. Den ich zu ſchätzen weiß.

Ferdinand. Kavalier.

Lady. Kein beſſrer im Herzogthum.

Ferdinand. Und Offizier.

Lady. (ſpöttelnd) Sie berühren hier Vorzüge, die auch andere mit Ihnen gemein haben. Warum verſchweigen Sie gröſſere, worinn Sie einzig ſind?

Ferdinand. (trotzig) Hier brauch ich ſie nicht.

Lady. (mit immer ſteigender Angſt) Aber für was muß ich dieſen Vorbericht nehmen?

Ferdinand. (langſam und mit Nachdruck) Für den Einwurf der Ehre, wenn Sie Luſt haben ſollten meine Hand zu erzwingen.

Lady.

Lady. (auffahrend) Was iſt das Herr Major?

Ferdinand. (gelaſſen) Die Sprache meines Herrn — meines Wappens — und dieſes Degens.

Lady. Dieſen Degen gab Ihnen der Fürſt.

Ferdinand. Der Staat gab mir ihn, durch die Hand des Fürſten — Mein Herz Gott — mein Wappen ein halbes Jahrtauſend.

Lady. Der Name des Herzogs —

Ferdinand. (bitter) Kann der Herzog Geſetze der Menſchheit verdrehen, oder Handlungen münzen, wie ſeine Dreier? — Er ſelbſt iſt nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit ſeinem Golde verſtopfen. Er kann den Hermelin über ſeine Schande herwerfen. Ich bitte mir aus, davon nichts mehr Milady — Es iſt nicht mehr die Rede von weggeworfenen Ausſichten und Ahnen — oder von dieſer Degenquaſte — oder von der Meinung der Welt. Ich bin bereit, dis alles mit Füſen zu treten, ſobald Sie mich nur überzeugt haben werden, daß der Preiß nicht ſchlimmer noch als das Opfer iſt.

Lady. (ſchmerzhaft von ihm weggehend) Herr Major! Das hab ich nicht verdient.

Ferdinand. (ergreift ihre Hand) Vergeben Sie. Wir reden hier ohne Zeugen. Der Umſtand, der Sie und mich — heute und nie mehr — zuſammen führet, berechtigt mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimſtes Gefühl nicht zurük zu halten. —— Es will mir nicht zu Kopfe, Milady, daß eine Dame

von ſo viel Schönheit und Geiſt — Eigenſchaften, die ein Mann ſchäzen würde — ſich an einen Fürſten ſollte wegwerfen können, der nur das Geſchlecht an Ihr zu bewundern gelernt hat, wenn ſich dieſe Dame nicht ſchämte, vor einen Mann mit ihrem Herzen zu treten.

Lady. (ſchaut ihm groß in's Geſicht) Reden Sie ganz aus.

Ferdinand. Sie nennen ſich eine Brittin. Erlauben Sie mir — ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Brittin ſind. Die freigeborene Tochter des freieſten Volks unter dem Himmel — das auch zu ſtolz iſt, fremder Tugend zu räuchern, — kann ſich nimmermehr an fremdes Laſter verdingen. Es iſt nicht möglich, daß Sie eine Brittin ſind, — oder das Herz dieſer Brittin muß um ſo viel kleiner ſeyn, als größer und kühner Britanniens Adern ſchlagen.

Lady. Sind Sie zu Ende?

Ferdinand. Man könnte antworten, es iſt weibliche Eitelkeit — Leidenſchaft — Temperament — Hang zum Vergnügen. Schon öfters überlebte Tugend die Ehre. Schon manche, die mit Schande in dieſe Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit ſich ausgeſöhnt, und das häßliche Handwerk durch einen ſchönen Gebrauch geadelt —— Aber woher denn jezt dieſe ungeheure Preſſung des Landes, die vorher nie ſo geweſen? — Das war im Namen des Herzogthums. — Ich bin zu Ende.

Lady.

Lady. (mit Sanftmut und Hoheit) Es iſt das erſtemal, Walter, daß ſolche Reden an mich gewagt werden, und Sie ſind der einige Menſch, dem ich darauf antworte — Daß Sie meine Hand verwerfen, darum ſchäz ich Sie. Daß Sie mein Herz läſtern, vergebe ich Ihnen. Daß es Ihr Ernſt iſt, glaube ich Ihnen nicht. Wer ſich herausnimmt, Beleidigungen dieſer Art einer Dame zu ſagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht, ihn ganz zu verderben, muß dieſer Dame eine groſſe Seele zutrauen, oder — von Sinnen ſeyn — Daß Sie den Ruin des Landes auf meine Bruſt wälzen, vergebe Ihnen Gott der Allmächtige, der Sie und Mich und den Fürſten einſt gegeneinander ſtellt. — Aber Sie haben die Engländerin in mir aufgefodert, und auf Vorwürfe dieſer Art muß mein Vaterland Antwort haben.

Ferdinand. (auf ſeinen Degen geſtüzt) Ich bin begierig.

Lady. Hören Sie alſo, was ich, außer Ihnen, noch niemand vertraute, noch jemals einem Menſchen vertrauen will. —— Ich bin nicht die Abentheurerin, Walter, für die Sie mich halten. Ich könnte groß thun und ſagen: Ich bin fürſtlichen Geblüts — aus des unglüklichen Thomas Norfolks Geſchlechte, der für die ſchottiſche Maria ein Opfer war — Mein Vater, des Königs oberſter Kämmerer wurde bezüchtigt, in verrätheriſchem Vernehmen mit Frankreich zu ſtehen, durch einen Spruch der Parla-

Parlamente verdammt, und enthauptet. — Alle unſre Güter fielen der Krone zu. Wir ſelbſt wurden des Landes verwieſen. Meine Mutter ſtarb am Tage der Hinrichtung. Ich — ein vierzehenjähriges Mädchen — flohe nach Teutſchland mit meiner Wärterin — einem Käſtchen Juweelen — und dieſem Familienkreuz, das meine ſterbende Mutter mit ihrem lezten Seegen mir in den Buſen ſteckte.

Ferdinand. (wird nachdenkend, und heftet wärmere Blike auf die Lady.)

Lady. (fährt fort mit immer zunehmender Rührung) Krank — ohne Namen — ohne Schuz und Vermögen — eine ausländiſche Wayſe kam ich nach Hamburg. Ich hatte nichts gelernt, als das Bischen Franzöſiſch — ein wenig Filet, und den Flügel — deſto beſſer verſtund ich auf Geld und Silber zu ſpeiſen, unter damaſtenen Deken zu ſchlafen, mit einem Wink zehen Bediente fliegen zu machen, und die Schmeicheleien der Großen Ihres Geſchlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren ſchon hingeweint. — Die lezte Schmuknadel flog dahin — Meine Wärterin ſtarb —— und jezt führte mein Schikſal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich ſpazierte damals an den Ufern der Elbe, ſah in den Strom, und fieng eben an zu phantaſieren, ob dieſes Waſſer oder mein Leiden das tiefſte wäre? — Der Herzog ſah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, — lag zu meinen Füßen, und ſchwur, daß er mich liebe. (ſie hält in großen Bewegungen inne, dann fährt ſie fort mit weinender Stimme) Alle Bilder meiner glüklichen

chen Kindheit wachten jezt wieder mit verführendem Schimmer auf — Schwarz wie das Grab grau'te mich eine troſtloſe Zukunft an — Mein Herz brannte nach einem Herzen — Ich ſank an das ſeinige (von ihm weg ſtürzend) Jezt verdammen Sie mich!

Ferdinand. (ſehr bewegt, eilt ihr nach, und hält ſie zurük) Lady! o Himmel! Was hör ich? Was that ich? — — Schrekkich enthüllt ſich mein Frevel mir. Sie können mir nicht mehr vergeben.

Lady. (kommt zurük, und hat ſich zu ſammeln geſucht) Hören Sie weiter. Der Fürſt überraſchte zwar meine wehrloſe Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte ſich in mir: Du eine geborene Fürſtin, Emilie, rief es, und jezt eines Fürſten Konkubine? — Stolz und Schikſal kämpften in meiner Bruſt, als der Fürſt mich hieher brachte, und auf einmal die ſchauderndſte Szene vor meinen Augen ſtand. — Die Wolluſt der Großen dieſer Welt iſt die nimmer ſatte Hyäne, die ſich mit Heißhunger Opfer ſucht. — Fürchterlich hatte ſie ſchon in dieſem Lande gewütet — hatte Braut und Bräutigam zertrennt — hatte ſelbſt der Ehen göttliches Band zerriſſen — — hier das ſtille Glük einer Familie geſchleift — dort ein junges unerfahrnes Herz der verheerenden Peſt aufgeſchloſſen, und ſterbende Schülerinnen ſchäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zukungen aus — Ich ſtellte mich zwiſchen das Lamm und den Tyger; nahm einen fürſtlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leiden-

ſchaft, und dieſe abſcheuliche Opferung mußte aufhören.

Ferdinand. (rennt in der heftigſten Unruhe durch den Saal) Nichts mehr Milady! Nicht weiter!

Lady. Dieſe traurige Periode hatte einer noch traurigern Plaz gemacht. Hof und Serail wimmelten jezt von Italiens Auswurf. Flatterhafte Pariſerinnen tändelten mit dem furchtbaren Zepter, und das Volk blutete unter ihren Launen — Sie alle erlebten ihren Tag. Ich ſah ſie neben mir in den Staub ſinken, denn ich war mehr Kokette, als ſie alle. Ich nahm dem Tyrannen den Zügel ab, der wollüſtig in meiner Umarmung erſchlappte — dein Vaterland, Walter, fühlte zum erſtenmal eine Menſchenhand, und ſank vertrauend an meinen Buſen. (Pauſe, worinn ſie ihn ſchmelzend anſieht) O daß der Mann, von dem ich allein nicht verkannt ſeyn möchte, mich jezt zwingen muß, groß zu pralen, und meine ſtille Tugend am Licht der Bewunderung zu verſengen! — Walter, ich habe Kerker geſprengt — habe Todesurtheile zerriſſen, und manche entſezliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt. In unheilbare Wunden hab ich doch wenigſtens ſtillenden Balſam gegoſſen — mächtige Frevler in Staub gelegt, und die verlorne Sache der Unſchuld oft noch mit einer huleriſchen Träne geretiet — Ha Jüngling! wie ſüß war mir das! Wie ſtolz konnte mein Herz jede Anklage meiner fürſtlichen Geburt widerlegen! — Und jezt kommt der Mann, der allein mir das alles beloh-

nen

nen ſollte — der Mann, den mein erſchöpftes Schikſal vielleicht zum Erſaz meiner vorigen Leiden ſchuf — der Mann, den ich mit brennender Sehnſucht im Traum ſchon umfaſſe —

Ferdinand. (fällt ihr ins Wort, durch und durch erſchüttert) Zuviel! Zuviel! Das iſt wider die Abrede, Lady. Sie ſollten ſich von Anklagen reinigen, und machen mich zu einem Verbrecher. Schonen Sie — ich beſchwöre Sie — ſchonen Sie meines Herzens, das Beſchämung und wütende Reue zerreiſſen —

Lady. (hält ſeine Hand feſt) Jezt oder nimmermehr. Lange genug hielt die Heldin ſtand — Das Gewicht dieſer Tränen muſt du noch fühlen (im zärtlichſten Ton) Höre Walter — wenn eine Unglükliche — unwiderſtehlich allmächtig an Dich gezogen — ſich an Dich preßt mit einem Buſen voll glüender unerſchöpflicher Liebe, — Walter — und Du jezt noch das kalte Wort Ehre ſprichſt — Wenn dieſe Unglükliche — niedergedrükt vom Gefül ihrer Schande — des Laſters überdrüßig — heldenmäßig empor gehoben vom Rufe der Tugend — ſich ſo — in Deine Arme wirft (ſie umfaßt ihn, beſchwörend und feierlich) Durch Dich gerettet — durch Dich dem Himmel wieder geſchenkt ſeyn will, oder (das Geſicht von ihm abgewandt, mit hoher lebender Stimme) Deinem Bild zu entfliehen, dem fürchterlichen Ruf der Verzweiflung gehorſam, in noch abſcheulichere Tiefen des Laſters wieder hinuntertaumelt —

Ferdinand. (von ihr losreiſſend, in der ſchrekli-chſten Betränetniß) Nein, beim großen Gott! Ich kann das nicht aushalten — Lady, ich muß — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muß Ihnen ein Geſtändniß thun, Lady.

Lady. (von ihm wegflehend) Jezt nicht! Jezt nicht, bei allem was heilig iſt — In dieſem entſezlichen Augenblik nicht, wo mein zerriſſenes Herz an tauſend Dolchſtichen blutet — Sey's Tod oder Leben — ich darf es nicht — ich will es nicht hören.

Ferdinand. Doch, doch beſte Lady. Sie müſſen es. Was ich Ihnen jezt ſagen werde, wird meine Strafbarkeit mindern, und eine warme Abbitte des Vergangenen ſeyn — Ich habe mich in Ihnen betrogen, Milady. Ich erwartete — ich wünſchte, Sie meiner Verachtung würdig zu finden. Feſt entſchloſſen Sie zu beleidigen, und Ihren Haß zu verdienen, kam ich her — Glüklich wir beide, wenn mein Vorſaz gelungen wäre! (er ſchweigt eine Weile, darauf leiſer und ſchüchterner) Ich liebe Milady — liebe ein bürgerliches Mädchen — Louiſen Millerin — eines Muſikus Tochter. (Lady wendet ſich bleich von ihm weg, er fährt lebhafter fort) Ich weiß, worein ich mich ſtürze; aber wenn auch Klugheit die Leidenſchaft ſchweigen heißt, ſo redet die Pflicht deſto lauter — Ich bin der Schuldige. Ich zuerſt zerriß ihrer Unſchuld goldenen Frieden — wiegte ihr Herz mit vermeſſenen Hoffnungen, und gab es verrätheriſch der wilden Leidenſchaft Preiß. — Sie werden mich an Stand

— an

— an Geburt — an die Grundſäze meines Vaters erinnern — aber ich liebe — Meine Hoffnung ſteigt um ſo höher, je tiefer die Natur mit Konvenienzen zerfallen iſt. — Mein Entſchluß und das Vorurtheil! — Wir wollen ſehen, ob die Mode oder die Menſchheit auf dem Plaz bleiben wird. (Lady hat ſich unterdeß bis an das äuſerſte Ende des Zimmers zurükgezogen, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedekt. Er folgt ihr dahin) Sie wolten mir etwas ſagen, Milady?

Lady. (im Ausdruk des heftigſten Leidens) Nichts Herr von Walter! Nichts, als daß ſie Sich und Mich und noch eine Dritte zu Grund richten.

Ferdinand. Noch eine Dritte?

Lady. Wir können miteinander nicht glüklich werden. Wir müßen doch der Voreiligkeit Ihres Vaters zum Opfer werden. Nimmermehr werd ich das Herz eines Mannes haben, der mir ſeine Hand nur gezwungen gab.

Ferdinand. Gezwungen Lady? Gezwungen gab? und alſo doch gab? Können Sie eine Hand ohne Herz erzwingen? Sie einem Mädchen den Mann entwenden, der die ganze Welt dieſes Mädchens iſt? Sie einen Mann von dem Mädchen reiſſen, das die ganze Welt dieſes Mannes iſt? Sie Milady — vor einem Augenblik die bewunderungswürdige Brittin? — Sie können das?

Lady. Weil ich es muß. (mit Ernſt und Stärke) Meine Leidenſchaft, Walter, weicht meiner Zärtlich-

keit für Sie. Meine Ehre kanns nicht mehr — Unſre Verbindung iſt das Geſpräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spotts ſind auf mich geſpannt. Die Beſchimpfung iſt unauslöſchlich, wenn ein Unterthan des Fürſten mich ausſchlägt. Rechten Sie mit Ihrem Vater. Wehren Sie ſich ſo gut Sie können. — Ich laß alle Minen ſprengen. (ſie eilt ſchnell ab. Der Major bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehn. Pauſe. Dann ſtürzt er fort durch die Flügelthüre.)

Vierte Szene.

Zimmer beim Muſikanten.

Miller. Frau Millerin. Louiſe treten auf.

Miller. (haſtig ins Zimmer) Ich habs ja zuvor geſagt!

Louiſe. (ſprengt ihn ängſtlich an) Was, Vater, Was?

Miller. (rennt wie toll auf und nieder) Meinen Staatsrok her — hurtig — ich muß ihm zuvorkommen — und ein weiſſes Manſchettenhemd! — Das hab ich mir gleich eingebildet!

Louiſe. Um Gotteswillen! Was?

Millerin. Was gibts denn? Was iſts denn?

Miller. (wirft ſeine Perüke ins Zimmer) Nur gleich zum Friſeur das! — Was es gibt? (vor den Spiegel geſprungen) Und mein Bart iſt auch wieder Fingerslang — Was es gibt? — Was wirds geben, da

du Rabenaas? — Der Teufel iſt los, und dich ſoll das Wetter ſchlagen.

Frau. Da ſehe man! Ueber mich muß gleich alles kommen.

Miller. Ueber dich? Ja blaues Donnermaul und über wen anders? Heute früh mit deinem diaboliſchen Junker — Hab ichs nicht im Moment geſagt? — Der Wurm hat geplaudert.

Frau. Ah was! Wie kannſt du das wiſſen?

Miller. Wie kann ich das wiſſen? — Da! — unter der Hausthüre ſpukt ein Kerl des Miniſters, und fragt nach dem Geiger.

Louiſe. Ich bin des Todes.

Miller. Du aber auch mit deinen Vergißmeinnichtsaugen (lacht voll Bosheit) Das hat ſeine Richtigkeit, wem der Teufel ein Ey in die Wirthſchaft gelegt hat, dem wird eine hübſche Tochter geboren — Jezt hab ichs blank!

Frau. Woher weißt du denn, daß es der Louiſe gilt? — Du kannſt dem Herzog rekommendirt worden ſeyn. Er kann dich ins Orcheſter verlangen.

Miller. (ſpringt nach ſeinem Rohr) Daß dich der Schwefelregen von Sodom! — Orcheſter! — Ja, wo du Kupplerin den Diskant wirſt heulen, und mein blauer Hinterer den Konterbaß vorſtellen. (wirft ſich in ſeinen Stul) Gott im Himmel!

Louiſe. (ſezt ſich todtenbleich nieder) Mutter! Vater! Warum wird mir auf einmal ſo bange?

Miller. (ſpringt wieder vom Stul auf) Aber ſoll mir der Tintenkleſſer einmal in den Schuß laufen? Soll er mir laufen? — Es ſei in dieſer oder in jener Welt — Wenn ich ihm nicht Leib und Seele dreyweich zuſammen dreſche, alle zehen Gebote und alle ſieben Bitten im Vaterunſer, und alle Bücher Moſis und der Propheten aufs Leder ſchreibe, daß man die blaue Fleken bei der Auferſtehung der Toden noch ſehen ſoll —

Frau. Ja! fluch du und poltre du! Das wird jezt den Teufel bannen. Hilf heiliger Herregott! Wohinaus nun? Wie werden wir Rath ſchaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, ſo rede doch! (Sie läuft heulend durchs Zimmer.)

Miller. Auf der Stell zum Miniſter will ich. Ich zuerſt will mein Maul aufthun — Ich ſelbſt will es angeben. Du haſt es vor mir gewußt. Du hätteſt mir einen Wink geben können. Das Mädel hätt ſich noch weiſen laſſen. Es wäre noch Zeit geweſen — aber Nein! — Da hat ſich was makeln laſſen; da hat ſich was fiſchen laſſen! Da haſt du noch Holz obendrein zugetragen! — Jezt ſorg auch für deinen Kuppelpelz. Friß aus, was du einbrokteſt. Ich nehme meine Tochter in Arm, und marſch mit ihr über die Gränze.

Fünfte Szene.

Ferdinand von Walter, ſtürzt erſchroken und auſſer Athem ins Zimmer. Die Vorigen.

Ferdinand. War mein Vater da?

Louiſe. (fährt mit Schreken auf) Sein Vater! allmächtiger Gott!

Frau. (ſchlägt die Hände zuſammen) Der Präſident! Es iſt aus mit uns!

Miller. (lacht voll Bosheit) Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Beſcheerung!

Alle zugleich.

Ferdinand. (eilt auf Louiſen zu, und drükt ſie ſtark in die Arme) Mein biſt du, und würfen Höll' und Himmel ſich zwiſchen uns.

Louiſe. Mein Tod iſt gewis — Rede weiter — Du ſprachſt einen ſchrekklichen Namen aus — dein Vater?

Ferdinand. Nichts. Nichts. Es iſt überſtanden. Ich hab dich ja wieder. Du haſt mich ja wieder. O laß mich Athem ſchöpfen an dieſer Bruſt. Es war eine ſchrekkliche Stunde.

Louiſe. Welche? Du tödeſt mich!

Ferdinand. (tritt zurük, und ſchaut ſie bedeutend an) Eine Stunde, Louiſe, wo zwiſchen mein Herz und Dich eine fremde Geſtalt ſich warf — wo meine Liebe vor

meinem Gewiſſen erblaßte — wo meine Louiſe aufhörte, Ihrem Ferdinand alles zu ſeyn — —

Louiſe. (ſinkt mit verhülltem Geſicht auf den Seſſel nieder.)

Ferdinand. (eilt ſchnell auf ſie zu, bleibt ſprachlos mit ſtarrem Blik vor ihr ſtehen, dann verläßt er ſie plözlich, in großer Bewegung) Nein! Nimmermehr! Unmöglich Lady! Zuviel verlangt! Ich kann Dir dieſe Unſchuld nicht opfern — Nein beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verlezen, der mich laut wie des Himmels Donner aus dieſem brechenden Auge mahnt — Lady Mik hieher — hieher du Rabenvater — Ich ſoll dieſen Engel würgen? Die Hölle ſoll ich in dieſen himmliſchen Buſen ſchütten? (mit Entſchluß auf ſie zueilend) Ich will ſie führen vor des Weltrichters Tron, und ob meine Liebe Verbrechen iſt, ſoll der Ewige ſagen. (er faßt ſie bei der Hand, und hebt ſie vom Seſſel) Faſſe Muth meine Theuerſte! — Du haſt gewonnen. Als Sieger komm ich aus dem gefährlichſten Kampf zurük.

Louiſe. Nein! Nein! Verhehle mir nichts. Sprich es aus das entſezliche Urtheil. Deinen Vater nannteſt du? Du nannteſt die Lady? — Schauer des Todes ergreifen mich — Man ſagt, ſie wird heiraten.

Ferdinand. (ſtürzt betäubt zu Louiſens Füßen nieder) Mich, Unglükſelige!

Louiſe. (nach einer Pauſe, mit ſtillem bebenden Ton und ſchrecklicher Ruhe) Nun — was erſchrek ich denn? — Der alte Mann dort hat mirs ja oft geſagt — ich hab es ihm nie glauben wollen (Pauſe, dann wirft ſie ſich Millern laut weinend in den Arm) Vater, hier iſt deine Tochter wieder — Verzeihung Vater — Dein Kind kann ja nicht dafür, daß dieſer Traum ſo ſchön war, und — — ſo fürchterlich jezt das Erwachen — —

Miller. Louiſe! Louiſe! — O Gott ſie iſt von ſich — Meine Tochter, mein armes Kind — Fluch über den Verführer! — Fluch über das Weib, das ihm kuppelte!

Frau. (wirft ſich jammernd auf Louiſen) Verdien ich dieſen Fluch, meine Tochter? Vergebs Ihnen Gott, Baron — Was hat dieſes Lamm gethan, daß Sie es würgen?

Ferdinand. (ſpringt an ihr auf, voll Entſchloſſenheit) Aber ich will ſeine Kabalen durchbohren — durchreiſſen will ich alle dieſe eiſerne Ketten des Vorurtheils — Frei wie ein Mann will ich wählen, daß dieſe Inſektenſeelen am Rieſenwerk meiner Liebe hinaufſchwindeln (er will fort)

Louiſe. (zittert vom Seſſel auf, folgt ihm) Bleib! Bleib! Wohin willſt du? — Vater — Mutter — in dieſer bangen Stunde verläßt er uns?

Frau. (eilt ihm nach, hängt ſich an ihn) Der Präſident wird hieher kommen — Er wird unſer

Kind

Kind mishandeln — Er wird uns mishandeln — Herr von Walter, und Sie verlaſſen uns?

Miller. (lacht wütend) Verläßt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja alles hin! (mit der einen Hand den Major, mit der andern Louisen faſſend) Geduld Herr! der Weg aus meinem Hauſe geht nur über Dieſe da — Erwarte erſt deinen Vater, wenn du kein Bube biſt — Erzähl es ihm, wie du dich in ihr Herz ſtahlſt, Betrüger, oder bei Gott (ihm ſeine Tochter zuſchleudernd, mild und beſtia) Du ſollſt nur zuvor dieſen wimmernden Wurm zertreten, den Liebe zu Dir ſo zu Schanden richtete.

Ferdinand. (kommt zurük, und geht auf und ab in tiefen Gedanken) Zwar die Gewalt des Präſidenten iſt gros — Vaterrecht iſt ein weites Wort — der Frevel ſelbſt kann ſich in ſeinen Falten verſteken — er kann es weit damit treiben — Weit! — Doch aufs äuſerſte treibts nur die Liebe — Hier Louiſe! Deine Hand in die meinige (er faßt dieſe heftig) So wahr mich Gott im lezten Hauch nicht verlaſſen ſoll! — Der Augenblik, der dieſe zwo Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwiſchen Mir und der Schöpfung.

Louiſe. Mir wird bange! Blik weg! Deine Lippen beben. Dein Auge rollt fürchterlich —

Ferdinand. Nein Louiſe. Zittre nicht. Es iſt nicht Wahnſinn was aus mir redet. Es iſt das koſtliche Geſchenk des Himmels, Entſchluß in dem geltenden Augenblik, wo die gepreßte Bruſt nur durch

etwas

etwas Unerhörtes ſich Luft macht — Ich liebe dich Louiſe — Du ſollſt mir bleiben, Louiſe — Jezt zu meinem Vater (er eilt ſchnell fort und rennt — gegen den Präſidenten.)

Sechste Szene.

Der Präſident mit einem Gefolge von Bedienten. Vorige.

Präſident. (im Hereintreten) Da iſt er ſchon.

Alle. (erſchrecken.)

Ferdinand. (weicht einige Schritte zurüke) Im Hauſe der Unſchuld.

Präſident. Wo der Sohn Gehorſam gegen den Vater lernt?

Ferdinand. Laſſen Sie uns das — —

Präſident. (unterbricht ihn, zu Millern) Er iſt der Vater?

Miller. Stadtmuſikant Miller.

Präſident. (zur Frau) Sie die Mutter?

Frau. Ach ja! die Mutter.

Ferdinand. (zu Millern) Vater, bring er die Tochter weg — Sie droht eine Ohnmacht.

Präſident. Ueberflüßige Sorgfalt. Ich will ſie anſtreichen (zu Louiſen) Wie lang kennt Sie den Sohn des Präſidenten?

Louiſe. Dieſem habe ich nie nachgefragt. Ferdinand von Walter beſucht mich ſeit dem November.

Ferdinand. Betet ſie an.

Präſident.

Präſident. Erhielt Sie Verſicherungen?

Ferdinand. Vor wenig Augenblicken die feierlichſte im Angeſicht Gottes.

Präſident. (zornig zu ſeinem Sohn) Zur Beichte deiner Thorheit wird man dir ſchon das Zeichen geben (zu Louiſen) Ich warte auf Antwort.

Louiſe. Er ſchwur mir Liebe.

Ferdinand. Und wird ſie halten.

Präſident. Muß ich befehlen, daß du ſchweigſt? — Nahm Sie den Schwur an?

Louiſe. (zärtlich) Ich erwiederte ihn.

Ferdinand. (mit feſter Stimme) Der Bund iſt geſchloſſen.

Präſident. Ich werde das Echo hinauswerfen laſſen (boshaft zu Louiſen) Aber er bezahlte Sie doch jederzeit baar?

Louiſe. (aufmerkſam) Dieſe Frage verſtehe ich nicht ganz.

Präſident. (mit beiſſendem Lachen) Nicht? Nun! ich meyne nur — Jedes Handwerk hat, wie man ſagt, ſeinen goldenen Boden — auch Sie, hoff ich, wird ihre Gunſt nicht verſchenkt haben — oder wars Ihr vielleicht mit dem bloſen Verſchluß gedient? Wie?

Ferdinand. (fährt wie raſend auf) Hölle! was war das?

Louiſe. (zum Major mit Würde und Unwillen) Herr von Walter, jezt ſind Sie frei.

Ferdinand.

Ferdinand. Vater! Ehrfurcht befiehlt die Tugend auch im Bettlerkleid.

Präſident. (lacht lauter) Eine luſtige Zumutung! Der Vater ſoll die Ehre des Sohns reſpektiren.

Louiſe. (ſtürzt nieder) O Himmel und Erde!

Ferdinand. (mit Louiſen zu gleicher Zeit, indem er den Degen nach dem Präſidenten zükt, den er aber ſchnell wieder ſinken läßt) Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu fodern — Es iſt bezahlt (den Degen einſtekend) Der Schuldbrief ſeiner kindlichen Pflicht liegt zerriſſen da —

Miller. (der bis jezt furchtſam auf der Seite ausſtanden, tritt hervor in Bewegung, wechſelsweis für Wut mit den Zähnen knirſchend, und für Angſt damit klappernd) Ewr Exzellenz — Das Kind iſt des Vaters Arbeit — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mähre ſchilt, ſchlägt den Vater an's Ohr, und Ohrfeig um Ohrfeig — Das iſt ſo Tax bei uns — Halten zu Gnaden.

Frau. Hilf Herr und Heiland! — Jezt bricht auch der Alte los — über unſerm Kopf wird das Wetter zuſammenſchlagen.

Präſident. (der es nur halb gehört hat) Regt ſich der Kuppler auch? — Wir ſprechen uns gleich Kuppler.

Miller. Halten zu Gnaden. Ich heiſſe Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen — mit Buhlſchaften

ſchaften dien ich nicht. So lang der Hof da noch Vorrath hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleut'. Halten zu Gnaden.

Frau. Um des Himmels willen, Mann! Du bringſt Weib und Kind um.

Ferdinand. Sie ſpielen hier eine Rolle mein Vater, wobei Sie ſich wenigſtens die Zeugen hätten erſparen können.

Miller. (kommt ihm näher, herzhafter) Teutſch und verſtändlich. Halten zu Gnaden. Ewr Exzellenz ſchalten und walten im Land. Das iſt meine Stube. Mein devoteſtes Kompliment, wenn ich dermaleins ein pro memoria bringe, aber den ungehobelten Gaſt werf ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden.

Präſident. (vor Wut blaß) Was? — Was iſt das? (tritt ihm näher)

Miller. (zieht ſich ſachte zurük) Das war nur ſo meine Meynung, Herr — Halten zu Gnaden.

Präſident. (in Flammen) Ha Spizbube! In's Zuchthaus ſpricht dich deine vermeſſene Meynung — Fort! Man ſoll Gerichtsdiener hohlen (einige vom Gefolg gehen ab; Der Präſident rennt voll Wut durch das Zimmer) Vater ins Zuchthaus — an den Pranger, Mutter und Mäze von Tochter! — Die Gerechtigkeit ſoll meiner Wut ihre Arme borgen. Für dieſen Schimpf muß ich ſchreckliche Genugthuung haben — Ein ſolches Geſindel ſolte meine Plane zerſchlagen,

ſchlagen, und ungeſtraft Vater und Sohn aneinander hezen? — Ha Verfluchte! Ich will meinen Haß an eurem Untergang ſättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern.

Ferdinand. (tritt gelaſſen und ſtandhaft unter ſie hin) O nicht doch! Seyd auſſer Furcht! Ich bin zugegen (zum Präſidenten mit Unterwürfigkeit) Keine Uebereilung mein Vater! Wenn Sie ſich ſelbſt lieben, keine Gewaltthätigkeit — Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worinn das Wort Vater noch nie gehört worden iſt — Dringen Sie nicht bis in dieſe.

Präſident. Nichtswürdiger! Schweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr.

Miller. (kommt aus einer dumpfen Betäubung zu ſich ſelbſt) Schau du nach deinem Kinde, Frau. Ich laufe zum Herzog. Der Leibſchneider — das hat mir Gott eingeblaſen! — Der Leibſchneider lernt die Flöte bei mir. Es kann mir nicht fehlen beim Herzog (er will gehen)

Präſident. Beim Herzog ſagſt du? — Haſt du vergeſſen, daß ich die Schwelle bin, worüber du ſpringen oder den Hals brechen muſt? — Beim Herzog du Dummkopf? — Verſuch' es, wenn du, lebendig todt, eine Thurmhöhe tief, unter dem Boden im Kerker liegſt, wo die Nacht mit der Hölle liebäugelt, und Schall und Licht wieder umkehren,

raßle dann mit deinen Ketten und wimmre: Mir iſt zuviel geſchehen!

Siebente Szene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ferdinand. (eilt auf Louiſen zu, die ihm halb todt in den Arm fällt) Louiſe! Hilfe! Rettung! Der Schreken überwältigte ſie.

Miller. (ergreift ſein ſpaniſches Rohr, ſezt den Hut auf, und macht ſich zum Angriff gefaßt.)

Frau. (wirft ſich auf die Knie vor den Präſident)

Präſident. (zu den Gerichtsdienern, ſeinen Orden entblößend) Legt Hand an im Namen des Herzogs — Weg von der Mäze, Junge — Ohnmächtig oder nicht — Wenn ſie nur erſt das eiſerne Halsband um hat, wird man ſie ſchon mit Steinwürfen aufweken.

Frau. Erbarmung Ihro Exzellenz! Erbarmung! Erbarmung!

Miller. (reißt ſeine Frau in die Höhe) Knie vor Gott alte Heulhure, und nicht vor — — Schelmen, weil ich ja doch ſchon ins Zuchthaus muß.

Präſident. (beißt die Lippen) Du kannſt dich verrechnen, Bube. Es ſtehen noch Galgen leer (zu den Gerichtsdienern) Muß ich es noch einmal ſagen?

Gerichtsdiener (dringen auf Louiſen ein)

Ferdinand. (ſpringt an ihr auf, und ſtellt ſich

vor ſie, grimmig) Wer will was? (Er zieht den Degen ſammt der Scheide, und wehrt ſich mit dem Gefäß) Wag es, ſie anzurühren, wer nicht auch die Hirnſchale an die Gerichte vermiethet hat (zum Präſidenten) Schonen Sie Ihrer ſelbſt. Treiben Sie mich nicht weiter mein Vater.

Präſident. (drohend zu den Gerichtsdienern) Wenn euch euer Brod lieb iſt, Memmen —

Gerichtsdiener (greifen Louiſen wieder an)

Ferdinand. Tod und alle Teufel! Ich ſage: Zurük — Noch einmal. Haben Sie Erbarmen mit ſich ſelbſt. Treiben Sie mich nicht aufs äuſerſte, Vater.

Präſident.. (aufgebracht zu den Gerichtsdienern) Iſt das euer Dienſteifer, Schurken?

Gerichtsdiener. (greifen hitziger an)

Ferdinand. Wenn es denn ſeyn muß (indem er den Degen zieht, und einige von denſelben verwundet) ſo verzeih mir, Gerechtigkeit!

Präſident. (voll Zorn) Ich will doch ſehen, ob auch ich dieſen Degen fühle (er faßt Louiſen ſelbſt, zerrt ſie in die Höh und übergibt ſie einem Gerichtsknecht)

Ferdinand. (lacht erbittert) Vater, Vater, Sie machen hier ein beiſſendes Pasquill auf die Gottheit, die ſich ſo übel auf ihre Leute verſtund, und aus vollkommenen Henkersknechten ſchlechte Miniſter machte.

Präſident. (zu den übrigen) Fort mit ihr!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10413/020

Ferdinand. Vater, ſie ſoll an den Pranger ſtehn, aber mit dem Major, des Präſidenten Sohn — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Deſto poßierlicher wird das Spektakel — Fort!

Ferdinand. Vater! ich werfe meinen Offiziers-Degen auf das Mädchen — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Das Wort d'Exer iſt an Deiner Seite des Prangerſtehens gewohnt worden — Fort! Fort! Ihr mißt meinen Willen.

Ferdinand. (drükt einen Gerichtsdiener weg, faßt Louiſen mit einem Arm, mit dem andern zükt er den Degen auf ſie) Vater! Eh Sie meine Gemahlin beſchimpfen, durchſtoß ich ſie — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Thu es, wenn deine Klinge auch ſpizig iſt.

Ferdinand. (läßt Louiſen fahren, und blikt fürchterlich zum Himmel) Du Allmächtiger biſt Zeuge! Kein menſchliches Mittel ließ ich unverſucht — ich muß zu einem teufliſchen ſchreiten — Ihr führet ſie zum Pranger fort, unterdeſſen (zum Präſidenten in's Ohr rufend) erzähl' ich der Reſidenz eine Geſchichte, wie man Präſident wird (ab)

Präſident. (Wie vom Blitz gerührt) Was iſt das? — Ferdinand — Laßt ſie ledig (er eilt dem Major nach)

Dritter

Dritter Akt.

Erſte Szene.

Saal beim Präſidenten.

Der Präſident und Sekretair Wurm kommen.

Präſident. Der Streich war verwünſcht.

Wurm. Wie ich befürchtete gnädiger Herr. Zwang erbittert die Schwärmer immer, aber bekehrt ſie nie.

Präſident. Ich hatte mein beſtes Vertrauen in dieſen Anſchlag geſezt. Ich urtheilte ſo: Wenn das Mädchen beſchimpft wird, muß er, als Offizier, zurüktreten.

Wurm. Ganz vortreflich. Aber zum Beſchimpfen hätt' es auch kommen ſollen.

Präſident. Und doch — wenn ich es jezt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht ſollen eintreiben laſſen. Es war eine Drohung, woraus er wol nimmermehr Ernſt gemacht hätte.

Wurm. Das denken Sie ja nicht. Der gereizten Leidenſchaft iſt keine Thorheit zu bunt. Sie ſagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf zu ihrer Regierung geſchüttelt. Ich glaubs. Die Grundſäze, die er aus Akademien hieherbrachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten. Was ſol-

ten auch die fantaſtiſchen Träumereien von Seelengröße und perſönlichem Adel an einem Hof, wo die gröſte Weisheit diejenige iſt, im rechten Tempo, auf eine geſchikte Art, Gros und Klein zu ſeyn. Er iſt zu jung und zu feurig, um Geſchmak am langſamen krummen Gang der Kabale zu finden, und nichts wird ſeine Ambizion in Bewegung ſezen, als was gros iſt und abenteuerlich.

Präſident. (verdrüßlich) Aber was wird dieſe wohlweiſe Anmerkung an unſerm Handel verbeſſern?

Wurm. Sie wird Ewr. Exzellenz auf die Wunde hin weiſen, und auch vielleicht auf den Verband. Einen ſolchen Karakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum Vertrauten, oder niemals zum Feind machen ſollen. Er verabſcheut das Mittel, wodurch Sie geſtiegen ſind. Vielleicht war es bis jezt nur der Sohn, der die Zunge des Verräthers band. Geben Sie ihm Gelegenheit, jenen rechtmäßig abzuſchütteln. Machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf ſeine Leidenſchaft glauben, daß Sie der zärtliche Vater nicht ſind, ſo dringen die Pflichten des Patrioten bei ihm vor. Ja, ſchon allein die ſeltſame Phantaſie, der Gerechtigkeit ein ſo merkwürdiges Opfer zu bringen, könnte Reiz genug für ihn haben, ſelbſt ſeinen Vater zu ſtürzen.

Präſident. Wurm — Wurm — Er führt mich da vor einen entſezlichen Abgrund.

Wurm. Ich will Sie zurükführen, gnädiger Herr. Darf ich freymütig reden?

Präſident.

Präſident. (indem er ſich niederſetzt) Wie ein Verdammter zum Mitverdammten.

Wurm. Alſo verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der biegſamen Hofkunſt den ganzen Präſidenten zu danken, warum vertrauten Sie ihr nicht auch den Vater an? Ich beſinne mich, mit welcher Offenheit Sie ihren Vorgänger damals zu einer Partie Piquet beredeten, und bey ihm die halbe Nacht mit freundſchaftlichem Burgunder hinwegſchwemmten, und das war doch die nämliche Nacht wo die groſe Mine losgehen, und den guten Mann in die Luft blaſen ſolte — Warum zeigten Sie ihrem Sohne den Feind? Nimmermehr hätte dieſer erfahren ſollen, daß ich um ſeine Liebesangelegenheit wiſſe. Sie hätten den Roman von Seiten des Mädchens unterhölt, und das Herz ihres Sohnes behalten. Sie hätten den klugen General geſpielt, der den Feind nicht am Kern ſeiner Truppen faßt, ſondern Spaltungen unter den Gliedern ſtiftet.

Präſident. Wie war das zu machen?

Wurm. Auf die einfachſte Art — und die Karten ſind noch nicht ganz vergeben. Unterdrüken Sie eine Zeitlang, daß Sie Vater ſind. Meſſen Sie ſich mit einer Leidenſchaft nicht, die jeder Widſtand nur mächtiger machte — Ueberlaſſen Sie es mir, an ihrem eigenen Feuer den Wurm auszubrüten, der ſie zerfrißt.

Präſident. Ich bin begierig.

Wurm. Ich müßte mich ſchlecht auf den Barometer der Seele verſtehen, oder der Herr Major iſt in der Eiferſucht ſchrecklich, wie in der Liebe. Machen Sie ihm das Mädchen verdächtig — — Wahrſcheinlich oder nicht. Ein Gran Hefe reicht hin, die ganze Maſſe in eine zerſtörende Gährung zu jagen.

Präſident. Aber woher dieſen Gran nehmen?

Wurm. Da ſind wir auf dem Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr, erklären Sie ſich mir, wie viel Sie bei der fernern Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es ihnen wichtig iſt, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen, und die Verbindung mit Lady Milford zu Stand zu bringen?

Präſident. Kann er noch fragen Wurm? — Mein ganzer Einfluß iſt in Gefahr, wenn die Parthie mit der Lady zurükgeht, und wenn ich den Major zwinge, mein Hals.

Wurm. (munter) Jezt haben Sie die Gnade und hören. — Den Herrn Major umſpinnen wir mit Liſt. Gegen das Mädchen nehmen wir ihre ganze Gewalt zu Hilfe. Wir diktieren ihr ein Billetdour an eine dritte Perſon in die Feder, und ſpielen das mit guter Art dem Major in die Hände.

Präſident. Toller Einfall! Als ob Sie ſich ſo geſchwind hin bequemen würde, ihr eigenes Todesurtheil zu ſchreiben?

Wurm.

Wurm. Sie mag, wenn Sie mir freie Hand laſſen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwo tödliche Seiten, durch welche wir ihr Gewiſſen beſtürmen können — ihren Vater und den Major. Der leztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel, deſto freier können wir mit dem Muſikanten umſpringen.

Präſident. Als zum Exempel?

Wurm. Nach dem, was Ewr. Exzellenz mir von dem Auftritt in ſeinem Hauſe geſagt haben, wird nichts leichter ſeyn, als den Vater mit einen Halsprozeß zu bedrohen. Die Perſon des Günſtlings und Siegelbewahrers iſt gewiſſermaſen der Schatten der Majeſtät — Beleidigungen gegen jenen ſind Verlezungen dieſer — Wenigſtens will ich den armen Schächer mit dieſem zuſammengeflikten Kobold durch ein Nadelöhr jagen.

Präſident. Doch — ernſthaft dürfte der Handel nicht werden.

Wurm. Ganz und gar nicht — Nur in ſo weit als es nötig iſt, die Familie in die Klemme zu treiben — Wir ſezen alſo in aller Stille den Muſikus feſt — Die Noth um ſo dringender zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen, — ſprechen von peinlicher Anklage, von Schaffot, von ewiger Veſtung, und machen den Brief der Tochter zur einzigen Bedingniß ſeiner Befreiung.

Präſident. Gut! Gut! Ich verſtehe.

Wurm. Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenſchaft möcht ich ſagen. Die Gefahr ſeines Lebens — ſeiner Freiheit zum mindeſten — Die Vorwürfe ihres Gewiſſens den Anlaß dazu gegeben zu haben — Die Unmöglichkeit, den Major zu beſitzen — endlich die Betäubung ihres Kopfs, die ich auf *mich* nehme — Es kann nicht fehlen — Sie *muß* in die Falle gehn.

Präſident. Aber mein Sohn? Wird der nicht auf der Stelle Wind davon haben? Wird er nicht wütender werden?

Wurm. Das laſſen Sie meine Sorge ſeyn, gnädiger Herr — Vater und Mutter werden nicht eher frei gelaſſen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf abgelegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten, und den Betrug zu beſtätigen.

Präſident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bei *uns* gnädiger Herr. Bei *dieſer* Menſchenart alles — Und ſehen Sie nun, wie ſchön wir beide auf dieſe Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors, und den Ruf ihrer Tugend. Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und durch und durch weich gemacht von Schikſalen dieſer Art, erkennen ſie's noch zulezt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

Präſident. (lacht unter Kopfſchütteln) Ja! ich gebe mich dir überwunden, Schurke. Das Gewebe iſt ſataniſch fein. Der Schüler übertrift ſeinen Meiſter — — Nun iſt die Frage, an Wen das Billet muß gerichtet werden? Mit Wem wir ſie in Verdacht bringen müßen?

Wurm. Nothwendig mit jemand, der durch den Entſchluß Ihres Sohnes alles gewinnen oder alles verlieren muß.

Präſident. (nach einigem Nachdenken) Ich weiß nur den Hofmarſchall.

Wurm. (zukt die Achſeln) Mein Geſchmak wär er nun freilich nicht, wenn ich Louiſe Millerin hieße.

Präſident. Und warum nicht? Wunderlich! Eine blendende Garderobe — eine Atmoſphäre von Eau de mille fleurs und Biſam — auf jedes alberne Wort eine Handvoll Dukaten — und alles das ſolte die Delikateſſe einer bürgerlichen Dirne nicht endlich beſtechen können? — O guter Freund. So ſcrupulös iſt die Eiferſucht nicht. Ich ſchike zum Marſchall. (klingelt)

Wurm. Unterdeſſen, daß Ewr Exzellenz dieſes, und die Gefangennehmung des Geigers beſorgen, werd ich hingehen, und den bewußten Liebesbrief aufſezen.

Präſident. (zum Schreibpult gehend) Den er mir zum Durchleſen heraufbringt, ſobald er zu Stand ſeyn wird. (Wurm geht ab. Der Präſident ſezt ſich

ſich zu ſchreiben; ein Kammerdiener kommt; er ſteht auf, und gibt ihm ein Papier) Dieſer Verhaftsbefehl muß ohne Aufſchub in die Gerichte — ein andrer von euch wird den Hofmarſchall zu mir bitten.

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſind ſo eben hier angefahren.

Präſident. Noch beſſer — Aber die Anſtalten ſollen mit Vorſicht getroffen werden, ſagt ihr, daß kein Aufſtand erfolgt.

Kammerdiener. Sehr wol, Ihr' Exzellenz.

Präſident. Verſteht ihr? Ganz in der Stille.

Kammerdiener. Ganz gut, Ihr' Exzellenz. (ab)

Zweite Szene.

Der Präſident und der Hofmarſchall.

Hofmarſchall. (eilfertig) Nur en paſſant mein Beſter — Wie leben Sie? Wie befinden Sie ſich? — Heute Abend iſt große Opera Dido — das ſuperbeſte Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zuſammen — Sie ſehen ſie doch auch brennen? Was?

Präſident. Ich habe Feuerwerks genug in meinem eigenen Hauſe, das meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt — Sie kommen erwünſcht, lieber Marſchall, mir in einer Sache zu rathen, thätig zu helfen, die uns beide peußiert oder völlig zu Grund richtet. Sezen Sie ſich.

Hofmarſchall. Machen Sie mir nicht Angſt, mein Süßer.

Präſident.

Präſident. Wie geſagt — pouſſiert oder ganz zu Grund richtet. Sie wiſſen mein Projekt mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unſer beider Glük zu fixieren. Es kann alles zuſammenfallen Kalb. Mein Ferdinand will nicht.

Hofmarſchall. Will nicht — will nicht — ich habs ja in der ganzen Stadt ſchon herumgeſagt. Die Mariage iſt ja in Jedermanns Munde.

Präſident. Sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher da ſtehen. Er liebt eine andere.

Hofmarſchall. Sie ſcherzen. Iſt das auch wol ein Hinderniß?

Präſident. Bei dem Trozkopf das unüberwindlichſte.

Hofmarſchall. Er ſollte ſo wahnſinnig ſeyn, und ſein Fortune von ſich ſtoßen? Was?

Präſident. Fragen Sie ihn das und hören Sie, was er antwortet.

Hofmarſchall. Aber mon Dieu! Was kann er denn antworten?

Präſident. Daß er der ganzen Welt das Verbrechen entdeken wolle, wodurch wir geſtiegen ſind — daß er unſere falſchen Briefe und Quittungen angeben — daß er uns beide an's Meſſer liefern wolle — Das kann er antworten.

Hofmarſchall. Sind Sie von Sinnen?

Präſident. Das hat er geantwortet. Das war er ſchon Willens ins Werk zu richten — Davon hab

ich

ich ihn kaum noch durch meine höchste Erniedrigung abgebracht. Was wissen Sie hierauf zu sagen?

Hofmarschall. (mit einem Schaafsgesicht) Mein Verstand steht still.

Präsident. Das könnte noch hingehen. Aber zugleich hinterbringen mir meine Spionen, daß der Oberschenk von Bok auf dem Sprunge sei, um die Lady zu werben.

Hofmarschall. Sie machen mich rasend. Wer sagen Sie? Von Bok, sagen Sie? — Wissen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zusammen sind? Wissen Sie auch, warum wir es sind?

Präsident. Das erste Wort, das ich höre.

Hofmarschall. Bester! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren — Wenn Sie sich noch des Hofballs entsinnen — — es geht jezt ins ein und zwanzigste Jahr — wissen Sie, worauf man den ersten Englischen tanzte, und dem Grafen von Meerschaum das heiße Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte — Ach Gott! das müßen Sie freilich noch wissen!

Präsident. Wer könnte so was vergessen?

Hofmarschall. Sehen Sie! Da hatte Prinzessin Amalie in der Hize des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Alles kommt, wie begreiflich ist, in Allarm — von Bok und Ich — Wir waren noch Kammerjunker — wir kriechen durch den ganzen Redoutensaal, das Strumpfband zu suchen — endlich erblik Ichs — von Bok merkts — von Bok darauf

zu

zu — reißt es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringts der Prinzeßin und schnappt mir glüklich das Kompliment weg — Was denken Sie?

Präsident. Impertinent!

Hofmarschall. Schnappt mir das Kompliment weg — Ich meyne in Ohnmacht zu sinken. Eine solche Malice ist gar nicht erlebt worden. — Endlich ermann ich mich, nähere mich Ihrer Durchlaucht und spreche: Gnädigste Frau! von Bok war so glüklich, Höchstdenenselben das Strumpfband zu überreichen, aber wer das Strumpfband zuerst erblikte, belohnt sich in der Stille und schweigt.

Präsident. Bravo Marschall! Bravissimo!

Hofmarschall. Und schweigt — Aber ich werds dem von Bok bis zum jüngsten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige kriechende Schmeichler! — und das war noch nicht genug — Wie wir beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wischt mir von Bok an der rechten Frisur allen Puder weg, und ich bin ruiniert auf den ganzen Ball.

Präsident. Das ist der Mann, der die Milford heuraten, und die erste Person am Hof werden wird.

Hofmarschall. Sie stoßen mir ein Messer ins Herz. Wird? Wird? Warum wird er? Wo ist die Notwendigkeit?

Präsident. Weil mein Ferdinand nicht will, und sonst keiner sich meldet.

Hofmarschall.

Hofmarſchall. Aber wiſſen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entſchluß zu bringen? — — Seys auch noch ſo biſarr! ſo verzweifelt! — Was in der Welt kann ſo widrig ſeyn, das uns jezt nicht willkommen wäre, den verhaßten von Bok auszuſtechen?

Präſident. Ich weiß nur eines, und das bei Ihnen ſteht.

Hofmarſchall. Bei mir ſteht? Und das iſt?

Präſident. Den Major mit ſeiner Geliebten zu entzweyen.

Hofmarſchall. Zu entzweyen? Wie meynen Sie das? — und wie mach ich das?

Präſident. Alles iſt gewonnen, ſobald wir ihm das Mädchen verdächtig machen.

Hofmarſchall. Daß ſie ſtehle, meynen Sie?

Präſident. Ach Nein doch! Wie glaubte er das? — daß ſie es noch mit einem andern habe.

Hofmarſchall. Dieſer andre?

Präſident. Müßten Sie ſeyn, Baron.

Hofmarſchall. Ich ſeyn? Ich? — Iſt ſie von Adel?

Präſident. Wozu das? Welcher Einfall! — eines Muſikanten Tochter.

Hofmarſchall. Bürgerlich alſo? Das wird nicht angehen. Was?

Präſident. Was wird nicht angehen? Narrenspoſſen! Wem unter der Sonne wird es einfallen, ein

einfallen, ein paar runde Wangen nach dem Stammbaum zu fragen?

Hofmarſchall. Aber bedenken Sie doch, ein Ehmann! Und meine Reputazion bei Hofe!

Präſident. Das iſt was anders. Verzeihen Sie. Ich hab das noch nicht gewußt, daß Ihnen der Mann von unbeſcholtenen Sitten mehr iſt als der von Einfluß. Wollen wir abbrechen?

Hofmarſchall. Seien Sie klug Baron. Es war ja nicht ſo verſtanden.

Präſident. (ſpaßig) Nein — nein! Sie haben vollkommen recht. Ich bin es auch müde. Ich laſſe den Karren ſtehen. Dem von Bok wünſch ich Glük zum Premierminiſter. Die Welt iſt noch anderswo. Ich fodre meine Entlaſſung vom Herzog.

Hofmarſchall. Und Ich? — Sie haben gut ſchwazen, Sie! Sie ſind ein Stuttierter! Aber Ich? — Mon Dieu! Was bin dann ich, wenn mich Seine Durchleucht entlaſſen?

Präſident. Ein Bonmot von Vorgeſtern. Die Mode vom vorigen Jahr.

Hofmarſchall. Ich beſchwöre Sie, Theurer, Goldner! — Erſtiken Sie dieſen Gedanken! Ich will mir ja alles gefallen laſſen.

Präſident. Wollen Sie ihren Namen zu einem Rendezvous hergeben, den Ihnen dieſe Millerin ſchriftlich vorſchlagen ſoll?

Hofmarſchall. Im Namen Gottes! Ich will ihn hergeben.

Präſident. Und den Brief irgend wo herausfallen laßen, wo er dem Major zu Geſicht kommen muß.

Hofmarſchall. Zum Exempel auf der Parade will ich ihn als von Ohngefehr, mit dem Schnupftuch herausſchleudern?

Präſident. Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

Hofmarſchall. Mort de ma vie! Ich will ihn ſchon waſchen! Ich will dem Naſeweis den Appetit nach meinen Amouren verleiden.

Präſident. Nun gehts nach Wunſch. Der Brief mus noch heute geſchrieben ſeyn. Sie müſſen vor Abend noch her kommen, ihn abzuholen, und ihre Rolle mit mir zu berichtigen.

Hofmarſchall. Sobald ich ſechszehn Viſiten werde gegeben haben, die von allerhöchſter Importance ſind. Verzeihen Sie alſo, wenn ich mich ohne Aufſchub beurlaube (geht)

Präſident. (klingelt) Ich zäle auf Ihre Verſchlagenheit, Marſchall.

Hofmarſchall. (ruft zurük) Ah mon Dieu! Sie kennen mich ja.

Dritte Szene.

Der Präſident und Wurm.

Wurm. Der Geiger und ſeine Frau ſind glüklich und ohne alles Geräuſch in Verhaft gebracht. Wollen Ewr. Exzellenz jezt den Brief überleſen?

Präſident. (nachdem er geleſen) Herrlich! Herrlich Sekretair! Auch der Marſchall hat angebiſſen! — Ein Gift, wie das müßte die Geſundheit ſelbſt in eiternden Auſſaz verwandeln — Nun gleich mit den Vorſchlägen zum Vater, und dann warm zu der Tochter.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

(Zimmer in Millers Wohnung.)

Vierte Szene.

Louiſe und Ferdinand.

Louiſe. Ich bitte dich, höre auf. Ich glaube an keine glükliche Tage mehr. Alle meine Hoffnungen ſind geſunken.

Ferdinand. So ſind die meinigen geſtiegen. Mein Vater iſt aufgereizt. Mein Vater wird alle Geſchüze gegen uns richten. Er wird mich zwingen, den unmenſchlichen Sohn zu machen. Ich ſtehe nicht mehr für meine kindliche Pflicht. Wut und Verzweiflung werden mir das ſchwarze Geheimniß ſeiner Mordthat erpreſſen. Der Sohn wird den Vater in die Hände des Henkers liefern — Es iſt

die höchſte Gefahr — — und die höchſte Gefahr mußte da ſeyn, wenn meine Liebe den Rieſenſprung wagen ſolte. — — Höre Louiſe — ein Gedanke, gros und vermeſſen wie meine Leidenſchaft drängt ſich vor meine Seele — Du Louiſe und ich und die Liebe! — Liegt nicht in dieſem Zirkel der ganze Himmel? oder brauchſt du noch etwas Viertes dazu?

Louiſe. Brich ab. Nichts mehr. Ich erblaſſe über das, was du ſagen wilſt.

Ferdinand. Haben wir an die Welt keine Foderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird und alles verloren werden kann? — Wird dieſes Aug nicht eben ſo ſchmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe ſich ſpiegelt oder im baltiſchen Meer? Mein Vaterland iſt, wo mich Louiſe liebt. Deine Fußtapfe in wilden ſandigten Wüſten mir intereſſanter, als das Münſter in meiner Heimat — Werden wir die Pracht der Städte vermiſſen? Wo wir ſeyn mögen, Louiſe, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauſpiele, neben welchen der üppigſte Schwung der Künſte verblaßt. Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, ſo ziehet die Nacht mit begeiſternden Schauern auf, der wechſelnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns. Werden wir uns in Geſprächen der Liebe erſchöpfen? — Ein Lächeln meiner Louiſe iſt Stoff für Jahrhunderte, und der

Traum

Traum des Lebens iſt aus, bis ich dieſe Träne ergründe.

Louiſe. Und hätteſt du ſonſt keine Pflicht mehr, als deine Liebe?

Ferdinand. (ſie umarmend) Deine Ruhe iſt meine heiligſte.

Louiſe. (ſehr ernſthaft) So ſchweig und verlaß mich — Ich habe einen Vater, der kein Vermögen hat, als dieſe einzige Tochter — der morgen ſechzig alt wird — der der Rache des Präſidenten gewiß iſt. —

Ferdinand. (fällt raſch ein) Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe. Ich gehe, mache meine Koſtbarkeiten zu Geld, erhebe Summen auf meinen Vater. Es iſt erlaubt einen Räuber zu plündern, und ſind ſeine Schäze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag *ein* Uhr um Mitternacht wird ein Wagen hier anfahren. Ihr werft euch hinein. Wir fliehen.

Louiſe. Und der Fluch deines Vaters uns nach? — ein Fluch Unbeſonnene, den auch Mörder nie ohne Erhörung ausſprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Rade hält, der uns Flüchtlinge, unbarmherzig, wie ein Geſpenſt, von Meer zu Meer jagen würde? — Nein mein Geliebter! Wenn nur ein Frevel dich mir erhalten kann, ſo hab ich noch Stärke, dich zu verlieren.

Ferdinand. (ſteht ſtill und murmelt düſter) Wirklich?

Louiſe. Verlieren! — O ohne Gränzen entſezlich iſt der Gedanke — Gräßlich genug, den unſterblichen Geiſt zu durchbohren, und die glühende Wange der Freude zu bleichen — Ferdinand! dich zu verlieren! — Doch! Man verliert ja nur, was man beſeſſen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anſpruch war Kirchenraub, und ſchauernd geb ich ihn auf.

Ferdinand. (das Geſicht verzerrt, und an der Unterlippe nagend) Gibſt du ihn auf.

Louiſe. Nein! Sieh mich an lieber Walter. Nicht ſo bitter die Zähne geknirrſcht. Komm! Laß mich jezt deinen ſterbenden Mut durch mein Beiſpiel beleben. Laß mich die Heldin dieſes Augenbliks ſeyn — einem Vater den entflohenen Sohn wieder ſchenken — einem Bündniß entſagen, das die Fugen der Bürgerwelt auseinander treiben, und die allgemeine ewige Ordnung zu Grund ſtürzen würde — Ich bin die Verbrecherin — mit frechen thörigten Wünſchen hat ſich mein Buſen getragen — mein Unglük iſt meine Strafe, ſo laß mir doch jezt die ſüße ſchmeichelnde Täuſchung, daß es mein Opfer war — Wirſt du mir dieſe Wolluſt mißgönnen?

Ferdinand. (hat in der Zerſtreuung und Wut eine Violine ergriffen, und auf derſelben zu ſpielen verſucht — Jezt zerreißt er die Saiten, zerſchmettert das Inſtrument

ment auf dem Boden, und bricht in ein lautes Gelächter aus.)

Louiſe. Walter! Gott im Himmel! Was ſoll das? — Ermanne dich. Faſſung verlangt dieſe Stunde — es iſt eine trennende. Du haſt ein Herz, lieber Walter. Ich kenne es. Warm wie das Leben iſt deine Liebe, und ohne Schranken, wie's Unermeßliche — Schenke ſie einer Edeln und Würdigern — ſie wird die glüklichſten ihres Geſchlechts nicht beneiden — — (Tränen unterdrükend) mich ſelſt du nicht mehr ſehn — Das eitle betrogene Mädchen verweine ſeinen Gram in einſamen Mauren, um ſeine Tränen wird ſich niemand bekümmern — Leer und erſtorben iſt meine Zukunft — Doch werd ich noch je und je am verwelkten Strauß der Vergangenheit riechen (indem ſie ihm mit abgewandten Geſicht ihre zitternde Hand gibt) Leben Sie wol Herr von Walter.

Ferdinand. (ſpringt aus ſeiner Betäubung auf) Ich entfliehe, Louiſe. Wirſt du mir wirklich nicht folgen?

Louiſe. (hat ſich im Hintergrund des Zimmers niedergeſezt, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedekt) Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden.

Ferdinand. Schlange, du lügſt. Dich feſſelt was anders hier.

Louiſe. (im Ton des tiefſten inwendigen Leidens) Bleiben Sie bei dieſer Vermutung — ſie macht vielleicht weniger elend.

Ferdinand. Kalte Pflicht gegen feurige Liebe! — Und mich soll das Märchen blenden? — Ein Liebhaber fesselt dich, und Weh über dich und ihn, wenn mein Verdacht sich bestätigt (geht schnell ab.)

Fünfte Szene.

Louise allein.

(Sie bleibt noch eine Zeit lang ohne Bewegung und stumm in dem Sessel liegen, endlich steht sie auf, kommt vorwärts, und sieht furchtsam herum.)

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater versprach in wenigen Minuten zurük zu seyn, und schon sind fünf volle fürchterliche Stunden vorüber — Wenn ihm ein Unfall — Wie wird mir? — Warum geht mein Odem so ängstlich?

(Jezt tritt Wurm in das Zimmer, und bleibt im Hintergrund stehen, ohne von ihr bemerkt zu werden)

Es ist nichts wirkliches — Es ist nichts als das schaudernde Gaukelspiel des erhizten Geblüts — Hat unsre Seele nur einmal Entsezen genug in sich getrunken, so wird das Aug in jedem Winkel Gespenster sehn.

Sechste Szene.

Louise und Sekretair Wurm.

Wurm. (kommt näher) Guten Abend Jungfer.

Louise.

Louiſe. Gott! Wer ſpricht da? (ſie dreht ſich um, wird den Sekretair gewahr, und tritt erſchroken zurük) Schrekkich! Schrekkich! Meiner ängſtlichen Ahndung eilt ſchon die unglükſeligſte Erfüllung nach! (zum Sekretair mit einem Blik voll Verachtung) Suchen Sie etwa den Präſidenten? Er iſt nicht mehr da.

Wurm. Jungfer, ich ſuche Sie.

Louiſe. So muß ich mich wundern, daß Sie nicht nach dem Marktplaz giengen.

Wurm. Warum eben dahin?

Louiſe. Ihre Braut von der Schandbühne abzuholen.

Wurm. Mamſell Millerin, Sie haben einen falſchen Verdacht —

Louiſe. (unterdrükt eine Antwort) Was ſteht Ihnen zu Dienſten?

Wurm. Ich komme, geſchikt von Ihrem Vater.

Louiſe. (beſtürzt) Von meinem Vater? — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Wo er nicht gern iſt.

Louiſe. Um Gotteswillen! Geſchwind! Mich befällt eine üble Ahndung — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Im Thurm, wenn Sie es ja wiſſen wollen.

Louiſe. (mit einem Blik zum Himmel) Das noch! das auch noch! — — Im Thurm? Und warum im Thurm?

Wurm. Auf Befehl des Herzogs.

Louiſe. Des Herzogs?

Wurm. Der die Verletzung der Majeſtät in der Perſon ſeines Stellvertreters —

Louiſe. Was? Was? O ewige Allmacht!

Wurm. Auffallend zu ahnden beſchloſſen hat.

Louiſe. Das war noch übrig! Das! — freilich, freilich, mein Herz hatte noch außer dem Major etwas theures — Das durfte nicht übergangen werden — Verletzung der Majeſtät — Himmliſche Vorſicht! Rette, o rette meinen ſinkenden Glauben! — und Ferdinand?

Wurm. Wält Lady Milford oder Fluch und Enterbung.

Louiſe. Entſetzliche Freiheit! — und doch — doch iſt er glücklicher. Er hat keinen Vater zu verlieren. Zwar keinen haben iſt Verdammniß genug! — Mein Vater auf Verletzung der Majeſtät — mein Geliebter die Lady oder Fluch und Enterbung — Warlich bewundernswerth! Eine vollkommene Büberei iſt auch eine Vollkommenheit — Vollkommenheit? Nein! dazu fehlte noch etwas — — Wo iſt meine Mutter?

Wurm. Im Spinnhaus.

Louiſe. (mit ſchmerzvollem Lächeln) Jezt iſt es völlig! — völlig, und jezt wär ich ja frei — Abgeſchält von allen Pflichten — und Tränen — und Freuden. Abgeſchält von der Vorſicht. Ich brauch

ſie

ſie ja nicht mehr — (ſchreckliches Stillſchweigen) Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Reden Sie immerhin. Jezt kann ich alles hören.

Wurm. Was geſchehen iſt, wiſſen Sie.

Louiſe. Alſo nicht, was noch kommen wird? (wiederum Pauſe, worinn ſie den Sekretair von oben bis unten anſieht) Armer Menſch! Du treibſt ein trauriges Handwerk, wobei du ohnmöglich ſeelig werden kannſt. Unglükliche machen iſt ſchon ſchrekklich genug, aber gräßlich iſts, es ihnen verkündigen — Ihn vorzuſingen den Eulengeſang, dabei zu ſtehn, wenn das blutende Herz am eiſernen Schaft der Nothwendigkeit zittert, und Chriſten an Gott zweifeln. — Der Himmel bewahre mich! und würde dir jeder Angſttropfe, den du fallen ſiehſt, mit einer Tonne Golds aufgewogen — ich möchte nicht Du ſeyn — — Was kann noch geſchehen?

Wurm. Ich weiß nicht.

Louiſe. Sie wollen nicht wiſſen? — Dieſe lichtſcheue Bothſchaft fürchtet das Geräuſch der Worte, aber in der Grabſtille Ihres Geſichts zeigt ſich mir das Geſpenſt — Was iſt noch übrig — Sie ſagten vorhin, der Herzog wolle es auffallend ahnden? Was nennen Sie auffallend?

Wurm. Fragen Sie nichts mehr.

Louiſe. Höre Menſch! Du giengſt beim Henker zur Schule. Wie verſtündeſt du ſonſt, das Eiſen erſt langſam-bedächtlich an den knirrſchenden Gelenken

ken hinaufzuführen, und das zukende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu neken? — Welches Schikſal wartet auf meinen Vater? — Es iſt Tod in dem, was du lachend ſagſt, wie mag das ausſehen, was du an dich hältſt? Sprich es aus. Laß mich ſie auf einmal haben die ganze zermalmende Ladung. Was wartet auf meinen Vater?

Wurm. Ein Kriminalprozeß.

Louiſe. Was iſt aber das? — Ich bin ein unwiſſendes unſchuldiges Ding, verſtehe mich wenig auf eure fürchterliche lateiniſche Wörter. Was heißt Kriminalprozeß?

Wurm. Gericht um Leben und Tod.

Louiſe. (ſtandhaft) So dank ich Ihnen! (ſie eilt ſchnell in ein Seitenzimmer)

Wurm. (ſieht betroffen da) Wo will das hinaus? Sollte die Närrinn etwa? — Teufel! ſie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muß für ihr Leben bürgen (im Begriff, ihr zu folgen)

Louiſe. (kommt zurük, einen Mantel umgeworfen) Verzeihen Sie, Sekretair. Ich ſchließe das Zimmer.

Wurm. Und wohin denn ſo eilig?

Louiſe. Zum Herzog (will fort)

Wurm. Was? Wo hin? (er hält ſie erſchroken zurük)

Louiſe. Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinem Vater auf Tod und Leben will richten laſſen — Nein! Nicht will — muß

muß richten laſſen, weil einige Böſewichter wollen; der zu dem ganzen Prozeß der beleidigten Majeſtät nichts hergiebt, als eine Majeſtät und ſeine fürſtliche Handſchrift.

Wurm. (lacht überlaut) Zum Herzog!

Louiſe. Ich weiß, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen dort finden — Gott bewahre mich! nur Ekel — Ekel nur an meinem Geſchrei. Man hat mir geſagt, daß die Großen der Welt noch nicht belehrt ſind, was Elend iſt — nicht wollen belehrt ſeyn. Ich will ihm ſagen was Elend iſt — will es ihm vormahlen in allen Verzerrungen des Todes, was Elend iſt — will es ihm vorheulen in Mark und Bein zermalmenden Tönen, was Elend iſt — und wenn ihm jezt über der Beſchreibung die Haare zu Berge ſtiegen, will ich ihm noch zum Schluß in die Ohren ſchreyn, daß in der Sterbeſtunde auch die Lungen der Erdengötter zu röcheln anfangen, und das jüngſte Gericht Majeſtäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttle. (Sie will gehen)

Wurm. (boshaft freundlich) Gehen Sie, o gehen Sie ja. Sie können wahrlich nichts klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Herzog willfahren wird.

Louiſe. (ſteht plötzlich ſtill) Wie ſagen Sie? — Sie rathen mir ſelbſt dazu? (kommt ſchnell zurück) Hm! Was will ich denn? Etwas abſcheuliches

muß

muß es ſeyn, weil dieſer Menſch dazu rathet — Woher wiſſen Sie, daß der Fürſt mir willfahren wird?

Wurm. Weil er es nicht wird umſonſt thun dürfen.

Louiſe. Nicht umſonſt? Welchen Preiß kann er auf eine Menſchlichkeit ſezen?

Wurm. Die ſchöne Supplikantin iſt Preiſes genug.

Louiſe. (bleibt erſtarrt ſtehn, dann mit brechendem Laut) Allgerechter!

Wurm. Und einen Vater werden Sie doch, will ich hoffen, um dieſe gnädige Taxe nicht überfodert finden?

Louiſe. (auf und ab, außer Faſſung) Ja! Ja! Es iſt wahr. Sie ſind verſchanzt eure Großen — verſchanzt vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laſter, wie hinter Schwerdter der Cherubim — Helfe dir der Allmächtige, Vater. Deine Tochter kann für dich ſterben, aber nicht ſündigen.

Wurm. Das mag ihm wohl eine Neuigkeit ſeyn dem armen verlaſſenen Mann — „ Meine Louiſe „ ſagte er mir „ hat mich zu Boden geworfen. Meine Louiſe wird mich auch aufrichten „ — Ich eile Mamſell, ihm die Antwort zu bringen. (ſtellt ſich als ob er gienge)

Louiſe. (eilt ihm nach, hält ihn zurük) Bleiben Sie! Bleiben Sie! Geduld! — Wie flink dieſer Satan iſt, wenn es gilt, Menſchen raſend zu machen!

chen! — Ich hab ihn niedergeworfen. Ich muß ihn aufrichten. Reden Sie! Rathen Sie! Was kann ich? Was muß ich thun?

Wurm. Es iſt nur ein Mittel.

Louiſe. Dieſes einzige Mittel?

Wurm. Auch Ihr Vater wünſcht —

Louiſe. Auch mein Vater? — Was iſt das für ein Mittel?

Wurm. Es iſt Ihnen leicht.

Louiſe. Ich kenne nichts ſchweres als die Schande.

Wurm. Wenn Sie den Major wieder frey machen wollen?

Louiſe. Von ſeiner Liebe? Spotten Sie meiner? — Das meiner Willkühr zu überlaſſen, wozu ich gezwungen ward?

Wurm. So iſt es nicht gemeynt, liebe Jungfer. Der Major muß zuerſt und freiwillig zurüktreten.

Louiſe. Er wird nicht.

Wurm. So ſcheint es. Würde man denn wol ſeine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

Louiſe. Kann ich ihn zwingen, daß er mich haſſen muß?

Wurm. Wir wollen verſuchen. Setzen Sie ſich.

Louiſe. (betreten) Menſch! Was brüteſt du?

Wurm.

Wurm: Setzen Sie ſich. Schreiben Sie! Hier iſt Feder, Papier und Dinte.

Louiſe. (ſetzt ſich in höchſter Beunruhigung) Was ſoll ich ſchreiben? An wen ſoll ich ſchreiben?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. Ha! du verſtehſt dich darauf, Seelen auf die Folter zu ſchrauben (ergreift eine Feder)

Wurm. (diktiert) „Gnädiger Herr„ —

Louiſe. (ſchreibt mit zitternder Hand)

Wurm. „ Schon drei unerträgliche Tage ſind vorüber — — ſind vorüber — und wir ſahen uns nicht „

Louiſe. (ſtutzt, legt die Feder weg) An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. O mein Gott!

Wurm. „ Halten Sie ſich deßwegen an den Major — an den Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus hütet „

Louiſe. (ſpringt auf) Büberei, wie noch keine erhört worden! An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. (die Hände ringend auf und nieder) Nein! Nein! Nein! Das iſt tyranniſch o Himmel! Strafe Menſchen menſchlich, wenn ſie dich reizen, aber warum mich zwiſchen zwei Schröckniſſe preſſen?

Warum

Warum zwiſchen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum dieſen blutſaugenden Teufel mir auf den Naken ſezen? — Macht was ihr wollt. Ich ſchreibe das nimmermehr.

Wurm. (greift nach dem Hut) Wie Sie wollen, Mademoiſelle. Das ſteht ganz in Ihrem Belieben.

Louiſe. Belieben, ſagen Sie? In meinem Belieben? — Geh Barbar! hänge einen Unglüklichen über dem Abgrund der Hölle aus, bitt ihn um etwas, und läſtre Gott, und frag ihn, obs ihm beliebe? — O du weiſt allzugut, daß unſer Herz an natürlichen Trieben, ſo feſt als an Ketten liegt — Nunmehr iſt alles gleich. Diktieren Sie weiter. Ich denke nichts mehr. Ich weiche der überliſtenden Hölle (ſie ſezt ſich zum zweitenmal)

Wurm. „ Den ganzen Tag wie ein Argus hütet „ — Haben Sie das?

Louiſe. Weiter! Weiter!

Wurm. „ Wir haben geſtern den Präſidenten „ im Haus gehabt. Es war poßirlich zu ſehen, wie „ der gute Major um meine Ehre ſich wehrte „

Louiſe. O ſchön, ſchön! o herrlich! — Nur immer fort.

Wurm. „ Ich nahm meine Zuflucht zu einer „ Ohnmacht — zu einer Ohnmacht — daß ich nicht „ laut lachte „

Louiſe. O Himmel!

Wurm. „Aber bald wird mir meine Maske unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen könnte —

Louise. (hält inne, steht auf, geht auf und nieder, den Kopf gesenkt, als suchte sie was auf dem Boden; dann sezt sie sich wiederum, schreibt weiter) „loskommen könnte „

Wurm. „Morgen hat er den Dienst — Passen Sie ab, wenn er von mir geht, und kommen an den bewußten Ort „ — Haben Sie bewußten?

Louise. Ich habe alles.

Wurm. „An den bewußten Ort zu Ihrer zärtlichen . . . . . Louise „

Louise. Nun fehlt die Adresse noch.

Wurm. „An Herrn Hofmarschall von Kalb „

Louise. Ewige Vorsicht! ein Name, so fremd meinen Ohren, als meinem Herzen diese schändlichen Zeilen (sie steht auf, und betrachtet eine große Pause lang mit starrem Blik das Geschriebene, endlich reicht sie es dem Sekretair, mit erschöpfter hinsterbender Stimme) Nehmen Sie mein Herr. Es ist mein ehrlicher Name — es ist Ferdinand — ist die ganze Wonne meines Lebens, was ich jezt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerin!

Wurm. O Nein doch! Verzagen Sie nicht, liebe Mademoiselle. Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen.

Ihnen. Vielleicht — wer weiß? — Ich könnte mich noch wol über gewiſſe Dinge hinwegſezen — Wahrlich! Bei Gott! Ich habe Mitleid mit Ihnen.

Louiſe. (blikt ihn ſtarr und durchdringend an) Reden Sie nicht aus mein Herr. Sie ſind auf dem Wege ſich etwas Entſezliches zu wünſchen.

Wurm. (im Begriff ihre Hand zu küſſen) Geſezt, es wäre dieſe niedliche Hand — Wie ſo liebe Jungfer?

Louiſe. (groß und ſchrekklich) Weil ich dich in der Brautnacht erdroſſelte, und mich dann mit Wolluſt aufs Rad flechten ließe (ſie will gehen, kommt aber ſchnell zurük) Sind wir jezt fertig mein Herr? Darf die Taube nun fliegen?

Wurm. Nur noch die Kleinigkeit Jungfer. Sie müſſen mit mir, und das Sakrament darauf nehmen, dieſen Brief für einen freiwilligen zu erkennen.

Louiſe. Gott! Gott! und du ſelbſt muſt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren?

(Wurm zieht ſie fort.)

Vierter Akt.

Saal beim Präſidenten.

Erſte Szene.

Ferdinand von Walter einen offenen Brief in der Hand, kommt ſtürmiſch durch eine Thüre, durch eine andre ein Kammerdiener.

Ferdinand. War kein Marſchall da?

Kammerdiener. Herr Major, der Herr Präſident fragen nach Ihnen.

Ferdinand. Alle Donner! Ich frag, war kein Marſchall da?

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſizen oben am Pharotiſch.

Ferdinand. Der gnädige Herr ſoll im Namen der ganzen Hölle daher kommen. (Kammerdiener geht)

Zweite Szene.

Ferdinand allein.

(den Brief durchfliegend, bald erſtarrend, bald wütend herumſtürzend.)

Es iſt nicht möglich. Nicht möglich. Dieſe himmliſche Hülle verſteckt kein ſo teufliſches Herz — — Und doch! doch! Wenn alle Engel herunter ſtiegen, für ihre Unſchuld bürgten — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zuſammen träten,

für

für ihre Unſchuld bürgten — Es iſt ihre Hand — ein unerhörter ungeheurer Betrug, wie die Menſchheit noch keinen erlebte! — Das alſo wars, warum man ſich ſo beharrlich der Flucht widerſezte! — Darum — o Gott! jezt erwach ich, jezt enthüllt ſich mir alles! — Darum gab man ſeinen Anſpruch auf meine Liebe mit ſo viel Heldenmut auf, und bald bald hätte ſelbſt mich die himmliſche Schminke betrogen!

(er ſtürzt raſcher durchs Zimmer, dann ſteht er wieder nachdenkend ſtill.)

Mich ſo ganz zu ergründen! — Jedes kühne Gefühl, jede leiſe ſchüchterne Bebung zu erwiedern, jede feurige Wallung — An der feinſten Unbeſchreiblichkeit eines ſchwebenden Lauts meine Seele zu faſſen — Mich zu berechnen in einer Träne — Auf jeden gähen Gipfel der Leidenſchaft mich zu begleiten, mir zu begegnen vor jedem ſchwindelnden Abſturz — Gott! Gott! und alles das nichts als Grimaſſe? — Grimaſſe? — O wenn die Lüge eine ſo haltbare Farbe hat, wie gieng es zu, daß ſich kein Teufel noch in das Himmelreich hineinlog?

Da ich ihr die Gefahr unſrer Liebe entdekte, mit welch überzeugender Täuſchung erblaßte die Falſche da! Mit welch ſiegender Würde ſchlug ſie den frechen Hohn meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblik fühlte das Weib ſich doch ſchuldig — Was? hielt ſie nicht ſelbſt die Feuerprobe der Wahrheit aus — die Heuchlerin ſinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirſt du jezt führen, Empfindung? Auch

Koketten ſinken in Ohnmacht. Womit wirſt Du dich rechtfertigen Unſchuld — Auch Mäzen ſinken in Ohnmacht.

Sie weiß, was ſie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele geſehn. Mein Herz trat beim Erröthen des erſten Kuſſes ſichtbar in meine Augen — und ſie empfand nichts? Empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunſt? — Da mein glüklicher Wahnſinn den ganzen Himmel in ihr zu umſpannen wähnte? Meine wildeſten Wünſche ſchwiegen? Vor meinem Gemüth ſtand kein Gedanke als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand ſie nichts? Fühlte nichts, als ihren Anſchlag gelungen? Nichts, als ihre Reize geſchmeichelt? Tod und Rache! Nichts, als daß ich betrogen ſei?

Dritte Szene.

Der Hofmarſchall und Ferdinand.

Hofmarſchall. (ins Zimmer trippelnd) Sie haben den Wunſch bliken laſſen, mein Beſter —

Ferdinand. (vor ſich hinmurmelnd) Einem Schurken den Hals zu brechen. (laut) Marſchall, dieſer Brief muß Ihnen bei der Parade aus der Taſche gefallen ſeyn — und ich (mit boshaftem Lachen) war zum Glük noch der Finder.

Hofmarſchall. Sie?

Ferdinand. Durch den luſtigſten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

Hofmar-

Hofmarſchall. Sie ſehen, wie ich erſchrecke, Baron.

Ferdinand. Leſen Sie! Leſen Sie! (von ihm weggehend) Bin ich auch ſchon zum Liebhaber zu ſchlecht, vielleicht laß ich mich deſto beſſer als Kuppler an. (während daß jener lieſt, tritt er zur Wand und nimmt zwei Piſtolen herunter.)

Hofmarſchall. (wirft den Brief auf den Tiſch und will ſich davon machen) Verflucht!

Ferdinand. (führt ihn am Arm zurük) Geduld, lieber Marſchall. Die Zeitungen dünken mich angenehm. Ich will meinen Finderlohn haben. (hier zeigt er ihm die Piſtolen.)

Hofmarſchall. (tritt beſtürzt zurük) Sie werden vernünftig ſeyn, Beſter.

Ferdinand. (mit ſtarker ſchrecklicher Stimme) Mehr als zuviel um einen Schelmen, wie Du biſt, in jene Welt zu ſchiken! (er drukt ihm die eine Piſtole auf, zugleich zieht er ſein Schnupftuch) Nehmen Sie! dieſes Schnupftuch da faſſen Sie! — Ich habs von der Bulerin.

Hofmarſchall. Ueber dem Schnupftuch? Raſen Sie? Wohin denken Sie?

Ferdinand. Faß dieſes End' an ſag ich. Sonſt wirſt du ja fehl ſchießen Memme! — Wie ſie zittert die Memme! Du ſolteſt Gott danken, Memme, daß du zum erſtenmal etwas in deinen Hirnkaſten kriegſt. (Hofmarſchall macht ſich auf die Beine) Sachte! Da-

für wird gebeten seyn. (er überholt ihn, und riegelt die Thüre.)

Hofmarschall. Auf dem Zimmer, Baron?

Ferdinand. Als ob sich mit Dir ein Gang vor den Wall verlohnte? — Schaz, so knalls desto lauter, und das ist ja doch wol das erste Geräusch, das Du in der Welt machst — Schlag an!

Hofmarschall. (wischt sich die Stirn) Und Sie wollen Ihr kostbares Leben so aussezen, junger hoffnungsvoller Mann?

Ferdinand. Schlag an, sag ich. Ich habe nichts mehr in dieser Welt zu thun.

Hofmarschall. Aber ich desto mehr, mein Allervortreflichster.

Ferdinand. Du Bursche? Was Du? — Der Nothnagel zu seyn, wo die Menschen sich rar machen? In einem Augenblik siebenmal kurz und siebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Register zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn, und der Miethgaul seines Wizes zu seyn? Eben so gut. Ich führe dich, wie irgend ein seltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportieren und aufwarten, und mit deinen höfischen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen.

Hofmarschall. Was Sie befehlen, Herr, wie Sie belieben — Nur die Pistolen weg!

Ferdinand. Wie er da ſteht der Schmerzensſohn! — Da ſteht, dem ſechsten Schöpfungstag zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedrukt hätte! — Schade nur, ewig Schande für die Unze Gehirn, die ſo ſchlecht in dieſem undankbaren Schädel wuchert. Dieſe einzige Unze hätte dem Pavian noch vollends zum Menſchen geholfen, da ſie jezt nur einen Bruch von Vernunft macht — Und mit dieſem ihr Herz zu theilen? — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einem Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.

Hofmarſchall. O! Gott ſei ewig Dank! Er wird wizig.

Ferdinand. Ich will ihn gelten laſſen. Die Toleranz, die der Raupe ſchont, ſoll auch dieſem zu gute kommen. Man begegnet ihm, zukt etwa die Achſel, bewundert vielleicht noch die kluge Wirthſchaft des Himmels, der auch mit Träbern und Bodenſaz noch Kreaturen ſpeißt; der dem Raben am Hochgericht, und einem Höfling im Schlamme der Majeſtäten den Tiſch dekt — Zulezt erſtaunt man noch über die große Polizei der Vorſicht, die auch in der Geiſterwelt ihre Blindſchleichen und Tarandeln zur Ausfuhr des Gifts beſoldet. — Aber (indem ſeine Wut ſich erneuert) an meine Blume ſoll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es (den Marſchall faſſend und unſanft herumſchüttelnd) ſo und ſo und wieder ſo durcheinander quetſchen.

Hofmarschall. (für sich hinsenzend) O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Bicetre zu Paris! nur bei diesem nicht!

Ferdinand. Bube! Wenn sie nicht rein mehr ist? Bube! Wenn du genossest, wo ich anbetete? (wütender) Schwelgtest, wo ich einen Gott mich fühlte? (plötzlich schweigt er, darauf fürchterlich) Dir wäre besser, Bube, du flöhest der Hölle zu, als daß dir mein Zorn im Himmel begegnete! — Wie weit kamst du mit dem Mädchen? Bekenne!

Hofmarschall. Lassen Sie mich los. Ich will alles verrathen.

Ferdinand. O! es muß reizender seyn mit diesem Mädchen zu buhlen, als mit andern noch so himmlisch zu schwärmen — Wolte sie ausschweifen, wolte sie, sie könnte den Werth der Seele herunter bringen, und die Tugend mit der Wollust verfälschen. (dem Marschall die Pistole auf's Herz drükend) Wie weit kamst du mit ihr? Ich drüke ab, oder bekenne!

Hofmarschall. Es ist nichts — ist ja alles nichts. Haben Sie nur eine Minute Geduld. Sie sind ja betrogen.

Ferdinand. Und daran mahnst du mich Böswicht? — Wie weit kamst du mit ihr? Du bist des Todes, oder bekenne!

Hofmarschall. Mon Dieu! Mein Gott! Ich spreche ja — So hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener leiblicher Vater —

Ferdinand. (grimmiger) Hat seine Tochter an Dich verkuppelt? Und wie weit kamst du mit ihr? Ich ermorde dich, oder bekenne!

Hofmarschall. Sie rasen. Sie hören nicht. Ich sah sie nie. Ich kenne sie nicht. Ich weiß gar nichts von ihr.

Ferdinand. (zurüktretend) Du sahst sie nie? Kennst sie nicht? Weist gar nichts von ihr? — Die Millerin ist verloren um deinetwillen, du läugnest sie dreimal in Einem Athem hinweg? — Fort schlechter Kerl. (er gibt ihm mit der Pistole einen Streich, und stößt ihn aus dem Zimmer) Für Deinesgleichen ist kein Pulver erfunden!

Vierte Szene.

Ferdinand

(nach einem langen Stillschweigen, worinn seine Züge einen schrecklichen Gedanken entwikeln.)

Verloren! Ja Unglükseelige! — Ich bin es. Du bist es auch. Ja bei dem großen Gott! Wenn ich verloren bin, bist du es auch! — Richter der Welt! Fodre Sie mir nicht ab Das Mädchen ist mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Laß mir das Mädchen. — Richter der Welt! Dort winseln Millionen Seelen nach dir — Dorthin kehre das Aug deines Erbarmens — Mich laß allein machen, Richter der Welt! (indem er schrekklich die Hände faltet) Solte der reiche vermögende

Schöpfer

Schöpfer mit einer Seele geizen, die noch dazu die ſchlechteſte ſeiner Schöpfung iſt? — Das Mädchen iſt mein! Ich einſt ihr Gott, jezt ihr Teufel!

(die Augen graß in einen Winkel geworfen)

Eine Ewigkeit mit Ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge ſtehend gegen Haare — Auch unſer holes Wimmern in eins geſchmolzen — Und jezt zu widerholen meine Zärtlichkeiten, und jezt ihr vorzuſingen ihre Schwüre — Gott! Gott! Die Vermälung iſt fürchterlich — aber ewig! (er will ſchnell hinaus. Der Präſident tritt herein.)

Fünfte Szene.

Der Präſident- und Ferdinand.

Ferdinand. (zurüktretend) O! — Mein Vater!

Präſident. Sehr gut, daß wir uns finden, mein Sohn. Ich komme, dir etwas angenehmes zu verkündigen, und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiß überraſchen wird. Wollen wir uns ſezen?

Ferdinand. (ſieht ihn lange Zeit ſtarr an) Mein Vater! (mit ſtärkerer Bewegung zu ihm gehend und ſeine Hand faſſend) Mein Vater! (ſeine Hand küſſend, vor ihm niederfallend) O mein Vater!

Präſident. Was iſt dir mein Sohn? Steh auf. Deine Hand brennt und zittert.

Ferdinand. (mit wilder feuriger Empfindung) Verzeihung für meinen Undank mein Vater! Ich bin

ein

ein verworfener Mensch. Ich habe ihre Güte miskannt. Sie meynten es mit mir so väterlich — O! Sie hatten eine weißagende Seele — Jezt ists zu spät — Verzeihung! Verzeihung! Ihren Seegen, mein Vater!

Präsident. (heuchelt eine schuldlose Miene) Steh auf mein Sohn! Besinne dich, daß du mir Räzel sprichst.

Ferdinand. Diese Millerin mein Vater — O Sie kennen den Menschen — Ihre Wut war damals so gerecht, so edel, so väterlich warm — Nur verfehlte der warme Vatereifer des Weges — Diese Millerin!

Präsident. Martre mich nicht mein Sohn. Ich verfluche meine Härte! Ich bin gekommen dir abzubitten.

Ferdinand. Abbitten an mir! Verfluchen an mir! — Ihre Mißbilligung war Weisheit. Ihre Härte war himmlisches Mitleid — — Diese Millerin, Vater —

Präsident. Ist ein edles, ein liebes Mädchen. — Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht. Sie hat meine Achtung erworben.

Ferdinand. (springt erschüttert auf) Was? auch Sie? — Vater! auch Sie? — Und nicht wahr, mein Vater, ein Geschöpf wie die Unschuld? — und es ist so menschlich, dieses Mädchen zu lieben?

Präsident. Sage so: Es ist Verbrechen, es nicht zu lieben.

Ferdinand. Unerhört! Ungeheuer! — Und Sie schauen ja doch sonst die Herzen so durch! Sahen Sie noch dazu mit Augen des Hasses! — Heuchelei ohne Beispiel — Diese Millerin, Vater —

Präsident. Ist es werth meine Tochter zu seyn. Ich rechne ihre Tugend für Ahnen, und ihre Schönheit für Gold. Meine Grundsäze weichen deiner Liebe — Sie sei dein!

Ferdinand. (stürzt fürchterlich aus dem Zimmer) Das fehlte noch! — Leben Sie wol mein Vater. (ab)

Präsident. (ihm nachgehend) Bleib! Bleib! Wohin stürmst du? (ab)

Sechste Szene.

Ein sehr prächtiger Saal bei der Lady.

Lady und Sophie treten herein.

Lady. Also sahst du sie? Wird sie kommen?

Sophie. Diesen Augenblik. Sie war noch im Hausgewand, und wollte sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden.

Lady. Sage mir nichts von ihr — Stille — wie eine Verbrecherin zittre ich, die Glükliche zu sehen, die mit meinem Herzen so schreklich harmonisch fühlt — Und wie nahm sie sich bei der Einladung?

Sophie. Sie schien bestürzt, wurde nachdenkend, sah mich mit großen Augen an, und schwieg. Ich hatte mich schon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als

als sie mit einem Blik, der mich ganz überraschte, zur Antwort gab: Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wolte.

Lady. (sehr unruhig) Laß mich Sophie. Beklage mich. Ich muß erröthen, wenn sie nur das gewöhnliche Weib ist, und wenn sie mehr ist, verzagen.

Sophie. Aber Milady — Das ist die Laune nicht, eine Nebenbulerin zu empfangen. Erinnern Sie sich wer Sie sind. Rufen Sie Ihre Geburt, Ihren Rang, Ihre Macht zu Hilfe. Ein stolzeres Herz muß die stolze Pracht Ihres Anbliks erheben.

Lady. (zerstreut) Was schwazt die Närrin da?

Sophie. (boshaft) Oder es ist vielleicht Zufall, daß eben heute die kostbarsten Brillanten an Ihnen blizen? Zufall, daß eben heute der reichste Stoff Sie bekleiden muß — daß Ihre Antischamber von Heiduken und Pagen wimmelt, und das Bürgermädchen im fürstlichsten Saal Ihres Pallastes erwartet wird?

Lady. (auf und ab voll Erbitterung) Verwünscht! Unerträglich! Daß Weiber für Weiberschwächen solche Luchsaugen haben! — — Aber wie tief, wie tief muß ich schon gesunken seyn, daß eine solche Kreatur mich ergründet!

Ein Kammerdiener (tritt auf) Mamsell Millerin —

Lady. (zu Sophien) Hinweg du! Entferne dich! (drohend, da diese noch zaudert) Hinweg! Ich befehl es. (Sophie geht ab. Lady macht einen Gang durch den Saal.) Gut!

Gut! Recht gut, daß ich in Wallung kam. Ich bin, wie ich wünſchte. (zum Kammerdiener) Die Mamſell mag hereintreten. (Kammerdiener geht. Sie wirft ſich in den Sofa, und nimmt eine vornehm-nachläſſige Lage an.)

Siebente Szene.

Louiſe Millerin tritt ſchüchtern herein, und bleibt in einer großen Entfernung von der Lady ſtehen; Lady hat ihr den Rüken zugewandt, und betrachtet ſie eine Zeit lang aufmerkſam in dem gegenüber ſtehenden Spiegel.

(Nach einer Pauſe.)

Louiſe. Gnädige Frau, ich erwarte ihre Befehle.

Lady. (dreht ſich nach Louiſen um, und nikt nur eben mit dem Kopf, fremd und zurükgezogen) Aha! Iſt Sie hier? — Ohne Zweifel die Mamſell — eine gewiſſe — Wie nennt man ſie doch?

Louiſe. (etwas empfindlich) Miller nennt ſich mein Vater, und Ihro Gnaden ſchikten nach ſeiner Tochter.

Lady. Recht! Recht! Ich entſinne mich — die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war. (nach einer Pauſe, vor ſich) Sehr intereſſant, und doch keine Schönheit — (laut zu Louiſen) Trete ſie näher mein Kind. (wieder vor ſich) Augen, die ſich im Weinen übten — Wie lieb' ich ſie, dieſe Augen! (wiederum laut) Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du fürchteſt mich?

Louiſe.

Louiſe. (groß, mit entſchiednem Ton) Nein Milady. Ich verachte das Urtheil der Menge.

Lady. (vor ſich) Sieh doch! — und dieſen Trozkopf hat ſie von ihm. (laut) Man hat ſie mir empfohlen, Mamſell. Sie ſoll was gelernt haben, und ſonſt auch zu leben wiſſen — Nun ja. Ich wills glauben — auch nähm ich die ganze Welt nicht, einen ſo warmen Fürſprecher Lügen zu ſtrafen.

Louiſe. Doch kenn ich niemand, Milady, der ſich Mühe gäbe, mir eine Patronin zu ſuchen.

Lady. (geſchraubt) Mühe um die Klientin oder Patronin?

Louiſe. Das iſt mir zu hoch, gnädige Frau.

Lady. Mehr Schelmerei, als dieſe offene Bildung vermuthen läßt! Louiſe nennt ſie ſich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

Louiſe. Sechzehn geweſen.

Lady. (ſteht raſch auf) Nun iſts heraus! Sechszehn Jahre! Der erſte Puls dieſer Leidenſchaft! — Auf dem unberührten Klavier der erſte einweihende Silberton! — Nichts iſt verführender — Sei dich, ich bin dir gut, liebes Mädchen — Und auch Er liebt zum erſtenmal — Was Wunder, wenn ſich die Stralen Eines Morgenrots finden? (ſehr freundlich, und ihre Hand ergreifend) Es bleibt dabei, ich will dein Glük machen, liebe — Nichts, nichts als die ſüße frühverfliegende Träumerei (Louiſen auf

die Wange klopfend) Meine Sophie heirathet. Du ſolſt ihre Stelle haben — Sechszehen Jahr! Es kann nicht von Dauer ſeyn.

Louiſe. (küßt ihr ehrerbietig die Hand) Ich danke für dieſe Gnade Milady, als wenn ich ſie annehmen dürfte.

Lady. (in Entrüſtung zurükfallend) Man ſehe die groſſe Dame! — Sonſt wiſſen ſich Jungfern ihrer Herkunft noch glüklich, wenn ſie Herrſchaften finden — wo will denn Sie hinaus, meine Koſtbare? Sind dieſe Finger zur Arbeit zu niedlich? Iſt es Ihr Bischen Geſicht, worauf Sie ſo trozig thut?

Louiſe. Mein Geſicht, gnädige Frau, gehört mir ſo wenig, als meine Herkunft.

Lady. Oder glaubt Sie vielleicht, das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geſchöpf, wer dir das in den Kopf ſezte — mag er ſeyn, wer er will — er hat euch beide zum Beſten gehabt. Dieſe Wangen ſind nicht im Feuer vergoldet. Was dir dein Spiegel für maßiv und ewig verkauft, iſt nur ein dünner angeflogener Goldſchaum, der deinem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muß — Was werden wir dann machen?

Louiſe. Den Anbeter bedauern, Milady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold ſchien gefaßt zu ſeyn.

Lady. (ohne darauf achten zu wollen) Ein Mädchen von ihren Jahren hat immer zween Spiegel zu-

zugleich, den Wahren und ihren Bewunderer — Die gefällige Geschmeidigkeit des leztern macht die rauhe Offenherzigkeit des erstern wieder gut. Der eine rügt eine häßliche Blatternarbe. Weit gefehlt, sagt der andere, es ist ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder glaubt jenem nur, was euch dieser gesagt hat, hüpft von einem zum andern, bis ihr zulezt die Aussagen beider verwechselt — Warum begafst sie mich so?

Louise. Verzeihen Sie gnädige Frau — Ich war so eben im Begriff, diesen prächtig blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muß, daß seine Besizerin so scharf wider Eitelkeit eifert.

Lady. (erröthend) Keinen Seitensprung, Lose! — Wenn es nicht die Promessen Ihrer Gestalt sind, was in der Welt könnte Sie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige ist, wo Sie Manieren und Welt lernen kann, der einzige ist, wo Sie sich ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann?

Louise. Auch meiner bürgerlichen Unschuld, Milady?

Lady. Läppischer Einwurf! Der ausgelassenste Bube ist zu verzagt, uns etwas beschimpfendes zuzumuthen, wenn wir ihm nicht selbst ermunternd entgegen gehn. Zeige Sie, wer Sie ist. Gebe Sie sich Ehre und Würde, und ich sage ihrer Jugend für alle Versuchung gut.

Louise. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich untersiehe, daran zu zweifeln. Die Pallästi-

gewiſſer Damen ſind oft die Freiſtätten der frechſten Ergözlichkeit. Wer ſolte der Tochter des armen Cleogers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Peſt ſich zu werfen, und doch dabei vor der Vergiftung zu ſchaudern? Wer ſolte ſich träumen laſſen, daß Lady Milford ihrem Gewiſſen einen ewigen Skorpion halte, daß ſie Geldſummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblik ſchamroth zu werden? — Ich bin offenherzig, gnädige Frau — Würde Sie mein Anblik erzözen, wenn Sie einem Vergnügen entgegengiengen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurükkämen? — — O Beſſer! Beſſer! Sie laſſen Himmelsſtriche uns trennen — Sie laſſen Meere zwiſchen uns fließen! — Sehen Sie ſich wol für, Milady — Stunden der Nüchternheit, Augenblike der Erſchöpfung könnten ſich melden — Schlangen der Reue könnten ihren Buſen anfallen, und nun — welche Folter für Sie, im Geſicht ihres Dienſtmädchens die heitre Ruhe zu leſen, womit die Unſchuld ein reines Herz zu belohnen pflegt (ſie tritt einen Schritt zurük) Noch einmal, gnädige Frau. Ich bitte ſehr um Vergebung.

Lady. (in großer innrer Bewegung herumgehend) Unerträglich, daß Sie mir das ſagt! Unerträglicher, daß ſie recht hat! (zu Luiſen tretend, und ihr ſtarr in die Augen ſehend) Mädchen, du wirſt mich nicht überliſten. So warm ſprechen Meynungen nicht. Hinter dieſen Maximen lauert ein feurigeres In-

Intereſſe, das dir meine Dienſte beſonders abſcheulich mahlt — das dein Geſpräch ſo erhizte — das ich (drohend) entdeken muß.

Louiſe. (gelaſſen und edel) Und wenn Sie es nun entdekten? und wenn ihr verächtlicher Fersenſtoß den beleidigten Wurm aufweckte, dem ſein Schöpfer gegen Mishandlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady — Die arme Sünderin auf dem berüchtigten Henkerſtuhl lacht zu Weltuntergang. — Mein Elend iſt ſo hoch geſtiegen, daß ſelbſt Aufrichtigkeit es nicht mehr vergröſſern kann. (nach einer Pauſe, ſehr ernſthaft) Sie wollen mich aus dem Staub meiner Herkunft reiſſen. Ich will ſie nicht zergliedern dieſe verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was Milady bewegen konnte, mich für die Thörin zu halten, die über ihre Herkunft erröthet? Was ſie berechtigen konnte, ſich zur Schöpferin meines Glüks aufzuwerfen, ehe ſie noch wußte, ob ich mein Glük auch von ihren Händen empfangen wolle? — Ich hatte meinen ewigen Anſpruch auf die Freuden der Welt zerriſſen. Ich hatte dem Glük ſeine Uebereilung vergeben — Warum mahnen Sie mich aufs neu an dieſelbe? — Wenn ſelbſt die Gottheit dem Blik der Geſchaffenen ihre Stralen verbirgt, daß nicht ihr oberſter Seraph vor ſeiner Verfinſterung zurükſchaure — warum wollen Menſchen ſo grauſambarmherzig ſeyn? — Wie kommt es Milady, daß Ihr geprieſenes Glük das Elend ſo gern um Neid und Bewunderung anbet-

telt? — Hat ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie? — O lieber! So gönnen Sie mir doch eine Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbarischen Loos versöhnt — Fühlt sich doch das Insekt in einem Tropfen Wassers so selig, als wär es ein Himmelreich, so froh und so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzält, worinn Flotten und Wallfische spielen! — — — Aber glüklich wollen Sie mich ja wissen? (nach einer Pause plözlich zur Lady hintretend und mit Ueberraschung sie fragend) Sind Sie glüklich, Miladn? (diese verläßt sie schnell und betroffen, Louise folgt ihr, und hält ihr die Hand vor den Busen) Hat dieses Herz auch die lachende Gestalt Ihres Standes? Und wenn wir jezt Brust gegen Brust, und Schiksal gegen Schiksal auswechseln solten — und wenn ich in kindlicher Unschuld — und wenn ich auf ihr Gewissen — und wenn ich als meine Mutter Sie fragte — Würden Sie mir wol zu dem Tausche rathen?

Lady. (heftig beweat in den Sopha sich werfend) Unerhört! Unbegreiflich! Nein Mädchen! Nein! Diese Größe hast du nicht auf die Welt gebracht, und für einen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge nur nicht. Ich höre einen andern Lehrer —

Louise. (fein und scharf ihr in die Augen sehend) Es solte mich doch wundern, Milady, wenn Sie jezt erst auf diesen Lehrer fielen, und doch vorhin schon eine Kondizion für mich wusten.

Lady.

Lady. (ſpringt auf) Es iſt nicht auszuhalten! — Ja denn! weil ich dir doch nicht entwiſchen kann Ich kenn ihn — weiß alles — weiß mehr als ich wiſſen mag (plötzlich hält ſie inne, darauf mit einer Heftigkeit, die nach und nach bis beinahe zum Toben ſteigt) Aber wag' es, Unglückliche — wag es, ihn jetzt noch zu lieben, oder von ihm geliebt zu werden — Was ſage ich? — Wag es an ihn zu denken, oder einer von ſeinen Gedanken zu ſeyn — Ich bin mächtig, Unglückliche — fürchterlich — So wahr Gott lebt! du biſt verloren!

Louiſe. (ſanftheft) Ohne Rettung Milady, ſobald Sie ihn zwingen, daß er Sie lieben muß.

Lady. Ich verſtehe dich — aber er ſoll mich nicht lieben. Ich will über dieſe ſchimpfliche Leidenſchaft ſiegen, mein Herz unterdrücken, und das deinige zermalmen — Felſen und Abgründe will ich zwiſchen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel gehn; mein Name ſoll eure Küſſe wie ein Geſpenſt Verbrecher auseinander ſcheuchen; deine junge blühende Geſtalt unter ſeiner Umarmung welk wie eine Mumie zuſammenfallen — Ich kann nicht mit ihm glücklich werden — aber Du ſollſt es auch nicht werden — Wiſſe das Elende! Seligkeit zerſtören iſt auch Seligkeit.

Louiſe. Eine Seligkeit, um die man Sie ſchon gebracht hat, Milady. Läſtern Sie ihr eigenes Herz nicht. Sie ſind nicht fähig das auszuüben, was Sie ſo drohend auf mich herabſchwören. Sie ſind

nicht fähig ein Geschöpf zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als daß es empfunden hat, wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieser Wallung willen, Milady.

Lady. (die sich jezt gefaßt hat) Wo bin ich? Wo war ich? Was hab ich merken lassen? Wen hab ichs merken lassen? — O Louise, edle, große, göttliche Seele! Vergibs einer Rasenden — Ich will dir kein Haar kränken, mein Kind. Wünsche! Fodre! Ich will dich auf den Händen tragen, deine Freundin, deine Schwester will ich seyn — Du bist arm — Sieh! (einige Bijouxen herunternehmend) Ich will diesen Schmuk verkaufen — meine Garderobe, Pferd und Wagen verkaufen — Dein sei alles, aber entsag ihm!

Louise. (tritt zurük voll Befremdung) Spottet Sie einer Verzweifelnden, oder solte Sie an der barbarischen That im Ernst keinen Antheil gehabt haben? — Ha! So könnt ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben, und meine Ohnmacht zu einem Verdienst aufputzen (sie steht eine Weile gedankenvoll, dann tritt sie näher zur Lady, faßt ihre Hand und sieht sie starr und bedeutend an) Nehmen Sie ihn denn hin Milady — Freiwillig tret ich Ihnen ab den Mann, den man mit Haken der Hölle von meinem blutenden Herzen riß. — — Vielleicht wissen Sie es selbst nicht, Milady, aber Sie haben den Himmel zweier Liebenden geschleift, voneinander gezerrt zwei Herzen, die Gott aneinander band; zerschmettert ein

ein Geſchöpf, das ihm nahe gieng, wie Sie, das er zur Freude ſchuf, wie Sie, das ihm geprieſen hat, wie Sie, und ihn nun nimmermehr preiſen wird — Lady! Ins Ohr des Allwiſſenden ſchreit auch der lezte Krampf des zertretenen Wurms — es wird ihm nicht gleichgültig ſeyn, wenn man Seelen in ſeinen Händen mordet! Jezt iſt er Ihnen! Jezt Milady nehmen Sie ihn hin! Rennen Sie in ſeine Arme! Reiſſen Sie ihn zum Altar — Nur vergeſſen Sie nicht, daß zwiſchen ihren Brautkuß das Geſpenſt einer Selbſtmörderin ſtürzen wird — Gott wird barmherzig ſeyn — Ich kann mir nicht anders helfen (ſie ſtürzt hinaus)

Achte Szene.

Lady allein.

(ſteht erſchüttert und außer ſich, den ſtarren Blik nach der Thüre gerichtet, durch welche die Millerin weggeeilt, endlich erwacht ſie aus ihrer Betäubung)

Wie war das? Wie geſchah mir? Was ſprach die Unglükliche? — Noch o Himmel! noch zerreiſſen ſie mein Ohr die fürchterlichen mich verdammenden Worte: **Nehmen Sie ihn hin!** — **Wen** Unglükſelige? Das Geſchenk deines Sterberöchelns — das ſchauervolle Vermächtniß deiner Verzweiflung! Gott! Gott! Bin ich ſo tief geſunken — ſo plözlich von allen Tronen meines Stolzes herabgeſtürzt, daß ich heißhungrig erwarte, was einer Bett-

lerin Großmuth aus ihrem lezten Todeskampfe mir zuwerfen wird? — Nehmen Sie ihn hin, und das spricht sie mit einem Tone, begleitet sie mit einem Blike — — Ha! Emilie! Bist du darum über die Gränzen deines Geschlechts weggeschritten? Mußtest du darum um den prächtigen Namen des großen brittischen Weibes buhlen, daß das pralende Gebäude deiner Ehre neben der höheren Tugend einer verwahrlosten Bürgerdirne versinken soll? — Nein stolze Unglükliche! Nein! — Beschämen läßt sich Emilie Milford — doch beschimpfen nie! Auch ich habe Kraft, zu entsagen.

(mit majestätischen Schritten auf und nieder)

Verkrieche dich jezt weiches leidendes Weib — Fahret hin süße goldene Bilder der Liebe — Großmuth allein sei jezt meine Führerin! — — Dieses flehende Paar ist verloren, oder Milford muß ihren Anspruch vertilgen, und im Herzen des Fürsten erlöschen! (nach einer Pause, lebhaft) Es ist geschehen! — Gehoben das furchtbare Hinderniß — Zerbrochen alle Bande zwischen mir und dem Herzog, gerissen aus meinem Busen diese wütende Liebe! — — In deine Arme werf ich mich, Tugend! — : Nimm sie auf, deine reuige Tochter Emilie! — Ha! wie mir so wohl ist! Wie ich auf einmal so leicht! so gehoben mich fühle! — Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heut vom Gipfel meiner Hoheit herabsinken, meine Herrlichkeit sterbe mit meiner Liebe,

und

und nichts als mein Herz begleiten mich in diese ſtolze Verweiſung (entſchloſſen zum Schreibtiſch eilend) Jezt gleich muß es geſchehen — jezt auf der Stelle, ehe die Reize des lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuren.

(Sie ſezt ſich nieder, und fängt an zu ſchreiben)

Neunte Szene.

Lady. ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarſchall. zulezt Bediente.

Kammerdiener. Hofmarſchall von Kalb ſtehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog.

Lady. (in der Hize des Schreibens) Aufſtaumeln wird ſie die fürſtliche Drahtpuppe! Freilich! der Einfall iſt auch drollig genug, ſo eine Durchlauchtige Hirnſchaale auseinander zu treiben! — Seine Hofſchranzen werden wirbeln — Das ganze Land wird in Gährung kommen.

Kammerdiener und **Sophie.** Der, Hofmarſchall, Milady —

Lady. (dreht ſich um) Wer? Was? — Deſto beſſer! Dieſe Sorte von Geſchöpfen iſt zum Saktragen auf der Welt. Er ſoll mir willkommen ſeyn.

Kammerdiener. (geht ab)

Sophie. (ängſtlich näher kommend) Wenn ich nicht fürchten müßte, Milady, es wäre Vermeſſenheit (Lady ſchreibt lezte fort) Die Mutterin ſtürzte außer ſich durch den Vorſaal — Sie glühen — Sie

ſterben

ſprechen mit ſich ſelbſt (Lady ſchreibt immer fort) Ich erſchrekе — Was muß geſchehen ſeyn?

Hofmarſchall. (tritt herein, macht dem Rüken der Lady tauſend Verbeugungen; da ſie ihn nicht bemerkt, kommt er näher, ſtellt ſich hinter ihren Seſſel, ſucht den Zirkel ihres Kleids wegzukriegen und drükt einen Fuß darauf, mit furchtſamen Liſpeln) Sereniſſimus —

Lady. (indem ſie Sand ſtreut und das Geſchriebene durchfliegt) Er wird mir ſchwarzen Undank zur Laſt legen. — Ich war eine Verlaſſene. Er hat mich aus dem Elend gezogen — Aus dem Elend? — Abſcheulicher Tauſch! — Zerreiſſe deine Rechnung, Verführer! Meine ewige Schaamröthe bezahlt ſie mit Wucher.

Hofmarſchall. (nachdem er die Lady vergeblich von allen Seiten umgangen hat) Milady ſcheinen etwas diſtrait zu ſeyn — Ich werde mir wol ſelbſt die Kühnheit erlauben müſſen. (ſehr laut) Sereniſſimus ſchiken mich, Milady zu fragen, ob dieſen Abend Vauxhall ſeyn werde, oder teutſche Komödie?

Lady. (lachend aufſtehend) Eins von beiden, mein Engel — Unterdeſſen bringen Sie ihrem Herzog dieſe Charte zum Deſert! (gegen Sophien) Du, Sophie, befiehlſt, daß man anſpannen ſoll, und rufſt meine ganze Garderobe in dieſen Saal zuſammen. —

Sophie. (geht ab voll Beſtürzung) O Himmel! Was ahndet mir? Was wird das noch werden?

Hofmarſchall. Sie ſind echauffiert meine Gnädige?

Lady.

Lady. Um ſo weniger wird hier gelogen ſeyn — Hurrah Herr Hofmarſchall! Es wird eine Stelle vakant. Gut Wetter für Kuppler (da der Marſchall einen zweifelhaften Blik auf den Zettel wirft) Leſen Sie, leſen Sie! — Es iſt mein Wille, daß der Inhalt nicht unter vier Augen bleibe.

Hofmarſchall. (lieſt; unterdeſſen ſammeln ſich die Bedienten der Lady im Hintergrund)

„ Gnädigſter Herr,

„ Ein Vertrag, den Sie ſo leichtſinnig bra„ chen, kann Mich nicht mehr binden. Die Glük„ ſeligkeit Ihres Landes war die Bedingung meiner „ Liebe. Drei Jahre währte der Betrug. Die Binde „ fällt mir von den Augen; ich verabſcheue Gunſtbe„ zeugungen, die von den Tränen der Unterthanen „ triefen. — Schenken Sie die Liebe, die ich Ihnen „ nicht mehr erwiedern kann, ihrem weinenden Lan„ de, und lernen von einer brittiſchen Fürſtin Er„ barmen gegen Ihr teutſches Volk. In einer „ Stunde bin ich über der Gränze.

Johanna Norfolk.

Alle Bediente. (murmeln beſtürzt durcheinander) Ueber der Gränze?

Hofmarſchall. (lest die Charte erſchroken auf den Tiſch) Behüte der Himmel, meine Beſte und Gnädige! Den Ueberbringer müßte der Hals eben ſo jüken, als der Schreiberin.

Lady. Das iſt deine Sorge du Goldmann — Leider weiß ich es, daß Du und Deinesgleichen am

Nach-

Nachbeten deſſen, was andre gethan haben, erwürgen! — Mein Rath wäre, man bakte den Zettel in eine Wildpretpaſtete, ſo fänden ihn Sereniſſimus auf dem Teller —

Hofmarſchall. Ciel! Dieſe Vermeſſenheit! — So erwägen Sie doch, ſo bedenken Sie doch, wie ſehr Sie ſich in Disgrace ſezen, Lady!

Lady. (wendet ſich zu der verſammelten Dienerſchaft, und ſpricht das folgende mit der innigſten Rührung) Ihr ſteht beſtürzt guten Leute, erwartet angſtvoll, wie ſich das Räzel entwikeln wird? — Kommt näher, meine Lieben — Ihr dientet mir redlich und warm, ſahet mir öfter in die Augen, als in die Börſe, euer Gehorſam war eure Leidenſchaft, euer Stolz — meine Gnade! — — Daß das Andenken eurer Treue zugleich das Gedächtniß meiner Erniedrigung ſeyn muß! Trauriges Schikſal, daß meine ſchwärzeſten Tage eure glüklichen waren! (mit Tränen in den Augen) Ich entlaſſe euch meine Kinder — — Lady Milford iſt nicht mehr, und Johanna von Norfolk zu arm, ihre Schuld abzutragen — Mein Schazmeiſter ſtürze meine Schatulle unter euch — Dieſer Pallaſt bleibt dem Herzog — Der Aermſte von euch wird reicher von hinnen gehen als ſeine Gebieterin. (ſie reicht ihre Hände hin, die alle nacheinander mit Leidenſchaft küſſen) Ich verſtehe euch meine guten — Lebt wol! Lebt ewig wol! (faßt ſich aus ihrer Beklemmung) Ich höre den Wagen vorfahren. (ſie reißt ſich los, will hinaus,

der

der Hofmarschall verrennt ihr den Weg) Mann des Erbarmens, stehst du noch immer da?

Hofmarschall. (der diese ganze Zeit über mit einem Geistesabwesenden auf den Zettel sah) Und dieses Billet soll ich Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht zu höchsteigenen Händen geben?

Lady. Mann des Erbarmens! zu höchsteigenen Händen, und sollst melden zu höchsteigenen Ohren, weil ich nicht baarfuß nach Loretto könne, so werde ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben. (Sie eilt ab. Alle übrigen gehen sehr bewegt auseinander.)

Fünfter

Fünfter Akt.

(Abends zwischen Licht, in einem Zimmer beim Musikanten.)

Erste Szene.

Louise sitzt stumm und ohne sich zu rühren in dem finstersten Winkel des Zimmers, den Kopf auf den Arm gesunken. Nach einer großen und tiefen Pause kommt Miller mit einer Handlaterne, leuchtet ängstlich im Zimmer herum, ohne Louisen zu bemerken, dann legt er den Hut auf den Tisch und setzt die Laterne nieder.

Miller. Hier ist sie auch nicht. Hier wieder nicht — Durch alle Gassen bin ich gezogen, bei allen Bekannten bin ich gewesen, auf allen Thoren hab ich gefragt — Mein Kind hat man nirgends gesehen (nach einigem Stillschweigen) Geduld armer unglücklicher Vater. Warte ab, bis es morgen wird. Vielleicht kommt deine Einzige dann an's Ufer geschwommen — — Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttisch an diese Tochter hieng? — Die Strafe ist hart. Himmlischer Vater, hart! Ich will nicht murren, himmlischer Vater, aber die Strafe ist hart (er wirft sich gramvoll in einen Stuhl)

Louise.

Louiſe. (ſpricht aus dem Winkel) Du thuſt recht, armer alter Mann! Lerne bei Zeit noch verlieren.

Miller. (ſpringt auf) Biſt du da mein Kind? Biſt du? — Aber warum denn ſo einſam und ohne Licht?

Louiſe. Ich bin darum doch nicht einſam. Wenns ſo recht ſchwarz wird um mich herum, hab ich meine beſten Beſuche.

Miller. Gott bewahre dich! Nur der Gewiſſenswurm ſchwärmt mit der Eule. Sünden und böſe Geiſter ſcheuen das Licht.

Louiſe. Auch die Ewigkeit Vater, die mit der Seele ohne Gehilfen redet.

Miller. Kind! Kind! Was für Reden ſind das?

Louiſe. (ſteht auf und kommt vorwärts) Ich hab einen harten Kampf gekämpft. Er weiß es Vater. Gott gab mir Kraft. Der Kampf iſt entſchieden. Vater! man pflegt unſer Geſchlecht zart und zerbrechlich zu nennen. Glaub Er das nicht mehr. Vor einer Spinne ſchütteln wir uns, aber das ſchwarze Ungeheuer **Verweſung** drüken wir im Spaß in die Arme. Dieſes zur Nachricht Vater. Seine Louiſe iſt luſtig.

Miller. Höre Tochter! Ich wollte du heulteſt. Du gefielſt mir ſo beſſer.

Louiſe. Wie ich ihn überliſten will, Vater Wie ich den Tyrannen betrügen will! — Die Liebe

iſt ſchlauer als die Bosheit und kühner — das hat er nicht gewußt, der Mann mit dem traurigen Stern — O! ſie ſind pfiffig, ſo lang ſie es nur mit dem Kopf zu thun haben, aber ſobald ſie mit dem Herzen anbinden, werden die Böswichter dumm — — Mit einem Eid gedachte er ſeinen Betrug zu verſiegeln? Eide, Vater, binden wol die Lebendigen, im Tode ſchmilzt auch der Sakramente eiſernes Band. Ferdinand wird ſeine Louiſe kennen — Will er mir diß Billet beſorgen, Vater? Will er ſo gut ſeyn?

Miller. An Wen, meine Tochter?

Louiſe. Seltſame Frage! Die Unendlichkeit und mein Herz haben miteinander nicht Raum genug für einen einzigen Gedanken an **ihn** — Wenn hätt ich denn wol an ſonſt jemand ſchreiben ſollen?

Miller. (unruhig) Höre Louiſe! Ich erbreche den Brief.

Louiſe. Wie Er will, Vater — aber Er wird nicht klug daraus werden. Die Buchſtaben liegen wie kalte Leichname da, und leben nur Augen der Liebe.

Miller. (lieſt) „Du biſt verrathen, Ferdinand — ein Bubenſtük ohne Beiſpiel zerriß den Bund unſrer Herzen, aber ein ſchröklicher Schwur hat meine Zunge gebunden, und dein Vater hat überall ſeine Horcher geſtellt. Doch wenn du Muth haſt, Geliebter — ich weiß einen dritten Ort, wo kein Eidſchwur mehr bindet, und wohin ihm kein

Horcher

Horcher geht„ (Miller hält inne, und ſieht ihr ernſthaft in's Geſicht.)

Louiſe. Warum ſieht Er mich ſo an? Leſ' Er doch ganz aus, Vater.

Miller. „Aber Muth genug muſt du haben, eine finſtre Straſſe zu wandeln, wo dir nichts leuchtet, als deine Louiſe und Gott — Ganz nur Liebe muſt du kommen, daheim laſſen all deine Hofnungen, und alle deine brauſenden Wünſche; nichts kannſt du brauchen als dein Herz. Willſt du — ſo brich auf, wenn die Gloke den zwölften Streich thut auf dem Karmeliterthurm. Bangt dir — ſo durchſtreiche das Wort ſtark vor deinem Geſchlechte, denn ein Mädchen hat dich zu ſchanden gemacht„ (Miller legt das Billet nieder, ſchaut lange mit einem ſchmerzlichen ſtarren Blik vor ſich hinaus, endlich kehrt er ſich gegen ſie, und ſagt mit leiſer gebrochener Stimme) Und dieſer dritte Ort, meine Tochter?

Louiſe. Er kennt ihn nicht, Er kennt ihn wirklich nicht, Vater? — Sonderbar! Der Ort iſt zum Finden gemahlt. Ferdinand wird ihn finden.

Miller. Hum! Rede deutlicher.

Louiſe. Ich weiß ſo eben kein liebliches Wort dafür — Er muß nicht erſchreken Vater, wenn ich ihm ein häßliches nenne. Dieſer Ort — O warum hat die Liebe nicht Namen erfunden! Den ſchönſten hätte ſie dieſem gegeben. Der dritte Ort,

guter Vater — aber Er muß mich ausreden laſſen — Der dritte Ort iſt das Grab.

Miller. (zu einem Seſſel hin wankend) O mein Gott!

Louiſe. (geht auf ihn zu und hält ihn) Nicht doch mein Vater! Das ſind nur Schauer, die ſich um das Wort herum lagern — Weg mit dieſem, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen ſeinen goldenen Teppich breitet, und die Frühlinge ihre bunte Guirlanden ſtreun. Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe ſchelten; es iſt ein holder niedlicher Knabe, blühend, wie ſie den Liebesgott mahlen, aber ſo tükiſch nicht — ein ſtiller dienſtbarer Genius, der der erſchöpften Pilgerin Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenſchloß der ewigen Herrlichkeit aufſchließt, freundlich nikt, und verſchwindet.

Miller. Was haſt du vor, meine Tochter? — Du wilſt eigenmächtig Hand an dich legen.

Louiſe. Nenn Er es nicht ſo mein Vater. Eine Geſellſchaft räumen, wo ich nicht wol gelitten bin — An einen Ort vorausſpringen, den ich nicht länger miſſen kann — Iſt denn das Sünde?

Miller. Selbſtmord iſt die abſcheulichſte mein Kind — die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Miſſethat zuſammenfallen.

Louiſe. (bleibt erſtarrt ſtehn) Entſezlich! — Aber ſo raſch wird es doch nicht gehn. Ich will in den Fluß ſpringen, Vater, und im Hinunterſinken

sinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten.

Miller. Das heißt, du wilst den Diebstal bereuen, sobald du das Gestohlene in Sicherheit weist — Tochter! Tochter! gib acht, daß du Gottes nicht spottest, wenn du seiner am meisten vonnöthen hast. O! es ist weit! weit mit dir gekommen! — Du hast dein Gebet aufgegeben, und der Barmherzige zog seine Hand von dir.

Louise. Ist lieben denn Frevel, mein Vater?

Miller. Wenn du Gott liebst, wirst du nie bis zum Frevel lieben — — Du hast mich tief gebeugt, meine Einzige! tief, tief, vielleicht zur Grube gebeugt. — Doch! ich will dir dein Herz nicht noch schwerer machen — Tochter! ich sprach vorhin etwas. Ich glaubte allein zu seyn. Du hast mich behorcht, und warum solt ich's noch länger geheim halten? Du warst mein Abgott. Höre Louise, wenn du noch Plaz für das Gefühl eines Vaters hast — Du warst mein Alles. Jezt verthust du nicht mehr von deinem Eigenthum. Auch Ich hab alles zu verlieren. Du siehst, mein Haar fängt an grau zu werden. Die Zeit meldet sich allgemach bei mir, wo uns Vätern die Kapitale zu statten kommen, die wir im Herzen unsrer Kinder anlegten — Wirst du mich darum betrügen, Louise? Wirst du dich mit dem Haab und Gut deines Vaters auf und davon machen?

Louiſe. (küßt ſeine Hand mit der heftigſten Rührung) Nein mein Vater. Ich gehe als Seine große Schuldnerin aus der Welt, und werde in der Ewigkeit mit Wucher bezalen.

Miller. Gib acht, ob du dich da nicht verrechneſt, mein Kind? (ſehr ernſt und tierlich) Werden wir uns dort wol noch finden? — — Sieh! Wie du blaß wirſt! — Meine Louiſe begreift es von ſelbſt, daß ich ſie in jener Welt nicht wol mehr einholen kann, weil ich nicht ſo früh dahin eile, wie ſie (Louiſe ſtürzt ihm in den Arm, von Schauern ergriffen — Er drükt ſie mit Feuer an ſeine Bruſt und fährt fort mit beſchwörender Stimme) o Tochter! Tochter! Gefallene, vielleicht ſchon verlorene Tochter! Beherzige das ernſthafte Vaterwort! Ich kann nicht über dich wachen. Ich kann dir die Meſſer nehmen, du kannſt dich mit einer Striknadel tödten. Für Gift kann ich dich bewahren, du kannſt dich mit einer Schnur Perlen erwürgen. — Louiſe — Louiſe — nur warnen kann ich dich noch — Wilſt du es darauf ankommen laſſen, daß dein treuloſes Gaukelbild auf der ſchröklichen Brüke zwiſchen Zeit und Ewigkeit von dir weiche? Wilſt du dich vor des Allwiſſenden Tron mit der Lüge wagen: Deinetwegen, Schöpfer, bin ich da! wenn deine ſtrafbare Augen ihre ſterbliche Puppe ſuchen? — Und wenn dieſer zerbrechliche Gott deines Gehirns, jezt Wurm wie du, zu den Füßen deines Richters ſich windet, deine gottloſe Zuverſicht in dieſem

ſem ſchwankenden Augenblik Lügen ſtraft, und deine betrogene Hofnungen an die ewige Erbarmung verweißt, die der Elende für ſich ſelbſt kaum erflehen kann — Wie dann? (nachdrüklicher, lauter) Wie dann Unglükſelige? (er hält ſie feſter, blikt ſie eine Weile ſtarr und durchdringend an, dann verläßt er ſie ſchnell) Jezt weiß ich nichts mehr (mit aufgehobener Rechte) ſtehe dir, Gott Richter! für dieſe Seele nicht mehr. Thu was du willſt. Bring deinem ſchlanken Jüngling ein Opfer, daß deine Teufel jauchzen, und deine guten Engel zurüktreten — Zieh hin! Lade alle deine Sünden auf, lade auch dieſe, die lezte, die entſezlichſte auf, und wenn die Laſt noch zu leicht iſt, ſo mache mein Fluch das Gewicht vollkommen — Hier iſt ein Meſſer — durchſtich dein Herz, und (indem er lautweinend fortſtürzen will) das Vaterherz!

Louiſe. (ſpringt auf und eilt ihm nach) Halt! Halt! O mein Vater! — Daß die Zärtlichkeit noch barbariſcher zwingt, als Tyrannenwuth! — Was ſoll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?

Miller. Wenn die Küſſe deines Majors heißer brennen als die Tränen deines Vaters — ſtirb!

Louiſe. (nach einem qualvollen Kampf mit einiger Feſtigkeit) Vater! Hier iſt meine Hand! Ich will — Gott! Gott! was thu ich? was will ich? — Vater ich ſchwöre — Wehe mir, wehe! Verbrecherin

wohin ich mich neige! — Vater es ſei! — Ferdinand — Gott ſieht herab! — So zernicht' ich ſein letztes Gedächtniß (ſie zerreißt ihren Brief)

Miller. (ſtürzt ihr freudetrunken an den Hals) Das iſt meine Tochter! — Blik auf! Um einen Liebhaber biſt du leichter, dafür haſt du einen glüklichen Vater gemacht. (unter Lachen und Weinen ſie umarmend) Kind! Kind, daß ich den Tag meines Lebens nicht werth war! Gott weiß, wie ich ſchlechter Mann zu dieſem Engel gekommen bin! — Meine Louiſe, mein Himmelreich! — O Gott! ich verſtehe ja wenig vom Lieben, aber daß es eine Quaal ſeyn muß, aufzuhören — ſo was begreif ich noch.

Louiſe. Doch hinweg aus dieſer Gegend mein Vater — Weg von der Stadt, wo meine Geſpielinnen meiner ſpotten, und mein guter Name dahin iſt auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich ſo viele Spuren der verlorenen Seligkeit anreden — Weg, wenn es möglich iſt —

Miller. Wohin du nur wilſt, meine Tochter. Das Brod unſers Herrgotts wächſt überall, und Ohren wird er auch meiner Geige beſcheeren. Ja! Laß auch alles dahingehn — Ich ſeze die Geſchichte deines Grams auf die Laute, ſinge dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriſſ' — wir betteln mit der Ballade von

Thüre

Thüre zu Thüre, und das Allmoſen wird köſtlich ſchmeken von den Händen der Weinenden —

Zweite Szene.

Ferdinand zu den Vorigen.

Louiſe. (wird ihn zuerſt gewahr, und wirft ſich Millern laut ſchreiend um den Hals) Gott! Da iſt er! Ich bin verloren.

Miller. Wo? Wer?

Louiſe. (zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Major, und drükt ſich feſter an ihren Vater) Er! Er ſelbſt! — Seh er nur um ſich Vater — Mich zu ermorden iſt er da.

Miller. (erblikt ihn, fährt zurük) Was? Sie hier Baron?

Ferdinand. (kommt langſam näher, bleibt Louiſen gegenüber ſtehn, und läßt den ſtarren forſchenden Blik auf ihr ruhen, nach einer Pauſe) Ueberraſchtes Gewiſſen, habe Dank! Dein Bekenntniß iſt ſchrekklich aber ſchnell und gewiß, und erſpart mir die Folterung. — Guten Abend Miller.

Miller. Aber um Gotteswillen! Was wollen Sie Baron? Was führt Sie her? Was ſoll dieſer Ueberfall?

Ferdinand. Ich weiß eine Zeit, wo man den Tag in ſeine Sekunden zerſtükte, wo Sehnſucht nach mir ſich an die Gewichte der zögernden Wanduhr

hieng, und auf den Aderſchlag lauerte, unter dem ich erſcheinen ſolte — Wie kommts, daß ich jezt überraſche?

Miller. Gehen Sie, gehen Sie Baron — Wenn noch ein Funke von Menſchlichkeit in Ihrem Herzen zurükblieb — Wenn Sie die nicht erwürgen wollen, die Sie zu lieben vorgeben, fliehen Sie, bleiben Sie keinen Augenblik länger. Der Seegen war fort aus meiner Hütte, ſobald Sie einen Fuß darein ſezten — Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo ſonſt nur die Freude zu Hauſe war. Sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch wühlen, die Ihre unglükliche Bekanntſchaft meinem einzigen Kinde ſchlug?

Ferdinand. Wunderlicher Vater, jezt komm ich ja, deiner Tochter etwas erfreuliches zu ſagen.

Miller. Neue Hoffnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? — Geh Unglüksbote! Dein Geſicht ſchimpft deine Waare.

Ferdinand. Endlich iſt es erſchienen, das Ziel meiner Hoffnungen! Lady Milford, das furchtbarſte Hinderniß unſrer Liebe, floh dieſen Augenblik aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Schikſal läßt nach, uns zu verfolgen. Unſre glüklichen Sterne gehen auf — Ich bin jezt da, mein gegebenes Wort einzulöſen, und meine Braut zum Altar abzuholen.

Miller. Hörſt du ihn meine Tochter? Hörſt du ihn ſein Geſpötte mit deinen getäuſchten Hoffnungen treiben? O wahrlich Baron! Es ſteht dem Verführer ſo ſchön, an ſeinem Verbrechen ſeinen Wiz noch zu kizeln.

Ferdinand. Du glaubſt, ich ſcherze. Bei meiner Ehre nicht! Meine Auſſage iſt wahr, wie die Liebe meiner Louiſe, und heilig will ich ſie halten, wie Sie ihre Eide — Ich kenne nichts heiligers — Noch zweifelſt du? Noch kein freudiges Erröthen auf den Wangen meiner ſchönen Gemahlin? Sonderbar! Die Lüge muß hier gangbare Münze ſeyn, wenn die Wahrheit ſo wenig Glauben findet. Ihr mißtraut meinen Worten? So glaubt dieſem ſchriftlichen Zeugniß. (er wirft Louiſen den Brief an den Marſchall zu)

Louiſe. (ſchlägt ihn auseinander, und ſinkt leichenblaß nieder)

Miller. (ohne das zu bemerken, zum Major) Was ſoll das bedeuten, Baron? Ich verſtehe Sie nicht.

Ferdinand. (führt ihn zu Louiſen hin) Deſto beſſer hat mich dieſe verſtanden!

Miller. (fällt an ihr nieder) O Gott! meine Tochter!

Ferdinand. Bleich wie der Tod! — Jezt erſt gefällt ſie mir deine Tochter! So ſchön war ſie nie die fromme rechtſchaffne Tochter — Mit dieſem Leichengeſicht — — Der Odem des Weltgerichts,

der den Firniß von jeder Lüge ſtreift, hat itzt die Schminke verlaſen, womit die Tauſendkünſtlerin auch die Engel des Lichts hintergangen hat — Es iſt ihr ſchönſtes Geſicht! Es iſt ihr erſtes wahres Geſicht! Laß mich es küſſen (er will auf ſie zugehen)

Miller. Zurük! Weg! Greife nicht an das Vaterherz, Knabe! Vor deinen Liebkoſungen konnt ich ſie nicht bewahren, aber ich kann es vor deinen Mißhandlungen.

Ferdinand. Was wilſt du Graukopf? Mit dir hab ich nichts zu ſchaffen. Menge dich ja nicht in ein Spiel, das ſo offenbar verloren iſt — oder biſt du auch vielleicht klüger, als ich dir zugetraut habe? Haſt du die Weißheit deiner ſechzig Jahre zu den Bubenſtüken deiner Tochter geborgt, und diß ehrwürdige Haar mit dem Gewerb eines Kupplers geſchändet? — O! wenn das **nicht** iſt, unglüklicher alter Mann, lege dich nieder und ſtirb — Noch iſt es Zeit. Noch kannſt du in dem ſüßen Taumel entſchlafen: Ich war ein glüklicher Vater! — einen Augenblik ſpäter, und du ſchleuderſt die giftige Natter ihrer hölliſchen Heimat zu, verfluchſt das Geſchenk und den Geber, und fähreſt mit der Gottesläſterung in die Grube. (zu Louiſen) Sprich Unglükſelige! Schriebſt du dieſen Brief?

Miller. (warnend zu Louiſen) Um Gotteswillen Tochter! Vergiß nicht! Vergiß nicht!

Louiſe. O dieſer Brief mein Vater —

Ferdinand. Daß er in die unrechte Hände fiel? — Geprieſen ſei mir der Zufall, er hat größere Thaten

ten gethan als die klügelnde Vernunft, und wird beſſer beſtehn an jenem Tag als der Wiz aller Weiſen — Zufall ſage ich? — O die Vorſehung iſt dabei, wenn Sperlinge fallen, warum nicht, wo ein Teufel entlarvet werden ſoll? — Antwort will ich! — Schriebſt du dieſen Brief?

Miller. (ſeitwärts zu ihr mit Beſchwörung) Standhaft! Standhaft meine Tochter! Nur noch das einzige Ja, und alles iſt überwunden.

Ferdinand. Luſtig! Luſtig! Auch der Vater betrogen. Alles betrogen! Nun ſieh, wie ſie daſteht die Schändliche, und ſelbſt ihre Zunge nun ihrer lezten Lüge den Gehorſam aufkündigt! Schwöre bei Gott! bei dem fürchterlich wahren! Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe. (nach einem qualvollen Kampf, worinn ſie durch Blike mit ihrem Vater geſprochen hat, feſt und entſcheidend) Ich ſchrieb ihn.

Ferdinand. (bleibt erſchroken ſtehen.) Louiſe — Nein! So wahr meine Seele lebt! du lügſt — Auch die Unſchuld bekennt ſich auf der Felterbank zu Frevels, die ſie nie begieng — Ich fragte zu heftig — Nicht wahr Louiſe — Du bekannteſt nur, weil ich zu hefti gfragte?

Louiſe. Ich bekannte was wahr iſt.

Ferdinand. Nein ſag ich! Nein! Nein! Du ſchriebſt nicht. Es iſt deine Hand gar nicht — Und wäre ſie's, warum ſolten Handſchriften ſchwerer nachzumachen ſeyn, als Herzen zu verderben? Rede mir wahr Louiſe — oder nein, nein, thu es nicht,

nicht, du könnteſt Ja ſagen, und ich wär verloren — Eine Lüge Louiſe — eine Lüge — O wenn du jezt eine wüßteſt, mir hinwärfeſt mit der offenen Engelmiene, nur mein Ohr, nur mein Aug überredeteſt, dieſes Herz auch noch ſo abſcheulich täuſchteſt — O Louiſe! Alle Wahrheit möchte dann mit dieſem Hauch aus der Schöpfung wandern, und die gute Sache ihren ſtarren Hals von nun an zu einem höfiſchen Bükling beugen! (mit ſcheuem bebenden Ton) Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe. Bei Gott! Bei dem fürchterlich wahren! Ja!

Ferdinand. (nach einer Pauſe im Ausdruk des tiefſten Schmerzens) Weib! Weib! — Das Geſicht, mit dem du jezt vor mir ſtehſt! — Theile mit dieſem Geſicht Paradieſe aus, du wirſt ſelbſt im Reich der Verdammniß keinen Käufer finden — Wußteſt du, was du mir wareſt, Louiſe? Ohnmöglich! Nein! Du wußteſt nicht, daß du mir Alles warſt! Alles! — Es iſt ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu umwandern, Weltſyſteme vollenden ihre Bahnen darinn — Alles! Und ſo frevelhaft damit zu ſpielen — O es iſt ſchreklich —

Louiſe. Sie haben mein Geſtändniß Herr von Walter. Ich habe mich ſelbſt verdammt. Gehen Sie nun! Verlaſſen Sie ein Haus, wo Sie ſo unglüklich waren.

Ferdinand. Gut! Gut! Ich bin ja ruhig — ruhig, ſagt man ja, iſt auch der ſchaudernde Strich Landes, worüber die Peſt gieng — ich bins (nach einigem Nachdenken) Noch eine Bitte Louiſe — die lezte! Mein Kopf brennt ſo fieberiſch. Ich brauche Kühlung — Wilſt du mir ein Glas Limonade zurecht machen (Louiſe geht ab)

Dritte Szene.

Ferdinand und Miller.

(Beide gehen ohne ein Wort zu reden einige Pauſen lang auf den entgegengeſezten Seiten des Zimmers auf und ab)

Miller. (bleibt endlich ſtehen und betrachtet den Major mit trauriger Miene) Lieber Baron, kann es Ihren Gram vielleicht mindern, wann ich Ihnen geſtehe, daß ich Sie herzlich bedaure?

Ferdinand. Laß er es gut ſeyn Miller (wieder einige Schritte) Miller, ich weiß nur kaum noch, wie ich in ſein Haus kam — Was war die Veranlaſſung?

Miller. Wie Herr Major? Sie wollten ja Lekzion auf der Flöte bei mir nehmen? Das wiſſen Sie nicht mehr?

Ferdinand. (raſch) Ich ſah ſeine Tochter (wieder um einige Pauſen) Er hat nicht Wort gehalten, Freund. Wir akkordierten Ruhe für meine einſa-

mt

me Stunden. Er betrog mich, und verkaufte mir Skorpionen (da er Millers Bewegung ſieht) Nein! Erſchrik nur nicht alter Mann (gerührt an ſeinem Hals) Du biſt nicht ſchuldig.

Miller. (die Augen wiſchend) Das weiß der allwiſſende Gott!

Ferdinand. (aufs neue hin und her, in tiefres Grübeln verſunken) Seltſam o unbegreiflich ſeltſam ſpielt Gott mit uns. An dünnen unmerkbaren Seilen hängen oft fürchterliche Gewichte — Wüßte der Menſch, daß er an dieſem Apfel den Tod eſſen ſolte — Hum! — wüßte er das? (heftiger auf und nieder, dann Millers Hand mit ſtarker Bewegung faſſend) Mann! ich bezahle dir dein Bischen Flöte zu theuer — — und du gewinnſt nicht einmal — auch du verlierſt — verlierſt vielleicht alles (gepreßt von ihm wegziehend) Unglükſeliges Flötenſpiel, das mir nie hätte einfallen ſollen.

Miller. (ſucht ſeine Rührung zu verbergen) Die Limonade bleibt auch gar zulang auſſen. Ich denke, ich ſehe nach, wenn Sie mirs nicht für übel nehmen —

Ferdinand. Es eilt nicht lieber Miller (vor ſich hin murmelnd) zumal für den Vater nicht — Bleib er nur — Was hatt ich doch fragen wollen? — Ja! — Iſt Louiſe ſeine einzige Tochter? Sonſt hat er keine Kinder mehr?

Miller. (warm) Habe ſonſt keins mehr Baron — wünſch mir auch keins mehr. Das Mädel

iſt juſt ſo recht, mein ganzes Vaterherz einzuſteken — hab meine ganze Baarſchaft von Liebe an der Tochter ſchon zugeſezt.

Ferdinand. (heftig erſchüttert) Ha! — — Seh Er doch lieber nach dem Trank, guter Miller. (Miller geht ab)

Vierte Szene.

Ferdinand allein.

Das einzige Kind! — Fühlſt du das, Mörder? Das einzige! Mörder! hörſt du, das einzige? — Und der Mann hat auf der großen Welt Gottes nichts, als ſein Inſtrument und das einzige — Du willſt's ihm rauben?

Rauben? — Rauben den lezten Nothpfenning einem Bettler? Die Krüke zerbrochen vor die Füße werfen dem Lahmen? Wie? Hab ich auch Bruſt für das? — — Und wenn er nun heimeilt, und nicht erwarten kann, die ganze Summe ſeiner Freuden vom Geſicht dieſer Tochter herunter zu zählen, und hereintritt, und ſie da liegt die Blume — welk — todt — zertreten, muthwillig die lezte, einzige, unüberſchwengliche Hoffnung — Ha! und er da ſteht vor ihr, und da ſteht, und ihm die ganze Natur den lebendigen Odem anhält, und ſein erſtarrter Blik die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert, Gott ſucht, und Gott nicht mehr finden kann, und leerer zurük kommt — — Gott! Gott! aber auch mein Vater hat dieſen einzigen Sohn — den einzi-

gen Sohn, doch nicht den einzigen Reichthum — (nach einer Pauſe) Doch wie? was verliert er denn? Das Mädchen, dem die heiligſten Gefühle der Liebe nur Puppen waren, wird es den Vater glüklich machen können? — Es wird nicht! Es wird nicht! Und ich verdiene noch Dank, daß ich die Natter zertrete, ehe ſie auch noch den Vater verwundet.

Fünfte Szene.

Miller der zurük kommt und Ferdinand.

Miller. Gleich ſollen Sie bedient ſeyn, Baron. Draußen ſizt das arme Ding, und will ſich zu Tode weinen. Sie wird Ihnen mit der Limonade auch Tränen zu trinken geben.

Ferdinand. Und wol, wenns nur Tränen wären! — — Weil wir vorhin von der Muſik ſprachen Miller (eine Börſe ziehend) Ich bin noch ſein Schuldner.

Miller. Wie? Was? Gehen Sie mir Baron! Wofür halten Sie mich? Das ſteht ja in guter Hand, thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und ſind wir ja, wills Gott, nicht das leztemal bei einander.

Ferdinand. Wer kann das wiſſen? Nehm er nur. Es iſt für Leben und Sterben.

Miller. (lachend) O deßwegen Baron! Auf den Fall, denk ich, kann mans wagen bei Ihnen.

Ferdinand. Man wagte wirklich — Hat er nie gehört, daß Jünglinge gefallen ſind — Mädchen und

Jüng-

Jünglinge, die Kinder der Hoffnung, die Luftſchlöſſer betrogener Väter — Was Wurm und Alter nicht thun, kann oft ein Donnerſchlag ausrichten — Auch ſeine Louiſe iſt nicht unſterblich.

Miller. Ich hab ſie von Gott.

Ferdinand. Hör er — Ich ſag ihm, ſie iſt nicht unſterblich. Dieſe Tochter iſt ſein Augapfel. Er hat ſich mit Herz und Seel an dieſe Tochter gehängt. Sei er vorſichtig Miller. Nur ein verzweifelter Spieler ſezt alles auf einen einzigen Wurf. Einen Waghals nennt man den Kaufmann, der auf ein Schiff ſein ganzes Vermögen ladet — Hör er, denk er der Warnung nach — — Aber warum nimmt er ſein Geld nicht?

Miller. Was Herr? Die ganze allmächtige Börſe? Wohin denken Euer Gnaden?

Ferdinand. Auf meine Schuldigkeit — Da! (er wirft den Beutel auf den Tiſch, daß Goldſtüke herausfallen) Ich kann den Quark nicht eine Ewigkeit ſo halten.

Miller. (beſtürzt) Was beim großen Gott? Das klang nicht wie Silbergeld! (er tritt zum Tiſch, und ruft mit Entſezen) Wie um aller Himmel willen Baron? Baron? Wo ſind Sie? Was treiben Sie Baron? Das nenn ich mir Zerſtreuung! (mit zuſammengeſchlagenen Händen) Hier liegt ja — oder bin ich verhext, oder — Gott verdamm mich! Da greif ich ja das baare gelbe leibhafte Gottesgeld — — Nein Satanas! Du ſollſt mich nicht daran kriegen!

Ferdinand. Hat er Alten oder Neuen getrunken, Miller?

Miller. (grob) Donner und Wetter! Da schauen Sie nur hin! — Gold!

Ferdinand. Und was nun weiter?

Miller. Ins Henkers Nahmen — ich sage — ich bitte Sie um Gottes Christi willen — Gold!

Ferdinand. Das ist nun freilich etwas merkwürdiges.

Miller. (nach einigem Stillschweigen zu ihm gehend mit Empfindung) Gnädiger Herr, ich bin ein schlechter gerader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Bubenstük anspannen wollen — denn so viel Geld läßt sich, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen.

Ferdinand. (bewegt) Sei er ganz getrost, lieber Miller. Das Geld hat er längst verdient, und Gott bewahre mich, daß ich mich mit seinem guten Gewissen dafür bezahlt machen sollte.

Miller. (wie ein Halbnarr in die Höhe springend) Mein also! Mein! Mit des guten Gottes Wissen und Willen, mein! (nach der Thüre laufend, schreiend) Weib! Tochter! Viktoria! Herbei! (zurük kommend) Aber du lieber Himmel! wie komm ich denn so auf einmal zu dem ganzen grausamen Reichthum? Wie verdien ich ihn? Lohn ich ihn? Heh?

Ferdinand. Nicht mit seinen Musikstunden, Miller — Mit dem Geld hier bezahl ich ihm (von Schauern ergriffen hält er inn) bezahl ich ihm (nach einer

einer Pauſe mit Wehmut) den dreimonatlangen glüklichen Traum von ſeiner Tochter.

Miller. (faßt ſeine Hand, die er ſtark drükt) Gnädiger Herr! Wären Sie ein ſchlechter geringer Bürgersmann — (raſch) und mein Mädel liebte Sie nicht? Erſtechen wollt ich's, das Mädel! (wieder beim Geld, darauf niedergeſchlagen) Aber da hab ich ja nun alles, und Sie nichts, und da werd ich nun das ganze Gaudium wieder heraus blechen müßen? Heh?

Ferdinand. Laß er ſich das nicht anfechten, Freund — Ich reiſe ab, und in dem Land, wo ich mich zu ſezen gedenke, gelten die Stempel nicht.

Miller. (unterdeſſen mit unverwandten Augen auf das Gold hingeheftet, voll Entzükkung) Bleibts alſo mein? Bleibts? — Aber das thut mir nur leid, daß Sie verreiſen — Und wart, was ich jezt auftreten will! Wie ich die Baken jezt voll nehmen will! (er ſezt den Hut auf, und ſchießt durch das Zimmer) Und auf dem Markt will ich meine Muſikſtunden geben, und Numero fünfe Dreikönig rauchen, und wenn ich wieder auf den Dreibazenplaz ſize, ſoll mich der Teufel holen. (will fort)

Ferdinand. Bleib Er! Schweig Er! und ſtreich Er ſein Geld ein. (nachdrüklich) Nur dieſen Abend noch ſchweig Er, und geb Er, mir zu Gefallen, von Nun an keine Muſikſtunden mehr.

Miller. (noch hizger, und ihn hart an der Weſte faſſend voll innniger Freude) Und Herr! meine Tochter!

(ihn wieder loslassend) Geld macht den Mann nicht — Geld nicht — Ich habe Kartoffeln gegessen oder ein wildes Huhn; satt ist satt, und dieser Rok da ist ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Ermel scheint — Für mich ist das Plunder — Aber dem Mädel soll der Seegen bekommen, was ich ihr nur an den Augen absehen kann, soll sie haben —

Ferdinand. (fällt rasch ein) Stille, o Stille —

Miller. (immer feuriger) Und soll mir Französisch lernen aus dem Fundament, und Menuet tanzen, und Singen, daß mans in den Zeitungen lesen soll; und eine Haube soll sie tragen wie die Hofrathstöchter, und einen Kidebarri, wie sies heissen, und von der Geigerstochter soll man reden auf vier Meilen weit —

Ferdinand. (ergreift seine Hand mit der schrecklichsten Bewegung) Nichts mehr! Nichts mehr! Um Gottes willen, schweig er still! Nur noch heute schweig er still, das sei der einzige Dank, den ich von ihm fordre.

Sechste Szene.

Louise mit der Limonade und die Vorigen.

Louise. (mit rothgeweinten Augen, und zitternder Stimme, indem sie dem Major das Glas auf einem Teller bringt) Sie befehlen, wenn sie nicht stark genug ist?

Ferdinand. (nimmt das Glas, setzt es nieder, und dreht sich rasch gegen Millern) O beinahe hätt ich das vergeß-

vergeſſen! — Darf ich Ihn um etwas bitten lieber Miller? Will Er mir einen kleinen Gefallen thun?

Miller. Tauſend für einen! Was befehlen — —

Ferdinand. Man wird mich bei der Tafel erwarten. Zum Unglük hab ich eine ſehr böſe Laune. Es iſt mir ganz unmöglich, unter Menſchen zu gehn — Will Er einen Gang thun zu meinem Vater und mich entſchuldigen?

Louiſe. (erſchrikt und fällt ſchnell ein) Den Gang kann ja Ich thun.

Miller. Zum Präſidenten?

Ferdinand. Nicht zu ihm ſelbſt. Er übergibt ſeinen Auftrag in der Garderobe einem Kammerdiener — Zu ſeiner Legitimazion iſt hier meine Uhr — Ich bin noch da, wenn er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

Louiſe. (ſehr ängſtlich) Kann denn Ich das nicht auch beſorgen?

Ferdinand. (zu Millern, der eben fort will) Halt, und noch etwas! Hier iſt ein Brief an meinen Vater, der dieſen Abend an mich eingeſchloſſen kam — Vielleicht dringende Geſchäfte — Es geht in einer Beſtellung hin —

Miller. Schon gut, Baron!

Louiſe. (hängt ſich an Ihn, in der entſetzlichſten Bangigkeit) Aber mein Vater, dis alles könnt ich ja recht gut beſorgen.

Miller. Du biſt allein, und es iſt finſtre Nacht meine Tochter. (ab)

Ferdinand. Leuchte deinem Vater, Louiſe. (während dem, daß ſie Millern mit dem Licht begleitet, tritt er zum Tiſch, und wirft Gift in ein Glas Limonade) Ja! Sie ſoll dran! Sie ſoll! Die obern Mächte nikken mir ihr ſchreckliches Ja herunter, die Rache des Himmels unterſchreibt, ihr guter Engel läßt ſie fahren —

Siebente Szene.

Ferdinand und Louiſe.

(Sie kommt langſam mit dem Lichte zurük, ſezt es nieder, und ſtellt ſich auf die entgegen geſezte Seite vom Mahler, das Geſicht auf den Boden geſchlagen, und nur zuweilen furchtſam und verſtohlen nach ihm herüber ſchielend. Er ſteht auf der andern Seite, und ſieht ſtarr vor ſich hinaus.)

Großes Stillſchweigen, das dieſen Auftritt ankündigen muß.

Louiſe. Wollen Sie mich akkompagnieren Herr von Walter, ſo mach ich einen Gang auf dem Fortepiano. (ſie öfnet den Pantalon)

(Ferdinand gibt ihr keine Antwort. Pauſe)

Louiſe. Sie ſind mir auch noch Revange auf dem Schachbrett ſchuldig. Wollen wir eine Parthie Herr von Walter?

(Eine neue Pauſe.)

Louiſe. Herr von Walter, die Brieftaſche, die ich Ihnen einmal zu ſtiken verſprochen — Ich habe

ſie

ſie angefangen — Wollen ſie das Deſſein nicht beſehen?

(Wieder eine Pauſe.)

Louiſe. O ich bin ſehr elend!

Ferdinand. (in der bisherigen Stellung) Das könnte wahr ſeyn.

Louiſe. Meine Schuld iſt es nicht, Herr von Walter, daß Sie ſo ſchlecht unterhalten werden.

Ferdinand. (lacht beleidigend vor ſich hin) Denn was kannſt du für meine blöde Beſcheidenheit?

Louiſe. Ich hab es ja wol gewußt, daß wir jezt nicht zuſammen taugen. Ich erſchrak auch gleich, ich bekenne es, als Sie meinen Vater verſchikten — Herr von Walter, ich vermuthe, dieſer Augenblik wird uns beiden gleich unerträglich ſeyn — Wenn Sie mirs erlauben wollen, ſo geh ich, und bitte einige von meinen Bekannten her.

Ferdinand. O ja doch, das thu. Ich will auch gleich gehn, und von den meinigen bitten.

Louiſe. (ſieht ihn ſtuzend an) Herr von Walter?

Ferdinand. (ſehr hämiſch) Bei meiner Ehre! der geſcheideſte Einfall, den ein Menſch in dieſer Lage nur haben kann. Wir machen aus dieſem verdrüßlichen Duett eine Luſtbarkeit, und rächen uns mit Hilfe gewiſſer Galanterien an den Grillen der Liebe.

Louiſe. Sie ſind aufgeräumt, Herr von Walter?

Ferdinand. Ganz außerordentlich, um die Knaben auf dem Markt hinter mir herzujagen! Nein! in Wahrheit Louise. Dein Beispiel bekehrt mich — Du sollst meine Lehrerin seyn. Thoren sind's, die von ewiger Liebe schwazen, ewiges Einerlei widersteht, Veränderung nur ist das Salz des Vergnügens — Topp Louise! Ich bin dabei — Wir hüpfen von Roman zu Romane, wälzen uns von Schlamme zu Schlamm — Du dahin — Ich dorthin — Vielleicht, daß meine verlorene Ruhe sich in einem Bordell wieder finden läßt — Vielleicht, daß wir dann nach dem lustigen Wettlauf, zwei modernde Gerippe, mit der angenehmsten Ueberraschung von der Welt zum zweitenmal aufeinander stoßen, daß wir uns da an dem gemeinschaftlichen Familienzug, den kein Kind dieser Mutter verläugnet, wie in Komödien wieder erkennen, daß Ekel und Schaam noch eine Harmonie veranstalten, die der zärtlichsten Liebe unmöglich gewesen ist.

Louise. O Jüngling! Jüngling! Unglücklich bist du schon, wilst du es auch noch verdienen?

Ferdinand. (ergrimmt durch die Zähne murmelnd) Unglücklich bin ich? Wer hat dir das gesagt? Weib, du bist zu schlecht, um selbst zu empfinden — womit kannst du eines andern Empfindungen wägen? — Unglücklich, sagte sie? — Ha! dieses Wort könnte meine Wut aus dem Grabe rufen! — Unglücklich mußt ich werden, das wußte sie. Tod und Verdammniß! das wußte sie, und hat mich dennoch verrathen — Siehe Schlange! Das war der einzige

Flek

Flek der Vergebung — Deine Auſſage bricht dir den Hals — Biß jezt konnt ich deinen Frevel mit deiner Einfalt beſchönigen, in meiner Verachtung wärſt du beinahe meiner Rache entſprungen. (indem er haſtig das Glas ergreift) Alſo leichtſinnig warſt du nicht — dumm warſt du nicht — du warſt nur ein Teufel (er trinkt) Die Limonade iſt matt, wie deine Seele — Verſuche!

Louiſe. O Himmel! Nicht umſonſt hab ich dieſen Auftritt gefürchtet.

Ferdinand. (gebieteriſch) Verſuche!

Louiſe. (nimmt das Glas etwas unwillig und trinkt)

Ferdinand. (wendet ſich, ſobald ſie das Glas an den Mund ſezt, mit einer plözlichen Erblaſſung weg, und eilt nach dem hinterſten Winkel des Zimmers.)

Louiſe. Die Limonade iſt gut.

Ferdinand. (ohne ſich umzukehren, von Schauer geſchüttelt) Wohl bekomms!

Louiſe. (nachdem ſie es niedergeſezt) O wenn Sie wüßten, Walter, wie ungeheuer Sie meine Seele beleidigen.

Ferdinand. Hum!

Louiſe. Es wird eine Zeit kommen, Walter —

Ferdinand. (wieder vorwärts kommend) O! Mit der Zeit wären wir fertig.

Louiſe. Wo der heutige Abend ſchwer auf Ihr Herz fallen dürfte —

Ferdinand. (fängt an ſtärker zu gehen, und dem ruhiger zu werden, indem er Schärpe und Degen von ſich wirft) Gute Nacht, Herrendienſt!

Louiſe.

Louiſe. Mein Gott! Wie wird Ihnen?

Ferdinand. Heiß und enge — will mirs bequemer machen.

Louiſe. Trinken Sie! Trinken Sie! Der Trank wird Sie kühlen.

Ferdinand. Das wird er auch ganz gewiß — Die Mäze iſt gutherzig, doch! das ſind alle!

Louiſe. (mit dem vollen Ausdruk der Liebe ihm in die Arme eilend) Das deiner Louiſe, Ferdinand?

Ferdinand. (drükt ſie von ſich) Fort! Fort! Dieſe ſanfte ſchmelzende Augen weg! Ich erliege. Komm in deiner ungeheuren Furchtbarkeit, Schlange, ſpring an mir auf, Wurm — krame vor mir deine gräßliche Knoten aus, bäume deine Wirbel zum Himmel — So abſcheulich als dich jemals der Abgrund ſah — Nur keinen Engel mehr — Nur jezt keinen Engel mehr — es iſt zu ſpät — Ich muß dich zertreten, wie eine Natter, oder verzweifeln — Erbarme dich!

Louiſe. O! Daß es ſo weit kommen mußte!

Ferdinand. (ſie von der Seite betrachtend) Dieſes ſchöne Werk des himmliſchen Bildners — Wer kann das glauben? — Wer ſollte das glauben? (ihre Hand faſſend und emporhaltend) Ich will dich nicht zur Rede ſtellen, Gott Schöpfer — aber warum denn dein Gift in ſo ſchönen Gefäſſen? — — Kann das Laſter in dieſem milden Himmelſtrich fortkommen? — O es iſt ſeltſam.

Louiſe.

Louise. Das anzuhören, und schweigen zu müssen!

Ferdinand. Und die süße melodische Stimme — Wie kann so viel Wohlklang kommen aus zerrissenen Saiten? (mit trunkenem Aug auf ihrem Antlik verweilend) Alles so schön — so voll Ebenmaas — so göttlich vollkommen! — Ueberal das Werk seiner himmlischen Stunde! Bei Gott! als wäre die große Welt nur entstanden, den Schöpfer für dieses Meisterstük in Laune zu sezen! — — Und nur in der Seele solte Gott sich vergriffen haben? Ist es möglich, daß diese empörende Mißgeburt in die Natur ohne Tadel kam? (indem er sie schnell verläßt) Oder sah er einen Engel unter dem Meissel hervorgehen, und half diesem Irrthum in der Eile mit einem desto schlechteren Herzen ab?

Louise. O des frevelhaften Eigensinns! Ehe er sich eine Uebereilung gestände, greift er lieber den Himmel an.

Ferdinand. (stürzt ihr heftig weinend an den Hals) Noch einmal Louise — Noch einmal, wie am Tag unsers ersten Kusses, da du Ferdinand stammeltest, und das erste Du auf deine brennende Lippen trat — O eine Saat unendlicher unaussprechlicher Freuden schien in dem Augenblik wie in der Knospe zu liegen — Da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen; goldne Jahrtausende hüpften, wie Bräute, vor unsrer Seele vorbei — — Da war ich der Glükliche! — O Louise! Louise! Louise! Warum hast du mir das gethan?

Louise.

Louiſe. Weinen Sie, weinen Sie Walter. Ihre Wehmut wird gerechter gegen mich ſeyn, als Ihre Entrüſtung.

Ferdinand. Du betrügſt dich. Das ſind ihre Tränen nicht — Nicht jener warme wollüſtige Thau, der in die Wunde der Seele balſamiſch fließt, und das ſtarre Rad der Empfindung wieder in Gang bringt. Es ſind einzelne — kalte Tropfen — das ſchauerliche ewige Lebewol meiner Liebe. (furchtbar feierlich, indem er die Hand auf ihren Kopf ſinken läßt) Tränen um deine Seele, Louiſe — Tränen um die Gottheit, die ihres unendlichen Wohlwollens hier verfehlte, die ſo muthwillig um das herrlichſte ihrer Werke kommt — O mich däucht, die ganze Schöpfung ſolte den Flor anlegen, und über das Beiſpiel betreten ſeyn, das in ihrer Mitte geſchieht — Es iſt was gemeines, daß Menſchen fallen, und Paradieſe verloren werden; aber wenn die Peſt unter Engel wüthet, ſo rufe man Trauer aus durch die ganze Natur.

Louiſe. Treiben Sie mich nicht aufs äuſerſte, Walter. Ich habe Seelenſtärke ſo gut wie eine — aber ſie muß auf eine menſchliche Probe kommen. Walter, das Wort noch, und dann geſchieden — — Ein entſezliches Schikſal hat die Sprache unſrer Herzen verwirrt. Dürft ich den Mund aufthun, Walter, ich könnte dir Dinge ſagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniß band meine Zunge, wie meine Liebe, und dulden muß ichs, wenn du mich wie eine gemeine Mäze mishandelſt.

Ferdinand. Fühlſt du dich wohl, Louiſe?

Louiſe. Wozu dieſe Frage?

Ferdinand. Sonſt ſolte mirs leid um dich thun, wenn du mit dieſer Lüge von hinnen müßteſt.

Louiſe. Ich beſchwöre Sie Walter —

Ferdinand. (unter heftigen Bewegungen) Nein! Nein! zu ſataniſch wäre dieſe Rache! Nein, Gott bewahre mich! in jene Welt hinaus will ichs nicht treiben — Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Fragen Sie was Sie wollen, Ich antworte nichts mehr. (ſie ſezt ſich nieder)

Ferdinand. (ernſter) Sorge für deine unſterbliche Seele, Louiſe! — Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Ich antworte nichts mehr.

Ferdinand. (fällt in fürchterlicher Bewegung vor ihr nieder) Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Ehe dieſes Licht noch ausbrennt — ſtehſt du — vor Gott!

Louiſe. (fährt erſchroken in die Höhe) Jeſus! Was iſt das? — — — und mir wird ſehr übel. (ſie ſinkt auf den Seſſel zurük)

Ferdinand. Schon? — Ueber euch Weiber und das ewige Käzel! Die zärtliche Nerve hält Frevel feſt, die die Menſchheit an ihren Wurzeln zernagen; ein elender Gran Arſenik wirft ſie um —

Louiſe. Gift! Gift! O mein Herrgott!

Ferdinand. So fürcht ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du haſt ſie dem Tod zugetrunken.

Louiſe. Sterben! Sterben! Gott Allbarmherziger! Gift in der Limonade und ſterben! — O meiner Seele erbarme dich Gott der Erbarmer!

Ferdinand. Das iſt die Hauptſache. Ich bitt ihn auch darum.

Louiſe. Und meine Mutter — mein Vater — Heiland der Welt! mein armer verlorener Vater! Iſt keine Rettung mehr? Mein junges Leben und keine Rettung! und muß ich jezt ſchon dahin?

Ferdinand. Keine Rettung, muſt jezt ſchon dahin — aber ſei ruhig. Wir machen die Reiſe zuſammen.

Louiſe. Ferdinand auch du! Gift Ferdinand! Von dir? O Gott vergiß es ihm — Gott der Gnade, nimm die Sünde von ihm —

Ferdinand. Sieh du nach deinen Rechnungen — Ich fürchte, ſie ſtehen übel.

Louiſe. Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr ſchweigen — der Tod — der Tod hebt alle Eide auf — Ferdinand — Himmel und Erde hat nichts unglükſeligers als dich — Ich ſterbe unſchuldig, Ferdinand.

Ferdinand. (erſchroken) Was ſagt ſie da? — Eine Lüge pflegt man doch ſonſt nicht auf dieſe Reiſe zu nehmen?

Louiſe. Ich lüge nicht — lüge nicht — hab nur einmal gelogen mein Lebenlang — Huh! Wie das eiskalt durch meine Adern ſchauert — — als ich den Brief ſchrieb an den Hofmarſchall —

Ferdinand. Ha! dieſer Brief! — Gottlob! Jezt hab ich all meine Mannheit wieder.

Louiſe. (ihre Zunge wird ſchwerer, ihre Finger fangen an zichterisch zu zuken) Dieſer Brief — Faſſe dich, ein entſezliches Wort zu hören — Meine Hand ſchrieb, was mein Herz verdammte — dein Vater hat ihn diktiert.

Ferdinand. (ſtarr und einer Bildſäule gleich, in langer todter Pauſe hingewurzelt, fällt endlich wie von einem Donnerſchlag nieder)

Louiſe. O des kläglichen Mißverſtands — Ferdinand — Man zwang mich — vergib — deine Louiſe hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — ſie machten es liſtig.

Ferdinand. (ſchrecklich emporgeworfen) Gelobet ſey Gott! Noch ſpür ich den Gift nicht (er reißt den Degen heraus)

Louiſe. (von Schwäche zu Schwäche ſinkend) Weh! Was beginnſt du? Es iſt dein Vater —

Ferdinand. (im Ausdruk der unbändigſten Wut) Mörder und Mördervater! — Mit muß er, daß der Richter der Welt nur gegen den Schuldigen raſe (will hinaus)

Louiſe. Sterbend vergab mein Erlöſer — Heil über dich und ihn (ſie ſtirbt)

Ferdinand. (kehrt ſchnell um, wird ihre lezte ſterbende Bewegung gewahr und fällt in Schmerz aufgelöſt vor der Todten nieder) Halt! Halt! Entſpringe mir nicht Engel des Himmels! (er faßt ihre Hand an, und läßt ſie ſchnell wieder fallen) Kalt, kalt und feucht! Ihre Seele iſt dahin (er ſpringt wieder auf) Gott meiner Louiſe! Gnade! Gnade dem Verruchteſten der Mörder! Es war ihr leztes Gebet! — — Wie reizend und ſchön auch im Leichnam! Der gerührte Würger gieng ſchonend über dieſe freundliche Wangen hin — Dieſe Sanftmuth war keine Larve — ſie hat auch dem Tod ſtand gehalten (nach einer Pauſe) Aber wie? Warum fühl ich nichts? Will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe! Das iſt meine Meinung nicht (er greift nach dem Glaſe)

Lezte Szene.

Ferdinand. Der Präſident. Warm und Bediente welche alle voll Schreken ins Zimmer ſtürzen, darauf Miller mit Volk und Gerichtsdienern, welche ſich im Hintergrund ſammeln.

Präſident. (den Brief in der Hand) Sohn, was iſt das? — Ich will doch nimmermehr glauben —

Ferdinand. (wirft ihm das Glas vor die Füße) So ſteh Mörder!

Präſident. (taumelt hinter ſich. Alle erſtarren. Eine ſchrökhafte Pauſe) Mein Sohn! Warum haſt du mir das gethan?

Ferdinand. (ohne ihn anzuſehen) O ja freilich! Ich hätte den Staatsmann erſt hören ſollen, ob der Streich auch zu ſeinen Charten paſſe? — Fein und bewundernswerth, ich geſteh's, war die Finte, den Bund unſrer Herzen zu zerreiſſen durch Eiferſucht — Die Rechnung hatte ein Meiſter gemacht, aber ſchade nur, daß die zürnende Liebe dem Draht nicht ſo gehorſam blieb, wie deine hölzerne Puppe.

Präſident. (ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum) Iſt hier niemand, der um einen troſtloſen Vater weinte?

Miller. (hinter der Szene rufend) Laßt mich hinein! Um Gotteswillen! Laßt mich!

Ferdinand. Das Mädchen iſt eine Heilige — für ſie muß ein anderer rechten (er öfnet Millern die Thüre, der mit Volk und Gerichtsdienern hereinſtürzt)

Miller. (in der fürchterlichſter Angſt) Mein Kind! Mein Kind! — Gift — Gift, ſchreyt man, ſey hier genommen worden — Meine Tochter! Wo biſt du?

Ferdinand. (führt ihn zwiſchen den Präſidenten und Louiſens Leiche) Ich bin unſchuldig — Danke dieſem hier.

Miller. (fällt an ihr zu Boden) O Jeſus!

Ferdinand. In wenig Worten Vater — ſie fangen an mir koſtbar zu werden — Ich bin bübiſch um mein Leben beſtohlen, beſtohlen durch Sie, Wie ich mit Gott ſtehe, zittre ich — doch ein Böſewicht bin ich niemals geweſen. Mein ewiges Loos falle, wie es will — auf Sie fall es nicht — Aber ich hab einen Mord begangen (mit furchtbar erhobener Stimme) einen Mord, den Du mir nicht zumuthen wirſt allein vor den Richter der Welt hinzuſchleppen, feyerlich wälz ich die hier die gröſte gräßlichſte Hälfte zu, wie du damit zurecht kommen magſt, ſiehe du ſelber (zu Louiſen ihn hinführend) Hier Barbar! weide dich an der entſetzlichen Frucht deines Wizes, auf dieſes Geſicht iſt mit Verzerrungen Dein

Name

Name geſchrieben, und die Würgengel werden ihn leſen — Eine Geſtalt, wie dieſe, ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du ſchläfſt, und gebe dir ihre eiskalte Hand — Eine Geſtalt, wie dieſe, ſtehe vor deiner Seele, wenn du ſtirbſt, und dränge dein leztes Gebet weg. — Eine Geſtalt, wie dieſe, ſtehe auf deinem Grabe, wenn du auferſtehſt — und neben Gott, wenn er dich richtet (er wird ohnmächtig, Bediente halten ihn)

Präſident. (eine ſchreckliche Bewegung des Arms gegen den Himmel) Von mir nicht, von mir nicht, Richter der Welt, fodre dieſe Seelen von Dieſem! (er geht auf Wurm zu)

Wurm. (auffahrend) Von Mir?

Präſident. Verfluchter von Dir! Von Dir Satan! — Du, du gabſt den Schlangenrath — Ueber Dich die Verantwortung — Ich waſche die Hände.

Wurm. Ueber mich? (er fängt gräßlich an zu lachen) Luſtig! Luſtig! So weiß ich doch nun auch, auf was Art ſich die Teufel danken. — Ueber mich dummer Böſewicht? Wa es mein Sohn? War ich dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung? Ha! bei dieſem Anblik, der alles Mark in meinen Gebeinen erkältet! Ueber mich ſoll ſie kommen! — Jezt will ich verlohren ſeyn, aber Du ſollſt es mit mir ſeyn — Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gaſſen! Weckt die Juſtiz auf! Gerichts-

diener bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimniſſe aufdeken, daß denen, die ſie hören, die Haut ſchauern ſoll (will gehn)

Präſident. (hält ihn) Du wirſt doch nicht, Raſender?

Wurm. (klopft ihn auf die Schultern) Ich werde, Kamerad! Ich werde — Raſend bin ich, das iſt wahr — das iſt dein Werk — ſo will ich auch jezt handeln wie ein Raſender — Arm in Arm mit Dir zum Blutgerüſt! Arm in Arm mit Dir zur Hölle! Es ſoll mich kizeln, Bube, mit Dir verdammt zu ſeyn (er wird abgeführt)

Miller. (der die ganze Zeit über, den Kopf in Louiſens Schooß geſunken, in ſtummen Schmerze gelegen hat, ſteht ſchnell auf und wirft dem Major die Börſe vor die Füße) Giftmiſcher! Behalt dein verfluchtes Geld! — Wolteſt du mir mein Kind damit abkaufen? (er ſtürzt aus dem Zimmer)

Ferdinand. (mit brechender Stimme) Geht ihm nach! Er verzweifelt — Das Geld hier ſoll man ihm retten — Es iſt meine fürchterliche Erkenntlichkeit Louiſe — Louiſe — Ich komme — — Lebt wol — — Laßt mich an dieſem Altar verſcheiden —

Präſident. (aus einer dumpfen Betäubung, zu ſeinem Sohn) Sohn Ferdinand! Soll kein Blik mehr auf einen zerſchmetterten Vater fallen? (der Major wird neben Louiſen niedergelaſſen)

Ferdi-

Ferdinand. Gott dem Erbarmenden gehört dieſer lezte.

Präſident. (in der ſchrecklichſten Qual vor ihm niederfallend) Geſchöpf und Schöpfer verlaſſen mich — Soll kein Blik mehr zu meiner lezten Erquikung fallen?

Ferdinand. (reicht ihm ſeine ſterbende Hand)

Präſident. (ſteht ſchnell auf) Er vergab mir! (zu den andern) Jezt euer Gefangener! (er geht ab, Gerichtsdiener folgen ihm, der Vorhang fällt.)

Geſchichte
der merkwürdigſten
Rebellionen
und
Verſchwörungen
aus den
mittlern und neuern Zeiten.

Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern,
geſammelt und herausgegeben
von
Friedrich Schiller.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crußius,
1788.

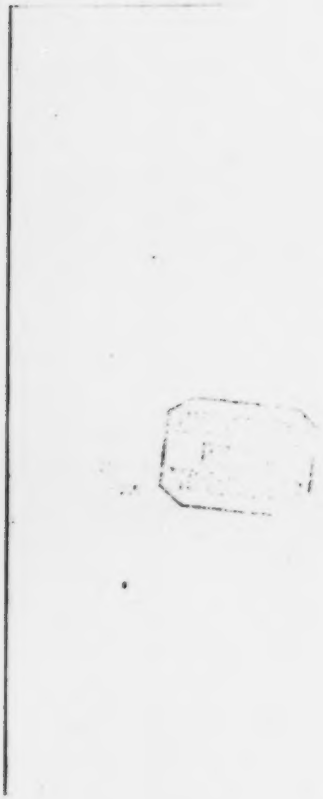

Bey Siegfried Lebrecht Cruſius in Leipzig ſind folgende neue Bücher herausgekommen und um beygeſetzte Preiſe zu haben.

Berlinismus, der, oder Freundſchaftsgeſpräch über D. Stark und ſeine Gegner, ein Auszug aus allen bisher erſchienenen Schriften über den Catholicismus, beſonders aus Dr. Starks Werke, 8. 6 Gr.

Beſchreibung des Fürſtl. Anhalt Deſſauiſchen Landhauſes und engliſchen Gartens zu Wörlitz von Auguſt Rode ohne Kupfer, gr. 8. 16 Gr.

Ebendaſſelbe mit 5 groß Folio Kupfern. 3 Thlr.

Betrachtungen, freimüthige, über das Edikt vom 9ten Julius 1788. die Religionsverfaſſung in den preußiſchen Staaten betreffend, 1ſt u. 2ſt Stück, 8. 6 Gr.

Beweis, unumſtößlicher, daß alle Aufklärer Atheiſten ſind, 8. 6 Gr

Beyers, J. N. G., Auszug aus dem Handbuche für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri, 8. 11 Gr.

Beyers, S. G., Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtſtudierende, 8. 6 Gr.

Beyträge, zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes des Chriſten von Hermes, Fiſcher und Salzmann, des 2ten Bandes 2tes Stück, 8. 12 Gr.

Briefe eines amerikaniſchen Landmannes an den Ritter W. * S. * vom Jahr 1770 — 1781. aus dem Engliſchen ins Franzöſiſche von *** und jetzt aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von J. A. E. Göze, 2r Band, 8. 1 Thlr 4 Gr.

Geſchichtserzählung, gründliche, von den Rechten der Erzbiſchöfe alter und neuerer Zeiten zur Erläuterung ihrer Streitigkeiten mit dem römiſchen Hofe, 8. 12 Gr.

Hellwerth, Emanuel, eine Geſchichte aus dem deutſchen Vaterlande, vierter u. letzter Theil, 8. 14 Gr.

Krohne, Joh. Chr. Friedr., Reden und Betrachtungen über Gegenſtände der Natur, der Wiſſenſchaften und Sittenlehre zum Gebrauch junger Leute auf Schulen, 1te Sammlung, 8. 12 Gr.

Kupfer

Kupfer zu Salzmanns moraliſchem Elementarbuche, 3tes Heft, 8. 13 Thlr.

Lehrbücher, für die Jugend in Nordcarolina, herausgegeben von einer Geſellſchaft Helmſtädtiſcher Profeſſoren, dritte Lieferung. Religionsgeſchichte und geographiſches Handbuch, 8. 22 Gr.

Die Religionsgeſchichte von Herrn Henke. 8 Gr.

Das geographiſche Handbuch. 14 Gr.

Ludwigii, Ch. Fried., icones cauitatum thoracis et abdominis a tergo apertarum, 4. maj. 16 Gr.

Magazin, deutſches gemeinnütziges, herausgegeben vom Prof. Eggers in Koppenhagen, 4s Quart. 9r. 8 20 Gr.

Marſhals, Humphry, Beſchreibung der in den vereinigten Staaten von Nordamerica wildwachſenden Bäume und Stauden, aus dem Engl. mit Anmerk. und Zuſätzen von C. F. Heſſmann, 8. 18 Gr.

Miller, Fr. v., reine Taktik der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, 2r Theil, 9r. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Ebendaſſelbe in franzöſiſcher Sprache, 2ter Theil, 9r. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Millot, des Herrn Abt. Universalhiſtorie, alter, mittler und neuerer Zeiten, aus dem Franz. 10r Theil mit Zuſätzen und Berichtigungen und nun auch mit einer Fortſetzung bis auf gegenwärtige Zeit von W. E. Chriſtiani, gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Ebenderſelbe für diejenigen, die das Millotſche Werk nicht beſitzen unter dem Titel: Chriſtiani, Wilh. Ernſt, Geſchichte der neueſten Weltbegebenheiten von dem Achner Frieden 1748. bis auf gegenwärtige Zeit, 1ter Band, gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Allgemeines Regiſter über die erſten 9 Bände des Millotſchen Werks überſehen und herausgegeben von W. E. Chriſtiani, gr. 8. 16 Gr.

Mund, S. F. G., landwirthſchaftliches Magazin 11 Jahrg. 2s Quartal, gr. 8. 10 Gr.

Plancks Geſchichte der Entſtehung, der Veränderung und der Bildung unſers proteſtantiſchen Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Konkordienformel, 3r Band, gr. 8. 1 Thlr.

Pleßings, Fr. W. L., Verſuche zur Aufklärung der Philoſophie des älteſten Alterthums, 1r Band gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Rei-

Reichard, M. H. G., Nachahmung von Lycophrons Caſſandra, zu mehrerer Empfehlung des Originals, gr. 8. 1 Gr.

Reißig, M. Joh. Hauptſtücke der chriſtlichen Lehre, 8 4 Gr.

Religionscantaten nach Anleitung der evangeliſchen Feſttexte aufs ganze Jahr nebſt abwechſelnden Religionsgeſängen und einem Anhange einiger Cantaten beſondern Feyerlichkeiten gewidmet, 8 6 Gr.

Retzii Andr. Joh. Obſerv. botanicae faſc. V. fol. maj. 16 Gr.

Salzmanns, Chr. Gottl., Bote aus Thüringen, eine Wochenſchrift 26 und 36 Vierteljahr. 8 Pränumerationspreiß für jedes 4 Gr. 6 Pf.

Schiller, Fr., Abfall der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung, 1r Band, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ebendeſſelben Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen und Rebellionen aus mittlern und neuern Zeiten, 8 18 Gr.

Wolcke, C. H, premieres, connoiſſances pour la jeuneſſe, ou deſcription de cent et ſoixante figures gravés en taille douce à l'uſage des jeunes gens, qui veulent apprendre l'Allemand, le Ruſſe et le Francois, traduit de

de l' allemand, gr. in 8. avec des figures enluminées 18 Gr.

Le meme livre avec des figures non enluminées. 12 Gr.

Zeitung, deutſche, für die Jugend herausgegeben von Herrn Rath Becker in Gotha 1788. 28 und 36 Quartal, 4. Jedes Quartal 12 Gr.

Annales literarii, cura Ch. Aug. Güntheri ad annum 1788. Aprilis usque ad Auguſtum 8. Helmſtadii. 1 Thlr. 16 Gr.

Nachricht.

Zu dieſem erſten Bande der Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen, war noch eine vierte Verſchwörung, die des Fiesko gegen Genua, beſtimmt, welche aber wegen Mangel des Raums, zum zweyten Bande verſpart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu dieſem Werke ausgeſetzt

bleibt. Die Verſchwörung gegen Venedig iſt beinahe wörtlich aus S. Real überſetzt, weil der Leſer bei jeder andern Behandlung dieſes Gegenſtandes zu viel verloren haben würde.

S.

Geſchichte

Geſchichte

der

merkwürdigſten Rebellionen

und

Verſchwörungen.

I.

Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347.

Der auffallende Kontraſt, den uns die neuern Römer darbieten, wenn wir ſie gegen ihre groſſen Vorältern halten, lieſſe ſich zwar ohne viele Mühe aus den unvermeidlichen und immer gleichen Wirkungen der Zeit erklären. Glaubt man aber ſchon in dem Perioden der gröſten Macht dieſes Volkes Anlagen zu ſeinem ſpäteren Karakter zu entdecken, ſo begnügt man ſich nicht mehr mit dieſem allgemeinen Grunde, und man ſucht die Lücken zu ergänzen, welche den philoſophiſchen Zuſammenhang der Geſchichte hier zu unterbrechen ſcheinen.

Daß eine ſo ungeheure Maſſe als die Römiſche Monarchie unter ihrem eignen Gewichte zuſammenbrechen muſte, ſcheint ausgemacht genug; aber es bleibt ein unauflösliches Problem für die Vernunft, wie und wenn ſie gefallen ſeyn könnte, wenn die chriſtliche Religion

in keine Verbindung mit ihren Schickſalen gekommen wäre. Die Symptome einer tödtlichen Krankheit äuſſerten ſich in der Republik, noch ehe es Chriſten gab. Ob aber Roms Fall nicht weniger unedel, nicht mit gröſſerem Widerſtreben, mit mächtigeren Konvulſionen begleitet geweſen wäre, wenn mit ſeinem allmähligen Hinſinken die glücklichen Revolutionen eines neuen Glaubens nicht in gleichem Schritte fortgegangen wären: darüber iſt es kaum möglich ſicher zu entſcheiden, weil man allzuleicht verführt wird, Dinge die ſich zu gleicher Zeit ereignet haben, als Urſache und Wirkung zuſammen zu verbinden.

Konſtantin und Julian ſind die beyden Puncte, um welche man ſich gewöhnlich bey dieſer Unterſuchung dreht; und beyde Inſtanzen ſind, jede in ihrer Art, für die Gegner des Chriſtenthums von gleich bequemen Gebrauch. Aber die Laſter und die Tugenden dieſer Fürſten konten von ihrem Glauben unabhängig ſeyn; und man läuft Gefahr voreilig zu urtheilen, wenn man die glänzende, aber grauſame und höchſt verderbliche Regierung des einen ſeiner Bekehrung, und die groſſen fürſtlichen Verdienſte des andern ſeiner Apoſtaſie zuſchreibe.

Indeſſen

Indeſſen kan man aus dem Einfluſſe der chriſtlichen Religion, ſo wie ſie durch Myſtik entſtellt, von den Kaiſern, den unwiſſendſten Theologen, misverſtanden, von den Biſchöffen und Prieſtern in Worten und in Thaten ſchlecht gelehrt, und allzuoft nach den Abſichten ihres Ehrgeitzes, ihres Eigennutzes verdreht, im Reiche eingeführt wurde, viele von den traurigen Phänomenen erklären, die den Einſturz der Römiſchen Monarchie begleiteten. Vorzüglich ſcheint es, als ob die Fortſchritte, welche die neue Lehre in einem Zeitpunct zu machen anfing, wo der Karakter der Römer ſchon durch die Anlagen ihres politiſchen Verfalls eine beträchtliche Verſchlimmerung litt, den Grund zu der ſonderbaren Miſchung gelegt hätten, die den Geiſt dieſes Volks in den neuern Zeiten bezeichnet. Dieſe Wirkungen muſten anfangs ſo ſchwach, ſo unwichtig ſeyn, als es die Fortſchritte der Religion ſelbſt waren; wie ſich aber ihr völliges Uebergewicht entſchied und ſie auf dem Throne der Kaiſer ſaß, da konnten die ſchlimmen Folgen ihres damaligen unvollkommnen Zuſtands mit groſſer Schnelligkeit um ſich greifen, und allenfals den Geiſt eines ganzen Jahrtauſends ſtempeln.

Die heftigen Spaltungen über die Glaubenslehren unter den Prieſtern ſelbſt, und der Antheil, den man ihren Zwiſtigkeiten im Staat und am Hofe einräumte, verbreiteten unter allen Ständen die trockenſte, unfruchtbarſte Speculation. Die allgemeine Sucht über myſtiſche Spitzfündigkeiten zu grübeln, lähmte vollends den Muth der Nation. Verbunden mit Unwiſſenheit und Kabale, muſte ſie Hartnäckigkeit, Treuloſigkeit, Grauſamkeit hervor bringen. Unterdeſſen dauerten von auſſen die ſchrecklichen Angriffe fort, welche die äuſſerſten Kräfte des Volks aufforderten. Man half ſich in augenblicklichen Gefahren wie man konte, das heißt, mit Verrätherei und Wortbrüchigkeit. Dieſe Waffen konnten eine kurze Ruhe vor den Barbaren verſchaffen, die ihrer nicht gewohnt waren; und die innerlichen Zwiſtrachten, die theologiſchen Kriege, hatten keine andern übrig gelaſſen. Aber ſie wehrten den Untergang des Reiches nicht ab, und vergifteten überdieß auf lange Zeit den Karakter der Menſchen, welche aus deſſen Trümmern zurück blieben. Aehnliche Urſachen zeugten ähnliche Wirkungen; daher die Verwandſchaft des Karakters zwiſchen den Römern, den übrigen

gen Italiänern und den Griechen, unter den Kaisern des Orients bis zu der Eroberung von Konstantinopel; daher auch der Kontrast dieser Völker gegen die Barbarischen, oder von den Barbaren gestifteten.

Feigheit und ihre unausbleibliche Folge, Verrätherei, eine lebhafte, reizbare Imagination, die beständige Unruhen und Gährungen unterhält, und vorzüglich ein dunkel wirkender Ahnenstolz, der sie vor den andern Italiänischen Völkern auszeichnet, der sie öfter und sonderbarer hebt als die andern: das sind ohngefehr die Hauptzüge zu dem Karakter der Römer, von dem Untergange des Römischen Reichs bis zu der Epoche, deren Geschichte hier behandelt werden soll. Dazu kömmt, daß die äusserst unbeständige, getheilte und verworrne Verfassung der Stadt seit dem fünften Jahrhundert, daß die Ansprüche, die von allen Seiten in ihrem Mittelpunct zusammenstossen und ihr keine Zeit lassen sich zu besinnen: was und wessen sie eigentlich ist, jede Möglichkeit abschneiden, die Unbestimmtheit und Planlosigkeit zu fixiren, welche alle öffentliche Handlungen dieses Volkes auszeichnet. Vielleicht wird es nicht ausser seiner Stelle seyn, die

Schikſale Roms, von ſeiner erſten Gröſſe an, kurz durchzugehen, um ihrer Uebereinſtimmung mit jenen Reſultaten nachzuſpüren.

Die Republick dauerte fünfhundert Jahre. Auguſt war der erſte Monarch des freieſten Volkes, und vier Ungeheuer, die nach ihm den Thron beſtiegen, konnten den Monarchenhaß und den republikaniſchen Geiſt nicht wieder aufwecken. Dieſe Apathie, mit welcher die Römer ſchon jetzt, wenige Jahre nach dem Sturz der Republick, einem Tirannen nach dem andern in die Hände fallen, zeigt uns an, wie weit wir zurück gehen müſſen, um den Keim zum unwiederbringlichen Ruin der Freiheit aufzuſuchen. So kan auch eine ſelten unterbrochne Reihe von dunkeln, kraftloſen Tirannen, die wir nach Mark Aurel auftreten ſehen, keine Veränderung hervorbringen. Die meiſten werden ermordet, aber die beſſeren wie die ſchlimmen, und alle von Menſchen, die ſo nichtswürdig ſind als ſie. Die Römiſche Geſchichte wird jetzt finſter und traurig, und der Römerpöbel — denn die Enkel der Scipionen verdienen von nun an keinen beſſern Namen, — zeigt ſich immer zur Freiheit und zur Sclaverey gleich unfähig.

So

So wie die Republick sich unvermerkt zur Monarchie hingeneigt hatte, und durch innere, lang um sich greifende Krankheit nach und nach verloschen war; auf eben diese unrühmliche Weise verlohr sich auch das occidentalische Kaiserthum. Es wird wenig von dem Absterben eines Schwindsüchtigen gesprochen, weil man sich lange zuvor gewöhnt hat ihn für todt zu halten; daher hat diese grosse Epoche so wenig ausgezeichnetes, und es wird kaum noch um des Wortspiels willen der Mühe werth gehalten anzumerken, daß der letzte, der auf dem Throne der Cäsaren saß, Romulus Augustulus hieß. Die Heruler und die Gothen herrschten jetzt in Rom. Diese Barbaren waren mächtig genug, um ihre Eroberung zu verachten; sie liessen die uralten Namen und Würden der Republick stehen; Senat, Konsulat, Präfektur blieben unangetastet, und man wird diese Schonung schwerlich einem Gefühl von Ehrfurcht zuschreiben können. Der Gothe Totila wollte im sechsten Jahrhundert die Stadt Rom von Grund aus zerstören, und ihre Einwohner in die weite Welt schicken: nicht aus Haß oder Kriegeswuth, sondern, wie es scheint, aus blossem Ueberdruß, weil sie ihm mehr Mü-

he machte als sie werth war. Nur die Vorstellungen seines edeln Feindes Belisarius wandten seinen Entschluß noch ab.

Der republikanische Schein, die alte Terminologie blieb auch unter den Griechischen Kaisern, welche nach den Gothen Rom besaßen. Aber während dieser Zeit vermehrte sich das Ansehen der Bischöffe von Rom, und man sieht mit Erstaunen, wie die weltliche Gewalt langsam und allmählig in die geistliche überfließt. Von Pipin und Karl dem Grossen fieng ein neues System an: Karl schien sich erst wie sein Vorgänger mit dem bescheidnen Namen Patrizius von Rom zu begnügen; aber sein Ehrgeiz strebte höher, er war bald Kaiser, und dies wurde für Rom der Anlas zu einer neuen Unruhe und Unbestimmtheit. Die päbstlichen und kaiserlichen Ansprüche stiessen bald gegen einander. Natürlicher Weise aber bestimmten in diesen Zeiten die persönlichen Eigenschaften der einzelnen Fürsten und Päbste das Schicksal der Stadt. Leo der vierte rettete Rom von den Sarazenen (849) und erbaute ansehnliche Festungswerke, um die Stadt vor künftigen Anfällen zu sichern. Ein Pabst wie dieser verdiente Fürst zu seyn, und er war

es auch. Aber in kurzer Zeit erwarben die Päbſte, mehr noch durch die Dumpfheit der andern als durch die Ueberlegenheit ihres eigenen Geiſtes, eine Macht, bey welcher ihnen das perſönliche Verdienſt ſehr entbehrlich wurde, von der aber keine Stralen auf das unglückliche Rom zurück fielen. Ihre Herrſchaft wirkte blos auf die Geiſter; auswärts durften ſie die Halbgötter ſpielen, in Rom waren ſie Menſchen, und ſie konten ihre Reſidenz niemals vor der Rache der Fürſten ſchützen, die ſie ſelbſt gereizt hatten.

Das Volk allein war unvermögend ſich zu vertheidigen. Der Römiſche Adel hatte eine Ueberlegenheit erlangt, welche die Verfaſſung in gewiſſem Betracht ariſtokratiſch machte; aber er war ſelbſt in Partheien getheilt, die in unaufhörlichem Kriege lebten und eine vollkommne Anarchie in der Stadt bildeten. Die Feindſchaften der Familien waren durch die Streitigkeiten der Kaiſer und der Päbſte entſtanden; aber ſie dauerten fort, wenn zwiſchen dieſen alles ruhig war, und ihre Namen allein, Guelfen und Gibellinen, erinnerten ſie noch an die Urſachen, um die ſie ſich ſchlugen. Das Volk lebte indeſſen in einer immerwährenden

Gährung, die Römer hörten nie auf republikanische Aufwallungen zu fühlen; aber es fehlte ihnen an Kräften zur Ausführung, an Plan sie zu gebrauchen. Auch fand sich kein Mann, der sie hätte lenken, und ihr Schicksal auch nur auf einige Zeit bestimmen können. Grausame Dummköpfe und rasende Fanatiker, wie Krescentius und Arnold von Brescia, waren die Menschen nicht, Roms Freiheit wieder herzustellen; und bey dem Volke selbst war das Freiheitsgefühl nichts als schwache Reminiszenz, ein leeres Poetenfeuer, das Blasen aufwarf, die schnell, wie sie entstanden waren, zerfuhren.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verließ Klemens der Fünfte den bisherigen päbstlichen Sitz und pflanzte ihn nach Frankreich. Rom war nun ausgesetzter als jemals; die Einwohner hörten die Stimme ihres Hirten nicht mehr, und die Zügellosigkeit eines Volkes, das nicht frei war und kein Oberhaupt hatte, mußte unbegränzt seyn. Verbrecher aller Art fanden eine sichere Freystatt in Rom, und die Räubereyen wurden so allgemein, daß alle Begriffe von Eigenthum verschwanden. Handel und Gewerbe lagen darnieder, denn

es wagte ſich kein Fremder in das Gebiet der Stadt. Viele aus den erſten Häuſern, welche die ausübende Gewalt im Staate hätten verwalten können, ſtellten ſich lieber ſelbſt an die Spize der Räuber. Dieſer Zuſtand des äuſſerſten Elends dauerte bis zu den Zeiten Klemens des Sechſten; alles klagte, alles murrte, aber es wurde nichts gethan den allgemeinen Beſchwerden abzuhelfen. Vier Päbſte hatten bereits in Avignon reſidirt, und es eröfnete ſich noch immer keine Ausſicht, daß die Uebel gehoben werden ſollten, welche dieſe Auswanderung über die Stadt gebracht hatte. Plözlich aber fand ſich Roms ganze Verfaſſung und Geſtalt zum Erſtaunen ſeiner eignen Bürger verwandelt, ohne daß dieſe Begebenheit durch die gewöhnlichen Vorboten politiſcher Veränderungen eingeleitet war.

Um dieſe Zeit fieng man an, einen jungen unbekannten Menſchen zu bemerken, der täglich unter den Ruinen wandelte und in den Denkmälern des alten Roms ſeine Wohnung aufgeſchlagen zu haben ſchien. Sein abenteuerliches Betragen, ſeine ſeltſamen Reden ſpannten die Ahndungen einiger ſeiner Mitbürger. Er ſprach oft für ſich und mit den hoſ-

tigſten

tigsten Gebährden; zuweilen redete er die Vorübergehenden an, welche die Neugierde reizte ihn zu behorchen, und kützelte ihre Ohren mit bombastischen Deklamationen, denen seine vortheilhafte Gestalt einen grossen Nachdruck gab. Die ehemalige Gröſſe der Römer, ihre jetzige Erniedrigung, die schlaffe Geduld, womit sie diesen Zustand ertrugen: dies waren die Gegenstände aller seiner Reden, über diese war seine Beredsamkeit unerschöpflich. Jede Büste, jeder Stein, den irgend eine Begebenheit des Alterthums merkwürdig machte, führte ihn auf seine Lieblingsmaterie, und seine Begeisterung theilte sich bald seinen Zuhörern mit. Durch ihn wurden gewisse überspannte Ideen in Rom wieder Mode, welche das allgemeine Elend und die Erschlaffung, die dessen Folge war, schon längst in allen Seelen erstickt hatten. Sein Ruhm verbreitete sich unter allen Klassen des Volks. Ein räthselhafter und prophetischer Ton, aus dem er selten herausging, trug nicht wenig bei, seiner Beredsamkeit Eingang zu verschaffen. Man bemerkte mit Verwunderung, daß er sich gezwungen glaubte, über groſſe, wichtige, aber noch nicht reif gewordne Gedanken einen gewissen Schleier zu

werfen;

werfen; und hinter der Neugierde, die dieſe Schleier reizte, gelang es ihm, dem Spotte zu entgehen.

Dieſer Menſch, den man bald gewohnt wurde, für den künftigen Wiederherſteller des alten Roms anzuſehen, war der Sohn eines Schenkwirths und einer Wäſcherin. Seine Mutter wurde für die Tochter eines Baſtards von dem Kaiſer Heinrich VII. gehalten, und er ſelbſt war nicht ungeneigt dieſe Meinung zu unterſtützen und ſeine Geburt auf dieſe Weiſe zu veredeln. Sein eigentlicher Geſchlechtsname war Nikolaus Gabrini, man nannte ihn aber nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten von dem Vornamen ſeines Vaters, Laurentii, Rentii, Rienzi, das heißt, Sohn des Laurentius; und unter dieſer Benennung iſt er in der Geſchichte am meiſten bekannt. Er war unter dem niedrigſten Pöbel von Handwerkern, Bettlern und Juden geboren; doch riß ihn die Erziehung, die er ſich ſelbſt zu geben mußte, bald aus dem Stande heraus, den ihm das Schikſal angewieſen hatte. Er hatte in der Redekunſt und Rechtsgelehrſamkeit nicht gemeine Kenntniſſe erlangt, aber die verſchiednen Denkmäler des Alterthums, von denen er umgeben

geben war, zogen sein Genie am meisten an; und er brachte es durch unabläſſiges Studium so weit, daß er unter die ersten Antiquare seiner Zeit gerechnet wurde. Sein vortrefliches Gedächtniß unterstüzte seine Beredsamkeit sehr gut, denn er wußte die besten Römischen Schriftsteller auswendig, und führte beständig Stellen aus diesen, vorzüglich aus den Geschichtschreibern, im Munde.

Sonderbar mahlt sich in unsern Zeiten die Erscheinung ab, daß aus einem Litteratoren dieser Art der Anführer einer Verschwörung hervorwächst, welche die Verfassung eines Staats umkehrt. Hat aber auch jemals ein Mensch gerade nur in die Zeit gepaßt, in welcher er lebte, so war es Rienzi. Er besas eine ungeheuer lebhafte Einbildungskraft; auf dem Plaze, wo er stand, und durch das Studium, dem er sich ergab, wurde sie in einem hohen Grade gereizt. Seine Vernunft war durch seinen leidenschaftlichen Eifer für die Wissenschaften angegriffen worden; mit einem Worte, er hatte sich überstudirt. Die Ausschweifungen, auf welche er in diesem Zustande gerieth, machten von der einen Seite Eindruck genug auf das Volk, um mit der Zeit Wurzel

zu

u faſſen, und ſchienen von der andern den Großen zu verächtlich, um in der Geburt erſtikt u werden. Durch die günſtige Aufnahme, ie er ſo unverhoft fand, entſtanden erſt die roſſen Plane, die er nachher mit ähnlichem Glücke ausführte. Deutlich bildeten ſie ſich hr ſpät, und vielleicht gar erſt nach der That n ſeinem Kop,e, ohnerachtet er ſich lange zus or mochte in einem dunkeln Hintergrunde als en Menſchen erblikt haben, der Roms Frei eit wieder aufbringen würde. Es wäre der Mühe werth, den ſtufenweiſen Fortſchritten iner Gedanken nachzuſpüren, wenn man von en Geſchichtſchreibern der damaligen Zeiten in ieſer Unterſuchung beſſer geleitet würde; aber le haben ſich begnügt, ihr eignes, noch ganz riſches Erſtaunen über dieſe Begebenheiten aus: udrücken, ohne weitere Arbeit anzuwenden, um ch ſelbſt und ihren Leſern ein deutlicheres Bild on dem Helden derſelben zu machen. Wir rfahren daher von ihnen gerade nur genug, m dieſen Geſichtspunkt ſelbſt zu erwählen, en einzigen, nach welchem ſich die anſcheinen: en Widerſprüche in ſeinem Karakter zuſam: nenreimen laſſen. In der Folge gieng es ihm reilich wie allen glücklichen Fanatikern, er

verband Heuchelei und List mit Schwärmerei und Unsinn. Jezt aber werden wir ihn durch die unregelmäßigsten Mittel, ohne Rathgeber, ganz allein, zu dem höchsten Ziele gelangen sehen; und er erscheint den Augen der Nachwelt darum doch nicht grösser.

Ein Beweis, daß Rienzi's Verdienste nicht unbemerkt geblieben waren, ist die ihm aufgetragne Gesandtschaft nach Avignon. Sobald die Römer erfuhren, daß nach Benedikts XII. Tode (1342), Klemens VI. im heiligen Kollegio ernannt worden war, eilten sie, einen neuen Schritt zu thun, um den päbstlichen Stuhl wieder nach Rom zu ziehen. Sie ernannten achtzehn Deputirte, welche die Bitten des Volkes an den Pabst vorbringen sollten; unter diesen war Rienzi, und ein damals berühmterer Mann als Rienzi, dessen Ruhm auch noch heut zu Tage ausgebreiteter ist, der Dichter Petrarka. Diese beyden führten das Wort, und die Angelegenheiten der Römer konnten nicht leicht in besseren Händen seyn. Petrarka war der beredteste Mann seiner Zeit, und sein bloßer Name schon gab seinen Gründen einen ungemeinen Nachdruck. Rienzi's Beredsamkeit wurde durch ein eignes, sehr

nahes

nahes Interesse angefeuert: er beweinte den Mord eines Bruders, den die Römische Gerechtigkeit, ohngeachtet seiner Klagen, unbestraft gelassen hatte. Seine Schilderungen von der Zerrüttung seines Vaterlands, deren Opfer sein eigner Bruder geworden war, rührten alle Zuhörer durch ihre traurige Wahrheit. Indessen scheiterte seine und Petrarka's Kunst an der Vaterlandsliebe des neuen Pabsts, (denn die Wahl war wieder auf einen französischen Kardinal gefallen) an den Intriguen des französischen Hofs, und an der wollüstigen, üppigen Lebensart in Avignon, in welcher Klemens, seinem freien und sehr ungeistlichen Karakter nach, sich zu sehr gefiel, um sie gegen eine andre zu vertauschen. Die Redner wurden bewundert, und es blieb übrigens alles wie es war. Aber Rienzi errichtete bei dieser Gelegenheit eine enge Freundschaft mit Petrarka, welche viel zu seinem Ruhme beytrug und auf alle seine nachherigen Schikſale Einfluß hatte. Ausser dem Bande der Gelehrsamkeit, mußten sich diese zwei Menschen in einigen Lieblingsideen sehr bald berühren; denn Petrarka trieb eine gewisse fanatische Verehrung für Rom eben so weit als Rienzi, mit dem einzigen

Unterschiede, daß er blos mit der Feder für seinen Gözen fechten wollte. Er nährte gegen Avignon und den französisch-päbstlichen Hof einen tödtlichen Haß, dem er bey jeder Gelegenheit Luft machte, und war voll dichterischer Ideen von der republikanischen Freiheit, der alten Gröſſe Roms und der Möglichkeit ihrer Wiederherstellung. An diesem feurigen Kopf konnte sich Rienzi reiben, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine Unterredungen mit Petrarka in Avignon viel beigetragen haben, ihn in seinen ausschweifenden Idealen zu bestärken.

Ein paar Jahre ruhte er jezt, und wir entdecken nichts von ihm als eine sehr unzuverläſſige Nachricht, daß er diese Zeit über in der gröſten Dürftigkeit und Dunkelheit lebte. Lange währte wenigstens dieser Zustand nicht, denn im Jahre 1344. ärntete er goldne Früchte von seiner Gesandschaft, und erhielt von dem Pabst eine der einträglichsten Stellen, die er zu vergeben hatte, das Notariat der apostolischen Kammer in Rom. Klemens, der auf jedem weltlichen Thron einer der gröſten Fürsten gewesen wäre, hatte sich ohngeachtet der Freiheit, mit welcher Rienzi seine Neigungen bekämpft hatte,

hatte, einer gewissen Achtung gegen seine Verdienste nicht erwehren können, und er suchte sie heraus zu heben und zu belohnen.

Dieser Posten gab ihm Gelegenheit, sich durch die ehrwürdigsten und dabei sichersten Mittel in der Gunst des Volks zu befestigen. Er verwaltete ihn mit der strengsten Rechtschaffenheit und unverbrüchlichsten Gerechtigkeit, und wuste durch seine Aufführung so wohl als durch seine Reden, die Räubereien der andern Häupter des Staats in ein gehässigeres Licht zu stellen. Seine Deklamationen wurden mit jedem Tage heftiger und deutlicher. Freilich war der Grund zu der Freiheit, die man ihm ließ, alles zu sagen, nicht der schmeichelhafteste: man hielt ihn für einen Possenreisser, (buffone,) und selbst diejenigen, die er am wenigsten schonte, ergötzten sich an seinem Witz und an seiner Beredsamkeit, ohne übrigens von den Ausbrüchen seiner Narrheit etwas gefährliches zu ahnden. Einmahl zwar, da er in öffentlicher Versammlung seine Schmähungen auf die Grossen und die Verwaltung des Staats weiter trieb als gewöhnlich, wurde er von Andreozzi Normanni aus dem Hause Kolonna, und Thomas Fortifiocca, Sekretär

des Senats, augenblicklich mit Ohrfeigen bestraft; aber diese kleine Züchtigung änderte an seinem Betragen nichts. Er fuhr ungehindert fort, gegen alle Klassen des Volks, an den Tafeln der Grossen selbst, wo man sich um seine Gegenwart riß, wider Tirannei und Unterdrückung loszuziehen.

Die Grossen befürchteten wenig von ihm, und hielten ihn für einen ziemlich unschädlichen Thoren. Sie glaubten nicht, daß er je etwas von dem ausführen würde, was er sagte, eben weil er's sagte; und sie hatten in Ansehung seiner nicht ganz unrecht. Aber ihre Politik täuschte sie in Ansehung des Volks. Die Masse war in solcher Gährung, daß die geringste Zuthat einen Ausbruch veranlassen muste; und ein Mensch wie Rienzi war gerade durch seine Inkonsequenz, durch das Schwankende, Undeutliche seiner Handlungen, am geschicktesten auf die Römer zu wirken, welche nicht genug Muth und Solidität gehabt hätten, um unter der Fahne eines wahren Helden auf ein festes Ziel loszugehen. Unter diesen Umständen wirkten Streiche, die des Tollhauses würdig waren, so viel als die sichersten Künste der Politik; die Verschwörung bildete sich von selbst, und sie

war

war reif, ehe jemand daran gedacht hatte, ihren Anführer selbst nicht ausgeschlossen.

Rienzi fing nun an, die Eindrücke, die seine Reden gemacht hatten, im strengsten Verstande zu versinnlichen. Dies geschah durch ein allegorisches Gemälde, das er öffentlich ausstellte, wo er den traurigen Zustand Roms, die verschiednen Leiden der Einwohner, die Laster und die Verbrechen ihrer kleinen Tirannen in allerlei Sinnbildern ausgedrückt hatte. Auch hierüber lachten selbst die sich getroffen fühlten; und man übersah, daß dieser Rasende auf einen Kunstgrif gefallen war, welcher der ruhigsten, feinsten Staatskunst vielleicht entgangen wäre. Diese emblematischen Vorstellungen waren dunkel genug, um den Witz der Erklärer auf verschiedne Weisen zu spannen. Jeder Bürger deutete sie auf seine eignen Beschwerden; die Beschäftigung, welche Rienzi durch seine Räthsel seinen Mitbürgern gab, schmeichelte ihrer Eitelkeit und setzte ihre Imagination in grosse Bewegung. Von dieser letzten Seite waren die Römer am besten zu fassen; und Rienzi traf sie vielleicht gerade darum, weil er selbst so sehr Römer war. Auch war diese Art sich zu äussern seiner Unbestimmtheit vorzüglich be-

quem, denn die letzte und richtigste Erklärung muste doch der Ausgang geben, und er konte immer so viel und so wenig damit gemeint haben, als dieser ausweisen würde.

Sein Glück machte ihn täglich kühner; bald erblickte man in der Hauptkirche von Rom eine grosse kupferne Tafel, auf welcher das Römische Volk vorgestellt war, das dem Kaiser Vespasian die souveräne Gewalt übergab. Die Figuren waren mit antiken Innschriften umgeben, deren Erklärung sich Rienzi vorbehielt, und in Gegenwart des Volkes und des Adels zu geben erbot. Auf seine Einladung drängte sich eine ungeheure Menge Volks in die Kirche, an deren Spitze die Kolonna's und die andern Römischen Fürsten waren. Rienzi erschien, wie ein Marktschreier, auf einem hölzernen Gerüste, in abentheuerlicher Kleidung, mit Sinnbildern, wie mit Schellen behangen. Er machte seine Zuhörer auf die vormalige Majestät des Römischen Volks aufmerksam, und auf das Recht, das ihm zukäme, die höchste Gewalt, blos als einen Ausfluß der seinigen, zu vergeben; verglich diese angeborne Gerechtigkeit mit seinem jezigen Verfall; erklärte sich übrigens so wenig

als

als sonst, zu was alle diese Anstalten sollten, und kramte einen unnützen Schwall von Gelehrsamkeit aus, um den Sinn seiner Inschriften begreiflich zu machen. Aber dieser Auftritt, der eher einem Possenspiel als einer politischen Handlung glich, lies Eindrücke zurük, die um so tiefer hafteten, je weniger man daran dachte ihnen zuvorzukommen. Rienzi's Predigt hatte eine Seite, von welcher sie den Grossen sogar angenehm war. Sie erregten die Herrschaft der Päbste sehr ungern, ohngeachtet sie seit ihrer Auswanderung meistens nur im Scheine bestand. Dieses Vorrecht des Römischen Volks, dem Rienzi so viel Gewicht gab, stritt den päbstlichen Ansprüchen gerade entgegen, und konnte die Absichten der Grossen unterstützen, sobald man nur einig wurde, die Römische Republik als eine Aristokratie anzusehen, wo die Gewalt des Volks bei dem Adel allein ihren Sitz hätte. Sie glaubten also nicht, diese Eindrücke zerstören zu müssen: alles sprach von Rienzi, von der Römischen Gröse, von ihrem nahen Wiederaufkommen, und Rienzi selbst, den sein Schiksal immer forttrieb, streute von Zeit zu Zeit neue Funken aus, die den Brand allgemeiner machten.

Auf einer Mauer der Engelsburg sah man ein neues Gemälde, dessen Inhalt den Erfinder unverkennbar machte. In einem feurigen Abgrund, dessen Flammen an den Wolken leckten, wälzte sich eine ungeheure Menge Volks und rang mit dem Tode. Vorzüglich zeichnete sich eine Matrone mit gekröntem Haupte aus, die das Feuer schon halb verzehret hatte. Auf der andern Seite war eine Kirche, aus welcher ein Engel heraustrat, weis gekleidet, ein blankes Schwert in der rechten Hand. Die linke bot er der gekrönten Dame, um sie aus dem Abgrund zu ziehen. Ueber dem Kirchthurm schwebten Petrus und Paulus, und riefen: Hülfe! Hülfe der, welche uns in ihren Tempeln aufnimmt! Aus den Lüften schoß ein Heer von Raubvögeln in die Flammen. Ueber ihnen erblickte man eine Taube, die einem kleinern Vogel einen Myrtenkranz gab; dieser nahm ihn an, verjagte die Raubvögel, und sezte der Matrone den Kranz auf. Unten las man die prophetischen Worte: Die Zeit des Rechtes ist nah: harret ihrer in Hofnung.

Diesmal war es nicht schwer, Rienzi's Meinung zu errathen. Man erkannte ihn in dem

dem kleinen Vogel, in der Matrone Rom, und in der Taube den heiligen Geiſt, von dem ſeine Weihung als Befreier Roms herrührte. Die Gährung kam nun auf's äußerſte, und Rienzi ſah ſich, faſt möcht' ich glauben zu ſeinem eignen Erſtaunen, in den Stand geſezt, alles zu unternehmen. Sein lezter Wageſtük war, daß er den ſechszehnten Februar des Jahrs 1347, am erſten Tage der Faſten, an ein Thor von Rom die Worte anſchlug: Bald wird Roms guter Zuſtand wieder hergeſtellt ſeyn. Um dieſes ganz zu verſtehen, muß man wiſſen, daß der gute Zuſtand eine Art von Feldgeſchrei war, das Rienzi in Rom eingeführt hatte. So nannte er die Verbeſſerungen im Staate, mit welchen er ſeine Anhänger unterhielt, und er hatte den guten Zuſtand zum Götzen des Römiſchen Pöbels gemacht.

Bei den lezten Schritten, die er that, entdekt man mehr Abſicht als bei den vorigen. Es fand ſich gerade zu ihr Zeit ein günſtiger Umſtand ein, den er nicht ungenuzt vorbeilaſſen wollte, und um deſſentwillen er die Ausführung ſeines Entwurfs beſchleunigte. Der einzige Mann in Rom, der durch ſeine perſön-

lichen Eigenschaften, durch festgegründeten Ruhm, Rienzi's Tollheiten ein Gegengewicht geben konnte, war damals in Sachen der Republik abwesend. Dieser Mann war Stefan Kolonna, der alte genannt, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, und seit einem halben Jahrhundert der Held Italiens. Das Haus der Kolonnas war überhaupt die erste Stüze der kaiserlichen Parthei in Italien, oder der Gibelinen. Die Besitzungen, die sie im Gebiete der Päbste hatten, veranlaßten öfters Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren geistlichen Oberhäuptern; daher erklärten sie sich für das kaiserliche Interesse, um diese gefährliche Lehnsherren in Furcht zu erhalten. Bonifaz der Achte hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die päbstliche Würde durch verschiedne unrechtmäßige Mittel an sich gerissen, aber die Kolonnas widersezten sich seiner Wahl. Dieser heftige und rachsüchtige Pabst erklärte das ganze Geschlecht in die Acht, und schrieb einen Kreuzzug gegen sie aus, an dessen Spize sich die Ursinis stellten, welche als geborne Erbfeinde und einzige Nebenbuhler des Hauses Kolonna die Parthei der Guelfen in Italien anführten. Sie nahmen alle Festungen ihrer

Feinde

Stefan," fragte ihn bey einer ſolchen Gelegenheit einer ſeiner Freunde, der ihn an ſeiner löwenmäßigen Tapferkeit erkannt hatte, „was macht Ihr hier? wo iſt Eure Feſtung, daß Ihr Euch retten könnt? — Hier, antwortete er lächelnd, und deutete mit der Hand auf ſein Herz. An den Höfen, wohin er auf ſeinem Irrgang gerieth, ſchlug der Heroismus, der ſein ganzes Weſen umſtralte, die Pracht der Könige und Fürſten nieder, und ſie ſuchten ſeiner los zu werden, mehr, weil ſeine Gegenwart ſie demüthigte, als aus Anhänglichkeit für den Pabſt; keiner aber wagte es ſich ſeiner zu bemächtigen. Von dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, der des Pabſtes Anmaßungen nicht ſo geduldig ertrug als die andern Fürſten, wurde er endlich mit offnen Armen aufgenommen, und hatte die Befriedigung, ſeinen grauſamen Feind auf das äuſſerſte gedemüthiget zu ſehen. Nach dem Tode Bonifaz des Achten wurden die Kolonnas, theils durch deſſen Nachfolger, theils durch Detrete des römiſchen Volks, wieder in ihre Rechte und Güter eingeſezt; und Paleſtrina ward von neuem aufgebaut. Stefan, dieſer Phönix, aus der Aſche der alten Römer wiedergeboren, wie

ihn

n Petrarka nennt, ſezte ſich jezt in Rom nie
r, wo ihm ſein Anſehen den wichtigſten Antheil
n der Verwaltung des Staats gab. Seine
ugenden vermochten zwar wenig gegen die Ver
erbtheit ſeiner Zeitgenoſſen und die traurige Zer
üttung ſeines Vaterlandes; doch mußte Rienzi
as ehrwürdige Alter dieſes Helden ſcheuen, und
r konnte erſt während ſeiner Abweſenheit, da
Stefan nach Kornato gereiſt war, um Getrai
e für die Republik einzukaufen, den lezten
ntſcheidenden Schritt wagen.

Bis jezt hatte Rienzi alles was er that,
ffentlich gethan, und vor den Augen ſeiner
bern. Der erſte und einzige Fall, wo er von
ieſer Publizität abwich, war eine nächtliche
Verſammlung gegen Ende Aprils, zu welcher
r die Misvergnügteſten unter dem Volke ins
eheim einladen lies. Sie kamen auf dem
lventiniſchen Hügel zuſammen, und er ſpannte
och einmal die ganze Kraft ſeiner Beredſam
eit an, um ſie von der Nothwendigkeit einer
Staatsveränderung zu überzeugen. Er ſtellte
ie Greuel, die in Rom vorgiengen, mit mehr
Nachdruck und Heftigkeit als jemals vor ihre
Augen, und forderte ſie auf, alles zu wagen,
m dem einreiſſenden Verderben zu ſteuern.

Was

Was aber mächtiger als seine stürmende Beredsamkeit würkte, war ein Abriß, den er ihnen von dem Zustande der päbstlichen Finanzen in Rom gab. Seine Stelle veranlaßte ihn zu einer sehr genauen Kenntniß von dem Ertrage der Abgaben, welche in die apostolische Kammer einliefen; er machte seine Zuhörer auf die Wichtigkeit dieses Hülfsmittels aufmerksam, und die zarten Gewissen, die sich gescheut hätten, diese heiligen Gelder zurück zu behalten, beräubte er mit der sehr gewagten Versicherung: er wisse, daß ihm die Einwilligung des Pabstes nicht fehlen würde. Nun fiengen die Versammelten an hell zu sehen, und er konnte ihre Entschliessungen lenken wohin er wollte. Diesen Augenblick benutzte er, las die Formel zu einem Eidschwure vor, durch welchen sie sich verbinden sollten, den guten Zustand zu bewirken, unterzeichnete sie zuerst, und fand die übrigen alle willig, seinem Beyspiel zu folgen.

Nach diesem Auftritt beschäftigte er sich einige Tage mit den nöthigen Veranstaltungen. Die Grösse eines Plans, dessen Ausführung so nah war, schien ihn zu begeistern, und er fieng jetzt an sein Glück wirklich zu verdienen. Es kam viel darauf an, daß er seine Prale-

rien

relen von dem guten Willen des Pabſtes gegen ihn, durch irgend etwas, wenigſtens auf einige Zeit, beſtätigen konnte. Er ſuchte daher den damaligen päbſtlichen Vikarius, Raimund, Biſchof von Orvieta, auf ſeine Seite zu gewinnen, und er erreichte ſeinen Zweck vollkommen; denn Raimund entſchloß ſich alles, was Rienzi thun würde, ſtillſchweigend und ausdrücklich zu genehmigen. Die Geſchichtſchreiber machen ſich über Raimunds Bereitwilligkeit, das päbſtliche Intereſſe aufzuopfern, ſehr luſtig; und es iſt wahr, daß die Rolle, die er bey dieſem ganzen Vorfall ſpielte, nicht die glänzendſte war. Ob er aber eine klügere wählen konnte, iſt eine andre Frage; zum mindeſten läßt ſich nicht wohl ein Ausweg denken, wobey ſeine eigne Sicherheit zugleich mit der ſouveränen Würde des Pabſts weniger gelitten hätte als bey dieſem. Er mochte vielleicht beſſer als alle andern ſehen, daß die Sache durch Widerſtand nicht mehr zu verhindern war, und er hielt es für anſtändiger, Rienzi's Lüge zu bekräftigen, als das Anſehn des Pabſtes durch einen unzeitigen Widerſpruch auszuſetzen. Wirklich hatte Klemens Urſache, dem glücklichen Rienzi für ſeine Heuchelei

Dank zu wissen; daher stimmt auch sein nachherigs Betragen ganz mit dem System seines Vikarius überein. Er hatte die Geduld, das Uebel austoben zu lassen, und gewann dadurch alles.

Den achtzehnten May des Jahres 1347. ließ Rienzi durch einen Herold bei Trompetenschall, in allen Strassen von Rom ausrufen, daß sich ein jeder Römischer Bürger, die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten, in der Kirche von der Engelsburg unbewafnet einfinden sollte, sobald das Zeichen durch die Sturmglocke erschallt wäre. Aus dieser beyspiellosen, ungeheuren Kühnheit, eine Verschwörung vier und zwanzig Stunden vor ihrem Ausbruch austrompeten zu lassen, sieht man, wie sicher Rienzi auf die unglaublichste Blindheit der Grossen rechnen konnte. Auch dieses gieng als eine Buffonerie hin, und in der bestimmten Nacht fand sich das Römische Volk auf der Engelsburg ein.

Der Anfang war, daß dreissig Messen zu Ehren des heiligen Geists gelesen wurden, denen Rienzi mit unermüdeter Andacht von Mitternacht an bis neun Uhr des Morgens zuhörte. Den zwanzigsten May, (an diesem

Tage

Tage fiel in dieſem Jahre gerade die Pfingſtfeier, und er hatte ihn ausdrücklich gewählt, weil er von dem heiligen Geiſt inſpirirt zu ſeyn vorgab,) um 9 Uhr des Morgens trat er endlich aus der Kirche heraus. An ſeiner Seite gieng der Biſchof von Orvieta, er ſelbſt war in völliger Rüſtung, hundert Bewafnete umringten ihn, und hinter ihm folgte mit lauten Zurufungen und unmäßigem Freudengeſchrei eine ungeheure Menge Volks, die bis jetzt noch nicht wuſte was vorgehen ſollte. Vor ihm her wurden drei Fahnen getragen, auf welchen die Freiheit, die Gerechtigkeit, und der Frieden in redenden Sinnbildern vorgeſtellt waren.

An der Spitze dieſes Zugs ging er gerade auf das Kapitol zu, beſtieg da die Rednerbühne, und wandte ſich gegen das Volk, um Rechenſchaft von dieſem auſſerordentlichen Schauſpiele zu geben. Er verkündigte, daß er von dem glühendſten Eifer für Seine Heiligkeit den Pabſt, und für das Römiſche Volk beſeelt, alle Hinderniſſe überwunden hätte, welche der Freiheit der Römer bis jetzt im Wege ſtanden, und daß von heute an Roms Feſſeln durch ihn zerbrochen wären. Alsdann befahl er einem

aus ſeinem Gefolge, die Geſetze vorzuleſen, die er zu Erhaltung des guten Zuſtandes entworfen hatte, und über deren Erfüllung er in Zukunft wachen wollte. Dieſe Geſetze eröfneten dem Volke eine goldne Ausſicht, und mußten es vollends berauſchen; denn ſie zielten alle auf Freiheit und Sicherheit der Bürger, auf feſte Gründung der Eigenthumsrechte, auf Demüthigung des Adels und Abſtellung aller bisherigen Misbräuche. Statt der bisherigen Anarchie, führten ſie eine völlige Demokratie ein, deren Repräſentant er blos ſeyn wollte. Kein Groſſer durfte mehr eine Feſtung haben; die Zugänge der Stadt, die Brücken, die Thore, die ſie in ihrer Gewalt hatten, ſollten ihnen genommen und mit Bürgerwachen beſetzt werden. Ueberhaupt wurde der Sold und die Anzahl ſowohl der Reiterei, als des Fußvolks, auf einen beſtimmten Fuß geſetzt. Ueber die Entſcheidung der Rechtshändel, die Beſtrafung der Uebelthäter, welche bisher durch den Mangel an Obrigkeiten und durch die Schwachheit oder Mitſchuldigkeit derer, die ſich dazu aufwarfen, ganz unterblieben war, verſprach er, im Namen des Volks, mit unermüdlicher Gerechtigkeitsliebe zu wachen. Dieſe neuen

Ein-

Einrichtungen heilten die verzweifeltſten Uebel des Staats von Grund aus. Die ſchrecklichen Folgen einer Ariſtokratie, welche nicht einmahl auf Geſetzen beruhte, nicht einmahl aus einer politiſchen Verbindung der Groſſen beſtund, ſondern keine andre Sanktion hatte als die Uebermacht, den Muthwillen der Einzelnen, und die Schwachheit, die Erſchlaffung des Ganzen: dieſe waren alle gehoben, ſobald Rienzi's Geſetze durchgingen.

Wie ſie abgeleſen waren, erinnerten ſich die Römer zur rechten Zeit der Krönung Veſpaſians, und bedienten ſich mit der ungeſtümſten Freude dieſer Gelegenheit, ihre veralteten Rechte wieder hervorzuſuchen, an die er ſie zuerſt gemahnt hatte. Sie traten ihm alle oberherrlichen Rechte in Rom und dem ganzen römiſchen Gebiete ab, und befugten ihn über ihr Leben und Eigenthum, in ihrem Namen, unumſchränkt zu walten. Er blieb in dieſem wichtigen Augenblicke der Politik getreu, die er ſeit einiger Zeit angenommen hatte, den ſtrengſten Schein von Ehrfurcht gegen den Pabſt zu beobachten. Er bat, daß man ihm den Biſchof von Orvieta als Kollegen beilegen möchte, und verſicherte, daß er bereit wä-

re allem zu entsagen, sobald seine Heiligkeit sich weigern sollte, die ganze Handlung zu genehmigen. Das Volk willigte in alles, und taumelte voll Freude und Hofnung heim. Rienzi blieb im Pallast, und sprach von diesem Tage seine Urtheile aus dem Kapitole. Die Senatoren—so hiessen die höchsten Obrigkeitspersonen in Rom—musten ihm diesen Platz räumen, den sie so schlecht besetzt hatten.

Rienzi war nun Fürst, König oder Kaiser von Rom geworden, (am Namen lag nichts, und er hatte die Freiheit, ihn selbst zu wählen) ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen. Eine so allgemeine Veränderung war ohne Schwertstreich, ohne den geringsten Schein von Widerstand vorgegangen. Aber diese unerhörte Ruhe und Friedlichkeit ist nach allem, was man gesehen hat, keinesweges auf Rechnung seiner Anstalten zu schreiben. Der Auftritt war im höchsten Grade unvorbereitet, denn das Volk, welches den meisten Theil daran hatte, wuste den Augenblick vorher noch nicht, was eigentlich damit gemeint war. Rienzi selbst hatte wenig oder nichts mit dem Geiste gethan, der die Anführer grosser Verschwörungen auszeichnet, sondern er schien sich mehr, von einem gewissen

gewiſſen fanatiſchen Zuruffen geleitet, dem blinden Zufall überlaſſen, als nach Berechnungen des Scharfſinns und der Politik würklich gewählt zu haben. Demohngeachtet gab es Menſchen genug in Rom, welche die äuſſerſte Aufforderung gehabt hätten, ſich mit Gefahr des Lebens der Ausführung ſeines Plans zu widerſetzen; er nahm ſich der Unterdrückten an, folglich hätten die Unterdrücker ſeine unverſöhnlichen Gegner ſeyn ſollen. Aber ſobald es darauf ankam, daß mehrere Menſchen zuſammentreten ſollten, fehlte es an einem gemeinſchaftlichen Vereinigungsband. Die getheilte Verfaſſung, das zerſtückelte Staatsintereſſe, die wechſelnde Regierung zertrennte nicht blos die verſchiedenen Klaſſen der Bürger, ſondern ſelbſt die einzelnen Glieder jeder Klaſſe, durch entgegengeſezte Leidenſchaften und Abſichten, in unvereinbare Partheien; und keiner konnte in den Plan eines andern eintreten. Es war daher natürlich, daß ſie einem Menſchen, der wie Rienzi kühn genug war, etwas neues zu unternehmen, anfangs geduldig zuſahen, weil ſie bei jeder Neuerung ihren Zuſtand zu verbeſſern hoften, und alſo Grund hatten, wenigſtens abzuwarten, ob ſeine Abſichten nicht gerade

rade mit den ihrigen zusammenstimmten. In einem Staate, dessen Verfassung, wenn auch fehlerhaft, doch wenigstens sicher genug ist, um wiederum das Glück einiger Bürgerklassen zu sichern, fallen diese Hofnungen weg, und die beglückten Klassen werden nicht ermangeln, sich allen Neuerungen mit Gewalt zu widersezen, weil sie bei einer jeden zu verlieren fürchten. In Rom war es nicht so: die Guelfen konnten immer hoffen, daß Rienzi dem päbstlichen Interesse ergeben war; die Gibelinen hatten Grund genug, seine Ergebenheit in den Willen des heiligen Vaters für Heuchelei zu halten; die Anhänger des Volks blieben bei seinen Worten; und die Großen wußten zwar, daß er es mit ihnen überhaupt schlimm genug meinte, aber an wahre republikanische Tugend glaubten sie nicht, und jeder Einzelne schmeichelte sich, daß just sein Nebenbuhler in Rang und Ansehen allein unter dieser Neuerung leiden würde. Außerdem hatten die Partheien, welche Rom zerrissen, die Stätigkeit und die hartnäckige Ueberzeugung nicht, die man immer in ächtrepublikanischen Zwistrachten findet: wer heute Guelf war, wurde morgen Gibelin, entweder aus Eigennuz, oder aus natürlicher Unbeständigkeit,

digkeit, oder weil einer ſeiner Feinde ſich mit dem Pabſte verſöhnt hatte. Es war alſo an keine Gegenverbindung zu denken; und was den Tros des Volks betrift, dieſer handelte, wie in allen Ländern und Zeiten, auch hier nach dem Strom eines augenblicklichen Enthuſiasmus.

Das Gerücht von dieſer Begebenheit gelangte bald nach Korneto zu dem alten Kolonna. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt: er glaubte durch ſeine bloſſe Gegenwart den Aufruhr zu dämpfen, und ritt mit wenigen Begleitern nach Rom. Der Eintritt in die Stadt ſchien ſeine Meinung von der Unerheblichkeit dieſes Vorfalls zu beſtätigen: alle Straſſen waren ruhig, die allgemeine Stille wurde nur von dem Geräuſch der gewöhnlichen Arbeiten und den Tritten unbefangner Vorübergehenden unterbrochen. Er redete einige aus dem Volke an, und machte ihnen gemäßigte Vorwürfe über das, was er vernommen hatte, die ohne alle Betretung angehört wurden. So gelangte er unangefochten in ſeinen Pallaſt, wo er auszuruhen beſchloß, und geduldig abzuwarten, was ſich von jenen Nachrichten, die nun beinahe allen Glauben bei ihm verloren hatten,

allenfalls noch bestätigen würde. Aber Rienzi lies ihn nicht lange in seinem Irthum; sobald er Nachricht von Stefans Ankunft hatte, schikte er ihm einen schriftlichen Befehl, binnen einer Stunde Rom zu verlassen. Stefan zerriß voll Unwillen den Befehl, und sagte: wenn ihm der Narr den Kopf warm machte, würde er ihn noch zu den Fenstern des Kapitols hinauswerfen lassen. Er sah aber bald, daß dieser Narr gefährlicher war als er jemals gedacht hatte, denn kaum hatte Rienzi diese verächtliche Aufnahme seiner Befehle vernommen, so lies er im Kapitol Lärm schlagen; auf dieses Zeichen lief das Volk aus allen Winkeln der Stadt bewafnet herbei. In wenigen Augenblicken war Kolonnas Haus umringt, er sah sich in der dringendsten Gefahr, und hatte kaum die Zeit, sich auf sein Pferd zu setzen und durch einen verborgnen Ausweg zu entfliehen. Auf diese Weise kam er glücklich nach Palästrina, wo er erst zu sich selbst kam, um seine unnöthige Sicherheit zu bereuen.

Rienzi benutzte diesen günstigen Zeitpunkt, wo ihm die Stimmung des Volks alles zu wagen erlaubte, und lies unmittelbar darauf allen Römischen Edelleuten und Grossen bedeuten,

aus

aus Rom zu gehen und ſich auf ihre Güter zu begeben. Beſtürzt von Kolonnas Flucht, gehorchten ſie alle und reiſten unverzüglich ab. Nun die Stadt von allen ihren kleinen Tiranen geſäubert war, arbeitete Rienzi, der das Volk lenken und anſtellen konnte, wie er wollte, an der würklichen Ausübung ſeiner Geſetze. Er hob aus dem Volke Wachen heraus für alle Theile und Zugänge der Stadt; bemächtigte ſich aller Paläſte des Adels, welche ſo vielen Feſtungen glichen; ſetzte untergeordnete Obrigkeiten nieder, die in ſeinem Namen Recht ſprachen und ausübten; verurtheilte die ſchlimmſten Verbrecher, die ſchon in den Gefängniſſen von Rom waren, oder die er erſt hatte feſtſetzen laſſen, und ſorgte für die ſtrengſte und geſchwindeſte Vollſtreckung ſeiner Urtheile. Der Anfang ſeiner Regierung rechtfertigte das Zutrauen des Volks vollkommen, und lies eine pünktliche Erfüllung ſeiner glänzenden Verheiſſungen hoffen.

Jetzt da alles eingeleitet war, wie er nur wünſchen konnte, machte er ſich's zur wichtigſten Angelegenheit, an dem Pabſt zu arbeiten, daß er ihn nicht in ſeiner Lüge ſtecken lies. Er ſetzte einen Brief auf, voll der kindlichſten Ehr-

furcht, der frömmsten Ergebenheit, worinn er dem Pabst Nachricht von seinem Unternehmen und von dessen glücklichem Erfolge gab; übrigens die stärksten Versicherungen machte, daß er blos zum Besten des heiligen Stuhls so gehandelt hätte, und daß er auch in Zukunft mit keinem Worte, mit keinem Schritte seinem Ansehen zu nahe treten würde. Ein Schreiben des Bischofs von Orvieto unterstützte das Seinige. Glücklicher Weise hatte man die erste Nachricht von diesem Vorfalle nicht durch ihn erhalten, sondern das Gerücht davon war schon vorher, sehr vergrössert nach Avignon gekommen, und hatte den päbstlichen Hof mit Schrecken erfüllt. Aus Petrarkas Schriften erfahren wir, welchen Eindruck diese Nachrichten in Avignon gemacht hatten. Gewisse Menschen, die nach der That alles vorausgesehen haben wollten, spotteten über die hohen Erwartungen, die er von einem Menschen wie Rienzi gehabt hatte, und über seinen Enthusiasmus für ein so vergängliches, so wenig festes Gebäude als diese wiederauflebende Republik. Seine Antwort war, daß seine Freude nicht grösser gewesen wäre als der Schrecken der andern; jetzt freilich, da die Gefahr vor-

bei

bei wäre, läugnete man, daß man sie je gefürchtet hätte; aber er könnte als Augenzeuge am besten wissen wie allgemein und ausserordentlich die Bestürzung gewesen wäre. Der Schein von Gehorsam, den Rienzi annahm, muste also dem Pabst sehr willkommen seyn; denn so hartnäckig und eifern der päbstliche Hof selbst auf seinen ungerechtesten Forderungen bestand, so besas er doch die nöthige Geschmeidigkeit, sich in die Umstände zu fügen auch in diesen Zeiten. Ueberhaupt waren die Päbste gewohnt, in ihrem Betragen gegen die Römer etwas von ihrem geistlichen Despotismus abzulassen, weil sie gegen diese alle Rücksichten weltlicher Fürsten zu beobachten hatten. Klemens unterzog sich der Rolle, die ihm Rienzi anwies, mit dem größten Vergnügen. Er benutzte die Freiheit, die man ihm so unverhofft lies, den Herrn zu spielen, und spielte aus Erkenntlichkeit den gütigen Herrn, der einen kleinen Verstoß gegen die Form des Gehorsams, um der Absichten und des gröſseren Gutes willen, gern vergab; jedoch unter dem Bedinge, daß Rienzi in seinem pflichtmäſsigen Betragen gegen den heiligen Stuhl fortfahren würde.

Uebrigens hatte sich Rienzi, noch ehe er den Erfolg seiner Unterhandlungen in Avignon wuste, auf alle Fälle gesichert. Er war in der Ausübung der Tugenden, durch welche er sich am besten in der Liebe des Volks festsetzen konnte, unermüdet fortgegangen, und hatte es so weit gebracht, daß ihm die Römer nichts verweigert hätten, was ihm auch zu verlangen eingefallen wäre. Nun kam es darauf an, das Ansehen und die oberste Gewalt, die er besas, durch einen bestimmten Namen und Rang zu bezeichnen. In dieser Absicht versammelte er das Volk. Seine Kenntnis der alten Geschichte half ihm hier auf einen glücklichen Gedanken: er verschmähte die glänzendsten Titel, und bat das Volk blos, ihn als seinen Tribun zu erkennen. So wie ehemals diese Würde wäre erfunden worden, sagte er, um die Plebeier vor dem Uebermuth und den ungerechten Anmaasungen der Patrizier zu schützen, eben so und unter gleichen Umständen könnten sie die Enkel jener Römer in seiner Person erneuern. Er trieb seine Bescheidenheit noch weiter: selbst diesen unscheinbaren Titel wollte er nicht allein tragen; sondern er bat, daß man auch hierinn den Bischof von Orvieta ganz

wie

wie ihn behandeln, und ihm denſelben Namen, daſſelbe Anſehen, dieſelben Rechte ertheilen möchte. Das Volk beſtätigte ſie beide feierlich in dieſer Würde, deren Bedeutung es ſelbſt nur ſehr dunkel verſtand, und Rienzi ſchickte ſich mit gedoppeltem Ernſte an, ſeinen Beruf zu erfüllen.

Die aus ihrer Vaterſtadt verbannten Groſſen konnten ſeine überhäuften Beleidigungen nicht verſchmerzen. Sie dachten daran, freilich etwas ſpät, eine Verbindung unter ſich zu errichten, durch welche ſie die neu ausgebreitete Gewalt dieſes Elenden ſtürzen könnten. Aber ihre gegenſeitigen Feindſchaften waren zu eingewurzelt, und ihr Geiſt war zu klein, um ſie der gemeinen Sache aufzuopfern. Mitten in ihrer Uneinigkeit traf ſie eine zerſchmetternde Botſchaft des Tribuns. Er lies ſie vor ſich fordern, um in ſeine Hände der Republik Treue und Gehorſam zu ſchwören. Die Ueberbringer dieſer Befehle ſchilderten ſeine Macht fürchterlich ab, und gaben ihnen Beweiſe, daß er nicht blos mit leeren Worten ſpielte, ſondern daß er Mittel im Ueberfluß hätte ſie zu zwingen, wenn ſie ja Schwierigkeiten machen wollten. Dieſer plötzliche Wechſel hemmte alle ihre

Ent-

Entſchlüſſe; ſie hatten bei ihrer übereilten Flucht aus Rom alle Hülfsmittel zurückgelaſſen, die zu einem ſchnellen Widerſtand gehörten; ihre eignen Zwiſtigkeiten hatten die ruhige Klugheit aus ihrer Verſammlung verjagt, und ſie machten ſich insgeſamt auf den Weg, vor Rienzi's Tribunal zu erſcheinen.

So kamen ſie in Rom an, wo alles was ſie erblickten, von der unerhörten Veränderung zeugte. Rienzi erwartete ſie im Kapitol, und ein unzähliges Volk ſtrömte dahin, um dem groſſen Auftritt zuzuſehen. Jezt fieng eine neue Furcht bei ihnen an: ob ſelbſt ihr Gehorſam abwenden würde, was der Tribun gegen ſie beſchloſſen haben möchte? Sie erwarteten zitternd die Zurükkunft des erſten, der ſich entſchloſſen hatte, vor den Tribun zu treten. Dies war Stefan Kolonna der jüngere, des großen Kolonna Sohn. Aber die Schrecken, die Rienzi's Gegenwart zu umgeben ſchienen, trafen auch ihn; ſeine Aufopferung fieng faſt an ihn zu gereuen, als der Tribun auf ihn zukam, in völliger Rüſtung, — denn er erſchien nie anders — und ihn bei der Hand vor einen Altar führte. Hier lies er ihn auf das allerheiligſte ſchwören: nie die Waffen gegen

gen ihn oder das Römiſche Volk zu führen, für die Sicherheit des Handels und der öffentlichen Straßen zu wachen, keine Banditen und andre Uebelthäter in Schuz zu nehmen, den Wittwen und Waiſen beizuſtehen, die öffentlichen Gelder nicht anzurühren, und bewafnet oder unbewafnet vor ihm zu erſcheinen, wie und ſobald er es beföhle. Dieſe Eidesformel enthielt alle Verbrechen, deren ſich die Groſſen bis jezt ſchuldig gemacht hatten; er konnte freilich nicht hoffen, ſich dadurch ihrer Gewiſſen zu verſichern, aber eine ſolche Feierlichkeit war dem republikaniſchen Rauſch vor der Hand ſehr angemeſſen. Nachdem Kolonna geſchworen hatte, erlaubte ihm der Tribun abzutreten; und er kehrte wieder zu den übrigen, denen dieſe ſchändliche Erniedrigung noch ein Troſt war: ſo weit war ihre Furcht gegangen! Sie drängten ſich nun alle hinein, und folgten, einer nach dem andern, Kolonnas Beiſpiele nach. Eben dieſen Tag hatte Rienzi gewählt, um die Huldigung der übrigen Stände des Volks anzunehmen. Kaufleute, Soldaten, Handwerker, Bettler, alle traten vor ihn, und ſagten ihm mit ſtürmiſchen Freudenbezeugungen Treue und Gehorſam zu; er ſchien die

Gleich-

Gleichheit des goldnen Alters unter ihnen wieder hergestellt zu haben.

Rienzi hatte, seitdem er eine Rolle in der Republik spielte, ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit vor Augen gehabt, dem er beständig treu geblieben war. Die strengste Ausübung dieser Tugend war es, die ihm schon als Notarius der apostolischen Kammer so viel Ansehen bei dem Volke verschafte. Auf sie bezogen sich alle seine Plane, alle seine Einrichtungen; sie selbst schien ihm die Gesetze einzuflößen zu haben, die er auf der Engelsburg dem Volke vorschlug. Weil er in der Klasse der Unterdrükten geboren war, hatte er die Gerechtigkeit vorzüglich schätzen gelernt, und die mächtigen Würkungen, die sein Enthusiasmus für sie auf das Volk machte, mußten ihn noch mehr an sie fesseln. Er hatte genug gelesen, und er besaß, bei aller seiner Ueberspannung, noch immer Vernunft und Feinheit, oder wenn man will, Instinkt genug, um die Unfehlbarkeit dieses Zaubers zu erkennen. Strenges, unbiegsames Recht war seine Loosung und die Stütze seiner Gewalt. Die Größe seines jetzigen Amtes erhob ihn weit über ihn selbst; er war in einer Art von Begeisterung, die seiner

Seele

Seele einen ungewöhnlichen Schwung gab. Der Fanatismus iſt anſteckender als die Weisheit; daher ſetzte ihn ſeine Ueberſpannung ſelbſt, weil ſie ſich denen mittheilte, die in ſeiner Atmoſphäre lebten, in den Stand, das Unmögliche zu erreichen. Die Groſſen muſten die erſten Opfer ſeiner unerbittlichen Strenge ſeyn; daher fügten ſich auch die Kleinen hinein, weil ſie ihre Tirannen noch mehr haßten als ſie die Zügelloſigkeit liebten. In wenigen Tagen war ein Volk von Elenden, die ihr Unglück verdienten, die wechſelsweiſe Räuber und Beraubte waren, durch einen einzigen Menſchen in das freieſte, glücklichſte und rechtſchaffenſte Volk unter der Sonne verwandelt.

Einige Züge, die von allen Geſchichtſchreibern der damaligen Zeit beſtätigt werden, ſind ſo unglaublich und romanhaft, daß man ſich in einen andern, beſſeren Planeten verſetzt glaubt, wenn man ſie lieſt. Im Handel wurde die ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit beobachtet; die Kaufleute ſagten von ihren Waaren: dies iſt gut; dies iſt ſchlecht, und ihr Wort war die Wahrheit ſelbſt. Von Diebſtählen und Räubereien hörte man nicht mehr reden; giengen ja welche vor, ſo war der Tribun unermü-

det in Verfolgung der Thäter, und wenn sie seinen Nachsuchungen entgiengen, so ersetzte er selbst, gleichsam um sich für diese Saumseligkeit zu bestrafen, den Werth der geraubten Dinge. Die Fahrleute liessen ihre Güter auf den öffentlichen Strassen liegen, und waren sicher, daß sie den folgenden Tag alles wieder fanden. Fielen Streitigkeiten unter Privatpersonen vor, so wurden sie augenblicklich dem Tribun vorgelegt, der sie durchgängig nach dem Wiedervergeltungsrecht entschied. Schlag für Schlag, Auge für Auge, Leben für Leben, das war die allgemeine Richtschnur. Aber zugleich waren öffentliche Friedensstifter oder Versöhner (pacarii) niedergesetzt, welche den Beleidigten oder seine Freunde und Verwandten, die für ihn klagten, zu bereden suchten, etwas von der Strenge ihres Rechts abzulassen. Nur in dem Fall, daß sie auf die ganze Strafe bestanden, wurde sie würklich an dem Beklagten vollstreckt, sodann aber musten sich die beyden Partheien umarmen, es wurde an keine Feindschaft mehr gedacht, und dies alles war gewöhnlich in einer halben Stunde abgethan. Auf diese Weise wuste er selbst die italiänische Rachsucht zu mildern.

Er

Er fand ein Mittel, seine Gesetze nicht blos innerhalb der Stadt Rom, sondern auch in den umliegenden Gegenden, die unter der Vormäßigkeit des römischen Volks standen, geltend zu machen, indem er die Schloßbesitzer und kleinen Tirannen dieser Gegenden über alle Verbrechen, Räubereien und Mordthaten, die in ihrem Gebiete verübt wurden, zur Verantwortung zog und für ihre Nachläßigkeit bestrafte. Sein Einfluß erstreckte sich noch weiter; denn aus allen Winkeln von Italien wurden ihm Prozesse zur Entscheidung vorgelegt, und man hielt sich pünktlich an seine Urtheile. Bedrängte von allen Ländern flüchteten nach Rom, und begaben sich in den Schutz des Tribuns. Dagegen sah man in ganz Italien Verbrecher und Uebelthäter herumirren, die vor seinen unabläßigen Nachsuchungen flohen, und durch ihre Rastloßigkeit das Schrecken seines Namens überall verbreiteten. Er war oft grausam, aber nie ungerecht. Gegen gewisse Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit und die Heiligkeit des Eigenthums angriffen, war er unerbittlich; weder Stand noch Ansehen des Verbrechers konnten ihm die Strafe ersparen. Während seines Tribunats wur-

den mehrere Edelleute aus den ersten Geschlechtern hingerichtet, und was noch mehr war, er liess sogar einem Mönch vor der Thüre seines Klosters den Kopf abschlagen. Als Richter suchte er durch alles Ehrfurcht und Schrecken einzuflössen; in seinem Gesicht herrschte ein fürchterlicher Ernst, in seinen Reden eine gebieterische Kürze; selbst seine Kleidung und die andern äusserlichen Dinge, die ihn umgaben, verstärkten diesen Eindruck. Sobald er aber seine Urtheile gesprochen hatte, war er wieder sanft und herablassend, gab dem niedrigsten Bettler Gehör und suchte zu helfen, wo er konnte.

Man wird sich indessen leicht denken können, daß dieser Würkungskreis für Rienzi's Ehrgeiz noch zu eng war. Wie er sah, daß der Erfolg seine trunkensten Erwartungen übertraf, und daß sein Ruf bereits in ganz Europa verbreitet war, fieng er an, auch auswärts nach politischer Thätigkeit zu streben. Seine Absicht war vor der Hand — wenigstens gab er sie dem Volke dafür aus — alle Fürsten und Republicken von Italien einzuladen, in Bündniß mit ihm zu treten, und für den guten Zustand, den er nun weiter verbreitet sehen wollte,

wollte, gemeine Sache mit ihm zu machen. Er ſtellte dem Volke vor, daß Rom durch eine ſolche Allianz wiederum das Haupt von ganz Italien werden könnte, und er ſpannte auf dieſe Weiſe den römiſchen Stolz höher als je mals. Zu dieſem Behufe ſandte er Kuriere, mit Briefen von ſeiner Hand, in alle Hauptſtädte von Italien; und damit noch nicht zufrieden, ſchrieb er an alle Europäiſche Fürſten, um ihnen ſeine Freundſchaft anzubieten und ſie um die ihrige zu bitten. Bey dieſen Botſchaften bemerkt man ein lächerliches Gemiſch von Stolz und Demuth, von Pracht und Simplizität, das aber damals nicht wenig dazu beitrug, ihre Aufnahme zu begünſtigen und die Menſchen, an die ſie gerichtet waren, zu blenden. Er gab ſich ſelbſt die prächtigſten ausſchweifendſten Benennungen; ſo lautet der vollſtändige Titel, unter welchem er ſich in dieſen Briefen ankündigte: Nicolaus Severus et Clemens, Candidatus Spiritus Sancti Miles, Libertatis, Pacis Iuſtitiaeque Tribunus Auguſtus, Sacrae Romanae Reipublicae Liberator Illuſtris, Zelator Italiae, Amator Orbis. Dagegen waren ſeine Kuriere unbewafnet, ſehr einfach gekleidet, und

trugen nichts als einen versilberten Stab in der Hand, welcher für das Wahrzeichen ihrer Sendung galt. An diesem wurden sie auch überall erkannt, und mit den gröſten Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Die mächtigsten Fürsten und Städte von Italien beantworteten seine Briefe mit prächtigen Gesandtschaften. In Rom war ein solcher Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern, daß der Platz kaum mehr zureichte sie alle zu beherbergen. Auch die Fürsten auſser Italien behandelten den Tribun wie ihresgleichen. Der Kaiſer Ludwig von Baiern, der seit zwanzig Jahren mit dem päbstlichen Stuhl in Streit lebte, der mehrmals vergebens sich auszusöhnen gesucht hatte und jetzt einen neuen gefährlichen Gegenkaiſer in der Person Karls von Luxemburg aufsteigen sah, wandte sich endlich an Rienzi, in der Hofnung, mit seiner Fürsprache bey dem Pabste durchzusetzen was ihm so oft schon mislungen war. Seine Gesandtschaft war zwar heimlich, aber doch nicht so unbekannt, daß nicht die ganze Ehre davon auf den Tribun zurükgefallen wäre. Am rühmlichsten aber waren für ihn die Neapolitanischen Gesandtschaften, welche einen

grossen

groſſen Rechtshandel zwiſchen zwey gekrönten Häuptern, der alle Höfe von Europa beſchäftigte, ſeiner Entſcheidung unterwarfen. Johanna, Königin von Neapel, war angeklagt, daß ſie Theil an der Ermordung ihres Gemahls Andreas genommen hätte. Andreas Bruder, Ludwig, König von Hungarn, hatte ſeine Staaten verlaſſen, um ſeinen Bruder an dieſer treuloſen Gattin zu rächen; ſie aber rief Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unſchuld an, und ihre Jugend, ihre auſſerordentliche Schönheit war mehr als hinreichend, die Meinung der Welt zu beſtechen; ganz Europa war zwiſchen dieſen beiden Partheien getheilt. Sie vereinigten ſich endlich dahin, daß ſie den Tribun von Rom, als den gerechteſten Mann ſeiner Zeit, zum Schiedsrichter erwählten. Von allen, in dieſe groſſe Sache verwickelten Fürſten, kamen Geſandte nach Rom, die in dem Glanz ihrer Aufzüge mit einander wetteiferten. Rienzi beſchied ſie vor ſeinen Gerichtsſtuhl, und ſie erſchienen in Gegenwart des Römiſchen Volks, um für die Sache ihrer Herren zu ſprechen. Aber ſeine Gerechtigkeitsliebe war in dieſem Falle ſeiner ehrgeizigen Politik untergeordnet. Er hörte ihre gegenſeiti-

gen Gründe mit richterlichem Ernste an, und hätte sich übrigens ein Urtheil zu sprechen. Seine Absicht war, beide Theile mit gleicher Schonung zu behandeln und durch eine best mmte Entscheidung zu erbittern, um mit der Zeit einen Plan auszuführen, den er mit dem Kaiser Ludwig von Baiern entworfen hatte, und dessen Opfer beide geworden wären. So weit war es in so kurzer Zeit mit ihm gekommen, daß er die Könige und Fürsten am Seile herum zähren durfte. Der einzige Philipp von Valois, welcher damals in Frankreich regierte, war von dem allgemeinen Taumel nicht ergriffen worden. Rienzi hatte an ihn auch geschrieben, und Philipp antwortete ihm. Aber er faßte seine Antwort so steif und kümmerlich ab, daß sie gegen Rienzi's prahlerischen Stil sehr lächerlich kontrastirte; und er vertraute sie einem gemeinen Boten an, dem er noch dazu, wie von einem prophetischen Geist getrieben, die geheime Instruction gab, sich auf seiner Reise nicht zu übereilen. Philipps Ahndung traf ein; denn als der Bote in Rom ankam, war Rienzi schon verschwunden.

Neben jenen Ehrenbezeugungen, die von allen Höfen auf den Tribun zuströmten, verdienen

dienen auch die Briefe und die Gedichte erwähnt zu werden, die Petrarka an ihn richtete, denn das Ansehn dieſes Dichters unter ſeinen Zeitgenoſſen, das uns jetzt vielleicht ſein Verdienſt zu übertreffen ſcheint, gab dieſen öffentlichen Beweiſen ſeiner Achtung einen ungemeinen Werth. Rienzi war ihm ſeit jener feierlichen Geſandtſchaft bey dem Pabſt aus den Augen gekommen; und da er die Nachricht von der wichtigen Revolution erhielt, die ſein Freund ſo glücklich durchgeführt hatte, war ſeine Verwunderung, die dichteriſchen Träume, mit denen er ſich von jeher am liebſten beſchäftigt hatte, jetzt würklich erfüllt zu ſehen, eben ſo groß als ſeine Freude. In dem erſten Rauſche ſetzte er einen groſſen Brief auf, worinn er ſeinen Enthuſiasmus über dieſe ſchönen Ausſichten auslies. Er redete bald die Römer, bald den Tribun ſelbſt an; er ermahnte die Römer, ihres Glücks werth zu bleiben und nie zu vergeſſen, was ſie ihrem Erretter ſchuldig wären; er verglich den Tribun mit dem erſten Brutus, der den Narren geſpielt hatte, um die Tirannen ſichrer zu ſtürzen; er ſuchte den Haß des Volks gegen die Groſſen durch die heftigſten Verwünſchungen ihres Deſpotismus anzufeuern, ohngeachtet ihn

ſelbſt die engſten Bande der Freundſchaft und der Dankbarkeit an die Kolonnas feſſelten, welche das Hauptziel von Rienzi's Verfolgungen waren. Dieſes Meiſterſtück von feuriger Beredſamkeit wurde, ſo wie auch die folgenden Briefe, die Rienzi von Petrarka erhielt, in den öffentlichen Verſammlungen des Volks vorgeleſen, und ſie machten eine auſſerordentliche Wirkung auf die Römer, die eine ſolche Sprache beſſer verſtanden als die ruhige Sprache der Vernunft. In dieſem Tone ſchrieb er mehrmals an den Tribun; aber ſeine Briefe enthielten oft mehr als leere Deklamationen, und er gab ihm wichtige Nachrichten von den Geſinnungen des Hofs in Avignon. Ein Umſtand, der ſein dichteriſches Feuer am meiſten entzündete, war das neue Datum, deſſen ſich Rienzi in ſeinen Antworten bediente: im erſten Jahr von der Befreiung der Republick. Er ſah mit Entzücken eine zweite Epoche der neuen Geſchichte angehen, die, wie er glaubte, in Jahrhunderten noch den Chronologen zum Leitfaden dienen würde. Freilich erfuhr er bald Dinge von ſeinem Helden, die dieſe ſüſſen Hofnungen ſtörten, aber er entſagte ihnen darum noch nicht. Er ſuchte den Unglück-

glücklichen zurückzuhalten, er warnte ihn vor den Bewegungen, die unter dem Volk vorgiengen, er drohte sogar *). Alles war umsonst, und Rienzi gieng unaufhaltsam seinem Verderben entgegen.

Rienzi hatte den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht, aber eben dies war der Zeitpunkt seines Verderbens. Der Bogen war zu scharf gespannt, um nicht zu brechen. Rienzi war im Grunde ein kleiner Mensch, der sich nur durch eine gewaltsame Verdrehung seines Geistes zu einer gewissen Größe hinaufzuzwingen hatte. Ein so unnatürlicher Zustand konnte nur kurze Zeit währen. Sein Enthusiasmus für die Gerechtigkeit rührte ganz allein von der Niedrigkeit seiner Geburt her. Arm, verachtet, unterdrückt, war ihm die Ungerechtigkeit der Mächtigen zur Last gefallen, und er hatte sich gegen sie verschworen, wie ein jeder Dieb oder Räuber. Sein Glück erhob ihn noch über diese Menschen, die er sonst mit Neid und

Erbitte-

*) In einem Briefe aus Genua, vom 26 Nov. 1347, schreibt Petrarka an Rienzi: hanc mihi quoque duriſſimam neceſſitatem eximo, ne lyricus apparatus tuarum laudum, in quo quidem tenue hoc calamo multus eram, deſinere cogatur in Satyram.

Erbitterung angesehen hatte, und er konnte sich vor keinem ihrer Laster verwahren. Wer erkennt nicht hier den ganzen Gang gewöhnlicher Seelen?

Statt der Einfachheit, durch welche er vorher das Volk bezaubert hatte, belediget er jetzt ihre Augen mit einer mehr als königlichen Pracht. Seine Kleidung war kostbar, seine Tafel reichlich besetzt; er zeigte sich nie anders als mit einem zahlreichen Gefolge, das sklavisch seinen Winken zu Gebot stund. Er versäumte keine Gelegenheit, durch öffentliche Aufzüge seine kindische Eitelkeit zu kützeln, und er wandte die tollste Verschwendung an, um bey jeder neuen Feierlichkeit dieser Art, sich, wo möglich, selbst zu übertreffen. Anfangs hatte er das Volk dadurch unterhalten, aber in der Länge gewöhnten sie sich an diese Schauspiele. Rienzi's Erfindsamkeit gab nur ihrem Neid und ihrer Galle Nahrung. Sie erinnerten sich, daß sie diesen Menschen, der im Stande war, einen solchen Aufwand zu machen, gekannt hätten, da er so arm und so niedrig war als der schlechteste von ihnen. In dieser schwarzen Laune geriethen sie auf den Verdacht, daß der fürstliche Staat des Tribuns auf ihre Un-

kosten

koſten beſtritten würde. Man fieng ſogar an die Groſſen zu bedauern, weil man merken wollte, daß er den alten Deſpotismus nur ſtürzte, um ſeinen eignen auf deſſen Trümmern zu erbauen; und wenn es darauf ankam, Tirannen gegen Tirannen zu vertauſchen, ſo fand man immer jene erträglicher, die ſich auf Rechte der Geburt ſtützten, als einen, der nichts vor jedem andern ſeiner Mitbürger voraus hatte, der ſich nur durch Heuchelei und durch unverzeihlichen Betrug in die oberſte Gewalt hineingeſchlichen hatte. Sein ſchmeichelhaftes Zutrauen auf die Liebe des Volks — wenigſtens gab es ſeiner glücklichen Tollkühnheit dieſen Namen — hatte aufgehört; er war mistrauiſch geworden, weil er ſich ſchlimmer Abſichten bewuſt war, und er ſah ſich nach andern Sicherheitsmitteln um. Er hatte die Befeſtigungswerke, welche die Paläſte der Groſſen umgaben, niederreiſſen laſſen, und bediente ſich der Materialien, um ſich ſelbſt im Kapitol zu verſchanzen. Es war noch keine ſo wohl unterhaltne Armee in Rom geſehen worden, als die er errichtet hatte. Sie that treffliche Dienſte gegen einige Vaſallen, welche ſich wider den guten Zuſtand aufgelehnt hatten; aber man arg-

argwöhnte, daß er sie mehr zu seinem eignen Vortheil als für den Dienst der Republik hielte. Rienzi hatte ausserdem die Unvorsichtigkeit, jene Maske von Ehrfurcht für den Pabst abzulegen, die ihm so gute Dienste gethan hatte. So sehr die Römer sich über ihren Bischof beklagten, seitdem sie ihn verlohren hatten, so bewies selbst dies, wie sehr sie an ihm hiengen, und sie waren zu gute Katholicken, um nicht zurückgestossen zu werden, wenn man sich in einem gewissen Grade gegen ihn vermas.

Der erste August war ein unglücklicher Tag für den Tribun. An diesem Tage lies er sich mit den prächtigsten, aber zugleich sinnlosesten Feierlichkeiten, zum Ritter schlagen: ein lächerlicher Einfall, der die ganze Schwachheit dieses Menschen schildert. Er vergas, daß er als Tribun weit über alle Ritter erhaben war; er hatte die Grossen tief unter sich erniedrigt, und er suchte sich itzt zu ihres gleichen zu machen; er hatte alle Rechte des Volks angegriffen und verachtet, und er schien den Tag als den wichtigsten seines Lebens zu feiern, wo er, der Beherrscher Roms, ein Edelmann wurde. Der neue Ritter badete sich in einer mar-

mornen

nornen Wanne, die in der Kirche vom Lateran aufbewahrt wurde, und in welcher ſich der Sage nach Konſtantin der Große gebadet hatte, nachdem er durch ein Wunderwerk des Pabſts Silveſter von einer tödlichen Krankheit geheilt worden war. Dieſe Wanne wurde für ein unverletzliches Heiligthum gehalten, und Rienzi erregte durch dieſe Profanation mehr Murren, als er vielleicht durch die entſchiedenſte Tirannei gethan hätte. Die eingenommenen Gemüther glaubten in einem zufälligen Umſtand, der ſich unmittelbar darauf ereignete, eine ſchlimme Vorbedeutung und ein ſicheres Zeichen von der Mißbilligung des Himmels zu erkennen. Das Bett, in welches er ſich nach dem Bade legen wollte, brach unter ihm zuſammen, ohngeachtet es, wie die Annalen dieſer Zeit gefliſſentlich anmerken, neu und feſt gebaut war. Alle Unglücksfälle, die in dieſem traurigen Anzeichen enthalten ſein konnten, trafen durch den Haß des Volks und durch ſeine eigne Thorheit pünktlich ein. Ueberhaupt glaubte er jetzt als Ritter aller Verbindlichkeiten los zu ſein, die er vorher als Tribun beobachtet hatte. Den Tag nach dieſer Feierlichkeit lies er öffentlich eine groſſe Meſ-

ſe

ſe leſen, unter welcher er plötzlich aufſtand, mit lauter Stimme den Pabſt und das ganze Kollegium der Kardinäle, die zwey Gegenkaiſer Ludwig und Karl nebſt allen Kurfürſten vorforderte, perſönlich in Rom vor ſeinem Richterſtuhl zu erſcheinen, und erſteren, dem Pabſt und dem heiligen Kollegio, auflegte, ſich über ihre lange Abweſenheit zu verantworten. Auſſer ſich vor Erſtaunen und Unwillen, ſtand der Biſchof von Orvieta, der neben ihm ſas, ebenfalls auf, und fieng an im Namen des Pabſts gegen dieſe beiſpielloſe Frechheit zu proteſtiren; aber auf ein Signal von Rienzi erſchallte plötzlich ein ſolches Donnern von Pauken und Trompeten, daß Raimund beſchämt ſchweigen muſte *). Dieſer Auftritt machte eine

äuſſerſt

*) Der gelehrte Verfaſſer von den Mémoires de Pétrarque ſucht dieſe Citation des Pabſtes und der Cardinäle durch Rienzi, mit verſchiedenen Gründen zu beſtreiten, ohnerachtet er die Citation der Kaiſer und der Kurfürſten zugiebt. Aber die meiſten ſeiner Gründe ſind nur Muthmaſſungen, welche den Tribun hätten abhalten ſollen, dieſen Schritt zu thun. Sie beweiſen blos, daß es ein unüberlegter, äuſſerſt falſcher Schritt wär, und vielleicht iſt dies gerade eine Urſache mehr, um zu glauben, daß ihn Rienzi gethan hat. Wenigſtens iſt bei einem ſolchen Karakter das Unwahrſcheinlichſte meiſtens für das Wahrſte zu halten.

äußerſt widrige Würkung, und Rienzi ſank von dem Tage an merklich in der Achtung des Volks. Aeuſſerlich dauerte ſein Glück zwar noch fort, denn in dieſen Zeitpunkt fielen gerade die großen Geſandtſchaften, welche ſo viel Glanz auf ſein Tribunat warfen. Dieſe Dinge hielten das Volk noch hin, und lieſſen das Gift wenigſtens nur ſtill und langſam um ſich greifen. Aber eben dies vermehrte und verlängerte auch ſeine Verblendung; er glaubte nun alles wagen zu dürfen.

So viel er ſchon zu Demüthigung des römiſchen Adels gethan hatte, ſo war doch ſein Plan noch lange nicht erfüllt; er hatte mehr Widerſtand von ihnen erwartet, ihr Gehorſam benahm ihm alle Gelegenheit einen entſcheidenden Streich auf ſie zu wagen. Endlich entſchloß er ſich nichts mehr zu ſchonen, und mit einem mal alles wegzuräumen, was ſeinen herrſchſüchtigen Abſichten im Wege ſtand. Er lokte einige von den Groſſen unter dem Vorwand eines GaſtgebothS in das Kapitol, andre wurden durch Wache aus ihren Häuſern geholt und ebenfalls dahin geführt, ſo daß er faſt den ganzen Römiſchen Adel in ſeiner Gewalt hatte. Zugleich lies er unter dem Volke aus-

ſtreuen, es wäre eine gefährliche Verſchwörung gegen ſein Leben und die Römiſche Freyheit entdeckt worden. Das Volk wurde eingeladen, ſich am Abend dieſes Tages, (es war der vierzehnte September) im Kapitol einzufinden, um das Nähere zu erfahren. Die Römer kamen in Menge an den beſtimmten Ort, und Rienzi lies ſeine Gefangnen vorführen. Zum Unglück für ihn war der alte Kolonna unter dieſen. Seine edle Ruhe, ſeine maieſtätiſchen Blicke thaten in der Stimmung, worinn die Zuſchauer ſchon waren, eine Würkung auf ſie, die Rienzi zu ſeinem groſſen Miſsfallen bald bemerkte. Statt ein Wort zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen, blickte ihn Kolonna an, als wollte er ihn durchbohren, und machte ihm mit kalter Bitterkeit Vorwürfe über die königliche Pracht ſeines Anzugs, die ſich für einen Tribun des Volks ſo wenig ziemte. Stefans Kühnheit erregte ein Murmeln der Bewunderung unter den Anweſenden. Dem Tribun entging dieſe Bewegung nicht. Ohne zu antworten, brach er plözlich auf, und entlies die Verſammlung.

Die Gefangnen brachten die Nacht in der ſchrecklichſten Unruhe und Ungewisheit zu. Den folgenden

folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, erſchien bei jedem von ihnen ein Mönch, den ihnen Rienzi ſchickte, um ſie zu berichten. Zu gleicher Zeit ſchallte die Sturmglocke des Kapitols in ihre Ohren: das gewöhnliche Zeichen, durch welches Rienzi das Volk zuſammen berief. Jezt waren ſie ihres Todes gewis, und alle, außer dem alten Kolonna, dachten nun daran ſich mit dem Himmel zu verſöhnen. Wie dieſes Geſchäft vollendet war, wurden ſie in einen großen, blutroth und weis geſtreiften Saal geführet, wo ſie die Verſammlung des vorigen Tags wiederfanden. Rienzi trat auf, aber nicht mehr ſchrecklich wie er ſonſt als Richter war, ſondern ängſtlich und verlegen, als wäre er ſelbſt unter den Verurtheilten geweſen. Man hatte ihm hinterbracht, daß unter dem Volke ſchlimme Bewegungen vorgiengen; alles murre über das Schickſal, das er den Römiſchen Fürſten zugedacht habe, und es könnte leicht zu einer Empörung kommen, wenn er bei ſeinem blutigen Entſchlus bliebe: ſo tief wäre der Eindruck, den Stefan Kolonna am vorigen Abend zurückgelaſſen hätte. Endlich faßte er Muth, und erhob ſeine Stimme, um das Volk anzureden. Alles

ſchwieg voll Erwartung; aber wie erſtaunte man, als er von Verſöhnlichkeit ſprach, und wie ſchön es wäre Beleidigungen nicht zu rächen! Der Text zu ſeiner Rede, wie zu einer Predigt, waren die Worte: vergieb uns unſre Schulden, wie wir unſern Schuldnern vergeben. Er bat das Volk für die Gefangenen um Gnade, verwies ſie mit thränenden Augen auf die ſonſtigen Verdienſte, auf die Fürſtliche Geburt der Verbrecher, und beſchwor ſie, ſich mit dieſer leichten Strafe zu begnügen. Ein lautes Freudengeſchrei war die Antwort, die er erhielt. Er dankte dem Volke im Namen der Schuldigen für dieſe Nachſicht, und führte nun ſeine Gefangenen ab. Sie wurden prächtig bewirtet, er beſchenkte jeden mit einem Gewand von Ermelin, und ritt wie im Triumf mit ihnen durch alle Straſſen von Rom. Nachdem er ihnen alsdann einen neuen Eid des Gehorſams abgenommen hatte, gieng er in die Kirche und nahm mit ihnen das Abendmal, zum Siegel der unbedingteſten Verſöhnung.

Durch dieſes Meiſterſtück von Verſtellung verbeſſerte er für den Augenblick die Unvorſichtigkeit, die er begangen hatte. Aber die Würkung

kung davon dauerte nicht lange. Die Römer, bey denen er schon den Glauben verloren hatte, sahen bald durch die Maske. Die Grossen, welche seiner Absicht noch gewisser waren, dürsteten nach Rache; und alle Klugen waren der Meinung, daß er bei dieser Gelegenheit entweder viel zu viel oder viel zu wenig gethan hätte. Der Adel suchte aus der Stadt zu entkommen; nur wenige blieben zurück. Sie begaben sich auf ihre Schlösser und festen Plätze, und machten von da aus grosse Zurüstungen, um sich für jene schreckliche Nacht an dem Tribun zu rächen. Sie fengen bald ihre Feindseligkeiten an, und verheerten die Landschaft bis vor die Thore von Rom. Rienzi glaubte diesmal wieder seine gewöhnlichen Mittel anwenden zu können; er ließ sie durch einen Herold vor sich fordern, um für ihre begangenen Frevel zu büssen. Aber diese Citationen, die kurz vorher so unfehlbar gewürkt hatten, erschienen izt in ihrer ganzen Lächerlichkeit. Die äusserste Gefahr hatte endlich die uneinigen Großen verbunden, und sie konnten über seine ohnmächtigen Befehle lachen. Sein Abgesandter kam mit zerschlagnem Kopfe zurük; und weil das Volk, das unter den Streifereien

der Verſchwornen am meiſten litt, auf keine andre Weiſe zu beruhigen war, ſah er ſich endlich gezwungen, in's Feld zu ziehen, ohngeachtet ſeine Feigheit ſich gern länger hinter dieſen Pralereien verſteckt hätte. Der gröſte Theil der Feinde hatte ſich in das Schlos Marino gezogen, und dieſe Feſtung war der Hauptſiz der feindlichen Macht. Aber vor dieſe wagte ſich Rienzi nicht; er begnügte ſich einen unbedeutenden Ort, Kaſtelluzza genannt, in der Nähe von Marino, einzunehmen, und ſeine gröſte Heldenthat war, daß er zwei Hunde, denen er die Namen der Herren von Marino, Giordani und Rinaldo Urſini gab, dort in dem Graben erſäufen lies.

Während dieſer Zeit hatte auch der Pabſt angefangen, offenbar wider den Tribun zu handeln. Ein Kurier, den Rienzi gegen Ende Auguſts nach Avignon geſchickt hatte, kam ſchrecklich gemishandelt zurück. Man hatte ihm ſeine Depeſchen mit Gewalt weggenommen, den bis dahin ſo geehrten Stab zerbrochen und ihn ſelbſt blutrünſtig geſchlagen, ohne ihm nur zu erlauben, daß er die Stadt beträte. Obgleich der Pabſt nicht würklich ſeinen Namen zu dieſer Gewaltthätigkeit hergab,

ſo

ſo konnte ſie doch nicht wohl ohne ſein Zuthun begangen worden ſeyn, und auf Rienzis Klagen erfolgte keine Antwort. Seitdem er die Maſke des Gehorſams abgeworfen hatte, war ihm die allzunahe Gegenwart ſeines ſelbſterwählten Kollegen, des Biſchofs von Orvieto, ſehr beſchwerlich geworden, und er hatte ſich ſeiner mit guter Art zu entledigen gewußt. Nunmehr kannte er vollends keine Schrancken mehr, und ergriff jede Gelegenheit die Rechte des Pabſts zu kränken. Klemens konnte durch Drohungen nichts ausrichten; er ſandte endlich den Kardinal und Erzbiſchof Bertrand von Embrun als Legaten nach Rom, mit der Inſtruktion, alle Mittel anzuwenden, um den Rebellen zu ſtürzen.

Rienzi äuſſerte zwar die tiefſte Verachtung gegen die Heiligkeit ſeiner Sendung, und verleitete von dieſer Seite die Abſicht des Pabſts. Seine unvorſichtige Sicherheit lies aber dem Kardinal deſto freieres Spiel, durch Intriguen das Intereſſe ſeines Herrn zu betreiben. Bertrand benuzte die Stimmung, in welcher er das Volk fand. Ohngeachtet ſie noch zu viel Furcht vor ihrem Tribun hatten, um ſelbſt etwas gegen ihn vorzunehmen, ſo war doch zu hoffen,

daß ſie ihm nicht beſtehen würden, wenn er in den Fall käme ihrer Hülfe zu bedürfen. Der Legat unterſtützte die Kolonnas, welche den größten Theil der feindlichen Armee in Paleſtrina verſammelt hatten, und ſuchte ihnen in der Stadt unter den Misvergnügten Anhang zu verſchaffen. Auf die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigſten November wurde verabredet, daß ſie mit ihrer Armee in die Thore der Stadt eingelaſſen werden ſollten. Von dem Tribun, der unterdeſſen im Kapitol unthätig fortſchwelgte, befürchtete man nichts; aber ſein Glück wollte, daß er von dem Verſtändniß der Feinde in der Stadt noch beizeiten Kundſchaft erhielte. Dies weckte ihn aus ſeinem Schlummer: er traf die nöthigen Anſtalten, um alle Verrätherei zu vereiteln, und machte das Volk durch dunkle Prophezeihungen, durch bedeutungsvolle Anzeichen, die er bemerkt haben wollte, auf einen ſehr glänzenden Ausgang dieſer gefürchteten Nacht gefaßt.

Dagegen war unter den Verſchwornen Furcht und Verwirrung eingeriſſen; einige von ihnen hatten ſich durch ſchlimme Träume beunruhigen laſſen, und drangen darauf, daß man von der Unternehmung abſtände. Aber

Stefan

Stefan Kolonna der jüngere, welcher die Armee anführete, und selbſt an diesem Tage von einem heftigen Fieber geschüttelt wurde, stellte ihnen vor, wie schändlich es seyn würde, die Erwartung ihrer Freunde in der Stadt zu täuschen, und entschloß sich wenigstens zu rekognoszíren, ob wirklich Anschein wäre, daß der Tribun das Verſtändnis entdeckt hätte. Er fand die Thore der Stadt verschlossen, die nach der Verabredung offen seyn sollten. Auf sein Rufen antwortete eine aufgestellte Wache, aber um ihn zu berichten, daß die Loosung dieser Nacht verändert worden wäre. Er ritt mit dieser schlimmen Nachricht zurück; und es wurde beschlossen, daß die Armee, dießmal ohne Schwertstreich, mit klingendem Spiel unter den Mauern von Rom abmarschiren sollte. Die kriegerische Musik machte die Soldaten des Tribuns, die in der Stadt waren, vollends wach, und sie öfneten die Thore, um allenfalls bereit zu seyn, wenn die Feinde Lust bezeigen sollten sich mit ihnen zu messen.

Unterdessen hatte sich Stefans Sohn, Johann Kolonna, ein muthiger Jüngling von zwanzig Jahren, vor der Zurückkunft sei-

nes Vaters von dem Haufen entfernt, und war durch einen andern Weg bis vor die Stadt gekommen. Er ſah von weitem das Thor offen, und hörte drinnen Geräuſch und Waffengeklirr, wie bei einem Auflauf des Volks. Aus dieſen Anzeichen ſchlos er, daß die Unternehmung ſchon im Gange wäre, und ritt ſpornſtreichs, ohne ſich zu beſinnen, in die Stadt hinein, um nicht der lezte zu ſeyn, der Theil an dem Ruhme dieſes Tages hätte. Seine plözliche Erſcheinung ſchreckte die erſten, die ihn erblickten, ſo, daß ſie vor ihm flohen, als würden ſie von einem ganzen Heere verfolgt. Aber dieſer Irrthum währte nicht lange: bald fiel alles über ihn her, und er wurde ohne Mitleiden ermordet. Stefan, der ſeinen Sohn bei dem Rückzuge vermißt hatte, und ihn voll ſchrecklicher Ahndungen überall aufſuchte, fand ſich bald nah genug an der Stadt, um ihn in dem Gedränge zu unterſcheiden. Seine erſte Bewegung war ihm beizuſpringen, aber eh' er ihn erreichen konnte, ſah er ihn ſchon niederfallen.

Die Feinde hatten ihn bemerkt, und ohne ihm Zeit zu laſſen, an ſeine eigne Sicherheit zu denken, drangen ſie in Menge auf ihn ein, und

und mezelten ihn nieder. Diese beiden Schlachtopfer, die sich ihnen wie von selbst angeboten hatten, entzündeten ihre Wuth, was von Soldaten in der Stadt war, strömte heraus, ohne Befehle zu erwarten. Sie fanden die feindlichen Truppen noch im Abmarsch begriffen, aber voll Unordnung und Schrecken über die Abwesenheit ihrer Anführer. Sie überfielen sie, und ermordeten, ohne Widerstand zu finden, was nicht entfliehen konnte. Einen so wohlfeilen Sieg gab dem Tribun diese Reihe von unglücklichen Zufällen. Sein größter Triumf war, daß an diesem Tage sechs Kolonnas geblieben waren, alle fast Söhne und Enkel des unglücklichen Greises Stefan *).

Uebrig

*) Rührend ist die Art, wie Stefan der alte diese schreckliche Nachricht aufnahm. Wir wollen sie in Petrarka's schönem Latein hören: Audito primogeniti fili, viri ingentis, et nepotis ex eo incomparabilis adolescentis interitu — nec lacrimulam vllam fudit, nec verbum miserabile, nec accentum tristitiae, sed ad primum nuntium defixis parumper terrae oculis, ad extremum dixit: *fiat voluntas Dei, et certe satius est mori quam vitae rustici ingum pati.* Man freut sich in diesen finstern Zeiten Züge zu finden, die noch an die alten Römer erinnern.

Uebrigens war Rienzi zu eitel, um dem Zufall dieſe Gunſt verdanken zu wollen, und wir haben noch Briefe von ihm, worinn er dieſe Begebenheit mit vieler Mühe verdreht, um ſich den Ruhm davon zuzuſchreiben. Bei dieſen und ähnlichen Pralereien lies er es aber bewenden. Er machte ſeinen Sohn Lorenzo zum Ritter des Siegs, indem er ihn an die Stelle führte, wo die Leichname Stefans und ſeines Sohnes lagen, und ihn mit ihrem Blute beſprengte. Er ging in Triumf durch die Straßen von Rom, ein bloßes Schwert in der Hand, das in eben dieſem Blute getaucht war. Dieſes niedrige Frohlocken erbitterte jedermann; ſein Uebermuth durchbrach von nun an alle Schranken; und die feige Unthätigkeit, die ihn in Rom anſchmiedete, ſtatt ſeinen Sieg zu verfolgen und vor Marino zu dringen, wohin ſich der Ueberreſt der Verſchwornen gerettet hatte, machte ihn vollends ſo verächtlich, daß ſeine Soldaten es verredeten, ihm weiter zu dienen.

Der Legat, welcher ſich nicht weit von Rom, in Monteſiaſcone aufhielt, und gewiſſe Nachricht hatte, daß die Unzufriedenheit des Volks auf das höchſte geſtiegen war, wag-

te

te nun einen ſehr entſcheidenden Schritt, indem er den Kirchenbann über Rienzi, als der Ketzerei verdächtig ausſprach. Zu gleicher Zeit erhielten die Römer ein Breve vom Pabſt, worinn er ſie ermahnte, ihrem Gehorſam gegen den Tribun zu entſagen. Dieſe beiden Stöſſe würkten ſehr mächtig auf ſie, weil ſie eben damals die empfindlichſten Folgen von Rienzis ſchlechter Regierung ſpürten. Giordani von Marino ſezte die Feindſeligkeiten gegen Rom fort, und mit mehr Wuth als jemals. Die Aekker und Felder hatten ſo ſehr unter ſeinen Verheerungen gelitten, daß eine übermäßige Theurung in Rom entſtand, welche der Legat unter der Hand vermehren half, um die lezten Maſchinen gegen Rienzi ſpielen zu laſſen. Er fand gerade in dieſer Zeit einen Menſchen, welcher dazu geſchaffen ſchien, dem Tribun entgegengeſezt zu werden. Dies war Pipin von Altamura, Graf von Minorkino, aus dem Königreiche Neapel, ein kühner, unternehmender Mann, den verſchiedne mislungne Verbrechen ſo weit gebracht hatten, daß er nichts mehr verlieren konnte: kurz, einer von den Partheigängern, deren es in der damaligen Zeit vorzüglich in Italien ſo viele gab. Gegen

gen den Tribun trug er einen geheimen Groll im Herzen. Er hatte nach Andreas Ermordung sein Vaterland verlassen, weil er mit den Prinzen vom Geblüt nicht gut stand, und war nach Rom geflohen. Rienzi aber hatte ihn zu Anfang seines Tribunats wegen einiger Räubereien, deren er angeklagt wurde, vor sich fordern lassen, und, weil er nicht erschien, aus dem Römischen Gebiete verbannt.

Altamura bot sich izt dem Legat an, und machte sich anheischig, wenn er nur hundert und funfzig Mann zur Unterstüzung bekäme, den Tribun zu verjagen. Seine Forderung war so bescheiden, daß der Legat sie ihm ohne Bedenken zugestand. Diese kleine Gefahr war die Probe wohl werth, ob Rienzi nicht mit eben der Leichtigkeit aus Rom verjagt werden könnte, mit welcher er sich zum Herrn von Rom gemacht hatte. Altamura stahl sich mit seinem kleinen Heer in die Stadt, und, nachdem er sich versichert hatte, daß er keinen Widerstand von dem Volke zu befürchten haben würde, brach er in der Nacht vom vierzehnten zum funfzehnten Dezember aus einer Kirche, die er heimlich besetzt hatte, mit seinen Leuten heraus.

heraus. Er lies in dieſer Kirche ohne Unterlas Sturm läuten, und zerſtreuete ſeine Bewafneten in den verſchiedenen Theilen der Stadt. Ihr Geſchrei: es leben die Kolonnas es ſterbe der Tribun! drang bald vor Rienzis Ohren. Das erſte Mittel, worauf er fiel, war die Sturmglocke des Kapitols läuten zu laſſen, durch welche er ſeit ſeiner Erhöhung ſchon ſo viel ausgerichtet hatte. Aber dieſes ſo geehrte Signal verfehlte diesmal ſeine Würkung, niemand kam ihm beizuſtehen, und unterdeſſen fuhr der Schall von Altamuras Glocke fort, ihn mit den lähmendſten Schrecken zu durchdringen. Er ſchickte einen Haufen von Trabanten aus, die er um ſich hatte, um den Feind zurückzuſchlagen; aber ihr Anführer wurde bei dem erſten Angrif tödlich verwundet, und ſie kehrten um ohne gefochten zu haben.

Nun war Rienzis Muth ganz geſunken; er ſetzte ſich mit einigen ſeiner Getreuen zu Pferde, verlies den Pallaſt ohne an fernern Widerſtand zu denken, und flüchtete ſich nach der Engelsburg. Dort kam er an, ohne ein einziges mal aufgehalten zu werden: ſo wenig fürchterlich waren damals noch die Anſtalten,

die

lie man gegen ihn getroffen hatte. Bei der erſten Nachricht von ſeiner Entweichung gieng der Graf Pipin auf das Kapitol zu, und ließ die unermeßlichen Reichthümer, die Rienzi dort aufgehäuft hatte, durch ſeine Soldaten plündern. Rienzi wurde im Bildniß vor den Mauren ſeines Pallaſts aufgehängt; aber ihn ſelbſt ließ man, durch eine Schonung, die nicht wohl zu begreifen iſt, auf der Engelsburg unangefochten, bis er vier Wochen ſpäter ſich von ſelbſt entſchloß, das Römiſche Gebiet zu verlaſſen und ſein Glück in andern Gegenden zu verſuchen.

So endigte ſich Rienzis Macht nach einer Dauer von ſieben Monaten, ohngefähr wie ſie angefangen hatte. Seine Geſchichte nach dieſem erſten Sturze wird uns, gegen die Zeit zu rechnet, die ſie einnimmt, wenig mehr beſchäftigen. Er blieb zwar bis an ſein Ende in Verhältnis mit der politiſchen Welt; aber die izige Veränderung ſeiner Lage trieb ſeinen Geiſt wieder in die enge Sfäre zurück, die ihm eigentlich zukam. Er ſpielte von nun an die wahre Rolle der Narren: ein Werkzeug in den Händen der Mächtigen und Klugen, die ſich ſeiner bedienen wollten. Sein Patriotismus von

Gröſſe

Gröſſe war auf immer vorbey; nun er aber anfängt wieder er ſelbſt zu ſeyn, hört er auf uns zu intereſſiren. Einige wenige Züge, die ſeinen Karakter vollenden, ſind indeſſen noch zurück; denn es blieb noch immer unvermeidlich, daß ein Menſch, der nie handelte wie andre Menſchen, zuweilen handeln mußte wie ein groſſer Menſch.

Rienzi irrte zwei Jahre in der Welt herum, und machte mehrere Verſuche, um Leichtgläubige zu finden, mit deren Hülfe er ſich wieder in Rom feſtſetzen könnte. Aber alles war vergeblich; man ſah ihn jezt in ſeiner wahren Geſtalt; und die kühnſten Abentheurer konnten ſich nicht entſchlieſſen, ihr Glück mit dem ſeinigen zu verbinden. In Rom war man unterdeſſen ſehr ruhig. Gleich nach Rienzis Entweichung hatte der Legat alles wieder in den Stand geſezt, worinn es vor dem Tribunat geweſen war. Er und zwey Römiſche Groſſen aus den Geſchlechtern Urſini und Kolonna verwalteten den Staat als Senatoren, ſo wie vor dem geſchehen war: mit dem einzigen Unterſchiede, daß der Adel Rienzis bittre Lehren noch gegenwärtig hatte, und etwas vorſichtiger mit dem Volke umgieng. Doch währte auch

diese Schonung nicht lange, und die eingebildete Sicherheit der Großen erweckte ihren Stolz und ihren Uebermuth von neuem.

Im Jahre 1350 reizte das Jubiläum, das in Rom gefeiert wurde, bei unserm Flüchtling die Begierde sein Vaterland wieder zu sehen. Der Zusammenfluß von Menschen, die durch diese große Feierlichkeit und durch die mit der Wallfahrt nach Rom verknüpften Indulgenzen dorthin gezogen wurde, machte es ihm leicht, sich unerkannt in die Stadt zu schleichen. Er fand hier mehr günstige Aussichten als er erwartete. Einem unbeständigen Volke, wie die Römer, war es sehr natürlich, daß sie ihn zurückwünschten, sobald sie ihn vertagt hatten. Der Kardinal Hannibale Ceccano, welcher dem Erzbischof von Embrun als päbstlicher Legat und Senator von Rom nachgefolgt war, hatte sich dem Volke so verhaßt gemacht, daß es bis zu öffentlichen Beleidigungen gegen ihn gekommen war. Indessen hatte er noch sein Leben in Sicherheit geglaubt; aber auf einem geistlichen Umzuge, den er durch die Stadt hielt, streiften hart hinter einander zwei Pfeile an seinem Kopfe vorbei, welche aus einem benachbarten Gatterfenster abgeschos-

sen

ſen wurden. Das Haus, wo dies geſchehen war, wurde augenblicklich durchſucht, aber man fand nichts, und auch nachher blieben bey den ſtrengſten Nachſuchungen die Thäter unentdeckt. In dieſer Ungewisheit ließ endlich der Legat ſeinen ganzen Verdacht auf Rienzi fallen, von deſſen Anweſenheit er unterrichtet war. Er handelte auch würklich als wäre Rienzi des Verbrechens ſchon überwieſen; er ſprach den fürchterlichſten Bannfluch über ihn aus; und ſtellte überall Auflaurer aus, die ihn in ſeinen Schlupfwinkeln fangen ſollten. Rienzi mußte nun befürchten, über kurz oder lang in die Hände ſeiner Verfolger zu fallen; noch ſah er nicht genug Sicherheit, um öffentlich auszubrechen: er faßte alſo den Entſchluß, zum zweitenmale aus Rom zu entfliehen.

In dieſem Zeitpunkt verfiel er auf den ſonderbaren Gedanken, ſich in den Schuz Karl des vierten zu begeben, den er ehemals, da er noch mit Ludwig von Baiern um die Kaiſerwürde ſtritt, die Kühnheit gehabt hatte vor ſeinen Richterſtuhl zu fordern, und der überdies in der engſten Verbindung mit dem päbſtlichen Hof ſtand. Was ihn auch zu dieſem auſſerordentlichen Schritte bewogen mochte, er

kam als Franciskaner-Mönch verkleidet in Prag an, wo sich der Kaiser damals aufhielt, und lies sich vor seinen Thron führen. Hier hielt er eine Rede voll profetischen Unsinns, aus welcher der Kaiser bald errieth, wen er vor sich hatte. Karl nahm ihn mit Achtung auf, lies ihn aber streng bewachen, und glaubte dem Pabst Bericht von diesem Vorfall erstatten zu müssen.

Klemens forderte seinen Gefangnen von ihm, und Rienzi riß seinen Beschützer aus der Verlegenheit, in welche diese Forderung seine Grosmuth sezte, indem er selbst um die Gnade bat, nach Avignon zum Pabst gebracht zu werden, um sich dort über den Vorwurf der Ketzerei, den einzigen, den man ihm machte, gesezmäßig und streng verhören zu lassen. Karl bewilligte ihm diese sonderbare Bitte, und er wurde nach Avignon geschaft.

Man ist versucht, diese ganze Reihe von Begebenheiten für verabredete Blendwerke zu halten, womit diese Menschen die Augen der Neugierigen täuschen wollen; man ist versucht, in die Tiefen der Politik herunter zu steigen, um diese abentheuerlichen Handlungen wieder an menschliche Wahrscheinlichkeit anzuknüpfen. Aber man läuft auf der andern Seite Gefahr,

mit

mit den ſcharfſinnigſten Erklärungen ſehr irre zu gehen, wenn man die Handlungen der Thoren aus weiſen Bewegungsgründen herleiten will. Ob nun Rienzi, der in ſeinem Leben ſo viel ſchon dem Zufall zu verdanken gehabt hatte, den Entſchluß faßte, ſich ihm in den gefährlichſten Lagen anzuvertrauen, oder ob er würklich Gründe hatte, zu hoffen, daß man in Avignon Gnade für Recht würde über ihn ergehen laſſen; genug er kam an dieſem Hofe an, wo man ſo oft vor ſeinem bloſſen Namen gezittert hatte, und ſeine freiwillige Ergebung wurde durch den Ausgang gerechtfertigt. Die Beſchwerden, die man gegen ihn hatte, wurden ihm vorgelegt; er verantwortete ſich, und man hatte ihm ſeine Vertheidigung ziemlich erleichtert, indem man ihn blos von der Seite der Ketzerei angrif und ſeine Rebellion, ſeine Beleidigungen des päbſtlichen Anſehens mit keinem Worte berührte: vielleicht, weil man es nicht wagen wollte, das Römiſche Volk zu erbittern, welches, wie wir bald ſehen werden, in groſſer Gährung war. Er wurde weder verdammt noch losgeſprochen, ſondern man lies ihn in ſeinem Gefängnis bewachen, und fuhr fort, ihm mit der größten Scha-

nung und Gelindigkeit zu begegnen, bis ſich die folgenden Veranlaſſungen zeigten, ſeinem Schickſale eine andere ſehr unerwartete Wendung zu geben.

Klemens der Sechſte ſtarb zu Ende des Jahres 1352. und ſein Nachfolger Innozentius der Sechſte fand die weltlichen Angelegenheiten des päbſtlichen Stuhls in großer Zerrüttung. Klemens Grosmuth und Verſöhnlichkeit hatte die Stöſſe, welche das Anſehen der Päbſte in Italien erlitt, ſeitdem ſie in Avignon reſidirten, ſehr vermehrt, und die Kühnheit ihrer Gegner genährt. Ganz Italien war voll kleiner Tirannen geworden, welche die Souveränität der Päbſte öffentlich verſpotteten, und ihre Rechte auf alle Weiſe ſchmälerten. Innozentius entſchlos ſich, dem einreiſſenden Verderben kräftig zu ſteuern, und ſandte zu dieſem Behufe den Kardinal Aegidius Albornos, einen Spanier, den ſeine politiſchen und kriegeriſchen Talente für eine ſolche Unternehmung am geſchickteſten machten, als Legaten nach Italien, um die Rebellen zu bezwingen.

Albornos Gegenwart ward entſcheidend; er wußte die Feinde des Pabſts, theils durch Gewalt, theils durch Unterhandlungen, nach

einander zum Gehorſam zu bringen. Aber in Rom war die Verwirrung auf's höchſte geſtiegen. Die Verfaſſung der Stadt war in dieſer Zeit einigemal völlig umgekehrt worden. Die Unruhe, welche Rienzi wieder angefacht hatte, konnte die Einrichtungen des Erzbiſchofs von Embrun nicht lange dulden. Die Zwietrachten unter den adlichen Geſchlechtern, vorzüglich den Urſinis und Kolonnas, waren mit neuer Heftigkeit angegangen, und Rom fand ſich wieder ſo elend als jemals. Die Gutgeſinnten unter dem Volke wollten dem allgemeinen Unglück ein Ende machen, und ſezten einen gewiſſen Johann Cerroni, welcher der angeſehendſte und tugendhafteſte von den Bürgern war, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Aber dieſer Mann war zu gut, um einem Volk wie das Römiſche lange vorzuſtehen. Die mannichfaltigen Verdrüßlichkeiten, die er zu ertragen hatte, bewogen ihn ſeine Stelle ſelbſt niederzulegen, und die Partheien wüteten wieder ſchrecklich in der Stadt.

Rienzi hatte ein anſteckendes Beiſpiel gegeben: im Jahre 1353 trat ein neuer Wagehals auf, der ſich vorgenommen zu haben ſchien, in allen Stücken Rienzis Affe zu ſeyn. Dieſer

ser sonderbare Mensch hieß Franz Baroncelli; er war ebenfalls von niedriger Geburt. Uebrigens ahmte er pünktlich Rienzis Anfang nach, und nahm auch wie dieser den Namen Tribun an. Aber er besas die Geschmeidigkeit und die Kunstgriffe des alten Tribuns nicht, er war nichts als grausam und blutdürstig, und gab sich keine Mühe, einen Schleier über seine Tirannei zu werfen. Indessen machte er sich dem Volke eben so furchtbar als verhaßt, und Innozentius wußte nichts gegen dieses neue Ungeheuer zu thun, als einen andern Tyrannen als Gegengewicht hervorzurufen, der mehr Achtung und Liebe bei dem Volk hätte, und übrigens ganz von ihm abhienge.

Seine Wahl fiel auf Rienzi, er zerbrach seine Fesseln, und schickte ihn an den Kardinal Albornos, um ihn als Senator wieder in Rom einsetzen zu lassen. Der Kardinal wollte sich aber nur im äussersten Nothfall dieses verzweifelten Mittels bedienen, und hielt den ungeduldigen Rienzi eine Zeitlang vor Viterbo auf, das er belagerte. Endlich wurde Baroncelli nach einer kurzen Regierung von vier Monaten im Kapitol ermordet, die leichtsinnigen

gen Römer ließen dem Legat ihren Gehorsam versichern, und dieſe unerwartet glückliche Wendung machte Rienzis Gegenwart nun ganz unnöthig. Aber ſein Ehrgeiz war in Italien wieder aufgewacht, und er ließ ſich die geflissentlichen Verzögerungen des Kardinals nicht ſo geduldig gefallen. Die Soldaten, welche die Römer dem Legaten zur Verſtärkung nach Viterbo geſchickt hatten, um dem Pabſte dadurch ihre Ergebenheit zu bezeigen, behandelten ihn als den Erretter Roms, und machten ihm ſehr ſchmeichelhafte Vorſtellungen von der Sehnſucht ſeiner Landsleute ihn wiederkommen zu ſehen.

Indeſſen ſtieß es ſich noch an einen ſehr wichtigen Umſtand. Der Pabſt hatte mit gutem Vorbedacht ihm zwar genug zu ſeinem Unterhalt im Gefolge des Legats angewieſen, aber nicht ſo viel, daß er ohne ſeine Hülfe, die ihm immer unter verſchiednen Vorwänden verweigert wurde, etwas unternehmen konnte; und der gute Wille der Römer gieng, vielleicht aus würklicher Unvermögenheit, nicht ſo weit, daß ſie ihn mit den nöthigen Mitteln unterſtützt hätten. Aber ſein Glück half ihm auch aus dieſer Verlegenheit. Der Pabſt hatte ihn ſei-

ner Einkünfte wegen auf die Stadt Perugi angewiesen; hier lernte er zwei Brüder des berühmten Ritter Montreal kennen, Arimbaldo und Bertone, welche beschäftiget waren, die unermeßlichen Summen, die ihr Bruder erbeutet hatte, in dieser Stadt unterzubringen. Montreal war damals der erste und mächtigste aller Partheigänger oder Condottieri in Italien. Er hatte fast alle hin und wieder zerstreute Truppen seiner Vorgänger gesammelt, und an der Spitze dieser militärischen Republik ganz Italien mit dem Schrecken seines Namens erfüllt. Ein Mann wie dieser, konnte Rienzi in mehr als einem Betracht wichtig seyn; er suchte es aber für's erste durch die Fürsprache seiner Brüder nur dahin zu bringen, daß er einen Theil der Gelder, die in ihren Händen waren, zu seiner Wiederherstellung anwenden durfte. Dieser ansehnliche Vorschub sezte ihn in den Stand, sich mit allem Nöthigen zu rüsten. Zuvor bat er den Kardinal Albornos, ihn im Namen des Pabsts mit der versprochenen Würde zu bekleiden. Da der Legat sah, daß nichts weiter von ihm verlangt wurde als die leere Ceremonie, bewilligte er ihm sein Ansuchen ohne weitere

tere Schwierigkeit, und entlies ihn mit einem Segen, der nichts koſtete.

Rienzi gieng im Junius 1354 mit dritthalb hundert Mann Soldaten, meiſtens Deutſchen, die von ihren vorigen Herren entlaſſen waren, und in Perugi unbeſchäftigt geſtanden hatten, auf Rom zu, nachdem er ihnen einen Monat Sold voraus bezahlt hatte. Hier wurde er mit der trunkenſten Freude aufgenommen, und auf den Händen des Volks in das Kapitol getragen. Die Straſſen, durch welche er zog, waren mit Blumen beſtreut, man hatte überall Triumfbogen errichtet, die Einwohner waren ihm entgegengekommen, mit Oelzweigen in der Hand. Sie glaubten, daß er den Frieden wieder in ihre Mauern brächte; ſie erinnerten ſich mit noch ſeiner Tugenden, und ſahen im Geiſte ſchon die erſten goldnen Tage ſeines Tribunats wieder aufblühen. So viel aber auch dieſer Anfang verſprach, ſo bemerkte man doch ſehr bald einen Fehler an ihm, den die Römer am wenigſten vergeben konnten: dieſer Fehler war Armuth.

Unglücklicher Weiſe für ihn, hatten ſie diesmal von ihrem Tribun auſſerordentliche

Hülfs-

Hülfsmittel erwartet, deren ſie auch bei ihrem eignen Elend ſehr bedurften. Der erſte Rauſch war in kurzer Zeit vorbei, und es wurde bald ſichtbar, daß Rienzi nur von erborgten Geldern lebte. Selbſt der Name ſeines Gläubigers vermehrte den übeln Eindruck dieſer Entdeckung. Man kannte Montreals Macht, und hatte Grund zu befürchten, daß er die Stadt Rom ſehr gern würde für Rienzis Schuld haften laſſen. Es war voraus zu ſehen, daß er von dem Pabſte oder dem Legat nie etwas anders erhalten würde als Papier und Worte, und daß er alſo in die Nothwendigkeit kommen müßte, das Volk auszuſaugen. Dieſe trüben Ausſichten flößten den Römern eine Verachtung gegen ihn ein, die ſie öffentlich genug äuſſerten. Rienzis Geiſt war einer Bedrängnis wie dieſe nicht gewachſen. Er war gewohnt, ſich von dem Strome des günſtigen Ohngefährs und des allgemeinen Enthuſiaſmus forttragen zu laſſen. Jezt kam es darauf an, gegen Unglück und Vorurtheil zu kämpfen, und an dieſer Klippe mußte er nothwendig ſcheitern. Als ob er ſich hätte betäuben wollen, fieng er an, ſich der niedrigſten Leidenſchaft zu überlaſſen. Die Vergnügungen der Tafel waren

die

die einzigen, die ihn reizten, und er genoß sie im Uebermaas. Ob er wirklich erst in Deutschland sich dieses Laster angewöhnt hatte *), wie ein Annalist ausdrücklich behauptet, muß dahin gestellt bleiben. Aber die Wirkungen desselben trugen viel dazu bey, die allgemeine Verachtung zu nähren. Er wurde unförmlich dick, und seine ganze Gestalt bekam etwas widriges und ekelhaftes. Den Augen des Volkes zeigte er sich sehr selten; er lebte verschlossen wie ein Tirann, und schien jene Künste ganz verlernt zu haben, durch welche er sonst alle Herzen an sich gezogen hatte.

Indessen liessen ihn seine unversöhnlichen Feinde, die Römischen Grossen, nicht lange in dieser Unthätigkeit. Sie waren kurz vor seinem Einzug aus der Stadt geflohen, und seine wiederholten Einladungen und Freundschafts-Versicherungen hatten sie nicht bewegen können zurückzukehren. Ihre feindseligen Streifereien in dem Gebiete der Stadt zwangen ihn endlich aufzubrechen. Sein Hauptziel war die Belagerung von Paläſtrina, wo sich der gröſte Theil der Misvergnügten unter der Fahne

*) Rollwarc doctus apud Germanos, sagt Bzovius in seinen Jahrbüchern der Kirchengeschichte.

ne der Kolonnas verſammelt hatte. Aber der ſchlimme Zuſtand ſeiner Finanzen ſezte ihn in die größte Verlegenheit. Die fremden Truppen, die er gedungen hatte, und welche den wichtigſten Theil ſeiner Armee ausmachten, — denn auf den guten Willen, auf die Beſtändigkeit der Italiäner, die darunter waren, konnte er nicht zählen — ſchrien laut um Geld und drohten ihre Fahne zu verlaſſen, wenn ſie nicht bezahlt würden. Er ſelbſt fand ſich in der Unmöglichkeit ſie zu befriedigen, und die ganze Unternehmung ſtockte durch die unvermuthete Meuterei der Soldaten. Aber er hatte, nicht ohne Grund, Montreals Brüder um ſich zu behalten geſucht, und ſie durch Ehrenſtellen, die ihm nichts koſteten, an ſeine Perſon gefeſſelt. Sie konnten ſeiner Ueberredungskunſt nicht widerſtehen, und vielleicht fürchteten ſie auch ſeine Verzweiflung, da ihr Leben in ſeiner Gewalt ſtand. Ein neuer Vorſchuß half ihm aus dieſer Gefahr. Ihr Geld wurde unter den fremden Soldaten ausgetheilt, und dämpfte den Aufruhr. Der Abgang des Feldzugs ſelbſt, der aus lauter Plünderungen und Mordbrennereien beſtund, ohne etwas zu entſcheiden, befriedigte die Geldſucht dieſer Miethlinge. Indeſſen litt die Ar-

mee

mee durch den Abfall verſchiedner Einheimiſchen, die nach Paläſtrina überliefen, manchen anſehnlichen Verluſt, und das Glück war zum wenigſten ſehr zweifelhaft, als Rienzi plözlich ſeine Truppen verabſchiedete, und wieder nach Rom aufbrach.

Der Schrecken einer Nachricht, die er bekommen hatte, veranlaßte dieſen unvermutheten Entſchluß. Montreal, der ihn nicht perſönlich kannte, und alſo von ſeiner Beredſamkeit nicht eingenommen war, wie ſeine Brüder, war vom erſten Anfang mit ihrer Großmuth unzufrieden geweſen, und hatte ſehr ungern in dieſe Anwendung ſeiner Schäze gewilligt. Er hielt ſeinen Schuldner für einen elenden Abentheurer, der ſein Wort niemals würde erfüllen können oder wollen. Ueber die neue Unvorſichtigkeit ſeiner Brüder riß ihm endlich die Geduld aus. Er eilte nach Rom, um ſich ſelbſt von der Lage der Sachen zu unterrichten. Seine Ankunft und die Abſicht derſelben vermehrte das Murren des Volks über den Tribun; die Verachtung, mit welcher er von ihm ſprach, theilte ſich ſeinen Zuhörern mit, und ſeine Drohungen überzeugten die Römer bald, daß ſein Arm dieſen Elenden eben ſo leicht ſtürzen

zen würde, als ihn sein Geld emporgehoben hätte. Rienzis Wuth und Bestürzung über diesen Schritt des Ritters war unbeschreiblich; die Verrätherei eines Weibes aus Montreals Gefolge, die von ihrem Herrn beleidigt, zu ihm geflohen war, hatte ihm die Gefahr so dringend gemacht, daß er alles andre aufopferte, um diesen Sturm abzuwenden. Er kam, von Montreals Brüdern begleitet, in Rom an, und lies dem ungestümen Gläubiger seine Ankunft melden. Der Ritter, der sich nicht verrathen glaubte, erschien unerschrocken auf diese Einladung; aber kaum hatte er die Schwelle des Pallasts betreten, so legte man ihm eiserne Ketten an und warf ihn in einen Kerker. Arimbaldo und Bertone wurden zu gleicher Zeit gefangen genommen, als Mitschuldige einer vorgeblichen Verschwörung, deren Gerücht Rienzi sorgfältig ausstreuen lies. Montreal befürchtete das Schlimmste nicht, weil er in den Bedürfnissen des Tribuns ein unfehlbares Rettungsmittel zu finden glaubte. Er bot ihm große Schätze für seine Befreiung an, und machte sich anheischig, seine Brüder als zurückgelassene Geissel zu betrachten. Aber Rienzis Absicht war, auf eine sichrere Art mehr

zu

zu erlangen, als ihm Montreal versprechen konnte; die Verbindlichkeit, die er gegen den Ritter hatte, machte ihn unversöhnlich, und er war entschlossen, seine Schuld in dem Blut seines Gläubigers zu tilgen.

Unerschüttert von seinen Anerbietungen, lies er ihm wegen seiner in Italien verübten Grausamkeiten förmlich den Prozes machen; und Montreal wurde im Angesicht des Volkes enthauptet. Sein heldenmüthiger Tod; der verdiente Ruf, in welchem er stand, der erste Krieger seiner Zeit zu seyn; Rienzis Verrätherei und Undank gegen seine Brüder, machten vereinigt einen fürchterlichen Eindruck auf das Volk, ohngeachtet die Ursachen, die er vorschützen konnte, nicht unwichtig waren. Montreal würde zwar sein Wort ritterlich gelöst haben; aber es war sehr wahrscheinlich, daß er sich alsdann aller Verbindlichkeit ledig glaube hätte und an der Spitze seiner Bande vor Rom erschienen wäre, um auf einmal seine Rachsucht und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Denn Rienzi war durch jene Verrätherinn von den geheimen Absichten unterrichtet worden, welche der Ritter schon längst auf Rom gehabt

hatte. Nichts war natürlicher, als daß die Leichtigkeit, in Rom den Herrn zu spielen, wovon man in kurzer Zeit so viele Beweise gesehen hatte, einen Menschen, der mit einer unbegränzten Kühnheit ausserordentliche Hülfsmittel verband, unwiderstehlich anlocken mußte. Die Römer selbst hatten den Ritter von jeher mit argwöhnischen Augen angesehen; aber alles dies war iezt vergessen, wenigstens würkten diese Vorstellungen weniger auf sie als der traurige Anblick seines Todes, dessen Zeugen sie waren, und der Verdacht, daß er nur einem schändlichen Eigennuz aufgeopfert wurde.

Ueberdem wurden Rienzis Absichten von dieser Seite vereitelt, und durch eine Ungerechtigkeit, die den Menschen sehr natürlich ist, vermehrte dieser Umstand den Haß und die Verachtung des Volks. Der Kardinal Albornos konnte bei einem so wichtigen Falle nicht unthätig bleiben. Er forderte einen der Brüder des Gerichteten, Arimbaldo, von Rienzi, der es nicht wagen wollte, ihn durch eine abschlägliche Antwort zu erbittern, und traf mit Arimbaldos Hülfe sichere Anstalten, daß Montreals Vermögen nicht in die Hände seines Mörders fiel.

fiel, sondern unter den verschiednen Unglücklichen ausgetheilt wurde, die seine blutigen Streifereien durch Italien um Güter, Kinder und Weiber gebracht hatten. Auf diese Weise kam Rienzi um alle Vortheile eines nothwendigen Verbrechens, und fühlte die bittern Folgen desselben in ihrem ganzen Umfang.

Was indessen Montreal in Rom besas, konnte Rienzis Nachsuchungen nicht entzogen werden, und er sezte sich damit in den Stand, den Ungestüm seiner Deutschen eine Zeitlang abzuwehren. Diesen ruhigen Zeitpunkt schien er benuzen zu wollen, um den Widerstand der Grossen völlig niederzuschlagen. Er betrieb den Krieg mit einem Eifer, den man noch nicht an ihm gesehen hatte, und die kluge Wahl seiner Generale verschafte ihm manchen Vortheil über die Feinde. Noch einmal erhob er sich über sich selbst, gleichsam als hätte er sein nahes Ende geahndet. Denn alles was er that, konnte ihn nicht mehr in der Meinung der Römer retten, die jezt eben so sehr gegen ihn verblendet schienen, als sie es vorher für ihn gewesen waren. Diesem unheilbaren Zustand,

wo man nicht vermeiden kann, falſche Schritte zu thun, wo Nachſicht und Strenge, Muth und Feigheit, Klugheit und Unvorſichtigkeit gleich gefährlich werden, können diejenigen Menſchen nur ſelten entgehen, die der Zufall über ihre Kräfte erhoben hat. Er war zum Falle reif, und jedes Mittel, das er ergrif, trug zu ſeinem Verderben bei.

Die Beweiſe, die er täglich von der tödtenden Kälte des Volks bekam, bildeten das finſtere Mistrauen vollends in ihm aus, zu welchem ſeine tiranniſchen Abſichten ihn ſchon ſo ſehr geneigt machten. Seine beſten Freunde wurden die Opfer deſſelben. Ein Greis, den ganz Rom um ſeiner Tugenden willen verehrte, den Rienzi ſelbſt hervorgezogen hatte, Pandolfo Pandolfucci wurde ohne alle Urſache enthauptet. Mehrere Unſchuldige verſchwanden auf dieſe Weiſe, deren ganzes Verbrechen ſein immer wachſender Argwohn war. Unter allen, die ihm dienten, hatte ihm Liccardo de Annibalis am meiſten gegen die Feinde genützt. Ehe es Zeit dazu war, glaubte er ſich ſeiner entledigen zu können, weil ſein Ruhm

unter

unter dem Volke, und ſein Anſehen in der Armee ihm verdächtig wurde. Die Entfernung dieſes furchtbaren Mannes machte den Großen ſo viel Luſt, daß ſie ſich von allen den Stöſſen erholten, die er ihnen verſezt hatte. Indeſſen wollten ſie es nicht blos auf das zweifelhafte Glück des ofnen Feldes ankommen laſſen. Sie ſuchten in Rom ſelbſt ein Feuer anzuzünden, das ihren Feind unfehlbar ergreifen müßte. Das allgemeine Misvergnügen erleichterte ihre Bemühungen. Die Verſchwörung wurde mit der größten Heimlichkeit fortgeführt, und brach endlich den achten Oktober 1354 aus.

Am Morgen dieſes Tages wurde Rienzi durch Waffengetümmel und ein unmäßiges Geſchrei aus dem Schlafe geweckt. Noch war das Geräuſch fern, und er konnte nur die Worte unterſcheiden: es lebe das Volk! Bald aber liefen von den meiſten Vierteln der Stadt Haufen von Bewafneten zuſammen, und als ſie näher an das Kapitol kamen, veränderte ſich das Geſchrei; er hörte deutlich rufen: der Tirann, der Verräther ſterbe! Seine eigenen Wachen hatten ſich mit den Aufrührern verbunden; das Volk rottirte ſich auf den Lärm

zuſammen, und beſezte das Kapitol. Durch ſeine Fenſter flog ein Regen von Steinen; ſein Pallaſt war in wenigen Augenblicken von allen, die ihn bewohnten, verlaſſen worden; ſie hatten ſich entweder verborgen oder unter die Feinde gemiſcht. Noch hatte er Entſchloſſenheit genug, ſich in ſeine Ritter-Rüſtung zu werfen und auf den Altan zu treten, um die Aufrührer anzureden. Vor ſich breitete er die Fahne des Volks aus, und er wollte ſeine ganze Beredſamkeit auffordern, um ihre Wuth zu beſänftigen. Aber dazu lies man ihn nicht kommen, das Geſchrei wurde tobender als vorher, und ein Hagel von Steinen trieb ihn wieder hinein.

An der Hand verwundet, trat er ab; und in dieſem Augenblick verwandelte ſich jene erzwungne Entſchloſſenheit in die bitterſte Verzweiflung. Die Thore des Kapitols waren ſchon in Brand geſteckt, und er ſah die Flammen und den Rauch überall um ſich her in dicken Wolken aufſteigen. Demohngeachtet war der Aufruhr nicht allgemein, verſchiedene Viertel der Stadt hatten ſich nicht gegen ihn erklärt, und einige Ausgänge waren im Pallaſte noch frei. Aber einer von ſeinen Verwandten, Lucciolo

ciolo Pellicíaro, der ihn überall begleitete und von den Verſchwornen beſtochen war, verfolgte ihn unabläſſig mit den gräßlichſten Vorſtellungen, und ſuchte ſeine Furcht durch erdichtete Umſtände zu vergröſſern. Zugleich trat dieſer Verräther von Zeit zu Zeit an die Fenſter, und benachrichtigte die Verſchwornen von der troſtloſen Lage des Tribuns. Das zunehmende Feuer, das wütende Geſchrei, Lucciolos verſtellte Schrecken gewannen es endlich über alle ſeine muthigen Entſchlüſſe. Eine ſichere Flucht blieb ſein einziger Gedanke. Er legte ſeine Rüſtung nieder, ſchnitt ſich die Haare und den Bart herunter, ſchwärzte ſein Geſicht mit Kohlen, warf eine ſchmuzige Bettlerkleidung, die er von ohngefähr gefunden hatte, über ſein reiches Gewand, und belaſtete ſich den Kopf und die Schultern mit Betten und andern Geräthſchaften, als ob er mitgeplündert hätte. Er kam glücklich durch die Flamme bis an die letzte Treppe. Hier aber wurde er plözlich angehalten, und einer der Aufrührer, an den ihn wahrſcheinlich der treuloſe Lucciolo verrathen hatte, ſchlug ihm den Mantel zurück. Seine reichen Armſpangen, die er in der Beſtürzung abzulegen vergeſſen hatte, machten ihn

ſogleich allen Umſtehenden kenntlich; in einem Nun hatte ſich eine ungeheure Menge Volks um ihn gedrängt.

In dieſem entſcheidenden Augenblick ſchien ſein guter Geiſt zu ſeiner Rettung noch ein Wunder thun zu wollen. Eben da er tauſend Schwerter auf ſich gezuckt zu ſehen glaubte, verwandelte ſich das tobende Getümmel in eine Todtenſtille. Erſtarrt und ſprachlos trat die ganze Menge zurück, wie vor ſeinem Geiſt. Alle Schwerter ſanken; der lächerlich-gräßliche Anblick ſeiner Vermummung erweckte ein dunkles Gefühl von Rührung und Ehrfurcht; ſein ganzes voriges Anſehen ſchien ihn wieder zu umſtralen, und gegen ſeine Feinde zu ſchützen. Nur ein Wort, ſchien es, nur eine Probe ſeiner alten Beredſamkeit: und er war gerettet. Aber die gehäuften Schrecken dieſes Tags hatten ſeine Sprache gehemmt, ſeine Zunge gelähmt. Seine Augen rollten im Kreiſe herum und ſahen nicht was ſie würkten. Eine Minute vergieng, und wieder eine, und wieder eine; er ſtand noch immer da, in toter Betäubung, wie vom Donner gerührt. Dieſe Pauſe ſcheint faſt eine Stunde gedauert zu haben; aber er lies ſie vorbei gehen, ohne ſich

zu

zu erholen. Einer der vornehmſten Verſchwornen, Cecco di lo Vecchio, erwachte vor ihm aus dem Schlummer. Ohne das Beiſpiel der andern zu erwarten, zog er plötzlich ſein Schwert, und ſtieß es dem unglücklichen Rienzi durch den Leib. Sein Fall löſte auf einmal den Zauber, die niedrigſte Wuth kam an die Stelle jener ſonderbaren Verſteinerung, alles ſtürzte ſich auf den Leichnam, und er wurde von tauſend Schwertern zerriſſen. Sie ſchleppten den zerfleiſchten Körper durch die Stadt, und lieferten ihn endlich den Juden aus. Dieſe verbrannten ſeine Ueberbleibſel an einem langſamen Feuer, um wenigſtens jezt ihren unverſöhnlichen Haß gegen einen Menſchen zu befriedigen, der, unter ihnen geboren, es gewagt hatte, ſich über ſie zu erheben und ihr Gewerb durch ſeine Geſetze zu ſchmälern. Man ſuchte alsdenn alle ſeine Sachen durch, und was man darunter fand, ſchien die Wuth des Volks zu rechefertigen. Plane zu neuen Auflagen und Bedrückungen des Volks, Namen von römiſchen Bürgern, die er zum Tode beſtimmte, dieſes alles zeigte deutlich, was man von ihm zu erwarten gehabt hätte. Ferner fand man in ſeinem Kabinet einen Stahlſpiegel, der mit

magischen Zeichen verziert war. Diese wichtige Entdeckung bestätigte den allgemeinen Argwohn, daß Rienzi mit Zauberkünsten umgegangen wäre; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der in seiner eignen Seele so wenig Rath und Trost schöpfen konnte, zu höhern Geistern seine Zuflucht nahm.

Durch diesen Tod vollendete Rienzi seine Bestimmung, immer außerordentlich und niemals groß zu seyn; er wurde das Opfer des Zufalls, dessen Geschöpf er war. Der Römische Unbestand liest seinen Namen bald wieder unter dem Volke zu Ehren kommen; und das Andenken des guten Zustands pflanzte sich, wie die Saze vom goldnen Alter, auf die folgenden Geschlechter fort.

II.

Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618.

Die Republik Venedig war unter allen Italiäniſchen Staaten ihrem Freiheitsſyſtem am getreuſten geblieben, und ihr kluges und ſtandhaftes Betragen hatte ſie von jeher vor den päbſtlichen Anmaßungen geſchützt. Endlich waren die Päbſte durch die Erſchütterungen, welche die Reformation verurſachte, und durch die politiſche Verbindung der Europäiſchen Staaten ſchon ziemlich beſtehet worden, daß es Zeit wäre von der Höhe ihres geiſtlichen Deſpotismus herunterzuſteigen und den Grundſätzen Gregor des Siebenten zu entſagen, als zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Paul der Fünfte in Verſuchung kam, ſie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit zuſammenſties, veranlaßte dieſen Anfall. Die ſtrenge und ſchnelle Juſtiz, welche eine der wichtigſten Grundlagen dieſer Republik macht, hatte

hatte nicht erſt auf den Pabſt gewartet, um die Verbrechen einiger Geiſtlichen zu beſtrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber ſeine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geiſtlichen, vorzüglich die Jeſuiten, die in jedem Lande eine Art von ſtehender Armee des Pabſts abgaben, wurden aus dem Venetianiſchen Gebiete verbannt. Indeſſen konnte dieſer Streit, ſo tapfer er auch beſtanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Mine machten, ſich hineinzumiſchen. Aber Heinrich der Vierte, um welchen ſich die Republik bei ſeinen Kriegen um die franzöſiſche Krone, manches Verdienſt erworben hatte, nahm ſich in dieſem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch ſeine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar alles verſucht, um Antheil an dieſer Verſöhnung zu nehmen, und als Mittler zwiſchen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, deſſen es ſich ohnfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde. Aber die Venetianer wußten dieſe Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuſchlieſſen, und ſo lange Heinrich lebte, mußte ſie dieſe Beleidigung verſchmerzen. Nach

Hein-

Heinrichs Tode wurde daher die nächſte Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oeſterreich auf dem Adriatiſchen Meere beſitzt und die an das Venetianiſche Gebiet gränzen, hatte ſich ein Volk niedergelaſſen, deſſen ganzes Gewerb in der Seeräuberei beſtund. Man nannte ſie die **Uskoken**, und ſie waren ihrem Urſprunge nach Flüchtlinge, die ſich theils vor der Türkiſchen Tyranney, theils vor der Strenge der Venetianiſchen Geſetze, in dieſe benachbarten Gegenden gerettet hatten. Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieſer Räuber in ihrer Ruhe geſtört, und fanden bei dem Erzherzog **Ferdinand** von Gräz, dem Beſitzer dieſer Länder, keine Gerechtigkeit. **Ferdinand**, der nachmals Kaiſer wurde, war zwar ein ſehr frommer Fürſt; aber ſeine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da ſie dem Spaniſchen Hofe ergeben waren, nuzten ſie die Gelegenheit, um dieſen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiſer **Matthias**, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat **Februar** 1612.

Aber

Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog ſo ſchlecht erfüllt, daß es endlich zu einem ofnen Kriege kam, der indeſſen nicht ſo entſchieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken nichts zu befürchten hatten, konnten die Laſt des Kriegs beſſer aushalten als der Erzherzog. Dieſer wurde von dem Kaiſer unabläſſig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Hungarn bedrohte; und er ſelbſt brauchte damals beträchtliche Summen, um ſeine Wahl zu der Böhmiſchen Krone durchzuſetzen, welche bald nachher vor ſich gieng. Die Spanier hätten ihn gern unterſtüzt; aber der Krieg, den ſie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieſer Herzog mit der Republik in Verbindung war und ſeine Kräfte durch ihren mächtigen Beyſtand ſehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieſer gefährlichen Feinde zu ſtören, waren vergeblich; und das Spaniſche Miniſterium fand zu ſeiner groſſen Erbitterung die Venetianer überall in ſeinem Wege. Aber Philipp der Dritte war ein ſchwacher Fürſt, der ſich von Günſtlingen regirten

regieren lies, und ſein Günſtling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben ſo ſehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als ſeinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Troz ihrer Feinde niederzuſchlagen; endlich aber fand ſich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geiſt als ſie, der ſich vornahm, dieſen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dies war Dom Alfonſo de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Geſandter der Spaniſchen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichſten Geiſter, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man ſieht aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geſchichtſchreibern zur Vollendung eines auſſerordentlichen Menſchen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beſchrieben fand, mit denen, die ſich zu ſeiner Zeit ereigneten. Er ſpähte die Verſchiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an dieſen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stüzen einer Unternehmung kannte, fällte er ſein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieſer ſeinen Scharfſinn, ſo

ging

gieng er der Quelle ſeines Irrthums unermüdet nach. Dieſes Studium hatte ihn die ſichern Wege, die wahren Mittel, die entſcheidenden Umſtände erkennen gelehrt, welche weitumfaſſenden Planen einen glücklichen Erfolg verſprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem Spaniſchen Staatsrath faſt für Profezeiungen, ſo ſehr hatte dieſe beſtändige Uebung von Leſen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Weltbändel ſeinen Blick geſchärft. Mit dieſer tiefen Kenntniß von dem Weſen der groſſen Geſchäfte verband er die ſeltenſten Fähigkeiten damit umzugehen; einen wunderbaren Inſtinkt in Beurtheilung der Menſchen; die Leichtigkeit mit unwiderſtehlichem Reiz ſowohl zu ſchreiben als zu ſprechen; die Mine der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernſthaft, und bis zur gröſten Unbefangenheit von der Verſtellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um deſto undurchdringlicher war, weil jedermann es zu durchdringen glaubte; ein ſanftes, überredendes, ſchmeichleriſches Weſen, durch welches er ſich in das Geheimnis der verſchloſſenſten Herzen einzuſchleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Frei-

heit

heit des Geiſtes mitten in den heftigſten Erſchütterungen.

Die Spaniſchen Geſandten ſtanden damals im Beſiz, an den Höfen, wohin ſie geſchickt wurden, die Herren zu ſpielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahre 1607 zu der Venetianiſchen Geſandſchaft erwählt worden, als zu dem ſchwerſten der auswärtigen Poſten, dem einzigen, wo man ſich nicht mit Weibern, Mönchen und Günſtlingen helfen konnte. Das Spaniſche Miniſterium war ſo ſehr mit ihm zufrieden, daß es ſich nach ſechs Jahren nicht entſchließen konnte ihn zurükzurufen, ſo nöthig auch ſeine Gegenwart an andern Orten geweſen wäre. Dieſer lange Aufenthalt ſezte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieſer Regierung kennen zu lernen, ihre geheimſten Triebfedern auszuſpähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforſchen. Er entſchloß ſich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es ſchien, der Erzherzog bald gezwungen ſeyn würde. Bei dem damaligen Zuſtand der Republik ſchien es ihm nicht unmöglich, ſich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte

und die Unterſtützungen, auf welche er rechnen konnte, beſtärkten ihn in dieſem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erſchöpft, und faſt alle rüſtigen Bürger waren auswärts beſchäftiget. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zuſtand der Flotte, hatte ſich der Senat nie ſo ſicher geglaubt. Indeſſen war dieſe unüberwindliche Flotte an die Iſtriſche Küſte gebannt, wo der Schauplatz des Kriegs war. Die Landmacht ſtand ebenfalls nicht näher, und in Venedig ſelbſt konnte man ſich vor einem plötzlichen Einfall der Spaniſchen Flotte auf keine Weiſe ſchützen. Um ſicher zu gehen, wollte ſich der Marquis des Markusplazes und des Arſenals, als der wichtigſten Poſten bemeiſtern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieſes Plans unmöglich; daher beſchloß er an verſchiednen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu laſſen, und diejenigen Pläze ſorgfältig auszuſuchen, wo das Feuer ſchneller um ſich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigſten ſcheinen würde. Seinen Hof wollte er indeſſen noch nicht in das Innere dieſes Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürſten ſich nicht gern über Unternehmungen dieſer Art erklären,

klären, bis man nichts weiter braucht, als ihre Beſtätigung, um des glücklichen Erfolgs gewis zu ſeyn. Eine Depeſche, die er damals an den erſten Staatsſekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts beſonderes. Es gäbe Fälle, ſo ſchrieb er ihm, wo die Natur ſelbſt und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freiſpräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthans wäre ſich nach auſſerordentlichen Mitteln umzuſehen, um ſeinen Fürſten und ſein Vaterland vor einem ſonſt unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieſer ſeltnen Ausnahmen ſchiene man ihm jezt gerade berechtigt zu ſeyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die ſchimpflichen Maasregeln zur Verſöhnung, die in Wien und an andern Orten befolgt worden wären, dem Oeſterreichiſchen Hauſe die gröſte Erniedrigung drohten. Irre er ſich darinn nicht, ſo fiele dieſe Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in ſeinem jezigen Poſten die Quellen des Uebels, auf deſſen Verbeſſerung es ankäme, beſtändig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er dieſe Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die ſeines

Eifers für den Ruhm des Königs nicht unn
dig wäre. Der Herzog von Uzeda kan
ihn gut genug, um unter diesen Worten ei
grossen, gefährlichen Sinn zu ahnden.
aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane
ser Art so wenig als möglich einzulassen,
man dazu gezwungen ist, so theilte er dem
sten Minister seine Gedanken nicht mit,
antwortete dem Marquis in allgemeinen A
drücken, indem er seinen Eifer lobte, daß
sich wegen des übrigen auf seine gewöhnli
Klugheit verliesse. Den Marquis befremd
diese kalte Sprache nicht, denn er hatte ke
andre erwartet. Seine einzige Sorge w
nun die Anstalten so zu treffen, daß ihm d
Spanische Hof seine Gutheissung am En
nicht verweigern dürfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkührli
und uneingeschränkt gewesen, als es die Her
schaft des Venetianischen Senats über die R
publik ist. Bis in den geringsten Dingen wi
ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nob
li's und denen die es nicht sind, beobachte
Die Nobili's allein können die Länder verwa
ten, welche unter der Herrschaft der Republi
stehen; und die Personen vom gröβten Stan

de, die erſten Obrigkeiten in dieſen Ländern betrachten ſie wie Souverains, nicht wie Statthalter. Vergiebt die Republik die erſten Stellen in ihren Armeen ja zuweilen an Fremde, ſo ſind dieſe nothwendig verbunden, den Willen des Venetianiſchen Generaliſſimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlaſſen. Da ein Krieg immer der ſcheinbarſte Vorwand iſt, um ein Volk zu drücken, ſo gab der jezige wegen der Uskoken den Mobilis, die ihn führten, eine ſchöne Gelegenheit ſich zu bereichern. Er war von einem übermäſſigen Aufwand; und auſſer dem Gelde, das nach Piemont gieng, ſah man ſich in der Folge faſt gezwungen eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diverſion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieſer Aufwand geſchah, ſchien die Anführer zu berechtigen, daß ſie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darinn keinen Grund ſie geduldiger zu ertragen. Sie ſtiegen ſo hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrſcheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen

im Anfang eben ſo willkommen ſeyn als er den Groſſen verderblich wäre. Und ſelbſt unter dieſen Groſſen gab es verſchiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren: darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des Römiſchen Hofs. Die meiſten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit dieſem Hofe gegen ihre Rathſchläge gehandelt worden war. Ihre Rachſucht ſtimmte ſie alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchſte Gewalt ihren damaligen Beſitzern entriſſen wurde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geſchmeichelt haben, weil ſie den Grund dazu in den verhaßten Maasregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andre wollten in ihrer Einfalt katholiſcher ſeyn als der Pabſt ſelbſt. Dieſer hatte in dem Vertrag mit der Republik ſeine Forderungen ſehr herabgeſtimmt; aber zu dieſer Nachgiebigkeit ſollten ihn politiſche Rückſichten bewogen haben, und ſie befürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik geſprochene Kirchenbann in der Meinung ſeiner Heiligkeit noch wie vorher beſtünde. Unter dieſen befanden ſich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben ſo ſchlecht bedacht waren,

ren, als von Seiten des Geiſts. Der Marquis von Bedemar wußte ſie in der Folge ſehr gut zu gebrauchen, nachdem er ſie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man ſeit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewiſſen Venetianer ſeyn könnte.

So ſtreng es auch den Nobilis unterſagt war, ſich mit den Fremden in Verbindung einzulaſſen, ſo hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigſten und Unzufriedenſten unter ihnen ſehr feſt an ſich zu feſſeln. Hatten ſie irgend eine nahe Verwandtin in einem Kloſter, oder ſtanden ſie mit irgend einer Buſſerinn, mit irgend einem Geiſtlichen in vertrautem Umgang, ſo erkaufte er die Bekanntſchaft dieſer Perſonen, um welchen Preis es auch ſeyn mochte, und überhäufte ſie mit Geſchenken von nicht geringem Werthe, ohngeachtet es, des Vorwands wegen, meiſtens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Dieſe Freigebigkeit, zu welcher ſie keinen Anlas ſahen, machte ihnen Luſt, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geſchenken zu verbinden. In dieſer Abſicht befriedigten ſie nicht nur ſeine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünſchte, ſondern ſie

ſuchten ſogar über andre, die ſie ihm nicht ſo genau beantworten konnten, ſelbſt Erkundigung einzuziehen; und da ſeine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, ſo hatten ſie keine Ruhe bis ſie ihre vornehmen Gönner auch in dieſe Art von Handel verflochten hatten. Es iſt zu glauben, daß bey dieſen ihre Dürftigkeit den Ausſchlag gab, und daß ſie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute die ganz von ihnen abhiengen, reicher werden zu ſehen, als ſie ſelbſt waren; zumal da ſie wohl merkten, daß die ganze Verſchwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war ſeit dieſer Zeit keine Berathſchlagung des Senats dem Spaniſchen Geſandten mehr ein Geheimnis, er wurde von allen Entſchlieſſungen deſſelben unterrichtet; und die Anſtalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten ſie zu befolgen.

Außer dieſen Verbindungen, wünſchte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei ſtand eine mächtige Spaniſche Armee, die ſeine Abſichten unterſtützen konnte, ſobald der Stadthalter von Mayland gemeine

Sache

Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoien in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranka, Bedemars vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendozas Treue verdächtig zu machen, und bewarb sich selbst um die Mailändische Stadthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendozas Stelle einzunehmen; und sobald er dort angekommen war, lies er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Dieser theilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf zu erforschen, ob der neue Stadthalter sich würde bewegen lassen, funfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen

zu dieſer Unternehmung herzugeben? Don Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entſchloß ſich, ſoviel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne ſich im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewiſſen Verderben auszuſetzen. Er ſandte den Marquis von Lara zum zweitenmal nach Venedig, um ſeinem Freund dieſe Verſicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn zu bedenken, daß er dieſe Truppen ſorgfältig ausſuchen müßte, und daß ſeine Unvorſichtigkeit die bravſten Soldaten in der Armee einer ſolchen Gefahr bloszuſtellen, ihm die ſchwerſte Verantwortung zuziehen würde, wenn ſie in dieſer Unternehmung umkommen ſollten. Uebrigens verſprach er ſo viel Truppen zu ſchicken, als er entbehren könnte, und ſie ſo zu wählen, daß er für ſie ſtehen dürfte wie für ſich ſelbſt.

Nichts war für den Geſandten von gröſſerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu verſperren. In dieſer Abſicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Stadthalters von Mayland die unvernünftigſten Friedensvorſchläge zu thun. Der Senat nahm ſie mit Unwillen auf, wie vor-

aus-

anzuſehen war, und weigerte ſich in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterlies von ſeiner Seite nichts, um das üble Vernehmen auf's höchſte zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht ſehr geneigt, ſeinen rebelliſchen Unterthanen die Amneſtie zu bewilligen, zu welcher er ſich im Vertrag zu Aſti verſtanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen ſie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorſchläge über die Erfüllung dieſes Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied die Waffen nach ihm abzulegen, wie man geſollt hätte, unter dem Vorwand des Kriegs im Friaul, von welchem ſich Spanien nicht mehr mit Ehren ausſchlieſſen könnte. Die Venetianiſche Armee war über den Liſonzo gegangen, und belagerte Gradiska, die Hauptſtadt der Erzherzoglichen Staaten. Das ſpaniſche Miniſterium drohte ſich jezt zu erklären, wenn man gegen dieſen Fürſten zu weit gienge. Damals endigte ſich das Mißverſtändnis zwiſchen der ſpaniſchen und der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich, welches ſeit dem Streit des Sohnes und des Bruders Karl des Fünften

ten um die Nachfolge im Reiche, fortgedauert hatte. Der erſte Beweis der Verſöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an dieſem Kriege nahmen. Dom Pedro lies ſeine Truppen marſchiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der Spaniſchen Flotte auf dem Mittelländiſchen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er verſperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Waſſer zukamen, er ſezte ſich in Bereitſchaft, alle Augenblicke auf dem Venetianiſchen Meerbuſen zu erſcheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beſtändiger Furcht.

Da die Venetianiſchen Miniſter an allen Höfen über dieſes gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar es zu rechtfertigen: Er ſuchte zugleich auf ſeinen Plan vorzubereiten und die Grundfeſten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa ſeit ſo vielen Jahrhunderten für dieſe Republik empfand. Man hielt ſie für den älteſten und freieſten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päbſtlichen Hof war neuerlich in verſchiedenen Schriften mehr Lärm als jemahls von dieſer Freyheit gemacht worden, und dieſe Schriften wurden noch

für

für unwiderlegbar gehalten, ohngeachtet mehrere geſchickte Männer von der Gegenparthei verſucht hatten darauf zu antworten. Der Marquis ging ſie von neuem durch, und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der Venetianiſchen Schriftſteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenſtand dieſer Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematiſch werden könnte. So zeigte er, unter dem Vorwande die Rechte der Kaiſer über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrſchaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bey ſeinen Abſichten wünſchte er nicht für den Verfaſſer dieſer Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung ſo behutſam, daß man ſo lange er lebte ihm auch nicht den geringſten Antheil daran zutraute; und noch heutzutage trägt man Bedenken ihn als den eigentlichen Verfaſſer des ſquittinio della liberta Veneta — ſo hieß dieſe Schrift — anzuſehen, ohngeachtet man zugiebt, daß er ſie hatte ſchreiben und herausgeben laſſen. Man begreift nicht leicht, wie er damahls auch von dieſem Verdachte frey bleiben konnte; aber die Venetianer kannten

ihn

ihn wahrscheinlicher weise noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das einzige, was sie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von so aufbrausendem Charakter trauten sie die Kälte nicht zu, eine politische Satyre von dieser ausgesuchten Feinheit aufzusezzen. Billigkeit und Unpartheylichkeit schienen durchaus in diesem kleinen Werke zu herrschen. Selbst die eingestreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die scheinbare Mäßigung der Ausdrücke so gemildert, daß schon dieses allein den größten Eindruck machen mußte. Dieses Squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen. Da man keine Spur von dem Verfasser hatte, fiel der Verdacht sehr natürlich auf den Römischen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Innhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß jedermann die Stärke der Gründe dieses Ungenannten eben so fühlen müßte wie sie; der Verlust einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich gewesen. Paul Sarpi, oder wie man ihn sonst nannte, Fra-Paolo, einer der besten Schriftsteller seiner Zeit, der den Muth gehabt hatte sein Interesse als Mönch

in

in jenem entſcheidenden Zeitpunkt dem Intereſſe der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päbſtlichen Hofs auf ſich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu unterſuchen. Aber er erklärte, daß man dieſe Schrift nicht beantworten dürfte, weil dies nicht geſchehen könnte, ohne über gewiſſe Gegenſtände zu viel Licht zu verbreiten, die beſſer in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indeſſen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem ſolchen Stillſchweigen litte, ſo nähme er es auf ſich, dem Römiſchen Hof wegen ſeiner eigenen Vertheidigung ſo viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken ſollte. Dieſer Rath wurde in der erſten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, ſein Lieblingswerk, die Geſchichte des Tridentiniſchen Konziliums herausgeben zu dürfen, welche ohne dieſe Veranlaſſung bey ſeinen Lebzeiten ſchwerlich erſchienen wäre.

Unterdeſſen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beyden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war ſo wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweyten Verſuch

zu

zu wagen. Daher erhielt der Venetianiſche Geſandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerſtand, den ſie gefunden hatten, erbittert, machten ſo unbillige Forderungen, daß ſich alles von neuem zerſchlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindſeligkeiten wurden während des Winters fortgeſetzt, und im Frühjahre erſchienen die Armeen im Felde, mit einem Eifer, der die glänzendſten Thaten verſprach. Der Stillſtand mit Holland hatte dieſem Staate einen Theil ſeiner Truppen entbehrlich gemacht; die franzöſiſchen und teutſchen Abentheurer ſahen ſich genöthigt, ihr Glück anderswo zu verſuchen, und acht tauſend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Naſſau und Löwenſtein boten der Republik ihre Dienſte an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bey dem Pabſt, daß die Venetianer auf dieſe Art ganz Italien der Anſteckung der Ketzerei preisgäben; aber der Venetianiſche Geſandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen gienge, als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen

mächtigen Republiken gegen ſich vereinigt zu ſehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit geweſen, wenn der Pabſt die Venetianer würklich genöthigt hätte dieſe Kezzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil ſehen, ſo hoffte er die Anführer dieſer gedungenen Truppen durch eine Summe Geldes und durch die Ausſicht der reichen Beute, in ſeine Abſichten zu verwickeln. Um dieſes Geſchäft einzuleiten, warf er ſeine Augen auf einen gewiſſen Nicolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Urſachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn ſeit langer Zeit bey dem franzöſiſchen Ambaſſadeur gehen, in deſſen Hauſe er ſich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Renault die großen Eigenſchaften an ihm, welche das Gerüchte ihm beilegte, und der Marquis, dem ein ſolcher Freund in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten ſehr willkommen war, ſchloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieſer war, ſo galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum,

aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unſchuldigen Mitteln berühmt zu werden, ſo war kein Verbrechen zu gros, das er nicht um dieſen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die ſeine Gleichgültigkeit für Leben und Tod geſchöpft, welche alle auſſerordentliche Unternehmungen begleiten muß. Oft wünſchte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienſt der Einzelnen das Schickſal der Staaten entſchied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, ſich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerſte ſeiner Seele kannte, und einen Menſchen wie dieſen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm ſeinen Entwurf mit, und geſtand ihm, daß er bey dem erſten Gedanken, den er davon gehabt, ſie gleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr ſchmeicheln mußte als dieſe Verſicherung. Sein hohes Alter machte ihn von einer Verbindung dieſer Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, deſto weniger ſezte er jezt auf's Spiel. Er glaubte, die traurige Friſt, die ihm der Tod vergönnte, nicht beſſer anwenden

zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechsel und Kreditive, um mit den Holländern zu negoziren. Uebrigens sollte nach der Instruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den Holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte blos unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der Spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem Oesterreichischen Hause, für seine eigne Sicherheit in Venedig fürchten mußte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossnen Freunden rechnen könnte, die bereit wären ihn vor der Wuth des Pöbels zu schüzen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von grossem Nutzen: es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimnis dahinter ist, wenn das Geheimnis selbst nur unbekannt bleibe. Auf diese Weise hoffte er sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Uebertritt so schwach, daß Dom Pedro sie mit

leichter Mühe zurückſchlagen konnte, wenn ſie bei'm Ausbruch der Verſchwörung Mine machten, der Stadt beizuſpringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie ſtand ſo zu ſagen im verjährten Beſiz des Sieges, und konnte ſich weit leichter und ſchneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie beſtand größtentheils aus gebohrnen Unterthanen der Republik, deren eignes Intereſſe es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hofnung, daß die Spaniſche Flotte ſie ſchlagen würde, war zu unſicher; und es wäre unvorſichtig geweſen, den Erfolg eines Unternehmens, das ſchon gewagt genug war, dem ungewiſſen Glück eines Treffens zu überlaſſen. Alſo mußte ein Mittel erfunden werden dieſe Flotte außer Stand zu ſetzen, daß ſie die Stadt beſchüzte. Der Geſandte, welcher in dem Seewesen nicht ſo erfahren war als der Vizekönig von Neapel, der die ſpaniſche Flotte kommandirte, glaubte ihn hierüber um Rath fragen zu müſſen. Dieſer Vizekönig, welchem Bedemar eine der erſten Rollen in ſeinem Trauerſpiele zudachte, war der Herzog von Oſſuna, ein eben ſo unternehmender Kopf als Dom Pedro und der

Marquis

Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Karakters war zwiſchen dieſen drei Staatsmännern eine ſehr enge Verbindung entſtanden. Dom Pedro und der Herzog von Oſſuna waren nicht die gröſten Politiker, der Herzog insbeſondre hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überſchritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie ſich beide in Bedemars höhern Geiſt fügten, erſezte ziemlich was ihnen an Geſchicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn ſie unter mächtigem Schuz getrieben wird, hatte alle berühmte Korſaren vom mittelländiſchen Meere an den Hof des Vizekönigs von Neapel gelockt. Dieſer beſchüzte ſie nicht ſowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verſchwenderiſch als geizig, ſondern um beſtändig eine gewiſſe Anzahl von Leuten um ſich zu haben, die Kühnheit genug hatten, alles zu wagen und ihm in den auſſerordentlichen Unternehmungen beizuſtehen, mit denen er immer ſchwanger gieng. Nicht zufrieden ſie blos aufzunehmen, wenn ſie ſich anboten, ſuchte er diejenigen ſogar ſelbſt auf, die ſich durch ungewöhnliche Verdienſte aus-

auszeichneten, und machte ihnen ſo groſſe Vortheile, daß er ſie ohnfehlbar an ſich zog. So hatte er es mit einem gewiſſen Hauptmann Jacques Pierre aus der Normandie gemacht, der in dieſem Fache ſo vortreflich war, daß alle ſeine Mitbürger ſichs zum gröſten Ruhm anrechneten von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieſes Mannes war von der Wildheit ſeines Elements und ſeines Stands unangeſteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewiſſen Anſtande leben zu können, ſo entſchloß er ſich der Seeräuberei zu entſagen, ohngeachtet er noch in ſeinen beſten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoien zu ſeinem Zufluchtsort. Dieſer Fürſt, der alle auſſerordentliche Talente liebte, und ſie um ſo beſſer zu ſchätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn ſelbſt geweſen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapferſten Männer ſeiner Zeit kannte, ſich in Nizza niederzulaſſen. Jeder Seemann, der dieſe Küſte beſuchte, weſſen Standes er auch ſeyn mochte, bezeigte ihm ſeine Achtung. Seine Rathſchläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und ſie konnten

einen

einen Mann nicht genug bewundern, der die Gröſſe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er ſo glänzte und von dem es ſo ſchwer iſt ſich loszureiſſen. Unter ſeinen Anhetern war ein gewiſſer Vinzenz Robert von Marſeille, der bei einer Landung in Sizilien von dem Herzog von Oſſuna ſo wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienſte nahm Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Geſpräch beklagte er ſich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes, die Staaten des Herzogs von Savoyen ſeinem Gouvernement vorgezogen hatte. Er begleitete dieſe Aeuſſerung mit auſſerordentlichen Verſicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und ſeine Erfahrung im Seeweſen ſchäzte, und ſchlos mit der Erklärung: daß er nichts unterlaſſen würde, was in ſeiner Macht ſtünde, um einen Mann von dieſen Verdienſten an ſeinen Hof zu ziehen. Robert nahm dieſe Unterhandlung ſehr gern auf ſich, und ſie wurde durch ſo vortheilhafte Anerbietungen von dem Vizekönig unterſtüzt, daß der Kapitän nicht widerſtehen konnte und ſich mit Weib und Kindern nach Sizilien wandte. So

lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch ſeine Leidenſchaft nicht ganz erſtickt. Der Vizekönig hatte ſo ſchöne Galionen bauen laſſen; einige ſehr reiche Türkiſche Karavanen waren mit ſo ſchwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Verſuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund dieſen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Oſſuna, mit dem er ſeit dieſer Zeit als Bruder lebte, überlies ihm den beſten Theil davon. Nur mußte er verſprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reiſe nach Provence zu machen, um alles was er auf dieſer Küſte von braven Seeleuten kannte, in ſeine Dienſte zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zuſammen, die hinreichte, um fünf groſſe Schiffe auszurüſten, welche dem Vizekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumſchränkte Herrſchaft bekam. Mit dieſer kleinen Flotte plünderte er ungeſtraft die Levantiſchen Küſten, und beſchloß ſeinen erſten Feldzug durch ein groſſes Treffen, worinnen er ein anſehnliches Geſchwader türkiſcher Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals

Damals aber geſchah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Oſſuna ſeinen Plan mittheilte und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog ſtrebte nach der Herrſchaft über die angränzenden Meere, und konnte daher nichts eifriger wünſchen als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit ſtreitig machte, und bei welcher er kein ſo leichtes Spiel hatte als bei den Türken. Er beſprach ſich darüber mit dem Kapitän, und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieſer fand ſie nicht unüberwindlich, es vergiengen mehrere Tage unter geheimen Berathſchlagungen, und plözlich ſah man den Kapitän Neapel verlaſſen, auf eine Art, welche die äuſſerſte Eilfertigkeit und den gröſten Schrecken verrieth. Oſſuna ſtellte überall Leute an, die Befehl hatten ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm verſperrt, bis auf den einzigen, den er würklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen geſetzt, und dem Scheine nach mit der gröſten Grauſamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen,

und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Karakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben so unruhiger Kopf schien als der Vizekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum zweitenmal nach Savoien. Der Herzog von Savoien führte offen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän seine Staaten verließ, um nach Sizilien zu ziehen; demohngeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schuz zu suchen. Er machte ihn für's erste mit verschiedenen erdichteten Anschlägen des Vizekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt sich mit Ehren einlassen zu können; er hätte daher

einige

einige Maasregeln genommen, um ſich nebſt ſeiner Familie und ſeinem Vermögen aus Neapel zu retten; ſein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt worden, und er hätte ſich genöthigt geſehen, um ſeiner Wuth auszuweichen, in dieſem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerſte was er auf der Welt hätte, in den Händen des grauſamſten unter allen Menſchen zu verlaſſen. Dieſe ſchreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den liſtigſten Heuchler mit ofnen Armen auf. Er hielt das Intereſſe der Republik ſo ſehr für ſein eignes, daß er es auf ſich nahm, ihn für den Dienſt, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer ſelbſt nicht thäten. Auſſerdem lies er ihm den Wunſch blicken, daß er ſelbſt den Senat von den Anſchlägen des Vizekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, ſeinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und ſchickte ihn, reichlich beſchenkt, mit eigenhändig geſchriebnen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten ſich eben ſo mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns; die Hofnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen

des

des Vizekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für ſie würde anwerben können; vorzüglich aber die Anſchläge des Vizekönigs, die er verrieth und ſo wahrſcheinlich zu machen wußte als nöthig war: alles dieſes ſprach ſo mächtig für ihn, daß man ihm ſogleich das Kommando eines Schifs anvertraute. Zwar ſtellte Conſtarini, Ambaſſadeur der Republik am päbſtlichen Hofe, dem Senat in ſeinen Briefen vor, daß man dieſem Menſchen, der unmittelbar von dem Vizekönig käme, nicht ſo blindlings trauen könnte. Aber die Furcht brachte auch diesmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: ſie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verſchmäht. Uebrigens ſuchte der Kapitän ungeſäumt Gelegenheit ſich von ſeiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See geſtochen hatte, verſchafte er ſich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt ſo beträchtliche Vortheile über ſie, daß man nach ſeiner Zurückkunft nicht anſtund, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Oſſuna Nachricht von dieſem glücklichen Erfolg ihrer Liſt,

und

und beſchlos ſeine Depeche mit folgenden Worten: „Wenn dieſe Pantalons von Venedig fort„fahren ſich ſo leicht bethören zu laſſen, ſo wag' „ich es, Ew. Excellenz zu verſichern, daß ich „hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde.“ Er ſchrieb zu gleicher Zeit an alle ſeine Cameraden, die er in Neapel verlaſſen hatte, und ſuchte ſie zu bereden, daß ſie Dienſte bey der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht ſchwer ſie nach Venedig zu locken. Der Vizekönig behandelte ſie ſeit der Flucht ihres Freunds ſo übel, als er ſie vorher gut behandelt hatte, und gab bey allen Gelegenheiten ſein ſcheinbares Mistrauen gegen ſie zu erkennen. Er beklagte ſich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik ſeinem Feinde bewilliget hatte. Um ſich zu rächen, nahm er alle Uskoken in ſeine Dienſte, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; ſie fiengen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig ſegelte, und boten die Beute, die ſie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenſtände ſehr wichtige Repreſſalien aus, widerſtand hart-

näckig

näckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergiengen, die erbeuteten Güter wieder heraus zu geben, und ſetzte ein Manifeſt auf, worin er die Gründe zu dieſem Ungehorſam bekannt machte. Er ſchickte eine große Flotte aus, die auf dem Adriatiſchen Meere kreuzte, und ließ die Priſen, die ſie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel, auf Koſten der Neapolitaner ſelbſt; und als einige von den erſten Kaufleuten im Königreich ſich darüber beklagten, drohte er ſie aufhängen zu laſſen. Da noch zwiſchen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten ſich die Venetianer von ihrem Erſtaunen über dieſes unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die meiſten ſchoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Oſſuna; aber die klügſten wußten, wie nützlich dieſe Art von Tollköpfen ſind, wenn man ſie zur rechten Zeit gebraucht, und ſie glaubten, daß die Spanier ſich hinter den Launen des Herzogs verſteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die ſie ſelbſt öffentlich weder unterſtützen noch gut heißen durften. Seine gewöhnlichſten Reden waren, daß er die Häfen von Iſtrien, welche

welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern, und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen, und andre kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maas von Tiefe des Wassers auf verschiedne Breiten tragen konnte; und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der Venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fieng an zu bereuen, daß er sich mit einem so unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vizekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer bloß darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas ernstliches verborgen seyn könnte. Der Herzog sezte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bey jemanden Verdacht

zu erregen, und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu lassen, beschloß Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Auserdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, denn er sah jetzt sein Leben täglich ausgesetzt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äusserst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war, hatte schon einmahl den Uebermuth des Venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager vor Gradiska, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hofnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Petro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen Lockspeise, womit die

die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer beſtürmen, bis ſie ſich für ein fremdes Intereſſe blindlings in's Verderben ſtürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem feſten Lande der Republik brauchte, deren man ſich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein ſolcher Ort die andern im Zügel halten, der ſpaniſchen Armee zum Waffenplatz dienen, und die Venetianiſche abwehren würde. Renault beſuchte die vornehmſten, und blieb einige Zeit in Krema ſtehen, um da mit Hülfe eines franzöſiſchen Lieutnants, der Berard hies, eines Italieniſchen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro ſchon beſtochen hatte, ein Komplot anzuſpinnen. Dieſe drey erboten ſich fünfhundert Spanier in der Stadt zu verſtecken, ohne daß der Venetianiſche Kommendant Verdacht ſchöpfen ſollte, und ſich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Unterſuchungen, die Renault auf dem Platze anſtellte, ſchloß er, daß es mit dieſer Anzahl von Leuten kaum fehlſchlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garniſon niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßige Truppen der Re-

publik in den feſten Plätzen vom Friaul oder bey der Armee ſtanden.

Der Herzog von Oſſuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß ſie einen Venetianiſchen Ort auf dem Meerbuſen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Erzherzog beyſtehen zu können, und eine Zuflucht für die Spaniſche Flotte bereit zu haben, wenn ſie zufälligerweiſe auf dieſem Meere einer bedürfen ſollte. Zu dieſem Behufe wurde Murano erwählt, ein feſter Platz auf einer Inſel, die an Iſtrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein Italieniſcher Offizier, Mazza genannt, ſtand ſeit vierzig Jahren an dieſem Orte, und hatte faſt ſo viel Anſehen darinn als der Gouverneur. Von dieſem erhielt ein Abgeſandter des Herzogs von Oſſuna, vermittelſt einer beträchtlichen Summe und der Zuſage des Gouvernements, das Verſprechen, daß er auf den erſten Befehl, den Gouverneur ermorden und ſich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen als dieſer Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem

dem vertrautesten Fus; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er ausserdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beschäftigung gab, verlies er sich ganz auf Mazza, den er als seinen ältesten und geschicktesten Offizier kannte, über alles was das Innere des Platzes betraf. Jezt endlich glaubte Bedemar, die lezte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maasregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art nichts tödtlicher ist als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewürken sollen, finden sich nie zu Einer und derselben Zeit im Stande gebraucht zu werden. Während daß man die einen rüstet, verändert sich die Gestalt der andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, um eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiderbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenüzt vorüber zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge.

schlüge. Daher beschloß er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, ausser Renault und dem Hauptmann. Selbst diese beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedne Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen beiden ein enges Bündnis stiftete. Er entschlos sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault sezte seinen Ehrgeiz darinn, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit grossen Talenten zu einer schweren Ausführung, und mit einer

seltenen

ſeltenen Entſchloſſenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte ihm von den verſchiedenen Unterhandlungen Renaults, von ſeiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von ſeiner Beredſamkeit und ſeiner Geſchicklichkeit neue Partheigänger anzuwerben, von ſeinen Fähigkeiten zu allen Geſchäften, die ſchriftlich behandelt werden müßten, deren es ſo viele gäbe, weil man beſtändig neue Erkundigungen über den Zuſtand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, ſo fuhr er fort, daß ein Menſch wie dieſer, dem Kapitän vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung, und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber ſein Alter, und ſein Karakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg beſtimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem andern machte er den Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Oſſuna bekannt, dem man alſo, blos in dieſer Rückſicht, nicht wohl etwas verſchweigen dürfte. Er beſchwor ihn, ſich nach den Eigenthümlichkeiten des Korſaren zu fügen, ſo weit es zu ihrem Zwecke nöthig wä-

re, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abentheurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung ausserordentlich, als sie das erstemal daß sie in seinem Hause zusammen kamen, plözlich auf einander zugiengen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen sezt, ein falsches Urtheil fällen. Bedemars erster Gedanke war, sich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimnis klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhoben; und ein grosser Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und sie hatte es beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, da sie wußte, daß Pierre und Renault

eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hat-
ten. Diese Erklärung brachte den Marquis
völlig von seinem Erstaunen zurük; und er über-
lies sich nun ganz der Freude, eine Verbindung,
die er so sehr wünschte, schon fest gegründet zu
finden. Sie gestanden in der Folge der Unter-
redung, daß sie jeder für sich auf die Gedanken
gekommen wären einander zu der grossen Unter-
nehmung zu bereden. Sie waren beide von
ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Ge-
sprächen, die sie zusammen bei der Griechin
gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstän-
de dieser Art gefallen zu seyn. Zwar hatte sich
keiner dem andern verrathen, und wenigstens
war es beider Absicht nicht gewesen; aber sie
erkannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie
einigemal in der Hitze des Gesprächs zu weit
gegangen wären, und einander mehr von ih-
rem Geheimniß zu erkennen gegeben hätten als
ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahn-
te sie, diese Erfahrung zu benuzen und in Zu-
kunft vorsichtiger zu seyn; denn um eine Sa-
che von dieser Wichtigkeit geheim zu halten,
wäre es nicht genug, daß man nichts sagte oder
thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte
sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An dieſem Tage brachte Renault dem Geſandten die erwünſchteſten Nachrichten von der Stimmung der holländiſchen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Monats Julius wieder angefangen hatten, waren die Venetianiſchen Befehlshaber übermüthiger gegen ſie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Naſſau, deſſen Anſehen ſie vorher noch zurükhielt, in eben dem Maaße geſtiegen. Sie hielten ſich vor Gradiska ſehr ſchlecht, und ihre vorſetzliche Trägheit im Dienſte ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um dieſem vorzubeugen, vertheilte er ſie in verſchiedne, weit aus einander gelegne Poſten; aber eben dieſes Zeichen von Mißtrauen brachte ſie vollends auf, und da ſie ſich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, ließ der General einige von den Unruhigſten hinrichten. Aber verabſchieden durfte er ſie noch nicht, weil die Republik auſſer Stande war ſie zu bezahlen; er begnügte ſich alſo ihre Anführer nach Padua zu verbannen, und den Reſt der Truppen in verſchiednen Plätzen von der Lombardei zu zerſtreuen. Der Lieutenant des Grafen von

Naſſau,

Nassau, einer der vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlung eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen, und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedros Hände zu liefern. Renault bat den Marquis sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf eine entscheidende Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Kreuna genug hätte, und durch ein zweites Komplot blos die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiednen Vorwänden blos aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs blos stellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte, ausser diesem Lieutenant, noch mit drei Französischen Edelleuten negozirt, Namens Dürand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnon, der sich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem

Italiäniſchen Ingenieur Ravellido, und zwei andern Italiänern, die ehemals beim Arſenal angeſtellt geweſen waren, Ludwig von Villa Mezzana, und Wilhelm Retroſi. Er geſtand, daß er es für nöthig gefunden hätte, ſich dieſen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er ſich, mit ſeinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweiſe ihres Eifers führte er an, daß ſie während ſeines Aufenthalts im Lager, ſchon mehr als zweihundert Offiziere für ſeine Abſichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf ſeine letzte Anfrage, wie viel Truppen ſie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitauſend Mann wenigſtens von den Löwenſteiniſchen und zweitauſend dreihundert von den Naſſauiſchen Truppen bereit ſtünden in Spaniſche Dienſte zu treten; und da er ihr ernſtlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung beſtimmen möchten, erboten ſie ſich alle mit ihren eignen Perſonen Bürgſchaft für ihr Wort zu ſtellen. Dieſe Truppen waren ſchon lange mit der Hofnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man ſie führen wollte,

wollte, ſobald ſie von den Venetianern verabſchiedet wären, und wo ſie die reichlichſte Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden ſollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntſchaft mit der eigentlichen Beſchaffenheit des Unternehmens ſie zurükſtoſſen würde, denn die gehäuften Mishandlungen des Senats hatten ſie ſo erbittert, daß ſie die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Auſſerdem fiel es auch nicht ſchwer, zu mehrerer Sicherheit, dieſe Erklärung ſo lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und ſich durch einen ſo ſchnellen als ſichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderſtehliche Verſuchung für ihren Geiz.

Dieſe Ausſichten waren hell und befriedigend genug; aber ſchon bei dem erſten, rohen Gedanken von dieſer Verſchwörung hatte Bedemar beſchloſſen, ſie aufzuſchieben, bis er weit mehr Mittel beiſammen hätte, als nöthig wäre, um ihren Erfolg zu ſichern, und bis dieſe Mittel ſo unabhängig und ſo abgeſondert von einander wären, daß, im Falle auch eins

davon

daran fehlte, man ſich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewis er alſo auch auf Dom Pedros Verſprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländiſchen Chefs rechnen konnte, ſo hatte er doch Maasregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Oſſuna Truppen zu erhalten. Er hatte ſich um jedes dieſes drei Mittel mit eben ſo viel Eifer beworben und ſich eben ſo ſehr deſſen zu verſichern geſucht, als wenn er die beiden andern für höchſt ungewis gehalten, und ſie alle drey zu drey verſchiednen Unternehmungen beſtimmt hätte. Jezt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Oſſuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erſcheinen können. Weil aber des Herzogs Entſchlüſſe zu wankend waren, um bei einer ſo wichtigen Sache ſich blindlings auf ſein Wort zu verlaſſen, mußte man jemanden zu ihm ſchicken, der auf dem Platze ſelbſt beurtheilen könnte, ob er im Stande ſeyn würde, ſein Verſprechen zu halten. Pierre's Abweſenheit hätten die Venetianer zu ſehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen ſie die Augen auf einen der Franzöſiſchen Edelleute, mit welchem

ſich

ſich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begrif war abzureiſen, bekam Brisbe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik Truppen anzuwerben, und man hielt es für beſſer, ihn dieſes Geſchäft beſorgen zu laſſen. An ſeiner Stelle ſchickte man einen Kriegskameraden des Hauptmann Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am erſten Tage des Jahres 1618, nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jezt für nöthig, ſich gegen das Spaniſche Miniſterium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, ſezte er ſeinen Plan mit der größten Umſtändlichkeit auf. Und weil er die Langſamkeit der Berathſchlagungen ſeines Hofs kannte, legte er eine beſondre Depeſche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernſt auf eine ſchnelle und entſcheidende Antwort drang; die Gefahr worinn er wäre, gäbe ihm das Recht, ſo entſcheidend zu ſprechen; und wenn man ſeinen Kurier länger als acht Tage aufhielte, ſo würde er dieſe Verzögerung als einen Befehl anſehen, alles fahren zu laſſen. Die Antwort folgte in der geſezten Zeit, aber ſo beſtimmt war ſie nicht als er verlangt hatte.

Wenn

Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stof vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsaz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben iß, wird von dem Verfasser mit keinem Wort erwähnt; wer aber darum weis, findet kein Wort darinn, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang macht eine bescheidne Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimnis gehalten hat. Er breitet sich alsdenn über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten, als ihrem jezigen Zustand. Dies führt ihn auf eine eben so traurige als erhabne Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menschheit, daß

gerade

erade die schönsten Meisterstücke des menschli-
gen Geistes dem Verderben am meisten ausge-
tzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses
Staats lag der erste Keim seines jetzigen Ver-
alls. Die gänzliche Ausschliessung des Volks
on den Staatsgeschäften, war die Veranlassung
u der Tirannei des Adels. Die Verordnung,
elche den geistlichen Stand der Ahndung der
öchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke
um Vorwand seines übermüthigen Betragens
egen den römischen Hof. Als Beweis führt
Bedemar die Frevel an, welche die Holländer
ngestraft im Friaul begangen hatten. Er über-
eibt mit Fleis diese Schilderung; zugleich aber
erwundert er sich, wie die Völker ohne den Zü-
el der Religion, die schändlichen Bedrückun-
en ihrer Beherscher noch dulden können. Die-
geht er alle besonders durch, und ohne im
ermögen von der Wahrheit abzuweichen, weis
r sie in das gehässigste Liche zu stellen. Mit
r Ehre, dem Leben, dem Vermögen des
Volks, können die Grossen nach Willkühr um-
bringen; in einer Nation, deren Hang zum
Geiz, zur Rachsucht, und zur Wollust so hef-
ig ist, muß bei einer solchen Verfassung die
Herrschaft der Mächtigen natürlicher Weise hart

und

und ungerecht seyn. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Partheien zertheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine grosse Anzahl unzufriedner Nobilis kennt. In den Provinzen erblickt er nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen seyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiednen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengerafften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen Meere

Meere geworden; dieſe Menſchen verdienten nicht, daß man ſie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur ſo lange auf ſie rechnen, als ſie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen ſie ſelbſt zu kehren. Nachdem er dieſe Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargeſtellt hat, ſucht er aus denſelben die richtigen Reſultate über das künftige Schickſal und die Dauer dieſer Republik zu ziehen. Er beweiſt, daß ſie ſich jezt in dem lezten, ſchwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, ſagt er, ſind von einer ſolchen Art, daß ſie ohne eine uneingeſchränkte Umwerfung ihrer ganzen Form, keine heilſame Kriſis, kein Mittel zur Beſſerung mehr erwarten darf.

Jezt erhielt Bedemar von dem Spaniſchen Staatsrath die Erlaubniß zu handeln wie er wollte. Aber Molot kam nicht zurück, und darüber ſtockten alle Anſtalten. Der Marquis war untröſtlich, daß er ſich in einer ſo wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Oſſuna preis gegeben hatte, da er doch ſeinen Karakter kennen ſollte. Bey den damaligen Umſtänden konnte dieſer Aufſchub von den

schlimmsten Folgen seyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern sehr in die Enge getrieben; und der Spanische Hof fand kein anderes Mittel diese Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorschläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgesezt, welche die vorzüglichsten Artikel des Friedens enthielt; aber die beständigen Unordnungen des Herzogs von Ossuna zwangen die Venetianer die Vollmacht ihres Gesandten zurücknehmen, und den Siz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marschalls von Ankre mehr Begünstigung hoffen liß. Der Friede wurde den sechsten September zu Paris geschlossen, und der Statthalter von Mailand besprach sich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollstreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoien zu bestimmen. Zugleich aber suhe eben dieser Statthalter fort die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen sogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten sich darüber sehr heftig, und rüsteten sich mit gedoppelten Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar

dem

dem verſammelten Senat ſeinen Glückwunſch über den Frieden abſtattete und die Vollſtreckung der Bedingungen verſprach. Dieſen Schritt that er nicht ſowohl auf Befehl ſeines Hofs, als weil er die ſchlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieſer Abſicht lies er die größte Freundſchaft und Freude blicken, als er dieſe Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu ſehr wünſchten was er ihnen verſprach, ſo zu verblenden, daß ſie mit ihm über einen Waffenſtillſtand einig wurden. Dieſer Stillſtand war ein entſcheidender Streich für die Spanier und ein Meiſterſtück von Bedemar. Gradiska konnte ſich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten ſollten erſt die Feindſeligkeiten aufhören, weil man gerade ſo viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern und ſich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillſtand wurde verhindert, daß ſich Gradiska binnen dieſer Zeit ergab, und die Spanier, welche dieſe Urſache nicht mehr hatten auf die Vollſtreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen ſo ſehr in die Länge zu

ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Pabsts gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte. Aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des Venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna lies von neuem eine ansehnliche Flotte auf dem Adriatischen Meere kreutzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeugungen und andern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt zu erfahren, daß man das Betragen des Vizekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von

Ossuna

Oſſuna kennte, würde man leicht zu überzeugen ſeyn, daß er keinem Führer folgte als ſeiner unbändigen Laune. Von ſeinen Geſinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, deſſen Urheber er ſich zu nennen ſtolz wäre. Dieſer Statthalter blieb auch würklich dem Stillſtand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht ab, und damit man dies weniger ſonderbar fände, ſuchte er ſich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabſchiedeten Truppen dieſes Fürſten waren in dem Pays de Vaux ſtehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit dieſem Vorwand entſchuldigte ſich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia verſprochen hatte. Er bewog überdies den Herzog von Mantua, die Erfüllung ſeiner Verſprechungen ebenfalls unter verſchiedenen Vorwänden aufzuſchieben. Der Graf von Bethune lies eine öffentliche Proteſtation gegen ſie drucken, auf welche Bedemar mit den ſcheinbarſten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allen diesem wird man leicht schließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des grossen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Rolok noch immer von dem Vizekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch seyn möchte. Nun erfuhr man endlich woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte Ossuna, der durch verschiedne Wege von dem Venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiäner, Namens Alexander Spinoza, als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, so wie alle Abentheurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierr's Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags seyn könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Korsar nicht so übel mit dem Herzog

ſtünde als man ſich's einbildete. Spinoza hatte ſich gegen den Vizekönig erboten, den Kapitän zu ermorden, und Oſſuna hatte dieſen Vorſchlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht ſicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut, und hatte zu viel Scharfſinn, um dieſer Mäſſigung zu trauen; Oſſuna war der Menſch nicht, der ohne ſtärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewiſſenhaftigkeit anſtund, ſeine Rache zu befriedigen. Indeſſen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korſaren aufzulauren, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht weil er zu der Art Menſchen gehörte, die niemanden ihr gänzliches Vertrauen ſchenken. Wenn das war, ſo mußte er eine ſolche Gelegenheit ſehr gern benutzen, zu unterſuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zuſammen übereinſtimmten. In dieſer Abſicht ſuchte Spinoza den Umgang einiger Franzoſen, die er in Neapel gekannt hatte, und die in Venedig den Kapitän ſehr oft beſuchten. Dieſe Leute, welche Verſchworne waren, ſtatteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinozas Nachforſchungen über ihn, und ſie entdeckten ſogar, daß dieſer Spion auf ſeiner

Seite Komplot zu machen ſuchte und ſich bemühte, einige kühne Abentheurer, für den Herzog von Oſſuna anzuwerben. Pierre war über das Mistrauen dieſes Herzogs mehr unwillig als erſtaunt; er überlegte blos, daß Spinozas beſondre Kabalen ihre Parthei theilen und ſchwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unſicher wäre, ſich gegen einen Menſchen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeſchickt war. Bedemar und Renault waren derſelben Meinung, und ſie urtheilten alle, daß ſie in der gröſten Gefahr wären, ſo lange dieſer Italiäner nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er ſpielte, zwang ihn beſtändig auf ſeiner Hut zu ſeyn, und es war zu befürchten, daß er ſein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte ſich endlich entſchlieſſen, ihn als einen Spion des Herzogs von Oſſuna bei dem Rathe der Zehn anzugeben. Die Franzoſen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Ausſage ſo glaublich und ſo umſtändlich ein, daß er an demſelben Tag insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korſaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf

ſeine Richter, weil jener ſein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweiſen. Dieſe Sache trug viel dazu bei das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän ſezte; dem ohngeachtet war ſie dem Marquis von Bedemar ſehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die ſie in ihren Dienſten hatten, beſſer Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Oſſuna eben Spinozas Tod erfahren, deſſen Urheber er ſogleich errieth. Er empfand es ſehr übel, daß ihm Bedemar nichts davon ſchrieb, und in dieſem ſtürmiſchen Zuſtand wußte er ſelbſt nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Unterdeſſen hatten ſich die Löwenſteiniſchen Truppen von neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwey Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwiſchen ihnen und der Republik, der ſie gezwungen hätte ſogleich abzureiſen; aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß ſie ſich mit der Summe, die man ihnen anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verſchwornen ſchickten einen erpreſſen Kurier an Nolot ab, um

dem Vizekönig durch ihn vorſtellen zu laſſen: daß dieſen ganzen Monat beinahe fünf tauſend Mann ihnen ganz zu Gebot ſtehen würden. Nolot that von ſeiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der ſeinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn ſo lange hin, daß nach ſechs Wochen von vergeblichem Harren, die Anführer dieſer Truppen ſich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängnis waren, ſich ohne ſie vergleichen würden, und die Verſchwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben ſelbſt ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück, und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Oſſuna. Sie war wie man ſie wünſchte, aber er hatte ſie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brûlard, überſchrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernſtlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um dieſen Schimpf nur zu bemerken. Er ſchrieb, daß er bereit ſtünde, ſobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuſchicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten, und auf welchen bis ſechs tauſend

send Mann Platz finden könnten wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen und er bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Kapitän lies die Häfen und Kanäle sondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die ohne Aufsehen zu erregen sich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb nichts mehr übrig, als die Abreise der Löwensteinischen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabey nicht gespart, und die Strenge der Jahrszeit diente zum Vorwand ihres Zögerns. Der gröſte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei Nolots Ankunft schon eingeschift war, lies sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten.

Die Geschäfte häuften sich jezt zu sehr, um von Renault und dem Kapitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Ausser den neun Offizieren, die

die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden ſich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen laſſen, neun andre, die eben ſo gut zu gebrauchen waren. Diez waren erſtlich fünf Schifskapitäne, Vinzenz Robert von Marſeille, Lorenz Nolot, Robert Brülard, von denen ſchon die Rede geweſen iſt, ein andrer Brülard Namens Lorenz, und Anton Jaſſier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen Karl und Johann Boleau, ein Italiäner Johann Rizzardo, alle dr i vortrefliche Feuerkünſtler, und ein Franzoſe, Langlade, der für den geſchickteſten Feuerwerker in der Welt gehalten wurde. Er war ſo berühmt, daß er gleich bei ſeiner Ankunft die Erlaubnis bekam im Arſenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten ſeine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, ſo wie auch Villa = Mezzana und Retroſi, die ehemals da angeſtellt geweſen waren. Dieſe ſechs ſezten zuſammen einen ſo genauen Riß von dem Arſenal auf, daß die andern, die es nie geſehen hatten, nach demſelben eben ſo ſicher davon urtheilen konnten als ſie ſelbſt. Zwei Offiziere von dem Arſenal ſelbſt, die vom Kapitän beſtochen waren, halfen ihnen in dieſer Arbeit.

Sie

Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienſte geſchienen, ganz für ſeine Abſichten geſchickt, unverzagt genug, um denſelben beizutreten, wenn ſie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtſchaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg beſtätigte ſein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorſagte, mit einer ſo beträchtlichen Menge Spaniſcher Piſtolen, die er auszutheilen hatte, daß ſie ſich verbindlich machten, ihm in allem was er verlangen würde blindlings zu folgen. Langlade und ſie wohnten im Arſenal. Renault hatte drei von ſeinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brüſlard, zu ſich in des Franzöſiſchen Geſandten Haus genommen. Die drei Feuerkünſtler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Inſtrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinſchaft mit ihnen hatte. Sie hatten ſchon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht als nöthig war, und der Pallaſt des Geſandten war ſo voll davon, daß es unmöglich war irgend jemanden außer ihnen da einzuquartieren. Der Kapitän blieb in ſeiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen

nen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die andern hatte er in dem Hauſe der Griechinn verborgen, wo er Renaults Bekanntſchaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieſes Weib war ſeit dieſer Zeit noch höher geſtiegen. Sie war in einer griechiſchen Inſel vom Archipelagus geboren, und von ſo vornehmen Stande als man es in einem Lande ſeyn kann, das unter Venetianiſcher Bothmäßigkeit ſteht, wo die Venetianer keinen Adel gelten laſſen als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik dieſe Inſel verwaltete, hatte ſie durch prächtige Hofnungen verführt, und als ihr Vater ihn an ſein Wort erinnern wollte, lies er ihn ermorden. Die Tochter reiſte nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen, aber ihre Reiſe war vergeblich. Nachdem ſie das wenige Vermögen das ſie beſas, dort zugeſezt hatte, ſah ſie ſich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, deſſen erſte Urſache eben dieſe Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unverſöhnlicher Haß gegen die Menſchen, die ſie gezwungen hatten, ein ſo ſchimpfliches Gewerb zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden

Freunde,

freunde, und sie scheute keine Gefahr, um sie
u beunruhigen. Sie miethete eines der gröſ-
en Häuser in Venedig, und unter dem Vor-
wande einiger Einrichtungen, die noch darinn
u machen wären, lies sie nur einen Theil ihrer
Geräthschaften hintragen, um ihre erste Wohs
ung, die nicht sehr entfernt war, noch be-
alten zu können. In diesen beiden Häusern
ohnten beinahe sechs Monate lang eilf von
en ersten Verschwornen. Da sie von allen
remden und einheimischen Standespersonen be-
acht wurde, und dieser groſse Zufluß ihre Freun-
e in Gefahr brachte entdeckt zu werden, stell-
e sie sich unbäßlich, um sich aller Ueberlästigen
u entledigen. Wenn man weis, mit welcher
öflichkeit man in Italien die Frauenzimmer
ieſes Standes behandelt, so wird man leicht
egreifen, daß ihr Haus durch dieſes Mittel für
den, der nichts darinn zu suchen hatte, uns
ugänglich wurde. Die Verschwornen giengen
ur des Nachts heraus, und die Versammlun-
en wurden am Tage gehalten. In dieſen
gten Renault und der Kapitän den übrigen
erschwornen vor was sie mit dem Marquis
on Bedemar abgeredet hatten, um ihre Mei-
ungen darüber zu hören und über die Mittel

zur

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 10414/021

zur Ausführung mit ihnen zu berathschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die höchste Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien sie alle bewafnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünf hundert Mann versehen. Dies hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden, woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priuli ernannt, der damals von der Republick Auftrag hatte, im Friaul für die Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssecretaire sollten ihm sehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Müzze. Zwölf von den vornehmsten

ſten Senatoren ſollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewafneten, und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat ſelbſt ſollte ſich auf dem Buzentauren ſehr weit in's Meer begeben, um ihn zu empfangen, und an der Spitze dieſes Zugs zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen ſehr ſelten von Venedig abweſend ſind, zog dieſe Feyerlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der ſie voraus ſah, ſobald er von Priulis Wahl unterrichtet war, ſchickte zum zweytenmale Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Oſſuna vor ſeinen Augen und mit der möglichſten Schnelligkeit ablegeln zu laſſen. Um jeden Aufſchub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung ſo genau als zur Zeit möglich war zu beſchreiben und dem Herzog zu ſchicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenſchaft zu geben von allem was während Nolots erſter Reiſe in Venedig vergegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er ſuchte den Stolz des Vizekönigs auf jede Weiſe zu ſchonen, und um ihm zu beweiſen, daß man keinen Grund zu haben glaubte ſich über ihn zu beklagen, ſchob

er in ſeiner Depeche die ganze Schuld der erſten
Verzögerung auf irgend einen Fehler, den
Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiſte am ſiebenten April ab; un
terdeſſen ließ Renault alle Offiziere von den
beſtochenen Truppen nach Venedig kommen, um
ſich in der Stadt umzuſehen und ihre Poſten
kennen zu lernen, damit ſie ſich in der Nacht
des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer An
kunft hoben ſie unter den Holländiſchen Trup
pen tauſend Mann aus, die jeden Tag zum
Abmarſch bereit ſtehen ſollten; und damit dieſe
tauſend Mann weniger vermißt würden, ge
brauchten ſie die Vorſicht, aus jedem Orte vom
feſten Lande, wo ſie zerſtreut waren, eine völ
lig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle dieſe
Menſchen unterzubringen, miethete jeder dieſer
Offiziere allein eine ſo große Anzahl von Quar
tieren, als geſchehen konnte, ohne Argwohn zu
erregen. Den Hauswirthen ſagte man, daß
ſie für Fremde wären, die der Feyerlichkeit we
gen nach Venedig kämen. Die Offiziere ſelbſt
wohnten alle bey Freudenmädchen, wo ſie für
ihr Geld weit ſicherer waren, als an irgend
einem andern Orte.

Nun

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verſchwörung vollends zu beſtimmen. Bedemar, Renault und Pierre ſezten zuſammen folgendes feſt. Gleich bei'm Einbruch der Nacht ſollen diejenigen von den tauſend Soldaten, die unbewafnet hereingekommen ſind, ihre Waffen in des Geſandten Haus abholen. Fünfhundert werden ſich auf den Markusplaz zum Kapitän begeben; die gröſſere Hälfte von den übrigen fünfhundert wird ſich in der Gegend des Arſenals mit Renault verbinden; und die andern werden ſich aller Kähne, Gondeln und andrer Fahrzeuge bemächtigen, die ſie an der Brükke von Rialto finden, um damit in möglichſter Eile ohngefähr tauſend andre Soldaten von den Löwenſteiniſchen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth ſind. Auf dieſer Farth wird man ſich ſo ruhig verhalten als möglich, weil es beſſer iſt, die Erklärung der ſeligen Abſichten bis zur Ankunft dieſer Truppen zu verſparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden ſich eher zu entdecken, ſo wird der Kapitän ſich auf dem Markusplazze verſchanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arſenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des

Herzogs von Oſſuna, die vor Venedig in Bereitſchaft ſtehen müſſen. mit zwey Kanonenſchüſſen das Signal geben ſich zu nähern, damit die Spanier, die ſie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand erſetzen. Braucht man ſich nicht zu entdekken, ſo wird der Kapitän, wenn dieſe Wallonen an dem Martusplatze ausgeſtiegen ſind, fünfhundert von ihnen zu ſeinen andern fünfhundert nehmen, und Dürand zu ihrem Anführer ſetzen. Dieſe tauſend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung ſtellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, ſich des herzoglichen Pallaſts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den ſeinigen auszuhelfen und ſie den Feinden zu verſperren. Hundert andre unter Bribes Anführung, werden ſich der Zecca bemeiſtern, und wieder hundert mit Brainville, der Prokuratie. Sie werden von einigen Menſchen begünſtigt werden, die ſich am Tage in den Thurm eingeſchlichen haben. Die lezteren hundert müſſen in dieſem Thurme Wache ſtehen, ſo lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straſſen, die auf den Mar-

kus-

kusplaz führen, wird mit andern Wachen beſezt werden, und man wird an allen dieſen Eingängen Geſchüz pflanzen, das gegen die Straſſen gekehrt ſeyn muß. Das Geſchüz wird man, bis aus dem Arſenal welches kommen kann, auf der Fuſte vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieſes Schif in der Nähe und leicht zu übermannen iſt. An allen dieſen Orten, die man einnehmen und wo man Wache ſtellen wird, muß man alles was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Dürand aber muß mit dem Reſte der Truppen, in der Mitte des Platzes beſtändig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles dieſes mit ſo wenig Geräuſch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen ſich zu erklären, indem man das Thor vom Arſenal mit Petarden beſtürmt. Auf dieſen Lärm werden die acht Verſchwornen, die den Riß deſſelben entworfen haben und innerhalb des Thores ſind, mit Feuerwerken, die nebſt den Petarden zu dieſem Behufe in des Geſandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zünden, und die oberſten Offiziere ermorden. Dies wird in der Verwirrung nicht ſchwer ſeyn, zumal da die Offiziere keinen Ver-

dacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschüz als nöthig ist an die verschiednen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können; wie zum Beispiel das Niederlagehaus der Deutschen, die Salzmagazine, der Thurm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto, und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstands die Stadt einschiessen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängnis von Sankt Markus erbrechen, und die Gefangnen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander seyn müssen als möglich, damit die Verwirrung grösser werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna, auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und sich sogleich in den verschiednen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andre, unter der Anführung

der

der neun andern Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen als Freiheit, und wenn diese Dinge alle in's Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch niemand mehr werden, außer wer Widerstand thut.

In Neapel war alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeschift wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, lies der Herzog von Ossuna seine grossen Schiffe einen weitläuftigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem grossen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war blos dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die

ſich in Neapel darauf eingeſchift hatten, lies nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korſaren weit leichter und beſſer bewafnet. Indeſſen thaten die Spaniſchen Soldaten, welche lauter ausgeſuchte Leute waren, ſo tapfern Widerſtand, daß dieſer Angrif den Korſaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn ſie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts aus einander getrieben und beide Theile hin und wieder verſchlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand ſich hierdurch ſo beſchädigt, daß ſie ſich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieſer Unfall ſezte den Marquis von Bedemar auſſer Stand die Feierlichkeit zu ſtören, und er erſchien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Doge ſeinen Glückwunſch, und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine beſondre Freude über ſeine Erhöhung hätte, weil er hofte, daß der Thron die günſtigen Geſinnungen nicht ändern würde, die er ſchon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald dieſe Audienz vorbei war, lies er den Kapitän und Renault zu ſich kommen.

Beim

Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war: daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdessen alle nöthige Maasregel zu treffen, um die Sachen in dem jezigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jezt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei ausserordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes probiren, und alsdenn erst dürfte man sich den Muth zutrauen, einen grossen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestossen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag, weil kein andres Fest in Vene-

dig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo sie standen zu unterhalten, und damit ihnen nichts abgienge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der andern; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, theils um durch eine so grosse Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten über die jezige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschwornen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme auf die schnelle Abreise der Löwensteinischen Truppen zu dringen oder die Nassauischen zu verabschieden, sollten der Statthalter von Mailand und der Vizekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was

Was der menſchliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um ſich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar erſonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Oſſuna in's Werk geſezt. Demohngeachtet wurden ſie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, ſo ungern ſie es auch thaten. Das Spaniſche Miniſterium wollte auf eine ſo unſichre Hofnung, als der Erfolg der Verſchwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariſer Frieden unterſtüzte, bewog die Venetianer zuzugeben, daß der Herzog von Savoien die Truppen verabſchiedete, welche noch im Pays de Vaux ſtanden und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande ſeiner Verzögerungen dienten. Wie dieſe Schwierigkeit gehoben war, ſuchte Bedemar dieſen Fürſten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und lies daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua geſonnen wäre, ſich mit den Spaniern über dieſes Land zu vergleichen, ſo bald er ſich wieder darinn feſtaeſetzt hätte. Zu gleicher Zeit lies Dom Pedro einem Savoiſchen Geſandten, der mit den Franzöſiſchen Ambaſſadeurs nach

Mailand

Mailand gekommen war, aus den nichtigſten Gründen befehlen die Stadt zu verlaſſen. Der Herzog, erbittert über dieſen Schimpf, berief die Franzoſen zurück, und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Geſandten begreiflich machten, daß er ſich auf dieſe Weiſe in Dom Pedros Falle locken lieſſe, gab er plözlich alles wieder heraus. Dom Pedros Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er nicht unterlaſſen konnte es öffentlich durch ſeine Reden zu bezeigen. Indeſſen zwang ihn dies, ebenfalls alle Gefangnen und die geringſten Oerter zurükzugeben. Aber über Verzelli, das man für den Hauptpunkt anſah, machte er ſo ſonderbare Schwierigkeiten, daß der Spaniſche Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erſtlich ſagte er, daß es eine Schande für ihn ſeyn würde, dieſen Platz herauszugeben, während daß die Franzöſiſchen Geſandten in Mailand wären, gleichſam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten ſich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoien zuvor gewiſſe Landgüter zurükgeben müßte, welche Mantuaniſchen Unterthanen angehörten. Dieſe Güter wurden geräumt, aber wegen Verzelli machte man

keine Anſtalt. Endlich erklärte ſich das Franzöſiſche Miniſterium, das die Heirath zwiſchen der Schweſter des Königs und dem Prinzen von Piemont ſchlieſſen wollte, ſo entſcheidend über dieſen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte die Lebensmittel und das Geſchüz aus Verzelli ſchaffen zu laſſen. Aber dies geſchah mit einer unerträglichen Langſamkeit, und wie ihm Bedemar ſchrieb, daß er noch zu ſehr eilte, ließ er ſich's einfallen, von dem Herzog von Savoien neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die Mantuaniſchen Miniſter, die dieſer langſame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß ſie dieſe Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als dieſe Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Oſſuna. Er fuhr noch immer fort die Schiffarth auf dem Meerbuſen zu ſtören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde ſo zu handeln, ſo lange ſie die unverſöhnlichſten Feinde des Königs, ſeines Herren, in ihren Dienſten hätten. Man wird aus

der

der unäglichen Mühe, die ſich Bedemar gegeben hatte, um eben dieſe Holländiſchen Truppen zurückzuhalten, über welche ſich der Herzog beklagte, leicht von ſeiner Verzweiflung urtheilen können, als er dieſen Einfall erfuhr. Aber das Ohngefähr täuſchte auch diesmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Oſſunas Tollheiten begünſtigte, flößte den Venetianern einen Entſchluß ein, der ihrer Neigung ſo zuwider war als ihrem Intereſſe. Es wurde dem Senat vorgeſtellt, daß die Republik ſchon zu viel Sehnſucht nach dem Frieden gezeigt hätte; daß eben das die Spanier ſo abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vizekönig, wenn man ihm über dieſen Punkt willfahrte, ſich einbilden würde, daß er den Venetianern Geſetze vorſchriebe; und daß man, anſtatt die Holländer zu verabſchieden, ſogar die Löwenſteiniſchen Truppen, die im Begriff wären abzureiſen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über dieſen Entſchluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplots in Krema geſtört. Der Franzöſiſche Fähndrich und der Italiäniſche Haupt-

Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich beim Spiele entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und, um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem Venetianischen Kommendanten das ganze Komplot. Der Fähndrich, dem etwas ähnliches ahndete, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der Französische Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen blos als Mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte, und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben so unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplot von Murano. Der Italiäner, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffers, und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den lezteren fanden sich Briefe,

se, die das Geheimnis verriethen. Da er niemanden kannte als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß: er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständnis von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich in's Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit sichrer als zuvor. Der Senat glaubte endlich, die verborgne Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der Welt gehalten.

ten. Der groſſe Zuflus von Kaufleuten gab den tauſend Soldaten Gelegenheit, ſich unter ſie zu miſchen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die Venetianiſchen Städte, wo ſie zerſtreut waren, zu verlaſſen, weil ſeit einiger Zeit viele von ihnen deſertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podeſtaten ſuchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik dieſe Leute nicht zu bezahlen brauchte. Damit man ſich nicht wunderte, daß in ſo kurzer Zeit ſo viele abgiengen, ſagten die meiſten, ehe ſie wegreiſten, daß ſie den Jahrmarkt in Venedig beſuchen wollten. Sie verkleideten ſich auf allerlei Weiſe. Man gebrauchte die Vorſicht, diejenigen beiſammen wohnen zu laſſen, die verſchiedne Sprachen redeten, damit niemand ein Verſtändnis zwiſchen ihnen ahnden könnte; und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema beſtimmt geweſen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Breſcia geſchickt, um das Komplot zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Naſſau in dieſer Stadt angeſponnen hatte, und ſich derſelben zu bemächtigen, ſobald ſie die Nachricht von dem

glücklichen Ausgang der Verſchwörung erhalte
würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, ſie a
Renaults erſten Befehl gerade nach Venedi
zu führen.

Die Venetianiſche Flotte ruhte in Dalma
tien aus, aber wegen der beſtändigen Bewe
gungen des Herzogs von Oſſuna, hielt ſie ſi
bereit, jeden Augenblick in die See zu ſtechen
Der Kapitän Pierre ſchickte den Offizieren
die während ſeiner Abweſenheit ſeine zwölf
Schiffe kommandirten, einige ſehr ſtarke Feuer
werke, um ſie den Tag vor dem Ausbruch i
den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da nie
mand Verdacht auf ſie hatte, konnten ſie die
ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befah
ihnen, ihre Lunten ſo anzulegen, daß, w
möglich, alles auf einmal Feuer fienge; käm
irgend ein Schif davon, ſo ſollten ſie es angrei
fen und ſich deſſen bemeiſtern, oder es mi
Kanonenſchüſſen in Grund bohren; ſodann
ſollten ſie, ohne Zeit zu verlieren, nach
Venedig kommen, und ſich jezt bereit halten,
alle dieſe Dinge auf der Stelle zu vollziehen;
indeſſen möchten ſie, um anzufangen, einen
neuen Befehl abwarten. Der beſtimmte Tag
war

war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt angieng

Diesmal lies Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Markusfahne aufstecken und sich unterwegens einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den zwei Schlössern von Lido und von Malamocco durchsegeln, denn man wüßte, daß keine Besatzung darinn wäre; in der Entfernung eines Kanonenschusses sollte er stehen bleiben, und es sagen lassen, wenn er so weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen

als Führer ſchicken, damit er nicht an den Sandbänken ſcheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgiebt, ſo gefährlich machen, oder ſeine Schiffe gegen die Felſen zerſchmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen ſo erſchweren.

Um zum leztenmale mit den Verſchwornen zu berathſchlagen, glaubten Renault und der Kapitän, den vorlezten Tag wählen zu müſſen, weil der ganze folgende durch die Anſtalten zur Nacht weggenommen würde. Es war ſchon Nacht, ehe ſie ſich alle verſammelt hatten. Die drei Franzoſen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, die drei Feuerkünſtler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arſenal, Villa Mezzana und Reſtroſi, Nolot, die beiden Brülards, Jaffier, Robert, Theodor, Ternon und Revellido: dieſe zwanzig ſchloſſen ſich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein, in dem geheimſten Winkel ihres Hauſes. Renault nahm das Wort. Er fieng mit einer einfachen und ausführlichen Verſtellung an, von dem jezigen Zuſtand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz, von allen den Mitteln, die man getroffen hätte,

te, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntauſend Mann, ſagte er, können wir in die Stadt bringen, und kaum zweihundert kann man uns entgegen ſetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sklaven werden ſich gern mit uns gegen ihre Tirannen verbinden, und der Ausſicht einer ſo reichen Beute wird keiner widerſtehen. Die beſten Schiffe von der Flotte ſind in unſrer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arſenal ſelbſt, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, iſt ſo gut als unſer. Wenn wir auch keine Unterſtützung von auſſen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazaret und vom feſten Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Statthalters, noch die zwanzig Venetianiſchen Schiffe des Kapitäns, noch die groſſen Schiffe des Vizekönigs, noch die Spaniſche Armee aus der Lombardie hätten, ſo wären wir mit unſern tauſend Soldaten und den Verſtändniſſen, die wir in der Stadt haben, ſchon ſicher genug. Und alle dieſe Hülfsmittel ſind ſo geſtellt, ſo zuſammen verkettet, daß ſie wohl mit einander beiſtehen, aber nicht einander ſchaden können.

Alle faſt müſſen gelingen, und eines wäre ſchon hinreichend. Das Glück hat ſich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbarere Unterpfand ſeiner Gunſt können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unſer Plan ſchon erlitten, von denen der geringſte, nach aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinozas Tod, die Verabſchiedung der Löwenſteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieſer Begebenheiten unſre Unternehmung verrathen, zerſtören würde? Dieſe Spuren führten bis zu uns, aber niemand iſt ihnen nachgegangen. Nie war eine ſo tiefe Ruhe die Verkünderinn einer ſo groſſen Verwirrung. Unſer günſtiges Schickſal hat die ſcharfſichtigſten aller Menſchen geblendet, die Furchtſamſten kühn gemacht, die Wachſamſten eingeſchläfert, die Klügſten beraubt. Ein ſo hartnäckiges, ſo unerhörtes Glück, muß das Werk eines höhern Geiſtes ſeyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger als unſer Vorhaben? Wir zerſtören die abſcheulichſte aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieſes Staats ihre Güter, welche

welche gewis der Habſucht ihrer Tirannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche ſonſt vor den frechen Begierden der zügelloſen Wollüſtlinge nicht verſchont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche dieſe Grauſamen ihrer leichtgereizten Rache aufzuopfern gewohnt ſind. Verbrecher wie dieſe ſtrafen, heißt die Stelle des höchſten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte den Verſchwornen noch einmal alle Anſtalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der groſſen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Verſammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Mine ſeiner Zuhörer entgieng, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrauteſten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zulezt von der äuſerſten Aufmerkſamkeit zu einer ſonderbaren Unruhe, die er umſonſt zu verbergen ſuchte, übergegangen war. Noch jezt ſah er auf ſeinem Geſichte etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erſchütterung der Seele anzeigte.

Renault theilte dieſes dem Kapitän mit, der anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber ſelbſt ſeinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieſelbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwiſchen den geheimſten Regungen der Seele und den unmerklichſten äußerlichen Bewegungen, die den Menſchen unbewußt entwiſchen, vollkommen kannte, glaubte nach allem was er in Jaffiers Geſicht geleſen hatte, dem Kapitän verſichern zu können, daß dieſer Menſch nicht ſicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapferſten Männer bekannt war, ſchalt dieſes Urtheil voreilig und übertrieben; aber Renault beſtand hartnäckig auf ſeinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigſtens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indeſſen blieb dieſer dabei, daß Jaffier, wenn er auch erſchüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, um den Entſchluß zu faſſen, ſie zu verrathen, und daß es auf allen Fall auch für ſie zu ſpät wäre, neue Maasregeln zu ergreifen; man müßte alſo dieſe Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiederte, daß es wohl ein Mittel gäbe,

gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffiers Brust gestossen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augenblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschliessen, seinen besten Freund einem blossen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen seyn und die übrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reissen, und sich zu souverainen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringste Veränderung, in dem gespannten Zustande, worinn sich ihre Seelen jezt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein

Geheimniß entdeckt, oder daß er ſie verrathen hätte, welches noch ſchlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, ſo würde ſeine Abweſenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederſchlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch dieſe Gründe überzeugt, als ein andrer, dem Anſcheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieſer Angelegenheit zerſtreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh alle, die bei der Flotte angeſtellt wären, zu ihren Poſten reiſen ſollten. Zu gleicher Zeit erhielten ſie ein Billet von dem Geſandten, das die Urſache dieſes Befehls erklärte. Der Herzog von Oſſuna hatte Neapel nicht ſo heimlich verlaſſen können, um ſeine groſſen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlaſſen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben, und keinen Brief, der dorthin ſollte, abgehen zu laſſen, bis eine gewiſſe Zeit verfloſſen wäre: konnten die Venetianer vor dieſem Tage nicht von ſeiner Abreiſe unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hat-

te

te ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vizekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, lieſſen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andre Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchzug verweigern, aber da ihre Absicht nicht war zu brechen, faßten sie den gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die Istrischen Küsten zu senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten, und vor den Verfahungen zu verwahren, worein ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte.

Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen gröſtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussezzen. Durch dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß

sich

ſich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorſazze ſelbſt den Umſturz zu drohen. Dieſes befürchteten Renault und der Kapitän jezt von ihren Mitverſchwornen; und die plözliche Einſchiffung der Venetianiſchen Flotte war ihnen ſehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war ſchon zu weit in der Nacht, um jezt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anſtalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazaret getroffen werden konnten, wäre es ſchon Tag geweſen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute geſtoſſen, die auf dem Wege waren, ſich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieſer Flotte jezt thun lies, war ſo günſtig als die Verſchwornen nur wünſchen konnten, ſie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und alles wohl überlegt, hielt man es für beſſer, ihr alle nöthige Zeit zu laſſen, um ſich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen ſollten. Sie ſchienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte ſich auch

am

am wenigſten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auflegte, weil der wichtige Poſten, den er bei der Flotte bekleidete, ſeine Abweſenheit weit merklicher machte als die der andern. Da dieſe meiſtens auf ſeinen Schiffen angeſtellt waren, konnte er ihren Abgang durch ſeine Gegenwart erſezzen und ſogar verhindern, daß man jenen zu ſehr bemerkte. Es wurde daher beſchloſſen, daß er allein mit Langlade abreiſen würde, deſſen Dienſt auf der Flotte unmittelbar von dem General abhieng. Mit den drei Feuerkünſtlern war es derſelbe Fall; aber ehe man dieſe abreiſen lies, wollte man lieber alles auf's Spiel ſezen. Der General fragte nach ihnen, ſobald er den Kapitän ſah; der Kapitän antwortete, er hätte ſie in Verdacht, daß ſie bei Freudenmädchen verſteckt läzen, wie auch einige Offiziere von ſeinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber mit welcher alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelaſſen, ſie ausfindig zu machen. Eben dieſe Eile verhinderte würklich den General ſtrenge Nachſuchungen anzuſtellen und abzuwarten, bis man ſie entdeckte.

Vor ſeiner Abfahrt ſuchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu ſeyn, und bat

bat ihn in der Nacht des Ausbruchs bei Renault seine Stelle zu vertreten. Er versicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in seinen Muth sezte, sich nie entschlossen hätte, seine Freunde jezt zu verlassen; in ihm aber glaubte er ihnen ein anderes selbst zurückzulassen. Während dieser Rede merkte er genau auf Jaffiers Gesicht; aber dieser, den ein so glänzendes Zeichen von Achtung würklich rührte, antwortete mit den lebhaftesten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dies war das lezte Streben seines sterbenden Entschlusses; wie er den einzigen Menschen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er sich ganz der peinlichsten Ungewißheit. Die traurigsten Gefühle hatten seit einiger Zeit seine Seele bestürmt. Jezt, da der entscheidende Zeitpunkt so nah war, preßte ihn eine unüberwindliche Angst. Die Verwüstung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte sein Mitleiden im höchsten Grad, und seine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichsten Farben zu diesem Gemälde. Von allen Seiten schallte ihm das Geschrei der Kinder, der Greise entgegen, die man ermor-

ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelaſſenheit der Soldaten noch grauſamer mißhandelte. Einſtürzende Paläſte, Tempel, die das Feuer zerſtörte, heilige Stätten von unſchuldigem Blute beſudelt; dieſe Gegenſtände boten ſich unabläſſig ſeinen Augen dar. Venedig, dieſe traurige beweinenswürdige Stadt, ſonſt die Königin der Meere, die das Glück der Ottomannen und den Spaniſchen Stolz unter ſich gebeugt hatte, ſah er jezt in Ketten und Aſche, von dem Blut ihrer Einwohner überſchwemmt. Jeder Schritt durch die Straſſen der Stadt vermehrte ſein Entſetzen. Die Häuſer der vornehmſten Republikaner waren jezt ſchon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterſcheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verſchwornen ſie erkennen und ihre Schlachtopfer ſicherer aufſuchen könnten. An dieſen Todeszeichen giengen die unglücklichen Bewohner dieſer Häuſer ſtündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnden. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick. Er konnte nun die ſchrecklichen Bilder nicht mehr entfernen. Hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten ſie ihn überall, und lieſſen ihm keinen Augenblick

genblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweitenmal eine so grosse Anzahl ausserordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jezt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jezt sollte er ihnen diese Früchte entreissen, und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode preisgeben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht, oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern andrer Völker, fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese leztern Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an, und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde weg das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf; und er blieb in dieser Ungewisheit bis zum Himmelfahrtstag, der jezt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon

Schon am Morgen dieses Tags bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde; man sollte nur, während daß die Löwensteinischen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfienge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungne Leute schlichen sich in den Thurm der Prokuratie von Sankt Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen sie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieses Tages unmäßig zu schwelgen. Sie mischten einschläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Würkung thaten. Unterdessen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu bestimmt waren, die Häuser der gefährlichsten Senatoren einzunehmen und ihre Besitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angemiesen, an das er sich halten sollte, so wie jedem von den vornehmsten Verschwornen, und von den andern Offizieren, der Posten, dessen er sich bemächtigen,

tigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er sie abholen, die Parole, bei welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte. Dieselben Umstände that man mit der größten Genauigkeit den Löwensteinischen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rathe der Zehn, und diese fanden das Geschüz im Stande gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meer vermählt, weil sie heute zum leztenmale vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz; und er kam zurück, unentschloßner als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von so viel weisen Köpfen, war nicht bestimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerinn und eines Haufens von verzweifelten Böswichtern zerstört zu werden. Der

Schuz-

Schuzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er alles zu retten, und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Komino auf, und sagte ihm, er hätte etwas sehr eiliges zu entdecken, welches die Wohlfahrt des Staats beträfe; zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zusagen, und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestätigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zwei und zwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimnis zu entreissen; ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehen waren im Augenblick versammelt, und sie schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich

Glauben beizumeſſen. Da es indeſſen leicht war, ſich von einigen Umſtänden derſelben zu überzeugen, wurde Komino in den Thurm der Prokuratie geſchikt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann ſandte man ihn nach dem Arſenal. Hier konnte er erſt lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch ſeine Drohungen geſchreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünſtlern, welche die lezte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte ſie, warum ſie an einem ſo hohen Feſte arbeiteten, und aus welchem Grunde ſie auf ſein Klopfen nicht geöfnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begrif, den morgenden Tag zu der Flotte zu reiſen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da ſie deren nun nicht genug in Bereitſchaft fänden, hätten ſie die übrigen gebeten ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit ſeyn könnte, hätten ſie ſich nicht an das Feſt keh-

ren

ren wollen; um aber kein Aergernis zu geben, wären ſie in dem abgeſonderteſten Winkel vom Zeughaus eingeſchloſſen, wie er ſie eben antrafe. Ohnerachtet Komino dieſer Antwort nichts entgegen ſezen konnte, nahm er ſie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, ſchickten nun zu der Griechinn; dort fand man aber keinen Menſchen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeſchläfert hatten, waren geſchwind niedergefallen, ſobald ſie Komino erblickten, und hatten ſich geſtellt, als ob ſie mit den übrigen ſchliefen; ſobald er aber fort war, liefen ſie zu der Griechinn, und wußten dort die Gefahr ſo dringend vorzuſtellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retroſi, Villa Mezzana, Dürand, Ternon und Robert Brûlard, die ſich von ohngefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, ſich mit ihr in einen der Kähne warfen, die beſtimmt waren, die Löwenſteiniſchen Truppen vom Lazaret abzuholen; und ſie entkamen glücklich aus Venedig. Dieſe Flucht war dem Rathe ſehr empfindlich; man entſchloß ſich, ohne länger zu warten, die Häuſer des Franzöſiſchen und Spaniſchen Ambaſſadeurs durchſuchen zu laſſen. Man bat ſehr höflich, hereingelaſſen

zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der Französische Gesandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebst Lorenz, Brülard und Bribe gefangen genommen; aber Bedemar weigerte sich heftig. Er führte alle Vorrechte seines Postens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bittersten Unwillen und erklärte sich feierlich gegen dieses gesezwidrige Verfahren. Man fand in seinem Hause Waffen für mehr als fünfhundert Menschen, sechzig Petarden, und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und andern Dingen dieser Art. Es wurde in seiner Gegenwart, und unter beständigen Spöttereien von seiner Seite, ein genaues Verzeichnis davon aufgesezt.

Während daß man dem Rathe der Zehn dieses Verzeichnis brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmsten Verschwornen, mit einem Nobile aus dem Hause Va.ier vorgelassen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hofnung zur Flucht abgeschnitten war, indem man seit der Entwischung der Griechinn alle Häfen versperrt hatte, wollten

ten sie sich stellen als kämen sie von ihrer Seite, um den Rath von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Nobile, den sie ehemals in Flandern gekannt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuser, und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, daß alles dieses vorgieng, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouven und Gabriel Montkassin mit allen Anzeichen der grösten Eil in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Antheil an einer grossen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stünde auszubrechen. Aber der Konnetable Lesdiguieres, Stadthalter von Dauphine, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgerathen, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr

den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das verbindlichste, und bat sie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre. Unterdessen war der Tag angebrochen, der Senat versammelte sich, und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jezt verbreitete sich das Gerücht von der Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängten sich um den Pallaß des Gesandten, in der Absicht hineinzubrechen. Die Wüthendsten waren sogar im Begriff ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hofnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und lies ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet kam er vor den Senat. Er fieng mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hatte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten

ſten und lauteſten Drohungen, daß er dieſe Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen laſſen würde. Die meiſten Senatoren blieben vor Beſtürzung ganz ſtumm; ſie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahndete, um ſeinen Anſchlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und ſagte, man würde ſich über dieſen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er ſich zuvor über die Zurüſtungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund dieſe Anſtalten verdächtig finden. Bedemar erwiederte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine ſolche Beleidigung mit einem ſo groben Vorwand entſchuldigen könnten; ſie wüßten ſo gut als er, daß er ſchon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und in den Tirol zu ſchicken; was die Waffen beträfe, ſo wäre weltbekannt, daß nirgends beſſere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andre Dinge dieſer Art anbelangte, ſo hätten ſich einige Künſtler von ausgezeichneter Geſchicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neu-

gierde in ſeinem Hauſe etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und ſagte, dieſe Künſtler wären Elende, die zur Schande des Menſchengeſchlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Geſandten ein Kreditiv an den Stadthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebſt andern Briefen von dem Herzog von Oſſuna. Bedemar antwortete, er hätte ſchon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieſes Herzogs nicht zu verantworten geſonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er ſich einem franzöſiſchen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der franzöſiſche Geſandte empfohlen und der in Mailand zu einer beſondern Angelegenheit dieſe Sicherheit gewünſcht hätte; daß übrigens die Republik in dieſe beſondere Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge ſah aus dieſen Antworten, daß ſie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte ſich, ihm die Ruchloſigkeit ſeines Anſchlags mit vielem Ernſt vorzuhalten, und ſchloß mit der Betheurung, daß keiner von ihnen dem König ſeinem Herrn den geringſten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtſchafnen Mannes, deſſen

Ehre

Ehre fälſchlich angeklagt wird; er wäre von einer Nazion, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß ſie nöthig hätte, ſchlechte Künſte hervorzuſuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, ſein Herr, hätte Mittel ſie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei, zu zerſtören; und ſie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verlies er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abſchied. Seine Begleiter baten ihn einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu ſeiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, lies er ſich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte ſich auf dem Plaz verſammelt, und wollte ihn zerreiſſen, ſobald er von dem Senat entlaſſen wäre. Aber während dieſer Zeit kannten die Leute, die der Senat mit Wache in ſein Haus ſchickte, ſeine Bedienten und ſeine koſtbarſten Sachen einſchiffen laſſen. Alsdann holte man ihn ſelbſt, und brachte ihn durch geheime Umwege, mit ſichrer Begleitung, auf eine wohlbewafnete Briaantine. Der Pöbel tobte über ſeine Entwiſchung und machte ſich Bildſäulen von ihm und dem Herzog von Oſ-

ſuna,

ſuna, die er behandelte, wie er ſie ſelbſt behandelt hätte, wenn ſie in ſeiner Gewalt geweſen wären.

Zugleich ſchickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade, und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man ſie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdeſten Bauart gewählt, um dieſen Befehl zu bringen, damit ſie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die ſich in daſſelbe ſezten, einen groſſen Umweg vor, damit ſie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen ſchienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung geſtanden und ſich in das beſte ſeiner Schiffe geworfen hatte, ſobald das Fahrzeug angekommen war, gleichſam, als hätte er die Wahrheit geahndet, und, um ſich auf allem Fall in Vertheidigungsſtand zu ſezen. Wahrſcheinlich aber ſtund er noch an, ſich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund ſeyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und ſchickte zwey auserwählte und unverdächtige Leute auf ſein Schif-

Sie

Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf einmal ihre Dolche in's Herz, und warfen ihn in die See, ohne daß jemand etwas merkte. Eben so und eben so heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabey, daß er von nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen Spanisch geschriebenen Paß für alle Länder Spanischer Bothmäßigkeit, verschiedne beträchtliche Wechsel, und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den Spanischen Gesandten noch den Stadthalter von Mailand kennen; irgend ein Bösewicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der lezte übriggebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus, und sagt nichts aus, als daß er ein armer, rechtschafner Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe,

er

er beharret auf dem hartnäckigſten Stillſchweigen. Endlich, nachdem er verſchiedenemal, auf alle mögliche Weiſen gefoltert worden war, wurde er im Gefängnis erdroſſelt, und als Verräther öffentlich an einem Fuſſe gehängt. Eben ſo wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, Bribe, Lorenz Brülard und die zwei Offiziere vom Arſenal beſtraft, nachdem ſie die Tortur mit eben derſelben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdroſſelt oder ertränkt.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Doge und die Zehn an ihren Eid. Er war erſt nach einer langen und reifen Berathſchlagung gebrochen worden. Viele waren ſogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entſezen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewiſſenhaftigkeit. Man führte zur Beſchönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier, durch die zwei franzöſiſchen Edelleute die Verſchwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat alſo berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeſchehen zu betrachten. Man

wandte

wandte übrigens alles an ihn zu beſänftigen. Man bot ihm Geld; man bot ihm Dienſte an. Er ſchlug alles aus, verlangte nichts als das Leben ſeiner Freunde, und gieng endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, ſchickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensſtrafe das Venetianiſche Gebiet zu räumen, und viertauſend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber ſeine Gewiſſensbiſſe lieſſen ihm keine Ruhe. Unterwegens erfuhr er, daß der Anſchlag von Breſcia noch im Stande wäre zu gelingen. Die Begierde, ſich an dem Senat zu rächen, trieb ihn nach Breſcia. Aber in den Papieren der Verſchwornen hatte der Senat Licht über dieſe Unternehmung gefunden. Man ſchickte unverzüglich Truppen dahin, die ſich der wichtigſten Poſten bemeiſterten und den Anſchlag vereitelten. Einige Spanier hatten ſich in die Stadt geſchlichen, ſie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht, und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieſes Unglücklichen ſtellte die Ruhe dieſer groſſen Stadt ganz wieder her, und die

die erſte Sorge des Senats war nun, ſich vom Spaniſchen Hof einen andern Geſandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu dieſem Poſten ernannt, mit dem Befehl, unverzüglich abzureiſen. Bedemar gab ihm, wie gewöhnlich, eine Inſtruktion, die faſt ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erſte war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen ſeines Vorfahren laut tadeln und in den gleichgültigſten Dingen ein entgegengeſetztes annehmen ſollte; der andre, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, ſich ganz allein nach dem ſquittinio della liberta Veneta richten ſollte; und die Ausdrücke, mit denen er ſich an verſchiednen Stellen dieſer Inſtruktion darauf beziehe, verrathen, ſo behutſam ſie auch gewählt ſind, ſeine Vaterliebe zu dieſer Schrift deutlich genug.

Der Senat lies in allen Venetianiſchen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das mindeſte von der Verſchwörung zuzurechnen. Die zwei Franzoſen, denen man für die Entdeckung verbunden ſeyn wollte, bekamen ein Geſchenk von dreiſſig tauſend Dukaten.

Dom

Dom Pedro verabſchiedete vollends ſeine Trupꝑen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Oſſuna ſezte die Frau und die Kinder des Hauptmann Pierre wieder in Freiheit, und überhäufte ſie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von ſeinem Hofe als Statthalter nach Flandern geſchickt, und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte nichts auf der Welt einem Geiſte wie dem ſeinigen erſezen, was er in Venedig verloren hatte.

III.

Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478.

Die Stadt Florenz war verschiedene Jahrhunderte zuvor, eh sie einem Herzogthume den Nahmen gab, eine der reichsten und bevölkertsten *) Städte in ihrem Bezirk, und strebte früh nach Unabhängigkeit. Schon unter Kaiser Friedrich dem zweiten legte sie den Grund zu ihrer Freiheit, und die Errichtung der Zünfte im Jahr 1215. wo ihre Regimentsform zuerst sich bildete, führete sie allmählig zur Demokratie, wozu die Zwistigkeiten der alt-adelichen Häuser, die sich unter einander selbst aufrieben, und die Wohlhabenheit der betriebsamen Bürger nicht wenig beitrug.

Rudolph von Habsburg verkaufte ihr, bei einem großen Geldbedürfnis, den Rest der Reichs-Ansprüche für sechstausend Kronen, und sie

*) Sie konnte, nach zuverläßigen Geschichtschreibern, in ihrem blühendsten Zustande, 30 tausend Mann reguläre Truppen und 40 tausend gewaffnete Bürger und Landmiliz ins Feld stellen.

ſie vertheidigte nachher ihre Freiheit männlich gegen Heinrich von Luxenburg. Ihre Demokratie ward um ſo viel ſtrenger, je größer das Beſtreben des Adels, ſich mächtig zu machen, von Zeit zu Zeit geweſen war, und je weniger es ihm geglückt hatte. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, einen Theil der Regierung an ſich zu reißen, ward er endlich gegen das vierte Dezennium des vierzehnten Jahrhunderts ſo niedergedrückt, daß er ſich ſeitdem nie wieder erhohlte. Er mußte ganz bürgerlich werden, bey gegründetem Verdachte gefährlicher Abſichten Nahmen und Wappen verändern, ſeine ſtärkſten, und der Stadt am nächſten gelegenen Landgüter, ſeine Zufluchtsörter verkaufen: und es war Belohnung für wichtige dem Staate geleiſtete Dienſte, wenn ein Ritter (w. z. B. Benchi Bondelmonte gegen Ausgang des viertzehnten Jahrhunderts) in die Volksklaſſe eingeſchrieben wurde, die auch, während der glücklichſten Handelsperiode der Florentiner, die reichſte war.

Jede Zunft hatte ihren Anführer, der im Rathe ſaß und Gonfaloniere hieß, weil er in Kriegszeiten die Zunftfahne trug. Von allen dieſen Tribunen war der Gonfaloniere der Re-

publik, der in der letztern Zeit alle zween Monathe abgelöst wurde, das Haupt, hatte die oberste Justizstelle, und machte während seiner Regierung einen vollkommnen Diktator.

Nachdem, wie gedacht, der Adel seine Macht und sogar seinen Einfluß in Florenz verlohren hatte; schwungen sich angesehene Bürgerfamilien durch Reichthum, Leutseligkeit, Beredsamkeit, Freigebigkeit zum gemeinen Besten, und gegen einzelne Nothleidende, und durch eigne Klugheit ihrer empor.

Eine der vornehmsten unter diesen waren die **Medici**. Sie zeichnen sich schon in der Geschichte, unter **Walthern, Herzog von Athen**, aus, der ums Jahr 1342. die ihm übertragene Statthalterschafft der florentinischen Republik zur Despotie misbrauchte; waren immer heftige Vertheidiger des demokratischen Systems; halfen Walthern vertreiben und kurz nachher den Adel zu Grunde richten. Sie hielten sich damahls zur geringern Volksklasse, (Popolani di minor sorte) und der Umstand, daß sie unter die zahlreichen, wohlhabenden und vielvermögenden Zünfte der Wollarbeiter sich hatten einschreiben lassen, (denn auch die Vornehmsten vom Adel oder Bürgerstande mußten

ten in gewiſſe Künſtler- oder Handwerkszilden eingeſchrieben ſeyn) trug zu ihrer Erhebung nicht wenig bei.

Im Jahre 1378. zur Zeit eines Aufſtandes, den das Volk zu Florenz wider einige alte ariſtokratiſch-geſinnte Familien erregte, gelangte ein Sylveſter Medici, ein ſchlauer und unternehmender Mann, zur Würde eines oberſten Gonfalonniere, wurde vom Volke zum Ritter ernannt, und gab ſeinem Namen einen Glanz, der in der Geſchichte dieſer Familie Epoche macht. Auch kurz nach ihm war das Anſehen eines ihrer Häupter Veri, bei dem Volke ſo groß, daß es nur an ihm ſelbſt lag, ſich zum Herrn der Stadt zu machen.

Am Ende des vierzehnten, und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts lebten die Medici unter dem Drucke, und wurden, theils weil ſie ſich an verhaßte Familien anſchloſſen, theils weil einige von ihrer Gegenpartei aus dem Adel wieder mehr Einfluß erhielten, nicht nur von obrigkeitlichen Aemtern verdrängt, ſondern auch oft um einen großen Theil ihres Vermögens gebracht. Da aber diejenigen Häuſer, die inzwiſchen die Oberhand hatten, ſich ihres günſtigen Schickſals zu ſehr überhoben, und

allgemeines Mißvergnügen erregten: stieg das Glück der Medici von neuem durch Johann, einen der reichsten Bürger im Staate, und der in vielerlei Rücksicht, besonders von der Seite der Uneigennützigkeit, dem Sylvester überlegen war. Er hatte zwar weniger Feuer und Suade, aber seine Klugheit ersetzte diesen Mangel reichlich, und er gewann die Herzen durch ungekünstelten Vortrag der gesunden Vernunft. Er drang sich nicht zu, und erhielt durch Bescheidenheit mehr, als andere mit Ungestüm. Johann war aller Menschen Freund und seine Wohlthätigkeit zuvorkommend *).

Sein Sohn war der, in den allgemeinen Annalen, und der besondern Geschichte des Handels, der Künste und Wissenschaften, so berühmte ältere Cosmus; der selbst mit Königen seiner Zeit im Aufwand wetteifern konnte, und sie vielleicht in edler Anwendung seiner Reichthümer **) noch übertraf. Er hatte Comptoire von

*) Er starb 1428. vom Volke der Vater der Armen genannt.

**) Ob er diese blos seinem unternehmenden Geiste, oder zugleich einem ihm, vom abgesetzten Papste Johann XXIII. kurz vor dessen Tode, entdeckten Schatze zu danken hatte, überlassen wir seinen Biographen zur Entscheidung.

von Andaluſien an bis nach Perſien, und ſtand mit den damahligen Türkiſchen Kaiſern im Briefwechſel. Sie duldeten ſeine Faktore in ihren Thraciſchen und Klein-aſiatiſchen Handelsſtädten, ſtatt der Genueſiſchen und Venezianiſchen, die aus Staatsurſachen hatten weichen müſſen. Die Emire von Babylon und die Mamelucken in Egypten waren ſeine Freunde und beförderten ſeine Transporte von Seide, und andern theuren Waaren aus Indien, zu ſeiner großen Koſten-Erleichterung. Er nützte die Bedrängniſſe der letzten Griechiſchen Kaiſer, die ihm, wenn ihre Kaſſen leer waren, unſchätzbare Edelgeſteine und außerordentlich koſtbares Geräthe, Ueberbleibſel von der alten Pracht der Juſtiniane und Porphyrogennete, um eine Kleinigkeit verkauften.

Bei dieſen ergiebigen Quellen ſeines Reichthums, war ſeine Bürger- und Vaterlandsliebe und ſein Geſchmack für alles Gute und Schöne, Enthuſiasmus. So wohlthätig indeſſen des Cosmus Politik war; ſo fand ſie doch ihre Feinde, beſonders unter dem alten Adel, der die Medici längſt beſchuldigte, daß ihre Volksliebe nicht auf Erhaltung der Demokratie, ſondern darauf abziele, die Häupter ihres Geſchlechts all-

mächtig im Staate, und nach und nach souverän zu machen. Schon wurden Plane ausgedacht, wie Cosmus zu Grunde zu richten sei, die aber Uzano, einer der größten Männer der anti-mediziäischen Parthei, als höchstgefährlich widerrieth, und die Urheber dieser Anschläge an die unzähligen Beyspiele des Verhängnisses erinnerte, das den stets getheilten Florentinischen Adel treffe, so oft er sich dem Volke mit Gewalt entgegen stelle. Weiter gab er ihnen zu bedenken, „daß man schwerlich Klagpunkte „genug wider Cosmus zusammenbringen würde, „um ihm mit einem Scheine des Rechts das Leben absprechen zu können: ließe man ihn aber „heimlich umbringen, so wäre man keinen Augenblick sicher, einen viel ärgern Tyrannen an „seiner Stelle zu sehen. Verbannte man ihn, „so würde sein Exil vermuthlich nicht lange dauern; und gegen den alsdenn zurückkehrenden „Cosmus wäre der jetzige gewiß gülden.“ —

Diese Vorstellungen beruhigten die Mißvergnügten eine Zeitlang: als aber der gemäßigte und vorsichtige Uzano starb; sammleten sie sich wieder unter Reinald Albizzi und erneuerten ihren Anschlag. Es ward ein Gonfaloniere von ihrer Parthei gewählt, der den

Cosmus

Cosmus in Verhaft nehmen ließ. Man bereitete das Volk, daß er an dem seit einiger Zeit sich äußernden nahrungslosen Zustande der Stadt allein schuld sei, weil er zu Ersparung der Transportkosten bei seinem Handel, viele rohe Produkte in fremden Ländern verarbeiten lasse, die sonst blos in Florenz verarbeitet worden; wodurch nicht nur den Bürgern so viel Gewinnst entgehe, sondern auch die Fabrikgeheimnisse Ausländern bekannt würden: und daß er durch die wohlfeilern Preise seiner Waaren alle Kaufleute in der Stadt zu Bettlern mache u. s. w.

Es war darauf abgesehen, ihm Gift beizubringen; doch zum Glück bekam der Gefangene einen mitleidigen Wächter. Er fand Mittel, 1500 Dukaten in die Hände zu bekommen, wovon er dem Gonfaloniere, der seiten bey Geld war, tausend zubrachte, und dadurch seine richterliche Gunst gewann. Er wurde verhört, und eh man's dachte, sein Prozeß mit dem Urtheil einer fünfjährigen Verbannung nach Padua geendigt. Dieß geschah im Jahre 1433. Der Verbannte empfing überall im Auslande fürstliche Ehrenbezeugungen. Die Venezianer schickten ihm einen Gesandten zur Bewillkommung. Cosmus legte in Venedig Manufakturen und

ein Comptoir an, die den Handel ganz dorthin zogen. Hatte man je über Nahrungsloſigkeit in Florenz geklagt, ſo klagte man itzt weit ärger: man wollte verzweifeln. Kaum war ein Jahr vergangen, als Cosmus Freunde ſchon an ſeiner Zurückberufung arbeiteten. Sie vermittelten, daß ein Gonfaloniere von ihrer Parthey gewählt wurde. Die Gegenpartei widerſetzt ſich; aber man dringt mit gewaffneter Hand durch, und der Exilirte wird ehrenvoll zurückberufen, im Triumph eingeholt, und vom Volke Vater des Vaterlands genannt. Albizzi und ſein Klubb, und alles was ihren Geiſt athmete, mußte das Gebiete der Stadt meiden. Dieſer Cosmus war es, der ſeinem Geſchlechtsnahmen fürſtliche Würde einprägte. Mit ihm fieng man an, die Medici wie ein regierendes Haus zu betrachten. Er verwandte unermeßliche Summen zum gemeinen Beſten, und zur Verſchönerung der Stadt; baute einige Kirchen und fünf Klöſter beinah von Grund aus: ja er ſtiftete ſogar aus ſeiner Kaſſe ein Spital für arme und kranke Pilger zu Jeruſalem. Alles war ihm ſchuldig; denn er kam, wie ſein Vater, dem Bedürfniſſe der Hohen und Niedern mit Wohlthätigkeit zuvor. Doch bei allem

dieſem

diesem Aufwande für den Staat hielt er sich einfach und bürgerlich, um nicht den Neid aufzureizen, noch Verdacht zu erwecken, daß er einen Fürsten vorstellen wolle. Sein dreißigjähriger, ununterbrochener Wohlstand war grossentheils eine Folge dieser Mäßigung. Er starb als fünf- und siebenzigjähriger Greis, 1464. und empfahl seinen Sohn Peter den Rathschlägen eines Dietisalvi Neroni, dem er sich sehr verbindlich gemacht, und der sein unbeschränktes Vertrauen hatte.

Neroni dachte ganz etwas anders, als das medizäische Haus in der Höhe zu erhalten; er machte vielmehr den falschen Freund. Peter gab ihm die Rechnungen über seinen Vermögensstand, über diese stellt' er sich äußerst erschrocken, und rieth ihm, je eher je lieber seine ausstehenden Schulden einzukassiren, sein Fallissement würde sonst unvermeidlich seyn. Peter Medici folgte, und es entstand daraus, was Neroni gehofft hatte: allgemeines Murren. Viele mußten verderben, wenn man sie auf der Stelle zur Zahlung nöthigte: viele hielten die vom Cosmus ihnen vorgestreckte Summen für so gut als geschenkt, und wahrscheinlich hätte Letzterer sie auch nie wiedergefodert: andere gaben

ben dergleichen Darlehne, deren Bescheinigung man vernachläßigt hatte, für wirkliche Geschenke aus.

Diese Umstände suchte Neroni zu seiner Absicht anzuwenden und konspirirte mit Lukas Pitti, Niklaus Soderini und Agnolo Acciajuoli wider die Medici. Zum Glücke für Petern waren seine und seines Hauses Gegner, wie gewöhnlich, gegen einander selbst eifersüchtig; und die Verschwörung wurde durch den, der dabei den Kanzler machte, Petern entdeckt *). Zu einer andern Zeit wurde ihm aufgelauert, und man wollt' ihn ermorden, wenn er von seinem Landgute, wo er eine Kur brauchte, in die Stadt kommen würde; aber ein guter Geist wachte über ihm und gab ihm den zufälligen Gedanken ein, einen Freund zu besuchen, eh er bei seinem eignen Hause abstieg. Er kam also auf der seiner Wohnung entgegenstehenden Seite in die Stadt, und täuschte seine Nachsteller, ohne daß ers selbst wußte.

Obgleich Peter Medici kränklich und podagrisch, und lange kein Cosmus war; so fehlt' es ihm doch nicht ganz an Geist und Entschlossen-

*) Dieß geschah im Jahre 1466.

ſenheit, vielweniger an edler Denkart: er wußte einſt den vorhingedachten Neroni in einer öffentlichen Verſammlung der Häupter der Stadt, durch Vorwürfe ſeiner Falſchheit und Undankbarkeit ſo verhaßt darzuſtellen, daß das aufgebrachte Volk Letztern, ohne Peters Vermittelung, auf der Stelle getödtet hätte. Die Medizäiſche Parthei ward auch, nachdem alle ihre Gegner exilirt, und für Feinde des Vaterlands erklärt waren, ſo ſtark, daß Peter ſelbſt ihr den Mißbrauch ihrer Macht und ihren tyranniſirenden Uebermuth hart verwieß, und im Begriff war, die verbannten Häupter ſeiner Gegenparthei in die Stadt zurückberufen zu laſſen, um eine Art heilſames Gleichgewicht in die Regierung zu bringen; — — als er ſtarb.

Seine noch unmündigen Söhne, Laurenz und Julian, beide mit großen Anlagen gebohren, nur daß jener mehr Ehrgeiz und Feuer, dieſer ſanftere Empfindungen verrieth, traten nun, unter Anführung Thomas Soderini, Bruder desjenigen, der gegen ihren Vater mit konſpirirt hatte, auf den Schauplatz. Gröſſer, oder wenn man lieber will: feiner dachte Thomas. Er kannte die Florentiner, die ſich

ſchon

ſchon an das mediziäiſche Haus mit Gefühlen von Ergebenheit, Verehrung und Liebe gewöhnt hatten, und einen neuen Götzen, zwar um ſeiner Neuheit willen eine kurze Zeit verehren — aber ihn bald wieder mit Wuth wegſchleudern konnten; und doch mußten ſie einen Götzen haben. Umſonſt wurden ihm daher die Aufwartungen gemacht, als einem der ſelbſt auf das Staatsruder, das er für andere führte, die gerechteſten Anſprüche hätte; umſonſt waren die Briefe fremder Souveräns in öffentlichen Angelegenheiten an ihn addreſſirt: er wieß ſeine Höflinge an die jungen Medici, die der verſammelte Rath für ſeine Kinder erklärte, ſo wie dieſe das Volk ihre Väter nannten; und die Depeſchen ließ er unbeantwortet.

So hatten alſo weder Alter noch Siechheit, weder Sterbefälle noch Minderjährigkeit der Häupter des mediziäiſchen Hauſes; weder heimliche Nachſtellung noch offenbare Verfolgung ſeinen Umſturz bewirken können. Es ſtand viel mehr nach ſeinem Triumphe unter Petern noch feſter: als eine ihm beſonders gehäſſige uralte und reiche Familie, die Pazzi, auf ſeinen Untergang ſann.

Cosmus

Cosmus, der schon ihre Eifersucht kannte, hatte einem unter ihnen Willhelm, Neffen ihres Aeltesten*), seine Enkelin Blanka, Laurenz und Julians Schwester, zur Ehe gegeben, und unter dem Schirme dieser Verwandschaft lebten die beiden Häuser einige Zeit, dem Scheine nach im besten Vernehmen. Nach Peters Tode waren Julian Medici und Franz Pazzi tägliche, im Hang zum Vergnügen sympathisirende Umgangsfreunde: aber Letzterer trug bey guter Zeit den Samen der Verrätherei im Herzen, der nachher, durch eine gemeinschaftliche Liebschaft genährt, schreckliche Früchte trug, und die berufene

Verschwörung der Pazzi gegen die Medici

hervorbrachte.

Franz faßte gegen eine junge und schöne Dame, Camilla Cafarelli, von gutem Hause, aber ohne Vermögen, die er bei einem von den Medici

*) Jede angesehene Familie hatte ihr Haupt, mehrentheils den Aeltesten unter ihr, der als Befehlshaber der ganzen Familie galt.

Medici angestellten Turniere hatte kennen lernen, eine heftige Leidenschaft, und bewarb sich um ihre Hand; hielt aber diese Leidenschaft vor seinem Freunde Julian verborgen. Julian liebte Camillen nicht minder, und ward vorgezogen; es sei nun, daß dessen bloßer Geschlechtsnahme, oder mit diesem zugleich sein edlerer Charakter ihre Wahl bestimmte: er ließ sich mit ihr heimlich trauen. Franzen war dieser Triumph seines Nebenbuhlers eine Hölle; er hatte ohnedieß genug Demüthigungen von den Medici verschluckt, deren Uebermacht ihm unerträglicher war, als irgend einem von seinem Hause, und durch deren Einfluß in die Urtheilssprüche des Raths die Pazzi bald zurückgesetzt, bald eingeschränkt, bald, wie er glaubte, auffallend vervortheilt wurden.

Familienstolz und Wetteifer und persönliche Eifersucht vereinigten sich nun in Franzen und kochten Rache, eh er noch die heimliche Heirath erfuhr. Er besprach sich mit seinem Vertrauten, Bernhard Bandini, einem abscheulichen Menschen, abgefeimt wie ein Dieb und verwegen wie ein Straßenräuber, der ebenfalls vom mediziäischen Hause einst beleidigt worden war. Dieser nährte seine Rachsucht auf eine Art,

Art, die zugleich ſeinem Stolz ſchmeichelte; und ſchlug ihm vor, eine Verſchwörung gegen die Medici anzuſtiften, die, wie er ſagte, ihm ohnfehlbar gelingen würde, da der Mißvergnügten in der Stadt viele wären. Laurenz und Julian müßten zugleich ermordet werden; und das würde dem Staate die längſtgewünſchte veränderte Geſtalt geben; manche große Seele, die itzt unter dem Drucke ſeufzte, empor heben, und ſeinen Namen unſterblich machen: ſtatt daß der heimliche Mord ſeines Nebenbuhlers vielleicht den ſeinigen bewirken, und nichts als eine bald vergeſſene Stadtgeſchichte von einer ausgeübten Privatrache dem Publikum hinterlaſſen würde.

Franz Pazzi ließ ſich dieſes geſagt ſeyn. Da er oft in Rom war, wo er, um ſeiner Verſchwendung zu Hülfe zu kommen, einen Bankohandel trieb, und mit Hieronymus Riario, Grafen von Furli, Sixtus des vierten Sohne, auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuß ſtand: ſo braucht' ihn der Pabſt zum Schatzmeiſter, und er mußt' ihm, in Geldbedürfniſſen für ſeine ſogenannte Nepoten, Finanzprojekte machen. Er nahm alſo Gelegenheit, bey ſeiner nächſten Wiederkehr dahin, mit dem Grafen, der ſeines

Vaters uneingeschränkte Gunst besaß, von sei
nem Entwurfe zu reden, um den Pabst selbst
mit hinein zu ziehen.

Nun hegte Sixtus ohnehin Groll gegen Lau
renz Medici, der zur Wiedervergeltung für ver
schiedene Kränkungen, es gewagt hatte, ihm
einige wichtige Absichten, die das Interesse des
päbstlichen Stuhls, oder seiner Nepoten betra
fen, zu vereiteln oder zu erschweren. Er hatte
z. B. den Vitelli, den der Pabst Città di Ca
stello belagern ließ, um es seinem trauten Ge
ronymo einzuräumen, eine gute Zeit mit Geld
und anderer Hülfe unterstützt, und ihm eine
vortheilhafte Kapitulazion zu Wege gebracht: *)
hatte den Pabst verhindert, Faenza, dessen
Oberherr, Astor Manfredi, von seinen Gläu
bigern, und vom päbstlichen Lehnhofe gedrängt
wurde, um ein Spottgeld für eben diesen lieben
Sohn zu kaufen; und entweder aus Staats
ursachen oder aus Menschlichkeit, durch heim
liche Vorschüsse oder Bürgleistungen, einen an
nehm

*) Durch diese wurde er sogar in den Stand ge
setzt, den Ort wieder zu erobern, und die Gar
nison des Riario zu vertreiben; worüber der
heilige Vater vor Zorn geweint haben soll.

nehmlichen Vergleich zwiſchen beiden Parteien vermittelt.

Endlich erſchwerten auch die Florentiner unter Laurenzens Anleitung, dem Erzbiſchoff Salviati zu Piſa, einem Manne von den ſchlechteſten Grundſätzen, der mit Widerwillen der Medici, durch den Kredit der Pazzi in Rom, dieſe Würde erlangt hatte, die völlige Beſitznehmung und den Genuß ſeines Erzbisthums: da ſie ihm verſchiedene dazu gehörige Einkünfte zurückhielten, die aus ihrem Gebiet erhoben wurden.

Franz trug ſeinem Freunde Riario die Sache vor. Er würde, ſagt' er, ſeine Herrſchaften nie ruhig beſitzen können, wenn einſt ſein groſſer Beförderer ſtürbe: die Medici, deren Gewalt und Inſolenz zu einer unerträglichen Höhe geſtiegen ſei, würden über lang oder kurz, mit dem neuen Pabſte, oder einer andern Macht verbunden, alles anwenden, ihn daraus zu vertreiben. Der Gedanke ſey ihm äußerſt ſchmerzhaft, und er habe aus dieſem und andern wichtigen Beweggründen, den groſſen Entſchluß gefaßt, dieſe Tyrannenbrut auszurotten. Doch zu einer ſolchen Unternehmung ſei ihm der nachdrücklichſte Beyſtand des heiligen Va-

nes nöthig. Sein Plan ſey eine Verſchwörung, und die beyden Brüder müſten ſterben. —

Riario prieß dieſe Idee vortreflich, und verſprach alle mögliche Unterſtützung vom Pabſte, der ihm nichts abſchlug. Und was konnte ihm bei ſeinen bekannten Geſinnungen gegen die Medici, erwünſchter ſeyn, als dieſer Vorſchlag, der ihm mit der Hoffnung ſchmeichelte, entweder die Regierung in Florenz künftig nach ſeinem Sinne zu leiten, oder gar den Staat ſeinem Liebling in die Hände zu ſpielen? *)

Unterdeſſen theilten Franz Pazzi und der Graf Riario ihr Vorhaben dem Erzbiſchoff zu Piſa, Franz Salviati mit, der ihrem Bunde mit

*) Das Mitwiſſen des Pabſtes und deſſen Abſicht bei dieſem Projekt erhellet unter andern aus Infeſſura diar. Roman. in Muratori T. III. P. 2. Scriptor. rer. Italicar. p. 1146 und in Eccard. corp. hiſt. med. aevi Tom. II. p. 1863. „per togliere lo ſtato a Lorenzo di Medici e darlo al Conte Geronimo —“ Ueberhaupt, wer die kaſter Sixtus 4. des Haupt-Urhebers des Nepotismus, kennen lernen will, der leſe die halb in barbariſchem Latein und halb italieniſch geſchriebene Chronik dieſes Römiſchen Stadtſchreibers beim Sterbejahr jenes Pabſtes 1482. und er wird auffallende Abſcheulichkeiten von Seiten des Geſchilderten und unbegreifliche Freimüthigkeit von Seiten des Annaliſten finden.

mit aller Herzensfreude beitrat. Da sie aber einsahen, daß vor allen Dingen der Familien-Aelteste und Franzens Onkel, **Jakob Pazzi**, darinnen seyn müßte; so suchte ihn Franz zum Beitritte zu gewinnen, fand ihn aber dazu zu gemäßigt und vorsichtig: denn er wandte ein, daß ihre Parthei viel zu schwach, und bei dermaligem Geiste des Volks zu Florenz, eine Unternehmung gegen das medizäische Haus höchst gefährlich wäre: daß die beiden Brüder die Gewohnheit hätten, selten an einem Orte zusammen zu treffen, welcher Umstand doch bey der Sache wesentlich sei; und so nannte er noch mehrere Schwierigkeiten, mit dem nachdruckvollen Zusatze: man müsse lieber Unrecht und Beleidigung dulden, wenn sie nur irgend erträglich wären, als daß man das Schlimmste wagte; Zeit und Vorsehung könnten die Lage der Sache schnell ändern. —

Franz und Riario dachten also auf andere Mittel, ihn auf ihre Seite zu bringen. Sie wandten sich an den päbstlichen General *) Montesecco, einen eben so braven Soldaten,

*) Condottiere, der ein Corps von ein- oder etlichen tausend Mann kommandirte.

als klugen und zuverlässigen Geschäftsmann, der des Pabstes und seines Favoriten großer Schuldner, mit den Medici aber wegen eines gewissen Mißverständnisses im gegentheiligen Falle war; und verlangten fürs erste seinen Beistand, und dann, daß er auch Jakob Pazzi zur Theilnahme an ihrem Vorhaben bereden möchte. Montesecco fand die Sache äußerst mißlich: seine Bedenklichkeiten waren meist die nämlichen, die Jakob schon angeführt hatte. Der Erzbischoff bestritt sie aber alle mit vieler Hitze, und versicherte ihm, daß ein großer Theil des florentinischen Volks wider die Regierung murre, und sich zu der, ohnedem starken Partei der Pazzi und Salviati schlagen würde: der Unterstützung des Pabstes und des Königs von Neapel sei man gewiß, und die beiden Brüder Laurenz und Julian könnten, da sie oft ohne Argwohn und unbegleitet durch die Stadt giengen, und auf ihre Landhäuser reiseten, leicht weggeräumt, und dann nach ihrem Tode die Regierung nach Gefallen verändert werden. Montesecco ließ das alles dahin gestellt seyn, mistraute aber jenen Nachrichten von Florenz sehr, weil er ganz verschiedene von sichrer Hand hatte, und wollte sich zu nichts entschließen; stellte ihnen

nen auch noch vor, wie nöthig es ſei, Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und wie bei dermaliger Ruhe in Italien, ſchlechterdings kein ſchicklicher Vorwand exiſtire, dergleichen in Bewegung zu ſetzen.

Indeß erſcholl die Nachricht, daß Karl Manfredi, Graf von Faenza, Aſtors Sohn, auf deſſen Gebiete theils der Graf Riario, theils die Florentiner, verſchiedene Anſprüche machten, gefährlich krank ſei. Franz und Riario fanden in dieſem Zufalle eine bequeme Gelegenheit, verſchiedene nöthige Anſtalten zu ihrem Vorhaben zu treffen, ohne bei der Medizäiſchen Partei Verdacht zu erregen. Sie beſchloſſen nämlich, den Montefeco nach Romagna, vorher aber nach Florenz zu ſchicken. Hier könnte er zum Schein, ſich mit Laurenz über ihre gemeinſchaftlich zu nehmende Maasregeln berathſchlagen und ſeine Geſinnungen auserforſchen; zugleich aber Jakob Pazzi zur Theilnahme an der Verſchwörung zu bereden ſuchen. Man veranſtaltete, daß vor ſeiner Abreiſe von Rom, der Pabſt ſelbſt mit ihm ſprechen mußte, der ſeine ganze Macht zu Förderung des Entſchluſſes, die Brüder Medici aus der Welt zu ſchaf-

sen, zusagte: es sollt' auch ein Vorwand geschaft werden, Leute marschiren zu lassen.

Montesecco fügte sich also, unter solchen Umständen, und gieng nach Florenz ab. Als er nun zu Laurenz Medici kam, empfieng ihn dieser außerordentlich höflich, beantwortete alle seine Fragen wie ein Mann von Kopf, und zeigte edle Offenheit und Empfänglichkeit für Freundschaft in seinem ganzen Betragen: so daß der alte Krieger mit Verwunderung sich Laurenzen ganz anders schuf, als er ihm geschildert worden war. Er fand auch nicht die mindeste Spur des Hasses und der Partheilichkeit gegen Riario in seinen Reden, und konnte ihn unmöglich ohne Hochachtung verlassen. Drauf sprach er mit Jakob Pazzi, der noch immer nicht zur Verschwörung stimmen wollte, bis er endlich hörte, daß der Pabst und der König von Neapel ihren Beistand versichert hätten; dann gab er etwas nach, und versprach Montesecco, der itzt nach Romagna gieng, nach seiner Widerkunft, bis dahin auch sein abwesender Vetter Franz wieder in Florenz seyn würde, die Sache weiter mit ihnen beiden zu überlegen. Dieß geschah, und als Jacob auch da noch wankte; nahm Franz alle seine Ueberredungskraft zusam-

men,

men, ſtellte ſeinem Onkel die Demüthigungen nach der Reihe vor, die ihr Haus täglich von den Medici ausſtehen müßte; unter welcher Sklaverei die Stadt ſeufzte, wo zur Deſpotie nur noch der Nahme fehlte — und ſchloß damit, daß dieſe glorreiche und patriotiſche Unternehmung, die nunmehr hinlänglich unterſtützt ſei, auf jeden Fall vor ſich gehen würde, wenn gleich er, durch ſeine Ausſchließung davon, ſie unendlich erſchwerte. Jakob gab alſo ſein Wort von ſich, und die Anzahl der Verſchwornen, wuchs nach ſeinem Beitritt merklich.

Montesecco reiſte nun ab und zu, machte in Florenz Vorkehrungen, beobachtete die Medici, und ſtattete ſeine Berichte in Rom ab. Da auch Laurenz die Abſicht äußerte, bald dahin zu gehen; ſo waren einige Verſchworne der Meinung, daß man ihn dort, und zu gleicher Zeit in Florenz ſeinen Bruder, heimlich umbringen laſſen könnte: welcher Vorſchlag aber, als viel zu unſicher, verworfen wurde; auch reiſte Laurenz nachher wirklich nicht dahin.

Unterdeß ward in Rom, unter Riario's und Franz Pazzi's Leitung, ihr Entwurf immer mehr zur Reife gebracht, und man ließ einen gewiſſen Grafen, Carl Braccio, der gegen

päbſtliche Schutzgenoſſen Feindſeligkeiten ausgeübe hatte*), Fehde ankündigen, und Anſtalt machen, ſein Kaſtell Montone zu belagern, um den geſuchten Vorwand zu bekommen. Truppen in der Gegend von Florenz bereit zu halten. Jede Anführer erhielten geheime Ordre, jedem Winke des Erzbiſchoffs von Piſa und Franz Pazzi's zu gehorchen: auch hatte der König von Neapel Ferdinand, der von der Vernichtung der Medici verſchiedene Vortheile hoffte, und ohnedieß blutige Auftritte liebte, verſprochen, ſeinen älteſten Sohn, den Herzog von Kalabrien, ehmaligen General der Florentiner, nach Florenz zu ſchicken: dieſer ſollte unter dem Schein, als ob er eine Forderung rückſtändigen Gehalts negozirte, den Gang der Begebenheiten in der Stadt beobachten, und ein hinlängliches Corps auf den Fall des Bedürfniſſes an der Gränze marſchfertig halten.

Der Erzbiſchoff, Franz Pazzi und Montesecco begaben ſich nun, zu wirklicher Ausführung des ſchrecklichen Entwurfs, nach Florenz, und warben dazu die nöthigen Werkzeuge. Unter

*) S. Machiavells Florentiniſche Geſchichte gegen das Ende des 7. Buches.

ter dieſen waren, außer dem mehrgedachten Bandini, Jakob Poggio, der Sohn des berühmten Geſchichtſchreibers, ein junger, ehrgeiziger Menſch ſchwärmeriſch für Neuheit eingenommen; zween Salviati, ein Bruder und ein Vetter des Erzbiſchoffs; ein Napoleone Franceſi, voller Verwegenheit, und zween Volterra Anton und Stephano ein Prieſter, ſämmtlich Geſchöpfe der Pazzi. — Renat Pazzi aber, Jakobs Vetter, ein kluger und geſetzter Mann, kannte das Mißliche ſolcher Unternehmungen zu gut, und wollte ſich durchaus nicht in dieſe einlaſſen: er that vielmehr alles, was er mit guter Art konnte, um ſie zu hindern.

Sixtus der vierte hatte nach dem frühen Tode ſeines höchſt ſchwelgeriſchen und laſterhaften ältern Sohnes, des Cardinal-Nepoten Peters, deſſen ſiebenzehnjährigen Neffen Raphael Sanſoni, der in Piſa das kanoniſche Recht ſtudirte, an ſeiner Statt zum Kardinal gemacht, und ihn den gleichen Namen Riario annehmen laſſen. Die Verſchwornen fanden für zuträglich, ihm bei ihrem Trauerſpiele eine ſtumme Rolle zu geben. Er mußte nach Florenz kommen,

men, um die Stadt zu ſehen *): ſeine Ankunft veranlaßte Feierlichkeiten; dieſe zerſtreuten die Aufmerkſamkeit des Volks, und verſchafften Gelegenheiten, die genützt werden konnten. Man konnte auch unter ſeinem ſtandesmäßigen Gefolge eine beträchtliche Anzahl Verſchworner und ihrer Handlanger verſtecken: und endlich erhob dieß den Muth ihrer Partei nicht wenig, wenn ſie unter ihren Anführern einen Kardinal-Nepoten und Liebling des Pabſtes zu ſehen glaubte; denn vermuthlich war der junge Kardinal nur eine Larve, die von dem, was in den Köpfen vorgieng, nichts wußte.

Er kam alſo an, und wurde, vor Erreichung der Stadt, von den Pazzi's auf ihrer Villa Montughi prächtig empfangen. Hier verſammelte ſich der vornehmſte Theil der Verſchwornen und gieng wegen ihres Vorhabens zu Rath. Sie beſchloſſen, daß vor allen Dingen Laurenz und Julian an einen Ort zuſammen gebracht werden

*) Einige Geſchichtſchreiber, beſonders neuere, ſagen, der Pabſt habe ihn in der Qualität als Legaten dahin geſchickt, wenigſtens behauptete Cirrus dergleichen unter ſeinen Beſchwerden gegen die Florentiner. Oder ſein Auftrag müßte ſehr unbedeutend geweſen ſeyn.

werden müßten. Man müßte sie daher nur auf den Gedanken führen, den Kardinal einzuladen. Da nun Laurenz selbst ihm aufzuwarten kam, und beim Abendessen blieb; wurde die Unterredung so eingeleitet, daß der Herr Kardinal wünschte, die schöne Villa Fiesole zu sehen, die den Medici gehörte; und Laurenz hatte zu viel Welt, um nicht alsbald die sämmtliche Gesellschaft zu einem Gastmahle dahin zu bitten. Schon war alles angeordnet, wie man sich benehmen, und wie die Mannschaft der Verschwornen durch die zahlreiche Bedienung des Kardinals, und durch verkleidete Soldaten des Montesecco vermehrt, den Freunden und Domestiken der Medici überlegen seyn sollte: aber wie bestürzt war der Klubb, als Julian beim Gastmahl fehlte; und zwar, wie man glaubt, wegen einer Augenentzündung oder eines geschwollenen Gesichts: — schon fürchtete man, eh dieses erfahren wurde, daß das Geheimniß verrathen sei.

Hierauf wurden neue Maasregeln ergriffen. Da der Kardinal an einem Sonntage, den 26. April, 1478. dem Gottesdienste in der Hauptkirche Santa Reparata in Florenz beiwohnen wollte; so sollte nach dessen Endigung eine Mit-

tags-

tagsmahlzeit bei den Pazzis gegeben werden, wobei auch die Medici seyn sollten. Die Anstalten waren getroffen, daß Laurenz an der Tafel zwischen Jakob Pazzi und Montesecco, Julian aber zwischen Franz Pazzi und Baroncini sitzen, und hinter jedem der zween Brüder noch ein Verschworner als Helfer stehen sollte. Bei dem Zeichen einer auszubringenden Gesundheit sollte die Ermordung geschehen, und eine Wache den Eingang des Hauses besetzen, um den ersten Anfall des Pöbels abzuhalten, bis ihre Volkspartei, und die beorderten Truppen bei der Hand wären.

Als aber der Sonntagsmorgen erschien, erfuhr Franz Pazzi durch seine Spione im Pallaste der Medici, daß Julian nicht zum Gastmahl kommen, sondern gleich nach geendigtem Gottesdienste über Land reiten würde. Einige Anekdotenschreiber melden, er habe Tages vorher einen Brief von seiner Gattin erhalten, worin sie ihn inständig geberen, sein Leben zu wahren: denn ihr hätte geträumt, er würde am Altare von wilden Thieren zerrissen, und sie habe vor Schrecken und Bangigkeit Fieberanfälle bekommen, die ihr in ihrer jetzigen Schwangerschaft gefährlich seyn könnten. Sie

wünsche

wünſche daher ihn ſchleunig bei ſich zu ſehen, um ſich zu beruhigen und zu erholen. — Julian ward, wie man ſagt, über dem Leſen dieſes Briefes ohnmächtig, und Franz Pazzi, der eben bei ihm war, ihn zu beobachten, ſtahl ihm unterdeß den Brief weg, und vernahm daraus ſeines Nebenbuhlers wirkliche Heirath mit Camillen, die vollends ſeine Rachſucht aufs äußerſte trieb. —

Itzt war keine Zeit mehr zur Ausführung des, ſchon unter ſo viel Mitwiſſer verbreiteten Entwurfs zu verlieren; jeder Augenblick drohte mit ſeiner Bekanntwerdung: man erwählte daher den einzigen noch übrigen abſcheulichen Weg, in der Kirche, wo Laurenz und Julian gewiß zuſammentreffen würden, beide zugleich zu ermorden. Montesecco ſollte den ältern Bruder, und Franz Pazzi mit Bandini den jüngern umbringen. Montesecco aber verbat dieſen Auftrag ſtandhaft; entweder weil ſeine Unterredungen mit Laurenz ihn gegen ihn erweicht hatten, oder aus einer andern Bedenklichkeit: er erklärte, es ſei ſchlechterdings wider ſeine Denkart, eine ſolche That, an einem ſolchen Orte zu verüben, und Entweihung des Heiligthums mit Verrätherei zu paaren.

Dieſer

Dieſer Vorfall verurſachte eine weſentlichere Veränderung im Gange der Unternehmung, als ihre Führer ſich's dachten. Denn als Montesecco Laurenzens Ermordung abſchlug, war ſchon der Gottesdienſt angegangen; und von der Kürze der Zeit gedrängt, wählte man dazu zwei Subjekte, die ſich entweder bloß aus Schurkerei, oder aus blindem Enthuſiasmus für ein Bild von Freiheit, oder aus Nachruhmsſucht, ſelbſt zu Mördern angeboten hatten: denen aber bei ihrer Mordluſt jene Faſſung fehlte, die den Schurken eigentlich vom Böſewicht unterſcheidet, und dieſen dem großen Manne in gerader Linie gegenüber ſtellt: die Faſſung, Leben und Tod gleich kalt anzuſehen. Dieſe Menſchen, die vielleicht Metzelei nur aus Büchern kannten, waren die oben erwähnten Anton und Stephan von Volterra, deren Letzterer Jakob Pazzis unächten Tochter das Latein lehrte.

So war der Plan der Verſchwornen, und das Zeichen zur Ermordung der beiden Brüder ſollte ſeyn, wenn der Prieſter, der das Hochamt hielte, beim zweiten Klange des Glöckchens die Hoſtie nehmen würde. Der Erzbiſchoff von Piſa wollte indeß mit ſeinen Leuten und mit Jakob Poggio ſich des Stadtpallaſtes bemächti-

gen

gen, die Rathsherrn, die ſich ihm widerſetzen würden, umbringen laſſen, und nach dem Tode der beiden Medici ſollte der Rath gezwungen werden, die Regierung zum Vortheil der Verſchwornen einzurichten.

Izt war die Kirche dicht voll Menſchen; Laurenz, der zugleich das Sakrament empfangen wollte, kam mit dem Kardinal: aber Julian fehlte noch, und die Verſchwornen ſchwebten in peinlichſter Erwartung. Man weiß nicht, hatte er einen Wink von ſchlimmen Abſichten der Feinde ſeines Hauſes, oder was ihn ſonſt abhielt. Die beiden Brüder kannten zwar den Neid der Pazzi ſehr gut: ſie hatten auch Nachrichten von ihren Kundſchaftern, daß der Pabſt und der König von Neapel gemeinſchaftlich daran arbeiteten, ihr Haus zu erniedrigen: aber daß es auf ihr Leben abgeſehen ſei, konnten ſie doch nicht glauben, vielweniger daß man ſich zu ſolch einem Zwecke der abſcheulichſten Mittel bedienen und der Gottesverachtung ſchuldig machen würde; oder ſie verließen ſich auf die Liebe des Volks und den Beiſtand ihrer Freunde. Da nun der verabredete Zeitpunkt näher kam und Julian noch nicht da war, faßte Franz Pazzi mit ſeinem Bandini, vermöge ihrer unerſchütterlichen

Keckheit, den Entſchluß, ihn aus dem Hauſe zu holen.

Sie kommen, treten ſcherzend ins Zimmer, und bringen mit der größten Unbefangenheit ihre dringende Bitte, und die Wohlſtandsgründe an, dem Gottesdienſte, zumahl bei der Anweſenheit des Kardinals, beizuwohnen und mit ihnen in die Kirche zu fahren. Seine Entſchuldigungen werden durch Schmeicheleien und Liebkoſungen widerlegt. Das Betragen dieſer Böſewichter war ſo hinreißend verführeriſch, daß auch die Beſten Geſchichtſchreiber ihr Erſtaunen äußern, wie unter einer Maske der zwangloſeſten Fröhlichkeit und zärtlichſten Freundſchaft ſich ſo wüthende Rache und Mordſucht verbergen konnte. Selbſt als ſie den Julian zur Mitfahrt überredet hatten, befühlt ihn noch, ehe ſie einſtiegen, Franz Pazzi, unter dem Schein eines zärtlichen Muthwillens, um den Ort auszuſuchen, wo er ſeinen beſten Dolchſtich anbringen könnte, und zu forſchen, ob er keinen Küraß anhätte; und ſagt' ihm mit naiven Lächeln er habe das beſondre Glück vor andern, daß er durch Krankheiten fett werde. —

Alle Hinderniſſe waren nun überwunden, alle Zubereitungen gemacht. Die Mörder hatten

ſich

ſich an die beiden Brüder angeſchloſſen, und eine günſtige Stellung getroffen, wo ihnen die Volksmenge nicht zu ſehr auf dem Nacken war. Das Glöckchen tönte zum zweitenmal. Itzt nahm der Prieſter die Hoſtie, ſchlug ſich an die Bruſt und ſagte: Domine, non ſum dignus &c. — Da ſtürzte Franz auf Julian los, und durchbohrt' ihn mit einem ausdrücklich dazu gemachten Dolche, die Bruſt: er ſank nieder. Nori, ſein vertrauter Freund, wollt ihm zu Hülfe kommen, aber Bandini bemächtigte ſich ſeiner, und ſtreckt' ihn zu Boden. Pazzi, ob er gleich nicht mehr an Julians tödlicher Verwundung zweifeln konnte; gab ihm mit viehiſcher Wuth noch eine Menge Dolchſtiche: und da dieſer auf ſeine Kniee geſunken war, ſtach er ſo tief, daß er in der Hitze beim Herausziehen des Dolchs ſich ſelbſt am Schenkel ſchwer verwundete.

Beſſer war Laurenzens Schickſal. Anton von Volterra fühlte in dem Augenblicke, da er zuſtoßen wollte, eine bange Betäubung, und war ſo verblendet, daß er dem bethenden Laurenz mit dem Dolche beim Geſichte vorbeifuhr, und Stephan, der von hintenzu ſtieß, war noch unverſichtiger, und gab einen drohenden

Laut von sich; worauf Laurenz, der bewehrt war, sich schnell umkehrte, und blos eine leichte Wunde am Halse davon trug. Er erhob sich rasch, nahm seinen Degen, und vertheidigte sich, bis einige seiner Freunde und Bedienten herbeikamen, ihn umringten und schnell in die Sakristei verschlossen. Eilen war hier am rechten Orte: denn kaum hatten Pazzi und Bandini gesehen, daß Laurenz noch lebte, so drangen sie ihm wüthend nach; und Bandini war schon an der Thürschwelle der Sakristei, als ein Geistlicher ihn mit einem Kreuzstabe zurückschlug und zuschloß. Der Tumult in der Kirche war fürchterlich, als drohte die ganze Masse des Gebäudes den Einsturz: wer bewaffnet war, zog den Degen oder Dolch und suchte die Mörder. Alles drängte sich: viele wollten fliehen, und stürzten in den Thüren übereinander, die unten liegenden wurden erstickt, und die Weiber schrieen kläglich.

Der Kardinal flüchtete sich zum Altar, und die Geistlichkeit diente ihm zu einer Verschanzung wider die Wuth des Pöbels, der ihn umbringen wollte, weil er ihn für mitschuldig hielt: er wurde durch die Vorsorge des Magistrats mit Mühe im Stadtpallaste in Sicherheit gebracht.

bracht. Bandini, den seine Geistesgegenwart nie verließ, öffnete sich einen Weg durchs Gedränge, schwang sich auf ein, zur Vorsicht schon bestelltes Pferd, und kam glücklich über die Gränze. Franz Pazzi wollte auch zu Pferde steigen, und das Volk aufwiegeln, sich zu den Waffnen und das medizäische Joch abzuwerfen: aber seine Wunde schmerzte und entkräftete ihn so sehr, daß er nach Hause gehn und sich zu Bette legen mußte.

Unterdeß aber, daß noch der Lärm in der Kirche dauerte, nahm der Erzbischoff von Pisa die zween andre Salviati und Jakob Poggio, mit einer Mannschaft von ohngefähr hundert misvergnügten Bürgern aus Perugia, die durch die Medizäische Partei aus ihrer Stadt verjagt worden waren, zu sich, und wollte sich abgeredtermaßen des Stadtpallastes bemächtigen. Er ließ die Peruginer im untern Saale sich verbergen, und befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, das Thor des Pallastes zu besetzen, gieng mit seinen vornehmsten Gefährten hinauf und verlangte den Gonfaloniere, damahls Cäsar Petrucci, zu sprechen. Der Rathsthürhüter weigerte sich, irgend jemand, wer es auch sei, einzulassen, weil der Gonfa-

loniere mit Gästen sich eben zur Tafel gesetzt hatte. Dieser Vorfall schien dem Erzbischoff unerwartet, und er antwortete hastig, er müsste den Gonfaloniere auf der Stelle sprechen, denn er habe eine Ausrichtung vom heiligen Vater an ihn. Der Thürhüter zweifelte um so weniger an diesem Vorgeben, da er eine Menge Leute mit dem Prälaten hatte kommen sehen, und meldete dem Gonfaloniere, der Erzbischoff von Pisa verlange ihn auf der Stelle zu sprechen und bringe ein Breve vom Pabste. Den Gonfaloniere befremdete dieser Besuch zu solch einer unbequemen Zeit nicht wenig. Da jedoch der Wohlstand erforderte, ihn anzunehmen, stand er schnell vom Tische auf, empfieng den Erzbischoff und führte ihn in das Audienzzimmer. Dieß geschah mit besondrer Eilfertigkeit, weil er seine Tischgesellschaft, die Stadthauptleute, denen er gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen eine Mahlzeit gab, nicht lange verlassen wollte. Vielleicht überraschte den Erzbischoff diese Hurtigkeit, vielleicht brachte ihn Petruccis entschloßner Blick außer Fassung; oder er hatte seine Rolle nicht gut genug studirt: genug er ward blaß, als der Gonfaloniere das päbstliche Breve verlangte, sah schüchtern bald da bald dorthin,

als ſucht' er Antworten auf unerwartete Fragen, fieng an mit zitternder Stimme zu ſprechen, und Worte ohne Sinn zu ſtammeln.

Drob ſchöpfte der Gonfaloniere gerechten Verdacht, und rief ſeine Leibwache. Jakob Pogzio, der mit einigen andern Begleitern des Erzbiſchoffs im Vorzimmer geblieben war, ſucht ihn daran zu verhindern, fand aber einen Stärkern an Petrucci, der ihn beim Schopfe faßte und zu Boden warf, drauf in einem Sprunge zu ſeinen Gäſten eilte und für ihre Sicherheit ſorgte. Er und die Rathsherrn behaupteten das obere Stock und als er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe wider etliche Verſchworne, mit einem aus der nahen Küche herausgeriſſenen Bratſpieß. Unterdeſſen kamen die Mazzieri *) und andere Magiſtratsbediente ihm und den Rathsherren zu Hülfe: die Peruginer aber und andere Soldaten, die der Erzbiſchoff mitgebracht hatte, hatten ſich indeſſen in einen Verſammlungsſaal der Zünfte geſchlichen, und entweder aus Ver-

*) Rathsbedienten, die etwas mit den alten Liktoren ähnliches hatten, und den Rathsherren ſilberne Kolben vortrugen.

ſtehen, oder aus Furcht, als ſie den Lärm im obern Stocke hörten, die Thüren zugemacht, deren Schlöſſer eingeſchnappt waren, und nur mit den Schlüſſeln geöffnet werden konnten. *) Letztere trugen die Thürhüter beſtändig an ihren Gürteln.

Man bemächtigte ſich daher der Verſchwornen, die dem Erzbiſchoffe ins obere Stock gefolgt waren, ohne große Mühe. Einige wurden getödtet, andere zum Fenſter hinaus geworfen: Poggio aber und der Erzbiſchoff in ſeinem Prälatenkleide an ein Fenſterkreuz **) aufgehängt. Der hochwürdige Mann mußte vorher den ganzen Verſchwörungsplan aufſetzen und mit ſeinem Namen unterſchreiben; und ſeine Hoffnung, ſich damit zu retten, war eitel. Franz Pazzi

*) Dieſe Art Schlöſſer hatte Petrucci beſorgt; wie es überhaupt herkömmlich geweſen ſeyn ſoll, daß jeder Gonfaloniere beim Antritt ſeiner Regierung die Schlöſſer im Stadtpallaſt habe verändern laſſen.

**) In den neuern Schriftſtellern lieſt man: an die Fenſtergitter; an die man ja aber keine Leute von inwendig heraus aufhängen kann. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber collonelle delle finestre. Dieß überſetz ich durch Fenſterkreuze, welche in den damahligen Zeiten dick und von Stein waren.

Pazzi, der, wie gedacht, von seiner Wunde genöthigt worden war, das Bette zu hüten, leistete bald den beiden Gehängten Gesellschaft: denn der Pöbel riß ihn nackend in seines Onkels Hause aus dem Bette, und schleppte ihn, der voll innrer verbißner Wuth weder Mund noch Augen öffnete, vielweniger eine Frage beantwortete, nach dem Stadtpallast. Siebenzig Personen vom Klubb wurden so in der ersten Hitze an die Fenster aufgehängt; und wenn es an Platz fehlte, die halberstickten abgeschnitten, und auf die Gasse geworfen. Der alte Jakob Pazzi hatte seines Neffen Pferd bestiegen, und suchte wenigstens zu thun, was er konnte: ritt durch die Straßen und schrie Freiheit aus; niemand aber wollte von seiner Waare. Die Rathsherrn warfen ihn, als er vor den Pallast kam, mit Steinen und alles drohte und sprach ihm Hohn. Endlich begegnete ihm sein Schwager Johann Sarisberi, der ihm rieth, sich aus dem Staube zu machen, weil er die Sachen nicht ändern würde. Jakob flüchtete sich also auf seinem Pferde so geschwind als möglich, nach Romagna.

Unterdessen ward Laurenz Medici aus der Kirche unter einer starken freiwilligen Bedeckung

und Begleitung nach Hauſe gebracht. Die ganze Stadt ergriff die Waffen. Das Volk bemächtigte ſich des Stadtpallaſtes, und die Soldaten und andre Verſchworne, die die verſchloßnen Thüren endlich erbrochen, und das Thor beſetzt hatten, wurden entweder getödtet oder gefangen. Ueberall erſcholl: es leben die Medici und ſterben die Pazzi! Die Häuſer der Letztern wurden in raſender Eile geplündert und zerſtört. Wilhelm, Franzens Bruder, der Laurenz Medici Schweſter zur Frau hatte, berief ſich auf ſeine Unſchuld, und flüchtete ſich in ſeines Schwagers Haus. Ihm war, wegen ſeiner nahen Verwandſchaft mit den Medici die Theilnahme an der Verſchwörung gar nicht angeſonnen worden, auch keine Nachricht davon zugekommen. Renat Pazzi, der, um eben dieſelbe Theilnahme zu vermeiden, ſich auf ſein Landhaus begeben hatte, und nachher, als er die Kataſtrophe erfuhr, ins Ausland fliehen wollte, wurde im Appenniniſchen Gebürge angehalten, und nach Florenz gebracht. Wahrſcheinlich war die Verheimlichung des Projekts ſeine einzige Schuld. Jakob hatte ähnliches Schickſal mit ihm: denn da er ſich auf ſeiner ſchnellen Flucht nicht mit Gelde verſah, und

bei einem Bauer in eben dem Gebürge einkehrte, der ihm sein Pferd verkaufen sollte, erkannt' ihn der Bauer und machte Anschläge auf den Preiß, der vom Magistrat auf ihn gesetzt war, gab vor, er wolle sein Pferd in der nächsten Stadt verkaufen, und gab ihn zu Florenz an. Jakob ward also abgeholt, mußte des Erzbischoffs Aufsatz über die Verschwörungsgeschichte und deren Theilnehmer, so wie Jener, mit seiner Nahmensunterschrift attestiren, und hofte, eben so vergeblich, mit diesem Geständnisse das Leben davon zu bringen. Er und Renat wurden nach einem förmlichen Inquisitionsprozesse vier Tage nach Julians Ermordung aufgehangen.

Der Magistrat verfügte zwar im Stillen seine Beerdigung in einer Kirche, wo die Pazzi ihr Erbbegräbniß hatten; aber der Pöbel bekam davon Nachricht, und weil Jakob vor seiner Hinrichtung Priester und Sakramente ausgeschlagen, riß man ihn wüthend, unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbann hingestorben sei, heraus, und schleppt' ihn auf den Schindanger. Auch da ließ ihn der Magistrat wegnehmen und in einen Winkel des Gottesackers begraben; doch der Pöbel grub ihn wieder aus, schleifte, (wie ers mit allen Häuptern

tern der Verschwornen that,) den Leichnam durch die Straßen, die Knaben mißhandelten ihn und warfen ihn in den Arno.

So schrecklich spielte das Glück mit diesem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staate war, und nichts vermißte, was Menschen glücklich und froh machen kann. Einige ritterliche Unarten wurden bei ihm durch manche Tugend vergütet; denn er gab reichliches Allmosen, und hatte aus einem Beweggrunde der Rechtschaffenheit, zur Vorsicht, auf den Fall der mißlungenen Verschwörung, am Tage vor deren Ausbruch, alle seine Schulden bezahlt und alle Waaren und Kleinodien, die er von andern in Verwahrung hatte, den Eigenthümern zustellen lassen, daß, wenn er unglücklich würde, niemand darunter leiden möchte. Renat war der einzige unter den Pazzi's, den jedermann bedauerte; denn er hatte stets den Ruhm eines friedsamen und unbescholtenen Mannes gehabt. Wilhelm, Jakobs Neffe der völlig unschuldig war, wurde gleichwohl auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt, obgleich seine Gemahlin Blanka knieend um seine Freiheit bat: und das Schicksal der übrigen Pazzi's, deren Verbrechen blos in ihrem Namen bestand,

war

war ewige Gefangenschaft in Volterra: alle wurden für Feinde des Staats erklärt.

Der junge Kardinal, der bei seiner Vernehmung betheuerte, er habe vom ganzen Anschlage nichts gewußt, *) hatte einen kurzen Arrest, der ihn noch dazu vor der Wuth des Pöbels sicherte. Laurenz schickte ihn dem Pabste mit den höflichsten Entschuldigungen zurück. Aber Sixtus, der über den schlimmen Ausschlag der Entwürfe seiner Lieblinge tödlich ergrimmt war, brauste auf, nannte den Kardinal seinen Legaten, den man sich erfrecht hätte, gefangen zu nehmen, wiewohl dessen Legatur nur ein Puppenwerk war.

Stephan und Anton von Volterra hatten sich in ein Kloster versteckt, wurden ausgespäht, und des Protestirens der Mönche ungeachtet, die das von Kaisern und Päbsten ihrem Convent bestätigte Recht einer unverletzlichen Freistatt vorschützten, herausgeholt, und als Schurken hingerichtet. Der einzige unter den Ver-

*) Infessura Diar. Roman. am oben angeführten Orte: poco ci mancò che non impiccarono lo detto Cardinale. Má i Fiorentini gli ebbero assai rispetto, che era assai garzone e si scusava, che di queste cose non havava saputo niente.—

Verschwornen, der ein minder schimpfliches Urtheil erhielt, war der tapfere Montesecco, weil er bekanntlich sich lange geweigert, und Vorstellungen gethan hatte, eh er das Werkzeug dieses blutigen Unternehmens zu werden, durch seine Verfassung gezwungen worden war. Er wurde enthauptet.

Napoleon Franceſi verschwand glücklich. Auch Bandini dünkte sich vor allen Nachstellungen der Florentiner sicher. Dieser Bösewicht, den unglaubliche Schlauheit und Verwegenheit auszeichnete, hatte von den Pazzi große Summen in Geld und Wechseln erhalten, und war, da er sich in Italien nicht sicher glaubte, durch Umwege glücklich zu einem Hafen am Adriatischen Meere gekommen, und von da nach Konstantinopel gesegelt. Während er nun in Galata seine Wechsel erhub, schrieb Laurenz Medici, der die Nachricht von Bandinis Ankunft von seinen dortigen Faktoren bei Zeit erhalten hatte, an den Sultan Bajazet und dieser lieferte ihn aus; es sei nun, daß er ein Geschenk von Laurenz erhalten hatte, oder daß er den Pabst kränken wollte, oder aus bloßer Gerechtigkeitsliebe. „Bist du ein Christ? frage ihn der Sultan.

Ja.

Ja.

„Glaubſt du, wie deine Brüder, daß dein „Gott im Tempel und ſelbſt im Opfer iſt, das „ihr ihm bringet?“

Ja.

„Und dieſen Tempel haſt du entweiht, und „das Opfer geſtört, haſt der Gegenwart deines „Gottes Hohn geſprochen, und vor dem Glanze „ſeines Angeſichts der Hölle ein Opfer gebracht? „Haſt einen Menſchen ermordet, der dich nie „beleidigte, und der noch warm von deinem „Freundſchaftskuſſe war! — Du irreſt, wenn „du in meinem Reiche Schutz zu finden hoffeſt, „ich würde deinen und meinen Gott erzürnen, „wie du, wann ich dich ſchützte. Die Gerech„tigkeit erwartet dich hier vor meinem Throne —

Beim Hinausgehen aus dem Saale ſtunden die Abgeordneten von Florenz und nahmen ihn in Verhaft.

Doch wir kommen auf Laurenz zurück. Dieſer war kaum nach geſtilltem Tumult in ſeinem Pallaſte angekommen, als ihm alles zuſtrömte, was einen Namen in Florenz hatte, und ihm Leben und Güter wider ſeine gegenwärtige und zukünftige Feinde anbot. Sein Anſehen ſtieg höher als jemals; und ſogar ſeine erſchöpfte, und

mit

mit ungeheuren Schulden beschwerte Kasse, die ihm einen Bankerott drohte, erhöhte sich wieder, weil ihm sowohl der gemeine Stadtschatz als das Vermögen der reichen Bürger Zuflucht gewährte.

Julians Leichbegängniß ward prächtig, und unter allgemeiner Wehmuth gefeiert. Denn er war der leutseligste, wohlthätigste Jüngling von Stande in seiner Heimath, und hatte jedermanns Herz. Die beiden Corps päbstlicher Truppen, deren eins nach Faenza in Romagna, und das andere nach Val di Tevere seinen Weg genommen hatte, waren wirklich auf dem Marsche nach Florenz, um die Pazzi zu unterstützen. Als sie aber hörten, daß die Unternehmung fehlgeschlagen war; kehrten sie wieder um.

So endigte sich diese berühmte Verschwörung, die sich dadurch von andern Begebenheiten ihres Gleichen in der Geschichte der Menschheit auszeichnet, daß vier mächtige Leidenschaften, jede einzeln stark genug, die Triebfeder einer Verschwörung zu seyn: Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe und Rache, in ihr vereint würkten.

Die Florentiner, die der Pabst in den Bann that, trotzten dem Banne und befahlen ihren

Prie-

Prieſtern, ihre geiſtlichen Funktionen noch wie vor, unbeſorgt fortzuſetzen; ja ſie ließen in allen umliegenden Provinzen bekannt machen, „daß „der Pabſt ſich ihnen nicht als Hirte einer Heerde, „ſondern als Wolf gezeigt habe; und, ſo wie er „ſelbſt den Stuhl des heiligen Petrus durch ſchlechte „Wege erlangt, ſo hab er zu den oberſten Aemtern der Kirche Unwürdige erhoben, die mit „Meuchelmördern zuſammengetreten wären und „unter der heiligen Meſſe die abſcheulichſten Bubenſtücke verübt hätten. Daß er nunmehr, „da ſein Zweck, rechtſchaffene Bürger umbringen „zu laſſen, und die Regierung zu ändern, mißlungen ſei, ſich durch den Bannſtrahl rächen „wolle. Aber Gott, der gerecht ſei, könne „ſolche Gewaltthaten nicht gut heißen, noch „wollen, daß man ſolch einem Statthalter von „ihm zu Fuße falle, ſondern daß man ſich an „ihn, als den Allerheiligſten wende. —“

Der rachgierige Sixtus reizte dagegen alles, was er konnte, wider die Florentiner auf, alliirte ſich mit dem Könige von Neapel, und verwickelte ihren Staat in einen ſchweren Krieg: aber Laurenz drang durch alle Widerwärtigkeiten mit ſeinem Geiſte und mit ſeinem Anſehen durch, ſtellte ſeinen und der Stadt blühenden Zuſtand

wieder her, und ſchafte ihr und ihren Nachbarn Friede. Er dirigirte den florentiniſchen Staat lange Zeit, und hatte ſeit jener Gefahr ſeines Lebens eine Compagnie zur Sicherheitswache, die ihm das Anſehen eines Souveräns gab. Durch ihn blühten die Künſte, er hatte ſelbſt ihre Talente. Die meiſten Regenten der damaligen Zeit reſpektirten ihn, wie einen ihres Gleichen; ihn ehrten fremde Weltheile: der Sultan von Egypten ſchickt ihm einen Abgeſandten zu Verſicherung ſeiner Hochſchätzung. Laurenz ſtarb 1492. Sein zweiter Sohn und ſein Neffe, den Julians Gattin kurz nach deſſen Ermordung geboren hatte, kamen beide, jener als Leo der zehnte und dieſer als Clemens der ſiebente, auf den päbſtlichen Stuhl.

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung.

Herausgegeben von

Friedrich Schiller.

Erſter Theil

enthaltend

die Geſchichte der Rebellion bis zur Utrechtiſchen Verbindung.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1788.

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung.

Herausgegeben von

Friedrich Schiller.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1788.

Vorrede.

Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II. in Watſons vortreflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeiſterung geſetzt, zu welcher Staatsactionen nur ſelten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in dieſe Begeiſterung geſetzt hatte, nicht ſowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine ſchnelle Wirkung meiner eigenen Vorſtellungskraft geweſen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Geſtalt gege-

ben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch andern Antheil daran nehmen zu lassen. Dieß gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dieß ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blöſſen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolirte Facta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erster Theil, der sich mit dem Abzug der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, ist nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruch kam. Ich glaubte, dieser

dieſer vorbereitenden Epoche um ſo mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müſſen, jemehr ich dieſe Eigenſchaften bei den mehreſten Scribenten vermißte, welche dieſe Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher dieſen erſten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder geringe ſcheinenden, zu verſchwenderiſch in Wiederholungen, und überhaupt zu langſam im Fortſchritt der Handlung, ſo erinnre man ſich, daß eben aus dieſen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählich hervorgieng, daß alle nachherigen groſſen Reſultate aus der Summe unzählig vieler kleinen ſich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die erſten Schritte immer langſam, zurückgezogen, und ungewiß, aber die folgenden alsdann deſto raſcher; denſelben Gang habe ich mir auch bei Darſtellung dieſer Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leſer bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er ſich mit den handelnden Perſonen familiariſirt, und in dem Schauplatz, auf welchen ſie wirken, eingewohnt hat, mit deſto raſchern und ſichern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes dieſen langſamen Gang und dieſe Ausführlichkeit verbieten wird.

Vorrede.

Ueber Armuth an Quellen läßt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man sie alle gelesen haben müßte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen Vieler in manchen Stücken leidet. Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Prozeßacten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien und wenige andre meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene, und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen bessern Nahmen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie, außer vielen Aktenstücken, die mir in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc und andere, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dis die Allgemeine Geschichte der vereinigten

einigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent, Richard Knoth, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Cardinals Granvella, der unstreitig vieles Licht auch über diese Epoche würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortreflichen Landsmanns, Herrn Professor Spittlers in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesichte, als daß ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalt noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu studieren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt,

führt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismesse 1788.

Schiller.

Geschichte

Geſchichte
der
Niederländiſchen Rebellion
bis zur
Utrechtiſchen Verbindung.

Erſter Band.

Erſtes Buch.

Einleitung.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechszehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freiheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloßner Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tiranney in ungleichem Wettkampf ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines

Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerem Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbey, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen

Schoos

Schoos der Verfeinerung haben wir die Kräfte erſchlaffen laſſen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeſchlagener Bewunderung ſtaunen wir jezt dieſe Rieſenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht ſo bei vorliegender Geſchichte. Das Volk, welches wir hier auftreten ſehen, war das friedfertigſte dieſes Welttheils, und weniger als alle ſeine Nachbarn jenes Heldengeiſts fähig, der auch der geringfügigſten Handlung einen höheren Schwung giebt. Der Drang der Umſtände überraſchte es mit ſeiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben ſollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft alſo, womit es handelte, iſt unter uns nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es iſt alſo gerade der Mangel an heroiſcher Größe, was dieſe Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn ſich andre zum Zweck ſetzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, ſo ſtelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erſchuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der zweyte, der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen; Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der zweyte, mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeres-

Meeresfluth abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freye Armuth ſein höchſtes Guth, ſein Ruhm, ſeine Tugend. Dort ein gutartiges geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtands verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freye Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Anſehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkührliche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureiſſen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tirann. Einfach in ſeiner Staatsweisheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich, einen veralteten Vertrag aufzuweiſen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid,

was in Brüſſel nur eine geſetzliche Handlung hieß; die Beſchwerden Brabants foderten einen ſtaatskluſen Mittler, Philipp der zweyte ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Kriegs war gegeben. Eine Tiranney ohne Beiſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zwenfachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edleren auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſeyn, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte und die Geburt des Zufalls zum Plan der Weisheit erzöge.

Wilhelm der ſtille weiht ſich, ein zweyter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber

eine

eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich groſsmüthig ſeines fürſtlichen Daſeyns, ſteigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweymal führt er ſeine muthloſen Heere gegen den Tirannen, zweymal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth; Philipp der zweyte ſendet ihm ſo viele Verſtärkungen zu, als ſeine grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Corſaren, aus Raubſchiffen zieht ſich eine Marine zuſammen, und eine Republik ſteigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerreiſſen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, ſeine Waſſerfluth und Verzweiflung. Ein feyerlicher Spruch der Nation entſetzt den Tirannen des Thrones, der ſpaniſche Name verſchwindet aus allen Geſetzen. Jetzt iſt eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich,

weil ſie nicht mehr zurück kann. Factionen zerreiſſen ihren Bund, ſelbſt ihr ſchreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verſchworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegnen Macht des Feindes erliegen, und wirft ſich bittend vor Europens mächtigſte Throne, eine Souverainität wegzuſchenken, die ſie nicht mehr beſchützen kann. Endlich und mühſam — ſo verächtlich begann dieſer Staat, daß ſelbſt die Habſucht fremder Könige ſeine junge Blüthe verſchmähte — einem Fremdling endlich bringt ſie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfriſchen ihren ſinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren ſchon ſtürmet, taſtet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schickſal ſcheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr. Philipp der Zweyte ſieht die Frucht einer That verloren, die ihm ſeine fürſtliche Ehre, und wer weiß? ob nicht den heimlichen Stolz ſeines

ſtillen Bewußtſeyns koſtet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderiſche Schlachten werden gefochten, eine glänzende Heldenreihe wechſelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer verwüſtender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Beſiegte verbluten, während daß der werdende Waſſerſtaat den fliehenden Fleiß zu ſich lockte, und auf den Trümmern ſeines Nachbars den herrlichen Bau ſeiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung Philipps ſterbendes Aug nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der, ohne ſein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes jährlich verſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tirranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freiheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüſtun-

wüstungen seines Schwerdts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu gränzen; aber vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinet Europens Verräther zu besolden, die Unterstützungen der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugalls Eroberung und der prächtige Bau von Eskurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze, und untersagten ihm mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die teutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wütheten feindlich in den Provinzen,

vinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüſtung gegen Brittanien, an die er, gleich einem raſenden Spieler, die ganze Kraft ſeines Königreichs wagte, vollendete ſeine Entnervung; mit der Armada gieng der Tribut beider Indien und der Kern der ſpaniſchen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maaße, wie ſich die ſpaniſche Macht erſchöpfte, gewann die Republik friſches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tirannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubſucht der Soldateſca, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau riſſen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieſes koſtbaren Krieges waren, machten es natürlicherweiſe mit jedem Jahre ſchwerer, die Armee zu unterhalten und zu erneuern. Die katholiſchen Niederlande hatten ſchon eine Million Bürger verloren, und die zertretnen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien ſelbſt konnte wenig Volk mehr entrathen. Dieſe Länder, durch einen ſchnellen Wohlſtand überraſcht, der den Müſſiggang herbeiführte, hatten ſehr an Bevölkerung verloren, und konnten dieſe Menſchenverſendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter dieſen ſahen ihr Vaterland wieder;

dieſe wenigen, hatten es als Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete Greiſe zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preiß der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle die Tauſende, welche die Grauſamkeit der königlichen Statthalter aus den ſüdlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewiſſenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze chriſtliche Welt. Für ſie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die friſche Begeiſterung einer neu verkündigten Lehre, Rachſucht, Hunger und hoffnungsloſes Elend zogen aus allen Diſtrikten Europens Abentheurer unter ihre Fahnen. Alles was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despetismus gelitten oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schickſal dieſer neuen Republik gleichſam zu ſeinem eigenen. Jede Kränkung von einem Tirannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte ſich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufſteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn

wir

wir den Zuſammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in ſein Gebiet ihre Menſchenrechte zurück empfangen, was muß es damals geweſen ſeyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republikaniſche Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremden Blut erſt erſtritten wurde. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daſeyn kämpfte, rückte ſie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preiß aller Bedürfniſſe in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel. Jenes verminderte, dieſe vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie ſich die Hülfsquellen

quellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Kriegs erſchöpften, fieng die Republik eigentlich erſt an, ihre Aerndte zu halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die ſpät aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp ſich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schickſall wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergang der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfieng ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrſchten, und den Preiß aller Waaren beſtimmten. Sogar während dieſes Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit ſeinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja er konnte dieſes nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt bezahlte den Rebellen die Unkoſten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der ſie aufreiben ſollte, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handelsplätzen in Verbin-

dung

dung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte mittelbar für ſie. Er vermochte nichts gegen dieſen Feind, weil er keine Mauer um ſein Land ziehen konnte. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die Fäſſer der Danaiden gegoſſen, und zerrannen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Kriegs that dem König von Spanien eben ſoviel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Truppen zuſammengefloſſen, die unter Karln dem fünften bereits ihre Lorbeern geſammelt hatten. Alter und lange Dienſte berechtigten ſie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünſchten ſich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als ſie ihre Ehre und Pflicht gelöſt zu haben glaubten, und die Früchte ſo vieler Feldzüge endlich zu erndten anfiengen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch das Ungeſtüm ihres Angriffs jeden Widerſtand zu beſiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menſchen als mit Elementen geführt wurde, der

mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beſchwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr perſönlicher Muth noch ihre lange kriegeriſche Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu ſtatten kommen, deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit oft auch dem Feigſten der Eingebornen über ſie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich, ſchadete ihnen Eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hauſe war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem ſo langwierigen Kriege, wo keine entſcheidende Schlacht geſchah, mußte der ſchwächere Feind zuletzt von dem ſtärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege ſeine Zuverſicht befeuern. Bei Eröfnung des Bürgerkriegs hatte ſich die republikaniſche Armee vor der ſpaniſchen im Felde kaum zeigen dürfen; ſeine lange Dauer übte und härtete ſie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüßig wurden, war das Selbſtvertrauen der Rebellen mit ihrer beſſern Kriegszucht und Erfahrung geſtiegen. Endlich nach einem halben Jahrhundert giengen Meiſter und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieſes Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zuſammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erſtes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verſchiedne Hände gegangen. Die Unentſchlüſſigkeit der Herzogin von Parma mißhandelte das Kabinet zu Madrid und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmarimen durchwandern. Herzog Alba's unbeugſame Härte, die Gelindigkeit ſeines Nachfolgers Requescens, Don Johanns von Oeſterreich Hinterliſt und Tücke und der lebhafte Cäſariſche Geiſt des Prinzen von Parma gaben dieſem Krieg eben ſoviel entgegengeſetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Konſe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derſelbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Marime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem ſie anzuwenden ſeyn mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Uebergewicht augenſcheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein raſcher Entſchluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes ſchlaff hin und her ſchwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war,

die Kräfte der Faktion und des Königs ſchon mehr im Gleichgewichte ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein: dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher als Wilhelm der verſchwiegene war, entgieng keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeiner Gegners gab, und mit ſtillem Fleiß rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der zweyte nicht ſelbſt in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehl ſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andre Anſehen erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Kanäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ zu einem Werke des Verſtandes zu reifen, hätte ſein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geſchieden, nicht ſeine Menſchlichkeit, kalte Staatskunſt allein hätte dem Lande eine Million Bürger

geret-

gerettet. Je näher ihrer Quelle, deſto nachdrücklicher wären die Edikte geweſen, je dichter an ihrem Ziele, deſto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es koſtet unendlich mehr, das Böſe, deſſen man ſich gegen einen abweſenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angeſicht zuzufügen. Die Rebellion ſchien anfangs ſelbſt vor ihrem Namen zu zittern, und ſchmückte ſich lange Zeit mit dem künſtlichen Vorwand, die Sache des Souverains gegen die willkührlichen Anmaßungen ſeines Statthalters in Schuz zu nehmen. Philipps Erſcheinung in Brüſſel hätte dieſes Gaukelſpiel auf einmal geendigt. Jezt mußte ſie ihre Vorſpiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und ſich durch ihre wahre Geſtalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn ſeine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erſpart hätte, die ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen auf ſie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn ſelbſt, wenn ſie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfniſſen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberiſchen Händen ſeiner Verwalter verſchwanden! Was ſeine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majeſtät in allen Gemü-

ehern ſchon vorgefunden. Was jene zu Gegenſtänden des Abſcheus machte, hätte ihm höchſtens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger ſchmerzhaft als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tauſende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälteriſcher Despot war; wenn er auch nicht einmal Der war, ſo würde das Schrecken ſeiner Perſon ihm eine Landſchaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringſchätzung ſeiner Maſchinen verloren gieng.

Gleichwie die Bedrückung des niederländiſchen Volks eine Angelegenheit aller Menſchen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben ſo, möchte man denken, hätte der Ungehorſam und Abfall dieſes Volks eine Aufforderung an alle Fürſten ſeyn ſollen, in der Gerechtſame ihres Nachbars ihre eigne zu ſchützen. Aber die Eiferſucht über Spanien gewann es diesmal über dieſe politiſche Sympathie, und die erſten Mächte Europens traten, lauter oder ſtiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiſer Maximilian der zweyte, obgleich dem ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandſchaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Parthey der Rebellen in geheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittlung geſtand er ihren Beſchwer-

ſchwerden ſtillſchweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern mußte, deſto ſtandhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hof aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Teutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze der niederländiſchen Rebellen; die Operationen der letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beiſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkt ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beiden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten die ſeinem Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammen halten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Um-

gange verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelöſt, und die Hinterliſt zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne ſeiner Ueberlegenheit jemals ganz froh zu werden, mußte er ſein ganzes Leben hindurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bei andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den erſten Anblick ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und dieſen begünſtigten, ſo verſchwindet das Uebernatürliche dieſer Begebenheit, aber das Auſſerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maaßſtab gefunden, das eigne Verdienſt dieſer Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen ſelbſt eine ſo genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen ſey, oder daß ſie beim Eintritt in dieſes ungewiſſe Meer ſchon das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. So reif, ſo kühn und ſo herrlich, als es zuletzt da ſtand in ſeiner Vollendung, erſchien das Werk nicht in der Idee ſeiner Urheber, ſo wenig als vor Luthers Geiſte die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaß-

laßkram aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem beſcheidenen Aufzug jener Bettler in Brüſſel, die um eine menſchlichere Behandlung als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majeſtät eines Freyſtaats, der mit Königen als ſeinesgleichen unterhandelt, und in weniger als Einem Jahrhundert den Thron ſeiner vormaligen Tyrannen verſchenkt! Des Fatums unſichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind ihrer Mutter entriſſen, das verachtete Holland beglücken ſoll. Aber das Unternehmen ſelbſt darf uns darum nicht kleiner erſcheinen, weil es anders ausſchlug, als es gedacht worden war. Von dieſer Eitelkeit ſollte uns ein vertrauterer Umgang mit der Welt und Vorwelt geheilt haben. Der Menſch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeſchichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenſchaften, welche ſich bei dieſer Begebenheit geſchäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem ſie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die ſie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus

deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frey über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstand unsre Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor funfzehenhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so wie jene einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Eroberstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechszehenten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzug. Dort wie hier sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure

heure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Geſtehet Batavier! redet Claudius Civilis ſeine Mitbürger in dem heiligen Hayne an, wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt als Bundsgenoſſen und Freunden oder nicht vielmehr als dienſtbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut ſie geſättigt hat, von andern abgelöſt werden, welche dieſelbe Gewaltthätigkeit nur unter andern Namen erneuern. Geſchieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufſeher ſendet, ſo drückt er uns mit einem prahleriſchen theuern Gefolge, und noch unerträglicherem Stolz. Die Werbungen ſind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reiſſen, und eure kraftvolle Jugend der römiſchen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, iſt der Augenblick unſer. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Laſſet euch dieſe Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reuterey. Germanien iſt unſer, und Gallien lüſtern,

ſein

ſein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Aſien und der Aufgang, der Könige braucht! Es ſind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapferſten.“ Feyerliche Sakramente weihen dieſe Verſchwörung, wie den Geuſenbund; wie dieſer hüllt ſie ſich hinterliſtig in den Schleyer der Unterwürfigkeit, in die Majeſtät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis ſchwören am Rheine dem Veſpaſian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem zweyten. Derſelbe Kampfplatz erzeugt denſelben Plan der Vertheidigung, dieſelbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis ſeine Inſel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künſtliche Waſſerfluth. Die bataviſche Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrſcher auf, wie der ſchöne Muth ihrer Enkel die prächtige Verzehrung der ſpaniſchen Monarchie dem ganzen Europa zur Schau ſtellt. Dieſelbe Fruchtbarkeit des Geiſtes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben ſo hartnäckig dauern und beinahe eben ſo zweifelhaft enden; aber einen Unterſchied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen

menſch-

menſchlich, denn ſie kriegen nicht für die Religion *).

Ehe wir in das innere dieſer großen Revolution hineingehen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſchichte des Landes zurückthun, und die Verfaſſung entſtehen ſehen, worinn wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſchichte iſt das Moment ſeines Untergangs; von ſeinen Ueberwindern empfieng es ein politiſches Leben. Die weitläuftige Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordſee begränzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruch der Römer in Gallien unter drey Hauptvölkerſchaften vertheilt, alle urſprünglich deutſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes a). Der Rhein macht ihre Gränzen. Zur Linken des Fluſſes wohnten die Belgen b), zu ſeiner

*) Tacit. Hiſtor. L. IV. V.

a) J. Caeſar d. Bello. Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hiſt. L. IV.

b) In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die kathol. Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

ſeiner Rechten die Frieſen [c]), und die Batavier [d]) auf der Inſel, die ſeine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt, legen uns die rühmlichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar [e]), waren die einzigen unter den galliſchen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Gränzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus [f]), wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten, und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwerdt, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reuterey erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heut zu Tage die

c) Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriesland, einem Theil von Holland, Geldern, Utrecht und Overyſſel.

d) In dem obern Theile von Holland, Utrecht, Geldern und Overyſſel, dem heutigen Cleve u. ſ. f zwiſchen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Canninefater, Mattiaker, Mareſaten u. ſ. f. die einen Theil von Weſtfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hiſtor. L. IV. C. 15. 56. de Morib. Germ. Cap. 29.

e) de Bello Gall.

f) Hiſt. L. IV. c. 12.

die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchröckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwamm. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf ſeinem Zug nach Brittannien begleitet, und ihm dieſe Inſel erobern helfen g). Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freiheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter, und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und aus dieſer durch die Mündungen der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand h).

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römiſchen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Frieſen haben das Joch ihrer

g) Dio. Caſſ. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tac. Annal. L. II. c. 15.

h) Tacit. Annal. II. Cap. 8. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 3.

Der Zuſammenhang beider Zeiten ſcheint aufgehoben, und mit einem neuen Menſchengeſchlecht beginnt eine neue Geſchichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römiſchen Galliens entſtand, hatte im ſechſten und ſiebenten Jahrhundert alle niederländiſche Provinzen verſchlungen und den chriſtlichen Glauben in dieſe Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel nach einem hartnäckigen Kriege der fränkiſchen Krone, und bahnte mit ſeinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der große vereinigte alle dieſe Länder, die nun einen Theil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieſer Eroberer aus Deutſchland, Frankreich und der Lombardei erſchuf. Wie dieſes große Reich unter ſeinen Nachkommen durch Theilungen wieder zerriſſen ward, ſo zerfielen auch die Niederlande bald in deutſche, bald fränkiſche, bald lotharingiſche Provinzen, und zuletzt finden wir ſie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen i).

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfaſſung, in dieſe Länder, und auch

i) Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. I. Theil, 4tes 5tes Buch.

auch hier artete ſie, wie in allen übrigen, aus. Die mächtigeren Vaſallen trennten ſich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten riſſen die Landſchaften, denen ſie vorſtehen ſollten, als ein erbliches Eigenthum an ſich. Aber dieſe abtrünnigen Vaſallen konnten ſich nur mit Hülfe ihrer Unterſaſſen gegen die Krone behaupten, und der Beiſtand, den dieſe leiſteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Uſurpationen und Schenkungen wurde die Geiſtlichkeit mächtig, und errang ſich bald ein eignes unabhängiges Daſeyn in ihren Abteien und biſchöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainitäten zerſplittert, deren Beſitzer bald dem deutſchen Kaiſerthum, bald den fränkiſchen Königen huldigten. Durch Kauf, Heurathen, Vermächtniſſe, oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derſelben unter Einem Hauptſtamm wieder vereinigt, und im funfzehnten Jahrhundert ſehen wir das burgundiſche Haus im Beſitz des größeſten Theils von den Niederlanden k). Philipp der gütige, Herzog von Burgund, hatte, mit mehr oder weniger Rechte, ſchon eilf Provinzen unter ſeiner Herrſchaft

k) Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

ſchaft verſammelt, die Karl der kühne, ſein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entſtand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendſte Königreich dieſes Welttheils zu ſeyn. Dieſe weitläuftigen Beſitzungen machten die burgundiſchen Herzoge zu furchtbaren Gränznachbarn Frankreichs und verſuchten Karls des kühnen unruhigen Geiſt, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geſchloſſene Landſchaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elſaß begreifen ſollte. Die unerſchöpflichen Hülfsquellen dieſes Fürſten rechtfertigten einigermaßen dieſe kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht ſie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freyheit, aber das treuloſe Glück verließ ihn in drei ſchrecklichen Schlachten, und der ſchwindelnde Eroberer gieng unter den Lebenden und Todten verloren [1]).

1) Ein Page, der ihn fallen geſehn und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer ſchimpflichen Vergeſſenheit. Man zog ſeinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entſtellt aus einem Sumpfe, worein er feſt gefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln ſeiner Finger,

Die einzige Erbin Karls des kühnen, Maria, die reichſte Fürſtentochter jener Zeit, und die unſelige Helena, die das Elend über dieſe Länder brachte, beſchäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der eilfte von Frankreich für den jungen Dauphin, ſeinen Sohn, und Maximilian von Oeſterreich, Kaiſer Friedrichs des dritten Sohn, erſchienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem ſie ihre Hand ſchenken würde, ſollte der mächtigſte Fürſt in Europa werden, und hier zum erſtenmal fieng dieſer Welttheil an, für ſein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der mächtigere von beiden, konnte ſein Geſuch durch die Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländiſche Volk, das die Hand ſeiner Fürſtin vergab, gieng dieſen gefürchteten Nachbar vorüber, und entſchied für Maximilian, deſſen entlegnere Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreiheit wenl-

ger

Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Menſch. Aber daß es, dieſer Kennzeichen ohngeachtet, noch immer Ungläubige gab, die ſeinen Tod bezweifelten, und ſeiner Wiedererſcheinung entgegen ſahen, beweiſt eine Stelle aus dem Sendſchreiben, worin Ludwig der eilfte die burgundiſchen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurück zu kehren. Sollte ſich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, ſo ſeid ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Comines. T. III. Preuves des Memoires. 495. 497.

ger bedrohten. Eine treuloſe unglückliche Politik, die durch eine ſonderbare Fügung des Himmels das traurige Schickſal nur beſchleunigte, welches zu verhindern ſie erſonnen ward.

Philipp dem ſchönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Iſabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oeſterreich, ſein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen Lehenreichen aus einer Leibeigenſchaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daſeyn. Die günſtige Lage des Landes an der Nordſee und großen ſchiffbaren Flüſſen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menſchen in Städte zuſammenzog, den Kunſtfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlſtand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegeriſche Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung herunterſah, ſo konnten dennoch die Landesherren die weſentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachſende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die ſie unter den verſchiede-

ſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktſcheß, Heimfallsrecht u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für ſie, als daß ſie gegen die Urſachen hätten gleichgültig bleiben ſollen, denen ſie dieſelben verdankten. Ihre eigene Habſucht machte ſie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis endlich eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. In der Folge lockten ſie ſelbſt die lombardiſchen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige koſtbare Privilegien, und eine eigne Gerichtsbarkeit, wodurch dieſe ungemein viel an Anſehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander und mit ihren Nachbarn führten, machten ſie von dem guten Willen der Städte abhängig, die ſich durch ihren Reichthum Gewicht verſchaften, und für die Subſidien, welche ſie leiſteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchſen dieſe Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine koſtbarere Ausrüſtung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlands ein neuer Weg nach Europa geöfnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfniſſe für ihre Fürſten erſchuf. So finden wir ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert eine

gemiſchte Regierungsverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte, merklich beſchränkt iſt. Dieſe, welche man Staaten nannte, kamen ſo oft zuſammen, als das Bedürfniß der Provinzes erheiſchte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Dieſe Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andre waren nach den verſchiedenen Landſchaften verſchieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beſchworner Konſtitution in die Rechte des Vaters m).

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Konſtitution begegnet wird, ſind urſprünglich Bedürfniſſe des Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter als ihr Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Konſtitution, welcher Ausländer von Bedienungen ausſchließt,

m) Grotius. L. I. 3.

ſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß des Souverains zu dem Volke, das ſich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch beſonders abänderte, erfoderte Männer, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdling nicht wohl vorausgeſetzt werden. Dieſes Geſetz galt übrigens von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt werden dürfte, und es erhielt ſich auch noch in der Folge, nachdem ſchon alle dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freiheit. Seine Privilegien wurden für ſo koſtbar geachtet, daß viele Mütter aus den angränzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebähren und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben ſo, ſagt Strada, wie man Gewächſe eines rauheren Himmels in einem milderen Erdreich veredelt n).

Nachdem

n) De Bello Belgio. Dec. I. L. II. 34. Guicciardini. Deſcr. Belg.

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter ſeine Herrſchaft vereiniget hatte, wurden die einzelnen Provinzialverſammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband, und alle bürgerliche und peinliche Händel, als die letzte Inſtanz entſchied. Die Souverainität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jezt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war o). Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souverainitätsrechte verſicherte p). Der Uebermuth der Genter vergieng ſich ſo weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riſſen, und vor den Augen dieſer Fürſtin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung, ge-

o) Memoires de Philippe de Comines, T. I. 314.

p) A. G. d. v. N. II. Th.

wann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaat sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigner Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht, und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer König geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügges seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person, und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung

bung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wüteten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich her zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die der Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen ſchiffbaren Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, ſo viele künſtliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, belebten die Schiffarth, und der innre Verkehr der Provinzen, der dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des Handels in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten brittanniſchen und däniſchen Küſten waren die erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche Welle, die dieſe zurück-

rückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandriſche Tücher in Frankreich und Deutſchland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir frieſiſche Schiffe im Belt und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthige Volk unterſtand ſich ſogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nordlichen Spitze Rußlands zu ſteuern q). Von den wendiſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantiſchen Handels, der damals noch aus dem ſchwarzen Meere durch das ruſſiſche Reich nach der Oſtſee gieng. Als dieſer im dreizehnten Jahrhundert zu ſinken anfieng, als die Kreuzzüge den indiſchen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröfneten, die italieniſchen Städte dieſen fruchtbaren Handelszweig an ſich riſſen, und in Deutſchland die große Hanſa zuſammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Compaßes nicht allgemein, und man ſegelte noch langſam und umſtändlich längſt den Küſten. Die baltiſchen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem

Jahr-

q) Fiſchers Geſchichte des t. Handels. I. Th. 447.

Fahrzeuge unzugänglich r). Schiffe alſo, die den weiten Weg von der mittelländiſchen See in den Belt in Einer Jahrszeit nicht wohl beſchließen konnten, wählten gerne einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter ſich ein unermeßliches feſtes Land, mit dem ſie durch ſchiffbare Ströme zuſammenhiengen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöfnet, ſchienen ſie ausdrücklich zu einem Sammelplatz der Völker und zum Mittelpunkt des Handels geſchaffen. In den vornehmſten niederländiſchen Städten wurden Stapel errichtet. Portugieſen, Spanier, Italiener, Franzoſen, Britten, Deutſche, Dänen und Schweden floſſen hier zuſammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Koncurrenz der Verkäufer ſetzte den Preiß der Materialien herunter; die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem nothwendigen Geldumtauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröfnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigſten Freiheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheil-

r) Anderſon. III. 89.

theilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im funfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jezt durch eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlſtand gedeihte im Schoos eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundiſche Flagge war gefürchtet in allen Meeren [s]), das Anſehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Verſuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein ſo mächtiger Schutz ſetzte ſie bald in den Stand, dem Hanſebund ſelbſt zu entſagen, und dieſen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanſiſchen Kauffahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zulezt wider Willen die flandriſchen Meſſen beſuchen, und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern, war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels, und die große Meſſe aller

s) Memoires de Comines, L. III. Chp. V.

aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und funfzig Kauffardeischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen [t]). Außer der reichen Niederlage des Hansebunds, waren hier noch funfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Comtoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden, und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese giengen mit hansischen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstand folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente, und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt übergieng, lief bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte

t) Anderson. III. 237. 259. 260.

pflegte ſeines Leibes in Sammmet und Seide u)
„Dem Ueberfluß, ſagt uns Comines, (ein Schrift-
ſteller, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhun-
derts die Niederlande durchreiſte) war der Hochmuth
gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung
wurde von beyden Geſchlechtern zu einem ungeheu-
ren Aufwand getrieben. Auf einen ſo hohen Grad
der Verſchwendung wie hier war der Luxus der Tafel
bei keinem andern Volk noch geſtiegen. Die unſitt-
liche

u) Philipp der gütige war zu ſehr Verſchwender, um Schätze zu ſammeln: dennoch fand Karl der kühne in ſeiner Verlaſſenſchaft an Tafelgeſchirre, Juweelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürſtenhäuſer damals zuſammen beſaſſen, und noch überdies einen Schatz von dreimal hundert tauſend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieſes Fürſten und des burgundiſchen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granſon, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein ſchweizeriſcher Soldat Karln dem kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jezt als der zweite in der franzöſiſchen Krone prangt, und den der unwiſſende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber gegen Zinn, und das Geld gegen Kupfer, und riſſen die koſtbaren Gezelte von Goldſtoff in Stücken: der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelſteinen machte, wird auf drei Millionen geſchätzt. Karl und ſein Heer waren nicht wie Feinde, die ſchlagen wollen, ſondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege ſich ſchmücken, zum Treffen gezogen. Comines I. 253. 359. 265.

liche Gemeinſchaft beyder Geſchlechter in Bädern und ähnlichen Zuſammenkünften, die die Wolluſt erhitzen, hatte alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier iſt nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; der gemeinſte weibliche Pöbel überließ ſich dieſen Ausſchweifungen ohne Gränze und Maaß x)."

Aber wie viel erfreuender iſt ſelbſt dieſes Uebermaaß dem Freunde der Menſchheit, als die traurige Genügſamkeit des Mangels, und der Dummheit barbariſcher Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa daniederdrücken! Der burgundiſche Zeitraum ſchimmert wohlthätig hervor aus jenen finſtern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich die flanderiſchen Städte zu ihrem Verfall, Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von eilf Provinzen, Philipp dem guten, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie geendigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem

x) Memoires de M. Philippe de Comines. T. I. L. I. C. 2. L. V. C. 9. 291. Fiſchers G. d. t. Handels. II. B. 193 u. f. f.

dem Treffen bey Havre viele tauſend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermal hundert tauſend Goldgulden verſöhnen. Alle obrigkeitlichen Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zwei tauſend an der Zahl, mußten im bloßem Hemd, barfuß und mit unbedecktem Haupt dem Herzog, eine franzöſiſche Meile weit, entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügges ſetzte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen, und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der dritte rückte mit einem Kriegsheer in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganter Handel gehemmt wurde. Hierbei leiſteten ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beyſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fiengen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandri-

flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zween wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund beleidigt, der sie jezt auch verließ, und sein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war y).

Antwerpen empfieng im sechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karls des fünften Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauren zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplaz aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei z). Die Industrie der Nation war im

y) Anderson. III. Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

z) Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war Zollfrei.

Anfang dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherei bereicherten den Landmann; Künſte, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flämiſchen und brabantiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean und wir ſehen ſie im ſchwarzen Meer mit den Genueſern um die Schutzherrlichkeit ſtreiten [a]). Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Seegel gieng, und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebürge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Kalikut prangten jezt auf dem Markt zu Antwerpen [b]). Hieher floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Trägheit

a) Anderſon. III. Theil. 155.

b) Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Liſſabon dahin geſchaft wurden, ſoll ſich nach Guicciardinis Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

heit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jezt ihre nordiſche Waaren, und die engliſche Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und des Menſchen [c]).

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſuchte eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig, während ſeiner glänzendſten Zeiten [d]).

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hanſebund in dieſer Stadt ſeine feierliche Verſammlung, die ſonſt

c) Meteren. I. Theil. I. B. 12. 13.

d) Fiſchers G. d. t. Handels. II. 593 u. f. f.

nur in Lübeck geweſen war. Im Jahr 1531 wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen damaligen Europa, und die ihre ſtolze Aufſchrift erfüllte. Häuſer, die ein Jahrhundert vorher für hundert Kronen vermiethet wurden, waren jezt zu achthundert und tauſend im Preiſe geſtiegen c). Die Stadt zählte jezt einmal hundert tauſend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwei, drittehalb hundert Maſte erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und giengen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutſchen durch ſeine Thore; über zwei tauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getraideſuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehentauſend ſtieg. Dreißigtauſend Hände wurden in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Kaufleute beſchäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Acciſe gewann die Regierung jährlich beinahe zwei Millionen — eine Summe, die in damaligen Zeiten noch weit

c) Anderſon. III. 174. 343. 540.

weit mehr bedeutete. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die ſie Karl dem fünften zu ſeinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden f).

Dieſen blühenden Wohlſtand hatten die Niederlande eben ſo ſehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Geſetze und die deſpotiſche Willkühr eines räuberiſchen Fürſten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günſtige Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern und ihm jene glückliche Zuverſicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberfluſſes und der Freiheit reiften alle edleren Künſte. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngſt ſein goldenes Alter wie-

f) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil 562. Fiſchers G. d. t. Handels. II. 595 u. f. f.

der gegeben, verpflanzten die Niederländer die Mahlerei, die Baukunſt, die Schnitz- und Kupferſtecherkunſt in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländiſche Schule, eine Tochter der italieniſchen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinſchaftlich mit dieſer, der ſchönen Kunſt im ganzen Europa Geſetze. Die Manufakturen und Künſte, worauf die Niederländer ihren Wohlſtand hauptſächlich gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwürkerei, die Oelmahlerei, die Kunſt auf Glas zu mahlen, die Taſchen- und Sonnenuhren ſelbſt, wie Guicciardini behauptet, ſind urſprünglich niederländiſche Erfindungen; ihnen dankt man die Verbeſſerung des Kompaſſes, deſſen Punkte man noch jezt unter niederländiſchen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunſt in Harlem erfunden, und das Schickſal wollte, daß dieſe nützliche Kunſt ein Jahrhundert nachher, ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen ſollte. Mit dem fruchtbarſten Genie zu neuen Erfindungen verbanden ſie ein glückliches Talent, fremde und ſchon vorhandene zu verbeſſern; wenige mechaniſche Künſte und Manufakturen werden ſeyn, die nicht entweder auf dieſem Boden erzeugt, oder doch zu gröſſerer Vollkommenheit gediehen ſind.

Bis

Bis hieher waren die Provinzen der beneidenswürdigſte Staat in Europa. Keiner der burgundiſchen Herzoge hatte ſich einkommen laſſen, die Konſtitution umzuſtoſſen; ſelbſt Karls des kühnen verwegenem Geiſt, der einem auswärtigen Freiſtaat die Knechtſchaft bereitete, war ſie heilig geblieben. Alle dieſe Fürſten wuchſen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andre Erfahrung geben. Außerdem beſaſſen dieſe Fürſten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für ſie ins Feld ſtellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jezt veränderte ſich alles. Jezt waren ſie einem Herrn zugefallen, dem andre Werkzeuge und andre Hülfsquellen zu Gebote ſtanden, der eine fremde Macht gegen ſie bewaffnen konnte s). Karl der

s) Die unnatürliche Verbindung zweer ſo widerſprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier ſind, konnte nimmermehr glücklich ausſchlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwiſchen beiden angeſtellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern, ſagt er, konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denſelben Wegen herangewachſen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meiſten Dingen von einander ab, und ſtoßen, wo ſie zuſammentreffen, deſto heftiger gegen einander. Beide

fünfte ſchaltete willkührlich in ſeinen ſpaniſchen Staaten; in den Niederlanden war er nichts als der erſte Bür-

Beide hatten ſeit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß leztere jezt in einer üppigen Ruhe der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italieniſchen und afrikaniſchen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk iſt von Eroberungsſucht freier, aber keines vertheidigt ſein Eigenthum beſſer. Daher die zahlreichen in einen engen Erdſtrich zuſammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größern Strömen befeſtigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordiſchen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechſelte ſeinen Herrn weit öfter; als es zulezt in die Hände der Gothen fiel, hatten ſein Charakter und ſeine Sitten mehr oder weniger ſchon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieſer Vermiſchungen beſchreibt man uns dieſes Volk als das geduldigſte bey der Arbeit, das unerſchrockenſte in Gefahren, gleich lüſtern nach Reichthum und Ehre, ſtolz bis zur Geringſchätzung anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch ſo rachſüchtig und ausgelaſſen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewiſſen noch Ehre gälte. Alles dieſes iſt dem Niederländer fremd, der liſtig iſt, aber nicht tückiſch, der, zwiſchen Frankreich und Deutſchland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer ſanfteren Miſchung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungeſtraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung giebt er dem Spanier nichts nach; von dem Chriſtenthum, wozu er ſich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jezt die

Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete und je größer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidnen Menschheit herunter steigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen. Ehe wir uns der blinden Nothwendigkeit fügen,

die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja seine frommen Verschwendungen giengen so weit, daß man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angebohren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regiert seyn, aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gerne. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des Letztern den kastilianischen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 5 sqq.

fügen, verwandeln wir sie lieber in ein wollendes Wesen, das wir anfeinden können; wie viel mehr also dann, wenn es Freiheit ist, was unsre Freiheit begränzet.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie weitschweiffiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geists und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Schein von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders

ders iſt, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß ſie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrſcher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlſtand abzuwarten, näherte ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glück einer geſchloſſenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der fünfte führte ſie auf den Schauplatz der politiſchen Welt. Jezt machten ſie ein Glied des Rieſenkörpers aus, den die Ehrſucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigner Zweck zu ſeyn, der Mittelpunkt ihres Daſeyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder eine politiſche Handlung war, ſo mußte er vor allen Dingen ſeiner Gliedmaßen mächtig ſeyn, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er ſich alſo in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit wiederfahren laſſen, die ihre republikaniſche Umſtändlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenſchritt trat er den künſtlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte ſich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit.

heit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jezt ein unabhängiger Gerichtshof geweſen; er unterwarf ihn einem königlichen Rath, den er in Brüſſel niederſetzte, und der ein Organ ſeines Willens war. In das Herz ihrer Verfaſſung führte er Ausländer, denen er die wichtigſten Bedienungen anvertraute. Menſchen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als ſchlimme Hüter einer Gerechtſame ſeyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachſende Aufwand ſeiner kriegeriſchen Regierung nöthigte ihn, ſeine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintanſetzung ihrer heiligſten Privilegien, legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Anſehen zu retten, mußten bewilligen, was er ſo beſcheiden geweſen war nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeſchichte dieſes Monarchen in den Niederlanden iſt beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingefoderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konſtitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für ſeine Armeen werben, und verwickelte ſie in Kriege, die ihrem Intereſſe gleichgültig, wo nicht ſchädlich waren, und die ſie nicht gebilligt hatten. Er beſtrafte die Vergehungen eines Freiſtaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte

kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfaſſung bereits erlitten hatte. Einige Geſchichtſchreiber beſchuldigen ihn ſogar, daß er verſucht haben ſoll, die wichtigſten Freibriefe der Provinzen aus den Klöſtern und Archiven, wo ſie niedergelegt waren, heimlich entwenden zu laſſen — eine kleine und feige That von einem ſo großen Fürſten, doch aber zugleich ein Beweis, daß er dieſe Briefe noch fürchtete [b]!

Der Wohlſtand des Landes war in ſo weit geſichert, als er den Staatsentwürfen ſeines Beherrſchers nothwendig war; als Karls vernünftige Politik die Geſundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzuſtrengen ſich genöthigt ſah. Glücklicherweiſe führen die entgegengeſetzteſten Entwürfe der Herrſchſucht und der uneigennützigſten Menſchenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfarth, die ſich ein Markus Aurelius zum Ziele ſetzt, wird unter einem Ludwig und Auguſt gelegentlich befördert. Das Gebiet eines denkenden Deſpoten hat darum oft die lachende Auſſenſeite jenes geſegneten Landes, dem ein Weltweiſer das Geſetzbuch ſchrieb, und dieſer täuſchende Schein kann das Urtheil

b) A. Geſchichte der vereinigten Niederlande. II. Theil 348.

Urtheil des Geschichtschreibers irre führen. Aber er hebe die verführerische Hülle auf, so wird ein neuer Anblick ihn belehren, wie wenig bei der Macht des Staats das Wohl der Individuen zu Rath gezogen worden, und wie weit noch der Abstand ist von einem blühenden Reiche zu einem glücklichen. Karl der fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundveste Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfniß des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurücke, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid und Lissabon würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkührliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche

liche Spitze ſtellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüber ſchweifte, erſtieg die monarchiſche Gewalt die äuſſerſte Höhe des Deſpotismus.

Nichts iſt natürlicher als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch, oder das Volk, die durch eine glükliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer als andre in die blinde Herrſchaft eines dumpfen deſpotiſchen Glaubens ergeben, und ſich früher als andre wieder davon emporrichten. Noch ein andrer Umſtand mußte das Wachsthum der neuen Religion in dieſen Ländern begünſtigen. Italien, damals der Sitz der gröſten Geiſtesverfeinerung, ein Land, wo ſonſt immer die heftigſten politiſchen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildeſten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäiſchen Ländern beinahe am meiſten von dieſer Neuerung frei.

Aber einem romantiſchen Volk, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannichfaltigſten Zaubereien der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird, war eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthſel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröfnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch mahleriſche Formen in die Seele einſchmeicheln. Einem Volke im Gegentheil, das, durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichteriſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkoſten der Einbildungskraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet; einem ſolchen Volk wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: Die katholiſche Religion wird im Ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgeſetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutſchland, und Kalvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günſtigſte

ſtigſte Erdreich finden. Der Weg, auf welchem ſie dahin gelangte, war der nämliche, den die Peſt aus dem Oriente geht, den Weisheit und Thorheit zu uns wandeln — der Weg des Handels. Ihre erſten Keime wurden durch die proteſtantiſchen Kaufleute, die ſich in Amſterdam und Antwerpen ſammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutſchen und ſchweizeriſchen Truppen, welche Karl in dieſe Länder einführte, und die große Menge franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Flüchtlinge, die dem Schwerdt der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen ſuchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländiſchen Adels ſtudierte damals noch in Genf, weil die Academie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erſt geſtiftet werden ſollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die ſtudierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermiſchten geſchloſſenen Volk konnten dieſe erſten Keime erdrückt werden. — Der Zuſammenfluß ſo vieler und ſo ungleicher Nationen in den holländiſchen und brabantiſchen Stapelſtädten mußte ihr erſtes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beſchleunigen. Eine Verſchiedenheit in der Mei-

nung konnte leicht Raum gewinnen wo kein gemeinſchaftlicher Volkskarakter, keine Einheit der Sitten und der Geſetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitſamkeit die gerühmteſte Tugend, Bettelei das verächtlichſte Laſter war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchsſtand, lange anſtößig geweſen ſeyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher ſchon unendlich viel, daß ſie in dieſem Stücke die Meinung des Volks ſchon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunſt in dieſen Ländern einen ſchnelleren Umlauf gab; und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatraliſchen Vorſtellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verſpotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Anſehen der römiſchen Kirche zu ſtürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günſtige Aufnahme zu bereiten i).

Ihre erſten Eroberungen giengen zum Erſtaunen geſchwind; die Zahl derer, die ſich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen zu der neuen Sekte bekannten, iſt ungeheuer; noch aber über-

i) A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 399. ſiehe die Note.

überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebohrnen Niederländer. Karl der fünfte, der bei dieſer großen Glaubenstrennung die Parthie genommen hatte, die ein Deſpot nicht verfehlen kann, ſetzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichſten Mittel entgegen. Zum Glück für die verbeſſerte Religion war die politiſche Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menſchliche Vernunft ſo viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu ſchnell weggeriſſen, als daß der losbrechende Strom nicht über ſein angewieſenes Bette hätte austreten ſollen. Der wiederauflebende Geiſt der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jezt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiſerne Feſſeln brach, wollte man zulezt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jezt dem abentheuerlichſten Fanatismus eben ſo gut Gift, als der aufrichtigſten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den ſchlimmen Weg der Rebellion wählen müſſen, und jezt erfolgte, was immer erfolgen wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſeyn werden. Auch die ſchlimme

Sache, die mit jener nichts als das geſetzwidrige Mittel gemein hatte, durch dieſe Verwandſchaft dreiſter gemacht, erſchien in ihrer Geſellſchaft, und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach und ihre Altäre beraubte, hieß jezt Lutheraner. Die Faktion, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe, die ungeheuerſten Verbrecher bekannten ſich vor dem Richter zu ſeiner Sekte. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchoff zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen — eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen konnte, der ſchon ſo viele Urſachen hatte, ſie zu vertilgen — und kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte!

Karl mußte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutſchland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unſrer Fürſten gezwun-

gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch die grauſamſten Edikte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und Apoſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Geſpräche dieſes Inhalts zu Hauſe und über Tiſche waren in dieſen Edikten bei ſtrengen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden beſondre Gerichte niedergeſetzt, über die Vollſtreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war ohne Rückſicht ſeines Rangs, ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketzeriſche Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zuſammenkünften der Glaubensverbeſſerer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannsperſonen mit dem Schwerdt hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Dieſe fürchterliche Urtheilsſprüche konnte ſelbſt der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer ſeine Irrthümer abſchwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart k).

Die Lehengüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach

k) Thuan, Hiſt. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.

welchen es dem Erben geſtattet war, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches koſtbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht auſſerhalb ſeiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Gränzen der vaterländiſchen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Deſpotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr und Widerſpruch anzutaſten [1]).

Karl der fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in Deutſchland kühn gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen, und dachte ernſtlich darauf, die ſpaniſche Inquiſition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieſes Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillſtand. Die vornehmſten fremden Kaufleute ſtunden im Begriff, die Stadt zu verlaſſen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke ſtunden ſtille. Das Geld verlor ſich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieſer blühenden Handelsſtadt, wenn Karl der fünfte, durch die Vorſtellungen

1) A. G. d. v. N. II. B. 547.

lungen der Stadthalterin überführt, dieſen gefährlichen Anſchlag nicht hätte fallen laſſen. Dem Tribunal wurde alſo gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquiſition gegen die mildere Benennung geiſtlicher Richter vertauſcht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieſes Tribunal fort, mit dem unmenſchlichen Deſpotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich iſt. Man will berechnet haben, daß während Karls des fünften Regierung funfzig tauſend Menſchen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen ſind m).

Wirft man einen Blick auf das gewaltſame Verfahren dieſes Monarchen, ſo hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung ſo wüthend hervorbrach, während der ſeinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird dieſen Umſtand aufklären. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländiſchen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majeſtät ſeines Namens ſchloß ihren Schiffen alle Häfen auf,

m) Meteren. I. Th. I. Buch. 56. 57. Grot. Annal. Belg. L. I 12. Der letztere nennt hunderttauſend. A. G. d. v. N. II. Th. 519.

reinigte für ſie alle Meere, und bereitete ihnen die günſtigſten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten ſie die Oberherrſchaft der Hanſa in der Oſtſee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutſchland, die nunmehr Einen Beherrſcher mit ihnen theilten, waren gleichſam als Provinzen ihres eigenen Vaterlands zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen ſechs Provinzen mit der burgundiſchen Erbſchaft vereinigt und dieſem Staat einen Umfang, eine politiſche Wichtigkeit gegeben, die ihn den erſten Monarchieen Europens an die Seite ſetzte [n]). Dadurch ſchmei-

n) Er war auch einmal willens, ihn zu einem Königreich zu erheben; aber die weſentlichen Verſchiedenheiten der Provinzen unter einander, die ſich von Verfaſſung und Sitte bis zu Maaß und Gewicht erſtreckten, brachten ihn von dieſem Vorſatz zurück. Weſentlicher hätte der Dienſt werden können, den er ihnen durch den burgundiſchen Vertrag leiſtete, worin ihr Verhältniß zu dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt wurde. Dieſem Vertrage gemäß ſollten die ſiebenzehn Provinzen zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des deutſchen Reichs zweimal ſo viel als ein Churfürſt, zu einem Türkenkriege dreimal ſoviel beitragen; dafür aber den mächtigen Schutz dieſes Reichs genießen, und an keinem ihrer beſondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter ſeinem Sohne die politiſche Verfaſſung der Provinzen umänderte, hob dieſen Vergleich wieder auf, der des geringen Nutzens wegen, den er geleiſtet, keiner weitern Erwähnung verdient.

ſchmeichelte er dem Nationalſtolze dieſes Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen ſeiner Herrſchaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in dieſen Provinzen auf, die ſo lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ ſie alle Früchte ihrer Betriebſamkeit ärndten. Karl alſo war ein Wohlthäter dieſer Völker. Der Glanz ſeiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf ſie zurückfloß, ihre republikaniſche Wachſamkeit beſtechen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutſchlands, Frankreichs, Italiens und Afrika's umgab, erſchröckte die Faktionen. Und dann — wem iſt es nicht bekannt, wie viel der Menſch — er heiße Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln! Seine öftere perſönliche Gegenwart in dieſen Ländern, die er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, zu zehen verſchiedenen malen beſuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte ſtrenger und fertiger Juſtiz unterhielten das Schrecken der ſouverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schooß er erwachſen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das natürliche ihres Karakters

und

und Umgangs gab ihm eine angenehme Erhohlung von der ſtrengen ſpaniſchen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete ſich in ſeinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Zeremoniel, die unnatürliche Scheidewand zwiſchen König und Volk, war aus Brüſſel verbannt. Kein ſcheelſüchtiger Fremdling ſperrete ihnen den Zugang zu ihrem Fürſten — der Weg zu ihm gieng durch ihre eignen Landsleute, denen er ſeine Perſon anvertraute. Er ſprach viel und gerne mit ihnen; ſein Anſtand war gefällig, ſeine Reden verbindlich. Dieſe kleinen Kunſtgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß ſeine räuberiſchen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß ſeine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, ſeine Statthalter preßten, und ſeine Nachrichter ſchlachteten, verſicherte er ſich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gerne hätte Karl dieſe Zuneigung der Nation auf ſeinen Sohn Philipp forterben geſehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in ſeiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüſſel ſeinem künftigen Volk. An dem feierlichen Tag ſeiner Thronentſagung empfohl er ihm dieſe Länder als die reichſten Steine in ſeiner Krone, und ermahnte ihn ernſtlich, ihrer Verfaſſung zu ſchonen.

Philipp

Philipp der zweite war in allem, was menſchlich iſt, das Gegenbild ſeines Vaters. Ehrſüchtig wie dieſer, aber weniger bekannt mit Menſchen und Menſchenwerth, hatte er ſich ein Ideal von der königlichen Herrſchaft entworfen, welches Menſchen nur als dienſtbare Organe der Willkühr behandelt, und durch jede Aeußerung von Freiheit beleidiget wird. In Spanien gebohren, und unter der eiſernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachſen, foderte er auch von andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die ſein Karakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte ſein Temperament und ſeine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien ſeine Herrſchſucht verwundeten. Er ſprach keine andre als die ſpaniſche Sprache, duldete nur Spanier um ſeine Perſon und hieng mit Eigenſinn an ihren Gebräuchen. Umſonſt, daß der Erfindungsgeiſt aller flandriſchen Städte, durch die er zog, in koſtbaren Feſten wetteiferte, ſeine Gegenwart zu verherrlichen o). — Philipps Auge blieb finſter, alle Verſchwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergieſſungen

o) Die Stadt Antwerpen allein verſchwendete bey dieſer Gelegenheit 260000 Goldgulden. Meteren. I. Th. I. B. 21, 22.

gen der redlichſten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in ſeine Mienen locken p).

Karl verfehlte ſeine Abſicht ganz, da er ſeinen Sohn den Flämingern vorſtellte. Weniger drückend würden ſie in der Folge ſein Joch gefunden haben, wenn er ſeinen Fuß nie in ihr Land geſetzt hätte. Aber ſein Anblick kündigte es ihnen an; ſein Eintritt in Brüſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an dies Volk diente jezt nur dazu, den hochmüthigen Ernſt ſeines Sohns deſto widriger zu erheben. Nunmehr hatten ſie das Geſchöpf geſehen, von welchem nachher ihre Leiden ausgiengen. Das heilige Schrecken, welches Verborgenheit und Ferne ihm geliehen haben würden, war mit ſeiner Gegenwart verſchwunden. Er ſtand vor ihrem Gedächtniß, ein Menſch wie ſie, und ein kleiner Menſch. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freiheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf- und nieder wälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tirannen in ihm zu finden, und gerüſtet, ihm zu begegnen.

Die

p) A. G. d. v. N. II. 514.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der fünfte herunter ſtieg. Vor einer feierlichen Verſammlung in Brüſſel löſ'te er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn euch mein „Tod“ (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den „Beſitz dieſer Länder geſetzt hätte, ſo würde mir ein „ſo koſtbares Vermächtniß ſchon einen großen An„ſpruch auf eure Dankbarkeit geben. Aber jezt, da „ich ſie euch aus freier Wahl überlaſſe, da ich zu „ſterben eile, um euch den Genuß derſelben zu „beſchleunigen, jezt verlange ich von euch, daß „ihr dieſen Völkern bezahlet, was ihr mir mehr „dafür ſchuldig zu ſeyn glaubt. Andre Fürſten „wiſſen ſich glücklich mit der Krone, die der Tod „ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Dieſe „Freude will ich noch ſelbſt mit genießen, ich will „euch leben und regieren ſehen. Wenige werden „meinem Beiſpiele folgen, wenige ſind mir darin „vorangegangen. Aber meine Handlung wird lo„benswürdig ſeyn, wenn euer künftiges Leben meine „Zuverſicht rechtfertigt, wenn ihr nie von der „Weisheit weichet, die ihr bisher bekannt habt, „wenn ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerſchüt„terlich verharret, der die feſteſte Säule eures Thro„nes iſt. Noch eines ſetze ich hinzu. Möge der

„Him-

„Himmel auch euch mit einem Sohne beſchenkt ha„ben, dem ihr die Herrſchaft abtreten könnet — „aber nicht müſſet.“

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, knieete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfieng den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letztenmal. Es weinte alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde q).

Dieſem rührenden Gauckelſpiel folgte bald ein anders. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Phi„lipp, von Gottes Gnaden, Prinz von Spanien, „beyden Sicilien u. ſ. f. gelobe und ſchwöre, daß ich in „den Ländern, Grafſchaften, Herzogthümern u. ſ. f. ein „guter und gerechter Herr ſeyn, daß ich aller Edeln, „Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und „Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen „worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkom„men, Gebräuche und Rechte, die ſie jezt überhaupt „und insbeſondere haben und beſitzen, wohl und ge„treu-

q) Strad Dec. I. L. I. 4. 5. Meteren. I. B. I. Buch 28. Thuan. Hiſt. P. I. L. XVI. 769.

„treulich halten und halten laſſen, und ferner alles „dasjenige üben wolle, was einem guten und gerech„ten Prinzen und Herrn von rechtswegen zu„kommt. So müſſe mir Gott helfen und alle ſeine „Heiligen r)!“

Die Furcht, welche die willkührliche Regierung des Kaiſers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen ſeinen Sohn, ſind ſchon in dieſer Eidesformel ſichtbar, die weit behutſamer und beſtimmter verfaßt war, als Karl der fünfte ſelbſt und alle burgundiſche Herzoge ſie beſchworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leiſteten s), wird ihm kein andrer Gehorſam verſprochen, als der mit den Privilegien des Landes beſtehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beiſtand zu rechnen, wenn ſie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in dieſem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der gebohrne Fürſt nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiſer gewünſcht

r) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil 515.
s) Ebendaſ. 516.

wünſcht hatte. Beweiſe genug, wie klein die Erwartungen waren, die man ſich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

Nach Beendigung dieſes letzten Geſchäfts verließ Karl der fünfte ſeine königliche Wohnung in Brüſſel, und bezog ein Privathaus, bis er die Reiſe nach ſeinem Zufluchtsorte antreten konnte. Dahin ſicherte er ſeinen Ehrgeiz, dem der neue Kampf mit der Widerwärtigkeit zu bedenklich war. Dem unſichtbaren Weſen, das die Weltgeſchichte lenkt, gefällt es zuweilen, mit dem Uebermuth des Menſchen zu ſpielen, und auf ſeiner Waage zu würdigen, was wir trefflich und göttlich nennen. Das merkwürdige Leben, das der Geſchichte auf viele Jahrhunderte ihre Richtung vorzeichnete, endigte mit einem Faſtnachtſpiel. Eine kindiſche Reue war der Preiß ſo vieler mühevollen Jahre, und der Undank des Einzigen, für den ſie gearbeitet hatten.

Philipp der zweite empfieng die Niederlande in der höchſten Blüthe ihres Wohlſtandes. Er war der erſte ihrer Fürſten, der ſie vollzählig antrat. Sie beſtanden nunmehr aus ſiebenzehen Landſchaften, den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den ſieben Grafſchaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen,

Zütphen, Holland und Seeland, der Marggrafſchaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der an innern Leben und Reichthum mit den erſten europäiſchen Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals ſtand, konnte ihr Handel nicht mehr ſteigen. Ihre Goldgrube war über der Erde aber ſie war unerſchöpflicher und reicher, als alle Minen in ſeinem Amerika. Dieſe ſiebenzehn Provinzen, die zuſammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und ſich nicht über dreihundert flandriſche Meilen erſtrecken, brachten ihrem Beherrſcher nicht viel weniger ein, als ganz Brittannien ſeinen Königen trug, ehe dieſe noch die geiſtlichen Güter zu ihrer Krone ſchlugen. Dreihundert und funfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke feſt, und ohne Mauern geſchloſſen; ſechstauſend dreihundert größere Flecken; geringere Dörfer, Meiereien und Bergſchlöſſer ohne Zahl vereinigen dieſes Reich in eine einzige blühende Landſchaft t). Eben jezt ſtand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten

t) Strad. Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan. II. 482.

das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geistes erschien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengeren Himmel gekältet, läßt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdaurende Geduld, Geschenke dieser nordlicheren Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden seines Gewerbes, und seiner Freiheit liebliche Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanfteren Mischungen mit menschlicheren Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tirannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterin der Regierung als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlicheren Probe versuchen, und sieche, gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

Ein Staat wie dieser konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauren, wenn das dringende Bedürfniß seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröfnete. Karl der fünfte verließ ihm eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden

den war. Das königliche Anſehen hatte ſich merklich über die republikaniſche Macht erhoben, und dieſe zuſammengeſetzte Maſchiene konnte nunmehr beinahe ſo ſchnell und ſicher in Bewegung geſetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, ſonſt ſo mächtige Adel folgte dem Souverain jezt willig in ſeinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majeſtät. Die verſchlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erſchaffen, von denen ſie allein die Vertheilerin war. Neue Leidenſchaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikaniſcher Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüſtigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumſchränkter Satrap eines unumſchränkten Herrn zu drücken, oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habſucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertſten und tauſendſten Theil der Souverainität auf dem Reichstag mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdieß in Armuth und ſchwere Schulden verſunken. Unter dem ſcheinbaren Vorwand von Ehrenbezeugungen hatte ſchon Karl der fünfte die gefährlichſten Vaſallen der Krone durch koſtbare Geſandtſchaften an fremde Höfe geſchwächt. So wur-

de Wilhelm von Oranien mit der Kaiſerkrone nach Deutſchland, und Graf von Egmont nach England geſchickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu ſchließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwiſchen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Eliſabeth zu ſtiften. Die Unkoſten dieſer Reiſe beliefen ſich auf dreihundert tauſend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller erſetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkoſten tragen, die dieſe Würde nothwendig machte. Wenn fremde Geſandten oder Fürſten nach Brüſſel kamen, lag es den niederländiſchen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein ſpeiſte, und niemals öffentliche Tafel gab. Die ſpaniſche Politik hatte noch ſinnreichere Mittel erfunden, die reichſten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erſchien Einer von den kaſtilianiſchen Großen in Brüſſel, wo er eine Pracht verſchwendete, und einen Aufwand machte, der ſein Vermögen weit überſtieg. Ihm darin nachzuſtehen, hätte in Brüſſel für einen unauslöſchlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte ihn zu übertreffen, und erſchöpfte in dieſen theuern Wettkämpfen

pfen ſein Vermögen, indeſſen der Spanier noch zu rechter Zeit wieder nach Hauſe kehrte, und die Verſchwendung eines einzigen Jahrs durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmling um den Preiß des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländiſchen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verſtand. Freilich ſchlugen dieſe Künſte nachher nicht ſo glücklich für ſie aus, als ſie berechnet hatte; denn eben dieſe drückende Schuldenlaſten machten den Adel jeder Neuerung günſtiger, weil derjenige, welcher alles verloren, in der allgemeinen Verwüſtung nur zu gewinnen hat u).

Die Geiſtlichkeit war von je her eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es ſeyn. Ihre goldne Zeit fiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und, wie jene, ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit erndten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer, blinde Ergebung in Tirannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Deſpotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder.

u) Reidanus. L. I. 2.

der. Die Biſchöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majeſtät, und immer bereit, dem Nutzen der Kirche, und dem Staatsvortheil des Souverains das Intereſſe des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfre Beſatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigſten Stütze ſo ungewiß waren. Wie wenig erfoderte es alſo, dieſes Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Verſehen ſeyn, wodurch es zu Grunde gieng!

So groß Philipps Einfluß in dieſen Ländern war, ſo großes Anſehen hatte die ſpaniſche Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte ſich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichſter Nachbar, durch einen ſchweren Krieg, und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindiſchen Regierung ihr Haupt erhuben, gieng ſchon mit ſchnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abſcheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Eliſabeth von England ihren eignen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Partheien, ihre neue noch unbefeſtigte

ſtigte Kirche gegen die verborgenen Verſuche der Vertriebenen ſchützen. Erſt auf ihren ſchöpferiſchen Ruf ſollte dieſer Staat aus einer demüthigen Dunkelheit ſteigen, und die lebendige Kraft, womit er ſeinen Nebenbuhler endlich darnieder ringt, von der fehlerhaften Politik dieſes letztern empfangen. Das deutſche Kaiſerhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das ſpaniſche geknüpft; und das nachtheilige Kriegsglück Solimans zog ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Oſten als auf den Weſten von Europa; Dankbarkeit und Furcht verſicherten Philipp die italieniſchen Fürſten, und das Conclave beherrſchte ſeine Geſchöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbariſcher Nacht, oder ſiengen nur eben an, Geſtalt anzunehmen, und das Staatsſyſtem von Europa kannte ſie nicht. Die geſchickteſten Generale, zahlreiche ſieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine, und der reiche goldne Tribut, der nun erſt anfieng, regelmäßig und ſicher aus Weſtindien einzulaufen — welche furchtbare Werkzeuge in der feſten und ſteten Hand eines geiſtreichen Fürſten! Unter ſo glücklichen Sternen eröfnete König Philipp ſeine Regierung.

Ehe wir ihn handeln ſehen, müſſen wir einen flüchtigen Blick in ſeine Seele thun, und hier einen

Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; diese konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus, Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts flieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterin, als Erretterin, ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andre Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwerdt

gegen

gegen Tauſende wüthen, und er ſelbſt verſpottete in der Perſon des Pabſts, ſeines Gefangenen, den Lehrſatz, dem er Menſchenblut opferte; Philipp entſchließt ſich zu dem gerechteſten Kriege gegen dieſen nur mit Widerwillen und Gewiſſensfurcht, und begiebt ſich aller Früchte ſeines Sieges, wie ein reuiger Miſſethäter ſeines Raubs. Der Kaiſer war Barbar aus Berechnung, ſein Sohn aus Empfindung. Der erſte war ein ſtarker und aufgeklärter Geiſt, aber vielleicht ein deſto ſchlimmerer Menſch; der zweite war ein beſchränkter und ſchwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten beſſere Menſchen geweſen ſeyn als ſie wirklich waren, und im Ganzen nach denſelben Maaßregeln gehandelt haben. Was wir dem Karakter der Perſon zur Laſt legen, iſt ſehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menſchlichen Natur. Eine Monarchie von dieſem Umfang war eine zu ſtarke Verſuchung für den menſchlichen Stolz, und eine zu ſchwere Aufgabe für menſchliche Kräfte. Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trift der Menſch in

der Lage des Schöpfers? Der Menſch kömmt durch Klaſſifikation ſeiner Beſchränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blick die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hofnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe Einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtrakt verwandelt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der menſchlichen Willkühr verwirrt ihren Beherrſcher jezt nicht mehr — jezt giebt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jezt giebt es eine Gränze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitende Bewegungen des Willens zulezt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Deſpotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hülfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. Philipp mußte um ſo vielmehr Deſpot ſeyn, als ſein Vater, um ſo viel enger ſein Geiſt war; oder mit andern Worten, er mußte ſich um ſo viel ängſtlicher an allgemeine

meine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabſteigen konnte. Was folgt aus dieſem allem? Philipp der zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfaſſung, weil Er ohne dieſe nicht regieren konnte.

Und doch würde er ſeine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachſicht eröfnet haben, wenn er ſie früher angetreten hätte. In dem Urtheil, das man gewöhnlich über dieſen Fürſten fällt, ſcheint man auf einen Umſtand nicht genug zu achten, der bei der Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens billig in Betrachtung kommen ſollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den ſpaniſchen Thron beſtieg, und ſein frühe reifer Verſtand hatte vor der Zeit ſeine Volljährigkeit beſchleunigt. Ein Geiſt wie der ſeinige, der ſeine Reife fühlte, und mit größern Hofnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters und die Willkühr des Alleinherrſchers mußte den ſelbſtzufriedenen Stolz dieſes Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, ſeinen Geiſt von kleineren Leidenſchaften abzuzie-

zuziehen, und den ſtrengen Ernſt ſeines Karakters zu unterhalten, aber auch gerade ſparſam genug, ſein Verlangen nach der unumſchränkten Gewalt deſto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Beſitz nahm, hatte ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die ſüße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchſten Gewalt überraſcht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder ſanfteren Regung öfnet, und dem die Menſchheit ſchon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längſt vorbei oder niemals geweſen. Sein Karakter war gehärtet, als ihn das Glück auf dieſe wichtige Probe ſtellte, und ſeine beveſtigten Grundſätze widerſtunden dieſer wohlthätigen Erſchütterung. Funfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, ſich zu dieſem Uebergang anzuſchicken, und anſtatt bey den Zeichen ſeines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen ſeiner Regierung im Rauſch einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelaſſen und ernſthaft genug, ſogleich in den gründlichen Beſitz ſeiner Macht einzutreten, und durch ihren vollſtändigſten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Philipp der zweite ſahe ſich nicht ſobald durch den Frieden von Chateau-Cambreſis im ruhigen Be-

Beſitz ſeiner Reiche, als er ſich ganz dem großen Werk der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht ſeiner niederländiſchen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche ſein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen laſſen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und ſchreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquiſition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber ſein Werk ſchien ihm kaum zur Hälfte vollendet, ſo lange er die ſpaniſche Inquiſition nicht in ihrer ganzen Form in dieſe Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran ſchon der Kaiſer geſcheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung iſt dieſe ſpaniſche Inquiſition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geiſtlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen ſteht. Inquiſition hat es gegeben, ſeitdem die Vernunft ſich an das Heilige wagte, ſeitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beiſpiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeſchröckt hatten, baute ihr Innocentius der dritte einen eigenen Richterſtuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weiſe die geiſtliche Aufſicht und Unterweiſung von der ſtrafenden Gewalt. Um deſto

ſicherer

ſicherer zu ſeyn, daß kein Menſchengefühl und keine Beſtechung der Natur die ſtarre Strenge ihrer Statuten auflöſe, entzog er ſie den Biſchöffen und der ſekulariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hieng, um ſie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbaren Kreaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfiengen ſie; ein Franziskanermönch ſaß bei dem fürchterlichen Urtheil über die Tempelherrn zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöffe übten die geiſtliche Cenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Cöln zu wenden x).

Aber die Inquiſition, welche jezt gemeynt iſt, kam aus dem Weſten von Europa, anders in ihrem Urſprung, und anders an Geſtalt. Der lezte mauriſche

x) Hopper Memoires d. Troubles de Pays-bas. in Vita Vigl. 65 ſq.

riſche Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der ſarazeniſche Gottesdienſt endlich dem überlegenen Glück der Chriſten gewichen. Aber neu und noch wenig befeſtigt war das Evangelium in dieſem jüngſten chriſtlichen Königreich, und in der trüben Miſchung ungleichartiger Geſetze und Sitten hatten ſich die Religionen noch nicht geſchieden. Zwar hatte das Schwerdt der Verfolgung viele tauſend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsſtriche der Heimath gehalten, kaufte ſich mit dem Gaukelſpiel verſtellter Bekehrung von dieſer ſchrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an chriſtlichen Altären fort, ſeinem Mahomed und Moſes zu dienen. So lange es ſeine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; ſo lange der neue Chriſt im innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Thron nicht gewiſſer, als dem römiſchen Stuhl. Jezt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Zeremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von

Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze begraben worden, und bei dem fortdaurenden Einfluß des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Karakters zerschlagen, an die er aufs innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheime Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen, und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen; von denen sie Stärke empfangen, und denen sie geben. Diese Verbindung mußte jezt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede vor den menschlicheren Gerichten, die ihren

Namen

Namen führen, die spanische nennen. Ihre Einsetzung fällt in das Ministerium des Kardinal Ximenes; ein Dominikanermönch, Torquemada, eröffnete diesen schrecklichen Gerichtshof zuerst, gründete seine Statuten, und vermachte in ihm seinem Orden der Menschheit ewigen Fluch. Bald wurde aus einem Werkzeuge despotischer und hierarchischer Unterdrückung ein Instrument der Habsucht. Die ungeheuren Summen, die durch Einziehung der Güter in den königlichen Fiskus fielen, waren eine fürchterliche Lockung für Ferdinand; die Inquisition gab ihm einen Schlüssel zum Vermögen aller seiner Unterthanen in die Hände, wie sie das Organ seiner Gewalt und das starke Band war, woran er die Mächtigen hielt. Das Tribunal stand unerschütterlich fest, weil es durch die vereinigte Kraft der zwo mächtigsten Leidenschaften gehalten wurde.

Die Vernunft unter den blinden Glauben herab zu stürzen, und die Freiheit des Geists durch eine todte Einförmigkeit zu zerstören, war das Ziel, worauf dieses Institut hinarbeitete; seine Werkzeuge dazu waren Schrecken und Schande. Bis ins Gebiet der geheimsten Gedanken dehnte es seine unnatürliche Gerichtsbarkeit aus. Jede Leidenschaft stand in seinem Solde; Freundschaft, ehliche Liebe und alle Triebe der Natur wußte es zu

seinem Zwecke zu brauchen; seine Schlingen lagen in jeder Freude des Lebens. Wohin es seine Hercher nicht bringen konnte, versicherte es sich der Gewissen durch Furcht, ein dunkler Glaube an seine Allgegenwart fesselte die Freiheit des Willens, selbst in den Tiefen der Seele. Alle Instinkte der Menschheit beugte es unter das Formular eines willkührlichen Glaubens; alle Ansprüche an seine Gattung waren für einen Ketzer verscherzt, mit der leichtesten Untreue an der Kirche hatte er sein Geschlecht ausgezogen. Die heilsamen Schauer des Instinkts, womit uns der Urheber unsers Wesens gegen unnatürliche Verbrechen gewaffnet hat, trug es willkührlich auf ein elendes Priesterwerk über; ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie. Kein Schicksal konnte seine Opfer ihm unterschlagen, an Leichen, an Gemählden wurden seine Sentenzen vollstreckt, vor dem Arme der Inquisition war das Grab selbst keine Zuflucht, und die Schuld des Vaters lebte fort im Elend ganzer Generationen.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilsprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstrecket. Sie fällt die Sinne mit neuen, ausgesuchten und unterirdischen Schrekken an, von den Phantomen entlehnt, die sie selbst

in

in einer kranken und kindiſchen Einbildung niederlegte; und vermengt das wirkliche Entſetzen der Gegenwart mit einem Gauckelſpiel aus künftigen Welten. Indem ſie lächerliches mit fürchterlichem paart und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleiten den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande, und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemahlt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen, und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele. Ein Knebel ſperrt ſeinen Mund, und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in lindernden Klagen zu kühlen, das erſtorbene Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken, und die Geheimniſſe des heili-

gen Gerichts auszuſagen. An ihn ſchließt ſich die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beſchließen den ſchauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet wird, und es iſt ein lebendiger Menſch, deſſen Qualen jezt das Volk ſo ſchauderhaft unterhalten ſollen. Gewöhnlich werden dieſe Hinrichtungen auf hohe Feſte gerichtet, wozu man eine beſtimmte Anzahl ſolcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauſes zuſammenſpart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann ſind ſelbſt die Könige zugegen. Sie ſitzen mit unbedecktem Haupt auf einem niedrigeren Stuhle, als der Großinquiſitor, dem ſie an einem ſolchen Tage den Rang über ſich geben — und wer wird nun für einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majeſtät ſelbſt verſinkt y)?

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Kalvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche dieſem Gericht ſeine erſte Entſtehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine König-

y) Burgund. Hiſtor. Belg. 126. 127. Hopper 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9 ſq. Eſſay ſur les Moeurs. Tom. III. Inquiſition.

Königreich Grenada von den ſchwachen Ueberreſten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jezt das Bedürfniß der ganzen katholiſchen Chriſtenheit. Alle Inquiſitionen in Portugal, in Italien, Deutſchland und Frankreich nahmen die Form der ſpaniſchen an; ſie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein ſchreckliches Tribunal, deſſen unmenſchliche Proceduren uns noch in der Beſchreibung durchſchauern. Wohin ſie ihren Fuß ſetzte, folgte ihr die Verwüſtung; aber ſo, wie in Spanien, hat ſie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat, aber Jahrhunderte werden hingehen, eh' ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche trefliche Nation hat ſie mitten auf dem Weg zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsſtrich, worin es einheimiſch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſt eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den erſten Inquiſitor ſezte Karl der fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren

ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er ſelbſt war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des ſechſten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der ſiebente, drei Inquiſitoren für alle Niederländiſche Provinzen, und Paul der dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhe erhielten. Im Jahr 1530 wurden mit Zuziehung und Genehmigung der Stände die Edikte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſahe ſich Karl der fünfte durch das ſchnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, dieſe Edikte zu erneuern und zu ſchärfen, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte, und ihr auch glücklich entgieng. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war nach dem Genius des Landes menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtſchnur dienten ihr die Edikte, welche jedermann kannte; und eben darum fand man ſie weniger anſtößig, weil ſie, ſo ſtreng ſie auch richtete, doch der Willkühr weniger unterworfen ſchien, und ſich nicht, wie die ſpaniſche Inquiſition, in Geheimniß hüllte.

Aber

Aber eben dieſer letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil ſie ihm das geſchickteſte Werkzeug zu ſeyn ſchien, den Geiſt dieſes Volks zu verderben, und für eine deſpotiſche Regierung zuzubereiten. Er fieng damit an, die Glaubensverordnungen ſeines Vaters zu ſchärfen, die Gewalt der Inquiſitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkührlicher, und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der ſpaniſchen Inquiſition wenig mehr als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoos der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis ſeiner Familie herauszuſtehlen, und das ſchwächſte Zeugniß berechtigte zu der Folterung. Wer in dieſen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geſetze hörten ihm auf. Ihn meynte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenſeits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnſinn nach Geſetzen, die für Menſchen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent ſeinen Kläger, und ſehr ſelten ſein Verbrechen; ein ruchloſer teufeliſcher Kunſtgriff, der den Unglücklichen zwang, auf ſeine Verſchuldung zu rathen, und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Ueberdruß einer langen lebendigen Beerdigung Vergehungen auszuſagen, die vielleicht

nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen ſie berührte, hatte der weltliche Arm verloren. Dieſem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verſtattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollſtrecken. Die Folgen dieſes Inſtituts mußten unnatürlich und ſchrecklich ſeyn. Das ganze zeitliche Glück, ſelbſt das Leben des unbeſcholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jezt die gefährliche Lockung einer unſichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöſt, alle des Bluts und der Liebe. Ein anſteckendes Mißtrauen vergiftete das geſellige Leben, die gefürchtete Gegenwart eines Lauſchers erſchröckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannſchaften, Verbrüderungen, Eide ſelbſt, und alles was Menſchen für heilig achten, war in ſeinem Werthe gefallen. — Dieſem

Schick-

Schickſale unterwarf man eine große blühende Handelsſtadt, wo hunderttauſend geſchäftige Menſchen durch das einzige Band des Vertrauens zuſammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geiſt der Gewinnſucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundſäulen der Geſelligkeit umgeriſſen, wo Geſelligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer iſt [2]).

Kein Wunder, daß ein ſo unnatürliches Gericht, das ſelbſt dem duldſameren Geiſt der Spanier unerträglich geweſen war, einen Freiſtaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die ſpaniſche Kriegsmacht, die auch nach wiederhergeſtelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichskonſtitution zuwider, die Gränzſtädte anfüllte. Karln dem fünften hatte man dieſe Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einſah, und mehr auf ſeine guten Geſinnungen baute. Jezt erblickte man in dieſen Truppen nur die fürchterlichen Zurüſtungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine anſehnliche Reuterei, von Eingebohrnen errichtet, war

2) Grotius. L. I. 9. 10.

war zum Schutze des Landes hinreichend und machte dieſe Ausländer entbehrlich. Die Zügelloſigkeit und Raubſucht dieſer Spanier, die noch große Rückſtände zu fodern hatten und ſich auf Unkoſten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, ſie von den Gränzen zuſammenzuziehen und in die ſeeländiſchen Inſeln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüſtet wurden, gieng ihre Vermeſſenheit ſo weit, daß die Einwohner aufhörten an den Dämmen zu arbeiten und ihr Vaterland lieber dem Meer überlaſſen wollten als länger von dem viehiſchen Muthwillen dieſer raſenden Leute leiden a).

Sehr gerne hätte Philipp dieſe Spanier im Lande behalten, um durch ſie ſeinen Edikten mehr Kraft zu geben und die Neuerungen zu unterſtützen, die er in der niederländiſchen Verfaſſung zu machen geſonnen war. Sie waren ihm gleichſam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er eine Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unverſucht, dem anhaltenden Zudringen der

a) Allg. G. d. v. Niederlande. III. Band. 21. Buch. S. 23 u. f. f.

der Reichsſtände auszuweichen, welche dieſe Spanier entfernt wiſſen wollten, und erſchöpfte bey dieſer Gelegenheit alle Hülfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das von wüthenden Faktionen zerriſſen, ſich gegen einen einheimiſchen Feind kaum behaupten kann; bald ſollen ſie ſeinen Sohn Don Karles an der Gränze in Empfang nehmen, den er nie willens war aus Kaſtilien zu laſſen. Ihre Unterhaltung ſoll der Nation nicht zur Laſt fallen, er ſelbſt will aus ſeiner eignen Chatoulle alle Koſten davon beſtreiten. Um ſie mit deſto beſſerm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückſtändigen Sold zurück, da er ſie doch ſonſt den einheimiſchen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuſchläfern, und den allgemeinen Unwillen zu verſöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont den Oberbefehl über dieſe Truppen an; beyde aber ſchlugen ſeinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß ſie ſich nie entſchließen würden, gegen die Geſetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, ſeine Spanier im Lande zu laſſen; deſto hartnäckiger beſtunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf

folgen-

folgenden Reichstag zu Gent mußte er mitten im Kreis ſeiner Höflinge eine republikaniſche Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die Laſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfte die Nothwendigkeit unſre Geduld, in der Ruhe unterliegen wir ſeinen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermocht hat? Hier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und ſchreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüſte, und darum haſt du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn du ſie nicht von dieſen Zerſtöhrern erlöſeſt? Vielleicht willſt du dich gegen einen Ueberfall unſrer Nachbarn verwahren? Dieſe Vorſicht iſt weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voraneilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfre Niederländer zu deinen Dienſten, denen dein Vater, in weit ſtürmiſcheren

miſcheren Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jezt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrhunderte lang deinen Verfahren unverletzlich gehalten haben? Sollten ſie nicht vermögend ſeyn, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hülfe ſendeſt?" Dieſe Sprache war dem König zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer" rief er endlich „will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?" Zugleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jezt wäre dieſes freilich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs

ſie

ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte b).

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht c). Italien, beide Indien, und alle Provinzen dieſer ungeheuren Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeiz geöfnet, nur von der reichſten unter allen ſchließ ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Biſchoff von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jezt ſollte auch der Graf von Feria, ein Kaſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn

b) Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. I. p. 1. Meteren I. Theil. I. Buch 47.

c) Reidan. L. I. p. 1.

ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine deſpotiſche Allmacht ſcheiterte diesmal an den Künſten Wilhelms von Oranien und der Feſtigkeit der Staaten [d]).

So kündigte Philipp den Niederlanden ſeine Regierung an, und dies waren ihre Beſchwerden, als er im Begriff ſtund ſie zu verlaſſen. Lange ſchon ſehnte er ſich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo ſo vieles ſeine Neigungen beleidigte, ſein deſpotiſcher Geiſt an den Geſetzen der Freiheit ſo ungeſtüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich dieſe Entfernung, die Rüſtungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fieng an, ſeinen Herrn zu vermiſſen. Die Wahl eines oberſten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jezt noch beſchäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte ſeit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn dieſe Stelle bekleidet, welche aber, ſo lange der König in den Niederlanden ſelbſt anweſend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abweſenheit machte ſie zu dem wichtigſten Amt in der Monarchie und dem glänzendſten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur ſtreben konnte. Jezt ſtand ſie durch die Entfernung des Herzogs erledigt,

den

d) Grot. Annal. L. I. p. 13.

den der Friede von Chateau-Cambreſis wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt hatte. Die beinahe unumſchränkte Gewalt, welche dem Oberſtatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntniſſe, die ein ſo ausgedehnter und delikater Poſten erfoderte, vorzüglich aber die gewagten Anſchläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen ſollte, mußten nothwendig dieſe Wahl erſchweren. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberſtatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen ſiebenzehn Provinzen zugleich gebürtig ſeyn kann, ſo iſt es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eiferſucht eines Brabanters, würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von ſeiner Gränze zu Hauſe wäre, kein gröſſeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andre Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein gebohrner Brabanter, zum Beyſpiel, deſſen Vaterland ſich mit uneingeſchränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer auf dem neuen Inſtrument ſpielen lernte, oder das Mißtrauen überwand, das über ſeine

gering-

geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jezt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches Eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andre verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächſt an den Thron geſtellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerſt unter den Würdigſten ſuchte, ſo mußte es nothwendig auf Einen von dieſen beiden fallen. Da wir in der Folge dieſer Geſchichte beide Namen oft werden nennen müſſen, ſo kann die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht frühe genug auf ſie gezogen werden.

Wilhelm der erſte, Prinz von Oranien, ſtammte aus dem deutſchen Fürſtenhauſe Naſſau, welches ſchon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem öſterreichiſchen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutſchen Reich einen Kaiſer gegeben hatte. Außer verſchiedenen reichen Ländereyen in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieſes Staats und einem gebohrnen Vaſallen Spaniens machten, beſaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürſtenthum Oranien, welches ihm Renatus von Chalons in ſeinem letzten Willen überlaſſen hatte c). Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillemburg in der Grafſchaft Naſſau von einer Gräfin Stollberg gebohren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, deſſelben Namens, hatte die proteſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch,

c) Dieſer Renatus von Chalons war Geſchwiſterkind mit Wilhelm und ein Sohn des Grafen Heinrichs von Naſſau, welcher die Erbin des Hauſes Chalons auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach Frankreich geheurathet hatte. Er kam bei der Belagerung von S. Didier ums Leben, und ſeine Witwe, die Prinzeßin Anna von Lotheringen war es, die den jungen Wilhelm zuerſt nach Brüſſel brachte. A. G. d. v. N. II. Theil. S. 485.

Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre gieng: Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beynamen des verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war, und welche von dem Herzen dieses Mannes, der — noch als Kind so nahe um einen Monarchen — nicht aufgehört hatte, ein guter Mensch zu seyn!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahr alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofs, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kai-

ferliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohns auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen wodurch Karl der fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Bewegegründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle,

Hülle, hinter welcher ſie ſchuf, nicht bewegte, und der Liſt und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geiſt, weich und bildſam genug, augenblicklich in alle Formen zu ſchmelzen; bewährt genug, in keiner ſich ſelbſt zu verlieren; ſtark genug, jeden Glückswechſel zu ertragen. Menſchen zu durchſchauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meiſter als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weiſe des Hofs, ſeine Lippen eine Knechtſchaft bekennen ließ, die das ſtolze Herz Lügen ſtrafte, ſondern weil er mit den Merkmalen ſeiner Gunſt und Verehrung weder karg noch verſchwenderiſch war, und durch eine kluge Wirthſchaft mit demjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebahr, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtöhren, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert

hatte: Wilhelm zerſtreute ſein Gold mit Verſchwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feierſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen auch ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſcheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte ſich ſeine Stirne beym Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltſamkeit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Jovialität ſeines Geiſts nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehen derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouverainen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Gaſtfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin ſeines Pallaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbiethen konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der

Leut-

Leutſeligkeit, zu der er herab ſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung gebohren, als Wilhelm der ſchweigende. Ein durchdringender feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung jeder Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geiſter, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter ſpinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit feſtem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt.

Ein Menſch wie dieſer konnte ſeinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem größten Kenner der Gemüther, nicht dem mißtrauiſchten Geiſt ſeines Jahrhunderts. Philipp der zweite ſchaute ſchnell und tief in einen Karakter, der, unter den gutartigen, ſeinem eignen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht geſchenkt haben ſollte, in welchem ſich beinahe alle Eigenſchaften vereinigten, die Er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem zweiten, welcher wichtiger

war. Er hatte ſeine Staatskunſt bei demſelben Meiſter gelernt, und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Machiavell zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt gerüſtet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen dieſen am unverſöhnlichſten haßte, und ſo unnatürlich fürchtete. Unglücklicherweiſe hatte der Kaiſer, da er ſeinem Sohn die herrliche Blume pflanzte, auch ſchon den Wurm mit erzogen, der ihre Blüthe zernagte.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von ſeiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die ſeinem jungen Herzen für die verbeſſerte Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe.

Welche

Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Tiranney vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht f).

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſchienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau Cambreſis, an deſſen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrichs des zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beider Reiche entwarf. Dieſe wich-

f) Strad. Dec. I. L. 1. p. 24. und L. III. p. 55 ſq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III 59. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2 ſq. Burg. 65. 66.

wichtige Entdeckung eilte der Prinz ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nah angieng, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicher Weiſe dem König von Spanien in die Hände s). Philipp wurde von dieſem entſcheidenden Aufſchluß über Wilhelms Geſinnungen weniger überraſcht, als über die Zerſtöhrung ſeines Anſchlags entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer im letzten Akt ſeines Lebens auf ſeinen Schultern ruhete, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu ſtürzen.

Nicht minder edlen Stammes als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegeriſcher Muth die Waffen des Hauſes Oeſtreich ermüdet hatte. Sein Geſchlecht glänzte in den Annalen des Landes, einer von ſeinen Vorfahren hatte ſchon unter Maximilian die Statthalterſchaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch

s) Strada. Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010. Reidan. L. I. p. 2.

noch den Glanz ſeiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vlieſſes geſchlagen, die Kriege dieſes Kaiſers waren die Schule ſeines künftigen Ruhms, und die Schlachten bey S. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarſten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beſchleunigt worden, und der flämiſche Stolz machte ſich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit ſeiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwiſchen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte ſich im Anſchauen derer, die ihm das theuerſte waren. Jede öffentliche Erſcheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte ſein Leben; in der Ruhmredigkeit ſeiner Kriegsgefährten lebten ſeine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterſchaft, ſchmückten mit Grazie ſein Verdienſt; in einem freundlichen Gruß oder

Hände-

Händedruck verſchrieb ſich ſein überwallendes Herz jedem Bürger. Auf einer freien Stirn erſchien ſeine freie Seele; ſeine Offenherzigkeit verwaltete ſeine Geheimniſſe nicht beſſer als ſeine Wohlthätigkeit ſeine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, ſobald er ſein war. Sanft und menſchlich war ſeine Religion, aber wenig geläutert, weil ſie von ſeinem Herzen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Licht empfieng; ſinnlich und bequem, ein Soldatenglaube, der Kirche treu, wie dem Könige ſein Stahl weil ſie bereit liegen mußte in der Nothdurft der Schlacht, und weil man ſchneller vom Gedächtniß, als von der Beurtheilung ärndtet. Egmont beſaß mehr Gewiſſen als Grundſätze; ſein Kopf hatte ſich ſein Geſetzbuch nicht ſelbſt gegeben, ſondern nur eingelernt, darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menſchen waren böſe oder gut, und hatten nicht böſes oder gutes; in ſeiner Sittenlehre fand zwiſchen Laſter und Tugend keine Vermittelung ſtatt, darum entſchied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein beſſerer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieſer ſahe die Welt, wie ſie wirklich war, Egmont in dem magiſchen Spiegel einer verſchönernden Phantaſie. Menſchen,

ſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden ſehr leicht verſucht, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuſchalten, der ſie endlich tolldreiſt, wie Cäſar ſeinem Glücke, vertrauen. Von dieſen Menſchen war Egmont. Trunken von Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſeyn, wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unſichern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte nachher dieſe Zuverſicht nicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüſte ſelbſt war Hofnung ſein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkührliche Gewalt ſeinen Stolz empörte; nicht weil er vom Ehrgeize frei war, ſondern weil ſein höherer Ehrgeiz zu empfangen.

verachtete, gab er Freiheit; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont iſt nie mehr als ein Fläminger geweſen h).

Philipp der zweite ſtand noch in der Schuld des Siegers bei S. Quentin, und die Oberſtatthalterſchaft der Niederlande ſchien die einzig würdige Belohnung ſo glänzender Verdienſte zu ſeyn. Geburt und Anſehen, die Stimme der Nation und perſönliche Fähigkeit ſprachen ſo laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieſer übergangen wurde, ſo konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von ſo gleichem Verdienſt hätten Philipp bei ſeiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, ſich für Einen von beiden zu beſtimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchem ſie ihr Recht darauf unterſtützten, waren es, was ſie ausſchloß; und gerade durch dieſe feurigen Wünſche der Nation für ihre Erhebung hatten ſie ihre Anſprüche auf dieſen Poſten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille

h) Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23. und L. III. 84.

Wille und die Kraft des Volks zu Gebote ſtand, und den es ſich durch ein ſo lebhaftes Wohlwollen verpflichtet hatte. Egmonts Abkunft von den geldriſchen Herzogen machte ihn zu einem gebohrnen Feinde des ſpaniſchen Hauſes, und die höchſte Gewalt ſchien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung ſeines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintanſetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch ſie ſelbſt beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge i).

Die fehlgeſchlagene Erwartung der Regentſchaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hofnung noch nicht ganz, ſeinen Einfluß in den Niederlanden feſter zu gründen. Unter den übrigen, welche zu dieſem Amt in Vorſchlag gebracht wurden, war auch Chriſtina, Herzogin von Lothringen, und Muhme des Königs, die ſich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambreſis ein glänzendes Verdienſt um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Abſichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb.

Die

i) Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.

Die Herzogin Chriſtina wurde verworfen, nicht ſo wohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich ſie dem ſpaniſchen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil ſie dem niederländiſchen Volk und dem Prinzen von Oranien willkommen war k).

Indem die allgemeine Erwartung noch geſpannt iſt, wer über das Schickſal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erſcheint an den Gränzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem König aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des fünften, von einem niederländiſchen Fräulein Vangeeſt 1522 gebohren. Um die Ehre ihres Hauſes zu ſchonen, wurde ſie anfangs in der Dunkelheit erzogen, ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre beſaß, war nicht ſehr beſorgt, das Geheimniß ihres Urſprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiſerstochter. Noch als Kind wurde ſie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüſſel zur Erziehung gegeben, welche ſie in ihrem achten Jahre verlor, und mit

k) Burgund. L. I. 23 ſq. Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.

mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schweſter des Kaiſers vertauſchte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte ſie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber dieſe Verbindung in der Folge wieder aufgelöſt worden, beſtimmte man ſie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich nach der ſiegreichen Rückkehr des Kaiſers aus Afrika in Neapel begangen wurde. Noch im erſten Jahr einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltſamer Tod den Gemahl, der ſie nicht lieben konnte, und zum drittenmal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Oktavius Farneſe, ein dreyzehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des dritten, erhält mit ihrer Perſon die Herzogthümer Parma und Piazenza zum Brautſchatz, und Margaretha wird, durch ein ſeltſames Schickſal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie ſie ehmals als Kind einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich und ihre ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beiſpiel ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieſer Liebhaberei den Tod fand,

war ſie eine leidenſchaftliche Jägerin, und hatte dabei ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Strapazen dieſer Lebensart, Trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig weibliche Grazie, daß man vielmehr verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch dieſe Gränzenverletzung geſpottet hatte, rächte ſich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo ſeltnen Eigenſchaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Lopola, ihr Gewiſſensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der merkwürdigſten, daß ſie in der Charwoche jedes Jahres einer gewiſſen Anzahl Armen, denen auf das ſchärfſte unterſagt war, ſich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bei Tiſche wie eine Magd bediente und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr als dieſen letzten Karakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern gab; denn bei dieſer Wahl hatte er wenigſtens nichts von der Liebe der Nation zu befürchten; aber ſeine Vorliebe

für

für ſie wurde zugleich durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden gebohren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke verlebt, und viel von ſeinen Sitten angenommen. Zwey Statthalterinnen, unter deren Augen ſie erwachſen war, hatten ſie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieſes eigenthümliche Volk am beſten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geiſt und einem beſondern Sinn für Geſchäfte, den ſie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italieniſchen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren ſeit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hofte vielleicht, daß das ſcharfe Eiſen der Tiranney, deſſen er ſich jezt gegen ſie bedienen wollte, von weiblichen Händen ſanfter einſchneiden würde. Einige Rückſicht auf ſeinen Vater, der damals noch lebte und dieſer Tochter ſehr wohl wollte, ſoll ihn, wie man behauptet, bei dieſer Wahl gleichfalls geleitet haben, ſo wie es auch wahrſcheinlich iſt, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abſchlagen mußte, durch dieſe Aufmerkſamkeit für ſeine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereyen der Herzogin von ſeinen italieniſchen Staa-

ten umfangen und zu jeder Zeit ſeinen Waffen bloßgeſtellt waren, ſo konnte er mit um ſo weniger Gefahr die höchſte Gewalt in ihre Hände geben. Zu ſeiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farneſe, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an ſeinem Hof. Alle dieſe Gründe zuſammen hatten Gewicht genug, den König für ſie zu beſtimmen; aber ſie wurden entſcheidend, weil der Biſchoff von Arras und der Herzog von Alba ſie unterſtützten. Letzterer, ſcheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil ſeine Herrſchbegierde wahrſcheinlich ſchon damals die große Befriedigung ahndete, die in dem ſchwankenden Gemüth dieſer Fürſtin für ſie bereitet lag [1].

Philipp empfieng die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Gränze des Landes, und führte ſie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalſtaaten waren verſammelt worden. Da er nicht willens war, ſobald nach den Niederlanden zurückzukehren, ſo wollte er noch, ehe er ſie gänzlich verließ, die Nation durch einen ſolennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte,

1) Burgund L. I. 23 ſeq. Strad. Dec. I. L. I. 24 bis 30. Meteren. II. B. 61. Recueil et Memorial des Troubles de Pays-bas. (autore Hoppero) T. II. Vita Vigl. 18. 19.

hatte, eine gröſsere Sanction und geſetzmäſsige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er ſich hier ſeinem niederländiſchen Volk, das von nun an ſein Schickſal nur aus geheimniſsvoller Ferne, wie aus den Händen der Unterirdiſchen empfangen ſollte. Den Glanz dieſes feierlichen Tages zu erheben, ſchlug er eilf neue Ritter des goldnen Vlieſſes, lieſs ſeine Schweſter auf einem Stuhl neben ſich niederſitzen, und zeigte ſie der Nation als ihre künftige Beherrſcherin. Alle Beſchwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquiſition, die Zurückhaltung der ſpaniſchen Truppen, die aufgelegte Steuern, und die Geſetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf dieſem Reichstag in Bewegung, und wurden von beyden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit Liſt abgewieſen oder ſcheinbar gehoben, andre durch Machtſprüche zurückgeſchlagen. Weil er ein Fremdling in der Landesſprache war, redete der König durch den Mund des Biſchoffs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten ſeiner Regierung auf, verſicherte ſie ſeiner Gnade fürs künftige, und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernſtlichſte die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerey. Die ſpaniſchen Truppen, verſprach er, ſollten in wenigen Mo-

naten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur Zeit gönnen wollte, ſich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um dieſen Truppen ihre Rückſtände bezahlen zu können. Ihre Landesgeſetze ſollten unangefochten bleiben, die Auflagen ſie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bey der Wahl einer Oberſtatthalterin, ſetzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünſche der Nation zu Rathe gezogen, und für eine Eingebohrne entſchieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan ſey. Er ermahne ſie alſo, durch ihre Dankbarkeit ſeine Wahl zu ehren, und ſeiner Schweſter, der Herzogin, wie ihm ſelbſt zu gehorchen. Sollten, ſchloß er, unerwartete Hinderungen ſich ſeiner Wiederkunft entgegenſetzen, ſo verſpreche er ihnen, an ſeiner Statt den Prinzen Karl, ſeinen Sohn, zu ſenden, der in Brüſſel reſidiren ſollte m).

Einige beherztere Glieder dieſer Verſammlung wagten noch einen letzten Verſuch für die Gewiſſensfreyheit. Jedem Volk, meynten ſie, müſſe nach ſeinem Nationalkarakter begegnet werden, wie jedem einzelnen

m) Burg. L. I. 34 37. A. G. d. v. N. III. Band. 25. 26. Strad. L. I. 32.

einzelnen Menſchen nach ſeiner Leibeskonſtitution. So könne man zum Beiſpiel den Süden unter einem gewiſſen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, ſetzten ſie hinzu würden ſich die Flämminger zu einem Joche verſtehen, worunter ſich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerſte wagen. Dieſe Vorſtellung unterſtützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernſtlich auf Milderung jener ſchrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer n).

Nach einer Einrichtung, die ſchon Karl der fünfte gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterin drey Rathsverſammlungen oder Kammern zugegeben, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, hatten dieſe drey Gerichte ſehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erſte von ihnen, der Staatsrath, beynahe gänzlich geruht. Jezt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen ſie ihren vorigen

n) Bentivogl. Libr. I. p. 10.

Glanz wieder. In dem Staatsrath, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, ſaſſen der Biſchoff von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präſident des geheimen Raths Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaiment, Präſident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vlieſſes, alle Geheimderäthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der ſchon durch Karln den fünften dem Geheimen Rath in Brüſſel untergeben worden war, hatten im Staatsrath Sitz und Stimme, wenn ſie von der Oberſtatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beſchäftigte ſich mit dem Gerichtsweſen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungsſcheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterſchaften der Provinzen wurden entweder neu beſetzt, oder die alten beſtätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland mit der Grafſchaft Burgund der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Oſtfriesland, Oberyſſel und Gröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaiment Namur; der Marquis von Bergen Hennegau,

negau, Chateau-Cambreſis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und ſein Gebiet. Andre Provinzen wurden andern gegeben, welche unſerer Aufmerkſamkeit weniger würdig ſind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorne, dem der Graf von Megen in der Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländiſchen Seemacht beſtätigt. Jeder Provinzſtatthalter war zugleich Ritter des Vlieſſes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorſtand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches ſie deckte, die Oberaufſicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtsweſen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtsſachen nichts zu ſagen hatte. Brabant allein ſtand unmittelbar unter der Oberſtatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüſſel zu ihrem beſtändigen Wohnſitz erwählte. Die Einſetzung des Prinzen von Oranien in ſeine Statthalterſchaften geſchah eigentlich gegen die Konſtitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereyen, die er in den Provinzen zerſtreut beſaß, oder als Vormund ſeines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeſchränkte Vertrauen der Nation in ſeine Geſinnungen, erſetzten an wirklichem

lichem Anſpruch, was ihm an einem zufälligen abgieng o).

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn ſie vollzählig war, aus dreytauſend Pferden beſtehen ſollte, jezt aber nicht viel über zweytauſend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arſchot, die Grafen von Hoogſtraten, Boſſu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Dieſe Reuterey, welche durch alle ſiebenzehn Provinzen zerſtreut war, ſollte nur für ſchnelle Bedürfniſſe fertig ſtehen; ſo wenig ſie auch zu gröſſern Unternehmungen hinreichte, ſo war ſie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet p). Außer ihr ſollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu ſich aber die Staaten bis jezt nicht verſtehen wollten. Von den ausländiſchen Truppen waren noch einige deutſche Regimenter

o) Meteren. I. Band. I. Buch. 46. Burgund. L. I. p. 7. 25. 30. 34. Strad. L. I. 20 ſq. A. G. d. v. N. III. 21.

p) Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21 ſq. Hopper. 18. 19 folgend. Thuan. T. II. 489.

ter im Dienſt, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die vier tauſend Spanier, über welche ſo viel Beſchwerde geführt wurde, ſtanden unter zween ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Gränzſtädten in Beſatzung.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König bei dieſer Stellenbeſetzung vorzüglich auszeichnete, ſtehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief ſchon damals der Haß gegen dieſe beiden, und gegen den letztern beſonders bei ihm Wurzel gefaßt hatte, ſo gab er ihnen dennoch dieſe öffentliche Merkmale ſeiner Gunſt, weil ſeine Rache noch nicht reif war, und das Volk ſie ſchwärmeriſch verehrte. Beider Güter wurden ſteuerfrei erklärt q), die einträglichſten Statthalterſchaften wurden ihnen gegeben, durch das angebotene Kommando über die zurückgelaſſenen Spanier ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er ſehr entfernt war wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch dieſe öffentlichen Beweiſe ſeiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn in geheim deſto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hauſe Lothringen dieſen ver-

q) Wie auch des Grafen von Hoorn A. G. d. V. N. III. B. 8.

verdächtigen Vaſallen zu kühnern Anſchlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heurath, die zwiſchen ihm und einer Prinzeßin dieſes Hauſes zu Stande kommen ſollte, und zernichtete ſeine Hofnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war — eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat [r]). Der Haß gegen dieſen gewann es ſogar einmal über ſeine angebohrne Verſtellungskunſt und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vliſſingen an Bord gieng, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, den Prinzen rauh anzulaſſen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandriſchen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antrieb und den rechtmäßigſten Beweggründen gethan. Nein, ſagte Philipp, indem er ſeine Hand ergriff und ſie heftig ſchüttelte, nicht die Staaten, ſondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz ſtand verſtummt, und ohne des Königs Einſchiffung abzuwarten, wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe und gieng nach der Stadt zurück [s]). So machte Privathaß die Er-

r) Watſon. T. I. 137

s) Vie et Généalogie de Guillaume I. Prince d'Orange. Das Buch, das ich nicht mehr in Händen habe, und

Erbitterung endlich unheilbar, welche dieſer gerechte und edle Menſch gegen den Unterdrücker eines freyen Volks längſt ſchon im Buſen trug, und dieſe doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten Steine entriſſen hat.

Philipp hatte ſeinem wahren Karakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch ſo gnädig entließ. Die geſetzmäßige Form eines Reichstags, dieſe Willfährigkeit, ſeine Spanier aus ihren Gränzen zu führen, dieſe Gefälligkeit, die wichtigſten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu beſetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrath wieder zurück nahm, waren Aufmerkſamkeiten, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchuldig machte. Aber er bedurfte jezt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beiſtand, wo möglich, die große Schuldenlaſt zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er ſich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte,

und deſſen Titel ich nicht genauer beſtimmen kann, iſt unter König Wilhelm III. von England geſchrieben und ihm auch dedicirt.

machte, hofte er ihnen vielleicht die Genehmigung ſeiner wichtigen Uſurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete ſeinen Abſchied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er ſie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er dieſem unglücklichen Volke zugedacht hatte, ſollten den heitern Glanz der Majeſtät nicht verunreinigen, die gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener ſchreckliche Ruhm war ſeinen Stellvertretern beſchieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländiſchen Adel mehr geſchmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geſchichtſchreiber, Strada, der von allem, was die Oberſtatthalterin betraf, aus ihren eignen Papieren am beſten unterrichtet ſeyn konnte [t]), hat uns einige Artikel aus der geheimen Inſtruction aufbehalten, die ihr das ſpaniſche Miniſterium gab. Wenn ſie merkte, heißt es darin unter andern, daß die Räthe durch Faktionen getheilt oder was noch weit ſchlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüſtet und mit einander verſchworen ſeyen, ſo ſollte ſie die ganze Rathsverſammlung aufheben, und in einem engern Ausſchuß eigenmächtig über den ſtreitigen Artikel verfügen. In dieſem engern Ausſchuß, den

t) Strad. L. II. 49. und L. I. 31.

den man die Konſulta nannte, ſaſſen der Biſchoff von Arras, der Präſident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben ſo ſollte ſie verfahren, wenn dringende Fälle eine raſchere Entſchließung erfoderten. Wäre dieſe Anſtalt nicht das Werk eines willkührlichen Deſpotismus geweſen: ſo könnte vielleicht die vernünftigſte Staatskunſt ſie rechtfertigen und ſelbſt die republikaniſche Freiheit ſie dulden. Bei großen Verſammlungen, wo viele Privatverhältniſſe und Leidenſchaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum giebt, und die Partheien oft mit ungezogener Heftigkeit durch einander ſtürmen, kann ſelten ein Rathſchluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geſchieht, wenn die Mitglieder gut gewählt ſind, und in einem einzigen Kopf glücklicher weiſe die Allgemeinheit und das Gleichgewicht ſich finden, welche dort durch die Mannichfaltigkeit der Stimmen erhalten werden ſollen. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichern Menge mehr beſchränkte als erleuchtete Köpfe vorauszuſetzen ſind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht ſelten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen ſollte, war dieſe, diejenigen Glie-

der des Raths, welche gegen eine Verordnung geſtimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, dieſe Verordnung, wenn ſie die Oberhand behalten, eben ſo bereitwillig zu befördern, als wenn ſie ihre eifrigſten Verfechter geweſen wären. Dadurch würde ſie nicht nur das Volk über die Urheber eines ſolchen Geſetzes in Ungewißheit erhalten; ſondern auch den Privatgezänken der Mitglieder ſteuern und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen u).

Aller dieſer Fürſorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlaſſen können, ſo lange er die Obergewalt im Staatsrath und den Gehorſam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um alſo auch von dieſer Seite ſeine Furcht zu beruhigen und ſich zugleich der Statthalterin zu verſichern, unterwarf er ſie ſelbſt und in ihr alle Reichsangelegenheiten der höhern Einſicht des Biſchoffs von Arras, in welchem einzigen Mann er der furchtbarſten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An dieſen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majeſtät, angewieſen, und in ihm wachte ein ſtrenger Aufſeher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Gran-

u) Strad. Dec. I. L. I. 31.

Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des zweiten erlitten zu haben ſcheint; weil er dieſen in Brüſſel wußte, konnte er in Segovien ſchlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm verſenkte ſeine Flotte, da er bei Laredo in Biſcaya gerettet ans Land ſtieg, und ſeine finſtre Freude dankte dem erhaltenden Gott durch ein abſcheuliches Gelübde. In die Hände eines Prieſters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tirann flohe vor dem Uebel, das er gethan hatte, und entwiſchte in ſeinem Beſtuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünſchungen ſeines Volks x).

x) Allg. G. d. v. Niederlande. III. Band. 27. 28.

Zweites Buch.

Statthalterſchaft der Margaretha von Parma.

Anton Perenot, Biſchoff von Arras, nachheriger Erzbiſchoff von Mecheln und Metropolitan der ſämmtlichen Niederlande, den uns der Haß ſeiner Zeitgenoſſen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Beſançon in der Grafſchaft Burgund gebohren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eiſenſchmidts Sohn, hatte ſich durch eignes Verdienſt bis zum Geheimſchreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karln dem fünften als ein fähiger Geſchäftsmann bekannt, der ihn in ſeine Dienſte nahm und bei den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinet des Kaiſers, bekleidete die Würde ſeines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimniſſe dieſes Monarchen, und erwarb ſich ein großes Vermögen y). Seine Würden, ſeinen Einfluß

y) Meteren. 60. Strad. 47.

fluß und ſeine Staatskunſt erbte Anton Perenot, ſein Sohn, der ſchon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine ſo glorreiche Laufbahn geöfnet hat. Anton hatte auf verſchiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor ſeinem Vater. Bald zeigte er, daß er ſich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienſte geſtellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiſer, als ſeinen Bevollmächtigten, auf die Kirchenverſammlung zu Trident ſchickte, und hier ließ er die Erſtlinge ſeiner Beredſamkeit hören, die ihm in der Folge eine ſo große Obergewalt über zwei Könige gab [5]). Karl bediente ſich ſeiner noch bei verſchiedenen ſchweren Geſandſchaften, die er mit dem größten Beifall ſeines Monarchen beendigte, und als endlich dieſer Kaiſer ſeinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieſes koſtbare Geſchenk mit einem Miniſter vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröfnete ſeine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meiſterſtück ſeines politiſchen Ge-

5) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Band 526.

nies, von der Gnade eines ſolchen Vaters in die Gunſt eines ſolchen Sohnes ſo leicht hinüber zu gleiten. Bald gelang es ihm, ſie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche
1558. die Herzogin von Lothringen zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Miniſtern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verſchwörung gegen die Proteſtanten, welche nachher zu Chateau-Cambreſis, wo auch Er an dem Friedensgeſchäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfaſſender Verſtand, eine ſeltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geſchäften, die ausgebreiteſte Gelehrſamkeit war mit laſttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld; das unternehmendſte Genie mit dem bedächtlichſten Maſchinengang in dieſem Menſchen wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, ſchlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; wichtiges und geringes wurde mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt von ihm gewogen, und es konnte mit Wahrheit von ihm geſagt werden, daß er die Laſt der Monarchie auf kraftvollen Schultern trug. Nicht ſelten beſchäftigte er fünf Sekretaire zugleich und in verſchiedenen Sprachen, deren er ſieben geredet haben ſoll. Was eine prüfende

Ver-

Vernunft langſam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in ſeinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suada begleitet, riß gewaltſam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbeſtechlich, weil keine der Leidenſchaften, welche Menſchen von Menſchen abhängig machen, ſein Gemüth verſuchte. Ein einziger Menſch war ſein Bedürfniß, dieſen einzigen Schatz zu bewahren, gab er das ganze Menſchengeſchlecht Preiß. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geiſtes durchſpähte er das Gemüth ſeines Herrn, und erkannte oft in der Miene ſchon die ganze Gedankenreihe, wie in dem verangeſchickten Schatten die nahende Geſtalt. Mit hülfreicher Kunſt kam er dieſem trägeren Geiſt entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf ſeinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den ſüßen Selbſtbetrug der Erfindung. Die ſchwere und ſo nützliche Kunſt, ſeinen eigenen Geiſt zu verkleinern, ſein Genie einem andern leibeigen zu machen, verſtand Granvella; gleich einer unnatürlichen Mutter, die ihr eignes Kind verläugnet, that er auf die Gedanken Verzicht, deren Schöpfer er war, um ſie ſeinem Herrn als Eigenthum einzuräumen. So herrſchte er, weil er ſeine Herrſchaft verbarg, und nur ſo konnte Philipp der zweite beherrſcht werden. Zufrieden mit einer

ſtillen aber gründlichen Gewalt haſchte er nicht unerſättlich nach neuen Zeichen derſelben, die ſonſt immer das wünſchenswürdigſte Ziel kleiner Geiſter ſind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre ſie nie von ihm geſchieden geweſen. Kein Wunder, daß ſo auſſerordentliche Eigenſchaften ihm die Gunſt ſeines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politiſchen Geheimniſſe und Erfahrungen, welche Karl der fünfte in einem Thatenvollen Leben geſammelt, und in dieſem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn ſeinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So ſelbſtzufrieden dieſer letztere auch ſeiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, ſo nothwendig war es ſeiner furchtſamen ſchleichenden Politik, ſich an einen überlegenen Geiſt anzuſchmiegen, und ihrer eignen Unentſchloſſenheit durch Anſehen, fremdes Beyſpiel und Obſervanz nachzuhelfen. Keine politiſche Begebenheit und keine Angelegenheit des königlichen Hauſes kam, ſo lange Philipp in den Niederlanden zugegen war, ohne Zuziehung Granvella's zu Stande, und als er die Reiſe nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben ſo wichtiges Geſchenk mit dieſem Miniſter, als ihm ſelbſt von dem Kaiſer, ſeinem Vater, in ihm hinterlaſſen worden war.

So

So gewöhnlich wir auch despotiſche Fürſten ihr Vertrauen an Kreaturen verſchenken ſehen, die ſie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer ſie gleichſam ſind, ſo vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verſchloſſene Selbſtſucht eines Karakters wie Philipp war, ſo weit zu überwinden, daß ſie in Vertrauen, ja ſogar Vertraulichkeit übergieng. Das leiſeſte Aufwallen des erlaubteſten Selbſtgefühls, wodurch er ſein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufodern geſchienen hätte, den der König einmal zu dem ſeinigen geadelt, hätte dem Miniſter ſeinen ganzen Einfluß gekoſtet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenſchaften der Wolluſt, der Habſucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beſeelte, das ſüße Bewußtſeyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, mußte er ſorgfältig vor dem argwöhniſchen Blick des Deſpoten verhüllen. Freywillig begab er ſich aller Vorzüge, die er eigenthümlich beſaß, um ſie von der Großmuth des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle als dieſer fließen, kein andrer Menſch Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus geſendet war, legte er eher nicht an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, ſchien er ihn gleichſam

erſt aus den Händen der Majeſtät zu erhalten [a]). Weniger Staatsmann als er, errichtete ſich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen, und ſchrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, ſeinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade ſeines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unſterblichkeit ſchöpfte.

Dreimal wechſelte Granvella ſeinen Herrn, und dreimal gelang es ihm die höchſte Gunſt zu erſteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbſtherrſchers und den ſpröden Egoismus eines Deſpoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geſchäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, ſelbſt, wenn ſie in Einem Hauſe beiſammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der ſich noch aus den Zeiten Auguſts und Tiber's herſchreiben ſoll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwiſchen dem Miniſter und ihr, oft von Stunde zu Stunde gewechſelt. Wahrſcheinlich erwählte er dieſen Weg, um

a) Strada. 65.

um die wachſame Eiferſucht des Adels zu betrügen, der ſeinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen ſollte; vielleicht glaubte er auch durch dieſes Mittel ſeine Rathſchläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und ſich im Nothfall mit dieſen ſchriftlichen Zeugniſſen gegen Beſchuldigung zu decken. Aber die Wachſamkeit des Adels machte dieſe Vorſicht umſonſt, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Miniſter geſchehe.

Granvella beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchieen, die ſich dem Deſpotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beichtſtuhl erzogen, kannte er keine andre Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl ſeiner eignen Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Staatskunſt fehlte Geſchmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Nie verließ ſie ihre einmal feſtgeſetzte Richtſchnur, weil ſie noch in die Jugendzeit ſeines Geiſtes fiel, und weil es ſchwer hält, von einem frühen Eindruck zu ſcheiden. Er war hochfahrend und frech, und bewafnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsart, und die Leidenſchaften

ſchaften ſeines geiſtlichen Standes. In das Intereſſe der Krone hüllte er ſeinen eigenen Ehrgeiz und machte die Trennung zwiſchen der Nation und dem König unheilbar, weil er ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er ſeine eigne niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienſte gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er geſtiegen war. Die Proteſtanten kannten ihn als ihren unverſöhnlichſten Feind; alle Laſten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten deſto unleidlicher, weil ſie von ihm kamen. Ja man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die billigeren Geſinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hätte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den ſchrecklichſten Feind ihrer Freiheit, und den erſten Urheber alles Elends, welches nachher über ſie gekommen iſt [b]).

1559. Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlaſſen. Die neuen Maaßregeln der Regierung waren dieſem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten;

b) Strada. Dec. I. L. II. 47. 48 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

halten; die neuen Maſchinen, die er ſpielen ließ, mußten durch eine gefürchtete ſtarke Hand in Gang gebracht, ihre erſten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Obſervanz erſt geſichert werden. Jezt ſtellte er dieſen Miniſter allen Leidenſchaften bloß, die auf einmal die Feſſeln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, überließ dem ſchwachen Arm eines Unterthans, woran ſelbſt die Majeſtät mit ihren mächtigſten Stützen unterliegen konnte, und machte ein Verbrechen der Politik zu einem Buhenſtück in der übeln Wahl ſeines Dieners.

Zwar blühete das Land, und ein allgemeiner Wohlſtand ſchien von dem Glück des Friedens zu zeugen, deſſen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuſchte das Auge, aber ſie war nur ſcheinbar, und in ihrem ſtillen Schooße loderte die gefährlichſte Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, ſo wankt ſie nicht allein; mit dem heiligen hatte der Muthwille angefangen und endigte mit dem profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüſternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutaſten, und Geſetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieſer fanatiſche Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt,

lernt, konnte ſeinen Gegenſtand wechſeln; dieſe Geringſchätzung des Lebens und Eigenthums furchtſame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beynahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewiſſe Licenz eingeführt, und das Recht des Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abentheurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menſchen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr hatt, und die noch den Saamen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüber brachten. Die wiederholten Schauſpiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerriſſen, und dem Karakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben. Dadurch, daß ſie alle Schrecken der menſchlichen Natur auf dieſen Henkerbühnen zur Schau ſtellte, und die Gemüther damit vertraut werden ließ, verſicherte die Regierung ihren mächtigſten Talisman, die Furcht des Verborgenen. Jezt hatte das Verbrechen keine Schrecken mehr im Hinterhalt; das Auge zählte ſie, Gewohnheit entwafnete ſie, und die Vernunft konnte ſie wägen.

Dennoch

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen seyn, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. Karl der fünfte hatte die niederländischen Großen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den partheyischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeiz in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloß. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erndtete, waren größtentheils das Werk ihrer Tapferkeit gewesen, und jezt vermißten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert und außer ihrem Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jezt seine Spanier an, wo Karl der fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bey ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jezt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand

genſtand fehlte, fanden unglücklicherweiſe in den Beſchwerden des Vaterlands einen andern. Jezt zogen ſie die Anſprüche wieder aus der Vergeſſenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenſchaften verdrängt worden waren. Bei der leztern Stellenbeſezung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedner als die, welche man ganz übergieng, weil ſie auf beßre gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterſchaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zuſammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte ſich auf Brabant und Flandern Hofnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten ſich nur, daß die Regentſchaft für ſie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte ſich in Schulden geſtürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen laſſen. Jezt, da ihnen die Ausſicht verſchloſſen wurde, ſich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, ſahen ſie ſich auf einmal dem Mangel bloß geſtellt, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht ſtellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten viele zu einem Verbrechen ſelbſt ihre Hände geboten;

geboten; wie ſollten ſie alſo den verführeriſchen Anerbietungen der Kalviniſten haben Troz bieten können, die ihre Fürſprache und ihren Schuz mit ſchweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre lezte Zuflucht in der allgemeinen Verwüſtung, und ſtunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen *).

Dieſe gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarſchaft Frankreichs verſchlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schickſal dieſes Reichs konnte er das Schickſal ſeiner Niederlande gleichſam im Bilde angekündigt leſen, und der Geiſt des Aufruhrs konnte dort ein verführeriſches Muſter finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem erſten und Heinrich dem andern den Saamen der Neuerung in dieſes Königreich geſtreut, eine ähnliche Raſerei der Verfolgung und ein ähnlicher Geiſt der Faktion hatte ſein Wachsthum befördert, und den ſchwachen Embryo zum Rieſen gezogen. Jezt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampf, wüthende

*) Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles de Pays-bas. p. Hopper. 22. Strad. 47.

wüthende Partheien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten dieſen mächtigen Staat gewaltſam an den Rand ſeines Unterganges. Hier wie dort konnten ſich Eigennutz, Herrſchſucht und Partheigeiſt in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenſchaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewafnen. Die Gränze beider Länder zerfließt im wallonischen Flandern, der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher ſeine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang verſagen, deſſen Sprache, Sitten und Karakter zwiſchen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Muſterung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in dieſen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß ſie, iſt eine zuſammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchieen der Chriſtenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiſeſte Erſchütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es ſind drohende Vulkane, die durch unterirdiſche Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit ſich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöfnet ſeyn, weil ſie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat ſo leicht wie ſeine Spanien ſchlieſſen? Wenn er dieſe Provinzen von dem Irr-

glauben

glauben reinigen wollte, ſo mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen [d]).

So fand Granvella die Niederlande beym Antritt ſeiner Verwaltung (1560). 1560.

Die Einförmigkeit des Papſtthums in dieſe Länder zurückzuführen, die mitherrſchende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen, und auf den Trümmern der republikaniſchen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der ſpaniſchen Politik, und die Ausfertigung des neuen Miniſters. Aber dieſem Unternehmen ſtanden Hinderniſſe entgegen, welche zu beſiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maſchinen in Bewegung geſetzt werden mußten. Zwar ſchienen die Inquiſition und die Glaubensedikte hinreichend zu ſeyn, der ketzeriſchen Anſteckung zu wehren; aber dieſen fehlte es an Aufſehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch beſtand jene urſprüngliche Kirchenverfaſſung aus den früheren Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeiner Ruhe genoß und leichter überſehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze in-

d) Strad. L. III. 71. 72. 73.

nere Geſtalt der Provinzen verwandelte, hatte dieſe Form der Hierarchie unverändert gelaſſen, welche außerdem durch die beſondern Privilegien der Provinzen vor der Willkühr ihrer Beherrſcher geſchützt war. Alle ſiebenzehn Provinzen waren unter vier Biſchöffe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Siß hatten, und den Erzſtiften von Reims und Cöln untergeben waren. Zwar hatte ſchon Philipp der gütige, Herzog von Burgund, bey zunehmender Bevölkerung dieſer Länder auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, dieſen Entwurf aber im Rauſch eines üppigen Lebens wieder verloren. Karln den kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungsſucht den innern Angelegenheiten ſeiner Länder, und Maximilian hatte ſchon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch dieſen zu wagen. Eine ſtürmiſche Regierung unterſagte Karln dem fünften die Ausführung dieſes weitläuftigen Plans, welchen nunmehr Philipp der zweite als ein Vermächtniß aller dieſer Fürſten übernahm e). Jezt war der Zeitpunkt erſchienen, wo die dringende Noth der Kirche dieſe Neuerung entſchuldigen, und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünſtigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die ſich

aus

e) Burgund. 45. Strad. 22.

aus allen Gegenden Europens in den niederländiſchen Städten zuſammen drängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entſtanden, die von ſo wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Biſchöffe ſo gering war, ſo mußten ſich ihre Diſtrikte nothwendig viel zu weit erſtrecken, und vier Menſchen konnten der Glaubensreinigung durch ein ſo weites Gebiet nicht gewachſen ſeyn. Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbiſchöffe von Cöln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war ſchon längſt ein Anſtoß für die Regierung geweſen, die dieſes Reich noch nicht als ihr Eigenthum anſehen konnte, ſo lange der wichtigſte Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen dieſen zu entreißen, die Glaubensunterſuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verſtärken, war kein beßres Mittel, als die Biſchöffe zu vermehren. Mit dieſem Entwurf ſtieg Philipp der zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigſten Widerſpruch bey den Staaten finden, ohne welche ſie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr konnte er vorausſehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Parthei einen ſo ſtarken Zuwachs bekam, und ihm ſelbſt

das Uebergewicht auf dem Reichstag genommen wurde. Die Einkünfte, wovon dieſe neuen Biſchöffe leben ſollten, mußten den Aebten und Mönchen entriſſen werden, und dieſe machten einen anſehnlichen Theil der Reichsſtände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Proteſtanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Zu wenig gewohnt, den geraden Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit einzuſchlagen, wo der Lüge noch einen Schleichweg geöfnet war, nahm er auch hier ſeine Zuflucht zum Betruge, und die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das heimlichſte betrieben. Franz Sonnoi, ein Prieſter aus der Stadt Löwen, Granvella's unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den vierten, und beichtet ihm, wie ausgedehnt dieſe Lande ſeyn, wie geſegnet und menſchenreich, wie üppig in ihrer Glückſeligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachläſſigt, und die Ketzer kommen auf. Dieſem Uebel zu ſteuern, muß der römiſche Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht ſchwer, den römiſchen Biſchoff zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis einer eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der vierte ſetzt ein Gericht von ſieben Kardinälen nieder, die über dieſe wichtige Angelegenheit berathſchla-

rathſchlagen müſſen; wovon der Tod ihn abfodert, vollendet ſein Nachfolger Pius der vierte [f]). Die willkommene Bothſchaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Miniſter wird in der Stille mit der gefährlichen Vollſtreckung belaſtet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht; zu den bisherigen vier Biß- 1559.
thümern ſind dreizehn neue errichtet, nach den ſiebenzehn Provinzen des Landes, und viere derſelben zu Erzſtiften erhoben. Sechs ſolcher biſchöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbuſch, Gent, Brügges, Ypern und Rühremonde ſtehen unter dem Erzſtift zu Mecheln; fünf andere, Harlem, Mittelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen unter dem Erzſtift von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournai, S. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Karakter und Sitten mit dieſem Lande gemein haben, unter dem Erzſtifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller ſiebenzehn Provinzen gelegen, iſt das Primat aller übrigen, und nebſt mehrern reichen Abteyen Granvella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bißthümer werden aus den Schätzen der Klöſter und Abteyen genommen, welche fromme

f) Burgund. 46. Meteren. 57. Vigl. Vit. T. I. 34.

Wohlthätigkeit ſeit Jahrhunderten hier aufgehäufet hat. Einige aus den Aebten ſelbſt erlangen die biſchöfliche Würde, die mit dem Beſitz ihrer Klöſter und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet iſt. Mit jedem Bißthum ſind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geſchickteſten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquiſition und den Biſchoff in ihrem geiſtlichen Amte zu unterſtützen. Zwei aus dieſen, die ſich durch Kenntniſſe, Erfahrung und unbeſcholtenen Wandel dieſes Vorzugs am würdigſten gemacht, ſind wirkliche Inquiſitoren, und haben die erſte Stimme in den Verſammlungen. Dem Erzbiſchoff von Mecheln, als Metropolitan aller ſiebenzehn Provinzen, iſt die Vollmacht gegeben, Erzbiſchöffe und Biſchöffe nach Willkühr ein- oder abzuſetzen, und der römiſche Stuhl giebt nur die Genehmigung s).

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine ſolche Verbeſſerung des Kirchenweſens mit dankbaren Beifall aufgenommen haben, da ſie hinreichend durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, der Religion beför-

s) Burg 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl. 24. Strad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles de Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

beförderlich und zur Sittenverbeſſerung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jezt gaben ihr die Verhältniſſe der Zeit die verhaßteſte Geſtalt. Allgemein iſt der Unwille, womit ſie empfangen wird. Die Konſtitution, ſchreit man, iſt unter die Füße getreten, die Rechte der Nation mit dem Privatvortheil einzelner Stände verletzt, die Inquiſition iſt vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof, von jezt an, hier wie in Spanien eröfnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk dieſe neuen Diener der Willkühr und der Verfolgung. Der Adel ſieht die monarchiſche Gewalt in der Staatenverſammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verſtärkt, und die feſteſte Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Biſchöffe beklagen ſich über Verminderung ihrer Güter und Einſchränkung ihrer Diſtrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür ſtrenge Aufſeher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Prieſter, treten gegen dieſe gemeinſchaftliche Feinde zuſammen, und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, ſcheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu ſchallen [h]).

§ 5 Unter

h) Grotius. 15 ſq. Vita Vigl. T. II. 28 ſq.

Unter allen Provinzen widerſetzt ſich Brabant am lauteſten. Die Unverletzlichkeit ſeiner Kirchenverfaſſung iſt der wichtigen Vorrechte eines, die es ſich in dem merkwürdigen Freiheitsbrief des fröhlichen Einzugs vorbehalten; Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorſams gegen ihn zu entbinden. Umſonſt behauptete die hohe Schule zu Löwen ſelbſt, daß in den ſtürmiſchen Zeiten der Kirche ein Privilegium ſeine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden ſey. Durch Einführung der neuen Bißthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erſchüttert. Die Prälaturen, welche jezt zu den Biſchöffen übergiengen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände ſie waren. Aus freien patriotiſchen Bürgern wurden jezt Werkzeuge des römiſchen Stuhls, und folgſame Maſchinen des Erzbiſchoffs, der ihnen noch überdies als erſter Prälat von Brabant beſonders zu gebieten hatte [i]). Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil ſich die Biſchöffe, als dienſtbare Auflaurer der Krone, jedem fürchterlich machten. „Wer, hieß es, wird es künftighin wagen, vor ſolchen Aufſehern die Stimme

i) Abt von Affligem.

me im Parlament zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiſeyn gegen die räuberiſchen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausſpüren, und die Geheimniſſe unſrer Freiheit und unſers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden ſie ſperren; bald werden wir ihnen ſeine Höflinge folgen ſehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament beſetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten. Welche Gewaltthätigkeit, fuhren die Mönche fort, die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in dieſen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieſer Biſchöffe dienen zu laſſen, und mit dem Raube der Armuth ihren ſtolzen Pomp zu verherrlichen? Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch dieſe Schmählerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entfernteſten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hofnung ſich ſchmeicheln konnten, daſſelbe Benefiz dereinſt zu genießen, empfanden dieſen Verluſt ihrer Hofnung, als wenn ſie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger

ger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geſchlechter [k]).

In dieſem allgemeinen Tumulte haben uns die Geſchichtſchreiber den leiſen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen laſſen, der dieſe durcheinanderſtürmenden Leidenſchaften einem Ziele entgegen zu führen bemüht iſt. Auf ſein Anſtiften geſchah' es, daß die Brabanter ſich von der Regentin einen Wortführer und Beſchützer erbaten, weil ſie allein unter allen übrigen niederländiſchen Unterthanen das Unglück hätten, in Einer und eben der Perſon ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß dieſe Schlinge durch ſeine Beſonnenheit. „Wer dieſes Amt erhält, ließ er ſich im Staatsrath verlauten, wird hoffentlich einſehen, daß er Brabant mit dem König von Spanien theilt [l])." Das lange Ausbleiben der päpſtlichen Diplome, die eine Irrung zwiſchen dem römiſchen und ſpaniſchen Hof in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, ſich zu einem Zweck zu vereinigen. Ganz in geheim fertigen

k) Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 36.

l) Strad. III. 80. 81.

gen die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich gieng von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König nach Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste, und die Einsetzung der neuen Bischöffe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprieslich sey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhienge. Hier seyen die grundlosesten Gerüchte eben so gefährlich als die wahrhaftesten. Die erste Gesandeschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Bischoff verschont bleiben sollte m).

Ant-

m) Burgund. 60. 61. Meteren. 59. Vita Vigl. T. 29. 30. Strad. III. 79. 79. Thuan. II. 483.

Antwerpens Beiſpiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Biſchoff zugedacht war, die Loſung zum Widerſpruch. Es iſt ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquiſition, und die Eintracht der niederländiſchen Städte gegangen iſt, daß ſie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Biſchoffs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beiſtimmung befördern, und dem Vortheil des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rühremonde und Leuwarden ſetzten ſich ſtandhaft entgegen und drangen
1561. auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Biſchöffe, alles Widerſpruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Harlem, S. Omer und Mittelburg ſind von den erſten, welche ihnen die Thore öfneten; ihrem Beiſpiele folgten die übrigen Städte, aber in Mecheln und Herzogenbuſch wird den Biſchöffen mit ſehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in erſterer Stadt ſeinen feſtlichen Einzug hielt, erſchien auch nicht ein einziger Edler, und ſeinem Triumph mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde n).

Unter-

n) Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 24.

Unterdeſſen war auch der beſtimmte Termin verfloſſen, auf welchen die ſpaniſchen Truppen das Land räumen ſollten — und noch kein Anſchein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Urſache dieſer Verzögerung, und der fürchtende Argwohn brachte ſie mit der Inquiſition in eine unglückliche Verbindung. — Der längere Aufenthalt dieſer Truppen erſchwerte dem Miniſter alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachſam und mißtrauiſch machte; und doch wollte er ſich nicht gern dieſes mächtigen Beiſtands berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn alles haßte, und bei einem Auftrag, wo ihm alles widerſprach, unentbehrlich ſchien. Endlich aber ſahe ſich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem König ernſtlich auf die Zurücknahme dieſer Truppen zu dringen. Die Provinzen, ſchreibt ſie nach Madrid, haben ſich einmüthig erklärt, daß man ſie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, ſo lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufſtandes wäre bei weitem dringender als eines Ueberfalls der franzöſiſchen Proteſtanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entſtünde, ſo wären dieſe Truppen doch zu ſchwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug,

um

um neue zu werben. Noch ſuchte der König durch Verzögerung ſeiner Antwort wenigſtens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorſtellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben ſeyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verluſt, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, dieſe Truppen im mittelländiſchen Meere zu brauchen. Er willigte alſo endlich in ihre Abreiſe; ſie wurden in Seeland eingeſchift und das Jubelge-
1561. ſchrei aller Provinzen begleitete ihre Segel o).

Unterdeſſen herrſchte Granvella beynahe unumſchränkt in dem Staatsrath. Alle Aemter, weltliche und geiſtliche, wurden durch ihn vergeben, ſein Gutachten galt gegen die vereinigte Simme der ganzen Verſammlung. Die Statthalterin ſelbſt ſtand unter ſeinen Geſetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Beſtallung nur auf zwei Jahre ausgefertiget wurde, durch welchen Kunſtgriff er ſie immer in ſeiner Gewalt behielt p). Selten geſchah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathſchlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, ſo waren es längſt ſchon beſchloſſene

o) Strad. 61. 62. 63.

p) Meteren 61. Burgund. 37.

ſchloſſene Dinge, wozu man höchſtens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgeleſen, ſo hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulaſſen, welche ihm der Miniſter unterſtrichen hatte. Es geſchah nämlich öfters, daß dieſe Briefwechſel nach Spanien die Blöße des Staats oder die Beſorgniſſe der Statthalterin ſichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu ſetzen war. Trug es ſich zu, daß die Partheien dem Miniſter überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel beſtanden, den er nicht wohl mehr abweiſen konnte, ſo ſchickte er ihn an das Miniſterium zu Madrid zur Entſcheidung, wodurch er wenigſtens Zeit gewann und ſicher war, Unterſtützung zu finden q). Den Grafen Barlaimont, den Präſidenten Viglius und wenige andre ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senat, und ſein Betragen gegen ſie richtete ſich nach dem geringen Werth, den er auf ihre Freundſchaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menſchen, deren Stolz durch die ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten ſouverainer Fürſten ſo äußerſt verzärtelt war,

q) Meteren. 61.

war, die eine Eitelkeit, welche der Thron befriedigt, mit ariſtokratiſchem Dünkel verbanden, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, dieſen Trotz eines Plebejers mit dem tiefſten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella perſönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er ſeine Heurath mit der Prinzeßin von Lothringen hintertrieben und eine andre Verbindung mit der Prinzeßin von Sachſen rückgängig zu machen geſucht hatte. Dem Grafen von Hoorne hatte er die Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtey, um die ſich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für ſich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringſchätzung zu verbergen, welche die Richtſchnur ſeiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der einzige, den er ſeiner Verſtellung noch würdigte. Wenn er ſich auch wirklich über alle Geſetze der Furcht und des Anſtands hinweggerückt glaubte, ſo hintergieng ihn hier dennoch ſein zuverſichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunſt nicht weniger, als er gegen die Beſcheidenheit ſündigte. Schwerlich konnte bei damaliger Stellung der Dinge eine ſchlimmere Maaßregel von der Regierung beobachtet werden,

den, als diejenige war, den Adel hintanzuſetzen. Es ſtand bei ihr, ſeinen Neigungen zu ſchmeicheln, ihn hinterliſtig und unwiſſend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn ſelbſt unterdrücken zu laſſen. Jezt erinnerte ſie ihn, ſehr zur Unzeit, an ſeine Pflichten, ſeine Würde und ſeine Kraft, nöthigte ihn ſelbſt Patriot zu ſeyn, und einen Ehrgeiz, den ſie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu ſchlagen. Die Glaubensverordnungen durchzuſetzen, hatte ſie den thätigſten Beiſtand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß dieſe wenig Eifer bewieſen, ihr dieſen Beiſtand zu leiſten. Vielmehr iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie in der Stille daran arbeiteten, die Hinderniſſe des Miniſters zu häufen und ſeine Maasregeln umzukehren, um durch ſein ſchlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und ſeine Verwaltung dem Spott Preiß zu geben. Offenbar ſind der Lauigkeit ihres Eifers die ſchnellen Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Reformation, Troz jener ſchrecklichen Edikte, während ſeiner Regentſchaft, in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels verſichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die ſich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwiſchen Thränen und ſtillen Seufzern

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 10415/022

zern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten r).

1561. 1562. Indessen wurden bey der Menge der neuen Arbeiter die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so viehische Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jezt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jezt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortreflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus Einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papsts, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte

r) Grot. 8—14. Strad. 51.

ſtürzte der Pöbel zuſammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Anſehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete ſchaarenweis die proteſtantiſchen Prediger, denen die Inquiſition nachſtellte, trug ſie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und verſteckte ſie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erſte Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das walloniſche Flandern. Ein franzöſiſcher Kalviniſt, Namens Launoi, ſtand in Tournai als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß ſie Krankheiten vorgeben, und ſich von ihm heilen laſſen ſollten. Er predigte in den Wäldern bey der Stadt, zog den Pöbel ſchaarenweis mit ſich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das nämliche geſchah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt ſich die Obrigkeit der Apoſtel bemächtigte. Indeſſen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Parthey zu einer ſo furchtbaren Anzahl, daß ſie ſtark genug war, die Gefängniſſe zu erbrechen und der Juſtiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wiederherſtellten. Aber dieſer un-

bedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimniß hinweggezogen, in welchem der Anhang der Proteſtanten bisher verſchliert lag, und den Miniſter ihre ungeheure Anzahl errathen laſſen. In Tournai allein hatte man ihrer fünf tauſend bey einer ſolchen Predigt erſcheinen ſehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordiſchen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarſchaft Deutſchlands und Dännemarks die Quellen der Anſteckung vermehrten? Eine ſo furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche ſich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günſtigeren Zeitpunkt entgegen ſahen, es laut zu thun *)?

Dieſe Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs äußerſte. Der ſchlechte Gehorſam gegen die Edikte, das Bedürfniß des erſchöpften Schatzes, welches ſie nöthigte, neue Steuern auszuſchreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der franzöſiſchen Gränze vermehrten noch ihre Bekümmerniſſe.

*) Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I. 25.

metniſſe. Zu gleicher Zeit erhält ſie Befehle von Madrid, zweitauſend niederländiſche Reuter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen zu laſſen, die in dem Bedrängniß des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land ſie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte ſie ſo nahe, wie irgend ein Schickſal ſeines Hauſes, und ſtand in dieſem Falle ſtets bereit, ſein Eigenthum fremdem Bedürfniſſe aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, ſo war er wenigſtens königlich und groß, und die kühne Haltung dieſer Maxime gewinnt wieder an unſrer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unſrer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröfnet dem Staatsrath den königlichen Willen, wo ſie von Seiten des Adels den heftigſten Widerſpruch findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jezt ſehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fodre jezt mehr als jemals die Regierung zur Wachſamkeit auf.

Bis jezt, ſagten ſie, haben die deutſchen Proteſtanten dem Kampf ihrer Glaubensbrüder müßig zugeſehen, aber werden ſie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unſern Beiſtand verſtärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieſer Meinung bey; die Vorſtellungen waren nachdrücklich, und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin ſelbſt, wie der Miniſter, müſſen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigner Vortheil ſcheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten ſie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquiſition ihre einzige Stütze nehmen, und ſich ſelbſt, ohne Beiſtand in einem aufrühreriſchen Lande, der Willkühr eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin zwiſchen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts entſcheidendes zu beſchließen wagt, ſteht Wilhelm von Oranien auf, und bringt in Vorſchlag, die Generalſtaaten zu verſammeln. Dem königlichen Anſehen konnte kein tödlicherer Streich wiederfahren, als dieſe Zuziehung der Nation, eine in dem jezigen Moment ſo verführeriſche Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Miniſter entgieng

die

die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzogin, die Berathschlagung abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung, schreibt er nach Madrid, kann nicht nachtheiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugiebt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jezt ist er dreimal verwerflich, jezt da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jezt, wo die Aebte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöffe zu verringern, wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben.“ Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Würkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Absendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königin Mutter zu schicken, welches ihr in dem jezigen Zeitpunkt noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vliesses zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident, Viglius, den Gegenstand ihrer Sitzung eröfnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Oranien in seinem Pallaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinschaftlich die Maaßregeln zu bestimmen, wornach bey gegenwärtiger Gefahr des Staats gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlag bey, nur Barlaimont, mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella, hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone und des Ministers zu reden. „Ihnen, erklärte er, gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen; und diese Vorhervereinigung der Stimmen sey eine gesetzwidrige, straf-

ſtrafbare Anmaaßung, deren Er ſich nicht ſchuldig machen wolle;“ eine Erklärung, welche die ganze Zuſammenkunft fruchtlos endigte t). Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von dieſem Vorfall unterrichtet, wußte die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, ſo geſchickt zu beſchäftigen, daß ſie zu fernern Verſtändniſſen keine Zeit finden konnten. Indeſſen wurde mit ihrer Beiſtimmung doch in dieſer Sitzung beſchloſſen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reiſe nach Spanien thun ſollte, um den König von dem jezigen Zuſtand der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin ſchickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit allem bekannt machte, was bei jener Zuſammenkunft zwiſchen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämiſchen Botſchafter ſchmeichelte man in Madrid mit leeren Betheurungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentin wird anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter ſeinen vornehmſten Gliedern zu ſtiften u).

Eifer-

t) Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 25. 26. Strada. 82.
u) Strad. L. III. 83.

Eiferſucht, Privatvortheil und Verſchiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinſchaftliche Schickſal ihrer Zurückſetzung, und der Haß gegen den Miniſter hatte ſie wieder verbunden. So lange ſich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberſtatthalterſchaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß ſie auf den verſchiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander ſtieſſen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet, beide trafen ſich wieder in der Republik, wo ſie um den nämlichen Preiß, die Gunſt ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegen geſetzte Karaktere mußten ſich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte ſie einander eben ſo bald wieder. Jeder war dem andern jezt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwiſchen dieſen beiden Menſchen ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen ſeyn würde [1]). Aber auf eben dieſe Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, ſie zu trennen, ſo hatte ſie zugleich den ganzen niederländiſchen Adel in zwei Partheien getheilt. Durch Geſchenke und kleine Aufmerkſamkeiten, womit

1) Burgund. 45. Strad. 83 84.

mit sie diese beyden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mistrauen der übrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hofte sie dem letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurth zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beyspiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorne einen wichtigen Zuwachs erhalten, der als Admiral der niederländischen Marine den König nach Biscaya geleitet hatte, und jezt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorne's unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drey Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drey gleich geendigt hat.

Unter-

1562. Unterdessen war auch Montigny von seiner Gesandtschaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrath die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche Granvella ihm und seinen Freunden bei dem König leistete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, so lange der Minister nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieses Unternehmen, so verwegen und abentheuerlich es schien, beschäftigte ihn jezt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen von Hoorne und Egmont beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister förmlich darin zu verklagen und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arschot, dem dieser Vorschlag vom Grafen vom Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Gesetze anzunehmen gesonnen sey; daß er sich über Granvella nicht zu beschweren habe, und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige

vorzu-

vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Saame des Mißtrauens, den die Regentin unter dem Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug der ganz Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrag zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drey unterzeichnen ihn y). 1563

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sey, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem König mit Nachdruck zu dienen; alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Menschen vom Ruder des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß noch an Eifer

y) Strad. 85. 86.

Eifer fehlen, das Anſehen des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſey, als dem Kardinal Granvella, in dieſen Ländern zu erhalten [1]).

So geheim dieſer Brief auch abgieng, ſo erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er gegen alles Vermuthen auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelinde, aber unbeſtimmt. „Der König, enthielt ſie, wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beſchuldigungen zu einzelnen Beweiſen herabſtiegen, und wenn ſie nicht Luſt hätten, dieſes ſchriftlich zu thun, ſo möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung ſollte begegnet werden [2]). Auſſer dieſem Brief, der an alle drey zugleich gerichtet war,

1) Burg. L. I. 67. Hopper. 30. Strad. 87. Thuan. P. II. 489.

2) Vit. Vigl. T. II. 32. 33. Grot. 16. Burgund. 68.

war, empfieng der Graf von Egmont noch ein eignes Handschreiben von dem König, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sey. Auch der Regentin ward auf das pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen dreyen zugleich und dem Grafen von Egmont insbesonders zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu würken sey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte, darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Von diesem Karakter, wußte er, konnte man mehr erhalten, wenn man ihn wahrnehmen ließ, daß man mehr von ihm erwarte; darum wandte er sich an ihn besonders. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle drey zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zweck vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Saame,

der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war b).

1563. Den drey Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweyten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig befremdet, schrieben sie, daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seyen sie auf das vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Menschen durchaus nicht vertrage. Der jezige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlands erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen, und um Granvella's willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu seyn, dem Senat

b) Strada. 88.

Senat beyzuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, wo sie weder dem König noch dem Staat etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden c). Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweyte Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorstellungen in Ueberlegung nehmen, indessen ersuche man sie, den Staatsrath wie bisher zu besuchen.“

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Gesuch statt finden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrath weg, und verließen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bey jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten allem, was er unternahm, den Anstrich

c) Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

des lächerlichen zu geben. Durch dieſe niedrige Behandlung hoften ſie den Hochmuth dieſes Prieſters zu martern, und von ſeiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeſchlagen war. Dieſe Abſicht erreichten ſie zwar nicht, aber das Mittel, worauf ſie gefallen waren, führte endlich doch den Miniſter zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte ſich lauter gegen dieſen erhoben, ſo bald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verſcherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabſcheuung dieſes Miniſters vorangiengen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn, weyhte ihn jezt gleichſam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verläumdung, die auch das Heilige nicht ſchont, Hand an ſeine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfaſſung, die große Klage der Nation, hatte ſein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Der allgemeine Unwille ſuchte ſich im Haß gegen ihn Erleichterung, alle geheime und öffentliche Leiden begegneten einander an dieſer gemeinſchaftlichen Quelle. Jedes neue Schauſpiel der Hinrichtung, womit die Geſchäftigkeit der Inquiſitoren nur allzu freygebig war, erhielt den

Abſcheu

Abſcheu gegen ihn in ſchrecklicher Uebung, und endlich ſchrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangſale ſeinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltthätig aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller ſeiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majeſtät nur mit ſchwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen ſollte, durch lauter treuloſe Glieder verbunden, lauter Menſchen, deren höchſter Gewinn es war, ſeine Handlungen zu verfälſchen, einem Weibe endlich an die Seite geſetzt, das die Laſt des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — ſo ſtand er, bloßgeſtellt dem Muthwillen, dem Undank, der Partheiſucht, dem Neide, und allen Leidenſchaften eines zügelloſen, aufgelöſten Volks, ein nie erlebtes Beyſpiel in der Geſchichte. Es iſt merkwürdig, daß der Haß, den er auf ſich lud, die Verſchuldungen weit überſchreitet, die man ihm zur Laſt legen konnte, daß es ſeinen Anklägern ſchwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsſpruch zu rechtfertigen, den ſie im allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus ſeine Schlachtopfer zum Altar, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menſchenrechte verſpottet und Elende gemacht. Unter Karln dem fünften hätte die Tirannei durch ihre

Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzog von Alba wurde sie zu einem weit unnatürlicheren Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung gegen die seines Nachfolgers noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß sein Zeitalter den Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanz hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabeneren Stand vielleicht dem Muthwillen seiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin, durch ihre Verwendungen im Rom, mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte, machte ihn desto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel, und eine anstößige verhaßte Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er ins künftige handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Böswicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen.

ßen. Schrecken und Spott, fürchterliches und belachenswerthes war in ſeinem Beyſpiel unnatürlich vermengt [d]). Verhaßte Gerüchte brandmarkten ſeine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderiſche Anſchläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das unglaublichſte fand Glauben; das ungeheuerſte, wenn es ihm galt, oder von ihm ſtammen ſollte, überraſchte nicht mehr. Die Nation hatte ſchon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widerſprechendſten Empfindungen ſich gatten, und die feinern Gränzſcheiden des Anſtands und ſittlichen Gefühls hinweggerückt ſind. Dieſer Glaube

d) Der Adel ließ auf die Angabe des Grafen von Egmont, ſeine Bedienten eine gemeinſchaftliche Livery tragen, auf welche eine Narrenkappe geſtickt war. Ganz Brüſſel legte ſie für den Kardinalshut aus, und jede Erſcheinung eines ſolchen Bedienten erneuerte das Gelächter; dieſe Narrenkappe wurde nachher, weil ſie dem Hofe anſtößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein ſehr ernſthaftes Ende nahm und dem Wappen der Republik wahrſcheinlich ſeine Entſtehung gegeben. Vit. Vigl T. II. 35 Thuan. 489. Das Anſehen des Kardinals ſank endlich ſo weit herab, daß man ihm öffentlich einen ſatyriſchen Kupferſtich in die Hand ſteckte, auf welchem er, über einem Haufen Eier ſitzend, vorgeſtellt war, woraus Biſchöffe hervorkrochen. Ueber ihm ſchwebte ein Teufel mit der Randſchrift: Dieſer iſt mein Sohn, den ſollt ihr hören. A. G. d. v. N. III. 40.

an außerordentliche Verbrechen ist beynahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung e).

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung giebt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer bestechen, durch keine Furcht in Schrecken gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einstimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über der Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stossen. Ihre Stimme ist so furchtbar, daß selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, daß seine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dank-

e) Hopper. L. I. 35.

Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln, und seine beleidigte Majestät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beyspiel nur ein einziges mal in dem Kardinal Mazarin wiederhohlt aber es war nach dem Geiste beyder Zeiten und Nationen verschieden. Beyde konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren, aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande giengen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sahe sich aus einem langen Zustand der Knechtschaft unter Richelieus Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freyheit versetzt, diese traten aus einer langen und angebornen Freyheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländischen Unruhen in republikanische Freyheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armuth, ausgelassen aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme

des Reichthums. Muthwille und Hunger begeisterten jene, diese Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habsucht, Granvella's Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft, dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländische Minister foderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Partheyen und der Pöbel, den sie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingebohrnen Adel und den Ständen zu ringen, aber anstatt daß die erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die letztern die Stelle selbst vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah', fieng der Minister an, am Hof der Regentin zu wanken.

Die

Die wiederholten Beschwerden über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; daß man vor dem Minister, und nicht vor ihr, seiner Beherrscherin, zitterte, mußte ihrer Eitelkeit weh thun, und die Flüche selbst, die er auf sich lud, ihren Neid und ihre Eifersucht reizen. Vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein längeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeyrufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beyspiel, hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fieng an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jezt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jezt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bey dieser so nachtheiligen Stimmung für den Kardinal fiengen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bey ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundere sich sehr, sagte ihr unter andern Graf Egmont, daß der König, einem Menschen zu gefallen, der

nicht

nicht einmal ein Niederländer ſey, und von dem man alſo wiſſe, daß ſeine Glückſeligkeit mit dem Beſten dieſer Länder nichts zu ſchaffen habe, alle ſeine niederländiſchen Unterthanen könne leiden ſehen — einem fremden Menſchen zu Gefallen, den ſeine Geburt zu einem Unterthan des Kaiſers, ſein Purpur zu einem Geſchöpfe des römiſchen Hofes machte. Ihm allein, ſetzte der Graf hinzu, habe Granvella es zu danken, daß er bis jezt noch unter den Lebendigen ſey; künftighin aber würde er dieſe Sorge der Statthalterin überlaſſen, und ſie hiemit gewarnet haben.“ Weil ſich der größte Theil des Adels, der Geringſchäzung überdrüßig, die ihm dort wiederfuhr, nach und nach aus dem Staatsrath zurückzog, ſo verlor das willkührliche Verfahren des Miniſters auch ſogar noch den lezten republikaniſchen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einnöde im Senat ließ ſeine hochmüthige Herrſchaft in ihrer ganzen Widrigkeit ſehen. Die Regentin empfand jezt, daß ſie einen Herrn über ſich hatte, und von dieſem Augenblick an war die Verbannung des Miniſters beſchloſſen. Sie fertigte zu dieſem Ende ihren geheimen Sekretair, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältniſſe des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinter-

hinterbringen, und auf dieſe Art den Entſchluß zu ſeiner Verbannung in ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Was ſie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geſchickte Art in den mündlichen Bericht einzumiſchen, den ihm der König wahrſcheinlich abfodern würde. Armenteros erfüllte ſeinen Auftrag mit aller Geſchicklichkeit eines vollendeten Hofmanns; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von ſeinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe nicht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange gieng dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vorurtheil zu Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatz zu Hülfe kam, und freywillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen niederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neid als der Schande bloß ſtellte. Vielleicht zitterte er, wie einige geglaubt haben, für ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr ſchwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen eines Geſchenks, als eines Befehles von dem König empfangen,

gen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entziehen war, nach dem Beispiel jener Römer mit Anstand thun. Philipp selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jezt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr später in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sey. Wenige Tage nach Armenteros Zurückkunft sah' er Demuth und Schmeicheley aus den wenigen Gesichtern entwichen, die ihm bis jezt noch dienstfertig gelächelt hatten; das lezte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Lästerung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, eh' er sein Amt niederlegte, unterstehe man sich zu behaupten, soll er eine Aussöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünscht, und sich sogar erboten haben,

haben, ihnen, wenn um dieſen Preiß ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun f). Es iſt klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer ſolchen Nachrede zu beſudeln; aber es iſt noch verächtlicher und kleiner, ſie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf ſich dem königlichen Befehl mit anſtändiger Gelaſſenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geſchrieben, daß er ihm, im Fall er die Niederlande würde räumen müſſen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte ſich dieſer, ob es rathſam wäre, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler in der Gunſt ſeines Königs herbeyzurufen, oder einen ſo wichtigen Freund, ein ſo koſtbares Werkzeug ſeines alten Haſſes gegen die Niederländiſchen Großen von ſich zu weiſen. Die Rache ſiegte über ſeine Furcht, und er unterſtützte Granvella's Geſuch mit Nachdruck bey dem Monarchen. Aber ſeine Verwendung blieb fruchtlos. Armentéros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieſes Miniſters in Madrid alle Beſchwerden der niederländiſchen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde, denn

nun-

f) Reidan. 4.

nunmehr, ſagte er, würde man die Quelle ſelbſt, deren Ausflüſſe er bis jezt nur verdorben haben ſollte, durch ihn vergiftet glauben. Er ſchickte ihn alſo nach der Grafſchaft Burgund, ſeinem Vaterland, wozu ſich eben ein anſtändiger Vorwand fand. Der Kardinal gab ſeinem Abzug aus Brüſſel den Schein einer unbedeutenden Reiſe, von der er nächſter Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die ſich unter ſeiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, ſich im Senat zu Brüſſel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieſer leztere Umſtand ſeine Wiederkunft nicht ſehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein troziges Elend erklärte, ſo ſchlug dennoch die entfernteſte Möglichkeit ſeiner Wiederkunft gar ſehr den Triumph nieder, den man über ſeinen Abzug feierte. Die Statthalterin ſelbſt ſcheint ungewiß geweſen zu ſeyn, was ſie an dieſem Gerüchte für wahr halten ſollte, denn ſie erneuerte in einem neuen Brief an den König alle Vorſtellungen und Gründe, die ihn abhalten ſollten, dieſen Miniſter zurückkommen zu laſſen. Granvella ſelbſt ſuchte in ſeinem Briefwechſel mit Barlaimont und Viglius dieſes Gerücht zu unterhalten, und wenigſtens noch durch weſenloſe Träume ſeine Feinde zu ſchröcken, die er durch ſeine Gegenwart nicht mehr

peinigen

peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterland verjagte, nicht anders, als ob diese Riesengestalt, wenn sie den Niederlanden so nahe bliebe, die Freiheit der Nation noch mit ihrem schrecklichen Schatten verschlingen würde.

Nachdem Pius der vierte verstorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag, und einen Geist, den kein Schikfal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zwei und sechzig Jahr alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finstres Alter und der selbst zufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung, machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem lästigen Lobredner vergangner Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts, war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fieng an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichts destoweniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugalls nach Lissabon foderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens, und im Vollgenuß seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen, und, in beispiellosem Bunde, Freiheit und Fürstengunst in sich vereinigt hatte s).

Granvella war gefallen, wie kein Günstling fällt — nicht, weil sein ephemerisches Glück verblüht war, nicht durch den dünnen Athem einer Laune — er fiel durch der Eintracht wundervolle Kraft — durch die zürnende Stimme einer ganzen Nation. Aber wie war es möglich, daß der Mann, der das schwerste Instrument so geschikt handhabte, so unglücklich auf einem weit leichteren spielte? Hatte

s) Strad. Dec. I. L. III. IV. p. 88-98.

Hatte er, der den wachſamen Argwohn eines finſtern Despoten hintergieng, für ein lachendes Volk keine Verſtellung mehr übrig? Je höher ihn dieſe wundervolle Freundſchaft eines Königs ſtellt, die bei ihm ihre Flüchtigkeit verlernte — deſto mehr Erniedrigung für ihn, daß er dieſe königliche Freundſchaft der Schande Preiß gab, ihre Ohnmacht der Welt darzulegen! daß er ſeinen königlichen Gönner zwang, ihn mit abgewandtem Angeſicht zu opfern!

Unmittelbar nach dem Abzug des Miniſters, zeig- 1564.
ten ſich alle die glücklichen Folgen, die man ſich von ſeiner Entfernung verſprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrath wieder ein, und widmeten ſich den Staatsgeſchäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnſucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung ſeine Entbehrlichkeit zu erweiſen. Das Gedränge war groß um die Herzoginn. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Dienſteifer zu übertreffen; bis in die ſpäte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Curien, das beſte Verſtändniß zwiſchen dem Hof und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländiſchen Adels war alles zu erhalten, ſobald ſei-

nem Eigenſinn und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geſchmeichelt war. Die Statthalterinn benutzte die erſte Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen geweſen war. Der große Credit des Adels bei dem Volke unterſtützte ſie darinn auf das nachdrücklichſte, und bald lernte ſie dieſer Nation das Geheimniß ab, daß man nur viel fodern müſſe, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie ſelbſt ſahe ſich mit Vergnügen ihrer langen Knechtſchaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Laſt der Geſchäfte, und ſeine einſchmeichelnde Demuth ließ ſie die ganze Süſſigkeit ihrer Herrſchaft empfinden h).

1564. Granvella war zu Boden geſtürzt, aber noch ſtand ſein Anhang. Seine Politik lebte in ſeinen Geſchöpfen, die er im geheimen Rath und im Finanzrath zurück ließ. Der Haß glimmte noch unter den Partheien, nachdem der Anführer längſt vertrieben war, und die Nahmen der Oraniſch- und Königlich-Geſinnten, der Patrioten und Kardinaliſten führen noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten.

h) Hopper 38. Burgund. 78. 79. Strad. 95. 98. Grot. 17.

halten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jezt für den wichtigsten Mann im Senat, und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schäzbare Beyträge zu der Geschichte des Niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war von den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabey noch Theologe und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert, und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahr 1548 auf dem Reichstag zu Augspurg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüg-

lich half die Unterhandlungen zum Vortheil der Niederlande lenken [i]). Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der vorzüglichsten Einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfieng, und einer der wenigen, in denen er sein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen, und die eifrigste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden [k]).

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf, nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahnes, wie sein Freund Erasmus zu brechen, und noch vielweniger schlimm genug, sie wie sein Vorgänger Granvella seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühneren

i) A. G. d. V. N. II. Theil. 503 u. folg.
k) Vit. Vigl.

neren Leitung seines eignen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemeren Pfad des Gewissens an; eine Sache war gerecht, so bald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jezt unterdrücken half. Im geheimen Rath zu Brüssel diente er der Tirannei, im Parlament zu London, oder im Senat zu Amsterdam wär er vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es ist wenig, was uns die Geschichtschreiber von dem Verdienst und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe seines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatz verschwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenparthei nieder, aber auch nur das wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Karakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz von Oranien, ihn

von dem Intereſſe des Kardinals abzuziehen, und ſeiner eig'nen Parthei einzuverleiben. — Beweiß genug, daß er einen Werth auf dieſe Eroberung legte. Alle ſeine Verſuche ſchlagen fehl, ein Beweiß, daß er mit keinem ſchwankenden Karakter zu thun hatte. Mehr als einmal ſehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Intereſſe der Krone, das ſchon in Gefahr iſt aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerſpruch in Schuß nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldnen Vlieſſes in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquiſition vorläufig einen Schluß zu faſſen, war Barlaimont der erſte, der die Geſetzwidrigkeit dieſes Verfahrens rügte, und der erſte, der der Regentinn davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentinn um jene Zuſammenkunft wiſſe? und Barlaimont ſtand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet ſind, verrathen einen Mann, den weder Beiſpiel, noch Menſchenfurcht verſuchen, der mit feſtem Muth und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Parthei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu

ſtolz

ſtolz und despotiſch dachte, um eine andre, als dieſe, zu wählen 1).

Noch werden uns unter dem königlichen Anhang zu Brüſſel der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mannsfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei gebohrne Niederländer, und alſo mit dem ganzen niederländiſchen Adel, wie es ſchien, auf gleiche Art aufgefodert, der Hierarchie und der monarchiſchen Gewalt in ihrem Vaterland entgegen zu arbeiten. Um ſo mehr muß uns die Verſchiedenheit ihres Betragens befremden, die deſto auffallender iſt, weil wir ſie mit den vornehmſten Gliedern der Faktion in freundſchaftlichen Verhältniſſen finden, und gegen die gemeinſchaftlichen Laſten des Vaterlands nichts weniger als unempfindlich ſehen. Aber ſie fanden in ihrem Buſen nicht Selbſtvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem ſo überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen ſie ihren gerechten Unwillen dem Geſetz der Nothwendigkeit, und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthſchaftlich und zu weiſe, um das gewiſſe Gut, das ſie von

1) Strad. 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

der freiwilligen Großmuth ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hin zu geben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jezt bei dem allgemeinen Abfall des Adels im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Parthey sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geists. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort gieng ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst. Was den größten Theil des Adels von der Krone abtrünnig machte, erhielt ihr diese Wenigen getreu. Jener wollte keine Gesetze von dem Despoten; diese keine von ihres gleichen empfangen.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem leztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Anse-

Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben. — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Parthey vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathaß zu ziehen, und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegen zu stellen. Die Grafen von Mannsfeld und Megen waren bis hieher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten und redlich mit ihm zusammen gehalten, bis hieher, bis an die lezten Linien ihrer Pflicht — Diese drei Freunde trennten sich jezt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fiengen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften

Rück-

Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mannsfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich," antwortete der Graf von Mannsfeld seinem Freund, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinem Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehmals der Meinung gewe„sen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung „der Inquisition, die Milderung der Edikte und die „Entfernung des Kardinals Granvella nothwendig „mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch „jezt gewährt, und die Ursache unsrer Klagen ist ge„hoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Ma„jestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche „unternommen; es ist die höchste Zeit einzulenken, „daß wir dem König, wenn er kommt, mit offener „Stirne ohne Bangigkeit entgegengehen können. „Ich, für meine Person, bin vor seiner Ahndung „nicht bange; mit getrostem Muth würde ich mich „auf seinen Wink in Spanien stellen, und von sei„ner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zu„versicht erwarten. Ich sage dieses nicht, als „zweifelte ich, ob Graf Egmont dasselbe von sich „behaupten könnte, aber weise wird Graf Egmont

„han-

„handeln, wenn er je mehr und mehr seine Sicher„heit befestigt, und den Verdacht von seinen Hand„lungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es „bei unsrer Freundschaft, wo nicht, so fühle ich mich „stark genug, meiner Pflicht und der Ehre alle „menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu bringen m).

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größeren Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln, und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld

m) Strada 159.

Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath diese Beschuldigung nachher auf die zwey andern Curien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden wie liegende Gründe für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hof zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzeginn, Thomas Armenteros, einen bis jezt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Betheurung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen, und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jezt unbestechliche Tugend. Jezt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen,

um

um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm beraubte man den königlichen Schatz, und hintergieng durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeicheley der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Partheyen spielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen, und einer demüthigen Aussenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine, ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte, Weise brachte sie jezt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Viglius in geheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehmals unter Granvella's Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß wendeten sich jezt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Beneficen wurden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen und vor Ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten,

und

und mit dem Anſehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beiſpiel der Landesregierung. Der Geiſt, der den Staatsrath zu Brüſſel beherrſchte, verbreitete ſich bald durch alle Provinzen. Beſtechungen, Indulgenzen, Ränkereyen, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterſtühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten dieſe Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldſameren Religionsgeſinnungen des Adels, der entweder ſelbſt auf die Seite der Neuerer hieng, oder wenigſtens die Inquiſition als ein Werkzeug des Despotismus verabſcheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Proteſtanten ertheilte, wurden dem heiligen Amt ſeine beſten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel ſeinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volk gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquiſition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn ſeine Neigung noch mehr, als die Vorſchrift der Politik. Die Nation gieng augenblicklich von dem drückendſten Zwange der Intoleranz in einen Zuſtand der Freiheit über, deſſen ſie bereits zu ſehr entwohnt war, um ihn mit Mäßigung aus-

zu-

zuhalten. Die Inquiſitoren, des obrigkeitlichen Beiſtands beraubt, ſahen ſich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügges ließ der Stadtrath ſelbſt einige ihrer Diener, die ſich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Waſſer und Brod ins Gefängniß ſetzen. Um eben dieſe Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, dem heiligen Amt einen Ketzer zu entreiſſen, eine mit Blut geſchriebene Schrift auf öffentlichem Markt angeſchlagen, welche enthielt, daß ſich eine Anzahl Menſchen verſchworen habe, den Tod dieſes Unſchuldigen zu rächen n).

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorſitz führten, noch gröſtentheils rein erhalten. Ein neuer Verſuch auf den letztern war abermals mißlungen; jezt bemühte man ſich dieſe beide Curien einigen neuen Mitgliedern aufzudringen, die dem Intereſſe der Faktion mehr ergeben wären. Damals trat ein gewiſſer Balduin, ein gebohrner Flamänder, im Reiche der Gelehrſamkeit auf, der ſich in der Rechtswiſſenſchaft einen glänzenden Ruhm erwor-

n) Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

erworben, und mit den vorzüglichſten Gaben des Geiſtes alle Reize einer einnehmenden Geſtalt; und jede Grazie des Umgangs und der Beredſamkeit verband. Der Aufenthalt in Deutſchland hatte ihn zu der lutheriſchen Kirche gezogen, die er hernach in Frankreich für den Kalvinismus verließ; und als er hier, von ſeinem Lehrer zu wenig befriedigt, zur mütterlichen Kirche zurückkehrte, brachte er alle Geſinnungen der Billigkeit und der Duldung mit zurücke, welche die unausbleibliche Frucht ſo vieler Erfahrungen an ihm ſelbſt hatten ſeyn müſſen. Dieſen Balduin betrachtete Wilhelm von Oranien als das auserleſenſte Werkzeug, den Geiſt der Menſchlichkeit in die niederländiſchen Gerichtshöfe einzuführen, und die Inquiſition zu verbannen, ſo bald es ihm nur gelänge, ihn in den geheimen Rath in Brüſſel zu bringen. Er entwarf alſo den Plan, ihn zuerſt mit Hülfe ſeines ganzen Einfluſſes auf die Akademie zu Douai oder Löwen zu bringen, von wo aus ſich der Ruf ſeiner Wiſſenſchaft ohne Zweifel ſehr bald verbreiten und dem Könige ſelbſt nicht lange verborgen bleiben würde. Glückte ihm dieſes, ſo würde der letzte Schritt ſehr leicht gethan ſeyn, ihn auch noch in das geheime Collegium zu verſetzen. Aber ſo verführeriſch die Gründe auch waren, mit denen er ſeinen Anſchlag zu ſchmücken wußte, ſo ver-

verfehlten ſie doch ihre Wirkung auf das Gemüth dieſes Mannes, der zu weiſe und zu beſcheiden dachte, um eine ſichere Mittelmäßigkeit einer zweifelhaften Größe zu opfern. Ein ähnlicher Entwurf mißlang dem Grafen von Hoorne bei einem deutſchen Rechtsgelehrten, mit Nahmen Caſſander, den die verwilderten Sitten des Hofs ſehr bald in ſein Vaterland zurücktrieben o).

Da es der Faktion weder gelang, den geheimen Rath und den Finanzrath für ihre Abſichten zu gewinnen, noch ihre Anhänger in dieſe zwei Curien einzuſchieben, ſo blieb ihr kein andres Mittel übrig, als beide ganz außer Wirkſamkeit zu ſetzen und ihre Geſchäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um dieſen Entwurf durchzuſetzen, ſuchte ſich der Prinz von Oranien des Beiſtands der übrigen Staatsräthe zu verſichern. „Man nenne ſie zwar Senatoren,“ ließ er ſich öfters gegen ſeinen Anhang heraus, „aber „andre beſitzen die Gewalt. Wenn man Geld „brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn „die Rede davon ſey, der eindringenden Ketzerey zu „wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, „ſo halte man ſich an ſie, da ſie doch weder den „Schatz noch die Geſetze bewachten, ſondern nur die

o) Burgund. 89. 90. 91. Grot. 18.

„Organe wären, durch welche die beiden andern Col„legien auf den Staat wirkten. Und doch würden „sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen „seyn, die man unnöthiger Weise unter drei verschie„dene Kammern vertheilt hätte, wenn sie sich nur „unter einander verbinden wollten, dem Staatsrath „*dieſe entriſſene Zweige der Regierung* wieder ein„zuverleiben, damit Eine Seele den ganzen „Körper belebe.“ Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vliesses in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurück gegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheim gestellt seyn sollte. Nun sahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentin abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Officieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen, und im Verweigerungsfall mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Supplikeu

pliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthum der Ketzerey zu besorgen sey. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustand der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemählde zu geben, daß sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte p). Sie beruft alle drei Curien zusammen, um über die Mittel zu berathschlagen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustand der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu bessern Maaßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das mindeste ahndete, widersprach dieser Meinung. „Das Uebel," sagte er, „worüber „man klage, sey allerdings groß und nicht zu ver„nachlässigen, aber unheilbar sey es nicht. Die „Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus „keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst

p) Burgund. 92-94. Hopper. 41. Vit. Vigl. §. 87. 88.

„das Anſehn der Obrigkeit, durch ſein verächtliches
„Betragen gegen ſie herabwürdige, und die Statt-
„halter ſie nicht genug unterſtützten. Die Ketzerey
„nehme überhand, weil der weltliche Arm die geiſt-
„lichen Richter im Stiche laſſe, und weil das ge-
„meine Volk nach dem Beiſpiel der Edeln die Ver-
„ehrung gegen ſeine Obrigkeit ausgezogen habe.
„Nicht ſowohl die ſchlechte Verwaltung der Finan-
„zen, als vielmehr die vorigen Kriege und die
„Staatsbedürfniſſe des Königs haben die Provin-
„zen mit dieſer Schuldenlaſt beſchwert, von wel-
„cher billige Steuern ſie nach und nach würden be-
„freien können. Wenn der Staatsrath ſeine In-
„dulgenzen, Freibriefe und Erlaſſungen einſchränkte,
„wenn er die Sittenverbeſſerung bei ſich ſelbſt an-
„fienge, die Geſetze mehr achtete, und die Obrig-
„keit in ihr voriges Anſehen wieder einſetzte, kurz,
„wenn nur die Collegien und die Statthalter erſt
„ihre Pflichten erfüllten, ſo würden dieſe Klagen
„bald aufhören. Wozu alſo einen neuen Geſand-
„ten nach Spanien, da doch nichts neues geſchehen
„ſey, um dieſes außerordentliche Mittel zu recht-
„fertigen? Beſtünde man aber dennoch darauf,
„ſo wolle er ſich dem allgemeinen Gutachten nicht
„entgegen ſetzen, nur bedinge er ſich aus, daß der
„wichtigſte Auftrag des Bothſchafters alsdann ſeyn
„möge,

„möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu „vermögen.“ q)

Ueber die Wahl des Bothſchafters war nur Eine Stimme. Unter allen niederländiſchen Großen ſchien Graf Egmont der einzige zu ſeyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquiſition, ſeine vaterländiſchen und freien Geſinnungen, und die unbeſcholtene Rechtſchaffenheit ſeines Karakters, leiſteten der Republik hinlänglich Bürgſchaft für ſein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen ſeyn mußte, iſt ſchon oben berührt worden. Da bei Fürſten oft ſchon der erſte Anblick das Urtheil ſpricht, ſo konnte Egmonts einnehmende Bildung ſeine Beredſamkeit unterſtützen, und ſeinem Geſuch eine Hülfe geben, deren die gerechteſte Sache bei Königen nie entübrigt ſeyn kann. Egmont ſelbſt wünſchte dieſe Geſandtſchaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem König zu berichtigen r).

Die Kirchenverſammlung zu Trient war unterdeſſen auch geendigt, und die Schlüſſe derſelben der ganzen katholiſchen Chriſtenheit bekannt gemacht werden. Aber dieſe Schlüſſe, weit entfernt, den

q) Burg. 95. 96. Hopper. 41. 43. ſqq.
r) Strad 103.

Zweck der Synode zu erfüllen, und die Erwartungen der Religionspartheyen zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Schon war der Fanatismus auf einem heilsamen Rückwege zur Vernunft, als sich der erste Gedanke zu diesem Concilium entspann. Das wachsende Glück der Reformation, die schon anfieng Staaten im Staat zu errichten, und ein Reich des Nordens nach dem andern von dem Pabstthum riß, verhöhnte die barbarischen Mittel, welche eine rohe Politik eilfertig gegen sie zusammengerafft hatte. Die dringende Gefahr, womit die Hierarchie sich umfangen sah, hatte jene blutigen Rettungsmittel in einem gewissen Sinne gerechtfertigt: die Nothwendigkeit legte sie auf, weil eine schlimme Sache nur durch eine andere schlimme sich erhalten kann, und die Staatsklugheit selbst sprach dafür, so lange es sich beweisen ließ, daß sie hinreichend wären. Die Ertödtung eines entbehrlichen Gliedes rettete vielleicht den ganzen Körper; aber dieses Glied mußte geschont werden, so bald es das edlere war. Eben diese Methode, welche gegen die ersten Anfänge der Sekte anzupreißen seyn mochte, konnte bei ihrem Anwachs vielleicht die verwerflichste seyn.

In

In mehrern Ländern, wie in Frankreich, und allgemein genommen auch in Deutschland hielt der protestantische Theil des Volks dem katholischen schon das Gleichgewicht, in andern war er ihm gar überlegen. Wo er ihm auch an Anzahl wich, hatte er vielleicht die ganze Industrie und den Wohlstand des Staats in Händen, und der Souverain durfte ihn nicht unterdrücken lassen, ohne sich zugleich seines nützlichsten Unterthans zu berauben. Große und weitläuftige Monarchien, wie die spanische war, ertrugen diesen Bürgerverlust leichter, oder empfanden ihn wenigstens später, da sich im Gegentheil kleinere Staaten, wie Savoyen, die Niederlande u. s. w. daran verbluten mußten. Diese also, wenig gebessert, wenn sie, um den gesunden Theil zu retten, den angesteckten aufopferten, mußten vielmehr sorgfältig darauf denken, auch den letztern selbst noch zu bewahren, und ihn wo möglich in einen nützlichen umzuschaffen. Daher die billigeren Religionsgesinnungen bei den Fürsten des zweiten und dritten Rangs; daher der Ursprung größerer Duldung in geringeren Staaten.

Bei der heftigen und allgemeinen Erschütterung, welche die ganze Religionsmasse durch einander wühlte, konnte es nicht fehlen, daß nicht einige

ihrer Blößen zum Vorſcheln kamen. Die kühnen und glücklichen Angriffe der Reformatoren auf die Hierarchie hatten endlich den Katholicken ſelbſt die Augen über das Sittenverderbniß ihrer Geiſtlichkeit, und über verſchiedene Mißbräuche der Kirche geöffnet, welche die Vorwürfe der Glaubensverbeſſerer gewiſſermaßen zu rechtfertigen ſchienen. Die Kirche, geſtand man einſtimmig, bedürfe einer Reinigung, um die edle Einfalt ihres Urſprungs wiederherzuſtellen, und alles Fremdartige und Willkührliche auszuſcheiden, womit eine lange Reihe von Jahrhunderten den reinen Lehrbegriff verunſtaltet hatte. Beide Zwecke hofte man, nach dem Beiſpiel der vorigen Zeiten, durch eine Generalſynode zu erreichen, die in der Vereinigung ſeiner irrdiſchen Organe den himmliſchen Stifter des Chriſtenthums vorſtellte. Hier ſollten die ſtrittigen Punkte noch einmal der Prüfung unterworfen werden, die Gegner der mütterlichen Kirche mit republikaniſcher Freiheit ihre Beſchwerden vortragen, und dann an die Ausſprüche des heiligen Geiſtes verwieſen ſeyn, der durch das Concilium redet.

Wichtiger noch waren die politiſchen Gründe, aus welchen die Fürſten das Concilium wünſchten. Die willkührlichen Anmaßungen des römiſchen Stuhls

Stuhls hatten längſt ihre eigenen Rechte gekränkt, und ihren Stolz beleidigt; jezt, nachdem dieſer gefürchtete Erſchütterer ihre Throne zu der tiefſten Abhängigkeit von ihnen herunter geſunken war, jezt hatten ſie es in der Gewalt, dieſe anſtößige Prieſtermacht in beſcheidnere Gränzen zurück zu leiten, das Oberhaupt der Hierarchie durch ſeine eigenen Werkzeuge zu beſchränken, und ihm durch die Cleriſey ihrer Länder Geſetze vorzuſchreiben. Alle dieſe Gründe bewogen Karln den fünften, ſich mit dem thätigſten Eifer für die Haltung dieſes Conciliums zu verwenden; dieſes war auch die vereinigte Stimme aller katholiſchen Fürſten.

Aber eben die Gründe, welche den Kaiſer und die übrigen Fürſten dieſes Concilium ſo eifrig wünſchen ließen, machten den Pabſt deſto ſchwüriger, es auszuſchreiben. Ein Syſtem, wie die Hierarchie, das ſo ſehr Urſache hatte, das Auge der Prüfung zu ſcheuen, das durch ſo ſchwache, ſo unzuverläſſige Bande zuſammen hielt, und gleichſam nur für ein Helldunkel geſtellt war, konnte der republikaniſchen Licenz dieſes geiſtlichen Reichstags, und dem Ehrgeize der Prälaten, die ein, dem römiſchen Stuhl ganz entgegengeſetztes Intereſſe hatten, ohne Gefahr nicht blos geſtellt werden. Viele

Dogmen,

Dogmen, die in die päbſtliche Hoheit eingriffen, durften gar nicht zur Unterſuchung kommen; ein ſcholaſtiſcher Zank konnte die Grundſäulen der päbſtlichen Macht unterwühlen. Das Beiſpiel der vorigen Kirchenverſammlungen erwieß zur Genüge, wie viel ſich die Prälaten gegen die Pabſtheit herausnehmen konnten. Wenn dieß in den ruhigen Zeiten des unangefochtenen Lehrbegriffs geſchah, wie viel mehr war in einer Epoche zu wagen, wo bereits ein ſo verführeriſches Beiſpiel des Abfalls gegeben, wo die Erleuchtung des Menſchengeſchlechts um ſo viele Jahrhunderte weiter gerückt war, und wo die mißliche Stellung der Gemüther, die Unzuverläſſigkeit mancher von den wichtigſten katholiſchen Fürſten dem Oberhaupt der Kirche alle jene trotzigen Waffen verbot, die ſonſt unwiderſtehlich und unfehlbar geweſen. Clemens der ſiebende entſchlüpfte dem Antrag mit allen Schlangenkünſten der römiſchen Politik, aber die vereinigte nachdrückliche Stimme der ſämmtlichen katholiſchen Fürſten nöthigte ſeinem Nachfolger Pauln dem dritten endlich die Bewilligung dazu ab. Nach vielen Verzögerungen, welche über den Ort, wo das Concilium gehalten werden ſollte, entſtanden, und welche dem Pabſt ſehr willkommen waren, wurde es endlich durch eine feierliche Bulle nach Trient

ausge-

ausgeschrieben, wohin der Pabst drei Legaten schickte, um durch sie die Verhandlungen desselben von Rom aus zu dirigiren. In den verschiedenen Sitzungen des Conciliums wurde der Hauptlehrsatz der Protestanten, nach welchen sie die Schriften der Evangelisten und Apostel für die einzige Norm des Glaubens erkennen, als verdammlich verworfen, die apocryphischen Bücher in gleichen Rang mit den kanonischen gesetzt und ihnen, so wie den mündlichen Ueberlieferungen der Kirche, ein gleiches Ansehen zugestanden. Anstatt den eigentlichen Quellen der Trennung nachzuspüren, und die Beschwerden der Gegner zu untersuchen, verschwendete man den Athem in unnützen scholastischen Untersuchungen, und den lächerlichsten Kämpfen, die mit der eigentlichen Quelle des Uebels nichts zu schaffen hatten; einige wenige gewagtere Angriffe auf den römischen Stuhl, wurden durch die Mehrheit seiner Kreaturen, und durch die Gewandtheit der Legaten glücklich zurückgeschlagen. Als sich der Streit anfieng zu erhitzen, und einige bedenkliche Artikel den Pabst beunruhigten, verlegte er die Versammlung eilfertig nach Bologna; die politischen Händel, welche den kaiserlichen und römischen Hof entzweiten, trennten auch das Concilium, und die kaiserlichen Bischöffe, die in Trient zurück geblieben, wollten die Väter in Bo-

logna

logna nicht erkennen. Unterdessen hatte die Schlacht bei Mühlberg das Selbstvertrauen des Siegers erhoben; beleidigt von dem Pabst, und unbefriedigt von den Concilien, will er aus eigner Gewalt ins Werk richten, was er aufgiebt von diesem zu erhalten, und unternimmt, die streitenden Partheyen vermittelst seines Interims zu vereinigen, ein Versuch, der, wie alle vorigen, mißlingt. Das Concilium wird von den heftigen Zwistigkeiten getheilt, welche die Bastarde des Pabsts und des Kaisers wegen Parma und Piazenza erregen. Während dieser Unruhen stirbt Paul der dritte. Das Concilium kehrt unter seinem Nachfolger Julius den dritten nach Trient zurück; aber der Streit wegen Parma und Piazenza, der durch die Dazwischenkunft einer natürlichen Tochter Heinreichs des zweiten von Frankreich nur noch verwickelter wird, fährt nicht weniger fort, beide Höfe zu veruneinigen und seine Verhandlungen zu hemmen. Die Erzbischöffe von Mainz und Trier, vier päbstliche Nuntien und Legaten, zwey kaiserliche Gesandte, und einige italienische, spanische und deutsche Prälaten geben endlich dem Concilium seine Thätigkeit wieder, welches aber nach einigen fruchtlosen Gezänken über das Abendmahl durch den Schrecken der protestantischen Waffen, die schon an den Gränzen von Italien dro-

hen,

heit, plözlich aufgehoben wird. Karl verliert in Tirol die Frucht aller seiner Siege, und flieht schimpflich vor seinem Ueberwinder; Solymans Waffen rufen den römischen König nach Ungarn, und Heinrich den zweiten von Frankreich, ein Alliirter von diesen beiden Feinden der katholischen Christenheit, kommt ihnen in Italien und Deutschland zu Hülfe. Die versammelten Völker verlassen eilfertig Trient, und neun Jahre lang liegt das Concilium darnieder.

Kaum war der französische Krieg durch den Frieden von Chateau-Cambresis geendigt und die Ruhe in Europa wiederhergestellt, als die Aufmerksamkeit Philipps, die durch keine dringendere politische Angelegenheit mehr zerstreut war, auf den Religionszustand seiner Staaten, seine Lieblingssorge, zurückkehrte, und er die Augen wieder auf das Concilium richtete. Weit entfernt aber auf eine Aussöhnung mit der evangelischen Sekte dabei zu denken, gegen welche sein Haß instinktartig und unauslöschlich war, oder es der Mühe werth zu halten, der mütterlichen Kirche diese verlornen Glieder zu retten, war es ihm nur darum zu thun, den noch unbefleckten Theil seiner Unterthanen vor einer gleichen Verderbniß zu bewahren. Der Verlust einer Million Menschen (sollten es auch mehrere

seyn)

seyn) kümmerte einen Monarchen nur wenig, der, wenn es auf politische Berechnungen ankam, mit Menschenleben so verschwenderisch war, und nie nach Individuen zählte; die Bequemlichkeit einer allgemeinen Geistestracht hingegen, die eine Frucht dieses Conciliums seyn sollte, war zu anziehend für seinen engen Geist, daß er nicht genug eilen zu können glaubte, sie in allen Provinzen seiner Monarchie auszuschreiben. Dazu kam, daß auch Er, unbeschadet seiner wahren und seiner geheuchelten Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, die Anmaßungen desselben mit Augen der Eifersucht betrachtete, und dadurch, daß er die Macht der Bischöffe und der kleineren Fürsten erweiterte, die Gerichtsbarkeit dieses Stuhls zu beschränken hoffte. Aus ganz andern Gründen und einer weit menschlicheren Politik stimmte Frankreich für die Erneuerung des Conciliums. Heinrich der zweite, der grausame Feind der Hugenotten, war nicht mehr; ihr Anhang war in diesem Reiche zu einer so furchtbaren Macht angewachsen, daß er der herrschenden Kirche im Stande war, die Spitze zu bieten, und selbst die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Zugleich machte er den reichsten und edelsten Theil seiner Bürger aus, und der Verlust schien gleich groß, einen solchen Feind zu unterdrücken, oder ihm

zu

zu erliegen. Das einzige Rettungsmittel für dieſen Staat ſchien eine Wiedervereinigung beider Kirchen zu ſeyn, welche möglicherweiſe nur von einer Generalſynode erhalten werden konnte. Dieſelbe menſchliche Politik nöthigte dem Kaiſer, dem Herzoge von Savoyen und einigen andern Fürſten dieſelben Wünſche ab, und die Fortſetzung des tridentiniſchen Conciliums war wieder das einſtimmige Begehren aller katholiſchen Mächte.

Pius der vierte, ein Mediceer, trug damals die Tiare. Er ſelbſt hatte ſich vor ſeiner Erhebung zur Erneuerung des Conciliums verbindlich gemacht, aber kaum hatte er den Stuhl Peters beſtiegen, ſo trat er in die Maximen ſeiner Vorgänger ein. Er erinnerte ſich der Beweggründe, nach welchen Paul der dritte gehandelt hatte, da er die Kirchenverſammlung, unter dem Vorwand, ſie nach einem geſunderen Ort zu verlegen, zertrennte. Er überlegte die Gefahr, welcher Julius der dritte durch ſein gutes Glück und die Waffen der Proteſtanten in Deutſchland noch kärglich entrunnen war. Jezt war in Europa kein Karl der fünfte mehr, der dem Dünkel und Ehrgeize der Prälaten Gränzen ſetzen konnte, wenn es ihnen einfallen ſollte, über den Trümmern des Pabſtthums ihre eigene Macht zu

erheben. Aber die Hitze, mit der die katholischen Fürsten diese Angelegenheit betrieben, ließ ihm keine Wahl. Zugleich bedrohte ihn Frankreich mit einer Nationalsynode, welche ihn in Gefahr setzte, dieses ganze Königreich wie Britannien zu verlieren; dieses zu verhindern mußte er eilen, das Concilium in Trient zu erneuern.

Die Frage war, ob es als eine ganz neue Synode, oder nur als eine Fortsetzung des unterbrochenenen Conciliums angekündigt werden sollte? Die Entscheidung dieses Punktes war so ernsthaft und delikat, als sie beim ersten Anblick nichtsbedeutend schien. War es ein neues Concilium, so war dadurch stillschweigend das Ansehen des vorigen entkräftet, und alle Entscheidungen desselben, welche zu erschleichen so viel Kunst gekostet hatte, mußten noch einmal der so gefährlichen Beleuchtung ausgesetzt werden. War es hingegen nur eine Fortsetzung des ersten, so behielten alle Schlüsse, welche gegen die Protestanten gefällt worden, eine gesetzliche Kraft; und leztere konnten sich also im Voraus für verurtheilt halten. Aber in den wenigen Jahren, worinn das Concilium geruht hatte, hatte die Lage der Protestanten ein so vortheilhaftes Ansehen gewonnen, daß ihre Bestimmung

nich

nicht mehr so ganz gleichgültig war. Erklärte man das Concilium für ein neues, so konnte man sie vielleicht bewegen es anzuerkennen, und ihre Bevollmächtigte dahin zu senden. Diese lezte Meinung unterstützten der kaiserliche und französische Hof auf das nachdrücklichste, welche darauf drangen, daß man die Schlüsse der vergangenen Sitzungen in Vergessenheit senken solle. Philipp der zweite aber, dem an Beschleunigung des Conciliums unendlich mehr, als an dem Beitritt der Protestanten gelegen war, und der zugleich noch in Sorgen stund, daß die Schlüsse desselben dadurch eine Milderung leiden möchten, drang darauf, sie ganz davon auszuschließen, und das neue Concilium ausdrücklich für fortgesetzt zu erklären. Der römische Hof half sich, um beide Partheyen, wo nicht ganz zu befriedigen, doch beide zu schonen, mit einer Spizfindigkeit: „Wir setzen das Concilium fort," erklärten sich die Legaten, „indem wir es ankündigen; und kündigen „es an, indem wir es fortsetzen."

Alle Fürsten der Christenheit, auch die protestantischen, wurden nach Trient zu dem Concilium geladen. Zwey päbstliche Nuntien, denen der Kaiser drey Gesandte an die Seite gab, um ihr Gesuch zu unterstützen, erschienen vor den protestan-

tischen Fürsten Deutschlands, die sich zu dem Ende in Naumburg versammelt hatten. Aber unglücklicherweise war gleich in der Ankündigung gefehlt. Diese Ankündigung setzte Punkte voraus, die erst erwiesen werden sollten, und geschahe im Namen des römischen Bischofs, dessen Recht dazu die große Streitfrage war. Die Fürsten erklärten den kaiserlichen Gesandten ihren Dank für seine wohlgemeinte Verwendung. „Nichts," sagten sie, „würde „ihnen willkommener seyn, als eine allgemeine „Kirchenversammlung, der es ernstlich darum zu „thun wäre, den bisherigen Glaubenstrennungen „zu begegnen; aber weder diesen Zweck, noch diese „Würkung versprächen sie sich von der trientischen, „in welcher, wie schon aus der Bulle erhelle, nur „die Kreaturen des römischen Hofs etwas zu sagen „haben würden." Die Nuntien wurden vorgelassen; die päbstlichen Briefe aber, ihrer einladenden Aufschrift ohngeachtet, uneröfnet zurück gegeben. „Da sie von keiner Gerichtsbarkeit wüßten, die der „Bischof außerhalb seinem Kirchspiel auszuüben „hätte, so hielten sie sich nicht für verbunden, ihm „ihre Meinung von dem Concilium zu sagen." Den Nuntien, welche nach Dännemark und England bestimmt waren, wurde mit noch weniger Achtung begegnet. Noch an der niederländischen Gränze wird dem

dem Kardinal Martinngo von Seiten Friederichs befohlen zurück zu kehren, und in Lübeck erhält sein Gefährte von der Königin Elisabeth einen freundschaftlichen Wink, sich die Seereise zu ersparen.

Gleich die Eröfnung des Conciliums gab zu erkennen, was man sich davon zu versprechen hätte. Ehe noch der größeste Theil der Deputirten und der auswärtigen Prälaten angelangt war, wurde auf Ansuchen der Legaten, welche den Vorsitz bei der Versammlung führten, ein Schluß abgefaßt, daß sie allein die Streitfragen sollten aufwerfen dürfen. Dadurch glaubte der römische Stuhl alle Angriffe abzuwehren, welche gegen ihn selbst gerichtet werden konnten; und der Hauptendzweck des Conciliums, die Verbesserung der Hierarche, gieng gleich durch die Schlüsse seiner ersten Sitzung verloren. Je mehr Mühe Philipp und die übrigen Fürsten anwendeten, dieses schädliche Dekret umzustoßen, destomehr bestärkten sie das Mistrauen des Pabstes, der nun nicht mehr zweifelte, daß es mit diesem Concilium auf seine eigene Gerichtsbarkeit abgesehen sey; und die Legaten erhielten Befehl, mit der unerschütterlichsten Beharrlichkeit auf diesem Artikel zu bestehen. Nichts destoweniger kamen einige sehr bedenkliche Fragen, vorzüglich über die Einsetzung

und den Wohnsitz der Bischöffe, in Bewegung, die schon Pauln den dritten in Furcht gesetzt und seine ganze Politik angestrengt hatten; aber durch eine unermüdete Wachsamkeit, durch Bestechungen, Schmeicheleien und Drehungen, durch ununterbrochene geheime Unterhandlungen mit den Prälaten, hauptsächlich aber durch die thätige Mitwirkung der italienischen Bischöffe, die den übrigen an Anzahl weit überlegen, und als die ärmsten unter allen in größerer Abhängigkeit von dem römischen Stuhle standen, wußte er die Mehrheit der Stimmen überall auf seiner Seite zu erhalten, daß nicht nur kein Schluß zu Stande kam, der seine Macht einschränkte, sondern auch sogar einige wichtige Anmaßungen, deren Abschaffung von den Hauptzwecken des Conciliums gewesen, durch dasselbe Bestätigung empfiengen. Diese offenbare Partheylichkeit der Synode, die durch ununterbrochene geheime Befehle von Rom aus in Fesseln gehalten wurde, gab den auswärtigen Gesandten und Prälaten zu bittern Beschwerden Anlaß, denen man bald durch glatte und zweideutige Antworten auswich, bald die zuversichtlichste Dreistigkeit entgegen setzte. Katharina von Medicis verkaufte die französische Kirche dem römischen Stuhl für eine schimpfliche Summe von 25,000 Goldgulden, und Kaiser Ferdinand klagte bitter,

bitter, daß man ihm kein ähnliches Gebot gethan hatte. Das römische Gold wucherte reichlich in Trient, und die heiligen Väter ließen sich herab, dem heiligen Stuhl als Spionen zu dienen. Aber dieser kostbare Geldaufwand und die fortdaurende Anstrengung seiner Aufmerksamkeit ermüdeten zuletzt den Pabst. Mit aller seiner Wachsamkeit konnte Pius der vierte es nicht verhindern, daß nicht ein verfänglicher Artikel den andern drängte und die Insolenz des Prälaten ihn in immerwährender Furcht erhielt. Er gab also seinen Legaten Befehl die Versammlung ohne Zeitverlust aufzuheben. Dieses geschah gegen das Ende des Jahres 1563 mit der unanständigsten Eilfertigkeit, doch ohne eine merkliche Widersetzung von Seiten der katholischen Fürsten, die ihre ehemaligen Erwarterungen von dem Concilium längst aufgegeben und nun deutlich einsahen, daß seine längere Fortsetzung das päbstliche Ansehen, anstatt es zu verringern, nur erweitern und befestigen würde. Davon überführten sie die letzten Schlüsse des Conciliums, die auf sein ganzes, vorhergehendes, willkührliches Verfahren vollends das Siegel drückten. Der erste enthielt, daß die Schlüsse, ehe sie in Kraft eines Gesetzes gälten, von dem Pabst erst bestätigt werden müßten; der andere lautete, daß, welcher Ausdrücke man sich auch darinn bedient haben möch-

te, keiner zum Nachtheil des päbſtlichen Anſehens dürfe gedeutet werden. Vier päbſtliche Legaten, eilf Kardinäle, fünf und zwanzig Erzbiſchöffe, hundert und acht und ſechzig Biſchöffe, neun und dreißig deputirte Miniſter, und ſieben Ordensgenerale unterzeichneten die Statuten. Der Pabſt, von dem glücklichen Ausſchlag dieſes ſo gefürchteten Conciliums auf das angenehmſte überraſcht, ließ öffentliche Dankgebete anſtellen; die Beſtätigungsbulle wurde ohne Verzug ausgefertigt, alle Prälaten und Fürſten darinn aufgefordert, die Schlüſſe des Conciliums gelten zu machen, und Erläuterungen derſelben, welchen Namen ſie auch haben möchten, ein für allemal unterſagt. Der proteſtantiſchen Fürſten wurde gar nicht dabei gedacht; da ſie ſo wenige Achtung gegen die Einladung bewieſen, ſo war nicht zu erwarten, daß die Beſtätigungsbulle bei ihnen mehr Glück machen würde. Der römiſche Stuhl gab ſie alſo ſtillſchweigend auf.

In der That hatte das Reſultat dieſer Synode die ſchlechten Erwartungen der letztern nur zu ſehr beſtätigt. Der alte Lehrbegriff, anſtatt geläutert zu ſeyn, hatte jezt nur mehr Beſtimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künſte und Anmaßungen des heili-

heiligen Stuhls, die bis jezt mehr auf der Willkühr beruhet hatten, waren nunmehr in Geſetze übergegangen, und zu einem Syſteme erhoben. Jene Gebräuche und Misbräuche, die ſich in den barbariſchen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Chriſtenheit eingeſchlichen, wurden jezt für weſentliche Theile des Gottesdienſts erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geſchleudert, der ſich dieſen Dogmen widerſetzen, dieſen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten ſich erdreiſten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erſte Quelle des Abfalls von dem römiſchen Stuhl, war jezt durch einen unumſtößlichen Lehrſatz erwieſen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannsperſonen geſtattet, im ſechszehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Proteſtanten ſind ohne Ausnahme verdammt, nicht ein einziger Schluß iſt zu ihrem Vortheil gefaßt, nicht ein einziger Schritt geſchehen, ſie auf einem ſanfterem Wege in den Schooß der mütterlichen Kirche zu führen. Die ärgerliche Chronik der Synode, und die Ungereimtheit ihrer Entſcheidun-

gen vermehrte bei diesen, wo möglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Pabstthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jezt noch übersehene Blößen preiß. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen, und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Aber die Schlüsse des Conciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Kalvinisten zu gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Pabst über das Concilium anmaßte, es beleidigte. Auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen; die Republik Venedig und mehrere italienische Staaten unterwarfen sich denselben. So wenig Philipp der zweite von gewissen Artikeln darinn erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte, als er; so sehr ihn der große Einfluß des Pabsts auf das Concilium und die willkührliche übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte, so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Pabst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte

er

er ſich doch, die Schlüſſe des Conciliums anzuerkennen, die auch in dieſer Geſtalt ſeinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen politiſchen Rückſichten, wurden dieſer Angelegenheit nachgeſetzt, und er gab Befehl, ſie in allen ſeinen Staaten abzukündigen [a]).

Der Geiſt des Aufruhrs, der alle niederländiſchen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieſes neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Anſehen der römiſchen Kirche bei vielen ſchon aufs tiefſte geſunken; unter ſolchen Umſtänden konnten die gebieteriſchen und oft abgeſchmackten Entſcheidungen des Conciliums, nicht anders, als anſtößig auffallen; aber ſo ſehr konnte Philipp der zweite ſeinen Karakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andre Geſetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfieng den gemeſſenſten Befehl, in den Niederlanden eben denſelben Gehorſam gegen die trientiſchen Schlüſſe zu expreſſen, der ihnen in Spanien und Italien geleiſtet ward [b]).

Die

a) Hiſt. d. Philippe II. Watſon T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 350. Eſſay ſur les Moeurs. T. III. Concile de Trente, Meteren. 59. 60.

b) Strada 102.

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrath zu Brüssel. Die Nation, erklärte Wilhelm von Oranien, würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie gröstentheils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholischen Fürsten verworfen worden seyen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meisten Stimmen giengen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche," sagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre, „und die Genauigkeit der Disciplin, durch solche „allgemeine Concilien erhalten. Den Glaubens„irrungen, welche unser Vaterland schon so lange „beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entge„gengesetzt werden, als eben diese Schlüsse, auf „deren Verwerfung man jezt dringt. Wenn sie „auch hie und da mit den Gerechtigkeiten des Bür„gers und der Konstitution im Widerspruch stehen, „so ist dieses ein Uebel, dem man durch eine kluge „und schonende Handhabung derselben leicht begeg„nen kann. Uebrigens gereicht es unserm Herrn,

„dem

„dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß er „allein vor allen Fürſten ſeiner Zeit nicht gezwungen „iſt, ſein beſſeres Wiſſen der Nothwendigkeit un„terzuordnen, und Maasregeln aus Furcht zu ver„werfen, die das Wohl der Kirche von ihm heiſcht, „und das Glück ſeiner Unterthanen ihm zur Pflicht „macht.“ Da die Schlüſſe verſchiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone ſelbſt verſtieß, ſo nahmen einige davon Veranlaſſung, vorzuſchlagen, daß man dieſe Kapitel wenigſtens bei der Bekanntmachung hinweglaſſen ſollte. Damit der König dieſer anſtößigen und ſeiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, ſo wollten ſie die niederländiſche Nationalfreiheit vorſchützen, und den Namen der Republik zu dieſem Eingriff in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüſſe in ſeinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchſetzen laſſen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholiſchen Mächten dieſes Muſter von Widerſetzlichkeit geben, und das Gebäude ſelbſt untergraben werde, das er zu gründen ſo befliſſen geweſen war u).

Dem

u) Watſon. T. I. L. VII. 262. Strad. 102. Burgund. 115.

Dem König, dieſer Schlüſſe wegen, Vorſtellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Proteſtanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsverſammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widerſetzlichkeit des niederländiſchen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, dieſe Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den ſchlechten Zuſtand des Kriegsweſens und der Finanzen in ſeinen niederländiſchen Staaten die Augen zu öfnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Beſtallung des Grafen wurde von dem Präſidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerey und die Erſchöpfung des Schatzes. Auf die perſönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das übrige war der Beredſamkeit des Botſchafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht von der Hand zu ſchlagen, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen.

Die

Die Verhaltungsbefehle des Grafen, und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung," sagte er, „welche der Präsi„dent von unsern Beschwerden gemacht, ist weit „unter der Wahrheit geblieben. Wie kann der „König die schicklichsten Heilmittel anwenden, wenn „wir ihm die Quellen des Uebels verhehlen? Laßt „uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben, „als sie wirklich ist, laßt uns aufrichtig eingestehen, „daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine „Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht ber„gen, daß sie die Strafbefehle verachten, und wenig „Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu also „noch diese Zurückhaltung? Aufrichtig dem König „gestanden, daß die Republik in diesem Zustand „nicht verharren kann. Der geheime Rath freilich „wird anders urtheilen, dem eben diese allgemeine „Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher sonst „diese schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese „allgemeine Verderbniß der Richterstühle, als von „seiner Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? „Woher diese Pracht, diese schändliche Ueppigkeit „jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben „steigen sehen, wenn sie nicht durch Bestechung dazu

„gekom-

„gekommen ſind? Hören wir nicht täglich von dem „Volk, daß kein andrer Schlüſſel ſie eröfnen könne „als Gold, und beweiſen nicht ihre Trennungen un„ter einander ſelbſt, wie ſchlecht ſie von der Liebe „zum Ganzen ſich beherrſchen laſſen? Wie können „Menſchen zum allgemeinen Beſten rathen, die das „Opfer ihrer eignen Leidenſchaft ſind? Meinen ſie „etwa, daß Wir, die Statthalter der Provinzen, „dem Gutbefinden eines infamen Liktors mit unſern „Soldaten zu Gebote ſtehen ſollen? Laßt ſie ihren „Indulgenzen und Erlaſſungen Gränzen ſetzen, wo„mit ſie gegen diejenigen, denen wir ſie verſagen, ſo „verſchwenderiſch ſind? Niemand kann Verbrechen „erlaſſen, ohne gegen das Ganze zu ſündigen, und „das allgemeine Uebel durch einen Beitrag zu ver„mehren. Mir, ich geſtehe es, hat es niemals „gefallen, daß die Geheimniſſe des Staats und die „Regierungsgeſchäfte ſich unter ſo viele Collegien „vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; „mehrere Patrioten haben dieſes längſt ſchon im „Stillen empfunden, und ich erkläre es jezt laut. Ich „erkläre, daß ich für alle Uebel, worüber Klage ge„führt wird, kein andres Gegenmittel weiß, als „jene beiden Kammern in dem Staatsrath aufhören „zu laſſen. Dieſes iſt es, was man von dem Kö„nig zu erhalten ſuchen muß, oder dieſe neue Ge-

ſandt-

„ſandtſchaft iſt wiederum ganz zwecklos und unnüz „geweſen.“ Und nun theilte der Prinz dem verſammelten Senat den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war; die Sitzung wurde erſt ſpät in der Nacht aufgehoben, um den folgenden Tag fortgeſetzt zu werden. Viglius, gegen den dieſer neue Vorſchlag eigentlich und am meiſten gerichtet war, und dem die Augen jezt plözlich geöfnet wurden, unterlag der Heftigkeit ſeines Verdruſſes. Die Gemüthsbewegung war ſeinem ſchwächlichen Körper zu ſtark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens x).

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüſſel, ein Mann von alter Sitte und unbeſcholtener Redlichkeit, des Präſidenten vertrauteſter und würdigſter Freund y). Er machte zu Gunſten der Oraniſchen Parthey noch einige Zuſäze zu der Ausfertigung des Geſandten, welche die Abſchaffung der Inquiſition, und die Vereinigung

x) Vit. Vigl. §. 88. 89. Burg. 97-102.

y) Vit. Vigl. §. 89. Der nehmliche, aus deſſen Memoires ich viele Aufſchlüſſe über dieſe Epoche geſchöpft habe. Seine nachherige Abreiſe nach Spanien hat den Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten veranlaßt, der eines der ſchäzbarſten Dokumente für dieſe Geſchichte iſt.

gung der drei Curien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufall wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seyen vorüber, er wolle sich nach dem Beispiel seines Vorgängers und Freundes Granvella in die Stille des Privatlebens zurück ziehen, und dem Wankelmuth des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle [2]).

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an, und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm wiederfahren war. Alle kastilianischen Großen, vom Beispiel ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben, und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeugen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja seine Er-

2) Burg. 103.

Erwartungen hierinn ſogar übertroffen, und während der ganzen Zeit ſeines dortigen Aufenthalts, hatte er Urſache genug, ſich der Gaſtfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieſer gab ihm die nachdrücklichſten Verſicherungen von ſeiner Liebe zu dem niederländiſchen Volk, und machte ihm Hofnung, daß er nicht ungeneigt ſey, ſich dem allgemeinen Wunſche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulaſſen. Zu gleicher Zeit aber ſetzte er in Madrid eine Commiſſion von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig ſey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehreſten darunter der Meinung waren, die beſondere Verfaſſung der Niederlande, und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachſicht entſchuldigen, ſo wurde die Frage noch bündiger wiederholt; „Er verlange nicht zu wiſſen, hieß es, ob „er es dürfe, ſondern, ob er es müſſe?“ Als man das letzte verneinte, ſo erhub er ſich von ſeinem Sitz und kniete vor einem Kruzifixe nieder. „So „bitte ich dich denn, Majeſtät des Allmächtigen, „rief er aus, daß du mich nie ſo tief mögeſt ſinken „laſſen, ein Herr derer zu ſeyn, die dich von ſich „ſtoßen!“ Und nach dieſem Muſter ohngefähr, fielen die Maasregeln aus, die er in den Niederlan-

den zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurück zu nehmen, oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung durchdrängen, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem König zwar nicht auf die Erde; aber sie wirkte etwas ganz anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg und beschloß, daß die Hinrichtungen inskünftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft, wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterinn mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeugen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottlivrey gedachte. Egmont betheuerte,

theuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen, und nichts damit gemeint worden sey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fodern [a]).

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von 50,000 Gulden, und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeugen [b]). Die verstellte Sanftmuth des Königs, und die Betheurungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergiengen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländische Provinzen mit dem Ruhm ihres guten Königs zu erfüllen.

a) Grot. VI. Hopper 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.
b) Strad. 107.

Gleich die Eröfnung der königlichen Antwort im Staatsrath zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hofnungen schon merklich herunter. „Obgleich „sein Entschluß in Betreff der Glaubensedikte,“ lautete sie, „fest und unwandelbar sey, und er lie„ber tausend Leben verlieren, als nur Einen Buch„staben daran abändern wolle, so habe er doch, durch „die Vorstellungen des Grafen von Egmont bewo„gen, auf der andern Seite keines von den gelin„den Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch „das Volk vor der ketzerischen Verderbniß bewahrt, „und jenen unabänderlichen Strafen entris„sen werden könnte. Da er nun aus des Grafen „Bericht vernommen, daß die vornehmste Ursache „der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenver„derbniß der niederländischen Geistlichkeit, dem „schlechten Unterricht des Volks, und der verwahr„losten Erziehung der Jugend zu suchen sey, so trage „er ihr hiemit auf, eine besondre Commission von „drei Bischöffen, und einigen der geschicktesten Theo„logen nieder zu setzen, deren Geschäft es wäre, sich „über die nöthige Reforme zu berathschlagen, damit „das Volk nicht fernerhin aus Aergerniß wanke, „oder aus Unwissenheit in den Irrthum stürze. „Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todes„strafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben,

„mit

„mit einem tollkühnen Muthe zu prahlen, und den „gemeinen Haufen durch einen Schein von Märty„rerruhm zu bethören, so solle die Commission Mit„tel in Vorschlag bringen, wie diesen Hinrichtungen „mehr Geheimniß zu geben, und den verurtheilten „Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen „sey.“ Um aber ja gewiß zu seyn, daß diese Privatsynode ihren Auftrag nicht überschritte, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Ypern, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den committirten Räthen seyn sollte. Die Berathschlagung sollte wo möglich in der Stille, und unter dem Schein, als ob sie die Einführung der tridentischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich, um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen, und dem Geist der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnten Staatsräthen anwesend seyn, und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darinn ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hofnung zu seiner persönlichen Ueberkunft; erst aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt seyn, die man eben

jezt vor Maltha erwarte. Die vorgeſchlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demſelben wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arſchot, den wir als einen eifrigen Royaliſten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präſidentenſtelle im geheimen Rathe zwar entlaſſen, mußte ſie aber demohngeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil ſein Nachfolger, Karl Tyſſenacque, aus dem Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten in Madrid, ſo lange dort zurückgehalten wurde c).

Egmont war kaum zurück, als geſchärfteres Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichſam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen lügen ſtraften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abſchrift der trientiſchen Schlüſſe, wie ſie in Spanien anerkannt worden waren, und jezt auch in den Niederlanden ſollten gelten gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer, und noch anderer Ketzer, unterſchrieben.

c) Hopper 44. 46. 60. Strad. 107. 151. Vit. Vigl. 45. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burgund. 105 ſq. 119.

ben. „Der Graf," hörte man jezt von Wilhelm dem ſtillen, „iſt durch ſpaniſche Künſte überliſtet „worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben ſeinen „Scharfſinn geblendet, über ſeinem eigenen Vor„theil hat er das allgemeine Beſte vergeſſen." Die Falſchheit des ſpaniſchen Miniſteriums lag jezt offen da; dieſes unredliche Verfahren empörte die Beſten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der ſich jezt als das Spielwerk der ſpaniſchen Argliſt erkannte, und unwiſſenders weiſe an ſeinem Vaterland zum Verräther geworden war. „Dieſe ſcheinbare Güte alſo," beſchwerte er ſich laut und bitter, „war nichts als ein Kunſt„griff, mich dem Spott meiner Mitbürger preiß zu ge„ben, und meinen guten Namen zu Grund zu rich„ten. Wenn der König die Verſprechungen, die „er mir in Spanien gethan, auf eine ſolche Art zu „halten geſonnen iſt, ſo mag Flandern übernehmen, „wer will; ich werde durch meine Zurückziehung von „Geſchäften öffentlich darthun, daß ich an dieſer „Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe." In der That konnte das ſpaniſche Miniſterium ſchwerlich ein ſchicklicheres Mittel wählen, den Credit eines ſo wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn ſeinen, ihn anbetenden Mitbürgern, öffentlich als einen, den es zum Beſten gehabt hatte, zur Schau ſtellte d).

d) Strad. 113.

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem König sogleich übersendet ward. „Für den Religionsunterricht des „Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und „die Erziehung der Jugend, sey bereits in den trident„tischen Schlüssen so viel Sorge getragen worden, „daß es jezt nur darauf ankomme, diese Schlüsse zu „die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlich„en Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine „Veränderung leiden; doch könne man den Ge„richtshöfen in geheim zu verstehen geben, mit „die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem „Tode zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen „Unterschied zu machen, und dabei auf Alter, Rang, „Geschlecht und Gemüthskarakter der angeklagten „Personen zu achten. Wenn es andem wäre, daß „öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr „in Flammen seßten, so würde vielleicht die un„heldenhafe, weniger in die Augen fallende, „und doch nicht minder harte Strafe der Galeere „am angemessensten seyn, diese hohen Meinungen „von Märtyrern herunter zu stimmen. Vergehun„gen des bloßen Muthwillens, der Neugierde und „des Leichtsinns, könnte man durch Geldbußen, Lan„desverweisung oder auch durch Leibesstrafen „ahnden *)."

Wäh-

*) Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

Während, daß unter dieſen Berathſchlagungen, die nun erſt nach Madrid geſchickt, und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verſtrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum wenigſten ſehr ſchläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Miniſters Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Curien herrſchte, und ſich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgeſinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben und der Bekehrungswuth ihrer Apoſtel freies Spiel gelaſſen. Die Inquiſitionsrichter waren durch die ſchlechte Unterſtützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholiſche Theil der Nation hatte ſich von den Schlüſſen der trientiſchen Kirchenverſammlung, ſo wie von Egmonts Geſandtſchaft nach Spanien, große Erwartungen gemacht, welche leztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurück gebracht, und in der Aufrichtigkeit ſeines Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſeyn ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, deſto ſchmerzhafter mußte eine plözliche und geſchärftere Erneurung derſelben empfunden werden. Unter dieſen

Um-

Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worinn das Gutachten der Bischöffe, und die letzte Anfrage der Oberstatthalterinn beantwortet wurde.

Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont, lautete sie, den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreißig Jahren, in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arm die thätigste Unterstützung erhalten, und die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöffe und Theologen billige er vollkommen, biß auf die Milderung, welche sie darinn in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Karakter der Individuen vorgeschlagen, indem er dafür halte, daß es seinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem schlechten Eifer, und der Treulosigkeit der Richter allein, seyen die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jezt in dem Lande gemacht. Welcher

von

von dieſen es alſo künftig an Eifer würde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſetzt, und ein beſſerer an ſeinen Platz geſtellt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas menſchliches, feſt, furchtlos, und von Leidenſchaft frei, ihren Weg wandeln, und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige alles, ſie möge ſo weit gehen als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermiede f). Auf ihn allein ſolle ſie ſich berufen, er ſelbſt wolle dem Unwillen des Volks offene Stirne bieten g).

Dieſer königliche Brief, dem die oraniſche Parthey alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrieben hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſahe man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammen ſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden und Scheiterhaufen zuſammen tragen.

Alle

f) Inquiſitores praeter me intueri neminem volo. Laceſſant ſcelus ſecuri. Satis eſt mihi, ſi ſcandalum declinaverint. Burgund. 118.

g) Meteren. 75. 76. Hoppor. 55-58. Strad. 114. Vita Vigl. 45.

Alle Gesellschaften sind mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuser der Edlen geschlagen, worinn man sie, wie ehmals Rom seinen Brutus, aufforderte, die sterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquillen erschienen gegen die neuen Bischöffe, Folterknechte, wie man sie nannte, die Clerisey wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschonte den Thron so wenig als den römischen Stuhl h).

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zusammen rufen, um sich ihr Verhalten in dieser mißlichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden und heftig der Streit. Ungewiß zwischen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu fassen, biß der Greis Viglius zuletzt aufstand und durch sein Urtheil die ganze Versammlung überraschte. — Jetzt," sagte er, „dürfe „man gar nicht daran denken, die königliche Ver„ordnung bekannt zu machen, ehe man den Mo„narchen auf den Empfang vorbereitet habe, den sie „jezt aller Wahrscheinlichkeit nach finden würde; „vielmehr müsse man die Inquisitionsrichter anhal„ten,

h) Grot. 19. Burg. 122. Hopper. 61.

„ten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja „ohne Härte zu verfahren.“ Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jezt auftrat, und dieſe Meinung bekämpfte. „Der Wille „des Königs,“ ſagte er, „ſey zu klar und zu beſtimmt „vorgetragen, ſey durch zu viele Deliberationen be„feſtigt, als daß man es noch weiter hin wagen „könnte, mit ſeiner Vollſtreckung zurück zu halten, „ohne den Vorwurf der ſträflichſten Halsſtarrigkeit „auf ſich zu laden.“ — „Den nehm ich auf Mich,“ fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich ſtelle mich „ſeiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die „Ruhe ſeiner Niederlande damit erkaufen, ſo wird „uns dieſe Widerſetzlichkeit endlich noch bei ihm „Dank erwerben.“ Schon fieng die Regentin an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorſtellungen, „die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an „ihn geſchrieben, was hat die Geſandtſchaft ausge„richtet, die wir noch kürzlich an ihn geſendet ha„haben? Nichts — und was erwarten wir alſo „noch? Wollen wir, ſeine Staatsräthe allein, ſei„nen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf „unſre Gefahr einen Dienſt zu leiſten, den er uns „niemals danken wird?“ Unentſchloſſen und ungewiß

gewiß schweigt die ganze Versammlung, niemand hat Muth genug dieser Meinung beizupflichten, und eben so wenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtsamkeit der Regentin zu seinem Beistand gerufen, die ihr jede Wahl untersagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, daß sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Rathschlägen den traurigsten; es geschehe daraus was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Dießmal siegte also die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen i). Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander giengen, sagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächst bei ihm stand: „Nun,“ sagte

i) Burgund. 123. 124. Metereen 76. Vit. Vigl. 45.

ſagte er, „wird man uns bald ein groſſes Trauerſpiel „geben.“ k).

Es

k) Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Parthey haben nicht verabſäumt, Oraniens Betragen in dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Karakter zu triumphiren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge, die Maaßregeln des Hofs mit Worten und Thaten beſtritten hat, ſo lange ſich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß ſie durchgehen möchten, tritt jezt zum erſtenmal auf deſſen Seite, da eine gewiſſenhafte Ausrichtung ſeiner Befehle ihm wahrſcheinlicherweiſe zum Nachtheil gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er ſeine Warnungen in den Wind geſchlagen; um ſich rühmen zu können: Das hab ich vorher geſagt, ſetzt er das Wohl ſeiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jezt gekämpft haben wollte. Der ganze Zuſammenhang ſeines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchſetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jezt auf einmal ſeinen Ueberzeugungen untreu und folgt einem entgegengeſetzten Plan, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauren, die ihm den erſten vorgeſchrieben; und bloß deswegen thut er dieſes, weil die Folgen jezt anders auf den König fallen. Alſo iſt es ja am Tage, fahren ſeine Gegner fort, daß das Beſte ſeines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als ſein ſchlimmer Wille gegen den König. Um ſeinen Haß gegen dieſen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber iſt es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieſer Edikte aufopfert? oder, beſtimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollſtrekkung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Läßt ſich nicht im Gegentheil mit weit mehr Wahrſcheinlichkeit darthun, daß er jene allein durch

Es ergieng also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worinn ihnen befohlen war, die Placate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben wor-

dieſe hintertreiben kann? Die Nation iſt in Gährung, und die erhitzten Partheyen werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht Vigilius ſelbſt?) einen Widerſtand dagegen äuſern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jezt, ſagt Oranien, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tiranney zu kämpfen. Verſäume ich dieſen Zeitpunkt, ſo wird dieſe leztere Mittel finden durch geheime Negotiationen und Ränke zu erſchleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mislang. Sie wird daſſelbe Ziel, nur mit mehr Behutſamkeit und Schonung verfolgen, aber die Extremität allein iſt es, was meine Nation zu Einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreiſſen kann. Alſo iſt es klar, daß der Prinz nur ſeine Sprache in Abſicht auf den König verändert, in Abſicht auf das Volk aber mit ſeinem ganzen vorhergehenden Betragen ſehr zuſammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik ſchuldig iſt, verſchieden ſind? Soll er eine Ungerechtigkeit (mit dieſem gelinden Namen wollen wir Philipps Verhalten gegen die Niederlande belegen) gerade in dem Augenblicke verhindern, wo dieſe Ungerechtigkeit ihren Urheber ſtrafen wird? Handelt er gut an ſeinem Vaterland, wenn er dem Unterdrükker deſſelben eine Uebereilung erſpart, durch die ſolches allein ſeinem unvermeidlichen Schickſal entfliehen kann?

Ob es dieſe Gründe allein und nicht mitunter auch Rachſucht und Schadenfreude waren, welche den Prinzen zu dieſem Schritte vermochten, bleibt dem Urtheil

worden, die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung, wie die der neulich gehaltenen biſchöflichen Synode, in die genaueſte Ausübung zu bringen, der Inquiſition hülfreiche Hand zu leiſten, und die, ihnen untergebenen, Obrigkeiten ebenfalls aufs nachdrücklichſte dazu anhalten. Zu dem Ende ſolle ein jeder aus dem ihm untergeordneten Rath einen tüchtigen Mann ausleſen, der die Provinzen fleißig durchreiſe, und ſtrenge Unterſuchungen anſtelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleiſtet werde; und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Reſidenz einſchicken. Den Erzbiſchöffen und Biſchöffen wurde eine Abſchrift der trientiſchen Schlüſſe nach dem ſpaniſchen Original zugeſendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle ſie den Beiſtand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöceſen mit Truppen zu Gebote ſtehen ſollten; es ſey denn, daß ſie dieſe lieber von der Oberſtatthalterin ſelbſt annehmen wollten. Gegen dieſe Schlüſſe

Urtheil eines Jedweden frey geſtellt. Genug, daß das Betragen des Prinzen aus dem beſſern Beweggrunde hinreichend erklärt werden kann, ohne daß man nöthig hätte, den ſchlechtern zu Hülfe zu nehmen; und daß in ſeinem Karakter wenigſtens kein Grund liegt, warum man dieſe Handlung lieber aus ſchlimmen als aus guten Quellen herleiten ſollte.

gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen seyn sollte [1]).

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius, und die Hofnungen des Prinzen von Oranien aufs vollkommenste rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich ihnen Folge zu leisten; und droheten abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. „Die Verord„nung," schrieben sie zurück, „sey auf eine ganz „falsche Angabe der Sektierer gegründet [m]). Die „Ge-

1) Strad. 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren, 77. Grot. 18.

m) Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Partheyen sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren, oder zu verringern; und die nämliche Parthey widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so mußte der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehlich seyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 62.

„Gerechtigkeit entsetze ſich vor der ungeheuren Menge „der Opfer, die ſich täglich unter ihren Händen häuf„ten; 50, und 60,000 Menſchen aus ihren Diſtrik„ten in den Flammen umkommen zu laſſen, ſey kein „Auftrag für ſie.“ Gegen die trientiſchen Schlüſſe erklärte ſich beſonders die niedre Geiſtlichkeit, deren Unwiſſenheit und Sittenverderbniß in dieſen Schlüſſen aufs grauſamſte angegriffen war, und die noch außerdem mit einer ſo verhaßten Reforme bedrohet wurde. Sie brachte jezt ihrem Privatnutzen das höchſte Intereſſe ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüſſe und das ganze Concilium mit bittern Schmähungen an, und ſtreute den Saamen des Aufruhrs in die Gemüther. Daſſelbe Geſchrey kam jezt wieder zurück, welches ehmals die Mönche gegen die neuen Biſchöffe erhoben hatten. Dem Erzbiſchof von Cambrai gelang es endlich, die Schlüſſe, doch nicht ohne vielen Widerſpruch, abkündigen zu laſſen. Mehr Mühe koſtete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbiſchöffe mit ihrer Geiſtlichkeit zerfallen waren, die, wie man ſie beſchuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als ſich einer Sittenverbeſſerung unterziehen wollte a).

a) Hopper. 55. 62. Strad. 115. Buſſ. 115. Meteren. 76. 77.

Unter den Provinzen regte ſich Brabants Stimme am lauteſten. Die Stände dieſer Landſchaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie ſprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geſchworen, und von den Bedingungen, unter welchen ſie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüſſel und Herzogenbuſch proteſtirten feierlich in einer eignen Schrift, die ſie an die Oberſtatthalterin einſchickten *). Dieſe, immer ungewiß, immer zwiſchen allen Partheyen her und hinüber wankend, zu muthlos dem König zu gehorchen, und noch viel muthloſer ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider ſtimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für ſie die allermißlichſte iſt. Man will ſich von neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieſes Mittel für viel zu langſam; die Gefahr iſt dringend, man muß dem Ungeſtüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umſtänden anpaſſen. Die Statthalterinn läßt endlich die Annalen von Brabant durchſuchen, um in der Inſtruk-

*) Hopper. 63. 64. Strad. 115.

ſtruktion des erſten Inquiſitors, den Karl der fünfte der Provinz vorgeſetzt hatte, eine Vorſchrift für den jetzigen Fall zu finden. Dieſe Inſtruktion iſt derjenigen nicht gleich, welche jezt gegeben worden; aber der König hat ſich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe, alſo iſt es erlaubt, die neuen Placate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Dieſe Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantiſchen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquiſition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab ſie das Signal zu ähnlichen Proteſtationen, und gleich tapferm Widerſtand. Ohne der Herzogin Zeit zu laſſen, ſich darüber zu beſtimmen, entziehen ſie eigenmächtig der Inquiſition ihren Gehorſam und ihre Hülfleiſtung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erſt durch einen ausdrücklichen Befehl zu ſtrenger Amtsführung aufgerufen, ſehen ſich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlaſſen, alles Anſehens und aller Unterſtützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Beſcheid. Die Statthalterin, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben p).

p) Vit. Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150-154.

Während daß dieſes zwiſchen dem Hofe, den Curien und den Ständen geſchah, durchlief ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs das Volk. Man fängt an die Rechte des Unterthans hervorzuſuchen, und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödſinnig „wären die Niederländer nicht," hört man viele und nicht ſehr heimlich ſagen, „daß ſie nicht recht gut „wiſſen ſollten, was der Unterthan dem Herrn, und „der Herr dem Unterthan ſchuldig ſey; und daß man „noch wohl Mittel würde auffinden können, Gewalt „mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jezt noch „keinen Anſchein dazu habe." In Antwerpen fand man ſogar an mehrern Orten eine Schrift angeſchlagen, worinn der Stadtrath aufgefodert war: den König von Spanien, weil er ſeinen Eid gebrochen, und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergericht zu Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes in dem Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg mit begriffen ſey. Die Kalviniſten ſtellten um eben dieſe Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß ſie, ob ſie gleich gegen 100,000 ſtark wären, dennoch ſich ruhig verhielten und alle Landesauflagen gleich den übrigen trügen, woraus erhelle, ſetzten ſie hinzu, daß ſie keinen Aufruhr im

Schilde

Schilde führten. Man ſtreut freie gefährliche Schriften ins Publikum, die die ſpaniſche Tirannei mit den gehäſſigſten Farben mahlen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern q).

Die Kriegsrüſtungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunſchweig, um eben dieſe Zeit (niemand wußte, zu welchem Ende) in der Nachbarſchaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu beſtärken, als ob die Inquiſition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden ſollte. Viele von den angeſehenſten Kaufleuten ſprachen ſchon laut davon, ſie wollten ihre Häuſer und Güter verlaſſen, um die Freiheit, die ihnen hier entriſſen würde, in einer andern Weltgegend aufzuſuchen; andere ſahen ſich nach einem Anführer um, und ließen ſich Winke von

q) Die Regentin nannte dem König eine Zahl von 5000 ſolcher Schriften. Strada 117. Es iſt merkwürdig was für eine große Rolle die Buchdruckerkunſt und Publicität überhaupt bei dem niederländiſchen Aufruhr geſpielt hat. Durch dieſes Organ ſprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähſchriften, welche größtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterſcheidende Karakter der meiſten damaligen proteſtantiſchen Partheyſchriften war, fanden ſich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hülfe entfallen r).

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu seyn, mußte die Statthalterin auch von dem einzigen noch verlassen werden, der ihr jezt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden," schrieb ihr Wilhelm von Oranien, „sey es jezt schlechterdings „unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so „müsse er sie bitten, seine Stelle mit einem andern „zu besetzen, der den Absichten Sr. Majestät mehr „entspräche, und mehr, als er über die Gemüther „der Nation vermöchte. Den Eifer, den er bei „jeder andern Gelegenheit im Dienst der Krone bewiesen, werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt „vor jeder schlimmen Auslegung sicher stellen; denn „so, wie nunmehr die Sachen stünden, bleibe ihm „keine andre Wahl, als entweder dem König unge„horsam zu seyn, oder seinem Vaterland und sich selbst „zum Nachtheil zu handeln." Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrath, um sich in seine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobach-

r) Hopper. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren 77. A. S. d. V. N. III. 60.

beobachtender Stille, doch ſchwerlich ganz müßig, der Entwicklung entgegen ſah. Seinem Beiſpiel folgte der Graf von Hoorne [s]), nur Egmont, immer ungewiß zwiſchen der Republik und dem Throne, immer in dem eitlen Verſuche ſich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorſamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunſt des Monarchen weniger entbehrlich, und alſo auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von ſich erhalten, die Saaten ſeines Glücks zu verlaſſen, die an dem Hofe der Regentin jezt eben in voller Blüthe ſtanden. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth ſowohl als ſein überlegener Verſtand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geiſtern bei kleinen Seelen nicht entſtehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke geriſſen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwiſchen der feigen und gutherzigen Schwäche ſehr leicht geſtiftet wird, einen unumſchränkten Beſiz nahm. Da ſie eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem König durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jezt ſchwerlich ein

s) Hopper 67.

ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beiden Partheien er angehörte; der auf der einen Seite Stärke genug beſaß, um ihrem Wankelmuth nachzuhelfen, und Nachgiebigkeit genug auf der andern, um ſich mit ihrer empfindlichen Eitelkeit zu vertragen t).

t) Der königliche Anhang im Staatsrath, mit dieſem Opfer noch nicht zufrieden, verlangte noch von dem Grafen von Egmont, daß er ſich laut und beſtimmt für die Inquiſition und die Edikte erklären ſollte. »Ihr habt gut reden,« antwortete ihnen der Graf, »aber erwäget ihr auch, wie viel ich durch das jetzige »ſchon meiner Ehre vergeben, wie vielen zweideutigen Urtheilen ich mich ausgeſetzt habe, und wie viele »Vorwürfe mir täglich von meinen Freunden darüber gemacht werden.« Hopper 66.

Drittes

Drittes Buch.

Statthalterſchaft der Margaretha von Parma. Verſchwörung des Adels.

Bis jezt, ſcheint es, war die allgemeine Ruhe der 1565
aufrichtige Wunſch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorne, und ihrer Freunde geweſen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte ſie eben ſo ſehr, als das gemeine Beſte geleitet; ihre Beſtrebungen wenigſtens, und ihre Handlungen hatten eben ſo wenig mit jenem als mit dieſem geſtritten. Es war noch nichts geſchehen, was ſich nicht mit der Treue gegen ihren Fürſten vertrug, was ihre Abſichten verdächtig machte, oder den Geiſt der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was ſie gethan hatten, hatten ſie als verpflichtete Glieder eines Freiſtaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen ſie die Anmaßungen des Hofes beſtritten, waren Vorſtellungen, beſcheidene Klagen, Bitten geweſen. Nie

hat-

hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißen lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verläugnen, welche von der Partheisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Gränzen der Mäßigung. Während dem, daß man im Staatsrath die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefodert schien, und auf den man am wenigsten gesehen hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtniß zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Theil dieser so schnöde vergessenen Ehrenmänner hatte einer weit dringendern Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch

eigne

eigne Hülfe nicht mehr empor zu arbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp ſie bei der Stellenbeſetzung übergieng, hatte er etwas noch weit ſchlimmeres als ihren Stolz beleidigt; in dieſen Bettlern hatte er ſich eben ſo viele müſſige Aufſeher und unbarmherzige Richter ſeiner Thaten, eben ſo viele ſchadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Weil mit ihrem Wohlſtande ihr Hochmuth ſie nicht zugleich verließ, ſondern vielmehr (ein Schickſal, das auf ihresgleichen nun einmal zu haften ſcheint) auch noch die Lücke in Beſitz nahm, die ihr entflohener Glücksſtand bei ihnen zurückgelaſſen, ſo wucherten ſie jezt nothgedrungen, mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern geweſen war, mit ihrem Adel und mit der republikaniſchen Wichtigkeit ihrer Namen; und brachten eine Münze im Umlauf, die nur in einem ſolchen Zeitlauf oder in keinem für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protection. Mit einem Selbſtgefühle, dem ſie um ſo mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten ſie ſich jezt als die bedeutende Mittelmacht zwiſchen dem Souverain und dem Bürger, und glaubten ſich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf ſie, als auf ihre lezte Stüze wartete, zu Hülfe zu eilen. Dieſe Idee war nur in ſo weit lächerlich als ihr

Eigen-

Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preiß zu theuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Credit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sichs auf das eifrigste angelegen seyn, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten, und, was das wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen u). Wenige darunter waren

so

u) Strad. 52.

ſo ganz unwichtig, daß ſie nicht, wär es auch nur durch Verwandtſchaft mit Höhern, einigen Einfluß beſaßen, und alle zuſammen, wenn es glückte, ſie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten ſich ſelbſt ſchon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholiſch waren, hatten politiſche oder Privatgründe genug, ſich gegen die trientiſchen Schlüſſe und die Inquiſition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein ſchon aufgefodert genug, das einzige Moment nicht vorbei ſchwinden zu laſſen, in welchem ſie möglicherweiſe in der Republik etwas vorſtellen konnten.

Aber ſo viel ſich von einer **Vereinigung** dieſer Menſchen verſprechen ließ, ſo grundlos und lächerlich wäre es geweſen, irgend eine Hofnung auf einen **Einzelnen** unter ihnen zu gründen; und es war nicht ſo gar leicht, dieſe Vereinigung zu ſtiften. Sie nur mit einander zuſammen zu bringen, mußten ſich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel ſchlagen; und glücklicherweiſe fanden ſich dieſe. Die Vermählungsfeyer des Herrn Montigny, eines von den niederländiſchen Groſſen, wie auch die des Prinzen Alexanders von Parma, welche um dieſe Zeit in Brüſſel vor ſich giengen, verſammelten einen großen

Theil des niederländischen Adels in dieser Stadt; Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen, und alte erneuert, die allgemeine Noth des Landes ist das Gespräch, Wein und Fröhlichkeit schließen Mund und Herzen auf, es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei deutsche Baronen, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistand zu erwecken x). Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau, gleiche Angelegenheiten, persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben y). Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird. Wenn ein politischer Augenblick dem Versuch einer Neuerung günstig war, so

x) Burg 150. Hoppor 67. 68.

y) Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurth einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten mußte eine Negotiation sehr begünstigen. Strad. 84.

ſo war es dieſer. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzſtatthalter verdroſſen und zur Nachſicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirkſamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen ſchon längſt über die zurückgehaltene Zahlung ſchwürig, und zu oft ſchon durch falſche Verſprechungen betrogen, um ſich durch neue locken zu laſſen; dieſe Truppen noch außerdem von Officieren angeführt, welche die Inquiſition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwerdt für ſie zu heben; kein Geld im Schatze, um geſchwind genug neue Truppen zu werben, und eben ſo wenig um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüſſel, wie die drey Rathsverſammlungen durch innre Zwietracht getheilt, und durch Sittenloſigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; ſein Anhang gering in den Provinzen, unſicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwey Drittheile des Volks gegen das Pabſtthum aufgeregt, und nach Veränderung lüſtern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß dieſe Blöße von ihren Feinden ſo gut gekannt war z).

z) Grot. 19. Burgund. 154.

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer, und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau, und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie, und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen, und bei seiner Zurükkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterland Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen beseelte, und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verließ. Pabstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das andre verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten,

ſtimmten, ſo ungleich waren die Wege, auf welchen ſie beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche ſich der ältere zu ſeinem Ziele wand. So tief ſich die Gedanken des letztern verſteckten, ſo offen und blos lagen alle Empfindungen des jüngeren Bruders da; ſo ſtill und verborgen in Wilhelms Bruſt die Leidenſchaft glimmte, ſo heftig ſtürmte ſie in Ludwigs Geſicht. Ein kalter gelaßner Blick führte den erſten langſam aber ſicher zum Ziele, eine geſchmeidige Klugheit entwarf ihm die Dinge; einem tollkühnen Ungeſtüm, das alles vor ihm her niederwarf, hatte Ludwig alles zu danken, was er vortreflich machte, wie dasjenige, was er verdarb. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr, als ein Abentheurer; ein zuverläſſiger nervigter Arm, wenn ein weiſer Kopf ihn regierte. Hartnäckig und ſtandhaft blieben beide Brüder ihrem erſten Haſſe, wie ihrer erſten Liebe getreu, aber die gute Sache hatte eine beſſere Bürgin in Wilhelms überführter Vernunft, als in der Gemüthshärte ſeines Bruders. Es war ein glücklicher Zufall, daß Vaterland, Wahrheit und Freiheit den erſten Beſitz von Ludwigs Herzen genommen; aber das Herz ſeines Bruders war ihnen, wenn auch ſpäter, gewiß. Lud-

wigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drang der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveraine Fürsten beherrschten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte, und um so werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug und um so lieber unter den verfallnen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst, und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien (eine Schwadron leichter Reuter war alles, was man ihm anvertraute)

traute) glaubte er ſich berechtigt, mit der Regierung zu ſchmollen, und erlaubte ſich, ihre Maasregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er ſich das Volk. Auch er begünſtigte im ſtillen das evangeliſche Bekenntniß; weniger aber weil ſeine beßre Ueberzeugung dafür entſchieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk als Beredtſamkeit, und mehr Dreiſtigkeit als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über ſie erhaben war. Ludwig von Naſſau glühte für die Sache, die er beſchützte, Brederode für den Ruhm ſie beſchützt zu haben; jener begnügte ſich für ſeine Parthey zu handeln; dieſer mußte an ihrer Spitze ſtehen. Niemand taugte beſſer zum Vortänzer einer Empörung, aber ſchwerlich konnte ſie einen ſchlimmeren Führer haben. So verächtlich im Grunde ſeine Drohungen waren, ſo viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es dieſem einfiel, einen Prätendenten in ſeiner Perſon aufzuſtellen. Seine Anſprüche auf die Beſitzungen ſeiner Vorfahren waren ein eitler Name, aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name ſchon genug. Eine Broſchüre, die ſich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Hol-

land, und ein Kupferſtich der von ihm geſtiftet wurde, führte die prahleriſche Randſchrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non vnica pagina claudit a).

1565. Außer dieſen beiden traten von dem vornehmſten niederländiſchen Adel noch der junge Graf Karl von Mannsfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigſten Royaliſten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thouloufe, Philipp von Marnix, Herr von S. Aldegonde, nebſt mehreren andern zu dem Bund, der um die Mitte des Novembers i. J. 1565, im Hauſe eines gewiſſen von Hammes, Wappenkönigs vom goldnen Vließe b) zu Stande kam. Sechs Menſchen c) waren es, die hier das Schickſal ihres Vaterlands wie jene Eidgenoſſen einſt die ſchweizeriſche Freiheit, entſchieden, die

a) Burg. 351. 352. Grot. 20.

b) Eines eifrigen Kalviniſten, und des fertigſten Werbers für den Bund, der ſich berühmte gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strad. 118.

c) Burg. 156. Strad. nennt ihrer neun. 118. Allg. Geſch. v. N. III. Band. nennt elf. 57.

die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen ſelbſt nie zu gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe übelgeſinnte Perſonen, unter der Larve eines frommen Eifers, in der That „aber nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrſchbegierde, den König, unſern gnädigſten Herrn verleitet haben, das verabſcheuungswürdige Gericht „der Inquiſition in dieſen Landſchaften einzuführen, „(ein Gericht, das allen menſchlichen und göttlichen „Geſetzen zuwiderläuft, und alle barbariſchen Anſtalten des blinden Heidenthums an Unmenſchlichkeit hinter ſich läßt, das den Inquiſitoren jede andre Gewalt unterwürfig macht, die Menſchen zu „einer immerwährenden Knechtſchaft erniedrigt, und „durch ſeine Nachſtellungen den rechtſchaffenſten „Bürger einer ewigen Todesangſt ausſetzt, ſo, daß „es einem Prieſter, einem treuloſen Freund, einem „Spanier, einem ſchlechten Kerl überhaupt frei „ſteht, ſo bald er nur will, und wen er will, bei „dieſem Gericht anzuklagen, gefangenſetzen, verdammen und hinrichten zu laſſen, ohne daß es dieſem vergönnt ſey, ſeinen Ankläger zu erfahren, oder

„Beweiſe von ſeiner Unſchuld zu führen) ſo haben „wir Endesunterſchriebene uns verbunden, über die „Sicherheit unſrer Familien, unſrer Güter und „unſrer eignen Perſon zu wachen. Wir verpflich„ten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine „heilige Verbrüderung, und geloben mit einem feier„lichen Schwur, uns der Einführung dieſes Ge„richts in dieſen Ländern nach unſern beſten Kräften „zu widerſetzen, man verſuche es heimlich oder öffent„lich, und unter welchem Namen man auch wolle. „Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt ſind, „gegen den König, unſern Herrn, etwas geſetzwi„driges damit zu meinen, vielmehr iſt es unſer aller „unveränderlicher Vorſatz, ſein königliches Regi„ment zu unterſtützen und zu vertheidigen, den Frie„den zu erhalten und jeder Empörung nach Vermö„gen zu ſteuern. Dieſem Vorſatz gemäß haben wir „geſchworen, und ſchwören jezt wieder, die Regie„rung heilig zu halten, und ihrer mit Worten und „Thaten zu ſchonen, deß Zeuge ſey der allmächtige „Gott!“

„Weiter geloben und ſchwören wir, uns wech„ſelsweis einer dem andern, zu allen Zeiten, an „allen Orten, gegen welchen Angriff es auch ſey, zu „ſchützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, „welche in dieſem Compromiſſe verzeichnet ſind.

„Wir

„Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage „unſrer Verfolger, mit welchem Namen ſie auch „aufgeſchmückt ſeyn möge, ſie heiße Rebellion, Auf„ſtand, oder auch anders, die Kraft haben ſoll, un„ſern Eid gegen den, der beſchuldigt iſt, aufzuheben, „oder uns unſers Verſprechens gegen ihn zu entbin„den. Keine Handlung, welche gegen die Inqui„ſition gerichtet iſt, kann den Namen der Empö„rung verdienen. Wer alſo um einer ſolchen Ur„ſache willen in Verhaft genommen wird, dem ver„pflichten wir uns hier, nach unſerm Vermögen zu „helfen, und durch jedes nur immer erlaubte Mit„tel ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen. Hier, wie „in allen übrigen Regeln unſers Verhaltens, ſon„derlich aber gegen das Gericht der Inquiſition er„geben wir uns in das allgemeine Gutachten des „Bundes, oder auch in das Urtheil derer, welche „wir einſtimmig zu unſern Rathgebern und Führern „ernennen werden.“

„Zum Zeugniß deſſen, und zu Beſtätigung „dieſes Bundes berufen wir uns auf den heiligen „Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von „Himmel und Erde, und allem, was darinnen iſt, „der die Herzen prüft, die Gewiſſen und die Gedan„ken, und kennt die Reinigkeit der unſrigen. Wir „bitten ihn um den Beiſtand ſeines heiligen Geiſtes,

„daß

„daß Glück und Ehre unſer Vorhaben krönen, zur „Verherrlichung ſeines Namens, und unſerm Va„terlande zum Segen und ewigen Frieden [d]).“

Dieſer Compromiß wurde ſogleich in mehrere Sprachen überſetzt, und ſchnell durch alle Provinzen zerſtreut. Jeder von den Verſchwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienſtleuten hatte, zuſammen, um dem Bunde ſchnell eine Maſſe zu geben. Große Gaſtmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderſtehliche Verſuchungen für eine ſinnliche lüſterne Menſchenart, bei der das tiefſte Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte erſticken können. Wer ſich da einfand (und jeder war willkommen) wurde durch zuvorkommende Freundſchaftsverſicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beiſpiel fortgeriſſen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredſamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde geſcholten, der Verzagte bedroht, der Treugeſinnte überſchrieen; manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter ſie ihre Namen ſchrieben, und ſchämten ſich, erſt lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig;

d) Burg. 156-159. Strad. 118.

lig; viele trieb bloßer Leichtſinn zu der Parthey, eine glänzende Kameradſchaft lockte die Geringen, den Furchtſamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die Liſt gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorne, von Megen und anderer fälſchlich nachzumachen, ein Kunſtgriff, der dem Bund viele Hunderte gewann. Beſonders war es auf die Officiere der Armee dabei abgeſehen, um ſich auf alle Fälle von dieſer Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen ſollte. Es glückte bei vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Bredevode zog auf einen Fähndrich, der ſich bedenken wollte, ſogar den Degen. Menſchen aus allen Klaſſen und Ständen, unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterſchied, katholiſche Prieſter ſelbſt geſellten ſich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieſelben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholicken war es bloß um Aufhebung der Inquiſition und Milderung der Edikte zu thun; die Proteſtanten zielten auf eine uneingeſchränkte Gewiſſensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umſturz der gegenwärtigen Regierung und die Dürſtigſten darunter, grün-

grün'eten niederträchtige Hofnungen auf die allgemeine Zerrüttung *).

Ein Abſchiedsmahl, welches um eben dieſe Zeit dem Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hochſtraten gegeben wurde, zog viele vom erſten Adel nach beiden Plätzen, unter denen ſich ſchon mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterſchrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne und von Megen fanden ſich bei dieſem Gaſtmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne ſelbſt einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eigenen Secretairen, und einige Dienſtleute der andern demſelben öffentlich beigetreten waren. Bei dieſem Gaſtmahle nun erklärten ſich ſchon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man ſich bewafnet, oder unbewafnet mit einer Rede oder Bittſchrift an die Oberſtatthalterin wenden ſollte. Hoorne und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weiſe befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Beſcheidenheit und Unterwerfung entſchieden, eben dadurch aber der Beſchuldigung Raum gaben, daß ſie das Unterfangen

*) Strad. 119. Burgund. 159-161.

gen der Verſchwornen auf eine nicht ſehr verſteckte Weiſe in Schutz genommen hätten. Man beſchloß alſo, unbewaffnet und mit einer Bittſchrift einzukommen und beſtimmte einen Tag, wo man in Brüſſel zuſammentreffen wollte f).

Der erſte Wink von dieſer Verſchwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen, gleich nach ſeiner Zurückkunft gegeben. „Es „werde eine Unternehmung geſchmiedet, ließ er ſich „verlauten, dreyhundert vom Adel ſeyen darein ver„wickelt, es gelte die Religion, die Theilnehmer „halten ſich durch einen Eidſchwur verpflichtet, ſie „rechnen ſehr auf auswärtigen Beiſtand, bald wer„de ſie das weitere erfahren.“ Mehr ſagte er ihr nicht, ſo nachdrücklich ſie auch in ihn drang. „Ein „Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Ver„ſchwiegenheit anvertraut, und er habe ihm ſein Eh„renwort verpfändet.“ Eigentlich war es wohl weniger dieſe Delikateſſe der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquiſition, um die er ſich nicht gern ein Verdienſt machen wollte, was ihn abhalten mochte, ſich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abſchrift des Compromiſſes, wobei er ihr auch die Namen

f) Burgund, 150. 166.

Namen der Verſchwornen, bis auf einige wenige, nannte. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb ihr der Prinz von Oranien, „es werde," wie er höre, „eine Armee „geworben, 400 Officiere ſeyen bereits ernannt und „zwanzigtauſend Mann würden mit nächſtem unter „den Waffen erſcheinen." So wurde das Gerücht durch immer neue Zuſätze abſichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte ſich die Gefahr g).

Die Oberſtatthalterin vom erſten Schrecken dieſer Zeitung betäubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, raffte in aller Eile zuſammen, wer aus dem Staatsrath ſo eben in Brüſſel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von Oranien nebſt dem Grafen von Hoorne in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlaſſenen Stellen im Senat wieder einzunehmen. Ehe dieſe noch ankommen, berathſchlagt ſie ſich mit Egmont, Megen und Barlaimont, was in dieſer mißlichen Lage zu beſchlieſſen ſey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verſchwornen ihr Geſuch bewilligen, oder ob man ſie durch Verſprechungen und eine ſcheinbare Nachgiebigkeit ſo lange hinhalten ſolle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien

g) Hopper. 69. 70. Burg. 166. 167.

tien zu hohlen, und ſich mit Geld und Truppen zu verſehen. Zu dem erſten fehlte das nöthige Geld, und das eben ſo nöthige Vertrauen in die Armee, die von den Verſchwornen vielleicht ſchon gewonnen war. Das zweite würde von dem König nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuſchlagen; da im Gegentheil eine wohlangebrachte Geſchmeidigkeit und eine ſchnelle unbedingte Vergebung des Geſchehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege erſticken würde. Letztere Meinung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Barlaimont aber beſtritten. „Das Gerücht habe übertrie„ben," ſagte dieſer; unmöglich könne eine ſo furchtbare Waffenrüſtung ſo geheim und mit ſolcher Geſchwindigkeit vor ſich gegangen ſeyn. Ein Zuſammenlauf etlicher ſchlechten Leute, von zwei oder drei „Enthuſiaſten aufgeheßt, nichts weiter. Alles „würde ruhen, wenn man einige Köpfe abgeſchlagen hätte." Die Oberſtatthalterin beſchließt, das Gutachten des verſammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält ſie ſich in dieſer Zwiſchenzeit nicht müſſig. Die Feſtungswerke in den wichtigſten Plätzen werden beſichtigt, und wo ſie gelitten haben wiederhergeſtellt; ihre Botſchafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirkſamkeit zu verdoppeln;

Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äußerlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen h).

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorne, von Hochstraten, von Barlaimont und andre, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldnen Vließe nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrath Bruxelles und den übrigen Assessoren des geheimen Consiliums i). Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plan der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worinn die Oberstatthalterin sich befand, gab den Misvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen, jezt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kom-

h) Strad. 120. Burgund. 168. 169.

i) Hopper. 71. 72. Burg. 173.

kommen zu laſſen. Man erlaubte ſich bittre Beſchwerden gegen den Hof ſelbſt, und gegen die Regierung. „Erſt neulich,“ ließ ſich der Prinz von Oranien heraus, „ſchickte der König 40000 Gold„gulden an die Königin von Schottland, um ſie „in ihren Unternehmungen gegen England zu unter„ſtützen — und ſeine Niederlande läßt er unter „ihrer Schuldenlaſt erliegen. Aber der Unzeit die„ſer Subſidien und ihres ſchlechten Erfolges k) nicht „einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer „Königin gegen uns, die uns als Freundin ſo wich„tig, als Feindin aber ſo fürchterlich iſt?“ Auch konnte der Prinz bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuſpielen, den der König gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt am Tage,“ ſagte er, „daß er ſich mit den Erbfeinden meines Hauſes be„rathſchlagt hat, mich, auf welche Art es ſey, aus „dem Wege zu ſchaffen, und daß er mit Ungeduld „nur auf eine Veranlaſſung dazu wartet.“ Sein Beiſpiel öfnete auch dem Grafen von Hoorne und noch vielen andern den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eignen Verdienſte und den Undank des Königs verbreiteten. Die

k) Das Geld war in die Hände der Königin Eliſabeth gefallen.

Regentin hatte Mühe den Tumult zu ſtillen, und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurück zu führen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Bittſchrift an den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont verneinten es. „Wozu „500 Menſchen," ſagte der leztere, „um eine kleine „Schrift zu überreichen? Dieſer Gegenſatz der De„muth und des Trotzes bedeutet nichts gutes. Laßt „ſie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, „ohne Pomp, ohne Anmaßung zu uns ſchicken, und „auf dieſem Weg ihr Anliegen vor uns bringen. „Sonſt verſchließe man ihnen die Thore, oder „beobachte ſie, wenn man ſie doch einlaſſen will, auf „das ſtrengſte, und ſtrafe die erſte Kühnheit, deren „ſich einer von ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode." Der Graf von Mannsfeld, deſſen eigner Sohn unter den Verſchwornen war, erklärte ſich gegen ihre Parthey; ſeinem Sohn hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bund nicht entſagte. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittſchrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorne, von Hochſtraten und mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür,

dafür. „Die Verbundenen," erklärten ſie, „wären ihnen als Menſchen von Rechtſchaffenheit und „Ehre bekannt; ein großer Theil unter denſelben „ſtehe mit ihnen in Verhältniſſen der Freundſchaft „und der Verwandtſchaft, und ſie getrauen ſich für „ihr Betragen zu gewähren. Eine Bittſchrift ein„zureichen, ſey jedem Unterthan erlaubt; ohne Un„gerechtigkeit könne man einer ſo anſehnlichen Geſell„ſchaft ein Recht nicht verweigern, deſſen ſich der „niedrigſte Menſch im Staat zu erfreuen habe." Man beſchloß alſo, weil die meiſten Stimmen für dieſe Meinung waren, die Verbundenen zuzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewafnet erſchienen, und ſich mit Beſcheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweite Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröfnet ward [1]).

Um den Hauptgegenſtand nicht wie geſtern unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin dießmal ſogleich zum Ziele. „Brederode," ſagte ſie, „wird, wie unſre Nachrichten lauten, im Na„men des Bundes um Aufhebung der Inquiſition „und Milderung der Edikte bei uns einkommen.

1) Strad. 121. 122.

„Das Urtheil meines Senats soll mich bestimmen,
„was ich ihm antworten soll; aber ehe Sie Ihre
„Meinungen vortragen, vergönnen Sie mir, etwas
„weniges voranzuschicken. Man sagt mir, daß es
„viele, auch selbst unter Ihnen gebe, welche die Glau-
„bensedikte des Kaisers, meines Vaters, mit öffent-
„lichem Tadel angreifen, und sie dem Volk als un-
„menschlich und barbarisch abschildern. Nun frage
„ich Sie selbst, Ritter des Vließes, Räthe Seiner
„Majestät und des Staats ob Sie nicht selbst Ihre
„Stimmen zu diesen Edikten gegeben, ob die Stän-
„de des Reichs sie nicht als rechtskräftig anerkannt
„haben? Warum tadelt man jezt, was man ehmals
„für recht erklärte? Etwa darum, weil es jezt mehr
„als jemals nothwendig geworden? Seit wann ist
„die Inquisition in den Niederlanden etwas so unge-
„wöhnliches? Hat der Kaiser sie nicht schon vor sech-
„zehn Jahren errichtet, und worinn soll sie grausa-
„mer seyn, als die Edikte? Wenn man zugiebt,
„daß diese leztere das Werk der Weisheit gewesen,
„wenn die allgemeine Beistimmung der Staaten sie
„geheiligt hat — warum diesen Widerwillen gegen
„jene, die doch weit menschlicher ist, als die Edikte,
„wenn diese nach dem Buchstaben beobachtet werden?
„Reden Sie jezt frei, ich will Ihr Urtheil damit
„nicht befangen haben; aber Ihre Sache ist es, da-

„hin

„hin zu ſehen, daß nicht Leidenſchafte es lenke m).
Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt,
wie immer; aber die wenigen, welche für die Inqui-
ſition und die buchſtäbliche Vollſtreckung der Edikte
ſprachen, wurden bei weitem von der Gegenparthey
überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte.
„Wollte der Himmel,“ fieng er an, man hätte meine
„Vorſtellungen des Nachdenkens werth geachtet, ſo
„lange ſie noch entfernte Befürchtungen waren, ſo
„würde man nie dahin gebracht worden ſeyn, zu den
„äußerſten Mitteln zu ſchreiten, ſo würden Men-
„ſchen, die im Irrthum lebten, nicht durch eben
„die Maasregeln, die man anwendete, ſie aus den-
„ſelben herauszuführen, tiefer darein verſunken ſeyn.
„Wir alle, wie Sie ſehen, ſtimmen in dem Haupt-
„zwecke überein. Wir alle wollen die katholiſche
„Religion außer Gefahr wiſſen; kann dieſes nicht
„ohne Hülfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden,
„wohl, ſo bieten Wir Gut und Blut zu ihren Dien-
„ſten an; aber eben das iſt es, wie Sie hören,
„worüber die Meiſten unter uns ganz anders denken.“

„Es giebt zweierlei Inquiſitionen. Der Ei-
„nen maßt ſich der römiſche Stuhl an, die andere iſt
„ſchon ſeit undenklichen Zeiten von den Biſchöffen

m) Strad. 123. 124.

„ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils,
„und der Gewohnheit hat uns die leztere erträglich
„und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlan-
„den wenig Widerspruch finden, und die vermehrte
„Anzahl der Bischöffe wird sie hinreichend machen.
„Wozu denn also die erste, deren bloßer Name alle
„Gemüther in Aufruhr bringt? Sö viele Nationen
„entbehren ihrer, warum soll sie gerade uns auf-
„gedrungen seyn? Vor Luthern hat sie niemand ge-
„kannt; der Kaiser war der erste, der sie einführte;
„aber dieß geschah zu einer Zeit, als an geistlichen
„Aufsehern Mangel war, die wenigen Bischöffe sich
„noch außerdem lässig zeigten, und die Sittenlosig-
„keit der Klerisey sie von dem Richteramt ausschloß.
„Jezt hat sich alles verändert; jezt zählen wir eben
„so viele Bischöffe, als Provinzen sind. Warum
„soll die Regierungskunst nicht den Geist der Zeiten
„begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte.
„Wir sehen den Widerwillen des Volks, den wir
„suchen müssen zu besänftigen, wenn er nicht in Em-
„pörung ausarten soll. Mit dem Tode Pius des
„vierten ist die Vollmacht der Inquisitoren zu Ende
„gegangen; der neue Pabst hat noch keine Bestäti-
„gung geschickt, ohne die es doch sonst noch keiner
„gewagt hat, sein Amt auszuüben. Jezt also ist

„die

„die Zeit, wo man ſie ſuſpendiren kann, ohne je„mandes Rechte zu verletzen.“

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt „auch von den Edikten. Das Bedürfniß der Zei„ten hat ſie erzwungen, aber jene Zeiten ſind ja „vorbei. Eine ſo lange Erfahrung ſollte uns end„lich überwieſen haben, daß gegen Ketzerey kein „Mittel weniger fruchtet, als Scheiterhaufen und „Schwerdt. Welche unglaubliche Fortſchritte hat „nicht die neue Religion nur ſeit wenigen Jahren in „den Provinzen gemacht, und wenn wir den Grün„den dieſer Vermehrung nachſpühren, ſo werden wir „ſie in der glorreichen Standhaftigkeit derer finden, „die als ihre Schlachtopfer gefallen ſind. Hinge„riſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt „man in der Stille an, zu muthmaßen, daß es doch „wohl Wahrheit ſeyn möchte, was mit ſo unüber„windlichem Muthe behauptet wird. In Frank„reich und England ließ man die Proteſtanten die„ſelbe Strenge erfahren, aber hat ſie dort mehr als „bei uns gefruchtet? Schon die erſten Chriſten be„rühmten ſich, daß der Saame ihrer Kirche Mär„tyrerblut geweſen. Kaiſer Julian, der fürchter„lichſte Feind, den je das Chriſtenthum erlebte, war „von dieſer Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, „daß Verfolgung den Enthuſiasmus nur mehr an-

„feure, nahm er seine Zuflucht zum Lächerlichen und „zum Spott, und fand diese Waffen ungleich mächtiger als Gewalt. In dem griechischen Kaiserthum hatten sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene „Sekten erhoben, Arius unter Constantin, Aetius „unter dem Constantius, Nestorius unter dem Theodos; nirgends aber sieht man weder gegen diese Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schüler Strafen geübt, die denen gleich kämen, welche unsre Länder verheeren — und wo sind jezt alle diese Sekten hin, die, ich möchte beinahe sagen, ein ganzer „Weltkreis nicht zu fassen schien? Aber dieß ist der „Gang der Ketzerey. Uebersieht man sie mit Verachtung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein „Eisen, das, wenn es ruhig liegt, rostet, und nur „scharf wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von ihr, und sie wird ihren mächtigsten Reiz „verlieren, den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maasregeln begnügen, die von so großen Regenten bewährt gefunden worden? Beispiele können uns am „sichersten leiten.“

„Aber wozu Beispiele, aus dem heidnischen „Alterthum, da das glorreiche Muster Karls des „fünften, des größten der Könige vor uns liegt, der

„end-

„endlich, beſiegt von ſo vielen Erfahrungen, den blu„tigen Weg der Verfolgung verließ, und viele Jah„re, vor ſeiner Thronentſagung zur Gelindigkeit „übergieng. Philipp ſelbſt, unſer gnädigſter Herr, „ſchien ſich ehmals zur Schonung zu neigen; die „Rathſchläge eines Granvella und ſeines Gleichen, „belehrten ihn eines andern; mit welchem Rechte, „mögen ſie mit ſich ſelbſt ausmachen. Mir aber „hat von jeher geſchienen, die Geſetze müſſen ſich „den Sitten, und die Maximen den Zeiten anſchmie„gen, wenn der Erfolg ſie begünſtigen ſoll. Zum „Schluſſe bringe ich Ihnen noch das genaue Ver„ſtändniß in Erinnerung, das zwiſchen den Huge„notten, und den flämiſchen Proteſtanten obwaltet. „Wir wollen uns hüten, ſie noch mehr aufzubringen, „als ſie es jezt ſchon ſeyn mögen. Wir wollen ge„gen ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſeyn, damit „es ihnen ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen „uns zu ſpielen, und, wie dieſe, ihr Vaterland „in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen x).“

Nicht

x) Burg. 174 - 180. Hopp. 72. Strad. 123. 124. Es darf niemand wundern, ſagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholiſche Religion, und die ſpaniſche Parthey, daß aus der Rede dieſes Prinzen ſo viel Kenntniß der Philoſophie hervorleuchtet: Er hatte ſie aus dem Umgang mit Balduin geſchöpft. 180.

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidensten Mehrheit im Senat unterstützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zustand der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen dießmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nöthige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wiederauferstände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sey, unterbleiben, wo sie es sey, auf einen gelindern Fuß gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, daß sie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit zugestünde) von dem neuen Pabste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Concilium wurde

der

der Auftrag gegeben, dieſen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verſchwörung o).

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüſſel ſchon von der Nachricht erſchallte, die Verbundenen näherten ſich der Stadt. Sie beſtanden nur aus 200 Pferden, aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Beſtürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore ſchließen, oder ſich durch die Flucht retten ſollte? Beides wird als entehrend verworfen; auch widerlegt der ſtille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltſamen Ueberfalls. Den erſten Morgen nach ihrer Ankunft verſammeln ſie ſich im Kullemburgiſchen Hauſe, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfodert, des Innhalts, daß ſie ſich unter einander mit Hintanſetzung aller andern Pflichten und mit den Waffen ſelbſt, wenn es nöthig wäre, beizuſtehen gehalten ſeyn ſollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worinn ſtand, daß ein gewiſſer Proteſtant, den ſie alle kannten und ſchäzten, bei langſamen Feuer lebendig dort verbrannt worden ſey. Nach dieſen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit

o) Strad 124. 125.

mit Namen auf, ließ sie in ihren eigenen und in der abwesenden Namen, den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566 wird zu Ueberreichung der Bittschrift angesetzt p).

Ihre Anzahl war jezt zwischen drei und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehenleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst, und der Herzogin q). Den Grafen von Nassau und Brederoden an ihrer Spitze, traten sie Gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Pallaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiel in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu sehen; auf der andern Seite, so viel Ordnung, so viel Demuth und bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfängt den Zug von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Diese edlen Niederländer," redet Brederode sie mit Ehrerbietung an, „welche sich hier vor Ew. Hoheit „ver-

p) Strad. 126.
q) Hopper. 73.

„habe, die Statthalter der Provinzen aufmerksam „darauf zu machen; aber nennen würde sie die Ur„heber dieser Nachrichten niemals; Staatsgeheim„nisse zu verrathen, setzte sie mit einer Miene des „Unwillens hinzu, könne mit keinem Rechte von ihr „gefodert werden.“ Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Anwort auf ihre Bittschrift abzuhohlen, worüber sie jezt noch einmal mit den Rittern zu Rathe gieng r).

„Nie,“ lautete diese Bittschrift (die nach einigen den berühmten Balduin zum Verfasser haben soll,) „nie hätten sie es an der Treue gegen ihren „König ermangeln lassen, und auch jezt, wären sie „weit davon entfernt; doch wollten sie lieber die Un„gnade ihres Herrn Gefahr laufen, als ihn noch „länger in der Unwissenheit der übeln Folgen ver„harren lassen, womit die gewaltsame Einsetzung der „Inquisition, und die längere Beharrung auf den „Edikten, ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit „hätten sie sich mit der Hofnung beruhigt, eine all„gemeine Staatenversammlung würde diesen Be„schwerden abhelfen; jezt aber, da auch diese Hof„nung erloschen sey, hielten sie es für ihre Pflicht, „die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Ihnen „könne

r) Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.

„könne der Ausbruch einer Rebellion weniger als „allen andern gleichgültig ſeyn, weil ihr ganzes Ver„mögen im offenen Felde läge und von einem Auf„ſtand zunächſt leiden würde. Sie bäten daher „Ihre Hoheit, eine wohlgeſinnte, und wohlunter„richtete Perſon nach Madrid zu ſenden, die den Kö„nig vermögen könnte, dem einſtimmigen Verlan„gen der Nation gemäß, die Inquiſition aufzuhe„ben, die Edikte abzuſchaffen und ſtatt ihrer auf ei„ner allgemeinen Staatenverſammlung neue und „menſchlichere verfaſſen zu laſſen. Unterdeſſen aber, „biß der König ſeine Entſchließung kund gethan, „möchte man die Edikte ruhen laſſen und die Inqui„ſition außer Wirkſamkeit ſetzen. Gäbe man, ſchloſ„ſen ſie, ihrem demüthigen Geſuch kein Gehör, ſo „nehmen ſie Gott, den König, die Regentin und „alle ihre Räthe zu Zeugen, daß ſie das ihrige ge„than, wenn es unglücklich gienge *)".

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in demſelben Aufzug, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhang unterdeſſen zu ihnen geſtoßen) vor der Regentin, um ihre Reſolution in Empfang

zu

*) Hopper. 74. Burg. 162. 166.

zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben, und enthielt: „Die Inquisition und „die Edikte ganz ruhen zu lassen, stehe nicht in ih„rer Gewalt; doch wolle sie, dem Wunsche der Ver„bundenen gemäß, Einen aus dem Adel nach Spa„nien senden, und ihr Gesuch bei dem Könige nach „allen Kräften unterstützen. Einstweilen solle den „Inquisitoren empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßi„gung zu verwalten; dagegen aber erwarte sie von „dem Bunde, daß er sich aller Gewaltthätigkeiten „enthalten, und nichts gegen den katholischen Glau„ben unternehmen werde.“ So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch alles, was sie mit irgend einem Schein von Wahrscheinlichkeit fürs erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zweck des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jezt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, woran sich der Geist des Aufruhrs inskünftige fest halten, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Furcht sezzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten, und das übrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze

Gaukel-

Gaukelſpiel dieſer Bittſchrift nur erfunden geweſen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieſer Supplikantengeſtalt ſo lange zu verbergen, bis er genugſam zu Kräften würde gekommen ſeyn, ſich in ſeinem wahren Lichte zu zeigen, ſo mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieſer Maſke, und weit mehr an einer günſtigen Aufnahme der Bittſchrift, als an einer ſchnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die ſie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß ſie nichts, als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienſteifer für den König ſie geleitet habe t). Als die Herzogin einer Erklärung auswich, ſchickten ſie noch von der Treppe jemand an ſie ab, der dieſes Geſuch wiederhohlen ſollte. „Die Zeit allein, „und ihr künftiges Betragen," antwortete ſie dieſem, „würden ihrer Abſichten Richter ſeyn u)."

t) Und ſonach war er ihnen, wenn ſie es genau nehmen wollten, noch großen Dank dafür ſchuldig, daß ſie es über ſich genommen, ihn gegen ſeine eigenen Anſtalten zu vertheidigen, denn anders ſagte der Innhalt des Compromiſſes doch wohl nichts. Sie trennten, ſpitzfindig genug, das Werk von ſeinem Urheber, betrachteten die Inquiſition als eine gemeinſchaftliche Feindin ſeiner und ihrer, und thaten, als wüßten ſie nicht, daß er ſelbſt es war, der ſie ihnen aufdrang, und daß es alſo nur auf ihn allein ankam, ſie davon zu befreien.

u) Hopper. §. 94. Strad. 127.

Gaſtmähler gaben dem Bund ſeinen Urſprung, und ein Gaſtmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tag, wo die zweite Bittſchrift eingereicht wurde, traktirte Brederode die Verſchwornen im Kuilemburgiſchen Hauſe (dieſes Haus wurde nachher geſchleift) gegen 300 Gäſte waren zugegen; die Trunkenheit machte ſie muthwillig, und ihre Bravour ſtieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten ſich einige, daß ſie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die ſich bei Ueberreichung der Bittſchrift zu entfärben ſchien, auf franzöſiſch hatten zuflüſtern hören: „Sie ſolle ſich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine ſchlechte Wirthſchaft ſo weit herabgekommen, daß er dieſe Benennung nur zu ſehr rechtfertigte, und Barlaiment hatte mit dieſem einzigen Wort das ganze innre Weſen, und ohne daran zu denken, die ganze Furchtbarkeit des Bundes bezeichnet. Weil man eben um einen Namen der Brüderſchaft verlegen war, ſo haſchte man dieſen Ausdruck begierig auf, der das Vermeſſene des Unternehmens in Demuth verſteckte, der, wenn es einſchlug, die beißendſte Satyre auf den reichſten der Könige war, und der zugleich, was doch auch in Betrachtung kam, am wenigſten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander

der unter dieſem Namen zu, und es leben die Geuſen wurde mit allgemeinem Geſchrey des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erſchien Brederode mit einer Taſche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals truzen, hieng ſie um den Hals, trank die Geſundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde, und verſicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein gleiches, der Becher gieng in der Runde herum, und ein jedweder ſprach, indem er ihn an den Mund ſetzte, daſſelbe Gelübde nach. Nun empfieng einer nach dem andern die Bettlertaſche, und hieng ſie an einen Nagel auf, den er ſich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieſes Poſſenſpiel verurſachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorne, die der Zufall ſo eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hauſe, ungeſtüm zuſetzte, zu bleiben, und ein Glas mitzutrinken x). Die Ankunft dieſer drei wichtigen

x) „Aber,“ verſicherte nachher Egmont in ſeiner Verantwortungsſchrift, „wir tranken nur ein einziges kleines „Glas, und dabei ſchrieen ſie: es lebe der König „und es leben die Geuſen. Es war dieß zum erſtenmal, daß ich dieſe Benennung hörte, und gewiß, „ſie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren ſo ſchlimm, „daß

Männer erneuerte den Jubel der Gäſte und ihre Freude fieng an, bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigen. Viele wurden betrunken, Gäſte und Aufwärter, ohne Unterſchied ernſthaftes und poſſierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten ſich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rauſche beſchloſſen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daſeyn ſeiner Beſchützer mußte dem Volke verſinnlicht, und der Eifer der Parthey durch ein ſichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein beſſeres Mittel, als dieſen Namen der Geuſen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüſſel von aſchgrauen Kleidern, wie man ſie an Bettelmönchen und Büßenden ſah. Die ganze Familie mit dem Hausgeſinde eines Verſchwornen warf ſich in dieſe Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüſſeln mit dünnem Silberblech überzogen, eben ſolche Becher, oder auch Meſſer, den ganzen Hausrath der Bettler-

„daß man manches gegen ſeine Neigung mitmachen „mußte, und ich glaubte eine unſchuldige Handlung „zu thun.“ Procès criminels des Comtes d'Egmont etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

lerzunft, an den Hüten, oder ließen ſie an dem Gürtel herunter hängen. Um den Hals hiengen ſie eine goldene oder ſilberne Münze, nachher der Geuſenpfenning genannt, deren eine Seite das Bruſtbild des Königs zeigte, mit der Innſchrift: Dem Könige getreu. Auf der andern ſah man zwei zuſammengefaltete Hände, die eine Proviantſche hielten, mit den Worten: Biß zum Bettelſack [1]). Daher ſchreibt ſich der Name der Geuſen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Pabſtthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen [2]).

Ehe die Verbundenen auseinander giengen, um ſich in den Provinzen zu zerſtreuen, erſchienen ſie noch einmal vor der Herzogin, um ſie in der Zwiſchenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volk nicht aufs äußerſte käme. Sollte aber, fügten ſie hinzu, aus einem entgegengeſetzten Betragen ſchlimmes entſtehen, ſo wollten ſie als Leute angeſehen ſeyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

1) An dem Bilde des Königs wurden die aufgeſchwollenen Lippen, und die funkelnden Augen ſeines Geſchlechts nicht vergeſſen. Burgund. 187.

2) Hopper. §. 94. Strad. 127-30. Burg. 185. 187.

Darauf erwiederte die Regentin: ſie hoffe ſolche Maasregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geſchehe dieſes aber dennoch, ſo würde ſie es niemand anders, als den Verbundenen zuzuſchreiben haben. Sie ermahne ſie alſo ernſtlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzuſammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um ſie einſtweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimſchreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worinn man den Inquiſitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfohl, die ihre ketzeriſche Verſchuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erſchwert haben würden. Vor ihren Abzug aus Brüſſel ernannten ſie noch vier Vorſteher aus ihrer Mitte a), welche die Angelegenheiten des Bundes beſorgen mußten; und noch überdieß eigene Geſchäftsverweſer für jede Provinz. In Brüſſel ſelbſt wurden einige zurück gelaſſen, um auf alle Bewegungen des Hofs ein wachſames Auge zu haben. Brederode, Kuilemburg und Bergen verließen endlich

a) Burgundius giebt zwölf ſolcher Vorſteher an, welche das Volk ſpottweiſe die zwölf Apoſtel genannt haben ſoll. 181.

lich die Stadt; von 550 Reutern begleitet, begrüßten ſie noch einmal außerhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und ſchieden dann von einander, Brederode nach Antwerpen, die beiden andern nach Geldern. Dem erſten ſchickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magiſtrat dieſer Stadt vor ihm warnen ſollte; über tauſend Menſchen drängten ſich um das Hotel, wo er abgeſtiegen war. Er zeigte ſich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenſter; „Bürger von Antwerpen,“ redete er ſie an, „ich bin hier mit Gefahr meiner „Güter und meines Lebens, euch die Laſt der Inquiſition abzunehmen. Wollt ihr dieſe Unternehmung „mit mir theilen, und zu euern Führer mich erkennen; ſo nehmt die Geſundheit an, die ich euch hier „zutrinke, und ſtreckt zum Zeichen eures Beifalls „die Hände empor.“ Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmenden Jubelgeſchrey in die Höhe. Nach dieſer Heldenthat verließ er Antwerpen [b]).

Gleich nach Uebergebung der Bittſchrift der Edlen hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen laſſen, die zwiſchen den Mandaten des Königs und den Fode-

 rungen

b) Strad. 131.

rungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem König erst zur Genehmhaltung vorzulegen c). Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das erste stimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern einzeln und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freieren Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Bei-

c) Hopper §. 95.

Beiſpiel der andern hinreißen ließen [d]). Zufolge eines äußerſt geſetzwidrigen Verfahrens überraſchte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe ſie ſich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillſchweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landſchaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zuſätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterſchrieben ſie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zuſatz, daß falſche Angeber dem Recht der Wiedervergeltung unterworfen ſeyn ſollten; die von Hennegau verlangten, daß ſtatt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerſtreite, eine andere willkührliche Strafe eingeführt würde. Flandern foderte die gänzliche Aufhebung der Inquiſition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren geſichert haben. Brabants Stände ließen ſich durch die Ränke des Hofs überliſten; Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigſten Privilegien geſchützt waren, und mit der meiſten Eiferſucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über

d) Grot. 22. Burgund. 196. 197. ſq.

über die neuentworfene Milderung abgefodert, aber es dürfte wohl nicht ſehr günſtig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam [e]). Aus dem Hauptinnhalt dieſer Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt ſich auf die Edikte ſelbſt ein Schluß machen. „Die Schriftſteller der Sekten," hieß es darinn, „ihre Vorſteher und Lehrer, „wie auch die, welche einen von dieſen beherbergten, „ketzeriſche Zuſammenkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend ſonſt ein öffentliches Aergerniß gäben, ſollten mit dem Galgen beſtraft, und ihre „Güter (wo die Landesgeſetze es nehmlich erlaubten) eingezogen werden, ſchwüren ſie aber ihre „Irrthümer ab, ſo ſollten ſie mit der Strafe des „Schwerdts davon kommen und ihre Verlaſſenſchaft „ihrer Familie bleiben." Eine grauſame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Kezzern, hieß es ferner, könne Gnade wiederfahren; unbußfertige ſollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es ſey denn, daß ſie ſich durch Verführung anderer dieſes Vorrechts beraubten. Von dieſer Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeſchloſſen, die, wenn ſie ſich nicht durch die gründlichſte Buße loskauften, ihrer Güter ver-

e) A. G. d. B. R. III. 72.

verluſtig erklärt, und, wenn ſie Relapſen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden ſollten f). Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in dieſen Verordnungen wahrnimmt, und leicht verſucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des ſpaniſchen Miniſteriums zuzuſchreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die ſtandhafte Widerſetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieſer Moderation, die im Grunde keinen einzigen weſentlichen Misbrauch abſtellte, ſo wenig erbaut, daß das Volk ſie in ſeinem Unwillen anſtatt Moderation (Milderung) Moorderation d. i. Mörderung nannte g).

Nachdem man auf dieſem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrath vorgelegt, und, von ihm unterſchrieben, an den König nach Spanien geſendet, um nunmehr durch ſeine Genehmigung eine geſetzliche Kraft zu empfangen h).

Die

f) Burg. 190-193.
g) A. G. d. V. N. 72.
h) Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen überein gekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen 1) aufgetragen, der sich aber aus einem nur zugegründeten Mistrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäft allein nicht befassen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniß war, so machte er seiner mehreren Sicherheit wegen mit der Herzogin aus, daß sie vorläufig darüber an an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksal, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermutheres Hinderniß, indem

1) Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Compromiß unterschrieben. Vigl. ad Hopper VII. Brief.

indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballſchlagen empfieng, außer Stand geſetzt wurde, ſie ſogleich mit ihm anzutreten. Nichts deſto weniger machte er ſich, weil die Regentin ihm anlag zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hofte, die Sache ſeines Volks in Spanien durchzuſetzen, ſondern dafür zu ſterben k).

Die Stellung der Dinge hatte ſich nunmehr ſo verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung ſo nahe herbeygebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und ſeinen Freunden fortan unmöglich ſchien, das mittlere ſchonende Verhältniß, das ſie bis jezt zwiſchen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten, und ſo widerſprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart ſchon koſten mußte, in dieſem Streit nicht Parthey zu nehmen, ſo ſehr ſchon ihr natürlicher Freiheitsſinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Poſten ihnen auferlegte, ſo ſehr mußte das Mistrauen Philipps gegen ſie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten ſchon ſeit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurückſetzende

k) Strad. 133. 134.

ſetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin wi-
derfuhr, ihren Dienſteifer erkälten, und ihnen die
Fortſetzung einer Rolle erſchweren, die ſie mit ſo vie-
lem Widerwillen und ſo wenigem Danke ſpielten.
Dazu kamen noch verſchiedene Winke aus Spanien,
welche den Unwillen des Königs über die Bittſchrift
des Adels und ſeine wenige Zufriedenheit mit ihrem
eigenen Betragen bei dieſer Gelegenheit, außer
Zweifel ſetzten, und Maasregeln von ihm erwarten
ließen, zu denen ſie als Stützen der vaterländiſchen
Freiheit und größtentheils als Freunde oder Blut-
verwandte der Verbundenen nie würden die Hand
bieten können [1]). Von dem Namen, den man in
Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hieng
es überhaupt nun ab, welche Parthey ſie künftig zu
nehmen hatten. Hieß die Bittſchrift Empörung,
ſo blieb ihnen keine andre Wahl, als entweder mit
dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklä-
rung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln
zu helfen, deren Intereſſe auch das ihrige war, und
die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieſer
mißlichen Alternation konnten ſie nur durch eine
gänzliche Zurückziehung von Geſchäften ausweichen,
ein Weg, den ſie zum Theil ſchon einmal erwählt
hatten, und der unter den jetzigen Umſtänden mehr
als

1) Meteren, 81.

als eine bloße Nothhülfe war. Auf ſie ſah die ganze Nation. Das unumſchränkte Vertrauen in ihre Geſinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen ſie, die nahe an Anbetung gränzte, adelte die Sache, die ſie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die ſie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenparthey im Zügel; ſo lange ſie dem Senat noch beiwohnten, vermied man gewaltſame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, ſelbſt wenn ſie ihnen auch nicht von Herzen gieng, machte die Faktion muthlos und unſicher, die ſich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, ſo bald ſie, auch nur entfernt, auf einen ſo wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieſelben Maasregeln der Regierung, die, wenn ſie durch ihre Hände giengen, eines günſtigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne ſie verdächtig und unnütz werden; ſelbſt die Nachgiebigkeit des Königs, wenn ſie nicht das Werk dieſer Volksfreunde war, mußte den beſten Theil ihrer Würkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geſchäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichſten war, gab dieſe Zurückziehung noch zugleich einer Parthey das Uebergewichte, die, von einer blinden

Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Karakters nicht unterlassen haben würde, das Uebel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs äußerste zu treiben. Alle diese Gründe, unter denen es jedem frei gestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen denjenigen herauszusuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jezt, die Regentin im Stich zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte gestimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und sandte sie zuvor an den König. „Ich sehe nun deutlich," brach er mit verstellter Heftigkeit aus, „daß allen Rathschlägen, die ich „gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner „Diener, deren Treue er bezweifien muß, und ferne „sey es von mir, meinem Herrn Dienste aufzudrin„gen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn „und mich, ich entziehe mich dem gemeinen We„sen. m)." Das nehmliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorne; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm ver-

m) Burg. 189.

verordnet habe, wiewohl er (heiſt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Regentin, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorſtellungen, noch „das gemeine Beſte ſo viel über Sie vermögen, Sie „von dieſem Vorſatz zurückzubringen, ſo ſollten Sie „wenigſtens Ihres eigenen Rufes mehr ſchonen. „Ludwig von Naſſau iſt Ihr Bruder. Er und Graf „Brederode, die Häupter der Verſchwörung ſind „öffentlich Ihre Gäſte geweſen. Die Bittſchrift „enthält daſſelbe, wovon alle Ihre Vorſtellungen im „Staatsrath bisher gehandelt haben. Wenn Sie „nun plözlich die Sache Ihres Königs verlaſſen, „wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Ver„ſchwörung begünſtigen?“ Es wird nicht geſagt, ob der Prinz dießmal wirklich aus dem Staatsrath getreten iſt; iſt er es aber, ſo muß er ſich bald eines andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentin beſiegen; Hoorne allein zog ſich wirklich auf eins ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen n).

n) Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoornes Anklage. 118.

Unterdessen hatten sich die Geusen durch alle Provinzen zerstreut, und wo sie sich zeigten, die günstigsten Nachrichten von dem Erfolg ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach, war für die Religionsfreiheit alles gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vliesses vor, worinn diese feierlich erklärten, daß künftighin niemand weder Gefängniß, noch Landesverweisung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Fall gleichwohl die Verbundenen allein seine Richter seyn würden; und dieß sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter, auf die erste Nachricht von dem gespielten Betrug angelegen seyn ließen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reißen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faktion in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten giebt, deren Wirkung sich auf einen bloßen Augenblick einschränkt, so können Erdichtungen, die sich nur diesen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgestreute Gerücht zwischen der Statthalterin und

den

den Rittern Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hofnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer fälſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo mußte er doch in dem kurzen Zeitraum, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaßt, ſo viel Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen mußte o). Gleich auf die erſte Zeitung dieſes glücklichen Erfolgs, fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimath wieder ein, von der ſie ſich nur ungern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch dieſe Duldungsakte, ſchenkten ſich ihr jezt öffentlich und laut p). Der Name der Geuſen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stüzzen der Religion und der Freiheit, ihre Parthey

o) Strad. 132. 133.
p) Grot. 22.

wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fiengen an, ihre Insignien zu tragen. Diese leztern brachten auf den Geusenpfenning noch die Veränderung an, daß sie zwei kreuzweisgelegte Wanderstäbe darauf sitzten, gleichsam um anzudeuten, daß sie jeden Augenblick fertig und bereit stünden, um der Religion willen Haus und Heerd zu verlassen. Die Errichtung des Geusenbunds hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jezt, weil es nur Geschrey der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in Einen Körper furchtbar zusammen gezogen, und durch Vereinigung, Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sahe sich jezt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungsplaz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmeichelte dem Eitlen; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Absichten auch die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so gut mit dem Throne gemeint,

gemeint, als ſie äußerlich ſcheinen wollte, ſo würde ſich der große Haufen demnach nur an das Geſetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſeyn.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutſchen Proteſtanten günſtiger ſeyn, als dieſer, einen Abſatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu verſuchen. Jezt wimmelte es in jeder anſehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Spionen, von Ketzern aller Art und ihrer Apoſteln. Drei Sekten waren es, die unter allen, welche von der herrſchenden Kirche abwichen, erhebliche Fortſchritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angränzenden Landſchaften hatten die Wiedertäufer überſchwemmt, die aber, als die Dürftigſten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfaſſung, ohne Kriegsmacht und noch überdieß unter ſich ſelbſt im Streite, die wenigſte Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Kalviniſten, welche die ſüdlichen Provinzen, und Flandern insbeſondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den ſchweizeriſchen Cantons und einem Theile von Deutſchland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen

ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern besonders, wo er aus den Auswürfen Frankreichs allmählich zusammengeflossen war. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland gränzt, in Besitz; ihr Bekenntniß herrschte in einigen nordischen Reichen, die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundsgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Licenz begünstigte. Diese drei Sekten hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Pabstthum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Sektengeist

geiſt in Uebung, und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte q).

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation ſtatt haben würde, einſtweilen um die Geuſen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Theil von dieſen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte, und in ſeiner weiteſten Bedeutung nahm. Die mehreſten von den vornehmſten Magiſtratsperſonen waren der Inquiſition und der ſpaniſchen Tiranney von Herzen gram, und viele von ihnen ſogar ſelbſt einer oder der andern Sekte heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgeſagten Feinden, den Spaniern, doch die Luſt nicht, ihre Landsleute mishandelt zu ſehen r). Sie verſtanden alſo die Regentin abſichtlich falſch, und lieſſen die Inquiſition wie die Edikte faſt ganz in Verfall gerathen. Dieſe Connivenz der Regierung mit den glänzenden Vorſpiegelungen der Geuſen verbunden, lockte die Proteſtanten, die ſich ohnehin zu ſehr angehäuft hatten, um länger verſteckt zu bleiben, aus

q) Grot. 22. Strad. 136. Burg. 212.

r) Grot. 29. Burg. 203. 204.

ihrer Dunkelheit hervor. Bis jezt hatte man ſich mit ſtillen nächtlichen Verſammlungen begnügt; nun mehr aber glaubte man ſich zahlreich und gefürchtet genug, um dieſe Zuſammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Dieſe Licenz nahm ihren erſten Anfang zwiſchen Oudenarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewiſſer Hermann Stricker, aus Oberyſſel gebürtig, vorzeiten Mönch, und dem Kloſter entſprungen, ein verwegener Enthuſiaſt von fähigem Geiſte, impoſanter Figur und fertiger Zunge, iſt der erſte, der das Volk zu einer Predigt unter freien Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens verſammelt einen Anhang von 7000 Menſchen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge ſprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volk, das in Ermanglung anderer Waffen, nach Steinen greift, ſo übel empfangen, daß er, von ſchweren Wunden dahingeſtreckt, noch froh iſt, ſein Leben durch Bitten zu retten a). Der erſte gelungene

a) Burgund. 213. 214. Dieſe unerhörte Brutalität eines einzelnen Menſchen, mitten unter eine Schaar von 7000 tollkühnen Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Andacht noch mehr entzündet ſind, zu dringen, um einen, den ſie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweißt mehr, als alles,

lungene Verſuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalſt verſammeln ſie ſich in noch größerer Menge wieder; jezt aber ſind ſie ſchon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden verſehen, ſtellen Poſten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß gern oder ungern an dem Gottesdienſt Theil nehmen, wozu beſondre Aufpaſſer beſtellt ſind. An dem Eingang haben ſich Buchhändler gelagert, welche den proteſtantiſchen Katechismus, Erbauungsſchriften und Pasquille auf die Biſchöffe feil bieten. Der Apoſtel Hermann Stricker läßt ſich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumſtämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber geſpanntes Segeltuch ſchüzt ihn vor Sonne und Regen; das Volk ſtellt ſich gegen die Windſeite, um ja nichts von ſeiner Predigt zu verlieren, deren beſte Würze die Schmähungen gegen das Pabſtthum ſind. Man ſchöpft Waſſer aus dem nächſten Fluß, um die neugebohrnen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, von ihm taufen zu laſſen.

Hier

alles, was man über dieſe Materie ſagen kann, mit welch inſolenter Verachtung die damaligen Katholicken auf die ſogenannten Ketzer herabgeſehen haben mögen, die ſie als eine ſchlechtere Menſchenart betrachteten.

Hier werden Sacramente auf kalviniſche Art empfangen, Brautpaare eingeſegnet und Ehen zerriſſen. Halb Gent war auf dieſe Art aus ſeinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete ſich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Oſtflandern überſchwemmt. Weſtflandern brachte ein andrer abgefallener Mönch, Peter Dathen aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; 15,000 Menſchen drängten ſich aus Flecken und Dörfern zu ſeiner Predigt; ihre Anzahl machte ſie beherzt genug, mit ſtürmender Hand in die Gefängniſſe zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertod aufgeſpart waren. Die Proteſtanten in Tournay wurden von einem gewiſſen Ambroſius Ville, einem franzöſiſchen Kalviniſten zu gleichem Uebermuth verhetzt. Die dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und laſſen ſich öftere Drohungen entfallen, daß ſie die Stadt den Franzoſen übergeben würden. Dieſe war ganz von Garniſon entblößt, die der Kommandant, aus Furcht vor Verrätherey, in das Caſtell gezogen hatte, und welche ſich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer giengen in ihrem Uebermuth ſo weit, daß ſie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für ſich verlangten; da man ihnen dieſe verſagte, traten ſie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren

Gottes-

Gottesdienſt nach dem Beiſpiel der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzuſetzen. Dieſe drei Städte ſtanden unter einander in dem genaueſten Zuſammenhang, und die proteſtantiſche Parthey war in allen dreien gleich ſtark und mächtig. Weil ſich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, ſo kamen ſie überein, daß ſie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederode's Erſcheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechszehntauſend Menſchen brachen an dem nehmlichen Tag, wo daſſelbe in Tournai und Valenciennes geſchah, aus der Stadt hinaus; Weiber und Männer durcheinander, Mütter ſchleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter ſich her. Sie ſchloſſen den Platz mit Wagen, die ſie zuſammenbanden, hinter welchen ſich Gewaffnete verſteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutſche, theils Hugenotten, und redeten in walloniſcher Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinſten Pöbel ergriffen, und Handwerker ſogar fühlten ſich zu dieſem heiligen Werke berufen. Kein Anſehen der Obrigkeit, kein Geſetz, keines Häſchers Erſcheinung ſchreckte ſie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und ſeltſame Dinge dieſe fremden Ankömmlinge, die ſo

viel

viel Redens von ſich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Pſalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in franzöſiſchen Verſen abgeſungen wurden. Ein großer Theil wurde von dieſen Predigten, wie von luſtigen Komödien angezogen, in welchen der Pabſt, die Väter der tridentiſchen Kirchenverſammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrſchenden Kirche auf eine poſſierliche Art herunter gemacht wurden. Je toller dieſes zugieng, deſtomehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatſchen, wie im Schauſpielhauſe, belohnte den Redner, der es dem andern an abentheuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in dieſen Verſammlungen auf die herrſchende Kirche geworfen ward, gieng demohngeachtet in dem Gemüth der Zuhörer nicht ganz verloren, ſo wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegenheitlich mit unterliefen; und mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit geſucht hatte, brachte ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit zurück [1]).

Dieſe Verſammlungen wurden mehrere Tage wiederhohlt, und mit jeder wuchs die Vermeſſenheit der Sektirer, biß ſie ſich endlich ſogar erlaubten, ihre

1) Strad. 132. Burg. 220. 232.

ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienſt mit einer Eſcorte von gewaffneten Reutern im Triumph heim zu führen, und ſo das Geſetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath ſendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um ſie zu einer perſönlichen Ueberkunft, und wo möglich, zur Reſidenz in Antwerpen, zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen, denn die vornehmſten Kaufleute, vor Plünderung bang, ſtanden ſchon im Begriff, ſie zu räumen. Furcht, das königliche Anſehen auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen, verbietet ihr zwar, dieſem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin geſendet, um mit dem Magiſtrat wegen Einführung einer Garniſon zu unterhandeln. Der aufrühriſche Pöbel, dem der Zweck ſeiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, ſammelt ſich unter tumultuariſchen Geſchrey um ihn herum: „Man kenne „ihn als einen geſchwornen Feind der Geuſen, wurde ihm zugeſchrien, er bringe Knechtſchaft und Inquiſition; und er ſolle unverzüglich die Stadt verlaſſen.“ Auch legte ſich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Kalviniſten dieſer Stadt bei dem Magiſtrat eine Schrift ein, worinn ſie bewieſen, daß ihre große

Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, ſich in der Stille zu verſammeln; und ein eigenes Gotteshaus innerhalb der Stadt für ſich begehrten. Der Stadtrath erneuert ſeine Vorſtellungen an die Herzogin, daß ſie der bedrängten Stadt doch durch ihre perſönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigſtens den Prinzen von Oranien ſchicken möchte, als den einzigen, für den das Volk noch einige Rückſicht habe, und der noch überdieß der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel eines Burggrafen verpflichtet ſey. Um das gröſſre Uebel zu vermeiden, mußte ſie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, ſo ſchwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieſer, nachdem er ſich lange umſonſt hatte bitten laſſen, weil er einmal feſt entſchloſſen ſchien, an den Staatsgeſchäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab ſich endlich dem ernſtlichen Zureden der Regentin und den ungeſtümen Wünſchen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit groſſer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeurung von Piſtolen. Antwerpen ſchien alle ſeine Einwohner ausgegoſſen zu haben, um ſeinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerſtraße wimmelte von Menſchen; die Dächer auf den Landhäuſern waren abgedeckt, um mehr Zuſchauer zu faſſen,

hinter

hinter Zäunen, aus Kirchhof Mauern, aus Gräbern ſogar wuchſen Menſchen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte ſich hier in kindiſchen Ergießungen. „Die Geuſen ſollen leben!“ ſchrie jung und alt ihm entgegen. — „Sehet hin,“ ſchrien andere, „das iſt der, der uns Freiheit bringt!“ — „Der iſts,“ ſchrieen die Lutheraner, „der uns das Augsburgiſche Bekenntniß bringt.“ Nun brauchen wir fortan keine Geuſen mehr, riefen andre, wir brauchen den mühſamen Weg nach Brüſſel nicht mehr Er allein iſt uns alles. Diejenigen, welche gar nichts zu ſagen wußten, machten ihrer ausgelaſſenen Freude in Pſalmen Luft, die ſie tumultuariſch um ihn her anſtimmten. Er indeſſen verlor ſeinen Ernſt nicht, winkte Stillſchweigen um ſich her, und rief endlich, da ihm niemand gehorchen wollte, zwiſchen Unwillen und Rührung: „Bei Gott!“ rief er, „ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten, „es würde ſie einmal reuen, was ſie jetzt gethan u).“ Das Jauchzen mehrte ſich, als er in die Stadt ſelbſt eingeritten war. Gleich das erſte Beſprechen des Prinzen mit den Häuptern der Bürgerſchaft und der Sekten, die er einzeln zu ſich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Uebels

u) Strad. 138. 139. Burg. 233. 234.

Uebels in dem gegenseitigen Mistrauen der Religionspartheyen unter einander, und in dem Argwohn der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und daß sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossard von Brabant sich in dem Gebiet von Antwerpen öfters mit Bewafneten sehen ließ, so fürchteten die Kalviniſten, bei ihrem Gottesdienſt feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfall sicher seyn könnten x). Es gelang ihm noch einmal sie zu vertrösten; und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Fests von Mariähimmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen und wovon man alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepräng unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles

x) Meurs. Guil. Auriac. Libr. I. 10. 11.

ſtilles Murmeln von Götzendienſt war alles, was ſich der unkatholiſche Pöbel gegen die Prozeſſion herausnahm y).

Indem die Regentin aus einer Provinz nach 1566
der andern die traurigſten Zeitungen von dem Uebermuth der Proteſtanten erhält, und für Antwerpen zittert, das ſie in Oraniens gefährlichen Händen zu laſſen gezwungen iſt, wird ſie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken geſetzt. Gleich auf die erſten Nachrichten von den öffentlichen Predigten, hatte ſie den Bund aufgerufen, ſeine Zuſagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherſtellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leiſten. Dieſen Vorwand gebrauchte Graf Bredérode, eine Generalverſammlung des ganzen Bundes auszuſchreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige, hätte gewählt werden können. Eine ſo prahleriſche Ausſtellung der innern Kräfte des Bundes, deſſen Daſeyn und Schutz allein den proteſtantiſchen Pöbel ermuntert haben konnte, ſo weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jezt in eben dem Grad die Zuverſicht der Sektirer erheben, als ſie den Muth der Regentin darnieder ſchlug. Der Convent kam in einer

y) Meteren 83. Burgund. 234.

lüttichiſchen Stadt, S. Truyen, zu Stande, wohin ſich Brederode und Ludwig von Naſſau an der Spitze von 2000 Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weiſſagen ſchien, ſo achteten ſie auf alle Fälle für rathſam, einen Sicherheitsbrief für ihre Perſonen von der Herzogin zu erpreſſen. Diejenigen unter ihnen, die ſich einer unreinen Sympathie mit dem proteſtantiſchen Pöbel bewußt waren, betrachteten ſeine Ausgelaſſenheit als eine günſtige Ereigniß für den Bund; das ſcheinbare Glück derer, zu deren Gemeinſchaft ſie ſich herabſetzten, verführte ſie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fieng an, in Inſolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man ſollte die allgemeine Verwirrung, und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühneren Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholiſchen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch ſehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beiſpiel zu einem Antheil an dem Bunde hingeriſſen worden, als aus innerm Trieb dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erſtaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorſchlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Un-

ter-

ternehmen ſie ſich übereilterweiſe verwickelt hatten. Gleich auf dieſe Entdeckung trat der junge Graf Mannsfeld zurück, und eine innere Zwietracht fieng jetzt ſchon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulöſen z).

Graf von Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den letztern, unter denen Ludwig von Naſſau, Brederode und Kuilemburg waren, beſprachen ſich mit ihnen in Duffle, einem Dorf, ohnweit Mecheln. „Wozu „dieſer neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentinn durch den Mund dieſer beiden entbieten. „Man hat „Geſandte nach Spanien von mir gefodert, ich habe „ſie dahin geſendet. Man hat die Edikte und In„quiſition allzuſtreng gefunden, ich habe beide ge„mildert. Man hat auf eine allgemeine Verſamm„lung der Reichsſtände angetragen, ich habe dieſe „Bitte vor den König gebracht, weil ich ſie aus „eigner Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' „ich denn nun unwiſſenderweiſe noch unterlaſſen oder „gethan, was dieſe Zuſammenkunft in S. Truyen „nothwendig machte? Iſt es vielleicht Furcht vor

z) Burgund. 235. Strad. 140.

„dem Zorn des Königs und seinen Folgen, was die „Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung ist „groß, aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt „nun das Versprechen des Bundes, keine Unruhen „unter dem Volke zu erregen? Wo jene prächtigtö„nende Worte, daß man bereit seyn würde, lieber „zu meinen Füßen zu sterben, als dem König etwas „von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen „sich die Neuerer Dinge heraus, die sehr nah an „Aufruhr gränzen und die Republik zum Verderben „führen; und der Bund ists, auf den sie sich dabey „berufen. Wenn er dieses mit Stillschweigen bul„det, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres Frevels „an; wenn er es redlich mit seinem König meint, so „kann er bei dieser Ausgelassenheit des Pöbels nicht „unthätig seyern. Aber er selbst geht ja dem rasen„den Pöbel durch sein gefährliches Beispiel voran, „schließt Bündnisse mit den Feinden des Vaterlands, „und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte durch seine „jetzige strafbare Versammlung a).“

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrath zu Brüssel einreichen läßt. „Alles,“ lautete diese, „was Ihre Hoheit in Rück„sicht

a) Meteren 84. Burg. 238. 239.

„ſicht auf unſre Bittſchrift gethan, haben wir mit
„dem lebhafteſten Danke empfunden; auch kön-
„nen wir über keine Neuerung Klage führen, welche
„in dieſer Zeit Ihrem Verſprechen zuwider irgendwo
„gemacht worden wäre; aber wenn wir demunge-
„achtet jetzt noch immer und aller Orten her in Er-
„fahrung bringen, und mit eigenen Augen uns über-
„zeugen, daß man unſre Mitbürger um der Reli-
„gion willen vor Gericht ſchleppt und zum Tode füh-
„ret, ſo müſſen wir nothwendig daraus ſchließen,
„daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichts-
„höfen zum mindeſten — ſehr wenig geachtet wer-
„den. Was der Bund ſeinerſeits verſprochen, hat
„er redlich erfüllt, auch den öffentlichen Predigten
„hat er nach Vermögen zu ſteuern geſucht; aber frei-
„lich iſt es kein Wunder, wenn die ſo lange Ver-
„zögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüther
„mit Argwohn erfüllt, und die getäuſchte Hoffnung
„einer allgemeinen Staatenverſammlung ſie wenig
„geneigt macht, fernern Verſicherungen zu glauben.
„Nie hat ſich der Bund mit den Feinden des Landes
„verbunden; auch nie eine Verſuchung dazu gefühlt.
„Sollten ſich franzöſiſche Waffen in den Provinzen
„ſehen laſſen, ſo werden wir, die Verbundenen, als
„die erſten zu Pferde ſitzen, ſie daraus zu vertreiben;
„aber wir wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit ſeyn.

„Wir glaubten Zeichen ihres Unwillens gegen uns
„in ihrem Geſichte zu leſen; wir ſehen Menſchen im
„ausſchließenden Beſitz ihrer Gnade, die durch ih-
„ren Haß gegen uns berüchtigt ſind. Täglich müſ-
„ſen wir hören, daß vor der Gemeinſchaft mit uns,
„wie vor Verpeſteten, gewarnt wird, daß man uns
„die Ankunft des Königs, wie den Anbruch eines
„Gerichtstags verkündigt — was iſt natürlicher,
„als daß der Argwohn gegen uns auch den unſrigen
„endlich erweckte? daß der Vorwurf der Majeſtäts-
„verletzung, womit man unſre Verbindung zu ſchwär-
„zen bemüht iſt, daß die Kriegsrüſtungen des Her-
„zogs von Savoyen und anderer Fürſten, die, wie
„das Gerücht ſagt, uns gelten ſollen, die Unter-
„handlungen des Königs mit dem franzöſiſchen Hof,
„um einer ſpaniſchen Armee, die nach den Nieder-
„landen beſtimmt ſeyn ſoll, den Durchzug durch
„dieſes Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle
„mehr, uns aufgefodert haben, auf unſre Selbſtver-
„theidigung zu denken, und uns durch eine Verbin-
„dung mit unſern auswärtigen Freunden zu verſtär-
„ken? Auf ein allgemeines unſtetes und ſchwanken-
„des Gerede beſchuldigt man uns eines Antheils an
„dieſer Zügelloſigkeit des proteſtantiſchen Pöbels;
„aber wen klagt das allgemeine Gerede nicht an?
„Wahr iſt es allerdings, daß auch unter uns Pro-
teſtanten

„teſtanten ſich befinden, denen eine Duldung der „Religionen das willkommenſte Geſchenk ſeyn wür„de, aber auch ſie haben niemals vergeſſen, was ſie „ihrem Herrn ſchuldig ſind. Furcht vor dem Zorne „des Königs iſt es nicht, was uns aufgefodert hat, „dieſe Verſammlung zu halten. Der König iſt gut, „und wir wollen hoffen, daß er gerecht iſt. Es „kann alſo nicht Verzeihung ſeyn, was wir bei ihm „ſuchen; und eben ſo wenig kann es Vergeſſen„heit ſeyn, was wir uns über Handlungen erbit„ten, die unter den Verdienſten, ſo wir uns um „S. Majeſtät erworben, nicht die unbeträchtlichſten „ſind. Wahr iſt es wieder, daß ſich Abgeordnete „der Lutheraner und Kalviniſten in S. Truyen bei „uns eingefunden; ja noch mehr, ſie haben uns eine „Bittſchrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier „beilegen. Sie erbieten ſich darinn, die Waffen „bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund „ihnen Sicherheit leiſten, und ſich für eine allge„meine Verſammlung der Stände verbürgen wolle. „Beides haben wir geglaubt, ihnen zuſagen zu müſ„ſen, aber unſre Verſicherung allein hat keine Kraft, „wenn ſie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen „ihrer vornehmſten Räthe beſtätigt wird. Unter „dieſen kann niemand von dem Zuſtand unſerer Sa„chen ſo gut unterrichtet ſeyn, und es ſo redlich mit

„uns meinen, als der Prinz von Oranien und die „Grafen von Hoorne und von Egmont.“ Diese drei „nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn man „ihnen dazu die nöthige Vollmacht giebt, und uns „Versicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine „Truppen geworben, und keine Befehlshaber darü„ber ernannt werden sollen. Diese Sicherheit ver„langen wir indessen nur auf einen gegebenen Zeit„raum, nach dessen Verstreichung es bei dem Könige „stehen wird, ob er sie aufheben oder bestätigen will. „Geschieht das erste, so ist es der Billigkeit gemäß, „daß man uns einen Termin setze, unsere Personen „und Güter in Sicherheit zu bringen; drei Wochen „werden dazu genug seyn. Endlich und letztens „machen wir uns auch unsrerseits anheischig, ohne „Zuziehung jener drei Mittelspersonen nichts neues „zu unternehmen b).“ Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sahe sich eben so wenig im Stand, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegen zu setzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten

b) Meteren 84. 85. Strada 141 sq. Burgundius 240 — 251. Meurſii Guil. Auriacus, L. I. 11. 12.

meiſten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwand ſich den Geſchäften entzogen hatten, verlaſſen war, ſowohl von Rath, als von Geld entblößt, deſſen Mangel ſie nöthigte, die Großmuth der Geiſtlichkeit anzuſprechen, und, da auch dieſes Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, ſahe ſie ſich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in S. Trupen den Vertrag einzugehen, daß ſie noch 24 Tage lang auf die Reſolution des Königs warten wollten, bevor ſie einen weiteren Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entſcheidenden Antwort auf die Bittſchrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deswegen auf das nachdrücklichſte in ihn drang. Auch hatte ſie ſogleich nach dem Ausbruch der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgeſandt, der als ein Augenzeuge dieſer neuen Begebenheiten ihren ſchriftlichen Bericht deſto lebhafter unterſtützen und den König um ſo raſcher beſtimmen ſollte c).

Unter-

c) Hopper. §. 117. Burgund. 252. 262.

1566. Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruction war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Placate, die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien, das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehülfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem König, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewieß er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das Mistrauen würde tilgen können, das bei allen diesen

Be-

Beſchwerden zum Grunde läge, und jeder noch ſo gutgewählten Maasregel ewig entgegen arbeiten würde. Auf ſeine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Karakter ſeiner Landsleute wagte er es, dem König für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, ſobald er ſie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit ſeiner Abſichten überführt haben würde, da er ihm im Gegentheil, von eben dieſer Kenntniß geleitet, alle Hofnung dazu abſprach, ſo lange ſie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel ſeiner Unterdrückung zu ſeyn, und dem Neide der ſpaniſchen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erſchien endlich und der Inhalt ihrer Geſandtſchaft wurde wiederhohlten Berathſchlagungen unterworfen d).

Der König war damals im Buſch zu Sego- 1566
vien, wo er auch ſeinen Staatsrath verſammelte. Beiſitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figuerra; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden S. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeiſter der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberſtallmeiſter des Prinzen; Karl Tyſſenacque, Prä-

d) Hopper 98. 99. 103.

Präsident des niederländischen Conseils; der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopperus e) und der Staatsrath von Corteville f). Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt, beide Abgesandte wohnten ihr bey, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall aneinander gereiht, und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen seyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitz einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt

e) Aus dessen Memoires, als einer mithandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind.

f) Hopper. §. 111.

geübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Abſendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen ſollte. Da aber dieſes auf einem ſo beſcheidenen Wege nicht zu erſchleichen geweſen, ſo verſuchte man es durch einen dritten und herzhafteren Schritt, durch eine förmliche Verſchwörung, den Geuſenbund von dem Hof zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele iſt dieſe neue Geſandtſchaft, wo man endlich ungeſcheut die Larve abwirft, und durch die unſinnigen Vorſchläge, die man dem König zu thun ſich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abſchaffung der Inquiſition zu etwas geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewiſſen verloren? Führt dieſe vorgeſchlagene Moderation nicht eine gänzliche Impunität aller Ketzereien ein? Was iſt dieſes Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunſten des Adels? Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Iſt dieſe Zuſam-

ſammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht ſchon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Abſichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrath und der Bund der Geuſen nicht wirkſam genug geſchienen haben g)?

Welches aber auch die Quellen dieſes Uebels ſeyn mochten, ſo geſtand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend ſey. Die ungeſäumte perſönliche Ankunft des Königs in Brüſſel war allerdings das ſouveraine Mittel, es ſchnell und gründlich zu heben. Da es aber ſchon ſpät im Jahre war, und die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe die ſo kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da ſowohl die ſtürmiſche Jahrszeit als die Gefahr von den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen, die den Ozean unſicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzeſten von beiden nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen ſelbſt unterdeſſen von der Inſel Walcheren Beſitz nehmen, und dem König die Landung ſtreitig machen konnten: ſo war vor dem Frühling nicht an dieſe Reiſe zu denken, und man mußte ſich in Ermanglung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittleren Auskunft begnügen. Man kam alſo überein, dem Könige vorzutragen, erſtlich:

g) Hopper §. 104.

lich: daß er die päbſtliche Inquiſition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der biſchöflichen bewenden laſſen möchte; zweitens; daß ein neuer Plan zu Milderung der Placate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingeſandten Moderation geſchont wäre; drittens daß er der Oberſtatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht ſchon etwas verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt ſeyen, doch mit Ausnahme der Prediger der Sekten und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu laſſen, damit die Gemüther verſichert und kein Weg der Menſchlichkeit unverſucht gelaſſen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zuſammenkünfte und Predigten müßten fortan bei ſtrenger Ahndung unterſagt ſeyn; würde dennoch dagegen gehandelt, ſo ſollte die Oberſtatthalterin ſich der ordinären Truppen und Beſatzungen zur gewaltſamern Unterwerfung der Widerſpenſtigen zu bedienen, auch im Nothfall neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieſelben nach ihren Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohl gethan ſeyn, wenn S. Majeſtät den vornehmſten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem

gnädigen Tone ſchrieben, um ihren Dienſteifer zu beleben h).

Sobald dem König dieſe Reſolution ſeines Staatsraths vorgelegt worden, war ſein erſtes, daß er an den vornehmſten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzuſtellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei ſeinem Entſchluß zu erflehen. Er erſchien in eigner Perſon im Staatsrath, um dieſe Reſolution zu genehmigen und ſogleich ausfertigen zu laſſen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete ſich aber, einige deutſche Regimenter in ſeinem Solde zu behalten, und ihnen, damit ſie deſto eifriger dienten, die alten Rückſtände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatſchreiben, ſich unter der Hand und im Stillen kriegeriſch zu rüſten; dreitauſend Mann Reuterei, und zehntauſend Mann Fußgänger ſollte ſie in Deutſchland zuſammenziehen laſſen, wozu er ſie mit den nöthigen Briefen verſah und ihr eine Summe von 300,000 Goldgulden übermachte i). Er begleitete dieſe Reſolution mit mehreren

h) Hopper. §. 109. 110. 112. 113.
i) Hopper. §. 118. 124. Burg. 288.

ren Handſchreiben an einzelne Privatperſonen und Städte, worinn er ihnen in ſehr gnädigen Ausdrükken für ihren bewieſenen guten Eifer dankte, und ſie auch fürs künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigſten Punkt, worauf jezt die Nation hauptſächlich geſtellt war, über die Zuſammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet dieſe eingeſchränkte und zweideutige Begnadigung ſo gut als gar keine war, und viel zu ſehr von der Willkühr abhieng, als daß ſie die Gemüther hätte verſichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als zu gelinde verwarf, über deren Härte man ſich doch beklagte — ſo hatte er dießmal doch zu Gunſten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan; er hatte ihr die päbſtliche Inquiſition aufgeopfert, und nur die biſchöfliche gelaſſen, woran ſie gewöhnt war. Sie hatte in dem ſpaniſchen Conſeil billigere Richter gefunden, als wahrſcheinlicher Weiſe zu hoffen geweſen war. Ob dieſe weiſe Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin geſtellt. Jezt kam ſie zu ſpät; als die königlichen Briefe in 1566
Brüſſel anlangten, war die Bilderſtürmerei ausgebrochen.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuholen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feind ihrer Parthey in ſeinem eigenen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückte muthloſe Sekte zu verwegenen Hofnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzte, zu übertreiben, und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen viele gab, die ihrer eigenen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten, die die Rechtmäſigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn ſie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiruften, wovor ſie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderſtürmerei

ſtürmerei die Frucht eines überlegten Planes geweſen, der auf dem Konvent zu S. Trupen verabredet worden, daß in einer ſolennen Verſammlung ſo vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Pabſtthum anhieng, ein Raſender ſich hätte erdreuſten ſollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht ſowohl eine abgeſonderte Religionspartey kränkte als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem ſchlammichten Schoos einer verworfenen Pöbelſeele empfangen werden konnte, wäre ſchon allein darum nicht glaublich, weil dieſe wüthende That in ihrer Entſtehung zu raſch, in ihrer Ausführung zu leidenſchaftlich, zu ungeheuer erſcheint, um nicht die Geburt des Augenblicks geweſen zu ſeyn, in welchem ſie ans Licht trat, und weil ſie aus den Umſtänden, die ihr vorhergiengen, ſo natürlich fließt, daß es ſo tiefer Nachſuchungen nicht bedarf, um ihre Entſtehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zuſammengejagt aus dem unterſten Pöbel, viehiſch durch viehiſche Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf ſie lauren, von Gränze zu Gränze herumgeſcheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt, genöthigt ihre Andacht zu ſtehlen, ein allgemein geheiligtes

liates Menſchenrecht, gleich einem Werke der Finſterniß zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die ſtolz aufſteigenden Gotteshäuſer der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht ſich pflegen; ſie ſelbſt herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die ſchwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshitze, in ſchimpflicher Heimlichkeit, dem nehmlichen Gott zu dienen — hinausgeſtoßen, aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur, und in einem ſchrecklichen Augenblick an die Rechte dieſes Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, deſto unnatürlicher iſt dieſes Schickſal; mit Verwunderung nehmen ſie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnſinn im Gehirne, und im Herzen Erbitterung kommen dem Wink eines fanatiſchen Redners zu Hülfe, die Gelegenheit ruft, keine Verabredung iſt nöthig, wo alle Augen daſſelbe ſagen, der Entſchluß iſt gebohren, noch ehe das Wort ausgeſprochen wird; zu einer Unthat bereit — keiner weiß es noch deutlich zu welcher? ſo rennt dieſer wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen,

ſtraßen, jedes Heiligen Bild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatismus giebt dem Greuel ſeine Entſtehung, aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

Der Anfang des Bilderſturms geſchah in 1566
Weſtflandern und Artois, in den Landſchaften zwiſchen dem Lys und dem Meere. Eine raſende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgeſindel untermiſcht, etwa 300 an der Zahl, mit Käulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen verſehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewafnet, werfen ſich, von fanatiſcher Wuth begeiſtert, in die Flecken und Dörfer bei S. Omer, ſprengen die Pforten der Kirchen und Klöſter, die ſie verſchloſſen finden, mit Gewalt, ſtürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten ſie mit Füßen. Erhitzter durch dieſe verdammliche That und durch neuen Zulauf verſtärkt, dringen ſie geraden Wegs nach Ypern vor, wo ſie auf einen ſtarken Anhang von Kalviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen ſie dort in die Hauptkirche ein, die Wände werden mit Leitern erſtiegen, die Gemälde

mälde mit Hämmern zerſchlagen, Kanzeln und Kirchenſtühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet, und die heiligen Gefäße geſtohlen. Dieſes Beiſpiel wird ſogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieſelbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Feſt von M. Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelaſſene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in S. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüſſel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath verſammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, giebt Antwerpen dem Muthwillen dieſer Bande preiß. Seine Entfernung iſt die Loſung zum Tumult. Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dieß veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volk, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen, warum es ſich neulich ſobald abſen-

tirt

tirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampf herausfoderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spas verdroß, wollte ſie von da herunter reißen, und es kam auf dem Predigtſtuhl zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geuſen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefodert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholicken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eines, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während dem Singen werfen ſich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwerdtern und Dolchen, und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werk. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert, alle Gemählde ausgelöſcht,

gelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern, dem Hochalter gegen über, aufgestellt war, ein altes und sehr werthgehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden, und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben; Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dieß geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniß, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen, und manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Eine höhere Macht schien das Werk der Finsterniß in Schutz genommen zu haben. Ohngeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstück leuchteten, wurde kein einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen

ſchen verwüſtete in wenigen Stunden einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom, vielleicht den gröſten und prächtigſten in der Chriſtenheit. Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man ſich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöſtern und Kapellen ein ähnliches Schickſal zu bereiten. Die Rotten mehren ſich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöſter berauſcht man ſich aufs neue; die Religioſen und Nonnen laſſen alles im Stich, um der letzten Beſchimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieſes Vorgangs hatte die Bürger aus dem erſten Schlafe geſchreckt; aber die Nacht machte die Gefahr ſchrecklicher als ſie wirklich war, und anſtatt ſeinen Kirchen zur Hülfe zu eilen, verſchanzte man ſich in ſeinen Häuſern, und erwartete mit ungewiſſem Entſetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöſter ſind noch verſchont geblieben, auch dieſe trift ein ähnliches Schickſal; drei Tage dauert dieſer Greuel. Beſorgt endlich, daß dieſes raſende Geſindel, wenn es nichts heiliges mehr

zu

zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reicheren Bürger, sich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angränzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit, hat es die Obrigkeit nur ein einzigesmal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Uebermacht der Kalvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf 400,000 Goldgulden angegeben. Viele schäzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmähler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, giengen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religion erröthetten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht als Fanatis-

natismus und Rache ſie beſeelten, oder weil ſie von fremder Hand geleitet wurden, beſchloſſen, um dieſe Ausſchweifung künftig zu verhüten, fortan Bandenweis, und in beſſerer Ordnung zu ſtürmen k).

Die Stadt Gent zitterte indeſſen vor einem ähnlichen Schickſal; gleich auf die erſte Nachricht der Bilderſtürmerei in Antwerpen, hatte ſich der Magiſtrat dieſer Stadt mit den vornehmſten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelſchänder gewaltſam zurück zu treiben; als man dieſen Eid auch dem Volk vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und viele erklärten gerade heraus, daß ſie gar nicht geneigt wären, ein ſo gottesdienſtliches Werk zu verhindern. Bei ſo geſtalten Sachen fanden es die katholiſchen Geiſtlichen rathſam, die beſten Koſtbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geſchenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Cerimonien eingeſtellt, die Gerichte machten einen Stillſtand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung deſſen, was kommen ſollte. Endlich wagt

es

k) Meteren. 86. Strad. 145 — 147. Burgundius 294. 295. 300. Hopper. §. 126. Meurſ. Guil. Aurius. L. II. 13. 14.

es eine tolldreuste Rotte, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputiren. „Es sey ihnen, sagten sie, von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiel der andern Städte, die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widersetzte man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber, würden sie stürmen;“ ja sie giengen in ihrer Frechheit so weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen. In Tournai wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße, mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzog Adolphs von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst, an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben, und in Tournai beigesetzt war. Dieser Adolph hatte sei-

nen

nen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfaß zum Gefängniß geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der kühne von Burgund Gleiches mit Gleichen vergolten. Jezt nach einem halben Jahrhundert rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluch Preis zu geben 1). Mit den Bilderstürmern aus Tournai verbanden sich andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde gieng. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüstet. Wenn man diesen Umfang und diesen Grad der Verwüstung mit der geringen Anzahl derer zusammenhielt,

1) Burgund. 315. 316.

hielt, die ſie unternahmen, ſo war man verſucht zu glauben, daß mehr als Menſchenhände dabei geſchäftig geweſen m).

Von der nehmlichen Raſerei, die den ſüdlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die Holländiſchen Städte Amſterdam, Leyden und Gravenhaag hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen zu ſehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgiengen durch die Entſchloſſenheit ihres Magiſtrats der Verwüſtung. Dieſelben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländiſchen Inſeln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyſſel und Gröningen erlitten die nehmlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schickſal n).

Das Gerücht dieſer Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüſſel, wo die Oberſtatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranſtaltet

m) Meteren. 85. 87. Strad. 149.

n) Burgund. 318. 319. Meurſ. Guil. Auriac. L. II. 15.

anſtaltet hatte. Die Schwärme der Bilderſtürmer dringen ſchon weit ins Brabantiſche vor, und drohen ſogar der Hauptſtadt, wo ihnen ein ſtarker Anhang gewiß iſt, hier unter den Augen der Majeſtät denſelben Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Perſon in Furcht, die ſie ſelbſt im Herzen des Landes, im Kreis der Statthalter und Ritter nicht ſicher glaubt, iſt ſchon im Begriffe nach Mons in Hennegau zu flüchten, (welche Stadt ihr der Herzog von Arſchot zu einem Zufluchtsort aufgehoben,) um nicht, in die Willkühr der Bilderſtürmer gegeben, zu unanſtändigen Bedingungen fortgeriſſen zu werden. Umſonſt, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das dringendſte anliegen, ſie durch eine ſo ſchimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszuſezzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürſtin zu ſchützen; umſonſt, daß die Stadt Brüſſel ſelbſt es ihr nahe legt, ſie in dieſer Extremität nicht zu verlaſſen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorſtellungen macht, durch einen ſo zaghaften Schritt die Inſolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern — ſie beharrt unbeweglich auf dieſem verzweifelten Entſchluß, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderſtürmer gegen die Hauptſtadt im Anzug ſeyen. Sie

giebt Befehl, alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu Gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun," sagte ihr der Greis, „daß sie dieses Ausgangs der Dinge gewär„tig seyn konnten. Weil ich freier gesprochen habe, „als Ihre Höflinge, so haben Sie mir Ihr fürstli„ches Ohr verschlossen, das nur verderblichen An„schlägen geöfnet war." Die Regentin räumt ein, daß sie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden sey; jezt aber dränge sie die Noth. „Sind Sie gesonnen," versezte Viglius hierauf, „auf den königlichen Manda„ten mit Beharrlichkeit zu bestehen?" „Das bin „ich," antwortete ihm die Herzogin." „So neh„men Sie ihre Zuflucht zu dem großen Geheimniß „der Regentenkunst, zur Verstellung, und schließen „Sie sich scheinbar an die Fürsten an, bis Sie mit „ihrer Hülfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. „Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im „Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie einen

„Eid

„Eid ablegen, daß ſie mit Ihnen gemeine Sache „machen wollen, dieſen Unordnungen zu begegnen. „Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, „vertrauen Sie ſich als Ihren Freunden; aber die „andern hüten Sie ſich ja durch Geringſchätzung ab„zuſchrecken.“ Viglius hielt ſie noch lange durch Worte hin, bis die Fürſten kamen, von denen er wußte, daß ſie die Flucht der Regentin keinesweges zugeben würden. Als ſie erſchienen, entfernte er ſich in der Stille, um dem Stadtrath den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore ſchließen und Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang verſagen ſollte. Dieſer letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorſtellungen gethan hatten. Die Regentin, die ſich in ihrer eigenen Reſidenz gefangen ſah, ergab ſich nun dem Zureden ihres Adels, der ſich anheiſchig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bey ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mannsfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Beſatzung und bewafnete ihren ganzen Hof o).

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, deſſen endlicher Schluß dahin gieng, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an denen Orten, wo ſie

o) Burgund. 330. 331. Hopper. §. 128. Vita. Vigl. 48.

bereits angefangen, zu geſtatten, die Aufhebung der päbſtlichen Inquiſition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeſchaft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einſchränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorne nebſt einigen andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieſer wird feierlich und in den unzweideutigſten Ausdrükken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittſchrift frei geſprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieſer Verſicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten um jener Bittſchrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten ſich die Verbundenen in einem Reverſe, getreue Diener S. Majeſtät zu ſeyn, zu Wiederherſtellung der Ruhe und Beſtrafung der Bilderſtürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem König gegen inn're und äußere Feinde thätige Hülfe zu leiſten. Verſicherung und Gegenverſicherung wurden in Form von Inſtrumenten aufgeſetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch beſonders eigenhändig von der Herzogin

gin ſignirt, und mit ihrem Siegel verſehen. Nach einem ſchweren Kampf und mit weinenden Augen hatte die Regentin dieſen ſchmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern geſtand ſie ihn dem König. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die ſie in Brüſſel wie gefangen gehalten und gewaltſam dazu hingeriſſen hätten. Beſonders beſchwerte ſie ſich bitter über den Prinzen von Oranien p).

Dieſes Geſchäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern; Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Proteſtanten die verwüſteten Kirchen, wie eine Sache, die dem erſten Finder gehört, in Beſitz genommen, und ſich nach Kriegsgebrauch darinn feſt geſetzt. Der Prinz giebt ſie ihren rechtmäßigen Beſitzern wieder, veranſtaltet ihre Ausbeſſerung und ſtellt den katholiſchen Gottesdienſt wieder darinn her. Drei von den Bilderſtürmern, die man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strang, einige Aufrührer werden verwieſen, viele andere ſtehen Züchtigungen aus. Darauf verſammelt er vier Deputirte von jeder Sprache, oder wie man ſie nannte, die Na-

 tionen,

p) Meteren. 88. 89. 90. Hopper. §. 128. 129 — 134. Burgund. 333 — 337. Meurſius. I. II. 16. 17.

tionen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil durch nahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten wo sie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darinn sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauch untersagt seyn. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionsparthey unterhalten, und diese müßten gebohrne Niederländer seyn, oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, die Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu seyn. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewafnet zur Predigt kommen, ein Schwerdt aber sollte erlaubt seyn. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Controverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu

der

der Wahl ihrer Prediger, Vorſteher und Diaconen, ſo wie zu allen ihren übrigen Konſiſtorialverſammlungen ſollte jederzeit ein obrigkeitliche Perſon gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magiſtrat von dem, was darinn ausgemacht worden, Bericht abſtattete. Uebrigens ſollten ſie ſich deſſelben Schutzes wie die herrſchende Religion zu erfreuen haben. Dieſe Einrichtung ſollte Beſtand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beſchließen würde; dann aber jedem frei ſtehen, mit ſeiner Familie und ſeinen Gütern das Land zu räumen. Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Widerherſtellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während ſeiner Abweſenheit der Aufſicht des Grafen von Hochſtraten anvertraut, der ein ſanfter Mann war, und, unbeſchadet ſeiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln laſſen. Es iſt ſichtbar, daß der Prinz bei dieſem Vertrag ſeine Vollmacht weit überſchritten, und im Dienſt des Königs nicht anders als wie ein ſouverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu ſeiner Entſchuldigung an, daß es dem Magiſtrat weit leichter ſeyn würde, dieſe zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er ſich ſelbſt in ihren Gottesdienſt miſchte, und wenn

dieſer unter ſeinen Augen vor ſich gienge, als wenn die Sektirer im freien Felde ſich ſelbſt überlaſſen wären q).

Strenger betrug ſich der Graf von Megen in Geldern, wo er die proteſtantiſche Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüſſel bediente ſich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten ſogar außer der Stadt zu verhindern. Als deßhalb der Graf von Naſſau ſie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an ſie that, ob die Stadt Brüſſel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? ſo antwortete ſie: Wenn in Brüſſel vor dem Vertrag ſchon öffentliche Predigten gehalten worden, ſo ſey es ihr Werk nicht, wenn ſie jezt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber ließ ſie unter der Hand der Bürgerſchaft bedeuten, daß dem erſten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß ſey. So erhielt ſie wenigſtens die Reſidenz ſich getreu r).

Schwerer hielt es, Tournai zu beruhigen, welches Geſchäft, an Montigny's Statt, zu deſſen Gouver-

q) Meteren. 91. Burgund. 349—354. Strad. 153. Hopper. §. 136. Meurſ. Guil. Auriac. L. I. 17. 18.
r) Burgund. 345. 346. 354.

Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorne übertragen war. Hoorne befahl den Proteſtanten, ſogleich die Kirchen zu räumen, und ſich außer den Mauern mit einem Gotteshaus zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen ſeyen zum Gebrauch des Volks errichtet, das Volk aber ſey, nicht wo die Väter, ſondern wo der größere Theil ſey. Verjage man ſie aus den katholiſchen Kirchen, ſo ſey es billig, daß man ihnen das Geld ſchaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magiſtrat: Wenn auch die Parthei der Katholicken die ſchwächere ſey, ſo ſey ſie zuverläſſig die beſſere. Kirchen zu bauen ſollte ihnen unverwehrt ſeyn, hoffentlich aber würden ſie der Stadt nach dem Schaden, den dieſe bereits von ihren würdigen Glaubensbrüdern, den Bilderſtürmern, erlitten, nicht zumuthen, ſich ihrer Kirchen wegen noch in Unkoſten zu ſetzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Proteſtanten doch im Beſitz einiger Kirchen zu bleiben, die ſie zu mehrerer Sicherheit mit Wache beſetzten *). Auch in Valenciennes wollten ſich die Proteſtanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. S. Aldegonde, Herrn von Noirkarmes, dem in Abweſenheit des Marquis von Bergen, die Statthalterſchaft darüber übertragen war,

*) Burgund. 356. 357.

angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Grange, ein Franzose von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt seiner Beredtsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen, und im Verweigerungsfall mit einer Uiberzahe der Stadt an die Hugenotten, zu drohen. Die überlegene Anzahl der Kalviniſten, und ihr Einverſtändniß mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltſames gegen ſie zu unternehmen t). *

Auch der Graf von Egmont bezwang jezt ſeine ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem König ſeinen Eifer zu beweiſen. Er brachte Beſatzung in die Stadt Gent, und ließ einige von den ſchlimmſten Aufrührern am Leben ſtrafen. Die Kirchen wurden wieder geöfnet, der katholiſche Gottesdienſt erneuert und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalviniſten, aber nur dieſen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, ſich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten ſie ſich zum ſtrengſten Gehorſam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwürkung bei den Prozeduren gegen die Bilderſtürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern

t) Burgund. 359. ſqq.

dern und Arteis getroffen. Einer von ſeinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, Johann Caſſenbrod, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderſtürmer an der Spitze einiger Bündiſchen Reuter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer 30 gefangen, wovon auf der Stelle 22 aufgehenkt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitſcht wurden [u]).

Dienſte, von dieſer Wichtigkeit, ſollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorne bei dieſer Gelegenheit leiſteten, zeugte wenigſtens von eben ſo viel Eifer, und ſchlug eben ſo glücklich aus, als was Noirkarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König ſeine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieſer Eifer, dieſe Dienſte kamen zu ſpät. Zu laut hatten ſie bereits gegen ſeine Edikte geſprochen, zu heftig ſeinen Maasregeln widerſtritten, zu ſehr hatten ſie ihn in der Perſon ſeines Miniſters Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung geweſen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch ſo vollwichtiger Erſatz konnte dieſe Verſchul-

u Meteren. 91. 92. Burgund. 340—343.

ſchuldungen aus dem Gemüth ihres Herrn verilgen. Dieſer Geiſt litt nichts von dem allgemeinen Wechſel der Dinge; Beleidigungen waren, wie Feuerſchrift auf Erz in ſeine Seele gebrannt.

1566 Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderſtürmerei und dem mit den Unkatholiſchen eingegangenen Vergleich bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um ſeine perſönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präſident Viglius mit ſeinem Freunde Hopperus um dieſe Zeit wechſelte. Auch von den niederländiſchen Groſſen legten viele als z. B. Egmont, Mannsfeld, Megen, Aremberg, Noirkarmes und Barlaimont beſondere Schreiben an ihn bei, worinn ſie ihm von dem Zuſtand ihrer Provinzen Berichte abſtatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den beſten Gründen zu ſchmücken ſuchten. Um eben dieſe Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiſer an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen ſeine niederländiſchen Unterthanen ermahnte, und ſich dabey zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Regentin ſelbſt nach Brüſſel geſchrieben, und an die Häupter des Adels beſondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben worden. Des erſten

Un-

Unwillens mächtig, welchen dieſe verhaßte Begebenheit bei ihm erregte machte, übergab es der König ſeinem Conſeil, ſich über dieſen neuen Verfall zu berathen. Granvella's Parthey, die in demſelben die Oberhand hatte, wollte zwiſchen dem Betragen des niederländiſchen Adels und den Ausſchweifungen der Tempelſchänder einen ſehr genauen Zuſammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderſeitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher leztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demſelben Monat, merkten ſie an, wo der Adel ſeine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderſtürmerei angefangen; am Abend deſſelben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlaſſen, ſeyen auch die Kirchen verwüſtet worden. Während des ganzen Tumults habe ſich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man ſich bedient, ſeyen zum Vortheil der Sekten geweſen, alle andre hingegen unterlaſſen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielten. Viele von den Bilderſtürmern, hieß es weiter, ſagten aus, daß ſie alles mit Wiſſen und Bewilligung der Fürſten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das ſie auf eigne Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beſchönigen ſuchten.

Auch

Auch eine Schrift brachte man zum Vorſchein, worinn der vornehme Adel den Geuſen ſeine Dienſte verſprach, die Verſammlung der Generalſtaaten durchzuſetzen; welche jener aber hartnäckig verläugnete. Man wollte überhaupt vier verſchiedene Zuſammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau ineinander griffen, und alle auf den nähmlichen Zweck hin arbeiteten. Eine davon ſollten jene verworfenen Rotten ſeyn, welche die Kirchen verwüſtet; eine zweite die verſchiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geuſen, die ſich zu Beſchützern der Sekten aufgeworfen, ſollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geuſen durch Lehensverhältniſſe, Verwandtſchaft und Freundſchaft zugethan ſey. Alles war dem zufolge von gleicher Verderbniß angeſteckt, und alles ohne Unterſchied ſchuldig. Die Regierung hatte es nicht blos mit einigen getrennten Gliedern zu thun, ſie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, ſo wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern der in mehrerer Rückſicht fehlerhaft ſchien. Dadurch, daß man alle Klaſſen

ohne

ohne Unterſchied drückte, und dem gemeinen Volk, eben ſo viel Strenge, als dem Adel Geringſchätzung bewieß, hatte man beide gezwungen, einander zu ſuchen: man hatte dem leztern eine Parthey, und dem erſten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen beide war ein unfehlbares Mittel ſie zu trennen; der Pöbel, ſtets furchtſam und träge, wenn die äuſſerſte Noth ihn nicht aufſchreckt, würde ſeine angebeteten Beſchützer ſehr bald im Stich laſſen, und ihr Schickſal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, ſo bald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem Könige darauf an, den groſſen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer ſchimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürſprache des Kaiſers dabei zum Vorwand zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Foderungen, den König dahin vermocht habe, ſie ſeinen niederländiſchen Unterthanen als ein groſsmüthiges Geſchenk zu bewilligen x).

Die Frage wegen der perſönlichen Hinreiſe des Königs kam jezt abermals zurück, und alle Bedenklich-

x) Burg. 363. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. und §. 152. 153.

lichkeiten, welche ehmals dabei gefunden werden, ſchienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verſchwinden. „Jetzt,“ ließen ſich Toſſenaque und Hopperus heraus, „ſey die Angelegenheit wirk„lich vorhanden, an welche der König, laut ſeiner „eigenen Erklärung, die er ehmals dem Grafen von „Egmont gethan, tauſend Leben zu wagen bereit „ſey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe „ſich Karl der fünfte einer beſchwerlichen und gefahr„vollen Landreiſe durch feindliches Gebiet unterzo„gen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt „gelte es die Ruhe, vielleicht ſogar den Beſitz aller „vereinigten Provinzen 7). Dieſer Meinung waren die meiſten, und die Reiſe des Königs wurde als eine Sache angeſehen, die er ſchlechterdings nicht mehr umgehen könnte. Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er ſie antreten ſollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verſchiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines jeden dabei verſchieden war. Reiſete der König an der Spitze einer Armee, ſo war Herzog von Alba der unentbehrliche, der im Gegentheil bei einer friedlichen Beilegung, wo man ſeiner weniger bedurfte, ſeinen

7) Hopper. f. 142. Burg. 366.

ſeinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Ei„ne Armee,“ erklärte Figueroa, den die Reihe zuerſt traf, zu reden, „würde die Fürſten, durch deren „Gebiet man ſie führte, beunruhigen, vielleicht gar „einen Widerſtand von ihnen zu erfahren haben; die „Provinzen aber, zu deren Beruhigung ſie beſtimmt „wäre, unnöthig beläſtigen und zu den Beſchwer„den, welche dieſe bisher ſo weit gebracht, eine neue „hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf „gleiche Art drücken, da im Gegentheil eine friedlich „ausgeübte Gerechtigkeit den Unſchuldigen von dem „Schuldigen unterſcheide. Das Ungewöhnliche und „Gewaltſame eines ſolchen Schritts würde die Häup„ter der Faktion in Verſuchung führen, ihr bisheri„ges Betragen, woran Muthwille und Leichtſinn „den gröſten Antheil gehabt, von einer ernſthaftern „Seite zu ſehen, und nun erſt mit Plan und Zuſam„menhang fortzuführen; der Gedanke, den König „ſo weit gebracht zu haben, würde ſie in eine Ver„zweiflung ſtürzen, worinn ſie das äußerſte unter„nehmen würden. Stelle ſich der König den Re„bellen gewafnet entgegen, ſo begebe er ſich des „wichtigſten Vortheils, den er über ſie habe, ſeiner „landesherrlichen Würde, die ihn um ſo „mächtiger ſchirme, jemehr er zeige, daß er auf ſie „allein ſich verlaſſe. Er ſetze ſich dadurch gleichſam

„in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrer-
„seits nicht verlegen seyn würden, eine Armee aufzu-
„bringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen spa-
„nische Heere bey der Nation vorarbeite. Der König
„vertausche auf diese Art die gewisse Ueberlegenheit, die
„ihm sein Verhältniß als Landesfürst gewähre, gegen
„den ungewissen Ausgang kriegerischer Actionen,
„die, gewonnen oder verloren, nothwendig einen
„Theil seiner eigenen Unterthanen zu Grund richten
„müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten An-
„kunft würde ihm frühe genug in den Provinzen
„voraneilen, um allen, die sich einer schlimmen
„Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu ver-
„schaffen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und
„so wohl ihre innern als auswärtigen Hilfsquellen
„wirken zu lassen. Hiebei würde ihm die allgemeine
„Furcht große Dienste leisten; die Ungewißheit, wem
„es eigentlich gelte? würde auch den Minderschuldi-
„gen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberzie-
„hen, und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das
„niemals würden geworden seyn. Wüßte man ihn
„aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung im
„Anzug, wäre seine Erscheinung weniger die eines
„Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, so
„würde der Muth aller Guten steigen, und die
„Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit verderben.

„Sie

„Sie würden ſich überreden, das Geſchehene für „weniger bedeutend zu halten, weil es dem König „nicht wichtig genug geſchienen, deswegen einen ge„waltſamen Schritt zu thun. Sie würden ſich hü„ten, durch öffenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache „ganz zu verſchlimmern, die vielleicht noch zu ret„ten ſey. Auf dieſem ſtillen friedlichen Weg würde „alſo gerade das erhalten, was auf dem andern un„rettbar verloren gienge; der treue Unterthan wür„de auf keine Art mit dem ſtrafwürdigen Rebellen „vermengt, auf dieſen allein würde das ganze Ge„wicht ſeines Zorns fallen. Nicht einmal zu ge„denken, daß man dadurch zugleich einem unge„heuern Aufwand entgienge, den der Transport ei„ner ſpaniſchen Armee nach dieſen entlegenen Ge„genden der Krone verurſachen würde z)."

„Aber," hub der Herzog von Alba an, „kann „das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anſchlag „kommen, wenn das Ganze in Gefahr ſchwebt? „Weil einige Treugeſinnte übel dabei fahren, ſollen „darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das „Vergehen war allgemein, warum ſoll die Strafe „es nicht ſeyn? Was die Rebellen durch ihre Tha„ten, haben die Uebrigen durch ihr Unterlaſſen ver-

z) Burgund. 386, 397.

„ſchuldet. Weſſen Schuld iſt es, als die ihrige,
„daß es Jenen ſo weit gelungen iſt? Warum ha-
„ben ſie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerſtan-
„den? Noch, ſagt man, ſind die Umſtände ſo ver-
„zweifelnd nicht, daß ſie dieſes gewaltſame Mittel
„rechtfertigten — aber wer ſteht uns dafür, daß
„ſie es bei der Ankunft des Königs nicht ſeyn wer-
„den, da nach jeglichem Bericht der Regentin alles
„mit ſchnellen Schritten zur Verſchlimmerung eilt?
„Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erſt
„beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie
„nothwendig ihm eine Kriegsmacht geweſen? Es
„iſt nur allzugegründet, daß ſich die Rebellen eines
„auswärtigen Beiſtands verſichert haben, der ihnen
„auf den erſten Wink zu Gebote ſteht — iſt es
„aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüſtung zu den-
„ken, wenn der Feind über die Gränzen herein-
„bricht? Soll man es darauf ankommen laſſen, ſich
„mit den nächſten, den beſten niederländiſchen Trup-
„pen behelfen zu müſſen, auf deren Treue ſo wenig
„zu rechnen iſt? und kommt endlich die Regentin
„ſelbſt nicht immer darauf zurücke, daß nur der
„Mangel einer gehörigen Kriegsmacht ſie bisher ge-
„hindert habe, den Edikten Kraft zu geben und die
„Fortſchritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine
„wohldisciplinirte und gefürchtete Armee kann dieſen

„die

„die Hofnung ganz abſchneiden, ſich gegen ihren „rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die „gewiſſe Ausſicht ihres Verderbens ihre Foderungen „herabſtimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht „kann der König ohnehin ſeine Perſon nicht in feind„liche Länder wagen, ohne ſie kann er mit ſeinen „rebelliſchen Unterthanen keine Verträge eingehen, „die ſeiner Würde gemäß ſind. a).“

Das Anſehen des Redners gab ſeinen Gründen 1566
das Uebergewicht, und die Frage war jezt nur, wie bald der König die Reiſe antreten, und was für einen Weg er nehmen ſollte. Da die Reiſe keinesweges auf dem Ozean für ihn zu wagen war, ſo blieb ihm keine andre Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutſchland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die appenniniſchen Alpen zu durchbrechen. Auf dem erſten Wege hatte er von den deutſchen Proteſtanten zu fürchten, denen der Zweck ſeiner Reiſe nicht gleichgültig ſeyn konnte; und über die Appenninen war in dieſer ſpäzen Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Galeeren erſt aus Italien geholt und ausgebeſſert werden, welches mehrere Monate koſten konnte. Da endlich auch die Verſammlung der Cortes von

a) Burgund. 381 — 390.

Kaſtilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeſchrieben war, ſo konnte die Reiſe vor dem Frühjahr nicht unternommen werden [b]).

Indeſſen drang die Regentin auf eine entſcheidende Reſolution, wie ſie ſich aus gegenwärtigem Bedrängniſſe ziehen ſollte, ohne dem königlichen Anſehen zu viel dabey zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geſchehen, ehe der König die Unruhen durch ſeine perſönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verſchiedene Schreiben an die Herzogin erlaſſen, ein öffentliches, das ſie den Ständen und den Rathsverſammlungen vorlegen durfte; und ein geheimes, das für ſie allein beſtimmt war. In dem erſten kündigte er ihr ſeine Wiedergeneſung und die glückliche Geburt der Infantin Clara Iſabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oeſterreich, und Fürſtin der Niederlande, an. Er erklärte ihr ſeinen nunmehr feſten Entſchluß, die Niederlande in Perſon zu beſuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüſtungen mache. Den Reichstag verwarf er wie das vorigemal; des Vergleichs, den ſie mit den Proteſtanten und mit dem Bunde eingegangen war, geſchah in dieſem Briefe gar

b) Hopper. §. 154. 155. Burgund. 390 — 392.

gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathſam fand, ihn entſcheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Luſt hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verſtärken, neue Regimenter aus Deutſchland zuſammen zu ziehen und den Widerſpenſtigen Gewalt entgegen zu ſetzen. Uebrigens, ſchloß er, verlaſſe er ſich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem König meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenverſammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden und ſie der Gewalt würde nachgeben müſſen, es wenigſtens ſo vorſichtig einzurichten, daß ſeiner Würde nichts vergeben und ſeine Einwilligung darein niemand kund würde c).

Während dem, daß man ſich in Spanien über 1566
dieſe Sache berathſchlagte, machten die Proteſtanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweiſe bewilligt hatte, den weiteſten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verſtattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu

c) Meteren 92. Hopper. §. 144. 145. 146. Burg. 369. 370.

Stande; jung und alt, der Adel wie die Geringen, halfen Steine zutragen, und viele Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Sekten errichteten in mehreren Städten eigene Consistorien, und einen eigenen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fond zusammen zu schießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche ins Ganze angiengen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hochstraten von den Kalvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worinn sie sich anheischig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländische Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift giengen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die übrigen anzulocken, hatten sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Ueber dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformirten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwand nehmlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammen zu bringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht

dacht die Beiſteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegeriſchen Widerſtande jezt benöthigt war; und wenn ſich die Nation nun doch einmal, ſey es für oder gegen die Regentin, in Unkoſten ſetzen ſollte, ſo war zu erwarten, daß ſie ſich weit leichter dazu verſtehen würde, zu Erhaltung des Friedens als zu einem unterdrückenden und verheerenden Krieg beizutragen. Andere ſahen in dieſem Anerbieten weiter nichts, als eine temporaire Ausflucht der Proteſtanten, ein Blendwerk, wodurch ſie den Hof einige Augenblicke lang unentſchlüſſig zu machen geſucht haben ſollen, bis ſie Kräfte genug geſammelt, ihm die Stirne zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großſprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth ihrer Parthey durch die Eröfnung ſo reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von dieſem Anerbieten geweſen ſey, ſo gewannen ſeine Urheber dadurch wenig; die Beiſteuern floſſen ſehr ſparſam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit ſtillſchweigender Verachtung [d]).

Aber der Exzeß der Bilderſtürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern, und die

d) Strad. 163. Burgund. 374. 375. Allg. Geſch. d. V. N. III. Th. 93.

Protestanten empor zu bringen, hatte beiden einen unersetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Viglius Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen, als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholicken und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jezt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Kalviniſten, die an den Plätzen, wo ihre Sekte die herrschende war, die Katholicken aufs grausamste bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Parthey anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fieng merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeugen, und den Verdacht eines Verständnisses mit ihnen zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadeten ihm bei dem Volk, das jene in Schuz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden

Par-

Partheyen zugleich zu verderben. Von dieſer Veränderung hatte die Regentin nicht ſobald Nachricht erhalten, als ſie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigſtens durch inn're Spaltungen zu entkräften. Sie bediente ſich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an Einige aus dieſem Adel an ſie beigeſchloſſen, mit völliger Freiheit, ſie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Dieſe Briefe, welche von Wohlgewogenheit überfloſſen, wurden denen, für welche ſie beſtimmt waren, mit abſichtlich verunglückter Heimlichkeit zugeſtellt, ſo daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug ſie Sorge, daß zahlreiche Abſchriften davon herumgiengen. Dieſer Kunſtgriff erreichte ſeinen Zweck. Viele aus dem Bunde fiengen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man ſo glänzende Verſprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu ſetzen; aus Furcht von ihren wichtigſten Beſchüzzern im Stiche gelaſſen zu werden, ergriffen ſie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten ſich zu einer baldigen Verſöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge

trug,

trug, leiſtete ihr dabei große Dienſte; viele, die ſich von dieſer königlichen Erſcheinung nicht viel Gutes verſprachen, beſonnen ſich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenmal angeboten ward e).

Von denen, welche dergleichen Privatſchreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten ſich bei dem Könige über die übeln Nachreden beſchwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Abſichten verdächtig zu machen ſuchte; Egmont beſonders hatte mit der redlichen Einfalt und Bravour, die ihm eigen waren, den Monarchen aufgefodert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu beſtimmen, wodurch man ihm gefällig werden und ſeinen Dienſteifer darthun könnte. Seine Verläumder, ließ ihm der König durch den Präſidenten von Tyſſenacque zurückſchreiben, könne er durch nichts beſſer widerlegen, als durch die vollkommenſte Unterwerfung gegen die königlichen Befehle, welche ſo klar und beſtimmt abgefaßt ſeyen, daß es keiner neuen Auslegung und keines beſondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathſchlagen, zu prüfen

e) Thuan. II. 507. Strad. 164. 165. Meteren 93.

ſen und zu verordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in ſeinem Gehorſam beſtehe deſſen Ehre. Es ſtehe einem Gliede nicht gut an, ſich für weiſer zu halten als ſein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht alles gethan habe, was in ſeinen Kräften geſtanden, um der Ausgelaſſenheit der Sektirer zu ſteuern; aber auch noch jezt ſtehe es in ſeiner Gewalt, das Verſäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigſtens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen. Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorſames Kind mit Verweiſen ſtrafte, ſo behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen ſeinen Freund mußte man Kunſt und Betrug zu Hülfe rufen. Auch Oranien hatte in ſeinem Briefe des ſchlimmen Verdachts erwähnt, den der König in ſeine Treue und Ergebenheit ſetze, aber nicht in der eiteln Hoffnung wie Egmont, ihm dieſen Verdacht zu benehmen, wovon er längſt zurückgekommen war, ſondern um von dieſer Beſchwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn ſeiner Aemter entlaſſen möchte. Oft ſchon hatte er dieſe Bitte an die Regentin gethan, ſtets aber unter den ſtärkſten Betheurungen ihrer Achtung eine abſchlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er ſich endlich unmittelbar mit dieſem An-

Anliegen gewendet, ertheilte ihm jezt die nehmliche Antwort, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit; beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der leztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen seyn sollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sey, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, seßte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwäß gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rath aus, und äußerte zulezt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen f).

Aber

f) Hopper. §. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Beylage.

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und ſein geheimes Conſeil in Madrid und Segovien ſchon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieſes heimlichſten von allen Despoten war ſeiner Liſt und ſeinem Gelde zugänglich geworden; auf dieſem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin in Geheim nach Madrid geſchrieben, mit ihrer eigenen Handſchrift erhalten, und in Brüſſel unter ihren Augen gleichſam im Triumph zirkuliren laſſen, daß ſie ſelbſt, die mit Erſtaunen hier in Jedermanns Händen ſah, was ſie ſo gut aufgehoben glaubte, dem König anlag, ihre Depeſchen inskünftige ſogleich zu vernichten. Wilhelms Wachſamkeit ſchränkte ſich nicht blos auf den ſpaniſchen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er ſeine Kundſchafter geſtellt, und einige beſchuldigen ihn ſogar, daß die Wege, auf welchen er zu ſeinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unſchuldigſten geweſen. Aber den wichtigſten Aufſchluß gab ihm ein aufgefangener Brief des ſpaniſchen Bothſchafters in Frankreich, Franz von Alara, an die Herzogin, worinn ſich dieſer über die ſchöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verſchul-

ſchuldung des niederländiſchen Volks dem König jezt gegeben ſey, eine willkührliche Gewalt in dieſem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jezt durch eben die Künſte zu hintergehen, deren er ſich bis jezt gegen ſie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen ſicher zu machen. Der König, ſchloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde ſie zu ſeiner Zeit wohl zu finden wiſſen, ſo wie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwiſchen würden; und er habe geſchworen, ein Beiſpiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entſezzen ſolle, müßte er auch alle ſeine Erbländer daran wagen. Dieſe ſchlimme Entdeckung empfieng durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worinn ſie über die zurückſetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen ſie bittere Beſchwerden führten, die höchſte Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſchönen Verſicherungen des Königs zu halten habe g).

Den

g) Reidan. 3. Thuan. 507. Burgund. 401. Meteren 94. Strad. 160.

Den Brief des Miniſters Alava nebſt einigen 1566
andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs, und ſeinen ſchlimmen Abſichten wider die Edeln umſtändliche Nachricht gaben, legte der Prinz ſeinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Naſſau, dem Grafen von Egmont, von Hoorne und von Hochſtraten bei einer Zuſammenkunft zu Dendermonde in Flandern vor, wohin ſich dieſe fünf Ritter begeben hatten, gemeinſchaftlich mit einander die nöthigen Maasregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur ſeinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreuſt, daß man ohne Zeitverluſt zu den Waffen greifen und ſich einiger feſter Plätze verſichern müſſe. Dem König müſſe man, es koſte auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen verſagen. Man müſſe die Schweiz, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß ſie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erſchwerten, und wenn er ſich demungeachtet durch alle dieſe Hinderniſſe hindurchſchlüge, ihn an der Gränze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negotiiren, und aus lezterem Reiche viertauſend Reuter nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk zuſammen zu

bringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stich lassen. Aber Wilhelm, vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verstattet. Bis jezt also fehle es ihnen an einem gültigen Grund, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sey, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf Alles ein wachsames Auge zu haben, und dem Volk von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sey zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, so ist kein Zweifel, daß eine so mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Ansehen ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätte entgegen setzen können, die ihn gezwun-

zwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie überraſchte. „Lieber," ſagte er, „mag alles über mich kommen, „als daß ich das Glück ſo verwegen verſuchen „ſollte. Das Geſchwätz des Spaniers Alava rührt „mich wenig — wie ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines Herrn zu „ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die „Nachrichten, welche uns Montigny giebt, beweiſen weiter nichts, als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm Dienſteifer hegt, und „Urſache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unſere „Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hätten wir „ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch iſt es mein „ernſtlicher Vorſatz, durch Verdopplung meines Eifers ſeine Meinung von mir zu verbeſſern, und durch „mein künftiges Verhalten, wo möglich, den Verdacht auszulöſchen, den meine bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie „ſollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reiſſen, um mich „an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Laſt für jeden, der mich aufnimmt, „Jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter

„die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern,
„um einem leidlichen Zwang in meiner Heimath zu
„entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungü-
„tig an einem Diener handeln, der ihm ſonſt lieb
„und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht
„auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr
„wird man mich überreden, daß Er, der für ſein
„niederländiſches Volk ſo billige, ſo gnädige Geſin-
„nungen gehegt, und ſo nachdrücklich, ſo heilig mir
„betheuert hat, jezt ſo despotiſche Anſchläge dagegen
„ſchmieden ſoll. Haben wir dem Lande nur erſt ſeine
„vorige Ruhe wieder gegeben, die Rebellen gezüch-
„tigt, den katholiſchen Gottesdienſt wieder hergeſtellt,
„ſo glauben ſie mir, daß man von keinen ſpaniſchen
„Truppen mehr hören wird; und dieß iſt es, wozu
„ich ſie alle durch meinen Rath, und durch mein Bei-
„ſpiel jezt auffordre, und wozu auch bereits die mey-
„reſten unſrer Brüder ſich neigen. Ich meines
„Theils fürchte nichts von dem Zorne des Monar-
„chen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei; mein
„Schickſal ſtehe bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner
„Gnade [h]).“

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Hoorne und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm

h) Thuan. 507. Burg. 405. 406. Meteren 95.

ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem König wirklich ergeben; das Andenken ſeiner Wohlthaten, und des verbindlichen Betragens, womit er ſie begleitet hatte, lebte noch in ſeinem Gedächtniß. Die Aufmerkſamkeiten, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falſcher Schaam, als aus Parthengeiſt hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundſätzen die harten Maasregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entſagen, der ihm ſo angenehm klang, hatte er doch etwas thun müſſen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen ſchreckte ihn aus dieſem Selbſtbetrug auf und ſcheuchte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurücke. Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurück trat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte ſo gewiß auf ihn gerechnet; ſeine unerwartete Erklä-

rung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man gieng aus einander ohne nur etwas beſchloſſen zu haben. Alle die in Dendermonde zuſammengekommen waren, wurden im Staatsrath zu Brüſſel erwartet; aber nur Egmont verfügte ſich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforſchen aber ſie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alara, den er in Abſchrift mitgenommen hatte, und unter den bitterſten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte ſie ſich darüber, aber ſie faßte ſich bald, und erklärte ihn dreuſtweg für untergeſchoben. „Wie kann,“ ſagte ſie, „dieſer Brief wirklich von Alara herrühren, da ich doch keinen vermiſſe, und derjenige, der „ihn aufgefangen haben will, die andern Briefe gewiß nicht geſchont haben würde? Ja, da mir auch „nicht ein einziges Packet noch gefehlt hat, und auch „kein Bothe ausgeblieben iſt? Und wie läßt es ſich „denken, daß der König einen Alara zum Herrn eines Geheimniſſes gemacht haben ſollte, das er mir „ſelbſt nicht einmal würde Preis gegeben haben[1])?“

1566. Unterdeſſen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der ſchon durch inn're Zwietracht

1) Burgund. 408. Meteren 95. Grot. 23.

tracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverluſt Truppen aus Deutſchland, die Herzog Erich von Braunſchweig für ſie in Bereitſchaft hielt, verſtärkte die Reuterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mannsfeld, von Megen, von Aremberg und andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs empfindlichſte zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um ſo mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorſtund, ihrer am nöthigſten bedurften; aber man gebrauchte die Vorſicht, ihm einen Oberſten, mit Namen Walderfinger an die Seite zu geben, der alle ſeine Schritte bewachte, und ſeine Maasregeln, wenn ſie gefährlich zu werden ſchienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont ſteuerte die Geiſtlichkeit in Flandern 40,000 Goldgulden bei, um 1500 Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichſten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter mußte ſeine Kriegsmacht verſtärken, und ſich mit Munition verſehen. Alle dieſe Zurüſtungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einſchlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit verſichert, und dieſes mächtigen Beiſtands gewiß, wagt ſie es nun, ihr bishe-

riges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andre Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche ſie den Proteſtanten nur in der Angſt und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkührliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die ſie ihnen ſtillſchweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünſtigung der Predigten einzuſchränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die ſich doch, wenn jene geſtattet wurden, von ſelbſt zu verſtehen ſchienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majeſtät verfahren. Man vergönnte den Proteſtanten, anders als die herrſchende Kirche von dem Abendmahl zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben wurde bei angedrohten Todesſtrafen unterſagt. Es war grauſamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben, und die Ausübung zu verſagen; aber dieſer unedle Kunſtgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der ſie es ſich hatte abdringen laſſen. Von den geringſten Neuerungen, von den unbedeutendſten Uebertretungen nahm ſie Anlaß, die Predigten zu ſtören; mehrern von den Prädikanten wurde unter dem Vorwand, daß ſie ihr Amt an einem andern Platz, als der ihnen angewieſen worden, verwaltet,

waltet, der Prozeß gemacht, und einige von ihnen ſogar aufgehangen. Sie erklärte bei mehrern Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß ſie ſich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen ausgepreßt, nicht für gebunden halte k).

Unter allen niederländiſchen Städten, welche ſich des bilderſtürmeriſchen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meiſten gezittert. In keiner von allen war die Parthey der Kalviniſten ſo mächtig, als in dieſer, und der Geiſt des Aufruhrs, durch den ſich die Provinz Hennegau vor allen übrigen ſtets ausgezeichnet hatte, ſchien hier einheimiſch zu wohnen *). Die Nähe Frankreichs, dem es ſowohl durch Sprache als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Urſache geweſen, daß man dieſe Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorſicht regierte, wodurch ſie nur deſto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem lezten Aufſtand der Temprl-

k) Meteren. 93. 94. Thuan. 507. Strad. 166. Meurſ. Guil. Auriac. 21.

*) Es war ein Sprichwort in Hennegau, und iſt es vielleicht noch, die Provinz ſtehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strad. 174.

schänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten ausliefere, mit denen sie das genaueste Verständniß unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noirkarmes, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau, an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten, und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Theil, sich dawider erklärt habe. Noirkarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reuter, und sechs Compagnien Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eigenen Sohn zum Geißel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war sie zu ergreifen, erschien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun seyn mußte,

eine

eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte, durch die Gewalt ſeiner Beredtſamkeit, das Volk, die Bedingungen auszuſchlagen. Als man Noirkarmes dieſe Antwort zurückbringt, läßt er die Geſandten gegen alle Geſetze des Völkerrechts in Feſſeln ſchlagen, und führt ſie gefangen mit ſich fort; doch muß er ſie auf der Regentin Geheiß bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichſter Schonung angehalten, läßt ſie noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garniſon einzunehmen; da ſie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung beſteht, ſo wird ſie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellinn erklärt, und Noirkarmes erhält Befehl, ſie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieſer aufrühreriſchen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizuſtehen. Alle ihre Güter ſind dem Fiskus zugeſprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfieng, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu laſſen, zog Noir- 1566
karmes aus ganz Hennegau und Cambrai Truppen zuſammen, nahm S. Amant in Beſitz und legte Garniſon in alle nächſtliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrige Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schickſal ſchlieſſen, welches ihnen ſelbſt zugedacht war, und ſetzte ſogleich

ſogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geuſiſches Heer zwiſchen drei und viertauſend Mann, das aus landflüchtigem Geſindel und den überbliebenen Rotten der Bilderſtürmer in der Eile zuſammengeraft worden, erſcheint in dem Gebiete von Tournai und Lille, um ſich dieſer beiden Städte zu verſichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detaſchement davon, das im Einverſtändniß mit den Proteſtanten dieſer Stadt einen Anſchlag gemacht hat, ſich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu ſchlagen und ſeine Stadt zu behaupten. Zu der nehmlichen Zeit wird das geuſiſche Heer, das bei Lannoy umnütz die Zeit verdirbt, von Noirkarmes überfallen, und beinahe ganz aufgerieben. Die wenigen, welche ſich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeſchlagen, werfen ſich in die Stadt Tournai, die von dem Sieger ſogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Beſatzung einzunehmen. Ihr ſchneller Gehorſam bereitet ihr ein leichteres Schickſal. Noirkarmes begnügt ſich, das proteſtantiſche Conſiſtorium darinn aufzuheben, die Prediger zu verweiſen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholiſchen Gottesdienſt, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wiederherzuſtellen. Nachdem er ihr einen ſichern Katholicken zum Gouverneur gegeben, und

eine

eine hinreichende Beſatzung darinn zurückgelaſſen, rückt er mit ſeinem ſiegenden Heer wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzuſetzen. Dieſe Stadt, auf ihre Befeſtigung trotzig, ſchickte ſich lebhaft zur Vertheidigung an, feſt entſchloſſen, es aufs Aeußerſte kommen zu laſſen. Man hatte nicht verſäumt, ſich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu verſehen; alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, wurde Soldat; die Häuſer vor der Stadt, und vorzüglich die Klöſter, riß man nieder, damit der Belagerer ſich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone ſchwiegen, von der Menge unterdrückt, kein Katholicke durfte es wagen, ſich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Prieſters gab Geſetze. Die Mannſchaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, feſt ihr Vertrauen auf Entſatz, und ihr Haß gegen die katholiſche Religion aufs Aeußerſte geſtiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, alle verabſcheuten das gemeinſchaftliche Joch einer befehlshaberiſchen Beſatzung. Noch einmal verſuchte es Noirkarmes, deſſen Heer durch die Hülfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuſtrömten, furchtbar gewachſen und mit allen Erforderniſſen

einer langen Blokade reichlich verſehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ alſo die Laufgräben eröffnen, und ſchickte ſich an, die Stadt einzuſchließen 1).

Die Lage der Proteſtanten hatte ſich unterdeſſen in eben dem Grade verſchlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig bis auf den dritten Theil geſchmolzen. Einige ſeiner wichtigſten Beſchützer, wie der Prinz von Gaure, waren wieder zu dem König übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man ſo ſicher gerechnet hatte, fielen ſehr ſparſam aus, der Eifer der Parthey fieng merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahrszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jezt in Uebung erhalten hatten. Alles dieß zuſammen bewog die unterliegende Parthey, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe ſie das Aeußerſte wagte, alle unſchuldige Mittel vorher zu verſuchen. In einer Generalſynode der Proteſtanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beſchloſſen, an die Regentin zu deputiren, ihr dieſer Wortbrüchigkeit wegen Vorſtellun-

1) Burgund. 379. 411 – 418. Meteren. 98. 99. Strad. 176. Vigl. ad Hopper. Epiſt. 2. 21.

ſtellungen zu thun, und ſie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt dieſen Auftrag, muß ſich aber auf eine harte und ſchimpfliche Art abgewieſen, und von Brüſſel ſelbſt ausgeſchloſſen ſehen. Er nimmt ſeine Zuflucht zu einem ſchriftlichen Aufſatz, worinn er ſich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angeſicht aller Proteſtanten, die auf des Bundes Bürgſchaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit lügenſtrafe, und alles, was die Verbundenen Gutes geſtiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß ſie den Bund in den Augen des Volkes herabzuwürdigen geſucht, Zwietracht unter ſeinen Gliedern erregt, und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen laſſen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Proteſtanten ihre freie Religionsübung benommen ſey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leiſten könne. Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung ſehr verſchieden war. „Wer dieſe Verbundenen ſind, „die ſich in dieſer Schrift an mich wenden, iſt mir „in der That ein Geheimniß. Die Verbundenen,

„mit

„mit denen ich zu thun hatte, ſind, wie ich nicht an„ders weiß, auseinander gegangen. Alle wenigſtens „können an dieſer Klagſchrift nicht Theil haben, denn „ich ſelbſt kenne viele, die in allen ihren Forderungen „befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten ſind. „Wer es aber auch ſey, der ſich hier ohne Fug und „Recht und ohne Namen an mich wendet, ſo hat er „meinen Worten wenigſtens eine ſehr falſche Ausle„gung gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich den „Proteſtanten Religionsfreiheit zugeſichert habe. „Niemand kann es unbekannt ſeyn, wie ſchwer es „mir ſchon geworden iſt, die Predigten an denen Or„ten zuzugeben, wo ſie ſich ſelbſt eingeführet haben, „und dieſes kann doch wohl nicht für eine bewilligte „Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen ſol„len, dieſe geſetzwidrigen Konſiſtorien in Schutz zu „nehmen, dieſen Staat im Staate zu dulden? Ich „hätte mich ſo weit vergeſſen können, einer verwerfli„chen Sekte dieſe geſetzliche Würde einzuräumen, alle „Ordnung in der Kirche und in der Republik umzu„kehren, und meine heilige Religion ſo abſcheulich „zu läſtern? Haltet euch an den, der euch dieſe Er„laubniß gegeben hat, mit mir aber müßt ihr nicht „rechten. Ihr beſchuldigt mich, daß ich den Ver„trag verletzt habe, der euch Strafloſigkeit und Sicher„heit gewährte? Das Vergangene hab' ich euch er„laſſen,

„laſſen, nicht aber, was ihr künftig begehen würdet.
„Eure Bittſchrift vom vorigen April ſollte keinem
„von euch Nachtheil bringen, und das hat ſie, mei-
„nes Wiſſens, auch nicht gethan; aber wer ſich
„neuerdings gegen die Majeſtät des Königs vergan-
„gen, mag die Folgen ſeines Frevels tragen. End-
„lich, wie könnt ihr euch unterſtehen, mir einen
„Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerſt
„gebrochen habt? Auf weſſen Anſtiften wurden die
„Kirchen geplündert, die Bilder der Heiligen ge-
„ſtürzt und die Städte zur Rebellion hingeriſſen?
„Wer hat Bündniſſe mit fremden Mächten er-
„richtet, unerlaubte Werbungen angeſtellt, und
„von den Unterthanen des Königs geſetzwidrige
„Steuern eingetrieben? Deswegen hab' ich Trup-
„pen zuſammen gezogen, deswegen die Edikte ge-
„ſchärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder
„niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit ſeinem
„Vaterlande und dem König meinen; und wenn
„ihr euch ſelbſt liebt, ſo ſehet zu, daß ihr eure eige-
„nen Handlungen entſchuldigt, anſtatt die meinigen
„zu richten m)."

Alle

m) Thuan. 523. 524. Strad. 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren. 96. 97.

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung ſank mit dieſer hochtönenden Erklärung. Ohne ſich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu ſeyn, konnte die Regentin eine ſolche Sprache nicht führen. Eine Armee ſtand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin foderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jezt ſo ſchlimm, daß eine offenbare Widerſetzung ſie nicht ſchlimmer machen konnte. Lieferten ſie ſich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, ſo war ihr Untergang gewiß, aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigſtens noch zweifelhaft machen; alſo wählten ſie das lezte, und fiengen mit Ernſt an, zu ihrer Vertheidigung zu ſchreiten. Um ſich ein Recht auf den Beiſtand der deutſchen Proteſtanten zu erwerben, wollte Ludwig von Naſſau die Städte Amſterdam, Antwerpen, Tournoi und Valenciennes bereden, der Augsburgiſchen Konfeſſion beizutreten, und ſich auf dieſe Weiſe enger an ihre Religion anzuſchließen; ein Vorſchlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß der Kalviniſten gegen ihre evangeliſchen Brüder den Abſcheu, wo möglich, noch überſtieg, den ſie gegen das Pabſtthum trugen. Naſſau fieng nun an in Frankreich, in der Pfalz und in Sachſen ernſtlich wegen Subſidien zu unterhandeln. Der

Graf

Graf von Bergen befeſtigte ſeine Schlöſſer; Brederode warf ſich mit einem kleinen Heer in ſeine feſte Stadt Viane, an dem Leck, über welche er ſich Souverainitätsrechte anmaßte, und welche er eilig in Vertheidigungsſtand ſetzte, um hier eine Verſtärkung von dem Bund und den Ausgang von Naſſau's Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgeſteckt, überall rührte man die Trommel; aller Orten ſah man Truppen marſchiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten ſich oft in demſelben Platze; und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, ſo mußte ſie von den Mäklern des Bundes dieſelbe Gewaltthätigkeit leiden n).

Von Valenciennes richtete die Regentin ihre 1566
Aufmerkſamkeit auf Herzogenbuſch, in welcher Stadt die Bilderſtürmer neue Ausſchweifungen begangen und die Parthey der Proteſtanten zu einer ſtarken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerſchaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Beſatzung zu vermögen, ſchickte ſie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn

n) Thuan. 524. Strad. 169. A. G. d. B. Niederl. XXII. B. 95. Vigl. ad Hopper. Epiſt. 3.

Merode von Petersheim, den ſie zum Gouverneur der Stadt beſtimmt hatte, als Geſandte dahin, welche ſich auf eine gute Art derſelben verſichern, und der Bürgerſchaft einen neuen Eid des Gehorſams abfordern ſollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps ſtand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Geſandten zu unterſtützen und ſogleich Beſatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen gewiſſen Anton von Bomberg, einen hitzigen Kalviniſten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth ſeiner Parthey in dieſer Stadt aufzurichten, und die Anſchläge der Regentin zu hintertreiben. Dieſem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in ſeine Gewalt zu bekommen, und falſche unterzuſchieben, die durch ihre harte und gebieteriſche Sprache die Bürgerſchaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Geſandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob ſie ſchlimme Anſchläge auf die Stadt hätten, welches ihm ſo gut bei dem Pöbel glückte, daß dieſer ſich in toller Wuth an den Geſandten vergriff und ſie gefangen ſetzte. Er ſelbſt ſtellte ſich an der Spitze von 800 Mann, die ihn zu ihrem Anführer

rer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfieng ihn mit grobem Geſchütz ſo übel, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Geſandten durch einen Gerichtsdiener zurückfodern, und im Verweigerungsfall mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg beſetzte mit ſeinem Anhang das Rathhaus und zwang den Magiſtrat, ihm die Schlüſſel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewieſen, und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederodes Befehl würde ankommen laſſen, was mit den Gefangenen zu verfügen ſey. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erſchien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb o).

Nach dem vereitelten Verſuche auf Herzogenbuſch warf ſich der Graf von Megen in Utrecht, um einem Anſchlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben dieſe Stadt ausführen wollte. Dieſe, welche von dem Heer der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane campirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offnen Armen als ihren Beſchützer auf,

o) Thuan. 525. Strad. 170. Burgund. 423. 424. 427. 428. Vigl. ad Hopper. Epiſt. 6.

und bequemte ſich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienſt machte. Er ließ dann ſogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane beſtreichen konnte. Brederode, der nicht Luſt hatte, ihn in dieſer Stadt zu erwarten, verließ mit dem beßten Theil ſeines Heers dieſen Waffenplatz, und eilte nach Amſterdam p).

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieſer Bewegungen in Antwerpen ſeine Zeit zu verlieren ſchien, ſo geſchäftig war er in dieſer anſcheinenden Ruhe. Auf ſein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode ſeine Schlöſſer befeſtigt, wozu er ihm ſelbſt drei Kanonen ſchenkte, die er zu Utrecht hatte gießen laſſen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anſchlag gewarnt, der auf dieſe oder jene Stadt gemacht wurde. Aber ſeine Hauptangelegenheit ſchien zu ſeyn, die vornehmſten Plätze ſeiner Statthalterſchaft in ſeine Gewalt zu bekommen; zu welchem Ende er Brederodens Anſchlag auf Utrecht und Amſterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern geſucht hatte q).

Der

p) A. G. d. V. N. 98. 99. Strad. 170. Vigl. ad Hopper. 5. Brief.

q) Grotius. 23.

Der wichtigſte Platz war die ſeeländiſche Inſel Wolcheren, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und dieſe zu überrumpeln wurde jezt ein Anſchlag von ihm entworfen, deſſen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann von Marnix, Herr von Thoulouſe, Philipps von S. Aldegonde 1567
Bruder, über ſich nahm. Thoulouſe unterhielt mit dem geweſenen Amtmann von Middelburg, Peter Haak ein geheimes Verſtändniß, welches ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, in Middelburg und Vlieſſingen Beſatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieſes Unternehmen in Antwerpen angeſtellt wurde, konnte ſo ſtill nicht vor ſich gehen, daß der Magiſtrat nicht Verdacht ſchöpfte. Um nun dieſen zu beruhigen, und ſeinen Anſchlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Dienſten des Staats wären, oder ſonſt Geſchäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß ſie ungeſäumt die Stadt räumen ſollten. Er hätte ſich, ſagen ſeine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieſer verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte ſie aus der Stadt, um ſie deſto ſchneller an den Ort ihrer Beſtimmung zu treiben. Sie wurden dann ſogleich auf der Schelde

eingeſchifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktſchiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vlieſſingen ſchon vor ihren Anſchlag gewarnt war, ſo verſagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nehmliche Schwierigkeit fanden ſie bei Arnemuiden, ohnweit Middelburg, in welcher Stadt ſich die Unkatholiſchen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheil einen Aufſtand zu erregen. Thoulouſe ließ alſo unverrichteter Dinge ſeine Schiffe drehen, und ſegelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Oſterweele, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er ſein Volk ausſetzte, und am Ufer ein Lager ſchlug, des Vorſatzes ſich hier von Antwerpen aus zu verſtärken, und den Muth ſeiner Parthey, die von dem Magiſtrat unterdrückt wurde, durch ſeine Nähe friſch zu erhalten. Durch Vorſchub der reformirten Geiſtlichen, die in der Stadt Werbersdienſte für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage ſein kleines Heer, daß er zuletzt anfieng, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüſtete. Der aufgebrachte Magiſtrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen laſſen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwand, daß man die Stadt jezt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte. Unterdeſſen hatte die

Regen-

Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in ſtarken Märſchen von Brüſſel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das geuſiſche Heer bei Viane ſo gut einzuſchließen und zu beſchäftigen, daß es weder von dieſen Bewegungen hören, noch ſeinen Bundsverwandten zu Hülfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerſtreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unverſehens, und richtete ſie in einem ſchrecklichen Blutbad zu Grunde. Thoulouſe warf ſich mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte ſich lange mit dem Muthe eines Verzweifelten, bis Launoy, der ihn auf keine andre Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, ſtürzten in das Schwerdt des Feindes, oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouſe ſelbſt wollte lieber in den Flammen ſterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieſer Sieg, der über tauſend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in ſeinem ganzen Heere. Dreihundert, welche ſich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus

einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen *).

Ehe die Schlacht angieng, ahndete man in Antwerpen nichts von dem Angriff. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Kalvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des Thoulouse zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit die Katholicken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiß zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Osterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen mochte. Mit lärmendem Gedränge rennt jezt alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schau-

*) Meteren 97. 98. Burgund. 440. 441. Strad. 171. 172. Thuan. Libr. 41.

Schauſpiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt ſo nahe, daß man ihre Fahnen unterſcheiden, und die Stimmen der Ueberwinder, wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher, als ſelbſt die Schlacht, war der Anblick, den dieſe Stadt jezt gab. Jedes von den ſchlagenden Heeren hatte ſeinen Anhang und ſeinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorgieng, erweckte hier oben Frolocken und Entſetzen; der Ausgang des Treffens ſchien das Schickſal jedes Zuſchauers zu entſcheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfeld, konnte man in den Geſichtern der Antwerper abgemahlt leſen; Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein ſchmerzhaftes eitles Beſtreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Bei dem lebendigſten Antheil, dieſe Unmöglichkeit ihn zu äußern, dieſe Ohnmacht bei der heftigſten Leidenſchaft, dieſe Entfernung und dieſe Gegenwart, es war ein fürchterlicher Zuſtand. Jezt fliehen die Geuſen, und zehntauſend glückliche Menſchen ſind gemacht; Thouloufe's lezter Zufluchtsort ſteht in Flammen, und zwanzigtauſend Bürger von Antwerpen ſterben den Feuertod mit ihm.

ihn. Aber bald macht die Erſtarrung des erſten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Lautſchreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar ſtürzt die Wittwe des geſchlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Herrmann ihrem Apoſtel, greifen die Kalviniſten zu den Waffen, entſchloſſen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnſinn geleitet, ſtürzen ſie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfeld hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor iſt geſperrt, und die vorderſten Haufen wärfen ſich auf die hinterſten zurück; Tauſend ſammeln ſich zu Tauſenden, auf der Meerbrücke wird ein ſchreckliches Gedränge. Wir ſind verrathen, wir ſind gefangen, ſchreien alle. Verderben über die Papiſten, Verderben über den, der uns verrathen hat. Ein dumpfes aufruhrverkündigendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles bisherige von den Katholicken angeſtellt geweſen, die Kalviniſten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jezt würde man über die Wehrloſen ſelbſt herfallen. Mit unglückſeliger Behendigkeit verbreitet ſich dieſer Argwohn durch ganz Antwerpen. Jezt glaubt

man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalt, ein ſchreckliches Mißtrauen bemächtigt ſich aller Gemüther. Jede Parthey fürchtet von der andern, jeder ſieht in ſeinem Nachbar ſeinen Feind, das Geheimniß vermehrt dieſe Furcht und dieſes Entſetzen; ein ſchrecklicher Zuſtand für eine ſo menſchenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zuſammenlauf ſogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird, und durch die ſtarke Reibung ſich alle Leidenſchaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieſes Gerücht in Bewegung. Funfzehntauſend von dieſer Sekte ſetzen ſich in Beſitz der Meerbrücke, und pflanzen ſchweres Geſchütz auf dieſelbe, das gewaltſam aus dem Zeughaus genommen wird; auf einer andern Brücke geſchieht daſſelbe, ihre Menge macht ſie furchtbar, die Stadt iſt in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen ſie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens. Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er ſich herzhaft durch die wüthenden Haufen ſchlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke verſuchte der Graf von Hoogſtraten, von dem Bürgermeiſter Strahlen begleitet, daſſelbe; weil es ihm

aber

aber ſo wohl an Anſehen als an Beredtſamkeit mangelte, ſo wies er den tollen Haufen, der ihm ſelbſt zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jezt ganz Antwerpen heranſtürmte. Das Thor, ſuchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Urſache geſchloſſen worden, als, um den Sieger, wer er auch ſey, von der Stadt abzuhalten, die ſonſt ein Raub der Soldaten würde geworden ſeyn. Umſonſt, dieſe raſenden Rotten hören ihn nicht, und Einer der Verwegenſten darunter wagt es ſogar ſein Feuergewehr auf ihn anzuſchlagen, und ihn einen Verräther zu ſchelten. Mit tumultuariſchem Geſchrei fodern ſie ihm die Schlüſſel zum Rothen Thore ab, die er ſich endlich gezwungen ſieht, in die Hand des Prediger Herrmann zu geben. Aber, ſetzte er mit glücklicher Geiſtesgegenwart hinzu, ſie ſollten zuſehen was ſie thäten, in der Vorſtadt warteten 600 feindliche Reuter, ſie zu empfangen. Dieſe Erfindung, welche Noth und Angſt ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht ſo ſehr entfernt, als er vielleicht ſelbſt glauben mochte; denn der ſiegende Feldherr hatte nicht ſobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er ſeine ganze Reuterei aufſitzen ließ, um unter Vergünſtigung deſſelben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigſtens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich beizeiten in Sicherheit brin-

bringen, und Reue wird ſich derjenige erſparen, der meinem Beiſpiel folgt. Dieſe Worte zu ihrer Zeit geſagt, und zugleich von friſcher That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächſt ſtanden, folgten, und ſo die nächſten an dieſen wieder, daß endlich die Wenigen, die ſchon vorausgeeilt, als ſie niemand nachkommen ſahen, die Luſt verloren, es mit den 600 Reutern allein aufzunehmen. Alles ſetzte ſich nun wieder auf die Meerbrücke, wo man Wachen und Vorpoſten ausſtellte, und eine tumultuariſche Nacht unter den Waffen durchwachte a).

Der Stadt Antwerpen drohte jezt das ſchrecklichſte Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieſer dringenden Noth verſammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtſchaffenſten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Kalviniſten niederſchlagen wolle, ſagte er, ſo müſſe man ebenfalls ein Heer gegen ſie aufſtellen, das bereit ſey, ſie zu empfangen. Es wurde alſo beſchloſſen, die katholiſchen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Parthey zu ziehen. Die Herrſchſucht der Kalviniſten, die

auf

a) Burgund. 444–447. Strad. 172.

auf ihren Reichthum ſtolz, und trotzig auf ihre über
wiegende Anzahl, jeder andern Religionspartey mi
Verachtung begegneten, hatte ſchon längſt die Lu
theraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbit
terung dieſer beiden proteſtantiſchen Kirchen gegen
einander, war von einer unverſöhnlichern Art al
der Haß, in welchem ſie ſich gegen die herrſchend
Kirche vereinigten. Von dieſer gegenſeitigen Eifer
ſucht hatte der Magiſtrat den weſentlichen Nutze
gezogen, eine Partey durch die andere, vorzüglich
aber die Reformirten zu beſchränken, von deren
Wachsthum das meiſte zu fürchten war. Aus die
ſem Grunde hatte er die Lutheraner, als den ſchwä
chern Theil, und die friedfertigſten von beiden, ſtill
ſchweigend in ſeinen Schutz genommen, und ihnen
ſogar geiſtliche Lehrer aus Deutſchland verſchrieben,
die jenen wechſelſeitigen Haß durch Kontroverspre
digten in ſteter Uebung erhalten mußten. Die Lu
theraner ließ er in dem Wahn, daß der König von
ihrem Religionsbekenntniß billiger denke, und er
mahnte ſie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Ver
ſtändniß mit den Reformirten zu beflecken. Es
hielt alſo nicht gar ſchwer, zwiſchen den Katholicken
und Lutheranern eine Vereinigung für den Augen
blick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam,
ſo verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit
Anbruch

Anbruch des Tages ſtellte ſich den Kalviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes Heers fieng die Beredſamkeit Oraniens an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Kalviniſten, obgleich im Beſitz der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken geſetzt, machten den Anfang, Geſandte zu ſchicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunſt zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen ward. Sogleich nach Bekanntmachung deſſelben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und dieſen die Katholicken; am allerletzten thaten es die Lutheraner t).

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in dieſem fürchterlichen Zuſtande verharret. Schon waren von den Katholicken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das ſie beſetzt hatte, in die Luft zu ſprengen; eben das war an andern Orten von den letztern gegen die Katholicken geſchehen u). Der Untergang der

t) Thuan. 526. 507. Burgund. 448—451. Strad. 173 Meteren 97. 98.
u) Meteren 97.

1567. der Stadt hieng an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Beſonnenheit war es, was ihn verhütete.

Noch lag Noirkarmes mit ſeinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in feſtem Vertrauen auf geuſiſchen Schutz gegen alle Vorſtellungen der Regentin fortfuhr unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn mit Nachdruck zu handeln, ehe er ſich mit friſchen Truppen aus Deutſchland verſtärkt haben würde. Der König, ſey es aus Schonung oder Furcht, verabſcheute den gewaltſamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unſchuldigen in das Schickſal des Schuldigen zu verflechten, und den treugeſinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten ſtieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, ſich ſogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöſter vor der Stadt in Brand zu ſtecken, und mit Beute heim zu kehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieſer Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundsgenoſſen beſſer benutzt werden konnte: ſo lag Noirkarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zu Stürmung dieſer Stadt bei

dem

dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück, noch möchte man ſich begnügen, blos die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfieng, erſt eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens Ehe die Regentin zu dieſem äußerſten Mittel ſchritt, bevollmächtigte ſie den Prinzen von Gaure, nebſt dem Herzog von Arſchot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide beſprechen ſich mit den Deputirten der Stadt, und unterlaſſen nichts ſie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Thoulouſe geſchlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen ſey; daß der Graf von Mezen das geuſiſche Heer von der Stadt abgeſchnitten und daß ſie ſich allein durch die Nachſicht des Königs ſo lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem ſoll es frei ſtehen, ſeine Unſchuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu vertheidigen; jedem, der es nicht wolle, vergönnt ſeyn, innerhalb 14 Tagen mit allen ſeinen Habſeligkeiten die Stadt zu verlaſſen. Man verlange nichts, als daß ſie Beſatzung einnähmen. Dieſen Vorſchlag

zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenſtillſtand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden ſie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil ſich unterdeſſen falſche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geuſen darinn verbreitet hatten. Thoulouſe, behauptete man, habe obgeſiegt, und ein mächtiges Heer ſey im Anzug, die Stadt zu entſetzen. Dieſe Zuverſicht gieng ſoweit, daß man ſich ſogar erlaubte, den Stillſtand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magiſtrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager ſchickte. Das Edict, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, ſollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß geſtellt werden. Die Beſatzung ſollte die Stadt nicht eher betreten, als bis jeder, der es für gut fände, ſich und ſeine Güter erſt in Sicherheit gebracht; ſie ſollte ſich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu beläſtigen, und der König die Unkoſten davon tragen. Noirkarmes antwortete auf dieſe Bedingungen mit Entrüſtung, und war im Begriff, die Abgeord-

geordneten zu mißhandeln. Wenn ſie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, ſo ſollten ſie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig ſeyn, daß er ſie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimſchickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsſtarrigkeit der Reformirten, nnd baten ihn flehentlich, ſie im Lager zu behalten, weil ſie mit ihren rebelliſchen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schickſal nicht mit vermengt ſeyn wollten. Sie umfaßten ſogar Egmonts Knie, ſich ſeine Fürſprache zu erwerben, aber Noirkarmes blieb gegen ihre Bitten taub; und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb ſie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieſes ſtrenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Geſandten hatte ihm ſchon ehmals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nehmlichen Urſache wie das erſtere zuzuſchreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreſte gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder tollkühner Haufe Herr ihres Schickſals würde. Egmont war über den ſchlechten Erfolg ſeiner Geſandtſchaft ſo ſehr ent-

rüſtet, daß er in der folgenden Nacht ſelbſt die Stadt umritt, ihre Feſtungswerke recognoſcirte, und ſehr zufrieden heimkehrte, als er ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht länger haltbar ſey [x]).

Valenciennes ſtreckt ſich von einer ſanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben ſo feſten als lieblichen Lage. Auf der Einen Seite von der Schelde und einem kleinern Fluſſe umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, ſtarke Mauern und Thürme beſchützt, ſcheint es jedem äußerlichen Angriffe trotzen zu können. Aber Noirkarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachläſſigerweiſe mit dem übrigen Boden hatte gleich werden laſſen, und dieſe benutzte er. Er zieht alle zerſtreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeſchloſſen gehalten, zuſammen, und erobert in einer ſtürmiſchen Nacht die Bergiſche Vorſtadt, ohne Einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Boſſu, den jungen Grafen Karl von Mannsfeld, und den jüngern Barlaimont; Einer von ſeinen Oberſten nähert ſich mit möglichſter Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürch-

x) Thuan. 528. Strad. 178. Burg. 466.

fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thor gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit ſehr wenigem Verluſt, in gleicher Höhe mit den Feſtungswerken eine Batterie aufgeworfen, von welcher 21 Geſchütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beſtürmen. Der Nikolausthurm, auf welchen die Belagerten einiges Geſchütz gepflanzt, iſt von den erſten, welche ſtürzen, und viele finden unter ſeinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geſchütz gerichtet, und eine ſchreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden ſind ihre wichtigſten Werke zerſtört, und an dem Thore ſelbſt eine ſo ſtarke Breſche geſchoſſen, daß die Belagerten an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter abſenden, um Gehör anzuſuchen. Dieſes wird bewilligt, mit dem Sturm aber ununterbrochen fortgefahren. Deſtomehr fördern ſich die Geſandten, den Vergleich abzuſchließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche ſie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umſtände hatten ſich jezt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgeſetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubeſſern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten,

und dem Feind überall Wege bahnten, durch die Breſche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiß, übergeben ſie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung 36 Stunden gedauert, und 3000 Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter ſtrenger Mannszucht führt Noirkarmes ſein ſiegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegen tragen, und ſeine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwafnet, der Gouverneur der Stadt und ſein Sohn enthauptet; 36 der ſchlimmſten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Breße, ein anderer reformirter Prediger ſich befinden, büßen ihre Halsſtarrigkeit mit dem Strang, alle obrigkeitliche Perſonen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholiſche Gottesdienſt wird ſogleich in ſeiner ganzen Würde wiederhergeſtellt, und der proteſtantiſche vernichtet; der Biſchoff von Arras muß ſeine Reſidenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorſam derſelben haftet eine ſtarke Beſatzung y).

Der

y) Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strad. 178 — 180. Burgund. 462 — 465.

Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen 1567
Platz aller Augen gerichtet geweſen, war allen übrigen Städten, die ſich auf eine ähnliche Weiſe vergangen, eine Schreckenspoſt, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Anſehen. Noirkarmes verfolgte ſeinen Sieg und rückte ſogleich vor Maſtricht, das ſich ihm ohne Schwerdtſtreich ergab, und Beſatzung empfieng. Von da marſchierte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbuſch und Antwerpen durch ſeine Nähe in Furcht zu ſetzen. Seine Ankunft erſchreckte die geuſiſche Parthey, welche unter Bombergs Anführung den Magiſtrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, ſo ſehr, daß ſie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noirkarmes wurde ohne Widerſtand aufgenommen, die Geſandten der Herzogin ſogleich in Freiheit geſetzt, und eine ſtarke Beſatzung darein geworfen. Auch Cambrai öffnete ſeinem Erzbiſchoff, den die herrſchende Parthey der Reformirten aus ſeinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zuruf die Thore wieder; und er verdiente dieſen Triumph, weil er ſeinen Einzug nicht mit Blute befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenarden unterwarfen ſich und empfiengen Beſatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt, und zum Gehorſam zurückgebracht;

das

das nehmliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas ſpäter und mit größerer Schwierigkeit, weil ſeinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil dieſe ſtreitbaren Republikaner ſtrenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befeſtigung trotzten z). Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, alles weicht den ſiegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Aufrührer ſank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung a).

Schon ſeit Errichtung des Geuſenbundes, merklicher aber noch ſeit dem Ausbruch der Bilderſtürmerei hatte in den Provinzen der Geiſt der Widerſetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen ſo ſehr überhand genommen, hatten ſich die Partheyen ſo in einander verwirret, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen ſie eigentlich war. Das Unterſcheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählig verloren gegangen, und die Grenzſcheiden

z) Vigl. ad Hopper. Epiſt. 1, 21.
a) Burg. 466. 473—475.

den zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkühr eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhang, der zwischen Protestanten und Katholicken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, lezere die Hinterthüre benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinctionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu seyn, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam gegen den König die willkührlichsten Gränzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu seyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten

und

und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienſt ſehr nachläſſig geworden, und übten im Vertrauen auf dieſe Strafloſigkeit eine ſchädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maasregeln der Regentin unkräftig machte. Dieſe Unzuverläſſigkeit ſo vieler wichtigen Menſchen im Staat hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit ſtärkern Schutz rechneten, als ſie wirklich Urſache dazu hatten, weil ſie jeden, der die Parthey des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieſer Wahn ſie unternehmender machte, ſo war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet geweſen wäre, und die ungewiſſen Vaſallen wurden dadurch beinahe eben ſo ſchädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man ſich einer gleichen Schärfe gegen ſie hätte bedienen dürfen. Dieß war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogſtraten, von Hoorne und mit mehreren von dem höheren Adel. Die Statthalterin ſah die Nothwendigkeit ein, dieſe zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dieß war jezt um ſo dringender, da ſie eine Armee ins Feld ſtellen mußte, und ſich gezwun-

zwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römischkatholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, und Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln, und sich gegen jeden, ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hofte sie nicht sowohl die Gemüther zu erforschen, und noch weniger, sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Vliesses, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefodert. Der Graf von Mannsfeld war der Erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiel folgte der Herzog von Arschot, der Prinz von Gaure, die Grafen von Megen und Barlaimont,

lainmt; Hoogstraten und Hoorne suchten Ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwand, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sey, hatte sie ihm jene Provinz entzogen, und an einen andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorne, seinem Vorsatz getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt, in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben [b]).

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder

b) Meteren 99. Strad. 180 sq. Grot. 24.

oder ſich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entſchloß er ſich endlich zu dem leztern, und entgieng dadurch einem Meineid c).

Umſonſt hatte man verſucht, den Prinzen von Oranien zu dieſem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längſt auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieſer Reinigung zu bedürfen ſchien, und wegen der großen Gewalt, die man in ſeine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakoniſchen Kürze, wie gegen einen Brederode oder ſeines gleichen verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleiſtung auf alle ſeine Aemter, wozu er ſich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl vorausſah, wie gefährlich ihr dieſer Mann erſt alsdann werden würde, wenn er ſich unabhängig wiſſen, und ſeine wahren Geſinnungen durch keinen äußerlichen Anſtand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es ſchon ſeit jener Berath-

c) Burgund. 421. 422.

Berathſchlagung in Dendermonde unwiderruflich beſchloſſen, aus dem Dienſt des Königs von Spanien zu treten, und bis auf beſſere Tage aus dem Lande ſelbſt zu entweichen. Eine ſehr niederſchlagende Erfahrung hatte ihn gelehret, wie unſicher die Hofnungen ſind, die man gezwungen iſt, auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieſer vielverſprechende Eifer dahin iſt, wenn Thaten von ihm gefodert werden. Eine Armee ſtand im Felde, und eine weit ſtärkere näherte ſich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Vorſtellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu ſchließen, und dem ſpaniſchen Feldherrn den Eintritt in das Land zu verſagen. Aber woher dieſes Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Proteſtanten ihre prahleriſchen Verſprechungen zurücknahmen, und ihn in dieſem dringenden Bedürfniß im Stich ließen [d])? Eiferſucht und Religionshaß trennten noch dazu beide proteſtantiſchen Kirchen, und arbeiteten

d) Wie wacker der Wille, und wie ſchlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beiſpiel. In Amſterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholicken ſowohl als Lutheraner feierlich angelobt, den hundertſten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkaſſe zuſammen zu ſchießen, bis eine Summe

arbeiteten jeder heilſamen Vereinigung gegen den gemeinſchaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgiſchen Bekenntniß hatte alle proteſtantiſche Fürſten Deutſchlands gegen ſie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieſes Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück ſeines Feldherrn folgte, der es bei S. Quintin und Gravelingen ſiegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderſtürmer an Kirchen und Klöſtern verübet, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klaſſe der katholiſchen Kleriſey von dem Bunde wiederum abgewandt, für den ſie, vor dieſem unglücklichen Zwiſchenfalle, ſchon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde ſelbſt wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere ſeiner Mitglieder durch Liſt zu entreißen.

Alle

Summe von eilftauſend Gulden beiſammen wäre, die zum Dienſt der gemeinen Sache verbraucht werden ſollte. Eine Kiſte mit einer Spalte im Deckel, und durch drey Schlöſſer verwahrt, beſtimmte man zu Einhebung dieſer Gelder. Als man ſie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte ſich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abſchlag ſeiner nichtbezahlten Zeche überließ. Allg. Geſch. d. V. Niederl. III. Band.

Alle dieſe Betrachtungen zuſammen genommen, bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurück zu legen, und ein Land zu verlaſſen, wo ſein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm ſelbſt aber ein gewiſſes Verderben bereitete. Ueber die Geſinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach ſo vielen eingezogenen Erkundigungen, ſo vielen Proben ſeines Mistrauens, ſo vielen Warnungen aus Madrid, nicht mehr zweifelhaft ſeyn. Wäre er es auch geweſen, ſo würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüſtet wurde, und nicht den König, wie man fälſchlich verbreitete, ſondern wie er beſſer wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meiſten widerſtund, und den er am meiſten zu fürchten Urſache hatte, zum Führer haben ſollte, ſehr bald aus ſeiner Ungewißheit geriſſen haben. Der Prinz hatte zu tief in den Menſchenkarakter, und zu tief in Philipps Seele geſehen, um an eine aufrichtige Verſöhnung mit dieſem Fürſten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er ſein eigenes Betragen zu richtig, um, wie ſein Freund Egmont, bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm geſäet hatte; und von Philipps Verſchlagenheit hegte er eine zu

gute

gute Meinung, als daß er sich je hätte schmeicheln können, ihn geblendet zu haben. Er konnte also keine andere als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruch derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm foderte, hatte er bis jezt hartnäckig verläugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienst für das Land sowohl, als für seinen eignen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10416/023

Dienſt abgeſtorben, und in Privatgeſchäfte vergraben. Er habe ſich geweigert, antwortete er ihm in Hoogſtratens Beiſeyn, den verlangten Eid abzulegen, weil er ſich nicht zu entſinnen wiſſe, daß je ein Antrag von dieſer Art an einen Statthalter vor ihm ergangen ſey; weil er ſich dem König ſchon Einmal für immer verpflichtet habe, durch dieſen neuen Eid alſo ſtillſchweigend eingeſtehen würde, daß er den erſten gebrochen habe. Er habe ſich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu ſchützen, er aber nicht wiſſen könne, ob dieſer neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem erſten entgegen laufen; weil in dieſem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden ohne Unterſchied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiſer, ſein Lehnsherr ausgenommen ſey, den er doch als ſein Vaſall nicht bekriegen dürfe. Er habe ſich geweigert, ihn zu leiſten, weil ihm dieſer Eid auflegen könnte, ſeine Freunde und Verwandte, ſeine eigenen Söhne, ja ſeine Gemahlin ſelbſt, die eine Lutheranerin ſey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieſes Eides würde er ſich allem unterziehen müſſen, was dem König einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm ſchaudre, und die Härte,

womit

womit man jezt und immer gegen die Proteſtanten verfahren, habe ſchon längſt ſeine Empfindung empört. Dieſer Eid widerſtreite ſeinem Menſchengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schluſſe entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf ſchwieg er ſtille e).

Alle dieſe Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen ſolchen Eid abgefodert, weil ſich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange dieſen Eid nicht, weil die Statthalter den erſten gebrochen, ſondern, um ihnen jenen erſten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen, und in dieſer dringenden Lage ihre Thätigkeit anzufriſchen. Dieſer Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe dieſe Privilegien und Rechte ſo gut, als der Prinz von Oranien beſchworen. In dieſem Eide ſey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiſer, noch gegen irgend einen Fürſten aus des Prinzen Verwandtſchaft die Rede, und gerne würde man ihn, wenn er ſich ja daran ſtieße, durch eine eigene Clau-

e) Burg. 456 — 458. Strad. 182, 183.

ſal ausdrücklich davon frei ſprechen. Mit Aufträgen, die ſeinem Menſchengefühl widerſtritten, würde man ihn zu verſchonen wiſſen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattinn oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der dieſen Artickel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde nach den Niederlanden „kommen," ſagte er, „und er kenne den König. „Der König würde es nimmermehr dulden, daß „Einer von ſeinen Dienern eine Lutheranerinn zur „Gemahlinn habe, und darum habe er beſchloſſen, „ſich mit ſeiner ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er ſich dieſem Loos aus Zwang unterwerfen müſſe. Doch," ſchloß er, „würde er ſich, „wo er auch ſeyn möge, ſtets als ein Unterthan des „Königs betragen." Man ſieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieſer Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu beſtimmte f).

Noch hoffte Berti, von Egmonts Beredſamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die ſeinige zu bewirken. Er brachte eine Zuſammenkunft

f) Burgund. 456. 458. Strad. 182. 183.

kunft mit dem letztern in Vorſchlag, wozu ſich der
Prinz um ſo bereitwilliger finden ließ, da er ſelbſt 1567
Verlangen trug, ſeinen Freund Egmont vor ſeinem
Abſchied noch einmal zu umarmen, und den Verblen-
deten, wo möglich, von ſeinem gewiſſen Untergange
zurück zu reißen. Dieſe merkwürdige Zuſammenkunft,
die letzte, welche zwiſchen beiden Freunden gehalten
wurde, gieng in Villebröck, einem Dorf an der
Rupel zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, vor ſich;
mit dem geheimen Sekretair Berti war auch der
junge Graf Mannsfeld dabei zugegen. Die Re-
formirten, deren letzte Hofnung auf dem Ausſchlag
dieſer Unternehmung beruhte, hatten Mittel gefun-
den, den Innhalt derſelben durch einen Spion zu
erfahren, der ſich in dem Schornſtein des Zimmers
verſteckt hielt, wo ſie vor ſich gieng s). Alle drei
beſtürmten hier den Entſchluß des Prinzen mit ver-
einigter Beredſamkeit, jedoch ohne ihn zum Wan-
ken zu bringen. „Es wird dir deine Güter koſten,
„Oranien, wenn du auf dieſem Vorſatz beſteheſt,“
ſagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm
ſeitwärts zu einem Fenſter folgte. „Und dir dein
„Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderſt;“
verſetzte jener. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn
„in jedem Schickſal, daß ich dem Vaterland und

s) Meteren.

„meinen Freunden mit Rath und That habe nahe „ſeyn wollen in der Stunde der Noth; du wirſt „Freunde und Vaterland in ein Verderben mit „dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, ſich einem Volke wieder zu ſchenken, das ſein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um ſeiner ſelbſt willen wenigſtens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge ſey. Aber alle noch ſo lichtvollen Gründe, die eine weitſehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundſchaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückſelige Zuverſicht zu zerſtören, welche Egmonts guten Verſtand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübſinnigen verzagenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooſe des Ueberfluſſes, des Wohllebens und der Pracht, worinn er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tauſendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu ſcheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn beſaß, und dieß alles, um einem Uebel zu entgehen, das ſein leichter Muth noch ſo weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber

auch

auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattinn und Kinder, an denen seine Seele hieng, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien, sagte Egmont, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worinn sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. „Wohlan,“ rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „so „wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. „Aber mir sagt eine traurige Ahndung — und „gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du „die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche „die Spanier in das Land setzen, und die sie abbre„chen werden, wenn sie darüber sind.“ Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit

zu ſich, drückte ihn feurig und feſt in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet, Thränen entfielen ihm, ſie ſahen einander nicht wieder [h]).

Gleich den folgenden Tag ſchrieb Oranien der Regentin den Abſchiedsbrief, worinn er ſie ſeiner ewigen Achtung verſicherte, und ihr nochmals anlag, ſeinen jetzigen Schritt aufs Beſte zu deuten; dann gieng er mit ſeinen drey Brüdern und ſeiner ganzen Familie nach ſeiner Stadt Breda ab, wo er nur ſo lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeſchäfte in Ordnung zu bringen. Sein älteſter Prinz Philipp Wilhelm allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurücke, weil er ihn unter dem Schutz der brabantiſchen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich ſicher glaubte; eine Unvorſichtigkeit, die, wenn ſie wirklich nicht abſichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen iſt, das er in ſo viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter ſeines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten ſich die Häupter der Kalviniſten noch einmal mit der Frage an ihn, ob

h) Thuan. 527. Strad. 183. Meteren. 95. Burgund. 479. 471. Meurſ. 28.

ob noch Hoffnung für ſie wäre, oder ob alles unrettbar verloren ſey? — „Er habe ihnen ehemals „den Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und „komme jezt abermals darauf zurück, daß ſie dem „Augsburgiſchen Bekenntniſſe beitreten ſollten, dann „wäre ihnen Hülfe aus Deutſchland gewiß. Wollten ſie ſich aber dazu noch immer nicht verſtehen, „ſo ſollten ſie ihm ſechsmal hunderttauſend Gulden „ſchaffen, oder auch mehr, wenn ſie könnten." — „Das erſte," erwiederten ſie, „ſtreite mit ihrer „Ueberzeugung und ihrem Gewiſſen; zu dem Geld „aber könne vielleicht Rath werden, wenn er ſie nur „wiſſen laſſen wollte, wozu er ſolches gebrauchen „würde." — „Ja," rief er mit Verdruſſe, „wenn ich das wiſſen laſſen muß, ſo iſt es aus mit „dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Geſpräch ab, und entließ bald darauf die Geſandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er ſein Vermögen verſchwendet, und ſeiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünſtiget habe; aber er verſicherte, daß er noch 60,000 Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er ſich vor ſeiner Abreiſe von den Staaten von Holland noch 20,000 Gulden vorſchießen, wofür er ihnen einige Herrſchaften verpfändete. Man konnte ſich nicht überreden, daß er ſo ganz, ohne Widerſtand der Nothwen-

wendigkeit unterlegen, und aller fernern Verſuche ſich begeben habe; aber was er im Stillen mit ſich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in ſeiner Seele geleſen. Es fragten ihn einige, wie er ſich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte? „Ruhig," war ſeine Antwort, „es ſey denn, daß er ſich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um ſich in ſeiner Geburtsſtadt Dillemburg im Naſſauiſchen zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte ſowohl von ſeinen Dienern, als freiwillige, begleiteten ihn nach Deutſchland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogſtraten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine ſelbſtgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewiſſen Schickſal leichtſinnig entgegen treten wollten. Die Nation ſah ihren guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn angebetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm ſank der Proteſtanten lezte Stütze; dennoch hofften ſie von dieſem entflohenen Manne mehr, als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholicken ſelbſt ſahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für ſie hatte er ſich der Tiranney entgegengeſtellt, nicht ſelten hatte er ſie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen, viele unter ihnen hatte er dem blutdürſtigen Eifer der

Sekten

Sekten entriſſen. Wenige arme Seelen unter den Kalviniſten, denen die angetragene Verbindung mit den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit ſtillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war i). 1567

Gleich nach genommenen Abſchied von ſeinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüſſel zurücke, um an dem Hof der Regentinn die Belohnung für ſeine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühl, und im Sonnenſcheine ſeines Glücks die wenigen Wolken zu zerſtreuen, die Oraniens ernſte Warnung über ſein Gemüth gezogen hatte. Einen Glücklichern konnte es jetzt nicht geben, als Egmont ſich fühlte. Oraniens Flucht überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republick keinen Nebenbuhler mehr, der ſeinen Ruhm verdunkelte. Er allein war der Stern, der jetzt an dieſem Himmel ſtrahlte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürſtengunſt zu buhlen, über die er doch ſo weit erhaben war. Ganz Brüſſel mußte ſeine Freude mit ihm theilen. Er ſtellte prächtige Gaſtmähler und öffentliche Feſte an, denen die Regentinn ſelbſt öfters

i) Meteren. 100. Meurſ. Guil. Auriac. 34. Reid. 5. Grotius 26.

öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus ſeiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigſten an Andacht, an Eifer den Eifrigſten zuvor, den proteſtantiſchen Glauben zu vertilgen, und die widerſpenſtigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogſtraten, ſeinem alten Freund, wie auch dem ganzen Ueberreſt der Geuſen kündigte er auf ewig ſeine Freundſchaft auf, wenn ſie ſich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten, und ſich mit ihrem König zu verſöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechſelt, und der Bruch zwiſchen beiden durch dieſen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall, und die Flucht des Prinzen von Oranien zerſtörte die letzte Hofnung der Proteſtanten, und löſte den ganzen Geuſenbund auf. Einer drängte ſich dem andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuſchwören und den neuen Eid zu leiſten, den man ihm vorlegte. Vergebens ſchrieen die proteſtantiſchen Kaufleute über dieſe Wortbrüchigkeit des Adels; ihre ſchwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die ſie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten k).

Die

k) Strad. 184. Burgund. 472.

Die wichtigſten Plätze waren unterworfen, und hatten Beſatzung, die Aufrührer flohen, oder ſtarben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden, alles wich dem Glück der Regentin, und ihr ſiegreiches Heer war im Anzug gegen Antwerpen. Nach einem ſchweren und hartnäckigen Kampfe hatte ſich endlich dieſe Stadt von den ſchlimmſten Köpfen gereinigt; Herrmann und ſein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt, und nun lag ſie erſchöpft und entkräftet gleich einem Todtkranken, den die Gewalt des Fiebers ſo eben verlaſſen hat. Die Gemüther fiengen allmählig an, ſich zu ſammeln, und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, beſſern Rathſchlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger ſehnte ſich ernſtlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu ſehen, die durch die lange Anarchie ſchwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangſalen zuvor zu kommen, die eine ſpaniſche Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzoginn zu fallen. Von freien Stücken ſandte man Bevollmächtigte nach Brüſſel, ihr den Vergleich anzutragen, und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von dieſem freywilligen Schritt überraſcht wurde,

ſo

so wenig ließ sie sich von ihrer Freude überreitzen. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mannsfeld zog den Tag darauf mit 16 Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmuck wieder herzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, unn alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen, und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte Ein Monat bewilligt seyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln, und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche

etwas

etwas verdammliches gethan, und durch das Vorige ſchon von ſelbſt ausgenommen wären. Gleich nach Abſchließung dieſes Vertrags wurde allen reformirten und lutheriſchen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb 24 Stunden das Land zu räumen; denen, welche zu den Konſiſtorien gehörten, wurden 3 Tage zugegeben. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebſtes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsſtrich ſuchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten ſie ſie mit ſich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhauſe; wo man hin blickte, bot ſich ein rührendes Schauſpiel der ſchmerzlichſten Trennung dar. Alle proteſtantiſchen Kirchen waren verſiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April war der Tag, wo ihre 1567
Prediger auszogen. Als ſie ſich noch einmal im Stadthauſe zeigten, um ſich bei dem Magiſtrat zu beurlauben, widerſtunden ſie ihren Thränen nicht mehr, und ergoſſen ſich in die bitterſten Klagen. Man habe ſie aufgeopfert, ſchrieen ſie, liederlich habe man ſie verlaſſen. Aber über ihnen ſey ein Gott, der es nicht ungeſtraft dulden werde, daß man

die Diener ſeines Worts verjage, und eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen ſchwer genug für dieſe Niederträchtigkeit büßen würde. Am bitterſten beſchwerten ſich die lutheriſchen Geiſtlichen, die der Magiſtrat ſelbſt in das Land gerufen, um gegen die Kalviniſten zu predigen. Unter der falſchen Vorſpiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen ſey, hatte man ſie in ein Bündniß wider die Kalviniſten verflochten, und Letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinſchaftlichen Schickſal ihre Thorheit beweinen [1]).

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen von tauſend Walloniſchen Reutern, von allen Rittern des goldnen Vlieſſes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hof und einer großen Menge obrigkeitlicher Perſonen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Ihr erſter Beſuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderſtürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bitterſten Thränen koſtete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markt

1) Meurſ. 33. 34. Thuan 527. Reidan. 5. Strad. 187. 188. Meteren. 99. 100. Burgund. 477. 478.

Markt vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf proteſtantiſche Weiſe empfangen, müſſen ſie von katholiſchen Prieſtern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländiſchen Städte folgten dem Beiſpiele von Antwerpen, und aus allen mußten die proteſtantiſchen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholiſchen Kirchen wieder herrlicher als jemals geſchmückt, alle proteſtantiſchen Gotteshäuſer niedergeriſſen, und jeder fremde Gottesdienſt bis auf die geringſte Spur aus allen ſiebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Hauſe, der in ſeiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte ſich jetzt eben ſo geſchäftig, den Fall der Unglücklichen zu beſchleunigen, als er kurz vorher wüthend für ſie geſtritten hatte; ein ſchönes Gotteshaus, das die Kalviniſten in Gent errichtet, verſchwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbauet, die ſich an den katholiſchen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landſtraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war ſo klein, worinn in

dieſem mörderiſchen Jahre nicht zwiſchen funfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offnem Lande den Droßarten in die Hände fielen, und als Raubgeſindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör ſogleich aufgeknüpft wurden [m]).

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Wirtemberg und Baden Geſandte ſich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der augsburgiſchen Konfeſſion hatten den Religionsfrieden der Deutſchen reklamirt, deſſen auch Brabant, als ein Reichsſtand theilhaftig wäre, und ſich in den Schutz dieſer Fürſten begeben. Die Erſcheinung der fremden Miniſter beunruhigte die Regentin, und vergeblich ſuchte ſie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten, doch gelang es ihr, ſie unter dem Schein von Ehrenbezeugungen ſo ſcharf bewachen zu laſſen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den ſie ſo ſehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe ſchließen, daß es ihnen mit ihrer

m) Thuan. 529. Strad. 178. Meteren 99. 100. Burgund. 482. 484.

ihrer Foderung wenig Ernſt geweſen ſey. Billig, ſagten ſie, ſollte das augsburgiſche Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrſchende ſeyn; aber äuſſerſt unnatürlich und unerlaubt ſey es, die Anhänger deſſelben durch ſo grauſame Edikte zu verfolgen. Man erſuche alſo die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit ſolcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieſer Art, antwortete dieſe durch den Mund ihres deutſchen Miniſters, des Grafen von Skaremberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheil, welchen die deutſchen Fürſten an den niederländiſchen Flüchtlingen genommen, ſey es klar, daß ſie den Briefen Sr. Majeſtät, worinn der Aufſchluß über ſein Verfahren enthalten ſey, weit weniger Glauben ſchenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in ſo vielen zerſtörten Kirchen geſtiftet. Sie möchten es dem König in Spanien überlaſſen, das Beſte ſeiner Völker zu beſorgen, und der unrühmlichen Mühe entſagen, den Geiſt der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Geſandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der ſächſiſche Miniſter that der Regentin in geheim die Erklärung,

daß sich sein Herr diesem Schritt aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sey n). Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Brederode hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen im Stich gelassen, und sich mit Hülfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatte. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin vor einem neuen Aufstand in Sor-

n) Strad. 188. Burg. 487 — 489.

Sorgen, ſandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretaire, Jakob de la Torre an den Rath von Amſterdam, und ließ ihm befehlen, ſich, auf welche Art es auch ſey, des Grafen Brederode zu entledigen. Weder der Magiſtrat, noch de la Torre ſelbſt, der ihm in Perſon den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; Letzterer wurde ſogar von einigen Edelleuten aus Brederoden's Gefolge in ſeinem Zimmer überfallen, und alle ſeine Briefſchaften ihm entriſſen. Vielleicht wäre es ſogar um ſein Leben ſelbſt geſchehen geweſen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwiſchen. Noch einen ganzen Monat nach dieſem Vorfall hieng Brederede, ein ohnmächtiges Idol der Proteſtanten und eine Laſt der Katholicken in Amſterdam, ohne viel mehr zu thun, als ſeine Wirthsrechnung zu vergrößern: während dem, daß ſein in Viane zurückgelaſſenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verſtärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Proteſtanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entſchließt ſich auch Brederode, nach dem Beiſpiel Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrath ſeinen

Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden eilte man ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Banquiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wannen er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher 1568 auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen seyn, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schönes res Loos fiel seiner Wittwe, einer gebohrnen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der dritte, Kurfürst von der Pfalz zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederodens Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte. Den wahren Gehalt aller Unternehmungen entscheidet ihr Ende. Eine Brederodische Verschwörung mußte in das Nichts zurück kehren, woraus sie hervorgegangen war; aber was sie Gutes und

Gründ-

Gründliches hatte, war und blieb über alle Zufälle erhaben o).

Das kleine Heer, das er durch ſeine ſchimpfliche Flucht ſich ſelbſt überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entſchloſſene Anführer. Es war entlaſſen, ſobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte, aber ſein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang zuſammen. Einige rückten unter Anführung Dietrichs von Battenburg vor Amſterdam, in Hoffnung, dieſe Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreizehn Fahnen vortreflicher Truppen zum Entſatz herbeieilte, nöthigte ſie, dieſem Anſchlag zu entſagen. Sie begnügten ſich damit, die umliegenden Klöſter zu plündern, wobei beſonders die Abtei zu Egmont ſehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo ſie ſich der vielen Sümpfe wegen vor weitern Verfolgungen ſicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf Megen, und nöthigte ſie, ihre Rettung eilig auf der Süderſee zu ſuchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebſt einigen frieſiſchen Edelleuten Beima und Galama warfen ſich mit 120 Soldaten und der in den Klö-

o) Meteren. 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. V. N. 104.

ſtern gemachte Beute bei der Stadt Hoorne, auf ein Schiff, um nach Friesland überzuſetzen, fielen aber durch die Treuloſigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergiſchen Hauptmann in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volk unter der Mannſchaft wurde durch den Grafen von Aremberg ſogleich das Urtheil geſprochen; die dabei befindlichen Edelleute ſchickte er der Regentin zu, welche ſieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andre von dem edelſten Geblüt, unter denen die Gebrüder Battenburg, und einige Frieſen ſich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgeſpart, um den Antritt ſeiner Verwaltung ſogleich durch eine That verherrlichen zu können, die ſeiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Seegel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte ſie von ihrer Fahrt verſchlagen, und an die Küſte von Geldern getrieben, wo ſie wohlbehalten ans Land ſtiegen; ſie giengen bei Heuſen über den Rhein, und entkamen glücklich ins Cleviſche, wo ſie ihre Fahnen zerriſſen und auseinander giengen. Einige Geſchwader, die ſich über der Plünderung

der

der Klöſter verſpätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nordholland, und bekam ſie gänzlich in ſeine Gewalt, vereinigte ſich darauf mit Noirkarmes und gab Amſterdam Beſatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberreſt der geuſiſchen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunſchweig bei Viane, wo ſie ſich einer Schanze bemächtigen wollten, ſchlug ſie aufs Haupt und bekam ihren Anführer Rennesſe gefangen, der bald nachher auf dem Schloſſe Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr als todte Straßen, und eine Menſchenleere Stadt; Einwohner und Beſatzung hatten ſie im erſten Schrecken verlaſſen. Er ließ ſogleich die Feſtungswerke ſchleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte dieſen Waffenplatz der Geuſen zum Dorfe p). Die erſten Stifter des Bundes hatten ſich auseinander verloren, Brederode und Ludwig von Naſſau waren nach Deutſchland geflohen, und die Grafen von Hoogſtraten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beiſpiel gefolgt; Mannsfeld war abgefallen, die Gebrüder Battemburg erwarteten im Gefängniß ein ſchimpfliches

p) Meteren. 100. 101. Thuan. 530. Burgund 492 — 492. Strad. 189. Meurſ. 31. Vigl. ad Hopper. Epiſtol. 34. A. G. d. V. N. 105.

liches Schickſal, und Thouloufe hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerdt des Feindes und des Henkers entrunnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und ſo ſahen ſie endlich mit einer ſchrecklichen Wahrheit den Namen an ſich erfüllet, den ſie zur Schau getragen hatten.

1567 So ein unrühmliches Ende nahm dieſer lobenswürdige Bund, der in der erſten Zeit ſeines Werdens ſo ſchöne Hofnungen von ſich erweckt, und das Anſehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war ſeine Stärke; Mistrauen und innere Zwietracht ſein Untergang. Viele ſeltne und ſchöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwo unentbehrlichſten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umſchlagen, alle Früchte des mühſamſten Fleißes verderben. Wären ſeine Zwecke ſo rein geweſen, als er ſie angab, oder auch nur ſo rein geblieben, als ſie bei ſeiner Gründung wirklich waren, ſo hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und, auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geſchichte verdienen. Aber es leuchtet allzuklar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unſinn der Bilderſtürmer

ſtürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als ſich mit der Würde und Unſchuld ſeines Zwecks vertrug, und viele unter ihm haben augenſcheinlich ihre eigene gute Sache mit dem raſenden Beginnen dieſer nichtswürdigen Rotte verwechſelt. Die Einſchränkung der Inquiſition, und eine etwas menſchlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod ſo vieler Tauſende, die in dieſer Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von ſo vielen treflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba, und die Wiederkehr der ſpaniſchen Waffen in die Provinzen, waren wohl ein zu theurer Preiß für dieſe vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volk, der ohne dieſe gefährliche Gelegenheit die Verſuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieſes Bundes zu ſtrafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ und ſtürzte ihn ins Verderben, weil er dieſe Hofnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß er vieles von dem, was er ſchlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch dieſen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbſtſucht herausgeriſſen: durch ihn wurde ein

wohl-

wohlthätiger Gemeingeiſt unter dem niederländiſchen Volk wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloſchen war, und zwiſchen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwürigkeit allein Deſpoten ſo keck macht. Zwar verunglückte der Verſuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande löſ'ten ſich wieder, aber an mislingenden Verſuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen ſollte.

Die Vernichtung des geuſiſchen Heeres brachte nun auch die holländiſchen Städte zu ihrem vorigen Gehorſam zurücke, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der ſich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingebohrner und Fremder, drohte dem Lande mit einer verderblichen Erſchöpfung. In Amſterdam war die Menge der Fliehenden ſo groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, ſie über die Nord- und Süderſee zu bringen, und dieſe blühende Handelsſtadt ſah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlſtandes entgegen q). Erſchreckt von dieſer allgemeinen Flucht eilt die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu ſchreiben, und den ſinkenden Muth der Bür-

q) Allg. G. d. V. N. 105.

Bürger durch ſchöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem König und der Kirche gutwillig ſchwören würden, ſagte ſie in ſeinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf dieſe königliche Huld wieder umzukehren. Sie verſprach der Nation, ſie von dem ſpaniſchen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch ſchon an der Gränze ſtünde; ja ſie ging ſo weit, ſich entfallen zu laſſen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, dieſem Heer den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu verſagen, weil ſie gar nicht geſonnen ſey, einem andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den ſie ſo mühſam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurücke und dieſe Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tauſende waren ſchon voraus, und mehrere Tauſende folgten. Deutſchland und England waren von niederländiſchen Flüchtlingen angefüllt, die, wo ſie ſich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis ſelbſt auf die Kleidertracht beibehielten, weil es ihnen doch zu ſchwer war, ihrem Vaterlande ganz abzuſterben, und ſelbſt von der Hofnung einer Wiederkehr zu ſcheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksſtandes mit ſich; beiweitem der größte Theil bettelte ſich dahin, und ſchenkte ſeinem neuen Vaterlande nichts, als ſeinen

nen

nen Kunſtfleiß, nützliche Hände, und rechtſchaffne Bürger r).

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Botſchaft zu hinterbringen, mit der ſie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen ſey, allen niederländiſchen Provinzen die Ruhe wieder zu ſchenken, und daß ſie ſich ſtark genug glaube, ſie darin zu erhalten. Die Sekten ſeien ausgerottet, und der römiſchkatholiſche Gottesdienſt prange in ſeinem vorigen Glanz; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten ſie noch im Gefängniß, die Städte ſeien ihr durch hinlängliche Beſatzung verſichert. Jetzt alſo bedürfe es keiner ſpaniſchen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts ſei mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerſtören, welche zu gründen ihr ſo viel Kunſt gekoſtet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erſchweren, deren beide ſo bedürftig ſeien, und indem ſie den Bürger in neue Unkoſten ſtürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Herbeiſchaffung derſelben berauben. Schon das bloße

r) Meteren. 101. Meurſ. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epiſtol. 5. Ep. 34. Grot. 26.

bloße Gerücht von Ankunft des ſpaniſchen Heeres habe das Land von vielen tauſend nützlichen Bürgern entblößt, ſeine wirkliche Erſcheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen ſey, ſo könnte man zu dieſem Heer keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranzuhe, unter dieſer Vorausſetzung aber würde es keinen ſehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, würde dieſes gewaltſame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs neue erbittern, die Proteſtanten aufs äußerſte treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in ſeinem Namen Zuſage gethan, daß ſie vom fremden Kriegsheer befreit ſeyn ſollte, und dieſer Bedingung vorzüglich danke ſie jetzt den Frieden; ſie ſtehe ihm alſo nicht für ſeine Dauer, wenn er ſie Lügen ſtrafte. Ihn ſelbſt, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen, aber er möchte als Vater, und nicht als ſtrafender König kommen. Er möchte kommen ſich der Ruhe zu freuen, die ſie dem Lande geſchenkt, aber nicht, ſie aufs neue zu ſtören t).

Aber

t) Strad. 197.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granvella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Großinquisitor Spinosa, und der Herzog von Alba, jeder von seinem Haß, seinem Verfolgungsgeist oder seinem Privatvortheil geleitet, hatten die gelindern Rathschläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters Fresneda überstimmt). Der Tumult sey für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen seyn würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem König eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auf die Republick auszuführen, so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zweck sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die seinem herrsch-

e) Strad. 193 seq.

herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoß gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinenmäßigen Takt seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gang seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von außenher auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darnieder gedrückt war. Die Schwürigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdieß ohnmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete wie er, so waren die Weitläuftigkeiten, die er in Gedanken unumgäng-

lich mit einer ſolchen Reiſe verband, und der Aufwand, den ſie aus eben dieſem Grunde verurſachen mußte, ſchon für ſich allein hinreichend, ihn davon zurück zu ſchrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß ſeines Günſtlings Ruy Gomez, der es gerne geſehen haben ſoll, ſeinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Perſon des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber ſo wenig es ihm auch mit dieſer Reiſe ein Ernſt war, ſo nothwendig fand er es doch, den Schrecken derſelben wirken zu laſſen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugeſinnten aufrecht zu erhalten, und die fernern Fortſchritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verſtellung aufs äußerſte zu treiben, hatte er die weitläuftigſten und lauteſten Anſtalten zu dieſer Reiſe getroffen, und alles beobachtet, was in einem ſolchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüſten befohlen, Officiere angeſtellt, und ſein ganzes Gefolge beſtimmt. Alle fremden Höfe wurden durch ſeine Geſandten von dieſem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch dieſe kriegeriſche Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem König von Frankreich

reich ließ er für ſich und ſeine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieſes Reich anſuchen, und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen ſey? Von allen Städten und feſten Plätzen, durch die ihn irgend nur ſein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufſetzen, und ihre Entfernungen von einander aufs genaueſte beſtimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund ſollte aufgenommen, und eine eigene Charte davon entworfen werden, wozu er ſich von dem Herzog die nöthigen Künſtler und Feldmeſſer ausbat. Er trieb den Betrug ſo weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigſtens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um ſie ihm ſogleich entgegen ſchicken zu können, wenn ſie hören würde, daß er von Spanien abgeſegelt ſey. Und wirklich ließ ſie dieſe Schiffe auch ausrüſten, und in allen Kirchen Gebete anſtellen, daß ſeine Seereiſe glücklich ſeyn möchte, obgleich manche ſich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majeſtät in ihrem Zimmer zu Madrid von Seeſtürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er ſpielte dieſe Rolle ſo meiſterlich, daß die niederländiſchen Geſandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche alles bis jezt nur für ein Gaukelſpiel gehalten, endlich ſelbſt anfengen, darüber

unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht anſteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um dieſe Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen ſcheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieſer Reiſe zu verſchieben, während daß die Ausrüſtung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Beſtürmungen ſeiner Schweſter eine beſtimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen ſollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und ſeiner eigenen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als ſeinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländiſche Adel eine Mäßigung, die er dem Souverain nicht verſagen konnte, auch auf einen ſeiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfaſſung verabſcheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Alba's wirklichen Eintritt fortwährende Glaube, daß der König ſelbſt ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grauſamen Eröffnung ſeiner Statt-

Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben u).

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem König zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vice-Könige und Statthalter von Sicilien, Neapel, Sardinien und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammen zu ziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatz im Genuesischen Gebiet abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen, und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reuter in der Franche Comté bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritt in die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statt-

u) Strad. 193. 200. Meteren. 103.

halterin eine Summe von 200,000 Goldgulden ausgezahlt, um dieſe neuen Unkoſten ſowohl, als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu beſtreiten [x]).

Als ſich unterdeſſen der franzöſiſche Hof unter dem Vorwand einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen ſpaniſchen Armee verbeten hatte, wandte ſich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm ſtanden, um ihm dieſes Geſuch abzuſchlagen. Erſterer machte bloß die Bedingung, 2000 Fußgänger und eine Schwadron Reuter auf des Königs Unkoſten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu ſchützen, dem es während des Durchzugs der ſpaniſchen Armee ausgeſetzt ſeyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu verſorgen [y]).

Das Gerücht von dieſem Durchmarſche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubünder in Bewegung. Der Prinz von Conde und der Admiral von Coligny lagen Karln dem neunten

x) Meteren. 104. Burgund. 412. Strad. 106.
y) Strad. 198. 199.

neunten an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeind Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer, und seiner eigenen protestantischen Unterthanen, würde es ihm etwas leichtes seyn, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Päßen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von 50,000 Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karln dem neunten, unter einem anständigen Vorwand abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsch zu sorgen. Er brachte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Gränzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürch und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen z).

Am fünften Mai 1567. gieng der Herzog mit 1567
30 Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Kosmus von Florenz dazu hergeschaft hatten, zu Carthagena unter Seegel, und landete innerhalb acht

z) Strad. 196. Burgund. 497.

Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn einige Tage unthätig in der Lombardey zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über 10,000 Mann, Reuterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwürigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteraner sollten gleichsam nur das Mark, nur der feste Kern einer größern Armee seyn, die er nach Maaßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können. Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz

und

und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurst und angestammten Muth kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen und eine schaamlose Licenz über alle Sittlichkeit siegen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Appennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen a). Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten

a) Der bacchantische Aufzug dieses Heers kontrastirte seltsam genug mit dem finstern Ernst und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zweckes. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermäßig groß, daß sie nothgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigene Disciplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondre Fahnen! zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter

ten ſeiner Soldaten aufzulöſen befliſſen war, ſo ſehr preßte er ſie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zuſammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausſpruch des athenienſiſchen Feldherrn Iphikrates in Ausübung; der dem wollüſtigen gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugeſtand [b]). Je ſchmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwang zuſammengehalten worden, deſto wüthender mußten ſie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelaſſen ward.

Das ganze Fußvolk, ohngefehr neuntauſend Köpfe ſtark, und gröſtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorſetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitaniſche Brigade, die unter 9 Fahnen 3230 Mann ausmachte; Sancho von Lodogno die mailändiſche, 2200 Mann unter 10 Fahnen; die ſicilianiſche Brigade zu eben ſo viel Fahnen und 1600 Mann commandirte Julian Romero, ein

hinter jedem Bataillon daher, und ſonderten ſich mit ſtrenger Etikette, nach Rang und Gehalt, in Befehlshaberſh***, Hauptmannſch***, reiche und arme Soldatenſh***, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Anſprüche ſtiegen oder fielen. Meteren. 104.

b) Plutarch im Galba.

ein erfahrner Kriegsmann, der ſchon ehedem auf niederländiſchem Boden gefochten c), und Gonſalo von Braccamonte die ſardiniſche, die durch 3 Fahnen neumitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem funfzehn ſpaniſche Musquetiers zugegeben. Die Reuterei, nicht über zwölfhundert Pferde ſtark, beſtand aus drei italieniſchen, zwei albaniſchen und ſieben ſpaniſchen leichten und ſchwergeharniſchten Geſchwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarſchall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beſchenkt hatte, und Gabriel Serbellon, General des Geſchützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeiſter, Franz Paciotto aus Urbino, überlaſſen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Feſtungen nützlich werden ſollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des ſpaniſchen Adels, wovon der größte

c) Derſelbe, unter deſſen Befehlen Eines von den ſpaniſchen Regimentern geſtanden, worüber ſieben Jahre vorher von den Generalſtaaten ſo viel Streit erhoben worden.

größte Theil unter Karl V. in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehen spanischen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Arila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta, und Graf Martiningo — alle von edlem Feuer begeistert, unter einem so treflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröfnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen d).

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, desselben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen seyn. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodogno an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra nebst dem General Serbellon, der Armee

d) Strad. 200. 201. Burgund. 393. Meteren. 104.

Armee Bahn zu machen, und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäſigen Tagreiſen die ſavoyiſchen Alpen, und mit dem vierzehnten Marſch war dieſer gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende franzöſiſche Armee begleitete es ſeitwärts längs der Gränze von Dauphine' und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von ſieben Meilen vorbei kam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Gränze zu decken. Wie es auf den ſteilen abſchüſſigen Felſen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Iſer ſetzte, oder ſich Mann für Mann durch enge Felſenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menſchen hingereicht, ſeinen ganzen Marſch aufzuhalten, und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant beſtellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem ſpaniſchen Namen ſchien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß ſie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigſtens nicht wagten,

ihn

ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen seyn würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt e); und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen f).

In

e) Einmal nur wagten es drei Reuter am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückschickte, und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Gränze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strad. 202.

f) Burgund. 496. 497. Strad. l. c.

In der Franche Comte' ſtießen viet neugeworbene Geſchwader burgundiſcher Reuter zu der Hauptarmee, und drei deutſche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberſtein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage raſtete, ließ er die Oberſtatthalterin durch Franz von Ibarra begrüſſen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erſchienen Noirkarmes und Barlaimont im ſpaniſchen Lager, dem Herzog zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweiſen. Zugleich mußten ſie ihm die königliche Vollmacht abfodern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämiſchen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunſt des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen ſie im Anzug war, durch eine zeitige Unterwerfung zu verſöhnen. Als unter dieſen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umſtehenden. „Es kommt ein groſſer Ketzer,“ rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei dieſen Worten betreten ſtille ſtand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog ſeine Unbeſonnenheit zu verbeſſern, mit erheitertem Geſicht auf ihn zu-

gieng, und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht, und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei treflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward g).

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sey, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. 3600 Mann wurden unter Lodrona's Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die Wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig starke Besatzung warf man in Gent, und in andre wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom Ersten Adel des Landes begleitete h).

Hier wie in allen übrigen Städten der Niederlande waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und

g) Meteren 105. Meurs. 37. Strada 202. Watson Tom. II p. 9.

h) Strad. 203.

und wer ſich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer ſich auch keiner bewußt war, ſah dieſem Einzug mit einer Bangigkeit, wie dem Anbruch eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland ſich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der ſpaniſchen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberſtatthalterin eigenem Bericht, ſchon um hunderttauſend Bürger entvölkert, und dieſe allgemeine Flucht dauerte noch unausgeſetzt fort i). Aber die Ankunft des ſpaniſchen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter ſeyn, als ſie der Regentin kränkend und niederſchlagend war. Endlich nach vielen ſorgenvollen Jahren hatte ſie angefangen, die Süßigkeit der Ruhe und einer unbeſtrittenen Herrſchaft zu koſten, die das erſehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung geweſen, und bisher immer ein eitler Wunſch geblieben war. Dieſe Frucht ihres ängſtlichen Fleiſſes, ihrer Sorgen und Nachtwachen ſollte ihr jetzt durch einen Fremdling entriſſen werden, der, auf einmal in den Beſitz aller Vortheile geſetzt, die ſie den Umſtänden nur mit langſamer Kunſt abgewinnen konnte, den Preiß der Schnelligkeit leicht über ſie davon tragen, und mit raſcheren Erfolgen über ihr gründliches aber weniger ſchimmerndes Ver-

i) Strad. L. I. c.

dienſt triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Miniſters Granvella hatte ſie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekoſtet, und die ſchmeichleriſche Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrſchaft deſtomehr zu genießen gab, jemehr er ihr von dem Weſen derſelben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem ſolchen Grade verwöhnt, daß ſie endlich auch ihren redlichſten Diener den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für ſie hatte, durch Kälte von ſich entfremdete. Jetzt ſollte ihr auf einmal ein Aufſeher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite geſetzt wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von deſſen ſtolzem, ſtörrigem und gebietheriſchem Geiſt, den keine Hofſprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichſten Kränkungen bevorſtanden. Vergebens hatte ſie, um ſeine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunſt aufgeboten, dem Könige vorſtellen laſſen und vorgeſtellt, daß der gänzliche Ruin des niederländiſchen Handels die unausbleibliche Folge dieſer ſpaniſchen Einquartierung ſeyn würde, vergebens hatte ſie ſich auf den bereits wiederhergeſtellten Frieden des Landes, und auf ihre eigenen Verdienſte um dieſen Frieden berufen, die ſie zu einem beſſern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten, und

alles

alles von ihr geſtiftete Gute durch ein entgegengeſetztes Verfahren wieder vernichtet zu ſehen. Selbſt nachdem der Herzog ſchon den Berg Cenis herüber war, hatte ſie noch einen Verſuch gemacht, ihn wenigſtens zu einer Verminderung ſeines Heers zu bewegen, aber auch dieſen fruchtlos wie alle vorigen, weil ſich der Herzog auf ſeinen Auftrag ſtützte. Mit dem empfindlichſten Verdruſſe ſah ſie jetzt ſeiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe miſchten ſich unter die, welche ſie dem Vaterland weinte [k]).

Der XXII. Auguſt war der Tag, an welchem 1567
der Herzog Alba an den Thoren von Brüſſel erſchien. Sein Heer wurde ſogleich in den Vorſtädten in Beſatzung gelegt, und er ſelbſt ließ ſein erſtes Geſchäft ſeyn, gegen die Schweſter ſeines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfieng ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung ſie wirklich ſo ſehr angegriffen hatte, oder wahrſcheinlicher, weil ſie dieſes Mittel erwählte, ſeinem Hochmuth weh zu thun, und ſeinen Triumph in etwas zu ſchmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für ſie mitgebracht, und legte

k) Meteren. 104. Burg 470. Strad. 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXX. Brief.

ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheim gestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Commission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Commission war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte, und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfang, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Commission, oder besondere Befehle im Rückhalt hätte, die noch weiter giengen, und bestimmter abgefaßt wären? welches er nicht undeutlich bejahete, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläuftig seyn dürfte, und nach Zeit

und

und Gelegenheit beſſer würde geſchehen können. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft ließ er den Rathsverſammlungen und Ständen eine Copie jener erſten Inſtruction vorlegen, und beförderte ſie zum Druck, um ſie ſchneller in jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Pallaſt inne hatte, bezog er einſtweilen das Kulemburgiſche Haus, daſſelbe, worin die Geuſenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechſel der Dinge die ſpaniſche Tirannei ihre Zeichen aufpflanzte [1]).

Eine todte Stille herrſchte jetzt in Brüſſel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräuſch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als ſich ſeine Begleiter, gleich losgelaſſenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerſtreuten. Ueberall fremde Geſichter, menſchenleere Straſſen, alle Häuſer verriegelt, alle Spiele eingeſtellt, alle öffentliche Plätze verlaſſen, die ganze Reſidenz wie eine Landſchaft, welche die Peſt hinter ſich liegen ließ. Ohne wie ſonſt geſprächig beiſammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber, man förderte ſeine Schritte ſobald ein Spanier in den

1) Strad. 203. Meteren. 105. Meurſ. Guil. Auriac. L. IV. 38.

Strassen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern, man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniß des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mistrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungne Gravität sogar das Minenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, ergieng es ihr, wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt der tödlichen Wirkung entgegen harret.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein erstes mußte seyn, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter, und dem Volk, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern,

und

und den Grafen von Egmont beſonders in ſeine ganze vorige Sicherheit zurück zu werfen, wobei er ſich auf eine geſchickte Art ſeiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geſelligkeit und Jugend ſich leichter mit dem flämiſchen Karakter vermiſchten. Durch dieſes kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorne, der es bis jezt für rathſamer gehalten, den erſten Begrüßungen von weitem zuzuſehen, von dem guten Glücke ſeines Freundes verführt, nach Brüſſel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont ſich befand, fiengen ſogar an, zu ihrer vorigen luſtigen Lebensart zurück zu kehren, doch nur mit halben Herzen, und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgiſche Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die ſich dort um die Perſon des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Geſicht, das Furcht und Unruhe ſpannten, eine geborgte Munterkeit ſchimmern ließ; Egmont beſonders gab ſich das Anſehen, mit leichtem Muthe in dieſem Hauſe aus und ein zu gehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ ſich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine ſo ſchöne Gelegenheit, zu Vollſtreckung ſeines Anſchlags nicht zum zweitenmale wiederkommen dürfte, und eine

einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hochstraaten als der dritte Mann in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen unter einem scheinbaren Vorwand von Geschäften nach der Hauptstadt rief. Zu der nehmlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien und der im Verdacht war, die Kalvinisten begünstigt zu haben, ein andrer den geheimen Sekretair und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrod von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorne in Verhaft nehmen, und sich ihrer Papiere bemächtigen. Als der Tag erschienen, der zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mannsfeld, der von Barlaimont, von Aremberg und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen

gen Grafen von Mannsfeld, der gleichfalls bei dieſer Verſammlung erſchien, winkte ſein Vater, daß er ſich eiligſt wieder unſichtbar machte, und durch eine ſchnelle Flucht dem Verderben entgieng, das über ihn, als einen ehmaligen Theilhaber des Geuſenbundes, verhängt war. Der Herzog ſuchte die Berathſchlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen ſollten. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeiſter Pacotto bei der Berathſchlagung mit zugegen ſeyn, und ihm die Riſſe zu einigen Feſtungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Todrona's Anſchlag glücklich von Statten gegangen ſey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von ſich ließ. Und nun wollte ſich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzuſetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila in den Weg trat, und im Namen des Königs den Degen abfoderte. Zugleich ſah er ſich von einer Schaar ſpaniſcher Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plözlich aus dem Hintergrund hervortraten. Dieſer höchſt unerwartete

Streich

Streich griff ihn ſo heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Beſinnung verlor; doch faßte er ſich bald wieder, und nahm ſeinen Degen mit gelaßnem Anſtand von der Seite. „Dieſer „Stahl," ſagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs ſchon einis „gemal nicht ohne Glück vertheidigt." Zur nehmlichen Zeit bemächtigte ſich ein andrer ſpaniſcher Officier des Grafen von Hoorne, der ohne alle Ahndung der Gefahr ſo eben nach Hauſe kehren wollte. Hoornes erſte Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß ſeinem Freund in eben dem Augenblick daſſelbe begegne, ergab er ſich ohne Widerſtand. „Von ihm hab ich mich „leiten laſſen," rief er aus, „es iſt billig, daß ich „Ein Schickſal mit ihm theile." Beide Grafen wurden in verſchiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieſes innen vorgieng, war die ganze Garniſon ausgerückt und ſtand vor dem Kuilemburgiſchen Hauſe unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war, ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüſſel, bis endlich das Gerücht dieſe unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob ſie jedem unter ihnen ſelbſt wiederfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblen-

blendung das Mitleid mit ſeinem Schickſal, alle frohlockten, daß Orannien entronnen ſey. Auch ſoll die erſte Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom dieſe Bothſchaft brachte, geweſen ſeyn, ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm dieſes verneinte, ſchüttelte er den Kopf: „Man hat alſo gar nichts,“ ſagte er, „weil man den Schweigenden entwiſchen ließ.“ Beſſer meinte es das Schickſal mit dem Grafen von Hochſtraten, den das Gerücht dieſes Vorfalls unterwegs nach Brüſſel noch erreichte, weil er Krankheitshalber war genöthigt worden, langſamer zu reiſen. Er kehrte eilends um, und entrann glücklich dem Verderben m).

Gleich nach ſeiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handſchreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worinn er dieſem anbefehlen mußte, dem ſpaniſchen Obriſten Alphons von Ulloa die Feſtung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem ſie einige Wochen lang in Brüſſel, jeder an einem beſondern Orte gefangen geſeſſen, unter einer Bedeckung von 3000 ſpaniſchen Soldaten nach Gent abge-

m) Meteren. 108. Strad. 204. 205. Meurſ. Guil. Auriac. 39. Allg. G. d. V. N. III. Band. 112.

abgeführt, wo ſie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man ſich aller ihrer Briefſchaften bemächtigt. Viele aus dem erſten Adel, die ſich von der verſtellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten bethören laſſen zu bleiben, erlitten das nehmliche Schickſal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufſchub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen 20,000 Einwohner den Wanderſtab, auſſer den 100,000, die ſich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des ſpaniſchen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand ſchäzte ſich mehr ſicher, nachdem ſogar auf ein ſo ſchuldloſes, ſo heiliges Leben ein Angriff geſchehen war n); aber viele

n) Ein groſſer Theil dieſer Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verſtärken, die von dem Durchzug der ſpaniſchen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zuſammen zu ziehen, und Karln den neunten jezt aufs äuſſerſte bedrängten. Aus dieſem Grunde glaubte der franzöſiſche Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subſidien zu dringen. Die Hugenotten führte er an, hätten den Marſch der ſpaniſchen Armee als eine Folge der Verabredung angeſehen, die zwiſchen beiden Höfen in Bayonne gegen ſie geſchloſſen worden ſey, und wären dadurch

viele fanden Urſache, es zu bereuen, daß ſie dieſen heilſamen Entſchluß ſo weit hinaus geſchoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht ſchwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen ſperren ließ, und auf die Wanderung Todesſtrafe ſetzte. Jezt prieß man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelaſſen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten o).

Alba's erſter Schritt, ſobald er ſich der verdächtigſten Großen verſichert hatte, war, die Inquiſition in ihr voriges Anſehen wieder einzuſetzen, die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurück zu führen p). Der Inqui-

durch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von rechtswegen komme es alſo dem ſpaniſchen Hofe zu, den franzöſiſchen Monarchen aus einer Bedrängniß ziehen zu helfen, in welche dieſer nur durch den Marſch der Spanier gerathen ſey. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem anſehnlichen Heer zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen, und erbot ſich ſogar, es in eigner Perſon zu befehligen, welches leztere man ſich aber verbat. Strad. 206. Thuan. 541.

o) Meurſ. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren. 108. A. G. d. V. N. 113.

p) Meurſ, G. A. 38. Meteren. 105.

Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholicken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt, und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Nahmen mit dem niederländischen Volk eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; alle, die gegen die trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsezzung der Bischöffe mit einer Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholischen Prediger

beherbergt oder verheimlicht, kalvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; alle die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen, alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen — alle, ohne Unterschied, seyen in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrath lege, und diese Strafe solle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiel und zum Schrecken für alle künftige Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden q). Nach dieser Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eines von beiden, oder gar beides rettete, empfieng es von seiner Großmuth und Menschlichkeit zum Geschenke. Durch diesen eben so fein ausgesonnenen als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nehmlich blos von

q) Meteren. 107.

von des Herzogs Willkühr abhieng, an wem er das Urtheil vollſtrecken laſſen wollte, das über alle ohne Ausnahme, gefällt war, ſo hielt jeder Einzelne ſich ſtille, um wo möglich der Aufmerkſamkeit des Statthalters zu entwiſchen, und die Todeswahl ja nicht auf ſich zu lenken; ſo ſtand jeder, mit dem es ihm gefiel, eine Ausnahme zu machen, gewiſſermaßen in ſeiner Schuld, und hatte ihm für ſeine Perſon eine Verbindlichkeit, die dem Werth des Lebens und des Eigenthums gleich kam. Da dieſes Strafgericht aber bei weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollſtreckt werden konnte. ſo hatte er ſich alſo natürlicher weiſe der größern durch die ſtärkſten Bande der Furcht und der Dankbarkeit verſichert; und für Einen, den er zum Schlachtopfer ausſuchte, waren zehn andre gewonnen, die er vorübergieng. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft, ſo lange er dieſer Staatskunſt getreu blieb, und verſcherzte dieſen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Laſt aufzulegen, die jeden ohne Ausnahme drückte r).

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen

r) Thuan. II. 549. A. G. d. B. N. III. 115.

wachsen zu seyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren, um auf der andern Seite sein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von zwölf Criminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen, und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urtheil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung des Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärten Feinden der Niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Sitz und Stimme darinn gab. Präsident dieses Gerichtshofs war Er selbst, und nach ihm ein gewisser Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eigenes Vaterland, wie eine Pestbeule ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Nothzucht verübt hatte; ein schaamloser verhärteter Böswicht, in dessen Gemüthe sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswürdigkeit endlich die Geschichtschreiber bei-

der Partheyen mit einander einstimmig sind s). Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noirkarmes, und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darinn erschienen sind; Hadrian Nikolai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Asset, Präsidenten von Artois und Flandern; Jakob Heßelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doctor der Theologie und ein gebohrener Spanier; Johann du Bois, Oberanwald des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius Vorstellungen wurde der Geheime Rath mit einem Antheil an diesem Gerichte verschont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht beschließend, welches letztre sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sizzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räthe versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fieng dieser an, bei den Sitzungen seltner zu werden, und seinem Liebling Vargas zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit

s) Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Aur. 38. Vigl. ad Hopper XLV, LXVIII, LXXXI, Brief. Metereu. 105.

mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehilfen seyn mußten, bis auf den spanischen Doctor del Rio, und den Sekretair de la Torre, aus den Versammlungen wegblieben t). Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß sie selbst die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Kontrakte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preiß gegeben hätten u).

t) Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister Straalen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren. 105.

u) Meteren. 106. Zu einem Beispiel, mit welchem fühllosen Leichtsinn die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod in diesem Blutrath behandelt worden, mag dienen, was von dem Rath Heßelts erzählt wird. Er pflegte nehmlich mehrentheils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurtheil zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: Ad Patibulum! ad Patibulum! So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem Heßelts ist noch merkwürdig, daß ihm seine Gattin, eine Nichte des Präsidenten Viglius,

Von dem Rath der Zwölfe, der seiner Bestimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation Statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andre Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, so daß beinahe alle andre Justizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehen des Staatsraths fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen eingiengen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Gliedern des Letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinet, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rath der Unruhen in Anschlag x). Alle Ur-

glius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalds niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. A. G. d. V. N. 114.

x) In einem schlechten Latein richtete Baraas die Niederländische Freiheit zu Grunde. Non curamus Vestros

Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden, und oft die gewaltthätigſte Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerſpruch zu fürchten hatte, ſo galt ſie ohne das Brabantiſche Siegel. In die heiligſten Rechte der Perſonen wurden Eingriffe gethan, und eine beiſpielloſe Deſpotie drang ſich ſogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholiſchen und Rebellen bisher durch Heurathsverbindungen mit den erſten Familien des Landes ihren Anhang ſo ſehr zu verſtärken gewußt hatten, ſo gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, wes Standes und Würden ſie auch ſeyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut, unterſagte, ohne vorhergeſchehene Anfrage bei Ihm und ohne ſeine Bewilligung keine Heurath zu ſchließen y).

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor dieſem Tribunale erſcheinen, die Geiſtlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigſten Häupter der Senate, wie der Bilderſtürmer

Veſtros Privilegios, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. B. N. 117.

y) Meteren. 106. 107. Thuan. 540.

verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Funfzig wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefodert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahl immer die nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Heerd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60 bis 100,000 Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu Einer Zeit fünf und funfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltener schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche

liche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehilfen vielmehr reizten, als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu seyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholicken, denen man nicht einmal leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fodern gehabt hatten, alle Hospitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, giengen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothpfennig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rath der Zwölfe zu verfolgen, (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen) verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshän-

deln, und waren Bettler, ehe ſie das Ende davon erlebten 1). Von einer ſolchen Umkehrung der Geſetze, ſolchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer ſolchen Verſchleuderung des Menſchenlebens kann die Geſchichte gebildeter Staaten ſchwerlich mehr als noch ein einziges Beiſpiel aufweiſen; aber Cinna, Silla und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigſtens ohne Hülle, was der Niederländiſche Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleyer der Geſetze vollführte.

1567. Bis zum Ablauf dieſes 1567ſten Jahres hatte man noch an die perſönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Beſten aus dem Volk hatten ſich auf dieſe letzte Inſtanz vertröſtet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu dieſem Zweck hatte ausrüſten laſſen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den erſten Wink entgegen zu ſegeln; und bloß allein, weil Er in ihren Mauern reſidiren ſollte, hatte ſich die Stadt Brüſſel zu einer ſpaniſchen Beſatzung verſtanden. Aber auch dieſe Hoffnung erloſch allmählich ganz, da der König dieſe Reiſe von einem Vierteljahr aufs andere hinausſchob, und der neue Regent ſehr bald anfieng, eine Voll-

1) Meteren. 109.

Vollmacht ſehen zu laſſen, die weniger einen Vorläufer der Majeſtät, als einen ſouverainen Miniſter ankündigte, der ſie ganz überflüßig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Perſon der Regentin, ihr letzter gutet Engel, von ihnen ſcheiden a).

Schon ſeit der Zeit nehmlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer *Herrſchaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte* Margaretha den Entſchluß gefaßt, auch dem Namen derſelben zu entſagen. Einen lachenden Erben im Beſitz einer Hoheit zu ſehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfniß geworden war, einem andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerkſamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchſten Gewalt ſind, zuwandern zu ſehen, und verloren zu fühlen, was ſie beſeſſen zu haben, nie vergeſſen konnte, war mehr, als eine Frauenſeele zu verſchmerzen im Stande iſt; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen ſchonenden Gebrauch ſeiner neu erlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung ſelbſt, die durch dieſe doppelte Herrſchaft in Ge-

a) Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.

Gefahr gerieth, ſchien ihr dieſen Schritt aufzulegen. Viele Provinzſtatthalter weigerten ſich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzog anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen. Der ſchnelle Umtauſch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht ſo gelaſſen, ſo unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht aufs bitterſte empfand. Selbſt die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, ſtandhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Perſon, als aus Verdruß, ſich Anfängern und Fremdlingen nachgeſetzt zu ſehen, und weil ſie zu ſtolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen b). Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Beſtrebungen, die Mitte zwiſchen beiden zu halten, die unterſcheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der ſinkenden zollte, und der königliche Pallaſt in Brüſſel ward immer öder und ſtiller, jemehr ſich das Gedränge im Kulemburgiſchen Hauſe vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußerſten Grade reizte, war Hoornes und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wiſſen, und als wäre Sie gar nicht in der Welt geweſen, eigenmächtig von

b) Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. und XLV. Brief.

von dem Herzog beſchloſſen und ausgeführt ward. Zwar bemühte ſich Alba, ſie ſogleich nach geſchehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man dieſen Anſchlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem ſo verhaßten Geſchäfte ihren Namen zu ſchonen; aber eine Delicateſſe konnte die Wunde nicht zuſchließen, die ihrem Stolze geſchlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrſcheinlich nur ein Vorbote war, ſchickte ſie ihren Geheimſchreiber Machiavell an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlaſſung von der Regentſchaft dort mit allem Ernſt zu betreiben. Sie wurde ihr ohne Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen ſeiner höchſten Achtung bewilligt; er ſetze, drückte er ſich aus, ſeinen eignen und der Provinzen Vortheil hintan, um ſeine Schweſter zu verbinden. Ein Geſchenk von 30,000 Thalern begleitete dieſe Bewilligung, und 20,000 wurden ihr zum jährlichen Gehalt angewieſen c). Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von

c) Der ihr aber nicht ſehr gewiſſenhaft ſcheint ausgezahlt worden zu ſeyn, wenn man anders einer Broſchüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Druck heraus kam (Sie führt den Titel: Diſcours ſur la Meſſure de Monſigneur, Prince d'Orange 1682. ohne Druckort: und ſteht in der churfürſtl. Bibliothek zu Dresden). Sie ſchmachte, heißt es hier, zu Namur im Elend, ſo ſchlecht unterſtützt von ihrem Sohn

von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberſtatthalter der ſämtlichen Niederlande mit unumſchränkter Vollmacht erklärte d).

Gar gerne hätte Margaretha geſehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterſchaft vor einer ſolennen Ständeverſammlung nieder zu legen; ein Wunſch, den ſie dem König nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu ſehen. Ueberhaupt mochte ſie das Feierliche lieben, und das Beyſpiel des Kaiſers ihres Vaters, der in eben dieſer Stadt das auſſerordentliche Schauſpiel ſeiner Kronabdankung gegeben, ſchien unendlich viel Anlockendes für ſie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchſten Gewalt geſchieden ſeyn mußte, ſo war ihr wenigſtens der Wunſch nicht zu verargen, dieſen Schritt mit möglichſtem Glanz zu thun; und da ihr außerdem nicht entgieng, wie ſehr der allgemeine Haß gegen den

Sohn (dem damaligen Gouverneur der Niederlande) daß ihr Sekretair Aldobrandin ſelbſt ihren daſigen Auſſenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte ſie auch von einem Sohne beſſeres erwarten, der ihr, als er ſie noch ſehr jung in Brüſſel beſuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen ſchlug?

d) Strad. 206. 207. 208. Meurſ. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vigl. ad. Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

der Herzog ſie ſelbſt in Vortheil geſetzt hatte, ſo ſahe ſie einem ſo ſchmeichelhaften, ſo rührenden Auftritt entgegen! So gerne hätte ſie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrſcherin fließen ſehen, ſo gerne auch die ihrigen dazu geweint, und ſanfter wäre ſie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne geſtiegen. So wenig ſie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück ſie noch umlächelte, und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünſche begränzte; ſo viel Werth hatte es jetzt für ſie erlangt, da es das einzige war, was ihr für den Fehlſchlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Erſatz geben konnte; und gerne hätte ſie ſich überredet, daß ſie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menſchlichen Geſinnung für die Niederländer geworden ſei. Da der Monarch weit davon entfernt war, eine Zuſammenrottung der Nazion Gefahr zu laufen, um eine Grille ſeiner Schweſter zu befriedigen, ſo mußte ſie ſich mit einem ſchriftlichen Abſchied von den Ständen begnügen, in welchem ſie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die ſie durch ihre Gewandheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit ſchloß, daß ſie ein geendigtes Werk verlaſſe, und ihrem Nachfol-

ger

ger nichts als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe mußte auch der König zu wiederhohlten malen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhm vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienter weise erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas entschiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder e).

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugniß der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem dritten das Recht nicht benommen seyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das gutmüthige und leicht bewegliche Geschöpf der Mensch ist nur allzusehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuschreiben, und unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels das Ueberstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Uebels anklagen, hieß dem König und seinen Mini-

sterm

e) Meurs. Guil. Auriac. 4c. Strad. 207. 208.

ſtern Flüche enziehen, die man ihnen lieber allein und vollſtändig gönnte; und Herzog Alba's Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienſt ſeiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entſprechen, ohne gegen die Rechte des Niederländiſchen Volks und die Pflichten der Menſchlichkeit anzuſtoßen, aber im Kampf mit dieſen zwo widerſprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nazion augenſcheinlich zuviel geſchadet, um dem König ſo wenig zu nützen. Wahr iſts, ſie unterdrückte endlich den proteſtantiſchen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderſtürmerei that ihr dabei größere Dienſte, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte ſie zwar den Bund des Adels, aber erſt nachdem durch ſeine innre Zwietracht der tödtliche Streich ſchon an ſeiner Wurzel geſchehen war. Woran ſie viele Jahre ihre ganze Staatskunſt fruchtlos erſchöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land, aber nicht zu läugnen iſt es, daß die Furcht vor ſeiner Ankunft das Beſte dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte ſie das Conſeil in Spanien irre, weil ſie ihm niemals die Krankheit,

nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nazion, nur die Unarten der Partheyen bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverläßigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seien. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nazion ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat sie sich aus selbstgebohrnem Endschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn

ihres

ihres Auftrags aus eigner ſchöner Menſchlichkeit misverſtanden. Selbſt die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth ſie zwang, gab ſie mit unſichrer zurückgezogner Hand, als hätte ſie gefürchtet, zuviel zu geben, und ſie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil ſie mit filziger Genauigkeit daran ſtümmelte. Was ſie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war ſie zuviel auf dem Throne — eine Frau. Es ſtand bei ihr, nach Granvella's Vertreibung, die Wohlthäterin des niederländiſchen Volks zu werden, und ſie iſt es nicht geworden. Ihr höchſtes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchſtes Unglück ſeine Misbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geiſtes bleibt ſie ein gemeines Geſchöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte ſie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkührliche Grauſamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr geſtanden, ſie würde immer menſchlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, Ihrer lange vergeſſen hatte, hielt das niederländiſche Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren, aber ſie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenſchlichkeit um ſie verbreitete. Sie verließ Brüſſel gegen Ende des Chriſtmonats 1567., und wurde von dem Herzog bis an die Gränze Brabants geleitet, der ſie hier unter

dem Schuß des Grafen von Mannsfeld verließ, um deſto ſchneller nach der Hauptſtadt zurückzukehren, und ſich dem niederländiſchen Volk nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

Ende des erſten Bandes.

Verbeſſerungen.

Seite	Zeile	
49	11	barbariſche, ſtatt barbariſcher.
50	1	Gavre, ſtatt Havre.
69	7	Unſluck, ſtatt Glück.
84	8	ſeines Gewerbes; und ſeiner Freiheit liebliche Früchte,
89	14	beherrſchten, ſtatt beherrſchte.
90	11	war beides ſchlecht, weil er beides vereinigen wollte.
98	2	gegraben, ſtatt begraben.
101	11	begleitet, ſtatt begleiten.
108	15	Bande, ſtatt Leute.
108	22	die, ſtatt eine.
111	4	unverſetzt, ſtatt unverletzlich.
165	16	berichtet, ſtatt beichtet.
166	24	ſeiner, ſtatt einer.
167	1	das Geſchäft, wovon.
182	3	verſchleiert, ſtatt verſchliert.
200	8	in Schranken, ſtatt in Schrecken.
225	18	dieſen beiden Curien einige neue Mitglieder.
238	4	von dem Concilium.
239	5	Hei rich der Zweite.
242	letzte	Beſtimmung, ſtatt Beſtimmung.
244	21	der Biſchoff von Rom.
316	letzte	Conſilium, ſtatt Concilium.
336	22	Alternative, ſtatt Alternation.
343	2	dennoch, ſtatt demnach.
343	13	ihren, ſtatt ihres.
348	15	Sie, ſtatt Die.
352	10	eines Burggrafen von Antwerpen.
402	16	ihnen, ſtatt ihm.
404	5	verzweifelt, ſtatt verzweifelnd.
411	7	aus dem Adel.
415	25	Alava, ſo wie auch S. 417. Z. 1. S. 419. Z. 7. S. 422. Z. 8. 13. 19.
435	4	die, ſtatt welche.
444	14	werfen, ſtatt warfen.
447	9	auf der, ſtatt auf die.
471	13	Unterredung, ſtatt Unternehmung.
510	8	Avila, ſtatt Arila.
523	12	Paciotto, ſtatt Pavotto.

Der

Niederländiſche Revolutionskrieg

im 16ten und 17ten Jahrhundert.

Als Fortſetzung

der Schillerſchen Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung

von

Karl Curths.

Erſter Theil.

Leipzig, 1808.
bei Siegfried Lebrecht Crufius.

Geschichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande

von der

Spanischen Regierung.

Von

Friedrich von Schiller.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1808.
bei Siegfried Lebrecht Crusius.

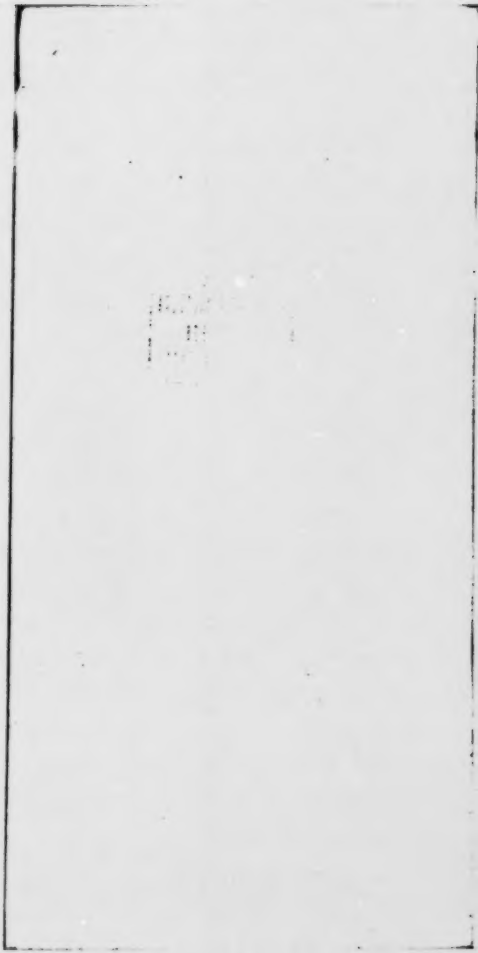

Vorrede.

Es war ohnstreitig für die Wissenschaft der Geschichte und für die Litteratur überhaupt ein großer Verlust, daß der verewigte Schiller sein genialisches Werk, über den Abfall der vereinigten Niederlande von der Spanischen Herrschaft, nicht fortsezte und bis an das Ende dieser merkwürdigen Begebenheit hinausführte. Der Verfasser des gegenwärtigen Versuchs einer Geschichte des Niederländischen Revolutionskriegs, ist weit von dem Gedanken entfernt, die Vollendung des Kunstwerks eines solchen Meisters wagen zu wollen. Auch ist seine Schrift verschieden von der ersteren, sowohl in Absicht des Plans als der Tendenz. Schiller's Gegenstand war weitumfassender. Er wollte die Geschichte der Rebellion, der Verfasser des gegenwärtigen

Werks nur die Geschichte des Kriegs, welchen jene veranlaßte, darstellen.

Aber der Stof, welchen lezterer zu verarbeiten beschloß, brachte seine Schrift mit der Schillerschen auf die natürlichste Art in Verbindung; denn der Krieg war das Resultat der Rebellion, und der Ausbruch desselben erfolgte gerade in der nehmlichen Epoche der Empörung, wo Schiller den Faden der Erzählung verließ, um ihn in der Folge nie wieder aufzunehmen. Deshalb wird auch nur der, welcher das Entstehen und die Veranlassungen der Rebellion aus dem Schillerschen Werke kennt, die Geschichte des Kriegs, den sie entzündete, mit Einsicht und Interesse lesen; und in dieser Hinsicht allein mag die leztere eine Fortsezung des ersteren genannt werden.

Der Verfasser hatte übrigens bei seiner Arbeit einen doppelten Zweck im Auge. Er wünschte nicht nur dem Freunde der Geschichte eine angenehme Unterhaltung, sondern auch dem, dessen eigenthümliches Fach der Krieg ist, eine Gelegenheit zur Erlangung neuer und interessanter Ansichten über diesen großen Gegenstand zu verschaffen. Vorzüglich in der lezteren Hinsicht hat er einzelne merkwürdige

und karakteriſtiſche Ereigniſſe dieſes wichtigen Kriegs, welcher einen ſo entſcheidenden Einfluß auf die Europäiſche Kriegskunſt, vorzüglich auf die Kunſt des Angrifs und der Vertheidigung befeſtigter Plätze hatte, ſehr genau und ausführlich, oft mit den kleinſten Umſtänden dargeſtellt; andere minder bedeutende dagegen nur mit wenigen Zügen angegeben.

Die Quellen und Hülfsſchriften, aus welchen er ſchöpfte, ſind faſt die nehmlichen, von denen auch Schiller Gebrauch machte. Es waren Strada, de Thou, Meteeren, Grotius, die allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande, Toozen Geſchichte der vereinigten Niederlande; Van der Vynkt Geſchichte der vereinigten Niederlande, ein Werk, welches ſehr ſchäzbare Materialien enthält und auch ohnſtreitig Schiller, ob er es gleich nicht erwähnt, bekannt war; Hoyer Geſchichte der Kriegskunſt, und einige andere Schriften.

Der Verfaſſer wird ſich für hinlänglich belohnt halten, wenn es ihm gelungen iſt, durch dieſen Verſuch ſeinen Zeitgenoſſen einen abermaligen Beweis zu liefern, daß die Geſchichte die höchſte Schule der Erfahrung iſt, indem ſie uns zeigt: daß die Menſchen mit ihren

Leidenschaften und Wünschen, mit ihren Vorzügen und Unvollkommenheiten, mit ihrer Größe und Verworfenheit, in allen Jahrhunderten die nehmlichen waren; daß das Wesen der Dinge ewig dasselbe bleibt und nur unter veränderten Formen erscheint, und daß endlich die großen und außerordentlichen Begebenheiten unserer Tage nicht neu und einzig, sondern nur Wiederhohlungen ähnlicher Ereignisse eines früheren nicht minder unvergeßlichen Zeitraums sind.

Königsberg in der Neumark, 1808.

Curths.

Inhalt.

Erste Periode des Kriegs

vom Ausbruch desselben bis zur Utrechter Vereinigung, 1568 bis 1579.

		Seite
1.	Erster Feldzug des Prinzen von Oranien, 1568	3
2.	Eroberung der Stadt Briel durch die Meergeusen, 1572	31
3.	Zweiter Feldzug des Prinzen von Oranien, 1572	58
4.	Gräuelscenen in Zütphen und Naarden, 1572	76
5.	Belagerung Harlem's durch die Spanier, 1572 und 1573	88
6.	Die Meergeusen in Seeland, 1573	124
7.	Belagerung Alkmar's durch die Spanier, 1573	131
8.	Treffen auf der Südersee, 1573	141
9.	Alba und Requesens, 1573	148
10.	Uebergabe Middelburgs an den Prinzen von Oranien, 1574	156
11.	Schlacht auf der Mockerhaide, 1574	167
12.	Aufstand der Spanischen Kriegsleute, 1574	179
13.	Belagerung Leiden's durch die Spanier, 1574	192
14.	Eroberungen der Spanier in Holland, 1575	229
15.	Merkwürdiger Uebergang der Spanier nach Schouweland, 1575	239
16.	Vereinigung Hollands und Seelands, 1576	254
17.	Requesens Tod und der Niederländische Staatsrath, 1576	260

		Seite
18.	Plünderung Antwerpens durch die Spanier, 1576	270
19.	Der Genter Friedensverein, 1576	289
20.	Don Juan d'Auſtria, 1576	296
21.	Das ewige Edikt, 1577	306
22.	Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, 1577	319
23.	Treffen bei Gembloux, 1577	342
24.	Religionsunruhen, 1578	353
25.	Der Herzog von Anjou und der Pfalzgraf und Herzog von Zweibrücken, Johann Kaſimir, 1578	363
26.	D. Juans Tod, 1578	375
27.	Alexander Farneſe Herzog von Parma, 1578	383
28.	Die Utrechter Union, 1578	387

Der

Niederländische

Revolutionskrieg.

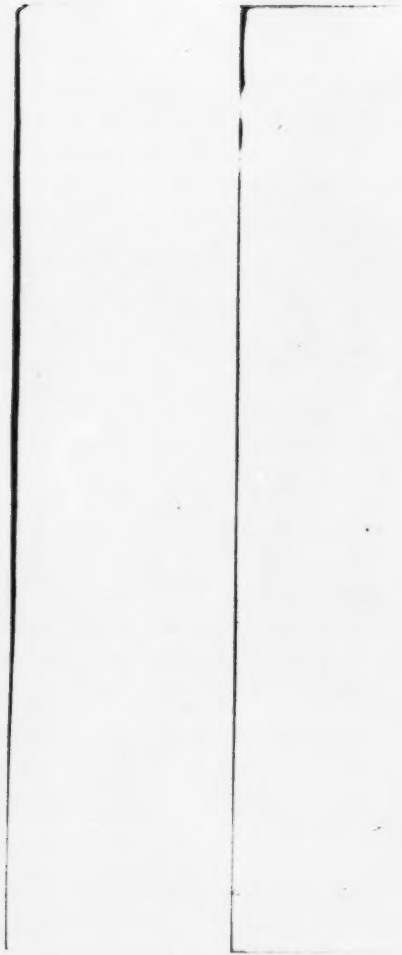

Erſte Periode des Kriegs,

vom Ausbruch deſſelben bis zur Utrechter Vereinigung.

1568 bis 1579.

I.

Erſter Feldzug des Prinzen von Oranien.

1568.

Nach der Entfernung der Herzogin Margarethe von Parma (1567 den 22 Dez) ward ihr Nachfolger, der Herzog von Alba, förmlich mit der Oberſtatthalterwürde der Niederlande bekleidet, und von jetzt an war er der einzige Regent des Niederländiſchen Volks, deſſen Leiden und Bedrückungen in eben dem Maße zunahmen, als die Macht und der Einfluß ſeines Tyrannen ſich vermehrten. Mit unermüdeter Thätigkeit ſezte das verhaßte Tribunal der Unruhen, deſſen Stifter der Herzog war, ſeine Unternehmungen fort. Todesurtheile und Confiscationen waren das tägliche ſchreckliche Ge-

schäft desselben, die Hinrichtungen dauerten fort, und viele vom vornehmsten Adel beschlossen ihr Leben auf dem Schafot. Aber die Anzahl derer, welche zu Bettlern gemacht und ins Elend gestürzt wurden, übertraf noch jene der Gemordeten. Die Einziehungen des Vermögens der Verurtheilten sollen dem Könige allein zu 20 Millionen Gulden berechnet worden seyn, und eine gleichstarke Summe floß vielleicht in die Kassen der Spanischen Räuber.

Eine fortdauernde Auswanderung der Einwohner war die Folge dieses ungeheuern Druckes. Trotz der strengsten Verbote der Regierung verließen Tausende von ihnen die mütterliche Erde, um unter einem fremden Himmel den Ruin des theuern Vaterlandes zu beweinen; und die meisten dieser unglücklichen Flüchtlinge mußten ihr ganzes Vermögen zurücklassen, und kamen bettelarm in England, Frankreich und Teutschland an.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Niederländische Adel, welcher zur Zeit der berühmten Brüsseler Vereinigung, unter der Regierung der Oberstatthalterin Margarethe von Parma, so viel Energie und einen so großen Eifer für die Vertheidigung der vaterländischen Verfassung gezeigt hatte, während der Tyrannei des Herzogs von Alba, wo die Nazion auf eine grausame Art mishandelt ward, und ihre alten Vorrechte und Freiheiten, selbst solche, die Philipps des 2ten mächtiger Vorfahr nicht anzutasten gewagt hatte, verletzt und vernichtet sah, nur eine leidende Rolle spielte,

und alles Ungemach ungeſtraft über ſich ergehen ließ. Aber die vornehmſten Mitglieder dieſes patriotiſchen Adels waren theils auf dem Blutgerüſte gefallen, theils ſchmachteten ſie in Kerkern, oder hatten ebenfalls freiwillig oder gezwungen das Land verlaſſen, und der Muth der übrigen war durch ein paniſches Schrecken gelähmt. Zwar kam nach der Gefangennehmung der Grafen Egmont und Hoorne, eine neue Adelsverbindung zu Stande, deren Theilnehmer ſich verpflichteten, gewiſſe Geldſummen zur Vertheidigung der guten Sache zuſammen zu ſchieſſen, aber es iſt nicht bekannt, ob die Beiträge jemals bezahlt worden ſind, wenigſtens haben ſich keine Wirkungen von dem neuen Bunde gezeigt.

Während dieſes apatiſchen Zuſtandes der Nazion, wo das Unglück, welches über ſie hereingebrochen war, ihren ſtolzen Geiſt unterdrückt und ihre ganze Kraft aufgelöſt zu haben ſchien, war der Prinz von Oranien in Teutſchland deſto thätiger. Feſt und unwiderruflich lag in ſeiner Seele der Entſchluß, zur Vertheidigung und Befreiung eines Landes, welches er wie ſein zweites Vaterland liebte, die Waffen zu ergreifen und dem Spaniſchen Tyrannen einen Krieg anzukündigen, der entweder ihn an das große Ziel ſeiner Wünſche führen oder unter den Trümmern der vernichteten Niederländiſchen Freiheit begraben ſollte.

Kühn bis zur Verwegenheit war dieſer Schritt. Seit der Fränkiſchen Monarchie hätte der Erdkreis kein ſo ausgedehntes Reich geſehen, als jenes war, welches Kaiſer Karl der 5te ſeinem Sohne Philipp

dem 2ten hinterließ. In Europa beherrſchte dieſer Monarch außer Spanien, auch Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand und die Niederlande und in Amerika eine Länderma ſſe, welche an Umfang ganz Europa weit übertraf. Die Europäiſchen Beſitzungen gehörten zum Theil zu den volkreichſten und blühendſten Provinzen dieſes Welttheils, und Amerika ergoß aus ſeinem Schoße einen unverſiegbaren Strom der edelſten Metalle in das Mutterland. Die Schätze der neuen und die beſten Soldaten und erfahrenſten Feldherren der alten Welt, ſtanden dem Spaniſchen Monarchen zu Gebot. Dennoch lag, wie kühn und romanhaft auch der Vorſatz des Prinzen war, mit einer ſo koloſſalen Macht einen ungleichen Kampf zu beginnen, wenn er nur vom Glücke begünſtiget ward, ein glorreicher Erfolg nicht außer den Gränzen der Möglichkeit. Ihm ſelbſt fehlte es nicht an Hülfsmitteln, die er in ſeiner bürgerlichen Lage und in ſeinem großen und generaliſchen Geiſte fand. Dabei konnte er auf einen zahlreichen Anhang in den Niederlanden, auf eine thätige Hülfe der proteſtantiſchen Fürſten Teutſchlands, auf die Theilnahme dieſer Glaubensgenoſſen in allen Ländern, und vielleicht auch auf den Beiſtand der Hugonottiſchen Partei in Frankreich, mit deren Häuptern, dem Prinzen von Conde und dem Admiral Coligni, er in Verbindung ſtand, ſo wie auf eine geheime Unterſtützung Englands rechnen. Die letzten Zweifel der kalten Vernunft übertäubte endlich der begeiſternde Gedanke an den unſterblichen Ruhm, welcher dem

Retter und Befreier eines unglücklichen gemißhandelten Volks zu Theil werden mußte.

Verſchiedene teutſche Fürſten, und vorzüglich der Herzog Albrecht von Baiern, verſuchten eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Könige von Spanien zu bewirken. Aber in beider Herzen war der gegenſeitige Haß zu feſt gewurzelt, um den freundſchaftlichen Vorſtellungen eines Vermittlers zu weichen. Philipp wollte von keinen Vorſchlägen hören, ehe ſich nicht der Prinz vor dem Herzoge von Alba perſönlich geſtellt hatte; und wie konnte dieſer eine Bedingung eingehen, die eben ſo gefahrvoll als erniedrigend für ihn geweſen wäre. Die Unterhandlung blieb alſo fruchtlos, aber die Unbilligkeit des Königs vermehrte Oraniens Freunde.

Jetzt iſt das Loos geworfen. Oraniens Sache iſt die Sache der unterdrückten Menſchheit. Kühn fordert er den Tyrannen in die Schranken heraus, und von dem Erfolge ſeiner Waffen wird es abhängen, ob die Niederländer künftig ein freies ſelbſtſtändiges Volk, oder verächtliche Sklaven Spaniens ſeyn werden. Seine Werber durchſtreifen Teutſchland, Waffen und Kriegsgeräthe werden herbeigeſchafft. Um die Koſten beſtreiten zu können, verkauft er ſein Silbergeſchirr, ſein Geſchmeide und alle ſeine Koſtbarkeiten. Verſchiedene proteſtantiſche Fürſten Teutſchlands liefern ihm Geldſummen und Mannſchaft. Auch aus den Niederlanden gehen einige Geldbeiträge ein. Am thätigſten unterſtützen ihn ſeine Brüder, beſonders der älteſte von ihnen, Graf Johann von

Naſſau, der alle ſeine Herrſchaften verpfändet, und die darauf erhaltenen Geldſummen zu den Rüſtungen verwendet.

Nach dem Plane, welchen der Prinz entworfen hatte, ſollten vier verſchiedene Angriffe auf die Niederlande Statt finden, um die Macht des Feindes zu theilen und ihn auf mehreren Punkten zugleich zu beſchäftigen. Zu dem Ende ſollte der Graf von Hoogſtraaten, der einzige vornehme Niederländer, welchen wir unter den Theilnehmern der Oraniſchen Partei an dieſem Feldzuge finden, mit einem Kriegerhaufen an der Maas heraufgehen, und über Lüttich in Geldern einfallen; während der Graf Coqueville, ein Edelmann aus der Normandie, einen Einfall in Hennegau und Artois thun würde. Graf Ludwig von Naſſau ſollte indeß die nördlichen Provinzen, Gröningen und Friesland, angreifen; und hätte dann der Herzog von Alba ſeine Mannſchaft auf die drei angegriffenen Punkte vertheilt: ſo wollte Oranien ſelbſt mit der Hauptmacht in das Herz von Brabant eindringen. Dieß war der Entwurf zu dem Feldzuge, der über das Schickſal der Niederlande entſcheiden ſollte.

Coqueville erſchien zuerſt auf dem Schauplatz. Mit 800 Franzoſen und ausgewanderten Niederländern, die ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt hatten, brach er in die Grafſchaft Artois ein. Aber ſeine Rolle war bald ausgeſpielt, denn als der Herzog von Alba, auf die Nachricht von dieſem Einfall, bei dem Könige Karl dem 9ten von Frank-

reich, über die Feindseligkeiten seines Vasallen wider das Gebiet des Königs von Spanien Beschwerde führte, ward der Französische Marschall von Cosse wider den Grafen ausgesandt. Nach einigen unbedeutenden Gefechten, warf sich Coqueville in das Städtchen St. Valery bei Abbeville in der Picardie, wo er belagert, überwältigt und weil er keinen Königlichen Bestallungsbrief aufzuweisen hatte, als ein Räuber und Friedensstörer enthauptet ward. Seine Niederländer theilten das Schicksal des Anführers, den Franzosen aber, welche ihm gedient hatten, ward das Leben geschenkt.

Nicht glücklicher war der Heerhaufe des Grafen Hoogstraaten, welcher sich etwa 2000 Mann stark an der Maas versammelt hatte. Zwar bemächtigte sich der Graf anfangs einiger kleinen befestigten Plätze; aber eine Abtheilung Königlicher Truppen unter den Obersten d'Avila und Lodron gewann ihm ein Treffen ab (1568 den 25. April.), entriß ihm seine unbedeutenden Eroberungen wieder, und setzte ihn außer Stand neue Fortschritte zu machen.

So glichen diese beiden Angriffe nur Meteoren, welche in einem Augenblick entstehen und verschwinden, ohne eine Spur ihres Daseyns zurück zu lassen. Wichtiger, obgleich am Ende von gleich ungünstigem Erfolge, war die Unternehmung gegen Friesland und Gröningen. Die Grafen Ludwig und Adolf von Nassau, des Prinzen von Oranien Brüder, und Graf Joost von Schauenburg hatten in der Gegend von Emden etwa 100 Reiter und 700

Mann Fußvolk ins Feld gestellt; und mit dieser geringen Macht brachen sie in Westfriesland ein (1568 im Mai.). Sie bemächtigten sich des Französischen Weddе, und befestigten sich dadurch nicht nur ein Thor in die Provinz Gröningen, sondern sicherten sich auch die Zufuhr der nöthigen Lebensmittel und die Gemeinschaft mit Teutschland. Von hier aus drang Graf Ludwig tiefer in Friesland ein, aber die Hauptstadt der Provinz Gröningen war das Hauptziel seiner Bewegungen. Die Wachsamkeit des Feindes hinderte ihn, es zu erreichen.

Auf die erste Nachricht von dem Einfall des Nassauers, sandte der Herzog von Alba den Grafen von Aremberg, Statthalter von Friesland, der eben erst aus Frankreich zurückgekehrt war, mit 1000 Spaniern vom Regimente Sardinien unter Braccamonte, 400 teutschen Landsknechten und 400 Spanischen und Italienischen Reitern unter Curtio Martinengo, zur Vertheidigung jener Provinz ab, und der Graf von Megem erhielt Befehl, mit 1500 Fußknechten und 400 Mann zu Roße ihm zu folgen.

Aremberg rückte dem Grafen von Nassau unverzüglich entgegen, um ihn am weiteren Vordringen zu hindern; bei dem Kloster Winsum in Westfriesland kam es zu einem Gefecht zwischen beiden Theilen, welches, ohne entscheidend zu seyn, doch die Folge hatte, daß der Graf von Nassau aus Besorgniß, Aremberg habe sich bereits mit Megem vereinigt, sich während der Nacht auf dem Damme gegen Weddе zurückzog.

Die Vereinigung der beiden feindlichen Haufen war noch nicht geschehen, und Aremberg beschloß, nicht weiter etwas zu unternehmen, bis der Graf vom Megem zu ihm gestoßen sey. Aber die Spanischen Kriegsleute, stolz auf den erfochtenen Vortheil und ihrer Waffenerfahrenheit vertrauend, drangen darauf, sie unaesäumt wider einen Feind zu führen, gegen den sie die tiefste Verachtung hegten. Der Befehlshaber stellt ihnen die Schwierigkeiten des Angriffs auf einem so ungünstigen, durch Moräste, Sümpfe und schmale Dämme durchschnittenen Boden, bei ihrer geringen Anzahl vor; umsonst, sie hören nicht auf seine Gründe und vergessen sich endlich so sehr, daß sie ihn, als einen Niederländer, eines heimlichen Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigen. Gekränkt durch diesen unverdienten Vorwurf, gibt Aremberg ihrem Ungestüm nach, und das kleine Heer bricht auf.

Graf Ludwig erhielt Nachricht von dem Vorhaben der Spanier, und von ihrer Schwäche. Er stellte (1568 den 24 Mai.) seine Mannschaft auf Friesischer Erde, zwischen Winschooten und dem Kloster Heiligerlee in Schlachtordnung auf. Bei der ersten Erscheinung des Feindes sprengte er mit 300 Reitern zu einem raschen Angriff vor, als wollte er sich einer vorliegenden Brücke bemächtigen. Nach einem kurzen Gefecht mit der Spanischen Reiterey, wandte er sich zur Flucht. Unvorsichtig verfolgten ihn, seinem Wunsche gemäß, die Feinde, bis er sie hinter einen Damm gelockt hatte, wo eine Anzahl Hakenschützen im Verstecke lag. Das

unerwartete Feuer der letzteren brachte die Spaniſche Reuterei in Unordnung. Sie ſtürzte auf ihr Fußvolk zurück, und verbreitete Schrecken und Verwirrung über daſſelbe. Dieſen günſtigen Augenblick benutzen Naſſau und Schauenburg, und greifen die Spanier von allen Seiten an. Niederlage und Flucht der letzteren iſt die Folge davon. Ein Theil der weichenden wirft ſich in das Kloſter Heiligerlee, aber es wird nach einer hartnäckigen Gegenwehr, und mit großem Verluſte auf beiden Seiten, von den Siegern erſtürmt. Bei dieſem Kampfe um den Beſitz des Kloſters, ward Graf Adolf von Naſſau, ein hoffnungsvoller Jüngling, durch einen Muſketenſchuß getödtet. Er ſtarb, der erſte von vier heldenmüthigen Brüdern, als Märtirer für die Sache der Niederländiſchen Freiheit.

Auch der feindliche Anführer, Johann von Ligne Graf von Aremberg, fiel in der Schlacht. Die Nachrichten von der Art ſeines Todes ſind verſchieden. Nach einer neueren Holländiſchen Zeitſchrift *), wollte er ſich nach dem Verluſt des Treffens durch die Flucht retten; ſein Roß aber zerriß ſich die Bruſt an einem zugezogenen Schlagbaum, über welchen er ſetzen wollte. Während dieſes Aufenthalts ſchoß ihm der Thorwärter in den Hals, und als ſich ihm der Graf zu erkennen gab, erſchlug ihn jener mit der Kolbe ſeines Feuerrohrs.

*) Huiszittend Leeven. Amſterdam, 1801. 2tes Stück. No. 11.

Fürchterlich brach nach dem Treffen die Wuth der Friesländer im Naſſauſchen Heere wider die Spanier aus. So viel ihnen von dieſer Nazion in die Hände fielen, mußten als Opfer der gereizten Volksrache ſterben, nur die Niederländer und Teutſchen wurden verſchont und zu Gefangenen gemacht. Ueber 1600 Spanier und Teutſche fanden den Tod in dieſem Treffen. Die Beſiegten verlorn ihr Gepäcke, eine gut gefüllte Kriegskaſſe und ihr ganzes Geſchütz, worunter ſich ſechs metallene, von der Stadt Gröningen geliehene Feldſtücke befanden. Arembergs Leichnam ward neben den Gebeinen Adolfs von Naſſau im Kloſter Heiligerlee beſtattet.

Der Sieger rückte nach gewonnener Schlacht nach Gröningen, aber noch ehe er es erreichen konnte, hatte Graf Megem ſchon die Stadt beſetzt und es blieb ihm nichts übrig, als eine Belagerung. Doch dazu war ſein kleines Heer zu ſchwach, und die Oranſche Parter in der Stadt ward durch die zahlreiche Spaniſche Beſatzung im Zaum gehalten. Daher mußte er ſich begnügen, in der Nähe des Orts ſein Lager zu nehmen und ihn zu beobachten.

Der Sieg bei Heiligerlee, welcher die erſten Keime der künftigen Freiheit entwickelte, erweckte eine allgemeine Freude bei den Anhängern des Prinzen von Oranien und allen nicht katholiſchen Niederländern. Aber den Herzog von Alba verſetzte die Nachricht davon in den heftigſten Zorn. Wie ein Löwe erhebt er ſich von ſeinem Lager, und beſchließt, den Fortſchritten der Rebellen ein

ſchnelles und blutiges Ziel zu ſetzen. Mit 15 Fahnen Teutſche und einer gleichen Anzahl Wallonen, ſendet er den Florentiner Chiappe Vitelli vor ſich her nach dem Schauplatz der Empörung, ſchickt dem Herzog Erich von Braunſchweig Befehl, mit 1500 Reitern zu Vitelli zu ſtoßen, und rüſtet ſich in eigener Perſon nach Friesland zu folgen. Vor ſeiner Abreiſe aber gab er noch einen ſchauderhaften Akt ſeiner grauſamen Gerechtigkeit. Zwei und zwanzig von den eingezogenen Edelleuten, deren Prozeß beendiget war, wurden am erſten und vierten des Brachmonats auf dem Rosmarkt zu Brüſſel enthauptet, und am 5ten litten die Grafen von Egmont und Hoorne, welche den Tag zuvor, unter einer Bedeckung von 2000 Spaniſchen Soldaten, von Gent nach der Hauptſtadt geführt worden waren, das nämliche Schickſal. Beide gingen ihrem Verhängniß mit männlicher Standhaftigkeit entgegen; die ganze Nation aber trauerte über den Tod ihrer Lieblinge, und ſelbſt auswärtige Fürſten äußerten ihr Misfallen darüber. Wenige Tage vor jener Blutſcene ergieng ein Verbannungsurtheil wider den Prinzen von Oranien (1568 den 28 May.) wodurch er für einen Hochverräther erklärt, auf ewig und bei Todesſtrafe aus den Niederlanden verwieſen und mit der Einziehung ſeiner Güter beſtraft ward, weil er auf die an ihn ergangene Vorladung nicht erſchienen ſey, ſondern die Waffen wider den König ergriffen habe. Aehnliche Erkenntniſſe wurden auch wider die Grafen von Naſſau, Berg, Kuilemburg, Hoogſtraaten,

und selbst wider den schon verstorbenen Grafen von Brederode ausgesprochen.

Chiappi Vitelli war indeß in der Nähe von Gröningen angelangt, wo er ein Lager bezog; denn er hatte geschärften Befehl, vor der Ankunft des Herzogs kein Treffen zu wagen. Dafür brachte er der Subordination ein strenges Opfer. Die Hauptleute des Regiments Sardinien, welche den Grafen von Aremberg zu dem unglücklichen Treffen bei Heiligerlee gezwungen hatten, wurden auf seinen Befehl mit dem Schwerte hingerichtet. Endlich langte auch der Herzog von Alba, nachdem er sein Henkersgeschäft zu Brüssel beendiget hatte, mit 17 Fahnen Spanier und einem Zuge Geschüzes, zu Gröningen an, und vereinigte sich mit Vitelli (1568 den 14 Juli.).

Durch diese Vereinigung verschwand zugleich für den Grafen von Nassau jede Aussicht sich jener Stadt zu bemächtigen. Er verließ die Nähe derselben, um einer entscheidenden Schlacht mit seinem mächtigeren Gegner auszuweichen, und zog sich nach der Ems zurück, wo er eine feste Stellung ohnweit Jemmingen, zwischen dem erwähnten Strome, dem Dollart und der Stadt Emden nahm. Hier, wo es ihm an Zufuhr nicht fehlte, wollte er sich so lange vertheidigend verhalten, bis sein Bruder Oranien an den Gränzen von Brabant erschiene, und den Herzog von Alba zwänge, den größten Theil seiner Truppen nach jener Gegend zu senden. Aber die nämlichen Gründe bestimmten den Herzog, die Sache hier im Norden der Niederlande so bald

als möglich zur Entscheidung zu bringen, er folgte daher dem Grafen auf dem Fuße nach, (16 Jul.) entschlossen ihn ohne Zeitverlust anzugreifen, wo er ihn fände. Herzog Erin von Braunschweig mit 1600 Pferden blieb bei Gröningen zurück.

Ueber Wedde und Rhede, wo die Brücke über die Ems besetzt ward, näherte sich das Spanische Heer dem Nassauischen. Das letztere stand bei Jemmingen, den rechten Flügel an den Dollart gelehnt, den linken durch eine Batterie gedeckt, und im Rücken die Stadt Emden und die Ems. An Zahl der Streiter waren die feindlichen Heere fast gleich, beide zählten deren etwa 7000 Mann; aber an innerer Stärke glichen sie sich nicht. Das Spanische bestand größtentheils aus trefflich geübten, an Ordnung und Kriegszucht gewöhnten Soldaten; das Nassauische dagegen größtentheils aus zusammengerafftem Gesindel, nur nach Raub und Beute dürstend, und mißvergnügt, weil der versprochene Sold nicht richtig bezahlt ward. Diese zügellosen Horden erklärten jezt im Angesichte des anrückenden Feindes, daß sie nicht eher fechten würden, bis sie den rückständigen Sold empfangen hätten; und nur durch die dringendsten Vorstellungen des Grafen von Schauenburg ließen sie sich endlich wieder beruhigen.

Sancho d'Avila mit 30 Pferden mußte die Stellung des Nassauischen Heers erforschen. (21 Jul.) Die Gegend war sehr beschränkt, und der Boden von Graben, Dämmen und Morästen durchschnitten. Troz dieser Schwierigkeiten beschloß der Herzog den

Angriff des Feindes. Sein Scharfblick hatte den schwächsten Punkt in der Stellung desselben entdeckt, und sein Plan war schnell gemacht. Die Front des Feindes sollte nur bedrohet, der Hauptangriff gegen dessen linke Flanke geführt werden.

Julian Romero und Sancho Londoano mit 1800 Hakenschützen und zwei Banden Ordonnanzreiter unter Gonzaga und Martinengo, machten den Vortrab des Spanischen Heers; ihnen folgte das Fußvolk, geführt von Ulloa und Bracamonte; 21 Fahnen Teutsche und Wallonen und 600 schwergerüstete Speerreiter bildeten den Nachzug. Der Vortrab allein war zum Angriff bestimmt; die übrigen Abtheilungen hatten den strengsten Befehl, sich mit dem Feinde nicht einzulassen.

Um zehn Uhr Vormittags, als eben die Nassauischen beschäftiget sind, die Brücken über die Graben abzuwerfen, beginnt das Treffen mit leichten Scharmützeln. Schon früher hatte der Graf befohlen, die Dämme zu durchstechen, um eine Ueberschwemmung zu bewirken; aber diese Vorsicht ward vernachläßiget, denn in einer so vortheilhaften Stellung fürchtete Niemand einen Angriff. Desto eifriger war man jetzt beschäftigt, das Versäumte nachzuholen. Indeß ward das Gefecht immer lebhafter, und der Spanische Vortrab, dem sich nach und nach der größte Theil des Nassauischen Heers entgegenwarf, forderte wiederholt und dringend Unterstützung; doch der Herzog blieb bei seinem Entschluß, den übrigen Theil des Heers außer dem Treffen zu halten, überzeugt daß sein Vortrab keine

Gefahr zu besorgen habe, weil sich die ihm überlegene feindliche Macht bei der Beschränktheit des Bodens nicht entwickeln konnte.

Jetzt ist es zwei Uhr Nachmittags. Der Himmel hängt in schwarzen Regenwolken herab, und das Wasser in den Graben steigt. Da hält es der Herzog für Zeit den Schlag auszuführen, welchen er bereitet hat. Schnell läßt er durch seinen Sohn D. Ferdinand de Toledo den Kern des Heers zusammenziehen, stellt sich selbst an die Spitze desselben, und führt ihn, einen Haufen dicht auf den andern geschoben, in des Feindes linke Flanke. Alle Schwierigkeiten werden besiegt, und die schwachbedeckte Batterie, welche diesen Flügel schützen soll, wird nach einem kühnen und raschen Angrif mit stürmender Hand erobert.

Dieses Manoeuvre entschied. Das Nassauische Heer gerieth in Verwirrung. Die Gegenwehr hörte auf. Mehrere Fahnen gingen verrätherisch zu den Spaniern über, und bald wurden Flucht und Verwirrung allgemein. Das ganze Lager, Geschüz und Gepäcke fielen den Siegern in die Hände. Viele der Nassauischen starben durch Feindes Schwert, noch mehrere in den Wellen der Ems. Auch die feigen Ueberläufer erhielten ihren verdienten Lohn. Alle bis auf den letzten Mann wurden, als doppelte Verräther, von den erbitterten Spanischen Kriegsleuten niedergehauen. Die Reiterei und die bei dem geschlagenen Heere gestandenen Friesländer, welche der Gegend kundig waren, entkamen größtentheils durch die Flucht. Graf Lud-

wig von Nassau und Joost von Schauenburg retteten sich in einem Fischerboote über die Ems. Leider schändeten sich die Sieger durch Grausamkeiten, und die Flammen, welche von mehreren brennenden Dörfern aufloderten, verdunkelten den Glanz ihres Ruhms und leuchteten wie Todesfackeln über das erschrockene Land.

Mit diesem einzigen Schlage waren alle Vortheile des glücklichen Treffens bei Heiligerlee vernichtet und der Krieg in Friesland geendigt. Der siegreiche Alba begab sich vom Schlachtfelde nach Gröningen und von da nach Amsterdam. Er benachrichtigte seinen Monarchen, den Papst und andere Fürsten von dem erfochtenen Siege. Viele Friesländer und Gröninger, die unter Nassaus Fahnen gefochten hatten, wurden aus dem Lande verbannt; alles ward in diesen Provinzen wieder auf den alten Fuß gesetzt. Graf Ludwig mit den Trümmern seines geschlagenen Heers verließ den Norden der Niederlande, wo jetzt nichts mehr für ihn zu thun war, ging nach Teutschland, und stieß zu den Truppen seines Bruders.

Schon hatte Oranien (Jul. 28.) in einer Denkschrift öffentlich erklärt, daß er zur Ehre Gottes und zum Vortheil des Königs von Spanien und dessen nächsten Erben, des Kaisers und seines Sohnes, die Waffen wider den Tyrannen Alba ergriffen habe, und Jedermann aufgefordert, ihm in dieser gerechten Fehde beizustehen. Doch Mangel an Gelde und andere Schwierigkeiten verzögerten den Anfang seiner Unternehmung über sein Erwar-

ten. Es waren ihm glänzende Verſprechungen gemacht worden, aber die wenigſten davon wurden erfüllt. Endlich erbot ſich Markus Perez, ein reicher Kaufmann von Antwerpen, zu einer Beiſteuer von 300000 Thaler; die Stadt Straßburg, der Kurfürſt von der Pfalz und der Herzog von Zweibrücken verſprachen den angeworbenen Teutſchen Landsknechten einen viermonatlichen Sold auszuzahlen, und die Unterhaltung der Reiterei ward zum Theil von den Anführern übernommen. Jetzt waren die größten Hinderniſſe beſiegt, und der Prinz entſchloß ſich in's Feld zu rücken.

Bei Romersdorf im Bisthum Trier (1568 September) muſterte er ſein Heer. Es beſtand aus 40 Fahnen Teutſcher Landsknechte, aus 4000 Niederländiſchen und Teutſchen Hakenſchützen, aus einer Anzahl Franzöſiſcher Kriegsleute und 7000 Reitern, zuſammen aus 20000 Mann, denen ein Zug von 4 ſchweren und 6 leichten Feuerſchlünden folgte. Viele vornehme Teutſche und Niederländer, zwei Herzoge von Sachſen, Prinz Kaſimir von Zweibrücken, die Grafen Ludwig und Albrecht von Naſſau, Burchard von Barbi, Schwarzburg, Jooſt von Schauenburg, Hoogſtraaten, Wilhelm von der Mark, Batenburg, Obdam, Otto Malsburg, Dietrich Schönberg und andere, befanden ſich im Gefolge des Prinzen. Merkwürdig ſind zum Theil die Symbole, welche man in den Fahnen des Heers erblickte. Einige zeigten einen Pelikan, der ſeine Jungen mit eigenem Blute nährt; in andern las man das Motto: für Geſetze, Volk

und König. Von der Mosel wandte sich der Prinz nach dem Rhein, und setzte glücklich über diesen Strom. Durch ein anhaltendes Regenwetter waren die Wege äußerst ungangbar geworden, und verstatteten ihm kein schnelles Vorrücken. Endlich betrat er bei St. Viet den Luxemburgschen Boden, verlor einige Tage mit zwecklosen Hin- und Herzügen, und eroberte sodann Aremberg und verschiedene andere unbedeutende Plätze. Der zügellose Soldat verübte dabei die ärgsten Ausschweifungen und Gräuel. Kirchen und Klöster wurden beraubt, Geistliche und Landleute ausgeplündert und gemißhandelt, und die Anführer waren gezwungen, diesen Unordnungen nachzusehen, weil die Kriegsleute ihren Sold nicht richtig empfingen und deshalb stets mit Aufruhr drohten. Je mehr man ihnen nachsah, desto höher stieg der Trotz dieser zügellosen Rotten, und endlich brach ihr Unwille in eine förmliche Empörung aus. Nicolaus de Hammes, bekannt aus den Zeiten des ersten Compromisses, verlor bei dem Aufstande das Leben, und dem Prinzen von Oranien selbst ward der Degen von der Seite geschossen. Dem letzteren, der wie alle großen Geister, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther der Menschen besaß, gelang es endlich durch den Zauber seiner Ueberredungskraft die Empörer zu besänftigen.

Der Herzog von Alba raſtete nicht auf den bei Jemmingen erfochtenen Lorbeeren, sondern traf sogleich Anstalten, sich den Unternehmungen des Prinzen zu widersetzen. Viermal hundert tausend Ducaten aus Spanien, die er in Seeland empfing, setzten

ihn in den Stand, ſeine Rüſtungen zu beſchleunigen. Vier Regimenter Spanier, vier Regimenter Teutſche, Vierzig Fahnen Wallonen, 6000 Spaniſche, Italieniſche, Teutſche und Burgundiſche Reiter und eine beträchtliche Anzahl von Schanzgräbern bildeten ſein Heer. Mit dieſer Macht, welcher ein anſehnlicher Zug ſchweren Geſchützes folgte, ſenkte er ſich nach der Maas herab, und näherte ſich der Gegend von Maſtricht. Der erfahrne Feldherr war entſchloſſen, hier ein ganz anderes Syſtem zu befolgen, als bei dem Feldzuge in Friesland. Dort war er angreifend verfahren, hier wollte er ſich auf die ſtrengſte Vertheidigung einſchränken. Zwar kannte er den Plan ſeines Gegners nicht genau, aber welcher es auch ſein mochte, es war gewiß, er konnte nur durch eine ſchnelle Ausführung gelingen. Vermochte er daher nur das Spiel in die Länge zu ziehen, und den Prinzen durch Demonſtrationen hinzuhalten: ſo wurden die Abſichten des letzteren ſicher vereitelt, und Mangel an Geld und Lebensmitteln mußten ihn, auch ohne daß er eine Schlacht verlor, zum Rückzuge zwingen. Einen andern Grund, die Vertheidigung zu wählen, fand er in der politiſchen Lage des Landes, welches er beſchützen ſollte, und in der Stimmung der Bewohner deſſelben. Sie haßten ihn tödtlich und ſahen dem Prinzen von Oranien, als ihrem Retter und Befreier, mit Ungeduld entgegen. Was für ſchreckliche Folgen mußte daher eine Niederlage für ihn haben! Schon in dieſer Hinſicht durfte er die Entſcheidung des Kampfs nicht auf den

ungewissen Ausgang einer Feldschlacht wagen. Jeden Schritt seines Gegners sorgfältig zu bewachen, durch künstliche Bewegungen das Land gegen die Einfälle desselben zu decken, und ihm den Unterhalt so sehr als möglich zu erschweren; das war der einfache und weise Plan, welchen er entwarf. Er verschloß sich in einem vortheilhaften Lager, auf einer Anhöhe am linken Ufer der Maas ohnweit Maastricht; ließ alle Zugänge zu demselben befestigen; die seichten Stellen des Flusses durch Fußangeln ungangbar machen, und von den benachbarten Mühlen die Mahleisen wegnehmen, daß sie unbrauchbar wurden. So hoffte er den Prinzen so lange auf dem rechten Ufer der Maas fest zu halten, bis der kleine Landstrich zwischen diesem Strome und dem Rhein ganz ausgezehrt seyn würde.

Eben so wichtige Gründe, als der Herzog zur Zögerung hatte, bestimmten Oranien zu dem entgegen gesetzten Verfahren. Bei ihm kam alles auf Schnelligkeit der Ausführung an, um so bald als möglich irgend einen bedeutenden Platz in Brabant in seine Gewalt zu bekommen und dadurch festen Fuß in dieser Provinz zu fassen. Er eilte daher, als er aus dem Luxemburgschen am rechten Ufer der Maas angekommen war, über diesen Strom vorzudringen. Aber die Stadt Lüttich, wo die Spanische Partei die Oberhand hatte, verweigerte ihm den Uebergang über die dortige Brücke; und zur Erbauung einer Schiffbrücke fehlte es an Fahrzeugen und anderen nöthigen Geräthschaften.

In dieſer Verlegenheit blieb kein anderes Mittel übrig, als durch den Strom zu ſetzen. Glücklicherweiſe entdeckte man zwiſchen Maſtricht und Roermonde eine Art von Furth, welche ſogleich zu dem Uebergange beſtimmt ward.

Am 7ten des Weinmonats gegen Abend führte der Prinz ſein Heer an das Ufer. Einige hundert Reuter mußten durch den Fluß gehen, und ſich auf jener Seite ordnen, um den Uebergang des Heers zu decken. Um die Gewalt des Stromes zu brechen, ſtellte der Prinz ſeine ganze Reuterei, das Beiſpiel Cäſars bei dem Uebergange über den Segro in Catalonien nachahmend, mitten durch das Bette des Fluſſes gegen den Strom gewendet, auf. Hinter dieſer lebendigen Mauer ging das geſammte Heer, mit Geſchütz und Gepäcke, während der Nacht durch den Fluß. Hätte Oranien nach dieſem glücklichen Uebergange die erſte Ueberraſchung benutzen, und den Herzog von Alba ſogleich angreifen können, ſo würde der Erfolg vielleicht ſehr glänzend für ihn geweſen ſeyn. Aber bei der großen Erſchöpfung ſeiner Krieger, bedurften dieſe einiger Ruhe; indeß eilte er, ſeinem Gegner ſo bald als möglich unter die Augen zu treten, und bot ihm am folgenden Morgen die Schlacht an.

Der Graf von Barlaimont war es, welcher dem feindlichen Heerführer die erſte Nachricht von dem Uebergange des Prinzen brachte. Der Herzog zweifelte anfangs an der Wahrheit derſelben, und fragte den Grafen ſpottend: ob er glaube, daß des Naſſauers Heer aus Vögeln beſtehe? Doch bald be-

stätigten wiederholte Botschaften den Uebergang, und zugleich ward er von mehreren seiner erfahrensten Feldherren dringend aufgefordert: den ermüdeten und durchnäßten Feind unverzüglich anzugreifen. Der günstige Anschein eines glücklichen Erfolgs hätte vielleicht jeden andern zu einem falschen Schritte verleitet, nur einen Alba nicht. Seinem Entschluß, durchaus nichts zu wagen, getreu, bewegt er sich nicht aus seinem Posten, und verweigert die Schlacht, die am folgenden Morgen sein Gegner ihm anbietet. Vergebens ändert der Prinz verschiedenemal sein Lager, um jenen aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken; es gelang ihm nicht. Erst da, als er nach Thienen aufbrach, um sich mit einigen Tausend Franzosen zu vereinigen, die unter des Grafen von Genlis Anführung bei Joudoigne ohnweit Brüssel angelangt waren, hob auch Alba sein Lager auf und folgte dem Prinzen. Um die Vereinigung zu bewirken, mußte der leztere zwischen Thienen und Joudoigne über ein Gewässer gehen. Alba, der dies wußte, sandte dem Oranischen Heere seinen Sohn D. Friedrich mit einigen Tausend Spaniern und Wallonen nach, und befahl ihm, den Zeitpunkt wahrzunehmen, wenn der größte Theil des feindlichen Heers über das Wasser seyn würde, und dann mit Blitzesschnelle über die Zurückgebliebenen herzufallen und sie zu schlagen.

Der Prinz hatte zur Deckung des Uebergangs 2000 Hakenschützen und einige Kornetten Reiter aufgestellt. Dieses kleine Corps ward von D. Friedrich angegriffen, und größtentheils niedergehauen

oder zerstreut; das Hauptheer aber bewirkte die Vereinigung mit den Franzosen.

Die Jahreszeit ward immer ungünstiger, und das Bedürfniß, etwas entscheidendes auszuführen, immer dringender für den Prinzen von Oranien; doch je mehr er sich bemühet, seinen Gegner in eine Schlacht zu verwickeln, desto sorgfältiger vermeidet dieser jede Gelegenheit dazu. Nicht selten geschah es dabei, daß er, um seinem strengen Vertheidigungsplan treu zu bleiben, Schritte thun mußte, die eben so demüthigend für ihn, als kränkend für den Stolz seiner Spanier waren. Aber weder der Unwille der Kriegsleute, noch die Vorstellungen der Feldherren und seiner eigenen Söhne, konnten seinen Vorsatz erschüttern; und als man nicht aufhörte ihn mit Bitten zu bestürmen, drohete er, jeden als einen Rebellen hängen zu lassen, der es wagen werde, noch einmal von einem Angrif zu sprechen. So fuhr er fort seinem Gegner durch künstliche Bewegungen auszuweichen, schnitt ihm überall die Zufuhr ab, und zwang ihn, durch fruchtlose Hin- und Herzüge seine Truppen zu ermüden.

Das Glück belohnte Alba's Beharrlichkeit. Umsonst hatte Oranien mit Ungeduld erwartet, daß eine oder die andere ansehnliche Stadt ihm ihre Thore öffnen, oder sich für ihn erklären würde. Keines von beiden geschah, denn die Städte waren entweder von dem Spanischen Feldherrn mit starken Besatzungen versehen worden; oder es fehlte ihnen an Entschlossenheit, einen so gewagten Schritt im Angesichte des feindlichen Heers zu thun. Auch

die von den Niederländern verſprochenen Geldſummen blieben größtentheils aus. Die ſpäte Jahreszeit erzeugte immer größere Hinderniſſe. Alle Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg verſchwand. Im freien Felde länger zu verweilen, erlaubte die Beſchaffenheit ſeines Heeres nicht; einen feſten Platz hatte der Prinz nicht in ſeiner Gewalt; nichts blieb ihm alſo übrig, als den Rückzug anzutreten, und den Einfluß günſtigerer Geſtirne abzuwarten. Er beſchloß, auf den Rath der bei ſeinem Heere befindlichen Franzoſen, durch Hennegau nach Frankreich zu gehen, und ſich dort, wo der Bürgerkrieg zwiſchen den Hugonotten und Katholiken wüthete, den Häuptern der erſtern, dem Prinzen von Conde und dem berühmten Admiral Coligni, anzuſchließen.

Die Anſtalten zu dem Rückzuge wurden gemacht (1568 November.), und Oranien entfernte ſich von den Gränzen Brabant's. Der Herzog von Alba folgte ihm, und die erbitterten Spanier ermordeten jeden Niederländer von des Prinzen Heere, welcher ihnen in die Hände fiel. Zwiſchen Lequesnoi und Cambrai kam es zu einem Gefecht zwiſchen dem Vortrabe des Spaniſchen und dem Nachzuge des Oraniſchen Heers, worin die Spanier einen beträchtlichen Verluſt erlitten. Der Prinz ſetzte ſeinen Rückzug fort, aber als er bei Soiſſons ankam, weigerten ſich ſeine Krieger, wider den König von Frankreich zu fechten, weil ſie ſich nur zum Dienſt wider die Spanier verpflichtet hätten. Der Prinz mußte ihrer Widerſpenſtigkeit nachgeben, und führte ſie mitten im Winter durch Champagne und

Lothringen nach Straßburg. Hier verkaufte er sein Geschütz und Kriegsgeräth, bezahlte mit den dafür empfangenen Summen die Soldaten, und entließ das Heer bis auf 1200 Reiter. Mit den letzteren stieß er in Begleitung seiner beiden Brüder, Ludwig und Heinrich, zum Herzog Wolfgang von Zweibrücken, und folgte dem letztern nach Frankreich, wo er an verschiedenen Unternehmungen der Hugonotten wider die Königlich-katholische Partei, dem Treffen bei Roche-Abeille und der Belagerung von Poitiers, Theil nahm. Nach dem Tode des Herzogs von Zweibrücken verließ der Prinz die Hugonotten, um nach Teutschland zurück zu kehren, und seine ganze Aufmerksamkeit den Niederländischen Angelegenheiten zu widmen. Seine Brüder, die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, blieben bei dem Admiral zurück; er selbst reiste heimlich, als ein Bauer verkleidet und nur von vier Personen begleitet, aus Frankreich ab, und kam nach mancher bestandenen Gefahr, (1569 Sommer) über Mömpelgard in der Grafschaft Nassau an.

So wenig dem vorgesetzten großen Zwecke entsprechend, endete Wilhelms erster Feldzug. Forscht man nach den Ursachen dieses Mißlingens, so findet man leicht, daß außer den vortreflichen Manoeuvres des Herzogs von Alba, in welchen sich der vollendete Feldherr so wahr und überzeugend aussprach, auch der Mangel an Gelde und an Einheit in der Ausführung des entworfenen Kriegsplans, und endlich die Unthätigkeit der Niederländer, eine Folge der Auswanderung und Hinrichtung eines großen

Theils der Anhänger des Prinzen, den unglücklichen Ausgang des Feldzuges veranlaßten. Indeß hatte doch Wilhelm von Oranien der Nazion gezeigt, was sie von ihm zu erwarten habe, und sein fester unerschütterlicher Charakter bürgte dafür, daß er das angefangene Werk nicht aufgeben, sondern unter günstigeren Umständen wieder auf dem Schauplatz erscheinen werde. Seine eigene Ehre erforderte Beharrlichkeit. Er hatte alle Verbindung mit dem Spanischen Hofe zerrissen, und war im Angesichte des ganzen Europa in die Schranken getreten. Jezt blieb ihm nichts übrig, als den Kampf fortzusezen, oder rühmlich zu fallen, wollte er sich nicht als ein elender Abenteurer dem Hohn der Zeitgenossen und der Verachtung der Nachwelt Preis geben.

Der Herzog von Alba, welcher dem Feinde auf allen Seiten so glücklich widerstanden, Bellern und Artois gerettet, Friesland und Gröningen befreit und Brabant geschüzt hatte, hielt nach dem Abzuge des Prinzen, stolz auf seine Thaten, einen triumphirenden Einzug zu Brüssel (1568 Dezember 22.). Papst Pius der 6te beschenkte den siegreichen Vertheidiger des Glaubens mit einem geweiheten Hut und Degen. Aber nicht zufrieden mit den Opfern, welche andere seiner Eitelkeit brachten, ward er sein eigener Schmeichler durch eine Handlung der außerordentlichsten Art. Er ließ aus dem bei Jemmingen eroberten feindlichen Geschüz eine Bildsäule gießen, die ihn selbst in voller Rüstung und zu seinen Füßen zwei liegende, mit mancherlei allegorischen Attributen versehene menschliche

Figuren darſtellte, welche wahrſcheinlich den unterdrückten Niederländiſchen Adel und Bürgerſtand bezeichnen ſollten. Dieſe Bildſäule ward in der von ihm erbauten Citadelle zu Antwerpen aufgeſtellt, und führte die ſtolze Inſchrift: Dem Herzog von Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, Philips des 2ten Statthalter in Belgien, der den Aufruhr geſtillt, die Rebellen verjagt, die Religion geſchützt, Gerechtigkeit geübt, und die Ruhe in den Niederlanden wiederhergeſtellt, dem treuſten Diener des beſten Königs errichtet; eine Prahlerei ohne Beiſpiel, welche nicht nur den Haß der Nazion wider ihn vermehrte, ſondern ihm auch ſelbſt den Unwillen ſeines Hofes zuzog.

2.

Eroberung der Stadt Briel durch die Meergeusen.

1572.

Der Rückzug des Prinzen von Oranien überlieferte die Niederländer aufs neue einem hoffnungslosen Schicksal, und der mislungene Versuch, sie von ihrem Tyrannen zu befreien, gab dem Herzoge von Alba Muth und Gelegenheit, seiner Grausamkeit neue Opfer zu bringen. Noch mancher von den Bewohnern der unglücklichen Provinzen mußte das Blutgerüst besteigen, und Tausende wurden geächtet, oder wählten eine freiwillige Verbannung, um sich der Verfolgung zu entziehen. Endlich gebrach es dem Blutrath, diesem furchtbaren Tribunal, welches nur Verdammungsurtheile aussprach, an Schlachtopfern, denn Flucht und Schafot hatten die Anzahl der Verbrecher kleiner gemacht; und die ergiebige Quelle von Einnahmen, welche aus der Confiskation des Vermögens der Verurtheilten entsprang, versiegte nach und nach, die Regierung mußte daher auf neue Goldminen denken um die Abnahme der alten zu ersetzen; und da der Herzog sehr gut

wußte, daß nichts die unumschränkte Gewalt des Regenten, deren Gründung in den Niederlanden die Haupttendenz aller Maasregeln der Spanischen Regierung in Rücksicht dieser Provinzen war, so sicher in einem Lande befördert, als bestimmte und fortdauernde Abgaben, die ihn unabhängig von dem guten Willen der Stände machen: so schlug er den zu Brüssel versammelten Niederländischen Staaten die Einführung einer solchen Auflage vor. (1569 März 20.) Nach dem Entwurf dazu sollte jeder Einwohner verpflichtet sein, zuerst von seinem gesammten beweg- und unbeweglichen Vermögen auf einmal den hunderten Pfennig, und dann noch besonders bei jeder Veräußerung von beweglichen Gütern den zehnten und von unbeweglichen den zwanzigsten Pfennig zu erlegen. Diese Auflage sollte an die Stelle der bisher von den Staaten geforderten und bewilligten ordentlichen und außerordentlichen Steuern treten.

Aber nicht nur die Stände, auch die Statthalter der Provinzen und der Finanzrath erhoben sich einmüthig gegen diese gefährliche Neuerung. Sie stellten dem Herzog vor, daß die Einführung einer solchen Abgabe allen Privilegien des Landes zuwider sei, und für einen Staat, dessen Existenz fast ganz allein von Handel abhänge, die nachtheiligsten Folgen hervorbringen müsse, weil die Verkaufsartikel dadurch vertheuert, und die Niederlande folglich außer Stand gesetzt würden, die Concurrenz mit den benachbarten Ländern auszuhalten.

Doch dieſe Einwendungen machten auf den Herzog, dem weder die Vorrechte noch das bürgerliche Glück des Landes am Herzen lagen, keinen Eindruck, und brachten ihn von ſeiner Forderung nicht zurück. Der Streit darüber dauerte mehrere Jahre, und ward von beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit fortgeſetzt. Die Stände brachten andere Mittel zur Befriedigung der Staatsbedürfniſſe in Vorſchlag, ja ſie bezahlten ſogar eine Summe, die dem wahrſcheinlichen Ertrage jener Abgabe gleich kam. Manche Provinzen kauften den zehnten Pfennig ab. Aber ſie gewannen dadurch nichts, denn der Herzog ließ ſeinen Plan nur zuweilen ruhen, oder bewilligte Vergünſtigungen und Ausnahmen, bald aber rückte er mit ſeiner Forderung in ihrem ganzen Umfange aufs neue hervor.

Die Verletzung ihrer heiligſten Vorrechte, die ärgſten Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten, die zahlloſen Hinrichtungen und die Verbannung ſo vieler Tauſende von fleißigen und geſchickten Bürgern hatten die Niederländer nicht ſo ſehr empört, als es die Auflage des zehnten Pfennigs that. Mit ruhig duldendem Schmerz ſahen ſie das Blut ihrer Lieblinge, eines Egmonts, eines Hoorne und anderer, auf dem Schafot vergießen, aber der Angriff auf ihr Eigenthum, den ein handelndes Volk weniger als ſelbſt Grauſamkeiten erträgt, verſetzte ſie in die heftigſte Wuth. Die Gährung darüber war allgemein, und erreichte beſonders in der Provinz Holland einen hohen Grad. Unglücklicherweiſe ereigneten ſich gerade zu dieſer Zeit verſchiedene

andere Vorfälle, welche das Unglück der Nation vermehrten, und ihren Haß gegen die Spanische Regierung, wenn diese auch nicht immer die Urheberin davon war, noch unversöhnlicher machten.

Einige Genuesische Schiffe, welche 800000 Kronen für den Herzog von Alba zur Bezahlung der Niederländischen Armee am Bord hatten, wurden von Französischen Kapern in Englische Häfen gejagt. Die Königin von England, um sich an dem Herzog für den Beistand zu rächen, welchen er den aufrührerischen Grafen von Northumberland und Westmoreland geleistet hatte, ließ die Fahrzeuge anhalten und das Geld in Beschlag nehmen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung: daß sie es nur als ein Darlehn behalten und den Eigenthümern wieder zurück zahlen wolle. Alba, aufs höchste erbittert über diese Beleidigung, läßt sogleich auf alle Englische Schiffe und Waaren zu Antwerpen und an andern Niederländischen Orten Arrest legen, und mit gleicher Strenge wird wider das Englische Eigenthum in Spanien verfahren. Elisabeth übt das Wiedervergeltungsrecht an den Spanischen und Niederländischen Gütern in England, und läßt selbst auf offenem Meere eine Anzahl Niederländischer Schiffe anhalten. Die Folge dieses gegenseitigen feindseligen Verfahrens war ein Stillstand in dem Verkehr beider Nationen. Die Engländer verlegten ihren Tuchhandel von Antwerpen nach Hamburg, und die Niederländer verloren durch den Streit, der bis in das Jahr 1574 fortgesetzt ward, über zwei Millionen Gulden.

Ein anderer ſchrecklicher Unfall traf das Land am 1ſten November 1570, und es ſchien faſt, als hätte ſich die Natur mit den Menſchen zum Untergange deſſelben verſchworen. Von einem heftigen Orkan ergriffen, ſtürzten die Wellen des Meeres an jenem Tage plötzlich mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt wider die Dämme, welche die nördlichen Provinzen gegen ſeine Wuth beſchützen ſollten, daß ſie dieſe künſtlichen Bruſtwehren durchbrachen, das offene Land überſchwemmten, und über Holland, Seeland, Friesland und Flandern eine allgemeine Verwüſtung verbreiteten. Der Schade war unermeßlich, und mehr als 20000 Menſchen wurden von den Wellen verſchlungen. Dieſes entſetzliche Ereigniß begab ſich am Allerheiligentage, und die Katholiken hielten es deshalb für ein Strafgericht, wegen der bei dem berüchtigten Bilderſturm im Anfange der Revolution verübten Zerſtörung der heiligen Bildniſſe; die Nichtkatholiken aber nahmen es für ein Vorzeichen politiſcher Stürme, welche Holland und Seeland am erſten und heftigſten erſchüttern würden. Ganz Europa äußerte ſeine Theilnahme an dieſem Unfall, nur Alba blieb ungerührt und ließ ſich durch keine Vorſtellung bewegen, den verunglückten Provinzen die gewöhnlichen Steuern zu erlaſſen.

Es konnte nicht fehlen, ſo viel Widerwärtigkeiten auf der einen und eine ſo empörende Härte von der andern Seite, mußten den Unwillen der Niederländer und ihren Haß gegen die Spanier aufs höchſte treiben. Den leztern allein ſchrieben ſie

alles Ungemach zu, welches über sie ergangen war, selbst jenes, was die Natur verschuldet hatte; denn sie kannten keinen schädlicheren Feind ihres bedauernswerthen Vaterlandes, als die Spanische Regierung, unter deren verderblichem Einfluß die schönsten Blüthen ihrer ehemaligen Glückseligkeit dahingewelkt waren.

Dem Prinzen von Oranien entging nichts von dem, was in den Niederlanden vorfiel; er ward von allem auf das genaueste unterrichtet. In jeder Provinz hatte er seine Anhänger. Er führte einen geheimen Briefwechsel mit mehreren angesehenen Personen, und in den meisten Städten der Provinz Holland, wo sein Anhang am zahlreichsten war, unterhielt er geheime Verständnisse und Verbindungen. Ein Friesischer Edelmann, Nahmens Sonoi, erhielt (1570) von ihm eine schriftliche Vollmacht: Beiträge zu einem neuen Feldzuge wider die Spanier in den Niederlanden zu sammeln, und einige Priester und andere vertraute Personen in Holland und Friesland unterzogen sich, auf Sonoi's Antrag, diesem gefährlichen Geschäft. Aber was dem Prinzen am willkommensten gewesen wäre, daß eine oder die andere Stadt in Holland sich öffentlich für ihn erklärt hätte, erfolgte nicht. Alle von seinen Anhängern in dieser Absicht gemachten Versuche blieben fruchtlos, und hatten keine anderen Folgen, als daß sie hier und dort Bewegungen unter dem Volke veranlaßten, und manchen Holländer auf das Blutgerüst lieferten.

Es würde ein undankbares und zweckloses

Geſchäft ſeyn, alle Vorfälle dieſer Art hier anzuführen. Nur einer davon darf nicht übergangen werden, welcher, obgleich ohne Folgen wie die übrigen, doch von der außerordentlichſten Art iſt und einem ſonſt unbekannten Manne einen unſterblichen Namen in der Geſchichte ſeines Vaterlandes erwarb. Herman de Ruiter, ein Ochſenhändler aus Herzogenbuſch, hatte von dem Grafen von Berge eine Beſtallung für den Dienſt des Prinzen von Oranien erhalten. Kühn und voll glühenden Eifers für die Sache Oraniens und der Freiheit, entwarf er (1570 Decemb.) den verwegenen Plan, ſich des Schloſſes Löwenſtein an den Gränzen des Bommelerwards durch Ueberraſchung zu bemächtigen. In eine Mönchskutte gehüllt und nur von zwei Gefährten begleitet, ſchleicht er ſich in die alte Burg ein. Der Befehlshaber wird überfallen, 24 Mann, welche in der Nähe verſteckt lagen, eilen auf ein gegebenes Zeichen in die geöffneten Thore, und nach wenigen Augenblicken ſieht ſich Ruiter im Beſitz des Schloſſes.

Sobald der Spaniſche Befehlshaber von Herzogenbuſch dieſen Vorfall erfuhr, ſandte er den Hauptmann Lorenzo Perya mit 300 Spaniern und einer Anzahl bewaffneter Bürger nach Löwenſtein, um ſich des Platzes wieder zu bemächtigen. Ruiter wird zur Uebergabe aufgefordert, aber vergebens, denn er iſt entſchloſſen ſeine Eroberung bis auf den lezten Mann zu behaupten. Drei Tage lang beſchoſſen die Feinde das Schloß, endlich drangen ſie ſtürmend durch eine geöffnete Breſche hinein. Ruiter,

von dem größten Theil seiner Leute verlassen, fährt dennoch fort sich auf das tapferste zu vertheidigen. Er zieht sich mit zwei Gefährten in das Wohnhaus zurück, und streckt die ihn verfolgenden Spanier mit einem großen Schlachtschwerte darnieder. Endlich, da er in Gefahr ist, von der eindringenden Menge überwältigt zu werden, will er lieber eines freiwilligen und ehrenvollen Todes, als wie ein Verbrecher unter den Händen des Henkers sterben; zündet das Pulver an, mit welchem der Fußboden bedeckt war, und sprengt sich mit allen im Zimmer befindlichen Feinden in die Luft. Die Spanier erbittert über den erlittenen großen Verlust, suchten Ruiters Haupt zwischen den verstümmelten Leichnamen hervor, und ließen es zu Herzogenbusch am Hochgericht aufstecken. Von seinen gefangenen Waffengefährten wurden zwei gerädert und die übrigen mit dem Strange hingerichtet.

So wenig es dem Prinzen von Oranien gelang, sich eines ansehnlichen Platzes in Holland zu versichern, eben so fruchtlos waren auch seine und der vertriebenen Niederländer Versuche, eine oder die andere Europäische Macht in ihr Interesse zu ziehen. Vergebens wandten sie sich an den Reichstag zu Speier, um den Kaiser und das Teutsche Reich für sich zu gewinnen; denn Kaiser Maximilian der II., mit dessen Tochter, der Erzherzogin Anna von Oesterreich, sich kürzlich König Philipp der II. vermählt hatte, vermied es sich in eine Unterhandlung einzulassen, welche seinem Schwiegersohn Anlaß zur Unzufriedenheit geben mußte. Kein

besserer Erfolg belohnte ihre Bemühungen, den Beistand Schwedens, Dänemarks, Englands oder Frankreichs zu erhalten. Die Nordischen Mächte hatten noch zu wenig Einfluß auf die Angelegenheiten des übrigen Europa; die am Französischen Hofe herrschende Guisesche Faktion war mit Spanien zur Ausrottung der Protestanten einverstanden, und Englands Königin hielt es, nach den Grundsätzen ihrer vorsichtigen Politik, jezt noch für zu früh, sich öffentlich für den Prinzen von Oranien zu erklären; auch gewährten die Zerrüttungen in den Niederlanden ihrem Reiche zu wesentliche Vortheile, als daß sie nicht insgeheim die Fortdauer derselben gewünscht haben sollte. Was durch die eifrigsten Bemühungen, durch Anwendung von List und Klugheit nicht erreicht werden konnte, das ward endlich durch ein Zusammentreffen zufälliger Umstände bewirkt. Ein neuer furchtbarer Feind Spaniens hatte sich unbemerkt gebildet, und es gelang einer heillosen Rotte kühner Abenteurer, den ersten Grundstein zu dem wunderbaren Gebäude der Niederländischen Freiheit zu legen.

Mehrere geflüchtete Adeliche und Kaufleute aus Holland, Flandern und andern Niederländischen Provinzen hatten sich in eine Gesellschaft vereiniget und auf eigene Kosten eine Art Schiffe von 40 bis 100 Tonnen ausgerüstet, welche einen niedrigen Oberlauf und einen Musketenschußfreien Mastkorb hatten, 8, 10 bis 20 eiserne Feuerschlünde führten und mit 40 bis 200 Seeleuten besezt waren, die zugleich als Schützen und Matrosen Dienste thaten.

Mit diesen leichten Fahrzeugen, gewöhnlich Bliesboote genannt, schwärmten sie auf dem Meere umher, vom Ausflusse der Ems her, an den Niederländischen und Englischen Küsten hinauf, durch den Kanal bis La Rochelle, und machten Jagd auf Spanische und Niederländische Schiffe. Das Glück begünstigte die Unternehmungen dieser älteren Flibustier, und die Spanische Regierung versäumte es, die gefährliche Verbrüderung bei ihrem ersten Entstehen zu unterdrücken. Täglich vermehrte sich die Anzahl der Freibeuter. Die Englischen, Französischen und Teutschen Häfen waren ihre Zufluchtshöhlen und die Märkte, wo sie die gemachten Prisen losschlugen, und bald wurden sie das Schrecken aller Seefahrer. Der alte Name Geusen, welcher noch fortdauerte und womit man jeden Niederländer, der ein Protestant oder ein Feind Spaniens war, bezeichnete, ward auch den Niederländischen Freibeutern gegeben; man nannte sie Meergeusen nach dem Elemente, welches der Schauplatz ihrer Thaten war. Da sie aber ihr Gewerbe ohne Bestallung von irgend einem regierenden Fürsten trieben, so betrachtete man sie als Seeräuber, und behandelte sie als solche, wenn sie gefangen wurden.

Als der Prinz von Oranien, nach seinem unglücklichen Feldzuge, sich bei dem Französischen Hugonottenheere befand, unterhielt er sich oft mit dem Admiral Coligni, seinem vertrauten Freunde, über die Niederländischen Angelegenheiten. Dieser unversöhnliche Feind Spaniens zeigte ihm einst, indem er eine Karte vor ihm ausbreitete, die

Schwäche dieſes Reichs zur See, und wie leicht es auf dieſer Seite verwundbar ſein würde, wenn es ihm gelänge, ſich einer Niederländiſchen Hafenſtadt zu bemächtigen. Er rieth deshalb dem Prinzen, das Kriegsglück, welches ihn zu Lande nicht begünſtiget habe, auf dem Elemente des Meers zu verſuchen. Oranien billigte den Vorſchlag ſeines Freundes, und führte ihn aus, indem er mit der ſchwimmenden Republik der Meergeuſen in Verbindung trat. Er ertheilte den Hauptleuten der Kaperſchiffe Beſtallungsbriefe, wodurch er ſie in ſeinen Dienſt aufnahm, und ernannte Adrian von Bergen zum Oberadmiral dieſer neugeſchaffenen Seemacht. In der Inſtruktion, welche die Befehlshaber erhielten, ward ihnen unterſagt, den Städten, Plätzen und Einwohnern des Römiſchen Reichs, der Länder Dänemark, Schweden, England und Frankreich, und überhaupt keinem, der dem Worte Gottes und Oranien zugethan ſei, Schaden zuzufügen.

Immer zahlreicher ward jezt die Geſellſchaft dieſer Seeleute, immer bedeutender ihre Macht. Sie hatten nicht ſelten Flotten von 50 bis 60 Segeln beiſammen, mit denen ſie in der Nord- und Oſtſee Unternehmungen ausführten, und der Spaniſchen und Niederländiſchen Handlung beträchtlichen Schaden zufügten. Ihre Kühnheit wuchs, je mehr ſie vom Glücke begünſtiget wurden. Sie wagten ſich ſogar bis in die Südersee, erfüllten die Frieſiſchen Küſten mit Raub und Brand, und eroberten einſt eine Flotte von 46 Schiffen, welche

durch das Vlie nach Amsterdam segeln wollte. Aber diese wilden Seeleute, deren Heimath das Meer und deren einziges Recht ihr Schwert war, achteten wenig auf die Vorschriften und Befehle des Prinzen. Nicht die Spanier allein, sondern alle Seefahrer ohne Unterschied waren ihre Feinde, und kein Eigenthum, es mochte einer Nation angehören, welcher es wollte, ward von ihnen geachtet. Ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun und eine strengere Ordnung unter ihnen einzuführen, versuchte der Prinz eine neue Organisation derselben. Er ernannte Gilain von Fiennes zu ihrem Generalkapitain, und verordnete: die Flotte sollte keinen andern als den Herzog von Alba feindlich behandeln, von der gemachten Beute sollte ein Drittheil ihm dem Prinzen, eins der Mannschaft und eins den Hauptleuten zufallen, und auf jedem Schiffe sollte zur Erhaltung der Moralität ein Prediger angestellt werden.

Aber was fruchteten diese Einrichtungen bei Leuten, welche unbekannt mit Kriegszucht und Gehorsam nur nach Raub und Plünderung dürsteten, und sich gegen jedes Band einer gesezlichen Ordnung sträubten. Sie fuhren fort, alles, was ihnen das Glück entgegenführte, für gute Beute zu erklären, ja manche Befehlshaber entfernten und trennten sich sogar von der Flotte, und kaperten für eigene Rechnung. Hatten sie das Unglück, in die Gewalt ihrer Feinde zu fallen, so wurden sie, troz ihrer Prinzlichen Bestallungen, gleich gemeinen Seeräubern behandelt. Drei ihrer tapfersten

Befehlshaber mußten zu Amſterdam die Blutbühne beſteigen, und ein anderer, der unerſchrockene Johann Broek, ward zu Hamburg enthauptet, aber ſeine Gefährten rächten den Tod ihres unglücklichen Kameraden auf eine ſchauderhafte Art.

Während man ſo aus dem Schoße der friedlichen Niederländiſchen Marine eine furchtbare Freibeuterrotte hervorgehen ſah, welche den Handel, den jene zu dem höchſten Flor erhoben hatte, ganz zu vernichten drohete, dauerten in den Belgiſchen Provinzen die Streitigkeiten über die Abgabe des zehnten Pfennigs noch immer fort, und je beharrlicher ſich die Stände, vorzüglich in Holland, gegen die Entrichtung derſelben auflehnten, deſto feſter beſtand der eiſerne Wille des Herzogs von Alba darauf. Selbſt der berühmte Präſident des Finanzraths, der alte Viglius ab Ayta, der ſich unter allen Stürmen der Revolution zugleich das Zutrauen der Regierung und die Gunſt des Volks zu erhalten wußte, machte dringende Vorſtellungen gegen jene allgemein verhaßte Auflage. Und als ihm der Herzog ſeine geringe Achtung der königlichen Befehle vorwarf, erwiederte der muthige Greis: Ich zittere nicht für meinen grauen Kopf!

Dieſe ſtandhafte Erklärung eines Mannes von ſolchem Anſehn ward bald allgemein bekannt und vermehrte den Muth und die Widerſetzlichkeit der Stände, und den Unwillen des Volks. Zwar ertheilte der Herzog um dieſe Zeit unter großen Feierlichkeiten (1570. 10. Jul.) eine allgemeine Amneſtie, aber dieſe Gnadenhandlung kam jezt zu ſpät,

und konnte die beleidigten Gemüther um so weniger versöhnen, da troz derselben die Hinrichtungen noch immer kein Ende nahmen. Alles war gespannt, besonders in Holland. Nur ein glücklicher Anfang, und ein allgemeiner Aufstand ist gewiß.

Der lange Streit über die Erlegung des zehnten Pfennigs ermüdete endlich die Geduld des Herzogs von Alba. An strengen Gehorsam gewöhnt, beschließt er, sich über die gewöhnlichen Formen hinweg zu setzen und ohne weitere Schonung und Nachsicht seine Forderung mit Gewalt zu erzwingen. Er befiehlt (1572. März) dem Stadtrath zu Brüssel: auf der Stelle und ohne Widerspruch den zehnten Pfennig von der dortigen Bürgerschaft zu erheben. Der Rath, den Zorn des Tyrannen fürchtend, macht den erhaltenen Befehl bekannt und fordert die Bürger zum Gehorsam auf.

Aber anstatt sich geduldig unter das Joch der Nothwendigkeit zu schmiegen, verschließen Schlächter, Bäcker und Brauer ihre Buden, kein Fischhändler kommt nach der Stadt, und in ganz Brüssel findet sich Niemand, der etwas kaufen oder verkaufen will. Die Stadt ist ein Schauplatz der Unruhe und des lauten Murrens. Das Volk sammelt sich in drohende Gruppen, und wo einer dem andern begegnet, da ruft er ihm zu: der Umsturz der Staatsverfassung, das Unglück des Landes sei entschieden!

Weit entfernt, sich durch die Aeußerungen des Volksunwillens in seinen Entschlüssen wankend

machen zu laſſen, glaubte der Herzog von Alba vielmehr, daß es jezt Zeit ſei, durch ein ſchreckendes Beiſpiel von Strenge das Volk zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er gibt Befehl, ſogleich einige Krämer in den Thüren ihrer Häuſer aufzuhängen. Schon ſteht die Beſatzung unter den Waffen, ſchon iſt der Nachrichter angewieſen, Stricke und Leitern in Bereitſchaft zu halten, als unerwartet eine Nachricht von den Küſten der Nordſee eingeht, welche den Oberſtatthalter plözlich beſtimmt, alle ſtrengen Maasregeln zu Brüſſel für jezt aufzugeben.

Alles ſtaunt über dieſe ſchnelle Veränderung, aber Niemand ahnet die Veranlaſſung dazu. Ein unerwarteter Vorfall, wenig bedeutend an ſich ſelbſt, aber durch ſeine Folgen groß und wichtig, hat ſie bewirkt. Die Meergeuſen hatten einige glückliche Unternehmungen an der Holländiſchen Küſte ausgeführt, eine große Anzahl von Schiffen genommen, die Stadt Monnikendam geplündert und die Inſel Walcheren mit einer Landung bedrohet; aber der Hauptzweck ihrer Züge, irgendwo auf den Küſten Hollands feſten Fuß zu faſſen, ward nicht erreicht, und ſie mußten nach den Engliſchen Häfen zurück ſegeln, ohne ihren Wunſch erreicht zu ſehen. An der Spize dieſer Freibeuter, als Admiral des Prinzen von Oranien, ſtand jezt Wilhelm Graf von der Mark und Herr von Lumey. Von allen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Niederländiſchen Großen zeichnete ſich dieſer wilde und unerſchrockene Partiſan durch den glühendſten Haß wider die Spanier aus. Er hatte einſt ein feierliches Gelübde

gethan, nicht eher sein Haar zu kämmen und den Bart scheren zu lassen, bis er Egmonts und Hoorne's zürnende Manen durch das Blut ihrer Mörder versöhnt habe; und redlich hielt er sein Wort. Nach Oraniens mislungenem Feldzuge trat er in die Brüderschaft der Meergeusen, und seine Grausamkeit und Kühnheit bei ihren Streifzügen erwarben ihm den karakteristischen Beinamen des Hauers vom Ardennenwald.

Im Lenzmonat (1572) vereinigten sich mit dem Grafen von der Mark zwei andere Anführer, Wilhelm Blois von Treslong, der mit zwei Schiffen von einem Kreuzzuge an der Mündung der Südersee zurückkam, und Simon de Ryk, ehemals ein reicher Kornhändler zu Amsterdam und jezt Hauptmann eines Kaperschifs, welches er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Oft stellte der hochherzige de Ryk dem Grafen und den übrigen Befehlshabern vor: daß ihre Geburt sie zu einer edleren Bestimmung als dem Seeräubergewerbe berufen habe, ihr unglückliches Vaterland habe gerechte Ansprüche auf sie und ihre Pflicht fordere sie auf, irgend ein wichtiges Unternehmen zum Besten desselben zu wagen. Dadurch erwachte bei ihnen aufs neue der Gedanke, sich Enkhuizens oder einer andern Hafenstadt Nordhollands zu bemächtigen, und ein Zufall brachte ihn früher zur Wirklichkeit, als sie es selbst geglaubt hatten.

Der Herzog von Alba hatte die Königin von England sehr dringend ersucht, den Niederländischen Korsaren keinen Aufenthalt in den Häfen ihres

Reichs zu verſtatten; und Eliſabeth bewilligte ſein Geſuch, weil ſie Spanien, bei der damaligen Lage der Schottiſchen Angelegenheiten, ſchonen zu müſſen glaubte. Die Meergeuſen erhielten alſo Befehl, die Engliſchen Küſten zu verlaſſen, worauf ſie vier und zwanzig Segel ſtark, unter Anführung des Grafen von der Mark, nach dem Texel gingen, um neue Beute zu erhaſchen oder irgend eine andere Unternehmung auszuführen. Der Wind war anfangs günſtig, und es gelang ihnen, zwei Spaniſche Fahrzeuge zu erobern, aber er ſprang um und zwang ſie, ihren Lauf zu verändern und in die Mündung der Maas einzulaufen. Da faſſen die Befehlshaber plötzlich den Entſchluß ſich der Stadt Briel zu bemächtigen. Schnell werden die Anſtalten dazu getroffen. Zwei Schiffe, geführt von Marinus Brand und Daan ſegeln voran, die übrigen folgen ihnen nach. Am Palmſonntage (1572. 1. April) Mittags um zwei Uhr, warf das ganze Geſchwader die Anker in dem Hafen von Briel.

Dieſe Stadt, damals ein unbedeutender und unbefeſtigter Ort, liegt am Ausfluſſe der Maas in die Nordſee, auf jener Inſelgruppe, welche man das Land Voorne nennt, und zwar auf derjenigen von dieſen Inſeln, die den Namen Voorne insbeſondere führt. Die Spaniſche Beſatzung hatte ſich kurz zuvor nach Utrecht gezogen, und die Stadt war jezt ohne alle Vertheidigung. Die Einwohner hielten das angekommene Geſchwader anfangs für eine Kauffartheiflotte; aber bald wurden ſie aus ihrem Irrthum geriſſen, und hörten mit Entſetzen,

Schwertstreich bemächtigten. Am folgenden Morgen wurden Klöster und Kirchen geplündert, aber das Eigenthum der Bürger ward verschont. Der Graf von der Mark war anfangs der Meinung, die Stadt nach geschehener Plünderung wieder zu verlassen; aber die Hauptleute Treslong, de Ryk und Duivel drangen darauf, die gemachte Eroberung nicht aufzugeben, sondern sich in dem Besitz derselben zu behaupten. Der Graf stimmte ihnen endlich bei, und es wurden in der Eile Verschanzungen aufgeworfen, Kanonen von den Schiffen herbeigeführt, und ein Eilbote ging an den Prinzen von Oranien ab, um die Nachricht von der Eroberung zu überbringen und ihn um einen schnellen Beistand zu ersuchen.

Dieser unerwartete Vorfall war es, was den Herzog von Alba bestimmte, die strengen Maßregeln, welche er zu Brüssel wegen des zehnten Pfennigs getroffen hatte, so plötzlich aufzuheben. Briel galt für einen Schlüssel zu Holland von der Meerseite. Mit der Eroberung dieses Orts hatten die Feinde Spaniens den ersten festen Fuß in die Niederlande gesezt, und einen sichern Sammelplatz für ihre Schiffe gewonnen. Dem Herzog von Alba entgingen diese wichtigen Umstände nicht, aber er suchte seine Bestürzung zu verbergen. „No es nada!“ (Es ist nichts!) war der gewöhnliche Ausruf des stolzen Herzogs bei jeder auch noch so schlimmen Zeitung. Auch jezt, da er die Nachricht von dem Verluste Briel's empfing, brach er in seine Lieblingsworte aus, doch seine Handlungen bewie-

ſen, welchen Eindruck ſie auf ihn gemacht hatte, und Niemanden täuſchte ſeine ſcheinbare Gleichgültigkeit. Jener Ausruf aber ward in der Folge zum Sprichwort, der Niederländiſche Witz verwandelte ihn in einen Gegenſtand des Spottes, und bald las man in den Fahnen der Geuſen die Worte: No es nada! neben den Abbildungen einer Brille und eines Pfennigs mit der Zahl X.

Der Oberſtatthalter hatte auf die erſte Nachricht von dem Verluſte Briel's, dem Grafen Boſſü, Königlichen Statthalter der Provinz Holland, Befehl geſandt: mit dem Spaniſchen Regimente Lombardei, welches zu Utrecht in Beſatzung lag, nach Briel zu eilen, und den Ort wieder einzunehmen, ehe ſich der Feind darin feſtſetzen könne. Der thätige Boſſü war dieſem Befehl ſchon zuvor gekommen, hatte das Regiment zu Marklandſluis und Schiedam eingeſchift, und war mit demſelben nach der Inſel Voorne übergeſezt, wo er ſogleich ans Land ſtieg, und ohne das Geſchütz abzuwarten, welches ihm nachkam, nach Briel ging.

Die Niederländiſchen Seeleute waren vorbereitet auf des Grafen Ankunft. Sie hatten die Baumgärten unterhalb der Stadt beſezt und begrüßten die anrückenden Spanier, welche keinen nachdrücklichen Widerſtand erwarteten, mit einem heftigen Mucketenfeuer. Ein entſchloſſener Patriot und Anhänger des Prinzen von Oranien, der Stadtzimmermann Rochus Lieuweſon, warf ſich während des Gefechts in das Waſſer und zog die Nieuwelanſchleuſe auf, worauf ſich die zurückgehaltene

Flut über alle Wege und Niederungen um die Stadt ergoß. Boſſü ward dadurch gezwungen, ſich auf dem Nieuwländiſchen Damme gegen das Süderthor zu ziehen, wo ihn das ſchwere Geſchütz der Niederländer empfing.

Während des Kampfes vor der Stadt eilten Treslong und Robsol mit einem Theile ihrer Mannſchaft nach den Fahrzeugen der Spanier, verbrannten einige und bohrten andere in den Grund oder ſtießen ſie vom Lande ab. Als die Spanier dieß ſahen und zugleich das ſchnelle Steigen des Waſſers bemerkten, wurden ſie plötzlich von der Furcht, ein Opfer deſſelben zu werden, ergriffen und nahmen in wilder Eile und Unordnung die Flucht. Watend und ſchwimmend machten ſie ſich davon, aber viele von ihnen blieben in den Moräſten ſtecken und verſanken darin. Der Verluſt der Feinde würde noch beträchtlicher geweſen ſeyn, hätte der Graf von der Mark bei ſeiner geringen Mannſchaft es wagen dürfen, ſie zu verfolgen. Zwei feindliche Hauptleute wurden von den Geuſen gefangen, und zur Wiedervergeltung für die von den Spaniern verübten Grauſamkeiten an einer Windmühle aufgehängt. Den Ueberreſt ſeines geſchlagenen Heers führte Boſſü vor Dordrecht; aber die Stadt verſchloß ihm ihre Thore, und nur durch Liſt und Blutvergießen erzwang er ſich endlich den Eingang in Rotterdam.

Am Vorabend des Oſterfeſts (1572. 5. April) wurden die Spanier vor Brill zurückgeſchlagen. Zwei Tage darauf ließ der Graf von der Mark die

Bewohner des Landes Voorne verſammeln, und nahm ihnen einen feierlichen Eid ab: die Stadt für den Prinzen von Oranien, als Königlichen Statthalter über Holland, beſezt zu halten und zu vertheidigen. Briel und deſſen Umgebungen wurden nun die Wiege der Freiheit, das Aſil, wohin alle vertriebene Niederländer ſich flüchteten. Hier verſammelte ſich alles, was mit der Spaniſchen Regierung unzufrieden war; aber auch ganze Scharen von Abenteurern und anderm heimathloſen Geſindel, angezogen durch die Ausſicht auf reiche Beute, ſtrömten hier zuſammen und erfüllten die benachbarten Küſten und Seeräſſer mit Raub und Plünderung.

Allgemein und außerordentlich war der Eindruck, welchen die Eroberung Briel's auf die Niederländer machte. Sie weckte den Muth der ganzen unterdrückten Nation und begeiſterte ſie zu dem männlichen, eines edlen Volkes würdigen Entſchluß, die Tyrannei einer fremden Nation nicht länger zu dulden. Aber dem Prinzen von Oranien war ſie wenigſtens im erſten Augenblick nicht willkommen, weil ſie manche andere große Plane unterbrach und weil die Einnahme Briel's den Herzog von Alba vorſichtiger machen mußte. Der Vorfall war indeß einmal geſchehen, und der Prinz, welcher ſo viel Vortheile als möglich daraus zu ziehen beſchloß, gab dem Grafen von der Mark die Verſicherung, ihn ſo nachdrücklich zu unterſtützen, daß er ſich im Beſitze ſeiner Eroberung behaupten könne.

Ein neues Leben und neue Thätigkeit und

Kühnheit beſeelen jezt die Anhänger Oraniens, beſonders in den nördlichen Provinzen. Sie fordern die Einwohner auf, ſich ihrem großmüthigen Beſchützer in die Arme zu werfen, welcher bereit ſei ſie von dem zehnten Pfennig zu befreien. Den Abſcheu vor dieſer verhaßten Abgabe erwirbt den Apoſteln der Revolution täglich neue Freunde unter dem Volke, und der Geiſt der Widerſpenſtigkeit verbreitet ſich immer mehr. Alle Klaſſen der Einwohner werden nach und nach davon ergriffen, und eine durch Jahrhunderte friedfertige Nation verwandelt ſich in eine Maſſe Kampfdürſtender Krieger, um Mißhandlungen zu rächen und ein Sklavenjoch zu vernichten, welches ſie ſo lange ungeſtraft ertrug. Bald zeigten ſich die Folgen dieſer Stimmung durch neue Verluſte, welche die Spanier litten.

Das Schickſal, welches Briel getroffen hatte, bewies dem Herzog von Alba die dringende Nothwendigkeit, ſich der Küſtenplätze Seelands beſſer zu verſichern, als es bisher geſchehen war. Der Anfang ſollte mit Vlieſſingen gemacht werden, welches mit Walloniſchen Kriegsleuten beſezt war. Der Oberſtatthalter ſandte einige Fahnen Spanier dahin, um die Wallonen abzulöſen, deren Treue ihm verdächtig ſchien. Aber noch vor der Ankunft der Spanier verjagten die Bürger von Vlieſſingen, mit Hülfe der Niederländiſchen Korſaren zu Briel, ihre Walloniſche Beſatzung, (April 6.) und zwangen auch die ankommenden Spanier, ſich nach Middelburg zurück zu ziehen. Wilhelm Treslong mit 200 Seeleuten beſezte Vlieſſingen, und bald nach-

her ward auch die Stadt Veere auf Walcheren durch heimliche Verständnisse, durch List und Gewalt für den Prinzen von Oranien (Mai 4.) gewonnen. Vergebens machten die Spanier von Middelburg aus wiederhohlte Ausfälle auf Veere, es gelang ihnen nicht sich dieses Platzes zu bemeistern, und jedesmal wurden sie von den Seeleuten und bewafneten Bürgern tapfer zurück geschlagen.

So entzündete sich die Flamme des Bürgerkriegs, welcher, wie alle Kriege um Meinungen, besonders in der ersten Zeit nach seinem Ausbruch, mit der wildesten Erbitterung und Grausamkeit von beiden Theilen geführt ward. Die Stimme der Großmuth schweigt, wenn der Sturm wüthender Leidenschaft die Gemüther empört, und die verzehrende Glut des Parteihasses erstickt jedes menschliche Gefühl. Die Niederländer, welche den Spaniern in die Hände fielen, wurden nicht als Gefangene behandelt, sondern als Rebellen hingerichtet; gleiches Schicksal traf die Spanier, welche in die Gewalt der Niederländer geriethen. Weder Rang und Geburt, noch Verdienst oder vorzügliche Talente kamen in Betrachtung bei diesen gegenseitigen Barbareien. D. Alvarez Pacheco, ein naher Verwandter des Herzogs von Alba, ward nebst mehreren Spanischen Edelleuten auf Treslong's Befehl gehängt. Eines eben so schimpflichen Todes starb zu Vliessingen der berühmte Pacotto, einer der besten Italienischen Kriegsbaumeister beim Spanischen Heere, welcher die Zitadellen von Turin und Antwerpen erbauet hatte, und den ein unglück-

liches Verhängniß ohnweit Veere in die Hände der Geuſen fallen ließ. Eine Reihe der ſchauderh fte ſten Gräuel war die Folge dieſer Wuth, welche zu einem ſolchen Grade ſtieg, daß ſogar einſt ein Bruder den andern aufhing. Oft wurden die gefangenen Spanier Rücken an Rücken Paarweiſe zuſammen gebunden und lebendig ins Meer geworfen, welches in der Geuſenſprache ein Fußwaſchen genannt ward. Bei einem Ausfall der Spanier aus Veere, wo der Hauptmann de Ryk den Sieg erfocht, ſchnitt ein Niederländiſcher Wundarzt einem gefangenen Spanier das Herz aus der Bruſt, ſteckte es auf einen Schiffsſchnabel, und mehrere von den wütenden Geuſiſchen Seeleuten biſſen hinein. Leider ſtellt die Geſchichte dieſes Kriegs mehrere Züge einer ähnlichen Kannibaliſchen Rohheit dar. Es iſt ein trauriges Geſchäft für den Geſchichtſchreiber, ſolche ſchauderhafte Beweiſe von der Verwilderung, deren die menſchliche Natur fähig iſt, aufzuzeichnen, aber ſie dürfen nicht übergangen werden, um das Gemälde in ſeiner vollen Wahrheit darzuſtellen.

Zu eben der Zeit, da ſich jene Begebenheiten in Seeland ereigneten, begab ſich auch in Holland ein wichtiger Vorfall. Die Stadt Enkhuizen, bedeutend durch ihre Lage am Südersee, verjagte nach einem harten Kampfe die Spaniſche Beſatzung, ſetzte den Spaniſchgeſinnten Stadtrath ab und einen andern ein, welcher dem Könige von Spanien, dem Prinzen von Oranien als Königlichem Statthalter von Holland, und der Stadt den Eid der

Treue ſchwor. Von allen Thoren und Thürmen wehete die Orangeflagge herab und nach Briel flog ein Eilbote, um Beiſtand zu fordern; worauf die Hauptleute Robsol und de Ryk mit ihrer Mannſchaft nach Enkhuizen aufbrachen. Alle Einwohner, welche wegen politiſcher oder religiöſer Meinungen aus der Stadt verbannt worden waren, wurden jezt zurück gerufen; und einer der angeſehenſten Bürger ging als Abgeordneter nach Dillenburg, um von dem Prinzen von Oranien einen Befehlshaber für die Stadt zu erbitten.

Von allen Holländiſchen Städten war Enkhuizen die erſte, welche ſich ohne fremde Hülfe der Spaniſchen Herrſchaft entzog, und dieſe raſche und heldenmüthige That trug eben ſo viel zur Gründung der Niederländiſchen Freiheit bei, als die Eroberung Briel's, deren Folge ſie war. Mit reißender Schnelligkeit verbreitet ſich von Enkhuizen aus, über Nord- und Süd-Holland, Utrecht, Ober-Iſſel und Weſtfriesland die Flamme der Revolution. Medemblik, Hoorn, Alkmar, Monnikendam, Purmerende, Oudewater, Gouda, Dordrecht, Harlem, Leiden, Gorinchen, Zirikſee, Franeker und mehrere andere Städte ergreifen freiwillig oder gezwungen die Partei Oraniens und der Freiheit. Der Prinz aber ſandte den Oberſten Dietrich Sonoi, einen Edelmann aus Geldern, als ſeinen Bevollmächtigten und Statthalter, nach Holland, und ertheilte ihm den Auftrag: die Städte in Weſtfriesland und Waterland in ihre Rechte und Freiheiten wieder herzuſtellen, den ge-

reinigten Gottesdienſt ausüben zu laſſen, für die Erhaltung der Feſtungen zu ſorgen, und die Einwohner von beiden Religionsparteien gegen Bedrückung in Schutz zu nehmen.

Keine Stadt glühete heißer für die Freiheit als Mieſingen. Sie ward der Sammelplatz der Oraniſchen Partei, und der Sitz einer außerordentlichen Thätigkeit. Oft ſah man mehr als hundert Segel auf einmal in ihrem Hafen. Hier wurden Zurüſtungen getroffen und Plane entworfen, auch die übrigen Seeländiſchen Städte den Spaniern zu entreißen. Die Nachbarſchaft des Meers und der Engliſchen Häfen, welche den Niederländiſchen Flüchtlingen aus allen Provinzen ein ſicheres Aſil gewährten, beförderte die Abſichten und Anſchläge der Häupter der Revolution, welche nicht unterließen, die Vortheile, welche ſie ihnen darboten, zu benützen. Die Fahrzeuge der Geuſen ſchwammen nach England herüber, von dorther hohlten ſie Vorräthe aller Art, dort warben ſie neue Mannſchaft, wobei ihnen die Engliſche Regierung nachſah, und ließen es den Herzog von Alba bitter bereuen, daß er verſäumt hatte, die Häfenſtädte Hollands und Seelands mit hinlänglicher Beſatzung zu verſehen.

3.

Zweiter Feldzug des Prinzen von Oranien.

1572.

Die eben erwähnten Vorfälle im Norden der Niederlande beſtimmten den Herzog von Alba, ſeine Kriegsmacht bei Bergen op Zoom zu verſammeln, um Enkhuizen und die abgefallenen Friesländiſchen Städte wieder zum Gehorſam zurück zu bringen. Aber während er noch mit den Anſtalten dazu beſchäftiget war, ereignete ſich in den ſüdlichen Provinzen eine Begebenheit, welche die ganze Aufmerkſamkeit des Oberſtatthalters plötzlich nach dieſer Gegend hinzog.

Der Prinz von Oranien war in Teutſchland mit der Organiſirung eines neuen Heers beſchäftiget, und ſein Bruder, Graf Ludwig von Naſſau, welcher in Frankreich zurückgeblieben war, hatte die Unterhandlungen mit dem Franzöſiſchen Hofe fortgeſetzt. Dieſer Hof ſchien damals, wenigſtens ſeinem äuſſern Benehmen nach, mit den Hugonotten vollkommen ausgeſöhnt zu ſeyn. Graf Ludwig war nicht ſelten beim Könige, und ward ſowohl von ihm als von der Königin Mutter, der ränkevollen und herrſchſüchtigen Katharina von Medicis, mit

großer Auszeichnung behandelt. Karl der IX. gab dem Grafen und dem Admiral Coligni die heiligsten Versicherungen, daß er Spanien den Krieg erklären und diese Macht in den Niederlanden angreifen wolle. Schon wurden die Anstalten dazu getroffen, und Graf Ludwig erhielt nicht nur eine beträchtliche Geldsumme, sondern man verstattete ihm auch, einige Tausend Franzosen für den Dienst seines Bruders anzuwerben.

Mit dem empfangenen Gelde, und den Zusagen des Hofes fest vertrauend, eilte der Graf nach Hennegau, brachte dort mit der größten Schnelligkeit ein kleines Heer von 1500 Mann zu Fuß und 500 leichten Reitern unter die Waffen, und erschien plötzlich mit demselben in der Nachbarschaft der Stadt Mons.

Mons war ein ansehnlicher, nach der alten Italienischen Art, mit hohen gemauerten Wällen, Thürmen und Bollwerken und breiten tiefen Gräben befestigter Ort. Graf Ludwig unterhielt ein geheimes Verständniß mit einigen Bürgern, und auf dasselbe gründete er den Plan sich durch List und Ueberraschung der Stadt zu bemächtigen. Durch den Einfluß seiner Freunde gelang es ihm, zehn vertraute Soldaten unbemerkt in den Ort zu bringen, welche sich für Weinhändler ausgaben, und durch eine Belohnung den Thorwärter bewogen, ihnen bei Anbruch des Tages (1572. 24. Mai) das Stadtthor zu öfnen, um angeblich in der Morgenkühle einige Fuder Wein auszuführen. Kaum ist das Thor aufgethan, so bemächtigen sie sich der

Schlüssel, und auf ein gegebenes Zeichen von ihnen dringt der Graf von Nassau, welcher sich mit 40 Soldaten in der Nähe verborgen hat, aus seinem Hinterhalt in die Stadt.

Unter einem schrecklichen Getümmel, und mit dem Geschrei: „Freiheit! Freiheit von der Spanischen Herrschaft und dem zehnten Pfennig! nahe ist Oranien, euer Retter!“ verbreiten sich die Nassauischen durch alle Straßen. Die Bürger sind überrascht, Furcht verzehnfacht die Anzahl der Feinde, sie wissen nicht welchen Entschluß sie ergreifen sollen, und öffnet einer Thür oder Fenster, so wird auf ihn geschossen und dadurch die Bestürzung vermehrt. Die Täuschung konnte jedoch nicht dauern und der Schrecken mußte verschwinden, sobald die geringe Anzahl der Feinde entdeckt ward.

Graf Ludwig sah deshalb mit Ungeduld der Ankunft seiner 1500 Krieger entgegen, denen er Befehl gegeben hatte, ihm auf dem Fuße zu folgen. Sie erschienen nicht, und die Besorgniß, den erhaltenen Vortheil wieder zu verlieren, trieb ihn aus der Stadt, um sie aufzusuchen und ihren Marsch zu beschleunigen. Glücklicherweise fand er sie endlich im Walde umherirrend auf, und es gelang seiner Thätigkeit, sie fast in eben dem Augenblick in die Stadt zu bringen, als die Bürger im Begrif waren, die zuerst eingedrungenen wieder heraus zu schlagen. Jezt wurden die Thore und alle festen Posten der Stadt besezt, die bisherige Ordnung der Dinge ward aufgehoben und die Revolution eingeführt.

Die Eroberung von Mons hatte sehr glückliche Folgen für die Oranische Partei in Holland, denn sie machte nicht nur mehreren dortigen Städten, die bisher in ihren Entschließungen noch gewankt hatten, Muth, sich entscheidend für die Sache der Freiheit zu erklären; sondern bestimmte auch den Herzog von Alba, die rächenden Blitze, welche auf die nördlichen Provinzen herabfallen sollten, nach jener Gegend hinzuschleudern. Er hielt anfangs die Nachricht von dem Verlust von Mons für ungegründet, denn noch erst kurz zuvor hatte man ihm aus Paris geschrieben, daß der Graf von Nassau der Feier eines öffentlichen Ballschlagens in dieser Hauptstadt beigewohnt habe. Als er aber nicht länger an der Wahrheit derselben zweifeln konnte, beschloß er, sich unverzüglich mit seiner ganzen Macht nach Hennegau zu wenden um Mons wieder zu erobern; und erst wenn dort im Süden die Gränze vollkommen gesichert sei, den Zug in die nördlichen Provinzen anzutreten.

Argwohn gegen den Französischen Hof und die treulose und veränderliche Politik der Mutter des Königs, welche den Willen ihres Sohnes unumschränkt beherrschte, war es, was den Herzog zu diesem Entschluß bewog; denn sie ließ ihn ein heimliches Einverständniß des Hofes mit den Hugenotten, zum Nachtheil Spaniens und wider das gegebene Wort der Königin, besorgen. Er verbarg sein Mistrauen nicht. „Katharina von Medicis hat mich mit Florentinischen Lilien beschenkt, rief er aus, dafür werde ich ihr Spanische Disteln sen

den." — Und nur jene nicht unwahrscheinliche Voraussetzung konnte den Schritt rechtfertigen, welchen er jezt zu thun im Begrif war. Ohne diesen Umstand hätte sich der erfahrene Feldherr eines nicht zu verzeihenden Fehlers schuldig gemacht. Denn welche Vortheile er auch im Hennegau gewinnen mochte, nie konnten sie den Verlust so vieler Städte, ja ganzer Provinzen im Norden der Niederlande aufwiegen, den sein veränderter Kriegsplan nach sich zog.

Ein kräftiger Schlag hätte jezt noch die jugendliche Revolution in Holland und Seeland zermalmt. Durch die Entfernung ihres furchtbarsten Feindes wuchs sie an Kraft und Ausdehnung. Die Anhänger derselben, durch seine gefährliche Nähe nicht mehr geschreckt, wurden kühner und unternehmender und gewannen eine kostbare Zeit, sich gegen künftige Angriffe in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Hätte der Herzog mit Zuverlässigkeit die Begebenheiten vorhersehen können, welche sich drei Monat später in Frankreich ereigneten, wie ganz anders würde er gehandelt haben und welches würde dann vielleicht das Schicksal der Niederlande gewesen seyn!

Mitten unter den gegenseitigen Anstalten zur Gründung und Vernichtung der Revolution, langte der Herzog von Medina-Celi, ein Mann, eben so ausgezeichnet durch seine erlauchte Geburt, als durch einen sanften und menschenfreundlichen Karakter, in den Niederlanden (1572. Mai) an. Der König ernannte ihn zu Alba's Nachfolger, als dieser

einst, in einem Anfall finsterer Laune, um seine Entlassung gebeten hatte. In der Bestallung des neuen Statthalters hieß es jedoch ausdrücklich: er solle die Oberstatthalterschaft nicht eher übernehmen, als bis es dem Herzog von Alba gefallen würde sie ihm abzutreten. Der leztere aber, dem wahrscheinlich sein Gesuch schon wieder Leid geworden war, übereilte sich nicht mit der Niederlegung seiner Würde, und da der Herzog von Medina-Celi das durch Zeit gewann, sich durch eigene Ansicht von der schrecklichen Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten in den Niederlanden zu unterrichten: that er freiwillig Verzicht auf den ihm zugedachten gefährlichen Posten, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in den Niederlanden, ohne an den Regierungsgeschäften irgend einen Antheil genommen zu haben, in sein Vaterland zurück.

Noch vor seiner Abreise hatte der Herzog von Alba, immer noch beschäftiget seinen Lieblingsplan, die Einführung des zehnten Pfennigs, trez aller Widersprüche durchzusezen, den Ständen von Holland befohlen, sich am 15ten des Brachmonats im Haag zu versammeln, um über die erwähnte Auflage zu berathschlagen. Die Stände gehorchten zwar dem erhaltenen Befehl und kamen an dem bestimmten Tage zusammen, aber nicht im Haag, sondern die Abgeordneten der meisten Städte, ausser denen von Amsterdam und einigen vom Adel, wählten Dordrecht zu ihrem Versammlungsort.

Dieser Schritt war entscheidend für die Revolution, denn indem sich dadurch der Wille eines

angesehenen Theils der Nation, der Spanischen Regierung den Gehorsam aufzusagen, deutlich aussprach, gab er zugleich dem Aufstande selbst die erste constitutionelle Form, die Anhänger der Oranischen Partei in den nördlichen Provinzen fanden jezt einen sicheren Stützpunkt in ihrer Mitte und der erste Grundstein zu dem Gebäude des Niederländischen Freistaats war gelegt.

Paul Büis, ein eifriger Anhänger Oraniens, ward zum Advokaten oder Pensionär von Holland bei der Ständeversammlung von Dordrecht ernannt, und der liebenswürdige und kenntnißreiche St. Aldegonde, einer der Stifter der ersten Adelsverbindung und Oraniens vertrauter Freund, erschien dabei als des Prinzen Bevollmächtigter. Das Resultat der Berathschlagungen dieser Versammlung war: der Prinz von Oranien wird als Statthalter des Königs über Holland, Seeland, Utrecht und Friesland anerkannt; es werden ihm 100000 Kronen zur Bezahlung des Kriegsvolks bewilliget, und er erhält das Recht einen Admiral zu ernennen; weder er noch die Stände dürfen einen einseitigen Vergleich mit dem Könige eingehen; beiden Religionsparteien, den Reformirten und Katholiken, wird freie Uebung der gottesdienstlichen Gebräuche ihrer Sekte bewilliget.

Dies waren die vornehmsten Beschlüsse der Nationalversammlung zu Dordrecht, durch welche die Revolution organisirt und der Prinz von Oranien an die Spitze der ausübenden Gewalt in der Provinz Holland gestellt ward. Die Städte Schiedam,

Delftshaven und Rotterdam, von ihren Spaniſchen Beſatzungen, welche der Herzog von Alba, zur Verſtärkung ſeines Heers, herausgezogen hatte, befreit, wurden von dem Grafen von der Mark, als des Prinzen Kriegsoberſten in Holland, beſetzt; Delft trat freiwillig über, Schoonhofen und Wörden wurden mit Gewalt zum Abfall gezwungen; aber ein Verſuch des Grafen von der Mark, Amſterdam, die treueſte Anhängerin der Spaniſchen und Katholiſchen Partei, zu überraſchen, mislang.

So verbreitete ſich der Aufſtand in Holland immer weiter und gewann hier täglich neue Anhänger, während der Herzog von Alba ſich rüſtete ihn an den Gränzen von Hennegau zu bekämpfen. Gegen Ende des Brachmonats ſandte er ſeinen Sohn D. Friedrich de Toledo mit 4000 Spaniern, Teutſchen und Wallonen und 400 Reitern unter Noircarmes voraus nach dieſer Provinz, um Mons ſo lange zu beobachten, bis er ſelbſt mit der Hauptmacht nachfolgen und die förmliche Belagerung des Orts unternehmen würde. D. Friedrich lagerte ſich in der Nähe der Stadt, ohnweit dem Kloſter Bethlehem, und tägliche Gefechte fielen, mit abwechſelndem Erfolge, zwiſchen ſeinen und den Naſſauiſchen Kriegern vor.

Viertauſend Franzoſen, gröſtentheils Hugonotten, unter Genlis und Jümelles, näherten ſich der Gegend von Mons. Graf Ludwig hatte die Franzöſiſchen Befehlshaber angewieſen, ihren Marſch durch Cambreſis nach der Maas zu nehmen und

ſich dort mit ſeinem Bruder Oranien zu vereinigen, der eben im Begrif ſtand mit einem neuen Heere über dieſen Strom zu gehen. Aber Genlis folgte der erhaltenen Vorſchrift nicht, ſondern wandte ſich nach Mons. Schon war er bis Quievrain, anderthalb Meilen von dieſer Stadt, vorgerückt, als er durch untreue Wegweiſer irre geleitet, ſich zwiſchen Hohlwege, Hecken und Gebüſche verwickelte. Plözlich wird er auf dieſem feindſeligen Boden von den Spaniern, geführt von Vitelli und Noircarmes, mit denen ſich ein zahlreicher Schwarm bewafneter Bauern vereiniget hatte, auf allen Seiten angegriffen. Nach einem kurzen Kampfe iſt das ganze Franzöſiſche Corps zerſprengt und aufgerieben, die bewafneten Bauern, voll glühenden Haſſes wider die Franzoſen und wüthend über die von ihnen erlittenen Mishandlungen, ſchenkten keinem Franzöſiſchen Krieger, der ihnen in die Hände fiel, das Leben. Nur wenige der lezteren entkamen ihren Verfolgern, durch ſchnelle Flucht über die Gränzen oder nach Mons. Genlis ſelbſt ward gefangen und nach der Zitadelle von Antwerpen geſandt, wo er wenige Tage nach ſeiner Ankunft todt im Bette gefunden ward. Die Spaniſche Rache war durch ſeinen Tod, den ſie doch vielleicht ſelbſt verſchuldet hatte, noch nicht verſöhnt, ſie verweigerte ihm eine anſtändige Gruft und ſein Leichnam ward unter dem Galgen eingeſcharrt.

Endlich langte (1572. Auguſt) auch der Herzog von Alba, nachdem er noch vorher den Staaten von Brüſſel eine neue Contribution abgefordert

hatte, im Lager vor Mons an. In seinem Gefolge befanden sich mehrere Teutsche und Wallonische Regimenter und ein Zug von 24 schweren Kanonen und 8 Nothschlangen. Nach seiner Ankunft ward die Belagerung von Mons mit Ernst unternommen, und der Herzog ließ eine Kette von Verschanzungen um sein Lager ziehen, um sich sowohl gegen die Ausfälle der Besatzung, als gegen die Angriffe eines Entsatzes zu sichern.

Dieser Entsatz war auch schon im Anzuge. Der Prinz von Oranien war während der erzählten Vorfälle im Norden und Süden der Niederlande nicht unthätig gewesen. Geldmangel allein hinderte ihn, so früh als er wünschte auf dem Schauplatz des Kriegs zu erscheinen. Die Ständeversammlung zu Dordrecht verschafte ihm endlich die Mittel, sein schon versammeltes Heer ins Feld zu führen. Mit 14000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern setzte er bei Duisburg über den Rhein, überzog das Oberquartier von Geldern und ließ die Stadt Roermonde, zur Strafe für ihre Weigerung, sein Heer mit Lebensmitteln zu versehen, angreifen (1572. 14 August) und erstürmen.

Unglücklicherweise überließen sich seine Kriegsleute den größten Ausschweifungen auf diesem Zuge. Sie verschonten weder Freund noch Feind und wetteiferten in Grausamkeiten und Schandthaten mit den Spaniern. Kirchen und Klöster werden geplündert, und mancher Geistliche, mancher wehrlose Landmann wird dem Fanatismus oder der Raubgier aufgeopfert. So schreiende Gewaltthätigkeiten

waren nicht fähig, die Bewohner des gemishandelten Landes ihrem sogenannten Retter geneigt zu machen. Er hatte sich ihnen durch öffentliche Schriften, durch die heiligsten Versicherungen als ihren Befreier von der Spanischen Tyrannei angekündigt, und jezt gab er sie einer noch weit ärgeren preis. Leider war der Prinz außer Stande diesen Unordnungen abzuhelfen, so schmerzlich sie ihm auch waren. Bei der Unmöglichkeit, den Soldaten richtig zu bezahlen, fand keine Kriegszucht Statt, und Verbote allein vermochten der Zügellosigkeit der Gemeinen und der Raubsucht der Anführer keinen Einhalt zu thun. Den Holländischen Abgeordneten, welche ihm aufwarteten, ertheilte der Prinz die Versicherung, ihr Land bei seinen alten Freiheiten zu erhalten; ging darauf über die Maas, und bemächtigte sich nach einander der Städte Mecheln, Nivelle, Löwen und Dendremonde, theils durch List, theils mit Gewalt, wobei ihm vorzüglich ein kühner und einsichtsvoller Parteigänger, Namens Vandorp, die treflichsten Dienste leistete. Jakob Blonmart überfiel die Stadt Oudenarde, und nahm sie für den Prinzen in Besiz. Löwen, welches einigen Widerstand geleistet hatte, mußte die Plünderung mit 30000 Gulden abkaufen. Aber die Freude über diese glücklichen Fortschritte ward plözlich durch eine schreckliche und unerwartete Nachricht zerstört.

Indem der Prinz im Begrif ist Brabant zu verlassen, um seinen Zug nach Mons fortzusetzen, kam ihm die Botschaft von dem großen Protestan-

tenmorde zu Paris, welcher ſeinem theuern Freunde Coligni und Tauſenden ſeiner unglücklichen Glaubensgenoſſen das Leben koſtete. Dieſe Schandthat ohne Gleichen, bekannt aus der Geſchichte jener Zeit unter dem Namen der Bartholomäusnacht, welche das Andenken ihrer Urheber mit unauslöſchlicher Schmach gebrandmarkt hat, machte einen tiefen und erſchütternden Eindruck auf ihn. Es war ein zermalmender Wetterſchlag aus einem reinen wolkenloſen Himmel, der alle ſchönen Ausſichten Oraniens auf die Mitwirkung des Franzöſiſchen Hofes und auf den Beiſtand der Hugonotten, wovon er ſo viel erwartet hatte, in einem Moment vernichtete. Welcher Muth, der hier nicht verzagte! welche Größe der Seele, welche ſich in dieſen hofnungsloſen Augenblicken nicht verläugnete! Zwar erſchüttern kann ihn jener nicht geahnete Schlag, aber die Schwachheiten gemeiner Naturen ſind ihm fremd. Keine Klage geht über ſeine Lippen, weder um das ſchreckliche Hinwürgen ſeiner liebſten Freunde, noch über den Verluſt ſo großer Hofnungen, und nicht einen Augenblick iſt er zweifelhaft über das was nun zu thun ſei. Sie ward einmal betreten die gefahrvolle Bahn, auf welcher er jezt ſich ſelbſt überlaſſen daſteht, und welches auch immer der Erfolg ſein mag, er bleibt entſchloſſen ſtandhaft darauf fortzuwandeln und eher ſein Leben aufzuopfern, als feig zurück zu treten, und freiwillig Verzicht zu thun auf den Ruhm einer ſo großen und herrlichen Unternehmung, welche ſeinem Namen eine gewiſſe Unſterblichkeit verſpricht.

Mit dem festen Entschluß, seinem furchtbaren Gegner eine Schlacht zu liefern und dadurch das Schicksal von Mons, dessen Besitz seit der blutigen Begebenheit in Frankreich einen großen Theil seines Werths für ihn verloren hatte, so bald als möglich zu entscheiden, dringt er in Hennegau ein. Am 8ten des Herbstmonats langt er im Angesichte der belagerten Feste an. Sogleich stellt er sein Heer auf dem Windmühlenberge in der Nähe derselben in Schlachtordnung auf, und begrüßt mit dem schweren Geschütz das Spanische Lager; während sein Bruder Ludwig aus der Stadt fällt, und die feindlichen Vorposten hinter ihre Verschanzungen zurückwirft.

Aber alle Versuche des Prinzen, seinen Gegner ins freie Feld hervor zu locken, scheiterten abermals an der eigensinnigen Beharrlichkeit des Herzogs, welcher fest entschlossen war, sich in keine Schlacht einzulassen, überzeugt, daß der Prinz, aus Mangel an Geld und Französischer Hülfe, auch ohne eine Niederlage erlitten zu haben, bald zum Rückzuge gezwungen sein würde. Mit einer Macht von 24000 Mann der besten Truppen und gedeckt von treflichen Schanzen, konnte er ruhig einen Angrif erwarten. Beide Heere standen einander drohend gegen über, aber während Jedermann mit gespannter Erwartung einem entscheidenden Schlage entgegen sah, lösten sich die furchtbaren Anstalten beider Theile in unbedeutende Scharmützel auf.

Trotz dieses Mangels an glänzenden Ereignissen, würde der Prinz von Oranien hier das Ende seiner

Thaten gefunden haben, hätte nicht ein schützender Genius die Gefahr, welche über dem theuern Haupte schwebte, noch glücklich abgewandt. Er hatte seine Stellung bei Quievrain genommen und noch einen Angrif auf das Spanische Lager versucht; aber das feindliche Geschütz, von hochaufgethürmten Wällen herabdonnernd, zwang ihn sein Vorhaben aufzugeben. In der nächstfolgenden Nacht unternahm Julian Romero, einer der besten Feldherren des Feindes, einen Ueberfall auf das Prinzliche Lager. Die Aussenposten werden überrascht und niedergehauen. Gleiches Schicksal trift die Teutschen Regimenter, welche am Fuße der Anhöhe standen. Ehe sie die Waffen ergreifen können, liegt schon ein grosser Theil von ihnen durch das Schwert der Spanier zu Boden gestreckt. Oranien selbst wäre ein Opfer der Wuth des Feindes geworden, hätte ihn nicht das Gebell eines treuen Hundes, der auf seinem Lager ruhete, vom Schlafe geweckt, und vor der nahen Gefahr gewarnt.

Die Begebenheiten in Frankreich hatten, wie schon vorhin bemerkt ward, die Plane des Prinzen zum Theil vereitelt. Mons konnte nur bei einer Verbindung mit jenem Reiche von Nutzen für ihn seyn, da es von den nördlichen Provinzen zu weit entfernt lag, um von dort aus behauptet werden zu können. Jezt war die Unternehmung im Hennegau nichts mehr als eine Diversion, welche den Krieg eine Zeitlang von den nördlichen Provinzen entfernte. Da alle Versuche, mit dem Herzog von Alba im offenen Felde zu schlagen, mis-

langen, ſo beſchloß der Prinz von Oranien, Mons ſeinem Schickſal zu überlaſſen und den Rückweg nach Brabant anzutreten. Dieſer Rückzug war um ſo nöthiger, da er täglich einen Aufſtand der misvergnügten Teutſchen Landsknechte beſorgen mußte, denen er den Sold nicht auszahlen konnte, weil die Goldquelle aus Frankreich verſiegt war.

Er unterrichtete ſeinen Bruder von dem beſchloſſenen Rückzuge und gab ihm Befehl, noch ein paar Stürme abzuwarten und dann die Stadt unter ſo vortheilhaften Bedingungen, als ihm zu erhalten möglich ſei, zu übergeben. Darauf zog er ſich über Mecheln nach der Maas, und bei Orſoi über den Rhein zurück. Hier entließ er ſeine misvergnügten Kriegsvölker, welche nur mit Mühe von ihren Hauptleuten, wegen des rückſtändigen Soldes, beruhiget werden konnten. Er ſelbſt begab ſich nach der Provinz Holland.

Der Herzog von Alba ſezte, nach dem Abzuge des Prinzen von Oranien, die Belagerung von Mons auf das eifrigſte fort. Endlich ergab ſich ihm (1572. 19. Septemb.) die Stadt, nach einer dreimonatlichen tapfern Gegenwehr. Die Bedingungen der Uebergabe, welche pünktlich erfüllt wurden, waren freier Abzug Graf Ludwigs und der übrigen Officiere mit Pferden, Waffen und Gepäck; Auszug der Franzöſiſchen Krieger mit allen ihren Waffen, brennenden Lunten und mit ſo vielem Gepäcke als ſie tragen könnten, und der Niederländer mit Dolch und Degen und in ihren gewöhnlichen Kleidern. Die Einwohner wurden von den Siegern,

wider ihre ſonſtige Gewohnheit, ſehr mild und ſchonend behandelt. Die abziehenden Franzoſen kehrten nach ihrem Vaterlande zurück, und Graf Ludwig begab ſich nach Moeurs und von da in die Grafſchaft Naſſau.

Der Fall von Mons zog auch den Verluſt der Brabantiſchen Städte nach ſich, deren ſich Oranien zu Anfange des Feldzuges bemächtiget hatte. Die Kriegsleute und Anhänger des Prinzen hatten ſich an dieſen Orten großer Ausſchweifungen ſchuldig gemacht, und beſonders die Katholiſche Geiſtlichkeit auf das äußerſte gemißhandelt, um an ihr die Grauſamkeiten der Inquiſition zu rächen. Zu Oudenarde warfen ſie bei ihrem Abzuge ſechzehn Prieſter, an Händen und Füßen gebunden, in die Wellen, von denen nur einer durch ſeine Glaubensgenoſſen gerettet ward. Die von den Prinzlichen Kriegern verlaſſenen Städte wurden von den Spaniern wieder beſetzt, und mußten hart dafür büßen, daß ſie ſich jenen ergeben hatten. Beſonders erging über Mecheln ein ſtrenges Strafgericht, denn es hatte ſich kurz vor der Invaſion des Prinzen geweigert, eine Spaniſche Beſatzung einzunehmen. Dieſe wohlhabende und anſehnliche Stadt ward nicht nur der Raubſucht und dem brutalen Muthwillen der Soldaten durch Verſtattung einer dreitägigen Plünderung preisgegeben, ſondern noch außerdem mit dem Verluſte aller ihrer Rechte und Freiheiten beſtraft.

Während der Vorfälle in Hennegau und Brabant, hatte im Norden der Niederlande zwiſchen

beiden Parteien der Krieg, sowohl zu Lande als zu Wasser fortgedauert, ohne daß irgend ein bedeutender Vortheil von der einen über die andere errungen ward. Die Niederländer belagerten (1572. Oktober) vergebens die Stadt Goes in Friesland; und die Spanier machten einen fruchtlosen Versuch, sich Gouda's zu bemächtigen. Aber der Verlust von Mons, der thatenlose Feldzug des Prinzen von Oranien und die Entlassung seines Heers, schlugen den Muth der Revolutionspartei darnieder. Ueberdem reizten Sonoi und der Graf von der Mark, des Grafen Stellvertreter in Holland, den Unwillen des Volks durch ihre Strenge in bürgerlichen Angelegenheiten, und durch eine strafbare Nachsicht gegen die Ausschweifungen der Kriegsleute.

Die dem Prinzen ergebenen Stände der Provinz, besorgt wegen der Folgen, welche diese nachtheiligen Umstände hervorbringen könnten, ersuchten ihn um seinen persönlichen Besuch in Holland. Er folgte ihrer Einladung und ging gegen Ende des Weinmonats, begleitet von seinem Hofstaat und 70 Reitern, über Kampen zur See nach Enkhuizen, wo er mit großem Frohlocken empfangen ward und Befehle zur stärkeren Befestigung der Stadt ertheilte. Von dort aus besuchte er mehrere andere, Holländische Städte, und begab sich endlich nach Harlem und Delft. In Delft arbeitete er gemeinschaftlich mit den Ständen an einer festen und bestimmten Constitution für das Land. Es wurden unter der Autorität des Königs, des

Statthalters und der ihm zugeordneten Räthe, Verordnungen erlassen, die den Handel, die Abgaben in Holland und Friesland und den Werth der Münzen betrafen; man traf Verfügungen wegen der ferneren Kriegsunternehmungen zu Lande und zu Wasser, und der Prinz entbot alle Vasallen, bei Verlust ihrer Lehen, nach Delft um ihm, als des Königs rechtmäßigem Statthalter, den Eid der Treue zu leisten.

4.

Gräuelſcenen in Zütphen und Naarden.

1572.

Der lezte Feldzug des Prinzen von Oranien, obgleich nicht von dem erwarteten glücklichen Erfolge gekrönt, brachte der Sache der Freiheit doch einen weſentlichen Vortheil, denn er zwang den Herzog von Alba, drei Monat vor Mons zu verſchwenden. Die Revolution gewann dadurch Zeit ihre Macht und Ausdehnung zu vermehren, und kräftiger dem Sturme Troz zu bieten, welchen die Rache Spaniens ihr bereitete, und der, früher losgebrochen, die zarte Pflanze der Freiheit im erſten Aufblühen zerſtört hätte. Jezt erhob ſich dieſer Sturm mit ſchnellen und furchtbaren Stößen, deren Wirkungen die Freunde der Revolution in Schmerz und Trauer verſenkten.

Nach der Wiedereroberung von Mons und der Unterwerfung der Brabantiſchen Städte, ſandte der Oberſtatthalter ſeinen Sohn D. Friedrich mit der Elite des Spaniſchen Heers nach Geldern. Er ſelbſt begab ſich über Maſtricht und Nimwegen nach Amſterdam, um von dort aus die Unternehmungen des erſteren gegen den Norden der Niederlande zu lenken. Beruhigt wegen der vormals befürchteten

Theilnahme des Franzöſiſchen Hofes und der Hugonotten an dem Aufſtande der Belgiſchen Provinzen, hielt er ſich jezt für vollkommen geſichert von dieſer Seite, ſo daß er ſeine ganze Macht wider die abgefallenen Städte in Holland, Seeland, Frieſland, Oberiſſel und Geldern wenden konnte. Er hofte ſie eben ſo ſchnell wieder zu erobern, als ſie verloren gingen; ſein Sohn D. Friedrich, ward beſtimmt, das doppelte Geſchäft der Rache und Unterwerfung auszuführen, und der Anfang entſprach vollkommen der Erwartung des Herzogs.

D. Friedrich lagerte (1572. 22. November) ſich zuerſt vor Zütphen, eine anſehnliche Stadt am rechten Ufer der Iſſel, welche befeſtiget und mit Beſatzung verſehen war. Die Anſtalten zum Angrif wurden unverzüglich gemacht, und das Geſchüz gegen die Wälle gerichtet und abgebrannt. In dieſem kritiſchen Augenblick, wo Eintracht und Entſchloſſenheit allein die Gefahr von der Stadt abwenden konnten, herrſchten Schrecken und Uneinigkeit unter der Bürgerſchaft und Beſatzung. Man kann ſich weder zu einer nachdrücklichen Vertheidigung noch zur Uebergabe entſchließen. Die Nacht bricht ein. Eine Anzahl Soldaten und Bürger begeben ſich auf die Flucht, die Zurückbleibenden kommen überein, den folgenden Tag mit dem Feinde zu kapituliren. Aber als die Spanier die Flucht der Beſatzung erfuhren, wollten ſie von keiner Kapitulation hören. Sie drangen über die Mauern und durch die gemachte Breſche in die Stadt, als wäre ſie von ihnen im Sturm erobert worden, und

glaubten ſich dadurch zur Verübung aller jener Gräuel berechtiget, welche nach dem barbariſchen Kriegsgebrauche des Zeitalters gewöhnlich über erſtürmte Plätze ergingen. Alle Einwohner ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, welche den wütenden Soldaten in die Hände fallen, werden niedergehauen oder in der Iſſel erſäuft; die Ueberlebenden treibt man ganz nackend aus der Stadt. Weiber und Jungfrauen müſſen der rohen Begierde zum Opfer dienen. Der entflohenen Beſatzung wird nachgejagt, und alle Hauptleute und Gemeinen derſelben, welche wieder ergriffen werden, hängt man an die nächſten Bäume auf. Mehr als 500 Bürger verloren ihr Leben; die wenigen, welche dem Tode entgingen, mußten ein reiches Löſegeld erlegen. Die verödete Stadt ward angezündet, und die ganze Gegend umher gebrandſchatzt.

Die ſchnelle Einnahme eines ſo bedeutenden, durch Kunſt und natürliche Lage feſten und mit einer Beſatzung verſehenen Platzes, von dem man mit Recht einen nachdrücklichen Widerſtand erwarten konnte, verbreitete allgemeine Beſtürzung über alle, welche der Spaniſchen Regierung den Gehorſam aufgekündiget hatten. Die Städte Lochem und Duisburg überſandten dem Herzoge ihre Schlüſſel, und flehten reuig ſeine Gnade an; die ihnen auch zu Theil ward. Der Graf von Berg, Kriegsoberſter des Prinzen in Geldern und Overiſſel, entfloh, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, mit Weib, Kind und Schätzen aus Kampen, wo er ſeinen Sitz hatte, nach Weſtfalen. Die Feigheit

des Beſchlshabers theilte ſich den Untergebenen mit; die Beſatzungen aus allen Städten der beiden ihm untergebenen Provinzen ahmten ſeinem Beiſpiel nach und zerſtreuten ſich, und ein Platz nach dem andern unterwarf ſich den Spaniern. Schon hatte der Prinz von Oranien 40 Fahnen zuſammen gezogen und war im Begrif den bedrängten Provinzen zur Hülfe zu eilen, und den Feind an ihren Gränzen den Winter hindurch zu beſchäftigen, um ihn von Holland abzuhalten; aber des Grafen von Berg voreilige Flucht und deren Folgen vereitelten dieſen Plan.

Eben ſo treulos und feig verließ Graf Jooſt von Schauenburg die ſeinem Schutze anvertraute Provinz Weſtfrieeland; und der Spaniſche Feldherr Kaſpar Bili, ein Niederländer, überfiel und zerſprengte einen Haufen von 6000 Kriegsleuten, die der Prinz von Oranien dahin geſandt hatte. Auch Weſtfrieeland huldigte jezt den Spaniern wieder, und bald hatten nur Holland und Seeland noch die Partei des Prinzen.

Der ſiegreiche D. Friedrich verfolgte ſein Glück und drang über die Iſſel. Die Städte Harlem, Elburg und Harderwik am Süderſee unterwarfen ſich ihm, und Amersfort an den Gränzen von Utrecht verſah der Graf von Boſſu mit einer Spaniſchen Beſatzung. Der ganze Diſtrikt zwiſchen der Iſſel, dem Rhein und der Südersee, das Velau genannt, war jezt in der Gewalt des Spaniſchen Feldherrn, und die Straße nach Holland ſtand ihm offen. Ueber Amersfort brach er ein (1572. Novemb.)

in dieſe Provinz, und wandte ſich gegen Naarden, eine kleine Stadt am Süderſee.

Hundert und zwanzig Teutſche unter Johann Kreuzberger, einem abtrünnigen Prieſter, machten die Beſatzung des Städtchens aus. Noch erſt vor kurzem hatte die Oraniſche Partei darin den alten Rath abgeſezt und einen neuen gewählt, deſſen Mitglieder zum Theil Nichtkatholiken waren. Die Einwohner glaubten ſich in vollkommner Sicherheit, denn Niemand ahnete, daß das Spaniſche Heer dieſe Gegend, berühren werde. Dem Grafen von Boſſü, des Königs Statthalter über Holland, welcher 100 Reiter vor den Ort ſandte, und ihn in ſeinem und des Königs Namen zur Uebergabe auffordern ließ, ward die Antwort ertheilt: Man werde die Stadt für den König und den Prinzen von Oranien behaupten!

Aber wie ſchnell verwandelte ſich dieſe ſcheinbare Entſchloſſenheit in den äußerſten Kleinmuth, als die unerwartete Nachricht von dem Heranzuge D. Friedrichs erſcholl! Kein Menſch denkt jezt noch an Widerſtand und Vertheidigung, und zwei Abgeordnete von dem Rath und der Bürgerſchaft eilen dem Zerſtörer Zütphens entgegen, um Gnade und Schonung von ihm zu erbetteln. Sie treffen auf die anrückenden Spanier, aber D. Friedrich verweigert ihnen das erbetene Gehör, und ſie erhalten Befehl, dem Heere bis vor ihre Stadt zu folgen, wo man ihnen weiteren Beſcheid ertheilen werde. Nur der eine von ihnen wagt es zu folgen; der andere, von der äußerſten Furcht gefoltert, entſpringt.

Mittags am 30ſten November erſchien der Spaniſche Vortrab im Angeſichte von Naarden, und ſogleich ward die Stadt von allen Seiten umringt und eingeſchloſſen. Jezt ließ Boſſü den Abgeordneten vor ſich rufen und befragte ihn: Ob die Stadt ihre Beſatzung fortgeſchaft habe? Die Antwort iſt bejahend, und wird durch einen Eid bekräftiget. Sie war jedoch falſch, denn es hatten ſich zwar einige Reiter heimlich aus der Stadt geſchlichen, aber der größte Theil der Beſatzung war von den Bürgern mit Gewalt zurückgehalten worden. Boſſü befahl dem Abgeordneten, den folgenden Tag eine Deputation der Stadt in das Lager zu ſenden, welche feierlich um Verzeihung und Gnade bitten ſollte. Jener kehrte (1572. 1. December) in die Stadt zurück und am nachſten Morgen machten ſich ſieben der angeſehenſten Einwohner Naardens, und unter ihnen der gelehrte Horatenſius, Prediger und Lehrer der lateiniſchen Stadtſchule, auf den Weg nach Langhuſſem, einem benachbarten Dorfe, wo D. Friedrich ſein Hauptquartier hatte. Unterwegs trafen ſie auf den Spaniſchen Oberſten Romero, der ihnen andeutete: D. Friedrich habe ihm Vollmacht gegeben, über das Schickſal ihrer Stadt nach Gutbefinden zu ſchalten. Dieſe Männer, wenig geübt in öffentlichen Geſchäften, ſezten kein Mistrauen in ſeine Worte, warfen ſich ihm zu Füßen und überreichten ihm, mit der Bitte um Gnade, die Schlüſſel der Stadt. Romero nahm ſie an und verſprach mit

einem Handſchlage, das Leben und Eigenthum der Einwohner zu ſchonen.

Durch dieſe Verſicherung beruhigt folgten ſie Romero und ſeinen Kriegern vor die Stadt. Die Thore wurden geöffnet, und friedlich hielt der Spaniſche Befehlhaber an der Spitze von 400 Mann ſeinen Einzug. Er und ſeine Mannſchaft wurden von den Bürgern voll Zuverſicht empfangen und gaſtfrei bewirthet.

Nach eingenommener Mahlzeit läßt Romero der Beſatzung und den Bürgern bei Trommelſchlag befehlen, ſich unbewaffnet in der Hoſpitalkirche einzufinden, um dem Könige aufs neue den Eid der Treue zu ſchwören. Die meiſten, nichts Böſes ahnend und dem Worte des Spaniſchen Feldherrn vertrauend, finden ſich ein. Auf einmal tritt ein Geiſtlicher in die Kirche und ermahnt die Verſammelten: unverzüglich auf ihr Seelenheil zu denken, weil ihre lezte Stunde gekommen ſei. Welche ſchreckliche Ueberraſchung! Man glaubte allem Unglück entgangen und in voller Sicherheit zu ſein, und jezt dieſe Ankündigung des nahen Todes. Die ſtillen Gewölbe der Kirche wiederhallten von lautem Wehklagen, und ehe noch die Betäubten zur Beſinnung kommen konnten, drangen ſchon die Spaniſchen Kriegsleute, mit dem Schwerte in der Hand, zu allen Thüren herein.

Gleich reißenden Thieren werfen ſie ſich über die wehrloſen Menſchen her, und ermorden alle, 400 an der Zahl, bis auf vier, welche die Mord-

gier verſchont, weil ſie die Habſucht der Henker durch das Verſprechen reicher Löſegelder beſtechen. Die ganze Kirche ſchwimmt im Blut, ſelbſt auf den Stufen der Altäre liegen die zerfleiſchten Leichname umher.

Nach geendigter Blutſcene in dem durch einen hundertfachen Mord entweiheten Tempel, verbreiteten ſich die Soldaten durch die ganze Stadt, zogen die unglücklichen Einwohner, welche ſich verſteckt hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und ſchlachteten ſie den Götzen: Deſpotismus und Religionshaß. Aber nicht genug die Unglücklichen nur zu morden, treibt die wilde Beſtialität der Barbaren mit ihren Leiden ein kannibaliſches Spiel. Man wirft ſie einander mit den Degenſpitzen zu, und durchbohrt ſie unter gräßlichem Scherz und Hohngelächter. Einige werden wie Schlachtvieh mit Metzgerbeilen zerlegt, andere wie zugerichtete Fiſche eingekerbt. Die wütenden Tiger zapfen Greiſen das Blut ab, und verſchlingen es. Kranke werden auf ihrem Lager ermordet. Frauen und Mädchen, ja ſelbſt unreife Kinder müſſen die brutalſten Mißhandlungen erdulden. Den Schwangeren ſchneidet man die Frucht aus dem Leibe, oder hängt ſie an den Brüſten auf, und läßt ſie eines langſamen und martervollen Todes ſterben.

Der gelehrte Hortenſius erhielt ſein Leben nur durch die Vorbitte eines jungen Spaniers Namens Valmadio, der einſt ſein Schüler geweſen war. Aber in ſeinem Hauſe und unter ſeinen Augen wurden fünf Perſonen umgebracht und unter dieſen

ſein eigener Sohn, dem die Mörder das Herz aus dem Leibe riſſen.

Bei dem allgemeinen Schrecken war nicht an Widerſtand zu denken. Nur ein Grobſchmid Hubert von der Eiken war der Name dieſes hochherzigen Mannes, faßte den heroiſchen Entſchluß, nicht ungerochen zu ſterben. Eine Degenklinge in der einen und einen Schemel in der andern Hand, vertheidigt er den Eingang ſeines Hauſes wider die eindringenden Spanier. Mehrere von ihnen fallen unter ſeinen Streichen, bis er ſelbſt ſchwerverwundet hinſinkt. Schon halb mit dem Tode ringend faßt er zwei Spanier, die eben im Begrif ſind ihn zu durchbohren, mit ſeinen harten Schmidehänden in die Schwerter: aber ſie ziehen ſie mit Gewalt zurück, ſchneiden ihm alle Finger ab, durchſtoßen ihn darauf und werfen ſein rauchendes Blut ſeiner Tochter ins Geſicht, welche vergebens auf ihren Knieen um das Leben ihres unglücklichen Vaters bittet.

D. Friedrich ſelbſt kam in die Stadt und duldete nicht nur dieſe Gräuel, ſondern erſtach ſogar einige wehrloſe Menſchen mit eigner Hand. Den Entflohenen ward nachgeſezt, und die man von ihnen ergrif, wurden nackend ausgezogen und an die Bäume gehängt. Nur vierzig Bürger retteten ſich durch die Flucht und zwanzig durch Erlegung einer beträchtlichen Ranzion, alle übrigen wurden erſchlagen. Umſonſt bot der Bürgermeiſter Henrich Lampertſzon ein großes Löſegeld für ſein Leben. Er ward auf D. Friedrichs Befehl an ſeiner eignen Hausthür aufgeknüpft, und dann gevierttheilt. Dem

Blutbade folgten Plünderung und Brand. Alle Thürme, Mauern und Thore wurden niedergeriſſen, und ein Strafurtheil des Oberſtatthalters beraubte die Stadt ihrer Vorrechte und Freiheiten.

Dieſe barbariſche That, welche der Prinz von Oranien, der ſich eben mit den Ständen von Holland zu Deiſt befand, nicht abwenden konnte, empörte Katholiken und Proteſtanten wider die Spanier. Alle Geſetze der Menſchlichkeit und Großmuth, alle Grundſätze der Ehre und Treue hatten die Urheber derſelben verlezt und mit Füßen getreten, und ſich dadurch nicht nur vor der ganzen geſitteten Welt geſchändet, ſondern auch der Sache, für welche ſie fochten, einen unerſezlichen Schaden zugefügt. Selbſt der parteiiſche Geſchichtſchreiber Strada misbilligt hier das Verfahren ſeiner Begünſtigten. Zwar habe die Stadt, ſagt er, wegen ihres ſchändlichen Abfalls und des den Ketzern, mit Verachtung und Verſpottung der wahren Religion, verliehenen Schutzes, eine ausgezeichnete Züchtigung verdient; aber die blutige Rache der Spanier ſei nicht mehr Strafe, ſondern Verbrechen geweſen, und habe den Haß der Holländer wider den Spaniſchen Namen vermehrt.

In der That, kräftiger als alle Vorſtellungen Oraniens und ſeiner Freunde, wirkte der Anblick der Ruinen Naardens auf das Volk. Sie zeigten den übrigen Holländiſchen Städten das Schickſal, welches ſie von ihren ehemaligen Herren zu erwarten hätten, möchten ſie nun freiwillig oder gezwungen unter das Joch derſelben zurückkehren. Auch

bedurfte es solcher erschütternden Eindrücke, um ein ruhiges, bedächtiges und phlegmatisches Volk zum Enthusiasmus hinzureißen; ein Volk, das seit Jahrhunderten nur Handel und friedliche Gewerbe trieb, in Helden umzuschaffen, und es zur Ausführung solcher unsterblichen Unternehmungen, als die Folge dieser Geschichte darstellt, fähig zu machen.

Hätte Alba mit weiser Mäßigung den ersten Schrecken benuzt, welchen der Pariser Hugenottenmord, die Wiedereroberung von Mons und der Rückzug Oraniens über die Abgefallenen verbreiteten, und den Bewohnern Hollands, indem er seine siegreichen Waffen an ihren Gränzen blitzen ließ, zugleich die Palme der Versöhnung dargeboten, und den Rückkehrenden nicht die drohende Stirn des Rächers, sondern das milde Antliz eines verzeihenden Vaters gezeigt, — schwerlich hätte dann die Geschichte von einem Niederländischen Freistaat zu erzählen. Aber Schonung und Milde lagen nicht in dem Karakter eines Alba; er wollte nur durch den Schrecken siegen. Sein Stolz verachtete die Niederländer, und jezt da er von Frankreich nichts mehr besorgte, hofte er sie leicht zu unterdrücken. Grausamkeit und Härte sollten seinen Sieg beschleunigen, und zugleich seinem rachsüchtigen Herzen einen süßen Genuß gewähren.

Doch hier hatte der rauhe Soldat, der ein schlechter Menschenkenner war, einen Mißgrif gethan. Ist es erst dahin mit dem Unglücklichen gekommen, daß er nichts mehr zu hoffen hat, so fürchtet er auch nichts mehr, und der äußerste Grad

der Furcht erzeugt die Verzweiflung, welche nicht ſelten die Stelle des Heroismus vertritt und eben ſo außerordentliche Thaten wirkt, als dieſer. Die Leichenhügel und Aſchenhaufen von Zütphen und Naarden waren den Holländern ein ſchrecklicher Beweis, daß ſie keine Barmherzigkeit von den Spaniſchen Henkern zu erwarten hätten. Gleich Geſpenſtern blickten die Furien der Verzweiflung von dieſen grauenvollen Denkmälern der Zerſtörung herniederr, und ſchreckten ſie zu dem heldenmüthigen Entſchluß: feſt zu halten bei Oranien, und bis auf den Tod wider den unverſöhnlichen Feind zu kämpfen.

5.

Belagerung Harlem's durch die Spanier.

1572 und 1573.

Nach der Zerstörung Naarden's begab sich D. Friedrich von Toledo, begleitet von Bossü, Noircarmes und andern Feldherren nach Amsterdam, um dort die Wirkungen jenes Strafgerichts auf die übrigen Holländischen Städte abzuwarten. Aber zu seinem Erstaunen fand sich nicht eine, die Gnade des Siegers zu erflehen; und er überzeugte sich selbst, daß sie nur mit den Waffen in der Hand zur Unterwerfung gezwungen werden würden. Der nächste Schlag sollte Harlem treffen, denn war diese Stadt unterjocht, so konnte man von dort aus leicht seine Eroberungen gegen den Süden und Norden Hollands ausbreiten.

Schon im Heumonat (1572) hatte Graf Bossü versucht, sich Harlem's durch Verrätherei zu bemächtigen. Jezt (November) erließ er abermals, gemeinschaftlich mit dem Amsterdammer Stadtrath, Ermahnungsschreiben an die Stadt, wodurch sie zur Rückkehr zu ihrer Pflicht und zur Aussöhnung mit dem Oberstatthalter aufgefordert ward. Der größte Theil des Raths war auch geneigt, diesen

Schritt zu thun und sandte deshalb fünf Abgeordnete an D. Friedrich nach Amsterdam, um eine fünftägige Frist, zur Berathschlagung über die Friedensunterhandlungen, für die Stadt zu erbitten. Aber kaum erfuhren dies die Anhänger Oraniens, der Stadtoberste Wibald von Ripperda ein friesischer Edelmann, Adrian Janssen und andere: so riefen sie die Mitglieder der Schützengilde und die übrigen Bürger zusammen.

Es war eine alte, von den Vätern ererbte Gewohnheit in den Niederlanden, daß in jeder Stadt und selbst in jedem großen Dorfe gewisse Gilden oder Brüderschaften bestanden, welche sich an bestimmten Tagen im Gebrauche der Waffen übten, und nicht nur im Fall der Noth dem Lande zu Vertheidigern dienten, sondern auch bei den Landesfürsten, wenn sie durch den Ort gingen, die Stelle der Trabanten versahen. Diese Brüderschaften, deren es auch eine zu Harlem gab, haben ohnstreitig viel zur Erfechtung der Freiheit beigetragen, denn sie bildeten eine Art von Nationalmiliz, welche mit dem Gebrauch des Feuergewehrs bekannt war.

Ripperda eröffnete der versammelten Bürgerschaft und den Schützen: der Rath habe sich ohne ihr Vorwissen an den Herzog von Alba gewandt und Gnade und Schonung für die Stadt von ihm erbeten. Aber welche Schonung sei wohl von dem barbarischen Zerstörer Zütphens und Naardens zu erwarten? Sie hätten ihrem rechtmäßigen Statthalter, dem Prinzen von Oranien einen theuern

Eid geſchworen: ohne ſeine Beiſtimmung in keine Unterhandlung mit dem gemeinſchaftlichen Feind zu treten. Dieſen Eid werde er heilig und unverbrüchlich halten, und hoffe ein gleiches von den hier verſammelten wackern Männern. Wie weit rühmlicher ſei es, einem grauſamen und unverſöhnlichen Feinde mit dem Schwerte in der Hand zu begegnen, als feig um Gnade zu betteln, die doch nie zu hoffen ſei! Er wenigſtens wähle viel lieber einen ehrenvollen Tod, und ſei bereit den lezten Blutstropfen für die Vertheidigung der Stadt hinzugeben! — Dieſe männliche Rede ergrif die ganze Verſammlung. Alle wie mit einer Stimme riefen aus: ſie wollten Gut und Blut für das Vaterland wagen.

Sogleich ward dem Prinzen von Oranien, der ſich noch zu Delft befand, von dem Entſchluß der Bürgerſchaft Nachricht ertheilt, und er ſandte ſeinen Vertrauten St. Aldegonde nach Harlem, welcher zehn Mitglieder des Stadtraths entließ, und eben ſo viel neue an ihre Stelle ſezte. Zugleich wurden die Bilder aus den Kirchen geworfen, und dieſe den Proteſtanten eingeräumt. Lazarus Müller, Kriegsoberſter des Prinzen, verſtärkte die Beſatzung mit vier Fahnen Teutſcher Landsknechte.

Willkommen wäre D. Friedrich die freiwillige Unterwerfung der Stadt geweſen, denn er ſcheute mit Recht eine Belagerung in dieſer ſpäten und ungünſtigen Jahreszeit. Aber da Drohungen und Verſprechungen gleich fruchtlos waren, blieb ihm nichts übrig, als ihre Unterwerfung durch Waffen-

gewält zu erzwingen. Am 8ten des Chriſtmonats verließ er mit ſeinem Heere die Gegend von Amſterdam, und richtete ſeinen Marſch auf dem hohen Damm, der nach Sparendamm führt, gegen Harlem.

So bald ſich hier die Nachricht von der Bewegung der Spanier verbreitete, wurden 300 Bürger und Soldaten nebſt einer Anzahl von Schanzgräbern herausgeſchickt, um die Schanze bei Sparendamm zu beſetzen, und vor derſelben den Damm zu durchſtechen. Unglüklicherweiſe aber war dieſe Maßregel zu ſpät getroffen, denn kaum hatten die Schanzgräber ihre Arbeit angefangen, ſo erſchien ſchon der Spaniſche Vortrab und ſprengte ſie auseinander. Einige katholiſche Bauern hatten dem Spaniſchen Feldherrn Romero einen Weg über das Eis, unterhalb des Dammes, gezeigt; vermittelſt deſſelben umging er die Schanze, und grif ſie auf der weſtlichen Seite an, wo ſie am ſchwächſten war. Nach einem mörderiſchen Kampfe, der dem Befehlshaber und dem größten Theil der Beſatzung das Leben koſtete, ward ſie erobert, die Sieger ließen darauf durch Bauern die Dammöffnung wieder zuwerfen, und jezt, nach der Einnahme jenes Hauptpaſſes, ſtand der Weg nach Harlem ihnen offen.

Die Stadt Harlem in Südholland, an dem ſchiffbaren Fluſſe Sparen zwiſchen der Nordſee und dem merkwürdigen Harlemmermeer, einer großen Waſſermaſſe zwiſchen Amſterdam, Leiden und Harlem, gelegen, war eine der wichtigſten, aber am

wenigſten befeſtigten Städte der Provinz. Ihre Mauern und Graben befanden ſich in der ſchlechteſten Verfaſſung, und Außenwerke, welche damals überhaupt nur ſelten vorhanden waren, hatte ſie gar nicht. Die Vorräthe an Mund- und Kriegsbedürfniſſen waren unbedeutend, dafür aber ſtanden ihr der Sparen und das Harlemmermeer offen, mit welchem lezteren ſie durch einen Kanal, der Wyk genannt, verbunden iſt; und auf dieſem Wege konnten ihr Verſtärkung und Vorräthe zugeführt werden. Was indeß dem Plaz an Stärke und Feſtigkeit abging, erſezten der Muth und die Entſchloſſenheit ſeiner Einwohner. Nicht genug, daß ſich die Bürger mit den Kriegsleuten zur Vertheidigung vereinigten, nahmen ſogar die Weiber Theil an den heroiſchen Geſinnungen, von welchen die Männer beſeelt waren. Dreihundert derſelben, unter Anführung der Witwe Haſſelaer, einer Frau von 46 Jahren aus einer der beſten Stadtfamilien, ſtellten ſich mit Feuerröhren, Spießen und Schwertern bewafnet, der gemeinſchaftlichen Gefahr entgegen, und dieſe Niederländiſchen Amazonen wetteiferten mit den Männern an Muth und Ausdauer in Ertragung aller Mühſeligkeiten. Es herrſcht eine allgemeine Thätigkeit. Jedermann legt Hand an. Man eilt die Wälle und Graben auszubeſſern. Am Harlemmermeere werden neue Schänzen aufgeworfen, um die Gemeinſchaft mit demſelben zu ſichern, und vor dem Kreuzthore wird ein ſtarkes Ravelin erbaut.

Die ſchnelle Eroberung der Sparendammer

Schanze machte dem Spaniſchen Heerführer Hoffnung, daß er ſich auch der Stadt, deren geringe Feſtigkeit ihm bekannt war, bald bemächtigen werde. Sparendamm ward mit zwei Fahnen Wallonen beſetzt, darauf trat D. Friedrich, begleitet von dem Grafen von Boſſú, den Marſch nach Harlem (1572. December) an, und am 11ten erſchien der Vortrab ſeines Heers im Angeſichte der Stadt. Fünf und dreißig Fahnen Spanier lagerten ſich vor dem Johannesthore; 19 Fahnen Wallonen, unter Noircarmes und Capres, auf der Weſtſeite der Stadt gegen die Dünen; und 18 Fahnen Teutſche, von dem Grafen Oberſtein geführt, vor dem Kreuzthore; 800 Reiter wurden in die nächſten Dörfer am Seeufer und nach Alkmar hin verlegt. Nach und nach erhielt das Spaniſche Heer immer mehr Verſtärkung; die Stadt Amſterdam gab einen Zug ſchweren Geſchützes von 14 metallenen Vierzigpfündern her, und der Herzog von Alba ſandte 3000 Lütticher Schanzgräber, welche im Laufe der Belagerung meiſtentheils ihren Tod fanden.

Während die Spanier ſich vor Harlem lagerten, hatte der Graf von der Mark, auf des Prinzen von Oranien Befehl, einen kleinen Heerhaufen bei dem Dorfe Hillegom zwiſchen jener Stadt und Leiden zuſammengezogen, um das feindliche Heer zu beobachten. Bei der Herannäherung der Spanier ſandte der Graf acht Reiter aus, um ihre Stärke und Stellung zu erforſchen. Aber einige dieſer Kundſchafter hatten das Unglück von den Spaniern ergriffen zu werden, und D. Friedrich,

durch dieſe Gefangenen von der Stärke, Stellung und Abſicht des Grafen unterrichtet, beſchloß ſogleich ihn überfallen zu laſſen. Sechshundert Reiter und 5000 Mann Fußvolks, geführt von Boſſú, Romero und Reitcarmes, wurden zu dieſer Unternehmung ausgewählt; und ſie gelang ſo gut, daß der Graf, der nicht mehr als 150 Reiter 1500 Mann zu Fuß und 6 Feldſtücke hatte, überraſcht ward, ehe er ſich zum Kampfe (1572. 13. December) aufſtellen konnte. Zwar verſuchte er den Feind mit ſeiner wenigen Reiterei aufzuhalten, aber ſie hatte mit Wind und Schneegeſtöber zu kämpfen, gerieth gleich beim erſten Angrif in Unordnung, und riß auch das Fußvolk mit ſich fort. Ueber 600 von den Niederländern blieben auf der Wahlſtatt, und 4 Feuerſchlünde nebſt mehreren Fahnen wurden die Beute des Feindes. Einige tapfere Fähnriche fand man, in ihre Fahnen gewickelt, durchſtochen auf dem Schlachtfelde liegen. Die Spanier ſchändeten ihren Sieg durch Grauſamkeiten gegen die Gefangenen. Zwei derſelben, Hans Keller und Baptiſta von Trier, wurden an einem Beine aufgehenkt. Vergebens bot der Graf von der Mark 2000 Kronen und 19 Spaniſche Gefangene für Baptiſta, ſeine Auslieferung ward abgeſchlagen, und zur Wiedervergeltung für den ſchmählichen Tod des Unglücklichen, ließ der Graf die 19 gefangenen Spanier ebenfalls hinrichten.

Die förmliche Belagerung Harlem's hatte nun ihren Anfang genommen, und ſo bald die Spanier ihr Lager durch einen Graben geſichert hatten, er-

öffneten ſie die Laufgraben gegen das Kreuzthor; und zwar nicht, wie ſonſt gewöhnlich, in einer Schlangenlinie, ſondern in einer graden, nach der Angabe des Spaniſchen Kriegsbaumeiſters Bartholomäus Campi. Durch dieſe neue Art der Approchen gelangte man viel ſchneller zum Ziele, denn die Zeitraubenden Biegungen fielen weg. Zur Sicherung wider das Musketenfeuer der Belagerten, wurden ſie oberhalb mit ſtarken Dielen und Sandſäcken, auf hölzernen Ständern ruhend, bedeckt. Nach vollendeten Laufgraben ward eine Batterie von außerordentlicher Höhe aufgeführt; denn nach den Grundſätzen der damaligen Belagerungskunſt, ſuchte man die mächtigen Italieniſchen Wälle und Mauern, welche den Feſtungen in jenem Zeitalter ein furchtbares Anſehn gaben, durch noch höhere Geſchützſtände zu überragen.

Am 18ten des Chriſtmonats donnerten 14 Feuerſchlünde gegen die Stadt. Ueber dreizehnhundert Schüſſe geſchahen an dieſem und dem folgenden Tage, wodurch das Kreuzthor und deſſen Bollwerk, das Ravelin, das Johannesthor und die nächſten Courtinen, welche bei der Höhe der Batterien das Geſchütz beſtrich, beträchtlichen Schaden litten. Die Belagerten aber waren auch nicht müßig. Sie hatten 1000 Schanzgräber im Dienſt, und verſtopften während der Nacht mit Steinen, Balken und Erde die von dem feindlichen Geſchütz gemachten Wallöffnungen wieder.

Am 20ſten ward das Ravelin abermals heftig beſchoſſen, und da es dem feindlichen Geſchütze

gelang, einige bedeutende Breschen in die Wälle zu wühlen: so ließ D. Friedrich noch an dem nämlichen Tage einen Sturm befehlen. Achtzehn Fahnen der Belagerer rückten zum Angrif heran. Die Teutschen Landsknechte trugen eine Art von Brücke auf ihren Schultern, um vermittelst derselben über den Graben des Bollwerks zu kommen. Der Angrif war kühn und ungestüm, aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit wurden die Stürmenden von den Belagerten empfangen. Bürger und Soldaten hatten sich auf den Wällen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung mit vereinigten Kräften versammelt; und während die Konstabler das Geschüz auf die anrückenden Feinde abfeuerten, und sie mit einem Hagel von Kugeln und Ketten überschütteten, warfen andere glühende Kohlen und Asche, brennendes Pech, siedendes Oel und geschmolzenes Blei auf sie herab. Die Spanier erneuerten mehrmals den fruchtlosen Angrif. Endlich mußten sie sich, troz ihrer Tapferkeit, mit einem Verlust von 150 Todten zurückziehn.

Dieser mislungene Versuch überzeugte D. Friedrich, daß es ihm nicht so leicht glücken werde die Stadt zu erobern, als er anfangs gehofft hatte. Er beschloß daher die Belagerung kunstmäßig fortzuführen, durch Mienen die Wälle zu sprengen und zugleich die Beschießung fortzusetzen, um so durch die Gewalt des Pulvers über und unter der Erde, die Schuzwehren der Stadt zu vernichten. Die Belagerer dagegen, muthig gemacht durch den glücklichen Ausgang des ebenerwähnten Kampfs,

verdoppelten ihre Thätigkeit. Sie benuzten die langen Winternächte zur Anlage mehrerer Vertheidigungswerke, und führten nicht nur einen neuen Abschnitt hinter dem alten Wall, vom Johannesthor bis zur Katharinenbrücke, sondern warfen auch Querwälle (Traversen) zur Sicherung des Hauptwalls gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes, auf.

Der Prinz von Oranien that so viel als die Umstände erlaubten zur Unterstützung der bedrängten Stadt. Er zog einen kleinen Kriegerhaufen zusammen, der sich bei dem Dorfe Sassem zwischen Leiden und Harlem aufstellte. Von hier aus erhielten die Belagerten von Zeit zu Zeit Verstärkungen an Mannschaft und frische Zufuhren. Auf diese Art kamen nach und nach 15 Fahnen Kriegsleute, Niederländer, Franzosen, Schotten und Engländer in die Stadt; und außerdem sah man von Zeit zur Zeit zahlreiche Convoi's mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auf Schlitten über das Eis des Harlemmermeers dahin eilen. Doch nicht alle erreichten glücklich die Stadt. Philip de Coninx, welcher auch eine Truppenverstärkung nach Harlem führen sollte, hatte das Unglück, von den Spaniern überfallen und geschlagen zu werden. Er selbst ward gefangen, enthauptet und sein Kopf mit der Inschrift, dies ist das Haupt Philips de Coninx, der Harlem befreien sollte, in die Stadt geworfen. — Durch diese Barbarei gaben die Spanier die Loosung zu einer Reihe ähnlicher Grausamkeiten, wodurch sich diese Belagerung aus-

zeichnet. Um den Tod ihres Landsmannes und die ihnen zugefügte Schmach zu rächen, henkten die Belagerten zwölf gefangene Spanier auf, hieben ihnen bis auf einen die Köpfe ab, und warfen die elf Köpfe den Belagerern mit der beigefügten ſchriftlichen Erklärung zu: Die Harlemmer überſenden dem Herzog von Alba, um ihn wegen des zehnten Pfennigs zu befriedigen, zehn Köpfe, und fügen den elften ſtatt der Zinſen hinzu.

Ausfälle waren ein Lieblingsunternehmen bei Belagerungen jener Zeit. Die Harlemmer hatten 50 Reiter in der Stadt; mit dieſen beunruhigten ſie von Zeit zu Zeit das feindliche Lager, und machten oft Gefangene, von denen ſie die Abſichten und Plane der Belagerer erfuhren. Am 17ten Jenner thaten ſie einen Ausfall mit 1000 Mann auf die feindliche Schanze bei Ruſſenburg im Harlemmerbuſch; zwangen die aus Teutſchen beſtehende Beſatzung nach einem Verluſt von 100 Todten zur Flucht, und bemächtigten ſich der Schanze, in deren Beſitz ſie aber nicht lange blieben.

Indeß feierte auch das grobe Geſchüz der Belagerer nicht. Die Bollwerke am Kreuz- und Johannesthor, der Hauptwall dazwiſchen, und die Kirchen, Klöſter und übrigen Gebäude der Stadt, wurden unaufhörlich mit kalten und glühenden Kugeln beſchoſſen. Die Belagerten ſahen ſich endlich gezwungen, das Ravelin zu verlaſſen; dagegen aber legten ſie innerhalb der Stadt am Kreuzthore ein neues Werk in Geſtalt eines halben Mondes an, deſſen Roſt aus zuſammengefügten Balken beſtand

und mit Reiſig, Miſt und Erde ausgefüllt ward. Jedermann, ohne Unterſchied des Alters, Ranges und Geſchlechts, vom erſten Bürgermeiſter an bis zum geringſten Einwohner, legte Hand bei dieſer Arbeit an, und nach wenigen Tagen ſtand das Werk vollendet da.

Nicht minder thätig als über der Erde, waren beide Theile auch im Schoße derſelben. Man führte hier einen eigenen unterirdiſchen Krieg, denn oft ſtießen die gegenſeitigen Schanzgräber aufeinander, und ſprengten ſich in die Luft. Eine ſchon fertige Mine der Belagerer ward von den Harlemmer Schanzgräbern entdeckt, und durch darauf gewälzte ungeheure Laſten, welche ſie durch itzte Schwere eindrückten, vernichtet.

Alle Anſtrengungen der Spanier waren bis jezt ohne Erfolg geweſen, und die Belagerung hatte ſich ſchon weit länger, als D. Friedrich anfangs glaubte, verzögert. Die Fortſetzung derſelben zeigte die größten Schwierigkeiten, denn der Winter war ungewöhnlich rauh und ſtreng. Nicht ſelten fand man die Schildwachen während der Nacht auf ihren Poſten erfroren, und Krankheiten und häufiges Ausreißen unter den Soldaten, waren die Folgen der Mühſeligkeiten und Beſchwerden, mit denen ſie zu kämpfen hatten. D. Friedrich wünſchte daher nichts mehr als das Ende der Belagerung zu beſchleunigen. Er ſandte ſeine berühmteſten Kriegsbaumeiſter Lodon, Artayon und Begeradin zur Beſichtigung der Feſtung aus; und auf ihren Bericht: daß die Werke ſehr beſchädigt waren und

daß ſie eine 200 Fuß breite Breſche darin entdeckt hätten, beſchloß er noch einen Sturm zu wagen, deſſen glücklicher Erfolg um ſo gewiſſer ſchien, da alle Gewäſſer und Graben mit Eis belegt waren.

Die tapferſten Spanier von Mondragone's Regimente, 2000 Wallonen und 7 Fahnen Teutſche wurden zu dem Sturme ausgewählt. Sie verſammelten ſich während der Nacht im Spaniſchen Lager. Der übrige Theil des Heers rückte in die Schanzen, und erhielt Befehl, den Angrif durch ein heftiges Feuer zu unterſtützen, um die Belagerten von Vertheidigung der Breſche abzuhalten. Begünſtigt durch das Dunkel der Nacht, nähert ſich ſchnell und in größter Stille der zum Sturm beſtimmte Kriegerhaufe der Stadt. Die Soldaten trugen weiße Hemden, als Erkennungszeichen, über den Kleidern. Gegen das Kreuzthor war der Hauptangrif gerichtet.

Schon ſteigen einige der Kühnſten den Wall hinan, als erſt die Wachen zwiſchen dem Johannes- und Kreuzthor den Heranzug des Feindes bemerken. Aber ohne durch die Ueberraſchung den Muth zu verlieren, werfen ſie ſich nicht über 40 Köpfe ſtark, den Stürmenden entgegen, und die wenigen Spanier, welche den Wall ſchon erſtiegen haben, werden wieder herabgeſtürzt oder gegen das Kreuzthor gedrängt. Indeß hat das Praſſeln des Gewehrfeuers und das Lärmgeſchrei der Wachen, die ganze Beſatzung in die Waffen geſchreckt, und jezt erhebt ſich ein heftiges und blutiges Gefecht. Die Belagerten werden aus dem Bollwerk am Kreuz

thor bis hinter die neuen Werke zurückgetrieben. Aber die Gefahr erhebt ihren Muth, und sie hören nicht auf sich tapfer zu vertheidigen. Ein Kugelregen von den Schenkeln des halben Mondes und aus den nächsten Häusern fällt auf die Stürmenden herab, und mitten im Getümmel des Kampfs fliegt eine Mine unter dem Bollwerk des Kreuzthors auf, und zerschmettert oder verschüttet eine große Anzahl der Feinde, welche auf und neben dem Bollwerke zusammengedrängt waren. Die Belagerten benuzten die Verwirrung und den Schrecken, welche die furchtbare Explosion unter den Feinden verbreitete, und stürzten mit Degen und Piken über sie her. Das Glück erklärte sich für die Niederländer, und die Spanier wurden zum Rückzuge gezwungen. Ein Hagel von Kanonenkugeln folgte den Weichenden nach.

Nicht glücklicher als das Hauptcorps war der Oberst Billt, der mit 200 Friesischen Wallonen einen Angrif auf das Kreuzthor gethan hatte; denn auch er mußte ohne Erfolg wieder abziehen. Die Spanier verloren an diesem Tage über 300 Mann, unter denen sich einige treffliche Officiere befanden. Die Belagerten büßten nur 12 Mann ein, und sie hatten außer dem erfochtenen Siege noch die Freude, daß während des Sturms ein großer Transport von 80 Schlitten mit Mund- und Kriegsvorrath beladen, über das Haarlemmermeer auf der entgegengesezten Seite glücklich in die Stadt kam.

Dieser zweite verunglückte Sturm machte einen tiefen Eindruck auf die Belagerer. Mehrere der

Befehlshaber verzweifelten an der Möglichkeit sich der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, bei der Tapferkeit der Besatzung und der Leichtigkeit sie mit Verstärkung und Zufuhren zu versehen. Sie riethen deshalb zu einer engen Einschließung, um durch den Hunger auszuführen was der Gewalt nicht gelang. Ja einige sprachen sogar von Aufhebung der Belagerung, und D. Friedrich selbst war dieser Meinung nicht abgeneigt. Es kam endlich so weit, daß schon der Rückzug nach Brabant im Spanischen Kriegsrath beschlossen war, als der Herzog von Alva, welcher damals sehr kränklich war, von dem Vorhaben der Belagerer Nachricht erhielt. Der alte Feldherr, nie gewohnt ein Unternehmen, welches er einmal angefangen hatte, wieder aufzugeben, erzürnte sich heftig, und schrieb seinem Sohne: Wagt Ihr es nicht die Belagerung fortzusetzen, so werde ich es selbst thun; oder wenn meine Krankheit mich daran hindert, Eure Mutter aus Spanien kommen lassen, und sie bitten für ihren Sohn den Oberbefehl zu übernehmen. Dieser bittere Spott empörte D. Friedrichs Stolz. Die Obersten Polweiler, Bracamonte, Acunha, Figueroa und Chevreux führten ihm eine Verstärkung von Spaniern, Wallonen, Italienern, Teutschen und 1000 Burgundern zu, und er dachte nicht mehr an Aufhebung der Belagerung, sondern beschloß sie mit dem größten Eifer fortzuführen.

Im Hornung (1573) ließ endlich der strenge Winterfrost nach, das Wetter ward milder, und das Eis auf den Gewässern zerrann. Durch diese

Veränderung erhielt die Thätigkeit beider Theile eine ganz andere Richtung, denn von jezt an ging das Hauptbeſtreben der Belagerer dahin, der Stadt die Zufuhr abzuſchneiden, welches leichter auszuführen war, ſeitdem die Natur die Felſen der Gewäſſer geöffnet hatte; wogegen die Belagerten alles aufboten, um die Gemeinſchaft mit dem Harlemmermeer, die ihnen Exiſtenz unentbehrlich war, zu erhalten. Sie hatten während des Winters vier Galeeren von verſchiedener Größe erbaut, welche ſie jezt in den Dyk brachten. Auch der Prinz von Oranien ließ zu Leiden einige Fahrzeuge ausrüſten, ernannte Martinus Brand, einen Hauptmann der Meergeuſen, zum Befehlshaber derſelben, und gab ihm den Auftrag, der Stadt zwölf Kanonen und einen Vorrath von Korn (1573. Februar) zuzuführen.

Indeß ward zu Amſterdam, für Rechnung des Herzogs von Alba, ebenfalls eine Anzahl von Schiffen erbaut, deren Beſtimmung war, den Belagerten das Harlemmermeer zu verſchließen. Der Graf von Boſſu erhielt den Oberbefehl über die Flottille, aber die erſte und größte Schwierigkeit, welche ſich ihm darbot, war, die Fahrzeuge auf den Schauplaz ihrer Beſtimmung zu bringen. Der erſte Verſuch, ſie aus dem Sparen, vermittelſt einer Durchfahrt, welche durch den niedrigen Weg am ſogenannten Penningerveer gegraben ward, in das Harlemmermeer zu führen, ward durch die Belagerten vereitelt. Boſſu verſuchte darauf ein anderes Mittel, welches ihm beſſer gelang. Er ließ den

Oovertom eine halbe Meile von Amſterdam am heiligen Wege durchſtechen, und dort glückte es ihm, einige Fahrzeuge auf den See zu ſchaffen, welche jedoch, ſo oft ſie ſich hervorwagten, von den Harlemmer Galeeren zurückgetrieben wurden.

Gleiche Thätigkeit als auf dem Elemente des Waſſers, herrſchte auch auf dem Lande. Man ſah die Belagerer eifrig mit der Anlage neuer Schanzen auf der Seite des Harlemmermeers beſchäftigt, um die Stadt von demſelben zu trennen, während die Belagerten alles aufboten, dieſe für ihre Erhaltung ſo gefährliche Arbeit zu hindern. Am 25ſten des Lenzmonats unternahmen die lezteren, 1000 Mann ſtark, einen Ausfall auf das Lager der Teutſchen im Harlemmerbuſch, bemächtigten ſich einiger Schanzen, erſchlugen 6 bis 700 Feinde, verbrannten einige hundert Zelte und Hütten, und kehrten mit 9 eroberten Fahnen und 50 Stück erbeuteten Viehes in die Stadt zurück. Dieſer glückliche Erfolg und alle folgenden Verſuche hielten jedoch die Belagerer nicht ab, nach und nach ſo viel Schanzen zwiſchen der Stadt und dem Harlemmermeere aufzuwerfen, daß dadurch der Stadt die Gemeinſchaft mit dem lezteren und die Zufuhr ſo wohl zu Lande als zu Waſſer ſehr erſchwert ward; obgleich die Belagerten immer noch im Beſitz der Ruttenburger Schanze und einiger andern Poſten außerhalb den Thoren waren. Bald zeigten ſich in der Stadt die Folgen der engeren Einſchließung und der dadurch gehemmten Zufuhr, durch die Seltenheit der Lebensmittel. Der Preis des Brotes

mußte erhöhet, und für jeden Einwohner eine gewisse Quantität bestimmt werden. Auch ließ der Staderath, um den Mangel des baaren Geldes zu ersetzen, sogenannte Nothmünzen schlagen, welche für das Doppelte ihres wahren Werthes ausgegeben wurden.

Der thätige Bossù hatte indeß den Damm bei dem Hause ter Hart durchstechen lassen, und dadurch machte er es möglich, eine größere Anzahl von Schiffen auf das Harlemmermeer zu bringen. Seine Flotte wuchs nach und nach bis auf 60 Segel an. Nicht viel schwächer war die Niederländische, welche eine Verstärkung an Fahrzeugen von Delft, Rotterdam, Dordrecht und Gorcum erhalten hatte. Nach mehreren unbedeutenden Gefechten, erlitt die Harlemmer Flotte eine entscheidende Niederlage und einen Verlust von 22 Schiffen. Von jezt (1573. 28. Mai) an blieben die Spanier Meister des Harlemmermeers, und der Stadt ward die Zufuhr und alle Gemeinschaft nach außen abgeschnitten. Um ihr von Zeit zu Zeit wenigstens kleine Vorräthe von Pulver und Mundvorrath zukommen zu lassen, wurden kühne und unternehmende Leute abgeschickt, welche leicht gekleidet und mit Pistolen bewafnet waren und am Halse zwei kleinene, mit Mehl und Schießpulver angefüllte Beutel trugen. Sie sezten an Springstöcken über die Gräben und das durchschnittene Land, und schlüpften zwischen den Spanischen Wachen hindurch in die Stadt. Aber nicht immer entgingen diese Wagehälse der Aufmerksamkeit der Spanier. Man

cher von ihnen ward ergriffen, und im Angesichte der Stadt an den Händen und Füßen aufgehenkt; eine Grausamkeit, welche die Belagerten dadurch vergalten, daß sie mehrere Gefangene an einem Galgen aufknüpften, der auf einem Bollwerke vor den Augen der Belagerer errichtet war. Um die bigotten Spanier noch mehr zu kränken, trieben sie öffentlich ihr Gespötte mit den Symbolen und Zeremonien der katholischen Religion. Bald erbauten sie Altäre auf den höchsten Stellen der Walle, stellten ausgezogte Heiligenbilder darauf und gingen singend und in heilige Gewande gekleidet, um sie her; bald kleideten sie Strohpuppen als Mönche und Priester aus, geißelten und durchbohrten sie, und warfen sie endlich mit abgerissenen Häuptern von den Wällen herab. Oft nahmen sie auch die Bildnisse der Heiligen aus den Kirchen, und trugen sie in die Wallbrüche; oder stellten sie an solchen Platzen aus, wo sie von den Kugeln der Belagerer getroffen wurden. Der rechtgläubige Strada macht die Bemerkung, daß die Angelegenheiten der Belagerten, seit dieser Verspottung der wahren Religion, eine unglückliche Wendung genommen hätten.

Die lezteren fuhren jedoch fort sich tapfer zu vertheidigen. Die Belagerer hatten auf einem erhabenen Bollwerke einen hohen Kavalier aufgeführt, um die Belagerten von den Wällen zu entfernen und ihre Innenwerke übersehen zu können. Vier Maßbäume wurden auf der Platteform errichtet, an denen mit vier Tauen eine Art von offenem höl-

zernen Häuschen emporgezogen ward, welches mit vier Hakenschützen besezt war, die von ihrem erhabenen Standpunkt herab alles, was in der Stadt vorfiel, beobachteten, und jeden der auf der Straße erschien, mit ihrem Feuergewehe niederstreckten. Aber die Belagerten richteten ihr Geschüz auf die Maschine und zerschossen die Seile, worauf der Käfich herabfiel. Statt des lezteren ward nun eine Art von Mastkorb, vermittelst einer acht Fuß hohen Schraube an die Mastbäume befestiget; aber auch diesen stürzte das Geschüz der Belagerten herab, und bald darauf ward das ganze Werk vom Winde umgeworfen. Der feindliche Kavalier ward gleichfalls von dem Geschüz der Festung sehr beschädigt, und fünf Feuerschlünde auf demselben wurden demontirt.

Um bei der engern Einschließung der Stadt und der dadurch unterbrochenen Gemeinschaft ihren auswärtigen Freunden von ihrem Zustande Nachricht zu geben, bedienten sich die Belagerten nicht nur der gewöhnlichen Signale durch ausgehängte Fahnen oder Rauch und Feuer von den Thürmen, sondern sie machten auch, um Nachrichten von außen zu erhalten, Gebrauch von einem sonderbaren und außerordentlichen Mittel, der sogenannten Taubenpost, deren man sich schon in früheren Zeiten, im Oriente und unter den alten Römern, bei ähnlichen Gelegenheiten bediente. Es wurden eine Anzahl von Tauben aus der Stadt auf die Niederländischen Schiffe im Harlemmermeer geschaft. So oft man nun den Belagerten etwas von Wichtigkeit

zu melden hatte, ſchrieb man die Nachricht auf einen Zettel, band ihn einer von den eingefangenen Tauben unter den Leib und ließ ſie fliegen. Das Thier, an deſſen Schädel, nach den Erfahrungen eines neueren philoſophiſchen Arztes, das Organ des Ortsſinnes hervorſtechend iſt und welches vermöge dieſer Anlage ſeinen ehemaligen Aufenthalt leicht und ſicher wiederfindet, kehrte ſogleich nach dem gewohnten Neſte zurück, und brachte die Depeſche richtig an ihre Beſtimmung. Unglücklicherweiſe ward einſt eine dieſer Briefträgerinnen, welche ſich ermüdet im Spaniſchen Lager niederließ, von einem Soldaten erſchoſſen und dadurch das Geheimniß entdeckt. Von jezt an wurden alle Tauben, die über das Lager hinflogen, von den Spaniern getödtet.

Boten die Belagerer ihrerſeits alle Kräfte auf, der Stadt die Zufuhr zu entziehen, um ſie durch Hunger zu beſiegen; ſo war der Prinz von Oranien nicht minder thätig, jene durch Anwendung des nämlichen Mittels zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Amſterdam war die Vorrathskammer, welche ihnen den größten Theil ihrer Bedürfniſſe lieferte; das Hauptbeſtreben des Prinzen war daher, ſie von dieſem unerſchöpflichen Speicher abzuſchneiden. Zu dem Ende mußte der Oberſt Sonoi den Diemerdamm, der die Südersee und Amſterdam von dem Haarlemmermeer und andern Gewäſſern trennt und der einzige Weg iſt, auf welchem dieſe Stadt ihre Vorräthe von der Landſeite erhielt, zwiſchen dem Y und Diemerſee durch eine Schanze

verſperren. Aber die Amſterdammer griffen ihn an, und zwangen ihn, die Schanze zu verlaſſen. Darauf ließ Sonoi den Diemerdamm ſelbſt durchſtechen und warf ſechs neue Schanzen auf, und Batenburg beſezte Ouverkerk. Bei allen dieſen Anſtrengungen war es jedoch nicht möglich die Zufuhr in das Lager zu hindern, ſo lange die Amſterdammer vom Diemerſee und dem Kanal, der aus der Vechte in den See läuft, Meiſter blieben. Zwar verſuchten die Oraniſchgeſinnten auch die Vechte zu ſperren, und die Einwohner von Büren trafen Anſtalten, den Lekdamm zu durchſtechen, um den Belagerern die Zufuhr von oben herab abzuſchneiden; aber beide Verſuche mislangen. Jenen verhinderte der Spaniſche Oberſt Franzisko Valdes, der alle Poſten an der Vechte beſezte, und auch Batenburg aus Ouverkerk vertrieb; und dieſen vereitelte Hiergeß, Statthalter von Geldern. In den Gefechten, welche bei dieſer Gelegenheit an der Vechte vorfielen, blieben verſchiedene Prinzliche Hauptleute, unter andern Anton Olivier, von Mons, ehemals ein Maler und einer von denen, welche vorzüglich dazu beitrugen, daß der Graf von Naſſau ſich jener Stadt bemächtigte. Die Spanier erkannten ihn unter den Todten, hieben ihm das Haupt ab, und warfen es in die Stadt Harlem, mit der Inſchrift: Dies iſt das Haupt Anton's des Malers, der Mons verrieth.

Immer bedenklicher ward indeß die Lage der bedrängten Stadt, immer trüber und troſtloſer wurden die Ausſichten ihrer Vertheidiger. Zwar wider

die Gewalt des auswärtigen Feindes, der vor ihren Mauern jämmte, fanden ſie noch Sicherheit und Schuz in ihrem Muthe, und in der Güte ihrer Waffen; aber ein anderer furchtbarerer drohete ihnen im Innern, gegen den keine Tapferkeit und Anſtrengung ſchüzen konnten. Dieſer unbeſiegbare Feind war der Mangel, der troz der äußerſten Sparſamkeit im Genuß der vorhandenen Nahrungsmittel, wodurch man ihn abzuwenden ſuchte, doch jezt ſchon zu einer furchtbaren Größe geſtiegen war. Jeder Soldat konnte täglich nicht mehr als ein Pfund Brot erhalten, und für die übrigen Einwohner und deren Frauen und Kinder, ward eine Art Zwieback aus Hanf und Rüſſamen bereitet. Hunde-, Pferde- und Katzenfleiſch mußte den Hunger der ärmeren Volksklaſſen ſtillen.

Die Seltenheit und ſchlechte Beſchaffenheit der Lebensmittel, die Nachrichten von den mißlungenen Verſuchen zur Rettung der Stadt, und die trüben Ausſichten in die Zukunft, erſchütterten die Standhaftigkeit der Belagerten, und erzeugten Mißvergnügen gegen den Stadtrath. Der leztere, um die niedergeſchlagenen Gemüther wieder aufzurichten und die Unzufriedenen durch neue Hofnung zu beſänftigen, faßte den Beſchluß, dem Prinzen von Oranien die traurige Lage der Stadt zu melden, und ihn noch einmal dringend um ſchleunige Hülfe zu bitten. Der Bericht ward mit einer ſchnellſegelnden Jagd abgeſchikt, welche ſich in der Dunkelheit einer finſteren Nacht, unter einem betäubenden Getöſe von Trommeln und Trompeten,

unentdeckt zwiſchen den Schiffen des Grafen Boſſu durchſchlich.

Der Prinz hielt ſeit dem Verluſte des Harlemermeers die Rettung der belagerten Stadt für unmöglich, und ihren Fall für gewiß. Jeder Aufwand an Blut und Koſten zu ihrem Entſaz ſchien ihm daher eine unnüze und zweckloſe Verſchwendung. Aber die übrigen abgefallenen Holländiſchen Städte, gerührt durch das Schickſal ihrer Bundesgenoſſin, welche jezt das Opfer für ſie alle war, beſtanden darauf, es müſſe noch ein Verſuch ſie zu retten gewagt werden. Voll patriotiſchen Eifers und edler Theilnahme erboten ſich ſogar mehrere wohlhabende Bürger von Delft, Rotterdam und Leiden ſelbſt die Waffen zu ergreifen, und ihr Leben für die Rettung der unglücklichen Stadt zu wagen. So dringenden Aufforderungen konnte der Prinz nicht widerſtehen, er ſah ſich genöthigt nachzugeben und Anſtalten zu einem Unternehmen zu treffen, an deſſen glücklichem Ausgange er, bei der ihm bekannten Feſtigkeit des Spaniſchen Lagers, im voraus verzweifelte.

Indeß die nöthigen Zurüſtungen dazu getroffen wurden, eröffneten die Belagerten eine Unterhandlung mit D. Friedrich, die ſich aber fruchtlos zerſchlug, entweder weil man ſich über die Bedingungen nicht vereinigen konnte, oder weil es vielleicht den Belagerten überhaupt kein Ernſt damit war, und ſie nur Zeit gewinnen wollten. Das Feuer auf die Stadt dauerte fort. An Einem Tage [1573. 3. Juli] wurden 1008 Schüſſe von den

Belagerern gethan, aber ein ſchon beſchloſſener Sturm unterblieb, als durch einen Ueberläufer die Nachricht in's Lager gebracht ward, daß nur noch auf ſechs Tage Lebensmittel in der Stadt vorhanden wären. Und in der That hatten Mangel und Noth hier einen ſolchen Grad erreicht, daß man den Hunger mit gekochten Häuten und Schuhleder befriedigen mußte. Viele Einwohner ſtarben aus Mangel an Nahrungsmitteln dahin; und ſo groß war die Noth, daß ein Vater ſeine dreijährige Tochter, nachdem ſie ſchon mehrere Tage im Grabe gelegen hatte, wieder ausgrub, um ſich an ihrem Leichnam zu ſättigen. Aufruhr unter der Beſatzung und Plünderung, waren die Folgen des Mangels. Von den Thürmen der Stadt wehete eine ſchwarze Fahne, um durch dieſes Trauerzeichen den auswärtigen Freunden Nachricht von ihrer ſchrecklichen und troſtloſen Lage zu geben. Nur zwei Tage noch möchten ſie Geduld haben, ließ der Prinz von Oranien den verzweifelnden Einwohnern antworten, dann werde er ihnen Hülfe ſenden.

Es war alſo beſchloſſen, Harlem ſollte entſetzt, oder wenigſtens mit neuen Vorräthen verſehen werden. Das Unternehmen war kühn und der Erfolg zweifelhaft, aber ein glücklicher Erfolg lag doch nicht außer den Gränzen der Möglichkeit. Wie viel Kleinigkeiten, wie viel unbedeutende nicht vorher zu berechnende Umſtände beſtimmen nicht oft den Ausgang kriegeriſcher Wageſtücke! Die Zurüſtungen ſind beendigt, alles iſt zur Ausführung bereit. Ein Heerhaufe von 600 Reitern und

4600 Mann zu Fuß, hatte sich bei Sassem versammelt. Es waren größtentheils freiwillige Bürger aus den benachbarten Holländischen Städten, besonders von Gouda und Delft, unter welchen sich auch der in der Folge so berühmt gewordene Johann von Oldenbarneveld, ein eifriger Patriot, befand. Alle waren voll Muth und gutem Willen. Zum Oberanführer ward Batenburg ernannt, und unter ihm befehligten Tseraats und Karlo. Am 9ten des Heumonats sollte der Angrif auf das feindliche Lager vor Harlem geschehen.

Tages zuvor brach die patriotische Armee von Sassem auf, um sich näher gegen Harlem zu ziehen. Ein Zug von 7 Feuerschlünden und 400 Wagen mit Mund- und Kriegsbedürfnissen befrachtet, befanden sich in ihrem Gefolge. Außerdem führete sie eine Art beweglicher Brustwehren mit sich, welche aus starken Bretern verfertigt und mit Schießlöchern versehen waren. Sie wurden auf Rädern fortgeschoben, und waren bestimmt, beim Angrif auf das Spanische Lager, die Angreifenden gegen die Wirkungen der feindlichen Geschosse zu sichern. Mit den Belagerten war verabredet, daß sie den Angrif durch einen Ausfall unterstützen sollten. Sie hatten zu diesem Ende die Courtine durchschnitten, um durch die gemachte Oeffnung heraus zu fallen.

Unglücklicherweise hatte man das Geheimniß der Unternehmung so schlecht bewahret, daß der Spanische Feldherr von allem, was geschehen sollte, schon vorher auf das genaueste unterrichtet, und dadurch in den Stand gesezt war, die zweckmäßigsten

Gegenanſtalten zu treffen. Auch verſäumt D. Fri
drich nichts, die Erwartungen der Feinde zu ver
eiteln. Zuerſt läßt er oberhalb der zum Ausfa
der Belagerten gemachten Wallöffnung einen große
Haufen feuchtes Stroh aufthürmen und anzünden
um die Harlemmer durch Rauch und Feuer an Be
merkung des Signals, welches ihnen der Entſa
ebenfalls durch Feuer geben wollte, zu hinder
Hinter dem qualmenden Strohſcheder ſtellt er 500
Mann ſeines beſten Fußvolks auf, zur Bekämpfun
der Belagerten, wenn ſie dennoch herausſtelen
Eine gleichſtarke Mannſchaft nebſt 500 Reitern ſe
det er unter Delmonte auf der Seite der Düne
vor; beſtimmt, dem anrückenden Feinde, auf ei
Zeichen mit dem Geſchüz im Lager, in die lin
Flanke zu fallen, während zu gleicher Zeit ſechs R
gimenter unter Romero oſtwärts über den durc
ſchnittenen Boden ſetzen und des Feindes rechte
Flügel angreifen ſollten. Der Ueberreſt des Sp
niſchen Heers trat in dem verſchanzten Lager unt
die Waffen. So gegen die Unternehmungen d
Entſatzes und der Belagerten zugleich geſichert, e
wartet D. Friedrich ruhig die Stunde des A
griffs.

Um drei Uhr Nachmittags (8. Juli) verli
Batenburg das Lager bei Saſſem. Im Nordwe
Gehölz machte er Halt, und raſtete dort bis u
drei Uhr nach Mitternacht. Dann brach er wied
auf, und rückte vor bis an den Fußſteig, wo
abermals anhielt um ſeine Bruſtwehren aufzuſt
len. Während man damit beſchäftiget war, näher

sich sein Vortrab, welcher aus Reiterei bestand, dem Spanischen Lager. Ueberall herrscht dort tiefe Stille. Niemand rührt sich. Keine Vorposten, kein Anrufen der Wachen. Ja die ersten Schanzen sind sogar unbesetzt. Die Reiter, anstatt dieser außerordentlichen Erscheinung zu mißtrauen, lassen sich täuschen. Sie glauben das Lager verlassen, und wagen sich unvorsichtig weiter. Aber ihre Sorglosigkeit kömmt ihnen theuer zu stehen, denn auf einmal donnert ihnen das Spanische Geschüz entgegen, und schüttet Tod und Verderben über sie aus. In eben dem Augenblick rauschen Delmonte und Romero mit ihren Kriegerhaufen, gleich ungestümen Strömen, gegen Batenburgs rechten und linken Flügel hervor. Das unerwartete Feuer hat die Reiterei in Unordnung gebracht. Der Dampf des Geschützes und der brennende Strohhaufen verwehren die Verwirrung. Die Reiter bekämpfen und erwürgen sich selbst untereinander, und werden fliehend auf ihr Fußvolk zurückgesprengt. Aber auch dieses, auf allen Seiten plözlich von Feinden umringt, die wie aus der Erde emporgewachsen zu sein scheinen, und durch die schnelle Flucht der Reiterei noch mehr in Bestürzung gesezt, dachte wenig auf Widerstand und erlitt eine vollkommene Niederlage. Batenburg selbst ward von einer Brücke herabgedrängt und ertrank; auch Karlo verlor das Leben mit 700 Mann, die auf der Wahlstatt fielen, oder im Fliehen erschlagen wurden. Gleich beim Anfange des Gefechts waren die Fuhrleute mit ihren Pferden davongejagt, und alle Wagen, das

Geſchüz und 13 Fahnen wurden den Siegern zur Beute. Batenburgs Verluſt ward wenig bedauert, denn ſeiner Unvorſichtigkeit maß man das Unglück des Tages bei.

Mit dieſer Niederlage verſchwand den Belagerten die lezte Ausſicht auf Rettung. Getheilt zwiſchen Hofnung und Beſorgniß, hatten ſie dem verabredeten Signal zum Ausfall entgegengeharrt, aber es erfolgte nicht, oder entging wenigſtens ihrer Aufmerkſamkeit, und das Feuern und Getümmel im feindlichen Lager hielten ſie für eine Kriegsliſt der Belagerer, ſie in irgend eine gefährliche Falle heraus zu locken. Endlich brachte ihnen ein Gefangener, den die Sieger mit abgeſchnittenen Ohren und Naſe in die Stadt ſandten, die erſte Nachricht von dem was vorgefallen war; und mehrere Köpfe erſchlagener Bürger, welche aus dem Lager über die Wälle hereingeworfen wurden, beſtätigten ſeine Ausſage. Bald darauf meldete ihnen auch der Prinz von Oranien, der das Lager bei Saſſem aufgehoben und die dort geſtandenen Kriegsleute in die nächſten Holländiſchen Städte verlegt hatte, den mißlungenen Verſuch zu ihrer Befreiung, und rieth ihnen, jezt ſo gut als möglich ſelbſt für ſich zu ſorgen.

So blieb nun den unglücklichen Harlemmern, durch Muth und Standhaftigkeit ſo ausgezeichnet und eines beſſeren Schickſals werth, nichts als die gewiſſe Ausſicht auf eine ſchauderhafte Entwickelung des blutigen Trauerſpiels übrig, denn was hatten ſie von einem Sieger wie D. Friedrich zu

erwarten, deſſen Rache ſie durch ihren langen Widerſtand auf das äußerſte gereizt hatten! An eine längere Vertheidigung war nicht zu denken, Hunger und Noth machten ſie gleich unnütz und unmöglich. In dieſer troſtloſen Lage thaten einige der Entſchloſſenſten den Vorſchlag: alles was männlich ſei ſollte die Stadt verlaſſen, und ſich mit den Waffen in der Hand einen Weg mitten durch das feindliche Lager bahnen; nur die Weiber und Kinder, welche bei der Uebergabe weniger zu fürchten hätten, ſollten zurückbleiben. Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, die nächſte Nacht ward zur Ausführung beſtimmt, und alle Anſtalten dazu wurden getroffen. Aber kaum erfuhren die Weiber etwas davon, ſo ſtrömten ſie Haufenweiſe in die Straßen, erfüllten die Luft mit Wehklagen und mit dem Geſchrei, daß man ſie den Grauſamkeiten und Mishandlungen eines ergrimmten und unmenſchlichen Feindes preis geben wolle! und verſperrten mit ihren ſchreienden Kindern die Thore, um den Männern den Auszug zu verwehren. Er unterblieb alſo für dieſe Nacht. Am folgenden Tage (10 Juli) aber ward auf's neue darüber berathſchlagt, und beſchloſſen: daß Frauen und Kindern, und überhaupt jedem ohne Unterſchied, der Auszug verſtattet werden ſolle. Zugleich ward folgende Ordnung für dieſe allgemeine Auswanderung feſtgeſezt. Den Vortrab ſollten 7 Fahnen Hakenſchützen bilden; auf dieſe die Mitglieder des Stadtraths mit ihren Frauen und Kindern folgen, dann die vornehmſten Bürger mit ihren Familien und endlich alle übri-

gen Einwohner welche mit ausziehen wollten; 9 Fähnen landsknechte, aus den abgehenden Wachen zusammengesezt, sollten den Nachzug machen. Schon war alles zur Ausführung dieses verzweifelten Vorhabens bereit, als ein Schreiben, von dem Grafen von Ebersteyn unterzeichnet, aus dem Lager in die Stadt gesandt ward, welches die Versicherung enthielt: daß noch Gnade für die Stadt zu hoffen sei, wenn sie sich ohne Verzug an die Spanier ergebe.

Der tröstliche Inhalt dieses Schreibens und die Anstalten zu einem allgemeinen Sturm, welche D. Friedrich, unterrichtet von dem Vorsaz der Belagerten, dessen Ausführung er zu hintertreiben wünschte, zu gleicher Zeit machen ließ, veranlaßten eine Theilung der Meinungen. Einige wollten bleiben; andere, vorzüglich die Wallonen, bestanden auf dem Auszug. Darüber entstanden Zwiespalt, Unruhen und tumultuarische Auftritte. Zahlreiche Haufen von Kriegsleuten, Bürgern und Weibern standen zur Auswanderung bereit und sagten einander mit Thränen und Wehklagen das lezte Lebewohl; die Wachen verließen ihre Posten, und die Stadt gerieth in Gefahr von dem Feinde überrascht zu werden. Endlich unterblieb der Auszug doch.

Während dieser Unruhen waren der Stadtrath und die Befehlshaber der Kriegsleute mit den Belagerern, wegen der Uebergabe der Stadt, in Unterhandlungen getreten, welche endlich am 12ten Vormittags um 9 Uhr, zwischen den beiderseitigen

Bevollmächtigten und mit Einwilligung der Bürger dahin abgeschlossen wurden: daß sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben, und die Plünderung mit 240000 Gulden abkaufen sollte. Den Schottischen, Wallonischen und Teutschen Kriegsleuten ward freigestellt: ob sie unbewafnet ausziehen, oder des Herzogs Gnade in der Stadt erwarten wollten. Sie wählten das lezterе und blieben. Ein Französischer Edelmann, Namens Bordet, der bei der Einnahme von Mons von den Spaniern gefangen und auf das Versprechen, dem Prinzen von Oranien nicht weiter zu dienen, wieder entlassen worden war, ließ sich auf die Nachricht von der Uebergabe der Stadt, durch seinen Bedienten erschießen, um nicht ein Opfer der Spanischen Rache zu werden.

Bürger und Kriegsleute mußten ihre Waffen auf dem Rathhause abliefern; darauf zogen die Spanier (13 Juli) in die Stadt. Bald nach ihrer Ankunft wurden die Hauptleute und Fähnrichs verhaftet, denn D. Friedrich war nicht gekommen Schonung zu üben, sondern seine Rache in dem Blute der Rebellen und Ketzer zu sättigen, die seiner Macht so lange und hartnäckig Troz geboten hatten. Schon am 15ten wurden auf dem Markte 300 Wallonische Kriegsleute gehenkt und enthauptet. Mehrere Tage dauerten die Hinrichtungen fort, und fünf Scharfrichter mit ihren Knechten waren täglich beschäftiget. Lanzelot Brederode, Venhuisen, zwei protestantische Prediger, und Duisenvoorde, Bürgeroberster, endeten mit 500 Bürgern

und Soldaten auf dem Blutgerüſte. Auch der wackere und entſchloſſene Ripperda theilte das Schickſal ſeiner unglücklichen Waffengefährten, und ſtarb als ein Märtirer der guten Sache, für die er ſo tapfer gefochten, und die ſeinem Muthe und ſeiner Standhaftigkeit ſo viel zu verdanken hatte. Dreihundert Soldaten wurden Paarweiſe, und Rücken an Rücken zuſammengebunden, in das Harlemmermeer geworfen. Die Beſatzung der Schanze am Vyk ließ man auf eine ſchändliche Art verhungern, obgleich bei der Uebergabe feſtgeſetzt war, daß ſie ſogleich mit Lebensmitteln verſehen werden ſollte. Unter den Hingerichteten befand ſich ein natürlicher Sohn des Kardinals Granvella, der lieber ſterben als ſeine wahre Abkunft entdecken wollte. Sechshundert gefangene Teutſche Landsknechte wurden unter Spaniſcher Bedeckung aus der Stadt gebracht, um auf die Galeeren geſchmiedet zu werden; aber bei Neukirchen wurden ſie durch die Enkhuizer und des Oberſten Sonoi Kriegsvolk befreit. Dem Schottiſchen Hauptmann Balfour ſchenkte D. Friedrich Freiheit und Leben, gegen das eidliche Verſprechen, den Prinzen von Oranien zu ermorden; ein Beweis, nach welchen verabſcheuungswürdigen Grundſätzen die Feinde dieſes Fürſten handelten. Der wackere Balfour, der ſich in der Folge dieſes Kriegs durch ſeine Tapferkeit auszeichnete, war jedoch der Niederträchtigkeit nicht fähig, zu der man ihn verpflichten wollte, und entdeckte ſie dem Prinzen ſelbſt.

Im Auguſt hielt D. Friedrich ſeinen feierlichen

Einzug in die Stadt, welche ſeine Grauſamkeit in ein großes Blutgerüſt verwandelt hatte. Gottfried von Mierlo, zweiter Biſchof von Harlem, weihete die Hauptkirche von neuem, und gleich darauf ward eine allgemeine Begnadigung angekündigt, die nur noch von geringem Werthe nach ſo viel verübten Gräueln war.

Ein ſo tragiſches Ende nahm die berühmte Belagerung Harlem's, nachdem ſie zwei Tage über ſieben Monat gedauert hatte. Es waren während derſelben 10360 Schüſſe auf die Stadt und ihre Werke gethan worden. Die Belagerer hatten dabei über 10000 Mann verloren, unter welchen ſich verſchiedene trefliche Officiers, unter andern der berühmte Kriegsbaumeiſter Bartholomäus Campi, befanden, die meiſten davon wurden ein Opfer der Kälte, und der ungeſunden Ausdünſtungen des feuchten moorigten Bodens. Der Verluſt der Belagerten war geringer. Die Stadt aber verſank in Armuth und empfand noch lange die Folgen dieſer unglücklichen Begebenheit. Der Schade, den ſie dadurch erlitten hatte, ward auf 1200000 Gulden berechnet, denn ſie mußte zur Strafe noch 3 bis 4000 Soldaten ſechs Wochen lang unterhalten.

Allgemein war die Freude der Spaniſchgeſinnten über die Eroberung einer ſo wichtigen Stadt. Im Taumel ihrer Wonne überließen ſie ſich den lächerlichſten Ausſchweifungen und Thorheiten. Zu Utrecht ward eine Strohpuppe, die den Prinzen von Oranien vorſtellen ſollte, unter großen Feierlichkeiten durch die Stadt geſchleppt, dann aufs Rad geleyt

und endlich verbrannt. Der Gegenpartei, wie ſchmerzlich auch der Verluſt und das traurige Schickſal Harlem's für ſie war, gewährte wenigſtens die lange Dauer der Belagerung bei der geringen Feſtigkeit des angegriffenen Ortes, den Troſt, daß es tapfern und entſchloſſenen Männern möglich ſei, den gefürchteten Spaniſchen Kriegsleuten zu widerſtehen.

Grotius rechnet es dem Herzog von Alba als einen großen Fehler an, daß er nicht gleich nach der Wiedereroberung von Mons in die Provinz Seeland eingedrungen ſei, wo die Revolution damals noch weniger Feſtigkeit gewonnen gehabt habe als in Holland; durch die Verſchwendung einer koſtbaren Zeit von ſieben Monat und mehrerer Tauſende ſeiner beſten Soldaten vor Harlem, hätte er der Oraniſchen Partei ſelbſt die Mittel dargeboten, die neue Verfaſſung in jener Provinz zu organiſiren und auf einen feſteren Fuß zu ſetzen. Aber der Herzog habe einen Seekrieg, worin er keine Erfahrung gehabt und den ein Unternehmen gegen Seeland nothwendig gemacht haben würde, zu vermeiden geſucht.

Wie richtig auch dieſe Bemerkung des berühmten Niederländers in gewiſſer Rückſicht ſein mag: ſo läßt ſich doch das Verfahren des Herzogs wo nicht ganz rechtfertigen, doch wenigſtens entſchuldigen. Bei der ſchnellen Unterwerfung aller übrigen abgefallenen Städte, vor denen ſein Heer erſchien, konnte er wohl nicht vermuthen, daß das wenig befeſtigte Harlem ſeinen ſiegreichen Waffen einen ſo

hartnäckigen Widerſtand entgegenbieten würde; und als die Belagerung einmal angefangen war, erlaubte es ſein Stolz nicht ſie wieder aufzuheben, auch würde er dadurch gewiß nichts gewonnen haben. Daß er übrigens den Landkrieg in Holland, welchen er glücklich führte, einem ungewiſſen Seekriege, worin ſeine Feinde ihm überlegen waren, vorzog, kann man ihm doch in der That nicht zum Vorwurf machen.

Wenig fehlte ſo wäre Harlem, deſſen Eroberung den Spaniern ſo viel Zeit und Blut gekoſtet hatte, den Siegern nach einem kurzen Beſitz wieder entriſſen worden. Bald nach der Einnahme der Stadt brach unter der Spaniſchen Beſatzung eine Meuterei aus. Zehn oder zwölf von den aufrühreriſchen Soldaten begaben ſich heimlich, als Kaufleute verkleidet, zu dem Prinzen von Oranien nach Leiden, und erboten ſich, ihm Harlem für 40000 Gulden wieder in die Hände zu liefern. Aber der Prinz war nicht im Stande die geforderte Summe herbei zu ſchaffen, und konnte deshalb keinen Gebrauch von dem Antrage machen.

6.

Die Meergeuſen in Seeland.

1573.

Ehe wir den Lauf der Begebenheiten in Holland verfolgen, iſt es nöthig einen Blick auf das nachbarliche Seeland zu werfen, um die Fortſchritte zu beobachten, welche die Revolution in dieſer Provinz während der Belagerung Harlem's machte.

Günſtiger als auf dem Lande, war dem Prinzen von Oranien und der Sache der Freiheit das Kriegsglück auf dem Elemente des Meers. Während dort ein Ort nach dem andern unter die Botmäßigkeit der Spanier zurückfiel, ſiegten die Flotten der Meergeuſen über die Unterdrücker ihres Vaterlandes; und eben die Macht, welche dem Deſpotismus die erſte empfindliche Wunde geſchlagen hatte, war es allein, die ihn jezt hinderte ſeine ehemalige Allgewalt wieder zu gewinnen. Seeland und die Gewäſſer des Nordmeers waren der Schauplaz, auf welchem dieſe kühnen und furchtbaren Seeleute, glühend für Freiheit und Ungebundenheit, und von dem wildeſten Haſſe gegen alles was Spaniſch hieß entbrannt, ihre Kräfte entwickelten und ihre Thätigkeit übten. Sie hatten die Stadt Vlieſſingen auf

der Insel Walcheren am Ausflusse der Schelde zu ihrem Hauptwaffenplaz gemacht, und der Hafen bei dieser Stadt war der Zufluchtsort ihrer Schiffe. Von hier aus durchstreiften sie die Meere, stellten überall dem Feinde nach, und versuchten Landungen auf den Flamändischen und anderen Küsten.

Nirgend war man vor ihrer Erscheinung sicher. Sie wagten sich bis vor die Thore von Gent, plünderten Städte und Dörfer und überfielen und eroberten einst, auf der Straße nach Antwerpen, einen Zug von drei und zwanzig neuen metallenen Kanonen, welche auf Befehl des Herzogs von Alba zu Mecheln gegossen worden waren. Oft kamen sie Antwerpen so nahe, daß sie die Ketten zersprengten, mit welchen die Schiffe an dem dortigen Damm befestiget waren; ja nicht selten schlichen sie sich sogar in die Stadt selbst, hoben Kinder und Erwachsene auf, schleppten sie als Gefangene auf ihren leichten Fahrzeugen hinweg, und ließen sie ihre Freiheit durch große Lösegelder bezahlen.

Aber nicht blos auf Streifzüge beschränkte sich die rastlose Thätigkeit jener unerschrockenen Seeleute, sie scheuten auch wichtige Unternehmungen nicht, welche einen wesentlichen Einfluß auf den Gang des Krieges hatten, und strengten vorzüglich in dem gegenwärtigen Zeitraum ihren Muth und alle ihre Kräfte an, um die Versuche der Spanischen Flotten, Middelburg mit Lebensmitteln zu versehen, zu vereiteln.

Middelburg, die Nachbarin Vliessingens, auf der Insel Walcheren, hielt noch immer die Spanische

Partei; auch war der Beſitz dieſer Stadt von der größten Wichtigkeit für die Spanier, denn ihr Verluſt hatte unfehlbar den von ganz Seeland zur Folge gehabt. Schon ſeit Aufhebung der Belagerung von Goes, hielten die Niederländer ſie zu Lande und zu Waſſer geſperrt, um ſie durch Entziehung aller Bedürfniſſe zur Uebergabe zu zwingen. Wollten daher die Spanier dieſen wichtigen Platz erhalten, ſo mußten ſie den Hunger von ihm zu entfernen ſuchen. Bei der Wachſamkeit der Meergeusen und ihrer Ueberlegenheit zur See, war dies keine leichte Aufgabe, indeß ſparte der Herzog von Alba weder Anſtrengung noch Koſten, die bedrängte Stadt von Zeit zu Zeit mit friſchen Vorräthen zu verſehen.

Schon im Hornung 1573 ward ein ſolcher Verſuch gemacht, und der Herzog, der alle damit verbundenen Schwierigkeiten kannte, übertrug die Ausführung des Unternehmens dem Befehlshaber von Antwerpen D. Sancho d'Avila, einem ſeiner beſten Feldherren. Eine große Anzahl von Kriegs- und Laſtſchiffen ward zu Antwerpen und Bergen op Zoom ausgerüſtet, und nachdem jene mit Mannſchaft und Geſchüz verſehen waren, und dieſe große Vorräthe von Mundbedürfniſſen aller Art eingenommen hatten, ging die Flotte, von d'Avila geführt, unter Segel, und ſchwamm die Schelde hinab. Die Meergeusen, von der Ausrüſtung und Beſtimmung derſelben unterrichtet, hatten bei Lillo und Ordam mehrere mit Schutt und Steinen beladene Fahrzeuge in dem Strome verſenkt. Ueber die dadurch ent-

ſtandene künſtliche Unticfe, konnten die groſſen Spaniſchen Schiffe nicht hinwegſegeln, und die kleinern wurden durch das Feuergewehr der Geuſen, welche mit ihren leichten Flyboten in der Nähe waren zurückgehalten. Nach einigen Tagen hatte der Strom die verſenkten Schiffe von ihrer Laſt befreyt und davon geführet, und jetzt konnte d'Avila ſeine Fahrt fortſetzen. Ohne Hinderniß erreichte er die Mündung der Weſterſchelde aber hier erwartete ihn die ganze Seeländiſche Flotte. Sie war zum Kampfe gerüſtet, und ſo bald beide feindliche Geſchwader einander nahe genug waren, entbrannte das Gefecht. Das Admiralſchif der Geuſen hieß der goldene Löwe; die Spaniſchen Schiffe waren alle mit dem rothen Burgundiſchen Kreuze bezeichnet. Jene, von wilder Schlachtgier glühend, thaten den Angrif. Die Hauptleute Boſhouwegen und Evertſz enterten das Spaniſche Schif der Elephant, und eroberten es mit dem Degen in der Fauſt nach ſchrecklichem Blutvergieſſen. Die ganze Spaniſche Beſatzung ohne Unterſchied ward niedergehauen, und die beiden Seeländiſchen Hauptleute ſelbſt verloren ihr Leben. Das eroberte Schif ſah einer Schlachtbank ähnlich, und man mußte die darauf umherliegenden Gedärme und Fleiſchmaſſen mit Körben aufſammeln und in das Meer werfen. Ein anderes Spaniſches Schif, das gelobte Land genannt, wollte ſich unter die Kanonen der Schanze von Walcheren retten, dennoch ward es ereilet und genommen. Gleichen Schickſal hatten vier Schiffe, welche auf einer Untiefe feſt hingen. Die Mann-

ſchaft derſelben ſuchte auf Booten zu entkommen, aber ſie wurden in den Grund geſegelt. Ein fünftes Schif, welches ebenfalls geſtrandet war, ward von den Spaniern ſelbſt verbrannt. Auf beiden Seiten ward mit der höchſten Erbitterung gekämpft, und an Schonung war nicht zu denken. Die Spanier erfüllten jedoch, trotz ihres großen Verluſts an Mannſchaft und Schiffen, wenigſtens zum Theil den Zweck ihrer Sendung; denn eine Abtheilung ihrer Flotte entkam nach Manneken, und verſah von dort aus Middelburg mit Lebensmitteln. Nach dieſem Geſchäft trat d'Avila, verſtärkt durch mehrere Schiffe, die er an ſich gezogen hatte, die Rückfahrt nach Antwerpen an. Die Seeländiſche Flotte griff ihn aufs neue an. Das Treffen dauerte einige Tage. Die Spanier verloren abermals mehrere Schiffe, und dem Seeländiſchen Admiral Johann de Moor nahm eine Kanonenkugel den Kopf hinweg. Endlich entkam der Reſt der Spaniſchen Flotte durch Hülfe eines günſtigen Weſtwindes, und lief (1573. Brachmonat) zu Antwerpen ein.

Bald nach dieſen Vorfällen thaten einige verbannte Edelleute aus Flandern den Geuſen den Vorſchlag, einen Angrif auf die Stadt Tholen zu verſuchen, welche auf einer Inſel am Ausfluſſe der Scheide liegt, und nur eine ſchwache Beſatzung hatte. Aber die Unternehmung mislang, denn der Spaniſche Oberſt Mondragone, der ſich damals zu Bergen op Zoom befand, eilte der Stadt zu Hülfe und ſchlug die Geuſen zurück. Viele der leztern

und unter diesen einige ihrer tapfersten Anführer blieben auf dem Platze. Der Hauptmann de Ryk fiel den Spaniern in die Hände, und war der erste Gefangene in Seeland, dem sie das Leben liessen.

Von glücklicherem Erfolge für die Oranische Partei, als die Unternehmung gegen Tholen, war eine andere wider die Stadt Rammekens auf der Insel Walcheren. Der neue Befehlhaber des Prinzen von Oranien in Seeland, Karl Boisot, ein Hugenottischer Edelmann, den einige mitleidige Mönche in der Pariser Mordnacht gerettet hatten, benuzte den Zeitpunkt, als der gröste Theil des Spanischen Kriegsvolks in Seeland nach Antwerpen gezogen war, wo eine neue Flotte zum Entsaz Middelburgs aufgerüstet ward, und erschien plözlich mit einem kleinen Geschwader vor Rammekens. Der Ort hatte nur eine schwache Besatzung, und als die Seeländer Anstalten zu einem Sturme machten, streckte sie die weisse Friedensfahne aus, und übergab die Stadt (1573. 5. August) dem Prinzen von Oranien. Der Besitz dieses Orts war von Wichtigkeit für die Spanier, denn er gewährte ihren Flotten einen sicheren Landungsplaz und gab einen Schlüssel zu Middelburg ab.

An eben dem Tage, da Rammekens an die Seeländer überging, erschien an der Mündung der Schelde die Spanische Flotte, welche aufs neue von Antwerpen ausgelaufen war, um Middelburg mit Bedürfnissen zu versehen. Sie ward geführt von Philip Beauvoir, welchem der Herzog von Alba die Leitung aller Kriegsgeschäfte in Seeland, gemeins

ſchaftlich mit dem Oberſten Mondragone, übertrugen hatte. Als Beauvoir erfuhr, daß Rammekens in den Händen der Seeländer ſei, ſteuerte er durch den Rompoort in das ſogenannte Hak, während die Meergeuſen mit dem größten Theil ihrer Flotte bei Vlieſſingen vor Anker lagen. Zwar folgten ſie den Spaniern bis vor Campveeren; aber die leztern ſchlugen das Seeländiſche Kriegsvolk auf den Dämmen bei dieſer Stadt, nach einem blutigen Gefechte in die Flucht, und ſchafften darauf einen großen Theil der mitgebrachten Vorräthe zu Lande nach Middelburg. Ein Anſchlag der Geuſen, die feindliche Flotte vor dem Hak durch Brander in Flammen zu ſezen, ward dem Spaniſchen Befehlshaber durch einen Bauer verrathen, worauf der lezere ſogleich die Anker lichtete. Die Seeländer ſezten ihm mit ihren leichten Fahrzeugen nach, und es entbrannte abermals (26. Auguſt) ein heftiges Gefecht, welches bis ſpät in die Nacht hin dauerte. Mit Verluſt von drei Schiffen entgingen endlich die Spanier ihren gefährlichen Feinden und kehrten nach Antwerpen zurück.

Noch verſchiedenemal wiederholten dieſe die Verſuche, Middelburg zu entſezen oder mit Lebensmitteln zu verſehen, bis endlich dieſe wichtige Stadt dennoch ihrem Schickſale unterlag. Aber ehe dies geſchah, ereigneten ſich noch einige merkwürdige Begebenheiten, welche angeführt zu werden verdienen.

7.

Belagerung Alkmar's.

1573.

Je mehr der Prinz von Oranien sich bemüht hatte Harlem zu retten, desto schmerzhafter war ihm der Verlust dieses Orts und das tragische Schicksal so viel treuer und tapferer Anhänger, welche dort den Märtyrertod für die Sache der Freiheit starben. Manche andere widrige Vorfälle, die seinem Ansehn bei der Nation, zu deren Befreier er sich aufgeworfen hatte, schaden mußten, vermehrten seinen Kummer. Seine Befehlshaber in Holland, der Graf von der Mark, Berthold Entes und der Oberst Sonoi, erregten durch ihre Strenge gegen die Einwohner und durch harte und grausame Behandlung der Katholischen Geistlichen, den Unwillen des Volks nicht nur wider sich selbst, sondern auch gegen den, dessen Untergebene sie waren. Der Graf ließ unter andern den Pater Cornelius de Buis, Vorsteher des Agathenklosters zu Deist, einen zwei und siebenzigjährigen Greis, auf die ungewisse Vermuthung, daß er zu den Feinden habe übergehen wollen, einziehen, foltern und wider den Willen des Prinzen zu Leiden aufhenken. Berthold

Entes machte sich nicht nur ähnlicher Gräuel schuldig, sondern verging sich so sehr, daß er selbst die Kriegsleute reizte, sich wegen nicht empfangenen Soldes zu empören. Das Volk und die Gerechtigkeit forderten Rache. Beide, der Graf und Entes, wurden verhaftet und ihrer Dienste entlassen. Jener begab sich darauf nach Lüttich, wo dieser Todfeind Spaniens drei Jahre nachher, entweder an empfangenem Gifte oder am Bisse eines tollen Hundes starb. Entes aber trat in der Folge wieder in den Dienst des Prinzen. Sonoi's Kriegsvolk erlaubte sich ebenfalls die größten Ausschweifungen und Bedrückungen der Einwohner, und der Befehlshaber sah ihnen nach. Nur einmal war er gezwungen, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen, einen seiner Hauptleute zum Tode zu verurtheilen, weil er in der Trunkenheit einem Priester Nase und Ohren abgeschnitten, ihn an den Schweif seines Pferdes gebunden und endlich erstochen hatte.

Züge dieser Art, so gering sie auch dem flüchtigen Beobachter scheinen mögen, sind doch nicht unwichtig, denn sie bilden die Karakteristik dieser Revolution, welche, so wie alle andere gewaltsame Revolutionen in der bürgerlichen Verfassung der Völker, von Unordnungen, Gesetzlosigkeiten und Ausschweifungen begleitet war. Der Prinz konnte selbst mit dem besten Willen diese Ausschweifungen nicht hindern, denn sein Ansehn war noch schwankend und unbestimmt, wie die ganze Lage der öffentlichen Angelegenheiten in den abgefallenen Provinzen. Nur nach und nach geschahen hier einzelne

Schritte zur Gründung einer neuen regelmäßigen Constitution. Einer der ersten davon war, daß die Nordholländischen Stände, auf den Rath des Prinzen, eine beständige Versammlung gewisser Bevollmächtigten der Städte zu Hoorne anordneten, welche in der Folge den Namen, Versammlung der abgeordneten Räthe von Holland und Westfriesland, erhielt.

Während man in Seeland um den Besitz von Middelburg kämpfte, rastete der Spanische Feldherr D. Friedrich nicht, seine siegreichen Unternehmungen in Holland fortzusetzen. So bald daher die Eroberung Harlems vollendet und seine Rache an den tapfern Vertheidigern dieser Stadt befriedigt war, sandte er 2500 Mann Fußvolks und 300 Reiter nach Alkmar, einem der bedeutendsten Plätze Nordhollands an der Westfriesischen Gränze, um sich entweder desselben durch den Eindruck des ersten Schreckens zu bemächtigen, oder ihn wenigstens so lange zu beobachten, bis er mit seinem ganzen Heere dahin folgen konnte. Alkmar war schlecht befestiget, und in keiner Rücksicht zu einer nachdrücklichen Vertheidigung geeignet, denn es hatte keine Besatzung und Kriegs- und Mundvorräthe fehlten auch. Oranien, der längst vorher gesehen hatte, daß nach dem Falle Harlem's, die Reihe angreifen zu werden an Alkmar kommen werde, sandte den Hauptmann Kabeljau mit 800 Kriegsleuten dahin ab, um die Stadt zu besetzen. Aber die Bürgerschaft weigerte sich ihn einzunehmen, und er mußte deshalb in der Nachbarschaft bei

Egmont und Heilos bleiben, bis man den Herantug des Spanischen Corps erfuhr. Jezt da die Gefahr näher rückte, ersuchten Kabeljau abermals vor den Thoren der Stadt, und verlangte eingelassen zu werden. Aber hier herrschten, wie gewöhnlich, Unentschlossenheit und Verschiedenheit der Meinungen. Mehrere Einwohner hatten sich bereits geflüchtet, und die Zurückgebliebenen schwankten in ihren Entschlüssen. Die Hauptleute Kabeljau und Ruikhaber wurden endlich auf das Rathhaus eingeladen, weil man mit ihnen unterhandeln wollte. Als aber auch jezt, da der Feind bereits vor den Thoren stürmte, der Rath noch Schwierigkeiten machte, und nicht wußte wozu er sich entschließen sollte, trat Ruikhaber zürnend vor die Schranken und rief: Es ist nicht mehr Zeit Euch lange zu bedenken. Darum gebt uns kurzen Bescheid, ob wir bleiben, oder abziehen und Euch Eurem Schicksal überlassen sollen? — Da erhob sich in der Versammlung der Bürgermeister Florentius von Teuingen, ein beherzter und eifriger Patriot, mit den Worten: Ich bin entschlossen mit Oranien und den Bürgern zu leben und zu sterben! Sogleich verläßt er das Rathhaus, und eilt, von einer Anzahl treuer Bürger begleitet, nach dem Friesischen Thore, befiehlt es einzuschlagen und läßt das Niederländische Kriegsvolk in die Stadt.

Diesem schnellen und entscheidenden Entschluß hatte Alkmar seine Rettung zu verdanken. Sayon war auf der andern Seite der Spanische Heerhaufe angelangt, und hatte sich der Vorstadt bemächtiget.

Ohne ſich aufzuhalten, rückten daher die Niederländer durch die Stadt zum Kemmenerthore wieder hinaus, griffen die Spanier an, ſchlugen ſie nach einem hartnäckigen Gefechte in die Flucht, und ſteckten die Vorſtadt in Brand. Der Feind entfernte ſich darauf, und legte auf ſeinem Rückzuge Egmont in Aſche.

Erſt jetzt ward man in Alkmar thätig, die Stadt zum Widerſtande geſchickt zu machen. Es wurden nicht nur Vorräthe von Pulver und Lebensmitteln herbeigeſchaft, ſondern auch vier neue Bollwerke angelegt, die alten ausgebeſſert, und eine große Schanze am Schiemerſee aufgeworfen. Ein unerwarteter Vorfall, welcher D. Friedrich hinderte, Harlem ſo früh als er beſchloſſen hatte zu verlaſſen, verſchafte den Alkmarern Zeit, ihre Vertheidigungsanſtalten zu vollenden.

Der Herzog von Alba, dem es bei allen Erpreſſungen durch Auflagen und Confiscationen, und troz der Summen, die er von Zeit zu Zeit aus Spanien erhielt, doch immer an Gelde fehlte, hatte ſeinen Kriegsleuten in längerer Zeit ihren Sold nicht bezahlt, und ſie dadurch zur höchſten Unzufriedenheit gereizt. Dieſe brach, wenige Tage nach der Eroberung Harlems, unter den dortigen Spaniſchen Truppen in einen Aufſtand aus. Sie forderten ihre Rückſtände und ein Geſchenk für die Eroberung der Stadt; 400 Mann ergriffen die Waffen und rückten vor die Stadt um das Geſchüz herein zu ziehen. D. Friedrich gab dem Regimente der Ligue Befehl, die Aufrührer anzugreifen; aber

es gehorchte nicht, kein Mann rührte ſich von der Stelle; und als darauf der nehmliche Befehl an das Wallonenregiment erging, ladeten die Kriegsleute ihre Musketen mit Sand und löſchten die Lunten aus. Dieſer Ungehorſam ſezte den Oberbefehlshaber außer Stand, die Empörer zu entwaffnen, und man zitterte für das Schickſal der Stadt. Endlich gelang es dem Florentiner Chiappi Vitelli, die Rebellen durch das Verſprechen, daß ſie einen Theil ihres rückſtändigen Soldes nebſt einem Geſchenke erhalten ſollten, zu beruhigen und zu ihrer Pflicht zurück zu bringen.

So bald dieſes Geſchäft abgethan war, brach D. Friedrich mit 120 Fahnen Spanier, Italiener, Teutſche und Wallonen, zuſammen 16000 Mann, unter Velasco, Bracamonte, Romero, Noircarmes, Capres, Oberſtein, Georg Frondeberg und La Motte, Meiſter des Geſchüzes, von Harlem auf, und erſchien am 21ſten Auguſt im Angeſichte von Alkmar, welches ſo gleich zur Uebergabe aufgefordert, und nach ertheilter abſchläziger Antwort von allen Seiten eingeſchloſſen ward. Vor dem Eingange des Hafens ward ein Fahrzeug verſenkt um ihn zu ſperren, und der Poſten von Beverwik, woher die Belagerer ihre Zufuhr zu Waſſer, von Amſterdam herauf, erhielten, mit einem Reiterhaufen beſezt.

Die Vertheidiger Alkmar's beſtanden aus 800 Kriegsleuten, 1300 wehrhaften Bürgern, und einer Anzahl geflüchteter Landleute. Johann Kabeljau war Befehlshaber in der Stadt. Die Bela-

gerten wandten ſich an den Oberſten Sonoi, Statthalter des Prinzen in Nordholland, und baten ihn um Entſaz und Durchſtechung der Dämme. Sonoi ließ auch ſogleich die Schleuſen öffnen und bei Ruſtenburg vier Schanzen anlegen, zum großen Nachtheil der Belagerer; aber die Durchgrabung der Dämme fand bei den übrigen Städten Nordhollands große Schwierigkeiten. Sie hätten dadurch einen bedeutenden Verluſt an Heu und Winterfutter gelitten, und die Ueberſchwemmung unterblieb, denn der Eigennuz ſiegte über den Patriotismus.

Die Belagerer fingen ihre Arbeiten, nach Befeſtigung des Lagers, wie gewöhnlich mit Eröffnung der Laufgraben an, wozu auch 300 Einwohner von Harlem aufgeboten waren. Die Belagerten dagegen ließen es nicht an häufigen Ausfällen fehlen, um die feindlichen Anlagen zu zerſtören; aber bald ſtanden zwei Batterien fertig da, beſezt mit 20 Karthaunen, von denen jede vierzig Pfund Eiſen ſchoß.

Am 18ten des Herbſtmonats donnerten die Batterien zum erſtenmal gegen die Stadt. Mehr als zweitauſend Schüſſe wurden gethan, und weil die geſchleuderten Kugeln verſchiedene Breſchen in den Hauptwall wühlten, ſo ließ der Spaniſche Feldherr noch an dem nehmlichen Tage einen Sturm beſehlen. Es wurden zwei Angriffe gebildet, von denen der eine gegen das Frieſiſche Thor, der andere gegen den Poſten am ſogenannten rothen Thurm gerichtet war. Mit ihrer gewohnten Tapferkeit drangen die Spanier, unter einem entſezlichen Geſchrei auf

beiden Punkten vor, und nach wiederhohlten Angriffen gelang es drei Fahnen, das Bollwerk am Friesischen Thore zu ersteigen. Aber der außerordentliche Muth dieser Tapfern diente zu nichts als zu ihrem eigenen Verderben, denn fast alle wurden niedergehauen, und ihre Waffenbrüder mußten weichen. Keinen besseren Erfolg hatte der Angriff gegen den rothen Thurm. Auf Sturmbrücken, die auf leeren Weinfassern ruheten, stiegen die Stürmenden unter dem Schutze ihres Geschützes den Wallbruch hinan, aber alle ihre Anstrengungen festen Fuß zu fassen waren umsonst. Nach mehreren Angriffen müssen sie auch hier zurückweichen, und ihre Sturmbrücken werden eine Beute der Belagerten. Die lezteren bewiesen während des ganzen Gefechts die größte Unerschrockenheit und Standhaftigkeit. Vier Stunden dauert der Kampf, und nicht einer weicht von seinem Posten, wenn er nicht schwer verwundet ist, das weibliche Geschlecht sogar nimmt auch, wie zu Harlem, an der Vertheidigung Theil. Frauen und Mädchen sieht man mit Gefäßen voll ungelöschten Kalchs, brennenden Pechs, geschmolzenen Bleies und siedenden Wassers auf die Wälle eilen, und diese verderblichen Massen werden, nebst Steinen und glühenden Reifen, auf die Häupter der Stürmenden herabgeschleudert. Die Spanier verloren 500 Todte und 300 Verwundete; der Verlust der Belagerten betrug nicht über 50 Mann.

Nach einigen Tagen ward die Stadt abermals heftig beschossen, und es wurden Anstalten zu einem

zweiten Sturme gemacht. Schon ſtanden die Kriegsleute zum Angrif bereit, da zerſchmetterte das Geſchüz von den Wällen die ſchon aufgerichteten Sturmbrücken, und kein Befehl, keine Vorſtellungen und Drohungen der Anführer konnten jezt die Spanier zum Vorrücken bewegen, ob ſie gleich von den Belagerten mit trozigen Worten zum Kampfe herausgefordert wurden.

Bei allen dieſen widrigen Umſtänden ſezte dennoch der Spaniſche Feldherr die Belagerung fort. Aber der Prinz von Oranien hatte es endlich durch ſeine dringenden Vorſtellungen dahin gebracht, daß der ſogenannte Oſterdik durchſtochen ward, und da ein friſcher Nordwind die Fluth durch die gemachte Oeffnung über das Land trieb, ſo ward ein Theil der umliegenden Gegend ſo ſtark überſchwemmt, daß man mit Kähnen darauf ſchiffen konnte. Zugleich meldete der Prinz den Belagerten, um ihren Muth zu erhöhen, daß auch die übrigen Dämme durchſtochen werden ſollten, wenn ihre Lage gefährlicher würde. Dieſes Schreiben fiel in D. Friedrichs Hände, und die Beſorgniß ſein Heer den Gefahren der gedroheten Ueberſchwemmung auszuſezen, die Herannäherung des Winters und des Herzogs von Alba fortdaurender Geldmangel beſtimmten ihn die Belagerung aufzuheben. Er ließ das Geſchüz von den Batterien abführen, und am 8ten des Weinmonats ward der Rükzug angetreten. Die Belagerten ſezten den Spaniern nach, und mans

cher von dieſen ward noch ein Opfer ihrer Rache. Durch ein feierliches Dankfeſt äußerten ſie ihre Freude über die Befreiung der Stadt, welche keine mildere Behandlung zu erwarten gehabt hätte als Harlem, wäre es den Spaniern gelungen ſich ihrer gleich jener zu bemächtigen.

8.

Treffen auf der Süderſee.

1573.

Noch nie befanden ſich die Angelegenheiten des Prinzen von Oranien in den Niederlanden in einer ſo gefährlichen Kriſis, als vor und während der Belagerung Alkmars, und es bedurfte in der That eines ſolchen Grades von Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit, als dieſer außerordentliche Mann beſaß, um nicht Muth und Hofnung zugleich zu verlieren. Viele der reichſten Einwohner Hollands waren mit ihrem Vermögen geflüchtet; es fehlte an Gelde die Soldaten zu bezahlen, welche deshalb täglich mit einem Aufſtande droheten; die Befehlshaber ergoſſen ſich in Klagen über die Noth und den traurigen Zuſtand der ihnen untergebenen Diſtrikte, in Klagen, denen der Prinz nicht abhelfen und die er nur durch Troſtgründe aus der Religion und durch Hinweiſung auf den Beiſtand eines höheren Weſens beantworten konnte. Doch eben dieſe Troſtgründe waren dem Geiſte eines Zeitalters angemeſſen, zu deſſen Karakterzügen Religioſität, oder vielmehr eine düſtere myſtiſche Bigotterie gehörte. Sie machten den ſtärkſten Eindruck auf die Gemüther, und gaben ihnen Kraft zur Ertragung neuer Leiden,

durch deren Duldung ſie der Gottheit ein wohlgefälliges Opfer zu bringen glaubten; beſonders da in die politiſchen Revolutionen jener Zeit die Sache der Religion ſo genau verwickelt war, daß die Völker, indem ſie unter den Stürmen der erſteren erlagen, nur allein für die letztern zu leiden wähnten.

Der Herzog von Alba, bekannt mit der Verlegenheit des Prinzen und mit der Noth und Unzufriedenheit, welche in den abgefallenen Provinzen herrſchten, ſparte weder Drohungen noch Verſprechungen bei den Holländiſchen Städten, ſie unter die Spaniſche Herrſchaft zurück zu bringen. Vielleicht wäre es ihm auch damit gelungen, hätte nicht der tiefgewurzelte Haß gegen die Spaniſche Tirannei die Ohren der Niederländer ſeinen Vorſtellungen verſchloſſen. Eben ſo fruchtlos war die von ihm verſuchte Beſtechung verſchiedener Befehlshaber des Prinzen, und die heimlichen Aufforderungen an die Bürger von Delft, dieſen Fürſten aufzuheben und dem Herzoge auszuliefern. Was auch über ſie ergehen mochte, die Nation wollte lieber jedes Ungemach ertragen, als unter das Joch einer Regierung zurückkehren, die der Gegenſtand ihres unverſöhnlichen Haſſes geworden war. Ein paar glückliche Begebenheiten, die ſich kurz aufeinander ereigneten, belebten die halberloſchene Hofnung von neuem, und richteten den geſunkenen Muth der Anhänger Oraniens und der Freiheit wieder auf.

Die Belagerung Alkmar's dauerte noch fort, als zu Amſterdam an der Ausrüſtung einer Flotte

gearbeitet ward, deren große Beſtimmung war, Nordholland zum Gehorſam zurück zu bringen. Der Graf von Boſſü hatte dieſe Unternehmung angegeben und den Plan dazu entworfen, um als ein geborner Niederländer ſeinen Eifer für den Dienſt des Königs auf eine ausgezeichnete Art zu beweiſen. Man rechnete dabei vorzüglich auf die thätige Mitwirkung der Amſterdammer, welche dem Herzog ſehr ergeben und gegen die übrigen Holländiſchen Städte, beſonders wider Enkhuizen aufgebracht waren, weil ſie ihren Handel ſtörten und einſchränkten. Bald lag bei Amſterdam eine Flotte von 18 großen und kleinen Schiffen vor Anker, zum Auslaufen bereit und mit 1300 Spaniſchen und Wallonischen Kriegsleuten, unter Verdugo's Anführung, beſetzt. Graf Boſſü hatte als Admiral den Oberbefehl über die ganze Armada, und Bosruſſen, ebenfalls ein Niederländer, war Unteradmiral. Das größte Schif, die Inquiſition genannt, eine Gallion, führte 32 metallene Kanonen und eine Beſatzung von 200 Spaniſchen Kriegsleuten ohne die Bootsmannſchaft, und ward von dem Hauptmann Corquera befehligt. Dieſes ſchöne und mächtige Fahrzeug mit ſeinem hohen Borde und noch höheren Vor- und Hinter-Kaſteelen, glich einem ſchwimmenden Schloſſe. Es hatte eine vier bis fünf Fuß hohe Bepflattung, und ſelbſt ſeine eiſernen Bruſtwehren waren Flintenſchußfrei. Der Oberſt Billi war angewieſen die Flotte mit einigen in Groningen und Friesland aufgerüſteten Schiffen zu verſtarken, aber ein heftiger Sturm (1573

20. Auguſt) beſchädigte ſeine Fahrzeuge ſo ſehr, daß ſie zurückbleiben mußten.

Den 12ten des Herbſtmonats ging Boſſú, begleitet von ſeiner Dienerſchaft und einem zahlreichen Gefolge junger Edelleute, unter großen Feierlichkeiten am Bord der Inquiſition, und an dem nehmlichen Tage wurden die Anker gelichtet und die Flotte ſtach in See. Sie ſchwamm glücklich über die zertrümmerten Schiffe, welche Sonoi am Eingange des Y hatte verſenken laſſen. Ganz Nordholland gerieth in Beſtürzung. Die Weſtfrieſiſchen Schiffe wichen bis über den Kanal des Pampus zurück, und vereinigten ſich mit einigen in Enkhuizen und Hoorne ausgerüſteten Fahrzeugen.

Boſſú verſtärkte ſich nach und nach bis auf 30 Segel, und kam glücklich (5. Oktober) über den Pampus in die Süderſee. Hier ſtieß er auf die Niederländiſche Flotte unter dem Admiral Cornelius Diedrichſon, der zugleich das Zeichen zum Angrif und zum Entern gab. Noch lag die Seetaktik in jenem Zeitalter in der Kindheit, alle Bewegungen der Schiffe ſo wie die Signale, welche durch ausgeſteckte Flaggen und Kanonenſchüſſe gegeben wurden, waren höchſt einfach, von den künſtlichen Manoeuvres der neueren Zeit wußte man wenig, und das Drama einer Seeſchlacht entwickelte ſich gewöhnlich durch ein Handgemenge der einzelnen Schiffe. Der Spaniſche Admiral ſuchte jedoch das Entern zu vermeiden, weil er von ſeinem Geſchüz, welches dem feindlichen an Menge und Güte überlegen war, einen großen Erfolg erwartete.

Es hatte sich sogar das lächerliche Gerücht unter den Amsterdammer Seeleuten verbreitet, daß die Enkhuizer Schiffe größtentheils nur hölzerne oder gemahlte Kanonen hätten.

Mehrere Tage hindurch lavirten beide Flotten gegen einander, endlich am 11ten Oktober entbrannte die Schlacht. Nach einem heftigen Kanonenfeuer hing sich der Niederländische Admiral an die Inquisition. Drei andere Schiffe kamen ihm zur Hülfe, klammerten sich ebenfalls an die Spanische Hauptgallion, und ein wüthendes Gefecht begann. Schon der verhaßte Name des feindlichen Schiffes reizte den Grimm der Niederländer. Von den Rahen herab warfen sie große Töpfe mit Kalk unter die Feinde, um ihnen den Gebrauch des Gesichts zu rauben, und trieben unter einem immerwährenden heftigen Kampf das kolossale Schif auf den Sand.

Indeß war das Treffen allgemein geworden. Der Hauptmann Sigismund Roü mit seinem Geschwader fiel mit wildem Ungestüm auf die Amsterdammer, welche nach einem kurzen Widerstande die Flucht ergriffen. Eins ihrer größten Fahrzeuge ward in den Grund geschossen, vier andere wurden genommen, die übrigen eilten mit vollen Segeln nach dem Pampus zurück, ohne sich weiter um das Schicksal der Inquisition zu bekümmern. Der feindliche Verlust würde noch beträchtlicher gewesen sein, hätten nicht die Sieger zu lange bei der Plünderung der eroberten Schiffe verweilt, und die Fliehenden nachdrücklicher verfolgt; so retteten sich

dieſe glücklich über die Untiefen des Pamput, lindem ſie das Geſchüz auf leichte Fahrzeuge brachten, und den Ballaſt ins Meer warfen.

Die Inquiſition unterhielt den Kampf den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht. In der Dämmerung des folgenden Morgens erwarb ſich Johann Haring, ein Niederländiſcher Matroſe, durch eine kühne That einen unſterblichen Namen. Er ſpringt auf das feindliche Schif herüber, klettert ſchnell am Tau des Hauptmaſts empor, und reißt die Flagge von der Stange. Aber beim Herunterſteigen trift eine Musketenkugel ſeine Bruſt, und er ſtürzt entſeelt auf das Verdeck herab. Endlich gegen Mittag, da ſich Graf Boſſü von allen übrigen Schiffen verlaſſen ſah und über die Hälfte ſeiner Mannſchaft am Bord verloren hatte, übergab er die Inquiſition und ſich ſelbſt durch eine Kapitulation, worin ihm auf ſein Verlangen ein gräfliches Gefängniß und der Beſatzung das Leben zugeſtanden ward. Dem Grafen ward das Waiſenhaus zu Hoorne zum Aufenthalt angewieſen, und ſeine Mitgefangenen, unter denen ſich manche bekannte Teutſche Namen, ein Schulenburg, Blumenthal und andere finden, wurden zum Theil gegen früher gefangene Niederländer ausgewechſelt.

Der für die lezteren ſo glückliche Erfolg des Treffens auf der Süderſee befreite Nordholland von einer großen Gefahr, und gab der Sache des Prinzen wieder ein günſtigeres Anſehn. Das Element, welches in der Folge der Freiheit der nördlichen Provinzen Stärke und Dauer und der Republik

ihren Glanz verlieh, erzog und erhielt ſie auch in ihrer zarten Kindheit. Faſt immer unglücklich auf dem feſten Lande gegen die tapfern Spaniſchen Veteranen und ihre kriegserfahrnen Feldherren, behaupteten dagegen die Niederländer, vom Anfange des Kriegs an, faſt ununterbrochen zur See ein entſchiedenes Uebergewicht über ihre Feinde.

Wenige Tage vor jenem Treffen war die Aufhebung der Belagerung Alkmar's erfolgt. Beide Begebenheiten verbreiteten allgemeine Freude bei den Anhängern Oraniens. Auch Gertruidenburg war kurz zuvor (1573. 28. Auguſt) durch einen Ueberfall den Spaniern entriſſen worden. Dagegen eroberte das Spaniſche Heer auf dem Rückzuge von Alkmar den Haag und die Schanze von Maaslandſluis, ein Unfall, welcher für den Prinzen von Oranien um ſo ſchmerzhafter war, weil St. Aldegonde, Befehlshaber zu Delft, Rotterdam und Schiedam, bei Gelegenheit deſſelben gefangen ward. Aldegonde war ein Freund des Prinzen, der die Talente und Kenntniſſe dieſes Mannes ſchätzte und oft in verwickelten Fällen durch guten Rath von ihm unterſtützt ward. Beſorgt über das Schickſal des theuern Gefangenen, ließ er dem Herzoge von Alba erklären: er werde alles was St. Aldegonde wiederfahre, nach dem ſtrengſten Wiedervergeltungsrechte an dem Grafen von Boſſü ahnden.

Die Eroberung von Maaslandſluis war die lezte Waffenthat D. Friedrichs in den Niederlanden. Das Spaniſche Heer, geführt von Francisco de Valdes, wandte ſich von dort gegen Leiden.

9.

Alba und Requesens.

1573.

Der Herzog von Alba hatte schon früher einmal, vielleicht in einem Anfall übler Laune, den König um seine Entlassung von der Oberstatthalterschaft der Niederlande gebeten. Aber als der ihm zum Nachfolger bestimmte Herzog von Medina-Celi zu Brüssel erschien, renete ihn entweder der gethane Schritt oder es war ihm nie ein Ernst damit gewesen; er blieb, und jener kehrte nach Spanien zurück. Mancherlei Unfälle und widrige Ereignisse, die ihn seitdem getroffen hatten, bewogen ihn jezt, zwei Jahre später, sein Entlassungsgesuch zu erneuern.

Schon im Herbstmonat (1573) berief er die Niederländischen Stände nach Brüssel, und forderte von ihnen die Bewilligung einer jährlichen Steuer. Aber sie weigerten sich sein Verlangen zu erfüllen, und die Staaten von Holland und Seeland ließen einen öffentlichen Aufruf an sie ergehen, dem Tirannen keine Hülfsmittel zum Verderben des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu bewilligen. Zu gleicher Zeit las man eine Vorstellung des Prinzen von

Oranien und der Staaten von Holland und Seeland an den König, worin die Gewaltthätigkeiten des Herzogs mit den schwärzesten Farben geschildert wurden und der Monarch gebeten ward, seiner Tirannei Schranken zu setzen und das fremde Kriegsvolk aus dem Lande zu entfernen. Machte auch diese Schrift keinen Eindruck auf den Spanischen Hof, so trug sie doch dazu bei, die Gemüther immer mehr wider den Herzog zu erbittern. Eine unangenehme Nachricht aus Teutschland vermehrte den Unmuth des lezteren über die Widersezlichkeit der Ständeversammlung zu Brüssel. Er erwartete aus Teutschland eine Lieferung von 50000 Pfund Schießpulver; aber anstatt diese ankommen zu sehen, meldete man ihm: die Herzoge Kasimir und Christoph, Söhne des Pfalzgrafen Friedrich des III. eines Verwandten des Prinzen von Oranien, und eifrigen Bekenners der Reformation, hätten den Transport auf einer Haide anhalten und das Pulver in die Luft sprengen lassen. Herzog Kasimir rechtfertigte sich durch eine Denkschrift (Heidelberg 1573. 12. October) an den Kaiser in männlicher Sprache über diese That, zu der er sich öffentlich bekannte. Der Herzog von Alba, fügte er darin, sei der alte Feind Teutschlands und der Protestanten, welcher durch sein tirannisches Verfahren in den Niederlanden auch dem Teutschen Handel großen Nachtheil verursacht habe.

Diese und mehrere andere nicht minder unangenehme Vorfälle; die allgemeine Verachtung und der Abscheu der Niederländer, wovon er täglich die

auffallendsten Beweise erhielt; der Geist des Aufruhrs unter den Truppen, die er durch seinen unerträglichen Stolz und die Zurückhaltung ihres Soldes wider sich aufgebracht hatte; und endlich die niederschlagende Ueberzeugung, daß es ihm nicht gelingen werde, die empörten nördlichen Provinzen, deren Abfall er verschuldete, wieder zum Gehorsam zurück zu bringen, alle diese Umstände zusammengenommen bestimmten wahrscheinlich den Herzog, das Gesuch um seine Abberufung, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, bei dem Könige zu wiederhohlen. Vielleicht, daß er auch selbst von Madrid aus, durch geheime Winke, dazu aufgefordert ward.

Die ungünstigen Nachrichten von der übeln Verfassung und Stimmung der Armee, und von dem Abfall Hollands und Seelands, siegten über Philips gewöhnliche Unentschlossenheit. Er willigte in das Ansuchen des Herzogs, und ernannte D. Ludwig de Zuniga y Requesens, Großcomthur des Malteserordens und damals Spanischer Statthalter des Herzogthums Mailand, zum Oberstatthalter der Niederlande, mit dem Befehl, sich sogleich dahin zu begeben, um den Herzog abzulösen. Sobald der leztere von dieser Verfügung Nachricht bekam, verließ er Amsterdam, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hatte, heimlich und ohne seine dort gemachten Schulden zu bezahlen, und eilte mit seinem Sohne D. Friedrich über Utrecht nach Brüssel, wo einige Tage (1573. 17. November) nach ihm auch der neue Oberstatthalter eintraf.

Alba empfing ſeinen Nachfolger mit ſo viel Herablaſſung und einer ſo zuvorkommenden Höflichkeit, wie man ſie ſonſt an dieſem ſtolzen Manne nicht kannte. Er ſchilderte dem Comthur die Lage des Landes, deſſen Verwaltung ihm jezt anvertraut war, und unterließ nicht die Nation ſelbſt, und beſonders die Großen, als die einzigen Urheber der darin herrſchenden Verwirrung anzuklagen. Welch ein ſchauderhaftes Bild der Verwüſtung und des Elendes ſtellten jezt die einſt ſo blühenden Niederländiſchen Provinzen dar! Verheerte Felder mit dem Blute und den Leichnamen der Erſchlagenen gedüngt, brennende Dörfer, Ruinen von Schlöſſern, Kirchen und Klöſtern, zerſtörte und verarmte Städte, — das waren die traurigen Gegenſtände, die man hier ſtatt der ehemaligen Herrlichkeiten wiederfand. Der Handel war vernichtet, Manufakturen und Fabriken lagen darnieder, alle Thätigkeit friedlicher Geſchäfte war gelähmt und ganze Scharen unglücklicher Einwohner, die einſt in höhem Wohlſtande geſicht hatten, zogen jezt als Bettler unter den Ruinen ihres Vaterlandes umher, und ſchmachteten mit Weib und Kindern dem Hungertode entgegen. Und dieſe ſchreckliche Verwandlung war einzig Alba's Werk, das Werk des Defpotismus und der Unduldſamkeit. Aber es lag in dem Plane der ewigen Nothwendigkeit, deren geheimnißvolle Geſetze den Sterblichen ein undurchdringliches Dunkel verbiegt, daß ein blutdürſtiger herzloſer Unmenſch das ganze bürgerliche Glück eines freien, thätigen und gutmüthigen Volks, ſammt

allen ſchönen Blüthen und Früchten deſſelben zerſtören ſollte.

Am 28ſten des Novembers trat Alba die Statthalterſchaft, bei vollſtändiger Verſammlung des Staatsraths, feierlich ab, und ſein Nachfolger leiſtete der Nation den Eid ſeiner Pflichten. Sechs Jahre hatte jener die Regierung der Niederlande verwaltet. Während dieſer Zeit wurden 52 Millionen aufgebracht, welche größtentheils von dieſen Provinzen aufgebracht werden mußten, und 18000 Menſchen, wie der Herzog ſelbſt ſich gerühmt haben ſoll, ſtarben auf dem Blutgerüſte. Endlich am 18ten des Wintermonats reiſete der Tirann von Brüſſel ab, und verließ, beladen mit den Schätzen und Flüchen der gemißhandelten Nation, die Niederländiſchen Provinzen, aber das Schandmal, welches er ſich durch ſeine Thaten in dieſem Lande errichtete, hat ihn überlebt, und ſteht jetzt nach Jahrhunderten noch unzerſtörbar da. Sein Sohn D. Friedrich. Juan de Vargas und mehrere andere Trabanten ſeiner Grauſamkeit folgten ihm. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien, kehrte er nach Spanien zurück, und ward von dem Könige auf das gnädigſte empfangen, ein ſicherer Beweis, daß Philip das tiranniſche Verfahren ſeines Dieners in den Niederlanden nicht mißbilligte. Zwar ward dieſer nach einiger Zeit vom Hofe verwieſen, aber im Jahre 1580 rief ihn der König aus ſeiner Verbannung zurück, und ſtellte ihn an die Spitze des Heers, welches beſtimmt war Portugal zu erobern. Mit der Beſitznahme dieſes Königreichs beſchloß er

ſeine Thaten, und dieſer Barbar, der Millionen Thränen ausgepreßt, die zärtlichſten Verbindungen zerriſſen und Tauſende in der vollen Kraft des Lebens eines unzeitigen und gewaltſamen Todes hatte ſterben laſſen, entſchlief *) zu Liſſabon ruhig auf ſeinem Lager, nachdem er die äuſſerſte Stufe des menſchlichen Alters erreicht hatte. Aber es iſt eine Erſcheinung, welche den Geſchichtsforſcher nicht ſelten überraſcht, daß den ärgſten Geiſſeln des Menſchengeſchlechts, welche ihren wilden Leidenſchaften ganze Völker und zahlreiche Generationen aufopferten, und die Welt mit Leichnamen und Ruinen bedeckten, ein ſpätes und feierliches Grab zu Theil ward.

Der neue Statthalter der Niederlande galt allgemein für einen einſichtsvollen, menſchenfreundlichen und gerechten Mann. Der Hof erwartete viel von ſeiner Leutſeligkeit und Popularität, und es fehlte ihm auch wahrſcheinlich nicht an gutem Willen, den Zuſtand des unglücklichen Landes, welches ſeiner Verwaltung anvertraut war, zu verbeſſern. Aber was für ein ſchöpferiſches Genie gehörte dazu, in dieſes Chaos Licht und Ordnung zu rufen! Die öffentlichen Geſchäfte befanden ſich in der äuſſerſten Verwirrung, die Truppen waren unbezahlt und der Kern der Soldaten lag vor Bergen und Harlem eingeſcharrt; die Einwohner waren aufgeplündert, die Kaſſen ohne Geld, und Holland und Seeland faſt ganz verloren. Ueberdem fehlte

*) 1582, im 72ſten Jahre.

es der Nation an Zutrauen zu einer Regierung, welche die Quelle so überschwenglichen Unglücks für sie geworden war; die heftigste Erbitterung empörte die Gemüther, der neue Statthalter hatte keine Vollmacht von den strengen Maßregeln seines Vorgängers abzugehen, und unglücklicherweise beherrschte ihn selbst, bei seinen sonst lobenswürdigen Eigenschaften, ein heftiger Ketzerhaß, der ihm alle Niederländer als verworfene und gefährliche Menschen erscheinen ließ. Diese feindseligen Umstände und Verhältnisse vereitelten die Bemühungen der Regierung, die Herzen des Volks wieder zu gewinnen. Ward gleich die ärgerliche Bildsäule des Herzogs von Alba zu Antwerpen niedergerissen, die verhaßte Abgabe des zehnten und zwanzigsten Pfennigs durch einen förmlichen Widerruf abgeschafft, und selbst der Rath der Unruhen aufgehoben: so dauerte dagegen die Verfolgung der Nichtkatholiken fort, die Waffen wurden nicht aus der Hand gelegt, und die fremden Truppen blieben im Lande. Die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Nation wurden dadurch genährt, und die Oranische Partei bot heimlich alles auf, diese Stimmung zu unterhalten. Die Folgen derselben zeigten sich bald. Denn als der Comthur im folgenden Jahre (1574. Juli) ein weitumfassendes königliches Gnadenpatent bekannt machte, wodurch alles, was vom Jahre 1566 an in den Niederlanden wider Gott, seine Kirche und den König verbrochen worden sei, verziehen ward, unter der einzigen Bedingung, daß die Abirrungen wieder in den Schoß der wahren Kirche zurückkehren sollten:

ſo machte dieſe Amneſtie nicht nur keinen Eindruck auf die Holländiſchen und Seeländiſchen Städte, weil ſie den Spaniſchen Verſprechungen nicht trauten, ſondern ſie konnte auch nicht einmal die Niederländiſchen Stände bewegen, dem neuen Statthalter die verlangte jährliche Abgabe von zwei Millionen zu bewilligen. Keinen beſſern Erfolg hatte ein Vorſchlag des Comthurs an die zu Rotterdam verſammelten Stände von Holland und Seeland, zu einer Friedensunterhandlung. Die Stände übergaben dem Bevollmächtigten des Statthalters anſtatt der Antwort, eine Denkſchrift, welche die Bitte enthielt: Der König möchte das fremde Kriegsvolk aus dem Lande entfernen, und die Niederlande mit Zuziehung ihrer Stände regieren. Dieſe Denkſchrift ward zurückgeſandt, und der Faden der Unterhandlungen zerriß. Verſchwunden waren jezt alle Hofnungen, alle Ausſichten auf eine friedlichere Zeit, erzeugt durch Alba's Entfernung, die Zwietracht nahm ihre verheerende Fackel von neuem auf, und der Bürgerkrieg wüthete fort.

10.

Uebergabe Middelburg's an den Prinzen von Oranien.

1574.

Middelburg auf der Inſel Walcheren, die Hauptſtadt Seelands, ward gleich nach der Einnahme Briels von den Geuſen berennt, und als die Macht der leztern in jener Provinz immer bedeutender ward, zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen. Die dem Prinzen von Oranien ſehr ergebenen Seeländer, beſonders die Bewohner Vliſſingens, der Nachbarin Middelburgs, zeigten den größten Eifer bei dieſer Unternehmung, und ſchonten keinen Aufwand an Blut, Geld und Kräften, die eingeſchloſſene Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Alles vereinigte ſich zur Bewirkung dieſes gemeinſchaftlichen großen Zweckes. Oft zwar fehlte es an Gelde die Bootsleute zu bezahlen, welche den Ort auf der Seeſeite geſperrt hielten, oder der Mangel an Lebensmitteln erregte die Beſorgniß, die Einſchließung aufheben zu müſſen; aber dann zeigte ſich den Belagerern gewöhnlich irgend eine unerwartete Hülfe, die ſie aus der Verlegenheit riß; und in der äußerſten Noth nahmen ihre Seeleute alle Schiffe weg,

deren sie sich bemächtigen konnten, sie mochten den Spaniern oder einer befreundeten Nation angehören. Dadurch verschafften sie sich die Mittel zur Fortsetzung der Blokade, und die Stände von Holland und Seeland ersezten in der Folge den durch jene Kapereien Beschädigten ihren Verlust.

Gleiche Standhaftigkeit und Beharrlichkeit als die Belagerer, bewiesen auch die Belagerten. Der tapfere Held Mondragone, Spanischer Befehlhaber in der Stadt, bot alles auf, diesen Ort seiner Nation zu erhalten, und die Bemühungen der Feinde zu vereiteln. Sein Muth theilte sich der Besatzung und den Bürgern mit. Standhaft ertrugen sie alle Anstrengungen und Gefahren. Aber der Besiz Middelburgs war auch von der größten Wichtigkeit für die Spanier. So lange sich dieser Ort in ihrer Gewalt befand, hatten sie noch immer einen festen Fuß in der Provinz Seeland, und konnten sich von dort aus leicht wieder in den Besiz des Verlornen setzen; ward er ihnen entrissen, so fiel die ganze Provinz den Rebellen in die Hände, und die Wiedereroberung derselben war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Der Herzog von Alba hatte deshalb auch nichts zur Erhaltung des Orts gespart, und nach und nach mehrere Flotten zum Entsatze desselben ausgesandt. Aber alle bisher gemachten Versuche, die Stadt von der Einschließung zu befreien oder sie nur mit Lebensmitteln zu versehen, mißlangen entweder ganz, oder hatten doch nur einen geringen Erfolg; denn die abgesandten Flotten erlagen jedesmal dem Glücke

der Uebermacht und der Gewandtheit der Geusen. Der Mangel in der eingeschlossenen Stadt nahm daher täglich zu, und schon zu Anfange des Christmonats (1573) war der Rath gezwungen, große Vorräthe von Flachssamen aufzukaufen und unter das Brod verbacken zu lassen.

Mondragone säumte nicht den neuen Statthalter von der Lage der Stadt zu benachrichtigen, mit der Bemerkung, daß ohne schleunige Hülfe der Mangel ihn zwingen werde, sie dem Feinde zu übergeben. Diese Vorstellung war nicht verloren, denn Requesens ließ es sein erstes militairisches Geschäft sein, einen so wichtigen Plaz wo möglich noch zu retten. Er begab sich in Person nach Antwerpen, um durch seine Gegenwart die Ausrüstung einer zahlreichen Flotte zu beschleunigen, die zur Befreiung Middelburgs bestimmt war. Die ersten Befehle dazu hatte Alba schon ertheilt, eine Menge Fahrzeuge lagen schon versammelt, ungeheure Vorräthe aller Art waren aufgehäuft und die Bootsleute wurden zu Gent und an andern Orten, theils freiwillig geworben, theils gewaltsam ausgehoben. Jezt unter den Augen des Comthurs werden die Anstrengungen verdoppelt, und bald ist die Flotte zum Auslaufen bereit. Sie bestand aus mehr als hundert Segeln, wovon 70 kleinere Fahrzeuge zu Bergen op Zoom, und 30 größere bei Antwerpen vor Anker lagen. Das erstere Geschwader, welches mit 9 Fahnen Spanier besezt war, befehligten Julian Romero und Glimes, der seit Beauvois

Tode zum Admiral ernannt war; und über das leztere erhielt d'Avila den Oberbefehl. —

Die Schelde bildet an ihrem Ausflusse zwei Hauptärme, die Oſtſchelde und die Weſtſchelde oder den ſogenannten Honte. Auf beiden Wegen kann man nach Middelburg gelangen. Der Plan war, das Geſchwader unter Elmes ſollte von Bergen aus rechts durch die Oſtſchelde ſteuern, und d'Avila mit ſeiner Abtheilung von Antwerpen ſich links nach dem Honte wenden; an der Spitze von Südbeveland, Walcheren gegenüber, ſollten beide Abtheilungen ſich wieder vereinigen. Dadurch hoffte man, die Macht und Aufmerkſamkeit der Seeländiſchen Schiffsbefehlshaber zu theilen, und wenigſtens eine von beiden Abtheilungen glücklich an das Ziel ihrer Beſtimmung zu bringen. Um die Middelburger von den getroffenen Anſtalten zu benachrichtigen, und ihren Muth durch die Hofnung einer baldigen Hülfe zu ſtärken, ward ein kühner Wagehals, Namens Hans Koch dahin abgeſandt, dem es auch gelang, ſich mit einem kleinen Nachen durch die Wachtſchiffe der Belagerer zu ſchleichen, und ſeine Botſchaft (1574. 19. Jenner) glücklich in die Stadt zu bringen. Noth und Elend hatten hier den höchſten Grad erreicht, Pferde, Hunde und Katzen waren ſchon verzehrt, und mehrere von den Einwohnern hatte der Mangel getödtet. Viele dieſer Unglücklichen wollten die Stadt verlaſſen, aber die Belagerer wieſen ſie in ihren Kerker zurück, und man fand ſie zum Theil verſchmachtet vor den Thoren liegen. Koch kam glücklich nach Antwerpen

zurück, und seine Schilderung von der bedrängten Lage der Stadt beschleunigte das Auslaufen der Flotte.

Der Prinz von Oranien hatte sich auf die Nachricht von den mächtigen Seerüstungen der Spanier, deren Zweck ihm nicht verborgen war, nach Vliessingen begeben, um dort die nöthigen Gegenanstalten zu treffen. Eine Flotte von 64 Seeländischen Schiffen versammelte sich bei Vliessingen, und der Prinz, von dem Plane der Spanier genau unterrichtet, beschloß sie gleichfalls in zwei besondere Geschwader zu theilen, wovon das schwächere bei Middelburg vor Anker blieb, und das zahlreichere unter dem Admiral Ludwig Boiset, nach der Insel Tholen segelte, um Glimes und Romero aufzufangen.

Am 28sten Jenner legte sich die Spanische Flotte bei Bergen op Zoom, 70 Segel stark, vor die Mündung des Hafens heraus. Drei leichte Wachtschiffe von Boiset's Geschwader, welche vor dem Hafen kreuzten, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, brachten sogleich dem Seeländischen Admiral die Nachricht von ihrem Auslaufen. Am folgenden Morgen lichtete Glimes die Anker, und bei der Insel Tholen ohnweit Reimerswall, kamen beide Flotten einander in's Gesicht. Mit acht leichten Fahrzeugen schwamm Jost de Moor vor der Seeländischen Flotte her, um sich mit dem gleichstarken Vortrabe der feindlichen zu schlagen. Ein frischer Nordostwind erhob sich, und die Fluth stieg. Da beschloß Boiset ein allgemeines Treffen zu wagen,

um die Sache schnell zur Entscheidung zu bringen; denn schon war Avila, der an eben diesem Tage von Antwerpen auslief, in der Westerscheide, zwischen Terneuzen und Vliessingen erschienen, und Oranien hatte deshalb vier der größten Schiffe von Boiser's Flotte, zu seiner Verstärkung, abrufen lassen.

Ein Kanonenschuß von dem Admiralschif benachrichtigt die Seeländische Flotte von dem Entschluß ihres Anführers. Die Anker werden gelichtet, alle Segel werden aufgesezt, und unter einem schrecklichen Geschrei und Getöse von Trommeln und Trompeten durchschneiden die Seeländischen Schiffe die Wellen den feindlichen entgegen. Glimes wollte laviren und das Treffen vermeiden; der heftige Romero aber bestand auf eine Schlacht, er drang durch und die Segel wurden aufgesezt. Ohnweit dem Ludwigsgat bei St. Georgenek erhob sich das Gefecht.

Hauptmann Claussen, Befehlshaber des Seeländischen Admiralschifs, rieth, die Bootsmannschaft anfangs in den Raum des Schiffes zurück zu ziehen, um sie gegen die ersten Lagen des feindlichen Geschützes zu sichern; aber der Hauptmann Schott, der sich ebenfalls auf dem Admiralschiffe befand, war der Meinung, die ganze Mannschaft oben auf dem Verdeck zu versammeln und sogleich das Spanische Hauptschif zu entern. Schotts Rath ward befolgt. Beide Admiralschiffe näherten sich einander mit vollen Segeln, und das Spanische, welches außer den Matrosen noch mit 150 Soldaten besezt war,

begrüßte das Seeländische mit einem heftigen Musketenfeuer und einer Lage aus zwei Kanonen, welche mit großen und kleinen Kugeln und Hagel geladen, eine schreckliche Verwüstung unter den Seeländern anrichteten. Der Admiral Boiset selbst verlor ein Auge, und beide Hauptleute Claussen und Schott wurden tödtlich verwundet und starben bald nachher. Inzwiß segelte noch ein anderes Schif dem Seeländischen Admiralschiffe zur Hülfe herbei. Beide legten sich an das Spanische, und ein heftiger Kampf begann. Von ungeduldiger Schlachtgier glühend, kletterten 50 Spanier auf das Seeländische Admiralschif, aber ihr Muth kam ihnen theuer zu stehen, denn sie wurden sämmtlich in die Luft gesprengt. Mitten im Getümmel des Kampfs wagte es ein junger Seeländer, Namens Kaspar Lensen von Seeterland, auf das Spanische Schif zu springen, kletterte an der Hauptraa empor, riß die Admiralsflagge herab, wickelte sie um den Leib, und kam mit dieser rühmlichen Beute glücklich auf sein Schif zurück. Zur Belohnung für seine kühne That erhielt er einen neuen vollständigen Anzug.

Das Treffen war indeß allgemein geworden, und die Seeländer hatten 10 feindliche Schiffe geentert; die übrigen konnten nicht zum Handgemenge kommen, denn der beschränkte Raum des Kampfplatzes hinderte ihre Bewegungen. Das Gefecht um das feindliche Admiralschif dauerte fort. Es gerieth auf den Grund, aber die Mannschaft fuhr fort sich mit ihrem Feuergewehr zu vertheidigen, bis der Admiral Glimes selbst, von einer Kugel getroffen,

todt zu Boden sank, und der gröſste Theil der Beſatzung gefallen war, worauf es von den Seeländern in Beſiz genommen und verbrannt ward.

Als Romero bemerkt hatte, daß die Flagge auf dem Admiralſchiffe fehlte, ließ er als Unteradmiral auf ſein Schif die Admiralesflagge pflanzen. Aber in dem Augenblick ſieht er ſich von feindlichen Fahrzeugen umringt, und es bleibt ihm kein anderes Rettungsmittel übrig, als ſein Schif auf den Sand laufen zu laſſen. Er ſelbſt und mehrere ſeiner Leute werfen ſich durch eine Schifsluke in das Waſſer, und retten ſich durch Schwimmen an das Geſtade des Landchens Tholen. Hier befand ſich Requeſens, der ſelbſt einige Jahre zuvor der furchtbaren Schlacht im Meerbuſen von Lepanto, zwiſchen der vereinten Chriſtlichen und der Ottomanniſchen Flotte, beigewohnt hatte, mit einem zahlreichen Gefolge, und ſah vom Damme zu Scakerloo dem Kampfe und der Niederlage der Seinen zu. Als der ſchwimmende Romero das Ufer erreicht hatte, trat er noch triefend vor den tiefgebeugten Statthalter hin, und ſagte mit Heftigkeit: Ihr wiſt, ich bin kein Seemann, ſondern ein Soldat zu Lande, darum muß es Euch nicht Wunder nehmen, daß wir ſo übel gefahren ſind, ob wir gleich als brave Krieger unſere Schuldigkeit gethan haben! Ich glaube, hätten wir noch hundert Flotten, wir verlören ſie alle! Requeſens tröſtete ihn durch die Verſicherung, daß ſie ſich wacker geſchlagen hätten, und daß ihre Niederlage eine Strafe und Schickung Gottes ſei, der man ſich unterwerfen müſſe.

Unter dem Schutze der einbrechenden Nacht zog ſich die Spaniſche Flotte zurück, und der Hauptmann Oſorio Angulo deckte, obgleich ſelbſt ſchwer verwundet, ihren Rückzug mit großer Tapferkeit. Die Schlacht war äußerſt blutig geweſen. Mehr als 1200 Mann fielen auf beiden Seiten. Die erbitterten Seeländer ſchonten keines Spaniers, der in ihre Hände fiel. Alle ohne Unterſchied, ſelbſt diejenigen, welche goldene Ketten und andere Koſtbarkeiten trugen, wurden in das Meer geworfen, ohne daß man ſich Zeit nahm ſie zuvor zu plündern, denn die Raubgier mußte hier bei den ſonſt ſo beutedürſtenden Meergeuſen der Rachſucht weichen. Außer dem verbrannten Admiralſchiffe verloren die Beſiegten noch neun andere Fahrzeuge, welche die Sieger eroberten und zu Vliſſingen und Campveer aufbrachten.

Während dieſe Schlacht auf der Oſtſchelde vorfiel, befand ſich der Prinz von Oranien in nicht geringer Verlegenheit. Er konnte von Vliſſingen aus die zweite feindliche Flotte unter Avila auf dem Honte ſehen, und es blieben ihm nur wenige Schiffe ihr entgegen zu ſtellen übrig. Glücklicherweiſe verſäumte der Spaniſche Befehlshaber die Fluth zu benutzen, und als er die Zeitung von der Niederlage ſeiner Waffengefährten erhielt, ließ er die Anker heben, und kehrte ebenfalls, ohne etwas unternommen zu haben, nach Antwerpen zurück, wobei er auch drei Schiffe durch unglückliche Zufälle verlor.

Jener am 29ſten Jenner (1574) erfochtene

Sieg entſchied über das Schickſal Middelburgs. Dieſer unglücklichen Stadt, aller Ausſicht auf Entſaz beraubt, blieb jezt nach einem zweijährigen Widerſtande nichts übrig, als einer bitteren und ſchmerzlichen Nothwendigkeit zu weichen. Chriſtoph Mondragone, ihr tapferer Vertheidiger, eröffnete die Unterhandlungen wegen der Uebergabe. Der Prinz von Oranien verlangte, die Stadt ſollte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben; aber ſtandhaft erklärte Mondragone: eher würde er ſie an zwanzig Orten anzünden und ſich bis auf den lezten Mann vertheidigen, als ſich zu einer ſo ſchimpflichen Unterwerfung verſtehn. Endlich kam eine Kapitulation auf folgende Bedingungen (1574. 18. Februar) zu Stande: Der Befehlshaber und die Beſatzung ziehen mit Waffen und Geräthe von Walcheren ab, wobei der erſtere auf ſein Ehrenwort verſpricht, entweder die Freilaſſung von St. Aldegonde, de Ryk und noch drei andern gefangenen Niederländern zu bewirken, oder ſich nach drei Monaten wieder als Gefangener zu ſtellen. Wer von den Bürgern dem Prinzen, als Königlichem Statthalter ſchwören will, behält alle ſeine Vorrechte; die übrigen können ſich mit ihrem Vermögen entfernen. Die Stadt nimmt eine Beſatzung von Bürgern aus den übrigen Seeländiſchen Städten ein, und zahlt dem Prinzen 300000 Gulden *).

So ward Middelburg den Spaniern entriſſen,

*) Dieſe Summe ward nachher auf 100000 Gulden herabgeſezt.

welche nicht weniger als sieben Millionen für die Erhaltung dieser Stadt aufgewendet hatten. Die Spanische Besatzung ward eingeschift und bei Terneuze ans Land gesezt. Am 5ten April leistete die Bürgerschaft dem Prinzen den Eid der Treue aber als dieser den Städten Vlessingen und Veere, aus Dankbarkeit für ihre geleisteten Dienste, mehrere neue Vorrechte verlieh, und dagegen Middelburg einen Theil seiner Gerichtsbarkeit entzog, wandte er die Herzen der Middelburger von sich ab, und gewann nie ganz ihre Zuneigung wieder. Aldegonde und de Ryk erhielten ihre Freiheit, jedoch jener erst nach acht Monaten und nach mancherlei von der Spanischen Regierung gegen die Loslassung dieses dem Prinzen von Oranien so wichtigen Mannes erhobenen Schwierigkeiten.

11.

Schlacht auf der Mockerhaide.

Am 14ten April 1574.

Der groſse Hugenottenmord in Paris und durch ganz Frankreich hatte die Unterhandlungen des Prinzen von Oranien mit dem Franzöſiſchen Hofe unterbrochen. Von dieſer Seite ohne Ausſicht auf fremden Beiſtand bei ſeinem ſchweren Unternehmen, warf er ſeine Augen auf England und verſuchte das dortige Kabinet zu einer thätigen Unterſtützung der abgefallenen Niederländer zu bewegen. Um ſich die Engliſche Nation geneigt zu machen, verſtattete er ihren Kaufleuten, unter gewiſſen Einſchränkungen, den Handel mit Antwerpen. Die Anträge ſeiner nach London geſandten Unterhändler fanden jedoch kein Gehör, denn die ſtaatskluge und vorſichtige Eliſabeth trug Bedenken, ſich ſchon jezt öffentlich für die Beſchützerin der Niederländiſchen Rebellen zu erklären, ſo angemeſſen und günſtig ihrem Staatsintereſſe auch außerdem der Aufſtand derſelben war; Oraniens Hofnung von dorther Hülfe zu erlangen, war alſo vernichtet. Bei den geringen Hülfsmitteln, worüber er gebieten konnte, und dem unbeſiegbaren Geldmangel, der ſeine Unternehmungen lähmte, durfte er ſich nicht ſchmeicheln, den ungleichen Kampf

mit der kolossalen Spanischen Macht, ohne den Beistand fremder Kräfte glücklich hinaus zu führen; und wollte er sich diesen verschaffen, so blieb ihm nichts übrig, als den zerrissenen Faden der Unterhandlungen mit dem Französischen Hofe wieder anzuknüpfen, wie viel es ihn auch kosten mochte, sich den Mördern seines theuern Freundes Coligny und seiner Religionsgenossen in die Arme zu werfen. Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen Bruder, übernahm jenes Geschäft. Er begab sich nach Frankreich und erhielt von dem Hofe, welchem es jezt mehr Ernst zu sein schien sich der Niederländer gegen Spanien anzunehmen, das Versprechen einer thätigen Unterstützung, eine Summe von 100000 Gulden, und für eine Anzahl Franzosen die Erlaubniß, einem Feldzuge in den Niederlanden beizuwohnen.

Der Graf kehrte mit dem empfangenen Gelde nach Teutschland zurück, und brachte ein Heer auf die Beine, welches aus 6 bis 7000 Mann zu Fuß und 3 bis 4000 Reitern bestand. Begleitet von seinem jüngeren Bruder dem Grafen Heinrich von Nassau und dem Pfalzgrafen Christoph, Sohn des Kurfürsten Friedrich des III. von der Pfalz, führte er das Heer nach der Gegend von Mastricht, machte einen vergeblichen Versuch sich dieser Stadt zu bemächtigen, und beschloß endlich, nach einem langen fruchtlosen Verweilen am rechten Ufer der Maas, nach Geldern herauf zu gehen, sich dort mit seinem Bruder Oranien zu vereinigen, der mit einer Anzahl Truppen von Holland her zu ihm stoßen sollte, und dann gemeinschaftlich mit ihm Nimwegen

zu erobern und einen Einfall in Brabant zu thun.

Der Oberſtatthalter war indeß nicht unthätig geweſen, die nöthigen Anſtalten zu treffen, um die Plane des Grafen zu vereiteln. So bald er von deſſen Rüſtungen Nachricht erhalten hatte, ließ er in der Eil einige Tauſend Schweizer und Teutſche Reiter werben, zog alle durch Holland, Friesland und Geldern zerſtreute Kriegerhaufen zuſammen, und rief auch Francisco Valdes, der ſeit dem vergangenen Winter mit 5000 Mann zu Fuß und 3 Kornetten Reiter Leiden blokirt hatte, von dort zurück. Des Grafen von Naſſau langer Aufenthalt bei Maſtricht und Roermonde verſchafte dem Spaniſchen Heere Zeit ſich auf dem linken Ufer der Maas zu verſammeln. Der kriegserfahrne Sancho d'Avila erhielt den Oberbefehl über daſſelbe; unter ihm ſtanden Valdes, Delmonte, Mondragone und Hierges.

Naſſau hatte bis zum Anfange Aprils unthätig in der Gegend von Maſtricht verweilt. Der Mangel an Lebensmitteln, und die Nachricht, daß ſein Bruder Oranien bereits bis in das Bommelerwart vorgerückt ſei, und ſich des Schloſſes Wardenburg bemächtiget habe, beſtimmten ihn endlich, ſeinen bisherigen Aufenthalt zu verlaſſen, um ſich mit jenem zu vereinigen. Am 8ten April brach er auf und zog, ſich am rechten Ufer der Maas tiefer nach Geldern herab, in der Abſicht, durch das Land zwiſchen der Maas und Waal in das Bommelerwart vorzudringen. Sancho d'Avila vernahm kaum den

Abzug ſeines Gegners, ſo hob auch er ſein Lager auf, und zog jenem gegenüber am linken, weniger gekrümmten Ufer des hochaufgeſchwollenen Stromes herab, die Schritte des Grafen verfolgend. Aber nicht blos dieſer, noch ein anderer gefährlicherer Feind beſchäftigte die Aufmerkſamkeit des Spaniſchen Feldherrn. Dies war der Geiſt der Empörung unter den Spaniſchen Kriegsleuten, der ſeit dem Aufſtande zu Harlem nicht ganz von ihnen gewichen zu ſein ſchien, und jezt abermals einen neuen heftigen Ausbruch drohete. Mit Ungeſtüm verlangen ſie gerade in einem Zeitpunkte, wo man ihrer Dienſte am nöthigſten bedarf, den rückſtändigen Sold, welchen manche ſeit drei Jahren zu fordern hatten. Es iſt nicht möglich ihre Forderungen zu befriedigen, und man ſezt ihren Drohungen Vorſtellungen entgegen, um ſie nicht auf das Aeußerſte zu bringen; endlich gelingt es d'Avila durch das feierliche Verſprechen, nach der Entwickelung der gegenwärtigen Kataſtrophe ihnen die ſchuldigen Rückſtände zu bezahlen, ſie für jezt bei ihrer Pflicht zu erhalten. Aber das heimliche Feuer des Mißvergnügens glimmt fort und drohet früher oder ſpäter eine furchtbare Exploſion.

Der Spaniſche Feldherr durchſchaute leicht die Abſicht ſeines Gegners. Um ihm zuvor zu kommen und die Vereinigung der beiden Brüder zu hindern, führete er bei Grave, vermittelſt einer Schifbrücke, ſein Heer auf das rechte Ufer des Stroms, und lagerte (1574. 12. April) ſich bei Oberaſſelt und den nächſten Dörfern; entſchloſſen

dem Feinde eine Schlacht zu liefern, wozu ihm der Comthur die Erlaubniß ertheilt hatte. Der Graf näherte sich am folgenden Tage bis auf eine Meile, und schlug sein Lager bei dem Dorfe Mook oder Mowyk, von welchem bis Nimwegen hin die sogenannte Mockerhaide sich ausdehnt. D'Avila sandte einige Schwärme leichter Reiter aus, die Stellung des Feindes zu erforschen. In gleicher Absicht war Graf Nassau selbst an der Spitze eines Reiterhaufens ausgezogen. Beide Parteien trafen aufeinander, und es erhob sich ein Gefecht, worin die Spanier zurückgeschlagen wurden, und ihr Anführer Lasso, ein Vetter des Comthurs, gefangen ward.

Ungewiß ob das ganze feindliche Heer schon über den Strom gegangen sei, verließ Graf Ludwig am folgenden Tage, (14. April) begleitet von einem starken Reitergeschwader, sein Lager, um nähere Nachrichten über die Stellung und Stärke der Feinde einzuziehen. Aber kaum war er ausgerückt, so stieß er auf den Vortrab des Spanischen Heers, welches im Anzuge war, ihm eine Schlacht zu liefern. Diese unerwartete Erscheinung überraschte die Nassauischen. Sie hatten nicht geglaubt, daß der Feind schon eine bedeutende Macht auf dem rechten Ufer des Stromes habe, und wenigstens für diesen Tag noch keine Schlacht erwartet. Deshalb waren sie auch nicht darauf vorbereitet, und hatten nicht einmal ihr Lager gehörig befestiget. Aber der Graf, weit entfernt den Muth zu verlieren, flog zu seinem Heere, um es unter die Waffen zu bringen und zum Kampfe zu ordnen.

Die Spanier bildeten ihre Schlachtlinie, das Fußvolk sezte sich in drei großen Bataillonen hinter einander. Die Reiterei ward in Gestalt eines halben Mondes aufgestellt, mit vorgeschobenen Flügeln und zurückgehaltener Mitte. Die leichtgerüsteten Schützen zu Pferde hielten in drei Abtheilungen vor dem halben Monde, und wurden auf dem linken Flügel durch die Schenkischen Cuiraſſire gedeckt, welche schwer gewapnet waren mit Bruſt- und Rückenstück, mit Helm, Ring- und Halskragen, Armschienen und eisernen Handschuhen, und ein langes Piſtol und ein Schwert, gleich geschickt zum Stoß und zum Hiebe, führten.

Die Spanier eröffneten die Schlacht durch einen Angrif auf eine Schanze, welche bei dem Dorfe Mook aufgeworfen und mit 10 Fahnen Naſſauiſchen Fußvolks beſezt war, schlugen die Beſatzung heraus und nahmen ſie ein. Da rückten 25 Fahnen Naſſauer zur Unterſtützung heran, eroberten die Schanze wieder und zwangen die Spanier zum Rückzug. Aber dieſe erfahrnen Veteranen ordneten ſich von neuem zum Angrif, beteten knieend ein Vaterunſer und Avemaria, beſtürmten die Schanze, eroberten ſie nach einem heftigen Kampfe zum zweiten Male, und erhielten ſich im Beſiz derſelben. Das Naſſauiſche Fußvolk verlor den Muth und zog ſich zurück, ohne von den Spaniern verfolgt zu werden, denn die Reiterei des Grafen war noch nicht zum Schlagen gekommen und hatte den Vortheil der Höhe.

Jezt bricht der feurige Naſſau an der Spize

von 600 Reitern gegen die Spanier hervor, wirft Schenkens Cuiraſſiere über den Haufen, und treibt ſie auf die Flucht nach Grave hin. Den üblen Folgen dieſes Unfalls vorzubeugen, zieht Aegidius Barlaimont, Befehlshaber der Wallonen, ſogleich einen Reiterhaufen aus der Linie, und ſtellt ihn auf den durch Schenkens Flucht entblößten Flügel; während Bernhardin Mendoza und Camillo del Monte, Anführer der Speerreiter, dem Grafen in den Rücken fallen und ihn, nach einem ſcharfen Gefechte, zwingen, die erkämpften Vortheile aufzugeben, und ſich wieder zurück zu ziehen. Die Naſſauiſche Reiterei theilte ſich jezt in zwei Haufen, wovon der eine eine Anhöhe vor der Front des Fußvolks einnahm, und der andere ſich gegen Bommel wandte.

Baptiſta del Monte, um die feindliche Reiterei aus ihrer vortheilhaften Stellung zu vertreiben, verſuchte eine ganz neue Art des Angrifs. Er vertheilte ſeine Speerreiter in mehrere kleine Haufen von 30 bis 40 Pferden, und führte ſie ſo vereinzelt gegen den Feind. Peter Antonio Perotto, ein Italiener von edler Geburt, that an der Spitze von 25 Pferden den erſten Angrif. Nach einem kurzen Kampfe gelang es ihm durch den ungeſtümen Anfall ſeiner eiſernen Koloſſen, 60 Mann von der feindlichen Linie abzuſchneiden, die troz ihrer überlegenen Zahl und ihres Feuergewehrs, von den Speerreitern, welche nur Schwert und Lanze führten, bis auf den lezten Mann niedergehauen wurden. Jezt griffen die kleinen Spaniſchen Schwadronen die feindliche Reiterei von vorn und auf beiden

Flügeln an, trennten ihre Linien und brachten
in Verwirrung. Das Fußvolk auf beiden Se
gab einen ruhigen Zuschauer dieses Kampfes
Vergebens bot Graf Ludwig alles auf, das S
zum Vorrücken zu bewegen, um die Reiterei
unterstützen; anstatt den Befehlen des Anführ
zu gehorchen, forderten die Kriegsleute ihren r
ständigen Sold, den man ihnen nicht bezah
konnte. Der Graf voll Verzweiflung sammelte ein
zerstreute Reiterhaufen und stürzte damit auf
Feind, aber Mendoza und Olivera trieben ihn w
der zurück. Seine ganze Reiterei befand sich j
in der äußersten Verwirrung, wandte sich auf
Flucht und das Fußvolk folgte ihrem Beispiel. D
Spanier setzten den Fliehenden nach, aber anfan
mit größter Vorsicht, weil die frühe Flucht de
Feindes sie eine Kriegslist besorgen ließ. Sie e
oberten das feindliche Lager, worin die schrecklichs
Unordnung herrschte, und hieben alles ohne Sch
nung nieder, Kriegsleute, Marketender, Junge
und was noch sonst zum Troß des Heers gehörte
Alle einzelne feindliche Haufen, die den Kampf noc
unterhalten hatten, ergriffen nun auch die Flucht
Das ganze Nassauische Heer ward auseinanderge
sprengt. Haufenweise fielen die Flüchtlinge unter
den Schwertern der verfolgenden Spanischen Rei
terei. Viele derselben verkrochen sich in Sümpfe
und Gebüsche, und kamen darin um, oder wurden
von den Verfolgern aufgesucht und niedergehauen
oder verbrannt. In zwei Stunden ward die Schlacht
entschieden. Die Spanier erbeuteten das ganze

Lager, 2 Feldſtücken und 30 Fahnen. Die Beſiegten verloren 3000, die Sieger nur 200 Mann. Gefangene wurden wenig gemacht.

Den rühmlichſten Antheil an dem erfochtenen Siege hatte die Spaniſche Reiterei. Sie kämpfte mit außerordentlicher Tapferkeit, und konnte auf der weitgedehnten Ebene ihre ganze Kraft und Thätigkeit entwickeln. Der König belohnte ihren Anführer mit einem jährlichen Gnadengehalt von 500 Goldgulden. Auch Hinojos und Francisco Valdes hatten ſich ausgezeichnet und erhielten Königliche Belohnungsſchreiben. Ein glänzendes Beiſpiel von heroiſchem Muthe gab der ſchon erwähnte Peretti. Bei dem Kampfe mit der Numantiſchen Reiterei, wo er mit ſeinem kleinen Geſchwader eine zwiefach größere Anzahl Feinde abthaute und niederhieb, zerbricht ſein Speer. Er will das Schwert ziehen, aber eine feindliche Kugel hat den Arm zerſchmettert. In dieſer Verlegenheit ergreift er den nächſten feindlichen Reiter, reißt ihm die Waffe aus der Hand, haut ihn nieder und ſetzt den Kampf muthig fort. Bald darauf trifft ihn eine Kugel, und er erhält eine ſchwere Wunde in die Seite. Dennoch verläßt er den Kampfplatz nicht eher, als bis das Gefecht zum Vortheil der Spanier entſchieden iſt, denn in der Begeiſterung ſeines Heldenherzens fühlt er nicht die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur. Leblos trägt man ihn in das Lager, ſein Tod ſcheint unvermeidlich, und ſeine Waffengefährten bedauern den Verluſt eines ſo tapferen Mannes. Zu ihrer großen Freude wird er jedoch wieder

Erwarten bald ganz wieder hergeſtellt, und ſein romantiſcher Muth erwarb ihm im Heere den Beinamen des Jeruſalemiſchen Paladins.

Unter die Beſonderheiten dieſer Schlacht gehört der Verluſt der drei vornehmſten Befehlhaber des Naſſauiſchen Heers. Graf Ludwig, ſein Bruder Henrich und der Pfälziſche Prinz Chriſtoph büßten alle drei das Leben ein. Die Art ihres Todes iſt unbekannt, nie hat man ihre Leichname gefunden. Viele vermuthen daher, daß ſie während des Handgemenges von den Pferden zertreten, oder in einem Sumpfe verſunken ſind. Eine andere Nachricht ſagt, Graf Ludwig ſei in der Schlacht am Arme verwundet worden, und habe ſich darauf nebſt noch zwei andern vornehmen Kriegsleuten in ein Bauerhaus begeben, welches von den Spaniern angezündet und mit allen, die darin geweſen, in Aſche verwandelt worden ſei. Noch andere erzählen, der Graf habe unter den Todten ſchwerverwundet auf der Wahlſtatt gelegen; nach der Schlacht habe er ſich wieder erhohlt und ſei glücklich bis an die Maas gekommen, dort aber habe ihn, als er eben ſeine Wunden ausgewaſchen, eine Rotte räuberiſcher Bauern überfallen und unerkannt ermordet. — Mag ſein Ende geweſen ſein welches es wolle, ſein Bruder Oranien und die Sache, für die er kämpfte und deren Märtirer er ward, litten einen groſſen und ſchmerzlichen Verluſt durch ſeinen Tod. Seine trefflichen Eigenſchaften hatten ihm allgemeine Liebe und Bewunderung erworben; und er nahm das

Bedauern ſeiner Freunde, und ſelbſt die Achtung der Feinde, mit in die Gruft.

Die Flucht der Schenkſchen Reiter beim Anfange der Schlacht hatte durch die ganze Gegend das Gerücht verbreitet, daß die Spanier eine Niederlage erlitten hätten. Die Bürgerſchaft der Stadt Neuen ward dadurch verleitet, ihrer Spaniſchen Beſatzung die Thorſchlüſſel abzunehmen, aber der Aufſtand ward bald geſtillt, als man erfuhr, wie ungegründet jene Nachricht geweſen ſei.

Vor allen Kriegsleuten des geſchlagenen Heers zeichneten ſich die Franzoſen während der Schlacht durch ihre Tapferkeit aus; und auch nach dem Verluſte derſelben zerſtreuten ſie ſich nicht gleich den übrigen, ſondern blieben beiſammen, bemächtigten ſich des feſten Schloſſes Kerpen, und unternahmen von dort aus Streifzüge durch die umliegende Gegend.

Der Prinz von Oranien kehrte mit ſeinen 6000 Mann aus Geldern nach Seeland zurück. Er ahnete den unglücklichen Ausgang dieſes Unternehmens vorher, denn als man ihm die Nachricht von dem Zuge ſeines Bruders nach der Maas brachte, rief er aus: Wäre doch Ludwig mit ſeinen Kriegern hundert Meilen entfernt!

Der Spaniſche Feldherr Chiappi Vitelli bemächtigte ſich nach der Schlacht der Städte Woudrichem, Leerdam und Asperen; aber die Anſchläge

der Spanier, Delft, Medemblik und Enkhuizen in Beſitz zu nehmen, mißlangen. Weit nachtheiliger für die Oraniſche Partei würden die Folgen der verlornen Schlacht geweſen ſein, hätte nicht ein Aufſtand unter den Spaniſchen Truppen, welcher unmittelbar nach derſelben ausbrach, den Ueberwinder um die ſchönſten Früchte des Sieges gebracht.

12.

Aufſtand der Spaniſchen Kriegsleute.

1574.

Zu den karakteriſtiſchen Eigenheiten dieſes Kriegs gehören die häufigen Empörungen der Soldaten, vorzüglich der Spaniſchen, welche ſich im Laufe deſſelben ereigneten. Aeuſſerſt ſtreng war die Kriegszucht unter den Truppen in jenem Zeitalter. Mit der gröſten Schärfe wachten die Anführer über den Dienſtgehorſam ihrer Untergebenen, und Meutereien wurden ohne Nachſicht mit dem Tode beſtraft. Dennoch ſtellt uns die Geſchichte des Niederländiſchen Kriegs die auffallendſten Beiſpiele des Ungehorſams und der Empörungen auf, wobei ſich beſonders die Spanier eben ſo ſehr auszeichnen, als ſie es vormals durch Kriegszucht, Subordination und Geduld allen übrigen Nationen zuvorgethan hatten. Die gewöhnliche Quelle der Empörungen in dieſer Epoche war der Mangel, erzeugt durch Vorenthaltung des ſchuldigen Soldes. Nicht nur bei den Spaniſchen, ſondern auch bei den Kriegern aller übrigen Völker, welche in dem gegenwärtigen Kriege als Kämpfer auf dem Schauplaſ erſchienen, war jener Umſtand die allgemeine Veranlaſſung der Meu-

tereien. Daß aber gerade die Spanier, sonst die besten und disciplinirtesten Soldaten der damaligen Zeit, die häufigsten und außerordentlichsten Beweise der Insubordination gegeben haben, davon muß man ohnstreitig den Grund in der Statthalterschaft des Herzogs von Alba aufsuchen.

Das Heer, welches dieser Feldherr über die Alpen in die Niederlande führte, war ein Muster der vortrefflichsten Mannszucht. Der Herzog hielt mit der größten Strenge auf Ordnung, und war unerbittlich bei der kleinsten Ausschweifung. Aber kaum hatte es die Niederländische Erde betreten, so wich der Geist der Disciplin von ihm, und diese trefflichen Soldaten schienen sich plötzlich in eine große Räuber- und Banditenhorde verwandelt zu haben. Wie losgelassene Tiger fielen sie über die wehrlosen Einwohner her, erlaubten sich die unerhörtesten Grausamkeiten und Bedrückungen gegen sie, und begingen Frevel, vor denen jedes menschliche Gefühl zurückschaudert, und an welchen Nationalantipathie und Religionshaß wenigstens eben so viel Antheil hatten, als Raubsucht und brutaler Muthwille. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, spotteten der bürgerlichen Obrigkeit und ihrer Ermahnungen; ermordeten unter dem wilden Geschrei: Espagna! Espagna! an mehreren Orten wehrlose Bürger bei der unbedeutendsten Veranlassung; schändeten Weiber und Mädchen und zwangen die Gatten und Väter Zeugen ihrer Schmach zu sein; unreife Mädchen wurden oft auf eine so brutale Art mißhandelt, daß sie unter den Händen

der Barbaren ſtarben; Schwangern ward der Leib aufgeſchnitten und die Frucht herausgeriſſen, und die Männer lebendig geſchunden und ihre Haut über die Trommeln geſpannt, oder man marterte ſie langſam, mit Feuerbränden und glühenden Zangen, zu Tode. Und alle dieſe ungeheuern Schandthaten wurden entweder gar nicht, oder doch nur leicht geahndet. Eben der Feldherr, welcher auf den Alpen den Raub eines einzelnen Schafs mit dem Tode vergalt, ließ hier die Plünderung ganzer Städte und die ſchändlichſten Verbrechen ungeſtraft geſchehen. Aber wie konnte man auch ſtrafen, da der Soldat oft Jahrelang keinen Sold empfing, und nichts zu ſeinem Unterhalt hatte, als was er von den unglücklichen Einwohnern mit Gewalt erpreßte! Es iſt ſchwer zu begreifen, wie der Spaniſche Hof es dulden konnte, daß der Herzog, troz der unermeßlichen Summen, welche die Niederlande aufbringen mußten, und bei den anſehnlichen Zuſchüſſen, die aus Spanien her in ſeine Kaſſen floſſen, treugedienten Soldaten, welche die Stützen der Spaniſchen Monarchie waren und ihr allein den Beſiz der Niederlande ſichern konnten, den Sold vorenthalten und ſie dadurch dem Mangel und einer gänzlichen Verwilderung preisgeben durfte. Wußte der König nicht alles was in jenen Provinzen vorging, oder wurden die verübten Frevel abſichtlich geduldet, um die gemißhandelten Einwohner zur Verzweiflung zu reizen, und ſie dadurch noch ſtrafbarer zu machen? Einer Regierung, die ganze zahlreiche Nationen von der Erde vertilgte und Tauſende

ihrer eigenen Unterthanen auf den Scheiterhaufen der Inquiſition eines qualvollen Todes ſterben ließ, kann man endlich eine ſo ſataniſche Politik wohl zutrauen; nur iſt es auffallend, daß ſie in dieſem Fall die verderblichen Folgen jener zügelloſen Ausſchweifungen auf die innere Stärke und den moraliſchen Werth des Kriegsvolks nicht berechnete.

Nur zu bald zeigten ſich dieſe Folgen durch einen, den Spaniſchen Soldaten vormals ganz fremden Hang zum Ungehorſam und zu Empörungen. Bald wütheten ſie nicht mehr allein wider die Einwohner des Landes, ſondern auch gegen ihre eigenen Befehlshaber und Anführer, wenn ſie ihnen die oft verſprochene Bezahlung nicht leiſten konnten. Zwar wurden Ausſchweifungen dieſer Art anfangs ſehr ſtreng beſtraft, und Alba ließ einſt auf einmal 44 Soldaten des Regiments Lodron aufhenken oder enthaupten, weil ſie ihrem Anführer den Gehorſam aufgeſagt und ihn gefangen geſetzt hatten; aber dieſe Strenge konnte wenig fruchten, ſo lange man die Quelle des Vergehens nicht verſtopfte. Seit dem ſchon erzählten Aufſtande zu Harlem, wo die empörten Soldaten die Erfüllung ihrer Forderungen mit Gewalt ertrotzten, ſchienen ſie von dem Geiſte der Meuterei und Widerſetzlichkeit noch feſtiger ergriffen, und ſchrecklich waren oft die Ausbrüche dieſer gefährlichen Stimmung. Nicht ſelten ſieht man ganze Corps den Gehorſam verweigern. Sie jagen ihre Befehlshaber davon, zerreißen gewaltſam alle Bande zwiſchen ſich und dem Staate, welchem ſie dienten, bilden eine eigene militäriſche

Republik, und überlassen sich einer zügellosen Freiheit. Doch kaum ist der Gegenstand ihrer Unzufriedenheit entfernt und ihre Forderungen sind befriedigt: so kehren sie freiwillig wieder zurück in die Fesseln der Disciplin, und fechten in dem nächsten Kampfe mit ihrer alten, ja nicht selten mit überspannter Tapferkeit. Wir finden mehrere merkwürdige, dem Geschichtforscher und Philosophen gleich interessante Vorfälle dieser Art in den Jahrbüchern des Niederländischen Kriegs aufgezeichnet. Der erste ereignete sich unmittelbar nach der Schlacht auf der Mockerhaide.

Als der Spanische Feldherr D. Sancho d'Avila das Heer, welches gegen den Grafen Ludwig von Nassau bestimmt war, an der Maas zusammengezogen hatte, forderten die Spanischen Kriegsleute ihren Sold, den manche von ihnen in zwei bis drei Jahren nicht erhalten hatten. Sancho d'Avila, um sie für den gegenwärtigen entscheidenden Augenblick zu beruhigen, gab ihnen die Versicherung, daß sie die Rückstände erhalten sollten, so bald der Feind zurückgeschlagen sei. Alle Widerspenstigkeit war jezt vergessen, willig folgten sie ihrem Anführer, und der Sieg, welchen sie wenige Tage nachher auf der Mockerhaide erfochten, war ein glorreicher Beweis ihrer Tapferkeit. Sie hatten alles gethan, was man von ihnen fordern konnte, jezt war die Reihe an ihrem General, ihnen sein gegebenes Wort zu halten. Kaum ist die Schlacht entschieden, so erinnern sie ihre Hauptleute an das Versprechen des Befehlshabers, erneuern mit Ungestüm ihre Forde-

rung, und die glänzende Art, mit der ſie ſo eben ihre Schuldigkeit gethan haben, vermehrt ihren Troz. D'Avila, außer Stande ſein Verſprechen zu erfüllen, eilt herbei und ermahnt ſie zur Ruhe und Geduld. Aber fürchterlich entbrennt ihre Wuth, da ſie ſich in ihren gerechten Erwartungen getäuſcht ſehen. Sie jagen den General und ihre Hauptleute davon, reißen die Fahnen von den Stanzen, wählen ſich einen Anführer oder Elette aus ihrer Mitte, und machen ſich, 3000 an der Zahl, nach Antwerpen auf.

Friedrich von Champigni, ein Bruder des Kardinals Granvella, war damals Spaniſcher Befehlshaber in dieſer reichen und blühenden Stadt. So bald dieſer von dem Heranzuge der Aufrührer Nachricht erhielt, befahl er der Beſatzung, welche aus 8 Fahnen Wallonen und Teutſche beſtand, den Schützenbrüdern und allen übrigen wehrhaften Bürgern die Waffen zu ergreifen, und traf die ernſthafteſten Anſtalten, den Spaniern den Eingang in die Stadt mit Gewalt zu verſagen. Zugleich benachrichtigte er den Comthur von den getroffenen Maßregeln, und ſchlug ihm vor die aus Spaniern beſtehende Beſatzung der Zitadelle zu verändern, weil mit Recht zu beſorgen ſei, daß ſie gemeinſchaftliche Sache mit den Empörern machen werde. Requeſens begab ſich ſogleich (1574. 24. April) in eigener Perſon nach Antwerpen; aber er billigte Champigni's gewaltſame Maßregeln nicht, entweder weil er die Rebellen durch ſein Anſehn allein ſchon zur Ordnung zu bringen hoffte, oder wahrſcheinlicher um die

reichen Einwohner der Stadt durch die Furcht vor der Gefahr, der er ſie ausſezte, zur Erlegung einer Geldſumme die Aufrührer zu befriedigen zu zwingen, da ihm ſelbſt die Mittel dazu fehlten. Sancho d'Avila, Befehlshaber der Zitadelle, ward den Rebellen entgegengeſandt, um noch einmal gütliche Vorſtellungen bei ihnen zu verſuchen. Aber ſeine Bemühungen waren fruchtlos, wie ſich leicht vorherſehen ließ; ſie ſezten ihren Zug fort und rückten, ohne Widerſtand zu finden, unter wildem Freudengeſchrei und Rauſchen der Trommeln, (29. April) in die Stadt.

Ganz Antwerpen gerieth in Schrecken bei der Erſcheinung ſolcher gefährlichen Gäſte. Mit Entſetzen ſahen die Einwohner dieſe furchtbaren Banden, welche die Feſſeln des Gehorſams und der Kriegszucht abgeworfen hatten und kein anderes Geſez erkannten als ihren Willen, plözlich in ihrer Mitte; viele ergriffen mit ihren Familien die Flucht, und jeder rechtliche Mann zitterte für das Schickſal der Stadt. In voller Schlachtordnung rückten die Spanier über die Meerbrücke vor, und beſezten den Markt und das Rathhaus, wo der Elekto ſeinen Siz aufſchlug. Darauf umringten ſie Champigni's Wohnung, ſprengten und zertrümmerten Thüren und Fenſter und plünderten das ganze Haus. Ein förmlicher Beſchluß ward gegen dieſen Befehlshaber gefaßt und bei Trommelſchlag bekannt gemacht, wodurch ihm im Namen der Herren Soldaten angedeutet ward: ſich binnen zweimal vier und zwanzig Stunden mit ſeinen Wallonen aus der Stadt zu

ziehen, widrigenfalls man ihn herautſchlagen werde. Champigni achtete dieſer Drohung nicht, und machte Anſtalten ſich in der Neuſtadt zu vertheidigen. Zugleich rief er die Mannſchaft der bei Antwerpen liegenden Flotte zu ſeinem Beiſtande auf, und mit Freuden hätten die Teutſchen Soldaten und Bootsleute, von gleichem Haſſe wider die Spanier glühend, ihre Waffen gegen dieſe gewandt.

Gegen Abend zogen ſich die Rebellen von der Meerbrücke zurück, und vertheilten ſich Rottenweiſe in die Wohnungen der reichſten Bürger, wo ſie ſich auf das köſtlichſte bewirthen ließen. Während der Nacht durchſchwärmten ſie mit Geſchrei und lautem Getümmel die Straßen. Sie ſchoſſen ihre Feuerröhre ab, ſtürmten gegen die Hauspforten, riſſen an den Thürklingeln und erhoben einen ſo hölliſchen Lärm, daß die erſchrockenen Einwohner, durch ſo manches ſchauderhafte Ereigniß mit der Ausgelaſſenheit dieſer Wütheriche bekannt, zitternd einem entſezlichen Schickſal entgegenſahen. Viele Schwangere wurden unzeitig entbunden, andere tödtete der heftige Schreck, mehrere Einwohner folgten ihren ſchon entflohenen Mitbürgern mit Weib und Kind. Indeß ging die Nacht ohne Gewaltthätigkeiten vorüber.

Am folgenden Tage mußte Champigni, auf des Oberſtatthalters Befehl, mit den Teutſchen und Walloniſchen Soldaten Antwerpen räumen, um allen blutigen Auftritten durch ſeine Entfernung vorzubeugen. Die Spaniſchen Rebellen beſezten hier-

auf die Thore, und fuhren fort die Stadt mit Lärmen und Getümmel zu erfüllen.

Der Comthur hatte indeß auf dem Rathhause mit den vornehmsten und reichsten Kaufleuten und übrigen Bürgern eine Unterhandlung eröffnet, deren Gegenstand die Befriedigung der rebellischen Spanier war. Die Bürgerschaft verstand sich zur Erlegung einer Summe, um sich Ruhe und Sicherheit zu erkaufen, und der Comthur ließ durch Chiappi Vitelli den Empörern die Versicherung geben, daß sie ihre Bezahlung empfangen sollten. Sie versprachen dagegen sich ruhig zu verhalten, und so bald man sie befriediget hätte, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren. Die nächsten Nächte verflossen ohne Störung und Unfug, und die bedrängten Einwohner Antwerpen's fingen an freier zu athmen. Doch dieser erträgliche Zustand dauerte nicht lange. Vitelli machte im Namen des Comthurs den Rebellen den Antrag: sich für jezt mit einem Theile des rückständigen Soldes zu begnügen, und für den Ueberrest Verschreibungen anzunehmen. Dieser unerwartete Vorschlag reizte sie zur heftigsten Wuth. „Geld! rufen sie aus — Geld wollen wir, und keine Verschreibungen!" Sie sezten sogleich ihren Elekto ab, weil er sie in einer nachdrücklichen Rede vom Rathhause herab ermahnt hatte, den Antrag der Regierung nicht auszuschlagen, und wählten einen andern an seine Stelle. Darauf errichteten sie einen Altar vor dem Rathhause, hörten mit grosser Andacht einer Messe zu, verbanden sich noch einmal feierlich, nicht eher zu ruhen als bis man ihnen den

lezten Heller bezahlt habe, und schworen einander unverlezliche Treue und dem neuen Eletto Gehorsam. (12. Mai) Das Unwesen der ersten Nächte begann jezt wieder, und die ganze Stadt ward auf's neue in Schrecken gesezt. Ein Spanischer Jesuit unternahm es, die Rasenden zu beruhigen. Er begab sich auf den Markt, trat mitten unter sie, und ermahnte sie in einer langen Rede zur Ordnung und Sanftmuth. Aber sie spotteten des unberufenen Friedensapostels, und riefen ihm zu: „Wir brauchen Gold und keine schönklingenden Worte!" Eben so wiesen sie jede andere Vorstellung zurück, und fuhren fort auf Bezahlung des ganzen Rückstandes zu dringen. Dabei hielten sie jedoch die strengste Mannszucht unter sich. Es ward ein Galgen auf dem Markte erbaut, für jeden der sich eines Raubes schuldig machen würde, und wenig fehlte, so hätten sie einen ihrer Kameraden aufgehängt, weil er ein Laken entwendet hatte.

Der Geist des Aufruhrs ergrif jezt auch die Spanische Besatzung der Zitadelle, sie empörte sich ebenfalls, wählte sich einen Eletto, und drang in den Befehlshaber d'Avila, die Schlüssel der Festung heraus zu geben. Aber standhaft weigerte sich der Feldherr diese Forderung zu erfüllen, und erklärte: daß er lieber sterben, als die ihm von seinem Könige anvertrauten Schlüssel ausliefern würde; und bald darauf gelang es dem thätigen und unerschrockenen Vitelli dem Aufstande in der Zitadelle ein Ende zu machen, der Eletto ward niedergestochen und die Rädelsführer wurden entfernt.

Endlich konnte man auch die Aufrührer in der Stadt befriedigen. Die Bürgerschaft schoß 400000 Gulden dazu her, und der Comthur verpfändete sein Silbergeschirr. Sie empfingen einen Theil ihrer Forderungen baar, und den Ueberrest in Tüchern und seidenen Zeugen, welche die Kaufleute lieferten. Der Oberstatthalter ertheilte hierauf den Abtrünnigen im Namen des Königs eine allgemeine Amnestie, und der Tag der Aussöhnung ward durch eine feierliche Messe und ein glänzendes Fest (30. Mai) verherrlicht. Sieben und vierzig Tage hatte der Aufstand gedauert. Die befriedigten Rebellen unterwarfen sich jezt wieder dem militairischen Gehorsam, und Ordnung und Ruhe kehrten in ihre Mitte zurück. Reichlich beschenkten sie von dem empfangenen Gelde Antwerpens Kirchen und Klöster; das Franciskanerkloster allein erhielt ein Geschenk von 4000 Gulden. Bald darauf gingen sie zur Belagerung Leiden's ab, wo sie sich willig allen Anstrengungen unterzogen, und alle ihre Kräfte aufboten, um sich durch Erfüllung ihrer Pflichten auszuzeichnen. Stolz auf den Ruhm ihrer Waffen und auf die Würde ihres Namens, glühender Eifer in Erfüllung ihrer militairischen Verbindlichkeiten und ein wildes Feuer der Leidenschaft, waren Hauptzüge in dem Karakter des Spanischen Kriegers. Glaubte er seine Rechte gekränkt und sich geringschätzig behandelt, so riß ihn sein beleidigtes Ehrgefühl zu der unbändigsten Wuth dahin. So bald er aber von seinen Obern ertrozt hatte, was er mit Recht von ihnen fordern zu können glaubte, war sein

Stolz befriedigt; und der Genuß eines solchen Sieges begeisterte seinen Muth und seine Treue zu den außerordentlichsten Anstrengungen; er unterwarf sich allen Forderungen der strengsten Disciplin und den alten Verhältnissen zwischen Befehlshabern und Untergebenen, bis seine Empfindlichkeit durch eine neue Beleidigung aufgereizt ward.

Das Fest der feierlichen Wiederaussöhnung zu Antwerpen ward durch einen kriegerischen Vorfall gestört. Während die empörten Spanier dort den Meister spielten, hatte man die Flotte, welche neben der Stadt auf der Schelde vor Anker lag, etwas weiter abwärts nach Lillo gezogen, um sie den möglichen Unternehmungen der Aufrührer zu entziehen. Aber indem sie dieser Gefahr entging, unterlag sie einer andern. Die Seeländer, aufmerksam auf alles was zu Antwerpen vorging, erfuhren nicht so bald die Entfernung der Flotte von der Stadt, als sie einen Ueberfall auf die erstere beschlossen, den sie auch mit ihren leichten Fahrzeugen so schnell und glücklich ausführten, daß der Viceadmiral Hamsteede gefangen ward, drei Schiffe verbrannt und eben so viel genommen wurden. Die Nachricht von dem Ueberfall drang schnell in die Stadt. Die mit der Feier ihres Fests beschäftigten Spanier mußten sogleich die Waffen ergreifen. Im vollen Puz, denn ein großer Theil von ihnen war in die reichen Zeuge gekleidet, die sie so eben erhalten hatten, rückten sie auf den kothbedeckten Dämmen gegen den Feind aus, ihr Feuer hinderte jedoch die Seeländer nicht, mit

den eroberten Schiffen die Schelde hinab nach Walcheren zu ſegeln.

Die überfallene Flotte bei Antwerpen war beſtimmt, ſich mit einer andern zu vereinigen, welche in Spanien ausgerüſtet ward, um die abgefallenen Niederländer mit größerem Nachdruck zu Waſſer zu bekämpfen und ihnen das Uebergewicht zu entreißen, welches ſie bisher auf dieſem Elemente behauptet hatten. Das Spaniſche Geſchwader ward mit 15000 Soldaten beſetzt, aber als es ſchon bereit lag, that ſich die rothe Ruhr unter der Mannſchaft hervor, und raffte einen großen Theil derſelben und den Admiral ſelbſt hinweg. Dieſer den Niederländern ſo günſtige Umſtand vereitelte das ganze Unternehmen, und befreite ſie von einer nicht geringen Gefahr.

13.

Belagerung Leiden's durch die Spanier.

1574.

Als Don Friedrich von Toledo in den lezten Zeiten der Statthalterschaft seines Vaters, des Herzogs von Alba, gezwungen ward die Belagerung Alkmar's (1573. Oktober) aufzuheben, sandte er den Spanischen Obersten Francisco Valdes mit einem Haufen Kriegsvolks nach Nordholland, um Leiden anzugreifen. Diese ansehnliche, bedeutende und volkreiche Stadt war keineswegs auf eine Belagerung vorbereitet, obgleich die Anstalten und Zurüstungen des Feindes seit dem Rückzuge von Alkmar, welche seine Absichten verriethen, sie hätten aufmerksam machen sollen. Alle Sicherheitsmaßregeln, alle Vertheidigungsanstalten waren vernachläßiget, vielleicht weil man von der nahe bevorstehenden Ankunft des neuen Statthalters Requesens, dessen gerühmte Menschenfreundlichkeit zu so schönen Hoffnungen berechtigte, das Ende aller Feindseligkeiten und einen allgemeinen Frieden erwartete. Die Besatzung bestand nur aus 8 bis 900 Kriegsleuten, die vorhandenen Mund- und Kriegsbedürfnisse waren unbedeutend, und nicht eher als da der Feind schon im Anzuge war, fing man an Kirchen, Klöster, Bäume

und andere Gegenſtände außerhalb der Stadt, die ihr bei einem Angriff nachtheilig werden konnten, hinweg zu ſchaffen.

Am lezten Tage des Weinmonats (1573) erſchien Francisco Valdes im Angeſichte Leidens. Die ſpäte Jahreszeit und der Wunſch, das Leben ſeiner Soldaten zu ſchonen, beſtimmten ihn, keine förmliche Belagerung zu unternehmen, ſondern der Stadt durch eine enge Umſchließung die Zufuhr zu rauben und ſie durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Zu dem Ende ließ er eine Kette von Verſchanzungen anlegen, wodurch der Ort rings umher eingeſchloſſen und aller Gemeinſchaft mit der benachbarten Gegend beraubt ward. Dieſe ſtrenge Blokade dauerte den ganzen Winter hindurch bis zum Lenzmonat des folgenden Jahrs. Da erhielt Valdes den Befehl, mit ſeinem Corps zu dem Spaniſchen Heere zu ſtoßen, welches ſich gegen den Grafen von Naſſau an der Maas zuſammenzog. Am 31ſten März hob er die Umſchließung auf, folgte ſeiner neuen Beſtimmung und Leiden war frei.

Aber nur von kurzer Dauer war die Freude der Einwohner über die Entfernung ihrer gefährlichen Nachbarn. Graf Ludwig verlor Schlacht und Leben auf der Mockerhaide, ſeine Truppen wurden gänzlich zerſtreut, und die Spanier gewannen wieder freie Hand zur Fortſetzung ihrer Unternehmungen in Holland. Furchtbarer thürmte ſich über Leiden das Ungewitter, welches ſich kaum verzogen hatte, wieder auf, denn ſchon in der Mitte

Mai's erhielt Valdes Befehl, auf ſeinen vorigen Poſten zurück zu kehren.

Mit 7000 Spaniern, Teutſchen und Wallonen verläßt er das Stift Utrecht, wo er ſeit dem Siege über den Grafen von Naſſau geſtanden hatte, geht links neben Amſterdam vorbei, ſezt mit Geſchüz und allen Vorräthen über das Harleminnermeer, und nach wenigen Tagen wehen ſeine Fahnen (1574. Mai) wieder im Angeſichte Leiden's.

Unglücklicherweiſe hatte der Leichtſinn der Einwohner und ihrer Vorgeſezten den warnenden Wink nicht geachtet, welchen der Schuzgeiſt der Stadt, durch die frühere Einſchließung derſelben, ihnen gab. Weit entfernt die Erfahrung jener erſten Gefahr zu benuzen, um ſich auf eine künftige vorzubereiten, glauben ſie ſich vielmehr nach dem glücklichen Vorübergange der früheren gegen jede folgende geſichert. Als daher die Spanier jezt zum zweiten Male vor ihren Mauern erſchienen, fehlte es abermals an allem. Es waren weder Soldaten zur Vertheidigung noch Vorräthe vorhanden, ja man hatte ſogar verſäumt, die von dem Feinde während der vorigen Blokade aufgeworfenen Schanzen zu zerſtören. Eine ſo ſtrafbare Sorgloſigkeit muß unſern ganzen Unwillen wider die obrigkeitlichen Gewalten und die Bürger dieſer unglücklichen Stadt erregen, welche ſo ruhig am Rande des offenen Abgrundes ſchlummern konnten. Nur dann erſt ſöhnen wir uns wieder aus mit ihnen, und unſer Unwille löſt ſich in Bewunderung und innige Theilnahme auf wenn uns die Folge dieſer Begebenheit zeigt, mit welchen

außerordentlichen Standhaftigkeit, mit welchem heroischen Muthe sie die größten Leiden und Gefahren für die Bewahrung des heiligen Palladiums der Freiheit erdulden.

Da sich in der Stadt, außer einer kleinen Anzahl Freischützen, gar keine Kriegsleute befanden, so wurden auf die Nachricht von dem Heranzuge der Spanier sogleich fünf Fahnen Bürger zu einer Art von Miliz organisirt und von der Stadt in Sold genommen. Diese Patrioten, deren Anführer die Hauptleute Nortwik, Schot und Monifort waren, thaten ihren Dienst gemeinschaftlich mit den übrigen Bürgern, und bildeten sich, obgleich des Krieges bisher ganz ungewohnt, in der Folge der Belagerung zu trefflichen Soldaten. Johann van der Does erhielt als Stadtoberster die Aufsicht über die bewaffnete Macht, und Dietrich von Bronkhorst, ein strenger und entschlossener Mann, war des Prinzen von Oranien Befehlshaber in der Stadt.

„Ihr müßt, schrieb der Prinz an den Rath und die Bürgerschaft auf den erhaltenen Bericht von ihrer gefahrvollen Lage, ihr müßt die strengste Aufsicht und Ordnung in Rücksicht des vorhandenen geringen Vorraths an Mundvorräthen beobachten, und alle Bettler und anderes brodloses Gesindel, welches den Verbrauch derselben vermehrt, aus euern Mauern entfernen. Dabei rathe ich euch, die zehn Fahnen Engländer, welche in einer Nähe bei Valkenburg, Alfen und der Goudaschen Schleuse stehen, als Besatzung einzunehmen, und euch wenigstens auf eine dreimonatliche Vertheidigung anzu-

ſchicken, in welcher Zeit ich euch zu entſetzen hoffe."

Es war am 26ſten Mai als Francisco Valdes in der Nähe der Stadt erſchien und ſich ſogleich aller Päſſe und Zugänge bemächtigte, wodurch ſie mit der umliegenden Gegend in Verbindung ſtand. Er nahm ſein Hauptquartier in dem benachbarten Städtchen Leiderndorp. Ludwig Gaeta beſetzte Zöterwoude und den Leidenerdamm, und erſtieg die Schanze von Marslandsluis, wobei er eine tödliche Wunde empfing. Martin d'Ayala vertrieb die Engländer aus Alfen. Der größte Theil dieſer Engliſchen Söldner, deren Aufnahme der Prinz den Leidenern empfohlen hatte, ging zu den Feinden über, nur wenige von ihnen unter dem Hauptmann Cronwel, warfen ſich in die Stadt.

Die Spanier, verſtärkt durch 3000 Mann, welche von Antwerpen her zu ihnen ſtießen, beſetzten auch Vlardingen und arbeiteten Tag und Nacht mit der größten Anſtrengung an Errichtung neuer Werke im ganzen Umfange der Stadt. Schnell wie durch Zauberei ſtieg eine Schanze nach der andern empor, bis ſich endlich die ganze Anzahl derſelben auf vier und ſechszig belief, wodurch die Stadt auf allen Seiten eingeſchloſſen ward.

Bald zeigten ſich hier die Folgen des durch die enge Blokade veranlaßten Mangels an Zufuhr, und zu ſpät bereueten die Leidener jetzt, daß ſie ſich nicht früher mit einem hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln und andern unentbehrlichen Bedürfniſſen verſehen hatten. Zwar war gleich anfangs ein

beſtimmter Preis für die Nahrungsmittel feſtgeſezt worden, da ſich aber nach einer Unterſuchung die am Schluſſe des erſten Monats angeſtellt ward, das beunruhigende Reſultat ergab: daß bei einer Volksmenge von 14000 Köpfen, nur noch ein Beſtand von 110 Laſten Getreide vorhanden war; ſo ſah man ſich genöthiget noch ſtrengere Verfügungen in Abſicht des Brodes zu treffen. Von jezt an durfte auf jede Perſon nicht mehr als ein halbes Pfund täglich gereicht werden; nur die, welche die Wachen bezogen, erhielten ein ganzes Pfund. Wegen der Seltenheit des baaren Geldes wurden Papiermünzen in Umlauf geſezt, wovon man ſchon während der erſten Blokade Gebrauch gemacht hatte. Ihr ſchimäriſcher Werth betrug 10 bis 20 Stüver; das Bild eines Löwen, der eine Stange mit dem Freiheitshute hielt und die Worte: Gott erhalte Leiden! bezeichneten ſie.

Wie ernſtlich aber auch die Feinde ihre Arbeiten zum Verderben der Stadt betrieben, ſo unterließen ſie doch nicht, mitten unter dieſen drohenden Anſtalten, den Bewohnern derſelben auch den Oelzweig des Friedens darzubieten. Es kamen mehrere Briefe in die Stadt von Lannoy, dem Statthalter des Königs über Holland ſeit des Grafen von Boſſü Gefangennehmung; von dem feindlichen Feldherrn Valdes ſelbſt, und von den ſogenannten Weggeſchlichenen, mit welchem Spottnahmen die ausgetretenen Bürger von den Patrioten gebrandmarkt wurden. Darin ward den Belagerten Sicherheit des Lebens und Eigenthums und das Vorrecht,

keine Beſatzung einnehmen zu dürfen, verſprochen, wenn ſie ſich freiwillig ergeben würden.

Aber den Leidenern ſchwebten die Beiſpiele von Naarden und Harlem wie Schreckbilder vor Augen, und warnten ſie den Verheißungen eines Feindes nicht zu trauen, der den verabſcheuungswürdigen Grundſaz hatte: Ketzern und Rebellen dürfe man nicht Treue und Glauben halten. Ein groſſer weißer Bogen Papier, auf welchem nichts ſtand als der lateiniſche Vers:

Fistula dulce canit, dum volucrem decipit auceps,

war ihre ganze Antwort an den feindlichen Feldherrn; und damit waren alle Friedensverhandlungen auf einmal abgebrochen, und Hunger und Schwert mußten über das Schickſal der Stadt entſcheiden.

Mehr Eingang als die feindlichen Anträge zur Uebergabe, fanden die Ermahnungen zur Tapferkeit und Standhaftigkeit, welche der Prinz von Oranien von Zeit zu Zeit an die Belagerten ergehen ließ. Sie erhoben den Muth der lezteren und ſtärkten ihre Beharrlichkeit und Geduld in Ertragung der Gefahren und Mühſeligkeiten des Kriegs, mit welchen die meiſten von ihnen, deren Thätigkeit ſich bisher gröſtentheils nur auf friedliche Gewerbe beſchränkt hatte, noch nicht bekannt geweſen waren. Sie wagten öfters Ausfälle, bald auf die Werke der Belagerer, bald auf die für das feindliche Lager beſtimmten Zufuhren; und nicht ſelten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 10417/024

krönte ein glücklicher Erfolg diese kleinen Unternehmungen.

Es gelang ihnen, sich der feindlichen Schanze bei Boshuisen und einer andern vor dem Ruisberger Thore, welche den Zugang nach den Kohlgärten der Stadt versperrte, zu bemächtigen. Doch wider den furchtbaren Feind, der mitten unter ihnen war und täglich in einer drohendern Gestalt erschien, vermochten sie mit aller ihrer Tapferkeit und Thätigkeit nichts. Die wenigen noch übrigen Vorräthe gingen nach und nach zu Ende; alle Versuche der benachbarten befreundeten Städte, ihnen Lebensmittel zuzuführen, scheiterten an der Wachsamkeit der Spanier, und der gefürchtete Augenblick rückte immer näher heran, wo Mangel und Noth den Belagerern die Thore der unglücklichen Stadt eröffnen mußten.

Zwei Monate waren schon vergangen, und alle Hofnung Leiden zu entsetzen oder wenigstens mit neuen Vorräthen zu versehen, war verschwunden. Da that der Prinz von Oranien, dem das Schicksal der bedrängten Stadt so sehr am Herzen lag, der Ständeversammlung von Holland den Vorschlag: Leiden durch eine Flotte zu retten, welcher der Weg dahin durch Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme gebahnt werden müsse.

Wüßte die Geschichte auch nichts von diesem Fürsten zu erzählen als jenen Vorschlag, so wären wir schon dadurch berechtigt ihm einen Platz in der Reihe der seltenen Geister anzuweisen, denn ein gemeiner Kopf hätte nie einen solchen Gedanken

gefaßt. Das fabelhafte Unternehmen der Titanen war kaum gigantischer, als das, wozu Oranien hier rieth; denn wollte man es ausführen, so mußte nicht nur eine Flotte, es mußte auch das Meer geschaffen werden, auf welchem sie handeln sollte. Was sonst nur das Werk der empörten Natur ist, sollen hier Menschenkräfte vollbringen; und um eine einzelne Stadt dem Verderben zu entreißen, will man einen ganzen beträchtlichen Landerstrich mit allen seinen Schöpfungen des Fleißes und der Kultur unter den Wellen begraben. Dabei ist der Ausgang des ganzen Unternehmens höchst zweifelhaft und ungewiß, und bei den zahllosen Schwierigkeiten und Hindernissen, welche gehoben und besiegt werden müssen, scheint ein glücklicher Erfolg in das Reich der Träume und Wunder zu gehören.

Die Gegend um Leiden ist von unzähligen Kanälen durchschnitten. Sie verbinden die Gewässer der Maas, des Rheins und der Issel, welche die nördlichen Provinzen durchströmen und sich mit der Nordsee vereinigen. Mächtige Dämme, die Brustwehren des Landes wider die Gewalt der Wogen, das wunderbare Werk so vieler Jahre und der außerordentlichsten Kosten und Anstrengungen, sollten jetzt durchstochen, die Schleusen geöffnet und die Feinde, welche man nicht mit den Waffen vertreiben konnte, von den entfesselten Meereswellen verschlungen werden. Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses großen Plans entgegenboten, wurden durch den Umstand beträchtlich vermehrt, daß das Land um Leiden viel höher liegt,

als Delfland und Schieland, von woher das Waſſer zu der Ueberſchwemmung kommen mußte. Der Verluſt an Dammen, Meierhöfen und Feldfrüchten, der dadurch veranlaßt ward, konnte nach einer vorläufigen Berechnung die Summe von ſieben Tonnen Goldes betragen.

Wie ungeheuer aber auch immer der Gedanke war, einen Bezirk von zehn Meilen Landes dem Elemente, welchem es der eiſerne Fleiß der Vorfahren mühſam entriſſen hatte, wieder zu geben, um mit einer Flotte darüber hinweg ſchwimmen zu können; wie zahlreich die der Ausführung widerſtrebenden Hinderniſſe ſein mochten, Hinderniſſe, vor denen nur der Genius eines ſo kraftvollen Zeitalters nicht zurückbebte; und wie unzewiß endlich der, von Wind und Wetter und tauſend andern nicht zu berechnenden Umſtänden abhangende Erfolg war: ſo fand doch nur dieſer einzige und kein anderer Weg zur Rettung Leidens Statt. Ihn mußte man alſo wählen, was es auch koſten mochte, oder eine bundesverwandte Stadt der Rache und den Mißhandlungen eines grauſamen Feindes überlaſſen. Wer konnte der Beredſamkeit Wilhelms von Oranien widerſtehen, der durch ſeine begeiſternden Worte die Herzen der Menſchen lenkte wohin er wollte! Er gewann die Stände von Holland. Sie erklärten ſich zu ihrer unvergänglichen Ehre bereit, die bedrängte Stadt um jeden Preis zu retten. Der Vorſchlag des Prinzen ging durch, und bei Ueberrechnung des Schadens, welchen die Ueberſchwemmung veranlaſſen mußte, tröſtete man ſich damit,

daß der größte Theil des Landes, welches am meisten dadurch litt, in der Gewalt des Feindes sei.

Kaum ist die Unternehmung beschlossen, so sieht man auch schon die Anstalten zur Ausführung derselben treffen. Nach Delft, Gouda und Rotterdam ergehen Befehle, eine Anzahl Fahrzeuge auszurüsten und in Bereitschaft zu halten. Es werden Commissarien ernannt, unter deren Aufsicht und Leitung die Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme geschehen soll; die Besitzer derjenigen Ländereien, welche der Ueberschwemmung zunächst ausgesetzt sind, werden erinnert, ihr Getraide und Heu so bald als möglich von den Feldern in die Scheuern zu schaffen, und ein Abgeordneter der Stände eilt nach Seeland, um diese verbündete Provinz, die Wiege der Freiheit, zur Mitwirkung und einer Beihülfe an Bootsleuten und Kriegsgeräthen aufzufordern. Schon zu Anfange Augusts waren die vorläufigen Anstalten so weit gediehen, daß man die letzte Hand an das große Werk legen konnte. Eine Anzahl Arbeiter, von den Städten und Dörfern Südhollands gestellt, versammelte sich, und bald war der Isseldamm bei Kapelle an sechs Orten durchgraben und eine ungeheure Oeffnung in den Damm zwischen Delftshafen und Rotterdamm gewühlt.

Ein Schreiben des Prinzen von Oranien, dessen Ueberbringer in eine Taube war, denn auch hier machte man, wie vormals zu Harlem, Gebrauch von der Taubenpost, benachrichtigte die Einwohner Leiden's von allem was zu ihrer Rettung

beschlossen und zum Theil schon ausgeführt worden war. Und nur zu sehr bedurften sie eines solchen Trostes, um an dem Schimmer der excentischen Aussicht, die er ihnen zeigte, das Feuer ihres Muths aufs neue zu beleben und sich zu neuen Aufopferungen zu stärken. Schon war der größte Theil des Korns in der Stadt verzehrt. Man hatte noch sechshundert Rinder gehabt, welche vor den Thoren unter dem Schutze des Geschützes weideten und so gewöhnt waren, daß sie auf das erste Getöse der Lärmtrommel oder der Kanonen in die Stadt flüchteten, aber auch diese waren nun geschlachtet; die Lebensmittel wurden immer seltener und theurer; man mußte allen sonst gewohnten Genüssen entsagen und sich Entbehrungen aller Art gefallen lassen. Mißmuth und Unzufriedenheit schlugen Hand in Hand mit dem Mangel unter den Einwohnern umher. Der größte Theil der Freischützen, unzufrieden mit der magern Kost, nahm seinen Abschied und verließ (Anguß) die Stadt.

Unglücklicherweise ward der Prinz von Oranien, während die Anstalten zu dem Entsatze betrieben wurden, zu Rotterdam von einer schweren Krankheit befallen, welche eine Verzögerung derselben veranlaßte. Man hielt sein Uebel für Pest, und die Furcht vor der Ansteckung entfernte Jedermann und selbst seine Hofbedienten von ihm, so daß der Kranke oft von aller menschlichen Gesellschaft verlassen war. Einst hat der Empfänger der Landeseinkünfte von Holland, Cornelius van Mierop, ein dringendes Geschäft bei ihm, welches eine mündliche Unter-

redung durchaus erfordert. Er begiebt sich in die Wohnung des Prinzen, findet überall Leere und Todtenstille und kömmt bis in das Schlafgemach, ohne irgend ein lebendiges Wesen gesehen zu haben. Der Kranke liegt ohne Bewegung auf seinem Lager ausgestreckt. Bei dem Geräusch des Ankommenden richtet er sich wie aus einem tiefen Schlafe empor, und seine erste Frage ist: ob Leiden schon über sei? Mierops verneinende Antwort scheint eine sichtbar wohlthätige Veränderung in seinem Zustande hervor zu bringen; von jezt an bessert er sich täglich, und er wird bald ganz wieder hergestellt, während sich das Gerücht von seinem Tode schon allgemein verbreitet und selbst bei den Feinden Glauben gefunden hatte.

Die Wiedergenesung des Prinzen belebte die Anstalten zur Befreiung Leiden's aufs neue. Zu Rotterdam, Gouda und Delft wurden 200 leichte Fahrzeuge zusammengebracht, welche größtentheils nach Galeerenform platte Boden hatten, durch Ruder bewegt wurden und auf dem Vorder- und Hintertheil eine Kanone führten. Zu dieser Flotte stießen noch vier große Kornschüten, die auf Befehl des Prinzen zu Delft ausgerüstet wurden. Sie waren mit Blendungen von doppelten Planken versehen, die mit alten angefeuchteten Säcken ausgefüttert wurden, um sie gegen die Wirkung der Kanonen zu sichern; dabei führten sie Mauerbrecher und grobes Geschüz. Zu allen diesen Fahrzeugen kam endlich noch eine Art von schwimmender Batterie, breit und am Vordertheil stark mit Eisen

beschlagen, ein sogenannter Eisbrecher, dessen man sich beim Aufeisen zugefrorner Gewässer zu bedienen pflegt. Sie ruhte auf zwei zusammengefügten Schiffen, war mit mehreren Feuerschlünden besezt, und ward nicht durch Ruder und Segel, sondern durch Räder fortbewegt, die von zwölf Mann gedrehet wurden. Dieses sonderbare Fahrzeug, welches den Namen die Arche von Deist erhielt, war ringsumher bedeckt und gegen Musketenkugeln schußfrei, funfzig Mann konnten sich darauf vertheidigen, und seine Bestimmung war, den Paß über den Fluß Schie zu forciren.

Im Anfange des Herbstmonats legte sich das Seeländische Hülfsgeschwader, geführt von Boisot Wilhelmson und Joost de Moor, und mit 800 Seeleuten und hundert eisernen und metallenen Feuerschlünden besezt, bei Rotterdam vor Anker, um sich mit der Holländischen Armada zu vereinigen. Die Seeländische Mannschaft erregte durch ihr schreckliches Ansehn allgemeines Erstaunen. Verwildert durch den ewigen Krieg, welchen sie führten und rauh wie das Element, welches sie als ihre Heimath betrachteten, stellten selbst die Körper dieser Menschen lebendige und grauenvolle Sinnbilder ihres blutigen und zerstörenden Gewerbes dar. Die meisten von ihnen trugen die gräßlichsten Denkmale der Schlachten, worin sie gefochten hatten. Jeden Theil ihres Körpers bezeichneten Narben; manchen fehlte ein Arm, anderen ein Bein, an dessen Stelle ein hölzernes getreten war. Gewohnt sich täglich den größten Gefahren auszusetzen, waren sie so

vertraut mit der Gefahr geworden, daß sie keine Furcht mehr kannten; aber eben so fremd waren ihren ehernen Herzen die Gefühle des Mitleids und der Menschlichkeit, wenn Grimm und Rache ihre wilden Leidenschaften entflammten. Ohne Hoffnung, wenn sie unterlagen, bei ihren Feinden Schonung und Großmuth zu finden, fiel es auch ihnen nie ein, diese Tugenden an ihren Besiegten auszuüben. Schwärmerisch hingen sie an der Freiheit, ohne selbst einen deutlichen Begrif von dem Idol zu haben, welches sie anbeteten; und ein unversöhnlicher Haß wider den Katholicismus, wider die Inquisition und den Spanischen Namen glühete in ihrer Brust. Als Symbole ihrer Gesinnungen über die Katholische Religion, trugen sie an den Hüten kleine silberne Halbmonde mit der Umschrift: Lieber Türkisch als Papistisch!

Die Ankunft der Seeländer in Holland verdoppelte die allgemeine Thätigkeit. Der größte Theil der Holländischen Fahrzeuge ward mit Seeländischen Bootsleuten, eben so geübt im Gebrauche des Feuergewehrs als in der Wendung der Schiffe, bemannt; ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln für die Leidener wurden eingeschift; die Befehlshaber Boisot, Noyelles, Claesen, Durand, Joost de Moor nebst einigen Abgeordneten der Stände begaben sich am Bord, und am 11ten des Herbstmonats wurden die Anker gelichtet, und unter den Segenswünschen aller Patrioten fuhr die Flotte, besezt mit 2500 Mann, zu ihrer großen Bestimmung ab.

Schon war der Anfang mit Durchgrabung der

Dämme gemacht, und die Flotte ruderte aus dem Gewässer, die Rotte genannt, nach dem Damme zu, der die Gränzscheidung zwischen Delfland und Rheinland bildet. Hier stand ein Spanischer Posten hinter einer aufgeworfenen Schanze. Er ward angegriffen und nach einem hartnäckigen Kampfe vertrieben, worauf man den Damm durchstach. Während des Gefechts riß ein Seeländischer Matrose einem noch halblebenden Spanier das Herz aus der Brust, biß wüthend mit den Zähnen hinein, und warf es dann mit dem Ausruf: Freßt, aber es ist bitter! den Hunden zur Speise vor.

Der Niederländische Admiral, getäuscht durch eine falsche Anzeige des Prinzen, der selbst hintergangen worden war, glaubte nach der Ueberwältigung jenes Postens unmittelbar in den Zoetermeerischen See schiffen zu können, aber er fand noch einen zweiten Damm, den sogenannten grünen Weg, vor sich, welcher einen Fuß breit aus dem Wasser hervorragte. Doch auch dieser Damm ward eingenommen und ebenfalls durchstochen. Jetzt aber bot sich ein neues nicht vorherberechnetes Hinderniß dar. Das Wasser und die Kanäle in den Torfgruben, welche jenseit des grünen Weges lagen, hatten keinen andern Abfluß als vermittelst eines Grabens, der unter der Zoetermeerischen Brücke hinläuft. Diese Brücke ward durch eine feindliche Schanze und 30 Fahnen Spanischen Fußvolks vertheidigt, welche erst überwältigt und vertrieben werden mußten, ehe die Flotte durchkommen und weiter vorwärts rücken konnte. Der Angriff ward

beschlossen. Die Arche von Delft und die bewaffneten Kornschüten legten sich vor die Brücke, und beschossen sie einen halben Tag hindurch aus ihren Karthaunen. Die Spanier erwiederten das Feuer ohne von ihrem Posten zu weichen. Beide Theile erlitten einen beträchtlichen Verlust. Eine von den Schüten sank, und die Mannschaft fand in den Wellen ihren Tod. Endlich mußten die Niederländer von dem vergeblichen Gefechte ablassen, ohne die Brücke und den Durchgang erkämpft zu haben.

Ihre Lage war jezt äußerst mißlich. Der Wind stand nicht günstig genug um eine beträchtliche Wassermasse von außen heranwälzen zu können, und das schon vorhandene ward von den Spaniern seitwärts abgeleitet. Zur allgemeinen Freude erhob sich am folgenden Tage (18. September) ein frischer Nordwest, und der Rathsherr und Commissair Wassel hatte den glücklichen Einfall: daß es nicht nöthig sei die Brücke in Besiz zu nehmen, weil man vielleicht, zwischen Zoetermeer und Bentshuisen, über den Zoeterwardischen Weg in den See gelangen könne. Dieser Vorschlag findet allgemeinen Beifall, und der Versuch ihn auszuführen wird sogleich gemacht. Unter dem Schuze der Nacht rudern 70 Galeeren in tiefster Stille nach dem Zoeterwardischen Wege, während der Vicеadmiral mit dem Ueberrest der Flotte ruhig vor der Brücke bleibt. Unbemerkt von den Spaniern erreichen jene den Weg und noch während der Nacht werden sie Meister desselben. Die Teutschen Landsknechte, welche Zoetermeer und Bentshuisen behaupten sollen,

nehmen die Flucht und ziehen sich mit ihrem Geschüz weiter einwärts gegen Leiden, worauf die Niederländer die von ihnen verlassenen Schanzen besetzen. Boisot verfolgte die Feinde bis an die Gewässer der Nordaa. Auch hier waren Verschanzungen angelegt, welche aber ebenfalls während der nächsten Nacht von ihren Besatzungen geräumt wurden. Dadurch blieben die Mündungen der Nordaa, welche eben so gut als die Zoetermeerische Brücke behauptet werden konnten, ohne alle Vertheidigung, und die ganze Niederländische Flotte schwamm ungehindert über den Zoetermeerischen See und legte sich auf einem breiten und tiefen Wasser, welches nach Zweeten läuft, vor Anker. Jezt donnern auf Befehl des Admirals alle Feuerschlünde der Flotte, um den Belagerten ein Zeichen zu geben, daß ihr Retter sich nahe.

Seit elf Tagen schon hatten die Leidener keine Nachricht von der Flotte. Desto größer war die Freude, als man endlich die längsterwartete Losung vernahm, und das Geschüz gab die Antwort von den Wällen herab.

Hunger und Noth hatten sich in der belagerten Stadt vermehrt. Der Mangel erzeugte wie gewöhnlich Misvergnügen, und die Katholiken und übrigen Anhänger der Spanier benuzten diese Stimmung, um die Gemüther noch mehr in Gährung zu bringen und den Samen der Uneinigkeit und Zwietracht auszustreuen. So lange Bronkhorst, des Prinzen Befehlshaber, noch lebte, scheuten sich die Misvergnügten ihren Unwillen laut werden zu

lassen, weil sie seine Strenge und sein großes Ansehn fürchteten. Aber nach dem Absterben dieses achtungswerthen Mannes erhoben sie ihre Stimme, und verlangten: man solle mit dem Feinde wegen der Uebergabe in Unterhandlung treten, weil man nur dadurch dem Hungertode entgehen könne. Ja funfzehn der frechsten von ihnen wagten es sogar auf das Rathhaus zu dringen, wo sie mit großem Ungestüm für sich und dreihundert andere Bürger, deren Abgeordnete zu sein sie vorgaben, Lebensmittel forderten. Einer der gegenwärtigen Bürgermeister, vielleicht ebenfalls ein heimlicher Anhänger der Spanischen Partei, schien durch ihre Klagen gerührt und erklärte: er wolle nicht schuldig sein an dem Tode so vieler Unglücklichen.

Alles schweigt. Die ganze Versammlung ist betroffen. Da erhebt sich der Bürgermeister van der Werft, wendet sich an den tobenden Haufen und spricht mit ruhigem Ernste: „Ich habe dem Vaterlande einen theuern Eid geschworen, und den werde ich treu und heilig halten. Wollt ihr mich umbringen, so mögt ihr's thun, denn sterben muß ich doch einmal und es ist mir gleich, ob ich durch des Feindes Hand oder die eurige falle. Hier ist mein Körper, theilt ihn unter euch und sättigt euch daran, so weit er zureicht!"

Größe reißt unwiderstehlich zur Bewunderung hin und selbst die gemeinste Natur fühlt ihren Einfluß und wird davon ergriffen. Die Unerschrockenheit und der Hochsinn dieses ächten Republikaners schlug den Trotz der feigen Schreier nieder, sie

verstummten und schlichen beschämt davon. Der größte Theil des Raths und der Bürger theilten van der Werfts patriotische Gesinnungen und sein Muth begeisterte den ihrigen. „Wir haben einen linken Arm, — erwiederte einst von den Wällen herab einer der bewafneten Bürger den Spaniern, als sie von diesen ermahnt würden, die Stadt zu übergeben um nicht vor Mangel umzukommen, — wir haben einen linken Arm, den können wir verzehren, wenn uns hungert, denn nur den rechten gebrauchen wir zu unserer Vertheidigung! Lieber übergeben wir unsre Stadt den Flammen und verlassen die rauchenden Trümmer, (22. September) ehe wir die Tirannei eurer Henker erdulden!" Die Weiber, in Verzweiflung gesezt durch die Vorstellung von den Mißhandlungen des Spanischen Kriegsvolks, welche sie bei dem Fall der Stadt zu erwarten hätten, bestärkten ihre Gatten und Söhne in dem heroischen Entschluß, ehe das äußerste zu dulden, als sich zu ergeben.

Die Spanische Partei unter den Einwohnern sezte dagegen ihre Bemühungen und heimlichen Ränke fort, Leiden in die Gewalt des Feindes zu bringen; und um dieses boshafte Vorhaben desto gewisser auszuführen, boten sie alles auf, den Stadtrath der Bürgerschaft verdachtig zu machen und durch Argwohn die Bande des gegenseitigen Zutrauens aufzulösen. Es kam endlich so weit, daß in ihren geheimen Versammlungen der Vorschlag gethan ward, den Rath mit den Waffen in der Hand zu einer Unterhandlung mit den Belagerern

zu zwingen. Glücklicherweise entdeckte eine treue Beguinennonne, welche in den Verderbenschwangeren Zusammenkünften der Verräther gelauscht hatte, ihre gefährlichen Plane, und durch weise Vorsichtsmaßregeln wurden sie vereitelt. Aber indem das durch die Stadt von einer Gefahr, die sie in ihrem Inneren bedrohete, befreit ward, stand sie im Begrif einer andern nicht geringeren von außen zu unterliegen.

Francisco Valdes, von der Unzufriedenheit und dem Mangel an Eintracht unter den Einwohnern auf das genaueste unterrichtet, gründete auf diese für seinen Zweck so günstigen Umstände den Plan, sich der belagerten Stadt durch einen plözlichen Angrif zu bemächtigen. Alle Anstalten zu einem allgemeinen Sturm wurden getroffen, und schon war der Tag der Ausführung festgesezt. Er kam, aber — der Feldherr schwieg und der Angrif unterblieb. Darf man dem Berichte des Geschichtschreibers Strada glauben, so waren Liebe und Galanterie die wohlthätigen Gottheiten, welche hier so unerwartet ins Mittel traten und die Schläge eines nahen Ungewitters von Leiden abwandten. Valdes, so erzählt Strada, war der Verehrer einer jungen Niederländischen Dame, welche sich damals im Haag aufhielt und in der Folge seine Gattin ward. Oft besuchte er während der Belagerung die Dame seines Herzens, und veranstaltete einst ihr zu Ehren ein glänzendes Fest, wozu, durch einen Zufall oder vielleicht auch absichtlich, gerade der Tag vor dem beschlossenen Sturme gewählt ward. Sie erschien

in der versammelten zahlreichen Gesellschaft, aber nicht mit der Miene der Heiterkeit und Freude, sondern in tiefer Schwermuth und ohne an der Fröhlichkeit und den Lustbarkeiten des Fests Theil zu nehmen. Dem Spanischen Feldherrn entging die trübe Stimmung seiner Geliebten nicht, und voll Unruhe und Bestürzung darüber beschwor er sie, ihm die Ursache ihres Kummers zu eröffnen. Anfangs weigerte sie sich, endlich auf seine wiederhohlten dringenden Bitten erwiederte sie: Wie könnte ich mich der Freude überlassen, da das unglückliche Leiden mit dem Blutvergießen und allen Gräueln des morgenden Tages mir unaufhörlich vor Augen schwebt. Valdes wird bestürzt, und versinkt in tiefes Nachdenken. Lange kämpft er mit sich selbst, und weiß nicht, wozu er sich bestimmen soll. Aber die Thränen eines schönen Weibes und der Zauber der Liebe sind unwiderstehlich, selbst die Stimme des Ruhms muß vor ihnen verstummen. Ueberdem hofft er, der Hunger werde ihm in wenigen Tagen, auch ohne Schwertschlag, die Stadt überliefern; und von der feindlichen Flotte befürchtet er noch nichts, denn ein glücklicher Erfolg ihres Unternehmens scheint ihm unmöglich. Er bittet die Dame, sich zu beruhigen, giebt ihr heimlich die Versicherung Leiden nicht zu bestürmen, und — hält sein Wort.

Groß waren die Hinderniſſe, welche die Niederländische Flotte auf ihrer romantischen Fahrt schon glücklich überwunden hatte, aber größere und zahlreichere blieben zu besiegen noch übrig, und wie

weit war sie auch jezt noch von dem vorgesteckten Ziele entfernt! Sie mußte mehrere Tage lang auf der Nordaa unthätig verweilen, ohne weitere Fortschritte machen zu können, denn das Wasser verminderte sich während dieser Zeit, anstatt sich zu mehren, weil sich der Wind in Nordost gesezt hatte. Es stand nicht höher als neun Zoll über dem niedrigsten Lande, und die Galeeren gebrauchten eine Tiefe von achtzehn bis zwanzig. Dieses unglückliche Ereigniß machte einen solchen Eindruck auf den Niederländischen Admiral Boisot, daß er alle Hoffnung auf einen erwünschten Ausgang gänzlich aufgab. In voller Verzweiflung schreibt er dem Prinzen von Oranien: Nur Gott allein, welcher dem Wasser gebieten kann, daß es steige, vermag hier zu helfen!

Doch Wilhelm, nicht gewohnt sich durch Widerwärtigkeiten schrecken zu lassen, antwortete dem Befehlshaber der Flotte: brächte die nächste Springfluth nicht eine hinreichende Masse Wassers, so sollte man den sogenannten Kirchweg, einen beträchtlich hohen Damm durchgraben, und den Versuch machen, eine Anzahl leichter Fahrzeuge mit Lebensmitteln heimlich nach Leiden zu führen, um wenigstens dem drückendsten Mangel abzuhelfen. Denn sei es nur möglich die Stadt noch eine kurze Zeit zu erhalten, so könne man mit Gewißheit darauf rechnen, daß die spätere Jahreszeit Wasser im Ueberfluß bringen werde, um dann den Entsaz ausführen zu können. Hauptmann Gremi, ein beherzter und unternehmender Seemann, erbot sich

freiwillig, den Versuch mit einer Anzahl Transportschiffe zu wagen. Die Leidener wurden durch eine Taube, welche die lezten Boten mit aus der Stadt gebracht hatten, von diesem Vorhaben benachrichtiget, und zugleich gewarnt, sich nicht von dem Feinde täuschen zu lassen, der vielleicht einmal versuchen könne, unter der Maske eines Niederländischen Proviantgeschwaders, die Stadt zu überrumpeln.

Welch ein Bild des Entsetzens und des höchsten menschlichen Jammers stellte das unglückliche Leiden in diesen Tagen, den lezten des Septembers, dar! Hunger und Elend wütheten dort in den gräßlichsten Gestalten. Schon seit sieben Wochen hatte man kein Brod mehr gehabt, nur die Kindbetterinnen erhielten täglich ein halbes Pfund Zwieback. Pferde- und Katzenfleisch waren Leckerbissen, welche man nur zuweilen auf den Tafeln der Reichen sah. Viele vornehme Frauenzimmer schlachteten ihre Lieblingshunde und verzehrten sie. Die ärmeren nährten sich von Baumblättern und zerschnittenen Häuten, schöpften das geronnene Blut aus den Gossen und verschlangen es; oder wühlten alte Knochen aus den Misthaufen und nagten daran. Statt des Biers ward ein Getränk aus Haferhülsen oder verdorbenen Trebern mit Wermuth genossen, oder man trank Wasser mit Essig vermischt. Die Kinder kamen vor Mangel um, und Säuglinge verschmachteten an den leeren Brüsten der Mütter. Oft fand man Mutter und Kind entseelt. Funfzehn arme Leute, die man auf ihr Bitten aus der Stadt gehen ließ um dem Hungertode, welcher ihrer war-

tete, zu entfliehen, wurden von den Spaniern nackend in ihren jammervollen Kerker zurückgejagt. Die schreckliche Folge des Mangels war eine pestartige Krankheit, welche nicht weniger als 6000 Menschen wegrafte. Die Ueberlebenden, durch Hunger entkräftet, hatten kaum Stärke genug, die Leichname der Verstorbenen zu beerdigen. Einst sah man einen todten Körper, der in der Gasse gefunden war, aufrecht vor die Wohnung eines Bürgermeisters hingestellt, gleichsam um den Besitzer des Hauses durch dieses Schreckbild zur Beendigung des allgemeinen Elendes aufzufordern. Auch die Sicherheit der Stadt litt unter diesen Umständen. Posten, die zuvor mit 10 Mann besezt wurden, konnten jezt kaum noch die Hälfte dieser Mannschaft erhalten; und wenn die wachthabenden am Morgen abgelöset wurden und in ihre Wohnung zurückkehrten, fanden sie nicht selten Weib und Kinder todt. In diesen Tagen des Jammers konnte nur der Anblick der Niederländischen Flotte den sinkenden Muth der verzweifelnden Einwohner noch erhalten. Von den Wällen herab zeigten diese Unglücklichen einander die freundschaftlichen Segel, und vergaßen einen Augenblick die Schrecken der Gegenwart, bei der entzückenden Aussicht auf eine baldige Erlösung; doch selbst dieser einzige und ungewisse Trost war wieder dahin, wenn sie nach dem Laufe des Windes blickten, der immer ungünstig blieb.

Aber als eben ihre Verzweiflung und Noth den höchsten Grad erreicht haben, ist das Schicksal ver-

söhnt. So viel Anstrengungen auf der einen, und so viel Standhaftigkeit und Ausdauer von der andern Seite, waren es werth durch einen glücklichen Erfolg belohnt zu werden. Es erhob sich plözlich, am 28sten des Herbstmonats, mit der Fluth ein frischer Nordwest, ein Bote des Himmels für die gebeugten Einwohner Leidens, der ihre schon erstorbene Hoffnung von neuem belebte. Er wandte sich bald darauf ein wenig südlicher, und wälzte die Wellen des Meers mit Heftigkeit über das Land gegen die Stadt hin. Das Wasser erreichte eine Höhe von drittehalb Fuß, und in dem Umkreise von zehn Teutschen Meilen ward alles überschwemmt. Neue Thätigkeit beseelt jezt die Niederländische Flotte. Die finstern und narbenvollen Gesichter der Seeländischen Bootsleute heitern sich auf, wie beim Anblick eines feindlichen Geschwaders. Alles greift nach den Tauen und Rudern, und mit der größten Eil werden die Anstalten getroffen, weiter über das hohe Land hin zu schwimmen. (1. bis 3. Oktober) Die Befehlshaber beschließen, die Flotte in mehrere Divisionen zu vertheilen, und so die Fahrt durch den Kirchweg zu versuchen; würde es an Wasser fehlen, so sollten 12 bis 13 Mann aus jedem Fahrzeuge steigen, um es über die Untiefe hinweg zu heben. Das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben. Den linken Flügel hatte Boisot mit 25 Galeeren gegen Zoeterwoude; der Admiral von Zirikse mit einer gleichen Anzahl von Fahrzeugen den rechten, und der Vicеadmiral mit eben so viel Schiffen ruderte seitwärts gegen Zweeten. Acht oder zehn

Galeeren unter Philip Asseliers blieben indeß auf der Nordaa zurück, um das Geschüz und den Proviant zu decken. Gegen Mitternacht trieben die Befehlshaber mit 20 durch Schanzgräber besezten Galeeren bei dem Kirchwege an, verdrängten die dort zu beiden Seiten verschanzten Spanier, und sicherten sich durch schnell aufgeworfene Brustwehren und durch Fußeisen, womit der Weg belegt ward, wider die Unternehmungen der vertriebenen Feinde. Unter dem Schutze dieser Anstalten fingen die Schanzgräber ihre Arbeit an, und durchstachen an drei Stellen den Damm. Die ganze Proviantflotte, über 100 Segel stark, rückte jezt durch drei Oeffnungen in den Polder *) von Meerburg, während die bewafneten Schiffe ein heftiges Feuer auf Soeters woude machten, wo ein zahlreicher Spanischer Posten hinter Schanzen zu beiden Seiten der Kirche stand. Verschiedene Häuser des Dorfs wurden in Brand gesteckt, und die Fahrt durch den Kirchweg ward glücklich und mit der größten Tapferkeit erzwungen; nur sechs Mann verloren dabei das Leben, und zwei Schiffe, welche sich verirrt hatten, wurden vom Feinde genommen.

Nicht gegen die Stadt herauf, sondern seitwärts nach der Fruenbrügge und dem Papenmeere wandte sich nun die Flotte, wobei die Mannschaft gezwungen war, über einige seichte Stellen die Schiffe hin-

*) Polder ist ein Bezirk, welcher durch Dämme eingeschlossen ist, um ihn gegen Ueberschwemmung zu sichern.

weg zu heben. Diese nicht erwartete Wendung machte die Spanische Besatzung in Soeterwoude bestürzt. Sie fürchtete umgangen und abgeschnitten zu werden, und da sie zugleich gewahr ward, daß das Wasser auf einmal einen ganzen Fuß hoch gestiegen war, so ergrif diese sonst so furchtlosen Krieger ein plözliches Schrecken; sie gaben alle fernere Vertheidigung auf, und dachten nur darauf, sich durch eilige Flucht aus der doppelten Gefahr, von den Wellen verschlungen oder von dem unerbittlichen Feinde umringt und überwältigt zu werden, zu retten. Es war eine dunkle stürmische Nacht. Valdes machte sich zuerst davon. Ihm folgte Alonso Lopez Galli mit sieben Fahnen. Auf den Dämmen zogen sie sich zurück, denn alles um sie her war überschwemmt. Jener wandte sich nach Voorburg und dem Leidenschen Damme, dieser eilte auf Voorschoten zu. Zu spät um ihnen den Rückzug versperren zu können, bemerkten die Niederländischen Befehlshaber die Flucht der Feinde. Aber sie sezten sogleich den Fliehenden nach, und einige Galeeren näherten sich den Dämmen und erreichten jene. Mit Harpunen und krummen Bootshaken rissen die Seeländer die wadenden Spanier in ihre Fahrzeuge herab; andere sprangen aus den Schiffen in das Wasser, folgten den Flüchtlingen, und durchbohrten sie mit ihren langen verrosteten Degen. Der Spanische Hauptmann Pedro Ciaccone von Borgia's Regimente, welches die Schanze bei Lammen besezt hielt, war zur Vertheidigung einer Brücke herbeigeeilt. Die Seeländer umringten die Brücke, rissen

Ciaccone mit vier Bootshaken herab, und warfen ihn, weil sie ihn für todt hielten, in ihr Fahrzeug. Aber der Hauptmann war weder todt noch verwundet, denn die krummen Spitzen der Bootshaken hatten glücklicherweise nur seine Kleider gefaßt, und indem die Schifsmannschaft beschäftiget ist noch mehrere seiner flüchtigen Landsleute aufzufischen, richtet er sich plözlich empor, ergreift ein neben ihm liegendes Schifsbeil, und schlägt mit demselben drei Bootsleute schnell nach einander zu Boden. Die übrigen voll Entsetzen über die Wuth des wieder aufgelebten Todten, springen in das Wasser und überlassen ihr mit Getreide beladenes Fahrzeug dem Ciaccone, und der tapfere Mann erreicht glücklich seine Waffengefährten mit seiner Beute. Ueber 200 Spanier verloren auf diesem übereilten Rückzuge das Leben, und aller Wein und Proviant des Befehlshabers Valdes ward den Siegern zu Theil.

Indeß blieb es noch immer ungewiß, ob die Niederländische Flotte, bei allen schon erlangten Vortheilen, die Stadt, das lezte Ziel so unermeßlicher Anstrengungen, erreichen werde; denn immer noch sind die Hindernisse nicht alle besiegt. Um von dem Punkte, wo sie sich jezt befand, nach Leiden zu gelangen, mußte sie, weil dort die Gegend merklich höher liegt, ihre Fahrt aus dem Soeterwouder Kanal durch den sogenannten Vliergraben nehmen. Aber dieser Graben, welcher von dem Dorfe Lammen nach der Stadt hinläuft, war nicht nur durch eingeschlagene Pfähle am Eingange, sondern auch durch eine feindliche Schanze bei Lammen,

zwiſchen der Vliet und dem Roonburger Kanal verſperrt. Dieſe große feſte Schanze, worin der Spaniſche Oberſt Borgia Befehlshaber war, mußte erſt erobert werden, ehe man ſich der Vliet nähern konnte; es blieb alſo der Niederländiſchen Flotte nichts übrig, als ſich zu einem Angrif auf dieſelbe zu entſchließen.

Durch eine Taube wurden die Belagerten von dieſem Vorhaben unterrichtet und zugleich aufgefordert, den Angrif durch einen Ausfall zu unterſtützen. Das Geſchüz ward durch Soeterwoude über das Papenmeer herbeigeſchaft, und ſo bald es angelangt war, hob das Feuer gegen die Schanze an. (2. Oktober) Die Spaniſche Beſatzung derſelben vertheidigte ſich mit großer Tapferkeit, und die Niederländer erlitten einen beträchtlichen Verluſt, das feindliche Geſchüz war treflich gerichtet, ein einziger Schuß aus der Schanze tödtete auf einmal ſieben Niederländer. Die Befehlshaber der lezteren zweifelten endlich, daß ſie ſich der Schanze ohne Aufopferung einer zahlreichen Mannſchaft würden bemächtigen können. Ja als auch der erwartete Ausfall der Leidener nicht erfolgte, fingen ſie an zu fürchten, daß ſich die Stadt ſchon ergeben habe, eine Beſorgniß, welche nicht eher als am nächſten Morgen wieder verſchwand, da man das Stadtpanier noch auf den Thürmen ſah.

Die Befehlshaber der Flotte hielten jezt eine Berathſchlagung zu Soeterwoude, worin beſchloſſen ward, noch mehr Feuerſchlünde herbei zu ſchaffen, und am folgenden Morgen den Angrif auf die

Schanze zu erneuern. Ein Mitglied der Versammlung that den Vorschlag: die Schanze bei Lammen, deren Eroberung so viel Schwierigkeiten darbot, zu umgehen und ostwärts von derselben, wo der Boden eben und an manchen Stellen schon überschwemmt war, eine Durchfahrt nach der noch eine drittel Meile von dort entfernten Stadt graben zu lassen.

Der Donner des Niederländischen Geschützes bei dem Angrif auf Socterwoude und der Anblick der aufsteigenden Flammen über dem Dorfe, hatten die Belagerten aufs neue mit frohen Hoffnungen erfüllt. Aber erst spät erfuhren sie die Ankunft der Flotte bei Lammen; denn das Schreiben des Niederländischen Admirals, worin sie davon benachrichtiget und zu einem Ausfall aufgefordert wurden, war den Feinden in die Hände gefallen. Jezt da sie von der Nähe ihrer Freunde unterrichtet waren, zeigten die Befehlshaber den Bürgern, um sie zu einem Ausfall anzufeuern, von den Mauern herab die Schanze bei Lammen mit den Worten: Hinter jenen Wällen ist Brod, wollt ihr es dort liegen lassen und Hungers sterben? Nein, nein! war die Antwort der ganzen hungernden Menge; lieber wollen wir mit Nägeln und Zähnen die Wälle durchnagen! Die lezten Kräfte werden angestrengt, alles rüstet sich zu einem Ausfall. Die freudige Aussicht Brod zu finden, ist der Talisman, der sie ihre Schwäche plözlich vergessen läßt, und selbst die Todesfurcht besiegt. Weiber und Kinder müssen sich von den Mauern entfernen, und alle Fahrzeuge in der Stadt werden auf die Kanäle gebracht.

Aber in der Nacht vom 2ten auf den 3ten des Weinmonats änderte sich die ganze Scene. Valdes, der von Soeterwoude nach Leiderndorf geflüchtet war, hatte an Borgia Befehl gesandt, sich in Zeiten abzuziehen, weil er ihm, wegen der Stellung der Niederländischen Flotte, keinen Beistand leisten könne, wenn er von einer überlegenen Macht angegriffen würde. Die Gewißheit eines solchen Angriffs auf der einen und eines Ausfalls der Belagerten auf der andern Seite, bestimmten Borgia zum Abzuge. Während man noch zu Lammen hierüber berathschlagt, stürzt plözlich ein sechs und zwanzig Ruthen langes Stück der Leidener Stadtmauer, zwischen dem Kuhthore und dem Burgundischen Thurm, mit einem ganzen Bollwerke, unter fürchterlichem Krachen, ein. Dieses zufällige Ereigniß, welches einige Tage früher vorgefallen, wahrscheinlich den Untergang der Belagerten nach sich gezogen hätte, beschleunigt jezt ihre Befreiung. Die Spanier zu Lammen halten es für die Wirkung einer schrecklichen Explosion, von den Belagerten selbst veranlaßt, um sich einen Ausgang zu dem morgenden Ausfall zu öffnen. Von Furcht und Schrecken ergriffen, werfen sie eiligst ihr Geschüz in den Vliet, und verlassen ohne Trommelschlag in tiefer Stille die Schanze.

Die Erzählung eines Knaben, welcher während der Nacht bemerkt hatte, daß die brennenden Lunten aus der Schanze verschwunden waren, ohne wieder zu erscheinen, brachte die Belagerten am folgenden Morgen (3. Oktober) zuerst auf die Ver-

muthung deſſen was zu Lammen vorgefallen war. Man wünſchte Gewißheit zu haben und der Knabe ließ ſich durch das Verſprechen einer Belohnung von ſechs Gulden bewegen, die Sache näher zu unterſuchen. Er ſchlich hinaus nach der Schanze, und winkte mit dem Hute zum Zeichen, daß ſie unbeſezt ſei. Ein Mann, der dem Knaben nachgefolgt war, beſtätigte die frohe Botſchaft, und ſogleich rückte der Hauptmann Gerhard von der Laan mit ſeinen Freiſchützen nach Lammen, um die Flotte zu empfangen. Zwei abgeſandte Galeeren brachten dem Admiral Boiſot die Nachricht von dem Abzuge der Spanier. Die Entfernung der Feinde aus der Schanze iſt das Signal zum Aufbruch der Flotte; die Pfähle am Eingange des Vliet werden aufgeräumt; alle Hinderniſſe ſind glücklich beſiegt, frohlockend rudert die ganze Flotte den Vliet herauf. Sontags den 3ten des Weinmonats, Morgens um acht Uhr, wirft ſie die Anker dicht an der Stadt.

Welche Freude erweckt hier die Ankunft der Retter, mit denen Leben und Freiheit zurückkehren: Was für Ausbrüche des lauten und allgemeinen Jubels, wie viel Thränen der Wonne und des Danks! „Leiden iſt gerettet! Leiden iſt frei!“ ſo ſchallt es durch die ganze Stadt, und dieſer frohe Ausruf treibt, wie eine Stimme vom Himmel, die Halbtodten aus ihrem lange verſchloſſenen Grabe hervor. Alles was nur noch Kraft ſich zu bewegen hat, wankt heraus, die Retter zu ſehen und zu bewillkommen; und bald ſind die Ufer des Kanals und der Vlietbrücke mit einer dichten Menſchen-

maſſe von jedem Alter und Geſchlecht bedeckt. Hier ſtehen ſie, die noch vor kurzer Zeit ſo wohlhabenden und glücklichen Einwohner Leiden's, jezt die ſchauderhafteſten Bilder des menſchlichen Elendes; und mit ihren hageren Körpern und entfleiſchten Geſichtern lebenden Gerippen ähnlich. Von wüthendem Hunger gefoltert, ſtrecken ſie Hände und Füße aus um Brod, Heringe und andere Eßwaren aufzufangen, welche ihnen die Bootsleute von den Schiffen zuwerfen. Die ſtärkſten und ſchnellſten ſpringen bis über die Bruſt ins Waſſer und ſchwimmen an den Bord der Schiffe, um deſto früher etwas zu erhaſchen. Einige eilen mit der erhaltenen Beute zu ihren verſchmachtenden Hausgenoſſen zurück, um ſie mit der langentbehrten Nahrung zu erquicken. Andere, unfähig den ſo ternden Hunger zu mäßigen, verſchlingen die empfangenen Lebensmittel in ſolchem Uebermaß, daß ſie ihre Unmäßigkeit mit dem Tode bezahlen mußten.

Mit den Aeußerungen der höchſten Freude wurden Boiſot und die übrigen Befehlshaber der Flotte von den geretteten und dankbaren Einwohnern empfangen. So bald die erſteren an das Land geſtiegen waren, begaben ſie ſich mit ihren Seeleuten in die Kirche, und ein zahlreiches Gefolge von Einwohnern ſchloß ſich mit an. Die dankbaren Herzen zerſchmolzen in froher Rührung, und oft ward durch Schluchzen und Weinen der Geſang der Pſalmen unterbrochen. Nach geendigtem Gottesdienſt überließ ſich alles der Freude, und durch Glockengeläute, Kanonendonner und Luſtfeuer ward

ward der merkwürdige Tag der wunderbaren Rettung Leidens gefeiert.

Die Niederländer hatte der Entsaz nur 40 Mann, die Spanier aber über 1000 gekostet. Die lezteren verließen noch am 3ten alle ihre Posten um die Stadt, verbrannten ihre Hütten und rissen die Schanzen nieder. Ihr Anführer tröstete sich, über das erlittene Mißgeschick dadurch, daß nicht die Tapferkeit eines verächtlichen Feindes, sondern die unwiderstehliche Gewalt des Wassers ihn zur Aufhebung der Belagerung gezwungen habe. Aber nicht so leicht ließen sich seine Soldaten, denen die Plünderung Leidens zur Entschädigung für ihre rückständigen Soldforderungen versprochen worden war, über die vereitelte Hoffnung, ihre Befriedigung zu erhalten, beruhigen. Sie erregten abermals einen Aufstand, bemächtigten sich ihres Anführers, der bei ihnen in den Verdacht gekommen war, daß er, durch Bestechung gewonnen, den schon fest beschlossenen Sturm nicht versucht habe, und er mußte sich glücklich preisen, daß sie ihn nicht in den ersten Ausbrüchen ihrer Wuth in Stücke hieben. Mit Stricken gebunden wie einen Verbrecher schleppten sie ihn mit sich fort, verjagten ihre Hauptleute, wählten einen Sletts, und rückten vor die Stadt Utrecht, um sich durch Plünderung derselben für ihre Forderungen bezahlt zu machen. Aber die Bürger verschlossen ihre Thore, und schlugen die Angriffe der Rasenden mit großem Verluste zurück. Endlich bewirkte Valdes selbst bei dem Comthur die Bezahlung der Rückstände, worauf sie wie gewöhn

lich zu ihrer Pflicht zurückkehrten, und in der Gegend von Mastricht in die Winterlager verlegt wurden.

Der Prinz von Oranien hörte eben zu Delft die Nachmittagspredigt an, als ihm sein Hellebardirer Hans von Brügge die Botschaft von der Rettung Leidens brachte. Nach geendigter Predigt ließ er die frohe Nachricht von der Kanzel bekannt machen, und pfeilschnell flog sie durch die Stadt und die ganze benachbarte Gegend, und verbreitete überall die lebhafteste Freude. Den folgenden Tag (4. Oktober) begab sich der Prinz selbst nach Leiden, dankte den Einwohnern für ihre Treue und Standhaftigkeit und machte eine Veränderung unter den Mitgliedern des Raths. Er veranstaltete darauf bei den umliegenden Orten eine Beisteuer an Lebensmitteln für die Leidener, welche sehr reichlich ausfiel, denn aus Delft allein erhielten sie für 1000 Gulden am Werth.

Als etwas Außerordentliches haben die Geschichtschreiber den Umstand aufgezeichnet, daß sich den Tag nach der Befreiung der Wind anfangs südöstlich und gleich darauf nordwärts gewendet, und das Wasser mit einem Ungewitter aus dem Lande in das Meer zurückgetrieben habe; ein Ereigniß, das, wenn es sich früher zugetragen hätte, die Rettung der Stadt vereitelt haben würde.

Zum Beweise ihrer Erkenntlichkeit für die geleistete standhafte Gegenwehr, boten der Adel und die übrigen Städte Hollands den Leidenern die Zollfreiheit oder eine Universität an. Sie wählten das

lezterе, und am 6ten Jenner 1575 ward der Stadt durch eine, im Namen des Spanischen Monarchen, von den Holländischen und Seeländischen Ständen ausgestellte Urkunde das Recht zur Gründung einer hohen Schule feierlich ertheilt. Die Befehlshaber der Flotte wurden von den Holländischen Ständen mit goldenen Ketten und Kleinodien beschenkt, und mit Denkmünzen, auf welchen man einen Würgengel erblickte, der durch einen plözlichen Ueberfall Schrekken und Tod über die Spanier verbreitet. Der Stadtrath von Leiden verordnete einen jährlichen Festtag zur Feier des Entsazes, und erstreckte seine Dankbarkeit selbst bis auf die Tauben, welche während der Belagerung als Briefträgerinnen gedient hatten. Sie wurden sorgfältig gepflegt und nach ihrem Tode aufgetrocknet und mit ausgespannten Flügeln, zum Andenken für die Nachwelt, auf dem Rathhause aufgestellt.

Im Frühjahr 1575 berief St. Aldegonde von Heidelberg und andern Teutschen Orten her die ersten öffentlichen Lehrer für die neu gestiftete hohe Schule: und so entstand mitten im Geräusch der Waffen die berühmte Universität zu Leiden, die den Namen dieser Stadt bei allen civilisirten Nationen bekannt gemacht, eine große Anzahl merkwürdiger Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens gebildet, und sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

14.

Eroberungen der Spanier in Holland.

1575.

Kaiser Maximilian der II. einer der gerechtesten und duldsamsten Fürsten aus dem Oestereichischen Hause, hatte, durch seine Vorstellungen am Spanischen Hofe, endlich seinen Schwiegersohn Philip den II. bewogen, daß er seine Einwilligung zu einem Friedenscongreß in den Niederlanden gab, der unter Kaiserlicher Vermittelung die gegenseitigen Beschwerden untersuchen, die streitenden Parteien vergleichen, und dem verderblichen Bürgerkriege ein Ende machen sollte. Die Stadt Breda ward mit beiderseitiger Einwilligung zum Orte der Unterhandlungen gewählt, und die Bevollmächtigten der Parteien versammelten sich daselbst zu dem wohlthätigen Geschäft der Versöhnung und des Friedens. Von Seiten des Prinzen von Oranien und der Stände von Holland und Seeland waren es: Karl Boisot, Statthalter von Seeland, St. Aldegonde und Paul Buis, Pensionär von Holland nebst einigen andern; die Königliche Partei sandte den Grafen de la Roche, den Doktor Leoninus, öffentlichen Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Löwen,

den Secretär La Torre und mehrere andere nicht unberühmte Männer; als Bevollmächtigte des Kaisers aber erschienen die Grafen von Schwarzburg und Hohenlohe, beide Schwäger des Prinzen von Oranien. Am 3ten März 1575 wurden die Unterhandlungen eröffnet.

Die Niederländischen Abgeordneten forderten Entfernung der Spanischen und übrigen fremden Truppen, Zusammenberufung der allgemeinen Stände und freie Uebung der Nichtkatholischen Glaubenslehre. Die Gegenerklärung der Bevollmächtigten des Königs war: Die Spanischen Truppen sollten das Land räumen, wenn die Gegenpartei ebenfalls ihr fremdes Kriegsvolk entlassen würde; die Niederländischen Stände sei der König bereit in eben der Art zu versammeln, wie zu der Zeit als ihm sein Vater, Kaiser Karl der V. die Regierung über die Niederlande abgetreten habe, aber in Absicht des Gottesdienstes könne keine Veränderung verstattet werden, weil der König bei der Huldigung die Erhaltung der wahren Religion beschworen habe; jedoch sollten die Provinzen mit der Spanischen Inquisition verschont werden.

Diese Antwort bewilligte dem Anschein nach alles was die Niederländer forderten, den einzigen Punkt der freien Religionsübung ausgenommen. Da nun jene auf diese Vergünstigung bestanden und der Graf von Schwarzburg besorgte, daß dieser Umstand die meisten Schwierigkeiten veranlassen und der gegenseitigen Aussöhnung vielleicht ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzen würde, so schlug

er, um Zeit zu gewinnen, einen sechsmonatlichen Stillstand vor, während dessen die Religionsübung, so wie sie gegenwärtig bestände, fortdauern solle. Der Oberstatthalter Requesens aber wollte den Stillstand nur auf zwei Monat und unter der Bedingung bewilligen, daß aber protestantische Gottesdienst während dieser Zeit aufhören müsse. Bei einer so geringen Aussicht den Zweck seiner Sendung zu erreichen, verließ der Kaiserliche Kommissarius Graf von Schwarzburg Breda, und kehrte nach Teutschland zurück. Nach seiner Entfernung wurden zwar die Unterhandlungen noch fortgesezt, aber die feindseligen Gemüther dachten ihre Forderungen immer weiter aus. Wahrscheinlich war es beiden Parteien kein Ernst mit einer Versöhnung, und die Versammlung trennte sich, ohne den Verheerungen des Kriegs ein Ziel gesezt zu haben. (1575. Juli)

Während dieses fruchtlosen Congresses, welcher große Hoffnungen erregte ohne sie zu erfüllen, hatten die Waffen nicht geruht. Beide kriegende Theile strebten einander Abbruch zu thun, um sich dadurch günstigere Bedingungen zu erkämpfen; aber das Kriegsglück folgte den Fahnen der Spanier. Die Oranische Partei hatte einen fruchtlosen Versuch gemacht, Harlem wieder zu gewinnen; der Comthur dagegen entwarf einen weitumfassenden Plan, sich an der Maas, am Lek und an der Issel festzusetzen, um dadurch die Provinz Holland von der Landseite ganz einzuschließen. Auf dieses Ziel hin weckten die Operationen seiner Feldherren.

Von Westfriesland her drang Barlaimont von Hierges, nachdem er jene Provinz mit Raub, Mord und Brand erfüllt hatte, mit 7000 Mann zu Fuß und 4 Kornetten Reiter in Geldern ein, und stand ganz unerwartet vor Büren (1575. 19. Juli), einer kleinen, mit einer hohen Mauer und breitem Graben befestigten Stadt, die eine Besatzung von 4 Fahnen Fußvolks hatte. Hierges ließ sie aus 15 Feuerschlünden beschießen, und zwang die Besatzung zur Uebergabe. Zugleich überfiel Mondragone mit 1200 Mann die Schanzen von Klundert, Finard und Rüygensil an der Holländischen Seemündung, vertrieb die Niederländische Besatzung und bemächtigte sich der Schanzen. Hierges, verstärkt durch das Teutsche Regiment Fugger, durch ein Regiment Wallonen und 15 Fahnen Lütticher Schanzgräber, theilte seine Macht in drei Heersäulen; rückte über die Maas und den Lek nach Bommel, Woudrichem und Schoonhofen, und erschien plözlich mit seinem ganzen Corps vor Oudewater, während man einen Angrif auf Gouda erwartet hatte.

Oudewater liegt auf einem Damme an der Issel. Das Städtchen war mit Mauern, Thürmen und breiten Wassergraben umgeben, hatte eine Besatzung von 4 Fahnen Teutsche, Franzosen und Schotten, und die ganze wehrhafte Mannschaft, mit Einschluß der bewafneten Bürger, betrug 700 Köpfe. Kaum hatten die Feinde den Ort berennt, (19. Juli) so bemächtigten sie sich einer Schanze, die zum Schuz der benachbarten Isselschleuse diente, vermittelst deren die Stadt unter Wasser gesezt werden konnte. Der

Prinz von Oranien hatte den Einwohnern zu einer Ueberschwemmung gerathen, aber aus Eigennuz, um nicht das Heu auf den Wiesen zu verlieren, ward sie unterlassen. Den 6ten August forderte Hierges die Stadt zur Uebergabe auf, und nach erfolgter verneinender Antwort ließ er sie aus 28 Feuerschlünden beschießen. Das Feuer ward ununterbrochen bis zum folgenden Tage fortgesezt. Die Feinde stürmten, aber ohne Erfolg, und während der Nacht füllten die Belagerten die Breschen wieder aus. Den nächsten Tag ward der Sturm wiederhohlt, und nach einer tapfern Gegenwehr erstiegen die Belagerer den Wall. Alles was den ergrimmten Siegern in die Hände fiel, ward niedergehauen, und ein plözlich entstandener Brand verzehrte den größten Theil der Stadt. Verschiedene Weiber und Mädchen wurden jede für drei bis vier Thaler verkauft, ein protestantischer Geistlicher fand seinen Tod am Galgen, und 20 gefangene Bürger, welche nicht so viel Lösegeld bezahlen konnten, als die Kriegsleute forderten, wurden von diesen Barbaren mit kaltem Blute ermordet.

Von den Ruinen Oudewaters wandte sich Hierges gegen Schoonhofen (10. August). Sein Geschüz warf einen Theil der Stadtmauer nieder, und La Garde, des Prinzen Befehlshaber, übergab, gegen einen freien und ehrenvollen Abzug, nach wenigen Tagen den Ort. Rastlos verfolgte der thätige Hierges seine Eroberungen, bemächtigte sich der Schanzen in Krimpen und Papendrecht, und machte sich dadurch fast ganz zum Herrn der Issel, des Lek

und der Meerhede. Selbſt Dordrecht gerieth in Gefahr, aber der Prinz traf ſchleunige Anſtalten dieſen wichtigen Ort zu ſichern. Bald darauf rief eine andere Beſtimmung den Spaniſchen Feldherrn von dem bisherigen Schauplaz ſeiner Thaten ab. Er führte einen Theil ſeines Heers nach Brabant, den andern ließ er in Holland zurück und übergab ihn ſeinem Bruder dem Grafen von Megen, welcher vor Woerden ging, und dieſe Stadt bis zum Auguſt des folgenden Jahres belagerte.

Um dieſe Zeit vermählte ſich der Prinz von Oranien mit ſeiner dritten Gattin Charlotte von Bourbon, nachdem er die Ehe mit ſeiner zweiten Gattin, Anna von Sachſen, wegen des ausſchweifenden Wandels dieſer Prinzeſſin, hatte trennen laſſen. Die Spaniſche Partei nannte die neue Heirath einen Ehebruch, theils weil Anna von Sachſen noch lebte, theils weil Charlotte von ihrem Vater eigentlich für den geiſtlichen Stand beſtimmt geweſen war. Die Vermählung geſchah zu Briel, und die Prinzeſſin ward von den Abgeordneten aller Oraniſchgeſinnten Städte feierlich begrüßt und beſchenkt. Doch die beunruhigenden Fortſchritte der Spanier in Holland und die großen Anſtalten und Rüſtungen des Oberſtatthalters zu einer Unternehmung gegen Seeland, nöthigten den Prinzen ſich den Armen ſeiner jungen Gattin bald wieder zu entreißen. Wenige Tage nach der Vermählung begab er ſich, mit Einwilligung der Stände nach Walcheren, um das Ungewitter zu beſchwören, welches ſich von Brabant her über Seeland zuſammenzog.

Ehe wir uns jedoch zur Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten in Seeland wenden, sei es erlaubt den nachfolgenden Vorfall, ob er gleich nicht zur Geschichte des Krieges gehört, hier aufzunehmen, weil oft Ereignisse solcher Art den Geist des Zeitalters und der Revolutionen, die sie hervorbrachten, am treusten und anschaulichsten karakterisiren.

So schonend und tolerant sich auch der Prinz von Oranien überall gegen die Bekenner der katholischen Glaubenslehre bewies, so wenig ruhete doch auf den meisten seiner Unterbefehlshaber der Geist einer vernünftigen Duldung. Die blutdurstige Wuth, mit der jene Glaubensgenossen die Anhänger des Protestantismus seit dem ersten Entstehen dieser Sekte in allen Ländern, wohin sie sich verbreitete und besonders auch in den Niederlanden, verfolgt hatten, reizte die lezteren zu einer unversöhnlichen Rache, und ihre neue Religion war nicht dazu geeignet, ihnen mildere und duldsamere Gesinnungen gegen Andersdenkende einzuflößen. Sie übten daher, wo sie die stärkeren waren, die schauderhafteste Wiedervergeltung aus. Ein empörendes Beispiel dieser Art, deren die Zeitgeschichte so zahlreiche aufstellt, ereignete sich zu Anfange des gegenwärtigen Jahrs in den Niederlanden, wo sich der Religionshaß mit den Attributen der öffentlichen Gerechtigkeit bekleidete, um in dieser geheiligten Gestalt die unglücklichen Gegenstände seiner Wuth ungestraft zu zerfleischen. — Nach dem verheerenden Einfall des Spanischen Feldherrn Hierges in Westfriesland,

dessen schon oben erwähnt ward, verbreitete sich das Gerücht, der Feind habe einige Landstreicher gedungen gehabt, eine Anzahl Dörfer in jener Provinz in Brand zu stecken. Diese Sage fand zu einer Zeit, wo die heftigste gegenseitige Erbitterung herrschte, und wo die feindseligen Parteien sich jeden Frevel, jede Schändlichkeit gegen einander erlaubten, allgemeinen Glauben, selbst bei den Ständen von Nordholland und dem Obersten Sonoi, des Prinzen Befehlshaber in dieser Provinz. Die Richter wurden aufmerksam, und in kurzer Zeit zog man über zwanzig Personen aus dem niedrigsten Pöbel als verdächtig ein, welche zwar Einbrüche und andere Vergehungen eingestanden, aber alle Theilnahme an irgend einer Mordbrennerei abläugneten. Den argwöhnischen und strengen Sonoi aber befriedigte diese Untersuchung nicht, er drang auf ein schärferes Verfahren wider die Eingezogenen, und sezte dazu ein besonderes Gericht nieder, (1575) welches seine Sitzungen anfangs zu Alkmar und zulezt auf dem Schlosse Schragen hielt. Dieses verabscheuungswürdige Tribunal, mit Recht das Gegenstück zu dem berüchtigten Blutrath des Herzogs von Alba genannt, eröffnete seine Unternehmungen damit, daß es die Eingezogenen durch die Martern der Folter und durch das Versprechen der Straflosigkeit für ein aufrichtiges Bekenntniß bewog, einige ihnen bekannte reiche Landleute als Urheber des Verbrechens, dessen man sie bezüchtigte, anzugeben. Nur einer von ihnen läugnete standhaft, bis man ihn mit zusammengebundenen Armen und

einer zweihundertpfündigen Last an dem großen Zeh, an einer Leiter aufhing. Die unerträglichen Schmerzen dieser Folter preßten ihm die Bestätigung der Angabe seiner Mitgefangenen aus.

Dies war es, was die Richter wünschten. Die angeschuldigten Landleute, unter denen die drei angesehensten Katholiken waren, werden sogleich eingezogen und vor das Gericht gestellt; aber einstimmig erklären sie die ihnen gemachte Beschuldigung für eine Erdichtung. Die Angeber selbst, welche trotz des erhaltenen Versprechens der Begnadigung zum Scheiterhaufen geführt werden, widerrufen auf dem Wege dahin ihre Anklage, und betheuern die Unschuld der eingezogenen Landleute so wie ihre eigene.

Doch dieser Widerruf half den lezteren nichts, der Prozeß gegen sie ward fortgesezt, und um sie zum Eingeständniß eines nicht begangenen Verbrechens zu zwingen, wurden Martern an ihnen versucht, deren Erzählung allen Glauben übersteigen würde, wenn es nicht leider eine oftbestätigte traurige Erfahrung wäre, daß der Mensch nie sinnreicher ist, als in Erfindung neuer Qualen für Geschöpfe seiner Gattung. Ihre Körper wurden auf eine kannibalische Art mißhandelt. Einer der Unglücklichen starb unter den Martern der Folter; ein anderer, unfähig die entsezlichen Schmerzen länger zu ertragen, bekannte sich schuldig. Er ward verurtheilt, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und er sodann gevierttheilt werden sollte; und dieses barbarische Urtheil ward zu Hoorne an ihm

vollzogen, ob er gleich noch auf dem Richtplaz das durch die Qualen der Folter erzwungene Bekenntniß widerrief, und seine Unschuld betheuerte. Ein dritter von den Angeschuldigten gestand während der peinlichen Frage nicht nur die ihm zur Last gelegten Verbrechen ein, sondern gab auch verschiedene andere Personen, ja sogar ganze Gemeinden als Theilnehmer derselben an. Die Verhaftungen und Untersuchungen schienen nun kein Ende nehmen zu wollen. Unter den zulezt Eingezogenen befand sich auch ein Bürger von Hoorne, über dessen Verhaftung sich ein Streit zwischen Sonoi und der Stadt erhob. Die leztere beklagte sich bei dem Prinzen, welcher Sonoi's tirannischem Verfahren Einhalt that. Die noch übrigen Gefangenen erhielten ihre Freiheit wieder, jedoch zum Theil erst nach dem Gentischen Frieden, und ohne für die erduldeten Leiden und den ihnen zugefügten Schaden entschädigt zu werden. Sonoi's und der Blutrichter Grausamkeit blieb ungestraft.

15.

Merkwürdiger Uebergang der Spanier nach Schouveland und deſſen Folgen.

1575.

Seeland war der Hauptſiz der Revolution. In dieſer Inſelmaſſe fanden die Anhänger derſelben, welche aus Holland und den übrigen Provinzen vertrieben wurden, ein ſicheres Aſil, und den Flotten, worin ihre größte Stärke beſtand, gewährte ſie Schuz und Zuflucht und einen ruhigen Sammelplaz. So lange die abgefallenen Niederländer dort noch den Meiſter ſpielten, konnten die Spanier nicht daran denken, ſie wieder zum Gehorſam zurück zu bringen; und ſelbſt alle Eroberungen in Holland gewährten nur einen ungewiſſen Beſiz, wenn die Gemeinſchaft beider Provinzen nicht getrennt und ihnen dadurch die Möglichkeit einer gegenſeitigen Unterſtüzung entzogen ward, wovon die Belagerung von Leiden erſt jüngſt ein Beiſpiel aufgeſtellt hatte. Der Oberſtatthalter ſah die Nothwendigkeit der Trennung beider verbündeten Provinzen ein, und beſchloß ſie mit den Waffen in der Hand zu verſuchen. Es ward ein Plan entworfen, durch die Eroberung von Schouveland, der äußerſten Inſel

Seelands, festen Fuß in dieser Provinz zu fassen, und um dabei die überlegene feindliche Seemacht zu vermeiden, sollte der Angrif auf jene Insel nicht von der Meerseite durch eine Flotte, sondern vom Lande her durch ein auserlesenes Truppencorps bewirkt werden. Dieser große und kühne Entwurf ward die Veranlassung zu einer der merkwürdigsten und außerordentlichsten Unternehmungen des Niederländischen Kriegs.

Die Provinz Seeland besteht aus einer Anzahl größerer und kleinerer Inseln, von den wühlenden Fluthen der Nordsee, der Schelde und der Maas, welche Ströme sich hier in mehreren Aermen in das Meer ergießen, dem festen Lande nach und nach entrissen. Sehr verschieden an Breite und Tiefe waren die Aerme und Buchten, welche die Mündungen der beiden Ströme zwischen den Inseln bilden. Manche von ihnen waren so seicht, daß man sie durchwaten konnte, und zuweilen über dem Wasser noch die Spitzen der Dörfer sah, die in frühern Zeiten hier gestanden hatten und vom Ozean verschlungen worden waren. Eben diese Seichte machte sie auch den Schiffen unzugänglich. Einige ausgetretene Seeländer, genau bekannt mit der natürlichen Beschaffenheit ihres Vaterlandes, theilten dem Oberstatthalter ihre Beobachtungen mit, und machten ihn aufmerksam auf die eben erwähnten Umstände. Sie stellten ihm vor, wie leicht es sei von Tholen, der zunächst an das feste Land gränzenden Seeländischen Insel, nach Philipsland, der darauf folgenden, welche seit der großen Ueber-

schwemmung (1525) noch nicht wieder angebauet war, herüber zu schiffen; von hier nach Duiveland breite sich eine Sandbank aus, über welche man vermittelst eines Kanals, die Zipe genannt, gelangen könne, und die Bucht zwischen Duiveland und Schouveland könne während der Ebbe durchwatet, und so das Ziel erreicht werden. Nähme die Seeländische Flotte zu beiden Seiten der Sandbank zwischen Philips- und Duiveland ihren Posten, um den Durchzug zu hindern, so hätte man Hofnung sie auf der einen oder andern Seite, weil sie getheilt handeln müsse, zu überwältigen und zurück zu schlagen, und gelänge es den Spaniern sich der Schanze zu Viane auf Tholen zu bemächtigen, so könnten sie von dort aus dem Corps, welches den Uebergang unternehme, Beistand leisten. — Auf diese Bemerkungen und Vorschläge gründete Requesens den Plan zur Unterwerfung Seelands. Er legte ihn seinen Feldherren Vitelli, Mondragone, Avila und Ulloa zur Beurtheilung vor. Sie fanden die Aufgabe schwer und die Ausführung des Unternehmens mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; aber dem Glücke und der Tapferkeit ihrer Krieger vertrauend, schien ihnen ein glücklicher Erfolg nicht unmöglich, und das Wagestück, welches so wichtige Vortheile versprach, ward allgemein gebilligt.

Die Anstalten zu der Ausführung desselben werden mit dem größten Eifer betrieben, und dem einsichtsvollen Vitelli überträgt der Oberstatthalter mit unbeschränkter Vollmacht die Leitung der Zurüstun-

gen. Mehrere tausend Soldaten erhalten Befehl, sich in der Gegend von Antwerpen zusammen zu ziehen. Auch Hierges wird aus Holland abgerufen. Die Werfte von Antwerpen und Bergen-op Zoom sind in voller Thätigkeit, weil sie eilend 30 Galeeren und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge liefern sollen.

Die Anstalten des Feindes erregten die Aufmerksamkeit des Prinzen von Oranien, und nicht lange blieb ihm der Zweck derselben verborgen. Er verstärkte deshalb die Besatzungen von Zirikse und anderer festen Posten der Inseln Schouven und Duiveland, und ließ eine Flotte ausrüsten, bestimmt die Buchten zwischen den Seeländischen Inseln zu beobachten, und den Uebergang der Feinde zu hindern. Sie stach in See, und war so glücklich bei Rosenthal zwölf neue Spanische Fahrzeuge zu überraschen, welche als Transportschiffe bei der Unternehmung gegen Seeland gebraucht werden sollten. Sie führten den Namen Krummschnäbel, und waren von besonderer Bauart, um leichter zwischen den Inseln fahren zu können. Die Seeländer steckten sie in Brand, und 200 Soldaten, mit denen sie besezt waren, wurden zerstreut.

Indeß versammelte sich auf der Insel Tholen der gegen Seeland bestimmte Spanische Heerhaufe; 4000 Mann zu Fuß, 4 Kornetten Reiter und 200 Schanzgräber unter Vitelli, Mondragone und Ulloa. Der Comthur selbst begab sich dahin, und während die nöthigen Vorkehrungen zu dem Uebergange der Truppen geschahen, wurden der Fähnrich Juan

Aranda, ein thätiger und ausgezeichneter junger Mann, und der Ritter Raphael Barberini, mit einigen ausgewählten und der Gegend kundigen Leuten ausgesandt, um die Beschaffenheit der Buchten und Untiefen zu erforschen, und die Stellen aufzusuchen, die man durchwaten und wohin man sich mit den Schiffen wagen könne. Es gelang ihnen, nicht ohne sich den größten Gefahren auszusetzen, die nöthigen Untersuchungen anzustellen, sie kehrten mit den erlangten Lokalkenntnissen zurück, und nach ihrem Bericht ward der Plan zu dem Uebergange entworfen.

Von St. Annenland an der äußersten Spitze der Insel Tholen, sezte das Spanische Corps ohne Schwierigkeit auf leichten Fahrzeugen nach Philipsland über. Durch eine vier tausend Schritte breite Bucht ist diese vierzig Jahre zuvor dem Meere abgewonnene und angebaute Insel von Duiveland getrennt. Mitten durch die Bucht zog sich eine Sandbank hin, welche während der Ebbe unter dem Wasser sichtbar und den Schiffen unzugänglich war. Auf dieser Sandbank konnte man bei seichtem Wasser die Bucht durchwaten, aber es gab darin Lachen und tiefe Stellen welche sorgfältig vermieden werden mußten. Zwischen vier und fünf Uhr des Morgens war der Stand des Wassers am niedrigsten.

Eine Anzahl von 1500 auserlesenen Soldaten, Spanier, Teutsche und Wallonen, geführt von den Hauptleuten Pacheco, Barberini, Aranda und Giralto, ward nebst den 200 Schanzgräbern

bestimmt, den Durchgang nach Duiveland zu unternehmen. Sie wurden in zwei Haufen getheilt. Der erste unter Ulloa war 1000 Mann stark, und an diesen schlossen sich die Schanzgräber, der zweite unter Gabriel Peralta bestand aus 500 Kriegsleuten. Die Nacht vom 28sten auf den 29sten des Herbstmonats war zum Uebergange bestimmt. Die Kriegsleute näherten sich dem Ufer. Rüstung und Kleider bis auf die Schuhe und Hosen wurden abgelegt. Einige waren, außer dem Schwerte, mit Feuergewehren, andere mit Speeren oder langen Beilen bewafnet; die Schanzgräber führten Schaufeln und Hacken. Jeder trug an dem Speere, oder um den Hals, zwei kleine Beutel, wovon der eine mit zwei Pfund Schiespulver, der andere mit Zwieback auf zwei Tage angefüllt war. So vorbereitet, erwarteten sie die Stunde des Aufbruchs.

Mitternacht ist vorüber, und der Mond im lezten Viertel ist eben aufgegangen. Der Himmel hangt in schwarzen Wetterwolken herab. Flammende Blize erleuchten zuweilen das Dunkel, und zittern über den Wellen. Eine tiefe schauervolle Stille, nur von dem Rauschen des nahen Meers unterbrochen. Jezt das Zeichen für Ulloas Zug. Paarweise, mit hochemporgehobenen Feuerröhren und Seitengewehren, und einer dem andern Muth einsprechend, treten die Krieger in die Fluthen hinab, die sich gleich einem weiten und offenen Grabe vor ihnen ausbreiten, und beginnen ihren gefährlichen Zug. Am Ufer steht der Comthur selbst,

um durch seine Gegenwart ihre Unerschrockenheit zu erhöhen; und ein Priester an seiner Seite zeigt den Abziehenden die zuckenden Blitze, als Zeichen des himmlischen Beifalls.

Die Seeländische Flotte lag 42 Segel stark zu beiden Seiten der Sandbank, und harrte auf die Ankunft der Feinde mit ungeduldiger Kampflust. Sie hatte sich so weit herangedrängt, als es wegen der Untiefe möglich war, ja einige kleine Fahrzeuge waren vorsätzlich gestrandet, um näher zu sein. So bald das Rauschen des Wassers die Ankunft der Spanier verkündete, flogen Kugeln, Bootehaken und lange Stangen von den Schiffen auf die Kommenden. Aber das blendende Licht der Wetterstrahlen hinderte die Seeländer mit ihren Feuerröhren richtig zu zielen; und die Spanier, ohne sich schrecken oder aufhalten zu lassen, drangen unter beständigem Kampf immer weiter vor. Dem Hauptmann Isidor Pacheco durchbohrte eine Kugel die Brust. Seine Kriegsleute, die ihn fallen sahen, eilten hinzu um ihn aufzuheben, und auf ihren Schultern weiter zu tragen. Aber der Tapfere, dem der Ruhm seiner Nation mehr galt als seine eigene Erhaltung, rief ihnen zu: Fort, fort euerm Ziele entgegen! verweilt nicht bei mir, denn ich muß sterben! — Noch reichte den Spaniern das Wasser nur bis an die Knie, aber man mußte eilen den Uebergang zu beendigen, ehe sich die Fluth wieder erhob. Durch Schnelligkeit, Anstrengung und Entschlossenheit überwand endlich Ulloa mit seinem Haufen alle Hindernisse und Gefahren, und

erreichte das Ufer von Duiveland, ohne mehr als 12 bis 13 Mann verloren zu haben.

Nicht so glücklich waren die ihm folgenden Schanzgräber, und der Nachzug unter Peralta. Die steigende Fluth verschafte den feindlichen Schiffen einen freieren Spielraum, während jenen das Wasser schon bis über die Brust reichte. Einer drängte den andern, sie verfehlten den rechten Weg, strauchelten, sanken und wurden von den Wellen verschlungen, oder wehrlos von den Seeländern gemordet. Es war eine schauderhafte Scene des Entsetzens und des Jammers. Die Seeländischen Matrosen selbst fühlten Mitleid mit den Unglücklichen. „Welche Raserei, riefen sie aus, treibt eure Anführer, euch wie Wasserhunde durch das Meer zu hetzen!“ Von den 200 Schanzgräbern kamen nur 10 mit dem Leben davon. Peralta mit dem Nachzuge sah sich gezwungen wieder umzuwenden, denn es war keine Möglichkeit weiter vorwärts zu kommen, und nur mit der größten Anstrengung und Gefahr konnte er das Ufer von Philipeland wieder erreichen.

Mit Anbruch des Tages hatte Ulloa die östliche Küste Duivelands glücklich erstiegen. Nach einem kurzen Gebete an die Jungfrau und den Apostel Jakob, rückte er an der Spitze seiner Tapfern mit gefälltem Speere den Damm hinauf. Zehn Fahnen Franzosen, Niederländer, Engländer und Schotten unter Karl Boisot, dem Befehlshaber des Prinzen über Seeland, standen hinter dem Damme. Aber gleich beim ersten Angrif ward Boisot, der

tapfere Befreier Leiden's, von seinen eigenen Leuten erschossen, und sein Tod veranlaßte eine solche Bestürzung unter den Feinden der Spanier, daß sie in der größten Verwirrung entflohen. Sie retteten sich theils auf die Schiffe, theils flüchteten sie in verschiedene auf der Insel angelegte Schanzen, welche leztere aber alle von den Spaniern erobert wurden.

Die Seeländische Flotte hatte nach geendigtem Gefecht ihren Posten zwischen Philipsland und Duiveland verlassen, und sich nach Schouven gewandt, weil die Befehlshaber vorhersahen, daß sich die gelandeten Spanier dorthin ziehen würden. Das Spanische Geschwader benuzte ihre Entfernung, und führte die auf Philipsland zurückgebliebenen Kriegerhaufen unter Avila, Mondragone und Peralta, ebenfalls nach Duiveland über, wo sie zu ihren Wasserfengefährten stießen. Vereint drangen sie nun, von dem kühnen Mondragone geführt, durch die schlammigte, mit Gesträuch und Binsen verwachsene Bucht, welche Schouven von Duiveland trennt. Fünfhundert Niederländer standen in Schlachtordnung am Ufer, aber der bloße Anblick der Spanier schlug ihren Muth darnieder, sie eilten ohne Gegenwehr davon und warfen sich in Zirikzee. Die ganze Insel war jezt den Verheerungen der Spanier preisgegeben. Zwar durchstach die Besatzung von Zirikzee den Borndammerwall, aber die Spanier verstopften nach einem blutigen Gefechte die Oeffnung wieder, und besezten Brouwershagen und ein Blokhaus zwischen Borndamm und Zirikzee.

Der Oberstatthalter war indeß, in Vitelli's Begleitung, selbst auf der Insel angelangt, wo er mit den vornehmsten Befehlshabern einen Kriegsrath über den fernern Gang der Unternehmungen hielt. Es ward die Frage aufgeworfen: ob Zirikſee, die Hauptſtadt der Inſel, oder das befeſtigte Dorf Bommenede zuerſt angegriffen werden ſollte? Die meiſten ſtimmten für das leztere, denn laſſe man Bommenede hinter ſich in der Gewalt der Feinde, ſo bleibe dieſen ein offenes Thor nach Schouven, wodurch ſie von Holland aus Zirikſee und der ganzen Inſel Unterſtützung aller Art zuführen könnten. Der Angrif auf Bommenede ward alſo beſchloſſen.

Dieſes Dorf lag ohnweit der Küſte an der Spitze von drei Dämmen, welche einander beſtrichen. Jeder Damm war mit einem Bollwerk verſehen, welches den Hafen beherrſchte. Eine zahlreiche Beſatzung lag in dem Orte, und Neuylli, ein alter erfahrner Franzöſiſcher Kriegsmann, war Befehlshaber darin. Ein heftiges Feuer aus 12 Feuerſchlünden eröffnete den Angrif, dann folgte ein Sturm, der aber mit großem Verluſt der Belagerer zurückgeſchlagen ward (23. Oktober). Am ſiebenten Tage ward er wiederhohlt (30. Oktober), wobei die Belagerer, um die Beſatzung durch eine ſcheinbar größere Anzahl zu täuſchen, alle Jungen und Alten zum Troß gehörigen Perſonen, mit Feuerröhren bewafnet und auf dem Damm in Schlachtlinie aufgeſtellt hatten. Aber die Belagerten ließen ſich durch dieſes Blendwerk nicht ſchrecken, ſondern vertheidigten ſich mit unerſchütterlicher

Tapferkeit, bis ihre durch langes Wachen und anhaltende Anstrengungen geschwächten Kräfte erschöpft waren. Der Spanische Feldherr d'Avila bemerkte ihr Ermatten, und machte seine Krieger darauf aufmerksam. Da erstieg Toledo, ein Spanischer Musketier, den Wall, und stürzte sich von oben mitten unter die Belagerten herab. Das heroische Beispiel dieses Tapfern begeisterte seine Waffengefährten. Sie folgten ihm, und nach einer fünfstündigen Blutarbeit ward der Ort erobert, und die ganze Besatzung bis auf 20 Mann niedergehauen. Die Belagerung hatte zwanzig Tage gedauert, und kostete die Spanier eine große Anzahl ihrer besten Leute.

Die nächste Unternehmung der lezteren galt Zirikse, der ältesten Stadt in ganz Seeland. Der Prinz von Oranien hatte die Vertheidigung dieses wichtigen Platzes dem Obersten van der Dorp anvertraut, und die Besatzung bestand aus 10 Fahnen Fußvolk. Der einsichtsvolle und thätige Befehlshaber benuzte die kostbare Zeit, welche er durch eine verstellte Unterhandlung mit dem Feinde gewann, die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen, und ihre Vertheidigungswerke durch Ueberschwemmungen und neue Schanzen zu verstärken.

Der feindliche Feldherr Mondragone beschloß, Zirikse durch den Hunger zu besiegen, und ließ es daher von allen Seiten einschließen. Die Stadt liegt an der Bucht oder Durchfahrt zwischen Schouven und Duiveland. Um diese zu sperren, wurden große Pfähle eingerammt und mit Ketten verbun-

den; und wo die Tiefe des Waſſers dies nicht erlaubte, wurden Kähne vor Anker geſtellt, durch übergelegte Bretter in Verbindung gebracht und mit Mannſchaft und Geſchüz beſezt. Bewafnete Fahrzeuge bewachten die übrigen Gewäſſer um die Stadt, und auf den Dämmen wurden Batterien angelegt, um die feindlichen Geſchwader abzuweiſen. Aber alle dieſe Anlagen rückten nur langſam fort, denn die Belagerten thaten häufige Ausfälle, und zerſtörten von Zeit zu Zeit die Arbeiten der Belagerer; während ihre Landsleute von Walcheren her den Feinden die Zufuhr erſchwerten, ſo daß die lezteren dem doppelten Ungemach des Mangels und der ſpäten Jahreszeit ausgeſezt waren. Der Oberſtatthalter und Vitelli erſchienen ſelbſt auf eine kurze Zeit im Lager, um durch ihre Gegenwart die Arbeiten zu beleben, und den geſunkenen Muth des Kriegsvolks wieder aufzurichten. Auf der Rückreiſe nach Antwerpen hatte Vitelli das Unglück, entweder vorſäzlich oder durch Zufall mit der Sänfte umgeworfen zu werden, wodurch ſein ſchwerfälliger Körper ſo ſehr beſchädiget ward, daß er nach wenigen Tagen ſtarb. Er hatte den Ruhm einer der beſten Spaniſchen Feldherren zu ſein, und der Oberſtatthalter bediente ſich ſeines Raths in allen Angelegenheiten des Kriegs. Die Soldaten bedauerten ſeinen Verluſt nicht, weil ſie ihn für den Urheber der beſchwerlichen Belagerung von Zirikſee hielten; und die Geſchichtſchreiber jener Zeit machen ihm den Vorwurf, daß er ein Religionsſpötter geweſen ſei, weil er wahrſcheinlich ein zu aufgeklärter Kopf

war, um dem Aberglauben zu huldigen, den seine Zeitgenossen mit dem Namen Religion bezeichneten.

Der Winter ging vorüber, und Zirikſee widerſtand noch immer dem Mangel und den Waffen der Spanier. Aber alle Verſuche des Admirals Ludwig Boiſot und des Niederländiſchen Feldherrn Grafen Philip Hohenlohe, die Stadt zu entſetzen oder mit Lebensmitteln zu verſehen, mißlangen; und der Prinz von Oranien, welchem die Erhaltung dieſes wichtigen Platzes ſo ſehr am Herzen lag, begab ſich im Frühling des folgenden Jahrs ſelbſt nach Walcheren, um noch eine Unternehmung zur Rettung deſſelben unter ſeinen Augen ausführen zu laſſen. Es ward ein Fahrzeug von außerordentlicher Größe erbaut, und mit Geſchüz und einer Beſatzung von Hakenſchützen verſehen. Dieſes ſchwimmende Schloß ſollte ſich vor dem Damm von Borndamm anlegen und die Mannſchaft an das Land ſtzen, welche die doktigen Spaniſchen Schanzen angreifen und die ganze Aufmerkſamkeit der Feinde auf dieſen Punkt ziehen ſollte, indeß man während des Gefechts die Stadt zu verproviantiren ſuchen wolle. Unglücklicherweiſe aber ward Mondragone von dieſem Plane unterrichtet, und dadurch in den Stand geſezt zweckmäßige Gegenanſtalten zu treffen, wodurch der erwartete Erfolg vereitelt ward. An dem beſtimmten Tage (1576. 15. Juni) näherte ſich das große Niederländiſche Fahrzeug, auf welchem ſich der Admiral Ludwig Boiſot ſelbſt befand, dem Damme und ward von den Spaniern mit einem Eiſenhagel

empfangen. Die Landung der darauf befindlichen Kriegsleute konnte nicht ausgeführt werden, bei eintretender Ebbe gerieth das Fahrzeug auf eine Untiefe, und ward endlich, als die Fluth zurückkehrte, von den Spaniern in den Grund gebohrt. Dreihundert Mann von der Besatzung wurden in den Wellen begraben, und der Admiral theilte das Schicksal seiner Untergebenen. Lange trieb er auf einer abgerissenen Planke in den Fluthen umher, endlich mit Anbruch der Nacht sank er unter und verschwand.

Mit diesem Schlage war jede Hofnung, Zirikzee zu retten, vernichtet. Vierzehn Tage nachher ergab sich die Stadt (1576. 29. Juni), nach einem neunmonatlichen Widerstande. Die Besatzung erhielt einen freien Abzug, die Einwohner kauften die Plünderung mit 200000 Gulden ab, und der Befehlshaber Vandorp verpflichtete sich, die Freilassung des gefangenen Admirals Hamstede zu bewirken.

Mit dieser Eroberung beschlossen die Spanier ihre glorreiche Unternehmung gegen Seeland, deren Ausgang der Oberstatthalter Requesens nicht erlebte. Nur kurze Zeit blieb Zirikzee in den Händen des Feindes, und alle Vortheile jenes Unternehmens gingen für die Sieger verloren durch den unerwarteten Tod des Comthurs, durch den Aufruhr der Spanischen Soldaten und durch eine Reihe anderer Vorfälle, welche eben so glückliche Folgen für die Sache Oraniens und der Freiheit hervorbrach-

ten, als sie den Angelegenheiten ihrer Gegner nachtheilig waren.

Auch in Holland hatten während des Kampfs in Seeland die Waffen nicht geruht. Die Spanier machten Anschläge auf den Texel, auf Wieringen, Gertruidenberg und Gouda, aber sie gelangen eben so wenig, als die Versuche der Gegenpartei, sich Amsterdams oder Harlingens zu bemächtigen. Der Geldmangel lähmte die Thätigkeit beider Theile.

16.

Vereinigung Holland's und Seeland's.

1576.

Schon im Jahre 1574, als sich verschiedene Streitigkeiten unter den Holländischen Ständen erhoben, weil der Adel als erster Landstand die Städte beschuldigte, daß sie ihn aller seiner alten, von den Vätern ererbten Vorrechte zu berauben suchten, forderte der Prinz von Oranien, mißvergnügt über diese Mißhelligkeit und ihre Folgen, die Stände auf: ihn des Antheils, welchen er bisher an der Regierung gehabt, zu entbinden, und sich derselben künftig allein zu unterziehen. (1574. 20. Oktober) Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Absicht des Prinzen bei diesem Schritt keine andere war, als sich einen größeren Einfluß auf die Verwaltung des Staats zu verschaffen; und ist diese Vermuthung gegründet, so erreichte er seinen Endzweck vollkommen. Die Stände, überzeugt, daß sie seiner Hülfe nicht entbehren konnten, und von seinen Vertrauten mit Besorgnissen, daß er seine Hand von ihnen abziehen werde, erfüllt, faßten den Beschluß, ihm die höchste Gewalt in allen Landessachen, unter dem Titel eines Regenten im Namen des Königs, zu übertragen, und sich selbst nur die

Bewilligung der Steuern und übrigen Auflagen, so wie die Besetzung der obrigkeitlichen und anderer öffentlichen Aemter vorzubehalten. (1574. 2. November) Dem Prinzen ward dieser Beschluß vorgelegt, der seinen geheimen Wünschen so gemäß war, weil seine Gewalt dadurch vergrößert ward. Er nahm ihn an, und aus Dankbarkeit bewilligten ihm die Stände auf sechs Monat, zur Bezahlung des Kriegsvolks und andern Ausgaben, ein monatliches Einkommen von 45000 Gulden (December) aus dem Ertrage der damals sehr erhöheten Accise.

Nach Beendigung dieser Angelegenheit begab sich Wilhelm nach Seeland, theils um auch in dieser Provinz die Staatsverfassung auf einen festeren Fuß einzurichten, theils über einen andern Gegenstand, der ihm sehr am Herzen lag, zu unterhandeln. Holland und Seeland hatten zwar bisher gemeinschaftlich gehandelt, aber diese Vereinigung beruhete nur auf ein gleiches Interesse, auf gleiche Gefahren und auf den Kampf wider einen gemeinschaftlichen Feind; sie war durch keine feierlichen Verträge geheiligt, und hörte auf so bald jene Umstände nicht mehr die nehmlichen waren. Oranien, überzeugt, daß beide Provinzen einander nicht entbehren könnten, wünschte das Band ihrer Vereinigung so fest und innig zu knüpfen, daß beide künftig nur Einen Staat bilden möchten. So bald er daher der inneren Verfassung Seelands eine bessere Gestalt gegeben hatte, ging er nach Dordrecht, wo die Stände beider Provinzen versammelt waren, und wo jezt nach seiner Ankunft (1575. April)

der Entwurf zu einer engeren Verbindung gemacht ward.

Die darüber abgefaßte vorläufige Akte enthielt nachfolgende Punkte. Dem Prinzen wird die Macht zugestanden, in allem, was die Sicherheit und Vertheidigung beider Provinzen betrift, nach seinem Willen zu verfahren, Kriegsämter zu besetzen und Besatzungen in die festen Plätze zu legen. Es wird ihm ferner die Verwaltung der zur Führung des Kriegs bestimmten Gelder und die Ausübung der Gerechtigkeit im Namen des Königs, übertragen; auch wird ihm die Ertheilung von Gnadenbriefen so wie die Begnadigung der Missethäter überlassen. Dagegen soll er sich verpflichten, die alten Vorrechte und Privilegien der Provinzen, so wie die Reformirte Religion, zu erhalten und zu schützen, und die Uebung der Römischkatholischen Glaubenslehre abzustellen, ohne jedoch wider Jemanden seines Glaubens wegen eine Untersuchung anzustellen oder solche zu gestatten. Die Stände, Obrigkeiten, Bürger und Communen sollen ihm den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, und er ihnen das eidliche Versprechen geben, die Freiheiten und Vorrechte des Landes zu schützen. Beide Provinzen versprechen, sich unter der Regierung und dem Gehorsam des Prinzen von Oranien zu vereinigen, einander wider den gemeinschaftlichen Feind beizustehen, und nicht einseitig, sondern nur mit gegenseitiger Einwilligung, und mit dem Rathe des Prinzen, in Unterhandlungen mit den Spaniern zu treten. Das Bündniß soll während der Dauer des

Kriegs, und so lange man es für gut finden wird, bestehen.

Der Prinz genehmigte den Inhalt dieser Akte, und sie ward auch von verschiedenen Bevollmächtigten der Stände unterzeichnet (1575. 4. Juni); andere aber erhoben Schwierigkeiten dagegen, auch konnte man sich noch nicht über die Erhebung der Steuern in beiden Provinzen vergleichen. Dieser Mangel an Eintracht vereitelte für jezt noch die Vollendung des großen Werks der Vereinigung. Dem Prinzen ward jedoch von den Bevollmächtigten der Stände die Urkunde, wodurch ihm die Regierung übertragen ward, zu Dordrecht überreicht (1575. 11. Juli). Er nahm sie an und bat nur, daß darin statt des Ausdrucks, Abschaffung der Römischkatholischen Religion, die Worte: Abschaffung der Religionen, welche wider das Evangelium streiten, gesezt werden sollten.

Die großen Fortschritte der Spanischen Waffen in Holland und Seeland während der lezten Hälfte dieses Jahrs, und der Verlust so vieler Städte, veranlaßten die Stände, mit Genehmigung des Prinzen in Unterhandlungen mit dem Englischen und Französischen Hof zu treten, deren Tendenz war, diese Höfe zu einem nachdrücklichen Beistande wider die Spanier zu bewegen, wofür man ihnen die Souveränität über die Provinzen antrug. Aber die Versuche, welche dazu bei beiden Höfen gemacht wurden, hatten keinen glücklichen Erfolg, und die Unterstüzung, welche die Niederländer von England erhielten, war unbedeutend. Alle Hoffnung

auf auswärtige Hülfe verschwand, und die Feinde sezten ihre Eroberungen in Holland und Seeland fort.

Endlich erfolgte der Verlust von Zirikſee, welcher alle Gemeinschaft zwischen Holland und Seeland zu zerreißen drohete, und die abgefallenen Niederländer der Gefahr ausſezte, in dem ungleichen Kampfe mit der Spanischen Uebermacht zu unterliegen und in die Gewalt ihrer alten Tirannen zurück zu fallen. So dringend war damals dieſe Gefahr, daß der Prinz ſich geäußert haben ſoll: man müſſe die Dämme durchſtechen, das Vaterland dem Meere zurückgeben, dem es der Fleiß der Vorfahren abgewonnen habe, und mit Weib und Kindern einen neuen Wohnſiz aufſuchen. Aber in dem Augenblick, da ſchon alles ohne Rettung verloren ſchien, trat das Verhängniß ſelbſt in das Mittel. Es rief den Comthur plözlich vom Schauplaz ab, (1576. 5. März) und mit dem Tode dieſes gefährlichen und glücklichen Feindes zertheilten ſich die drohenden Wetterwolken, und die Sonne der Hoffnung warf einen neuen tröſtenden Strahl auf die bedrängten Provinzen. Ihre Angelegenheiten gewannen ein minder verzweifeltes Anſehn, und ſie genoſſen einer Erhohlung, welche der Prinz auf das thätigſte benuzte, das ſchon im vergangenen Jahre angefangene wichtige Werk der Vereinigung beider Provinzen zur Vollendung zu bringen. Er berief die Stände derſelben nach Delft, (1576. März) und ſtellte ihnen hier nochmals die Nothwendigkeit einer genauen Verbindung auf das nachdrücklichſte

vor, mit der Drohung, er werde die Regierung niederlegen, wenn man nicht auf seinen Rath in dieser Sache achte. Diese Drohung wirkte, die bisher noch unschlüssigen Städte erklärten sich jezt auch nach Wunsch, und so kam endlich der Vereinigungstraktat, welcher das Schicksal beider Provinzen auf das engste verband, völlig zu Stande (1576. 25. April). Die Bundesakte ward von dem Prinzen, dem Adel, und den Bevollmächtigten aller Holländischen und Seeländischen Städte, welche sich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, unterzeichnet. Diese Vereinigung, ein Meisterwerk der Politik des Prinzen, war der Anfang des berühmten Niederländischen Freistaats, und Oranien war jezt ein so unumschränkter Gebieter in den beiden vereinigten Provinzen, als es der König von Spanien, in dessen Namen er die Regierung verwaltete, nur jemals gewesen sein konnte.

17.

Requesens Tod und der Niederländische Staatsrath.

1576.

Die vorhergehenden Abschnitte haben gezeigt, mit welchem Glücke der Oberstatthalter Requesens den Krieg wider die abgefallenen Niederländer führte. Er hatte zuletzt die Provinzen Holland und Seeland auf das äußerste gebracht, und seine Fortschritte würden ohnstreitig noch bedeutender gewesen sein, hätten nicht der immerwährende Geldmangel, mit welchem er zu kämpfen hatte, und der Geist des Aufruhrs unter seinen Spanischen Soldaten so oft seiner Thätigkeit Fesseln angelegt. Während des Winters von 1575 bis 1576 betrieb er die Belagerung von Zirikzee auf das eifrigste, um durch die Eroberung dieser Stadt seiner kühnen Unternehmung gegen Seeland das Siegel der Vollendung aufzudrücken. Aber er erlebte die Uebergabe derselben nicht mehr. Gegen Ende des Hornungs begab er sich aus Seeland nach Brüssel, um eine Empörung zu unterdrücken, welche unter der Spanischen Reiterei in Brabant ausgebrochen war. Den Tag vor seiner Ankunft in der Hauptstadt Brabants,

ergrif ihn ein heftiges Fieber, welches ihn nach wenigen Tagen auf die Bahre ſtreckte (1576. 5. März). So ſtarb Requeſens, ohne irgend eine der großen Erwartungen erfüllt zu haben, welche ſich die Niederländer, deren Achtung und Liebe er bald nach dem Antritt ſeiner Regierung wieder verlor, anfangs von ihm gemacht hatten. Größer wie ſein Vorgänger als Regent und Staatsmann, befolgte er doch im Ganzen, nur mit etwas mehr Mäßigung, deſſen Grundſätze. Auch er haßte die Niederländer als Ketzer und Rebellen, und glaubte ſo wie jener, daß ſie nur durch ſtrenge Mittel zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten. Sein unerwarteter Tod verbreitete unter den Spaniern und Spaniſchgeſinnten allgemeine Beſtürzung, ſo wie er den Muth und die Hoffnung des Prinzen von Oranien und ſeiner Anhänger von neuem belebte. Auch die Königin von England ſchien jezt geneigter, ſich der abgefallenen Niederländer anzunehmen. Aber der Prinz und die Stände dachten nun anders, denn ſie hatten nicht mehr Luſt ſich einem fremden Herrn zu unterwerfen, ſondern wollten erſt die Folgen von dem Tode des Oberſtatthalters abwarten.

Die Regierung des lezteren zeichnete ſich noch durch eine politiſche Merkwürdigkeit aus, welche hier angeführt zu werden verdient, weil ſie für alle nachfolgenden Zeitalter wichtig war. Kraft einer Verordnung des Spaniſchen Monarchen, (1575. 16. Juni) ward der Anfang des neuen Jahres, welcher vor dieſer Epoche jedesmal von dem erſten Oſter

tage angerechnet worden war, künftig auf den 1sten Jenner festgesezt. In Frankreich geschah diese Veränderung schon zwölf Jahre früher, in den Niederlanden aber ward der 1ste Jenner 1576 der erste Neujahrstag nach der neuen Zeitrechnung.

Der verstorbene Statthalter hatte zwar von dem Könige die Vollmacht erhalten, sich einen Nachfolger zu wählen, und seine Aeußerungen auf dem Krankenlager schienen anzudeuten, daß er dem Grafen von Mansfeld, dem vornehmsten unter den Generalen, die Leitung der Kriegsangelegenheiten und dem Grafen Barlaimont die Führung der Reichs- und Staatssachen übertragen wolle. Aber da er so schnell Verstand und Sprache verlor, so konnte er nichts rechtskräftiges darüber festsetzen. Dieser Umstand war von außerordentlichen Folgen, und hatte den wichtigsten Einfluß auf die Begebenheiten in den Niederlanden. Da kein Nachfolger bestimmt war, so übernahm der Niederländische Staatsrath nach dem Tode des Comthurs die Regierung, und der König bestätigte ihn darin durch ein Schreiben vom 24sten März, bis zur Ankunft seines Bruders D Juan von Oestreich, dem er bereits die Oberstatthalterwürde der Niederlande ertheilt hatte. Diese, auf den Vorschlag des alten Staatsraths Hopperus erfolgte königliche Bestätigung schien anzudeuten, daß Philip der II. zum erstenmale geneigt sei, von seinen strengen Maßregeln gegen die Niederländer nachzulassen, und durch einen so glänzenden Beweis seines Zutrauens ihre Gemüther wieder zu gewinnen suche. Sie erregte

deshalb die lebhafteſte Freude bei der Nation, welche ſich die glücklichſten Folgen von der neuen Regierung verſprach, und nichts geringeres als die Wiederherſtellung der Ruhe des Vaterlandes von ihr erwartete. Leider ward nie eine Hoffnung weniger erfüllt, als dieſe! Was früher geſchehen vielleicht den glücklichſten Erfolg gehabt hätte, brachte jezt keine der erwarteten ſegenreichen Wirkungen hervor, die Verwirrung nahm unter der neuen Regierung zu, und die Furien des Bürgerkriegs, vorher größtentheils auf Holland und Seeland eingeſchränkt, breiteten jezt auch über die anderen Niederländiſchen Provinzen ihre Verheerungen aus.

Der Staatsrath beſtand aus Spaniſchen und Niederländiſchen Mitgliedern. Es waren folgende: Philipp, Herzog von Arſchot, Peter Ernſt, Graf von Mansfeld, Graf Barlaimont, Maximilian von Gent, Viglius ab Aytta, Arnold Sasbout, Chriſtoph Aſſonville, Ludwig del Rio und Hieronimus von Rueda oder Roda, welche beide lezteren zur Zeit des Herzogs von Alba Mitglieder des berüchtigten Blutraths geweſen waren. Die erſten Schritte dieſer hohen Reichsverſammlung ſchienen zu beweiſen, daß ſie genau die Maßregeln des verſtorbenen Oberſtatthalters befolgen wolle. Sie gab Befehl, die Belagerung von Zirikſee, welche damals noch dauerte, ſo wie die von Wörden, fortzuſetzen; unterſagte allen Handel mit Holland und Seeland, und ermahnte dieſe beiden Provinzen, ſich dem Könige zu unterwerfen. Doch das dringendſte Geſchäft der neuen Regierung war, Geld zur Bezah-

lung der Spanischen Truppen und zu den übrigen Staatsbedürfnissen herbei zu schaffen.

Aber es war nicht leicht die Quellen auszumitteln aus denen man die nöthigen Summen schöpfen konnte. Die Verschiedenheit der Meinungen über diesen kritischen Punkt erregte eine Spaltung unter den Mitgliedern des Staatsraths, welche bald dem Volke bekannt und von den heimlichen Anhängern und Agenten des Prinzen von Oranien benuzt ward, der Versammlung Ansehn und Zutrauen zu rauben; und so scheiterten an jener Klippe alle die großen Hoffnungen, die man anfangs von der neuen Regierung gefaßt hatte. Das Volk glaubte nehmlich eine sogenannte Spanische Partei im Staatsrath zu entdecken. Es theilte daher die Mitglieder desselben in zwei Klassen, und nannte die einen Spanischgesinnte und die andern Patrioten. Die Stände der einzelnen Provinzen, stets bemüht ihr altes Ansehn und ihren ehemaligen Einfluß wieder zu gewinnen, bauten auf die Unzufriedenheit des Volks über den Staatsrath den Plan zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches, und drangen auf eine Versammlung der allgemeinen Staaten.

Den Sturz der neuen Regierung zu vollenden, war unter den Spanischen Truppen, denen man ihre Soldrückstände nicht bezahlen konnte, eine schreckliche Empörung ausgebrochen. Die Ausschweifungen, welche die Aufrührer in Brabant und Flandern begingen, vermehrten die Unzufriedenheit des Volks. Von allen Seiten erschollen Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten, und das allgemeine

Geſchrei beräubte den Staatsrath dergeſtalt, daß er einen Entſchluß faßte, der eben ſo außerordentlich als widerſinnig war. Durch einen förmlichen, im Namen des Königs abgefaßten Beſchluß werden die empörten Spaniſchen Soldaten für Rebellen und Meineidige erklärt, und den Einwohnern wird befohlen: ihnen weder Hülfe noch Beiſtand zu leiſten, ſondern ſich ihren Ausſchweifungen mit Gewalt zu widerſetzen. Dieſe Achtserklärung war gleichſam die Loosung zu einem neuen Bürgerkriege. Sie ſezte alles in Bewegung. Ueberall werden Truppen geworben, Städte befeſtigt, und Bürger und Landleute verlaſſen ihr friedliches Gewerbe um die Waffen zu ergreifen. Dieſe drohenden Anſtalten, obgleich nur gegen die Aufrührer gerichtet, erregen das Mistrauen der noch nicht empörten Spaniſchen Regimenter, und ſie halten nicht blos ihre rebelliſchen Kameraden, ſondern auch ſich ſelbſt für den Gegenſtand derſelben. Die Folge davon iſt, daß ſie ſich größtentheils mit den Rebellen vereinigen und gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Ihre Befehlshaber ſelbſt geben jenem Argwohn Raum, und rufen die Truppen, welche in Zirikſee und vor Woerden ſtanden, aus Seeland und Holland nach Brabant, um ihre Macht auf einem Punkt zu vereinigen.

Der Prinz von Oranien, auf alles aufmerkſam was in Brabant und Flandern, wahrſcheinlich nicht ohne ſein Zuthun vorfiel, erließ wiederhohlte Ermahnungsſchreiben an die Stände jener beiden Provinzen, an die von Geldern und Utrecht und an

verschiedene angesehene Privatpersonen, worin die Empfänger aufgefordert wurden, sich mit ihm gegen die Spanier zu vereinigen, um mit gemeinschaftlichen Kräften die Freiheit zu erringen, wozu ihnen die gegenwärtige Uneinigkeit ihrer Tirannen eine wünschenswerthe Gelegenheit darböte. Zugleich trug er ihnen seine Dienste und den Beistand Holland's und Seeland's an, mit der Versicherung, daß der reinpatriotische Wunsch, ihnen die Freiheit zu verschaffen, die einzige Veranlassung dieses Anerbietens sei. Die Anhänger des Prinzen sparten weder Ueberredungen noch irgend ein anderes Mittel, seinen Vorstellungen Eingang bei dem Volke zu verschaffen, und schon fingen die Stände an in vollem Ernste auf eine Verbindung mit Holland und Seeland zu denken, als ein unerwarteter Auftritt zu Brüssel die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich zog.

Glimes, der Befehlshaber in jener Stadt und ein heimlicher Anhänger Oraniens, umringte am 14ten des Herbstmonats (1576) plözlich mit zwei Fahnen Wallonen die Versammlungssäle, worin der Staatsrath eben seine Sitzung hielt, und ließ alle Mitglieder, welche zugegen waren, verhaften. Die patriotischgesinnten wurden jedoch gleich wieder in Freiheit gesezt, die von der Spanischen Partei aber: Mansfeld, Barlaimont, Viglius, Assonville und del Rio, blieben in Verwahrung. Das Volk war in großer Masse zusammengeströmt, aber es erlaubte sich keine Ausschweifungen, sondern gab einen stillen Zuschauer bei diesem Auftritt ab, der wahrscheinlich

mit Vorwissen des Prinzen und der Stände erfolgte, obgleich beide öffentlich alle Theilnahme daran läugneten. Hieronimus de Roda, einer von den Spanischgesinnten Staatsräthen, befand sich eben zu Antwerpen, als dieses in Brüssel vorfiel. Dieser kühne und unruhige Kopf erfuhr nicht so bald das Schicksal seiner Amtsgenossen, so nahm er die Würde eines Oberstatthalters des Königs an, und ließ als solcher Befehle ergehen; aber die patriotischen Staatsräthe zu Brüssel erklärten sie für ungültig und protestirten dagegen. So verlor der Staatsrath nach und nach alle Achtung und sein ganzes Ansehn bei der Nation.

Dagegen erhielten die zu Brüssel versammelten Stände von Brabant einen immer größeren Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Sie übertrugen dem Herzog von Arschot die Verwaltung der Staats- und Kriegsgeschäfte. Die Stände von Flandern, welche sich ebenfalls versammelt hatten, eröffneten ihre Sitzungen mit einer äußerst heftigen Rede wider die Spanier und deren Grausamkeiten und Räubereien; und verschiedene Mitglieder thaten den Vorschlag, daß man sich mit den Ständen von Brabant und Hennegau vereinigen müsse, um die Spanier mit gemeinschaftlichen Kräften aus dem Lande zu jagen.

Die Feindseligkeiten waren auch schon ausgebrochen, und die Bürger von Gent belagerten die Spanische Besatzung in ihrer Burg, um sie an einer Vereinigung mit den Empörern, welche bei Alost standen, zu hindern. Der Prinz von Ora-

nien, welcher nichts so sehr wünschte, als seinen Einfluß und sein Ansehn in Flandern und Brabant zu vermehren, wußte es durch geheime Unterhandlungen dahin zu bringen, daß er von den Ständen jener Provinz um einen Beistand an Geld und Truppen ersucht ward. Sogleich sandte er acht Fahnen Fußvolk mit 17 Feuerschlünden unter dem Obersten Tempel nach Flandern, und versprach ein noch zahlreicheres Hülfscorps nachfolgen zu lassen. Die Erscheinung dieser Truppen erweckte große Besorgnisse bei den eifrigen Katholiken, und bei allen denen, die den Ehrgeiz des Prinzen fürchteten; indeß wurden sie doch mit Freuden empfangen, man erlaubte ihnen in den Häusern die Psalmen zu singen, und sie sezten die Belagerung (26. September) der Burg vereint mit den Genern fort.

So viel unerwartete Vorfälle, so viel schnell auf einander unternommene kühne Schritte der patriotischen Partei, gaben den Provinzen, worin die Spanier bisher die Oberhand gehabt hatten, eine ganz andere Gestalt, und entrissen plözlich der Spanischen Regierung auch hier den größten Theil ihres Ansehns und ihrer Macht. Die Stände dieser Provinzen rechtfertigten ihr Verfahren in einer Denkschrift an den König und durch öffentliche Manifeste. Sie sagten in den lezteren unter andern; die rasende Aufführung und die ungeheuern Ausschweifungen der Spanischen Truppen müßten den gerechten Verdacht erzeugen, daß der Hof sie begünstige und durch Entziehung des Soldes vorsäzlich befördere, um die Niederländischen Provinzen durch

die zur Verzweiflung gebrachten Soldaten in eine Einöde verwandeln zu laſſen. An den Kaiſer, den König von Frankreich und den Herzog von Cleve ließen ſie Sendſchreiben ergehen, welche die Bitte um den Beiſtand dieſer Fürſten enthielten. In der Bittſchrift an den Kaiſer (Brüſſel 1576. 2. Oktober) war mit den lebhafteſten Farben das grenzenloſe Elend geſchildert, welches das Spaniſche Kriegsvolk über die Niederlande gebracht hatte, und er ward gebeten den Teutſchen Soldaten, welche ſich als Spaniſche Söldner in Belgien befanden, die Vereinigung mit den Spaniern zu unterſagen. Aber es erfolgte keine Antwort auf dieſe Bittſchrift. Maximilian der II. war krank und ſtarb bald darauf.

18.

Plünderung Antwerpen's durch die Spanier.

1576.

Die Spanischen Regimenter, welche sich durch die Eroberung der Insel Schouwen so viel Ruhm erwarben, hatten beträchtliche Soldrückstände zu fordern, deren Bezahlung man ihnen versprach, wenn die Stadt Zirikse erobert sein würde. Mit unermüdeter Geduld ertrugen sie die Gefahren und Anstrengungen dieser Belagerung während der neunmonatlichen Dauer derselben; aber kaum waren sie als Sieger in die Stadt eingezogen, so erneuerten sie mit Ungestüm ihre Forderung, und da ihre Befehlshaber sich nicht in der Lage befanden, sie ganz so wie sie verlangten befriedigen zu können, so wurden sie aufs neue von dem Geiste des Aufruhrs ergriffen. Trotzig zogen sie zur Stadt hinaus mit der Drohung, das ganze Land umher mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Man bot ihnen die 100000 Gulden Ranzion an, welche die Stadt Zirikse erlegen mußte, aber sie schlugen sie aus, weil sie ihre volle Bezahlung verlangten, und als hierauf die Wallonischen Kriegsleute jene Summe empfingen, ward ihre Wuth aufs höchste gespannt.

Jezt kündigen sie ihren Befehlshabern allen Gehorsam auf, verlassen Seeland, und stürzen sich gleich einer Heerde hungriger Wölfe über Brabant. Ohnweit Herenthals wählen sie einen Electo, und nach Anhörung einer feierlichen Messe schwören sie einander unverlezliche Treue. Vergebens sendet der Staatsrath den Grafen von Mansfeld und andere Befehlshaber ab, um sie zu beruhigen. Sie fordern Geld, und da sie dieses nicht erhalten, bleiben sie taub gegen alle Vorstellungen. Wie ein Hagelwetter stürmt der wüthende Haufe, Städte und Dörfer plündernd, über Brabant. Brüssel und Mecheln verschließen ihre Thore vor den Aufrührern, welche sich zwischen der erstgenannten Stadt und Asch mit einigen andern Banden ihrer empörten Landsleute vereinigen, und nachdem sie die ganze umliegende Gegend verwüstet haben, am 25sten des Heumonats Morgens plözlich vor dem Flandrischen Städtchen Alost erscheinen. Ein rasender Angrif folgt dem andern, und gegen Abend bemächtigen sie sich des Orts, troz der tapfersten Vertheidigung der Einwohner, denen die benachbarten Landleute zu Hülfe geeilt waren. Sie wählen die Stadt zu ihrem Waffenplaz und zum Mittelpunkt ihrer ferneren Unternehmungen. Von hier aus durchschwärmen sie in zahlreichen Rotten das platte Land bis nach Gent und Brüssel, und machen es zum Schauplaz ihrer Grausamkeit und Raubgier. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner rächen sich wo sie können, jeder Spanier, der einzeln in ihre Hände fällt, wird ohne Gnade gemordet.

Jezt erfolgte die schon erwähnte Achtserklärung des Niederländischen Staatsraths wider die Aufrührer, wodurch sie öffentlich als Meineidige und Rebellen dargestellt wurden, den Einwohnern untersagt ward ihnen Beistand oder Unterstützung zu leisten, und jeder das Recht erhielt ihrer Gewaltthätigkeiten Gewalt entgegen zu setzen. Den Ständen ward die Erlaubniß ertheilt, Kriegsleute zum Schutze ihrer Provinzen wider die Empörer zu werben, und bald sah man in Brabant, Flandern und Hennegau die Fahnen einer Ständischen Miliz.

Die Folge dieses Verfahrens war so, wie sie jeder vorhersehen konnte. Weit entfernt die Ruhe wieder herzustellen, bewirkte sie gerade das Gegentheil, und anstatt das Land von seinen Peinigern zu befreien, vermehrte sie die lezteren und machte sie noch frecher und tollkühner. Viele Spanische Soldaten, welche bisher noch keinen Theil an dem Aufstande genommen hatten, vereinigten sich jezt mit den Rebellen, denn der geheime Zweck der Achtserklärung schien kein anderer, als eine allgemeine Volksbewafnung wider alle Spanische Truppen ohne Ausnahme, zu sein. Ihre Befehlshaber selbst glaubten dies, und zogen wider den Willen des Staatsraths die Spanische und Italienische Reiterei aus Holland, und das Belagerungscorps vor Wörden zurück.

Brabant und Flandern wurden jezt die Bühne eines förmlichen Kriegs, zwischen den geächteten Spaniern auf der einen, und den Ständischen

Truppen und Einwohnern auf der andern Seite. Die Räubereien und Gewaltthätigkeiten der erstern wurden immer zahlreicher und schrecklicher. Sie waren für vogelfrei und außer dem Schutze der Gesetze erklärt, jeder Niederländer hatte das Recht sie zu ermorden, es fehlte ihnen an Geld und Lebensmitteln und den Einwohnern war untersagt, ihnen etwas zukommen zu lassen, — was blieb ihnen übrig in dieser schrecklichen Lage? Nur die Gewalt konnte ihre Existenz sichern, und das Recht der Selbstvertheidigung und Nothwehr, worauf sie zurückgezwungen waren, gab ihren Unternehmungen ein minder strafbares Ansehn. Raub und Mord waren jezt tägliche Erscheinungen, und oft kam es zu blutigen Gefechten zwischen den Rebellen und der Ständischen Miliz, worin jene fast immer die Oberhand behielten. Einst ward eine der Spanischen Banden, die Falconetta genannt, welche sich plündernd und mordend in Flandern umhertrieb, von den ergrimmten Bauern angegriffen, und bis nach Brabant unter die Mauern Antwerpens zurückgedrängt. Aber hier nahm Sancho d'Avila, der Befehlshaber in der Zitadelle, seine bedrängten Landsleute in Schuz, und ließ von den Wällen herab auf die Bauern feuern, von denen über 80 niedergeschossen wurden.

Am 15ten des Herbstmonats kam es bei Visnak, zwischen Thienen und Löwen, zu einem heftigen Kampfe. Glimes, der hier mit einem Corps Ständischer Truppen stand, ward von dem Spanischen Hauptmann Alonzo de Vargas mit einem Reiter-

haufen überfallen und mit großem Verluſt in die Flucht geſchlagen. Eine Anzahl Studenten und Bürger aus Löwen, welche ſich eben als Gäſte in dem Ständiſchen Lager befanden, da der Angrif erfolgte, wurden ebenfalls erſchlagen und fielen als Opfer einer unglücklichen und thörigten Neugierde.

Ein noch blutigerer Auftritt ereignete ſich kurze Zeit darauf in Maſtricht. Die Beſatzung dieſer Stadt beſtand aus Spaniern und Teutſchen. Der Stadtrath trat mit den Teutſchen in Verbindung, und vereinigte ſich mit ihnen zur Vertreibung der Spanier. Das Vorhaben gelang. Francisco Mondedocha ward in Verhaft genommen, und ſeine Kriegsleute wurden aus der Stadt gedrängt. Sie zogen ſich jedoch nicht weiter als über die Maas nach dem jenſeitigen Städtchen Wyk zurück, wo ſie ſich mit der dortigen Spaniſchen Beſatzung, unter Martin de Ayala, vereinigten; auch behielten ſie noch einige Thürme an dem Brüſſeler Thore von Maſtricht in ihrer Gewalt. Kaum verbreitet ſich die Nachricht von dieſem Vorfall, ſo eilen verſchiedene Spaniſche Kriegerhaufen, geführt von Alonſo de Vargas und Fernando de Toledo, aus Brabant, zur Unterſtützung ihrer Waffenbrüder, nach Wyk. Jezt hielten ſich die Spanier für ſtark genug, den Beſiz von Maſtricht wieder zu erkämpfen. Sie drangen über die Maas und griffen das Brüſſeler Thor an. Ein Theil der Reiterei ſaß ab und kämpfte zu Fuß, und die in den Thürmen zurückgebliebenen Hakenſchüzen unterſtüzten den Angrif. Nach einem heftigen Gefechte bemächtigten ſich die Stürmenden

des Thors, und die Reiterei unter Baptista und Camillo del Monte und Pedro de Tassis drang hinein, hieb alle Einwohner nieder, welche ihr in den Weg kamen, und schlug sich durch bis auf den Markt. Ruhig und ohne Widerstand sah die Teutsche Besatzung in der Stadt diesem Auftritt zu. Die zügellosen Spanischen Soldaten kannten keine Mäßigung. Sie raubten, mordeten, steckten verschiedene Häuser in Brand, mißhandelten das weibliche Geschlecht, und verübten jeden nur erdenklichen Frevel an den Einwohnern, deren eine große Anzahl an diesem unglücklichen Tage (1576. 10. Oktober) das Leben verlor.

Das tragische Schicksal Mastrichts erfüllte alle benachbarten Niederländischen Provinzen mit Abscheu und Entsetzen, und trug viel dazu bei, die Stände einer Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, worüber schon damals geheime Unterhandlungen gepflogen wurden, geneigt zu machen. Aber eine andere noch schrecklichere Begebenheit, welche vierzehn Tage später erfolgte, brachte den Schlag, welcher Mastricht traf, so schauderhaft er auch war, fast in Vergessenheit, denn sie erschütterte nicht nur die Niederlande, sondern ihre Folgen waren durch ganz Europa fühlbar.

Unter allen Niederländischen Städten konnte sich damals keine an Reichthum, Volkszahl und Pracht mit Antwerpen vergleichen. Seitdem Brügge sank, dessen glänzende Epoche im funfzehnten Jahrhunderte gewesen war, zog sich der größte Theil des Europäischen Handels nach Antwerpen, und ver-

breitete dort einen Verkehr, von welchem die Weltgeschichte kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Auf den Messen dieser Stadt — so schildert ein neuerer Schriftsteller das Bild des Lebens und der Thätigkeit, welche dort herrschten — fand man alle Erzeugnisse der alten und neuen Welt beisammen. Täglich gingen in ihren Häfen 500 Fahrzeuge aus und ein, jeden Tag fuhren mehr als 200 Kutschen durch ihre Thore, und wöchentlich langten aus Teutschland und Frankreich 2000 Frachtwagen an, ohne die Getraide- und Bauerfuhren, deren gewöhnlich 10000 waren. Zwar hatte dieser blühende Zustand, dieses ungeheure Verkehr seit dem Ausbruch der Revolution sehr gelitten, aber noch immer galt Antwerpen für die reichste Stadt in Europa, und ihre Bevölkerung betrug zwischen 80 und 90000 Köpfe.

Diese Goldgrube sich zu bemächtigen und durch Beraubung derselben Rache und Habsucht zugleich zu befriedigen, — war der boshafte Anschlag, welchen der berüchtigte Ryeda und die mit ihm einverstandenen Spanischen Kriegsbefehlhaber gemeinschaftlich faßten. Rueda befand sich damals in Antwerpen, an dem guten Willen der aus Spaniern bestehenden Besatzung der Zitadelle durfte man nicht zweifeln, und wie leicht ließ sich zu einer Zeit, wo die Unterhandlungen der Stände von Brabant und Flandern mit dem Prinzen von Oranien kein Geheimniß mehr waren, und die Genter gemeinschaftlich mit seinen Hülfsvölkern die Spanier in dem dortigen Schlosse belagerten, wie leicht ließ sich da

ein solches Unternehmen durch die Nothwendigkeit und den Drang der Umstände bei dem Könige entschuldigen, wenn es ja einer Rechtfertigung darüber bedurfte.

Die Besatzung der Stadt Antwerpen bestand damals aus Teutschen Truppen unter dem Grafen Oberstein, Karl Fugger und Georg Frunsberg. Außerdem war auch ein großer Theil der zahlreichen Bürgerschaft bewafnet, und der aus der Geschichte dieses Kriegs bereits bekannte Champigni hatte noch den Oberbefehl in der Stadt. Befehlshaber in der Zitadelle war Sancho d'Avila.

Die Spanischen Feldherren, zum Verderben der Stadt verschworen, hielten sich nicht für stark genug die Teutschen Soldaten und die bewafneten Bürger zugleich zu überwältigen. Sie suchten deshalb die Teutschen auf ihre Seite zu bringen und machten ihnen den Antrag, dem Staatsrath und den Ständen nicht mehr zu gehorchen, mit den Spaniern gemeinschaftliche Sache zu machen und die Bürger zu entwafnen. Es gelang Rueda, der die Unterhandlung betrieb, Fugger und Frunsberg zu gewinnen, aber weder Oberstein noch die Teutschen Soldaten waren zu einer Vereinigung mit den Spaniern geneigt. Die lezteren faßten hierauf den Entschluß, ihre in der Provinz zerstreuten Waffengenossen herbei zu rufen, die Teutschen aus Antwerpen zu vertreiben und mit den Rebellen vereint sich der Stadt zu bemächtigen.

Champigni benachrichtigte die Stände von dem Vorhaben der Spanier, und diese befahlen sogleich

dem Marquis von Havre, des Herzogs von Arſchot Bruder, der Stadt mit 21 Fahnen Fußvolks und 14 Cornetten Reitern zu Hülfe zu eilen. Am 1ten November langte der Marquis vor Antwerpen an, und verlangte in die Stadt gelaſſen zu werden. Champigni, der bereits die nöthigſten Vertheidigungsmaßregeln getroffen hatte, beſtand darauf: er ſollte außerhalb der Stadt bleiben, und alle Zugänge zu der Zitadelle beſetzen, um die Vereinigung der Beſatzung mit dem erwarteten Hülfscorps zu verhindern; geſchähe dies, ſo wolle er mit den Teutſchen Soldaten und ſechs geſchwornen Bürgergilden die Stadt gegen die Zitadelle vertheidigen. Hätte man dieſen Vorſchlag Champigni's befolgt, ſo würde ihm die Stadt vielleicht ihre Rettung verdankt haben: aber die Stände beharrten darauf, daß die Wallonen unter Havre eingelaſſen werden ſollten, und Champigni mußte nachgeben. Am 3ten November zogen ſie ein in die Stadt und rückten vor die Zitadelle, wo es ſogleich zu einem Gefecht mit den Spaniern kam, welche einen Ausfall gethan hatten, aber mit Verluſt zurückgeſchlagen wurden.

Der Marquis von Havre ließ hierauf einen Wall und Graben gegen die Zitadelle aufwerfen. Ueber 12000 Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, legten Hand an, ſchleppten Säcke mit Korn, Hopfen und Wolle herbei, und trotz des heftigen feindlichen Feuers ging die Arbeit ſo gut von ſtatten, daß nach 24 Stunden alles vollendet und der Wall an manchen Stellen ſechszehn Fuß hoch war. Unglücklicherweiſe herrſchten Mistrauen und Uneinigkeit unter

den verſchiedenen Befehlshabern und Vertheidigern in der Stadt. Die Ständiſchen Truppen beſtanden größtentheils aus Neugeworbenen, welche wenig von Kriegszucht wußten, Wachen und Arbeiten vernachläßigten, und während der Nacht mancherlei Ausſchweifungen begingen. Champigni, der eine Batterie auf dem ſogenannten Schermershof hatte anlegen laſſen, faßte deshalb den Entſchluß, den folgenden Tag der Bürgerſchaft allein die Vertheidigung der Stadt aufzutragen. Die ganze Nacht donnerte das Geſchütz von den Wällen der Zitadelle. Mit geſpannter Erwartung und unter bangen Beſorgniſſen, ſah man dem nächſten Morgen entgegen.

Indeß waren von Rueda, Sancho d'Avila und den übrigen Befehlshabern in der Zitadelle an Alonzo Vargas zu Maſtricht, an Julian Romero zu Lier, an Antonio Olivero und an Francisco Valdes zu Breda Aufforderungen ergangen: nach Antwerpen zu eilen und ſich mit ihnen zur Eroberung und Plünderung dieſer reichen Stadt zu vereinigen. Auch an die Rebellen von Aloſt und Geesberg erging ein ähnlicher Aufruf, welches jedoch der Geſchichtſchreiber Strada läugnet und dagegen behauptet, die Empörer von Maſtricht und Aloſt wären ohne Einladung erſchienen.

Dem ſei wie ihm wolle, alle dieſe Schwärme, von Durſt nach Raub und Rache glühend, fanden ſich Sonntags den 4ten November Morgens vor der Zitadelle ein, deren Thore ihnen ſogleich geöffnet wurden. Sie glaubten, ſagt Strada, Gott ſelbſt

habe sie hieher gerufen, um die Sache des Königs zu rächen, an welcher der Niederländische Staatsrath zum Verräther geworden sei. Die Rebellen von Alost, 2000 Mann stark und geführt von ihrem Electo Johann von Novarese, hatten ihren Marsch so sehr beschleunigt, daß sie weder essen noch trinken mochten. Sie sezten in Torfschuiten über die Schelde, und ob sie gleich eine Reise von vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung zurückgelegt hatten, wollten sie doch bei ihrer Ankunft in der Zitadelle nichts von den zubereiteten Speisen anrühren, sondern genossen nur einen Becher Wein und schworen: sie würden nirgend als in der eroberten Stadt zu Abend essen. Die Teutschen Obersten Fugger, Polweiler und Frunsberg hatten aus Habsucht ebenfalls die Spanische Partei ergriffen. Auch der Hauptmann Cornel von Emden von der Stadtbesatzung, war bereit mit seinen vier Fahnen zu ihnen zu stoßen, und seine Leute trugen deshalb als Erkennungszeichen grüne Feldbinden.

Die Befehlshaber in der Stadt zweifelten anfangs daran, daß die Besatzung der Zitadelle Verstärkung erhalten habe; als sich aber die Nachricht davon bestätigte, befahl Champigni die Zitadelle zu beschießen, welches bis jezt noch nicht geschehen war.

Die Mittagsstunde nahe.e schon, als die lezten Verstärkungen dort eingezogen waren. Kaum haben sie sich ein wenig erhohlt, so gibt d'Avila den Ungeduldigharrenden das Zeichen zum Angrif. Fünftausend Mann zu Fuß und 600 Reiter stark fallen sie heraus, und dringen über den Plan gegen die

Verſchanzungen der Stadt. Mit der gröſten Wuth werden dieſe angegriffen, während das Geſchüz der Zitadelle auf ihre Vertheidiger donnert. Nach einem kurzen Kampfe ſind ſie erſtiegen, die Wallonen, welche ſie vertheidigen ſollen, ergreifen die Flucht ſo bald ſie ihre Büchſen abgeſchoſſen haben, und keine Vorſtellungen Champigni's können ſie wieder zum Stehen bewegen. Die ſiegenden Spanier drangen jezt in drei Heerſäulen in das Innere der Stadt. Verſchiedene aufgeworfene Schanzen wurden erobert. Die Teutſchen Kriegsleute und die geſchwornen Bürgergilden leiſteten tapfern Widerſtand, aber er fruchtete nichts, denn ſie wurden nicht unterſtüzt und das gegenſeitige Mistrauen war die Urſach, daß man nirgend mit Nachdruck verfuhr.

Der junge Graf Philip von Egmond, ein Sohn des enthaupteten Lamoral, der erſt vor kurzem aus Teutſchland gekommen war, widerſtand mit einigen Niederländiſchen Fahnen in der Michaelsſtraße herzhaft der einbrechenden Fluth; aber da er keinen Beiſtand erhielt, ward er von der Uebermacht der Feinde überwältigt und in das Michaelskloſter gedrängt, wo eine groſe Anzahl ſeiner Leute fiel, und er ſelbſt von Julio Romero gefangen ward.

Emden ging mit ſeinen Fahnen zu den Feinden über, dadurch ward die Verwirrung vermehrt. Keiner traute mehr dem andern. Auf dem groſen Platze vor dem Rathhauſe, wo alles zuſammengedrängt war, entbrannte ein wüthender Kampf. Die bewafneten Bürger, welche für alles kämpften, was ihnen theuer war, fochten mit der gröſten

Tapferkeit, und ihr Muth machte den Sieg lange zweifelhaft. Sie hatten die Häuser der Magiſtratsperſonen beſezt, ſchoſſen von da auf die Feinde, fielen auf ſie heraus und zogen ſich fechtend wieder zurück. Hier fand Fabian Morales, ein unerſchrockener Spaniſcher Hauptmann, den Tod, und viele ſeiner Landsleute theilten ſein Schickſal. Endlich ſchlug ſich Vargas mit ſeinen Reiterſcharen aus der Georgenſtraße nach dem Markte durch, hieb alles vor ſich nieder was Widerſtand that, und trieb die Bürger in das Rathhaus und die benachbarten Gebäude. Während des Gefechts warfen einige Troßbuben und feile Dirnen, welche den Spaniern gefolgt waren, brennendes Stroh in das Rathhaus, die Flamme griff ſchnell um ſich, und mehrere Häuſer geriethen in Brand. Schrecken und Verwirrung wurden jezt allgemein. Das Wehklagen der Weiber und Kinder, welche ihre brennenden Wohnungen verließen, vermiſchte ſich fürchterlich mit dem Gewimmer der Sterbenden und dem Wuthgeſchrei der Kämpfer, mit dem Krachen der Musketen und dem Praſſeln der lodernden Flammen. Hier und dort leiſten noch einzelne Haufen von Bürgern und Kriegsleuten Widerſtand, aber er wird immer ſchwächer, und bald denkt jeder nur auf Rettung und Flucht. So lange die Spanier noch Gegenwehr fanden, ermordeten ſie jeden, der ihnen in die Hände fiel, Soldaten und Bürger, Bewafnete und Wehrloſe, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts; keine Thränen, keine rührende Bitte um Gnade und Barmherzigkeit können die Wuth dieſer Tiger zähmen.

Die Nacht brach an. Aller Widerstand hörte auf. Die Spanier waren Meister der ganzen reichen unermeßlichen Stadt. Aber die Flamme wüthete noch immer fort. Sie verzehrte das prächtige Rathhaus bis auf die Mauern, und eine große Anzahl schöner neuer Häuser von weißen gehauenen Steinen mit den reichsten Laden und Warenlagern von unschätzbarem Werthe. Ganze Straßen an der Westseite der Stadt, zusammen über 500 Gebäude, sanken in Asche.

Als Champigni die Stadt ohne Rettung verloren sah, suchte er durch die Flucht zu entkommen. Auch erreichte er glücklich den Kanal am sogenannten Osterhause. Eine Menge von Bürgern und Soldaten war hier zusammengedrängt, und suchte sich in die am Ufer liegenden Schuiten zu werfen, um mit Hülfe derselben zu entfliehen. Auch der Graf Oberstein wollte sich auf einem Fahrzeuge retten; aber indem er von der Brücke herabspringt, verfehlt er den Nachen, fällt in das Wasser, und seine schwere Rüstung zieht ihn in den Abgrund. Glücklicher waren Champigni und der Marquis von Havre. Sie ließen sich am Bollwerk herab, und entkamen auf einem Prinzlichen Schiffe. Viele andere Kriegsleute retteten sich ebenfalls, und zum Theil auf eine wunderbare Art. Ein Belgischer Speerreiter, von dem Spanischen Hauptmann Pedro Tassis verfolgt, setzte mit dem Pferde von der Mauer in den tiefen Stadtgraben herab, und schwamm glücklich hinüber.

Der Graf von Egmond, Capre und Goignies,

Anführer der Wallonen, wurden gefangen und in die Zitadelle geführt, wo sie der aufgeblasene Rueda mit dem geringschätzigsten Uebermuth empfing. Die Spanier rechneten ihren Verlust bei der Eroberung nur auf 14 Todte, aber es ist gewiß, daß sie mehr als 200 Erschlagene und über 400 Verwundete hatten. Unter den ersteren befand sich Johann von Novalese, der Electo der Rebellen von Alost, welche sich ganz vorzüglich durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Von den Einwohnern und der Besatzung der Stadt, sollen über 6000, und zwar 3000 durch das Schwert der Feinde, 1500 in den Flammen und unter den Ruinen der einstürzenden Häuser, und eine gleiche Anzahl in den Wellen umgekommen sein. Viele wurden noch nach der Einnahme der Stadt von den Siegern kaltblütig gemordet. Mehrere obrigkeitliche Personen, selbst verschiedene Spanischgesinnte verloren bei dem Blutbade das Leben. Auch Karl Fugger fand, statt des erwarteten Lohns für seine Treulosigkeit, den Tod. Zwei ungeheure Gruben auf dem großen Kirchhofe zu Unserer-Lieben-Frauen nahmen die Leichname der Erschlagenen auf.

Nach vollendeter Eroberung hebt eine allgemeine Plünderung an. Oeffentliche und Privatgebäude, Kirchen und Klöster werden ausgeräumt und die letzteren ihrer Kostbarkeiten und der heiligen Gefäße beraubt. Die Räuber beeifern sich, die ansehnlichsten Häuser in Besiz zu nehmen, um von den Eigenthümern reiche Lösegelder zu erhalten. Ihre Habsucht läßt nichts undurchsucht, und keine Mauern

und Grausamkeiten werden gespart, den unglücklichen Einwohnern das Bekenntniß verborgener Schätze auszupressen. Weder Schwangere, Kranke noch Kinder entgehen den barbarischen Händen dieser Wüthriche. In einem Hause, wo eben eine Hochzeit gefeiert werden sollte, ward der Bräutigam erstochen, die Braut ergriffen, nach der Zitadelle geschleppt, entkleidet, gegeißelt, dann ganz nackend auf die Straße hinausgestoßen und endlich ermordet. Die Wallonischen Kriegsleute, welche sich versteckt hatten, wurden, wenn man sie entdeckte, hervorgezogen und niedergehauen. Jeder Einwohner ohne Unterschied mußte sein Leben bezahlen; am theuersten die Geistlichen und Kaufleute, gleichviel, sie mochten nun Spanier, Niederländer oder Italiener sein. Nur wenigen wohlhabenden Bürgern gelang es, mit einer mäßigen Ranzion davon zu kommen, oder ihre Schätze zu verheimlichen.

Mitten unter diesen Gräueln ereignete sich manche sonderbare Scene. Der Spanische Hauptmann Ortiz hatte auf seinen Antheil ein Gefängniß, der Stein genannt, erhalten. Es war mit Gefangenen aller Art bevölkert. Ortiz ließ sie alle, gegen Erlegung eines Lösegeldes frei, ohne Rücksicht ob sie wegen eines leichten Vergehens, wegen ketzerischer Grundsätze oder wegen des schwersten Verbrechens verhaftet waren.

Zwei Tage dauerte die allgemeine Plünderung, und nicht nur die Spanier, auch Italiener, Burgunder, Teutsche und Niederländer selbst nahmen Theil an den Schandthaten, welche dabei verübt

wurden. Oft traf es sich, daß einer, der sein Leben schon von den Spaniern oder einer andern Nation gelöst hatte, es durch die Grausamkeit der übrigen verlor. Egidius Smissort, ein reicher Juwelier, hatte 10000 Gulden Ranzion an die Spanier bezahlt, und ward nachher von den Teutschen erstochen. Die Anführer und Hauptleute der Spanier zeichneten sich vorzüglich durch ihre Habsucht aus, und wetteiferten mit den Gemeinen in Grausamkeiten und Barbareien. Doch gab es auch einige, welche eine ehrenvolle Ausnahme machten. Avila zügelte durch Befehle und Strafen die Wuth der Soldaten. Camillo del Monte nahm von der ganzen Beute nichts an als eine Schale. Auch Romero setzte, wo er konnte, den Ausschweifungen Schranken. Aber Rueda hatte eine satanische Freude an der Zügellosigkeit der Plünderer. Nicht wenige von den Kriegsleuten fielen als Opfer der Rache und des Hasses der gemißhandelten Bürger, welche vorzüglich in der ersten Nacht, da jene von der außerordentlichen Anstrengung sehr ermüdet waren, ihre Plünderer heimlich ermordeten, ihnen den Raub wieder abnahmen, und ihre Körper unter die Leichname der übrigen Erschlagenen auf die Straße hinauswarfen.

Der Verlust, den Antwerpen durch diese schreckliche Begebenheit, von den Geschichtschreibern gewöhnlich durch den Namen der Spanischen Furie karakterisirt, an Geld, Häusern, Waaren, Kostbarkeiten, Kleinodien und Hausgeräth erlitt, war unermeßlich, und ward auf 24 Millionen Gulden

geschätzt. Die Summe des geraubten Geldes allein berechnete man auf 2 Millionen Kronenthaler, oder 40 Tonnen Goldes.

Die so schnell reich gewordenen Soldaten wußten den erworbenen Schaz weder anzuwenden noch aufzubewahren. Sie vergeudeten ihn durch Spiel und Schwelgerei und eine zügellose Verschwendung. Die Börse ward in ein Spielhaus umgeschaffen, wo man große Tafeln mit Gold bedeckt erblickte, an denen einzelne Soldaten oft in einem Tage 10000 Kronen verspielten. So zerschmolzen die geraubten Reichthümer unter ihren Händen, wie die fantastischen Schätze eines Traums beim Erwachen; und nach wenigen Tagen einer unsinnigen Schwelgerei, sanken die meisten wieder in ihre vorige Dürftigkeit zurück. Manche, um doch wenigstens einen Theil der gemachten Beute zu retten, ließen sich aus dem geraubten Golde Degengefäße ja ganze Harnische schmieden, welche, um ihren Werth nicht zu verrathen, schwarz überfirnißt wurden. Die Goldschmiede erhielten dadurch eine gute Gelegenheit, sich des erlittenen Schadens an den Räubern ihres Eigenthums wieder zu erholen, indem sie ihnen für das empfangene reine und ächte Gold, halb mit Kupfer vermischtes zurückgaben.

Die Spanischen Befehlshaber, welche dieses entsezliche Schicksal über Antwerpen brachten, rühmten sich desselben am Spanischen Hofe als einer verdienstlichen That. Der Hof erklärte sich nicht darüber, und gab dadurch wenigstens ein stillschweigendes Zeichen seines geheimen Beifalls.

Der Fall dieser berühmten Stadt war der Todesstreich der alten ausgebreiteten Niederländischen Handlung, ein Nationalverlust für das ganze Land, der allgemeine Trauer verbreitete und den Grimm der Nation auf das höchste entflammte. Die ansehnlichsten Handlungshäuser so vieler Völker, welche sich seit der ersten Auswanderung zur Zeit des Herzogs von Alba noch erhalten hatten, waren nun in einem Augenblick zu Grunde gerichtet. Mit ihnen sank der Kredit, und der einst so berühmte und ausgebreitete Niederländische Handel zog sich nach friedlicheren Gegenden hin, und blühete erst später aus einigen Trümmern, unter der schützenden Aegide der Freiheit, in den vereinigten Provinzen wieder auf.

19.

Der Genter Friedensverein.

1576.

Die kühnen und unerwarteten Schritte, welche die Provinzen Brabant und Flandern seit dem Tode des Comthur's zur Vernichtung der Spanischen Oberherrschaft gethan hatten; die Achtserklärung wider die empörten Spanischen Truppen, die Gefangenschaft und Ausschließung der Spanischen Mitglieder des Staatsraths, die Versammlung der Stände, welche der Regierung eine republikanische Form gab, und endlich die Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und den empörten nördlichen Provinzen, — waren ohnstreitig das Werk einer geheimen mächtigen Partei, an deren Spitze dieser Prinz selbst stand. Längst schon wurde die Mine angelegt und vorbereitet, nur die Umstände hatten bisher ihre Explosion verhindert. Jene Partei arbeitete mit rastlosem Eifer dahin, den Bruch der südlichen Provinzen mit der Spanischen Regierung eben so unheilbar zu machen, als er es schon zwischen ihr und den nördlichen war. Sie wandte alles an, um die Flamme der Revolution im Süden der Niederlande, wo sie einst zuerst ausgebrochen war,

immer weiter zu verbreiten, den südlichen Provinzen den Beistand des Prinzen unentbehrlich zu machen, und auch dort auf den Ruinen der Herrschaft Spaniens seinen Einfluß und sein Ansehn zu gründen.

Die Ausschweifungen der rebellischen Spanischen Kriegsleute dienten treflich zur Beförderung ihrer Plane, denn sie vermehrten den Haß der Nation gegen den Spanischen Namen, und machten die gegenseitige Erbitterung noch unversöhnlicher. Schon seit einiger Zeit hatte zwischen den Ständen und Oranien eine Unterhandlung, über eine nähere Vereinigung des Südens mit dem Norden der Niederlande, Statt gefunden. Vergebens widersprachen einer solchen alle die, welche aus persönlichen oder patriotischen Rücksichten den künftigen Einfluß des Prinzen fürchteten. Die Oranische Partei behielt die Oberhand, troz aller Widersprüche ward die Unterhandlung auf das lebhafteste fortgesezt, und es kam endlich so weit: daß die Staaten von Brabant, Flandern, Artois und Hennegau, denen in der Folge auch die von Geldern und Utrecht beitraten, dem Prinzen und den Provinzen Holland und Seeland ein förmliches Bündniß antrugen.

Dies war es was Oranien so eifrig gewünscht hatte. Der Antrag fand daher die günstigste Aufnahme. So bald die vorläufigen Punkte zwischen beiden Theilen berichtiget waren, schrieben die Stände, unter dem Vorgeben, den abgerissenen Faden der ehemaligen Friedensverhandlungen von Breda wieder anzuknüpfen, einen neuen Congreß nach Gent

aus (1576. 10. Oktober); und die Bevollmächtigten der Provinzen, welche Theil daran nehmen wollten, begaben sich nach und nach dahin.

Die Abgeordneten, welche von Seiten des Prinzen und der Stände von Holland und Seeland erschienen, waren St. Aldegonde, van der Dorp, de Büis und noch einige andere ausgezeichnete Männer. Mitten unter dem Geräusche der Waffen, als eben die Zitadelle, welche sich noch immer gegen die Ständischen Truppen vertheidigte, heftig beschossen ward, hielten sie ihren feierlichen Einzug in Gent. Ihr zahlreiches Gefolge nahm eine ganze Flotte von Jagden und Barken ein, und ein unermeßliches Heer von Neugierigen war aus der ganzen benachbarten Gegend nach Gent geströmt, um ein so merkwürdiges und anziehendes Schauspiel zu sehen. In dem Gefolge der Abgeordneten befanden sich mehrere Personen, welche seit dem Anfange der Blutgerichte des Herzogs von Alba entfernt gewesen waren; diese betraten jezt zum ersten Male die heilige Erde des Vaterlandes wieder, und drückten nach einer zehnjährigen Trennung die alten Freunde und Bekannten an ihr gerührtes Herz.

Schon den Tag nach der Ankunft (19. Oktober) der Bevollmächtigten nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang. Man betrieb sie mit dem größten Eifer, dennoch würden die Discussionen vielleicht noch längere Zeit gedauert haben, hätte nicht das traurige Schicksal der Stadt Antwerpen den Abschluß des ganzen Geschäfts beschleunigt. Die schauderhafte Begebenheit, welche diesen einst so blühens

den Ort in Armuth und Elend stürzte, machte den tiefsten Eindruck auf die Bevollmächtigten, und bestärkte sie in dem schon früher gefaßten Argwohn, daß der Hof selbst die Aufrührer zu ihren Ausschweifungen reize, um den Ruin des Landes zu vollenden. Sie eilten daher um so mehr das Friedens- und Vereinigungsbündniß abzuschließen, welches ein heiliges und unauflösliches Band für die ganze Niederländische Nation sein sollte; und am 8ten November erfolgte unter vielen Feierlichkeiten und bei offenen Thüren, die Unterzeichnung der darüber ausgefertigten Urkunde. Nach der Unterschrift traten die Bevollmächtigten auf den großen Balkon des Stadthauses hinaus, von welchem herab alle fünf und zwanzig Artikel der Friedensakte, unter dem Schalle der Trompeten, dem Läuten aller Glocken und dem Donner des Geschützes, vor einer zahllosen Volksmenge, bei brennenden Fackeln abgelesen wurden.

Die Hauptpunkte dieses merkwürdigen Vertrages, welcher von den Ständen von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Rissel, Douai, Orchies, Namur, Tournai, Utrecht und Mecheln auf einer, und dem Prinzen von Oranien und den Staaten von Holland und Seeland auf der andern Seite abgeschlossen ward, waren folgende: Beide Theile versprechen einander mit Gut und Blut beizustehen und mit gemeinschaftlichen Kräften die Vertreibung der fremden Kriegsvölker, besonders der Spanier, aus den Niederlanden, und hiernächst eine allgemeine Versammlung der Staaten

zu bewirken, um wegen der Kriegs- und Staatsangelegenheiten des Landes, und vorzüglich wegen der Religionsübung in Holland und Seeland zweckmäßige Verfügungen zu treffen. Niemand soll außerhalb jener beiden Provinzen und der mit ihnen verbundenen Orte, etwas zum Nachtheil des Katholischen Glaubens unternehmen. Dem Prinzen von Oranien bleibt die Würde eines Königlichen Statthalters und Generaladmirals von Holland und Seeland zugestanden, mit aller der Gewalt, welche er in jenen Provinzen bisher ausgeübt hat; doch ist ihm nicht verstattet, sie auf diejenigen Orte und Städte auszudehnen, welche nicht gegenwärtig schon unter seinem Gebiete stehen. Die strengen Strafbefehle wider die Nichtkatholiken sollen bis zur Versammlung der allgemeinen Stände unvollzogen bleiben. Alle Gefangenen von beiden Seiten und namentlich der Graf von Bossü, werden ohne Lösegeld freigegeben. Der Prinz und jeder andere werden in den Besitz ihrer ehemaligen Güter und Würden wieder eingesezt, und alle seit dem Jahre 1566, wegen der Religion oder Ergreifung der Waffen ausgesprochenen Urtheile für ungültig erklärt. Um jedes Denkmal von der Tirannei des Herzogs von Alba zu vernichten, sollen die von ihm errichteten Säulen und Siegeszeichen mit ihren Inschriften zerstört werden. Diejenigen Landschaften und Städte, welche es mit der Gegenpartei halten, genießen die Vortheile dieses Bündnisses nicht eher, als bis sie sich demselben ebenfalls anschließen; aber der Beitritt ist ihnen verstattet.

Dieses war das Entstehen jener berühmten Verbindung, welche von den Niederländischen Geschichtschreibern nach dem Orte, welcher die Wiege desselben war, der Friede von Gent oder die Genter Pacification genannt wird; ein Meisterwerk der Politik des Prinzen von Oranien und die Grundlage zu der künftigen Regierungsform des Niederländischen Freistaats. Ohne Vorwissen und Einwilligung des Königs, wie man leicht denken kann, ward er von einem Theile der Niederländischen Provinzen mit dem andern geschlossen, dennoch bestätigte ihn der Staatsrath im Namen des Monarchen; und die hohe Schule zu Löwen, der die Bundesakte zur Durchsicht vorgelegt ward, erklärte: daß sie nichts dem Katholischen Glauben nachtheiliges enthalte.

Um den Abschluß des Friedenstraktats recht feierlich zu machen, unternahmen die Genter an dem Tage der Unterzeichnung desselben einen Sturm auf die belagerte Zitadelle. Aber er ward abgeschlagen und erst drei Tage später (11. November) übergab die Besatzung das Schloß, nach einer langen und tapfern Vertheidigung, welche von einer heldenmüthigen Frau, der Gattin des Spanischen Feldherrn Mondragone, geleitet ward.

Schon vor dem Abschluß des Genter Friedensvereins ließ der Prinz von Oranien durch den Grafen von Hohenlohe Zirikzee wieder besetzen. Auch Oudewater und andere Plätze und Schanzen in Holland wurden von den Spaniern geräumt. Nur Amsterdam, Harlem und einige andere Orte von geringerer Bedeutung blieben noch in ihrer Gewalt.

Die Provinzen Gröningen, Friesland und Ober-Yssel, wo der tapfere Billi, ein eifriger Katholik und treuer Diener des Königs, Befehlshaber war, wurden noch eine Zeitlang unter der Spanischen Herrschaft erhalten. Erst am Ende des Jahrs zersprengten auch sie die Fesseln des Despotismus, und traten ebenfalls dem Genter Friedensbunde bei. Daß übrigens der große Zweck dieses Bündnisses, eine vollkommne Vereinigung aller Niederländischen Provinzen, unter der Regierung des Prinzen von Oranien, zu bewirken oder wenigstens vorzubereiten, nie erreicht werden würde, war leicht voraus zu sehen. Schon die Verschiedenheit der Religionen gab in diesem Zeitalter des Glaubenseifers und der religiösen Schwärmerei ein unüberwindliches Hinderniß ab. Dadurch trug es freilich, wie alles menschliche Werk, den Keim des Todes und der Auflösung, schon von seinem Entstehen an, bei sich, aber trotz dieser Unvollkommenheit gewährte dieser Bund der Sache der Freiheit einen wesentlichen Vortheil, denn er veränderte den bisherigen Schauplatz des Kriegs, entfernte ihn von dem Boden Hollands und Seelands, und verschafte dadurch diesen Provinzen Zeit und Ruhe, sich von den Stürmen der vergangenen Jahre zu erholen. So ward der Genter Verein wenigstens für einen Theil der Niederlande ein schützendes Bollwerk gegen das Zurücksinken unter Spaniens Herrschaft.

20.

Don Juan d'Auſtria.

1576.

An eben dem Tage, als Antwerpen ſeinem ſchrecklichen Schickſal erlag, betrat Don Juan d'Auſtria, der neue, vom Spaniſchen Hofe ernannte und längſt erwartete Oberſtathalter, die Niederländiſche Erde. Dieſer Prinz, der eine kurze aber thatenvolle Rolle auf dem großen Schauplaz der Weltbegebenheiten ſpielte, und für einen der größten und glücklichſten Feldherren ſeines kriegeriſchen Zeitalters gehalten ward, befand ſich jezt in der erſten kraftvollen Blüthe des männlichen Alters. Sein Ruhm ging vor ihm her. Er hatte die Moriſken unterworfen, die Türken geſchlagen, Konſtantinopel und die Afrikaniſchen Küſten zittern gemacht, was ließ ſich nicht von einem ſolchen Helden erwarten? Aber ehe wir ſehen, ob er die großen Hoffnungen erfüllte, die man ſich am Spaniſchen Hofe und in den Niederlanden von ſeiner Sendung in dieſe Provinzen machte, ſei es erlaubt einen Blick auf die romaniſchen Schickſale ſeiner früheren Jugend zu werfen. Die Erzählung derſelben ſei eine kurze Epiſode in der großen Epoche des Niederländiſchen Kriegs,

und gewähre der Seele durch die Aufſtellung ſanfter rer Bilder eine wohlthätige Erholung nach dem Anblick ſo vieler Scenen der Empörung, des Blutvergieſſens und der Grauſamkeit.

Don Juan war ein Kind der Liebe Kaiſer Karls des V., und ward zu Regensburg am 24ſten Februar 1545 geboren. Ueber ſeine Mutter ſind die Nachrichten ungewiß. Nach der Erzählung einiger Schriftſteller war es eine gewiſſe Barbara Blomsberg aus Regensburg. Dieſes junge und reizende Mädchen mußte den Kaiſer oft in ſchwermüthigen Stunden durch ihren entzückenden Geſang aufheitern, und bei dieſer verführeriſchen Gelegenheit ſchlich ſich die Liebe in ſein Herz. Andere machen eine ſchöne Bäckerin von Brüſſel zu D. Juan's Mutter. Endlich wird auch erzählt, ſie ſei eine Perſon von hohem Range, nehmlich eine Gräfin von Flandern geweſen, welche nachher an einen Grand von Spanien verheirathet ward; und Barbara Blomberg habe nur den Namen dazu hergegeben um jene zu verheimlichen. So viel iſt gewiß, daß Don Juan ſelbſt die Blomberg immer für ſeine Mutter hielt. Sie lebte in der Folge als Kaiſer Karls Geliebte, von einem geringen Jahrgehalte in Spanien. D. Juan empfahl ſie noch kurz vor ſeinem Tode ſeinem Halbbruder Philip dem II.; ſie überlebte ihren Sohn noch zwei Jahr, und ſtarb endlich ohnweit Madrid. Ein Niederländiſcher Geſchichtſchreiber *) erzählt: ſie

*) Meteren.

habe während ihres Aufenthalts in Spanien nicht im besten Rufe gestanden, und da es ihr oft sehr kümmerlich gegangen sei und D. Juan sich wenig um sie bekümmert habe, so sei sie aus Rache im Begriff gewesen, auszusagen, daß nicht Kaiser Karl der V., sondern ein anderer sein Vater sei.

Der Kaiser beschloß die Geburt des Kindes vor dem Hofe und Jedermann sorgfältig zu verheimlichen. Er trennte deshalb den Knaben, als er kaum das erste Jahr zurückgelegt hatte, (1546. 25. Februar) von der Mutter und übergab ihn seinem Haushofmeister D. Guiada de Villagarcia, von dessen Verschwiegenheit er häufige Beweise hatte, um ihn nach Spanien zu bringen und dort mit seinen Kindern erziehen zu lassen, ohne weder dem Knaben selbst noch irgend einem andern die Herkunft desselben zu entdecken. Don Guiada führte seinen Pflegling nach Villagarcia, seiner väterlichen Burg, und bewahrte das Geheimniß des Kaisers auf das sorgfältigste. Seiner Gattin Margaretha de Ulloa, einer sehr rechtlichen und unbescholtenen Frau, sagte er: der kleine Juan sei der Sohn eines seiner Freunde, dem er viel Verbindlichkeit habe. Die gutmüthige Margaretha hielt ihn anfangs für ein Kind ihres Mannes, und pflegte ihn deshalb um so sorgfältiger. Doch die außerordentliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt ihres Gatten für den Knaben brachte sie nach und nach auf die Vermuthung, daß er von vornehmer Geburt sein müsse. Ein Zufall brachte ihre Muthmaßung zur Gewißheit.

Es brach einst ein heftiges Feuer in dem Theile ihres Hauses aus, wo sie mit dem kleinen Unbekannten und ihren übrigen Kindern schlief. Schon hatte die Flamme fast ihr Bette ergriffen, als ihr Gatte unangekleidet und in größter Bestürzung herbeieilte, zuerst den fremden Knaben in Sicherheit brachte, und dann zurückkehrte, um auch sie und ihre Kinder zu retten. Seit diesem Vorfall hielt sie sich überzeugt, daß Juan der Sohn eines erlauchten Vaters sein müsse.

Der Knabe fing an sich zu entwickeln, und eine außerordentliche Kühnheit und Lebhaftigkeit zeichneten ihn aus. Alle seine kleinen Spiele waren kriegerisch und immer sah man ihn dabei als den Anführer seiner Gefährten. Als er zum Jünglingsalter heranreifte, machten Reisen und andere körperliche Uebungen seine Lieblingsbeschäftigungen aus; und seine einnehmende Gestalt, — er hatte ein schönes und angenehmes Gesicht, lebhafte feurige Augen, hellblondes Haar und das vollkommenste Ebenmaß herrschte in seiner Gestalt, — und seine gefälligen Sitten erwarben ihm den Beifall der ganzen weiblichen Welt von Villagarcia. Sein Pflegevater freute sich über den kriegerischen Geist der seinen Zögling belebte, bis der Kaiser ihm schrieb: er habe D. Juan für den geistlichen Stand bestimmt, und darnach möchte er dessen Erziehung einrichten.

Noch war des Jünglings Herkunft Jedermann verborgen. Erst nach seiner Abdankung eröffnete der Kaiser seinem Sohn Philip dem II. das Geheimniß, und empfahl ihm D. Juan, als seinen

natürlichen Bruder. Zwei Jahre nach des Kaiſers Tode, bei einer öffentlichen Jagd, wozu D. Juan und ſein Erzieher eingeladen waren, erkannte Philip, im Beiſein ſeines ganzen Hofes, den erſtaunten Jüngling, der ſich bis jezt für den Sohn ſeines Pflegevaters gehalten hatte, für ſeinen Bruder, umarmte ihn und entdeckte ihm das Geheimniß (1558) ſeiner Geburt.

Von jezt an hielt er ſich am Hofe ſeines Königlichen Bruders auf, wo er mit dem Thronfolger Don Carlos und mit ſeinem Neffen, dem in der Folge ſo berühmt gewordenen Prinzen von Parma, Alexander Farneſe, erzogen ward. Seine Vorzüge und der Beifall, welchen ihm ſein liebenswürdiges Betragen erwarb, erregten den Neid des ungeſtalteten, finſtern und durch ſein tragiſches Ende bekannten D. Carlos. Bei einem heftigen Zanke, der einſt zwiſchen ihnen entſtand, vergaß ſich der Infant ſo ſehr, daß er D. Juan einen Hurenſohn nannte. Unvorſichtig erwiederte der leztere: Ich bin eines beſſeren Vaters Sohn als Ihr!

Nach der Beſtimmung ſeines Vaters ſollte D. Juan in den geiſtlichen Stand treten. Philip der II. begünſtigte ſeine Neigung zu den Waffen. Aber die Mißverſtändniſſe mit dem Thronfolger, und das Mißtrauen des Königs, wovon er oft Beweiſe erhielt, machten ihm den Aufenthalt am Hofe zuwider. Sein feuriger jovialiſcher Geiſt ſehnte ſich nach einem weiteren Wirkungskreiſe. Er konnte nicht gedeihen in einer Atmoſphäre, worin ein fin-

ſterer, ſchwermüthiger und argwöhniſcher Philip waltete, der immer froſtig und ernſt nicht einmal in den Tagen der erſten fröhlichen Jugend, dieſem lieblichſten und unſchuldigſten Traume des menſchlichen Sein's, ein heiteres Geſicht gezeigt hatte; und der, ſelbſt arm an Freude und Sklave einer ſelbſtgeſchaffenen Geiſtestirannei, auch nicht fähig war Glück und Freude um ſich her zu verbreiten.

Heimlich entfernte ſich D. Juan (1566) vom Hofe und ging nach Barcellona, um ſich mit Garcias von Toledo zum Entſaz der Feſtung Malta einzuſchiffen, welche damals die ſo berühmte Belagerung von den Osmannen erlitt. Vergebens waren die Bitten und Vorſtellungen ſeines Pflegevaters, ſie konnten ihn nicht zur Rückkehr bewegen; aber als ein ſtrenger Befehl ſeines Bruders an ihn nach Barcellona erging, kehrte er nach Madrid zurück. Im Genuſſe der Liebe ſuchte er ſeinen Verdruß zu vergeſſen. Maria von Mendoza bezauberte ſein Herz, und eine Tochter Namens Anna, welche von ſeiner Pflegemutter heimlich erzogen, und in der Folge Aebtiſſin eines Frauenkloſters zu Burgos ward, war die Frucht dieſer Liebe.

Endlich erfüllte der König ſeinen Wunſch und ſandte ihn (1570) in das Königreich Granada, zur Bekämpfung der Moriſken, Nachkommen der alten Mauren in Spanien. Dort zeichnete er ſich auf eine ſo glänzende Art durch Muth und Talente aus, daß die alten Soldaten Karls des V., welche unter ihm fochten, voll Begeiſterung ausriefen: Er iſt der

wahre Sohn des Kaiſers! *) Durch die ſiegreiche Schlacht bei Mirabella (1571) gelang es ihm, dem langwierigen Kriege mit jenem unglücklichen Volke ein erwünſchtes Ende zu machen.

Dieſe erſte glückliche Unternehmung gründete ſeinen Waffenruhm. Bald darauf ging er nach Italien, und ward dort zum Oberadmiral der großen Chriſtlichen Flotte ernannt, welche der König von Spanien, die Republik Venedig, Papſt Pius der V., der Großherzog Kosmus von Florenz und die Ritter von Malta aufgeſtellt hatten, um dem Türkiſchen Sultan Selim dem II. die den Venetianern abgenommene Inſel Cypern wieder zu entreißen. Man erfand für ihn den ſtolzen Titel Generaliſſimo, und der Papſt ließ ihm vor ſeiner Abreiſe nach Meſſina, dem Sammelplaz der Chriſtlichen Flotte, zu Neapel einen geweiheten Feldherrnſtab zum Zeichen ſeiner erhabenen Würde überreichen. Don Juan erfüllte das Zutrauen der verbündeten Mächte. Unter ſeiner Anführung gewann die vereinigte Flotte (1571. 7. Oktober) im Meerbuſen von Lepanto die größte und blutigſte Schlacht der neuern Zeit auf dem Elemente des Meers. Die Osmaniſche Flotte ward faſt ganz vernichtet, und der Beherrſcher und die Hauptſtadt des Türkiſchen Reichs geriethen in Schrekken. Im ganzen Chriſtlichen Europa ward der erfochtene Sieg wie ein Triumpf des Evangeliums über den Islam gefeiert, und D. Juans Name ertönte von allen Lippen; nur in Spanien und am

*) Brantome, Tom. VI.

Hofe seines Bruders tadelte man seine glänzende That.

Durch politische Umstände verhindert, den erfochtenen Sieg verfolgen zu können, überfiel er die Küsten der Barbarei und eroberte Tunis, dessen Beherrscher er gefangen nahm; und es war im Werke, einen eigenen Staat für ihn in jenem Welttheil zu bilden. Aber Philips Mißtrauen verhinderte die Ausführung dieses Plans. Er befahl D. Juan nach Mailand zu gehen, und schlug ihm alle Unterstützung ab. Tunis fiel wieder unter die Botmäßigkeit seiner alten Fürsten, und der Sieger von Lepanto mußte einige Jahre unthätig in Italien verleben. Dort unter einem glücklichen Himmel, in dem Lande der Liebe und des Genusses, entschädigte er sich für den Verlust seiner vereitelten Hoffnungen auf Größe, in den Armen der zärtlichen Diana von Falanka. Sie gebar ihm eine Tochter, welche in der Folge an den Prinzen Botero in Sicilien verheirathet ward.

D. Juan befand sich eben zu Mailand, als ihn der König nach dem Tode des Comthurs Requesens zum Oberstatthalter der Niederlande ernannte. Er schickte sich sogleich nach Spanien ein, und empfing dort von Philip dem II. seine Verhaltungsbefehle, welche im Wesentlichen darin bestanden, daß er sich öffentlich sehr nachgebend und freundlich gegen die Stände beweisen, insgeheim aber alles mögliche anwenden solle, um ihre Vereinigung zu hindern; mit dem Spanischgesinnten Staatsrath Rueda solle er sich über die zu treffenden Maßregeln berathschla-

gen, jedoch nicht mündlich sondern schriftlich, um nicht den Argwohn der Staaten zu erregen.

Um den Eifer des Prinzen zu vermehren, eröffnete der König seinem Ehrgeiz ein neues Feld, indem er ihm die Versicherung gab: wenn es ihm gelungen sei die Niederlande wieder zu beruhigen und sie zu ihrer Pflicht zurück zu führen, so wolle er ihn mit einer Flotte nach England senden, um die unglückliche Königin Maria von Schottland aus ihrem Gefängniß zu befreien und sich mit ihr zu vermählen. Die Freude, welche D. Juan über diese Aussicht auf eine Krone etwas zu laut und unvorsichtig äußerte, beleidigte den König und erregte von neuem sein Mißtrauen gegen ihn.

Begleitet von Octavio Gonzaga und noch zwei andern Personen, verließ er Spanien, und trat mit Postpferden die Reise nach den Niederlanden an. Er nahm seinen Weg durch Frankreich, als Gonzaga's Edelknabe verkleidet und mit schwarzgefärbtem Bart und Haaren, um unerkannt zu bleiben. In Paris trat er in einem Hotel ohnweit der Wohnung des Spanischen Gesandten ab, von welchem er den traurigen Zustand der Niederlande erfuhr; wohnte darauf in seiner Verkleidung einem Ball des Hofes im Louvre bei und hatte eine Unterredung mit dem Herzog von Guise.

Kurz vor seiner Ankunft in Frankreich war die berüchtigte heilige Ligue geschlossen worden, und Philip hatte dem Prinzen befohlen, den Herzog von Guise in dem Vorhaben, sich zum Oberhaupte dieses Bundes aufzuwerfen, zu bestärken, mit dem

Verſprechen, daß er in dieſem Fall auf den nächſt drückſichſten Beiſtand Spaniens rechnen könne. Ob D. Juan ſich dieſes Auftrags wirklich entledigte, oder ob es gegründet iſt, was damals das Gerücht ſagte: daß er mit dem Herzoge einen heimlichen Vertrag geſchloſſen habe, worin ſie ſich eine gegenſeitige Unterſtützung ihrer geheimen Abſichten, auf die Souveränität der Niederlande und auf den Beſiz des Franzöſiſchen Throns, verſprochen hätten, — iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, weil die Nachrichten darüber zweifelhaft und unzureichend ſind.

Am 4ten November langte der neue Oberſtatthalter in Luxemburg an, zu ſpät um Antwerpen retten und den Abſchluß des Genter Friedensvereins verhindern zu können.

21.

Das ewige Edikt.

1577.

Bei D. Juans Ankunft war von allen siebzehn Niederländischen Provinzen Luxemburg die einzige, welche ihren alten Verhältnissen treu geblieben war, und an den Unruhen keinen Theil genommen hatte; alle übrigen schienen für die Spanische Krone verloren zu sein. Die Macht des Königs war nichts mehr als ein Schattenbild, und man bediente sich seines Namens nur noch als Form bei den öffentlichen Angelegenheiten, um dem Ungehorsam gegen die Regierung ein minder strafbares Ansehn zu geben. Es ist eine auffallende, aber durch alle Empörungen wider die monarchische Gewalt, deren die Geschichte erwähnt, bestätigte Erfahrung: daß die Rebellen stets weit weniger Bedenken trugen, sich an dem Wesen als an den äußern Formen des Königthums zu vergreifen.

Um die alte Ordnung der Dinge in den abgefallenen Provinzen wieder herzustellen und die empörte Nation wieder in die Schranken zurück zu führen, welche sie durchbrochen hatte, blieben dem neuen Statthalter nur zwei Wege übrig; nehmlich

der Weg offener Gewalt, oder jener der Gelindigkeit und Verstellung. Der erstere schien unter den gegenwärtigen Umständen, wo sein Ansehn noch nicht gegründet und seine Würde von den Repräsentanten der Nation noch nicht anerkannt, und die Kriegsmacht, worüber er gebieten konnte, bei weitem nicht so zahlreich als die der Gegner war, viel zu unsicher und gefährlich zu sein, weil er dabei alles aufs Spiel setzen mußte und folglich alles zu verlieren in Gefahr gerieth. Er beschloß daher den leztern zu wählen, und sich den Niederländern nicht in der abschreckenden Gestalt eines Vertreters und Rächers der Majestät, sondern als einen Vermittler und Friedensstifter zu zeigen, der gekommen sei, Glück und Ruhe unter ihnen wieder herzustellen; und erst dann, wenn es ihm in dieser liebenswürdigen Rolle, wobei ihn sein einnehmendes Aeußere, seine gefälligen Sitten und sein erworbener Ruhm trefflich unterstützen konnten, gelungen sein würde, sich in das Vertrauen der Nation zu setzen, sie plözlich und desto sicherer durch den schweren Arm des Herrschers zu überraschen.

Diesem Plane gemäß, und um den Niederländern sogleich einen glänzenden Beweis seiner liberalen und friedlichen Gesinnungen zu geben, erläßt er von Luxemburg aus zwei Sendschreiben, nehmlich eins an die Stände und Rathskollegien, und das andere an die Befehlshaber der Spanischen Truppen. Den bürgerlichen Gewalten macht er seine Erhebung bekannt und ladet sie zu einer gemeinschaftlichen Berathschlagung über die Mittel zur

Herstellung eines allgemeinen Friedens ein; und den Feldherren befiehlt er, alle Feindseligkeiten einzustellen.

Die Stände waren zweifelhaft, wie sie den erhaltenen Antrag aufnehmen sollten, und beschlossen endlich, sich ohne den Rath und die Zuziehung Oraniens auf nichts einzulassen. Der Prinz befand sich damals in Holland und das hellsehende Auge dieses Menschenkenners durchschaute die hinterlistigen Plane des Spaniers. Er erwiederte auf die an ihn ergangene schriftliche Anfrage der Stände: Sie möchten keinen Vorschlägen, von welcher Art sie auch wären, Gehör geben, und sich nicht durch die trügerischen Lockungen eines Feindes bethören lassen, von dessen Arglist eine theuer erkaufte Erfahrung sie hinlänglich überzeugt habe.

Diese Warnung, wenn sie auch nicht ganz befolgt ward, bestimmte wenigstens die Stände, mit der größten Vorsicht zu handeln. Sie antworteten D. Juan: Nur dann, wenn er die Spanischen Kriegsvölker aus dem Lande entfernen, eine allgemeine Versammlung der Staaten ausschreiben und dem Gentischen Friedensverein beitreten wolle, würden sie ihn als Oberstatthalter anerkennen, außerdem aber nicht.

Dieser, welcher ähnliche Forderungen erwartet und sich also darauf vorbereitet hatte, erwiederte: Er sei bereit die fremden Truppen aus dem Lande zu senden, wenn die Stände auch die ihrigen entlassen würden; auch wolle er in die Zusammenberufung der Staaten und in eine allgemeine Friedens-

verhandlung willigen, jedoch ohne daß dadurch der Katholischen Religion und der Hoheit des Königs ein Nachtheil erwachse.

Die Staaten theilten dem Prinzen diese Antwort mit. Er fand sie zweideutig und unzureichend; bestätigte dieses Urtheil durch einige aufgefangene Schreiben des Königs, D. Juans und des Staatsraths Rueda, aus welchen hervorging, daß es im Werke sei, noch mehr Truppen zu werben und den Krieg fortzusetzen, und erklärte endlich mit kurzen und bestimmten Worten, er und die Stände von Holland und Seeland würden sich nie auf eine Unterhandlung mit den Spaniern einlassen, was auch immer für Vorschläge gethan werden möchten.

Indeß hatte der Statthalter, um der Nation zu zeigen, daß es ihm mit der Entfernung des fremden Kriegsvolks ein Ernst sei, seinen Geheimschreiber und vertrauten Escuvedo nach Antwerpen gesandt, um die Befehlshaber der Spanischen Truppen zur Abreise aus dem Lande zu bewegen; wobei er ihnen jedoch insgeheim aufgeben ließ, darauf zu dringen, daß ihr Abzug zu Wasser geschähe. Dieser erhaltenen Instruction zu Folge erklärten die Spanischen Feldherren, daß sie bereit wären, sich mit ihren Völkern zu entfernen, wenn sie zuvor die Rückstände ihres Soldes empfangen hätten, und wenn man sie zu Wasser abreisen ließe, weil zu Lande, bei der späten Jahreszeit und da die Straßen durch Savoyen wegen der Pest gesperrt wären, nicht fortzukommen sei. Der Grund, warum D. Juan wünschte, daß die Abreise zu Wasser geschehe, ist

nicht mit Gewißheit bekannt; die Stände aber muthmaßten, die Absicht sei, eine Verzögerung das durch zu bewirken, um die Truppen noch etwas länger zurück zu behalten. Da sie nun vorhersahen, daß die Flotte zu der Ueberfahrt viel Geld und Zeit kosten werde, auch die Schiffe, wären sie einmal in den Händen der Spanier, so gut als verloren sein würden: so schlugen sie es gerade zu ab, sich auf den Abzug zur See einzulassen, und trafen zugleich Anstalt sich gegen gewaltsame Schritte in Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Unterhandlungen dauerten jedoch fort und der Statthalter begab sich von Luxemburg nach Marche en Famine. Hier erschienen bald nach seiner Ankunft Bevollmächtigte des Kaisers Rudolf des II., welcher ein Jahr zuvor seinem Vater Maximilian dem II. auf dem Teutschen Throne gefolgt war. Ihr Auftrag war, eine Versöhnung zwischen der Niederländischen Nation und dem Beherrscher derselben zu vermitteln. Die Stände wurden eingeladen, ebenfalls Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Marche en Famine zu senden, und da sie sich bereit dazu finden ließen, so nahmen die Unterhandlungen über den abzuschließenden Frieden ihren Anfang. Nach einigen heftigen Debatten, willigte D. Juan, seinem angenommenen System der Nachgiebigkeit gemäß, in die Entfernung des Spanischen Kriegsvolks zu Lande, und versprach auch die Annahme des Genfer Friedensvereins. Dadurch waren die Hauptschwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die Stände vergäßen den Rath ihres Warners, die

Unterhandlungen wurden ſchnell zum Ende geführt, und es kam ein förmlicher Friedensvergleich zwiſchen beiden Theilen zu Stande, welcher am 12ten Februar (1577) von D. Juan und den 17ten von den Abgeordneten des Staatsraths und der Stände unterzeichnet ward. Dieſer aus neunzehn Artikeln beſtehende Vergleich war im Namen des Königs abgefaßt, und enthielt folgende Hauptpunkte: Genehmigung des Genter Friedensſchluſſes, und das Verſprechen einer Zuſammenberufung der allgemeinen Staaten; Entfernung aller auswärtigen Truppen, der Spanier, Teutſchen, Italiener und Wallonen, welche mit Zurücklaſſung des Geſchützes und aller Kriegsvorräthe das Land räumen und nur in der dringendſten Noth, und nicht ohne Einwilligung der Staaten, zurück gerufen werden können, wogegen die lezteren, zur Befriedigung der Truppen 600000 Gulden in zwei Terminen zu bezahlen verſprechen; Loslaſſung aller Gefangenen von beiden Seiten, jedoch mit Ausnahme des Grafen von Büren, älteſten Sohnes des Prinzen von Oranien; von Seiten des Königs und ſeines Statthalters Verſicherung der Freiheiten des Landes, und von Seiten der Staaten das Verſprechen des Gehorſams, der Treue und der Erhaltung des Katholiſchen Glaubens; Entlaſſung des Ständiſchen Kriegsvolks und unverzügliche Anerkennung D. Juans als Königlichen Statthalter, ſo bald der Abzug der Spaniſchen, Burgundiſchen und Italieniſchen Truppen erfolgt ſein wird.

Dieſes war der Inhalt eines Friedens, dem

man den glänzenden und vielversprechenden Namen des ewigen Edikts gab. Aber leider war die Ewigkeit seiner Dauer, schon drei Monat nach seinem Abschluß zu Ende; und dieser feierliche, vom Könige von Spanien (April 1577) förmlich bestätigte Versöhnungsakt, erhielt nur dadurch eine traurige Celebrität in der Geschichte der Niederländischen Rebellion, daß er nicht eine der erwarteten glücklichen Folgen hervorbrachte. Weit entfernt, einem unglücklichen Volke den Frieden wieder zu geben, legt er vielmehr den Grund zu neuen Feindseligkeiten und Stürmen, und wird endlich die Veranlassung einer gänzlichen Trennung der Nation.

Nach der Unterzeichnung des ewigen Edikts begab sich D. Juan mit seinem ganzen Hofstaat nach Löwen, um dort den Abzug der Truppen, welcher auf den März festgesezt war, abzuwarten; denn früher durfte er, nach dem Inhalt des Friedensvertrags, nicht als Statthalter in Brüssel erscheinen. Er bestätigte den Herzog von Arschot, welcher von den Ständen zum Befehlshaber der Zitadelle von Antwerpen ernannt worden war, in dieser Würde, worauf sich der Herzog nach Antwerpen begab, um das Schloß aus den Händen der Spanier zu übernehmen. Diese Uebergabe ist karakteristisch, und die Umstände, welche sie auszeichnen, verdienen erwähnt zu werden.

An dem bestimmten Tage erscheint der Herzog, begleitet von den Kaiserlichen Bevollmächtigten und einer Anzahl Wallonischer Kriegsleute, vor der Brücke der Zitadelle. Die Brücke ist aufgezogen,

und die Thore sind verschlossen. Der Geheimschreiber Escuvedo tritt heraus, um den Eid des Herzogs zu empfangen. Letzterer legt seine Hand in Escuvedo's und schwört mit entblößtem Haupte; „Ich Philip de Croy, Herzog von Arschot, schwöre bei Gott und der Jungfrau Maria und den vier heiligen Evangelien, daß ich dieses Schloß bewahren will und erhalten zum Dienst Königlicher Majestät Philippi unsers Herrn, und solches ohne seinen ausdrücklichen Befehl an Niemand will ausliefern, als seiner eigenen Person oder seinen Erben!" Darauf erwiederte Escuvedo: „Kommt Ihr dem nach, was Ihr saget, dann möge Gott Euch helfen; wo nicht, so hohle Euch der Teufel mit Leib und Seele!" Alle Umstehenden sagten Amen!

Sancho d'Avila, der Spanische Befehlshaber der Zitadelle, war zu stolz die Schlüssel selbst zu übergeben, an seiner Stelle überreichte sie dem Herzoge Martin del Oyo, sein Lieutenant. Die Thore öffnen sich, die Brücke fällt herab, die Spanische Besatzung zieht aus und der Herzog mit seinem Gefolge rückt herein. Die Teutschen unter ihren Obersten Fronsberg und Fugger bleiben in der Stadt.

Die ausziehenden Spanier führten ihre Gefangenen und sechs Stück Geschütz mit sich hinweg, weil sie die versprochene Bezahlung des rückständigen Soldes noch nicht empfangen hatten. Eine zahlreiche Schar von Weibern und Freudenmädchen befand sich in ihrem Gefolge. Sie rückten über Lier nach Mastricht, dem Sammelplaz aller Spa-

nischen, Italienischen und Burgundischen Truppen. Dort erhielten sie ihre Bezahlung, wozu D. Juan selbst, weil ihm sehr an Vollziehung des abgeschlossenen Friedensvertrags gelegen war, den Ständen eine bedeutende Summe vorschoß. Nach abgemachtem Zahlungsgeschäft erfolgte die Auswechselung der Gefangenen, unter welchen sich auch der junge Graf von Egmont befand. Endlich brach das ganze Corps, (1577. 21. April) unter Anführung des Grafen von Mansfeld von Mastricht auf, und zog, beladen mit Schätzen und Kleinodien, dem Ertrage eines zehnjährigen Raubes, über Luxemburg nach Italien, nachdem sich unterwegs die Burgunder und Teutschen von den Italienern und Spaniern getrennt hatten. Die letzteren erhielten ihre Quartiere an den Genuesischen Grenzen bis Novi hin, wo ein großer Theil dieser einst so furchtbaren Krieger ein Opfer des Unmuths, der Unthätigkeit und des Klima's ward.

Allgemein war die Freude der Niederländer über die Entfernung ihrer verhaßten Gäste, von denen sie zehn Jahre hindurch die ungeheuersten Drangsale hatten erdulden müssen. Nur einige hellsehende Köpfe hielten diesen Auszug für nicht viel mehr als ein Possenspiel, und zweifelten nicht an der baldigen Wiederkehr jener heillosen Banden, welche das edelste Niederländische Blut vergossen und den schönsten Flor des Vaterlandes mit frechem Muthwillen zertreten hatten. Sie ergossen ihre Empfindungen, ihre Ahnungen und Zweifel in poetischen Aufsätzen, welche sich unter das Volk verbreiteten,

ohne die Leichtgläubigen in ihrem süßen Wahn zu stören.

Am 1sten Mai hielt D. Juan seinen feierlichen Einzug in Brüssel, und drei Tage darauf (4. Mai) ward er förmlich als Statthalter der Niederlande anerkannt. Der ganze Adel war in der Hauptstadt Brabants versammelt, dem neuen Regenten seine Ergebenheit zu beweisen, welcher durch Leutseligkeit und Güte die Herzen der Niederländer zu gewinnen und ihren alten Haß gegen den Spanischen Namen auszulöschen strebte. Er theilte reiche Geschenke aus und verlieh vielen angesehenen Männern Bedienungen und Jahrgelder, um sie desto inniger an sein Interesse zu knüpfen. Dennoch blieb bei einem großen Theile das Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Versöhnung; mehrere schlugen deshalb die angebotenen Wohlthaten aus, und selbst der alte staatskluge und patriotische Viglius ab Ayta, äußerte, noch kurz vor seinem um diese Zeit erfolgten Tode, Bedenken und Zweifel über die Dauer des Friedens. Wie viel fehlte noch zur Beruhigung der empörten Gemüther! wie weit war noch das Ende der Leiden entfernt, unter welchen dieses einst so glückliche Volk erlag!

Der Prinz von Oranien hatte sich nach Bergen op Zoom begeben, um dort in der Nähe über jede Bewegung der neuen Regierung zu wachen. Nach dem Abschluß des ewigen Edikts sandten so wohl die Staaten der demselben beigetretenen Provinzen als auch D. Juan selbst Bevollmächtigte an den Prinzen und die Stände von Holland und Seeland,

welche sie einladen mußten, dem abgeschlossenen Frieden beizutreten. Aber D. Juans argliſtige Politik scheiterte an den höheren Talenten des furchtbarſten Gegners der Spaniſchen Regierung. Standhaft verweigerte er den Beitritt zu dem Brüſſeler Frieden und die Stände folgten seinem Beiſpiel. Er erklärte den Bevollmächtigten: Die Provinzen, welche ſich durch ihre treue Anhänglichkeit an ihn ſo gerechte Anſprüche auf ſeine Vorſorge und Erkenntlichkeit erworben hätten, verlangten eine weit ſtärkere Bürgſchaft für die Aufrichtigkeit und den guten Willen der Spaniſchen Regierung, als der Inhalt der ihnen mitgetheilten Friedensakte gewähre. Es mußten zuvor ihre Schuzmauern, die halbzerſtörten Schlöſſer und Feſten wieder hergeſtellt, ihrem zu Grunde gerichteten Handel müſſe wieder aufgeholfen, und endlich auch ſeine Schadloshaltung berichtiget und die Freilaſſung ſeines Sohnes verſichert werden, ehe man ſich zur Annahme des geſchloſſenen Friedens verſtehen könne.

Weder die Herablaſſung und Nachgiebigkeit des neuen Statthalters noch ſelbſt die Entfernung der fremden Truppen, konnten Oraniens Scharfſicht täuſchen. Aufgewachſen in der Spaniſchen Schule, kannte er das Siſtem dieſes Hofes bis auf ſeine feinſten Züge. Dieſe Erfahrung, eine richtige Anſicht der öffentlichen Angelegenheiten und eine genaue Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der Kabinette, ließen ihn die kurze Dauer des ewigen Edikts leicht vorher ſehen, und überzeugten ihn, daß die Staaten ſeine Hülfe bald wieder anrufen würden.

Um indeß die Ruhe, deren sie jezt genossen, so gut als möglich zu benutzen, trafen die Stände von Holland und Seeland mancherlei Verfügungen zum Besten des Landes. Unter andern ließen sie an der Wiederherstellung der durch Stürme und Durchstechungen während des lezten Kriegs beschädigten Dämme arbeiten, und damit die Kosten, welche diese Unternehmungen erforderten, desto leichter bestritten werden könnten, wurden nur 45 Fahnen zu Fuß, jede zu 114 Köpfe und 30 Kriegesschiffe beibehalten, der Ueberrest der bewafneten Macht aber ward entlassen. Zugleich faßte die Ständeversammlung einen Beschluß, die Festungswerke einiger Plätze in Holland und Seeland zu verstärken; und den Belgischen Staaten ward auf ihr Ansuchen, die bei Antwerpen und auf der Maas vor Anker liegenden Seeländischen Schiffe abzurufen, eine abschlägige Antwort ertheilt.

Gleich nach dem Abschluß des Gentischen Friedens hatten sich schon die Stände lebhaft bemühet, diejenigen Städte in Holland und Seeland, welche der Spanischen Partei noch anhingen, auf ihre Seite zu ziehen. Ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlos. Muiden, Wesp und Harlem, und bald darauf auch Tholen, Goes und Südbeveland traten nach und nach zu der Partei der Freiheit über. Ganz Seeland hatte sich jezt von Spanien abgewandt, und in Holland war Amsterdam die einzige Stadt, welche ihren alten Herren noch treu blieb.

Im Heumonat machte der Prinz von Oranien

mit seiner Gemalin eine Reise durch die meisten Holländischen Städte, und überall empfing man ihn, als den Retter des Vaterlandes, mit lauter und herzlicher Freude. Auch in Westfriesland begeisterte seine Erscheinung das Volk zur lebhaftesten Theilnahme; frohlockend nannte es ihn Vater, und einer rief dem andern freudig entgegen: Vater Wilhelm ist gekommen! Wie rührend ist dieser einfache und ungekünstelte Erguß einer kindlichen und dankbaren Anhänglichkeit und Liebe! Er erweckt unser innigstes Mitgefühl, indeß wir uns mit Unwillen und Verachtung von den überspannten und herzlosen Tiraden hinweg wenden, womit die feile Schmeichelei den glücklichen Despoten vergöttert.

Im Weinmonat (1577) unterwarfen sich auch die Stadt und das Stift Utrecht, nachdem sie sich ihrer fremden Besatzungen entledigt hatten, der Regierung des Prinzen unter der Bedingung: daß die Freiheiten des Landes, die Katholische Religion und die Bischöfliche Gerichtsbarkeit unverlezt erhalten würden. So stärkte sich der Freiheitsbund im Norden der Niederlande, und indem er den Beitritt zu dem ewigen Edikt verweigerte, erkannte er auch D. Juan nicht als Statthalter an, und behauptete dadurch die Unabhängigkeit seiner Verfassung, ohne sich jezt schon öffentlich für souverän erklärt zu haben.

22.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten.

1577.

Eine feierliche Verſöhnung zwiſchen dem größten Theil der Niederländiſchen Nation und ihrem Beherrſcher war geſchloſſen, aber die Ruhe, welche ſie über das Land, welches ſo lange der Schauplaz der Verwüſtung und des Blutvergieſſens geweſen war, verbreitete, glich der Stille eines ſchwülen Sommertages, welche nicht ſelten die Verkünderin des heftigſten Ungewitters iſt. Die Stimmung der Gemüther war dem Frieden nicht geneigt, kein Theil hatte Zutrauen zu dem andern, die ganze Nation war in Gährung; ſie glich einem unzeſtümen Meere, wenn nach dem Sturme die empörten Wogen noch ſchäumend durcheinander brauſen, und groß war die Anzahl derer, welche, aus Eiferſucht oder Ehrgeiz, die Fortdauer des Kriegs und der Unruhen wünſchten. Die friedlichen Geſinnungen, die Nachgiebigkeit, welche D. Juan äuſſerte, waren ihm kein Ernſt. Er, deſſen Ehrgeiz nach dem Beſiz einer Krone geſtrebt hatte, ſollte jezt den Schatten einer eingeſchränkten Macht von ſtolzen Neapolitanern erbetteln! Welche Rolle für den Beſizer der furchtbaren Osmannen, deſſen Name einſt an der

Tiber vergöttert und am Bosporus mit Schrecken genannt ward! Seine Geduld war am Ende, er wünschte den Krieg, und erwartete nur den günstigen Augenblick, wo er die Maske der Verstellung abnehmen und den Niederländern das strenge Gesicht des beleidigten Regenten zeigen konnte.

Auch war er dem größten Theile der Nation schon verdächtig, ehe er noch etwas unternommen hatte, ihr Mißtrauen zu rechtfertigen; und der Argwohn, welchen der Prinz von Oranien gegen ihn hegte, trug nicht wenig dazu bei, ihm das allgemeine Vertrauen zu entziehen. Mancherlei Gerüchte, deren Quelle Niemand wußte, vermehrten die Unruhe des besorgten Volks. Man flüsterte einander zu, von dem Spanischen Heere hätten sich zahlreiche Haufen abgesondert und hielten sich in den Luxemburgschen und Lothringenschen Wäldern versteckt, und die Burgunder wären nach Frankreich gegangen und in den Dienst der Ligue getreten, wo sie bereit ständen, auf den ersten Wink wieder in den Niederlanden zu erscheinen. Diese und ähnliche Sagen, welche immer mehr vergrößert wurden, je weiter sie sich verbreiteten, beunruhigten die Friedlichgesinnten, wurden von den Mißvergnügten begierig aufgenommen und schienen den Ständen ein Recht zu geben, die Gewalt des Statthalters in die engsten Grenzen zu verweisen, und jeden seiner Schritte mit mißtrauischer Eifersucht zu bewachen.

Er drang auf den Abzug der Teutschen Truppen. Die Staaten geriethen dadurch in Verlegen-

heit, denn nach dem Inhalt des ewigen Edikts waren ſie verpflichtet, den Truppen vor ihrer Entfernung den rückſtändigen Sold auszuzahlen. Außer Stande die ganze Forderung derſelben berichtigen zu können, ließen ſie (1577. Juni) den Teutſchen eine anſehnliche Summe anbieten um ſie damit abzufinden, und der Oberſtatthalter ſelbſt begab ſich nach Mecheln unter dem Vorgeben, die Truppen zur Annahme dieſes Vorſchlags zu bewegen. Aber anſtatt den Antrag der Staaten zu unterſtützen, überredete er die Teutſchen Oberſten Polweiler, Fronsberg, Zugger und Emden, den Abzug zu verweigern und im Lande zu bleiben, wobei er ihnen die Verſicherung gab, daß ſie nichts an ihrem Solde verlieren ſollten; denn er bedurfte ihrer zur Ausführung ſeiner geheimen Plane.

Don Juan hatte ſich jezt vollkommen überzeugt, daß er durch Nachgiebigkeit und Schonung die Niederländer nie wieder zum Gehorſam zurück führen werde. Der Geiſt der Freiheit und Unabhängigkeit und der Haß wider die Spaniſche Regierung beherrſchten die Nation und ihre Repräſentanten zu mächtig, als daß er hätte hoffen dürfen, ſie werde ihren Nacken freiwillig dem abgeworfenen verhaßten Joche wieder unterwerfen. Noch immer beſaß er kaum einen Schatten von Macht, ſeine Würde war nicht viel mehr als ein leerer Namen; wollte er die Stelle wirklich bekleiden, wovon er dieſen Namen führte, ſo mußte er ſich mit Gewalt in den Beſiz derſelben ſetzen. Dieſes hinaus zu führen, war von jezt an ſein feſter Wille, und bald ſehen wir

ihn den erſten entſcheidenden Schritt nach dem vorgeſteckten Ziele thun.

Die Königin von Navarra Margarethe von Valois, König Heinrichs des III. von Frankreich Schweſter und Gattin Heinrichs des IV., eben ſo berühmt durch ihre außerordentliche Schönheit als durch das Talent, mit gleicher Leichtigkeit eine Intrigue des Herzens und der Politik anzulegen und auszuführen, hatte eine Reiſe durch die Niederlande angetreten, um ſich nach Spaa zu begeben. Oeffentlich hieß es, ſie wolle ſich der Bäder bei jener Stadt bedienen, aber die wahre Abſicht der Reiſe war, eine geheime Unterhandlung mit dem Grafen von Lalaing, Befehlshaber von Valenciennes, und mit andern Franzöſiſchgeſinnten Niederländern anzuſpinnen, um ihrem geliebten Bruder, dem Herzog von Anjou, ehemaligen Herzog von Alençon, die Statthalterwürde der Niederlande zu verſchaffen. Margarethe ſelbſt, in den Denkwürdigkeiten, welche ſie uns von ihrem Leben hinterlaſſen hat, bezeugt, daß dieſes der Zweck jener Reiſe geweſen ſei, bei deren Erzählung ſie eine Menge intereſſanter Nachrichten und kleiner Züge über die Sitten und Gebräuche und aus dem häuslichen Leben der damaligen Niederländer mittheilt.

D. Juan, welcher einſt von dieſer Königin das Urtheil gefällt hatte, daß ihre Schönheit zwar mehr göttlich als menſchlich ſei, aber die Menſchen eher zur Verdammniß als zum Genuſſe der Seligkeit führen werde, beſchied ſeinen ganzen Hofſtaat nach Namur, um ſie dort bei ihrer Durchreiſe feierlich

zu empfangen. Margarethe macht die Bemerkung, daß ſich in dem Gefolge des Statthalters nur ein einziger Mann von Bedeutung, nehmlich Ludwig Gonzaga, befunden habe; die übrigen wären gröſtentheils gemeine Leute geweſen. Sie verweilte einen ganzen Tag zu Namur, und ward von D. Juan prächtig bewirthet. Den folgenden Tag begleitete er ſie nach dem Fahrzeuge, welches ſie weiter führen ſollte, und kehrte dann zu Pferde nach der Stadt zurück. Unter dem Vorgeben, auf die Jagd zu reiten, nimmt er ſeinen Weg neben dem Glacis des Schloſſes vorbei, und äußert wie von ohngefähr den Wunſch, die Feſte auch von Innen zu ſehen. Der Befehlshaber Johann von Burgund empfängt ihn mit groſſer Ehrerbietung und führt ihn auf den Wällen der Zitadelle umher.

Indeß man beſchäftigt iſt ein Frühſtück für den hohen Gaſt zu bereiten, verweilt er unter dem Thore und unterhält ſich von gleichgültigen Dingen. Plötzlich erſcheint ein Trupp Reiter, welcher hinter Gebüſchen verſteckt gelegen hatte, und in dem Augenblick ergreifen D. Juan und ſeine Begleiter ihre Piſtolen, halten ſie der überraſchten Wache vor, treiben den Befehlshaber und die Ständiſche Beſatzung aus der Feſte und nehmen ſie (24. Juli) im Beſitz. Als der Streich glücklich und nach Wunſch ausgeführt war, konnte D. Juan ſeine Freude nicht länger zurückhalten. Dies iſt, rief er triumphirend aus, der erſte Tag meiner Statthalterſchaft! Darauf verſammelte er die vornehmſten von denen, die ihn nach Namur begleitet hatten, und unter

welchen ſich auch der Herzog von Arſchot befand, und ſtellte einem jeden frei: ob er ſich entfernen oder bleiben wolle.

Dieſer Gewaltſtreich, wodurch das ewige Edikt plözlich auf immer vernichtet ward, ſezte die ganze Maſſe der Nation in die heftigſte Bewegung. Jezt waren die Warnungen Oraniens in Erfüllung gegangen, und der Verdacht in die Aufrichtigkeit des Spaniers hatte ſich nur zu ſehr gerechtfertigt. Man erfuhr, daß er den Plan gehabt habe ſich zu gleicher Zeit noch mehrerer Plätze durch Liſt oder Gewalt zu bemächtigen, welche nur die Redlichkeit und Vorſicht der Befehlshaber noch gerettet habe; und durch ganz Flandern und Brabant erſcholl das Geſchrei über Treuloſigkeit und Verletzung der heiligſten Traktaten.

Der Statthalter ſuchte den gethanen Schritt durch das Vorgeben zu rechtfertigen, daß eine Verſchwörung wider ſein Leben im Werke geweſen ſei, weshalb er ſich des Schloſſes zu Namur zur Sicherheit ſeiner Perſon habe bemächtigen müſſen. Zugleich verlangte er von den Staaten, ſie ſollten einen andern Befehlshaber zu Brüſſel ernennen, und die dortige Bürgerſchaft entwafnen. Die Staaten ſandten darauf eine Deputation an ihn und ließen ihn einladen, wieder nach Brüſſel zurück zu kehren, wo ſie nicht nur alle möglichen Anſtalten für ſeine perſönliche Sicherheit treffen, ſondern ſich auch mit ihm über die Erfüllung ſeiner übrigen Wünſche beſprechen würden.

Der Prinz von Oranien befand ſich eben in Weſtfriesland, als ihm die Einnahme des Schloſſes von Namur gemeldet ward. Sogleich ſchrieb er den Belgiſchen Staaten: Dies ſei die günſtigſte Gelegenheit, ihr Vaterland auf immer von dem Spaniſchen [illegible] zu reinigen. Sie möchten daher [illegible] Truppen zuſammen ziehen und hatten ſie [illegible] durch 3000 neugeworbene Reiter verſtärkt, ſo ſei dieſe Macht vollkommen hinreichend, D. Juan, der nur über weniges Kriegsvolk gebieten könne, zur Räumung Namur's, Luxemburgs und des ganzen Landes zu zwingen.

Hätten Eintracht und Entſchloſſenheit in der Verſammlung der Staaten geherrſcht, ſo würden ſie nicht einen Augenblick geſäumt haben, den weiſen Rath des Prinzen zu befolgen, und wahrſcheinlich würde dann der Ausgang dieſes Kriegs ganz anders geweſen ſein, als wir ihn jezt in der Reihe der Weltereigniſſe erblicken. Das Schickſal überraſcht den Sterblichen zuweilen durch eine glückliche Schickſtunde, die ungenoſſen verloren, ihm nimmer wieder ſchlägt. Durch ihre Uneinigkeit verſcherzte die Nation den günſtigen Moment, welchen die Umſtände darboten und worauf der Prinz ſie aufmerkſam machte. Leider war ſie jezt in drei verſchiedene Faktionen getheilt; in die der Staaten, zu welcher der größte Theil der Katholiken gehörte, in die des Prinzen von Oranien und der Hugonotten, und in die Spaniſche, welche auf D. Juans Seite ſtand. Jede hatte ihre eigenen Anſichten, ihre beſonderen Intereſſen. Wozu die eine rieth, das machte die

andere verdächtig, was diese billigte, das verwarf jene, und so geschah es auch jezt, daß der Vorschlag Wilhelms von Oranien nicht befolgt ward, und der glücklichste Zeitpunkt zur schnellen Beendigung des Kriegs ungenuzt verschwand.

Indeß hatte D. Juan einen Anschlag gemacht, sich der Zitadelle von Antwerpen zu bemächtigen, aber er bewahrte das Geheimniß so schlecht, daß die Staaten davon Nachricht erhielten, und schleunige Maßregeln dagegen trafen. Eine Fahne Teutscher Landsknechte, unter Cornelius von Emden, welche schon auf dem Wege nach Antwerpen ist, wird von dem Ständischen Obersten de Vers eingeholt und geschlagen, und die Besatzung der Zitadelle, durch das Versprechen der Bezahlung ihres rückständigen Soldes, für die Staaten gewonnen. Ueber diese Vorfälle geräth die Teutsche Besatzung in der Stadt, deren Befehlshaber mit D. Juan im Einverständniß waren, in die heftigste Bewegung, und schon besorgen die erschrockenen Bürger eine neue Plünderung. Glücklicherweise erscheint in diesem kritischen Augenblick ein Seeländisches Geschwader auf der Schelde, welches der Prinz von Oranien, auf die erste Nachricht von der Gefahr der Stadt, zu ihrem Beistande abgesandt hat. Die Seeländer kündigen ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse an, und alles geräth in Aufruhr. Durch alle Straßen erschallt das Geschrei: die Geusen kommen! die Geusen sind da! und das Schrecken vor diesen furchtbaren Seeleuten ergreift die Teutschen dergestalt, daß sie in der größten Uebereilung, und selbst zum Theil

mit Zurücklaſſung von Waffen und Gepäck aus den Thoren ſtiehen, die man eiligſt hinter ihnen verſchließt.

So ward Antwerpen gerettet. Unter den zurückgelaſſenen Papieren der entflohenen Teutſchen Oberſten fanden ſich verſchiedene Schreiben des Statthalters, worin ſie aufgefordert wurden, ſeine Abſichten auf die Zitadelle von Antwerpen zu unterſtützen und Partei mit ihm gegen die Staaten zu machen. Dieſe ſchriftlichen Zeugniſſe ſeiner feindſeligen Geſinnungen wurden bald durch andere noch wichtigere beſtätiget. Auf des Prinzen von Oranien Bitte hatte König Heinrich von Navarra in den Landes von Bordeaux zwei Schreiben D. Juans und ſeines Geheimſchreibers Escovedo an den König von Spanien auffangen laſſen und dem Prinzen zugeſchickt. Sie waren in Schiffern geſchrieben und enthielten eine weitläuftige Darſtellung der Gründe, die es nöthig machten zur Unterwerfung der Niederlande die Waffen zu gebrauchen. Der Prinz ließ ſie durch St. Aldegonde entziffern, und ihr Inhalt ward öffentlich bekannt gemacht.

So viel unwiderſprechliche Beweiſe mußten endlich die Staaten über D. Juans Plane belehren und ſie von ſeinen feindſeligen Geſinnungen überzeugen. Sie beſchloſſen daher, keine Schonung weiter gegen ihn zu zeigen, und ließen durch ihre Truppen Wavre, Bergen op Zoom, Herzogenbuſch und Breda, beſetzen, welche von den Teutſchen gegen das Verſprechen, einen Theil ihrer rückſtändigen Soldforderungen zu erhalten, geräumt wurden.

Der Stadt Antwerpen ward, auf ihr Gesuch, die Erlaubniß (1577. August) zur Zerstörung der dortigen Zitadelle ertheilt.

Dieses so wie die übrigen Schlösser, welche der Herzog von Alba während der Schreckenszeit seines Regiments hatte anlegen lassen, waren den Niederländern, als öffentliche Simbole der Dienstbarkeit, auf das äußerste verhaßt. Jezt schien der günstigste Zeitpunkt zur Vernichtung dieser gehäßigen Monumente der Tiranei und des Despotismus gekommen zu sein, und nicht nur über jenes zu Antwerpen, sondern auch über das Genter sprach die Staatenversammlung das Verdammungsurtheil der Zerstörung aus.

Sogleich werden an beiden Orten die eifrigsten Anstalten zur Vollziehung des Urtheils getroffen. Zahlreiche Haufen von Antwerpener Bürgern ziehen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach Gent, und abwechselnd die Genter in eben dem feierlichen Aufzuge nach Antwerpen, und beide helfen einander gegenseitig bei der Demolirung ihrer Schlösser. An beiden Orten, aber vorzüglich zu Antwerpen, betreibt man das Geschäft mit dem höchsten Enthusiasmus. Einwohner von jedem Range, Alter und Geschlecht legen Hand an. Selbst die vornehmsten Weiber und die zärtlichsten Jungfrauen sieht man mit Hacke und Schaufel ausgerüstet nach den Wällen eilen. Die Tage der Zerstörung sind ein Nationalfest und werden mit Schmausereien, dem großen Bedürfniß des sinnlichen Niederländers, und mit andern Lustbarkeiten gefeiert.

Von ohngefähr entdeckt einer während der Arbeit in einem abgelegenen Gewölbe die Bildsäule des Herzogs von Alba, jenes prahlerische, den Niederländern so verhaßte Denkmal seines Stolzes, welches er sich selbst gesetzt hatte, um nicht nur seinen Namen, sondern auch das Unrecht und die Schmach zu verewigen, welche er einer tiefgebeugten Nation zugefügt hatte. Dieser Fund vermehrt die allgemeine Freude. Mit lautem Jubel ward der metallene Tirann aus der Verborgenheit, wohin ihn der Comthur Requesens verwiesen hatte, hervorgezogen, durch die Straßen geschleift, mit Koth beworfen und einen ganzen Tag hindurch dem Muthwillen des Pöbels preisgegeben. Dann ward die Bildsäule in Stücken geschlagen und endlich wieder in Kanonen umgegossen, woraus sie entstanden war. Die Zitadellen von Utrecht, Gröningen und andern Orten, theilten das Schicksal derer von Antwerpen und Gent.

Der Vorfall von Namur war ein Wetterschlag, der das ganze Land in Flammen setzte. Ueberall hört man das Wort Verrätherei, überall werden die Thore gesperrt gehalten, als ob der Feind in der Nähe sei. Die ganze Nation ist exaltirt, das träge Niederländische Blut treibt schneller im Fieberschauer des Enthusiasmus um. Zu einem solchen Grade stieg die Erbitterung, daß die Königin Margarethe, auf ihrer Rückreise von Spaa, fast ermordet worden wäre, weil der wüthende Pöbel sie für eine Mitverschworne D. Juan's hielt. Die Staaten ließen neue Truppen werben und überreichten

dem Könige eine Bittschrift, worin sie ihn ersuchten: seinem Statthalter zu befehlen, daß er das ewige Edikt und den Gentischen Frieden halten möchte.

Diese ernsten und kriegerischen Maßregeln machten D. Juan besorgt, und ließen ihn fürchten, daß er in Namur angegriffen werden würde. Er äußerte daher wieder friedlichere Gesinnungen, um das Ungewitter zu beschwören, welches ihm drohete, und schlug eine Unterhandlung vor. Die Staaten bewilligten sie, aber es war keinem von beiden Theilen ein Ernst damit. Beide suchten nur Zeit dadurch zu gewinnen, D. Juan um seine Spanischen und Italienischen Soldaten wieder an sich zu ziehen, und die Staaten um ebenfalls die angefangenen Rüstungen vollenden zu können; doch der Vortheil der Verzögerung war auf des Statthalters Seite.

Die erste Forderung, welche D. Juan, bei Eröffnung der neuen Unterhandlungen an die Stellvertreter des Niederländischen Volks machte, bestand darin: daß sie gemeinschaftlich mit ihm den Prinzen von Oranien und die Provinzen Holland und Seeland bekriegen sollten, welche durch mancherlei Gewaltthätigkeiten gegen Amsterdam und durch Verstattung der Ausübung des Katholischen Gottesdienstes in Harlem, den Genter Frieden verletzt hätten. Die Staaten verweigerten dieses Ansinnen, da sie einsahen, daß der arglistige Spanier dadurch nur eine Gelegenheit, sie mit ihren nächstlichen Landsleuten in Zwist zu verwickeln, herbeiführen wollte. Da ihm diese Absicht fehlschlug, so

machte er den Staaten den Antrag: ſich einen andern Statthalter vom Könige zu erbitten, wenn ſie unzufrieden mit ihm und ſeiner Regierung wären, und bis die Sache entſchieden ſei, einen Stillſtand mit ihm einzugehen. Zugleich forderte er ſeine nach Spanien beſtimmt geweſenen und auf der Reiſe dahin aufgefangenen Briefe zurück, deren Inhalt er dadurch zu entſchuldigen ſuchte, daß er zur Zeit ihrer Abſendung noch nicht als Statthalter anerkannt geweſen ſei. Die Staaten erklärten hierauf: nur unter der Bedingung könnten ſie den verlangten Stillſtand zugeſtehen, wenn er das Schloß zu Namur, Charlemont, und andere Plätze räumen, und bis der König einen andern Statthalter ernannt habe, dem Staatsrath die Regierung übergeben wolle. Dieſe Forderungen verweigerte D. Juan, und nun wandten ſich die Staaten noch einmal an den König (1577. 9. September) und baten um deſſen Zurückberufung.

Während dieſer fruchtloſen Unterhandlungen näherten ſich die von D. Juan zurückgerufenen Spaniſchen und Italieniſchen Truppen den Niederländiſchen Gränzen. Auch die Ständiſchen Kriegsvölker zogen ſich auf Befehl der Staaten zuſammen, und bezogen bei Wavre in Brabant ein Lager. Anton Goignies war Befehlshaber dieſes Heers, Graf Philip Lalaing befehligte das Fußvolk, Melün Burggraf von Gent die Reiterei, und Pardieu La Motte war Oberſt des Geſchützes. Die Staaten ſchrieben an verſchiedene Teutſche Fürſten um Beiſtand und Hülfe; und der Pfalzgraf Johann

Kasimir rieth ihnen in seiner Antwort, den Prinzen von Oranien zum Haupte der Regierung zu wählen.

Die zahlreichen Freunde und Anhänger, welche dieser Prinz besonders unter den Mitgliedern der Stände von Brabant hatte, brachten es durch ihre dringenden Vorstellungen dahin, daß die Staaten sich entschlossen, den Vorschlag des Pfalzgrafen zu befolgen und den Beistand Oraniens zu suchen. Es gingen Bevollmächtigte an ihn nach Gertruidenburg ab, welche ihm die Bitte des Volksenats, sich nach Brüssel zu begeben um als ein Mitglied des Staatsraths die Stände in der gegenwärtigen kritischen Epoche, wo der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit der Spanischen Regierung unvermeidlich sei, mit seinem Rathe zu unterstützen. Oranien, der schon früher zu der Reise nach Brabant geneigt gewesen war, nahm, mit Einwilligung der Stände von Holland und Seeland, diese Einladung an; und reisete in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, wobei sich auch sein erst vor kurzem aus Teutschland angekommener Bruder, Graf Johann von Nassau, befand, von Gertruidenburg über Antwerpen nach Brüssel.

Am 23sten des Herbstmonats langte er in der Hauptstadt Brabant's an, und ward mit großen Ehrenbezeigungen unter dem jauchzenden Zuruf einer zahllosen Volksmenge empfangen. Er erschien jetzt, nach einer zehnjährigen Verbannung, zum ersten Male wieder an einem Orte, wo er einst in so hohem Ansehn stand. In einem neuen Glanze, als der

Rächer und Beſchützer des Vaterlandes, zeigt er ſich demſelben Volke wieder, zu deſſen Lieblingen er einſt gehörte; welches zehn Jahr zuvor über ſeine Entfernung, wie über den Verluſt ſeines Schutzgeiſts getrauert hatte, und deſſen große Erwartungen er ſeitdem vollkommen gerechtfertigt zu haben ſchien. Alles drängt ſich ihn zu ſehen und zu begrüßen. Die Namen Retter und Vater ſchallen ihm entgegen. Seine Blicke werden verſchlungen, ſein Lächeln begeiſtert ſelbſt die kälteſten Herzen. Es war einer der ſchönſten und glorreichſten Momente ſeines Lebens.

Noch war jedoch nicht alle Hoffnung erloſchen, den Ausbruch des Kriegs abzuwenden; und die Staaten ſezten, mit Zuſtimmung des Prinzen, die Unterhandlungen mit dem Statthalter fort. Aber da ſie trotzig auf ihren vorigen Bedingungen beſtanden, und D. Juan dagegen neue Klagen über die Zerſtörung der Zitadellen von Antwerpen und Gent und über die Berufung Oraniens nach Brüſſel erhob und ihnen vorwarf, daß ſie dem Könige von Spanien nichts als den leeren Titel ihres Fürſten übrig ließen: ſo blieben alle Verſuche zu einer Verſöhnung ohne Erfolg. Wie ließ ſich auch eine friedliche Entwickelung der Kriſis erwarten, da auf der einen Seite der Prinz von Oranien, der unverſöhnliche Feind Spaniens, die Berathſchlagungen der Staaten leitete, und auf der anderen ein junger, kriegeriſcher und ruhmdürſtiger Fürſt ſich befand, der die ihm angethanen Kränkungen nie verzeihen konnte, und ſchon aus Neigung gern die Flamme des Kriegs ſich entzünden ſah.

bant und Flandern gegen ihn erweckt, viele von ihnen, obgleich von glühendem Haſſe gegen die Spanier entbrannt, waren gleich anfangs ſehr unzufrieden darüber geweſen, daß man ihn, den ſie für ihres gleichen hielten, nach Brabant gerufen und an die Spitze der Regierung geſtellt hatte, und je bedeutender ſein Einfluß in die Angelegenheiten jener Provinzen ward, deſto höher ſtieg ihr Unwille gegen ihn.

Die Häupter dieſer Gegenpartei waren der Herzog von Arſchot und deſſen Bruder der Marquis von Havre. Eine alte Feindſchaft hatte längſt ſchon ihr Haus mit dem des Prinzen entzweit; politiſche Verhältniſſe vermehrten jezt den Familienhaß. Champigni und der junge Graf Egmont vereinigten ſich mit ihnen, und bigotter Religionseifer verſtärkte ihre Partei durch den Beitritt des größten Theils der Katholiken. Die Abſicht dieſer Faction war keineswegs, die neue Verfaſſung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes umzuſtoßen und es der Herrſchaft der Spanier wieder zu unterwerfen; die Regierung ſollte bleiben, nur der Prinz nicht das Haupt derſelben ſein, dieſes war der Zweck ihrer Vereinigung gegen ihn.

Nicht leicht aber war es, eine Frage zu beantworten, welche ſich den Gegnern Oraniens bei ihren Berathſchlagungen über die Mittel zur Erreichung ihres Wunſches von ſelbſt aufdrang und worüber man doch nothwendig einverſtanden ſein mußte, ehe man auf die Erfüllung deſſelben hinarbeiten konnte; die Frage: wen man

an die Stelle des Prinzen setzen wolle? Ein auswärtiger Fürst mußte es sein, vor welchem, wie sich hoffen ließ, der Prinz freiwillig zurücktreten würde; denn durch gewaltsame Maßregeln wider ihn hätte man den Spaniern ein leichtes Spiel gemacht, welches man doch verhindern wollte. Nach vielen geheimen Debatten, wobei nach und nach die Königin Elisabeth, Prinz Johann Kasimir, der Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, der Herzog von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, und der Erzherzog Mathias von Oestreich auf die Wahl kamen, vereinigten sich endlich die meisten Stimmen für den lezteren.

Mathias war der dritte Sohn Kaiser Maximilians des II. Er hatte erst das neunzehnte Jahr erreicht, und zeichnete sich weder durch einen vorzüglichen Kopf noch durch große und liebenswürdige Eigenschaften aus. Aber er besaß den Ehrgeiz und die Herrschsucht aller übrigen Zweige seines Geschlechts, und lieh den Vorschlägen des Niederländischen Bevollmächtigten Malsteede, welcher in früheren Zeiten als Edelknabe am Wiener Hofe gestanden hatte und deshalb von der Partei des Herzogs von Arschot zum Unterhändler gewählt worden war, ein williges Ohr. Ohne Bedenken nimmt er den ihm gemachten Antrag an, verläßt in der Nacht zum 2ten Oktober heimlich mit einem Gefolge von dreißig Personen Wien, und geht mit der Post über Cöln nach Brabant. Kaiser Rudolf stellte sich über die Abreise seines Bruders des Erzherzogs äußerst erstaunt und unzufrieden, sandte ihm Boten

nach, die ihn zurückbringen sollten, aber zu spät kamen, und erklärte öffentlich: daß er von dem Vorhaben seines Bruders nichts gewußt habe, und es aufs höchste mißbillige. Niemand glaubte jedoch, daß Mathias ohne des Kaisers Vorwissen und Genehmigung nach den Niederlanden gegangen sei, selbst D. Juan nicht, obgleich sich der Kaiser gegen ihn darüber zu rechtfertigen suchte.

Die unerwartete Erscheinung des Erzherzogs in den Niederlanden erregte allgemeines Erstaunen bei allen denen, welche nicht um das Geheimniß seiner Ankunft wußten. Die Anhänger des Herzogs von Arschot aber, welche ihn dahin gerufen hatten, erklärten: daß sie die Erhebung des Oestreichschen Prinzen zum Oberhaupte der Regierung für das sicherste Mittel zur Erhaltung des Katholischen Glaubens und des Königlichen Ansehns achteten; und der Monarch selbst werde die auf einen Prinzen seines Hauses gefallene Wahl nicht mißbilligen. Der geheime Plan des Herzogs von Arschot und seiner Vertrauten war eigentlich, den Erzherzog mit Hülfe des Ständischen Kriegsheers bei Wavre in ihre Gewalt zu bekommen, und dann im Namen dieses unerfahrnen und schwachköpfigen Fürsten selbst das Heft der Regierung zu führen. Doch dieser Anschlag mißlang, denn die Vorsicht Oraniens wußte ihn zu vereiteln, und die Ankunft des Oestreichschen Prinzen hatte die traurige Folge, daß sie die damals unter den Staaten herrschende Uneinigkeit noch vermehrte. Viele bezeigten laut ihr Miß-

vergnügen über das eigenmächtige Verfahren der Arschotischen Partei. Andere waren unzufrieden, daß man nicht lieber den Herzog von Anjou gewählt habe; und endlich gab es auch einige unter den Mitgliedern der Staaten, welche eine Versöhnung mit D. Juan wünschten.

Oranien allein, dessen groſser Geist weit erhaben war über den kurzsichtigen Egoismus dieser gemeinen Seelen, folgte den Grundsätzen einer richtigen Politik. Immer nur sein großes Ziel, die Vernichtung der Spanischen Herrschaft in den Niederlanden, im Auge, ging er festen Schrittes darauf hin, ohne sich durch eine leidenschaftliche Aufwallung auf Irrwege verleiten zu lassen. Das Spiel seiner Intrige war von der erhabensten Art, nur ein Geist wie der seinige hätte ihn durchschaut. Wie unangenehm ihm daher auch die plözliche Erscheinung einer neuen Hauptperson auf dem Schauplaz sein mochte, er verbarg seine Empfindlichkeit darüber, und suchte die Sache, welche nun einmal geschehen war, so zu lenken, daß sie seine Plane befördern half. Deshalb stellte er den Staaten vor, daß es unanständig sein würde, den Bruder des Kaisers mit Schimpf zurück zu senden, und bewog sie durch seine Ueberredungskunst und durch die Stärke der Gründe, welche er ihnen vorlegte, daß sie sich die Ernennung des Erzherzoge zum Generalgouverneur gefallen ließen. Mathias, der sich bisher zu Mastricht aufgehalten hatte, ward eingeladen, sich nach Antwerpen zu begeben, um dort die

Unterhandlungen, welche man mit ihm eingehen wollte, abzuwarten; und am 11ten des Weinmonats hielt er seinen Einzug in diese Stadt, wo er auf die glänzendste Art empfangen ward.

Die Staatenversammlung entsezte (7. December) hierauf zuerst D. Juan förmlich der Statthalterschaft, und erklärte ihn selbst für einen Feind des Vaterlandes und seine Anhänger für Rebellen. Drei Tage später (10. December) beschworen die Mitglieder der Versammlung eine engere Verbindung unter sich, wodurch Kalvinisten und Katholiken einander gegenseitigen Beistand versprachen. Darauf ward dem Erzherzog ein Entwurf der Bedingungen, unter welchen man ihm die Oberstatthalterwürde zu übertragen bereit sei, nach Antwerpen übersandt. Die vorzüglichsten derselben waren folgende: Er solle den Gentischen Friedensverein beschwören, keine Verfügung in öffentlichen Angelegenheiten ohne Zuziehung des Staatsraths und Genehmigung der Staaten treffen, und den Prinzen von Oranien nicht nur als besondern Statthalter von Brabant, sondern auch als den Verweser der Oberstatthalterschaft anerkennen. Wie drückend auch diese Forderungen waren, wodurch die Gewalt des neuen Oberstatthalters in so enge Gränzen beschränkt ward, daß er in allen öffentlichen Angelegenheiten theils von dem ihm zugeordneten Kriegs- und Staatsrath, theils von den Staaten abhängig gemacht ward, und fast nichts als den leeren Namen eines Regenten behielt: so nahm sie Mathias doch an,

und verſprach ſich ihnen zu unterwerfen. Am 18ten Jenner (1578) hielt er ſeinen Einzug in Brüſſel und am 20ſten ward er als Oberſtatthalter anerkannt und vereidigt; worauf er den Prinzen von Oranien zu ſeinem Verweſer erklärte. Der leztere blieb alſo das Haupt der Regierung, wovon der Erzherzog nur den Namen führte, und die Anhänger D. Juans nannten ihn deshalb den Schreiber des Prinzen, der nur unterzeichne was dieſer ihm vorlege.

Während der Unterhandlungen wegen Uebertragung der Oberſtatthalterwürde an den Erzherzog, war zu Gent ein Aufſtand ausgebrochen. Die Einwohner dieſer Stadt hatten ſich ſchon unter den vorigen Regierungen durch einen zügelloſen Geiſt der Freiheit und Unabhängigkeit ausgezeichnet, und dadurch die ſchönſten Blüthen ihres bürgerlichen Glücks mit eigener Hand zerſtört. Jezt waren es zwei Feuerköpfe und eifrige Anhänger Oraniens, Ryhove und Imbize genannt, welche das Volk zum Aufſtande wider den Herzog von Arſchot, dar maligen Statthalter von Flandern, aufreizten. Einige anzügliche Ausdrücke von dem Prinzen, welche ihm entfallen ſein ſollten, gaben den Vorwand dazu ab; und die Folge war, daß der Herzog und mehrere andere angeſehene Perſonen (1577. 28. Oktober) eingekerkert wurden. Zwar bewirkten die Staaten, durch Vermittelung Oraniens, bald wieder die Freilaſſung des Herzogs, und der Prinz ſelbſt ging (December) in der Folge nach Gent, und ſtellte dem

Anschein nach die Ruhe wieder her. Er machte auch Versuche, die Entlassung der übrigen Gefangenen zu bewirken, aber viele glaubten, daß es ihm kein Ernst damit gewesen sei. Selbst das Feuer des Aufruhrs unter den Einwohnern war nicht gelöscht, sondern nur unterdrückt; es glühete fort und bald werden wir es wieder in eine hohe und verzehrende Flamme auflodern sehen.

23.

Treffen bei Gemblours.

1578.

Die kühnen Schritte, welche sich die Staaten, seit der Ankunft des Prinzen von Oranien in Brabant, gegen die Spanische Regierung und deren Stellvertreter erlaubt hatten, führten das Ende der so lange fruchtlos fortgesezten Unterhandlungen mit D. Juan schnell herbei. Alle bisher noch beobachtete Schonung von beiden Seiten hört nun auf, und die Sprache, welche man öffentlich gegen einander annimmt, deutet auf eine nahe heftige Krisis. Um ihr Betragen vor der civilisirten Welt zu rechtfertigen, machten die Staaten eine Vertheidigungsschrift voll der bittersten Vorwürfe gegen D. Juan bekannt, welcher die aufgefangenen Briefe desselben als Belege beigefügt waren. Diese öffentliche Anklage ward, um eine desto größere Publicität zu erhalten, in sieben verschiedene Sprachen übertragen, und D. Juan beantwortete sie in einer Gegenschrift, worin die Stände der Widerspenstigkeit beschuldiget und die heftigsten Invektiven wider den Prinzen von Oranien ausgestoßen wurden. Dem Streite mit Schrift und Wort folgte wie gewöhn-

lich in dergleichen Fällen ein weit ernſthafter mit Schwert und Kanonen auf dem Fuße nach. Kein Theil dachte mehr an das ewige Friedensedikt, von allen Seiten erſcholl das Geräuſch der Waffen und eine neue Epoche des Kriegs begann.

D. Juan hatte Marche en Famine im Luxemburgſchen zum Sammelplaz ſeines Heers beſtimmt. Dort waren am Schluſſe des verfloſſenen Jahres die aus Italien zurückgerufenen Spaniſchen und Italieniſchen Truppen angelangt. Mit dieſen tapfern Kriegern, deren Muth durch einen feierlichen Ablaß, den ihnen Papſt Gregor der XIII. vor ihrem Abzuge aus Italien in das Land der Ketzerei ertheilte, bis zur Schwärmerei erhöht ward; erſchien ein neuer jugendlicher Held in den Niederlanden. Dies war D. Juans Neffe und Jugendgefährte, Alexander Farneſe Prinz von Parma, ein Sohn der ehemaligen Oberſtatthalterin, der ſezt zum erſtenmal mit den Waffen in der Hand einen Schauplaz betrat, auf welchem er in der Folge eine ſo große und glänzende Rolle ſpielen ſollte. Eine Anzahl Teutſcher, Burgundiſcher und Franzöſiſcher Kriegsleute, welche lezteren Graf Karl von Mansfeld anführte, verſtärkten D. Juans Heer, ſo daß ſich ſeine ganze Kriegsmacht auf 16000 Mann zu Fuß und 2000 Spaniſche und Italieniſche Reiter belief. Der Graf von Barlaimont mit ſeinen vier Söhnen, Graf Peter Ernſt von Mansfeld und viele vornehme Niederländer befanden ſich bei dieſem Herre. Ottavio Gonzaga, Don Rico, Doktor del Rio, Don Lopez, Pedro de Taxis, Mondras

gone und Escovedo bildeten den Geheimenrath D. Juan's.

Jezt endlich ſah ſich der lezterе am Ziele ſeiner Wünſche. Alles ſchien einen glücklichen Erfolg und die erfreulichſten Reſultate zu verſprechen, und eine hinreißende Ausſicht, ſeinen Ehrgeiz und ſeine Rache an jenen verächtlichen Niederländiſchen Rebellen und dieſem Wilhelm von Oranien, dem Zerſtörer ſeiner ſchönſten Plane, zugleich befriedigen zu können, eröffnete ſich ihm. Seine Ungeduld, ſich dieſen doppelten Genuß zu verſchaffen, ließ ihn nicht lange ſäumen. So bald alſo nur ſein Heer beiſammen und zum Schlagen gerüſtet war, erfolgte (1578. 25. Jenner) eine förmliche Kriegserklärung gegen die Staaten. Es hieß unter andern darin: Seine Pflicht die Katholiſche Religion und das Anſehn des Königs zu erhalten, zwänge ihn die Waffen wider die Niederländiſchen Rebellen zu ergreifen, um ſie in die Schranken der Ordnung und des Gehorſams zurück zu weiſen; aber alle die, welche ihren Fehltritt bereuen und ſich freiwillig ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfen würden, ſollten ſich der Verzeihung und anderer großen Vortheile zu erfreuen haben. An den Kaiſer und verſchiedene Reichsfürſten erging das Geſuch: keine Werbungen in Teutſchland zum Dienſt der Niederländiſchen Stände zu verſtatten.

Die Staaten hatten während der Zurüſtungen D. Juans ihre Kriegsmacht ebenfalls verſtärkt, die Vermehrung der Truppen, wie dringend ſolche auch der Prinz von Oranien empfahl, ging jedoch nur

langsam von statten, und obgleich am Ende das Ständische Heer dem feindlichen an Menge der Streiter gleich kam, so stand es diesem doch an innerem Gehalte weit nach; denn es war größtentheils aus Neugeworbenen geschaffen, welche den Spanischen Veteranen an Kriegszucht und Waffenerfahrung nicht glichen. Einen großen Theil des Winters hindurch hatte das Ständische Heer ohnweit St. Marzin bei Namur gestanden, und seine Thaten auf einige nichtentscheidende Gefechte mit der Besatzung des dortigen Schlosses und auf die Eroberung von Bouvines beschränkt. Fruchtlos waren alle dringenden Vorstellungen Oraniens an die Staaten, mehr Ernst zu zeigen und D. Juan aus dem Lande zu drängen, ehe er sich darin festsetzen könne. Wie in allen Volksversammlungen ähnlicher Art herrschten auch in dieser Uneinigkeit und Mangel an Entschlossenheit, und man stritt sich darin so lange über die Frage: ob der Krieg Angriffs- oder Vertheidigungsweise geführet werden solle, bis der günstige Zeitpunkt versäumt war.

Am Ende des Jenners führte D. Juan sein Heer in die Grafschaft Namur. Anton Goignies, Feldmarschall der Ständischen Miliz, hatte strengen Befehl von den Staaten, ein Treffen zu vermeiden. Bei dem Vorrücken der Spanier ward er angewiesen, sich nach Brabant zurück zu ziehen. Goignies bestimmte den letzten Tag des Januars zu diesem Rückzuge, und beschloß ihn über Gembloux zu machen. D. Juan, der Prinz von Parma und Gonzaga befanden sich eben auf dem Schlosse zu

Namur, als dieser Entschluß gefaßt ward, und durch einen Ausfall, welchen die Besatzung thun mußte, verschaften sich die Spanischen Feldherren zwei Gefangene, von denen sie das Vorhaben des Ständischen Oberbefehlhabers erfuhren. Sogleich beschloß D. Juan, den Feinden auf der Ferse zu folgen, und böte sich eine günstige Gelegenheit dar, sie während des Marsches anzugreifen.

In der Nacht zum 31sten Januar brach Gologniés auf. Den Vortrab des Heers machten die Regimenter Montigni und Heze, geführt von dem Marquis von Montigni und durch einige Geschwader leichter Reiter auf den Flanken gedeckt. Das Mitteltreffen unter Bossü bestand aus den Regimentern Boss- und Champigni, aus 13 Fahnen Schotten und einigen Haufen Engländern. Den Nachtrab, bei welchem sich der Obergeneral selbst und der Marquis von Havre befanden, bildeten die Regimenter Egmont, La Marche und Lumai, welche zum Theil aus Franzosen bestanden und den Kern der Reiterei ausmachten. Viele von den vornehmsten Officieren waren nicht zugegen, sondern wohnten eben einer großen Hochzeit zu Brüssel bei; ein Umstand, der eben kein vortheilhaftes Licht auf die Disciplin bei diesem Heere wirft. In ihre Abwesenheit unter diesen Umständen und bei der Nähe des Feindes erregte in der Folge den nicht ungegründeten Verdacht, daß sie sich vorsätzlich, aus Verdruß über das Mißlingen des Plans mit dem Erzherzog, entfernt hätten.

Dem Ständischen Heere folgte in geringer Ent-

fernung das Spaniſche nach. Der Vortrab des lezteren, 1600 Reiter ſtark und geführt durch Alexanz der Farneſe und Ottavio Gonzaga, beſtand aus den Schützen zu Pferde, den Küraſſiren und ſchwergerüſteten Speerreitern. Die Spaniſchen und Teutſchen Regimenter, in ein großes Viereck geordnet, ſchloſſen ſich dem Vortrab an; ein Regiment Wallonen, unter Peter von Mansfeld, und die Burgundiſche Reiterei bildeten den Nachzug.

Der Spaniſche Vortrab hatte Befehl, ſich in kein ernſtliches Gefecht einzulaſſen, ſondern nur von fern den Feind zu beunruhigen. Dennoch drückten die Kampfdürſtenden Spanier ſo heftig auf die hinterſten Schwadronen des Niederländiſchen Nachzuges, daß am Eingange eines engen und ſumpfigen Hohlwegs Gedränge und Unordnung unter den lezteren entſtand. An dem Hin- und Herſchwanken der Lanzen erkannte Parma's ſcharfer Kriegerblick den Vorgang. Sein Entſchluß iſt ſchnell gefaßt. Die kühnſten Hauptleute der Spaniſchen Reiterei, Mendoza, Camillo del Monte, Ferdinand de Toledo, Martinengo und Mondragone, ruft er auf; ſezt mit ihren Geſchwadern über den Graben, und ſtürmt mit ſolchem Ungeſtüm in die Flanke der Niederländer, daß er ſie nach einem kurzen Widerſtande auf ihr eignes Fußvolk ſtürzt, welches getrennt und überritten wird. In dieſem Augenblick greift D. Juan dieſes Fußvolk an. Es vertheidigte ſich anfangs, aber da es bereits in Unordnung gekommen und von ſeiner Reiterei verlaſſen war, ſo ward es von der Spaniſchen Reiterei, als dieſe von der Verfolgung

der Ständischen zurückkam, ebenfalls über den Haufen geworfen und zerstreut. Zwar machte jetzt der Niederländische Vortrab, unter Montigni's Anführung, noch einen Versuch, sich in einigen Höfen und Baumgärten bei Gembloux wieder zu setzen; doch seine Anstrengungen waren vergebens, und er mußte die Flucht der übrigen theilen und den Spaniern das Schlachtfeld überlassen.

Dieser Sieg kostete die Spanier nicht mehr als 8 bis 10 Todte, und war das Werk von anderthalb Stunden. Auch bei den Ständischen war der Verlust an Todten unbedeutend, aber über 30 Fahnen Fußvolks und der Feldmarschall selbst wurden gefangen und das ganze Geschüz ging verloren. Am meisten hatten die Schotten eingebüßt; die Reiterei rettete sich größtentheils durch eine schnelle Flucht. Gembloux ergab sich ohne Widerstand dem Sieger.

Groß und allgemein war der Schrecken, welchen diese Niederlage über das ganze Land und besonders zu Brüssel verbreitete. Die Staaten, der Erzherzog und selbst Oranien verließen schon den Tag nach dem Treffen die Hauptstadt, und eilten nach Antwerpen. Brüssel ward mit 30 Fahnen Ständischer unter dem Grafen Bossü, welcher kurz zuvor die Spanische Partei verlassen hatte und auf die Seite der Staaten übergetreten war, besezt, und mit jeder Stunde fürchtete man die siegreichen Spanischen Fahnen vor den Thoren der Stadt zu sehen. Doch diese Furcht war ohne Grund. D. Juans Kriegsmacht war nicht stark genug, um einen Angrif auf die volkreiche Hauptstadt wagen zu können,

und sein Geldmangel erlaubte ihm auch nicht, sich durch neue Werbungen zu verstärken. Er mußte deshalb seine Unternehmungen auf die Eroberung einiger unbedeutenden Plätze in Brabant und Flandern beschränken. Bouvines ergab sich nach geringem Widerstande an Hierges. Löwen vertrieb selbst, bei D. Juans Heranzug, seine Schottische Besatzung und unterwarf sich dem Sieger. Das kleine Kastell Sichenen oder Sichem leistete tapfern Widerstand. Die Spanier eroberten (1578. 22. Februar) es erst nach einem großen Verluste mit stürmender Hand, und erschlugen oder ersäuften jeden der ihnen aufstieß. Der Befehlshaber des Schlosses und verschiedene andere von der Besatzung wurden vor das Fenster hinausgehängt. Dieß und Leeuwen wurden ohne Gegenwehr genommen. Muthiger vertheidigte sich das Städtchen Nivelles gegen die Angriffe des Grafen Karl von Mansfeld. Erst nach einem viermal wiederholten Sturme ergab es sich auf Bedingungen. Die Besatzung 303 aus; aber die Verwundeten und Kranken, welche ihr nicht folgen konnten, wurden von den barbarischen Siegern ermordet. Einige Fahnen des Teutschen Regiments Megen bestanden durchaus auf die Plünderung des Orts, weil sie einen dreimonatlichen Sold zu fordern hatten. D. Juan ließ sogleich die übrigen, noch nicht vom Geiste der Empörung ergriffenen Fahnen des Regiments entfernen, und die Aufrührer plözlich durch andere Truppen umringen. Jezt gebot er ihnen die Aufwiegler auszuliefern, und es wurden 12 angezeigt, von denen zuerst vier und

dann zwei das Todesloos zogen, von denen aber nur einer hingerichtet und der andere, welcher sich auf seine langen und treuen Dienste berief, begnadiget ward.

Philippeville leistete anfangs (21. Mai) muthigen Widerstand, endlich ergab es sich mittelst eines Vergleichs, und der größte Theil der Besatzung ging in Spanische Dienste. Limburg unterwarf sich (15. Juni), ohne den gedroheten Angrif abzuwarten und die Besatzung nahm ebenfalls Spanische Dienste. Valkenburg und Daiheim zwang der Prinz von Parma zur Uebergabe; während Gonzaga in Hennegau einfiel und die ganze Provinz bis Bergen hin plünderte. Doch alle diese Vortheile der Königlichen Partei im Süden der Niederlande wogen einen Verlust nicht auf, den sie im Norden derselben durch den Abfall Amsterdams erlitt. Diese mächtige Stadt, die treue und standhafte Anhängerin Spaniens, trat um diese Zeit auf die Seite Oraniens und der Stände über, und ward in der Folge der Hauptsiz des neueren Niederländischen Handels, so wie es in früheren Zeiten Brügges und Antwerpen gewesen waren.

Das Treffen bei Gembloux veranlaßte nicht nur einige neue Versuche zur Wiederherstellung des Friedens, sondern vermochte auch die Staaten, deren Muth durch den Verlust desselben erschüttert worden war, von neuem nach fremder Hülfe umher zu blicken. Schon im Jenner war endlich mit der Königin von England, welcher die kühnen Entwürfe D. Juans, nach der Unterjochung der Nieder-

länder, Marien von Schottland zu befreien, ſich mit dieſer ſchönen und unglücklichen Fürſtin zu vermählen und England zu erobern, nicht fremd geblieben waren, ein Vertheidigungsbündniß zu Stande gekommen. Eliſabeth verſprach dadurch, den Staaten 5000 Mann Hülfstruppen zu überſenden, und dieſe verpflichteten ſich, die Königin im Fall der Noth mit 40 Kriegsſchiffen zu unterſtützen. Eliſabeth behielt jedoch ihre Kriegsvölker zurück, und ſandte dafür 20000 Pfund Hülfsgelder.

Nach der Schlacht von Gemblours wurden die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou wieder angeknüpft, und mit der Erſcheinung Johanns von Noircarmes in den Niederlanden ging der Nation eine neue Hoffnungsſonne auf. Noircarmes überbrachte die Antwort des Königs von Spanien auf die Schreiben, welche die Staaten unterm 24ſten Auguſt und 8ten September des vergangenen Jahres an ihn erlaſſen hatten; aber ihr Inhalt entſprach leider der davon gehegten Erwartung nicht. Ohne darin des Gentiſchen Friedens zu erwähnen, forderte der Monarch die Wiederherſtellung der Religions- und Regierungsangelegenheiten auf den Fuß, wie ſie zu ſeines Vaters Zeiten geweſen waren, und billigte übrigens alles was D. Juan gethan hatte. Auf dieſe ſo ungünſtige Antwort erfolgte eine Königliche Erklärung (1578. Februar), wodurch den Ständen anbefohlen ward, ihre Truppen zu entlaſſen. Aber weit entfernt dieſem Befehl zu gehorchen, beſchloſſen ſie vielmehr ihre Kriegsmacht zu verſtärken. Es wurden Gelder zu den Werbun-

gen aufgebracht; die Stände von Holland und Seeland trugen zu den Kriegskosten bei, welche monatlich auf 400000 Gulden berechnet wurden, und der Erzherzog, der Prinz von Oranien und der Staatsrath erhielten unumgeschränkte Vollmacht, Werbungen anzustellen, ohne vorher bei der Staatenversammlung darüber Anfrage zu thun.

Im Mai ging eine Gesandtschaft nach dem Reichstage zu Worms ab, um den Beistand der Teutschen Fürsten anzurufen. Aber alles, wozu sich die Reichsstände entschlossen, war, daß sie sich beim Kaiser für eine neue Friedensvermittelung verwandten. Rudolf sandte auch auf ihre Vorstellung den Grafen Otto von Schwarzburg in die Niederlande, um eine Aussöhnung zwischen den Ständen und der Regierung zu vermitteln, doch diese Sendung hatte keinen besseren Erfolg, als alle früheren Unternehmungen dieser Art.

D. Juan, der jezt weit weniger Neigung zum Frieden äußerte, als vor dem Treffen zu Gembloux, machte während jener unnützen Aussöhnungsversuche Anschläge, sich einiger Plätze durch Verrätherei zu bemächtigen; aber sie scheiterten so wohl auf Brügges, als auf St. Guilain und Mastricht, wo man die Besatzungen zur Empörung aufgereizt hatte. So fanden sich beide Theile in ihren Erwartungen getäuscht.

24.

Religionsunruhen.

1578.

In einem Zeitalter, zu dessen Haupttendenzen die große Glaubensrevolution mit ihren Folgen gehörte, und wo alle Köpfe vom religiösen Fanatismus schwindelten, konnte kaum irgend eine merkwürdige Begebenheit in Europa vorfallen, welche nicht entweder in jener Revolution ihren Ursprung hatte, oder wenigstens auf das innigste mit derselben verwebt war. Die häufigen Bürgerkriege und Empörungen des sechzehnten Jahrhunderts, welche Bedrückung, Ehrgeiz oder Freiheitsliebe entzündeten, nahmen mehr oder weniger den Karakter religiöser Fehden an, man vereinigte die Sache des Himmels mit den Angelegenheiten einer irdischen Leidenschaft, und eben diese unnatürliche Vermischung gab jenen Begebenheiten die gräßliche Gestalt, in der sie uns, als Denkmale des menschlichen Wahnsinns, erscheinen.

Auch auf die Niederländische Rebellion und den langen und verheerenden Krieg den sie erzeugte, hatte die Reformation einen wesentlichen Einfluß, wie schon im Anfange dieser Geschichte gezeigt ward;

und es ist eine auffallende Erscheinung, daß der nehmliche Umstand, welcher den Ausbruch jener Empörung so sehr beförderte, auch am meisten dazu beitrug, daß der Zweck derselben nur zum Theil erreicht ward. Dieselbe Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, derselbe Haß zwischen Katholiken und Nichtkatholiken, welche den Aufstand der Niederländer wider die Spanische Regierung schneller herbeiführten und unversöhnlicher machten, lähmten auch die Kräfte der Nation, indem sie ihre Eintracht störten, und wurden dadurch die Hauptveranlassung, daß die meisten Niederländischen Provinzen wieder unter die Spanische Herrschaft zurücksanken und nur der kleinste Theil von ihnen die Freiheit errang.

Zwar hörten die Verfolgungen wegen des Glaubens, welche unter Alba mit so viel Wuth und Unmenschlichkeit anfingen und auch unter seinem Nachfolger Requesens ohne Schonung fortgesezt wurden, während D. Juans Statthalterschaft fast ganz auf, und einige zu Antwerpen hingerichtete Wiedertäufer waren fast die einzigen Schlachtopfer der Spanischen Intoleranz unter seiner Regierung, aber die Abneigung und der Haß der verschiedenen Glaubensgenossen gegen einander dauerten fort, und die Gewalt, welche diese Ausgeburten eines übelverstandenen Religionseifers über die Gemüther der Menschen behaupten, machten nicht selten die Stimme der Vernunft und der Vaterlandsliebe der besten Patrioten verstummen.

Nach dem Wiederausbruch des Kriegs während

D. Juans Statthalterschaft, bewachten die Staaten das Betragen der Geistlichen, welche sie für die erste Ursache der innern Unruhen und des Mangels an Eintracht hielten, sehr genau, und es scheint, daß sie den Vorsaz hatten, das groſse Ansehn derselben einzuschränken. Sie verboten ihnen (1578. April) irgend etwas zu lehren, was den Schein einer Widersezlichkeit hätte, oder die Achtung, welche dem Erzherzog und dem Prinzen von Oranien gebührte, verletzen könne; keiner sollte die allgemeine Ruhe stören oder außer Holland und Seeland wo die protestantische Religionspartei die herrschende war, die Uebung des Katholischen Gottesdienstes hindern; und endlich sollten alle Geistlichen, gleich den Staatsbedienten und Obrigkeiten, den Genter Friedensverein beschwören und D. Juan Feindschaft geloben.

Die Jesuiten und ein Theil der Franziskaner zu Antwerpen weigerten sich diesen Eid zu leisten, und wurden deshalb gezwungen die Stadt zu räumen. Gleiches Schicksal traf die Franziskaner zu Utrecht; und zu Gent und Brügge wurden verschiedene Mitglieder dieses Ordens wegen Sodomie zum Feuer verurtheilt oder mit Ruthen gestrichen.

Ein so strenges Verfahren der Staaten wider die Katholiken, machte den Kalvinisten Muth, nach einer gröſseren Begünstigung ihrer Sekte zu streben; ein unglückliches Beginnen, welches die Quelle groſser Ausschweifungen nicht nur in Holland und Seeland, sondern auch in den Römischkatholischen Provinzen ward. In Holland erhob sich zuerst der

Sturm. Die Kalviniſten zu Amſterdam und Harlem entriſſen den dortigen Katholiken mit Gewalt mehrere Kirchen und nahmen ſie zum Gebrauch für ihren Gottesdienſt. Dieſe Gewaltthätigkeit reizte ihre Glaubensgenoſſen in den katholiſchen Provinzen, gleiche Religionsfreiheiten mit der herrſchenden Kirche zu fordern. Sie überreichen dem Erzherzog und dem Staatsrath eine Bittſchrift, welche das Geſuch um freie Uebung ihres Gottesdienſtes enthält. Bald darauf erſchien eine Verordnung der Regierung, worin feſtgeſezt ward: der Römiſch-katholiſche Gottesdienſt ſolle in Holland und Seeland wieder hergeſtellt werden und zwar an allen den Orten, wo die, welche ſolches verlangten, in den gröſſeren Städten und Dörfern wenigſtens 100 Familien und in den geringeren die gröſte Anzahl der Einwohner ausmachten; und auf gleiche Weiſe, ſollte den Nichtkatholiken die freie Ausübung des Gottesdienſtes nach ihrem Syſtem, in den geſammten Niederlanden verſtattet ſein.

Durch dieſes aus dreiſſig Artikeln beſtehende Geſez, welches der Religionsfriede genannt ward, hofte die Regierung allen Beſchwerden wegen des religiöſen Kultus ein Ende zu machen, und vielleicht hätte ſie, ohne die Unduldſamkeit und den Verfolgungsgeiſt der Prieſter, auch wirklich dieſe wohlthätige Abſicht erreicht. Aber die Geiſtlichkeit beider Sekten verdarb alles, und brachte es durch die Gewalt, welche ſie über das Volk ausübte, dahin, daß das Religionsedikt nicht in allen Provinzen Beifall fand, daß die Unruhen nicht aufhörten und daß die

Kalviniſten an mehreren Orten, vorzüglich in Flandern, den Katholiken mit Gewalt ihre Kirchen nahmen und die größten Ausſchweifungen begingen.

Keine Stadt zeichnete ſich dabei mehr aus, als Gent, wo auch die politiſche Gährung noch immer fortdauerte und Imbize und Ryhove mit ihren Anhängern jezt völlig den Meiſter ſpielten. Pater Dathenus, ein abtrünniger Mönch aus Poperingen und heftiger Zelot, donnerte von der Kanzel herab wider den heilloſen Punkt des Gentiſchen Friedensvereins, wodurch den Katholiken die freie Religionsübung zugeſtanden worden ſei. Selbſt den Prinzen von Oranien verſchonte die freche Zunge dieſes finſteren Eiferers nicht, denn er nannte ihn einen Ruchloſen, der weder Gott noch Gottesdienſt achte. Einige exaltirte Köpfe und eine Menge loſen Geſindels verbanden ſich mit dem Zeloten, verjagten unter ſeiner Anführung die Katholiſchen Geiſtlichen, zogen die Kirchengüter ein und warfen die Bilder aus den Kirchen. Ja dieſe fanatiſchen Rotten, durch Soldaten und bewafnete Bürger verſtärkt, bemächtigten ſich mehrerer benachbarten Flandriſchen Städte und trieben gleichen Unfug darin; wodurch man hier die Scenen des berüchtigten Bilderſturms in den erſten Zeiten der Revolution ſich erneuern ſah.

Es konnte nicht fehlen, eine ſo grobe Verletzung des Genter Friedensvereins mußte die Provinzen, wo die Katholiſche Religion die herrſchende war, zum höchſten Unwillen reizen, und die Folgen zeigten ſich bald. Die Stände der Walloniſchen Lands

schaften und Städte Artois, Hennegau, Ryssel, Orchies, Douai, Valenciennes und Mecheln hielten ihre Beiträge zu den allgemeinen Steuern zurück; und die Wallonischen Regimenter im Dienste der Staaten, Egmont, Capres, Bours, Heeze und Montigni, schon vorher im Begrif sich wegen eines dreimonatlichen Soldes zu empören, ergriffen jezt die Waffen wider die Einwohner Gents. So entbrannte ein Bürgerkrieg zwischen beiden Theilen, der mit der höchsten Wuth und Erbitterung geführt ward. Es fielen mehrere Gefechte, größtentheils zum Nachtheil der Genter vor; die Wallonen, denen man den Namen der Malcontenten oder Mißvergnügten gegeben hatte, plünderten und verheerten das platte Land um Gent, und gleiche Gewaltthätigkeiten übten die Genter an Kirchen- und Klöstern aus.

Der Prinz von Oranien sah mit Bedauern diesen den gemeinen Angelegenheiten so verderblichen Zwist. Aber alle Vorschläge zu einer Versöhnung waren umsonst. Die Genter Demagogen forderten freie Uebung des reformirten Gottesdienstes, und verweigerten nicht nur die Loslassung der Gefangenen, sondern verlangten auch, daß ihnen die Anführer der Wallonischen Regimenter Lalaing und Montigni ausgeliefert werden sollten. Die Erbitterung der streitenden Theile war zu groß, und die wilde Leidenschaft beherrschte sie zu mächtig, als daß sie den Vorstellungen und Gründen der Vernunft und Billigkeit Gehör gegeben hätten.

Im Weinmonat (1578) traf zwei von den vor-

hin erwähnten Gefangenen, den Rath Hesselts und den Amtmann Visch, das Loos als Opfer der Volksrache zu sterben. Beide hatten das Schicksal verdient, welches sie leiden mußten, aber die Urheber ihres Todes waren keineswegs berechtigt sich zu Blutrichtern dieser Sünder aufzuwerfen. Hesselts war einst Mitglied des berüchtigten Blutraths unter dem Herzog von Alba und ein rüstiger Gehülfe des grausamen Vargas gewesen. Ueber jeden Angeklagten ohne Unterschied entschied er durch den Ausspruch: An den Galgen! und diese furchtbare Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß er sie beim Stimmengeben oft halb schlafend herausstieß. Visch hatte als ehemaliger Amtmann zu Ingelmünster ebenfalls viele Grausamkeiten an den Nichtkatholiken ausgeübt. Beide wurden allgemein gehaßt und vorzüglich war es Ryhove, der ihre Hinrichtung betrieb. Er stellte Imbize und anderen Häupter seiner Parthei vor, daß Hesselts nicht nur die Todesurtheile wider die Grafen Egmont und Hoorne abgefaßt, sondern auch dem Prinzen gleiches Schicksal zugedacht habe, und noch täglich bei seinem grauen Barte schwöre, daß er auch sie, Ryhove und Imbize, an den Galgen bringen wolle. Sein Tod ward beschlossen. Ganz unerwartet holte man ihn und Visch aus dem Kerker, und henkte beide, nach einem kurzen Verhör, (Okt. 4.) an einen Baum neben dem Kortricker Heerweg auf. Noch kurz vor der Hinrichtung wandte sich Ryhove an Hesselt, und erwähnte mit grausamen Spott des Schwurs bei seinem grauen Barte. Aber der zwei und sie-

benzigjährige Greis erwiederte stolz: Solch graues Haar werdet ihr nie tragen! Das lügst du Schelm! versetzte Ryhove, schnitt ihm eine Locke vom Kinn, und steckte sie an seinen Huth, welchem Beispiele mehrere seiner Anhänger folgten. Andere erzählen, der Nachrichter habe Hessels den ganzen Bart abgeschnitten und ihn gleich einer Feder um seinen Huth gelegt. So fand die vergeltende Nemesis diesen Bösewicht schon nah an der Grenze des Lebens und sandte ihn auf demselben Wege zum Grabe, den er früher so manchen seiner besseren Landsleute gehen ließ.

Mit gleicher Wuth dauerten in Gent die Unruhen fort. Die noch in der Stadt vorhandenen katholischen Geistlichen wurden vertrieben, alle Heiligenbilder zerstört und die Kirchenschätze geplündert. Der Prinz von Oranien begab sich endlich selbst in die empörte Stadt, um Ruhe und Eintracht, welche von ihr gewichen waren, wieder dahin zurück zu führen; und es gelang ihm einen Vergleich (Decemb. 16.) zu vermitteln und abzuschließen, vermöge dessen die Geistlichkeit, mit Ausschluß der vier Bettelorden, in den Besitz ihrer Güter hergestellt und die Kirchen an beide Religionspartheien gleich vertheilt werden sollten. Doch weder Katholiken noch Protestanten waren mit dieser Verfügung zufrieden. Die lezteren zürnten, weil den erstern dadurch zu viel Vortheile zugestanden worden wären, und jene beklagten sich, daß die Sache der Genter Gefangenen noch immer unentschieden geblieben sey. Ja viele von den Gegnern des Prinzen von Ora-

nien behaupteten, daß er selbst das Feuer der Unruhen in der empörten Stadt heimlich genährt habe; eine Beschuldigung, welche so ungereimt ist, daß sie nicht einmal eine Widerlegung verdient.

Während der Genter Revolution und des Bürgerkriegs in Flandern, herrschten auch in den nördlichen Provinzen, Holland und Seeland allein ausgenommen, große Irrungen und Streitigkeiten. Die Stadt Gröningen gerieth in einen heftigen Zwist mit den sogenannten Ommelanden, denen sie weder Handlung noch den Betrieb anderer Gewerbe zugestehen wollte. Durch einen Vergleich, welchen der Prinz von Oranien und der Erzherzog vermittelten, ward die Stadt in ihren Vorrechten bestätiget und der Ausbruch des gegenseitigen Hasses in thätliche Feindseligkeiten gehindert.

In Friesland war der Gerichtshof spanisch gesinnt und weigerte sich D. Juan für einen Feind des Vaterlandes zu erklären. Der Graf Renneberg, Statthalter der Provinz, ließ deshalb einige Mitglieder desselben einziehen, und besetzte ihre Stellen durch Patrioten; wofür ihm die Staaten aus Dankbarkeit die Statthalterschaft über Ober-Yssel ertheilten. Die Städte Deventer und Kampen in dieser Provinz waren noch mit teutschen Truppen im Dienste Spaniens besetzt. Der Statthalter nahm Kampen am 20sten des Heumonats, und Deventer nach einer viermonatlichen Belagerung, am 14ten des Wintermonats, mit Hülfe des Obersten Sonoi, im Besitz und beide Städte erhielten Besatzungen von Ständischen Truppen.

Alle Provinzen litten mehr oder minder von inneren oder äußeren Stürmen. Holland und Seeland allein genossen einer beneidenswerthen Ruhe, und die milde Hand des Schicksals schenkte ihnen eine wohlthätige Erholung, deren sie nach den verheerenden Ungewittern der vergangenen Tage so sehr bedurften.

25.

Der Herzog von Anjou und der Pfalzgraf und Herzog von Zweibrücken Johann Kasimir.

1578.

Franz von Valois Herzog von Anjou, (vor Karls des 9ten Tode Herzog von Alençon) König Heinrich des 3ten von Frankreich jüngster Bruder, ein junger lebhafter Mann von 21 Jahren, besaß einen unruhigen nach Abentheuern dürstenden Geist in einem misgestalteten Körper, und lebte in beständigen Zwistigkeiten mit seinem Bruder dem König und der Königin Mutter Katharine von Medicis. Von einem glühenden Ehrgeiz gefoltert, strebte er unaufhörlich nach Ruhm und Größe, und ergriff begierig jede Gelegenheit, die ihm Befriedigung dieser Lieblingswünsche verhies. Aber es waren nicht Entwürfe eines Mannes, in einem großen und kühnen Geiste empfangen und genährt, die ihn begeisterten, sondern kindische Aufwallungen, denen er sich ohne Ueberlegung hingab. Dabei fehlte es diesem schwachen, unter den Wollüsten und Kabalen eines üppigen und ränkevollen Hofes aufgewachsenen Weichlings an Kraft und Stätigkeit ein angefangenes Werk hinaus zu führen; und eben so unbesonnen und rasch

als er eine Unternehmung begonnen hatte, gab er ſie auch wieder auf. Was Wunder alſo, daß er, der ſtets nach Größe rang, nie etwas Großes und Glänzendes vollbrachte, und endlich, ohne dem Fantome des Ruhms, welches ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitete, eine Wirklichkeit gegeben zu haben, unbewundert und unbedauert vom Schauplatz verſchwand.

Mondoucet, Franzöſiſcher Botſchafter bei Don Juan, welcher während ſeiner Sendung den Gang der Niederländiſchen Angelegenheiten genau beobachtet hatte, erregte zuerſt den Wunſch in ihm, eine Rolle in dieſem Lande zu ſpielen, indem er ihm zeigte, wie leicht es ſeyn werde dort ſeine Liebe zum Ruhm zu befriedigen und ſich in den Beſitz einiger der ſchönſten Provinzen zu ſetzen. Des Herzogs ſchöne und geiſtreiche Schweſter, die Königin Margarethe von Navarra, welche dieſen Bruder zärtlich liebte, übernahm es hierauf ihm eine Parthei unter dem Niederländiſchen Adel zu verſchaffen, und machte in dieſer Abſicht die ſchon früher in der gegenwärtigen Geſchichte erwähnte Reiſe nach Spaa. Es gelang ihr durch ihre Talente zur Intrigue und durch den unwiderſtehlichen Zauber ihrer Anmuth, den Grafen von Lalaing und einige andere edle Niederländer, denen ſie das Verlangen ihres Bruders, ſich zum Schutzherrn der Niederlande erklären zu laſſen, eröffnete, für das Intereſſe deſſelben zu gewinnen. Der Herzog empfing die Nachricht davon mit der größten Freude; aber ſeine Verſuche auch den König, ſeinen Bruder, zur Theilnahme

an dem Unternehmen zu bewegen, mißglückten, ja es kam so weit, daß er nach mancherlei erlittenen Kränkungen den Hof und Paris heimlich verließ. Die Gemeinschaft mit seinen Niederländischen Freunden ward indeß fortgesetzt, und der Baron von Montigni kam zu ihm nach Frankreich, und gab ihm die Versicherung: daß, sobald er nur an den Gränzen der Niederlande erschiene, Artois und Hennegau sich für ihn erklären wurden. Das unglückliche Treffen bei Gemblours brachte den Herzog der Erfüllung seiner Wünsche näher. Seine Anhänger in den Niederlanden ergriffen diese Gelegenheit, den Staaten eine Verbindung mit ihm, als das beste Mittel zur Rettung aus ihrer damaligen Verlegenheit, zu empfehlen, und der Entschluß ward gefaßt, sich dem Herzog in die Arme zu werfen. Der Faden der Unterhandlungen mit ihm ward hierauf von neuem aufgenommen; und am eifrigsten drangen auf den Abschluß derselben die Wallonen, oder katholischen Niederländer, denn sie wünschten durch den französischen Prinzen dem überwiegenden Einfluß der Kalvinisten, welcher durch die bald erwartete Ankunft des Herzogs von Zweibrücken noch verstärkt werden mußte, ein Gegengewicht zu geben.

Um den Niederländern sogleich einen Beweis von seinem Eifer für ihre Angelegenheiten zu geben, sandte der Herzog von Anjou einen Kriegerhaufen von 3000 Mann an die Grenzen von Hennegau. Aber die Spanier unter Gonzaga und Altems griffen ihn an, und zersprengten ihn. Bald darauf (1578. Juni) begab sich der Herzog selbst nach Mons, um von

dort aus mit den Staaten über die Bedingungen, unter welchen er die Vertheidigung der Niederlande übernehmen wollte, in der Nähe zu unterhandeln. Der Vertrag kam endlich, troz der Unzufriedenheit, welche die Königin Elisabeth darüber geäußert hatte, (1578. 13. August) zu Stande. Er bestand aus 23 Artikeln und ward unterm 27sten August von dem Herzoge bestätigt. Der Herzog von Anjou ward dadurch zum Beschützer der Belgischen Freiheit erklärt. Er verpflichtete sich, zur Vertheidigung der Niederlande drei Monate lang 10000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde, und nachher so lange der Krieg noch fortdauere, 3000 zu Fuß und 500 Reiter zu unterhalten. Dagegen sollten ihm die Grenzplätze Quesnois, Binche und Bavai eingeräumt werden; auch ward ihm der Besiz aller Eroberungen, welche er jenseit der Maas machen würde, zugesichert, jedoch mit Ausnahme derjenigen Orte und Landschaften, die seit dem Gentischen Friedensverein mit den Staaten verbunden wären. Würde er sich persönlich beim Heere befinden, so sollte er den Oberbefehl haben, die Verwaltung der Landesangelegenheiten aber den Staaten, dem Erzherzoge und dem Staatsrath überlassen bleiben. Nach Abschluß dieses Vergleichs kehrte der Herzog von Mons nach Frankreich zurück, um Anstalten zur Aufstellung des vertragsmäßigen Hülfsheers zu treffen.

Während der Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou hatten die Staaten ihre ganze Kriegsmacht zwischen Lier und Herenthal zusammen gezo-

gen. Sie bestand aus 8000 Mann zu Fuß und ward von dem berühmten La Noue, einem Französischen Hugonotten, als Feldmarschall und unter ihm von dem Grafen Bossü befehligt. Am 14ten hielt der Erzherzog die Musterung über diese Truppen, und es ward beschlossen nicht eher Angriffsweise wider die Spanier zu verfahren, als die Verstärkung unter dem Herzog von Zweibrücken, welche man aus Teutschland erwartete, angelangt sein würde. Das Heer zog sich also in die Gegend von Mecheln in eine vortheilhafte und feste Stellung zwischen Rivenant und der Demer, um dort die Ankunft der Teutschen zu erwarten.

D. Juans Kriegsmacht war der Ständischen überlegen. Sie bestand aus 6000 Reitern und 12000 Mann zu Fuß größtentheils alter und versuchter Krieger, und ward von Alexander Farneser, Ottavio Gonzaga, Peter Ernst Grafen von Mansfeld, dem Grafen von Barlaimont Feldzeugmeister, Mondragone und Alonzo de Leiva befehligt.

Die Ueberlegenheit des Heers über das feindliche schien einen Angrif auf lezteres, ehe es die aus Teutschland erwarteten Verstärkungen an sich zöge, zu begünstigen und dazu aufzufordern. D. Juan selbst und der größte Theil der Feldherren stimmten dafür nur der Herzog von Parma, so sehr er auch Soldat war, widerrieth ihn wegen der Festigkeit der feindlichen Stellung, welche in der Front durch einen Bach und angelegte Verschanzungen, und auf den Flanken durch Waldungen, Hecken und Engpässe gedeckt war. Aber seines Widerspruchs ohn-

geachtet ward die Unternehmung doch beſchloſſen, und am 31ſten Juli (1578) trat das Spaniſche Heer den Marſch nach dem feindlichen Lager an.

Alonzo de Leiva mit ſeinem 2000 Mann ſtarken Regimente, machte den Vortrab. Er führte eine ſchwarze Fahne mit einem ſchwarzen Kreuze, welches der Kardinal Granada zu Neapel geweihet hatte, und zog voll ſtolzer Hoffnung, daß es ihm eben ſo leicht gelingen werde die Niederländer zu beſiegen, als dem Herzog von Parma bei Gembloux, zur Schlacht. Das Leibpanier D. Juans zeigte ebenfalls ein Kreuz mit der Inſchrift: durch dieſes Zeichen überwand ich die Türken, auch die Ketzer werde ich durch daſſelbe beſiegen.

So bald (1. Auguſt) der Niederländiſche Feldherr, Graf Boſſü, von den ausgeſtellten Poſten die Nachricht erhielt, daß ſich ein ſtarker feindlicher Heerhaufe nähere, drängte er ſein Corps auf einem Punkt zuſammen, und warf 5 bis 600 Hakenſchützen in die Hecken, welche ſich um ſeine Stellung herzogen. Nachdem das Spaniſche Heer bei Arſchot über die Demer gegangen war, drang der Vortrab auf einem ſchmalen Wege, wo nur ſechs Mann neben einander fortkommen konnten, gegen den linken Flügel der Niederländer, und warf die Hakenſchützen zurück. Dieſe ſetzten ſich jedoch bald wieder und Boſſü verſtärkte ſie durch ein Regiment Schotten unter dem Oberſten Norris. Die Spanier erneuerten den Angriff, aber die Schotten vertheidigten die Hecken und das Ufer des Bachs mit der größten Tapferkeit, und wurden dabei treflich unter-

stäht durch das Feuer einer Batterie, welches die Feinde Reihenweise zu Boden schmetterte. Alle Vortheile des Bodens waren für die Niederländer; die Spanier konnten keinen Nutzen aus ihrer überlegenen Anzahl ziehen, weil es nicht möglich war sich zu entwickeln, die Niederländer dagegen brachten immer wieder frische Truppen ins Feuer. Die Spanische Reiterei, bei aller ihrer Tapferkeit, konnte wegen des beschränkten Bodens auch nichts Entscheidendes ausführen. Von des Morgens um sieben Uhr bis des Abends um sechs dauerte der Kampf, ohne daß die Spanier irgend einen Vortheil errungen konnten. Die Hitze war dabei so groß, daß die Schotten ihre Kleider abwarfen und in den bloßen Hemden, die sie zwischen den Beinen zubanden, fochten.

Endlich entschloß sich D. Juan zum Rückzuge, nachdem er 300 bis 1000 Mann vergebens aufgeopfert hatte. Alexander Farnese führte das Fußvolk auf einem schmalen Wege, der sich zwischen Hecken und Zäunen durchwand, zurück; und die im Gefecht begriffene Reiterei machte ihren Rückzug unter dem Schutze einer Anzahl von Hakenschützen. Das Ständische Heer, welches ebenfalls einen beträchtlichen Verlust erlitten hatte, verfolgte die Weichenden nicht.

Der Rückzug der Spanier ging über Arschot, Löwen und Thienen nach Namur. In dem festen Lager bei dieser Stadt, auf dem Bongenberge an der Maas, angelegt von Gabriel Serbelloni, einem berühmten Kriegsbaumeister, dem Erbauer der Feste

bei Tunis, beschloß D. Juan so lange zu bleiben, bis er Geld und Kriegsvolk aus Spanien erhalten würde. Am 7ten August griff das Ständische Heer die kleine Stadt Arschot an. Sie ward erobert, und die ganze Besatzung aus drei Fahnen Teutscher und Italiener bestehend, niedergehauen und zerstreut. Kurz darauf überfielen die Spanier den Ort, und da sie die Niederländischen Truppen, welche sich bereits früher wieder zurückgezogen hatten, nicht mehr darin fanden, ließen sie ihre Wuth an den wehrlosen Einwohnern aus und ermordeten sie.

Die Staaten hatten mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir einen Subsidienvertrag über 3000 Reiter und 3000 Mann zu Fuß, die er zu ihrem Dienst in Teutschland werben sollte, geschlossen. Als in der Folge die Königin Eli abeth von Engand sich erklärte, daß sie die Niederländer anstatt der bundesmäßigen Mannschaft mit Hülfsgeldern unterstützen wolle, ward der Pfalzgraf beauftragt, noch 2000 Reiter und 3000 Mann zu Fuß über die schon bestimmte Truppenzahl zu stellen. Dieser Fürst, wahrscheinlich von gleicher Hoffnung wie der Herzog von Anjou, einige Provinzen für sich zu erobern, beseelt, entschloß sich jetzt, seine Kriegsvölker in eigener Person nach den Niederlanden zu führen. Schon im Brachmonat (1578) erließ er eine öffentliche Denkschrift zur Rechtfertigung seines Unternehmens, dessen einzige Absicht sei, den Niederländern wider D Juan Beistand zu leisten. Darauf rückte er an der Spitze seiner Truppen über Cöln und Mecurs in die Grafschaft Zütphen ein, und

forderte von dort aus von den Staaten die Bezahlung für die, über die zuerst bestimmte Anzahl geworbene Mannschaft. Die Staaten, ausser Stande die erforderlichen Geldsummen aufbringen zu können, bewogen ihn durch die dringendsten Vorstellungen, sich einen Aufschub der Zahlung gefallen zu lassen; er setzte hierauf seinen Zug fort, und endlich ward bei Mecheln die sehnlich gewünschte Vereinigung (1578. August 26.) mit dem Grafen von Bossü bewirkt.

Nach dieser Vereinigung und nach der Ankunft einiger Truppenhaufen, welche einzeln aus Teutschland anlangten, belief sich die gesammte Ständische Kriegsmacht, ungerechnet die Hülfsvölker des Herzogs von Anjou, auf 14000 Mann zu Pferde und 35000 zu Fuß, und übertraf also an Menge der Streiter bei weitem die feindliche. Aber dieses zahlreiche Heer, weit entfernt den Staaten nützlich zu sein, vermehrte nur ihre Verlegenheit. Die Unterhaltungskosten für dasselbe, mit Ausschluß der Festungsbesatzungen, beliefen sich monatlich auf 800000 Goldgulden, und die ganze Einnahme während sechs Monaten betrug kaum 400000, denn von Flandern und den wallonischen Landschaften gingen keine Steuern ein. Mißvergnügen und Unruhen unter den Kriegsleuten waren die nächsten Folgen des Geldmangels. Sie droheten mit einem Aufstande, weil sie ihren Sold nicht empfingen, und mit vieler Mühe ließen sie sich durch die Abzahlung eines Theils desselben beruhigen.

Graf Bossü rückte hierauf vor Löwen, um diese

von den Spaniern beſetzte Stadt zu belagern. Es gelang ihm auch gleich Anfangs einen heftigen Ausfall der Beſatzung mit großem Verluſt zurück zu ſchlagen, aber die Idee einer Belagerung konnte, vorzüglich wegen des Mangels an Lebensmitteln in der umliegenden ganz ausgezehrten Gegend, nicht ausgeführt werden; und der Niederländiſche Feldherr führte ſein Heer nach dem Wallonſchen Brabant, um ſich mit den Truppen des Herzogs von Anjou zu vereinigen.

Am 9ten des Herbſtmonats (1578) hatte der Herzog den Krieg wider D. Juan förmlich erklärt. Er erſchien darauf mit 9000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern im Felde, griff Binche im Hennegau an, und eroberte es (Okt. 7.) nach einer vierzehntägigen Belagerung. Auch Maubeuge ergab ſich ihm mittelſt Vergleichs. Aber Landreci, Quenoi und Mons weigerten ſich ſtandhaft Franzöſiſche Beſatzung einzunehmen. Viele der Niederländer hegten großen Widerwillen gegen die Franzoſen, welcher in blutige Thätlichkeiten ausbrach, bei einem Vorfall, der, wie unbedeutend an ſich ſelbſt er auch ſcheinen mag, doch hier erzählt zu werden verdient, weil er die Fiſionomie des Zeitalters karakteriſirt, und einen Beitrag zur Kultur- und Sittengeſchichte deſſelben liefert.

Der Hauptmann Lepont von den Truppen des Herzogs von Anjou, zitt mit ſeiner Fahne in das niederländiſche Dorf Becourt ein. Er erhielt ſein Quartier bei einem ſehr rechtlichen und wohlhabenden Bauer, welcher drei junge ſchöne Töchter hatte. Maria die älteſte von ihnen, ein reizendes Mädchen

von sechzehn Jahren, ließ es sich vorzüglich angelegen seyn, ihren Gast gut aufzunehmen und für seine Bequemlichkeit zu sorgen, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Ihre Anmuth und Freundlichkeit reizten die Begierden des Franzosen, und während des Mittagsessens, im wilden Taumel der Leidenschaft, forderte er Marien von ihrem Vater zur Gattin. Dieser hatte Gründe, ihm sein Verlangen abzuschlagen. Darüber gerieth der Hauptmann in die heftigste Wuth. Rache und Begierde entflammten ihn gleich heftig, und er beschloß beide zugleich zu befriedigen. Er jagt den Vater aus dem Zimmer, ruft seine Leute herein, entehrt Marien mit Gewalt und gibt sie darauf auch jenen preis. Nach dieser brutalen Mißhandlung zwingt er sie, sich wieder neben ihm an den Tisch zu setzen. Außer sich vor Zorn und Schmerz sinnt sie auf Rache, nur in dem Blute des Wütherichs kann sie ihre Schande auslöschen. Sie nimmt den Augenblick wahr, wo er einem seiner Diener etwas ins Ohr flüstert, ergreift ein Messer und stößt es ihm ins Herz, daß er augenblicklich todt zu Boden sinkt. Darauf eilt sie hinaus und macht sich auf die Flucht. Aber die Soldaten setzen ihr nach. Sie wird ergriffen, an einen Baum gebunden und erschossen. Indeß haben sich die Bauern, zur Blutrache aufgefordert von dem Vater dieser niederländischen Lukrezia, bewafnet. Sie fallen wüthend über die Kriegsleute her. Der Lärm verbreitet sich über die benachbarten Dörfer. Alles geräth in Aufruhr, alles greift zu den Waffen. Mehr als vier Fahnen französischer

Soldaten werden von den aufgebrachten Landleuten versprengt oder erschlagen, Mariens zürnenden Schatten zu versöhnen.

Während der Herzog von Anjou Lequenois und Maubeuge einnahm, machte sich Bossü zum Meister von Nivelles und einigen andern Städten und Schlössern. Seinen Hauptzweck, die Spanische Armee zu einer Schlacht zu bringen, konnte er aber nicht erreichen, denn bei der Uebermacht der Niederländer, schränkten sich die feindlichen Feldherren auf die strengste Vertheidigung ein. Aber jezt ereignete sich eine Begebenheit, welche der Lage der Dinge eine neue Wendung gab.

26.

Don Juan's Tod.

1578.

Don Juan stand noch immer im Lager bei Namur, und sein Heer litt von der Pest, welche viele Soldaten hinwegraffte. Er selbst der Feldherr trug schon seit langer Zeit den Samen der abzehrenden Krankheit mit sich umher, die eine tiefe Melankolie über ihn verbreitete, und indem sie seinen Körper zerrüttete, zugleich die Kräfte seines Geistes aufrieb. War es Kummer über fehlgeschlagene Hoffnungen, und die fortdauernden Anstrengungen und Beschwerden, was die Blüthen seines schönsten Alters zerstörte? oder ward er ein Opfer der mißtrauischen Eifersucht seines argwöhnischen Bruders? Gram über verlorne Hoffnungen verzehrt die Lebenskraft, wie ein langsames unheilbares Gift, und er sah alle glänzende Aussichten, alle hochfliegenden Plane seines Ehrgeizes vernichtet.

Er hatte seine Absichten auf den Besitz der Englischen Krone, wozu einst Philipp II. selbst die Hoffnung in ihm erregte, nicht aufgegeben; sondern noch immer darüber in einem geheimen Briefwechsel mit

dem Papste gestanden, von welchem er Bullen, Geld und auch die Belehnung mit dem Königreiche England erhielt. Unglücklicherweise bekam sein mißtrauischer Bruder Nachricht von der Fortdauer dieser geheimen Unterhandlungen, die um so mehr seinen bösesten Unwillen reizten, da er erfuhr: daß der Geheimschreiber Escovedo geäußert habe, sei man nur erst Meister von England, so ließe sich auch wohl mit Spanien fertig werden. Der König, um D. Juan an der Ausführung seiner stolzen Absichten auf England zu hindern, hielt die Gelder zurück, welche er zur Fortsetzung des Niederländischen Kriegs gebrauchte, und entzog ihm dadurch die Mittel, auch hier mit Nachdruck handeln zu können. Alle Vorstellungen, alle Bitten des Oberstatthalters um Geld und Verstärkung an Truppen, fruchteten nichts. Er sandte endlich seinen Geheimschreiber und Vertrauten Escovedo nach Madrid, um mit Nachdruck auf die Erfüllung seiner Forderungen zu dringen. Aber auch dieser hielt man mit leeren Versprechungen von einer Zeit zur andern hin; und als D. Juan endlich mit Ungestüm auf Geld und die Zurücksendung Escovedo's drang, erhielt er statt dessen die Nachricht, daß der leztere zu Madrit ermordet worden sei

Ein gleichzeitiger französischer Memoirenschreiber*) erzählt: der Spanische Staatssekretär und Liebling Philips II., Antonio Perez, habe ein heimliches Liebesverständniß mit der Prinzessin Eboli, der

*) Brantome.

Wittwe des Fürsten Rui Gomez, unterhalten. Escovedo, welcher vormals mit dem Fürsten in genauen Verhältnissen gestanden, habe dieß erfahren, und der Prinzessin vorgestellt, wie sehr sie sich und ihren verstorbenen Gatten durch ein solches Betragen entehre. Sie aber habe seine Freimüthigkeit sehr übel aufgenommen, und ihren Geliebten davon benachrichtiget. Der rachsüchtige Spanier beschloß sogleich, Escovedo zu verderben, und wählte das sicherste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks. Bekannt mit den Gesinnungen des Königs, vermehrte er dessen Verdacht wider D. Juan; legte ihm Briefe vor, woraus sich ergab, daß dieser nach der Herrschaft über die Niederlande, Mailand und Neapel strebe, und überzeugte den König, daß vorzüglich Escovedo, in dessen Busen D. Juan seine geheimsten Gedanken niederlege, das Feuer des Ehrgeitzes in ihm anfache und nähre. Philip befahl ihm, den Geheimschreiber heimlich ermorden zu lassen, und dieß war es was Perez wünschte. Sechs Meuchelmörder wurden gedungen, sie überfielen den Unglücklichen des Abends auf dem Rückwege nach seiner Wohnung, und stießen ihn nieder.

Daß diese That, welches auch die Umstände dabei gewesen sein mögen, auf Befehl des Königs geschah, ist gewiß. Nichts schmerzte D. Juan so sehr, als die Hinrichtung jenes Mannes. Sie vermehrte seinen Unmuth eben so sehr, als die nachtheilige Wendung, welche die Angelegenheiten in den Niederlanden nahmen. Im äußersten Gedränge durch die Uebermacht seiner Feinde, und ohne Unterstützung vom

Spanischen Hofe, zweifelte er selbst an der Möglichkeit sich noch länger in diesen Provinzen halten zu können.

Noch unterm 16ten des Herbstmonats erließ er aus dem Lager bei Namur zwei Schreiben, welche jedoch ihre Bestimmung nicht erreichten, sondern unterwegs von einem Niederländer Namens Leger aufgefangen wurden, an Johann Andreas Doria und Pedro de Mendoza, Spanischen Statthalter zu Genua, worin er sich in bitteren Klagen darüber ergoß, daß man ihn beim Könige verläumdet habe, und daß er, dem äußersten Geldmangel preisgegeben, sich nicht länger als noch drei Monate in den Niederlanden gegen die Heere der Rebellen und Franzosen werde halten können.

Bald darauf vermehrte sich seine Kränklichkeit, und endlich überfiel ihn ein heftiges Fieber. In dem Gefühle des nahen Todes ließ er sich durch einige Soldaten aus dem Lager in das Dorf Bonge tragen, und entledigte sich hier aller weltlichen Geschäfte. Den Prinzen von Parma ernannte er vorläufig zu seinem Nachfolger, und machte darauf sein Testament, worin er dem Könige seine Mutter und seine Dienerschaft empfahl, und ihn dringend bat, seine Gebeine im Eskurial, neben der Asche seines Vaters Karls des V. bestatten zu lassen. Er verfiel hierauf in eine heftige Raserei, und starb am achten Tage (1578. Okt. 1.) im Dorfe Bonge in einem armseligen Hause, im blühenden Alter von drei und dreißig Jahren, allgemein bedauert von seinen Kriegern, deren Achtung und Liebe er im hohen Grade besaß.

Ueber seine Krankheit waren die Meinungen getheilt. Einige nannten sie Pest, andere Fleckfieber. Noch andere aber behaupteten, er sei vergiftet worden, wovon sich sehr unzweideutige Merkmale an seinem Leichnam gefunden hätten. Letzterer sei nicht nur mit verdächtigen Flecken bedeckt gewesen, sondern man habe auch die Eingeweide schwarz und die Lunge so ausgedörrt gefunden, daß sie bei der Berührung in Staub zerfallen sei. Die Spanischgesinnten schrieben seine Vergiftung den Niederländern zu, und diese warfen sie den Spaniern vor. Die meisten Schriftsteller nennen Philip den Mörder D. Juans. Und einem Fürsten wie diesem, der sich nicht scheute Sohn und Gattin hinzurichten, dem kann man es endlich wohl zutrauen, daß er kein Bedenken getragen habe, einen Bruder, der seinen Verdacht erregt hatte, aufzuopfern. Aber so lange nur Wahrscheinlichkeiten und keine überzeugenden Beweise dafür vorhanden sind, ist es dem Geschichtschreiber nicht verstattet, die schweren Verbrechen, welche auf jenem Fürsten lasten, noch durch ein neues ungewisses zu vermehren.

Die Liebe der Soldaten zu dem Verstorbenen war so groß, daß sich den Tag nach seinem Tode die verschiedenen Nationen, aus denen sein Heer bestand, Spanier, Teutsche und Wallonen, darüber stritten, welche von ihnen seinen Leichnam zur Gruft tragen sollte? Der Herzog von Parma entschied diesen Streit dahin, daß er bestimmte: aus dem Sterbehause sollte er von den niederen Hofbedienten getragen, dann von den Obersten derjenigen Nation,

deren Zelte zunächſt an das Hauptquartier ſtießen, und ſo ferner von den übrigen, der Reihe nach, übernommen werden. Der Leichnam lag in voller Rüſtung da, und neben ihm ſtand eine Krone, von der Form wie ſie die alten Burgundiſchen Herzoge trugen.

Am Beerdigungstage rückte das ganze Heer, Reiterei und Fußvolk, aus, und ordnete ſich in verſchiedene Haufen auf dem Wege nach Namur hin. Die Oberſten und Hauptleute desjenigen Regiments, vor welchem der Leichnam ankam, übernahmen ihn von dem vorigen und trugen ihn bis zum nächſtſtehenden, bis er zulezt von dem Stadtrath von Namur in Empfang genommen ward. Vier Leidtragende, Peter Ernſt Graf von Mansfeld, Oktavian Gonzaga, Pedro von Toledo Marcheſe von Villafranka, und Johann Karl Graf von Reuſſus, hielten die Zipfel des Leichentuchs. Ein Regiment mit umgekehrten Waffen und zuſammengewundenen Fahnen zog vor der Bahre her, und der Herzog von Parma folgte ihr in tiefer Trauer. Der Todte ward in der Hauptkirche zu Namur beigeſezt, und blieb dort ſo lange ſtehen, bis der König befahl, daß er, ſeinem lezten Willen gemäß, nach Spanien gebracht werden ſollte. Um den großen Aufwand dabei zu vermeiden, ward bei dem Franzöſiſchen Hofe nur der Durchzug ſeiner Dienerſchaft nachgeſucht, ohne des Leichnams zu erwähnen. Den lezteren zerlegte man in mehrere Stücke, und brachte die einzelnen Theile in Felleiſen auf Packpferden fort, als ob ſie zum Gepäcke der Hofleute gehörten. In

Spanien wurden die Stücke wieder zusammengesezt, mit der Rüstung des Verstorbenen und einem prächtigen Waffenrock bekleidet, und im Pantheon des Eskurials neben den Gebeinen Kaiser Karls des V. beigesezt. Der Memoirenschreiber Montgon, welcher im Jahre 1726 die Leichen in der Gruft des Eskurials besah, erzählt: daß von allen der Leichnam D. Juans sich am besten erhalten habe. Dieser Prinz war nie vermählt gewesen, aber er hinterließ zwei natürliche Töchter, wie schon oben erwähnt worden ist.

So endete D. Juan, den die Schmeichler, in Rücksicht seiner Vorzüge und seines Schicksals, mit dem edlen Römer Germanicus verglichen, und die Priester fast zu einem Heiligen erhoben, weil er sehr religiös war, und nie eine kriegerische Unternehmung begann, ohne vorher gebeichtet und das Sakrament empfangen zu haben. Er besaß ohnstreitig viel treffliche und ausgezeichnete Eigenschaften; dennoch ist sein ganzes Leben nichts als eine Kette von vereitelten Planen. Dem feurigen jungen Manne fehlte es bei allen Vorzügen, die ihm nicht abgesprochen werden können, an Größe des Karakters und Festigkeit des Willens. Seine Herrschsucht, sein Ehrgeiz ergriffen jede große und glänzende Idee, er verlor sich in romantischen Entwürfen, aber sein Leichtsinn und sein Mangel an Beharrlichkeit hinderten ihn eine einzige hinaus zu führen, und überall standen ihm, gleich bösen Genien, die argwöhnische Eifersucht seines Bruders und Oraniens tiefe Staatsklugheit entgegen. Darin liegt

auch zum Theil der Grund, daß er in den Niederlanden die großen Erwartungen nicht erfüllte, welche man sich von seinen Talenten, seinem Glücke und seiner Kriegserfahrung gemacht hatte. Sein frühzeitiger und unglücklicher Tod erregt unser Bedauern, und vielleicht fehlten ihm nur ein reiferes Alter und der Einfluß günstigerer Gestirne, um alle die schönen Hoffnungen, welche sein erstes Erscheinen auf dem großen Schauplatz erweckt hatte, zur Wirklichkeit zu bringen, und ihm neben der Theilnahme auch die Bewunderung der Nachwelt zu gewinnen.

27.

Alexander Farneſe Herzog von Parma,

1578.

Ein neuer Held tritt nach D. Juans Tode, als Spaniſcher Statthalter und Oberfeldherr, auf den Schauplaz des N..derländiſchen Kriegs, vom Schickſal beſtimmt den Anzelegenheiten Spaniens in dieſen Provinzen eine günſtigere Wendung zu geben, und ein würdiger Gegner Wilhelms von Oranien. Was die Alba's, Requeſens und der berühmte Sieger von Lepanto nicht bewirken konnten, das würde Alexander Farneſe, größer als alle ſeine Vorgänger, hinausgeführt haben, hätten nicht die argwöhniſche und eigenſinnige Laune und die fehlerhafte Politik Philips des II., und der Scharfblick eines Feindes wie Oranien, ſeine Fortſchritte gehemmt. Aber gelang es ihm auch nicht, das ganze Gebiet der Niederländiſchen Provinzen der Herrſchaft ſeines Monarchen wieder zu unterwerfen: ſo erwarb er ſich doch den Ruhm, ihm wenigſtens den größten Theil derſelben gerettet zu haben.

Die Geſchichte hat längſt darüber entſchieden, daß Alexander einer der größten Feldherren Spaniens und vielleicht der größte ſeines Zeitalters war. Mit dem Genie eines Heerführers verband er den eiſernen Muth eines unerſchrockenen Soldaten; mit einer Kühnheit, die an Verwegenheit gränzte, die höchſte

Vorſicht; mit Italieniſcher Schlauheit und Liſt den romantiſchen Geiſt der Ritterwelt; und gleich gewandt in den Künſten des Kabinets wie im Felde, wußte er eben ſo gut Unterhandlungen zu führen, als Schlachten zu gewinnen und Feſten zu bezwingen. Dabei beſaß dieſer außerordentliche Menſch die große Kunſt, den Soldaten an ſeine Pflichten wie an ſeine Perſon zu feſſeln, und durch den Einfluß ſeines überwiegenden Geiſtes, durch eine vortheilhafte Geſtalt und ein einnehmendes gefälliges Betragen, gelang es ihm, ſich Freunde und Bewunderer aus allen Klaſſen der Menſchen zu erwerben. Schade, daß bei ſo viel Größe und einem ſo wohlverdienten Ruhme, ſein Andenken nicht rein iſt von dem Verdachte der Theilnahme an einem verabſcheuungswürdigen Meuchelmorde, um ſich eines großen und gefürchteten Gegners zu entledigen. Hier nur einige Züge aus dem Gemählde des früheren Lebens dieſes merkwürdigen Fürſten.

Alexander Farneſe Herzog von Parma und Piacenza, ward im Jahre 1547 zugleich mit ſeinem Zwillingsbruder Karl, der jedoch bald wieder ſtarb, zu Rom geboren. Sein Vater war Ottavio Farneſe Herzog von Parma, ſeine Mutter Marie von Oeſterreich, eine Tochter Kaiſer Karls des V., und ſein Urgroßvater, Papſt Paul der III., welcher bei ſeiner Geburt, indem er die Hand auf das Haupt des Kindes legte, geäußert haben ſoll: daß er einſt ein großer Feldherr werden würde. Nie iſt eine Vorherſagung richtiger in Erfüllung gegangen. Geboren unter dem Geräuſch der Waffen, denn ſein Vater

rüſtete ſich eben zu einem Kriegszuge in Teutſchland mit dem Kaiſer, als ihm dieſer Sohn geboren ward, waren Kriegsſpiele und Unterricht in den Wiſſenſchaften des Krieges ſchon als Knabe ſeine liebſten Beſchäftigungen. Frühe ſchon ſandte ihn ſeine Mutter an den Hof ihres Bruders Philip des II., welcher ſich damals während des Franzöſiſchen Kriegs in den Niederlanden aufhielt. Er begleitete den König in das Lager bei St. Quintin, und man erzählt, er habe den Monarchen gebeten, ihn an dem Hauptangrif gegen die Stadt, nach welchem ſie auch überging, Theil nehmen zu laſſen, und als Philip dem elfjährigen Knaben dieſes Geſuch lächelnd abgeſchlagen, ſei dieſer aus Scham und Verdruß in eine heftige Krankheit gefallen.

Als der König nach Spanien zurückging, nahm er den jungen Farneſe mit ſich, welcher faſt acht Jahre in dieſem Lande blieb, wo er mit dem Thronfolger D. Carlos und ſeinem mütterlichen Oheim D. Juan erzogen ward, und ſich zum künftigen Feldherrn vorbereitete. Im zwanzigſten Jahre ſeines Alters ging er nach Portugal, und verlobte ſich mit der Infantin Marie. Die Vermählung ward zu Brüſſel vollzogen, wo damals ſeine Mutter, als Oberſtatthalterin der Niederlande, ihre Reſidenz hatte. Er kehrte darauf mit ſeiner Gattin nach Parma zurück, wo er mehrere Jahre friedlich und geſchäftlos lebte. Indes übte er in den Fechtſchulen ſeine Fertigkeit im Gebrauche der Waffen und in nächtlichen Abentheuern ſeinen Muth, denn er durchzog oft des Nachts die Straßen von Parma, und forderte die ihm begegnenden zum

Kampfe heraus. Lange trieb er unentdeckt dies ſonderbare und gefährliche Spiel, bis einſt ein ſolcher Zweikampf mit dem jungen Grafen Touvelle, der ſeinen Gegner beim Scheine einer vorüber getragenen Fackel erkannte und den Degen wegwarf, dieſen Unternehmungen ein Ende machte.

Zu ſeiner Freude erhielt er die Erlaubniß, den Feldzügen der vereinigten chriſtlichen Flotte wider die Türken beiwohnen zu dürfen und legte in der glorreichen Schlacht bei Lepanto welche den Namen ſeines Oheims D. Juan verewigte, die glänzendſten Beweiſe des Heldenmuths ab. Mit einem ſchweren Schlachtſchwerte in beiden Händen ſprang er der erſte auf eine dreiruderige feindliche Galeere, und bahnte dadurch den Weg zu ihrer Eroberung und zum Siege. Als ſein Oheim nach der Schlacht dieſe Kühnheit tadelte, erwiederte er im Geiſte ſeines ſchwärmeriſchen Zeitalters: Das Gebet der frommen Marie von Portugal ruft den Schuz des Himmels auf mich herab!

Nach geſchloſſenem Frieden ging er wieder nach Parma zurück, wo er fünf Jahre darauf ſeine Gattin Marie, nachdem ſie ihm verſchiedene Kinder geboren hatte, verlor.

Im Jahre 1578 begab er ſich, auf König Philips Befehl, nach den Niederlanden; ſchon damals, nach Strada's Verſicherung, insgeheim zum Statthalter dieſer Provinzen beſtimmt. Sein ſchon kränklicher Oheim empfing ihn mit Freude, ernannte ihn, kurz vor ſeinem Tode, zu ſeinem Nachfolger, und der König beſtätigte ihn in der ihm bereits verliehenen Würde.

In der erſten Kraft und Blüthe des männlichen

Alters, im zwei und dreißigsten Jahre, übernahm er diese neue wichtige Rolle. Waffen und List, Versprechungen und Drohungen wandte er, mit nicht ungünstigem Erfolge, wider die Niederländer an, und die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß es ihm gelang einen Theil der abgefallenen Provinzen unter die Spanische Herrschaft zurück zu bringen.

28.

Die Utrechter Union.

1579.

Die zahlreiche Kriegsmacht der Staaten, welche wegen Mangel an Gelde erst spät auf der Bühne des Kriegs erschienen war, und nach einem unfruchtbaren und thatenlosen Feldzuge sich früh in die Winterquartiere gezogen hatte, löste sich bald darauf, ohne irgend eine ausgezeichnete Unternehmung zum Besten des Staats ausgeführt zu haben, wieder auf und verschwand wie eine Gewitterwolke, welche schwer und drohend aber ohne einen Donnerschlag über den Horizont hinwegzieht. Uneinigkeit und Zwietracht unter den verschiedenen Anführern des Heers, waren der Hauptgrund dieser Unthätigkeit. Der Herzog von Zweibrücken wollte keinem Befehle von dem Grafen von Bossü gehorchen, und eben so wenig von dem Herzog von Anjou, oder dieser von jenem abhangen. Ueberdem hatte jeder von ihnen seine besonderen Interessen, seine eigenthümlichen Plane und Ansichten, welche seinen Handlungen zur Richtschnur dienten.

Der Herzog von Zweibrücken begab sich bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden mit 500 Reitern nach Gent, wohin ihn die demokratische Partei gegen die Wallonischen Regimenter und den Baron Montigni zu Hülfe gerufen hatte. Er schlug sich öffentlich zu dieser Faction, und beförderte dadurch die Unruhen, vielleicht weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, zum Grafen von Flandern gewählt zu werden. Der Herzog von Anjou, welcher eine solche Absicht muthmaßte und selbst nach nichts Geringerem als der Herrschaft über die gesammten Niederlande strebte, war heftig erzürnt über den Schritt des Pfalzgrafen. Das Mißverständnis der Anführer theilte sich den Kriegsleuten mit. Franzosen und Teutsche haßten und befeindeten einander. Anjou schlug es ab, seine Völker mit denen der Stände zu vereinigen, entließ anfangs einen Theil derselben und verabschiedete endlich sein ganzes Heer, welches größtentheils, wahrscheinlich mit des Herzogs eigener Erlaubnis, bei den Wallonen, den Gegnern der Genter, Dienste nahm. Er selbst ging hierauf, ohnerachtet der ihm gemachten neuen und großen Versprechungen der Staaten, nach Frankreich zurück.

Die Stände selbst entließen einen großen Theil ihres eigenen Heers, welcher aus Eingebornen bestand, und während der Herzog von Zweibrücken nach England überschiffte, um bei der Königin sein Verfahren in Gent zu rechtfertigen, gingen seine Reiter nach ihrem Vaterlande zurück. Sie nahmen ihren Marsch mitten durch die Spanischen Quartiere, wozu ihnen der Herzog von Parma, dem

ihr Abzug sehr willkommen war, die Erlaubniß und die nöthigen Päße ertheilte. Franzosen und Teutsche ließen überall in den Gegenden, wo sie gehauset hatten, traurige Spuren ihrer Raubgier zurück; und die Staaten freuten sich diese zügellosen Banden, welche für die schweren Summen, womit sie erkauft werden mußten, nicht einen wirklichen Dienst geleistet hatten, wieder los zu sein. Im Hornung des folgenden Jahres (1579) kam der Herzog von Zweibrücken aus England nach den Niederlanden zurück, und da er seine Völker hier nicht mehr fand, folgte er ihnen nach Teutschland, ohne von dem Erzherzoge, von Oranien und den Staaten Abschied genommen zu haben.

Auch der dritte Anführer der in diesem Feldzuge wider die Spanier in den Niederlanden aufgestellten vereinigten Kriegsmacht, der Graf von Bossü, verließ die Bühne. Er starb am 21sten des Christmonats (1578), als er eben im Begrif gewesen sein soll, sich mit dem Könige von Spanien, dessen Partei er kaum verlassen hatte, wieder auszusöhnen. Es ging ein Gerücht, der Prinz von Oranien habe seinen Tod durch Gift befördert, aber diese Sage, ohnstreitig eine Erfindung der Spanischgesinnten, ist eben so grundlos als so viel andere, womit die Feinde dieses edlen Fürsten seinen Ruhm zu beflecken suchten.

Im Anfange des folgenden Jahrs (1579. 6. Jenner) schlossen die Wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai, zu Arras einen Bund, kraft dessen sie sich gegenseitig verpflichteten: dem Könige und dem Gentischen Friedensverein treu zu bleiben,

das Religionsedikt aber zu verwerfen. Die nächste Veranlassung zu dieser Verbindung war das Mißvergnügen der vereinigten Landschaften über die letzten Ausbrüche der Genter Unruhen, über die Gewaltthätigkeiten der dortigen demokratischen Partei, und über den von dem Prinzen von Oranien dort gestifteten Vergleich. Dieses Bündnis der Wallonen, obgleich nur ein vorübergehendes Phänomen in der Geschichte der Niederländischen Rebellion, hatte dennoch sehr wichtige Folgen; denn indem es auf der einen Seite die Macht der Staaten schwächte, beschleunigte es auf der andern den berühmten Utrechter Bund, den mehrere nördliche Provinzen mit einander schlossen, und dessen Entstehen wir jezt erzählen wollen. Er war das Meisterstück des Prinzen von Oranien und die Wiege des künftigen Niederländischen Freistaats, dessen Hauptgrundgesez, bei allen nachherigen Veränderungen, die Utrechter Bundesakte blieb.

Der Genter Friedensverein hatte die Niederländischen Provinzen, Luxemburg und die zulezt erworbenen Landschaften allein ausgenommen, auf das genaueste mit einander verbunden. Aber der Vergleich mit D. Juan und das spätere Vereinigungsbündnis zu Brüssel, zerrissen jene erste Verbindung wieder. Der Gemeingeist verschwand in den Factionen des Adels und in dem Fanatismus der verschiedenen Glaubensgenossen. Intoleranz und Religionshaß entzündeten einen Bürgerkrieg zwischen den Genteern und Wallonen, die Kräfte der Nation wurden getheilt und zerrieben einander selbst, und diese

innere Gährung, furchtbarer und gefährlicher als die Waffen des Feindes, drohete sie endlich wieder unter die Spanische Herrschaft zurück zu stürzen.

Daß die Wallonischen Landschaften, der Sitz des eifrigen Katholicismus, für die Freiheit ohne Rettung verloren wären, hatte Wilhelms Scharfblick längst vorausgesehen. Dieses Schicksal konnte leicht die ganze Nation betreffen. Um es abzuwenden und wenigstens bei einem Theile derselben das kostbare Gut zu erhalten, wofür man schon so viel Blut verschwendet hatte, schien es nur ein Mittel zu geben. Dies war die Gründung einer engern und nähern Verbindung mehrerer Provinzen und Orte, um mit vereinigten Kräften auf einen gemeinschaftlichen Zweck hinzuwirken, wodurch sie zu einem eigenen für sich bestehenden und unabhängigen Staat geformt wurden. Einen solchen Bund zu stiften, war schon seit längerer Zeit Oraniens Plan gewesen, und schon seit mehreren Jahren arbeitete er darauf hin. Die nördlichen Provinzen schienen am geschicktesten, den Zentralpunkte desselben anzugeben. Holland und Seeland hatten das ewige Edikt nicht angenommen, und sich dadurch in gewisser Rücksicht schon von den übrigen Provinzen abgesondert. Die Lage, welche ihnen die Natur angewiesen hatte und das Uebergewicht ihrer Flotten, sicherten sie gegen die Angriffe auf der Seeseite. Sie hatten die ersten Stürme der Revolution glücklich überstanden; seitdem der Bürgerkrieg nach dem Süden vorgedrungen war, nahm ihre Bevölkerung wieder zu, und einige friedliche Jahre

hatten ihren betriebſamen und fleißigen Bewohnern Muße verſtattet, neue Kräfte zu ſammeln und den Handel aus ſeinen Trümmern hervor zu ziehen. Hier war die neue Religion die herrſchende, hier hing man wärmer und inniger an dem Prinzen von Oranien, als in den übrigen Provinzen, und hier, wo dem Deſpotismus die erſten tödtlichen Wunden geſchlagen wurden, ſchien das heilige Palladium der Freiheit am ſicherſten aufbewahrt. Dies alles wußte Oranien, und jene frühere Verbindung, welche er zwiſchen Holland und Seeland ſtiftete, war ein Beweis, wie richtig ſchon damals ſeine Anſichten von dieſem wichtigen Gegenſtande waren. Auch die Königin Eliſabeth ſoll ſchon im Jahre 1577 die genaue Verbindung einiger Niederländiſchen Provinzen zur Erhaltung ihrer Freiheit für nöthig gehalten, und ſie beſonders den Holländern, Utrechtern, Seeländern und Frieſen, mit dem Verſprechen ihres Beiſtandes, angerathen haben. Auch der Prinz von Oranien ließ damals an der Vereinigung der zunächſt an Holland und Seeland grenzenden Provinzen Geldern, Utrecht, Ober-Yſſel und Friesland, durch einige ſeiner erprobteſten Anhänger arbeiten. Sein eigentlicher Zweck dabei war, dieſe Provinzen durch die vorgeſchlagene Vereinigung ganz und auf immer von Spanien zu trennen, jede Verſöhnung zwiſchen ihnen und dem Hofe unmöglich zu machen und es dahin zu bringen, daß ſie ſich öffentlich für frei und unabhängig von dem Könige erklärten. Aber nur wenige vertraute Perſonen wußten um dieſes Geheimniß, den übrigen,

deren Köpfe noch nicht für ſolche kühne Ideen bear-beitet waren, ſagte man: die Tendenz der vorge-ſchlagenen engeren Vereinigung ſei keine andere, als eine größere Sicherheit für ſie durch gemein-ſchaftliche Vertheidigung zu bewirken.

Den Holländern und Seeländern mußte ein ſolches Bündnis mit den vorliegenden Provinzen ſehr willkommen ſein, denn es gab ihnen nicht nur eine größere Stärke, ſondern entfernte auch den Krieg von ihren Grenzen. Die Unterhandlungen darüber aber wurden unterbrochen, da der Prinz als Verweſer des Erzherzogs einen großen Antheil an der Regierung der ſämmtlichen Niederlande bekam. Vielleicht nährte er auch ſelbſt beim Anfange dieſer Epoche die Hoffnung, den Abfall der ſämmtlichen Niederlande unter den damaligen Umſtänden zu bewirken. Doch dieſe Ausſicht mußte bald wieder verſchwinden, und nach dem Ausbruch des Kriegs zwiſchen den Genteren und Wallonen dachte der Prinz von neuem an die Ausführung ſeines wichtigen Plans, deſſen Realiſirung jetzt um ſo dringender ſchien, da der Herzog von Parma, gewandt in den Künſten der arglistigen Italieniſchen Politik, alles aufbot, die Uneinigkeit der Nation zu vermehren, um ſich dadurch einen deſto leichteren und gewiſſeren Sieg über ſie zu bereiten.

Aber keine Verhältniſſe zu dem Erzherzog und den allgemeinen Staaten verſtatteten Wilhelm nicht, die Sache perſönlich zu betreiben. Der ſchon durch die gentiſch-wallonische Fehde ſo ſehr geſchwächte Niederländiſche Staatskörper, mußte durch die Ver-

richtung eines neuen Bundes noch mehr entkräftet werden, und man hätte ihn deshalb mit Recht einer Verletzung des Gentischen Friedensvereins, für dessen Festhaltung er sich doch stets erklärt hatte, beschuldigen können. Um diesen Vorwurf zu vermeiden, bediente er sich zur Leitung jenes Geschäfts seines Bruders, des Grafen von Nassau, der kurz zuvor von den Staaten zum Statthalter von Geldern ernannt worden war. Dieser berief im November 1578. die Stände von Holland und Seeland nach Borinchen und ermahnte sie dringend, sich mit Geldern, Friesland, Utrecht und andern Landschaften zu vereinigen, worauf der Prinz selbst sie schon zuvor durch schriftliche Winke aufmerksam gemacht hatte.

Nach einigen Bedenklichkeiten willigten die Stände in den Vorschlag, und ihre Bevollmächtigten, unter welchen sich der durch seinen tragischen Tod berühmt gewordene große Patriot Oldenbarnevelt befand, begaben sich nach Utrecht. Kurz zuvor hatten die Wallonischen Provinzen Hennegau, Artois und Douai die schon erwähnte Verbindung zur Erhaltung des katholischen Glaubens geschlossen. Dadurch wurden die Unterhandlungen zu Utrecht beschleuniget, und nachdem der Entwurf zu dem Vereinigungsbündnisse, welcher wahrscheinlich von einem Gelderer im Namen des Grafen von Nassau ausgearbeitet ward, von den verschiedenen Provinzen geprüft und genehmiget worden war, ward (1579. Januar 23.) der Bund geschlossen, und

von dem Rathhause zu Utrecht (Januar 29.) feierlich bekannt gemacht.

Der wesentliche Inhalt der Bundesakte, welche auch in der Folge das Hauptgrundgesetz des Freistaats der vereinigten Niederlande blieb, und aus sechs und zwanzig Artikeln bestand, ist folgender:

„Die Bewohner des Fürstenthums Geldern und der Grafschaft Zütphen, der Grafschaften und Länder Holland, Seeland, Utrecht und der Friesischen Ommelande zwischen der Ems und Lauwers, haben bemerkt, daß seit dem Genfischen Friedensverein die Spanier unter Johann von Oestreich und den übrigen Häuptern bemüht gewesen sind, die Niederländischen Provinzen zu trennen, um sie unter das Joch zurück zu bringen. Sie haben daher für gut befunden sich noch enger und fester zu verbinden, ohne jedoch den Vorsatz zu haben, der allgemeinen Vereinigung des Genter Friedens zu entsagen. Es ist vielmehr ihre Absicht, das Band derselben noch fester und unauflöslicher zu machen, um sich mit desto größerer Kraft und Zuversicht wider den gemeinschaftlichen Feind vertheidigen zu können.

Die obengenannten Länder verbinden sich daher mit Leib, Gut und Blut auf ewige Zeit wider alle und jede Gewaltthätigkeit, die ihnen unter dem Namen des Königs oder von fremden oder einheimischen Herren oder Städten zugefügt werden möchte. Jede Provinz behält ihre Privilegien, Ordnungen und Gebräuche, und das Recht Anordnungen in Staats-, Religions-, Polizei- und Finanzsachen zu treffen. Die vereinigten Provinzen machen ein

unauflösliches Ganze aus, und ſollen ſich gegenſeitig mit gemeinſchaftlichen Kräften beiſtehen und ſchützen. Ohne allgemeine Einwilligung ſoll kein Friede geſchloſſen, auch keine neue allgemeine Steuer angeordnet werden, und kein Mitglied des Bundes darf ohne Beiſtimmung der übrigen mit den benachbarten Herren oder Landen Verbindungen eingehen. Ueberhaupt kann jede Provinz in Abſicht deſſen, was ihre individuellen Verhältniſſe, ihre Einkünfte, Würden und Aemter betrift, ganz nach eigenem Gutdünken handeln; zu allem aber, was die Union und ihre äußeren Verhältniſſe angeht, iſt die Einwilligung aller Provinzen, aus denen ſie beſteht, ſchlechterdings erforderlich.

„Holland und Seeland können in Abſicht des Gottesdienſtes nach ihrem Dafürhalten verfahren; die übrigen Provinzen aber mögen ſich nach den Grundſätzen des Gentiſchen Friedensvereins richten. Streitigkeiten zwiſchen einzelnen Landſchaften ſollen von den übrigen und deren Bevollmächtigten, und wenn ſie ſämmtliche Provinzen angehen, von den Statthaltern geſchlichtet werden. Die jetzigen und künftigen Statthalter, die Obrigkeiten und hohen Gerichtsbeamten einer jeden Provinz und Stadt, ingleichen die Bürgerſchaften und Zünfte in den Städten und Flecken ſollen dieſes Bündnis beſchwören.“

Am 23ſten Jenner ward dieſe Akte von dem Grafen Johann von Naſſau, als Statthalter von Geldern und Zütphen, und von vier Bevollmächtigten aus dem Adel dieſer Landſchaften, und endlich

von den Deputirten der Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und der Gröninger schen Ommelande unterzeichnet und besiegelt. Aber noch hatten nicht alle Stände der obengenannten fünf Landschaften dem Inhalt der Akte beigestimmt, Middelburg und die ganze Provinz Seeland wollten sich nur unter gewissen Bedingungen dafür erklären. Die Stadt Gröningen hatte gar keine Bevollmächtigten nach Utrecht gesandt, und trat erst im Jahre 1594. der Verbindung bei. Im Februar verstärkten Gent, Brügge, Ipern und Antwerpen, im März Franeker, Leeuwarden und Sneek, im Brachmonat die übrigen Friesischen Städte, und im Frühling des folgenden Jahrs 1580. die Provinz Ober-Yssel durch ihren Beitritt den Bund.

Oranien selbst, obgleich der Schöpfer und Beförderer der Vereinigung, nahm dennoch, aus eben den Gründen, die ihn abgehalten hatten sie öffentlich zu befördern, nicht gleich Anfangs Theil daran. Erst unterm 3ten Mai 1579 erschien zu Antwerpen eine Denkschrift, worin er erklärte: Er habe bisher gezögert dem Utrechter Bunde beizutreten, in der Hoffnung es werde ihm gelingen, die gesammten Niederlande zu einer gleichen Vereinigung zu bewegen. Da er aber jezt unterrichtet sei, daß der Erzherzog und ein grosser Theil der Provinzen das Utrechter Bündnis billigten, so habe auch er nicht länger säumen wollen die Bundesakte, welche nichts enthalte, was dem Ansehn und der Gewalt des Erzherzogs nachtheilig sei, zu unterzeichnen. Bald darauf unterschrieb auch der Graf von Rennebergs,

Statthalter von Friesland; aber wie wenig dieser Schritt seinen wahren Gesinnungen angemessen war, hat sein Betragen in der Folge gezeigt. Die Städte Breda und Venlo und das Land der Freien in Flandern, wurden ebenfalls Mitglieder der Utrechter Union.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Bündnisses ordneten die vereinigten Landschaften eine Versammlung zu Utrecht an, der sie die Gewalt verliehen, über die vorkommenden Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, und wenn sie von Wichtigkeit wären, die Bundesgenossen zusammen zu berufen. Das erste Geschäft dieser Versammlung war, die Kriegsleute in Geldern aufs neue in Eid und Pflicht zu nehmen. Während der Abwesenheit des Prinzen stellte sein Bruder das Haupt des Bundes vor, und es ward ihm ein Rath von einigen Personen zur Seite gesezt.

In der Bundesakte, deren Inhalt vorhin angezeigt ist, war nichts davon erwähnt, daß die Verbündeten dem Könige von Spanien den Gehorsam aufsagen und sich seiner Oberherrschaft entziehen wollten, aber bald zeigte sichs, daß die Stifter des Bundes diesen Zweck gehabt hatten. Unmittelbar nach dem Abschluß desselben wurden die Regalien und Domainen eingezogen, und in den Befehlen und öffentlichen Schriften der Regierung Titel und Name des Königs weggelassen. Bisher hatte man, bei allen Eingriffen in das Wesen der Königlichen Gewalt, doch wenigstens die Formen derselben beibehalten; von jezt an wurden auch diese abge-

schaft, und in den Verordnungen und Edikten, welche so lange noch im Namen des Königs abgefaßt wurden, las man jezt nur: Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen setzen fest, oder befehlen.

Erst da man diese Schritte schon wirklich gethan hatte, fand man für gut nachzuholen, was eigentlich vorher hätte geschehen sollen. Es ward im Haag eine förmliche Aufkündigungsurkunde in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt, worin dem Volke gesagt ward: daß der König durch Verletzung seiner heiligsten Pflichten gegen die Nation sich selbst aller Ansprüche auf die Herrschaft über dieselbe beraubt habe, weshalb sie auch nicht verbunden sei, ihn ferner für ihr Oberhaupt zu erkennen und ihm als solchem Gehorsam zu leisten. Diese Erklärung ward durch alle vereinigten Provinzen von einer Stadt zur andern gesandt; man zählte das Volk von dem Eide der Treue gegen seinen bisherigen Beherrscher los; die Königlichen Siegel und alle Symbole der Königlichen Gewalt wurden vernichtet, die öffentlichen Beamten aufs neue in Eid und Pflicht genommen, und so proklamierte der neue Staat seine Unabhängigkeit feierlich im Angesichte der ganzen Welt.

Dies war das Entstehen der Niederländischen Republik, welche bei ihrem Anfange an Macht und Umfang nur klein war, aber in der Folge zu einer solchen Größe und politischen Wichtigkeit gedieh, daß sie die Bewunderung der Welt auf sich zog und sich den mächtigsten Staaten Europa's kühn zur Seite stellen durfte. Der jugendliche Freistaat wählte zu seinem Sinnbilde ein Bündel zusammen-

gebundener Pfeile von einem Löwen getragen, mit dem Motto:

Concordia res parvae crescunt, Discordia maximae dilabuntur.

Glücklich, hätten die Nachkommen dieſen Denkſpruch ihrer Ahnen immer im Auge behalten und befolgt! Aber alles menſchliche Werk trägt den Keim der Zerſtörung in ſeinem eigenen Buſen, von ſeinem erſten Daſein an; ſo auch dieſes, wie weiſe es auch erdacht und wie wunderbar es ausgeführt ward.

Die Folge dieſer Geſchichte wird uns zeigen, wie problematiſch die Fortdauer der neuen Republik ſchon bei ihrer Wiege war, und unter welchen Stürmen und Gefahren ſie zum Jünglingsalter her anreifte, und mit ihm jene Kraft und üppige Blüthe erreichte, in welcher ſie eine Zeit lang unter den Staaten unſers Welttheils geprangt hat.

Ende des zweiten Theils.

Der

Niederländiſche Revolutionskrieg

im 16ten und 17ten Jahrhundert.

Als Fortſetzung

der Schilleriſchen Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung

von

Karl Curths.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1809.
bei Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel.

Geſchichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande

von der

Spaniſchen Regierung.

Von

Friedrich von Schiller.

Dritter Theil.

Leipzig, 1809.
bei Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Zweite Periode

vom Abſchluß des Utrechter Bundes bis zu dem Kriegszuge des Herzogs von Parma nach Frankreich, 1579 bis 1590.

	Seite
1. Belagerung Maſtricht's durch die Spanier, 1579	3
2. Friedenskongreß zu Cölln und Wiederausſöhnung der Wallonischen Provinzen mit der Spanischen Regierung, 1579	40
3. Feldzug des Jahrs 1580	58
4. Achtserklärung des Königs von Spanien wider den Prinzen von Oranien, 1580	81
5. Entſetzung Philipps des 2ten von der Oberherrſchaft über die Niederlande, und Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverain derſelben, 1580 bis 1582	92
6. Anſicht der Kriegsvorfälle des Jahrs 1581	111
7. Meuchelmörderiſcher Angrif auf den Prinzen von Oranien, 1582	130
8. Feldzug des Jahrs 1582	143
9. Antwerpens Gefahr und Rettung, 1583	173
10. Unglüklicher Verſuch des Herzogs von Anjou zur Erweiterung ſeiner Macht und deſſen Folgen, 1583	188

Seite.

11. Tod Wilhelms des Schweigenden, Prinzen von Oranien, 1584 215
12. Belagerung Antwerpens durch die Spanier, 1584. 1585 235
13. Robert Dudlei Graf von Leiceſter und Moritz Prinz von Oranien, 1585 und 1586 306
14. Unglückliches Schikſal der Stadt Neuß, 1586 373
15. Eroberung der Stadt Sluis durch die Spanier, 1587 389
16. Ende der Statthalterſchaft des Grafen Leiceſter, 1588 399
17. Anſicht des bürgerlichen Zuſtandes der vereinigten und Spaniſchen Niederlande, 1587 und 1588 417
18. Die unüberwindliche Flotte, 1588 429
19. Martin Schenkens und des Grafen von Newenaar Tod, 1589 462
20. Eroberung Breda's durch die Niederländer, 1590 471
21. Kriegszug des Herzogs von Parma nach Frankreich, 1590 480

Der

Niederländiſche Revolutionskrieg.

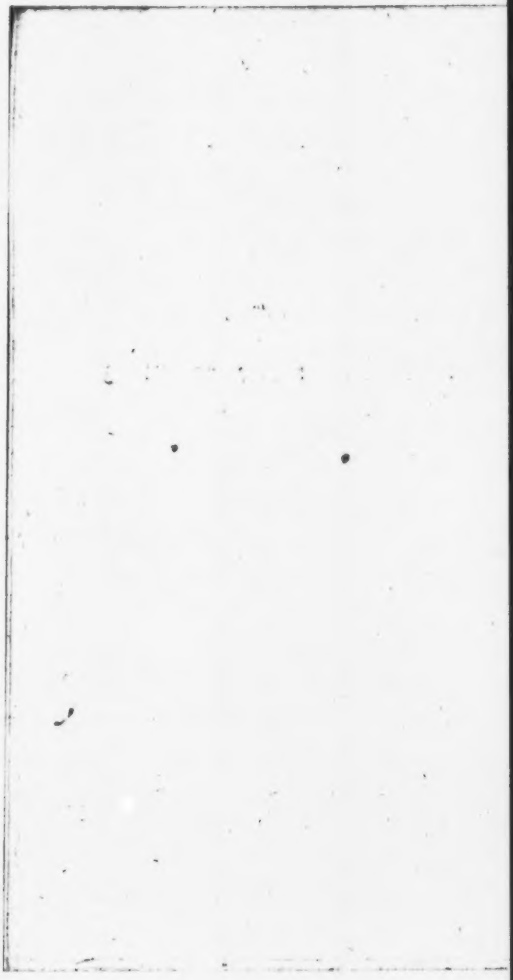

Zweite Periode,

vom Abſchluß des Utrechter Bundes, bis zu dem Kriegszuge des Herzogs von Parma nach Frankreich,

1579 bis 1590.

1.

Belagerung Maſtricht's durch die Spanier.

1579.

Einen gefährlicheren Feind, als den Herzog von Parma, hatten die Niederländer ſeit dem Ausbruche der Revolution noch nicht gehabt. Größerer Feldherr als Alba, war er kein roher Barbar wie dieſer, aber das verführeriſche Lächeln ſeiner Milde, zur rechten Zeit mit Strenge und hohem Ernſte gepaart, ward der aufkeimenden Freiheit verderblicher, als es die Blutgerüſte jenes herzloſen Tirannen geweſen waren. In der einen Hand das Schwert der ſtrafenden Gerechtigkeit, und in der andern den Oelzweig des

Friedens und der Versöhnung, trat er entschlossen vor die Niederländer hin, und ließ ihnen zwischen beiden die Wahl. Nur dann, wenn dieser zurückgewiesen würde, sollte jenes den Widerspenstigen treffen, und dem beleidigten Monarchen Genugthuung verschaffen. Mit freundlichen überredenden Worten fordert er die Abtrünnigen auf, unter den milden Szepter ihres rechtmäßigen Souveräns zurück zu kehren, ja er erbietet sich selbst zum Vermittler ihrer Vergehen gegen die Majestät, überzeugt, daß weniger die Stimme ihres eigenen Herzens, als die Ränke einer kleinen Anzahl frecher und ehrgeiziger Verführer, sie dazu verleitet hätten.

Indeß bearbeiten seine Emissäre die durch Partheien zerrissene Nazion nach seinen Wünschen, und es gelingt ihm, wenigstens einen Theil derselben zu gewinnen und seinem Könige ohne Schwertstreich wieder zu unterwerfen.

Doch nicht allein durch Worte, durch Ermahnungen und Verheißungen will er zu den Abgefallenen sprechen; Thaten sollen seinen Anerbietungen Eingang verschaffen, und er beschließt irgend eine wichtige kriegerische Unternehmung auszuführen, um nicht nur die zweifelhaften Gemüther zu einem festen Entschluß zu schrecken, sondern auch den Spanischen Waffen ihren alten Glanz und das ehemalige Uebergewicht wieder zu verschaffen.

Durch die Verstärkung, welche ihm der Graf von Altems zugeführt hatte, war sein Heer auf 24000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter angewach-

ſen, und die tapferſten und erfahrenſten Feldherren ſtanden an der Spitze deſſelben. Mit einer für jenes Zeitalter, wo noch keine ungeheuern Streitermaſſen die Schaubühnen des Kriegs bedeckten, um den minder zahlreichen Gegner mit einem gewaltigen Schlage zu zermalmen, ſo anſehnlichen Macht, hatte der Herzog nicht mehr nöthig ſich den Feinden hinter feſten Stellungen zu entziehen, ſondern konnte ihm kühn im offenen Felde entgegen treten; und er ſäumte nicht von ſeinen Kräften Gebrauch zu machen.

Chriſtoph Mondragone und Ottavio Gonzaga hatten ſchon im Anfange des Jahrs, (1579 Jenner) durch einen Angriff auf das feſte Schloß Kerven, den Feldzug eröffnet. Der größte Theil der Beſatzung des Schloſſes war eben ausgerückt, als der 8000 Mann ſtarke Feind davor erſchien. Nur 45 Vertheidiger befanden ſich noch darin, aber an ihrer Spitze ſtand ein tapferer Mann, der Hauptmann Biel von Utrecht, deſſen Muth die Gefahr nicht niederſchlug, ſondern erhob. Einen ganzen Tag hindurch donnert das feindliche Geſchütz auf die kleine Feſte; endlich, da ſchon ein großer Theil der Mauern zerſchmettert da lag, ward ſie im Sturme erobert, (Jenner 8.) und alle noch lebenden Vertheidiger derſelben, nebſt ihrem tapfern Anführer, wurden aufgehenkt; eine Barbarei, welche der Spaniſche Befehlshaber durch die Beſchuldigung, daß die Beſatzung wegen begangener Räubereien nicht

nach Kriegsgebrauch hätte behandelt werden können, vergebens zu rechtfertigen ſuchte.

Dieſe und einige andere kleine kriegeriſche Szenen gaben das Vorſpiel zu größeren ab. Der Herzog von Parma ſtand auf der rechten Seite der Maas, und rüſtete ſich ſein Heer über den Strom zu führen, in Brabant einzudringen, und wenn ihn die Umſtände begünſtigten, einen Angriff auf Maſtricht zu unternehmen. Dieſer feſte und wichtige Platz iſt ein Schlüſſel zu Brabant, und ſichert ſeinem Beſitzer die Gemeinſchaft mit der Moſel und mit Teutſchland. Ueberdem erleichtert die Lage der Stadt an der ſchiffbaren Maas dem Angreifenden die Herbeiſchaffung des Geſchützes und der nöthigen Kriegs- und Mund-Bedürfniſſe, ein höchſtbedeutender Umſtand bei dem gänzlichen Mangel an Fuhrwerken in Flandern und Brabant. Dieſe Gründe waren es, welche den Herzog beſtimmten, ſein Augenmerk vorzüglich auf Maſtricht zu richten; und endlich war ihm auch die Nachbarſchaft von Cölln erwünſcht, wo der neue Friedenskongreß gehalten werden ſollte, um den Niederländiſchen Commiſſarien, durch den Donner ſeines Geſchützes in ihrer Nähe, zu imponiren.

Das Königliche Heer bricht auf, geht bei Roermonde über die Ruhr, und ſenkt ſich von da nach der Maas herab. Die ungünſtige Jahreszeit, (1579 Februar) der hochangeſchwollene Strom, der Mangel einer Brücke, und die Nähe eines feindlichen Corps, boten dem Uebergange große Hinderniſſe ent-

gegen. Das Genie des Feldherrn überwand ſie alle. Unter dem Schutze einiger am linken Ufer liegenden Häuſer, die er mit einer Fahne Muskeetiere beſetzen ließ, ward eine Schiffbrücke über den Strom geſchlagen, und der Uebergang glücklich vollzogen, obgleich Sturm und Wellen die Brücke ſehr beſchädigten. Das überraſchte Niederländiſche Corps wich eilend zurück, und vertheilte ſich in mehrere feſte Plätze; nur ein kleiner Theil deſſelben ſtellte ſich zwiſchen Herzogenbuſch und Eindhofen auf. Ungehindert trug Alexander Farneſe ſeine Waffen nach Brabant, und machte bald dieſe bald jene Wendung, um den Feind über ſeine wahre Abſicht zu täuſchen. Dennoch errieth ihn der ſcharfſichtige Oranien, und ſandte den Hauptmann Sebaſtian Tapin, einen Lothringer, deſſen Talente und Thätigkeit ihn zu einem ſo wichtigen Auftrage geſchickt machten, nach Maſtricht, um den Ort in einen beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

Der Spaniſche Feldherr hatte ſich Antwerpen genähert. Sechs und zwanzig Fahnen Ständiſcher Krieger, Engländer, Schotten, Franzoſen und Wallonen, unter Lanoue, Argentilien, Mony und Norris, ſtanden in dem Flecken Bourgerhout in der Nachbarſchaft jener Stadt, verſchanzt. Parma beſchloß dieſes Corps zu überfallen. In der Ebene vor Bourgerhout theilt er ſein Heer in zwei Haufen, wovon der eine zum Angriff des Fleckens, und der andere zur Reſerve und zur Beobachtung Antwerpens beſtimmt iſt. Der letztere, aus den Teutſchen

Regimentern Altems und Fronsberg bestehend, ordnet sich in ein Viereck, von Spanischen Schützen und Reitern wie mit einer lebendigen Brustwehr umgeben. Jener, aus dem Ueberreſt der Truppen gebildet, bricht in vier Kolonnen, unter Gonzaga, Delmonte, Figueroa und Hautepenne, in tiefſter Stille gegen Bourgerhout auf. Jede Kolonne führt eine tragbare Brücke mit ſich, zum Uebergang über den Graben, welcher den Flecken umgab. Der Angriff gelingt, und die Uebermacht der Königlichen zwingt das Niederländiſche Kriegsvolk den Ort zu räumen. Fechtend und von den Spaniern verfolgt, zieht es ſich unter die ſchützenden Wälle Antwerpens zurück. Hier entbrannte ein heftiges Gefecht. Die ganze Stadt gerieth durch die Nähe des Feindes in Bewegung. Jeder greift zum Gewehr. Alle Schanzen füllen ſich mit Bewaffneten an, und das Geſchütz von den Wällen donnert auf die Spanier herab. Der Erzherzog und der Prinz von Oranien ſelbſt beſtiegen den Hauptwall, und ertheilten die nöthigen Befehle. Bis zum Abend hin dauerte der Kampf. Einige hundert der Fechtenden, von beiden Theilen, bedeckten die Wahlſtatt. Am folgenden Morgen zog der Herzog, welcher keine ernſtlichen Abſichten auf Antwerpen gehabt hatte, und überdem nicht mit Lebensmitteln verſehen war, ſein Heer zurück, zufrieden, die ſtolze Stadt geſchreckt zu haben, und die Rache für eine gelegenere Zeit verſparend.

Er nahm ſeinen Marſch nach Herenthals. Auf dem Wege dahin liegt das Schloß Grobbendonk.

Es ward angegriffen, erobert, und ſank in Aſche. Der Niederländiſche Feldherr La Noue folgte dem Spaniſchen Heere, deſſen Bewegungen zu beobachten, und die Abſichten des Herzogs auf Maſtricht, leuchteten ihm immer deutlicher ein. Jetzt machte er Anſtalten ſich mit einer Verſtärkung in die bedrohete Stadt zu werfen; aber der Marcheſe Delvaſto vereitelte ſein Vorhaben, indem er alle Wege um Herenthals, auf welchen Lanoue nach Maſtricht gelangen konnte, beſetzte, und ſchon am 12. des Lenzmonats weheten die Königlichen Fahnen im Angeſichte der Stadt.

Auf Brabantiſchem Boden, am linken Ufer der Maas, ſtreckt Maſtricht ſeine Thürme empor, ein gutgebauter und damals, nach Strada's Verſicherung, von 34000 Menſchen bewohnter Ort; reich, nahrhaft und voll blühenden Gewerbes, durch ſtarke Mauern und Bollwerke und breite tiefe Graben, ſo wie durch den nachbarlichen Strom, gegen feindliche Angriffe geſchützt. Gerade über am rechten Ufer der Maas, lag das Städtchen Wick, gleichſam eine Vorſtadt Maſtrichts, und durch eine ſteinerne Brücke mit dieſem verbunden.

Die Beſatzung des Platzes beſtand aus 1200 Mann, größtentheils Engländern, Franzoſen und Schotten. Dazu kamen ein Paar tauſend bewaffnete Bürger und einige tauſend Bauern, aus den benachbarten Dörfern, welche ſich bei der Herannäherung der Spanier mit Weib und Kind in die Stadt geflüchtet hatten. Der Oberſt Heve, genannt

Schwarzenburg, war Oberbefehlshaber der Beſatzung, und unter ihm befehligte der ſchon erwähnte Sebaſtian Tapin. Dieſer einſichtsvolle und unternehmende Mann rechtfertigte vollkommen das Zutrauen des Prinzen von Oranien, und vollzog den erhaltenen Auftrag mit unermüdeter Thätigkeit. Er läßt die Stadtmauern mit Erde beſchütten, den Graben vertiefen, Ravelins, Halbmonde und Abſchnitte erbauen, und Minen und Kaſematten anlegen. Bei allen dieſen Arbeiten, ſo wie nachher bei der Vertheidigung der Stadt, leiſteten die geflüchteten Landleute, ein kraftvoller und beherzter Schlag Menſchen, vortreffliche Dienſte.

Der Mangel einer zahlreicheren Beſatzung ward durch den Eifer und die patriotiſche Stimmung der Bürger erſetzt. Noch ſchwebte ihnen die Erinnerung der vor drei Jahren (1576. Oktob 20.) erlittenen Mißhandlungen, wie ein warnendes Schreckbild vor Augen, und es war ihr feſter Entſchluß, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und lieber unter den Ruinen der Stadt umzukommen, als ſich einem Feinde zu ergeben, von dem keine Schonung zu erwarten ſey. Derſelbe heroiſche Geiſt war über alle Klaſſen und Stände verbreitet; ſogar das weibliche Geſchlecht, wie einſt in der Belagerung Harlem's, erbot ſich, die Gefahren des Kampfs und die Schanzarbeiten mit den Männern zu theilen; und die Folge der gegenwärtigen Erzählung wird uns zeigen, wie treulich dieſe Heldinnen die freiwillig übernommene Verpflichtung erfüllen.

und an der Seite ihrer Gatten und Geliebten zu fechten und zu ſterben wiſſen. Schwarzenburg ſelbſt war ein entſchloſſener und unverzagter Soldat, und unter ſeinen Hauptleuten gab es eben ſo wackere Männer. Vor allen übrigen zeichnete ſich Taxis aus, und Moncada, ein Spanier, der aus Königlichen in Niederländiſche Dienſte übergetreten war, und ſchon ſeit mehreren Jahren dem Prinzen von Oranien als Kriegsbaumeiſter gedient hatte. Ueberall finden wir während der Belagerung dieſe beiden Braven, gleich leitenden Genien, an der Spitze ihrer Waffenbrüder.

In dieſer Lage und Stimmung fand der Herzog von Parma die Stadt und ihre Bewohner, als er in ihrer Nähe erſchien. Nach Vertreibung einiger Schwärme leichter feindlicher Truppen, welche die Umgebungen Maſtrichts verwüſteten, um ſeinem Heere die Subſiſtenz zu erſchweren, berennte er die Stadt, während Mondragone mit einem beſondern Corps das Städtchen Wick einſchloß. Zwei Brücken, ober- und unterhalb der Stadt über die Maas geſchlagen, unterhielten die Gemeinſchaft beider Heerhaufen, und verſchloſſen zugleich den Belagerten den Strom und die Ausſicht, vermittelſt deſſelben Unterſtützung an Mannſchaft und Vorräthen an ſich zu ziehen. Vier große Schanzen, auf der Brabantiſchen Seite angelegt, ſollten der Stadt die Verbindung mit den benachbarten Landſchaften entziehen; aber es fehlte an Arbeitern zur Erbauung dieſer Werke, denn die Schanzgräber, welche Graf

Manſfeld im Luxemburgiſchen aufbot, waren noch nicht angelangt, und die Bewohner der benachbarten Dörfer hatte die Furcht vor den Mißhandlungen des Spaniſchen Kriegsvolks verſcheucht. In dieſer Verlegenheit wandte ſich der Herzog an die Soldaten, und ermunterte ſie durch Geſchenke, und mehr noch durch ſein eigenes Beiſpiel, zu einer Arbeit, wozu ſie ihr Dienſt eigentlich nicht verpflichtete. Er ſelbſt nimmt zuerſt die Schaufel in die Hand, und trägt auf ſeinen Schultern die erſte Faſchine herbei. Jetzt bedarf es keiner Aufforderung mehr. Das Beiſpiel des geliebten Feldherrn wirkt mit Zauberkraft auf das ganze Heer. Officiere und Soldaten legen Hand an, und nach zwei Tagen ſtehen ſchon die vier Schanzen vollendet da. Auf der rechten Seite des Stroms gegen Wick wurden zwei ähnliche Werke errichtet.

Alexanders Plan war, ſich nicht in eine langwierige Belagerung zu vertiefen, ſondern durch Geſchütz und Minen eine beträchtliche Breſche in den Mauern zu öffnen, und dann ſogleich einen allgemeinen Sturm zu wagen, um den Knoten der Verwickelung ſchnell und mit einem entſcheidenden Streiche zu durchhauen. Es ſcheint, er hielt die Stadt für weniger feſt als ſie wirklich war, und rechnete nicht auf den ſchwärmeriſchen Muth, der ihre Vertheidiger beſeelte.

Johann Baptiſta Plato und Properz Barocio, zwei der beſten Spaniſchen Kriegsbaumeiſter, wurden an die Spitze der Belagerungsarbeiten ge-

ſtellt. Der Feldzeugmeiſter Hierges, des Grafen von Barlaimont Sohn, führte Geſchütz und Munition von Namur und Lüttich auf dem Rücken der Maas herbei.

Francesco Mendeskocha, ehemals Königlicher Befehlshaber von Maſtricht, und mit allen Vorzügen und Fehlern der Feſtung bekannt, rieth, den Angriff gegen das Bollwerk am Herzogenbuſcher Thore, dem nächſten am Strome, als der ſchwächſten Seite der Stadt, zu führen. Der junge Graf Sangiorgio, ein guter Kriegsbaumeiſter, und der Herzog ſelbſt, ſtimmten ſeiner Meinung bei. Aber Barlaimont behauptete, der Angriff müſſe gegen das Brüſſeler Thor gerichtet werden, und ſo wenig er auch durch die angeführten Gründe den Oberfeldherrn überzeugte, gab dieſer doch nach, um den Feldzeugmeiſter nicht durch Mißtrauen in ſeine Einſichten zu kränken.

Das Brüſſeler Thor, welches auch nach Tongern und Lüttich führt, ward alſo zum Angriff beſtimmt, und die Belagerer eröffneten gegen daſſelbe, nicht ohne einen bedeutenden Verluſt, die Laufgraben, in der Entfernung eines Muſketenſchuſſes, nach der Gewohnheit jener Zeit, wo man noch keine niedrigen Werke vor den Feſtungen anlegte, denn in dieſer Nähe konnten die Approchirenden nicht von dem Geſchütze der hohen Wälle getroffen werden, und waren nur dem Gewehrfeuer der Raveline und des bedeckten Weges ausgeſetzt. Der thätige Tapin beunruhigte die Belagerer durch häufige Ausfälle bei

ihren Arbeiten, und zwang nicht ſelten Arbeiter und Bedeckung mit dem Degen in der Fauſt zur Flucht. Ein ſolcher Ausfall kam einſt dem Spaniſchen Regimente Figueroa theuer zu ſtehen. Es war am hellen Mittag, und im Lager alles ſicher und unbeſorgt. Plötzlich erſcheint Tapin an der Spitze von 600 Mann vor den Linien. Mit Blitzesſchnelle ſtürzt er ſich auf das erwähnte Regiment, vertreibt es mit einem Verluſte von 200 Mann von ſeinem Poſten, läßt die Laufgraben auf mehr als hundert Schritte weit zerſtören, und kehrt, ohne einen einzigen Mann eingebüßt zu haben, in die Stadt zurück. Vorſichtiger gemacht durch einen ſo empfindlichen Streich, ſicherten ſich die Belagerer durch Aufführung mehrerer Schutzwerke gegen ähnliche Ueberfälle, ſtellten den Schaden bald wieder her, und ſetzten mit verdoppeltem Eifer ihre Arbeiten fort.

Unter dem Schutze von vier weittragenden, auf einem naheliegenden Hügel aufgepflanzten Kolubrinen, die durch ihr Feuer die Belagerten von der Anlage neuer Werke, zur Verſtärkung des bedrohten Theils der Stadt, und von ferneren Ausfällen abhalten ſollten, wurden die Geſchützſtände erbaut; und während ein Theil des Fußvolks beſchäftigt war, Kanonen und Munition aus den Fahrzeugen ans Land zu ſchaffen, ſchleppte Gonzaga's Reiterei Faſchinen und Wollſäcke herbei, beſtimmt, den Graben auszufüllen, um am Tage des Sturms einen Weg hindurch zu bahnen. Am 25. des Lenzmonats ſind endlich zwei Breſchbatterien aufgeführt, und

fünf und vierzig Feuerſchlünde werfen Flammen und Eiſenmaſſen auf die Stadt. Sechstauſend Kugeln wurden an dieſem und dem folgenden Tage gegen die Mauern und das Bollwerk am Tongernſchen Thore geſchleudert. Aber die Erwartung der Belagerer, auf dieſem Wege ſchnell zum Ziele zu gelangen, verſchwand, als ſie durch die entſtandenen Oeffnungen bemerkten, daß die Belagerten hinter der Courtine noch einen zweiten Wall aufgeführt hatten. Unter dieſen Umſtänden fand der Herzog für nöthig, noch einen zweiten Angriff gegen die Stadt zu führen, wozu das gleich anfangs von Mondesdocha vorgeſchlagene Herzogenbuſcher Thor, oder die hohe Pforte am Waſſer, beſtimmt ward. Er ſelbſt übernahm jetzt die Leitung des erſten Angriffs, und übertrug die des zweiten dem Grafen Mansfeld, welcher eine Batterie von zwei und zwanzig Geſchützen gegen das Bollwerk am Herzogenbuſcher Thore errichten ließ. Mondragone, vom jenſeitigen Ufer der Maas herüber, unterſtützte ſein Feuer auf daſſelbe durch eine Batterie von ſechs Feuerſchlünden, und zugleich ward auch die Beſchießung des Brüſſeler Thors mit gleichem Eifer fortgeſetzt. Und nicht nur über der Erde, auch unter der Oberfläche derſelben wurden die feindlichen Werke durch Minen und Untergrabungen bekämpft.

Schon durch die Natur zu einem großen Feldherrn berufen, hatte Alexander Farneſe durch eifriges Studium der Kriegskunſt dieſen Beruf bewährt. Kein Theil der Wiſſenſchaften, welche den Heerfüh-

ter bilden, war ihm fremd geblieben. Auch in der schweren Kunst des Angriffs und der Vertheidigung fester Plätze, welche in diesem Kriege mehr als irgend ein anderer Zweig der militärischen Szienzen kultivirt ward, hatte er sich bedeutende Kenntnisse erworben, und da verwandte ausgezeichnete Geister und gegenseitiges Talent sich leicht erkennen: so versammelte er nach und nach eine Elite der besten und geschicktesten Kriegsbaumeister und Artilleristen um sich her. Eines der talentvollsten Mitglieder dieser Schule, Günstling des Herzogs und sein vorzüglichster Rathgeber, war der Hauptmann Rhosne, dem die Zeitgenossen einen bedeutenden Antheil an seinen Siegen zuschreiben. Nach dem Vorschlage dieses Officiers ließ der Feldherr eine Mine gegen das, von den Belagerten vor dem Brüsseler Thore angelegte Ravelin führen, um einen Theil desselben in die Luft zu sprengen; denn bei den Belagerungen jener Zeit war es nicht ungewöhnlich, auch Minen zur Bewirkung der Breschen anzuwenden.

Die aufmerksamen Belagerten entdeckten jedoch bald die unterirdischen Arbeiten der Feinde, und suchten sie durch Gegenminen zu vereiteln, deren Vertheidigung größtentheils das weibliche Geschlecht übernahm. Diese Heldinnen, welche an Muth und Unerschrockenheit mit den Männern wetteiferten, wandten zur Vertreibung der Spanischen Minirer aus ihren Gallerien nicht nur die damals gewöhnlichen Mittel, Kunstfeuer und erstickende Dämpfe an, sondern bedienten sich auch eines neuen, wahr-

ſcheinlich von ihrer eigenen Erfindung, des ſiedenden Waſſers, welches ſie über die Köpfe der Spanier herabgoſſen. Dieſe ungewöhnliche Angriffswaffe veranlaßte die Erfindung eines eben ſo neuen Vertheidigungszeuges. Man verſah die Spaniſchen Minirer, um ſie gegen die Folgen des ſiedenden Waſſers zu ſichern, mit hölzernen daumendicken Schilden, welche unten einen Fuß und oben ein Schießloch hatten. Von dieſen Schilden gedeckt, feuerten ſie mit Piſtolen auf die Niederländiſchen Amazonen. Die aufgewühlte Mine erfüllte jedoch nicht den beabſichtigten Zweck. Von kräftigerer Wirkung dagegen war eine zweite, durch den Kriegsbaumeiſter Plato, gegen das Ravelin geführt. Mit großer Vorſicht legte der Künſtler das Haupt derſelben, während einer dunkeln Nacht, außerhalb dem Geſichtskreiſe der Belagerten an, und führte ſeine Gallerie nach Kompaß und Winkelmaß, einer nicht ganz gewöhnlichen Methode, gegen den beſtimmten Punkt. Das Glück begünſtigte ſeine Kunſt, die Exploſion erfolgte, und ein Theil des Ravelins ſtürzte in Trümmern. Der Herzog ſelbſt war in der Nähe; 800 Spanier, unter dem Hauptmann Antonio Tranſoco, welche zum Angriff bereit ſtanden, beſtürmten ſogleich das Ravelin, und würden es erſtiegen haben, wären ſie nicht durch eine mit Gräben und Paliſaden verſehene Traverſe aufgehalten worden; indeß blieben ſie doch, nach einem heftigen und blutigen Gefecht, im Beſitz des bedeckten Weges. Bei dieſer Gelegenheit fielen den Belagerten einige

Spanier, unter andern Alexander Cavallos, einer von des Herzogs Hofedelleuten, in die Hände, und wurden, nach Strada's Versicherung, auf eine barbarische Art in der Maas ersäuft. Die Niederländischen Geschichtschreiber erwähnen nichts von dieser grausamen That, weßhalb man sie billig bezweifeln muß. Vielleicht ward sie nur von den Spaniern erfunden, um eigene Unmenschlichkeiten mit dem Namen einer gerechten Vergeltung zu entschuldigen.

Die Eroberung des bedeckten Weges, und einige durch das Geschütz in die Courtine geschlagene Breschen, schienen das Wagstück eines allgemeinen Sturms zu begünstigen, und Alexander, dem Muth seiner Spanier vertrauend, beschloß ihn zu unternehmen. Die Befehle dazu werden ertheilt, die Anstalten getroffen, und keine Anordnung, wodurch man sich eines glücklichen Erfolgs bemächtigen kann, wird versäumt. Das ganze Belagerungsheer frohlockt bei der Nachricht von dem beschlossenen Angriff, jeder einzelne brennt vor Verlangen, sich auszuzeichnen, gereizt durch das Fantom der Ehre, oder durch die lockende Aussicht auf die reiche Beute, welche der Besitz einer so wohlhabenden Stadt verspricht.

Beide Angriffspunkte, das Herzogenbuscher- und Brüsseler-Thor, sollten zugleich bestürmt werden. Der Sturm auf das Herzogenbuscher Thor ward dem Spanischen Regimente Lombardei unter Figueroa, dem Regimente des Obersten Francesco Valdes, 10 Fahnen Burgundern und Teutschen unter Hannibal Altems und 5 Fahnen Wallonen über-

tragen. Gegen die Breſche am Brüſſeler Thore rückten aus: das Regiment der Liga, eine der beſten Spaniſchen Kriegerſchaaren, welche ſich ſchon in der furchtbaren Seeſchlacht bei Lepanto mit Ruhm bedeckt hatte, und die Teutſchen Truppen unter Georg Fronsberg, Barlaimont und Karl Fugger. Der Ueberreſt des Heers blieb zur Bewachung des Lagers und der Belagerungswerke zurück. Auf beiden Angriffspunkten war ein Theil des Grabens mit dem Schutt der Breſchen und mit Faſchinen angefüllt, und eine aufgeflogene Mine hatte ein Stück von der Platteform am Thurm des Brüſſeler Thors herabgeſtürzt, und hier für die Stürmenden einen Eingang geöffnet.

Die Reihen der Krieger ſind geordnet, (April 8.) und die Erwartung iſt geſpannt. Jetzt wird das Signal gegeben. Der Donner des Geſchützes rollt mit verdoppelter Wuth, und in feierlicher Stille rücken die Spaniſchen Veteranen gegen die Breſchen heran. Am Herzogenbuſcher Thore erhob ſich der Kampf zuerſt. Eine treffliche Blüthe edler Italieniſcher Jünglinge war mit Fabio Farneſe, einem Verwandten des Herzogs, über die Alpen gekommen, und zierte das Spaniſche Heer. Man ſah dieſe kühne Jugend, die Gefahr verachtend, an der Spitze der Stürmenden, und zwei der jugendlichen Helden gaben ihren Waffengefährten ein Beiſpiel romantiſchen Muths. Graf Pietro Mocrio und Mark Anton Simonetta ſprangen zuerſt auf die feindliche Bruſtwehr, um ſich eine richtige

Anſicht von der Lage der Werke zu verſchaffen, aber beide fielen als Opfer ihrer Kühnheit. Den erſteren ſtreckte ein Kartätſchenſchuß zu Boden, und ſeinen Gefährten, welcher eine Fahne trug, ergriff eine große feindliche Geſchützkugel, warf ihn hoch in die Luft und tödtete ihn in einem Augenblick. Zugleich empfing ein dichter Hagel von Steinen und Kugeln das Lombardiſche Regiment, und zerſchmetterte ganze Reihen deſſelben. Der Anblick des gewiſſen Todes ſchreckte dieſe tapferen Schaaren, ſie wichen zurück; aber ihre Hauptleute feuerten durch Ermahnung und Beiſpiel ihren geſunkenen Muth wieder auf, und führten ſie von neuem gegen den Graben und die Breſche heran. Jetzt erhob ſich ein furchtbarer und mörderiſcher Kampf. Ein edler Wetteifer vereinigte die Belagerten zu einer männlichen und unerſchrockenen Gegenwehr. Schwarzenburg, Tapin und Moncada fochten an ihrer Spitze. Man vertheidigte ſich mit Musketenkugeln und Steinen, mit Lanzen und Degen. Die Landleute ſchlugen mit ihren eiſenbeſchlagenen Dreſchflegeln unter die Stürmenden. Die Weiber warfen Brennſtoffe auf ſie herab, und der kleine Thurm über dem Thore, welchen Tapin mit Falkonetten, eiſernen Drehaſſen und anderen kleinen Geſchützen beſetzt hatte, überſchüttete ſie mit einem Eiſenhagel. Viele tapfere Krieger verloren hier das Leben. Konrad Malaſpina, Pedro Zuniga D. Juans von Oeſterreich Jugendgeſpiele, Auguſtin Schioffinato, Pedro Guzmana, Vinzenz Machiavelli fielen, nebſt einer

Menge von niedrigerem Range; und ſelbſt Fabian Farneſe empfing eine tödtliche Wunde, woran er bald darauf ſtarb.

Nicht minder blutig und ungewiß war der Kampf vor dem Brüſſeler Thore, wo Valdes die Stürmenden, und Moncada die Belagerten führte. Leicht glaubten die Spanier hier durch die Oeffnung der geſprengten Mine einzubrechen. Aber ſie fanden ſich ſchrecklich getäuſcht, und das feindliche, mit Nägeln, Ketten und Kugeln geladene Geſchütz richtete eine fürchterliche Niederlage unter ihnen an. Auf einmal werden ſie mitten im Getümmel des Gefechts durch eine Siegesnachricht überraſcht. Ein Eilbote fliegt daher und ruft: Sieg und San Jago! Lombardei iſt ſchon in die Stadt gedrungen! Mehrere nachfolgende Boten beſtätigen die erfreuliche Nachricht; und zugleich verkündet ein ähnliches Siegesgeſchrei den Stürmenden am Herzogenbuſcher Thore: daß das Regiment der Liga und die Wallonen das Brüſſeler Thor forcirt hätten. Aber dieſe übelgewählte Liſt, eine Erfindung Mansfelds, von welcher die ſpäte Nachwelt in einer furchtbarentſcheidenden Schlacht eine unglückliche Nachahmung ſah, entſprach eben ſo wenig vor den Wällen Maſtrichts, als zwei Jahrhunderte ſpäter in den Thalgründen Auerſtädts, der davon gehegten Erwartung. Die Stürmenden, anfangs der täuſchenden Siegesnachricht glaubend, ließen ſich hinreißen ohne Vorſicht und Ordnung vorzudringen, und vergrößerten dadurch nur ihre Niederlage. Das Regiment der

Liga fand einen eben ſo heftigen Widerſtand als Lombardei, und opferte fruchtlos einen Theil ſeiner bravſten Mannſchaft auf. Auch der junge hoffnungsvolle Graf Sangiorgio, welcher mit großem Eifer alle damaligen Kriegswiſſenſchaften, Meßkunſt, Befeſtigungskunſt und Geſchützkunde getrieben hatte, und erſt vor wenigen Tagen mit vortheilhaften Empfehlungen als Freiwilliger beim Spaniſchen Heere angelangt war, erlag hier in der erſten vielverſprechenden Blüte des Lebens ſeinem Schickſal, und allgemeines Bedauern folgte ihm in die Grüft.

Um das Unglück der Stürmenden an dieſem blutigen Tage zu vermehren, flog eine gegen den Thurm am Brüſſeler Thore geführte Mine früher, als ſie ſollte, und am unrechten Orte auf. Viele von ihnen wurden durch die Exploſion verſchüttet, verbrannt und zerſchmettert, während die Belagerer gar nichts dadurch litten. Ein ſonderbares Schickſal traf dabei den Spaniſchen Hauptmann Ortiz, welcher eben in die Mine gegangen war, um ſie zu unterſuchen, als der Ausbruch erfolgte. Seine ſchwere Rüſtung veranlaßte, daß er weniger hoch geſchleudert ward und ſchneller wieder herabfiel, als die emporgeworfene Erde, welche ihn bedeckte und erſtickte. Als die Feſtungswerke Maſtrichts, fünf und vierzig Jahre nach dieſer Belagerung, wieder ausgebeſſert wurden, fand man beim Aufräumen des Schutts ſeinen Leichnam mit Helm und Harniſch angethan, und eine goldene Kette am Halſe, in

aufrechter Stellung, eine Schaufel und ein Grabscheid lagen zu seinen Füßen.

Die aufgeflogene Mine, der Eisenhagel von den Wällen, die herabgeschleuderten glühenden Massen, und die durch Unvorsichtigkeit veranlaßte Entzündung eines großen Vorraths von Schießpulver, richteten eine schreckliche Verwüstung unter den Stürmenden an. Ueberall sah man verstümmelte und scheußlich entstellte Leichname, Todte und Halblebende in gräßlicher Vermischung durcheinander. Viele von dem entzündeten Schießpulver Ergriffene wälzten sich mit brennenden Kleidern heulend auf der Erde umher, und mußten eines langsamen und martervollen Todes sterben.

Figueroa und Valdes meldeten dem Oberfeldherrn die erlittenen großen Verluste, und die hoffnungslose Lage der Dinge. Beide waren der Meinung den Sturm aufzugeben, denn jede Aussicht auf einen glücklichen Erfolg schien verschwunden. Aber Alexander wollte lieber alles aufopfern, als der Hoffnung auf den Besitz der Stadt entsagen. Er bestand auf die Wiederholung des Angriffs, und ließ Figueroa erwiedern: er werde selbst kommen und sich an die Spitze der Stürmenden stellen. Umsonst waren die Vorstellungen mehrerer seiner Feldherren: sein kostbares Leben keiner so dringenden Gefahr auszusetzen. Er hing unbeweglich an seinem Entschluß, bis endlich die Ermahnungen des alten Grafen Serbelloni, den er wie einen Vater ehrte, Eindruck auf ihn machten. Mit schwerem Herzen gab er den Be-

ſehl zum Rückzuge, und der Kampf hörte auf. Er koſtete den Königlichen 11 Hauptleute und 4 Fähnriche; überhaupt hatten ſie außer den Gemeinen 250 Krieger von höherem Range verloren. Ein großes Spielhaus im Lager ward in ein Hoſpital verwandelt, und nahm 400 Verwundete auf. Der Herzog ſelbſt trug die größte Sorgfalt für dieſe Unglücklichen. Er beſuchte ſie, erkundigte ſich liebreich nach ihrem Zuſtande, und ließ ſie durch ſeine väterliche Theilnahme wenigſtens ihre Schmerzen vergeſſen, wenn er ſie auch nicht vom Tode retten konnte. Wie unwiderſtehlich würde dieſe liebenswürdige Humanität unſer Herz ergreifen, wäre ſie der Erguß eines reinmenſchlichen Gefühls, und nicht das kalte Spiel eines feinſpeculirenden Kopfs geweſen.

Durch den unglücklichen Erfolg jenes blutigen Tages, an welchem ſich der Herzog ſelbſt allen Gefahren ſo ſehr ausgeſetzt hatte, daß ihn der König, auf Serbelloni's Anzeige davon, erinnerte, ſich künftig mehr zu ſchonen, waren alle ſeine Hoffnungen, eine ſchnelle Eroberung an Maſtricht zu machen, vereitelt. Er beſchloß daher, eine langſamere aber ſichere Art des Angriffs zu wählen, und nicht nur die Beſchießung fortzuſetzen, ſondern auch vorzüglich durch Minen die Zerſtörung der feindlichen Werke zu bewirken. Um das Lager gegen die Ausfälle der Belagerten zu ſichern, ließ er die ganze Stadt mit einer Circumvallationslinie umgürten, wobei 4000 Schanzgräber aus dem Lüttichſchen, welche für die beſten in den Niederlanden galten, ſehr gute Dienſte

leiſteten. Von Lüttich her hatten die Belagerer auch den größten Theil ihres Geſchützes und ihrer übrigen Bedürfniſſe erhalten, und dieſe Bereitwilligkeit der Lütticher, den Spaniſchen Feldherrn zum Verderben des nachbarlichen Maſtrichts zu unterſtützen, zog ihnen den Unwillen und die bitterſten Vorwürfe der Niederländer zu. Vorzüglich klagten die letztern den Biſchof, als den Beförderer dieſer Unterſtützung an, weil er vor dem Ausbruch der Revolution, gemeinſchaftlich mit dem Könige von Spanien als Herzoge von Brabant, die Hoheitsrechte über Maſtricht ausgeübt hatte. Ein Verſuch der Belagerer, ſich auf einer kleinen Inſel, welche die Maas bildet, feſtzuſetzen, ward durch das Geſchütz der Belagerten vereitelt, welches die Inſel mit großer Wirkung beſtrich; dagegen legten ſie im Umfange der Stadt nach und nach ſechszehn Schanzen an, welche durch eine Bruſtwehr mit einander verbunden wurden.

Die Grafen von Naſſau und Hohenlohe hatten ein kleines Corps auf die Beine gebracht, und näherten ſich der bedrängten Stadt, um ihr, wo möglich, Hülfe zu leiſten; aber die Feſtigkeit des feindlichen Lagers ſchreckte ſie von allen Verſuchen ab, und ſie zogen ſich wieder zurück, ohne durch ihre Bewegungen Maſtricht irgend einen Vortheil gebracht zu haben. Die Beſchießung der Stadt dauerte ununterbrochen fort, und die Königlichen ſuchten ſich durch zweckmäßig geführte Laufgräben den Werken immer mehr zu nähern.

Die Belagerten hatten vor dem Brüsseler Thore ein starkes, mit Ausfällen, Kasematten und doppelten Retiraden versehenes, und durch Graben und Pallisaden umgebenes Ravelin angelegt. Ein sehr enger Eingang verband es mit dem Brüsseler Thore, dessen Durchgang ein größerer und drei kleinere Thürme schützten. Gegen dieses Werk ließ Alexander einen Kavalier von ungeheurer Höhe aufführen, der aus eingerammten Pfahlen und Flechtwerk mit dazwischen gestampfter Erde erbaut ward. Ins Gevierte hatte er 115 und in der Höhe 135 Fuß, und war mit einer Brustwehr versehen und mit drei Kanonen besetzt, welche nicht nur das Ravelin, sondern auch einen Theil der Stadt, vorzüglich die sogenannte große Straße, bestrichen und die Häuser zerschmetterten. Fünf Wochen lang ward von diesem Werke das Ravelin beschossen, und es verging kein Tag, wo nicht wenigstens 20 Mann auf beiden Seiten gefallen wären. Durch Geschütz und Minen, deren die Belagerer im Laufe dieser Belagerung nach und nach zwei und zwanzig sprengten, gelang es ihnen endlich einen Theil des Ravelins zu zerstören, und ein neuer, mit Muth und Beharrlichkeit durchgeführter Sturm vertreibt die Besatzung aus allen Partien desselben, und liefert den Stürmenden sogar den Hauptgraben und die Courtine in die Hände. Der Fähnrich Camillo Manelli pflanzte zuerst das Spanische Panier auf den Wall, und Alexander, dessen Aufmerksamkeit keine ausgezeichnete That entging, hing dem Braven mit eigener Hand eine

goldne Kette um, und erhob ihn zum Hauptmann über eine Fahne Wallonen.

Jetzt endlich sahen sich die Spanier im Besitz des Hauptwalls, aber ein neuer Abschnitt, eine Schöpfung neuer Werke erhob sich hinter den alten, und es bedurfte erneuerter Angriffe und Anstrengungen, um sich dieser zweiten inneren Festung zu bemächtigen. In jenem, an außerordentlichen Beispielen langer und heldenmüthiger Vertheidigungen belagerter Plätze so reichen Zeitalter, dessen Kriegsgeschichte bei der Vergleichung mit der des gegenwärtigen Jahrhunderts, unter so vielen wunderbaren Kontrasten auch diesen darbeut, daß damals den größten Feldherren und den tapfersten Soldaten nicht selten die Einnahme einer einzigen Feste mehr Aufwand an Zeit und Kräften kostete, als jetzt die Eroberung eines ganzen von zahlreichen kultivirten Völkern bewohnten Landes; — in jenem Zeitalter war es gewöhnlich, daß die Belagerten, so bald Bresche geschossen ward, einen Abschnitt hinter dem Hauptwall aufführten, welcher sich entweder in Form eines Halbmondes umherzog, oder auch ausspringende Winkel und die Gestalt eines neuen Polygon's hatte, je nachdem die Angriffe der Belagerer entweder gegen ein Bollwerk oder wider die Courtine gerichtet waren. Einen solchen Abschnitt, in Gestalt eines Halbmondes und mit einem dreißig Fuß tiefen Graben umgeben, hatten auch die Vertheidiger Maastrichts hinter dem Bollwerk und der Courtine am Brüsseler Thore aufgeführt, und den Belagerten

blieb nichts übrig, als eine Breſchbatterie dagegen anzulegen.

Die Hauptſchwierigkeit bei dieſer Arbeit bot der Transport des Geſchützes über den breiten und 40 Fuß tiefen Hauptgraben dar. Es kam darauf an, nahe vor den Augen der Belagerten und mitten im heftigſten Feuer eine Brücke über den Graben zu ſchlagen. Die Kühnſten im Spaniſchen Heere verzweifelten an dem glücklichen Erfolge eines ſo verwegenen Beginnens; aber des Feldherrn großer Geiſt löſte die ſchwere Aufgabe leicht und glücklich auf. Indem dieſer außerordentliche Menſch mit ruhiger Miene ſeine Befehle ertheilt, ſieht man ihn zugleich der Gefahr und einer ungewohnten Anſtrengung trotzen. Mit der Schaufel in der Hand, oder einen Holzſtamm zu der Brücke auf den Schultern tragend, ſchreitet er mitten unter ſeinen Kriegern einher, und ſcheint es kaum zu bemerken, wenn die feindlichen Geſchoſſe ſeine nächſten Begleiter zerſchmettern. Das Beiſpiel, welches der Feldherr gibt, reißt alle übrigen zur Nachahmung hin; und keiner achtet mehr der eigenen Gefahr, wo ſie einem ſo theuern Leben gleich dem gemeinſten drohet. Jedermann legt Hand an und arbeitet mit unverdroſſenem Muthe, obgleich manchen der Tod ereilt, wie den Grafen Barlaimont, welchen eine feindliche Musketenkugel durchbohrte, als er eben beſchäftigt war zwei Feldſtücke gegen den halben Mond richten zu laſſen, um die Belagerten vom Wall zu verſcheuchen und die Spaniſchen Arbeiter gegen ihr Gewehrfeuer

zu ſichern. Trotz aller Hinderniſſe ward endlich die Brücke vollendet, das Geſchütz herübergeſchafft, und der feindliche Abſchnitt aus zehn Karthaunen beſchoſſen. Bald lag ein Theil des halben Mondes in Schutt und Trümmern, und mit ſtürmender Hand ſetzten ſich die Spanier, nach einem zweiſtündigen blutigen Kampfe, worin der Hauptmann Tapin eine gefahrliche Wunde empfing, in Beſitz dieſes Werks. Die Belagerten zogen ſich auf den innerſten Wall, das letzte Aſil ihrer Tapferkeit, zurück.

Die Lage der Stadt war jetzt äußerſt kritiſch. Die Vorräthe aller Art hatten ſich ſehr vermindert, und es fehlte beſonders an Pulver, dem unentbehrlichſten Bedürfniß nächſt dem Brote. Der größte Theil der Werke befand ſich in der Gewalt der Feinde, und zwei Drittheile der Beſatzung waren in ihrer Vertheidigung gefallen. Der Ueberreſt der Soldaten, von Kleinmuth und Hoffnungsloſigkeit ergriffen, wünſchte mit den Feinden in Unterhandlung zu treten. Aber die bewäffneten Bürger, die Landleute, ja ſogar Weiber und Knaben hatten ſich feierlich verſchworen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und droheten den Kriegsleuten, ſie als Verräther zu behandeln, wenn ſie ſich noch etwas von Uebergabe verlauten ließen.

Der Herzog von Parma war durch einen Ueberläufer von allen dieſen Umſtänden auf das genaueſte unterrichtet. Er wünſchte die Stadt für den König zu erhalten, und die Verheerungen einer Beſtürmung von ihr abzuwenden. „Zum letztenmale —

ſchrieb er unterm 3ten des Brachmonats an die Bürgerſchaft und Beſatzung — „zum letztenmale biete ich Euch Gnade und Schonung an, wenn Ihr unverzüglich unter die Herrſchaft Eures rechtmäßigen Fürſten zurückkehrt.“ — Aber Tapin hatte die Eintracht unter den Bürgern und Kriegsleuten wieder hergeſtellt, und den Muth der letzteren durch das Verſprechen eines gewiſſen Entſatzes geſtärkt. Beide Theile hatten ſich auf's neue zu einer ſtandhaften Vertheidigung vereinigt, und die reformirten Glaubensgenoſſen in der Stadt boten alles auf, ſie bei dieſem Vorſatz feſtzuhalten. Die Aufforderung des feindlichen Feldherrn ward mit ſtolzem Trotze zurückgewieſen.

Tapin hatte der Beſatzung einen baldigen Entſatz zugeſichert und ſie dadurch zu ihrer Pflicht zurückgeführt; aber wie ungewiß war die Erfüllung dieſes Verſprechens! Zwar hatten ſchon früher die Befehlshaber dem Prinzen von Oranien die mißliche Lage der Stadt gemeldet und ihn um ſchleunige Hülfe erſucht; zwar ſchilderten der Prinz und der Erzherzog den Generalſtaaten die dringende Gefahr Maſtrichts und die nachtheiligen Folgen des Verluſts eines ſo wichtigen Platzes, mit den lebhafteſten Farben; aber nie hatten Uneinigkeit und Verwirrung in den öffentlichen Angelegenheiten der Niederlande und in der Verſammlung der Staaten ſo ſehr geherrſcht, als eben jetzt. Man berathſchlagte über die Mittel, das bedrohete Maſtricht zu retten, ohne einen Schluß faſſen zu können, und

wählte endlich nach langen Debatten das unsicherste und zwecklosesse von allen. Die Abgeordneten der Staaten beim Friedenskongreß zu Cölln, dieser großen Farce, wodurch die Feinde der Niederländischen Freiheit nicht den Segen des Friedens, sondern die Flammen der Zwietracht über die abgefallenen Provinzen zu verbreiten suchten, erhielten Befehl, bei dem Herzog von Terranova, dem Bevollmächtigen Philipps des 2ten am Kongreß, darauf anzutragen: daß die Belagerung Maastrichts entweder bis zum Abschluß der Friedensunterhandlungen ruhen, oder die Stadt unter den Schutz eines Neutralen gestellt werden möchte. Aber der Herzog erwiederte auf den Vorschlag: „Mir ist die Vermittlung des Friedens und dem Herzog von Parma die Führung des Kriegs übertragen. An ihn müßt Ihr Euch mit Euerm Anliegen wenden. Aber bei der zweifelhaften Hoffnung des Friedens und der gewissen Aussicht auf die Eroberung der Stadt darf er die Belagerung nicht unterbrechen, und kann nur unter der Bedingung einen Waffenstillstand bewilligen, wenn die Stadt zuvor dem Könige übergeben wird und ihm ganz überlassen bleibt, im Fall kein Friede zu Stande kömmt.“

Bei dieser Lage der Dinge blieb also den Vertheidigern Maastrichts wenig oder keine Aussicht auf den Beistand ihrer Bundesgenossen übrig. Immer näher und unvermeidlicher rückte die Entscheidung ihres Schicksals heran, und was hatten sie von einem Feinde zu erwarten, den ein langer Widerstand und

die dadurch erlittenen großen Verluſte zur ſchrecklichſten Rache reizten. Dennoch beſchloſſen dieſe tapferen Männer, die gefürchtete Kataſtrophe durch Muth und Standhaftigkeit ſo lange als möglich abzuwenden; und bräche ſie endlich dennoch herein, unter den Ruinen ihres vormaligen Glücks als Helden zu fallen.

Beide Theile, Belagerer und Belagerte, waren jetzt einander ſo nahe gekommen, daß ſie ſich von den Wällen herab faſt mit ihren Schwertern und Speeren erreichen konnten. Den Belagerten blieb außer ihrer Tapferkeit nur noch eine Bruſtwehr übrig. Die Wachſamkeit muß daher verdoppelt werden, um jeden Augenblick zum Kampfe bereit zu ſeyn, und dieſe immerwährende Anſtrengung zerreibt ihre Kräfte und verringert ihre Anzahl, während die Feinde ihren Abgang an Mannſchaft und Vorräthen aus den befreundeten Städten an der Maas leicht wieder erſetzten.

Doch mitten in dieſer Nacht voll banger Beſorgniſſe ging den Belagerten plötzlich ein Strahl der Hoffnung auf. Heftige Gemüthsbewegungen und körperliche Anſtrengung warfen den Herzog von Parma auf das Krankenlager, und ein gefährliches Fieber brachte ihn dem Tode nahe. Seine Soldaten, mit Liebe und Zutrauen ihm anhangend, gingen mit allen Zeichen des tiefſten Schmerzes im Lager umher, die Belagerung ward mit minderer Thätigkeit fortgeſetzt, und die Belagerten fingen an ſich einer gefährlichen Sicherheit zu überlaſſen. Doch wider

alle Erwartung beſſerte ſich's mit dem Kranken, und die Angriffe wurden mit erneuertem Eifer fortgeſetzt, ſo daß die Belagerten bei dem Mangel an waffenfähiger Mannſchaft faſt ununterbrochen auf dem Wall ſeyn, und dort eſſen und ſchlafen mußten, um jeden Augenblick zum Widerſtande bereit zu ſeyn. Ihr Muth ward aufgefriſcht und geſtärkt durch die beruhigenden Zuſchriften, welche ſie von Zeit zu Zeit von Oranien und dem Erzherzog empfingen. Noch unterm 23ten des Brachmonats ſchrieb ihnen der erſtere, daß ſie binnen vierzehn Tagen einen gewiſſen Entſatz zu hoffen hätten. Holland bewilligte Soldaten und Lebensmittel zu dieſem Zweck, und Graf Hohenlohe an der Spitze von einigen tauſend Reitern machte einige entfernte Bewegungen ſich der Stadt zu nähern. Aber dabei blieb es, und Maſtricht ward ſeinem Schickſal überlaſſen.

Die Belagerten fuhren fort ſich mit einer Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit zu vertheidigen, die eines beſſeren Erfolgs werth waren. Alle Stürme der Feinde wurden zurückgeſchlagen, und kein Tag verging ohne Kampf und Blutvergießen. Endlich entſchied der 29te des Brachmonats, der Tag des heiligen Petrus, das Schickſal der unglücklichen Stadt.

Am Morgen dieſes Tages bemerkt Alonſo Garcia, der ſich mit einer Patrouille nahe an den Wall geſchlichen hat, daß die meiſten Wachen eingeſchlafen ſind, und eine Breſche in dem Wall nur leicht und nachläſſig zugeſchüttet iſt. Garcia theilt ſeine Be

abdachungen einem Oberſten mit, der ſie dem Oberfeldherrn vorträgt. Sogleich werden in größter Stille die Anſtalten zu einem Angriff getroffen, und die vorderen Reihen der Stürmenden erſteigen unbemerkt den Wall. Die halbſchlafenden Wachen werden überraſcht und niedergeſtoßen, nur einige Franzoſen leiſten einen fruchtloſen Widerſtand. Ueber ihre Leichname hin dringen die Spanier, gleich einem unaufhaltbaren Strome, in die Stadt.

Der gräßliche Morgengruß: der Wall iſt erſtiegen, die Feinde ſind da! erſchallt durch alle Straßen und ſetzt alles in Bewegung. Aber ſelbſt die ſchreckliche Ueberraſchung lähmt den Muth der Einwohner nicht, und die Spanier finden einen heftigen, nicht erwarteten Widerſtand. Jene, ohne Unterſchied des Alters und Standes, ſelbſt Frauen, Mädchen und Knaben, vertheidigen ſich gleich Verzweifelten aus den Häuſern und von den Dächern. Kugeln und Steine, Balken und ſiedendes Waſſer wurden auf die Stürmenden herabgeworfen. Aber alle Gegenwehr iſt vergebens. Mit jedem Augenblick dringen neue feindliche Scharen in die Stadt, und ein entſetzliches Blutbad beginnt. Die Rachſchnaubenden Spanier ließen der rohen Leidenſchaft, von keiner äußeren Gewalt, von keiner edleren Empfindung gezügelt, freien Lauf, und die Einwohner wurden ohne Schonung wie Schlachtvieh niedergemäßigt, ſelbſt da ſchon jeder Widerſtand aufhörte. Alle Straßen, alle Plätze ſchwammen in Blut. Ueberall hörte man das Mordgeſchrei der Sieger, und das

Geheul der Verfolgten. Männer und Frauen, welche ſich in die Häuſer verſteckt hatten, wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt. Selbſt der Kinder ſchonte man nicht, und die Brutalität der Soldaten begnügte ſich nicht am Morden, ſondern verſtümmelte auch die noch halb lebenden auf die gräßlichſte Art. Viele, um den Grauſamkeiten der Spaniſchen Tiger zu entgehen, ſprangen in die Maas, und manche Mutter im Wahnſinn der Verzweiflung wirft ihre Kinder in den Strom und ſtürzt ſich ihnen nach.

Der tapfere Befehlshaber Schwarzenburg fiel als ein Held mit den Waffen in der Hand, nachdem er ſein Leben theuer verkauft hatte. Sein Leichnam ward unerkannt mit andern Todten in die Maas geworfen. Der Spanier Moncada, die Rache ſeiner Landsleute fürchtend, hatte ſich unter das Dach eines Hauſes verſteckt, aber Antonio de Solis entdeckte ihn in ſeinem Schlupfwinkel, und zur Strafe für ſeine Abtrünnigkeit ward er durch die Spieße gejagt. Auch der verwundete Tapin ward gefangen und zum Herzog von Parma geführt, der ſeines Lebens ſchonte, und ihn als Gefangenen auf das Schloß zu Limburg ſandte. Der Geſchichtſchreiber De Thou erzählt: Parma habe den Gefangenen aufgefordert, unter ſehr ehrenvollen Bedingungen in Spaniſche Dienſte zu treten und ihn den Wundärzten zur ſorgfältigſten Pflege empfohlen. Aber kurz darauf ſey er durch einen Schuß aus einem Fenſter getödtet worden, entweder zufällig oder vielleicht aus Rache, weil er die ihm angetragenen Königlichen

Dienſte ausgeſchlagen habe. Wenigſtens erwähnt die Geſchichte ſeiner nicht mehr.

Eine Menge der unglücklichen, überall von ihren Henkern verfolgten Einwohner Maſtrichts flüchteten nach der Brücke, um ſich in das noch nicht eroberte Städtchen Wick zu retten. Aber die Wicker hatten unglücklicherweiſe das Ende der Brücke abgetragen, um den Feinden den Eingang in ihre Stadt zu verſchließen, und den Flüchtigen blieb alſo nichts übrig, als die ſchreckliche Wahl, in den Wellen der Maas oder durch das Schwert der nachſetzenden Feinde zu ſterben.

Als die Spanier im völligen Beſitz der Stadt waren, begann eine allgemeine Plünderung, welche drei Tage unter den gräßten Gräueln fortgeſetzt ward. Die unerſättliche Habſucht der Sieger ließ keine Marter unverſucht, von den noch lebenden Bürgern die Entdeckung verborgener Schätze zu erpreſſen, und viele der Gemißhandelten ſtürzten ſich in den Strom, um Qualen zu entgehen, die ſchrecklicher waren, als der kurze Moment des Sterbens. Die Wenigen, deren man ſchonte, mußten ſich mit großen Summen löſen.

Auch in dem Städtchen Wick fehlte es nicht an Gräuelſzenen. Mondragone's Soldaten erſtiegen es, aus Beſorgniß die Beute zu verlieren, während die Befehlshaber über eine Kapitulation unterhandelten. Alles was die Waffen trug, ward niedergehauen, doch ſchonte man der Weiber und Kinder und aller die man unbewaffnet fand.

Man lieſt nicht, daß der Herzog von Parma irgend etwas gethan habe, den Grauſamkeiten ſeiner Soldaten in Maſtricht Gränzen zu ſetzen; endlich verbot er die fernere Plünderung, als freilich nichts mehr zu rauben übrig war. Ueber 4000 Einwohner fanden den Tod in jenen drei ſchrecklichen Tagen des Mordens und Raubens. Eine gleiche Anzahl war ſchon vorher während der Belagerung umgekommen, und mehr als 1700 Weiber und Mädchen theilten das Schickſal der Männer. Den Verluſt des Königlichen Heers im Laufe der viermonatlichen Belagerung gibt Strada viel zu gering auf 2500 Streiter an. Es waren allein 34 Hauptleute gefallen. Die Beute der Sieger ſoll über eine Million Goldgulden betragen haben.

Der Herzog hielt einen feierlichen Einzug in die mit Blut, Leichnamen und Trümmern angefüllte Stadt. Er ſaß, wegen ſeiner noch fortdauernden Kränklichkeit, auf einem mit Purpurdecken behangenen, von vier Spaniſchen Hauptleuten getragenen, und von den vornehmſten Befehlshabern umgebenen Seſſel. Das ganze Heer zog mit kriegeriſchem Gepränge voran, und die Leibwache in prächtiger Rüſtung beſchloß den Zug, deſſen Glanz und Getümmel auffallend gegen die ſchauerliche Todtenſtille in der eroberten Stadt kontraſtirte. Von der ganzen zahlreichen Bevölkerung des Orts überlebten nur 300 Bürger die Eroberung, und auch dieſe trieben Hunger und Noth bald hinweg. Lange lag Maſtricht verödet und wüſt und ward nur von Soldaten

bewohnt, welche die leeren Häuſer abbrachen und das Holzwerk zur Feuerung gebrauchten. Einige Landleute und eine Anzahl Lütticher, welche dahin zogen, haben den verwüſteten Ort in der Folge zuerſt wieder angebaut und bevölkert.

Das ſchreckliche Schickſal einer ſo anſehnlichen und blühenden Stadt verbreitete Entſetzen und tiefe Trauer über das ganze Land. Brabant, Oberiſſel und andere benachbarte Provinzen, welche nach dem Falle Maſtrichts einer feindlichen Invaſion am meiſten ausgeſetzt waren, beſtürmten den Prinzen von Oranien und die Generalſtaaten mit Bitten um ſchleunige Hülfe. Aber der Prinz, entrüſtet über die Kälte, mit der man ſeine dringenden Vorſtellungen, Maſtricht zu retten, da es noch Zeit war, aufgenommen hatte, lehnte ihr Geſuch von ſich ab, und klagte vorzüglich die Genter an, daß ſie durch ihr aufrühreriſches und widerſpenſtiges Betragen den Verluſt Maſtrichts verſchuldet, und das Vaterland in die äußerſte Gefahr geſtürzt hätten. Glücklicherweiſe hatte das Spaniſche Heer durch die langwierige und blutige Belagerung ſo ſehr gelitten, daß der Sieger das durch ſeine Eroberung verbreitete Schrecken nicht benutzen und nichts bedeutendes unternehmen konnte. Er ſelbſt genas nur langſam von ſeiner letzten Krankheit, und ſchickte ſein Heer in die Gegend von Roermonde, wo verſchiedene kleine Gefechte mit den Ständiſchen Beſatzungen von Venloo, Geldern und Wachtendonk vorfielen. (September) Auch zwiſchen den Gentern und den mit dem Könige

ausgesöhnten Wallonen wüthete der Krieg. Die Wallonen plünderten Aloſt und die Freiheit Ronse, wurden aber durch einige Fahnen Gentiſcher Truppen geſchlagen. (1579. Oktober). Die Ständiſchen bemächtigten ſich Meenen's, und der Feldmarſchal Lanoue eroberte Warwik, und vertrieb die Wallonen aus Hasletin und mehreren andern Plätzen. So kämpften Niederländer gegen Niederländer, und Krieg und Bürgerzwiſt zerriſſen das unglückliche Land, ohne daß während des dreijährigen Feldzuges, außer der Belagerung Maſtrichts, noch eine wichtige militäriſche Szene erfolgt wäre.

Der fruchtloſe Friedenskongreß zu Cölln, der Abfall der Niederländiſchen Provinzen von der gemeinſchaftlichen Sache und die Leidenſchaften der verſchiedenen Partheien, worin die Nazion zerfallen war, lähmten und ſchwächten ihre Kräfte und veranlaßten nicht nur den Verluſt Maſtrichts, ſondern auch die Paſſivität des Niederländiſchen Kriegsheers im ganzen Laufe des Feldzugs. Ohne den heldenmüthigen Widerſtand jener Stadt und ihre Spartaniſche Aufopferung für die gemeine Sache des Vaterlandes, welche den Kern des feindlichen Heeres aufrieben, deſſen Abgang der Spaniſche Feldherr, vom Geldmangel ſchwer gedrückt, nicht wieder erſetzen konnte, würden die Niederländer noch weit größere Verluſte erlitten haben.

2.

Friedenskongreß zu Cölln und Wiederaussöhnung der Wallonischen Provinzen mit der Spanischen Regierung.

1579.

Der Lauf dieser Geschichte hat uns schon mehrere öffentliche Versuche gezeigt, zwischen den abgefallenen Niederländern und ihrem ehemaligen Beherrscher, dem König von Spanien, eine Aussöhnung zu bewirken. Keiner von allen hatte einen erwünschten Erfolg, weil es keinem von beiden Theilen ein Ernst war, die gegenseitigen Forderungen zu erfüllen. Dennoch ward man nicht müde, jene politische Farce, denn mehr war es nicht, von Zeit zu Zeit zu erneuern, und jetzt sehen wir abermals eine neue Wiederholung derselben, deren Entwickelung eben so wenig der allgemeinen Erwartung und den Wünschen des friedlichen Theils der Niederländer entsprach, als die früheren.

So wie fünf Jahre zuvor Kaiser Maximilian der 2te die Friedensunterhandlungen zu Breda eins

leitete, so warf sich jezt dessen Sohn und Nachfolger auf dem Kaiserthron, Rudolf der 2te, zum Vermittler zwischen dem Herrn und dessen empörten Unterthanen auf. Schon längst hatte er beide streitenden Theile zur Aussöhnung ermahnt, ihnen seine guten Dienste dabei angeboten und sie zu einem Kongreß zur Ausgleichung ihrer Zwistigkeiten eingeladen. Mehrere Reichsfürsten und der Papst selbst unterstützten den Antrag des Reichsoberhaupts. Zur großen Freude des Kaisers, welcher sich so gern mit dem Ruhm eines Friedensstifters zu schmücken wünschte, nahmen der Spanische Hof und endlich auch die Generalstaaten, wider alle Grundsätze einer vernünftigen Politik, die angetragene Vermittlung an; die neutrale Stadt Cölln ward zum Sitz des Kongresses gewählt, und die Gesandten der interessirten Theile begaben sich nach und nach dahin.

Jakob von Elz, Churfürst und Erzbischof von Trier, Gebhard Truchses, Churfürst und Erzbischof von Cölln, Julius Bischof von Würzburg, und Otto Graf von Schwarzburg erschienen als Bevollmächtigte des Kaisers. Von Seiten des Königs von Spanien und des Herzogs von Parma fanden sich ein: D. Carlos de Arragon, Herzog von Terranova, der Graf von Boucquoi und die Räthe Assonville und Vonk. Die Gesandtschaft des Erzherzogs und der Generalstaaten bestand aus dem Herzog von Aerschot, den Aebten von St. Gertrud und Marolles, den Herren von Merode und Grobbendonk, dem berühmten Rechtsgelehrten Aggeus von Albada und

noch ſechs andern Perſonen. Giovanni Baptiſta Caſtanea Erzbiſchof von Roſſana trat als päpſtlicher Nunzius und Friedensvermittler auf.

Während der Herzog von Parma alle Schrecken des Kriegs über das unglückliche Maſtricht verbreitete, ward zu Cölln in der Nachbarſchaft der belagerten Stadt, unter groſſen Feierlichkeiten der Kongreß eröffnet; (1579. April 5.) auf welchem über Krieg und Frieden unterhandelt werden ſollte. Eine ſonderbare Zuſammenſtellung! Der Kanonendonner, welcher täglich von Maſtricht herüber ſcholl, ſchien dem Geſchäft, welches man dort betrieb, Hohn zu ſprechen; und die Beſtimmtheit, womit die Spaniſche Geſandtſchaft den Antrag der Niederländiſchen, während des Friedensgeſchäfts die Waffen ruhen zu laſſen, zurückwies, war nicht geeignet, ein günſtiges Vorurtheil für den Zweck ihrer Sendung zu erwecken. Trotz dieſer ungünſtigen Vorbedeutungen nahmen die Konferenzen ihren Anfang.

Eine lange Zeit ward mit unnützen Diskuſſionen über unbedeutende Gegenſtände verloren; und als man endlich zur Hauptſache ſchritt, verſchwand faſt jede Möglichkeit, die gegenſeitigen Abſichten und Wünſche und Intereſſen, welche ſo unendlich von einander abwichen, zu vereinigen. Forderten die Niederländiſchen Bevollmächtigten: Entfernung der fremden Kriegsvölker, Wiedereinſetzung des Prinzen von Oranien und anderer Theilnehmer des Aufſtandes in ihre ehemaligen bürgerlichen Verhältniſſe, Loslaſſung der Gefangenen und beſonders des

Grafen von Büren, ältesten Sohnes des Prinzen, Bestätigung des Erzherzogs Mathias in der Oberstatthalterwürde, Erhaltung der bürgerlichen Vorrechte der Provinzen und freie Uebung der protestantischen Religion in den Landschaften und Städten, wo sie schon eingeführt war; so lautete dagegen die dem Herzog von Terranova ertheilte Königliche Instruktion: Es wird keine andere als die Katholische Religion in den Niederlanden geduldet; der Prinz von Oranien muß die Niederlande verlassen, und es kann ihm allenfalls für seine freiwillige Entfernung eine Summe von 100000 Kronen und die Einsezzung seines ältesten Sohnes in seine Niederländischen Güter angeboten werden; die Königliche Gewalt muß in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt und der Erzherzog der Statthalterwürde entsetzt werden.

So war denn gleich anfangs ein glücklicher Erfolg der Unterhandlungen höchst problematisch. Wie ließ sich erwarten, daß die Niederländer den Forderungen des Spanischen Hofes nachgeben, und dadurch ein Werk, dem sie schon so große und kostbare Opfer gebracht hatten, mit eigenen Händen zerstören würden! Zwar schienen sich beide Theile in der Folge einander mehr zu nähern; aber die Verschiedenheit der Religionen blieb ein ewiges und unüberwindliches Hinderniß des Zusammentreffens auf demselben Vereinigungspunkte. Ein Philipp der 2te, der einst öffentlich erklärte, daß er lieber gar nicht als über Ketzer herrschen wollte, würde eher seinem

Scepter entsagt, als dem Proteſtantismus ein freies Aſil in einem ſeiner Staaten bewilliget haben.

Welches auch immer die Motive ſeyn mochten, von denen die Generalſtaaten bei der Annahme des Cöllner Friedenskongreſſes geleitet wurden; die Folge hat bewieſen, daß ihr Beitritt zu dieſer Verſammlung ein politiſcher Mißgriff war. Die Tendenz des Spaniſchen Hofes bei dieſem Friedensgeſchäft war offenbar keine andere, als Uneinigkeit und Zwietracht unter den Niederländern auszuſtreuen, und dieſe Abſicht gelang ihm nur zu gut. Schon vor der Eröffnung des Kongreſſes übergab La Motte, Ständiſcher Befehlshaber von Gravelingen, (1579. März) verleitet durch die glänzenden Verſprechungen des Herzogs von Parma, die ihm anvertraute Stadt den Spaniern, und ſöhnte ſich durch dieſe Niederträchtigkeit mit dem Könige aus. Zwar erklärte ihn dafür ein Beſchluß der Staaten für einen Rebellen und Staatsverräther, und der Feldmarſchal Lanoue überfiel und zerſprengte bei Dünkirchen einen Theil ſeiner Truppen, aber der letztere ließ ſich dadurch nicht in der dem Könige aufs neue geſchwornen Treue erſchüttern. Sein Beiſpiel verführte den Baron Montigni, Befehlshaber über 1000 Wallonen im Dienſte der Staaten, zu gleicher Apoſtaſie. Er ging mit allen ſeinen Truppen zur Parthei des Königs über, und überredete auch ſeinen Bruder, den Grafen Lalaing, Statthalter über Hennegau, denſelben Schritt zu thun. Dieſe einzelnen Bei-

spiele der Abtrünnigkeit zogen bald ein größeres nach sich, welches einen entscheidenden Einfluß auf das künftige Schicksal der Niederländischen Provinzen hatte, indem es zuerst eine förmliche fortdauernde Trennung derselben bewirkte.

Es war im Mai (1579), als im Spanischen Lager vor Maestricht der Bischof von St. Vast, der Herr von Capres und einige andere vornehme Niederländer als Abgeordnete der Wallonischen Landschaften Artois, Hennegau, Rissel, Douai und Orchies erschienen, um mit dem Herzog von Parma über die Rückkehr der erwähnten Provinzen unter die Herrschaft des Königs zu unterhandeln. Schon längst war insgeheim an diesem Geschäft gearbeitet und dadurch die Trennung dieser fast ganz von Katholiken bewohnten Provinzen von den übrigen vorbereitet worden, eine Trennung, deren erste Veranlassung man unstreitig in der Unduldsamkeit beis der Religionspartheien suchen muß. Der Bürgerkrieg, welcher zwischen den Wallonen und Gentern entbrannte, und dessen schon in dem vorigen Bande dieses Werks Erwähnung geschehen ist, vermehrte die gegenseitige Erbitterung beider Partheien, und die Intriguen des Herzogs von Parma und seiner Emissäre machten den Bruch unheilbar. Im April versammelten sich die Haupthesörderer des Abfalls La Motte, Montigni, Capres, der Bischof von Arras und einige andere vornehme Niederländer in der Abtei Mont St. Eloi bei Arras, wo man sich über die wesentlichen Bedingungen der Rückkehr

unter die Spanische Herrschaft verständigte. Nach Berichtigung der Präliminarien begab sich die oben erwähnte Deputation in das Lager vor Mastricht, wo sie auf das glänzendste empfangen, und mit Bällen, Serenaden und andern Lustbarkeiten beehrt ward. Ihr Aufenthalt im Lager dauerte über sechs Wochen, und unter dem Donner des Geschützes, welches Mastricht zerschmetterte, ward die letzte Hand an das Werk gelegt, dessen Vollendung dem Herzog von Parma eben so sehr am Herzen lag, als dem Prinzen von Oranien die Stiftung des Utrechter Bundes. Der Vertrag, wodurch sich die Wallonischen Provinzen zur Rückkehr in den Schoß der Spanischen Monarchie verpflichteten, ward endlich abgeschlossen und vom Könige bestätigt. Er bestand aus acht und zwanzig Artikeln, deren wesentlicher Inhalt folgender war: Erhaltung des Katholischen Glaubens, Bestätigung des Genter Friedensvereins, Entfernung der fremden Kriegsvölker aus den Niederlanden, und an deren Stelle Errichtung einer Nazionalmiliz, welche aus den Königlichen Einkünften, wozu die sich unterwerfenden Landschaften ihren Antheil beitragen, besoldet wird. Die Bestellung eines Generalgouverneurs ward dem Könige überlassen, bis zu dessen Entscheidung darüber der Herzog von Parma die Regierung führen sollte. Die Proclamation dieses Vergleichs geschah zu Mons (1579. September 13.) in Hennegau im Namen des Königs durch ein öffentliches Manifest, welches zugleich allen Niederländern ohne Ausnahme frei-

stellte, sich unter den Bedingungen des Vertrags mit dem Könige auszusöhnen, wozu ihnen bis drei Monat nach dem Abzuge der fremden Truppen Frist gegeben ward.

So hatte der Herzog von Parma seinem Monarchen einen beträchtlichen Theil der empörten Niederländischen Provinzen ohne Schwertstreich wieder erobert, und dadurch nicht nur die Kräfte der Genter Verbindung geschwächt, sondern auch der Königlichen Kriegsmacht, durch den Beitritt der streitbaren und fanatischen Wallonen, einen bedeutenden Zuwachs verschaft. Wäre dieser Schlag ganz unerwartet erfolgt, so würde er ein tödtliches Schrecken über die übrigen Provinzen verbreitet haben. Glücklicherweise aber waren sie schon darauf vorbereitet. Die Unterhandlungen von Mont St. Eloi waren kein Geheimniß geblieben, der Prinz von Oranien hatte den Erfolg derselben längst vorausgesehen, und deshalb den Abschluß des Utrechter Bundes beschleunigt, um wenigstens dem Norden der Niederlande die Freiheit zu erhalten, da der Süden, wegen des dort herrschenden Katholicismus und eines zahlreichern Adels, der den Glanz der Monarchie den einfacheren republikanischen Formen vorzog und auch größtentheils dem Nassauischen Hause abgeneigt war, für sie verloren zu seyn schien.

Zu spät machten die der Sache der Freiheit treu gebliebenen Provinzen den abgefallenen die bittersten Vorwürfe über ihre Treulosigkeit; der Schritt war einmal gethan, und vergebens be-

klagte ſich die Niederländiſche Geſandtſchaft am Friedenskongreß zu Cölln über die Falſchheit des Spaniſchen Hofes, der nur friedliche Geſinnungen heuchle, um den leichtgläubigen Theil der Niederländer zu verblenden und den Ueberreſt der Nation deſto gewiſſer in das Joch einer unerträglichen Sklaverei zurück zu zwingen. Trotz dieſer gerechten Vorwürfe und der Unmenſchlichkeit, mit der die ſiegenden Spanier das erſtürmte Maſtricht mit dem Blute ſeiner Bürger überſchwemmten, fuhr man dennoch fort, zu Cölln über den Frieden zu unterhandeln; aber, wie leicht vorher zu ſehen war, ohne daß man ſich über irgend einen weſentlichen Punkt vereinigen konnte. Die teutſchen Geſandten, müde der unnützen Zeitverſchwendung, verließen endlich Cölln, (November 14.) bis auf den Grafen Schwarzenberg. Bald folgte ihrem Beiſpiel der Herzog von Terranova, und ſo löſte ſich dieſe dem ganzen Europa mit ſo großem Geräuſch angekündigte Verſammlung eben ſo fruchtlos auf, wie jene frühere zu Breda, ohne dem Blutvergießen und den Gräueln des Kriegs ein Ziel geſetzt zu haben. Der Genius des Friedens und der Ruhe ſchien auf immer aus den unglücklichen Niederlanden gewichen zu ſeyn.

Neben dem Kampfe wider den allgemeinen Feind, hatte ſich im Schoße des Vaterlandes ſelbſt ein blutiger Streit über religiöſe und politiſche Meinungen entzündet, und in den meiſten Provinzen loderte die Fackel bürgerlicher Zwietracht auf. Die proteſtantiſchen Bürger Utrechts verjagten einen

Theil der katholischen Einwohner, und erst nach manchen fruchtlosen Bemühungen gelang es dem Rathe, das Ungewitter, welches diese Gewaltthätigkeit herbeigeführt hatte, durch einen Vergleich zwischen beiden feindlichen Parteien, zu beschwören. Zu Antwerpen wurden bei einer feierlichen Prozession, welcher der Erzherzog in eigener Person beiwohnte, die katholischen Geistlichen, durch die protestantischen Einwohner vertrieben, und der Prinz von Oranien bot vergebens sein ganzes Ansehen auf, den erhitterten reformirten Pöbel zu besänftigen. Gent war der Schauplatz der Anarchie und Verwirrung. In dieser großen Stadt, wo eine Rotte frecher Terroristen und Feuerköpfe, an deren Spitze der berüchtigte Demagoge Imbize stand, den Meister spielte, wurden die größten Gewaltthätigkeiten an den katholischen Glaubensgenossen ausgeübt. Um den Ausschweifungen der dortigen Volkstyrannen ein Ende zu machen, begab sich Oranien selbst dahin, setzte Imbize von seinem Schöppenamte ab, und veränderte den Rath. Aber diese Maßregel fruchtete wenig, und der Brand, welchen Parteihaß und Ehrgeiz angezündet hatten, wüthete fort. Auch in Brügges ergriffen Protestanten und Katholiken die Waffen wider einander, und ein grosser Theil der letzteren mußte die Stadt verlassen. Gleiche Szenen der Zwietracht ereigneten sich zu Herzogenbusch, wo die Katholiken, als der zahlreichere Theil, die Oberhand behielten. Die Folge davon war, daß sich die Stadt mit dem Kö-

nige aussöhnte und sich ihm unterwarf. Auch zu Zütphen, Hattem, Werden, Leiden und an andern Orten trieb der Geist der Intoleranz sein äußeres Wesen; und überall, wo die Protestanten die Stärkeren waren, setzten sie sich mit Gewalt in den Besitz der Kirchen und warfen die Bilder der Heiligen heraus. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Unduldsamkeit der kalvinistischen Zeloten, deren finstere Glaubenslehre alles Menschliche an dem Menschen wie Verbrechen verdammte, alle sichtbaren Formen, die nur allein zum Herzen sprechen, gleich abgöttischen Idolen verstieß, die das Heiligste in ein Gewebe mystischer und unverständlicher Dogmen hüllte, für den Unglücklichen keinen Trost, selbst nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sondern nur Strafgerichte hatte, und die ewige Liebe in eine Quelle unendlichen Hasses und unversöhnlicher Rache verwandelte, — daß die Intoleranz dieser menschenfeindlichen Schwärmer jene der Katholiken noch fast übertraf.

Politische Meinungen trennten die Nazion gleich den religiösen. Die Stadt Amersfort im Stifte Utrecht weigerte sich, einen zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Stifte geschlossenen Vergleich einzugehen, und verlangte für sich selbst zu unterhandeln, versagte auch ihren Beitritt zu der Utrechter Union, so daß der Graf von Nassau genöthigt war, durch eine militärische Execution Gehorsam von ihr zu erzwingen. In Mecheln erhob sich ein heftiger Zwist zwischen der Bürgerschaft

und der Ständischen Besatzung, und als die letztere, auf Verlangen der Bürger entfernt ward, um die Ruhe wieder herzustellen, schloß die Stadt wieder ihr Versprechen einen Aussöhnungsvertrag mit dem Herzog von Parma und nahm Königliche Völker ein.

Selbst die Hauptstadt Brabants blieb nicht frei von unruhigen Auftritten. Graf Philipp von Egmont, ein Sohn des enthaupteten Lamoral, hatte insgeheim den unrühmlichen Entschluß gefaßt, sich mit einer Regierung auszusöhnen, die seinen unglücklichen Vater das Blutgerüste besteigen ließ, und er entwarf den Plan, die Stadt Brüssel in die Hände der Spanier zu liefern, um seinem neuen Herrn durch diesen wichtigen Dienst ein glänzendes Unterpfand seiner Treue mitzubringen. Aber der Anschlag ward noch vor der Ausführung verrathen, Bürger und Besatzung geriethen darüber in die größte Bewegung, und der Graf konnte sich glücklich preisen, daß man ihn mit seinem Anhange frei davon ziehen ließ.

So wandelte die Zwietracht, mit Brandfackeln und Mordstahl bewaffnet, überall in den Niederländischen Provinzen umher und empörte die Gemüther ihrer Bewohner wider einander zu einer Zeit, wo sie der Einigkeit mehr als jemals bedurften, um sich gegen die Gefahren zu schützen, welche ihnen der thatige und unternehmende Geist des Herzogs von Parma bereitete. Die Hellersehenden und die ächten Patrioten, welche es redlich mit dem Vater-

lande meinten, ohne irgend einer Partei zu huldigen, ahneten mit Wehmuth das Schicksal, dem es schwerlich entgehen konnte, und viele gaben die Hoffnung auf, ihrem mächtigen Feinde länger mit Erfolg widerstehen zu können. Daher wollten sie sich ihm lieber freiwillig unterwerfen, als es späterhin gezwungen thun, und die Klugheit selbst schien diesen Schritt zu rechtfertigen. Unter denen, welche sich aus Furcht, Vorsicht oder Eigennutz, um ihre Güter und Personen in Sicherheit zu bringen, ehe der gefürchtete alles zermalmende Schlag auf das Vaterland herab fiele, zu der schimpflichen Verläugnung ihrer bisherigen Grundsätze erniedrigten, waren die ersten, der Herzog von Arschot, viele vornehme Geistliche und die übrigen Bevollmächtigten der Staaten am Friedenskongreß. Diese alle söhnten sich bald nach ihrer Rückkehr von Cölln mit dem Könige aus, und schworen ihm von neuem Gehorsam unter denselben Bedingungen, welche den Wallonischen Landschaften bewilliget worden waren. Bald folgten mehrere diesem verführerischen Vorbilde. Selbst der Graf von Renneberg, der erst einen so großen Eifer für den Dienst der Stände gezeigt und zur Belohnung die Statthalterschaft über Friesland, Gröningen, Oberissel, Drente und Lingen erhalten hatte, wandte sich plötzlich zur Königlichen Partei. Eigennutz und die Ueberredungen seiner Verwandten, vorzüglich seiner Schwester Cornelia von Lalaing, verleiteten ihn zu diesem Schritt, der sein Andenken auf immer befleckt hat. Die Bestätigung

in seiner Statthalterschaft und 10000 Stück Pistolen waren der Preis seiner Schande. Sobald sein Entschluß gefaßt war, bemächtigte er sich der Stadt Gröningen (1580. März 3.), durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit einigen katholischen und spanischgesinnten Bürgern; veränderte den Rath und ließ die Urkunde über den mit der Spanischen Regierung abgeschlossenen Unterwerfungsvertrag öffentlich ablesen und von der Bürgerschaft und den obrigkeitlichen Gewalten beschwören. Zu seinem Verdrusse war von allen Städten seiner Statthalterschaft Gröningen die einzige, welche er dem Könige überliefern konnte. Denn so bald seine Treulosigkeit bekannt ward, trafen die Einwohner der übrigen, welche keine Neigung hatten, unter das Joch ihrer ehemaligen Tyrannen zurück zu kehren, schnelle und wirksame Anstalten zur Vereitlung seiner Plane. Dennoch ward sein Abfall und die Ueberlieferung Gröningens an die Spanische Regierung eine Quelle nachtheiliger Ereignisse für die Republik, denn sie zogen den Krieg in jene Gegenden, der vierzehn Jahre hindurch, so lange Gröningen in der Gewalt der Spanier blieb, seine Verheerungen über sie ergoß.

In dieser gefahrvollen Lage, wo die Waffen und Intrigen eines tapferen und arglistigen Feindes, die Eifersucht und Untreue der Großen, die blutigen Streitigkeiten religiöser und politischer Sekten, und der Mangel an Geld und Gemeinsinn die höchste Verwirrung in der Republik erregten, schienen die

Staaten in den Zustand einer gänzlichen Apathie versunken zu seyn. Anstatt mit verdoppeltem Eifer alle Kräfte aufzubieten, um das sinkende Gebäude der Freiheit vom Umsturz zu retten, schlummerten sie ruhig dem Moment ihrer Auflösung entgegen, und selbst die Nachrichten von den außerordentlichen Rüstungen der Spanier zu dem bevorstehenden Feldzuge, schreckten sie nicht zur Thätigkeit auf. Endlich erklärte ihnen der Prinz von Oranien (1579. Novemb. 26.), er werde alle seine Aemter niederlegen, wenn sie nicht schleunige Anstalten träfen, durch kräftige Maßregeln und Vermehrung der Kriegsmacht das Vaterland zu retten. Diese Drohung wirkte wie ein Zauberschlag, und gab den erschlafften Gemüthern neue Spannkraft. Die zu Antwerpen versammelten Staaten baten den Prinzen, seine lenkende Hand von der gemeinen Sache nicht abzuziehen, und Wilhelm, dem es bei seinem glühenden Hasse gegen Spanien mit jener Drohung schwerlich ein Ernst gewesen war, versprach ihren Wunsch zu erfüllen. Er übergab ihnen hierauf einen Plan, nach welchem der Kriegsstand der Republik auf 4000 Reiter, 8000 Feuerröhre, 4000 Lanzenträger und 1200 Schanzarbeiter nebst einem Artilleriepark von 10 bis 12 Feuerschlünden, außer den Festungsbesatzungen gesetzt werden sollte. Diese Macht hielt er für hinreichend, das Feld wider den Feind zu behaupten, und einen Defensivkrieg zu führen. Die Staaten billigten seinen Vorschlag, aber es war nicht leicht, bei der damaligen Zerrüt-

tung des Landes, die erforderlichen Geldsummen zur Aufstellung einer solchen Kriegsmacht aufzutreiben.

Nie erschien vielleicht dem Herzog von Parma ein so günstiger Zeitpunkt, ganz Belgien durch List oder Waffengewalt unter den Gehorsam seines Herrn zurück zu bringen, als der gegenwärtige; und an seinem Willen wenigstens lag es nicht, wenn den erwünschten Verhältnissen, womit ihn das Glück so freygebig überraschte, nicht alle die Früchte abgewonnen wurden, welche sie darboten. Mangel an den nöthigen Geldsummen, die alten Truppen zu bezahlen, und sie durch neugeworbene zu verstärken, war die Klippe, an welcher seine schönsten Entwürfe scheiterten. Zum Glück für die Niederlande war König Philipp damals ganz allein mit der Eroberung Portugals, dessen Thron erledigt war, beschäftigt. Bei der Aussicht, auf den Besitz einer neuen Krone, betrachtete er in diesem Augenblick die Niederländischen Angelegenheiten nur als eine Nebensache. Fruchtlos blieben daher alle noch so dringenden Vorstellungen Parma's, ihn mit den nöthigen Summen, zur Bezahlung der rückständigen Soldforderungen des Kriegsvolks, zu versehen. Im Unwillen über diese Vernachlässigung bat er den König, seine Stelle niederlegen, und zugleich mit den Spanischen Truppen nach Italien gehen zu dürfen. Der König verweigerte sein Gesuch, aber auch Geld erfolgte nicht. Die unbezahlten Kriegsleute, welche selbst an den unentbehrlichsten Bedürf-

aller Mangel litten, rächten sich durch Ausschweifungen, wodurch das Elend des Landes vermehrt ward. Sie erpreßten Geld von den Städten, wo sie in Besatzung lagen, und plünderten die Häuser ihrer Wirthe. Eine allgemeine Gährung herrschte im ganzen Heere, und die Obersten konnten kaum den Ausbruch einer furchtbaren Revolution zurückhalten. Die Bande der Kriegszucht und des Gehorsams waren aufgelöst. Die Soldaten weigerten sich gerade hin, den Befehlen ihrer Officiere Folge zu leisten; verließen, wenn sie die Wache bezogen hatten, ihre Posten, und die Teutschen vorzüglich erklärten laut, sie würden dem Feinde keinen Widerstand leisten, wenn man sie nicht bezahle. Der Herzog von Parma selbst erhielt einst, als er nach Namur ging, einen auffallenden Beweis von der aufrührerischen Stimmung des Kriegsvolks. Bei seinem Einzuge durch das Stadtthor begegnet ihm ein ausrückendes Reitergeschwader, und senkt als militärische Ehrenbezeugung die Lanzen vor ihm. Einer der Reiter hat an die Spitze der seinigen einen leeren Beutel gebunden. Der Herzog bemerkt es, ruft, über diese Frechheit entrüstet, den Reiter hervor, und haut ihm ins Gesicht mit den Worten: „Neige mit Ehrfurcht deine Lanze, und reize nicht durch einen unzeitigen Scherz deine besseren Kameraden zum Aufruhr!“ Alles schweigt, niemand rührt sich, keiner wagt es zu murren; und als der Herzog befiehlt, den Strafbaren sogleich aufzuhängen, erflehen die übrigen mit den demüthigsten Bitten die Begnadigung desselben von ihm.

Wenn es in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustandes der Menschen der Vorzug großer Geister ist, die gemeinere Natur von sich abhängig zu machen, und über sie zu herrschen; so äußert er sich in keinem auf eine so auffallende und glänzende Weise, als in der Verbindung des Feldherrn mit seinen Kriegern. Die Geschichte der Feldzüge des Herzogs von Parma ist voll von überraschenden und außerordentlichen Beweisen für diese Erfahrung, und wir finden sie in allen Kriegen bestätigt, wo ein genialischer Mensch an der Spitze der Heere erscheint.

1.

Feldzug des Jahrs 1580.

Eine der Hauptbedingungen des zwischen der Spanischen Regierung und den Wallonischen Provinzen abgeschlossenen Aussöhnungs- und Unterwerfungsvergleichs war die Entfernung des fremden Kriegsvolks aus den Niederlanden. Wie viel Schwierigkeiten auch mit der Erfüllung dieses Punkts verbunden waren, und wie ungern sich der Hof dazu verstehen mochte; so drang doch der König selbst darauf, um den Niederländern zu beweisen, daß er fest entschlossen sey, sein ihnen gegebenes Wort zu halten. Die Spanischen, Italienischen und Teutschen Besatzungen mußten daher die festen Plätze räumen, welche mit Wallonen besetzt waren, und sich in der Gegend von Maastricht und Limburg zusammenziehen, von wo aus die Regimenter vereint den Rückmarsch nach Italien und Teutschland antreten sollten. Vor ihrem Abzuge hielt der Herzog von Parma noch eine allgemeine Musterung über sie, und empfing bei dieser Gelegenheit die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit und Achtung.

Jetzt, da ſie im Begriff ſind, ſich von dem theuern Feldherrn zu trennen, laſſen ſich dieſe ſonſt ſo trotzigen und widerſpenſtigen Krieger nicht nur leicht von ihm bewegen, für ihre großen Soldforderungen eine Zahlung auf Abſchlag anzunehmen, ſondern ſie knien auch beim Abſchiede vor ihm nieder, küſſen ihm Hände und Gewand, legen ihm ihre Fahnen zu Füßen, und äußern ihren Schmerz auf die auffallendſte Art. Und nicht nur die ihm durch Sprache und Sitten verwandten Italiener und Spanier, auch die Teutſchen bringen ihm dieſelben freiwilligen Opfer eines vollen Herzens dar. Die meiſten Officiere dieſer Nazion nahmen ſein Bildniß mit in ihre Heimath, und prälten es neben den Bildniſſen ihrer Schutzheiligen auf, oder trugen es als eine Schaumünze auf der Bruſt. Der geehrte Fürſt war dankbar und gerecht. Er beſchenkte viele mit goldenen Ketten und Ringen, mit Harniſchen, Helmen, Schwertern und Dolchen, und wirkte manchem verdienten Gewinnen beim Könige ein Gnadengehalt aus. Soll der Geſchichtſchreiber dieſe ſchönen Züge der Menſchlichkeit nicht auffaſſen und verewigen? Ach! er hat ja nur zu oft das traurige Geſchäft, ſein Geſchlecht in der höchſten Entartung und Verwilderung darſtellen zu müſſen, was würde ſeinen Glauben an die beſſere Natur deſſelben erhalten, thäten es nicht jene Ergüſſe eines rein menſchlichen Gefühls, von welchen ſelbſt der rohſte Barbar in gewiſſen Momenten überraſcht wird.

Es war im Jänner 1580 als der Abzug der fremden Truppen erfolgte, nur die obersten Befehlshaber und einige Geschwader Italienischer Reiter blieben zurück. Auf die Wallonen machte die Entfernung der Ausländer einen sehr günstigen Eindruck und erwarb dem Herzog von Parma ihr Zutrauen. Bei dem allen war sie nichts mehr als ein Theaterstreich, das leichtgläubige Volk zu täuschen und die Besorgnisse des Adels zu zerstreuen. Wie schmerzlich würde einem so ruhmdürstigen Feldherrn, wie Alexander Farneſe, die Trennung von solchen Truppen gewesen seyn, deren Tapferkeit, Treue und Kriegszucht der beste Wille der Wallonen nicht aufwog, und die allein sein Ansehn gründen und seinen Ruhm verherrlichen konnten, hätte ihn nicht die feste Ueberzeugung einer baldigen Rückkehr über ihre Entfernung getröstet.

Die angeſtrengteſten Rüſtungen und die Anwendung aller möglichen Hülfsmittel, hatte ihm ein Heer verſchaft, welches nach dem Abzuge der Ausländer noch aus 30000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern beſtand, welche von dem Marquis von Roubair, einem Niederländer, und von Georg Baſta, der ſich während des Niederländiſchen Kriegs vom gemeinen Reiter bis zum Befehlshaber und Generalcommiſſär der Reiterei emporgeſchwungen hatte, angeführet wurden. Ohnerachtet dieſer bedeutenden Truppenzahl zeichnet ſich doch der dießjährige Feldzug durch keine wichtige und folgenreiche Unternehmung von Seiten des Königlichen Heeres aus. Lei-

der waren es größtentheils Niederländer, welche in demſelben wider einander auftraten und ſich bekämpften, denn dahin hatte es jetzt die argliſtige Politik der Spanier gebracht, daß die Nazion ihre Kräfte im Kampfe wider ſich ſelbſt zerrieb und in thörichter Verblendung ihr eigenes Blut vergoß, um ihrem Tyrannen den Sieg über ſich zu erleichtern.

Die erſten kriegeriſchen Szenen des Feldzuges fielen im Süden der Niederlande vor, wo der Baron Montigni an der Spitze ſeiner Wallonen ſich der Städte Montagne und St. Amand bemächtigte, die Ständiſchen Beſatzungen darin gefangen nahm, und das platte Land umher verwüſtete. Eine andere Abtheilung Wallonen unter dem Oberſten Alleines machte ſich durch eine glücklicht Kriegliſt Meiſter von Kortrik. Pobelsberg, der Befehlshaber dieſer Stadt, wollte die Beſatzung derſelben heimlich wider den Willen der Bürgerſchaft verſtärken. Er fordert in dieſer Abſicht einen in der Nähe ſtehenden Ständiſchen Befehlshaber durch ein Schreiben auf, ſich in die Stadt zu werfen, wobei er ihm Zeit, Ort und den Weg, welchen er nehmen ſoll, genau bezeichnet. Unglücklicherweiſe fällt der Bote mit dem Briefe in die Hände der Wallonen, und Alleines ſäumt nicht den günſtigen Zufall zu benutzen. Er führt ſein kleines Corps nach dem von Pobelsberg beſtimmten Sammelplatz, (1580. Februar 27.) und jener bemerkt den ihm geſpielten Betrug nicht eher, als bis aller Widerſtand vergebens iſt. Die Wallonen dringen in die Stadt und bemächtigen ſich der

ſelben nach Ueberwältigung der Schantſchen Be-
ſatzung.

Dieſe Fortſchritte der Königlichen Truppen ſetzten auch die Ständiſchen in Bewegung, welche die Städte Nivelle, Avesnes und Binove überfielen und eroberten. Binove ward erſt nach großem Blutvergießen (März 28.) überwältigt; und die Sieger fanden darin die Grafen Karl und Philipp von Egmont. Jener ward auf des Prinzen von Oranien Vorbitte in Freiheit geſetzt; aber Philipp, der ſchon bei mehreren Gelegenheiten und noch erſt vor kurzem in Brüſſel ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen die Staaten bewieſen hatte, ward nach Rammekens gebracht und mußte fünf Jahre Gefangener bleiben.

Die Stadt Mecheln hatte ſich durch ihren treuloſen Abfall den Unwillen der ganzen republikaniſchen Partei zugezogen. Die Staaten beſchloſſen, ſie dafür züchtigen zu laſſen, und der Oberſt Tempel erhielt Befehl das Strafgericht zu vollziehen. Mit einem kleinen aus Engländern und Niederländern zuſammengeſetzten Corps bricht er in aller Stille gegen die Stadt auf, und ſteht vor ihren Mauern, ehe ſie noch irgend eine Gefahr ahnet. Der Angriff wird ſogleich unternommen, (April 9.) die Mauern erſtiegen, das Brüſſeler Thor geſprengt, und der Reiterei der Eingang eröffnet. Indeß hatten auch die Einwohner zu den Waffen gegriffen, und auf dem Markte entbrannte ein heftiges Gefecht. Mitten unter den Kämpfenden ſah man den Pater Wolf, Provinzial

der Karmeliter, einen fanatischen Mönch, dessen Ränke vorzüglich den Abfall der Stadt veranlaßt hatten, und der seitdem die Rolle eines Demagogen darin spielte. Mit einer Hellebarde bewaffnet focht er gleich einem Rasenden, bis er endlich nebst mehrern andern Mönchen erschlagen ward. Bald darauf erklärte sich der Sieg für die Ständischen, und sie schändeten ihn durch eine allgemeine Plünderung der eroberten Stadt, wobei sich keiner thätiger bewies, als die Engländer, welche sogar die Uhren aus den Thürmen und die Grabsteine von den Kirchhöfen raubten und nach England sandten.

Die Freude der republikanischen Partei über die Wiedereroberung Mecheins, ward bald durch einen Unfall getrübt, welcher den Ständischen Feldherrn Lanoue bei dem Schlosse Ingolmünster traf. Er hatte sich vor dieser kleinen Feste gelagert, und war im Begriff sie anzugreifen, als ihm plötzlich der Gedanke einfiel, die Stadt Rissel zu überfallen. Die damalige Lage der Dinge schien dieses Unternehmen ganz vorzüglich zu begünstigen, und alle Umstände versprachen einen glücklichen Erfolg. Dennoch vereitelte es ein unvorhergesehenes Ereigniß, und stürzte zugleich den Urheber desselben ins Verderben. Schon war Lanoue an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft im vollen Marsch nach Rissel begriffen, als ihm der Marquis von Rieburg mit 18 Fahnen Wallonen entgegen kam. Dem Ständischen Feldherrn, bei der Uebermacht des Feindes, blieb nichts übrig, als sich in das schwachbesetzte

Tagen vor Ingolmünſter zurück zu ziehen. Aldung eilte ihm auf einem nähern Wege über Kortrik nach, überwältigte die ſchlechtbeſetzte Brücke über die Maas der ohnweit Ingolmünſter und ſchlug und zerſtreute die Ständiſchen Truppen (Mai 10.). Lanoue ſelbſt ward nebſt mehreren Officieren gefangen und alles Geſchüz erobert. Der erſtere mußte fünf Jahre Gefangener bleiben, denn da er für einen vorzüglichen Feldherrn galt, verweigerten die Königlichen ſeine Auswechſelung.

Bald nach der Niederlage bei Ingolmünſter eroberten die Ständiſchen Truppen die Städte Sichem, Arſchot und Dieſt, (Junius) wo ſich eine Fahne des Teutſchen Regiments Lodron ſo tapfer vertheidigte, daß ſie bis auf den lezten Mann niedergehauen ward. Die Königlichen dagegen machten ſich Meiſter von Quesnoi und Bouchain (September). Aber ein Verſuch des Prinzen von Oranien, Maſtricht durch Beſtechung der Beſatzung wieder zu gewinnen, gelang eben ſo wenig, als die Bemühungen des Herzogs von Parma, (Oktober) die Hauptſtadt Brabants durch große Verſprechungen zum Abfall zu verleiten.

Dieß waren die merkwürdigſten Vorfälle des dießjährigen Feldzuges im Süden und Weſten der Niederlande; gröſſere Thätigkeit herrſchte in den öſtlichen und nördlichen Provinzen. Des Grafen von Renneberg Uebertritt zur Königlichen Partei hatte Zwietracht und Verwirrung über die Provinz Gröningen gebracht, doch blieb der gröſte Theil des

Volks den Staaten treu. Besonders zeichneten sich die Bewohner desjenigen Distrikts, welchen man die Ommelande nennt, durch ihren Eifer für die Sache der Freiheit aus. Sie wiesen nicht nur alle Aufforderungen des Grafen, sich dem Könige zu unterwerfen, zurück, sondern boten auch alle ihre Kräfte auf, die Stadt Gröningen der Spanischen Herrschaft wieder zu entreißen. Noch am Abend desselben Tages, (1580 März 3.) da Renneberg die Stadt für den König im Besitz genommen hatte, ward sie durch Johann Kornput, einen tapfern Kriegsmann und eifrigen Anhänger der Staaten, mit einer kleinen Anzahl Niederländischer Truppen berennt. Am folgenden Tage vereinigte sich der Ständische Oberst Entes, der 13 Fahnen Friesen und 2 Kornetten Reiter befehligte, mit Kornput, und beide Anführer trafen Anstalten zur Belagerung der Stadt.

Gröningen, ein ansehnlicher volkreicher Ort, liegt in einer fruchtbaren, an Getraideland und Weide reichen Gegend. Die Einwohner sind wohlhabend, und treiben einen bedeutenden Handel. Die Festungswerke des Orts bestanden damals aus einer mit Thürmen und Rondelen versehenen Mauer und aus einem tiefen Graben. Vor dem Bottringer Thore erhob sich ein großes Bollwerk. — Sechzehn Fahnen Niederländer, unter Philipp Hohenlohe und Wilhelm Ludwig Nassau, des Grafen Johann von Nassau Sohn, verstärkten das Belagerungscorps, und die Stände der Ommelande versahen es

mit Geld und Geschütz, wozu die Kirchengelder und die Glocken aus den Dorfkirchen genommen wurden. Jetzt ward die Belagerung förmlich eröffnet, die Laufgräben gezogen und Batterien erbaut; aber ein Angriff, welchen der Oberst Entes, wider den Rath der übrigen Befehlshaber, auf die verschanzte Vorstadt Schuitending unternahm, (Mai 27.) ward mit Verlust abgeschlagen. Entes selbst ward bei diesem Vorfall durch einen Musketenschuß getödtet, und so beschloß dieser berüchtigte, schon aus den frühesten Zeiten der Niederländischen Revolution bekannte Abentheurer sein unruhiges Leben auf demselben Fleck Erde, der ihn erzeugt hatte. Die Niederländischen Geschichtschreiber zeichnen sein Bild mit sehr gehässigen Zügen, und lassen ihm keine Tugend, als einen unerschütterlichen Muth. Seine erste Bestimmung waren die Wissenschaften, und man sandte ihn nach Gröningen, um sich mit den Anfangsgründen der menschlichen Erkenntnisse bekannt zu machen. Aber sein unruhiger Geist paßte nicht in diese eingeschränkte Sphäre, er trieb ihn von der Beschäftigung mit todten Formen hinaus in die lebendige Welt, und nachdem er sein väterliches Erbe durch Ausschweifungen vergeudet hatte, trat er in die Verbrüderung der Meergeusen (1571). Das Glück begünstigte ihn, und in kurzer Zeit erward er sich beträchtliche Reichthümer durch Seeräuberei. Er trieb dieses Gewerbe mit der höchsten Grausamkeit, und mancher ausgeplünderte Kaufmann ward auf seinen Befehl ins Meer geworfen.

Nach der Eroberung Briels, an welcher er Theil nahm, ſpielte er eine nicht unbedeutende Rolle in Holland, als Verweſer des Grafen von der Mark, damaligen Befehlshabers der Provinz unter dem Prinzen von Oranien. Aber nie verläugnete ſich ſein wilder und grauſamer Charakter, und die Klagen der von ihm gemißhandelten Holländer bewogen den Prinzen, ihn ſeiner Dienſte zu entlaſſen. Nach einiger Zeit erſchien er jedoch wieder auf dem Schauplatz des Kriegs, und fand endlich vor den Mauern Gröningens den Tod.

Der Oberſt Eſcheda übernahm nach ſeinem Abgange den Oberbefehl über das Belagerungscorps, und die Angriffe wurden fortgeſetzt, aber mit geringem Erfolg, denn die Belagerten leiſteten tapfern Widerſtand, und ſchon näherte ſich ein Corps von 3000 Mann zu Fuß und 600 Reitern, welches ihnen der Herzog von Parma zur Hülfe ſandte. Der Anführer dieſes Entſatzes, Martin Schenk von Nideggem, ein kühner und unternehmender Partiſan, welcher anfangs den Staaten gedient und in der Folge ihren Dienſt mit dem Spaniſchen vertauſcht hatte, in der Hoffnung, ein ſchnelleres Glück zu machen, ſetzte mit ſeiner, größtentheils aus teutſchen und andern Abentheurern beſtehenden Mannſchaft über den Rhein, und eilte in Gewaltzügen nach Gröningen. Aber in Oberiſſel, zwiſchen Zwol und Coevorden (Jun. 17.) traf er auf den Grafen Hohenlohe, der ihm auf Befehl der Generalſtaaten mit 3000 Mann entgegengerückt war. Der Stän-

dische Feldherr, ohne seinen durch einen äußerst beschwerlichen Marsch entkräfteten Truppen einige Erholung zu verstatten, beschloß sogleich den feindlichen anzugreifen.

Es war hoch Mittag, als beide Theile zum Kampfe geordnet standen. Die glühende Sonne eines heißen Sommertags brannte den Ständischen ins Angesicht, aber sie waren voll Muth und Schlachtbegier. Das Gebet wird gesprochen, nach der Sitte des Zeitalters, die Hüte werden aufgeschwenkt, die Kanonen abgeprotzt, und das Zeichen zum Angriff ertönt. Nach einem hartnäckigen Kampfe scheint sich der Sieg für die Niederländer zu erklären, aber indem sich die Friesischen Fahnen zu einem neuen Angriff schwenken, werden sie selbst von einigen Geschwadern Königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde angegriffen, und weil sie der feindlichen Reiterei keine Pikenire entgegenstellen können, durchbrochen und geworfen. Das ganze Ständische Fußvolk gerieth plötzlich in Verwirrung, und nach einigen fruchtlosen Versuchen sich wieder zu setzen, stob es auseinander in unaufhaltbarer Flucht. Die Reiterei folgte dem Beispiel des Fußvolks, und das Geschütz ward den Feinden zur Beute. Im ersten Schrecken verließen die Ständischen auch Coevorden, und in der Nacht nach dem 12ten des Brachmonats ward die Belagerung Gröningens aufgehoben, wo Schenk feierlich als Sieger einzog. Die Anhänger der Stände in den Ommelanden entflohen, und ihre Besitzungen wurden von

den Königlichen Truppen ausgeplündert und verheert.

Schenk und Renneberg eroberten darauf die Stadt Delfzyl und die Schanzen von Aduwerderzyl und Obslag, wogegen Hohenlohe Coevorden wieder einnahm. Aber der letztere verlor ein Treffen auf der Bourtangerheide, die Ständischen Truppen flohen überall, (September) und die Königlichen spielten in ganz Oberissel den Meister. Die Generalstaaten, beunruhigt durch die Fortschritte der Feinde in diesen Gegenden, sandten große Geldsummen an ihre dortigen Befehlshaber, um die zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln und zu ergänzen. Aber während dieß geschah, wandte sich der siegreiche Renneberg gegen Steenwik und rüstete sich zum Angriff dieses Orts.

Die Belagerung, welche jetzt erfolgte, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des gegenwärtigen Feldzugs, nicht wegen ihres besondern Einflusses auf den Gang des Kriegs, sondern weil sie reich ist an einzelnen karakteristischen Zügen und dabei einen Beweis abgibt, wie viel oft die Standhaftigkeit eines einzigen besonnenen und entschlossenen Mannes zu bewirken vermag.

Steenwik ist eine uralte Stadt von geringem Umfange, in der Provinz Oberissel, an der Frisischen Grenze gelegen. Sie bildet einen Halbzirkel an dem Gewässer Aa. Ihre Umgebungen sind auf der Ost- und Westseite ein hohes Land nach der Landschaft Drente sich herabziehend; im Süden ein

niedriges Moorbruch und feuchte Wiesen, welche von einem Steindamm, der nach Steenwikerwolde und Tuif führt, durchschnitten und bei starken Regengüssen einer gänzlichen Ueberschwemmung ausgesetzt sind; und im Norden und Nordosten eine weite Aue, der Isvener Damm und eine Brücke über die Aa. Die Befestigung des Städtchens war damals nur unbedeutend. Ein Erdwall mit einer vier bis fünf Fuß dicken Brustwehr und ein Wassergraben von funfzig Fuß Breite bildeten die ganze Fortification. Ueber den Graben führten von den Thoren aus gemauerte Dämme ohne Zugbrücken und Barrieren, so daß ein Ueberfall leicht ausführbar war.

Als der Vortrab des Rennebergschen Corps schon im Anzuge war (1580. October 18.), bestand die ganze Besatzung der Stadt nur aus einer Fahne Ständischer Truppen, und die größtentheils Spanischgesinnte Bürgerschaft weigerte sich hartnäckig, eine Verstärkung an Kriegsvolk einzunehmen. Erst den Tag vor der Ankunft der Feinde gelang es dem Hauptmann, Johann Kornput, dessen unbekannter Name seit der ruhmwürdigen Vertheidigung Steenwiks in den Annalen seines Vaterlandes ehrenvoll ausgezeichnet ist, sich mit seiner Fahne wider den Willen der Bürger in die Stadt zu werfen. Der tapfere Mann ließ seine Krieger einen feierlichen Eid schwören, nie von Uebergabe zu sprechen, und jeden ihrer Kameraden, der etwas davon erwähnen werde, auf der Stelle nieder zu stechen. Die ganze Besatzung betrug jetzt 600 Mann, und von

500 bewaffneten Bürgern waren kaum 50, die es redlich meinten, und denen man trauen konnte. Die Vorräthe an Pulver und Proviant waren nur gering. Da kein Befehlshaber in der Stadt war, so übernahmen die Bürgermeister und Hauptleute gemeinschaftlich das Kommando.

Renneberg rückte mit 6000 Mann vor die Stadt, und besetzte sogleich alle Zugänge, worauf die mißvergnügte Bürgerschaft ein Schreiben an die Staaten sandte (Oktob. 23.), und um schleunige Hülfe bat, weil sich die Stadt sonst nicht halten könne; Kornput aber erklärte den Inhalt dieses Schreibens für lügenhaft und strafbar.

Die Feinde vertrieben ein kleines Detaschement Niederländer aus dem Dorfe Kuinder und erbeuteten eine Fahne, welche sie, an den Schweif eines Pferdes gebunden, unter Musik und Jubelgeschrei um die Stadt schleiften. Die Belagerer rächten diesen Schimpf durch einen Ausfall, welchen die Belagerer dadurch vergalten, daß sie unter einem heftigen Musketenfeuer eine mit Pech, Schwefel und andern Brennstoffen angefüllte Tonne gegen die Barriere vor dem Seesthore wälzten, um diese in Brand zu stecken. Ein tapferer Soldat von Kornputs Fahne erbot sich, das Feuer, welches bereits die Barriere ergriffen hatte, zu löschen. Er wird vom Wall herabgelassen, und schwimmt, einen ledernen Eimer im Munde, über den Graben, rollt die Tonne zurück und gießt das Feuer aus. Mit ächt Niederländischem Phlegma verrichtet er sein

Geschäft, ohne auf die feindlichen Kugeln zu achten, die um ihn her sausen. Ich bin Aart von Grönin-gen eines Barbierers Sohn! ruft er den Feinden zu, schwimmt ruhig über den Graben zurück, und em-pfängt von Kornput den Lohn für seine kühne That. Am Abend desselben Tages ward ein feindlicher Sol-dat, der vor dem Wallthore heftige Schmähungen wider die Staaten und den Grafen von Hohenlohe ausstieß, vom Wall herab durch einen Schützen, der sein Feuerrohr nur nach dem Schall der Stimme richtete, gerade in den sich öffnenden Mund ge-schossen und dadurch für seinen Muthwillen gestraft.

Renneberg hatte Befehl vom Herzog von Par-ma, sich der Stadt zu bemächtigen, es möge kosten was es wolle. Er versuchte zuerst durch gütliche Mittel seinen Zweck zu erreichen, und erließ eine Aufforderung zur Uebergabe an sie, wobei den Be-lagerten Sicherheit des Lebens und Eigenthums und freier Abzug versprochen ward. Aber ihre Antwort lautete: wir werden Steenwik dem Könige erhalten, aber unter des Prinzen von Oranien Aufsicht und Schutz. Jetzt wurden drei Stück Geschütz gegen die Stadt aufgeführt, und die Belagerten arbeiter-ten an Verstärkung der Wälle und Brustwehren. Die letzteren baten noch einmal die Staaten drin-gend um Entsatz, aber Kornput schrieb ihnen, die Stadt bedürfe noch keines Entsatzes, sie möchten sich daher nicht übereilen, um desto kräftigere Maß-regeln treffen zu können; zugleich that er den Staa-ten Vorschläge zu einer Chiffersprache und zu Signa-

len durch Laternen und Feuerpfannen während der Nacht, und am Tage durch ausgespannte Tücher.

Renneberg schlug eine kleine Schaar Ständischer Truppen bei dem Dorfe Villenhofen (Nov. 17.) und bemächtigte sich eines Vorraths von Schießpulver, den sie mit sich führte, wovon er sogleich einen verderblichen Gebrauch gegen die Stadt machte. Die zerstörende Kunst, durch glühende Stückkugeln Gebäude anzuzünden, war damals längst erfunden, aber nur selten machte man Gebrauch davon, vielleicht wegen der Schwierigkeiten beim Glühen der Kugeln, oder wegen der für die Konstabler damit verbundenen Gefahr, wenn die Pulverladung Feuer fing. Renneberg ließ Steenwik ihre verheerenden Wirkungen empfinden, und nachdem das Geschütz die Spitzen der Wälle und die hohen Brustwehren herabgestürzt hatte, um eine freie Aussicht über die Stadt zu öffnen, eine Anzahl glühender Kugeln auf die Häuser herabschleudern. Bald schlugen die Flammen an mehreren Stellen auf und verbreiteten sich mit so reißender Schnelligkeit, daß mehr als siebenzig Häuser und mehrere Magazine in Asche sanken.

Nach diesem Brandspiel forderte der feindliche Feldherr die Stadt abermals zur Uebergabe auf, und die mit einigen Hauptleuten der Besatzung einverstandene Bürgerschaft drang darauf, wenigstens die Bedingungen des Feindes anzuhören. Aber Kornput wollte davon nichts wissen, und erwiederte den Bürgern: eine Jungfrau, die sich zu einer Unter-

redung mit ihrem Buhlen verſteht, iſt ſchon halb ſchwanger! Den folgenden Tag (Novemb. 20.) rotten ſich Bürger und Soldaten auf dem Markte zuſammen, und fordern mit Ungeſtüm die Uebergabe der Stadt. Aber plötzlich tritt Kornput von einigen Hauptleuten und treuen Kriegern begleitet mitten unter ſie, und ſcheucht die lärmenden Gruppen aus einander. Nur ein vorlauter Schlächter blieb ſtehen und fragte trotzig: Was ſoll aus uns werden, wenn wir nichts mehr zu eſſen haben? Dann wollen wir dich und andere Schurken deines Gleichen zuerſt aufreſſen, aber noch iſt es nicht ſo weit! verſetzte Kornput in ſeiner derben Niederländiſchen Sprache, und trieb ihn fort.

So hinderte dieſer entſchloſſene Mann durch ſeine Standhaftigkeit die Uebergabe der Stadt, und brachte es auch durch ſeine Vorſtellungen dahin, daß zweckmäßige Anſtalten zur Abwendung ähnlicher Feuersbrünſte als die vorhin erwähnte getroffen wurden. In allen Straßen, ja vor jedem Hauſe, mußten die Bürger Wache halten. Selbſt Weiber und Knaben verrichteten dieſen Dienſt. So bald die Wächter bemerkten, daß ein Haus von einer glühenden Kugel getroffen war, welches der aufſteigende Dampf leicht verrieth, ward ſie mit eiſernen Haken oder mit den Händen, die mit dicken angefeuchteten ledernen Handſchuhen bedeckt waren, aufgehoben und auf die Straße geworfen. Dadurch wurden alle weiteren Verſuche der Belagerten, die Stadt aufs neue anzuzünden, vereitelt.

Mit dem Anfange des Chriſtmonats trat Regenwetter ein, und jetzt öffneten die Belagerten ihre verſchütteten Thore wieder und thaten Ausfälle, während unter ihren Feinden Mißmuth und Empörung herrſchten. Das Ungemach der Jahreszeit und der Mangel an Gelde und an allen nöthigen Bedürfniſſen, womit die Belagerer zu kämpfen hatten, erſchöpften ihre Geduld, ſie empörten ſich, und ihr Befehlshaber mußte ſich mehrere Tage verbergen, um den Ausbrüchen ihrer Wuth zu entgehen. Durch ausgetheilte Geldſummen und glänzende Verſprechungen gelang es ihm endlich, die aufgebrachten Gemüther wieder zu beſänftigen.

Indeß hatten die Generalſtaaten, nach langen Berathſchlagungen mit dem Prinzen von Oranien, den Entſatz von Steenwik beſchloſſen, welches ſeiner geographiſchen Lage wegen für einen Schlüſſel zu Drente und Friesland galt. Da es aber an Geld und Mannſchaft fehlte, ſo konnte nur wenig gethan werden, und alles was zur Rettung des bedrängten Platzes geſchah, war, daß einige ſchwache Truppenhaufen dahin geſandt wurden. Der erſte unter dem Oberſten Norris war ſo glücklich, ſich eine Gemeinſchaft mit der belagerten Stadt zu öffnen, und eine kleine Verſtärkung hinein zu werfen, welche etwas Geld und Schießpulver mitbrachte, worauf die Belagerten einen neuen Ausfall thaten, und dem Feinde einige Geſchütze (December 31.) mit großen Schmiedehämmern zerſchlugen. Die Erſcheinung des Oberſten Sonoi, welcher mit Mannſchaft und

Lebensmitteln aus Nordholland über den Süderſee geſegelt und bei Blokzyl, eine Meile von Steenwik, ans Land geſtiegen war, belebte den Muth der Belagerten aufs neue. Auch Norris rückte jetzt näher an die Stadt, und ſchon ſahen die Bewohner derſelben in freudiger Erwartung der nahen Befreiung entgegen, als ihnen die Nähe ihrer Freunde durch einen traurigen Irrthum faſt zum Verderben geworden wäre. Renneberg hatte auf die Hoffnungen der Belagerten den Plan zu einer Kriegsliſt gegründet. Er läßt einen Theil ſeiner Mannſchaft gegen die Stadt ausrücken, und trifft dabei ſolche Maßregeln, daß die Belagerten glaubend gemacht werden, es ſei der ſehnlich erwartete Entſatz. Ein ſtarker Nebel und der Holländiſche und Engliſche Trommelſchlag, welchen die Feinde nachahmen, vollenden die Täuſchung. Die Belagerten machen einen Ausfall, um denen, welche ſie für ihre Befreier halten, die Hand zu bieten, und würden ſammt der Stadt ein Opfer ihrer Unvorſichtigkeit geworden ſeyn, hätte ſich nicht glücklicherweiſe der Nebel plötzlich verzogen, und ſie noch zur rechten Zeit ihren Irrthum erkennen laſſen, worauf ſie ſich ohne Verluſt in die Stadt zurückzogen, und eine abermalige Aufforderung des Feindes zur Uebergabe gleich den früheren abwieſen (1581. Jänner 9.).

Wenige Tage nach dieſem Vorfall ſah man vor den Mauern der belagerten Stadt eine Scene, welche an die Zeiten der Homeriſchen Helden oder der ſpäteren Ritterwelt erinnert haben würde, hätte

nicht ihr burlesker Ausgang die poetische Idee einer romantischen Vorzeit schnell verwischt und die gemeine Niederländische Natur in einem treffenden Zuge dargestellt. Ein feindlicher Hauptmann forderte den Obersten Norris zum Zweikampf heraus, und ein Lieutenant des letzteren nahm die Ausforderung an dessen Stelle an. Ort und Zeit des Kampfs werden bestimmt, Geisseln gegeben und Bedingungen festgesetzt. Die Kämpfer erscheinen, beide Heere stehen unter den Waffen. Das Gefecht hebt an. Mehrere Gänge werden gemacht, und keiner der Fechtenden ist verletzt. Endlich legen sie die Waffen nieder, ergreifen ein Paar volle Krüge, trinken einander zu und das Schauspiel ist zu Ende.

Nach einem für die Belagerten nicht glücklichen Ausfall, zog sich Norris zu Sonst nach Blokzyl zurück, nachdem er aus Unkunde des Terrains einen ganzen Tag in der größten Gefahr geschwebt hatte, mit seinem ganzen Corps aufgehoben zu werden. Nach einer aus Friesland erhaltenen Verstärkung rückte er wieder näher gegen Steenwik vor. (Jänner 31.)

Die Belagerten erbauten, auf Kornputs Rath, ein neues Thor gegen Norden, um das Einbringen des Proviants, womit Norris die Stadt versehen wollte, zu erleichtern. Aber die erwartete Verproviantirung verzögerte sich so lange, daß von neuem der Muth der Belagerten sank. Ein unbedeutender Zufall erhob ihn wieder. Drei Wachteln, welche eines Tages über den Markt hinflogen, wagten sich

zu tief herab und wurden mit der Hand gegriffen. „Gott ist dreieinig — rief Kornput aus, als man ihm den Vorfall erzählte — er sandte einst den muthlosen Israeliten in der Wüste diese Speise! auch unsere Stadt wird er speisen, doch erst in drei Wochen, weil der Wachteln drei sind, und zwar zur Prüfung wegen des durch euern Mangel an Zutrauen auf seine Hülfe bewiesenen Kleinmuths.“ So benutzte der erfahrne Menschenkenner den Wunderglauben und die Vorurtheile seines Zeitalters, und es gelang ihm, durch dieses immer wirksame Mittel die Hoffnung der Belagerten noch einmal zu beleben, daß sie getrost der Zukunft und der versprochenen Hülfe entgegen sahen.

Norris lagerte sich auf einer befestigten Höhe im Angesichte der Stadt, (Februar 4.) wo ihn Renneberg vergebens angriff. Beide Theile mußten mit Hunger, Frost und allen nur erdenklichen Mühseligkeiten kämpfen. In der Stadt konnte man das Lager unter Norris sehr deutlich sehen, und die Blicke der Belagerten hingen mit Sehnsucht auf diesem Pharus ihrer Hoffnungen. Um den Einwohnern und der Besatzung von Zeit zu Zeit Nachricht von sich zu geben, erfand Norris folgendes Mittel: Er ließ zweipfündige mit doppelten Oeffnungen versehene bleierne Kugeln gießen. In die eine Oeffnung ward ein Brief gesteckt, und die Oeffnung dann mit einem bleiernen Pfropf verschlossen; in die andere that man Brennstoffe und eine Zündschnur, um die

Stelle zu bezeichnen, wo die abgeschossene Kugel niederfiel.

Der 22. Februar war der entscheidende Tag, wo es dem Obersten Norris gelang, nach langen und blutigen Gefechten mit dem Belagerungscorps, die Stadt mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Die Folge davon war, daß Rennenberg die Belagerung aufhob, so schmerzlich es ihm auch war, dem Herzog von Parma das gegebene Versprechen nicht erfüllen zu können. Er zog sich in größter Ordnung von der Stadt zurück, (Februar 23.) und die Belagerten wagten nicht ihn zu verfolgen, weil das trübe neblichte Wetter alle Aussicht entzog. Norris hielt seinen Einzug in die gerettete Stadt, und der Schade, welchen die Bürger während der Belagerung erlitten hatten, ward ihnen durch Erlassung der Steuern und andere Vergünstigungen ersetzt. Aber ihre Freude über den glücklichen Ausgang der Belagerung verwandelte sich bald in Trauer, denn eine pestartige Seuche, welche sich über die Stadt verbreitete, stürzte in kurzer Zeit den größten Theil ihrer Bewohner ins Grab.

Nach dem gelungenen Entsatz Steenwiks verfolgten die Ständischen Befehlshaber ihr Waffenglück. Norris eroberte Kuinder, Lemmer und Slooten, und Sonoi Staveren. Rennebergs Truppen, welche sich in Besitz der sämmtlichen Ommelande gesetzt hatten, wurden nach und nach aus ihren Eroberungen vertrieben (1581. Jul. 19.) und bis unter die Mauern von Gröningen gedrängt.

In dieser letzteren Stadt beschloß der Graf von Renneberg seine Laufbahn. (Jul. 23.). Unmuth und Krankheit hatten seit der mißlungenen Belagerung Steenwiks an seinem Leben genagt. Auch soll er in den letzten Tagen, nach der Versicherung der Niederländischen Geschichtschreiber, seinen Abfall von der republikanischen Partei bitter bereuet, seine Schwester Cornelia Lalaing, welche ihn dazu überredet, von seinem Sterbelager zurückgewiesen, und noch kurz vor seinem Ende im Gefühl des Schmerzes ausgerufen haben: o Gröningen, Gröningen, wozu hast du mich verleitet!

Franz Verdugo, ein Spanier von geringer Geburt, der sich durch Muth und Talente vom gemeinen Kriegsmann zum Befehlshaber emporgeschwungen hatte, erhielt von dem Herzog von Parma Rennebergs erledigte Statthalterschaft, zur großen Kränkung des tapferen Schenk, welcher des Grafen Nachfolger zu werden gehofft hatte. Verdugo erschien an der Spitze von zehn Fahnen in Friesland, eroberte die Ommelande wieder, schlug den Obersten Norris aufs Haupt, und erwarb den Königlichen Waffen (1581. Septemb.) das Uebergewicht auf dem nördlichen Schauplatz des Kriegs.

4.

Achtserklärung des Königs von Spanien wider den Prinzen von Oranien.

1580.

Der Utrechter Bund, wodurch sich ein Theil der Niederländischen Provinzen feierlich von der Spanischen Herrschaft lossagte, und den ersten entscheidenden Schritt zu der künftigen Unabhängigkeit that, war gleich allen übrigen Unternehmungen der Nation wider ihre ehemaligen Beherrscher das Werk Wilhelms von Oranien. Er allein erhielt die Partei der Königsfeinde und der Freiheit, und ohne den alles belebenden Einfluß dieses außerordentlichen Geistes, wäre die Niederländische Revolution ohne dauernde Folgen geblieben, und nichts mehr als der ohnmächtige Versuch eines gemißhandelten Volks zur Wiedererlangung seiner natürlichen Rechte gewesen. Nie hatte Philipp der 2te einen so gefährlichen Feind gehabt als diesen, und nur zu gut kannte er die Wichtigkeit und den Werth eines Mannes, der nun schon zwölf Jahre mit geringen Hülfsmitteln

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10418/025

den ungleichen Kampf wider ihn, den mächtigsten Monarchen Europas, unterhielt.

Nur wenn er ihnen diese Stütze entriß, durfte er hoffen, seine abgefallenen Niederländischen Unterthanen wieder zum Gehorsam zurück zu bringen. Aber alle Versuche dieses zu bewirken, waren bis jetzt fruchtlos geblieben. Der List war Oranien ausgewichen, weil er den Grundsatz hatte, Spanien nicht zu trauen; der Gewalt hatte er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit getrotzt, und eben so wenig machten gütliche Vorschläge Eindruck auf ihn, wenn sich in ihnen die Absicht aussprach, ihn abzulenken von seinem großen Vorhaben, den Götzen der Spanischen Tyrannei in den Niederlanden zu zertrümmern. Während des Cölner Friedenskongresses, wo der Spanische Gesandte, nach seiner Instruktion, bestimmt und unwiderruflich darauf drang, daß der Prinz seiner Würden in den Niederlanden entsetzt und gezwungen werden sollte, dieses Land auf immer zu räumen, ward ihm von Seiten des Spanischen Hofes insgeheim die Hand zu einem Vergleiche geboten. Man machte ihm den Antrag, daß, wenn er sein Wort gäbe, die Niederlande freiwillig zu verlassen, und nach Teutschland zurück zu gehen, ihm eine Entschädigung von 100000 Gulden bewilliget, und sein Sohn, der Graf von Büren, der erlittenen langen Haft entledigt und in alle väterlichen Rechte und Besitzungen in den Niederlanden eingesetzt werden solle. Aber Wilhelm wies diesen entehrenden Vorschlag, der die Verwünschungen der Niederländer, den

Spott der Zeitgenossen und die Verachtung der Nachwelt über ihn gebracht haben würde, mit Unwillen zurück.

Diese Weigerung und die eingelaufenen Berichte von geheimen Berathschlagungen in den abgefallenen Provinzen, dem Herzog von Anjou die Souveränität über die Niederlande anzubieten, reitzten den kalten Philipp zum heftigsten Zorn, und der stolze Beherrscher zweier Welttheile, welcher sonst aus dem mystischen Gewölk seines düsteren Zeremoniels wie ein Wesen höherer Art auf seine Unterthanen herabsah, erschien ihnen jetzt, von einer niedrigen Leidenschaft überrascht, wie ein gemeiner Mensch. Auf immer zerrissen war jetzt der Faden gütlicher Unterhandlung zwischen ihm und Oranien, und auch die letzte Aussicht auf eine noch mögliche Aussöhnung verschwanden. Von jetzt an behandelten sich beide Prinzen ohne alle Schonung, und selbst ohne die ihrem Range schuldige Achtung, und mißhandelten sich in öffentlichen Schriften, welche mit den niedrigsten Schmähungen angefüllt waren, und worin die Leidenschaft Wahres und Falsches durcheinander mischte.

Den ersten Schritt zu dieser unrühmlichen Fehde that der erbitterte Philipp. Auf seinen Befehl erließ der Herzog von Parma, von Maßricht aus, wo er sich den größten Theil dieses Jahres aufhielt, ein öffentliches Manifest wider den Prinzen von Oranien (1580. März 15.), dessen Inhalt folgender war: König Philipp von Spanien, Herzog

von Brabant und Burgund, thut darin zu wissen, wie nicht nur sein Vater Kaiser Karl der 5te, sondern auch er selbst den Prinzen von Oranien mit Wohlthaten überhäuft hätten. Der Kaiser habe ihm zum Besitz des Fürstenthums Orange, des Erbtheils seines Vetters Renatus von Chalons, verholfen, und von ihm sey er zum Ritter des goldenen Vließes und zum Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht und Burgund ernannt worden. Diese Wohlthaten habe er mit dem schwärzesten Undank vergolten, die aufrührerische Verbindung des Adels in den Niederlanden, die Bilderstürmerei und die Unterdrückung des katholischen Glaubens veranlaßt und befördert, und endlich wider seinen rechtmäßigen Herrn die Waffen ergriffen. Unmittelbar an diese Beschuldigungen schloß sich eine Reihe der gröbsten und niedrigsten Schmähungen. Der Prinz ward ein Ehebrecher genannt, weil er bei Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Gattin Anna von Sachsen sich mit einer geweiheten Aebtissin, der Tochter des Herzogs von Montpensier, vermählt habe; ein Ketzer und Abtrünniger, ein Kain und Judas, ein Heuchler, eine Pest der Christenheit und ein Feind des Menschengeschlechts. Zum Schluß erklärte ihn der König als den Stifter der Niederländischen Unruhen und ehrlosen meineidigen Schelm, sammt allen seinen noch nicht eingezogenen Gütern in die Acht, und gab Vermögen und Person des Geächteten einem jeden Preis. Wer ihn todt oder lebendig liefern werde, dem wurden 25000 Goldkronen, Lebzäh-

lung von allen Verbrechen und der Adel, wenn er noch kein Edelmann ſey, zur Belohnung verſprochen. Alle ſeine Anhänger, die ſich nicht binnen einem Monat von ihm trennten, ſollten Adel, Ehre, Leben und Vermögen verwirkt haben.

Oranien war von dem Inhalt dieſer Achtserklärung, ſchon vor ihrer öffentlichen Erſcheinung, durch ſeine Kundſchafter am Spaniſchen Hofe, die alle Schritte deſſelben bewachten, unterrichtet, und hatte eine vorläufige Anzeige davon an die Staaten von Holland und Seeland gemacht. Als hierauf das ſchändliche Produkt der Rache und des Haſſes wirklich aus dem Spaniſchen Kabinet hervorging und in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit vor den Augen der Welt zur Schau aufgeſtellt ward, beſchloß der mißhandelte und tiefgekränkte Prinz, ſeinen Gegner mit gleicher Münze zu bezahlen, ferner keine Schonung und Diskretion gegen den König zu beobachten, und denſelben Ton gegen ihn anzuſtimmen, den ſich jener zuerſt gegen ihn erlaubt habe. Er beantwortete das Manifeſt in einer Rechtfertigungsſchrift, worin er das Bild des verhaßten Despoten, der ſelbſt den Geiſtern gern ſeine Feſſeln angelegt hätte, im grellſten Lichte aufſtellte.

Zuerſt entwickelt er in dieſer Schrift, welche an die Generalſtaaten gerichtet war, die großen Verdienſte ſeiner Vorfahren um das Haus Oeſterreich, und zeigt nach einigen Lobſprüchen auf Kaiſer Karl den 5ten, wie wenig er dem Könige zu verdanken und wie viel er durch ihn verloren habe. Dann fährt

er fort: nicht er habe den Aufstand in den Niederländen verwirkt, sondern der Spanische Hof durch seine ungerechten Eingriffe in die heiligsten Rechte der Nazion, und die blutige Tyrannei des Herzogs von Alba, seine Schafotte und unersättliche Habsucht hätten das friedfertigste Volk von der Welt zur Verzweiflung gebracht. Wer sey derjenige, der seine rechtmäßige Vermählung lästere? Philipp, der mit seiner Schwestertochter eine blutschänderische Ehe geführt, der seine Gemahlin Isabelle und seinen Sohn D. Karlos, weil er Mitleid mit den unglücklichen Niederländern geäußert, ermordet, mit D. Euphrosia im Ehebruch gelebt und sie schwanger dem Prinzen von Ascoli zur Gattin aufgedrungen habe, um seinem Bastard dessen Güter zu verschaffen, worauf den letzteren der Gram, oder vielleicht ein vergifteter Bissen getödtet habe. Kain und Judas hätten Gott nicht vertrauet, er vertraue ihm, aber nicht Menschen, die vor den Mauern von Granada und an den Grafen von Egmont und Hoorne sich öffentlich als Verräther und Wortbrüchige bewiesen hätten. Die Niederträchtigkeit einen Preis auf seinen Kopf zu setzen und daß man in Spanien Meuchelmördern den Adel ertheile, nehme ihn eben nicht Wunder, da der größte Theil des Spanischen Adels, wie die ganze Welt sage, von den Maranen oder Juden herstamme, welche das Leben Christi dem Judas mit baarem Gelde abgekauft hätten. Käme es übrigens bei diesen verderblichen Einruhen nur auf seinen Kopf an, und könnten sie durch dessen Ver-

luſt geſtillt werden, ſo wolle er ihn gern zum Opfer darbringen. Sie, die Generalſtaaten möchten daher frei über ſein Leben gebieten, denn nur ſie allein und kein Potentat der Erde, hätten Macht über ſeinen Kopf. Glaubten ſie aber von ſeinen geſammelten Erfahrungen noch längeren Gebrauch machen zu können, ſo ſey er bereit Leben und Vermögen in ihrem Dienſte aufzuopfern.

Peter de Villier, ehemals Advokat und nachher Hofprediger des Prinzen, ein treuer Diener ſeines Hauſes und mit ſeinen Staatsgeheimniſſen und politiſchen Verhältniſſen vertraut, ward für den Verfaſſer dieſes Aufſatzes gehalten. Am 13ten des Chriſtmonats (1580) begab ſich der Prinz, von ſeinem Neffen dem Grafen Hohenlohe und einigen andern Verwandten begleitet, in die Verſammlung der Generalſtaaten, welche damals zu Delft gehalten wurden, und überreichte ihr die Schrift. Der Penſionär las ſie der Verſammlung vor, welche den Inhalt etwas zu heftig fand und die Berathſchlagungen darüber einige Tage verſchob. Endlich ertheilte ſie ihre Antwort darauf, (Dezemb. 17.) erklärte die dem Prinzen in der Achtserklärung wegen der Niederländiſchen Unruhen gemachten Beſchuldigungen für falſch und ungegründet, pries ſeine dem Vaterlande geleiſteten großen Dienſte, erſuchte ihn um ſeinen ferneren Beiſtand, wobei ſie ihm alle mögliche Unterſtützung leiſten wolle, und erbot ſich, ihm zu ſeiner perſönlichen Sicherheit ein Geſchwader Leibwache auf gemeine Koſten zu halten;

und bemerkte endlich zum Schluß, daß, da auch sie in der Achtserklärung angegriffen worden sey, sie ebenfalls eine Rechtfertigung ihres Verfahrens bekannt machen werde.

Hierauf wurden die Achtserklärung, des Prinzen Vertheidigungsschrift und die Antwort der Generalstaaten mit Genehmigung der letztern in Niederländischer und Französischer Sprache gedruckt, um ihnen eine desto größere Publicität zu geben, und von dem Prinzen an mehrere Europäische Höfe gesandt.

Diese Schriften erhitzten die erbitterten Gemüther aufs neue. Sie waren ein neuer Feuerbrand, der unter die empörte Menge geworfen ward, ein neuer Aufruf zu einem ewigen unheilbaren Zwiste, zu einem Kampfe auf Leben und Tod; denn furchtbarer als je erwachte jetzt die alte Wuth. Eine Widerlegung der Vertheidigungsschrift des Prinzen von Spanischer Seite ist nie erfolgt. Vielleicht sah Philipp bei kälterer Ueberlegung das Entehrende eines übereilten Schrittes ein, wozu ihn eine heftige Aufwallung hingerissen hatte. Welche Erniedrigung für den stolzesten und mächtigsten Monarchen seiner Zeit, mit einem seiner Unterthanen, und mochte er auch ein Prinz seyn, eine solche Sprache zu führen! Und wie verdunkelte er seinen Ruf dadurch, daß er seinen Gegner reitzte, Dinge aus der Nacht des Geheimnisses an das Licht des Tages hervor zu ziehen und öffentlich vor den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt aufzustellen, denen er zu seiner

Ehre eine ewige Verborgenheit, worin sie ohne diesen Vorfall auch vielleicht geschlummert hätten, wünschen mußte. Doch wie erniedrigend auch die Folgen dieses Streits für den König waren, verderblicher wurden sie dem Prinzen von Oranien. Von jetzt an schwebte der Engel des Todes drohender über seinem Haupte, überall schlichen Meuchelmord und Verrätherei in hundert verschiedenen Gestalten ihm nach, und sein Leben ward endlich das Rachopfer für Philipps beleidigte Ehre.

Wenige Monate nach Erscheinung der Achtserklärung wider den Prinzen von Oranien, wiederfuhr auch dem Herzog von Parma eine Kränkung, welche leicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens in den Niederlanden hätte haben können. Die Herzogin Margarethe von Parma, Alexanders Mutter und ehemals, bei den ersten Ausbrüchen der Revolution, Statthalterin der Niederlande, langte auf Befehl des Königs aus Italien (1580. August) zu Namur an. Philipp hatte den Wallonischen Provinzen versprochen, ihnen einen General-Gouverneur aus seinem Hause zu geben. Seine Wahl, entweder aus dem ihm eigenen Mistrauen gegen jeden ausgezeichneten Mann oder von dem Kardinal Granvella geleitet, fiel auf seine Schwester Margarethe, deren Leutseligkeit, wie er hoffte, ihm die Herzen der Niederländer wieder gewinnen werde, ohne ihm bei ihren mittelmäßigen Talenten Veranlassung zum Argwohn zu geben. Sie sollte daher, nach seinem Befehl, die Regie-

rungsgeschäfte verwalten, und der Herzog, ihr Sohn, die Kriegsangelegenheiten leiten. Aber der letztere, im Bewußtseyn seiner dem Könige geleisteten Dienste, fühlte den heftigsten Unwillen gegen diese unverdiente Zurücksetzung, und war keineswegs geneigt, von der ersten Stelle in einem Lande, wo er bisher die höchste Gewalt ausgeübt hatte, herab zu steigen, um eine subalterne Rolle zu übernehmen. Er empfing seine Mutter, die er schon in seiner Jugend wenig geschätzt hatte, mit Kaltsinn, und sie selbst, da sie seinen Unwillen über ihre Gegenwart bemerkte, schrieb bald nach ihrer Ankunft an den König und bat ihn, sie der ihr verliehenen Würde wieder zu entledigen, da bei dem gegenwärtigen schrecklichen Zustande der Niederlande nur von den Waffen, welche ihr Sohn besser zu führen verstehe als sie, ein kräftiger und wirksamer Erfolg zu hoffen sey. Als der König aber dennoch auf seinem Willen bestand, wollte der Herzog lieber seine Entlassung nehmen, als mit seiner Mutter die höchste Gewalt und die Führung der Geschäfte theilen.

Das Gerücht von diesem Vorhaben des Herzogs verbreitete sich bald, und versetzte die ganze Königliche Partei in den Niederlanden in Unruhe und Bestürzung, ja die Truppen erklärten, daß sie nicht mehr dienen würden, wenn man ihnen ihren geliebten Feldherrn raubte. Der König, welcher den Herzog nicht entbehren konnte, sah sich endlich gezwungen, dem Drange der Nothwendigkeit nach-

zugeben, und ihn aufs neue in der Statthalterschaft zu bestätigen, welche seine Mutter abtrat.

Margarethe blieb nach dieser Katastrophe in den Niederlanden, ohne jedoch an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Sie hatte ihren Aufenthalt zu Namur, ihr Sohn bekümmerte sich wenig um sie, und es kam so weit, daß sie den drükkendsten Mangel leiden mußte, ob ihr gleich bei ihrer ersten Entlassung von der Statthalterwürde vom Spanischen Hofe ein Jahrgehalt von 20000 Thalern angewiesen worden war. Im Herbstmonat 1583 kehrte sie nach Italien zurück.

5.

Entſetzung Philipps des 2ten von der Oberherrſchaft über die Niederlande, und Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverain derſelben.

1580 bis 1582.

Schon ſeit mehreren Jahren hatte unter den eifrigen Republikanern in den abgefallenen Niederländiſchen Provinzen, beſonders in Holland und Seeland, der Antrag beſtanden, dem Könige von Spanien den Gehorſam aufzukündigen. Hätte die Königin Eliſabeth die ihr im Jahre 1575. angebotene Souveränität angenommen, ſo würden jene beiden Provinzen ſchon damals dieſen entſcheidenden Schritt gethan haben. Ihre Weigerung und der langſame und bedächtige Charakter der Nazion, derſelbſt in dem exaltirten Zuſtande der Revolution nicht unterging, verzögerte ihn, und auch Oranien erklärte ſich dagegen, weil er das Band zwiſchen den abgefallenen Provinzen noch nicht haltbar genug fand, um ihn mit Sicherheit und Erfolg thun zu können. Man ließ daher die äuſſeren Formen der Regierung

vor der Hand noch in ihrem damaligen Zuſtande, und alle Verordnungen und Befehle wurden fortdauernd im Namen und unter dem Siegel deſſelben Fürſten ausgefertigt und erlaſſen, wider den man die Waffen mit der höchſten Erbitterung führte. Nach dem Abſchluß der Utrechter Union ward in der Verſammlung der Staaten von Holland (1580. März) aufs neue der Vorſchlag gethan, die Königliche Gewalt mit allen ihren äußeren Zeichen abzuſchaffen, und die Regierung der Republik feſt und entſcheidend zu beſtimmen. Er ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, aber die Verſammlung fand für gut, ihn zur Zeit noch nicht zu realiſiren, weil ſie die Hoffnung hegte, daß bald alle vereinigten Landſchaften denſelben Entſchluß faſſen würden.

Dieſer Zeitpunkt trat ein, als mit dem fruchtloſen Ausgange des Cölner Kongreſſes jede Friedensausſicht verſchwunden war, als die Achtserklärung des Spaniſchen Hofes wider den Prinzen von Oranien und des letzteren mit den heftigſten Invektiven gegen den König angefüllte Vertheidigungsſchrift den gegenſeitigen Haß noch glühender und unverſöhnlicher machten; und als auf der einen Seite die gänzliche Vereinigung Amſterdams und Harlems mit der republikaniſchen Partei der Provinz Holland, dem Bunde mehr Stärke verliehen hatte, und auf der andern das Waffenglück des Herzogs von Parma und die Rückkehr ganzer Provinzen und ſo vieler Städte und einzelner bedeutender Männer unter den Gehorſam des Königs die Pa-

trioten mit den gerechtesten Aussichten eines unglücklichen Ausgangs erfüllten. Jetzt, um nicht alles in einem Kampfe zu verlieren, der mit so ungleichen Kräften geführt ward, mußte alles gewagt und endlich ein souveräner Schritt gethan werden. Nur wenn man jede Gemeinschaft mit Spanien aufhob, das letzte mit der Monarchie noch bestehende Band zerriß, und einen fremden selbstgewählten Fürsten zum Chef und Beschützer der Republik proklamierte, ließ sich noch Rettung von dem gewissen Untergange hoffen. Oranien selbst, welcher die große Kunst verstand, stets die günstigsten Momente zur Erreichung seiner Absichten zu treffen, zeigte jetzt die Nothwendigkeit dieses entscheidende Hülfsmittel zu ergreifen, und rieth, von je her der Verbindung mit Frankreich geneigt, dem Herzog von Anjou an Philipps Stelle die Oberherrschaft zu übertragen, weil dieser Fürst, dessen Wahl ihnen den Beistand Frankreichs und vielleicht auch Englands verspräche, dem Interesse des Landes angemessener sei, als irgend ein anderer.

Lange gab dieser wichtige Gegenstand das Hauptthema zu den Berathschlagungen der Generalstaaten ab. Endlich, nach vielen und heftigen Debatten, ward beschlossen, dem Rathe des Prinzen zu folgen, und eine Deputation an den Herzog von Anjou zu senden, um mit ihm über die Annahme der Oberherrschaft über die Niederlande in Unterhandlung zu treten. Aus den früheren Epoken dieser Geschichte ist bekannt, daß die Staaten den Her-

zog ſchon im Jahre 1578 zum Oberſtatthalter und Schutzherrn der Niederlande erklärt hatten. Sie waren damals außer Stande, ihm die Bedingungen halten zu können, wozu ſie ſich verpflichtet hatten, und er war mißvergnügt nach Frankreich zurückgekehrt, ohne doch darum ſeinen Lieblingsplan, ſich noch einſt zum Herrn jenes ſchönen nachbarlichen Landes zu machen, aufgegeben zu haben. Sehr angenehm überraſchte ihn daher die Nachricht, welche ihm ſeine Niederländiſchen Korreſpondenten von dem Beſchluſſe der Generalſtaaten ertheilten, welcher ihn dem Ziele ſeiner Hoffnungen und Wünſche auf einmal ſo nahe rückte. Im Auguſt (1580.) langte die Niederländiſche Geſandtſchaft in Frankreich an, um die Unterhandlung mit dem Herzog zu eröffnen, welcher ſeinerſeits einige Kommiſſarien zu dieſem Geſchäft ernannte. Das Schloß Pleſſis les Tours ward zum Schauplatz der Konferenzen zwiſchen den beiderſeitigen Bevollmächtigten gewählt. Aber eine Menge Schwierigkeiten verzögerten den Gang der Unterhandlungen, denn die auf die Freiheiten ihres Vaterlandes eiferſüchtigen Niederländiſchen Deputirten, an deren Spitze St. Aldegonde ſtand, diſcutirten ſogar über einzelne Phraſen und wogen jeden Ausdruck mit ängſtlicher Genauigkeit ab. Alle Hinderniſſe wurden endlich gehoben, alle Differenzen ausgeglichen, der Vertrag kam zu Stande und die darüber ausgefertigte Urkunde ward am Michaelistage (1580.) von den Bevollmächtigten beider Theile unterſchrieben.

Der Vertrag bestand aus sieben und zwanzig Artikeln. Dem Herzog von Anjou ward dadurch für sich und seine männliche Deszendenz die Oberherrschaft über die Niederlande mit eben den Titeln, welche die vorigen Fürsten geführt hatten, übertragen, aber die Gewalt des neuen Souveräns war durch vielfache Einschränkungen in Rücksicht der Erbfolge, der Regentschaft bei einer Minderjährigkeit, des Genter Friedensvereins und der Utrechter Union in so enge Grenzen gesteckt, daß ihm kaum noch ein Schatten von Macht übrig blieb. Er mußte versprechen, alle Freiheiten und Vorrechte der Landschaften zu bestätigen; wenigstens einmal jährlich die allgemeinen Staaten zusammen zu berufen, zu seinen Staatsräthen nur Eingeborne und aufs höchste zwei Franzosen zu wählen, und die Statthalter der Provinzen aus den ihm von den Staaten vorgeschlagenen Personen zu ernennen, die Provinzen Holland und Seeland in Ansehung des Gottesdienstes und auch außerdem bei ihrer gegenwärtigen Verfassung zu lassen, den Beistand seines Bruders des Königs wider Spanien zu bewirken, und mit dessen und seinem eigenen Gelde den Krieg zu führen, wozu die Staaten jährlich 240000 Gulden beitragen würden. Den Staaten sollte ferner das Recht zustehen, denjenigen von seinen Deszendenten, welchen sie für den würdigsten hielten, zu seinem Nachfolger zu wählen. Jede Verletzung dieses Vertrags von Seiten des Herzogs sollte die Staaten von ihrem Eide und Gehorsam und allen Verpflichtungen gegen ihn

entbinden. Endlich rückten die Niederländischen Bevollmächtigten zum Schluß noch mit der Erklärung hervor: nur unter der Bedingung, daß der Herzog von seinem Bruder ein schriftliches, unter dem Königlichen Namen und Siegel ausgefertigtes Versprechen seines Beistandes bewirke, sei der gegenwärtige Traktat von ihnen abgeschlossen worden, und für gültig zu halten.

Der Herzog nahm alle Punkte des Vertrages an, und ging auch die letzte Verpflichtung ein, aber seine Bemühungen sie zu erfüllen waren vergebens. Frankreich war damals ein Raub der Anarchie und des Bürgerkriegs, und alles, wozu sich der schwache, seinem Bruder abgeneigte König bewegen ließ, war ein Schreiben (1580. Novemb. 26.), worin er dem Herzog und den Niederländern Hülfe zu leisten verhieß, wenn die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt seyn würde. Wie wenig auch eine so unbestimmte Erklärung den Staaten Genüge leistete, mußten sie sich doch dabei beruhigen, weil vor der Hand nichts mehr zu erlangen war. Sie bestätigten auf der Versammlung (1580. Dezember 30.) zu Delft den Traktat von Plessis, und beschworen ihn, (1581. Jänner 23.) nachdem sie wenige Tage zuvor, auf den Rath des Prinzen von Oranien, einen Land- oder Staatsrath, der aus ein und dreißig Mitgliedern bestand, errichtet hatten.

Auf die Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverän der Niederlande folgte unmittelbar die schon früher beschlossene Entsetzung des Königs von

Spanien. Der Beschluß, welcher Philipp den 2ten seiner Rechte auf die Niederlande verlustig und ihn für einen Feind der Republik erklärte, ward von den Staaten von Brabant, Flandern, Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland und Mecheln auf der Versammlung zu Amsterdam, am 26. Mai gefaßt, und zwei Monat später (1581. Jul. 27.) im Haag feierlich proklamirt. Die darüber abgefaßte Akte hob mit der merkwürdigen Erklärung an: Die Völker sind nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da, und den Unterthanen gebührt das Recht, den Regenten seiner Würde zu entsetzen, wenn er sie als Sklaven behandelt, und wenn es für sie kein anderes Mittel gibt, wieder zu ihrer Freiheit zu gelangen. Wird eine solche Entsetzung durch die Stände des Landes beschlossen, so ist sie vollkommen rechtmäßig, und mehr als irgend ein anderes Volk sind die Niederländer im Besitze dieses Rechts, deren Souverän verpflichtet ist, nach heiligbeschwornen Bedingungen zu regieren. Diesem Eingange folgte eine weitläuftige Darstellung aller Ungerechtigkeiten und Eingriffe in die Vorrechte der Nazion, deren sich der König schuldig gemacht habe; und endlich ward er aller Rechte und Ansprüche auf die Regierung der Niederländischen Republik auf immer für verlustig erklärt. Die Lehnleute, Staatsdiener und sämmtliche Einwohner wurden von dem ihm geleisteten Eide entbunden, und es ward befohlen, nicht mehr des Königs Namen und Siegel, sondern bei allge-

meinen Angelegenheiten das Siegel der Generalſtaaten, und bei beſonderen die der einzelnen Provinzen, in Holland und Seeland aber den Namen des Prinzen von Oranien und der Staaten gemeinſchaftlich zu gebrauchen.

Kaum iſt dieſer Beſchluß bekannt gemacht, ſo eilt man auch ſchon zur Vollziehung deſſelben. Ueberall werden die Wappen und Bildniſſe des Königs hinweggeſchaft, die Siegel zerbrochen, die von ihm ertheilten Beſtallungen zerriſſen, und ſein Bruſtbild und Name von den Münzen verbannt. Doch nicht an allen Orten ward das Haager Manifeſt mit gleichem Beifall aufgenommen, und viele Beamten, welche kein Bedenken getragen hatten, an der Rebellion gegen ihren alten Fürſten Theil zu nehmen, weigerten ſich jetzt, den neuen Eid abzuleiſten; ſo wahr iſts, daß der größte Theil der Menſchen nur an den äußeren Formen hängt, und weit ſchwerer dieſen als dem Weſen der Dinge entſagt. Auch der Aberglaube erklärte ſich wider die Neuerung. Focko Ralda, Rath des Hofes von Friesland, ward in dem Augenblick, da man ihm den neuen Eid zur Ableiſtung vorlegte, vom Schlage getroffen, und blieb auf der Stelle todt. Dieſer Zufall machte einen großen Eindruck auf den gemeinen Haufen, der darin den Wink einer höheren Macht, der alten Ordnung treu zu bleiben, zu erkennen glaubte. Michael Rudze, ein lutheriſcher Prediger zu Woerden, erhob ſich mit ſolcher Wuth wider die Abſetzung des Königs, daß man ihn aus

der Stadt verweisen mußte. Mehrere Vasallen und Beamten, welche ebenfalls den neuen Eid verweigerten, traten zur Royalistischen Partei über, und suchten im Lager des Herzogs von Parma ein Asil gegen die Rache ihrer republikanischen Mitbürger.

Aber wie laut auch Vorurtheil, Aberglaube und Pfaffengeist sich wider die Abschaffung der alten Regierung mit ihren bisherigen Formen erheben mochten, nie erscheint dem philosophischen Beobachter die Versammlung der Niederländischen Volksrepräsentanten ehrwürdiger und achtungswerther, als in dem Augenblick, da sie die Entsetzung Philipps decretirt und ihm den Gehorsam aufsagt. Denn was adelt den Menschen mehr, als wenn er mit männlicher Kraft die Ketten zerreißt, welche ein übermüthiger Despot für ihn geschmiedet hat, und lieber die offne Brust allen Ungewittern des Lebens darbeut, als sein Haupt unter den ungerechten Szepter des Tyrannen schmiegt. Die Europäischen Fürsten freilich, wie sich leicht vorhersehen ließ, schenkten diesem Triumpf der beleidigten Menschheit ihren Beifall nicht. Am wenigsten behagte ihnen der in dem Haager Manifeste aufgestellte Grundsatz von der Souveränität der Völker und dem Rechte, unter gewissen Umständen ihre Regenten abzusetzen, Ideen, welche beweisen, wie richtig man schon damals die natürlichen Rechte der Menschen zu erklären verstand.

Um die übeln Eindrücke zu schwächen, welche ihr Verfahren wider den König auf die auswärtigen

Mächte gemacht haben mußte, ſandten die Staaten eine Geſandtſchaft an den Reichstag zu Augsburg, und ließen den gethanen Schritt durch die traurige Nothwendigkeit entſchuldigen, welche ſie dazu gedrungen habe, da der König allen ihren Bitten um Abſtellung ihrer gerechten Beſchwerden ſein Ohr verſchloſſen habe. Und hatten nicht die Spanier ſelbſt, ſagt Grotius, den Niederländern ein Vorbild gegeben, da ſie einen ihrer Könige ſeiner Grauſamkeit wegen des Throns für verluſtig erklärten, und die Krone einem Baſtard aufſetzten? und wie viel Beiſpiele von Königen, welche durch ihre Unterthanen abgeſetzt wurden, lieferte ihnen die ältere und neuere Geſchichte anderer Völker, der Franken und Engländer, der Dänen und Schweden!

Die Entſetzung des Königs und die Uebertragung der höchſten Gewalt an den Herzog von Anjou, hatten einen weſentlichen Einfluß auf die bisherigen Verhältniſſe des Erzherzogs Matthias, denn er verlor dadurch den geringen Antheil an der Regierung, den er bisher noch gehabt hatte. Da ihm dieſe natürliche Folge der Dinge ſelbſt einleuchtete, ſo gab er wenige Tage vor der Publikation des Haager Manifeſts ſeine ſeit vier Jahren, wenigſtens dem Namen nach geführte Statthalterſchaft, zu Antwerpen (1581. Jul. 21.) in die Hände der Generalſtaaten zurück. Es wurden ihm ſehr anſehnliche Jahrgelder ausgeſetzt, welche jedoch in der Folge beträchtlich vermindert wurden; und der Wunſch des Prinzen von Oranien, ihm zur Entſchädigung das

Bisthum Lüttich zu verſchaffen, ging nicht in Erfüllung, weil das Domkapitel, auf die Empfehlung des Herzogs von Parma, den Prinzen Ernſt von Baiern wählte. Drei Monat nach ſeiner Abdankung (Weinmonat) verließ der Oeſtreichiſche Prinz die Niederlande, und ging nach Wien zurück. Man hegte in der letzten Zeit den Verdacht gegen ihn, daß er in geheimen Verbindungen mit dem König von Spanien ſtehe, und über einem gefährlichen Anſchlage wider den Prinzen von Oranien brüte. Sein Leibbäcker und noch eine andere vertraute Perſon, welche man einzog und abhörte, beſtätigten durch ihre Ausſage den gefaßten Verdacht, man hatte jedoch Gründe, die Sache nicht näher aufzuklären und zu rügen. So endete Matthias die unbedeutende Rolle, in welcher er vier Jahre in den Niederlanden figurirt hatte. Der Herzog von Arſchot und deſſen Anhang riefen ihn dahin, um ihn dem Prinzen von Oranien entgegen zu ſtellen, und ſie waren auch die erſten, von denen er wieder verlaſſen ward, als Oraniens Staatsklugheit ihre ehrgeizigen Plane durchſchaute und vereitelte.

Die eben erzählten Veränderungen in der politiſchen Verfaſſung der Niederlande hatten auch neue Stürme in der religiöſen zur Folge. Die kalviniſtiſchen Zeloten ergriffen dieſen Zeitpunkt, ihrer Sekte mehr Ausdehnung und Einfluß auf Koſten des Katholicismus zu verſchaffen, und es gelang ihnen, denn die Umſtände begünſtigten ihren Eifer. Sie brachten es dahin, daß zu Antwerpen, Brüſſel

ind an mehreren andern Orten der katholiſche Got
esdienſt aufhören mußte, die Weihung der Hoſtien
unterſagt ward, die Prieſter verjagt wurden, und
ie Bilder, welche jene früheren Stürme überlebt
atten, aus den Kirchen genommen wurden. Viele
er ſchönſten Gemälde, beſonders einige treffliche
Altarſtücke, wurden in Privathäuſer gerettet, und
arin aufbewahrt, um ſie nicht noch einmal der vans
alſchen Wuth einer fanatiſchen Sekte, welche die
Werke der Kunſt gleich Idolen des Aberglaubens
aßte und verfolgte, preis zu geben.

Indeß hatte der neue Regent der Niederlande
chon angefangen einen Theil der übernommenen
Verpflichtungen gegen ſeine künftigen Unterthanen
u erfüllen; denn ſo bald der Vertrag von Pleſſis
bgeſchloſſen und beſtätigt war, ließ er es ſein erſtes
Geſchäft ſeyn, ein Heer zur Vertheidigung der Nie
erlande zuſammen zu ziehen, während er eine ge
ruckte Denkſchrift an alle Reichsfürſten verſandte,
orin er ſeine Gründe zur Annahme der Souverä
ität über die Republik entwickelte. Im Auguſt
1581.) betrat er an der Spitze von 14000 Mann
ie Niederländiſche Erde, und die Erſcheinung einer
o anſehnlichen Hülfsmacht flößte den Vereinigten
Provinzen die größten Erwartungen ein. Aber bald
errannen wie Luftgeſtalten die ſchönen Bilder ihrer
Hoffnung, als das franzöſiſche Heer nach einigen
riegeriſchen Unternehmungen, deren wichtigſte der
elungene Entſatz von Cambrai war, ſchon wieder
ber die Grenze nach Frankreich zurückkehrte.

Der Herzog, immer mit neuen Projekten beschäftiget, opferte auch jetzt die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs in den Niederlanden der Verfolgung einer glänzenden Chimäre in England auf. Keine Vorstellungen konnten ihn bewegen sein Waffenglück zu verfolgen, er entließ sein Heer und schiffte in Begleitung einiger vornehmen Niederländer nach England über, um die schon früher eingeleitete Vermählung mit der Königin Elisabeth zu Stande zu bringen. Eine Verbindung Englands und Frankreichs gegen Spanien sollte gleichsam die Mitgift bei dieser Vermählung seyn, und alles schien die Wünsche des Herzogs zu begünstigen. Die Königin behandelte ihn mit der größten Auszeichnung und Vertraulichkeit, gab ihm in ihren Briefen die zärtlichsten Namen, ja sie zog einst bei einem glänzenden Ball einen kostbaren Ring von ihrem Finger und steckte ihn öffentlich dem Herzog an. Bei dem allen waren diese Aeußerungen des Wohlwollens und der Zuneigung nichts als ein leeres Gaukelspiel. Die arglistige Fürstin machte es dem Herzog nicht besser, als allen andern, die um ihre Hand geworben hatten; sie hielt ihn mit Hoffnungen hin, ohne vielleicht je im Ernst an eine Vermählung mit ihm gedacht zu haben, obgleich der Heirathsvertrag bereits entworfen war. Vielleicht schreckten sie auch der leichtsinnige Charakter des Herzogs, die Gewißheit zugleich mit seiner Hand einen Krieg mit Spanien zu erhalten, und der zerrüttete Zustand Frankreichs, von dieser Verbindung zurück. Drei Mo-

nate verlor der Herzog, ohne seinem Ziele näher gerückt zu seyn, da erschien eine Deputation der Generalstaaten, welche ihn um Beschleunigung seiner Rückkehr bat, weil der Prinz von Oranien darauf drang, einige bedeutende Mängel in der Staatsverfassung abzustellen und kräftige Maßregeln zur Fortsetzung des Kriegs zu treffen. Der Herzog mußte sich zur Abreise entschließen, und die Königin selbst, welche ihm ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, begleitete ihn bis Canterbury. Graf Leicester, ihr Liebling, und andere Englischen Großen folgten ihm nach Vliessingen, wo er von dem Prinzen von Oranien (1582. Febr. 10.) und Espinoi bewillkommt ward. Sieben Tage nach seiner Ankunft schifte er mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Antwerpen, und ward hier mit großen Feierlichkeiten zum Herzog von Brabant und Markgrafen des Römischen Reichs geweihet.

Unter dem Schalle einer rauschenden Musik von der benachbarten Schelde her, (Febr. 19.) bestieg er eine kostbar dekorirte, dem Rathhause gegen über errichtete Schaubühne. Eine Welt von Zuschauern war zusammengeströmt, den neuen Regenten zu sehen. Der Prinz von Oranien selbst bedeckte ihn mit dem Herzogshut, und hing ihm den Fürstenmantel um. Als er sich dabei vergebens bemühete eine Schnalle zu befestigen, welche den Mantel zu halten bestimmt war, sagte der Herzog mit bedeutendem Lächeln zu ihm: Laßt mich nur selbst machen, ich werde sie schon selbst so gut befestigen, daß sie

nicht wieder aufgehen soll. Dem Prinzen entging der geheime Sinn dieser Worte nicht, aber er blieb ruhig, denn er kannte den Herzog und fürchtete ihn nicht.

Der neue Souverän legte den Eid ab, und die Bevollmächtigten Brabants schworen ihm Treue. Auch die Gelderer erklärten ihn für ihren Herzog, und Flandern nebst den Gröningenschen Ommelanden folgten dem Beispiele Brabants; aber Holland, Seeland und Utrecht verweigerten die Huldigung, obgleich die Deputirten dieser Provinzen gleich den übrigen dem Vertrage von Plessis beigestimmt hatten.

Der Grund dieser Weigerung betraf den Prinzen von Oranien, und seine Verhältnisse zu jenen drei Provinzen. Zwar war er es selbst, der zu den Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou rieth und sie auf das eifrigste betrieben hatte, weil den erschöpften und durch Parteien zerrissenen Niederlanden eine auswärtige Hülfe zu ihrer Erhaltung unentbehrlich schien, besonders da zu fürchten war, daß Philipp nach vollendeter Eroberung Portugals seine ganze Macht gegen sie wenden werde. Aber dabei war es keineswegs seine Absicht, sich die Herrschaft über die drei erwähnten Provinzen entziehen zu lassen. Daher die Weigerung derselben, dem Herzog von Anjou die Huldigung zu leisten, wovon der Grund damals ein Geheimniß war, zu dem nur wenige treue Anhänger des Prinzen in Holland den Schlüssel hatten.

Jedem aufmerksamen Beobachter der Niederländischen Revolution drängt sich hier die interessante Frage auf: woher kam es, daß der Prinz von Oranien, der doch der belebende Geist der Rebellion und der Antispanischen Partei war, weder zum General-Gouverneur noch zum Souverän der Niederlande gewählt ward? Wie kam es, daß er weder selbst nach diesen Würden strebte, wozu ihm seine Verdienste ein so gültiges Recht gaben, noch daß jemals von einem seiner Anhänger zu deren Erlangung für ihn ein Antrag geschah? und was bewog endlich diesen außerordentlichen Mann, sich so viel Mühseligkeiten und Gefahren für eine ihm fremde Sache zu unterziehen, um andern den Genuß der Früchte seiner Anstrengungen und Aufopferungen zu überlassen? Begeisterte ihn allein der edle Ehrgeiz, der Retter eines unglücklichen mißhandelten Volks zu werden, indem er zugleich seinen glühenden Haß gegen die Unterdrücker desselben befriedigte? oder strebte er wirklich insgeheim nach der Herrschaft über dieses Volk, und behauptete nur darum den Schein einer erzwungenen Mäßigung, weil seine scharfsichtige Politik ihm sagte, der günstige Zeitpunkt, seine Wünsche laut werden zu lassen, sey noch nicht gekommen, und er habe dabei den Widerspruch einer zahlreichen Gegenpartei zu fürchten? Die Geschichte gibt uns keine Aufschlüsse zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Fragen, und Oraniens tiefverschlossene Seele verstattet nicht einen forschenden Blick in das Heiligthum ihrer Geheimnisse zu thun. In-

deß welche Hoffnungen, welche Absichten auch Oranien hegen mochte, er konnte ruhig jede fremde Person in den Vereinigten Niederlanden neben sich auftreten und mit den höchsten Würden bekleiden sehen. Immer blieb er der Held des großen Drama's und jene waren nur Figuranten, die auf einen Wink von ihm eben so schnell wieder von der Bühne verschwanden, als sie auf derselben erschienen waren, wie die Geschichte der Mathias und Anjou zur Genüge beweist. Daß übrigens der große Mann sein eigenes Interesse nicht ganz aus den Augen verlor, zeigen seine Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou über die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, wovon die dem Herzoge verweigerte Huldigung dieser Provinzen eine Folge war. Der Zusammenhang ist folgender.

Schon in den frühesten Zeiten der Revolution hatte der Prinz in Holland und Seeland, worüber er vor dem Ausbruch derselben Königlicher Statthalter war, das Ansehn eines Souveräns ausgeübt, ohne jedoch, weil der König seiner Herrscherwürde damals noch nicht entsetzt war, den Namen davon zu führen. Um jenes Verhältniß auch unter dem neugewählten Regenten zu erhalten, ward auf sein Verlangen in dem Vertrage von Plessis ausdrücklich festgesetzt, daß Holland und Seeland sowohl in Absicht der Religion als auch außerdem bei ihrer gegenwärtigen Verfassung bleiben sollten. Der geheime Sinn des Worts außerdem ging auf die dem Prinzen schon vormals übertragene höchste Gewalt in je-

nen Provinzen, welche er nicht verlieren wollte, und der Herzog übergab St. Aldegonde, auf deſſen Verlangen, noch beſonders eine ſchriftliche Verſicherung, daß er den angeführten Worten keinen andern Sinn geben wolle. Dieſer geheime Artikel ward ſorgfältig verſchwiegen, weil er leicht, wenn man ihn bekannt werden ließ, bei den übrigen Provinzen den Argwohn erregen konnte, daß Holland und Seeland ſich von dem Bunde trennen wollten. Nach dem Abſchluß des Vertrags von Pleſſis, betrieben der Prinz und ſeine Anhänger die förmliche Uebertragung der Regierung an ihn in Holland, Seeland und Utrecht mit großer Thätigkeit. In Holland gelang die Sache in ſo weit, daß die Staaten der Provinz auf der Verſammlung zu Amſterdam den Prinzen erſuchten: die ihm im Jahr 1576 übertragene Gewalt, welche nicht nur auf die Dauer des Kriegs eingeſchränkt, ſondern permanent ſein ſolle, auszuüben und ausſchließend die reformirte Religion zu beſchützen. Auch leiſteten ihm die meiſten Städte den Huldigungseid als Repräſentanten der Grafſchaften Holland, Seeland und Friesland; welchen Titel er auch von dieſer Zeit an gewöhnlich führte. In Seeland und Utrecht erfolgte jedoch für jetzt die verlangte Eidesleiſtung noch nicht. Dem Prinzen genügte indeß die von dem Herzog von Anjou wegen Holland und Seeland erhaltene Verſicherung nicht, und er wußte es dahin zu bringen, daß die Deputirten dieſer Landſchaften zu Antwerpen keinen Befehl erhielten dem Herzog zu huldigen. Erſt nachdem der letz-

treit (1582. Febr. 22.) eine neue Urkunde ausgestellt hatte, worin er sich verpflichtete, den drei Provinzen durchaus keine andere Verbindlichkeit aufzulegen, als die gemeinschaftliche Führung des Kriegs zur Vertheidigung der Freiheiten der Republik: leisteten ihm Holland und Seeland, auf die Vorstellung des Prinzen, die Huldigung. Nur Utrecht allein fuhr fort sie zu verweigern, und zeigte sich eben so wenig geneigt dem Prinzen die Herrschaft zu übertragen.

Anjou nahm jetzt den Titel eines Herzogs von Brabant, Limburg und Geldern, Grafen von Holland, Seeland und Flandern, Markgrafen des Römischen Reichs und Beschützers der Belgischen Freiheit an. Er stellte darauf in Antwerpen die Uebung der katholischen Religion wieder her, und empfing auch die Deputirten des reformirten Clerus, die ihn in ihrer Anrede einen David und Salomo nannten, mit großer Leutseligkeit und mit der Versicherung seines Schutzes.

Vier Wochen dauerten die Lustbarkeiten, welche die Huldigung veranlaßte, bis sie endlich am Geburtstage des Herzogs durch einen tragischen Vorfall plötzlich unterbrochen wurden. Doch ehe wir dessen erwähnen, ist es nöthig eine kurze Darstellung der Kriegesszenen zu geben, welche sich während des Zeitraums ereigneten, worin die eben erzählten Begebenheiten vorfielen.

6.

Ansicht der Kriegsvorfälle des Jahrs 1581.

Die Kriegsgeschichte dieses Jahrs stellt nur wenige bemerkungswerthe Begebenheiten und nicht Eine Unternehmung auf, welche auf den Gang der Revolution einen entscheidenden Einfluß gehabt hätte. Ein Paar gewonnene und verlorne Städte, einige fehlgeschlagene Versuche auf andere, und verschiedene größtentheils unbedeutende Gefechte im offenen Felde, das waren die Resultate des Feldzugs. Die Kriegsmacht beider Theile befand sich in schlechter Verfassung, wovon der Grund auf beiden Seiten derselbe, nemlich der Geldmangel war, welcher den Herzog von Parma und die Staaten in gleichem Maße drückte. Dazu kam noch, daß die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou die Aufmerksamkeit der letzteren so ausschließend beschäftigten, daß sie darüber das Militär fast ganz aus den Augen verloren. Man ließ die Truppen Mangel leiden, welcher einen Geist des Mißvergnügens und Aufruhrs erzeugte, der sich besonders unter den Besatzungen mehrerer Plätze so drohend äußerte, daß man gezwungen war gewaltsame Maßregeln dagegen zu er-

greifen. Auch die Königlichen Truppen hatten starke Soldrückstände zu fordern, und man konnte ihrem Mangel nur abhelfen durch erzwungene Anleihen von den eroberten Städten, wodurch diese zu Grunde gerichtet wurden. Wie sehr unter diesen Umständen der moralische Zustand und die Kriegszucht der beiderseitigen Heere leiden mußten, ergibt sich von selbst; daß aber die Königlichen Truppen dennoch mehr leisteten als die Ständischen, war das Werk des großen Feldherrn, der an ihrer Spitze stand, und mit dem keiner der republikanischen Befehlshaber verglichen werden konnte.

Der Herzog von Parma hatte beim Anfange des Feldzuges sein Hauptquartier zu Hauterive und blokirte Cambrai. Diese Stadt war wegen der Verbindung, in welcher sie mit dem Teutschen Reiche stand, während des ganzen Kriegs von beiden Theilen als ein neutraler Ort behandelt worden. Aber nachdem durch die Unterwerfung der Wallonischen Provinzen die Royalistische Partei in jener Gegend ein so großes Uebergewicht erlangt hatte, hielt der Befehlshaber Ainse die Stadt unter dem Schutze einer ungewissen Neutralität nicht mehr für gesichert, und nahm deshalb einige Fahnen Franzosen als Besatzung darin auf. Der Herzog von Parma, dem Ainse als ein eifriger Anhänger des Herzogs von Anjou bekannt war, fürchtete, die Franzosen möchten sich in dieser wichtigen Grenzstadt unter dem Vorwande, ihre Neutralität zu schützen, auf immer festsetzen. Um dieses zu verhindern und den Platz in

seine Gewalt zu bekommen, wandte er Geld, List und Ueberredung an, und als alle diese Mittel fruchtlos waren, so beschloß er ihn durch Hunger zu unterwerfen. Zu dem Ende ließ er die Stadt durch den Marquis von Roubaix auf das engste einschließen, und ihr alle Zufuhr und alle Gemeinschaft mit der umliegenden Gegend abschneiden. Vergebens versuchte ein Corps Ständischer Truppen, welches sich unter Villers zwischen Ypern und Dermuiden in Flandern aufstellte, seine Aufmerksamkeit von Cambrai abzuziehen; er bot diesem die Spitze, und setzte zugleich die Blokade Cambrai's ununterbrochen fort.

Während das Schicksal dieser Stadt die Aufmerksamkeit beider Theile beschäftigte, erhielt der Prinz von Oranien Nachricht von einer der Stadt Vliessingen in Seeland drohenden Gefahr. Der Herzog von Parma und D. Bernhardin de Mendoza, Spanischer Gesandter in London, hatten einen gemeinschaftlichen Plan entworfen, diesen wichtigen Hafenplatz den Vereinigten Niederländern durch Verrätherei zu entreißen. Die Hauptrolle dabei hatte der Gesandte übernommen, und er bemühete sich, irgend einen Niederländischen Schiffsbefehlshaber in sein Interesse zu ziehen, um durch dessen Mitwirkung die Verrätherei zur Ausführung zu bringen. Er fand endlich zwei, Wilhelm von Horn und Cornelius Steinhuden, welche seinen Anträgen und Versprechungen Gehör zu geben schienen. Sie versicherten dem Gesandten, es werde ihnen nicht schwer werden, Vliessingen in Spanische Hände zu überlie-

fern, wenn ihnen dazu ein Paar Königliche, mit Kriegsleuten besetzte Schiffe überlassen würden. Der Gesandte beschenkte sie reichlich, aber die beiden wackeren Seeleute waren keinesweges gesonnen Verräther an ihrem Vaterlande zu werden. Sie entdeckten dem Prinzen von Oranien die ihnen gemachten Anträge, und erhielten den Auftrag, die Unterhandlungen zum Schein fortzusetzen, weil der Prinz wünschte, die Spanier in ihren eigenen Schlingen zu fangen. Wilhelm von Horn forderte hierauf einige tausend Kronen von dem Gesandten, unter dem Vorwande, sich mit diesem Gelde eine Partei in Vliessingen zu machen. Mendoza versprach die geforderte Summe, jedoch unter der Bedingung, daß ihm Horn seinen zehnjährigen Sohn als Geissel überlassen solle, wozu sich Wilhelm von Horn verstand, gegen ein schriftliches Versprechen des Gesandten, daß man den Knaben nicht außerhalb England bringen wolle. Jetzt ward das Geld gezahlt, und der Knabe ausgeliefert. Horn begab sich nach Vliessingen, um seinem Vorgeben nach die letzte Hand ans Werk zu legen. Indeß ertheilte der Prinz dem Admiral Treslong Befehl, einige bewaffnete Schiffe nach Walcheren zu senden, um die Königlichen Fahrzeuge, wenn sie sich Vliessingen nähern würden, zu empfangen, und sandte zugleich seinen Geheimschreiber Huigens nach London, den kleinen Sohn Wilhelms von Horn zu entführen. Huigens entledigte sich seines Auftrags, er entriß den Knaben seinen Wächtern durch List und Gewalt und kam

glücklich mit ihm nach Holland zurück (1581. Mai). Vliessingen entging der Gefahr; aber auch die Spanier zogen sich ohne Verlust aus dem Handel, da sie durch die plötzliche Verhaftung einer gewissen Frau von Aulsi, welche mit darin verwickelt war, einen warnenden Wink von der Entdeckung desselben erhielten.

Oranien genoß die Freude über die Rettung Vliessingens nicht lange, denn bald darauf erhielt er die Nachricht von dem Verlust eines andern Orts, der ihn noch näher anging. Die Stadt Breda in Brabant an dem kleinen Flusse Merk, der Hauptort in der Herrschaft gleiches Namens, welche dem Hause Nassau gehörte, galt damals für einen der festesten Plätze in den Niederlanden. Sie war mit starken Mauern, Bastionen, tiefen Graben, Ravelins und halben Monden umgeben, und ward noch außerdem durch ein Schloß geschützt, welches Graf Heinrich von Nassau, etwa dreißig Jahr vor dem Ausbruch der Revolution, anlegen ließ. Die Stärke des Orts schien ihn vor jeder Gefahr eines Angriffs zu sichern, und die Ständischen Befehlshaber waren darüber so unbesorgt, daß der Oberst Lagardie den größten Theil der Besatzung herausgezogen hatte, um sich ihrer zur Eroberung einiger von den Königlichen besetzten festen Schlösser zu bedienen. Nicht mehr als 35 Mann waren zur Bewachung des Bredaer Schlosses zurückgeblieben.

In diesem Schlosse saß damals als Gefangener Karl von Savere Herr von Fresin, welcher zwei

Jahre zuvor, wegen eines geheimen Verständnisses mit einigen Spanischgesinnten von Adel, auf Befehl der Staaten verhaftet worden war. Rachebrütend und nach Freiheit sich sehnend, faßte der Gefangene den Entschluß, Breda den Königlichen zu überliefern, den er auf die Schwäche der Besatzung gründete. Er fand Gelegenheit seine Idee dem Herzog von Parma mitzutheilen, welcher dem Obersten Hautepenne den Auftrag gab, die Sache zu versuchen, wenn er sie ausführbar fände. Hautepenne, der damals bei Hilverbek ohnweit Herzogenbusch postirt war, beschloß das Wagestück zu unternehmen, und in der Nacht vom 27sten des Brachmonats (1581.) setzte er sich mit den dazu bestimmten Truppen in Marsch. Der Florentiner Pompeo Bardo machte mit seinem Reitergeschwader den Vortrab, und erschien vor Anbruch des Tages im Angesichte des Schlosses von Breda.

Karl von Gavere, von allem unterrichtet, hatte die nöthigen Vorkehrungen zum Empfange seiner Befreier getroffen; der größte Theil der geringen Besatzung war durch Geschenke und Versprechungen gewonnen, und der Ueberrest lag, durch den unmäßigen Genuß starker Getränke berauscht, in einen tiefen Schlummer begraben. Leicht erstieg daher Bardo mit seinen abgesessenen Reitern das Schloß, während Hautepenne in der Nähe zu seiner Unterstützung bereit stand. Ein Holländischer Schiffer, welcher sich eben der Stadt nähert, bemerkt jedoch was vorgeht, und thut zwei Lärmschüsse, wodurch die schon

vorher gewarnten Bürger in die Waffen gebracht werden. Sie eilen nach dem Schlosse, aber in dem Augenblick, da ihnen der Befehlshaber desselben die Thore öffnen will, wird er erstochen, und das Schloß ergibt sich den Königlichen, welche von hier aus sogleich in die Stadt herabdringen. Aber hier finden sie einen heftigen Widerstand. Die Einwohner, ohne Unterschied des Standes und der Religion, selbst Priester und Weiber, fechten unter der Anführung ihres heldenmüthigen Bürgermeisters Godewart Montens wie ächte Republikaner, für die Freiheit und den väterlichen Herd. Weder das Schwert des Feindes noch seine eingeworfenen Flammen konnten sie schrecken, und erst nach einem mehrstündigen zweifelhaften Kampfe entschied die Uebermacht für die Königlichen. Um zehn Uhr Morgens waren die letzteren im Besitz der Stadt, (Juni 28.) nachdem über hundert Einwohner in der Vertheidigung derselben gefallen waren; der Verlust der Sieger war viermal so stark. Hautepenne ward zum Befehlshaber des Königs über die Stadt ernannt, welche eine schwere Kontribution erlegen mußte. Der Bischof von Roermonde stellte den aufgehobenen katholischen Gottesdienst wieder her. So verlor der Prinz von Oranien seine Stadt und Herrschaft Breda zu eben der Zeit, da er die Städte und Herrlichkeiten Veere und Vliessingen, welche wegen der darauf haftenden Schulden veräußert wurden, von den Staaten von Holland und Seeland erkauft hatte.

Die Ständischen Truppen bemächtigten sich (August) bald nach dem Verlust Breda's der Stadt Eindhofen in Brabant, verloren sie jedoch nach einigen Monaten wieder. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit ist jetzt nach der Französischen Grenze gerichtet, wo der neue Regent der Niederlande, von dem sie das Ende ihrer langen Leiden erwarten, an der Spitze eines Heers erschien, um sich seinen bedrängten Unterthanen gleich anfangs in der schönen Gestalt eines rettenden Schutzgeists zu zeigen. Die Folge dieser Geschichte wird die Frage beantworten, ob er die großen Hoffnungen erfüllte, mit welchen seine Erscheinung und seine ersten Schritte den Niederländern schmeichelten.

Der Zustand der Stadt Cambrai hatte seine Ankunft beschleunigt. Durch die lange und strenge Blokade war die Noth in dieser Stadt aufs höchste gestiegen, und die Einwohner sahen sich genöthigt, ihren Hunger mit Hunde-, Pferde- und Katzenfleisch zu stillen. Lautes Murren, eine allgemeine Unzufriedenheit und Faktionen waren wie gewöhnlich die Folgen dieser Noth. Der Befehlshaber Ainse, nicht zweifelhaft über das harte Schicksal, welches seiner wartete, wenn er den Spaniern in die Hände fiel, sandte einen Eilboten nach dem andern an den Herzog von Anjou mit dringenden Aufforderungen um Beistand und schleunige Hülfe, aber die Wachsamkeit des Marquis von Roubaix vereitelte alle Versuche, der Stadt die nöthigen Vorräthe zuzuführen. Endlich da der Französische Prinz

durch den Traktat von Plessis die Souveränität über die Niederlande erlangt hatte, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, einem Orte, der durch seine Lage an den Grenzen Frankreichs so wichtig war, in eigener Person Hülfe und Rettung zu bringen; mit 16000 Mann rückte er in Belgien ein, und nahm seinen Marsch gerade gegen Cambrai. Schon war er bis zur Abtei von Vercelles, drei Stunden von dieser Stadt vorgerückt, und schon rüstete sich der Herzog von Parma, ihm von Valenciennes aus entgegen zu gehen, als unerwartet Pomponius von Bellievre, als Gesandter des Französischen Hofes im Hauptquartier des Spanischen Feldherrn erschien.

Er erklärte dem letztern im Namen seines Monarchen: der Herzog von Anjou habe seine Kriegsvölker ganz wider den Willen des Königs auf den Niederländischen Boden geführt, und damit dieser Einfall keine Veranlassung zu einem Bruch zwischen beiden Kronen gäbe, sei er abgeschickt, einen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen, um während desselben das Misverständniß auf eine friedliche Weise auszugleichen.

Der Herzog von Parma nahm hierauf das Wort und ergoß sich in bittere Klagen wider den König von Frankreich, der trotz der freundschaftlichen Verhältnisse mit seinem Herrn, einem ganzen französischen Heere den Niederländischen Rebellen zu Hülfe zu ziehen verstatte. Er sei überzeugt, setzte er hinzu, bald genug werde der Herzog von Anjou seine Verbindung mit Oranien schmerzlich bereuen,

denn dieser, der seinem rechtmäßigen Fürsten die Treue gebrochen habe, werde sie noch weniger einem fremden Prinzen halten, wovon der Erzherzog Matthias eine bittere Erfahrung gemacht habe. Uebrigens sei es ihm nicht erlaubt, ohne höhere Befehle mit den Feinden seines Herrn einen Waffenstillstand einzugehen.

Bellievre suchte den Herzog zu beruhigen und wandte allen seinen Scharfsinn an, ihm zu beweisen, daß der König von Frankreich keinen Antheil an der Unternehmung seines Bruders habe. Aber jener unterbrach plötzlich die Unterredung durch die Aeußerung, daß es Zeit zum Aufbruch sey. Er ertheilte darauf die Befehle zum Abmarsch des Heers, setzte sich an die Spitze desselben, und rückte dem Französischen eine Meile weit entgegen. Beide Theile standen einander jetzt so nahe, daß nur die Schelde zwischen ihnen floß, und mit jedem Augenblick sah man einer Schlacht entgegen. Aber diese zu liefern war Parma's Absicht nicht, denn sein Heer hatte bei weitem die Stärke des Französischen nicht; der Zweck seines Vorrückens war kein anderer, als den Rückzug des Marquis von Roubaix von Cambrai zu decken, und als er diesen erreicht hatte, führte er seine Truppen nach Valenciennes zurück. Der Herzog von Anjou aber hielt einen feierlichen Einzug in das entsetzte Cambrai. Die Stadt leistete ihm die Huldigung, und empfing Französische Besatzung.

Nach wenigen Tagen zwang er Cateau-Cambresis zur Uebergabe, aber mit dieser Eroberung war er auch schon am Ziele seiner Thaten. Vergebens beschworen ihn Oranien und die Generalstaaten, sein Waffenglück zu verfolgen und sich durch Artois nach Flandern zu drängen, wo ein Corps Ständischer Truppen bereit stand, sich mit ihm zu vereinigen. Aber den Herzog trieb sein unstäter Geist nach England. Auch sah er sich außer Stande, die Vereinigung in Flandern zu bewirken. Mehrere seiner Befehlshaber weigerten sich, tiefer in das Land einzudringen, andere, die ihm abgeneigt waren, kehrten nach Frankreich zurück, der größte Theil des Heers ging auseinander, und nur ein kleiner Ueberrest desselben zog über Calais am Seegestade hin nach Flandern. Er selbst, der Herzog, unternahm die schon oben erzählte fruchtlose Reise nach England, und überließ dem Spanischen Feldherrn wieder freien Spielraum auf der Bühne, wo er wie ein Meteor erschienen und verschwunden war.

Dem Herzog von Parma war der Abzug der Franzosen sehr willkommen, denn er wünschte den Feldzug durch irgend eine glänzende Unternehmung zu beschließen. Seine Wahl fiel auf Dornik, und er trug dem versammelten Kriegsrath seine Absicht vor, diesen Platz zu belagern, dessen Befehlshaber, der Prinz von Espinoi, sich eben mit einem Theil der Besatzung entfernt hatte, um sich des Städtchens St. Guilain zu bemächtigen. Die meisten Mitglieder des Kriegsraths billigten das Vorhaben nicht,

theils wegen der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit, theils wegen der geringen Anzahl der Truppen im Verhältniß der Größe der zu belagernden Stadt, und endlich wegen der Nähe des Französischen Gebiets, woher den Belagerten leicht Hülfe und Entsatz zugeführt werden könne. Doch alle diese Schwierigkeiten, so gegründet sie auch waren, konnten den Entschluß des Herzogs nicht erschüttern, er hoffte in seinem fruchtbaren Genie die Hülfsmittel dagegen zu finden, und am 1sten des Weinmonats (1581.) ward die Stadt berennt und zugleich dem Prinzen von Espinoi die Rückkehr in dieselbe verschlossen.

Dornik oder Tournai, in Flandern an der Grenze von Hennegau gelegen und die Hauptstadt der Landschaft Tournesis, ist ein großer, wohlhabender und gutgebauter Ort, der von der durchfließenden Schelde in zwei Theile geschieden wird. Eine starke Mauer mit acht und sechzig Thürmen und ein breiter, von der Schelde bewässerter Graben umgeben die Stadt. Ueberdem wird sie durch einige vorliegende Werke und ein von König Heinrich dem 8ten von England erbautes Schloß geschützt. Die Einwohner galten schon von den ältesten Zeiten her für ein streitbares und trotziges Geschlecht. Sie waren überdem eifrige Bekenner der kalvinistischen Lehre, und viele protestantische Familien aus den benachbarten Wallonischen Landschaften hatten sich unter ihnen niedergelassen. Die Besatzung war nur schwach, aber eine tapfere Bürgermiliz ersetzte ihren

Mangel. Estrelles, des abwesenden Prinzen von Espinoi Lieutenant, war Befehlshaber an seiner Stelle.

Der Feind umschloß die Stadt, die Laufgraben wurden eröffnet, Batterien errichtet, und bald schleuderten zwei und dreißig Feuerschlünde ihre Blitze gegen die Mauern. Alexander selbst leitete die Arbeiten und Angriffe, und mehr als einmal schwebte sein Leben in der größten Gefahr. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in einem verfallenen, von der Hauptbatterie nicht über zwanzig Schritte entlegenen Hause. Hier beobachtete er alles was vorfiel, und empfing die Berichte seiner Officiere. Die Belagerten waren von diesem Aufenthalte des Feldherrn entweder durch ihre Kundschafter unterrichtet, oder sie schlossen ihn aus der Menge derer, welche dahin gingen, um Rapporte abzustatten oder Befehle zu empfangen. Kaum hatten sie diese Entdeckung gemacht, so richteten sie eine Kanone gegen das Haus und um die Vesperzeit, als sich eben der Herzog mit seinem ganzen Gefolge darin befand, ward es dergestalt von einer Kugel getroffen, daß die ganze Versammlung in einem Augenblick unter den Trümmern des einstürzenden Gebäudes begraben lag. Man eilte zur Hülfe und zog die Verschütteten wieder hervor; aber einige waren todt und andere schwer verwundet. Der Herzog hatte an Kopf und Schultern Verletzungen, aber er unterdrückte den Schmerz, und zeigte sich nach einigen Tagen den besorgten Soldaten wieder.

Kaum der eben erzählten Gefahr entronnen, riß ihn sein Muth schon wieder einer neuen entgegen. Die Belagerten thaten einen Ausfall mit so wirksamen Erfolge, daß die Wallonen von ihrem Posten vertrieben, die Schanzgräber in die Flucht gejagt wurden, und selbst das Lager der Teutschen in Schrecken gesetzt ward. Der Herzog eilte sogleich mit dem Grafen von Boucquoi herbei, brachte durch seine Ermahnungen die furchtsamen Flüchtlinge wieder zum Stehen, und führte sie auf ihre verlassenen Posten zurück. Aber mitten unter dieser Beschäftigung ward er durch einen Steinwurf am Arme und sein Begleiter am Kopfe verwundet. Boucquoi mußte sinnlos hinweggetragen werden, und starb nach einiger Zeit an der erhaltenen Wunde, von dem Herzog, der ihn vorzüglich geschätzt hatte, sehr bedauert. Er selbst, der Feldherr, litt die heftigsten Schmerzen an dem beschädigten Arme, welcher lange unbrauchbar blieb; aber er achtete sie nicht, und die Anstalten zur Bekämpfung der Stadt wurden mit vermehrtem Eifer betrieben. Eine neue Batterie, mit achtzehn Feuerschlünden besetzt, stieg zweihundert Schritte von der Stadt empor, und zerschmetterte in kurzer Zeit einige Thürme und ein Stück von der Mauer, aber der Sturm, den die Spanier hierauf unternahmen, ward zurückgeschlagen, denn die Belagerten vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit.

Eine heldenmüthige Frau, die sich in ihrer Mitte befand, unterstützte sie dabei durch Rath und

begeisterndes Beispiel. Dieß war die liebenswürdige Prinzessin von Espinoi, Marie von Lalaing, die Gattin des abwesenden Befehlshabers der Stadt, eine Schwester des Barons von Montigni und nahe Verwandtin des Marquis von Roubaix, welche beide unter den Belagerern dienten. Mit den Grazien ihres Geschlechts verband sie einen hellen Kopf und den Muth eines Helden. Nicht genug, daß sie den Belagerten durch zweckmäßige Vorschläge nützlich ward, theilte sie auch die Gefahr mit ihnen, und schonte dabei so wenig ihre Person, daß sie sogar im Laufe der Belagerung eine Wunde in den Arm empfing.

Auch ihr Gatte machte von Zeit zu Zeit Versuche, der belagerten Stadt Hülfe zuzusenden. Drei Kornetten Reiter, welche er von Oudenarde abgehen ließ, um sich in Dornik zu werfen, wurden von einer überlegenen Anzahl Königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde, die eine Recognoscirung unternahmen, auf ihrem Marsch entdeckt, angegriffen, und in die Flucht geschlagen. Eine eroberte Standarte ließ der Herzog von Parma im Angesichte der Belagerten aufhängen, um durch den Anblick dieses Siegeszeichens ihre Hoffnung auf den Beistand ihrer Bundesgenossen zu zerstören. Dennoch gelang es dem Ständischen Obersten Preson, (1581. Novemb. 16.) sich mit 40 Mann in die Stadt zu schleichen. Es glückte ihm, eine Schildwache vor dem Königlichen Lager aufzuheben, von welcher er das Losungswort erfuhr, welches für diese

Nacht Santa Barbara war. Mit Hülfe desselben kam er unangefochten durch die Vorposten, denn sie hielten seinen Trupp für die Ablösung der Feldwachen, weil die Wallonische Reiterei vom Oktober an jede Nacht einmal ablöste. Nach diesem Vorfall hob der Herzog den damaligen Gebrauch, allen Außenposten das Losungswort zu geben, auf, und es durfte keiner in die Vorpostenkette gelassen werden, der nicht vorher von dem Officier der nächsten Feldwacht auf das genaueste befragt worden war.

Die Ankunft Presons und seiner Leute gereichte der belagerten Stadt mehr zum Nachtheil als zum Nutzen, denn sie schwächten den Muth der Bürger durch Erzählungen von unglücklichen, größtentheils erdichteten Vorfällen, die sich in Flandern ereignet haben sollten, und wodurch ihre Hoffnung, durch den Herzog von Anjou entsetzt zu werden, die bisher ihre Standhaftigkeit gestärkt hatte, vereitelt ward.

Die Belagerung hatte jetzt schon zwei Monat gedauert, und beide Theile fingen an sich gleich stark nach dem Ende derselben zu sehnen. Den Belagerten war nach und nach jede Aussicht auf Rettung verschwunden, und der Spanische Feldherr hatte mit Geldmangel und mit dem Mismuth seiner Soldaten zu kämpfen, welche unter den Beschwerden der ungünstigen Jahreszeit erlagen. Unter diesen Umständen willigte die Stadt in die ihr vom Herzog wiederholt vorgeschlagene Kapitulation, und ergab sich dem Sieger. Die Bedingungen waren, Erlegung einer Kontribution von 200000 Gulden und

freier und ehrenvoller Abzug der Besatzung. Den Reformirten ward die Freiheit zugestanden, sich ungehindert einen andern Wohnort zu suchen.

Am 29. November, dem St. Andreastage, zog der Herzog von Parma triumphirend in Dornik ein. Strada macht dabei die Bemerkung, daß der Andreastag ein verhängnißvoller Tag für diese Stadt gewesen sey, denn sie sey an demselben nicht nur jetzt von dem Spanischen Feldherrn in Besitz genommen, sondern auch früher von Maximilian dem 1sten, Karl dem 5ten und König Heinrich dem 3ten von England erobert worden.

So fiel einer der wichtigsten Plätze des südlichen Belgiens in die Gewalt der Feinde, während der Herzog von Anjou in England einem eitlen Fantom nachjagte. Der Herzog von Parma setzte sich dadurch an der obern Schelde fest, von welchem Punkte aus er wenige Jahre später seine siegreichen Waffen über Brabant und Flandern ausbreitete und sie bis an die Mündung jenes Stromes trug. Anstatt einen kräftigen Versuch zur Rettung Doniks zu machen, beschäftigten sich die Ständischen Truppen während der Belagerung dieses Orts mit mancherlei Anschlägen, sich durch List oder Verrätherei der Städte Bourbourg, Grävelingen und Oudenarde zu bemächtigen, aber sie scheiterten eben so wohl, als ein Ueberfall, den die Königlichen Kriegsvölker auf die Feste Bergen op Zoom versuchten. Den letztgenannten Ort rettete die Tapferkeit seiner Bürger, welche 300 Wallonen, die sich nach der Anweisung

einiger verrätherischen Einwohner, durch die Schleuse in die Stadt geschlichen hatten, wieder heraus schlugen. Die Verräther wurden gehenkt und ihre Leichname geviertheilt.

Im Norden der Niederlande hatte sich das Waffenglück ebenfalls für die Königlichen erklärt. Schon im August erfocht Martin Schenk einen Vortheil über den Ständischen Obersten Yffelstein, bei dem Städtchen Goor in der Landschaft Oberissel; und Verdugo vertrieb den Niederländischen Befehlshaber (August 18.) aus der festen Stellung bei Reiden in Gröningen und eroberte die Ommelande wieder. Er zog sich hierauf mit seinem von der Pest angesteckten Corps in das feste Lager bei Nordhorn, wo ihn auf ausdrücklichen Befehl des neuerrichteten Landraths, welcher seinen Sitz zu Leuwarden und die Regierung über das Land auf der Ostseite der Maas hatte, der Ritter Norris angriff. Der Ausgang des Gefechts (1581. Sept. 1.) war eine Zeitlang zweifelhaft, und der Sieg schien sich eben für die Ständischen zu erklären, als unglücklicherweise ihr Fußvolk beim Ueberspringen eines Grabens in Verwirrung gerieth. Der kriegserfahrne Verdugo benutzte diesen günstigen Augenblick, und ein kräftiger Angriff an der Spitze seiner Spetzreiter entschied das Treffen zu seinem Vortheil. Norris, der selbst verwundet war, ward in die Flucht geschlagen, und verlor die Hälfte seines Corps und sein ganzes Geschütz. Verdugo spielte jetzt überall den Meister in jenen Gegenden, und man konnte nur durch

Oeffnung der Schleusen- und Durchstechung der Damme seinen Fortschritten ein Ziel setzen.

Der Feldzug dieses Jahrs hatte nichts entschieden; doch war überall der Gewinn auf Seiten der Königlichen. Freilich konnte selbst ein vollendeter Feldherr, wie Farnese, nur langsame Fortschritte in einem Lande machen, welches dem Offensivkriege unendliche Hindernisse entgegenbot, weil fast jede der zahlreichen Städte eine Festung war, weil unzählige Flüsse, Kanäle, Dämme und tausend andere Chikanen des Bodens die Bewegungen der Truppen hinderten, und weil jeder angegriffene Platz, wenn nicht Verrätherei ihr böses Spiel dabei trieb, mit der größten Standhaftigkeit und oft mit überspannter Tapferkeit vertheidigt ward.

In diesem Jahre ward Juan de Kastilia erster Schreiber Don Gabriels de Cayas, Sekretärs der Niederländischen Angelegenheiten im Spanischen Staatsrath, (1581. November.) zu Madrid mit vier Pferden zerrissen. Er hatte für ein Jahrgeld von 300 Kronen dem Prinzen von Oranien als Kundschafter gedient, und ihm von Zeit zu Zeit geheime Nachrichten aus dem Kabinet und die Alphabete der Schifferschrift, welche alle drei Monat geändert wurden, mitgetheilt. Zehn Jahre hatte er schon dieß ehrlose Handwerk getrieben, als es entdeckt und bestraft ward.

7.

Meuchelmörderiſcher Angriff auf den Prinzen von Oranien.

1582.

Es iſt eine traurige und demüthigende Erfahrung, daß Größe und Verworfenheit, das Edelſte und Schlechteſte oft in den genaueſten Berührungen ſtehen, und nicht ſelten aus einer und der nemlichen Quelle fließen. Daſſelbe Zeitalter, welches ſo viel Großes und Glänzendes hervorbrachte, daß es dadurch zum merkwürdigſten in der Weltgeſchichte geworden iſt, war zugleich fruchtbarer an Verbrechen und Schandthaten als irgend ein anderes; und wenn uns der Heldenmuth, das Genie und die großen Charakterformen der Menſchen, die damals handelten, zur Bewunderung fortreißen, ſo ſchaudern wir eben ſo ſehr vor dem hohen Grade von Verderbtheit zurück, der ſie ſich hingegeben hatten. Kein Jahrhundert als das ſechzehnte hat eine Bartholomäusnacht hervorgebracht, in keinem ſank die Menſchheit ſo ſehr zur Beſtialität herab und nie waren Verrath und Meuchelmord ſo gewöhnliche Erſcheinungen. Die verruchte Politik eines Philipp des 2ten, einer

Katharine von Medicis, eines Cäsar Borgia nahm das schändlichste aller Verbrechen in Schutz, und es war nicht einmal mehr eine Schande, den Gegner, welchem man auf offenem Kampfplatz nichts anhaben konnte, den heimlichen Dolchen der Schwärmerei oder feiler Banditen zu überliefern.

Auch über dem Haupte Wilhelms von Oranien schwebte, seit der Achtserklärung des Königs von Spanien, der aufgehobene Arm gedungener oder fanatischer Meuchelmörder. Wie viel ihrer auch ergriffen und hingerichtet wurden, immer fanden sich neue Schwärmer oder Böswichte, welche gereizt durch irdische Schätze oder die Freuden des Himmels, deren Genuß man ihnen verhieß, das Bubenstück an dem Feinde ihres Gottes und ihres Königs übernahmen. Er konnte ihren Händen nicht entrinnen, und der Tod, dessen warnendes Schreckbild ihm zu Antwerpen erschien, ereilte ihn zwei Jahre später zu Delft, und riß ihn in der vollen Kraft seines Lebens und mitten in der Glorie eines wohlverdienten Ruhms unerbittlich hinweg. Seine Freunde warnten ihn oft, sich vor den Nachstellungen des rachsüchtigen Spaniers zu hüten. Aber die Gefahr war unvermeidlich, und er beschloß ihr als ein Mann standhaft und unerschrocken entgegen zu gehen, denn er wußte wohl, daß dem Menschen zwar vergattet ist, größer zu seyn als sein Schicksal, aber nicht dem zu entgehen, was es über ihn beschlossen hat. Nur zu bald erhielt er einen Beweis, wie gegründet die Besorgnisse seiner Freunde gewesen waren.

Es war an einem Sonntage am 18. des Lenzmonats, (1582.) als der Prinz im Schloſſe zu Antwerpen, wo er während der Anweſenheit des Herzogs von Anjou wohnte, mit den Grafen Hohenlohe und Laval, ſeinen Kindern und Neffen, den Herren von Bonnivet und Pruneaux und mehreren andern vornehmen Franzoſen zu Mittage geſpeiſt hatte. Nach aufgehobener Tafel begab er ſich mit ſeiner Geſellſchaft in das Vorzimmer, um ihr eine Tapete zu zeigen, auf welcher eine Szene ſpaniſcher Grauſamkeit abgebildet war. Da nähert ſich ihm ein junger Menſch von kurzer gedrungener Geſtalt und finſterem Blicke, der ſich unbemerkt unter die Dienerſchaft gemiſcht hatte, macht eine Bewegung, als wolle er eine Bittſchrift überreichen, und ſchießt in dem Augenblick ein Piſtol auf ihn ab. Der verwundete Prinz wankt und wird von den Umſtehenden aufgefangen. Es war ihm in der erſten Betäubung, als ob ein Theil des Gebäudes über ihm zuſammengeſtürzt ſey. Doch erhielt er bald ſein Bewußtſeyn wieder, und da er aus dem Brande in ſeinem Haar und aus dem Getümmel um ſich her das Vorgefallene errieth, rief er, den Mörder meinend: „Tödtet ihn nicht, ich vergebe ihm meinen Tod!“ Aber es war zu ſpät, denn jener wälzte ſich ſchon ſterbend auf dem Boden. Die Rache hatte ihn auf friſcher That ereilt.

In dem Augenblick da der Schuß geſchehen war, warf er die Piſtole von ſich und zog den Degen, welchen er jedoch, da ihm die Piſtole den Daum

zerschmettert hatte, nicht gebrauchen konnte. Auch ließ man ihm keine Zeit zur Vertheidigung oder Flucht, denn die Begleiter des Prinzen warfen sich über ihn her und durchbohrten ihn. Viele behaupten, der sechszehnjährige Moritz, Oraniens zweiter Sohn, habe ihm den ersten Stich gegeben.

Der verwundete Prinz ward indeß in eine benachbarte Kammer geführt. Im Abgehen sagte er zu einem der gegenwärtigen französischen Herren: „Seine Hoheit verliert einen treuen Diener!“ Seine Wunde ward untersucht. Die Kugel war in den Kopf hinter dem rechten Ohre herein und durch den Gaumen unter dem linken Kinnbacken wieder heraus gegangen. Der Pulverbrand hatte die starke Blutung verhindert, und die Aerzte gaben nicht alle Hoffnung zur Wiederherstellung auf, weil er Gesicht, Verstand und Sprache behielt.

Im ganzen Schlosse herrschte die größte Verwirrung. Niemand kennt den Mörder. Man wirft bald auf diesen, bald auf jenen Verdacht, welcher endlich auf dem Herzog von Anjou haftet, von dem man argwohnt, er habe den Meuchelmord angestiftet, um sich des Prinzen zu entledigen und dann desto uneingeschränkter in den Niederlanden herrschen zu können. Man mißtrauet den im Schlosse befindlichen Franzosen und glaubt, sie hätten nur darum den Mörder so schnell getödtet, damit er den Urheber der That nicht verrathen könne. Ja man besorgt sogar, sie möchten das Verbrechen, welches dem Einzelnen nicht gelungen sey, jetzt mit vereinten

Kräften auszuführen versuchen. Graf Hohenlohe entfernt deshalb alle, denen man nicht traut, läßt die Thore des Schlosses schließen und alle Eingänge desselben durch treue Leute besetzen.

Doch mitten unter diesen Anstalten erhielt der auf die Franzosen geworfene Verdacht eine andere Richtung. Während sich die übrigen in ungewissen Muthmaßungen verloren, hatte der jugendliche Moritz, welcher sich bei diesem Vorfall weit über sein Alter gesetzt und besonnen zeigte, den Leichnam des Mörders in genauen Augenschein genommen und seine Taschen durchsucht. Er fand darin einige Schriften in spanischer Sprache, und diese Entdekkung führete auf die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß er ein Spanier seyn müsse.

Indeß hat sich durch die ganze Stadt die Nachricht verbreitet, der Prinz sey ermordet. Zahlreiche Volkshaufen strömen vor dem Schlosse zusammen. Die Bürger greifen zu den Waffen, die Straßen werden mit Ketten gesperrt, die Stadtthore verschlossen. Der Verdacht des Mordes fällt allgemein auf die, dem größten Theile der Niederländer verhaßten Franzosen. „Das gibt eine Bartholomäusnacht!“ murmeln einige Stimmen. „Dort machten sie mit Coligni den Anfang, hier mit Oranien!“ setzen andere hinzu. „Auf, laßt uns die Schlächter erwürgen!“ ruft endlich alles wie aus einem Munde, und mit wildem Ungestüm wälzt sich die empörte Menge nach der Abtei St. Michael, wo der Herzog von Anjou seine Wohnung hatte. Alle Franzosen

welche den aufgebrachten Rotten in die Hände fallen, werden angehalten, aber trotz der Erbitterung gegen sie, begnügt man sich sie zu verhaften und einzusperren, ohne sich an ihrem Leben zu vergreifen, ein Beweis von der kalten Bedachtsamkeit dieses gutmüthigen Volks.

Ruhig saß der Herzog von Anjou unter seinen Hofleuten und arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen an einem Feuerwerke, welches nebst einer Maskerade die Feierlichkeiten dieses Tages, welcher sein Geburtstag war, beschließen sollte. Noch wußten sie nichts von dem, was vorging, und keiner ahnet ein Unglück, da die Gefahr schon nahe über ihren Häuptern schwebt. Auf einmal werden sie durch das Getümmel und die Verwünschungen des heranströmenden Volks in Schrecken gesetzt. Die Vergnügungen hören auf, die Spiele werden ausgesetzt, und die muntere Laune der Gesellschaft verwandelt sich in Verzweiflung und Todesangst. Jedermann bereitet sich zu seinem Ende. Der Herzog, wie er in der Folge selbst gestand, war nie in seinem Leben so andächtig gewesen, als in diesen Augenblicken einer schauderhaften Erwartung. Schon ist das ergrimmte Volk im Begriff die Zötei anzuzünden und die Bewohner derselben seiner Rache aufzuopfern, als noch eben zur rechten Zeit der Prinz von Oranien des Herzogs und seiner Freunde Retter wird.

Der verwundete Prinz hatte nicht so bald erfahren, in welcher Gefahr der Herzog schwebte, als er eine kurze Schrift aufsetzen ließ, worin er er-

klärte: daß weder der Herzog noch die Franzosen überhaupt irgend einen Antheil an seiner Verwundung hätten, und daß die bei dem Mörder gefundenen Papiere bald zur Entdeckung des Urhebers der Freveltat führen würden. Mit diesem Aufsatz eilte St. Aldegonde nach der Abtei unter das versammelte Volk, und las ihn öffentlich ab. Die aufgebrachten Gemüther wurden dadurch beruhigt, und sogleich hörte die Verfolgung der Franzosen auf.

Der Leichnam des Mörders war nach dem Markte gebracht und auf einem Gerüste öffentlich zur Schau ausgestellt worden, daß Jedermann ihn sehen konnte; und bald erkannten ihn mehrere für einen Handlungsdiener des spanischen Kaufmanns Gaspar d' Anastro zu Antwerpen, Namens Johann Jauregui. Anastro war abwesend, und es konnten daher nur dessen Buchhalter Venero und ein Dominikanermönch Namens Pater Peter Timmermann, welche ebenfalls durch die gefundenen Papiere kompromittirt waren, verhaftet werden. Den folgenden Tag wurden Briefe von Anastro an Venero aufgefangen, welche viel Licht über das Komplot verbreiteten. Venero läugnete anfangs, gestand aber zuletzt alles ein, was er wußte, und auch der Mönch bekannte seine Mitwissenschaft nach erlittener Folter. Der letztere erklärte dabei, nach De Thou's und anderer Geschichtschreiber Erzählung: er habe anfangs die Ermordung des geächteten Prinzen für kein Verbrechen gehalten, aber jetzt nach reiflicherem Nachdenken über die Sache, sey er von seinem Irrthum

überzeugt, und er erſuche das Gericht, dieſe ſeine Erklärung ſeinem Bekenntniſſe beizufügen und ſie zugleich mit dieſem der Welt bekannt zu machen.

Aus den verſchiedenen Verhören und gefundenen Papieren ergab ſich folgender Zuſammenhang der Sache. Der Kaufmann Anaſtro, im Begrif Bankerot zu machen, erhielt von Juan d'Iſumha, einem Biscajer und ehemaligen Proviantmeiſter beim Spaniſchen Heere in den Niederlanden, ein Schreiben, worin ihm eine Komthurei von St. Jago und eine Summe von 8000 Dukaten angeboten wurde, wenn er den Tod des Prinzen von Oranien veranſtalten wolle. Der Brief war von Liſſabon abgeſandt, und Anaſtro, nachdem er den Antrag lange überlegt hatte, ließ ſich durch den Reiz der verſprochenen Belohnung blenden, welcher in ſeiner bedrängten Lage doppelt verführeriſch für ihn war. Er verſprach das Bubenſtück zu übernehmen, aber zu furchtſam den Mord ſelbſt auszuführen, ſuchte er anfangs ſeinen Buchhalter Venero dazu zu bewegen, und da auch dieſer Bedenken trug Hand anzulegen, beſchloß er, ſich an ſeinen Handlungsdiener Jauregui, einen eitlen, ſchwermüthigen und fanatiſchen Jüngling von drei und zwanzig Jahren zu wenden. Die Bedenklichkeit, welche ſich ihm dabei aufdrang, ob es auch recht gethan ſei, einen jungen unbeſonnenen Menſchen in eine Sache zu verwickeln, deren Folgen für ihn höchſt traurig ſeyn mußten, ſuchte er durch eine Sofiſterei zu heben, indem er ſich überredete, die Königliche Achtserklärung habe Jedermann die Befugniß gegeben den Prinzen zu tödten, deſſen Ermordung folg-

Ich keine strafbare Handlung sein könne. In einem vertraulichen Gespräche mit Jauregui leitet er die Unterhaltung auf die Niederländischen Unruhen, welche nicht nur das Glück des ganzen Landes zerstört, sondern auch insbesondere seine häuslichen Umstände zerrüttet hätten. Der Urheber alles dieses Unglücks, setzt er mit Thränen hinzu, sei Oranien, der Gott und seinem rechtmäßigen Fürsten die angelobte Treue gebrochen habe, und deshalb mit Recht durch Bann und Acht gebranntmarkt worden sei. Endlich, da er den Eindruck seiner Worte auf das Gemüth des schwärmerischen Jünglings bemerkt, thut er ihm plötzlich den Vorschlag, den Geächteten zu ermorden, um durch diese verdienstliche That nicht nur zu den Freuden einer bessern Welt zu gelangen, sondern sich auch hienieden den Weg zu großem Ruhm und Reichthum zu bahnen, denn sei der Prinz todt und der Stadt Antwerpen würde ein ewiger Friede zugestanden, so würde nicht Strafe, sondern Genuß hoher Ehre sein Lohn sein. Der begeisterte Jüngling erwiderte: er selbst habe schon öfter den Gedanken gefaßt den Prinzen hinzurichten, und jetzt sei er fest entschlossen ihn auszuführen. „Ich fordere keinen Lohn dafür, setzte er hinzu, denn ich sehe meinen Tod vorher. Aber ich bitte Euch, empfehlt mich Gott in Euerm Gebete, und bittet den König, sich meines alten Vaters anzunehmen, damit er seine Tage nicht in Mangel ende!“

Anastro läßt den Eifer des Fantasten nicht erkalten, und die Anstalten zur Ausführung der verruchten That werden sogleich getroffen. Jauregui, der Nie-

derländischen Sprache vollkommen mächtig, begab sich in das Schloß, um sich mit dem Lokal der Wohnung des Prinzen bekannt zu machen. Er war zweifelhaft, ob er Feuergewehr oder Schwert anwenden solle, denn er war im Gebrauche des ersteren nicht geübt, endlich entschloß er sich doch den Prinzen zu erschießen, und der nächste Sonntag, welcher wegen der Geburtstagsfeier des Herzogs von Anjou der schicklichste Zeitpunkt schien, ward zur Ausführung bestimmt.

Den Freitag zuvor beichtet Jauregui bei dem Pater Timmermann, einem Hausfreunde Anastro's, dem er heimlich in seiner Wohnung die Messe las, weil die öffentliche Uebung des katholischen Religionskultus in Antwerpen verboten war. Er entdeckt sein Vorhaben und der Mönch überhäuft ihn mit Lobsprüchen, in der Voraussetzung, daß nicht Eigennutz, sondern Eifer für die Ehre Gottes und der Vortheil des Königs ihn dazu bestimme. Darauf empfängt er die Absolution und das Sakrament. Anastro übergibt ihm als Amulet in der Gefahr eine Schreibtafel, worin Gebete und Gelübde befindlich waren, und ein Aufsatz an den Rath von Antwerpen, der die Bitte enthielt, Jauregui mit Schonung zu behandeln, wenn ihn das Unglück träfe ergriffen zu werden. So ausgerüstet und seine Lebensgeister durch einen guten Trunk Malvasier gestärkt, begab er sich Sonntags in die Wohnung des Prinzen und vollführte die That, die ihm das Leben kostete.

Der Leichnam des Mörders ward gevierttheilt. Dieselbe Strafe sollten auch der Mönch und Venero leiden, aber auf des Prinzen Vorbitte, sie den schmerz-

losesten Tod sterben zu lassen, wurden sie erdrosselt und dann erst gevierttheilt. Die vier Theile des Mörders und seiner Mitschuldigen wurden auf den Bollwerken des Schlosses aufgesteckt und blieben dort, bis sie drei Jahre nach dieser Begebenheit, nach der Eroberung Antwerpens durch die Spanier, von den Jesuiten mit großen Feierlichkeiten abgenommen und wie Reliquien behandelt wurden. Anastro hatte sich noch vor Ausführung der That aus Antwerpen entfernt, und war nach Dünkirchen oder Calais gegangen. Von dort floh er nach Dornik zum Herzog von Parma, und entzog sich dadurch der Strafe.

Die Nachricht von dem Tode des Prinzen hatte sich durch alle Provinzen verbreitet, und allgemeinen Glauben gefunden. Der Herzog von Parma selbst zweifelte nicht an der Wahrheit des Gerüchts, und ermahnte in besondern Sendschreiben die vornehmsten Städte Brabants und Flanderns, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und Ypern: den Zeitpunkt, da Gott selbst über ihren Verführer gerichtet habe, zu benutzen, und sich ihrem rechtmäßigen Gebieter, dem König von Spanien in die Arme zu werfen, wobei er selbst ihr Vorsprecher sein und ihnen dieselben Bedingungen auswirken wolle, welche ihren früher zurückgekehrten Brüdern zu Theil geworden wären. Auch Anastro schrieb von Dornik aus an seine Freunde zu Gent, nannte sich stolz den Urheber des Mordes, und rieth ihnen zur Wiederaussöhnung mit dem Könige. Aber alle diese Aufforderungen machten keinen Eindruck, die Städte und Landschaften blieben dem Bunde

treu, und äuſſerten den höchſten Abſcheu gegen die verächtliche That und ihre Urheber.

Indeß war die Wiederherſtellung des Prinzen anfangs ſehr zweifelhaft. Die groſſe Halsader war zerriſſen, und nur der heftige Brand des Pulvers, bei der Nähe, aus welcher der Schuß gethan ward, hatte wahrſcheinlich eine augenblickliche Verblutung gehindert. Am 31ſten März ſchwebte ſein Leben aufs neue in der gröſten Gefahr, als durch Ablöſung des Schorfs die ſchon geſchloſſene Ader plötzlich wieder aufſprang. Der Kranke verlor über zwölf Pfund Blut, und die Wundärzte, deren Kunſt damals kaum angefangen hatte ſich aus der Kindheit zu erheben, wandten vergebens alle ihnen bekannte Mittel an, die Blutung zu hemmen; man öffnete ſogar, um den Zug des Bluts von der Wunde abzuleiten, an einer andern Stelle des Körpers eine Ader. Endlich fiel glücklicherweiſe der Leibarzt des Herzogs von Anjou, Leonhard Botelli, auf ein einfaches und wirkſames Mittel. Mehrere Perſonen mußten abwechſelnd die Daumen auf die Wunde halten und einige Tage damit fortfahren, bis das Blut durch eine in den Satz von gereinigtem Vitriol getränkte Weiche geſtillt worden war. Die Geſchicklichkeit Botelli's, die kräftige Natur des Kranken und die ſorgſame Pflege ſeiner Gattin und Schweſter, der Gräfin von Schwarzburg, bewirkten endlich ſeine Wiederherſtellung, und er genas über alle Erwartung ſchnell.

Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß, wie Grotius bemerkt, der gröſsere Theil des Niederländiſchen Adels,

welcher noch die Partei der Staaten hielt, unzufrieden über den Prinzen war, daß er den Herzog von Anjou und mit ihm die verhaßten Franzosen in das Land gerufen und ihnen statt des verstoßenen einen neuen Herrn gegeben hatte. Auf manches schwache Gemüth machten seine Aechtung und der ihnen zugemuthete Bruch des ihrem alten Fürsten geleisteten Eides, einen nachtheiligen Eindruck. Anderen ließen die Versuche des Prinzen, sich die Souveränität über Holland und Seeland zu verschaffen, eine Trennung der Provinzen besorgen, und die eifrigen Protestanten fürchteten eine Unterdrückung ihrer Sekte durch die Unduldsamkeit der katholischen Franzosen. Aber mochten auch einzelne Stände und Faktionen mit Unwillen gegen ihn erfüllt sein, die große Masse des Volks hing ihm mit der innigsten Liebe und Ergebenheit an. Nie äusserten sich diese Gesinnungen so allgemein und auf eine rührendere Art als zu Antwerpen nach seiner Verwundung. Rath und Bürgerschaft bezeigten ihm ihre Theilnahme auf die lebhafteste Weise. Vier Tage nach dem unglücklichen Vorfall hielten die Niederländischen und Französischen Gemeinden einen Fast- und Bettag. Das Volk strömte in die Kirchen und viele brachten unter Thränen, Gebet und Gesang den ganzen Tag darin zu. So lange die Gefahr dauerte, herrschten allgemeine Trauer und Niedergeschlagenheit in der Stadt, alles klagte, als sei man im Begriff den Vater des Vaterlandes zu verlieren. Auch die Stände von Holland ordneten einen feierlichen Bettag an, und trafen zugleich zweckmäßige Vorkehrungen zur Abwen-

dung aller unangenehmen Folgen, welche der Vorfall herbeiführen konnte.

Die Wiederherstellung des Prinzen erzeugte eben so viel Freude, als seine Verwundung Kummer und Besorgniß; und am 2ten Mai ward sie durch ein öffentliches Dankfest gefeiert. Aber ein häuslicher Unfall versetzte ihn aufs neue in Trauer. Er verlor seine edle und liebenswürdige Gattin Charlotte von Bourbon am 3ten Mai. Schrecken über die Gefahr, worin das Leben ihres geliebten Gemahls geschwebt hatte, und die Anstrengung bei seiner Pflege, waren die Veranlassungen ihres Todes. Sie ward mit großen Feierlichkeiten vor dem Hochaltar in der Kathedralkirche zu Antwerpen beerdigt.

Als die Wiedergenesung des Prinzen bekannt ward, verließ Anastro Dornik, und begab sich, verfolgt von allgemeiner Verachtung, nach Spanien, ohne dort das glänzende Glück zu finden, welches er durch ein schändliches Verbrechen zu erkaufen wähnte.

Der Geschichtschreiber Strada versichert: Oranien, der jeden Umstand sehr gut zu seinem Vortheil zu benutzen wußte, habe an dem Tage seiner Verwundung, wo er dem Herzog von Anjou einen sehr wichtigen Dienst leistete, den letzteren schriftlich ersucht, ihm, oder im Fall er sterben sollte, seinen Erben, die Grafschaften Holland und Seeland als ein Erblehn zu überlassen; und der durch den Volksaufstand in Furcht gesetzte Französische Prinz habe ihm wider seinen Willen eine Versicherung darüber ausgestellt. So viel ist gewiß, daß nach Oraniens Verwundung und so lange

ſeine Wiedergeneſung noch ungewiß war, ſehr in die Bevollmächtigten der drei Landſchaften Holland, Seeland und Utrecht gedrungen ward, dem Herzog von Anjou die damals noch nicht erfolgte Huldigung zu leiſten, welches ſie jedoch unter mancherlei Einwendungen von ſich abzulehnen ſuchten. Endlich ſchrieb der Prinz, (Mai 6.) wenige Tage nach ſeiner Herſtellung an die Staaten von Holland: der Herzog habe keineswegs die Abſicht ſich die Regierung über die von ihm dem Prinzen bisher regierten Provinzen anzumaßen, ſondern wolle ſie ihm überlaſſen. Wahrſcheinlich hatte der Herzog die unterm 22ſten Februar ausgeſtellte Urkunde während der letzten Vorfälle zu Antwerpen aufs neue beſtätigt. Wenigſtens ſuchte jetzt der Prinz ſelbſt die drei Provinzen zur Ableiſtung der Huldigung zu bewegen, welche auch von Seiten Hollands und Seelands erfolgte, aber von Utrecht ſtandhaft verſagt ward.

Wie wenig Eindruck übrigens das tragiſche Schickſal Jauregui's und ſeiner Mitſchuldigen auf andere gleichgeſinnte Böſewichte machte, bewies ein abermaliger Mordanſchlag auf das Leben des Prinzen, welcher wenige Monate nach dem Vorfall zu Antwerpen entdeckt ward. Die Theilnehmer deſſelben waren Nicolaus Salſeda, ein Spanier, deſſen Vater Pedro Salſeda, obgleich ein guter Katholik, in der Pariſer Bartholomausnacht ermordet ward, weil er einmal die Waffen wider den Herzog von Guiſe geführt hatte; Nicolaus Hugot, ein Wallone, und Francesco Baſa, ein Italiener aus der Landſchaft Breſſe und Soldat

unter Ferdinand Gonzaga's Regimente. Salseda war zu Rouen, wegen Falschmünzerei, zum Galgen verurtheilt, aber auf des Herzogs von Guise Vorbitte, dessen Partei er nach seines Vaters Tode hielt, begnadiget worden. Er hatte sich hierauf eine Zeitlang in Spanien und dann beim Herzog von Parma aufgehalten, und war endlich in die Dienste des Herzogs von Anjou getreten, den er nach Antwerpen begleitete, um eine Anstellung beim Kriegsvolk zu suchen. Als sich der Herzog von Antwerpen nach Brügge begab, folgte er ihm auch dahin, und knüpfte dort einen freundschaftlichen Umgang mit dem Grafen Lamoral von Egmont, einem jüngeren Sohne des enthaupteten, an. Der Prinz von Oranien, der einen Verdacht auf diesen Menschen warf, weil er erfuhr, daß er in geheimen Verbindungen mit dem Herzog von Parma stehe, der ihm zwei Kameraden gleichen Schlages, Hülot und Basa, beigesellt habe, befragte den Grafen über seine Verhältnisse mit Salseda. Der Graf erwiederte: er schätze ihn wegen seiner Kenntnisse in der Alchimie. Der Prinz warnte darauf den Grafen vor diesem Abentheurer, und theilte seinen Verdacht gegen ihn dem Herzog von Anjou mit, und da dieser überdem erfuhr, daß er mit dem verhaßten Guiseschen Hause ausgesöhnt sey, ließ er ihn, auf Oraniens Rath, in aller Stille in Verhaft nehmen. Seine beiden Gefährten ergriffen die Flucht, aber Basa ward eingeholt (1582. Jul. 29.) und bekannte nach erlittener Folter: Er und seine beiden Freunde hätten auf

Verlangen des Herzogs von Parma das Geschäft übernommen, Anjou und Oranien durch Gift oder auf irgend eine andere Weise hinzurichten. Den folgenden Tag erstach sich Basa im Gefängniß, und sein Leichnam ward an den Galgen gehenkt mit folgender Inschrift in Niederländischer und Französischer Sprache: Francesco Basa, wegen beschlossenen und von dem Herzog von Parma befohlnen Meuchelmordes an dem Herzog von Anjou und Prinzen von Oranien! — Ungern erblickt der Bewunderer großer Talente und Eigenschaften den Namen des Herzogs von Parma neben dem eines Nichtswürdigen, indeß würde man es gewagt haben ihn hier so öffentlich zu nennen, hätte man nicht Beweise für seine Mitwirkung bei dem beabsichtigten Verbrechen Salseda's gehabt? Basa's durch die Folter erpreßte Aussage war freilich kein hinreichendes Argument dafür; auch läugnete Salseda dem Leben des Herzogs nachgestellt zu haben, und gestand nur, daß seine Absicht gewesen sey, Cambrai den Spaniern zu verrathen, und dem Herzog von Guise von allen Ereignissen am Hoflager des Herzogs von Anjou Nachricht zu geben. Ueberdem machte er eine weitläuftige Erzählung von einer ausgebreiteten Verschwörung des Hauses Guise, die Krone Frankreich an das Spanische Haus zu bringen. Er ward auf Verlangen des Königs von Frankreich nach Paris gebracht, wo er zwar jene Aussage widerrief, aber dennoch zum Tode verurtheilt und in Gegenwart des Königs, der Königin Mutter und des ganzen Hofes (Oktob. 25.) mit vier Pferden zerrissen ward.

Graf Lamoral von Egmont, auf welchen sein genauer Umgang mit Salseda einen starken Verdacht gebracht hatte, ward ebenfalls verhaftet und mußte eine Zeitlang zu Sluis Gefangener seyn; bis er endlich aus Mangel rechtlicher Beweise wieder freigelassen ward, und den Herzog von Anjou, bei seiner Entfernung aus den Niederlanden, nach Frankreich begleitete.

8.

Feldzug des Jahrs 1582.

Der Herzog von Anjou hatte endlich die Regierung über die Niederlande angetreten; die Lustbarkeiten zu Antwerpen waren beendigt und der neue Souverän schien seine Aufmerksamkeit auf ernstere Gegenstände richten zu wollen. Die Prinzen von Oranien und Espinoi und einige andere Mitglieder des Staatraths überreichten ihm eine Darstellung des politischen und bürgerlichen Zustandes der Niederlande, worin die Mängel in der Regierungsverfassung, in der Justizpflege und im Militärwesen geschildert waren. Der Herzog legte diesen Bericht den Generalstaaten zur Beurtheilung vor, und empfahl ihnen die Abstellung der gerügten fehlerhaften Einrichtungen, worauf mancherlei Abänderungen und Neuerungen in der Finanzverwaltung und Gerichtsverfassung getroffen wurden. Die Staaten von Holland errichteten einen obersten Gerichtshof für ihre Provinz, unter dem Namen des hohen Raths, zu dessen ersten Präsidenten der Doktor Johann von Treslong ernannt ward. Endlich faßten auch die

Generalstaaten den Beschluß, die dem Herzog in dem Vertrage von Plessis zur Führung des Kriegs versprochenen 24 Tonnen Goldes auf 30 jährlich zu erhöhen.

Nachdem diese Geschäfte abgethan waren, verließ der Herzog Antwerpen, und begab sich in Begleitung des Prinzen von Oranien nach Flandern, und ward zu Brügge mit großer Pracht als Graf von Flandern empfangen. (1582. Jun. 12.) Darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in Gent, wo unter Gastgelagen, Erleuchtungen und andern Lustbarkeiten, (August 23.) die Huldigung der Provinz mit dem größten Pomp erfolgte.

Während dieser Vorfälle hatten auch die Waffen nicht geroſtet; aber der dießjahrige Feldzug war eben so arm an entscheidenden Begebenheiten und großen Resultaten, als es der vorige gewesen war, und man sah die Szenen des vergangenen Jahres im Laufe des gegenwärtigen erneuert. Beide feindlichen Heere, das Königliche sowohl als das Niederländische, welche sich den Winter hindurch mit Verheerung des platten Landes beschäftiget hatten, waren bei Eröffnung des Feldzuges zu schwach um etwas Wichtiges unternehmen zu können; und wiewohl sie in der Folge ansehnliche Verstärkungen erhielten, konnte dennoch nur ein kleiner Theil der Truppen im freien Felde aufgestellt werden, weil der größere zur Bewachung der zahlreichen Festen verwandt werden mußte.

Die erſten kriegeriſchen Auftritte dieſes Jahrs fielen in Flandern vor, wo ſich die vereinigten Niederländiſch-Franzöſiſchen Truppen der Stadt Leus bemächtigten, welche jedoch bald wieder verloren ging. Sie verſuchten auch einen Ueberfall auf Namur, wo die Herzogin Margarethe von Parma damals noch ihren Aufenthalt hatte, aber er ward durch unerwartete Widerwärtigkeiten vereitelt. Bald darauf rückte der Herzog von Parma ins Feld, und alle ſeine Bewegungen ſchienen auf einen Angriff der Stadt Menin in Flandern zu deuten. Die Niederländiſchen Befehlshaber, durch dieſe Vermuthung getäuſcht, verſtärkten die Beſatzung jener Stadt, und ſelbſt aus Oudenarde brachen drei Fahnen Fußvolk dahin auf, welche aber das Unglück hatten auf den Marquis Rouhaix zu ſtoßen und von ihm angegriffen und aufgerieben zu werden. Jetzt entwickelten ſich die Plane des Spaniſchen Feldherrn, und während die ganze Aufmerkſamkeit der irregeleiteten Niederländiſchen Befehlshaber auf Menin gerichtet iſt, ſteht er plötzlich vor Oudenarde.

Dieſe alte, nahrhafte und bei einem nur geringen Umfange äußerſt volkreiche Stadt, galt damals für einen der feſteſten Plätze in den Niederlanden. Sie liegt unterhalb Dornik auf dem brabantiſchen Ufer der Schelde, in einer Niederung, auf deren ſüdlicher Seite ſich eine buſchichte Anhöhe erhebt. Die Beſatzung, deren Befehlshaber, van der Burgt, ein Niederländer war, beſtand nur aus 400 Mann, und bei dem ſchlechten Einverſtändniß zwi-

ſchen ihr und der Bürgerſchaft, ließ ſich wenig auf eine kräftige Mitwirkung den letzteren im Fall einer Belagerung rechnen. Der Herzog von Parma war entſchloſſen dieſe zu unternehmen, und er führte ſein Vorhaben aus ohne auf die Warnung des alten Feldmarſchalls Lanoue zu achten, der damals als Kriegsgefangener auf der Citadelle zu Limburg ſaß, und dem Spaniſchen Feldherrn, als ihm deſſen Vorhaben bekannt ward, ſchrieb: er rathe ihm, ſeinen Ruhm nicht vor einer Stadt, deſſen außerordentliche Feſtigkeit ihm genau bekannt ſey, auf ein ungewiſſes Spiel zu wagen.

Als man in Oudenarde die Nachricht von dem Heranzuge des Feindes empfing, verſuchte die Beſatzung eine Ueberſchwemmung zu bewirken, welche aber nicht den erwünſchten Erfolg hatte, und die Einſchließung der Stadt geſchah mit ſolcher Schnelligkeit, daß einer Menge von Landleuten, welche der eben eingefallene Jahrmarkt darin verſammelt hatte, der Ausgang verſperrt und dadurch die Conſumtion der Lebensmittel vermehrt ward. Des Herzogs erſtes Geſchäft war, ſeine Stellung gegen die wahrſcheinlichen Angriffe des Franzöſiſch-Niederländiſchen Heers, ſowohl von Gent aus, wo der Herzog von Anjou die Ankunft ſeiner in Frankreich zuſammengezogenen Truppen erwartete, als von Aloſt her, deſſen ſich die Niederländer in dieſen Tagen durch einen Ueberfall (April 23.) bemächtiget hatten, zu ſichern. Er ließ das Schloß Gavere, zwiſchen Gent und Oudenarde, und die Burg Kaſtelet wegnehmen,

aber ein Angriff seiner Truppen auf Diest ward mit großem Verlust abgeschlagen. Gegen Alost zu wurden starke Beobachtungsposten vorgeschoben. Die nöthigen Bedürfnisse führte die Schelde von Dornik herbei.

Nach diesen Vorbereitungen ward auf der waldichten Anhöhe im Süden von Oudenarde eine Batterie etablirt, und vier und zwanzig Feuerschlünde zerschmetterten von dort herab die Gebäude der Stadt. Aber ein unübersteigliches Hinderniß, sich von dieser Seite der Mauer zu nahern, bot der tiefe und breite Graben dar, welcher sein Wasser aus der Schelde schöpfte und durch heftige und anhaltende Regengüsse sah selbst zu einem Strome angewachsen war. Der Spanische Feldherr beschloß daher den Angriff gegen das Genter Thor, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, zu führen. Um dahin zu gelangen, mußte man über die reißende, durch den Regen angeschwollene Schelde gehen. Die Brücke welche über den Strom führte, befand sich in der Gewalt der Belagerten, und ward durch einen starken Posten gedeckt, welcher überwältigt werden mußte, wenn man sich ihrer zum Uebergange bedienen wollte. Der Herzog, um dieses zu bewirken, bediente sich einer List. Er ließ in der Nähe der Brücke am Ufer des Stroms einen Wall aufführen, und eine Menge Faschinen anfertigen, wodurch die Bedeckung der ersteren auf die Vermuthung gerieth, der Feind wolle mit den Faschinen das Bette des Stroms ausfüllen und sich auf diese Weise einen

Weg zum Uebergang bahnen. Dieſes Vorhaben ſchien den Belagerten ſo abentheuerlich, daß ſie es nicht der Mühe werth hielten, die Belagerer bei ihrer Arbeit zu ſtören. Aber dieſer Irrthum kam ihnen theuer zu ſtehen, denn ſobald die Feinde ihren Wall vollendet hatten, beſetzten ſie ihn mit einer Anzahl Feldgeſchütze, und machten ein ſo heftiges Feuer auf den Poſten an der Brücke, daß er gezwungen ward ihnen dieſe Brücke zu überlaſſen und ſich auf das eiligſte zurück zu ziehen. Jetzt gingen die Belagerer auf das linke Ufer des Stroms, und bemächtigten ſich eines halbmondförmigen Außenwerks vor dem Genter Thore. Der Kampf um dieſes Werk gab Veranlaſſung zu einer kühnen That, welche, wie alles was groß und rühmlich iſt, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient.

Ein ſchmaler Steig führte durch die Gewäſſer der Ueberſchwemmung gerade in die Flanke des halben Mondes. Man gelangte vermittelſt deſſelben ſehr ſchnell dahin, aber dem Verwegenen, welcher ſich ſeiner zu bedienen wagte, drohete ein hundertfacher Tod, denn er gab ſich der ganzen Wuth des Feuers von dem feindlichen Werke preis. Dennoch betraten vier tapfere Soldaten aus dem Königlichen Heere, begeiſtert von edlem Eifer die Eroberung des halben Mondes zu beſchleunigen, dieſen gefährlichen Pfad, mit Schild und Harniſch gegen die feindlichen Musketenkugeln ausgerüſtet und in den Händen Schaufel und Hacke tragend. Der vorderſte der vier Braven, Ottavio a Voghera, ward durch eine

Kanonenkugel zerschmettert, die drei übrigen erreichten, trotz aller Gefahren, ihr Ziel, und beschleunigten die Eroberung des feindlichen Werks, indem sie durch Untergrabung des Walles und Ausfüllung des Grabens den Schanzgräbern den Weg bahnten. Alexander ertheilte ihnen im Angesicht des ganzen Heers die schmeichelhaftesten Lobsprüche über ihren Muth, überreichte jedem ein Geschenk von hundert Goldstücken und beförderte sie in der Folge zu höhern militärischen Würden. Den Leichnam des geliebenen Voghera ließ er mit großen Feierlichkeiten beerdigen, und es ward ihm ein Todtenamt gehalten, dem der Feldherr selbst mit den vornehmsten Befehlshabern beiwohnte.

So glänzend und freigebig belohnte der Herzog von Parma ausgezeichnete Thaten seiner Krieger; aber eben so streng war er auch in Bestrafung des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit, und er verstand in gleichem Maße die Kunst, sie durch Ernst und Strenge an ihre Pflicht zu fesseln und durch Großmuth ihre Herzen zu gewinnen. Wenige Tage nach dem eben erzählten Vorfall, ereignete sich eine Szene, wo er sich als unerbittlicher Richter zeigte, und zugleich einen außerordentlichen Beweis von seiner Unerschrockenheit und Geistesgegenwart gab. Das lange Ausbleiben des Soldes veranlaßte eine gefährliche Empörung unter seinen Truppen. Ein Regiment sogenannter alter Teutschen, welches sich durchaus mit keiner abschläglichen Zahlung begnügen wollte, rückte in voller Schlachtordnung vor das

Lager heraus, und forderte trotzig den ganzen rückſtändigen Sold. Man meldet es dem Herzog, und ſogleich reitet er in Begleitung des Marquis von Roubaix zu dem empörten Regimente. Mit Murren und Drohungen wird er empfangen. Zwei Soldaten reißen einem Fähnrich die Fahne aus der Hand, und pflanzen ſie umgekehrt in die Erde, und die ganze Mannſchaft des erſten Gliedes fällt dem Feldherrn die Spieße entgegen. Doch weit entfernt ſich dadurch ſchrecken zu laſſen, ſpornt er ſein Roß gegen die Empörer, ſchlägt mit dem Degen ihre Spieße zurück und dringt bis zur Fahne durch. Hier ergreift er einen der zunächſt ſtehenden Kriegsleute beim Kragen, ſchleppt ihn vor die Front und befiehlt, ihn auf der Stelle zu hängen! Nur, da er ſeine Unſchuld überzeugend beweiſt, wird er wieder freigegeben, aber der Oberſt des Regiments erhält zugleich Befehl, zwei der Schuldigſten von jeder Fahne, zuſammen zwanzig an der Zahl auszuliefern, welche im Angeſichte ihrer Kameraden aufgeknüpft werden, ohne daß die übrigen etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen wagen. Indeß war Roubaix mit der Reiterei herbeigeeilt und hatte die Aufrührer umringt. Auch Mansfeld und andere Befehlshaber erſchienen, und ſahen voll Erſtaunen den großen Feldherrn ganz allein mitten unter den Lanzen eines empörten Regiments. Nach vollzogener Strafe an den Schuldigen, ward den übrigen der ihnen gleich anfangs angebotene halbe Sold ausgezahlt. Sie empfingen ihn zitternd und ohne zu murren, und von

dieſem Augenblick an äußerte ſich keine Spur des Aufruhrs mehr.

Die Belagerer hatten eine Verſtärkung von 1500 Teutſchen Soldaten, und einer Anzahl Böhmiſcher Bergleute erhalten, und näherten ſich, nach der Einnahme des halben Mondes, dem Hauptwall mit ihren Arbeiten. Schon waren ſie damit bis an den Rand des Grabens vorgerückt, als die Belagerten plötzlich einen ungeſtümen Ausfall thaten. In einem Augenblick ſind die Arbeiter getödtet oder zerſtreut, und ihre Bedeckung weicht in Unordnung zurück. Glücklicherweiſe iſt Farneſe ſelbſt zugegen. Er reißt einem flüchtigen Soldaten den Speer aus der Hand, ſtellt ſich an den Rand des Grabens und vertheidigt den Eingang der Werke, bis Hülfe aus dem Lager herbeieilt und die Belagerten mit Verluſt zurückgeſchlagen ſind.

Der Graben wird mit Raſen und Faſchinen ausgefüllt, und nun rücken die Belagerer, durch Decken von Flechtwerk, wie durch ein Sturmdach geſchützt, gegen die Mauer, um ſie zu untergraben und herab zu ſtürzen. Aber eine Lava von brennendem Harz und Pech mit glühendem Sande vermiſcht, ſtrömt von der Mauer auf ihre Häupter herab, die geflochtenen Decken gerathen in Brand und ein großer Theil der Mannſchaft wird beſchädigt. Um dieſe in der Folge gegen ähnliche Unfälle zu ſichern, wurden die Decken mit Raſen und naſſen Rinderhäuten belegt.

Es gelang endlich die Mauer an mehreren Stellen zu untergraben, und jetzt ward eine Breſchbatterie

errichtet, um eine Oeffnung zum Sturm in die Mauer zu ſchmettern. Der Herzog ſelbſt mit dem oberſten Geſchützmeiſter Lamotte ordnet das Nöthige bei der Arbeit an, und um ſich nicht davon zu entfernen bis alles vollendet iſt, läßt er die Mittagstafel neben dem für die Batterie beſtimmten Platz zurichten. Einige Trommeln müſſen die Stelle des Tiſches vertreten, die Speiſen werden aufgetragen und der Herzog, Roubaix, Aremberg, Lamotte und einige andere nehmen Platz. Aber nach wenigen Augenblicken fährt eine große Kanonenkugel aus der Stadt mit furchtbarem Geſauſe über die Geſellſchaft hin, zerſchmettert einem jungen Wallonischen Hauptmann den Kopf und tödtet oder verwundet noch mehrere andere neben der Tafel ſtehende Officiere. Die ganze Geſellſchaft, mit Blut und Gehirn beſpritzt, ſpringt erſchrocken auf. Nur der Herzog bleibt mit unveränderter Miene ſitzen, befiehlt die Todten und Verwundeten wegzuſchaffen, und erwiedert lächelnd dem Grafen Mansfeld, der herbeigeeilt war und ihn beſchwor, die gefährliche Stelle zu verlaſſen: „Ich werde nicht weichen, damit ſich die Rebellen nicht rühmen können, mich irgendwo vertrieben zu haben!“ Dieſe Verwegenheit, ſich allen Gefahren auszuſetzen, läßt ſich vielleicht nicht ganz rechtfertigen; aber ſie imponirte den Soldaten in einem Zeitalter, wo ihm perſönlicher Muth an ſeinem Feldherrn mehr als jede andere Eigenſchaft galt.

Die Ständiſchen Truppen hatten indeß mancherlei Bewegungen gemacht, welche auf eine De-

ſreiung Oudenarde's abzweckten. Bald bedrohten ſie Kortrik, Aeſchot und andere Plätze, um dem Herzog von Parma Jalouſie zu geben und ſeine Aufmerkſamkeit dahin zu lenken, bald erſchienen ſie vor den Linien der Belagerer und trafen Vorkehrungen zu einem Angriff. Aber da alle ihre Bewegungen nur leere Demonſtrationen blieben, ſo achtete der Herzog wenig darauf, und ſetzte die Belagerung eifrig fort, bis es ihm gelang eine bedeutende Breſche in die Mauer zu öffnen, und ſich nach einem glücklichen Sturme darin feſtzuſetzen. Jetzt drang die misvergnügte Bürgerſchaft auf die Uebergabe des Platzes, da keine Ausſicht zur Rettung vorhanden war. Die Unterhandlung ward eingeleitet, die Kapitulation geſchloſſen und am 5. des Heumonats ergab ſich die Stadt. Die Einwohner mußten eine Kontribution von 36000 Gulden erlegen, und die Beſatzung erhielt freien Abzug mit Fahnen und Gewehr.

Die Eroberung Oudenarde's verſchaffte dem Königlichen Feldherrn einen zweiten feſten Punkt an dem Ufer der Scheide. Der mächtige Strom, welcher zwiſchen Brabant und Flandern hin ſeine Gewäſſer der Nordſee zuwälzt, war der Kompaß, welchen er für ſeine Eroberungen gewählt hatte; er ſuchte ſich daher ſeiner immer mehr zu bemächtigen, und die Eroberungen, welche er jetzt in ſeinen oberen Gegenden machte, ſollten ihm künftig die Herrſchaft über ihn bis an ſeine Mündungen verſichern.

Um den Faden der Erzählung der vor Oudenarde vorgefallenen Begebenheiten nicht zu zerreißen, ward

oben der Eroberung des Städtchens Aloſt in Brabant, durch die Niederländiſchen Truppen, nur mit wenigen Worten gedacht. Sie geſchah vermittelſt eines Ueberfalls am Morgen des 23. Aprils. Der Mangel der meiſten befeſtigten Städte in den Niederlanden an Auſſenwerken und oft ſelbſt an einem bedeckten Wege zur damaligen Zeit, begünſtigte dergleichen Unternehmungen ganz außerordentlich, und ſie gehören daher zu den gewöhnlichen Erſcheinungen des gegenwärtigen Kriegs. Die tapfere Mannſchaft, welche Aloſt eroberte, erſchien, von den Oberſten Thyan und Lagarde geführet, um Mitternacht vor den Mauern der Stadt. Sie theilte ſich in zwei Haufen. Der kleinere that mit großem Geräuſch einen Scheinangriff auf die ſchwächſte Seite des Platzes, um die Aufmerkſamkeit der Beſatzung und Einwohner auf dieſen Punkt zu feſſeln; während der zahlreichere zur Beſtürmung der entgegen geſetzten ſtärkeren Seite, die man in der Stadt gegen jeden Angriff geſichert glaubte, ſich rüſtete.

Eine Anzahl verwogener Wagehälſe, in der Rechten den Degen und in der Linken die Büchſe über ihre Köpfe haltend, die brennende Lunte im Munde und die Pulverflaſche auf den Hüthen oder Pickelhauben, watet durch den Graben, obgleich ihnen das Waſſer bis an die Bruſt reicht. Ohnweit dem Brüſſeler Thore werden die Leitern angeſchlagen. Ein beherzter Teutſcher Kriegsmann, Namens König, iſt der erſte auf der Mauer. Er wird erſchoſſen, aber die Nachfolgenden dringen vor, die Schildwachen werden

erstochen, und unter dem Rauschen der Lärmtrommel brechen sie in die Stadt, deren sie sich nach einem schrecklichen Gemetzel bemächtigen. Unter den Erschlagenen fand man sieben Priester, deren Leichname neben einander am Eingange der Hauptkirche lagen. Auch Thienen ward von den Ständischen Truppen überrumpelt, aber bald wieder verlassen.

Der Herzog von Parma konnte diese unbedeutenden Verluste leicht verschmerzen. Er hatte sich nicht nur eines der festesten Plätze an der Schelde bemächtiget, sondern auch, während die Belagerung von Oudenarde noch fortdauerte und auf dem versammelten Reichstage zu Regensburg, welchem Kaiser Rudolf der 2te in eigener Person beiwohnte, (Jun. 23.) die Frage aufgeworfen aber nicht entschieden ward: ob die Herrschaft eines fremden Fürsten über die Niederlande dem Römischen Reiche Nachtheil bringen könne? — eine Angelegenheit zu Stande gebracht, die ihm sehr am Herzen lag, und woran er schon längst gearbeitet hatte. Dies war die Zurückberufung der Spanischen und Italienischen Truppen, die vor drei Jahren, als eine Folge des zwischen der Spanischen Regierung und den Wallonischen Landschaften abgeschlossenen Aussöhnungsvergleichs, die Niederlande geräumt hatten. Ungern trennte sich Alexander damals von den alten Gefährten seines Ruhms, aber er mußte dem Einfluß höherer politischer Rücksichten nachgeben, doch war es sein fester Vorsatz, sie so bald es nur irgend ohne Verletzung des Königlichen Wortes geschehen könne, auf den Schauplatz ihrer bisherigen

Thaten zurück zu führen. Der Zufall selbst bot ihm eine erwünschte Gelegenheit dazu dar, und dieselben Provinzen, welche auf ihre Entfernung gedrungen hatten, gaben die Veranlassung zu ihrer Rückkehr.

Die Theilnahme der Franzosen an dem Kriege setzte die Wallonischen Landschaften Artois und Hennegau den Gefahren desselben und den Angriffen des innern Feindes am meisten aus. Sie geriethen darüber in nicht geringe Besorgnisse, welche nicht nur der Herzog von Parma auf das sorgfältigste unterhielt, sondern auch durch ausgesprengte Gerüchte von Unfällen, welche seine Truppen betroffen hätten, noch vermehrte. In dieser Verlegenheit mußten seine Anhänger den besorgten Provinzen den Vorschlag thun, den König um die Zurückberufung der Spanischen und Italienischen Kriegsvölker zu bitten, deren Gegenwart ihnen einen sichern Schutz gegen die Franzosen gewähren würde. Dieser Antrag wurde mit Beifall aufgenommen, nur bei einigen vom höheren Adel erhoben sich große Bedenklichkeiten gegen dessen Annahme. Die Zeiten, da der Herzog von Alba an der Spitze jener furchtbaren Banden in ihrem Vaterlande erschien, trat wie ein Schreckbild vor ihre Seele, und sie besorgten nicht nur die ihnen verliehenen Ehrenstellen zu verlieren, sondern fürchteten auch die Folgen der Rache des Königs wegen früherer Vergehungen, wenn die Ankunft der fremden Truppen ihn von der Nothwendigkeit, ihrer schonen zu müssen, enthände. Zu diesen gehörten vorzüglich der Marquis von Roubaix und der Graf von Lalaing, Statthalter

von Hennegau und Valenciennes. Jenen beunruhigte die Besorgniß, seine Befehlshaberstelle beim Heere zu verlieren, und diesen die Furcht, den zweiten Theil zu dem blutigen Trauerspiel der Grafen von Egmont und Hoorne liefern zu müssen, weil er die erste Berufung des Herzogs von Anjou am meisten befördert hatte. Der Ueberredungskunst des Herzogs von Parma gelang es jedoch, die Bedenklichkeiten dieser Männer, durch die heiligsten Versicherungen, daß sie nichts zu besorgen hätten, zu zerstreuen, und jetzt stand der Erfüllung seines Wunsches nichts mehr im Wege.

Johann Saravin, Abt zu St. Waast, begab sich als Deputirter der Wallonischen Landschaften an den Madrider Hof, um in ihrem Nahmen die Zurücksendung der Spanier und Italiener in die Niederlande vom Könige zu erbitten. Welcher sonderbare Kontrast! Das was einst den lebhaftesten Unwillen der Niederländer erregte, und der erste Funke zu dem großen Brande der Rebellion war, die Anwesenheit der fremden Truppen, ward jetzt von einem Theile der Nazion als eine Gnade erbeten. So auffallend hatten sich die Umstände und die Lage der Dinge geändert! Philipp, schon vorher von allem unterrichtet, empfing den Abt auf das gnädigste, bewilligte sein Gesuch und übersandte dem Herzog von Parma zugleich 700000 Dukaten zur Unterhaltung seines Heers. Von den Alpen her setzen sich jetzt 5000 Spanier und 4000 Italiener in Bewegung, von einem Theile der verblendeten Niederländer selbst zur Verheerung ihres

Vaterlandes eingeladen. Alexander in eigener Person eilte den Spaniern entgegen, und der Marquis von Roubaix empfing die Italiener. In dem Gefolge der letzteren befand sich außer einem Bruder des Herzogs und dessen Sohn Pietro Cajetano Farnese, eine große Anzahl Freiwilliger aus den edelsten Geschlechtern Italiens, die Grafen Carlo Sanvitale und Cäsar Pepoli, Ludovigo Marchese Rangone, Vicsguerra Sancolombano, Alexander Sforza, Rudolfo Baglione, Vincenz Vitelli, ein Sohn des aus den ersten Zeiten dieses Kriegs bekannten Chiappi, Graf Achilles Tressino und mehrere andere, alle von dem kriegerischen Geiste ihres Zeitalters beseelt, in dessen Physiognomie noch nicht alle Züge der alten Chevalerie verwischt waren, und von dem großen Nahmen ihres berühmten Landsmannes unter seine Fahnen gezogen.

Noch ehe die fremden Truppen wieder auf der Bühne des Kriegs erschienen, bemächtigte sich der Königliche Feldherr Hautepenne der Brabantischen Stadt Lier. David Simple, ein Schottischer Oberster von der Besatzung, welchen Eigennutz und Haß gegen die Staaten zum Verräther machten, führte selbst die feindlichen Truppen in die Stadt, welche bei der Ueberraschung nur geringen Widerstand leistete. Die Sieger überließen sich den größten Ausschweifungen. Es ward geplündert, geschändet, gemordet. Kein Alter und Geschlecht ward verschont. Ueber 200 Frauen und Kinder wurden erschlagen. Viele Bürger sprangen über die Mauer und retteten sich durch Schwimmen, auch der Befehlshaber des Orts

mkam auf diesem Wege. Der Verräther Simple ging in der Folge, mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs von Parma versehen, nach Spanien; und der Verlust von Lier setzte die benachbarten Städte Antwerpen, Mecheln und selbst Brüssel mancherlei Beunruhigungen aus.

Der Herzog von Parma hatte sich nach der Eroberung von Oudenarde nach Westflandern gezogen, das Ständische Lager bei Gent anzugreifen. Aber er fand es so gut verschanzt, daß er sich, ohne etwas dagegen unternommen zu haben, wieder zurückzog. Er eilte hierauf mit einem Theile seines Heers nach Seeflandern, um die Vereinigung von 1500 Teutschen Reitern, welche aus Frankreich über Calais bei Dünkirchen angekommen waren, mit dem Corps des Französischen Befehlshabers Grafen Rochepot, der ihnen entgegen gegangen war, zu verhindern. Aber er kam zu spät. Die Vereinigung war bereits zwischen Dünkirchen und St. Winorbergen erfolgt. Unmuthig über das Mislingen seines Plans griff er die vereinigten Niederländischen und Französischen Truppen (August 2.) unter den Mauern von Winorbergen an. Das Treffen dauerte den ganzen Tag, und ward am folgenden Morgen erneuert. Beide Theile fochten mit großer Tapferkeit, aber die vortheilhafte Stellung der Verbündeten und das ungünstige Terrain hinderten die Königlichen, Fortschritte zu machen, und der Herzog von Parma zog sich endlich mit Verlust von einigen hundert Mann zurück. Auch die

Verbündeten hatten einen nicht unbedeutenden Verluſt erlitten.

Kurz nach dieſem unentſcheidenden Gefecht erfolgte die Vereinigung der Spanier und Italiener mit dem Königlichen Heere. Der Herzog von Parma beſchloß die dadurch erlangte Uebermacht ſogleich zu benutzen und das Franzöſiſch-Niederländiſche Heer zu überfallen, welches nach dem Treffen bey Winoxbergen, 7000 Mann zu Fuß und 800 Streiter ſtark, bei dem Dorfe Lierenshout zwei Meilen von Gent, ein Lager bezogen hatte. Glücklicherweiſe erhielt der Befehlshaber Graf Rochepot noch zeitig genug Nachricht, daß der Königliche Feldherr mit 24000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gegen ihn im Anzuge ſei, und da er zu ſchwach war, es mit einer ſo ſehr überlegenen Macht aufzunehmen, ſo traf er ſogleich Anſtalten, ſich unter die Kanonen von Gent zurück zu ziehen.

Als der Herzog von Parma durch den auf Kundſchaft ausgeſandten Hauptmann Cabrera die Nachricht erhielt, daß der Feind entſchloſſen ſei, mit Anbruch des folgenden Tags ſein Lager zu verlaſſen und den Rückzug nach Gent anzutreten: ließ er das ganze Heer mit Zurücklaſſung des Gepäckes bei Oudenarde in Marſch ſetzen. Georg Baſta, Antonio Olivera und Delmonte eilten mit einem Haufen reitender Büchſenſchützen und einigen Fahnen Fußvolks, welche auf Packpferde geſetzt wurden, voran, um nebſt dem Marſchall von Roubaix, welcher ebenfalls mit einer Abtheilung Reiterei ſchon um Mitternacht aufbrach,

den Feind so lange zu beschäftigen und aufzuhalten, bis das Hauptcorps unter Mondragone und Paz herankommen könne. Indeß war Graf Rochepot ebenfalls aufgebrochen, und hatte seinen Rückzug in der besten Ordnung angetreten. Vergebens versuchten Roubair und Delmonte ihn in ein Gefecht zu verwickeln, er vermied sorgfältig jeden Aufenthalt und erreichte Gent ohne Verlust, stellte sein Corps hinter einer Wagenburg im Angesichte der Stadt auf, und besetzte eine benachbarte Anhöhe. Kurz darauf langte der Herzog von Parma mit der Elite seines Heers an, und trotz der vortheilhaften Stellung des Feindes befahl er sogleich den Angriff (August 29.). Einige von den Verbündeten besetzte Häuser und Mühlen wurden weggenommen, und die Wagenburg bestürmt.

Bei den ersten Kanonenschüssen eilten der Herzog von Anjou und die Prinzen von Oranien und Espinoi, welche sich damals noch zu Gent befanden, auf den Wall, um Augenzeugen des Kampfs zu sein, und die nöthigen Befehle zu ertheilen. Die Kanonen von den Wällen donnerten auf die Spanier herab, und das Treffen entbrannte mit der größten Heftigkeit. Der Prinz von Oranien fürchtete, der Spanische Feldherr möchte die Absicht haben, über die Scheide zu setzen und eine Invasion in das fette und fruchtbare Waasland zu versuchen. Aus Vorsicht zog er deshalb die ganze Ständische Reiterei, bis auf ein paar Schwadronen, aus dem Treffen in die Stadt, um gleich über die Brücke und dem Feinde entgegen eilen zu können, wenn dieser den besorgten Uebergang wagte.

Letzterer erfolgte jedoch nicht, und die Spanier zogen ſich, nach mehreren fruchtloſen Angriffen, in der beſten Ordnung nach Oudenarde zurück. Sie ſollen in dieſem Treffen 2000 und die Verbündeten 800 Mann eingebüßt haben. Strada aber gibt den Verluſt der erſteren nur auf 200 Köpfe an. Man hat dem Herzog von Parma getadelt, daß er den Kampf nicht mit gehörigem Nachdruck unterhalten habe. Er ſelbſt ſagt darüber in ſeinem Bericht an den König: er würde das ganze Corps der Verbündeten vernichtet haben, wäre es nicht von der Königlichen Reiterei zu ungeſtüm verfolgt und dadurch zu nahe an die Mauern Gents gedrängt worden.

Nach dem Treffen zogen ſich Anjou und Oranien (Sept.) mit dem verbündeten Heere über die Schelde nach Dendermonde, und von da nach Antwerpen zurück, wo man den Truppen einige Erholung verſtattete. Espinoi aber blieb in Gent.

Die Spaniſche Kriegsmacht in den Niederlanden war durch die erhaltenen Verſtärkungen, in der Mitte des Herbſtmonats bis zu einer Stärke von 60000 Mann *) angewachſen, deren monatlicher Sold 700000 Gulden betrug. Die übrigen Kriegskoſten wurden auf mehr als 300000 berechnet. Der Aufwand für das Hauptquartier allein ward monat-

*) Meteeren theilt eine, von einem Spaniſchen Befehlshaber, Namens Pedro de Colonia unterſchriebene Liſte der einzelnen Regimenter und Corps dieſes Heers mit, welche in mehrerer Rückſicht intereſſant iſt. Hier iſt ſie.

lich zu 1000 Gulden angeſchlagen. Der König übermachte zu dieſen Koſten jährlich zwei Millionen, welche für Spanien verloren und doch, mit Einſchluß der Niederländiſchen Steuern, zur Beſtreitung der Ausgaben, welche der unglückliche Krieg veranlaßte, nicht hinreichend waren.

Fußvolk.

Spanier.

Graf Chriſtoph Mondragone	24 Fahnen.	2816	Mann.
„ Pedro de Paz	17 „	1820	„

Italiener.

Mario Cardone	8 „	2377	„
Camillo del Monte	8 „	2300	„

Burgunder.

Marquis Varambon	14 „	1700	„

Wallonen.

Baron Montigni	15 „	2253	„
Graf Egmont	16 „	1985	„
Gabriel de Liques	10 „	1244	„
Oktavian Graf Manſfeld	10 „	1500	„
Graf Manderſcheid	10 „	1000	„
Philipp de Liques	12 „	1800	„
Bours	10 „	1288	„
Aubigny	10 „	1287	„
Manny	10 „	1466	„

Teutſche.

Robert Grumberg	10 „	2300	„
Graf Aremberg	9 „	2600	„
Graf Barlaimont	10 „	3144	„
Graf Karl Manſfeld	10 „	3144	„
Don Juan Manriquez	10 „	3144	„
Flooon	4 „	600	„
Einzelne Fahnen	17 „	3793	„
Latus	244 Fahnen	44061	Mann.

Auch die zu Antwerpen versammelten Generalstaaten hatten auf die Vorstellungen, des neuen Chefs der Regierung, die demselben bewilligten Kriegssubsidien bis auf vier Millionen erhöht, um ihm dadurch die Mittel zu der so nöthigen Verstärkung der Kriegsmacht zu verschaffen. Sie erhielt auch in kurzer Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs durch 4000 Franzosen und 3000 Schweizer, welche unter dem Marschall Biron, dem Herzog von Montpensier und andern vornehmen Befehlshabern, im November über Calais bei Dünkirchen anlangten.

Die gegenwärtige Stärke der beiderseitigen Heere ließ entscheidende Begebenheiten erwarten.

Vermischte Nazionen.

	Latus 244 Fahnen		44061 Mann.
Hautevenne in Kemren	9	1500	
Lamotte in Grevelingen	5	1500	
Billi in Friesland. Alte Teutsche	5	3000	
Henault in Oberissel	5	3000	
Verdugo in Friesland	5	1500	
Besatzung in verschiedenen Festen	5	2404	
			56964 Mann.

Reiterei.

Leichte Reiter, Spanier, Italiener, Schützen	37 Kornetten		2137 Mann.
Niederländer, Speerreiter, Schützen zu Pferde	12	5	1000
In Friesland	5	5	550
			3737 Mann.

Man sieht aus dieser Liste die außerordentliche Verschiedenheit der Stärke der damaligen Regimenter und einzelnen Fahnen.

Aber sie erfolgten nicht, und beide Theile begnügten sich mit der Eroberung einiger unbedeutenden Plätze. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt. Unter dem Heere des Herzogs von Parma verbreiteten sich ansteckende Seuchen, welche besonders von den neu angekommenen, des rauhen und feuchten Himmels ungewohnten Spaniern und Italienern viele ins Grab streckten. Dazu kamen Mangel an Subsistenz und andere Widerwärtigkeiten, welche ihn nöthigten, seine Truppen die Winterquartiere beziehen zu lassen.

Das Französisch-Niederländische Heer litt nicht weniger durch Mangel und Krankheiten, als das Spanische, und es fehlte dem Herzog von Anjou, trotz der ihm bewilligten Subsidien so sehr an Gelde, daß man die Französischen Soldaten auf eine schimpfliche Art betteln sah.

In den nördlichen Provinzen hatten die Fortschritte beider Theile während des dießjährigen Feldzuges sich fast das Gleichgewicht gehalten. Im Heumonat belagerte Verdugo mit einem Corps von 4 bis 5000 Mann die Stadt Lochem in der Grafschaft Zütphen. Um ihn von dieser Unternehmung abzuziehen, verbrannten einige Fahnen Westfriesländer dreißig Kirchspiele in den Ländchen Twente und Drente, eine unnütze Grausamkeit, welche auf Verdugo keinen Eindruck machte und zu nichts diente, als die Verwüstung des Landes zu vermehren. Verdugo erhielt Verstärkung aus Brabant, welche ihm Manefeld und Hautepenne zuführten, und der Mans-

gel in der belagerten Stadt war schon aufs Höchste gestiegen; dennoch gelang es den Grafen Hohenlohe und Philipp Wilhelm von Nassau, sie zu entsetzen, da sie schon im Begriff stand ein Raub des Feindes zu werden (Septemb. 22.). Dagegen ging wenige Tage zuvor, in der Nacht vom 16ten auf den 17ten des Herbstmonats, die Stadt Steenwik, welche sich ein Paar Jahre vorher so tapfer gegen den Grafen Renneberg vertheidigt hatte, durch einen Ueberfall an die Königlichen über. Der Spanische Oberst Tassis führte die Unternehmung aus. Ein verrätherischer Landmann, welcher den glücklichen Erfolg mit seinem Leben verbürgte, zeigte ihm eine Stelle an der Oostpoorte, wo man den Graben durchwaten konnte. Alles gelang nach Wunsch und die Stadt befand sich in den Händen der Spanier, als sie kaum die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergriffen hatte. Die Ständischen hatten sich während dieser Zeit ebenfalls einiger Städte und Schanzen bemeistert. Ein glückliches Ereigniß für sie war die Gefangennehmung des tapfern Parteigängers Martin Schenk, welcher ihnen auf einer Reise von Xanten im Clevischen in die Hände fiel. Er mußte lange Gefangener bleiben, und seine Freiheit durch ein großes Lösegeld erkaufen.

Ehe wir die Geschichte dieses Jahrs beschließen, sey es erlaubt noch eine Merkwürdigkeit anzuführen, wodurch sich dasselbe in der Geschichte der Kultur und der Wissenschaften ausgezeichnet hat. Dieß war die Einführung des, auf Veranstaltung Papsts

Gregor des 13ten, durch Aloisius und Anton Lilius verbesserten Kalenders. Die katholischen Staaten Europa's nahmen ihn ohne Bedenken an; aber der unduldsame Haß der Protestanten wider alles, was von Rom ausging, eine Folge der überspannten Religiosität jener Zeit, — welche indeß, wie nachtheilig sie auch immer einer höhern Ausbildung des Menschengeschlechts sein mochte, doch der damaligen Generation einen Charakter gab, der in der Indolenz der spätern Geschlechter fast ganz untergegangen ist, — verweigerte die Annahme desselben. Ein Theil der Vereinigten Niederlande, nehmlich die Provinzen Brabant, Flandern, Holland und Seeland führten, auf die Vorstellungen des Herzogs von Anjou, ebenfalls den neuen Gregorianischen Kalender ein, aber Geldern, Friesland, Utrecht, Oberissel und Gröningen behielten noch bis zum Jahre 1700 den alten Julianischen bei.

9.

Antwerpen's Gefahr und Rettung.

1583.

Die Begebenheit, welche jetzt erzählt werden soll, gewährt einen erfreulichen Beweis, daß dem Menschen Kraft gegeben ward, sich jeder unrechtmäßigen Gewalt zu entziehen, und die Fesseln, welche ein herzloser Despot, wie übermüthig er auch immer seyn möge, ihm bereitet, zu zersprengen, wenn er nur Muth hat jene Kraft zu entwickeln und aufzubieten, und einen ehrenvollen Tod einem Leben voll Schande und Herabwürdigung vorzuziehen. Aber bestätigt nicht die Geschichte dieses ganzen wunderbaren Kriegs, wovon das gegenwärtige Ereigniß nur ein Moment ist, diese tröstliche Wahrheit?

Als die empörten Einwohner Antwerpens an jenem verhängnißvollen 18ten März, (1582) da der Meuchelmörder Jauregui den Prinzen von Oranien verwundete, voll Argwohn und Erbitterung wider die Franzosen, die sie für die Urheber der Frevelthat hielten, ausriefen: das ist eine Bartholomäusnacht! schien ihnen ein ahnendes Vorgefühl von dem Schicksale, welches ihnen zehn Monate später

bereitet ward, diese Worte eingegeben zu haben. Zwar war es keine Bartholomäusnacht, was der Ehrgeitz des Herzogs von Anjou über sie verhängt hatte, aber wäre es ihm gelungen sein Vorhaben durchzuführen, so würden die Resultate nicht viel minder schauderhaft für sie geworden seyn, als die Folgen der großen Mordnacht für die Hugonotten.

Seit dem unentscheidenden Gefecht bei Gent im August des verflossenen Jahres, hatten sich Anjou und Oranien zu Antwerpen aufgehalten. Die Französischen Truppen waren seitdem größtentheils unthätig gewesen; aber in der Nacht des 1sten Jänners (1583.) bemächtigten sie sich durch einen Ueberfall des Städtchens Eindhofen. Vierzehn Tage später (Jänner 14. 15.) sah man in der Gegend von Antwerpen mehrere Tausend Franzosen und 4000 Schweizer eintreffen, welche, wie es hieß, zur Verfolgung der bei Eindhofen erlangten Vortheile bestimmt seyn sollten. Sie bezogen bei dem Flecken Bourgerhout nahe bei der Stadt ein Lager, und ein großer Theil der Franzosen bestand aus Adelichen, wovon sich viele zum Herzog in die Stadt begaben, in der Absicht, wie es schien, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Andere schlichen sich heimlich als Bediente verkleidet herein, und wurden mit Gewehr versehen.

Den Tag nach der Ankunft der Truppen, (Jänner 16.) verbreitete sich unter den Einwohnern Antwerpens das Gerücht: die Franzosen wollten sich der Stadt, als ein Unterpfand für ihre rückständi-

gen Soldforderungen bemächtigen, und würden deshalb in der nächstfolgenden Nacht das Kronenburger Thor, das nächste an der Wohnung des Herzogs, forciren. Villers, des Prinzen Hofprediger, hinterbrachte dem Stadtrath diese Nachricht, welche in so fern gegründet war, daß die französischen Truppen wirklich Befehl erhalten hatten, während der nächsten Nacht das Kronenburger Thor zu besetzen, und durch dasselbe eine Anzahl Kriegsleute in die Stadt zu lassen. Der Bürgermeister Peter von Aloft begab sich auf Villers Bericht zum Herzog und bat ihn im Namen des Raths, zu erlauben, daß man zur Beruhigung der Einwohner die Ketten, womit zu der Zeit gewöhnlich die Straßen während der Nacht verschlossen wurden, etwas früher als gewöhnlich vorlegen und Laternen aushängen dürfe. Der Herzog gewährte die Bitte, um keinen Verdacht zu erregen, und ersuchte den Bürgermeister: nicht an ungegründete Gerüchte zu glauben, auch die Bürger zu beruhigen und sie seines Schutzes und Wohlwollens zu versichern. Die Bürger trauten jedoch der fürstlichen Zusicherung nicht, sie hielten die ganze Nacht hindurch die genaueste Wache, und der geheime Plan, wozu nur der Herzog und einige seiner Vertrautesten den Schlüssel hatten, konnte nun während dieser Nacht nicht vollzogen, sondern die Ausführung desselben mußte bis zum folgenden Tage ausgesetzt werden.

Mit Anbruch desselben (Jänner 17.) lief abermals ein Gerücht umher, die Franzosen würden sich

noch vor Abends eines Thors bemächtigen. Die Bürger hielten deshalb die Thore geschlossen, und ein öffentlicher Ausruf gebot allen Franzosen, die Stadt zu räumen. Sogleich ließ der Herzog den Rath und die Bürgeroberſten vor ſich kommen, bezeugte ihnen ſeine Unzufriedenheit über die Verbreitung der falſchen Gerüchte, und befahl nach dem Erfinder derſelben zu forſchen und ihn zur Strafe zu ziehen, wobei er die Verſicherung wiederholte, daß die Stadt nichts zu fürchten habe. Dennoch blieben die Thore verſchloſſen und die Straßen geſperrt.

Nach der Ausſage der Franzoſen wollte der Herzog an dieſem Tage über die bei Bourgerhout verſammelten Truppen die Muſterung halten. Auch ſchienen alle Anſtalten dieſes Vorgeben zu beſtätigen. Ja alle Zweifel mußten ſchwinden, als der Herzog ſich in eigener Perſon zum Prinzen von Oranien begab, und ihn erſuchte, ſein Begleiter bei der Muſterung zu ſeyn. Der Prinz, ſchon vorher durch einige Hugonotten gewarnt, lehnte die Einladung des Herzogs ab, und entſchuldigte ſich mit dem ungeſtümen Wetter und ſeiner geſchwächten Geſundheit. Zugleich gab er dem Herzog zu verſtehen: daß die Antwerper, wie jedes andere Volk, welches eben erſt die Freiheit errungen habe, ſehr mißtrauiſch wären; daß viele von ihnen glaubten, er werde aus dem Thore reiten um mit ſeinem ganzen Kriegsvolk wieder zu kommen, und daß es, um dieſem Argwohn nicht neue Nahrung zu geben, am beſten ſeyn dürfte, wenn er die Muſterung noch aufſchöbe. Der Her-

zog erwiederte mit einem bedeutenden Lächeln: Die Umstände verstatteten keine Verzögerung seines Vorhabens. Er hatte Recht, der Zünder glühte schon auf der Mine, und es durfte keine Zeit verloren werden, wenn sein großer Plan gelingen sollte.

Früher als gewöhnlich ward bey Hofe gespeist, und nach aufgehobener Tafel, um ein Uhr Mittags, stieg der Herzog mit seinen Begleitern zu Pferde. Alle Ketten vor den nach dem Kipdorfer und rothen Thore führenden Straßen mußten geöffnet werden, da man, wie es hieß, nicht wissen könne, zu welchem Seine Hoheit hinaus reiten würden.

Endlich erscheint er von einer Menge Französischer und Niederländischer Edelleute begleitet, und in seinem Gefolge die Französischen und Schweizer-Garden. Der Herzog war sehr freundlich und grüßte die Zuschauer mit großer Herablassung; aber dennoch schöpften einige von neuem Verdacht, da sie wahrnahmen, daß mehrere Französische Edelleute einen Harnisch unter dem Oberkleide trugen. „So ließe sich wohl ein Thor erobern!" rief eine Stimme aus dem Haufen, doch die meisten, entzückt über die Freundlichkeit ihres neuen Regenten, achteten nicht darauf.

Er schlug mit seinem Gefolge die Straße nach dem Kipdorfer Thore ein, welches ihm die Bürgeroberſten Jakob de la Falie und Adrian Virendal mit großer Ehrerbietung öffneten. Die Bürgerwache stand mit entblößten Häuptern da. Sie war nicht stark, denn viele der Wachthabenden waren nach ihren Woh-

nungen, zum Theil in entfernten Quartieren der Stadt, gegangen um zu Mittage zu eſſen. Vor und auf der Brücke bildete die Leibwache des Herzogs zwei Reihen, und ließ ihn mit ſeinem Gefolge durchziehen. Vor dem Thore erwarteten ihn zwei Kornetten Reiter, welche wie zu ſeinem Empfange aus dem Lager herbeigerückt waren. Sobald er mit dem Herzog von Montpenſier, Grafen von Laval und einigen andern über die zweite Zugbrücke hinaus iſt, ruft einer aus dem Gefolge, indem er die Brücke erreicht: Jambe rompue! und ſtellt ſich als habe ihn ein Pferd beſchädigt. Hundert Stimmen wiederholen dieſe Worte. Sie ſind das verabredete Zeichen, und ein abgeſchoſſenes Feuerrohr gibt den Truppen im Lager die erwartete Loſung. Das Gefolge auf der Brücke wendet um. Die Reiter ſtürzen heran. Ein Bürgerſergeant, Namens Kaiſer, der ſich dem angeblich Beſchädigten gutmüthig nähert, um ihm Beiſtand zu leiſten, wird verwundet; und die Begleiter des erſteren fallen über die Bürgerwache her, und ermorden oder verwunden jeden, der ſich nicht rettet. Auch der Bürgeroberſt Virendäl wird niedergehauen, und das Thor eingenommen. Der Geſchichtſchreiber de Thou, welcher ſeinen höchſten Unwillen über dieſen Auftritt äußert, behauptet: die Geſchichte habe glücklicherweiſe den Namen deſſen, der die ſchimpfliche Rolle des Beſchädigten geſpielt, nicht aufbewahrt; aber wahrſcheinlich wußte er ihn und verſchwieg ihn nur aus Schonung gegen die Familie, denn die Niederländiſchen Geſchichtſchreiber nennen einſtimmig den Grafen Rochepot.

Während der eben erzählten Begebenheiten an der Brücke war auch das ganze Französische Lager in Bewegung gekommen, und schon eilten 600 Spertreiter und 300 Mann zu Fuß mit fliegenden Fahnen, wie zur Bestürmung einer feindlichen Stadt herbei. Der Herzog rief ihnen zu: Marchés, mes enfans, marchés et ne pillés point! La ville est à nous. Alles drang jetzt durch das Kipdorfer Thor in die Stadt. Man bemächtigt sich des Geschützes auf den Wällen, und richtet es auf das Innere der Stadt. Einige Haufen wenden sich rechts, andere links, nach dem Kaiſers- und rothen Thore. Von da ſtrömen ſie mit wildem Getümmel durch die Straßen nach dem Markte hin. Ueberall ertönt das Geſchrei: Ville gagnée! — Vive la messe! — Tue, tue! — La messe et le Duc! Andere riefen: Nous sommes amis! Die ſanguiniſchen Franzoſen ſind ihrer Eroberung gewiß, und zum Zeichen ihres Siegs ſtecken ſie ein Haus am Thore in Brand.

Der emporſteigende Dampf war das Signal, welches der Herzog mit Ungeduld erwartete. Es benachrichtigte ihn von der Beſitznahme des Thors. Zuſtieden wandte er ſich jetzt an die Herren ſeines Gefolges, welche noch nicht von dem Geheimniß und der Veranlaſſung dieſes unerwarteten Auftritts unterrichtet waren. Er erklärte ihnen, daß ſein Wille ſei, ſich in den Beſitz der Stadt Antwerpen zu ſetzen, wozu politiſche Gründe ihn zwängen, denn es ſei endlich Zeit dem Schattenbilde ſeiner bisherigen Gewalt in den Niederlanden Realität zu geben. Mehrere in der Geſell

schaft, besonders Montpensier, Laval und selbst Biron schienen die Unternehmung nicht zu billigen, und äusserten Zweifel an einem glücklichen Ausgang. Aber der Herzog suchte ihre Besorgnisse durch die Versicherung zu zerstreuen, daß er schon über 4000 Mann in der Stadt habe, und die Besitznahme derselben nicht mehr zweifelhaft sei.

Und in der That waren die eindringenden Franzosen noch bis jetzt auf kein Hinderniß gestoßen, sie hatten nirgends Widerstand gefunden, alle Gefahr schien vorüber; sie hielten sich für Herren der Stadt, und fingen schon an sich hier und dort der Plünderung zu überlassen, — als plötzlich auf eine höchst unerwartete Art die ganze Scene sich ändert, und alles eine andere Wendung nimmt. Die Bürger, überrascht und erstaunt über das Getümmel der zurückkehrenden Französischen Krieger, wußten sich anfangs den Zusammenhang nicht zu erklären, und viele glaubten im ersten Augenblick, es sei zwischen den Hugenotten und Katholiken im Gefolge des Herzogs ein Streit entstanden, welches nicht selten der Fall war. Wie konnten sie auch an eine solche Treulosigkeit, an eine so strafbare Verletzung heilig beschworner Pflichten glauben? Aber als sie endlich sahen, daß mehrere Einwohner niedergehauen werden, daß der Tumult immer größer wird, daß man anfängt die Häuser zu plündern, und Anstalt macht sich an der Börse zu vergreifen, da stellt sich ihnen auf einmal die Begebenheit in ihrer vollen Wahrheit da. Sie sehen, daß ihr Eigenthum, ihr Leben und ihr theuerstes Gut die Freiheit in Gefahr sind,

das Andenken der von den Spaniern zweimal erlittenen Grauſamkeiten ſchwebt ihnen vor, und von reinem Bürgerſinn und dem Geiſte der Freiheit, wodurch ſich Antwerpen vor allen Städten Brabants durch alle Perioden der Revolution ausgezeichnet hatte, beſeelt, beſchließen ſie den theuern Herd des Vaterlandes auf das äußerſte zu vertheidigen. Die Lärmtrommel rauſcht. Die Sturmglocken tönen. Jedermann fliegt zu den Waffen. Viele ſaßen eben beym Mittagsmahle, aber ſie verlaſſen es, und ſchließen ſich ihren Brüdern an, mit vereinter Kraft den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen.

Unter denen, welche ſich zuerſt den eingedrungenen Franzoſen entgegen warfen, befand ſich Philipp von Schonhofen, welcher den Herzog aus der Stadt begleitet hatte, aber beim erſten Ausbruch des Getümmels dahin zurückgeeilt war; der Stadtwachtmeiſter Balthaſar Was, Reinier Michaut und Gaspar Härmacher Sergeant-Major, der an Schonhofens Seite erſchoſſen ward, als er eben beſchäftigt war, die Ketten vor den Straßen wieder zu ſchließen. Das Beiſpiel dieſer Helden belebt den Eifer der übrigen. Sie widerſetzen ſich anfangs einzeln und ohne Ordnung; ſo wie ſie auf dem Kampfplatz erſcheinen, dem Feinde. Bald aber rücken ganze Fahnen, von ihren Hauptleuten geführt, in geſchloſſenen Gliedern daher. Die Nationalvorurtheile der verſchiedenen Völkerſchaften, welche der Handel in Antwerpen vereinigte; aller Unterſchied religiöſer und politiſcher Meinungen, alle Privatverhältniſſe, alles einſeitige

Intereſſe, — werden vergeſſen beim Anblick der gemeinſchaftlichen Gefahr, und das Wort Bürger, mit welchem ſich hier ein jeder begrüßt, iſt der Talisman, der alle Kräfte vereiniget, und alle Herzen verbindet. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Vertheidiger und mit ihnen den Widerſtand, und bald wurden die Franzoſen in allen Straßen angegriffen und muthig bekämpft. Man drängte ſie hier und dort zurück, und entriß ihnen die errungenen Vortheile wieder. Der Muth der Bürger wuchs, als das Glück ſie begünſtigte. Es gab mehrere unter ihnen, welche ſtatt der Kugeln die ſilbernen Knöpfe ihrer Wämſer oder Geld, welches ſie rund läueten, in die Gewehre ladeten und abſchoſſen. Eine Partei machte Fervagues, der mit einer großen Anzahl Franzoſen in der Stadt zurückgeblieben war, vielleicht, wie man vermuthete, um den Prinzen von Oranien aufzuheben, in der Abtei St. Michael zum Gefangenen.

Der Prinz, welcher auf der entgegen geſetzten Seite der Stadt wohnte, wußte anfangs gar nichts von dem was vorfiel, und auf die erſten Nachrichten davon, hielt er den ganzen Vorgang für nichts mehr, als einen durch Mißverſtändniſſe entſtandenen Auflauf. Als er aber ſelbſt auf dem Kampfplatz erſchien und nicht länger an der böſen Abſicht der Franzoſen zweifeln konnte, ermunterte er die Bürger zum tapfern Widerſtande.

Das Gefecht dauerte fort. Eine Anzahl Bürger beſetzte die Schützenhöfe, andere warfen ſich in die Häuſer und feuerten aus denſelben mit großer Wir-

kung auf den Feind. Bald bemächtigten ſie ſich auch des Geſchützes wieder. Alles legt Hand an. Selbſt Matronen und Jungfrauen ſpannen ſich vor die Feuerſchlünde und helfen ſie dahin ſchleppen, wo die Noth am größten iſt. Mit unter ſah man neben den ernſthafteſten auch äußerſt burleske Szenen. Einen Bäcker trieb der Patriotismus ganz nackend aus ſeinem Brodgewölbe hervor. Er miſchte ſich unter die Kämpfenden, ſchlug mit ſeinem Schieber einen Reiter vom Roſſe, und da er ſich verfolgt ſah, ſchwang er ſich auf deſſen Pferd und ſprengte davon.

Die feindliche Reiterey ward in eine entſetzliche Lage verwickelt. Vorn durch die wieder vorgelegten Ketten, zu beiden Seiten von den Häuſern, und im Rücken von ihren eigenen Streitgenoſſen eingeſchloſſen, ward ſie durch die Feuerſchlünde, welche unaufhörlich auf ſie hereindonnerten, mit Roß und Mann zerſchmettert, und fand kein Entrinnen aus dieſem offnen Grabe. Kein beſſeres Schickſal hatte das Fußvolk. Der ſtolze Siegestraum hatte ſich in Muthloſigkeit verwandelt. Ohne Anführer, von aller Hoffnung eines glücklichen Erfolges plötzlich verlaſſen, verſuchte es ſich nach dem Kildorfer Thore zurück zu ziehen, aber von allen Dächern, aus allen Fenſtern flog unter gräßlichem Geſchrei und Getümmel ein dichter Hagel von Kugeln, Dachziegeln, Steinen, Klötzen, Bänken, Stühlen und Tiſchen auf die Häupter der Weichenden herab. Sie geriethen in Verwirrung. Es fehlte an Schießpulver. Jeder dachte nur noch auf Rettung und Flucht. Sie ſtrömen in unordentlichen Haufen

nach dem Thore zu, und viele werden in dem schrecklichen Gedränge erstickt und zertreten. Um das Unglück der flüchtigen Menge zu vollenden, war eben ein Haufe von Schweizern vom Kronenburger Thore, welches er auf Befehl des Herzogs besetzen sollte, aber verschlossen fand, nach dem Kildorfer Thore zurück gekehrt. Als die Schweizer hier plötzlich eine Menge von Menschen heraus stürzen sahen, glaubten sie in der Uebereilung es wären Bürger, und streckten ihnen die Speere entgegen. Dadurch wurden Verwirrung, Gedränge und Niederlage unter den Fliehenden vermehrt. Die Bürger hatten sich zum Theil in die nächsten Häuser am Kildorfer Thore geworfen, und schleuderten von dort aus ihre Kugeln unter die dichte, dem Thore zu drängende Masse der Feinde. Bald häuften sich die Leichname so sehr, daß sie anderthalb Mann hoch im Thore lagen und den Ausgang versperrten. Todte und Halblebende wälzten sich unter einander in schrecklicher Vermischung. Viele Reiter und Fußgänger, welche keinen Ausweg zur Flucht sahen, warfen sich vom Wall herab ins Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten; aber sie ertranken zum Theil oder wurden im Wasser erschossen. Thoane, der Befehlshaber von Alost, kam glücklich durch das Wasser, aber am andern Ufer streckte ihn eine Kugel zu Boden.

Mehrere Niederländer, welche den Herzog aus Ehrerbietung begleitet hatten, kehrten wie Philipp von Schonhofen sogleich nach der Stadt zurück, als das Ungewitter losbrach. Graf Justin von Nassau,

Oraniens natürlicher Sohn, welcher auch unter den Begleitenden gewesen war, rettete sich mit seinem Gefolge in einen Thurm und entging dadurch der Gefahr.

Der Herzog, ohne alle Nachrichten aus der Stadt, schwebte lange in Ungewißheit über den Ausgang des Unternehmens. Als er sah, daß das Geschütz von den Wällen nach außen herab die anrückenden Schweizer bearßte, fing er an zweifelhaft zu werden, und entfernte sich außer dem Kanonenschuß. Doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, und hielt anfangs selbst die vom Wall springenden für Bürger, bis er sich endlich überzeugen mußte, daß es seine eigenen Leute waren, worauf er sich schweigend und voll Unmuths ins Lager begab.

Als in der Stadt kein Franzose mehr Widerstand leistete, wagten es verschiedene Bürger über die Todten im Thore wegzusteigen, und die äußerste Zugbrücke aufzuziehen, welches ihnen auch gelang, und die Franzosen waren nun ganz von der Stadt abgeschnitten. Jetzt räumte man das Thor von den todten Leichnamen: viele, die noch lebten und krampfhaft den Kopf emporhoben um Athem zu schöpfen, wurden unter ihren grauenvollen Umgebungen hervorgezogen und erhielten Pardon. Die Bürger verschönerten ihren erfochtenen rühmlichen Sieg durch Menschlichkeit. Keinem Franzosen, den man noch in der Stadt fand, geschah etwas Leides, und man begnügte sich, sie zu Gefangenen zu machen. Viel

ſollen Oraniens Vorſtellungen zu dieſer Mäßigung und Humanität mitgewirkt haben.

Nach verſchwundener Gefahr erſcholl die ganze Stadt von dem allgemeinen Jubel, denn da war keiner, der nicht an der Freude Aller Theil genommen, und ſeinen Antheil an dem Siege gehabt hätte. Voll Entzücken umarmten die Bürger einander, und mit dankbarem und gerührtem Herzen wünſchten ſie ſich gegenſeitig Glück zu der Rettung ihrer Familien, ihres Lebens und Eigenthums und des heiligen Palladiums der Freiheit. Achtzig dieſer republikaniſchen Helden waren in dem ſchönen Kampfe für das Vaterland gefallen, und noch verſchiedene andere ſtarben nachher an den empfangenen Wunden. Von den Franzoſen wurden 1500 Todte in der Stadt gefunden, und größtentheils in eine große gemeinſchaftliche Grube auf dem Bollwerke verſcharrt. Unter den Getödteten befanden ſich der Graf von Chateauroux, des Herzogs von Biron Sohn, nebſt vielen vom Adel, auch einige Hugonotten, welche nichts von dem Vorhaben des Herzogs gewußt hatten. Ueber 1500 Franzoſen, und unter dieſen der Biſchof von Coſtance, des Herzogs von Anjou Großalmoſenier, wurden gefangen, und in der Folge ſämmtlich wieder freigelaſſen. Die Stadt hatte nur geringen Schaden gelitten.

Einen ſolchen Ausgang nahm dieſe Begebenheit, welche die Geſchichtſchreiber mit dem Nahmen der Franzöſiſchen Furie oder Wuth bezeichnen, als Gegenſtück zu jener großen Plünderung Antwerpens durch die Spanier, (1576) welche ſie die Spaniſche Furie

nennen. Nicht Mangel an Muth und Tapferkeit auf Seiten der Franzosen, sondern vorzüglich ihre zu große Sorglosigkeit und Sicherheit, und der unerwartete heftige Widerstand, welchen sie fanden, als sie schon im gewissen Besitze der Stadt zu seyn glaubten, veranlaßten das Mißlingen der Unternehmung. Schon den Tag zuvor sollen mehrere Franzosen bey den Juwelieren umhergegangen seyn, und sich ihre Kostbarkeiten haben zeigen lassen, als ob sie davon kaufen wollten, aber eigentlich in der Absicht, sich die Behältnisse derselben zu bemerken, um sie bey der Plünderung desto leichter finden zu können; so wenig zweifelten sie an einem glücklichen Ausgang.

Der gleichzeitige Niederländische Geschichtschreiber Meteeren, welcher als Kaufmann in Antwerpen ansässig war, beschließt die Erzählung dieser sonderbaren, seinen Mitbürgern so rühmlichen Begebenheit mit einer Bemerkung, die ich nicht unterlassen kann, in seiner eigenen derben Sprache hier wieder zu geben. Bey diesem Vorfall, ruft er voll vaterländischen Stolzes aus, zeigte sich's, daß ein Volk, in der Freyheit auferzogen und mit den Waffen vertraut, tapfer und hochherzig ist, und daß niemand wüthender kämpft, als ein Hund auf seinem eigenen Miste.

10.

Unglücklicher Versuch des Herzogs von Anjou zur Erweiterung seiner Macht und dessen Folgen.

1583.

Der unruhige und herrschsüchtige Geist des Herzogs von Anjou trug mit Ungeduld die Fesseln, welche ihm die eifersüchtige Freiheitsliebe seiner neuen Unterthanen und der Inhalt des Vertrags von Plessis auflegten. Anstatt jener stolzen Aussicht, der unumschränkte Gebieter eines schönen und mächtigen Landes zu werden, mit welcher er den Niederländischen Boden betrat, muß er jetzt mit Unwillen wahrnehmen, daß ihm kaum ein Schatten von Macht zu Theil geworden, und daß der Herzog von Brabant und Graf von Flandern nicht viel mehr als ein Trabant des Prinzen von Oranien ist, der nur mit erborgtem Schimmer glänzt. Am Hoflager des ersteren sah man weit zahlreichere Versammlungen edler Niederländer, als an dem seinen. Achtung und Zutrauen zogen sie zu dem Prinzen hin, gegen ihn und seine Franzosen fühlten sie nur Argwohn und Widerwillen. Einen überzeugenden Beweis von beyden gab ihm die unglückliche Begebenheit vom 18. März, wo ihn daſſelbe Volk,

welches ihm kurz zuvor als Oberherrn gehuldigt hatte, ohne Bedenken seiner Wuth aufgeopfert haben würde, hätte sich nicht Oranien zum Vermittler aufgeworfen. Aber der, welchem er damals sein Leben verdankte, war er nicht Herr seines Schicksals und seiner Existenz in diesem Lande?

Zu diesem Verdrusse gesellte sich noch ein anderer. Er hatte bisher nur geringe Unterstützung von seinem Bruder dem Könige erhalten, der ihm nie hold und stets mit Mißtrauen wider ihn erfüllt gewesen war; dem die herrschende Hofpartei stets anlag, seine Waffen lieber wider die Feinde der wahren Religion, als zur Vertheidigung der Niederländischen Kezzer zu gebrauchen, und den man endlich zu überreden suchte, daß es politischer gehandelt sein würde, die Niederländer der äußersten Noth preis zu geben, weil sie sich dann ihm, als ihrem einzigen Retter unbedingt in die Arme werfen würden. Unter diesen Umständen konnte er auf keinen Beistand von Paris aus rechnen, ohne welchen es ihm unmöglich war, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, wodurch er auch die Achtung der Niederländer, deren Zuneigung er nicht besaß, verlieren mußte.

Seinen Verdruß aufs Höchste zu treiben, erschien gerade jezt Philipp du Plessis-Mornai bei dem Prinzen von Oranien, als Abgesandter des Königs Heinrich von Navarra. Der Gegenstand seiner Sendung war ein tiefes Geheimniß, desto mehr beunruhigte sie den Herzog, welcher das Schicksal des Erzherzogs Mathias fürchtete, wenn sein Schwager

der Navarrer den Ehrgeiz haben sollte, über die Niederländer, denen ihn sein Protestantismus empfahl, herrschen zu wollen.

Diese und ähnliche schwermüthige Vorstellungen begleiteten ihn auf seiner Reise von Gent nach Antwerpen im August 1582. Hier ergoß er endlich seinen Kummer in den Busen einiger Vertrauten, mit der Aeußerung: er wolle entweder dem Gaukelspiel phantastischer Hoheit ein Ende machen und sich zum unumschränkten Gebieter in diesem Lande erheben, oder es auf immer meiden. Unglücklicherweise waren seine Vertrauten lauter Franzosen, junge unbesonnene Feuerköpfe, Feinde und Verächter der Niederländer und mißvergnügt, daß der Vertrag von Pleissis sie von den wichtigsten Staatsämtern ausschloß. Gelang es ihrem Herrn, sich die unumschränkte Gewalt zu verschaffen, so eröffnete sich auch ihnen eine günstige Aussicht zur Erfüllung ihrer ehrgeizigen Wünsche, welche ihnen außerdem verschlossen blieb. Sie gaben daher seinem Vorhaben ihren vollen Beifall, und bestärkten ihn in dem Entschluß, sich sogar gewaltsamer Maßregeln zur Ausführung desselben zu bedienen, wobei sie ihm ihren kräftigsten Beistand versprachen. Besonders erklärte sich Wilhelm von Hautemer sehr eifrig für die Sache, und obgleich andere einige Bedenklichkeiten äußerten, so ward doch in dem geheimen Rathe des Herzogs der Beschluß gefaßt: für's erste noch einmal den Weg der Güte zu versuchen, um zu dem Besitz der ihm als Herzog von Brabant und Graf von Flandern zustehenden Rechte zu gelangen, und

schlüge dieser fehl, sich durch List oder Gewalt einiger der vornehmsten Städte beider Provinzen zu bemächtigen, um dann den übrigen Gesetze vorschreiben zu können.

So sehen wir also eine gefährliche Verschwörung wider die Republik mitten im Schoße derselben sich bilden. Ein treuloser Freund verwandelt sich in einen heimlichen Feind, zu einer Zeit, da der offne Gegner seine Kräfte zu ihrer Vernichtung verdoppelt, und derselbe Fürst, welcher sich öffentlich für ihren Beschützer erklärt hat, bereitet insgeheim ihrer Freiheit den Todesstoß. Zum Glück fehlte es dem lezteren an allen Eigenschaften einen kühnen Plan durchzuführen, und sein tollkühnes Beginnen scheiterte an dem Felsen des republikanischen Bürgermuths.

Zu Folge des gefaßten Entschlusses ließ der Herzog den zu Antwerpen versammelten Generalstaaten durch eines ihrer Mitglieder, den Herrn von St. Aldegonde, eine Denkschrift übergeben, worin er sich über sein beschränktes Ansehn beklagte, und auf die Erweiterung desselben drang. Die Versammlung war nicht geneigt, sein Verlangen zu erfüllen, und verzögerte unter dem Vorwande der Wichtigkeit des Gegenstandes, eine entscheidende Erklärung. Die Geduld des Herzogs war am Ende, und da er nicht hoffen durfte seine Forderung von den Staaten erfüllt zu sehen: so schritt er nunmehr zur Realisirung des zweiten Theils seines Plans.

Dünkirchen, Ostende, Dixmuiden, Menen, Brügge, Dendermonde, Vilvoorden, Alost und

Antwerpen waren diejenigen Plätze, welche er zur Besitznahme ausersehen hatte. Antwerpens wollte er sich in eigener Person bemächtigen, die Einnahme der übrigen Orte ward den Befehlshabern der Französischen Besatzungen in denselben aufgetragen. Der (16. Jänner 1583.) ward zur Ausführung des Unternehmens bestimmt.

Dünkirchen ward das erste Opfer der Verschwörung. Ein Streit, welcher sich zufälligerweise über eine zur See gemachte Beute zwischen den Bürgern und Französischen Kriegsleuten erhob, gab die Veranlassung, daß die letzteren zwei in der Stadt liegende Fahnen Niederländer vertrieben, und sich in den Besitz derselben setzten. Auch Dixmulden, Menen, Winorbergen, Dendermonde, Aiost und Vilvoorden hatten das Schicksal, von den Französischen Besatzungen überwältigt zu werden. Aber Ostende und Nieuport jagten mit Hülfe der Niederländischen Truppen die Franzosen davon. Brügge hatte die Französische sehr verstärkte Besatzung bereits in ihrer Gewalt, als der entschlossene Stadtamtmann Gryze mit Hülfe des Raths die Bürger in die Waffen brachte. Zugleich hielt er die vornehmsten Französischen Offiziere Lavalette und de Piece auf dem Rathhause fest, wo ein Bürgeroffizier erklärte, ihnen mit einem Federmesser den Hals abzuschneiden, wenn sich ihre Truppen nicht auf der Stelle aus der Stadt entfernten. Diese sonderbare Drohung wirkte, und Brügge ward geräumt.

Der mißlungene Erfolg des Angriffs auf Antwerpen ist bereits erzählt. Außerordentlich war der

Eindruck, welchen die Nachricht von dieſer unerwarteten Begebenheit überall in den vereinigten Provinzen machte. Die Generalſtaaten meldeten das Ereigniß ſogleich an die Staaten der einzelnen Landſchaften, um auf alle Fälle Maßregeln für ihre Sicherheit zu nehmen, da man nicht wiſſen konnte, von welchem Umfange die Plane des Herzogs waren. Alles war mit Haß und Abſcheu wider ihn und die Franzoſen erfüllt. Er hatte das Zutrauen der Nation auf immer verſcherzt.

Ueberzeugt von dieſer ſehr natürlichen Folge ſeines unbeſonnenen verunglückten Schritts, befand er ſich voll des bitterſten Schmerzes über das Fehlſchlagen ſeines Plans im Lager zu Berchem. Von dort aus ſchrieb er noch an dem Tage des Antwerper Ueberfalls (Jänner 17.) an den Prinzen von Oranien, die Generalſtaaten und den Rath von Antwerpen, und ſuchte ſein Verfahren durch die Geringſchätzung zu entſchuldigen, welche man ihm öfter und noch vorzüglich an dieſem Tage bewieſen, und wodurch er zu einer Aufwallung von Zorn hingeriſſen worden ſei. Doch ſeine verrätheriſchen Abſichten waren kein Geheimniß, und wurden durch das Bekenntniß ſeiner Befehlshaber Lavalette, Lespier und Lafougere, die man zu Brügge feſtgeſetzt und abgehört hatte, außer Zweifel geſetzt. Sie ſagten aus: der Vorſatz ihres Herrn ſei geweſen, ſich der Generalſtaaten, des Prinzen von Oranien und der vornehmſten Städte in Flandern und Brabant zu bemächtigen, weil ſeine Gewalt

bisher zu beschränkt gewesen sei, um dem Lande, dessen Fürst er heiße, nützlich werden zu können.

Weder der Prinz noch der Rath von Antwerpen ertheilten ihm eine Antwort, dagegen setzte man die Französischen Gefangenen in Freiheit, um deren Loslassung er angesucht hatte, und sandte ihm seine und seiner Offiziere Effekten und Kleinodien heraus. Alle seine an die Stände und verschiedene Städte erlassene Zuschriften, ihn mit den dringendsten Bedürfnissen zu versorgen, waren umsonst; und er mußte sich, an allem Mangel leidend, nach Duffel zurück ziehen, wo die Noth so groß war, daß es nicht nur seinem Kriegsvolk selbst an dem Unentbehrlichsten fehlte, sondern auch seine eigene Tafel nur mit Milch, etwas Waizenbrot und einem Gericht roher Rüben besetzt werden konnte. Er schrieb von hier aus an den Befehlshaber von Brüssel, (Jänner 20.) Olivier von Tempel, beklagte sich über die ihm zu Antwerpen wiederfahrene üble Behandlung, und fügte hinzu, als er aus dem Thore geritten, sei sogar eine Meuterei wider ihn ausgebrochen, wodurch, da seine Soldaten hinzugekommen, ein stürmischer und blutiger Auftritt veranlaßt worden sei. Der Vorfall thue ihm herzlich Leid, indeß werde er dennoch der guten Sache geneigt bleiben, und ersuche auch ihn treu zu seyn, und ihm für gute Bezahlung einige Fahrzeuge mit Proviant zu schicken.

Der verlangte Proviant erfolgte jedoch nicht, und um dem Hunger zu entgehen, blieb dem Herzog nichts weiter übrig als ein Rückzug über die Dile.

Zum Unglück für ihn aber war dieser Fluß gerade zu dieser Zeit so angeschwollen, daß keine Brücke darüber geschlagen werden konnte. Das Heer mußte ihn also durchwaten, wobei über tausend Mann ertranken. Der Herzog selbst kam bis an die Schultern ins Wasser, wodurch er sich eine Krankheit zuzog, welche wahrscheinlich in der Folge seinen Tod beschleunigte. Er erreichte endlich unter Sorgen und Kummer, nach tausend ausgestandenen Mühseligkeiten, Vilvoorden, von wo er anfangs nach Dendermonde und dann nach Dünkirchen ging.

Die Gesandten des Königs von Frankreich, welche bald nach den eben erzählten Begebenheiten bei der Staatenversammlung eintrafen, suchten das Verfahren des Herzogs dadurch zu entschuldigen, daß sie es eine Uebereilung nannten; aber die Folgen desselben stürzten die Angelegenheiten der Vereinigten Provinzen in ein Chaos von Verwirrung. Sie waren das erste Glied in einer langen Kette feindseliger Ereignisse, welche die Republik bestürmten und die Provinzen der Herrschaft ihrer alten Tyrannen zu unterwerfen drohten, hätte nicht die Utrechter Union, dieser unvergängliche Obelisk auf der Brust Wilhelms von Oranien, sich wie ein Bollwerk dem Untergange ihrer Freiheit entgegengestämmt und ihn verhindert.

Die fehlgeschlagene Unternehmung Anjou's veranlaßte zunächst einige sehr heterogene Unterhandlungen. Der Gegenstand der einen war ein Versuch, zwischen dem Herzog und den Niederländern

eine Wiederaussöhnung zu bewirken. Der Prinz von Oranien selbst rieth dazu. Bei der dringenden Gefahr, worin sich das Vaterland befände, sagte er, müsse man nicht der Stimme empörter Leidenschaften, sondern allein der kalten Ueberlegung Gehör geben. Der Herzog habe eines schweren Vergehens sich schuldig gemacht, aber es sei auch nicht zu läugnen, daß man keine Aussicht habe den Staat ohne französische Hülfe wider die feindliche Uebermacht zu vertheidigen, deshalb müsse man jenes weniger strenge rügen, um diese nicht zu verlieren. Auch die Königin Elisabeth bot ihre Vermittlung an. Sie ließ den Herzog durch ihren Abgeordneten John Sommer ersuchen, (März 15.) den Staaten ferner keine Veranlassung zum Verdruß und Argwohn zu geben, damit das Einverständniß wieder hergestellt werde, und dem Prinzen von Oranien und den Staaten rieth sie zur Wiederaussöhnung mit ihm. Die Generalstaaten selbst waren in ihren Meinungen getheilt, der größte Theil ihrer Mitglieder war mit Haß gegen die Franzosen erfüllt, und noch zu neu die von dieser Nazion der Republik zugefügte Beleidigung, als daß sie solche schon jetzt hätten vergessen können.

Zwei verschiedene Unterhandlungen eröffnete der Herzog von Parma, mit dem Herzog von Anjou und mit den Vereinigten Niederländern. Dieser thätige Fürst, der kein günstiges Ereigniß unbenutzt verlor, hoffte entweder die Vereinigten Niederländischen Provinzen, zu einer Zeit da die Erbitterung wider ihren sogenannten Beschützer den höchsten Grad

erreicht hatte, zu einer Aussöhnung mit dem Könige zu bewegen, oder den Herzog zu überreden, daß er die Niederländischen Angelegenheiten ganz aufgäbe. In dem huldreichsten und herablassendsten Schreiben fordert er die Provinzen des Utrechter Bundes zur Wiedervereinigung mit ihren zurückgekehrten Brüdern unter dem gemeinschaftlichen Szepter ihres rechtmäßigen Beherrschers auf. Zugleich erließen der Marquis von Risburg und der Graf von Lalaing an die Generalstaaten ähnliche schriftliche Aufforderungen und ermahnten sie zur Unterwerfung, um dadurch Ruhe und Eintracht in ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande wieder herzustellen, da eine theuer erkaufte Erfahrung sie gelehrt habe, wie wenig diejenigen ihr Zutrauen verdienten, die sich oft als ihre Freunde und Beschützer angekündigt hätten.

Dem Herzog von Anjou ließ der Spanische Feldherr durch den Hauptmann Hernandez da Costa den Antrag machen, die Niederlande ihrem Schicksal zu überlassen und nach Frankreich zurück zu gehen, wogegen er ihm eine Summe Geldes zur Bezahlung seiner Truppen auszahlen wolle. Der Herzog schlug vor, den Spaniern die von seinen Völkern besetzten Flandrischen Städte gegen Landrecy, Lequesnoi und einige andere Plätze an den Grenzen der Pikardie abzutreten. Aber diesen Vorschlag verwarf der Herzog von Parma.

Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen kam nicht eines von allen diesen verschiedenen Projekten zu Stande, und der Französische Prinz, von der

unüberwindlichen Abneigung der Niederländer gegen ſeine Perſon nur zu ſehr überzeugt und überdem an Leib und Seele krank, verſah Dünkirchen mit einer Beſatzung von 500 Mann unter dem Herrn von Chasmois, ſchiffte ſich mit ſeinem Gefolge nach Calais ein, (1583. Jun. 28.) und verließ die Niederlande, wo er eine ſo kurze und zweideutige Rolle geſpielt hatte, um ſie nie wieder zu ſehen. Ein Niederländiſcher Geſchichtſchreiber *) erzählt: bei der großen Gefahr, worin ſich der von innern und äußern Feinden beſtürmte Staat nach der Abreiſe des Herzogs von Anjou befunden, habe man dem Prinzen von Oranien die Herzogswürde über Brabant angeboten. Aber dieſer weiſe und vorſichtige Fürſt, der ſich zu keinem übereilten Schritt verleiten ließ, habe den Antrag abgelehnt und erklärt: ſeine Macht ſey zu unbedeutend, um die Republik wider ihre mächtigen Feinde ſchützen zu können, und er wolle auch dem Könige von Spanien keine gerechte Veranlaſſung geben ihm den Vorwurf zu machen, daß er ihn nur darum eines ſchönen Landes beraubt habe, um es für ſich zu nehmen. Dagegen bot er ſeinen ganzen Einfluß zu einer Wiederausſöhnung mit dem Herzog von Anjou auf, und es gelang ihm wirklich, die Staaten, welche über den Verluſt der Flandriſchen Städte, die ſich noch in der Gewalt der Franzoſen befanden, in Verlegenheit waren, dazu geneigter zu machen.

*) Oorsprong, Beginn und Verfolg der Nederlandse Oorlogen door Bor B. 19. Bl. 4.

Der Spaniſche Feldherr hatte indeß, nicht zufrieden mit dem Verſuche, durch Unterhandlungen aus den zwiſchen den Franzoſen und Niederländern entſtandenen Mißverſtändniſſen Vortheile zu ziehen, dieſes für ihn ſo günſtige Ereigniß auch mit den Waffen in der Hand benutzt. Schon im Februar (1583.) ließ er Eindhofen durch den Grafen Mansfeld belagern, der es durch Hunger zur Uebergabe zwang; und während der Marſchall Biron ſeine Zeit mit der Belagerung des feſten Schloſſes Wouw ohnweit Bergenopzoom verlor, ſetzte Mansfeld ſeine Eroberungen fort, und bemächtigte ſich nach und nach der Städte Thournhout, Hoogſtraten und Dieſt. Der letztere Ort war in ſiebzehn Jahren ſechsmal erobert worden. Jetzt ergab er ſich faſt ohne allen Widerſtand, wofür in der Folge der Befehlshaber mit Gefängniß beſtraft und die Beſatzung kaſſirt ward.

Des Herzogs Abſicht war nach Flandern und vorzüglich auf Dünkirchen gerichtet. Ehe er aber ſeinen Zug dahin mit Sicherheit antreten konnte, mußte zuvor der Marſchall Biron vertrieben werden, welcher nach der Einnahme von Wouw ein Lager bei Roſendal bezogen hatte, zum größten Nachtheil des armen, unter dem unerträglichen Druck ſeiner ſchlimmen Gäſte ſchmachtenden Landmanns. Des Marſchalls Heer zählte zwar 10000 Streiter, aber es war aus Franzoſen, Schweizern, Engländern, Schotten, Teutſchen und Niederländern zuſammengeſetzt, die ſich gegenſeitig haßten und anfeindeten. Parma, von dem Zuſtande des Feindes unterrichtet,

theilte seine Macht, sandte ein Corps davon ab, um Dünkirchen zu berennen, und brach an der Spitze des Ueberrests gegen den Marschall auf.

Auf die Nachricht von der Herannäherung der Spanier hob Biron das Lager bei Rosendal auf, und zog sich gegen Bergenopzoom hinab; seine Flämminger und Schotten aber stellte er weiter rückwärts in einem vortheilhaften Posten in den Dünen bei dem Städtchen Steenbergen am Meergestade auf. Des Herzogs Heer bestand aus 5000 Mann Reiterei und Fußvolk. Mit überraschender Schnelligkeit stand es vor Steenbergen, (1583. Jun. 17.) und sogleich griffen Sancho de Leyva und Carlos Meneses die Vorposten der Schotten an und warfen sie zurück. Jetzt machte der Herzog selbst mit den Regimentern Paz und Mansfeld, mit Mexia's Speerreitern und den Schützen unter Karl Luna einen Angriff auf das Ständisch-Französische Corps in den Dünen. Es vertheidigte sich mit rühmlicher Tapferkeit, ward aber endlich zum Weichen gebracht und an das Meerufer zurückgedrängt. In diesem kritischen Augenblick kam plötzlich der Marschall Biron an der Spitze der Französischen Reiterei auf dem Schlachtfelde an. Diese unerwartete Erscheinung brachte anfangs die Spanier in Verwirrung, aber des Herzogs Geistesgegenwart stellte die Ordnung unter ihnen bald wieder her. Das Treffen begann mit erneuerter Heftigkeit. Beide Theile boten alle ihre Kräfte auf. Biron stürzte vom Pferde und brach das Bein, und er wäre in diesem hülflosen Zustande

den Feinden in die Hände gefallen, hätte ihn nicht der Niederländische Hauptmann Barchon gerettet. Die Nacht endete das Gefecht. Die Ständischen zogen sich unter die Mauern von Steenbergen und die Königlichen nach Herenthals zurück. Beide Theile hatten in diesem unentscheidenden Treffen fast gleichen Verlust erlitten. Die Ständischen vertheilten sich nach demselben in die festen Plätze, um sich blos auf die Defensive einzuschränken.

Am 30. Junius rückten die Königlichen Befehlshaber Montigni und Lamotte mit 3000 Mann vor Dünkirchen, welches der Herzog von Anjou erst zwei Tage zuvor verlassen hatte. Dieser durch Handel und Fischerei damals sehr wohlhabende Ort, liegt am Gestade der Nordsee, sechs Meilen von Calais und drei von Grevelingen entfernt. Er besitzt einen Hafen, dessen sich jedoch größere Fahrzeuge nur selten bedienen können, und zur Zeit der Ebbe ist er oft ganz trocken. Die Königlichen Truppen erschienen so unerwartet vor der Stadt und berennten sie so schnell, daß vielen der eben abwesenden Einwohner die Rückkehr dahin versperrt ward. Sie besetzten sogleich den Hafen, und verschlossen ihn durch vorgezogene Ketten und Mastbäume und einige aufgeworfene Schanzen. Indeß war auch der Herzog von Parma über die Scheide gegangen und langte vor Dünkirchen an, um die Belagerung mit Nachdruck zu eröffnen. Aber der Französische Befehlshaber Chamois, der weder auf einen Entsatz noch auf den Beistand der Bürgerschaft, die ihn haßte, rechnen

durfte, wartete keinen ernſtlichen Angriff ab, ſondern übergab die Stadt (1583. Jul. 16.) gegen einen freien Abzug der Beſatzung.

Acht Tage nach dem Falle Dünkirchens ging auch Nieuwport an die Spanier über, und bald darauf ergab ſich ihnen auch Veurne, ehe noch ein Feind davor erſchienen war. Biron wollte Dünkirchen und Nieuwport mit ſeinen Schweizern und Franzoſen entſetzen, und alle Anſtalten zu ſeinem Marſch nach Seeflandern waren ſchon getroffen; aber der Haß und das Mißtrauen der Genter gegen alles, was Franzöſiſch hieß, bereiteten ihm ſo viele Hinderniſſe, daß die Ausführung unterblieb.

Oſtende hätte wahrſcheinlich gleiches Schickſal mit dem nachbarlichen Dünkirchen gehabt, wäre nicht noch zur rechten Zeit die Beſatzung anſehnlich verſtärkt worden, welches den Spaniſchen Feldherrn veranlaßte (Jul.) die ſchon angefangene Belagerung aufzuheben. Dagegen ergab ſich ihm Dixmuiden ohne Widerſtand, und Winerbergen verkaufte ihm der Franzöſiſche Befehlshaber Villeneuve, ein Hugonot. Ypern, wo der tapfere Marquette Befehlshaber war und eine ſtreitbare Bürgerſchaft an der Seite der Beſatzung focht, (September) leiſtete muthigen Widerſtand, aber Steenbergen, Sas van Gent und Hulſt gingen ohne Vertheidigung über. Aloſt in Brabant ward den Spaniern von der Engliſchen Beſatzung aus Noth und Rache, (Oktober.) weil ihr die Genter den Sold vorenthielten, verkauft. Trotz dieſer großen Verluſte, war doch der

Argwohn der Niederländer gegen die Franzosen so groß, daß Biron, der ihnen noch manchen guten Dienst hätte leisten können, gegen Ende Augusts das Land räumen mußte, wider die Meinung des Prinzen von Oranien, der ihn gern zurückbehalten hätte. Er schiffte sich mit dem Ueberrest seiner Truppen ein, und kehrte nach Frankreich zurück. Hohenlohe aber versah Ter-Neuze mit einer starken Besatzung, um die Freiheit der Schelde zu sichern, weil der Herzog von Parma, verstärkt durch einige erst angelangte Fahnen Italiener, Antwerpen zu bedrohen schien.

Während die Spanier jene wichtigen Eroberungen in Flandern machten, begünstigte auch im Norden das Glück ihre Waffen. Tassis, der Eroberer Steenwiks, that von dort aus einen Einfall in das Velau, erfüllte dieses Ländchen mit Raub und Brand, und bemächtigte sich endlich der Stadt Zütphen (September) durch einen Ueberfall. Aber Otterdum an der Ems vertheidigte sich mit Muth und Glück gegen die Königlichen Truppen, die es vergebens belagerten.

Auch Ypern in Flandern widerstand den Spaniern bis zum April des folgenden Jahres. Endlich da es den äußersten Mangel erduldet und jede Aussicht auf Entsatz verloren hatte, ergab es sich (1584. April 12.) mit Kapitulation, wodurch der Besatzung, außer dem Befehlshaber, welcher Kriegsgefangener blieb, freier Abzug zugestanden ward. Der neue Bischof weihete die durch den protestantischen Kultus entheiligten Tempel aufs neue, und

trieb seinen Eifer so weit, daß er sogar die Leichname der Prädikanten und anderer seit einigen Jahren verstorbenen Reformirten, wieder ausgraben und neben dem Hochgericht verscharren ließ.

Nicht weniger als das Mißverständniß zwischen den Franzosen und Niederländern, begünstigten die häufigen Verrätherein, Zwiste und Unruhen, welche sich in diesem unglücklichen Zeitraum fast überall in den Vereinigten Provinzen hervorthaten, die Nazion zerrissen und ihre Kräfte lähmten, die Angelegenheiten des Herzogs von Parma und der Rojalistischen Partei. Im Norden der Niederlande trat ein Mensch auf, der sich für einen natürlichen Sohn Kaiser Karls des 5ten ausgab. Er war eigentlich eines Kupferstechers Sohn aus dem Haag, hieß Cornelius de Hoge, und schien mehr in die Kategorie der Schwärmer als der boshaften Betrüger zu gehören, weil er sich wirklich für einen Verwandten des verstorbenen K. hielt. Seine Erscheinung machte indeß Aufsehen. Er verschaffte sich mit Hülfe des empfangenen spanischen Goldes einen kleinen Anhang, und versuchte sogar sich einiger Städte in Holland zu bemächtigen. Aber seine Rolle war bald ausgespielt. Er ward gefangen, und im Haag als ein Staatsverbrecher enthauptet und gevierttheilt. (1583. März 23.)

Von wichtigeren Folgen, als der kurze und tragische Roman dieses Ephemeron's, war der Abfall zweier durch Geburt und Stand gleich angesehener Männer von der republikanischen Partei. Der erste

war Wilhelm Graf von Berg, des Prinzen von Oranien Schwestermann. Im Jahre 1581, als Graf Johann von Nassau, Oraniens ältester Bruder, die Statthalterschaft über Geldern niederlegte, ward er dessen Nachfolger in dieser Würde. Bald darauf trat er in eine geheime Verbindung mit dem Herzog von Parma und versprach ihm Geldern zu überliefern. Aber die Staaten der Provinz entdeckten die Verschwörung und sandten ihn als Gefangenen nach Holland, wo ihn ein hartes Loos getroffen haben würde, hätte man ihn nicht aus Achtung für seinen Schwager, den Prinzen von Oranien, mit Schonung behandelt. Er erhielt, auf das eidliche Versprechen einer unverletzlichen Treue gegen die Staaten, seine Freiheit und die Erlaubniß, seinen Aufenthalt in Emmerich zu nehmen. Aber der Verräther vergaß seines Schwurs, und trat nicht nur selbst zur Royalistischen Partei über, sondern verleitete auch seine Söhne, drei edle kriegerische Jünglinge, zu diesem Schritt. Er entging der gerechten Strafe, aber nicht der Verachtung aller Edlen im Volke. Adolph Graf von Newenaar und Mörs ward von den Staaten zum Statthalter über Geldern ernannt.

Das zweite große Beispiel der Abtrünnigkeit und Untreue gab Karl Philipp von Croy Herzog von Arschot und Fürst von Chimai, Statthalter von Flandern. Dieser unbeständige, leichtsinnige und boshafte Mensch hielt anfangs die Partei der Staaten, und söhnte sich in der Folge, (1580.)

nach dem Beispiel seines Vaters, mit dem Könige aus. Nach des Herzogs von Anjou Ankunft in den Niederlanden ging er aufs neue zu den Staaten über, nahm die reformirte Religion an und erhielt die Statthalterschaft von Flandern. Nach dem Ausbruch des Zwists zwischen den Franzosen und Niederländern ließ er sich mit der royalistischen Partei zu Gent in Verbindung ein, und intrigirte zum Vortheil der Spanier. Endlich, da man eben seine Verrätherei entdeckt, den Prinzen von Oranien davon benachrichtiget und schon Anstalten zu seiner Verhaftung getroffen hatte, übergab er die Stadt und Herrschaft Brügge dem Herzog von Parma, (1584. März.) und kehrte abermals unter den Szepter des Königs zurück.

Fast hätte Gent das Schicksal Brügge's getheilt. Dort spielte noch immer der berüchtigte Demagoge Imbize die Hauptrolle, aber er hatte sein politisches System geändert, begünstigte jetzt die katholisch-spanische Partei in der Stadt eben so sehr, als er sie ehemals verfolgte, und arbeitete daran, Gent dem Könige zu unterwerfen. Seine Ränke offenbarten sich, als eine Anzahl Spanischer Truppen (1584. Jänner.) zwischen Gent und Termonde erschien, und durch einige Schanzen die Schelde und die Zufuhr nach Gent sperrten. Jetzt drangen die Spanischgesinnten auf eine Unterhandlung mit dem Herzog von Parma, und wußten es auch dahin zu bringen, daß die Stadt einen dreiwöchentlichen Stillstand. (März.) mit ihm abschloß. Glücklicherweise gewann die re-

publikanische Partei wieder die Oberhand, man vereinigte sich, bei der Utrechter Union fest zu halten, und die Stadt nahm zu ihrer Sicherheit eine Niederländische Besatzung ein.

Zu eben der Zeit herrschten auch in Friesland, wo Graf Wilhelm Ludwig von Nassau seines Oheims Verweser in der Statthalterschaft war, und in Utrecht Unruhen und Zwist; dort zwischen den Städten und dem platten Lande über die gegenseitigen Gerechtsame, und hier zwischen den Ständen, dem Rathe, der Ritterschaft und der Bürgermiliz, über die Vertheilung und Erhebung der Abgaben. So loderte die Fackel bürgerlicher Zwietracht in allen Theilen der Niederlande und die Nazion zerrieb ihre Kräfte in dieser unglücklichen Fehde, während ihr unversöhnlicher Feind dem wankenden Gebäude des Staats einen tödtlichen Stoß nach dem andern gab. Die Generalstaaten, unter sich selbst ohne Eintracht und Gemeinsinn, wußten nicht, wie sie den Stürmen im Innern und von Außen zugleich begegnen, und durch welche Mittel sie das Ungewitter beschwören sollten, welches unaufhaltsam über sie hereinbrach. Deshalb ward kein kraftvoller Entschluß gefaßt, und nichts Entscheidendes von ihrer Seite unternommen, und eine langwierige Belagerung einer unbedeutenden Schanze bei Zütphen beschäftigte die ganze Thätigkeit ihrer Kriegsmacht, während ein großer Theil von Flandern und Brabant vom Feinde erobert ward.

Eine schwache Aussicht gewährten in dieser Noth die wiederangeknüpften Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou, und schon sah man einer Aussöhnung und der Rückkehr der ehemaligen Verhältnisse mit ihm entgegen, als plötzlich der Tod dazwischen trat und den Faden des Versöhnungsgeschäfts auf immer zerriß.

Der Herzog hatte nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden das Schloß zu Chateau-Tierri, einer kleinen Stadt in Champagne an der Marne, bezogen, um dort in der Einsamkeit und unter den freundlichen Umgebungen einer reizenden Natur, ein Heilmittel für seinen Gram und seine körperlichen Leiden zu finden. Seine Hoffnung täuschte ihn, und er starb (1584. Jun. 10.) wenige Monate darauf an einer ähnlichen Krankheit wie sein Bruder König Karl der 9te. Viele hielten diese sonderbare Krankheit, einen Blutschweiß, für die Folge einer Vergiftung, deren sie die Spanier beschuldigten; andere suchten die Veranlassung dazu in den frühen Ausschweifungen einer durchschwelgten Jugend. Noch auf seinem Todbette soll er bittre Reue über das Unternehmen gegen Antwerpen geäußert haben. Er starb im blühenden Alter von acht und zwanzig Jahren, gehaßt und verachtet von dem größten Theile der Niederländischen Nazion, und auch von seinen Landsleuten nicht geliebt und oft in Schmähschriften von ihnen verspottet.

Anjou bezahlte die Schuld der Natur, über Oraniens Haupte schwebte des Meuchelmordes gezückter Dolch. Zu Antwerpen ward ein Spanier

Namens Dordogno eingezogen und geviertheilt, der ſich für einen Kroaten ausgab und bekannte, daß er aus Spanien gekommen ſei den Prinzen zu ermorden. Bald darauf verhaftete man zu Vlieſſingen den Kaufmann Hans Hanſon, der von einem glühenden Haſſe wider den Prinzen entbrannt, beſchloſſen hatte, ihn entweder durch Schießpulver unter ſeinem Tafelzimmer angelegt, oder auf irgend eine andere Art und allenfalls mit eigenen Händen zu tödten. Er bekannte, ſeines ſtrafbaren Vorhabens wegen mit dem Spaniſchen Hofe in Unterhandlung geſtanden zu haben, und empfing den verdienten Lohn auf dem Blutgerüſte. Dieſen Verruchten glich nicht der Franzöſiſche Hauptmann Legoth. Er war in Spaniſche Kriegsgefangenſchaft gerathen, und hier machte ihm der Marquis von Roubair den Antrag, den Prinzen von Oranien in einer Aalſuppe, ſeinem Lieblingsgerichte, zu vergiften. Der Herzog von Parma ſtimmte dem Antrag bei, und befahl, Legoth unter dieſer Bedingung ohne Löſegeld frei zu laſſen. Aber der edle Mann war der ihm zugemutheten Schandthat nicht fähig. Er entdeckte den Antrag, nach ſeiner Freilaſſung, ſeinen Kameraden, blieb ſeiner Pflicht getreu, und ſtarb als ein braver Soldat zu Antwerpen an einer in der Vertheidigung des Forts Lillo empfangenen Wunde.

Die wiederholten meuchelmörderiſchen Anſchläge auf ſein Leben, waren nicht die einzigen Widerwärtigkeiten des Prinzen von Oranien in dieſer verhängnißvollen Zeit. Er verachtete die Rache eines erbit-

terten unedelmüthigen Feindes, aber wie schmerzlich mußte sein Herz eine Kränkung verwunden, die ihm von denen wiederfuhr, auf deren Dankbarkeit er sich die gerechtesten Ansprüche erworben hatte. Der Haß, welchen man zu Antwerpen auf die Franzosen geworfen hatte, machte auch seine großen Verdienste um die Stadt vergessen. Er hatte sich, nach dem Tode seiner verstorbenen Gattin, mit Luise Coligni, der Tochter des unglücklichen Admirals Coligni, der nebst ihrem ersten Gatten Teligni ein Opfer der Pariser Bartholomäusnacht geworden war, vermählt (April 1583.). Diese Heirath fand nicht den Beifall der Niederländer, denn sie nahmen sie für einen neuen Beweis seiner großen Vorliebe für die Französische Nation, und es gab manche unter ihnen, die ihn beschuldigten, er habe diese verhaßten Ausländer in den Schoß des Vaterlandes gerufen, um den Raub mit ihnen zu theilen. Laut sprach sich dieser Argwohn bei einem Vorfall aus, der sich um diese Zeit zu Antwerpen ereignete.

Der Stadtrath hatte beschlossen den Platz vor dem Schlosse, worin der Prinz seine Wohnung hatte, in Baustellen zu verwandeln, und ließ ihn deshalb aufräumen. Plötzlich verbreitet sich ein Gerücht, die Franzosen, von dem Prinzen heimlich in die Stadt gelassen, wollten sich vor dem Schlesse verschanzen! Sogleich greift der leichtgläubige und unbändige Pöbel zu den Waffen, durchsucht die ganze Stadt, rottet sich vor dem Schlesse zusammen, ruft den Prinzen heraus und nennt ihn einen Verräther. Als der Ungrund des Verdachts erwiesen war, hörte zwar der

Aufstand auf, aber der Rath wagte nicht die dem Prinzen zugefügte Beleidigung zu ahnden. So handelte das nehmliche Volk, welches noch kurz zuvor bei seiner Verwundung durch Jauregui so viel Theilnahme und Anhänglichkeit für ihn geäussert hatte. Ein auffallender Beweis von der Unbeständigkeit der Gunst des großen Haufens. Der gekränkte Fürst verließ die undankbare Stadt, die er mehr als einmal mit eigener Lebensgefahr aus der dringendsten Noth gerettet hatte, und ging mit seinem ganzen Gefolge nach Middelburg in Seeland, um dort der Versammlung der Generalstaaten beizuwohnen.

Weit entfernt, der Nation, welche er liebte und die seines Beistandes jetzt mehr als je bedurfte, die von einem kleinen Theile derselben erlittene Beleidigung entgelten zu lassen, fuhr er fort, für das Wohl derselben seine Kräfte aufzuwenden. Sein erstes Geschäft zu Middelburg war, eine neue Organisation des Seewesens der vereinigten Provinzen zu veranstalten. Der Herzog von Parma hatte nach seinen Eroberungen in Seeflandern, Dünkirchen, Nieuwport und Grevelingen zu Freihafen, für alle handelnden Nationen ohne Unterschied, erklärt, mit einer Liberalität der Grundsätze, welche unsern heutigen Zeiten ganz fremd ist. Sie sollten sogar den Holländern und Friesen offen stehen, wenn diese den Unterthanen des Königs auch nach ihren Häfen den Handel verstatteten. Die Folge dieser klugen Maßregel war eine Meuterei unter dem Niederländischen Kriegsvolk, welches unter Treslong in Seeland lag, und wegen rückständiger Sold-

forderungen schon seit längerer Zeit gedrohet hatte zu den Spaniern über zu gehen, wenn Dünkirchen in ihren Händen sein würde. Diese Empörung ließ um so nachtheiligere Folgen fürchten, da der Herzog von Parma sich eben mit Errichtung einer Marine beschäftigte und schon einige Flämische Kaper in See gesandt hatte, welche ein paar Niederländische vor der Maas wegnahmen. Der Prinz, als Generaladmiral, traf mit Hülfe der Staaten von Holland und Seeland die kräftigsten Maßregeln zur Beruhigung der Seeleute und zu einer besseren Einrichtung des Seewesens, und es wurden auch einige Jagden ausgerüstet, welche den Kapereien der Flanderer ein Ende machten.

Oraniens letztes Geschäft war die Beendigung der schon seit mehrern Jahren mit Holland, Seeland und Utrecht gepflogenen Unterhandlungen, wegen Uebertragung der Souveränität über diese Provinzen an ihn. In Holland war, wie bereits oben erzählt ist, diese Angelegenheit fast schon zur Vollendung gediehen, und man war einverstanden, daß er den Titel Graf und Herr von Holland führen und ihm als solchem gehuldigt werden solle. Aber Seeland und Utrecht bewiesen sich nicht geneigt seine Wünsche zu erfüllen, ja selbst in Holland fanden sich noch mancherlei Bedenklichkeiten, und als der Prinz auf der Staatenversammlung zu Middelburg auf Beendigung der Sache drang, konnte man sich zu keinem Schluß darüber vereinigen. Zwar ward ihm auf dieser Versammlung von den Deputirten der Provinz Holland die schon im Jahre 1582 ausgefertigte Urkunde, worin ihm die Herrschaft über die

drei Provinzen übertragen ward, feierlich überreicht, (7 Decemb. 1583.) aber Amſterdam und Gouda erklärten: ſie würden nicht eher in die Huldigung willigen, bis Seeland und Utrecht ſich ebenfalls dazu verſtänden.

Nicht ſowohl ein geringerer Grad von Anhänglichkeit an die Perſon des Prinzen, als in den übrigen Holländiſchen Städten, war die Veranlaſſung zu jener Weigerung Amſterdam's, ſondern größtentheils merkantiliſche Rückſichten, welche unter einem Handeltreibenden Volke gewöhnlich die Hauptmotive bei ſeinen politiſchen und bürgerlichen Angelegenheiten abgeben. Man fürchtete nehmlich den Verluſt des Handels nach Spanien, welcher bis jetzt noch geduldet ward, wenn man den Abfall von dieſem Reiche, durch die Huldigung des Prinzen als Grafen von Holland, vollendete. Geſchah dieſes von Seiten der Holländer, ohne daß Seeland denſelben Schritt that, ſo mußte man mit Recht befürchten, daß Spanien den erſteren ſeinen Handel verbieten, und ihn den letzteren verſtatten werde; und ehe ſie ſich dem ausſetzten, machten ſie ſich lieber einer Undankbarkeit an dem Prinzen ſchuldig.

Die Hauptpunkte der ſchon erwähnten Urkunde, wodurch dem letztern die Souveränität über Holland übertragen ward, ſind folgende: der Prinz von Oranien wird die in dem Dokument genannten Landſchaften als eine freie Grafſchaft beſitzen und dagegen die Utrechter Union beſtätigen, Geſetze, Freiheiten, Vorrechte und die reformirte Religion beſchützen; die Staaten wenigſtens einmal jährlich verſammlen und ihnen

die Vertheilung der Steuern überlaſſen; einen Rath von zwölf Perſonen, dem er aber zwei Mitglieder, einen Deutſchen und einen Franzoſen beifügen kann, ſich zur Seite ſetzen laſſen; ohne Einwilligung der Staaten weder Krieg anfangen noch Frieden ſchließen oder Bündniſſe eingehen. Den Staaten bleibt die Freiheit, nach ſeinem Tode einen ſeiner Söhne zu ſeinem Nachfolger zu wählen. Der Prinz beſchwört dieſe Bedingungen, worauf ihm die Staaten die Huldigung leiſten; ihre Verpflichtungen gegen ihn aber hören auf in dem Augenblick, da er jene Bedingungen verletzt.

Der Inhalt dieſes in mehrerer Rückſicht ſo merkwürdigen Dokuments, iſt ein Denkmal ſowohl der eiferſüchtigen Liebe der Holländer zu ihrer Freiheit, als der Mäßigung des Prinzen, welcher dadurch in der That nichts mehr als der erſte Regierungsbeamte eines freien Staates ward. Nichts fehlte jetzt mehr zur Beendigung des Geſchäfts, als die Huldigung. Welche Schwierigkeiten ſich dawider erhoben, iſt ſchon vorhin bemerkt worden; aber es iſt zu glauben, daß auch dieſe, durch das Genie des Prinzen und die Bemühungen ſeiner Anhänger, endlich aus dem Wege geräumt worden wären, hätte nicht ein plötzliches höchſt tragiſches Ereigniß dem ganzen Geſchäft auf immer ein Ende gemacht, ein Ereigniß, wodurch die Verwirrung in den vereinigten Provinzen den höchſten Grad erreichte und die Fortdauer der Republik problematiſcher als jemals ward.

Er nannte ſich Franz Guion und ſagte aus: Er ſei von Beſançon gebürtig und ſein Vater Peter Guion, wegen eifriger Verbreitung des Proteſtantismus, von den Katholiken ermordet worden. Eine kleine unanſehnliche Figur und eine widrige tückiſche Phyſiognomie, machten ſein Aeußeres keineswegs empfehlend. Aber er ſpielte den andächtigen und ſtrengen Kalviniſten, beſuchte fleißig die Kirchen, und ſelten ſah man ihn ohne die Bibel, das neue Teſtament oder ein Pſalmbuch in der Hand. Dieſer Nimbus von Religioſität, den er um ſich her zu verbreiten wußte, blendete die Leichtgläubigen in einem Zeitalter, zu deſſen Charakter fanatiſcher Glaubenseifer und die finſterſte Bigotterie gehörten, und erwarb ihm was er ſuchte, Zutritt bei den Hofleuten des Prinzen von Oranien und endlich bei dieſem Fürſten ſelbſt.

Als er dem letzteren vorgeſtellt ward, erzählte der angebliche Guion: Er habe ſich einige Zeit zu Luxemburg bei ſeinem Verwandten Depré, Geheimſchreiber des Grafen Peter Ernſt von Mansfeld, als deſſen Gehülfe aufgehalten, da er aber den Jeſuiten als ein heimlicher Kalviniſt verdächtig geworden, ſei er gezwungen geweſen zu entfliehen, wobei er einige Abdrücke von den Siegeln des Grafen Mansfeld, die er oft in Händen gehabt, mit ſich genommen habe.

Dieſe bot er jetzt dem Prinzen an, welcher anfangs nicht wußte, welchen Gebrauch er von dem angebotenen Geſchenk machen ſolle. Endlich erinnerte er ſich, daß vielleicht der Marſchall von Biron, welcher zum Befehlshaber über Cambrai beſtimmt war, ſich

der Siegel bedienen könne, um mit Hülfe derſelben von dort aus Boten nach Brüſſel durchzubringen. Er trug daher dem ſogenannten Guion auf, ſie dem Marſchall zu überbringen und einzuhändigen.

Guion, zufrieden ſeinen Zweck, mit dem Prinzen in eine Art von Verbindung zu kommen, erreicht zu haben, war bereit zur Vollziehung des erhaltenen Auftrags, und reiſete im Gefolge des Abgeordneten Schoneval, den die Generalſtaaten zur Fortſetzung der Unterhandlungen an den damals noch lebenden Herzog von Anjou ſandten, nach Frankreich ab. Nach einer kurzen Abweſenheit kam er ſchon wieder nach Holland zurück, um die Nachricht von dem zu Chateau-Thierri erfolgten Tode des Herzogs von Anjou zu überbringen.

Es war im Julius, als er von ſeiner Reiſe wieder zu Delft eintraf. Der Prinz, welcher eben an einer kleinen Unpäßlichkeit litt, ließ ihn vor ſein Bette rufen und ſich von ihm einige nähere Umſtände von dem Tode des Herzogs mittheilen. Darauf deutete er ihm an, ſich aus Delft zu entfernen; entweder weil er einen Verdacht auf ihn geworfen oder wenigſtens einen Widerwillen gegen ihn gefaßt. Leider war er in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, oft Menſchen um ſich dulden zu müſſen, die ſich als Nichtswürdige dokumentirten, um ſich ihrer gegen die Ränke ſeiner Feinde zu bedienen. Guion zeigte anſtatt der Antwort auf ſeine abgetragenen Schuhe und Strümpfe, als redende Beweiſe ſeiner großen Armuth, worauf ihm der Prinz durch ſeinen Geheimſchreiber neun bis zehn Thaler auszahlen ließ (9 Jul.).

Am folgenden Tage, als der Prinz sich eben zur Mittagstafel begab, erschien der Burgunder abermals vor ihm und erbat sich einen Reisepaß. Er zeigte sich dabei so bestürzt, und die konvulsivische Bewegung seiner Seele sprach sich so fürchterlich in der bebenden Stimme und den verwilderten Mienen und rollenden Augen aus, daß er der anwesenden Prinzessin von Oranien auffiel. „Wer war dieser Mensch mit dem gräßlichen Gesicht?“ fragte sie ihren Gemahl bestürzt, als jener abgetreten war. „Er verlangt einen Paß, der eben ausgefertigt wird!“ — erwiederte der Prinz gleichgültig, setzte sich ruhig zur Tafel nieder, und verloren für ihn war auch dieser, der letzte Wink seines warnenden Genius. Wie oft stößt der Geschichtforscher auf die sonderbarsten Widersprüche in dem Charakter der Menschen, deren Begebenheiten ihn beschäftigen. Derselbe Mann, welcher in jedem andern Falle fast bis zur Uebertreibung vorsichtig und mistrauisch war, verstattete ohne Bedenken jedem Unbekannten freyen Zutritt, ob ihn gleich eine oft gemachte Erfahrung lehrte, daß ihm überall Verrath und Meuchelmord nachstellten. Aber Gewohnheit und Unvermeidlichkeit macht vertraut mit der Gefahr und gleichgültig dagegen. Ueberdem war es Oraniens Grundsatz nur Spaniern und Italienern zu mistrauen, und dennoch befanden sich, nach Strada's Versicherung, gerade in diesem Zeitpunkt außer Guion noch vier Personen von andern Nationen zu Delft, ein Franzose, ein Lothringer, ein Engländer und ein

Schotte, die alle nach seinem Leben trachteten, ohne daß einer um des andern Absicht wußte.

Um zwei Uhr Nachmittags, (Jul. 10.) als sich der Prinz von der Mittagstafel erhoben hatte, und eben an die erste neue Treppe auf seinem Hofe im St. Agathenkloster kam, begegnete ihm Guion reisefertig und einen Mantel über die linke Schulter geworfen. Er nähert sich dem Prinzen, als ob er ihn um den versprochenen Paß bitten will, aber in dem Augenblick da er vor ihm hintritt, reißt er eine Pistole aus dem Gürtel unter dem Mantel hervor und drückt sie auf den Prinzen ab. Drei Kugeln fahren ihm in den Leib. Der Verwundete wankt, taumelt betäubt und den nahen Tod schon fühlend in Französischer Sprache: „Ich bin schwer getroffen! Gott erbarme dich meines und deines armen Volks!“ Auf den Knall des Schusses war sein Stallmeister, Jakob Maldere herbeigesprungen, umfaßt ihn, da er eben im Begriff ist zu Boden zu sinken, und setzt ihn auf eine Stufe nieder. Auch die Schwester des Verwundeten, die Gräfin Schwarzburg, und seine Gattin waren herbeigeeilt. Die Gräfin fragte den sterbenden Bruder: ob er auch seine Seele Gott befohlen habe? und er soll noch mit ja! geantwortet haben. Man hob ihn auf, trug ihn auf ein Bette im nächsten Zimmer und nach wenigen Minuten war er verschieden.

Der Mörder, nach vollbrachter That, wollte durch die Flucht sich retten. Er fliegt die Treppe hinab, läßt im Laufen die zweite Pistole fallen, und

eilt durch die Ställe dem Walle zu, um von da über den Graben zu ſetzen. Da er die Flucht vorher überlegt und ſich darauf vorbereitet hatte, ſo würde ſie ihm wahrſcheinlich gelungen ſein, hätte nicht der Zufall zwei Bedienten des Prinzen in die Gegend des Walles geführt. Als dieſe einen Menſchen ohne Huth daherlaufen ſehen, ſetzen ſie ihm nach ohne ſelbſt zu wiſſen warum, und ergreifen ihn da er eben über einen Haufen Unraths fällt. Was ſich mit ihrem Herrn zugetragen hatte, war ihnen noch unbekannt, aber ſie hatten ſich des Flüchtlings kaum bemächtigt, da ſtürzten auch ſchon die ihn verfolgenden Stallleute herbei; während zugleich eine Menge Volks zuſammenſtrömte, denn ſchon war die Nachricht von dem ſchrecklichen Vorfall durch die ganze Stadt erſchollen.

Der Mörder ſchien anfangs äußerſt beſtürzt. Als er aber ſah, daß man ihn nicht auf der Stelle umbrachte, faßte er wieder Muth. Er ward nach dem Stadthauſe geführt, und dem niedergeſetzten Gericht zum Verhör übergeben, worauf er Feder und Papier verlangte, um ſeine Ausſage nieder zu ſchreiben. Nach und nach, und nachdem er verſchiedenemal die Folter empfangen hatte, legte er folgendes Bekenntniß vor ſeinen Richtern ab.

Nicht Gulon, ſondern Balthaſar Gerhard, war ſein eigentlicher Nahme. Er war zu Villefans in Hochburgund geboren, hatte zu Dol die Rechtswiſſenſchaft erlernt, und nachher wirklich eine Zeitlang im Dienſte des Grafen von Mansfeld geſtanden. Gleich

nach erfolgter Achtserklärung wider den Prinzen, erwachte in ihm der Gedanke, den Geächteten zu ermorden, welchen er auch einigen Freunden mittheilte, von denen er jedoch nicht den erwarteten Beifall, sondern Verweise erhielt. Aber Fanatismus, ein falscher Ehrgeiz und Habsucht hielten die Idee fest in seiner Seele, und er entdeckte sich endlich einem Jesuiten zu Trier, und dem Franziskanerdoktor Gerry zu Dornik. Beide, nach den Grundsätzen einer blutdürstigen Glaubenslehre, bestärkten ihn in seinem strafbaren Vorhaben; dieser durch Ertheilung seines Segens, und jener durch die Versicherung, seine That, wenn sie ihm das Leben koste, werde ihm die Glorie des Märtirerthums erwerben. Welche Aussichten für einen ehrsüchtigen Schwärmer wie Gerhard! Auf den Rath des Jesuiten theilte er sein Vorhaben dem Herzog von Parma schriftlich mit, und erhielt die Anweisung, sich an den Rath Assonville zu wenden. Dies that er, und verabredete mit dem Rath das Nähere über die zweckmäßigste Art der Ausführung, wobei ihm jener die Versicherung gab, das Unternehmen werde nicht nur dem Könige und dem Herzog von Parma zum größten Wohlgefallen gereichen, sondern er wolle ihm auch die in der Achtserklärung bestimmte Belohnung auswirken, nur müsse er alle Theilnahme des Herzogs von Parma standhaft läugnen, wenn ihn das Unglück treffen sollte, gefangen zu werden. „Gehe hin, mein Sohn, — rief Assonville ihm noch beym Abschiede nach — gehe hin, und führst du die That glücklich aus, so wird dir die ver-

ſprochene Belohnung des Königs, und ein unſterblicher Ruhm zu Theil werden!"

Jetzt begab ſich Gerhard nach Delft, erzählte einen ſelbſt erfundenen Roman von ſeiner Herkunft und ſeinen Schickſalen, und wußte ſich bey dem Prinzen von Oranien Zutritt zu verſchaffen. Seine Seele brütete unaufhörlich über der beſchloſſenen That, und die Vorſtellung davon verfolgte ihn überall wie ein hölliſcher Geiſt. Schon bei jener Audienz vor dem Bette des Prinzen, nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich, brannte er vor Begierde ſie zu vollziehen, aber es fehlte ihm an einem Mordwerkzeuge. Nach geendigter Audienz beſchloß er den Prinzen durch Schießgewehr hinzurichten, und er kaufte in dieſer Abſicht mit dem ihm ausgezahlten Reiſegelde von zwei Soldaten der Leibwache ein Paar Piſtolen, wobei er mit dem einen von ihnen in einen heftigen Wortwechſel gerieth, weil er ihm kein gehacktes Blei geben wollte. Den folgenden Tag (Jul. 10.) erbat er ſich einen Reiſepaß von dem Prinzen, während deſſen Mittagstafel er ſeine Piſtolen hohlte, wovon die eine mit zwey, die andere mit drei, wahrſcheinlich vergifteten Kugeln geladen war, warf einen Mantel über die Schulter und kehrte darauf nach dem Agathenkloſter zurück, entſchloſſen, wie er ſich in ſeinem Verhör ausdrückte, ſein Vorhaben jetzt auszuführen, und ſei auch der Prinz von 5000 Trabanten umgeben. Bis die Tafel geendet war, ging er im Hofe bei den Stallleuten umher, und entwarf einen Plan zur Flucht, die ihm am leichteſten über den Wall und durch

Schwimmen über den Stadtgraben, wozu er sich mit zwey Rindsblasen versehen hatte, ausführbar schien. Er stellte sich hierauf an die Thür des Speisesaals und leider nur zu gut gelang ihm der beschlossene schreckliche Mord.

Nie äußerte der Mörder die geringste Reue über sein verruchtes Unternehmen. Ja er erklärte: willig werde er es noch einmal ausführen und wohl zweytausend Meilen darum gehen, sollte es ihn auch hundert Leben kosten, denn er erwerbe dadurch, als ein tapferer Verfechter der Römischen Kirche, den Himmel. Als er anfangs hörte, der Prinz lebe noch, schien er sehr bekümmert, und nur die Nachricht seines gewissen Todes beruhigte ihn wieder. Die Schmerzen der Folter, welche er leiden mußte, nennte der Phantast eine gerechte Strafe seiner früheren Sünden; und nach einer erhaltenen heftigen Geisselung, entblößte er im Vorübergehen bei seinen Richtern die Brust, zeigte die blutigen Striemen und deutete das Ecce homo des Pilatus auf sich. Nur einmal, als ihm im Kerker sein Todesurtheil angekündigt ward, gerieth er in heftige Bewegung und verwünschte seinen Ehrgeiz, der ihn in dieses Unglück gestürzt habe. Sein Urtheil, welches von dem hohen Rathe von Holland und den Obersten und Schöppen der Stadt Delft ausgesprochen ward, mag als Urkunde zur Charakteristik des Zeitgeists und der damals üblichen rechtlichen Formen, so wie es uns Meteren mittheilt, hier stehen.

„Da Balthasar Gerarts, von Villefans in Burgund gebürtig, gefänglich eingezogen ist und wiederhohlt bekannt hat, daß er vor langer Zeit den Vorsatz gefaßt, den Durchlauchtigen Hochgebornen Herrn, Herrn Prinzen von Oranien zu ermorden, und zu dem Ende dem Grafen von Mansfeld einige Siegel entwendet, auch dem Königlichen Rath Assonville, auf des Herzogs von Parma Befehl, solchen seinen mörderischen Vorschlag entdeckt, — hier folgen die bereits bekannten Umstände des Mordes, dann heißt es ferner: Demnach nun eine so treulose, unchristliche und verrätherische an Hochgemeldetem Prinzen verübte That auf keine Weise ungerochen bleiben kann, sondern vielmehr andern zum Beispiel auf das schärfste bestraft werden soll, so ist nach reiflicher und sorgfältiger Erwägung des Geständnisses des gefangenen Mörders und aller übrigen Umstände, Balthasar Gerarts zum Tode verurtheilt worden, und wird hiermit und Kraft dieses verurtheilt: daß er auf ein Gerüst geführt, daselbst ihm zuerst die rechte Hand, mit welcher er die mörderische und verruchte That vollbracht hat, mit einem glühenden Eisen abgebrannt, sodann er sechsmal an Armen und Beinen und andern fleischigten Theilen seines Körpers mit glühenden Zangen zerrissen, darauf von unten auf lebendig in vier Theile zerhauen, ihm das treulose Herz herausgenommen und dreimal ins Angesicht geschlagen, sein Kopf abgehauen, die vier Theile des Körpers auf den vier Bollwerken der Stadt, der Kopf aber auf dem Schulthurm hinter des Herrn Prinzen Wohnung auf

einen Pfahl geſteckt, und alles Vermögen des Mörders eingezogen werden ſoll. Alſo ausgeſprochen und beſchloſſen auf dem Rathhauſe der Stadt Delft. Samſtag am 14. Julius 1584. **Van der Meer.**"

Dieſes gerechte aber empörende Urtheil, die Frucht eines barbariſchen Zeitalters, wo man dem Verbrecher ſein elendes Leben nicht kannibaliſch genug rauben zu können glaubte, ward noch an demſelben Tage vollzogen. Die Blutbühne war vor dem Rathhauſe aufgeſchlagen. Mit unerſchrockener Miene beſtieg ſie der fanatiſche Gerhard, und zeigte überall bei dem letzten ſchauderhaften Akt ſeines Lebens eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit. Kein Aufſchrei des Schmerzes, keine Verzukkung des Geſichts unter den gräßlichſten Martern. Es ſchien als hätten ihn die Qualen der erlittenen Folter fühllos gegen jeden körperlichen Schmerz gemacht. Als ihm der Henker mit einem glühenden Waffeleiſen die rechte Hand abzureiſſen hatte, ſchürfete er noch den eingeſchrumpften Stumpf, als wolle er das Zeichen des Kreuzes machen und die Zuſchauer ſegnen. Die aufgeſteckten Theile ſeines Leichnams wurden in der Folge entwendet. Die verſprochene Belohnung, welche der Mörder ſelbſt nicht erhalten konnte, ward wahrſcheinlich deſſen Erben zu Theil. Wenigſtens finden ſich Nachrichten, daß durch ein zu Madrid unterm 4ten März 1589 erlaſſenes Patent, Gerhards des Tyrannenmörders Brüder und Schweſtern in den Adelſtand erhoben wurden.

Doch es iſt Zeit das Blutgerüſt des Mörders zu verlaſſen, um zu dem Ermordeten zurück zu kehren. Der Körper des entſeelten Prinzen ward geöffnet, und die Aerzte fanden alle innern Theile deſſelben in dem beſten Zuſtande, ſo daß er nach den Geſetzen der Natur ein ſehr hohes Alter hätte erreichen können. Nachdem der Leichnam einbalſamirt und öffentlich zur Schau ausgeſtellt worden war, geſchah Freitags am 4ten Auguſt die feierliche Beerdigung mit Königlicher Pracht. Die Deputirten der Generalſtaaten, die Staaten von Holland, die Räthe und Hofbedienten des Verſtorbenen, die Bürgerſchaft von Delft und eine Anzahl ausgezeichneter Perſonen, unter andern der merkwürdige Erzbiſchof Gerhard, Truchſes von Cölln, begleiteten die Leiche zur Gruft, und vielleicht herrſchte nie bei einer ſolchen Szene eine ſo tiefe und aufrichtige Trauer, als bei dieſer. In allen Städten Hollands ward zwei Tage geläutet.

Die Nachricht von dem tragiſchen Tode des großen Mannes verbreitete ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit im Inn- und Auslande, und durchlief bald ganz Europa, welches ſeinen Nahmen ſo lange mit Theilnahme und Bewunderung genannt hatte. Sie erfüllte die vereinigten Niederländiſchen Provinzen mit der höchſten Beſtürzung, und die Spanier und ihre Anhänger mit ausſchweifender Freude. Die katholiſche Geiſtlichkeit ſchämte ſich nicht, die That des Mörders und ſeinen ſtandhaften Tod laut bis in den Himmel zu erheben, ja zu Herzogenbuſch ließ ſie ſogar das „Herr Gott dich loben wir“ über den Tod des ver-

haßten Lehrer singen: ein Verfahren, worüber, selbst nach der Versicherung eines Spanischen Geschichtschreibers, sogar der Himmel seinen Unwillen zu erkennen gab, denn am Abend des Tages, da man das Te Deum gesungen hatte, schlug ein Wetterstrahl in den Thurm der Hauptkirche, welcher ein Raub der Flammen ward. Viele Katholiken und Spanischgesinnte, selbst die Spanischen Soldaten im Lager des Herzogs von Parma, äußerten ihren Abscheu über den Mord und dessen Urheber. Wie schmerzhaft ist es daher, auch einen Alexander von Parma, dessen Heldenmuth und Seelesgröße uns oft so unwiderstehlich anziehen, unter den Theilnehmern dieses Verbrechens nennen zu hören! Doch um gerecht zu sein, muß man bekennen, daß sein Antheil wenigstens nicht vollständig erwiesen ist. Was wir davon wissen, beruht allein auf der Aussage des Mörders, welche zum Theil unter den Schmerzen der Folter abgelegt ward. Uebrigens untersagte der Herzog beim Heere alle öffentlichen Freudenbezeugungen über die Ermordung des tödtlich gehaßten Feindes, weil er sie seiner Ehre und dem Kriegsgebrauch zuwider hielt.

So endete Wilhelm der I. von Oranien-Nassau, einer der merkwürdigsten Männer seiner und aller Zeiten, im blühenden Alter von ein und funfzig Jahren. Er war von mehr als mittlerer Mannesgröße, vortheilhaftem Wuchse bleicher Gesichtsfarbe, und hatte braune feurige Augen. Die erhabenen Eigenschaften dieses großen Geistes haben wir aus seinen Thaten kennen gelernt, aber schwerer ist es, seinen

Charakter zu ergründen und gerecht zu beurtheilen. Seine Anhänger und Freunde erhoben den Werth seines Herzens und seine menschlichen Tugenden eben so sehr, als die Vorzüge seines Kopfs, seine zahlreichen Feinde dagegen klagen ihn der Herrschsucht, der Bosheit und einer außerordentlichen Verstellung an. Herrschsucht ist das Erbe aller großen Geister, die ihr Uebergewicht über die gemeineren Naturen der Menge fühlen; und Verstellung war sehr verzeihlich in seiner Lage, worin er mit so arglistigen Gegnern zu kämpfen hatte. Wer aber auch Recht haben mag von beiden Theilen, immer bleibt ihm der unsterbliche Ruhm, der Schöpfer der Niederländischen Freiheit gewesen zu sein. Alle Körper- und Geisteskräfte, sein Vermögen und endlich sein Leben selbst opferte er diesem selbstgeschaffenen Idol auf, und er würde das angefangene große Werk ganz hinausgeführt, und vielleicht allen Niederländischen Provinzen die Unabhängigkeit errungen, wenigstens Brabant und Flandern für die Republik gerettet haben, hätte nicht oft der Giftshauch der Mißgunst und Kabale die schönsten Früchte seines Genius zerstört, und endlich der Mordstahl der Rache ihn in der Mitte seiner Laufbahn ereilt.

Sollen wir trauern, daß er fiel in der Fülle seiner Kraft? Noch ging sein berühmter Name rein und unbefleckt zur Unsterblichkeit über, und die Thränen der Niederländer flossen dem Rächer und Befreier des gemishandelten Vaterlandes. Aber mit Recht läßt die Schwache der menschlichen Natur uns

zweifeln, daß dem Manne, welcher den Ehrgeiz und Muth hatte, die Niederlande dem mächtigsten Monarchen der Erde zu entreißen, immer an dem Ruhme, der erste Bürger des befreiten Staats zu sein, genügt haben würde, und wie leicht wäre dann der Vater des Vaterlandes zum Despoten desselben herabgesunken. Diese Schmach wandte das Schicksal wohlthätig von ihm ab, und dieser Gedanke tröste uns über seinen frühen Tod.

Seine Söhne, Moritz und Friedrich Henrich, stiegen aus der Asche ihres großen Vaters als seine Rächer empor, und versöhnten des Gefallenen zürnende Manen, indem sie sein unsterbliches Werk zur Vollendung brachten, und seinem ergrimmten Feinde eine tiefe und unheilbare Wunde schlugen. Die Staaten der Vereinigten Provinzen ehrten das Andenken ihres Retters. Sie errichteten ihm in der Nieuwen Kerk op dem Markt zu Delft, wo seine Gebeine ruhen, ein prachtvolles Mausoleum, mit der ehrenvollen, hier nicht von der Schmeichelei gemisbrauchten Inschrift: dem Vater des Vaterlandes. Vor demselben sieht man seine Bildsäule, gewapnet, den Helm neben sich und auf der linken Seite die Stelle, wo die tödtliche Kugel eindrang. Neben dem Grabe des Prinzen befindet sich die Gruft des berühmten Hugo Grotius.

Groß und allgemein war die Bestürzung, welche Oraniens unerwarteter Tod unter den Utrechter Bundesgenossen hervorbrachte. Mit ihm sahen

ſie plötzlich ihre ſtärkſte Stütze dahinſinken, und es war nur zu gewiß, ſein Tod mußte die Loſung zu neuen Stürmen und Unruhen werden. Erſt jetzt, als er dahin war, fühlten ſie den ganzen Werth dieſes Mannes, und alle Patrioten ergoſſen ſich in lauten Klagen über ſeinen Verluſt. Alles zeugte von dem Kummer, von den Beſorgniſſen der Niederländer; ſelbſt die Sprache, welche ihre Geſandten an auswärtigen Höfen bei der Anzeige von des Prinzen Tode führten, ſo wie die Denkmünzen, die man auf dieſes unglückliche Ereigniß prägte. Eine derſelben zeigte vorzüglich ein treues Bild von der damaligen Lage des Staats. Sie ſtellte ein maſtloſes Schiff ohne Segel und Steuer im wilden Kampfe der Wogen dar, mit der Unſchrift: Incertum quo fata ferent.

In eben dem Verhältniß als der Verluſt des Prinzen die Hoffnung der Utrechter Verbündeten niederſchlug, erhob er die Erwartung der Spanier und ihrer Partei. Mit Oranien hatte der Spaniſche Hof ſeinen gefährlichſten und unverſöhnlichſten Feind verloren, was Wunder alſo, daß dieſe Macht der Hoffnung Raum gab, ſich bald wieder des Beſitzes aller abgefallenen Niederländiſchen Provinzen zu erfreuen! Denn in der That, war irgend ein Zeitpunkt der Erfüllung dieſes Wunſches günſtig, ſo war es der gegenwärtige. Und dennoch gingen weder die Hoffnung der einen, noch die Beſorgniſſe der andern Partei in Erfüllung, ſo ſehr anfangs alles den Anſchein dazu hatte.

Den Staaten von Holland gebührt der Ruhm, durch ihr beſonnenes und energiſches Verfahren gleich nach des Prinzen Tode bewirkt zu haben, daß das ſchwankende Schiff des Staats in dem plötzlichen Sturme nicht unterging. Sie benachrichtigten die Befehlshaber der Städte und Schlöſſer von dem unglücklichen Vorfall, und ermahnten ſie, Bürger und Beſatzungen in Ruhe und Pflicht zu erhalten. Darauf vereinigten ſie ſich mit den Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Utrecht, Mecheln und Friesland zur Errichtung eines gemeinſchaftlichen Staatsraths, dem die Regierungsverwaltung übertragen ward (1584. Auguſt 28.) Dieſem hohen Collegium ward die Erhaltung der Eintracht zwiſchen den verſchiedenen Provinzen, ſo wie ihrer Freiheiten und Vorrechte zur Pflicht gemacht, und ihm zugleich die Sorge für die bewaffnete Macht zu Waſſer und auf dem Lande, und die Oberaufſicht über die Leitung der Kriegsangelegenheiten auf beiden Elementen anvertraut, jedoch mit der Einſchränkung, daß ohne der Staaten Einwilligung weder über Krieg und Frieden unterhandelt, noch irgend ein Bündniß geſchloſſen werden ſollte. Der Graf Moritz von Naſſau, zweiter Sohn des Prinzen von Oranien, ein erſt achtzehnjähriger Jüngling, aber reifen Verſtandes, nicht unwerth eines ſolchen Vaters, und dem Volke ſchon durch dieſe Abkunft theuer, ward zum Chef des neuerrichteten Raths ernannt, und Graf Hohenlohe erhielt die Feldherrnſtelle. Die Truppen, welche ſich geweigert hatten einem andern als Moritz zu

ſchwören, leiſteten jezt dem Grafen und dem hohen Regierungsrath den Eid der Treue und der Gehorſame.

Wandten ſo auf der einen Seite die Staaten jedes Mittel an, die unglücklichen Folgen, welche der Verluſt des Prinzen nothwendig für ihre Angelegenheiten haben mußte, abzuwenden oder wenigſtens minder nachtheilig zu machen: ſo bot dagegen der Herzog von Parma alles auf, ihn zu einer allgemeinen Ausſöhnung und Unterwerfung der abgefallenen Provinzen zu benutzen. Er ſuchte die Häupter des Niederländiſchen Bundesvereins zu gewinnen, ſchrieb insgeheim an die Prinzeſſin von Oranien und machte ihr die vortheilhafteſten Anträge für ſich und ihre Familie, und forderte endlich die noch im Kriege begriffenen Provinzen ſehr nachdrücklich und theilnehmend zur Niederlegung der Waffen auf. Eine imponirende Stellung ſeines Heers an den Ufern der Schelde, wodurch Antwerpen, Gent und Brüſſel zu gleicher Zeit bedrohet wurden, mußte ſeinen Vorſchlägen Nachdruck geben.

Auch blieben dieſe nicht ohne alle Wirkung, ſondern machten auf mehrere Mitglieder der Generalſtaaten einen tiefen Eindruck, und als ſie in der nächſten Sitzung derſelben zur Sprache gebracht wurden, drang der Kanzler der Staaten Theodor Liesveld in einer langen und nachdrücklichen Rede auf Benutzung des günſtigen Moments zum Abſchluß eines vortheilhaften und ehrenvollen Friedens mit Spanien. Freilich war die Lage, worin ſich die An-

gelegenheiten der Vereinigten Provinzen in diesem Augenblik befanden, so verzweifelt, daß sie, ohne irgend ein politisches Wunder, rettungslos verloren zu sein schienen. Wie sehr hatte sich seit D. Juan's de Austria Tode ihr politischer Zustand verändert. Damals waren alle Provinzen, Luxemburg und einen Theil von Namur ausgenommen, gegen Spanien vereinigt und vom Joche ihrer ehemaligen Tyrannen befreit; jezt hatten sich die Wallonischen Landschaften der Herrschaft des Königs freiwillig wieder unterworfen; Geldern, Zütphen, Gröningen und Friesland befanden sich zum Theil in der Gewalt der Königlichen Truppen, Flandern und Brabant waren, bis auf wenige Plätze, verloren, und Antwerpen, die mächtigste Stadt des Bundes, ward mit einer Belagerung bedroht, nur Holland, Seeland und Utrecht hatten ihren Boden noch frei erhalten vom Spanischen Kriegsvolk. Dabei übertraf die Königliche Kriegsmacht in den Niederlanden die Republikanische um das Dreifache an Stärke. Eine kräftige Hand, der berühmteste Feldherr Europa's, leitete die Angelegenheiten des Königs, der Bund hatte seinen Beschüzer durch einen Meuchelmord verloren.

Aber wie dringend auch alle Umstände zu einer Aussöhnung mit dem übermächtigen Feinde anmahnen mochten: Nazionalhaß und tiefgewurzelte Erbitterung gegen den Spanischen Namen und Liebe zur Freiheit überwogen alle übrigen Rüksichten; die einen fürchteten ihre Religion, die andern die Vor-

theile eines blühenden Handels zu verlieren, und wie schmerzlich man auch die Folgen des Kriegs und das Bedürfniß des Friedens fühlte, so wollte man doch lieber in einem fortgesezten Kampfe untergehen, als seine Rettung einem schimpflichen Frieden verdanken, dessen erste Bedingung, Rückkehr unter die Spanische Herrschaft sein mußte. Weder die drohende Gefahr, noch die Anträge und Versprechungen des Herzogs von Parma, oder Liesvelds rhetorische Künste konnten eine Umstimmung der Gemüther bewirken; die Fortsetzung des Kriegs ward unwiderruflich beschlossen, und es wurden monatlich zur Führung desselben 300000 Gulden ausgesezt. Die Folge dieser Geschichte wird zeigen, wie nachtheilig für die Vereinigten Niederländer die nächsten und wie erfreulich für sie die späteren Resultate dieses, unter dem Einfluß so ungünstiger Gestirne, gefaßten Entschlusses waren.

12.

Belagerung Antwerpens durch die Spanier.

1584. 1585.

Ist irgend eine Begebenheit des Niederländischen Krieges fähig, allgemeines Interesse für sich zu erwecken, so ist es die Belagerung, oder vielmehr die berühmte Blokade Antwerpens. Sowohl durch die Wichtigkeit des Orts und ihre ungewöhnliche Dauer, als durch die außerordentlichen Ereignisse, denen sie das Entstehen gab, und den ungeheuern Aufwand von Kräften, die während ihrer Dauer in Thätigkeit gesezt wurden, ist sie eine der merkwürdigsten kriegerischen Szenen dieser Art, nicht nur jener, sondern aller früheren und späteren Zeiten, und es fehlt ihr nichts als ein Homer oder Curtius, um durch eine gleiche Celebrität in der neuern, wie die Belagerungen von Ilium und Tyrus in der älteren Geschichte des Menschengeschlechts ausgezeichnet zu sein. Die Darstellung derselben ist zugleich das Gemälde eines eigenen Kriegs, ein vollendetes militärisches Epos, welches die Aufmerksamkeit in stets gespannter Erwartung erhält, und unsere Theilnahme bald

dem einen bald dem andern Theile in einem höheren Grade gewinnt. Sie zeigt uns was menſchliche Kräfte auszuführen vermögen, wenn ein hoher genialiſcher Geiſt ſie belebt, und beweiſt, daß es nicht immer ungeheurer Maſſen, ſondern nur einer richtigen und zweckmäßigen Anwendung derſelben, zur Ausführung großer und kühner Unternehmungen bedarf. Alexander Farneſe iſt der Held der Begebenheit, denn ſie entwickelte die ganze Größe dieſes außerordentlichen Geiſtes. Aber auch Antwerpen hatte ſeinen Gianibelli, deſſen Genie uns um ſo mehr überraſcht, da es hier zum Erſtenmale im vollen nicht geahneten Glanze erſcheint. Beide haben ſich während dieſer Belagerung die Bewunderung der Zeitgenoſſen und der Nachwelt erworben.

Auf der rechten Seite der Schelde, welche ſich bei ihrem Ausfluß in die Nordſee in mehrere Arme theilt, und dadurch die Seeländiſchen Inſeln bildet, liegt die Provinz Brabant, auf der linken Flandern. Faſt alle großen Städte dieſer Provinzen berühren entweder unmittelbar die Ufer des mächtigen Stroms, oder ſtehen wenigſtens durch kleine Flüſſe und Kanäle in mittelbarer Verbindung mit ihm, und empfangen durch ihn ihre meiſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe. Auf dieſes Localverhältniß gründete der Herzog von Parma ſeinen Operazionsplan für den Feldzug von 1584, wobei die Schelde zur Baſis angenommen ward. Durch die Einnahme von Oudenarde und Dornik hatte er ſich ſchon früher in den oberen Gegenden deſſelben feſtgeſetzt; immer tiefer an

ſeinen Ufern ſich herab zu ſenken, und von dieſem Zentralpunkt aus die ſchon angefangene Eroberung der beiden angränzenden wichtigen Provinzen zu vollenden, indem er die vornehmſten Städte derſelben, welche noch dem Utrechter Bunde angehörten, Gent, Brüſſel, Mecheln und Antwerpen, die Königin Brabants, zu gleicher Zeit angriffe und den Fall der einen durch die Unterjochung der andern bewirkte, — war ſein groſſer und weitumfaſſender Plan. Nicht durch förmliche Belagerungen ſollte jener Zweck erreicht werden, denn dazu wäre eine vierfach ſtärkere Truppenmaſſe erforderlich geweſen, als die, worüber er jezt gebieten konnte, ſondern durch ein ausgedehntes Blokadeſyſtem, welches ihnen durch Sperrung der kleinen Flüſſe und Kanäle die Verbindung unter ſich ſelbſt und mit ihrer gemeinſchaftlichen Ernährerin, der Schelde entziehen, und ſie dem Mangel und Hunger überliefern ſollte. Sein Hauptaugenmerk dabei war auf Antwerpen gerichtet, denn ohne den Beſitz dieſes Schlüſſels zur Schelde und zum Meere blieben alle in Brabant gemachten Eroberungen unſicher und ephemer.

Am rechten Ufer der Schelde, wenige Meilen von dem Punkte, wo der Strom, ſeinem Ausfluſſe in das Meere ſich nähernd, in mehrere Arme ausſtrömt, lag Antwerpen in Geſtalt eines Bogens, von welchem der Strom, deſſen Beherrſcherin ſie iſt, die Sehne bildet. Ihr Umfang betrug elftauſend Schritte, und unter ihren Bewohnern, deren Anzahl man auf 85000 Köpfe berechnete, gab es Menſchen aus allen

Gegenden Europa's, welche ſich aus merkantiliſchen Rückſichten hier niedergelaſſen hatten. In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war ſie durch Handel, Manufakturen, Schifffahrt und Fiſcherei die mächtigſte und blühendſte Stadt der Welt, und noch in dem Zeitpunkt, wovon hier die Rede iſt, wo im wilden Strudel der Revolution, der ſie heftiger als irgend eine andere der Niederländiſchen Städte ergriffen hatte, die ſchönſten Blüthen des Handels und der Induſtrie untergegangen waren, blieb ihr noch immer ein großer Theil ihres alten Glanzes übrig. Auf der brabantiſchen Seite ſchützten Mauern, Graben und zehn Bollwerke ſie gegen feindliche Unternehmungen, und auf der flandriſchen that es derſelbe Strom, der die Quelle ihres hohen Wohlſtandes war, ſie mit Seeland und allen übrigen nördlichen Provinzen in Verbindung ſezte, und ihr in doppelter Richtung zuſtrömte, da ſich die Fluth der Nordſee bis weit in ihn hinein erſtreckt. Mit ſolchen Schutzwehren verſehen, mit 85000 Einwohnern und einer muthigen, vom ungebändigten Freiheitsſinne beſeelten Bürgerſchaft, ſchien ſie jedem Angriff durch Hunger oder mit den Waffen Trotz bieten, oder ihm wenigſtens unendliche Schwierigkeiten entgegen ſetzen zu können.

Auch entgingen dieſe Schwierigkeiten keineswegs den erfahrnen Feldherren des Königlichen Heers, als ihnen der Herzog in einem zu Dornik verſammelten Kriegsrath, ſeine Abſicht, Antwerpen und die übrigen oben genannten Plätze anzugreifen, zur Be-

urtheilung vortrug. Manesfeld, Billi, Olivera, Paz, Lamotte, Delmonte, Goignies, Liques und Georg Baſta, alle bekannt als herzhafte und unerſchrockene Männer, erklärten ſich geradehin gegen das Unternehmen, und baten den Oberfeldherrn davon abzuſtehen. „Zwar ſind wir jezt Meiſter im Felde, ſagten ſie, aber es fehlt uns an Truppen und andern Hülfsmitteln ſo Vieles und Wichtiges zu gleicher Zeit unternehmen zu können. Antwerpen allein, will man es mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs bekämpfen, erfordert drei beſondere Truppencorps, um beide Scheldeufer zu beſetzen, und der Stadt die Gemeinſchaft mit Brabant abzuſchneiden. Und was läßt ſich von Kriegern erwarten, die gleich den unſrigen, unbezahlt und unbekleidet, vom Hunger entnervt und darum muthlos und misvergnügt ſind? Endlich, wo iſt die Flotte, den feindlichen Schiffen die Fahrt von Seeland her zu verbieten? wo das Heer, welches aufgeſtellt werden muß, um unſern Rücken gegen die Ausfälle der Beſatzungen von Gent, Dendermonde und andern feſten Plätzen, die wir hinter uns laſſen, zu ſichern?“ — Nur zwei Mitglieder des Kriegsraths, Mondragone und Capiſuchi, dem Glücke und Genie des Herzogs ſelbſt das Unmöglichſcheinende zutrauend, gaben ſeinem Vorhaben ihren Beifall.

Alexander hatte die Bedenklichkeiten ſeiner Befehlshaber vorhergeſehen, und ihm ſelbſt war keines der Hinderniſſe entgangen, die der Kriegsrath ihm vorhielt; aber ſein an Hülfsmitteln reicher Geiſt

zeigte ihm auch die Möglichkeit sie zu besiegen. Und wie wichtige Gründe auch das kühne Unternehmen zu widerrathen schienen, so wurden sie doch von denen überwogen, die dazu aufforderten. Jetzt oder nie war der günstige Zeitpunkt, wo etwas Entscheidendes gewagt werden mußte. Große Verluste hatten den Muth der Niederländer geschwächt, und das Band ihrer Eintracht erschlafft, und die Aussicht auf neue französische oder englische Hülfe war zweifelhaft und entfernt. Seine Truppen waren nicht zahlreich, aber auserlesen, und wurden von treflichen Befehlshabern geführt. Durch einen richtigen Gebrauch konnte man ihre Zahl vervielfältigen; denn an einer noch so langen Pike, bemerkte der Herzog, tödtet doch nur die Spitze, und bei kriegerischen Unternehmungen kömmt es weniger auf die bewegte Masse an, als auf die bewegende Kraft. Wodurch endlich ließen sich die Ausbrüche des Mißvergnügens der Soldaten leichter zurückhalten als durch Beschäftigung, die man ihnen anwies, und durch die Aussicht auf den Besitz der reichsten Stadt des Landes. Das benachbarte fruchtbare Waasland bot den nöthigen Unterhalt dar, und für die Sicherheit des Heers, ja selbst zur Anschaffung der erforderlichen Schiffe konnten zweckmäßige Maßregeln getroffen werden. — Diese Gründe bestimmten den Spanischen Feldherrn, seinen Plan trotz aller sich darbietenden Schwierigkeiten durchzuführen. Er macht den Feldherren seinen unwiderruflichen Entschluß bekannt, und alle Anstalten zur Ausführung werden getroffen.

Das Königliche Heer, kurz zuvor durch drei Spaniſche Regimenter verſtärkt, (1584. Jul.) ward zuſammen gezogen, und brach von Dornik nach ſeiner Beſtimmung auf. Ein Theil deſſelben vertheilte ſich um Gent, Dendermonde, Brüſſel und Mecheln und berennte dieſe Plätze, um ſie, nach dem Blokadeſyſtem des Herzogs, durch Erbauung von Schanzen und Batterien an den kleinen Flüſſen und Kanälen, von Antwerpen und der Schelde abzuſchneiden und zu iſoliren, und ihnen dadurch und durch die Verwüſtung des platten Landes den Unterhalt zu entziehen. Die Hauptmacht, welche noch aus 10000 Mann zu Fuß und 1700 Reitern beſtand, war beſtimmt Antwerpen von allen Seiten einzuſchließen.

Dieſe Aufgabe aber war um ſo ſchwerer zu löſen, da eine lange Reihe Forts und Schanzen beide Scheldeufer in der Gegend von Antwerpen, beſonders unterhalb gegen das Meer hin, beſchützten. Noch weit mehr Schwierigkeiten würde jedoch die Einſchließung dargeboten haben, hätten die Antwerpner den Rath des Prinzen von Oranien, das theure Vermächtniß eines beſorgten Vaters an ſeine geliebten Kinder, befolgt. Dieſer ſeine und aufmerkſame Beobachter hatte die Abſichten des Spaniſchen Feldherrn, noch ehe ſie ſich näher entwickelten, errathen. Beſorgt wegen der Gefahr, welche Antwerpen drohete, ließ er, etwa vier Wochen vor ſeinem Tode, St. Aldegonde, welcher damals Bürgermeiſter in dieſer Stadt war, und den Rathsſchreiber Martini

zu sich nach Delft einladen, um der Taufe seines jüngsten Sohns Friedrich Heinrich beizuwohnen. Hier eröffnete er ihnen seine Gedanken über die der Stadt Antwerpen wahrscheinlich bald bevorstehende Belagerung. „Sollte sich, sprach er, dieser Fall, wie ich voraussehe, wirklich ereignen, so hoffe ich binnen zwei Monaten die Anstalten zum Entsatze der Stadt vollenden zu können. Ihr aber müßt als Sicherheitsmaßregel den Blauwgarendik, von der Gegend an, wo sich die Schelde vor ihrem Ausfluß in drei Arme theilt, bis an das Hochland von Bergen op Zoom, unverzüglich schleifen lassen. Dadurch wird eine Ueberschwemmung bewirkt werden, vermittelst deren die zum Entsatz bestimmte Flotte, wenn der Feind die Schelde sperrte, von Seeland her auf der Brabantischen Seite, über den Covestinschen Damm und durch die Niederung, bis an die Thore Antwerpens schwimmen kann. Bis dieß geschehen kann, muß der Damm durch eine Flotte sorgfältig bewacht werden, damit sich die Spanier nicht darauf festsetzen."

Die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages leuchtete Aldegonde und Martini ein. Sie theilten ihn nach ihrer Rückkehr dem Rathe mit, und bewogen diesen und die Burgerhauptleute in die Durchstechung des Blauwgarendammes zu willigen; besonders da auch Tserats, Besitzer des Schlosses Covestein, und der dortigen Gegend vollkommen kundig, sich sehr bestimmt dafür erklärte. Aber desto heftiger erhoben sich dawider die Schlächterzunft und andere Besitzer von Wiesen, die hinter jenem Damme lagen, weil durch

die Ueberschwemmung ein Stück Weideland, worauf jährlich 10000 Stück Ochsen fett gemacht wurden, verdorben ward. Sie übergaben eine Vorstellung, worin sie behaupteten, der Feind könne die Schelde wegen der starken Strömung gar nicht sperren, und die Durchstechung des Dammes sei deshalb ganz unnöthig. Zwar suchte ihnen Aldegonde das Gegentheil begreiflich zu machen, aber vergebens, die Schlächter bestanden auf ihrer Meinung, und wußten auch die Bürgerhauptleute, deren Stimme bei den öffentlichen Verhandlungen von großem Gewicht war, dafür zu gewinnen. Ja die lezteren erklärten, daß sie sich jedem Versuche den Damm zu schleifen mit gewafneter Hand widersetzen würden. So verhinderte der Egoismus einer Anzahl engherziger Menschen die Ausführung einer Maßregel, welche das Blut von Tausenden gespart und vielleicht das Vorhaben des feindlichen Feldherrn ganz vereitelt haben würde. Der patriotische Iserats, um der Rache der erbitterten Schlächter zu entgehen, war gezwungen die Stadt zu verlassen. Aus Verdruß ging er in der Folge zu den Spaniern über, denen er bei der Belagerung durch seine Lokalkenntnisse große Dienste leistete.

Der Herzog von Parma rückte indeß seinem Ziele, die Stadt zu umschließen, immer näher. Georg Basta ward mit einigen Geschwadern leichter Albanischer und Italienischer Reiter abgesandt, die Dämme und Pässe von Brabant her zu besetzen, um die Zufuhr aus dieser Provinz zu hindern. Roubaix und Billi mit 4500 Mann zu Fuß und 8 Schwadronen umstellten das

Flandrische Ufer; dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld und dem tapfern Helden Mondragone ward die Bewachung des Brabantischen übertragen. Diese Befehlshaber gingen mit 3000 Mann Fußvolk und 4 Kornetten Reitern, auf einer Schiffbrücke über die Schelde, ohne daß es die Antwerper Flotte hindern konnte, auf die Brabantische Seite, wandten sich hinter Antwerpen herum und stellten sich bei Stabroek im Lande Bergen auf. Farnese selbst bezog, nach Vertreibung der Feinde aus dem Dorfe Kallo im Waslande, bei Kalbek auf der Flandrischen Seite, St. Bernhard gegenüber, ein verschanztes Lager (Jul.), und nahm sein Hauptquartier in dem Dorfe Beveeren zwei Meilen seitwärts von Antwerpen, welches ebenfalls sorgfältig verschanzt ward. Seine Befehlshaber hatten gemessenen Befehl, sich aller feindlichen Werke und Schanzen an beiden Ufern des Stroms nach der Mündung desselben hin zu bemächtigen; denn seine Aufmerksamkeit war vorzüglich auf die Niederschelde gerichtet, den großen Kanal, welcher Antwerpen mit dem Meere in Verbindung setzte, und auf welchem, so lange er offen war, ihr Truppen und Vorräthe von den Bundesgenossen zugeführt werden konnten.

Unter den Schlössern und Schanzen, welche die Niederschelde beherrschten, waren die bedeutendsten das Fort bei Lillo, drei Meilen unterhalb Antwerpen auf der Brabantischen, und ein anderes bei Lieftenshök, dem ersteren fast gegenüber gelegen, auf der Insel Doel an der Flandrischen Seite. Jenes hatte Christoph Mondragone zu den Zeiten des Herzogs von Alba er-

baut. Dieſes war von den Niederländern zum Schutze gegen das erſtere angelegt; als ſie ſich aber in der Folge Lillo's bemächtigten, blieb Lieſkenshök unvollendet. Der Beſitz dieſer beiden Forts war für die Spanier von der höchſten Wichtigkeit, denn alle von Seeland her nach Antwerpen ſegelnden Schiffe mußten unter den Kanonen derſelben vorbeiziehen. Auch hatten die Antwerper dieſes ſelbſt eingeſehen, und beide Forts aufs neue befeſtiget; doch waren die Arbeiten an Lieſkenshök noch nicht vollendet, als es von dem Markis von Roubaix mit 5000 Mann angegriffen ward.

Die Beſatzung beſtand aus 800 Köpfen unter Johann Pettin von Utrecht, einem alten erfahrnen Kriegsmann. Er wies die Aufforderung des feindlichen Befehlshabers zur Uebergabe ab, und einen Sturm, der nach einer heftigen Beſchießung aus dreißig Feuerſchlünden verſucht ward, ſchlug er tapfer zurück. Am dritten Tage langte der Herzog ſelbſt vor dem Fort an, und befahl, auf die abermalige Weigerung des Befehlshabers den Platz zu übergeben, einen neuen Sturm zu verſuchen und keinen Pardon zu geben. Unter dem Schutze eines dicken Dampfs, der von einigen angezündeten Heuwagen aufſtieg und der Beſatzung alle freie Umſicht raubte, erſtiegen die ſtürmenden Spanier nach einer verzweifelten Gegenwehr das Fort und hieben alles nieder; 200 Mann von der Beſatzung ertranken. Den tapfern Pettin, welcher nebſt einigen ſeiner Waffengefährten gefangen ward, durchſtach Roubaix hohnlachend und kalten Bluts mit eigener Hand. Parma ſelbſt misbilligte dieſe ſchänd-

liche That, wovon er Augenzeuge war, und verwies sie dem Markis mit folgenden Worten: Troppa cholera è questa, Signore Marchese! Viele behaupteten, nicht Zorn und Uebereilung hätten den Markis zu dieser Schandthat hingerissen, sondern Furcht, der unglückliche Pettin möchte dem Herzog von Parma eine geheime Unterhandlung verrathen, die einst zwischen Roubaix und Oranien im Werke und jenem bekannt gewesen sei. Die Blutscene zu Lieskenshoek ereignete sich an demselben Tage (10 Jul.), an welchem zu Delft der Prinz von Oranien ermordet ward. Das Fort Noort, der Damm von Saftingen und noch zwei andere Schlösser auf der Flandrischen Seite wurden ebenfalls von dem Markis von Roubaix besezt.

Weniger glücklich war Mendragone, dem die Einnahme des Forts Lillo auf der Brabantischen Seite übertragen war. Das Fort lag auf dem Scheldedamm und die nur aus 200 Mann bestehende Besatzung war noch zur rechten Zeit durch vier Fahnen Schotten, unter dem Obersten Balfour, verstärkt worden. Die Belagerer fanden trotz ihres heftigen Kanonenfeuers und mehrerer aufgesprengter Minen, den entschlossensten Widerstand. Die Obersten Gauw und Balfour thaten häufige Ausfälle, und schlugen fünf Fahnen Burgunder in die Flucht. Am meisten zeichnete sich Obet von Teligni, des alten Feldmarschalls Lanoue Sohn, durch unerschütterlichen Muth und Entschlossenheit aus. Mondragone vermehrte sein Geschütz, aber die Belagerten demontirten einen Theil desselben mit zwei großen Karthaunen, welche eine außerordentliche Wirkung

thaten. Nach dreiwöchentlichen fruchtlosen Anstrengungen hob der feindliche Befehlshaber auf des Herzogs Befehl die Belagerung auf, in welcher er 2000 Mann verloren hatte, besezte Covestein, Ordam und den Blauwgarendamm, welcher das niedrige Land von Bergen durchschneidet, und zog sich darauf in das feste Lager von Stadröt zurück. Zur Sicherung des Covesteinschen Dammes ward unterhalb Lillo ein Fort angelegt, die von Ständischen Truppen entblößte Stadt Herenthals besezt, und von den beiden Forts Lillo und Callo die Schiffahrt auf der Schelde nach Antwerpen beunruhiget, obgleich die Breite des Stroms verhinderte sie ganz zu hemmen. Aber des Herzogs Augenmerk war vorzüglich auf Gent gerichtet.

Schon war dieser großen und mächtigen Stadt durch die getroffenen Anstalten die Zufuhr aus dem übrigen Flandern und auf der oberen Schelde abgeschnitten, jezt blieb noch übrig ihr die untere Schelde und die Gemeinschaft mit Antwerpen zu entziehen. Dieß konnte am sichersten durch Eroberung der zwischen beiden Orten, auf dem rechten Ufer des Stroms am Ausfluß der Dender in denselben gelegenen festen Stadt Dendermonde bewirkt werden. Der Spanische Feldherr beschloß sich derselben zu bemächtigen, und mit so überraschender Schnelligkeit stand er vor ihren Mauern, daß die nur schwache Besatzung, deren Befehlshaber Richove eben abwesend war, nicht Zeit hatte, von ihren Schleusen Gebrauch zu machen und das umliegende Land zu überschwemmen. Funfzehn Feuerschlünde wurden gegen das Ravelin vor dem Brüsseler

Thore aufgepflanzt, und nachdem sie eine beträchtliche Bresche darin geöffnet hatten, ward das Werk, nach einem mörderischen Kampfe, der die Belagerer den Obersten Pedro de Paz und eine große Anzahl Krieger von niederem Range kostete, mit stürmender Hand erobert. Die Besatzung, auf die Mauern der Stadt eingeschränkt, fuhr fort sich tapfer zu vertheidigen, auf die Stärke dieser Mauern und ihre breiten Wassergraben vertrauend. Sie verstümmelte vor den Augen der Belagernden die Bildsäule eines Heiligen, und stürzte sie unter den größten Mishandlungen von der Brustwehr herab. Die Wuth der lezteren ward durch diesen Muthwillen vermehrt; dennoch würden ihre Anstrengungen zur Eroberung der Stadt vielleicht noch lange fruchtlos gewesen sein, hätte nicht der Herzog von Parma den glücklichen Einfall gehabt, die Dender ableiten zu lassen, aus welcher die Stadtgraben ihr Wasser schöpften. Die Bürger wurden dadurch in Schrecken gesezt, und zwangen die Besatzung zu einer Unterhandlung. Am 17 August, nach einer elftägigen Belagerung, ergab sich Dendermonde mit Kapitulation. Die Besatzung erhielt freien Abzug, und Spanische Truppen besezten die Stadt.

Nach dieser schnellen Eroberung bemächtigten sich die Sieger des Forts Villebrök, und rückten sodann vor die Brabantische Stadt Wilvoorden zwischen Brüssel und Antwerpen, welche sich ihnen aus Feigheit des Befehlshabers fast ohne Widerstand ergab, zum großen Nachtheil Antwerpens, weil dadurch die Schiffahrt nach Brüssel gehemmt ward. Auch in der Nähe Ant-

werpens ſezten ſie ihre Eroberungen fort, und bemächtigten ſich (13 Auguſt) einer zu der Stadt gehörigen Schanze, der Bauer genannt. Zwar ward ihnen dieſe in der Folge wieder entriſſen, aber ſie legten dafür eine andere jener gerade über an, welche ſie die Bäuerin nannten. In einem Gefecht, welches bei dieſer Gelegenheit vorfiel, blieb auf Seiten der Niederländer der tapfere Schottiſche Oberſt Gordon, und das Dorf Oſterwel ging im Feuer auf.

Voll ſtolzen Vertrauens auf die Lage und Feſtigkeit ihrer Stadt, hatten anfangs die Antwerper ruhig den Bewegungen der Spanier zugeſehen, und die wenigſten glaubten, daß der Herzog es wagen werde, ſeinen Ruhm und ſeine Macht vor einem ſo ſtarken und mächtigen Platz auf ein höchſt ungewiſſes Spiel zu ſetzen. Nur mit Mühe konnte Aldegonde durch dringende Vorſtellungen bewirken, daß noch vor Ankunft des Spaniſchen Heers die Forts und Batterien auf beiden Ufern der Schelde in beſſeren Stand geſezt; die Werke der Stadt durch einige Schanzen und ein neues Ravelin zwiſchen der Burg und dem Kaiſersthore vermehrt und zur Verſtärkung der bewaffneten Macht 1500 Engländer unter dem Oberſten Morgan angeworben wurden. Als endlich die Anſtalten des Herzogs von Parma ſelbſt den Ungläubigſten nicht länger an dem, was der Stadt bevorſtand, zweifeln ließen, fing man an mit mehrerem Ernſte auf zweckmäßige Sicherheits- und Vertheidigungsanſtalten zu denken. Es wurden Mund- und Kriegsvorräthe in die Stadt geſchaft und ſo viel Kriegsvolk, als nur immer an andern

Orten entbehrt werden konnte, hereingezogen, denn die Sachverſtändigen erklärten, daß zu einer nachdrückſichen Vertheidigung wenigſtens 20 Fahnen Fußvolk und 16 Kornetten Reiter erforderlich wären. Man durchſtach die Dämme bei Saftingen und goß die Gewäſſer der Weſterſchelde über das Waasland aus. Gern hätte man jetzt, da die Gefahr näher rückte, den Rath des verſtorbenen Prinzen von Oranien befolgt, und auch den Blaumgarendamm geſchleift, aber es war nicht mehr Zeit dazu, denn die Spanier hatten ſich der Zugänge nach dem Damme bemächtiget, und die Verſuche des Grafen von Hohenlohe, von Bergen op Zoom aus die Brabantiſche Seite von den Spaniern zu reinigen, ſcheiterten an der Feſtigkeit des feindlichen Lagers bei Stabrik.

Einen ſchreckenden Eindruck auf die Bewohner Antwerpens machte die ſchnelle Uebergabe des Forts Liefkenshök; viele der reichſten und vornehmſten Bürger verließen in der erſten Beſtürzung die Stadt. Aber dieſe Auswanderung verurſachte großes Mißvergnügen unter den Zurückgebliebenen, welche nun die ſchweren Koſten, welche die Vertheidigungsanſtalten erforderten, allein tragen mußten. Um das Volk zu beruhigen, forderte der Rath achtzig der Ausgewanderten auf, binnen einer beſtimmten Friſt wieder zurück zu kehren, zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung ihrer Vaterſtadt, oder die Confiscation ihres Vermögens zu erwarten. Doch der Vollziehung dieſer ſtrengen Maßregel widerſetzten ſich Holland, Seeland und andere der vereinig-

ten Provinzen, wahrscheinlich in merkantilischer Hinsicht.

Die Getraideteurung in der Stadt waren bisher noch nicht bedeutend gestiegen, denn es kamen noch immer große Flotten mit Vorräthen aus Holland und Seeland an, welche aus Liebe zum Gewinn dem Spanischen Geschütz aus den Scheldeforts trotzten. Dadurch war die Consumtion für die 85000 Einwohner der Stadt, welche man jährlich auf 300000 Viertel oder Centner Getraide berechnete, hinreichend gesichert. Diese leichte Art Getraide zu erhalten bewog den Rath, einen bestimmten Preis darauf zu setzen und alles Aufschütten desselben zu untersagen. Aber diese Verfügung hatte die nachtheilige Folge, daß die Kornhändler, welche bei der großen Gefahr des Transports nicht mehr auf einen so vortheilhaften Absatz rechnen konnten, nicht mehr so viel Getraide kommen ließen als vorher, wodurch der bisherige Ueberfluß bald verschwand. Ja es ließen sich sogar mehrere Schiffer treulosserweise vom Feinde nehmen, dem besonders ihre Fahrzeuge, die sogleich zu Kriegsschiffen ausgerüstet wurden, willkommen waren.

Friedrich Gianibelli, ein eben so redlicher Mann als vortreflicher Kopf, den wir in der Folge dieser Geschichte eine ausgezeichnete Rolle werden spielen sehen, schlug ein sinnreiches Mittel vor, die Stadt auf lange Zeit mit Vorräthen zu versehen. Es muß, sagte er, eine Gesellschaft von rechtlichen Männern zusammentreten, denen man den ganzen Betrag einer neuen Auflage des hundertsten Pfennigs überlassen muß.

Dafür iſt ſie verpflichtet in Holland und andern Ländern für 36 Tonnen Goldes Lebensmittel einzukaufen, wofür ein Viertel des Kaufgeldes gleich baar und drei Viertel in zwei oder drei Monaten bezahlt, und welche von Woche zu Woche geliefert werden müſſen. Dieſe Vorräthe müſſen den reichſten Einwohnern in die Häuſer geſandt werden, welche auf dieſes Pfand das Kaufgeld vorſchießen, deſſen Wiedererſtattung nebſt dem gehofften Gewinn ſie zu erwarten haben, wenn die Geſellſchaft einen Theil der Vorräthe zu verkaufen befiehlt, wobei jene den Vortheil haben, ſtets mit den nöthigen Bedürfniſſen für ſich und ihre Familien verſehen zu ſein.

Doch dieſer Vorſchlag, wie zweckmäßig er auch zu ſein ſchien, fand großen Widerſpruch, weil ſich der niedrige Krämergeiſt eines großen Theils der Einwohner gegen die Aufopferungen ſträubte, womit die Realiſirung deſſelben verbunden war. Sie unterblieb daher, und der Rath begnügte ſich zu befehlen, daß ſich jeder Einwohner mit hinreichenden Vorräthen verſehen ſollte; ein Befehl, welcher unbefolgt blieb, weil die ärmeren Klaſſen ihm nicht gehorchen konnten und die Reicheren es unterließen, aus Beſorgniß, man möchte bei entſtehendem Mangel einen Theil ihrer Vorräthe für die Bedürftigen in Requiſition ſetzen.

Die Vertheidigungsanſtalten wurden fortgeſetzt, und der Eifer dabei vermehrte ſich in eben dem Verhältniß, als die Gefahr näher rückte. Schon frühe hatte man die Bundesgenoſſen zum Beiſtande aufgefordert, und ſie ſchienen bereit ihn leiſten zu wollen.

Holland hob Truppen aus, und Seeland rüstete Kriegsschiffe zu. Aber auch der Feind verdoppelte seine Anstrengungen. Eine allgemeine Thätigkeit herrscht bei beiden kämpfenden Theilen, alle Kräfte sind in Bewegung zur Erhaltung oder zum Verderben der bedrohten Stadt. Auf diesen einzigen Punkt wälzt sich die ganze Masse des Kriegs. Nicht nur die Aufmerksamkeit sämmtlicher Niederländischen Provinzen von beiden Parteien, sondern auch die Blicke aller übrigen Europäischen Länder sind nach der Schelde hin gerichtet. Alle sind mehr oder minder in das Schicksal Antwerpens verwickelt, denn nach allen Weltgegenden erstreckten sich die Verbindungen dieser merkwürdigen Stadt. Ja man hielt die Unternehmung gegen sie für so wichtig, daß viele glaubten, der Ausgang derselben werde das Schicksal der gesammten Niederlande entscheiden.

Der Herzog von Parma überzeugte sich indeß immer mehr, daß alle bisher getroffenen Maßregeln, der Stadt die Gemeinschaft mit dem Meere zu entziehen und die Schiffahrt auf der Schelde zu hemmen, unzureichend wären. Denn weder das Feuer aus den mit Geschütz reichlich versehenen Forts auf beiden Ufern des Stroms, welche von den Spaniern erobert oder neu erbauet waren, noch die bewaffneten Fahrzeuge auf demselben und andere gemachte Vorkehrungen, konnten die Durchfahrt der Holländischen und Seeländischen Schiffe hindern, obgleich von Zeit zu Zeit einige davon genommen oder versenkt wurden. Und doch hing der glückliche Erfolg der unternommenen Blokade ganz allein von der Verschließung des Stromes ab, denn

ſo lange als dieſer großer Ernährer ihr blieb, war an keine Eroberung der Stadt zu denken. Es war alſo nichts übrig als die Erfindung eines neuen Mittels, wodurch ſich der beabſichtigte Zweck glücklicher und vollkommner erreichen ließ, als durch die bisher angewandten. Ein großer Gedanke entwickelte ſich in der Seele des Feldherrn, ein Gedanke eben ſo koloſſal, als die Mittel unermeßlich waren, welche die Ausführung deſſelben erfordern mußte. Eine Brücke über die ganze Breite der Schelde zu ſchlagen und dadurch ſelbſt jedem einzelnen Fahrzeuge die Durchfahrt unmöglich zu machen; war die erhabene Idee des Herzogs, welche nur in einem ſolchen Geiſte empfangen und vor deren Ausführung nur ein ſolcher Charakter und der Genius eines ſolchen Zeitalters nicht zurückbeben konnte.

Denn welche unendlichen Schwierigkeiten boten ſich der letzteren entgegen! Der ſtarke Zug des Stroms bei der in dieſer Gegend heftig ſtrömenden Ebbe und Fluth; die Breite deſſelben von faſt drittehalb Tauſend und einer Tiefe von ſechzig Fuß; der Mangel an Schiffen und Arbeitern; die Herbeiſchaffung des Holzes und anderer Materialien, und die Angriffe der feindlichen Flotten! Aber je ſorgfältiger der Feldherr dieſe Schwierigkeiten erwog, deſto mehr drängte ſich ihm auch die Ueberzeugung auf, daß nur allein durch ein ſolches Werk die Schelde verſchloſſen werden könne. Es mußte daher unternommen werden, wie viel Anſtrengungen es auch koſten, wie viel Schwierigkeiten auch dabei beſiegt werden mußten; oder er war gezwungen den Gedanken auf den Beſitz von Antwerpen

und Brabant aufzugeben. Die ganze Frucht eines mühseligen und blutigen Feldzuges ging verloren, und er sah sich im Angesichte des ganzen Europa mit Schande bedeckt. Ohne Bedenken wählte er das erstere, und die Hindernisse, welche die Ausführung zeigte, weit entfernt ihn zurück zu schrecken, begeisterten ihn noch mehr für den gefaßten Entschluß; denn es ist das Eigenthum großer Geister, so wie aller hohen Leidenschaft und ungewöhnlichen Kraft, selbst in der leblosen Natur, durch Hindernisse zur höchsten Anstrengung und Thätigkeit belebt zu werden.

Der Herzog theilte seinen Entschluß den beiden treflichen Kriegsbaumeistern Johann Baptista Plato und Barocci mit; sie entwarfen den Plan zu der ungeheuern Brücke, und er übertrug ihnen den Bau derselben. Nach angestellten genauen Untersuchungen des Lokale ward der Platz zur Schlagung der Brücke zwischen dem Flandrischen Dorfe Calles und dem Brabantischen Dorfe Ordam bestimmt, welchen man deshalb wählte, weil an dieser Stelle das Bette des Stroms etwas schmaler und durch eine Sandbank am Ufer ein wenig eingeengt wird, weil der Grund sandig und fest ist und endlich weil der Strom hier eine Biegung nach der rechten Seite macht, welche die heraufkommenden Schiffe hinderte mit vollen Segeln und geraden Laufs gegen die Brücke an zu stürmen. Die Anstalten zur Ausführung des kolossalen Werks wurden darauf ohne Verzug getroffen. Zuerst ward zum Schutze der künftigen Brücke auf jedem Ufer ein Fort als Brückenkopf angelegt, das auf der Flandri-

ſchen Seite ohnweit Calloo erhielt den Namen Santa Maria, der heiligen Jungfrau zu Ehren, welcher das ganze Unternehmen gegen Antwerpen geweihet war, und jenem auf dem Brabantiſchen Ufer gab der Herzog den Namen des Königs und nannte es San Filippo. Außer dieſen beiden Forts wurden noch mehrere Schanzen zur Sicherung des Lagers und der Brücke angelegt; San Pedro und Santa Barbara gegen Antwerpen und drei andere gegen Lillo, welche den Namen La Santa Trinidad empfingen. Ein anderes großes Fort ſtieg ohnweit Stabrök, da wo ſich der Coveſteinſche Damm an den großen Scheldedamm lehnt, empor. Vier durch eine Bruſtwehr verbundene Schanzen deckten den Raum zwiſchen dem Lager und dem Strome, weil außerdem die Seeländiſchen Schiffe trotz der aufzuführenden Brücke von Lillo aus nach Antwerpen hätten gelangen können, wenn ſie die Berendrechter Dämme durchſtochen und die Niederungen von Stabrök und Wilmerdonk überſchwemmt hätten. Die Zahl aller von den Spaniern auf beiden Seiten der Schelde nach und nach erbauten Forts und Schanzen belief ſich auf dreißig.

Während der Errichtung dieſer Werke wurden von allen Orten Schmiede, Zimmerleute und andere Handwerker aufgeboten und in Thätigkeit geſetzt, zahlreiche Arbeiter waren beſchäftigt in dem benachbarten Waasland eine unendliche Menge von Bäumen zu fällen, welche in das Lager vor Antwerpen geſchafft wurden. In der Kirche zu Calloo ward ein ungeheures Depot von Materialien aller Art aufgehäuft, und

endlich ward bei dem Fort Santa Maria, unter der Aufſicht des Kriegsbaumeiſters Plato, Vacieeci und Cambien, der Anfang mit dem Bau der Brücke gemacht. Alle Hülfsmittel, welche dem Feldherrn zu Gebote ſtanden, verwandte er auf dieſen Gegenſtand. Alle Gelder, die nur aufzutreiben waren, floſſen dahin. Den ſämmtlichen in der Gewalt der Spanier befindlichen Provinzen wurden ſchwere Kontributionen abgepreßt, und ſie erlagen dabei unter dem unerträglichen Druck der Beſatzungen, welche keinen Sold empfingen, weil alle Summen, deren ſich die Regierung bemächtigen konnte, vor Antwerpen zerrannen.

Dafür ſah man dort ſchon Tauſende von Händen mit dem Bau der aufzuführenden Brücke beſchäftigt. Von beiden entgegengeſetzten Ufern aus ward ein Gerüſt von Pfahlwerk, wozu die größten Schiffsmaſten gebraucht wurden, nach der Mitte des Stroms hineingeführt. Drei Reihen ſolcher Pfähle wurden neben einander eingerammt, und durch Balken ſo kunſtreich verbunden, daß ſie eine außerordentliche Feſtigkeit erhielten. Dieſes Gebälke war über dem Waſſer, aus welchem es noch hinreichend emporragte, mit Balken und Dielen bedeckt. Es bildete dadurch eine Brücke von zwölf Fuß Breite, ſo daß acht Mann en Front darüber marſchiren konnten, und war auf beiden Seiten mit einer Musketenſchußfreien Blendung von eichenen Planken verſehen. Dieſes Pfahlwerk, dem die Soldaten den Namen Eſtacada oder Steckada gaben, ward von beiden Ufern ſo weit in den Strom hineingeführt, als die Tiefe und Gewalt deſſelben das Ein-

rammen der Pfähle verſtattete, 900 Fuß von der Brabantiſchen und 200 von der Flandriſchen Seite. Beide Eſtacaden endeten in einem Waffenplatz oder Kaſtell, welches auf zwölf ſtarken, ſiebzigfüßigen Balken ruhete, 54 Fuß lang und 40 breit, mit 4 Kanonen beſezt war und Raum für funfzig Bewaffnete hatte.

Da weder Geld noch Kräfte geſpart wurden, ſo ging das Werk mit wunderbarer Schnelligkeit von ſtatten. Und während man in Antwerpen noch die Möglichkeit, den mächtigen Strom durch eine Brücke zu bezähmen, bezweifelte, und ſelbſt der klügere Albergonde ſich in einer öffentlichen Verſammlung mit einem ſpöttiſchen Lächeln über die fruchtloſe Arbeit des Spaniſchen Feldherrn äußerte, entweder weil er ſie wirklich dafür hielt oder ſeine wahre Meinung darüber nicht öffentlich ſagen wollte, — ſtand ſchon ein großer Theil der kühnen Anlage vollendet da. Aber jezt erhob ſich eine Schwierigkeit, die den Herzog mit den größten Beſorgniſſen erfüllte. Durch das aufgeführte Pfahlwerk war der 2400 Fuß breite Strom zwar um 1200 Fuß eingeengt worden, aber es blieb immer noch ein offner Raum von 1300 Fuß, wo kein Pfahlwerk anzubringen war, und der nach dem Plane des Feldherrn durch eine Schiffbrücke ausgefüllt und verſchloſſen werden ſollte. Aber es fehlte an den dazu nöthigen Fahrzeugen. Die Hoffnung, deren von Dünkirchen zu erhalten, ſchlug fehl, weil nur wenige dort vorhanden waren; und auf der Scheldе konnten keine herbeigeſchafft werden, als

von oben herab über Genk und Dendermonde. Dem Mangel ließ ſich daher für den Augenblick nicht abhelfen, und der Herzog mußte ſich begnügen alle Niederländiſchen Schiffe, welche die Durchfahrt zwiſchen den beiden hölzernen Kaſtellen am Ende des Pfahlwerks wagten, auf das heftigſte beſchießen zu laſſen, wodurch er indeß nicht hindern konnte, daß ſowohl einzelnen Fahrzeugen als ganzen Flotten die Durchfahrt gelang. Glücklicherweiſe ereignete ſich gerade jezt eine Begebenheit, die ihn aus aller Verlegenheit riß, und dem Ziele ſeiner Wünſche um vieles näher rückte. Dieſes war die unerwartete Uebergabe Gents.

Durch den Fall von Dendermonde und das in der Nähe ſtehende Spaniſche Truppencorps war Gent die Gemeinſchaft mit Antwerpen und dem Meere gänzlich abgeſchnitten und alle Wege, auf denen es Zufuhr erhalten konnte, verſperrt. Mit jedem Tage vermehrte ſich der Mangel, und die ſchrecklichſte Hungersnoth ſchien unvermeidlich, da keine Hülfe zu hoffen war. Die unglückliche, durch innere Stürme und Parteiwuth erſchütterte Stadt ſtellte ein Bild der größten anarchiſchen Zerrüttung dar. Bald hatte die ſpaniſch-katholiſche, bald die reformirte und republikaniſche Faktion die Oberhand, und beide verfolgten einander mit der höchſten Erbitterung. Vergebens ward der berüchtigte Imbize verhaftet, und empfing auf dem Blutgerüſte den Lohn für eine über ſeine Mitbürger ausgeübte Jahrelange Tyrannei. Die Strafe des Verräthers konnte

das unvermeidliche Schicksal nicht abwenden. Die große Menschenmenge in der Stadt, einer der größten in Europa, worin man 37000 Häuser zählte, schrie nach Brod, und es blieb nichts übrig das dringende Bedürfniß zu befriedigen, als eine Aussöhnung mit dem Feinde. Eine Deputation begab sich in das Spanische Hauptquartier Beveren, und bot die Rückkehr der Stadt unter die Herrschaft des Königs unter denselben Bedingungen an, welche ihr der Spanische Feldherr einige Zeit zuvor selbst angetragen hatte. Diese wurden jedoch jezt verweigert, der Herzog forderte unbedingte Unterwerfung, und die Deputirten konnten kaum eine Milderung der härtesten Forderungen, welche der Sieger vorschrieb, erhalten. Am 17. September (1584.) ward endlich eine Kapitulation unter nachfolgenden Bedingungen abgeschlossen: die Stadt bezahlt eine Kontribution von 200000 Gulden; der katholische Gottesdienst wird wieder hergestellt; die verjagten Papisten werden zurückgerufen und die Nichtkatholiken müssen auswandern, wozu ihnen jedoch eine Frist von zwei Jahren verstattet wird; die Besatzung erhält freien Abzug.

Dreitausend Spanier besezten die Stadt, und gleich nach ihrem Einmarsch wimmelte der Strom von Fahrzeugen, welche Lebensmittel zuführten. Um den Geist der Unabhängigkeit, wovon die Einwohner beseelt waren, zu zügeln, ließ der Herzog das niedergerissene Schloß wieder aufbauen. Mit Gent sank, nach einem sechszehnjährigen Kriege,

die ganze Provinz Flandern bis auf wenige Orte unter die Spaniſche Herrſchaft zurück. Viele proteſtantiſche Familien der Stadt ließen ſich in Seeland nieder.

Wie groß die Freude des Spaniſchen Feldherrn über die Eroberung Gents war, und welchen Werth er darauf legte, beweiſt ſein Bericht darüber an den König: „Bei keiner meiner Unternehmungen in Belgien, — ſo ſchließt der Bericht — habe ich die Wirkungen der göttlichen Gnade in einem günſtigeren Augenblick erfahren, als bei der Einnahme Gents, welche nicht nur an ſich ſelbſt ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit iſt, ſondern noch wichtigere zur Folge haben wird.“

Und in der That gewährte ihm dieſe Eroberung, vorzüglich in Rückſicht des Antwerper Brückenbaues, den größten Gewinn. Gent konnte Schiffe, Geſchütz, Kriegsvorräthe, Matroſen und Handwerker liefern, und dieſe Vortheile wurden unverzüglich benutzt. In kurzer Zeit war ein Geſchwader von zwei und zwanzig Fahrzeugen ausgerüſtet, welche mit 500 Soldaten beſezt waren und eine Anzahl Laſtſchiffe in ihrem Gefolge hatten. Dieſe nach Calloo beſtimmte Flotte ſchwamm von Gent über Dendermonde und Rüpelmonde, durchſtach den Scheldedamm bei Borgt am Flandriſchen Ufer, und wandte ſich von da, Antwerpen rechts laſſend, auf das von Hulſt bis Beveren und Borgt überſchwemmte Land. Nach einem glücklichen Gefecht mit einem Antwerpiſchen Geſchwader, wobei Hans Klok, der Befehls-

haber des lezteren erschossen ward, durchstach sie den Blocherschen Damm, gelangte an das Fort St. Franciscus und erreichte glücklich den Posten Calloo, von wo sie beim Fort Sebastian wieder in die Schelde einlief. (Oktober 22.) Die Freude, welche ihre Ankunft im Spanischen Lager verbreitete, ward noch durch die Nachricht vergrößert, daß gleich nach ihrer Durchfahrt bei Borgt das Antwerpische Geschwader, mit welchem sie schlagen mußte, eine ansehnliche Verstärkung unter dem tapfern Teligni erhalten habe. Der leztere kam zwar zu spät, um die Spanische Flotte in ihrer Fahrt zu hindern, aber um wenigstens für die Folge ähnliche Expeditionen zu hintertreiben, ließ er an der Oeffnung des Scheldedammes bei Borgt ein Fort anlegen, welches die Oeffnung beherrschte und seinen Namen empfing.

Der Fall von Gent und die glückliche Fahrt der feindlichen Flotte, erregten großes Aufsehen in Antwerpen. Die zahlreichen Katholiken in dieser Stadt hatten schon längst die Uebergabe derselben gewünscht. Jezt wandten sich einige der reichsten Einwohner an den Kanzler Liesveld und baten ihn, in ihrem und funfzig bis sechzig anderer Bürger Namen dem Rath eine Bittschrift, um Vermittlung eines Vergleichs mit dem Herzog von Parma, zu überreichen. Aber als dieser Schritt bekannt ward, veranlaßte er einen heftigen Auflauf, und die Vornehmen und Reichen schwebten in der größten Gefahr, ein Opfer der Rache des empörten Volks zu werden. Die Supplikanten wurden eingezogen und

zu einer Geldbuße verurtheilt. Der Rath erließ ein ſtrenges Verbot (Oktober) wider alle Aeußerungen ähnlicher Art, und alle Bürger mußten aufs neue ſchwören: die gemeinſchaftliche Sache zu unterſtützen und zu vertheidigen, und ſich bei Verluſt ihres Kopfs in keine Unterhandlung mit dem Feinde einzulaſſen.

Doch bei dem allen herrſchte leider in Antwerpen die Eintracht nicht, welche die kritiſche Lage der Stadt erforderte. Schon die Regierungsverfaſſung derſelben war äußerſt fehlerhaft. Es gab dort eine Menge großer und kleiner Autoritäten, von denen jede bei öffentlichen Angelegenheiten ihren Einfluß und ihre beſondere Stimme hatte, und ihre individuellen Anſichten und Verhältniſſe zu Rathe zog. Da waren der Stadtrath, die Bürgeroberſten, die Bürgerhauptleute, die Vorſteher der Zünfte, die Ausſchüſſe, welche die Aufſicht über die Fortifikation, die Proviant- und Kriegsvorräthe und die Marine führten. Jede dieſer Gewalten kam in Betrachtung und mußte befragt werden. Dadurch ward der Gang der öffentlichen Angelegenheiten gelähmt, alle Einheit und Energie in den Geſchäften fielen weg, bei der Verſchiedenheit der Köpfe, welche ſie leiteten, und es wurden oft entweder ganz verkehrte Maßregeln getroffen, oder das Gute, welches zuweilen aus dem Chaos der Meinungen hervorging, kam entweder zu ſpät oder ward nicht ausgeführt. Aldegonde ſelbſt, obgleich ein Mitglied der Generalſtaaten, hatte nur eine Stimme bei den öffentlichen Angele-

genheiten, und es scheint ihm überhaupt an den nöthigen Talenten gefehlt zu haben, sich der Herrschaft über die Köpfe der Menge zu bemächtigen und seinen Vorschlagen Gewicht zu verschaffen. Der Mangel eines Befehlshabers von Ruf und Ansehn hatte die Folge, daß unter der Besatzung keine Ordnung und Kriegszucht herrschten. Oft gaben Soldaten und Matrosen die auffallendsten Beweise von Ungehorsam und Widersetzlichkeit bei den unbedeutendsten Veranlassungen. So sah man einst die Soldaten des Englischen Regiments Morgan, angeblich wegen rückständigen Soldes, den Dienst verweigern, und sogar den Herzog von Parma um Pässe zur Rückkehr nach ihrem Vaterlande durch Flandern bitten. Vergebens bezahlte man ihnen den größten Theil ihrer Forderungen, und versprach ihnen sie durch Seeland nach England zu senden sie beharrten dennoch auf ihrem Ungehorsam. Endlich entdeckte man, daß einige ihrer Officiere, besonders die Hauptleute Lee und Powl, in geheimen Verständnissen mit dem feindlichen Feldherrn standen, und die Soldaten zur Widersetzlichkeit verführten. Powl ward hierauf von dem Obersten Morgan vor ein Kriegsgericht gestellt und, nach dem Ausspruch desselben, mit dem Schwerte hingerichtet.

Während sich die eben erwähnten unruhigen Auftritte in Antwerpen ereigneten, befand sich auch der Herzog von Parma in nicht geringer Verlegenheit. Die neuerbaute Schanze Teligni bei Borgt hemmte die Schifffahrt zwischen Gent und dem Spa-

niſchen Lager, und er bedurfte von dorther noch vie-
ler Vorräthe aller Art, auch einer beträchtlichen An-
zahl von Fahrzeugen, theils zur Vollendung der
Brücke ſelbſt, theils um als Kriegsſchiffe zu ihrem
Schutze gegen feindliche Angriffe zu dienen. Dabei
näherte ſich der Winter, welcher leicht alle Schiff-
fahrt hemmen konnte. Nach mancherlei Unterſuchun-
gen der umliegenden Gegenden, und Berathſchlagun-
gen mit ſeinen Kriegsbaumeiſtern und Marinters,
faßte er endlich den Gedanken: die gehemmte Schiff-
fahrt von Gent durch einen Kanal wieder herzuſtel-
len, der von dem kleinen Fluſſe Moer bei dem Dorfe
Steken im Waslande, welcher ſich bei Gent in die
Schelde ergießt, bis an die Ueberſchwemmung ge-
führt werden ſollte. Dieſes große und kühne Unter-
nehmen ward unverzüglich angefangen, und mit der
größten Thätigkeit fortgeſetzt. Es fehlte an Schanz-
gräbern, welche größtentheils auf andern Punkten
beſchäftigt waren, aber der Feldherr wußte ihren
Mangel durch Soldaten zu erſetzen. Ihre Liebe zu
ihm und ſein Beiſpiel, indem er ſelbſt Hand mit an-
legte, bewog ſie, ſich willig einer Arbeit zu unter-
ziehen, wozu ſie eigentlich ihre Pflicht nicht ver-
band, und mit wunderbarer Schnelligkeit ward
das große Werk vollendet. Der neue Kanal,
welchem man den Namen des Herzogs gab, zog ſich
aus der Moer bei Steken nach der fünftauſend Schritt
davon entfernten Ueberſchwemmung, und da dieſe
nicht überall eine hinreichende Höhe hatte, ward er
über trockenes und überſchwemmtes Land, bei Bever-

ren und Verbooſt vorbei, bis Calloo fortgeführt, wo ein Fort, die Perle genannt, ſeine Mündung bewachte; ſeine ganze Länge betrug drei und eine halbe Meile. Dieſes wichtige Werk, wodurch eine nähere Verbindung mit Gent bewirkt und der Transport der nöthigen Bedürfniſſe und Fahrzeuge von dort her geſichert war, gab der Unternehmung gegen Antwerpen einen neuen Schwung. Siebzehn Frachtſchiffe von Gent, welche zuerſt den neuen Weg verſuchten, langten zur allgemeinen Freude der Belagerten (November) glücklich zu Calloo an. Von jezt an erhielten ſie Geſchüz, Kriegsvorräthe und Proviant im Ueberfluß, und der Geſchüzmeiſter Graf Karl von Mansfeld ließ einen anſehnlichen Artilleriepark in dem Dorfe Melſen auffahren. Der Herzog verlegte ſein Hauptquartier von Beveren nach Stabrök, anderthalb Meilen von Lillo.

Von hier aus erließ er unterm 13. November ein ſehr leutſeliges Schreiben an den Rath der Stadt Antwerpen, worin er ihn und die Einwohner dieſer Stadt zur Ausſöhnung mit dem Könige ermahnte, da durch eine beſondere Schickung Gottes die beiden vornehmſten Beförderer des bisherigen Zwiſts, Anjou und Oranien, faſt zu gleicher Zeit vom Schauplaz abgetreten wären. Der König ſei bereit ihnen zu verzeihen und alles Vergangene zu vergeſſen, und er, der dieſes Land liebe, worin er einige ſeiner glücklichſten Jugendjahre verlebt und in früheren Zeiten ſo manchen Beweis des Wohlwollens erhalten habe, biete ihnen ſeine Vermittlung bei dem beleis

digten Monarchen an. Sie möchten ſich der alten glücklichen Zeiten erinnern, die ſie unter der Herrſchaft der Könige genoſſen hätten, und durch die Rückkehr zu ihrer Pflicht den beneidenswerthen Zuſtand von damals erneuern. Würden ſie aber ſein redlich gemeintes Anerbieten verwerfen, ſo ſei er unſchuldig an allem Jammer, Elend und Blutvergieſſen, welche ihr trauriges Loos ſein würden.

Nach zehn Tagen (November 23.) erfolgte die Antwort auf dieſes Schreiben, in welcher dieſelbe humane und beſcheidene Sprache herrſchte. Die Antwerper prieſen darin die großen und herrlichen Eigenſchaften des Herzogs, und die gegen ſie geäuſſerten wohlwollenden Geſinnungen. Ihm, ſagten ſie, würden ſie mit Freude ihr Schickſal anvertrauen, wenn es ihm verſtattet ſei, nur der Stimme ſeines Edelmuths zu folgen. Aber leider wüßten ſie, daß es Sr. Hoheit nicht freiſtehe in Abſicht des Hauptgegenſtandes des Kriegs, der freien Uebung der proteſtantiſchen Religion, nachzugeben. Ja der König ſelbſt ſei ſo ſehr Sklave der Spaniſchen Inquiſition und des Papſtes, daß er nicht wagen dürfe, ſeinen chriſtlichen Unterthanen das zu bewilligen, was doch der Papſt ſelbſt und die Italieniſchen Fürſten ohne Bedenken den Juden und Türken verſtatteten. Weder der Uebermuth und Leichtſinn noch die Verführung des edlen Oraniens hätten ihnen die Waffen in die Hand gegeben, ſondern die Härte der Regierung und die Grauſamkeit eines Blutdürſtigen Tyrannen hätten ſie zur Ergreifung derſelben gezwungen. Jezt

hätten sie sich an den König von Frankreich gewandt, der den Protestanten in seinem Lande die freie Uebung ihrer Religion nicht versage, und ihn gebeten, sie zu seinen Unterthanen anzunehmen, und dieser Fürst habe ihnen seinen Beistand zugesagt. Sie könnten daher keine Verpflichtungen eingehen, die ihren Verbindlichkeiten gegen den Beherrscher Frankreichs zuwider wären. Ueberdem wären sie ein Mitglied des Niederländischen Staatenbundes, und hätten einen theuern Eid geschworen, ohne Einwilligung des ganzen Bundes keinen Frieden zu schließen. Diese Verhältnisse hätten es ihnen auch zur Pflicht gemacht, sein Schreiben dem Könige von Frankreich und den Generalstaaten mitzutheilen, und deren Gutachten darüber zu erbitten. Uebrigens führten sie die Waffen aus keinem andern Grunde, als um sich und ihre Weiber und Kinder wider uns rechtmäßige Gewalt zu vertheidigen; aber ihr höchster Wunsch sei das Ende des Kriegs.

Noch einmal schrieb der Herzog von Calloo aus (Dezemb. 10.) an die Antwerper, und warnte sie: ihr individuelles Interesse nicht aufzuopfern um die Beschlüsse der Generalität abzuwarten, denn nur, wenn sie eilten ihren eigenen Frieden zu schließen, sei es noch möglich, das ihnen drohende Unglück abzuwenden. — Diese Zuschrift sandte der Antwerper Stadtrath nach Holland an die Generalstaaten, ohne sie zu beantworten, weil er den Argwohn des Volks zu erregen fürchtete. Damit endigte sich dieser Briefwechsel, der ohnehin zu nichts führen konnte,

da die ganze Unterhandlung ſchon an dem einzigen Punkte der Religionsfreiheit, die der Herzog nie bewilliget haben würde, ſich zerſchlagen mußte.

Die Vereinigten Niederländer, ohne Hoffnung ſich durch eigene Kräfte gegen die überlegene Macht ihrer Feinde zu ſchützen, hatten den Entſchluß gefaßt, ſich dem Franzöſiſchen Szepter zu unterwerfen und ihre Unabhängigkeit der Erhaltung ihrer alten Vorrechte und Privilegien aufzuopfern. Eine Geſandtſchaft ging nach Paris um dem Könige die Wünſche der Nazion vorzutragen, und ihn zugleich um eine ſchnelle Truppenhülfe zu bitten. Die Ausſicht auf dieſe Hülfe war es, was den Muth der Antwerper erhöhete, aber auch ihren Fall beſchleunigte; denn ſo oft den Niederländern nur eine entfernte Hoffnung auf auswärtigen Beiſtand aufging, erkaltete ihr Eifer ſich ſelbſt zu helfen. Die Unterhandlungen am Franzöſiſchen Hofe hatten nicht den erwünſchten Erfolg. Man wandte ſich an England, welches auch Hülfsvölker verſprach, aber ſie erſchienen für Antwerpen — zu ſpät.

Dringend hatte der Rath der bedrängten Stadt die Staaten von Holland und Seeland um eine Verſtärkung an Truppen gebeten, um dem Feinde die eroberten Schanzen wieder entreißen zu können. Man vertröſtete ihn auf die erwartete Franzöſiſche Hülfe. Da dieſe aber nicht erſchien, und die Lage der Stadt immer gefährlicher ward, ſandte Aldegonde einen Boten nach dem andern nach Seeland, und ergoß ſich in bittere Klagen darüber: daß, indem

man nur immer nach auswärtiger Hülfe ausſähe und nur darauf hinweiſe, man die nächſten Mittel zur Rettung der Stadt verſäume, und alle Vortheile, die der Winter darböte, den Feinden Schaden zu thun, Stürme, dunkle Nächte u. ſ. w., ungenützt verliere. Noch im Dezember ſandte er Teligni nach Seeland, den Ständen vorzuſtellen: wollten ſie auch ihr Kriegsvolk nicht an eine wichtige Unternehmung wagen, ſo möchten ſie wenigſtens durch ihre Flotte einen verſtellten Angriff auf die Schanze bei Ordam machen, oder mit Hülfe der Beſatzung von Lillo die feindlichen Forts auf dem Coveſteinſchen Damm angreifen laſſen. Teligni aber hatte das Unglück, nach einem heftigen Gefecht mit der feindlichen Flotte, ohnweit der Brücke des Herzogs von Parma, gefangen zu werden: ein großer Verluſt für die Belagerten, denen dieſer einſichtsvolle und tapfere junge Mann ſchon ſo viel wichtige Dienſte geleiſtet hatte. An ſeiner Stelle ward der Hauptmann Prop nach Seeland geſandt, und ſeine Vorſtellungen bewirkten, daß die zu Middelburg verſammelten Staaten den Entſatz der Bundesverwandten Stadt beſchloſſen. Aber leider ward die Ausführung dieſes Beſchluſſes, unter dem Vorwande, daß alle Schiffsbefehlshaber das Unternehmen für unausführbar erklärten, von einer Zeit zur andern verſchoben, bis der Winter verſtrichen war.

Je mehr Unthätigkeit in Abwendung des gedroheten Verderbens von Antwerpen die Niederländer zeigten, deſto thätiger war der Herzog von Parma

es zu beſchleunigen und unvermeidlich zu machen. So lange es die Jahreszeit verſtattete, ließ er an Vollendung der Brücke und der aufgeführten Schanzen arbeiten. Oft ſtörten die Antwerper dieſe Arbeiten durch Angriffe auf die noch nicht vollendete Brücke, wobei ſie einſt drei bis vier Spaniſche Schiffe eroberten. Auch gelang es mehreren Proviantflotten aus Seeland, durch die Brücke, welche noch nicht geſchloſſen war, nach Antwerpen zu ſegeln (9 Oktob., 16 Novemb., 25 Decemb.), deren Ladungen unter großen Streitigkeiten zwiſchen dem Rath, den Bürgerhauptleuten und den Vorſtehern der Zünfte, welche ſich alle gern das Anſehn von Wichtigkeit gaben, in die Stadt geſchaft wurden. Noch öfter würden Proviantſchiffe nach Antwerpen gekommen ſein, da aber manche auf ihrer Fahrt dahin vom Feinde genommen wurden: ſo erging in Seeland der Befehl, daß nicht mehr einzelne Schiffe, ſondern immer nur ganze Flotten abfahren ſollten, um ſich gemeinſchaftlich wider die feindlichen Geſchwader vertheidigen zu können. Dadurch ging manche günſtige Gelegenheit für einzelne Schiffe verloren, und war denn endlich eine hinreichende Anzahl beiſammen, ſo hielten Stürme oder andere ungünſtige Umſtände ſie zurück.

Um die Aufmerkſamkeit der Spanier zu theilen und von Antwerpen ab auf einen andern Punkt zu ziehen, machte Graf Hohenlohe, mit Genehmigung der Generalſtaaten, im Anfange des Jahrs (1585.), einen Verſuch die Stadt Herzogenbuſch zu überfallen. Der tapfere Hauptmann Julian von Kierhage erhielt

den Auftrag, mit 60 auserlesenen Soldaten den Angriff zu machen. Hohenlohe an der Spitze eines beträchtlichen Corps stand zu seiner Unterstützung bereit. Der Hauptmann mit seinen Leuten drang glücklich in die Stadt (20 Januar), und der Anschlag schien schon gelungen, als ein unerwarteter Umstand plötzlich alles verdarb. Ein feindlicher Reiterhaufen, der Tags zuvor als Eskorte einiger reisenden Kaufleute in die Stadt gekommen war, und jezt eben im Begriff stand wieder aufzusitzen und auszurücken, schreckt die mit Kleerhagen eingedrungenen Kriegsleute. Sie glauben sich verrathen und die Feinde zu ihrem Empfange bereit. Dadurch entsteht Aufenthalt. Die Besatzung greift zu den Waffen. Ein schneller Rückzug ist das einzige Rettungsmittel. Man ergreift ihn durch das Thor und über den Wall. Viele verlieren das Leben. Kleerhage selbst, der bis auf den lezten Mann gefochten hat, springt von einem Thurm in den Graben, und rettet sich durch die Flucht. So endete dieser Versuch, der übrigens auf das Schicksal Antwerpens keinen Einfluß hatte.

Der strenge Winterfrost hatte die Arbeiten der Spanier an der Brücke unterbrochen, und den Strom mit Eis bedeckt. Sie mußten sich jezt begnügen, für die Sicherheit derselben zu wachen. Eine große Gefahr drohete ihr, als beim Aufthauen sich das Eis in großen Massen zusammenschob. Glücklicherweise senkten sie sich größtentheils gegen das Pfahlwerk, dessen Stärke und Festigkeit ihnen widerstanden. Hätte sie der Zug des Stroms gegen die Mitte getrieben, so würden sie

gewiß die ſchon zum Theil aufgeſtellten Brückenſchiffe zerſtreut oder zermalmt haben. Mit dem Eintritt der gelinderen Witterung, als weniger vom Froſt zu beſorgen war, kehrten die Belagernden zum Bau der Brücke zuruck, um die lezte Hand an das Werk zu legen.

Zwiſchen beiden Kaſtellen am Ende des Pfahlwerks war noch ein Raum von 1250 Fuß offen. Zur Ausfüllung deſſelben wurden 32 Plaiten oder platte Fahrzeuge, jedes von funfzig Fuß Breite, quer über den Strom geſtellt. Sie wurden durch ſtarke eiſerne Ketten und Kabeltaue mit einander verbunden, und jeder war mit zwei Ankern am Vorder- und Hintertheil befeſtiget. Ueber dieſe Schiffe hin ward die Brücke eben ſo geführt wie über das Pfahlwerk, und mit einer Bientung von Holzwerk verſehen, ſo daß das Werk eher das Anſehn einer ſchwimmenden Verſchanzung als einer Brücke hatte. Zur Vertheidigung derſelben ward jedes Schiff mit vier Matroſen, 30 Soldaten und zwei Stück Geſchüz beſezt. Ueberhaupt droheten dem Feinde zwei und neunzig Feuerſchlünde von jeder Größe, von der Brücke und aus den bei den Brückenköpfen, entgegen. Eine Flotte von Kriegsſchiffen lag zur Beſchüzung der Brücke bereit, und beide Ufer des Stroms waren mit Forts und Schanzen bedeckt. Auſſerdem war zu ihrer Sicherheit wider die Angriffe der Feinde ein ſchwimmendes Werk von Barocci's Erfindung ober und unterhalb derſelben angelegt. Zuſammengeſezt aus drei und dreißig kleinen platten, mit Ballaſt angefüllten Fahrzeugen und einer großen Anzahl leerer

Tonnen und durch ſtarke Balken und Maſtbäume verbunden, nahmen dieſe Werke auf dem Strome eine Breite von 1252 Fuß ein, und ſtreckten dem Feinde eine dichte Reihe ſtarker, mit eiſernen Spitzen verſehener Sturmpfähle entgegen. Man nannte ſie die Schwimmer, weil ſie in ſteter Bewegung waren, denn die Fahrzeuge, woraus ſie beſtanden, hingen an doppelten aber ſchlaffen Ankertauen, um dem anſchwellenden Strome nachgehen zu können. Wagte es eine feindliche Flotte ſich der Brücke nähern zu wollen, ſo ward ſie von dieſen Floßartigen Auſſenwerken aufgehalten, und ehe es ihr gelingen konnte ſich davon loszumachen, hatten die Kanonen von den Brücken- und Kriegsſchiffen, von den Kaſtellen und Uferbatterien Zeit, ſie zurück zu treiben oder zu zerſchmettern und in den Grund zu bohren.

Nach einer ſechsmonatlichen Arbeit und einem ungeheuern Aufwande an Geld und Kräften, ſtand endlich das ganze wunderbare Werk vollendet da, als ein Denkmal des unvergänglichen Ruhms ſeines Schöpfers. Der Tag, an welchem die Brücke ſammt dem Schutzwerke vollendet waren (28 Febr.), ward von den Belagernden wie ein erfochtener Sieg mit militäriſchem Pompe gefeiert. Sie rückten in krieger iſchem Gepränge vor das Lager heraus, beſetzten Brücke, Schiffe, Ufer und Forts, und riefen unter dem Donner des Geſchützes ihrem Feldherrn ein Lebehoch! Der letztere ſelbſt warf ſich auf ſeine Knie, dankte den höheren Mächten für die Beförderung des Werks, und empfahl es ihrem Schutze.

Der Ruf von dieſem Wunder verbreitete ſich ſchnell nach allen Gegenden, und von nahen und fernen Orten ſtrömten Neugierige in groſſer Zahl herbei, und betrachteten es mit Erſtaunen. Der Aberglaube des Zeitalters, der ſich nicht überzeugen konnte, daß es allein durch Anwendung natürlicher Kräfte in ſo kurzer Zeit entſtanden ſei, wähnte, daß der Teufel dabei mitgewirkt und dem Spaniſchen Feldherrn Schmiede und Werkzeuge dazu aus der Hölle geſandt habe. Ein Kundſchafter aus Antwerpen, von St. Aldegonden abgeſchickt, um ſich von der Vollendung der Brücke, wovon einige Flüchtlinge, welche ſich durch die Spaniſchen Poſten geſchlichen hatten, die erſte Nachricht in die Stadt brachten, zu überzeugen, ward im Lager ergriffen und erkannt. Der Herzog befahl, ihn durch das ganze Lager und auf der Brücke umher zu führen, und ihm die Anlage derſelben und die Anzahl der Schiffe und Kanonen ſammt allen Forts zu zeigen. Als dieſes geſchehen war, ließ er den Zitternden, welcher nichts als den augenblicklichen Tod erwartete, vor ſich kommen, und ſagte zu ihm: „Du biſt frei! kehre jezt zu denen zurück, die dich hieher ſandten, berichte was du ſaheſt, und ſage ihnen, Alexander Farneſe werde nicht ablaſſen von der Belagerung bis er entweder unter den Ruinen jener Brücke ſein Grab gefunden, oder ſich durch ſie einen Eingang in die Stadt gebahnt habe!“

Ueber alle Beſchreibung groß war die Beſtürzung, welche die Beſtätigung der Nachricht, daß die Brücke vollendet ſei, in Antwerpen verbreitete. Selbſt die Klügſten hatten die Möglichkeit bezweifelt, den breiten

gewaltigen Strom durch eine Brücke zu fesseln und zu verschließen. Jezt ward der Stadt die Straße nach Seeland versperrt, von wo her sie allein Unterstützung an Proviant erwarten konnte, und eine düstere Ahnung ihres Schicksals erzeugte eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Bald vermehrte die Besorgnisse eine andere unglückliche Begebenheit, — der Verlust von Brüssel.

Diese volkreiche und einst so blühende Stadt war, durch die Spanische Blokade seit dem Heumonat des vergangenen Jahrs, in einen bedauernswerthen Zustand versezt und zu einem Sih der Zerrüttung und des äussersten Mangels geworden. Um die Consumtion zu mindern, ward ein Theil der ärmern Einwohner aus der Stadt geschaft, aber die Spanier ließen diese Unglücklichen entweder nicht durch, oder hingen die Männer auf und sandten die Weiber mit abgeschnittenen Nöcken in die Stadt zurück. Der Hunger erzeugte die gräßlichsten Scenen. Die Mutter einer zahlreichen Familie, aller Mittel beraubt sich und diese zu ernähren, verzehrte erst ihre Kinder und dann sich selbst, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen.

Die Stadt war ihrem traurigen Schicksal überlassen. Keine Hulfe war zu hoffen, denn Frankreich verweigerte sie und Holland beschäftigte die Vertheidigung des Nordens der Niederlande, wo die Spanischen Waffen ebenfalls thätig waren. In dieser Noth ward endlich beschlossen, mit den Feinden in Unterhandlung zu treten, und der Ritter Tempel, Befehlshaber der Besatzung, sowohl als der Rath sandten in dieser Absicht Deputirte in das Lager bei Beveren.

Hier ward am 10. März (1585.) eine Kapitulation abgeſchloſſen, nach deren Inhalt ſich Brüſſel den Spaniern ergab und die Beſatzung freien Abzug erhielt. Den nichtkatholiſchen Einwohnern ward noch ein zweijähriger Aufenthalt in der Stadt verſtattet, um ſich während deſſelben zu bedenken, ob ſie dem Proteſtantismus entſagen oder auswandern wollten. Den Tag nach der Uebergabe Brüſſels hatte ſich Graf Hohenlohe mit einem Convoi von Lebensmitteln und andern Vorräthen, von Bergen op Zoom aus dahin in Marſch geſetzt. Als er aber unterwegs den Fall der Stadt erfuhr, brachte er ſeine Vorräthe nach dem ebenfalls blokirten Mecheln, welches dadurch in den Stand geſetzt ward, ſich noch vier Monat länger zu halten.

Dem Verluſt von Brüſſel folgte unmittelbar der von Ninmwegen und Döesburg (15. 30 März). Beide Städte unterwarfen ſich dem Könige freiwillig, auf Veranſtaltung ihrer katholiſchen Einwohner. Der unternehmende Taſſis, welcher in den Gegenden der Yſſel den Meiſter ſpielte, verwüſtete die Velau, eroberte die beiden Schlöſſer Hatfoort und Nieuwberk und ließ die Beſatzung des erſtern bis auf den lezten Mann niederhauen, den Befehlshaber des leztern aber aufhängen. Er unternahm darauf einen Streifzug durch Gooland, plünderte, machte Gefangene, erpreßte über 100000 Gulden Kontribution, eroberte mehrere Schlöſſer, und bedrohete ſogar die Grenzen der Provinz Holland, welche dadurch genöthigt ward für ihre eigene Sicherheit zu ſorgen, und um ſo weniger für die Rettung Antwerpens thun konnte.

Hier hatten die schnell auf einander folgenden Nachrichten von so vielfachen Verlusten und Unfällen zwar einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther gemacht, aber den Muth der Einwohner nicht niedergeschlagen. Die wachsende Gefahr schien sie nur kühner und entschlossener zu machen, und man hörte nur Eine Stimme, die, welche eine sorgesetzte und entschlossene Vertheidigung wider die Angriffe des Feindes forderte. Sollte die Tyrannei ihren Fuß von neuem in eine Stadt setzen, welche die erste im Bunde der Freiheit und so lange der Sitz der großen Nationalrepräsentation gewesen war? Diesen geheiligten Boden durfte kein Sclave des Despotismus betreten, so lange noch ein Bürger lebte, ihn mit seinem Blute zu vertheidigen. So dachten und sprachen die Bewohner Antwerpens, und überzeugt, daß die Erhaltung ihrer Stadt allein von der Zerstörung der Brücke abhange, sannen alle Patrioten auf Mittel diese zu bewirken.

Unter denen, welche deshalb Vorschläge thaten, trat auch Friedrich Gianibelli auf, derselbe, der beim Anfange der Blokade einen Plan zur Verproviantirung der Stadt entworfen hatte. Dieser ausserordentliche Mann war aus Mantua gebürtig, hatte anfangs als Kriegsbaumeister in Italien gedient und war von dort nach Spanien gegangen, wo er dem Könige seine Dienste in den Niederlanden anbot. Man machte ihm Hoffnung seinen Wunsch zu erfüllen, aber seine Anstellung verzog sich von einer Zeit zur andern, bis er endlich voll Unwillen ein Land verließ, wo man seinen Talenten so wenig Gerechtigkeit wiederfahren

ließ. Vor ſeiner Abreiſe ſoll ihm die Drohung entfahren ſein: die Spanier ſollten einſt mit Thränen den Namen des verachteten Mannes hören. Er ließ ſich hierauf zu Antwerpen nieder, wo er ſich verheirathete, und allgemeine Achtung genoß, weil er als ein treflis ches Kunſtgenie, vorzüglich als ein guter Phyſiker und Feuerwerker, bekannt war. Beſonders ſchäzte ihn die Königin Eliſabeth von England, von der er auch ein Jahrgehalt empfing.

Das Mittel, welches er zur Bewirkung des Untergangs der Brücke vorſchlug, war eben ſo groß und genialiſch, als jenes wunderbare Werk ſelbſt. Durch Brander und Minenſchiffe, welche er zurüſten wollte, ſollte die Zerſtörung geſchehen. Er forderte zu dieſem Zwecke die drei großen zu Antwerpen liegenden Schiffe den Löwen von 500, die goldne Peſt von 350, und Oranien von 150 Tonnen, und auſſerdem 60 kleinere Fahrzeuge mit platten Böden. Jene ſollten als Minenſchiffe, dieſe als Brander zugerüſtet und dann die ganze Flotte, durch Ketten, Taue und Maſtbäume mit einander verbunden, gegen die Brücke herabgeſandt werden. Welche Wirkungen wären durch die Ausführung dieſes Plans in ſeinem ganzen Umfange zu erwarten geweſen, wenn man ſie nach dem berechnet, was in der Folge wirklich geſchah. Aber der Plan des Künſtlers war zu neu und koloſſal, als daß er den Beifall derer, welchen er ihn vortrug, hätte gewinnen können. Dieſe gemeinen Köpfe waren für keine großen Ideen empfänglich, ſie begriffen Gianibelli nicht, und mistrauten deshalb ſeinen Kräften. Dabei ſträubte

ſich ihr Krämergeiſt gegen den Koſtenaufwand für eine Sache, deren Erfolg und Nutzen ihnen ſo problematiſch ſchien. Man bewilligte dem Künſtler endlich zwei Schiffe, die Hoffnung von 80 und das Glück von 70 Tonnen nebſt 13 flachen Fahrzeugen. So wenig entſprechend ſeinen Erwartungen auch dieſer Erfolg ſeines Vorſchlags war, mußte er ſich doch damit begnügen, und durch ſein Genie den Mangel an Hülfsmitteln erſetzen.

Er ging ſogleich an die Verderben drohende Arbeit, und während er die Ausrüſtung ſeiner Feuerflotte mit unermüdetem Eifer betrieb, wurden auch in Seeland lebhafte Anſtalten zum Entſatz von Antwerpen getroffen. Die Holländer und Seeländer hatten endlich zu ſpät eingeſehen, daß ſie die günſtigſte Gelegenheit, die Vollendung der Brücke zu hindern, verſäumt und an eine fruchtloſe Belagerung von Zütphen die koſtbare Zeit verſchwendet hatten. Jezt beſtimmte ſie dringende Noth zu ſchleuniger Unterſtützung ihrer Bundesgenoſſen, und die zu Middelburg verſammelten Staaten ertheilten dem Grafen Hohenlohe und dem Admiral Juſtin von Naſſau Befehl, dem bedrängten Antwerpen zu Hülfe zu eilen. Die Feldherren beſchloſſen einen Angriff auf das Fort Lieſtenshök, um ſich durch deſſen Wiedereroberung den Weg zur Zerſtörung der Brücke zu bahnen. Mit einer Flotte von großen und kleineren Fahrzeugen erſchienen ſie ſo plötzlich vor Lieſtenshök, daß die überraſchte Beſatzung kaum Zeit hatte ihr grobes Geſchüz abzufeuern. Das Fort ward beim erſten Anfall erſtiegen (5 April), und alles

darin niedergehauen, was ſich nicht mit der Flucht retten konnte. Eben ſo leicht bemächtigten ſie ſich auch der Schanzen Antonihök, Terwenta, Tor'a und der ganzen Inſel Doel. Der Herzog von Parma war ſo aufgebracht über den Verluſt dieſer Plätze, daß er die Befehlshaber derſelben, wegen ihrer ſchlechten Vertheidigung, im Angeſichte des ganzen Heers enthaupten ließ. Um die Folgen davon minder nachtheilig zu machen, ließ er in größter Eil durch die Teutſchen einige neue Schanzen zur Sicherung der Brücke aufführen.

Die Niederländiſchen Befehlshaber begingen einen großen Fehler, daß ſie nicht, nach Aldegonde's Rath, unmittelbar nach Eroberung der Forts bis an das äuſſerſte Ende des Dammes von Calloo vordrangen, und ſich dort, nach Durchſtechung deſſelben, verſchanzten; denn von dieſem Winkel her konnte die Brücke am leichteſten mit dem ſchweren Geſchütz beſtrichen werden. Indeß hatten ſie doch durch die gemachten Fortſchritte die freie Schiffahrt vom Meere bis zur Brücke wieder hergeſtellt. Alles kam jezt auf den Erfolg des Kunſtwerks an, woran Gianibelli mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete. Es war ſeiner Vollendung nahe, und die Seeländiſchen Befehlshaber trafen mit den Antwerper Bundesgenoſſen die Verabredung, daß in dem Augenblick, wo die Minenſchiffe die Brücke geſprengt haben würden, ſich die Seeländiſchen und Antwerpiſchen Flotten von beiden Seiten derſelben nähern, ihren Ruin vollenden und die Durchfahrt einer Proviantflotte nach Antwerpen bewirken ſollten. Um das Schanzwerk

vor der Brücke auf der Antwerpiſchen Seite zu zerſtö-
ren, damit es die Brandflotte nicht aufhalten könne,
ward zu Antwerpen eine Anzahl leichter Boote zuge-
rüſtet, welche unter dem Schutze des nächtlichen Dun-
kels, mit großen unter dem Waſſer verborgenen Haken
und Senſen, die Ankertaue des Floſſes zerſchneiden
und die Balken, welche es zuſammenhielten, davon
trennen, und gegen die Brücke treiben laſſen ſollten.
Aber die Feinde erhielten durch ihre Spione in der
Stadt von dieſem Anſchlage Nachricht, und Barocci
ließ die Anker mit Ketten ſtatt der Taue befeſtigen und
die ganze Nacht hindurch auf den Ufern große Feuer
unterhalten, wodurch das Vorhaben der Belagerten
vereitelt ward.

Gianibelli hatte endlich ſein außerordentliches
Kunſtwerk vollendet. Nie hatte man zuvor von etwas
Aehnlichem gehört, und je mehr die meiſten einen
glücklichen Erfolg der verſprochenen Wirkung deſſelben
bezweifelten, mit deſto geſpannterer Erwartung ſah
man demſelben entgegen. Der Künſtler hatte beide
größeren Schiffe, das Glück und die Hoffnung, als
Minenſchiffe, und 32 platte Fahrzeuge als Brander
ausgerüſtet. Jene waren mit einem Kaſten aus Zie-
geſteinen, inwendig drei Fuß breit und hoch und ſech-
zig Fuß lang, verſehen. Er war oben ſechs Fuß hoch
mit Leichenſteinen, Mühl- und andern großen Steinen
in Form eines Daches übermauert, damit die Exploſion
ſich mehr ſeitwärts verbreiten ſollte. Dieſe Steinkaſten
bildeten die Mine. Die des größeren Schiffes war
mit 7500 und jene des kleineren mit 6000 Pfund des

feinſten Schießpulvers geladen, und unter dem Dache lagen große Laſten von eiſernen und ſteinernen Kugeln, Nägeln, Ketten, Klammern und andern verderblichen Dingen. In einigen offenen Löchern des verſchloſſenen Kaſtens waren Lunten zum Zünden des Pulvers niedergelegt. Der noch übrige Raum im Schiffe zwiſchen dem Borde und den Seitenwänden des Minenkaſtens war mit Balken, durch eiſerne Bolzen verbunden, und mit einem Mauerwerk von Quaderſteinen angefüllt und das Ganze mit ſtarken Balken und Dielen bedeckt, um dem Schiffe das Anſehn eines gewöhnlichen Branders zu geben. Dieſe Täuſchung zu vollenden, ward beim Gebrauch auf dem Dache der Mine ein Feuer angezündet, welches eine ganze Stunde brennen konnte. Zum Anzünden der Mine war ein Uhrwerk angebracht, deſſen Mechanismus von der Art war, daß es gerade nur die erforderliche Zeit lief, dann aber, vermittelſt eines losſchlagenden Musketenſchloſſes, das Leitfeuer zündete. Die 32 platten Fahrzeuge waren mit Brennſtoffen, und einige kleinere mit Büchſenpulver angefüllt. Die beiden großen Vulkane waren es eigentlich, von denen die Zerſtörung der Brücke erwartet ward, die übrigen Fahrzeuge ſollten dazu dienen, theils die gefährliche Kriegsliſt zu verbergen, theils die Aufmerkſamkeit der Feinde zu beſchäftigen und den Minenſchiffen den Weg über das Schutzwerk vor der Brücke zu bahnen. Der 4 April ward zur Ausführung des Unternehmens beſtimmt, und die Anführer der bei Lillo liegenden verbündeten Flotte wurden davon benachrichtiget, um ſich zum Angriff bereit zu halten.

Der entſcheidende Tag iſt da. Alle Anſtalten ſind getroffen, alles iſt zur Ausführung fertig. Zwiſchen Hoffnung und bangen Beſorgniſſen getheilt, erwartet Antwerpen die Entſcheidung ſeines Schickſals. Dem Antwerpiſchen Admiral Jakob Jakobſon war aufgegeben, das Auslaufen der Feuerflotte zu veranſtalten und zu leiten, und ein Kriegsgeſchwader lag in Bereitſchaft, die Zerſtörung der Brücke zu vollenden, und über den Ruinen derſelben den Seeländiſchen Bundesgenoſſen die Hand zu reichen.

Der Abend bricht an. Das dumpfe Schweigen der Erwartung ruht über Antwerpen. Aldegonde und Gianibelli begeben ſich auf den Damm bei der Bauerſchanze, den Erfolg abzuwarten. Die Brander werden angezündet, und die Feuer auf den Dächern der beiden Minenſchiffe lodern auf. Das Geſchwader, an welches ſo große Hoffnungen geknüpft ſind, tritt ſeine Fahrt an. Voran ſchwimmen einzeln die kleinern Fahrzeuge, dann folgen die 32 Brander in Gruppen von acht und acht mit Ketten zuſammengefügt. Den Beſchluß machen die beiden Minenſchiffe. Gleich anfangs entſtand eine Art von Verwirrung, denn der Admiral Jakob beging den Fehler, — vielleicht vorſätzlich aus Haß oder Neid gegen den Künſtler — daß er bei der Abfahrt die Brander und Minenſchiffe zu ſchnell auf einander folgen ließ. Matroſen in kleinen Nachen leiteten an Tauen die Schiffe. Die ganze Flotte ſchwamm an der Küſte hin dem Strom entlang, und tauſend Wünſche folgten ihrer Fahrt.

Die Belagernden hatten früher schon durch ihre Kundschafter Nachricht erhalten, daß man in Antwerpen mit einem gefährlichen Anschlage gegen die Brücke umgehe, von der eigentlichen Beschaffenheit desselben aber waren sie nicht unterrichtet. Indeß wurden Maßregeln gegen jeden möglichen Versuch getroffen, und die Wachen in den Forts, auf den Dämmen und auf der Brücke vermehrt. So vorbereitet erwartet man ruhig die Unternehmungen des Feindes. Auf einmal erblicken die ausgestellten Posten während der Nacht oberhalb auf dem Strome ein brennendes Fahrzeug, dann noch eins und endlich eine ganze im Feuer stehende Flotte. Sie rufen ins Gewehr, und nach wenigen Augenblicken ist das ganze Lager in Bewegung. Jede Fahne eilt auf ihren Allarmplatz. Die ganze Brücke von einem Ende bis zum andern, die Dämme, Batterien und Uferschanzen und die Brückenschiffe werden mit Soldaten besetzt. Mit brennenden Lunten, in gespannter Erwartung stehen sie zum Kampfe bereit, und harren der Entwickelung der räthselhaften Erscheinung entgegen. Alexander selbst war zugegen und ertheilte die nöthigen Befehle. Näher und näher schwamm die brennende Flotte. Ihr Anblick gewährete ein herrliches Schauspiel in der schönen milden Frühlingsnacht. Es war die schönste nächtliche Erleuchtung, die man sehen kann. Nicht die Brandstoffe in den Schiffen, sondern diese selbst schienen in Flammen zu stehen. Der Strom glich einem Feuermeer, die Ufer glänzten, die Gegenstände traten aus dem nächtlichen Dunkel hervor, ein

magiſcher Schattentag ging über der umliegenden Gegend auf, und die Waffen der Soldaten funkelten im Wiederſchein der brennenden Flotte. Die leztere hatte ſich der Brücke bis auf zweitauſend Schritte genähert. Jezt lenkten die Bootsleute die Schiffe nach der Mitte des Stroms, zündeten die Lunten auf den Minenſchiffen an, kappten ihre Taue und ruderten dann eilend davon, um den Erfolg in der Ferne abzuwarten. Die zu früh ſich ſelbſt und der Willkühr des Stroms überlaſſenen Schiffe, nahmen nicht alle denſelben Lauf und kamen bald in Unordnung. Mehrere von den Brandern geriethen auf Untiefen, oder verbrannten ohne Sch en zu thun. Selbſt das kleinere der beiden Minenſchiffe ward an das Ufer geworfen, bekam einen Lek und ſank in den Grund. Von den kleineren Feuerſchiffen verwickelten ſich verſchiedene in den Sturmpfählen der Schwimmer. Schon verminderte ſich die Anzahl der Brander, die Feuer erloſchen nach und nach, alle Gefahr ſchien vorüber, und die Soldaten ſcherzten und erlaſſen ſich in Spöttereien über den Feind, der ſo große Anſtalten um nichts gemacht habe, — als plözlich das zweite größere Minenſchiff, die Hoffnung, von der Flandriſchen Küſte herüber ſich gegen das Schuzwerk vor der Brücke ſenkte. Mit gewaltiger Kraft drang es auf die Sturmpfähle, zerſprengte das Werk, und näherte ſich drohend der Brücke, da zwo auf der Flandriſchen Seite die Steekada in dem hölzernen Kaſtell ſich endete. Die Soldaten erhoben ein Geſchrei, alle Gemüther wurden

mit Beſorgniß erfüllt, und der Herzog, welcher das Geräuſch vernahm, eilt mit Roubaix; Billi, del Vaſto und Gajetano nach dem bedroheten hölzernen Kaſtell, und befahl den Spaniſchen Matroſen, den Brander von der Brücke abzulenken. In dieſem Getümmel nähert ſich ihm plözlich mit ängſtlicher Eile ein Spaniſcher Fähnrich von ſeiner Leibwacht, der vielleicht von dem berühmten Feuerkünſtler Giannibelli und deſſen Drohung gegen ſeine Landsleute gehört hatte, und beſtürmt den Fürſten mit dringenden Bitten, die Brücke eilend zu verlaſſen, weil hier ſicher eine große Gefahr drohe. Der Feldherr, keine Furcht kennend, ſieht ihn voll Verwunderung an, und bleibt. Aber ſein Warner hört nicht auf ihn zu bitten, wirft ſich vor ihm nieder und beſchwört ihn: nur dießmal ihm zu folgen! ergreift ſein Gewand, und zieht ihn ſanft hinweg. Der Herzog gibt endlich nach, und verläßt mit del Vaſto und Gajetano das Kaſtell, Billi und Roubaix aber bleiben zurück. Kaum hat er die Brücke zurückgelegt und den erſten Schritt in das Fort Santa Maria gethan, da ſtößt das Minenſchiff an die Brücke, und fliegt mit einem entſetzlichen zermalmenden Knall auf, als ſtürzten Himmel und Erde zuſammen. Der mächtige Strom wird bis auf den Grund aufgewühlt, und tritt zürnend über ſeine Ufer heraus. Zwei Meilen in der Runde wird die Erde, wie in einem Erdbeben gerüttelt, und die furchtbaren Eingeweide des Vulkans, vermiſcht mit Balken und Trümmern der Brücke, mit Geſchüz, Gewehren, Matroſen,

Soldaten und den Trümmern des Minenschiffs, von welchem sich nie eine Spur wiederfand, werden hoch durch die Luft geschleudert. Der Herzog mit seinen Begleitern stürzten bewußtlos zu Boden. Ein Pfahl verwundete ihn an der Schulter, und del Vasto und Gajetano erhielten ebenfalls Verletzungen; indeß erwachte er bald wieder aus seiner Betäubung, und eilte, ohne noch zu wissen was vorgefallen war, mit gezogenem Degen nach der Brücke.

Welch ein entsetzliches Schauspiel bot sich ihm hier dar! Der Strom schäumte und rauschte in furchtbaren Strudeln, mit Trümmern, todten Leichnamen und Verwundeten bedeckt. Ein dumpfes Gewimmer der Unglücklichen, welche hülflos zwischen Pfählen und Balken hingen, oder unter den Trümmern des Pfahlwerks vergraben lagen, drang herzzerschneidend in sein Ohr. Das Kastell, wo er selbst noch erst gestanden hatte, mit allen darin gewesenen Officieren, Soldaten und Kanonen war verschwunden, ein Theil des daran stoßenden Pfahlwerks vernichtet, und sechs Schiffe mit ihrer sämmtlichen Mannschaft hatte der Abgrund verschlungen. So über alle Beschreibung schrecklich war die Verwüstung der Explosion. Nie hatte man seit Erfindung des Pulvers von ähnlichen Wirkungen desselben gehört. Die Schelde war über zweitausend Schritte über ihre Ufer getreten, und das Fort Calloo dergestalt überschwemmt, daß die Soldaten bis an das Knie im Wasser standen; selbst im Fort Maria stand es über zwei Fuß hoch. Die stärksten Grabsteine waren bis auf zwei

ſend Fuß weit über das Ufer geſchleudert, und man fand ſie zum Theil vier Fuß tief in die Erde verſunken.

Ueber 200 Soldaten und Matroſen hatten auf eine eben ſo mannigfaltige als gräßliche Art das Leben verloren. Ein Theil ward durch den infernaliſchen Dampf des Vulkans erſtickt, oder durch die heftige Erſchütterung getödtet; andere ertranken oder verbrannten in dem kochenden Strome, wurden von den umherfliegenden Steinen und Balken zermalmt, oder mit ſolcher Heftigkeit einer wider den andern geworfen, daß ſie ſich gegenſeitig zerſchmetterten. Der Marquis von Roubair und Billi, zwei Niederländer, wovon jener anfangs die Partei der Staaten gehalten hatte und dieſer ſeit Anfange der Revolution ihr unverſöhnlicher Feind geweſen war, Tucci, Segura und zwei und zwanzig andere Befehlshaber waren ein Raub des Todes geworden. Roubair Leichnam hing an einem Schiffsſeile; Billi's verweſeter Körper ward erſt einige Monate darauf, nach Abtragung der Brücke, unter einem Balken gefunden und an einer goldnen Kette, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, erkannt.

Manches von den dem Tode geweiheten Opfern ward wunderbar erhalten. Den Marquis von Brüſſel warf die Exploſion unbeſchädigt aus einem Schiffe in das andere. Der Hauptmann Tucci ward am Fort Santa Maria in voller Rüſtung in die Luft gehoben, einige Minuten gleich einer Feder umher-

gewirbelt, und dann in den Strom geworfen, wo er sich des Panzers entledigte und durch Schwimmen an das jenseitige Ufer rettete. Einen jungen Menschen von [illegible]s Herzogs Leibwache ergriff auf der Brücke, nahe an der Flandrischen Küste, ein Wirbel, und schleuderte ihn über den ganzen Strom auf das Brabantische Ufer, ohne daß er eine andere Beschädigung als eine kleine Verletzung an der Schulter beim Herabfallen erhielt.

Man fürchtete anfangs, auch der Herzog sei durch die Explosion getödtet, weil er nur wenige Minuten vor derselben noch auf der Brücke gesehen worden war. Montragone, Karl Mansfeld und Capisucci eilten daher ihn aufzusuchen, und fanden ihn zu ihrer Freude noch lebend. Er war der Brücke zugeeilt und stand hier die schreckliche Zerstörung überblickend, und den Schmerz der erhaltenen Verletzung über den weit größeren seiner verlornen Hoffnungen vergessend. Welche Empfindungen durchdrangen in diesem Augenblick den großen Mann! Die Brücke, das mühsame Werk überspannter Anstrengungen ist durchbrochen, zwei seiner besten Feldherren und eine zahlreiche treffliche Mannschaft sind getödtet; allgemeine Verwirrung herrscht im Heere, das Entsetzen hat alle Kräfte gelähmt; die Pulvervorräthe sind durch die Ueberschwemmung unbrauchbar gemacht und die Lunten feucht. Alles ist verloren, wenn die feindlichen Flotten von Antwerpen und aus Seeland erscheinen, und mit jedem Augenblick muß man ihrer Ankunft entgegensehen. Wie

ein großes schauderhaftes Gemälde stand die ganze gräßliche Szene mit allen ihren schrecklichen Folgen vor seiner Seele. Aber nur einen Augenblick überließ er sich dem Schmerze und der Trostlosigkeit. Einen Helden wie Parma kann das Unglück wohl erschüttern, aber nicht zu Boden schlagen; und wo die gemeinere Natur unter fruchtlosen Klagen duldet, oder im Sturm der Verzweiflung untergeht, da schafft sich ein solcher Geist die Mittel, den Schlägen des feindseligen Geschickes kraftvoll entgegen zu wirken. Kaum hat er sich von der ersten Betäubung erholt, so befiehlt er Georg Basta, der auf das Krachen des aufsteigenden Vulkans mit einigen Reitergeschwadern herbeigeeilt war, die Brücke, die Schanzen und alle Posten am Ufer zu bereiten, die Ordnung wieder herzustellen und Kundschaft einzuziehen, ob der Feind Bewegungen mache. Er läßt die Verwundeten, diese Gegenstände des Schreckens, hinwegschaffen, spricht den niedergeschlagenen Kriegsleuten Muth und Trost ein, und da noch immer kein Feind erscheint, beschließt er, ungesäumt die beschädigte Brücke wieder herzustellen. Sogleich wird Hand an das Werk gelegt. Er selbst, der Feldherr und alle seine Officiere unterziehen sich der Arbeit, und willig folgen ihrem Beispiel Soldaten und Matrosen. Unter einem furchtbaren Geräusch von Trommeln und Trompeten, um das Getöse der Arbeitenden zu übertönen, werden die Trümmer fortgeschafft, und noch in derselben Nacht wird die Oeffnung in der Brücke durch Pfahlwerk, aufgefischte Balken und einige in der

Eile herbeigeschaffte Fahrzeuge wieder verschlossen. Freilich war diese ganze Arbeit mehr auf eine Täuschung als auf eine wirkliche Wiederherstellung der Brücke berechnet, denn diese in einer so kurzen Frist zu bewirken, war eine Unmöglichkeit; aber die feindlichen Kundschafter konnten doch dadurch betrogen werden. Um das Blendwerk zu vollenden, ward die ganze Brücke mit Soldaten besezt. Als der Tag anbrach, und immer noch kein feindliches Segel erschien, war der Herzog schon halb getröstet. Alles kehrte nach und nach in die alte Ordnung zurück, und man fing an mit Ernst an einer dauerhafteren Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten. Ein teutsches Regiment, welches der Feldherr nach dem Verlust von Liesknehök aus Geldern herbeigerufen hatte, traf gerade jezt zur gelegensten Zeit im Lager ein, ersezte den durch die Explosion veranlaßten Abgang an Mannschaft und vermehrte die Zahl der Arbeiter.

Je außerordentlicher die Wirkungen von Giambelli's Höllenmaschine waren, desto mehr Erstaunen erregt die gänzliche Unthätigkeit der Belagerten und ihrer Bundesgenossen. Auch nicht der kleinste Versuch ward von ihnen gemacht die so günstigen Folgen derselben zu benutzen. Die Veranlassung zu dieser unbegreiflichen Erscheinung war — eine gänzliche Unwissenheit dessen was bei der Brücke vorgefallen war. So fabelhaft und unglaublich das scheint, gibt uns doch die Geschichte hinreichende Aufschlüsse über den Zusammenhang dieses räthselhaften Ereignisses.

Als die brennende Flotte von Antwerpen zu ihrer Bestimmung abfuhr, erhielten zugleich einige Galeeren den Auftrag: ihr von fern nachzufolgen, und so bald die Explosion erfolgt und die Brücke gesprengt sei, ein Signal durch Raketen und Feuerpfeile zu geben, sodann durch die geöffnete Brücke zu eilen und die zu Lillo vor Anker liegende Seeländische Flotte ebenfalls davon zu benachrichtigen. Zugleich ward dem Antwerpischen Admiral Jakob befohlen: in dem Augenblick da die Signale erfolgen würden, die Anker zu lichten und mit seinem Geschwader die Brücke anzugreifen. Aber indeß Aldegonde, Stasinbelli und ganz Antwerpen mit Ungeduld harrten, blieb alles ruhig, keine Signale erfolgten, und endlich kehrten die ausgesandten Galeeren mit der unerwarteten Nachricht zurück, daß die Feuerflotte keine Wirkung gethan habe. Die furchtsamen Bootsleute aber hatten den erhaltenen Befehl nicht befolgt, ob ihnen gleich eine Belohnung von hundert Gulden dafür versprochen worden war; sie blieben in weiter Entfernung, und ruderten ohne die Catastrophe abzuwarten nach der Stadt zurück. Auch den folgenden Tag, wie günstig auch der Wind zuweilen blies, erschien kein Seeländisches Fahrzeug von Lillo her. Der falsche Bericht der Galeeren schien dadurch bestätigt, und man unterließ deshalb von Antwerpen aus jede nähere Untersuchung, ohne zu ahnen, daß das Ausbleiben der Bundesgenossen lediglich eine Folge der eigenen Indolenz war, da jene ohne alle Nachricht blieben. So verloren die Antwerper

durch eine unverzeihliche Nachläßigkeit alle Vortheile jener merkwürdigen Nacht und den günstigsten Moment zu ihrer Rettung, welcher nie wiederkehrte. Gianibelli war in Verzweiflung und schwebte in Gefahr ein Opfer des wüthenden Volks zu werden; denn auf ihn warf man alle Schuld des Mißlingens, und nannte ihn einen Charlatan, der seine Mitbürger mit glänzenden Versprechungen geäfft, und große Summen unnütz verschwendet habe. Doch schon den dritten Tag nach der Explosion ward der mißhandelte und tiefgekränkte Künstler vollkommen gerechtfertigt. Ein von Lillo abgesandter Bote des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht ganz nackend unter der Brücke durchgeschwommen war, brachte die erste Nachricht von den großen Zerstörungen des Minenschiffs nach Antwerpen. Zu spät bedauerte man jezt sie nicht besser benuzt zu haben, und Gianibelli erhielt den Auftrag, unverzüglich an einer neuen Höllenmaschine zu arbeiten, aber die Gunst des Glücks war auf immer verscherzt.

Im ersten Eifer und noch voll von Bewunderung über die großen Wirkungen des Vulkans, wollte man dem Künstler die drei zuerst verlangten großen Schiffe und sechszig kleinere Fahrzeuge zur Ausrüstung einer neuen und stärkeren Feuerflotte überlassen; bei kälterer Ueberlegung aber fand man die Sache zu kostbar, und Gianibelli erhielt nur das einzige Schiff Oranien. Dieses rüstete er als Minenschiff aus, und gab ihm eine Ladung von 4000 Pfund Pulver. Um zu verhindern, daß sich der

Feind demſelben nicht nähern, das Feuer löſchen und die Wirkungen des Vulkans hindern könne, behing er das Schiff mit drei und zwanzig Biertonnen, welche mit Steinen und Pulver angefüllet waren und auffliegen ſo wie das Pulver ſie nach und nach ergriff. Ueberdem wurden noch vier Brander zur Begleitung des Minenſchiffs ausgerüſtet. Doch als die Arbeit vollendet war, wagte Niemand das Schiff zu beſteigen, und die Expedition unterblieb. Die Brander wurden in der Folge bei dem Angriff auf den Covenſteinſchen Damm gebraucht, das Minenſchiff aber blieb ganz unbenuzt, und ward nach Eroberung der Stadt von dem Herzog von Parma ſehr genau unterſucht. Die Unthätigkeit der Belagerten ließ dem Feldherrn Zeit, den der Brücke zugefügten Schaden vollkommen wieder herzuſtellen. Um ſie gegen ähnliche Unfälle für die Zukunft zu ſichern, wurden in der Mitte einige Schiffe beweglich gemacht und ſo eingerichtet, daß ſie aus der Reihe genommen werden konnten, um die ankommenden Brander oder Minenſchiffe durchgehen zu laſſen; das erſte Beiſpiel eines Durchlaſſes bei Schiffbrücken, deſſen die Geſchichte erwähnt. Auf den Rath eines Engländers mußten des Nachts kleine Ruderſchiffe, mit Ankern und Haken verſehen, oberhalb der Brücke hin und herfahren, um die feindlichen Feuerſchiffe aufzufangen und mit den Ankern an das Ufer zu befeſtigen.

Indeß war zwiſchen den Belagerten und den Seeländiſchen Bundesgenoſſen ein neuer Entwurf zur gemeinſchaftlichen Rettung der Stadt verabredet wor-

den. Was das Element des Feuers nicht bewirkt hatte, das sollte jezt durch Hülfe eines andern, des Wassers ausgeführt werden. Der Plan war, Antwerpen auf eine ähnliche Art wie einst Leiden zu entsetzen, indem man der Flotte auf dem überschwemmten Lande zur Seite der Schelde einen Weg dahin bahnte, wodurch die Brücke der Spanier umgangen und ganz unnüz ward. Dies konnte entweder auf der Flandrischen oder Brabantischen Seite geschehen, denn beide waren schon durch die Durchstechung der Scheldedämme überschwemmt. Aber auf der ersteren, wo die Flotten auf ihrer Fahrt die Dämme von Kloperen und Calloo nicht vermeiden konnten, boten sich unendliche Schwierigkeiten dar. Leichter ausführbar schien das Unternehmen auf der Brabantischen Seite, wo das ganze niedere Land von Lillo bis Antwerpen überschwemmt war, und nur ein bedeutendes Hinderniß, der Covensteinsche Damm, welcher erst durchstochen werden mußte, sich der Fahrt zwischen beiden Orten entgegenbot.

Diesen Damm, der von dem Brabantischen Hochlande ohnweit dem Dorfe Stabröt an, neben der Burg Covestein vorbei in einer Länge von dreitausend Schritten mitten durch die Niederung lief und sich zulezt an den Scheldedamm lehnte, hatte der Spanische Feldherr gleich beim Anfange der Belagerung nicht nur durch einen Anwurf von Balken, Faschinen und Erde verstärkt, sondern ihn auch durch ein Fort bei Stabröt und ein anderes die heilige Kreuzschanze genannt, an der Stelle seiner Vereinis

gung mit dem Scheldedamm, wider feindliche Angriffe zu sichern gesucht. Vermittelst dieses und des Scheldedammes und der Brücke hatte das Lager bei Stabrök eine sichere Gemeinschaft mit dem bei Beveren auf der Flandrischen Seite. Die allgemeine Ueberschwemmung schränkte die Belagernden in ihren Bewegungen fast nur allein auf die Dämme ein, welches sehr oft in den Niederlanden der Fall war.

Ohne sich des Covensteinschen Dammes zuvor bemächtigt zu haben, konnten die Niederländer ihren Plan, Antwerpen durch eine Fahrt über das überschwemmte Land zu entsetzen, nicht realisiren, und der Herzog beschloß daher, so bald er von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, diesen wichtigen Posten noch mehr zu verstärken. Er zieht schleunig eine Anzahl Truppen und Kanonen aus den benachbarten eroberten Städten an sich, übergibt dem Grafen Karl Mansfeld die Aufsicht über die Brücke, und geht nach dem Damme ab, um durch seine Gegenwart die neuen Arbeiten zu beschleunigen. Es wurden neben den alten noch drei neue Schanzen angelegt: die Jakobsschanze, tausend Schritte oberhalb der Kreuzschanze, in gleicher Entfernung von jener die St. Georgen- und endlich die Siegs- oder Pfahl-Schanze, welche auf Pfählen vor den Damm herausgebaut ward. Diese Werke gewährten in der Ferne den sonderbaren Anblick, daß sie über dem Wasser in der Luft zu schweben schienen, weil die ganze umliegende Gegend und selbst die Oberfläche des Dammes überschwemmt war. Die neuerbauten Schanzen er-

hielten eine zahlreiche und auserlesene Besatzung und drei der braufen Offiziere, Camillo Delmonte, Michael Benitto und Juan Gamboa, zu Befehlshabern. So vorbereitet erwartete der Herzog die Unternehmungen der Feinde.

Nach der zwischen den Belagerten und den Bundesgenossen getroffenen Verabredung sollte der Damm von Lillo und Antwerpen her zugleich angegriffen und dabei auch ein neuer Versuch zur Zerstörung der Brücke gemacht werden. Die vereinigte Holländisch-Seeländische Flotte, 150 Segel stark, setzte sich zuerst von Lillo aus in Bewegung, und während der Admiral Justin von Nassau mit einem Theile derselben auf der Schelde umherschwamm und bald die Brücke bald die Ufer des Stroms bedrohte, erschien Hohenlohe mit dem Ueberreste der Flotte vor dem Covensteinischen Damm, und machte zum Schein auf mehreren Punkten desselben Versuche zu einem Angriff. Durch diese Bewegungen ward die Aufmerksamkeit der Spanier überall beschäftiget, und ihre Truppen litten sehr, weil sie stets unter den Waffen sein mußten.

Plötzlich während einer stürmischen Nacht, (Mai 6 — 7) da die Verbündeten die verabredeten Signale von Antwerpen her zu bemerken glauben, schwimmt Hohenlohe mit seinen platten Fahrzeugen, zwischen der Siegs- und Georgenschanze, an den Damm und greift ihn an. Die Spanischen Wachen werden überrascht und flüchten in die nächsten Schanzen, worauf die Niederländer im ersten Anlauf den Damm ersteigen. Mit Ungeduld erwarten sie jetzt

die Antwerper Flotte, um die gewonnenen Vortheile behaupten und verfolgen zu können; aber sie erscheint nicht. Die Spanier haben sich indeß von der ersten Bestürzung erholt, von allen Seiten eilen Verstärkungen herbei, und nach einem heftigen Gefecht werden die Seeländer gezwungen, den Damm wieder zu räumen. Sie hatten einen großen Verlust an Mannschaft erlitten, auch einige Schiffe eingebüßt, die von dem feindlichen Geschütz zerschmettert wurden, und fuhren bei ihrer Rückkehr die bittersten Klagen über das Ausbleiben der Antwerpischen Flotte.

Letzteres war abermals die Folge eines unglücklichen Zufalls, — ein sichtbarer Beweis, wie Menschen voll Wehmuth ausruft, von dem Willen des Himmels die Stadt Antwerpen zu züchtigen! — oder vielmehr die Folge einer kraftlosen und indolenten Regierung, die ihren Befehlen keinen Gehorsam zu verschaffen weiß. Das Auslaufen der Antwerpischen Flotte sollte, nach dem getroffenen Uebereinkommen, durch ein Feuerzeichen von dem höchsten Thurme der Stadt signalisirt werden, und das Signal auf ein von Aldegonde in einer Schanze gegebenes Zeichen erfolgen. Derjenige, welchem jenes Geschäft aufgetragen war, übertrug es einem andern, der weder von dem Zusammenhange noch von der Wichtigkeit der Sache unterrichtet war. Durch einen Irrthum hielt er ein entferntes Feuer für Aldegonde's Zeichen, und gab sogleich das verabredete Signal vom Thurme, ehe die Antwerpische Flotte zum Auslaufen bereit war. Daher kam es, daß die Seeländer ohne Unterstützung

blieben. Der Herzog von Parma ſagt in ſeinem Berichte an den König: Die Antwerper wären mit Vorſatz zurückgeblieben, um erſt den Erfolg des Angriffs ihrer Bundesgenoſſen abzuwarten. In den Niederländiſchen Geſchichtſchreibern wird dieſer Beſchuldigung nicht gedacht.

Wider Aldegonde's Rath ward bald nach jenem erſten, ein zweiter Angriff des Coveſteinſchen Dammes zwiſchen den Antwerpern und den Bundesgenoſſen verabredet und beſchloſſen. Die Seeländer verſtärkten ihre Flotte, und erſetzten den Abgang an Mannſchaft aus den Feſtungsbeſatzungen. Auch der Herzog von Parma verſah die Forts auf dem Damme mit mehrerem Geſchütz, und umgab den ganzen Damm mit Bruſtwehren und Pfahlwerk, um dem Feinde noch größere Schwierigkeiten bei einem Landungsverſuche entgegen zu ſetzen.

Nicht nur dem Covenſteinſchen Damme, auch der feindlichen Brücke ward ein neuer Sturm bereitet. Gianibelli's zerſtörende Kunſt hatte abermals eine Feuerflotte von ſechs Minenſchiffen und acht Brandern zur Vernichtung der letzteren ausgerüſtet. An den Vordertheilen der Minenſchiffe waren eiſerne Schnauben und Spieſſe angebracht, um deſto leichter, vermittelſt eines heftigen Stoſſes die Brücke zu ſprengen, und damit ſie ſich in ihrer Richtung erhielten und nicht wieder durch Strom und Sturm an das Ufer geworfen würden, hatte man, nach Strada's Verſicherung, unter dem Vordertheil jedes Schiffes ein Segel befeſtigt, welches vom Strome ſelbſt an-

geſchwellt, nicht nur das Fahrzeug ſchneller forttrieb, ſondern auch das Abweichen deſſelben von ſeinem Laufe verhinderte. Ein teutſcher Arbeiter Gianzelli's ſoll der Erfinder dieſer ſonderbaren und räthſelhaften Einrichtung geweſen ſein. In der Nacht vom 20. Mai brach die Feuerflotte auf. Vor ihr her den Strom hinab ſchwammen kleine Maſchinen oder Flöſſe, die aus angebohrten Fahrzeugen und leeren Tonnen zuſammengeſetzt waren und nur einen Fuß aus dem Waſſer hervorragten. Vermöge dieſer Einrichtung konnten ſie nicht von den hervorragenden Spitzen des Schutzwerks vor der Brücke ergriffen werden, und es um ſo leichter durchbrechen. Die Spanier, von dem Auslaufen der Brandflotte benachrichtigt, hatten ſich zu ihrem Empfange vorbereitet. Die kleinen ſchnellrudernden Wachtboote waren in der größten Thätigkeit, fingen einen Theil der Brander mit ihren Haken auf und ſchleppten ſie nach dem Ufer, wo ſie, ohne Schaden zu thun, ſich in ihren eigenen Flammen verzehrten. Eines von den mit Schwertern und Spießen verſehenen Schiffen entnahm den Booten, und zerſtreuete mit einem Stoſſe das Schutzwerk. In dem Augenblick trieb ein anderes Schiff mit dem vollen Zuge des Stroms durch die entſtandene Oeffnung gegen die Brücke, und obgleich der Durchlaß ſogleich geöffnet ward, ſtieß doch der feindliche Vulkan an das nächſte Brückenſchiff und vernichtete es. Einige nachfolgende Minenſchiffe ſchwammen ohne Schaden zu thun durch die Brücke, und flogen in weiter Entfernung auf. Dies war das un-

bedeutende Resultat dieser Expedition, die Brücke ward sogleich wieder hergestellt, und ein paar ähnliche spätere Versuche gegen dieselbe hatten gar keinen Erfolg. Auch wiederholte man sie nur um die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen, ohne eine große Wirkung davon zu hoffen; denn alle Kräfte der Verbündeten waren zur Bestürmung des Covensteinschen Dammes angespannt, wo das Schicksal Antwerpens entschieden werden sollte. Der 26. Mai war der dazu bestimmte Tag, und die Wichtigkeit der Unternehmung machte ihn zu einem der merkwürdigsten, so wie die überspannte Tapferkeit, mit der die Kämpfenden sich schlugen, zu dem blutigsten im ganzen Laufe der Belagerung.

Die vereinigte Holländisch-Seeländische Flotte, geführt von Hohenlohe, Justin von Nassau und Haultein, Befehlshaber von Walcheren, näherte sich, hundert Segel stark, dem Damme; und zu gleicher Zeit rückte die Antwerpische, fast von derselben Stärke, unter Aldegende, dem Admiral Jakob und den Obersten Morgan und Balfour, über Osterwel heran. Die größten Schiffe waren mit Geschütz und Soldaten besetzt; die kleineren trugen Erd- und Woll-Säcke, Faschinen und Schanzkörbe, Feuertöpfe und Kunstfeuer, Schanzgräber und Handwerker. Eine große Anzahl anderer Schiffe im Gefolge der Seeländischen Flotte, war mit Getraide und anderem Proviant befrachtet und für Antwerpen bestimmt.

Zuerst näherte sich die vereinigte Seeländische Flotte dem Damme. Vier Brander, die das An-

ſchn von Minenſchiffen hatten, ſchwammen vor ihr her, um die feindlichen Poſten vom Rande des Damms zu verſcheuchen. Dieſe Liſt gelingt. Einer von den Brandern fliegt mit ſchrecklichem Krachen in die Luft, und alle Spaniſchen Poſten zwiſchen der Georgs- und Pfahl-Schanze, einen Eiſen- und Stein-Hagel wie einſt an der Scheldebrücke befürchtend, ziehen ſich eilend zurück. In dieſem Augenblick werfen ſich 800 Seeländer ans Land und bemächtigen ſich, unter einem mörderiſchen Kanonenfeuer des ganzen Raums zwiſchen der Georg- und der Pfahlſchanze. Zwar fliegen ſogleich die Spaniſchen Hauptleute Gamboa und Padilla herbei und griffen die Seeländer an; da aber in eben dem Augenblick auch die Antwerper auf der andern Seite des Dammes landeten, mußten jene der Uebermacht weichen und ſich in ihre Schanzen werfen. Die Antwerper vereinigten ſich jezt mit ihren Bundesgenoſſen, und führten mit gemeinſchaftlichen Kräften eine Bruſtwehr aus Erdſäcken, Faſchinen und Balken auf, um ſich auf dem gewonnenen Terrain zu behaupten. Eine Anzahl auserleſener Büchſenſchützen beſezte die Verſchanzung, und dem Oberſten Morgan ward ihre Vertheidigung anvertraut. Zugleich wurden eine Menge Schanzgräber gelandet, welche unverzüglich anfiengen, den Damm auf beiden Seiten an mehreren Stellen zu durchgraben; eine mühſame langwierige Arbeit, wegen des Pfahlwerks und anderer Vorrichtungen, womit der Herzog von Parma den Damm umgürtet hatte. Auch griffen der Oberſt Balfour mit den Schotten und Haultein

mit den Seeländern die mit Verwundeten angefüllte Georgs-Schanze an, und hätten sich derselben im ersten Anlauf bemächtiget, wäre nicht Camillo a Monte, mit einer Elite der tapfersten Italiener und Wallonen, aus der Jakobs-Schanze zum Beistande herbeigeeilt. Lange widerstand er den Niederländern trotz des heftigen Kanonenfeuers von den Schiffen, welches viele seiner Leute zu Boden streckte. Am wüthendsten entbrannte das Gefecht am Rande des Dammes, wo die Schanzgräber an dessen Durchstechung arbeiteten. Je mehr die Arbeiter, aufgemuntert durch die Kaufleute, welche mit Ungeduld der Eröffnung einer Durchfahrt für ihre Vorräthe entgegen sahen, alle ihre Kräfte anstrengten, desto ungestümer kämpften die Königlichen, die Durchgrabung zu verhindern. Beide Theile standen größtentheils am untern Rande des Dammes bis an die Brust im Wasser, und verwundeten und mordeten einander mitten in den Wellen. Die Niederländischen Kriegsleute hatten einen dichtgeschlossenen Kordon um die arbeitenden Schanzgräber gezogen, aber es gelang den Königlichen verschiedenemal diese lebendige Mauer zu durchbrechen, und sich bis zu den Arbeitern durchzuschlagen. Dann durchstachen sie diese mit ihren Lanzen, und verstopften die Oeffnungen mit den Leichnamen der Getödteten. Als sich aber die Anzahl der Arbeiter stets vermehrte, und die meisten Offiziere der Italiener und Wallonen erschlagen waren, entfiel diesen sonst so tapfern Kriegern der Muth und sie zogen sich in ihre Schanzen zurück.

Die Niederländer sahen sich jezt von dem ganzen Theil des Dammes zwischen der Georgs- und Pfahl-Schanze Meister. Sie theilten das gewonnene Terrain in mehrere Bezirke, und jedem ward ein besonderer Befehlshaber vorgesezt, um ihn zu befestigen und zu vertheidigen. Der Bezirk zunächst der Scheide ward dem Obersten Morgan anvertraut, die Seite nach Antwerpen hin bezogen die Hauptleute Balfour und Fremin mit den Antwerpischen, und den übrigen Theil der Oberst Isselstein mit den Holländischen und Seeländischen Truppen.

Alles kam jezt darauf an, die Durchgrabung des Dammes mit dem größten Eifer fortzusezen, ehe die Spanier Verstärkung erhielten. Da jedoch trotz aller Anstrengung der Arbeiter dieses Geschäft nur langsam fortschritt; so fielen einige darauf, ein Seeländisches Proviantschiff auszuladen und die Fracht über den Damm auf ein Antwerpisches zu bringen, um die ungeduldig harrende Stadt mit diesem Beweise der gemachten Fortschritte zu überraschen. Der Gedanke ward sogleich ausgeführt, Hohenlohe und Avegonde selbst begaben sich an Bord des Schiffs, nahmen den gefangenen und verwundeten Marchese Spinola mit sich, und segelten darauf mit Hulfe der Fluth nach Antwerpen herauf. Die Ankunft der Befehlshaber, die Versicherungen derselben von dem Gelingen des Unternehmens, und der Anblick der Lebensmittel und Gefangenen, als Zeugen des glücklichen Erfolgs, erfüllten die ganze Stadt mit ausschweifender Freude. Als wäre schon ein vollständiger Sieg erfochten, lautet

man alle Glocken, das Geschüz donnert von den Wällen, und die exaltirten Einwohner strömen Scharenweise vor das Osterweler Thor, um die Proviantflotte zu empfangen, welche schon unterwegs sein soll.

Und in der That, noch war aller Anschein eines günstigen Ausgangs auf Seiten der Niederländer. Schon betrug die Anzahl der gelandeten Mannschaft über 2500 Köpfe. Durch die aufgeworfene Brustwehr hatten sie nicht nur festen Fuß auf dem Damme gewonnen, sondern auch die Gemeinschaft zwischen der Georgs- und Pfahlschanze unterbrochen, und endlich bemächtigten sie sich nach einem blutigen Kampfe der durch das Geschüz der Schiffe größtentheils demolirten Pfahlschanze selbst. Aber leider verloren sie bald alle errungene Vortheile wieder durch ihre eigene Schuld. Das ungünstige Gestirn, welches über alle zur Rettung Antwerpens versuchte Unternehmungen zu walten schien, zeigte auch hier seinen feindseligen Einfluß. Der unglückliche Gedanke einiger Kaufleute, die großen Transportschiffe in kleinere umzuladen und mit der Fluth nach Antwerpen zu senden, wodurch die Kräfte getheilt wurden, und die nicht zu rechtfertigende Entfernung der Befehlshaber im entscheidenden Moment verdarben alles. Der Eifer der Arbeiter fing an zu erkalten, und man ließ den Spaniern Zeit sich von der ersten Betäubung zu erholen und neue Kräfte zu gewinnen. Schnelligkeit, Ausdauer und Konsequenz hätten den Niederländern die goldne Frucht des Siegs verschaft.

Graf Peter Ernſt von Mansfeld war auf die erſte Nachricht von der Landung des Feindes aus dem Lager bei Stabrök nach dem Damme geeilt, und berathſchlagte hier mit ſeinen Officieren über die zweckmäßigſten Maßregeln die Fortſchritte der Niederländer zu hemmen. Einige riethen, den Herzog von Parma, welcher ſich bei der Brücke befand, von der Gefahr zu benachrichtigen und ſeine Befehle zu erwarten. Andere meinten, man müſſe alle Unternehmungen wider den Feind bis zum Anbruch der Nacht aufſchieben, wo ihm ſeine Ueberlegenheit an Mannſchaft keine Vortheile gewähren könne. Aber Capiſucci und Silvio Piccolomini, der Vater des aus der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs ſo bekannten Ottavio Piccolomini, erklärten: es ſei kein Augenblick zu verſäumen und der Feind müſſe unverzüglich angegriffen werden, möchten auch die Streitkräfte noch ſo ungleich ſein, damit man ihn verhindere die Durchſtechung des Dammes, die Hauptſache, worauf ihm alles ankommt, zu vollenden. Dieſe Meinung ward allgemein gebilligt, und erhielt auch Mansfelds Beifall. Es wurden 300 Soldaten unter Capiſucci's Italieniſchem Regimente ausgewählt und den Hauptleuten Marco Madaleno, Giovanni Baptiſta a Prado und Ludovigo Gamboaita anvertraut. Zu ihnen ſtieß der Oberſt Juan de Aquila mit 300 Spaniern aus dem Regimente Paz, unter den Hauptleuten Toralva, Cardone und Caſtrio. Dieſe auserleſene Schar ward abgeſandt den Feind aus ſeinen Poſten zu vertreiben, und indem ſie ſich in Marſch ſezt, dieß ſchwere Geſchäft auszuführen, kömmt zugleich an der entgegengeſezten

Seite des Dammes der Herzog von Parma an. Di
Ankunft dieſes Helden, gleich der Erſcheinung der hel
fenden Gottheiten in den Epopöen der Dichter, verän
dert plötzlich die ganze Lage der Dinge.

Während der größere Theil der Niederländiſchen
Flotten den Covenſteinſchen Damm angrif, zeigte ſich
zugleich eine Abtheilung derſelben vor der Scheldebrücke,
um die Spanier zu täuſchen und ihre Aufmerkſamkeit
zu theilen. Der Herzog, ungewiß über die Abſichten
des Feindes, verweilte dort, bis es ſich entwickelte,
wohin ſein Hauptaugenmerk gerichtet war, darauf über-
trug er die Bewachung der Brücke dem Grafen Karl
Mansfeld und eilte mit 200 Spaniſchen Lanzenträgern
nach dem Damme. Mehrere Eilboten kamen ihm
mit der Nachricht von der drohenden Gefahr entgegen,
und er legte den drei Stunden weiten Weg mit wun-
derbarer Schnelligkeit zurück. Sogleich nach ſeiner
Ankunft, als er ſich von der Lage der Sachen unter-
richtet hat, ſendet er eine Anzahl Feuerſchlünde aus
der Peters- und Barbara-Schanze nach der Schanze
St. Jakob, um aus der lezteren die feindliche Flotte
deſto kräftiger zu beſchießen. Darauf ſammelt und
ordnet er, von den Grafen Beviliaqua und Sforza,
Manriquez, Bentivoglio und mehreren anderen vor-
nehmen Officieren unterſtüzt, die zerſtreuten Soldaten,
ſtellt ſich, die Lanze in der Hand, an ihre Spitze, und
führt ſie mit den Worten: „Wem Gottes und des
Königs Sache und die Ehre lieb ſind, der folge mir
nach!“ auf dem überſchwemmten Damme bis dahin,

wo die Niederländer an der Durchgrabung deſſelben arbeiten.

Die lezteren ſahen ſich jezt plözlich auf zwei Seiten angegriffen, denn zugleich mit dem Herzog iſt auch Aquila mit ſeinen 600 Spaniern und Italienern von der entgegengeſezten Seite herangerückt. Die Breite des Dammes betrug nicht über ſiebzehn Fuß, und auf dieſen engen Raum beſchränkt, kämpften jezt 5000 Mann mit einem Heroismus, wie keine Nation ihn jemals glänzender entwickelt hat. Die Antwerper haben geſchworen, nicht von dem Damme zu weichen, bis er durchſtochen ſei; und die Königlichen, von gleichem Enthuſiasmus beſeelt, ſind feſt entſchloſſen, lieber zu ſterben als den Durchbruch zu verſtatten. Auf mehreren Punkten zugleich beginnt der Kampf. Man ſchlägt ſich auf der Oberfläche des Dammes, und unten am Rande deſſelben, wo die Schanzgräber arbeiten. Alexander ſelbſt iſt überall gegenwärtig, und oft ſpringt er bis an die Bruſt ins Waſſer, um den Muth ſeiner Krieger zu beleben. Endlich gelingt es den Spaniern, einen Theil des verlornen Terrains wieder zu gewinnen, und die Gemeinſchaft mit der Georgsſchanze zu erzwingen. Jezt, durch eine Anzahl friſcher Truppen aus dieſer Schanze verſtärkt, greifen ſie die feindliche Bruſtwehr an. Um den Angrif zu erleichtern, läßt der Herzog vor der Georgsſchanze eine Bruſtwehr aus Erdſäcken aufführen, welche gleiche Höhe mit der feindlichen erhielt, und mit Feldſtücken und Schützen beſezt ward, welche lezteren Befehl hatten, auf die Bootsleute in den feindlichen Schiffen, die ſich zu beiden

Seiten nahe an den Damm gelegt hatten und ein heftiges Feuer machten, zu schießen.

Aquila mit seinen Spaniern und Italienern hatte indeß die Pfahlschanze angegriffen und nach einem mörderischen Kampfe wieder genommen; jezt griff er zugleich mit dem Herzog die Brustwehr an. Die Niederländische Besatzung in derselben vertheidigte sich auf das tapferste, und schlug die Spanier zweimal zurück. Mit verdoppelter Wuth wiederholten die lezteren den Sturm. Einige wühlten mit ihren dichtgeschlossenen Speeren und geschwungenen Beilen eine Bresche in die Brustwehr, andere schwangen sich auf die Schultern ihrer Kameraden und erstiegen auf ihren hochemporgehobenen Schilden den Wall. Bartholomeo Toralva und Capisucci waren die ersten auf der Brustwehr. Ihnen nach folgten die übrigen über den Wall hin und durch die Bresche, und bemeisterten sich unter einem schrecklichen Gemezzel der Verschanzung. Der Wunderglaube war es, welcher hier den Muth der Spanier bis zur Schwärmerei entflammte. Mitten im heftigsten Kampfgetümmel wähnen einige exaltirte Köpfe den Geist ihres geliebten Obersten Paz, der bei der Belagerung von Dendermonde gefallen war, in voller Waffenrüstung vor sich her ziehen zu sehen, und dieses selbstgeschaffene Fantom entscheidet die Eroberung der Brustwehr. Der tapfere Toralva war mit Wunden bedeckt. Alexander ließ ihn nach Stabrök bringen, in sein eigenes Bette legen, auf das sorgfältigste pflegen und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst am Tage vor dem Treffen getragen hatte. Den Italiener

Capisucci umarmte er im Angesichte der Truppen, und erklärte, daß er vorzüglich dem Muthe dieses Officiers die Eroberung der Brustwehr verdanke. Er ermunterte darauf seine Krieger, nicht zu rasten, bis sie den ganzen Damm wieder gewonnen und damit die lezte Hofnung der Antwerper vernichtet hätten.

Indem bemerkt er, daß sich die feindlichen Schiffe vom Ufer zurück ziehen, welches geschah, weil die Fluth anfing zu verlaufen und die Anführer der feindlichen Flotte fürchteten, bei längerem Verweilen auf dem Schlamme sitzen zu bleiben. Er macht seine Soldaten aufmerksam darauf, als auf ein gewisses Zeichen des Sieges. Der Kampf erhob sich von neuem. Noch widerstanden die Feinde, besonders die Engländer und Schotten, welche sich an diesem blutigen Tage mit Ruhm bedeckten, aber der Rückzug der Schiffe machte den Muth dieser Tapfern wankend. Augustin Romero brach in eine Fahne Seeländer ein, und sprengte sie auseinander. Der Schrecken theilte sich den übrigen mit, sie gaben alle Hofnung eines glücklichen Erfolges auf, und dachten nur auf Rettung. Holländer und Seeländer drängen in größter Verwirrung von dem Damme nach den Schiffen herab. Jeder will der erste sein sich zu retten, ganze Haufen springen auf einmal in die Schiffe und mehrere der lezteren versunken unter der Ueberlast. Andere werfen sich in voller Rüstung in die Wellen, und werden von ihnen verschlungen. Der schwergewapnete Haultein, Stadthalter von Walcheren, versank und erstickte im Schlamme.

Die Antwerper hatten noch feſt gehalten auf ihrem Poſten, aber das Beiſpiel der Bundesgenoſſen riß ſie zu gleicher Muthloſigkeit hin. Auch ſie eilen nach ihren Schiffen herab, aber dieſe ſitzen zum Theil am Rande des Dammes feſt und können nicht wieder abgebracht werden. Das Geſchütz der Spanier richtete eine furchtbare Niederlage unter der dichtgedrängten Mannſchaft auf denſelben an. Viele davon ſprangen über Bord, um den ſchon abgeſtoßenen Fahrzeugen nachzufolgen. Aber die erbitterten Spanier, mit dem Degen zwiſchen den Zähnen, ſchwammen ihnen nach, und holten die Flüchtlinge, ja ſelbſt mehrere Schiffe wieder zurück. Viele von den geflohenen Niederländern hatten ſich an den unterſten Rand des Dammes geſchmiegt, um den feindlichen Kugeln zu entgehen. Aber auch hier wurden ſie von den Spaniern entdeckt und ohne Schonung niedergemacht, nachdem mancher von ihnen ſein Leben theuer verkauft hatte.

Jezt endlich, nach einem ſiebenſtündigen Kampfe, war der Damm von den Niederländern geräumt, und die Spanier ſahen ſich wieder im Beſitz deſſelben. Die ſieben Stunden lange Behauptung eines Theils davon hatte die erſteren 3000 Mann und mehrere ihrer beſten Officiere gekoſtet; und die Königlichen bezahlten den erfochtenen Sieg mit einem Verluſt von 1200 Mann. Sie hatten 28 große Schiffe erobert, die mit 150 metallenen und eiſernen Feuerſchlünden, mit Kriegsvorräthen und Proviant befrachtet waren. Ein feierliches Seelenamt ward für die in der Schlacht gefallenen Krieger im Beiſein des ganzen Heers gehalten; und

die an dreizehn verſchiedenen Stellen von den Niederländern in den Damm gemachten Oeffnungen, wurden unverzüglich mit Erde, Faſchinen und den Leichnamen der erſchlagenen Feinde wieder verſtopft

Den Tag nach dieſem Siege fiel den Spaniern ein Fahrzeug von außerordentlicher Größe und einer ſeltſamen Bauart in die Hände, woran die Antwerper eine ſiebenmonatliche Arbeit und 100000 Gulden verſchwendet hatten Es war eine Art von Floß aus leeren Tonnen und ſtarken Baumſtammen zuſammengeſetzt, und oben mit einem Verdeck verſehen auf welchem 1000 Bewafnete Platz fanden, geſchüzt ſelbſt gegen Kanonenkuzeln durch eine zwölf Fuß dicke Bruſtwehr aus Kaſten voll feſtgeſtampfter Schafwolle und Schifstaue. Sechs Feuerſchlünde ſtanden auf jeder Seite im unteren Raume, und zwei Maſten mit dem nöthigen Takelwerk verſehen, ſollten das ſchwimmende Bollhaus fortbewegen. Vergebens hatten ſich Aldegonde und mehrere der Vernünftigeren dem koſtbaren Bau der unförmlichen Maſchine widerſezt, und mit überzeugenden Gründen bewieſen, daß ſie zu ſchwach gegen die Wirkungen des feindlichen Geſchüzes und zu groß und ſchwer für die nöthigen Wendungen ſei. Die große Maſſe des Volks war enthuſiaſtiſch dafür eingenommen. Es verſprach ſich außerordentliche Dinge von dem ungeheuern Fahrzeuge, deſſen Beſtimmung keine geringere war, als die Eroberung aller Spaniſchen Forts an beiden Schelde-Ufern und ſelbſt die Vernichtung der Brücke. Zum Beweiſe des großen Vertrauens, welches man auf ſeine Erfolge geſezt hatte, gab man ihm

den Namen Fin de la guerre, welchen die Spötter in Depenses perdues umwandelten.

Mit 1000 Musketiren, auſſer den Bootsleuten, beſezt und von mehreren kleineren Fahrzeugen begleitet, ward es endlich vom Ufer ab und mühſam bei Oſterwel vorbeigebracht, um ſeine Thaten mit Eroberung des feindlichen Forts bei Obdam zu eröffnen. Aber es gerieth ohnweit Obdam, ohne noch irgend einen Dienſt geleiſtet zu haben, auf den Grund, und alle Bemühungen es wieder flott zu machen waren umſonſt. Der Herzog von Parma ſandte ſogleich eine Flotte dahin, welche das Antwerpiſche Geſchwader zerſtreute, und das große Fahrzeug, welches ſchon Tages zuvor von den Antwerpern ganz ausgeleert worden war, in Beſiz nahm. Die Spanier wagten ſich anfangs nicht an Bord deſſelben, weil ſie irgend eine verborgene Gefahr befürchteten. Als ſie aber nach genauerer Unterſuchung nichts Verdächtiges darin fanden, ſchleppten ſie es wie im Triumphe nach der Scheldebrücke herab, wo es mit einem allgemeinen Freudengeſchrei und unter dem Donner des Geſchüzes empfangen ward.

Mit dem vereitelten Angrif auf den Covenſteinſchen Damm war die lezte Hofnung der Antwerper vernichtet; ihr Muth ſank und ſie fingen an des langen Kampfes überdrüßig zu werden. Der gröſte Theil der Einwohner ſehnte ſich nach dem Ende der Belagerung, und Aldegonde, um das Volk zu beruhigen und wenigſtens Zeit zu gewinnen, beſchloß eine Unterhandlung mit dem Feinde zu eröffnen. In dieſer Abſicht begab er ſich ſelbſt in das feindliche Hauptquartier zu Bevere-

ren (6 Jul.), und that dem Herzog Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden für die Niederlande, unter der Bedingung einer freien Uebung der reformirten Religion und Vergebung alles Vergangenen, ohne dabei der Stadt Antwerpen besonders zu erwähnen. Aber der Herzog, welchem die Absicht, ihn durch einen so weitaussehenden Antrag nur hinzuhalten, leicht einleuchtete, erwiederte: er könne das Schicksal der Stadt einer so ungewissen Unterhandlung wegen nicht aufschieben, und werde sich daher nur auf solche Anträge einlassen, welche die leztere allein angingen; sobald die Deputirten dazu Vollmacht hätten, würde er ihnen Gehör geben. Aldegonde mußte also, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Antwerpen zurückkehren, und die Belagernden sezten die Feindseligkeiten fort. Alle noch übrigen Forts im Umkreise der Stadt bei Bourgerhout, Berchem u. s. w selbst die Bauerschanze, fielen, größtentheils durch die Feigheit der Befehlshaber, in ihre Gewalt.

Immer trüber wurden jezt die Aussichten, immer geringer die Wahrscheinlichkeit eines Entsatzes. Mit jedem Tage stiegen der Mangel an Lebensmitteln und die Seltenheit des Brodes. Bei der strengsten Sparsamkeit wurden doch die wenigen noch übrigen Vorräthe aufgezehrt, und man bedauerte jezt sehr, Gianibell.'s frühere Vorschläge zur Versorgung der Stadt nicht angenommen zu haben. Mancherlei Maßregeln wurden ergriffen zur Entfernung der bevorstehenden Hungersnoth. Der Rath verbot Bier zu brauen, er ließ allgemeine Hausuchungen nach versteckten Getraidevor-

räthen anstellen, und um die Verzehrer zu vermindern ward befohlen, Weiber, Kinder, Bettler und andere brodlose Menschen aus der Stadt zu schaffen. Aber man verfuhr nicht mit Schärfe bei Vollziehung dieser Befehle, theils aus Schwäche, theils aus Menschlichkeit, und sie blieben deshalb ohne Erfolg. Auch das Geld zur Bezahlung der Miliz, welche man aus den ärmeren Bürgern, um ihnen einigen Unterhalt zu verschaffen, errichtet hatte, fing an zu fehlen, denn die vermögenden Einwohner, von denen manche, außer den gewöhnlichen Steuern, schon 6 bis 16000 Gulden hergeschossen hatten, verweigerten alle ferneren Beisteuern. Es kam in Vorschlag, alle Katholiken aus der Stadt zu schaffen, wodurch diese so erbittert wurden, daß fast ein allgemeiner Aufstand erfolgt wäre. Noch stürmischer war ein anderer Auftritt. Der Rath hatte befohlen, die Feldfrüchte zwischen der Stadt und den äußern Schanzen abzuschneiden und in die Stadt zu schaffen. Das Volk gerieth darüber in Wuth, rottete sich in zahlreichen Haufen zusammen und würde den Obersten Moucheron, dem das Geschäft übertragen war, ermordet haben, hätte ihn nicht Aldegonde's Dazwischenkunft gerettet. Als darauf die Aussenschanzen von den Spaniern genommen wurden, geschah was der Rath besorgt hatte, sie eigneten sich die ganze Erndte zu und ließen die Früchte ins Lager schaffen.

Den 19 Julius ergab sich auch Mecheln den Spaniern, und damit verloren die Antwerper auch die lezte Aussicht Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Nach dem Verlust aller Aussenschanzen ward die Einschlies-

ſung enger, und die Gefahr dringender. Die groſſe Maſſe des Volks beſtand auf einer Ausſöhnung mit dem Feinde, und drohete jeden zu ermorden, der ſie hindern werde. Zwar ermahnten von Zeit zu Zeit die Generalſtaaten und Staaten von Holland und Seeland die bedrängte Stadt durch Sendſchreiben und Abgeordnete zur Beharrlichkeit, und verſprachen binnen drei Monat ein Heer von 7000 Reitern und 12000 Mann zu Fuß zum Entſatz aufzuſtellen. Selbſt die Königin Eliſabeth verſprach eine gewiſſe Hülfe. Doch alle dieſe Verſicherungen boten wenig Hofnung dar. Gelang es auch wirklich den Bundesgenoſſen, eine ſo anſehnliche Macht auf die Beine zu bringen, immer blieb der Erfolg ihrer Operationen höchſt zweifelhaft. Der Entſatz konnte nicht anders als zu Waſſer geſchehen, und jede Unternehmung dieſer Art bot jezt, nach dem Verluſt der umliegenden Schanzen, noch weit mehr Schwierigkeiten dar als zuvor.

Unter dieſen Umſtänden beſchloſſen der Rath und die Vorſteher der Zünfte, den Wünſchen und Forderungen der Einwohner nachzugeben, und mit dem feindlichen Feldherrn, wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlung zu treten. Eine Deputation von ein und zwanzig Mitgliedern des Raths, der Zünftevorſteher und der Bürgerſchaft, an deren Spitze ſich die beiden Bürgermeiſter Aldegonde und Wilhelm Merode, Johann Schonhofen und Andreas Heſſelt befanden, begab ſich in das Lager bei Beveren. Der Herzog ernannte die Räthe Aſſonville, Berreiken und einige andere Perſonen zu Kommiſſarien bei der Unterhand-

lung. Am 17 Auguſt kam eine Kapitulation unter nachfolgenden Bedingungen zu Stande: Antwerpen unterwirft ſich dem Könige von Spanien als Herzogen von Brabant; alles Vergangene iſt vergeben und vergeſſen; die ausgewanderten Bürger können wieder in die Stadt zurückkehren; der Römiſchkatholiſche Gottesdienſt iſt der einzige, welcher geübt werden darf; alle übrigen Glaubensgenoſſen müſſen die Stadt räumen, jedoch ſoll binnen vier Jahren gegen Niemanden ſeines Glaubens wegen eine Unterſuchung angeſtellt werden; die zerſtörten Kirchen der Katholiken ſollen wieder aufgebaut, und Geſchütz, Kriegsvorräthe und Kriegsſchiffe ausgeliefert werden; die Stadt bezahlt 400000 Gulden als ein Geſchenk für die Königlichen Soldaten, und erhält ſo lange, bis Holland ſich auch mit dem Könige ausſöhnt, eine Beſatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwei Banden Reiter; Alldieſe darf ein Jahr lang die Waffen nicht wider den König führen.

So verlor Antwerpen ſeine Freiheit, die es ein paar Jahre zuvor wider den Herzog von Anjou ſo rühmlich vertheidigt hatte. Als die Nachricht von der geſchloſſenen Kapitulation in der Stadt eintraf, ſtiegen die Preiſe der Lebensmittel plötzlich zu einer ſolchen Höhe, daß man genöthigt war den Herzog von Parma um Freigebung der Zufuhr zu bitten. Der Rath empfing ein Schreiben von dem Prinzen Moritz und dem Staatsrath vom 12 Auguſt, mit der Nachricht, daß die Stadt binnen zwölf Tagen einen Entſatz zu erwarten habe, wozu in Seeland die eifrigſten Anſtalten ge-

troffen würden. Doch dieſe Hülfe kam jezt zu ſpät; Antwerpens Schickſal war unwiderruflich entſchieden.

Drei Tage nach dem Abſchluß der Kapitulation (Auguſt 20.) hielten die Reformirten, unter häufigen Thränen und Klagen, ihren lezten öffentlichen Gottesdienſt in der Stadt, und die vertriebenen Katholiſchen Prieſter und Mönche kehrten Scharenweiſe zurück.

Der Beſieger Antwerpens, nachdem er ſich von dem alten Grafen von Mansfeld in der Philippi Schanze unter dem Donner des Geſchützes mit dem Zeichen des ihm vom Könige kurz zuvor ertheilten Vliesordens hatte bekleiden laſſen, hielt ſeinen feierlichen Einzug in die belagerte Stadt. Der Zug ging nach dem Kaiſersthore. Zwanzig Fahnen Teutſche und Wallonen und zwei Banden Reiter unter Liques und Georg Baſta, zur Beſatzung Antwerpens beſtimmt, eröffneten ihn. Dann folgte der Oberfeldherr, begleitet von dem Herzog von Arſchot, dem Grafen Egmont, Marquis von Renthi, Grafen Aremberg, Hautepenne und andern vornehmen Niederländern. Zwei Geſchwader Reiter unter Caſio und Lorenz Lazarus Haller machten den Beſchluß. Am Thore hielt ein Triumphwagen, auf dem eine Jungfrau ſaß, welche die Stadt Antwerpen vorſtellte und mit den Sinnbildern derſelben geſchmückt war. Bei der Annäherung des Herzogs ſtieg ſie vom Wagen, ging ihm in Begleitung eines Corps edler Jungfrauen entgegen, und überreichte ihm einen goldnen Schlüſſel. Das Geſchüz donnerte von den Wällen, alle Glocken läu-

teten; so hielt der Herzog seinen Einzug, und alle Blicke der zusammengeströmten Menge waren auf den Helden gerichtet. Auf der Meerbrücke erhob sich ein hundert Fuß hoher Obelisk, der eine Statue des Feldherrn im Römischen Kostüme trug. In der [illegible] Straße vor dem Portugiesischen Hause sah man einen auf dem Neste sitzenden Phönix von ungeheurer Größe, dessen ausgespannte Flügel die ganze Breite der Straße einnahmen. In der Marienkirche wohnte der Herzog dem Ambrosianischen Lobgesang bei, und begab sich nach dessen Beendigung auf den Markt, wo eine Bildsäule des Bachus aufgestellt war. Vor dem Rathhause sah man eine künstliche Nachbildung der Planeten aus Erz. Von hier ritt der Feldherr mit seinem Gefolge durch die hohe Straße, die ein Elephant, ein Walfisch, ein Schiff mit sonderbaren Emblemen und zwei steinernen Obelisken zierten, und zog endlich durch einen prächtigen Triumphbogen in das Schloß. Drei Tage dauerten die Feierlichkeiten unter dem Geläute aller Glocken.

Die Spanischen und Italienischen Soldaten, welche keinen Theil daran nehmen konnten, beschlossen die Feier der Eroberung auf eine andere Art zu begehen. Sie schmückten die Brücke bis zur Schanze Santa Maria mit Ehrenpforten und Laubguirlanden, und bestreuten sie mit Blättern. Darauf zogen sie im militärischen Pompe, mit grünen Reisern an den Hüten und Helmen, darüber, gaben bei jeder Ehrenpforte eine Musketensalve, und sangen im Fort Maria, unter Begleitung einer kriegerischen Musik von

Trompeten und Pauken, das Herr Gott dich loben wir. Alexander selbst erschien bei der Feierlichkeit, und bewirthete am folgenden Tage die Soldaten mit einem großen Gastmahl auf der Brücke, wobei die vornehmsten Befehlshaber, Arschot, Renthi, Delvasto, Mansfeld, Mantriquez, Gajetano, Leva und andere, die Speisen und Getränke auftrugen und dem Ueberwinder Antwerpens manches Lebehoch gerufen ward. Eine Menge Antwerper und Fremde aus der Nachbarschaft hatten sich als Zuschauer eingefunden, und betrachteten mit Erstaunen die kolossalen Anlagen und Werke der Spanier. Den Tag nach diesem militärischen Schmause machte man den Anfang mit Demolirung der Brücke; die Materialien derselben schenkte der Herzog ihren Erbauern Plato und Baroccio.

Der bisherige Rath von Antwerpen ward aufgelöst, und ein neuer organisirt. (Sept 8.) Alles grobe Geschütz der Stadt mußte auf das Schloß geschafft werden; und so mild und schonend sich auch außerdem der Sieger anfangs gegen jene bewies, wanderte doch schon jezt eine Menge ihrer Einwohner aus, weil sie mit Recht dem günstigen Scheine nicht trauten.

Nach einer dreizehnmonatlichen Blokade sank Antwerpen, die mächtigste Stadt der Niederlande, wieder unter die Spanische Herrschaft zurück, und mit dieser traurigen Katastrophe erlosch der lezte Strahl ihrer alten Glorie auf immer. Das Schicksal der gesammten Niederlande schien an das ihrige geknüpft.

Daher hoffte die Königliche Partei, und die Republikaner fürchteten, ihr Fall werde bald die Auflösung des Utrechter Bundesvereins zur Folge haben. Selbst den immer kalten und ernsten Philipp überraschte die Nachricht von dieser wichtigen Eroberung mit einer fröhlichen Laune. Er empfing sie des Nachts und die erste Aufwallung der Freude darüber ließ ihn sogar die Gesetze seiner selbstgeschaffenen strengen Etikette vergessen. Er eilt nach dem Schlafzimmer seiner Lieblingstochter, der Infantin Clara Isabella Eugenie, ruft die wenigen Worte hinein: Antwerpen ist unser! und zieht sich schnell wieder zurück.

Die Antwerper machten den Holländern bittre Vorwürfe, daß sie aus Eigennuh, vielleicht aus Kaufmännischen Spekulationen und Handelsneid, die Bundespflicht gegen sie nicht ganz redlich erfüllt und nicht alles zu ihrer Rettung gethan hätten, was sie hätten thun können. Die Holländer und Seeländer dagegen beschuldigten Aldegonde, daß er die Stadt zu früh übergeben habe; und ob ihn gleich der alte Feldmarschall Lanoue in einer öffentlichen Denkschrift über diesen Vorwurf zu rechtfertigen suchte, so schienen doch mehrere Umstände, daß er sich in der abgeschlossenen Kapitulation den Besitz seiner Güter nicht wie den übrigen Protestanten auf vier Jahre, sondern auf Lebenszeit hatte versichern lassen, seine große Bewunderung des Herzogs von Parma, welche er öffentlich äußerte, und die dringenden Aufforderungen an seine Mitbrüder sich mit dem Könige auszusöhnen, die Beschuldigung der Holländer zu bestätigen. Er brachte

ſich dadurch bei der ganzen republikaniſchen Partei in Verachtung, und es kam ſo weit, daß dieſer alte und vertraute Freund Oraniens, einer der erſten Stifter der Revolution und ſo lange ihr feurigſter Beförderer, von allen Staatsgeſchäften ausgeſchloſſen ward. Erſt nach neun Jahren (1594) tritt er wieder, als Geſandter der vereinigten Staaten am Hofe König Henrich des 4ten von Frankreich, aus ſeiner Verborgenheit hervor; und noch in demſelben Jahre wurde dem ehemaligen Vertheidiger Antwerpens ein ſehr heterogenes Geſchäft, die Ueberſetzung des alten Teſtaments aus dem Hebräiſchen in die Niederländiſche Sprache von den Staaten übertragen. Sein im Jahre 1598 erfolgter Tod ließ dieſes Werk unvollendet.

Ein ähnliches Schickſal traf einen andern berühmten Revolutionär im Laufe der Antwerper Belagerung. Dies war der Admiral Wilhelm Treslong, welcher einſt an der Spitze der Meergeuſen Briel erobert und dadurch den Grund zu dem Niederländiſchen Freiſtaat gelegt hatte. Man beſchuldigte ihn, daß ſeine Widerſpenſtigkeit die Rettung Antwerpens zum Theil vereitelt habe. Er hatte nemlich gleich beim Anfange der Blokade von den Staaten Befehl erhalten, auf Kriegsſchiffen Getraide nach der Stadt zu führen, und die damals noch unvollendete Brücke zu zerſtören, aber er zögerte damit unter mancherlei Vorwande, und weigerte ſich endlich geradehin den erhaltenen Befehl zu vollziehen, wenn nicht zuvor zwei ihm gehäſſige Staatsbedienten von ihrem Poſten

entfernt würden. Dieſes Ungehorſams wegen ward er ſeiner Admiralswürde entſetzt, und erhielt nie wieder ein öffentliches Amt. Auch der Stadtſchreiber von Antwerpen, Wilhelm Martini, ward im Haag gefangen geſetzt, und mußte, als er wieder frei gelaſſen ward, das Land räumen.

Daß der Verluſt einer ſo wichtigen Stadt, in einem durch mancherlei Faktionen getheilten Freiſtaat, Stoff zu mancherlei Debatten und Erörterungen geben mußte, liegt in der Natur der Sache, und vielleicht verdienten die Holländer eben ſo gerechte Vorwürfe als Aldegonde und Treſlong. Doch wie groß und unerſetzlich für die vereinigten Niederlande auch jener Verluſt beim erſten Anblick erſchien, ſo hat doch die Folge der Begebenheiten dieſe Beſorgniß nicht gerechtfertigt. Das Schickſal ſpottet zuweilen der Kurzſichtigkeit der Menſchen, indem es Reſultate aus den Ereigniſſen hervorgehen läßt, die jenen in die Kategorie des Unmöglichen zu gehören ſchienen. Die mistrauiſche und finſtere Politik Philipps des 2ten verſchloß Antwerpen die Schelde, um die übermächtige Stadt zu entkräften, und ließ die vereinigten Niederländer im ruhigen Beſitz der Schlöſſer Lillo und Lieftenshök, welche die Fahrt nach dem Meere verſperrten. Aber indem ſich der König durch jene Maßregel gegen jeden künftigen Aufſtand der eroberten Stadt zu ſichern ſuchte, entzog er ihr auch zugleich die Hauptquellen ihres Lebens, Handel, Fiſcherei und Schiffahrt, und beförderte eben dadurch den Wohlſtand ſeiner Feinde: Antwerpens Fiſcherei wandte ſich

nach Holland, ihre Manufakturen nach dieſer und den übrigen nördlichen Provinzen, nach England und Hamburg. Viele Kaufleute verließen die Stadt, weil ſie den gänzlichen Untergang des Handels vorausſahen, und ihre Bevölkerung ſank nach und nach bis auf 50000 Köpfe herab. Das goldne Zeitalter ihres Wohlſtandes war dahin, und aus den Trümmern ihres ehemaligen Welthandels ſtieg der Amſterdamer empor. So ward der Verluſt dieſer Stadt, weit entfernt den Untergang des Niederländiſchen Freiſtaats zu bewirken, vielmehr eine Quelle neuer Kraft und Blüthe für ihn.

13.

Robert Dudlei Graf von Leiceſter und Moritz Prinz von Oranien.

1585 und 1586.

Die meiſten von denen, welche einſt eine ausgezeichnete Rolle in dem großen Drama der Niederländiſchen Revolution geſpielt hatten, waren wieder abgetreten vom Schauplatz; nicht einer von allen, die an ihrer Wiege ſtanden, erlebte das Ende derſelben. Jezt, mitten unter den dringenden Gefahren, welche der Dämon des Kriegs und der ſtrafbare Egoismus neidiſcher Faktionen, nach dem Tode des großen Wilhelm von Oranien über die Vereinigten Niederlande brachten, ſehen wir zwei neue merkwürdige Perſonen auf der Bühne erſcheinen, welche faſt zu gleicher Zeit und unter denſelben Umſtänden ihre Rolle übernahmen, aber ſo wie ſie einander ſelbſt höchſt unähnlich waren, auch jene auf eine ganz verſchiedene Weiſe durchführeten und endeten. Beide wurden von einem freien Volke an die Spitze der öffentlichen Geſchäfte geſtellt, doch nur der eine

von ihnen erfüllte die großen Erwartungen der Nation. Während der erstere, verachtet und gehaßt von demselben Volke, unter dem er anfangs als Liebling und Stellvertreter einer mächtigen Königin in allem Glanze der Majestät auftrat, und welches ihn als seinen Retter empfing, nach einem kurzen und unrühmlichen Spiele, worin sich nur verachtender Stolz und der Ehrgeiz über Sklaven herrschen zu wollen aussprachen, den Schauplatz wieder verließ; warf sich der leztere, noch im ersten Jünglingsalter und durch nichts als den Ruhm eines großen Vaters unterstützt, mit männlicher Kraft in den Strom der öffentlichen Angelegenheiten, führte das schwankende Schiff des Staats mit Klugheit und Heldenmuth durch die empörten Wogen, und leitete es in den Hafen der Ruhe und des Ruhms. Robert Dudley wollte die Niederländer beherrschen; außerdem nahm er kein Interesse an ihrem Schicksal, denn er schätzte und liebte sie nicht; Moritz von Oranien hatte vielleicht dasselbe Ziel im Auge, aber er wollte nicht allein der Gebieter, er wollte auch der Schützer und Beglücker eines Volks sein, für dessen Freiheit sein edler Vater geblutet hatte.

In der hülflosen und gefährlichen Lage, der sich die Utrechter Bundesgenossen durch die Entfernung des Herzogs von Anjou und den Tod Wilhelms von Oranien hingegeben sahen, wo ihnen von außen die Fortschritte eines mächtigen Feindes und im Innern Mangel an Eintracht, eine schwankende Verfassung und Verfall der Kriegszucht unter den Trup-

ren, einen ſchnellen und unvermeidlichen Untergang droheten, ſchien ihnen keine Rettung von dem Zurückſinken unter das Spaniſche Joch möglich, als in dem Schutze eines mächtigen auswärtigen Fürſten. Dieſen Schutz zu ſuchen ward daher von den Generalſtaaten beſchloſſen, und ſie wandten ſich deshalb faſt zu gleicher Zeit an die Höfe von Frankreich und England. Aſſeliers und Lamouilliere, ihre Geſandten am Hofe zu Paris, erhielten bald nach dem Tode des Herzogs von Anjou Befehl, dem König Henrich den 7ten die Souveränität über die Niederlande unter denſelben Bedingungen anzubieten, wie ſie ſein Bruder, der Herzog, beſeſſen habe, und ihn zugleich um eine ſchnelle Truppenhülfe für die von dem Herzog von Parma damals bedroheten Städte Gent und Antwerpen zu bitten, wofür ihm zur Sicherheit die Flandriſchen Städte Sluis und Oſtende eingeräumt werden ſollten. Die Antwort des Hofes auf dieſen Antrag war: der König werde den Staaten ſeinen Geſandten Prüneaux ſenden, und ihnen durch dieſen ſeinen Willen eröffnen laſſen; ſich aber, bis er deſſen Berichte erhalte, auf keine Weiſe in die Angelegenheiten der verbündeten Provinzen miſchen.

Im Auguſt (1584.) langte Prüneaux, in Begleitung der Niederländiſchen Geſandten, zu Delft an, und erklärte der Staatenverſammlung: Sein Herr, der König, habe ihn geſchickt, die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen ſie ſich ſeines Schutzes zu erfreuen wünſchten, und welches die

künftigen Verhältniſſe der Provinzen Holland und Seeland ſein ſollten. Den Staaten von Holland eröffnete er noch beſonders: des Königs Wille ſei, jene beiden Provinzen nicht als bloßer Schuzherr, wie der Herzog von Anjou, ſondern gleich den übrigen als Souverän zu übernehmen.

Dieſer Antrag erregte große Senſation in beiden Provinzen. Zwar zeigte ſich Seeland, dem die Gefahr eines feindlichen Angriffs immer näher rückte, nicht ganz abgeneigt, dem Verlangen des Königs ein Genüge zu leiſten, aber weit mehr Schwierigkeiten fand die Sache in Holland, wo man ſich in lange und ernſtliche Debatten darüber vertieſte, während Prüneaux von einer Provinz, ja von einer Stadt zur andern umherzog, um die Stimmung der Gemüther zu erforſchen und ſie für den Zweck ſeiner Sendung zu bearbeiten. Doch troz dieſes ſcheinbaren Eifers des Geſandten, zweifelten doch jezt ſchon viele, denen die Verhältniſſe am Franzöſiſchen Hofe nicht unbekannt waren, daß es des Königs ernſtliche Abſicht ſei, den Antrag der Niederländer anzunehmen und hielten ſich überzeugt, der Geſandte wolle ſie blos durch ein Gaukelſpiel von einer Vereinigung mit England abhalten.

Auch der Königin Eliſabeth war von den Generalſtaaten, vorzüglich auf den Rath des Advokaten von Holland, Paul Buis, ein ähnlicher Antrag (1584. Auguſt) wie dem Franzöſiſchen Hofe gemacht worden. Aber durch geheime Motive von jeher zu einem räthſelhaften Verfahren, in Rückſicht

der Niederländiſchen Angelegenheiten beſtimmt, erklärte ſie ſich auch jezt nur auf eine zweideutige Art und gab wenig Hoffnung. Die Niederländiſche Geſandtſchaft bat hierauf die Monarchin: die Unterhandlung der Vereinigten Provinzen mit Frankreich zu billigen, und ſie in ihrer dringenden Noth wenigſtens durch eine ſchleunige Hülfe an Geld und Truppen zu unterſtützen, wofür die geſammten Staaten oder einige von der Königin zu beſtimmende Städte ihr Schuldbriefe ausſtellen ſollten. Aber auch auf dieſes Geſuch erfolgte keine befriedigende Antwort. Eliſabeth konnte zwar eben ſo wenig wünſchen, die Macht Frankreichs durch den Beſiz eines ſo ſchönen Landes vergrößert zu ſehen, als das Zurückſinken deſſelben unter Spaniens Herrſchaft dulden; aber ſie fand noch immer zu viel Bedenklichkeiten, ſich öffentlich für die Beſchüzerin der Niederländiſchen Rebellen zu erklären. In dieſer Unentſchloſſenheit lag die Quelle ihres räthſelhaften Verfahrens. Sie ſuchte die Niederländer hinzuhalten, um nur Zeit zu gewinnen, und indem ſie ihnen rieth, die angefangenen Unterhandlungen mit Frankreich fortzuſezen, erbot ſie ſich zugleich insgeheim gegen die Staaten von Holland: den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht ein Hülfscorps zu überlaſſen, wenn ſie ihr einige Küſtenplätze einräumen wollten. Doch dieſer Vorſchlag war nicht nach dem Geſchmacke der Holländer; und da die Königin fortfuhr immer nur unbeſtimmte und unbefriedigende Antworten zu ertheilen, ſo kamen die Generalſtaaten wieder auf die Unter-

handlungen mit Frankreich zurück. Dieser Gegenstand aber fand aufs neue sehr heftigen Widerspruch von einigen Provinzen. Am entschiedendsten gegen eine Vereinigung mit der Französischen Monarchie erklärten sich die Holländische Stadt Gouda und der Pensionär Paul Buis. Die Denkschrift, welche Gouda bei dieser Gelegenheit den Staaten übergab, gereicht ihrem Verfasser, dem D. Franz Franken, damaligem Pensionär der Stadt und eifrigem Freunde des Prinzen Moritz von Oranien, zum größten Ruhme. Neben einer lichtvollen Darstellung herrscht darin eine so richtige Ansicht der Dinge und eine so gesunde Beurtheilungskraft, verbunden mit ächt republikanischer Freimüthigkeit, daß sie jedem Jahrhunderte und dem aufgeklärtesten Volke Ehre machen würde. Da sie zugleich ein treues Gemälde von der damaligen politischen Lage der Vereinigten Provinzen, von ihren Hoffnungen und Besorgnissen enthält, so sei es erlaubt sie hier als ein merkwürdiges Aktenstück aus der gegenwärtigen Epoke, gefährlicher für die Republik als irgend eine andere im Laufe des Revolutionskriegs, ihrem ganzen Inhalt nach mitzutheilen.

„Es scheint — so hebt die Denkschrift an — als stellten sich diejenigen, welche zu der Unterhandlung mit Frankreich rathen, die Noth des Landes und das dagegen vorgeschlagene Mittel zu leicht vor. Drei Wege zur Beendigung des Kriegs gibt es nur für uns. Aussöhnung mit Spanien, tapfere Vertheidigung mit eigenen Kräften, oder Hülfe einer

fremden Macht. Den erſten zu wählen iſt unthunlich, es muß folglich der zweite eingeſchlagen werden, wenn der lezte nicht offen ſteht. Unläugbar iſts, daß wenn man auswärtigen Beiſtand ſuchen will, man keinen mächtigeren finden kann als in Frankreich. Aber wer wollte die Hülfe dieſer Macht anrufen, wenn ſie uns dafür in der Folge unſerer Freiheit beraubte. Der König gibt ſich das Anſehn eines eifrigen Katholiken, und iſt es ihm ein Ernſt mit dem Eifer für ſeine Religion: ſo kann er die unſrige nicht erhalten. Daß er in Frankreich die Reformirten duldet, geſchieht nur aus Noth und politiſchen Gründen, ſo lange bis man mit ihnen wie am Bartholomäustage 1572 verfahren kann. Der König hat die Beiſpiele ſeines Vaters Henrich des 2ten und ſeines Bruders Karls des 9ten vor ſich. Er iſt von ſeiner Mutter Katharine von Mediciś in italieniſcher Argliſt erzogen, und wird ſich gewiß des im Jahre 1558 mit Spanien geſchloſſenen, und wie man ſagt, vor kurzem erneuerten Bündniſſes zur Ausrottung der Ketzer früh oder ſpät erinnern. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſeine liſtige Mutter, die vorzüglich jene Unterhandlungen jezt betreibt, es im Ernſte redlich mit uns meine? Der Anſchlag des Herzogs von Anjou auf Antwerpen und wider den verſtorbenen Prinzen von Oranien kann uns lehren, was wir von Frankreich zu erwarten haben. Selbſt Prüneaux Schmeicheleien, der herumzieht und Perſonen zu gewinnen ſucht, müſſen uns mistrauiſch und behutſam machen. Vergebens beruft man ſich jezt

auf das Urtheil des verstorbenen Prinzen, der die Verbindung mit Frankreich angerathen habe. Denn sah sich nicht dieser erleuchtete Fürst in dem Herzog von Anjou getäuscht? und wenn hätte er wohl je gewollt, daß sich nebst den übrigen Provinzen auch Holland und Seeland der Krone Frankreich unterwerfen sollten? wenigstens hat er sich diese immer als eine sichere Freistätte vorbehalten, gewiß nicht aus Herrschsucht, denn davon war seine Seele rein, sondern weil er den Franzosen nicht die ganze Sache der Freiheit anvertrauen durfte. Will man also seinem Urtheile folgen, so muß man Holland und Seeland nie dem Französischen Szepter unterwerfen. Man rühmt des Königs Regierung, seine Tugend und Treue, man bemerkt, sein eigenes Interesse verpflichte ihn zur Beschützung der Niederlande, aber es ist kein Geheimniß, daß der mit den Hugonotten geschlossene Friede von Seiten des Königs so wenig sorgfältig beobachtet worden ist, daß sein Schwager, der König von Navarra, sich noch bis zur Stunde nicht von des Königs Freundschaft überzeugt halten kann. Wie wenig kann man übrigens auf die Versprechungen eines Fürsten trauen, der es sich vielleicht zu einer größeren Ehre anrechnen wird, uns, als die Spanier zu betrügen, denn eins von beiden müßte doch geschehen. Alle Bündnisse, Pflichten, Schwüre und die Religion verbinden ihn mit Spanien, und die Verletzung der neuen Verträge mit uns wird er leicht mit dem Ausspruch der Kostnitzer Kirchenversammlung, daß man Ketzern nicht Glau-

den halten dürfe, entſchuldigen können. Und er gäbe ſchähe uns Recht, wenn wir von dem, den wir wieder ſeinen Eid zur Verätherei zu verleiten ſuchten, ſelbſt verrathen würden.“

„Die Erfahrung lehrt uns, daß der König von Frankreich geneigt iſt, das mit Spanien eingegangene Bündniß zu halten. Wie leicht wäre es ihm geweſen, in den Jahren 1578 bis 1582 die Niederlande, da ſie noch beiſammen waren, an ſich zu bringen! Würde er damals den Herzog von Anjou ſo wenig unterſtützt haben, wenn ihn unſere Angelegenheiten intereſſirt hätten? Es iſt nur zu gewiß, daß Frankreich und Spanien einverſtanden ſind. Die Bartholomäusnacht, Jenli's Niederlage, Anjou's Angriff auf Antwerpen, Dünkirchens Ueberlieferung an den Herzog von Parma, ſind die Beweiſe dafür. Man führt endlich an, wir könnten uns ſolche Bedingungen von dem Könige bewilligen laſſen, die uns aller Beſorgniſſe wegen Verletzung der Freiheiten des Landes überheben könnten: aber der König würde wahrſcheinlich nur allgemeine Verſprechungen geben. Brabant, dem Anſcheine nach auch von Prüneaux gewonnen, ſagt man, müſſe auf keine zu eingeſchränkten Bedingungen beſtehen; ſchon daraus iſt abzuſehen, daß ſich der König die Hände nicht will binden laſſen. Aber geſetzt, er ließe uns auch die Bedingungen nach unſerm Sinne entwerfen, ſo hat uns ja ſchon das Beiſpiel des Herzogs von Anjou gezeigt, wozu uns das nutzen werde. Hätte nicht eine Handvoll Antwerper die Freiheit nachdrück-

licher vertheidigt, als der Brabantische Freibrief, so würden wir jezt eben so gut, als die Hugonotten in der Bartholomäusnacht, die Kraft solcher Verträge fühlen. Wie leicht würde der König Gelegenheit finden, das Versehen des Herzogs von Anjou zu verbessern und sich einiger festen Plätze zu bemeistern, und man würde ihm sogar beförderlich dazu sein. Eine an sich unglückliche Heirath kann durch den vortheilhaftesten Heirathsvertrag nicht besser gemacht werden. Der klügste und erfahrenste Prinz ward von dem Herzog von Anjou hintergangen; dürfen wir in der arglistigen Französischen Staatskunst unerfahrnen Holländer uns schmeicheln scharfsichtiger zu sein? und gesezt, wir wären auch so vorsichtig unsere Rechte zu sichern, würde uns nicht der König, wenn er uns unser Geld abgepreßt, den Spaniern zum Raube lassen, und erinnerte man ihn an seine Zusagen, sich noch beklagen, daß ihm nicht vollkommner Gehorsam geleistet worden sei. Man beruft sich auf den Utrechter Bund, aber dieser verpflichtet die Provinzen nicht, einen Souverän anzunehmen, den eine oder zwei von ihnen zu haben wünschen. Und ob auch die Noth Brabant und Flandern zwänge, alles auf einen verzweifelten Wurf zu setzen, sollten darum auch wir, die wir noch so treffliche Festungen besitzen, uns mit ihnen zugleich ins Verderben reißen lassen? Mögen diejenigen, welche dieser Meinung sind, nach Holland kommen, um sich hier ein unerschrockenes Herz zu holen; hier, wo das arme Gouda zwei bis drei Jahr eingeschlossen

war, ohne ſich zu ergeben, wo das kleine Alkmaar die ganze Macht Spaniens beſchäftigte, und wo die durch Hunger und Elend bis zur Hälfte aufgerie benе Bürgerſchaft Leidens ſtandhaft ausharrte. Verließen wir uns damals auf den Beiſtand Frankreichs? und hätten wir nur deshalb ſo viel gelitten, um iezt den Franzoſen hingegeben zu werden? Zwar iſt die Noth der Städte Brüſſel *), Mecheln und anderer unläugbar, aber ſchlöſſe man auch in dieſem Augenblick den Vergleich mit Frankreich, ſo würde doch, nach Prüneaur eigenem Geſtändniß, die Hülfe zu ihrer Rettung zu ſpät kommen. Und wenn wir ſie mit eigenen Kräften bis zum Herbſt erhalten können, warum nicht noch länger und bis zum nächſten Winter? Wahrlich unſere Macht iſt nicht ſo gering, als man ſie darzuſtellen ſucht. Fünf Jahre lang hielt ſie im Anfange des Kriegs zu Waſſer und zu Lande wider die Spanier aus, und iezt ſollten uns das Gerücht von der Herannäherung eben dieſer Feinde und Prüneaur bedenkliches Achſelzucken eine ſolche Furcht einjagen, daß wir ihnen nur als verlarvte Franzoſen entgegen zu gehen wagten? O denn ſei es Gott geklagt, daß der edle Prinz von Oranien und ſo mancher anderer wackerer Mann ihr Leben für eine Sache aufopferten, die wir nicht bis aufs äußerſte zu verfechten wagen.

*) Dieſe Städte befanden ſich noch nicht in der Gewalt der Spanier, als dieſe Denkſchrift übergeben ward.

Wir läugnen keinesweges die gefährliche Lage, worin sich die öffentlichen Angelegenheiten befinden, aber sie ist lediglich eine Folge der Verbindungen mit Frankreich, wodurch das Ansehn des Prinzen, worauf bei unserer Vertheidigung so viel beruhete, geschwächt ward. Wäre man geneigt, noch jezt so viel zu bezahlen, als man zu des Herzogs von Anjou Zeit versprochen und Holland auch geleistet hat, so würde man nicht nöthig haben, uns von Brabant aus an die Erfüllung unserer Zusagen zu mahnen. Es ist freilich zu besorgen, daß das Volk einmal des Kriegs und des Gebens müde werden wird, aber wird dies nach einer Verbindung mit Frankreich weniger der Fall sein? Man gibt jezt aus Liebe zur Freiheit und Religion, wer aber könnte dies unter einem Fürsten thun, der beide unterdrückte? Wird man nicht den guten Willen und die Standhaftigkeit des Volks aufopfern, welche mehr zur Erhaltung unsers wandelbaren Staatsgebäudes gethan haben, als das Verfahren der Regierung, welches wenig Lob verdient. Aber, wendet man ein, unser Zurücktreten könne den König erzürnen, und er könne sich wohl gar mit Spanien zu unserm Verderben vereinigen. Sonderbarer Einfall! Sollten wir seine theuern und großen Freunde seyn? Sollte er unsertwegen mit Spanien brechen? Und sollte sich diese Veränderung schon so bald ereignen können? Auf diese Art wäre es noch weit weniger rathsam für uns, bei einer solchen Unbeständigkeit Gut und Blut zu wegen."

„Wir ſind daher der Meinung, daß unter den oben angeführten drei Wegen der beſte der iſt, uns ſo lange mit eignen Kräften zu vertheidigen, bis ſich eine Ausſicht auf einen beſſeren auswärtigen Beiſtand zeigt. Nur muß in den Landesangelegenheiten eine zweckmäßigere Einrichtung getroffen werden. Uebrigens wünſchen wir ſo herzlich als irgend ein anderer die Rettung des Vaterlandes, und würden die erſten ſein den Fürſten aufzunehmen, von dem ſie zu erwarten iſt. Ja wir würden dies ſelbſt in Rückſicht des Königs von Frankreich ſein, wären wir nicht von der Wahrheit der hier aufgeſtellten Bemerkungen feſt überzeugt. Nicht Eigennutz bewegt uns dazu. Wird Holland bekriegt, ſo iſt Gouda dem erſten Schlage ausgeſezt, die nachtheiligen Folgen der mit Frankreich angeknüpften Unterhandlungen dagegen wird dieſe Stadt ſpäter als andere fühlen.“ Aber keine zu fürchtende Gefahr konnte uns abhalten, unſere Meinung freimüthig auszuſprechen, damit man die Sache in nähere Betrachtung ziehen kann, und ſich durch die Urtheile des hohen Raths, des Hofes von Holland und der Seelandiſchen Staaten nicht irre leiten läßt. Werden unſere Gründe gehaltlos und unwichtig gefunden, ſo nehme man ſie als das lezte Denkmal der Freiheit und herzlicher Verbrüderung auf! Denn wir fordern für unſere Freimüthigkeit keinen andern Lohn als den, mit einem ruhigen Gewiſſen den Schickungen des Höchſten entgegen gehen zu können. Und indem wir uns jezt unſchuldig achten an allem

Unglück, welches die Unterhandlung mit Frankreich über das Land bringen wird, hinzen wir Gott es in Gnaden abzuwenden."

Diese Vorstellung der patriotischen Goudaer hielt jedoch die Generalstaaten nicht ab, den Beschluß zu fassen, der Krone Frankreich die Souveränität über die Niederlande unter näher zu bestimmenden Bedingungen anzubieten; und alle Landschaften und Korporationen, außer Overyssel, dem Adel Hollands und den Städten Amsterdam, Dordrikendam und Gouda, willigten darein. Eine Deputation von vierzehn Personen ward ernannt, dem Könige von Frankreich die Wünsche der Nation vorzutragen. Sie schiffte sich (1585. Januar 3.) zu Briel ein, und begab sich über Boulogne nach Paris, wo sie trotz der Vorstellungen des Spanischen Gesandten D. Bernhardin de Mendoza, den 15ten des Hornungs die erste feierliche Audienz beim Könige hatte. Der Kanzler von Geldern, Elbert van Leeuwen oder Leoninus genannt, war Wortführer. Er bat den König, die Herrschaft und Vertheidigung der Niederländischen Völker zu übernehmen, von denen in früheren Zeiten die meisten Mitregenten des Französischen Reichs gewesen waren. Heinrich erwiederte freundlich, sie möchten ihm ihr Verlangen schriftlich einreichen. Sie übergaben hierauf eine Bittschrift, worin der König ersucht ward, die vereinigten Niederländischen Provinzen, Brabant, Flandern, Holland, Westfriesland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und Mechelen unter seinen

Szepter und Schutz zu nehmen, wie ehemals Kaiſer Karl der 5te ſie beſeſſen habe; ihre Vorrechte und die reformirte Religion in ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu erhalten; einen Prinzen aus ſeinem Geblüt oder einen andern angeſehenen Mann zu ſeinem Statthalter zu ernennen; einen Staatsrath, von deſſen Mitgliedern zwei Drittheile Niederländer wären, zu beſtellen; den Generalſtaaten jährlich zwei Verſammlungen und denen der einzelnen Landſchaften, deren ſo oft ſie es für nöthig fänden, zu verſtatten; die Niederlande unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu verbinden; die Schenkung einiger Länder und Herrlichkeiten an den verſtorbenen Prinzen von Oranien zu beſtätigen, und das Haus Naſſau, dem die Niederländer ſo große Verbindlichkeiten hätten, und welches ſich zu ihrer Vertheidigung mit drückenden Schulden belaſtet habe, zu entſchädigen.

Der König ſchien vollkommen zufrieden mit den gemachten Bedingungen, wodurch ihm eine weit größere Gewalt eingeräumt ward, als der Herzog von Anjou beſeſſen hatte. Die Niederländiſche Geſandtſchaft, welche nicht mehr an einem baldigen erwünſchten Abſchluß der Unterhandlungen zweifelte, bat jezt um eine ſchleunige Truppenhülfe zum Entſatz der bedrängten Hauptſtadt Brabants. Aber wie groß iſt ihr Erſtaunen, als anſtatt der erwarteten Zuſage dieſer Bitte, der Kanzler Chiverey ihr die unerwartete Eröffnung macht: Der König, wie ſehr es auch ſein Wunſch ſei, den Niederländern

nählich zu werden, sehe sich doch für jezt gänzlich außer Stande ihnen Hülfe zu leisten. Durch diese Erklärung war auf einmal der Faden der Unterhandlung zerrissen, und den Gesandten blieb nichts übrig als den Französischen Hof (1585. März 17.) zu verlassen, und, misvergnügt über ihre vereitelten Hoffnungen, nach Holland zurück zu kehren. So entgingen die Niederländer dem Französischen Joche, welches ihr Kleinmuth ihnen aufzulegen im Begriff stand. Ohne die Verwirrungen, welche die berüchtigte Ligue damals über Frankreich ausströmte, ohne die Trägheit eines weichlichen Fürsten und ohne seine, von den Ministern genährte Furcht vor dem Spanischen Monarchen, wäre ihr thörigter Wunsch erfüllt worden. Sie hätten dann einen Despotismus mit dem andern vertauscht, denn ein schwächeres Volk, welches sich unter den Schutz des stärkeren begibt, wird immer der Sklave desselben; und die Geschichte kennte keinen blühenden Niederländischen Freistaat, der in den folgenden Jahrhunderten demselben Reiche, dessen Oberherrschaft er jezt als eine Gnade erbettelte, mehr als einmal Gesetze vorschrieb. Das Ereigniß, welches ein großer Theil der Niederländer in diesem Augenblick als ein hartes Unglück beklagte, war das Mittel, sie von neuen Fesseln zu retten, in welche Frankreich erst zwei Jahrhunderte später ihre entarteten Nachkommen schlug.

Je mehr Bestürzung der Verlust der Hoffnung auf Französische Hülfe in den vereinigten Provinzen

verbreitete, desto ernstlicher drangen jetzt mehrere Landschaften, besonders Holland auf Fortsetzung der Traktaten mit England, weil keine andere Aussicht auf auswärtigen Beistand vorhanden sei. Elisabeth selbst schien jetzt die Provinzen dazu aufzufordern. Die arglistige Fürstin hatte wahrscheinlich nicht erwartet, daß sie in Rücksicht Frankreichs einen so raschen, ihren geheimen Planen und Wünschen so wenig entsprechenden Entschluß fassen würden. Da der Schritt einmal geschehen war, ließ sie den Generalstaaten durch ihren Gesandten Davison eröffnen: Sie habe den König nicht zu einer gemeinschaftlichen Unterstützung der Provinzen bewegen können, indeß wäre sie gern bereit zur Verbesserung ihrer Lage die Hand zu bieten, ohne die Unterhandlungen mit Frankreich zu stören, oder auf die Souveränität Ansprüche zu machen.

Diese Erklärung bestimmte die Staaten, sich mit eben den Anträgen, welche in Frankreich kein Gehör gefunden hatten, an Elisabeth zu wenden, trotz des Widerspruchs der Commune von Gouda, welche ihren Grundsätzen getreu, nur auf ein Gesuch um Beistand stimmte, aber das Anerbieten der Oberherrschaft verwarf. Noch während der Belagerung Antwerpens (1585. Jul. 6.) ging eine Deputation von zwölf Personen, unter denen sich Paul Buis und der große Patriot Johann von Oldenbarnevelt befanden, nach London, und bat die Königin im Namen der Utrechter Bundesgenossen, über die Provinzen des Bundes die Oberherrschaft zu über-

nehmen, oder sich doch für ihre beständige Beschützerin zu erklären. Nichts beweißt so sehr den unendlichen Abscheu der Niederländer gegen das Joch der Entvölkerer beider Indien und der Erfinder der Inquisition, als ihre Bereitwilligkeit, alles, selbst das kostbarste Gut eines edlen Volks, die Freiheit aufzuopfern, um sich gegen das Zurücksinken unter dasselbe zu sichern. Der Antrag der Gesandten ward von der Königin, nach den Grundsätzen ihrer bedachtsamen und räthselhaften Politik, ihren eigenen geheimen Wünschen zuwider, verweigert, und erst nach vielen Schwierigkeiten kam zu Nonsuch nachfolgender Vertrag zwischen beiden Theilen zu Stande. Die Königin verspricht, den vereinigten Provinzen ein Hülfscorps von 4000 Mann zu Fuß und 400 Reitern während der Dauer des gegenwärtigen Kriegs zu bewilligen, wogegen sich die Staaten verpflichten, ihr die Städte Vlessingen, Briel und das Schloß Rammekens als Unterpfand für die von ihr zu machenden Geldvorschüsse in der Art zu überlassen, daß die gedachten Plätze mit Englischen Truppen besezt werden, aber die Befehlshaber kein Recht haben sollen, sich in die Civilverfassung derselben zu mischen. Der Königin wird das Recht zugestanden, nicht nur einen Oberstatthalter über die vereinigten Provinzen, sondern auch zwei ihrer evangelischen Unterthanen als Mitglieder des Staatsraths einzusetzen. Dem Statthalter soll die Gewalt zustehen, in allen Landesangelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Staatsrath Verfügungen

zu treffen; und alle Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Provinzen, welche nicht auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens abgethan werden können, ſollen der Entſcheidung der Königin und ihres Statthalters, mit Zuziehung des Staatsraths, überlaſſen werden.

Die Beſtätigung dieſes Vertrags erfolgte am 2ten des Weinmonats, und bald darauf erſchienen die Engliſchen Truppen in den Niederlanden, leider zu ſpät um Antwerpen retten zu können. Der Fall dieſer Stadt, welcher die Gefahr dringender machte, bewog die Königin, das Hülfscorps bis auf 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter zu verſtärken. Auſſer dieſen beſetzten noch 1200 Mann unter Thomas Cecil und Philipp Sidnei Briel, Vlieſſingen und Rammekens. Die Königin rechtfertigte die mit den abtrünnigen Niederländern eingegangene Verbindung bei den Europäiſchen Staaten durch die früheren Bündniſſe, welche ſchon vor dem Ausbruch der Revolution zwiſchen ihr und dem Niederländiſchen Volke ohne Rückſicht auf deſſen Fürſten beſtanden hätten.

Zum Feldherrn ihrer Truppen und Statthalter in den Niederlanden ernannte ſie ihren Liebling Robert Dudlei, Grafen von Leiceſter, und bewies durch dieſe Wahl, welche nicht der Fürſtin ſondern dem Weibe angehörte, daß ſie bei allen ihren Regententugenden doch die gemeinſten Schwachheiten ihres Geſchlechts nicht verläugnen konnte. Robert Dudlei war der Sprößling eines alten und angeſehenen Geſchlechts, deſſen Geſchichte ſich weniger durch große und rühmliche Thaten, als durch eine Reihe tragiſcher Vorfälle aus-

zeichnet. Edmund Dudley, Roberts Großvater, ward unter König Henrichs des 8ten Regierung öffentlich enthauptet. Gleiches Schicksal traf seinen Vater John und seinen Bruder Gilford Dudley, den Gemahl der geistreichen und liebenswürdigen Johanna Grai, unter der Regierung der bigotten Maria. Roberts Loos war der Kerker. Auch die damalige Prinzessin Elisabeth war damals eine Gefangene. Eine vortheilhafte körperliche Bildung und ein einnehmendes Betragen empfahlen der Prinzessin den jungen Mann, und reizten ihre Sinnlichkeit, und gleiches Schicksal und gleiche Besorgnisse gaben den ersten Eindrücken ein bleibendes Interesse. Als Elisabeth den Englischen Thron bestiegen hatte, wuchs ihre Zärtlichkeit für ihren ehemaligen Mitgefangenen, und er galt eine Zeitlang für ihren erklärten Günstling und selbst für ihren heimlichen Gemahl. Sie erhob ihn nach und nach zu den höchsten Ehrenstellen, ertheilte ihm die Würde eines Grafen von Leicester, und machte ihn endlich zum Befehlshaber der Niederländischen Hülfstruppen.

Nur allein dem zufälligen Umstande, der Favorit seiner Königin zu sein, nicht seinen Verdiensten, verdankte Leicester diese glänzenden Auszeichnungen. Er war weder Feldherr noch Staatsmann, weder fähig eigene große Ideen und Ansichten zu fassen, noch sich fremder zu bemächtigen. Stolz ohne Kraft und Großmuth, herrschsüchtig ohne Muth und Menschenkenntniß, schätzte er auch an andern die Tugenden nicht, welche er selbst nicht besaß; und begnügte sich in dem von der Majestät erborgten Schimmer vor seinen Mit-

Bürgern einher zu prunken, ohne durch eigene Größe ihre Achtung zu gewinnen. Es war ein groſſer Mißgriff von der ſtaatsklugen Eliſabeth, daß ſie einen Mann an die Spitze der Niederländiſchen Angelegenheiten ſtellte, der in die Geheimniſſe ihrer liſtigen und verſtrickten Politik nicht einzudringen vermochte, und dem alle Eigenſchaften fehlten die ihm übertragene Rolle gut zu ſpielen. Daß der eitle, frivole, von ſeinen eigenen Landsleuten gehaßte und verachtete Hofmann dem ſchlichten geraden Niederländer nicht gefallen werde, war leicht vorher zu ſehen, und die Erfahrung beſtätigte es. Anſtatt den Zweck ſeiner Sendung, wenigſtens den von den Niederländern gedachten Zweck, zu erfüllen und der Schutzengel des bedrängten Landes zu werden, ward er deſſen gefährlichſter Feind. Um ſich ſelbſt oder ſeine Königin in den Beſitz der Oberherrſchaft zu ſetzen, nährte er den Geiſt der Faktionen unter der Nation, und wiegelte ſie wider die Obrigkeit auf. Auch würden bei einem leidenſchaftlicheren und minder bedächtigen Volke, deſſen Liebe er zugleich zu gewinnen gewußt hätte, ſeine Entwürfe vielleicht gelungen ſein und Aufruhr und Blutvergießen erzeugt haben. Aber glücklicherweiſe bewahrte die Niederländer ihr kälteres Temperament vor ſolchen Ausſchweifungen, und ihr geſunder Verſtand wirkte der Argliſt des neuen Statthalters kräftig entgegen.

Eliſabeth ertheilte dem Grafen vor ſeiner Abreiſe nach Seeland eine geheime Inſtruktion, wodurch er angewieſen ward, genaue Erkundigung über den Vermögenszuſtand der vereinigten Provinzen einzuziehen,

weil man ihr die Annahme der Oberherrschaft über das Land angerathen hatte, wenn es selbe die nöthigen Hülfsmittel zu seiner Vertheidigung aufbringen könne. Dieser Umstand beweiset zur Gnüge, daß der Königin geäusserter Widerwille gegen die ihr angebotene Souveränität nur verstellt war. Ihr Ehrgeiz wünschte sich allerdings im Besitz derselben, aber sie wollte erst den Lauf der Begebenheiten abwarten, ehe sie das Erbieten der Staaten annahm. War er glücklich, so blieb ihr die Erfüllung ihres geheimen Wunsches gewiß genug; trafen aber die Niederländer in der Folge solche Unfälle, welche ihren Widerstand gegen die Spanische Uebermacht vergeblich machten, so konnte sie sich als bloße Bundesgenossin ohne Schande aus dem Spiele ziehen. Ueberdem erforderte die Lage der Schottischen Angelegenheiten ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie hatte Ursach Spanien zu schonen, um nicht mit dieser Macht in einen Krieg verwickelt zu werden. Welche hohe Begriffe man damals noch von dem Uebergewicht der Spanischen Monarchie hatte, beweist eine Aeusserung des Königs Gustavs von Schweden, welcher bei der Nachricht von dem Bündnisse der Königin mit den Niederländern ausrief: „Jetzt hat Elisabeth die Krone von ihrem Haupte genommen und auf das ungewisse Spiel des Kriegs gesetzt!“

Die dem Grafen Leicester ertheilte Instruction beweis nicht nur den Willen der Königin, die Souveränität über die Niederlande unter günstigeren Umständen anzunehmen, sondern auch den Wunsch, daß die Niederländer dieses Joch auf eigene Kosten erlan-

ſen ſollten; denn ſie fürchtete die Unzufriedenheit ihrer alten Unterthanen zu erregen, wenn ſie ihnen einer fremden Angelegenheit wegen neue Auflagen aufbürdete, und überdem war übertriebene Sparſamkeit ein Hauptzug ihres Charakters. Zufälligerweiſe erfuhren die Niederländiſchen Deputirten in England etwas von Leiceſters geheimen Verhaltungsbefehlen, und wurden dadurch zuerſt mit Argwohn gegen die Königin und den Grafen erfüllt.

Im December begab ſich der Graf mit einem glänzenden Gefolge aus dem vornehmſten Engliſchen Adel, in welchem ſich auch ſein Stiefſohn der nachmals ſo berühmt gewordene Graf Eſſex befand, am Bord, und ſegelte nach den Niederlanden über (20 December 1585.), wo er zu Vliſſingen ans Land ſtieg. Sein Empfang war äuſſerſt glänzend, in allen Holländiſchen Städten, durch welche er ging, ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und die Generalſtaaten, mit ſeinen Verhältniſſen zu der Königin bekannt, erklärten ihn zum Statthalter der vereinigten Provinzen (7 Februar 1586.), gaben ihm eine Ehrenwache, und waren verblendet genug ihm faſt die Achtung eines Souverains zu beweiſen. In ſeiner Beſtallung beehrte man ihn mit dem Prädikat, Durchlauchtigſter Prinz, und die ihm darin verliehene Gewalt war ausgedehnter als ſie irgend ein anderer Generalgouverneur gehabt hatte. Durch eine ſolche Auszeichnung ihres Feldherrn glaubten die Generalſtaaten den Beifall der Königin zu gewinnen. Wie erſtaunten ſie daher, als ihnen Eliſabeth, wahrſcheinlich aus Rückſichten gegen Spanien,

ihren Unwillen darüber bezeigte, daß ſie dem Grafen zugleich mit der Statthalterwürde faſt die ganze Regierung übertragen hätten, die ſie doch ſelbſt ausgeſchlagen habe (25 März.)! Die Staaten erwiederten, ſie hätten dem Statthalter eine ſo große Gewalt verliehen, um ihm deſto mehr Anſehn und Gehorſam zu verſchaffen, doch ſei dieſe Gewalt auch widerruflich. Die Königin ließ ſich durch dieſe Erklärung leicht beruhigen, und die Staaten hatten dadurch zugleich die Uebereilung, womit ſie dem Grafen eine ſo große Macht verliehen, zum Theil wieder gut gemacht, weil ſie ſich darin als die Quelle dieſer Macht angaben.

Der neue Statthalter zeigte ſich gleich anfangs als einen großen Eiferer für den proteſtantiſchen Glauben, um die Gunſt des Volks zu gewinnen. Er empfing das Abendmahl mit der höchſten Andacht, und hielt Berathſchlagungen mit der Geiſtlichkeit, über die Mittel zur größern Ausbreitung des Proteſtantismus. Dieſe Heuchelei, denn weiter war ſein Betragen nichts, blendete den gemeinen Haufen, welcher enthuſiaſtiſch an den äuſſeren Formen ſeiner Sekte hing; aber die Verſtändigeren blickten durch die Maske, und entzogen ihm ihre Achtung und ihr Zutrauen. Hätte Leiceſter die großen Erwartungen erfüllt, welche man anfangs von ihm hegte, und wäre er ein Mann von Muth und Talenten geweſen, ſo war es eben ſo gut um die Freiheit der Republik gethan, als wenn Henrich der 3te die ihm angetragene Oberherrſchaft angenommen hätte; aber ihr Schutzgeiſt wandte die doppelte Gefahr von ihr ab.

Johann von Oldenbarnevelt, jezt Advokat von Holland an der Stelle von Paul Buis, welcher aus Verdruß über die Unterhandlungen mit Frankreich dieſe Würde niedergelegt hatte, entdeckte Leiceſters geheime Plane, und gab den Staaten Rathſchläge ſie zu vereiteln. Auf ſeinen Vorſchlag trafen ſie, noch ehe der Graf den Niederländiſchen Boden betrat, eine Verfügung, den Wirkungen ſeines Ehrgeizes ein Gegengewicht zu geben, indem ſie den Grafen Moritz von Oranien zum Statthalter von Holland und Seeland erwählten, um dadurch die Gewalt des künftigen Statthalters zu beſchranken.

Moritz war der zweite Sohn Wilhelms von Oranien von deſſen zweiter Gattin der Prinzeſſin Anna von Sachſen. Er war geboren zu Dillenburg am 13 November 1567. Im Jahre 1582 ſandten ihn die Staaten von Holland auf die hohe Schule zu Leiden, und übernahmen gemeinſchaftlich mit den Staaten von Seeland und Utrecht die Sorge und die Koſten für ſeine Erziehung, als hätten ſie eine Vorahnung gehabt von den großen Dienſten, welche dieſer Jüngling einſt dem Vaterlande leiſten werde. Ihre Sorgfalt für ihn ging ſo weit, daß, als der Herzog von Parma im Jahre 1585 anfing ſich zur See zu rüſten, ſie ſeinem Hofmeiſter ausdrücklich verboten, ihn an den Strand von Katwik gehen zu laſſen, damit er nicht in Gefahr geriethe von den Feinden aufgehoben zu werden. Schon in ſeiner frühen Jugend gab Moritz Beweiſe eines richtigen Verſtandes und einer ſchnellen Beurtheilungskraft, und dieſe nebſt andern trefflichen Eigenſchaften

entwickelten sich immer glänzender in der großen Schule der Erfahrung eines thatenvollen Lebens. Weniger groß als Staatsmann wie sein Vater, übertraf er ihn weit als Feldherr. Mit einem unerschütterlichen Muthe, der das Gefährlichste nicht scheut, verband er die höchste Vorsicht, und selbst das Glück, welches seine Waffen begünstigte, konnte ihn nie zu einer Uebereilung hinreißen. So erhob er sich nach und nach zu einem der größten Generale seiner Zeit, führte neue Gesetze und Waffenübungen unter den Truppen ein, vervollkommnete die Belagerungskunde, und sein Lager galt für eine hohe Schule des Krieges, die stets von einer Menge Freiwilliger aus allen Nationen besucht ward, um unter diesem Meister die Kriegskunst zu erlernen. In seinem Privatleben war er mäßig und genügsam, und ob er gleich seiner Würde gemäß einen glänzenden Hofstaat unterhielt, sah man doch nirgends Verschwendung in seinen Umgebungen. Zur den gewöhnlichen Lustbarkeiten fand er eben so wenig Geschmack als sein Vater, seine Lieblingsergötzung war das Schachspiel. Er liebte den Krieg, weil er in dieser Sphäre am meisten glänzte, doch waren ihm auch die sanften Gefühle der Liebe nicht fremd. Zwar war er nie verheirathet, aber er stand in einer zärtlichen Verbindung mit Maria Mechelen, einer edlen Brabanterin, die ihn zum Vater mehrerer Kinder machte. Sein Charakter war nicht ohne Fehler, und sein grenzenloser Ehrgeiz, den er nicht wie sein Vater zu beherrschen wußte, brachte die Freiheit der Republik mehr als einmal in Gefahr. Dennoch waren seine Klugheit

und ſeine Feldherrntalente ein großes und unerwartetes Glück für ſie, denn indem er die Plane ſeines Vaters ſtändhaft und glücklich verfolgte, erhob er ſie in ſeinen ſpätern Jahren auf den Gipfel des Ruhms und zu demjenigen Punkt, wo der Europäiſche Staatenverein anfing ſie als unabhängige Macht zu erkennen.

Nach ſeines Vaters Tode (1584.) ward Moritz zum Chef des Staatsraths ernannt. Während den Berathſchlagungen über die Verbindung (24 Septemb. 1585.) mit Frankreich, ermahnte er die Staaten von Holland, jene Verbindung nicht zu eilfertig abzuſchlieſſen, auch dabei das Intereſſe ſeines Hauſes nicht ganz zu vergeſſen. „Mein Vater — ſo ſchloß er ſeine Vorſtellung — hat Vermögen und Leben für die gemeine ſchaftliche Sache aufgeopfert, und auch ich biete euch meine Dienſte an, in allem wozu ihr mich bei meiner Jugend und Unerfahrenheit für tüchtig haltet; denn ich habe feſt beſchloſſen, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zum Wohl des Landes beizutragen.“ Die Generalſtaaten ſelbſt verkannten die Verpflichtung nicht, welche die Republik dem Sohne, der Verdienſte des Vaters wegen, habe, und äuſſerten dieß beſonders in der Denkſchrift, worin ſie die Holländer zu der Vereinigung mit Frankreich aufforderten. Es heißt darin unter andern: „Die Dankbarkeit gegen den Prinzen von Oranien würde gewiß jeden von uns bewegen, ſeinen Sohn Moritz zum Souverain der Niederlande zu wählen, wenn er Macht genug besäße ſie zu beſchützen.“

Nach dem Abſchluß des Traktats mit England ward Moritz zum Statthalter, General-Capitän

und Admiral von Holland und Seeland erhoben, wodurch er in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis trat. In seiner Bestallung (14 Novemb. 1585.) ward ihm zur Pflicht gemacht: die Hoheit, Wohlfahrt und die Privilegien des Landes so wie die protestantische Religion aufrecht zu erhalten, jedem Recht zu verschaffen und die Verordnungen nach dem Gutachten des Raths von Holland zu vollziehen, die Obrigkeit in den Städten wo es nöthig sei zu verändern, und gemeinschaftlich mit den abgeordneten Räthen über die Sicherheit der Provinzen zu wachen. Zugleich ertheilten ihm die Staaten den Titel eines Prinzen von Oranien, obgleich das Fürstenthum Orange eigentlich auf seinen älteren Bruder Philipp Wilhelm gefallen war. Merkwürdig ist, daß Moritz der erste war, dem die Generalstaaten die Statthalterwürde ertheilten. Ehemals wurden die Statthalter der Niederländischen Provinzen von den Landesfürsten eingesezt, und die Staaten gaben daher durch diese Handlung einen Beweis, daß bei ihnen die Souveränität sei und daß sie die Vorrechte derselben auch auszuüben entschlossen wären. Der Graf von Leicester, welcher sich damals noch in England befand, äusserte große Unzufriedenheit über die Erhebung des neunzehnjährigen Moritz; aber durch die Vorstellung der Staaten, daß von uralten Zeiten her jede Provinz ihren besondern Statthalter gehabt habe und daß dem Grafen Moritz nach den Gewohnheiten Teutschlands, wo auch die nachgebornen Söhne Titel und Rang des Vaters erbten, der Titel Prinz gebühre, schien er wieder beruhigt.

Während der eben erzählten politiſchen Ereigniſſe hatten auch die Waffen in den Niederlanden nicht geruhet, und man fuhr fort ſich in mehreren Provinzen mit großer Erbitterung jedoch ohne wichtige Erfolge zu ſchlagen. Schon während der langen Blokade Antwerpens hatte der tapfere Taſſis den Königlichen Waffen das Uebergewicht an der Yſſel verſchaft. Am 23 Junius (1585.) ſchlug er die Truppen der Staaten unter dem Grafen von Newenaar und Joost de Zoete von Villers, welcher ſeit Wilhelms von Oranien Tode Statthalter von Utrecht, und Graf Wilhelm Ludwig von Naſſau ſuchte vergebens dieſe Niederlage durch einen Ueberfall auf Gröningen zu rächen, welcher gänzlich mislang.

Nach der Ankunft der Engliſchen Hülfstruppen rückte der Graf von Newenaar in die Betau, eine Landſchaft zwiſchen dem Rhein und der Waal, bemächtigte ſich der Schanze Yſſeloord ohnweit Arnhem (15 Oktober 1585.) und vereinigte ſich darauf mit Martin Schenk, welcher aus Unzufriedenheit den Spaniſchen Dienſt verlaſſen und von den Generalſtaaten als Feldmarſchall in den ihrigen wieder aufgenommen worden war. Beide Befehlshaber verabredeten eine gemeinſchaftliche Unternehmung, den Spaniern Nimwegen zu entreißen, durch Hülfe eines geheimen Verſtändniſſes mit einigen Bürgern in der Stadt, welches aber entdeckt und vereitelt ward. Die Ständiſchen Feldherren beſetzten darauf die umliegenden Orte, warfen der Stadt gegenüber eine Schanze auf (Novemb.)

und beſchloſſen ſie in Brand zu ſtecken. Sie bedienten ſich dazu einer Art großer Brandkugeln aus Harz, Pech, Schwefel, Salpeter und Schießpulver. Dieſe Brennſtoffe wurden zuſammengeſchmolzen und noch warm in einen Sack gedrückt, der mit ſchwachen Seilen umſtrickt und in zerlaſſenes Pech getaucht ward. Sie wurden aus kurzen Geſchützen oder Böllern abgeſchoſſen, erreichten aber, wahrſcheinlich wegen ihrer zu geringen Schwere im Verhältniß der Pulverladung, nur ſelten ihr Ziel, und entſtand auch ein Brand in der Stadt, ſo ward er ſchnell wieder gelöſcht. Endlich erſchien Hautepenne mit 6000 Mann in der Betau, und nöthigte die Ständiſchen ſich von Nimwegen zurück zu ziehen.

Der Herzog von Parma hatte ſich nach der Eroberung Antwerpens noch einige Monat in dieſer Stadt aufgehalten, die neue Verfaſſung derſelben organiſirt, und den tapfern Veteran Chriſtoph Mondragone zum Befehlshaber in der wieder aufgebauten Citadelle ernannt. Der König, auf die Nachricht von dem Bündniß Eliſabeths mit den abgefallenen Niederländern, ſandte dem Herzog neue Geldremeſſen und ſezte ihn dadurch in den Stand, den Truppen einen Theil des rückſtändigen Soldes auszuzahlen, deſſen Ausbleiben verſchiedene unruhige Bewegungen beſonders unter den Wallonen veranlaßt hatte. Der König überſchickte zugleich mehreren vornehmen Niederländern, unter andern den Grafen von Aremberg und Egmont, dem Marquis von Varambon und dem Baron Montigni den Orden des Vlieſſes oder ertheilte ihnen neue Ehren-

ſtellen, um ſie durch dieſe verführeriſche Lockſpeiſen des Deſpotismus noch feſter an ſein Intereſſe zu knüpfen.

Zu Anfange des Winters (December) begab ſich der Herzog von Antwerpen nach Brüſſel, um in dieſem alten Sitz der Niederländiſchen Generalgouverneure ſeinen Winteraufenthalt zu nehmen, welchen er während der vergangenen Jahre anfangs in Mons und dann in Dornik gehabt hatte. Zugleich verlegte er den größten Theil ſeines Heers in die Wintergquartiere auf das linke Ufer der Maas. Vier teutſchen Regimentern wurden die Ortſchaften zwiſchen Herzogenbuſch und Raveſtein angewieſen, einige Fahnen Wallonen beſetzten die Gegend um Grave, um dieſen Platz zu beobachten; Juan de Aquila faßte mit ſeinem Spaniſchen Regimente bei Herzogenbuſch Poſto, und Francisco Bobadilla mit drei alten Spaniſchen Regimentern, etwa 5000 Mann ſtark, rückte auf das Bommelerwaard, eine Art von Inſel, welche von der Maas und Waal gebildet wird. Die Landleute, von der Ankunft der Spanier vorher benachrichtiget, hatten aus Furcht vor den Bedrückungen dieſer Truppen ihre Dörfer verlaſſen und ſich mit ihren beſten Sachen nach Bommel, dem Hauptort des Ländchens, geflüchtet. Kaum waren die Spanier auf der Inſel angelangt, ſo fingen die Maas und Waal an zu ſteigen. Sogleich eilte Graf Hohenlohe mit einem kleinen Geſchwader die Maas herauf und ließ an mehreren Stellen die Dämme durchſtechen, wodurch faſt die ganze Inſel überſchwemmt ward. Die Spanier ſahen ſich plötzlich in die gefährlichſte Lage verſetzt. Um nicht von den

Wellen verſchlungen zu werden, flüchteten ſie auf Anhöhen, Dämme, Thürme und nach andern erhabenen Orten. Hier ohne Obdach und Nahrungsmittel, ſelbſt ohne Feuerung ihre erſtarrten Glieder zu erwärmen, und rings von Hohenlohe's Fahrzeugen eingeſchloſſen, ſchien ihnen nichts übrig, als ſich entweder der Gnade des Feindes zu überlaſſen, oder durch Hunger, Froſt und Wellen umzukommen. Aber dieſe tapfern Soldaten kannten keine andere Wahl als die, welche ihnen die Ehre vorſchrieb. Sie verwarfen Hohenlohe's Aufforderung ſich zu ergeben, befeſtigten ihre Zufluchtsplätze ſo gut als möglich, und verſchworen ſich unter einander, lieber jedes Ungemach zu erdulden, als ſich ungerochen in die Gewalt eines Feindes zu überliefern, gegen den ſie nichts als Verachtung fühlten.

Ein zufälliger oder durch geheime Veranſtaltung veranlaßter Umſtand gab ihrem Muthe einen noch poetiſcheren Schwung. Ein Soldat, welcher bei der Kirche des Dorfs Empelen an einer Bruſtwehr arbeitet, ſtößt nach einigen Spatenſtichen auf eine Tafel, und als er ſie aufhebt und betrachtet, entdeckt er zu ſeinem Erſtaunen ein Bild der heiligen Jungfrau darauf. Voll Freude ruft er ſeine Kameraden herbei. Bobadilla ſelbſt, der in der Nähe iſt, erſcheint. Man ſtaunt, man bewundert die Friſche der Farben, die Schönheit des Kolorits, man wird nicht müde die Züge des Bildes zu bewundern, und dieſer unerwartete Fund ſcheint eine gewiſſe Rettung zu verſprechen. Das wunderbare Bild wird mit militäriſchen Feierlichkeiten in die Kirche gebracht und zur Adoration aufgeſtellt.

Tauſend Knie beugen ſich vor ihm, und von tauſend Lippen ertönen die Worte: Heilige Jungfrau, verlaß deine Soldaten nicht in der Gefahr, womit die Wuth der Elemente und der Keher ſie umringt!

Die Hofnung der Krieger ward nicht getäuſcht. Nachdem ſie einige Tage (11. 12 December) mit dem äuſerſten Elende gekämpft hatten, ſchlug die Stunde der Rettung aus ihrem furchtbaren Kerker. Die Natur ſelbſt, welche ſie in dieſe gräßliche Lage verſetzt hatte, ward ihre Befreierin. Ein plözlich eingetretener Froſt zwang den Grafen Hohenlohe, ſich eilend mit ſeinem Geſchwader zurück zu ziehen. Nach ſeiner Entfernung eileten die Spanier das Fahrwaſſer auf, und erreichten, da die Niederländer aus Nachläſſigkeit die Schanze bei Lecht unbeſezt gelaſſen hatten, glücklich, aber in den traurigſten Umſtänden, Herzogenbuſch. Die Bürger dieſer Stadt nahmen die Halbverhungerten mitleidig in ihre Häuſer auf, und pflegten ſie mit der größten Sorgfalt. Dennoch ſtarben viele an den Folgen des erlittenen Ungemachs, oder verloren Finger und Zehen durch den Froſt. Der Herzog von Parma hatte auf die erſte Nachricht von der ſeinen Kriegern drohenden Gefahr Brüſſel verlaſſen um ihnen zu Hülfe zu eilen, aber ſchon bei Herenthals erfuhr er ihre Rettung und kehrte zurück. Der Stadt Herzogenbuſch ließ er für ihre Theilnahme danken und beſchenkte ſie mit einer goldnen Schale.

Der ſtrenge Froſt, welcher Bobadilla's Corps vom Untergange rettete, begünſtigte auch in einer andern Gegend die Spaniſchen Waffen. Er bahnte

dem Oberſten Taſſis den Weg zu einem Einfall in Friesland (23 Januar 1586.), wo er Zevenvolde verheerte, und den Verweſer des Ständiſchen Statthalters der Provinz, Sten-Malſen, einen Däniſchen Edelmann, bei Burum aufs Haupt ſchlug. In dieſem Gefecht hatte Graf Oswald von dem Berge, welcher dem Könige diente, das Unglück, von ſeinen eigenen Waffengefährten erſtochen zu werden, weil er eine eroberte Frieſiſche Fahne trug und deshalb für einen Niederländiſchen Fähnrich gehalten ward. Das eingetretene Thauwetter verhinderte Taſſis an Verfolgung ſeines Sieges, und trieb ihn wieder aus dem Lande. Sein Einfall hatte indeß ein ſolches Schrecken über die ganze Provinz verbreitet, daß viele Städte und Dörfer von dem Spaniſchen Statthalter Verdugo Schuzbriefe erkauften. Der leztere ließ eine Schmähſchrift gegen die Staaten ausſtreuen, worin er die Frieſen aufforderte ſich mit dem Könige auszuſöhnen, und einigen feigen Buben, welche ſie daran hindern wollten, die Köpfe zu ſpalten. Graf Philipp Wilhelm von Naſſau, der Ständiſche Statthalter von Friesland, traf dagegen die zweckmäßigſten Maßregeln die Provinz der Republik zu erhalten.

Auch in Geldern waren die Königlichen eingedrungen. Zweihundert Spanier unter dem Hauptmann Pedro Cornero beſezten das Kloſter Veterwerde zwiſchen Grave und Venloo, um von hieraus die Beſatzung von Venloo zu beobachten, während Karl Mansfeld Grave blokirte. Aber Schenk, welcher kurz zuvor ein Italieniſches Geſchwader unter Appio

Conti geſchlagen und aufgerieben hatte, überfiel da
Kloſter von Venloo aus, und griff es mit 600 Ri
derländern an. Die Beſatzung vertheidigte ſich m
der äußerſten Tapferkeit. Schon war die Mauer m
einem Sturmbock eingeſtoßen, und das Kloſt
brannte an vier Ecken, dennoch ſchlug ſie einen dre
mal wiederholten Sturm zurück. Endlich thaten d
Spanier einen wüthenden Ausfall, und es würd
ihnen vielleicht gelungen ſein, ſich durchzuſchlage
wären ſie nicht von 300 Niederländiſchen Reite
in der Flanke angegriffen worden. Schenk koſte
die Eroberung dieſes unbedeutenden Platzes 20
Mann; die tapferen Vertheidiger deſſelben verlor
alle das Leben bis auf 6 ſchwer Verwundete, unt
welchen ſich der Befehlshaber Cornero ſelbſt befan
der drei Schüſſe und einen Lanzenſtoß erhalten hatt
Die Spanier zu Lottum ergrimmten über die N
derlage ihrer Waffengefährten, und ermordeten a
Rache einige gefangene Niederländer.

Schenk zog nach dieſer Eroberung an den Rhei
vereinigte ſich mit Hermann Kloet dem Befehlshab
von Neus, und beide Verbündeten überfielen d
Stadt Werle in Weſtphalen und bemächtigten ſi
derſelben, das Schloß aber widerſtand ihren A
griffen. Die beiden Partiſane beſchloſſen, ſich in d
Stadt feſtzuſetzen, und von hier aus Streifzü
durch die benachbarte Gegend zu machen. S
ſchlugen 4000 Bauern in die Flucht, welche d
Adel des Landes aufgeboten hatte, ihren Plün
rungen Einhalt zu thun; da ſie ſich aber des Schloſ

nicht bemächtigen konnten, und Nachricht erhielten, daß Hautepenne und Verdugo gegen ſie im Anzuge wären, ſo ließen ſie die Stadt ausplündern und verließen ſie wieder (März). Schenk ſchlug ſich auf dem Rückzuge durch Hautepenne's Corps und kam mit ſeiner Beute glücklich zum Grafen Leiceſter, der ihn mit dem Ritterſchlage und einer koſtbaren goldnen Kette für ſeine Tapferkeit belohnte.

Der Herzog von Parma, welcher ſich noch zu Brüſſel befand, hatte beſchloſſen, ſich an der Maas feſtzuſetzen und von dort ſeine ſiegreichen Waffen nach Holland zu tragen. Einer der wichtigſten Plätze an dieſem Strome war Grave, eine feſte, dem Hauſe Oranien zugehörige Stadt, worin Lubert Turk von Hemert, ein junger Edelmann aus Geldern, mit vier Fahnen in Beſatzung lag. Schon im December hatte Karl Mansfeld die Stadt berennt, und ihr die Zufuhr abgeſchnitten. Leiceſter trug dem Grafen Hohenlohe und dem Ritter Norris auf, ſie entweder zu entſetzen oder aufs neue zu verproviantiren. Das leztere gelang nach einem mörderiſchen Gefecht der vereinigten Niederländer und Engländer mit einem Spaniſchen Corps unter Thomas Aquila und Georg Baſta, worin die Spanier mit einem Verluſt von 500 Mann in die Flucht geſchlagen wurden und Norris einen Lanzenſtoß in die Bruſt erhielt. Der Herzog von Parma beſchloß jezt Grave förmlich zu belagern, ließ das Blokadecorps vor der Stadt verſtärken, (Mai 12.) und begab ſich in eigener Perſon dahin. Aber faſt hätte

der groſſe Feldherr vor den Mauern dieſer Stadt das Ziel ſeiner Thaten erreicht, denn indem er die angelegten Belagerungswerke auf beiden Seiten der Maas beſichtigt, ſtreckt eine Kanonenkugel ſein Roß unter ihm zu Boden, und ſogleich verbreitet ſich in der Stadt und im Lager das Gerücht von ſeinem Tode. Aber er war unverlezt geblieben, raffte ſich ſchnell wieder auf und eilte zu Fuß ins Lager, um ſich ſeinen beſtürzten Soldaten zu zeigen, die ihn mit einem Freudengeſchrei begrüßten. Nach einer heftigen Beſchießung aus vier und zwanzig Feuerſchlünden, ward ein allgemeiner Sturm auf die Stadt beſchloſſen. Bei dem Anblick der Anſtalten dazu, erhoben die Weiber und Kinder ein ſolches Wehklagen, daß mehrere Hauptleute und ſelbſt der Befehlshaber Hemert dadurch muthlos gemacht wurden. Man bot dem Feinde eine Kapitulation an, und die Stadt ergab ſich (1586. Jun. 7.) auf billige Bedingungen.

Graf Leiceſter war eben auf dem Marſch begriffen um Grave zu entſetzen, als er die Nachricht von dem Verluſt der Stadt empfing, welche ihn um ſo mehr überraſchte, da ihm Hemert erſt den Tag zuvor berichtet hatte, daß ſie ſich noch lange halten könne. Unwillig kehrte er nach dem Bommelerwaard zurück, und da nach dem Urtheil der Sachverſtändigen die Uebergabe Grave's zu ſchnell und ohne Noth erfolgt war: ſo wurden der Befehlshaber Hemert und einige andere Offiziers von der Beſazung zu Utrecht vor ein Kriegsgericht geſtellt, wel-

ches den ersteren und zwei Hauptleute zum Tode verurtheilte. Die Staaten von Holland drangen auf Vollziehung des Urtheils, und Leiceſter beſtätigte es. Hemert ward ſtehend enthauptet und erklärte noch wenige Augenblicke vor ſeinem Tode, nicht Treuloſigkeit, ſondern Zaghaftigkeit aus Mitleid habe ihn ſtrafbar gemacht.

Hemerts ſtrenge Beſtrafung fand allgemeinen Beifall in den vereinigten Provinzen, und man pries Leiceſter als den Wiederherſteller der geſunkenen militäriſchen Disciplin; aber nur zu bald ereignete ſich ein Vorfall, welcher bewies, daß er nicht immer ſo gerecht handelte. Hohenlohe überfiel ohnweit Breda ein Geſchwader Italieniſcher Reiter unter Camillo del Monte, ſchlug es in die Flucht, und machte den Hauptmann Welts zum Gefangenen, einen Engländer, der vormals in Niederländiſchen Dienſten geſtanden und Aloſt an die Spanier verrathen hatte. Jedermann ſah einem großen Beiſpiele der Gerechtigkeit an dieſem Verräther entgegen, aber zum allgemeinen Erſtaunen geſchah ihm nichts und Leiceſter nahm ihn ſogar unter ſeine Leibwache auf. Bald darauf gab er das Regiment des bei dem Angriff auf den Coveſteinſchen Damm gefallenen Oberſten Haultein ſeinem Schwiegerſohn Philipp Sidnei. Dieſe Parteilichkeit für ſeine Nation erregte große Unzufriedenheit unter den Niederländern, beſonders beim Kriegsvolk. Zwei und zwanzig der vornehmſten Teutſchen und Niederländiſchen Befehlshaber überreichten dem Grafen Hohenlohe

eine Vorſtellung, worin ſie bemerkten, daß nach der von dem verſtorbenen Prinzen von Oranien getroffenen Einrichtung, die Franzoſen, Teutſchen und Niederländer ſtets Offiziere aus ihrer Nation gehabt hätten; durch die Nichtbefolgung dieſer Einrichtung entzöge man ihnen alle Ausſicht auf Beförderung. Hohenlohe überreichte das Memoir dem Grafen Leiceſter, der es, ohne weiter darauf zu achten, für eine aufrühreriſche Schrift erklärte.

Nach der Eroberung von Grave ergaben ſich auch die feſten Plätze Megen und Batenburg an der Maas den Spaniern, und der Herzog von Parma, ſeinen Plan verfolgend, rückte vor Venloo. Nach einer kurzen Belagerung kapitulirte dieſe anſehnliche, mit doppelten Mauern umgebene Stadt, auf Verlangen der Bürgerſchaft, welche die Beſatzung mit dem Schwerte in der Hand zur Uebergabe zwang. Dieſem Beiſpiele folgte das Schloß zu Well, welches an den Königlichen Befehlshaber Hautepenne überging. Helmich, der Befehlshaber darin, drang zwar auf eine längere Vertheidigung, aber ſeine widerſpenſtigen Soldaten zwangen ihn zu kapituliren, wofür das Kriegsgericht zu Utrecht drei dieſer Aufrührer mit dem Tode beſtrafen ließ.

So fielen in dem kurzen Zeitraum von wenigen Wochen faſt alle feſten Plätze an der Maas bis Lüttich herauf, den Spaniern in die Hände, ohne daß es Leiceſter verhindert hatte. Sein glücklicher Gegner zog ſich jezt nach dem Rhein und rückte vor die Stadt Neus, im Erzbisthum Cölln. Die Ge-

ſchichte der Belagerung dieſes Orts wird weiter unten erzählt werden. Leiceſter, um den Herzog davon abzulenken, gab Moritz und Sidnei den Befehl eine Diverſion in Flandern zu machen. Dies war das erſtemal, daß Moritz als handelnde Perſon auf dem Schauplatz des Kriegs erſchien, auf welchem er ſich in der Folge einen unverwelklichen Lorbeerkranz wand. Das Städtchen Axel und verſchiedene andere Plätze in Flandern wurden erobert, aber ein Ueberfall, welchen Sidnei auf Gravelingen verſuchte, mislang. Kurz zuvor hatte ſich der Ständiſche Befehlshaber von Bergen op Zoom eines Convoi's von 400 Getraide-Wagen bemächtigt, welcher aus dem Clever, Jülicher und Liker Lande kam, und für die unterjochten Niederländiſchen Provinzen beſtimmt war, worin großer Mangel herrſchte. Der Hauptzweck der Flandriſchen Expedition, den Herzog von Parma von Neus zu entfernen, ward nicht erreicht. Dieſe unglückliche Stadt ward im Sturme erobert, und der Sieger wandte ſich von ihren Ruinen (Auguſt 13.) mit einem Heere von 12000 Mann zu Fuß und 3500 Reitern nach Rheinbergen.

Die Stadt Rheinbergen, zum Erzbisthum Cölln gehörend, liegt am linken Rheinufer. Sie war mit allen Bedürfniſſen hinreichend verſehen, und hatte eine Beſatzung von 800 Engländern unter Morgan und Schenk, welcher leztere kurz zuvor, auf Leiceſters Befehl, auf der Inſel Gravenwaard, da wo die Waal aus dem Rhein fließt, zum Schutze der Landſchaft Betau ein Fort angelegt hatte, wel-

ches nach ihm die Schenkenſchanze genannt ward. Indeß der Spaniſche Feldherr die Anſtalten zur Belagerung Rheinbergens betrieb, lagerte ſich Leiceſter mit einem Heere von 10000 Niederländern, Engländern und Schotten, bei welchem ſich Don Emanuel, D. Antons des Prätendenten von Portugal Sohn, Gebhard Truchſes Churfürſt von Cölln, Prinz Moritz, die Grafen Philipp und Wilhelm von Naſſau, Solms, Oberſtein und Eſſer, nebſt mehreren andern ausgezeichneten Perſonen befanden, (September 6.) bei Elten im Cleviſchen. Trotz dieſer Macht hielt ſich der Graf nicht ſtark genug, den Herzog vor Rheinbergen anzugreifen, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, ſondern ſuchte dieſen Zweck durch eine Diverſion an der Iſſel zu erreichen. Dahin führte er ſein Heer, und nachdem er Doesburg und einige andere feſte Plätze auf ſeinem Marſch weggenommen hatte, lagerte er ſich vor Zütphen, ließ eine Schiffbrücke über die Yſſel ſchlagen, und die benachbarte Spaniſchgeſinnte Stadt Deventer mit einer ſtärkeren Beſatzung verſehen.

Der Herzog von Parma erfuhr nicht ſo bald die Gefahr, von welcher das ſchlecht verſehene Zütphen bedrohet ward, als er die Belagerung von Rheinbergen in eine Blokade verwandelte, und mit dem größten Theil ſeines Heers nach der Yſſel aufbrach, um Zütphen zu entſetzen, oder mit Lebensmitteln zu verſehen. Das leztere gelang, weil die Belagernden weder ihr Lager befeſtigt, noch alle

Zugänge zur Stadt gehörig verſchloſſen hatten. Doch dieſe Verproviantirung war nicht hinreichend, und der Spaniſche Feldherr mußte bald zu einer zweiten Anſtalten treffen. Die Aufkäufer und Lieferanten wurden daher angewieſen, große Maſſen von Getraide anzuſchaffen, und ſie brachten in kurzer Zeit aus Grol, Oldenſiel, Lingen und Münſter ſo viel zuſammen, daß 4000 Menſchen drei Monate lang davon leben konnten. Einen ſolchen Vorrath vom Feinde unbemerkt in die blokirte Stadt zu ſchaffen, war nicht möglich, es wurden alſo Maßregeln auf den Fall eines feindlichen Angriffs getroffen. Der Herzog ernannte den Marcheſe del Vaſto zum Befehlshaber des Convoi's, und gab ihm 2500 Mann zu Fuß und 600 Italieniſche und Albaniſche Reiter zur Bedeckung deſſelben. Seine Inſtruktion war: in der Nacht des 22. Septembers von dem Sammelplatz zu Borchele, fünf Stunden von Zütphen aufzubrechen, um mit Sonnenaufgang auf der Ebene bei dem Dorfe Warnefeld, zwei Stunden von der Stadt einzutreffen, und von da ſogleich den Befehlshaber Verdugo durch leichte Reiter von ſeiner Ankunft benachrichtigen zu laſſen, damit ihm dieſer entgegenkommen und den Transport in Empfang nehmen könne. An Verdugo erließ der Herzog ein Schreiben, worin er ihm von der zu erwartenden Hülfe Nachricht gab, und ihm befahl, dem Transport am 22. September beim Anbruch des Tages mit 1000 Mann entgegen zu gehen. Dieſer Brief aber kam nicht in Verdugo's

Hände, ſondern ward von einer feindlichen Patrouille aufgefangen, und er unterrichtete den Grafen Leiceſter von dem Plane der Spanier. Um dieſen zu vereiteln, und das Convoi aufzufangen, ſandte der Graf 1500 Musketiere und Pikeniere nebſt einem Detaſchement Reiterei, unter Norris, Eſſex, Willougby, Stanlei, Ruſſel und Sidnei, in der beſtimmten Nacht nach Warnsdorf ab.

In der Nacht des 22. des Herbſtmondes, dem erhaltenen Befehle gemäß, brach del Vaſto von Borchele auf, und ging in folgender Ordnung vorwärts. Er ſelbſt machte mit einigen Schwadronen Schützen zu Pferde den Vortrab, dann folgte eine Abtheilung Lanzenträger und Musketiere, an welche ſich der Zug der mit Getraide beladenen Wagen und Karren ſchloß; zu beiden Seiten deſſelben marſchirte eine Bedeckung von Musketieren, und einige Geſchwader Reiter machten den Beſchluß. Unter Begünſtigung eines dichten Nebels nähert ſich der Zug dem Dorfe Warnsdorf, wo die Schwadronen der Avantgarde plözlich auf die Engliſche Reiterei ſtießen. Beide Theile griffen ſogleich zu den Waffen, und der Vortheil neigte ſich anfangs auf die Seite der Engländer. Zwei Italieniſche Schwadronen unter Hannibal Gonzaga und Georg Crescio wurden zerſprengt, und Gonzaga tödtlich verwundet. Unter den Wagen entſtand eine ſchreckliche Verwirrung. Die Fuhrleute waren beym erſten Lärmen entflohen, die ſcheu gewordenen oder verwundeten Pferde zerriſſen die Stränge, die Engliſchen Schützen fielen von

allen Seiten in den Zug, und vorn stand die dichtgeschlossene Englische Reiterei und hinderte das Vorrücken der Wagen. Doch plözlich brachen die Spanischen Lanzenträger mit gefällten Speeren in diese Reiterei, trennten ihre Linie und öffneten den Wagen einen Weg, welche jezt von Soldaten geführt wurden. Diese benuzten den Zeitpunkt des Kampfs, lenkten die Fuhrwerke seitwärts vom Wege ab durch die Hecken, und eilten vorwärts, bis ihnen von Zütphen her Verdugo und Tassis entgegen kamen, und den Transport in Empfang nahmen, welcher mit geringem Verlust seine Bestimmung erreichte. Der Kampf hörte nun auf, und beide Theile zogen sich zurück. In diesem Gefecht erhielt der Ritter Philipp Sidnei, Leicesters Schwesterſohn, eine gefährliche Wunde am Schenkel, und starb einige Wochen darauf im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters. Die Englischen Geschichtschreiber erschöpfen sich in dem Lobe dieses Ritters. Gleich ausgezeichnet von Seiten des Kopfs und eines vortrefflichen Herzens, in der Kriegskunst wie in der Staatskunde unterrichtet, Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften, und selbst Verfasser eines ästhetischen Werks, des damals sehr beliebten Romans Arkadia, glänzte er als eine Zierde seines Vaterlandes, welches sich mit Recht noch viel von seinen Vorzügen versprechen durfte, als er unglücklicherweise ein Opfer des Kriegsdämons ward. Als er verwundet auf der Wahlstatt lag, brachte man ihm eine Flasche mit Wasser, seinen brennenden Durst zu löschen,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10420/027

lation. Er hatte von dem Erzherzog Befehl erhalten, sein Volk für wichtigere Gelegenheiten zu schonen, und die Kapitulation, wodurch Lingen in die Gewalt der Niederländer zurükfiel, ward in Gegenwart des Herzogs von Lüneburg und der Grafen von der Lippe, Bentheim und Schwarzenberg, welche eben einen Besuch (12. November) bei dem Prinzen Moritz ablegten, geschlossen.

Diese Eroberung war die lezte der siegreichen Unternehmungen des Prinzen im gegenwärtigen Feldzuge. Er hatte das ihm aufgetragene Geschäft rühmlich vollendet, den Rhein befreit, das Gebiet der Republik erweitert und einen großen Distrikt von den feindlichen Brandschazzungen erledigt. Die Generalstaaten feierten die glüklichen Erfolge ihrer Waffen durch einen allgemeinen Bettag, und Moritz ward bei seiner Ankunft im Haag mit großem Frohlokken empfangen. Die wichtigen der Republik geleisteten Dienste vermehrten sein Ansehn und sein Ruhm verbreitete sich durch ganz Europa. Einige Teutsche Fürsten schlugen ihn sogar zum Oberfeldherrn des vereinigten christlichen Heers in dem damaligen unglüklichen Türkenkriege vor.

Weniger als im verflossenen Jahre begünstigte das Glük die Marine der verbündeten Engländer und Niederländer. Schon im Frühjahr hatte Elisabeth eine ansehnliche, mit 6000 Mann Landtruppen besezte Flotte ausrüsten lassen, über welche der Graf von Essex den Oberbefehl führte. Mit ihr vereinigte sich abermals ein Niederländisches Ge-

ſchwader von 20 Schiffen unter Barmond, Cornelis Lenſen und dem Ritter Regimortes. Hundert Segel ſtark lief (1597. 9. Jul.) die vereinigte Flotte aus dem Hafen von Plymouth. Sie ſollte die im Hafen zu Ferrol liegende große Spaniſche Armada unter Don Martin de Padilla, wie im vergangenen Jahre die bei Cadix, zerſtören, und ſodann bei den Azoren eine reiche Weſtindiſche Flotte auffangen. Aber ſchon an der Galliciſchen Küſte ward ſie von einem heftigen Sturm überfallen, beſchädigt, zerſtreut und zum Rükzuge nach Plymouth und Falmouth gezwungen. Jezt ward das Projekt auf Ferrol aufgegeben, die Landtruppen wurden ausgeſchift, und die Flotte ſegelte gerade nach den Azoren um die reichbeladenen Gallionen von Mexico zu kapern. Aber Stürme oder vielleicht mehr noch die Unkunde des Grafen Eſſex im Seedienſt vereitelten auch dieſen Plan, und die Weſtindiſche Flotte entging ihren Verfolgern bis auf drei Schiffe, welche Raleigh nahm. Indeß war Don Martin de Padilla gleichfalls in See gegangen. Seine Flotte hatte 8000 Landſoldaten am Bord, und war gegen England oder Irland beſtimmt. Aber ſie erfüllte eben ſo wenig als die Engliſche ihre Beſtimmung. Ein heftiger Nordſturm warf ſie (18. Oktober) an die Spaniſche Küſte zurük, als ſchon einige Segel den Kanal erreicht hatten, und verſenkte zwei Gallionen und ſieben kleinere Schiffe. Der König entſezte den Admiral zur Strafe für ſein Unglük oder für ſeine Fehler ſeines Poſtens.

Auch in diesem Jahre wurden den Generalstaaten von mehreren Mächten, von den Königen von Polen und Dänemark, vom Kaiser und von den Reichsfürsten Anträge zur Wiederaussöhnung mit dem Spanischen Hofe gemacht; aber sie verwarfen alle, ohne auf die Drohungen des Kaisers zu achten. „Selbst die nachbarlichen Fürsten, — sagte unter andern der Niederländische Volkssenat in seiner Antwort auf die Vorstellung der Dänischen Gesandten Hvitfeld und Barnekow, — selbst die nachbarlichen Fürsten müssen durch höhere Ansichten und durch die Motive einer richtigen Politik abgehalten werden, den Vereinigten Provinzen eine Aussöhnung mit der Spanischen Regierung anzurathen, denn ist es dem katholischen Könige gelungen, sich wieder zum Herrn der gesammten Niederländischen Provinzen zu machen, so kann er 100000 Bewafnete ins Feld stellen und nach Willkühr jede andere Macht unterdrükken." Ein schauderhaftes Beispiel von Intoleranz, welches sich gerade jezt zu Brüssel ereignete, ward dabei von den Generalstaaten mit Eifer ergriffen, dem Volke zu zeigen, wie wenig Duldung in Absicht der Religion von der Spanischen Regierung zu erwarten sei. Anneke Hove, ein junges Dienstmädchen zu Brüssel, ward wegen ihrer Anhänglichkeit an den Kultus der Reformirten und Wiedertäufer, auf Befehl des Erzherzogs eingezogen. Die Jesuiten unternahmen es, sie zum Widerruf ihrer religiösen Grundsäzze zu bewegen. Da sie die Unglükliche aber nicht durch die Lehren des einen, von den Irrthü-

nern des andern Aberglaubens überzeugen konnten, ſo ward ſie verurtheilt, lebendig begraben zu werden, und dieſe grauſame Strafe zu Brüſſel öffentlich an ihr vollzogen. Dieſer Vorfall machte, weil man lange nichts ähnliches mehr geſehen hatte, außerordentliches Aufſehen, und entflammte den Haß gegen die Spanier aufs neue; er war jedoch der lezte öffentliche Akt dieſer Art in den Niederlanden, denn der Erzherzog ließ ſeitdem nur insgeheim die Vergehen gegen die herrſchende Religion beſtrafen.

Die gewöhnlichen Erſcheinungen in republikaniſchen Staaten, Streitigkeiten unter einzelnen Parteien und Communen, fehlten auch in der Republik der Vereinigten Provinzen nicht; aber die Generalſtaaten wurden weit weniger dadurch beunruhigt als durch eine zwiſchen Frankreich und Spanien angeknüpfte Friedensunterhandlung, welche ihnen einen ſehr nüzlichen Alliirten zu rauben drohete. Philip und Heinrich ſehnten ſich gleich ſtark nach dem Ende ihrer Fehde. Jener weil der gleichzeitige Kampf wider Frankreich, England und die Vereinigten Niederlande ſeine Kräfte überſtieg, weil Alter und Schwachheit ihm einige Erholung wünſchen ließen, und weil ſein Sohn und Nachfolger Philip keine Talente zeigte, den Knoten der Verwikkelungen, worin ſich die Spaniſchen Angelegenheiten befanden, glüklich aufzulöſen. Heinrich, weil nach den Stürmen eines dreißigjährigen verheerenden Bürgerkriegs ſein Reich der Ruhe ſo ſehr bedurfte, und die Faktionen im Innern deſſel-

ben bei weitem noch nicht gebändigt waren und durch den auswärtigen Krieg neue Kräfte erhielten. Schon während der Belagerung von Amiens leitete der Franciscanergeneral Pater Bonaventura Catalagirone, auf Veranlassung des Pabstes, einen Friedenskongreß zwischen beiden Mächten ein, welcher bald darauf zu Vervins in der Pikardie seinen Anfang nahm.

Heinrich zeigte den Schritt, welchen er zu thun im Begrif stand, seinen Bundesgenossen, der Königin von England und den Generalstaaten, an, und ladete sie zur Theilnahme an den Friedensunterhandlungen ein. Beide Theile waren gleich unzufrieden mit dem Vorhaben des Königs. Elisabeth sandte den Lord Cecil und die Generalstaaten den Admiral Justin von Nassau nach Frankreich, um den Monarchen zur Fortsezzung des Kriegs zu bewegen. Besonders boten die Generalstaaten alles auf, die Friedensunterhandlungen zu hintertreiben, denn sie besorgten, daß Elisabeth dem Beispiele des Königs folgen möchte, wie ihr Minister Bourleigh ihr gerathen hatte. Heinrich verwarf jedoch die ihm zur Fortsezzung des Kriegs gethanen Vorschläge, wie glänzend sie auch sein mochten, indem er sich auf die bedrängte Lage und den unglüklichen Zustand seines Reichs bezog. Dagegen gab er den Niederländischen Gesandten die Versicherung, seinen freundschaftlichen Verhältnissen mit den Generalstaaten treu zu bleiben und ihnen innerhalb vier Jahren, unter dem Vorwande seine Schulden abzutragen, 2900000 Gulden

ohnzahlen zu lassen, ohne diese Summe je zurük zu fordern. Mit diesem Versprechen mußten sich die Generalstaaten begnügen, und der Friede zwischen Frankreich und Spanien ward am 2. Mai 1598. zu Vervins abgeschlossen. Heinrich der 4. erhielt durch denselben alle von den Spaniern in Frankreich gemachten Eroberungen zurük, wogegen er den König von Spanien in den freien Besiz der Grafschaft Charolois sezte. England und dem Niederländischen Staatenbunde ward eine halbjährige Frist, dem Frieden beizutreten, gesezt.

Elisabeth that auch wirklich einen Schritt, der den Wunsch zu einer Aussöhnung mit ihren bisherigen Feinden anzudeuten schien. Sie schikte einen Gesandten an den Erzherzog, welcher diesem Prinzen erklären mußte, daß seine Souveräne nur deßhalb dem Frieden nicht beigetreten sei, weil sie wünschte, die Waffen zugleich mit denen niederlegen zu können, für die sie solche ergriffen habe. Vielleicht sollte diese Erklärung nur ein Schreckbild für die Niederländer sein, doch ist es auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Königin den angebotenen Frieden nicht ausgeschlagen haben würde, wenn sie nur Sicherheit für sich darin gefunden hätte. Ihren ganzen Unwillen aber schüttete sie über die Generalstaaten aus. Sie ließ sie durch den Ritter Veere mit Drohungen und bitteren Vorwürfen überhäufen, und forderte die Zurükzahlung der ihnen gemachten Geldvorschüsse. Die Generalstaaten, besorgt ihre lange und treue Gefährtin im Kampfe wider Spanien zu verlieren,

suchten ihren Zorn durch Nachgiebigkeit zu versöhnen und nahmen zu Bitten und Vorstellungen ihre Zuflucht. Das Resultat der dadurch veranlaßten Unterhandlungen war ein Arrangement wegen der Englischen Forderungen und ein erneuertes Bündniß zwischen beiden Mächten, welche am 26. August 1598 zu Westmünster abgeschlossen wurden. Die Schuld der Staaten an die Krone England ward dadurch auf acht Millionen Gulden festgesezt, wovon während des Kriegs jährlich 300000 Gulden abgezahlt werden sollten. Die ersteren verpflichteten sich, die in den verpfändeten Niederländischen Städten liegenden Englischen Besazzungen zu besolden. Der Königin ward die Verbindlichkeit, ein Korps Hülfstruppen in den Niederlanden zu halten, erlassen, doch verstattete sie den Englischen Truppen, welche sich gegenwärtig in den Vereinigten Provinzen befanden, in die Dienste der Generalstaaten zu treten, und versprach in dringenden Fällen die Anwerbung noch mehrerer Englischer Truppen nachzugeben. Sie behielt das Recht, wie bisher einen Beisizzer im Englischen Staatsrath zu halten, und die Generalstaaten verpflichteten sich, die Königin allenfalls mit 30 bis 40 Schiffen und 5500 Mann wider den gemeinschaftlichen Feind beizustehen.

Man sieht, alle Vortheile dieses Bündnisses waren auf Seiten Englands, und es beweist, daß Elisabeth nicht selten dem Eigennuz alle Rüksichten der Ehre und Großmuth aufzuopfern fähig war. Die Generalstaaten erlangten dadurch nur einen

negativen Gewinn. Es entband sie von der bisherigen so drükkenden Abhängigkeit von England, und da die Englischen Truppen in den Vereinigten Provinzen von jezt an in ihrem Dienst und unter ihren Befehlen standen, so hörte der lästige Einfluß des Englischen Obergenerals auf. Beide Mächte standen nun noch ferner im Kampfe wider Spanien vereint wie bisher. Doch ehe noch die oben erwähnten Verträge, durch welche das Band ihrer Vereinigung aufs neue geknüpft ward, abgeschlossen wurden, hatte sich in den Niederlanden eine neue Veränderung ereignet, welche allgemeine Sensation erregte, da sie für alle Theile von gleich hohem Interesse war.

8.

Albert von Oeſtreich und Clara Iſabelle Eugenie Infantin von Spanien, Souveräne der Niederlande.

1598.

Eine lange bittere Erfahrung hatte Philip den 2. von dem unüberwindlichen Abſcheu des Niederländiſchen Volks gegen die Spaniſche Regierung hinlänglich überzeugt. Alle Verſuche, die Vereinigten Provinzen durch Ueberredung, Liſt und Gewalt zum Gehorſam zurük zu bringen, waren an dieſer Klippe geſcheitert, und er mußte befürchten, dieſes ſchöne Land ſeiner Familie auf immer entriſſen zu ſehen, wenn es ihm nicht gelang, durch Entfernung derſelben ſeine abgefallenen Niederländiſchen Unterthanen einer Wiederausſöhnung geneigter zu machen. Er glaubte endlich das Mittel dazu gefunden zu haben, und brachte es zur Anwendung, als er ſich ſchon faſt an der Gränze des Lebens befand.

In den erſten Tagen des Chriſtmonats 1597 theilte der Präſident Richardot zu Brüſſel den Staaten der gehorchenden Provinzen ein königliches

Manifest mit, worin der Monarch ihnen anzeigte: daß er seine Tochter Clara Isabella Eugenie mit dem Erzherzog Albert verlobt, und ihr die Niederlande und die Grafschaft Burgund, unter dem Schuzze Spaniens, zur Morgengabe bestimmt habe, weshalb er die Staaten um ihre Einwilligung in die Abtretung ihres Landes ersuche. Schon vor der Erscheinung dieses Manifests hatte sich die Nachricht von dem Vorhaben des Königs in den Niederlanden verbreitet und großes Aufsehen erregt, weil sie eine wichtige Veränderung in dem bisherigen Zustande des Landes ankündigte. Die verlangte Einwilligung der katholischen Provinzen erfolgte sogleich mit der Versicherung, daß sie den neuen Souveräns eben so treu dienen würden als bisher dem Könige. Einige Stände fügten noch die Bitte hinzu, daß es dem Könige gefallen möchte, dem großen Elende des unglüklichen Landes durch einen schleunigen Frieden ein Ende zu machen.

Nach dem Empfange dieser Erklärung, ließ der König zu Madrid im Beisein des Kronprinzen, der Infantin und des Staatsraths, eine über die Abtretung ausgefertigte Urkunde ablesen. Es hieß darin: Der König, überzeugt daß es das höchste Glük eines Landes sei, von seinen eigenen im Schooße desselben sich aufhaltenden Fürsten regiert zu werden, und selbst durch wichtige Rüksichten verhindert seinen Aufenthalt in den Niederlanden zu nehmen, was auch künftig bei seinem Sohne der Fall sein könne, habe er um die Niederländer

jenes Glück theilhaftig zu machen, und um die durch seine Abwesenheit veranlaßten Mißverständnisse in jenen Provinzen zu heben, mit Einstimmung des Pabstes, des Kaisers und der Kaiserin Mutter beschlossen: seine theure Tochter, die Infantin Clara Isabelle Eugenie, mit seinem Vetter dem Erzherzog Albert von Oestreich zu verheirathen und ihr mit Bewilligung seines Sohnes und Kronerben Philip die Niederländischen Provinzen, welche bereits ihren Beifall über dieses Arrangement bezeigt, hätten, für sich und ihre männlichen und weiblichen Descendenten, als ein Lehn und Afterlehn zur Mitgabe zu schenken. Dabei aber verordne er und sezze fest, daß ohne Einwilligung des Spanischen Monarchen die Niederländischen Provinzen nie getheilt werden sollten, und im Fall eine Prinzessin zum Besiz derselben gelangen würde, sollte selbige mit dem Spanischen Monarchen oder seinem Erben verheirathet werden. Ueberhaupt sollten sich die Niederländischen Fürsten nicht anders als mit Einwilligung der Könige von Spanien vermählen. Auch sollte ihnen nicht verstattet sein, nach Ost- und West-Indien Handlung zu treiben. Alle diese Punkte, so wie die Erhaltung der Katholischen Religion, sollten sie und die Ihrigen beim Antritt ihrer Regierung beschwören, und eine Verlezzung derselben würde den Rükfall ihres Rechts auf die Niederlande an Spanien veranlassen. Dasselbe fände auch dann statt, wenn die Erzherzogin kinderlos stürbe, in welchem Fall jedoch der Erzherzog, wenn er sie überlebte, Ober-

statthalter bleiben sollte. Widersprächen etwa einige Niederländische Gesetze oder Gewohnheiten dieser Verordnung, so erkläre der König jene Kraft seiner königlichen Gewalt für ungültig.

Eine zweite, von dem Kronprinzen ausgestellte Urkunde enthielt die Genehmigung des Inhalts der ersteren in ihrem ganzen Umfange. Beide Dokumente waren unterm 6. Mai 1598 ausgefertigt und mit goldenen Schnüren und dem großen königlichen Wappen in rothem Wachs versiegelt. Zwei Tage später erfolgte die Ausfertigung des Heirathsvertrags zwischen dem Erzherzog und der Infantin.

Bald nach dem Abschluß des Friedens von Vervins ward die Cessionsurkunde in den Niederlanden bekannt gemacht, und der Inhalt derselben so wie überhaupt das ganze Ereigniß wurden sehr verschieden von den Niederländern beurtheilt. Viele freuten sich, daß sie, auf welche Weise es auch geschähe, von der Spanischen Herrschaft befreit werden sollten, nur waren ihnen die Verbindung, in welcher die Niederlande dennoch mit der Spanischen Krone blieben, und der Punkt des Rückfalls an dieselbe, wenn die Erzherzogin kinderlos bliebe, sehr anstößig. Die Feinde der königlichen Gewalt faßten begierig diese Punkte auf, ihren Landsleuten daran die Falschheit und Arglist der Spanischen Regierung selbst bei diesem Staatshandel zu zeigen, und sie erregten sogar den Verdacht, daß man die Infantin schwerlich verheirathen würde, wenn man sie nicht unfruchtbar gemacht habe oder sie nicht wenigstens dafür halte.

Die Infantin Clara Isabelle Eugenie war am 12. August 1566 geboren. Sie war Philips des 2. älteste Tochter von seiner dritten Gemahlin, der unglüklichen Elisabeth von Frankreich. Katharine, die jüngere, ward schon im Jahre 1585 an den Herzog Karl Emanuel von Savoyen vermählt. Isabella, nach und nach dem Kaiser Rudolf, dem Erzherzog Ernst und dem Herzog von Guise zur Gattin bestimmt, blieb dennoch unvermählt und am Hofe ihres Vaters, dessen Lieblingskind sie war und der sie oft den Spiegel und das Licht seiner Augen nannte. Jezt da sie endlich mit dem Erzherzog verlobt ward, hatte sie die Blüthenzeit des weiblichen Alters längst überlebt, und war als Spanierin schon ziemlich veraltet. Die Sage von ihrer Unfruchtbarkeit hatte sich überall verbreitet, und was auch dazu Veranlassung gegeben haben mag, die Erfahrung wenigstens hat sie bestätigt.

Den ersten Akt der neuverliehenen Fürstengewalt übte sie aus, durch die Ausstellung einer Vollmacht für den Erzherzog, (1598. 30. Mai) in ihrem Namen die Huldigung von den Niederländern zu empfangen und die Regierung über die Provinzen anzutreten. So bald diese Vollmacht zu Brüssel angelangt war, ward sie sogleich (26. Jul.) an die gehorchenden Landschaften verschikt, mit dem Auftrage: Deputirte zur Leistung der Huldigung, wozu der 15. August bestimmt ward, nach Brüssel zu senden. Zugleich ward ein Heer von 17000 Mann bei dieser Stadt zusammengezogen um den Widerspenstigen zu imponiren; eine Maßregel,

welche hinreichend beweist, wie wenig Ursach man hatte auf die Zufriedenheit der Nazion mit der neuen Regierungsveränderung zu rechnen. Der Präsident Richardot hielt eine weitläuftige Rede an die versammelten Deputirten, worin er alles Unglük, welches die Niederlande betroffen habe, der Abwesenheit ihres Fürsten zuschrieb. Die Huldigung erfolgte nach einigen Widersprüchen im Pallast zu Brüssel mit vielen scheinbaren Freudensbezeugungen. Die Deputirten empfahlen bei dieser Gelegenheit dem Erzherzog sehr dringend die Vermittelung einer Aussöhnung mit den Vereinigten Provinzen, und er versprach ihnen um so aufrichtiger die Erfüllung ihres Wunsches, je mehr es jezt auch der seinige war. Er gab sogleich einen Beweis davon, indem er, um mit den Vereinigten Provinzen eine Communikation anzuknüpfen, ein Schreiben an die Generalstaaten erließ, worin er sie von seiner bevorstehenden Vermählung mit der Infantin und von der geschehenen Cession der Souveränität über die Niederlande an seine künftige Gemahlin benachrichtigte, und sie zu einer friedlichen Ausgleichung ihrer Streitigkeiten mit der ehemaligen Regierung einladete. Die Stände der katholischen Provinzen begleiteten sein Schreiben mit einer Zuschrift ähnlichen Inhalts, und selbst verschiedene Privatpersonen unterzogen sich dem Geschäft, eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Die Anträge, welche den Generalstaaten darüber gemacht wurden, und für officiel gelten konnten, enthielten die Versicherung, daß wenn

sich die Vereinigten Provinzen nur zur Anerkennung der Oberherrschaft der Infantin und des Erzherzogs entschließen wollten, die neuen Souveräns ihnen gewiß sehr wichtige Vorrechte und selbst die Religionsfreiheit, auch dem Prinzen Moritz große Vortheile zugestehen würden.

Aber die durch so große Aufopferungen und durch Ströme Bluts errungene Freiheit war den Vereinigten Provinzen noch zu theuer, als daß sie ihr schon jezt wieder hätten entsagen sollen. Ueberdem ward ihr Mistrauen nicht nur durch die der Cession beigefügte Klausel wegen des Rükfalls der Niederlande an die Spanische Krone, sondern auch durch einige aufgefangene Briefe des Königs von Spanien genährt, deren Inhalt keinesweges den schönen Versprechungen der Friedensvermittler entsprach; und endlich hatte sich erst kurz zuvor eine Begebenheit ereignet, welche die Spanische Regierung und alles, was von ihr ausging, aufs neue in einem äußerst gehässigen Lichte erscheinen ließ.

Es ward zu Leiden ein verdächtiger Mensch, Namens Peter Panne oder Danne, eingezogen. Er war von Ypern gebürtig, ein Faßbinder und verdorbener Geldmäkler, und bekannte, daß er nach Holland gekommen sei, den Prinzen Moritz zu ermorden. Die Ueberredungen der Jesuiten zu Douai und seiner von ihnen gewonnenen Frau, welche ihm die Hinrichtung eines Verführers von so viel Tausend Seelen als ein sehr verdienstliches Werk angerühmt, und ihm die glänzendsten Be-

lohnungen dafür in dieser und der künftigen Welt versprochen hätten, und der Wunsch sich von der Last seiner Schulden zu befreien, wären die Hauptmotive seines gefaßten strafbaren Entschlusses gewesen. Von den Jesuiten mit dem Abendmahl und mit den Hülfsmitteln zur Reise versehen, habe er sich nach Leiden begeben, hier sei ihm sein Vorhaben plözlich Leid geworden und er habe es gänzlich aufgegeben. Die Schöppen zu Leiden verurtheilten den Unglüklichen troz seiner vorgeblichen Reue und seiner dringenden Bitten um Begnadigung (1598. 22. Jun.) zum Tode, und das Urtheil ward öffentlich durch den Druk bekannt gemacht, die Jesuiten aber läugneten die ihnen angeschuldigte Theilnahme an Panne's verbrecherischem Entschluß. Um dieselbe Zeit ward zu Ostende ein Zukkerbäkker aus Wien verhaftet, der mit gleichen Anschlägen umgegangen war.

Diese Ereignisse und die vorhin angeführten Umstände waren nicht geeignet die Generalstaaten einer Aussöhnung mit der Spanischen Regierung geneigter zu machen; und sie lehnten die ihnen dazu gemachten Anträge ab, überzeugt daß nur durch die Waffen ihre Existenz als freier Staat gesichert sein könne.

Der Erzherzog war seit der empfangenen Huldigung mit den Anstalten zur Vollziehung seiner Vermählung beschäftigt, und er beschleunigte seine Abreise nach Spanien um so mehr, je wahrscheinlicher die Schwäche und Krankheit des alten Königs dessen baldigen Tod besorgen ließen. Die Ver-

waltung der Regierungsgeschäfte während seiner Abwesenheit übertrug er dem Kardinal Andreas von Oestreich seinem Oheim, und den Oberbefehl über die bewafnete Macht erhielt Don Francisco de Mendoza Admiral von Arragonien. Darauf machte der Fürst, nachdem er die päbstliche Entbindung von seinen geistlichen Würden erhalten hatte, eine Wallfahrt nach Hall und legte vor dem Altare der dortigen wunderwirkenden Maria seinen Purpur und Kardinalshut nieder. Im Herbstmonat (1598. 12. September) trat er endlich die Reise nach Spanien an, mit einem zahlreichen Gefolge, wobei sich außer verschiedenen Niederländischen Damen, auch der Prinz von Oranien und die Grafen Barlaimont und Solre befanden, welche den Auftrag hatten, dem Könige im Namen der Provinzen zu danken und die neue Souveräne der Niederlande zu begrüßen. Er ging durch Teutschland, und besprach sich zu Prag mit seinem Bruder dem Kaiser. Darauf holte er von Grätz die Prinzessin Margarethe von Oestreich, des Kronprinzen von Spanien Braut, nebst ihrer Mutter ab, und setzte in der Gesellschaft dieser Damen die Reise nach Italien fort. Schon in Teutschland hatte er die unangenehme Nachricht von dem Tode seines Schwiegervaters erhalten, welcher am 13. September im Escurial verschieden war. Dieser Vorfall, welcher alle seine glänzenden Aussichten plözlich zu vereiteln drohete, erfüllte ihn mit nicht geringen Besorgnissen. Er wußte, daß der neue Spanische Monarch ihm abgeneigt war, weil das große Ver-

trauen, welches ihm der Vater einst bewies, die Eifersucht des Sohnes gereizt hatte, und daß mehrere Spanische Minister, besonders der Graf Fuentes, die Cession der Niederlande misbilligten. Indeß, seine Besorgnisse wurden bald zerstreut, denn er erhielt die bündigsten Versicherungen des neuen Königs, daß er das Versprechen seines Vaters erfüllen werde.

Am 15. des Weinmonats vollzog Pabst Klemens der 8. zu Ferrara die eheliche Einsegnung der beiden Brautpaare, wobei der Erzherzog die Person des Spanischen Monarchen, und der Spanische Herzog von Sesse die Infantin repräsentirte. Nach dieser Zeremonie gingen die Reisenden nach Mailand, wo sie den Winter unter häufigen Lustbarkeiten zubrachten. Erst im Frühling des folgenden Jahrs schifften sie sich zu Genua ein, und nach einer sehr glüklichen Fahrt stiegen sie an den Küsten des Königreichs Valencia (1599. 27. März) ans Land. In der Hauptstadt dieses reizenden Landes wurden bald darauf die Vermählungen Philips des dritten mit der Prinzessin Margarethe und des Erzherzogs mit der Infantin (April) vollzogen. Die Lustbarkeiten dauerten bis zu Ende des Mai's, worauf die Erzherzoge, — so nannte man von jezt an gewöhnlich das neuvermählte Fürstenpaar — nach Barcellona und von da zu Wasser nach Italien gingen. Hier beschenkte der Pabst den Erzherzog mit einem geweihten Hut und Degen, um mit diesen heiligen Insignien der Kirche ausgerüstet, desto unerschrokkener und glüklicher gegen die Niederlän-

dischen Ketzer zu kämpfen. Die Reise ward über Mailand durch die Schweiz, Graubündten und Hochburgund fortgesezt, und am 5. des Herbstmonats (1599) trafen die neuen Souveräne der Niederlande über Luxemburg zu Brüssel ein, wo sie mit grosser Pracht und glänzenden Festlichkeiten empfangen wurden. Gegen Ende des Jahres erfolgte die feierliche Huldigung der Stände, welche der Erzherzog früher nur provisorisch eingenommen hatte, und die Neuvermählten wurden als Herzoge, Grafen und Herren der verschiedenen Landschaften anerkannt. Die Stände machten bei dieser Gelegenheit verschiedene Forderungen wegen Entfernung des fremden Kriegsvolks, wegen Schleifung der angelegten Schlösser und wegen Zurüknahme der Edikte, wodurch die Einfuhr der Waaren aus den vereinigten in die katholischen Provinzen verboten war, aber die Infantin verwarf sie mit Unwillen. Dennoch erwarb diese Fürstin, obgleich eine geborne Spanierin, die Zuneigung der Niederländer in einem höheren Grade als ihr Gemahl, dessen zurükhaltendes zeremoniöses Betragen so wenig mit dem schlichten und offnen Karakter dieses Volks im Einklang war. Seine Sitten waren spanisch, er schrieb und sprach, selbst bei öffentlichen Verhandlungen, nur in dieser Sprache, und Spanische Staatsbeamten, Officiere und Hofbedienten machten seine nächste Umgebung aus. Wie wenig konnte ihn das einer Nazion empfehlen, welche alles was Spanisch hieß auf das bitterste haßte! Schon die Pracht seines Hofstaats, wel-

cher nach Art des alten Burgundiſchen Hofes einge-richtet ward, beleidigte, weil ſie ſo ſchlecht zu der Armuth und Erſchöpfung des Landes paßte, die Einſicht und geſunde Vernunft des Volks; und die Kniebeugungen, womit ſich die Regenten nach Spa-niſcher Sitte verehren ließen, empörten ſein Gefühl.

Ehe wir jezt die Erzählung der Kriegsbegeben-heiten nachholen, welche ſich während der Abwe-ſenheit des Erzherzogs in den Niederlanden ereig-net hatten, ſei es erlaubt einige Augenblikke bei der Gruft eines Fürſten zu verweilen, der faſt ein halbes Jahrhundert hindurch die wichtigſte Rolle unter den Monarchen Europa's ſpielte, und deſſen Name ſo oft in dieſer Geſchichte genannt worden iſt.

9.

Philip's des 2., Königs von Spanien, Tod.

1598.

Streng hat die Nachwelt über diesen Fürsten gerichtet. Derselbe Monarch, welchen die Schmeichelei der Zeitgenossen unter die Heroen versezte und ihn den Größten und Weisesten, den Salomo des Jahrhunderts nannte, ward von den folgenden Generationen als ein Ungeheuer dargestellt, dem auch die kleinste Tugend fehlte. Aber die Geschichte ist den Manen Philips Gerechtigkeit schuldig. Sie darf über seine Fehler und selbst über die Verbrechen, welche er an der Menschheit beging, die Vorzüge und rühmlichen Eigenschaften nicht vergessen, die ihn unter andern seines gleichen auszeichneten. Und hat er nicht jene zum Theil schon abgebüßt durch den Verlust aller süßeren Freuden des Lebens, durch die schmerzhafte Vereitlung seiner Lieblingsplane, denen er seine eigene Ruhe und das Glük seiner Völker aufopferte, und endlich durch die langen und unermeßlichen Leiden eines martervollen Todes, gegen welchen selbst der Flammentod der Schlachtopfer, die sein Fanatismus

auf den Scheiterhaufen der Inquiſition endgn ließ, eine wünſchenswerthe Wohlthat war?

Die Geſchichte der langen und ſtürmiſchen Regierung Philips iſt zugleich ein hiſtoriſches Gemälde ſeines Zeitalters, denn es ereignete ſich während derſelben kaum irgend eine wichtige Begebenheit, an welcher er nicht einen nahen oder entfernteren Antheil gehabt hätte. Er war der mächtigſte Monarch ſeiner Zeit, und ſeine Herrſchaft über alle Theile der Erde ausgebreitet. Zum Regieren ſchien er geboren, und es fehlte ihm weder an Kraft noch Willen dazu. Ohne ein glänzendes und umfaſſendes Genie zu ſein, beſaß er einen geſunden und richtigen Verſtand und einen hohen Grad von Sagacität in Erforſchung und Beurtheilung der Verhältniſſe und Erſcheinungen in der politiſchen Welt. Aber die großen Anſichten, welche ſein Geiſt zuweilen faſſen konnte, gingen in einem Gewebe von Pedanterien und Kleinlichkeiten unter, die von ſeiner Perſonalität unzertrennlich ſchienen. Er war mäßig in ſeinen Genüſſen, ſtandhaft, arbeitſam und ſo thätig, daß er ſich oft den Schlaf und jede andere Art der Erholung verſagte. Daher entging auch kein Theil ſeines weitläuftigen Reichs ſeiner Aufmerkſamkeit; die wichtigſten Angelegenheiten wurden von ihm ſelbſt bearbeitet und keine den Miniſtern allein überlaſſen, und er ſchrieb in Staatsſachen vielleicht mehr mit eigener Hand, als alle übrigen Regenten ſeiner Zeit zuſammengenommen. Mit der eiferſüchtigſten Sorgfalt bewachte er das Betragen der ober-

sten Staatsbedienten, in deren Wahl er fast immer glüklich war. Obgleich weder Feldherr noch Soldat, leitete er den Gang der Kriege, in die ihn sein despotischer Geist und seine Vergrößerungssucht unaufhörlich verwikkelten, gleich einer unsichtbaren Macht, und ohne aus dem mistischen Dunkel seines Kabinets hervorzutreten, erregte er mehr Stürme in Europa, als einst sein Vater an der Spizze seiner Heere. Dabei verstand und übte er die seinem Zeitalter so geläufige Kunst über seine Nachbarn Zwietracht und andere Kalamitäten zu bringen, und darin seine eigene Sicherheit zu gründen, wobei er von seinen Gesandten und Unterhändlern treflich bedient ward. Seine gefährliche Staatskunst und seine große Macht machten ihn allen seinen Nachbaren furchtbar; auch konnten England und Frankreich, die wir mehr als einmal wider ihn im Bunde gesehen haben, mit ihren vereinigten Kräften nichts bewirken, als höchstens seine Plane vereiteln, ohne selbst etwas von ihm zu gewinnen.

Nie hatte ein Fürst so hohe Begriffe von der königlichen Gewalt, und von der Heiligkeit des Glaubenssistems, wozu er sich bekannte. Der Titel eines katholischen Königs war ihm der ehrenvollste von allen, und als er im Anfange seiner Regierung mit dem Pabst in einen Krieg verwikkelt ward, so hielt er dies Ereigniß, so siegreich auch seine Waffen waren, für das größte Unglük, und freute sich wie ein Besiegter, als sich sein Feind zum Frieden entschloß. Dennoch erscheint sein

Eifer für den Himmel nicht ganz rein von irdischen Einmischungen, und so wie seine Religiosität größtentheils nur auf die äußeren Formen des Kultus beschränkt war, verbarg sich auch sein Egoismus nicht selten unter den geheiligten Attributen der Kirche.

Natürliche Anlagen und Selbstverläugnung hatten in Philip dem 2. einen festen und eigenthümlichen Karakter gegründet, dem er unverändert treu blieb bis zum lezten Hauche seines langsam verlöschenden Lebens; ein Vorzug, welcher ihm um so mehr unsere Achtung gewinnen muß, je seltener wir ihn unter den Fürsten, ja überhaupt unter den Menschen unserer Zeiten wiederfinden. Kein glüklicher Vorfall konnte ihn zu einem Ausbruch der Freude oder des Uebermuths hinreissen, kein Unglük ihn erschüttern; und daß der Gleichmuth, mit welchem er die Nachricht von einem erfochtenen Siege wie den Verlust einer ganzen Flotte aufnahm, nicht erkünstelt war, hat uns jene heroische Standhaftigkeit bewiesen, mit welcher er seine lezten qualvollen Leiden ertrug. Nie sah man ihn lächeln, nie sich der Freude oder den Aufwallungen eines andern reinmenschlichen Gefühls hingeben. Aber bei alle seinem Ernste und seiner kalten Klugheit, haben doch die Tirannen des menschlichen Herzens, Liebe und Eifersucht, auch auf ihn ihren Einfluß geübt und große Stürme in seiner Familie erregt, wie die Geschichten des Don Karlos, seiner Gattin der Königin Elisabeth, und der Prinzessin Eboli beweisen.

Für die Spanier schien er geboren, so wie sie für ihn. In ihm repräsentirte sich die ganze Nazionalität dieses Volks. Er war gerecht und verwaltete die Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person, wenn nicht eigenes Interesse ihn von der Ausübung dieser hohen Tugend abhielt. Auch war er oft wohlthätig und dankbar für geleistete Dienste, schätzte und beförderte die Künste und belohnte die Künstler mit königlicher Freigebigkeit. Ja er besuchte nicht selten insgeheim die Ateliers seiner Lieblingsmaler Alonso Coello und Antonio Moro, und sah mit Aufmerksamkeit ihren Arbeiten zu.

So fehlt es denn dem Gemälde von der Individualität dieses Fürsten nicht an lichten Partien, aber leider werden sie von der Schattenseite verdunkelt. Philips preiswürdige Eigenschaften waren häufig zugleich die Quelle seiner Fehler und Verbrechen, denn er schweifte über die engen Gränzen hinaus, welche zwischen den oft so nahe verwandten Tugenden und Lastern, wie zwischen Genie und Wahnsinn, gezogen sind. Die hohe Idee von der Erhabenheit des Standpunkts, auf welchen das Schikſal ihn gestellt hatte, machte ihn zum Despoten, und sein Streben nach Größe artete in eine unersättliche Vergrößerungssucht aus. Die kleinste Widersezlichkeit gegen seinen Willen war ihm Empörung und Hochverrath; er forderte unbedingten Gehorsam, und konnte kein Vorrecht dulden, welches die Ausübung seiner Herrschaft beschränkte. Sein großes Reich genügte seiner Herrschsucht nicht. Er hätte gern die ganze Welt

zu seinen Füßen gesehen, und selbst den Geistern seine Fesseln angelegt. Daher strebte er unaufhörlich nach Vergrößerung seiner ausgebreiteten Macht, und opferte dieser unglüklichen Leidenschaft, die ihn in immerwährende Kriege verwikkelte, das Leben und Glük seiner Unterthanen auf. Dieselbe Tendenz und dieselben Motive hatte auch seine Sorgfalt und Thätigkeit in den Regierungsgeschäften; denn indem er diese verwaltete, lagen ihm nicht die Sicherheit und der bürgerliche Wohlstand seiner Völker am Herzen, sondern er hatte nur die Vermehrung der Hülfsmittel zur Befriedigung seiner Lieblingsneigung zum Zwek. Bei der Ausführung seiner Plane war ihm kein Mittel zu verächtlich und ruchlos, und wo Unterhandlungen oder eine offene Fehde ihn nicht an das Ziel seiner Wünsche führen konnten, da gebrauchte er Verrätherei und Meuchelmord.

Seine Rachsucht war gränzenlos und unversöhnlich: und eben so unbegränzt sein Mistrauen, welches nicht selten diejenigen am meisten traf, welche sich die größten Verdienste um ihn erworben hatten. Der Tod seiner dritten Gattin Elisabeth von Valois, seines Sohnes Don Carlos, des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, und vielleicht selbst Don Juans und des Herzogs von Parma, sind eben so viel Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Unter den Eigenthümlichkeiten dieses Fürsten sticht sein wilder Religioneifer hervor, welcher um so furchtbarer war, da er nicht in einem durch

Schwärmerei exaltirten Gemüth oder in dem Zeitgeist seinen Ursprung hatte, sondern eine Frucht der kalten Ueberlegung war. Der Katholicismus schien die sicherste Regide der unumschränkten Gewalt, der Protestantismus ihr gefährlichster Feind; jenen in seiner vollen Reinheit zu erhalten, mußte also schon aus diesem Grunde das eifrigste Bestreben eines Fürsten sein, der durchaus keinen Eingrif in seine Allgewalt dulden konnte. Die nächste Wirkung seines Fanatismus war die höchste Unduldsamkeit gegen jede Glaubensmeinung, die von dem katholischen Kultus abwich. Er erklärte, daß Gott ihn zum Beschüzzer seiner, das ist der katholischen Kirche berufen habe, und mehr als Kronen gelte ihm diese heilige Bestimmung. Für den Kezzer war keine Gnade bei ihm zu hoffen. „Ich will lieber gar nicht, als über Kezzer herrschen!" sagte er einst zu den Niederländischen Deputirten. Und einem unglüklichen Edelmann, der zu Valladolid wegen angeblicher Kezzerei zum Richtplaz geführt ward, und ihn um sein Leben bat, erwiederte er mit empörender Härte: „hätte mein Sohn sich eines ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht als Ihr, so würde ich mit eigenen Händen Holz zu seinem Scheiterhaufen tragen!" So sah er ohne Rührung das Blut der Unglüklichen fließen, die dem Katholicismus entsagt hatten, und nie waren die Richterstühle der Inquisition thätiger, nie flammten ihre Scheiterhaufen öfter, als unter seiner Regierung. Lieber verlor er, seinen Grundsäzzen getreu, ein schönes Land wie die Niederlande, ehe er

den Bewohnern desselben eine Vergünstigung in Absicht der Religion gewährte.

Dieser mächtige Monarch, der Beherrscher des größten Reichs der Erde zu jener Zeit, war ein höchst unglüklicher Mensch. Das mistische Gewölk eines neuen strengen Zeremoniels, welches sein Fürstenstolz um ihn her schuf, hatte sein freudenloses Gemüth noch finsterer und unzugänglicher für die Gefühle des [illegible] gemacht. Es zog eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihm und der übrigen lebendigen Welt, die er nicht genießen, sondern nur beherrschen wollte, und indem es zugleich jeder sanften menschlichen Empfindung den Eingang zu seinem Herzen verschloß, waren die Würde und der traurige Pomp der Majestät, woran es ihn unaufhörlich erinnerte, der einzige unbeneidete Genuß, welchen er kannte. Dabei mußte er die Kränkung erfahren, fast alle Entwürfe zu seiner Machtvergrößerung und zur Vermehrung der Ländermasse, über welche er herrschte, scheitern zu sehen. England, Frankreich und Teutschland entgingen seinen Nachstellungen. Nur Portugal ward zur Unterwerfung gezwungen; aber die ungeheure Summe von 564 Millionen Pesos und das Blut von mehr als hunderttausend Soldaten konnten ihn nicht wieder in den Besiz seiner abgefallenen Niederländischen Provinzen sezen. Die Schäzze Indiens und die besten Soldaten der damaligen Welt, alle Ränke und Machiavellischen Staatskünste vermochten nichts wider eine Handvoll verachteter mishandelter Menschen auf einem klei-

nen und armen Flek Erde, und ihr entschlossener Widerstand schlug der mächtigen Spanischen Monarchie eine unheilbare Wunde.

Mit allen seinen treflichen Regententugenden hatte Philip zulezt weder seine Macht vergrößert noch sein Reich blühender und seine Unterthanen glüklicher gemacht, sondern durch politische Misgriffe das Gegentheil bewirkt. Er erlebte das Sinken des kolossalen Staatsgebäudes, welches die Tapferkeit, die List und das Glük seiner Vorfahren aufgeführt hatten, und der reichste Fürst Europa's, der Besizzer der unerschöpflichen Goldquellen Indien's, sah sich am Ende seiner Laufbahn ohne Kredit und mit einer ungeheuern Schuldenlast bedekt. Er achtete das Geld nicht, ob er es gleich für den Hebel seiner Macht ansah, und seine Sparsamkeit in Privatverhältnissen verwandelte sich in die gränzenloseste Verschwendung, so bald es auf die Ausführung seiner excentrischen Plane ankam. Seine Intrigen in Frankreich, wo er ein thörichtes Fanatom verfolgte, der Niederländische Krieg, und die Erbauung des Eskurials, dieses schwermüthig-prachtvollen Denkmals der Bigotterie und Eitelkeit, haben Milliarden Goldes verschlungen.

Zu den sonderbaren Erscheinungen in Philips Regierung gehört das entschiedene Unglük, welches gleich einem feindlichen Dämon seine Marine und alle seine Unternehmungen zur See verfolgte. Gleich im Anfange derselben, auf seiner Reise aus den Niederlanden nach Spanien im Jahre 1559, ward der größte Theil des ihn begleitenden Geschwa-

derk, ja selbst das Schiff, welches ihn trug, von den Wellen verschlungen, und kaum gelang es ihm für seine Person, sich aus dem Schifbruch an das Ufer zu retten. Fast alle Kriegsflotten, die er in der Folge wider seine Feinde ausfandte, wurden entweder durch die Waffen oder durch Stürme zerstört, und so lange er Beherrscher Portugals war, erreichte fast nie eine Indische Flotte ohne Verlust den Hafen von Lissabon.

Doch kein Unfall, kein Mislingen eines Lieblingsprojekts, kein Verlust einer lange genährten Hofnung konnte seine Standhaftigkeit erschüttern, selbst der physische Schmerz verlor an ihm seine Kraft und er ertrug die Foltern eines langen und martervollen Krankenbettes mit einer Stärke und Resignation, die unsere Bewunderung und unsere Theilnahme zugleich ansprechen. Gicht und Fieber hatten zwei Jahre hindurch abwechselnd an seinem Leben genagt und seine sonst dauerhafte Gesundheit zerstört, aber troz der heftigsten Schmerzen blieb er stets thätig und sein Geist kraftvoll und ungebeugt. Gegen den Sommer 1598 nahm seine Krankheit zu, und verhinderte ihn an der Feier des Johannesfests Theil zu nehmen. Er fühlte, daß seine Rolle bald ausgespielt sein werde, und ließ sich, wider den Rath der Aerzte, in einer Sänfte von Madrid nach dem Eskurial tragen, wo er sterben wollte. Die Entfernung beider Orte von einander beträgt nur sechs Meilen, dennoch vergingen acht Tage über der Reise dahin, weil der

Kranke keine schnellere Bewegung ertragen konnte. Nach einem schwachen Anschein von Besserung fanden sich die Anfälle der Sicht mit verdoppelter Heftigkeit wieder ein, und es erzeugte sich ein Abscess auf dem rechten Schenkel, welcher dem Kranken Tag und Nacht die brennendsten Schmerzen verursachte. Endlich öfnete man das Geschwür auf den Rath des Arztes Olia von Toledo, und es erfolgte ein Nachlaß der Schmerzen. Aber bald darauf bildeten sich auf der Brust vier neue Geschwüre, und als sie göfnet wurden, gaben sie einen stinkenden Eiter und eine solche Menge von Läusen von sich, daß mehrere Personen den davon bedekten Leib des Kranken nicht reinigen konnten. In diesem schauderhaften Zustande lag er drei und funfzig Tage auf dem Rükken ausgestrekt ohne Klage und Ungeduld, und erwartete ruhig das Ende seiner entsezlichen Leiden. Aus den Händen des designirten Erzbischofs von Toledo, Garzias Lojola, welcher seines Sohnes Philips des 3. Lehrer gewesen war, empfing er die Sakramente.

Zwei Tage vor seinem Tode lies er seine beiden noch lebenden Kinder, den Thronerben Philip und die Infantin Clara Isabella Eugenie, an sein Lager kommen, unterhielt sich mit ihnen über das traurige Loos der Fürsten, wovon er sich selbst zum Beispiel aufstellte, und empfahl ihnen die Erhaltung der katholischen Religion und das Wohl der Völker, die sie beherrschen sollten. Darauf überreichte er seiner Tochter ein kostbares Geschmeide

als ein Vermächtniß ihrer Mutter; und seinem Sohne eine Schrift, welche eine Anweisung seine Völker gut zu regieren enthielt, und deren Verfasser er selbst war. Auch zeigte er ihm eine Geissel, die noch mit dem Blute seines Vaters Karls des V. gefärbt war. Nachdem er darauf seinen Kindern seinen Segen ertheilt hatte, lies er einen Aufsaz vorlesen, worin er genau bestimmt hatte, wie es nach seinem Tode mit der Eröfnung seines Körpers, wobei keiner als sein lezter Liebling Don Christoval de Muro zugegen sein sollte, mit seinem Begräbniß, mit den Obsequien und der Haustrauer gehalten werden sollte. Er befahl, verschiedene Staatsgefangene zu entlassen, und alle, die wegen Jagdverbrechen verhaftet waren, in Freiheit zu sezzen; den zum Tode Verurtheilten schenkte er das Leben. Zulezt empfahl er noch seinem Sohne seinen Günstling Don Muro.

Nach Beendigung dieses lezten irdischen Akts lies er seinen Sarg vor sein Bette bringen, und einen Todtenkopf mit seiner goldenen Krone, als ein Symbol der Vergänglichkeit menschlicher Größe und Herrlichkeit, neben sich auf den Tisch stellen. Darauf nahm er ein Kruzifix, dasselbe, welches sein Vater in der Stunde seines Todes in seiner Hand gehalten hatte, legte es auf seine Brust und verschied endlich unter religiösen Uebungen, (1598) Sonntags den 13. September Morgens um sechs Uhr in einem Alter von 71 Jahren und 4 Monaten und nach einer drei und vierzigjährigen Regierung, in

demſelben Monat, worin auch ſein Vater geendet hatte. Sein Leichnam ward ohne großen Pomp im Panthéon des Escurials, neben den Gebeinen ſeines Vaters und ſeiner vierten Gattin Anna von Oeſtreich, wie er es verordnet hatte, beigeſezt, dagegen wurden ihm zu Madrid ſehr feierliche und prachtvolle Funeralien gehalten. Er hatte einen kleinen aber regelmäßig geformten Körper; ein ernſtes aber angenehmes Geſicht, eine hohe Stirn, eine bleiche Geſichtsfarbe, blondes Haar, und ſtarke Lippen wie die meiſten Sprößlinge des Oeſtreichſchen Hauſes. Bei einer ſchwächlichen Konſtitution und einer raſtloſen Thätigkeit, genoß er lange einer dauerhaften Geſundheit, und brachte ſein Leben höher wie die meiſten ſeines Geſchlechts. Viermal war er verheirathet geweſen, aber von allen aus dieſen verſchiedenen Ehen erzeugten Kindern lebten bei ſeinem Tode nur noch zwei; die Infantin Clara Iſabella Eugenie und Don Philip, jene die Tochter ſeiner dritten Gattin Eliſabeth von Valois, und dieſer der Sohn der vierten, Anna von Oeſtreich. Seine beiden erſten Gemahlinnen waren Maria Infantin von Portugal ſeine Couſine, und die Königin Marie von England.

Don Philip ſein Nachfolger, geboren im Jahre 1570, welcher unter dem Namen Philip 3. den Spaniſchen Thron beſtieg, war ein an Geiſt und Körper ſchwacher Fürſt, und weder auf ihn noch auf irgend einen der ſpäteren Spaniſchen Monarchen aus der Oeſtreichſchen Dinaſtie erbten Karls des 5. und Philips des 2. Regententugenden fort.

Philip der 2. hatte durch seinen Despotismus und Religionseifer die Vereinigten Niederländer zur Freiheit berufen. Durch seinen Tod verloren sie ihren gefährlichsten und unversöhnlichsten Feind. Viele aus diesem rechtlichen Volke glaubten sich erst jezt von der Verbindlichkeit des Eides der Treue befreit, welchen sie ihm einst geleistet hatten.

10.

Der Kardinal Andreas von Oeſtreich und Don Francisco de Mendoza Admiral von Arragonien.

1598 und 1599.

Wir kehren jezt von der Gruft Philips des 2. wieder auf den Schauplaz des Niederländiſchen Kriegs zurük. Der Urheber dieſes unglüklichen Kriegs war jezt dahin, aber die Flamme, welche er angezündet hatte, wüthete auch nach ſeinem Tode noch fort.

Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß der Erzherzog Albert vor ſeiner Abreiſe nach Spanien ſeinem Verwandten dem Kardinal Andreas von Oeſtreich die Verwaltung der Staatsgeſchäfte in den Niederlanden während ſeiner Abweſenheit, und dem Admiral Mendoza den Oberbefehl über das Kriegsheer auftrug. Andreas war der Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Oeſtreich Grafen von Tirol und der Philippine Welſer, Tochter des Augsburger Patriziers Anton Welſer, der ſchönſten Blondine ihrer Zeit. Er war ein geſchikter Staatsmann, hatte ſeinen Geiſt mit vielen wiſſens

schaftlichen Kenntnissen bereichert, und genoß der Achtung des Römischen Hofes. Der Admiral, aus einem vornehmen Spanischen Hause entsprossen, galt für einen erfahrnen Feldherrn, aber sein Stolz und ein hartes Gemüth machten ihn verhaßt, und seine bigotte Frömmigkeit ward oft seinen Untergebenen selbst ein Gegenstand des Spottes über ihn.

Die Niederländer hatten den vorjährigen Feldzug siegreich beschlossen. Weniger begünstigte das Glük ihre Waffen bei verschiedenen kriegerischen Unternehmungen, welche im Anfange des gegenwärtigen Jahrs, (1598) noch vor der Abreise des Erzherzogs, ausgeführt wurden. Ein Versuch des Befehlhabers von Bergenopzoom, sich des benachbarten Schlosses Wouw durch Verrätherei zu bemächtigen, mislang eben so wohl als ein projektirter Zug des Prinzen Moritz (März) nach Flandern, und ein Ueberfall auf das Spanische Fußvolk im Limburgschen. Auch der Anschlag, ein feindliches Convoi im Jülichschen wegzunehmen schlug fehl; und das Fort Patientie bei Biersliet in Flandern ward von einigen meineidigen Franzosen unter der Besazzung an die Spanier verkauft. Ein kleiner Vortheil zur See entschädigte die Niederländer für diesen Verlust.

Der Admiral Pretendona war mit acht und dreißig Schiffen aus Spanien gesegelt, um 4000 Spanische Soldaten unter Don Sancho de Leiva, Gabrial Andrada und Juan Velasco nach den Niederlanden über zu führen. Er war angewiesen, bei Calais, welches sich damals noch in Spanischen

Händen befand, zu landen, aber eines seiner Schiffe, mit 150 Soldaten unter Alfonso Sancho Villareale am Bord, ward an der Französischen Küste von den Niederländischen Kreuzern genommen. Zwei andere mit Gütern beladene Fahrzeuge fielen bei der Rükkehr der Flotte nach Spanien ebenfalls in ihre Gewalt und wurden für gute Prisen erklärt.

Die bei Calais ausgeschifften Spanischen Truppen marschirten nach Brüssel, und die Anzahl aller in den Niederlanden jezt befindlichen Spanischen Nazionalsoldaten ward auf 10000 Mann geschäzt. Dazu kamen noch die Italiäner, Wallonen, Teutschen und Burgunder im Dienste Spaniens, welche zusammen genommen eine sehr ansehnliche Kriegsmacht bildeten. Hätten nur die Fonds zur Erhaltung dieser Truppen mit ihrer Menge in richtigem Verhältniß gestanden. Aber es fehlte der Regierung an Mitteln ihnen den Sold auszahlen zu können und dadurch wurden sie zur Unzufriedenheit veranlaßt, welche Gelegenheit zu einer neuen Empörung gab. Sie brach zuerst in Geldern aus, und verbreitete sich von da nach Grave, Wachtendonk, Cambrai, Lier, Antwerpen, Sluis, Sas van Gent, und selbst über die Besazzungen in den eroberten Französischen Pläzzen, welche zu Folge des Friedens von Vervins an Frankreich zurükgegeben werden sollten, deren Räumung aber die empörten Truppen verweigerten, bis sie ihren rükständigen Sold empfangen hätten.

Die gröſten Ausſchweifungen beging die Beſazzung des Antwerpener Schloſſes, welche in zwei und zwanzig Monat keinen Sold erhalten hatte. Sie entſezte ihren Befehlshaber Don Auguſtin de Mexia, und wählte einen gemeinen Soldaten zum Electo; vereinigte ſich darauf mit der Beſazzung von Lier, und machte gemeinſchaftlich mit dieſer die ausſchweifendſten Forderungen an die Stadt. Nicht nur Geld, Tuch, Kleidungsſtükke und Hausgeräth, auch Gegenſtände des Luxus, ja ſogar Freudenmädchen wurden verlangt. Zu jeder neuen Requiſition ward das Signal durch Kanonenſchüſſe auf die Stadt und das Rathhaus gegeben, welche ſo lange fortgeſezt wurden, bis eine Deputation der Bürgerſchaft auf der Citadelle erſchien und ſich nach den Bedürfniſſen der Herren Soldaten erkundigte. Viele Einwohner, ähnliche Mishandlungen befürchtend als ehemals, verließen die Stadt, und die Bürgerſchaft, um ſich Ruhe und Sicherheit zu erkaufen, war gezwungen nicht nur die rükſtändigen Forderungen der Schloßbeſazzung zu bezahlen, ſondern ſie auch für die Zukunft in Sold zu nehmen.

Nach mancherlei vergeblichen Bemühungen gelang es endlich dem Erzherzog, auch die übrigen empörten Beſazzungen durch Geld und Verſprechungen zu beruhigen. Aber der Funke zu künftigen Rebellionen ward nicht erſtikt, und ſchlug noch oft in neue Flammen auf; denn die Leichtigkeit, ihre Forderungen ungeſtraft ertrozzen zu können, reizte die Soldaten zu immer verwegenern und

strafbarern Verletzungen des Gehorsams und der Subordination.

Während auf diese Art die ehemals so strenge und musterhafte Kriegszucht in den Spanischen Heeren immer mehr aufgelöst, und dadurch der Werth und die innere Stärke dieser Truppen so sehr vermindert ward: arbeitete man in den Vereinigten Niederlanden mit dem glücklichsten Erfolge an einer besseren Organisation der bewafneten Macht. Schon im vergangenen Jahre war der Sold der Truppen erhöhet und jedem Regimente eine Provinz angewiesen worden, von welcher es seine Besoldung jeden Monat richtig empfing. Zugleich mit der prompten Auszahlung des Soldes ward auch eine strengere Disciplin eingeführt; und die ganze Militärverfassung erhielt eine veränderte und sehr verbesserte Gestalt, selbst in Hinsicht der Bekleidung und Bewafnung der Soldaten, welche besser und zweckmäßiger eingerichtet und mehr für das praktische Bedürfniß modificirt wurden. Die Musketiere und Arkebusiere, welche bisher Hüte getragen hatten, erhielten einen eisernen Helm zur Kopfbedekkung, und die Musketen wurden leichter, bequemer und zu einem leichteren Kaliber gemacht. Ein eigenes Reglement schrieb die Bewegungen mit der Muskete und Pike vor, um ihnen mehr Einheit und Zweckmäßigkeit zu geben. Die Schöpfer dieser verbesserten Einrichtung waren Prinz Moritz und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau. Jener, der nie einen andern Lehrer in der Kriegskunst gehabt hatte als sein Genie und seine Erfah-

tung, ward jezt selbst ein Lehrer dieser schweren Kunst für andere, und machte sein Lager zu einer Schule, welche von dem auswärtigen Adel häufig besucht und benuzt ward. Auch Graf Wilhelm Ludwig hatte sich durch Studium und Erfahrung zu einem treflichen Feldherrn gebildet und brachte mit glüklichem Erfolge in Anwendung was er Gutes und Nüzliches über die Szienz, welche er praktisch übte, aus den klassischen Werken der Griechen und Römer aufgefaßt hatte. —

Der größte Theil des Sommers war indeß vergangen, ohne daß sich auf der Bühne des Kriegs irgend ein wichtiger und entscheidender Auftritt ereignet hatte. An Truppen zu einer großen Unternehmung fehlte es dem Erzherzog nicht, denn der Friede von Vervins erlaubte ihm seine ganze Macht gegen die Niederländer zu verwenden; aber die Fonds zu ihrer Unterhaltung im Felde waren unzureichend. Endlich als er sich die Lezteren verschaft und den Aufstand der empörten Besazzungen gestillt hatte, zog er in Brabant ein zahlreiches Heer zusammen. Es bestand aus 62 Fahnen Spanier unter Don Alonso Davalos und 2 Fahnen Irländer, aus den Wallonenregimentern Barlotte, Boucquoi, Assicourt und Hoogstraten, aus Stanlei's Englischem Regimente und vier Regimentern Hochteutsche unter Bye, Schlegel, Barlaimont und Graf Friedrich von Berg, und an Reiterei aus 6 Kornetten Albaneser, 7 Kornetten Spanischer Speerreiter, 2 Kornetten Wallonische Reiter unter Graf Adolf und 5 Kornetten Küraſſiere unter

Graf Heinrich von Berg, und aus 8 Kornetten Spanische und Italiänische Karabinire, welche zusammen 20000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter betrugen. Graf Friedrich von Berg war Feldmarschal und Don Luis de Velasco Feldzeugmeister. Zum Obergeneral des Heers ernannte der Erzherzog den Admiral Mendoza, weil er eben im Begrif stand seine Reise nach Spanien anzutreten, und gab ihm Befehl über den Rhein zu gehen und in die Vereinigten Provinzen einzubrechen.

In den ersten Tagen des Herbstmonats (1598) ging der Admiral über die Maas, durchzog die neutralen Jülichschen, Clevischen und Cölnischen Länder, troz der Klagen der Teutschen über die Verlezzung des Reichsgebiets, und ging zwischen Bonn und Cöln auf einer Schifbrükke über den Rhein. Hierauf senkte sich sein Heer am linken Ufer des Stroms herab, und umringte das Clevische Städtchen Orsoi mit seinem Schlosse, worin ein Detaschement Clevischer Milizen oder sogenannter Hahnenfedern lag. Mendoza in eigener Person, neben sich zur Rechten drei Kapuziner und zur Linken den Henker mit dem Strikke in der Hand, forderte die Besazzung des Schlosses auf, und ließ ihr die Wahl zwischen augenbliklicher Uebergabe oder schimpflichem Tod. Zu schwach zum Widerstande wählte sie das erstere, worauf der Spanische Feldherr als Sieger einzog, und troz der Protestationen der Clevischen Beamten Stadt und Schloß in Besiz nahm. Die angefangene Fortification des Plazzes ward vollendet, und auch

das benachbarte Dorf Walsum am rechten Rheinufer mit Vertheidigungswerken versehen, um zu einem Stützpunkt des Heers zu dienen und die Gemeinschaft mit dem Rhein zu sichern.

Die ersten Bewegungen des Admirals waren für den Prinzen Moritz das Signal gewesen, auch seine Truppen zusammen zu ziehen, und für die Sicherheit der Gränzen zu sorgen. Er besichtigte die wichtigsten Plätze an der Yssel, und sezte sie in Vertheidigungsstand; die Besazzungen von Zütphen, Brevort, Grol und Lingen wurden verstärkt, und Graf Hohenlohe besezte das Bommeleerward zwischen der Maas und Waal. Der Prinz selbst, zu schwach dem überlegenen Feinde im offenen Felde widerstehen zu können, denn sein ganzes Korps bestand nur aus 6000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern, bezog bei Altsevenaer auf dem sogenannten Geldrischen Werder, einer Insel auf der rechten Seite der Betau, ein festes Lager. Der ganze Werder ward umschanzt und mit 26 Feuerschlünden besezt, worunter sich 10 schwere Doppelkarthaunen befanden, und eine Schifbrükke auf jeder Seite des Lagers verband ihn mit dem festen Lande der Betau, und diente zur Communication mit der dort stehenden Reiterei. Zugleich wurden große Depot's von Pulver und reichgefüllte Magazine angelegt, und da in dem benachbarten Nimegen die Pest wütete, stellte man zwei erfahrne Aerzte mit 150 Gulden monatlichem Gehalt als Pestmeister im Lager an und traf zwekmäßige Anstalten zur Verpfle-

gung der Kranken. So vorbereitet erwartete Prinz Moritz des Feindes fernere Unternehmungen.

Die Meinungen der feindlichen Feldherren, über das was nach der Besitznahme von Orsoi gethan werden müsse, waren getheilt. Don Ludwig de Velasco rieth, den Niederländischen Feldherrn auf dem Geldrischen Werder anzugreifen, und habe man ihn aus seinem Posten verdrängt, geraden Wegs nach Holland vorzudringen, um den Feind an der Quelle seines Lebens zu verwunden. Dawider erhob sich der Feldmarschal Graf Friedrich von Berg und schlug vor, den Rhein zu verlassen und nach der Ems hinab zu ziehen, um sich des Besitzes der Stadt Emden zu versichern, welche mit ihrem Schutzherrn dem Grafen von Ostfriesland in langwierige Streitigkeiten verwikkelt war und von den Generalstaaten gegen ihn unterstützt ward. Diese Verschiedenheit der Meinungen erzeugte eine Stokkung in den Operazionen und eine Zögerung, welche Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zur Folge hatte, woraus Unzufriedenheit, Ungehorsam und Unordnungen unter den Truppen entstanden. Die Grafen Friedrich von Berg und Boucquoi führten drei Regimenter in die benachbarten Reichsländer, wo der zügellose Soldat sich die ärgsten Ausschweifungen erlaubte. Kornfelder und Waldungen wurden verwüstet, die Dörfer verheert, die Landleute verjagt und vorzüglich alle Nichtkatholiken auf das äusserste mishandelt. Die Spanischen Befehlshaber wollten oder konnten diese Ausschweifungen nicht hindern, aber

bald rächten sie sich selbst, denn indem dadurch die Quellen des Unterhalts für das Heer muthwillig vernichtet wurden, vergrößerten sie den Mangel desselben, welcher aufs Höchste stieg, als sich die Niederländer verschiedener für das Spanische Lager bestimmten Convoi's mit Lebensmitteln bemächtigten und ein Sturm die Schifbrükke bei Orsol zerriß und forttrieb und dadurch ihre Gemeinschaft mit dem rechten Rheinufer unterbrach. Zu den übrigen Unordnungen, welche die Theurung und Seltenheit der Lebensmittel im Spanischen Heere bewirkten, gesellte sich jezt auch eine starke Desertion des Kriegsvolks. Es lief in ganzen Schaaren davon, ja es entwichen einst auf einmal 500 Spanier, welche nach der Mosel zogen und sich ihren Verfolgern mit den Waffen in der Hand widersezten.

Diese Unfälle bestimmten Mendoza, Rheinbergen zu belagern, um durch die Eroberung dieser Stadt eine sichere Verbindung mit dem rechten Rheinufer zu gewinnen. Die Festungswerke um die Stadt waren sehr vernachläßigt, und die Pest, welche darin wüthete, hatte die Besazzung bis auf 600 Köpfe aufgerieben. Prinz Moritz verstärkte sich jedoch mit drei Fahnen Fußvolks. Am 9. des Weinmonats berennte das Spanische Heer Rheinbergen und Alfonso Davalos forderte die Besazzung zur Uebergabe auf. Aber der Befehlshaber Schaef, welcher kurz darauf ein Raub der Pest ward, ertheilte eine abschlägige Antwort. Jezt wurden die Laufgraben eröfnet, und die Stadt

ward besonders von der Seite des Rheinthors heftig beschossen. Nach einigen Tagen (14. Oktober) erfolgte eine abermalige Aufforderung. Der Rath war auch zu einer Unterhandlung geneigt, aber die Hauptleute ertheilten dem Parlementär zur Antwort: Sie wollten die Stadt für Gott, den Prinzen Moritz und die Generalstaaten bis auf den lezten Mann behaupten. Die Beschießung ward darauf mit verdoppelter Heftigkeit fortgesezt. Endlich schlägt eine feindliche Kugel in den Pulverthurm und sprengt eine Masse von 150 Centner Pulver mit einem entsezlichen Schlage in die Luft. Die Explosion zerschmettert die zunächst gelegenen Häuser, wirft einen Theil der Stadtmauer um, und Lukas Hedding, seit Schacks Tode Befehlshaber in der Stadt, ward unter den Trümmern begraben. Dieses unglükliche Ereigniß erschütterte die Standhaftigkeit der Besazzung, und sie übergab die Feste unter der Bedingung eines freien Abzugs, wobei sie sich jedoch verpflichten mußte, in vier Monat nicht wider den Erzherzog zu dienen. Eine sonderbare Erscheinung war es, daß von dem Augenblikke der Explosion an die Pest in der Stadt aufhörte.

Während der Belagerung Rheinbergens hatte der bei Orsoi zurükgebliebene Theil des Spanischen Heers verschiedene Streifzüge durch Zütphen und Oberissel gemacht, und zugleich das dazwischen liegende Teutsche Gebiet mit Raub und Mord erfüllt. Eine Spanische Partei rükt vor das dem Grafen Ulrich von Falkenstein zugehörige Schloß

Broik. Der Graf wird aufgefordert, sich und sein Schloß unter Spanischen Schuz zu stellen. Er schlägt es aus, weil schon die bestehende Neutralität ihm Schuz gewähren müsse. Sogleich wird das Schloß beschossen und gezwungen sich nach einer kurzen Gegenwehr zu ergeben, (1598. 21. Oktober) wobei jedoch dem Grafen Sicherheit des Lebens und Eigenthums zugesagt wird. Aber so bald die Spanier sich im Besiz des Schlosses sehn, wird nicht nur wider das gegebene Wort der größte Theil der Besazzung erschlagen, sondern auch der Graf selbst in einer benachbarten Mühle ermordet und sein Schloß der Plünderung preisgegeben. Mendoza's Rachsucht veranlaßte diese verruchte That, denn der Graf, welcher ein Kalvinist war, hatte nicht nur zuweilen den Streifereien der Spanier auf dem neutralen Reichsgebiet Einhalt gethan, sondern auch in den Versammlungen der Jülich-Clevischen Landstände dem Spanischen Interesse entgegen gewirkt.

Nach der Eroberung des Schlosses Broik schritt Mendoza in seinen Gewaltthätigkeiten fort. Er zwang die Stadt Wesel eine Spanische Besazzung aufzunehmen, den katholischen Kultus wieder einzuführen und 100000 Thaler nebst einer großen Masse Getreide zu liefern. Darauf wurden die Städte Rees und Emmerich okkupirt, und endlich Pfelburg eingenommen. Prinz Moritz, welcher noch immer in seinem verschanzten Lager auf dem Geldrischen Werder stand und theils aus Mangel an Mannschaft, theils aus Besorgniß Holland ei-

ner Invasion bloßzustellen, keine offensiven Operazionen wagen durfte, beschloß den sich nähernden Feind durch eine Ueberschwemmung entfernt zu halten. Er befahl daher den Rheindamm oberhalb Emmerich zu durchstechen, und die Wasser des Stroms über die Gegenden zwischen ihm und dem Feinde auszugießen. Aber die Spanier vereitelten dieses Vorhaben, denn sie verjagten mit ihrem Geschüz die ausgesandten Arbeiter. Moritz besezte hierauf verschiedene neutrale Clevische Plätze, damit sich die Feinde ihrer nicht bemächtigen sollten, von denen er, da sie ihm so nahe standen, jezt täglich angegriffen zu werden erwartete. Der Admiral wollte jedoch, troz seiner überlegenen Macht, keinen Angrif wagen, und es blieb daher bei hänfigen Scharmüzzeln, worin meistentheils die Niederländer den Sieg davon trugen. Endlich wandte sich der Spanische Feldherr nach der Issel. Moritz folgte ihm dahin, sezte sich vor Doesburg, und verschloß ihm dadurch den Eingang in die Betau. Mendoza beschoß darauf das Städtchen Deutichem, und bemächtigte sich (9. November) desselben durch Kapitulation. Zwei Tage nachher (11. November) ergab sich das Schloß Schuilenburg den Spaniern, und die kleine Besazzung desselben erhielt die Erlaubniß mit Stökken in der Hand abzuziehen. Jezt erwartete Prinz Moritz aufs neue bei Doesburg angegriffen zu werden, aber es geschah nicht, denn der Kardinal Andreas, von dem traurigen Zustande des Spanischen Heers unterrichtet, wo der Mangel so groß war, daß die Soldaten oft in fünf Tagen

kein Brod erhielten, hatte dem Admiral Befehl ertheilt, mit allen weitern Unternehmungen einzuhalten, die Truppen zurük zu führen und die Winterquartiere auf dem Teutschen Reichsboden zu beziehen, um den Provinzen Flandern und Brabant die ihren Ständen von dem Erzherzog versprochene Erleichterung zu verschaffen. Der Admiral zog sich also nach Westphalen zurük, nicht ohne bedeutenden Verlust, denn er ward von den Niederländern verfolgt, welche auch die Spanische Besazzung aus Emmerich (8. Dezember) vertrieben, und diese Stadt den Clevischen Ständen zurükgaben. Hierauf verlegte er ebenfalls den gröſten Theil seines bei Doesburg stehenden Korps in die Winterquartiere, und begab sich (18. Dezemb.) nach dem Haag, um mit den Generalstaaten die Maßregeln zu einer Vermehrung des Kriegsvolks zu verabreden.

Mendoza hatte mit seinen Truppen das Stift Münster, die Herrschaft Reklingshausen, die Grafschaften Bentheim und Mark und die Herzogthümer Cleve und Berg überschwemmt. Alle diese Länder, die Staaten befreundeter Fürsten, wurden der Discretion eines zügellosen Militärs ohne Disziplin und Gehorsam überlassen, und auf eine Art mishandelt, wovon man glüklicherweise in der Geschichte gesitteter Nazionen nur wenige Beispiele findet. Raub, Erpressungen, Mord, die brutalsten Mishandlungen des weiblichen Geschlechts, und andere ähnliche Gräuel, wovon das Abmahnungsschreiben des Kaisers an den Admiral Mendoza die schauderhaftesten und empörendsten Details enthält, wur-

den täglich gräbt und blieben ungestraft. Vorzüglich litten die Clevischen Lande unter dieser schrecklichen Plage. Der Herzog war blödsinnig, von seinen Räthen waren viele der Spanier Freunde, und unter den Ständen herrschte Uneinigkeit wegen der Verschiedenheit der Religionen. Keiner nahm sich des unglücklichen Landes an. Endlich bewog die Prinzessin Sibille, des blödsinnigen Herzogs Schwester, die Stände, Truppen zu werben und bei den Westphälischen Kreisständen Hülfe zu suchen. Der Graf von der Lippe, Oberster des Kreises, berief hierauf eine Versammlung der Kreisstände nach Dortmund, worin beschlossen ward, den Beistand der Kreis- und anderer benachbarter Fürsten und des Kaisers selbst aufzurufen. Zugleich begab sich eine Deputation der Versammlung zu dem Admiral Mendoza und trug ihm die Klagen der gemishandelten Landschaften über die Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten seiner Truppen vor. Aber der stolze Spanier achtete ihrer Vorstellungen nicht. „Ich bin ein Feind der Lutheraner, erwiederte er, und von Gott in diese Länder gesandt, die so lange ungestraft gebliebene Ketzerei und Ruchlosigkeit auszurotten!“ Mit diesem Bescheide mußten die Deputirten abziehen, und ihren gerechten Beschwerden ward nicht abgeholfen.

Gegen Ende des Jahrs (30. Dezemb.) erschien ein hartes Abmahnungsschreiben des Kaisers an den Spanischen Feldherrn, worin ihm bei Strafe der Acht und Oberacht anbefohlen ward, mit seinen Truppen unverzüglich den Reichsboden zu verlassen

und die besezten Teutschen Plätze zu räumen. Auch den Niederländern, welche ebenfalls noch einige Städte im Clevischen besezt hatten, ward geboten sich von dem Reichsgebiet zu entfernen. Mendoza achtete so wenig auf die Drohungen des Reichsoberhaupts, daß die Bedrükkungen nur noch ärger wurden, wodurch bei vielen der Verdacht erwekt ward, daß der Kaiser die Gewaltthätigkeiten der Spanier insgeheim nicht so sehr misbillige als er es vor den Augen des Publikums that. Endlich da die Teutschen Fürsten, nach manchen zu Cöln gehaltenen Berathschlagungen, sich selbst Recht zu verschaffen und die Waffen zu ergreifen beschlossen, fürchteten Mendoza und der Kardinal Andreas ihren Souverän in einen neuen Krieg zu verwikkeln. Sie fanden daher für gut ihre stolze Sprache herab zu stimmen. Sie entschuldigten ihr Verfahren bei dem Kaiser und den Reichsfürsten durch die ihnen obliegende Verpflichtung die katholische Religion zu schüzzen, beriefen sich auf das Beispiel der Niederländer, welche zuerst mehrere Teutsche Plätze besezt hätten und versprachen im April ihre Truppen vom Reichsboden abzuführen. Die Niederländer vertheidigten sich gegen den ihnen gemachten Vorwurf in einer öffentlichen Schuzschrift, und die Teutschen sezten zwar die angefangenen Kriegsrüstungen fort, aber ihre Anstalten gingen wie gewöhnlich einen langsamen und schwerfälligen Gang.

Das Jahr 1598 raubte den Vereinigten Niederländern durch den Tod drei Männer, welche

sämmtlich ihre Namen in der Geschichte der Revolution berühmt gemacht haben. Der erste war der Graf Florenz von Kuilemburg, der am 9. des Herbstmonats im siebzigsten Lebensjahre auf seinem Schlosse Kuilemburg verschied. Er war einer von denen welche die große Adelsverbindung schlossen, der Herzogin von Parma die berühmte Bittschrift überreichten, und dadurch die ersten revolutionären Schritte gegen den Souverän der Niederlande thaten. An den folgenden Begebenheiten nahm er keinen Antheil, sondern zog sich aus dem Sturme, welchen er erregen half, aus Liebe zur Ruhe in die Einsamkeit des Privatstandes zurük. Am 16. des Christmonats folgte ihm in die Gruft Philip von Marnix von St. Aldegonde, der Verfasser des Kompromisses, oder der Urkunde für den großen Adelsbund, und der Freund Wilhelms von Oranien. Seine Schiksale während der Revolution, zu deren Stiftern er gehörte, und sein Antheil an den Begebenheiten derselben, sind im Laufe dieser Geschichte erzählt. Zu den mancherlei Kenntnissen, womit er seinen Geist bereichert hatte, gehörte unter andern eine außerordentliche Fertigkeit, jede Art von Chifferschrift zu enträthseln, wodurch er der Republik manchen wichtigen Dienst leistete. Er starb zu Leiden, wohin er einst die ersten Lehrer für die dort gestiftete hohe Schule berief. Den Tag nach seinem Tode, (17. Dezember) beschloß zu Arnhem der Kanzler von Geldern, Elbert Leoninus, welcher sich durch mehrere Gesandtschaften und andere öffentliche Geschäfte um das Vater-

land verdient gemacht hatte, seine rühmliche Laufbahn.

Prinz Moritz hatte sich, wie schon vorhin erwähnt ward, in der Mitte des Dezembers nach dem Haag begeben, um bei den Generalstaaten eine Vermehrung des Kriegsvolks zu bewirken. Die Vorstellung von der Gefahr, welche den Vereinigten Provinzen bei der großen feindlichen Uebermacht gedrohet hatte, verschafte seinen Anträgen Eingang, und es ward einstimmig beschlossen im nächsten Feldzuge ein zahlreicheres Heer ins Feld zu stellen. Der Herr von Lanoue ein Sohn des berühmten Marschals und Hugonottenfeldherrn dieses Namens, erhielt den Auftrag 4000 Franzosen anzuwerben, welches Heinrich der 4. bewilligte, obgleich die Spanisch-Niederländische Regierung darüber Klage führte als über eine Verletzung des Friedens von Vervins. Graf Ernst von Nassau ward abgeschikt 2000 Teutsche zu werben. Außerdem wurden 1000 aus Französischen Diensten entlassene Schweizer in Sold genommen, und die Reiterei sollte mit 900 Mann vermehrt werden. Doch diese Verstärkungen konnten alle erst spät im Felde auftreten.

Der Winter verfloß unter mehreren kriegerischen Auftritten, welche ohne etwas zu entscheiden, bald zum Vortheil der einen bald der andern Partei ausfielen. Die Spanier machten vergebliche Versuche sich der Städte Breda und Nimegen durch Verrätherei zu bemächtigen. Dagegen gelang es ihnen, Emmerich aufs neue (1599. Februar) in ihre

Gewalt zu bringen. Graf Boucquoi ward zum Befehlshaber dieſes Plazzes ernannt, aber er hatte das Unglük, bald darauf durch ein Niederländiſches Detaſchement unter dem Grafen Ludwig von Naſſau in einen Hinterhalt gelokt und nebſt dem Grafen Pacotte, einem Sohne des berühmten Kriegsbaumeiſters dieſes Namens, und dem Rittmeiſter Donato gefangen zu werden. Gleiches Schikſal traf in einem Reitergefecht bei Kranenburg den Spaniſchen Hauptmann Grafen Paul Aemil Martinengo. Der Schottiſche Hauptmann Edmund machte einen Streifzug nach Limburg und Luxemburg, und kehrte mit reicher Beute zurük.

Indeß hatte ſich der Kardinal Andreas zum Admiral Mendoza nach Herzogenbuſch begeben, wo er mit dieſem Feldherrn den Operationsplan für den nächſten Feldzug entwarf. Im April räumte das Spaniſche Heer, 15000 Mann ſtark, die beſezten Teutſchen Landſchaften bis auf die Städte Rees, Kalkar, Goch und Emmerich, welche ſtark beſezt blieben, um den Rhein zu behaupten und ein offenes Thor nach Geldern zu behalten. Dreitauſend Mann von ſeinem Heere ſandte Mendoza nach Genney an die Maas, mit der Hauptmacht ſtellte er ſich an der Schenkenſchanze auf und bedrohete das Fort mit einer Belagerung, aber der wahre Plan, welchen er unter dieſer Maske zu verbergen ſuchte, war, ſich des Bommelerwards und der Stadt Bommel zu bemächtigen.

Nie hatte Prinz Moritz ſich in einer drükkendern und gefährlicheren Lage befunden. Er

konnte nur über 4000 Mann disponiren, denn die neuen Regimenter waren noch nicht angelangt, und mit dieser geringen Truppenzahl sollte er den Rhein und die Maas beobachten und die Gränzen der Republik wider die Unternehmungen eines dreimal stärkeren Feindes beschüzzen. Doch wenn seinem Gegner eine gröſsere Masse von Streitkräften zu Gebot stand, so fand er den Ersaz für diesen Mangel in seinem Genie und in seinen höheren strategischen Kenntnissen. Um dem Feind so viel Hindernisse als möglich in den Weg zu legen verstärkte er die Besazzung der Schenkenschanze und ließ den Fluß in ihrer Nähe durch eingerammte Pfähle versperren. Das Fort Lobeth und andere Clevische Plätze wurden aufs neue beseze, und ein kleines Truppenkorps ward nach der Betau gesandt. Er selbst bezog wieder die feste Stellung auf dem Geldernschen Werder, und um überall hineilen zu können, wo die feindlichen Unternehmungen seine Gegenwart nöthig machen würden, hielt er sein Korps stets zum Abmarsch und zum Kampfe bereit. Zur Erleichterung der Communication waren Brükken über die Flüsse geschlagen und aufgestellte Feuerpfannen sollten den einzelnen Posten zu Signalen dienen. Das Geschüz der Schenkenschanze und die Reiterei von Nimegen hatten Befehl den Feind unaufhörlich zu beunruhigen.

Während Mendoza die Schenkenschanze bedrohete und die Aufmerksamkeit des Prinzen an diesem Punkte festhielt, ging ein Korps seiner

Truppen unter Barlotte, Stankei und Sapena bei Rossem (1599. Mai) über die Maas, um das Fort Nassau am Zusammenfluß dieses Stroms mit der Waal zu überfallen. Aber die Besazzung war wachsam, und das feindliche Korps, welches seinen Zwek verfehlte, ging darauf zwischen Kessel und Waren auf das Bommelerwaard herüber, wozu eine Menge Schiffe und andere Geräthschaften auf Wagen und Karren von Herzogenbusch herbeigeschaft waren. Die schwachen Niederländischen Beobachtungsposten auf dem Waard wurden leicht vertrieben; und wären die Spanier rasch und ohne Verzug vor die Stadt Bommel gerükt, so hätten sie sich dieses schlecht befestigten Plazzes vielleicht im ersten Anlauf bemächtigt. Aber sie blieben unthätig nach ihrem Uebergange und Prinz Moritz gewann dadurch eine kostbare Zeit, das Städtchen in besseren Vertheidigungsstand zu sezzen. Er eilte sogleich in eigener Person dahin, sprach den bestürzten Einwohnern, deren viele im ersten Schrekken entflohen waren, Muth ein, verstärkte die Besazzung, ließ die Stadt mit Brustwehren und Ravelins umgürten und einen Plaz vor dem Buschthore am Ufer der Waal durch neuangelegte Werke einschließen.

Das Niederländische Korps hielt indeß in seiner Stellung bei Art auf dem Geldrischen Werder unbeweglich fest. Endlich langten 2000 Mann Franzosen unter Lanoue, und eine andere Verstärkung unter dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau an. Jezt drangen die Abgeordneten der Ge-

ralstaaten, welche das Heer begleiteten und unter denen sich einige jugendliche Feuerköpfe befanden, wider ihre gewöhnliche Art in den Prinzen: den Feind anzugreifen, weil man ihm an Zahl der Mannschaft fast gleich und an Reiterei überlegen sei. Aber Prinz Moritz und Graf Wilhelm Ludwig waren nicht dieser Meinung, weil die Folgen einer verlornen Schlacht für die Spanier bei weitem nicht so nachtheilig werden konnten als für die Angelegenheiten der Republik, denn würden die Niederländer geschlagen, so war der Verlust von Bommel eine unausbleibliche Folge ihrer Niederlage. Die Feldherren hielten daher für besser, zur Erreichung ihres Zweks einen langsamern aber sicherern Weg einzuschlagen, und nur in dem Fall das ungewisse Spiel einer Schlacht zu wagen, wenn der Feind sie ihnen anbieten würde.

Der Admiral verließ endlich seinen bisherigen Posten vor der Schenkenschanze, sezte mit 12000 Mann über die Maas, bemächtigte sich der Schanze bei Hedel und des auf Brabantischem Boden, (11. Mai) am Ausflusse der Dise in die Maas gelegenen Forts Crevecoeur, und ging darauf ebenfalls (15. Mai) auf das Bommelerward über, wo er sogleich die Stadt Bommel angrif. Ein heftiges Kanonenfeuer richtete große Verwüstungen unter den Häusern des Städtchens an, und tödtete viele von den Einwohnern und der Besazzung. Unter andern ward der Verlust des tapfern Obersten Murrai bedauert, dem eine Kugel die Hirnschale wegriß, als er eben vom Wall herab einem Reiterge-

fecht zusahe. Bei dem allen ging die Belagerung nur langsam von statten, und die Belagernden verloren in kurzer Zeit durch die Ausfälle der Belagerten und einige glükliche Angriffe der Niederländischen Reiterei über 2000 Mann.

Prinz Moritz, welcher die Stadt Heusden in Vertheidigungsstand gesezt hatte, war mit seinem Korps bis in die Nähe von Bommel vorgerükt, und einige Deputirten des Staatsraths und der Generalstaaten begaben sich selbst in die belagerte Stadt, theilten die Gefahren der Belagerung und leiteten die Vertheidigungsanstalten. Gegen Ende Mai's machte Mendoza einen Versuch, oberhalb der Stadt Tiel in das Tielerwarb einzudringen, aber Graf Ernst von Nassau, der mit 16 Fahnen Fußvolk und 6 Kornetten Reiter auf einer kleinen Insel Posto gefaßt hatte, vereitelte sein Vorhaben, und als er hierauf ein verschanztes Truppenkorps des Prinzen im Bommelerwarb angrif, ward er ebenfalls mit Verlust zurükgeschlagen. Die Belagerung Bommels ward indeß zwar fortgesezt, aber ohne Erfolg und mit geringer Thätigkeit, bis endlich der Admiral für gut fand (13. Jun.) sie aufzuheben, und sich in aller Stille nach Rossem an der äußersten Spizze des Bommelerwards zurük zu ziehen. Die Belagerten bemerkten seinen Abzug, thaten einen Ausfall und plünderten das verlassene Spanische Lager, worin sie außer einem Vorrath von Waffen auch mehrere zurükgebliebene Weiber und Kinder fanden, welche sie den Feinden nachsandten.

Die verunglükte Unternehmung auf Bommel veranlaßte große Mißverständnisse unter den Befehlshabern des Spanischen Heers. Dem tapfern Barlotte, welcher vorzüglich dazu gerathen hatte, wurden die bittersten Vorwürfe gemacht, denn die stolzen Spanier haßten ihn, weil er sich keiner hohen Abkunft rühmen konnte und nicht durch Geburt, sondern durch Verdienste emporgestiegen war. Jezt vereinigten sich die meisten Stimmen des Kriegsraths dahin, daß die Unternehmung auf das Bommelerward ganz aufgegeben werden und das Heer den Rükweg nach Brabant nehmen müsse, um diese Provinz gegen einen wahrscheinlichen Angrif des Feindes, der täglich neue Verstärkungen erhalte, zu schüzzen. Aber Mendoza hielt es für schimpflich, wenn er nach einem so langen Aufenthalte die Waal verlassen sollte, ohne irgend etwas zum Nachtheil des Feindes gethan zu haben. Er beschloß daher, auf Verlangen des Kardinals Andreas, vor seinem Abzuge oberhalb Rossem ein neues Fort zu erbauen, welches die Waal und Maas zugleich beherrschen und die Betau in steter Furcht erhalten sollte. Die Anstalten zu dem Bau wurden uns verzüglich getroffen und sehr lebhaft betrieben. Der Kardinal kam selbst, in Begleitung seines Bruders des Markgrafen von Burgau und des Herzogs Moritz von Sachsen, während des Baues in das Lager. Ihm zu Ehren nannte man das neue Fort die Andreas-Schanze, und die fünf Bastionen desselben, wovon zwei die Waal, zwei die Maas und eins das benachbarte Heverden beherrsch-

ten, erhielten die Namen: Austria, Burgau, Sachsen, Arragon und Velasco. In der Schanze wurden verschiedene ökonomische und andere Gebäude, auch eine Kapelle aufgeführt, welche leztere der Kardinal selbst dem Heiligen Andreas, dem Schuzpatron des ganzen Burgundischen Hauses, weihete.

Prinz Moritz, welcher dem Admiral nach dem Abzuge von Bommel gefolgt war und sich in der Nähe desselben verschanzt hatte, bot alles auf, den Bau der Andreasschanze zu hindern, aber umsonst. Zu Lande konnte man dahin nur auf einem einzigen, von den Spaniern stark besezten Damme gelangen, und ein Angrif zu Wasser bot noch grösere Schwierigkeiten und Gefahren dar. Vergebens ließ er die Arbeiter aus dem schweren Geschüz beschießen, und von Bommel aus die Spanischen Postirungen an der Maas unter Ambrosio Landriano und Hernandez de Guevara angreifen. Am 4. des Heumonats fuhr er mit einer zahlreichen Mannschaft von der verschanzten Insel Voorne am Zusammenfluß der Waal und Maas, nach Heyerden, wo die neue Schanze lag, und sezte sich in ihrer Nähe fest, indem er einen halben Mond und einen mit Palisaden umgebenen Graben anlegen ließ. Als Mendoza dieses zu spät bemerkte, sandte er den Obersten Gaspar Sapena mit 3000 Spaniern und Italiänern dahin, die Niederländer zu vertreiben. Der bigotte Sinn des Feldherrn schien auch auf seine Truppen übergegangen zu sein. Eine Anzahl Mönche und Weltgeistliche mit Fahnen

und Kruzifixen in den Händen, standen an der Spizze der angreifenden Spanier, welche mit großer Tapferkeit die Pallisaden ausreißen und in den halben Mond eindrungen. Ein heftiges Gemezzel beginnt. Man durchbohrt einander mit Degen und Piken. Endlich kamen Lanoue, Horatio Veere und Edmund den Niederländern zur Hülfe und trieben die Feinde mit einem Verlust von 300 Todten zurük. Unter den Gebliebenen befand sich der junge talentvolle Graf Pazzotto, dessen Tod im Spanischen Heere allgemein bedauert ward. Auch fand man auf dem Wahlplaz einen erstochenen Mönch, der noch ein Bündel ausgerissener Palisaden im Arme hielt.

Seit dieser Blutszene fielen fast täglich Gefechte in der Nähe der neuerbauten Schanze vor, welche größtentheils zum Vortheil der Niederländer endeten. Moritz ließ endlich ganz Heverden und die nächsten Umgebungen mit Schanzen versehen, um den Streifereien der Besazzung der Andreasschanze, deren Bau er nicht hatte verhindern können, Schranken zu sezzen.

Der Spanische Feldherr, in dessen Heere Zwistigkeiten unter den Befehlshabern und Mismuth und Widersezlichkeit in den unteren Klassen der Krieger herrschten, entschloß sich die Gränzen des Bommelerwards zu verlassen. Er besezte die Andreasschanze mit 13 Feuerschlünden und 3000 Mann aus den Regimentern Barlaimont, Assicourt und Graf Christoph von Emden nebst einiger Spanischen und Italiänischen Mannschaft. Darauf zog

er (22. Jul.) sich nach Alen in Brabant zurük, und verlegte seine Truppen in die benachbarten Plätze der Provinz, welche mit gleicher Härte von ihnen behandelt ward, als im vergangenen Jahre die Teutschen Reichslande.

Nach dem Abzuge der Spanier (August) that Graf Ludwig von Nassau einige Reiterzüge nach Brabant, von welchen er eine Anzahl erbeuteter Pferde und Gefangener mitbrachte. Dagegen machte der thätige Labarlotte einen Versuch, das schwachbesezte Städtchen Woudrichem am Ausfluß der vereinten Maas und Waal in dem Biesbosch zu überfallen. Er hatte sich zu diesem Zwek an die Spizze eines Korps von 1500 Mann gesezt, welche als Bauern verkleidet und mit Messern bewafnet waren. Eine unnöthige Verzögerung von seiner Seite und die Wachsamkeit des Thorwächters vereitelten seinen Anschlag und retteten die Stadt. Einen glüklicheren Erfolg hatte eine Expedition des Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, welcher auf Befehl des Prinzen Moritz mit 50 Fahnen Fußvolk und 10 Kornetten Reiter nach Deutichem ging, und diese Stadt, worin Don Inigo de Ortoja mit vier Fahnen Spanier lag, nach einer zweitägigen Belagerung (1599. 26. August) den Feinden der Republik entriß.

Indeß war nach vielfachen Berathschlagungen, Zwistigkeiten und Verzögerungen endlich auch ein Teutsches Reichsheer ins Feld gerükt, und hatte die Bühne seiner Unternehmungen am Rhein eröfnet. Seine Bestimmung war, die von den Spaniern

auf dem Reichsboden verübten Frevel zu rächen und ihnen die besezten Teutschen Plässe zu entreissen. Es bestand aus Hessischen, Brandenburgischen, Braunschweigischen und Westphälischen Kontingenten, und die Totalität der Mannschaft betrug 12000 Köpfe zu Fuß und 2000 zu Roß. Aber wer dieses Kriegsheer sah und nur einige klare Ansichten vom Kriege hatte, der mußte ihm gleich bei seinem ersten Erscheinen ein unglükliches Schikſal vorhersagen. Der Oberbefehlshaber, Graf Simon von der Lippe, ein Katholik, hatte weder Kenntnisse vom Kriegswesen noch Erfahrung. Diesem Mangel abzuhelfen, waren die Grafen Hohenlohe und Solms zum Schein aus Niederländischen in Teutsche Dienste, als Obersten des Niedersächsischen und Niederrheinischen Kreises getreten, und von ihnen hing eigentlich die Leitung der Operationen ab. Aber beide waren bessere Soldaten als Feldherren und hatten so verschiedene Grundsäzze und Ansichten, daß durchaus keine Eintracht unter ihnen statt finden konnte. Unter den übrigen Befehlshabern gab es gröſtentheils nur subalterne Köpfe, welche nur für eine eingeschränkte Sphäre taugten, und die Soldaten waren ohne Kriegszucht und guten Willen. Dabei fehlte es an Geld, Geschüz, Kriegsgeräthschaften und Proviant, und an eine richtige Organisation der einzelnen Theile des Heers zu einem harmonischen Ganzen war gar nicht gedacht. Am 26. des Heumonats (1599) fing das Heer seine Unternehmungen an und rükte vor die Schanze bei Rheinbergen. Sie ward angegriffen,

und erobert. Aber die Stadt selbst konnte aus Mangel an Geschüz nicht belagert werden, und die Teutschen begnügten sich, sie eine Zeitlang blokirt zu halten. Nachdem sie durch die Niederländer insgeheim mit Geschüz versehen worden waren, ward beschlossen die Stadt Rees anzugreifen, worin Don Ramiro de Gusman und Andreas Orticis mit einigen Fahnen Spanier, Teutsche, Wallonen und Burgunder lagen. Der Angrif geschah ohne Energie und die Belagerungsarbeiten rükten nur langsam fort, denn die gedungenen Schanzgräber verzögerten sie aus eigennüzzigen Absichten. Im Anfange des Herbstmonats ward die Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Da dieses aber nach dem damaligen Kriegsgebrauch zu früh geschah, so behielten die Belagerten den abgeschikten Trompeter zurük, und Orticio that an der Spizze von 600 Mann einen unerwarteten Ausfall auf das Hessische Quartier. Er endete so unglüklich für die Belagernden, daß sie einen Theil ihres Geschüzzes verloren und sieben Fahnen ihrer Truppen vernichtet wurden. Dieser Vorfall verbreitete ein solches Schrekken über das ganze Heer, daß sich ein großer Theil desselben zerstreute, die Belagerung von Rees aufgehoben und auch die besezte Schanze bei Rheinbergen verlassen ward. Die Befehlshaber sandten in dieser Verlegenheit den Hauptmann Schmelzing an den Prinzen Moritz und ersuchten ihn, den Grafen Wilhelm Ludwig mit 5000 Mann ihnen zur Hülfe zu senden. Ihr Verlangen ward erfüllt, als der Niederländische Feldherr aber in

der Gegend von Emmerich anlangte, gingen zuerst die Braunschweigschen und Hessischen Reiter und bald auch der Ueberrest des verbündeten Heers auseinander. Nur Emmerich und Orsoi blieben noch mit wenigem Volke besezt, doch ward der leztere Plaz in kurzem ebenfalls geräumt und den Spaniern überlassen. Die Ausreisser entschuldigten ihre Entweichung und die von ihnen an den Einwohnern verübten Ausschweifungen, welche jenen der Spanier wenig nachgaben, mit der unrichtigen Auszahlung des Solores und mit ihrem Widerwillen für das Interesse der Generalstaaten zu fechten. So wenig erfüllte dieses Meteor von einem Kriegsheer, welches fast eben so schnell wieder verschwand als es entstanden war, seine Bestimmung und die großen Erwartungen der Niederländer, welche sich eine kräftige Diversion und große Vortheile von ihm versprochen hatten.

Während das Teutsche Heer seine unrühmliche Laufbahn vollendete, hatte der Admiral Mendoza noch immer bei Alen und an der Maas gestanden, ohne daß weder er noch sein Gegner etwas von Bedeutung unternommen hatten. Im Weinmonat ging der Spanische Feldherr nach Genney, und concentrirte seine Truppen, um, wenn ein starker Winterfrost einträte, einen Einfall in Holland zu thun. Prinz Moritz errieth sein Vorhaben, und traf so zweckmäßige Maßregeln, daß der Admiral, obgleich von der Natur begünstigt, seinen Plan nicht ausführen konnte. Gegen Ende Dezembers, als die strenge Kälte nachließ, führte er seine Trup-

ven zurük. Er konnte ihnen nur einen geringen Theil ihres rükständigen Soldes auszahlen, wodurch ihre Unzufriedenheit aufs neue erregt ward. Um den Ausbruch einer allgemeinen Meuterei zu verhindern, zerstreute er die Regimenter in die festen Plätze am Rhein und an der Roer, durch Brabant, Namur, Limburg und Luxemburg, wodurch er zwar die gefürchtete Explosion abwandte, aber sich auch zugleich das Mittel raubte, während des Winters eine schnelle Expedition gegen die vereinigten Provinzen auszuführen. Und doch wäre ein solches Unternehmen in dieser Jahreszeit, mit Umsicht und Energie ausgeführt und vom Glükke begünstigt, der gefährlichste Schlag für die Utrechter Bundesgenossen gewesen, wie die Geschichte der neuesten Weltereignisse bewiesen hat.

11.

Navigations- und Handelsereigniſſe des Jahrs 1599.

Das Jahr 1599 zeichnete ſich durch eine merkwürdige Kriſis in den Handelsverhältniſſen der vereinigten Niederländiſchen Provinzen aus, welche durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände in der Folge ein ganz anderes Reſultat hervorbrachte, als man anfangs davon erwartet oder befürchtet hatte. Aus den früheren Perioden der Geſchichte des gegenwärtigen Kriegs iſt bekannt, daß den vereinigten Provinzen nach ihrem Abfall von der Spaniſchen Herrſchaft zwar der Handel nach den Spaniſchen Staaten unterſagt worden war, daß man ihnen aber doch das Commerz mit Spanien verſtattete, wenn ſie nur das Incognito einer fremden Firma beobachteten. Dieſe Nachſicht war eine Folge der Politik Philips des 2. Denn theils wünſchte er nicht, daß der Gewinn dieſes Handels einem andern Volke zu Theil würde, weil er noch bis an das Ende ſeiner Regierung die Hofnung nährte, jene Provinzen wieder an ſein Haus zurük zu bringen; theils wollte er ſeinen Spaniſchen Unterthanen die großen Vortheile, welche auch ihnen aus dieſem Verkehr erwuchſen, nicht entziehen, und endlich fürchtete er auch — und die Folge hat

dieſe Beſorgniß als vollkommen gegründet bewährt, — die Niederländiſchen Rebellen, wenn er ihnen die Spaniſchen Häfen ganz verſchlöſſe, möchten durch dieſe Strenge gereizt werden die Indiſchen Waaren, welche ſie jezt über Spanien empfingen, unmittelbar an der Quelle ſelbſt zu holen. Die Holländer und Seeländer benuzten die Nachſicht, welche die Spaniſche Regierung, ſo lange Philip der 2. lebte, in Rükſicht der beſtehenden Handelsverbote beobachtete auf die ausgedehnteſte Weiſe. Sie führten ſowohl ihre eigenen Produkte und Fabrikate als auch Getreide aus Polen und andere Erzeugniſſe des Europäiſchen Nordens, welche ſie aus den Häfen der Oſtſee holten, wohin die Spanier keinen Aktivhandel trieben, nach Spanien, und brachten dafür aus jenem Lande Gewürze und andere Indiſche Waaren und vorzüglich Gold und Silber zurük. Zwar ward dieſer große Schleichhandel zuweilen unterbrochen, aber die Störung dauerte gewöhnlich nur kurze Zeit und hatte keine bedeutenden Folgen. So ließ die Spaniſche Regierung im Jahre 1594 eine große Anzahl Niederländiſcher Schiffe im Hafen von Liſſabon mit Arreſt belegen; doch ſie wurden, auf Vorbitte des Erzherzogs Albert, bald wieder freigegeben und alles ging wieder ſeinen alten Gang. Wenn uns die Niederländiſchen Geſchichtſchreiber berichten, daß allein im Jahre 1595 mehr als 1200 Holländiſche, Seeländiſche und Frieſiſche Handelsſchiffe theils nach der Oſtſee und den Teutſchen Küſten, theils nach Spanien ausliefen und daß zu Liſſabon, St.

Lucar, Cadix und in andern Spaniſchen und Portugieſiſchen Häfen zuweilen über 400 Niederländiſche Schiffe auf einmal vor Anker lagen: ſo erhalten wir dadurch einen Maßſtab zur Beurtheilung des außerordentlichen Umfangs dieſes nicht erlaubten, ſondern nur tolerirten Niederländiſch-Spaniſchen Commerces.

Der Tod Philips des 2. brachte eine große Veränderung in den merkantiliſchen Verhältniſſen der beiden Länder gegen einander hervor. Der Spaniſche Staatsrath ſtellte dem neuen Monarchen vor: die bisherige hartnäkkige Weigerung der abgefallenen Niederländer, die angetragenen Vorſchläge zu einer Wiederausſöhnung anzunehmen, begründe ſich lediglich auf den großen Gewinn, welcher ihnen aus dem Spaniſchen Handel zufloſſe. Wolle man ſie daher zur Nachgiebigkeit zwingen, ſo ſei es eine abſolute Bedingung zur Erreichung dieſes Zwekks, ihnen jene reiche Quelle des Wohlſtandes, welche ihnen zugleich alle Hülfsmittel zur Fortſezzung des Krieges liefere, gänzlich zu verſtopfen. Der König billigte dieſen Vorſchlag, deſſen Zwekmäßigkeit allerdings ſehr ſcheinbar und wenigſtens in Rükſicht der Prämiſſen vollkommen gegründet war: und er beſchloß von dem Siſteme ſeines Vaters abzugehen. Die gegen den Niederländiſchen Handel ſchon längſt beſtehenden Verordnungen werden nicht nur geſchärft, ſondern auch unmittelbar darauf mit der größten Strenge zur Vollziehung gebracht. Man ſtellt überall ſcharfe Unterſuchungen an, alle Niederländiſchen Schiffe

und Schifleute in den Spaniſchen und Portugieſiſchen Häfen werden angehalten, Schiffe und Ladungen konfiscirt und die Seeleute theils aufgehängt, theils auf die Galeeren geſchmiedet, doch rettete ſich eine große Anzahl dieſer Unglüklichen mit Hülfe des Volks, deſſen Mitleid ihre harte Behandlung erregte, durch die Flucht. Viele hellerſehende Spaniſche Patrioten ſelbſt tadelten ſchon jezt dieſes ſtrenge Verfahren ihrer Regierung und hielten es für einen Misgrif, der anſtatt den Frieden zu befördern, den Haß nur noch unverſöhnlicher und den Bruch unheilbarer machen, und die dadurch in ſo große Verluſte geſtürzten zahlreichen Niederländiſchen Individuen zur Ergreifung außerordentlicher, außerdem vielleicht nie verſuchter Maßregeln begeiſtern mußte.

Jene Auftritte in Spanien waren am Ende des Jahrs 1598 vorgefallen. Im Februar des folgenden Jahrs (1599) erließ der Kardinal Andreas zu Brüſſel, im Namen der damals noch abweſenden Erzherzoge, eine Verordnung, wodurch auch den Bewohnern der katholiſchen Niederlande aller Handelsverkehr mit den vereinigten Provinzen unterſagt ward, weil die Generalſtaaten aus Uebermuth, wozu der vortheilhafte Handel der Provinzen ſie verleite, alle Friedensanträge ausſchlügen, folglich die Erfahrung lehre, daß die bisher verſtatteten commerciellen Verhältniſſe nebſt der freien Navigation und Fiſcherei den Krieg verlängern, indem der große Gewinn dabei die Widerſpenſtigen in ihrem Starſinn beſtärke.

Die Generalstaaten geriethen anfangs in heftige Bestürzung über diese Maßregel der feindlichen Regierung, deren Folgen für den Niederländischen Staatenbund nicht zu berechnen waren und um so gefährlicher werden konnten, da sie dem zahlreichen Schifevolk Verdienst und Nahrung und dem commercirenden Theil der Nazion seinen Gewinn entzog, und deshalb eine Empörung des erstern und eine Auswanderung unter den leztern befürchten ließ. Indeß verloren sie den Muth nicht, und weit entfernt sich durch den Anblik der Gefahr zur Nachgiebigkeit schrekken zu lassen, beschlossen sie vielmehr als echte Republikaner ihr mit männlicher Entschlossenheit Troz zu bieten. Der erste Schritt, welchen sie in dieser Absicht thaten, hatte die Tendenz, den Spaniern selbst die Folgen der unterbrochenen Handelsverbindung so fühlbar als möglich zu machen. Sie erließen (1599. 2. April) ein weitläuftiges Manifest, worin nach den gewöhnlichen Invektiven gegen die Tirannei und Arglist der Spanischen Regierung, nicht nur den Bewohnern der vereinigten Provinzen, sondern auch allen übrigen Nationen, jede Art eines commerciellen Verkehrs auf beiden Elementen, mit den der Krone Spanien oder den Erzherzogen unterworfenen Staaten und Ländern verboten ward, unter der Bedrohung der Confiscation der dahin bestimmten Waaren und Schiffe als feindliches Gut; die erste gewaltsame und ungerechte Maßregel dieser Art, deren die Geschichte erwähnt. Dieses Manifest ward allen auswärtigen Höfen zur

Bekanntmachung in ihren Staaten mitgetheilt, aber es fand nicht überall eine gleiche Aufnahme. Der König von Frankreich erließ auf Veranlaſſung deſſelben eine Warnung an ſein Volk, daß jeder Franzoſe, welcher binnen einem halben Jahre nach Spanien handeln werde, ſolches auf eigne Gefahr thun müſſe, ohne auf den Schuz der Krone rechnen zu können. Andere Mächte beobachteten ein Stillſchweigen bei der Sache, ohne ſich bejahend oder misbilligend darüber zu erklären. Nur der König von Dänemark weigerte ſich ſtandhaft, das Manifeſt in ſeinem Reiche bekannt machen zu laſſen, obgleich er von den Generalſtaaten durch eine eigene Geſandtſchaft darum gebeten ward.

Neben der Emanation jenes Manifeſts hatte die Regierung der vereinigten Niederlande zugleich den Entſchluß gefaßt, einen Seekrieg gegen Spanien zu führen, wobei ſie den doppelten Zwek, dem Feinde Schaden zu thun und zugleich den nahrungslos gewordenen Niederländiſchen Matroſen Verdienſt und Beſchäftigung zu geben und ſie dadurch von Unruhen abzuhalten, erreichen wollte. Der damals allgemein angenommene politiſche Grundſaz, daß von allen Spaniſchen Staaten Spanien ſelbſt am ſchwächſten vertheidigt und deshalb am leichteſten verwundbar ſei, diente dieſem Entſchluſſe zur Baſis, und ſchien der Ausführung deſſelben einen glüklichen Erfolg zu verbürgen.

Man ſah jezt in den Häfen der Republik eine neue Art von Thätigkeit entſtehen, und anſtatt der Produkte einer friedlichen Induſtrie zur Erhaltung,

zur Verſchönerung und zu einem verfeinerten Genuſſe des Lebens, die man vormals hier erblikte, traf das Auge jezt nur auf die ſchrekklichen Mittel zur Vernichtung deſſelben, welche die Zwietracht zum Verderben des Menſchengeſchlechts erfand. Die Ausrüſtung einer Kriegsflotte ward mit groſſem Eifer betrieben, und der Ertrag einer neugemachten Auflage dazu verwendet. Am 25. Mai (1599) lief die Armada, 73 Segel ſtark und mit 8000 Soldaten und Matroſen bemannt, aus der Maas. Dem Admiral van der Does war der Oberbefehl anvertraut, und unter ihm befehligten die Admirale Jan Gerbrands und Cornelis Lenſen von Vlieſſingen. Jener führte eine gelbe Flagge, und ließ ſie von dem Schiffe Oranien wehen. Seine Inſtruction lautete: die Spaniſche Flotte, welche damals im Hafen zu Corunna ausgerüſtet ward, zu vernichten, Verheerung über die feindlichen Küſten zu verbreiten und die Spaniſchen Weſtindien-Fahrer aufzufangen. Günſtige Winde beflügelten den Lauf der Flotte, und ſchon am 11. des Brachmonats hatte ſie die Höhe von Corunna erreicht. Sie fand das feindliche Geſchwader, welches keinen Beruf fühlte, ein Treffen auf offenem Meere zu wagen, unter dem Geſchüz der Feſtung liegen. Dennoch ward der Angrif verſucht, aber das heftige Feuer der Landbatterien und der Schiffe, welchem die Niederländiſche Flotte zur Zielſcheibe diente, bewog den Admiral van der Does den Verſuch und zugleich die Hofnung, hier etwas auszurichten, ganz aufzugeben. Einige von den

Befehlshabern thaten ihm darauf den Vorſchlag, Liſſabon anzugreifen; aber van der Does, der zwar ein tapferer Seemann war, aber nicht das Genie und den unternehmenden Geiſt eines Drake beſaß, verwarf den Antrag, weil die Stadt zu wachſam und zu volkreich ſei. Dagegen entſchloß er ſich zu einer Expedition nach den Kanariſchen Inſeln, wohin auch die Flotte mit einem günſtigen Winde unter Segel ging.

Am 26. des Brachmonats warf ſie die Anker vor der großen Kanarie. Der ſeichte Grund, welcher die Schaluppen hinderte nahe an das Geſtade zu kommen, machte die Landung ſehr ſchwierig. Der Admiral ſelbſt ſprang mit ſeiner Mannſchaft bis an den Gürtel ins Waſſer, ſtellte ſich an ihre Spitze und führte ſie unter dem Feuer der Einwohner, wodurch er und viele ſeiner Begleiter verwundet wurden, auf die Küſte. Das Kaſtel Gratioſa ergab ſich auf die erſte Aufforderung. Zwei Tage darauf ging auch die Stadt mit ihrem Schloſſe über, als bereits alle Anſtalten zum Sturme getroffen waren, und der Admiral ſelbſt ſchon eine Leiter erſtiegen hatte. Die Sieger fanden bei ihrem Einzuge einen menſchenleeren Ort, denn die Einwohner mit Weib und Kind und ihren beſten Effekten hatten ſich größtentheils davon gemacht und in verborgene Klüfte oder auf unzugängliche Felſen geflüchtet. Die Niederländer ſetzten viele ihrer Landsleute in Freiheit, welche hier in einer harten Gefangenſchaft ſchmachteten, und am 1. des Heumonats ließ der Admiral durch den Prädikans

ten von Isselmünde Heinrich Lesterne eine feierliche Dankpredigt halten, der er selbst mit seinen Officieren beiwohnte. Gegen die geflüchteten Einwohner wurden Streifzüge in die Gebirge gemacht, welche jedoch den erwarteten Erfolg nicht hatten. Eben so fruchtlos waren die mit den Geflüchteten eingeleiteten Unterhandlungen über eine von ihnen zu erlegende Ranzion zur Auslösung ihrer Güter und ihres Lebens. Da nun weder durch Gewalt noch durch Unterhandlungen etwas auszurichten war, so ließ der Admiral die gemachte Beute an Oel, Wein, Geschüz und Glokken auf die Schiffe bringen, die Stadt in Brand stekken und die Kastelle in die Luft sprengen. Darauf segelte er nach Gomera, einer zweiten der Kanarischen Inseln, wo man dieselben Szenen wie auf Canaria wiederholt sah. Es ward geplündert und gebrannt, die Beute eingeschift und dann die Insel wieder verlassen. Nach diesen so unbedeutenden und unrühmlichen Thaten sandte der Admiral 35 Schiffe von seiner Flotte, unter dem Admiral Gerbrantson, mit der gemachten Beute nach Holland zurük, wo sie troz eines erlittenen heftigen Sturms im Herbstmonat glüklich ankam.

Er selbst beschloß mit dem Ueberrest der Flotte nach Brasilien zu gehen. Man steuerte also nach Südwesten, segelte die Inseln des grünen Vorgebirgs und die ganze Afrikanische Küste vorbei und legte sich endlich, um Erfrischungen einzunehmen, an der Insel St. Thomas vor Anker. Dieses Eiland, die ungesundeste von allen Inseln, welche

der Ozean trägt, liegt unter der Linie, und gehörte damals den Portugieſen, welche viel Zukkerrohr dort bauten. Die Landung geſchah faſt ohne Widerſtand, denn die Einwohner zogen ſich beim erſten Anblik der Niederländer in ihre Gebirge zurük. Eben ſo leicht bemächtigten ſich die lezteren der Stadt und des Schloſſes Pavoaſa, worin Franciſco Meneſes Befehlshaber war; aber den größten Theil der Stadt hatten die Einwohner ſelbſt vor ihrem Abzuge in Aſche gelegt, zum höchſten Verdruß der beutedürſtenden Niederländiſchen Seeleute. Indeß wurden doch noch hundert Kanonen und große Vorräthe von braunem Zukker, Elephantenzähnen, Baumwolle und eine anſehnliche Summe baaren Geldes gefunden und für gute Priſe erklärt.

Doch nur zu theuer mußten die Niederländer dieſe Vortheile bezahlen, denn der Aufenthalt auf der Inſel, anſtatt ihnen neue Lebenskraft zu geben, brachte ihnen Krankheiten und Tod. Die verzehrende Glut der ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen, der unmäßige Genuß der Südfrüchte und die Ausſchweifungen mit den wollüſtigen Inſulanerinnen zerſtörten ihre Nordiſchen Naturen und erzeugten eine Epidemie, welche viele von ihnen ins Grab ſtrekte. Die Portugieſen nannten dieſe Krankheit La Madorca, und bei der Leichenöfnung mehrerer daran Geſtorbenen fand man alle fettigten Theile des Körpers aufgelöſt und wie geſchmolzen. Der Admiral ſelbſt, ein ſehr ſtarker und fetter Mann, ward ein Opfer derſelben. Man

Begrub ihn tief unter einem Hauſe, welches nachher angezündet ward, damit ſein Körper nicht gefunden und mißhandelt würde. Auch des Admirals Vetter, Georg van der Does, ein junger talentvoller Mann, ward von der Seuche hingerafft.

Die Niederländer eilten die tödtliche Inſel zu verlaſſen. Gerhard Storms van Wena ſegelte mit ſieben Schiffen nach Braſilien; die übrigen führte Cornelis Lenſen. Aber ſelbſt auf das Meer hinaus verfolgte ſie die Seuche und in vierzehn Tagen ſtarben über 1000 Menſchen auf der Flotte. Auch van Wena verlor ſein Leben, und ſein Geſchwader vereinigte ſich wieder mit Lenſen. Die ganze Flotte trat jezt vereint die Rükreiſe an. Aber als ſie aus den höheren Breiten unter einen gemäßigteren Himmel kam, fand ſie einen neuen Feind, den Scharbok, welcher eine neue gräßliche Verwüſtung unter der Mannſchaft anrichtete. Bald darauf zerſtreute ein heftiger Sturm die ganze Flotte, welche ſich jedoch wieder ſammelte, und zu Anfange des folgenden Jahrs, (1600) mit Beute und Gefangenen, aber in einem äußerſt traurigen Zuſtande nach Holland zurük kam. Von allen Hauptleuten waren nur zwei am Leben geblieben, und auf manchen Schiffen fanden ſich nicht mehr als ſechs geſunde Menſchen. So unglüklich war der Ausgang eines ſo wichtigen und vielverſprechenden Unternehmens, deſſen Folgen wegen der großen darauf gewandten Koſten die Nation noch lange empfand.

Glüklicherweiſe traf auch die Spaniſche Flotte kein günſtigeres Loos. Sie hatte auf die Nachricht von der Landung der Niederländer an den Canariſchen Inſeln, den Hafen von Corunna verlaſſen, um jene von dort zu vertreiben. Aber ſie kam nach Gomera, als die Niederländer dieſe Inſel ſchon wieder verlaſſen hatten, und richtete von da ihren Lauf nach den Azoren, um die Weſtindiſche Flotte in Empfang zu nehmen und zu beſchüzzen. Ein heftiger Orkan, der ſie plözlich überfiel, vereitelte dieſen Plan und zwang die Flotte, entmaſtet, zerſtreut und ruhmlos nach Spanien zurük zu kehren.

Während die große Flotte der Niederländer entfernte Meere durchſtrich, ſtellten die Dünkircher Kaper ihren Kauffahrern in der nachbarlichen Nordſee nach, und thaten ihrem Handel bedeutenden Schaden. Die Kaufleute, welche den Admiralitäten anſehnliche Geleitsgelder zahlen mußten, führten bittere Klagen, daß ſie dafür keine Sicherheit hätten, und beſchuldigten die Admiralitätsräthe der Unwiſſenheit in nautiſchen Angelegenheiten und die Schiffshauptleute des Mangels an Muth. Die Eroberung von fünf Dünkircher Kaperſchiffen, deren Mannſchaft wie gewöhnlich aufgeknüpft ward, beruhigte das commercirende Publikum ein wenig, aber bald erneuerte und vermehrte eine neue Erſcheinung in der Nordſee die vorigen Beſorgniſſe und Klagen.

Federico Spinola, der Sprößling eines reichen und edlen Genueſiſchen Geſchlechts, hatte ſich durch

einen mit der Spaniſchen Regierung geſchloſſenen Vertrag verbindlich gemacht, zu ihrem Dienſte auf eigene Koſten eine Anzahl Galeeren zu unterhalten, wofür er alle Schiffe und übrige Beute, welche er den Niederländern abnehmen würde, behalten ſollte. Es gelang ihm, mit ſeinen Italiäniſchen Galeeren den im Kanal poſtirten Holländiſchen und Seeländiſchen Schiffen zu entgehen, und ſie glüklich in den Hafen von Sluis (1599. 11. September) zu bringen. Sie waren mit 1600 Mann beſezt, und die Niederländer, denen dieſe langen Ruderfahrzeuge, deren man ſich ſonſt gewöhnlich nur im Mittelländiſchen Meere bediente, eine neue Erſcheinung waren, fürchteten ſie anfangs. Den Dünkircher Kapern dagegen gab ihre Ankunft neuen Muth, und ſie verſuchten unter dem Schuzze der Galeeren die Fiſcherei der Holländer und Seeländer zu Grunde zu richten. Erbittert durch die grauſame Behandlung, welche jeder von ihnen zu erwarten hatte, der den Niederländern in die Hände fiel, vergalten ſie ſolche auf eine empörende Art an den Fiſchern, welche von ihnen gefangen wurden, und die, weil ſie gröſtentheils Wiedertäufer waren, es nach den Grundſäzzen ihrer Sekte für unerlaubt hielten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dieſe Unglüklichen wurden in ihren Booten mit Nägeln feſtgeheftet, und die lezteren dann verſenkt oder verbrannt. Als einſt zwei gefangene Fiſcher ſich weigerten in den untern Raum des Fahrzeugs herabzuſteigen um darin angenagelt zu werden und dringend baten, daß man ſie lieber erſtechen oder ins-

Meer werfen möchte, wurden ſie oben auf das Verdek Kreuzweis übereinander genagelt und das Schif verſenkt. Die Unmenſchen, welche dieſe Schandthat ausübten, wurden bald nachher von den Seeländern gefangen und empfingen ihren Lohn. Die Verwegenheit der Dünkircher Piraten aber nahm täglich zu, ſie griffen ſogar die bewafneten Fahrzeuge an, welche den Fiſchern zur Bedekkung dienten und bemächtigten ſich einige derſelben. Wollten daher die Generalſtaaten die Fiſcherei, dieſen ſo wichtigen Nahrungszweig der vereinigten Provinzen, nicht ganz vernichten laſſen, ſo mußten ſie endlich nachdrüklichere Maßregeln als bisher zur Sicherung derſelben treffen. Sie ſandten daher ein zahlreiches Geſchwader aus, welches nicht nur ein Paar glükliche Gefechte mit den Galeeren hatte, ſondern auch eine Anzahl Kaperſchiffe eroberten, deren Mannſchaft wie immer aufgehängt ward. Denn zur See fand weder Ranzion noch Pardon ſtatt, ſondern das Kriegsrecht ward in ſeiner ganzen Strenge ausgeübt; überdem beſtand der größte Theil der Dünkircher Freibeuter aus Verbannten und Entwichenen aus den vereinigten Niederlanden, um ſo weniger wurden ſie mit Schonung behandelt.

Unter den mancherlei kriegeriſchen Szenen, durch den Kampf der Niederländiſchen Marine mit den feindlichen Galeeren und Kapern veranlaßt, zeichnet ſich eine kühne That aus, welche die ſogenannte ſchwarze Galeere ausführte und die hier nicht vergeſſen werden darf. Die Staaten von Holland hatten dieſes Ruderfahrzeug nach dem Muſter der Italiäniſchen erbauen laſſen. Es leiſtete

treffliche Dienſte bei ſtiller See, und beſtand verſchiedene rühmliche Gefechte mit Spinola's Galeeren. Einſt in einer dunkeln Novembernacht rudert es, von einigen Schaluppen und Jagden begleitet, die Schelde hinauf zwiſchen den feindlichen Forts und Uferbatterien durch bis vor Antwerpen. Hier legt ſichs an ein feindliches Kriegsſchif von 150 Tonnen. Der feindliche Schooner wird geentert, erſtiegen, und nachdem die Mannſchaft größtentheils niedergehauen oder ins Waſſer geworfen iſt, in Beſiz genommen, während die Trompeter vor den Thoren der Stadt das alte Niederländiſche Volkslied Wilhelmus van Naſſouwen blaſen, deſſen Klang ganz Antwerpen in Bewegung bringt und die Republikaniſchgeſinnten Einwohner mit einer wehmüthig frohen Erinnerung erfüllt. Nach geſchehener Beſiznahme des geenterten Schifs rudert die Galeere mit ihrer ſchönen Priſe davon, und nimmt auf der Rükfahrt noch ſieben kleine bewafnete Fahrzeuge mit ſich fort.

Dieſer kleine Vorfall zeugt von der Kühnheit der Niederländiſchen Seeleute. Die künftigen Jahrbücher noch weit glänzendere Beweiſe dafür, und der Verfolg dieſer Geſchichte wird uns zeigen, daß die oben erwähnten ſtrengen Maßregeln der Spaniſchen Regierung, weit entfernt den Niederländiſchen Handel zu Grunde zu richten, wie es die Abſicht war, vielmehr die Veranlaſſung zu einer Art von merkantiliſcher Begeiſterung der Nation wurden, welche ſich in den wunderbarſten Reſultaten ausſprach.

12.

Schlacht bei Nieuwpoort.

1600.

Die neuen Regenten der Niederlande fanden bei ihrer Ankunft zu Brüssel, im Herbstmonat des Jahres 1599 die öffentlichen Angelegenheiten ihres neuen Staats in der höchsten Verwirrung. Das Land war verarmt, die Staatskassen leer, das Kriegsheer befand sich in einer allgemeinen Corruption, und zwischen dem Admiral Mendoza und dem Kardinal Andreas herrschte die größte Uneinigkeit. Mit Sehnsucht hatten die bedrängten Belgier ihren Fürsten entgegen geblikt, denn sie sahen in ihnen die Schuzgötter, von denen sie, wenn nicht das Ende, doch eine Milderung ihrer langen Leiden erwarteten. Albert und Isabelle langten endlich an und wurden mit Entzükken empfangen, aber sie brachten Spanische Diener, Kleidung und Sitten mit; ihr erstes Wort an die zu Brüssel versammelten Stände war, die Forderung einer neuen Steuer; die bisherigen unglüklichen Verhältnisse blieben dieselben, und das schwergedrükte Land fuhr fort unter den Geißeln eines harten Schiksals zu

ſeufzen. Dennoch erfolgte (Dezember bis Januar 1599—1600) die Huldigung, welche die Erzherzoge in den vornehmſten Städten perſönlich annahmen, unter großen Feſtlichkeiten, beſonders zu Antwerpen, welches trotz der erlittenen ungeheuern Verluſte noch immer die reichſte Stadt Belgiens war. Viele vornehme Niederländer, unter andern der junge Herzog von Arſchot, der Fürſt von Croi und die Grafen von Ligne, Aremberg, Barlaimont und Egmont erhielten den Orden des goldenen Vlieſſes. Der Admiral Mendoza behielt ſeinen vorigen Poſten beim Heere, aber der Kardinal Andreas legte ſein Staatsamt nieder, und ging durch Frankreich nach Rom, wo er im folgenden Jahre ſtarb.

Die Generalſtaaten beobachteten die Schritte der neuen Regierung in den katholiſchen Provinzen mit der größten Aufmerkſamkeit. Aber auch ſie hatten nicht minder mit ungünſtigen Verhältniſſen zu kämpfen, als jene. Der Verluſt der Spaniſchen Handlung war ſehr fühlbar in den vereinigten Provinzen, und veranlaßte ein großes Deficit in den Finanzen. Sie mußten daher, um die Staatsbedürfniſſe beſtreiten zu können, zu Anleihen gegen hohe Zinſen und zu neuen Auflagen ihre Zuflucht nehmen. In der außerordentlichen Sitzung, welche im Winter von 1599 bis 1600 zu Gorkum gehalten ward, kamen nicht nur dieſe Gegenſtände zur Sprache, ſondern es wurden auch Vorſchläge zu einer Verminderung der bewafneten Macht gethan, um die großen Ausgaben, welche

die Unterhaltung derſelben erforderte, zu vermindern, weil allein die außerordentlichen Kriegskoſten des verfloſſenen Jahrs 2400000 Gulden betragen hatten. Es ward endlich beſchloſſen, die Vermögensteuer auf das Jahr 1600 doppelt heben zu laſſen, obgleich die Erhebung des Einfachen dieſer Steuer im Jahre 1599 ſchon mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden geweſen war und groſſes Misvergnügen unter dem Volke erregt hatte.

Die ungünſtige Lage der Finanzen, wie beunruhigend ſie auch ſein mochte, war indeß nicht der einzige Gegenſtand, welcher um dieſe Zeit den Generalſtaaten Stof zu Beſorgniſſen gab. Der Anſchein, ihre bisherige treue Gefährtin im Kampfe wider Spanien zu verlieren, ſezte ſie nicht weniger in Verlegenheit. Die Erzherzoge hatten der Königin von England ihre Ankunft in den Niederlanden gemeldet, und dabei geäuſſert, wie ſehr ſie wünſchten die alten freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Hauſe Burgund und den Engliſchen Monarchen wieder hergeſtellt zu ſehen. Eliſabeth, jezt weniger für den Krieg geſtimmt, da Philip 2. ihr unverſöhnlicher Feind nicht mehr war und das höhere Alter ihr die Ruhe zum Bedürfniß machte, erwiederte: daß auch ſie eine Ausſöhnung zwiſchen beiden Mächten aufrichtig wünſche, aber ihre Ehre litte nicht, ohne Einſtimmung der vereinigten Niederlande Frieden zu ſchlieſſen. Bald darauf ließ ſie den Generalſtaaten durch ihren Geſandten im Haag erklären: daß ſie ſich genöthigt ſähe mit Spanien Frieden zu ſchlieſſen, weil das Intereſſe

ihres Reichs und das Wohl ihrer Unterthanen das Ende des Krieges forderten. Diese Erklärung beunruhigte die Generalstaaten außerordentlich, denn trat Elisabeth vom Schauplaz des Krieges ab, so standen sie allein im Kampfe mit dem übermächtigen Spanien da. Doch zum Ruhme dieser Männer sei es gesagt, sie waren es werth die Repräsentanten eines freien Volks zu sein, da sie selbst unter so trüben Aussichten ihren Grundsäzzen treu blieben. Standhaft schlugen sie den Antrag des Kaisers aus, der ihnen abermals seine Vermittelung zu einer Aussöhnung mit Spanien und den Erzherzogen anbot, und verweigerten seinen Gesandten, den Grafen von Isenburg und Blankenhain und dem Rath Karl Ruzel, welche bereits auf dem Wege nach Holland waren, die verlangten Päße. Denn sie waren fest entschlossen, lieber in dem ehrenvollen Kampfe für die Freiheit des theuern Vaterlandes unterzugehen, als mit dem Oestreichschen Hause zu unterhandeln, dessen Unredlichkeit und treulose Politik sie noch weit mehr als seine Macht fürchteten.

Auch ein Antrag des Königs von Schweden zu einem Bündniß mit der Republik ward ebenfalls auf eine schonende Weise abgelehnt, weil der Schwedische Monarch in einen Krieg mit Polen verwikelt war und deshalb eher selbst der Hülfe bedurfte als solche seinen Alliirten leisten konnte. Die Verhältnisse mit Frankreich litten keine Veränderung und Heinrich der 4. fuhr fort die Utrechter Bun-

desgenossen mit Geld und durch andere Begünstigungen zu unterstüzen.

Neben den mancherlei staatswirthschaftlichen und diplomatischen Gegenständen, welche die Generalstaaten während des Winters beschäftigten, rasteten auch die Waffen nicht. Ein strenger Frost hatte alle Flüsse mit Eis bedekt. Dieser Umstand, welcher ohne die aufrühreriſche Gährung im feindlichen Heere vielleicht den vereinigten Provinzen sehr gefährlich geworden sein würde, veranlaßte den Prinzen Moritz, den Grafen Ludwig nach Geldern zu senden, um sich des Städtchens Wachtendonk an den Clevischen Gränzen zu bemächtigen. Das Unternehmen gelang, und der Graf sezte sich durch einen überraschenden Angrif, nach einem kurzen Kampfe, da eben der gröſte Theil der Besazzung auf Beutemachen ausgezogen war, (1600. 22. Jänner) in Besiz der Stadt und des Schlosses, welchen vor zwölf Jahren der Graf von Mansfeld erſt durch eine zweimonatliche blutige Belagerung erlangen konnte. Die Sieger fanden reiche Beute in dem Städchen, weil viele Landleute aus der benachbarten Gegend ihre besten Sachen dahin geflüchtet hatten.

Die Freude über die Eroberung Wachtendonks verwandelte sich jedoch in die heftigste Bestürzung, als sich die Nachricht verbreitete, daß der tapfere Oberst Barlotte im Begrif sei, über die zugefrornen Gewässer in das Thielerward einzubrechen. Ganz Holland ward (Februar) dadurch so in Schrekken gesezt, daß Prinz Moritz selbst mit einem Korps

nach Gorkum und Graf Ludwig von Nassau mit einem andern in das Thielerwaard eilte. Aber diese Anstalten waren überflüssig, denn Barlotte mußte sein Unternehmen aufgeben, weil die Besatzungen der Andreasschanze und des Forts Crevecoeur sich empörten. Ehe jedoch die Empörung zum vollen Ausbruch kam, ereignete sich auf der Bugter Haide bei Herzogenbusch einer jener sonderbaren Zweikämpfe, welche dem gegenwärtigen Zeitalter fremd geworden sind, und der deshalb, als ein Beitrag der Kriegs- und Sitten-Geschichte jener früheren Jahrhunderte, selbst neben wichtigeren Begebenheiten eine umständlichere Darstellung verdient. Die Veranlassung dazu war folgende. Ein Detaschement von Grobbendonk's Wallonischer Reiterei schlug ein anderes von der Französischen Schwadron des Hauptmanns Briauté im Dienste der Staaten, und nahm dabei des Hauptmanns Lieutenant Jaques gefangen. Der letztere schrieb an seinen Hauptmann wegen Bezahlung der für seine Freilassung verlangten Ranzion, worauf ihm Briauté, ein junger feuriger Edelmann aus der Normandie, antwortete: Es sei eben nicht rühmlich daß er sich von einer schwachen feindlichen Partei habe schlagen und gefangen nehmen lassen; er seiner Seits würde nicht einen Augenblik Bedenken tragen, es mit 20 seiner Leute gegen 40 Grobbendonkische Reiter aufzunehmen. Dieses Schreiben fiel Grobbendonk's Lieutenant Gerhard Abrahamsson mit dem Beinamen Lekkerbeetje in die Hände, und brachte ihn dergestalt

auf, daß er sogleich an Briauté schrieb, er habe gar nicht nöthig sich in einen so ungleichen Kampf mit 20 Mann gegen 40 einzulassen, sondern wenn es ihm beliebe, wollten sie mit gleicher Mannschaft, 20 Mann gegen 20, einen Gang mit einander wagen. Die Ausforderung wird angenommen, und beide Theile erhalten von ihren Befehlshabern Erlaubniß zu dem Kampfe, obgleich viele und besonders Prinz Moritz den heftigen Briauté davon abrieth. Man vereinigt sich über den Kampfplaz und die Waffen, welche ein Harnisch, ein gutes Schwert und zwei lange Pistolen sein sollten. Briauté verlangt, daß Grobbendonk selbst sich schlagen solle, der sich aber damit entschuldigt, daß er als Befehlshaber von Herzogenbusch diesen ihm anvertrauten wichtigen Plaz nicht ohne der Erzherzoge besondere Erlaubniß verlassen dürfe, und weil überdem der Streit mit seinem Lieutenant angefangen sei.

An dem bestimmten Tage, (1600. 5. Februar) nach erhaltenem freien Geleit, erschienen beide Parteien, jede ohne die Trompeter 22 Köpfe stark, auf der Vugterhaide. Beim ersten Angrif erschoß Briauté den Lieutenant Gerhard Abrahamsson, und gleich darauf stürzte auch dessen Bruder Anton todt dahin. Die Hälfte der Rosse ward beim ersten Rennen getödtet oder verwundet. Den Franzosen war der Vortheil des Terrains, aber ihre Gegner hatten schwerere Waffen. Sie kämpften anfangs sehr tapfer und der Sieg schien sich auf ihre Seite zu neigen. Briauté bestieg nach und

nach drei verſchiedene Pferde, und focht mit außerordentlichem Muthe. Aber als ſeine Waffengefährten mehrere der ihrigen fallen ſahen, verlieſſen ſie ihn und machten ſich größtentheils davon. Zuletzt ward auch er von der Menge überwältigt und gezwungen ſich gefangen zu geben, nachdem ihm, der Verſicherung der Niederländer zu Folge, Sicherheit des Lebens gegen eine ſtarke Ranzion verſprochen worden war. Schon war er entwaffnet und über eine halbe Stunde in der Gewalt ſeiner Gegner, als plözlich einige aus der Stadt gekommene Grobbendonkſche Reiter, welche keinen Theil am Gefecht genommen hatten, über ihn herfielen und ihn mit mehr als dreißig Wunden ermordeten, um des Lieutenants Tod zu rächen. Auf dieſelbe grauſame Art ward ſein Vetter hingerichtet, der mit ihm gefangen worden war. Die Mörder ſuchten dieſe Schandthat damit zu entſchuldigen, daß vor dem Kampfe ausgemacht worden ſei, keinen Pardon zu geben. Von den Grobbendonkſchen waren 5 und von den Franzoſen 9 Mann auf dem Plazze geblieben. Briaute' ward ſehr bedauert, aber man tadelte ihn zugleich, daß er ſich mit Leuten in einen Zweikampf eingelaſſen habe, welche größtentheils, ſo wie der Lieutenant ſelbſt, zu den ehemaligen Verräthern von Gertruidenberg gehörten und ehrlos gemacht waren. Sein und ſeines Vetters Leichnam wurden auf ſeiner Freunde Begehren nach Dordrecht gebracht, mit allen ihren Wunden abgemalt, und die Gemälde an Briaute's Verwandten nach Frankreich geſandt.

Er hinterließ ein sehr anſehnliches Vermögen, einen Sohn und eine ſchöne zwanzigjährige Gattin, welche der tragiſche Tod des geliebten Gatten ſo erſchütterte, daß ſie den Schleier nahm. Wenige Wochen nach dem Gefecht kam einer von Briautes Verwandten, Namens Hocquincourt, nach Holland, ſeines Vetters Tod zu rächen. Er forderte Grobbendonk zum Zweikampf heraus, aber dieſer entſchuldigte ſich mit ſeinem Amte, und Hocquincourt mußte, ohne ſeine Rache befriedigt zu haben, nach Frankreich zurükkehren. — Jezt kehren wir von dieſer Epiſode wieder zur Haupthandlung zurük, wo zuerſt der neue Aufruhr unter den Spaniſchen Truppen unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigt.

Als im Dezember des verfloſſenen Jahres der Admiral Mendoza ſeine Armee die Winterquartiere beziehen ließ, konnte er den Kriegsleuten nur einen kleinen Theil ihres rükſtändigen Soldes auszahlen laſſen. Ihre Unzufriedenheit darüber ward durch das von einigen Unruheſtiftern verbreitete Gerücht, der Erzherzog werde ihnen nur vom Tage ſeiner Huldigung an den Sold bezahlen und die früheren Rükſtände müßten ſie vom Könige von Spanien fordern, — noch vermehrt und brach endlich in einen gefährlichen Aufſtand aus. Das teutſche Regiment Schlegel und Nicolo Baſta's Albaneſiſche Reiter erſtürmten und plünderten das Städtchen Paer, und wieſen den an ſie abgeſchikten Erzherzoglichen Commiſſarius Grafen Beljiogoſo zurük, ohne ihn vor ſich zulaſſen, weil er ohne Geld kam. Einige Reiterhaufen ſtreiften und plünderten bis

an die Thore von Cöln. Der Erzherzog ließ auf die darüber geführten Klagen des Kurfürsten einige der Schuldigen, welche von den Hauptleuten durch das Loos ausgewählt werden mußten, hinrichten. Doch dieses Beispiel der Strenge fruchtete nichts. Zwölfhundert Spanier zu Roß und zu Fuß bemächtigten sich der Plätze Weerd und Hamont, wo die Rebellion zum vollen Ausbruch kam. Die Empörer schossen auf den Obersten Sapena, der sie beruhigen wollte und jagten ihn davon, wählten darauf zwei Italiäner, Giovanni Alfonso Majo und Giovanni Martines, zu ihren Electo's, jenen über das Fußvolk und diesen über die Reiterei, und machten das Lütticherland zum Schauplatz ihrer Streifereien. Am 16. Februar empörte sich auch die Besazzung der Andreasschanze, welche größtentheils aus Teutschen und Wallonen bestand, die in drei Jahren keinen Sold empfangen hatten. Man machte ihnen Vergleichsvorschläge, aber sie wurden verworfen, die Officiere mit Weib und Kindern verjagt und die Quartiere des Gouverneurs und anderer Befehlshaber geplündert. Die Besazzung des Forts Crevecoeur folgte dem Beispiel der Andreasschanze; und 4000 Teutsche und Burgunder, welche der Erzherzog aufbot, die Rebellen mit Gewalt zum Gehorsam zurük zu bringen, zeigten wenig Neigung gegen ihre Kameraden zu kämpfen. Auch riethen mehrere Obersten zu einem gelinden Verfahren, weil strenge Maßregeln, bei der gegenwärtigen Stimmung des Heers, leicht einen allgemeinen Aufstand zur Folge haben

könnten. Auf Barlotte's Rath wurden die Besazzungen verschiedener Plätze verändert, wodurch aber nichts gewonnen, sondern die Frechheit der Rebellen nur noch vermehrt ward. Endlich räumte man den Empörern von Hamont, mit Bewilligung des Erzherzogs, die Stadt Dieſt ein, wohin ſie, 2000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter ſtark, durch den Maeſtro del Campo Teſſeda geführt wurden. Da jedoch die Regierung außer Stande war ihnen die bewilligten Bedingungen zu halten, fielen ſie in die Walloniſchen Provinzen ein und brandſchazten das platte Land bis Dornik und Mons, ohne auf die Ermahnungen des Grafen Belliogoſo zu achten. Als jene 3000 Mann Hamont kaum verlaſſen hatten, rükten aufs neue 800 Rebellen zu Pferde und zu Fuß dort ein, die von dem zwiſchen Grave und Venloo ſtehenden Korps des Don Luis de Velasco entwichen waren. Sie wählten zwei Italiäniſche Soldaten, Namens Gabrieli de Eugubio und Pietro Antonio Genoveſi de Aleſſandria zu Elekto's, und erhielten täglich Verſtärkungen von Velasco's Korps. In derſelben Nacht, da ſich dieſer Befehlshaber über die Maas zurükzog, um nicht durch die fortwährende Deſertion endlich ſeine ganze Mannſchaft zu verlieren, trennten ſich noch 300 Reiter von ihm und gingen nach Hamont.

Auf dieſe Vorfälle im Spaniſchen Heere gründete Prinz Moritz den Plan, ſich der neuerbauten Andreasſchanze zu bemächtigen. Er zog in der Mitte des Lenzmonats bei Dordrecht, Willemſtadt

und Rotterdam ein Truppenkorps zusammen, schifte sich mit demselben auf der Maas ein, und grif am 21. März 1600. das Fort Crevecoeur an. Fünfhundert Burgunder von Varambon's Regimente, welche von Helmond und Eindhofen dahin eilten, um die Besazzung zu verstärken, wurden zurükgeschlagen, und nach einer dreitägigen Belagerung ergab sich das Fort (24. März). Die Besazzung desselben trat größtentheils in Niederländische Dienste.

Von Crevecoeur rükte der Prinz (26. März) vor die Andreasschanze. Die Besazzung, obgleich im Rebellionszustande, verweigerte die Uebergabe, worauf das Fort durch aufgeworfene Schanzen an der Maas und Waal und durch Ueberschwemmungen auf das engste eingeschlossen ward, und da auch jezt noch alle Aufforderungen zurükgewiesen wurden, mußte sich der Prinz zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Troz aller Hindernisse, welche der sumpfige Boden darbot, wurden die Laufgraben eröfnet, die Versuche des Feldzeugmeisters Velasco den Plaz zu entsezzen vereitelt, und das benachbarte Schloß Batenburg durch ein heftiges Kanonenfeuer zur Uebergabe gezwungen. Auch die Andreasschanze selbst ward heftig beschossen, und die Belagerenden rükten bis an den bedekten Weg mit ihren Arbeiten vor. Jezt endlich, da alle Hofnung auf Entsaz verschwunden war, und an mehreren unentbehrlichen Gegenständen Mangel eintrat, entschloß sich die Besazzung, nachdem sie sich sechs Wochen, ohne einen andern Officier als ihren Elekto zu haben, tapfer vertheidigt hatte,

der Aufforderung des Prinzen Gehör zu geben. Die Unterhandlung ward angeknüpft und die Schanze für eine Summe von 125000 Gulden (5. Mai) von ihren bisherigen Vertheidigern übergeben, unter der Bedingung, daß ihnen nie ein Vorwurf darüber gemacht werden sollte. Die aus 1124 Mann größtentheils alten auserlesenen Soldaten bestehende Besazzung räumte am 11. Mai das Fort und trat in Niederländische Dienste. Die verschiedenen Korps, woraus sie bestand, wurden in ein Regiment vereinigt, welches den Grafen Heinrich Friedrich zum Obersten erhielt, und gewöhnlich das Regiment der neuen Geusen genannt ward. So fiel die mit so großem Kostenaufwande erbaute und für unüberwindlich gehaltene Andreasschanze in die Gewalt der Niederländer. Der Erzherzog erklärte die Besazzung derselben als Verräther in die Acht; die Generalstaaten aber erließen ein Verbot, den Individuen derselben einen Vorwurf wegen ihres Uebertritts zu machen. In der That war auch der gegenwärtige Fall, obgleich er an den Verkauf Gertruidenbergs im Jahre 1589 erinnerte, doch von dem leztern wesentlich unterschieden, denn die Verkäufer der Andreasschanze hatten sich sechs Wochen tapfer vertheidigt und man war ihnen starke Soldrükstände schuldig, jene von Gertruidenberg aber verkauften diese Stadt ohne belagert zu sein und aus bloßer Gewinnsucht. Uebrigens leistete das Regiment der neuen Geusen den Generalstaaten in der Folge treffliche Dienste.

Nach dieſen Vorfällen war man allgemein der Meinung, daß der Schauplaz des diesjährigen Feldzuges wieder am Rhein ſein werde, wie im vergangenen. Alle Anſtalten und Maßregeln ſchienen dies anzudeuten; um ſo gröſſer und allgemeiner iſt alſo das Erſtaunen, als man plözlich die Niederländiſchen Fahnen mitten in Flandern wehen ſieht. Die Veranlaſſung zu dieſer unerwarteten Erſcheinung war folgende: Nach der Eroberung der Andreasſchanze hatten die Generalſtaaten in mehreren Sizzungen über die Frage berathſchlagt: ob die an der Maas erhaltenen Vortheile verfolgt werden ſollten, oder ob es vortheilhafter ſei, den Feind auf einem andern Punkte anzugreifen? Der noch immer fortdauernde Aufſtand im feindlichen Heere ſchien das eine wie das andere zu begünſtigen, und man entſchied endlich für einen Zug nach Flandern. Dieſe ſchöne Provinz lieferte dem Feinde die meiſten Reſſourcen, man konnte ihn daher nicht empfindlicher verwunden, als wenn man ſich darin feſtſezte. Ueberdem drangen die Seeländer, deren Handel durch die Flandriſchen Kaper von Dünkirchen, Sluis und Nieuwpoort außerordentlich litt, mit Recht darauf, daß nachdem man für die Sicherheit der Provinz Holland und der Landſchaften auf der rechten Seite des Rheins geſorgt habe, man auch ihnen durch die Wegnahme jener Freibeuterhöhlen Schuz verſchaffen müſſe. Endlich ward auch Oſtende, dieſe wichtige und lezte Beſizzung der Republik in Flandern, mit einer Belagerung bedroht und war bereits von

dem Feinde durch sieben Schanzen eingeschlossen. Alle diese Umstände sprachen für eine Diversion nach Flandern, und die Königin Elisabeth selbst rieth den Generalstaaten, einen Versuch zur Eroberung der Flämischen Seeplätze zu machen. Freilich war das Unternehmen gewagt, aber man konnte dabei auf die Mitwirkung der zahlreichen Gegner der Spanischen Herrschaft in den Flandrischen Städten, besonders in Gent und Brügge, zählen, und glükte es nur einen wichtigen Platz in Besiz zu nehmen, ehe der Erzherzog seine Truppen zusammenziehen konnte, — so war es leicht möglich, in jener Provinz festen Fuß zu fassen und sie zum Schauplaz des Kriegs zu machen. Diese Motive begründeten den Entschluß, Flandern anzugreifen, welcher einer der merkwürdigsten Kriegsthaten des Prinzen Moritz das Entstehen gab.

Die Anstalten zu dieser Unternehmung waren unermeßlich, und man bewahrte auf das sorgfältigste das Geheimniß derselben. Die Insel Walcheren ward zum Sammelplaz der Expedition bestimmt. Dort wurden 128 Fahnen Fußvolk und 25 Kornetten Reiter, in allem 15000 Mann, zusammengezogen, und nach Rammekens, einem der festesten Plätze der Insel, große Vorräthe von Proviant und Munition nebst 37 Feuerschlünden geschaft. Eine ungeheure Menge Transportschiffe, zur Ueberfahrt der Truppen und der aufgehäuften Vorräthe bestimmt, bedekten die Küsten der Insel. Prinz Moritz selbst begab sich dahin mit den Deputirten der Generalstaaten, die ihn auf dem Zu-

ge begleiten ſollten, Graf Ludwig Wilhelm von Naſſau aber blieb mit einem kleinen Korps in Friesland und Graf Hohenlohe mit einem andern auf Bommel zurük; auch ward eine Anzahl bewafneter Bürger in Sold genommen, um die Gränzplätze Hollands und Seelands zu bewachen.

Jezt iſt alles zu der Expedition bereit. Alle Truppen ſind beiſammen, und die Einſchiffung geſchieht auf einer Flotte von mehr als tauſend Segeln. Der Plan war, mit der ganzen Flotte nach Oſtende zu gehen. Von dort ſollte der Prinz nach Nieuwpoort marſchiren, nach der Eroberung dieſer Stadt Dünkirchen angreifen, und wäre dieſes gefallen, nach und nach auch die übrigen Flandriſchen Küſtenplätze nehmen. Alles kam dabei auf die Schnelligkeit der Ausführung an, damit man wenigſtens Nieuwpoort weggenommen hatte, ehe der Erzherzog ein Heer ins Feld ſtellen konnte. Unglüklicherweiſe war der Wind ungünſtig und zwang den Prinzen, um keine Zeit zu verſaumen, welches auch der Mangel an Fourage nicht erlaubte, ſeinen Plan abzuändern. Dieſes geſchah mit Einwilligung der Deputirten der Generalſtaaten in der Art, daß beſchloſſen ward, einen andern Weg einzuſchlagen. Der Prinz wollte nämlich mit den Truppen und vier Kanonen die Weſterſchelde hinauf fahren, bei Philippine landen, und von dort aus über Brügges zu Lande nach Nieuwpoort gehen; dagegen ſollte der Theil der Flotte, welcher den Proviant, das Geſchüz und die übrigen Vorräthe führte, gerade nach Oſtende ſegeln. Die Folge der

Begebenheiten wird zeigen, wie nachtheilig diese Abänderung auf den Gang der Unternehmung einwirkte, aber man hielt sie durchaus für nothwendig, und Prinz Moritz segelte mit seinen Truppen den westlichen Arm der Schelde hinauf, wandte sich dann rechts um die kleine Insel Biervliet und ging unweit Sas van Gent, dem Hafen von Gent vor Anker. Von hier aus sandte er den Grafen Ernst von Nassau mit einigen Schiffen voran nach Philippine, sich dieses Forts zu bemächtigen, welches auch nach einigen Kanonenschüssen von der schwachen Spanischen Besatzung (21. Jun.) geräumt ward. Hierauf betrat in der kurzen Zeit von fünf Stunden das ganze Heer den Flandrischen Boden, und ward von dem Prinzen gemustert. Er theilte das Fußvolk in drei Divisionen, an deren Spitze er die Grafen Georg von Solms, Ernst von Nassau und den Ritter Franz Veere stellte; und Graf Ludwig von Nassau erhielt den Oberbefehl über die Reiterei, welche in sieben große Schwadronen abgetheilt ward. Der Oberst Sidenitzki, Generalquartiermeister des Heers, erhielt Befehl, die Wege bis Ostende untersuchen zu lassen, und die Einwohner Flanderns wurden in einer Proklamation aufgefordert, das Heer mit Lebensmitteln und Wagen zu versehen, wofür ihnen Sicherheit des Lebens und Eigenthums versprochen und nur im Fall der Widersetzlichkeit mit einer feindlichen Behandlung gedrohet ward. Aber die Einwohner flohen nicht nur auf die erste Nachricht von der Erscheinung des Niederländischen Heers

aus ihren Obersen und Flekken, sondern ermordeten auch die Kriegsleute, welche ihnen einzeln in die Hände fielen. So feindselige Gesinnungen hegten jezt diese Leute gegen jene, mit denen sie einst für die gemeinschaftliche Freiheit geklämpft hatten; eine sonderbare Erscheinung, welche sich kaum anders als aus der Verschiedenheit der Religionen erklären läßt.

Am 24. Junius brach das Niederländische Heer von Philippine auf. Jeder Soldat war angewiesen, sich auf sechs bis sieben Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Der Marsch ging auf Ekkelo, welcher Ort angezündet ward, weil die Bauern in der Nachbarschaft desselben einige Niederländische Reiter, die auf Fouragirung ausgegangen waren, erschlagen und an die Bäume gehängt hatten; an Maldeghem, Male und unter den Mauern von Brügges vorbei, von welchen das Heer im Vorbeimarsch beschossen ward, jedoch ohne bedeutenden Verlust. Die Generalstaaten hatten die Einwohner von Brügges und Gent durch Unterhändler und Manifeste aufgefordert, die günstige Gelegenheit, welche sich ihnen jezt zur Abwerfung des Spanischen Jochs und zur Wiedererlangung der Freiheit darböte, zu benuzzen, und das zu ihrer Befreiung ausgesandte Heer durch Geld und Truppen zu unterstüzzen. Die Erfahrung lehrte, daß diese Aufforderungen fruchtlos gewesen waren, denn von der so gewiß erwarteten Theilnahme der Flandrischen Städte äußerte sich keine Spur. Von Brügges ging das Heer auf Oudenborg an der

Yperle, Bredene, Snaskerken und Plassendahl. Alle diese Plätze wurden ohne Schwierigkeit in Beſitz genommen und mit Beſatzungen verſehen; worauf Prinz Moritz auf den Dämmen weiter gegen Oſtende vorrükte. Ueberall verbreitete ſeine unerwartete Erſcheinung Beſtürzung und Schrekken über die Feinde. Mehrere von ihnen beſezte Schanzen um Oſtende wurden verlaſſen und von den Niederländern ohne Schwertſtreich beſezt; und die Albertusſchanze in den Dünen vor Oſtende, welche ſich vertheidigte, nahm der Graf von Solms mit Gewalt. Jezt war die Gemeinſchaft mit Oſtende bewirkt, und der Graf von Solms begleitete mit einer Bedekkung die Deputirten der Generalſtaaten dahin. Das gröſte Ungemach, mit welchem die Niederländer auf ihrem Marſch hieher zu kämpfen hatten, war der Durſt, denn es fehlte nicht nur an Wein und Bier, ſondern auch an trinkbarem Waſſer. Zwanzig Marketenderfahrzeuge, welche ſich ohne Bedekkung an die Flandriſche Küſte wagten, waren von Spinola's Galeeren genommen worden. Der übrige Theil der Transportflotte langte unter Eskorte des Admirals Warmond, der ſie mit 12 Kriegsſchiffen begleitete, glüklich bei Oſtende an. Während eines Gefechts, welches Warmond bei dieſer Gelegenheit mit Spinola's Galeerenflotille hatte, ereignete ſich der ſonderbare Fall, daß eine Niederländiſche Kugel die Kette eines Türkiſchen Galeerenſklaven zerſprengte ohne ihn ſelbſt zu beſchädigen, worauf der Sklave ſogleich in das Meer ſprang, ſich am Bord eines

Niederländischen Schiffes rettete und so die Freiheit gewann.

So bald der Graf von Solms sich der Albertusschanze bemächtiget hatte, rükte er mit seiner Division vor Nieuwpoort, wohin ihm Prinz Moritz (1. Jul.) mit dem Ueberrest des Heers unverzüglich folgte, während die Reiterei tief in das Land hinein bis Gent und Brügges streifte und mit reicher Beute zurük kam. Prinz Moritz traf sogleich Anstalten Nieuwpoort einzuschließen und er hoffte sich dieser Stadt, welche keinen langen Widerstand fürchten ließ, zu bemächtigen ehe der Erzherzog etwas zu ihrer Rettung thun könne. Er lagerte sich in den Sanddünen vor der Stadt; Graf Ernst von Nassau umgab sie auf der Seite von Ostende und ein anderes Korps schloß sie auf der Dünkircher Seite ein. Alle Zurüstungen zum Angrif wurden getroffen, aber mitten unter diesen Anstalten überraschte den Prinzen die unerwartete Nachricht, daß der Erzherzog an der Spizze eines zahlreichen Heers in vollem Heranzuge und nicht mehr weit entfernt sei. Und diese Nachricht, welche kaum glaublich schien, war vollkommen gegründet.

Albert hatte sich bei den erhaltenen Berichten von der feindlichen Invasion als ein großer Fürst und Feldherr gezeigt. Die Ueberraschung und Gefahr dieses Unternehmens weit entfernt seinen Muth zu lähmen und ihm die Besonnenheit zu rauben, entwikkelten vielmehr eine Geisteskraft und Thätigkeit in ihm, welche in gewöhnlichen Lagen

der Natur dieſes Fürſten fremd zu ſein ſchien. Er begab ſich ſogleich von Brüſſel nach Gent, wohin die Infantin ihn begleitete. Die Truppen aus Geldern wurden durch Eilboten herbeigerufen, und an die empörten Korps gingen Commiſſarien ab, um ſie durch Bitten und Verſprechungen zu bewegen, den Erzherzog in der gegenwärtigen Gefahr nicht zu verlaſſen, weil er ohne ihren Beiſtand verloren ſei. Die Infantin ſelbſt, welche die Entſchloſſenheit ſo wie die Gefahren ihres Gemahls theilte, übernahm die Beſatzung von Dieſt zu gewinnen. Mit hoher Würde redet ſie die Rebellen an, und fordert ſie auf, jezt im Angeſichte der gemeinſchaftlichen Gefahr alle kleinlichen Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens zu vergeſſen und nur den höheren Rükſichten der Ehre, der Religion und der Pflichten gegen Fürſt und Vaterland zu folgen. So bald der Feind geſchlagen und Flandern gerettet ſei, ſollten ihre Beſchwerden unterſucht und alle ihre Forderungen befriedigt werden; denn, ſezte ſie auf ihre Ohrgehänge zeigend, mit erhobener Stimme hinzu, „lieber will ich allen Abzeichen fürſtlicher Pracht entſagen, als zugeben daß ein treuer und tapferer Soldat unbezahlt bleibt.“ Es gelang ihr die Gemüther zu gewinnen, und die Beſatzung von Dieſt rükte, unter der Anführung ihres Elekto, 2000 Mann ſtark ins Feld. Die übrigen Aufrührer von andern Orten her folgten dieſem Beiſpiel, doch hielten ſie als Unterpfand die eingenommenen feſten Plätze gut beſezt. Die Rebellen vereinigten ſich mit den treugebliebenen

Truppen. Auch viele vom Adel und der Bürgerschaft ergriffen freiwillig die Waffen und begaben sich zum Heere, dessen Sammelplaz bei Antwerpen war. Die Verzögerung durch den Umweg über Philippine, welchen die Niederländer nehmen mußten, gewann dem Erzherzog eine unschäzbare Zeit, welche er treflich benuzte. In kurzem war eine Streitermasse von 10000 Mann zu Fuß und 1600 Reitern bei Antwerpen versammelt. Von hier rükte das Heer nach Gent. Die vornehmsten Befehlshaber desselben waren: der Admiral Mendoza, Obergeneral der Reiterei, Graf Friedrich von Berg Feldmarschal, Don Luis de Velasco, Hieronimo de Monroi, Luis de Villar, Don Alfonso Davalos, Gaspar Sapena, Don Rodrigo Lasso, Don Juan de Braccamonte, der Graf Boucquot, Laberlotte und der Seneschal von Montelimar. Bei Gent hielt der Erzherzog die Musterung. Die Infantin ritt selbst durch alle Glieder und ermahnte Officiere und Soldaten: tapfer zu fechten wider ihre treulosen und rebellischen Unterthanen und die mit dem Bannfluch der Kirche belasteten Ketzer! Worauf die Soldaten wie in Begeisterung ausriefen: „Führt uns gegen wen Ihr wollt, wir sind bereit Euch zu folgen!“

Der Erzherzog, nach geendigter Musterung, stellte sich an ihre Spizze und rükte mit solcher Schnelligkeit gegen Nieuwpoort hinab, daß die Besazzungen mehrerer von den Niederländern besezten Pläzze, von einem panischen Schrekken ergriffen, ohne noch einen Spanier gesehen zu haben,

davon flohen. Selbst Oudenborg und Snaskerken ergaben sich ohne Widerstand. Die Besazzung des lezteren Plazzes ward wider das gegebene Wort, ausgezogen und niedergehauen, bis auf wenige, welche im Hemde entsprangen. Der Erzherzog konnte diese Schandthat nicht hindern, weil die Rebellen, welche sie ausübten, wenig auf die Befehle der Feldherren achteten.

Der Commandant einer kleinen Redoute floh mit seiner Mannschaft nach Ostende, und verbreitete in dieser Stadt, wo die Befehlshaber des Fuhrwesens und Geschüzzes, die Deputirten der Generalstaaten und die Prädikanten samt andern zum Troß des Heers gehörigen Personen versammelt waren und wo man noch immer fortfuhr die Transportschiffe auszuladen, zuerst die Nachricht von dem Heranzuge des Feindes, welche eine unbeschreibliche Bestürzung erregte. Prinz Moritz im Lager vor Nieuwpoort erhielt sie in der Nacht vom 1. auf den 2. des Heumonats durch den Hauptmann Wagemann, welchen der Oberst Peyron, Befehlshaber der Schanze von Oudenborg, an ihn abgeschikt hatte, und ward nicht minder dadurch betroffen. Er hatte nichts weniger erwartet als daß der Erzherzog in der Lage, worin sich dieser Fürst befand, in so kurzer Zeit ein mächtiges Heer würde aufstellen können; und ließ sich auch die Möglichkeit eines solchen Falles denken, so konnte er wenigstens mit Recht auf einen mehrtägigen Widerstand Oudenborgs zählen. Alle diese Vorausezzungen sind jezt als Irthümer begründet, und

er sieht sich plözlich von einer überlegenen feindlichen Macht, die durch Zauberei entstanden zu sein scheint, in der Flanke und im Rükken bedroht, von Ostende und seinen dortigen Magazinen abgeschnitten, — denn schon war der Erzherzog zwischen Ostende und Nieuwpoort angelangt — und auf einen engen Erdraum am Meerufer eingeschränkt. Verschiedenen auf Kontribution ausgeschikten Reiterhaufen ist schon der Rükweg versperrt, das Lager ist noch unbefestigt und mit jedem Augenblik wächst die Gefahr. In dieser kritischen Lage ist es nöthig einen schnellen und entscheidenden Entschluß zu fassen, wenn nicht alles verloren gehen soll, und glüklicherweise gehört Moritz zu den beängstigten Geistern, denen es in keiner Verlegenheit an Hülfsmitteln und Entschlossenheit fehlt. Ohne einen Augenblik mit unnüzzen Berathschlagungen zu verlieren, hebt er die kaum angefangene Belagerung Nieuwpoorts auf, und zieht sich tiefer in die Dünen hinein. Mit Anbruch des Tags (2. Jul) sendet er den Grafen Ernst von Nassau mit dem Seeländischen Regimente Karl van der Nöot, dem Schottischen Regimente Wilhelm Edmund, 4 Kornetten Reitern und zwei Feuerschlünden nach der Brükke von Lessighem, über welche der Feind gehen mußte, mit dem Auftrage: den Spaniern den Uebergang zu verwehren, oder sie wenigstens so lange als möglich aufzuhalten. Doch der Graf, wie sehr er auch seinen Marsch beschleunigte, kam dennoch zu spät und stieß schon diesseits auf das Erzherzogliche Heer, welches theils über die Brükke theils

durch die unterhalb derselben liegenden Lachen gegangen war. Kaum blieb dem Niederländischen Befehlshaber so viel Zeit übrig, sein kleines Korps auf einigen naheliegenden Anhöhen zum Kampfe aufzustellen, als er sich schon von allen Seiten umrinat und angegriffen sah. Die Uebermacht entschied trotz der Tapferkeit der Schotten und Seeländer, und Graf Ernst ward mit einem Verlust von 500 Todten, unter denen sich 6 Schottische und 4 Niederländische Hauptleute befanden, in die Flucht geschlagen und bis unter die Kanonen der Albertusschanze verfolgt. Die beiden Schottischen Hauptleute Barclay und Murrai wurden nach einer heldenmüthigen Gegenwehr gefangen und als sie schon wehrlos waren, von den wüthenden Spaniern und Italiänern erstochen. Gleiches Schikksal traf auch den Holländischen Hauptmann Giselles und mehrere andere Gefangene von geringerem Range.

Ein gefangener Spanier brachte die erste Nachricht von der Niederlage Graf Ernst's zum Heere des Prinzen Moritz, welcher, wie man sagt, ihn erschießen ließ, um sie nicht weiter verbreiten zu können, und bei Todesstrafe daron zu sprechen verbot. Das Gefecht bei Lessighem, wie unglüklich es auch für die Niederländer endigte, verschafte doch dem Prinzen Zeit, die auf der Seite von Dünkirchen postirten Truppen an sich zu ziehen, und seine Maßregeln zu einer Schlacht zu treffen. Einige seiner Feldherren riethen ihm, sich in dem alten Lager zu verschanzen, aber er billigte diese Meinung nicht, sondern führte seine Truppen über

den Hafen von Nieuwpoort nach der Seite von Oſtende, woher der Feind erwartet ward. Hier nahm er ſeine Stellung mit dem linken Flügel an das Meer und mit dem rechten an die Dünen. Zur Beobachtung der Beſazzung von Nieuwpoort, welches ihm im Rükken lag, blieben einige Fahnen Reiter und Fußvolk zurük. Den Vortrab des Heers, geführt von dem Grafen Ludwig von Naſſau und dem Ritter Veere, bildeten zwei große Reitergeſchwader, die Engliſchen Regimenter Franz Veere, Horatio Veere und das Seeländiſche Regiment des Oberſten Tacco Hottinga. Das Mittelstreffen befehligte Graf Eberhard von Solms. Es beſtand aus einigen Reiterfahnen unter dem Grafen Friedrich Solms und Gothart Balen, den neuen Geuſen unter Marquette, den Schweizerregimentern unter Hans Sas von Unterwalden und Hans Meyer von Zürich und den Franzöſiſchen Regimentern Dommerville und Soult. Im Hintertreffen, unter dem Oberſten von Tempel, ſtanden 3 Kornetten Reiter, das Teutſche Regiment des Grafen Ernſt von Naſſau und die Holländiſchen Regimenter Giſtelles und Uichtenbrük.

Der großen Beiſpiele der Römer und des Eroberers von Mexico Ferdinand Cortez gedenkend, befahl Prinz Moritz den an der Küſte liegenden Schiffen: mit der Flut nach Oſtende zurük zu kehren, um ſeinen Soldaten jede Ausſicht ſich durch Flucht dem Kampfe zu entziehen, zu verſchließen. Vorher aber beſchwor er ſeinen achtzehnjährigen Bruder Heinrich Friedrich und den jungen Herzog

Adolph von Holstein, der sich in seinem Gefolge befand, am Bord der Schiffe zu gehn; aber sie weigerten sich standhaft, fest entschlossen jede Gefahr mit ihm zu theilen. Darauf läßt er das Heer in Schlachtlinie ordnen und Batterien aufwerfen; reitet in Begleitung seines Bruders und des Herzogs von Holstein, des Fürsten Johann Ernst von Anhalt, der Grafen Friedrich, Albrecht und Heinrich von Solms, des Grafen Coligni von Chatillon, eines Enkels des unglücklichen Admirals, seines Halbbruders Justins von Nassau, Milord Grai's und vieler andern Teutschen, Französischen und Englischen Ritter, von denen die meisten nicht im Dienste der Generalstaaten standen, sondern ihm nur als Freiwillige folgten, durch die Reihen seiner Krieger, und ermahnt sie, indem er ihnen die absegelnden Schiffe zeigt, mit wenigen aber kraftvollen Worten: auf die Gerechtigkeit ihrer guten Sache zu trauen und tapfer zu kämpfen, weil ihnen hier keine Wahl übrig sei als Sieg oder Tod in den Meereswogen! Dann steigt er vom Rosse, fällt nach der frommen Sitte jener Zeit auf seine Knie nieder, und betet zu Gott um Sieg, und seinem Beispiel folgt das ganze Heer. Ruhig und zu Sieg oder Tod entschlossen erwartet er jezt, von einem Hügel herab die Gegend überblikkend, die Ankunft des Feindes.

Der Erzherzog hatte nach dem glüklichen Gefecht bei Lessighem seinen Truppen eine kurze Ruhe verstattet. Er berief einen Kriegsrath und legte ihm die Frage vor: ob es zwekmäßiger sei dem

Niederländischen Heere eine Schlacht zu liefern, oder es einzuschließen und auf dem engen Erdraum, auf welchen es eingeschränkt sei, festzuhalten? Der Admiral Mendoza, Gaspar Sapena und einige andere erfahrne Officiere widerriethen eine Schlacht und schlugen dagegen einen Angrif auf die Albertusschanze vor. „Durch eine Einschließung, sagten sie, gäbe man den Feind, welcher im Sande vergraben sei, die Gemeinschaft mit Ostende verloren habe und dem Mangel an Lebensmitteln ausgesezt sei, wahrscheinlich in wenigen Tagen einem gewissen Verderben preis, wenn man sich nur zugleich durch die Eroberung der Albertusschanze den Rükken gegen Ostende sichere. Durch eine Schlacht aber zeige man ihm selbst den einzig möglichen Weg zu seiner Rettung und zwänge ihn dabei, weil ihm keine andere Wahl bleibe als zu siegen oder umzukommen, mit der überspanntesten Tapferkeit und mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu kämpfen!" Dagegen aber erhob sich der zahlreichere Theil des Kriegsraths, und rieth einstimmig zu einem augenbliklichen Angrif, um den Knoten der Verwikkelung durch einen entscheidenden Streich zu lösen, ehe der Eifer und der durch das heutige siegreiche Gefecht exaltirte Muth der Soldaten wieder erkalte! In der That waren die lezteren durch den glüklichen Ausgang des Gefechts von Lessighem so aufgebläht, daß sie das Niederländische Heer schon für geschlagen hielten und einen Schwur thaten: keinem das Leben zu lassen als dem Prinzen Moritz und seinem Bruder, diesem wegen

ſeiner großen Jugend und jenem weil er ein braver Soldat ſei. Als man den Rebellen von Dieſt, welche vorzüglich auf eine Schlacht drangen, ſagte, daß der Feind ſehr zahlreich ſei, riefen ſie voll Uebermuths aus, Quanto mas mores tanto mas ganaces! je mehr Mauren deſto mehr Ehre. Ein alter Wahlſpruch der Spanier aus den Zeiten der Mauriſchen Kriege.

Der Erzherzog ſelbſt, einen gewiſſen Sieg erwartend, erklärte ſich für die Schlacht, und die Anſtalten dazu wurden unverzüglich getroffen. Das Heer ward in drei Treffen geordnet. Im erſten, welches den Vortrab bildete und von Mendoza geführt ward, ſtanden die Rebellen von Dieſt unter ihrem Electo, und die Regimenter Montroy Spanier und Baſtocq Wallonen. Das Hauptkorps bildeten die Spaniſchen und Italiäniſchen Regimenter unter Villar, Sapena und Davalos, und den Nachzug die Wallonenregimenter Boucquoi und Barlotte, nebſt mehreren einzelnen Fahnen Teutſche, Burgunder und Wallonen. Die Reiteret, außer 600 Pferden von der Dieſter Beſazzung, aus 19 Korretten Speerreiter, Karabiniere und Küraſſiere beſtehend, ſezte ſich größtentheils auf dem linken Flügel des erſten Treffens.

Als der Vortrab beider Heere, welche an Geſchüz und Menge der Streiter ſich faſt gleich waren, einander ins Geſicht bekam, ſandte der Erzherzog den Oberſten Pedro de Gallero, welcher in Ambroſio Landriano's Abweſenheit die Reiterei befehligte, mit 600 Pferden ab, die Stellung der Rie-

derländer zu recognosciren. Graf Ludwig ging ihm entgegen und verwikkelte ihn in ein Gefecht, wich aber mit Vorsaz zurük, wodurch die Feinde in die Schußweite zweier Feuerschlünde geriethen, welche Prinz Moritz auf einer Anhöhe der Dünen hatte aufstellen lassen. Einige Lagen aus denselben verscheuchten die feindlichen Reiter, und sie zogen sich eilend und in Verwirrung auf ihr Fußvolk zurük.

Jezt nähert sich der feindliche Vortrab unter Mendoza dem Niederländischen Heere immer mehr. Aber die steigende, den Seestrand überschwemmende Fluth und das Feuer der Niederländischen Schiffe, welche sich nach Ostende herabziehen und die feindliche Flanke beschießen, bestimmen den Erzherzog, sein Heer mehr rechts nach den Dünen herauf zu ziehen. Diesem Beispiele folgte auch Prinz Moritz. Er wandte sich völlig, den linken Flügel gegen das Meer und den rechten an ein kleines Gewässer gelehnt, welches nach Nieuwpoort läuft; die Reiterei sezte sich größtentheils auf dem rechten Flügel. Jeder Theil suchte so viel als möglich sich der Vortheile des von Hügeln und Vertiefungen durchschnittenen Terräns zu bemächtigen.

Ueber diesen Anordnungen und Bewegungen waren mehrere Stunden verflossen. Endlich Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr nahm die Schlacht ihren Anfang. Der Schauplaz, den man zu dem furchtbaren Trauerspiel gewählt hatte, dessen Ausgang über das Schikſal des Niederländischen Heers entscheiden mußte, lag zwischen den

Dörfern Westende und Wilkenskerk, eine Meile von Nieuwpoort und zwei von Ostende entfernt; eine öde, von wandelbaren Sandhügeln bedekte Steppe, ohne Vegetation und von der Natur selbst zu einer ewigen Unfruchtbarkeit verdammt.

Der Ritter Veere, welcher dem Prinzen versprochen hatte, daß er ihm heut lebend oder todt danken solle, grif mit dem Vortrab die Schüzzen des Spanischen Regiments Montroi an, aber sie wurden durch Pikenire und Reiterei unterstüzt, und der Niederländische Vortrab gerieth in ein heftiges Gedränge. Veere selbst, der unter den vordersten focht, verlor sein Pferd und erhielt zwei Wunden. Dennoch verließ er nicht eher den Kampfplaz bis er seinem Bruder Horazio, der mit dem Regimente der neuen Geusen zu seiner Unterstüzzung heranrükte, den Oberbefehl übergeben hatte.

Indeß war auch die Reiterei des Niederländischen Vorzugs mit der Spanischen handgemein geworden. Graf Ludwig grif an der Spizze von sechs Schwadronen die lezere an, und drängte sie anfangs zurük, ward aber, da jene Unterstüzzung erhielt, selbst mit Verlust zurükgeworfen. Sogleich ließ Prinz Moritz noch drei neue Schwadronen unter Contelaer und Batenburg vorrükken, welche sich so tapfer schlugen, daß Graf Ludwig Zeit gewann, seine zerstreuten Reiter wieder zu sammeln und aufs neue gegen den Feind zu führen. Seine kriegerische Hizze hatte ihn beim ersten Angrif mit 12 Mann so tief in die feindlichen Haufen fortge-

rissen, daß er gewiß gefangen worden wäre, hätte ihn nicht der tapfere Rittmeister Cloet an dem orangegelben Federbusch erkannt und der Gefahr entrissen.

Während der Ausgang dieses Reitergefechts noch ungewiß war, befahl Prinz Moritz dem Grafen von Solms mit dem Hauptkorps vorzurükken, worauf er mit den Französischen Regimentern Domerville und Soult die Pikenire der Spanischen und Italiänischen Regimenter angrif, welche der Erzherzog, um der Fronte mehr Ausdehnung zu geben, aus dem zweiten in das erste Treffen gezogen hatte. Diese tapfern Veteranen vertheidigten sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, und schlugen alle Angriffe zurük. Die Schweizerregimenter und das Regiment der neuen Geusen rükten zur Unterstüzzung der Franzosen vor; und die ersteren geriethen in einen heftigen Kampf mit den beiden Wallonenregimentern Boucquoi und Barlotte. Das Treffen ward immer allgemeiner, und alle Korps nahmen Theil daran. Prinz Moritz ließ das Teutsche Regiment Ernst Nassau und die Holländischen Regimenter Gistelles und Uechtenbroek aus dem Nachzug zur Unterstüzzung des Mitteltreffens vorrükken. Die Holländer griffen muthig an, aber im Augenblik stürzten die Rebellen von Diest mit solchem Ungestüm gegen sie hervor, daß sie die Flucht ergriffen und in die größte Verwirrung geriethen. Schrekken und Unordnung waren so groß unter den Fliehenden, daß viele von ihnen sich ins Meer stürzten, und den Tod, dem

sie zu entrinnen hofften, in den Wellen fanden. Das Teutsche Regiment Ernst Nassau ward ebenfalls zum Weichen gezwungen. Aber Prinz Moritz, überall gegenwärtig und auf jeden Vorfall aufmerksam, sandte den Fliehenden die Französische Brigade zur Hülfe, welche die siegreich vorrükkenden Feinde mit Musketen und Piken zurüktrieb, und ihren geschlagenen Waffengefährten Zeit, sich aufs neue zu ordnen verschaften.

Das Geschüz beider Heere donnerte ununterbrochen, und strekte viele der Kämpfenden zu Boden. An Anzahl war es auf beiden Seiten gleich, jeder Theil hatte sechs Feuerschlünde. Aber die Niederländischen Kanonen feuerten mit größerer Wirkung als die feindlichen, weil sie fest standen auf einer Bettung von Brettern, welches ihre Schüsse sicherer machte; während die feindlichen in dem dürren und tiefen Sande durch ihre Schwere einsanken. Dieses war nicht der einzige Nachtheil des Spanischen Heers. Seine Stellung machte, daß es Sonne und Wind gegen sich hatte, und während jene den Kriegsleuten auf die Helme brannte, warf ihnen der Westwind den Sand und Pulverdampf ins Gesicht. Dennoch fochten sie mit einer Tapferkeit und Ausdauer, die es werth waren durch einen glüklichen Erfolg belohnt zu werden. Aber der Sieg schwankte noch immer ungewiß zwischen beiden kämpfenden Theilen und schien sich bald für den einen bald für den andern erklären zu wollen.

Horazio Veere, der seinem Bruder an Tapferkeit nicht weicht, fällt mit 600 Englischen Geldröken mit überraschender Schnelligkeit dem Feinde in die Flanke, und drängt 800 Mann in eine Tiefe zwischen zwei Dünen, wo sie bis auf den lezten Mann niedergehauen werden, weil die erbitterten Engländer, wo sie die Oberhand behielten, keinen Pardon gaben.

Dagegen warfen die Wallonenregimenter Boucquoi und Barlotte die Frieſen und einige Englische Fahnen durch einen heftigen Angrif zurük, und trieben sie von einem Hügel zum andern bis an den Strand, wo ihre Batterie aufgestellt war. Schon rüstete sich Sapena, der die siegreichen Wallonen führte, die Batterie anzugreifen, als plözlich drei Niederländische Reserveschwadronen, von dem tapferen Rittmeister Balen geführt, welche Prinz Moritz nur für den äußersten Nothfall bestimmt hatte, das Geschüz zu retten erschienen. Diese heldenmüthige Reiterschaar trieb die Wallonen, nach einem hartnäkkigen und blutigen Kampfe zurük, nahm den verwundeten Sapena gefangen, und stellte das Gleichgewicht der Schlacht wieder her. Auch das Regiment der neuen Geusen erkämpfte großen Ruhm, aber es bezahlte ihn mit dem Leben eines großen Theils seiner Mannschaft.

Der Erzherzog hatte, gleich seinem berühmten Gegner, die glänzendsten Beweise der Todesverachtung gegeben und sich jeder Gefahr ausgesezt. Man sah ihn mit unbewafnetem Haupte durch die Reihen seiner Krieger reiten und sie durch Worte

und Beispiel zur Tapferkeit und Standhaftigkeit begeistern. Jezt da er den Rükzug der Wallonen bemerkt, stellt er sich selbst an die Spizze der Reserven von Diest, und führt sie zu einem neuen Angrif auf. Diese Truppen fochten mit einem Heldenmuth, als wollten sie durch den Glanz ihrer Thaten an diesem blutigen Tage die Schmach ihrer Empörung in Vergessenheit bringen; ganze Reihen von ihnen wurden entseelt oder verstümmelt zu Boden gestrekt, dennoch fuhren die Ueberlebenden fort, dem Tode mit gleicher Unerschrokkenheit zu trozzen. Dem Erzherzoge selbst drohete Gefangenschaft oder Tod. Ein Teutscher Sergeant gab ihm in der Hizze des Gefechts einen Stoß mit der Hellebarde an den Kopf, und ein Franzose, der ihn nicht kannte, weil er einen schwarzen Harnisch und ein schlechtes Feldzeichen trug, ergrif sein Roß beim Zügel und rief ihm zu: Rende Toi! ward aber in demselben Augenblik von einem jungen Teutschen mit der Pike durchstochen; und Kabeljau, ein Edelmann aus Flandern, der in den frühern Zeiten der Revolution den Generalstaaten gedient, aber seine Entlassung erhalten hatte, weil er den Hauptmann Templeur im Zweikampf getödtet, und der diesen Zug beim Spanischen Heere als Freiwilliger mitmachte, — rettete, indem er alles vor sich her niederhieb, den Erzherzog aus dem Gedränge, der jedoch sein Pferd verlor, welches den Niederländern in die Hände fiel. Der dankbare Fürst belohnte in der Folge seinen Retter den jungen Teutschen Kriegsmann; auch nach Ka-

Belsau ließ er sorgfältig forschen, aber man hat nie wieder etwas von ihm gehört, und er ist wahrscheinlich als ein Opfer seines Muths gefallen.

Mehrere Stunden hat nun schon die Schlacht gewüthet, und der Kampfplaz bietet einen entsezlichen Anblik dar. Das Meerufer und alle benachbarten Hügel und Gründe sind mit todten Leichnamen und Verwundeten bedekt, und noch immer ist nichts entschieden. Jezt tritt auf einmal ein grauenvolles Schweigen an die Stelle des lauten Mordgewühls. Es ist ein gräßlicher Moment allgemeiner Erschöpfung. Hunger und Durst, Hize und überspannte Anstrengung haben die Kräfte der Streitenden gelähmt, die menschliche Natur fordert ihre Rechte mitten unter den Szenen der Zerstörung; die Stimme der Leidenschaften schweigt, der Muth erkaltet, und selbst die Mordlust scheint ihr Ziel erreicht zu haben. Aber noch ist das blutige Trauerspiel unvollendet. Noch fehlt der große Akt der Entwikkelung, und es bedarf dazu noch eines neuen Aufwandes an Blut und Kräften. Prinz Moritz, den Helm auf dem Haupte und das Rohr in der Hand reitet, von seinem Bruder Heinrich Friedrich begleitet, der nicht von seiner Seite wich, durch die Niederländischen Brigaden, ermahnt die Krieger den Muth nicht sinken zu lassen, weil noch nichts verloren sei, und wiederholt ihnen die heilige Versicherung: mit ihnen zu leben und zu sterben. Er sammlet und ordnet darauf die zerstreuten Haufen wieder, und da er 600 feindliche Speerreiter bemerkt, die sich zu einem neuen

Angrif geſchloſſen haben, zieht er ebenfalls ſeine Reiterei, welche noch wenig gelitten hatte hervor, und ſtellt zwei Schwadronen unter dem tapfern Balen vor das Geſchüz, es dem Feinde zu verbergen und ihn dahin zu lokken.

Es iſt ſieben Uhr Abends. Der Erzherzog, welcher ebenfalls Entſcheidung wünſchte, ſprach ſeinen Schwadronen Muth ein, und ließ die Niederländiſche Reiterei angreifen. Aber in dieſem Augenblik öfnete die lezere ihre Glieder und die Angreifenden erhielten eine mörderiſche Lage aus dem Geſchüz. Der Kampf erhob ſich von neuem mit verdoppelter Wuth. Die Niederländiſche Reiterei ſchlug ſich tapfer mit der feindlichen herum. Auch die Frieſen, Engländer und Franzoſen thaten einen neuen Angrif. Ein ſonderbarer Zufall erhob ihren Muth. Die Matroſen, welche das Geſchüz bedienten, rieſen nach ihrer Gewohnheit einander ermunternd zu: Greif an, greif an! Die Niederländer hieſten das Geſchrei für ein Viktoriarufen, und ſogleich flieg durch ihre Reihen das Gerüchte, der Sieg ſei ſchon erfochten. Selbſt der Zaghafteſte fühlt ſich jezt zu neuen Anſtrengungen begeiſtert. Nach einem mehrmals wiederholten Angrif wurden die feindlichen Schwadronen, von dem Admiral Mendoza ſelbſt geführt, zurükgeworfen und endlich gänzlich aus dem Felde geſchlagen. Die Spaniſchen Speerreiter ergriffen zuerſt die Flucht. Der Admiral ward im Gedränge vom Pferde geworfen und lag eine Zeitlang unter den Todten und Verwundeten auf der Erde, bis er ende

lich von zwei Spaniern im Dienſte der Generalſtaaten erkannt, hervorgezogen und zum Prinzen Moritz, der nicht weit davon entfernt war, geführet ward. Der Prinz empfing ihn ſehr freundlich, fragte ihn theilnehmend, ob er verwundet ſei? und übergab ihn darauf ſeinem Geheimſchreiber Milander, der ihn zur Bagage begleitete, wo der gefangene Feldherr ſogleich zu eſſen forderte.

Die Niederländiſche Reiterei verfolgte ihr Glük. Sie hieb in das feindliche Fußvolk ein und zwang auch dieſes zum Weichen. Das Schießpulver der Spanier entzündete ſich und flog auf. Alles gerieth in Verwirrung. Als der Erzherzog alle Hofnung die Sachen wieder herzuſtellen verloren ſah, und der Sieg ſich entſchieden für die Niederländer erklärte, verließ er mit dem Herzog von Aumale, der ebenfalls verwundet war, mit Barlotte, Gaſton Spinola und andern das Schlachtfeld, und begab ſich nach der Brükke von Leſſinghem. Sie war während der Schlacht durch ein Detaſchement aus Oſtende beſezt worden, welches aber beim Anblik des Erzherzogs und ſeines Gefolges feigherzig die Flucht ergrif und ihm Plaz machte. Er kam nach Oudenburg, wo Velasco mit einigen Fahnen ſtand, nahm dort friſche Pferde und eilte noch in derſelben Nacht bis Brügges, den folgenden Tag aber begab er ſich nach Gent.

Alberts Entfernung vom Schlachtfelde war die Loſung zur allgemeinen Flucht ſeiner Truppen. Sie zerſtreuten ſich in der größten Unordnung, bis auf ein Teutſches Regiment, welches ſich in ge-

schlossenen Gliedern zurükzog. Die Niederländische Reiterei verfolgte die Fliehenden und hieb noch viele nieder, oder machte sie zu Gefangenen.

Nie hatten die Niederländer einen vollständigeren und glänzenderen Sieg erfochten. Sie bewiesen ihren Feinden dadurch, daß sie nicht mehr Lehrlinge in den Waffen wären und nur Städte zu belagern und zu erobern verständen, wie ihnen diese oft vorgeworfen hatten, sondern auch im offenen Felde zu siegen wüßten. Sie eroberten die sämmtliche Artillerie des Feindes nebst 105 Fahnen und Standarten und das Panier der Rebellen von Dieft. Das gefangene Leibroß des Erzherzogs, ein glänzendweißer Schimmel, den er bei der Huldigung geritten hatte, galt auch für eine Trophäe, und der berühmte Grotius, damals noch ein sehr junger Mann, besang das gefangene Roß in einem Epigramme, welches von seinen Landsleuten mit großem Beifall aufgenommen ward. Die Beute, welche die Sieger machten war unbedeutend, denn das Gepäkke der Spanischen Armee war bei Lessinghem zurükgeblieben und hatte daher Zeit genug sich in Sicherheit zu bringen. Doch fanden einige bei den Gebliebenen Degen mit goldenen und silbernen Gefäßen.

Das feindliche Heer verlor an Todten gegen 4000 Mann, welche theils auf dem Schlachtfelde gefallen, theils auf der Flucht niedergehauen, im Wasser und Moraft umgekommen oder von den Matrosen am Ufer erschlagen worden waren. Die vornehmsten unter den Gebliebenen waren: Der

Marchese Pallavicino, der Maltheserritter Bougio, Don Rodrigo de Toledo, Gabrieli Bataglia, Roderich Garsias, Caesar Calcagno, Ferdinand Dias, Giovanni de Casanova, Septimius de Fabiis, welcher bei Nieuwpoort den Tod fand, dem er bei Turnhout wunderbar entgangen war, und 250 andere Befehlshaber. Gefangen waren der Senéchal von Montelimar Graf de la Torre und Gaspar Sapena, welche beide an ihren Wunden starben, der Admiral Mendoza, Don Ludwig de Villar, Don Idiaquez, Monroy de Aquilar, Lannoy, Giovanni Baptista Gambalotta, der Graf von Salm-Reiferscheid, Flaminio Villaverdes und etwa 1000 andere Officiere und Soldaten. Von dem Hofstaatspersonale waren mehrere Edelknaben, Hofjunker und Doktor Andreas der Leibarzt ebenfalls in die Gefangenschaft gerathen, aber Prinz Moritz sandte sie sämmtlich ohne Lösegeld an den Erzherzog zurük, und behandelte überhaupt die feindlichen Gefangenen und Verwundeten mit vieler Menschlichkeit und Großmuth.

Die Niederländer erkauften den erfochtenen Sieg sehr theuer. Sie verloren mit den 800 bei Lessinghem gebliebenen, 2000 Todte, worunter sich die Hauptleute Hamilton, Contelaer, Bernard, Bouw und viele andere Officiere, aber keine von hohem Range befanden. Die Engländer, welche sich durch ihre Tapferkeit in der Schlacht vorzüglich auszeichneten, hatten auch den stärksten Verlust erlitten. Siebenhundert Niederländer von allen

Nationen waren verwundet und einige hundert gefangen worden.

Der siegreiche Feldherr nach gewonnener Schlacht, dankte mit lauter Stimme dem höchsten Wesen für die erfochtene herrliche Victorie. Er fand nicht für gut den geschlagenen Feind verfolgen zu lassen, wegen des Verlusts und der gänzlichen Erschöpfung seiner Truppen, wegen der außerordentlich finstern Nacht und wegen der Hindernisse und Gefahren der Gegend, welche mit Schanzen, Morästen und Graben angefüllt war. Um sein Heer gegen einen nächtlichen Ueberfall zu sichern, bildete er eine Reserve von auserlesener Mannschaft zu Fuß und zu Pferde. Dann speiste er zu Abend auf dem Schlachtfelde. Der Admiral Mendoza befand sich mit andern Gefangenen an der Tafel, und beklagte sich eben so sehr über die Feigheit der Spanischen Reiterei als er die getroffenen Anstalten und Maßregeln des Prinzen pries. Moritz sagte lächelnd zu ihm; „Ihr habt so lange gestrebt nach Holland zu kommen, jezt kann Euer Wunsch erfüllt werden!“ — Dies war das Ende dieses merkwürdigen Tags, der das Niederländische Heer von einem gewissen Untergange rettete, und dem großen Feldherrn, der der Held desselben war, einen unvergänglichen Lorberkranz erwarb.

Zu den Sonderbarkeiten desselben gehört eine interessante Anekdote von dem Prinzen Philip Wilhelm von Oranien, welche uns van der Vinkt in seiner Geschichte der vereinigten Niederlande mittheilt. Dieser Prinz befand sich während der

Blutſzene bei Nieuwpoort in der äuſerſten Unruhe. Er hielt alle ſeine Roſſe geſattelt und ſeine Bedienten reiſefertig und eine Menge Leute wurden ausgeſandt, über den Gang der Schlacht Erkundigung einzuziehen, denn er war feſt entſchloſſen, auf die erſte Nachricht eines unglüklichen Ausgangs für die Niederländer, zu entfliehen. Auch betete er unaufhörlich, daß ſeine Brüder ſiegen möchten. Die Veranlaſſung zu dieſem auſerordentlichen Betragen war, wie van der Vinkt ſagt, eine Aeuſſerung des Erzherzogs, wenn er ſiegreich wäre, die Brüder des Prinzen, Moriz und Heinrich Friedrich, nach Spanien zu ſenden, welches Schikſal auch Philip Wilhelm für ſich fürchtete. Glüklicherweiſe gingen ſeine Beſorgniſſe nicht in Erfüllung.

Gröſſer noch als die Unruhe des Prinzen von Oranien, war die Beſtürzung, welche während der Schlacht in Oſtende herrſchte, wo ſich die Deputirten der Generalſtaaten und eine Menge anderer zum Niederländiſchen Heere gehörende Perſonen befanden. Die Nachrichten von dem ſchnellen Vordringen des Erzherzogs, und von dem Verluſt des Treffens bei Leſſinghem hatte die ganze Stadt in Schrekken geſezt, und weil entfernt während der Schlacht eine Diverſion im Rükken des Feindes zu machen, wozu einige beherztere riethen, begnügte man ſich die Thore feſt zu verſchlieſſen und Gebete und andere Gottesdienſtliche Uebungen anzuſtellen. Alles iſt in der bangſten Erwartung, ſo lange der Kanonendonner von Nieuwpoort herſchallt. Endlich laufen gegen Abend günſtige Nach-

richten ein, Freude tritt an die Stelle der Verzweiflung und Jedermann eilt vor die Stadt hinaus, von dem erfochtenen Siege sich zu überzeugen. Am folgenden Tage hielt der Sieger von Nieuwpoort, welcher die Nacht unter einem Zelte auf der Wahlstatt zugebracht hatte, mit den Gefangenen und eroberten Trophäen, unter einem allgemeinen Freudenzuruf, seinen Einzug (3. Jul.) in die Stadt. Es ward sogleich ein feierlicher Gottesdienst gehalten, wobei der Prinz selbst mit dem eroberten Stokke Barlotte's erschien. Der Prädikant Jan Uitenbogaard hielt die Dankpredigt über einen Text aus dem 117. Psalm. Nach dem Gottesdienste war große Tafel, wozu auch der gefangene Admiral Mendoza eingeladen ward; welcher bald darauf nach dem Haag abging, wo er bis zu seiner Freilassung blieb. Auch die erbeuteten Fahnen und Standarten wurden dahin gesandt.

Drei Tage berathschlagten die Befehlshaber des Heers und die Deputirten der Generalstaaten zu Ostende, über die ferneren Unternehmungen. Einige schlugen vor, Oudenborg anzugreifen, um durch die Eroberung dieses Plazzes ein offnes Thor in das Innere von Flandern zu erhalten. Andere hielten für zweckmäßiger, Nieuwpoort aufs neue zu belagern. Vielleicht hätte ein kräftiges Verfolgen des Feindes, und ein rasches Vordringen auf Gent glüklichere Resultate geliefert. Aber alle Umstände schienen einem schnellen und energischen Verfahren zuwider zu sein, nachdem man einmal den günstigen Moment, unmittelbar vom Schlachtfelde aus

dem fliehenden Feinde nachzusezzen, ungenuzt verlo-
ren hatte. Die langweiligen Berathschlagungen der
Deputirten, das eingefallene stürmische Regenwetter
und ein Geist der Zwietracht und des Ungehorsams,
der sich seit dem Schlachttage unter den Soldaten
hervorthat, waren die Veranlassungen einer unrühm-
lichen und nachtheiligen Zögerung. Unter den
Kriegsleuten herrschte eine gefährliche Spaltung
wegen der Gefangenen. Einige wollten die lezte-
ren beim Leben erhalten wissen, entweder aus
Menschlichkeit oder aus Eigennuz um das Lösegeld
nicht zu verlieren; andere wollten sie zu einem
Rachopfer für ihre von den Spaniern gefangenen
und ermordeten Kameraden machen. Vorzüglich
waren es die ergrimmten Schotten, welche hierauf
drangen, wegen der Niedermezzelung ihrer Landes-
leute in dem Treffen bei Lessinghem, und alle ge-
fangenen Spanier, deren sie sich bemächtigen konn-
ten, wurden troz der Vorstellungen ihrer Befehls-
haber, kaltblütig niedergemacht.

Endlich am vierten Tage nach der Schlacht,
brach Prinz Moritz nach Nieuwpoort auf, um die
unterbrochene Belagerung dieser Stadt aufs neue
anzufangen. Aber wie verändert fand er dort alles!
Barlotte hatte die Besazzung mit 2500 Mann ver-
stärkt, und dem Befehlshaber Grafen Belgiojoso
fehlte es weder an Muth noch an Hülfsmitteln eine
lange Belagerung auszudauern. Treflich hatte
der Erzherzog die Tage benuzt, welche man zu
Ostende an langweilige Berathschlagungen verlor.
Weit entfernt sich durch den Verlust der Schlacht

niederſchlagen zu laſſen, ſchien das Unglük ihn nur zu neuer und verdoppelter Thätigkeit begeiſtert zu haben, und er traf überall die zwekmäßigſten Anſtalten den nachtheiligen Folgen des erlittenen Unfalls vorzubeugen; ließ die Beſazzungen von Nieuwpoort und Oudenburg verſtärken und bot alles auf, dem Prinzen Moritz die Früchte ſeines Siegs zu entreiſſen.

Der Prinz fand Schwierigkeiten vor Nieuwpoort, die er nicht erwartet hatte, und welche durch das anhaltende ungeſtüme Regenwetter noch vermehrt wurden. An eine ſchnelle Eroberung des Orts durch einen Sturm war bei der ſtarken Beſazzung nicht zu denken, und in eine langwierige Belagerung ſich zu verwikkeln, erlaubte ſeine Lage nicht, wenn er nicht Gefahr laufen wollte in kurzem die Szenen vor der Schlacht erneuert zu ſehn. Es blieb ihm daher nichts übrig, als die Unternehmung auf Nieuwpoort, die unglüklichſte Idee von allen, die man faſſen konnte, aufzugeben. Am 17. des Heumonats hob er die angefangene Belagerung zum zweitenmal auf, und führte ſein Heer nach Oſtende zurük, wo man einen Angrif auf die Schanze Iſabelle, eine der von den Spaniern um Oſtende angelegten neuen Schanzen, der nächſten an der Albertusſchanze, deren ſich Graf Ernſt von Naſſau vor der Schlacht bemächtigt hatte, beſchloß. Den 18. rükte das Niederländiſche Heer vor die Schanze, welche ſogleich von mehreren Batterien beſchoſſen ward. Aber Barlotte, der Befehlhaber darin, vertheidigte ſie mit ſeinem gewöhnlis

chen Muthe, und Prinz Moritz konnte wegen des, durch Gräben und Sümpfe äußerst coupirten Terrains nicht verhindern, daß der Erzherzog diese sowohl als die benachbarten Schanzen Clara, Grostendorf und Columbia mit frischer Mannschaft versah.

Der Prinz, auf Ostende und eine kleine Sandschelle am Meerufer eingeschränkt, während seinem Gegner die Kräfte von ganz Flandern zu Gebote ſtanden, und wegen des Unterhalts seiner Truppen in Verlegenheit, den er nur übers Meer her erhalten konnte, wo Spinola's Galeeren unermüdet den ankommenden Transportschiffen auflauerten, überzeugte ſich, daß unter diesen Umſtänden und bei der Vorsicht und Wachsamkeit seines Gegners keine Vortheile in Flandern zu erkämpfen wären. Er beſchloß daher, die Belagerung der Isabellenschanze aufzuheben, und die Provinz zu räumen. Als bereits die Anſtalten zum Rükzuge von der Schanze getroffen wurden, hatte Barlotte, indem er von dem äußerſten Wall herab die Bewegungen der Belagernden beobachtete, das Unglük, durch einen Musketenſchuß (25. Jul.) in den Kopf getödtet zu werden. Das Spaniſche Heer verlor an ihm einen ſeiner beſten Feldherren, und er ward deshalb ſehr von dem Erzherzog bedauert. Aber die übrigen Befehlshaber, beſonders die Spaniſchen und Italiäniſchen, haßten ihn wegen ſeines Stolzes, ſeiner Arroganz und ſeiner niedrigen Herkunft. Er ſtammte aus einem kleinen Orte im

Luxemburgschen und studirte zu Paris die Chirurgie. Dort ward er mit dem Grafen Karl von Mansfeld bekannt, der sich seiner wundärztlichen Hülfe bediente. Er begleitete nachher den Grafen nach den Niederlanden, entsagte seiner Kunst und trat in Kriegsdienste, und seine Talente und Unerschrokkenheit erwarben ihm in wenigen Jahren die höchsten militärischen Würden.

Am lezten Tage des Heumonats erfolgte das Embarquement der Niederländischen Truppen im Hafen zu Ostende, nachdem vorher die Albertusschanze geschleift worden war. Sie schifften wieder nach Seeland über, die Reiterei aber ging größtentheils nach Brabant, wohin auch der Erzherzog einige Regimenter unter Velasco sandte, um die Provinz gegen ihre Streifereien zu sichern. Zugleich befahl dieser Fürst die geschleifte Albertusschanze wieder herzustellen, und ließ alle übrigen Forts um Ostende aufs neue in den besten Vertheidigungsstand sezzen.

So endete ein Unternehmen, welches anfangs allgemeines Aufsehen gemacht, und nach der bei Nieuwpoort gewonnenen Schlacht die glänzendsten Folgen versprochen hatte. Jener große Sieg, wovon man die Nachricht in den vereinigten Provinzen mit unbeschreiblicher Freude aufgenommen hatte, ließ am Ende alle Erwartungen, zu denen er anfangs berechtigte, unerfüllt; und selbst der Ruhm des Ueberwinders ging auf den Erzherzog über, der die Ehre genoß, der Retter Flanderns

genannt zu werden. Die Schnelligkeit, mit welcher er dem belagerten Nieuwpoort zu Hülfe flog, und die Thätigkeit und Energie, wodurch er seinen Gegner verhinderte, aus dem erfochtenen Siege Vortheile zu ziehen, brachten die erlittene Niederlage in Vergessenheit und vermehrten seinen Kredit bei seinen Unterthanen.

In den vereinigten Provinzen waren jezt das Erstaunen und die Unzufriedenheit über den Ausgang des Flandrischen Zuges eben so groß und allgemein, als vorher die Freude über den Sieg bei Nieuwpoort gewesen war, und man bedauerte nichts mehr als die auf diese verunglükte Expedition verwandten großen Kosten; welches eben nicht Wunder nehmen darf von Leuten, von denen ein großer Theil jedes Unternehmen nur nach gewonnenen oder verlornen Prozenten zu beurtheilen gewohnt war. Man tadelte das Verfahren des Prinzen besonders nach der Schlacht; und allerdings waren große Fehler vorgefallen, die von selbst in die Augen springen. Aber kann man sie alle auf die Rechnung des Feldherrn schreiben, da er nicht unumschränkt über den Gang der Unternehmung gebieten konnte, sondern seine Ansichten der Prüfung und dem Gutachten der ihm beigesellten Deputirten unterwerfen mußte? Wie dem aber auch sei, so veranlaßte die verunglükte Expedition ein Misverständniß zwischen den Generalstaaten und dem Sieger von Nieuwpoort, welches die unangenehmsten Folgen besorgen ließ, und selbst die Kön-

gin Elisabeth bewog, die Parteien zur Eintracht zu ermahnen. Die Niederländischen Geschichtschreiber bemerken, von dieser Zeit an hätten die Generalstaaten einen Argwohn gegen den Prinzen gefaßt, daß er nach einer höheren Gewalt strebe, als sie ihm einzuräumen gesonnen waren; ohne sich über die Veranlassung zu erklären, welche diesen Verdacht begründete. Oldenbarneveld, der als Deputirter dem Flandrischen Zuge beiwohnte, scheint ihn zuerst gefaßt zu haben, und vielleicht gab dieser Umstand den ersten Stof zu den nachherigen Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Prinzen, welche zulezt einen so tragischen Ausgang für ihn hatten.

An den Flandrischen Zug reihete sich unmittelbar eine neue Friedens-Communication zwischen den vereinigten und den gehorchenden Niederländischen Provinzen. Schon vor demselben hatte der Erzherzog die sämmtlichen Staaten der leztgenannten Provinzen, der alten von der Spanischen Regierung nicht geachteten konstitutionellen Form gemäß, nach Brüssel berufen, um sich mit ihnen, über eine von dem Lande aufzubringende Steuer, zu berathschlagen. Sie versammelten sich während der Flandrischen Invasion, und um ihnen einen Beweis seiner friedlichen Gesinnungen zu geben und sie dadurch nachgiebiger gegen seine Forderungen zu machen, verstattete ihnen der Erzherzog, den Generalstaaten der verbündeten Provinzen Vorschläge zu einer Wiederaussöhnung zu thun. Der

Antrag geſchah, und nach einigen Schwierigkeiten von Seiten der Generalſtaaten vereinigten ſich beide Theile zu einer Konferenz in der Stadt Bergenopzoom, wohin jeder ſeine Deputirten ſenden ſollte. Die Konferenz kam auch zu Stande, aber ſie zerſchlug ſich fruchtlos, als Oldenbarneveld im Namen ſeiner Kommittenten den Belgiſchen Deputirten erklärte, daß an keine Ausſöhnung zu denken ſei, wenn nicht zuvor der König von Spanien allen Anſprüchen auf die ſämmtlichen Niederländiſchen Provinzen entſage und die fremden Truppen entfernt würden. Eben ſo Folgenlos war eine Geſandtſchaft des Kaiſers an die Generalſtaaten, welche abermals Friedensvorſchläge that und die Zurükgabe der von den Niederländiſchen Truppen beſezten Teutſchen Plätze forderte. Sie bewirkte weiter nichts, als daß Emmerich geräumt ward.

Indeß verfloß das Jahr ohne daß ſeit der Flandriſchen Invaſion von dem einen oder andern der Kriegführenden Theile etwas im Felde unternommen worden wäre. Beide ſammelten neue Kräfte für den künftigen Feldzug. Ein Anſchlag der Spanier, ſich durch Verrätherei in Beſiz von Gertruidenburg und Vlieſſingen zu ſezzen, mislang durch frühzeitige Entdekkung der Verräther, wovon der eine, Franz von Proyence ein Edelmann von Brüſſel, in Gertruidenburg ergriffen und hingerichtet ward.

Der Spaniſche Hof fuhr indeſſen fort, troz der geſchehenen Ceſſion die Niederlande noch im-

mer als einen Theil der Spanischen Monarchie zu behandeln. Im Winter von 1600 bis 1601 kam Henriquez de Gusman mit Briefen und Geld von Madrid am Hofe zu Brüssel an. Er hatte zugleich den Auftrag, im Namen seines Monarchen Beschwerde über die Niederländischen Kaufleute, besonders die von Antwerpen darüber zu führen, daß sie den Holländern Geld zu dem Indischen Handel vorschössen; und er forderte die schleunige Abstellung dieses Verkehrs, welches nur zu sehr bewies, daß die Belgier ihren Herrn nur dem Namen nach verändert hatten. Die Nazion war äußerst unzufrieden über dieses Verhältniß, und als Don Gusman der Staatenversammlung zu Brüssel eine königliche Depesche übergab, worin die Stände durch „Unsere Staaten" angeredet wurden, rief einer der Deputirten voll Unwillen aus: „Wer ist denn hier Herr? und wem hat man zu gehorchen, dem König von Spanien oder dem Erzherzog?" Man entschuldigte den Ausdruk, und legte ihn dem Schreiber der Depesche zur Last, aber der dominirende Einfluß des Madrider Hofes war in jeder öffentlichen Angelegenheit sichtbar.

Mit der Eroberung der Schlösser Kradepöl im Limburgschen (Jänner 1601) und Krakow im Mörsischen, (Februar) deren sich die Niederländische Reiterei durch ein Paar rasche Angriffe bemächtigte, endigte das alte und begann ein neues Jahrhundert ohne daß dieser merkwürdige Zeitwech-

sel dem Blutvergießen ein Ziel gesezt und die Fakkel eines zwei und dreißigjährigen verheerenden Krieges ausgelöscht hätte. Noch war der große Kampf um Freiheit und Wiederunterjochung in den Niederlanden nicht entschieden, und noch achtmal vollendeten die ernsten Horen ihren Reihen, ehe der Genius der Freiheit den Vorhang vor die Bühne voll Blut und Trümmern zog.

13.

Die Rebellen von Hochstraaten.

1601 bis 1604.

Die Empörungen unter den Spanischen Truppen, welche einen karakteristischen Zug in der Phisionomie des gegenwärtigen Kriegs abgeben, waren in den früheren Jahren desselben nur vorübergehende Erscheinungen gewesen. Seit dem Tode des Herzogs von Parma aber nahm das Uebel täglich zu, und hörte fast nie mehr auf. Die Regierung befand sich nicht in der Lage gewaltsame Maßregeln dawider treffen, und durch abschrekkende Beispiele der Strenge den Uebermuth der Aufrührer bändigen zu können. Denn theils fehlte es ihr bei der fehlerhaften Staatsökonomie an Mitteln, die gerechten Forderungen des Soldaten zu befriedigen, theils gab es auch keinen Alba und Farnese im Spanischen Heere, dessen großes Ansehn ihm imponirt hätte. Die Aufrührer, wie weit sie auch ihre Frechheit getrieben haben mochten, waren gewiß immer Verzeihung zu erhalten, und die Regierung, welche ihrer bedurfte, nahm willig ihre scheinbare Unterwerfung an, die gewöhnlich nur so

ten. Die Besorgniß, sie möchten in die Dienste der Generalstaaten treten, welche ihnen große Versprechungen machten, hielt den Erzherzog ab, diese Verbrechen zu rügen, und er bewog die Aufrührer durch die Bewilligung vortheilhafter Bedingungen, daß sie sich nach Winoxbergen verlegen ließen. Die Besazzung zu Herenthals rebellirte ebenfalls, und die Regierung verglich sich mit ihr und den übrigen insurgirten Korps dahin, daß sie die Stadt und das Schloß Weerd zu ihrem Aufenthalt wählten, von wo aus sie Mord und Plünderung über das benachbarte Jülicher und Lütticher Gebiet verbreiteten. Vergebens klagten die gemißhandelten Einwohner dieser Länder zu Brüssel; sie wurden nicht gehört, denn man hielt es dort für einen Gewinn, einen Theil des Kriegsvolks auf fremde Kosten ernähren zu können.

Zu derselben Zeit brach auch unter den Matrosen zu Antwerpen eine Empörung aus. - Sie sperrten die Schelde und hielten dadurch Antwerpen gleichsam blokirt, bis der an sie abgeschikte Graf von Aremberg die Rottirer durch die Bezahlung eines Theils ihrer rükständigen Forderungen, wozu die Fonds von der Stadt aufgebracht wurden, beruhigte.

Diese Vorfälle, welche sich im Jahre 1601 ereigneten, waren gleichsam nur das Vorspiel einer weit wichtigeren Empörung, welche im folgenden Jahre unter demjenigen Theil des Heers ausbrach, mit welchem der Admiral Mendoza zum Entsaz der von dem Prinzen Moritz belagerten Stadt

Grave an die Maas gerükt war. Diese Truppen erhielten wenigen oder gar keinen Sold, worüber besonders die älteren, vom Geiste der Widerspenstigkeit belebten Soldaten die bittersten Klagen führten und selbst in Drohungen ihren Unmuth ergossen. Die Vorstellungen des Admirals machten keinen Eindruk auf sie, denn er ward wenig geachtet von den Soldaten, die ihn seiner Bigotterie wegen gewöhnlich El gran Capitan del Rosario nannten. Die bei seinem Heere stehenden neugeworbenen Italiäner und Burgunder gingen in großen Haufen davon. Besonders war die Desertion sehr stark bei den ersteren, deren vornehmste Obersten, Theodor Trivulzio, Alfonso Davalos, Ferdinand Cariglia und andere selbst das Heer verliessen, weil sie vom Kriegsrath ausgeschlossen wurden.

Ein Korps der Aufrührer von 1000 bis 1200 Mann zu Fuß und zu Pferde brach nach Hamont auf. Mendoza sezt ihnen sogleich mit einer zahlreicheren Mannschaft nach, und zwingt das Fußvolk sich ihm zu ergeben. Die Reiter aber entkommen in das Schloß Hochstraaten bei Breda, dessen Besazzung sie mit offenen Armen empfing. Bald folgten ihnen mehrere ihrer Kameraden dahin, und die Frequenz in diesem Schlosse ward in kurzem so groß, daß die Rebellen zur Erhaltung der Ordnung für nöthig fanden, sich eine förmliche, auf gesezliche Formen gegründete Konstitution zu geben. Sie organisirten sich in ein geschlossenes Korps, welches sich die Schwadron nannte; wählten aus ihrer Mitte vier Elekto's: den Spanier Rodrigo, den

Italiäner Federico und die Niederländer Thomas Filler und Perpauken; nahmen ein eigenes Siegel und Wappen an, welches sieben durcheinander verschlungene Schlangen mit ausgereckten Köpfen darstellte, und unterwarfen sich strengen Gesezzen und einer pünktlichen Ordnung. Keiner ward von jezt an in die Schwadron aufgenommen, der nicht Zeugnisse eines guten Wandels beibringen konnte; auf Entweichung stand der Strang, auf Diebstahl die Kugel, und wer ohne Befehl auf dem platten Lande plünderte, der ward als ein Dieb behandelt und bestraft; keiner Frau war verstattet zu ihrem Manne auf das Schloß Hochstraaten zu kommen, sie mußten in dem Flekken bleiben, wo die Reiter lagen und wo sie von ihren Männern besucht werden konnten. Die Verfassung selbst war rein demokratisch, denn die Electo's konnten keinen Beschluß fassen und zur Vollziehung bringen ohne Einwilligung sämmtlicher Individuen der Verbrüderung.

Der Erzherzog, welcher damals mit der Belagerung von Ostende beschäftigt war, brachte durch Geld und große Versprechungen die treu gebliebenen Soldaten dahin, daß sie zusagten, die Rebellen bekämpfen zu wollen; zugleich wurden die Bauern aufgefordert, sich gegen sie zu bewafnen, und endlich ward beschlossen sie in Hochstraaten förmlich zu belagern, da Vorstellungen, Bitten und Drohungen gleich fruchtlos blieben. Die Schwadron rüstete sich Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ward auf ihr Verlangen von den verei-

nigten Niederländern, denen der neue Feind ihrer Gegner sehr willkommen war, mit Lebensmitteln, Munition und Geschüz unterstüzt. Der Verlust von Grave, welches an den Prinz Moritz überging, und verschiedene andere Rüksichten hielten jedoch den Erzherzog ab, den gedroheten Angrif auf Hochstraaten zur Ausführung zu bringen. Dagegen erließ er von Diest aus (1602. 11. September) ein Manifest, worin die Rebellen, wenn sie nicht binnen drei Tagen zu ihrer Pflicht und unter ihre Fahnen zurükkehren würden, für Schelme und Verräther, und mit Weib und Kind in die Acht und ihres Vermögens verlustig erklärt, und denen, die einen von ihnen umbrächten, Prämien von 10 bis 500 Kronen, nach dem Range des Getödteten, versprochen wurden.

Diese Achtserklärung blieb jedoch ohne Erfolg, und weit entfernt, die Aufrührer zur Nachgiebigkeit zu bewegen, vermehrte sie nur noch ihre Frechheit, besonders da ihre Anzahl täglich durch neue Ankömmlinge vermehrt ward, so daß die Schwadron in kurzer Zeit aus 1000 Reitern und 2000 Mann zu Fuß, lauter alten versuchten Soldaten, bestand. Sie beantworteten die Achtserklärung durch eine öffentliche Apologie ihres Verfahrens, worin der Erzherzog selbst nicht geschont ward. Er erlaube sich, hieß es unter andern darin, einen königlichen Aufwand während die Kriegsleute Hungers sterben müßten. Was übrigens die ihnen angedroheten Strafen betreffe, so würden sie dagegen theils in ihrer Armuth theils in ihren Waf-

sen Sicherheit finden, und sie würden die lezteren dergestalt zu gebrauchen wissen, daß keiner die auf ihre Köpfe gesezten Prämien verdienen solle. Vergebens unternahm der Päbstliche Nuntius zu Brüssel, Ottavio Frangipani, sie zum Gehorsam zurük zu bringen; begab sich selbst verschiedenemal nach Hochstraaten, ermahnte sie zur Ruhe und that ihnen Vorschläge zu einem Vergleich mit der Regierung. Sie wollten von keinen Vorschlägen hören, versprachen aber dem katholischen Glauben treu zu bleiben und fuhren fort Contributionen und Brandschazzungen selbst von neutralen Ländern einzutreiben. Ueber ganz Brabant und bis in die südlichen Provinzen dehnten sie ihre Streifzüge aus, brannten verschiedene Dörfer nieder, und stießen sie zuweilen auf Detaschements der Treugebliebenen, so wurden diese entwafnet oder überredet ihre Partei zu nehmen.

Der Erzherzog sah sich außer Stande dem Unwesen zu steuern, weil der gröste Theil seiner Macht vor Ostende festgehalten ward. Erst im folgenden Jahre, (1603) als er neue Truppenverstärkungen aus Spanien, Italien, Teutschland und Lothringen an sich gezogen hatte, konnte er zur Anwendung strengerer Maßregeln schreiten. Jezt (Jul.) ertheilte er dem Feldmarschal Grafen Friedrich von Berg Befehl, ein Korps von 7000 Mann zusammen zu ziehen, die Rebellen, welche eben die Stadt Joudoigne in Besiz genommen und Namur angezündet hatten, in Hochstraaten zu belagern, und alle, deren er sich bemächtigen könnte, niederz-

hauen zu lassen. Auf die Nachricht von dieser Verfügung, beschloß das Rebellenkorps in eine nähere Verbindung mit den vereinigten Niederländern zu treten, wozu Prinz Moritz sie schon früher aufgefordert hatte. Sie machten dem Prinzen ihre Wünsche bekannt, und es kam zu einer förmlichen Allianz zwischen beiden Theilen. Die Republik sagte der Schwadron ihren Beistand zu, wogegen sich die Rebellen verpflichteten, mit den Niederländischen Truppen wider den gemeinschaftlichen Feind zu fechten, jedoch unter der Bedingung, daß es ihnen erlaubt sei, mit ihren Gefangenen nach Gutbefinden zu verfahren, weil der Erzherzog das Rebellenkorps außer dem Gesez und für Ueberläufer erklärt hatte, weshalb die Mitglieder desselben, welche den Spaniern in die Hände fielen, auch nicht hoffen dürften nach Kriegsgebrauch behandelt zu werden.

Im Erntemonat rükte der Graf von Berg vor Hochstraaten. Achthundert Mann von der Schwadron vertheidigten das Schloß; andere 1500 Mann zu Fuß und 1000 Reiter stießen zum Prinzen Moritz, der an der Spizze von 13000 Mann nach Hochstraaten zog, den feindlichen Feldherrn anzugreifen. Doch der Graf erwartete den Angrif nicht. Er hob die angefangene Belagerung des Schlosses auf, (10. August) und zog sich vor der Uebermacht zurük. Nach dem Abzuge der Feinde ritt Prinz Moritz, nur von sieben Personen begleitet, in das Lager der Rebellen, reichte ihren Häuptern freundlich die Hand, und unterredete sich

eine Zeitlang mit ihnen. Sie fühlten und bewunderten die edle Kühnheit dieser Handlung, und gerührt durch den großen Beweis von Zutrauen, den er ihnen dadurch gab, begleiteten sie ihn unter den größten Ehrenbezeugungen nach seinem Quartiere zurük. In der That wagte Moritz viel und auch nichts, denn Hochherzigkeit und Unerschrokkenheit imponiren auch der gemeinsten Natur, und selbst der Bandit hat Momente, wo er fähig ist Größe zu fühlen und zu erwiedern.

Nach dem Entsaz von Hochstraaten ging ein Theil der Schwadron mit dem Niederländischen Heere vor Herzogenbusch, welches Prinz Moritz vergebens belagerte. Im Lager vor dieser Stadt ward zwischen dem Prinzen und den Rebellen der nachfolgende sonderbare Vertrag (1603. 1. Nov.) abgeschlossen. Da die Schwadron nicht Raum genug in Hochstraaten hat, so räumt ihr der Prinz die seiner Familie gehörige Stadt Grave ein, und zwar auf ein Jahr, wenn sie sich nicht etwa früher mit dem Erzherzoge aussöhnt. Sie verspricht dagegen die Einwohner nicht zu drükken, sich nicht in die bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt zu mischen, die Religionsverfassung unverändert zu lassen, und nicht in das Gebiet der Republik und des Teutschen Reichs zu streifen. Sie verpflichtet sich ferner, bis zu ihrer Wiederaussöhnung mit dem Erzherzog den Generalstaaten zu dienen, aber abgesondert von den Niederländischen Truppen, und ohne zum Schanzen und Stürmen verbunden zu sein. Sollte sie sich mit dem Erzherzoge aus-

ſöhnen, ſo wird ſie Grave räumen und wieder nach Hochſtraaten zurükkehren, auch vier Monat nachher nicht wider die Generalſtaaten dienen.

Bald nach dem Abſchluß dieſes Vertrages hob Moritz die Belagerung von Herzogenbuſch auf, und ließ ſein Heer die Winterquartiere beziehen. Die Rebellen beſezten Grave und Niederländiſche Truppen rükten in Hochſtraaten ein. Da der Erzherzog geäußert hatte, daß er einige von ſeinen Truppen gefangene Rebellen würde henken laſſen, ſo erklärten ſie, daß ſie in dieſem Fall Repreſſalien gebrauchen und mit dem bei Herzogenbuſch gefangenen Marcheſe Maleſpina den Anfang machen würden. Es blieb jedoch bei gegenſeitigen Drohungen, weil der Erzherzog in ſeiner Lage Gründe fand, ein ſchonendes Verfahren gegen die Empörer gewaltſamen Maßregeln vorzuziehen, um nicht alle Hofnung zu einer Ausſöhnung mit ihnen, die ihm ſehr wünſchenswerth war, zu verlieren.

Im Anfange des Jahrs 1604 plünderten die Rebellen Eindhofen in Brabant und Erkeelens in Geldern; ja ſie raubten und mordeten ſogar ihrem gegebenen Worte zuwider auf Teutſchem Gebiet, worüber der Kaiſer bei den Generalſtaaten große Beſchwerden erhob.

Indeß war Prinz Moritz in den erſten Tagen des Mais (1604) vor die Stadt Sluis in Flandern gerükt. Dem Erzherzog lag die Erhaltung dieſes wichtigen Plazzes ſehr am Herzen, aber es fehlte ihm an Truppen zu einem Entſaz, denn ſeine Hauptmacht ſtand noch immer vor Oſtende.

In dieser Verlegenheit ließ er insgeheim den Rebellen Anträge zu einer Aussöhnung machen, welche eine günstige Aufnahme fanden. Graf Hermann von Berg, der Bischof von Rüremonde und Don Guerrera, Befehlshaber des Schlosses zu Gent, betrieben als Commissarien des Erzherzogs das Versöhnungsgeschäft, welches nach einigen Schwierigkeiten glüklich zu Stande kam. Den Rebellen ward eine vollkommne Amnestie und Vergebung des Vergangenen zugestanden, und ihnen die Bezahlung ihres rükständigen Soldes durch Verpfändung der Stadt Rüremonde versichert. Sie gaben hierauf Grave an die Generalstaaten zurük, wogegen die Niederländischen Truppen die Schlösser Hochstraaten und Kerpen räumten. Viele von ihnen nebst den beiden Eletto's Filler und Perpauken traten in die Dienste der Republik, und gingen nach Flandern zum Heere des Prinzen Moritz. Der größere Theil aber kehrte wieder in seine alten Verhältnisse zurük, und verstärkte das Heer des Marchese Spinola, welchem der Erzherzog den Entsaz von Sluis aufgetragen hatte. Dieser große Feldherr stellte durch sein Ansehn und durch die größere Ordnung, welche er in den Finanzen schuf, die verfallene Kriegszucht unter den Spanischen Truppen wieder her, und hemmte dadurch auf eine Zeitlang die Desertion und Empörungen derselben.

14.

Belagerung von Oſtende.

1601 bis 1604.

Wir kommen jezt zu einer Begebenheit, welche zu den außerordentlichſten ihrer Art gehört, und den Namen Oſtende allen nachfolgenden Geſchlechtern merkwürdig gemacht hat. Ein kleiner, vor dem Ausbruch dieſes Krieges wenig gekannter Ort, widerſteht drei Jahre lang allen Angriffen eines mächtigen und tapfern Feindes, und feſſelt dadurch die Aufmerkſamkeit der ganzen kultivirten Welt auf einen unbedeutenden und lange unbemerkten Flek Erde an den Küſten der Nordſee. Das Leben vieler tauſend wakkeren Soldaten und Millionen Goldes werden aufgeopfert, das Genie erſchöpft ſich in neuen Erfindungen und ungeheure Maſſen von Körperkraft werden in Bewegung geſezt zur Vertheidigung und zur Beſiegung dieſes einzigen Plazzes; und auf dem ganzen Schauplaz des Niederländiſchen Kriegs ereignet ſich während der langen Dauer dieſes großen Wettſtreits nicht eine kriegeriſche Szene, welche nicht in unmittelbarer oder entfernterer Berührung mit demſelben geſtanden hätte. Sie ſind nur Epiſoden, von wel-

chen man immer wieder auf die Haupthandlung zurükkommt, deren Bühne Oſtende mit ſeinen Umgebungen iſt. Daher iſt auch das Gemälde der dreijährigen Belagerung dieſer Feſte zugleich die Geſchichte dreier Feldzüge, weil alles, was während derſelben von beiden kämpfenden Theilen unternommen ward, nur die allgemeine Tendenz, Oſtende zu retten oder zu erobern, hatte. Je ſeltener eine ſolche Begebenheit ſich ereignet, deſto mehr verdient ſie eine ſorgfältige und ausführliche Darſtellung ſelbſt bis in ihre kleinſten Details, damit ſich die kraftloſere Nachkommenſchaft an den großen Beiſpielen des Muths, der Aufopferung und Standhaftigkeit der tapferen Vertheidiger Oſtende's erwärme, um in ähnlichen Lagen ähnliche Tugenden zu üben.

Die Stadt Oſtende von etwa 3000 Einwohnern liegt in Weſtflandern zwiſchen Sluis und Nieuwpoort, auf der Mitternachtſeite von den Wellen der Nordſee beſpült, im Oſten eine Gruppe von Sandbergen und gegen Weſten von dem kleinen Fluſſe Ieperle umfloſſen, der ſich hier ins Meer ergießt und bei ſeinem Ausfluſſe einen Hafen bildet. Sie war lange ein offner unbedeutender, nur von Fiſchern bewohnter Ort. Im Anfange des Revolutionskriegs (1572) ward die Stadt mit Thoren und mit einer Paliſadirung verſehen. Damals ließen ſich verſchiedene ausgewanderte Familien aus Brügges, Gent und andern Orten; Holländer, Engländer und flüchtige Piraten zu Oſtende nieder und vermehrten die Bevölkerung. Sees-

räuberei war das Hauptgewerbe der Einwohner, und ſie machten ſich dadurch allgemein gefürchtet. Nach dem Genter Frieden ſchlug ſich Oſtende zur Partei der vereinigten Niederländer, und ward bald darauf mit mehreren Feſtungswerken verſehen. Als ſich in der Folge der Herzog von Parma faſt die ganze Provinz Flandern unterwarf, widerſtand es einem zweimaligen Angriff, und eben ſo wenig konnte ſich der Herzog von Anjou, bei ſeinem verunglükten Verſuche zur Erlangung der Souveränität, zum Herrn davon machen. Dies gab dem bisher wenig gekannten Orte eine noch nicht gehabte Celebrität, und die Generalſtaaten lieſſen ihn, vorzüglich auf Verlangen der Königin Eliſabeth und der Provinz Seeland, noch ſtärker befeſtigen. Die benachbarten Sandberge, welche ihrer Höhe wegen die Stadt beherrſchten, wurden abgetragen und geebnet, wodurch man zugleich eine freiere Umſicht gewann. Bei dieſer Gelegenheit machte das Meer bei einer heftigen Springflut einen Einbruch, wodurch ſich ein neuer Hafen bildete, den man die Geule nannte, und welcher ſich bald durch größere Brauchbarkeit vor dem alten auf der Weſtſeite der Stadt empfahl, der bei niedrigem Waſſer ſeicht und unzugänglich war. Außerdem gewährte die Geule auch den Vortheil, daß ſie im Fall einer Belagerung nicht eingeſchloſſen werden konnte, weil ſich das Meer bei der Flut wohl zwölfhundert Schritte weit bis zu ihr ergoß und dadurch eine Ueberſchwemmung bewirkte, die dem Feinde nicht erlaubte ſich ihr zu nähern.

Die Niederländiſche Beſazzung der Stadt ſezte durch ihre Streifereien die ganze Provinz Flandern in Kontribution, und die Klagen der Staaten dieſer Provinz darüber bewogen den Erzherzog Albert, als er noch Generalgouverneur war, nach der Eroberung von Calais (1596) vor Oſtende zu rükken und die Stadt mit einer Belagerung zu bedrohen. Er fand jedoch für gut, ſeinen Plan zu ändern und Hulſt anzugreifen; und um den Streifereien der Beſazzung von Oſtende Einhalt zu thun, ließ er auf Koſten der Provinz ſiebzehn Forts und Schanzen im Umfange der Stadt anlegen und mit Truppen beſezzen. Die nächſten dieſer Forts an Oſtende waren, Albertus, Iſabella, Grotendorſt, Clara, Columbia und Breedena, die übrigen lagen entfernter. Doch dieſes Mittel entſprach dem Zwekke nicht, und weit entfernt den Flanderern Sicherheit zu verſchaffen, vermehrte es nur ihre Leiden, denn ſie wurden oft noch ärger von den Beſazzungen der zu ihrem Schuzze erbauten Forts als von der feindlichen in der Stadt gedrükt.

Die vereinigten Niederländer lernten die Wichtigkeit dieſes Plazzes nie beſſer kennen, als durch die verunglükte Expedition nach Flandern im Jahre 1600. Es wurden daher die Feſtungswerke deſſelben aufs neue vermehrt und mit Außenwerken verſehen und alles angewandt, ihn in den beſten Vertheidigungsſtand gegen einen feindlichen Angrif zu ſezzen. Ein ſolcher Angrif war um ſo mehr zu beſorgen, da die Flanderer nicht aufhörten ihre neuen

Souveräne mit Klagen und Bitten zu beſtürmen, Oſtende den vereinigten Niederländern zu entreiſſen, wozu ſie anſehnliche Beiträge an Geld und Getreide auf die ganze Dauer der Belagerung anboten. Auch lieſſen die großen Rüſtungen des Erzherzogs im Winter und Frühling des Jahrs 1601, die Truppenwerbungen in Spanien, Italien und Teutſchland und die Anſtalten, zwei beſondere Heere am Rhein und in Flandern ins Feld zu ſtellen, auf irgend ein wichtiges Vorhaben ſchließen, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach kein anderes ſein konnte, als ein Angrif auf Oſtende.

Dieſe Vermuthung erfüllte die Generalſtaaten mit großen Beſorgniſſen und ſie erwogen gemeinſchaftlich mit ihren Feldherren die Mittel zur Abwendung der Gefahr von einem Orte, deſſen Erhaltung ihnen ſo ſehr am Herzen lag. Viele waren der Meinung, daß dieſer Zwek am Beſten erreicht werden könne durch einen neuen Zug nach Flandern, welchen auch die Königin von England anrieth und mit 5000 Mann Hülfstruppen zu unterſtüzzen verſprach. Aber Prinz Moritz und andere, welche die mit einer ſolchen Expedition verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten aus der Erfahrung kannten, und zum Theil die Königin Eliſabeth im Verdacht hatten, daß ſie ſich ſelbſt in Beſiz von Oſtende zu ſezzen geneigt ſei, ſchlugen vor, eine feindliche Feſtung am Rhein oder in Brabant anzugreifen, um dadurch die Kriegsmacht des Erzherzogs aus Flandern wegzuziehen. Dieſer Rath ward allgemein gebilligt, und nachdem die

Generalſtaaten durch Franzöſiſches Geld und durch den Ertrag einer neuen Schornſteinſteuer von der Provinz Holland, die Staatsfonds vermehrt und die bewafnete Macht der Republik durch eine Anzahl Neugeworbener aus England und Frankreich verſtärkt hatten, zog Prinz Moritz die Truppen bei Arnhem und Schenkenſchanz (1601. 10. Jun.) zuſammen, und erſchien, nachdem er den Feind anfangs in Ungewißheit gelaſſen hatte, ob ſeine Abſicht auf Rheinbergen oder Herzogenbuſch gerichtet ſei, plötzlich mit 100 Fahnen Fußvolk und 30 Kornetten Reiter vor der lezteren Feſte.

Hier war D. Hieronimo Lopez Befehlshaber. Die Beſazzung beſtand aus 3000 Spaniern, Italiänern und Wallonen, und Geſchüz, Munition und Proviant waren reichlich vorhanden. Der Befehlshaber war zu einer tapfern Vertheidigung entſchloſſen, und während der Prinz beſchäftigt iſt ſein Lager zu befeſtigen, läßt er verſchiedene neue Schuzwerke vor dem Graben anlegen, und die Niederländer durch häufige Ausfälle beunruhigen. Der Graf von Northumberland und mehrere andere Perſonen von hohem Range kamen im Lager an, um der Belagerung als Freiwillige beizuwohnen; und nachdem die Niederländer den Rheinwerder beſezt und ſich der Außenwerke durch Liſt oder Gewalt bemächtigt hatten, führten ſie eine Gallerie unter den Wall und ſprengten die Kontreſcarpe mit zwei Fahnen Italiäner in die Luft. Zwei von den Aufgeflogenen wurden bis in das Lager hinausgeworfen, und einer davon war faſt

ganz unbeſchädigt. Die Belagerten rächten ſich für den ihnen zugefügten Verluſt. Sie zündeten durch Brandkugeln eine Pulvertonne in den Laufgraben an, und die Exploſion erſtikte und zerſchmetterte eine große Anzahl der Belagerer. Während die lezteren hierauf mit der Anlage neuer Minen beſchäftigt waren, näherte ſich Graf Hermann von Berg mit einem Korps von 5000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern unter Boucquoi und Nicolo Baſta, um auf Befehl des Erzherzogs die belagerte Stadt zu entſezzen. Aber ſeine Verſuche den Entſaz zu bewirken, ſcheiterten an der Wachſamkeit der Belagernden und an der Feſtigkeit ihres Lagers, und er mußte ſich ohne den Zwek ſeiner Sendung erfüllt zu haben, wieder zurükziehen. Bald darauf übergab auch Hieronimo Lopez Rheinbergen (1601. 30. Jul.) durch eine ehrenvolle Kapitulation, zur großen Freude der Overiſſeler, welche nun nicht mehr genöthigt waren, wie bisher dem Feinde Brandſchazzungen zu bezahlen. Die Generalſtaaten ernannten den Oberſten Giſtelles zum Befehlshaber der eroberten Stadt, und beſchloſſen ſie noch ſtärker befeſtigen zu laſſen. Aber ehe noch Rheinbergen überging, war aus Flandern die Nachricht eingelaufen, daß der Erzherzog mit einer furchtbaren Kriegsmacht vor Oſtende gerükt ſei.

Albert hatte ſich endlich entſchloſſen den dringenden Vorſtellungen der Flanderer, welche ſo oft und noch zulezt in der Staatenverſammlung zu Brüſſel wiederholt wurden, nachzugeben, und ſie von einer Geiſſel zu befreien, die ſie ſo lange und

ſchmerzlich gefühlt hatten. Der Kriegsrath, dem er ſeinen Entſchluß, Oſtende zu belagern, vortrug, unterließ nicht, alle die damit verbundenen großen und zahlreichen Schwierigkeiten geltend zu machen. Oſtende, bemerkten die Mitglieder deſſelben, ſei mit einer ſtarken Beſazzung unter einem tapfern und erfahrnen Befehlshaber, und mit allen Kriegs- und Mund-Bedürfniſſen verſehen. Zahlreiche und treflich unterhaltene Werke umgäben den Ort, und ſeine Lokalität ſezze ihn mit dem Meere in Verbindung und ſichere dadurch den vereinigten Niederländern bei dem Ascendant, welches ſie auf dieſem Elemente behaupteten, die Mittel, ihm ſtets friſche Truppen und Vorräthe zuzuführen. Und daß der Feind nichts vernachläßigen würde, ihn ſo lange als möglich zu behaupten, ließe ſich bei den vielfältigen Vortheilen, welche ihm der Beſiz deſſelben gewähre, mit Gewißheit vorausſezzen.

Doch wie gegründet auch dieſe Bemerkungen waren, und wie ſehr ſie geeignet ſein mochten den Erzherzog von einem ſo ungewiſſen und gewagten Unternehmen abzuſchrekken: ſo gab es dagegen auch andere nicht minder wichtige politiſche und militäriſche Rükſichten, welche ihn, das Wageſtük zu verſuchen, anfeuern mußten. Die Vorſtellungen der Provinz Flandern, der bedeutendſten von allen unterworfenen Landſchaften, welche einen großen Theil der Staatseinnahmen lieferte, verdienten die größte Aufmerkſamkeit. Ueberdem hatte der Feldzug des verfloßnen Jahrs bewieſen, wie leicht es den vereinigten Niederländern war in das

Herz der Erzherzoglichen Provinzen einzudringen, ſo lange ſie im Beſiz von Oſtende blieben. Es war daher eine nothwendige Bedingung zur Sicherheit des Landes, ihnen dieſes immer ofne Thor nach Flandern zu verſchlieſſen, wodurch zugleich ihr Handel beſchränkt und ihrer Marine ein Sammelplaz entzogen ward. Die Schwierigkeiten der Belagerung, ſo groß und abſchrekkend ſie auch immer ſein mochten, ließen ſich doch endlich durch Muth, Entſchloſſenheit und Ausdauer beſiegen; ja ſelbſt die größte von allen, der Stadt die Gemeinſchaft mit dem Meere zu entziehen, durfte man noch zu überwinden hoffen, da es ja auch dem Genie des Herzogs von Parma einſt gelungen war, den Antwerpern die Scheide zu verſchließen, was vorher ſelbſt den Hellſehendſten unmöglich geſchienen hatte. Und in welchem Glanze mußte nicht der Ueberwinder ſo wichtiger und vielfacher Hinderniſſe ſeinen neuen Unterthanen, den Feinden, ja ſelbſt dem ganzen Europa erſcheinen, wenn das Unternehmen glüklich hinausgeführt ward!

Dieſe Gründe gaben in der Wage der Berathſchlagungen den Ausſchlag, und ſo ward jene berühmte Belagerung entſchieden, welcher ihre außerordentliche Dauer, der große Verluſt an beiden Seiten, der Muth und die Standhaftigkeit der Belagerten und die unerſchütterliche Beharrlichkeit der Belagernden, die zahlreichen neuen Erfindungen, wodurch ſie die Kriegskunſt bereicherte, und eine Reihe merkwürdiger Ereigniſſe, welche ſie zu einer Schule der Erfahrung für alle militäriſchen

Stände machten, einen unvergeßlichen Namen in der Geſchichte erworben hat.

Unermeßliche Anſtalten wurden getroffen. Ganz Belgien war in Thätigkeit. Geſchüz, Munition und Kriegsgeräthe aller Art wurden zuſammengebracht. Zweitauſend Spanier unter Don Juan de Braccamonte, welche der Graf Fuentes, Statthalter von Mailand, ſandte, und 6000 Italiäner unter Theodor Trivulzio nebſt vielen Freiwilligen von beiden Nazionen verſtärkten das Heer; und die Staaten von Flandern übermachten anſehnliche Summen. Als die Rüſtungen vollendet waren, brach das Heer nach Oſtende auf. Es beſtand aus 18000 Mann zu Fuß und zu Roß, Spanier, Italiäner, Teutſche, Wallonen und Burgunder, und ein ſtarker Zug ſchweren Geſchüzzes folgte ihm nach. Der Erzherzog ſelbſt und die Infantin begleiteten es. Am 5. des Heumonats (1601) erſchienen die Belagerer vor der Stadt und beennten ſie. Graf Friedrich von Berg faßte mit einem Korps zwiſchen den Dünen auf der Oſtſeite Poſto, und Auguſtin von Mexia mit 5 Regimentern zu Fuß ſezte ſich im Weſten der Stadt zwiſchen der Iſabellen- und Albertusſchanze, und beſchoß ſchon am folgenden Tage aus vier Feuerſchlünden die Stadt; da er aber den Fehler begangen hatte ſich ihr zu ſehr zu nähern, ſo zwang ihn das Geſchüz von den Wällen ſeine Stellung weiter rükwärts zu nehmen.

Karl van der Noot, ein tapferer und erfahrner Soldat, war Befehlshaber in der Feſte, und die

Feſte, und die Beſazzung beſtand aus 21 Fahnen, zuſammen gegen 3000 Köpfe ſtark. Die Einwohner, eifrige Anhänger der Generalſtaaten, waren voll Muth und Eintracht, und ſahen, nachdem ſie einen Theil ihrer Weiber und Kinder nach den nächſten Seeländiſchen Inſeln in Sicherheit gebracht hatten, entſchloſſen den feindlichen Angriffen entgegen. Auf die erſte Nachricht von der Erſcheinung des Erzherzogs vor Oſtende, befahlen die Generalſtaaten dem Oberſten Uechtenbrök mit 10, dem Grafen Celigni von Chatillon mit 23 und dem Ritter Veere, welcher damals noch im Lager vor Rheinbergen ſtand, mit 20 Fahnen dahin zu gehen, um die Beſazzung zu verſtärken, und der Admiral Warmond erhielt Befehl eine Transportflotte mit Münition und Vorräthen aller Art nach der Flandriſchen Küſte zu führen. Doch ehe dieſe Verſtärkungen noch anlangen konnten, war die Blutbühne vor Oſtende bereits eröfnet worden.

Van der Noot begnügte ſich nicht, dem Feinde die ihm anvertraute Feſte zu verſchlieſſen, ſondern bot alles auf, ihn ſo lange als möglich von derſelben zurük zu halten, überzeugt daß dieß die beſte Vertheidigung ſei. Gleich anfangs da die Belagerten noch nicht Zeit gehabt hatten ſich in ihrer Stellung feſtzuſezzen, that er einen heftigen Ausfall mit ſo glüklichem Erfolge, daß ein Theil der aufgeworfenen Linien geſchleift ward, 600 Mann von den Feinden niedergehauen wurden, Auguſtin Meria ſelbſt verwundet und Don Hieronimo Montroi durch eine Stükkugel in ſeinem Zelte getödtet ward.

Aehnliche Unternehmungen wurden oft wiederholt, und um den Belagernden die Führung der Laufgraben zu erschweren, machte van der Noot Gebrauch von den sogenannten Kontraapproschen, einem neuerfundenen Vertheidigungsmittel, welches auch die Ausfälle sehr begünstigte.

Trotz der Anstrengungen des tapfern Befehlshabers gelang es jedoch den Belagerern, die Stadt auf der Landseite einzuschliessen, ihr Lager durch Wälle und Graben zu befestigen, und die Belagerten aus verschiedenen Aussenwerken zu vertreiben. Sie erbauten die Schanzen St. Martha, St. Maria und St. Anna, und warfen Batterien gegen den alten Hafen auf, um den ein- und auslaufenden Schiffen die Durchfahrt zu erschweren. Die Belagerten unterliessen nicht den Feind bei diesen Arbeiten durch stete Beunruhigungen zu unterbrechen und man sah täglich Gefechte unter den Wällen der Stadt, welche manchem wakkeren Kriegsmann das Leben kosteten. Don Juan de Braccamonte, Don Diego de Idiaquez und Don Pedro de Loyas, fielen durch die Kugeln der Belagerten und wurden von den Spaniern sehr bedauert.

Nach und nach langten auch die für Ostende bestimmten Verstärkungen an. Am 15. des Heumonats traf der Ritter Veere mit seinen Engländern ein, und der Admiral Warmond lief mit einer zahlreichen Transportflotte, welche mit ungeheuern Massen von Kriegs- und andern Vorräthen befrachtet war, unter einem so heftigen Feuer der feindlichen Batterien, daß das Krachen des Ge-

ſchäzzes bis nach den Engliſchen Küſten herüberſcholl, glüklich in den Hafen ein. Die Beſazzung war jezt bis auf 7000 Köpfe verſtärkt, und alle Lebensmittel waren in ſolchem Ueberfluß vorhanden, daß man ſie zu den wohlfeilſten Preiſen haben konnte. Und da der Aufenthalt in der Stadt noch bis jezt nicht mit großen Gefahren und Entbehrungen verbunden war, ſo eilten eine Menge Neugieriger aus Seeland und andern Gegenden dahin, um Augenzeugen der großen Anſtalten zur Vertheidigung und Belagerung zu ſein. Selbſt Seeländiſche Damen und auswärtige Standesperſonen, unter andern ein Herzog von Holſtein, des Königs von Dannemark Bruder, und die Grafen von Northumberland, St. Pol und Johann von Naſſau fanden ſich ein. König Heinrich von Frankreich begab ſich (Auguſt) nach Calais, um das intereſſante Schauſpiel wenigſtens aus der Nähe zu beobachten.

Der Ritter Franz Veere übernahm nach ſeiner Ankunft die Befehlshaberſchaft in der Stadt an van der Noot's Stelle, und ließ ſogleich neue Anlagen zur Verſtärkung ihrer Fortification machen. Die Außenwerke werden vermehrt und ſtärker beſezt. Ein Theil des ſogenannten Polders auf der Südſeite wird ebenfalls ſtark verſchanzt und nach Durchſtechung eines Dammes wird das Waſſer der Geule bis in die Stadt geleitet, ſo daß nun die Schiffe vermittelſt dieſes Kanals bis in dieſelbe gelangen können, und der alte Hafen, den die feindlichen Batterien nach allen Seiten beſtreichen,

entbehrt werden kann. Starke Brustwehren schliessen die Umgebungen der Geule ein, die einlaufenden Fahrzeuge gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes zu sichern, und dichte Buhnenwerke und Verpfählungen, nach der Angabe Johanns van Düvenvorde, eines berühmten Wasserbaumeisters, angelegt, schützen die Stadt selbst gegen die Gewalt des andringenden Gewässers. Dieser neue Hafen, welchen die Geule bildete, war weit sicherer als der alte. Die Schiffe liefen hier während der Belagerung bei hunderten ein und aus, brachten frische Truppen und Provisionen und führten die Kranken und Verwundeten ab.

Tag und Nacht rollt der Donner des Geschützes. Man beschoß sich mit Kanonen, Mörsern und Musketen, und alle Werkzeuge des Todes und der Zerstörung sind in immerwährender verderbenbringender Thätigkeit. Die Stadt war am meisten auf der Westseite ausgesetzt, wo der Feind von dem Quartiere St. Alban her sich ihr am leichtesten nähern konnte. Der Sandhügel, ein sehr festes, mit Bastionen, Kasematten und doppelten Reihen von Palisaden versehenes Werk, hatte die Bestimmung, diesen Theil der Stadt und den westlichen Hafen zu schützen. Neben dem Sandhügel lief ein Damm an den Dünen hin, welcher mit Palisaden, Halbmonden und einem Ravelin, das eiserne Schwein genannt, versehen war. Zur Bekämpfung dieser Werke waren die meisten Kräfte der Belagerer vereinigt. Vorzüglich war der Sandhügel unaufhörlich die Zielscheibe der feindli-

chen Batterien, welche ihn mit einer ſolchen Menge Kugeln bedeckten, daß er daß Anſehn eines Eisberges erhielt. Gegen das eiſerne Schwein führten die Belagernden eine Mine, und ſchon hatten ſie ihre Laufgraben bis an die Paliſadirung des Dammes vorgetrieben, da ließ Veere in der Nacht, bei ſteigender Flut, (1601. 15. Auguſt) den Damm vor der Baſtion dutchſtechen, worauf ſich das Waſſer mit ſolcher Heftigkeit durch die Oefnung ergoß, daß das ganze Werk wie eine Inſel von den Wellen umflutet ward, und die Belagerer verſchiedene ihrer Schanzen verlaſſen und alle Hofnung, den Angrif auf dieſer Seite mit glüklichem Erfolge fortzuſezzen, aufgeben mußten.

Der Hauptpunkt, um welchen ſich die Kräfte und Anſtrengungen beider Theile concentrirten, war die Gemeinſchaft der Stadt mit dem Meere. Ihr dieſe und mit ihr die Quelle, aus welcher ſie alle Hülfsmittel zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung ſchöpfen mußte, zu entziehen, war das Hauptziel der Belagerer, wohin ſie unaufhörlich ſtrebten. Gleich anfangs verſenkten ſie zur Sperrung der Geule, vor der Mündung derſelben, eine Anzahl mit Steinen belaſteter Fahrzeuge, jedoch ohne Erfolg. Darauf wurden Anſtalten gemacht, auf der Seite von Bredene und in den Dünen, auf dem flachen von der Flut täglich überſtrömten Meeresufer, Schanzen und Batterien anzulegen, um die einlaufenden Schiffe zu beſchieſſen. Zu dieſem Zwek führten die Belagernden mit großer Kunſt und Anſtrengung von den Dünen aus, einen

Damm mitten durch das überſchwemmte Land bis an das Ufer hinab. Vor demſelben ſollten Batterien errichtet werden, aber der Boden war naß und weich und erlaubte die Anlage der Geſchützſtände nicht. Da erfand Adrian Hermanſon, Proſos des Regiments Barlaimont, eine beſondere Art von Waſſerfaſchinen zu den Bettungen, welche vier und zwanzig Fuß lang und durch Steine beſchwert waren. Adrian Meulin, ein Zimmermeiſter, unterſtützte den Erfinder bei der Verfertigung dieſer Faſchinen, aber der Tod des lezteren, der von einer feindlichen Kugel getroffen ward, unterbrach dieſe Arbeit, bis ſein Sohn Anton Adrianſon ſie aufs neue unternahm. Doch kaum war ein Theil der Bettung vollendet, als ein Stük davon durch die Flut hinweggeriſſen ward. Den Ueberreſt ſteckten die Belagerten durch Kunſtfeuer in Brand, und nur mit einem Verluſt von 300 Mann, welche durch die Kanonenkugeln der Belagerten zerſchmettert wurden, konnten die Spanier ihr Geſchüz aus den brennenden Faſchinenhaufen retten.

Der unglükliche Erfolg dieſer Anlage erzeugte die Idee zu einer neuen, von der man ſich einen beſſern Erfolg verſprach. Der Graf von Bouſquoi hatte im Quartier Brederode eine Verſchanzung aufgeführt und mit Geſchüz beſezt, um durch das Feuer deſſelben das Landen und Einlaufen der feindlichen Schiffe auf dieſer Seite zu hindern. Aber die Wirkung war wegen der weiten Entfernung nur gering. Nichts ſchien zwekmäßiger, als von dieſer Verſchanzung aus einen Damm in das

Meer zu führen, um vermittelst desselben die Mündung des Kanals der Seüle zu verschliessen, oder wenigstens das Geschüz dem Ziele näher zu rükken und dadurch seine Wirkung zu verstärken. Zwar waren die Schwierigkeiten und der Aufwand an Kräften bei einer solchen Arbeit unermeßlich, denn das Werk mußte hinreichende Festigkeit erhalten, dem gewaltigen Andrang der Meereswogen widerstehen zu können, aber der Genius eines Zeitalters, welches die wunderbare Brükke des Herzogs von Parma und andere kolossale Werke ähnlicher Art hervorgebracht hatte, bebte auch vor diesem nicht zurük, und die Belagerer Ostende's gingen getrost an die Arbeit.

Aus einer neuen Gattung von Faschinen, deren Erfinder Christoph Propergenius war, und die man Saucisses nannte, ward zuerst eine Schanze in den Wellen erbaut. Diese Faschinen bestanden aus starken und dikken Aesten und wurden durch drei Reihen Tonnenreife zusammengehalten. Man machte sie anfangs zu 46 Fuß Länge und 15 Fuß Stärke. Da diese Massen aber zu schwer und unbeweglich waren, ward in der Folge ihr Kaliber fast um die Hälfte verringert. Durch Seile mit Scheiben, an Pfählen und Ankern befestigt, die man in den Sand getrieben hatte, wurden sie vorwärts in den Kanal herabgerollt und über einander geschichtet. Auf dieser Grundlage erbaute man aus gewöhnlichen Faschinen die Schanze, welche mit einem Fußboden von Dielen für das Geschüz versehen und die Karlosschanze genannt ward.

Von der Schanze aus ward nun der Damm weiter in das Meer hineingeführt. Hölzerne, funfzehn Fuß hohe Gerüste in der Form eines lateinischen T, erhoben sich aus dem Grunde der See, und wurden mit einer Lage ähnlicher Sauciſſen bedekt, die mit Weiden an die Gerüste geflochten und oben mit einer Dekke von Sand und Kies beschwert wurden. Eine dreißig Fuß dikke, mit Schiesscharten verſehene Brustwehr schüzte den Damm gegen das Geſchüz der Belagerten. Mit ungeheuerm Kraftaufwande ward er fünfhundert Schritte weit vorwärts getrieben. Dennoch entsprach auch dieſes kühne Werk der davon gehegten Erwartung nicht; denn nicht allein daß die Belagerten troz deſſelben die Gemeinschaft mit dem Meere behielten, ward auch der Damm ſelbſt durch eine auf die Spizze deſſelben gerichtete Batterie von ſieben ſchweren Kanonen mit ſolcher Wirkung beſtrichen, daß keine Mannſchaft darauf ausdauern konnte. Das Feuer der Karlosſchanze machte zwar den Schiffen die Durchfahrt ſehr beſchwerlich, aber die Belagerten halfen dieſem Nachtheil dadurch ab, daß ſie den bedekten Weg durchſtachen und unter dem Schuzze deſſelben die ankommenden Schiffe in den Stadtgraben brachten, der ihnen von jezt an zum Hafen dienen mußte.

Dieſe mislungenen Verſuche der Belagerer von der Seite des Meeres her Verderben über Oſtende zu bringen, reizte ſie ihre Anſtrengungen auf der Landſeite zu verdoppeln. Sie beſchoſſen daher die Außenwerke auf das heftigſte, und viel

tapfere Männer verloren in der Vertheidigung derſelben ihr Leben. Zu dieſem gehörte der junge liebenswürdige Graf Chatillon, der Enkel des Admirals Coligni, von welchem König Heinrich der 4. geurtheilt hatte, daß er dereinſt in reiferen Jahren einer der erſten Feldherren Europa's werden würde. Eine Kanonenkugel riß ihm auf dem Sandhügel (10. September) mit ſolcher Gewalt die Hirnſchale hinweg, daß der neben ihm ſtehende Oberſt Uechtenbroek zu Boden geworfen ward. Sein Tod ward allgemein bedauert.

Der Belagerer Abſicht war, die Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln. Deshalb unterhielten ſie ein heftiges und unaufhörliches Feuer auf dieſelbe, und überſchütteten ſie mit einem Regen von Kugeln, Granaten und Brandkugeln, welche lezteren jedoch wenig Schaden thaten, weil man die Häuſer in der Stadt abgedekt hatte. Dagegen wurden von den Einwohnern und der Beſazzung viele getödtet, obgleich ſich die erſteren durch aufgeworfene Erdhaufen gegen die feindlichen Kugeln zu ſichern ſuchten. Der tapfere Oberſt Uechtenbroek, der Franzöſiſche Hauptmann Promarende und verſchiedene andere Befehlshaber ſtarben auf den Wällen mit dem Degen in der Hand. Troz der groſſen Gefahr waren dennoch Bürger und Soldaten ſtandhaft und unerſchrokken, und der Tod ſelbſt ſchien durch die Gewohnheit ihn ſtets und überall vor Augen zu haben, ſeine Schrekken zu verlieren. Einem jungen Engländer wird auf der Straße der Arm abgeſchoſſen. Er hebt ihn

auf, zeigt ihm lächelnd dem Wundarzt mit den Worten: heut Mittag hat dieser Arm noch dem andern bei der Mahlzeit gedient! und läßt sich ruhig verbinden. Oft geschah es, daß eine feindliche Kugel in die Mündung einer Niederländischen fuhr, in dem Moment da man die Letztere abschoß, und dadurch wieder zurükgeschleudert ward. Die Belagerten beantworteten das Feuer der Belagerer mit gleicher Heftigkeit, und demontirten nicht selten ihre Geschüzze. Auch fuhren sie fort, ihnen durch häufige Ausfälle Schaden zu thun, und bei einem derselben ward der Hauptmann Catris, ehemals Lieutenant des Obersten Barlotte, welcher die Arbeiten der Belagerer vor Ostende geleitet hatte, von einer Musketenkugel in den Kopf getroffen.

Die von den Belagerten veranstalteten Ueberschwemmungen, beschädigten zuweilen bei Sturm oder heftiger Flut die Werke der Stadt, aber weit mehr Nachtheile brachten sie den Belagerern, deren Schanzen und Batterien oft gänzlich dadurch zerstört wurden. In der Nacht vom 25. des Herbstmonats stürzte ein heftiger Sturm die aufgewühlten Wogen tief in das Land hinein, so daß alles umher überflutet ward, und die feindlichen Wachen und Pikets sich eilend in ihre Forts flüchten mußten. Außerdem war jezt das Spanische Lager vor der Stadt auf das Beste befestigt, und enthielt eine Menge großer Hütten, Barakken und Häuser; so daß es einem ansehnlichen Dorfe glich, und deshalb auch gewöhnlich Westende genannt ward. Der Erzherzog und die Infantin, wovon der erste sei-

den gewöhnlichen Aufenthalt in der Albertusſchanze und die Leztere den ihrigen zu Nieuwpoort hatte, fanden ſich oft ſelbſt im Lager ein und ermunterten die Kriegsleute durch Zuſpruch und Verſprechungen, zur Standhaftigkeit und Geduld, auch ſoll die Infantin zuweilen mit eigener Hand ein Geſchüz gegen die Stadt abgebrannt haben. Bei alle dem machten die Belagernden nur geringe Fortſchritte, denn die Anlage von ſo viel neuen Schanzen, Wegen, Kanälen und Dämmen erforderte Kräfte, Geld und Zeit. Die Verſuche, den Eingang zur Geule zu ſperren, blieben immer fruchtlos, und noch im Oktober liefen zahlreiche Transportflotten aus Holland und Seeland glüklich ein. Eine große Verſchwörung in der Stadt ward vor der Ausführung glüklicherweiſe entdekt, und der Rädelsführer, ein Engländer Namens Comisby, (1601. November) in Ketten gelegt.

Während man in Flandern ſo hartnäkig und tapfer um den Beſiz von Oſtende kämpfte, hatte Prinz Moritz, wie oben ſchon erwähnt ward, Rheinbergen den Spaniern entriſſen. Nach der Eroberung dieſes Plazzes waren die Generalſtaaten zweifelhaft über die Partie, welche ſie zur Rettung von Oſtende nehmen ſollten. Endlich da die meiſten einen Zug nach Flandern für zu gewagt hielten, ward beſchloſſen: eine feindliche Stadt, deren Eroberung zugleich leicht und vortheilhaft ſei, anzugreifen und dadurch den Erzherzog wo möglich von Oſtende abzuziehen, oder ihn wenigſtens zur Theilung ſeiner Macht vor dieſem

Orte zu nöthigen. Kein Plaz schien besser dazu geeignet als Herzogenbusch, welches nur zwei Fahnen Fußvolk und zwei Kornetten Reiter unter Anton Grobbendonk zur Besazzung hatte. Am 3. November erschien Prinz Moritz vor der Stadt und rüstete sich sie zu belagern, da er aber zu schwach an Mannschaft war eine vollkommne Einschliessung derselben zu bewirken, so gelang es dem Grafen von Berg zweimal Verstärkung hinein zu werfen. Die Arbeiten der Belagernden wurden dadurch sehr erschwert; indeß brachten sie doch ihre Batterien zu Stande und beschossen die Stadt mit glühenden Kugeln, die aber nur wenig Wirkung thaten, theils weil sie von den Belagerten in Kessseln und Pfannen aufgefangen wurden, theils weil die Böden der Häuser mit Sand beschüttet und überall sehr gute Löschungsanstalten getroffen waren. Indeß verloren die Belagerer den Muth nicht, sie sezten ihre Anstrengungen standhaft fort, und schon waren sie bis an den Graben vorgedrungen und ein glüklicher Erfolg schien nicht mehr zweifelhaft, als sie sich plözlich gezwungen sahen, einer andern dringenden Rüksicht alle Früchte ihrer bisherigen Arbeiten aufzuopfern. Ein plözlich eingefallener Frost sezte die Provinz Holland einer Invasion des Grafen von Berg aus; und Prinz Moritz mußte zu seinem höchsten Verdrusse die Belagerung von Herzogenbusch nach einer vierwöchentlichen Dauer (17. November) aufheben und sich nach Holland ziehen. Einige Reiterzüge von beiden Seiten beschlossen den diesjährigen Feldzug an der Maas und

am Rhein; aber an den Ufern der Nordſee fuhr man fort um den Beſiz von Oſtende zu kämpfen.

Vier Monat waren nun ſchon über der Belagerung dieſes Plazzes verfloſſen, und noch immer lag er, wie ein Felſen im Kampfe der wilden Meereswogen, unerſchüttert da. Verloren ſind alle Anſtrengungen und alles vergoſſene Blut der Belagerer, und das Ziel, nach welchem ſie unter tauſend Gefahren und Aufopferungen ringen, ſcheint deſto weite vor ihnen zu fliehen, je eifriger ſie es verfolgen. Jezt nahete der Winter heran, und die ungünſtige Jahreszeit vermehrte die Leiden und Mühſeligkeiten beider Theile. Der häufige Regen und eine durch die Ausdünſtungen der ausgetretenen Gewäſſer verpeſtete Atmoſphäre nebſt den Folgen der erduldeten Beſchwerden erzeugten unter den Belagerten eine Epidemie, welche viele von ihnen hinwegrafte. Vorzüglich wüthete ſie unter den Engländern, deren mehrere Tauſend ſich in Oſtende befanden. Die überlebenden von dieſer Nazion verlieſſen alle, aus Furcht vor der Seuche, die Stadt, indem ſie entweder heimlich zu dem Feinde übergingen, oder mit Päſſen von dem Befehlshaber Veere verſehen, in Haufen von 50 bis 60 Mann nach ihrem Vaterlande zurükkehrten. In kurzem war die Beſazzung von 7000 bis auf 3000 Mann zuſammen geſchmolzen, und Veere, für die Folgen beſorgt, bat die Generalſtaaten dringend um neue Verſtärkung.

In der Nacht vom 21. auf den 22. des Chriſtmonats ſtekten die Belagernden ein Buhnenwerk in

Brand, mit welchem die Belagerten den Fuß des Bollwerks am Sandhügel zum Schuz wider die andringende Meeresflut umſchlungen hatten. Drei Tage brannte die Verpfählung am Ufer, ohne daß die Belagerten im Stande waren durch Sand und Waſſer dem Feuer Einhalt zu thun. In der folgenden Nacht ward ein Italiäner gefangen, welcher ausſagte: daß der Erzherzog, von der Schwäche der Beſazzung unterrichtet, einen Sturm auf die Außenwerke, beſonders auf die Werke der ſogenannten alten Stadt, welche erſt vor kurzem durch einen heftigen Orkan ſehr beſchädigt worden waren, beſchloſſen habe. Dieſe Nachricht erfüllte den Befehlshaber mit den größten Beſorgniſſen, weil es ihm an Mannſchaft, die Werke gehörig beſezzen zu laſſen, fehlte. In dieſer Verlegenheit nahm er ſeine Zuflucht zu einer Kriegeliſt. Er läßt insgeheim und ohne daß ſelbſt ſeine Officiere etwas davon erfahren, dem Erzherzog einen Waffenſtillſtand auf einige Tage antragen, wobei er ihm zugleich mit der Hofnung auf eine baldige Uebergabe der Feſte ſchmeichelt. Albert, mit Ungeduld das Ende einer Belagerung wünſchend, deren lange Dauer ſchon jezt ſeine Erwartungen übertraf, willigte mit Freuden in dieſen Antrag, ſo verdächtig er ihm auch hätte ſein ſollen, da zu der Zeit die Grundſäzze der militäriſchen Ehre einem tapfern Befehlshaber nicht erlaubten, die ihm zur Vertheidigung anvertraute Feſte früher, als nach einem abgeſchlagenen Sturm auf den Hauptwall zu übergeben. Beide Theile ſtellen einander Geis

ſeln zur gegenſeitigen Sicherheit. Indeß konnte die Sache nicht ſo geheim betrieben werden, daß nicht bald etwas davon unter der Beſazzung ruchtbar geworden wäre. Sie gerieth darüber in die größte Bewegung. Veere's geheime Abſichten waren nicht bekannt; man erinnerte ſich der zu den Zeiten des Grafen Leiceſter vorgefallenen Verräthereien Engliſcher Officiere, und fing an auch ihn für einen Treuloſen zu halten. Ein allgemeiner Aufruhr war ſchon im Begrif auszubrechen. Beſonders herrſchte große Unruhe unter denen, welche ſich von der ehemaligen Beſazzung der Andreasſchanze in der Stadt befanden, weil ſie befürchteten bei der Uebergabe derſelben ein Opfer der Rache ihrer alten Herren zu werden.

Wollte ſich der Befehlshaber nicht den Folgen einer gefährlichen Rebellion ausſezzen, ſo mußte er dem Feinde die erhaltenen Geiſſeln zurükſchikken, und ſeine Officiere zu Theilnehmern ſeines Geheimniſſes machen. Gemeinſchaftlich mit den Leztern ward nun beſchloſſen, zur Rettung der diesſeitigen, noch in der Gewalt der Spanier befindlichen Geiſſeln, die vornehmſten feindlichen Befehlshaber, unter dem Vorwande der Unterhandlung, in die Stadt zu lokken. Der Anſchlag gelang nach Wunſch und die Unterhandlungen wurden zum Scheine fortgeſezt, aber die unbilligen und ungewöhnlichen Forderungen der Belagerten, welche die Feinde nicht zugeſtehen konnten, hielten vorſäzlich die Entwikkelung derſelben auf.

Alle Unternehmungen wider die Stadt ruheten indeß, und die Belagernden, in der gewiſſen Erwartung der Uebergabe, lieſſen ſogar von ihrer gewöhnlichen Wachſamkeit nach. Deſto thätiger benuzte Veere die koſtbare Zeit der Waffenruhe. Die beſchädigten Außenwerke werden wieder in haltbaren Stand geſezt, und mit vier neuen Schanzen vermehrt. Man ſorgt für die Wiederherſtellung der Kranken und Verwundeten, bei deren Behandlung beſonders zwei Aerzte, Doktor Kortmann von Antwerpen und Doktor Morbek aus dem Haag, ſich rühmlich auszeichneten. Die Erholung gibt der Beſazzung neue Kräfte, und endlich langen fünf Fahnen friſcher Truppen aus Seeland an. Jezt glaubte Veere daß es Zeit ſei dem Gaukelſpiel ein Ende zu machen, weil er ſich nun wieder für ſtark genug, der Gewalt zu widerſtehen, hielt. Er erklärte daher den feindlichen Abgeordneten zu ihrem Erſtaunen frei heraus: ſeine bisherige bedrängte Lage ſei die einzige Veranlaſſung zu der mit ihnen angeknüpften Unterhandlung geweſen; jezt da er Verſtärkung erhalten habe, würde er durch die Uebergabe der ihm anvertrauten Stadt ſeine Pflicht und Ehre auf das ſchändlichſte verlezzen, und er ſähe ſich daher genöthigt die bisherigen Communicationen gänzlich abzubrechen.

Jedermann tadelte den Kunſtgrif des Ritters, und ſelbſt die Generalſtaaten misbilligten ihn, da ſie ihn weder für anſtändig noch nothwendig zur Rettung Oſtende's hielten.* Sie bezeigten ihm auch ihr Misvergnügen darüber, ohne jedoch die

Sache weiter zu ahnden oder ſeine Treue in Vergeſſenheit zu ziehen.

Der Erzherzog war aufs äuſſerſte erzürnt über den ihm geſpielten Betrug. Nicht nur die Hoffnung ſich bald im Beſitz von Oſtende zu ſehen, war jezt getäuſcht, ſondern auch ſein Stolz auf das empfindlichſte gekränkt. Das Gerücht von der bevorſtehenden Uebergabe hatte ſich ſchon bis in das Ausland verbreitet und das Lager mit einer Menge Neugieriger aus Brügges, Gent und andern Flandriſchen Städten angefüllt, welche ſich zum Theil mit Weib und Kind eingefunden hatten um Augenzeugen eines ſo intereſſanten Schauſpiels zu ſein. Jezt erfuhr Jedermann, daß der leichtgläubige Fürſt überliſtet war, und er ſah ſich dem allgemeinen Geſpötte ausgeſezt. Eine ſolche Beleidigung forderte blutige Rache.

Dieſe zu üben ward ein allgemeiner Sturm beſchloſſen, beſonders gegen das Seebollwerk am Hafen und die Werke der nördlich liegenden alten Stadt. Die Anſtalten dazu wurden aufs äuſſerſte beſchleunigt, um ihn auszuführen ehe die Beſazzung noch mehr Verſtärkung erhielte. Eine heftige Beſchieſſung bereitete die Schreckensſzene vor. Mehr als 2000 Kugeln wurden auf die erwähnten Werke geſchleudert. Am 9. Jänner (1602) Nachmittags gegen die Vesperzeit bei niedrigem Waſſer, rükten die Belagerer, mit Leitern und anderm Sturmgeräth verſehen, zum Angrif heran. Glüklicherweiſe hatte die Nacht zuvor ein Italiäniſcher Ueberläufer dem Ritter Veere ſehr genaue Details von

der beſchloſſenen Unternehmung mitgetheilt und ihn dadurch in den Stand geſezt, kräftige und zwekmäßige Gegenanſtalten zu treffen und die bedrohetem Werke mit allen Vertheidigungsmitteln tüchtig auszuſtatten.

Die feindlichen Angriffe waren auf mehrere Punkte gerichtet. Ein Korps unter dem Oberſten de la Tour war beſtimmt die alte Stadt anzugreifen; ein anderes unter dem Grafen Farneſe und den Hauptleuten Durango und Ottaigne ſollte den Sandhügel ſtürmen, und 600 Mann von dem Oberſten Gambalotta geführt, das eiſerne Schwein; während Boucquoi mit 2000 Mann die Werke auf der Oſtſeite angreifen würde. Auguſtin Meria, Davalos und Trivulcio an der Spizze zahlreicher Reſerven, ſollten die übrigen Haufen unterſtüzzen und die Reiterei hatte Befehl ſich im Rükken der Stürmenden zu ſezzen. Der Erzherzog ſelbſt hielt zu Pferde hinter einer Batterie, und die Erzherzozin befand ſich in der Iſabellenſchanze. Das ganze Heer ſtund unter den Waffen. Alles iſt voll geſpannter Erwartung.

Jezt rükken de la Tour und Gambalotta gegen das Seebollwerk am alten Hafen vor. Die erſten, der Gefahr am meiſten ausgeſezten Reihen ſind mit vollſtändigen Harniſchen angethan. Auf die Bewafneten folgen 600 Arbeiter mit Leitern, Hakken, Schaufeln und Schippen. Den Beſchluß macht die Reiterei, welche eine dichte Mauer bilden, den Rükzug des Fußvolk mit Gewalt zu hindern. Unter dem Krachen aller Batterien erfolgt

ter Angriff mit außerordentlichem Muthe. Aber ein ſchrecklicher Hagel von Kugeln und Granaten, von Kettengliedern und andern Eiſenſtükken, welche in Körben mit Eiſendraht beflochten aus Haubizzen und Mörſern geworfen wurden, und ganze Lagen von Beutelkartätſchen mit Flintenkugeln, — eine neue Erfindung, von welcher man in dieſer Belagerung zuerſt Gebrauch gemacht haben ſoll, — ſauſt von den Wällen auf die Stürmenden nieder und ſchmettert ſie zu Boden. Sie ſtürzen, ſagt der Geſchichtſchreiber Meteren, in ganzen Reihen darnieder, als wenn der Herbſtſturm Aepfel ſchüttelt. Sieben Steinſtükke von den Belagerten auf die Mündung des Hafens gerichtet, machten ein unaufhörliches Feuer. Doch immer traten friſche Krieger an die Stelle der Gefallenen, die Hinteren drängten die Vorderen vorwärts, und die Kämpfenden unterhielten das Gefecht, obgleich ſie bis an die Kniee im Waſſer ſtanden. Auf allen Angriffspunkten ward mit Erbitterung gefochten, aber am heftigſten war der Kampf beim Sandhügel, auf welchem Veere ſelbſt und ſein Bruder Horatio ſich befanden. Schon waren die Paliſaden vor der Hauptbreche ausgeriſſen und Spanier und Engländer, jene mit Piken, dieſe mit Degen bewaffnet, erſtachen und verwundeten einander, als Veere von einem Mittel Gebrauch macht, welches den Kampf plözlich zum Vortheil der Belagerten entſcheidet.

Es gab zwei Schleuſen in der Stadt, wovon die eine beſtimmt war, das Waſſer zur Zeit der

Ebbe in demjenigen Theile des Kanals, welches innerhalb der erſteren lag, zu erhalten, und die andere dazu diene, es auf der andern gegen das Feld herausführenden Seite zu dämmen. Beide Schleuſen läßt Veere in einem Augenblik öfnen, und ſogleich ſtürzt das Waſſer mit der gröſten Heftigkeit in den alten Hafen hin wohin die Stürmenden vorgedrungen waren, reißt viele von ihnen mit ſich fort, ſteigt den Feſtſtehenden bis an den Gürtel und durchnäßt alles Pulver, ſo daß ihnen nichts als das Seitengewehr zur Vertheidigung bleibt. Vergebens verſuchen die noch Lebenden ſich vor dem Ungeſtüm des wilden Elements zu retten, die Schwerter ihrer eigenen Reiterei zwingen ſie Stand zu halten, und ſie haben keine andere Wahl, als ohne Vertheidigung durch die Geſchoſſe der Feinde, oder in den Wellen umzukommen. Selbſt von den Reitern riß der Strudel viele mit ſich fort in das ofne Meer hinaus, und ihre gezäumten und geſattelten Roſſe wurden an den Flandriſchen und Seeländiſchen Küſten todt auf das Ufer gezogen. Endlich erhielt die Reiterei Befehl zum Rükzuge.

Keinen glüklicheren Erfolg als hier, hatte auch gegen die übrigen Angrifspunkte der unternommene Angrif. Ueberall mußten ſich die Stürmenden mit groſem Verluſt zurükziehen. So endete ſich dieſer blutige Tag für die Belagerer mit einem Verluſt von 800 Todten und einer faſt gleichen Anzahl von Verwundeten. Unter den erſteren befanden ſich Ludovico Gambalotta und Ottaigne; und unter den lezteren, de la Tour, Don Pedro de

Velasco, Villaverde, der Marchese Della Bella und mehrere andere Befehlshaber. Die Belagerten hatten nur 40 Todte und 100 Verwundete verloren. Horatio Veere hatte eine gefährliche Wunde in das Bein erhalten. Den Belagerern ward auf ihr Ansuchen ein vierstündiger Waffenstillstand zur Beerdigung ihrer Todten zugestanden. Man fand unter den Lezteren den Leichnam einer jungen Spanierin, welche ihr Geschlecht verläugnend als ein Kriegsmann gefochten hatte. Sie war mit Wunden bedekt, und trug eine goldene Kette und ein kostbares Halsband.

Der Erzherzog wollte nach einigen Tagen den Sturm erneuern, aber eine Meuterei, welche unter den Spanischen und Italiänischen Regimentern ausbrach, hinderte ihn daran. Die misvergnügten Soldaten klagten laut, daß man sie wie Sklaven behandelt und gleich unvernünftigen Thieren auf die Schlachtbank geliefert habe, indem man sie durch die Reiterei gezwungen, auch da noch ihren Posten zu behaupten, als schon alle Möglichkeit es mit Erfolg zu thun verschwunden gewesen sei. Die Aufrührer weigerten sich deshalb und der über den unglüklichen Ausgang des Sturms und die Widersezlichkeit seiner Truppen gleich heftig erbitterte Erzherzog, ließ 50 der strafbarsten hinrichten. Durch dieses Beispiel von Strenge ward der Aufstand gedämpft.

Der mislungene Sturm und die durch einen strengen Winter vermehrten Hindernisse, veranlaßten verschiedene Befehlshaber, dem Erzherzog

anzurathen, daß er eine Unternehmung aufgeben möchte, deren geringer Erfolg dem damit verbundenen großen Aufwand an Blut und Koſten bisher ſo wenig entſprochen habe. Denn wie dürfe man hoffen bemerkten ſie, eine Stadt zu überwinden, an welcher Feuer und Minen ihre Wirkſamkeit verloren zu haben ſchienen und gegen die auch das ſonſt nie trügende Mittel des Hungers nicht anwendbar ſei, da man ihr die Gemeinſchaft mit dem Meere nicht entziehen könnte. Aber der Erzherzog, welcher glaubte, daß bei dieſer Belagerung ſein und des Königs Ruhm auf dem Spiele ſtehe, war durch keine Vorſtellungen davon abzubringen, beſonders da auch der geiſtliche Stand der Provinz Flandern ſehr nachdrüklich auf die Fortführung derſelben drang. Er war alſo feſt entſchloſſen, ſie troz aller Hinderniſſe fortzuſezzen, und begab ſich nach Brüſſel, um die nöthigen Fonds zur Beſtreitung der Unkoſten auszumitteln und neue Vorkehrungen zu treffen. Der Graf von Bongnoi übernahm während ſeiner Abweſenheit den Oberbefehl über die Belagerer.

Beide Theile ſezten ihre Arbeiten fort. Die Belagerer verſuchten eine Brükke in der Gegend des Weſtthors zu ſchlagen, um ſich durch dieſelbe einen Eingang in die alte Stadt zu bahnen; und auf der Oſtſeite arbeiteten ſie an einem Damme, der ſich von den Dünen bis an die Geule erſtrekken ſollte. Die Belagerten legten dagegen in der alten Stadt ebenfalls einen neuen Damm und Graben an, welche bis an das Meer geleitet wurden, und

woran täglich über tauſend Menſchen arbeiteten. Von Zeit zu Zeit ſchoſſen die Feinde Pfeile mit daran gehefteten Briefen in die Stadt, wodurch die Beſazzung unter großen Verſprechungen zur Deſertion aufgefordert ward. Es ward auch ein Anſchlag, das Schießpulver in der Feſte anzuzünden, gemacht, aber vor der Ausführung entdekt.

War der Erzherzog entſchloſſen, Oſtende, was es auch koſten möge, zu erobern; ſo hatten dagegen die Generalſtaaten den Beſchluß gefaßt, die Feſte ſo lange als möglich zu behaupten und die Beſazzung regelmäßig alle vier bis ſechs Monat ablöſen zu laſſen. Die erſte Ablöſung, geführt von Friedrich van Dorp, Wilhelm Edmund, Daniel de Hertaing von Marquette, Berendrecht und Dommerville, langte im Februar und März (1602) zu Oſtende an, und ward mit großen Feierlichkeiten empfangen. Auch Proviantflotten von 20, 30 bis 40 Segeln aus Holland und Seeland wurden mit friſchen Kriegs- und Mund-Bedürfniſſen dahin geſandt, und erreichten größtentheils ohne bedeutenden Verluſt ihre Beſtimmung. Der Oberſt Friedrich van Dorp übernahm den Oberbefehl in der belagerten Stadt für den Ritter Veere, welcher ſich mit der alten Beſazzung (1602. März) einſchifte und nachdem er eine Reiſe nach England gethan hatte, zum Heere des Prinzen Moritz ſtieß.

Dieſer Prinz beſchäftigte ſich jezt mit der Organiſirung einer Armee, welche beſtimmt war, eine Diverſion zur Befreiung Oſtende's zu machen. Den ganzen Winter hindurch hatte man ſich dazu

in den vereinigten Provinzen gerüſtet, Truppen angeworben und groſſe Steuern erhoben. Der Plan der Generalſtaaten war: das aufzuſtellende Heer ſollte zu Lande durch Brabant in Flandern eindringen, und auf dieſem Wege Oſtende entſezzen; Prinz Moritz widerrieth ihn, weil die Ausführung zu viel Schwierigkeiten zeigte; aber es blieb dabei, denn König Heinrich von Frankreich und die Königin von England hatten ihn in Vorſchlag gebracht, und ihre Stimmen waren entſcheidend, da dieſe Soldaten und jener Geld hergab. In der Mitte des Brachmonats war ein Heer von 18000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern beiſammen, welches mit Geſchüz und allen Arten von Kriegsgeräth, ſelbſt mit beweglichen Mühlen verſehen war. Im Gefolge deſſelben befand ſich ein Fuhrweſen von 3000 Wagen und ein ungeheurer Troß von Bäkkern, Brauern, Müllern, Zimmerleuten, Maurern, Sattlern, Schanzgräbern, Bergknappen und 300 Matroſen zur Bedienung des Geſchüzzes. Das Heer ſelbſt, eins der zahlreichſten von allen, welche die Republik in dieſem Kriege ins Feld geſtellt hat, ward in drei Diviſionen getheilt, an deren Spizze die Grafen Wilhelm und Ernſt von Naſſau und Franz Veere, der tapfere Vertheidiger Oſtende's, ſtanden. Prinz Moritz führte den Oberbefehl, und in ſeinem Gefolge befanden ſich ſein Bruder Heinrich Friedrich, Lord Grai und ein zahlreicher freiwilliger Adel.

Am 19. des Brachmonats ward ein allgemeiner Faſt- und Bet-Tag in den vereinigten Pro-

vinzen gehalten, und den 22. und 23. ging das Heer bei Mokk ohnweit Nimegen über die Maas und durch das Bisthum Lüttich nach St. Truyen an der Gränze von Brabant, wo es im Angesichte des bei Tienen stehenden Spanischen Heers ein Lager bezog.

Der Erzherzog hatte auf die Nachricht von den großen Rüstungen in den vereinigten Provinzen, ein Observationskorps zusammengezogen. Es bestand anfangs nur aus den Regimentern Trivulzio, Della Bella, Davalos und Malespina, welche größtentheils vor Ostende gedient hatten, und aus 14 Schwadronen unter dem Grafen Bellisgoso. Bald darauf aber verstärkten es einige Tausend neugeworbene Schweizer und Wallonen und 8000 Italiäner geführt von Pompeo Justiniani, Lucio Denticio und Augustin Arconato, welche der Marchese Ambrosio Spinola auf eigene Kosten angeworben hatte und unterhielt. Nach der Ankunft dieser Verstärkungen stieg der Bestand des Heers, auf 13000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, und die Stadt Mecheln versah es mit 18 neuen Kanonen und der nöthigen Munition. Den Oberbefehl darüber vertraute der Erzherzog dem Admiral Mendoza, welcher kurz zuvor gegen Loslassung aller gefangenen Niederländer in Spanien, Portugal, Indien und den katholischen Niederlanden wieder ausgewechselt worden war. Der Admiral führte das Heer an die Gränze Brabants und stellte sich bei Tienen auf, um die Bewegungen des Prinzen Moritz zu beobachten, ihm den Weg nach Brabant

zu versperren und dadurch zugleich die Belagerung von Ostende zu decken. Während die beiden feindlichen Heere einander dort an den Gränzen Brabants bewachten, und das eine eben so sorgfältig eine Schlacht zu vermeiden als das andere sie zu liefern suchte, dauerte die Belagerung von Ostende ununterbrochen fort, jedoch eine Zeitlang mit geringerer Thätigkeit als zuvor. Die Empörung der Rebellen von Hochstraaten, wovon schon früher die Rede gewesen ist, die starke Rüstung, welche die Sicherstellung Brabants und Flanderns gegen die Unternehmungen des Prinzen Moritz erforderte, und vorzüglich der Geldmangel des Erzherzogs, hinderten den lezteren hier mit größerem Nachdruk zu handeln. Die Beiträge der Flanderer zu den Belagerungskosten, wie ansehnlich sie auch waren, reichten doch bei weiten zu den ungeheuern Ausgaben nicht hin, welche die Belagerung verschlang. Die Wallonischen Landschaften verweigerten jede Beisteuer unter dem Vorwande der zweideutigen Verhältnisse mit Frankreich, welche sie zu großen Aufopferungen für ihre eigene Sicherheit nöthigten; Brabant ward durch die Rebellen von Hochstraaten gebrandschazt und die großen Versprechungen des Spanischen Hofes waren noch nicht in Erfüllung gegangen. Endlich da durch die Ankunft beträchtlicher Geldsummen aus Spanien und durch ein neues Don Gratuit der Flanderer von 500000 Gulden die Kriegskasse wieder angefüllt war, wurden neue Truppen zur Verstärkung des Belagerungsheers geworben; verschiedene geschikte Kriegsbaumeister

in Dienſt genommen; in Lübek, Hamburg, Emden und an den Küſten der Oſtſee Matroſen geworben, und aus Spanien und Italien neue Galeeren herbeigeſchaft, um die Spaniſche Seemacht in der Nordſee zu verſtärken und die Navigation der vereinigten Niederländer in dieſem Meere einzuſchränken. Von jezt an herrſchte auch vor Oſtende wieder größere Thätigkeit, und die Belagerer ſezten ihre Arbeiten und Angriffe fort. Auch der Erzherzog, welcher eine Zeitlang abweſend geweſen war, kehrte wieder zurük. Juan de Rivas hatte während ſeiner Entfernung den Oberbefehl im Lager geführt.

Am 5. des Heumonats (1602) ward in Oſtende das Jahresfeſt der Belagerung durch eine Dankpredigt und durch Salven aus dem groben und kleinen Geſchüz gefeiert, wobei, da keine Glokken vorhanden waren, Kinder und Weiber auf Keſſel ſchlugen. An Lebensmitteln und andern Vorräthen war kein Mangel in der Stadt und die Belagerten waren voll Zuverſicht und Muth, denn noch immer wehte die freundſchaftliche Niederländiſche Flagge in ihrer Mitte. Indeß wiederholten die Feinde von Zeit zu Zeit die Verſuche, den Belagerten die Gemeinſchaft mit der See zu entziehen, oder ſie ihnen wenigſtens zu erſchweren. Sie thürmten aus Faſchinen Berghohe Platteformen und Cavaliere auf, die mit Feuerſchlünden beſezt wurden, welche unaufhörlich auf die ein- und auslaufenden Schiffe donnerten. Die Belagerten legten dagegen nicht nur ähnliche mit Steinſtükken beſezte Werke an, ſondern beſchoſſen auch die feind-

lichen Platteformen mit Feuerpfeilen, die mit ſtarken eiſernen Wiederhaken verſehen waren, und nicht ſelten Anlagen, die eine Monat lange Arbeit erfordert hatten, in wenig Minuten in Aſche verwandelten. Die Vertheidiger Oſtende's entlehnten dieſes Zerſtörungsmittel von der älteren Kriegskunſt, denn ſchon längſt hatte man ſich deſſelben in der neueren Zeit nicht mehr bedient. Ein anderes, welches die Feinde anfangs in nicht geringe Beſtürzung ſezte, erfanden ſie ſelbſt. Es war damals ſo wie noch jezt bei Belagerungen gewöhnlich, daß beide Theile während der Nacht Leuchtkugeln warfen, um bei dem Scheine derſelben die gegenſeitigen Bewegungen zu erkennen; eine Vorſicht, welche zu jener Zeit, da nächtliche Unternehmungen noch ſo häufig ſtatt fanden, unumgänglich nöthig war. Dieſe Kugeln waren übrigens unſchädlich, und man konnte ſie durch feuchte Erde und naſſe Häute leicht auslöſchen und dadurch ihren Zwek zum Theil vereiteln. Die Niederländiſchen Artilleriſten in Oſtende, welche dieß verhindern wollten, ſtekten eine Granate in die Leuchtkugel, und warfen ſie mit der todtbringenden Frucht in ihrem Schooße unter die Feinde, welche keine Gefahr ahnend zum Löſchen herbeieilten, und plözlich durch die plazzende Granate getödtet oder verwundet wurden. Dieſe Erfindung ſchrekte anfangs die Belagerer von den tödtlichen Leuchtkugeln zurük, und keiner wagte es ſich ihnen zu nähern, bis ſie erſt vertrauter mit ihrer Einrichtung wurden, und auch ihrerſeits Gebrauch davon machten.

Pompeo Tarjone, ein berühmter Kriegsbaumeiſter, Römer von Geburt, gebildet in der Italiäniſchen Schule, damals noch der vorzüglichſten in Europa, und ſpäterhin durch eine ehrenvolle Theilnahme an der merkwürdigen Belagerung von Rochelle ausgezeichnet, führte die Aufſicht über die Arbeiten und Anlagen zur Sperrung des Hafens. Er kam auf den Gedanken den Boucquoiſchen Damm zu verlängern, um dadurch die Mündung des Hafens beſſer zu beherrſchen. In dieſer Abſicht ließ er am Ufer hinter dem ſchon vorhandenen Theile des Dammes, zur Zeit der Ebbe, große 50 bis 60 Fuß lange und 30 Fuß breite Flöße, von den Spaniern Flottas genannt, aus Balken und Waſſerfaſchinen verfertigen. Um das Floß an die beſtimmte Stelle zu ſchaffen, wurden an den Seiten deſſelben leere Tonnen befeſtigt und der Boden darunter hinweggeräumt, damit die ſteigende Flut es erheben und dahin führen konnte. War dieß geſchehen, ſo wurden die Tonnen ſogleich wieder losgemacht, worauf es am Grunde ſitzen blieb und ſodann mit einer Lage von Schutt und Steinen bedekt und mit einer ſchüzzenden Bruſtwehr verſehen, eine Fortſezzung des ſchon vorhandenen Dammes bildete.

Die erſten mit dieſen Flottas gemachten Verſuche, gelangen zu Tarjone's außerordentlicher Freude über alle Erwartung. Der Damm ward dadurch bis nahe an die Mündung des Kanals verlängert, und man erbaute ungeſäumt noch ſechszehn ähnliche Maſchinen. Aber als ſie nun vollendet

waren, zerſtörte eine gutgerichtete Batterie der Belagerten von eilf Feuerſchlünden die Verbindung der Holzwerks mit den Faſchinen, worauf die ſteigende Flut das ganze Floß auseinander riß und bis auf die lezte Spur davon führte. Andere Maſchinen dieſer Art wurden von den Belagerten durch Feuerpfeile oder Brandkugeln in Aſche verwandelt, oder durch Sturm und Wogen vernichtet, und Tarjone mußte ſein Vorhaben, durch dieſes Mittel den Hafen zu ſperren, aufgeben.

Der Herzog Pedro Giron de Oſſuna und Johann de Medicis, welcher in dem damaligen Türkenkriege großen Ruhm erworben hatte, waren im Lager vor Oſtende angelangt, und gaben Augenzeugen dieſer und ähnlicher Arbeiten ab, unter welchen der Sommer und Herbſt vergingen, ohne daß die Belagerer bedeutende Fortſchritte zur Erreichung ihres Zweks gemacht hätten. Noch war keins von den Hauptwerken der Stadt erobert, das Meer ſtand den Belagerten noch offen, und ihre Bundesbrüder verſäumten nicht, ſie von Zeit zu Zeit mit allem nöthigen zu verſorgen; nur ihre Hofnung durch die große Armee, welche Prinz Moritz an die Gränzen von Brabant geführt hatte, entſezt zu werden, blieb unerfüllt.

Alle Verſuche des Prinzen, den Admiral in eine Schlacht zu verwikkeln, waren vergebens; der lezte verließ die eingenommene feſte Stellung nicht und hielt ſo feſt auf der ſtrengſten Defenſive, daß es nicht einmal zu einem Scharmüzel zwiſchen beiden Theilen kam. Ein ſtarkes feindliches Heer

hinter ſich zu laſſen und auf engen und ſchlechten Wegen zwiſchen feindlichen Städten hindurch tiefer in die feindliche Provinz einzudringen, wagte Prinz Moritz nicht. Als ihm nun überdem die nöthige Subſiſtenz zu fehlen anfing, gab er die projektirte Invaſion in Brabant und Flandern auf, und beſchloß Grave anzugreifen. Am 18. des Heumonats rükte er vor dieſe Stadt, nachdem er ſich auf dem Marſch dahin des feſten Schloſſes Helmont bemächtiget hatte. Don Antonio Gonzalez, der mit 1800 Spaniern, Italiänern und Hochteutſchen in Grave ſtand, war zu einer herzhaften Vertheidigung entſchloſſen.

Das Niederländiſche Heer faßte auf drei Punkten, im Oſten, Süden und Weſten des Plazzes Poſto, und da der Prinz leicht vorherſehen konnte, daß Mendoza der Stadt zu Hülfe eilen werde, ſo befeſtigte er ſein Lager mit der größten Kunſt und Sorgfalt. Eine Meilenlange, durch zwei Brükken über die Maas verbundene Fortificationslinie vereinigte die drei Quartiere des Lagers miteinander, ſchüzte die Belagernden vor jedem Angrif und umſchloß die Stadt. Häufige Ausfälle der Beſazzung beunruhigten die Belagerer bei der Aufführung dieſer weitläuftigen Verſchanzung; als ſie ſolche endlich vollendet hatten, eröfneten ſie die Laufgraben von allen drei Quartieren aus, in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes von der Feſte. Sie wurden gegen ſechs Fuß tief und ſo breit gemacht, daß ein Wagen darin fahren konnte, und an den Biegungen mit Redouten für die Trenſchewache verſehen. Auch wurden Minen und Gallerien ge-

führt, und dieſe unterirdiſchen Anlagen waren ſo bewundernswürdig, daß viele Fremden ſie zu beſehen kamen; unter andern der Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs, Emanuel von Meteren, der uns eine weitläuftige Beſchreibung davon hinterlaſſen hat.

Erſt nach langem Zögern und auf des Erzherzogs gemeſſenen Befehl, war der Admiral dem Prinzen nach Grave gefolgt, wo er anlangte, als die Niederländer die Befeſtigung ihres Lagers bereits vollendet hatten. Am 13. Auguſt grif er das Lager an und zu gleicher Zeit that auch die Beſazzung einen heftigen Ausfall. Aber das Niederländiſche Geſchüz trieb die Feinde auf beiden Seiten zurük. Mehrere folgende Tage wurden die Angriffe wiederholt, ohne einen andern Erfolg, als daß ſie einer Anzahl der Kämpfenden auf beiden Seiten das Leben koſteten. Prinz Moritz verlor in dieſen Gefechten zwei ſeiner beſten Kriegsbaumeiſter, Andreas de Roy und Jakob von dem Boſch, welche beide erſchoſſen wurden. Auch der Ritter Veere erhielt eine Schuwunde in den Hals, wie man ſagte von ſeinen eigenen Leuten, die ihn liebten, weil er ſehr hart und ſtreng gegen ſie war. Da der Admiral die Hofnung, die Niederländiſchen Linien zu überwältigen, oder eine Verſtärkung in die Stadt zu bringen aufgab: zog er ſich in größter Stille von Grave zurük, und führte ſein Heer die Maas herauf nach Venlo und von da nach Maſtricht. Bald darauf verließ er die Niederlande auf immer und kehrte nach Spanien zurük, wo er mit Vorwürfen überhäuft ward.

Grave, obgleich seinem Schiksal überlassen, vertheidigte sich noch fast vier Wochen. Endlich da die Belagernden verschiedene Außenwerke genommen, und ihre Parallelen bis an die Bastionen und die Courtine vorgetrieben hatten, kapitulirte Gonzalez und übergab (1602. 19. Sept.) die Stadt, welche zu den Familiengütern des Prinzen gehörte. Moritz empfing die Huldigung von ihr, und verlegte darauf sein Heer in die Winterquartiere; Graf Ludwig von Nassau aber unternahm noch einen Reiterzug in das Luxemburgische.

Wenige Wochen nach dem Fall von Grave erlitten die Spanischen Waffen einen andern bedeutenden Verlust im Kanal und in der Nordsee. Federico Spinola schifte mit acht Galeeren, die mit 900 Soldaten und 1500 Ruderſklaven besezt waren, aus Spanien nach den Flandrischen Küsten. Bei St. Hubes in Portugal rächtete die Englische Observationsflotte zwei dieser Fahrzeuge zu Grunde, die übrigen sezten ihre Fahrt weiter fort. Sie hofften unter Begünstigung eines heftigen Nebels, und indem sie nahe an der Englischen Küste hinruderten, durch den Kanal zu schleichen. Aber sie wurden von dem Englischen Befehlshaber Ritter Mansel entdekt, der sie beschoß, und der Niederländischen Eskader unter dem Admiral Cant, welche am Eingange des Kanals kreuzte, entgegentrieb. Zwei Galeeren wurden auf der Höhe von Grevelingen von den Holländern übersegelt und zertrümmert, eine dritte scheiterte unweit Calais, zwei liefen sehr beschädigt zu Nieuwpoort ein, und die Haupt-

galeere, der San Ludwig, an deren Bord Spinola ſelbſt mit ſeinem auf 200000 Gulden geſchäzten Silbergeſchirr ſich befand, erreichte nach tauſend Gefahren (Oktober) den Hafen von Dünkirchen. Die Niederländer nannten das traurige Schikſal, welches die Galeeren traf, eine gerechte Vergeltung des Himmels für die Grauſamkeit der Spanier, welche ihre Gefangenen oft wie Sklaven auf dieſen Fahrzeugen rudern ließen. Spinola wollte ſich für den erlittenen Verluſt durch Plünderung der Inſel Walcheren entſchädigen, aber der Erzherzog konnte ihm die dazu verlangten Truppen nicht geben und die Sache unterblieb.

In Spanien hatte man die Freude, im Winter eine reiche Weſtindiſche Flotte ankommen zu ſehen, welche allein für die Krone 2,375846 Realen und für Rechnung der Kaufleute die doppelte Summe in baarem Gelde oder Silberbarren und eine Menge koſtbarer Waaren mithrachte. Doch es iſt Zeit jezt wieder zu der Belagerung von Oſtende zurük zu kehren.

Sie hatte nun ſchon zwanzig Monat gedauert, und man hat berechnet, daß während dieſes Zeitraums 250000 Schüſſe mit 30 und 50 pfündigen Kugeln auf die Stadt und ihre Werke gethan, und mit 100000 aus ſchweren Kanonen beantwortet worden waren. Von den Belagerern hatten 18000 und von den Belagerten 8000 Mann durch Schwert, Krankheiten und Strapazen das Leben verloren. Dennoch ward man nicht müde auf der einen Seite die Angriffe und von der andern die

Vertheidigung fortzusezzen, und allen Gefahren und Mühseligkeiten troz zu bieten. Jezt gegen das Ende des Jahrs 1602 herrschten im Lager große Zwistigkeiten zwischen den Spanischen, Wallonischen und den übrigen Befehlshabern, welche einen nachtheiligen Einfluß auf die Operationen hatten. Man machte besonders dem Kriegsbaumeister Targone die bittersten Vorwürfe über die Zwekloſigkeit, der auf seine Angabe mit so großem Kosten- und Zeit-Verlust an dem Boucquoischen Damme unternommenen Arbeiten, deren Nuzzen noch bis jezt höchst problematisch war.

Der Anfang des neuen Jahrs (1603) ward wie gewöhnlich von beiden Theilen durch ein heftiges Feuer von allen Batterien solenniſirt, und die Belagerer fuhren fort an den aufgeführten Werken zur Sperrung des Hafens zu arbeiten, obgleich mit so wenigem Erfolge, daß die Schiffe noch immer mit geringem Verlust ein- und ausliefen. Im Februar riß das durch einen heftigen Sturm empörte Meer, eine Anzahl vor der Mündung des Kanals versenkter Schiffe aus der Tiefe empor, und führete sie hinweg. Nach einiger Zeit richtete ein ähnlicher Orkanmäßiger Sturm große Verheerungen an den Gebäuden und Festungswerken der Stadt und im Lager an. In der darauf folgenden Nacht (1603. 3. April) unternahmen die Spanier einen Angrif auf die Außenwerke am sogenannten Polder. Aber die aus Schweizern und Engländern bestehende Besazzung vertheidigt sich mit der größten Unerschrokkenheit, und schlägt nach einem

heftigen Kampfe den Angrif zurük. Doch die Stürmenden, entſchloſſen zu Sieg oder Tod, wiederholen ihn, indem ſie ſich hinter den aufgethürmten Leichnamen ihrer Waffenbrüder wie hinter einer Bruſtwehr aufs neue ordnen, und es gelingt ihnen endlich, ſich dreier der angegrifnen Werke zu bemächtigen. Ergrimmt über den erlittenen außerordentlichen Verluſt, hauen ſie die tapfern Vertheidiger alle nieder bis auf den lezten Mann. Den folgenden Tag machten die Belagerten einen Verſuch zur Wiedereroberung der verlornen Werke. Ein mörderiſches Gefecht war die Folge davon, ohne daß jene ihren Zwek erreichen konnten. Vierhundert der Ihrigen blieben auf dem Plazze, und der Verluſt der Belagerer war noch ſtärker. Ein heftiger Ausfall, welchen die Belagerten gegen den Bonçquoiſchen Damm unternahmen, ward ebenfalls mit großem Blutvergieſſen von beiden Theilen zurükgeſchlagen. Sie erhielten bald darauf eine neue Truppenverſtärkung und eine Anzahl ſchwerer Kanonen, deren ſich der tapfere Van der Noot, welcher an des abgegangen Van Dorps Stelle jezt wieder Befehlshaber in der Feſte war, mit gutem Erfolge gegen die Anlagen der Feinde bediente. Eine peſtilenzialiſche Seuche wüthete um dieſe Zeit unter der Beſazzung und den Einwohnern, und die, welche davon ergriffen wurden, fielen entweder in Wahnſinn oder wurden ein ſchnelles Opfer des Todes. Dennoch errungen die Belagerten jede Gefahr und jedes Ungemach mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit. So mächtig wirkte auf ſie der

Geiſt eines Zeitalters, wo man, durch Wall und Graben gedeckt, oft lieber alle Gräuel und alles Elend über ſich ergehen ließ, als daß man ſich dem Feinde ergab. Die frohe Nachricht von einem Siege, welche die vor dem Hafen von Sluis ſtationirten Niederländiſchen Schiffe über die feindlichen Galeeren erfochten hatten, erhob und ſtärkte den Muth jener tapfern Männer.

Federico Spinola, in der Abſicht eine Landung auf der Seeländiſchen Inſel Walcheren zu machen, war mit acht ſtarkbemannten Galeeren aus dem Hafen von Sluis gelaufen. Der Niederländiſche Admiral Jooſt de Moor hielt mit drei Schiffen und zwei Galeeren den Hafen blokirt; aber er konnte das Auslaufen der feindlichen Flottille nicht hindern, und Spinola von einem günſtigen Winde und ruhigen Meere begünſtigt, grif die Niederländiſchen Schiffe an, welche nur wenig Soldaten am Bord hatten. Aber die tapfern Seeländiſchen Matroſen erſezten den Mangel an Kriegsvolk und fochten ſo brav, daß die Galeeren trotz ihrer Uebermacht (26. Mai) die Flucht nach Sluis nehmen mußten. Achthundert von den Feinden und unter ihnen Spinola ſelbſt verloren das Leben. Der Niederländer Verluſt war nur gering, und der tapfere Jooſt de Moor ward von der erhaltenen gefährlichen Wunde wieder geheilt. Die Provinz Seeland ließ zum Andenken dieſes Siegs, der ſie von einem gefährlichen Feinde befreite, eine ſilberne Denkmünze ſchlagen.

Auf die Belagerer Oſtende's machten die Niederlage der Galeeren und der Tod ihres Anführers einen niederſchlagenden Eindruk. Dieſe Unfälle und der ſchlechte Fortgang ihrer langen und beſchwerlichen Blutarbeit fingen an ihre Standhaftigkeit zu erſchüttern. Die Hofnung auf einen günſtigen Ausgang erloſch nach und nach, und Johann von Medicis, ein ſehr erfahrner Ingenieur und Artilleriſt, und Juan de Rivas bemühten ſich vergebens die Mittel zu erſinnen, wodurch man endlich den Fall Oſtende's bewirken könne. In dieſer kritiſchen Lage trat auf den Schauplaz der Belagerung eine neue merkwürdige Perſon, mit deren Erſcheinung zugleich ein neuer Akt dieſes großen militäriſchen Dramas anhebt. Dieß war der Marcheſe Ambroſio Spinola, des getödteten Federico Bruder, dem wir von jezt an die Hauptrolle nicht nur in dieſer Belagerung, ſondern auch bei allen übrigen Unternehmungen der Spanier in den Niederlanden ſpielen und dadurch ihren Waffen einen neuen Glanz geben ſehen.

Dieſer außerordentliche Mann, werth daſſelbe Vaterland mit einem Columbo und Andreas Doria zu haben und der Gegner eines Moritz und Heinrich Friederich zu ſein, war aus Genua gebürtig, der Sohn Philippo Spinola's, eines edlen und reichen Genueſiſchen Bürgers und der Donna Polyxena Grimaldi. Er hatte die früheren Jahre ſeines Lebens den Wiſſenſchaften und der Handlung gewidmet; erſt im dreißigſten trieb ihn ſein thätiger Geiſt, der Verdruß über die Verfaſſung einer

obrigkeitlichen Würde in ſeiner Vaterſtadt und das Beiſpiel ſeines Bruders Federico, der Abgeſchiedenheit des Privatſtandes und ſeinem friedlichen Gewerbe zu entſagen und ſich in die Stürme und Gefahren einer kriegeriſchen Laufbahn hinaus zu wagen. Ambroſio erbot ſich, auf den Galeeren ſeines Bruders zu dienen, und warb auf eigene Koſten einige tauſend Italiäniſche Soldaten an, welche er nach den Niederlanden führte und mit ihnen das Heer des Admirals Mendoza an den Gränzen Brabants verſtärkte (1602). Von dort begab er ſich in das Lager vor Oſtende, um der Belagerung als Freiwilliger beizuwohnen. Bald leuchteten hier die Funken ſeines großen militäriſchen Genies hervor, und zogen die Aufmerkſamkeit des Erzherzogs auf ihn. Je ſorgfältiger der Fürſt ihn beobachtete, deſto mehr gewann Spinola ſein Zutrauen und ſeine Achtung, und endlich glaubte Albert in ihm den Mann gefunden zu haben, von dem er eine glükliche Entwikkelung des langen Kampfs um Oſtende hoffen könne. Er beſpricht ſich mit ihm darüber und Spinola voll edlen Vertrauens auf die Kraft, die in ihm wohnt, ergreift mit Freude die ſich darbietende Gelegenheit in dem neuen ſelbſtgewählten Stande auf eine ſo glänzende Weiſe zu debütiren. Der Erzherzog ſendet ihn hierauf mit großen Empfehlungsſchreiben an den Spaniſchen Hof, wo er ſich nicht weniger beliebt zu machen weiß. Er verpflichtet ſich bei der Reſierung wie durch einen förmlichen Kontrakt zur Eroberung von Oſtende, ſchießt ihr zugleich eine

anſehnliche Summe Geldes vor, und erhält den Oberbefehl über das Belagerungsheer.

Don Roderigo Laſſo, welcher (1603) im Merzmonat aus Spanien kam, brachte zuerſt die Nachricht von der Erhebung Spinola's in das Lager vor Oſtende, eine Nachricht, welche die älteren Befehlshaber nicht wenig kränkte, weil es ihnen Stolz beleidigte ſich einem Neulinge in den Waffen nachgeſetzt zu ſehen, von deſſen Exiſtenz ſie noch kaum gehört hatten. Aber dieſer Neuling verdiente vollkommen den ehrenvollen Poſten, auf welchen ihn Philip und Albert erhoben hatten. Er gehörte zu den originellen Geiſtern, die alles, wodurch ſie ſich im praktiſchen Leben oder in den Speculationen der Ideenwelt auszeichnen, durch ſich ſelbſt ſind. Ohne jemals Soldat geweſen zu ſein, entwickelte er bei ſeinem erſten Erſcheinen auf der Bühne des Kriegs alle Eigenſchaften des vollendeten Feldherrn. Und dieſer außerordentliche Menſch, dem ſeine nachherigen Feldzüge in den Niederlanden und Teutſchland einen Plaz unter den beſten Feldherren ſeines Jahrhunderts verſchaft haben, war auch ein ausgezeichneter Staatsmann und hat ſich als ſolcher nicht minder glänzende Verdienſte erworben. Dabei war das einzige Motiv bei allen ſeinen öffentlichen Handlungen, der Ruhm. Dieſem allein lebte er, und der Eigennuz war ihm ſo fremd, daß er, anſtatt in ſeinem Dienſte Schazze zu gewinnen, vielmehr den größten Theil ſeines anſehnlichen väterlichen Erbes zum Vortheil Spaniens aufopferte. Der Hofe

Beruf des großen Feldherrn ward durch jede Eigenſchaft ſeines Geiſtes und ſeines Gemüths begründet. Er vereinigte die größte Unerſchrokkenheit mit der höchſten Vorſicht. Nie, ſelbſt nicht in den verzweifeltſten Lagen, verließ ihn die Beſonnenheit, und ſein Muth war eben ſo weit von unüberlegter Tollkühnheit und Verwegenheit, als von furchtſamer Unentſchloſſenheit entfernt. Sein an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt leitete ihn glüklich durch die Gefahr und alle Stürme eines feindſeligen Geſchikks. Niemand unterwarf ſeine eigenen und fremde Ideen, wie blendend ſie auch ſein mochten, einer ſtrengeren Kritik, ehe er ſie auf die Praxis des Lebens anwandte. Dabei herrſchte ſein Geiſt unumſchränkt über ſeine körperliche Natur. Er ſchien vollkommen Meiſter über die Bedürfniſſe des Hungers und des Schlafs, und troz des milden ſüdlichen Himmels, unter welchem er geboren war, achtete er weder Froſt und Schnee, noch irgend ein anderes Ungemach des rauheren Niederländiſchen und Teutſchen Klimas. Wie die meiſten genialiſchen Menſchen war er ein Feind aller Kleiderpracht, aber er vernachläßigte in ſeinem Aeußeren nie die Würde des Befehlshabers. Durch ein freundliches humanes Betragen gewann er die Herzen der Menſchen. Keinem war der Zutritt zu ihm verſazt, und mit gleicher Leutſeligkeit empfing er den Soldaten und Landmann. Dadurch gelang es ihm auch, troz der ſtrengeren Disziplin, welche er unter den Truppen einführte, ſich zugleich mit der Achtung der Kriegsleute, auch ihr

Zutrauen und ihre Anhänglichkeit zu erwerben. Sein heller Blik drang tief in die Seele derer, die er erforſchen wollte; ihn ſelbſt, den feinen und verſtekten Italiäner zu ergründen, gelang nur ſelten, und Niemand wußte ſo gut das Geheimniß einer Sache zu bewahren als er.

Es war im Heumonat des Jahrs 1603, als Spinola aus Spanien im Lager vor Oſtende anlangte. Mit ſeiner Ankunft gewann alles eine verändertе Geſtalt und ein neuer Geiſt belebte die Belagerer. Er vermehrte das Belagerungsheer mit einer Anzahl neuer Truppen, ſezte einige Befehlshaber ab, die ihre Schuldigkeit nicht immer gethan hatten, und ernannte andere an ihre Stelle; verſammelte eine Elite der geſchikteſten Kriegsbaumeiſter um ſich her; ſchloß neue und wohlfeilere Kontrakte mit den Lieferanten der Lebensmittel und übrigen Bedürfniſſe, und verſah ſich durch Verpfändung eines Theils ſeiner Güter mit großen Geldſummen, um die richtige Bezahlung der Soldaten bewirken und dadurch den Vorwand zu Empörungen und Widerſezlichkeiten entfernen zu können. Die Belagerung ſelbſt nahm einen raſcheren und kräftigeren Gang an. Der Römer Tarſone erhielt Befehl, die Arbeiten an dem Boucquoiſchen Damme fortzuſezzen. Die übrigen Angriffswerke wurden ebenfalls fortgeführt und neue Anlagen gemacht. Tag und Nacht ſah man die Soldaten mit dieſen Arbeiten beſchäftigt, trotz des unaufhörlichen Kanonen- und Muſketenfeuers von den Wällen, wobei die Belagerten, außer dem gewöhnlichen,

aus Kieſelſteinen, Kettengliedern und anderm alten Eiſen beſtehenden und in Nezze von Eiſendrath gefaßten Hagel, auch Kartätſchen- und Muketenkugeln in Säke von ſtarkem Segeltuch gepakt, aus kleineren Orgelgeſchüzzen gegen die Laufgraben der Belagernden ſchoſſen.

Um die Soldaten gegen dieſes mörderiſche Feuer zu ſchüzzen, erfand der Kriegsbaumeiſter Pompeo Giuſtiniani, ein Corſe von Geburt und Zögling der Römiſchen Schule, der ſchon unter dem Herzog von Parma mit Auszeichnung gedient hatte und mit Spinola wieder nach Belgien gekommen war, und ſich nicht nur durch ſeine Thaten im Niederländiſchen Kriege, ſondern auch durch eine Geſchichte deſſelben berühmt gemacht hat, — die ſogenannte flüchtige Sappe. Er ließ nämlich während der Nacht bloß die Schanzkörbe in die Linien der Laufgraben ſezzen und ſie am folgenden Tage mit Erde anfüllen, um die Sappe zur Vollendung zu bringen. Da die Verfertigung der Sappe ſehr in der Nähe der feindlichen Werke geſchah, ſo wollte er durch jene Einrichtung bewirken, daß die Arbeiter weniger durch das feindliche Feuer leiden ſollten. Derſelbe Zwek ſollte auch durch die Anwendung der ſogenannten Blenden und Chandeliers erreicht werden. Jene beſtanden aus zwei in die Erde gegrabenen Säulen, oben durch ein Querholz verbunden, an welches ſich eine Reihe aufrechtſtehender Faſchinen lehnte. Die Chandeliers waren zuſammengeſezt aus zwei funfzehnfüßigen in eine wagrechtliegende Schwelle ein-

gezapften Säulen, zwiſchen welchen ebenfalls Faſchinen angebracht waren, um gegen die Musketen- und Kartätſchenkugeln zu decken. Aber aller dieſer Anſtalten ungeachtet, tödtete und verwundete das ununterbrochene Feuer der Belagerten doch eine ſolche Menge von den Arbeitern, daß ſelten die Hälfte derſelben lebend und unbeſchädigt in das Lager zurükkehrte.

Spinola theilte jede Gefahr und Mühſeligkeit mit ſeinen Kriegern, und zeigte ihnen bei allen Unfällen und Launen des Glüks eine immer heitere Stirn. Er entſagte Schlaf und Bequemlichkeit, brachte ganze Tage ohne Nahrungsmittel zu, ſezte ſich allem Ungemach der Witterung aus, und verweilte manche Nacht auf gefahrvollen Poſten oder in den Hütten der Kriegsleute. Liebreich ließ er ſich zu dem geringſten Soldaten herab, hörte ſeine Klagen theilnehmend an, ſorgte ſo viel als möglich für ſeine Bedürfniſſe, und indem er pünktlichen Gehorſam ſeiner Befehle von ihm forderte, feuerte er ihn zugleich durch Beiſpiel und Belohnung zur Erfüllung ſeiner Pflichten an. Einſt zerſchoß ein Artillerift mit dem zweiten Schuſſe das Ankertau eines von ſeiner Mannſchaft verlaſſenen feindlichen Schiffes, nachdem ſchon mehrere Wagehälſe, welche hinüber zu ſchwimmen und das Tau durchzuſchneiden verſucht hatten, von den Wellen verſchlungen oder von den feindlichen Musketenkugeln getödtet worden waren. Das Schif von ſeinem Anker entfeſſelt, ward durch die Wellen ans Ufer geworfen, und von den Belagerern in Beſiz genom-

men. Spinola, Augenzeuge dieſes Vorfalls, hing dem Artilleriſten zur Belohnung für ſeine Geſchiklichkeit mit eigener Hand eine goldne Kette um.

Leider finden wir neben den Zügen von Edelmuth, Heroismus und Karaktergröße, an denen die Geſchichte dieſer Belagerung reich iſt, auch manches Beiſpiel von Rohheit und Barbarei, welches an die Zeiten eines Alba erinnert. Hier nur ein Beiſpiel als Beleg zu dieſer Bemerkung. Ein aus Oſtende ſegelndes Fahrzeug gerieth auf eine Sandbank und ward von den Spaniern genommen. Man fand fünf Frauenzimmer und zwölf kranke Soldaten vom Niederländiſchen Regimente Ernſt Naſſau darin, welche ſämmtlich die Stadt verlaſſen wollten. Jene wurden gezwungen die wilden Begierden der Kriegsleute zu befriedigen und nach den brutalſten Mishandlungen in die Stadt zurükgeſandt; die Soldaten aber aufgehängt bis auf einen, den ſeine Kraftloſigkeit verhinderte die Leiter zu beſteigen und der deshalb durch einen Dolchſtoß getödtet ward. Man ſuchte dieſe Schandthat dadurch zu entſchuldigen, daß die Unglüklichen nicht auf dem Lande, ſondern auf dem Meere gefangen worden wären, wo die Kriegsverträge keine Anwendung fänden. Weiter unten werden wir ſehen, wie Prinz Moriz die Grauſamkeit der Feinde durch eine ähnliche Barbarei vergalt.

Die Vertheidiger Oſtende's fuhren fort durch häufige Ausfälle die Arbeiten der Belagerer zu unterbrechen, und oft die mühſamſten und koſtbarſten Anlagen in kurzer Zeit wieder zu zerſtören.

Es konnte indeß nicht fehlen, die Erduldung immerwährender Gefahren und Mühseligkeiten und die Entbehrung der meisten gewohnten Bedürfnisse mußten Misvergnügte unter der Besazzung wekken, welche jede günstige Gelegenheit ergriffen aus der Stadt zu entweichen. Die überhandnehmende Desertion veranlaßte eine Verordnung des Befehlshabers, wodurch jedem, der einen Entwichenen wieder einliefern würde, eine Prämie von 50 Kronen zugesagt ward. Auch in polizeilicher Hinsicht wurden verschiedene zwekmäßige Verfügungen getroffen. So ward unter andern festgesezt, daß alle eingeführten Lebensmittel vier und zwanzig Stunden öffentlich auf dem Markte zum Verkauf an Jedermann ausgestellt werden mußten, ehe sie den Hökern zum Kauf überlassen werden durften. Den Soldaten wurden die Würfelspiele und den Officieren das starke Weintrinken auf Wachen und Pikets untersagt, ein Verbot, welches beweist, daß die Lieblingsbeschäftigungen der meisten Militärs während eines Zeitraums von zwei Jahrhunderten unverändert dieselben geblieben sind.

Ostende war zwar noch immer der Centralpunkt des Krieges, in welchem sich die Kräfte der Kämpfenden concentrirten und zerrieben. Aber auch in andern Gegenden der Niederlande fuhr man fort dem Dämon des Kriegs neue Opfer zu bringen. Im März dieses Jahrs (1603) hatten sich die Spanier durch eine Kriegslist des Schlosses Wachtendonk in Geldern bemächtigt. Sie blieben jedoch nur wenige Tage im Besiz desselben, denn die Nieder-

ländiſche Beſazzung in der Stadt, durch ein kleines Hülfskorps verſtärkt, nahm es ihnen wieder ab. Dagegen wurden fünf Kornetten Niederländiſcher Reiter durch die Groboendonkſche Reiterei überfallen und zerſprengt.

Um dieſe Zeit rükte Graf Friedrich von Berg vor das von dem rebelliſchen Spaniſchen Kriegsvolk beſezte Schloß Hochſtraten, muſte aber, als Prinz Moritz an der Spizze eines Heers von 15000 Mann, bei welchem ſich 2500 Rebellen befanden, herbeieilte, die Belagerung aufgeben, und ſich nach Herenthals zurük ziehen, welches ihm auch unter dem Schuzze einer dunkeln Nacht ohne allen Verluſt gelang. Die Generalſtaaten wünſchten jezt, daß Moritz nach Bergenopzoom marſchiren und von dort aus einen Einfall in Flandern thun ſollte. Aber der Prinz hielt eine Belagerung von Herzogenbuſch für mehr geeignet, zugleich die Kräfte des Feindes vor Oſtende zu ſchwächen und ihn von einem Zug über den Rhein in das Gebiet der Republik abzuhalten. Die Staaten überlieſſen ihm endlich nach ſeinem Gutbefinden zu handeln, und er rükte zum zweitenmal (1603. 29. Auguſt) vor Herzogenbuſch, vielleicht mehr in der Abſicht den Feind in Brabant zu beſchäftigen, als mit der Hofnung ſich dieſes Plazzes zu bemächtigen. Er ſezte ſich bei Vlugt, unweit der Stadt, und die bei ſeinem Heere befindlichen Spaniſchen Rebellen ſtellten ſich bei Vlymen auf der Straſe nach Heusden auf.

Der Graf von Berg war dem Prinzen gefolgt, und als er ſich von der Stellung deſſelben vor Her-

zogenbuſch unterrichtet hatte, detaſchirte er ein Korps von 3500 auserleſenen Soldaten unter dem Marcheſe Della Bella, welcher Befehl erhielt ſich auf der Straße von Blymen nach Blugt feſtzuſezzen, um die Gemeinſchaft zwiſchen den Rebellen und dem Prinzen zu trennen. Schon hatte Della Bella den beſtimmten Poſten erreicht und fing an ſich darin zu verſchanzen, als der Prinz, welcher erſt um Mitternacht etwas davon erfuhr, ſogleich an der Spizze von 2000 ſeiner beſten Soldaten, denen noch eine größere Anzahl nachfolgte, dahin aufbrach und den Marcheſe auf drei verſchiedenen Punkten mit ſolchem Ungeſtüm angrif, daß der größte Theil ſeines Korps aufgerieben und er ſelbſt tödlich verwundet ward. Der unglükliche Della Bella ſtarb bald nach dem Treffen in dem Zelte des Prinzen, und ſein Leichnam ward nach Herzogenbuſch geſandt. Gefangen waren 150 Mann, und der Prinz befahl, daß zwölf davon durch das Loos ausgewählt und zur Wiedervergeltung für die bei Oſtende gehängten zwölf Niederländiſchen Soldaten auf gleiche Weiſe hingerichtet werden ſollten. Der Profos verfertigte 150 Billets, und zwölf derſelben waren mit einem Galgen bezeichnet. Wer eins von den lezteren zog, der ſtarb (16. September) den Tod, welchen es ihm ankündigte. Nur einem davon ſchenkte der Prinz das Leben wegen ſeiner großen Jugend und auf die Vorbitte eines jungen Mädchens. Nach dieſem grauſamen Akt der Wiedervergeltung, ließ er den Erzherzoglichen Befehlshabern bekannt machen, daß er für

ſeden Niederländiſchen Soldaten, den ſie künftig henken würden, drei der ihrigen eben ſo behandeln werde.

Der Erzherzog ſelbſt war indeß nach Venlo gekommen. Von dort aus ſandte er den Marcheſe Maleſpina, Oberſten eines Italiäniſchen Regiments, nach dem Lager des Grafen von Berg bei Herzogenbuſch, um ihn von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen. Aber der Marcheſe ward auf dem Wege dahin von den Rebellen gefangen, und kurz darauf begegnete ihm noch ein weit größeres Unglük. Prinz Moritz hatte ihn zur Mittagstafel eingeladen, und als er nach Beendigung derſelben, in Begleitung des Oberſten Tempel, von Vlugt nach dem Quartiere der Rebellen bei Blymen zurükkehrte, riß eine Kanonenkugel aus der belagerten Stadt beiden die Beine weg. Der Marcheſe behielt das Leben, der Oberſt Tempel aber, welcher den Generalſtaaten dreißig Jahre gedient hatte und jezt Präſident im Kriegsrath war, überlebte ſeine Verſtümmelung nicht.

Am 4. des Weinmonats kam der Erzherzog in das Lager des Grafen von Berg, und ob er gleich in einem Gefecht mit dem Prinzen Moritz den Kürzeren zog, ſo gelang es ihm doch eine Verſtärkung von 3000 Mann in Herzogenbuſch zu werfen, zum großen Mißvergnügen der Bürger, welche ſeit zwanzig Jahren keine Beſazzung gehabt hatten. Die Belagerung ward hierauf mit geringem Nachdruk fortgeführt, und der häufige Regen, welcher den moraſtigen Boden überſchwemmte und

die Wege ungangbar machte, nöthigte beide feindlichen Heere in die Winterquartiere zu gehen. Am 5. November hob Moritz die Belagerung von Herzogenbusch zum zweitenmal auf, und mußte sich begnügen, einen Theil der feindlichen Macht bei dieser Feste einige Monate beschäftigt zu haben.

Vor Ostende war beim Anfange des Winters die Lage der Sachen noch immer dieselbe. Fast drittehalb Jahre lang hatte man nun schon um den Besitz dieser Stadt gekämpft, und noch immer lag sie unbezwungen da. Diese außerordentliche und seit den älteren Zeiten des Menschengeschlechts beispiellose Dauer der Belagerung machte sie zum allgemeinen Gespräch der ganzen gebildeten Welt. Das Publikum aus allen Ständen ward nicht müde sich davon zu unterhalten, und darüber zu urtheilen. Viele fremde Fürsten und Reisende aus allen Ländern kamen in das Lager oder in die Stadt um Augenzeugen einer so merkwürdigen Begebenheit zu sein. Die Seeländer, sagt Meteren, reisten mit ihren Familien nach Ostende, wie zu einem Kirchweihfeste. Man beschrieb die berühmte Belagerung in Prose, besang sie in Versen, und wizzelte darüber in Anagrammen und Chronographischen Einfällen; und der gelehrte Hugo de Groot machte ebenfalls ein lateinisches Gedicht auf das belagerte Ostende, welches den Beifall der Kenner erhielt. Eine Menge lächerlicher und ausschweifender Gelübde wurden von beiden Theilen für die Rettung oder Eroberung der Stadt gethan, und der Aberglaube der Zeit fand reichlichen Stoff

zu albernen Weissagungen und Mährchen über dieses interessante Ereigniß. Die Infantin Clara Isabella Eugenie that eine Wallfahrt nach dem wunderthätigen Marienbilde zu unserer lieben Frauen auf dem scharfen Hügel bei Sichem, welches man kurz zuvor in einer Eiche gefunden hatte, wohin es vielleicht zur Zeit des berüchtigten Bildersturms in den ersten Zeiten der Revolution irgend ein Rechtgläubiger versteckt haben mochte, — um die Fürsprache der Madonna zur Bewirkung eines glüklichen Ausgangs der Belagerung zu erbitten. Aber jenes berüchtigte Gelübde dieser Prinzessin, wodurch die Zahl der Farben mit einer neuen soll vermehrt worden sein, scheint eher einer burlesken Erfindung der Niederländischen Laune als einer Thatsache ähnlich. Das Jahr 1604 entschied endlich über das Schikſal Ostende's. Aber bis diese Entscheidung erfolgte, mußten beide Theile noch Ströme Bluts und eine ungeheure Masse von Kräften aufwenden.

Selbst während des Winters sezten die Belagerer ihre Arbeiten fort. Spinola schonte weder Geld noch Menschen, um ein Unternehmen durchzuführen, bei welchem sein ganzer Ruhm auf dem Spiele stand. Aber die gewisse Aussicht auf Tod oder Verstümmelung, welche die Arbeiter erwartete, machte es schwer immer wieder neue zu finden. Am meisten liessen sich noch die Teutschen und Wallonen dazu gebrauchen, aus Liebe zum Gewinn, weil sie ein starkes Tagelohn erhielten. Seltener die Italiäner und Spanier, welche aber auch

keine Bezahlung annahmen. Durch die unermüdeten Anstrengungen und Aufopferungen, gelang es den Belagerern sich den Werken der Stadt immer mehr zu nähern. Einige derselben waren durch die andringenden Meereswogen bei hoher Flut sehr beschädigt. Denn dasselbe Element, welchem die Belagerten ihre Erhaltung verdankten, ließ sie auch oft seinen Unwillen fühlen. Im März (1604) wüthete ein fünftägiger Nordoststurm, warf in der Stadt das Ostthor nebst seinem Bastion ein, vernichtete einen Theil des von den Belagerten gegen die Geule aufgeführten Halbmondes und riß eine funfzig Fuß breite Oefnung in den Bouequoischen Damm, so daß die Wache auf dem dadurch von dem übrigen getrennten Theil desselben wie auf einer Insel, verlassen von ihren Waffengefährten, ausgesezt war. Beide Theile eilten den angerichteten Schaden wieder herzustellen, im zwiefachen Kampfe gegen den Feind und die Wuth und das Ungemach der Elemente.

An van der Roots Stelle war der Oberst Gistelles Befehlshaber in der Stadt geworden. Eine Kanonenkugel strekte ihn (April) zu Boden, und es folgten ihm nach und nach in der Befehlshaberwürde Johann van der Loon, Jakob von Berendrecht und Uitenhofen, welche alle schnell aufeinander in der Vertheidigung der Stadt ihr Leben verloren. Dieser öftere Wechsel der Befehlshaber war von nachtheiligen Folgen für die Angelegenheiten der Belagerten, denn mancher entworfene Plan ward dadurch vereitelt und die von den ver-

ſchiedenen Befehlshabern zur Aufrechthaltung der Ordnung, der Diſciplin und Polizei gegebenen Geſezze blieben unbefolgt.

Am 2. des Brachmonats ſprengten die Belagerer eine Mine am Polder, aber ſo unglüklich, daß viele von ihnen ſelbſt getödtet und verſtümmelt wurden. Dagegen traf die Belagerten das Unglük, daß ſie David von Orliens, einen ihrer beſten Kriegsbaumeiſter, verloren, der an einer empfangenen tödtlichen Wunde ſtarb.

Nach Uittenhovens Tode erhielt (4. Jun.) Daniel de Hertaing Herr von Marquette die Befehlhaberſtelle in der Stadt, und rechtfertigte durch ſeine Thätigkeit und Entſchloſſenheit das Zutrauen der Generalſtaaten. Einige Außenwerke der Stadt befanden ſich bereits in der Gewalt der Feinde; anderen hatten ſie ſich durch Laufgraben und Galerien genähert. Marquette ſchuf ihnen überall neue Hinderniſſe, hielt ihre Fortſchritte auf, und that an der Spizze der Beſazzung (16. Jun.) einen heftigen Ausfall, wobei eine Menge feindlicher Schanzgräber und Minirer niedergemacht wurden. Beide Theile ſezten ihre unterirdiſchen Arbeiten muthig fort, und nicht ſelten trafen die gegenſeitigen Minirer zuſammen und erwürgten einander, oder wurden unter den Trümmern der zuſammenſtürzenden Minenwerke begraben.

Der halbe Mond jenſeit der Geuſe, welcher zum Schuzze der ein- und auslaufenden Schiffe diente, war den Belagerern bei ihren Arbeiten gegen dieſen Punkt ſehr hinderlich. Spinola be-

ſchloß daher ſich deſſelben zu bemächtigen es möchte auch koſten was es wolle. Durch eine heftige Beſchießung wird eine ſtarke Breſche in den Wall gewühlt, und ſogleich werden die Anſtalten zu einem Sturme getroffen. Da es nöthig war, den zum Angrif beſtimmten Truppen einen Weg über den Waſſergraben vor den Wall zu bahnen, hatte Pompeo Targone eine Sturmbrükke von neuer Art erfunden und anfertigen laſſen. Dieſe Maſchine beſtand aus einem ſtarken Wagen mit vier metallenen Rädern vier und zwanzig Palmen hoch und vier breit. Mitten auf dem Wagen erhob ſich ein funfzig Fuß hoher Maſtbaum, an welchem acht Fallbrükken von Segeltauen an Sparren und übers Kreuz geflochten hingen, die an dem Maſtbaum heraufgezogen und herabgelaſſen werden konnten. Vierzig Pferde waren erforderlich die Maſchine fortzubewegen. Als ſie aber in Bewegung geſezt ward, zerbrach verſchiedenes an dem Holz- und Eiſenwerk, und die metallenen Räder, von denen eins durch eine feindliche Kugel beſchädigt ward, ſchnitten ſo tief in den Sand ein, daß der Wagen nicht weiter fortgezogen werden konnte. Man mußte ihn erſt wieder in Stand ſezzen, und ehe man damit zu Stande kommen konnte, hatte die Beſazzung den Graben mit Paliſaden beſezt, und mehrere hohe Maſtbäume auf der Contreſcarpe errichtet, auf welchen die Fallbrükken hangen blieben, wenn man ſie niederließ. Der Sturm unterblieb daher und von der Erfindung ward kein Gebrauch gemacht.

Ein neuer Verſuch den Hafen zu ſperren, hatte keinen glüklicheren Erfolg. Tarjone erbaute aus Faſchinenwerk und zuſammengefügten Fahrzeugen eine Art von ſchwimmender Batterie, welche mit ſechs Feuerſchlünden beſezt war und vor den Hafen gelegt werden ſollte. Aber bald machte man die Erfahrung, daß dieſes koloſſale Werk ganz unnüz war, denn es konnte ſchlechterdings nicht bewegt und von der Flut gehoben werden; überdem war zu beſorgen, daß es von Sturm und Wogen zerriſſen, oder von den Belagerten in Brand geſtekt werden möchte. Das Geſchüz ward daher wieder ans Land gebracht, und das ungeheure Floß blieb ungebraucht liegen.

Spinola projektirte hierauf, den ſo lange ſchon beſchoſſenen und von den Belagerten mit der größten Tapferkeit vertheidigten Sandhügel beſtürmen zu laſſen. Aber die dazu commandirten Spaniſchen und Italiäniſchen Truppen, muthlos gemacht durch ſo viele vergebene Blutſzenen dieſer Art, weigerten ſich durchaus dem erhaltenen Befehle zu gehorchen. Umſonſt waren alle Bitten und Drohungen ihrer Anführer, keine Vorſtellungen konnten dieſe ſonſt ſo tapfern Truppen bewegen die Waffen zu ergreifen und auszurükken; ein merkwürdiges Beiſpiel des Ungehorſams, welches wahrſcheinlich ungeahndet blieb, weil die Geſchichte keiner Beſtrafung deſſelben erwähnt. Die beiden Teutſchen Regimenter Billi und Eglof von Luxemburg lieſſen ſich endlich durch große Verſprechungen gewinnen den Angrif zu thun. Aber als die er-

ſten Züge anrükten, wurden ſie durch eine angezündete Mine in die Luft geſprengt. Die folgenden Reihen wichen zurük, und erſt auf Spinola's Verſicherung, daß ſie keine zweite Exploſion zu fürchten hätten, drangen ſie getroſt vorwärts und bemächtigten ſich nach einem raſenden Kampfe dieſes wichtigen Werks, worauf ſie die verſpochene Belohnung empfingen.

Von hier aus trieben die Belagerer ihre Gallerien und Laufgraben weiter gegen die Hauptwerke der Stadt ſelbſt, und ſie gewannen nach und nach immer mehr Terrain. Die momentanen Eindrüke der Furcht und Kleinmüthigkeit verſchwanden aus den Gemüthern, und ein edler Wetteifer es einander zuvor zu thun ergrif die verſchiedenen Nazionen, aus welchen das Heer beſtand. Die Spanier unter Meneſes Anführung eroberten das eiſerne Schwein und den halben Mond an der Geule: und die Wallonen und Italiäner nahmen zwei andere Raveline in Beſiz. Durch Minen und Geſchüz zertrümmerte man endlich auch die Courtine; aber die Baſtionen hatten einen Kanonenſchußfreien und gut flankirten Abſchnitt, deſſen Graben durch ſogenannte Coſan's, eine Art Kaponiere von dichtem Musketenſchußfreien Holzwerk mit Schiesslöchern verſehen, von denen die Belagerten ſchon oft mit Nuzzen Gebrauch gemacht hatten. Doch auch dieſer Abſchnitt ging verloren, und jezt fanden die Belagernden einen zweiten dahinter, der gleich dem erſten mit Baſtionen, welche gleiche Namen mit dem verlornen an den alten Werken führten, mit

einem breiten Wassergraben, einem bedekten Wege und verschiedenen halben Monden davor versehen war. Es war vorzüglich der Englische Kriegsbaumeister Raf Dexter, welcher den Plan zu dieser neuen Feste entworfen hatte. Spinola ließ sie aus funfzig Feuerschlünden beschießen; aber während er mit ihrer Zerstörung beschäftigt ist, führen die Belagerten, welche troz der erlittenen Verluste doch den Muth nicht verloren haben, weil ihnen das freundschaftliche Meer noch offen steht, hinter diesem noch einen dritten, ebenfalls mit Bastionen auf den Flanken besezten Abschnitt auf; ja noch hinter diesem werden einzelne Theile der Stadt besonders fortificirt und so nach und nach jedes Quartier in ein eigenes kleines Fort verwandelt. Straßen und Häuser verschwinden, und Wälle und Graben nehmen ihre Stelle ein. Die Leichname der Gestorbenen und Gebliebenen werden ausgescharrt und als Material zu den neuen Wällen gebraucht, weil es die Englischen Kriegsbaumeister billig finden, daß diejenigen, deren Pflicht im Leben, die Vertheidigung der Stadt gewesen sei, auch im Tode diese Bestimmung erfüllten. Allen diesen neuen Anlagen gaben die Belagerten den Bedeutungsvollen Namen Neu-Troja, um dadurch sich selbst und den Feind an die zehnjährige Vertheidigung dieser berühmten Feste des grauen Alterthums, der sie nachzuahmen Muth und Entschlossenheit fühlten, zu erinnern.

Die Belagerer, gezwungen ihre Angriffe immer wieder von neuem anzufangen und jeden

Schritt zum Ziel mit Blut zu erkaufen, lieſſen ſich nicht abſchrekken durch die neuen Hinderniſſe, welche ſie zu beſtreiten fanden. Aber indem ſie ſich eben rüſten auch die lezten Bruſtwehren der Belagerten nieder zu ſtürzen, erhält Spinola (1604. Auguſt) von dem Erzherzoge Befehl, die benachbarte Stadt Sluis zu entſezzen, welche Prinz Moritz mit einer harten Blokade bedrängte.

Schon im Frühling dieſes Jahrs hatten die Generalſtaaten Anſtalten zu einer Expedition nach Flandern getroffen, um wo möglich Oſtende zu befreien, deſſen Vertheidigung monatlich 100000 Gulden koſtete. Im April wurden bei Willemſtadt 12000 Mann zuſammengezogen, welche Prinz Moritz nach Flandern führen und dort, um den Feind von Oſtende abzuziehen, Sluis angreifen ſollten. Eine unendliche Menge kleiner Fahrzeuge lagen bei Willemſtadt bereit, und am 25. April erfolgte die Einſchiffung der Truppen. Nach der Meinung des Staatsraths ſollte die Ueberfahrt durch das ſogenannte Swint oder Sluisſiſche Gat geſchehen, weil auf dieſem Wege die Flotte unmittelbar vor Sluis gelangte und ſich der ſo plözlich überraſchten Feſte mit Hülfe des Schrekkens vielleicht durch einen Handſtreich bemächtigen konnte. Aber Moritz hielt die Fahrt nach jener Richtung nicht für ausführbar. Er ging durch das Zwarte Gat nach Kadſand, und indem er Sluis rechts liegen ließ, über den Kanal hinter Kadſand. Die Katharinen- und Philippi-Schanze, worin Trivulzio befehligte, ergaben ſich (1. 2. Mai) nach

kurzem Widerſtande, worauf das Schloß Pſendik abgegriffen ward. Die erſte Aufforderung ward abgeſchlagen. Die zweite geſchah durch des Prinzen Leibtrompeter Hans der anſtatt eine Anwort zu erhalten, durch den Kopf geſchoſſen ward. Nach einer ſiebentägigen Belagerung fiel das Fort (9. Mai) und die Beſazzung erhielt freien Abzug; nur der Italiäner, welcher die Verlezzung des Kriegsrechts an dem Trompeter begangen hatte, mußte ausgeliefert werden. Aardenburg ward faſt ohne Schwertſtreich genommen, und da ſich der Prinz nunmehr in den Umgebungen von Sluis feſtgeſezt hatte, beſchloß er dieſe Stadt ſelbſt anzugreifen.

Don Luis de Velasco vertheidigte den Uebergang über zwei nach der Stadt laufende Kanäle. Moritz verdrängte ihn mit einem Verluſt von 800 Mann aus ſeinem Poſten, forcirte den Uebergang und ſezte ſich vor Sluis auf drei verſchiedenen Punkten zwiſchen dem Strande und der Stadt. Seine Abſicht war anfangs den Plaz förmlich zu belagern, da er aber durch funfzig übergelaufene Ruderſklaven von Spinola's Galeeren erfuhr, daß die Stadt nur ſchlecht mit Lebensmitteln verſehen ſei, ſo änderte er ſeinen Plan, und beſchloß ſie durch Hunger zu überwältigen. Alle Zugänge wurden ſorgfältig verſchloſſen, alle Ueberläufer zurükgewieſen um die Anzahl der Eſſer nicht zu vermindern, und die Niederländiſche Reiterei ſtreifte durch ganz Flandern.

Der Erzherzog, von der Gefahr unterrichtet, welche Sluis bedrohete, bot alles auf die Stadt zu

retten. Er zog ein Truppenkorps zuſammen, zu welchem 2000 Mann von den Rebellen von Hochſtraaten ſtießen, mit welchen er ſich eilend aus-ſöhnte, und befahl dem Marcheſe Spinola, ſich an die Spizze deſſelben zu ſtellen um Sluis zu entſezzen. Ungern trennte ſich Spinola von Oſtende, beſonders da ihm gleich anfangs der Entſaz von Sluis ſehr zweifelhaft ſchien, aber er mußte gehorchen und das ihm aufgetragene Geſchäft übernehmen. Nachdem er daher für die Sicherheit der Belagerung von Oſtende geſorgt hatte, begab er ſich mit dem Marcheſe Trivulzio, dem Grafen Bouequoi, Rivas, Tereda, Hernandez Giron und andern Befehlshabern zu dem Truppenkorps, welches zum Entſaz von Sluis beſtimmt war, rükte mit demſelben nach der Gegend von Damme und Aardenburg vor, und ließ auf dem Damme am Moerkerker Kanal Batterien aufwerfen, in der Abſicht die Niederländer durch ein heftiges Kanonenfeuer aus ihrem Poſten bei Sluis zu vertreiben. Der Verſuch gelang nicht, das Niederländiſche Geſchüz beantwortete die feindliche Kanonade mit gleicher Heftigkeit, und nach einem bedeutenden Verluſt auf beiden Seiten, mußte Spinola ſich zurükziehn. Ein Angrif auf die Poſtirung des Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau hatte keinen beſſern Erfolg. Dagegen gelang es dem Spaniſchen Feldherrn ſich der Katharinen- und Philippi-Schanze wieder zu bemächtigen, nach deren Eroberung er einen Uebergang nach der Inſel Kadſand beſchloß, um von jener Seite das Niederländiſche Lager vor Sluis an-

zugreifen. Aber Moritz hatte das Ufer der Inſel ſtark beſezt, und alle Anſtrengungen der Spanier, den Damm, welcher das Ufer umgürtet, zu erklettern, mislükten. Die Franzoſen, Schotten und Frieſen, welche zur Vertheidigung deſſelben aufgeſtellt waren, wetteiferten an Tapferkeit und ſchlugen den Feind (16. Auguſt) durch ihre Kugeln zurük. Er erlitt einen großen Verluſt. Der Marquis von Renti, Don Alfonſo Borgia und ein beträchtlicher Theil der ehemaligen Rebellen von Hochſtraaten blieben auf dem Plazze.

So waren alle Verſuche Spinola's Sluis zu retten vergebens. Eine furchtbare Hungersnoth wüthete in dieſer Stadt, und die Beſazzung mußte zulezt durch den Genuß umgefallner Thiere und anderer ekelhaften Nahrungsmittel ihr Leben friſten. Als endlich jede Hofnung auf einen Entſaz verſchwunden war, ergab ſich (19. Auguſt) die Stadt durch Kapitulation. Die 3000 Mann ſtarke Beſazzung erhielt freien Abzug, und war durch den erlittenen Mangel ſo ſehr entkräftet, daß man beim Ausmarſch viele in ihren Reihen zu Boden ſtürzen ſah. Der Befehlshaber Serrano und Aurelio Spinola, ein Vetter Ambroſio's, wurden gegen die gefangenen Niederländiſchen Bootsleute ausgewechſelt. Siebenzig Feuerſchlünde und zehn Galeeren, welche lezteren jedoch gröſtentheils im Waſſer verſenkt lagen und mit großer Mühe wieder herausgeſchaft werden mußten, fielen den Siegern zu; 1400 Ruderſklaven wurden in Freiheit geſezt, und die darunter befindlichen Moren und

Türken nach ihrem Vaterlande zurükgeſandt. Die Feſtungswerke von Sluis wurden vermehrt, auch Yſendik und andere benachbarte Plätze ſtärker fortificirt. Die Statthalterſchaft über Sluis und den eroberten Diſtrikt von Flandern ward von den Generalſtaaten dem Grafen Heinrich Friedrich verliehen, und Karl von der Noot, der tapfere Vertheidiger Oſtende's, zu ſeinem Verweſer ernannt. Während der Blokade von Sluis war im Niederländiſchen Lager der junge hofnungsvolle Graf Ludwig Günther Naſſau, ein Sohn des Grafen Johann, geſtorben.

Die eben erzählten Eroberungen der Niederländer in Flandern hatten keinen Einfluß auf das Schikſal Oſtende's, und immer näher rükte dieſer Stadt die Stunde der Entſcheidung. Als Spinola ſah, daß Sluis ohne Rettung verloren ſei, kehrte er ſogleich in das Lager vor Oſtende zurük, und ſezte die Angriffe mit erneuertem Eifer fort. Die Belagerer etablirten ihre Breſchbatterien auf den eroberten Wällen, und die von friſcher Erde neu aufgeführten Vertheidigungswerke konnten der vereinigten Gewalt des feindlichen Geſchüzzes und der durch Stürme empörten Wogen nicht lange widerſtehen. Zwar gelang es den tapfern Vertheidigern durch ihr heftiges Feuer eine feindliche Breſchbatterie zu demontiren, den über den Graben geführten Damm zu zerſtören, und bei verſchiedenen glüklichen Ausfällen die Belagerer aus den eroberten Baſtions zu werfen und ihr Geſchüz zu vernageln. Doch die momentanen Vortheile entſchieden nichts,

und bei aller ihrer Tapferkeit verloren die Belagerten eines ihrer Werke nach dem andern, und wurden auf einen immer engern Raum beſchränkt. Schon lagen die Angriffs- und Vertheidigungs-Werke einander ſo nahe, daß Belagerer und Belagerte zuſammen ſprechen und von den Wällen herab ſich mit ihren achtzehnſchuhigen Piken erreichen konnten; der noch übrige Raum der Stadt war größtentheils mit Schutt und Trümmern angefüllt, und konnte von allen Seiten durch die feindlichen Feuerſchlünde beſtrichen werden. Dazu kam, daß die Belagerer anfingen die alte Stadt zu untergraben, wodurch die Beſazzung in die äußerſte Gefahr gerieth von den Wellen verſchlungen zu werden, weil ſie dort ihre meiſten Schuzwerke gegen den Andrang des Meeres hatte.

Unter dieſen Umſtänden ſchien alle fernere Vertheidigung unnüz; Marquette meldete daher dem Prinzen Moritz die Lage der Stadt, und fragte an, ob er noch das Aeußerſte abwarten ſollte? Die Generalſtaaten, denen dieſe Frage zur Entſcheidung vorgelegt ward, fanden für gut Oſtende aufzugeben. Einen Entſaz zu wagen, ſchien bei der Stärke des feindlichen Lagers zu gefährlich. Ueberdem erſezte der Beſiz von Sluis den Verluſt von Oſtende, und endlich wünſchte man auch den großen Koſtenaufwand zu erſparen, welchen die Belagerung erforderte und zugleich die tapfere Beſazzung zu retten. Marquette erhielt daher Befehl, die Stadt unter ſo vortheilhaften Bedingungen als möglich zu übergeben.

Sogleich läßt der Befehlshaber den größten Theil des Geſchüzzes, der Munition und Magazine und alles was ſich noch außerdem von Werth auf dem Schutthaufen, welchen er vertheidigte, befande, ſamt den Kriegsbaumeiſtern, Prädikanten und Ueberläufern in aller Stille einſchiffen und nach Holland und Seeland überführen; und in dem Augenblik da ſich die Belagernden zu einem allgemeinen Sturm rüſten, bietet er ihnen Befehlshaber die Kapitulation an. Der Vorſchlag ward mit Freude angenommen, denn auch Spinola wünſchte mit Sehnſucht den Beſchluß dieſer unendlichen Belagerung herbei. Es wurden Geiſſeln gegeben, und die Bedingungen beſprochen. Spinola ſelbſt begab ſich inzwiſchen in die Stadt. Am 20. des Herbſtmonats (1604) ward die Kapitulation im Lager vor Oſtende abgeſchloſſen. Die Beſazzung erhielt einen freien Abzug mit ihren Waffen und vier Kanonen; auch den Einwohnern ward freigeſtellt ohne Hinderniß abzuziehen. Die beiderſeitigen Gefangenen wurden freigelaſſen, und Wägen und Karren zur Fortſchaffung der Kranken und Verwundeten geſchaft. Auf dieſe ehrenvollen Bedingungen übergab Marquette Oſtende, oder vielmehr die Trümmern dieſer Stadt, welche die Celebrität ihres Namens mit ihrem Untergange erkaufte. Spinola ehrte die Tapferkeit ſeiner Feinde. Er bewirthete den Befehlshaber und die vornehmſten Officiere der Beſazzung mit einer ſplendiden Mahlzeit. Am 22. September zog die aus 4300 Mann beſtehende Beſazzung aus; voraus die

Franzoſen, in der Mitte die Niederländer und zu letzt die Engländer und Schotten. Der Marſch ging mitten durch das feindliche Lager nach Sluis, wo am folgenden Tage der Einzug in voller Schlachtordnung geſchah. Prinz Moritz empfing dieſe tapfern Männer gleich Siegern mit entblößtem Haupte, und dankte ihnen für die der Republik geleiſteten großen und rühmlichen Dienſte. Officiere und Soldaten wurden in der Folge durch Beförderungen oder auf andere Art belohnt. Der größte Theil der Einwohner verließ ebenfalls Oſtende, und zog nach Sluis; nur wenige alte Leute, welche ſich nicht entſchlieſſen konnten den Ort, wo ſie die frohen Tage ihrer Jugend verlebt hatten, zu verlaſſen, blieben zurük. Dreißig brauchbare Kanonen und ein kleiner Vorrath von Kriegsbedürfniſſen waren die ganze Beute des Siegers.

So endete dieſe berühmte Belagerung nach einer Dauer von drei Jahren, zwei Monaten und funfzehn Tagen. Unzählige Neugierige ſtrömten herbei, die verwüſtete Stadt mit ihren Umgebungen zu ſehen. Die Erzherzoge ſelbſt kamen von Gent und hielten ihren Einzug. Spinola empfing ſie mit großen Feierlichkeiten, aber ſie fanden nichts als eine ungeheure Ruine, ein Chaos von unförmlichen Hügeln, Gruben und Steinhaufen, einen verpeſteten mit Leichen bedekten Kirchhof der nicht mehr werth war vertheidigt oder erobert zu werden. Der größte Theil der Häuſer, Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude lag in Trümmern; nur in der alten Stadt ſtanden die Wohnungen noch.

Die der Zerstörung entgangenen Ueberreste der Fortification waren in solcher Verwirrung durcheinander geworfen, daß man nicht unterscheiden konnte, welche zur Vertheidigung oder zum Angrif gedient hatten.

Dies war die Eroberung, welche die Erzherzoge mit dem Blute vieler tausend tapfern Soldaten, mit Millionen Goldes und mit dem Verlust einer kostbaren Zeit erkauft hatten. Die Infantin konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie den Schauplaz der Verwüstung und des Blutvergiessens übersah. Beide Fürsten thaten eine Wallfahrt nach unserer lieben Frau zu Dünkirchen, um ihr für den verliehenen Sieg zu danken. Sie erliessen auch eine Verordnung, daß die zerstörte Stadt wieder aufgebaut und ihre Festungswerke hergestellt werden sollten. Zugleich wurden denen, die sich dort niederlassen würden, große Freiheiten versprochen. Aber es fanden sich in den ersten Jahren nur wenige, welche den mit Blut und Todtengebeinen bedekten Boden bewohnen wollten.

Man hat berechnet, daß die Belagerer 78000 Mann, und die Belagerten nicht viel weniger verloren haben, so daß auf 150000 Menschen, Spanier, Italiäner, Teutsche, Niederländer, Wallonen, Engländer, Schotten, Franzosen, Schweizer und Burgunder ihr Grab in dieser merkwürdigen Belagerung fanden, deren außerordentliche Dauer um so mehr unsere Bewunderung erregen muß, da derselbe Ort, welcher jezt über drei Jahr widerstand,

im Jahre 1706 in vier und 1745 in ſechs Tagen erobert ward.

Die vereinigten Niederländer hatten mit Oſtende zwar einen wichtigen Platz verloren, deſſen Vertheidigung dem Bunde unermeßliche Summen gekoſtet hatte; aber dieſer Verluſt war reichlich erſetzt durch die Eroberung von Rheinbergen, Grave, Sluis und anderen kleineren Plätzen. Und was den Werth dieſer Eroberungen noch überwog, der größte Theil der feindlichen Macht ward drei Jahre vor dieſer einzigen Stadt feſtgehalten und dadurch verhindert in die vereinigten Provinzen einzudringen, eine koſtbare Ruhe, welche von den fleißigen Bewohnern derſelben treflich benuzt ward, ihre Manufakturen zu vervollkommnen und den Indiſchen Handel, die Baſis der künftigen Größe der Republik, zu gründen.

Der Feldzug des Jahres 1604 endete ohne weitere Unternehmungen. Die Belagerung Ostende's hatte die Kräfte beider Theile erſchöpft, und dieſe Entnervung war noch in den folgenden Feldzügen fühlbar. Der älteſte der Spaniſchen Feldherren, Graf Peter Ernſt von Mansfeld, welcher ſeit dem Anfange der Revolution gegen die vereinigten Niederländer gefochten hatte, ſtarb im Laufe dieſes Jahrs zu Luxemburg im ſechs und dreißigſten Jahre ſeines Alters.

15.

Die Oſtindiſche Compagnie.

1602.

Mitten unter den Stürmen eines langen und verheerenden Kriegs gründeten die vereinigten Niederländer ihren Indiſchen Handel, dem die Republik in der Folge den größten Theil ihres Reichthums und ihrer Macht verdankte. Die mit dem Handel nach Spanien ſchon damals, als er durch Philips des 2. Nachſicht noch toleriet ward, verbundenen großen Schwierigkeiten, und das Beiſpiel der Engländer reizten zuerſt eine Anzahl Holländiſcher und Seeländiſcher Kaufleute zu dem Verſuche, die Indiſchen Waaren, welche ſie bisher durch die Spanier und Portugieſen erhalten hatten, unmittelbar an der Quelle ſelbſt zu holen, um dadurch ihrem Handel einen neuen Schwung und größeren Umfang zu geben. Die Verſuche glükten über alle Erwartung, und es gelang der unermüdeten Thätigkeit der betriebſamen Niederländer in dem kurzen Zeitraum weniger Jahre das kaum angefangene Indiſche Commerz zu einem Umfange auszudehnen, der um ſo mehr das Er-

ſtaunen der Welt erregte, mit je weniger Aufſehen und Geräuſch jenes wunderbare Werk gegründet und aufgeführt ward. Denn wie in der Geſchichte und Eigenthümlichkeit der politiſchen Revolution, ſo ſpricht ſich auch in der Gründung und dem Gange dieſer großen commerziellen Umwälzung der ruhige, bedächtige und nüchterne Niederländiſche Volkscharakter aus. Auch hier finden wir keinen glänzenden Aufflug des Genie's, keine neuen Erfindungen und Entdekkungen, keine Originalität der Ideen, keine Anwendung außerordentlicher und ungewöhnlicher Mittel, ſondern nur eine fleißige, beharrliche und kluge Benuzzung und Vervollkommnung des ſchon Gedachten und Erfundenen mit der höchſten Induſtrie, wir finden ein Volk, welches nicht glänzen, ſondern nur gewinnen will, und nicht für Ruhm und Größe, ſondern für Wohlſtand und Bürgerglük ungewöhnliche Aufopferungen und Anſtrengungen macht.

Der ungeheure Erdraum, welcher ſich zwiſchen Perſien, der großen Tatarei, China und dem Indiſchen Meere ausbreitet, nebſt den Inſeln dieſes Meers, ward in älteren Zeiten Indien genannt. Nach der Entdekkung der Inſeln und des feſten Landes von Amerika, welches den Namen Weſtindien erhielt, nannte man das alte Aſiatiſche, Oſtindien. Seit der älteſten Kunde des Menſchengeſchlechts war dieſer ſchöne Erdſtrich durch ſeine koſtbaren Naturerzeugniſſe: Gold, Perlen, edle Steine, Gewürze und Spezereien, und durch kunſtreiche Fabrikate, beſonders aus Seide und Baum-

wolle, berühmt, und in allen Jahrhunderten trieben nahe und entfernte Nazionen einen ſtarken Handel dahin. Dort war vielleicht das Ophir, wohin Salomon ſeine Flotten ſandte, und dorthin handelten wahrſcheinlich ſchon lange vor Salomons Zeitalter die Aegypter, ſo wie nach ihnen nach und nach die Phönizier, Perſer und Griechen. Der Handel dieſes in der Geſchichte der Vorwelt ſo berühmten Volks erhob ſich erſt nach der Beſiegung der Perſer durch Alexander, und nach dem Tode dieſes Eroberers erwarb ſich die Dinaſtie der Ptolemäer in Aegypten das Verdienſt um den Indiſchen Handel, da ſie ihm einen leichteren Weg über das rothe Meer und den Arabiſchen Meerbuſen bahnte. Die koſtbarſten Waaren aus Indien, Arabien, Perſien und Aethiopien gingen nun über Koſſir und Koptos den Nil herab nach Alexandrien, und wurden von da in großen Maſſen nach Rom geſchickt, und ſo kamen nun auch die Europäer in nähere Bekannt ſchaft mit Indien, wovon ſie vor der Erbauung Alexandriens nur einige hiſtoriſche Kenntniſſe gehabt haben mögen. Bald reizte der auſſerordentliche Gewinn bei dieſem Commerz die Europäiſchen Nazionen ſich deſſelben zu bemächtigen. Die Handlung und Marine Karthago's gingen nach der Vernichtung dieſes Staats auf die Römer über, und erhielten ſich bei dieſen Weltherrſchern bis zur Theilung des Kaiſerreichs, wo zugleich mit dem Verfall ſeiner politiſchen Macht auch die Blüten ſeines Handels dahin welkten. Nach der Zerſtörung des Weſtrömiſchen und wäh-

rend dem Sinken des Oſtrömiſchen Reichs, waren die Genueſer und Venetianer die einzigen Europäiſchen Völkerſchaften, die auf das auswärtige Commerz ſpeculirten, und es gelang ihnen ſich im Beſiz des Europäiſch-Indiſchen Handels zu ſezzen. Die erſteren benuzten die politiſche Aſthenie des Oſtrömiſchen Reichs, drangen in das ſchwarze Meer, bauten das zerſtörte Kaffa im Tauriſchen Cherſones wieder auf, und lieſſen ſich ſogar in Pera, der Vorſtadt von Konſtantinopel, nieder. Die Venetianer, der Genueſer Nacheiferer und Rivalen, folgten ihrem Beiſpiel und machten die in ſpäteren Zeiten zerſtörte Stadt Dona, an dem Ausfluß des Don in den Mäotiſchen Sumpf, zu ihrem vornehmſten Handelsplaz. Dorthin kamen über Aſtrakan die Indiſchen Waaren, wurden dann auf Genueſiſchen und Venetianiſchen Schiffen nach Italien geführt, und von da nach dem Europäiſchen Norden verſandt. Nach der Zerſtörung Aſtrakan's durch Timurlenk, gingen die Venetianer mit ihren Schiffen anfangs nach den Striſchen Häfen und dann nach Alexandrien, von wo ſie von jezt an, mit Erlaubniß der Päpſte und der damaligen Sarazeniſchen Beherrſcher Aegyptens, die Indiſchen Waaren abholten. Die Hauptniederlage dieſer Waaren in Oſten war damals Malakka, und die vornehmſten Handelshäfen in jener Weltgegend waren Kalekut, Ormuz, Kambaja und Aden. Von Kambaja wurden die Waaren nach dem Norden Indiens auf dem Indus, Amu und über das Caſpiſche Meer nach Aſtrakan verführt. Von Or-

mutz gingen ſie nach Perſien und über den Perſiſchen Meerbuſen nach Basrach an der Mündung des Euphrat's, von wo ſie durch Karavanen nach Armenien und Sirien gebracht wurden. Diejenigen Waaren, welche man über das rothe Meer verſchifte, wurden zu Jeddah dem Hafen von Mekka, oder zu Suez gelöſcht, durch die Karavanen der Araber und Sarazenen weiter nach Kairo gebracht und von da in Barken den Nil herab nach Alexandrien geholt, wo ſie von den Venetianern in Empfang genommen und nach den übrigen Europäiſchen Ländern ſpedirt wurden. Auf dieſem Wege wurden auch die Niederländer von den Venetianern damit verſehen. Nach der Auflöſung des Griechiſchen oder Oſtrömiſchen Reichs durch die Osmanen, verloren auch die Genueſer ihre Niederlaſſungen im Gebiete deſſelben; ihr Antheil an dem Indiſchen Handel verminderte ſich immer mehr, und endlich bemächtigten ſich die Venetianer deſſelben faſt ganz allein, und gewannen ungeheure Reichthümer durch dieſes groſe Monopol.

Aber eben dieſer außerordentliche Gewinn, welcher den Neid der übrigen Europäiſchen Völker reizte, brachte ſie auch um die Quelle ihrer Schätze. Der Geiſt der Zeit und der Egoismus der Menſchen gaben dem Genie einen neuen Schwung. Die Idee, entfernte und unbekannte Weltgegenden zu entdekken und neue Bahnen über die ungeheuern Flächen der Meere zu finden, ward die herrſchende des Zeitalters. Einige außerordentliche Geiſter, welche der Süden von Europa hervorbrachte, wa-

mächtigten ſich ihrer und führten ſie aus; und ſo entſtand im Laufe des 15. Jahrhunderts die große Revolution in der Schiffahrt, deren Folgen ſich auch auf den Gang des Indiſchen Handels verbreiteten. Bisher war die ganze Navigation nichts mehr als eine Küſtenſchiffahrt geweſen, und ſelbſt die kühnſten Seeleute hielten für unmöglich das hohe Meer zu durchſegeln. Jezt ward die Begierde, die Indiſchen Waaren auf einem kürzeren Wege als die Venediger zu erhalten und den groſſen Gewinn dieſes Handel mit der ſtolzen Republik zu theilen, die erſte Veranlaſſung, daß man den Nuzzen des ſchon ein Jahrhundert früher entdekten Kompaſſes einſehen und ihn auf die Praxis der Schiffahrt anwenden lernte, und alle nautiſchen Szienzen, Mathematik, Aſtronomie, Erdkunde, die Wiſſenſchaft ſich der Winde zu bemächtigen und ſie zu beherrſchen und die Höhen und Breiten aufzufinden und zu beſtimmen, nebſt der Schifbaukunſt, immer fleißiger auszubilden anfing. Den Portugieſen gebührt die Ehre, die erſten Ideen zur Auffindung einer Waſſerſtraße nach Oſtindien gefaßt zu haben. Ihre kühnen Seeleute drangen ſeit dem Anfange des 15. Jahrhunderts (1415) an der weſtlichen Afrikaniſchen Küſte immer weiter gegen den Oſten vor, bis Bartholomäus Diaz das Vorgebirge der guten Hofnung auffand. So rükte man näher und näher dem groſſen Ziele. Endlich, als der genialiſche Entdekker von Amerika, der es zuerſt unternahm ſich ganz vom feſten Lande zu entfernen und unter der Leitung der Magnetnadel

in das unermeßliche Meer (1492) hinaus zu wagen, eine neue Welt im Weſten fand, umſegelte der Portugieſe Vasco de Gama das Vorgebirge der guten Hofnung, und entdekte (1497) dadurch die längſt geſuchte Seeſtraße nach Indien. Seine Landsleute benuzten mit großem Eifer die neue Entdekung, bemächtigten ſich hierauf mehrerer Küſten und Inſeln in Indien, ſandten zahlreiche Flotten dahin, legten Forts und Comptoire an, und ſezten ſich mit den Waffen in der Hand in Beſiz des beträchtlichſten Theils der Oſtindiſchen Handlung, wie ſehr auch die Araber, welche bisher die größten Kaufleute in jener Weltgegend geweſen waren, es zu hindern ſuchten. Seit dieſer Zeit gerieth der Venetianiſche Handel in Verfall, denn die Oſtindiſchen Waaren gingen nicht mehr den alten Weg nach Alexandrien, ſondern wohlfeiler und in weit größeren Maſſen, den kürzeren nach Liſſabon, welches von nun an das große Magazin dieſer Waaren für Europa ward. Doch kaum ein Jahrhundert erhielten ſich die Portugieſen im Beſiz dieſes beneideten Handels, und er ging von ihnen auf eine Nazion über, welche am wenigſten dazu berufen zu ſein ſchien.

Die Niederländer holten gleich andern Europäiſchen Völkern, ſchon vor der Revolution häufig Oſtindiſche Gewürze und andre Waaren aus Portugal, und verführten ſie mit großem Vortheil nach dem Norden von Europa. Auch nach dem Ausbruch der Rebellion ſezten die vereinigten Provinzen, beſonders die Holländer und Seeländer das Commerz mit Portugal fort.

Als aber Philip der 2. (1580) ſich dieſes Reich unterwarf, unterſagte er ſeinen empörten Niederländiſchen Unterthanen die Handlung dahin, und ungeachtet der Nachſicht welche die Spaniſche Regierung gegen die Uebertreter dieſes Verbots beobachtete, waren doch die Niederländiſchen Kaufleute bei den Geſchaften, die ſie nach Spanien und Portugal machten, und ihre Seeleute häufigen Mishandlungen ausgeſezt. Dieſe drükkenden Verhältniſſe, das Beiſpiel der Engländer, der Handelsgeiſt, der die Nazion beſeelte, und die Ueberzeugung, daß der Handel eine nothwendige Bedingung zu ihrer bürgerlichen und politiſchen Exiſtenz ſei, beſtimmten die vereinigten Niederländer, ſelbſt nach Oſtindien zu ſchiffen, um die Waaren, welche ſie bisher von den Portugeſen erhalten hatten, unmittelbar von dorther zu holen, und zwar wo möglich auf einem neuen und kürzeren Wege als jene.

Die Straße, welche die Lezteren nach Oſtindien nahmen, war noch dieſelbe, die ihnen ihr berühmter Landsmann Vasco de Gama, durch Südoſt um das Vorgebirge der guten Hofnung, gebahnt hatte. Aber ſchon im Jahre 1519 hatte ein anderer Portugieſe, Namens Hernando Magelhaens, dem Kaiſer Karl dem 5. vorgeſchlagen, einen neuen Weg nach der öſtlichen Hemiſphäre durch den Südweſten aufzuſuchen. Karl genehmigte den Vorſchlag und Magelhaens fand wirklich dieſen Weg durch Entdekkung der berühmten Durchfahrt aus dem Atlantiſchen in das große Südmeer um das Cap Horn, welche noch jezt ſeinen Namen trägt, und obgleich der Entdek-

ker den Tod auf ſeiner Reiſe fand, ſo kehrte doch ſein Schiff nach Spanien zurük, nachdem es das erſte von allen die Welt umſegelt hatte. Die Entdekkung dieſes zweiten Weges nach Oſtindien, leitete die Engländer auf die Idee, Verſuche zur Aufſuchung eines dritten durch den Nordweſten oder Nordoſten (1551) zu machen, welcher die Reiſe um die Hälfte abgekürzt haben würde; aber alle ihre Unternehmungen zur Ausführung derſelben waren ohne Erfolg. Dieſe Idee faßten jezt nach einem Zeitraum von vierzig Jahren die vereinigten Niederländer von neuem auf. Der gelehrte Plancius, ein Prediger in Holland und ſehr erfahrner Geograph und Aſtronom, bewies ſeinen Landsleuten aus der Erdkunde: daß wenn man ſo nahe als möglich nach dem Nordpol ſteuerte und durch das Eismeer um Novazembla herum nach der Mündung des großen Stromes Obi ſchifte, ſo ſei es möglich, auf dieſem Strome mitten durch die Tatarei nach China, und von da weiter nach den Molukken zu kommen, um von dort die köſtlichen Gewürze zu holen, welche den einträglichſten Artikel der Oſtindiſchen Handlung ausmachten. Die Speculation fand Beifall, und einige Kaufleute in Holland und Seeland vereinigten ſich, einen Verſuch zur Realiſirung dieſer Idee zu wagen. Sie rüſteten in dieſer Abſicht drei Schiffe aus, und Hugo von Linſchooten, der lange unter den Portugieſen in Indien gedient hatte, erhielt den Auftrag mit der kleinen Eskader, die von Plancius vorgeſchlagene Fahrt zu verſuchen. Er nimmt (1594) ſeinen Lauf

nach dem arktischen Polarzirkel, durch die Meerenge Weigats, welche er die Straße Nassau nennt; entdekt verschiedene Inseln, denen er den Namen der Staateninseln gibt, und kehrt endlich nach drei Monaten mit der Vermuthung zurük, daß das Meer im hohen Norden schifbar sei. Auf diesen nicht ungünstigen Bericht und Oldenbarneveldts dringende Vorstellungen ward eine zweite Expedition unter Wilhelm Barents nach dem Nordpol ausgesandt. Aber die Reise ward zu spät im Jahre unternommen, denn als die Schiffe bis an die Straße Nassau und die Staateninseln gelangt waren, wurden sie durch die furchtbare Kälte und die Eismassen, welche sie in der Straße fanden, zur Rükkehr gezwungen.

Der mislungene Versuch hinderte jedoch nicht, daß man bald darauf einen neuen unternahm. Die Generalstaaten sezten demjenigen eine große Belohnung aus, der durch den Norden nach China segeln würde, und im Mai 1595 wurden abermals zwei Schiffe zu Amsterdam ausgerüstet, die nördliche Durchfahrt zu versuchen, und Jakob Henrichson Hemskerken, ein kühner und erfahrner Seemann, Johann Cornelisson Ryp und Wilhelm Barentson zu Befehlshabern derselben ernannt. Sie nahmen ihren Lauf zwischen Schotland und Norwegen hin und drangen bis zum achtzigsten Grad nordlicher Breite. In dieser kalten Zone entdekten sie ein unbekanntes Land, dem sie von den spizzigen Gipfeln der darauf befindlichen Berge, den Namen Spizbergen gaben. Hemskerken wandte

ſich nordwärts von Spitzbergen, aber Ryp ſteuerte ſüdlich, um oſtwärts die geſuchte Durchfahrt zu finden. Doch bald nach der Trennung von ſeinem Gefährten verſchlug ihn ein heftiger Sturm rükwärts nach der Ruſſiſchen Küſte. Hemskerken's Schif aber fror unweit der Küſte von Novazembla im Eis feſt. Die Mannſchaft beſtand aus ſechszehn Perſonen. Ihre Lage war ſchreklich. Mit groſſer Mühe ward ein kleiner Vorrath von Lebensmitteln vom Schiffe auf das Ufer gebracht, und hier eine Barake aus Treibholz erbaut. In dieſer dürftigen mit Eis und Schnee bedekten Wohnung, in einem Menſchenleeren und unbewohnbaren Lande, muſten ſie den Winter im ſteten Kampfe mit den Bären und weißen Füchſen zubringen. Am 4. November verloren ſie die Sonne ganz aus dem Geſicht, und eine drei Monat lange Nacht lagerte ſich um ſie her. Die Kälte war ſo heftig, daß der geiſtigſte Spaniſche Wein in den Fäſſern erfror, die Wände der Barake, obgleich Tag und Nacht das ſtärkſte Feuer unterhalten ward, von dem bloßen Athem mit einer Daumendikken Eisrinde bedekt wurden, und die Dünſte darin in dem Augenblik, da man die Thür öfnete, ſich in Schneeflokken verwandelten. Erſt im Brachmonat des folgenden Jahrs (1597) ward die See vom Eiſe frei, aber das eingefrorne Schif konnte nicht wieder flott gemacht werden, und die Reiſenden waren gezwungen ſich in ihren Booten auf das Meer zu wagen, um nicht ihr Leben unter dieſem feindſeligen Himmel zu beſchlieſſen. Unter tauſend Ge-

ſahren erreichten ſie endlich die Küſte von Lapland, und fanden zu Kola das Schif ihres Gefährten Rpp, der ſie am Bord deſſelben aufnahm und mit ihnen nach Holland zurükkehrte (1597. Oktober). Von ſechszehn Perſonen, aus welchen die Geſellſchaft dieſer unglüklichen Abentheurer bei ihrer Abreiſe beſtand, ſahen nur zwölf ihr Vaterland wieder und wurden für das erlittene Ungemach reichlich belohnt. Mit dieſer Reiſe endigten ſich die Verſuche der Niederländer, durch den Nordoſten oder Nordweſten einen Weg nach Oſtindien aufzuſuchen, und ſie beſchloſſen nach dem Beiſpiel der Engländer, ſich künftig der gewöhnlichen Straße dahin, um das Vorgebirge der guten Hofnung, zu bedienen.

Dieſe Straße hatte auch ſchon vor Hemskerken's Nordiſcher Fahrt der Niederländer Cornelius Houtmann, mit einem Geſchwader von vier Amſterdammer Handelsſchiffen, eingeſchlagen. Houtmann hatte lange zu Liſſabon als Comtoirbedienter gearbeitet, und ſich dabei eine genaue Kenntniß von dem Oſtindiſchen Handel der Portugieſen und ihren Fehlern und Nachläſſigkeiten bei dem Betriebe deſſelben erworben. Er theilte ſeine geſammelten Erfahrungen und Bemerkungen ſeinen Landsleuten mit, entwikkelte ihnen die großen Vortheile jenes Handels, und munterte ſie auf, ſich deſſelben zu bemächtigen. Seine Darſtellungen hatten die Folge, daß ſich neun Amſterdammer Kaufleute in eine Geſellſchaft vereinigten, und auf gemeinſchaftliche Koſten vier Schiffe ausrüſteten,

welche nach Ostindien gehen sollten und der Führung Houtmanns anvertrauet wurden. Die Gesellschaft nannte sich die Compagnie van Veere, das ist, die nach fernen Ländern handelnde Gesellschaft, und Houtmann, der im April 1595 aus dem Texel gelaufen war, segelte um das Vorgebirge der guten Hofnung und kam glüklich in Ostindien an. Dort landete er an verschiedenen Küsten und Inseln, wo Portugiesische Kolonien waren, unter andern zu Bantam auf der Insel Java. Aber die Portugiesen legten seinen merkantilischen Unternehmungen überall so viel Hindernisse in den Weg, daß er mit geringem Gewinn und mit Verlust eines seiner Schiffe, nach einer dreijährigen Abwesenheit (1598. August) nach Holland zurükkam.

Dieser erste mislungene Versuch machte jedoch die Gesellschaft, welche sich mit einer andern Societät Amsterdammer Kaufleute verbunden hatte, nicht muthlos. Sie befrachtete abermals acht Schiffe für Ostindien, welche von der Regierung mit Geschüz versehen, und durch van Nek geführt wurden. Seine Fahrt hatte einen glüklicheren Erfolg, als die seines Vorgängers. Schon nach funfzehn Monaten kamen vier seiner Schiffe nach Holland zurük. Sie brachten Pfeffer, Gewürznelken und andere Indische Produkte, die sie zu Bantam geladen hatten, und auch ein Geschenk de dortigen Fürsten für den Prinzen Moritz nach Amsterdam. Die übrigen Schiffe besuchten Amboina, Banda und Ternata, und kehrten im Brachmonat 1600 zurük.

Noch in demselben Jahre trat van Nek eine neue Reise nach Ostindien an. Er lieferte bei Ternata den Portuziesen ein kleines Seetreffen, erhandelte zu Patane Pfeffer und errichtete daselbst mit Genehmigung der Landesfürstin eine Faktorie. Der Geschmak der Niederländer an dem Indischen Handel und das Interesse dafür, wurden immer allgemeiner. Es bildeten sich nach und nach mehrere Gesellschaften in der Absicht ihn zu kultiviren, unter andern die sogenannte Compagnie der Brabanter, welche aus ehemaligen Antwerpischen Kaufleuten bestand, die aus religiösen, politischen oder merkantilischen Motiven ihren ehemaligen Wohnsiz aufgegeben und sich in den vereinigten Provinzen niedergelassen hatten. Im Jahre 1598 wurde eine beträchtliche Anzahl Schiffe nach Ostindien gesandt. Unter andern machte auch Olivier van Noort aus Utrecht, dessen Name in der Geschichte der Navigation nicht unberühmt ist, mit den beiden Schiffen Moritz und Heinrich Friedrich und drei kleinen Fahrzeugen die Reise dahin. Seine Rheder waren einige Amsterdammer Kaufleute. Am 13. September 1598 verließ er Rotterdam, richtete seinen Lauf nach Südwesten, und ging durch die Magellansche Straße in die Südsee nach den Ladronischen und Philippinischen Inseln. Die Geschichte dieser Reise liefert ein Beispiel von der damaligen Strenge der Niederländischen Gesezze in Absicht der Subordination der Seeleute. Der Befehlshaber des Heinrich Friedrich, Jakob Klaas van Ulpendamm, ward nach dem Ausspruch eines am

Bord des Moritz gehaltenen Kriegsgerichts, weil er überwieſen war in der Magellaniſchen Straße mit ſeinem Schiffe die Admiralsflagge eigenmächtig verlaſſen zu haben, an einer wüſten Küſte mit etwas Wein und Brod ausgeſezt und ſeinem Schikſal überlaſſen. Van Noort ſchlug ſich mit Vortheil gegen die Portugieſen, kehrte über Borneo und Java um das Vorgebirge der guten Hofnung zurük, und langte, nachdem er von allen Holländern zuerſt die Welt umſegelt hatte, im Jahre 1600 mit einem Schiffe wieder in Holland an.

Es konnte nicht fehlen, der Oſtindiſche Handel der Niederländer mußte, je ausgebreiteter und bedeutender er ward, deſto mehr den Neid und die Eiferſucht der Portugieſen und Spanier erregen, weil ſie nicht Luſt hatten die Vortheile deſſelben mit jenen zu theilen. Aus Rache beſchuldigten ſie die Niederländiſchen Schiffer daß ſie Seeräuber wären, deren es damals eine Menge in den Indiſchen Meeren gab, und die Folge dieſer Verleumdung war, daß mehrere Indianiſche Fürſten Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten an den Niederländern ausübten. Um die Seeleute der Republik künftig gegen dergleichen Mishandlungen zu ſichern, erhielten in der Folge alle nach Oſtindien gehenden Schiffsbefehlshaber förmliche Beſtallungsbriefe von dem Prinzen Moritz, als Generaladmiral der Union, worin ſie zugleich authoriſirt wurden, wider jeden, der ſie in ihrem Handel ſtören würde, Gewalt zu gebrauchen. Der König von Spanien erwiederte dieſe Drohung dadurch, daß er ſeinem Admiral

Don Andreas Hurtado de Mendoza Befehl ertheilte, nicht nur die Niederländiſchen Oſtindienfahrer, ſondern auch jeden Indiſchen Fürſten, der ihren Handel begünſtige, feindlich zu behandeln. Wolfert Hermansſon lag damals mit fünf Niederländiſchen Schiffen zu Bantam. Hier grif ihn Mendoza (1602) an, aber der Holländer vertheidigte ſich ſo tapfer und glüklich wider ſeines Gegners überlegene Macht, daß ſich der leztere mit Verluſt einiger Schiffe zurükziehen mußte. Mendoza ging hierauf nach Amboina, und ließ allen Plätzen, welche mit den Niederländern in Handelsverbindungen ſtanden, ſeine Rache fühlen. Hermansſon ſegelte indeß nach der Inſel Banda, welche von allen Molukken die treflichſten Gewürze hervorbringt. Er ſchloß mit den Einwohnern ein Bündniß, wodurch ſie ſich verpflichteten, ihre Gewürze ausſchlieſſend nur an ſeine Landsleute zu verkaufen, und er dagegen ihnen ſeinen Schuz gegen die Gewaltthätigkeiten der Portugieſen verſprach. Aehnliche Verbindungen ging er auch mit andern Indianiſchen Fürſten und Völkerſchaften ein. Der König von Achem auf Sumatra hatte auf Anſtiften der Portugieſen die Niederländer ſehr grauſam und treulos behandelt und mehrere von ihnen umbringen laſſen, unter andern Cornelius Houtmann (1599), der zuerſt den Niederländiſchen Handel nach Indien in Gang gebracht hatte. Da dieſe und andere Grauſamkeiten von der durch die Spanier und Portugieſen unter den Indianern verbreiteten Vorſtellung veranlaßt wurden, daß die Niederländer nichts als eine

zuſammengelaufene Bande von Piraten wären, ſo Gerhard de Rooi und Lorenz Bikker, welche bald nach jenen Vorfällen mit zwei Seeländiſchen Schiffen auf Achem gelandet waren, den König dieſes Landes, eine Geſandtſchaft nach Holland zu ſchikken, um ſich zu überzeugen, daß die Niederländer keine Portugieſen-Kolonie, ſondern ein großes und reiches Volk wären, welches mit allen Nazionen der Welt in Frieden und Eintracht lebe und nur allein den König von Spanien bekriege. Die Erſcheinung der Achemiſchen Geſandten in Seeland erregte allgemeines Aufſehen. Der erſte Geſandte ſtarb bald nach ſeiner Ankunft, und die Provinz Seeland errichtete ihm ein öffentliches Denkmal. Die übrigen erhielten im Lager vor Grave Audienz beim Prinzen Moritz, überreichten ihm die Geſchenke ihres Fürſten und beſahen mit Erſtaunen die Anlagen des Lagers und die großen Anſtalten der Belagerung. Nichts ward verſäumt ihnen einen hohen Begrif von der Macht und Größe der Niederländer beizubringen, und die Geſandten berichtigten nach der Rükkehr in ihr Vaterland die Ideen ihrer Landsleute über die Verhältniſſe dieſes Volks.

Bis jezt hatten nur einzelne Kaufleute und Societäten in den vereinigten Provinzen den Handel nach Indien getrieben. Dadurch entſtanden mancherlei Nachtheile und Unannehmlichkeiten. Die Konkurrenz der Käufer vertheuerte die Waaren beim Einkauf denn die verſchiedenen Rheder hatten kein allgemeines, ſondern jeder nur ſein ſpe-

zielles Intereſſe bei dem Handel. Manche Schiffe konnten gar keine Ladung erhalten, weil andere ſchon alle vorräthigen Produkte aufgekauft hatten, und in Europa häuften ſich die Waaren zu ſolchen Maſſen, daß die Depoſitärs derſelben ſie oft zu ſehr geringen Preiſen losſchlagen mußten. Ein anderer wichtiger Nachtheil war, daß die einzelnen Geſellſchaften zu ſchwach waren, ihren Handel gegen die Chikanen und Gewaltthätigkeiten der Spanier und Portugieſen kräftig vertheidigen zu können. Dieſe Umſtände und die Wichtigkeit des Gegenſtandes bewogen die Generalſtaaten zur Anwendung einer ſehr entſcheidenden Maßregel, welche, wie die Erfahrung gelehrt hat, vollkommen geeignet war, dem Oſtindiſchen Handel eine größere Sicherheit und Realität zu verſchaffen. Sie vereinigten alle nach Oſtindien handelnden Geſellſchaften in eine einzige und ertheilten dieſer eine Oktroi auf ein und zwanzig Jahre, Kraft welcher ſie das ausſchlieſſende Privilegium erhielt, oſtwärts von dem Vorgebirge der guten Hofnung und durch die Magellaniſche Straße zu ſchiffen und Handlung zu treiben. Der Freibrief der Geſellſchaft war unterm 20. März 1602 ertheilt, und ſie bezahlte dafür 25000 Pfund Flämiſch das Pfund zu 40 Grooten; welche Summe aber die Generalſtaaten zum Fond der Societät legten, und dafür Akzien nahmen. Dieſer Fond belief ſich auf 6600000 Gulden. Jedem Niederländer war der Beitritt zu der Geſellſchaft verſtattet. Die Verwaltung ihrer Geſchäfte ward in ſechs Kammern vertheilt, deren Siz zu Amſter-

dam, Middelburg, Deist, Rotterdam, Hoorne und Enkhuizen war. Sie bestanden aus 60 Vorstehern, aus welchen 17 Direktoren gewählt wurden, deren Beschlüsse die Kammern vollziehen mußten. Die Gesellschaft hatte das Recht, mit den Indianischen Völkerschaften im Namen der Regierung Bündnisse zu schließen, Festungen anzulegen, Statthalter und andre obrigkeitliche Personen in Indien zu ernennen und Truppen in jenen Ländern zu halten, welche aber sämmtlich auch den Generalstaaten den Eid der Treue schwören mußten; so wie die Befehlshaber der zurükkehrenden Flotten der Gesellschaft die Verpflichtung hatten, den Generalstaaten von der Lage der Indischen Angelegenheiten Bericht zu erstatten.

Dies war das Entstehen der berühmten Ostindischen Compagnie in den Niederlanden, die schon wenige Jahre nach ihrer Organisation für eine bedeutende Macht gelten konnte und deren Statthalter in der Folge den Glanz und das Ansehn mächtiger Fürsten hatten. Die wohlthätigen Folgen des der Societät ertheilten Monopols wurden bald sichtbar, so verderblich auch sonst jede Beschränkung für den Flor des Handels ist. Die oben erwähnten nachtheiligen Verhältnisse des Indischen Commerzes wurden dadurch auf Einmal entfernt, und er ward von jezt an mit weit größerer Ordnung und Regelmäßigkeit geführt als bisher. Die Ostindische Gesellschaft war gleichsam eine neue Republik im Herzen der alten entstanden, und mit dieser auf das innigste verbunden. Sie ward für

die leztere eine unerſchöpfliche Quelle der Kraft und des Lebens, und indem ſie einen unverſiegbaren Strom von Reichthümern in die Provinzen des Mutterſtaats ergoß, entkräftete ſie zugleich durch einen neuen, auf ihre Koſten unterhaltenen Krieg in Oſtindien den unverſöhnlichen Feind deſſelben.

Die Compagnie ſandte ſeit ihrer Stiftung jährlich etwa dreizehn, vierzehn bis ſechszehn Schiffe dahin, welche zum Theil mit Truppen und Munizion beladen waren und bald die Eingebornen bald die Portugieſen bekriegten, wenn ſie ihren merkantiliſchen Unternehmungen Hinderniſſe in den Weg legten. Stephan von der Hagen, welcher im Jahre 1603 nach Oſtindien ſchifte, vertrieb die Portugieſen aus Amboina, erbaute dort eine Feſtung, und zwang den König der Inſel der Compagnie den Eid der Treue zu ſchwören. Auf gleiche Weiſe entriß er ihnen Tidor, ſezte ſich auf Ternate feſt, und ging mit dem Samorin, Beherrſcher der Malabariſchen Küſte, ein Bündniß ein. So gründeten die Niederländer ihren Oſtindiſchen Handel überall auf den Untergang des Portugieſiſchen, und jezt ward Amſterdam das Tirus der neueren Zeit, ſo wie es ſrühet Venedig und Liſſabon geweſen waren. Man hat berechnet, daß die Oſtindiſche Compagnie in einem Zeitraum von hundert und dreißig Jahren ſeit ihrer Stiftung für mehr als 1600 Millionen Gulden Oſtindiſcher Waaren verkauft und dadurch unermeßlichen Reichthum in der Hauptſtadt Hollands aufgehäuft hat.

Der ſchnelle Fortgang des Niederländiſch-Oſt-

indiſchen Handels überzeugte die Spaniſche Regierung, daß ſie durch das geſchärfte Handelsverbot gegen die vereinigten Niederländer, ohne welches jenen Commerz vielleicht nie zu der Höhe, die es in der Folge erreichte, getrieben worden wäre, einen Mißgriff gethan habe. Den Fehler zu verbeſſern ward den Holländern und Seeländern die Schiffahrt und Handlung nach Spanien und Portugal (1603. Jul.) wieder freigegeben, jedoch unter verſchiedenen Modificationen und gegen eine Abgabe von dreißig vom Hundert, welcher auch alle übrigen Nazionen unterworfen wurden, damit die Niederländiſchen Kaufleute nicht wie vormals unter einer ausländiſchen Firma Geſchäfte treiben könnten. Dabei war ihnen auch die Einfuhr aller ſelbſtfabricirten Waaren unterſagt. Aber Niemand fand ſich, der unter ſo drükkenden Einſchränkungen nach Spanien handeln wollte, ja der König von Frankreich verbot ſogar ſeinen Unterthanen alle merkantiliſchen Geſchäfte dahin.

Als die Spaniſche Regierung ſah, daß die erlaſſene Verordnung die erwarteten Reſultate nicht hervorbrachte, ward ſie am Ende des Jahres 1604 von Philip dem 3. widerrufen und den Niederländern aufs neue, bei Strafe des Lebens und der Güter, aller Handel nach Spanien unterſagt; ein Verbot, welches jedoch keine andere Folge hatte, als daß das Oſtindiſche Commerz mit verdoppeltem Eifer fortgeſezt ward.

16.

Jakob der 1., König von Großbritannien.

1603.

Elisabeth von England erlebte den Ausgang der Belagerung von Ostende nicht, denn schon am 3. April 1603 war sie, im siebzigsten Jahre ihres Alters, nach einer vier und vierzigjährigen Regierung, ihrem Todfeinde Philip dem 2. in die Gruft gefolgt. Große Verdienste erwarb sich diese Fürstin um Englands Flor. Dieser gerechte Ruhm gebührt ihrem Andenken, und die Nachwelt würde sie bewundern, hätte sie sich eben so leicht über die Schwachheiten und Fehler ihres Geschlechts erheben können, als sie die liebenswürdigen Eigenschaften desselben verläugnete. Oft führte sie mit männlicher Rechte den Zügel der Regierung, aber noch öfter vermischte sie den hohen Beruf der Monarchin mit den kleinlichen Angelegenheiten und Leidenschaften der gemeinen weiblichen Natur; und manche Grausamkeit oder Thorheit, wodurch sie ihren Ruhm verdunkelt hat, war die Frucht dieser schädlichen Inconsequenz, welche sich mehr oder

weniger in der Regierungsgeſchichte aller weiblichen Souveräne offenbart.

Die Niederländer verloren durch den Tod dieſer Fürſtin eine Bundesgenoſſin, mit welcher ſie achtzehn Jahre in Verbindung geſtanden hatten. Zwar war ſie ihnen keine großmüthige, ſondern eine eigennüzzige und gefährliche Freundin, deren Beiſtand ſie durch eine läſtige Abhängigkeit erkaufen mußten, aber ihr Haß gegen Spanien und ihre Furcht vor dieſer Macht vereinigten ihr Intereſſe mit dem der Generalſtaaten, und verbürgten den lezteren den Beiſtand der Königin wider den gemeinſchaftlichen Feind.

Bei der Denkungsart ihres Nachfolgers auf dem Engliſchen Throne war leicht vorher zu ſehen, daß Eliſabeths Tod eine groſſe Veränderung in den bisherigen Verhältniſſen beider Mächte hervorbringen werde. Der neue Regent der Brittiſchen Inſeln, ein Sohn der unglüklichen Maria Stuart, war weder ein Freund des Kriegs noch der vereinigten Niederländer. Jenen verabſcheute er, weil er ſeiner Neigung zu den ſpekulativen Wiſſenſchaften, beſonders zur Theologie, die ihn zu einem lächerlichen Pedanten machte, nicht entſprach; dieſe waren ein Gegenſtand ſeines Haſſes, weil er ſie für Verbrecher an der Majeſtät der Kronen hielt. Er hatte die überſpannteſten Begriffe von der königlichen Gewalt, und nur politiſche Rükſichten und die dringenden Vorſtellungen ſeiner Miniſter konnten ihn abhalten, daß er die Niederländer nicht

öffentlich für Rebellen erklärte, wie er ſie gewöhnlich in ſeinen Privatgeſprächen zu nennen pflegte.

Den Generalſtaaten war die Abneigung Jakobs des 1. gegen die Union nicht unbekannt. Deſto eifriger bewarben ſie ſich um ſeine Gunſt, und lieſſen es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen, die ſeinem Stolze ſchmeicheln konnte. Sie wünſchten ihm daher nicht nur ſchriftlich (1603. 8. April) zu ſeiner Thronbeſteigung Glük, ſondern thaten es auch durch eine Geſandtſchaft, welche aus dem Grafen Heinrich Friedrich von Naſſau, Wilrave von Brederode, Johann von Oldenbarneveld und Jakob Falk, Pfennigmeiſter von Seeland, beſtand. Die Geſandten erſchienen mit einem glänzenden Gefolge in London, und hatten am 27. Mai (1603) ihr erſtes Gehör. Sie baten den König, nach Beobachtung der gewöhnlichen Förmlichkeiten, um die Fortdauer der freundſchaftlichen Geſinnungen und des Beiſtandes, deren ſich die vereinigten Provinzen von ſeiner erhabenen Vorgängerin zu erfreuen gehabt hätten, damit man das gute Werk, die Spanier gänzlich aus den Niederlanden zu vertreiben, endlich vollenden könne. Des Königs Antwort war unbeſtimmt, und enthielt nur in allgemeinen Ausdrükken ſeinen Wunſch nach Frieden.

Neben der Niederländiſchen erſchien zu London auch eine Spaniſche Geſandtſchaft und eine von den Erzherzogen. Beide hatten den Auftrag, einen Frieden mit dem Engliſchen Monarchen einzuleiten, und ihr Geſchäft gewann einen ſo glükli-

chen Fortgang, daß ſchon am 30 Mai die Friedensunterhandlungen, zwiſchen Spanien und den Erzherzogen auf einer, und der Brittiſchen Regierung auf der andern Seite, zu London eröfnet wurden, ſo wenig auch der gröſsere Theil des Engliſchen Publikums dafür geſtimmt war. Die Niederländiſchen Geſandten, auſser Stande die Unterhandlung hintertreiben zu können, ſuchten wenigſtens den Abſchluß derſelben ſo lange als möglich aufzuhalten.

Oldenharneveld ſtellte dem Könige vor, daß wenn man bei dem Friedensgeſchäft vorſichtig und ohne Uebereilung verfahre, die Spaniſche Regierung endlich dahin gebracht werden würde, den vereinigten Niederlanden die Unabhängigkeit zu bewilligen. Er berief ſich dabei auf ein Schreiben des Herzogs Julius von Braunſchweig, worin es unter andern hieß: der Kaiſer habe dem Verfaſſer des Briefs im Vertrauen eröfnet, daß der König von Spanien nicht abgeneigt ſei, unter gewiſſen Bedingungen die Independenz der vereinigten Provinzen anzuerkennen. Jakob ſchien jedoch wenig auf dieſe Bemerkungen zu achten, und eben ſo wenig erklärte er ſich auf eine kathegoriſche Art auf die widerholten Anträge der Niederländiſchen Geſandten, zur Erneuerung der zwiſchen beiden Mächten beſtehenden Allianz. Seine Antworten auf dieſen Punkt waren ſtets unbeſtimmt und ſchloſſen gewöhnlich mit der Ermahnung, daß die unirten Provinzen ihrer langen Fehde ein Ende machen möchten, weil er höflich wünſche die ganze Welt

in Frieden zu ſehen. Die Vorſtellungen der Generalſtaaten fanden indeß einen eifrigen Beförderer an dem Franzöſiſchen Geſandten am Londoner Hofe, dem Marquis von Rhosni, nachherigem Herzog von Sülly, der ſie auf Befehl ſeines Hofes nachdrücklich unterſtützte. Dieſer berühmte Staatsmann brachte es durch ſeine politiſchen Künſte dahin, daß zwiſchen den Kronen England und Frankreich zu Hamptoncourt (1603. 3. Jul.) ein geheimes Bündniß geſchloſſen ward, worin beide Mächte ſich verpflichteten, den König von Spanien zu einem billigen Frieden mit den vereinigten Niederländern zu bewegen, und wären ihre gemeinſchaftlichen Bemühungen dieſe Abſicht zu erreichen fruchtlos, eine Anzahl Truppen zur Unterſtützung der vereinigten Provinzen ins Feld zu ſtellen, welche in England geworben und von Frankreich beſoldet werden ſollten.

Dieſe ungewiſſe Ausſicht auf den Beiſtand ihrer bisherigen Verbündeten war alles, was die Generalſtaaten erlangen konnten, und ſie überzeugten ſich immer mehr, daß ſie von dem neuen Engliſchen Monarchen wenig oder nichts zu erwarten hätten. Er ſezte, ungeachtet des eben erwähnten mit Frankreich geſchloſſenen Vertrags, die Friedensunterhandlungen mit dem Madrider Hofe fort, und am 18. Auguſt 1604 ward der Friede zwiſchen den drei paciſcirenden Theilen, den Königen von England und Spanien und den Erzherzogen als Souveräns der Niederlande, zu London abgeſchloſſen und unterzeichnet. Unter den Artis-

keln des Friedenstraktats hatten folgende auf die vereinigten Niederländer Bezug. Kein Theil soll den Feinden oder Rebellen des andern, von welcher Art sie auch sein mögen, direkten oder indirekten Beistand leisten, und jeder von ihnen entsagt den Bündnissen, welche er zum Nachtheil des andern eingegangen ist. Außerdem verpflichtet sich Jakob, daß seine Besatzungen in den an England verpfändeten Holländischen und Seeländischen Plazzen den Niederländern keinen Beistand leisten sollen, und da ihm die zwischen der Königin Elisabeth und den Niederländern geschlossenen Verträge nicht erlauben, die erwähnten Plätze dem Erzherzog zu überliefern, so wird er den vereinigten Niederländern einen Termin zur Ausgleichung ihres Zwists mit dem Erzherzog bestimmen, nach dessen Ablauf er sich von den ehemaligen Verpflichtungen frei achten und über jene Plätze beschließen wird was recht und billig ist, und thun was einem frommen Fürsten eignet und gebühret, wovon seine geliebten Brüder der König von Spanien und der Erzherzog sich überzeugen sollen. — Der berühmte Geschichtschreiber Hume macht in Rücksicht dieses lezten Punkts, welcher in dem 4. 5. und 7. Artikel des Friedensinstruments enthalten ist, die Bemerkung, man habe diese Artikel nur deßhalb zur Publicität gebracht, um die Generalstaaten desto eher zu einer Aussöhnung mit Spanien zu bewegen, ein geheimer Artikel aber habe sie für unaültig erklärt, oder ihnen doch eine veränderte Bedeutung gegeben. Und diese Behauptung erscheint um so wahr-

ſcheinlicher, da kein Artikel des Londoner Friedens, der den Generalſtaaten nachtheilig war, zur Vollziehung gebracht ward, ohne daß die Spanier ſich darüber beklagt hätten, und auf der andern Seite die Generalſtaaten über den Abſchluß dieſes Friedens ſo wenig Beſorgniſſe äuſerten. Als ſie ihrem Geſchäftsträger in England, der ſchon länger an dem dortigen Hofe geweſen war, den Karakter eines Ambaſſadeurs ertheilten, um in dieſer Würde die Union bei dem Engliſchen Monarchen zu repräſentiren, führte der Spaniſche Geſandte Johann Baptiſta Taſſis Beſchwerde beim Könige, daß er einen Abgeordneten von den rebelliſchen Unterthanen ſeines Herrn annähme, und drang auf deſſen Entfernung. Aber der König erwiederte: er könne die freundſchaftliche Verbindung, welche er bei ſeinem Regierungsantritt zwiſchen England und den vereinigten Niederländern gefunden habe, nicht zerreiſſen und deshalb auch ihren Bevollmächtigten nicht zurükweiſen, unter welchem Karakter er auch an ſeinem Hofe erſcheinen möge.

Die Generalſtaaten waren vor dem Abſchluß des Londoner Friedens von den paciſcirenden Mächten aufgefordert worden, demſelben beizutreten, aber ſie hatten die Einladung abgelehnt, feſt entſchloſſen nur dann die Waffen nieder zu legen, wenn ſie es mit voller Sicherheit für die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit des Staats thun könnten. Uebrigens war die Beendigung des Kriegs jezt mehr als je der allgemeine Wunſch, vorzüglich in den Erzherzoglichen Provinzen, welche am mei-

ſten die ſchrecklichen Folgen deſſelben empfunden hatten. Doch gab es auch in den vereinigten Landſchaften nicht wenige, welche die Wünſche ihrer Nachbaren theilten, weil ſie der häufigen Abgaben, welche die Unterhaltung des Kriegs erforderte, müde waren und die Früchte ihres unermeßlichen Handels gern in ungeſtörter Ruhe genieſſen wollten.

Eine Menge Flugſchriften aller Art, worin dieſer Gegenſtand abgehandelt ward, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit des Publikums in den beiderſeitigen Provinzen und fanden überall zahlreiche Leſer. Ihre Tendenz war ſehr verſchieden, nach der Verſchiedenheit der Anſichten und Verhältniſſe der Verfaſſer. In einigen derſelben, welche in den katholiſchen Provinzen erſchienen, ſuchte man den vereinigten Niederländern zu beweiſen, daß es ihr Intereſſe erfordere ſich der Herrſchaft der Erzherzoge zu unterwerfen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten endlich noch ein Raub Englands oder Frankreichs zu werden, weil es ihnen an Eintracht und Gemeingeiſt fehle und ihre Konſtitution äußerſt fehlerhaft ſei. Andere riethen dagegen den gehorchenden Provinzen, ſich unter die Herrſchaft des Franzöſiſchen Monarchen zu begeben, um ihre Religion und Freiheiten zu retten, welche bei dem geringen Schuzze, den ſie von der Ohnmacht Spaniens zu erwarten hätten, leicht in Gefahr gerathen könnten, wenn das Glük fortfahre die Waffen der vereinigten Niederländer zu begünſtigen. Ein anderer Verfaſſer bemerkte: daß da die Erzherzoge nur dem Namen nach Souveräne der Niederlande

waren und gänzlich von Spanien abhingen, so müsse man den Spanischen Monarchen, durch Mitwirkung der Höfe von London und Paris, zu zwingen suchen, daß er allen seinen Rechten und Ansprüchen auf die Belgischen Provinzen feierlich entsage und sie ohne allen Vorbehalt an die Erzherzoge und ihre Nachkommen abtrete und zwar mit der Bestimmung, daß im Fall des unbeerbten Absterbens der lezteren, die Niederlande weder an Spanien noch an den Kaiser, sondern an eine andere Linie des Hauses Oestreich fallen sollten. Endlich ward auch von einem dritten der sonderbare Vorschlag gethan, man sollte, um dem Kriege ein Ende zu machen, den Utrechter Bundesgenossen die Freiheit verkaufen, eine Operation, welche keineswegs den Häusern Oestreich und Burgund unanständig sein würde, da sie mehrere der Niederländischen Landschaften ebenfalls durch Kauf acquirirt hätten.

Unter so vielen litterärischen Produkten dieses Zeitraums, worin die Frage über Krieg und Frieden beleuchtet ward, scheint mir ein kleiner Aufsaz, welcher ohne Namen des Verfassers in den vereinigten Provinzen an das Licht trat, seinen Gegenstand am richtigsten darzustellen und am meisten zu erschöpfen. Dieser Traktat, worin die Niederländer vor der Arglist und Treulosigkeit der Spanier und Oestreicher gewarnt werden, ist mit so viel Scharfsinn und gesunder Beurtheilungskraft und mit so richtigen Ansichten geschrieben, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, meinen

Lesern einige Stellen daraus mit den eigenen kräftigen Worten des Verfassers mitzutheilen.

„Es scheint, o geliebtes Niederland, — so heißt es im Eingange, — als solltest du in diesem Jahre nicht allein mit Waffen und Gewalt, sondern auch durch listige Anschläge hart angegriffen werden, und als wollte der Erzherzog Albert, gleichwie er einst Stand und Kleidung verändert und anstatt des Römischen Papzes Feldzeichen und rothen Kardinalsrok den Brabantischen Herzogsmantel angethan hat, auch mit dir auf eine veränderte Weise verfahren und sich begnügen gedachten Mantel mit Fuchspelz auszufüttern, da die Löwenhaut zu kurz will fallen. Zwar vor der Löwenhaut und Klauen, das ist vor seiner Macht und Gewalt bist du auch sonder Zweifel unerschrokken, da du bereits seine äußerste Macht geprüft und männlich abgewandt hast; aber vor dem Fuchsbalz dich zu warnen, habe ich für nöthig erachtet, vor welchem du dich um so sorgfältiger zu hüten hast, weil solcher nicht öffentlich, sondern heimlich und tükkischer Weise gebraucht werden wird." In diesem Tone und mit sehr derben Ausdrükken fährt der Verfasser fort die Niederländer zu warnen und zu ermahnen, den ausgesprengten Gerüchten von den milden und toleranten Gesinnungen des Erzherzogs nicht zu trauen, weil er ihnen, wenn sie sich ihm unterworfen hätten, weder die Religionsfreiheit zugestehen noch ihre alten Rechte nnd Privilegien respektiren werde. Er zählt als Beweise für diese Behauptung eine Menge Thatsachen auf, und klagt zu-

gleich das ganze Haus Oestreich, — Kaiser Maximilian den 2. allein ausgenommen — wegen seiner Unduldsamkeit an. „Ihr müßt euch, fährt er fort, nicht daran kehren, wenn man sagt, der Erzherzog sei kein Spanier, sondern aus Teutschem Blute entsprossen. Denn von einem Teutschen, der von einer Spanischen Mutter in Spanien geborèn, der in der Schule der Spanischen Inquisition und in Spanischen Grundsäzzen auferzogen und dem Könige von Spanien so nahe verwandt ist, der nach den Farben und Feldzeichen des Papstes riecht, alle Nächte eine Spanierin, die ihrem Vater an Starrsinn nichts nachgibt, in den Armen hält, und von ihr und seinem Spanisch-Jesuitischen Rathe geleitet und aufgereizt wird — von einem solchen habt ihr weit weniger Nachsicht und Gunst zu hoffen, als selbst von einem gebornen Spanier.“ Er schließt endlich mit dem Rathe an seine Landsleute, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, als bis sie durch Siege einen vollkommenen und dauerhaften Frieden erfochten hätten, weil außerdem keine Sicherheit für sie zu hoffen sei.

Diese interessante Schrift war ganz im Geiste der Regierung und des größeren Theils des Publikums in den vereinigten Provinzen geschrieben. Die meisten theilten hier des Verfassers Ansichten und Besorgnisse. Daher machten auch die oben erwähnten Piecen, welche zum Frieden und zur Unterwerfung riethen und, wie man glaubte, zum Theil auf Veranlassung des Erzherzogs selbst verfaßt sein mochten, wenig Eindruk auf die Gemü-

ther, obgleich sie solche in mancher Hinsicht auf die zwei Jahre später eröfneten Unterhandlungen vorbereiteten. Wie wenig Neigung zum Frieden die Generalstaaten für jezt noch hatten, oder vielmehr wie mistrauisch sie gegen jeden Vorschlag des Hauses Oestreich zu einer Aussöhnung waren, davon gibt ihr Benehmen bei einem abermaligen Friedensantrag des Kaisers einen Beweis. Im Anfange des Jahrs 1605 erschien der kaiserliche Rath Maximilian Cocchi im Haag, und ersuchte die Generalstaaten um Pässe für eine ansehnliche Teutsche Gesandtschaft, welche vom Kaiser zur Vermittlung eines Friedens zwischen dem Erzherzog und den vereinigten Provinzen, bevollmächtigt sei. Erst unterm 31. Mai erfolgte die Antwort der Generalstaaten, welche keineswegs den Erwartungen des Kaisers entsprach. Sie hätten leider schon oft, — so lautete der Bescheid, welchen sie dem kaiserlichen Rath ertheilten, — die nachtheiligen Folgen solcher Unterhandlungen erfahren. Einen wahren und aufrichtigen Frieden dürften sie weder von dem Spanischen Hofe noch von den Erzherzogen, welche von jenem durchaus abhängig wären, erwarten, und einem Scheinfrieden würden sie ihre von Königen und Fürsten bereits anerkannte Freiheit nicht aufopfern. Der Kaiser forderte hierauf Ersaz für den von den Niederländischen Truppen auf dem Reichsboden verübten Schaden, und die Räumung der von ihnen besezten Teutschen Plätze. Darauf erklärten die Generalstaaten, eine billige Entschädigung zu leisten wären sie nicht ab-

geneigt, aber die verlangte Räumung der Festungen würden sie auf keinen Fall bewilligen, am wenigsten jezt, da der feindliche Oberfeldherr sich zu einem Kriegszuge an den Rhein rüste. Ueberdem sei die Besezzung dieser Plätze ein offenbarer Gewinn für Teutschland, welches sich erinnern möge, was für Leiden ihm ehemals die Truppen des Admirals Mendoza zugefügt hätten.

So wurden die Anträge des Kaisers zurük gewiesen, und der schwache Schimmer des Friedens, welcher den Horizont der Niederlande einen Augenblik erheitert hatte, ging aufs neue in der fortdauernden Nacht des Krieges unter.

17.

Feldzüge des Marchese Spinola.

1605 bis 1607.

Von jezt an sehen wir den Eroberer Ostende's an der Spizze der Spanisch-Erzherzoglichen Truppen in den Niederlanden. Er hatte seinen Ruhm in jener berühmten Belagerung für immer gegründet und sich das unbegränzte Zutrauen des Königs erworben, der ihn nach und nach zum Oberfeldherrn in den Niederlanden, zum Grand von Spanien und zum Ritter des goldnen Vliesses erhob. Niemand schien geschikter die schwere Aufgabe, die abgefallnen Provinzen nach so langen fruchtlosen Versuchen endlich zum Gehorsam zurük zu bringen, glüklich aufzulösen als dieser Mann, dessen wunderbare Erscheinung auf dem Schauplaz des Kriegs in der Vollkommenheit des vollendeten Feldherrn, einer Sendung vom Himmel zur Verherrlichung des Spanischen Namens und zur Vernichtung des Reichs der Ketzer, glich. Man empfing ihn zu Madrid, wohin er sich im Winter 1604 bis 1605 begab, mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen. Der König billigte den von ihm überreichten Plan für

den nächſten Feldzug, und die Miniſter, denen er geradehin erklärte, daß man entweder den Erzherzog kräftiger als bisher mit Gelde unterſtüzzen oder dem Kriege ein ſchleuniges Ende machen müſſe, verſprachen troz des großen Verfalls der Spaniſchen Finanzen, anſehnliche Geldſummen, ein Regiment Spanier und mehrere Italiäniſche Regimenter nach den Niederlanden zu ſenden. Nach Beendigung ſeiner Geſchäfte am Spaniſchen Hofe, kehrte er nach Brüſſel zurük, und verabredete mit dem Erzherzog die Maßregeln zu dem bevorſtehenden Feldzug. Sein Plan war: zwei verſchiedene Heere ins Feld zu ſtellen, wovon das eine durch Friesland und Oberiſſel in das Herz der vereinigten Provinzen eindringen, und das andere die Erzherzoglichen Provinzen gegen des Feindes Unternehmungen ſchüzzen ſollte. Große Zurüſtungen wurden getroffen, und überall Werbungen zur Verſtärkung des Kriegsheers angeſtellt. In der Lombardei wurden zwei Regimenter unter Alconato und dem Grafen Guido Aldobrandini de Sangiorgio organiſirt, im Neapolitaniſchen zwei und zwanzig Fahnen unter Alexander de Monte und Camillo Caraccioli Prinzen von Avellino, im Luxemburgſchen zwei Regimenter Teutſche unter Chriſtoph von Emden und dem Baron von Mansfeld und in den Ardennen ein Regiment Wallonen unter Claude Barbanſon. Sogar auf den Brittiſchen Inſeln wurden, mit Erlaubniß des Königs von England, einige Korps Engländer, Schotten und Irländer

unter dem Ritter Markham, dem Oberſten Studdar und dem Grafen Arundel errichtet.

Während dieſer Anſtalten zur Ergänzung des feindlichen Heers, rükte Prinz Moritz an der Spizze (1605. Mai) eines zahlreichen Truppenkorps ins Feld. Die Generalſtaaten hatten ihre Kriegsmacht durch neue Werbungen in England, Teutſchland und Frankreich bedeutend verſtärkt, ſo daß ſie hundert Fahnen mehr als im vergangenen Jahre zählte, und auf den Rath des Königs von Frankreich, den Feldzug zu eröfnen ehe der Feind ſeine Rüſtungen zu Stande gebracht und die neugeworbenen Truppen an ſich gezogen habe, erhielt Prinz Moritz Befehl, nach der Schelde zu marſchiren und Antwerpen anzugreifen. Dieſen ſchwierigen Auftrag auszuführen, beſchloß der Prinz durch Oefnung der Dämme die Gewäſſer der Schelde über das umliegende Land auszugieſſen, ſich des Flandriſchen Ufers zu bemächtigen und die Stadt Antwerpen ſelbſt mit einer nicht zahlreichen Mannſchaft, die er zu Waſſer dahin ſenden wollte, einzuſchlieſſen. Aber Spinola errieth zu früh die Abſicht des Niederländiſchen Feldherrn, und traf ſchleunige Anſtalten ſie zu vereiteln. Er verſtärkte die Beſazzung Antwerpens mit einer Anzahl Reiter, und ſendet ein Obſervationskorps von 3000 Mann unter Inigo de Borgia und Alfonſo de Luna in die Waas. Prinz Moritz war indeß mit 7000 Mann zu Fuß, 2500 Reitern und 9 Feuerſchlünden von Bergenopzoom zu Lande gegen Antwerpen aufgebrochen, während Graf Ernſt von Naſſau mit

30 Fahnen Fußvolk auf Schiffen die Schelde hinaufging, um den Damm auf der Flandrischen Seite des Stroms anzugreifen. Er kam glüklich durch das heftige Kanonenfeuer der beiden feindlichen Uferforts Ordam und die Perle, aber ein widriger Wind warf die Flottille an das Brabantische Ufer. Dennoch gelang es ihm, 400 Mann in Kähnen über den Strom auf die Flandrische Seite zu senden. Der stärkere Feind aber warf sie mit einem Verlust (1605. 17. Mai) von 100 Mann zurük, und verschafte dem Marchese Spinola Zeit, in eigener Person ein Korps nach der Schelde zu führen. Dieser Feldherr ließ eine Brükke über den Strom schlagen, um schnell von einem Ufer auf das andere übergehen und den Niederländern überall entgegenwirken zu können, und seine Wachsamkeit und Thätigkeit vereitelten das Vorhaben des Prinzen. Moritz sah sich genöthigt nach Bergenopzoom zurük zu gehen. Auf dem Wege dahin eroberte er, nach einer fünftägigen Belagerung, (1605. 23. Mai) das eine Meile von Bergenopzoom in einem Sumpfe gelegene Schloß Wouw und dieß war die einzige Frucht einer großen und kostbaren Expedition. Graf Ernst von Nassau segelte mit seiner Flotte die Schelde hinab nach Vliessingen, nicht ohne Verlust bei der Durchfahrt zwischen den feindlichen Uferforts. Der Geschichtschreiber van der Vinkt äußert die Vermuthung: das Geheimniß der Unternehmung auf Antwerpen sei vielleicht selbst von einigen Mitgliedern der Generalstaaten durch vorsäzliche Verbreitung zur Kenntniß des Feindes

gebracht worden, um das Gelingen derselben zu hindern, aus Besorgniß daß wenn Antwerpen erobert würde, der Handel aus den nördlichen Provinzen sich wieder dahin ziehen werde. Wenn man erwägt, daß ein handeltreibendes Volk jedes andere Interesse seinem merkantilischen Vortheil aufopfert, so scheint diese Vermuthung nichts weniger als unwahrscheinlich zu sein.

Nach dieser mislungenen Unternehmung schlug Prinz Moritz vor, eine defensive Stellung am Rhein zu nehmen, aber die Generalstaaten hielten für zweckmäßiger, die Flandrischen Eroberungen zu decken und wenn sich eine günstige Gelegenheit darböte, Sas van Gent anzugreifen. Moritz mußte wider seine bessere Ueberzeugung ihrem Befehl gehorchen. Er sezte daher in Kähnen über die Scheide nach Flandern herüber und lagerte sich bei dem Dorfe Waterfliet unweit Ysendik. Spinola folgte ihm von Antwerpen dahin und nahm eine Stellung zwischen Sas van Gent und dem Niederländischen Lager. Beide Heere beobachteten einander eine Zeitlang und Spinola hinderte durch seine Stellung und Manoeuvers den Prinzen, irgend etwas zu unternehmen; dabei litt das Niederländische Heer durch Desertion und Krankheiten, welche der feuchte morastige Boden erzeugte.

Indeß waren die neugeworbenen Regimenter aus Teutschland und Italien angelangt und Spinola hielt sich jezt für stark genug, seinen Plan gegen die Niederländischen Provinzen jenseit des

Rheins auszuführen, wo seiner Meinung nach der schwächste Punkt des Niederländischen Bundesstaats war. Er hatte das Geheimniß dieses Plans bisher auf das sorgfältigste bewahrt, und um den Feind über seine Absichten zu täuschen, ließ er durch Alfonso de Luna Breda, durch Giustiniani Bergen op zoom und durch Inigo Borja Grave bedrohen. Während durch diese Maßregeln die allgemeine Aufmerksamkeit getheilt und auf die bedrohetten Punkte gezogen ward, brach der Graf von Boucquoi mit einem Korps, in dessen Gefolge sich ein Zug von Pontons und Brükkenschiffen befand, nach den Rheingegenden auf. Während des Marsches dahin vereinigten sich mit ihm der Graf Sangiorgio und Pompeo Giustiniani mit ihren Regimentern. Zwischen Deutz und Cöln ging der Graf über den Rhein, und der päpstliche Legat ertheilte seinen Truppen den Apostolischen Segen und ermahnte sie zur Tapferkeit, weil sie nicht nur für die Sache ihrer Fürsten, sondern auch für die ihrer Altäre beraubten Heiligen kämpften. Um die Gemeinschaft mit dem linken Ufer zu erhalten, ließ Boucquoi unweit Kaiserswerth eine Brükke über den Strom schlagen, und auf beiden Ufern zu ihrem Schuzze eine Schanze anlegen.

Prinz Moritz, der jezt in Erfüllung gehen sah was er befürchtet hatte, und wegen Rheinbergen in Besorgniß gerieth, sandte seinen Bruder Heinrich Friedrich und den Grafen Ernst von Nassau mit 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern dahin, welche die Stadt mit neuen Außenwerken versahen

und eine Communicationsbrükke über den Rhein schlagen lieſſen.

Indeß war Spinola ſelbſt mit dem Hauptkorps, bei welchem ſich der Herzog von Oſſuna, Ludwig Velasco, der Prinz von Caſerta, Simon Metzi und andere Befehlshaber befanden, dem Grafen Boucquoi gefolgt; Graf Friedrich von Berg mit 6000 Mann zu Fuß und 500 Reitern blieb in Flandern zurük. Bei Rörort, wo Theodor Trivulzio mit der Spaniſchen Reiterei ein Niederländiſches Detaſchement in die Flucht ſchlug, vereinigte ſich Spinola mit Boucquoi. Seine Abſicht war, unverzüglich vor Lingen zu gehen, ohne ſich erſt mit der Belagerung von Rheinbergen aufzuhalten, welches jezt von allen durch die Niederländer beſezten Feſtungen am meiſten mit Außenwerken verſehen war und deshalb einen langen Widerſtand erwarten ließ. Lingen, hoffte er, ſollte ihm weniger Hinderniſſe entgegenbieten, wenn es ihm nur gelänge den Ort eher zu erreichen als Prinz Moritz Anſtalten zu ſeiner Sicherung treffen könne; und ſei erſt Lingen erobert, ſo werde es nicht ſchwer ſein Rheinbergen, Grol und andere feſte Plätze, die er jezt in ſeinem Rükken liegen laſſe, zu nehmen. Graf Boucquoi blieb mit 4000 Mann bei Kaiſerswerth zurük, um die angefangenen Brükkenwerke zu vollenden und wenn ſie angegriffen würden, zu vertheidigen. Der Oberbefehlshaber ſelbſt brach an der Spizze von 11000 Mann nach Lingen auf. Die Infanterie war in drei Diviſionen von gleicher Stärke und die Reiterei in

zwei große Schwadronen getheilt, wovon die erste, bei welcher Spinola selbst sich befand, von Ludwig Velasco geführt ward. Der Marsch geht mit der größten Schnelligkeit durch das Clevische nach Overissel. Große Vorräthe von Mehl, welche in Cöln aufgekauft waren, wurden dem Heere zu Wasser nachgeführt. Auf dem Marsch wird die strengste Kriegszucht beobachtet, und jeder Marodeur mit dem Tode bestraft. Alle Lebensmittel und andere Bedürfnisse werden in den neutralen Ländern baar bezahlt. Die Folge dieser Ordnung war, daß es den Truppen nie an dem nöthigen Unterhalt fehlte, denn alle Bedürfnisse wurden ihnen im Ueberfluß zugeführt. Der Graf von Solre mußte im Namen des Erzherzogs den nothwendigen Durchzug bei den Fürsten, deren Ländern das Heer auf seinem Marsch berührte, entschuldigen.

Am vierten Tage nach seinem Aufbruch ging Spinola bei Dorsten über die Lippe auf einer Brücke, welche der Niederländische Hauptmann Villers vergebens in Brand zu stekken versucht hatte. Hierauf ward das Städtchen Oldensel in Oberissel angegriffen. Man fing hier einen Spion auf, von dem man erfuhr, daß Lingen an allem Mangel litte, und daß die Besazzung darin nur schwach sei, aber täglich Verstärkung erwarte. Auf diese Nachricht mußte Trivulzio sogleich mit einem Theile der Reiterei dahin aufbrechen, um der erwarteten Verstärkung den Eingang in die Stadt zu verschliessen. Den folgenden Tag (1605. 5. August) ergab sich Oldensel nach einer dreitägigen Belage-

rung, welche die Belagerer 100 Todte koſtete, unter welchen ſich der Hauptmann Graf Malateſta befand. Nach abgeſchloſſener Kapitulation brach Spinola unverzüglich nach Lingen auf.

Lingen liegt an der Ems in einer Ebene, welche ſich gegen die Stadt hin immer tiefer ſenkt, ſo daß die achtzig Fuß breiten Graben ſtets mit Waſſer angefüllt ſind. Sie hat fünf große Außenwerke und einen ſchönen Wall, wozu Prinz Moritz ſelbſt den Riß entworfen hatte. Befehlshaber in der Feſte war Martin Kobbe, und die Beſazzung beſtand aus 600 Mann unter den Hauptleuten Itterſum, Mellinga, Rüſch und Johann Dik. Glüklicherweiſe fand Spinola, wie er ſelbſt in ſeinem Bericht von dieſer Belagerung ſagt, in dem Befehlshaber einen alten verzagten Mann, der ſein Handwerk nicht verſtand und ihm daher weit weniger Hinderniſſe in den Weg legte, als er bei der Beſchaffenheit der Feſte zu finden beſorgt hatte. Nach drei Tagen waren die Belagerer, welche durch keinen Ausfall geſtört wurden, mit ihren Arbeiten ſchon bis an den Graben vorgerükt. Da die Ableitung des Waſſers aus demſelben zu viel Zeit gekoſtet hätte, ließ Pompeo Tarſone zum Uebergang auf der einen Seite eine Brükke aus Tonnen verfertigen, während Giuſtiniani auf der andern den Graben mit ſtarken Schanzkörben, aus grünen Zweigen geflochten, anfüllen ließ. Die Schanzkörbe wurden der Länge nach neben und auf einander geſtellt, ſo daß das Waſſer dazwiſchen durchflieſſen konnte, und aus Faſchinen und Hurs

ten, womit ſie bedekt wurden, ward ein Weg zum Uebergang gemacht. Schon iſt das Belagerungsheer in Schlachtordnung aufgeſtellt und im Begrif von allen Seiten zu ſtürmen, als ein Parlementär am Thore erſcheint und im Namen des Befehlshabers Kobbe eine Unterredung fordert. Nach einer kurzen Unterhandlung übergab er (18. Aug.) die Stadt, und ward dafür nebſt den übrigen Offizieren, welche in die Kapitulation gewilliget hatten, in der Folge mit Gefängniß und dem Verluſt ſeiner Charge beſtraft.

Prinz Moritz war auf die erſte Nachricht von dem Zuge ſeines Gegners an den Rhein mit 25 Fahnen (4. Auguſt) dahin gefolgt, und hatte in Flandern den Oberſten van der Noot mit funfzig Fahnen zurükgelaſſen. Er ging zunächſt nach Deventer, wo er noch mehr Truppen an ſich zog, und dadurch etwas aufgehalten ward. Endlich als er eben im Begrif war nach Lingen aufzubrechen, erfuhr er den Verluſt dieſes Orts. Zum Glük verweilte Spinola bei Lingen, um wegen des Ausbaues und der Vermehrung der noch unvollendeten Feſtungswerke Verfügungen zu treffen. Hätte er die erlangten Vortheile durch ein raſches Vordringen verfolgt, ſo würde er wahrſcheinlich Koeverden, Gröningen und vielleicht ſelbſt Emden in ſeine Gewalt gebracht haben. Sein Verweilen verſchafte Moritz Zeit, die Beſazzungen der gefährdeten Plätze zu verſtärken und ſie in beſſeren Vertheidigungsſtand zu ſezzen. Vielleicht fehlte es Spinola noch an Lokalkenntniß, um die ihm ſo günſtige Lage der

Dinge gehörig zu benuzzen, ſonſt beging er einen groſſen Fehler durch ſein Verweilen bei Lingen. Er verſah dieſen Plaz und Oldenſeel mit einer Beſazzung von 2500 Mann und fünf Kornetten Reiter unter Felipo de Torres, und zog ſich darauf in der Mitte des Herbſtmonats nach Röheort zurük. Von hier aus detaſchirte er den Graſen Boucquoi mit 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern nach Geldern, um Wachtendonk zu belagern.

Moritz, welcher bei Koerverden geſtanden hatte, verließ ebenfalls ſeinen vorigen Poſten, und ſtellte ſich am Rhein in der Nachbarſchaft von Weſel auf. Hier erfuhr er, daß die neugeworbenen Engliſchen, Schottiſchen und Irländiſchen Truppen auf dem Marſch wären ſich mit Spinola zu vereinigen. Dieſe Truppen hatten auf der Ueberfahrt von der Engliſchen Küſte nach Flandern groſſe Hinderniſſe gefunden, und mehrere Transportfahrzeuge waren von den Niederländiſchen Schiffen aufgebracht worden, welche die darauf befindlichen Soldaten entweder nach England zurükſandten oder ſie überredeten in die Dienſte der Generalſtaaten zu treten. Diejenigen, welche Flandern glüklich erreichten, wurden angewieſen ſich mit dem Heere des Marcheſe Spinola zu vereinigen. Prinz Moritz, von dieſer Beſtimmung unterrichtet, beſchloß ſie auf dem Marſch zu überfallen, und eilte in dieſer Abſicht mit 25 Kornetten Reiter und 3000 Mann zu Fuß, welche auf Wagen gefahren wurden, über den Rhein. Aber das Gerüchte von ſeinem Vorhaben ging vor ihm her, die feindlichen Truppen

vertheilten ſich ſchnell in die feſten Plätze, und er mußte ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben wieder zurükkehren. Bald darauf zeigte ſich ihm eine neue Gelegenheit dem Feinde Abbruch zu thun.

Spinola hatte ſein, durch den Abgang des Boucquoiſchen Korps, geſchwächtes Heer an der Röhr in Kantonnirungsquartiere verlegt. Sechzehn Kornetten Reiter und acht Fahnen Fußvolk unter Theodor Trivulzio ſtanden in dem Flekken Mühlheim am Ausfluß der Röhr in den Rhein. Dieſer Poſten war von den übrigen zu weit entfernt, um im Fall eines Angriffs ſchnelle Unterſtüzung erhalten zu können. Moritz, dem dieſer Fehler nicht entging, beſchloß ihn zu benuzzen, und das feindliche Heer zu überfallen. Der erſte Angriff ſollte Mühlheim treffen. Am 8. Oktober gegen Abend ſezten ſich die dazu beſtimmten Regimenter und Schwadronen in Marſch. Graf Heinrich Friedrich und Marcellin Bax bildeten jeder mit 8 Kornetten die Avantgarde, ihnen folgte Moritz mit der geſamten übrigen Reiterei und mit 2400 Mann Fußvolk, welche auf Wagen fortgeſchaft wurden. Nach der entworfenen Diſpoſition ſollte Bax mit ſeinen Schwadronen durch die Röhr ſezzen, den Flekken Mühlheim umgehen, um dem Feinde den Rükzug abzuſchneiden, und ſich zugleich des beſezten Schloſſes Broich bemächtigen; während Graf Heinrich Friedrich den Flekken überfallen und mit ſeinen Reitern hineinbrechen würde. Ein günſtiger Erfolg ſchien nicht zweifelhaft, aber alles hing von der Schnelligkeit und Ueberraſchung

ab. Unglüklicherweiſe ſäumte die Reiterei vor Mühlheim, um erſt das nachkommende Fußvolk abzuwarten. Dieſer Fehler verdarb alles, die in dem Flekken liegenden feindlichen Schwadronen erhielten dadurch Zeit, ſich auf das benachbarte Bruch heraus zu ziehen, wo ſie ſich mit einigen andern in der Nachbarſchaft gelegenen Reiterhaufen vereinigten. Als endlich Graf Heinrich Friedrich in Mühlheim eindrang, fand er den Ort leer, und der unerwartete Anblik der zum Kampfe aufgeſtellten Spaniſchen Reiterei, verbreitete ein ſolches Schrekken über ſeine Reiter, daß ſie nach einem kurzen Gefecht umwandten, und ohne verfolgt zu werden ſo übereilt davon flohen, daß Moritz ſelbſt, der mit dem Fußvolk in der Entfernung folgte, ſie kaum aufhalten und wieder zum Stehen bringen konnte. Nur eine kleine Anzahl braver hielt bei dem Grafen Heinrich Friedrich Stand, und mit dieſen eilte der Graf dem Oberſten Bax zu Hülfe, welcher mit der feindlichen Reiterei, die ſich nach und nach bis auf 1000 Pferde verſtärkt hatte, in ein Gefecht gerathen war. Bax ſtand eben im Begrif ſich vor der Uebermacht zurük zu ziehen, als der Graf zu ſeiner Unterſtüzung anlangte. Der Kampf fing jezt mit erneuerter Heftigkeit an, und der Spaniſche Rittmeiſter Auria ward von den Niederländern gefangen genommen; aber die Ankunft einer neuen feindlichen Verſtärkung, welche Don Luis de Velasco herbeiführte, ſchlug den Muth der erſtern plözlich wieder zu Boden, und ſie flohen abermals mit verhängtem Zügel davon, ohne ſich durch die

Vorſtellungen des Prinzen, welcher auf der andern Seite der Rör ſtand, aufhalten zu laſſen. Heinrich Friedrich und die wenigen, welche den Kampf fortiegten, geriethen durch die feige Flucht der Entwichenen in die äuſerſte Gefahr. Schon hatte ein Spaniſcher Hauptmann die Feldbinde des Grafen gefaßt um ihn von Pferde zu reiſſen, als jener von dem entſchloſſenen Bar durch einen Pitolenſchuß zu Boden geſtrekt ward.

Prinz Moritz gab jezt alle Hofnung auf, dem Feinde etwas abzugewinnen, weil der erſte Stoß, auf welchen alles ankam, mislungen war. Er ſandte daher ein Paar Regimenter Fußvolk mit drei Feldſtükken über die Rör, um die auf dem jenſeitigen Ufer befindlichen Truppen zu retten und aufzunehmen. Horatio Veere und der Franzöſiſche Oberſt Dommarville waren die erſten über den Fluß. Das Niederländiſche Fußvolk ging in dichtgeſchloſſenen Reihen und mit gefällten Speeren auf die feindliche Reiterei los, und warf ſie nach einem blutigen Kampfe bis gegen Broich zurük. Spinola, der indeß auch angelangt war, ließ, da er die für ſeine Truppen nachtheilige Wendung des Gefechts wahrnahm, an mehreren Orten die Trommel ſchlagen, als ob ſein ganzes Heer im Anzuge wäre. Dieſe Kriegsliſt wirkte. Seine Truppen faßten Muth, und die aufs neue vorgerükte Niederländiſche Reiterei wich abermals zurük. Moritz machte endlich dem unnüzzen Kampfe ein Ende, und zog ſich über die Rör in ſeine vorige Stellung. Die Niederländer verloren 500, und die

Spanier 200 Mann in diesem sonderbaren Treffen. Unter den Niederländischen Todten befand sich der Oberst Dommartin, und unter den Spanischen der Oberst Trivulzio. Beide wurden erschossen. Der Niederländische Feldherr verwies seiner Reiterei ihr feiges Betragen in dem Treffen, wodurch sie ihn um die Frucht eines gewissen Siegs gebracht hatte, mit sehr ernsten und harten Worten, und Spinola verbesserte den begangenen Fehler, welcher ihn der Gefahr einer Niederlage ausgesezt hatte, und zog seine Truppen enger zusammen.

Moritz wollte sich für den bei Mühlheim erlittenen Verlust durch einen Ueberfall auf die Stadt Geldern entschädigen, welche nur vier Meilen von seinem Lager entfernt war. In der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober geschah der Angrif, wobei der Prinz in eigener Person zugegen war. Aber die zur Sprengung der Thore angehefteten Petarden thaten keine Wirkung, und ein heftiges Feuer von den Wällen zwang die Niederländer zum Rükzuge. Philip von Mornai, ein hofnungsvoller Jüngling, der Sohn des berühmten Französischen Staatsmanns Dâpleſſis-Mornai, ward bei dieser fruchtlosen Unternehmung erschossen, als er eben die Sturmleiter besteigen wollte. Wenige Tage nach derselben bemächtigte sich Boucquoi, (28. Oct.) nach einer zwanzigtägigen Belagerung des Schlosses Wachtendonk; worauf er nach dem Mocursischen ging, und das Schloß Krakau, unter dessen Besazzung Uneinigkeit herrschte, den Niederländern (8. November) entriß. Mit diesen Eroberungen

endigte Spinola den Feldzug, worin er Antwerpen geschüzt, Oldensel, Linzen und Wachtendonk erobert, einem feindlichen Angrif bei Mühlheim glüklich widerstanden, den Schauplaz des Kriegs wieder auf Feindesgebiet versezt und den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit verhindert hatte ihm irgend etwas abzugewinnen. Der häufige Regen bewog ihn, seine Truppen in die Winterquartiere zu verlegen, und sein Gegner folgte seinem Beispiel. Die Niederländische Reiterei stieg bei dieser Gelegenheit auf eine Fahne von Grobbendonks Reitern, welche (15. Decemb.) angegriffen und gröstentheils aufgerieben ward. Spinola begab sich nach Brüssel, wo ihn der Erzherzog mit groſsen Lobsprüchen empfing.

In Flandern war seit dem Abzug der beiderseitigen Hauptkorps nach dem Rhein nichts von Bedeutung vorgefallen. Dagegen versuchten Grobbendonk, der Befehlshaber von Herzogenbusch, (1605. August) einen Ueberfall auf Grave, und der Parteigänger Dü Terrail, ein geächteter Franzose, eine gleiche Unternehmung auf Bergenopzoom. Beide mislangen und die Feinde muſsten sich mit Verlust zurükziehen.

In der Nacht vom 21. auf den 22. November machte Dü Terrail einen zweiten Versuch Bergenopzoom zu überrumpeln. Von dem tiefen nächtlichen Dunkel und einem ungestümen Schlakkerwetter begünstigt, greift er plözlich die Stadt auf fünf verschiedenen Punkten zugleich an. Aber der Befehlshaber der Feste, Paul Bar, war von sei-

nem Vorhaben unterrichtet, und Beſazzung und Bürger ſtanden auf den Wällen zur Vertheidigung bereit. Angezündete Heubunde und brennende Wachsfakkeln am Steenbergſchen Thore verriethen in der Stadt jede Bewegung des angreifenden Feindes. Dennoch ſezzen die Stürmenden mitten unter einem Kugel- und Granaten-Regen von den Wällen ihre Anſtrengungen fort. Es gelingt ihnen durch Petarden zwei Thore und eine Zugbrükke zu ſprengen, und ſchon rauſchen ihre Trommeln innerhalb des Walles. Nur noch eine Paliſadirung und das lezte Thor, welches die Beſazzung mit Balken und Wagen verrammelt hat, trennen ſie jezt von der Stadt. Aber dieſe lezten Riegel zu öffnen, waren alle ihre Anſtrengungen vergebens. Ihre Petardiere lagen todt zu Boden geſtrekt, und ſie konnten daher keinen Gebrauch mehr von ihren Petarden machen. Ein dichter Hagel von Musketenkugeln ſchlug von den Wällen auf ſie herab, und während ſie einander Muth einſprachen, riefen ihnen die Niederländer ſpottend zu: Nur heran, ihr Schurken, wir haben für euch zugekocht! Hier gilt es eure Haut, denn die liebe Frau von Scherpenheuvel hört eure Gebete nicht, und wird euch nicht retten! Die ganze Stadt war in Bewegung. Bürger und Soldaten, Proteſtanten und Katholiken, alle legten Hand zur Vertheidigung an. Selbſt die Weiber trugen Pechkränze, Steine und Kugeln auf den Wall. Die Furchtſamſten lagen in den Straßen auf den Knien, und riefen Gott um Beiſtand an. Endlich gab Du Terrail ſein Vorhaben

auf, und zog sich beim Anbruch des Tags mit einem Verlust von 100 Todten zurük. In der Stadt waren nur vier Mann gefallen.

Ehe wir die Geschichte des diesjährigen Feldzugs beschliessen, müssen wir noch ein Paar Begebenheiten mittheilen, welche sich im Laufe desselben auf der Nordsee ereigneten. Die Spanische Regierung hatte dem Marchese Spinola, bei seiner Anwesenheit in Madrid, versprochen, ein Regiment Spanier zur Verstärkung der Erzherzoglichen Armee nach den Niederlanden zu senden. Die Truppenversendungen aus Spanien nach den Niederländischen Provinzen waren bisher mit großem Kosten- und Zeitverlust zu Lande über Italien geschehen. Auf Spinola's Rath ward jezt der erste Versuch gemacht die Truppen zur See gerade nach Flandern zu senden, weil man seit dem Londoner Frieden die Englische Marine nicht mehr zu fürchten hatte. Der Oberst Don Pedro de Sarmiento mußte sich daher mit 1200 alten Spanischen Soldaten, welche ehemals in Irland gedient hatten, am Bord einer Transportflotte begeben und der Admiral Don Pedro de Cubiera erhielt Befehl sie nach Flandern zu führen.

Als die Generalstaaten von dieser Verfügung Nachricht bekamen, ertheilten sie dem Admirallieutenant von Seeland Wilhelm de Zoete-Hautain Befehl mit einer Eskader nach dem Kanal zu segeln, die feindlichen Schiffe aufzufangen, und um die Spanier von künftigen Truppenversendungen zur See abzuschrekken, die Gefangenen ohne Gnade

in das Meer werfen zu laſſen. Der Admiral ſtach in See. Er hatte ſtrengen Befehl keine befreundete oder neutrale Flagge zu beleidigen. Auf der Höhe von Dover tagte die feindliche Transportflotte vor ihm auf. Da ſie größtentheils aus Teutſchen Fahrzeugen beſtand, ſo hielten die Niederländer ſie anfangs für eine Däniſche oder Hanſeatiſche Kauffahrteiflotte, bis der Anblik der Spaniſchen Soldaten am Bord der Schiffe ſie (1605. 12. Jun.) aus ihrem Irthum riß. Jezt erfolgte der Angrif, und nach einem kurzen Gefecht war die Hälfte der feindlichen Schiffe erobert, verbrannt oder verſenkt. Zweihundert Gefangene wurden Paarweiſe Rükken an Rükken gebunden, und in das Meer geworfen; doch retteten ſich viele an die Engliſche Küſte. Vier feindliche Fahrzeuge flohen nach Dover. Die Seeländer ſezten ihnen nach, da ſie ſich aber dem Lande zu ſehr näherten, gab das Kaſtel zu Dover Feuer auf ſie. Ueberhaupt wurden die Spanier bei dieſem Vorfall ſo ſehr von den Engländern begünſtigt, daß die Niederländer bittere Klagen über ihre ehemaligen Bundesgenoſſen führten, denen ſie ihres blühenden Handels wegen ein Gegenſtand des Neides geworden waren. Die Spanier hatten in dem Gefecht faſt die Hälfte ihrer Mannſchaft verloren. Der Ueberreſt, welcher ſich auf die Engliſche Küſte flüchtete, blieb dort bis zum Wintermonat, und wohnte unter Baraken. Aber viele wurden ein Opfer der empfangenen Wunden oder des rauhen Himmels. Selbſt der Admiral Cubiera ſtarb. Nur

wenige dieser braven und unglüklichen Kriegsleute wurden in der Folge heimlich nach Flandern übergesezt.

Das Treffen bei Dover war nicht der einzige Vortheil, welchen die Niederländische Marine in diesem Jahre in der Nordsee erfocht. Im November hatte der Holländische Admiral Gerbrantson ein glükliches Gefecht mit drei Dünkircher Schiffen unter dem Admiral Dirkson. Das Dünkircher Admiralschif ward genommen, die beiden andern entflohen. Sechzig Gefangene wurden nach der alten grausamen Gewohnheit aufgehängt, die übrigen ließ man entrinnen, denn die barbarische Strenge, welche unausgesezt gegen die Dünkircher ausgeübt ward, erregte endlich das Mitleid des Volks.

Im Jänner des folgenden Jahrs (1606) reisete Spinola abermals nach Madrid, um dem Spanischen Staatsrath den Operationsplan für den nächsten Feldzug in den Niederlanden vorzulegen, und die nöthigen Fonds dazu auszuwirken. Der König empfing ihn mit Aeusserungen des vorzüglichsten Wohlwollens, indeß der Neid und die Eifersucht der Großen ihn insgeheim verfolgten. Philip der 3. war freigebiger in Bewilligung von Geld und Truppen zur Fortsezzung des Niederländischen Kriegs als sein Vater, aber die Erfüllung seiner Versprechungen fand desto größere Schwierigkeiten. Des Herzogs von Lerma schlechte Staatswirthschaft hatte die öffentlichen Kassen ausgeleert, und die Hülfsquellen waren so erschöpft, daß es dem Herrn

der reichsten Länder in der Welt oft an den nöthigen Mitteln zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben fehlte. Dabei war der Kredit der Krone dergestalt gesunken, daß die Kaufmannschaft sich weigerte, auf die noch nicht angelangte Westindische Flotte Geld vorzuschiessen. Das lange Ausbleiben dieser Flotte hatte einen solchen Mangel an baarem Gelde, besonders an Realen in Spanien veranlaßt, daß die Regierung sich genöthigt sah, Kupfermünzen prägen zu lassen und in Umlauf zu bringen. Wollte Spinola seinem Plane, in dem nächsten Feldzuge abermals zwei Heere aufzustellen und die Niederländer mit dem größten Nachdruk zu bekriegen, nicht entsagen, so mußte er die nöthigen Summen dazu durch seinen und seiner Freunde Kredit aufbringen und für die von der Regierung gemachten Anleihen, durch Verpfändung seiner Italiänischen Güter Bürgschaft leisten. Nach seiner Rükkehr in der Hauptstadt der katholischen Niederlande wurden die Rüstungen zum nächsten Feldzuge mit Eifer betrieben, aber die in Teutschland, England und Italien angestellten Werbungen hatten wegen der Unruhen, welche damals in diesen Ländern Statt fanden, einen schlechten und langsamen Fortgang, so daß erst spät im Jahre die Erzherzoglichen Heere ins Feld ziehen konnten.

Während Spinola sich zur Führung eines Angriffskriegs vorbereitete, hatten die Generalstaaten aus Verdruß über den nachtheiligen Erfolg des vorigen Feldzuges, dessen Resultate der zahlreichen Macht, die sie auf den Beinen hatten, keineswegs

entſprachen, und aus einer vielleicht ſehr unzeitigen Sparſamkeit beſchloſſen, im gegenwärtigen Jahre weniger Truppen zu unterhalten und ſich nur auf die Vertheidigung ihrer Gränzen einzuſchränken. Ehe der Feldzug eröfnet ward, verſuchte der kühne Parteigänger Du Terrail, der ſchon im vergangenen Jahre ſeinen Namen durch den wiederholten Angrif auf Bergenopzoom bekannt gemacht hatte, ein Paar ähnliche Unternehmungen.

Die erſte war ein Ueberfall der Stadt Breevoort, den er an der Spizze von 1200 Mann, am Faſtnachtsabend, (1605. 14. März) da eben Soldaten und Bürger nach alter Niederländiſcher Sitte bei fröhlichen Gelagen verſammelt waren und keine Gefahr ahneten, glüklich ausführte. Während die eingedrungenen Sieger ſich jede Art von Ausſchweifung erlaubten, und beſonders das weibliche Geſchlecht auf das ärgſte mißhandelten, rettete ſich der gröſte Theil der Beſazzung aufs Schloß, in welches ſich auch ein Detaſchement Overiſſelſcher Truppen warf. Nach wenigen Tagen erſchien Graf Heinrich Friedrich mit einem kleinen Korps vor der Stadt, griff ſie an und zwang ſie nach einer kurzen Beſchieſſung (22. März) zur Uebergabe. Du Terrail und ſeine Leute erhielten, gegen Zurükgabe der Gefangenen und der gemachten Beute, freien Abzug, womit die meiſten Niederländer unzufrieden waren, weil ſie für die von den Feinden in der Stadt begangenen Gewaltthätigkeiten gern Rache geübt hätten. Die Spanier beſchuldigten Velasco, der zu Röroort lag, daß er Schuld an

dem Verluſt von Brevoort ſei, weil er ſie nicht unterſtützt habe. Velasco ward bald darauf mit einem Korps an die Franzöſiſche Gränze geſchikt, um die ſüdlichen Niederlande zu dekken, weil der damals entſtandene heftige Zwiſt zwiſchen dem König von Frankreich und einem ſeiner Vaſallen, dem Herzog von Bouillon, den Ausbruch eines Kriegs zwiſchen beiden fürchten ließ. Doch dieſe Beſorgniß ging nicht in Erfüllung, denn die Streitigkeiten des Herzogs mit dem Könige wurden friedlich ausgeglichen.

Dü Terrails an Planen unerſchöpflicher Geiſt hatte indeß die Idee zu einer neuen Unternehmung aufgefaßt und entwikkelt. Zwei Spaniſche Ueberläufer von der Niederländiſchen Beſazzung in Sluis, hatten ihm erzählt, daß auf der Oſtſeite dieſer Stadt, wo die Wachthäuſer abgebrannt wären, gar keine Wache gehalten werde, und daß der Befehlshaber überhaupt in der gröſten Sicherheit lebe, weil es ihm gar nicht einfalle, daß jemand auf den Gedanken fallen könne, eine mit ſo viel Außenwerken verſehene Stadt zu überfallen. Eine genauere Unterſuchung beſtätigte dieſe Nachrichten, und Dü Terrail gründete darauf den Anſchlag, einen nächtlichen Angrif auf Sluis zu wagen. Spinola billigte dieſe Idee und ertheilte dem Grafen Friedrich von Berg, welcher in Flandern ſtand, Befehl, den Parteigänger mit den Mitteln zur Ausführung derſelben zu verſehen.

In der Nacht vom 12. auf den 13. des Brachmonats erſcheint Dü Terrail mit ſeinen Truppen

vor der Stadt, und die Anstalten zum Angrif wer-
den getroffen. Ein Paar ausgesandte Detasche-
ments sollen durch Scheinangriffe auf der Süd-
und West-Seite die Besazzung täuschen, damit
der Hauptangrif gegen das Ostthor desto weniger
Schwierigkeiten findet. Die Uhr auf dem großen
Stadtthurm soll den Detaschements auf der Süd-
und West-Seite das Signal zum Angrif geben.
Alle Hindernisse der Lokalität wurden besiegt und
Sluis wäre verloren gewesen, hätten sich nicht
mehrere höchst sonderbare Umstände zu seiner Ret-
tung vereinigt. Einer davon war, daß die Uhr
auf dem Stadtthurm diese ganze Nacht nicht schlug.
Die Detaschements an der Süd- und West-Seite
erwarteten daher vergebens das verabredete Sig-
nal, und da diese nichts von sich hören liessen, ge-
riethen auch die Truppen vor dem Ostthore in Be-
sorgniß. Indessen waren 25 Französische und eini-
ge Irländische Petardiere über den Graben ge-
schwommen, und hatten in einem Augenblik ihre
Petarden angeheftet, welche so glüklich wirkten,
daß ein Thor gesprengt und zwei Aufziehbrükken
herabgeworfen wurden. Sogleich drangen die be-
reitstehenden Truppen über die Brükke an das Thor.
Aber hier zögerten sie, weil sie kein Feuergewehr,
sondern nur Piken hatten, und ihre Kameraden
auf der Westseite noch immer ruhig blieben. Auch
in der Stadt herrschte eine tiefe Todtenstille, kein
Mensch erschien zur Vertheidigung, und denen am
Thore schien dieß so außerordentlich, daß sie anfin-
gen irgend eine Kriegslist zu befürchten. Die Per-

tarde hatte eine Oeſnung in das Thor geſchlagen, durch welche zwei Mann neben einander kriechen konnten, und von hier war es leicht den Wall zu erſteigen; aber die Petardiere riefen vergebens den Soldaten zu, muthig vorzudringen, ſie fuhren fort zu zögern und verloren unter eiteln Bedenklichkeiten eine koſtbare Zeit.

Keine Gefahr ahnend lag in der Stadt, vom Befehlshaber an, noch alles in tiefen ſichern Schlaf begraben, als der Feind ſchon am Fuße des Walles ſtand. Erſt der Knall der Petarden ſchrekte einige Soldaten von der Beſazzung aus der Ruhe auf. Sie eilten nach dem Walle, ſahen die Gefahr und erfüllten die ganze Stadt mit dem Geſchrei: der Feind iſt da, auf zu den Waffen! Jezt kommt alles in Bewegung. Der Befehlshaber ſelbſt eilt halb angekleidet herbei, und der Wall füllt ſich mit Bewafneten an, welche ſogleich ihre Feuerröhre auf die zögernden Feinde abſchieſſen. Dieſe tödtliche Begrüſſung vermehrte die Beſtürzung unter den Zögernden. Sie fingen an in Unordnung zurük zu weichen, und der Befehlshaber van der Noot, welcher dies bemerkte, ließ das Geſchüz auf die Brükke richten, welches unter der dichtgedrängten Maſſe der Zurükweichenden große Verheerungen anrichtete. Ueber 500 wurden von den Kugeln zerſchmettert, oder ertranken im Waſſer und Moraſt. Der Ueberreſt eilte in ſchneller Flucht, und von den Beſazzungen der benachbarten Schanzen verfolgt, davon. Unter den Gefangenen befand ſich auch ein Jeſuit, der es ſich ausgebeten hatte,

die erſte Meſſe in der Stadt zu leſen, wenn ſie erobert wäre. Dû Terrail legte das Mislingen des Ueberfalls der Unentſchloſſenheit und Zaghaftigkeit der Officiere zur Laſt. Auf ſeine Anklage zog der Kriegsrath zu Brüſſel verſchiedene derſelben zur Verantwortung, und ließ die Wallonischen Hauptleute Krukenburg und Raſoir enthaupten. Die Wallonen wurden darüber äuſſerſt aufgebracht und führten bittere Klagen, daß man an ihren Landsleuten allein ein Vergehen beſtrafe, deſſen ſich doch die Spanier und Italiäner nicht minder ſchuldig gemacht hätten. Der den Belgiern äuſſerſt verhaßte Dû Terrail verließ bald darauf die Dienſte des Erzherzogs und ging nach Frankreich, wohin ihm der König zurük zu kehren erlaubt hatte. Aber ſein unruhiger Kopf verwikkelte ihn bald in neue Abentheuer. Er begab ſich zum Herzog von Savoyen, und ließ ſich in einen Anſchlag ein, die Stadt Genf durch Verrätherei in die Gewalt des Herzogs zu bringen. Zum Unglük für ihn wurden ſeine Anſchläge den Genfern bekannt, ſie bemächtigten ſich ſeiner und er verlor ſeinen Kopf zu Genf auf dem Blutgerüſt.

Die Niederländiſche Reiterei hatte während der ebenerwähnten Unternehmungen der Spaniſch-Erzherzoglichen Truppen wider Brevoort und Sluis, einige glükliche Handſtreiche ausgeführt. Sie ſchlug ein Detaſchement Oſtfrieſiſcher Reiter unter dem Grafen Johann von Rittberg, brandſchazte die Gegend um Mecheln, und nahm zwei mit Geld für den Marcheſe Spinola beladene

Mauleſel. Da durch die Streifereien der Beſazzungen der beiden Schlöſſer Wouw und Hoogſtraten die Agrikultur in den umliegenden Gegenden außerordentlich litt, ohne daß einer oder der andere Theil irgend einen Vortheil davon gehabt hätte, ſo wurden die Werke derſelben durch ein gegenſeitiges Uebereinkommen zwiſchen den Erzherzogen und den Generalſtaaten, geſchleift, die erſte Maßregel der Menſchlichkeit zur Verminderung der Verheerungen des Kriegs, deren in der Geſchichte dieſer großen Fehde Erwähnung geſchieht.

Schon am lezten Mai (1606) war Spinola, wie oben bereits erwähnt ward, von ſeiner Spaniſchen Reiſe wieder zu Brüſſel angelangt. Er brachte Geld und ſehr ausgedehnte Vollmachten des Königs mit. Alle Niederländiſchen Angelegenheiten waren ſeiner Leitung übergeben, und ſein Wirkungskreis war ſo ausgebreitet, daß er die Unzufriedenheit der Großen am Hofe zu Brüſſel und ſelbſt die Eiferſucht des Erzherzogs erregte. Er verſtärkte die Kriegsmacht durch ein Paar neugeworbene Spaniſche und Italiäniſche Regimenter und einige tauſend entlaſſene Braunſchweigſche und Oſtfrieſiſche Soldaten, die er in Sold nahm, bis auf 24000 Mann, traf verſchiedene nüzliche Einrichtungen zur Verminderung des ungeheuern Troſſes bei der Armee, um ſie leichter und beweglicher zu machen, und befahl, zur Schonung der mit jedem neuen Kriegsjahre ſeltner werdenden Lebensmittel, daß alle Soldatenfrauen in den Beſazzungsplazzen bleiben und nur zwei bei jeder Fahne als

Wäſcherinnen mit ins Feld gehen ſollten. Der Operationsplan, welchen er für den gegenwärtigen Feldzug entworfen hatte, war folgender. Mit 11000 Mann zu Fuß, 2000 zu Roß und 8 Feuerſchlünden wollte er entweder nach Friesland, oder über die Yſſel rechts durch die Velau nach Utrecht vordringen, während der Graf von Bucquoi mit 10000 Mann zu Fuß, 1200 Reitern und 12 Feuerſchlünden links durch die Betau ziehen ſollte. Beide Korps ſollten an den Gränzen der Provinz Holland zuſammen treffen, gemeinſchaftlich in das Herz derſelben einzubrechen ſuchen, und indem ſie hier Eroberungen machen würden, zugleich den Gränz- und Hauptfeſtungen die Zufuhr und Gemeinſchaft mit dem Innern des Landes abſchneiden. Dieſem Plan zu Folge zog ſich die Spaniſch-Erzherzogliche Kriegsmacht am Rhein zuſammen; und am 10 des Heumonats brach Spinola von den Ufern dieſes Stromes auf, und ging am 12. bei Dorſte über die Lippe. Aber alle Elemente ſchienen zur Vereitelung ſeiner Plane miteinander verſchworen. Ein heftiger und anhaltender Regen hielt ſeinen Marſch auf. Der Paß durch die Bourtange nach Friesland war wegen des aufgeweichten Bodens unzugangbar, und der auf Coeverden ſtand unter Waſſer. Ueberdem machten die angeſchwollenen Ströme und vorzüglich der hohe Waſſerſtand der Yſſel, welche nirgends durchwatet werden konnte, den Uebergang in die Velau unthunlich. So ſah ſich der Feldherr auf dem moraſtigen Boden der Landſchaft Twente feſtgehalten, wo ſeine Soldaten, von

dem unaufhörlichen Regen durchnäßt, nicht einmal Feurung fanden, um ſich zu troknen und zu erwärmen, weil das einzige Brennmaterial in dieſen Holzarmen Gegenden von der Näſſe durchdrungen, nur Rauch und weder Glut noch Wärme gab.

Das Ungemach und die Widerwärtigkeiten, mit welchen Spinola zu kämpfen hatte, verſchaften dem Prinzen Moritz Zeit, den Entwürfen ſeines Gegners entgegen zu wirken. Die Organiſirung der Niederländiſchen Truppen war ſehr langſam betrieben worden. Erſt am 4. des Heumonats konnte der Prinz die verſchiedenen Korps bei Arnhem zuſammenziehen, von wo er am 15. mit 10000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern, über Doesburg an der Yſſel nach Deventer vorrükte. Er verſah ſogleich dieſe beiden Plätze nebſt Zütphen mit ſtärkeren Beſazzungen, und ſezte ſie in den beſten Vertheidigungsſtand. Darauf detaſchirte er den Oberſten Dü Bois mit 68 Fahnen zu Fuß und zu Roß, die feſten Plätze zwiſchen Gorkum und der Schenkenſchanze wider die Unternehmungen des Grafen Boucquoi zu dekken. Dieſer Feldherr hatte ſich mit 7000 Mann bei Mok an der Maas (18. Jul.) gelagert, und während er von hier aus Nimegen und Grave bedrohete, den Oberſten Giuſtiniani mit 4500 Mann, 2 Kanonen und 35 Brükkenſchiffen, die auf Wagen gefahren wurden, an die Waal geſandt, um in die Betau einzubrechen. Durch zwekmäßige Maßregeln und ein glükliches Scharmüzel verhinderte Dü Bois den Oberſten Giuſtiniani über die Waal zu ſezzen, worauf ſich der Lez-

tere nach Mok zurükzog. Prinz Moritz aber ließ die Ufer der Waal und der Yſſel vom Bommeler-waard bis an die Schenkenſchanze und von Arnhem bis Hattem herab durch eine Kette von Verſchanzungen dekken.

Spinola hatte ſich am 18. bei Goor aufgeſtellt. Von hier rükte er nach Borchele an der Yſſel, Lucas Cairo und Johann von Medicis aber blieben mit einem Korps bei Goor zurük, wo die Magazine für das Heer angelegt wurden. Voll Ungeduld harrte der königliche Feldherr auf günſtigeres Wetter, und blikte überall nach einer Gelegenheit aus, dem Feinde Schaden zu thun. Er ließ durch Inigo de Borgia, Guevara und de Torre die Stadt Lochem in der Grafſchaft Zütphen angreifen. Der Graf von Emden mit ſeinem Teutſchen Regimente und fünf Feuerſchlünden bedekte den Angrif. Die Stadt iſt von weniger Bedeutung, aber ihr Beſiz dem, welcher in dieſen Gegenden Krieg führt, von Nuzzen. Sie ergab ſich, nachdem ſie nur einen Tag (23. Jul.) belagert geweſen war, und die Beſazzung erhielt freien Abzug. Troz dieſer Eroberung aber gab Spinola nach und nach die Hofnung auf, durch die Velau und Betau in Utrecht und Holland einzudringen. Doch wollte er noch einen Verſuch zum Uebergang über die Yſſel machen. Er rükte zu dem Ende gegen Zütphen vor, und ließ hier, um den Prinzen Moritz zu täuſchen, die Tiefe des Stroms unterſuchen, als wollte er in dieſer Gegend den Uebergang verſuchen. Indeß eilte der Graf von Soire mit einem Korps an die

Vechte. Seine Abſicht war, Zwol an der Niederiſſel wegzunehmen. Aber der Befehlshaber dieſer Stadt, Warmelo Droſſard von Salland, hatte zwei bewaffnete Fahrzeuge und drei Fahnen Fußvolk in der Vechte aufgeſtellt, welche den Uebergang des Grafen (2. Auguſt) hinderten. So ſcheiterte auch dieſer Plan, und Spinola zog ſich darauf von der Yſſel zurük um Grol zu belagern; Bouequoi aber erhielt Befehl zu gleicher Zeit Nimegen anzugreifen, um die Aufmerkſamkeit der Niederländer nach der Waal zu ziehen.

Den 3. Auguſt eröfnete Spinola die Belagerung Grols. Am ſiebenten Tage derſelben griffen die Belagerer die in Geſtalt eines Halbmondes angelegten Außenwerke an und bemächtigten ſich ihrer nach einem hartnäkkigen und blutigen Kampfe, der ſie über 500 Todte und Verwundete koſtete, worunter ſich die beiden Brüder Johann und Chriſtoph Grafen von Rittberg befanden. Nach der Eroberung der Auſſenwerke, ward der Angrif gegen die Hauptwerke geführt, und als die Belagerenden den Graben ausgefüllt hatten und bis an die Courtine vorgedrungen waren, ließ Spinola ſein Heer in Schlachtordnung ausrükken und die Stadt zur Uebergabe auffordern, mit der Bedrohung, wenn dieſe nach einer Stunde nicht erfolgt ſei, die Stadt ſtürmen und alles darin niederhauen zu laſſen. Die Einwohner, durch dieſe Drohung geſchrekt, umringten mit Weib und Kind den Befehlshaber Vandorth, einen jungen und unerfahrnen Mann, und bewogen ihn durch Bitten, Klagen und Vor-

ſtellungen, daß er in die Uebergabe willigte, obgleich er das Verſprechen vom Prinzen hatte, daß in zwei Tagen der Entſaz (13. Auguſt) erfolgen ſollte. Die 1300 Mann ſtarke Beſazzung erhielt freien Abzug. Nach dem Inhalt der Kapitulation war die Wiedereinführung des katholiſchen Kultus feſtgeſezt, den Einwohnern dagegen die Erlaubniß ſich wegzubegeben bewilligt, doch ſie machten keinen Gebrauch von dieſer Begünſtigung und es ſchien, daß jede Regierung und jede Religion ihnen gleichgültig ſei. Derſelbe bürgerliche und religiöſe Indifferentismus äußerte ſich auch unter den Bewohnern anderer auf gleiche Bedingungen übergebenen Gränzpläzze, und war ohne Zweifel eine Folge der häufigen Veränderungen des Gouvernements, denen ſie unterworfen waren.

Spinola erwartete indeß vergebens eine günſtige Veränderung des Wetters; der Regen dauerte fort, und er gab endlich alle Hofnung auf, den beſchloſſenen Uebergang über die Waal und Yſſel zur Ausführung zu bringen. Jezt faßte er den Entſchluß, die ſumpfigen Gegenden, wo ſeine Krieger ſo viel Ungemach erduldet hatten, zu verlaſſen, und ſich nach den höheren Rheingegenden zu wenden. Der Erzherzog hatte eine Belagerung Nimegens in Vorſchlag gebracht, aber Spinola hielt für zwekmäßiger Rheinbergen anzugreifen. Er ertheilte dem Grafen Boucquoi in Geldern Befehl, ſich dahin zu ziehen, und folgte ihm, nachdem er die Grafen Solre und Heinrich von Berg bei Grol zurükgelaſſen hatte. Schon am 22. Auguſt berenn-

le Boucquoi Rheinbergen, und kurz nach ihm
langte auch Spinola an. Doch ehe die Stadt
gänzlich eingeſchloſſen werden konnte, gelang es
dem Grafen Heinrich Friedrich, die Beſatzung noch
mit 14 Fahnen zu verſtärken, wodurch die Anzahl
der Vertheidiger bis auf 3000 Mann zu Fuß und
200 Reiter vermehrt ward. Verſchiedene Franzöſi-
ſche Freiwillige zum Theil aus den vornehmſten
Geſchlechtern, unter andern ein Prinz von Rohan,
Soubiſe und der Marquis von Varennes, ſchloſſen
ſich mit in die Feſte ein, um die Belagerungskunſt
praktiſch zu erlernen. Der Oberſt Uittenhofen war
Befehlshaber der Stadt, und der Schottiſche
Oberſt Edmund Kommandant des Forts auf dem
Wert, einer Rheininſel, welche durch eine Schiff-
brükke mit dem feſten Lande zuſammen hing.

Spinola umſchloß die Stadt auf der linken
und Boucquoi auf der rechten Seite des Rheins.
Pompeo Giuſtiniani ſezte ſich mit einem beſondern
Korps auf der Straße nach Moeurs. Die Belа-
gerten ſtörten und unterbrachen durch häufige Aus-
fälle ihre Arbeiten. Bei einem der erſten gerieth
Spinola ſelbſt in Gefahr von den Niederländiſchen
Reitern gefangen zu werden; ein anderer auf das
Boucquoiſche Quartier koſtete (3. Sept.) dem Ba-
ron de Fleches, einem Franzöſiſchen Freiwilligen
von der Beſatzung, die Freiheit, und bei einem
dritten ward der Spaniſche Oberſt de Torre er-
ſchoſſen. Nach einem ſehr heftigen Kampfe be-
mächtigten ſich die Belagernden des Forts auf
dem Wert, in deſſen Vertheidigung der tapfere

Schotte Edmund fiel, der sich durch Muth und Verdienste aus einem geringen Stande zum Befehlshaber emporgeschwungen hatte.

Während die Belagerung hierauf nach der gewöhnlichen Weise, durch Feuer, Minen und Stürme, fortgeführt ward, hatte Prinz Moritz seine Stellung bei Doesburg verlassen und sich zwischen Wesel und Bispik gelagert, wo er eine Brükke über den Rhein schlagen ließ. Er war von den Generalstaaten mit unumschränkter Vollmacht versehen, für Rheinbergen zu thun was er für gut fände und allenfalls selbst eine Schlacht zu liefern. Seine Anstalten liessen auch vermuthen, daß er den Entsaz der Stadt mit Gewalt versuchen werde, doch es war ihm damit kein Ernst, denn er hielt es weder für zwekmäßig dem Feinde eine Schlacht zu liefern, noch sich in eine andere Belagerung einzulassen. Das Lezere hätte ihn zu weit von der Yssel entfernt und dem Feinde Gelegenheit verschaft, den so lange vergebens beabsichtigten Uebergang auszuführen; und eine Schlacht war wegen der zahlreicheren Mannschaft und vortheilhaften Stellung des Feindes und wegen der äußerst nachtheiligen Folgen, wenn sie unglüklich ausfiel, allen strategischen Grundsäzzen zuwider. Er beschloß daher, unbekümmert um das fade Räsonnement unberufener Kritiker, keinen unvorsichtigen Schritt zu thun, sondern nur solche Maßregeln zu treffen, daß sein unternehmender Gegner wo möglich den Ueberrest des Feldzugs hindurch vor Rheinbergen festgehalten würde. Um seinen Soldaten eine Beschäftigung

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10421/028

zu geben, und sie in Thätigkeit zu erhalten, bemächtigte er sich eines Forts, welches die Spanier am Ausfluß der Lippe in den Rhein zu bauen angefangen hatten, und ließ es vollenden.

Die Belagerung von Rheinbergen ward indeß mit großer Thätigkeit und Anstrengung fortgesetzt. Die Belagerten vertheidigten sich mit Muth und Einsicht, wobei vorzüglich die Franzosen sich rühmlich auszeichneten. Dennoch konnten sie den Verlust ihrer zahlreichen Außenwerke nicht hindern, und da Spinola das Leben seiner Kriegsleute nicht schonte, so trieben die Belagerer ihre Arbeiten trotz aller Hindernisse bis an den Graben vor. Ohne Pulver, ohne Hofnung entsetzt zu werden, und den Feind in dieser Nähe, hielt es der tapfere Uitenhofen für keine Schande mehr, eine Kapitulation anzubieten, welche auf ehrenvolle Bedingungen (2. Oktober) abgeschlossen ward. Rheinbergen kam dadurch wieder in die Gewalt der Spanier und die Besatzung erhielt freien Abzug. Sie hatte im Laufe der Belagerung gegen 500 Mann verloren. Der Verlust der Belagerer war weit beträchtlicher. Die beiden Italiänischen Regimenter Sangiorgio und Pompeo Giustiniani hatten zwei Drittheile ihrer Mannschaft eingebüßt.

Die Nachricht von dem Verlust einer so starken Feste wie Rheinbergen war, ward von den Generalstaaten mit großem Unwillen aufgenommen. Ueberhaupt waren sie äußerst unzufrieden mit dem Gange des diesjährigen Feldzugs, obgleich die Veranlassung dazu größtentheils in ihre übertriebenen

Sparſamkeit lag. Graf Heinrich Friedrich machte einen fruchtloſen Verſuch Venloo (2. Oktober) zu überfallen, und keinen beſſern Erfolg hatten die Entwürfe der Niederländer ſich einiger Plätze in Seeſtandern zu bemächtigen. Aber auch Spinola ſah ſich nach der Eroberung Rheinbergens in ſeinen Fortſchritten gehemmt. An derſelben Klippe, woran ſo oft die Unternehmungen ſeiner Vorgänger geſcheitert waren, gingen auch ſeine Eroberungsplane unter, und er mußte den Letzteren entſagen, weil er jene nicht vermeiden oder entfernen konnte. Die aus Spanien mitgebrachten und verſchiedene ſchon nachher wieder aufgebrachte Summen waren verſchwunden, die Spaniſchen Rimeſſen blieben aus, weil die Weſtindiſchen Flotten nicht ankamen; mehrere Banquiers, welche ihm oder der Spaniſchen Regierung ſtarke Vorſchüſſe gethan hatten, machten banquerout weil keine Wiederbezahlung erfolgte. Dadurch verlor er allen Kredit und zugleich die Mittel ſeinem Geldmangel abzuhelfen. Die Soldaten empfingen ihren Sold nicht mehr, und die Folge davon war ein Aufſtand, welcher nach der Eroberung Rheinbergens zum Ausbruch kam. Viele von den Misvergnügten nahmen Dienſte bei den Truppen des Prinzen Moritz, andere begaben ſich unter dieſes Feldherrn Schuz, und durchſtreiften in zahlreichen Banden unter der Anführung ſelbſtgewählter Elette's das platte Land. Spinola beſtrafte anfangs die Schuldigen mit der Landesverweiſung, und ließ die Namen von 436 Rebellen, worunter drei Hauptleute und einige andere Offi-

ciere waren, zu Rheinbergen an den Galgen hefte-
ten. Aber die große Menge der Strafbaren
machte bald keine Strafe mehr anwendbar, und
Drohungen und Versprechungen fruchteten nichts.
Sechshundert Reiter zogen nach Hochstraten, aber
sie fanden hier keinen Schuz, denn die Fortification
dieses Plazes war geschleift. Sie wandten sich
daher, auf die Nachricht daß Spinola sie angreifen
wolle, an Justin von Nassau, den Befehlshaber
von Breda, und baten ihn um Beistand; aber die
ganze Unterstüzung, welche man ihnen zukommen
ließ, beschränkte sich auf einen kleinen Vorrath von
Proviant.

Spinola sah mit dem tiefsten Kummer sich
aller Früchte des Feldzugs durch dieses unglükliche
Ereigniß beraubt. Um der weiteren Verbreitung
des Uebels Einhalt zu thun, verlegte er seine treu-
sten Regimenter in die nächsten Plätze, und die
übrigen, nach dem Beispiele Mendoza's, in das
Erzstift Cöln. In demselben Verhältnisse wie die
Streitkräfte des Spanischen Heers durch diese Em-
pörung vermindert wurden, wuchs die Stärke der
Niederländischen Kriegsmacht, so daß Prinz Mo-
ritz jezt über 15000 Mann zu Fuß und 3000 Rei-
ter gebieten konnte, was während dem ganzen Feld-
zuge der Fall noch nicht gewesen war. Diese den
Angelegenheiten der Republik so günstigen Umstän-
de machten den Generalstaaten Hofnung zur Wie-
dereroberung der im Laufe desselben verlornen festen
Plätze. Sie ertheilten dem Prinzen Moritz Be-
fehl dazu, und versahen ihn zugleich mit unum-

schränkter Vollmacht, alles zu thun was er zur Ausführung dieses Auftrags für zweckmäßig halten würde. Der Prinz sandte hierauf den Grafen Ernst von Nassau (24. Oktober) mit einem Korps nach Lochem, welches von 500 Mann unter Diaz vertheidigt ward, und sich nach einer fünftägigen Belagerung ergab. Er selbst rükte am 1. November vor Grol, aber die Arbeiten vor dieser Feste wurden nicht mit der dem Prinzen sonst eigenen Energie betrieben, vielleicht weil ihn der Aufruhr im feindlichen Kriegsheer kein Hinderniß von Seiten seines Gegners besorgen ließ. Eine sehr unangenehme Erfahrung belehrte ihn, daß er sich in seinen Voraussezzungen geirrt habe. Ein anhaltender Regen verzögert die Arbeiten der Belagerer und erzeugt Krankheiten unter ihnen, und endlich erscheint ganz unerwartet der Marchese Spinola an der Spizze von 7000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern zum Entsoz der Stadt. Dieser thätige und unternehmende Feldherr hatte die Nachricht von dem Verlust Lochems mit Gleichgültigkeit aufgenommen, aber als er die Gefahr vernahm, von welcher Grol bedrohet ward, beschloß er, diese Stadt zu retten, was es auch kosten möge. Es gelingt ihm durch Versprechungen, Bitten und Vorstellungen einen Theil der empörten Soldaten zu bewegen, ihm auch ohne Bezahlung diesen kleinen Ritterdienst zu leisten. Mit ihnen vereinigt er die treugebliebenen Regimenter. Das nöthige Geschüz wird herbeigeschaft, und nach wenigen Tagen sieht man ihn schon im vollen Marsch nach

Grol. Auf einem weiten Umwege nähert er sich dem Lager der Niederländer auf der schwächsten Seite desselben, da wo es nur durch einen Morast geschüzt war, den man bis jezt für ungangbar gehalten hatte. Drei Kanonenschüsse unterrichten die Belagerten von seiner Ankunft, und das frohe mit Ungeduld erwartete Signal begeistert ihren Muth.

Prinz Moritz fand nicht für gut, eine Schlacht zu wagen, obgleich sein Heer stärker an Mannschaft war als das feindliche, und die bei demselben stehenden Franzosen eifrig darauf drangen. Er hob, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, (8. Nov.) die Belagerung auf, und zog sich, verfolgt von der feindlichen Reiterei, nach Doesburg zurük. Spinola warf hierauf eine Verstärkung von 1000 Mann und einen großen Pulvervorath in die Feste, worin Graf Heinrich von Berg Befehlshaber war, und begab sich darauf, ohne weiter etwas zu unternehmen nach Rheinbergen, zufrieden seinen berühmten Gegner zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu haben.

Beide feindlichen Heere bezogen hierauf die Winterquartiere, und während sich Spinola bemühte, den Aufstand unter seinen Truppen zu dämpfen, verabschiedeten die Generalstaaten ein Teutsches Regiment, welches stärkeren Sold als die übrigen erhielt, und dadurch Veranlassung zum Neid und Misvergnügen gab. So endete dieser Feldzug, worin zwar Spinola seinen großen Plan, im Innern der Vereinigten Provinzen Eroberungen

zu machen, nicht realisiren konnte, den er aber doch trotz aller Hindernisse, welche ihm ungünstige Witterung, ein feindseliger Boden, Geldmangel und Empörung unter seinen Truppen entgegenboten, rühmlich und siegreich endigte. Aber den Geist des Aufruhrs zu beschwören, der das Kriegsvolk ergriffen hatte, gelang ihm nicht, weil die kräftigste Zauberformel, das Geld, ihm fehlte. Eine Bande Rebellen, über 1000 Köpfe stark, durchstreifte das Cölner, Lütticher und Jülichsche Gebiet, diese unglüklichen Länder, welche die Geißeln eines ihnen fremden Kriegs so oft und schmerzlich fühlen mußten. Sie führten Strohwische auf den Hüten als Simbole ihres Handwerks, denn wer ihren Forderungen nicht genügte, dem ward seine Hütte über dem Kopf angezündet. Es gab keine Ausschweifung und Gewaltthätigkeit, welche dieses heillose Gesindel nicht verübt hätte, und der Schrekken, welcher vor ihm herging, bereicherte es mit dem lezten Nothgelde des friedlichen Landmanns.

Das Jahr, welches sich mit diesen Szenen einer grausenvollen Gesezlosigkeit endigte, war zugleich das Todesjahr zweier in der Niederländischen Revolutionsgeschichte ausgezeichneter Männer. Am 5. März 1606 starb auf dem Schlosse Isselstein Graf Philip von Hohenlohe, welcher den Generalstaaten vier und dreißig Jahre gedient hatte. Er war ein tapferer und kühner Soldat, aber weder ein großer noch glüklicher Feldherr. Dennoch leistete er dem Staate sehr nüzliche Dienste, besonders in dem kritischen Zeitraum nach dem Tode

seines Schwagers des Prinzen von Oranien und während der Minderjährigkeit des Prinzen Moritz. Als Privatmann war er außerordentlich human, freigebig und ein sehr angenehmer Gesellschafter, dem es an keiner geselligen Tugend fehlte, obgleich sein heftiges Temperament ihn oft zu Uebereilungen hinriß. Als er nicht mehr beim Heere gebraucht ward, artete seine Jovialität in Liebe zur Schwelgerei und zum Trunke aus. Die Folge dieser Lebensart war eine schmerzhafte Gicht, welche ihn an Händen und Füßen gelähmt auf die Bahre streckte.

Sieben Monat später am 8. Oktober starb zu Dillenburg, in einem Alter von ein und siebzig Jahren, Graf Johann von Nassau, älterer Bruder des großen Wilhelms von Oranien. Er unterstützte nicht nur im Anfange der Revolution seinen Bruder treulich mit Geld und Rath, sondern nahm auch selbst unmittelbaren Antheil daran, denn er verwaltete eine Zeitlang die Statthalterschaft von Geldern, und der Utrechter Bund war größtentheils sein Werk. Den Ueberrest seiner Tage verlebte er in Teutschland in seiner Grafschaft Dillenburg. Er hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, und fünf seiner Söhne fochten für die Freiheit des Niederländischen Staatenvereins.

Zu den berühmten Todten dieses Jahrs gehören auch der gelehrte Justus Lipsius, öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit auf der hohen Schule zu Löwen, und der große Seeheld Andreas Doria,

welcher zu Genua im drei und neunzigsten Jahre starb.

Verschiedene kleine kriegerische Szenen, welche sich während des Winters und in den ersten Frühlingsmonaten des Jahrs 1607 ereigneten, schienen wie gewöhnlich das Vorspiel zu wichtigeren Vorfällen zu sein. Glücklicherweise waren sie es diesesmal nicht, denn endlich schien die Zwietracht zu ermüden, die aufgebrachten Gemüther gaben der Stimme der Versöhnung Gehör, und ein friedliches Gestirn ging freundlich hervor aus der langen Sturmnacht eines fast vierzigjährigen Kriegs. Im Jänner (1607. 7. Jänner) verbrannten und zerstörten Grabbendonks Reiter eine Niederländische Schanze auf dem Bommelerwaard. Eine andere feindliche Partei umringte den jungen Grafen von Falkenstein, als er eben auf einer Reise nach seinem Schlosse Broich begriffen war. Er war ein Sohn dessen, welcher einst als ein Opfer der Treulosigkeit Mendoza's fiel, und stand im Dienste der Generalstaaten. Die Spanier forderten ihn auf, sich zum Gefangenen zu ergeben, und da er es verweigerte, hieben sie ihn kaltblütig (März) nieder. Graf Friedrich von Berg überfiel das von den Niederländern besezte Städtchen Aardenburg in Flandern, und Graf Heinrich Friedrich von Nassau das Schloß Erkelen in Obergeldern. Jener erreichte seinen Endzwek nicht, aber Graf Heinrich Friedrich sezte sich durch Sprengung des Thors mit einer Petarde in den Besiz von Erkelen, wo er den Grafen Heinrich von Berg gefangen nahm. Bald

darauf ereignete sich ein sonderbarer Vorfall im Bentheimischen. Der Erzherzog sandte eine schwache Reiterschaar mit einer Summe Geldes nach Lingen zur Bezahlung der dortigen Besazzung. In der Grafschaft Bentheim stiessen die Erzherzoglichen auf eine stärkere Partei Niederländischer Reiter und wurden von ihr in das Städtchen Steinfurt verfolgt, wohin sich jene eilend zurükzogen. Schon waren die Schwerter zum Kampfe aufgehoben, als von den Bürgern, welche die nachtheiligen Folgen eines Gefechts in ihren Mauern fürchteten, ein Vergleich zwischen beiden Theilen vermittelt ward. Die Niederländer erhielten von ihren Gegnern 3000 Albertusthaler, worauf jeder Theil seine Straße (April) ruhig weiter zog.

Die wichtige und entscheidende Katastrophe, welche um diese Zeit im Haag vorbereitet ward, unterbrach zum Wohl der leidenden Völker den Lauf des Landkriegs; nur auf dem Elemente des Meers dauerte das Blutvergiessen noch eine Zeitlang fort, und die Darstellung der Ereignisse, welche dort unsere Aufmerksamkeit anziehen, mag der Erzählung jener merkwürdigen Unterhandlungen vorangehen, wodurch die Revolution ihr Ziel erreichte und das Schiksal der vereinigten Niederländischen Provinzen für eine fast zweihundertjährige Dauer bestimmt ward.

18.

Rainier Klaasson und Jakob von Heemskerk.

1606 und 1607.

Die Namen dieser beiden Heroen, welche ihr Leben der Ehre und dem Vortheil des Vaterlandes aufopferten, dürfen nicht vergessen werden in der Geschichte dieses Kriegs, auf daß ihre Thaten den Nachkommen zu großen Mustern dienen, und die Jugend der Völker sich durch ihr erhabenes Beispiel zur edlen Nacheiferung erwärme. Der eine zog, wie ein ächter Republikaner, den Ruhm eines freiwilligen Todes der Schmach überwunden zu werden vor, und den andern nahm das Schikſal hinweg als er im Feuer seines Heldenmuths seine Waffengefährten in den Kampf führte, und sein Ende war der Anfang eines glänzenden Siegs. Die Veranlassungen zu dem rühmlichen Tode der beiden Helden waren folgende.

Im Jahre 1605 bemächtigte sich der Spanische Admiral Don Luis de Faizardo einiger Niederländischen Schiffe, und ließ die Mannschaft derselben zum Theil in das Meer werfen, zum Theil durch

Strik und Feuer hinrichten. Diese Grausamkeit zu rächen und zugleich den Spanischen Handel zu stören, um den in Spanien herrschenden Geldmangel zu vermehren, ward im Anfange des folgenden Jahres auf Befehl der Generalstaaten in den Niederländischen Häfen eine Kriegsflotte ausgerüstet. Die Ostindische Gesellschaft, welche sehr dadurch gewann, wenn die Portugiesen verhindert wurden, ihr die Indischen Waaren durch die Konkurrenz beim Einkauf zu vertheuern oder mit den Waffen in der Hand sie bei ihren merkantilischen Unternehmungen einzuschränken, trug 150000 Gulden zu den Kosten der Ausrüstung bei. Der Admiral Wilhelm Hautein ward zum Oberbefehlhaber der Flotte ernannt, und Rainier Klaasson zum Admiral. Am 23. Jänner (1606) ging sie vier und zwanzig Segel stark in See. Ihre Bestimmung war, nach den Spanischen Küsten zu segeln, die Westindischen Schiffe aufzufangen und das Auslaufen der Portugiesischen Ostindienfahrer zu verhindern. Die Flotte hatte mit widrigen Winden zu kämpfen, und ihre Fahrt war langsam und beschwerlich, doch bemächtigte sie sich auf derselben verschiedener feindlichen Fahrzeuge. Auch erfüllte sie einen Theil ihrer Bestimmung, denn es gelang dem Admiral, die nach Ostindien bestimmten Portugiesischen Schiffe so lange im Hafen von Lissabon festzuhalten, bis die Zeit des Auslaufens verstrichen war, und die Reise nach der östlichen Hemisphäre in diesem Jahre nicht mehr unternommen werden konnte. Aber weniger glüklich war er in Rüksicht

der Westindischen Flotten, die ihm keine Prisen lieferten, weil sie theils schon in Amerika durch Stürme verunglükt, theils nach der Havannah zurükgekehrt waren. Er trat endlich, da die ihm nachgesandten Transportschiffe durch widrige Winde zurükgehalten wurden und die Flotte anfing Mangel an Lebensmitteln zu leiden, die Rükfahrt an, und lief im Brachmonat ganz unerwartet in den Holländischen Häfen ein. Aber schon im September mußte die Flotte, nachdem sie aufs neue mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen worden war, eine neue Reise nach den Spanischen Küsten machen, weil die Generalstaaten Nachricht erhalten hatten, daß die Spanisch-Portugiesischen Retourflotten aus West- und Ostindien in diesem Monat anlangen würden.

Die Niederländische Flotte war abermals vier und zwanzig Segel stark, doch als sie kaum in See gestochen war, wurden sechs Schiffe durch Sturm von ihr getrennt. Sie kreuzte hierauf eine Zeitlang auf der Höhe des Vorgebirgs St. Vincent, ohne ein feindliches Fahrzeug wahrzunehmen; bis sie endlich, da eben nur dreizehn Segel beisammen waren, plözlich auf die Spanische Armada des Admirals Faizardo stieß, welche aus acht großen Gallionen und verschiedenen kleineren Fahrzeugen bestand. So unerwartet und unvorbereitet war dieses Zusammentreffen, daß der Admiral von Seeland Rainier Klaasson schon mit einem Spanischen Schiffe im Kampfe begriffen war, als die übrigen Niederländischen Schiffe noch keine

Ahndung von der Nähe eines Feindes hatten, Ueberrascht, geschrekt durch den Anblik der kolossalen Gallionen und ohne genaue Verhaltungsbefehle auf den Fall eines Zusammentreffens mit einer feindlichen Kriegsflotte, hielten sich die Lezteren außer dem Kanonenschuß und wichen in der nächsten Nacht zurük.

Nicht wie diese Feigen dachte und handelte der heldenmüthige Klaasson. Die Ehre der Niederländischen Flagge und der Ruhm des Vaterlandes galten ihm mehr als sein Leben. Von seinen Waffengefährten verlassen, unterhält er allein mit seinem Schiffe zwei Tage lang den ungleichen Kampf mit der ganzen feindlichen Flotte, und schlägt alle Aufforderungen, zu streichen und sich zu ergeben, ab; bis der größte Theil seines Volks erschossen, sein Schif von Kugeln durchlöchert ist, die Masten über Bord gestürzt sind und das Wasser überall eingedrungen ist. In dieser Noth und um nicht lebend dem grausamen Feinde in die Hände zu fallen, thut er seiner noch übrigen Mannschaft den Vorschlag, als freie Männer eines selbstgewählten Todes zu sterben. Die tapferen Gefährten seines Muths nehmen ihn einstimmig an. Sie werfen sich sechzig an der Zahl mit ihrem Anführer auf die Knice nieder, beten zu Gott, daß er ihnen die schrekliche That, welche sie zu thun im Begrif sind, verzeihen wolle, — werfen Feuer in die Pulverkammer und sprengen sich samt dem Schiffe in die Luft. Nur zwei der Aufgeflogenen wurden von den Spaniern noch lebend aus den Wellen

gezogen, aber sie waren so beschädigt, daß sie nach wenigen Stunden starben.

Die übrigen Niederländischen Schiffe langten alle glüklich in Holland an, und Rainiers große That ward erst in der Folge in seinem Vaterlande bekannt.

Kaum hatte Faizardo die Niederländische Flotte von den Spanischen Küsten verscheucht, so liefen die Ostindischen Schiffe in Lissabon und die Westindischen in San Lucar ein. Es waren die Retourflotten von den Jahren 1605 und 1606, welche für den König 2 und für die Kaufleute gegen 6 Millionen Thaler an Gold und Silber und eine Menge kostbarer Waaren mitbrachten, wodurch der Geldmangel des Mutterlandes, welcher noch nie so drükkend gewesen war, gemindert und der Kredit wieder hergestellt ward. So sahen die Generalstaaten mit großem Verdruß den Zwek ihrer Expedition verfehlt, und die darauf verwandten großen Kosten verloren.

Die Ehre der Niederländischen Flagge und die dringenden Vorstellungen der Ostindischen Compagnie, welche die gänzliche Zerstörung ihrer Navigation besorgte, wenn die Spanische Marine durch keinen Gegner in ihren Unternehmungen beschränkt würde, machten eine neue Seerüstung nöthig. Sie geschah im folgenden Jahre, (1607) zu einer Zeit, wo den Generalstaaten schon von Seiten des Erzherzogs die ersten ernstlichen Friedensvorschläge gemacht worden waren, deren Aufrichtigkeit sie jedoch noch immer in Zweifel zogen. Die neu ausgerü-

stete Flotte ward bestimmt, einen Kreuzzug an den Spanischen Küsten zu machen, die Ostindienfahrer der Republik unter ihren Schuz zu nehmen, und den Feinden so viel Schaden als möglich zu thun.

Zum Oberadmiral der Flotte ward, auf sein eigenes Anerbieten der Expedition beizuwohnen, Jakob von Heemskerk, einer der tapfersten und erfahrensten Seeleute der Republik, ernannt, und diese Wahl konnte nicht glüklicher sein. Heemskerk hatte einst der gefährlichen Reise nach Novazembla, zur Aufsuchung einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien, beigewohnt, seitdem in Indien glükliche Kriege geführt, und im Jahre 1604 eine reichbeladene Portugiesische Karakke von 1500 Tonnen erobert. Er war Besizzer eines großen Vermögens, auch hatte der Eigennuz keinen Theil an seinen Unternehmungen. Ein edleres Motiv, Liebe zum Vaterlande und Ruhmbegierde, entflammte ihn zu kühnen und gefahrvollen Thaten; aber er verbarg seinen brennenden Ehrgeiz unter einem bescheidenen Aeußeren, und selbst seine Kleidung hatte nichts Ausgezeichnetes. Als er am Bord des Admiralschifs ging, rief er aus, das Vaterland soll mir todt oder lebendig danken! und so groß waren sein Vertrauen auf einen glüklichen Erfolg, und seine Uneigennüzzigkeit, daß er keinen Sold, sondern nur den achten Theil der Beute, welche er über 500000 Gulden machen würde, verlangte. Die übrigen Befehlshaber waren: Lorenz Jakobson Alteras Unteradmiral von Seeland, Lambert Henrichson Unteradmiral von der Maas, und die Hauptleute Per

ter Wilhelmſon Verhoef, Adrian Röſt, Paw, Leyer nar, Janſſen, Quaſt, Everſen und der durch ſeine Reiſen nach beiden Indien berühmte Georg Spilberg.

Die Flotte lichtete, 26 Kriegs- und 4 Transportſchiffe ſtark, am 25. März (1607) die Anker, und lief aus dem Texel. Heemskerk ließ ſeine Flagge von dem Aeolus wehen. Am 10. April bekam ſie die Spaniſche Küſte ins Geſicht. Des Admirals Abſicht war, die im Hafen von Liſſabon liegenden Oſtindienfahrer anzugreifen, aber er erfuhr von ſeinen als Kaufleute ausgeſandten Spionen, daß dieſe größtentheils die Rhede von Liſſabon bereits verlaſſen hätten. Dieſelbe Nachricht erhielt er von verſchiedenen Engliſchen und Franzöſiſchen Schiffen, die ihm zugleich meldeten, daß in der Bai von Gibraltar eine Spaniſche Kriegsflotte vor Anker läge. Jezt änderte er ſeinen Plan und beſchloß die feindliche Flotte aufzuſuchen. Ein Seeländiſcher Schiffer brachte ihm die Nachricht, daß die Spaniſche Flotte wahrſcheinlich nach Kadix gegangen ſei. Er wandte ſich daher wieder um das Vorgebirge St. Vincent und ſegelte bei San Lucar und Kadix vorüber, ohne den Feind zu treffen, der noch immer ruhig in der Bai von Gibraltar lag, wie der Admiral von einem Franzöſiſchen Schiffe erfuhr. Dahin alſo richtete er jezt ſeinen Lauf, indem er ſich bald an die Spaniſche bald an die Afrikaniſche Küſte hielt, und erreichte endlich die Meerenge, wo er die feindliche Flotte ins Geſicht bekam.

Sie bestand aus 9 großen Gallionen und 10 andern Fahrzeugen, und hatte Befehl die Niederländischen Handelsschiffe aufzufangen, welche aus dem Mittelländischen Meere durch die Straße nach dem Atlantischen segeln wollten. Don Juan Alvarez d'Avila, ein alter erfahrner Seemann, der schon unter Don Juan d'Austria gedient hatte, war Oberadmiral der Flotte, welche mit Geschüzze und Mannschaft reichlich versehen war. Der St. Augustin, das Admiralschif, hatte 700 Soldaten und Freiwillige ohne die Matrosen am Bord, und von fast gleicher Stärke und Bemannung waren die Nuestra Sennora de Veja und die Madre de Dios. Eine große Anzahl von Edelleuten und andern Freiwilligen hatte sich, um einen Beweis von Anhänglichkeit an König und Vaterland zu geben, am Bord der Spanischen Schiffe begeben, als man von Kadix und San Lucar aus die Niederländische Flotte bemerkte.

Sobald die Leztere die Meerenge erreicht hatte, rief Heemskerk die Befehlshaber der Schiffe zusammen, machte ihnen seinen Entschluß, die Spanier anzugreifen, bekannt und ertheilte ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Es ward bestimmt, daß der Admiral und der Contreadmiral von der Maas das feindliche Admiralschif, der Unteradmiral von Seeland und Hauptmann Bras von Hoorne den Spanischen Viceadmiral, und von den übrigen Schiffen immer zwei und zwei eine feindliche Gallione angreifen sollten. Alle Befehlshaber billigten das Vorhaben, und die Maß-

regeln des Admirals, und jeder leistete ihm ein theures Versprechen: nichts wider die Ehre der Niederländischen Flagge zu thun, und keine Gefahr zu scheuen! Sie kehren darauf am Bord ihrer Schiffe zurük, versammeln das Schifsvolk und ermahnen es zur Tapferkeit. Dann wird auf den Knien ein feierliches Gebet um Sieg gesprochen, der Eid des Gehorsams erneuert und der Pokal herumgegeben, den Trunk der unerschütterlichen Treue im Leben und im Tode zu thun, nach Altniederländischer Sitte. Nach dieser herzerhebenden Szene eilt jeder auf seinen Posten, alles wird zum Kampf gerüstet und alle Segel werden aufgezogen. Es war der 25. April (1607). Das Licht des Morgens beleuchtete freundlich die Bai und ihre Ufer und den wunderbaren Felsen an der Spizze Europa's.

Der Spanische Admiral, sein einziges Flaggenschif für stärker haltend als die ganze Niederländische Flotte, glaubte nicht, daß die Lezztere die Kühnheit haben werde ihn anzugreifen. Als er sie daher mit vollen Segeln heranschweben sah, fragte er einen Niederländischen Gefangnen, den er am Bord hatte, den Schiffer Gottfried Englischmann, was die Absicht seiner Landsleute sein möchte, und ob sie wohl das Herz haben würden ihn unter den Kanonen des Schlosses Gibraltar anzugreifen? Ganz gewiß werden sie das, erwiederte jener, denn alle ihre Bewegungen zeigen es! Die Antwort des stolzen Spaniers war ein verächtliches Lächeln, doch bald überzeugten ihn die Manoeuvres

der Niederländer, daß sein Gefangener Recht habe. Jezt ließ er die Anker seines Schifs kappen und legte sich näher unter die Stadt, hinter den Vicesadmiral und drei andere Gallionen, um diesen die Gefahr des ersten Angrifs zu überlassen. Aber Heemskerk, seinen Plan verfolgend, segelte den Lezteren vorbei und ging gerade auf die feindliche Kapitane los. Er befahl seinem Schiffer, nicht eher den Anker fallen zu lassen, als bis er auf sie gestossen sei und sie habe krachen hören, dem Konstabler, nur dann erst Feuer zu geben, wenn man ganz nahe heran sei, und dem Steuermann, daß er mit eigener Hand das Steuer führen solle. Hundert Thaler Belohnung versprach er dem, welcher die feindliche Flagge herabholen würde, und wer das Schif überwältigte, sollte die ganze Beute behalten.

Der Spanische Admiral gab ihm die erste Lage, doch ohne große Wirkung. Jezt donnern auch die Feuerschlünde des Aeolus, der sich in dem Augenblik dem Spanier zur Seite legt, sich fest an dessen Bord klammert und den Anker fallen läßt. Heemskerk steht mitten auf dem Verdek, allen Gefahren ausgesezt, und ertheilt unerschrokken und kaltblütig seine Befehle. Aber der Moment, der so viel treffliche Eigenschaften vernichten, und dieses ruhmvolle Leben in seiner schönsten Blüthe enden soll, ist da. Mit der zweiten feindlichen Lage nimmt eine Kugel dem Admiral das linke Bein hinweg, reißt einen jungen Matrosen mitten von einander, und zerschmettert einem Konstablr den

Arm als er eben im Begrif ist ein Stük abzubrennen. Zu Boden stürzend ruft der tödtlich verwundete Admiral: Nur fortgekämpft, Brüder! rächt mich durch die Niederlage des Spaniers! und nach wenigen Minuten ist er verschieden, wie ein ächter ritterlicher Held mit dem Harnisch angethan, den Helm auf dem Haupte und das Schwert in der Hand. Der Hauptmann des Aeolus, Peter Wilhelmsson Verhoef von Amsterdam, verschwieg den Tod des Admirals den übrigen Schiffen und sezte den Kampf muthig fort, unterstüzt durch den Viceadmiral, der sich auf der andern Seite an das Spanische Admiralschif geklammert hatte.

Das Treffen ward jezt allgemein. Die Niederländischen Schiffe aber griffen nicht nach der gegebenen Disposition an, sondern wie sich ihnen dazu die Gelegenheit darbot. Vier derselben umringten den Spanischen Viceadmiral. Seine Gallion gerieth während des Gefechts in Brand, und das Feuer theilte sich den sie bekämpfenden Niederländern mit, welche sich eilig mit brennenden Segeln zurükzogen. Der Spanier brannte bis auf das Wasser ab, doch rettete sich ein Theil der Mannschaft durch Schwimmen. Dasselbe Schikksal traf eine zweite Gallion, bei deren Angrif der Niederländische Hauptmann Heinrich Jansson erschossen worden war; und eine dritte sank von Kugeln durchlöchert in den Abgrund. Verschiedene Niederländische und Spanische Schiffe, die es nicht wagten Bord an Bord zu kämpfen, feuerten auf Kanonenschußweite auf einander, und zu gleicher

Zeit donnerte auch das Geschüz der Stadt und des Forts auf die Niederländer herab.

Ein dichter schwarzer Pulverdampf umhüllt die ganze Bai, und eine infernalische Nacht verschlingt das Licht des hellen Nachmittags. Plözlich ereignet sich eine entsezliche Szene. Eine der größten Gallionen fliegt mit so schrecklichem betäubenden Krachen in die Luft, daß Stadt und Strand wie von einem Erdbeben gerüttelt werden und starres Entsezzen beide kämpfenden Flotten ergreift. In einem Augenblik war die ganze Meeresfläche mit Leichnamen und dampfenden Trümmern bedekt. Die nächsten Spanischen Schiffe fingen Feuer und geriethen darüber in solche Bestürzung, daß sie die Anker kappten und auf den Strand liefen. Das Spanische Admiralschif allein fuhr sich auf das tapferste gegen drei Niederländ[illegible] schlagen, obgleich der Admiral d'Avila das Schiksal seines Gegners getheilt hatte und gleich jenem beim Anfang der Schlacht erschossen worden war. Endlich enterten es die Niederländer, und ein Trompeter holte die Flagge vom Hauptmaß herab. Ein schreckliches Gemezzel entstand auf dem feindlichen Verdek. Viele Spanier warfen sich, um dem Blutbade zu entfliehen, in das Meer, aber auch dadurch entgingen sie ihrem Schiksal nicht und wurden mit den Wellen ringend erstochen oder erschossen. Die auf dem Schiffe befindlichen Niederländischen Gefangenen wurden in Freiheit gesezt. Sie hatten ihr Leben einem sonderbaren Zufall zu danken. Zwei Spanische Soldaten, welche wäh-

rend des Treffens nach einander in den Raum herabgeschikt wurden, um sie nieder zu stossen, wurden beide erschossen, wenn sie eben im Begrif waren, ihr blutiges Geschäft zu vollziehen, und ein dritter Schuß zersprengte die Fesseln der Gefangenen.

Die Schlacht dauerte bis nach Untergang der Sonne, und die Niederländer erfochten einen vollständigen Sieg. Fünf Gallionen und verschiedene kleinere feindliche Schiffe waren verbrannt, eine in den Grund gebohrt und zwei andere zu bloßen Wraks geschossen. Das eroberte Admiralschif, welches die Sieger in der Verwirrung zu besezzen versäumt hatten, ward mit einigen darin versteckten Spaniern an das Land getrieben, und von der Stadt aus in Brand gesteckt. Ueberhaupt hatten die Sieger großen Ruhm, aber nur geringe Beute erworben.

Auf Spanischer Seite waren der Admiral d'Avila, der Viceadmiral Don Juan Ponce de Leon, die Hauptleute Terrieros und Chiavillos, eine Menge anderer Officiere und fast die Hälfte der Mannschaft durch Feuer, Schwert und Wasser umgekommen. Die Niederländer verloren nur 100 Todte und 60 Verwundete, aber der Tod ihres tapfern Admirals war ein unersezlicher Verlust.

In der Nacht nach der Schlacht schlossen sich die Niederländischen Schiffe enger zusammen, und zogen sich etwas weiter vom Lande zurük, weil aus der Stadt und dem Fort noch immer auf sie geschossen ward. Zwei Tage verweilten sie noch

in der Nähe des Schlachtfeldes und die ganze benachbarte Küste und Kadix selbst sahen voll Furcht und Schrekken einer Plünderung entgegen. Doch die Niederländischen Befehlshaber liessen sich an der Ehre des Siegs begnügen, ohne ihn zu benuzzen. Sie segelten nach der Afrikanischen Küste und besserten zu Tetuan den erlittenen Schaden aus. Darauf vertheilte sich die Flotte. Ein Geschwader blieb unter dem Vicеadmiral Alteras an der Portugiesischen Küste. Das andere unter dem tapfern Verhoef, welcher zur Belohnung für sein entschlossenes und muthvolles Betragen in der Schlacht bei Gibraltar, von den Generalstaaten eine goldne Ehrenkette empfing, segelte nach den Kanarischen und Azorischen Inseln. Die Leiche des Admirals und die Verwundeten wurden auf zwei Transportschiffen nach Holland gesandt, und dem gefallenen Helden wiederfuhr hier eine Ehre, die vor ihm noch keinem zu Theil geworden war. Er ward am 8. des Brachmonats (1607), auf Kosten des Staats, in der alten Kirche zu Amsterdam, mit einem Gefolge von 800 Personen außer dem Militär, auf das feierlichste beerdigt. Auch ließ ihm das dankbare Vaterland ein Denkmal errichten, auf welchem die Geschichte seiner Reisen und Kriegsthaten verewigt ist. Der tapfere Seemann war in dem blühenden Alter von neun und dreißig Jahren gefallen.

Auf die wiederholten dringenden Vorstellungen des Paters Rey, der im Haag im Namen des Erzherzogs Friedensanträge gemacht hatte, riefen

endlich die Generalstaaten ihre Flotte zurük, und der zwischen beiden kriegenden Theilen bereits abgeschlossene Waffenstillstand, welcher bisher nur auf dem Lande gegolten hatte, ward nun auch auf die Europäischen Meere ausgedehnt.

Ein kleines Gemälde von den Unternehmungen der Niederländischen Flotten in Ostindien während der lezten Jahre und von der Lage, worin sich die Angelegenheiten der Ostindischen Gesellschaft in jenen Ländern zu der Zeit befanden, als man endlich anfing über den Frieden ernstlich zu unterhandeln, mag diesen Abschnit beschliessen und zugleich dem folgenden als Einleitung dienen, weil es vorzüglich die Navigation und der Handel nach Indien waren, welche die Friedensunterhandlungen, von denen wir bald sprechen werden, so schwierig machten.

Die Macht und das Ansehn der Ostindischen Gesellschaft in der östlichen Welt hatten seit ihrer Stiftung im Jahre 1602 außerordentlich zugenommen. Ihre Geschäfte gewannen täglich an Umfang und Erfolg, und dieses berühmte Institut blühte mit wunderbarer Schnelligkeit zu hoher Vollkommenheit auf. Im Jahre 1603 sandte die Gesellschaft den Admiral Stephan van der Hagen mit dreizehn Schiffen nach Ostindien, der den Holländischen Namen durch Tapferkeit und Entschlossenheit den Spaniern und Portugiesen furchtbar und durch Humanität und Mäßigung den Indischen Völkern beliebt machte. Er schloß mit dem Beherrscher der Malabarischen Küste ein Bündniß,

und verschaffte sich die Erlaubniß von ihm, in seinem Gebiete ein Fort anzulegen. Mit rastloser Thätigkeit arbeitete er für das Interesse der Gesellschaft, vertrieb die Portugiesen (1605. Februar) von der Insel Amboina und nahm ihnen verschiedene Schiffe ab. Darauf eroberte er (Mai) das Portugiesische Fort auf Tidor, einer der Molukkischen Inseln, und gewann der Gesellschaft den Handel mit Gewürznelken, der köstlichsten Frucht dieser Inseln.

In demselben Jahre sandte die Gesellschaft abermals eine Flotte von elf Schiffen, deren Ausrüstung und Befrachtung mehr als neunzehn Tonnen Goldes kostete, nach Ostindien. Der Befehlshaber derselben, Cornelius Matelief de Jonge, einer von den Vorstehern der Gesellschaft, belagerte (1606) die von den Portugiesen besetzte und mit einer Citadelle versehene Stadt Malacca, auf dem Vorgebirge gleichen Namens, welches die Meerenge Sincapura von der Insel Sumatra scheidet. Schon vier Monat hatte die mit großen Schwierigkeiten verknüpfte Belagerung gedauert, als der Spanische Vicekönig von Indien, Don Alfonso de Castro mit einer Flotte von vierzehn stark bemannten Gallionen auf der Höhe von Malacca erschien. Er hatte Befehl von seiner Regierung, Johor, Peham, Patane, Bantam, Amboina und alle übrigen Länder und Plätze, wo die Niederländer ihre meisten Handelsgeschäfte machten, feindlich zu behandeln, und war, als er die Nachricht von der Belagerung Malacca's erhielt, unter Segel gegangen, um die

unbesezten Schiffe der Niederländer und ihre durch das Land zerstreute Mannschaft zu überfallen. Matelieffs Wachsamkeit vereitelte diesen Plan; die Erscheinung der Spanischen Flotte war für ihn das Signal zur Aufhebung der Belagerung Malacca's. Er schiffte sich ein und ging (17. August) sogleich in See. Gegen Mittag stieß er auf den Feind. Das Treffen dauerte mehrere Tage. Zwei Niederländische Schiffe, der Nassau und der Middelburg, wurden ein Raub der Flammen, und zwei Spanische sanken in den Abgrund. Endlich segelte Matelief, der Mangel an Schießpulver hatte und dessen Mannschaft misvergnügt war, nach Johor, um diese Stadt zu dekken, und die feindliche Flotte ging nach der Rhede von Malacca. Als er etwa einen Monat bei Johor vor Anker gelegen hatte, erhielt er Nachricht, daß der Spanische Admiral mit dem gröſseren Theil seiner Flotte Malacca wieder verlassen und nur 7 Gallionen und 3 Galeeren dor. zurükgelassen habe. Sogleich ist sein Entschluß gefaßt, und seine aufrühreriſchen Matrosen werden durch Drohungen und Versprechungen bewogen ihm nach Malacca zu folgen, um dem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten. Ein günstiger Wind beflügelt seine Fahrt. Er erreicht die Rhede, findet das feindliche Geschwader und umringt (1606. 22. Septemb.) mit seinen Schiffen den San Nicolo das vorderste der Spanischen Schiffe. Nach einigen mörderischen Lagen längs dem Verdek der Gallien, auf welchem die zahlreiche Mannschaft in dichten Massen zusammenge-

drängt stand, ward das Schif mit solcher Wuth und Erbitterung geentert, daß fast alle Spanier am Bord desselben niedergehauen wurden. Dennoch entging es den Niederländern, weil das Schleptau zerriß, an welchem es befestigt war. Indeß hatte das ganze feindliche Geschwader die Anker gelichtet, und das Treffen ward allgemein. Ein Spanisches Schif ging im Feuer auf, zwei andere ergaben sich und die übrigen, welche zum Theil sehr beschädigt waren, verliessen den Kampfplaz und flüchteten auf die Rhede von Malacca zurük, wo sie aus Besorgniß eines neuen Angrifs von den Spaniern selbst angezündet wurden. Die Niederländer hatten in diesem glüklichen Treffen nur wenige von den ihrigen verloren. Zweihundert feindliche Gefangene wurden gegen 10 Holländer, die zu Malacca und an andern Orten in Indien gefangen sassen, ausgewechselt, und die eroberten Schiffe ließ der Admiral verbrennen, weil ihm der Transport derselben zu beschwerlich fiel. Er nahm in der Folge den Feinden noch mehrere Schiffe ab, segelte nach Poulebonton und Bantam, und von da, nachdem er einen Theil seiner Flotte nach Europa zurükgesandt hatte, nach Amboina, um diese Insel gegen einen feindlichen Angrif zu schäzzen (1607). Die Einwohner derselben waren der Niederländer Freunde, und Matelief erlaubte seinen Soldaten und Matrosen, welche auf derselben zurükblieben, sich mit den dortigen Weibern zu verheirathen. Er ließ darauf den Flekken Malaya auf der Insel Ter befestigen

und trat mit den Einwohnern von Ternate in ein Bündniß, aber seine Versuche einen Commerztraktat mit der Chinesischen Regierung zu schliessen, fanden unübersteigliche Hindernisse, und die Erscheinung einer überlegenen Portugiesischen Flotte zwang ihn die Küsten von China zu verlassen.

Nach der Ankunft des Admirals Paul von Kaarden mit sieben Schiffen zu Bantam, trat der unternehmende Matelief, begleitet von fünf mit Gewürz beladenen Schiffen und von einigen Siamischen Gesandten, welche dem Prinzen Moritz Geschenke überbrachten, die Rükreise nach Holland an, wo er im Herbstmonat 1608 glüklich ankam, und von den Generalstaaten und den Staaten der Provinz Holland eine feierliche Danksagung für seine dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste empfing.

Noch vor Matelefs Rükkehr, als die Friedensunterhandlungen schon eröfnet waren, sandte die Ostindische Gesellschaft eine neue starke Flotte nach den Indischen Meeren, zum Beweise, wie wenig man in den Niederlanden daran dachte, der Schiffahrt und dem Handel nach jener Weltgegend zu entsagen. Die ebenerwähnte Flotte bestand aus zwölf Schiffen von 200 bis 1000 Tonnen. Befehlshaber derselben war Peter Wilhelmson Verhöf, der sich in der Schlacht bei Gibraltar so rühmlich ausgezeichnet hatte. Er ließ seine Flagge von dem Admiralschif Hollandia wehen. Am Weihnachtsabend 1607 ging die Flotte in See, und erreichte nach einer glüklichen Fahrt das Ziel ihrer Reise.

Die Kriegsmacht der Gesellschaft in den Indischen Gewässern bestand jezt aus vierzig großen Schiffen, welche mit 5000 herzhaften Seeleuten bemannt waren, und 150 metallene und 500 eiserne Feuerschlünde führten. Sie besaß verschiedene Forts und große und reiche Waarenlager in Indien, stand mit mehreren dortigen Fürsten und Völkerschaften, welche der Spanier und Portuziesen Feinde waren, in engen, merkantilischen Verbindungen, und der größte Theil des so einträglichen Gewürzhandels war in ihren Händen. Ueber 180 Schiffe und 8000 Menschen beschäftigte das Indische Commerz, dessen reinen Gewinn man schon jezt auf 4300000 Gulden berechnete. In einem so blühenden Zustande befand sich dieser Handel, als die Spanier in den Discussionen, welche die große Frage über Krieg und Frieden veranlaßte, darauf drangen, daß die Niederländer ihm für immer entsagen sollten!

19.

Friedensunterhandlungen und zwölfjähriger Waffenstillstand.

1606 bis 1609.

Oft waren im Laufe des Niederländischen Revolutionskriegs, theils von neutralen Fürsten, theils von den Feinden der vereinigten Niederländer selbst, Versuche gemacht worden, seinen Verheerungen durch eine friedliche Ausgleichung ein Ziel zu sezzen. Aber sie blieben ohne Erfolg, weil bei allen diesen Friedensvorschlägen die Rükkehr der vereinigten Niederländischen Provinzen unter die Herrschaft Spaniens, als Grundsaz und absolute Bedingung vorausgesezt ward. Zwar vor der feierlichen Entsezzung Philips des 2. als Souverän der Niederlande, schienen die Wünsche der Utrechter Bundesgenossen nur auf die Erhaltung der Religionsfreiheit und ihrer alten Vorrechte beschränkt zu sein, und hätte ihnen damals der Spanische Monarch diese Forderungen mit voller Sicherheit bewilligt, so würden sie vielleicht die Waffen niedergelegt und sich ihrem alten Herrn aufs neue unterworfen haben. Doch wie konnten sie hoffen, daß Philip der

2. ihnen die Glaubensfreiheit zugestehen werde, da er vor dem Kruzifix geschworen hatte, nie zu verstatten, daß die Niederländischen Rebellen von der heiligen katholischen Religion sich trennten. Und als in der Folge einmal der entscheidende Schritt des feierlichen Abfalls von der Spanischen Krone gethan war, betrachteten sie sich als einen selbstständigen Staat und jede noch bestandene Verbindung mit ihrem ehemaligen Souverän als zerrissen. Von jezt an sind ihre Ansprüche und Forderungen nicht mehr dieselben, welche sie im Anfange des Kriegs gewesen waren. Ihr Zwek ist größer und umfassender geworden; eine vollendete Freiheit und Unabhängigkeit soll die schöne Frucht des Kampfs mit ihren Tirannen sein. Dieses erhabene Ziel verfolgten sie selbst in den gefährlichsten Perioden des Kriegs mit unerschütterlicher Standhaftigkeit; und da der mächtige Spanische Monarch seinen Rechten auf seine abgefallnen Unterthanen nicht entsagen wollte, so mußte die Aussicht auf Frieden immer trüber und zweifelhafter werden, je mehr die günstigeren Erfolge ihrer Waffen und ein immer steigender Handel die Wahrscheinlichkeit, sich doch endlich des ausgesteckten glänzenden Ziels zu bemächtigen, erhoben. Selbst jezt, da der so lang entbehrte Friede beiden Theilen zum dringenden Bedürfniß geworden war, und Spanien nicht mehr bloß zum Schein die Hand zur Aussöhnung bot, bereiteten Argliſt von der einen und Mistrauen von der andern Seite dem Versöhnungsgeschäft so viel Schwierigkeiten, daß schon über der bloßen Ein-

leitung der Unterhandlungen eine geraume Zeit verfloß und daß es zweier voller Jahre bedurfte, bis man sich entschliessen konnte, einem Kriege von beispielloser Dauer, nicht durch einen definitiven Frieden auf immer ein Ende zu machen, sondern ihn nur durch eine temporelle Waffenruhe zu unterbrechen, eine Katastrophe von so sonderbarer Art, daß sie die Eigenthümlichkeiten vollendet, welche diesem Kriege einen Plaz in der Kategorie der historischen Phänomene erworben haben.

Wenn es je den Feinden der vereinigten Provinzen ernstlich darum zu thun gewesen war, der langen Fehde mit diesem glüklichen und beherrlichen Gegner ein Ende zu machen, so war dies jezt der Fall. Was erstens den Erzherzog betrift, so ist weder irgend ein rationeller noch faktischer Grund vorhanden, welcher die Aufrichtigkeit seines Verlangens nach einer Aussöhnung verdächtig machte. Er war überhaupt kein Freund des Krieges, und die Fortdauer des gegenwärtigen konnte um so weniger seinen Wünschen zusagen, da sie ihn in der drükkendsten Abhängigkeit von dem Spanischen Hofe erhielt. Ueberdem war er Kinderlos und ohne Erben, und mußte daher mehr einen ruhigen Genuß seiner gegenwärtigen Besizungen als eine Vergrößerung derselben durch die Waffen wünschen, da doch nach seinem Tode das Ganze wieder an die Spanische Krone zurükfiel. Dazu kam der traurige Zustand der unterworfenen Provinzen selbst, welche verarmt und ausgesogen waren, mehr noch durch die Räubereien der unbezahlten Spanischen

Soldaten als durch die Abgaben, welche sie der Regierung zu den Kriegskosten bezahlen mußten, und deren Einwohner ihn daher täglich mit Klagen über den Druk, unter welchen sie seufzten, und mit Bitten, ihre Leiden zu endigen, bestürmten. Auch ging das Gerücht, daß der König von Frankreich die vereinigten Niederlande unter gewissen Bedingungen mit seinem Reiche zu vereinigen suche. Endlich gab allen diesen Gründen das größte und alle übrigen Rükſichten überwiegende Gewicht, der Ausspruch Spinola's, der sich entschieden für den Frieden erklärte und dringend dazu rieth; und wie wunderbar auch die friedliche Stimmung dieses Feldherrn, bei seiner Liebe zu den Waffen, bei seinen bisherigen rühmlichen Unternehmungen, und bei der brennenden Ruhmbegierde, welche ihn beseelte, anfangs erscheinen mag, so finden wir doch das Räthsel leicht gelöst, wenn wir erwägen, daß selbst in seiner Ruhmbegierde die Motive lagen, welche ihn mehr als irgend einen andern das Ende dieses unglüklichen Krieges wünschen liessen. Er sah vorher, daß das von ihm übernommene Geschäft, die vereinigten Provinzen mit den Waffen zum Gehorsam zurük zu bringen, bei der verhältnißmäßig nur geringen Masse von Kräften, welche man darauf verwenden konnte, nicht ausführbar sei, und daß alle seine Bemühungen, die aufgelöste Kriegszucht in dem Spanischen Kriegsheere wieder herzustellen, an der Unmöglichkeit dem Soldaten richtige Zahlung zu leisten, scheitern mußten. Ueberdem hatte er sich durch die der Spanischen Regierung,

gemachten Vorschüsse mit einer drükkenden Schuldenlast bedekt, sein Kredit war verloren und die bitterste Armuth ward sein unvermeidliches Loos, wenn bei der Fortsezzung des Kriegs die Westindischen Schäzze und mit ihnen der einzige Fond, aus welchem er die Wiederbezahlung der vorgeschossenen Summen erwarten konnte, ein Raub der Zufälle desselben würden. Vielleicht hofte auch der schlaue Italiäner, daß der Friede den vereinigten Niederländern verderblicher sein werde als der Krieg, und daß bei den zahlreichen eigenthümlichen Vorrechten jeder einzelnen Provinz unfehlbar die Totalität derselben in dem widersprechenden Interesse der Einzelnen untergehen müsse, wenn die gemeinschaftliche Gefahr nicht mehr das Band ihrer bisherigen Eintracht befestige.

Bei Philip dem 3. und seinem Minister bedurfte es keiner großen Ueberredung, sie einer Aussöhnung geneigt zu machen, wenn sie auch mit bedeutenden Aufopferungen erkauft werden müßte. Der König von Spanien beschäftigte sich lieber mit Lustbarkeiten als mit Staats- und Kriegs-Angelegenheiten, und wünschte schon deshalb den Frieden. Ueberdem fühlte der Spanische Staatsrath die Unmöglichkeit, bei dem erschöpften Zustande der Monarchie die Last der Ausgaben, welche der Niederländische Krieg verschlang und die sich monatlich auf 300000 Kronen beliefen, noch länger zu tragen. Die reichen Westindischen Flotten waren stets der Gefahr ausgesezt, eine Beute der Feinde

zu werden; und die Portugiesen führten die bittersten Klagen über den Ruin ihrer Handlung und den Verlust ihrer Ostindischen Besitzungen. So wichtige Rükſichten, wozu in diesem Augenblik noch die Besorgniß eines neuen Kriegs in Italien kam, verschaften am Spanischen Hofe den Anträgen der Erzherzoge, wegen einer friedlichen Ausgleichung ihres Streits mit den vereinigten Provinzen, einen leichten Eingang, und es ward ihnen verstattet, die ersten Schritte dazu in ihrem und des Königs Namen zu thun, obgleich vorherzusehen war, daß man in der gegenwärtigen Lage weder einen ehrenvollen noch vortheilhaften Frieden erhalten werde.

Nach diesem mit dem Spanischen Staatsrath getroffenen Uebereinkommen war der Hof von Brüssel bemüht, eine Unterhandlung mit der Regierung der vereinigten Provinzen einzuleiten. Aber dieses Geschäft war äußerst schwierig und erforderte die höchste Vorsicht. Es wurden daher anfangs nur einige ganz entfernte Schritte gethan. Die ersten geschahen schon im Mai 1606, wo der Drost des Ländchens Kessel, Wallrave von Wittenhorst, auf Verlangen des Erzherzogs eine Reise durch Geldern und Holland machte, um die Stimmung der Gemüther über Krieg und Frieden in den vereinigten Provinzen zu erforschen. Aber einige rechtliche und friedlichgesinnte Personen in Holland, denen er insgeheim die Absicht seiner Reise eröfnete, gaben ihm den Rath: nicht eher etwas zu unternehmen, als bis Prinz Moritz und verschiedene

der vornehmsten Mitglieder der Generalstaaten, welche sich mit ihm als Deputirten bei der Armee befanden, zurükgekehrt sein würden. Er befolgte diesen Rath, kehrte nach Belgien zurük und kam erst im Christmonat (1606), in Begleitung des Sekretärs von Turnhout Doktor Johann Gevaarts, wieder nach dem Haag. Jezt liessen sich beide dem Prinzen Moritz, dem Advokaten Oldenbarneveld und einigen andern angesehenen Staatsbedienten vorstellen und eröfneten diesen: Sie wären von den Erzherzogen Kraft einer Vollmacht vom 6. December beauftragt, die Provinzen zu versichern, daß Ihre Hoheiten keinen angelegentlichern Wunsch hätten, als dem langen und blutigen Kriege ein Ende zu machen und ihnen den Frieden zu schenken; die Rechte, welche den Erzherzogen auf die Provinzen zuständen, wären den Generalstaaten selbst vollkommen bekannt, es käme daher, wenn sie von gleicher Neigung zur Wiederherstellung der friedlichen Verhältnisse beseelt wären, nur darauf an zu bestimmen, welche Vortheile und Freiheiten sie zu erhalten wünschten; auch hätten sie sich vor allen Dingen darüber zu erklären, ob sie einen definitiven Frieden oder einen temporären Waffenstillstand, eine geheime oder öffentliche Unterhandlung ihrem Interesse angemessener hielten?

Diese confidentielle Eröfnung machte einen sehr verschiedenen Eindruk auf diejenigen, denen sie mitgetheilt ward, und die Generalstaaten selbst waren anfangs zweifelhaft, was sie bei der Sache thun,

und ob sie sich auf die Vorschläge der Erzherzoglichen Geschäftsträger einlassen sollten. Endlich ward beschlossen, den lezteren Gehör zu ertheilen, wenn sie mit einem Creditiv von ihren Committenten versehen wären. Gevaarts holte selbst das verlangte Creditiv von Brüssel, und am 13. Jänner (1607) wurden die Bevollmächtigten bei den Generalstaaten zur Audienz gelassen. Sie überreichten ihr Beglaubigungsschreiben, und wiederholten darauf öffentlich den oben erwähnten Antrag. Nach viertägigen Berathschlagungen ward ihnen (17. Jänner) ein zweites Gehör und folgende Antwort voll ächtrepublikanischen Stolzes ertheilt: Die Generalstaaten müßten großes Bedenken tragen, sich mit den Erzherzogen in eine Unterhandlung über die friedliche Ausgleichung ihrer Streitigkeiten einzulassen, da diese noch immer ihrer sogenannten Rechte und Ansprüche auf die unirten Provinzen gedächten. Die Erzherzoge hätten durchaus kein anderes Recht auf diese Provinzen, die sich durch einen heiligen und unverleßlichen Bund frei gemacht und in einen souveränen Staatskörper vereinigt hätten, als ein solches, welches ihnen der Sieg geben könne. Im Gegentheil wären die vereinigten Provinzen berechtigt, die durch Intrigen oder Gewalt von ihrem Bunde abgerissenen Landschaften zurük zu fordern. Andere Fürsten erkennten die Niederländische Union für einen freien und unabhängigen Staat, und so lange ihnen die Erzherzoge diesen Vorzug streitig machten und sich auf eine Uebertragung vermeintlicher und nicht anes-

kannter Rechte beriefen, wäre weder an Frieden noch Waffenstillstand zu denken.

Diese Antwort brachte Wittenhorst nach Brüssel und sie zeigte dem dortigen Hofe bestimmt genug die Basis, worauf die vereinigten Niederländer die Friedensunterhandlungen gründen würden. Aber welche Selbstverläugnung auch den Erzherzogen die Anerkennung der verbundenen Provinzen für einen freien und unabhängigen Staat kosten mochte, wie viel Schwierigkeiten sie auch vorher sahen, die Spanische Regierung zu gleicher Nachgiebigkeit zu bewegen, so waren sie doch entschlossen, im äussersten Fall auch dieses Opfer der Nothwendigkeit zu bringen, und Wittenhorst mußte auf ihr Verlangen den Generalstaaten in seinem Namen schreiben: daß er überzeugt sei die Erzherzoge hätten keineswegs die Absicht bei der Unterhandlung etwas zu gewinnen, sondern sie wären bereit, alles in dem Zustande zu lassen, worin es jezt sei.

Bei diesen Erörterungen blieb es für jezt. In den vereinigten Provinzen waren die Meinungen über den Frieden sehr getheilt. Prinz Moritz und alle hohen und niederen Officiere, die Kaufmannschaft in Holland und Seeland, welche befürchteten, der Friede möchte den Handel wieder nach Antwerpen und den südlichen Provinzen ziehen, und die Handwerker, welche für die Armee lieferten, waren größtentheils entschieden für die Fortsezzung des Kriegs gestimmt. Ein anderer Theil der Nation sehnte sich zwar nach dem Ende der langen Fehde, aber er hegte noch immer das alte

von den Vätern ererbte Mistrauen, daß der Spanier geheimer Zwek bei ihren Versöhnungsanträgen die Wiederunterjochung der Republik sei. Andere befürchteten was Spinola hofte, daß der Friede das Band der Eintracht unter den verbundenen Provinzen zerreissen, oder auch dem Flor des Ostindischen Handels weniger zuträglich sein möchte als der Krieg. Der Advokat Oldenbarneveld, die meisten Mitglieder der Generalstaaten und die Mehrzahl der Einwohner in den Provinzen Geldern, Utrecht, Oberissel, Gröningen und Friesland waren dem Frieden geneigt.

Der größere Theil unter den Mitgliedern der Generalstaaten hatte den Spanischen Druk nicht mehr selbst gefühlt, und der glühende Haß der ersten Stifter der Revolution wider ihre ehemaligen Tirannen, war in der zweiten Generation weniger leidenschaftlich, und viele von ihnen wünschten die erworbenen Reichthümer in Sicherheit zu geniessen. Oldenbarneveld und die übrigen friedlichgesinnten Staatsmänner fanden daher wenig Schwierigkeiten, die Pluralität der Mitglieder für ihr System zu gewinnen; und das Collegium faßte nach mancherlei Debatten über die Anträge des Erzherzogs, folgenden Beschluß: Da England gar keinen Theil mehr an dem Kriege wider Spanien nehme und die Unterstüzzung, welche der Staat von Frankreich erhalte, unzureichend, auch keine Hofnung vorhanden sei, die von der Union getrennten Provinzen dem Feinde wieder zu entreissen, so müsse man den angebotenen Frieden annehmen, wenn man ihn mit

Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit erhalten könne. Freiheit und Unabhängigkeit müsse daher die erste und absolute Bedingung sein, und ehe diese nicht ohne alle Einschränkung zugestanden wäre, müsse man sich in keine weitern Unterhandlungen einlassen.

Die Generalstaaten fanden für nöthig, diesen Beschluß ihrem Feldherrn Moritz mitzutheilen, der aus Mistrauen gegen das Spanische Kabinet und aus andern Gründen eine große und entschiedene Abneigung gegen eine Friedensunterhandlung hatte. Die Vereinigung der verschiedenen Meinungen der Staatsbürger über diesen Punkt war ein äußerst delikates Geschäft, weil die geringste Unvorsichtigkeit und Uebereilung leicht die gefährlichsten Spaltungen in der Republik zur Folge haben konnte. Bei Erwägung dieser Rüksichten und des tiefgewurzelten nur zu gerechten Mistrauens gegen die Arglist der Spanischen Regierung wird man sich nicht wundern über den langsamen Gang der nachfolgenden Unterhandlungen, und über die Umständlichkeit und strenge Förmlichkeit der Niederländer dabei, worin sich abermals die ganze Eigenthümlichkeit des Volkskarakters ausspricht. Oldenbarneveld wußte endlich den Prinzen Moritz zu überreden, daß er sich wenigstens zum Schein die Einleitung einer Friedensunterhandlung mit dem Feinde gefallen ließ.

Am 2. März (1607) langte im Dorfe Riswik unweit dem Haag, mit Genehmigung der Generalstaaten, ganz insgeheim ein neuer Geschäftsträ-

ger der Erzherzoge zur Fortsetzung der angefangenen Unterhandlungen an. Dieses war der Pater Johann Neyen, Provinzial- und Generalcommissar des Franciscaner-Ordens, ein kluger, gewandter und erfahrner Mann. Er war aus Antwerpen gebürtig und hatte in Spanien studirt. Sein Vater, Martin Neyen, stammte aus Seeland her, war ein warmer Anhänger des großen Prinzen von Oranien gewesen und hatte sich oft um dessen Person befunden. Dem Sohne erwarben seine vorzüglichen Talente und eine scheinbare Offenheit und Geradheit überall Beifall und Zutrauen. Der Erzherzog war sein großer Gönner, auch in Spanien stand er in mancherlei wichtigen Verbindungen, und selbst in Holland schätzte man ihn, besonders Prinz Moritz, der ihm als einem alten Bekannten seines Hauses gewogen war. Diese persönlichen Verhältnisse des Paters erklären das sonderbare Phänomen, daß der Brüsseler Hof einen Mönch von einem der strengsten Orden zum Unterhändler in einer äußerst schwierigen Angelegenheit mit den eifrigsten Bekennern des Protestantismus ernannte.

Pater Neyen hielt sich anfangs sehr eingezogen zu Rieswik. Bald nach seiner Ankunft ward er nach dem Haag, zu einer Unterredung mit dem Prinzen Moritz und Oldenbarneveld, eingeladen. Sie fand am späten Abend, bei verschlossenen Thüren statt. Der Pater-Commissar, welcher in weltlicher Kleidung erschien, ward durch den Kanzler Aersens eingeführt, und mit ausgezeichneter Achtung empfangen. Prinz Moritz reichte ihm

nach Niederländischer Sitte die Hand, und fragte ihn lächelnd: wie er sich ohne irgend eine andere Sicherheit als sein Wort, nach Holland unter die Geusen (Gueux) habe wagen können? Neyen erwiederte: er sei von der höchsten Achtung für so erhabene Geusen als Seine Excellenz durchdrungen! Man kam hierauf zu dem Gegenstand seiner Sendung, und der Prinz forderte ihm seine Papiere ab, indem er ihm zugleich erklärte, daß an keine Communication wegen eines Friedens zu denken sei, wenn nicht die Erzherzoge vorläufig die Freiheit der vereinigten Provinzen bestimmt erklärten, und sich entschlössen, mit ihnen als mit einem souveränen Volke zu unterhandeln.

Nach dieser ersten hatte der Erzherzogliche Geschäftsträger noch mehrere folgende Konferenzen mit dem Prinzen, dem Advokaten Oldenbarneveld und dem Kanzler Aersens. Sie wurden immer des Nachts und mit Beobachtung des tiefsten Geheimnisses gehalten, und Neyen machte dabei unzählige Erfahrungen von dem gränzenlosen Mistrauen der Niederländer gegen die Aufrichtigkeit der gemachten Friedensanträge. Selbst die Dogmen der katholischen Kirche und der alte Grundsaz: Haereticis non est servanda fides, gaben den Stof zu neuen Zweifeln von der einen, und zu Widerlegungen von der andern Seite.

Der Agent begab sich hierauf nach Brüssel, und stattete den Erzherzogen Bericht von den mit dem Prinzen Moritz und Oldenbarneveld gehabten Konferenzen ab. Nach einer viertägigen Abwe-

senheit kehrte er wieder (17. März) nach dem Haag zurük, und überreichte den Generalstaaten eine von den Erzherzogen ausgestellte Depesche vom 13. März, deren Inhalt folgender war: Die Erzherzoge versichern, daß sie bereit sind, um den Leiden des Kriegs ein Ende zu machen, mit den vereinigten Niederländern, als mit einem freien und souveränen Volke, auf welches sie keine Rechte und Ansprüche haben, über einen ewigen Frieden, oder wenn die Generalstaaten lieber wollen, über einen Waffenstillstand von funfzehn, zwanzig und mehreren Jahren, auf den gegenwärtigen Besizstand beider Theile, zu unterhandeln; sie wollen zu ihren Bevollmächtigten bei den Unterhandlungen geborne Niederländer wählen, und schlagen zur Beförderung derselben einen achtmonatlichen Waffenstillstand in Spanien und den Niederlanden vor; endlich erwarten sie, daß die Generalstaaten sich über die zu eröfnenden Unterhandlungen noch vor dem 1. des Herbstmonats näher erklären und Zeit und Ort derselben bestimmen.

Diese Erklärung übertraf die Erwartung der Generalstaaten, und veranlaßte deshalb große Freude; aber weit entfernt, sich dadurch blenden zu lassen, fanden sie vielmehr in der Bereitwilligkeit des Gegners, ihre Forderungen zu befriedigen, einen neuen Grund zum Argwohn so wie zur höchsten Vorsicht. Sie stellten daher in ihrer Antwort auf die von dem Agenten überreichte Depesche, folgende neue Forderungen auf: Fürs erste sollte der Erzherzog sich verpflichten die Einwilligung des

Königs zu dem abzuschliessenden Waffenstillstands-traktat und zu der geschehenen Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen binnen drei Monaten herbeizuschaffen, welches die Sicherheit derselben um so mehr erfordere, da die von dem Könige besoldeten Truppen in den Niederlanden als Spanische betrachtet würden, da die festen Plätze noch immer Spanische Befehlshaber hätten und in der Cessionsurkunde Philips des 2. ausdrüklich bestimmt sei, daß die Niederländischen Provinzen niemals veräußert oder getrennt werden sollten, welches mit der Entsagung und Souveränitäts-Erklärung der Erzherzoge im offenbaren Widerspruch stehe. Ferner verlangten sie, daß der abzuschliessende achtmonatliche Waffenstillstand, dessen Anfang auf den 24. Mai festgesezt war, nur mit der Einschränkung gelten sollte, daß zwar während der Dauer desselben keiner von beiden Theilen einen Einfall in das Gebiet des andern thun, keine Städte überfallen und belagern und keine neuen Forts und Schanzen anlegen dürfe, die übrigen Feindseligkeiten zu Lande aber so wie der Seekrieg fortdauern sollten.

Nach einigen Widersprüchen und Debatten bewilligte der Pater-Commissar endlich im Namen der Erzherzoge auch diese Forderungen der Generalstaaten; der Waffenstillstandstraktat ward nunmehr förmlich abgeschlossen und die darüber ausgestellten beiderseitigen Urkunden wurden zu Brüssel und im Haag unterm 24. April 1607 ausgefertigt. In der von den Generalstaaten ausgestellten, heißt

es unter andern: Auch sie wünschten nichts mehr als das Ende der Drangsale des Krieges, und da sie hofften, daß die Erzherzoge den ihnen zur Beendigung desselben in ihrem eigenen und des Königs von Spanien Namen gemachten Antrag, auf Treu und Glauben gethan hätten: so wäre von ihnen, als Staaten freier Lande und Provinzen, nach reiflicher Ueberlegung und mit Zuziehung des Prinzen Moritz und des Staatsraths, der vorgeschlagene achtmonatliche Waffenstillstand angenommen worden. Sie erwarteten dagegen, daß auch die von den Erzherzogen versprochene königliche Genehmigung dieser Unterhandlung und eine gleichmäßige Unabhängigkeitserklärung und Entsagung Sr. katholischen Majestät binnen drei Monat herbeigeschafft werden würde.

Dieser wichtige Präliminarvertrag, die erste friedliche Demonstration zweier Parteien, welche fast ein halbes Jahrhundert hindurch nur Feindseligkeiten gegen einander ausgeübt hatten, brach der ganzen nachfolgenden Unterhandlung die Bahn. Unter dem nämlichen Datum, da derselbe ratificirt ward, meldeten die Generalstaaten den einzelnen Provinzen die bisherigen Communicationen zur Einleitung einer Friedensverhandlung und verordneten zugleich, um dazu den Segen des Himmels zu erbitten, einen allgemeinen Bettag. Durch diese Verfügung ward der geheimnißvolle Schleier aufgehoben, mit welchem man diese diplomatische Verhandlung bisher sorgfältig bedeckt hatte, und nun erst erhielt sie eine allgemeine Publicität, und

erregte das Interesse und die Verwunderung der ganzen kultivirten Welt. Man konnte sich kaum überzeugen, daß es nach einer so langen und unversöhnlichen Fehde und nach so oft vergebens wiederholten Friedensversuchen jezt auf einmal zwischen dem Erzherzoge und den Generalstaaten dahin gekommen sei, daß der eine Theil so große Anerbietungen machen und der andere ihnen trauen sollte. Der Gegenstand dieses Kriegs war nicht bloß den Politikern und den Kabinetten der Fürsten wichtig, er betraf eine der ganzen Menschheit theure Angelegenheit; um so wärmer und allgemeiner war die Theilnahme, welche die unerwartete Entwikkelung desselben, die jezt plözlich als so nahe bevorstehend angekündigt ward, erregte.

Wie verschieden indeß in den vereinigten Provinzen selbst, die Ansichten und Meinungen in Hinsicht des Friedens waren, davon erhielt man schon an dem verordneten Bettage die sprechendsten Beweise. Mehrere Prediger erklärten sich dafür und entwikkelten in ihren Kanzelvorträgen die großen Vortheile desselben; andere erhoben sich mit der größten Heftigkeit dagegen und schilderten mit den lebhaftesten Farben die nachtheiligen Folgen, welche davon zu erwarten wären. Die Rhetorik, dieser Apostel des Kriegs, machte tiefen Eindruk auf die Gemüther ihrer Zuhörer, ein grosser Theil der Friedlichgesinnten ward umgestimmt und selbst mehrere Mitglieder der Generalstaaten fingen an, ihre Zustimmung zu den Unterhandlungen zu bereuen. Es gab daher auch sehr ernstliche Dis-

cussionen, als der Pater Ney auf eine genauere Bestimmung und Ausdehnung des Waffenstillstandes und auf die Zurükberufung der Flotte drang, welche unter dem tapfern Heemskerk den Sieg bei Gibraltar erfochten hatte. Endlich ward denn doch beschlossen, die Flotte zurük zu rufen, so bald die Bestätigung des mit den Erzherzogen geschlossenen Stillstandsvertrags vom Spanischen Hofe eingegangen sein würde, und der Waffenstillstand ward auf die Europäischen Meere ausgedehnt und durch eine Demarkationslinie dergestalt näher bestimmt, daß die außerhalb den Gränzen derselben liegenden Distrikte, jedoch mit Ausnahme der Städte und festen Plätze, den Feindseligkeiten ausgesezt blieben.

Am 15. des Brachmonats verließ der Erzherzogliche Agent den Haag, und ging nach Brüssel und von da nach Spanien, um die Bestätigung des Königs zu holen. Vor seiner Abreise aus Holland machte er dem Kanzler Aersens, einem Manne von großem Ansehn in den vereinigten Provinzen, ein kostbares Geschenk im Namen des Marchese Spinola, welches jener zwar annahm, aber es den Generalstaaten auslieferte, die es in der Folge wieder zurükgeben liessen; ein Vorfall, der, weil er das Ansehn einer versuchten Bestechung hatte, mehr Aufsehn machte, als er vielleicht verdiente.

Es gab keinen Staat in Europa, der nicht einen näheren oder entfernteren Antheil an den Vorfällen in Holland genommen hätte. Aber von allen diesen Mächten waren England und Frank-

reich am meisten bei den Ereignissen und dem Schiksale der vereinigten Provinzen interessirt; nicht nur wegen der nahen Nachbarschaft und der daraus entstehenden natürlichen und politischen Verhältnisse, sondern auch in Rükſicht gewisser zufälliger Plane, welche die Höfe von London und Paris in Hinsicht der vereinigten Provinzen hatten, und die an den eingeleiteten Friedensunterhandlungen zu scheitern droheten.

Philip der 3. hatte sich einst verlauten lassen, daß er gesonnen sei seiner Tochter, nach dem Tode der Erzherzoge, die Niederlande abzutreten, wenn sie die Gattin des Englischen Thronerben würde. Jakob, der diese Aeußerung für aufrichtig hielt, beschloß für seinen Sohn um die Infantin zu werben, und hofte dadurch die Niederländischen Provinzen an sein Haus zu bringen. Diese Speculation hatte ihn veranlaßt im Jahre 1606 die Generalstaaten zu ermahnen, unter seiner Vermittelung mit Spanien Frieden zu schliessen. Aber seine Anerbietungen fanden kein Gehör. Um so unangenehmer war es ihm, daß sie izt ohne seine Einwirkung über den Frieden unterhandelten.

Dieselben Absichten als Jakob hatte auch König Heinrich der 4. von Frankreich auf die vereinigten Provinzen, nur suchte er sie auf einem andern Wege zu erreichen als jener. Auch er wünschte sie mit seiner Krone zu vereinigen, und ein Gerücht, welches damals in den Niederlanden umherging, sagte: der König habe den Generalstaaten den Antrag gemacht, ihn für den Souverän

der vereinigten Provinzen zu erkennen; welchen sie aber abgeleugnet hätten, denn es waren jetzt nicht mehr die Zeiten, wo die Niederländer die Oberherrschaft Frankreichs und Englands über sich als eine Gnade erbaten. Wie dem auch sei, Heinrich scheint wenigstens sein Projekt noch kurz vor der Friedensunterhandlung lebhaft verfolgt und es auch im Anfange derselben noch nicht aufgegeben zu haben. Auch er war überrascht und beleidigt durch die Nachricht von dem ohne sein Vorwissen abgeschlossenen Waffenstillstand. Er sandte deshalb den Präsidenten Jeannin und La Place de Rüsst, als Botschafter nach Holland, um in seinem Namen bei den Generalstaaten über ihr einseitiges Verfahren Beschwerde zu führen, den Verhandlungen, wenn sie weiter gedeihen sollten, beizuwohnen und nicht zuzugeben, daß etwas zum Nachtheil der Provinzen und ihrer Bundesgenossen abgeschlossen werde. Was des Königs geheime Absichten betrift, so scheint er darüber noch keinen festen Entschluß gefaßt gehabt zu haben. Wahrscheinlich wollte er erst die Neigung der Gemüther und die Lage der Sachen in Holland erforschen lassen.

Am 28. Mai (1607) hatten die Französischen Botschafter ihr erstes Gehör bei den Generalstaaten, und eröfneten ihnen die Unzufriedenheit des Königs und zugleich seinen Wunsch, ihr Interesse zu befördern. Die Generalstaaten, denen die Erhaltung der bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Pariser Kabinette von großer Wichtigkeit war, sandten Oldenbarneveld nach Frankreich, um ihr Verfahren

bei dem Könige zu entschuldigen. Der Gesandte stellte dem Könige vor: daß die höchst ungünstige Lage, worin sich die Finanzen der Republik befänden, da sie allein an die inländischen Gläubiger über 1500000 Thaler jährlicher Zinsen zu bezahlen habe, ihr eine Aussöhnung mit Spanien zum dringenden Bedürfniß mache, weshalb die Generalstaaten den angetragenen Waffenstillstand nicht hätten ablehnen können; — und der Monarch schien durch diese Gründe befriedigt. Auch an Jakob den 1., welcher ebenfalls seine Empfindlichkeit geäußert hatte, ward eine Gesandtschaft geschikt, wozu Johann Bergk, Syndikus von Dordrecht, und Johann von Maldere gewählt wurden. Sie erhielten am 18. Julius Audienz und der König nahm nicht nur ihre Entschuldigung der Generalstaaten mit Wohlgefallen auf, sondern versprach auch seine thätige Unterstüzzung bei den eingeleiteten Unterhandlungen. Bald darauf langten Richard Spencer und Rudolf Winwood als Englische Gesandten im Haag an, und beide Monarchen, der Französische und Englische, versprachen das ihnen angetragene Vermittlungsgeschäft bei der Friedensunterhandlung zu übernehmen.

Noch vor der Ankunft der Englischen Gesandten im Haag und während man dort die Bestätigung des Spanischen Hofes erwartete, vor deren Eingang keine weiteren Schritte in Hinsicht der Friedensverhandlung gethan werden konnten, hatten die Französischen Botschafter häufige Konferenzen mit den dazu ernannten Deputirten der Gene-

ralſtaaten, vorzüglich aber mit dem Prinzen Moritz und Oldenbarneveld. Der Gegenſtand derſelben war, die Erörterung der Frage: was zu thun ſei, wenn entweder der Spaniſche Hof die verlangte Beſtätigung ertheilte, oder wenn er, wie die meiſten glaubten, ſie verweigern ſollte? Der Franzöſiſche Botſchafter, Präſident und Staatsrath Pierre Jeannin Baron von Montjeu, aus Autin in Burgund gebürtig, ein aufgeklärter und vollendeter Staatsmann, dem wir die wichtigſten und genaueſten Nachrichten von dieſer Friedensunterhandlung, bei welcher er eine Hauptrolle ſpielte, verdanken, machte ſehr bald die Bemerkung, daß Oldenbarneveld mehr für den Frieden, Prinz Moritz dagegen mehr für die Fortſezzung des Kriegs geſtimmt war. Die Generalſtaaten äußerten, daß ſie auf den Fall, daß der Spaniſche Hof die verlangte Beſtätigung des Waffenſtillſtandes und der Souveränitätserklärung verſagen ſollte, den Krieg fortzuſezzen entſchloſſen wären, und baten den König von Frankreich ſie auf dieſen Fall mit vier Millionen jährlicher Hülfsgelder zu unterſtüzzen. Prinz Moritz war nicht dieſer Meinung. Er arbeitete vielmehr dahin, daß ohne ſich auf einen gefährlichen Frieden einzulaſſen, deſſen gewiſſe Folge Zwietracht in den vereinigten Provinzen ſein werde, beide Könige von England und Frankreich Spanien öffentlich den Krieg erklären und ihn gemeinſchaftlich mit den vereinigten Niederländern fortſezzen ſollten, um mit verbundenen Kräften die Spanier ganz aus den Niederlanden zu vertreiben. Was

die schon oben erwähnten geheimen Absichten des Französischen Monarchen auf die Niederlande betrift, so scheint es, daß er solche in diesem Augenblik entweder ganz aufgegeben, oder sie doch sehr beschränkt habe. Vielleicht fanden auch seine Geschäftsträger die Ausführung derselben mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft. Oldenbarneveld, dem des Königs Plane nicht unbekannt waren, hatte zwar einst gegen Jeannin, um ihm etwas Angenehmes zu sagen, geäußert: wenn vielleicht die Niederländer einmal ihre Staatsverfassung abänderten und die Republik in ein Fürstenthum verwandelten, so würden sie sich gewiß vor allen andern den König von Frankreich zum Souverän erwählen. Aber ganz anders erklärte sich Prinz Moritz über diesen Gegenstand gegen den Gesandten, denn nachdem er ihm die Unthunlichkeit des Vorschlags, die vereinigten Provinzen der Krone Frankreich zu unterwerfen, dargethan hatte, beschloß er seinen Vortrag mit den Worten: Ich für meinen Theil will die Niederländer dahin bringen, lieber Spanier als Franzosen zu werden.

Indeß war die allgemeine Erwartung in den vereinigten Provinzen auf die von den Erzherzogen versprochene königliche Bestätigung gespannt. Schon war die zur Beibringung derselben bestimmte dreimonatliche Frist verstrichen, ohne daß man die geringste Nachricht darüber erhalten hatte, und die Meinung derer, welche die Einwilligung des Königs von Spanien bezweifelten, schien sich vollkommen zu bestätigen: als endlich wider alles Erwar-

ten der Audienzier Verreyken von Brüssel, im Haag (1607. 23. Jul.) ankam und den Generalstaaten die verlangte königliche Erklärung überreichte. Aber das darüber ausgefertigte Dokument entsprach den Erwartungen der Niederländischen Volksrepräsentation weder in Hinsicht des Materiellen noch der Form. Der Inhalt schien überall zu vag und unbestimmt, besonders war die Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit des Niederländischen Bundesvereins in zweideutigen und doppelsinnigen Ausdrükken abgefaßt und die Erzherzoge wurden in der Akte ohne alle Einschränkung Fürsten und oberste Eigener der Niederländischen Provinzen genannt. Noch zahlreicher waren die Mängel, welche man an der Form des Dokuments rügte. Es war in Spanischer Sprache abgefaßt, auf gewöhnlichem Papier und nicht auf Pergament geschrieben, statt des königlichen Namens mit den Worten: Yo el Rey, unterzeichnet, und nur mit dem kleinen Siegel des Königs versehen.

Nach mancherlei Berathschlagungen, welche die Generalstaaten durch mehrere Sizzungen beschäftigten, ward Verreyken ersucht, vor der Versammlung zu erscheinen. Man gibt ihm das Dokument zurük, indem man ihm zugleich alle dagegen gemachten Ausstellungen vorzählt, und erklärt endlich, daß man mit der gegenwärtigen Urkunde nicht zufrieden sein könne, sondern eine andere zu haben wünsche, wozu man ihm einen Entwurf in Lateinischer, Niederländischer und Französischer

Sprache mittheilt, mit der Bemerkung, daß ein Exemplar der nach dieser Vorschrift ausgefertigten neuen Akte mit dem Namen des Königs unterzeichnet sein müsse. Uebrigens wird ihm die Versicherung ertheilt, daß der Waffenstillstand und alles übrige in der gegenwärtigen Lage bleiben soll, wenn die Erzherzoge die Ausstellung der verlangten abgeänderten Urkunde binnen sechs Wochen bewirken wollen.

Verreyken entschuldigte die Mängel des zurükgegebenen Dokuments mit der Unachtsamkeit des Concipienten, und versprach ein anderes beizubringen; an welchem den Generalstaaten nichts zu wünschen übrig sein sollte, jedoch unter der absoluten Bedingung, unverzüglich ihre Flotte von der Spanischen Küste zurük zu rufen, worauf der König durchaus bestehe. Die Generalstaaten versprachen den Wunsch Sr. Spanischen Majestät zu erfüllen.

Am 12. August reiste Verreyken nach Brüssel zurük, und der Pater-Commissar Rey ging abermals nach Madrid, um die zweite Ratification auszuwirken. Die Niederländische Flotte, welche unter dem heldenmüthigen Heemskerk bei Gibraltar gesiegt und die Spanischen Küsten in Schrekken gesezt hatte, erhielt Befehl zur Rükkehr, und am 25. des Weinmonats kamen Rey und Verreyken mit der abgeänderten Bestätigungsakte nach dem Haag.

Dieses zweite Dokumente war zu Madrid unterm 18. September ausgestellt, und stimmte in den meisten Punkten mit dem von den General-

staaten gemachten Entwurf überein. Es hieß darin: der König genehmigt, zu Folge des von den Erzherzogen ertheilten Versprechens, daß mit den vereinigten Niederländischen Provinzen, als mit einem freien und unabhängigen Staate, auf den er keine Rechte und Ansprüche hat, über den Frieden unterhandelt werde, und bestätigt zugleich den geschloßnen Waffenstillstand. Sollte aber der Haupttraktat über einen Frieden oder langen Waffenstillstand, worin die gegenseitigen Forderungen in Religions- und andern Angelegenheiten auszugleichen sind, nicht zu Stande kommen: so soll diese Bestätigung ohne Wirkung und als nicht geschehen anzusehen sein, der König nichts von seinen Rechten verlieren und überall das gegenwärtige Verhältniß wieder eintreten. Uebrigens war diese zweite Urkunde, gleich der ersten verworfenen wieder nur auf Papier und überdem sehr schlecht geschrieben, in Spanischer Sprache und mit der Unterschrift: Yo el Rey ausgefertigt, und verschiedene einzelne Worte waren ausgelassen oder doch nicht nach dem Verlangen der Generalstaaten gestellt.

Diese abermaligen Mängel und vorzüglich die Finalklausel, wodurch die königliche Anerkennung der Freiheit der vereinigten Provinzen nur Bedingungsweise erklärt und von einem Vertrage abhängig gemacht ward, dessen Abschluß höchst ungewiß war, wurden ein neuer Anstoß für die Generalstaaten, und es kam vorzüglich durch die Einwirkung der Gegner des Friedens dahin, daß das neuausgestellte Dokument abermals verworfen, und eine

Bestätigung der Independenz ohne den verhaßten Zusaz gefordert ward. Vielleicht trieben die Generalstaaten ihre Bedenklichkeiten zu weit, aber es liegt im Karakter eines handelnden Volks von einem Staatsdokument, dem es Glauben geben soll, die ganze Förmlichkeit und Wortbestimmtheit eines Creditbriefs oder Wechsels zu verlangen, und ausserdem ist die bekannte Arglist ihrer Feinde, von welcher sie so manche schmerzhafte Erfahrung gemacht hatten, eine vollgültige Rechtfertigung ihres großen Mistrauens gegen alles, was vom Spanischen Hofe kam. Was übrigens die den Niederländern so anstößige Form der Urkunde betrift, so war sie der Spanischen Etikette gemäß. Der König von Spanien schrieb in derselben an alle Christliche Mächte, und selbst die Friedensschlüsse von Vervins und London waren auf keine ander Weise genehmigt worden. In Hinsicht des Materiellen weigerten sich die Erzherzoglichen Geschäftsträger standhaft, eine andere Akte beizubringen.

Ihre Weigerung veranlaßte endlich die Generalstaaten, nachdem sie über die zweckmäßigsten Maßregeln mit dem Prinzen Moritz berathschlagt hatten, (3. Nov.) zu erklären: daß zwar die königliche Ratification dem gegebenen Versprechen nicht völlig gemäß sei, daß sie jedoch, um ihrerseits das Friedensgeschäft so viel als möglich zu befördern, solche nicht eigenmächtig verwerfen, sondern die Entscheidung der Frage: ob sie anzunehmen sei oder nicht? den Staaten der einzelnen Provinzen

überlassen, und nach sechs Wochen ihre Meinung darüber bekannt machen wollten.

Diesem Beschluß zu Folge begaben sich (20. Nov.) die außerordentlichen Deputirten der Provinzen bei der Versammlung der Generalstaaten in ihre Landschaften, um dort ihren Committenten die aufgestellte Frage vorzulegen, und deren Meinung da über einzuholen. Sie hatten Befehl, nach Ablauf eines Monats mit der Erklärung der Provinzen zurük zu kehren, und die Bevollmächtigten der Erzherzoge gingen (December) nach Brüssel, um dort die Entscheidung abzuwarten. Diese Entscheidung erfolgte in der großen Finalversammlung der Generalstaaten am 23. December. Das Gutachten der Provinzen, mit welchem die Deputirten derselben wenige Tage zuvor nach dem Haag zurükgekehrt waren, ging fast allgemein dahin: daß troz den Mängeln des Spanischen Instruments doch die Friedensunterhandlung zu eröfnen sei, als Basis derselben aber müsse die Anerkennung der Independenz angenommen und durchaus nichts eingeräumt werden, was der Souveränität, der herrschenden Religion und dem bürgerlichen Wohl der vereinigten Provinzen nachtheilig sei.

Dieses Gutachten legten die Generalstaaten, in der vorhin erwähnten Versammlung, bei ihren Berathschlagungen zum Grunde, und es gab reichhaltigen Stof zu den heftigsten Debatten zwischen der friedliebenden und kriegerischen Partei unter den Mitgliedern. Oldenbarneveld, das Haupt und die Seele der ersteren, rieth mit eindringens

den Gründen zu friedlichen Maßregeln. Ihm genüge die Ratification des Spanischen Hofes, sagte er, und er halte sie für zureichend, weil die Anerkennung der Independenz der Republik deutlich und klar darin ausgedrükt sei. Die Sache, wovon hier die Rede wäre, sei überdem keinem Zweifel unterworfen, denn die ganze Welt erkenne ihre Souveränität. Darum müsse man nicht länger über Worte und unwesentliche Förmlichkeiten streiten, sondern bereitwillig die sich darbietende Gelegenheit zur Beendigung des Kriegs ergreifen, um der Staatsverfassung mehr Konsistenz zu geben und die Republik von einer ungeheuern Schuldenlast und von der Abhängigkeit von fremden Mächten, worin der Krieg sie erhalte, zu befreien. Das Resultat der Berathschlagungen war endlich folgender Beschluß: die Generalstaaten treten der Meinung der einzelnen Provinzen bei, sie nehmen die Ratification als gültig an, werden sich aber auf keinen Vergleich mit dem Gegner einlassen, wenn nicht gleich im ersten Artikel die Souveränität des Staats bestimmt und deutlich anerkannt wird, auch im Betref der inneren Staats- und kirchlichen Angelegenheiten durchaus nichts einräumen, was mit der Unabhängigkeit unverträglich ist.

Der gefaßte Beschluß ward unverzüglich den Erzherzogen mitgetheilt und ihnen zugleich angezeigt, daß die Generalstaaten nunmehr die Ankunft der Friedensbevollmächtigten im Haag erwarteten; sie ihrerseits würden sieben bis acht Personen zu

den Unterhandlungen authorisiren, wenn die Erzherzoge eine gleiche oder geringere Anzahl und zwar geborne Niederländer dazu bestimmen wollten. Dabei schlugen sie, weil der achtmonatliche Stillstand am 4. Jäuner 1608 zu Ende ging, eine Verlängerung desselben auf vier bis sechs Wochen vor, welche nachher auf drei Monat festgesezt ward.

So wurden nach und nach die Hindernisse hinweggeräumt, welche der Friedensunterhandlung bisher im Wege gestanden hatten. Jezt langten auch im Haag die Gesandten mehrerer auswärtiger Fürsten an, welche von den Generalstaaten eingeladen worden waren, an dem künftigen Friedenskongreß Theil zu nehmen. Der König von Dänemark sandte den Reichsrath Jakob von Uhlefeld und Jonas Charius, der Kurfürst von Brandenburg den Geheimenrath Hieronimus von Dieskau, der Kurfürst von der Pfalz den gelehrten Hippolitus a Collibus, (Hügel) und von Hessischer Seite erschien Johann von Burg. Die Teutschen Gesandten empfahlen den Generalstaaten, im Namen ihrer Protestantischen Fürsten, vorzüglich: die Entschädigung des Hauses Nassau und der durch den Admiral Mendoza so hart gefährdeten Reichsländer, und die gänzliche Abstellung des katholischen Kultus in den vereinigten Provinzen.

Kaiser Rudolph, welcher sich früher so oft zum Vermittler der Streitigkeiten zwischen den vereinigten Niederländern und der Spanischen Regierung aufgeworfen hatte, nahm jezt, da es endlich beiden Parteien ernstlich um eine Aussöhnung zu thun zu

sein schien, gar keinen Theil an den Unterhandlungen, und sandte auch keinen Bevollmächtigten zur Beiwohnung des Kongresses. Dagegen hatte er bereits unterm 9. des Weinmonats (1607) ein Schreiben an die Staaten von Holland, Seeland und der mit vereinigten Provinzen erlassen, worin er ihnen seine Verwunderung ausdrükte, daß sie ihm nicht die geringste Anzeige von einer so hochwichtigen Sache als diese Friedenshandlung sei, gemacht hätten, da doch die Niederländischen Provinzen zum Reiche gehörten. Er warnte sie hierauf, ohne seine als des Oberlehnsherrn Einwilligung etwas zu unternehmen, was mit der Feudalverbindung stritte, weil es außerdem unkräftig und ohne Wirkung sein würde.

Dieses sonderbare Schreiben machte nicht geringes Aufsehen, und viele Mitglieder der Generalstaaten, welche dem Hause Oestreich durchaus nicht trauten, geriethen sogar auf den Argwohn, daß es damit wohl gar auf die gänzliche Wiederauflösung der angefangenen Unterhandlungen abgesehen sein möchte. Indeß scheint lediglich der Unwille des Kaisers, daß er bei der Einleitung derselben ganz übergangen worden war, die Veranlassung dazu gewesen zu sein. Die Generalstaaten antworteten ihm unterm 2. Jänner (1608): Sie würden nicht versäumt haben ihm von der eingeleiteten Friedensverhandlung Nachricht zu geben, wenn sie nicht vorausgesezt hätten, daß solches bereits von Seiten des Königs von Spanien oder der Erzherzoge geschehen sei. Uebrigens hätte Se.

kaiserliche Majestät nie auf ihre beim Reichstage angebrachten Beschwerden wider die Spanischen Bedrükkungen geachtet; und die von den Kaiserlichen und Reichs-Commissarien im Jahre 1579 eingeleiteten Friedensunterhandlungen wären so wenig von günstigem Erfolge für sie gewesen, daß die Spanier sogar während derselben ihre Gewaltthätigkeiten fortgesezt hätten. Nach diesem fruchtlosen Versuch durch Seiner kaiserlichen Majestät und des Reichs Vermittlung von der so lange erduldeten Tirannei befreit zu werden, hätten sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit wider die Unterdrükker behauptet, den König von Spanien der Oberherrschaft über die Niederlande entsezt, und ihre Unabhängigkeit sei darauf von den Europäischen Mächten und neuerlich selbst von den Erzherzogen anerkannt worden. Sie schmeichelten sich jezt mit der gerechten Hofnung, daß Se. kaiserliche Majestät zur Beförderung des Friedens mitwirken würden. Der in dem Schreiben des Kaisers erwähnten Lehnspflicht ward gar nicht gedacht. Auch an den König von Spanien und den Erzherzog waren ähnliche die Rechte des Kaisers und Reichs betreffende Schreiben ergangen, welche ebenfalls Gehaltsleere Phrasen und die Versicherung enthielten, daß man nichts den Rechten eines dritten Nachtheiliges unternehmen werde.

Am 7. Jänner 1608 kehrten die Niederländischen Trompeter, welche den Beschluß der Generalstaaten vom 23. des Christmonats nach Brüssel gebracht hatten, mit dem Antwortschreiben der Erz-

herzoge zurük. Die Generalstaaten wurden darin „Unsre sehr theuern und guten Freunde" (très chers et bons amis) genannt, und die Erzherzoge meldeten ihnen, daß sie die vorgeschlagene Verlängerung des Waffenstillstandes auf sechs Wochen annähmen, und daß ihre Bevollmächtigten zum Friedenskongreß am 15. Jänner nach Antwerpen abgehen würden.

Indeß man nun in den vereinigten Provinzen die Ankunft dieser Bevollmächtigten, welche durch den ungewöhnlich strengen Winter über die bestimmte Frist verzögert ward, erwartete, ward in Haag ein anderes diplomatisches Geschäft zu Stande gebracht. Die Generalstaaten ersuchten, vorzüglich auf Oldenbarnevelds und Jeannin's Einwirkung, die Französischen und Englischen Minister, ihren Souveräns den Antrag zu machen, daß sie die Gewährleistung des abzuschliessenden Friedens übernehmen, und für den möglichen Fall, daß kein Friede zu Stande käme, sondern der Krieg fortdauere, eine Defensiv-Allianz mit der Republik eingehen möchten. Die Englischen Gesandten erklärten sich zur Annahme der Gewährleistung bereit, den Antrag wegen eines abzuschliessenden Bündnisses aber lehnten sie unter dem Vorwande ab, daß es damit noch Zeit wäre, wenn alle Hofnung zum Frieden verschwunden sei. Dagegen genehmigte der Französische Monarch die angetragene Allianz, welche (1608. 23. Jänner) auch bald darauf unter nachfolgenden Bedingungen abgeschlossen ward. Der König verspricht den Generalstaaten

im Fall eines feindlichen Angrifs 10000 Mann Hülfstruppen, welche sie in ähnlichen Fällen durch 5000 Mann oder eine verhältnismäßige Anzahl von Kriegsschiffen erwiedern wollen; jede der beiden Nazionen genießt in den Europäischen Besitzungen der andern gleiche Handelsrechte mit den Eingebornen, und entrichtet dieselben Abgaben.

Dieses Bündniß, größtentheils Oldenbarneveld's Werk, ward von den Generalstaaten in der gegenwärtigen Krisis, worin das Schikksal des Staats sich befand, für ein sehr glükliches Ereigniß gehalten, und erwekte große Freude und eine hohe Achtung für den Französischen Monarchen. Wie auch die Friedensunterhandlungen endigen mochten, so konnten sie jezt mit Ruhe ihrem Ausgange entgegen sehen; denn im schlimmsten Fall stand die Macht eines treuen und mächtigen Bundesgenossen zu ihrer Unterstüzzung bereit, eines Bundesgenossen, der nach den Grundsäzzen einer richtigen Politik nie zugeben durfte, daß die vereinigten Niederländischen Provinzen wieder unter die Herrschaft Spaniens zurüksanken.

Alles ward jezt zum Friedenskongreß vorbereitet. Zu Brüssel und im Haag wurden große Anstalten dazu getroffen, und mit jedem Tage erwartete man in Holland die Ankunft der Erzherzoglichen Botschafter. Troz dieser friedlichen Zurüstungen von beiden Seiten, hatte jedoch der kleine Krieg nicht aufgehört, denn die Kriegsleute waren in den geschlossenen Waffenstillstand nicht mit begriffen; eine den Grundsäzzen der Menschlichkeit

wenig zusagende Einschränkung, von welcher sich überdem nicht einmal irgend ein vernünftiger Grund, der sie entschuldigen könnte, angeben läßt. Es fielen daher noch immer von Zeit zu Zeit Feindseligkeiten und Blutszenen vor, die durchaus zu nichts führen konnten und nur einzelne Unglückliche machten; bei einer derselben ward der Befehlshaber von Grave auf der Maas gefangen, und bei einer andern auf dem Thielerwarb der Niederländische Oberst Dü Bois erschossen. Auch Graf Adolph von Nassau, ein blühender und hofnungsvoller Jüngling, des Grafen Johann Enkel, verlor bei Rheinbergen in einem dieser zwecklosen Gefechte (1608) das Leben; aber seine Reiter, die sich anfangs zerstreut hatten, sammelten sich wieder und rächten seinen Tod durch die Niedermezzelung eines großen Theils der feindlichen Partei. Die lezte Blutszene dieser Art war ein Reitergefecht in dem Flekken Mühlheim. Die Niederländer trugen den Sieg davon, aber ein Theil des Orts sank in Asche.

Don Diego d'Ibarra, welcher zur Wiederherstellung der Kriegszucht unter dem Spanischen Heere in den Niederlanden und zur Einführung einer besseren Staatswirthschaft aus Spanien nach Brüssel gesandt ward, bestimmte die Erzherzoge, einen Theil des Kriegsvolks zu entlassen und alle Aufrührer unter demselben bei harter Leibesstrafe aus ihren und des Königs von Spanien Landen zu verbannen. Auch die Generalstaaten nahmen aus Sparsamkeit eine Reduction ihrer Truppen vor; und die verabschiedeten wurden größtentheils von

dem damals im Haag befindlichen Gesandten König Karls des 9. von Schweden in Sold genommen, um gegen die Polen zu dienen.

In den lezten Tagen des Jänners 1608 verliessen endlich die zum Friedenskongreß bevollmächtigten Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge Brüssel, und traten die Reise nach Holland an. Die Gesandtschaft bestand aus fünf Personen. Das Haupt derselben war Don Ambrosio Spinola, Grand von Spanien und königlich Spanischer Staats- und Kriegsrath, Generalfeldmarschal, Ritter des goldnen Vliesses und oberster Feldherr in den Erzherzoglichen Niederlanden, welcher jezt den Oelzweig mit dem Schwerte vertauschte, weil die Wirkungen des Lezteren, so kräftig er es auch zu führen verstand, seinen Erwartungen nicht entsprochen hatten. Die übrigen Botschafter nach ihrem Range waren: Johann Richardot Herr von Barlay, aus Hochburgund gebürtig, Mitglied des Staatsraths und Oberpräsident des Erzherzoglichen Geheimen-Raths, ein geschikter Diplomatiker und eigentlich des Erzherzogs erster Minister; Don Juan de Mancicidor, ein Spanier, Kriegsrath und Geheimschreiber des Königs von Spanien, Pater Johann Neyen, und Ludwig Verreyken Audienzier und Secretär des Erzherzogs. Die Generalstaaten hatten zwar anfangs verlangt, daß die sämmtlichen Botschafter geborne Niederländer sein sollten, aber da der Spanische Hof darauf bestand, ebenfalls einen Bevollmächtigten beim Kongreß zu

haben, so gaben sie nach, besonders da sie erfuhren, daß die Wahl des Königs auf Spinola gefallen sei, dessen Neigung zum Frieden bekannt war. Die Städte, sowohl in den Erzherzoglichen als in den vereinigten Provinzen, durch welche die Reise der Gesandtschaft ging, beeiferten sich, sie mit den größten Ehrenbezeugungen zu empfangen, und überall strömte das Volk zusammen, die Männer zu sehen, die ihm den so lange entbehrten Genuß des Friedens, den sogar der größte Theil der Einwohner noch nicht einmal aus eigener Erfahrung kannte, wieder schenken sollten. Die Reise ging auf Lier, Breda, Gertruidenberg, Dordrecht, Rotterdam und Delft. Zwischen dem lezteren Orte und dem Haag kam Prinz Moritz mit seinem Bruder Heinrich Friedrich, seinen Vettern den Grafen von Nassau und einem zahlreichen Gefolge den Reisenden entgegen; und mit Erstaunen sahen die versammelten Zuschauer, wie die beiden berühmten Feldherren, welche noch vor kurzem an der Spizze der Kriegsheere einander bekämpft hatten, sich jezt gleich alten Freunden mit einer Umarmung bewillkommten und in gegenseitigen Beweisen hoher Achtung wetteiferten. Nach dieser interessanten Szene stiegen Spinola, Richardot und Mancicidor in des Prinzen Kutsche, worin nebst ihnen auch die Grafen Heinrich Friedrich und Wilhelm Ludwig von Nassau saßen. So hielten sie, im Angesichte einer zahllosen Menschenmenge, welche alle Straßen, Felder und gefrornen Gewässer bedekte (1608. 1. Februar) ihren Einzug in den Haag. Spi-

nola erhielt seine Wohnung in einem prächtigen Pallaſt auf dem Wyversberge, welcher mit kostbarem Hausgeräth versehen war. Aber der Prachtliebe des Feldherrn genügte daran nicht. Er hatte selbst eine Menge Sachen von großem Werthe und besonders einen solchen Vorrath von Silbergeschirr mitgebracht, daß der Anblik desselben die einfachen und wirthlichen Holländer, denen so viel Glanz und Luxus neu und unerhört war, in Erstaunen sezte. Täglich kamen Leute aus allen Gegenden Hollands nach dem Haag, theils aus Neugierde, diese Kostbarkeiten und ihren Besizzer zu sehen, theils waren es Katholiken, die ihre Anhänglichkeit an die Religion, der sie treu geblieben waren, beweisen wollten. Keiner ward zurükgewiesen, und jeden, wer es auch seyn mochte, behandelte Spinola mit der größten Herablassung und Humanität. Täglich ließ er zweimal Messe in seiner Wohnung lesen, und es war Jedermann verstattet ihr beizuwohnen. Die eifrigen Protestanten nahmen Anstoß an dieser öffentlichen Uebung des katholischen Kultus. Ueberhaupt äußerten viele besonders von den strengeren Republikanern ihre Unzufriedenheit darüber, daß man dem feindlichen Oberfeldherrn den Eintritt in das Herz des Landes verstatte und ihm dadurch die beste Gelegenheit gäbe, sich genaue Kenntnisse von der Lokalität und moralischen Beschaffenheit desselben, von dem Karakter des Volks und seiner Regenten, und von den Schwächen und Mängeln der Staatsverfassung zu verschaffen.

Den Tag nach der Ankunft der Botschafter empfingen und erwiederten sie die Aufwartungen der im Haag befindlichen fremden Gesandten, des Prinzen Moritz, seiner Familie und des vornehmsten Adels und des Korps der Generalstaaten; und am 5. Februar hatten sie eine feierliche Audienz bei den Generalstaaten, wobei auch Prinz Moritz und die Mitglieder des Staatsraths zugegen waren.

Die von Seiten der Generalstaaten zum Friedenskongreß ernannten Bevollmächtigten, waren Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, Statthalter von Gröningen und Friesland und Walrave von Brederode, welchen beiden jede der vereinigten Provinzen noch einen eigenen Deputirten beifügte, nämlich Holland den Advokaten Johann von Oldenbarneveld, Geldern, Cornelius van Gend Herrn von Loenen, Seeland, Jakob von Maldeere, Utrecht, Nicolaus Bergk, Friesland, Gellius Hillgma, Oberissel, Johann Sloet Drosten von Vollenhove, und Gröningen, Abel Koenderts van Helpen Herrn in Faan und Kanteebie. Die Generalstaaten ertheilten ihnen die nöthigen Vollmachten und Instructionen, welche größtentheils Oldenbarneveld entworfen hatte. Von beiden Theilen wurden die Französischen und Englischen Gesandten als Vermittler angenommen, und man gestand ihnen als solchen bei den Konferenzen überall den Vorrang und die erste Unterschrift zu.

Am 6. Februar wurden die Konferenzen eröfnet. Der Schauplaz derselben war ein dazu eingerichtetes und schön decorirtes Zimmer in dem

ſogenannten Hof von Holland, welches ſeitdem den Namen der Stillſtands-Kammer, (Treves Cæmer) erhalten hat. Die erſten Sizzungen verfloſſen mit Vorzeigung und Beurtheilung der gegenſeitigen Vollmachten. In denen der Spaniſchen und Erzherzoglichen Botſchafter war ausdrüklich bemerkt, daß beide Souveräne die vereinigten Provinzen für einen freien Staat, auf welchen ſie keine Anſprüche hätten, anerkännten. Spinola fand dagegen die Vollmachten der Niederländiſchen Kongreßdeputirten zu ſchwankend und eingeſchränkt; er ließ ſich indeß durch die Verſicherung befriedigen, daß die Generalſtaaten, welche ſo nahe wären, jedem Artikel der Unterhandlung, ſo bald er zum Schluß gebracht wäre, ſogleich ihre Ratification ertheilen würden.

Der erſte Gegenſtand der Discuſſionen war die Erörterung der Frage: ob über einen Frieden oder langen Waffenſtillſtand unterhandelt werden ſolle? Die Spaniſchen und Erzherzoglichen Botſchafter ſtimmten mehr für einen Waffenſtillſtand, die Bataviſchen mehr für einen Frieden, welchen ſie dem Intereſſe der Republik angemeßner hielten; jene gaben nach, und man beſchloß alſo über einen Definitivfrieden zu unterhandeln.

Nach Berichtigung dieſes vorläufigen Punkts, ward die Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen zur Sprache gebracht. Die Spaniſchen und Erzherzoglichen Bevollmächtigten erklärten ſie in den deutlichſten und beſtimmteſten Ausdrükken. Die Niederländiſchen Deputirten

waren jedoch damit noch nicht zufrieden. Einer von ihnen hatte bei der Auswechslung der Vollmachten in dem Erzherzoglichen Siegel das Wappen der Niederländischen Union bemerkt; daraus schloß er, daß die Erzherzoge ungeachtet ihrer Entsagung doch immer noch fortführen, ihre vermeinten Ansprüche auf die vereinigten Provinzen zu behaupten. Die Deputirten nahmen davon Veranlassung zu verlangen: der König von Spanien und die Erzherzoge sollten nicht allein der Herrschaft und jedem Anspruch auf die sieben vereinigten Provinzen nebst Lingen und Drenthe entsagen, sondern auch die Titel und Wappen davon ablegen. Vergebens führte Richardot dagegen an: Die Beibehaltung der Titel und Wappen von Ländern, die man nicht besitze, sei unter den Fürsten gewöhnlich und etwas höchst unwesentliches. Der König von Frankreich nenne sich auch König von Navarra, und der Englische Monarch König von Frankreich, ohne daß der König von Spanien jenes und der Beherrscher Frankreichs dieses für eine Beleidigung halte. Man müsse daher keinen Streit über dergleichen Kleinigkeiten erheben. Die Deputirten erwiederten: Monarchien imponiren schon durch den Glanz der Majestät und sind dadurch gegen ungerechte Ansprüche gesichert, aber ein neugebildeter Freistaat, der erst eingetreten ist in die Reihe der souveränen Mächte, kann nicht sorgsam und eifersüchtig genug über seine Rechte wachen. Auf Jeannin's Vermittelung gaben die Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter endlich nach und

bewilligten die Forderung der Niederländer, obgleich Richardot die Bemerkung machte, daß diese Willfahrung ziemlich schimpflich für seinen Herrn sei.

Alle diese Punkte so wie die Bewilligung der freien Schiffahrt und eines ungestörten Commerces der Niederländer nach Spanien, wurden in den vier ersten Sitzungen abgethan. Die unerwartete Willfährigkeit der Spanier bei der Anerkennung der Souveränität setzte Jedermann in Verwunderung und gab zu mancherlei Urtheilen und Vermuthungen Stof, ja die meisten fanden sie so außerordentlich, daß sie ihren Verdacht gegen die Aufrichtigkeit der von den Gegnern gegebnen Versicherungen erregte. Indeß war selbst durch die Anerkennung der Independenz nur erst ein bedeutender Schritt zur Aussöhnung gethan, und es blieben noch zwei nicht gleich kritische, für Krieg und Frieden nicht minder entscheidende Gegenstände zu vermitteln übrig, von denen jeder Staatskluge Mann und besonders die Mediatoren vorhersahen, daß ihre Ausgleichung mit unermeßlichen Schwierigkeiten verknüpft sein werde, — die Religion und der Indische Handel, diese große Nazionalangelegenheit des Batavischen Volks. Die Folge wird uns lehren, wie richtig diese Vermuthung war.

In der fünften Sitzung (1608. 16. Februar) erklärten die Spanischen und Erzherzoglichen Gesandten: daß, wenn man den vereinigten Niederländern den freien Handel nach den Spanischen Reichen und Häfen zugestanden habe, darunter keineswegs der nach Indien mit einbegriffen sei. Dem

Lezteren müßten sie gänzlich entsagen, weil er vor dem Kriege nicht statt gefunden habe, und der katholische König hoffe, daß sie schon aus Dankbarkeit für die ihnen bewilligte Unabhängigkeit sich nicht weigern würden, seine Wünsche über diesen Punkt zu befriedigen. Die Niederländischen Deputirten aber schlugen diese Forderung, der darüber erhaltenen Instruction zu Folge, gerade zu ab, denn die Generalstaaten waren nicht geneigt, die Vortheile eines Handels, der ihnen eine nothwendige Bedingung zur Erhaltung des Staats zu sein schien, und mit jedem Jahre an Umfang und Ertrag gewann, dem Interesse und den Wünschen ihrer Gegner aufzuopfern. In mehreren folgenden Sizzungen (am 19. 23. 27. Februar und 4. März) ward fortdauernd über diesen Gegenstand discutirt, ohne daß man zu einem Schluß kommen konnte; denn die Spanischen Gesandten blieben fest dabei, daß sich die Niederländer des Indischen Handels gänzlich begeben und sich mit dem nach Spanien, wozu man ihnen die Erlaubniß ertheilen werde, begnügen müßten.

Als das Publikum erfuhr, wie hartnäkkig die Spanischen Botschafter die Freiheit des Indischen Handels verweigerten, gerieth ganz Holland in die heftigste Bewegung. Lieber keinen Frieden, als den Handel verloren! hörte man die, welche den Krieg wünschten, ausrufen, und viele, die bisher Anhänger der friedlichen Partei gewesen waren, veränderten jezt ihr Sistem und traten zu jenen über. Eine Menge Broschüren, welche über diesen

Gegenstand geschrieben, und häufig gekauft und gelesen wurden, erhitzten die Köpfe noch mehr. Ihre Tendenz war, die Männer, welche am Friedensgeschäft arbeiteten, vor den Ränken und der Argliſt der Spanier zu warnen, und ſie verfehlten ihren Zweck um ſo weniger, da die Verfaſſer derſelben größtentheils ächtpatriotiſche Geſinnungen äußerten.

Am meiſten und nächſten intereſſirt bei der Erhaltung des Indiſchen Handels war die Oſtindiſche Kompagnie, und es ließ ſich vorausſehen, daß ſie kein Mittel unverſucht laſſen werde, den Verluſt deſſelben zu hintertreiben. Sie übergab ſowohl den Generalſtaaten als den Geſandten der auswärtigen Mächte, welche dem Kongreß beiwohnten, verſchiedene Memoirs, worin die Unbilligkeit der Spaniſchen Forderung mit den grellſten Farben geſchildert ward. In einem dieſer Aufſätze wird unter andern geſagt: Es giebt kein Beiſpiel, daß ein Friede auf die Bedingung, dem Handel zu entſagen, geſchloſſen worden ſei, auch kann die Verweigerung des Handels keine Friedensbedingung ſein, ſondern ſie iſt eine Zwangsmaßregel, die man gegen Feinde anwendet. Und daß man uns, die wir die erſten Seefahrenden Kaufleute der Welt ſind, auffordert, den größten Theil der Meere zu räumen und auf den einträglichſten und vornehmſten Handel der Erde Verzicht zu leiſten, das iſt die größte Unverſchämtheit, welche nur gedacht werden kann. Das Meer iſt Niemandes Herrſchaft unterworfen, und ſteht nach dem Völkerrechte allen Nazionen

offen, und was kann die Spanier berechtigen, uns den Handel mit entfernten Königreichen und Ländern untersagen zu wollen, über welche sie nicht zu gebieten haben! Aber ihre einzige Absicht ist, unsern Staat, der ohne ein freies Commerz nicht bestehen kann, einem gewissen und unvermeidlichen Untergange Preis zu geben. Der Indische Handel, hieß es ferner in dieser Denkschrift, beschäftige eine große Anzahl von Seeleuten, die der Verlust desselben brodlos machen würde, auch wären die nach Indien segelnden Schiffe zum Kriege tauglich, und könnten also im Nothfall die Marine des Staats verstärken. Aus diesen und andern Gründen wäre der Indische Handel den vereinigten Niederlanden unentbehrlich. Ueberdem habe ja Spanien die Niederländer für frei erkläret, und freien Leuten könne man keinen Zwang auflegen und ihnen keine Vorschriften machen; und da bestimmt worden sei, daß jeder Theil behalten solle, was er besitze, so müsse ihnen auch der Indische Handel bleiben.

Der Zweck dieser und anderer Denkschriften und Vorstellungen war, wie aus dem Inhalt der hier angeführten hervorgeht: die Generalstaaten zur Behauptung des Indischen Handels zu bestimmen. Dieselbe Tendenz hatte auch der Traktat, welchen Hugo Grotius über die Freiheit der Meere schrieb. Es gab fast nur eine Stimme in der Republik über diesen wichtigen Gegenstand, denn man hielt sich überzeugt, daß ohne eine unbeschränkte Freiheit des Commerzes, der Staat nicht bestehen

könne. Nur sehr wenige und nur solche, welche ihrer individuellen Lage wegen an jenem Handel keinen Theil nehmen konnten, waren der Meinung, daß die Beförderung der Agrikultur weit mehr Aufmerksamkeit verdiene, als diese weite und gefahrvolle Handlung, welche als eine bloße Privatangelegenheit kein Hinderniß des Friedens werden müsse.

Prinz Moritz und Oldenbarneveld stimmten beide für die Erhaltung des Indischen Handels, und die Generalstaaten, nach reiflicher Erwägung der Gründe dafür und dawider, beschlossen die verlangte Entsagung desselben standhaft zu verweigern; doch wollten sie ihre Forderungen über diesen Gegenstand so viel als möglich nach dem Verlangen der Spanier modificiren. Sie liessen daher den Spanischen und Erzherzoglichen Botschaftern durch ihre Bevollmächtigten beim Kongreß einen dreifachen Vorschlag thun: entweder mit Bewilligung der Indischen Navigation Frieden zu schliessen; oder solche den vereinigten Provinzen auf sieben Jahre zu bewilligen, unter der Bedingung, daß nach Ablauf dieser Zeitfrist ein neuer Vertrag darüber unterhandelt werden solle; oder endlich, daß der jetzt abzuschliessende Friede nicht bis auf die Länder jenseit des Aequators ausgedehnt würde, sondern daß jeder Theil seinen Verkehr in den dortigen Gegenden auf eigene Gefahr treiben könne und zwar selbst mit den Waffen in der Hand, ohne daß die dort vorfallenden Feindseligkeiten einen nachtheiligen Einfluß auf die übrigen friedlichen Ver-

hältnisse beider Nazionen hätten. Spinola und Richardot verwarfen den ersten für die Niederländer zu vortheilhaften und den lezten höchst sonderbaren Vorschlag, welcher eine groteske Vereinigung des Kriegs- und Friedens-Zustandes enthielt. Vielleicht hätten sie in den zweiten ohne die hinzugefügte Klausel gewilligt, aber von dieser wollten die Generalstaaten nicht abgehen. Ja die Ostindische Kompagnie, die Provinz Seeland und die Stadt Amsterdam verwarfen den ganzen Vorschlag und versagten ihm ihre Zustimmung selbst auf den Fall, wenn von den Gegnern die aufgestellte Bedingung angenommen würde. Doch auch daran war nicht zu denken, denn die gröste Nachgiebigkeit der Spanischen Botschafter beschränkte sich darauf, daß man allenfalls den Niederländern die Betreibung des Indischen Handels auf eine gewisse Zeit bewilligen wolle, nach deren Ablauf sie sich desselben auf immer begeben müßten. Die Streitigkeiten über den Indischen Handel veranlaßten neue über den Europäischen. Die Spanier verlangten die Eröfnung der Schelde für die Schifahrt nach Antwerpen, welche von den Niederländern verweigert ward, denn die Provinzen Holland und Seeland fürchteten davon grose Nachtheile für ihren Commerz, weil Antwerpen in merkantilischer Hinsicht die glüklichste Lage in den Niederlanden hat.

Jeder Theil beklagte sich bei den Ministern der vermittelnden Mächte über die Hartnäkkigkeit des andern in Rüksicht der obwaltenden groſen Streit-

frage. Aber die Niederländer konnten bei dieser Angelegenheit wenig auf den Beistand des Englischen und Französischen Hofes rechnen. England beneidete ihnen die großen Vortheile der Ostindischen Handlung, und Heinrich der 4. wünschte selbst sich derselben zu bemächtigen. Die Englischen Gesandten beobachteten daher eine strenge Passivität bei den Beschwerden der Generalstaaten, und Jeannin erklärte Oldenbarneveld bei einer Privatunterredung über diesen Gegenstand: Der Abschluß des Friedens dürfe seiner Meinung nach einer Handelsspeculation wegen nicht aufgehalten werden, und sollte die Unbiegsamkeit der Generalstaaten den glüklichen Ausgang der Unterhandlungen vereiteln, so dürften sie nicht darauf rechnen, daß der König sein Herr ihnen die bisherigen Hülfsgelder ferner bezahlen werde.

Endlich da man sich durchaus über diesen schwierigen Punkt nicht vereinigen konnte, kamen die Bevollmächtigten beider Theile dahin überein, ihn vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, und indeß über andere Gegenstände zu berathschlagen. Darauf legten in der zehnten Sitzung (7. März) die Niederländischen Bevollmächtigten acht und zwanzig und die Spanischen sieben Artikel zur Discussion vor. Sie betrafen größtentheils minder wichtige Objekte, als: die Berichtigung der Grenzen, die Restitution der eingezogenen Güter, die Loslassung der Gefangenen ohne Ranzion. Die Artikel der Spanier waren alle sehr kurz und lakonisch gestellt. Der sechste lautete wörtlich:

„Betreffend die Angelegenheiten der Religion! Die Niederländischen Bevollmächtigten forderten eine nähere Erklärung über den eigentlichen Sinn dieses Artikels. Ob man damit sagen wolle, daß in den für frei erklärten Provinzen ein anderer als der bisher darin statt gefundene Kultus verstattet werden sollte? oder ob nur von dem Verhalten der beiderseitigen Unterthanen in solchen Gegenden, wo eine andere Religion herrsche, die Rede sei? Die Spanischen Botschafter wollten sich jedoch nicht näher erklären, sondern erwiederten, sie hätten selbst erst um Erläuterung über diesen Punkt an ihren Hof geschrieben, und müßten zuvor die Antwort desselben erwarten. Uebrigens waren die Generalstaaten fest entschlossen, den Katholiken die freie Uebung ihrer Religion in den vereinigten Provinzen nie zu verstatten. Wichtige politische Gründe bestimmten sie zu dieser Intoleranz, welche außerdem dem Karakter der Batavischen Regierung fremd war. Die Sekte der Katholiken war sehr zahlreich in den vereinigten Provinzen und konnte, bei ihrer großen Anhänglichkeit an Spanien, der Republik leicht gefährlich werden, besonders da der Zeitgeist Aufruhr und andere Verbrechen, der Religion wegen begangen, für Gottgefällige Handlungen erklärte. Dazu kam, daß wenn den Katholiken die Religionsfreiheit zugestanden worden wäre, der ganze reformierte Klerus sich sogleich mit den Gegnern des Friedens vereinigt hätte.

Die Erzherzoge, welche das Ende des Kriegs für jeden Preis zu erkaufen wünschten, waren selbst in Absicht der Religion und des Indischen Handels nachzugeben bereit, und hatten, um auch den Spanischen Hof zu gleicher Nachgiebigkeit zu stimmen, ihren Beichtvater den Fra Inigo de Brizuella nach Madrid gesandt. In derselben Absicht verließ auch Neyen am 2. April den Haag und begab sich nach Brüssel, und von da ebenfalls nach Spanien. Der Audienzier Verreiken machte auch verschiedene Reisen nach Brüssel, und Jeannin ward nach Paris berufen, um seinem Souverän von allem, was sich bisher bei dem Kongreß ereignet hatte, genauen Bericht abzustatten. Die Abwesenheit einiger der vornehmsten Mitglieder des Kongresses veranlaßte eine Art von Stokkung in den Unterhandlungen im Haag, während man in Madrid, Paris und Brüssel desto thätiger war, gewisse Projekte zur Reife zu bringen, die sich bald näher entwikkelten. Da mit dem Monat März der geschlossene Waffenstillstand zu Ende gegangen war, so ward er von neuem bis Ende Mais und endlich noch auf ein Jahr verlängert, wobei jedoch von Seiten der Generalstaaten die Bedingung gemacht ward, daß wenn man in zwei Monaten mit den Erzherzogen nicht zum Schluß kommen könne, die Konferenzen ganz abgebrochen werden sollten; die Abwesenheit Jeannin's gab jedoch Veranlassung, daß sie in der Folge noch bis über die festgesezte Frist hinaus fortgesezt wurden.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Generalstaaten bereits vor dem Anfange des Kongresses dem Englischen Hofe Anträge zu einem Allianztraktat machten, welche damals keinen Eingang fanden. Die Sache ward indeß nicht aufgegeben, und die Batavische Regierung hatte endlich die Freude, ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Am 26. des Brachmonats 1608 ward das Bündniß zwischen beiden Nazionen, fast auf dieselben Bedingungen, wie das Französische, abgeschlossen und im Haag unterzeichnet. England versprach den vereinigten Provinzen im Fall eines feindlichen Angrifs eine Hülfe von 20 Kriegsschiffen und 6400 Mann, und die Republik dem Englischen Monarchen in demselben Fall ebenfalls 20 Kriegesschiffe und 4300 Soldaten. Zugleich ward die Schuld der Generalstaaten an die Englische Krone auf 818408 Pfund Sterling festgesezt, welche zwei Jahr nach dem Abschluß des Friedens jährlich mit 60000 Pfund Sterling abgezohlt werden sollten.

Der Spanische Hof, bekannt mit der Abneigung des Englischen Monarchen gegen die vereinigten Niederländer, beunruhigte sich wenig über diese Allianz, überzeugt, daß den Niederländern, wenn der Krieg fortdauern sollte, keine Vortheile daraus erwachsen würden. Weit nachtheiliger für das Spanische Interesse schien die Verbindung Frankreichs mit den Niederlanden zu sein, das Madrider Kabinet versuchte daher auch alles mögliche Heinrich den 4. davon abzuziehen. In dieser

Absicht erhielt der Spanische Gesandte zu Paris, Don Pedro de Toledo, den Auftrag, dem Könige eine Doppelheirath zwischen dem Dauphin und einer Infantin und dem Kronprinzen von Spanien und einer Tochter des Französischen Monarchen vorzuschlagen, wobei versprochen ward, daß der Dauphin und seine künftige Gattin zu Nachfolgern der Erzherzoge als Souveräns der Niederlande erklärt werden sollten. Einen ähnlichen Vorschlag hatte schon früher der Provinzial der Jesuiten in Flandern, bei einer Reise durch Frankreich im Namen der Erzherzoge, zu Paris gemacht. Mit den vereinigten Provinzen sollte ein Waffenstillstand geschlossen werden, und nach Ablauf desselben sollten der Erzherzog und der König von Frankreich sie gemeinschaftlich zum Gehorsam zurükbringen.

Es ist in der That zu bewundern, daß das Französische Ministerium nur einen Augenblik an der Aufrichtigkeit dieser Anträge, welche Pedro de Toledo sehr eifrig betrieb, glauben und sie für etwas mehr als ein Blendwerk halten konnte, dessen Zwek war, den Französischen Hof über sein wahres Interesse zu täuschen und ihn von der Niederländischen Allianz zu trennen. Heinrich der 4. schien, nach Jeannin's Aeußerung, wirklich zu der vorgeschlagenen Doppelheirath geneigt; zum Glük für die Niederlande dauerte jedoch die Verblendung nicht lange. Man fing bald an zu Paris die Spanischen Vorschläge nach ihrem wahren Gehalte zu würdigen, besonders als man erfuhr, daß der

Spanische Gesandte in London Don Ferdinand Giron dem Englischen Hofe ähnliche Anträge gemacht hatte, welche nicht zurükgewiesen worden waren. Oldenbarneveld, dessen Scharfblik in das Geheimniß der Intrigen des Spanischen Gesandten am Französischen Hofe, so verdekt sie auch gespielt wurden, eingedrungen war, und der seine Besorgnisse darüber gegen Jeannin äußerte, erhielt von diesem die bündigsten Versicherungen von der unwandelbaren Treue seines Souveräns in Beobachtung der gegen seine Alliirten eingegangenen Verpflichtungen.

In der am 1. des Heumonats gehaltenen fünf und zwanzigsten Session des Haager Kongresses, legten die Niederländischen Bevollmächtigten den Spanischen Botschaftern abermals einige Punkte zur Beurtheilung vor. Zum Beispiel, wie es mit den Ingesessenen der vereinigten Provinzen wegen der Religion in Spanien und anderwärts gehalten werden sollte? Aber die Spanischen Gesandten bemerkten: sie hätten auch über diesen Punkt keine Instruction, und könnten sich darüber erst nach der Rükkehr des Paters Ney aus Spanien befriedigend erklären. Durch diese und andere unbestimmte Antworten ward aufs neue der Verdacht der Niederländer erregt, daß es ihren Gegnern kein Ernst mit den angefangenen Unterhandlungen sei. Mancherlei beunruhigende Gerüchte nährten und vergrößerten diesen Verdacht. Unter andern

berichtete der Herr von Brederode, Agent der Generalstaaten in Teutschland, daß der Spanische Ambassadeur am kaiserlichen Hofe sich habe verlauten lassen: die Absicht des Königs seines Herrn bei den Friedensunterhandlungen im Haag sei keine andere, als die Wiedereinführung der katholischen Religion in den vereinigten Provinzen und die Vindicirung des Indischen Handels. Nach andern Berichten sollten Don Ferdinand Giron in England und selbst die Spanischen Botschafter beim Kongreß geäußert haben, daß man durch die Friedensunterhandlungen die Niederländer nur einzuschläfern suche und daß es keinen Augenblik des Königs von Spanien ernstlicher Wille gewesen sei, der Herrschaft über sie zu entsagen. Wie viel auch von diesen und ähnlichen Nachrichten gegründet und was davon vielleicht von der kriegerischen Partei erdichtet sein mochte, so wurden doch die Generalstaaten dadurch zu dem Entschluß bewogen, noch standhafter und unerschütterlicher auf ihren Forderungen zu bestehen als bisher, und den Schluß der Konferenzen zu beschleunigen oder sie ganz abzubrechen.

Als Jeannin im August aus Frankreich nach Holland zurükkam, fand er die Angelegenheiten in gröberer Verwirrung und die Gemüther erbitterter als je. Diese ungünstige Lage der Dinge machte die Aussicht auf einen glüklichen Ausgang der Unterhandlungen aufs neue äußerst

zweifelhaft, und bald darauf trübte sie sich noch mehr. Richardot meldete den Französischen Mediatoren: obgleich der Pater Rey von seiner Mission nach Spanien noch nicht zurükgekehrt sei, so hätte doch die Gesandtschaft beim Kongreß gegenwärtig neue Verhaltungsbefehle vom Spanischen Hofe erhalten, nach welchen Se. Katholische Majestät den Niederländern nur unter folgenden Bedingungen die Souveränität zugestehen würde. Fürs erste müsse die Uebung des katholischen Kultus im ganzen Umfang der vereinigten Provinzen, ohne alle Einschränkung wieder hergestellt werden; und zweitens müßten die Niederländer vom Tage des geschlossenen Friedens an dem Indischen Handel gänzlich und auf immer entsagen, wobei man ihnen jedoch so viel Zeit verstatten würde, daß ihre Schiffe mit den geladenen Waaren aus Indien zurükkehren könnten.

Vergebens bot Jeannin, der alle Folgen dieser Forderungen vorhersah, seine ganze Beredsamkeit auf, die Spanischen Botschafter zu bewegen, daß sie wenigstens die den Kultus betreffende Forderung etwas einschränken und mildern möchten. Sie beriefen sich auf die erhaltnen bestimmten Befehle, von denen sie nicht abgehen dürften. Jeannin sah sich daher genöthigt, den Generalstaaten die Erklärung des Spanischen Hofes in ihrem vollen Umfange mitzutheilen, worauf jene die Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter ersuchen liessen, ihrer Sitzung beizu-

wohnen, um ihnen darin die Meinung ihrer Souveräne deutlich vorzutragen. Die Botschafter erschienen (20. August) auf diese Einladung, und wiederholten das was sie bereits dem Staatsrath Jeannin mitgetheilt hatten, mit dem Zusaz: die den vereinigten Provinzen zugestandene Souveränität sei von Seiten ihrer Fürsten ein so wichtiges Opfer, daß die Generalstaaten dafür wohl in Rükſicht der Religion und des Indischen Handels nachgeben könnten; geschähe dieß nicht, so sei an keinen Frieden zu denken.

Den folgenden Tag baten die Generalstaaten die Gesandten der vermittelnden Mächte um ihren guten Rath bei dieser Lage der Sachen. In Absicht des Indischen Handels kamen die Englischen und Französischen dahin überein, daß man einen Ausweg zu ersinnen suchen müsse, um die Spanier wo möglich zu befriedigen. Ueber den Punkt der Religion waren die Meinungen getheilt. Der Engländer Meinung war, die Forderung der Spanier standhaft zu verweigern; die Franzosen dagegen riethen zur Nachgiebigkeit. Darauf erklärten die Generalstaaten: wenn nach abgeschloßnem Frieden der König von Frankreich sich zum Besten der Katholiken bei ihnen verwende, so würden sie die Wünsche dieses Fürsten in Rükſicht der großen Verpflichtungen, die sie ihm hätten, mit Freuden erfüllen, aber in dem Friedensvertrage würden sie sich zu nichts, was diesen Punkt betreffe, verbinden. Denn

thäten sie dieß, so würden die zahlreichen Katholiken in den Provinzen jede ihnen zugestandene Vergünstigung dem Spanischen Monarchen verdanken, wodurch ihre Anhänglichkeit an ihn vermehrt und eine der Integrität des Staats sehr schädliche Partei für ihn gebildet werden würde.

Da nun die Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter von den gemachten Propositionen durchaus nicht abgehen wollten: so beschlossen die Staaten in der Generalversammlung vom 23. August, welcher auch die Mitglieder des Staatsraths, Prinz Moritz, Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, die Mediatoren und die Pfälzischen, Brandenburgschen, Hessischen und Ansbachischen Gesandten beiwohnten, das ganze Friedensgeschäft abzubrechen. Die Gründe dieses entscheidenden Beschlusses wurden in einem weitläuftigen Manifest entwikkelt, welches mit der nachfolgenden Erklärung schließt: Da die von den Königlichen und Erzherzoglichen Friedens-Commissarien, als das Ultimatum des Willens ihrer Souveräne den Generalstaaten mitgetheilten Bedingungen wegen der Religion, des Indischen Handels und anderer Gegenstände, mit der den vereinigten Provinzen zugestandenen Freiheit, und mit dem was in den ersten Artikeln verglichen ist, im offenbarem Widerspruch stehen: so beschliessen die Generalstaaten alle ferneren Communicationen mit den erwähnten Herren Commissa-

rirn abzubrechen und die bisherigen Unterhandlungen gänzlich aufzuheben. Und wie schmerzhaft ihnen auch dieser Schritt ist, so gereicht es ihnen doch dabei zum Troste, daß sie ihre Unschuld an der Fortsezzung dieses langwierigen Kriegs vor Gott und der Welt beweisen können.

Dieses Manifest überreichten die Niederländischen Bevollmächtigten am 25. Nachmittags dem Marchese Spinola und den übrigen Spanischen und Erzherzoglichen Botschaftern, mit der Erklärung, daß die Generalstaaten aus den darin angeführten Gründen den Kongreß aufzuheben für gut fänden. Die Botschafter äußerten ihr Bedauern darüber, und führten den folgenden Tag bei den Gesandten der vermittelnden und der Teutschen Höfe bittere Klagen über das leidenschaftliche und stürmische Verfahren der Generalstaaten und über den beleidigenden Inhalt des Manifests.

Der Kongreß ward also mit der sechs und zwanzigsten Sizzung aufgehoben, und so wurden die Religion und der Indische Handel die Klippen, an welchen das ganze Friedenswerk scheiterte.

Indeß hatten die Gesandten der vermittelnden Mächte, als sie die ungünstige Wendung der Friedensunterhandlungen bemerkten, eine andere Idee aufgefaßt, welche sie jezt, da alle Hofnung einen Frieden zu Stande zu bringen, verschwunden war, den Generalstaaten vorzutragen beschlossen. In dieser Absicht begaben sie sich in Ver-

gleitung der Teutschen Gesandten in die Versammlung der Staaten und erklärten: Sie hätten bisher alle ihre Kräfte aufgeboten den Frieden zu befördern, aber leider hätten die Ereignisse der lezten Tage gezeigt, daß alle ihre Bemühungen zur Erreichung dieses erhabenen Zwekks vergebens gewesen wären. Doch ihre Souveräns, voll Eifers für das Wohl der vereinigten Provinzen, hätten ihnen den Auftrag gegeben, in dem Fall daß kein definitiver Friede zu bewirken sei, einen vieljährigen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen, welcher in jeder Rükficht der Fortsezzung des Kriegs vorzuziehen sei. Sie riethen den Generalstaaten daher, von jezt an über einen solchen Waffenstillstand, unter der Bedingung der zugestandenen Independenz und der Beibehaltung der Indischen Handlung während der Dauer desselben zu unterhandeln, wobei sie ihnen die Versicherung gäben, daß ihre Souveräns eben so willig die Garantie des Waffenstillstandes als die des Friedens übernehmen würden.

Dieser Antrag war eigentlich das Werk Jeannins. Die Hartnäkkigkeit, mit welcher beide unterhandelnden Theile auf ihren gegenseitigen Forderungen bestanden, ließ ihm leicht vorhersehen, daß kein Friede zu hoffen sei; da nun die Fortsezzung des Kriegs dem Interesse seines Herrn eben so wenig zusagte als der Rükfall der vereinigten Provinzen unter die Spanische Herrschaft, so erfand er die Idee, durch einen mehr-

jährigen Waffenstillstand dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten vorzubeugen. Der kluge Staatsmann hatte sich zahlreiche und bedeutende Freunde in den Niederlanden zu erwerben gewußt, und dieß machte ihm Hofnung seine Idee doch endlich zu realisiren, wie viel Schwierigkeiten sich auch anfangs der Ausführung derselben entgegensezzen möchten. Prinz Moritz und Graf Wilhelm Ludwig sollten noch durch große Jahrgelder gewonnen werden, und Oldenbarneveld hatte sich schon zur Annahme eines ansehnlichen Geschenks verleiten lassen, wodurch er sich in der Folge manchen bittern Vorwurf von seinen Landsleuten zuzog.

Noch einmal trat also der Genius des Friedens und der Versöhnung in Jeannin's Gestalt zwischen die vereinigten Niederländer und ihre Feinde, um einen lezten Versuch zur Ausgleichung ihrer langwierigen Fehde zu machen. Aber es kostete noch einen harten Kampf ehe es ihm gelang die Zwietracht zu fesseln, die empörten Gemüther zu beruhigen und von einem unglüklichen, aus tausend Wunden blutenden Lande die Gräuel des Kriegs wenigstens auf eine kleine Reihe von Jahren zu entfernen.

Der den Generalstaaten durch die Gesandten der vermittelnden Mächte, auf Jeannin's Betrieb gemachte Vorschlag, über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, veranlaßte sehr heftige Debatten. Die für Frankreich gewonnene Partei und alle

die das Ende der Feindseligkeiten wünschten, riethen dazu, weil die Fortsezzung des Kriegs mehr Kosten erfordern würde als der Staat aufbringen könne, da schon jezt die Totalität der Union eine Schuldenlast von neun Millionen Gulden drükte, und die einzelnen Landschaften das Doppelte schuldig wären, weshalb es unmöglich sei, ohne den Beistand der vermittelnden Mächte den Krieg mit Energie fortzuführen. Diese sehr gegründeten Betrachtungen verfehlten ihre Absicht nicht. Nach einer mehrtägigen Berathschlagung erwiederten (30. August) die Generalstaaten den Gesandten der vermittelnden Mächte: Sie wären der Annahme eines Waffenstillstandes nicht abgeneigt, wenn nur der Gegentheil die Unabhängigkeit der Republik unbedingt und auf ewig anerkenne, und ohne daß diese Anerkennung am Ende des Waffenstillstandes wieder zurükgenommen werden könne. Dieser Widerruf sei um so mehr zu besorgen, da die Urkunde Philips des 3. mit der Einschränkung ausgestellt sei, daß die Anerkennung der Independenz nur gültig sein sollte, wenn ein Friede oder Waffenstillstand wirklich abgeschlossen werde. Uebrigens wünschten sie auch vorher zu wissen, ob auch die Erzherzoge den Antrag zu einem Waffenstillstand nicht verwerfen würden.

Die Gesandten der vermittelnden Mächte trugen die Sache den Spanischen und Erzherzoglichen Botschaftern vor, welche (9. Sept) zur

Antwort erhielten: Sie wären durchaus mit keinen Aufträgen, über einen mehrjährigen Waffenstillstand zu unterhandeln, und zwar unter der Bedingung, daß die vereinigten Provinzen für einen freien und independenten Staat anerkannt würden, ohne sich dagegen zur Wiedereinführung der katholischen Religion und zur Verzichtleistung auf den Indischen Handel zu verpflichten, — von ihren Souveräns versehen. Auch sei schwerlich die Einwilligung der lezteren dazu zu hoffen. Sie hätten jedoch den ihnen gemachten Vorschlag der Mediatoren wegen des Waffenfriedens den Erzherzogen mitgetheilt, von denen er auch bereits dem Spanischen Ministerium communicirt worden sei. Vielleicht könne die Erklärung des lezteren darüber noch vor Ende des Monats eingehen, und sie wollten in dieser Erwartung ihren Aufenthalt im Haag noch bis dahin verlängern. Die Generalstaaten genehmigten diese Frist, in einer Erklärung vom 13. des Herbstmonats, jedoch unter der Bedingung, daß wenn während derselben keine günstige Antwort von den Höfen von Brüssel und Madrid eingehe, die feindlichen Botschafter den Haag verlassen möchten.

Die Konferenzen wurden indeß ausgesezt, und die Deputirten der Provinzen bei den Generalstaaten begaben sich in ihre Landschaften, um sich mit neuen Instruktionen für den abgeänderten Gegenstand der Unterhandlungen zu versehen.

Die Nachrichten von der Unterbrechung des Friedenskongresses und von den gemachten Anträgen zur Unterhandlung über einen Waffenstillstand erregte große und allgemeine Sensation in den vereinigten Provinzen. Der alte Argwohn gegen die Ränke des Spanischen Kabinets erwachte mit verdoppelter Stärke, und erweckte dem vorgeschlagenen Waffenfrieden eine Menge der heftigsten Gegner. Nicht nur die ganze Partei, welche vom Anfange der Communicationen an der Fortsezzung des Kriegs geneigt gewesen war, erklärte sich dagegen, sondern auch viele, welche zwar einen Definitivfrieden gewünscht hatten, aber einen Waffenstillstand dem Interesse des Vaterlandes nachtheilig hielten. Troz des strengen Verbots der Regierung wurden die Provinzen mit einer ganzen Fluth von Flugblättern gegen den Waffenstillstand und Schmähschriften wider die Spanier überschwemmt, worin sich der Geist des bei weitem größeren Theils der Nation und ihre Ansichten und Hofnungen von dem Waffenstillstande aussprachen. Die Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit der Spanier, ihre Grausamkeiten in Amerika, Granada, Arragonien und selbst in den Niederlanden, waren darin mit einer Schaudererregenden Wahrheit geschildert; es wurden Schriften allegirt, worin behauptet ward, daß Verträge zwischen Herrn und Unterthanen oder zum Nachtheil der katholischen Religion geschlossen, von dem beschädigten Theile nicht ge-

halten werden dürften; man prophezeihte Aufruhr, Entvölkerung und Sklaverei als nothwendige Folgen des Stillstandes und bezüchtigte sogar die Niederländischen Kongreßdeputirten und die vornehmsten Mitglieder der Regierung, besonders Oldenbarneveld, der Bestechung.

Es konnte nicht fehlen, der Inhalt dieser Broschüren mußte die Köpfe noch stärker erhizzen und die Gegner des Waffenstillstandes vermehren. In keiner von allen Niederländischen Provinzen aber äußerten sich der Unwille und die Abneigung dagegen lauter und allgemeiner als in Seeland. Hier, wo Prinz Moritz, der stets die Fortsezzung des Kriegs einer friedlichen Ausgleichung vorgezogen hatte, als erster Edler der Provinz, die Stimmen lenkte, und wo das Meer eine sichere Schuzmauer wider feindliche Angriffe abgab, wollte Jedermann Krieg und keinen Waffenstillstand; ja die Staaten der Provinz weigerten sich sogar Mitglieder zur Versammlung der Generalstaaten zu deputiren, bis die Spanischen Botschafter den Haag verlassen hätten. Mehrere Holländische Städte waren derselben Meinung, besonders da Prinz Moritz ihnen in einem Circularschreiben vorgestellt hatte, daß die Feinde bei der ganzen langwierigen Friedensunterhandlung keine andere Tendenz gehabt hätten, als Zeit zur Fortsezzung des Kriegs mit neugestärkten Kräften zu gewinnen. Unter diesen Ereignissen und Unruhen verfloß die den Spanischen

und Erzherzoglichen Botschaftern im Haag von den Generalstaaten, zur Abgabe ihrer Erklärung über den Waffenstillstand, gesezte peremtorische Frist, ohne daß die aus Spanien erwarteten Instructionen angelangt waren. Da sie nun von Seiten der Generalstaaten nicht um Verlängerung ihres Aufenthalts ersucht wurden, und es der Würde ihrer Souveräns für nachtheilig hielten um eine neue Frist zu bitten, so rüsteten sie sich zur Abreise, wozu die Französischen Gesandten selbst ihnen riethen, weil sie eine Beschimpfung fürchteten und doch kein Fortgang der Unterhandlungen zu hoffen war, wogegen die Entfernung der Botschafter vielleicht die Erbitterung der empörten Gemüther mindern könne. Am lezten des Herbstmonats (1608) hatten sie eine feierliche Abschiedsaudienz bei den Generalstaaten. Richardot und Oldenbarneveld führten das Wort, und man schied mit gegenseitigen Aeußerungen des Bedauerns über den fruchtlosen Ausgang der Unterhandlungen auseinander. Dasselbe geschah in der Audienz beim Prinzen Moritz. Die Botschafter verliessen noch an eben dem Tage den Haag, und wurden von zwei Mitgliedern der Generalstaaten, Obdam und Lier, bis Antwerpen begleitet. Und so war denn das Versöhnungsgeschäft, nach einer fast schon zweijährigen Dauer, zum zweitenmale unterbrochen, und es schien als wenn Zwietracht, Mistrauen und Arglist einen unglüklichen Krieg verewigen wollten.

Aber wie weit auch die Abreise der Botschafter und die gegenseitige Spannung das Ziel einer friedlichen Ausgleichung hinausgerükt zu haben schien, so verzweifelte doch Jeannin, der die Seele der Unterhandlungen war, noch keineswegs an der Wiederanknüpfung des abgerißnen Fadens derselben. Richardot schrieb ihm, daß die Erzherzoge sich in ihrem und des Königs von Spanien Namen bereit erklärt hätten, mit den vereinigten Provinzen, als freien Staaten, auf welche sie keine Rechte und Ansprüche hätten, über einen zehnjährigen Waffenstillstand zu unterhandeln. Jezt kam es also nur noch darauf an, auch die Gemüther in den vereinigten Provinzen der neuen Unterhandlung geneigt zu machen. Durch seinen großen Einfluß wußte es Jeannin dahin zu bringen, daß die Staaten der Provinz Seeland ihre Deputirten wieder zur Generalstätsversammlung schikten. Bald nach der Ankunft derselben im Haag (18. Oktober) erscheint er, in Begleitung der übrigen Mediatoren und der Teutschen Gesandten, in der Versammlung der Generalstaaten, legt ihr einen neuen Plan zu dem angetragenen Waffenstillstande vor, theilt ihr das Anerbieten der Erzherzoge mit und beweiset mit unwiderleglichen Gründen, daß die Forderung wegen einer abermaligen ausdrüklichen Anerkennung der Independenz nicht nur unnöthig und übertrieben, sondern sogar dem Ansehn des Niederländischen Bundes in der öffentlichen Mei-

nung nachtheilig sei, weil sie von ihrer Seite ein Mistrauen in die Rechtmäßigkeit des Besitzes der Souveränität verriethe, wozu sie doch schon durch ihre eigene frühere Erklärung und durch die Behauptung derselben mit den Waffen gelangt wären. Er zeigt ferner, daß die von den Gegnern ausgestellte Bestätigungsurkunde über ihre Unabhängigkeit wirklich eine vollständige Anerkennung derselben enthalte. Er entwikkelt alle Vortheile eines zehnjährigen Waffenfriedens und versichert, daß auch der Punkt wegen des Indischen Handels wenig Schwierigkeiten haben werde, und daß die Erzherzoge in Hinsicht desselben nur eine dreimonatliche Bedenkzeit für den König forderten, um sich zu entschliessen, ob er ihnen diesen Handel zugestehen oder den Krieg jenseit des Aequators wolle fortdauern lassen. Endlich vertheidigt er seinen Herrn gegen die wegen der Spanischen Heirath wider ihn ausgestreuten Beschuldigungen, bittet die Generalstaaten, dem Rathe der Könige von Frankreich und England, welche ihr wahres Interesse kennten und zu befördern aufrichtig wünschten, zu folgen, und empfiehlt ihnen — Eintracht.

Nach Endigung dieser Rede übergab er der Versammlung eine Denkschrift, worin er die Unerheblichkeit der in den verbreiteten Broschüren wider den Waffenstillstand angeführten Gründe

darstellte, und vorzüglich ein Schreiben des Prinzen Moritz über diesen Gegenstand widerlegte. Er sagte darin unter andern, bei Beleuchtung der in den gedachten Broschüren gemachten Bemerkung, daß der König von Spanien durch die Friedensunterhandlung Zeit gewinne, um neue Kräfte zur Fortsezzung des Kriegs zu sammeln: Nur selten würden grose und junge Monarchen wie Philip 3. den Schazmeister machen, da sie gewöhnlich weit mehr Anlagen zur Verschwendung als zur Sparsamkeit hätten.

Jeannin's Vorträge veranlaßten sehr stürmische Debatten in der Versammlung der Generalstaaten, und der Streit für und wider die Annahme des Waffenstillstandes entzündete sich immer heftiger. Prinz Moritz schrieb abermals (21. Oktober) an die Holländischen Städte und ermahnte sie, ihn nicht anzunehmen, wenn nicht zuvor die Freiheit des Staats bestimmt und auf ewig anerkannt worden sei; und einige um diese Zeit erschienene Flugschriften waren mit den härtesten Invektiven wider die Vertheidiger des Waffenstillstandes angefüllt, sie sprachen von Verrath und Bestechung, und gossen vorzüglich die ärgste Schmähung über Oldenbarneveld aus.

Dieser berühmte Republikaner hatte schon verschiedenemal, und unter andern im Jahre 1592 wegen Kränklichkeit, seine Entlassung von seinen

Staatsämtern gefordert, und nur auf die dringenden Bitten der Generalstaaten, welche einen Mann von solchen Einsichten nicht entbehren zu können glaubten, sich bewegen lassen in seinem Posten zu bleiben. Jezt, durch die wider ihn erhobenen Beschuldigungen tief gekränkt, verlangte er abermals seiner öffentlichen Verhältnisse entlassen zu werden, und wohnte verschiedenen Sizzungen der Generalstaaten nicht bei. Doch auch jezt gab er endlich aufs neue den Bitten der Staaten von Holland nach und unterzog sich den Geschäften wieder. Seinem Sisteme getreu fuhr er fort, die Annahme des Waffenfriedens mit der größten Wärme zu empfehlen, und es gelang endlich seinen unermüdeten Bemühungen, alle Holländischen Städte, und zulezt selbst Amsterdam dafür zu gewinnen. Auch die übrigen Provinzen folgten diesem Beispiel, nur Seeland allein, wo der Einfluß des Prinzen Moriz am stärksten war, blieb unbeweglich und drohete sogar sich von der Union zu trennen, wenn die übrigen Provinzen den Stillstand wirklich schlössen. Jeannin fand endlich ein Mittel sie nachgiebiger zu machen.

Er erschien abermals, in Begleitung der übrigen vermittelnden Gesandten, in der Versammlung der Generalstaaten, und sprach nebst dem Englischen Gesandten Spencer sehr nachdrüklich mit den Deputirten von Seeland, und

beide erklärten gemeinschaftlich: daß wenn der König von Spanien und der Erzherzog den von ihren Souveräns vorgeschlagenen Waffenstillstand nicht annähmen, so wären diese bereit den Niederländern mit ihrer ganzen Macht beizustehen, sollte aber die Fortdauer des Kriegs durch die Weigerung der vereinigten Provinzen veranlaßt werden, so würden beide Monarchen ihnen allen Beistand entziehen.

Diese Drohung machte mehr Eindruk als alle übrigen Vorstellungen, denn die Gegner einer feindlichen Ausgleichung rechneten bei der Fortsezzung des Kriegs vorzüglich auf die Unterstüzzung Englands und Frankreichs, welche ihnen die mit diesen Höfen geschlossnen Bündnisse zu verbürgen schienen. Die Seeländischen Deputirten reisten nach ihrer Provinz, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen, und viele wurden jezt nachgiebiger, welche sich bisher den Unterhandlungen über einen Waffenstillstand am meisten widersezt hatten.

Zu ihnen gehörte besonders Prinz Moriz. Die Abneigung, welche dieser Prinz gegen einen Definitivfrieden zeigte, scheint nicht allein die Folge eines reinen Eifers für das Beste des Staats gewesen zu sein, weil er zu scharfsichtig war um nicht einzusehen, daß die Republik nach so langen und gewaltsamen Erschütterungen der Ruhe und

Erholung bedürfe; sondern wenigstens zum Theil die Wirkung egoistischer Rükſichten. Er besorgte wahrscheinlich die Vortheile und den großen Einfluß, welche er den Waffen zu verdanken hatte, durch den Frieden zu verlieren; und wenn man erwägt, welche große Aufopferungen er und seine Familie für die Befreiung der Niederländischen Provinzen von der Spanischen Herrschaft gemacht hatten, so wird man diesen Egoismus minder tadelnswerth finden. Die Besorgniß, seinen bisherigen Einfluß als Generalcapitän und Generaladmiral zu verlieren, fand freilich nicht Statt, wenn anstatt des Friedens ein Waffenstillstand geschlossen ward, und konnte also auch von seiner Seite kein Hinderniß desselben werden. Aber in dem lezteren Fall trat dann wieder die nicht ungegründete Furcht ein, daß die Niederländer, welche nur der erattirte Zustand, den die Revolution bewirkte, wider ihre eigene Neigung zu Kriegern gemacht hatte, während des Stillstandes sich von den Waffen entwöhnen und in der Folge lieber zu Aufopferungen als zur Wiederaufnahme derselben sich entschliessen würden. In diesen Ansichten lagen die Motive, welche den Prinzen Moritz sowohl zum Gegner des Friedens als eines Waffenstillstandes machten. Es gelang jedoch Jeannin's Ueberredungskraft, seine Abneigung gegen den lezteren zu besiegen, indem er ihm wahrscheinlich zugleich beruhigende Versicherungen in Rükſicht seines Privatinteresses

gab, auch brachte er eine Versöhnung zwischen dem Prinzen und Oldenbarneveld zu Stande, welche die Verschiedenheit ihrer Systeme über Krieg und Frieden entzweit hatte.

Als erst der Prinz für den Waffenstillstand gewonnen war, hielt es nicht mehr schwer, auch den Widerwillen der übrigen Gegner desselben zu besiegen. In den Provinzen, welche keinen Theil an dem Seehandel nahmen, und durch ihre geographische Lage den Uebeln des Kriegs am meisten ausgesezt waren, wünschte man überdem die Waffen niederlegen zu können, und endlich gab auch Seeland (1608. December) seine Beistimmung zu dem Waffenstillstand. Da nun alle Landschaften darüber einverstanden waren: so verbanden sich die Generalstaaten in der Sizung vom 11. Jänner 1609 noch einmal feierlich, dem Inhalt des Beschlusses vom 23. December 1607 gemäß, fest auf die Anerkennung ihrer Souveränität durch die Höfe von Madrid und Brüssel zu bestehen und nicht zu gestatten, daß irgend eine den Kultus oder die bürgerliche Verfassung betreffende Angelegenheit, welche das Wesen der Independenz beschränke, und eben so wenig neue Fristen wegen der Schiffahrt und Handlung in den abzuschliessenden Waffenstillstandsvertrag aufgenommen würden, sondern wenn der Gegentheil solches verlangen und länger als acht Tage auf seiner Forderung bestehen sollte,

die Unterhandlungen ganz abzubrechen und die Waffen aufs neue zu ergreifen.

Dieser Beschluß ward den Gesandten der vermittelnden Mächte mitgetheilt, mit der Bitte, die Unterhandlungen unter den darin festgesezten absoluten Bedingungen fortzusezzen. Nach mancherlei Schwierigkeiten hatten die Erzherzoge auch die Einwilligung des katholischen Königs zu dem Waffenstillstande ausgewirkt, und von beiden Theilen ward die Stadt Antwerpen zur Wiedereröfnung des Kongresses gewählt; denn die Botschafter des Madrider und Brüsseler Hofes hielten es der Billigkeit und ihrer Ehre gemäß, daß die Gegner jezt zu ihnen kämen den Frieden zu suchen, so wie sie selbst zuerst in derselben Absicht zu jenen gekommen wären.

Am 4. des Hornungs trafen die Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter zu Antwerpen ein, und am 9. folgten ihnen die Minister der vermittelnden Mächte dahin. In der ersten Konferenz legten die Mediatoren den Botschaftern einen Entwurf zu dem abzuschliessenden Waffenstillstandsvertrage vor, welchen die Generalstaaten bereits genehmigt hatten. Bei der Beurtheilung desselben, fanden die Spanischen Botschafter das den Generalstaaten beigelegte Prädikat „Hochmögende Herren" (Hauts et puissans Seigneurs) anstößig, und es ward in „Erlaucht Herren" (Seigneurs Illustres) ver-

wandelt. Von diesem die Etikette betreffenden Punkt ging man zu wesentlicheren Gegenständen über. Der erste betraf die katholische Religion, deren freie Uebung in den vereinigten Provinzen von dem Madrider Hofe verlangt, von den Generalstaaten aber durchaus verweigert ward. Die Spanischen Botschafter zeigten jezt weniger Unbiegsamkeit in Absicht dieses Punkts als in den Haager Konferenzen, denn der Erzherzogliche Beichtvater, Fra Inigo de Brizuella, hatte den Spanischen Monarchen und seinen Minister durch die Bemerkung zur Nachgiebigkeit herab zu stimmen gewußt: daß wenn man Spanischer Seits auf die Glaubensfreiheit der Katholiken in den vereinigten Provinzen durchaus bestehen wolle, man solche auch den Protestanten in den Erzherzoglichen Provinzen werde bewilligen müssen, und daß diese gegenseitige Toleranz weit nachtheiligere Folgen für den Katholicismus haben werde, als die Weigerung der Generalstaaten. Man kam überein, daß aus Schonung für den Spanischen Hof in der Waffenstillstandsakte dieses Gegenstandes gar nicht gedacht werden sollte; und die Generalstaaten versprachen, daß sie in den der Republik unterworfenen Brabantischen Plätzen die Ausübung des katholischen Kultus ungestört bei seiner gegenwärtigen Verfassung lassen wollten. Der päpstliche Nuntius Guy Bentivoglio, der sich schon seit dem August 1607 zu Brüssel befand, ein Mann von großen Kennt-

nissen, und Verfasser eines schätzbaren Werks über die Haager und Antwerper Unterhandlungen, hatte die gemessensten Instruktionen von Rom, die katholische Religion durchaus in Vortheil zu setzen, aber seine Bemühungen, für seine Glaubensgenossen günstigere Bedingungen zu erhalten, waren fruchtlos; die Generalstaaten blieben unbeweglich in Rücksicht dieses Punkts, nicht aus Intoleranz, sondern aus den schon oben angeführten politischen Gründen.

Die meisten Debatten veranlaßte abermals der Indische Handel. Der König von Spanien bewilligte zwar, daß den Niederländern die Fortführung dieses Handels während des Waffenstillstandes, dessen Dauer man vorläufig auf zwölf Jahre festsetzte, verstattet sein sollte, aber er hielt es der Ehre seiner Krone nachtheilig, wenn dieses in dem Traktat bestimmt und deutlich bemerkt werde. Er verlangte deshalb, daß darin des Handels nur im Allgemeinen Erwähnung geschehen, und nicht einmal das Wort Indien genannt werden sollte. Um den Willen des Königs zu erfüllen, mußten Jeannin und Richardot diesen Artikel in dem Waffenstillstandsinstrumente in so dunkeln und weitschweifigen Ausdrükken und Phrasen abfassen, daß er durchaus unverständlich war. Die Generalstaaten verwarfen ihn aus diesem Grunde, und verlangten eine klare und bestimmte Darstellung. Und schon ist

es nahe daran, daß die Unterhandlung an dieser gefährlichen Klippe zum zweitenmal untergeht, als man glüklicherweise noch einen Ausweg findet, der beide Theile befriedigt. Es wird verglichen, daß die Mediatoren eine eigene geheime Akte ausstellen sollen, worin sie im Namen ihrer Souveräne für die Freiheit des Indischen Handels der vereinigten Provinzen die Garantie leisten.

Endlich kam noch ein Gegenstand zur Sprache, der ebenfalls durch eine geheime Negotiation abgemacht ward, ohne daß seiner in dem Waffenstillstandsinstrumente Erwähnung geschah. Die Provinzen Brabant und Flandern waren nämlich zur Zeit des Grater Friedensvereins dem Prinzen Wilhelm von Oranien große Summen schuldig geworden, deren Wiederbezahlung jezt die Nachkommen desselben forderten. Die Schuld ward mit Einstimmung aller Theile auf 300,000 Gulden festgesezt, und die Erzherzoglichen Bevollmächtigten unterzeichneten eine Akte, worin den Erben Wilhelms von Oranien die Zurükzahlung dieser Summe versichert ward, welche auch in der Folge geleistet worden ist.

Nach der vorläufigen Berichtigung aller dieser Punkte, sandten die Generalstaaten ihre Bevollmächtigten ebenfalls (25. März) nach Antwerpen, zur Regulirung der noch übrigen minder wichtigen Gegenstände. Sie selbst begaben sich nach Bergenopzoom, um dem Schauplaz der Un-

terhandlungen näher zu sein; und da sie die Akte, welche jetzt abgeschlossen werden sollte, für die wichtigste seit Kaiser Karls des 5. Zeiten hielten, weil sie eine öffentliche Ratification des Utrechter Bundesvereins und der Souveränität und Selbstständigkeit des Staats war; so hatten sie eine Menge Deputirte aus den Provinzen zu ihrer Versammlung berufen, welche außerordentlich zahlreich war.

Der Kongreß zu Antwerpen hielt seine Sitzungen auf dem dortigen Rathhause, und hier reifte endlich die späte Frucht einer drittehalbjährigen mühsamen Unterhandlung. Am 9. April ward die Urkunde über den abgeschloßnen zwölfjährigen Waffenstillstand ausgefertigt und unterschrieben. Sie bestund aus acht und dreißig Artikeln, wovon der erste wörtlich also lautete: Erstlich erklären Ihre Hochfürstlichen Durchlauchten die Erzherzoge, sowohl in Ihrem als Sr. Königlichen Majestät in Spanien Namen, daß Sie geruhen und bewilligen, mit den Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande in Form und Gestalt als mit freien Provinzen, Landschaften und Ständen, an welchen Sie keinen Anspruch haben, zu unterhandeln, wie Sie denn in dieser Gestalt mit ihnen in der gegenwärtigen Unterhandlung einen zwölfjährigen Stillstand zu Wasser und zu Lande gemacht, und getroffen haben, unter nachfolgenden Bedingungen und

Artikeln: Und zwar ist dieser Stillstand geschlossen auf den Grund des gegenwärtigen Besitzstandes beider paciscirenden Theile, so daß folglich die vereinigten Provinzen einen Theil von Brabant und Flandern und die Erzherzoge Lingen, [illegible] und einige Plätze in Overissel behalten.

Der vierte und zwölfte Artikel betreffen den Handel. Nach dem Inhalt derselben wird den gegenseitigen Einwohnern und Unterthanen die Freiheit ertheilt, unter einander zu Wasser und zu Lande Handel zu treiben, welche jedoch von Seiten des Königs von Spanien folgendergestalt näher bestimmt wird: daß die Niederländer nur in seinen Europäischen Staaten und in den übrigen Meeren und Ländern, wo den Unterthanen anderer dem Könige befreundeter oder alliirter Staaten ein freies Kommerz verstattet ist, Handel treiben können. Nach den Gegenden und Plätzen aber, welche außer den Gränzen dieser Länder liegen, können sie ohne ausdrückliche Königliche Erlaubniß nicht handeln, welches ihnen jedoch nach den Ländern und Staaten anderer Fürsten erlaubt sein soll, ohne von dem Könige und seinen Beamten daran gehindert zu werden. Welcher unnütze Aufwand von Worten, welche lächerliche Affektation und Unverständlichkeit, um nur das nicht zu sagen was man doch zu thun gezwungen ist, nämlich den Niederländern den Indischen Handel zu verstatten!

Im fünften Artikel wird festgesezt, daß in Rükſicht der großen Entfernung für die in fremden Weltgegenden befindlichen Schiffe, der Waffenstillstand erst von heut an über ein Jahr in Kraft gesezt werden soll; doch da, wo man die Nachricht von dem Abschluß desselben früher haben kann, die Feindseligkeiten auch sogleich aufhören sollen. Aller nach Jahresfrist gegenseitig zugefügter Schade soll vergütigt werden.

Die beiderseitigen Einwohner dürfen nicht gezwungen werden in den Ländern des andern höhere Abgaben und Zölle zu entrichten, als die eigenen, oder die der befreundeten Mächte. Unter keinem Vorwande sollen die Schiffer und Kaufleute, ihre Fahrzeuge und Waaren angehalten werden, als nur wegen persönlicher Schulden. Die während des Kriegs confiscirten Güter sollen ihren vorigen Besizzern zurükgegeben werden, und unter diesen auch die Burgundischen Salzwerke und Waldungen an die Erben des Prinzen von Oranien, und sollen diese Domänen selbst wegen der von dem verstorbenen Prinzen nach dem Jahre 1567 gemachten Schulden nicht in Anspruch genommen werden.

Alle beiderseitigen Kriegsgefangenen werden ohne Lösegeld in Freiheit gesezt. Die in den vereinigten Provinzen gelegenen und vor dem 1. Jänner 1567 nicht verkauften geistlichen Güter,

welche Kirchen und Stiftungen im Gebiete der Erzherzoge angehören, sollen während des Stillstandes zum Genusse zurükgegeben, von den verkauften aber die Zinsen zu einem Pfennig von sechszehn bezahlt werden. Diejenigen Personen, welche während des Kriegs ihr Vaterland verlassen, und sich nach neutralen Orten und Gegenden zurük gezogen haben, sollen sich gleichfalls der Vortheile dieses Vertrags zu erfreuen haben. Sie können zurükkehren und sich niederlassen wo sie wollen, ohne daß ihnen ihrer Auswanderung wegen ihr Vermögen zurükgehalten werden darf. Die Zeit des Kriegs seit 1567 soll nicht gerechnet werden eine Verjährung zwischen denen zu bewirken, die von einer Partei zur andern übergetreten sind. Enterbungen durch Krieg und Partheihaß veranlaßt, sollen unkräftig sein.

Während des Waffenstillstandes darf keine Festung in den Niederlanden angelegt werden. Sollten die Bedingungen des Waffenstillstandes verlezt werden, so verpflichten sich beide Theile dafür Vergütigung zu leisten, wozu der König und die Erzherzoge auch ihre Nachfolger verbindlich machen wollen.

Der gegenwärtige Vertrag soll von den Erzherzogen und den Generalstaaten binnen vier Tagen ratificirt und die Ratification des Königs von Spanien binnen drei Monat herbeigeschaft werden.

Dieses ist der Hauptinhalt dieser merkwürdigen Akte, durch welche die Freiheit und Souveränität der vereinigten Niederländischen Provinzen von ihren heftigsten Feinden selbst öffentlich anerkannt ward. Sie ward unter großen Feierlichkeiten und bei offenen Thüren verlesen. Darauf erfolgte die Unterschrift des Documents durch die Mitglieder des Kongresses. Zuerst unterschrieben die vier Französischen und Englischen Minister: Peter Jeannin, Elias de la Place, Richard Spencer und Rudolf Winwood, in einer Reihe; dann folgten in einer Kolumne zur Rechten die fünf Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter, Ambrosio Spinola, Johann Richardot, Juan de Mancicidor, Friedrich Johann Mey und Ludwig Verreyken, und endlich zur Linken die neun Niederländischen Deputirten, Wilhelm Ludwig Graf von Nassau, Walrave von Brederode, Cornelis van Gent, Jan van Oldenbarneveld, Jakob de Maldere, Gevärt de Resnesse, Doktor Gellius Hillama, Jan Sloth und Abel Conders van Helpen. Nach geschehener Unterschrift ward die Urkunde sogleich durch Eilboten nach Brüssel und Bergenopzoom gesandt, um von den Erzherzogen und den Generalstaaten ratificirt zu werden.

Außer dieser zur allgemeinen Publicität gebrachten Hauptakte, wurden noch verschiedene geheime Separatinstrumente ausgestellt. Die Spanischen und Erzherzoglichen Botschafter ertheil-

ten einen Revers, worin sie im Namen ihrer Souverains versprachen, daß der Handel der Generalstaaten und ihrer Unterthanen, welchen sie nach den Ländern der Ostindischen Völker und Fürsten mit deren Erlaubniß treiben würden, während des Waffenstillstandes weder zu Lande noch zu Wasser gestört werden solle. Ferner stellten die Gesandten der vermittelnden Mächte eine Versicherung aus, daß zu Folge der zwischen den Botschaftern des Königs von Spanien und den Bevollmächtigten der Generalstaaten getroffnen Verabredungen, alle Besitzungen der Niederländischen Union in Brabant und Flandern, auch das Markisat Bergenopzoom und die Baronien Breda und Grave, den Generalstaaten mit unbeschränkter Oberherrschaft verbleiben, daß die Generalstaaten und deren Unterthanen in den Indischen Häfen und Plätzen des Königs eben so wenig als die königlichen Unterthanen in denen, welche die Generalstaaten in Indien besäßen, ohne besondere Erlaubniß des einen oder andern Theils Handel treiben sollten; und endlich, daß die Bevollmächtigten der Generalstaaten in ihrer und der Erzherzoglichen Botschafter Gegenwart verschiedentlich geäußert hätten, daß wenn man die Freunde und Bundesgenossen der Niederländer in Indien angreife, sie sich für berechtigt halten würden, ihnen Beistand zu leisten, ohne daß solches für eine Verletzung des Waffenfriedens angesehen werden sollte.

Endlich bezeugten in einer besondern Akte die Französischen Gesandten, daß die Generalstaaten und Prinz Moritz ihnen die Versicherung gegeben hätten, den katholischen Kultus in den unter ihrer Herrschaft stehenden Brabantischen Dörfern nicht zu stören oder zu beschränken, ohne daß jedoch dem Erzbischof von Antwerpen die Ausübung irgend einer den Gesezzen und der Verfassung des Staats widersprechenden Gerichtsbarkeit in den gedachten Plätzen verstattet, oder irgend einem andern Geistlichen erlaubt sein solle, eine Glaubensuntersuchung anzustellen, oder die Einwohner zur Annahme der katholischen Religion zu zwingen.

Am 14. April kamen von Brüssel und Bergenopzoom die Ratifikationen an, und noch an demselben Tage ward den Antwerpern der Abschluß des zwölfjährigen Waffenfriedens unter Pauken- und Trompetenschall, unter dem Lauten aller Glokken und dem Donner des Geschüzzes bekannt gemacht. Die Nachricht von dieser wichtigen Begebenheit verbreitete sich in einem Augenblik durch alle Niederländische Provinzen. In den Erzherzoglichen Landschaften war der Jubel darüber allgemein, denn alle Stimmen, alle Wünsche vereinigten sich hier für das Ende des Kriegs. In allen Städten sah man glänzende Festlichkeiten und feierliche Gottesverehrungen. Etwas weniger enthusiastisch war die Freude in

den vereinigten Provinzen; indeß ward auch dort der geschloßne Waffenfriede durch ein allgemeines Dankfest, durch Freudenfeuer und andere Lustbarkeiten gefeiert, und die Generalstaaten liessen zur Verewigung des großen Akts der Versöhnung verschiedene Denkmünzen prägen und an die Mitglieder des Kongresses vertheilen.

Die Gesandten der vermittelnden Mächte leisteten die Gewähr über den geschloßnen Waffenfrieden, und dem darüber ausgefertigten Instrumente wurden die Dokumente über die zwischen den gedachten Mächten und den Generalstaaten geschlossenen Allianztraktaten beigefügt. Jeannin, der sich so große Verdienste um die Unterhandlung erworben und der allein durch seine eifrigen und unermüdeten Bemühungen sie zu dem glüklichen Ziele geleitet hatte, empfing ein Geschenk von großem Werthe von den Generalstaaten, welche auch (1609. 22. Jun.) ein Dankfagungsschreiben an den König von Frankreich erliessen. Prinz Moritz, welcher durch den Waffenfrieden ansehnliche Verluste an seinen Einnahmen erlitt, ward durch die dringenden Vermittlungen Jeannin's, der ihn für das Französische Interesse zu gewinnen suchte, dadurch entschädigt, daß ihm die Generalstaaten sein volles jährliches Gehalt von 30000 Gulden liessen, ihm eine gleiche jährliche Summe zur Entschädigung ausseßten, und noch überdem eine Rente von 25000 Gulden jährlich verliehen. Die

Gehalte der Grafen Heinrich Friedrich und Wilhelm Ludwig von Nassau wurden auf 30000 und 50000 Gulden und die Pension der verwittweten Prinzessin von Oranien, welche sich durch ihre Klugheit und liebenswürdigen Eigenschaften die allgemeine Achtung der Niederländer erworben hatte, ward auf 25000 Gulden erhöht. So bewiesen die vereinigten Provinzen dem Hause Nassau ihre Dankbarkeit für die ihnen geleisteten großen Dienste.

Endlich nachdem die bestimmten drei Monate bereits verflossen waren, brachte der Audienzier Verreiken von Brüssel die von dem Spanischen Monarchen ertheilte Ratification des Waffenfriedens (Jul.) nach dem Haag, und machte dadurch der Unruhe der Generalstaaten ein Ende, welche bei dem langen Ausbleiben derselben bereits neuen Verdacht gegen die Treue des Madrider Kabinets geschöpft hatten. Durch diese merkwürdige, in Spanischer Sprache abgefaßte und zu Segovia unterm 6. des Brachmonats 1609 ausgefertigte diplomatische Urkunde genehmigte der König von Spanien alles was die Erzherzoge in seinem und ihrem Namen in Absicht des Waffenfriedens mit den Generalstaaten der vereinigten Niederländischen Provinzen abgeschlossen hätten, versprach die verglichenen Bedingungen während der Dauer desselben zu halten, und empfahl den Generalstaaten eine schonende Ver-

handlung der in den vereinigten Provinzen wohnenden Katholiken.

So ward ein vierzigjähriger, verheerender, mit der höchsten Wuth und Erbitterung geführter Krieg nicht etwa durch einen für Jahrhunderte geschlossenen Frieden geendigt, sondern nur durch einen zwölfjährigen Waffenstillstand unterbrochen; ein historisches Phänomen von der sonderbarsten Art. Man legt das Schwert nur nieder um es in der Folge wieder aufzunehmen, und wählt eine momentane Ruhe, um mit gestärkter Kraft den Kampf zu erneuern. Aber die Revolution ist jetzt geendigt; der entscheidende Moment, in welchem der Beherrscher Spaniens die Freiheit und Unabhängigkeit seiner ehemaligen Unterthanen anerkannte und seinen Rechten auf sie feierlich entsagte, hat sie vollendet; denn mit ihm hat die Nazion das große Ziel errungen, wohin sie mit beispielloser Standhaftigkeit und unter den größten Aufopferungen strebte, sie hat die theuersten Güter eines edlen hochherzigen Volks, Freiheit und Selbstständigkeit, erkauft. Mit Erstaunen sehen die Zeitgenossen den nicht geahndeten Ausgang dieser großen Begebenheit, die um so mehr den Karakter der Eigenthümlichkeit und des Außerordentlichen trägt, da unter allen den Männern, welche sie ausführten, wie achtungswerth sie auch immer sein mögen, nicht Ein großer, umfassender und genialischer

Kopf hervorstrahlt, wenn wir jenen unsterblichen Wilhelm von Oranien ausnehmen, in dessen Geiste die Idee dazu, empfangen ward. Wer hätte geglaubt, daß die Nachkommen jener aus ihrem blutenden und mishandelten Vaterlande verstoßenen Flüchtlinge, denen keine Zuflucht übrig blieb, als das Meer und eine Anzahl kleiner Boote; die unter dem gefürchteten und verhaßten Namen der Meergeusen das Schrekken des friedlichen Seefahrers wurden, weil sie sich durch Raub vor dem Hungertode schüzzen mußten und endlich, von Verzweiflung getrieben ein armseliges Städtchen auf einer unbebauten und unwirthbaren Insel am Ausflusse der Maas überfallen und dort den ersten Fuß wieder auf den mütterlichen Boden sezzen, — daß die Nachkommen dieser Männer, welche zuerst dem Tirannen des Vaterlandes einen unversöhnlichen Krieg ankündigen, nach einem vierzigjährigen Kampfe mit der ersten Macht der Erde, als ein freies und unabhängiges Volk, im Besizze eines unermeßlichen Handels, von allen kultivirten Nazionen bewundert und selbst von den entferntesten Völkern fremder Welttheile genannt und gefürchtet, in der Reihe der Europäischen Mächte dastehn würden!

Dies war das Entstehen und die Gründung der Republik der vereinigten Niederlande. Fast zwei Jahrhunderte blühete seitdem dieser merk-

würdige Staat, bis der ewige Wechsel der Dinge und der immerschaffende und immerzerstörende Weltgeist auch seine Formen zertrümmerte. Die Republik ist untergegangen im Strome der Zeiten, und die Nazion, deren kühne Schöpfung sie war, hat die Epoche ihrer ehemaligen Größe überlebt; aber der Ruhm, welchen sie in jener großen und unvergeßlichen Fehde errang, wird ihr unzerstörbares Eigenthum bleiben, was auch das Verhängniß noch über sie beschlossen haben mag.

Ende des vierten Theils.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Merkwürdige Rechtsfälle

als ein Beitrag

zur

Geschichte der Menschheit.

Nach

dem Französischen Werk des Pitaval

durch mehrere Verfasser ausgearbeitet

und

mit einer Vorrede begleitet

herausgegeben

von

Schiller.

Erster Theil.

Jena,

bei Christ. Heinr. Cuno's Erben.

1792.

Vorrede.

Unter derjenigen Klaſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Zirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bei denen ſich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu leſen, auch bei denjenigen Volksklaſſen, zu deren Geiſtesbildung von Seiten des Staats ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edleren Zwecken benuzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnſüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre ſchlechte Waare, wärs auch auf Unkoſten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer ſind es geiſtloſe, Geſchmak- und Sittenverderbende Romane, dramatiſierte

Vorrede.

Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grund richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmak an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schuz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zwek nuzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den Schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unser Publikum kultivirt genug sein wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusaz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zwek ohne die schädliche Folgen erreicht, womit

man

man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Maaß der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigstens, so lang es gelesen wird, ein schlimmeres, und, enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Saamen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zirkle zu richten, so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und ich glaube keine andre Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung, und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltesten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der In-

trigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchen-Herz zu thun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die geheimen Bewegurſachen menſchlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung uns über die lezten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, ſo enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerſte der Gedanken, und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein großes noch durch die vielen Rechtskenntniſſe erhöht, die darinn ausgeſtreut werden, und die durch die Individualität des Falls, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die

Vorrede.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es angieng, dafür geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſezte, auch dem Leſer mitzutheilen, indem ſie für beide entgegengeſezte Partheien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunſt aufbieten, die lezte Entwickelung zu verſtecken, und dadurch die Erwartung aufs höchſte zu treiben.

Eine treue Ueberſetzung der Pitavaliſchen Rechtsfälle iſt bereits in derſelben Verlagshandlung erſchienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieſes Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieſer neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rückſicht nahm; ſo würde es zweckwidrig geweſen ſein, bei dem juriſtiſchen Theil dieſelbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverſtändige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Ueberſetzers erlitten, gewann die Erzählung ſchon an Intereſſe ohne deſswegen an Vollſtändigkeit etwas einzubüßen.

Eine

Vorrede.

Eine Auswahl der Pitavalischen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen, alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen, (besonders wo es sein kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählig diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums, und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird. Jena in der Ostermesse 1792.

F. Schiller.

Die

Die Beſeſſenen zu Loudün oder die Geſchichte des Urban Grandier.

Der Orden der Urſulinerinnen hatte ſich ſchon ſeit einigen Jahren unvermerkt in Frankreich ausgebreitet, als im Jahr 1626 auch zu Loudün, einer kleinen und ſehr alten Stadt in Oberpoitu, eine Gemeinſchaft ſolcher Nonnen errichtet wurde.

Gemeiniglich iſt es das Schickſal ſolcher geiſtlichen Anſtalten, daß ſie bei ihrer Entſtehung nicht reich ſind. Auch den Urſulinerinnen zu Loudun gieng es damals nicht beſſer. Sie hat-

ten kaum ſoviel Einkünfte, daß ſie im ſtrengſten Verſtande davon leben konnten, und ſahen ſich ſogar genöthigt, in einem Privathauſe zu wohnen, worin nicht einmal hinreichender Platz für ſie war. Ohne die Beihülfe einiger Penſionen von jungen Frauenzimmern, mit deren Unterrichte ſie ſich, ihrem Inſtitut gemäß, abgaben, würde ihre ganze Einrichtung von ſelbſt wieder zu Grunde gegangen ſein, ehe ſie, ſo zu ſagen, recht entſtanden war. Demungeachtet befanden ſich mehrere Frauenzimmer aus den beſten adelichen und bürgerlichen Familien unter ihnen. Ihre Oberin war Johanna von Belſiel, eine Tochter des Marquis von Coſe und Verwandte des Herrn von Laubardemont, eines königlichen Staats-Raths, von dem wir in der Folge noch vieles werden zu ſagen haben.

Das Haus, in welchem die Nonnen wohnten, gehörte einem gewiſſen Mouſſaud Freſne. Der erſte geiſtliche Führer, den die Urſulinerinnen wählten, war ſein Bruder, ein kluger und aufgeklärter Mann, unter deſſen Leitung ſie ein Gegenſtand der Erbauung für alle Einwohner wurden. Sie hatten aber nicht das Glück, ihn lange zu behalten, und ſein Tod eröffnete jene Auftritte, wodurch

dieſe

dieſe Nonnen in Frankreich, ja in ganz Europa, auf eine ſo ärgerliche Art berühmt wurden.

Es war eine Sage zu Loudün, in dem Hauſe, wo die Nonnen wohnten gehen Geiſter um. Dieſes Vorurtheil leitete einige junge Nonnen und Koſtgängerinnen auf den Einfall, ſich auf Koſten der Furchtſamkeit ihrer Mitſchweſtern eine Luſt zu machen, und ihnen die Meinung beizubringen, der verſtorbene Beichtvater erſcheine wieder als Geſpenſt. In dieſer Abſicht ſtunden ſie des Nachts auf, und erregten im Hauſe das Getöſe eines Poltergeiſtes. Das Spiel glückte, die Spielerinnen wurden dadurch beherzt; ſie wagten es aufs Dach zu klettern, — eine Sache, die nach der Bauart der Häuſer zu Loudün nicht ſchwer war — ſtiegen vom Dache in die Oberböden und kamen endlich in die Schlafkammer der Koſtgängerinnen, denen ſie die Kleider von den Betten nahmen. Dieſe Poſſe jagte den Schweſtern um ſo größeres Schrecken ein, je gewiſſer ſie glaubten, der Geiſt gehe durch die verſchloſſenen Thüren, die ſie ſelbſt beim Schlafengehen ſehr ſorgfältig verrammelt hatten. Sie wußten nicht, daß ſie den Gehülfen des Geſpenſtes in ihrer Mitte hatten. Maria Aubin, eine

Koſtgängerin von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, ſtund des Nachts heimlich auf, öffnete leiſe den jungen Nonnen die Thüre, und vermehrte das Schrecken ihrer Mitſchweſtern dadurch, daß ſie ſich am jämmerlichſten geberdete, wenn das Geſpenſt in die Schlafkammer eintrat.

Nach Mouſſauts Tode wurde Johann Mignon, ein Kanonikus bey der Kollegialkirche zum heiligen Kreuze in Loudún, zum Gewiſſensrathe der Urſulinerinnen erwählt. Dieſer Mann war rachſüchtig und hochmüthig; er beſtrebte ſich vorzüglich, den Geruch einer großen Frömmigkeit um ſich zu verbreiten, und für einen Heiligen zu gelten. — Seine natürlichen Gaben und ſein Hang zur Intrike erleichterten ihm die Befriedigung ſeiner Neigungen. Was für einen glücklichen Erfolg kann ſich ein liſtiger Heuchler bei ſeinen Entwürfen verſprechen, wenn er kaltes Blut und Standhaftigkeit genug beſitzt, nie ſeine Maske abzulegen!

Kaum hatte dieſer neue Gewiſſensrath ſein Amt angetreten, als ihm die alten Nonnen mit vielen Zeichen des Entſetzens die ſchreckliche Geſchichte des Poltergeiſtes erzählten, die jungen hingegen ihn zum Vertrauten ihrer nächtlichen

Aben-

Abenteuer machten. Er billigte diesen muthwilligen Scherz, indem er ihn weder den einen untersagte, noch den andern entdeckte. Der strengen Frömmigkeit, womit Mignon so gern Parade machte, entsprach freilich diese Toleranz sehr schlecht. Der fromme Mignon konnte sich von seinem Gewissen erhalten, einen Muthwillen zu bestrafen, der die schwachen Geschöpfe nur schrecken peinigte und im Aberglauben befestigte? — Doch das erklärt sich noch. Aber wie der schlaue Mignon es von seinem Verstande erhalten konnte, sich selbst in den Augen seiner jüngern Untergebenen so herab zu setzen, seinen ganzen Heiligkeitsschein der Verschwiegenheit leichtsinniger Mädchen Preis zu geben, und selbst die Gefahr noch größrer Nachtheile nicht zu achten — dies würde wirklich unerklärbar seyn, wenn uns nicht in der Folge der Geschichte der Schlüssel dazu gegeben würde.

Urban Grandier, der Sohn eines königlichen Notars zu Rouères, einem Marktflecken in Niedermaine, studierte bei den Jesuiten zu Bordeaux. Sein guter Kopf erwarb ihm ihre Gunst. Sie versorgten ihn nach vollendeten Studien mit der Pfarre von Sankt Peter zu Loudün, die sie zu vergeben hatten, und verschafften

ihm noch überdies eine Pfründe an der Kollegialkirche zum heiligen Kreutz. Die Vereinigung zwei so beträchtlicher Pfründen auf dem Haupte eines Mannes, der in der Provinz ein Fremdling war, erregte bei verschiednen geistlichen Herren Neid und Eifersucht, und er selbst äusserte in den nachhergen Zeiten der Verfolgung: seine Feinde haben dabei mehr seine Pfründen, als seine Person zum Zweck.

Er war vortheilhaft und schlank gewachsen, einnehmend durch seinen edeln Anstand. Seine Kleidung und sein ganzes Aeussere war niedlich und gewählt, ohne ins Gezwungene zu fallen. Im Umgange war er unterhaltend, mittheilend und fein; seine Unterredungen zeigten den denkenden und gebildeten Kopf. Auch verdiente er den allgemeinen Ruf eines vorzüglichen Kanzelredners. Man hat noch von ihm eine Leichenrede auf den Tod des Scevola von Sainte Marthe, die den Werken dieses berühmten Schriftstellers beigedruckt, und mit dem Stempel des Geschmacks, des Genies, und der gründlichsten Einsicht bezeichnet ist.

Nach Moussauts Tode kam auch Grandier bei der Wahl eines neuen Beichtvaters der Ursulinerinnen in Vorschlag. Seine Feinde haben

ihn

ihn zwar öffentlich beschuldigt, daß er — aus sehr unreinen Absichten auf eine so heilige Gesellschaft — sich eifrigst um diese Stelle beworben habe, wegen seinem unordentlichen Lebenswandel aber abgewiesen worden sei. Allein weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die entgegengesetzte Behauptung: daß die Stelle ihm zwar von den Nonnen angeboten, von ihm aber verbeten worden sei, weil seine vielen Geschäfte ihm nicht erlaubten, ein neues Amt zu übernehmen. — Es würde indeß für ihn sowohl, als für die Ehre der Kirche gleich vortheilhaft gewesen sein, wenn er die Stelle angenommen hätte.

Soviel Beifall, den sich Grandier in seinen Amtsverrichtungen erwarb, erweckte Neider von anderer Art wider ihn, als die, von denen wir schon geredet haben. Die Bettelmönche hatten bis dahin zu Loudün und in den umliegenden Gegenden für die besten Prediger gegolten, und den größesten Zulauf gehabt. Grandier entriß ihnen nun nicht nur diesen Ruhm, der so einträglich für sie gewesen war, sondern er unternahm sogar, sie von der Seelsorge auszuschliessen, predigte wider die Brüderschaften, verwies die Leute an ihre ordentliche Seelsorger, und ermahnte sie, sich in Lehre,

Eben ſo glückte es ihm mit einem andern Proceſſe wider das Kapitel vom heiligen Kreuze, wegen eines Hauſes, das ihm vom Kapitel ſtreitig gemacht wurde. Die Führung des Proceſſes ward Mignon, als Mitglied des Kapitels, aufgetragen, weil er durch ſeine Familie und ſeine übrigen Verbindungen in gewiſſem Anſehen ſtund, und beſonders in der Materie von Pfründen ſehr erfahren war. Grandier ſiegte, und verfolgte ſeinen Sieg wider Mignon mit einem Stolze, der ihm dieſen Andächtler zum unverſöhnlichen Feinde machte.

Dieſer Haß wurde durch einen andern Vorfall noch mehr befeſtigt. Ein Oheim des Mignon, Namens Barot, kam eines Tages mit Grandier in einen Wortſtreit, wobei ihn dieſer mit ſo viel Stolz und Verachtung behandelte, daß die Dummheit ſelbſt nicht hätte unempfindlich bleiben können. Dieſer Oheim war Präſident von der Steuereinnahme zu Loudún, hatte keine Kinder, und war ſehr reich. Es konnte alſo nicht fehlen, daß nicht bloß Mignon ſondern eine Menge andrer Vetter und Baſen in der Stadt, die alle dem reichen Herrn Oheim ihre pflichtſchuldige Ergebenheit bezeugen wollten, an ſeinem Zorne wider Grandier Antheil nahmen.

Bei diesem stolzen und unbiegsamen Charakter, hatte Grandier auch einen entschiedenen Geschmack an Liebeshändeln, und dieser Fehler wurde ebenfalls für ihn eine Quelle unversöhnlicher Feinde. Nicht genug, daß er sich dadurch eifersüchtige Nebenbuhler erweckte, auch Väter und Ehemänner wurden äusserst wider ihn erbittert, da seine öftern Besuche ihren Weibern und Töchtern schimpfliche Nachreden zuzogen. — So unbeständig man ihn indeß in seinen Liebeshändeln schilderte, so viel Ursache hat man doch zu vermuthen, daß er eine Geliebte hatte, der er, einige flüchtige Untreuen abgerechnet, unverbrüchlich ergeben blieb. Man hat sogar sagen wollen, er habe mit diesem Frauenzimmer eine Gewissensehe geschlossen, und zu Beruhigung ihrer Zweifel die Abhandlung wider das ehelose Leben der Priester geschrieben, die man unter seinen Papieren fand.

Einer seiner Hauptfeinde war Trinquant, der königliche Prokurator zu Loudün. Er hatte eine sehr schöne Tochter, welche in der Klätscher-Chronik mit unter diejenigen gezählt wurde, bei denen Grandier nichts mehr zu wünschen übrig haben sollte. Sie verfiel einst in eine Art von Entkräftung, und mußte lange

Zeit

Zeit ſich in ihrem Zimmer halten. Marthe Pelletier, ein Mädchen von ſehr mittelmäßigen Glücksumſtänden, war in dieſer Einſamkeit ihre einzige Geſellſchaft. Man wußte, daß dieſe Pelletier ein Kind einer Amme übergeben hatte, das ſie hatte taufen laſſen, und für deſſen Mutter ſie ſich ausgab. Die Verläumdung ſchloß aus dieſen Umſtänden, daß Trinquants ſchöne Tochter, die wahre Mutter dieſes Kindes ſei, und Urban Grandier hatte das Glück, als Vater dieſer Liebesfrucht zu erſcheinen. — Als Trinquant von dieſem Gerücht hörte, ließ er als königlicher Prokurator die Pelletier arretiren, und wegen dieſes Kindes verhören. Das Mädchen blieb dabei, ſie ſei die Mutter des Kindes, und verſicherte, ſie werde es ſo erziehen, daß die Obrigkeit nichts werde darein zu ſagen haben. Durch dieſe gerichtliche Rechtfertigung änderte aber das Publikum ſeine Meinung ſo wenig, daß es darin nur noch mehr Stoff fand, über Trinquant und ſeine Tochter ſich luſtig zu machen. Trinquant ſah ſich alſo zum Gegenſtande des allgemeinen Gelächters gemacht, und athmete nichts als Rache wider Grandier, den er als die einzige Urſache davon betrachtete.

Eine ſolche Menge von Feinden, die ein gemeinſchaftlicher Zweck von ſelbſt verband, bedurfte

durfte bloß einer — durch Zufall oder Absicht herbeigeführten — Gelegenheit, um sich zu einem gemeinschaftlichen Plane zu vereinigen.

Sie fanden sich eines Tages bei Barot zusammen, und der Bund zu Grandiers Untergang war geschlossen. — Menuau, ein königlicher Advokat, theils durch Freundschaft für Mignon theils durch eigenes Interesse geleitet, trat dem Komplot mit bei. Er haßte Grandier, weil er es ihm allein zuschrieb, daß eine Frau, die er liebte, ihn mit Verachtung abwies. — Es ward beschlossen, den gemeinschaftlichen Feind entweder ganz zu Grunde zu richten, oder wenigstens von Loudün zu vertreiben.

Die Verbündeten schritten sogleich zur Ausführung ihres Plans. Zwei Menschen aus dem niedrigsten Pöbel wurden abgerichtet, vor dem geistlichen Fiskal zu Poitiers die Klage anzubringen: Grandier besitze keine Religion, bete niemals sein Brevier, habe Weiber und Mädchen verführt, und sogar in seiner Pfarrkirche eine Frau gemißbraucht. Der Fiskal brachte die Klage bei dem Offizial an, und dieser beorderte den Oberpfarrer von Sankt Marcel und den Civillieutenant

lieutenant Ludwig Chauvet, die Sache zu unterſuchen.

Während dieſer erſte Angriff vorbereitet wurde, geſchah eine andere Begebenheit, die ihn unterſtützte. Düthibaut, einer von den Verbündeten, ein Mann von großem Vermögen, hatte bei einer zufälligen Zuſammenkunft mit dem Marquis du Bellay, ſehr nachtheilig von Grandier geſprochen. Eines Tages begegnete ihm Grandier im prieſterlichen Ornat, da er eben zum Hochamt gehen wollte, auf dem Wege zur Kirche. Er hatte indeß von Düthibauts Läſterung wider ihn Nachricht erhalten, und ſtellte ihn nun mit der ihm eigenen beiſſenden und demüthigenden Art darüber zu Rede. Die kränkenden Verweiſe des Pfarrers brachten das eingebildete Männchen in ſo raſende Wuth, daß es ohne Achtung für die prieſterliche Kleidung ſein Rohr aufhob, und damit ſeinem Gegner einige Streiche über den Kopf verſetzte. — Grandier kannte den mächtigen Einfluß ſeiner Feinde. Er begriff alſo leicht, daß er vor den dortigen Gerichten keine Gerechtigkeit finden würde, ungeachtet in ſeiner Perſon zugleich die dem Dienſte der Religion gebührende Ehrerbietung verletzt war. Er faßte daher den Entſchluß,

ſich

sich dem Könige selbst zu Füßen zu werfen. Er fand ein gnädiges Gehör. Der Monarch wollte die Beschimpfung, die einem Diener der Kirche in seinem geistlichen Ornat zugefügt worden war, nachdrücklich bestraft wissen, und befahl dem Parlement die Sache auszumachen.

Grandiers Feinde wußten seine Abwesenheit zu nutzen. Die Untersuchung wider ihn wurde mit der möglichsten Hitze betrieben. Die aufgestellten Zeugen waren größtentheils die verworfensten Menschen. An ihrer Spitze stand Trinquant, und ließ sich zuerst abhören, um den andern Muth zu machen.

Sobald das Zeugenverhör geendigt war, schickte man die Akten an den Bischoff von Poitiers Chateignier de la Roche. Man hatte die Vorsicht gebraucht, vorher schon diesen Prälaten wider Grandier einzunehmen. Man hatte sich vorzüglich bemüht, eine Dispensation von den gewöhnlichen Aufgeboten, die Grandier einem Paar Eheleuten in seinem Kirchspiel ertheilt haben sollte, ihm als einen sträflichen Eingriff in die bischöfflichen Rechte vorzustellen. Diese Beschuldigung eines so unerhörten Attentats stellte in den Augen des Bischoffs die übrigen Anklagen in das gehörige Licht. Er erließ am 22

Otto

Oktober 1629 den Befehl: „Man ſolle den Angeklagten in Verhaft nehmen und ihn in der Stille in das Gefängniß des biſchöfflichen Pallaſtes führen. Im Fall man aber ſeiner nicht habhaft werden könnte; ſo ſolle er in ſeinem Hauſe durch den erſten Pedell des biſchöfflichen Gerichts, und durch den erſten königlichen Gerichtsdiener auf die nächſten drei Gerichtstage vorgeladen, und der weltliche Richter zugleich wider ihn aufgefordert werden."

Grandier war wegen ſeinem Prozeß gegen Düthibaut, noch zu Paris, als dieſe Verordnung wider ihn ergieng. Sein Gegner verſäumte nicht, davon Gebrauch zu machen. Er übergab dem Parlement eine Schilderung von der anſtößigen Aufführung des Pfarrers, und legte zum Beweis davon den wider Grandier erſchienenen Befehl des Biſchoffs bei. Auf dieſe Nachricht erließ auch das Parlement den Befehl: Grandier müſſe, ehe noch ſeine Klage wider Düthibaut entſchieden werden könne, ſich vor dem geiſtlichen Richter ſtellen, und ſich wegen der ihm aufgebürdeten Verbrechen reinigen.

Er gieng nach Loudün zurück, und von da nach Poitiers, in der Abſicht, ſich freiwillig im biſchöfflichen Gefängniß zu ſtellen. Allein man kam ihm noch zuvor, und ließ ihn den 15 November

durch

durch einen Gerichtsdiener in Verhaft nehmen. Man ſetzte ihn in ein dunkles, trauriges und feuchtes Gefängniß, in welchem er, ohne gegen die Strenge der rauhen Jahreszeit im geringſten geſchüzt zu werden, zwei Monate aushalten mußte.

Seine Feinde waren ihres Sieges ſchon ſo gewiß, daß der Steuerpräſident Barot, einen von ſeinen Vettern, Namens Ismael Boulieau, antrieb, beim Stule zu Rom um ſeine Pfründen anzuhalten. — Indeß ſtiegen die Koſten des Prozeſſes von Tag zu Tage. Die Verſchwornen fiengen an, das bloße Vergnügen der Rache, das ſie um einen ſo hohen Preis erkaufen ſollten, zu koſtbar zu finden, und wurden wankelmüthig. Tricquant aber ließ nichts unverſucht, ihren erkalteten Eifer aufs neue in Feuer zu ſetzen; er bat und drohte, und durch ſeine Veranſtaltung wurde endlich eine gemeinſchaftliche Kaſſe errichtet, die zur Beendigung des Prozeſſes ausreichen ſollte.

Der Hauptpunkt der Anklage, die galanten Ausſchweifungen betreffend, war indeß nichts weniger als erwieſen. Keine Frau, kein Mädchen wußte man zu nennen, mit denen Grandier einen verdächtigen Umgang gehabt haben ſollte. Kein Vater, kein Ehemann trat mit einer Anklage auf; kein einzi-

ger

ger Zeuge konnte eine bestimmte Thatsache angeben. Demungeachtet trug der Offizial kein Bedenken, den 3 Januar 1630 einen Bescheid publiziren zu lassen, worin Grandier verurtheilt war, drei Monate lang jeden Freitag bei Wasser und Brod zu fasten, und ihm zugleich das Messlesen und jede andere kirchliche Verrichtung, in dem Sprengel von Poitiers auf fünf Jahre, und in der Stadt Loudün auf immer, untersagt wurde.

Grandier appellirte von diesem Bescheid an den Erzbischoff zu Bourdeaux, als Metropolitan von Poitiers. Hier konnten seine Feinde nicht so vorarbeiten, wie zu Poitiers, sie hatten kein Mittel den Erzbischoff auch so wider Grandier im voraus einzunehmen, wie es ihnen beim Bischoff gelückt hatte. Da sie ihre Hoffnung von dieser Seite abgeschnitten sahen, nahmen sie ihre Zuflucht zur Schikane, und liessen den geistlichen Fiskal von dem nämlichen Bescheide an das Parlement appelliren, unter dem Vorwande, es sei nach den Gesetzen des Reichs und der Kirche zu gelinde gesprochen. Grandier liess sich also auch vor diesem Gerichtshof vertheidigen.

Eine Unterſuchung dieſer Sache vor dem Parlemente würde bei der beträchtlichen Entfernung, wegen der großen Anzahl der dazu erforderlichen Zeugen, viel zu große Koſten verurſacht haben. Das Parlement übertrug alſo den Prozeß den Gerichten zu Poitiers. Er kam in die Hände des Kriminallieutenants dieſer Stadt, an welchen der Erzbiſchoff ſogleich ein Ermahnungsſchreiben erließ, welches man von allen Kanzeln zu Loudün herabdonnerte.

Nun gewann die Sache ein ganz anderes Anſehn. Die Zeugen, welche vorher das geiſtliche Gericht abgehört hatte, wurden jezt vor dem königlichen Prokurator noch einmal vernommen. Verſchiedene geſtanden freiwillig, ſie ſeien verführt, oder beſtochen worden; in den Ausſagen der übrigen, die nicht widerrufen wollten fanden ſich die auffallendſten Widerſprüche. Selbſt einer der Ankläger trat zurück, und erklärte, mit einigen von jenen Zeugen, ſie hätten alle bisherigen Schritte blos auf Trinquants Antrieb gethan. Noch mehr, es fanden ſich unläugbare Beweiſe, daß man in die Protokolle über die Zeugenverhöre vor dem Offizialgerichte Umſtände eingemiſcht hatte, die den Zeugen nicht in die Gedanken gekommen waren. Mehrere Zeugen ha-

beſchwerten ſich in ſchriftlichen Erklärungen gegen die Verfälſchung ihrer Ausſagen. Als Beiſpiel von dem merkwürdigen Verfahren jenes geiſtlichen Gerichts, theilen wir eine dieſer Erklärungen mit.

„Ich Gervaſius Mechin, Prieſter „und Vikarius an der Kirche zum heil. Peter zu „Loudün, höre durch ein ausgeſprengtes Gerücht, „daß unter den Ausſagen, die von mir in „dem Zeugenverhör wider Urban Grandier ge„ſchehen ſein ſollen, auch folgende Beſchuldigun„gen enthalten ſtien: Erſtlich habe ich den „Pfarrer Grandier bei verſchloſſenen Thüren in „der Peterskirche mit Weibern und Mädchen in „verdächtigen Stellungen angetroffen; Zweyens habe ich wahrgenommen, daß mehrmals „zu ganz ungewöhnlichen Stunden Weiber und „Mädchen in ſein Schlafgemach gegangen, und „einige ſogar von ein Uhr Nachmittags bis „nach Mitternacht bei ihm geweſen ſeien; Drittens habe ich geſehen, daß Grandier die Thü„ren der Kirche, ſobald gewiſſe Frauenzimmer „hinein gekommen ſeien, ſogleich verſchloſſen ha„be. — Um die weitere Verbreitung dieſer nach„theiligen Gerüchte zu verhindern und um mein „Gewiſſen zu beſeelen, erkläre ich hiemit, daß dieſes

„hafte Erzählungen ſind: daß ich zwar den
„Pfarrer Grandier mit Frauenzimmern in der Kir-
„che gefunden, aber niemals unter den vorgegebenen
„Umſtänden, ſondern jedesmal in Gegenwart mehr-
„rerer und bei offenen Thüren getroffen habe. Was
„die Stellung anbetrift, habe ich deutlich genug
„bei meiner Konfrontation erklärt, daß Gran-
„dier geſeſſen habe, die Frauenzimmer hingegen
„weit genug von ihm entfernt geweſen ſeien.
„Eben ſo wenig habe ich jemals, weder bei Ta-
„ge noch in der Nacht, geſehen, daß Weiber oder
„Mädchen in Grandiers Schlafgemach gegangen
„ſind. Zwar habe ich bisweilen gehört, daß
„noch Abends ſpät Leute zu ihm oder von ihm
„giengen, aber ich habe mich niemals darum be-
„kümmert, wer ſie waren; auch ſchlief ſein Beu-
„der immer nahe an ſeiner Schlafkammer. Eben
„ſo wenig habe ich ausgeſagt, daß Grandier nie-
„mals ſein Brevier gebetet habe; ein Vorgeben,
„das um ſo gewiſſenloſer geweſen wäre, da ich
„ſelbſt ihm oft mein Buch geben mußte, wenn
„er beten wollte. Eben ſo verſichre ich, daß er
„niemals in meiner Gegenwart die Kirchthüren
„verſchloſſen, und bei allen Unterredungen mit
„Frauenzimmern ſich in den genaueſten Schran-
„cken des Wohlſtandes gehalten, ja ſie nicht einmal

dabei

„dabei mit der Hand angerührt habe. Wenn „sich in dem über meine Aussagen ver„fertigten Protokolle etwas findet, „das diesen Erklärungen wider„spricht, so ist es unwahr, von mir „nicht ausgesagt, und mir nicht wie„der vorgelesen worden, denn sonst „würde ich es nicht unterschrieben „haben. Welches ich hiemit unter eigner „Hand und Siegel erkenne. Den letzten Oktober „1630. Mechin.“

Am 25 Mai 1631 wurde Grandier durch einen Spruch der Gerichte zu Poitiers von der wider ihn erhobenen Anklage vorerst freigesprochen. — Dieses schlug auf einmal den Muth seiner Feinde nieder; sie wagten kaum noch eine schwache Versuche wider die geschehene Appellation an den Erzbischoff.

Um diese Zeit kam der Erzbischoff, Herr von Escoubleau von Sourdis selbst in die Nähe von Loudün, um seine drei Meilen davon gelegene Güter zu besuchen. Er benutzte diese Nachbarschaft, um den Prozeß, in welchem an ihn appellirt worden war, selbst genauer zu untersuchen, und fand, daß Grandier unschuldig war. Er sprach ihn also am 22 November 1631 von allen ihm zur Last

gelegten Verbrechen völlig frei, ſetzte ihn wieder in alle Rechte des prieſterlichen Standes und ſeiner Pfarrei ein, und ſtellte ihm frei, den Erſatz ſowol der Unkoſten als der während des Prozeſſes ihm entzogenen Einkünfte ſeiner Pfründen zu beſtimmen. — Er gab ihm aber zugleich den freundſchaftlichen Rath ſeine Pfründen zu vertauſchen, und ſich von einem Orte zu entfernen, wo er einem ſo mächtigen feindlichen Komplote doch noch über kurz oder lang zum Opfer werden würde. Allein Grandier war zu ſtolz und unbiegſam, um dieſen weiſen Rath zu befolgen; oder er war — wie andre ihn beſchuldigen — durch Bande der Liebe an Loudün gefeſſelt.

Grandier kam nun im Triumph nach Loudün zurück, und um ſeine Feinde recht zu demüthigen, trug er bei ſeinem Einzuge einen Palmzweig in der Hand. Ein Betragen, das ſo offenbar alle Beſcheidenheit verletzte, mußte anſtößig werden; ſeine Freunde wurden dadurch zum Spott, und ſeine Feinde zur bitterſten Rache gereizt.

Sobald er ſeine Pfründen wieder in Beſitz genommen hatte, ſetzte er mit unglaublicher Hitze den Prozeß wider Düthibaut fort, und bewirkte endlich bei dem Kriminalgericht des Parlements einen

einen Ausspruch, nach welchem der Injuriant einen öffentlichen schimpflichen Verweis mit entblößtem Haupte anhören, verschiedene Geldbußen erlezen, und alle Prozeßkosten bezahlen mußte.

Nicht zufrieden mit diesem doppelten Siege, suchte er seine Feinde aufs äusserste zu treiben. Er machte sogleich Anstalt, seine Angeber und seine geheimen Widersacher namentlich beim Parlemente zu belangen, und den Ersaz alles seines Schadens von ihnen zu fordern. Er war entschlossen seine Rechte bis aufs Aeusserste zu verfolgen und nicht den geringsten seiner Ansprüche aufzugeben. Seine Freunde bestürmten ihn mit Vorstellungen und Bitten. Allein nichts war fähig, ihn von seinem Entschluß abzubringen. Er fürchtete weder die Macht, noch die Anzahl seiner Gegner, und verachtete die arglistigen Kunstgriffe, die ihm die Ränkesucht so erbitterter Feinde drohte. — So legte er selbst die Fackel an den Scheiterhaufen, auf dem wir ihn endlich sehen werden.

Doch es ist Zeit, daß wir wieder zu den Ursulinerinnen zurückkehren. — Man sprach bald in ganz Loudün von den Gespenstern, die das Ursulinerkloster beunruhigten. Auf einmal änderte sich die Sage. Man fieng an, einander

ins Ohr zu flüstern, es seien keine Gespenster, sondern leibhafte Teufel, von welchen einige Nonnen besessen seien.

Wahrscheinlich hatte Mignon selbst dieses Gerücht ausgesprengt. Seine nächsten Schritte verrathen schon den ganzen Plan, den er von Anfang an mit den Geisterscheinungen gehabt zu haben scheint. Weibliche Zufälle, Folgen einer strengen Enthaltsamkeit, hatten einige Nonnen befallen. Der listige Gewissensrath nützte die Unerfahrenheit dieser Mädchen, und da ihre Einbildungskraft durch die nächtlichen Possenspiele jetzt ohnehin mit Geistergeschichten angefüllt war, so war es ihm leicht sie zu bereden, daß ihre Anfälle Wirkungen von bösen Geistern seien, welche ihre Körper in Besitz genommen haben. Um sie in dieser Meinung zu bestärken, fing er auch sogleich an, sie in Gedeim zu beschwören. Sein Unterricht von den Wirkungen einer Beschwörung auf die bösen Geister trug auch das seinige bei, seine Absichten zu begünstigen. Da er die Mädchen einmal in die ängstigende Erwartung gesetzt hatte, daß der böse Geist die Qualen, welche die Anrufung Gottes und die Berührung mit geweihten Dingen ihm verursache, ihren Körpern mittheilen wer-

werde, so that ihre Einbildungskraft das übrige von selbst, und schon die bloße Ceremonie machte, daß sie in Verzuckungen fielen.

Es währte nicht lange, so wurde die Besessenheit ansteckend. Mignon wirkte in seinem Theil, so viel er konnte, die Anzahl der besessenen Schwestern zu vermehren. Die Oberin suchte er durch die Vortheile zu gewinnen, die er ihr von einem glücklichen Fortgang dieser Erscheinungen zu zeigen wußte. „Es würden gewiß, sagte er, fromme und wirksame Herzen durch das Unglück dieser armen Mädchen gerührt werden, und sie überflüssig mit milden Gaben versorgen; ihr Kloster selbst würde durch diese Begebenheiten in einen Ruf kommen, der für den Wohlstand desselben entscheidend werden müßte." — Um seiner Ueberredung keinen Grund fehlen zu lassen, nahm er die Religion selbst zu Hülfe. „Solche Begebenheiten, versicherte er, müßten zur Ehre ihrer Kirche gereichen; die vielen Protestanten zu Loudún, welche die physischen Einwirkungen böser Geister läugneten, würden von ihrem Unglauben geheilt und durch so einleuchtende Thatsachen zum Glauben der katholischen Kirche bekehrt werden." Die Oberin konnte so starken Gründen nicht länger wi-

derſtehen, und ihrem Beiſpiel folgten bald noch zwei oder drei andere Nonnen.

So hatte Mignon jetzt die Haupthandlung vorbereitet; es kam nun nur darauf an, ſich der Zuverläßigkeit ſeiner Gehülfinnen zu verſichern, und der Handlung unvermerckt die Richtung auf ſeinen Hauptzweck zu geben. Mignons Schlauheit wußte leicht ein Mittel zu finden, wodurch er beides zugleich erreichte. Er belehrte die Nonnen, der Teufel könne niemals in den Leib eines Menſchen kommen, wenn er nicht ausdrücklich von einem Zauberer hineingeſchickt werde. „Alle unſere Anſtalten, ſetzte er hinzu, werden alſo fruchtleß ſein, man wird uns keinen Glauben beimeſſen, wenn wir nicht den Namen einer Perſon angeben können, die durch Zauberei den Teufel in die Leiber der Beſeſſenen gebracht habe.“ Hierauf ſchien er einige Zeit in tiefes Nachdencken verſenckt. Auf einmal, wie von einer Eingebung begeiſtert, fieng er wieder an: „Wir können unſre zur Ehre der allerheiligſten Religion unternommene Handlung nicht würdiger befördern, als wenn wir zu Erreichung dieſer frommen Abſicht auch ſelbſt wohlthätige Mittel gebrauchen, und da wir einmal einen Menſchen nöthig haben, dem wir dieſe Zaubereien zu-

zuſchreiben müſſen, ſo können wir nichts beſſers thun, als dazu einen bekannten Sünder zu wählen, der durch ein ſolches Strafgericht noch in Zeiten vor dem Verluſt ſeines ewigen Heils gewarnt und zum rechten Weg zurükgebracht werden kann. Ein ſolcher iſt — Grandier, der als Menſch und als Prieſter gleich verabſcheuungswürdige Böſewicht, der die vornehmſten Familien durch Verführungen entehrt, Uneinigkeit in alle Häuſer bringt, und dem ganzen Lande zum Aergerniß wird. Ein Zauberer iſt er ohnehin, denn nur durch Zauberei konnte er die Augen ſeiner Richter ſo verblenden, daß ſie die klarſten Beweiſe ſeiner Verbrechen nicht einſahen, und ihn freiſprachen. Was kann es übels ſein, wenn wir ihn einer Zauberthat mehr beſchuldigen? Vielleicht daß dieſe Anklage ſein Gewiſſen erweckt, und ihn zu Gott zurükbringt."

Der liſtige Prieſter hatte die Folgen dieſes Antrags ſehr gut berechnet. Hielten die Mädchen dieſe Probe nicht aus, ſo war es noch Zeit genug ſich zurück zu ziehen; willigten ſie aber auch in dieſen Plan, ſo durfte er ſich auf ihre Herzhaftigkeit ſicher verlaſſen. Er hütete ſich freilich ſehr ſorgfältig, ſie ſchon im Anfang die Folgen ihres Unternehmens erblicken zu laßen.

Die

Die bloße Bindung, daß ein Scheiterhaufen den Angeklagten erwarte, würde die mitleidigen Geſchöpfe gewiß zurückgeſchreckt haben. Sobald ſie aber einige Schritte vorwärts gethan hatten, und nun ein eben ſo furchtbares Feuer hinter ihnen als vor ihnen brannte, zog Mignon den Vorhang weg, und entdeckte ihnen die Gefahr, die über Grandiers Haupte ſchwebte. Zugleich aber ſtellte er ihnen ihre eigene gefährliche Lage vor, und zeigte, daß ſie nur durch ſtandhafte Beharrlichkeit derſelben entgehen könnten. So verſicherte er ſich ihrer Verſchwiegenheit durch ihr eigenes Intereſſe. — Im Anfang ſchien es ihm genug, ſie einen Eid über ihr Stillſchweigen ablegen zu laſſen, der ihnen um ſo wichtiger und heiliger ſein mußte, je gewißer ſie dadurch ihre zeitliche und geiſtliche Wohlfart zu befördern glaubten.

Da Mignon einmal ſeiner Sache von dieſer Seite gewiß war, machte er ſogleich zu den übrigen Vorbereitungen Anſtalt. Die Nonnen, welche zu dem frommen Betrug eingewilligt hatten, wurden in ihren Rollen unterrichtet. Sie mußten ihren Körper in allerhand Verdrehungen üben und die Verzuckungen Beſeſſener nachahmen lernen. Sobald man ihnen Fertigkeit genug

nug zu einer öffentlichen Probe zutraute, säumte man auch nicht länger, zu Ausführung des neuen Plans zu schreiten.

Das Gerede von besessenen Nonnen wurde nun immer lauter, und Grandiers Feinde wußten es bald so zu verbreiten, daß es öffentliches Aufsehen erregte.

Mignon fing jetzt an, im Innern des Klosters regelmäßige Beschwörungen vorzunehmen, und rief den Kanonikus **Barre**, Pfarrer von Chinon, zu Hülfe. Dieser — ein eben so schlimmer Heuchler wie Mignon, zur Melancholie geneigt, und der ausschweifendsten Unternehmungen fähig, wenn er den Namen eines Heiligen sich dadurch erwerben konnte — kam mit seinen Kirchkindern in Prozession nach Loudun, und machte die Reise zu Fuß, obgleich beide Städte fünf starke Meilen von einander liegen. Er suchte durch einen so sehr in die Augen fallenden Aufzug dem Wercke, das er unternehmen wollte, desto mehr Ansehn zu verschaffen.

Noch zehn bis zwölf Tage wendeten diese beiden heuchlerischen Priester an, um ihre Schülerinnen so abzurichten, daß sie, ganz ohne Gefahr für sich und ihre Absicht, sie dem Publikum vorstellen konnten, und nun wagten sie es, dem

Ma-

Magiſtrat von dem bedaurungswürdigen Zuſtand der Nonnen Nachricht zu geben.

Eine Kloſtergeſchichte, die bald ſo großes Aufſehn erregen mußte, konnte vor dem Biſchoff des Sprengels nicht geheim gehalten werden, und man mußte wenigſtens ſeine ſtillſchweigende Einwilligung haben, um ſich einen glücklichen Erfolg zu verſprechen. Mignon hatte auch dieſen Umſtand nicht überſehen. Er wußte, daß der Biſchoff noch wegen dem vorigen Prozeß auf Grandier erbittert war, weil er die biſchöffliche Sentenz als ungerecht verworfen hatte. Er wollte ſich aber doch ſeiner noch gewißer verſichern, und wählte dazu einen von des Prälaten Günſtlingen, der alles über ihn vermochte, Granger, den Pfarrer von Banier, einen Mann von hartem herrſchſüchtigem Charakter, der ſein ganzes Anſehen bloß dazu gebrauchte, um ſich furchtbar zu machen, die ganze Geiſtlichkeit des Sprengels verfolgte, und dafür von ihnen allen gefürchtet und gehaßt wurde. Dieſen wußte Mignon für ſeine Abſichten zu gewinnen, und trug ihm ſogleich, um ihm einen Beweis ſeines Zutrauens zu geben, die Geſandtſchaft an den Magiſtrat auf.

Den

Den 11 Oktober 1632 machte also Granier dem Bailli der Landschaft, Wilhelm von Cerisay von Guerinière und dem Civillieutenant Ludwig Chauvet die Anzeige, daß zwei Nonnen in dem Ursel nerkloster vom Teufel besessen seien, und bat sie in das Kloster zu kommen, um sich selbst von den auffallenden Erscheinungen zu überzeugen. Eine von den Besessenen, setzte er hinzu, antworte lateinisch auf alle Fragen, die man ihr vorlege, ob sie gleich diese Sprache niemals gelernt habe.

Auf diese Nachricht begaben sich die beide Beamten ins Kloster, um den Beschwörungen beizuwohnen. Ihre Absicht war, durch die geschärfteste Aufmerksamkeit sich entweder von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen, um ihre Maßregeln darnach zu nehmen, oder den Betrug zu entdecken, um diese ärgerlichen, die öffentliche Ruhe störenden Auftritte sogleich in der Geburt zu ersticken.

Mignon empfieng sie im priesterlichen Ornat an der Thüre des Klosters, und sagte ihnen: Die bösen Geister, welche vierzehn Tage lang das Kloster des Nachts beunruhigt hätten, seien nun in die Leiber der Oberin und zweier Nonnen gefahren. Er habe sie mit Beihülfe des Barre und einiger Karmeliter zwar auf acht oder zehn

Tage

Tage vertrieben. Allein in der vorigen Nacht sei die Oberin und eine Laienschwester aufs neue angefallen worden, und beide seien jetzt wirklich besessen. Die armen Besessenen, setzte er aber hinzu, rufen jetzt ein mens, er müsse daher die Herren bitten, ihren Besuch auf einen andern Tag zu verschieben.

Sie waren eben im Begriff wieder wegzugehn, als eine Nonne die Nachricht brachte, die Besessenen hätten eben jetzt ihre Zufälle aufs neue bekommen. Die Beamten begaben sich also mit Mignon und Granger hinein. Man führte sie in eine Kammer, worin sieben Betten standen. In einem derselben lag die Oberin, in einem andern die Laienschwester. Um das Bette der Oberin hatten sich einige Nonnen des Klosters, einige Karmeliter, Mathurin Rousseau, Priester und Kanonikus zum heiligen Kreuze, und der Wundarzt Manouri versammelt.

Kaum hatte die Oberin die beiden Beamten erblickt, so fiel sie in heftige Zuckungen, warf sich mit entsetzlichen Verdrehungen im Bette hin und her, und quickte wie ein junges Schwein. Ihr Anblick war gräßlich und fürchterlich, ob sie gleich sonst für eins der schönsten Mädchen gelten konnte. Ein Karmeliter stand zu ihrer

Rechten

Rechten, Mignon zur Lincken. Dieser Held ſteckte zween Finger in ihren Mund, ohne Furcht vom Teufel gebiſſen zu werden, machte verſchiedene Beſchwörungen, und begann endlich mit dem böſen Geiſte folgendes Geſpräch:

„Propter quam causam ingressus es in corpus hujus virginis (Aus was für einer Urſache biſt du in den Leib dieſer Jungfrau gefahren)? Causa animositatis (Aus Haß). — Per quod pactum? (Durch was für ein Bundeszeichen)? Per flores (Durch Blumen). — Quales? (Durch was für Blumen)? Rosas (Roſen). Quis misit (Wer hat ſie geſchikt)? Urbanus (Urban).“ — Sie ſprach dieſes Wort mit einigem Stocken aus, als ob ſie durch die Kraft des Exorcismus dazu gezwungen würde. — „Dic cognomen (Sag ſeinen Zunamen)! Grandier.“ — Es ſchien abermals als ob ſie ſich viele Gewalt anthun müßte, dieſes Wort herauszubringen. — „Dic qualitatem (Benenne ſeinen Stand)! Sacerdos (Prieſter). — Cujus ecclesiae (Bei welcher Kirche)? Sancti Petri (Zu Sankt Peter) — Dies ſprach ſie ſehr unverſtändlich aus. —

„Quae persona attulit flores (Was für eine Person hat die Blumen gebracht)? Diabolica (eine teufliſche.“ — Sobald ſie dieſes letzte Wort ausgeſprochen hatte, bei dem ſich vermuthlich ihre gelernte Lektion endigte, kam ſie wieder zu ſich, und aß ein wenig.

Da kein Zeichen der Beſeſſenheit mehr an ihr zu ſehen war, traten die beiden Beamten ans Fenſter. Mignon gieng zu ihnen und ſagte: „der Vorgang ſcheine eine wahre Wiederholung der Geſchichte des Prieſters Gaufridi, den das Parlement zu Aix zum Feuer verurtheilt habe.“ Sie würdigten die Anmerkung des ſalbeichenden Prieſters keiner Antwort, ſondern der Civillieutenant ſagte ihm, er hätte die Oberin wegen des Hauſes befragen ſollen, wovon ſie in ihren Antworten geredet habe. Mignon ſuchte ſich damit zu entſchuldigen, daß ihm beim Beſchwören jede vorwitzige Frage verboten ſei.

Nun zeigten ſich auch bei der Laienſchweſter einige Anfälle. Allein dieſe war noch nicht genug unterrichtet. Sie machte zwar einige Verzuckungen, und entſtellte ihr Geſicht durch häßliche Verzerrungen, antwortete aber auf einige ihr vorgelegte Fragen nichts als zweimal; der an-

andern, der andern; womit sie vermuthlich die Oberin meinte.

Die Beamten begaben sich hierauf hinweg, und liessen sogleich von allem was sie gesehen hatten, ein umständliches Protokoll aufsetzen, das sie unterschrieben. — Die Priester wiederholten den nämlichen Auftritt Wort für Wort noch verschiedenemal an demselbigen Tage, besonders auch in Gegenwart des königlichen Prokurators Trinquant und Paul Grouards, Stadtvogts zu Loudun.

Schon dieser erste Aufzug veranlaßte mancherlei Anmerkungen. Der eine konnte sich nicht überzeugen, daß der Teufel so schülerhaft lateinisch spräche, als er sich aus der Oberin vernehmen lasse. Ein anderer fand es noch kläglicher, daß der Teufel der Lateinschwester gar kein lateinisches Wort hatte herausbringen können. Ein dritter bemerkte, Mignon würde wohl die Oberin um die Ursache des Hasses gefragt haben, wenn er nicht befürchtet hätte, den Teufel zu einer lateinischen Antwort darauf unbereitet zu finden. Einige spotteten über die armselige Phantasie dieser Teufel, die ihren Vorstellungen gar keine Mannichfaltigkeit zu geben wüßten, und vor Grouard, Trinquant und andern Personen,

die nämlichen Grimassen und eben dieselben Ausdrücke wieder benützt hätten, die sie bei den beiden Beamten vorgebracht hatten. Andre bemerkten in Mignons Anspielung auf Gaufridi einen giftigen Haß. Andre wunderten sich, daß gerade die Karmeliter und nicht lieber andere Ordensleute, über deren privilegirte Altäre sich Grandier nicht aufgehalten, und deren Predigten er nicht durchgehechelt hatte, zu Hülfe gerufen worden waren. Noch sonderbarer schien einigen das glückliche Ungefähr, das gerade wenige Tage vor dem Ausbruch dieser Geschichten, auf einem Landhause Trinquants zu Puidardane, Grandiers sämmtliche Hauptfeinde zusammen gebracht hatte.

Den Tag darauf begab sich der Bailli und der Civillieutenant, in Begleitung des Kanonikus Rousseau und ihrer Aktuarien abermals ins Kloster. Gleich bei ihrer Ankunft stellten sie dem Mignon vor, daß er sowohl als Beichtvater des Klosters, als auch wegen seiner Verwandtschaft mit einigen von Grandiers öffentlichen Gegnern, leicht in den Verdacht kommen könnte, die ganze Sache, bei der Grandier schon als Hauptverbrecher genannt worden sei, veranstaltet zu haben; er möchte sich also der Beschwö-

ſchwörungen lieber ganz enthalten, und die Exorciſten durch die Obrigkeit wählen laſſen; und da die Sache ſehr vieles Aufſehn errege, ſo ſei es ſchlechterdings nöthig, daß die Beſchwörungen nur in ihrer Gegenwart vorgenommen würden. — Mignon übergieng das erſtere mit Stillſchweigen, und antwortete bloß, daß weder er noch die Nonnen ſich widerſetzen würden, wenn ſie bei allen Beſchwörungen zugegen ſein wollten.

Nun näherte ſich Barre und berichtete: „Er habe heute ſchon die Beſchwörungen verrichtet, und dabei von der Oberin ganz wunderbare Dinge erfahren. Es ſeien ſechs Teufel in ihrem Leibe. Er habe ihre Namen aufgeſchrieben; der vornehmſte heiſſe Aſtarot. Das Bundeszeichen, wodurch die böſen Geiſter wieder Zugang zu den Nonnen gefunden haben, ſeien einige Roſen, die Grandier einem gewiſſen Johann Pivart übergeben habe, der ſie durch ein Mädchen habe über die Gartenmauer ins Kloſter werfen laſſen. Dies ſei in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag geſchehen, hora secunda nocturna (zwei Stunden nach Mitternacht) nach den eigenen Worten der Nonne. Das Mädchen habe ſie nicht nennen wollen, von Pivart

aber habe sie gesagt: est pauper magus. Er habe wegen des Worts magus in sie gedrungen, und von ihr die Antwort erhalten: magicianus et civis. (ein Schwarzkünstler und Bürger)."

Die Beamten giengen hierauf selbst in die Kammer der Besessenen; allein die Teufel unternahmen nichts, das würdig gewesen wäre, in dem Protokolle von diesem Vormittag bemerkt zu werden.

Nachmittags kamen sie wieder in Begleitung des Herrn von Sainte Marthe des Hûmeaux, Lieutenants bei dem Vogteigericht. Die Oberin hatte in ihrer Gegenwart heftige Verzuckungen, streckte die Zunge aus dem Halse, geiferte und schäumte. Barre fragte den Teufel, wenn er abziehen würde? Kaum hörbar antwortete sie: cras mane (morgen früh). Der Exorcist fuhr fort, warum er nicht sogleich weiche? Die Antwort war: pactum (ein Bündniß). Hierauf sprach sie das Wort Sacerdos (Priester) aus, und in einer Weile folgte ganz leise und undeutlich finis oder finit. Diese bloß einzelnen Worte, mit sichtbarem Vorsatz nur unter den Zähnen gemurmelt, mußten un-

be-

befangene Zuhörer auf den Verdacht führen, die Besessene habe zwischen Morgen und Nachmittag nicht Zeit genug gehabt, ihrer Sache gewiß zu werden; besonders sprach sie das letzte Wort so unwerschämlich aus, daß man schließen mußte, sie habe es eigentlich nur den Exorcisten, als das abgeredete Zeichen der höchsten Gefahr, verstehen lassen wollen. Er fuhr auch wirklich nicht weiter fort zu fragen, sondern fieng an zu beten, und den Satan zu beschwören. Die Nonne sprach kein Wort. Man stellte ihr unter Gebeten und Litaneien die Monstranz auf den Kopf. Allein auch dies that keine Wirckung. Doch wollten einige bemerken, sie scheine bei den Namen gewißer Heiligen, des heiligen Augustins, Hieronimus, Antonius und der Maria Magdalena, vorzüglich angegriffen zu werden. Sie betete selbst, und befahl Gott ihr Herz und ihre Seele. Da sie aber Barre aufforderte, auch ihren Körper in die Hand Gottes zu überlassen, so gab sie zur Antwort: der Teufel habe sich ihres Leibes bemächtigt, sie besitze keine Herrschaft mehr darüber.

Auf einmal kam sie wieder vollkommen zu sich, und ihr Gesicht wurde so heiter und ruhig, als ob nicht das geringste mit ihr vorgegangen

wäre. Sie ſah den Barre lächelnd an, und ſagte, der Satan ſei nicht mehr in ihr. Man fragte ſie, ob ſie ſich erinnere, was ſie während des Anfalls geſprochen habe? Sie verſicherte aber, von dem ganzen Zuſtand nichts mehr zu wiſſen. Nun nahm ſie etwas Speiſe zu ſich, und erzählte ſodann: „Sie ſei das erſtemal Abends um zehn Uhr bezaubert worden. Sie habe ſchon im Bette gelegen, und verſchiedene Nonnen ſeien bei ihr im Zimmer geweſen. Auf einmal ſei ihre Hand ergriffen, etwas hineingelegt, und alsdann wieder zugeſchloſſen worden. Sie habe niemand geſehen, der es könnte gethan haben; ſie ſei alſo ſehr erſchrocken, und habe um Hülfe gerufen. Die Nonnen ſeien herbeigekommen, und haben drei ſchwarze Dornen in ihrer Hand gefunden.“

Während die Oberin dieſes erzählte, bekam die Laienſchweſter auch einige Konvulſionen, die Richter konnten ſie aber nicht genau beobachten, weil ſich die ganze Geſellſchaft um die Oberin drängte, um ihre Geſchichte zu hören. — Auf einmal hörte man ein groſſes Geräuſch. Eine Katze kam durch den Kamin, und ſprang auf einen Betthimmel. Sogleich hieß es, dies ſei ein böſer Geiſt, oder doch wenigſtens ein verſtellter

ſtellter Zauberer. Indeß faßten doch einige Muth, und zogen die fürchterliche Katze herab. Sie wurde auf das Bette der Oberin geſetzt, und von Barre mit den kräftigſten Beſchwörungen angegriffen. Der Exorcismus aber rührte die Katze nicht, ſie blieb ruhig und vertraulich auf dem Bette liegen, als ob ſie ſchon oft dieſen Poſten inne gehabt hätte. Nachdem ſich endlich der erſte Schrecken über dieſe Erſcheinung gelegt hatte, erkannte man, daß dieſes friedliche Thier nichts weniger als der Teufel, ſondern bloß die Hauskatze war, und ſo endigte ſich dieſer Auftritt mit einem allgemeinen Gelächter.

Als die Verſammlung ſchon im Begriff war auseinander zu gehen, machte der Exorciſt noch den Vorſchlag, die Roſen erſt zu verbrennen, in welchen der böſe Geiſt das zweitemal überſchickt worden ſei. Er brachte ſodann einen Strauß von weiſſen verwelckten Roſen, und warf ſie ins Feuer. Die Erſcheinung war aber ganz alltäglich und deutete auch nicht den geringſten Umſtand an, der den geſpannten Erwartungen der Zuſchauer entſprochen hätte.

Barre lud die Geſellſchaft auf den folgenden Tag ein, und verſprach, der Teufel würde da nicht nur verſtändlicher reden, ſondern auch aus-

fahren, und von seinem Abzug so unzweideutige Zeichen hinterlassen, daß auch der Ungläubigste dadurch überzeugt werden würde. Der Kriminallieutenant Hervé sagte hierauf, man müsse den Satan besonders wegen Pivarts befragen. Barre antwortete: et hoc dicet, et puellam nominabit (er wird auch dieses sagen, und zugleich das Mädchen nennen); er meinte nämlich das Mädchen, das die Rosen ins Kloster geworfen haben sollte.

Man mußte in der That bei diesen Versicherungen zweifelhaft seyn, ob man mehr Barres Vertrauen auf seine Macht über die Geisterwelt, oder seinen prophetischen Geist bewundern sollte, welcher Exignisse, die bloß von der Laune des Teufels abhiengen, so gewiß ankündigen konnte, als der Künstler die Kunststücke seiner Maschine.

Am 13 Oktober begaben sich der Bailli, der Civillieutenant, der Kriminallieutenant, der königliche Prokurator, und der Lieutenant von dem Vogteigericht, nebst den zween Aktuarien der beiden Gerichte, mit einander ins Kloster. Mignon kam ihnen im Sprachzimmer entgegen und bat sie, etwa noch eine Stunde zu verziehen, weil die Nonnen eben in der Vorbereitung

auf

auf die Kommunion begriffen wären; ja er wollte sie nicht einmal im Kloster warten lassen, sondern führte sie in ein Haus, das auf der andern Seite der Gasse lag.

Nach Verlauf einer Stunde erhielten sie Nachricht, daß sie nun ins Kloster kommen könnten. Sie gingen in die Kapelle. Mönche und Laien kamen ans Gitter, und sagten ihnen, sie hätten eben den Exorcismus bei den Besessenen verrichtet, und der Teufel sei ausgefahren: es wären ganz erstaunliche Dinge dabei vorgegangen, die sie schriftlich niedergeschrieben hätten. Der Baili erwiederte hierauf: „er sei ganz erstaunt, daß sie sich unterfangen hätten, die Obrigkeit in corpore eine Stunde warten zu lassen, um in dieser Zeit heimliche Veränderungen vorzunehmen. Da Grandier öffentlich der Zauberei beschuldigt worden sei, so müsse nun alles vor den Augen der Obrigkeit und des Publikums ausgemacht werden, und sie hätten sich deswegen nichts in geheim unternehmen sollen, weil sie sich selbst des schändlichsten Betrugs dadurch verdächtig machten. Man werde übrigens von Obrigkeitlicher Seite diesen Vorfall auch eben so genau zu Protokoll bringen lassen, als bei allen den Begebenheiten geschehen sei.

ſei, welche ſie bisher mit angeſehen haben." — Barre entſchuldigte ſich mit ſeinen guten Abſichten, die lediglich auf Verherrlichung des Namens Gottes abzweckten: er habe aber, ſezte er hinzu, den Teufel ſchon beſchworen, in Zeit von acht Tagen durch eine ganz unzweideutige Begebenheit, ſowohl wegen der Beſeſſenen, als wegen des Werkzeugs, deſſen er ſich dazu bedient habe, einen entſcheidenden Aufſchluß zu geben.

Die Beamten begaben ſich darauf hinweg, und lieſſen den ganzen Vorfall ebenfalls genau aufzeichnen.

Grandier hatte anfänglich dieſe Beſchwörung blos als eine Komödie betrachtet, die ſich mit Schimpf und Schande ihrer Urheber und aller, die eine Rolle dabei übernommen hatten, endigen werde. Da er aber ſah, daß das Stück ernſthaft wurde, ſo übergab er am 12 Oktober dem Bailli ein Memorial, worin er ſich wegen der ihm widerfahrenen Beſchimpfungen beſchwerte, die Auftritte im Urſulinerkloſter für eine bloße Betrügerei von Mignon erklärte, und um genaue und unpartheiſche Unterſuchung der ganzen Geſchichte bat. — Der Bailli nahm die Vorſtellung an, und gab Grandier einen Schein über ihren Empfang. Allein er ſagte ihm auch zugleich:

zugleich: ‚Barre behaupte öffentlich, er habe die Beschwörungen auf Befehl des Bischoffs von Poitiers vorgenommen.‘ Grandier verstand den Wink, der ihn an seinen geistlichen Obern verweisen sollte, und begab sich darauf selbst nach Tissai, um dort dem Bischoff aufzuwarten. Dieser lehnte aber seinen Besuch ab unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, und ließ ihm nur durch den Almosenier sagen, er solle seine Sache bei dem königlichen Beamten anbringen, wo ihm volle Gerechtigkeit widerfahren würde.

Grandier konnte daraus deutlich sehen, daß ihn sein Bischoff nicht unterstützen wolle. Er warf sich also in die Arme der weltlichen Obrigkeit, und überreichte dem Baili ein zweites Memorial, worin er erzählte, was ihm zu Tissai begegnet war, seine Klage wegen der ihm zugefügten Beschimpfungen wiederholte, und ihn bat, die Sache als königlicher Richter zu untersuchen, und ihn unter königlichen Schuz und obrigkeitliche Beschirmung zu nehmen. Der Richter ertheilte hierauf am 28 Oktober 1632 den Befehl, es solle jedem untersagt werden, ihn mit Worten oder That zu mißhandeln. —

Seit dem lezten Auftritt am 13 Oktober hatte man lange von den Besessenen nichts weiter

zu

gehört. Es ließ ſich aber wohl voraus ſehen, daß der Teufel nicht ſo in der Stille auf immer verſchwunden ſein werde. Vermuthlich hatte er ſich nur Zeit genommen, ſich gehörig vorzubereiten, um weniger lächerlich zu erſcheinen. Nach einem Monat kam er auch wirklich zurück. Am 22 November wurden Aerzte und Wundärzte ins Kloſter gerufen, um zwei Nonnen zu beſichtigen, die aufs neue vom Teufel geplagt würden.

Grandier erhielt durch den Bailli Nachricht von den neuen Anſtalten, und erneuerte auch ſogleich ſeine Einwendungen. Er wiederholte in ſeinem Schreiben: „die ganze Sache ſei ein „Werck, das Mignons Rachſucht zu ſeinem Un„tergang angelegt habe; er bitte die Obrigkeit „die nöthigen Mittel anzuwenden, um zu erfah„ren, ob die Nonnen wirklich beſeſſen ſeien, „die Beſchwörungen aber weder Mignon noch „Barre zu überlaſſen, welche beide ſchon die auf„fallendſten Beweiſe des tödlichſten Haſſes wider „ihn gegeben hätten, ſondern andere ganz unpar„theiſche Geiſtliche dazu zu beſtellen, und die „Beſeſſenen ſogleich zu ſequeſtriren, um ſie ganz „aus den verdächtigen Händen zu entfernen.“

Darauf erſchien am 23 November von dem Bailli und dem königlichen Prokurator ein Befehl,

fekl, welcher den Exorcisten alle Fragen, die für irgend eine Person beleidigend sein könnten, untersagte. Barre berief sich aber auf seinen Auftrag vom Bischoff, und behauptete, der Baillí habe gar nichts in der Sache zu sagen. Er erklärte zugleich, die Beschwörungen sollten künftig bloß in Gegenwart geistlicher Personen vorgenommen, und nur alsdann Laien dazu gelassen werden, wenn er es zu mehrerer Verherrlichung Gottes für nöthig erachten würde. Indeß wolle er Bericht an den Bischoff erstatten, und nichts weiter unternehmen, bis dieser entweder selbst käme, oder weitere Verhaltungsbefehle ertheile.

Man wartete einen Theil des Tages, was darauf von Seiten des Bischoffs erfolgen würde. Da aber gar keine Antwort erschien, so erneuerte Grandier sein Gesuch um Sequestration der Nonnen. Der Baillí versammlete also das ganze Gericht, um sich darüber zu berathschlagen. Zwei von den Beisitzern, der Hofadvokat Menuau und der Prokurator erklärten sich für unfähig, in der Sache zu sprechen: Menüau — weil er mit Mignon verwandt sei, und sich von Grandier durch verschiedene unglimpfliche Reden, die er in seiner Gegenwart wider Mignon ausgestoßen habe, sehr beleidigt glaube; der Prokurator,

rator, Trinquants Tochtermann und Amtsnachfolger, — weil er mit Mignon Geschwisterkind sei, und ausserdem mit Grandier schon so heftige Streitigkeiten gehabt habe, daß ihm von dem Bischoff zu Poitiers die Erlaubniß ertheilt worden sei, sich zu einer andern Pfarre zu halten. Beide bezeugten übrigens, daß sie auf die Versicherung der Exorcisten und verschiedner Aerzte die Nonnen für wircklich besessen hielten, ohne Grandier als Urheber davon zu beschuldigen. — Die Erklärung dieser beiden Herren, wurde zu Protokoll genommen und von ihnen unterschrieben. — Die Richter beschlossen hierauf: „die beiden Besessenen sollten „in ein Bürgerhaus unter genaue Aufsicht ge„bracht, und jeder noch eine Nonne zugegeben „werden. Ausser den Exorcisten, den Aerzten, „und einigen in Achtung stehenden Frauen, sollte „man aber niemand ohne ausdrückliche Erlaub„niß der Obrigkeit zu ihnen lassen."

Die Oberin verwarf den Befehl, und erklärte: „Sie erkenne keinen andern Richter als den Bischoff von Poitiers. Dieser habe schon durch ein Kommissionsdekret die Verordnung gemacht, wie der Exorcismus ausgeübet werden solle. Die Sequestration ihrer Person sei

sei ganz unausführbar, da sie in ihrem Gelübde ausdrücklich versprochen habe, sich niemals aus der Klause zu begeben." Die Verwandten einiger andern Nonnen vereinigten sich mit der Oberin und drohten, den Bailli selbst gerichtlich zu belangen, wenn er es versuchen würde, diesen Befehl durchzusetzen. — Der Bailli erhielt sogleich von allem Nachricht. Er konnte aber weiter nichts thun, als die Partheien auf ein rechtliches Verhör verweisen, und bis zur weiteren Entscheidung den Beschwörungen immer selbst beiwohnen.

Er begab sich auch wirklich am 24 November früh ins Kloster, und nahm vier Aerzte mit sich, denen er auftrug, alles, was vorgehen würde, genau zu untersuchen, und einen Bericht davon zu den Akten zu geben. Die Oberin lag im Chore auf einem kleinen Bette und Barre las Messe. Während derselben bekam sie heftige Verzuckungen. Ihre Arme und Hände wurden verdreht, sie hatte die Finger halb einaeschlagen, auf ihren Wangen glänzte ein feuriges Roth, und sie verkehrte die Augen so fürchterlich, daß man nichts als das Weisse sah. Nach geendigter Messe näherte sich Barre, ihr das Abendmahl zu reichen, und mit der Hostie in der Hand, rief er ihr zu: Adora Deum tuum, Creatorem

tuum (Bete deinen Gott, deinen Schöpfer an). Mit Widerwillen antwortete sie: Adoro te (ich bete dich an). Quem adoras (Wen betest du an)? Iesus Christus — rief sie mit Bewegungen, als ob ihr Gewalt angethan würde. „Das ist ein Teufel, der nicht viel Grammatik im Kopfe hat" sagte hier Daniel Drouin, ein Beisitzer des Vogteigerichts. Barre ließ sich aber durch diese Anmerckung nicht aus der Fassung bringen. Er wiederholte die Frage mit einer Wendung, welche die Antwort in grammatikalische Richtigkeit bringen sollte: Quis est iste, quem adoras (Wer ist der, den du anbetest)? — Iesu Christe, war ihre Antwort. Verschiedene unter den Zuschauern riefen: Ei, ei, das ist schlechtes Latein. Barre hingegen behauptete kühn, sie habe gesagt: adore te, Iesu Christe. Er machte hierauf einige Fragen den Heiland betreffend, worauf sie antwortete: Iesus Christus est substantia Patris (Jesus Christus ist gleiches Wesens mit dem Vater). „Sehen sie hier, meine Herren, rief der Exorcist, einen Teufel, der ein groser Theolog ist." Die Kritiker hingegen bemerkten: das Auskramen dieser Theologischen Weisheit könne eben keine sonderliche Anstrengung des Gedächtnisses gekostet haben,

die

die Nonne habe nur wiederholen dürfen, was sie täglich im Nicänischen Glauben zur Messe singe. Der Exorcist fragte weiter: wie der Teufel heisse, der durch ihren Mund rede? Er mußte diese Frage sehr oft wiederholen, und die Nonne machte viele gräßliche Verdrehungen, ehe sie den Namen Asmodi aussprach. Er erkundigte sich ferner nach der Anzahl der Teufel, die sie im Leibe habe. Die Antwort war sex (sechs). Auf Verlangen des Bailli mußte er auch fragen: wie viel Gesellschafter Asmodi habe? Sie antwortete: quinque (fünfe). Die Beamten forderten nunmehr den Exorcisten auf, er solle den Teufel zwingen, alles das Griechisch zu wiederholen, was er lateinisch gesagt hatte. Allein der Pfarrer mochte beschwören wie er wollte, die Nonne blieb stumm, und kam endlich auf einmal in ihren natürlichen Zustand zurück.

Der Bailli ließ sie nun durch den Exorcisten fragen, ob sie sich etwas von dem erinnere, was während der Verzuckungen vorgefallen sey? Ich erinnere mich an gar nichts, antwortete sie. „Wenigstens, versetzte der Bailli, müssen Sie doch wissen, was im Anfange des Zufalls in ihnen vorgegangen ist." Ich hatte eine heftige Begierde Gott zu lästern, war ihre Antwort.

Nun brachte man noch eine andre Nonne auf den Schauplatz, die ſich auch durch ihre Schönheit auszeichnete. — Es fiel den Spöttern auf, daß die Teufel nur die ſchönen Nonnen zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten. „Die böſen Geiſter, ſagten ſie, wollen vermuthlich zu verſtehen geben, daß Grandier nur da, wo ſeine böſen Begierden gereizt werden, ſeine Zauberkünſte anwende, um dadurch einen neuen Verdacht wider ihn zu erregen.“ — Ein ununterbrochenes Gelächter war das einzige, was die ſchöne Nonne vorbrachte. Zweimal rief ſie den Namen Grandier. Hierauf wendete ſie ſich gegen die Geſellſchaft, und ſagte: Ihr alle ſeid nicht im Stande etwas rechtes zu machen. Barre wollte ihr das Abendmahl reichen. Allein alle ſeine Verſuche waren fruchtloß. Sie hörte nicht auf zu lachen. Man konnte alſo auch ſonſt nichts mit ihr vornehmen, und ließ ſie endlich wieder wegbringen.

Nun erſchien die Schweſter Klare, die ſchon beim erſtenmal unter den Beſeſſenen eine Rolle geſpielt hatte. Sie wurde auf ein kleines Bette gelegt, und fieng auch mit Lachen an. Grandier, Grandier, rief ſie, man muß wohl gar einen auf dem Marckte kaufen.

Bar-

Barre näherte ſich ihr, um ſie zu beſchwören; allein ſie machte Miene, ihm ins Geſicht zu ſpeien, und rümpfte verächtlich die Naſe gegen ihn. Die unzüchtigſten Bewegungen, die ſchändlichſten und unanſtändigſten Reden in Gegenwart aller Zuſchauer folgten darauf. Barre fragte ſie, wie ſich der Teufel nenne, der in ihr ſei? Sie ſagte zuerſt, Grandier, nachher aber, es ſei der Teufel Elimi. Wie viel Teufel ſie in ſich habe, wollte ſie nicht bekennen. Barre fuhr fort: quo pacto ingressus est daemon (durch was für einen Bund iſt der Teufel eingefahren)? Sie antwortete: duplex (zweifach). Man ſahe aus dieſer ungereimten Antwort, daß ihr Teufel kein Lateiner war. Unempfindlich hatte er ſie auch nicht gemacht, denn da eine Nadel in ihrem Aermel ſie ſtach, ſchrie ſie ſogleich, man ſolle ſie herausziehen. Als die Verzuckungen ſich gelegt hatten, verſicherte ſie: es ſei ihr noch alles wohl bewußt, der Exorciſt habe ſie ſehr gemartert.

Nach Mittag wurden die Beſchwörungen in der Zelle der Oberin fortgeſetzt. Der Bailli erſchien auch wieder dabei, in Begleitung verſchiedener Beamten, und ſeines Aktuars. Er verlangte vor allen Dingen, man möchte die

Schweſter Klare von der Oberin abſondern, damit man nicht zwei verſchiedene Gegenſtände vor Augen hätte, und die Bewegungen einer jeden deſto aufmerkſamer betrachten könne. Man erfüllte ſein Begehren, und ließ die Schweſter Klare wegbringen.

Die Anfälle, welche die Oberin Vormittags gehabt hatte, ſtellten ſich nun mit noch größerer Heftigkeit wieder ein; auch ihre Beine wurden jetzt krumm zuſammen gezogen, welches vorher noch nicht geſchehen war. Der Exorciſt fragte ſie franzöſiſch um die Namen ihrer Teufel. Sie antwortete in der nämlichen Sprache: ſie habe einen Teufel, der ſich Achas os nenne. Der Bailli wollte das Fragen dem Exorciſten nicht allein überlaſſen, um allen Betrug abzuſchneiden. Er gab alſo die Frage auf: ob ſie beſeſſen ſei ex pacto magi, aut ex pura voluntate Dei (durch einen Zauberbund, oder blos nach dem Willen Gottes)? Sie verſetzte: non est voluntas Dei (es iſt Gottes Wille nicht). Barre wollte die Beſeſſene nicht gern lange der Gefahr eines ſolchen Verſuchs ausſezen. Er nahm alſo ſogleich wieder ſelbſt das Wort, und fragte: Wer der Zauberer ſei? Urbanus (Urban). Estne Urbanus Papa

(Iſt

(Aus welcher Pabst Urban)? — Grandier. Der Teufel ließ sich aber nicht abtreiben, sondern wiederholte ihn gleich wieder. Cujas est ille magister? (Woher ist dieser Zauberer gebürtig)? ließ er die Nonne fragen. Cenomanensis (von Mans). Cujus dioecesis (aus welchem Sprengel)? Pictaviensis (von Poitiers). Hierauf verlangte er, sie solle das, was sie vorher bei Benennung ihres Teufels französisch gesagt hatte, nun auch lateinisch ausdrucken. Sie machte einige Versuche zu reden, konnte aber nichts heraus bringen, als die Silben sisi oder titi, und die Verzuckungen erreichten plötzlich ihr Ende. Der Exorcist ergriff diese Gelegenheit seine Macht zu beweisen, und sagte: „Ich will, daß Sie zur Verherrlichung Gottes auf diese Art gequält werden, und Ihren Leib dem Teufel zur Qual und Marter so geduldig übergeben, wie Christus der Herr den seinigen den Juden übergab.“ Kaum hatte er diesen Spruch geendigt, als sich die Verzuckungen wieder einstellten. Der Bailli wollte einige neue Fragen vorbringen; allein der Exorcist, der ihn scharf im Auge hielt, kam ihm zuvor, und fragte den Teufel: quare ingressus es in corpus hujus puellae (warum bist du in den Leib dieser Jungfrau gefahren)? — propter praesen-

sentiam tuam (wegen deiner Gegenwart). Hierauf erbot ſich der Bailli, wenn die Beſeſſene nur zwei oder drei Fragen beantworten würde, die er und die übrigen Beamten ihr vorlegen wollten, ſelbſt ein ſchriftliches Zeugniß über die Glaubwürdigkeit ihrer Beſitzung auszuſtellen. Barre nahm den Vorſchlag an, allein der Teufel gab ſeine Einwilligung nicht dazu. Die Verzuckungen endigten ſich plötzlich, und weil es ſchon ſehr ſpät war, gieng die Verſammlung auseinander.

Am folgenden Tage, den 25 November, verſammelten ſich die nämlichen obrigkeitlichen Perſonen wieder in der Kapelle des Kloſters. Barre eröffnete die Szene mit einer Meſſe. Während des Hochamts wurde die Oberin von heftigen Zuckungen befallen, und ſchrie: Grandier, Grandier, du böſer Pfaffe! —

Nach der Meſſe gieng der Exorciſt in das Chor, ſetzte die Monſtranz auf ſeinen Kopf, und ſprach mit einem ſehr ernſten Ton und mit großer Feierlichkeit: „Wenn ich bei dieſer ganzen Sache mich irgend eines Betrugs zu beſchuldigen habe, ſo bitte ich Gott, mich zu vernichten.“ Der Prior der Karmeliter, durch dieſes fromme Beiſpiel ermuntert, reinigte ſich ebenfalls durch

durch eine heilige Betheurung von allem Verdacht, und setzte noch für sich und sein Kloster hinzu; „er bitte, daß der Fluch der Rotte Korah, Datan und Abiram auf sie falle, wenn sie bei dieser Sache wider Gewissen gehandelt hätten.“ —

Barre näherte sich hierauf der Oberin, und wollte ihr die Hostie reichen, allein sie bekam so gräßliche Verzuckungen, als man an ihr noch nicht gesehen hatte, und wollte sogar dem Priester die Monstranz aus der Hand reissen. Doch gelang es ihm endlich, ihr die Hostie in den Mund zu bringen. Kaum war dies aber geschehen, so machte sie Bewegungen, sie wieder auszuspeien. Der Exorcist brachte ihr die Hostie mit dem Finger wieder in den Mund, verbot dem Teufel, sie zum Erbrechen zu reitzen, und ließ sie dreimal Wasser trincken. Hierauf fragte er: Per quod pactum ingressus es in corpus hujus puellae (Durch welchen Zauberbund bist du in den Leib dieses Mädchens gefahren)? aqua (durch Wasser). Einer von den Anwesenden, ein Schottländer, verlangte, der Teufel solle das Wort Wasser auf Schottisch sagen. Die Oberin antwortete: Nimia curiositas, (das ist eine zu vorwitzige Frage). Da man demungeachtet auf

des Schottländers Forderung beſtand, verſetzte ſie: Deus non volo. Verſchiedene von den Anweſenden hielten ſich über die barbariſche Sprache auf. Der Teufel wurde in Namen Gottes aufgefordert, beſſeres Latein zu reden, allein man hörte weiter nichts als abermals die Worte: Deus non volo. Vermuthlich wollte ſie ſagen: „Deus non vult (Gott will nicht). Der Exorciſt befand ſich durch dieſen Auftritt in Verwirrung und ſagte endlich, es ſcheine ihm wirklich, daß die Frage zu vorwitzig ſei. Der Civillieutenant erwiederte: er müſſe doch wohl wiſſen, daß das Ritual das Vermögen, fremde Sprachen zu reden, und Begebenheiten aus den entfernteſten Ländern, in dem Augenblicke da ſie geſchehen, anzuzeigen, als das eigentliche Merkmal eines Beſeſſenen angebe. Der Exorciſt verſicherte, der Teufel verſtehe die Schottiſche Sprache recht gut, allein er wolle jetzt einmal nicht ſprechen. Zum Beweis aber, ſetzte er hinzu daß er wohl noch ſchwerere Dinge weiß, ſoll er Ihnen, wenn Sie wollen, daß ich es ihm befehle, alle ihre Sünden ins Geſicht ſagen. „Dis kann er thun, erwiederte der Civillieutenant, ich fürchte mich nicht." Barre wendete ſich hierauf gegen die Oberin, als ob er ſie fragen wollte. — Allein der Bailli ſtellte ihm vor, daß

daß dies ganz unschicklich sein würde. Er trat also zurück und sagte, er hätte auch nicht den Vorsatz gehabt, so etwas zu fragen.

Indeß glaubten dennoch die Anwesenden, man müsse dem Ritual folgen, und die Probe mit den fremden Sprachen anstellen. Der Bailli brachte die hebräische Sprache in Vorschlag, als die älteste unter allen, die der Teufel also noch besser als eine andere verstehen müße. Die ganze Versammlung gab diesem Vorschlag lauten Beifall. Der Exorcist mußte also der Besessenen befehlen, zu sagen, was Wasser auf hebräisch heisse? Sie antwortete nichts hierauf, aber man hörte, daß sie mit leiser Stimme sprach: ah je renie (ach ich wiederrufe)! Ein Karmeliter, der in einiger Entfernung von ihr seinen Platz hatte, versicherte: sie habe gesagt Zaquacq, dies sei ein hebräisches Wort, und bedeute so viel als effudi aquam (ich habe Wasser ausgegossen). Allein alle, die bei der Nonne stunden, behaupteten, sie habe gesagt: ah! je renie, und der Unterprior der Karmeliter war so billig, dem unwissenden Mönch einen öffentlichen Verweis zu geben.

Die Anfälle von Verzuckungen erneuerten sich noch einigemal, endlich aber ließen sie nach,

und

und die Beſeſſene kam wieder zu ſich. Ungeachtet der heftigen Erſchütterungen, die ſie ausgeſtanden hatte, ſchien ſie doch ſo wenig abgemattet zu ſein, als ob ſie die ganze Zeit über in Ruhe gelegen hätte. Nicht einmal an ihrer Farbe merckte man einige Veränderung. Der ganze Auftritt endigte ſich mit den Worten: Iudicia iniqua (ungerechte Urtheile), welche ſie aus eigenem Antrieb vorbrachte.

Nachmittags giengen der Bailli und der Civillieutenant wieder ins Kloſter und fanden eine zahlreiche Verſammlung in der Zelle der Oberin. Als Barre mit der Monſtranz herein trat, bekam die Oberin ſchreckliche Konvulſionen; der Anblik der Hoſtie ſchien den Teufel raſend zu machen. Der Exorciſt fragte nun wieder: per quod pactum ingressus es in corpus hujus puellae (durch welches Zauberzeichen biſt du in den Leib dieſes Mädchens gefahren)? Die Nonne, die nun ihre Lektion beſſer inne haben mußte, antwortete: aqua (durch Waſſer). Quis finis pacti (was iſt der Endzweck dieſes Bundes)? Impuritas (Unreinigkeit). Der Bailli verlangte, ſie ſolle die Worte: finis pacti impuritas, auf griechiſch ſagen. Barre forderte ſie auf; allein ſie zog ſich

wie

wie gewöhnlich aus der Sache, mit den Worten: nimia curiositas, (all zu vieler Vorwitz). Barre fuhr fort: quis attulit pactum (Wer hat das Bundszeichen übers bracht)? Magus (Ein Zauberer). Quale nomen magi (Wie hieß der Zauberer)? Urbanus (Urban). Quis Urbanus? Estne Urbanus papa. (Wer iſt dieſer Urban? Iſt es der Pabſt Urban)? — Grandier. — Cujus qualitatis (von welchem Stande iſt er)? Curatus — Sie wollte ſagen Curè — (ein Pfarrer). Die Grammatiker machten hier die Anmerkung: „der Lehrmeiſter des Teufels hätte verhuten ſollen, daß ſein Schüler nicht Barbariſmen vorbrächte." Der Bailli ließ ſie hierauf fragen: sub quo episcopo ille Grandier tonsuram accepisset? (unter welchem Biſchoff dieſer Grandier die Tonſur erhalten hätte)? — Der Teufel antwortete ganz treuherzig: nescio (das weis ich nicht). Barre meinte, dies ſei auch wirklich eine Sache, von welcher der Teufel ganz wohl nichts wiſſen könne. Der Bailli war aber damit noch nicht zufrieden; er ließ ihr durch den Exorciſten die Frage vorlegen: sub quo episcopo Cenomanensi natus est ille Grandier (unter welchem

chem Biſchoff von Mans iſt Grandier gebohren worden)? Sie wiederholte das Wort Cenomanensi (von Mans) und weiter war nichts herauszubringen, ſo ſehr man auch in ſie drang. Mit den Fragen, die der Exorciſt ſelbſt an ſie machte, giengs aber raſcher. Quis attulit, fuhr er fort, aquam pacti (wer hat das Waſſer des Zauberbundes gebracht)? — Magus (ein Zauberer). Qua hora (um welche Stunde)? — Septima (um ſieben). Antematutina (Vormittags)? Sero (Abends). Quomodo intravit (wie iſt er hereingekommen)? Ianua (durch die Thüren). Quis vidit (Wer hat ihn geſehen)? tres (drei).

Barre beſtätigte das Zeugniß des Teufels durch folgende Erzählung. Am Sonntag nach der zweiten Austreibung des böſen Geiſtes habe er mit Mignon und einer kranken Nonne, in der Zelle der Oberin des Abends geſpeiſet. Plötzlich ſeien während dem Eſſen etliche Tropfen Waßer auf den Arm der Oberin gefallen, ohne daß man habe wahrnehmen können, wo ſie hergekommen ſeien. Sie haben den Arm ſogleich mit Weihwaßer gewaſchen, und ihr einige Gebete vorgeleſen. Unter dem Gebete ſei der Oberin das

Buch

Buch zweimal aus der Hand gerissen und vor die Füsse geworfen worden, und eine unsichtbare Hand habe ihr einige Maulschellen gegeben. Die Wahrheit dieser Geschichte wurde von Mignon mit schrecklichen Schwüren und Verwünschungen betheuert.

Am Ende fragte der Exercist die Besessene noch: Ob sie die lateinischen Worte: sub quo episcopo natus esset, verstehe? Sie betheuerte aber, daß sie weder dies noch sonst einiges Latein verstehe. Barre entließ nun die Versammlung mit dem Versprechen, am folgenden Tage den Teufel auszutreiben, und ermahnte jedermann, zur Beichte und Kommunion, unwürdig zu sein, ein so großes Wunder mit anzusehen.

Um nichts zu versäumen, eilte der Bailli am folgenden Tage, so früh er konnte, wieder ins Kloster, wo er schon den Civillieutenant und einen Beisitzer die Räthe Cervet und Gautier, und den Lieutenant mit dem Beisitzer des Vogteigerichts antraf. Sobald sie in die Kapelle traten, gab der Teufel der Oberin seine Gegenwart durch Verzukungen zu erkennen. Barre zeigte ihr, wie gewöhnlich, nach vielerlei Grimassen die Hostie, und hielt alsdenn eine Messe. Während derselben bemerkte der Bailli einen jun-

gen

gen Menſchen, Namens Deſſentiers, der den Hut auf dem Kopfe hatte, und befahl, er ſolle ihn abnehmen. Dieſes unehrerbietige Betragen zeigte deutlich genug, daß der junge Menſch kein Katholik war. Der Teufel der Oberin hatte den Befehl des Bailli gehört, und verſäumte nicht, der Verſammlung bei dieſer Gelegenheit einen Beweis ſeiner Allwiſſenheit zu geben. Er zeigt an, es ſeien Hugenotten in der Kapelle. Der Exorciſt fragte ſogleich: wie viel? zwei, antwortete die Oberin. Es wurde aber auf der Stelle erwieſen, daß ihr Teufel entweder nicht alle Hugenotten kenne, oder das Zählen nicht verſtehe; denn auſſer dem Deſſentiers waren noch acht andre in der Verſammlung.

Nachdem die Verzuckungen aufs neue angefangen hatten, fragte der Exorciſt den Teufel franzöſiſch: wer ihn in den Leib dieſer Nonne gebracht habe? Urban Grandier, antwortete er, der Pfarrer von Sanct Peter. Der Bailli befahl, den Teufel zu fragen, wo dieſer vorgebliche Zauberer jetzt in dieſer Minute ſich befinde? Der Exorciſt konnte die Frage nicht ablehnen, welche das Ritual ſelbſt vorſchreibt. Der Teufel antwortete ohne ſich zu beſinnen: er ſei jetzt auf dem Saale im Schloſſe.

Das

„Das wird ſich falſch befinden, rief der Bailli mit lauter Stimme; ich habe ihm eben, ehe ich hieher gieng, den Rath gegeben, in ein gewißes Haus zu gehen; ganz zuverläßig wird er ſich noch da befinden.“ Um die Sache ſogleich zu entſcheiden, ließ er Barre einen von den gegenwärtigen Mönchen wählen, und ſchickte dieſen (die Wahl war auf den Superior der Karmeliter gefallen) mit dem Gerichtsbeiſitzer Chauvet, dem Pfarrer Boulleau, und dem Sekretär Thibault ab, zu unterſuchen, wo Grandier ſei.

Dieſer Vorfall war ſowohl dem Exorciſten als der Beſeſſenen ein Donnerſchlag. Die letztere verfiel darüber in ein mürriſches Stillſchweigen, das weder Beſchwörungen noch Gebete brechen konnten. Nach Verlauf einer halben Stunde that Barre den Vorſchlag, die Schweſter Klare ins Chor bringen zu laſſen, damit ein Teufel den andern aufmuntere. Der Bailli widerſetzte ſich aber, weil dies nur Unordnung verurſachen, und ein Mittel abgeben würde, der Oberin von der Thatſache, die jetzt unterſucht werde, geheime Nachricht beizubringen; man müße wenigſtens die Rückkunft der Abgeordneten erwarten. Allein die Vorſtellung wurde nicht geachtet, man brachte die Schweſter

Klare ins Chor. Den Beamten wurde der Anblick einer offenbar betrügeriſchen Gaukelei unausſtehlich; ſie begaben ſich ſogleich hinweg.

Die Abgeordneten kamen zurück, und erzählten: Grandier ſei zwar wirklich heute, aber nur auf einen kurzen Beſuch bei dem Gouverneur, auf dem Schloſſe geweſen; den übrigen Theil des Tages habe er, auf Veranlaſſung des Bailli, bei Karl Maurot zubringen wollen; ſie hätten ihn auch in deſſen Hauſſe in Geſellſchaft des Pater Veret, des Beichtvaters der Nonnen von Gaine, des Kanonikus Rouſſeau und des Arzts Coutis gefunden, und dieſe Herren hätten alle bezeugt, daß ſie länger als zwei Stunden beiſammen ſeien.

Nach dieſer Erzälung bekam die Oberin abermals Verzuckungen, unter welchen ſich ein Karmeliter die Freiheit nahm ſie zu fragen, wo ſich der Bailli jezt befinde? Sie antwortete, er ſpatziere mit dem Grandier in der Kirche zum heiligen Kreuze. Es wurde aber überzeugend dargethan, daß der Bailli in derſelben Minute einige Partheien gehört, und nach ſeiner Zurückkunft vom Kloſter den Grandier gar nicht geſehen hatte.

Die

Die Exorciſten hatten geſtern und heute in der ſichtbarſten Gefahr geſchwebt, ihr Spiel verrathen zu ſehn. Die Beſchimpfungen, die der Teufel durch ſeine ſchlechte Sprachkenntniß ſich zugezogen hatte, drohten die ganze Sache lächerlich zu machen, und die auffallenden Blöſſen, die ihre Schülerinnen gegeben hatten, welche dem aufmerkſamen Blick der Beamten gewiß nicht entgangen waren, lieſſen ſie ſogar fürchten, das Verderben, das ſie einem andern bereiteten, könnte am Ende ſelbſt auf ihren Kopf zurückfallen. Sie beſchloßen alſo, ihr Geheimniß ungeweihten Augen, und ihren edlen Plan dem Ungefähr nicht mehr Preis zu geben, und lieber ihre Beſchwörungen nur vor Geweihten zu verrichten. Man ließ alſo die Beſeſſenen ſagen: „ſie wollten durchaus nicht weiter in Gegenwart des Bailli und ſeiner Begleiter exorciſirt ſein.“

Auf die Nachricht von dieſer neuen Kabale erneuerte Grandier ſeine Vorſtellungen gegen das ganze Verfahren mit den Beſeſſenen in einem beſondern Schreiben an den Bailli. „Schon „lange, ſagt er darin, haben meine Feinde die „ganze Macht ihres Anſehens aufgeboten und „alle Künſte ihrer Bosheit angewendet, mich um

„meine Ehre zu bringen. Ihr erſter Verſuch iſt
„mißlungen, die Schande, mit der ſie mich be-
„decken wollten, iſt auf ihren Kopf zurückgefal-
„len. Aber ihr Haß gegen mich iſt dadurch ver-
„mehrt, ſie haben meinen Untergang geſchwo-
„ren. Ihr zweiter Verſuch iſt fein angelegt: ſie
„haben die Religion zu Hülfe genommen, um
„unter der Maske des Eifers für die Ehre Got-
„tes und der Kirche ihren Grimm deſto gewiſ-
„ſer zu ſtillen. Der Weg, den ſie zu ihrer An-
„klage gewählt haben, iſt ſchlau erdacht; es iſt
„ſchwer ihn zu unterſuchen, und ſie verſtehen
„es auch, die Unterſuchungen ſelbſt unmöglich
„zu machen. Ihre beſtellten Ankläger ſind Be-
„ſeſſene! So haben ſie freie Hand, ihnen in den
„Mund zu legen, was ſie wollen. Sie laſſen
„nun den Teufel Beſchuldigungen machen, die
„ſie ſelbſt vorzubringen ſich nicht getrauten, und
„die Schwachen werden dem Teufel glauben,
„was ſie meinen Gegnern nie würden geglaubt
„haben. Wer ſoll unterſcheiden, was daran
„wahr oder falſch ſei? Der Hauptpunkt, daß
„die Nonnen beſeſſen ſeien, wird als ausgemacht
„angenommen. Wer die Thatſachen, welche ſie
„in ihren Beſchwörungen vorſpiegeln, nicht als
„Beweiſe annimmt, der iſt ein Ungläubiger, der
„nicht

„nicht würdig iſt, ein Mitglied der geweihten
„Verſammlungen zu ſein, in welchen Gott ſeine
„Macht an den Teufeln zu verherrlichen beſchlos-
„ſen hat. So haben ſie volle Freiheit, jeden
„vernünftigen Zweifler von der Unterſuchung
„auszuſchlieſſen, und den Glauben an die Be-
„hauptung zu befeſtigen, die ſie zur Grundlage
„ihres ganzen Planes beſtimmt haben. Man
„überläßt ihre Schickſalinnen ihren Händen.
„Sie können ſie alſo nach Gefallen zu ihren
„Zwecken abrichten, und haben den Vortheil,
„die Leute, die ſie zu ihrer Beſorgung brauchen,
„und die, welche die Unterſuchungen zum Schein
„vornehmen müßen, ſelbſt wieder ihrem Plan
„gemäß zu wählen. Warum erlaubt man ihnen
„heilige und ehrwürdige Gebräuche zu Werck-
„zeugen ihrer Rachſucht zu machen? Wa-
„rum dürfen ſie ſo ungehindert Handlungen
„vornehmen, welche den Schwachen zur Thor-
„heit und den Vernünftigen zum Aergerniß
„werden? Handlungen, welche jene zum Aber-
„glauben verleiten, und dieſen die Religion
„ſelbſt lächerlich und verächtlich machen müßen?
„Warum läßt man ihnen freie Hände, im Na-
„men des Teufels den Namen unſchuldiger Men-
„ſchen zu verleumden, einen untadelhaften

„Diener der Kirche mit Schande zu überhäufen,
„und ihn ſeiner Gemeinde zum Gräuel zu ma-
„chen? Unmöglich kann die Obrigkeit länger ge-
„duldig dabei zuſehen; Ihre eigene Ehre, die
„Ehre der Religion, das Wohl eines unſchul-
„dig verfolgten Menſchen, ſind ihr zu heilig,
„um dieſe ſchändlichen Mißbräuche länger zu
„geſtatten. Sie wird darauf dringen, die Wahr-
„heit der Thatſache zu erfahren, welche die
„Hauptbaſis aller dieſer ärgerlichen Auftritte iſt.
„Sie wird die vorgeblich Beſeſſenen nicht länger
„in den Händen der Mignon, Granger, Barre
„und anderer laſſen, die ihre Abſicht bei dieſen
„erdichteten Erſcheinungen deutlich genug
„verrathen haben. Sie wird die Unterſuchung
„der Beſchuldigung nicht in den Händen der
„öffentlich erklärten Todtfeinde des Beſchuldig-
„ten laſſen. Sie wird durch weiſe Veranſtaltun-
„gen, durch Auswahl verſtändiger Aerzte und
„anderer rechtſchaffener Männer, denen ſie die
„Aufſicht und Beſorgung der Nonnen überge-
„ben wird, durch Entfernung der Nonnen aus
„dem Kloſter, durch Beſtimmung eines ganz
„unverdächtigen Aufenthalts für ſie, während
„der Unterſuchung, kurz durch jede Vorſicht
„einer unpartheiiſchen Prüfung die Entde-
„ckung

„kung einer Wahrheit befördern, die ihr für „die allgemeine Ruhe, für sich selbst, für die „Religion, und für den Staat nicht gleichgül„tig sein kann, und die ihr auf beide Fälle wich„tig sein muß, es sei, um den Angeklagten we„gen des Verbrechens zu strafen, oder um die „Ehre der Unschuld zu retten.“

Nichts konnte gerechter, nichts billiger sein, als Grandiers Gesuch. Es kam noch hinzu, daß eben auch die Aerzte, die auf eigenen Befehl des Bailli einer Beschwörung beigewohnt hatten, dieselben Maßregeln aus andern Gründen antiethen. „Sie hätten zwar“, sagten sie in ihrem Bericht, „heftige konvulsivische Bewegungen an der Obe„rin gesehen, allein um zu entdecken, ob die Ur„sachen natürlich oder übernatürlich seien, wäre „ein einziger Besuch nicht hinreichend. Man „solle ihnen Gelegenheit verschaffen, den Zustand „der Besessenen genau zu untersuchen; man solle „ihnen erlauben, sie ganz allein, bloß in Bei„sein der Nonnen und einiger obrigkeitlichen „Personen, zu warten; es solle niemand ausser „ihnen sie anführen, niemand anders als laut „mit ihnen sprechen dürfen. Nur bei einer stren„gen Beobachtung dieser Vorsichtsmittel könnten

„ſie ſich getrauen, ihren Beobachtungen Glaub„würdigkeit zuzuſchreiben.“

Man kann ſich des Unwillens nicht enthalten, wenn man ſieht, daß unerachtet ſo vieler Aufforderungen dennoch überall keine Anſtalten getroffen wurden, die wahre Beſchaffenheit einer ſo ſchändlichen Geſchichte zu entdecken. Man mußte doch auch wenn man die handgreiflichſten Anzeigen überſehen wollte, wenigſtens als möglich annehmen, daß die ganze Begebenheit Betrug ſei. Und was für ein Betrug? Giebt es einen andern, der für den geſunden Menſchenverſtand entehrender, für die gemeine Sicherheit gefährlicher und für wahre Gottesverehrung nachtheiliger wäre? Schon die Möglichkeit eines ſolchen Betrugs, bei dem die Ehre der ganzen Menſchheit aufs Spiel geſetzt war, hätte eine allgemeine Aufforderung ſein ſollen, für eine unzweideutige Aufklärung der Geſchichte jedes mögliche Mittel aufzubieten. Die Exorciſten und die Beſeſſenen hätten ſelbſt aus eignem Intereſſe alles dazu beitragen ſollen, wenn ſie unſchuldig waren. Ihre ſchauderhafteſten Eide konnten ſie von dem Verdacht der abſcheulichſten Betrügerei nicht ſo überzeugend reinigen, als eine unpartheiſche Unterſuchung.

Allein

Allein keine von den vorgeschlagenen Maßregeln wurde befolgt. Der Baillí getraute sich nicht wider die Nonnen etwas zu unternehmen. Er wußte, daß sie allein unter geistliche Gerichtsbarkeit gehörten; sie hatten sich selbst schon einmal aus demselben Grunde seinem Befehl widersetzt; er mußte also befürchten, wenn er weiter gehen wollte, man würde nicht bloß sein ganzes Verfahren für rechtswidrig erklären, sondern er würde sich auch die Feindschaft des Bischoffs und der ganzen Clerisei zuziehen.

In dieser Verlegenheit wußte er sich nicht besser zu helfen, als daß er die Einwohner der Stadt zusammenberief, um mit ihnen gemeinschaftlich zu berathschlagen, was bei dieser Sache für das allgemeine Beste zu thun sei. Der Schluß der allgemeinen Versammlung war: „man „wolle an den Bischoff von Poitiers und an den „Generalprokurator schreiben, die vorhandenen „Berichte über die bisherigen Begebenheiten ihnen zuschicken, und sie bitten, einer so gefährlichen Kabale durch ihre Gewalt und Klugheit „Einhalt zu thun."

Die Vorstellung blieb aber ganz ohne Wirkung. Beide lehnten die Aufforderung ab; der Bischoff dadurch, daß er gar keine Antwort gab,

der Generalprokurator durch den Vorwand, daß die Sache eine bloß geiſtliche ſei, in welche ſich das Parlement nicht miſchen könne.

Einen deſto glücklichen Fortgang hatten die Gegenanſtalten, die Grandiers Feinde trafen. Aeuſſerſt betreten über die unglückliche Wendung, welche ihre letzten Beſchwörungen genommen hatten, ſuchten ſie eiligſt ihre Zuflucht bei dem Biſchoff, und baten nun ſelbſt, er möchte den künftigen Beſchwörungen einige Geiſtliche in ſeinem Namen beiwohnen laſſen. Sogleich ernannte der Biſchoff, in einem Befehl vom 28 November, zwei Dechanten, Baſile und Desmourans, welche die Verbündeten in Vorſchlag zu bringen gewußt hatten, zu ſeinen Abgeſandten, und beſtätigte Barre aufs neue in ſeinem Amte als Exorciſt.

Die biſchöfflichen Kommiſſarien ſäumten nicht, ſich in Loudün einzufinden. Die Beſchwörungen, welche durch die bisher erzälten Vorfälle — die vermuthlich auch allein den Barre verhindert hatten, den Teufel auszutreiben, — unterbrochen geweſen waren, nahmen ſogleich nach ihrer Ankunft am 1 December wieder ihren Anfang.

Indeß hatte sich diese Geschichte bis zur Königin selbst verbreitet. Sie wünschte die Geschichte bestimmter, als durch bloße Gerüchte möglich ist, zu kennen, und schickte ihren Almosenier Maresçot selbst nach Loudün, um durch dessen eigene Untersuchung nähern Aufschluß darüber zu erhalten.

Maresçot traf eben um diese Zeit in Loudün ein. Der Bailli und der Civillieutenant fürchteten, er möchte, entweder gewonnen oder hinters Licht geführt durch die Kabale, den Hof wider ihre bisherigen Berichte einnehmen, und ihnen Verantwortung zuziehen. Sie beschlossen also, unerachtet der wider sie gemachten Einwendungen, dennoch allen Beschwörungen beizuwohnen, und erschienen gleich am ersten Tage wieder im Kloster, begleitet von einem Beisitzer, von dem Lieutenant des Vogteigerichts, und dem Aktuar. Man ließ sie lange an der Pforte harren. Endlich kam eine Nonne, und sagte: „man werde sie nicht einlassen, weil sie verdächtig seinen und in der Stadt ausgesprengt haben, es sei mit den Besessenen nichts als Erdichtung und Betrügerei.“ Der Bailli hatte nicht Lust, sich mit diesem Mädchen in einen Wortwechsel einzulassen, und befahl ihr, den Barre zu rufen. Er

erschien

erschien kurz darauf in Marescots Begleitung mit seinem priesterlichen Ornat. Der Bailli beschwerte sich, daß man obrigkeitliche Personen nicht einlassen wolle, was doch selbst den Befehlen des Bischoffs von Poitiers zuwider sei. — Ich will Sie gar nicht hindern herauszukommen, erwiederte Barre. — „Wir wollen Sie nur ersuchen, sagte der Bailli, dem vorgeblichen Teufel zwei oder drei Fragen vorzulegen, die wir angeben wollen, und die den Vorschriften des Rituals ganz gemäß sind. Sie werden sich um so weniger weigern, in Gegenwart des Almoseniers, den die Königin zur Untersuchung hieher geschickt hat, eine solche Probe zu machen, denn dies wird das wahre Mittel sein, allen Verdacht einer Betrügerei auf einmal zu zerstreuen." — Ich werde es thun, wenn mirs beliebt, antwortete Barre. — „Wenn Sie rechtschaffen handeln wollen, rief der Bailli, so müßen Sie es thun. Bedenken Sie, daß man durch erdichtete Wunder Gottes Namen entehrt, aber nicht seine Macht verherrlicht, und daß durch betrügerische Gaukeleien die Religion geschändet und nicht ihre Wahrheit bekräftiget wird." — Ich bin ein ehrlicher Mann, schrie Barre, ich kenne die Pflichten eines

eines Exorcisten, und werde wissen, darnach zu thun; aber Sie, Sie dürfen sich nur erinnern, daß sie das letztemal, als sie bei den Beschwörungen gegenwärtig waren, davon liefen, und es sich deutlich merken liessen, daß sie wieder uns aufgebracht sind. — Die Beamten machten vorstellen, was sie wollten, sie konnten doch nichts über ihn erhalten. Sie liessen sich also nicht weiter ein, sondern erinnerten ihn bloß, bei seinen Beschwörungen sich in acht zu nehmen und an die Besessenen keine Frage zu machen, die irgend einen Menschen beschimpfen könnte, in welchem Fall man ihn als einen Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe behandeln würde. — Barre erwiederte: er stehe weder unter ihren Gesetzen, noch unter ihren Strafen. — Man weiß nicht, was an diesem Tage im Kloster weiter vorgegangen ist, denn da niemand von Seiten der Obrigkeit zugegen war, so findet sich kein Bericht davon in den Akten.

Nun war auch der letzte Damm durchbrochen, der Grandiers Untergang noch aufhalten konnte. Seine Feinde hatten nun alles entfernt, was sie irgend hindern konnte, ihrem Ziele gerade entgegen zu gehen. Sie hatten die

besten

besten Maaßregeln getroffen, die Beschwörungen im Stillen ganz ruhig fortzusetzen. Keine gefährlichen Fragen scharfsichtiger Beobachter setzten sie mehr in Furcht, kein Untersuchungseifer wahrheitliebender Menschen nöthigte sie mehr, ihren Zweck tief zu verhüllen, und ihre Mittel mit ängstlicher Vorsicht zu wählen; sie waren von allen Seiten sicher bei ihren angelegten Planen, und Grandier schien ohne Rettung verloren.

Auf einmal erschien sein Schutzengel, der ihn schon gegen den ersten Angriff gerettet hatte, zum zweitenmal. Der Erzbischoff von Bordeaux kam auf seiner Abtei bei Loudün an, und schickte seinen Arzt ab, die Besessenen zu besuchen. Dem Schrecken der Verbündeten kam nichts gleich, als ihr Mißmuth über dieses zweite Scheitern ihrer Plane im Angesicht des Hafens. Allein sie wußten sich wenigstens zu retten. Ein erfahrner Schiffer zieht beim Sturm die Seegel ein; die Priester schlossen ihr Schauspiel, die Kranken wurden gesund, die Teufel verschwanden, und die Besessenen waren alle zur Ehre Gottes von ihren Qualen befreit. Der Arzt des Erzbischoffs fand die Wohnungen der bösen Geister wie mit Besemen gekehrt. Die Mön-

che

che predigten Wunder, und lobten die Macht des Herrn, der die Leiber seiner Geweihten den Händen des Satans wieder entrissen habe.

Dieses schnelle Verschwinden der höllischen Geister, die bisher sich so hartnäckig bewiesen hatten, war freilich etwas verdächtig, und besonders Grandier befürchtete, der Satan sei nur ausgefahren, um nach der Abreise des Erzbischoffs mit neuer Verstärkung zurückzukehren. Um nun in seinem Theil nichts fehlen zu lassen, die Stätte so rein zu erhalten, so übergab er dem Erzbischoff ein Memorial, worinn er den ganzen geheimen Plan seiner Feinde enthüllte, seine Furcht wegen der Rückkehr der bösen Geister äusserte, und um Schutz gegen neue Anfälle bat. Er wiederholte auch hier wieder, was er in seinen vorhergehenden Klagschriften an den Bailli so dringend vorgestellt hatte, nämlich seine Bitten um Aufstellung andrer Exorcisten und um Entfernung der bisherigen, um die Sequestration der Nonnen und um die übrigen Vorsichtsmittel zu Entdeckung der Wahrheit.

Der Erzbischoff gewährte diese Bitten, deren Nothwendigkeit er erkannte, und befahl in einem Dekret vom 27 December 1633: „Wenn „noch künftig Beschwörungen nöthig seyn wür-

„den

„den, ſo ſolle Pater l'Escaye, ein Jeſuit,
„und Pater Gau, aus dem Oratorium zu
„Tours, ſie unwechſelnd mit Barre, doch im-
„mer einer in Gegenwart des andern, verrich-
„ten. Die Beſeſſenen ſollen aus dem Kloſter in
„ein beſonderes Hauß gebracht, und ihnen kei-
„ne andere Geſellſchaft gelaſſen werden, als ei-
„ne Nonne, die keine Anfechtungen vom Teu-
„fel gehabt habe. Ihre Beiwohnung ſoll man
„zwei oder drei geſchickten katholiſchen Aerzten
„auftragen, welche die nöthige Hülfsmittel
„verordnen, und die genaueſte Unterſuchung an-
„ſtellen werden, ob nicht Einbildung, oder ver-
„dorbene Säfte, oder Bosheit die Quelle der
„vorgegebenen Bezauberung ſeien. Im lezten Falle
„müßte man das Bekenntniß der Betrügerei
„durch Drohungen oder ſelbſt durch nachdrückli-
„che Disciplin herauszubringen ſuchen. Wenn
„ſich aber einige übernatürliche Merkmale ent-
„decken; wenn die Beſeſſene z. B. weißt, was
„ein Exorciſt dem andern in Geheim ſagt; wenn
„ſie Dinge anzeigen kann, die ſich in der Mi-
„nute, da man mit ihr ſpricht, an verſchiede-
„nen entfernten und unverdächtigen Orten zu
„gleicher Zeit zugetragen haben; wenn ſie in
„verſchiednen Sprachen, welche ſie nie gelernt
„hat,

„hat, ein Gespräch von acht bis zehen Worten „richtig zusammensetzt; oder wenn sie, gebun„den an Händen und Füßen, und auf eine „Matratze an die Erde gelegt, im Stande wä„re, ohne daß sich ihr jemand näherte und „ohne sich irgendwo anzustemmen, sich eine ge„raume Zeit mit dem ganzen Körper frei in der „Luft schwebend zu erhalten: in allen diesen „Fällen solle man zum Exorcismus schreiten, „und alle möglichen Versuche anwenden, ein „sichtbares und unverdächtiges Zeichen von dem „Ausfahren des Teufels zu erlangen. Bei Stra„fe des Bannes soll kein einziger Priester, der „nicht von dem drei Abgeordneten durch eine „müthige Wahl gefordert worden ist, sich un„terstehen, mit den Besessenen zu reden, oder „sie nur anzurühren. Und damit auch den „Unglaubigen und Freigeistern der Mund ge„stopft, und allen Einwendungen begegnet „werde, welche die Bosheit aushecken könn„te, so soll der Bailli und der Kriminal„lieutenant ersucht werden, den Beschwö„rungen beizuwohnen, und die Protokolle, wel„che die abgeordneten Exorcisten durch den Pri„or von der Abtei des Bischoffs dabei führen „lassen werden, zu unterschreiben. Die Kosten

„für die abgesonderte Wohnung, für die Bemü-
„hungen der Aerzte, für die Exorcisten und die
„Wärterinnen, welche die Ursulinerinnen nicht
„würden bestreiten können, will der Erzbischoff
„selbst übernehmen, und giebt hiermit zugleich
„dem Pfarrer Barre an den Pachter seiner
„Abteigüter eine Anweisung auf die erforderli-
„chen Summen. Im Fall die Patres l'Escape
„und Gau verhindert wären, diesen Auftrag
„zu vollstrecken, so sollen ihre Obern zwei an-
„dere von gleicher Rechtschaffenheit und ähnli-
„chen Verdiensten dazu ernennen."

Bisher hatten zwar einzelne vorurtheilsfreie helldenkende Köpfe die ganze Geschichte als das angesehen, was sie war, als eine alberne boshafte Posse, die auf der einen Seite eben so lächerlich, als auf der andern abscheulich war. Allein gegen die Stimme des Vorurtheils dringt selten die Stimme der Vernunft durch, solange diese nicht durch irgend einen äussern Machtspruch unterstützt wird. Dieses Uebergewicht erhielt jetzt die gute Sache durch die erzbischöffliche Erklärung, welche die Möglichkeit, die ganze Geschichte zu bezweifeln, erst allgemein einleuchtend machte. Dadurch ward Grandiers Sieg entschieden, und die letzte Hoffnung

nung seiner Feinde vernichtet. Die Beschwörungen hatten ein Ende, Barre schlich davon, die zween Dechanten giengen wieder an ihre Amtsverrichtungen, und die Nonnen blieben in ihrem Kloster in Ruhe.

Die unglücklichen Ursulinerinnen waren das Opfer. Das ganze Publikum verachtete sie wegen der Einfalt, oder Bosheit, mit der sie sich zu einem so schändlichen Betrug hatten mißbrauchen lassen. Ihre Verwandten schämten sich ihrer, und wollten gar nichts mehr von ihnen hören. Die Kostgängerinnen giengen aus dem Kloster und niemand wollte weiter ihrer Schule seine Töchter anvertrauen. Anstatt des Ueberflusses an geistlichen und zeitlichen Gütern, welche ihnen Mignon verheissen hatte, war Schande und Mangel ihr Lohn, und sie bereuten nun zu spät, daß sie dem listigen Versucher nicht auch geantwortet hatten: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn, und ihm allein dienen.

Mignon brannte von Haß und Rache. Das schöne Gebäude, das er durch lange angestrengte Bemühung der Vollendung so nahe gebracht hatte, war zum zweitenmal von einem Sturm zertrümmert, und die Trophäen, die er auf Grandiers Grabe sich zu errichten gestrebt hat-

te, waren nun seine eigene Schandsäulen. Seine Plane waren zerstört, seine Hoffnungen vereitelt, seiner rachsüchtigen Grausamkeit die Larve der Scheinheiligkeit abgerissen, er selbst der verdienten Verachtung des ganzen Publikums Preis gegeben. Schaam, Mißmuth, Unwille erhöhten seine Erbitterung bis zur Wuth, und brachten seine Leidenschaft zu einer Art von Verzweiflung.

Ein Mignon verliert seinen Zweck so leicht nicht aus den Augen, und bedarf kaum so mächtiger Triebfedern, um ihn nach einem mißlungenen Versuch nur desto erbitterter zu verfolgen. Er lauerte nur auf eine Gelegenheit, um seinen Feind mit verdoppelter Wuth zu überfallen, und seinem durch brennende Rachsucht geschärften Blick konnte gewiß nicht der kleinste Umstand entgehen, der zu seinem Zweck führte.

Indeß war Grandier dem Sturm glücklich entgangen, das drohende Gewitter, das sich über seinem Haupte gesammelt hatte, war zertheilt, und die Gefahr schien verschwunden. — Allein ein Zufall hatte ihn gerettet, um ihn einem andern Zufall zum Verderben aufzuheben.

Um diese Zeit war im Conseil beschlossen worden, alle Vestungen im Innern des Königreichs,

reichs, die nur die innerlichen Unruhen beförderten, schleifen zu lassen. Die Citadelle zu Loudün war unter diesem Urtheil noch aus dem besondern Grunde mit begriffen, weil der Kardinal von Richelieu seine damals neuangelegte Stadt auf Unkosten von Loudün zu vergrößern und zu verschönern gedachte. Den Auftrag, diese Citadelle abtragen zu lassen, ertheilte er dem Staatsrath, Herrn von Laubardemont, demjenigen unter seinen Geschöpfen, der am meisten Dienstfertigkeit und Geschmeidigkeit zeigte, und sich sogleich allen seinen Absichten anzupassen verstand.

Da Laubardemont nach Loudün kam, sprach man in allen Gesellschaften von nichts als von den besessenen Nonnen. Zu seinem größten Verdruß mußte er am meisten von der Beschimpfung der Oberin hören, die seine Verwandte war. Kaum hatten Grandiers Feinde dies erfahren, so machten sie auch Anstalt, von dieser Stimmung Vortheil zu ziehen. Sie stellten dem Staatsrath vor, Grandier sei allein Ursache an alle dem Ungemach, das den Nonnen widerfahren war. Memin von Silly, wegen seiner engern Verbindung mit dem Kardinal, selbst auch mit Laubardemont näher vertraut, hatte

ſich von dem Exorciſtenbund gewinnen laſſen, und half nun ſelbſt auch den Staatsrath auf ihre Seite zu bringen. Der ganze neue Bund hielt nun Rath über Grandier, und beſchloß den Kardinal ſelbſt in die Sache zu ziehen.

Das ſicherſte Mittel zu dieſem Zweck drang ſich beinahe von ſelbſt auf. Dieſer große Mann, von dem Czaar Peter der Große ſagte, er möchte ihm die eine Hälfte ſeiner Staaten geben, um von ihm die andere Hälfte regieren zu lernen, konnte durch nichts mehr aus ſeinem Gleichgewicht geworfen werden, als durch Satyren und Schmähſchriften. Es war hinreichend, den Kardinal zu Grandiers unverſöhnlichſtem Feinde zu machen, ſobald man einen ſolchen Verdacht gegen ihn erregen konnte. Laubardemont konnte die ſchwache Seite ſeines Gönners vollkommen, und rieth alſo, mit einer ſolchen Beſchuldigung den Anfang zu machen. Der erfinderiſchen Argliſt ſeiner Gehülfen wurde es gar nicht ſchwer, ſehr ſcheinbare Verdachtsgründe dazu aufzufinden, und man muß geſtehen, daß ſie recht zweckmäßig zu wählen verſtanden.

Es war einſt eine beiſſende Satyre wider Richelieu erſchienen, unter der Aufſchrift: die ſchö-

schöne Schusterin, oder die Schusterin von Loudün. Man hatte darin dem Minister, unter der Rolle eines Verliebten, der einer schönen Schusterin seine geheime Geschichte vertraut, die anzüglichsten und schimpflichsten Anekdoten aus seinem eigenen häußlichen und öffentlichen Leben in den Mund gelegt. — Diese empfindliche Schmähschrift wurde nun dreist auf Grandiers Rechnung geschrieben, und die Behauptung durch solche Gründe unterstützt, welche nicht nur die Beschuldigung höchst wahrscheinlich machten, sondern zugleich auch noch Nebengründe wurden, den Kardinal noch mehr gegen Grandier aufzubringen.

Die Königin Mutter hatte einst eine Frau von niedriger Herkunft aus Loudün, Namens Hamon, kennen gelernt, und an ihr soviel Wohlgefallen gefunden, daß sie sie an ihren Hof nahm. So lange diese Frau in Loudün gelebt hatte, war Grandier ihr Beichtvater gewesen; er hatte sie wegen ihrem Geist und wegen ihren ausserordentlichen Talenten sehr verehrt, und war viel mit ihr umgegangen. Diesen Umstand benutzten die Verbündeten, dem Kardinal zu sagen, Grandier stehe mit einer von den Kreaturen der Königin in ununterbrochener Verbin-

dung, und von dieser habe er auch die besondern Geschichten erfahren, die in seiner Schmähschrift vorkommen. Dies bestätigte auf der einen Seite ihre Beschuldigung, und machte auf der andern Grandier noch verhaßter bei dem Kardinal, der eben damals mit der Königin Mutter in der größten Uneinigkeit lebte, und jede Anhänglichkeit an sie oder an jemand von ihrem Hof für unverzeihlich hielt.

Um aber kein Mittel unversucht zu lassen, wodurch Richelieu noch mehr erbittert werden konnte, so brachte man auch gelegentlich, als Beweis von Grandiers unbegränztem Ehrgeiz, in Erinnerung, daß er einst, da der Kardinal noch Prior von Coussai gewesen sei, ihm selbst den Vortritt abgestritten, und den Rang als vornehmster Geistlicher in der Stadt verlangt habe.

Mignon hatte einmal seinen Todfeind für den Scheiterhaufen bestimmt, und selbst nach den weisen Gegenanstalten des Erzbischoffs die Hoffnung keineswegs aufgegeben, durch die bösen Geister der Ursulinerinnen diesen Zweck doch noch zu erreichen. In dieser Absicht hatte er auch ingeheim seine Uebungen mit ihnen fortgesezt. Da ihm der Zufall nun eine so schöne neue Laufbahn zu seinen Unternehmungen eröffnet

net hatte, so verdoppelte er seinen Eifer und brachte seine Schülerinnen, in der Kunst besessen zu scheinen, bald so weit, daß er in Gegenwart Laubardemonts einige sehr befriedigende Proben machen konnte. Sogleich war auch der Plan zu Grandiers Untergang ganz im reinen. Laubardemont selbst entwarf und übernahm die ganze Ausführung. Die bösen Geister mußten wieder erscheinen, die alte Beschuldigung wider Grandier erneuert, durch neue Anklagen verstärkt, und die ganze Sache an den Kardinal gebracht werden, nachdem man diesen durch persönliches Interesse wider Grandier eingenommen hatte.

Mit dem letztern wurde der Anfang gemacht; die Maßregeln dazu waren getroffen, die Ausführung wurde den Kapuzinern übertragen. Sie übernahmen den Auftrag mit Freuden, weil sie, wie alle Bettelmönche der dortigen Gegend, den Grandier haßten, und vollzogen ihn mit dem glücklichsten Erfolg, weil einer ihrer Mitbrüder, Pater Joseph, alles über Richelieu vermochte. — Auf diesem fein ausgedachten Wege ließ man die Nachricht, daß Grandier der Verfasser jenes giftigen Pasquills sei, mit allen oben angeführten Umständen dem Kardinal mit-

theilen. Mehr war nicht nöthig, um ihn zu den folgenden Auftritten vorzubereiten, und ihm jedes Mittel zu Befriedigung seiner Rachsucht gegen den Pasquillanten willkommen zu machen.

Während dieser Vorkehrungen war die Citadelle zu Loudün abgetragen und Herr von Laubardemont gieng nach Paris zurück. Da er zu dem Kardinal kam, erzälte er diesem auch von den Auftritten bei den Ursulinerinnen in Loudün, und versicherte den Minister, er selbst habe mit eigenen Augen die entsetzlichen Wirkungen der bösen Geister gesehen, von welchen die armen Nonnen gequält würden, und es sei wahrscheinlich niemand als Grandier an der Bezauberung schuld. Richelieu freute sich, eine so erwünschte Gelegenheit so bald zu bekommen. Unter der Bestrafung dieses schweren Verbrechens konnte er die Befriedigung seiner persönlichen Rache leicht verbergen. Er ließ sie auch nicht aus der Hand.

Zu Loudün waren indeß nach Laubardemonts Abreise die Teufel mit großem Geräusch zurückgekehrt, und hatten eine starke Gesellschaft mitgebracht. Ausser der Oberin und der Schwester Klare, hatten die bösen Geister noch vierzehn andere Nonnen in Besitz genommen, und selbst ausser dem Kloster

Kloſter ſechs Mädchen angegriffen. Sie ſchienen ihre Verfolgungen beſonders auf Mignon zu richten, denn die Beſeſſenen waren alle ſeine Beichtkinder. Auch Barre verfolgten ſie in ſeinen geiſtlichen Töchtern, ſogar bis Chinon; zwei ſeiner andächtigen Betſchweſtern bekamen auch ſataniſche Anfälle.

Die Gefahr einer gröſsern Verbreitung dieſes Unheils wuchs ſo ſchnell, daſs die eilgſten Maßregeln wider den Urheber deſſelben kaum ſchnell genug ausgeführt werden konnten. Das Conſeil ſah ſich alſo genöthigt, dem Herrn von Laubardemont in aller Eile den Auftrag zu ertheilen: „dem Kanonikus Grandier, welcher der „Zauberei und eines mit dem Teufel gemachten „Bundes verdächtig ſei, den Proceſs zu machen, „und ſich dabei weder durch Proteſtiren noch Appelliren, es ſei von wem, oder wohin es wolle, „aufhalten zu laſſen, ſondern ihn und ſeine Mitſchuldigen ſogleich gefangen zu nehmen, und „nöthigenfalls ſelbſt Gewalt zu gebrauchen.“

Bewoffnet mit ſo ungewöhnlicher und fürchterlicher Gewalt, erſchien Herr von Laubardemont am 6 December 1633 Abends um 8 Uhr wieder zu Loudün und ſtieg in dem Hauſe eines königlichen Gerichtsbedienten in einer Vorſtadt ab. Die ſpä-

te

te Abendzeit, und die Lage des Hauſes begünſtigten die Geheimhaltung ſeiner Ankunft. Die Verbündeten aber erhielten davon Nachricht, und verſammelten ſich ſogleich beim Kommiſſär, um die erforderlichen Maßregeln zu verabreden.

Am folgenden Tage erhielt Herr de la Grange Befehl, den Pfarrer Grandier den folgenden Morgen in aller Frühe in Verhaft zu nehmen. Dieſer Beamte gehörte nicht mit zum Komplot, und ließ daher inzeheim eine Nachricht von ſeinem Auftrage an Grandier ergehen. Dieſer ließ ihm zwar für ſeine Großmuth herzlich danken, allein auch dabei verſichern, er vertraue auf ſeine Unſchuld und auf Gottes Barmherzigkeit, und werde keinen Schritt aus der Stadt thun. Er wurde alſo früh vor Tage, da er eben in die Metten gehen wollte, in Arreſt genommen. Alle ſeine Feinde befanden ſich bei dieſer Verhaftnehmung gegenwärtig oder in der Nähe. Auſſerdem, daß ſie ſich an dem Vergnügen, die Demüthigung ihres Feindes mit anzuſehen, zu weiden ſuchten, wollten ſie zugleich auf das Betragen des Herrn de la Grange ein wachſames Auge haben, weil ihnen ſeine Anſtalten verdächtig vorgekommen waren.

Hier-

Hierauf ließ die Kommiſſion ſogleich alle Zimmer und Schränke in Grandiers Hauſe verſiegeln. Er ſelbſt wurde auf das Schloß zu Angers gebracht, und daſelbſt eingeſperrt.

Dieſes ungewöhnlich ſtrenge Verfahren war nicht ohne Abſicht; man wollte dadurch zu verſtehen geben, daß der König ſelbſt, oder doch wenigſtens der Miniſter, unmittelbar die Hand mit im Spiel habe, um dadurch die Freunde des Pfarrers furchtſam, ſeine Feinde hingegen und alle die, die ſich noch in der Folge an ſie anſchlieſſen würden, beherzt zu machen, und den Nonnen mehr Sicherheit bei ihren Rollen zu verſchaffen.

Man ſchritt nun zur Unterſuchung der Bücher und Papiere des Gefangenen. Man wollte darunter zwei Blätter geſchriebener franzöſiſcher Verſe, von ſehr freiem Inhalt gefunden haben: ſie ſind nie vorgezeigt worden, und man hat nicht einmal erfahren können, ob ſie von ſeiner Hand geſchrieben, vielweniger ob ſie von ihm ſelbſt gemacht waren. Auch fand ſich eine Abhandlung wider den eheloſen Stand der Prieſter, die er eigenhändig geſchrieben hatte, und für deren Verfaſſer er ſich ſelbſt bekannte.

Von

Von dieser Schrift, sagt der Arzt Seguin, den wir eben nicht als Freund von Grandier werden kennen lernen, in einem Briefe, den er in den 20 Band des französischen Merkurs einrücken ließ: „sie erregt den Verdacht, daß Grandier verheirathet war. Er hat sie an seine geliebteste Konkubine überschrieben; ihr „Name wird aber weder auf dem Titel, noch irgend „in der ganzen Schrift genannt. — — Ich kann „gleichwol nicht läugnen, daß mir diese Abhandlung sehr gut ausgearbeitet und bündig scheint, „bis auf den Schluß, wo sie wirklich hinkt, und „sich das Gift entdeckt. Von Zauberei findet sich „nicht das geringste darin: es scheint vielmehr, „daß man das Gegentheil daraus würde beweisen können." Der Schluß, den Seguin so verdächtig findet, besteht in folgenden zwei Versen, am Ende der Abhandlung:

Dein feiner Kopf wird leicht in diesen Gründen,
Beruhigung für dein Gewissen finden.

Man nahm aber nicht bloß diese beiden Schriften weg, sondern auch alle die Papiere und Dokumente, welche Grandier zu seiner Vertheidigung aufbewahret hatte. Vergebens widersetzte sich seine Mutter diesem ungerechten Verfahren; sie wurde nicht gehört.

Die

Die Zeugenverhöre wurden nun mit einer solchen Hastigkeit betrieben, die gewiß ohne Beispiel war. Die Zeugen wurden so offenbar, so grob und ohne alle Scheu abgerichtet und bestochen, daß selbst der eigene Schwiegervater des Advokat Tournier, der bei der Kommission die Stelle eines königlichen Prokurators vertreten mußte, sich um Mitternacht in ein Haus begab, um zwei Frauenspersonen zu einem falschen Zeugniß wider Grandier zu verleiten. Fournier legte seine Stelle nieder, so bald er es erfuhr.

Wir sind hier nicht im Stande, alles zu erzählen, was Grandiers Bruder, ein Gerichtsrath zu Loudun, und seine Mutter unternahmen und vorstellten, um den Herrn von Laubardemont zu überzeugen, daß er ein ganz verwerflicher Richter bei dieser Sache sei, sowol weil er mit der Oberin verwandt war, als auch mit Grandiers Hauptfeinden ohne Unterlaß umgieng, und bei jedem Schritte, den er in der Sache that, eine ganz unzweideutige Partheilichkeit zeigte. Alle diese Vorstellungen halfen nichts, der Kommissär suchte gar nicht einmal mehr seinen ungerechten Verhandlungen einen Schein des Rechtes zu geben. Er bediente sich der durch die Kom-

Kommission erhaltenen Gewalt in ihrem weitesten Umfange, und glaubte das Recht zu haben, sein Ohr vor allen Widersprüchen und Vorstellungen zu verschliessen.

Er zerriß die eingereichten Appellationen mit eigenen Händen, und verbot den Gerichtsdienern bei schwerer Strafe, dergleichen Schriften anzunehmen. Er verhörte die Zeugen in Gegenwart der Feinde des Angeklagten, und da verschiedene von diesen Zeugen Umstände aussagten, die den Angeklagten rechtfertigen mußten, so ließ er nicht nur diese Umstände nicht protokolliren, sondern entließ auch die Zeugen mit Verweisen und Drohungen, so daß die folgenden dadurch erschreckt wurden, und zugleich eine Lektion bekamen, was für eine Wendung sie ihrer Aussage geben müßten, wenn sie den Kommissär zum Freunde haben wollten.

Auch bei den geistlichen Gerichten fand der Angeklagte so wenig Gerechtigkeit, als bei der Kommission. Der Bischoff von Poitiers bezeigte nicht die geringste Achtung für die Ordonnanz seines Obern, sondern erließ vielmehr einen ganz entgegengesetzten Befehl, worinnen er alle jene weisen Veranstaltungen aufhob, die der Erzbischoff

zu

zu Entdeckung der Wahrheit getroffen hatte. Vergeblich versuchte man, wider diesen Befehl, worin ein Unterrichter die dem Oberrichter schuldige Achtung so widerrechtlich und ungebührlich aus den Augen setzte, eine Appellation einzulegen; alle Wege waren versperrt, und die Stimme der verfolgten Unschuld konnte nirgends durchdringen. Der Bischoff ernannte hierauf zu seinem Stellvertreter bei dem Proceß den Demourant, dem er vorher das Amt eines Exorcisten übergeben hatte.

Am 2 Februar 1634 begab sich der Kommissär mit Demourant nach Angers, den unglücklichen Grandier zu verhören. Dieses Verhör dauerte neben Tage, und in dieser ganzen Zeit widersprach sich Grandier nicht ein einzigesmal, und räumte keinen Umstand ein, der ihm hätte nachtheilig machen können. Bloß das gestand er mit aller Freimüthigkeit, daß er der Verfasser von der Abhandlung wider den ehelosen Stand der Priester sei, die man in seinem Kabinet gefunden hatte.

Nach diesem Verhör gieng Herr von Laubardement wieder nach Paris, und blieb beinahe zwei Monate aus. Diese lange Abwesenheit setzte die Verbündeten in Unruhe, sie fürchteten

das Parlement möchte von der Sache Nachricht erhalten, und auf einmal alle ihre Entwürfe vernichten. Sie schickten endlich Granger an ihn ab, und liessen ihn bitten, seine Rückkehr zu beschleunigen. Er kam nun auch bald mit neuen Waffen ausgerüstet, und brachte ein Schreiben des Conseils mit, welches alle Appellationen an das Parlement für ungültig erklärte, und sowol dem Parlament als jedem andern Gerichte verbot, sich auf irgend eine Art in diese Sache zu mischen.

Laubardement war durch dieses Schreiben unumschränkter Herr über Grandiers Schicksal, und machte nun auch sogleich Gebrauch von seiner neuen Gewalt.

Er ließ den Gefangenen nach Loudün bringen, und wählte zu seinem Gefängniß ein Haus, das den Absichten der Verbündeten vollkommen entsprach. Es wohnte darin ein Gerichtsbedienter, Namens Bontems, der ehedem bei Trincquant als Schreiber gedient, und bei der ersten Anklage wider Grandier mit gezeugt hatte. Der Eigenthümer des Hauses war Mignon, und durch die listige Frau des Gerichtsbedienten konnte man alles erfahren, was der Gefangene redte

redte und that. Dieser Umstand war in der Folge für die Allwissenheit der bösen Geister von großer Wichtigkeit.

Alles kam nun darauf an, den vorgegebnen Bezauberungen mehr Schein der Wahrheit zu geben, und dazu mußte allerdings den Untersuchungen selbst mehr Schein der Unpartheilichkeit gegeben werden. Man fieng also damit an, daß man die Besessenen sequestrirte. Die Verbündeten konnten dies ganz ohne Gefahr thun; es war ihnen gar nicht schwer, sie in solche Häuser zu bringen, wo ihr unmittelbarer Einfluß nicht abgeschnitten werden konnte. Sie theilten die Besessenen, deren neune waren, in drei Häuser. Die Oberin wurde mit zwei Nonnen bei dem Advokat de la Ville einquartirt, ihre beständige Wärterin war Mesmins Schweiter, die mit der Frau des Gerichtsdieners unter einer Decke spielte, und dadurch die Eingebungen von Grandier den Besessenen sehr leicht machte.

Durch diese Sequestration war schon eine der dringendsten Forderungen Grandiers erfüllt. Man that aber noch mehr. Man berief jezt auch Aerzte, denen man die Besorgung der Besessenen anvertraut. Freilich fehlte es den Berufenen ziemlich an Einsicht in ihrer Kunst;

der eine davon lebte hier in einem Dorfe, der andere dort in einem andern in Mangel und Dürftigkeit, weil niemand es wagen wollte, sich ihrer Kunst zu vertrauen. Allein dafür hatten die meisten das große Verdienst, Verwandte der Verbündeten zu sein. Der Mangel an innerm Werth der heilkundigen Gesellschaft ließ sich allenfalls durch Vergrößerung ihrer Anzahl ersezen, und unter den sechsen, die gewählt wurden, war wenigstens einer, der einiges Ansehn hatte, Daniel Roger, ein Arzt aus Loudün selbst, dessen Stimme freilich unter fünf andern unächten Söhnen Aesculaps sich wieder verlohr.

Um die Vorsicht noch weiter zu treiben, wählte man selbst auch noch einen eigenen Apotheker, der die Arzneien zubereiten sollte. Man wunderte sich freilich, daß die Wahl gerade auf Peter Adam, einen nahen Vetter des Mignon gefallen war, der wahrscheinlich kein sehr großer Freund von Grandier sein konnte. Er hatte Grandier bei der ersten Untersuchung eines verdächtigen Umgangs mit einem vornehmen Frauenzimmer zu Loudün beschuldigt, und war dafür, weil er seiner verleumderischen Bosheit überführt worden war, vom Parlement zur Kirchenbuße verurtheilt worden. Man glaubte, daß eine solche Beschimpfung, die noch in frischem

schem Angedenken war, zur Rache reitzen müße, und daß der Beleidigte eine Gelegenheit, sie zu befriedigen, schwerlich ungenutzt lassen werde, und daß also der Apotheker kein Zutrauen verdiene. Allein es ist ungerecht, daraus, daß jemand zur Rache gereizt ist, sogleich zu schliessen, daß er rachsüchtig sei, und der Apotheker konnte eben jetzt durch sein Beispiel erweisen, daß ein Christ zum wenigsten seinen Feind nicht verfolge. Man wollte zwar den Apotheker nachher beschuldigen, daß er die Arzneien mehr darauf eingerichtet habe, Verzuckungen zu erregen, als sie zu stillen. Allein es fehlte doch an gerichtlichen Beweisen, und andere Gründe erlauben es der Nächstenliebe nicht, ein so kleinliches Urtheil zu fällen.

Endlich wählte man zum Wundarzte einen gewissen Manouri der Mignons Neffe, und Schwager einer Nonne war. In der Folge werden wir sehen, daß auch diese Wahl nicht von ungefähr geschah.

So hatte man nun alles gethan, was der Untersuchung das Ansehen der Rechtmäßigkeit geben konnte; Grandiers Forderungen waren alle aufs pünktlichste erfüllt, es war sogar noch mehr geschehen. Demunerachtet konnte er mit

dieſen neuen Anſtalten zur Unterſuchung ſo wenig als mit den vorhergehenden zufrieden ſein. Durch den Schein der ſtrengern und unpartheiiſchern Prüfung war er offenbar in noch größerer Gefahr, der Bosheit ſeiner Gegner zum Opfer zu werden. Er that alles, was er konnte; er übergab eine Proteſtation nach der andern, er verwarf die vorgenommene Sequeſtration, ſamt allen zur Unterſuchung gewählten Perſonen, und verlangte: man ſolle die Nonnen ganz aus den Händen ſeiner Feinde nehmen, ſie einige Monate lang der Leitung ganz unverdächtiger Perſonen übergeben, und ſie alle von einander abſondern, damit ſie nichts unter einander verabreden, und ſich nicht wechſelſeitig aufmuntern könnten; beſonders ſolle man ihre Beſorgung Aerzten von bekannten Einſichten und erprobter Rechtſchaffenheit übertragen. — Allein alle ſeine Vorſtellungen waren vergeblich, ſie wurden nicht gehört, und nicht einmal zu den Akten genommen.

Laubardemont ließ nun die Beſchwörungen wieder ihren Anfang nehmen. Allein man nahm nicht die vom Erzbiſchoff verordneten Exorciſten, ſondern der Biſchoff von Poitiers ernannte dazu zwei andere, ſeinen Official und den Pater Laktantius einen Franziſkaner. Den leztern wers

werden wir bald kennen lernen. Der erstere war eben der, der in der ersten Anklage wider Grandier das ungerechte Urtheil gefällt hatte, das nachher durch den Erzbischoff vernichtet worden war. Jedermann mißbilligte diese Wahl. Um aber das Maß aller Widerrechtlichkeit voll zu machen, mußten diese beiden Exorcisten in Einem Hause mit einigen von den sequestrirten Nonnen zusammen wohnen, wo sie Tag vor Tag mit Memin und Menou zu geheime Zusammenkünfte hielten.

Am 15 April wurde wieder die erste Beschwörung vorgenommen. Der Pater Laktantius hatte in Erfahrung gebracht, daß der Teufel der Oberin sehr unwissend in der Lateinischen Sprache sei, er suchte daher den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die Barre schon erfahren hatte, und befahl dem Teufel, nur französisch zu antworten, ob er ihm gleich dann und wann lateinische Fragen vorlegen würde. Machte man ihm den Einwurf: der Teufel müße alle Sprachen reden, so antwortete er, entweder: der Bund sei einmal auf die Art gemacht, der Teufel dürfe nicht lateinisch reden, oder: es gäbe Teufel, die unwissender seien, als der dümmste Bauer. — Vernünftige Leute sahen wohl, daß dies nichts weiter als fahle Ausflüchte seien, und zwar Ausflüchte eines Menschen, der

sich wenig darum bekümmere, was der kluge Theil des Publikums von einem Betragen denke, und der der Erreichung seines Plans schon so gewiß sei, daß er weiter keiner Zurückhaltung nöthig zu haben glaube.

Wenige Tage darauf langte eine neue Verstärkung von Exorcisten an, die aus vier Kapuzinern, den Vätern Lukas, Tranquillus, Prorasius und Elias bestund. Im Nachtrab befanden sich noch zwei Karmeliter, Sankt Thomas und Sankt Mathurin.

Auch der berühmte Pater Joseph begab sich incognito nach Loudun. Er hatte zuerst den Einfall, sich an die Spitze der Exorcisten zu stellen, und auch in diesem Gebiete der nützlichen Künste, wie in der Staatskunst, seinen Namen zu verherrlichen. Allein, da er die Sache reiflich überlegt hatte, so sah er wohl ein, es würde nicht möglich sein, helle Köpfe und unpartheiische Richter von der Wahrheit dieser Erscheinungen zu überzeugen, und er möchte sich daher durch die Beschwörungen eher lächerlich als berühmt machen.

Die Exorcisten hatten die Zahl der Besessenen unter sich getheilt, und verrichteten die Beschwörungen in vier verschiedenen Kirchen. Die Aerzte, der Wundarzt und der Apotheker verfertig-

fertigten jedesmal Berichte von allem, was sie gehört und gesehen hatten. Es kamen während der Kommission sechs und zwanzig solche Berichte zu den Akten, die im wesentlichen alle darin übereinstimmten: „Die Dinge, die sie gesehen „hätten, wären übernatürlich, und überstiegen „ihre Kenntnisse, und alle Grundsätze der Heil„kunde."

Es würde ärgerlich und langweilig zugleich sein, alle die Albernheiten und Abscheulichkeiten der Reihe nach aufzuzählen, welche während der Untersuchung dieser Bezauberungen begangen wurden. Einige Auftritte aus dem Tagebuche der Beschwörungen, welche bis in den Januar fortdauerten, werden hinreichend sein, unsere Leser mit dem Geist der ganzen Kabale bekannt zu machen, und sie zu überzeugen, daß nie eine Intrigue verständloser angelegt, und platter ausgeführt, nie ein schändlicherer Plan entworfen, und schamloser durchgesetzt worden sei, als eben dieser, von dem Grandier das Opfer wurde.

Ein Hauptumstand, der bei dem Proceß sehr herausgehoben wurde, ereignete sich am 25 April. Grandier lieh von einem seiner Wächter ein Messer, um Brod zu schneiden, und machte sich

dabei eine leichte Verletzung am rechten Daumen. Die Bontems eilte mit dieser wichtigen Nachricht noch am nämlichen Morgen zu der Oberin. Nachmittags brachte Asmodi ein Stückchen Papier mit einigen Tropfen Blut bestrichen, als ein neues Bundeszeichen in Vorschein, und erklärte nach vielem Sträuben: es sei Blut aus der rechten Hand seines Meisters. Herr von Laubardemont begab sich sogleich mit den Aerzten ins Gefängniß. Sie fanden die Verletzung an dem angezeigten Ort, und befragten Grandier darüber. Er antwortete: „er habe den Ritz nicht bemerckt, er habe gar nicht geblutet, und könne vielleicht durch eine Stecknadel geschehen sein." Die Aerzte sagten aber in ihrem Bericht: „Die Verwundung an Grandiers Dau„men müße durch ein schneidendes Instrument „geschehen sein, und Blut gegeben haben." Grandier wurde darüber vernommen, und sagte nunmehr: „er erinnere sich, daß er sich mit einem Messer, das er von einem seiner Wächter gelehnt hätte, die Haut aufgeritzt habe." — Man fragte ihn nachher noch verschiedene male über diesen Umstand, und er widersprach sich dabei in Ansehung des Tages, an welchem es ihm begegnet war. Aus diesem Widerspruch machte

man

man ihm ein großes Verbrechen. Er wendete aber mit Recht dagegen ein, es sei gar nicht zu verwundern, wenn der eigentliche Zeitpunkt eines kleinen unbedeutenden Schnitts dem Gedächtniß eines Menschen entwiche, dessen Kopf von den ernsthaftesten und wichtigsten Dingen eingenommen sei.

Bei Gelegenheit der Verwundung machte der Teufel noch eine andere Entdeckung. Am folgenden Tage zeigte er an: „Grandier sei von ihm an fünf Orten seines Körpers, an welchen er auch nun unempfindlich sei, mit Merkmalen gezeichnet worden.“ Sogleich wurde befohlen, noch an demselben Tage die Besichtigung bei ihm vorzunehmen.

Man zog ihn ganz aus, verband ihm die Augen, und schor ihm alle Haare ab. Der Wundarzt Manouri, dem die Besichtigung aufgetragen war, hatte ein Sucheisen, das an dem einen Ende rund, an dem andern spizig war. Wo er nun zeigen wollte, daß Grandier unempfindlich und undurchdringlich sei, da brauchte er das runde Theil seines Sucheisens; jemehr er damit drückte, desto weniger drang das Eisen ein. Sollte hingegen ein Ort empfindlich sein, so drehte er das Sucheisen um,

und stach mit dem spitzigen Theil durch das Fleisch bis auf den Knochen. Das unglückliche Opfer dieser unmenschlichen Behandlung brach alsdenn in ein lautes Geschrei aus, und der Wundarzt machte hieraus den weisen Schluß: er sei an diesem Orte empfindlich. Das Jammergeschrei des mißhandelten Gefangenen zog eine Menge Menschen von der Straße herbei, und erregte allgemeines Mitleiden. Herr von Laubardemont hingegen sah die Operation selbst mit der kältesten Gleichgültigkeit an.

Diese ganze Untersuchung ist überhaupt schon dadurch merkwürdig, daß man suchte, ohne eigentlich zu wissen, was gesucht werden sollte. Anstatt den Teufel, der es doch am besten wissen mußte, angeben zu lassen, an welchen Stellen er Grandiers Körper mit Unempfindlichkeit gezeichnet habe, und nachher zu untersuchen, ob diese Stellen unempfindlich seien, anstatt dieser ganz einfachen Methode, schlug man diesen grausamen Umweg ein, der doch zu keinem rechten Ziel führte. Oder wollte man vielleicht den Teufel selbst erst unterrichten, welche Stellen er angeben sollte? Es scheint beinahe so. Denn am Tage nach der Untersuchung wußte die Oberin wenigstens

zwei

zwei von den angegebenen Merkmalen zu beschreiben. Der übrigen drei gedachte sie nicht weiter, und — sonderbar genug! — eben diese drei hatten auch die Aerzte, wie sie selbst in ihrem Bericht bezeugen, nicht gefunden, aus dem Grunde, sagen sie, weil dergleichen Zeichen überhaupt sehr schwer zu erkennen wären.

Der berühmte Arzt zu Saumür, Markus Dunkan, ein schottischer Edelmann, kam auch zu den Beschwörungen nach Loudün, und machte selbst einige Versuche mit den Besessenen. Er schrieb nachher ein eigenes Buch wider die Bezauberung der Ursulinerinnen zu Loudün, welches damals viel Aufsehen erregte, aus welchem wir auch unsern Lesern einiges mittheilen werden.

Man hatte unter andern öffentlich bekannt gemacht, sechs der stärksten Männer seien nicht im Stande, eine Besessene so fest zu halten, daß sie ihre Verdrehungen nicht machen könne. Dunkan unternahm es, die Probe ganz allein zu machen. Er hielt mit einer von seinen Händen die rechte Hand der Oberin. Der Exorcist befahl dem Teufel, Verzuckungen zu machen. Die Nonne strengte alle ihre

Kräfte

Kräfte an, die Hand frei zu bekommen; allein umſonſt, ſie konnte bloß mit dem linken Arm und mit dem linken Beine einige Verdrehungen machen. Ich kann nicht, erwiederte ſie endlich unwillig, er hält mir ja den Arm. — „Laßen ſie ihr den Arm frei, rief der Exorciſt, wie ſollen denn die Verd ehungen zum Vorſchein kommen, wenn ſie ihr die Glieder feſt halten?" Wenn es der Teufel iſt, verſetzte Dunkan mit lauter Stimme, ſo muß der ſtärcker ſein, als ich. — „So ein guter Philoſoph Sie auch ſein mögen, erwiederte der Pater Laktantius, mit ſichtbarem Verdruß, ſo iſt das doch ein falſcher Schluß. Ein Teufel auſſer einem menſchlichen Leibe iſt viel ſtärcker als Sie, allein, wenn er ſich in einem ſo ſchwächlichen Leibe befindet, ſo iſt es nicht nothwendig, daß er Sie an Stärcke übertreffe, denn ſeine Wirckungen ſind der Stärcke des Körpers angemeſſen, den er beſitzt." —

„Dieſer gute Pater, ſagt Dunkan in ſeinen „Anmerkungen über dieſe Geſchichte, erinnerte „ſich wohl nicht, bei den Evangeliſten geleſen zu „haben, daß die Beſeſſenen Stricke und Ketten „zerrißen, womit man ſie gefeſſelt hatte. Er „dachte auch nicht daran, daß das Ritual: Vires „supra aetatis et conditionis naturam oſtende-

„re

„re (eine das Alter und die Beſchaffenheit des „Beſeſſenen weit überſteigende Stärke zu beweiſ„ſen) unter die vorzüglichſten Merckmale der Beſ„ſeſſenheit zählt.“

Dunkan wollte am folgenden Tage den nämlichen Verſuch bei der Schweſter Agnes machen. Man bat ihn aber ſie nicht ſo feſt zu halten, denn die Oberin habe ſich beklagt, daß er durch ſein Anhalten ihr die Hand wund gerieben habe. — Alles dieſes geſchah in Gegenwart des Ritters de la Porte, des Herrn von Laubardemont, und vieler Perſonen von Stande.

Eben dieſer berühmte Arzt erzählt auch: Er habe gleich beim erſtenmal, da er die Oberin geſehen habe, dem Teufel Greſil eine kleine Verwirrung verurſacht. Der Exorciſt fragte nämlich den Teufel: wie der gegenwärtige Arzt aus Saumür heiſſe? Er antwortete zuerſt Benoit und in einer halben Stunde darauf Texier. Beides waren Namen zweier anderer Aerzte zu Saumür, welche die Mutter der Oberin in ihrer letzten Krankheit gewartet hatten, die ſie aber nur dem Namen nach kannte. Da Greſil ſeinen zweifachen Mißgriff merkte, war alles weitere Fragen umſonſt; er wollte

die

die Ehre ſeiner Allwiſſenheit nicht wieder in Gefahr ſetzen.

Ein andermal wurde der Teufel gefragt: warum er an einem gewißen Tage nicht geredet hätte? Darum, antwortete er, weil ich an ſelbigem Tage in voller Arbeit war, die Seele des Parlementsprokurators Prouſt zu Paris, in die Hölle zu bringen. Dieſe Antwort war der Wahrheit eben ſo ſehr als dem geſunden Menſchenverſtande entgegen. Man erfuhr durch genaue Erkundigung, daß niemals ein Prokurator dieſes Namens in Paris geweſen, und auch nicht einmal ein anderer Prouſt an dieſem Tage zu Paris geſtorben war.

Ein anderer Exorciſt fragte eines Tages eine von ſeinen Beſeſſenen, wo ſich Grandiers Zauberbücher befänden? Sie nannte den Namen des Frauenzimmers, die bei der erſten Unterſuchung gegen Grandier von dem Apothecker eines unerlaubten Umgangs mit ihm war beſchuldigt worden, und behauptete, man werde die Bücher in ihrer Wohnung finden. Herr von Laubardemont begab ſich ſogleich mit einem Gefolge dahin, durchſuchte alle Winkel aufs genaueſte, und fand nichts. Man machte dem Teufel heftige Vorwürfe, daß er

ſelbſt

selbst die Kommission zu hintergehen wage. Der Vater der Lügen half sich auf seine Art, und gab vor: eine Nichte der Dame habe die Bücher in demselben Augenblicke bei Seite geschafft. Allein er wurde noch einmal ertappt, denn es wurde bewiesen, daß die Nichte in dem nämlichen Augenblicke ihre Andacht in der Kirche verrichtet hatte.

Eben dieser Teufel beschuldigte auch Grandiers Bruder der Zauberei. Auf diese Beschuldigung wurde er in ein Gefängniß gebracht, woraus er, aller Mühe ungeachtet, doch nicht früher als nach seines Bruders Tode wieder entlassen wurde. — Vermuthlich wollten die Verbundeten durch diese Kabale einen gefährlichen Gegner loß werden, der ihren Entwürfen durch sein Ansehen und durch seine Schriften große Hindernisse hätte in den Weg legen können.

Zu Anfang des Mai versprach einer von den sieben Teufeln der Oberin, er wolle sie zween Fuß hoch in die Luft heben. — Allein die Aufforderungen des Pater Laktantius blieben ohne Erfolg, er hielt nicht Wort. Eines Tages versuchte zwar nachher die Oberin etwas ähnliches zu unternehmen. Allein da einer von den Zuschau-

ern das Ende ihres Kleides ein wenig in
Höhe hob, sah man, daß sie sich mit der ei
Fußspitze an den Boden stemmte.

Eben so mißlang die Kunst der Teufel E
zas und Cerberus, welche das nämli
Wunder an den zwei Schwestern Noaret
zeigen versprochen hatten. Nur Behem
einer von den Teufeln der Oberin, wagte noch
nen Versuch, die Ehre seiner Brüder herzust
und sich selbst in Ansehn zu setzen. Er versuc
dem Herrn von Laubardemont das kleine Käp
chen vom Kopfe zu nehmen, und es so lan
frei in der Luft schwebend zu erhalten, als m
Zeit brauche, den Psalmen miserere zu beten.

Der Tag erschien, wo das Wunder vor si
gehen sollte. Allein der Vater Lakkantius mocht
gute oder schlimme Worte, Verwünschungen od
Drohungen anwenden, alles half nichts, de
Teufel wollte das angekündigte Wunder nic
erfüllen. Lakkantius fand die Erscheinung sehr er
klärbar: „der Teufel, sagte er, hatte entweder sein
Versprechen bereut, weil er einsehen lernte, daß
seine Wunderthat am Ende mehr zur Verherr
lichung Gottes, als zu Bewunderung seiner
eigenen Macht gereichen würde; oder es hatte
ihn eine fremde Gewalt an der Ausführung ge
hindert.

hindert. Der letzte Grund traf wirklich zu, nur in einem andern Sinn als der fromme Pieter angedeuteten Willens war. Es war einigen aufgefallen, daß man mit der wundervollen Erscheinung den Stand abwarte, und lichter anzünde, — ein Umstand, der bey reichen Gaben selten so gänzig ist! — Sie hatten überdies bemerkt, daß der Stuhl die Herrn von Landen meist unter einem von den Löchern stand, die sich eben in den Gewölbern der Kirche befinden, wodurch man die Kronleuchter und andere Zierrathen herabzulassen pflegt. Sie giengen also heimlich auf den obern Theil der Kirche, und stellten sich nahe an den Ort, wo ihrer Vermuthung nach, die Maschine angelegt werden würde. Es kam auch wirklich bald nach ihnen jemand angeflogen, der vermuthlich zum Handlanger des bösen Geistes bestellt war. Nun war es auch nicht schwer, das Mittel zu errathen, wodurch er das Wunder bewerkstelligen wollte. Es war nichts weiter nöthig, als eine Angel an einem Pferdehaar auf den Kopf des Herrn von Landen mit herab zu lassen, der alsdenn mit einer leichten Bewegung, unter dem Vorwand, sein Käppchen zu recht zu setzen, die Angel befestigt, und dadurch dem Teufel es sehr leicht gemacht haben

würde, das Kärpchen in die Höhe zu halten. Allein die Gegenwart der ungebetenen Zuſchauer vereitelte die Aufführung.

So viele verunglückte Wunder machten ſelbſt diejenigen mißtrauiſch, die bisher mit einfältigem gutem Herzen geglaubt hatten. Um die wankende Ehre der Beſeſſenen wieder herzuſtellen, und den kaum noch glimmenden Glauben aufs neue anzufachen, mußte eine auffallende Wunderthat geſchehen. Der Pater Laktantius kündigte alſo öffentlich an, daß drei von den ſieben Teufeln der Oberin, die er ſogar mit Namen zu nennen wußte — nämlich: Asmodi, Greſil der Thronen, und Aman der Herrſchaften — am 20 Mai ausfahren werden. Er verſicherte zugleich, ein jeder werde bei ſeinem Abzuge eine Wunde in der linken Seite der Beſeſſenen, und ein Loch in ihrem Hemde, Unterleibchen und Oberkleide zurück laſſen. Die größte dieſer Wunden ſollte die Länge einer Stecknadel haben, die man allen Anweſenden vorzeigte. Die Stellen, wo die Wunden gemacht werden ſollten, wurden genau angegeben. Man verſicherte ſogar den Ritter de la Porte, den die Neugierde auch nach Loudün getrieben hatte, es würden der Beſeſſenen in dem Augenblick, da ſie die Wun-

den

den erhalten ſollte, die Hände auf den Rücken gebunden ſein.

Der merkwürdige Tag erſchien, und die Kirche zum heiligen Kreuze war mit einer ungeheuren Menge Zuſchauer angefüllt. Den erſten Auftritt machten die Aerzte. Sie unterſuchten die Seiten, das Hemde, das Leibchen und das Gewand der Nonne. Das Reſultat dieſer unehrbaren Beſichtigung war der Bericht: „daß „ſie keine Wunde in ihrer Seite, keine Oefnung „in ihren Kleidern, und in den Falten ihres Anzugs kein ſchneidendes Inſtrument wahrgenommen haben.“

Nach dieſer Beſichtigung wurde der Teufel länger als zwei Stunden, doch beinahe immer in franzöſiſcher Sprache von Laktantius ausgefragt. Als nun endlich die Beſchwörung ſelbſt begann, ſo erinnerte der Arzt Dunkon ganz laut, man habe verſprochen, der Nonne die Hände zu binden. Der Exorciſt konnte nicht leugnen, daß dieſe Vorſicht ein ſehr kräftiges Mittel wider die Zweifelſucht der Unglaubigen ſein würde; „Allein, ſetzte er hinzu, die Verzuckungen werden nicht minder zur Ueberzeugung und Erbauung eines großen Theils der Zuſchauer wirken, die die Beſeſſenen noch nicht in dieſem Zuſtan-

die gestohlen haben?“ — und sogleich fieng er nun die Person wegen wieder an.

Die Obern machte eine Verdrehung mit ihrem ganzen Körper, die abscheulich anzusehen war. Ihre Hände und Füße drehten sich auswärts, sie krümmte sich so zusammen, daß sie mit den flachen Händen ihre Fußsohlen berührte. Auf einmal kamen alle ihre Glieder wieder in ihre natürliche Lage, und sie erhob sich ganz gerade. Der Exorcist ließ sie aber nicht ausruhen, sondern fuhr fort mit seinem Beschwören. Nun drehte sie sich mit dem Gesicht gegen die Erde, wendete die rechte Seite in die Höhe, und lag auf den linken Arm gestützt. In dieser Lage blieb sie einige Zeit. Auf einmal hörte man sie kratzen, sie brachte die rechte Hand aus dem Busen, und man bemerkte sogleich, daß die Fingerspitzen blutig waren. Die Aerzte eilten herbei, die Ursache ihres Zustandes zu suchen. Sie fanden ihr Hemd an zwei, ihr Leibchen und Hemde an drei Orten durchschnitten, und die Löcher von der Länge eines kurzen Fingers. Auch fanden sie die Haut an drei Orten unter der linken Brust verletzt, allein die Wunden waren so leicht, daß sie kaum durch die Haut giengen. Die mittelste hatte die Länge einer Gerstens

sinkorns, die beiden andern hingegen waren nicht einmal so groß; alle drei hatten aber Blut gegeben.

Ein Theil der Zuschauer gab nicht undeutlich zu erkennen, daß sie den Teufel nicht für den Urheber dieser Wunden hielten, und selbst dem Herrn von Laubardement entfuhren in der Verwirrung die Worte: Das hinckt! — Den Bericht der Aerzte über diesen Vorfall ließ er nicht zu den Akten legen.

Dunkan macht über dieses Wunder folgende Betrachtungen in seinem Buche: „Die „Exorcisten hatten versprochen, der Obrein bei „der Beschwörung die Hände zu binden, man „konnte es also nicht für nöthig halten, ihre „Kleider vorher sehr genau zu durchsuchen, ob „sie etwa ein spitziges oder schneidendes Instru„ment bei sich habe. Allein die Hände wurden „freigelassen, und waren sogar in demselben Aus„genblick, da die Verwundung geschah, in ih„rem Busen versteckt. — Und wie waren nun die „Wunden? Leichte Hautritze, die mit einem „kleinen Messer leicht zu machen waren, und „weder die versprochene Größe hatten, noch an „den angezeigten Stellen sich befanden. Die „Einschnitte selbst waren größer in den Kleidern

„als in der Haut, zum deutlichen Beweis, daß „ſie nicht von innen heraus, ſondern von auſ„ſen hinein gemacht worden wären. Ueberdies „ſollten die Teufel nicht bloß im Leib en und „im Hemde, ſondern auch im Oberkleide Löcher „zurückgelaſſen; das Oberkleid war aber ganz un„verſehrt, vermuthlich weil es offen war, und „den Stichen alſo ausweichen konnte. — Durch „welche Macht endlich wären denn die Teufel „ausgetrieben worden? Der Exorcift hatte „ihnen noch mit keinem Wort befohlen auszu„fahren, da man ſchon die ſchrecklichen Zeichen „ihres Abzugs wahrnahm.“

Grandier übergab eine eigne Schrift über dieſen Vorfall, in welcher er auch ungefähr die nämlichen Einwendungen machte, und unter anderm ſagte: „Hätte die Oberin nicht geächzt, „ſo wären die Aerzte nicht auf den Einfall ge„kommen, ſie zu ruckſuchen; ſie würden nur „verlangt haben, daß ſie gebunden werden ſol„le. Der Exorcift würde hierauf den drei Teu„feln befohlen haben, auszufahren, und die „verſprochenen Zeichen zu hinterlaſſen. Die „Nonne ſelbſt würde in die ſchrecklichſten Ver„zuckungen ausgebrochen ſeyn; nach langem hin „und herwerfen würden die Teufel ihren Abzug genem-

„genommen, und die drei Wunden an dem Kör„per der Nonne zurück gelassen haben. Allein „das unglückliche Aechzen, das ihr wider Wil„len entfuhr, brachte den ganzen Plan in Un„ordnung. Die Aerzte waren genöthigt, die „Ursache davon zu suchen, und nun war keine „Zeit, den Auftritt der Verabredung gemäß zu „endigen. — Da aber die Teufel diese entdeck„ten Wunden gemacht haben sollen, wie kam „es denn, daß sie ausfuhren, ehe noch der Theil „des Exorcismus, der sie austreiben sollte, an„gefangen war? Und wie kam es, daß sie Wun„den gewählt haben, die mit einem schneidens„den Instrument gemacht zu seyn scheinen, da „doch der Teufel, nach dem allgemeinen Glau„ben, Brandwunden hinterlassen soll? Dies „kam daher, weil es der Oberin leichter war, „ein kleines Messer als etwas brennendes zu „verbergen. Warum wählten die Teufel die „Seite lieber, als die Stirne oder die Nase? „Darum, weil sie sich nicht an der Stirne oder „Nase verwunden konnte, ohne ihre Handgrif„fe den Augen aller Zuschauer auszusetzen. Wa„rum zogen sie aber die linke Seite der rechten „vor? Weil es der Oberin leichter war, mit der „rechten Hand, die sie zu der Operation brauch-

„te, nach der linken Seite zu greifen, als sie „nach der rechten Seite herauf zu bewegen. „Warum lag die Oberin auf der linken Seite, „und auf dem linken Arm? Weil es ihr in die„ser Lage, in der sie eine geraume Zeit blieb, „leichter war, das Messer vor den Augen der „umstehenden verborgen zu halten. Wie kam „es endlich, daß diese Wunden so leicht waren, „daß sie kaum die äußere Haut durchdrungen „hatten, da doch die Teufel gewohnt seyn sollen, „bei ihrem Abzuge die Besessenen grausam zu „zerreissen, und zu verstümmeln? Die Oberin „war sich selbst nicht gram genug, sich tief und „gefährlich zu verwunden."

Diese Bemerkungen, welche den öffentlichen Betrug ganz klar vor Aller Augen legten, hatten die beinah allgemeine Stimme des Publikums für sich. Allein Herr von Laubardemont ließ sich dadurch nicht abhalten, ein Protokoll verfertigen zu lassen, in dem es mit deutlichen Worten hieß: „es seien drei Teufel, Asmodi, „Greslil und Aman, durch drei in der Gegend des Herzens zurückgelassene Wunden, „aus der Oberin ausgetrieben worden." Man scheute sich sogar nicht einmal, bei Grandiers Verurtheilung dieses Protokoll als einen der Hauptbeweise anzuführen.

Lakan-

Laktantius versuchte am folgenden Tag einen Hauptsturm gegen die gestrige Beschwörung durch eine listige Wendung zu heben. Er fragte einen von den zurückgebliebenen Teufeln der Oberin: „warum Asmodi mit seinen zwei Brüdern, noch ehe sie beschworen wurden, ausgefahren seien?" Darum, antwortete der Teufel, um mehrere in ihrem Unglauben zu bestärken. Der Pater gab allen Anwesenden in einer feierlichen Rede diese Warnung zu bedenken. „Alle, sagte er, die aus unlautern Absichten und mit unreinem Herzen hieher kommen, diese merkwürdige Begebenheiten anzusehen, mögen sich also vorsehen, daß ihr Unglaube nicht überhand nehme und sie in die Gefahr der Verstockung und Verdammniß führe." — Eine sehr feine Erfindung, sich auf alle Fälle sicher zu stellen, die angelegten Versuche mochten gelingen, oder nicht! Gelangen sie, so waren es Wunder, in denen sich die Macht Gottes offenbarte. Gelangen sie nicht, so war der Unglaube und die Sündhaftigkeit der Zuschauer schuld, die den Teufel veranlaßte, sie darin zu bestärken.

Bis zum 13 Junius gieng nun weiter nichts merkwürdiges vor. Dieser Tag aber wurde durch

durch ein mächtiges Wunder verherrlichet, das einer von den Teufeln der Obern hervorbrachte. Sie spie einen Federkiel von Fingerslänge aus. — Am 18 Junius folgte noch ein zweites von dieser Art. Sie gab einen seidenen Knopf durch den Mund von sich. — Der Kommissär sammelte diese kostbaren Wunderzeichen aufs sorgfältigste in sein Protokoll.

Am 16 Junius kam der Bischoff von Poitiers nach Loudün, und erklärte gleich bei seiner Ankunft: „Er sei nicht gekommen, um erst zu untersuchen, ob die Nonnen besessen seien, sondern diejenigen, die noch an der Wahrheit zweifelten, davon zu überführen, und die ganze geheime Zaubergesellschaft männlichen und weiblichen Geschlechts an das Licht zu ziehen." — Er verrichtete keine Beschwörung selbst, sondern ließ sie durch den Pater Laktantius in seiner Gegenwart vornehmen. Er gab aber zu, daß dieser dabei dem Teufel sagte: Infringo omne pactum, sive a domino tuo Lucifero, sive a Magistro tuo Granderio (ich vernichte jeden Bund, er sei durch deinen Herrn, Luzifer, oder durch deinen Meister, Grandier, gemacht), und also geradezu Grandier der Zauberei beschuldigte, was

was doch eigentlich hier erſt unterſucht werden ſollte.

Von der Zeit an durfte niemand mehr ſich mercken laſſen, daß er an der Wahrheit aller dieſer Geſchichten, die mit den Beſeſſenen vorgefallen waren, zweifle, wenn er nicht gleich Gefahr laufen wollte, für Grandiers Mitſchuldigen gehalten zu werden. Man fürchtete ſich jetzt ſogar vor denen, die es noch wagten frei darüber zu ſprechen, wie vor dem Umgang eines mit dem Bann Belegten.

Am 23 Junius gab man dem Publikum ein Schauſpiel, das unter allen bisherigen das ſonderbarſte und ärgerlichſte war. Grandier ſelbſt wurde mit den Nonnen, die er dem Teufel zugeführt haben ſollte, auf den Schauplatz geſtellt. Man brachte ihn aus ſeinem Gefängniſſe in die Kirche zum heiligen Kreuz, und der Kommiſſär legte ihm, in Gegenwart des Biſchoffs und des ganzen verſammelten Volks, vier Zauberbundeszeichen vor, welche die Beſeſſenen zu verſchiedenen Zeiten bei den vorhergegangenen Beſchwörungen in Vorſchein gebracht, und von welchen ſie Grandier als den Urheber angegeben hatten.

Grandier war hierbei weder betroffen noch erſchrocken, und antwortete ganz gelaſſen: „er wiſſe

wisse nicht, was man ihm von Zeichen eines teuflischen Bundes vorsage; wenn es wirklich in der Welt ein Ding gäbe, das man einen Teufelsbund nenne, so versuche er die Kunst nicht, es zu machen.“ Diese Antwort wurde in das Protokoll eingetragen und er unterzeichnete es.

Hierauf kamen eilf oder zwölf von den Besessenen ins Chor der Kirche, und mit ihnen ein Schwarm von Mönchen, Kapuzinern, Karmelitern, und Franziskanern, drei Aerzte und ein Wundarzt. Sobald die Nonnen den Pfarrer Grandier erblickten, liefen sie auf ihn zu, bezeugten eine große Freude ihn zu sehen, nannten ihn ihren Meister, und machten allerhand Sprünge um ihn her. Der Pater Laktantius hielt eine feierliche Ermahnung an alle Umstehende, durch eine aufrichtige Reue über ihre Sünden sich würdig zu machen, die Wunder anzusehen, die Gott zum herrlichen Siege seiner Kirche durch die Teufel selbst bewirken würde, und für die Erlösung dieser armen Nonnen, die nun schon so lange die fürchterlichsten Qualen erdulden müßten, inbrünstig zu beten. Sodann wendete er sich an Grandier, und sagte: „er sei Priester und Pfarrer, es sei also seine Pflicht, zur Beförderung der Ehre Gottes die Besessenen

zu

zu beschwören, wenn ihm der hier gegenwärtige Bischoff die Erlaubniß geben, und den Bann, worunter er läge, so lange aufheben wolle. Der Bischoff gab die Erlaubniß, und Grandier empfieng aus den Händen des Mönchs die Stole und das Rituál, warf sich vor dem Bischoff auf die Knie, um seine Füße zu küssen, und erhielt von ihm den Seegen.

Nachdem dieses geschehen war, fieng Grandier an, die Schwester Katharine zu beschwören, die andern Besessenen erhoben aber ein solches Geplärr, daß er nicht fortfahren konnte. Nachdem er noch einige fruchtlose Versuche bei den andern Schwestern gemacht hatte, wendete er sich an die Oberin, und redete sie in griechischer Sprache an. **Ei, wie Du fein bist,** antwortete diese, **du weißt wohl, daß es eine von den ersten Bedingungen des zwischen dir und uns eingegangnen Bundes ist, daß wir niemals griechisch antworten sollen.** — O! pulchra illusio, egregia evasio (Eine feine Ausflucht)! erwiederte Grandier. — Indeß erlaubte man ihm doch, in griechischer Sprache zu exorcisiren, wenn er nur seine Fragen vorher aufschreiben würde. Die Oberin erbot sich nun so gar, ihm,

in welcher Sprache er verlange, zu antworten. Allein man wußte schon ein Mittel, eine solche Probe unmöglich zu machen, die Besessenen fielen in schreckliche Zuckungen, und fiengen alle auf einmal an, aus vollem Halse zu schreien und zu heulen, überhäuften Grandier, als den Urheber ihrer Leiden, mit den heftigsten Vorwürfen und drohten ihm den Hals zu brechen, wenn man es ihnen verstatte. Man verbot ihnen alle Gewaltthätigkeit und suchte die Ausbrüche ihrer scheinbaren Wuth, mit Gewalt zurück zu halten.

Grandier verrieth bei allen diesen Auftritten weder Unruhe noch Furcht. Mit einem festen Blick auf die Besessenen legte er eine feierliche Versicherung seiner Unschuld ab, und bat Gott, sie ans Licht zu bringen. Darauf wendete er sich zu dem Bischoff und zu dem Kommissär und sagte: „Ich bitte Sie, meine Herren, befehlen Sie den Teufeln, zu Verherrlichung der Ehre Gottes und des Ansehens der Kirche, wenn ich schuldig bin, mir den Hals umzudrehen, oder wenigstens ein sichtbares Zeichen im Gesicht zu machen; doch mit der Bedingung, setzte er hinzu, daß die Teufel dies thun, ohne daß mich die Nonnen mit ihren Händen berühren.„ Sie antworteten

teten aber: sie wollten eben so wenig Ursache an dem Unglück sein, das daraus entstehen könne, als es rathsam sei, das Ansehen der Kirche gegen die List des bösen Geistes in Gefahr zu setzen, der vielleicht schon einen Bund mit ihm darüber gemacht haben könne. „Vernichten Sie diesen Bund, rief Grandier, Sie rühmen sich ja andere Bündnisse der Art getrennt zu haben, trennen Sie dieses auch; Sie müßen es können durch die Gewalt, die Gott seiner Kirche gegeben hat.“ Allein der Bischoff und der Kommissär stellten sich, als ob sie es nicht höreten.

Nun wurde Feuer in einer Kohlpfanne gebracht. Die Exorcisten legten den Teufeln Stillschweigen auf, und fiengen an, die vorgeblichen Bundeszeichen eins nach dem andern zu verbrennen. Während dieser Ceremonie erneuerten die Besessenen ihr gräßliches Geheul, und wenn sie es einige Minuten unterbrachen, so geschahe es nur um den Pfarrer mit den abscheulichsten Schimpfreden zu überhäufen. Sie beschuldigten ihn, er habe ein verhärtetes Herz, gebe ein allgemeines Aergerniß, und habe Gott und allem Glauben entsagt. Sie wußten Tage, Stunden

und Minuten anzugeben, wo er Umgang mit den bösen Geistern gehabt, und mit dem Teufel Bündnisse errichtet habe. Alles dieses begleiteten sie mit so schrecklichen Verzerrungen und Verdrehungen, daß man kaum den Anblick aushalten konnte. Ein Augenzeuge sagt von diesem Auftritt: „Worte vermögen das nicht aus„zudrücken, was damals in die Sinnen fiel. „So viele Furien machten auf Augen und Oh„ren einen Eindruck, der nicht seines gleichen „hat, und es war wohl keiner von den An„wesenden, den nicht Schauer und Entsetzen „bei diesem Anblick ergriffen hätte."

Grandier allein verlor dabei die Fassung nicht. Mit ausserordentlicher Gleichmüthigkeit erwiederte er auf das Geschrei der Besessenen: „Ich entsage dem Satan, und allen bösen Geistern, ich kenne sie nicht, und fürchte sie noch weniger. Ich bin, der ganzen Hölle zum Trotz, ein Christ, und setze mein Vertrauen auf Gott und Jesum Christum. Meine Feinde werden zu Schanden werden mit ihrer ungegründeten Beschuldigung." Er sang die Kirchengesänge mit der Gemeinde, mit so viel Andacht und Geistesruhe, daß man

hätte

hätte sagen können, er werde von einer Legion Engel beschirmt.

Ich sehe den Beelzebub, rief plötzlich eine von den Besessenen, mißvergnügt über sein ruhiges Betragen, zwischen Grandier und dem Pater Tranquillus. — Obmutescas (Schweig!) sagte Grandier zu ihr. — „Eben dies, rief der Teufel, ist das Losungswort; allein wir sind jezt gezwungen alles zu sagen, weil Gott über alle Vergleichung stärker ist, als die ganze Hölle."

Kaum hatte der Teufel diese Erklärung gethan, als die Besessenen alle über Grandier herfallen wollten. Sie drohten, ihn zu zerreissen, seine Zaubermale aufzudecken, und ihn zu erwürgen, ob er gleich ihr Meister sei! „Ich bin weder euer Meister, noch euer Knecht, erwiederte Grandier, aber es ist doch sonderbar, daß ihr in dem Augenblick, da ihr mich für euren Meister erkläret, mich zu erwürgen droht." Diese Antwort reizte die Wuth der Nonnen, sie fiengen an, ihm ihre Pantoffeln an den Kopf zu werfen. „Seht doch, rief Grandier, das sind ja Teufel, die sich selbst die Hufeisen abreissen." — Dieser bittre Scherz brachte die Nonnen

nen zur Raſerei. Unfehlbar würde Grandier durch ihre Hände umgekommen ſein, wenn die Zuſchauer nicht ſtärker als die Teufel geweſen wären. Man hatte Mühe, ihn wieder ſicher in ſein Gefängniß zu bringen. —

So viel Abſcheulichkeiten, ſo gehäufte Aergerniſſe mußten endlich das Publikum aufbringen. Die Aeuſſerungen des allgemeinen Unwillens fiengen ſchon an laut zu werden. Man ließ ſie aber nicht zum Ausbruch kommen. Laubardemont ſetzte ihnen einen öffentlichen Anſchlag entgegen, in welchem er „alles Reden über die „Beſeſſenen und über die Exorciſten, es geſche„he wo oder von wem es wolle, bei zehntau„ſend Livres und ſelbſt bei nachdrücklicher Lei„besſtrafe unterſagte.

Durch dieſen Machtſpruch ließ ſich wirklich alles zum Schweigen bringen. Niemand wagte es mehr, etwas zu Grandiers Rechtfertigung zu ſagen, oder auch nur ſeine Meinung zu äuſſern. — Die Exorciſten waren von der Wirkung dieſes Verbots ſo gewiß, daß ſie ungeſcheut ihrem Betragen ganz freien Lauf lieſſen. Man ſah ſie jetzt ſogar auf Luſtpartieen, in einzelnen Paaren, mit den ſchönen Beſeſſenen, die auf ihr Loos gefallen waren. Die Furcht vor Laubardemonts Drohungen gieng aber

ſo

so weit, daß man sich selbst darüber keinen öffentlichen Tadel erlaubte.

Indeß geschah doch schon am Tage nach Bekanntmachung des Befehls, den 31 Julius, eine Begebenheit, die für die Verbündeten sehr gefährlich hätte werden können. Die Schwester Klare fieng während der Beschwörung an zu weinen, und erklärte öffentlich: „alles, was sie seit vierzehn Tagen gesagt habe, sei Lästerung und Betrug, sie sei von Pater Laktantius, Mignon, und einigen Karmelitern dazu abgerichtet worden; man sollte sie nur in Sicherheit bringen, dann wolle sie alles entdecken."

Die starke Schutzmauer, durch welche die Exorcisten gedeckt waren, schien doch kaum stark genug, um die schlimmen Folgen aufzuhalten, die eine solche Erklärung drohte. Man gab sich also alle Mühe, die Schwester zu einem öffentlichen Widerruf zu bereden, und ihr Geständniß für eine List des Teufels zu erklären. Nachdem man sie ganz umgestimmt zu haben glaubte, wurde sie am 7 Julius wieder öffentlich vorgestellt. Allein sie wiederholte ihre erste Erklärung, und würde davon gelaufen sein, wenn der Exorcist sie nicht aufgehalten hätte. —

Durch dies Beispiel aufgemuntert, wagte es auch die Schwester Agnes, öffentlich zu widerrufen. Sie bat zugleich die Umstehenden, sie aus ihrer langen schrecklichen Gefangenschaft zu befreien. Der Exorcist zwang sie das Abendmahl zu nehmen, ungeachtet sie feierlich versicherte, daß sie jetzt zu einer so heiligen Handlung gar nicht gefaßt sei. Das ist eben Ihr Teufel, antwortete ihr der Exorcist, der diesen Widerstand in Ihnen erregt. — Niemand wagte es, der unglücklichen Mädchen sich anzunehmen. Beide erklärten noch zuletzt: „ihr Gewissen habe sie durch die peinigendsten Vorwürfe gezwungen, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, und das boshafte Geheimniß zu entdecken, ungeachtet sie wohl voraus sehen könnten, daß nichts als die grausamste Mißhandlung sie dafür in ihrem Kloster erwarte."

Auch Nogaret, eine von den weltlichen Besessenen, folgte dem Beispiel dieser Schwestern und bekannte öffentlich den schändlichen Betrug, zu dem sie sich hatte mißbrauchen lassen. „Sie bereue es aufrichtig, erklärte sie, daß sie habe ein Verbrechen auf einen Unschuldigen bringen wollen, und bitte Gott um die Vergebung ihrer Schuld. Ich muß dies Bekennt-

kenntniß ablegen, ſagte ſie, bald zu dem Biſchoff bald zu dem Kommiſſär ſich wendend, um mein Gewiſſen zu erleichtern." — Der Kommiſſär lachte bloß während des ganzen Auftritts. Der Biſchoff hingegen, unterſtützt von den übrigen Exorciſten, verſicherte: „der böſe Geiſt rede aus ihr, und es ſei bloß eine Liſt des Teufels, die Ungläubigen in ihrer Verſtockung zu verhärten."

Anſtatt den unſchuldigen Grandier zu retten, beſchleunigten dieſe Vorfälle nur ſeinen Untergang. So fein die Wendungen auch waren, durch welche ſeine Feinde dieſen bedencklichen Erſchütterungen ihres Plans auszuweichen ſuchten; ſo befriedigend auch ihre Ausflüchte wenigſtens für den glaubigen Theil ihrer Zuſchauer zu ſein ſchienen: ſo mochten ſie doch wohl ſelbſt fühlen, daß es nicht rathſam ſei, mehrere ſolche Angriffe abzuwarten, und das Gelingen ihrer Abſichten länger aufs Spiel zu ſetzen. Um alſo alle Gefahr auf einmal abzuſchneiden, beſchloſſen ſie, das Schauſpiel zu endigen. Die Auflöſung war ohnehin ſchon ſo weit vorbereitet, als ſie es für ihren Zweck nöthig glaubten. Die Beweiſe, welche ſie bereits wider Grandier geſammelt hatten, waren in ihren Händen

hinreichend, der blutigen Kataſtrophe des Stücks, die ſie beſchloſſen hatten, den Schein des Rechts zu geben.

Sie eilten alſo den letzten Akt zu eröffnen, und beriefen ein vollſtändiges Kommiſſions-Gericht von zwölf Beiſitzern, unter dem Vorſitz des Herrn von Laubardemont, zuſammen, das über Grandier ein Urtheil ſprechen ſollte. Am 27 Julius verſammelten ſich die Kommiſſarien, und beſtimmten das Karmeliter Kloſter zu ihren Sitzungen.

Gleich der Anfang ihrer Unterſuchungen erregte großes Aufſehen. Sie legten es darauf an, den Grundſatz feſt zu ſetzen: ein Teufel ſei gezwungen die Wahrheit zu ſagen, ſobald er gehörig beſchworen worden ſei. Jeder Bürger ſah in einer ſolchen Behauptung ſeine eigene Gefahr, die ganze Einwohnerſchaft zu Loudün gerieth in Schrecken. Es wurde deshalb den 8 Auguſt eine allgemeine Verſammlung auf dem Rathhauſe gehalten, in welcher beſchloſſen wurde, ſich an den König ſelbſt zu wenden.

„Die Exorciſten“ ſagen ſie in ihrem Schreiben an den König, „haben den Mißbrauch ihres Amts bei den Beſchwörungen ſo weit getrie-

„trieben, daß ſie durch allerhand Fragen an die „Beſeſſenen die beſten Familien in der Stadt be„ſchimpfen. Man begnügt ſich aber nicht ein„mal damit. Man hat jetzt eine Schrift ge„druckt, und in der Stadt verbreitet, in wel„cher behauptet wird: Was ein gehörig „beſchworner Teufel ſage, ſei wahr„man könne alſo auf ihre Ausſagen „ein richtiges Urtheil gründen; und „ausgenommen die Wahrheiten der „Religion und die wiſſenſchaftli„chen Beweiſe, gebe es keine größere „Gewißheit, als die aus den Ausſa„gen der böſen Geiſter, die man, nach „einer gehörigen Beſchwörung, nicht „mehr als Worte des Vaters der Lü„gen, ſondern als Worte der Kirche „betrachten müße, welche die Gewalt „habe, die Teufel zum Bekenntniß „der Wahrheit zu zwingen.“ Zweimal „hat man dieſe gefährlichen Grundſäze in „Gegenwart des Herrn von Laubardemont von „der Kanzel gepredigt. Man hat ſie ſelbſt ſchon „auf Befehl der Obrigkeit an einigen Einwoh„nern unſrer Stadt in Ausübung gebracht. „Wir flehen, Sire, um Ihren Schuz, wider

„die Verbreitung einer Lehre, welche von Jes
„Christo selbst, von seinen Aposteln, von den
„Kirchenvätern und von der Sorbonne verdamm
„ist, und welche, wenn sie angenommen und
„bestätigt würde, jeden rechtschaffnen Mann in
„Gefahr setzte, der Bosheit des Teufels, oder
„vielmehr der Besessenen, zum Opfer zu werden."

Laubardemont und das ganze Kommissions-Gericht waren äusserst aufgebracht über diese Versammlung, und den darin gefaßten Schluß. Indeß durften sie es doch nicht wagen, gegen die Urheber dieser ihnen entgegenarbeitenden Maßregeln etwas zu unternehmen, weil diese durch ihre Appellation an den König unter dessen unmittelbarem Schutz standen. Um aber doch etwas diesem Schritt entgegenzusetzen, ergriffen sie das einige, was ihnen übrig war. Sie erklärten in einem besondern Befehl: „den Schluß der „Versammlung für ungültig, gegen das Ansehen der Kommission errichtet, auf bloße Verleumdung gegründet, zu einem Volksaufruhr „abzielend, durch listige Ränke einer geheimen „Zusammenrottirung wider alle gehörige Form „abgefaßt; und verboten dem Bailli und allen „andern Beamten, bei 20000 Livres, oder auch „nach Befinden noch höherer Strafe, weder irgend

„gend eine Versammlung zusammenzurufen, um „über Dinge zu berathschlagen, welche die Voll„macht der Kommissarien betreffen, noch sonst et„was wider das Ansehen derselben zu unternehmen. Ferner, setzen sie hinzu, der über die „Excessen oder irgend einen andern Umstand „bey den Reichsbruppen etwas zu klagen habe, „solle es frey, sich an die Kommissarien zu wenden. Ueberdiess solle wegen dem ganzen gesetzwidrigen Verfahren der Versammlung noch „weitere Untersuchung geschehen, um sie darüber „zur Rechenschaft zu ziehen.“ Diesen Befehl liessen sie unter Trompetenschall in der Stadt bekannt machen, und öffentlich anschlagen.

Zwey Tage nach Bekanntmachung desselben übergab Grandierssen Richtern eine neue Vertheidigungsschrift, worin er ihnen den ganzen Gang der bisherigen Untersuchungen schilderte, und sie aufs dringendste bat, andere Anstalten zur Entdeckung der Wahrheit zu treffen, und eine neue Untersuchung zu verordnen. — Seine Vorstellung blieb aber unbeantwortet.

Das ganze Betragen seiner Feinde, die Macht ihrer Anführer, das rechtswidrige Verfahren seiner Richter, die wiederholte hartnäckige Verweigerung der Gerechtigkeit, mußten Grandier endlich

endlich überzeugen, daß ſein Untergang entſchieden, er mußte einſehen, daß er durch die Umſtände ſelbſt nothwendig gemacht ſei. Es kam jetzt darauf an, ein Kloſter von Nonnen, einen Haufen von Mönchen und Prieſtern, und eine Menge Leute von Stande der verdienten Strafe ihrer abſcheulichen Kabale zu überliefern, oder ihn als einen Zauberer zu verurtheilen. Auf welche Wagſchale das Uebergewicht fallen müße, ſah Grandier ganz deutlich. — Er hielt es aber doch für Pflicht, noch einmal zu verſuchen, ob er nicht Geſinnungen der Billigkeit in ſeinen Richtern erwecken könne, und übergab ihnen eine Abhandlung unter dem Titel: ſeiner letzten Vertheidigung und Schlußſchrift, mit einer vorangeſchickten Paraphraſe des zwei und achtzigſten Pſalmen, worin er die Pflichten eines Richters mit großem Nachdruck dargeſtellt.

Allein ſeine Beredtſamkeit war umſonſt verſchwendet. Man ſchickte ihm ſtatt aller Antwort ein Dekret vom Biſchoff, in ſeinem Landhauſe zu Diſſai am 10 Auguſt geſchrieben, worin ſchlechthin geſagt war: „Die Nonnen ſowol „als die weltlichen Mädchen zu Loudün ſeien „mit-

„wirklich vom Teufel geplagt, und von bösen „Geistern besessen.“

Mit diesem Dekret zugleich wurde dem Angeklagten ein Gutachten von vier Doktoren der Sorbonne bekannt gemacht, welche eben dies auch entschieden hatten. Ihre Entscheidung bezog sich auf eine Geschichtserzählung, worin unter anderm auch gesagt sein mußte: „Die Nonnen seien von den bösen Geistern zwei Fuß hoch „in die Luft erhoben worden, und haben sich, „der Länge nach auf die Erde gelegt, ohne Beihülfe ihrer Füße oder ihrer Hände, selbst ohne „auch nur ihren Leib zu beugen, aufgerichtet.“ Wahrscheinlich waren diese Wunder in geheim geschehen; wenigstens hatte niemand öffentlich etwas dergleichen gesehen, man müßte denn die verunglückten Versuche der Oberin, von welchen wie oben gesprochen haben, dafür gelten lassen wollen.

Die Richter beschleunigten nun die Untersuchung und setzten sich in Bereitschaft, am 18 August die letzte feierliche Sitzung zu halten. Man sah sie einige Tage vorher durch allerhand Religionsübungen sich vorbereiten; man hielt öffentliche Umgänge und feierliche Messen, mit Aussetzung des Sakraments: mit einem Wort,

man

man vergaß nichts, was dem Gerichte in den Augen des Pöbels den Schein der Heiligkeit und des ernsten Eifers für Religion und Gerechtigkeit geben konnte. — Nach einer so würdigen und zweckmäßigen Vorbereitung hielt die Versammlung endlich die letzte Sitzung, und sprach ihr Endurtheil.

Wir dürfen die Gründe eines so merkwürdigen Ausspruches unsern Lesern nicht vorenthalten. Sie verdienen ihre Aufmerksamkeit, auch wenn sie ihnen keine Unterhaltung gewähren; sie werden ihnen wenigstens Gelegenheit geben, den Scharfsinn der Richter zu bewundern, welche durch eine ganz originelle Ansicht der Thatsachen ein solches Urtheil aus solchen Gründen ziehen konnten. Wir nehmen diese Gründe aus dem Auszug der bei Grandiers Prozesse vorgekommenen Beweise, einem Buche, das die Referenten selbst zu verfassen hat. Sie enthalten auch noch einige neue Thatsachen, die wir, um nichts zu wiederholen, in unserer Erzählung nicht berührt haben.

„1) Die ganze Untersuchung wider den Pfarrer Grandier, welche das Conseil dem Herrn „von Laubardemont aufgetragen hat, ist „veran-

„veranlaßt durch die Beschuldigungen der „Ursulinerinnen zu Loudun, welche durch „Granduers Zauberei von bösen Geistern „besessen sein sollen. Es muß also vor al„len Dingen durch unverwerfliche Zeug„nisse erwiesen werden, daß diese Nonnen „wirklich besessen sind.

„2) Solcher Zeugnisse sind mehrere vorhanden. „Erstlich hat der Bischoff von Poitiers, „der bei den meisten Beschwörungen selbst „gegenwärtig war, und die darüber geführ„ten Protokolle unterschrieb, durch ein De„kret im August erklärt: er halte die be„sagten Nonnen wirklich für besessen, und „habe sie, in dieser Rücksicht sowohl, als „auch weil sie unter seiner Gerichtsbarkeit „stehen, der Fürsorge einiger geschickter „Exorcisten übergeben. Zweitens ha„ben vier Doktoren der Sorbonne, zwar „nicht als Augenzeugen, wie der Bischoff „von Poitiers, aber doch auf eine getreue „Erzählung wirklicher Augenzeugen, in „einem eigenen Gutachten die Nonnen für „wirklich besessen erklärt. Drittens be„stätigen es die Zeugnisse der vier Exorcis„sten, nämlich des Franziskaners Laktans

tius

„tinus, der zwei Kapuziner Elias und „Tranquillus und eines Karmeliters. Vier„tens iſt dieſe Wahrheit von Pater Non„teau, dem Rektor der Jeſuiten, von dem „Prior der Jakobiner zu Tours, und von „Revol, einem Doktor der Sorbonne, dem „Belcke von der Kanzel gepredigt worden. „Fünftens haben die Aerzte von Poi„tiers, Niort, Fontenai, Loudün, Thou„ars, Chinon, Mirebeau und Fontevrault „die Bewegungen und Zuckungen dieſer „Nonnen nach einer genauen Beobachtung „für übernatürlich erklärt, und für Erſchei„nungen aus einer Urſache, von der ihre „feinſte Kunſt doch nichts als die Wirkun„gen begreifen könne.“

Wir müßen hier unſern Leſern einen neuen Kunſtgriff der Verbündeten entdeken. Die Aerzte von Poitiers Niort und Fontenai, welche hier auch unter den Zeugen aufgeführet werden, hatten niemals von der Kommiſſion den Auftrag erhalten, die Beſeſſenen zu unterſuchen. Sondern unter der zahlloſen Menge neugieriger Zuſchauer, welche ſich von allen Seiten herbei drängten, waren viele mit den Exorciſten perſönlich bekannt, oder von Mönchen anderer Klö-

Kloster an sie empfohlen. Fanden sie nun unter diesen Fremden einen Arzt, so forschten sie ihn aus, und wenn er aus Mangel an Einsicht, oder aus Höflichkeit sich bereitwillig bezeugte, so liessen sie sich von ihm ein Zeugniß ausstellen, daß er die Nonnen für besessen halte. Indeß wiesen doch mehr als hundert Aerzte aus den benachbarten Städten diesen entehrenden Antrag ab, und einige erklärten sogar in öffentlichen Schriften, daß die vorgegebne Bezauberung der Ursulinerinnen eine bloße Erdichtung sei.

„3.) Nach so gultigen Zeugnissen braucht „man nicht erst im allgemeinen zu untersuchen, ob böse Geister durch Wirkungen „der Allmacht Gottes unmittelbar in den „Körper eines Menschen Eingang finden „können, oder ob sie unter göttlicher Zulassung dazu eines Zauberers als Werkzeug bedürfen. Die Möglichkeit des ersten wird ohnehin kein verständiger „Mensch bezweifeln, und das letztere ist „wenigstens nicht ohne Beispiel. Es kommt „also hier alles nur darauf an, ob die in „den Akten enthaltenen Beweise hinreichend „sind, den Angeklagten der beschuldigten „Verbrechen zu überführen. Dazu sind

„Beweise von zweierlei Art vorhanden.
„Die einen bestehen in Zeugenaussagen
„und gehören zu den ordentlichen
„Beweisen. Gegen diese gelten folglich
„auch alle Einwendungen, welche aus der
„Sache selbst und nach den Grundsätzen der
„Rechte dawider vorgebracht werden kön-
„nen. Die andern, welche aus den Pro-
„tokollen der Exorcisten und der an dem
„Leibe des Angeklagten vorgenommenen
„Untersuchungen gezogen sind, sind auffer-
„ordentlich, wie der Gegenstand selbst,
„den sie beweisen sollen, und für welchen
„sie auch allein gehören. Diese sind
„viel sicherer als die erstern, weil
„es Thatsachen selbst sind, die durch ihr
„öffentliches Bekanntsein alle Zuverläßig-
„keit erlangt haben, die man bei Gegen-
„ständen der Sinne fordern kann.

„4.) Die ordentlichen Beweise sind aus
„zwei verschiedenen Zeugenverhören genom-
„men. In dem ersten ist der Beklagte von
„sechzig Zeugen, gegen welche keine rechts-
„gültige Einwendung statt fand, des Ehe-
„bruchs, der Blutschande, und der Ent-
„weihung des Tempels beschuldigt worden.

„Es

„Es wurde von ihnen ausgesagt: er habe „die Kirche, worin er ein Beispiel der „Frömmigkeit zu geben und Liebe zur Tu„gend in den Herzen seiner Zuhörer zu er„weck n berufen war, zum Sammelplatz „für die Befriedigung seiner unreinen Be„gierden gemacht, und die allerschändlich„sten Ausschweifungen zu allen Stunden „des Tages, selbst in der Sakristei und in „der Nähe des heiligen Sakraments, be„gangen. Zwar haben ihn die Gerichte zu „Poitiers von der Anklage wegen dieser „Verbrechen bis auf weitere Verordnung „freigesprochen. Allein auch abgesehen da„von, daß dieses kein Endurtheil war, so „begieng er nachher wieder eine Menge neuer „Verbrechen, die ihn nur um so strafbarer „machen. — Unter den über diese Anklage „abgehörten Zeugen befinden sich besonders „fünf von großem Gewicht, nämlich drei „Frauen, ein Advokat, und ein Maurer. — „Die erste von den Frauen giebt an: der „Angeklagte habe ihr einst das Abendmahl „gereicht und sie während der Handlung „starr angesehen; plötzlich sei sie mit einer „heftigen Liebe gegen ihn entzündet wor-

„den, die mit einem kleinen Schauer durch
„alle Glieder angehoben habe. Die Zweite:
„als er sie einst auf der Straße angeredet,
„und ihr die Hand gedrückt habe, sei ihr
„Herz sogleich mit einer heftigen Leiden-
„schaft für ihn eingenommen worden. Die
„Dritte: Eines Tages habe sie ihn bei einer
„Prozession vor der Karmeliterkirche gese-
„hen, und ein einiger Blick habe ausseror-
„dentliche Wallungen und Reize zu unerl-
„laubten Begierden in ihr erregt. Die-
„se Frauen versichern aber, daß sie noch im
„Augenblick zuvor, ehe diese unordentliche
„Leidenschaft sie ergriffen habe, keine be-
„sondre Neigung für ihn gehabt haben. Sie
„sind überdies sehr tugendhaft, und stehen
„im Ruf der strengsten Sittsamkeit. —
„Der Advokat sagte aus: er habe den An-
„geklagten in den Büchern des Agrippa le-
„sen sehen. — Der Maurer endlich: er habe
„einst, da er etwas in Grandiers Stu-
„dierzimmer ausgebessert habe, ein offenes
„Buch auf seinem Tische liegen sehen, in
„welchem das aufgeschlagene Kapitel von
„den Mittel, sich beim Frauenzimmer beliebt
„zu machen, gehandelt habe. Zwar hat der
„Ad-

„Advokat bei der Konfrontation einiger-
„maßen widerrufen und gesagt: die Bü-
„cher des Agrippa, von welchen er habe
„reden hören, handeln de vanitate sci-
„entiarum. Allein diese Erklärung ist sehr
„verdächtig, weil der Zeuge sich von Lou-
„dün wegbegeben hatte, und zur Konfron-
„tation gezwungen werden mußte."

Es sei uns erlaubt, nur einige von den Betrachtungen einzustreuen, die sich hier dem unpartheiischen Leser von selbst aufdringen. — Was berechtigte die Richter, die alte Anklage wider Grandier aufs neue in Bewegung zu bringen? Die Gerichte zu Poitiers hatten ihn freilich nur mit der Einschränkung vorjetzo freigesprochen. Allein abgesehen davon, daß diese Art zu sprechen ganz ungewöhnlich ist, und also durch sich selbst schon den Verdacht einer geheimen Absicht erregt, so gehörte doch jener Prozeß, wenn er auch noch statt finden könnte, vor den Gerichtshof, wo er zuerst anhängig gewesen war, und konnte nicht vor ein anderes Gericht gezogen werden, um so weniger vor diese Kommission, deren Vollmacht in ihrem Beglaubigungsschreiben ausdrücklich auf die dem Pfarrer Grandier neuerlich zur Last gelegten

Verbrechen eingeschränkt war. Ueberdies war Gaufridi durch die Sentenz des Erzbischoffs von Bordeaux unbedingt freigesprochen worden, und man mußte sich allerdings wundern, daß die Kommissarien davon gar nichts erwähnten. — Was für Glauben konnten aber die drei Weiber verdienen? Ihr Zeugniß war schon nach dem Rechtssaz: non auditur propriam allegans turpitudinem, durch sich selbst ungültig. Und was wäre es für ein Unglück, sagten die Spötter, ein schöner Mann zu sein, wenn er jedesmal, so oft ein zärtliches Herz sich in seinem Blicke fängt, in Gefahr wäre, als ein Zauberer lebendig verbrannt zu werden! Wie viele Frauenzimmer vom besten Rufe würden gestehen müssen, wenn sie aufrichtig sein wollten, daß sie auch schon von solchen plözlichen Eindrücken beim Anblick eines schönen Mannes überrascht worden seien, den sie vorher oft gleichgültig gesehen hatten. Wie viele, sezten sie hinzu, würde man anführen können, die sonst Muster der Tugend und ehelichen Treue waren, und durch einen einzigen Blick in die Schlingen einer ausschweifenden Lebensart gezogen wurden! Welchem Richter ist es aber je eingefallen, solche Wirkungen der Zauberei zuzuschreiben, und

mit

mit dem Scheiterhaufen zu bestrafen? — Die letztere Aussage des Advokaten wurde wol nur deswegen für verdächtig erklärt, weil nur seine erstere dem Zweck der Richter entsprach. Agrippa's Buch de vanitate scientiarum konnte freilich der Zauberei nicht so gerade zu verdächtig machen. Aber Agrippa hatte auch eine Abhandlung von der geheimen Philosophie geschrieben. Wenn also Agrippas Bücher überhaupt genannt waren, was hinderte es, die Aussage bei Grandier auf die leztere besonders zu beziehen? —

„5) Das zweite Zeugenverhör begreift die „Aussagen von vierzehn Nonnen, worun„ter acht besessen sind, und von sechs welt„lichen Frauenzimmern, die auch besessen „sein sollen. Es ist unmöglich diese Aus„sagen in einem Auszuge darzustellen, weil „jedes Wort in denselben erwogen zu „werden verdient; wir wollen also blos „einiges im allgemeinen anführen. Alle „diese Besessenen haben, ihrer Aussage „nach, sowohl in ihrem natürlichen Zu„stand, als auch während den Anfällen ih„rer Besessenheit eine sehr heftige Leiden„schaft für Grandier empfunden. Vier

„Monate lang erſchien er ihnen Tag und
„Nacht und reizte ſie zu unordentlichen Be-
„gierden. Oft wurden ſie von allerhand
„Viſionen gequält, deren ſie ſich noch ganz
„deutlich erinnern können, indem ſie bei
„den meiſten dieſer Zufälle wachend und
„im Gebet begriffen waren. Oft fühlten
„ſie auf einmal ſich von etwas berührt;
„ſie konnten nicht ſehen, woher es kam,
„aber es ließ an ihren Körpern ſo ſichtba-
„re Zeichen zurück, daß die Aerzte ſie leicht
„erkennen, und ihren Bericht darüber ma-
„chen konnten. Alle dieſe Anfälle nahmen
„ihren Anfang zuerſt mit den Erſcheinun-
„gen ihres ehemaligen Beichtvaters des
„Prior Mouſſaut, nachher durch einen Ro-
„ſenkranz, den die Mutter Oberin mitten
„auf ihrer Treppe fand, und das drittemal
„durch drei ſchwarze Dornen, welche ihr
„eines Abends nach dem Gebet in die Hand
„gelegt wurden. Eines Tages glaubte die
„Mutter Oberin Aepfel in ihrer Zelle zu
„ſehen, und bekam Luſt die Kerne davon
„zu eſſen. Gleich darauf wurde ſie, wie
„es auch beim Geruch der Roſen und
„beim Empfang der ſchwarzen Dornen ge-
„ſchehen

„schehen war, so verrückt, daß sie von „nichts als von Grandier sprach, und im„mer behauptete der Gegenstand seiner Be„gierden zu sein. Sie sah ihn auch, wie „die andern Nonnen, öfters ihrem Bette „sich nähern, und hielt es ihm, mit sieben „oder acht von ihren Schwestern, bei der „Konfrontation vor, indem sie erklärte: „er sei eben derjenige, der ihnen so oft im „Kloster erschienen sei. Dabei ist nicht zu „vergessen, daß diese Nonen, bei allen Ver„hören, wenn sie den Namen Grandier „aussprechen mußten, von Beängstigungen „und Verzuckungen befallen wurden. Auch „bei der Konfrontation, bei welcher immer „Aerzte zugegen waren, um zu beobachten „was bemerkenswerthes dabei vorfallen „könnte, bekamen sie solche Anfälle. Eben „das geschah auch bei den weltlichen Be„sessenen, die alle eine leidenschaftliche „Neigung für den Angeklagten zu haben bek „nnten."

Die Kritiker verwunderten sich sehr, daß man diesen Aussagen der Nonnen einiges Gewicht beilegen konnte, und daß das Gericht selbst sich den Fehlschluß der Nonnen auch zu

Schulden kommen lies, als Beweis anzuneh-
men, was erst zu untersuchen war, nämlich die
Natur und Aechtheit ihrer Verzuckungen. Fürs
zweite, setzten sie hinzu, gehörten die Nonnen
nach diesem Gang des Prozesses zur Parthei,
und konnten also nicht in ihrer eignen Sache zeu-
gen. Ueberdies war ausser der Albernheit ihrer
Aussagen auch die Unwahrheit derselben erwie-
sen. Daß die Nonnen vor dem Auftritt am 2
Junius den Grandier nie gesehen hatten, war
so gewiß, daß er selbst in einer seiner Vertheidi-
digungsschriften ausdrücklich vorschlug: man
sollte ihn, mit einigen andern ihnen auch unbe-
kannten Priestern, den Nonnen vorstellen; wann
man nur einige Vorsicht anwenden wolle, um
den Betrug zu verhüten, werde man sich leicht
überzeugen, daß sie ihn gar nicht kennen.

„6.) Ganz besonders merkwürdig ist ein Um-
„fall, den die Mutter Oberin gehabt hat.
„Am Tage nach ihrer Zeugenaussage wider
„Grandier begab sie sich, während Lubar-
„demont eine andere Nonne verhörte, im
„Hemde, mit bloßem Kopfe, einem Strick
„um den Hals, und einer Kerze in der Hand,
„in den Hof des Klosters, und blieb in die-
„sem Aufzuge bei dem heftigsten Regen zwei
„Stun-

„Stunden stehen. Als nachher die Thüre „des Sprachzimmers aufgemacht wurde, „stürzte sie hinein, warf sich dem Herrn von „Laubardemont zu Füßen und erklärte: sie „komme nun, das Urtheil abzubüßen, das sie „an dem unschuldigen Grandier durch ihre „Anklage begangen habe. Sie lief darauf „in den Garten, und knüpfte den Strick an „einen Baum, um sich zu erdrosseln. Sie „wurde aber noch von den andern Schwe„stern, die ihr nachgegangen waren, ge„rettet.

„7) Eben so merkwürdig ist ein anderer Un„fall, den die Schwester Klare von Sazil„li gehabt hat. Sie fühlte einen so unwi„derstehlichen Reiz, bei ihrem großen Freund, — so nannte sie den Grandier — zu schla„fen, daß sie eines Tages, indem sie eben „das Abendmahl empfangen sollte, plötzlich „aufsprang, und in ihre Zelle lief. Eini„ge Nonnen, welche ihr nachfolgten, fan„den sie .... Wir ziehen den Vorhang „über ein Gemählde, dem auch der feinste „Pinsel das anstößige nicht benehmen „könnte."

Man erinnere sich nur, was wir oben S. von

von den Begebenheiten erzählt haben, auf welche sich diese Anklage bezieht, und man wird erstaunen, sie hier so entstellt und so boshaft angewendet zu finden. Es ist in der That empörend, mit welcher Gewissenlosigkeit die Richter es sich erlaubten, Thatsachen, welche das gerade Gegentheil augenscheinlich erweisen, so zu entstellen, und mit welcher Schamlosigkeit sie es wagten, einem Publikum, das selbst Augenzeuge der jenen Auftritten gewesen war, diese boshaften Verdrehungen als Beweise der Bezauberung und als Gründe ihres grausamen Todesurtheils vorzulegen.

„8.) In dieser Rücksicht verdient auch das „bemerkt zu werden, daß Grandier nach „des Priors Moussaut Tode sich so sehr „bemühte, Beichtvater der Nonnen zu wer„den, und daß eine seiner vertrautesten „Freundinnen mit der Oberin in einen „heftigen Wortwechsel darüber gerieth."

Abermals ein ganz unerwiesener Umstand, wie wir schon oben gezeigt haben, der auch selbst dem einigen Zweck, den er haben konnte, nämlich Grandiers unreine Leidenschaft für die Nonnen zu bekräftigen, um so weniger erfüllte, je gewißer es war, daß Grandier die Nonnen vor

sei-

seiner Konfrontation mit ihnen nie gesehen hatten.

„9.) Aus den Zeugnissen der weltlichen Be„sessenen verdient die Aussage der Elisa„beth Blanchard, welche durch das Zeugniß der Susanna Hammon bestätigt wird, „noch besonders angeführt zu werden: daß „der Angeklagte, mit dem sie lange in un„erlaubten Verbindungen gelebt habe, ihr „einst nach einer durchschwelgten Nacht „den Antrag gethan habe, sie zur Fürstin „unter den Zauberern zu machen, wenn sie „mit ihm zum Hexensabath gehen wolle.

„10.) Diesen Zeugenaussagen aus den Pro„tokollen der Verhöre wird in einem beson„dern Stück der Akten die Aussage des „Pfarrers Barre zu Chinon beigefügt, wel„cher unter andern angiebt: Er habe ei„nes Tages bei einer Beschwörung der „Oberin dem Teufel Astaroth befohlen „auszufahren, und zum Zeichen seines Ab„zugs auf denjenigen, den er selbst für „den Urheber der Bezauberung ausgegeben „habe, — welches eben Grandier gewesen „sei — einen Anfall zu machen. Astaroth „habe es versprochen, und wirklich habe „Grandier um die Zeit, da er den Teufel

zur

„zur Erfüllung seines Versprechens ge„zwungen habe, sich aller Gesellschaft entzogen, und sich bei dem Stift zum heil. „Kreuz in einem Billet wegen einer Mala„die entschuldigen lasse; das Wort Ma„lad ie sei aber ganz verwischt gewesen, „wie man es noch jetzt in besagtem Billet „sehen könne. Da der Beklagte nachher „vor der Untersuchungs-Kommission wegen „diesem Umstand befragt wurde, war er „sehr verlegen, wußte keine Antwort zu „finden, und veränderte einigemal die Far„be, da er doch bei den andern Verhören „sehr gefaßt blieb."

Nichts konnte widerrechtlicher sein, als den Pfarrer Barre als Zeugen in dieser Sache aufzustellen. Hatte er nicht als Exorcist die unzweideutigsten Beweise einer wüthenden Partheilichkeit gegeben? Und warum fand sich denn nichts von dieser Geschichte in dem Protokolle, da sie doch schon in der Zeit, als der Heuchler noch zu Loudün exorcisirte, vorgefallen war, und also alt genug sein mußte? — Wie armseelig war die Geschichte mit dem Billet erfunden? Was konnte Grandier für Ursachen haben, das unschuldige Wort auszulöschen? — und warum

mußte

mußte es 'nun gerade Grandier ausgelöscht haben? konnte es nicht eben so gut von einem seiner Feinde, von Mignon vielleicht selbst, geschehen sein? Grandiers Verlegenheit bei dem Verhör hatte wohl keinen andern Grund, als daß es ihm schwer werden mußte, in seiner Lage sich auf eine längst vergessene Kleinigkeit wieder zu besinnen.

„11.) Zu den **außerordentlichen** Beweisen gehören erstlich, die Merkmale an „Grandiers Leibe, deren Ursprung und „Beschaffenheit, samt den Stellen, wo „sie befindlich waren, von Asmodi angezeigt, und welche von acht Aerzten, denen man die Besichtigung auftrug, gefunden wurden. Die Aerzte sagten in ihrem „Bericht: Unter allen an seinem Körper „gefundenen Malzeichen sei ihnen besonders eins auf der Schulter, und eins „an den geheimen Theilen verdächtig vorgekommen, indem an beiden Stellen kein „Blut auf den Stich erfolgte. An der ersten Stelle hätten sie eines ausseren Daumens tief mit einer Nadel hineingestochen, „der Beklagte habe aber dabei, zum Beweis daß die Stelle ganz empfindungslos

sein

„sein müße, nicht das geringste Zeichen
„von Schmerz geäussert, da er hingegen
„an andern Orten, wenn er mit dem
„Sucheisen gestochen wurde, in laute Kla-
„gen ausbrach. Asmodi hatte freilich an-
„gegeben, es seien fünf Zaubermale an
„Grandiers Leibe. Allein, da es sehr
„schwer fällt, dergleichen Male
„zu erkennen, so konnten die Aerzte
„nur diese zwei finden, die ihnen verdäch-
„tig schienen."

Hier wurde also auch der Teufel als Zeuge zugelassen, bei einer Thatsache, die nicht einmal recht bewiesen werden konnte? Man gründete also ein Todesurtheil auf den bloßen Verdacht einiger Dorfärzte, die nicht einmal einen andern Grund ihrer Muthmaßung anzugeben wußten, als daß ein Mensch, den man sticht, an einem Orte weniger empfindlich ist, als an einem andern? Dies heißt in der That befehlen, die Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens.

„12.) Der zweite ausserordentliche Beweis ist
„die Wunde am Daumen der rechten Hand.
„Eben dieser Teufel Asmodi brachte näm-
„lich am 25 April ein kleines mit Blut be-
strichene

„ſtrichenes Papier, als ein Bundeszeichen
„in Vorſchein, und erklärte nach langem
„Sträuben: das Blut auf dem Papiere
„ſei aus dem Daumen der rechten Hand
„ſeines Meiſters gefloſſen. Herr von Lau-
„bardemont begab ſich ſogleich auf dieſe An-
„zeige mit den Aerzten ins Gefängniß, und
„da die Aerzte an dem nämlichen Ort, den
„der Teufel angegeben hatte, einen kleinen
„Schnitt entdeckten, ſo fragte er den An-
„geklagten: woher die Verwunderung rühr-
„re? Er antwortete: das wiſſe er nicht,
„er habe gar nicht darauf gemerkt, er müße
„ſich nur an einer Teufelnadel geritzt haben,
„er erinnere ſich nicht, wie es ſonſt könnte
„geſchehen ſein. Nachdem man ihm aber
„zwei Tage darauf den Bericht über die
„Unterſuchung zu leſen gegeben hatte, in
„welchem die Aerzte erklärten: die Ver-
„wundung müße durch ein Meſſer oder ein
„anderes ſchneidendes Inſtrument geſche-
„hen ſein, und geblutet haben: ſo wider-
„rief er nun ſelbſt ſeine erſte Ausſage, daß
„er nichts von dem Schnitt wiſſe, und ſag-
„te: es ſei ihm erſt nach der Beſichtigung
„nach langem Hin und Herſinnen eingefal-

„len, daß ihm einer seiner Wächter ein „Messer zum Brodschneiden gegeben habe, „womit er sich verletzt haben müße. Er „setzte hinzu: Dies sei geschehen, zwei „Stunden vorher, ehe Herr von Laubarde„mont zu ihm ins Gefängnis gekommen „sei. Ein andermal aber sagte er: der „Schnitt sei am Tage vorher gemacht wors „den, und gab sich alle Mühe, den Hr. v. „Laubardement zu überreden, daß kein „Blut auf den Schnitt erfolgt sei. Der „Bericht der Aerzte, sagte er, sei in dies„sem Punkt ganz ungegründet, denn er has„be recht darauf Acht gegeben. Er wider„sprach sich also offenbar. Da Herr von „Laubardement ihn darauf am 30 April „noch einmal darüber verhörte, sagte er: „er glaube, der Schnitt sei zwei Tage, be„vor Hr. von Laubardement zu ihm ins „Gefängniß gekommen sei, geschehen, und „habe nicht geblutet."

Dies waren also die Beweise von Grandiers Strafbarkeit; diese Beschuldigungen — eben so viele Beleidigungen der Wahrheit, des gesunden Menschenverstandes, der Form des Rechts und der

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 1042/029

der Gerechtigkeit selbst! — die Gründe des folgenden Urtheils über ihn:

„Wie sämtliche Kommissarien erklären „hiermit den Urban Grandier des Verbre„chens der Zauberei vollkommen überwiesen. „Die gegen ihn vorgebrachten Beweise zeigen „unwidersprechlich, daß er das Werkzeug war, „durch dessen zauberische Kunstgriffe die bösen „Geister in die Leiber einiger Ursulinerinnen „und einiger weltlichen Mädchen zu Loudun „Eingang gefunden haben, und daß er auch „noch anderer Verbrechen sich schuldig ge„macht habe. Wir sprechen daher das Ur„theil über ihn, er soll im bloßen Kopf, mit „einem Strick um den Hals und einer bren„nenden Kerze von zwei Pfund in der einen „Hand, vor der Hauptthüre der Kirchen von „Sankt Peter und der heiligen Ursula Kirchen„buße thun, und auf seinen Knieen Gott, „den König, und die Obrigkeit um Verzei„hung bitten; darauf aber auf den Platz zum „heiligen Kreuz geführt, daselbst auf einem

„für ihn errichteten Scheiterhaufen an einen „Pfahl gebunden und lebendig — mit allen „noch in den Gerichten vorhandenen Bundes„zeichen, und Zaubercharakteren, ſamt der „Handſchrift von ſeiner Abhandlung wider den „eheloſen Stand der Prieſter — verbrannt, „und ſeine Aſche in die Luft geſtreut werden. „Sein ganzes Vermögen fällt dem König „heim. Doch ſollen 150 Livres davon zu„rückbehalten werden, um dafür eine Ku„pferblatte zu kaufen und gegenwärtiges Ur„teil darein ſtechen zu laſſen. Dieſe Tafel „ſoll alsdenn zum ewigen Andenken in der „Kirche der Urſulinerinnen, an einem erha„benen Ort aufgehangen werden. Bevor „aber dieſes Urtheil vollzogen wird, ſoll Gran„dier auf die ordentliche und auſſerordentliche „Folter gebracht werden, um ein Be„kenntniß ſeiner Mitſchuldigen von ihm zu „erhalten. Geſprochen zu Loudún über be„ſagten Grandier, und vollzogen den 18 Au„guſt 1634.“

Um

Um die Eröffnung dieſes Urtheils deſto auffallender zu machen, ſollte ſie nicht in dem Karmeliterkloſter, dem gewöhnlichen Verſammlungsort der Kommiſſion, ſondern in dem öffentlichen Gerichtshauſe geſchehen. Der Gefangene wurde in einer geſchloſſenen Kutſche dahin gebracht. Der Pater Laktantius und ein anderer Franziſkaner waren ihm beſtändig zur Seite und gebrauchten die Vorſicht, bevor er in den Audienzſal trat, die Luft, die Erde, und den Gefangenen ſelbſt zu exorciſiren. Er wurde in den Kreis der Richter geführt. Mehrere Damen, — Laubardemonts Gattin an ihrer Spitze — hatten die Stühle der Richter eingenommen. Herr von Laubardemont ſaß daher auf dem Stuhl des Sekretärs der Kommiſſion, und dieſer ſtand neben ihm. Auf der andern Seite des Stuhls ſtand Memin, deſſen Amt es geweſen war, die Zugänge mit Wachen zu beſetzen.

Grandier ließ ſich ehrerbietig auf die Knie nieder; die gebundnen Hände erlaubten ihm aber nicht, ſein Haupt vor der Verſammlung zu entblößen. Der Sekretär riß ihm alſo den Hut vom Kopfe, und warf ihn vor die Füße des Präſidenten. Eben ſo machte es ein Gefreiter mit ſeinem Prieſterkäppchen. Darauf

ſagte der Sekretär ganz trozig zu ihm: „Wende Dich um, Elender, und bete das Krucifix an, das über dem Sitze des Richters ſteht.“ Grandier drehte ſich mit vieler Ehrerbietung um, und hob ſeine Augen gen Himmel. Nachdem er einige Zeit im ſtillen Gebet verweilt hatte, nahm er ſeine vorige Stellung wieder an, und nun wurde ihm das Todesurtheil vorgeleſen. Der Sekretär zitterte, indem er las; Grandier hörte es aber ohne Schrecken an und ſagte darauf: „Meine Herren, ich bezeuge vor Gott, dem Va„ter, Sohn, und heiligen Geiſt und bei der ge„benedeiten Jungfrau, meiner einzigen Fürſpre„cherin, daß ich nie ein Heiligthum entweiht, „nie Zauberei getrieben, nie eine andere Zau„berkraft, als die der heiligen Schrift, die „ich immer gepredigt habe, gekannt, und nie „einen andern Glauben, als den der heiligen „römiſch-katholiſchen Kirche gehabt habe. Ich „entſage dem Teufel und allem ſeinem Weſen. „Ich bekenne meinen Erlöſer und bitte ihn, daß „ſein Blut an mir nicht verlohren gehe, und „ſein Verdienſt auch mir Barmherzigkeit erwer„be. Sie, meine Herren, bitte ich demüthig, mil„dern ſie die Härte Ihres Urtheils, ſetzen ſie „meine Seele nicht in die Gefahr der Verzweif„lung.“ Nach-

Nachdem er aufgehört hatte zu sprechen, ließ Herr von Laubardemont die Frauen und alle überflüssigen Zuschauer abtreten, und hielt mit dem Verurtheilten eine lange geheime Unterredung. Als sie geendigt war, verlangte Grandier Papier. Es wurde ihm aber abgeschlagen, und der Kommissär sagte gleich darauf mit gebieterischem Ton zu ihm: wenn er seine Richter bewegen wolle, die Strenge ihres Urteils zu mildern, so müße er seine Mitschuldigen angeben. „Ich habe keine Mitschuldigen, denn ich bin selbst unschuldig, erwiederte Grandier mit fester Entschlossenheit. Houmain, der Kriminallieutenant von Orleans, einer von den Referenten, sprach nun auch noch besonders mit ihm. Allein auch dessen Bemühungen hatten keinen bessern Erfolg. Es wurde also endlich Anstalt gemacht, ihn auf die Folter zu bringen.

Man wählte eine Art der Folter, die zu Loudün üblich war. Die Beine des Missethäters wurden zwischen zwei Breter gelegt, die man mit einem Seil so fest als möglich aneinander schnürte. Zwischen die Beine und die Breter wurden alsdenn Keile mit einem Hammer eingetrieben, viere bei der ordentlichen, acht bei der ausserordentlichen Folter. Die gewöhnlichen

Keile schienen aber diesmal dem Herrn von Laubardemont zu schwach, er drohte dem Scharfrichter mit Strafe, wenn er nicht stärkere herbeischaffen würde, und bestand so lange auf seiner Forderung, bis der Scharfrichter endlich mit einem Eid versicherte, daß er keine andern habe. Einige Franziskaner und Kapuziner hatten die Werkzeuge der Folter exorcisirt. Der Scharfrichter schien ihnen aber nicht grausam genug. „Einem Ungeweihten, wie der Scharfrichter ist, sagten sie, könnte leicht der Teufel widerstehen" und um ihre wüthende Rache an dem unglücklichen Opfer ihres Hasses zu befriedigen, ergriffen sie selbst den Hammer, und schlugen auf die Keile. Durch die Schmerzen der Folter wurde Grandier einigemal der Besinnung beraubt. Verdoppelte Schläge riefen ihn ins Leben zurück. Man hörte nicht auf, neue Keile einzuschlagen, bis seine Beine zerschmettert waren, und das Mark aus den Beinen floß. — Die Natur empört sich bei dieser grauenvollen Szene, die wir selbst nicht ohne Schaudern und Entsetzen haben beschreiben können. —

Das unglückliche Opfer dieser Unmenschlichkeit blieb stille bei den peinvollsten Qualen; kein unwilliges Wort, keine Klage, selbst nicht

ein-

einmal ein Vorwurf gegen seine Feinde entfuhr ihm. Er hatte sogar Geistesstärke genug, unter den Schmerzen der Folter ein sehr rührendes Gebet zu sprechen. Er blieb standhaft bei seiner ersten Aussage, daß er weder irgend ein Heiligthum entweiht, noch eine Zauberei begangen habe. „Menschliche Schwachheit, sagte er, hat mich zwar bisweilen zu fleischlichen Vergehungen hingerissen; allein, setzte er hinzu, ich habe diese Sünden gebeichtet und gebüßet." Die Richter forderten eine deutlichere Erklärung darüber. Er bat sie aber, nicht weiter in ihn zu dringen, Personen zu nennen, oder einzelne Vergehungen anzugeben, für welche er, durch Reue, Gebet und Buße schon Vergebung erlangt zu haben glaube. Nur das einzige setzte er noch hinzu, daß er, weit entfernt, mit der Elisabeth Blanchard einen solchen Umgang gehabt zu haben, wie von ihr vorgegeben worden sei, sie vielmehr bei der Konfrontation mit ihm zum erstenmal in seinem Leben gesehen habe. Da man ihn endlich von der Folter nahm, fiel er aufs neue in Ohnmacht; man goß ihm ein wenig Wein in den Mund und brachte ihn dadurch wieder zu sich.

Er wurde nun in das Rathszimmer gebracht, und nahe beim Feuer auf Stroh gelegt. Er wünschte sich einen Augustiner, den er unter den Umstehenden sah, zum Beichtvater, man schlug es ihm aber ab. Darauf bat er um den Pater Grillau, einen Franziskaner. Allein seines dringenden Bittens unerachtet, verweigerte man ihm auch diesen, und übergab ihn wieder in die Hände der Kapuziner Tranquillus und Claudius. Er wollte aber lieber seinem Schöpfer beichten, als sich seinen grausamsten Feinden anvertrauen.

Während drei bis vier Stunden, die er noch in dem Rathszimmer zubringen mußte, hatte er weiter niemand um sich, als den Sekretär, seine zwei Beichtväter, und den Herrn von Laubardemont, der ihn noch ur Unterschrift eines Aufsatzes bereden wollte, welchen er ihm vorzeigte. Er bestürmte ihn länger als zwei Stunden mit seinen Vorstellungen, allein Grandier blieb bei seiner Weigerung.

Zwischen vier und fünf Uhr des Abends legten ihn die Büttel auf eine Trage, um ihn wegzubringen. Beim Abschied versicherte er den Kriminallieutenant, daß er nichts mehr auf sein Gewissen habe. „Wollen Sie, daß ich für „Sie beten lasse?" fragte ihn dieser Beamte.

„Ich

„Ich bitte Sie darum, antwortete Grandier, Sie werden mir dadurch eine große Gnade erzeigen.“ Beim Ausgang aus dem Gerichtshause küßte er die Kerze, welche er in der Hand trug. Die Zuschauer betrachtete er mit einem freimüthigen aber bescheidenen Blick. Alle, die er kannte, bat er um ihre Fürbitte. — Vor dem Gerichtshause wurde sein Urtheil noch einmal abgelesen. Darauf führte man ihn in einem Karren vor die Peterskirche. Herr von Laubardement verlangte, er solle hier herunter genommen werden, um kniend sein Urtheil noch einmal anzuhören. Die zerschmetterten Füße konnten den Unglücklichen nicht mehr halten, er fiel also gerade vor sich hin. Ohne irgend eine Verbitterung zu äussern, wartete er geduldig bis man ihn wieder aufhob. Er bat die Umstehenden, ihn mit ihrem Gebet zu unterstützen. Mit Thränen in den Augen näherte sich ihm Pater Lactillau, den er vorher zum Beichtvater verlangt hatte, und umarmte ihn. „Erinnern Sie sich, mein leidender Freund, sagte er zu ihm, daß Jesus, unser Herr, durch Leiden und Tod zu seinem himmlischen Vater eingegangen ist. Sie kennen selbst die starken

Trost-

Trostgründe des leidenden Christen, fassen Sie sich. Ich bringe Ihnen den Seegen ihrer alten Mutter, sie bittet Gott mit mir, daß er Ihnen Barmherzigkeit widerfahren lasse, und sie in sein Paradies aufnehme." Diese Worte — nach langer Zeit der erste Trost den er empfieng — stärkten seinen Muth, und verbreiteten eine sichtbare Heiterkeit über sein Gesicht. „Seien Sie der Sohn meiner verlaßnen Mutter," erwiederte er, bitten Sie Gott für mich und empfehlen Sie mich dem Gebet Ihrer Brüder. Ich sterbe mit dem tröstenden Bewußtsein meiner Unschuld, und hoffe, daß mir Gott barmherzig sein, und mich zum ewigen Leben aufnehmen werde."

Man bemerkte, daß Grandier durch die Unterredung mit Grillau gerührt und aufgerichtet zu werden schien. Sogleich war auch der Neid seiner Beichtväter rege. Die Erbitterung seiner Feinde, und ihre Furcht, seine ruhige Fassung nicht bekannt werden zu lassen, entriß ihm auch diesen letzten Trost. Die Unterredung wurde

unterbrochen, und der Franziskaner, auf einen Wink von den Obern, in die Kirche getrieben.

Grandier wurde nun noch vor die Urſulinerkirche, und von da endlich auf den Richtplatz geführt. Unterwegs grüßte er Mouſſaut, Düfresne und ſeine Frau, die er unter den Umſtehenden ſah, dankte Ihnen für Ihre Freundſchaft, und bat ſie, ihm zu vergeben, wenn er ſie beleidigt hätte. Da er bei dem Scheiterhaufen angelangt war, bat er die Mönche, die ihn begleiteten, um den Kuß des Friedens. Dem Lieutenant des Blutgerichts, der ihn um Verzeihung bitten wollte, antwortete er: „Sie haben mich nicht beleidigt, Sie haben bloß gethan, was Ihr Amt von Ihnen forderte.“ Ein anderer von ſeinen Feinden, Renatus Bernier, Pfarrer zu Troismutiers, der ihn auch um Verzeihung bat, fragte ihn: ob er allen ſeinen Feinden, auch denen, die wider ihn gezeugt haben, vergebe? und bot ihm zugleich an, eine Meſſe für die Ruhe ſeiner Seele zu leſen. Dieſem antwortete er: ich vergebe allen meinen Feinden eben ſo, wie ich wünſche, daß Gott mir vergebe, und ich werde es mit großem Dank erkennen, wenn Sie

Gott

Gott für mich bitten und am Altare meiner gedenken wollen.

Aus allen Provinzen des Königreichs, und selbst aus fremden Ländern, hatte das Gerücht von den Besessenen viele neugierige Menschen nach Loudün gezogen. Der Richtplatz war daher mit einer solchen Menge Zuschauer angefüllt, daß die Häscher Mühe hatten, für diejenigen Personen, die bei der Hinrichtung nöthig waren, einen freien Raum zu erhalten.

Der Scharfrichter brachte den Malefikanten auf den Scheiterhaufen, und setzte ihn, den Rücken nach der Kirche zum heiligen Kreuz zugekehrt, auf einen eisernen Ring, der an dem Pfahl befestigt war. Die Mönche exorcisirten die Luft und das Holz des Scheiterhaufens, und fragten Grandier: ob er noch nicht in sich gehen wolle? „Ich habe weiter nichts zu sagen, antwortete er, ich hoffe noch heute bei meinem Gott zu sein.“ Der Sekretär las ihm sein Urteil zum viertenmal vor, und fragte ihn: ob er noch bei seiner auf der Folter gegebenen Aussage beharre? „Ich beharre dabei, erwiederte er, und habe nun weiter nichts zu sagen, alle meine Aussagen enthalten die reinste Wahrheit.“

heit." Einer von den Mönchen gebot dem Secretär zu schweigen, damit der Malefikant nicht veranlaßt werde, so viel zu sprechen.

Die Geschichte jener Zeit hat uns zwei merkwürdige Erscheinungen bei Grandiers Hinrichtung aufbewahrt, die wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten dürfen, je bedeutungsvoller der Pfaffengeist sie darzustellen wußte, und je bedenklicher sie der Aberglaube des andächtigen Pöbels fand. Es flatterte ein Flug Tauben rund um den Scheiterhaufen, der sich nicht abtreiben lassen wollte. Ungeachtet des Scheuchens mit den Hellebarden der Gerichtsdiener, und des Geschrei's der Zuschauer kamen sie doch verschiedenemal wieder. Ferner sah man eine große Schmeißfliege um Grandiers Kopf herumsummen. Ein Mönch, der einmal hatte sagen hören: Beelzebub bedeute im hebräischen der Gott der Fliegen, versicherte, dies sei der Teufel, der auf die Seele des Missethäters passe, um sie in die Hölle zu führen.

Der Lieutenant des Blutgerichtes hatte Grandier das doppelte Versprechen gethan, erstlich, daß man ihm einige Zeit vergönnen werde, eine Rede an das Volk zu halten, und zweitens, daß

er, noch ehe der Scheiterhaufen angezündet werde, erdrosselt werden solle. Grandier hatte fest auf dieses Versprechen gebaut, und seine Einbildung hatte darin einige Unterstüzung gefunden, das Schreckliche seiner Strafe etwas zu mildern. Allein das Versprechen war in Gegenwart der Exorcisten geschehen, und diese wußten beides zu vereiteln. Als er anfangen wollte etwas zu reden, übergoßen sie ihn mit solchen Strömen von Weihwasser, daß ihm jedes Wort im Munde erstickte. Da er darauf noch einen zweiten Versuch zu sprechen machte, küßte ihn einer von den Mönchen auf den Mund und umarmte ihn dabei mit einer solchen Heftigkeit, daß er nicht einen Ton mehr herausbringen konnte. „Das war ein Judaskuß" sagte Grandier, der die listige Absicht merkte. Höchst erbittert über diesen Spott, drangen nun die Mönche wüthend mit einem eisernen Crucifix auf ihn ein, und unter dem Vorwand, es ihn küssen zu lassen, stiessen sie ihn damit ins Gesicht.

Grandier konnte nun wohl einsehen, daß man ihn nicht zum sprechen kommen lassen wolle, und daß ihm wiederholte Versuche nur neue Leiden zuziehen würden. Er bat also nur die Umstehen-

ſtehenden um ein Ave Maria und nahm ſelbſt ſeine Zuflucht wieder zum Gebet. Mit gen Himmel gerichteten Augen empfahl er ſich Gott, und der heiligen Jungfrau. Die Exorciſten waren aber noch nicht müde ihn zu beunruhigen, ſie drangen immer aufs neue in ihn, und fragten: ob er noch nicht in ſich gehen, und ſein Verbrechen bekennen wolle? „Ich habe alles geſagt, meine ehrwürdigen Väter,“ antwortete er, „ich habe alles geſagt, und vertraue nun auf Gott und ſeine Barmherzigkeit.“

Um das zweite Verſprechen zu vereiteln, hatte man den Strick, der an dem Pfahl angebracht war, um ihn damit zu erdroſſeln, ſo in einander verknüpft, daß er zu dieſer Beſtimmung viel zu kurz war. Die Büttel konnten alſo den Auftrag, den Malefikanten zuerſt zu erdroſſeln, nicht vollziehn, und mußten endlich Anſtalten machen, den Scheiterhaufen anzuzünden.

„Iſt es das, was man mir verſprochen hat?“ ſchrie der Unglückliche dreimal, griff alsdann ſelbſt nach dem Stricke, und wollte ihn ſich um den Hals legen. Da der Pater Laktantius dieſe Bewegung ſah, nahm er ſogleich

einen brennenden Strohwisch und fuhr ihm damit vor das Gesicht. „Willst du noch nicht in dich gehen, unglücklicher Sünder," schrie er, „und dem Teufel entsagen? Es ist die höchste Zeit, du hast nur noch einen Augenblick zu leben! — Ich kenne den Teufel nicht, antwortete Grandier, ich entsage ihm und allem seinem Wesen, und bitte Gott daß er mir Barmherzigkeit widerfahren lasse. —

Der rasende Mönch vergaß in dem Augenblick alle Rücksichten; ohne den Befehl des Lieutenants abzuwarten, im Angesicht der ungeheuren Menge von Zuschauern, übernahm er selbst das Amt des Henkers, und zündete den Scheiterhaufen an. „Ach Pater Laktantius, Pater Laktantius! sagte Grandier mit bewundernswürdiger Fassung zu ihm, „wo bleibt die Liebe? Das hatte man mir nicht versprochen, es ist ein Gott im Himmel, der Dich und mich richten wird; ich lade dich hiermit, binnen einem Monat vor ihm zu erscheinen." Mit aufgehobenen Händen sprach er darauf die Worte: Mi Deus, ad te vigilo, miserere mei, Deus (ich wache zu Dir, mein Gott, erbarme

me Dich meiner, Allgütiger)! — Die Exorcisten wollten nicht, daß die Zuschauer seine letzten Worte hören sollten, und sprützten ihm also alles noch übrige Weihwasser ins Gesicht. Das Volk schrie den Henkern zu, sie sollten ihn erdrosseln, allein der Strick war unbrauchbar gemacht, es war nicht möglich; die Flamme nahm überhand, sie ergriff den Märtyrer, er fiel herab, und wurde lebendig verbrannt.

Wir verlassen den schauervollen, all sinnlichen Gefühl empörenden Anblick, und eilen nun mit unsrer Erzählung zum Beschluß einer Intricke, die eben so sehr durch die Abgeschmacktheit ihrer Mittel, als durch die Abscheulichkeit ihres Zwecks ein trauriges Schandmal der Menschheit ist.

So war also die Hauptkatastrophe des blutigen Schauspiels von den Verbündeten glücklich durchgeführt. Sie hatten ihre Absicht erreicht; es kam also nun nur darauf an, das Stück mit guter Art zu schliessen. Die Beschwörungen nun gleich aufgeben, die Teufel von selbst verschwinden lassen, hiesse seinen ganzen Plan verrathen. Grandiers Tod als den Zweck des ganzen Schauspiels zeigen. Die Wirkungen der bösen Geister mußten also noch fortdauern,

und die Exorcisten ihre Beschwörungen fortsetzen, um das Publikum den Betrug nicht ahnen zu lassen.

Ausser diesem Hauptgrund aber zeigten sich auch noch andere wichtige Rücksichten, die eine Fortsetzung der geistlichen Possenspiele anriethen. Nunmehr fing Mignons Prophezeihung erst an in Erfüllung zu gehen. Freiwillige und erbettelte Almosen für die armen Besessenen strömten von allen Seiten herbei. Einheimische und fremde Christen fühlten die Pflicht zu Befreiung der unglücklichen Nonnen ihr Scherflein beizutragen. Andächtige oder auch bloß neugierige Zuschauer, welche die Wunder gesehen hatten, machten dem Ursulinerkloster Geschencke zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, oder ihrer Dankbarkeit. Mit einem Wort, es war nie eine Weissagung genauer erfüllt worden, als die, welche der Prophet Mignon der Mutter Oberin zuvor gethan hatte, nun in Erfüllung gieng. Das Kloster wurde auf einmal reich, und hatte durch den Satan, was einst die Wittwe des Propheten an ihrem Oelkruge hatte, eine unversiegbare Quelle des gewinnvollsten Erwerbs. Zum Unterhalt der Exorcisten und zu den Beschwörungsunkosten hatte der König jährlich

lich 4000 Livres ausgesetzt. Beide Theile hatten also einen gleich wichtigen Grund, jene: Besessen zu bleiben, diese: an ihrer Befreiung fort zu arbeiten.

Es folgte also nun noch eine ganze lange Reihe von solchen Beschwörungsszenen, ganz im Geist und Geschmack derjenigen, die wir schon erzählt haben, und auch nur diesen an Ungereimtheit und Lächerlichkeit gleich. Wir würden es vor uns selbst und vor unsern Lesern nicht verantworten können, wenn wir alle die Geschichten nach dem Tagebuche der Beschwörungen aufzählen wollten. Es wird hinreichend sein, noch einige Auftritte zu beschreiben, die sich besonders durch ihre Abgeschmackheit oder durch ihre Wirkung auf die Zuschauer ausgezeichnet haben.

Das erste, was nur wenige Tage nach Grandiers Hinrichtung geschah, war, daß einer von den Teufeln eine Abschrift von dem Vertrag auslieferte, den Grandier mit dem Teufel errichtet hatte. Eine Urkunde von so seltsamer Art müßen wir unsern Lesern ausführlich mittheilen. Folgendes ist ihr ganzer Inhalt:

„Mein Herr und Meister Luzifer! Ich erkenne Dich für meinen Gott, und verspreche Dir, „so lange ich lebe, zu dienen. Ich entsage

„Gott, Jeſu Chriſto, und allen Heiligen, der „römiſch apoſtoliſchen Kirche, und allen ihren „Sakramenten, dem Gebet und allen Fürbitten „für mich; und verſpreche Dir, ſoviel mir mögs „lich iſt, Böſes zu thun, und, wen ich nur „immer kann, zum Böſen zu verführen. Ich „thue Verzicht auf alle Verdienſte Chriſti, und „ſeiner Heiligen, und übergebe ganz mein Leben „Deiner Willkühr, im Fall ich unterlaſſen ſolls „te, Dir zu dienen, Dich anzubeten, und Dir „täglich dreimal zu opfern.“ Das Original „iſt in der Hölle in einem Winkel der „Erde, in Luzifers Kabinet, unter „ſchrieben mit des Zauberers Blute „ꝛc. ꝛc.

Die Exorciſten lieſſen dieſen Vertrag drucken, und öffentlich anſchlagen, um jedermann zu überzeugen, daß die Bezauberung der Nonnen gegründet ſei. — Wißbegierige Leute freuten ſich ſehr über die neuen Aufſchlüſſe, die ſie aus dieſer Schrift ſchöpfen konnten. Daß die hölliſchen Geiſter in der Hölle bequeme Wohnungen, und ſogar eigne Kabinete zur Bewahrung ihrer Urkunden haben; daß eine Verbindung dieſer geiſtigen Weſen mit den Menſchen durch Schriften ſtatt finde, war ihnen bisher ganz unbekannt

kannt gewesen. Sie hofften nun auch noch zu erfahren, auf welchem Wege man die Verbindlichkeit dieser Verträge geltend machen könne, und wo der Gerichtshof sei, an den man sich wegen vorkommender streitiger Umstände zu wenden habe. Aber sie fanden auch, daß ein solcher Vertrag, in welchem Grandier sich ganz dem Teufel übergab, in seine ewige Verdammniß einwilligte, und allem, was ihn dagegen hätte bewahren können, entsagte, ohne sich den geringsten Vortheil dagegen auszumachen, offenbar Mangel an gesundem Verstande beweise; und wenn die Teufel, setzten sie hinzu, die Form unsrer Verträge annehmen, so müßen sie auch die Grundsätze derselben, und folglich auch den Satz gelten lassen: daß ein Vertrag, welcher ohne Anführung erheblicher Ursachen nur den Einen Theil verbindet, ungültig ist. —

Indeß geschah eine Begebenheit, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregte und einen gewißen Theil des Publikums sehr in Furcht setzte. Grandier hatte auf dem Richtplatz den Pater Laktantius binnen einem Monat vor den Richterstuhl Gottes gefordert. Schrecken und Angst, vereint mit allen den schrecklichen Martern eines beschwerten Gewissens, verfolgte jezt den Pater

Tag und Nacht. Wachend und im Traume ſah er das Bild des Ermordeten, der ihn zu rufen ſchien. Unruhe und Furcht ergriffen ihn mit Gewalt, und er ſtarb wirklich am 18 September unter den entſetzlichſten Schmerzen, mit allen Zeichen der Verzweiflung. — Die Wirkungen dieſes Vorfalls waren verſchieden. Die Vernünftigern ſahen darin mit Bewunderung die Heiligkeit unſeres innern Richters, der die Verletzung ſeiner Gebote ſo unerbittlich ſtraft. Diejenigen, welche den Tod des Laktantius für eine unmittelbare nothwendige Folge von Grandiers Vorladung hielten, kreuzigten und ſegneten ſich zwar vor der ſchrecklichen Erſcheinung, aber ſie war ihnen ein Triumph gegen die Zweifler, welche bisher ihren Aberglauben verſpottet hatten. Diejenigen aber, welche ſich mit ihm in gleicher Verdammniß wußten, geriethen über dieſes Beiſpiel von der Strafgerechtigkeit Gottes in große Gewiſſensangſt. — Demungeachtet erweckte auch ſelbſt dieſer Vorfall nicht allgemeinen Verdacht gegen die Beſeſſenen und hinderte keineswegs die Fortſetzung der Beſchwörungen, welche noch immer viele neugierige Zuſchauer herbei zogen.

Am

Am 9 Mai 1635 kam Monsieur, des Königs Bruder, nach Loudün und war selbst Zeuge von einigen merkwürdigen Auftritten. — Die Schwester Agnes, die von Aemodi besessen war, wurde in seiner Gegenwart zuerst beschworen. Der Teufel griff sie hart an. Er schüttelte sie vor und rükwärts, sie bewegte sich wie ein Hammer, aber mit solcher Geschwindigkeit, daß ihr die Zähne klapperten, und ihr Schlund ein gewaltsames Getöse von sich gab. Ihr Gesicht wurde gräßlich entstellt, die Zunge hieng zum Halse heraus, lang und ungewöhnlich dik, braun und so ausgetrocknet, daß sie ganz haarig zu seyn schien. Doch biß sie nicht mit den Zähnen darauf, und das Odemholen blieb immer natürlich. Da ihr darauf der Exorcist befahl vor dem heil. Sakrament niederzufallen, machte sie die Verbeugung so, daß sie zu gleicher Zeit einen Fuß hinten über den Kopf bis auf die Stirne brachte, so daß die Fußspitze beinahe die Nase berührte. — Nach vielen andern Verzerrungen dieser Art kam sie endlich wieder zu sich, und versicherte den Prinzen, daß sie sich noch einiger Dinge erinnere, die vorgegangen seien, und daß sie ihre eignen Antwor-

ten ſo gehört habe, als ob ſie von einer andern Perſon ausgeſprochen würden.

Am folgenden Tag kam die Reihe an Eliſabeth Blanchard, dem Prinzen ein Schauſpiel zu geben. Der Exorciſt reichte ihr das Abendmahl; allein der Teufel, der den Leib des Herrn entheiligen wollte, hinderte ſie, die Hoſtie zu verſchlucken. Der Exorciſt gebot ihr, keinen Speichel an die Hoſtie zu bringen. Sie wurde darauf wie eine Bogen zuſammengekrümmt, ſo daß ſie den Fußboden nur mit den Zehen und mit der Naſenſpitze berührte. Jezt ſchien es, als wolle ſie die Hoſtie auf die Erde fallen laſſen; allein der Exorciſt verhinderte dieſe Entweihung durch geſchärfte Verbote. Als die Beſeſſene ſich wieder erhob, flatterte die Hoſtie zwiſchen ihren Lippen wie ein vom Winde bewegtes Baumblatt, und hieng bald an der einen, bald an der andern Lippe. — Beelzebub erhielt Befehl, ſich im Geſicht der Beſeſſenen zu zeigen. Sogleich ſah man am Halſe ein ſtarkes Klopfen, er blähte ſich ungewöhnlich auf, und wurde hart wie Holz. — Nachdem man verſchiedene Teufel nach einander eben ſo hatte erſcheinen laſſen, kam die Reihe auch an Aſtaroth. Bei ſeiner Ankunft bemerkte man auf der linken Achſel der

Beſeſ-

Besessenen eine dicke Geschwulst mit einem heftigen Pochen, das alle Anwesende und selbst den Arzt des Prinzen in Verwunderung setzte. Plötzlich verließ Astaroth wieder diesen Ort und fuhr in das Gesicht der Besessenen. Durch den unvermutheten Angriff erschreckt, ließ sie die Hostie auf den Kelchdekel fallen. Der Exorcist berührte den Rand der Hostie mit dem Finger, um den Umstehenden zu zeigen, daß sie sich nicht anhänge, und also nicht durch Feuchtigkeit an den Lippen gehalten worden sei. Die Lippen selbst waren so ausgetrocknet, daß sie sich schälten. Er trocknete hierauf die Zähne der Besessenen ab, und setzte die Hostie nur mit einem Punkt des Randes mitten an einen ihrer Oberzähne, so daß sie ganz senkrecht herabhieng, und die eine Hälfte im Munde die andere ausser demselben war. So blieb die Hostie lange hängen, ungeachtet der gewaltsamsten Erschütterungen des Körpers, der schrecklichsten Verzerrungen des Mundes, und selbst des heftigsten Windes unerachtet, den Astaroth erregte, um sie herabzuwerfen. Endlich befahl der Exorcist der Besessenen, die Hostie hinunter zu schlucken, und bat alsdenn den Arzt des Prinzen, ihren Mund selbst zu untersuchen. Er fühlte

mit

mit dem Finger bis in den Schlund und fand nichts. Man gab ihr Wasser zu trinken, untersuchte ihren Mund noch einmal und fand wieder nichts. Nun erhielt Alleroth Befehl die Hostie wieder hervorzubringen; sogleich erschien sie auf der Zunge. Dieser Versuch wurde zweimal wiederholt.

Wir enthalten uns aller Anmerkungen bei Geschichten, die, so wundervoll sie auch dem Zuschauer in der damaligen Zeit vorkommen mochten, doch in der Folge so alltäglich zu werden anfiengen, daß sie eben darum aufhörten wundervoll zu sein. Eben so wenig wollen wir unsre Leser mit der Beschreibung einiger anderer Auftritte aufhalten, die am folgenden Tag in Gegenwart des Prinzen in der Ursulinerkirche geschahen. Genug der Prinz stellte ein Zeugniß aus, worin er versicherte: „Er habe zwei Tage „den Beschwörungen der Besessenen beigewohnt, „und dabei verschiedene alle natürliche Kräfte über„steigende Handlung und Bewegungen wahrgenom„men.“ Hier wird namentlich die ganze Abendmalsszene als der merkwürdigste Auftritt aufgeführt. „Um sich, fährt Monsieur fort, von „der Wahrheit des Besessenseins untrüglich zu „überzeugen, habe er mit dem Pater Tranquillus „verab-

„verabredet, Jabulon, einer von den Teufeln der „Schweſter Klare, ſollte ihrem Exorciſten, dem „Pater Eliſa, die rechte Hand küſſen; der Pater „habe dem Teufel den Befehl ertheilt, und er „habe ſogleich pünktlich gehorcht. Dies hat uns „ganz gewiß überzeugt, ſezt der Prinz hinzu, „daß alles, was die Exorciſten von dieſen Beſeſ„ſenen vorgegeben haben, ſich wirklich ſo ver„hält, um ſo mehr, da es ganz gegen alle „Wahrſcheinlichkeit iſt, ſolche Erſcheinungen und „ſolche Entdekungen fremder Geheimniſſe menſch„lichen Kräften zuzuſchreiben.“ Dieſes Zeugniß war datirt vom 11 Mai 1635.

Der Prinz beſchenkte vor ſeiner Abreiſe das Urſulinerkloſter ſehr reichlich, und mit dieſer Epoche begann für die Nonnen eine neue Periode ihres Glanzes. Nicht nur die Kavaliere in dem Gefolge des Prinzen, ſondern auch eine Menge reicher Leute aus allen Provinzen folgten dem erhabner Beiſpiel. Von allen Seiten ſtrömten Geſchenke für die Beſeſſenen herbei, und das Kloſter befand ſich bald im gröſten Ueberfluß. Herr von Laubardemont — um für das Wohl ſeiner Kreaturen nicht ganz unthätig zu ſein — verwendete für ſie ſeinen Einfluß, ihnen eine anſtändigere und bequemere Wohnung

zu verschaffen. Ein schönes und geräumiges Kollegium, das die Reformirten in den Mauren von Loudún besaßen, wurde auf seine Veranstaltung von dem Conseil den Ursulinerinnen zugesprochen, und von diesen in Besitz genommen. Die reichen Geschenke, die sie erhalten hatten, setzten sie in den Stand, es noch zu verschönern, und neue Güter dazu zu kaufen, so daß in kurzem ihr Kloster eines der schönsten und reichsten des ganzen Ordens war.

Indeß war es nun Zeit, an die Befreiung der Oberin zu denken, die noch immer von vier Teufeln, Leviatan, Behemot, Balaam und Isaakarum, besessen war. Man richtete den Angriff zuerst auf Leviatan. Er hatte sich aber gut verschanzt und wehrte sich einige Monate lang. Endlich konnte er doch den vereinten Kräften der Exorcisten nicht länger widerstehen, und fuhr aus, da eben die Besessene vor den Füßen des Exorcisten mit dem Gesicht auf der Erde lag. Zum Zeichen seiner Auswanderung hinterließ er auf der Stirn der Nonne eine Wunde, in Form eines Kreuzes, die aber doch nicht tiefer, als durch die zwei ersten Häute gieng.

Nun

Nun kam die Reihe an Balaam. Die Exorcisten fanden ihn aber eben so wenig bereitwillig, ihren Beschwörungen zu gehorchen als den vorhergehenden. Ihre Bemühungen blieben alle fruchtlos, und nur der Pater Joseph, der um diese Zeit in Geheim nach Loudün kam, und dessen unmittelbarem Schuze sich die Besessene übergab, konnte endlich den Teufel austreiben. Der heilige Joseph hatte ein Zeichen seines Auszugs verlangt; man fand also in der linken Hand der Oberin den Namen JOSEPH mit großen römischen Buchstaben eingegraben.

Die Kommissarien und der königliche Prokurator liessen alle diese wundervolle Erscheinungen sorgfältig aufzeichnen, und gaben einigen Wundärzten den Auftrag, die Schrift in der Hand der Oberin zu besichtigen. Diese waren aber so unwissend, es für eine Entzündung zu halten und zu gestehen, daß ihnen dies Produkt des Geistes verdächtig scheine, indem man durch Aezwasser oder andere Mittel ähnliche Erscheinungen leicht hervorbringen könne. Die Kommission unterdrükte aber diesen Bericht, und berief andre Wundärzte zur Besichtigung. Diese waren so vernünftig, auch zu sehen, was die Exorcisten und die Kommissarien gesehen hatten,

und

und ſtellten einen Bericht aus, in welchem ſie unter andern ſagten: „Mit dem Namen Joſeph, „den Balaam in die Hand der Oberin eingegraben habe, ſei etwas ſehr ſonderbares geſchehen. Vierzehn Tage lang habe man ihn ſehr „deutlich auf ihrer Hand geſehen; keine Entzündung und keine Eiterung habe ſich daran gezeigt. „Allein der Teufel Iſaakarum habe ſie, in ſeiner Wuth, ſo in die Hand gebiſſen, daß an „der Stelle dieſer Schrift eine entzündete Geſchwulſt entſtanden ſei, die ſich mit einer Eiterrinde überzogen und den Namen ganz unſichtbar gemacht habe. Nach zehn oder zwölf „Tagen aber, nachdem die Rinde getrocknet und „abgefallen geweſen ſei, habe man die nämlichen Buchſtaben wieder ganz deutlich erkannt, „und der ganze Name habe ſich wieder ſo ſchön „als jemals gezeigt. Dies hätte aber bei dem „natürlichen Gang einer Verwundung nicht geſchehen können.“ Die Kommiſſarien fügten in ihrem Protokoll noch eine Ausſage von Behemot, den man auch über dieſen Umſtand befragte, zur Beſtätigung hinzu. „Nach den Geſetzen der natürlichen Wirrung“ habe dieſer geſagt, „hätten die Buchſtaben nicht wieder im „Vorſchein kommen können, aber Gott habe „den

„den Isaakarum gezwungen, den Namen, den „er durch seinen Biß vertilgt habe, wieder her„zustellen.“

Von den sieben Teufeln, welche die Oberin besessen hatten, waren itzt nur noch zwei zurük. Diese schienen aber hartnäkiger als alle vorhergehende zu sein. Beide setzten die Exorcisten durch eine gleichförmige Erklärung in große Verlegenheit. Isaakarum wollte seine Beute nur in einer gewißen Kapelle zu Saumur verlassen, und Behemot versicherte, er werde sich an keinem andern Ort, als bei dem Grabe des heiligen Franziskus von Salles, zu Annecy in Savoyen, austreiben lassen. Die Reisen dahin waren lang und beschwerlich, und die Teufel hatten sich nicht etwa anheischig gemacht, die Besessenen oder die Exorcisten durch die Luft dahin zu führen. Man war also sehr bedenklich, die Befreiung der Oberin auszuführen, als auf einmal ein glüklicher Traum alle Schwierigkeiten hob. Der heilige Joseph erschien der Besessenen im Schlafe, und versicherte ihr, daß ihre Befreiung in Loudün selbst geschehen sollte. Es war natürlich, daß man der Versicherung des Heiligen mehr Gewicht beilegte, als der Erklärung des Teufels. Man ließ den Traum

auch ins Protokoll aufzeichnen, und schritt nun mit neuer Zuversicht wieder zu den Beschwörungen.

Die Angriffe der Exorcisten vereinigten sich zuerst wider Isaakarum. Sie benuzten die Beschwörungen zugleich zu andern gottseligen Zwecken, und liessen den Teufel verschiedene lehrreiche und erbauliche Fragen beantworten. Sie fragten ihn z. B.: Welcher Weg für einen Verirrten der sicherste sei, zu Gott zurückzukehren? Welches die stärksten Bande seien, die den Menschen an das Irrdische fesseln? Was für Mittel die Hölle zur Verführung der Menschen anwende? u. s. w. — Endlich aber nöthigten sie den Teufel mit dem ganzen Nachdruk ihrer Macht, seinen Sitz zu verlassen. Er stieß die schrecklichsten Gotteslästerungen aus, die man nicht ohne Entsetzen lesen und noch weniger nachschreiben kann. Der Exorcist zwang ihn, alles zu widerrufen. Nachdem er diesem Befehl gehorcht hatte, schrie er plözlich: „Nun muß ich fort!" Die Oberin machte ein schreckliches Geschrei und Geheul, und hob endlich ihren linken Arm empor. Man sah darin ganz deutlich den Namen MARIA geschrieben, zum Zeichen, daß der Teufel ausgefahren sei; denn dies hatte der Exorcist ihm auf-

aufgegeben zu hinterlassen. Alle Anwesende küßten die gezeichnete Hand mit vieler Andacht. — Zwei Zeugen versicherten, sie hätten einen Dunst aus der Hand schnell in die Höhe steigen gesehen.

Nun wurden die Beschwörungen gegen Behemot gerichtet, aber nicht mit gleichem Erfolg; er ließ sich noch nicht austreiben. Indeß wurden doch einige Wunder durch ihn verrichtet. Er versprach eines Tages, die Besessene in die Höhe zu heben, und so lange in der Luft schwebend zu erhalten, als man Zeit brauche, um ein Miserere zu beten. Allein die Nonne erhielt durch ihr Gebet und durch die Fürbitte des heiligen Joseph, daß anstatt dieses Wunders ein anderes an ihr vollzogen wurde. Behemot zeichnete ihr auch den Namen IESUS in die Hand.

Die Exorcisten gaben endlich Behemots Hartnäckigkeit nach. Es war zu fürchten, es möchte die Besessene zu heftig angreifen, wenn sie darauf bestehen wollten, die Vertreibung desselben mit Gewalt durchzusezen. Da ihre bisherigen Leiden schon um so viel vermindert waren, konnte man um so leichter noch einige Zeit auf ihre völlige Erlößung warten. Es boten sich auch leicht noch andre Gründe dar,

warum man Behemot noch länger ruhig in seinem Besitz lassen wollte. Die schnelle Vertreibung der bösen Geister würde zwar allerdings zur Ehre der Kirche und zur Bestätigung ihres Ansehens gereicht haben. Allein die Beschwörungen selbst gereichten doch auch zur Erbauung andächtiger Christen, und man konnte hoffen, in der Folge noch manchen Ungläubigen dadurch zu bekehren, manche wichtige Entdeckung zu machen, und überhaupt manches Gute zu stiften. Die Exorcisten machten also nun die Beschwörungen seltner, und arbeiteten nicht mehr so geradezu auf die gänzliche Vertreibung der bösen Geister, sondern benuzten ihre Beschwörungen nur dazu, durch wundervolle Zeichen zum Wohl eines Christen oder zur Ehre Gottes und der Kirche etwas zu wirken.

So dauerten die Beschwörungen einige Jahre nach einander fort. Nach und nach wurde man so daran gewöhnt, daß man sie nur wie eine alltägliche Erscheinung betrachtete. Die weltlichen Besessenen giengen zu bestimmten Stunden ins Kloster, um sich beschwören zu lassen, wie man zur Comödie geht. Fragte sie jemand: ob sie noch besessen seien? so war die Antwort: O ja, Gott sei Dank! —

Al-

Alte Betschwestern waren zulezt beinah die einigen Zuschauer dabei, und bedauerten nur, daß sie nicht auch so hoch von Gott geliebt wären, des sessen zu sein.

So genoß die ganze Gesellschaft der Besessenen und Exorcisten die Früchte ihrer überstandenen Gefahren und Leiden in ruhiger Zufriedenheit einige Jahre hindurch. Sie würden vielleicht noch länger im ruhigen Besiz ihres Glüks geblieben sein, wenn sie weniger sicher dabei gewesen wären, und gegen wißbegierige und wahrheitliebende Forscher mehr Vorsicht angewendet hätten. Allein sie bestanden mehrere Proben sehr schlecht, und wurden einigemal durch eine scharfsinnige Gegenlist über dem Betrug entdekt.

Aus Begierde, die Besessenen selbst zu sehen, kam einst der Graf von Lüde nach Loudün. Er untersuchte die Verdrehungen und Verzuckungen der Besessenen sehr aufmerksam, und schien von der Aechtheit dieser Wirkungen der bösen Geister ganz überzeugt zu sein. Der glaubige Graf unterließ nicht, die Exorcisten in ihrer Meinung von seinem Glauben zu bestärken. Er entdekte ihnen, daß eine Hauptabsicht seiner Reise sei, sich wegen einem kostbaren Schaz, den er von seinen Vorfahren geerbt ha-

be, genauer zu unterrichten. Zugleich zeigte er eine Büchſe mit Reliquien vor; „ſie ſollen ganz ächt ſein, ſagte er, aber meine Verehrung für ſie würde noch größer werden, wenn ihre Aechtheit durch die Beſeſſenen beſtätigt würde; ohne Zweifel würden ſie dem Teufel große Quaalen verurſachen, wenn man ſie ihm nahe brächte, und man würde dies an den Bewegungen der Beſeſſenen leicht erkennen.“ Die Exorciſten verſicherten, daß er wirklich keine zuverläßigere Probe damit anſtellen könne, nahmen ſogleich die Büchſe aus ſeiner Hand, und ſetzten ſie auf den Leib der Oberin. Sie gaben ihr dabei ein Zeichen, das dieſe wohl verſtand, das aber auch dem Grafen nicht entgieng. Die Beſeſſene erhob ein fürchterliches Geſchrei, und machte die entſetzlichſten Verdrehungen mit ihrem Körper; ſie geberdete ſich, wie wenn ein unſichtbares Feuer ſie verzehrte. Mitten im heftigſten Anfall nahm man die Büchſe weg, und weg war auch der Anfall, augenblicklich war die Nonne wieder ſo ruhig als vorher, ehe man die Reliquien an ſie gebracht hatte. „Gnädiger Herr, ſagte der Exorciſt zu dem Grafen, indem er ihm die Büchſe zurück gab, ich zweifle nicht, daß Sie nun von der Aechtheit ihrer Reli-

Reliquien vollkommen überzeugt ſind." — So vollkommen, erwiederte dieſer, als von der Aechtheit dieſer Bezauberungen. Der Exorciſt und die Zuſchauer bezeugten eine große Begierde, dieſe koſtbaren Reliquien zu ſehen. Der Graf konnte ihrem frommen Verlangen nicht widerſtehen, die Büchſe wurde geöffnet, und die Zuſchauer erſtaunten — Federn und Haare zu ſehen. „Ach! Gnädiger Herr, ſagte der Exorciſt, warum haben Sie uns ſo hintergangen? — Ach! mein ehrwürdiger Pater, antwortete dieſer, warum hintergehen Sie Gott und die ganze Welt?

Auch die Herzogin von Aiguillon machte einſt eine Reiſe nach Loudün, um die Wunder der Beſeſſenen zu ſehen. In ihrem Gefolge war Fräulein Rambouillet, nachherige Herzogin von Montauzier, der Marquis von Brezé, der Marquis von Faure mit ſeinem Hofmeiſter, Ceriſantes, einem Sohn des Arztes Dunkan, ein Abbé und ein Almoſenier. Die beiden letztern waren über die Aechtheit der Bezauberungen verſchiedener Meinung und ſtritten ſich beſtändig darüber miteinander. Der Almoſenier vertheidigte ſie, der Abbé erklärte ſie für Betrüge-

trügerei. Jener führte für seine Meinung den Umstand an, daß die Besessenen oft Menschen aus den entferntesten Gegenden, von denen sie niemals auch nur ein Wort gehört hatten, Vergehen vorhalten konnten, die diese wirklich begangen hatten. „Machen sie aber, versetzte der Abbé, solche Entdeckungen bei allen Fremden ohne Unterschied? Wagen sie es auch bei solchen, welche die bloße Neugierde hergezogen hat, denen man es ansehen kann, daß sie ihre Vernunft nicht dem Glauben unterwerfen? Vor solchen nehmen sie sich wol in Acht. Aber sie haben eine andre Klasse von Reisenden, an denen sie ihre Kunst versuchen, solche nämlich, die schon mit einem festen Glauben an die Wahrheit des Besessenseins ausgehen, und bloß begierig sind, auch ein Zeichen von diesen übernatürlichen Wirkungen zu sehen. Bei ihrer Ankunft wenden sie sich an einen der Exorcisten, dem sie es sehr leicht machen, im Innersten ihres leichtgläubigen Herzens zu lesen und ihre Gesinnungen zu erforschen. Dieser empfiehlt ihnen vor allen Dingen eine würdige Vorbereitung durch Gebet und Buße, um ihr Gewissen ganz zu reinigen, bevor sie es wagen dürften, ein solches Wunder mit anzusehen. Die andächtigen

tigen Reisenden glauben durch ihre Beichte sich um so würdiger zu machen, wenn sie einen von den Exorcisten zum Beichtvater wählen, und dieser wird dadurch in den Stand gesezt, das übrige leicht auszuführen. Er legt dem Beichtenden auf, an einem gewißen Tag, zu einer bestimmten Stunde, in eine Kirche zu gehen, wo eben Beschwörungen vorgenommen werden, und daselbst vor einem gewißen Bilde niederzufallen und ein Gebet, das er ihm vorschreibt, herzusagen. Man weißt es alsdenn so einzurichten, daß zur nämlichen Zeit eine von den Besessenen in der Kirche erscheint. Sobald sie den Fremden erblikt, schreit sie sogleich: Seht, da ist N. aus N. und betet — und nun sagt sie sogar auch das Gebet her, das er gesprochen hat. Erstaunt über eine so wundervolle Erscheinung, hält er die Erklärung wirklich für das Werk eines Geistes, und glaubt also ganz unerschütterlich, daß die Herzenskündigerin besessen sei. Scheint er aber noch nicht ganz glaubig zu sein, so wirft ihm die Besessene einige seiner geheimsten Sünden vor, und zerstreut dadurch auch noch seinen lezten Zweifel, denn ein Andächtiger dieser Art wird immer leichter an eine wirkliche Offenbarung des Teufels glauben,

als dem Beichtvater einen solchen Mißbrauch seiner Beichte zutrauen."

Die Herzogin von Aiguillon, welche selbst auch Antheil an diesem Streite ihrer Reisegefährthen nahm, gestand, daß die Bemerkungen des Abbé ihr sehr gegründet scheinen; allein es seien noch zwei andere Umstände, die ihren Glauben an die Besessenen fest hielten, die Inschriften nämlich in der Hand der Oberin, und das übermäßige Gewicht der Besessenen, welche der stärkste Mann nicht von der Erde aufheben könne. Beide Schwierigkeiten versprach Cerisantes aufzulösen. Am andern Tag zeigte er der ganzen Gesellschaft einen Namen in seiner Hand, der mit eben so schönen, glänzend rothen Buchstaben gezeichnet war, als die Wundermale der Oberin. Alsdann legte er sich in derselben Lage, welche die Besessenen zu nehmen pflegten, auf die Erde nieder und ließ es nun einige versuchen, ihn aufzuheben. Sie faßten ihn recht in der Mitte des Leibes, weil sie so an meisten Gewalt über ihn zu haben glaubten; allein sie fanden ihn eben so schwer, als jene; ihn aufzuheben, eben so unmöglich. Darauf gab er ihnen den Rath, ihn hinten am Kopfe anzufassen, und nun war niemand in der ganzen

Gesells

Gesellschaft, der ihn nicht ganz leicht in die Höhe heben konnte.

So vorbereitet kam die Reisegesellschaft zu Loudün an. Man zeigte und erzählte ihnen alle die Wunder, welche schon mit den Besessenen vorgefallen waren, und führte sie endlich auch zu den Beschwörungen. Sie sahen die gewöhnlichen Anfälle der Nonnen, mit den gewöhnlichen Verzuckungen und Grimassen begleitet. Einige derselben nahmen die bekannte Lage, um sich schwer zu machen, und der Exorcist bat Fräulein Rambouillet, die ihm die neugierigste unter der Gesellschaft geschienen hatte, eine von den Besessenen aufzuheben, er vergaß aber nicht, sie zu belehren, daß man sie mitten um dem Leib fassen müße. Allein Fräulein Rambouillet kehrte sich an seine Vorschrift nicht, sondern faßte die Besessene am Kopf, und hob sie mit einer Leichtigkeit auf, welche die ganze Versammlung in Erstaunen sezte. Exorcisten und Besessene waren in großer Verlegenheit über diesen unangenehmen Vorfall. Allein mehrere Kränkungen dieser Art hatten sie entweder schon abgehärtet gegen alle Schaam, oder ihr Eigennuz, der dabei mit im Spiel war, wirckte mächtiger als ihre Ehrliebe. Sie sezten ihre Gaukeleien

keleien noch immer fort, und zogen sich von Zeit zu Zeit neue Beschimpfungen dadurch zu.

So kam z. B. einst der Herzog von Trimouille mit seiner Gemalin nach Loudún, um die berühmten Nonnen zu sehen. Die Herzogin wollte sich durch einen eignen Versuch überzeugen, daß die Besessenen wirklich die Gedanken anderer errathen können. Sie wählte aber nicht, wie es der Prinz gethan hatte, einen von den Exorcisten, um ihm den Gedanken zu vertrauen, den sie der Nonne zu rathen aufgeben wollte, sondern sie sagte ihn dem Almosenier ihres Gemals, und ließ, um ganz sicher zu sein, diesen nicht von ihrer Seite gehen. Drei volle Stunden brachte der Exorcist mit Beschwörungen zu, um das Geheimniß von der Besessenen zu erfahren. Er befahl, er bat, drohte — umsonst! der Teufel wollte nicht sprechen, und er sah sich endlich genöthigt, mit der Entschuldigung, daß der Teufel heute halsstarrig sei, die Gesellschaft zu entlassen.

Eben so hartnäckig bezeugte sich der Teufel auch gegen zwei Parlementsräthe, die den Gedanken, welchen sie ihm zu entdecken geben wollten, sich selbst wechselseitig anvertrauten. Die Besessene blieb stumm, und der Exorcist erklärte mit

mit großer Zuversichtlichkeit: „die Ursache dieses Stillschweigens sei ein besonderer Bund, den der Teufel mit dem Zauberer gemacht habe."

Die Exorcisten hatten Mühe, den nachtheiligen Eindruk zu verhindern, den mehrere solche bedenkliche Auftritte auf das ganze Publikum machen mußten. Auch die Gläubigsten konnten kaum blind genug sein, den handgreiflichen Betrug selbst in solchen Entdeckungen nicht zu sehen. Indeß gelang es doch der Verschlagenheit der Mönche und dem unüberwindlichen Zutrauen, mit dem der größere Theil des Publikums sie beehrte, den Glauben an die Bezauberung noch zu erhalten. Sie wußten theils die Blößen, welche sie gegeben hatten, schlau zu verbergen, und die öffentliche Bekanntmachung zu verhindern, theils war es ihnen nicht schwer, den gläubigen Theil ihrer Anhänger durch listige Wendungen und durch Gründe, die aus ihrer Religion selbst hergenommen waren, zu überzeugen, daß ein so scheinbarer Betrug die Mitwirkung eines bösen Geistes nur um so unverkennbarer beweise. Nach und nach erfolgten aber auch andere Auftritte, welche die Gefahr der Entdeckung noch größer machten, und welche selbst die Exorcisten in Furcht sezten. Die beiden Schwestern, Klare und Agnes, fiengen an,

an, ihre Erklärungen, welche ſie ſchon vor Grandiers Hinrichtung gethan hatten, öffentlich zu wiederholen.

Die Schweſter Agnes wurde eines Tages in Gegenwart einer Arztes von Chateaugontier exorciſirt. Der Arzt legte ihr verſchiedene Fragen griechiſch vor; ſie geſtand aber ganz aufrichtig: „ſie verſtehe die Sprache nicht und habe ſie nie gelernt.“ Der Exorciſt war aufgebracht über dieſe ganz zur Unzeit verſchwendete Offenherzigkeit, und gab der Nonne einen ſcharfen Verweis. Er behandelte ſie dabei nicht wie eine Beſeſſene, die bei allen ihren Reden und Handlungen bloß den Einwirkungen des Satans folgt, ſondern wie eine Schülerin, die ihre Lektion nicht recht herſagen kann. Gekränkt durch dieſe ungerechte Behandlung, ſchrie ſie auf einmal ganz laut: „ich bin keine Beſeſſene, lange genug hat man mich heimlich gemartet, um mich zu den läſtigen Rollen zu zwingen, die ich öffentlich bisher geſpielt habe; hätte mir Gott nicht beigeſtanden, ich wäre längſt verzweifelt; ich bin das unglücklichſte Geſchöpf unter den Händen dieſer Menſchen.“ Ein Strom

von

von Thränen folgte auf dieſen Ausbruch des höchſten Unwillens über die unmenſchlichſte Mißhandlung. Ihr unglücklicher Zuſtand erregte das Mitleiden aller, die vernünftig genug waren, ihre Erklärung nicht für eine Liſt des Teufels zu halten.

An einem andern Tage ſollte der Teufel der Schweſter Klare mit einem Schwefelfaden ausgeräuchert werden. Der Exorciſt war aber ſo ungeſchikt, die Nonne damit zu brennen. Durch die ſchmerzliche Empfindung zum Unwillen gereizt, ſprang ſie auf, riß ſich aus den Händen des Exorciſten loß, und brach in laute Klagen über ihren Zuſtand und über die tyranniſche Behandlung ihrer Vorgeſezten aus, die ſie mit Gewalt zwängen, die Rolle einer Beſeſſenen zu ſpielen. Sie bat Gott inbrünſtig, ſie aus dieſer unglücklichen Lage zu erlöſen. — Der Exorciſt hatte noch Beſonnenheit genug, um ſeinen Zuſchauern den Vorfall richtig zu erklären. „Der Teufel, welcher dieſe Nonne beſizt, ſagte er, beweist hier eine auſſerordentliche Liſtigkeit; aber der Gott, den er angerufen hat, iſt kein anderer, als Luzifer.“ — Das iſt eine ſchändliche Unwahrheit, erwiederte ſie, ich rufe den wahren Gott an, den

den Schöpfer des Himmels und der Erde — und, indem ſie dies ſagte, lief ſie aus der Kirche, und verſicherte, ſie würde nie wieder einen Fuß hineinſetzen. Eine Dame von Stande, die mit ihr verwandt war, folgte ihr nach, und führte ſie in das Kloſter zurük. Sie ließ ſich aber nie bewegen, wieder bei den Beſchwörungen zu erſcheinen.

Mehrere von den Beſeſſenen, welche, längſt von ähnlichen Vorwürfen ihres Gewiſſens gepeinigt, nur durch Furcht zurückgehalten worden waren, legten nun öffentlich, durch dieſe Beiſpiele ermuntert, ähnliche Bekenntniſſe ab. „Unſre Exorciſten, ſagten ſie, ſind gottloſe Leute, Heuchler, Betrüger, ſchlimmer, als der Teufel ſelbſt. Sie haben uns gezwungen, einen Unſchuldigen anzuklagen, und Schuld an ſeinem Tode zu werden. Wir bitten die Obrigkeit und alle Anweſende auf unſre Erklärung Rückſicht zu nehmen.“

Die Exorciſten benuzten zwar alle die Ausflüchte jezt wieder, mit welchen ſie beim erſtenmal dieſen Anfällen begegnet hatten. Sie erklärten dieſe Anklagen der Beſeſſenen für einen Kunſt-

Kunstriff des Teufels, der dabei keine andre Absicht habe, als sie, die er als seine Widersacher hasse und als seine Peiniger fürchte, zum Opfer seiner Rachsucht und seines Zorns zu machen, und sie durch falsche Beschuldigungen in die Hände ihrer Feinde zu liefern. Indeß mochten sie wol selbst fühlen, daß diese Gründe zu schwach seien, um sie noch lange beschirmen zu können. Sie hielten es also für rathsamer, selbst Anstalten zur Beendigung des Schauspiels zu treffen.

Der erste Schritt, den sie dazu thaten, war die Austreibung Behemots, des letzten von den sieben Teufeln der Oberin. Er bestand aber auf seiner ehemaligen Erklärung, daß er nirgend anders als bei dem Grabe des heil. Franziskus von Salles seinen Sitz verlassen werde. Endlich willigte er doch in einen Vergleich. Der Exorcist und die Besessene thaten ein Gelübde, die Reise nach der Befreiung der Oberin zu machen. Damit war er zufrieden, und fuhr aus, am 15 Oktober 1637. Zum Zeichen seiner Auswanderung hinterließ er in ihrer Hand den Namen des heil. Franziskus. — Die Reise zu dem Grabe des Heiligen wurde angestellt, und

die Oberin ſoll auf dieſem Wege noch viele Wunder verrichtet haben.

Ein neuer Grund, das Ende der Beſchwörungen zu beſchleunigen, war der Tod des Pater Tranquillus. In ihm verloren nicht nur die Beſeſſenen den berühmteſten unter den damals noch lebenden Exorciſten, ſondern ſein Tod ſelbſt verbreitete neuen Schrecken und Gewiſſensangſt unter den Beſchworenen und Beſchwörenden. Die fürchterlichſten Schmerzen folterten ihn in ſeinen lezten Stunden, und preßten ihm ein erſchütterndes Angſtgeſchrei aus, das alle Nachbarn des Kloſters hörten. Die ſchrecklichen Umſtände ſeines Todes wurden in der ganzen Stadt ſo allgemein bekannt, daß man ſie weder läugnen noch bemänteln konnte. Um den nachtheiligen Gerüchten zu begegnen, welche aus dieſen Erzählungen entſtanden, lieſſen die Kapuziner ſelbſt eine Geſchichte von den lezten Stunden des Pater Tranquillus druken. Sie faſſten darin die Umſtände, die man von ſeinem Tode erzählte, ſeine Schmerzen, ſeine Verzweiflung, die Gotteslästerungen, die er noch im Todeskampfe ausgeſtoßen hatte. Aber ſie erklärten dies alles aus dem ſehr natürlichen Umſtand, daß eine Truppe von Teufeln,

aus

aus Haß gegen einen ihrer mächtigſten Feinde, ihn angefallen haben, um ihn zu tödten. Dieſer abſcheuliche Verſuch ſei ihnen endlich auch geglückt, aber ſeine Seele ſei ihnen entgangen. So ließen ſie ihm auch folgende Grabſchrift ſetzen: „Hier ruht Pater Tranquillus von Sankt Remo, ein unermüdeter Streiter wider das Höllis„ſche Reich, als Exorciſt ein muthiger Bekämpfer der böſen Geiſter. „Erbos't über die Gewalt ſeiner Angriffe, überfielen ihn die Teufel „und tödteten ihn auf Befehl der „Zauberer, den lezten May 1738.“

Kurz darauf erfolgte der leite Schlag, der das ganze Spiel auf einmal endigte. Die 4000 Livres, welche der König zu den Beſchwörungskoſten jährlich angewieſen hatte, wurden eingezogen, und damit den Beſchwörungen zugleich der einzige Reiz, den ſie bisher noch gehabt hatten, entzogen. Grandiers Freunde hatten ihre Rache durch ſeine Aufopferung abgekühlt, die Exorciſten ihre Zwecke erreicht; die Neugierde der Zuſchauer und zugleich ihre Mildthätigkeit waren verſchwunden; die vornehmſten Helden, Lakantius und Tranquillus, ſchon vom Schau-

platz getreten; von allen Seiten nichts weiter dabei zu gewinnen — alles zu verlieren. (Die Gefahr täglich größer), die Herzogin von Aiguillon hatte von ihrer Reise nach Loudün bei Hofe erzählt und gezeigt, daß die Betrügereien zu grob wären, um den Glauben eines vernünftigen Menschen zu verdienen. Es war zu fürchten, daß das Andenken an den Tod des Unschuldigen, der durch diese nichtswürdige Betrügerei auf den Scheiterhaufen gebracht worden war, mit einem erschrecklichen Gefolge erwachen und die Gemüther des Volks aufs neue erbittern möchte, wenn nicht der Hauptumstand seiner Anklage wenigstens räthselhaft bliebe. Mignen selbst war herzlich froh, das Ende einer Intrike zu sehen, bei der nichts weiter zu gewinnen war, und die bei einem kleinen Wechsel der Regierung oder einer leichten Aenderung der Umstände, ihm selbst noch hätte sehr gefährlich werden können. Müde von Arbeit und Leiden aller Art, von Schmerz und von Furcht wechselsweise gequält, hatten die Nonnen schon lange nach Erlösung geseufzt; ihr Glük war gemacht; sie hatten keinen sehnlichern Wunsch, als jezt dasselbe in Ruhe zu genieſſen. — Gründe genug, um eilig das Schauspiel zu enden.

Man

Man brachte die Beſeſſenen zuerſt ſeltener, und endlich gar nicht mehr öffentlich in Vorſchein, und hob die Beſchwörungen ganz auf, unter dem Vorwand, ſie nur noch im Kloſter fortzuſetzen.

Die Betrügereien, welche Barre mit ſeinen Beſeſſenen zu Ehmen trieb, wurden endlich entdeckt. Allein es waren verſchiedene vornehme Perſonen dabei intereſſirt, die Sache ward alſo nur in der Stille beigelegt. Barre verlor demungeachtet ſeine Pfarre und Pfründe, und wurde nach Mans verwieſen, wo er ſich auf ſeine übrigen Tage in ein Kloſter verbarg. Seine Beſeſſenen wurden auf Lebenszeit zwiſchen vier Mauern eingeſperrt.

Der Streit
zweier Mütter um ein Kind
oder
Rechtshandel des Grafen
von
Saint Geran.

Zweimal hatte der Marschall von Saint Geran, aus dem Hause Guiche, sich vermählt. Anne von Tournon, seine erste Gemahlin, gab ihm einen Sohn, Claudius von Guiche, und eine Tochter, welche nachher die Gemahlin des Marquis von Bouillé und Mutter einer Tochter wurde, welche in der Folge den Grafen von Lüde heirathete. Susanne von Epaules, seine zweite Gemahlin, war eine Wittwe, die vorher mit dem Grafen von Longaunay verheirathet gewesen war und von diesem eine Tochter Susanne von Longaunay in die zweite Ehe mitbrachte.

te. Die Frucht dieser zweiten Vermählung war auch eine Tochter, welche nachher die Gemahlin des Herzogs von Ventadour wurde.

Der Marschall und seine neue Gemahlin beschlossen, durch eine Verbindung ihrer zusammengebrachten Kinder sich selbst noch enger zu vereinigen. Claudius von Guiche, in einem Alter von ungefähr achtzehn Jahren, wurde also mit der Gräfin von Longaunay vermählt, welche damal etwa dreizehn Jahre zählte. Am 17 Februar 1619 wurde zu Rouen die Ehe geschlossen; weil aber der Graf noch so jung war, so schlug man ihm eine Reise nach Italien vor, vor der er erst nach zwei Jahren zurückkehrte.

Das Vergnügen, Enkel und künftige Stammhalter seines Hauses zu sehen, erlebte der Marschall von Saint Geran nicht. Er starb den 30. December 1632. Der Graf von Guiche, sein Sohn, folgte ihm in dem Gouvernement von Bourbonnois, wurde Ritter des königlichen Ordens, und führte nun den Titel eines Grafen von Saint Geran.

Zwanzig Jahre schon hatte der Graf in der Ehe gelebt, ohne einen Nachkommen zu sehen. Seine Gemahlin war schon gegen fünf und dreißig Jahr alt, und die Hoffnung einen Erben

von ihr zu erhalten, wurde täglich kleiner. Die Bekümmerniß des Grafen nahm zu mit der Abnahme seiner Hoffnungen, und hatte ihn schon ziemlich muthloß gemacht, als auf einmal ihm die längst erschnte Aussicht sich öffnete. Die Gräfin machte im November 1640 eine Reise von Moulins nach Paris, und war kaum dort angelangt, als sie alle gewöhnlichen Anzeigen der Schwangerschaft zu empfinden glaubte. Das Gerücht von dieser merkwürdigen Neuigkeit verbreitete sich bald überall; die ganze Familie, alle Freunde des Grafen und die ganze Provinz Bourbonnois bezeugten ihre Freude über den unvermutheten glüklichen Zufall.

Bald darauf gieng die Gräfin nach Saint Geran zurük, um ihre Niederkunft dort abzuwarten. Im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft hatte sie das Unglük, einen Fall zu thun. Die Aerzte und Wundärzte, welche herbei gerufen wurden, wendeten alle mögliche Vorsicht an, den schlimmen Folgen dieses Falles vorzubeugen, und besonders allen Nachtheil für die Schwangerschaft der Gräfin zu verhüten. Die Damen von Stande aus der Provinz kamen alle der Reihe nach, der Gemahlin ihres Gouverneurs ihre Ehrerbietung zu bezeugen,

und

und ihr zu einem Sohn Glük zu wünschen, den sie ihr prophezeihten. Zwei Monate vor der Zeit ihrer Niederkunft hielt der Graf einen Arzt und eine Hebamme im Hause, die für das Wohlsein der Schwangeren Sorge tragen und ihre Lebensweise anordnen mußten. Mit einem Wort, es ist schwerlich jemals von einer Schwangerschaft so viel öffentlich gesprochen und so viel Aufhebens gemacht worden, als von dieser.

Der Graf schrieb alle Umstände von der Schwangerschaft seiner Gemahlin an seine Schwiegermutter, die Marschallin von Saint Geran, und bat sie, zu kommen und dem künftigen Erben den Namen zu geben. — Die Marschallin ließ sogleich die Geschenke zurichten, die sie ihrem kleinen Pathen mitzubringen gedachte, und begab sich mit freudigen Erwartungen nach Saint Geran zu ihrer Tochter. Wenige Tage nach ihr kam auch die Frau von Saligni, eine Schwester des verstorbenen Marschalls von Saint Geran, auf dem Schlosse an. — Amme und Wärterin wurden angenommen, und alles in Bereitschaft gesetzt, den neuen Erben des Hauses zu empfangen.

Unter den Personen, welche damals in dem Schlosse zu Saint Geran sich aufhielten, war

der Marquis von Saint Maixant, ein Verwandter des Grafen, der sich dahin geflüchtet hatte, um einer obrigkeitlichen Untersuchung zu entgehen, die ihn mit sehr unangenehmen Folgen bedrohte. Es war ein sehr wichtiger Dienst, den der Graf ihm dadurch erzeigte, daß er ihm einen Zufluchtsort auf seinem Schloß se einräumte, und als Gouverneur der Provinz ihn unter seinen Schuz nahm.

Auch die Schwester des Grafen, Marquise von Bouillé, lebte damals bei ihrem Bruder, dessen vermuthliche einzige Erbin sie war. Sie hatte sich von ihrem Gemahl getrennt, und wußte eine Menge von Ursachen aufzuzählen, die sie gezwungen hätten, ihn zu verlassen; andere wußten es aber weit wahrscheinlicher aus einem einzigen Grunde zu erklären, aus den siebenzig Jahren, welche ihr Mann zählte. — Die Jugend, die hübsche Figur, das artige Betragen des Marquis von Saint Maixant gewannen bald das Herz der Marquise, ihre Reize eroberten das seinige. Täglich hatten sie Gelegenheit sich zu sehen und zu sprechen, sie liebten sich, und man hat behaupten wollen, daß sie den Plan gehabt haben, ihre Herzen noch durch engere Bande zu vereinigen, so bald der veraltete Marquis von

Bouil-

Bouillé ihren Wünschen nicht mehr im Wege stehen würde. Sie hofften beide, daß ein siebenzigjähriger Gemahl die Ausführung ihres Plans nicht lange hindern könne, und im Nothfall, versichert man, verließ sich der Marquis auf sein Geheimniß, einem zu langsam schleichenden Greise früher ans Grab zu helfen.

Die Marquise hatte zwei Kammerfrauen bei sich, welche Schwestern waren und Dumets hießen, Geschöpfe, ganz von der gewöhnlichen Denkungsart ihrer Klasse, durchdrungen von dem ächten Jesuitengeiste, feil zu allem, verschwiegen so lang kein größerer Gewinn sie lokt, verrätherisch, sobald ihr Vortheil es gebietet, listig und untreu, demüthig und unverschämt, um die Geheimnisse ihrer Herrschaften buhlend, um diese von sich abhängig zu machen, und ihr Vertrauen, so oft es ihnen gefällt, zu mißbrauchen.

Ausser diesen Personen war noch auf dem Schlosse: der Haushofmeister des Grafen, Beaulieu — ein Mann, der seinem Herrn, dem er auch einst in einem Gefecht beigestanden hatte, schon deswegen sehr zugethan war, weil er die Erhaltung seiner ganzen zahlreichen Familie von ihm erwarten mußte — und die Hebamme, Louise

Gail-

Gaillard aus Vichi, eine von den verworfenen Geschöpfen, die man zu jeder Schandthat leicht erkaufen kann, und die mit kaltem Blute Verbrechen aller Art auszuführen im Stande sind.

Wir haben bei der ausführlichen Beschreibung dieser Personen, und der einzelnen Umstände absichtlich etwas länger verweilt, weil die ganze Verwiklung und Auflösung der Geschichte auf denselben beruht.

Am 16 August 1641, während einer Messe in der Schloßkapelle, wurde die Gräfin von Wehen überfallen. Man brachte sie in ihr Zimmer; ihre Mutter legte ihr mit eigner Hand die Haare zurecht, und ordnete ihren Kopfputz nach der damaligen Sitte der Wöchnerinnen; die Windeln zum Empfang des Kindes wurden bereit gehalten, die Amme und die Wärterinnen herbeigerufen und die Gräfin elendes zu Bette gebracht. — Die Wehen waren so anhaltend und heftig, daß man fürchtete, sie möchte es nicht aushalten können. In allen Kirchen zu Moulins wurde das heil. Sakrament ausgesezt und für eine glükliche Entbindung der Gouverneurin gebetet.

Die

Die bevorstehende Niederkunft der Gräfin hatte die Erwartungen der ganzen Familie aufs höchste gespannt. Alle hatten sich um sie versammelt, um Zeugen einer Begebenheit zu sein, von welcher das Schicksal ihres Hauses und der fortdauernde Glanz des berühmten Stammes abhieng. Die Marschallin, die Frau von Saligni, der Marquis von Saint Maixant, die Marquise von Bouillé mit ihren beiden Kammerfrauen, der Graf und seine beide jüngern Schwestern waren in dem Zimmer der Gräfin. Die ältere von diesen, die nachherige Herzogin von Ventadour, welche damal erst sechs Jahre alt war, fiel einigemal in Ohnmacht über den Leiden ihrer Schwester angefüllt und die Bewegungen des Kindes bemerkt haben.

So viele Menschen in Einem Zimmer beisammen in der heissesten Jahreszeit mußte die Hitze unerträglich und die Luft für die Kranke selbst gefährlich machen. Zudem linderte nur die Menge müßiger Zuschauer diejenigen, die zur Pflege der Gräfin bestimmt waren. Die Marquise von Bouillé äusserte diese Bemerkung ganz freimüthig, und verlangte geradezu mit einem Ton, zu dem sie durch kindliche Liebe und natürliche Zärtlichkeit für die Gräfin berechtigt

schien;

schien: alle, deren Gegenwart nicht durchaus nothwendig wäre, müßten das Zimmer verlassen, „und um niemand einen Vorwand zu lassen, sagte sie zu der Marschallin, so bitte ich Sie, Madam,' den andern mit einem guten Beispiel vorzugehen." Niemand konnte mit mehr Recht Anspruch darauf machen, bei der Niederkunft der Gräfin zugegen zu sein, als die Mutter. Allein aus Liebe zu ihrer Tochter unterwarf sie sich dem Verlangen, sich zu entfernen, und die übrige Gesellschaft folgte ihr nach. Es blieb niemand im Zimmer als die Hebamme, die Marquise und ihre beiden Kammerfrauen. Die leztern mußten die Stelle der beiden Kammerjungfern der Gräfin vertreten, die noch sehr jung waren, und aus Schaamhaftigkeit der Entbindung nicht beiwohnen wollten.

Inzwischen dauerten die Wehen zwei Stunden lang ununterbrochen fort, und schwächten zusehends die Kräften der Gräfin. Abends gegen sieben Uhr versicherte die Hebamme: sie werde die Anstrengung nicht aushalten können, wenn sie nicht, durch einige Ruhe gestärkt, neue Kräfte sammle; und zugleich reichte sie ihr etwas zu trinken. Kaum hatte die Gräfin den Trank zu sich genommen, als sie in einen wahren Todes-

tenschlaf

tenschlaf fiel, der bis den andern Morgen anhielt. Während dieses Zustandes erschien alle Augenblick ein Abgesandter des Grafen, der Marschallin, oder der übrigen, die an der Entbindung Antheil nahmen, vor der Thüre des Zimmers, um sich nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Keiner von ihnen wurde ins Zimmer gelassen; sie kamen aber nie mit einer schlimmen Nachricht zurück, man ließ durch sie sagen: es gehe alles gut und man könne hoffen, die Wünsche bald erfüllt zu sehen. Der Marquis von Saint Mayant lief die ganze Nacht im Hause herum, und kam oft selbst vor das Zimmer der Gräfin, die Thüre wurde ihm ein wenig aufgemacht, und er sprach ganz leise, bald mit der Hebamme bald mit der Marquise von Bouillé. Beaulieu allein genoß den Vorzug, ganz in das Zimmer eingelassen zu werden.

Die Gräfin erwachte endlich wieder gegen Anbruch des Tages. Sie glaubte die deutlichsten Spuren einer Niederkunft gewahr zu werden, und ihre ersten Worte waren eine Frage nach ihrem Kinde. Die Umstehenden erwiederten: sie sei noch nicht entbunden worden; sie behauptete aber mit einem lebhaften Eifer das Gegentheil und bezeugte eine heftige Unruhe.

Um

Um sie zu beruhigen, versicherte die Hebamme: „die Entbindung müsse gewiß noch vor Abend geschehen, und alle Zeichen, welche sie die Nacht über habe wahrnehmen können, kündigen einen Sohn an". Der Graf und die Marschallin wurden durch dieses Versprechen beruhiget; allein die Gräfin ließ sich dadurch gar nicht zufrieden stellen, sondern blieb fest auf ihrer Behauptung, daß ihre Entbindung schon geschehen sei.

Da die Niederkunft selbst am andern Morgen noch nicht geschehen war, äusserte die Gräfin den heftigsten Kummer. Mit Thränen und mit Seufzen bat sie: man solle ihr doch sagen, was mit ihrem Kinde geschehen sei. Die Hebamme wiederholte ihre Versicherungen, daß sie noch nicht entbunden worden sei; „der Neumond, sagte sie, hat ihre Niederkunft verhindert, haben Sie nur noch so lange Geduld, bis der abnehmende Mond eintritt, ihre Entbindung wird alsdenn um so leichter geschehen, da alle Wege so gut vorbereitet sind." Allein was für Gründe sie auch vorbringen mochte, sie verfehlten alle ihre Wirkung bei der Gräfin, welche unveränderlich bei ihrer Behauptung blieb.

Die-

Diese Beharrlichkeit, womit die Gräfin ihre Meinung unterhielt, verbunden mit einer Zuversicht, welche nur eine wahre Ueberzeugung begleitet, mußte Aufmerksamkeit erregen, und würde ohne Zweifel auch endlich die andern allgemein überzeugt haben, daß die Gräfin in ihrer Behauptung wohl Recht haben könne. Allein die Marschallin — vermuthlich bloß um sich selbst noch länger eine Hoffnung zu erhalten, deren Erfüllung sie so sehnlich wünschte — führte eine ihrer eignen Schwangerschaften zum Beispiel an, in der sie auch, wie sie erzählte, am Ende des neunten Monats alle Anzeigen einer Niederkunft empfunden habe, die doch erst sechs Wochen nachher erfolgt sei. Ein Trostgrund, der den Wunschen aller so schmeichelhaft entgegen kam, fand leicht Eingang. Alle liessen sich durch die Erzählung täuschen. Der Marquis von Saint Mairant und die Marquise von Bouillé, welche am lebhaftesten von der Möglichkeit, hier eine ähnliche Erscheinung zu erwarten, überzeugt schienen, suchten auch den übrigen diese Gründe ihrer Hoffnungen noch einleuchtender zu machen; und man fieng an, allgemein zu glauben, daß die Niederkunft wohl noch einige Zeit sich verzögern könne.

Die Gräfin war aber nicht so leichtgläubig, sie blieb noch immer unerschüttert bei ihrer Meinung. Die Hebamme versuchte also noch ein Mittel, sie von ihrem Eigensinn abzubringen und sie durch eine vorgespiegelte Hoffnung einer nahen Entbindung zu gewinnen. „Das Kind, sagte sie, hat zwar die ersten Bewegungen schon gemacht, allein es muß sich verwikelt haben, und zu hart an der Mutter anliegen, um aber die Ablösung zu befördern, wird es nöthig sein, daß die Mutter eine starke Leibesbewegung mache."

Die Gräfin widersezte sich schlechterdings diesem Vorschlag, der ihr um so gefährlicher scheinen mußte, je gewisser sie überzeugt war, daß sie eine ganz neue Kindbetterin sei. Allein der Graf und die Marschallin, bei welchen die Ueberredungskunst der Hebamme einen glüklichern Erfolg gehabt hatte, wendeten selbst alles an, die Einwilligung zu dieser Probe von der Gräfin zu erhalten. Ihren dringenden Bitten konnte sie endlich nicht länger widerstehen; sie entschloß sich, ihren vereinten Wünschen das Opfer zu bringen, und ließ sich in eine Kutsche sezen, in der sie durch die schlimmsten Wege und neu geackerte Felder geschleppt wurde.

Die

Die Erschütterungen waren so heftig, daß ihr der Versuch ohne Zweifel das Leben gekostet haben würde, wenn sie eine weniger starke und gesunde Leibesbeschaffenheit von der Natur erhalten hätte. Nachdem endlich die Spazierfarth lange genug gedauert hatte, um den Rath der Hebamme erfüllt zu haben, brachte man die Gräfin wieder zu Bett. — Sie konnte nun wohl einsehen, daß es ihr nicht gelingen werde, von der Wahrheit ihrer Behauptung jemand zu überzeugen. Sie verschloß also ihren Kummer in sich, und überließ es der Zeit und den Umständen, die Wahrheit ans Licht zu bringen, während sie, im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, der Nothigen sich in die Arme warf, und in ihren Gründen Beruhigung suchte.

Sechs Wochen waren in leeren Erwartungen verschwunden. Man fieng endlich an, an der Schwangerschaft der Gräfin selbst zweifelhaft zu werden. Wie leicht, dachte man, konnte sie von ihrer Einbildungskraft getäuscht werden, eine Begebenheit zu glauben, welche längst das höchste Ziel aller ihrer Wünsche gewesen war? Und wie leicht mußte nicht ihre Meinung bei den übrigen Eingang finden, die an der frohen Erscheinung nicht weniger Antheil nahmen? Es war also

vermuthlich nur ein Luftbild, das, von gespannten Erwartungen erzeugt, dieselben Erwartungen eine Zeit lang getäuscht und endlich betrogen hat. Es fehlt nicht an Beispielen von Frauen, die sich für schwanger hielten, und mehrere Monate in dieser falschen Einbildung lebten. Mit einem Wort, man glaubte endlich allgemein, die ganze Begebenheit sei ein bloßes Spiel der Natur gewesen, die sich wohl bisweilen eine kleine Abweichung von ihrem gewöhnlichen Wege erlaube. Die Vereinigung aller Stimmen gegen die ihrige, schien endlich die Gräfin gegen ihre eigne Ueberzeugung mißtrauisch zu machen. Ihr Leiden verbarg sich tief im Innersten ihrer Brust; nur selten sah man noch Spuren von dem geheimen Kummer, der an ihrem Herzen nagte. Die wohlthätige Hand der Zeit besänftigte endlich ihren Schmerz, und einige Jahre hätten vielleicht das Andenken an die ganze Begebenheit verlöscht, wenn nicht ein Zufall es aufs neue hervorgerufen hätte.

Beaulieu, der Haushofmeister des Grafen, hatte einen Bruder zu Paris, welcher Fechtmeister war, und die Tochter eines Schauspielers, Marie Pigoreau, geheirathet hatte. Dieser Bruder war im Junius 1639 erstochen worden

den, und hatte ſeine Frau mit einem Kinde, Namens Anton, und ſchwanger mit einem zweiten, von dem ſie am 9 Auguſt folgenden Jahres entbunden wurde, hinterlaſſen. Zwei Jahre nach dieſer Niederkunft brachte Marie ihr zweites Kind, dem ſie den Namen Heinrich gegeben hatte, zu Beaulieu, dem Oheim und Pathen deſſelben, und bat ihn, ſich des Kindes anzunehmen, dem ſie in ihren traurigen Umſtänden gar keine Erziehung geben könne.

Beaulieu war ſehr geneigt, die Vaterſtelle bei ſeinem Neffen zu vertreten, und bat den Grafen und die Gräfin um Erlaubniß, ihn zu ſich aufs Schloß nehmen zu dürfen. Sie wunderten ſich beide, daß er bei ſeinen fünf Kindern dieſe neue Laſt ſich auflegen wolle, und ſuchten ihn, um ſeines eignen Beſten willen, von dieſem Vorſaz abzubringen. Allein er hielt nur um ſo dringender an, und ſie konnten ihm eine Bitte nicht abſchlagen, die ſie als Beweis einer edelmüthigen Geſinnung bewundern mußten. Der kleine Heinrich wurde alſo auf das Schloß gebracht.

Die Gräfin war eben im Begriff nach Moulins zu fahren, und gab Befehl, Beaulieu's kleinen Neffen in dem Wagen ihrer Kammerfrauen

mitzunehmen. Da man ihr aber das Kind zeigte, fand sie den kleinen blonden Gast, mit großen blauen Augen, und feinen regelmäßigen Zügen so liebenswürdig, daß sie ihn in ihren eignen Wagen nahm. Er wußte sich bald in die Gunst der Gräfin so einzuschmeicheln, und gefiel auch dem Grafen sowohl, daß er in kurzem der ausgezeichnete Liebling von beiden war. Mit Wohlgefallen sah die Gräfin seine unschuldigen kindischen Spiele, mit innigem Vergnügen hielt sie ihn in ihren Armen. Oft wenn er an ihrem Halse hieng, drang sich tief aus ihrer Brust ein Seufzer hervor; lebhaft erwachte bei ihr das Andenken ihrer ehemaligen Hoffnungen. „So, dachte sie, würde jezt auch das Kind meines Herzens an meinem Halse hängen, so würde ich es jezt auch mit mütterlicher Zärtlichkeit an meine Brust drücken; eben so alt würde es jezt sein, vielleicht auch eben so schön" — Stunden lang verweilte sie bei diesen süßen Bildern von dem, wie es sein könnte, und mit Wehmuth erwachte sie dann aus ihrem Traume zur Wirklichkeit — „die Vorsehung hat's nicht haben wollen." tröstete sie sich dann, aber die Thränen traten ihr aus den Augen. Oft verlor sie sich beim Anblik des schönen Heinrichs in solch wehmüthig an-

angenehme Schwärmereien, und gewann dieſen dadurch nur um ſo lieber.

So waren einige Jahre ſchon verfloſſen, als im Jahr 1648 der Oheim des kleinen Lieblings der Gräfin plözlich von einer Krankheit befallen und vom Tod weggerafft wurde. Man hat nachher behauptet, daß Gift die Urſache davon geweſen ſei. Beaulieus Tod veranlaßte den Grafen und die Gräfin, ſeinen Neffen zu ſich zu nehmen. Sie lieſſen ihrem Pflegling eine ſtandesmäßige Erziehung geben: ihre Zuneigung zu ihm wurde täglich größer, ſie liebten ihn, wie ein eignes Kind. Kaum war er ſieben Jahre alt, ſo kleideten ſie ihn in Pagenhabit, und er diente ihnen unter dieſem Namen, bis die Szene durch die Begebenheiten ſich änderte, welche im Auguſt 1651 ſich anfiengen zu entwikeln.

Ein heimliches Gemurmel von einer Verſchwörung, welche das Kind der Gräfin unterdrükt haben ſollte, verbreitete ſich auf einmal durch die ganze Provinz und erregte ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs. Der ehemalige Verdacht, welcher noch ſo tief in dem Herzen der Gräfin eingegraben lag, erwachte aufs neue. Sie beſchloſſen, mit dem angeſtrengteſten Eifer nach der Quelle des Gerüchts zu forſchen,

und jeden kleinſten Umſtand aufzuſuchen, der ihnen Licht in einer für ſie ſo wichtigen Angelegenheit geben konnte.

Indeß reiste der Graf mit ſeiner Gemahlin und der Marquiſe von Bouille nach Vichi, um da die Bäder zu gebrauchen. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß die Hebamme, die der Gräfin bei ihrer vermeintlichen Niederkunft beigeſtanden hatte, aus Vichi war. Eines Tages überraſchte die Gräfin ihre Schwägerin in einer geheimen Unterredung mit dieſer Hebamme. Sie unterbrach ſie, und erkundigte ſich nach dem Inhalt ihrer Unterhaltung. „Frau Luiſe ſagte Madam Bouillé, lobt meinen Bruder, daß er keine Unzufriedenheit gegen ſie gezeigt habe.“ — Was hatten Sie denn für einen Grund, eine unfreundliche Aufnahme von meinem Gemahl zu befürchten? — „Ich dachte, gnädige Frau, er möchte mir ſchlechten Dank wiſſen für das, was damals vorgieng, als wir uns einbildeten, Sie würden niederkommen.“ Die Verwirrung, welche die Gräfin auf den Geſichtern der Hebamme und ihrer Schwägerin bemerkte, machte ſie aufmerkſam auf die Zweideutigkeit dieſer Antwort. Mit Gewalt wollte ihr Verdacht aus ſeinem Hinterhalt losbrechen; ſie ſah aber, daß jezt

alles

alles daran gelegen sei, sich nicht zu verrathen, weil sonst leicht neue Maßregeln der Verbündeten die Entdeckung ihres Geheimnisses ganz vereiteln könnten. Glüklich verbarg sie die Aufwallung, und, um ihre Fassung nicht zum zweitenmal der Gefahr auszusetzen, brach sie das Gespräch ab und entfernte sich. Inzwischen verließ doch gleich darauf die Marquise von Bouille ihren Bruder und ihre Schwägerin, zog sich nach Lavoire zurük, und kam nie wieder nach Saint Geran.

Der Graf und die Gräfin theilten alle diese Umstände nebst den Muthmaßungen, welche sie daraus zogen, der Marschallin mit, und alle drei hielten nun Rath, wie die Sache anzugreifen sei. Sie fanden es für das allerzwekmäßigste, sich der Hebamme zu versichern, und sie ganz in der Stille nach Saint Geran kommen zu lassen, um von ihr nähere Umstände zu erfahren. Die Hebamme kam, und wurde über verschiedne Begebenheiten befragt, die zur Entdekung der Wahrheit führen konnten. Sie bekannte zwar nichts, woraus man gerade zu einen Beweis hätte nehmen können; aber ihre Antworten waren sich so ungleich und selbst oft so widersprechend, so schwankend und unbe-

stimmt, daß sie hinreichende Verdachtsgründe gegen sie gaben. Ob sie also schon noch nicht überwiesen war, so glaubte der Graf doch dadurch Anzeigen genug zu haben, um sie den Händen der Gerechtigkeit überliefern zu können.

Es war aber dabei die äusserste Klugheit nöthig. Ließ man sie auf dem Schloß selbst gefangen nehmen, so machte man sich dadurch einer Gewaltthätigkeit verdächtig, die auf die ganze Untersuchung ein nachtheiliges Licht werfen mußte. Ließ man sie aber loß, und sie hatte nur den geringsten Argwohn, daß man sie schuldig gefunden habe, so mußte man befürchten, daß sie die Flucht ergriff und dadurch den Faden auf einmal zerriß, der allein in dem Labyrinth sicher leiten konnte, das man jezt betreten wollte. Man fand endlich doch das leztere für rathsamer, und wagte es, sie ganz frei wieder abziehen zu lassen. Glüklicherweise waren alle Fragen, die man ihr vorgelegt hatte, so fein eingerichtet gewesen, daß sie die wahre Absicht derselben gar nicht ahndete; sie begab sich also mit der größten Sorglosigkeit wieder nach Hauß. — Sobald sie aber weggegangen war, übergab der Graf dem Vizelandrichter zu Moulins eine Klage, auf welche sie sogleich eingezogen und verhört wurde.

Schon

Schon im ersten Verhör gestand die Hebamme, daß die Gräfin wirklich entbunden worden sei, aber „nur von einer todtgebornen Tochter,“ setzte sie hinzu, welche ich gleich darauf unter der Treppe, nahe bei der Scheune im Hühnerhof, unter einen Stein verscharrt habe.“ — Die Richter begaben sich sogleich, begleitet von einem Arzt und einem Wundarzt, an den bezeichneten Ort, fanden aber weder den Stein noch irgend eine andere Anzeige, daß die Erde jemals dort aufgescharrt gewesen wäre. Sie liessen an mehreren Orten in der Nähe nachgraben, allein es war überall nichts zu finden.

In dem zweiten Verhör leugnete sie die Entbindung der Gräfin ganz. In dem dritten sagte sie: es sei bloß ein Gewächs gewesen, von dem die Gräfin entbunden worden sei; in dem vierten gestand sie aber, die Gräfin sei mit einem Sohn niedergekommen, den Beaulieu in einem Korbe weggetragen habe. Gleich nach diesem Verhör bestätigte sie ihre Aussage in einem Briefe, den sie durch eine gewisse Duvernier an die Gräfin schreiben ließ. Sie erkannte nachher den Brief, den sie mit einem Kreuz bezeichnet hatte, selbst vor Gericht für ächt. Demungeachtet leugnete sie wieder alles im fünften

ten Verhör, und widerrief alle ihre vorigen Aussagen. —

Bei allen diesen Widersprüchen entfiel ihr doch nicht ein einziges Wort, das einen Verdacht von Mitschuldigen hätte erwecken können, unerachtet alle Umstände darauf zu führen schienen. So sagte man zum Beispiel: unmittelbar nach ihrer Gefangennehmung habe die Hebamme ihren Sohn an die Marquise von Bouillé abgeschickt, die — so sezte man hinzu — die Zeichen der gewaltsamsten Bestürzung bei dieser Nachricht nicht verbergen konnte. Ferner bemerkte man, daß der Generallieutenant zu Moulins sich mit allen Merkmalen einer absichtlichen Behutsamkeit von der ganzen Untersuchung abgezogen habe. Er war ein Todtfeind des Grafen von Saint Geran, und hatte im Sinn, sagte man, der Marquise von Bouillé wider ihn beizustehen. Die Marquise schickte auch auf der Stelle — so erzählte man — ihren Stallmeister, den Herrn de la Foreſtiere, an diesen Richter, um von ihm einen Rath zu bekommen, wie sie der Hexamme zu Hülfe kommen könne, ohne sich selbst dabei bloß zu geben. Auf seinen Rath schrieb Madam Bouillé an ihren Sachwalter zu Paris und ließ durch diesen,

im

im Namen des Sohns der Hekamme, einen Befehl bei dem Parlement auswirken, der den Richtern zu Moulins alles weitere Verfahren untersagte. Der Brief an den Sachwalter wurde mit aller Vorsicht abgefaßt, um ihn die wahre Absicht nicht ahnden zu lassen. Die Marquise stellte die Sache als eine ganz fremde Angelegenheit vor, in die sie sich nur in der Absicht gemischt habe, ihn zum Sachwalter dabei vorzuschlagen, um ihm dadurch einen Beweis ihrer Zufriedenheit zu ertheilen. Inzwischen um dem Eifer ihres Beamten einen neuen Sporn zu geben, versah sie ihn unter der Hand zum voraus mit dem nöthigen Gelde. — Der Parlementsbefehl erschien wirklich kurz darauf. Allein er hatte bloß den Erfolg, die Untersuchung einige Tage aufzuhalten. Sobald dem Parlement die wahre Beschaffenheit der Sache berichtet wurde, hob es sein Verbot sogleich wieder auf.

Der Prozeß gieng nun ungehindert fort. Eine Menge Zeugen wurden verhört, über ihre Aussage noch einmal vernommen *) und mit der

*) Recolls — Vor der Konfrontation mit dem Beklagten läßt der Richter die Zeugen noch einmal vor sich kommen, und liest ihnen ihre Aussage zum zweitenmal vor, um zu erfahren, ob sie darauf beharren oder etwas daran ändern wollen. Dieser Akt heißt im französischen Prozeß recollement.

der Hebamme konfrontirt, welche endlich, der Unterdrükung des Kindes, das die Gräfin zur Welt gebracht hatte, überwiesen, und für schuldig erklärt von dem Richter, wegen dieses Verbrechens zum Strang verurtheilt wurde.

Die Untersuchungen wider die Hebamme hatten den Grafen und seine Gemahlin auf eine sehr wichtige Entdekung geleitet. Das Kind, das sie bisher als Pagen bei sich gehabt hatten, war nach allen Anzeigen ihr Sohn. Von der Zeit an behandelten sie ihn als ihr Kind auch, und nannten ihn den Grafen von Paliſſe.

Inzwischen appellirte die Hebamme wider das angeführte Urtheil an das Parlement, und wurde also nach Paris in das Parlamentsgefängniß gebracht. — Kaum war sie von Moulins abgeführt, als die Gräfin von Saint Geran durch einen gewiſſen Sequeville benachrichtigt wurde, daß im Jahr 1642 zu Paris ein Kind auf eine sehr geheimnißvolle Art zur Taufe gebracht worden sei, wobei sich Marie Pigoreau vorzüglich beschäftigt gezeigt habe.

Da der Graf von Paliſſe durch eben diese Pigoreau nach Saint Geran gebracht worden war, so erregte diese Nachricht um so stärkere Aufmerksamkeit auf diese Frau und ihr Betra-

gen

gen, und öffnete einen neuen Weg zu wichtigen Entdekungen. Man erfuhr, daß die Taufe in der Kirche Saint Jean-en-greve geschehen, und das Kind einer Amme zu Torcy übergeben worden sei. Auf diese Anzeige ließ man sich einen Taufschein geben, der folgendermaßen lautete: „Den siebenten März 1642 ist getauft „worden, Bernhard, der Sohn von „... und von ... Pathen sind gewesen „Maur Marmion, Taglöhner und „Aufwärter bei dieser Kirche, und „Johanne Chevalier, Peter Thibou's „hinterlassene Wittwe." Die leztere war ein Bettelweib.

Dieser Taufschein paßte nun zwar eben so gut auf jedes andre Kind, und traf nicht einsmal mit der Zeit der Niederkunft der Gräfin überein, die am 17 August des vorhergehenden Jahres geschehen war. Demunerachtet erhielt der Graf durch einen Parlementsbefehl die Erlaubniß, vor dem Gericht zu Torcy eine Untersuchung anstellen und ein Monitorial *) von den Kanzeln verkünden zu lassen. — Die Anzeigen, welche

*) Monitoire, eine Ermahnung an die ganze Gemeinde, die jeden, der von einer untersuchten Sache etwas wußte, bei Strafe des Bannes zur Entdekung aufforderte.

welche durch diese Untersuchung herausgebrach
wurden, waren zwar nicht stark genug, die P
geran von dem wider sie erregten Verdacht z
überführen; sie schienen aber dem Parlemen
hinreichend, um auf gerichtliche Verhaftneh
mung wider sie zu erkennen.

Während der Graf von Saint Geran mi
seinen Nachforschungen sich unabläßig beschäftig
te, und jede Spur, die ihm nur einen kleine
Strahl von Hoffnung zeigte, mit unermüdeten
Eifer verfolgte, schien die Natur selbst sich wi
der seine Bemühungen zu vereinigen; je anhal
tender er strebte, sich der Entdekung des wich
tigen Geheimnisses zu nähern, desto mehr sah
er sich die Wege abgeschnitten, welche ihn dahin
führen konnten. Die Marquise von Bouillé
starb, und der Marquis von Saint Maxant
überlebte sie nicht lange. Nachdem, was wir
oben erzählt haben, würden diese beiden Perso
nen eine sehr bedeutende Rolle bei diesem Pre
zeß gespielt haben, und ihr Verlust war jezt um
so mehr zu beklagen, da ihre zartlichen Bande
längst getrennt waren, und sie kein gemeinschafte
liches Interesse mehr vereinigte, der Entdekung
des Geheimnisses entgegen zu arbeiten. Man
erfuhr sogar nachher, daß der Marquis nicht

weil

weit entfernt war, die Wahrheit zu entdeken, und verſchiedne Schritte gethan hatte, die Spuren, welche dahin führten, offen zu erhalten.

Auch die Hebamme ſtarb im Gefängniß. Es war alſo, die beiden Quinets ausgenommen, keine einzige Perſon mehr übrig, die von den Begebenheiten, welche während jener berüchtigten Nacht in dem Zimmer der Gräfin vorgefallen waren, als Augenzeuge ſprechen konnte, und der ganze Prozeß ſelbſt hätte nicht weiter fortgeſezt werden können, wenn nicht die Verhaftnehmung zum gerichtlichen Verhör wider Marie Pigoreau ſchon erkannt geweſen wäre.

Ohne Geld und ohne Credit würde Marie dem Angriff des Grafen, den er mit dem vereinten Gewicht ſeines Geldes und ſeines Anſehens unterſtüzte, nicht lange Widerſtand geleiſtet haben. Allein auf einmal erſchienen zwei neue Streiter auf dem Kampfplaz, welche alle ihre Kräfte aufboten, Marien bei dem peinlichen Prozeß, den der Graf gegen ſie führte, in Schuz zu nehmen. Die Herzogin von Ventadour, die Schweſter des Grafen, vereinigte ſich mit der Gräfin von Lude, der Tochter der Marquiſe von Beuille, die Rechte, welche der Graf dem angenommenen Grafen von Pa-

lise ertheilen wollte, in Anspruch zu nehmen, und die Beweise für die Aechtheit seiner Abstammung, welche ihnen die Hoffnung einer reichen Erbschaft entriß, unmöglich zu machen.

Eigentlich hatten sie damals gar kein Recht, sich in den Prozeß zu mischen. Es ist bekannt, daß nach den Grundsätzen des Rechts allein der Vater oder die Mutter die Aechtheit eines Kindes, das sie nicht für das ihrige erkennen wollen, anfechten und einen Prozeß deswegen anfangen dürfen. Wenn zum Beispiel eine Frau eine erdichtete Entbindung vorgiebt, um sich und ihrem Mann einen Erben dadurch zu verschaffen, so hat alsdenn der Mann das Recht, wegen dieses Verbrechen, das in der Rechtssprache Einschiebung eines Kindes heißt, zu klagen. Eben dies würde der Fall bei der Frau sein, wenn der Mann ihr ein Kind unterschieben wollte, das sie nicht geboren hätte. Blutsverwandte haben nur dann ein Recht zur Klage, wenn ihr Interesse gegenwärtig und geradezu darunter leidet, wenn sie zum Beispiel durch ein untergeschobenes Kind von einer schon wirklich offenen Erbschaft ausgeschlossen werden sollten. — Allein von jenen beiden Damen, welche hier die Rechtmäßigkeit des vorgeblich un-

untergeschobnen Grafen von Pallise in Anspruch nahmen, war die eine nur Geschwisterkind, die andere nur Tante des Kindes; der Graf von Saint Geran, der den jungen Grafen öffentlich als seinen Sohn erkannte, war noch am Leben, die Erbfolge war also noch nicht offen: mithin hatten sie gar kein Recht, den Grafen und seine Gemahlin wegen Einschiebung eines Kindes zu belangen, das diese beide für das ihrige erklärten *). — Allein diese Einwendung hob in der

*) Die römischen Gesetze, welche in diesem Punkt bei uns gelten, verbieten alle Verabredungen und alle Verträge wegen der Erbschaft eines Lebenden, aus dem Grunde, sagen sie, weil es den guten Sitten nachtheilig ist; denn diejenigen, welche solche Verträge suchen, sind wahre Raben, die nach Leichnamen lauren. Pactum de hereditate viventis non valet, quia haec conventio est contra bonos mores, si quidem inducit corvinam sollicitudinem mortis alienae. L. ult. cod. de pace. L. 4. cod. de institib. stipular. — Aus demselben Grunde sprechen diese Gesetze auch den Seitenverwandten das Recht ab, die Einschiebung eines Kindes in Anspruch zu nehmen, so lange die Erbschaft, die ihnen durch dieses Verbrechen entrissen werden soll, noch nicht offen ist. Nur ein Vater oder eine Mutter, die ein fremdes Kind für das ihrige annehmen sollen, haben ein gegründetes Recht sich zu widersetzen, denn es betrifft ihr gegenwärtiges und wirkliches Interesse. Die Seitenverwandte hingegen haben dabei gar keines, und der einige Vorwand, den sie mit einigem Schein anführen konnten, ihre Hoffnung auf die Erbschaft, die ihnen dadurch geraubt werde — inducit corvinam sollicitudinem mortis alienae. Stirbt aber der Vater, dem ein

Folge der Tod des Grafen von Saint Geran, durch welchen die Erbschaft wirklich offen, und das

ein fremdes Kind untergeschoben sein soll, dann ist die Erbschaft offen, und diejenigen, welche nach der gesetzlichen Erbfolge Ansprüche darauf machen können, haben ein wirkliches Interesse, und folglich auch das Recht, das fremde Kind, das sie verdrängen will, abzuhalten. Nun ist es ihnen also erlaubt, denjenigen, der sich des Verbrechens der Einschiebung schuldig gemacht hat, gerichtlich zu verfolgen. De partu supposito SOLI accusant PARENTES; aut hi ad quos ea res pertinet; non quilibet ex populo, ut publicam accusationem intendat. L. 30. § 1. ff. de leg. Corn. de Falf. Eben deswegen haben auch die Nachkommen der nächsten Erben noch das Recht, den Prozeß gegen ein untergeschobenes Kind zu führen, ein Recht, das aus denselben Gründen der Verjährung überhaupt nicht unterworfen ist. Accusatio suppositi partus nulla temporis praescriptione depellitur: nec interest decesserit nec ne ea, quae partum subdidisse contenditur. L. 19. §. 1. eod.

Dies Gesetz macht eine Ausnahme von der, aus sehr billigen Grundsätzen festgesetzten, allgemeinen Regel, daß jedes Verbrechen, welches binnen zwanzig Jahren nicht zur Klage gebracht worden ist, sich so verjährt hat, daß der Verbrecher nach Verlauf dieser Zeit durchaus nicht mehr deswegen angefochten werden darf. Quaedam falsi temporalibus praescriptionibus non excluditur, nisi viginti annorum praescriptione, sicut caeteraquoque fere crimina. L. 12. C. ad leg. Corn. de falf. Freilich verdient das Verbrechen immer dieselbe Verabscheuung und dieselbe Strafe, aber nicht weniger verdient die Unschuld Sicherheit. Wird eine Klage bald genug vor den Richter gebracht, wo der Kläger die Beweismittel und der Beklagte die Vertheidigungsmittel noch leicht herbeischaffen kann, dann mag immer der Richter die Untersuchung mit Strenge anstellen und die Strafe nach den unerbittlichen Ge-

das Recht seiner nächsten Seitenverwandten geltend gemacht wurde, sich allem zu widersezen,

Geseze der Gerechtigkeit ausführen. Sind aber seit der Ausübung des Verbrechens, ohne daß eine Klage deswegen angebracht worden wäre, mehrere Jahre verflossen, so muß die Obrigkeit selbst den Angeklagten in Schuz nehmen: denn da die natürliche Stimme der Billigkeit die Voraussezung der Unschuld eines Beklagten fordert, so muß ihn das Gericht in einem solchen Fall als einen Menschen betrachten, dem die Länge der Zeit die Beweismittel seiner Unschuld entrissen hat. Mit einem Wort, der Zweck des Gesezes ist, jeden Menschen vor Anklagen sicher zu stellen, gegen welche leicht keine Rechtfertigung mehr möglich sein könnte, nachdem er die Hulfsmittel dazu durch die Länge der Zeit verloren hätte; und diese Zeit bestimmen die Geseze auf zwanzig Jahre. — Daß die Anklage wegen Einschiebung eines Kindes auch nach diesem Zeitraum noch gilt, geschieht nicht aus Haß gegen den Verbrecher, sondern die Ungerechtigkeit zu verhindern, die hier aus der Verjährung des Verbrechens entspringen, und sich selbst von einer Generation zur andern verjähren würde; denn ein Fremder, der in eine Familie eingeschoben wird, verpflanzt die Güter, welche Natur und Geseze den rechtmäßigen Erben bestimmen, durch alle folgende Generationen auf eine unrechtmäßige Nachkommenschaft. Ueberdies würde das Verjährungsrecht in diesem Fall es allen Eltern leicht machen, zum Nachtheil ihrer rechtmäßigen Erben ein fremdes Kind zu unterschieben, denn da die Geseze den Verwandten alles Klagen darüber während den Lebzeiten des Vaters untersagen, so würde das untergeschobene Kind in alle Rechte und Vortheile eines rechtmäßigen Nachkommen unwiderruflich eintreten, wenn der Vater sein Verbrechen nur zwanzig Jahre überlebte. — Mehreres von diesem Gegenstand wird in dem Rechtshandel des **Bettlers zu Bernon** vorkommen.

was ihren vollen Ansprüchen auf ihr Erbe Eintrag thun konnte.

Wie dem auch sei, die beiden vermeintlichen Erbinnen des Grafen von Saint Geran beschlossen, in den Prozeß wider Marie Pigoreau selbst einzutreten, um sowohl diesem Weibe zu helfen, als auch der Gräfin zugleich einen furchtbareren Gegner entgegen zu stellen. In dieser Absicht wurde vor allen Dingen wider den Fortgang des peinlichen Verfahrens Appellation eingelegt, und gegen das ganze Verfahren, welches von dem Parlement wider die Pigoreau dekretirt worden war, protestirt.

Der Hauptzweck dieser Anstalten war, den Gang des Prozesses vor der Hand aufzuhalten, und Zeit zu gewinnen, in Hoffnung, daß indeß irgend ein Umstand eintreten würde, der die ganze Gestalt der Sache ändern könnte. Um inzwischen den Grafen und seiner Gemahlin eine andere Schwierigkeit in den Weg zu werfen, und dem Eifer, mit dem er seinen Zweck verfolgte, eine andre Richtung zu geben, mußte Marie Pigoreau ihre Ansprüche an das Kind, das die Gräfin ihr entrissen hatte, durch eine gerichtliche Klage geltend zu machen suchen. So wurden beide Partheien wenigstens gleich. Alle

Gründe,

Gründe, die man aus den Empfindungen der Natur und einer gekränkten mütterlichen Zärtlichkeit herleiten konnte, sprachen nun eben so laut für Marien als für die Gräfin. Jene hatte nun sogar vielleicht noch mehr Gründe für sich, als diese. Sie traf kein Vorwurf der Unfruchtbarkeit, und ihre Entbindungen hatten bisher nie Veranlassung zu einem Zweifel, noch weniger zu einem Rechtsstreit, gegeben.

Während Marie durch ihre Ansprüche den Streit nach dieser Seite hinlenkte, traten auf einer andern Seite die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lüde mit neuen Beschwerden gegen die Entbindung der Gräfin von Saint Geran auf den Kampfplatz, und setzten alles in Bewegung, um einen Betrug aufzudecken, der nur erfunden worden sei, sie aus ihrem rechtmäßigen Besitz zu verdrängen.

Dies waren also die furchtbaren Gegner, die mit vereinter Macht gegen den Grafen von Saint Geran und seine Gemahlin auftraten, und ihre Ansprüche gegen die seinigen geltend zu machen strebten. — Der Streit ist merkwürdig genug, um das Interesse unsrer Leser zu gewinnen. Wir werden aber hier uns nicht in das Einzelne desselben einlassen, sondern nur die vorzüglich-

ſien Thatſachen und die einleuchtendſten Gründe aufzuheben, welche den Kampf auf beiden Partheien lange mit gleichem Glück erhielten, und der Wahrheit ihren Sieg viele Jahre erſchwerten.

Marie Pigoreau hatte für ihre Sache zwei Umſtände zu beweiſen. Erſtlich daß die Gräfin von Saint Geran niemals niedergekommen ſei; und zweitens, daß ſie ſelbſt das Kind, das die Gräfin jezt für das ihrige ausgebe, zur Welt gebracht habe. Folgendes waren ihre Gründe.

„Wenn man der Gräfin glauben will, ſo müßte ſie ganz ohne Schmerzen entbunden worden ſein, denn ihrem Vorgeben nach wäre die Niederkunft geſchehen, während ſie in einem tiefen Schlaf gelegen habe. Allein eine ſolche Entbindung iſt ſchon nach den einfachſten Geſezen der Natur unmöglich, und ohne uns zum Beweis dieſer Behauptung auf anatomiſche Unterſuchungen einzulaſſen, dürfen wir uns bloß auf das Zeugniß des Hipokrates und ſeines gelehrten Kommentators Dürets berufen. Der erſtere, deſſen Stimme allgemein als entſcheidend angenommen wird, iſt ſo davon überzeugt, daß Schmerzen nothwendig die Entbindung einer Frau begleiten müſſen, daß er ſogar verlangt, man ſolle

ſie

sie zu erregen suchen, wenn sie sich nicht eins stellen wollen, und Dûret, den ganz seines grossen Meisters Geist belebte, sezt so gar hinzu: eine Entbindung ohne Schmerzen scheint mir unter die Wunderwerke zu gehören. Indolenter partu levari inter miracula ponendum mihi videtur.

Eine Entbindung ohne Schmerzen muß schon deswegen in der Natur unmöglich sein, weil der Urheber der Natur selbst das Gesez gemacht hat, als er zu dem gefallenen Weibe sprach: Du sollst deine Kinder mit Schmerzen gebären. So lange also die Welt steht, kann nie ein Weib ohne Schmerzen Mutter, nie ein Kind ohne Geburtsarbeit geboren werden; denn Gott selbst hat das Gesez in seinem gerechten Zorn über die ungehorsamen Menschen unwiderruflich festgesezt *) — Fast sollte man glauben, schon Plautus habe die Geschichte der Gräfin von Saint Geran vor Augen gehabt, als er schrieb: „Ohne Schmerzen, durch die Arbeit einer andern hat die, so Frau ein Kind geboren Glükliches Kind! du hast zwei Mütter.“

*) Ein Beyspiel, wie viel die Juristen von der theologischen Fakultät Parthie ziehen können!

Haec labore alieno puerum peperit sine doloribus. Puer beate, matres duas habes.

Der Grafin selbst schien eine solche Niederkunft dem natürlichen Lauf der Dinge nicht gemäß zu sein. Um das Wunder begreiflich zu machen, beschuldigt sie die Hebamme, ihr einen Zaubertrank beigebracht zu haben, durch welchen alle ihre Sinne so betäubt worden seien, daß sie die Empfindung für alle natürliche körperliche Verrichtungen, selbst für die allerschmerzhaftesten, ganz verloren habe. Und selbst Herr Bignon, der als Generaladvokat auch einmal bei diesem Prozeß das Wort führte, fand es nothwendig, zu Auflösung jener Schwierigkeit, Zauberei zu Hülfe zu rufen, und deshalb den Beweis dieser höllischen Kunst selbst in allem Ernst zu versuchen.

Von seinen Beweisen für die Wirklichkeit der Zauberkunst wollen wir nur einen einzigen anführen, der sich auf eine Geschichte aus dem Leben des heil. Cyprian gründet, nicht als Beweis der Zauberei, sondern nur als ein Beispiel, daß das ausgebreitetste Genie und die tiefste Gelehrsamkeit vor den unwahrscheinlichsten und verstandloßesten Vorurtheilen nicht immer bewahren. — Als der heilige Kirchenvater, sagt Herr

Herr Bignon, noch in den Finsternissen des Heidenthums lebte, trieb er auch die Zauberei. Er kannte keine andern Götter als die bösen Geister, und hatte mit ihnen den Bund gemacht, daß sie für den Dienst, womit er sie verehrte, seine Befehle ausführen sollten. Einer seiner Freunde ersuchte ihn einst um seine Hülfe wider ein Mädchen, für welches dieser eine heftige Leidenschaft fühlte, das aber allen Künsten der Verführung widerstand; Cyprian sollte seine Angriffe auf ihre Tugend durch seine Zaubermacht unterstützen, und ihm den Sieg erleichtern helfen. Cyprian forderte auf der Stelle den Teufel vor sich, und ertheilte ihm den Auftrag, alle Seelenkräfte dieses Mädchens zu fesseln, und sie seinem Freunde in diesem Zustand zu überliefern. Der Teufel versprach zu gehorchen. Allein in wenig Augenblicken erschien er wieder, und gestand demüthig, daß er keine Gewalt über dieses Mädchen habe, weil sie eine Christin seie, und unter dem unmittelbaren Schuz der Mutter Gottes stehe. Cyprian fragte: wer dieser Gott sei, von dem er nie etwas gehört habe? Satan sah sich gezwungen, Gott die Ehre zu geben, und antwortete: dieser Gott sei sein Herr, und alle höllische Geister müssen ihm gehorchen. „Bisher,

her, erwiederte Cyprian, habe ich den Satan für den obersten Herrn gehalten; da ich aber nun höre, daß er selbst einem Oberherrn unterwo fen ist, so will ich lieber dem Herrn als dem Knechte dienen.“ Nun bekam Satan seinen Abschied und Cyprian wurde ein Heiliger.

Es ist in der That zu verwundern, daß ein so gelehrter Mann, wie Herr Bignon, auf eine so schlecht erfundene und ungereimte Fabel sich berufen konnte. Indeß ob es Zauberer gegeben habe und noch gebe, oder nicht, darauf kommt es hier nicht an. Die Frage wäre nur: war die Hebamme eine Zauberin, und hat sie bei der Niederkunft der Grafin Zaubermittel angewendet?

Allein warum soll man überhaupt hier Zauberei zu Hulfe rufen, um eine Erscheinung zu erklären, die niemals geschehen ist? Ehe eine Frau niederkommen kann, muß sie erst schwanger gewesen sein: alle Umstände beweisen aber, daß die Grafin von Saint Geran sich nie in diesem Zustand befunden hat. Nach ihrem Vorgeben soll sich ihre Schwangerschaft zu Anfang des Novembers 1640 angehoben haben, sie hätte also zu Ende des Junius oder zu Anfang des Julius entbunden werden müssen. Sie sezt aber

den

den Tag ihrer vorgeblichen Niederkunft auf den 17 August, sie muß also zehen Monate schwanger gewesen seyn. — So übel ist der Roman dieser vorgegebenen Schwangerschaft erdacht, so sehr ist dabei überall gegen die Gesetze der Natur verstoßen.

Untersucht man nun die Erscheinungen selbst, welche während jener zehen Monate vorgefallen sind, so finden sich Anzeigen genug, woraus man sehen kann, daß die Gräfin zwar jedermann bereden wollte, daß sie schwanger sei; aber auch Beweise genug, daß sie es wirklich nicht war.

Auf die ersten Anzeigen ihrer Schwangerschaft verläßt sie sogleich Paris, den Ort, den alle Frauen in diesen Umständen suchen. Sie eilt aufs Land, zieht sich in ein einsames Schloß zurük, und überläßt sich unbedachtsamer weise den Händen einer Dorfhebamme. Zu Paris war sie freilich zu vielen Beobachtern ausgesezt, sie scheute die offenen Blicke ihrer ganzen Familie, ihrer Freunde und des ganzen Publikums. Ausserdem hatte sie einen Anschlag auf eine Bäurin zu Saint Geran, welche schwanger war, und deren Kind sie als die Frucht ihrer vorgewendeten Schwangerschaft unterschieben wollte. Allein die Marschallin, welche diesen Vorsaz ent-

entdekte, ließ sie so genau beobachten, daß die Ausführung dieses Plans nicht gelingen konnte. Unter dem Vorwand der mütterlichen Sorgfalt für die Gesundheit ihrer Tochter in einem so bedeutenden Zeitpunkt, trug sie ihren Töchtern und ihren Kammerfrauen auf, beständig um die Gräfin zu sein, und auf alles, was ihr begegnen könnte, genau Acht zu haben. Diese Aufsicht wurde auch bis ans Ende des Jahres 1641 fortgesezt.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Dessessard, der Leibarzt der Gräfin, die Gefälligkeit hatte, ihr nach Gefallen zu reden, und ihre Schwangerschaft zu bestätigen. Allein sein Zeugniß wurde durch mehrere andre widerlegt. Chaurin, Lorme, und die berühmtesten Aerzte von Bourbonnois erhielten nebst Dupre dem Arzt von Cusset den Auftrag, die Anzeigen der vorgeblichen Schwangerschaft zu untersuchen. Sie hielten darüber gemeinschaftlichen Rath unter sich, ohne irgend einen fremden Zeugen, und entschieden, daß die Gräfin nicht schwanger sei. Sie wurde über diesen Ausspruch so empfindlich, daß sie Dupre, auf den sie am meisten gerechnet hatte, sogar mit Stockschlägen bedrohte. — Die Marschallin zog die erfahrensten Hebammen

zu

zu Meulins und zu St. Purni zu Rath, und auch diese bekräftigten das Urtheil der Aerzte.

Was aber die Niederkunft selbst betrifft, wer wird es glauben, daß man die Mutter aus dem Zimmer ihrer Tochter gehen heisse, eben wenn diese in Kindesnöthen liegt? — eine Mutter, die, aus eigner Erfahrung bekannt mit der Behandlungsart einer Frau in solchen Umständen, den besten Rath geben konnte; deren zärtliches Herz es gewiß nicht zugelassen hätte, ihre Tochter in einem so peinvollen und gefährlichen Zeitpunkt zu verlassen; die ausdrüklich deswegen von Paris nach Saint Geran gereist war, um ihrer Tochter bei ihrer Niederkunft beizustehen; die, ich wiederhole es, ausdrüklich deswegen gekommen war? — Wer begreift es, wie der Graf von Saint Geran zugeben konnte, daß man alle weibliche Bedienten seiner Gemahlin zu einer Zeit entfernte, wo die Hülfe kaum schleunig und oft genug geschehen kann? — Warum sollte die Marquise von Bouille, die einige Dame, welche der Erzählung nach in dem Zimmer geblieben ist, ein größeres Recht dazu gehabt haben, als die Mutter der Gräfin? Kann man es glauben, daß diese Mutter, daß die Schwestern, daß die übrigen anwesenden Verwandten

der

der Gräfin sich mit den Antworten begnügt haben, die man ihnen an der Thüre gab, und daß sie nicht ein einzigesmal hätten einen Versuch machen sollen, selbst nach ihr zu sehen? eine Vorsicht, die ihnen selbst hier um so nöthiger scheinen mußte, da die Marschallin ihre Besorgnisse wegen der Schwangerschaft ihrer Tochter nicht verhehlt hatte. Wie sollte man die Gleichgültigkeit aller dabei interessirten Personen begreifen, bei Umständen, die ihnen allen höchst wichtig sein mußten und von welchen sie sich so leicht durch den Augenschein belehren konnten, sich mit Nachrichten vom bloßen Hörensagen zu befriedigen?

Wie konnte man sich einfallen lassen, der Gräfin, die von ihrer wirklichen Entbindung überzeugt war, zu einer zweiten Entbindung Hoffnung zu machen? Die Marschallin soll einmal sechs Wochen später, als sie vermuthet hatte, entbunden worden sein. Sollte sie aber so schwach gewesen sein, deswegen sich einzubilden, es werde ihrer Tochter eben so begegnen? Man sieht zwar oft, daß eine schwangere Frau sich in ihrer Rechnung irrt, und daran können vielerlei natürliche Ursachen schuld sein. Allein es ist unmöglich, daß die Gräfin nach so anhaltenden

und

und heftigen Wehen, als sie gehabt zu haben vorgiebt, noch glauben konnte, erst in sechs Wochen entbunden zu werden.

Ueberdies wenn sie wirklich entbunden worden war, durch was für eine Zauberei müßte sie so verblendet gewesen sein, sich vom Gegentheil überzeugen zu lassen? Die Natur ist so reich an äusserlichen unzweideutigen Zeichen, welche eine geschehene Entbindung beweisen, daß eine wirklich entbundene Frau unmöglich glauben kann, es nicht zu sein.

Doch wir wollen annehmen, es sei durch eine gewisse Ueberkunst möglich gewesen, die Augen der Gräfin so zu verblenden: konnte man auch die Wochenamm und alle übrigen Frauen, welche um die Kindbetterin waren und keinen Antheil an dem Komplot hatten, so leicht betrügen? Der Leib ist eingesunken, die Spuren des gewöhnlichen natürlichen Ausflusses sind vorhanden, und doch kann die Gräfin ihrer Mutter die Augen nicht öffnen, und sie von ihrer Entbindung überzeugen? Gerade als wenn man sagen wollte, ein Blinder, dessen Gesicht wieder hergestellt worden sei, habe niemand überreden können, daß er sehe! — Allein dies ist noch nicht alles. Die Gräfin fühlt die Bür-

de ihres Leibes nicht mehr, sie untersucht und erkennt alle Merkmale der Entbindung an sich und man beredet sie, nicht nur daß sie nicht entbunden worden sei, sondern sogar zu Beförderung der Geburt sich in einer Kutsche mit sechs Pferden im vollen Galopp über geackerte Felder und böse Wege schleppen läßt. Um sich zu einer solchen Probe zu entschliessen — wenn sie anders auch wirklich vorgefallen ist — mußte sie schlechterdings selbst glauben, daß sie nicht niedergekommen seie, wie hätte sie sonst ihr Leben so muthwillig der Gefahr aussezen können?

Endlich ist die Milch eine nothwendige Folge der Entbindung. Die Natur selbst hat diese Einrichtung gemacht, um dem neugebornen Kinde sogleich eine Nahrung anzuweisen, welche ihm zuträglich ist; ohne diese weise Ordnung würde sie ihr eignes Werk der Gefahr des Verderbens in dem Augenblick aussezen, da sie ihm einen Platz unter den lebenden Wesen eingeräumt hat. Die Gräfin von Saint Geran hingegen wird im Monat August entbunden, und ihrem eignen Geständniß nach fängt die Milch erst im folgenden November an einzutreten.

Um

Um nun dieſer ſo übel zuſammenhängenden Fabel wenigſtens einigen Schein von Glaubwürdigkeit zu geben, muß die Natur ſelbſt ſich mit den Räubern des Kindes verbunden, und zur Beförderung ihres Verbrechens eine ganze Reihe von Wundern gethan haben. Man ſieht hier eine Frau, welche mitten unter den heftigſten Geburtsſchmerzen ruhig einſchlummert, und in einen ſanften Schlaf verſunken ein Kind gebiert, das im Augenblick verſchwindet, deſſen Daſein den bezauberten Augen einer zahlreichen, im Hauſe verſammelten Familie verborgen bleibt. Sie erwacht endlich wieder eben ſo ruhig, als ſie eingeſchlafen war, und fragt nach dem Kinde das ſie im Schlaf geboren haben will. Man verſichert ſie, daß ſie nicht niedergekommen ſeie, und dieſer bloßen Verſicherung glaubt ſie mehr als den ſichtbarſten Kennzeichen ihrer Entbindung, die ſich von allen Seiten ihr aufdrangen und mit Gewalt der Täuſchung widerſtritten, mit denen man ſie hintergehen wollte und die ihr um ſo auffallender ſeyn mußten, da ſie das erſtemal in ihrem Leben ſich in dieſem Zuſtand befand. Man geht aber noch weiter. Die Verſchwornen bereden ſie ſogar, daß das Kind ſich in der Mutter verwickelt habe. Sie hat in

ihrem ganzen Leben gehört und gesehen, daß eine gewaltsame Bewegung einer schwangern Frau tödtlich ist. Demunerachtet macht sie zur Ablösung ihres Kindes einen Versuch, den eine vollkommen gesunde Frau nicht wagen würde. Der Versuch schadet ihr aber gar nicht, denn gegen alle die Zufälle, welche bei einer kaum entbundenen Frau auf eine so fürchterliche Erschütterung unausbleiblich erfolgen müssen, hat die Gräfin von Saint Geran einen Freibrief.

Aber sie ist nicht die einzige, bei der so auffallende Umstände keine Bedenklichkeit erregen. Selbst die Klugheit und die zärtliche Sorgfalt ihrer Mutter ist eingeschläfert, sie nimmt alle Erfindungen der Verschwornen ganz treuherzig für Wahrheit an. Sie schreibt selbst ausdrücklich in zwei Briefen, vom 15 Oktober und vom 17 November 1642, daß ihre Tochter nicht niedergekommen sei. — Auch den hellsehenden Blicken ihres Gemahls entgeht der ganze Betrug, ihm, der schon seit zwanzig Jahren die Geburt eines Erben mit voller Sehnsucht erwartete!

Aber gesezt auch, der Körper der Gräfin habe Festigkeit genug gehabt, jene fürchterliche Spazierfahrt auszuhalten, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur ihr leicht das Leben kosten kann-

konnte; warum blieb dann ihr Herz bei allen diesen Auftritten, die sie doch so nahe angiengen, so ganz unerschüttert? Sie ist überzeugt, daß sie ein Kind zur Welt gebracht habe; sie glaubt, daß es ihr entführt worden sei: und demungeachtet ist sie so ruhig, als ob gar nichts geschehen wäre. Alle mütterlichen Gefühle, die Freude, einem Kinde das Dasein gegeben, der Stolz, einen lang gewünschten Erben ihres berühmten Hauses geboren zu haben, der Schmerz, sich dieses Kindes beraubt zu sehen, die Verzweiflung über die hoffnungslose Zerstörung ihres Glückes, in dem Augenblick, da sie es empfieng: alle diese Empfindungen, welche wechselsweise das Herz einer zärtlichen Mutter unter ihren Umständen beleben und emören mußten, scheinen bei ihr in tiefem Schlaf versunken. Keine Klage hört man aus ihrem Munde, keine Frage mehr nach ihrem Kinde. Sie fordert es nicht von der Hebamme, die es empfangen haben mußte; weder die Marquise von Bouillé, noch eine von den andern Frauen, die bei der Geburt zugegen gewesen waren, und die allein etwas davon wissen konnten, stellt sie darüber zu Rede. Ihr Gemahl hat die höchste Gewalt in der Provinz, alles ist seinen Befehlen unter-

werfen, kein Umstand, den er wissen will, kann seinen Untersuchungen entgehen; allein, weit entfernt von seinem Einfluß zur Entdeckung der Kinderräuber Gebrauch zu machen, redet sie nicht einmal mit ihm von der Sache. Der Lerm, den sie im ersten Anfall erregt hatte, verwandelt sich in das tiefste Stillschweigen, die ganze Geschichte wird in Vergessenheit begraben, und man hört weder von der Niederkunft, noch von dem Kinde, noch von der Entführung weiter ein Wort sprechen. Die Gräfin fürchtet sich sogar, etwas davon erwähnen zu hören, sie bittet ihre Mutter und die Damen, die ihr bei der Geburt hatten beistehen wollen, nicht davon zu sprechen, um sie nicht zum Gespött zu machen, wenn es verbreitet würde, daß sie sich zehen Monate lang für schwanger gehalten habe, ohne es zu sein.

Indeß verliert sie ihren Anschlag darum nicht aus den Augen. Die Maschine, welche sie angelegt hatte, war zwar verunglückt, aber sie sucht die Trümmer derselben wieder zusammen, um durch einen neuen Plan mit aller Gewalt ihrem Gemahl einen Erben zu geben. Zum Glück ist sie nicht erfahren genug in der Kunst, Geschichten zu erfinden. — Auf einmal erwacht

sie

sie wieder aus ihrer unnatürlichen Gleichgültigkeit, und erneuert die Nachfrage um ihr Kind. Aber bei wem erkundigt sie sich darnach? Nicht bei der Hebamme, die sie entbunden hatte; nicht bei den Frauenspersonen, die der Geburt beigewohnt hatten: sondern bei Hebammen und Aerzten zu Paris, die nichts davon gesehen hatten, und denen alle die vorgefallenen Begebenheiten unbekannt waren. Inzwischen erhielt sie doch von diesen Leuten ein Gutachten, das ihren Wünschen entsprach. Allein auch nachdem sie schon dieses Zeugniß von so vielen Kundigen in Händen hatte, that sie doch weiter keinen Schritt, der sie auf die Entdeckung ihres Kindes hätte führen können. — Im Grunde: wo sind diese Gutachten der Pariser Aerzte und Hebammen? Sind sie wirklich vorhanden, warum gebraucht man sie jezt nicht? warum zeigt man sie nicht vor? Allein, wer sich eine Niederkunft eingebildet hat, kann wohl auch von einem medizinischen Gutachten träumen.

Wer sollen nun aber die Urheber dieses Verbrechens sein? und was für ein Vortheil hätte sie gereizt, es zu begehen? — Die Marquise von Boulle und der Marquis von Saint Maixant sind es, welche die Gräfin beschuldigt.

Sie hatten die Absicht, sagt sie, sich zu heirathen und sich so in die Beute zu theilen, welche der Marquise als Erbschaft zugefallen wäre, wenn es ihr gelungen hätte, den rechtmäßigen Erben zu unterdrücken.

Allein, gesetzt auch, die Marquise wäre frei gewesen und hätte ihre Hand vergeben können, würde sie wohl den Marquis gewählt haben, einen Menschen, der schon wegen begangner Verbrechen auf der Flucht war, als sie ihn kennen lernte? der in einem, jedem Frauenzimmer fürchterlichen Ruf stand, der sein ganzes Vermögen verschwendet hatte und noch überdies in ungeheuren Schulden stekte?

Wollte man auch diese Bemerkung übersehen, und annehmen, ihre Leidenschaft habe sie gegen die Fehler und gegen die Umstände ihres Liebhabers verblendet: so war sie doch noch durch die Bande der Ehe gefesselt. War sie denn schon so gewiß, von diesen Banden so bald frei zu werden? und konnte wol die bloße Hoffnung eines ungewissen Erfolgs den Entschluß zu einem so ungeheuren Verbrechen erzeugen? Mußte man nicht zum wenigsten so weit gehen, ihr auch den Plan zu einem zweiten Verbrechen zu-

zu

zuschreiben, das noch schrecklicher ist, als das, weswegen sie angeklagt wird?

Wenn man aber auch alle diese Voraussetzungen zugeben will, was erfolgt anders, als daß man noch eine ganze Reihe von ähnlichen Voraussetzungen annehmen muß, die eben so empörend sind; denn nur durch eine fortlaufende Reihe von Ungereimtheiten ist es möglich, den Roman zu entwickeln, den die Gräfin erfunden hat. — Die Marquise von Bouille und der Marquis von Saint Mayant müßten also dies abscheuliche Komplot gemacht haben? Welches von beiden würde es zuerst gewagt haben, dem andern den gefährlichen Plan mitzutheilen? Wenn auch der Marquis, mit dem Laster vertraut, verdorben genug gewesen wäre, jedes Verbrechen, das seinen Leidenschaften schmeichelte, zu erdenken und auszuführen, war denn dies auch der Fall bei der Marquise? Nie hat man sie auch nur des kleinsten Fehltritts in ihrer Aufführung beschuldigen können; nie hat sie einen Hang zum Geiz gezeigt, nie auch nur den geringsten Verdacht erregt, der die Möglichkeit eines so schwarzen Verbrechens bei ihr ahnden ließe. Man kann sie also auch nicht für fähig halten, zur Unterdrückung dieses Kindes, deren

man sie beschuldigt, den Plan entweder entworfen oder doch sich dazu einverstanden zu haben. Man muß sogar glauben, daß sie selbst den Vorschlag dazu, wenn der Marquis wirklich verwegen genug gewesen wäre ihn zu wagen, mit Entsezen würde angehört haben.

Aber auch angenommen, daß der abscheuliche Plan wirklich in den Köpfen der beiden Beschuldigten hätte entstehen können: mußte ihnen nicht das leichteste Nachdenken ihn als unausführbar zeigen? Sie konnten doch das Verbrechen nicht allein ausführen, sie mußten also Gehülfen haben, und diese Gehülfen mußten sie im Hause des Grafen selbst aufsuchen; ihrem ganzen Plan gemäß konnten sie dazu nur solche unter seinen Leuten wählen, welche durch das Vertrauen ihrer Herrschaft gesichert, in ihrer Verrichtung selbst einen gegründeten Vorwand hätten, überall im Schlosse frei umher zu gehen, und zu thun was sie wollten, ohne daß ihr Beginnen auffiel oder den Verdacht einer unlautern Absicht erregen konnte.

Je mehr aber solche Leute das Vertrauen ihrer Herrschaft besizen, desto schwerer sind sie zu verlocken, desto gefährlicher ist es, ihnen auch nur einen solchen Vorschlag zu machen. Ein glän-

glänzender Preis allein, den man auf die Erreichung seines Zweckes sezt, kann Muth geben, einen solchen Antrag zu wagen, und Hoffnung, ihn erfüllt zu sehen. Was anders als ein reicher Gewinn konnte einen Menschen reizen, die Hand zu einem Verbrechen zu bieten, bei dem er alles wagt? Nur durch ansehnliche Geschenke geblendet, kann er sich einer solchen Gefahr entgegenwerfen. Ueberdies war es nicht genug einen Bedienten auf seine Seite gebracht zu haben, auch die Hebamme mußte gewonnen werden. Ein zweifacher Grund mußte diese abhalten, die Treue ihres Amtes zu verlezen, einmal war es die einzige Quelle ihres Unterhalts, fürs andre wurde sie durch die Verlezung ihrer Pflicht sich eine doppelt empfindliche Strafe zugezogen haben. Um sie zu bestechen, konnte der Preis nicht gering sein; ihr Leben, ihre Ehre, ihr Glück, das Wohl ihrer ganzen Familie sezte sie aufs Spiel, mehr als alles dies zusammen mußte sie hoffen können zu gewinnen, wenn es nicht Thorheit sein sollte den Vorschlag anzunehmen.

Woher hätten aber die beiden Verschwornen solche Summen nehmen sollen? Weder die Marquise von Brinvilliers, von ihrem Gemahl getrennt, noch der Marquis von Saint Maixant, in

Schul-

Schulden tief versunken, konnten in der Lage sein, so viel Geld herbei zu schaffen, als zur Erkaufung ihrer Mitschuldigen nöthig war. Zudem, wie hätten sie selbst ihre Ehre und ihr Leben den Händen solcher Leute Preis geben sollen, die sich einmal hatten erkaufen lassen, und die sich also eben so leicht wider sie selbst wieder verkaufen konnten? War dies nicht um so leichter zu fürchten, da auf der einen Seite die ganze Qual eines unruhigen Gewissens, auf der andern die Hoffnung, durch ein freiwilliges Geständniß ihres Verbrechens der Strafe desselben zu entgehen, die Miethlinge von selbst antrieb, die ganze Verschwörung zu entdecken? Mit einem Wort, wie konnten sie sich so feilen Seelen anvertrauen?

Ueberdies, würden wohl der Marquis von Saint Laurant und die Marquise von Bouille so große Kosten für einen abscheulichen Plan verwendet haben, der sehr leicht alle ihre Erwartungen täuschen konnte? Welchen Vortheil konnten sie dann von ihrem Verbrechen erwarten, wenn die Gräfin noch einmal niedergekommen wäre, oder wenn ihr Tod den Grafen in den Stand gesezt hätte, durch eine zweite Gemahlin Kinder zu erhalten?

Las-

Lassen Sie uns immer diese Betrachtungen noch weiter verfolgen, um zu zeigen, welche Ungereimtheiten aus den Angaben unsrer Gegenpartei folgen. Der Marquis und die Marquise, die man eines so schweren Verbrechens fähig hält, sollten ihren Plan nur halb ausgeführt haben, während ihr ganzes Interesse forderte, den Schritt nicht halb zu thun? Ganz mußten sie ihr Werk vollenden, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, die Früchte davon zu verlieren, um nichts als Schande und Strafe dafür zu ärndten. So lange das Kind lebte, waren sie keinen Augenblik vor der Entdeckung ihres Geheimnisses sicher, nie im Besiz ihres Raubes ruhig, und dieser Gefahr sollten sie sich ausgesezt haben, da es ihnen sogar noch leichter war, den Zeugen ihres Frevels ganz zu vertilgen, als ihn zu verbergen? Wie leicht konnte Beaulieu das Kind erwürgen, es in einen Fluß werfen oder auf dem Felde des Nachts einscharren? Oder wenn man ihm auch nicht Grausamkeit genug zutrauen will, mit kaltem Blut ein unschuldiges Opfer für die eigennüzigen Absichten eines andern zu schlachten: würde es ihm nicht leicht gewesen sein, das Kind in einer Stadt auszusezen, wo er doch hoffen konnte,

daß

daß der verstoßene Fremdling Versorgung finden werde? — Aber weit entfernt, die Spuren ihres Verbrechens durch irgend eine Anstalt zu bedecken, die man von der gemeinsten Vorsicht erwarten konnte, scheinen die angeblichen Verbrecher, der Erzählung der Gräfin gemäß, viel mehr große Sorgfalt angewendet zu haben, diese Spuren zu erhalten.

Die Hebamme, erzählt man wollte dem Kinde gleich bei der Geburt den Kopf eindrücken, aber die Marquise von Boulé gab es nicht zu. Kann man wohl glauben, daß jenes Weib eine so abscheuliche That aus eignem Antrieb würde unternommen haben, wenn sie nicht in dem Rath der Verschwornen wäre beschlossen gewesen? Hätte sie aber wirklich Unmenschlichkeit genug besessen, eine Freveltat zu begehen, die jene nicht einmal gewagt hatten ihr vorzuschlagen; wie blind hätten diese, für deren Vortheil sie arbeitete, sein müssen, selbst einen Schritt zu verhindern, durch welchen allein sie die guten Folgen ihres Planes zu erreichen, den schlimmen zu entgehen hoffen konnten?

Beaulieu war es, fährt die Erzählung fort, dem das Kind überliefert wurde, und der es gerade in den innern Theil von Auvergne brachte,

in

in das Dorf Descoutoux auf den Gebirgen bei Thiers und Lavoine, wo die Marquise von Bouille ein Schloß hatte, auf dem sie sich bisweilen aufhielt. Ist aber dies wahrscheinlich; verletzt es nicht vielmehr alle Regeln der Wahrscheinlichkeit und selbst der Möglichkeit? Wir haben schon gesehen, wie wenig es wahrscheinlich ist, daß Beaulieu auch nur zu der Rolle gewählt werden konnte, die man ihn spielen läßt. Aber noch weit weniger kann man begreifen, wie er, von so vielen Menschen umgeben, das Kind aus dem Schloß bringen konnte? wie er ein Pferd nehmen, und geraume Zeit ausbleiben konnte, ohne daß man die Abwesenheit eines so nothwendigen Bedienten, eines Haushofmeisters, der bei den damaligen Umständen im Schlosse unentbehrlich war, bemerkt hätte? Hatte man sie aber bemerkt, womit konnte er sich entschuldigen? Womit wollte er eine unerlaubte Entfernung rechtfertigen, welche doppelt strafwürdig war zu einer Zeit, wo eine Menge Fremder im Schlosse war, und man die Niederkunft der Gräfin erwartete, und wo ein Bedienter vom Hause so wenig entlassen werden konnte, daß man selbst noch fremde Personen zur Bedienung zu Hülfe nehmen mußte?

Das

Das Kind soll ferner von dem Dorf Deskouteux nach Paris gebracht worden sein. Wie kann man sich bereden lassen zu glauben, daß die Marquise von Boullé ihren Raub aus einem sichern Verwahrungsort, wo sie durch eigne Vorsicht über sein Verbergen wachen konnte, habe entwischen und an einen Ort kommen lassen, wo sie in beständiger Gefahr schwebte, ihn entdekt zu sehen?

Aber noch mehr! Bei wem wird das Kind zu Paris abgesezt? Bei Marie Pizoreau, einem Weibe, die so oft nach Saint Germain fuhr, ihren Schwager Beaulieu zu besuchen, und die mit allen Bedienten im Briefwechsel stand. Was bürgte für ihre Verschwiegenheit? Wie konnte man sich auf ihre Treue verlassen? Wie konnte man so viel Klugheit von ihr erwarten, nie ein Wort entwischen zu lassen, das Verdacht erregen mußte? Sie erhielt zwei tausend Livres, sagt man, für die Erziehung des Kindes. Aber hebt das jenen Einwurf, oder veranlaßt es nicht vielmehr einen neuen? Beweist nicht eben dies Geschenk, daß Marie arm war, und ihre Verschwiegenheit also dem Meistbietenden feil? Mit einer Summe, die jene überstieg, konnte man also ihr Geheimniß leicht abkaufen.

Doch

Doch ungereimter als alles bisher angeführte iſt die Erfindung, daß man das Kind nach Saint Geran bringen, und es durch Beaulieu ſelbſt ſeiner Mutter in die Arme liefern läßt. Kann man wohl begreifen, daß der Entführer ſelbſt das Kind ſeinen Eltern wieder zugeführt haben werde? Kann man glauben, daß der Marquis von Saint Maixant und die Marquiſe von Bouillé einen Schritt würden zugelaſſen haben, der recht vorſezlich den Weg zur Entdeckung zu bahnen ſchien? Und nun mit welchen Empfindungen müßte nicht Beaulieu durch den Anblick dieſes Kindes in den Armen ſeiner Eltern gepeiniget worden ſein? Müßte nicht jede Liebkoſung der Mutter ihm ein quälender Vorwurf der grauſamen Ungerechtigkeit ſein, die er an dem Kinde begangen hatte? Müßte ihn nicht unaufhörlich der Gedanke beunruhigen, ſeinen Herrn zum Bedienten in ſeinem eigenen Hauſe herabgeſezt zu haben? Müßte nicht jeder Blick auf das unglückliche Opfer ſeiner ſchändlichen Habſucht ein Dolchſtich für ihn ſein, der ſein Gewiſſen durchbohrte und ihn zur Entdeckung ſeines Verbrechens aufforderte? Es ſollen auch wirklich, ſagt man, ihm bisweilen unwillkürliche Aeuſſerungen entwiſcht ſein, die ganz

deutlich errathen lieſſen, daß er ein Geheimniß von der höchſten Wichtigkeit auf dem Herzen haben müſſe, das ſeine Herrſchaft nahe angehe. Aber dieſe verrätheriſchen Winke bleiben ohne Folgen, man ſpürt ſeinem Geheimniß nicht nach. Endlich wird er vergiftet, und in den Armen des Todes legt er das Bekenntniß ab, daß er dem Grafen und der Gräfin einen groſſen Schaden zugefügt habe. Alles dies weißt man, und doch wird nicht die geringſte Bewegung gemacht, weder dies Geheimniß zu entdecken, noch die Urheber von Beauliens Tod herauszubringen.

Wer muß nicht eine ſo unempfindliche Gleichgültigkeit unglaublich finden, vorzüglich bei einer Mutter, die noch jezt ſo vielen Eifer zeigt, ein Kind wiederzufinden, das ſie vergeſſen hatte, und das ſie mit ungeſtümer Hize ſolchen Perſonen abfordert, die davon keine Nachricht haben können, während ſie diejenigen, die ſie der Entführung deſſelben wirklich beſchuldigt, ruhig ſterben läßt, ohne nur mit einem Wort darnach gefragt zu haben. So lange die Marquiſe von Bouillé lebte, wagte man es nicht, auch nur den leiſeſten Verdacht eines Verbrechens zu äuſſern, mit dem man jezt ihr Andenken

ken beſchimpft. Und doch war ſie die einzige, die den Schlüſſel zu dem ſonderbaren Geheimniß hatte; ſie mußte man angreifen, ſie mußte man der obrigkeitlichen Unterſuchung überliefern, um Aufſchluß zu erhalten. Allein man wagte es nicht, mit dem Roman hervorzutreten, ſo lange ein ſo furchtbarer Zeuge vorhanden war, der ihn mit einem einzigen Wort in ſeiner ganzen Blöße darſtellen, und alle darauf gebauten Plane in ihrem Grunde zerſtören konnte.

Zwei Hauptbegebenheiten ſind es, worauf dieſer ganze Roman beruht: erſtlich, daß die Gräfin von einem Sohn entbunden worden iſt, und zweitens daß Marie Pigoreau nie mehr als zwei Kinder gehabt hat, wovon das jüngere, an deſſen Stelle das Kind der Gräfin eingeſchoben wurde, geſtorben iſt.

Die erſte dieſer Thatſachen hat die Gräfin auf folgende Art erwieſen. Durch die unumſchränkte Gewalt, die ſie über ihren Gemahl hat, wußte ſie dieſen dahin zu bringen, daß er die Hebamme durch die Gouvernementswache einziehen, ſie in ein finſtres Loch in ſeinem Schloſſe werfen und ſo lange mißhandeln ließ, bis er ihr das Bekenntniß auspreßte, daß ſie das Kind von der Gräfin heimlich entbunden habe durch

Hülfe eines Zaubertranks, der die Geburtsschmerzen auf eine der Kammerfrauen übergetragen habe. Man wendete alles an, ihr solche Aussagen abzunöthigen, die man zu seinem Zweck bedurfte. Daher alsdenn die Verschiedenheit und die Widersprüche in ihren Antworten bei den Verhören. Ihre Aussagen sind wahr, so lange sie frei sprechen konnte; sobald man aber Zwangsmittel anwendete, mußte sie zu Erdichtungen ihre Zuflucht nehmen.

Dies wäre also eine Entbindung in der Einbildung, zu deren Beweis ein einziger Zeuge aufgestellt wird, dessen Aussagen sich durchkreuzen und widersprechen. Allein dieser Zeuge selbst hat noch in den lezten Augenblicken seines Lebens Beweise gegeben, daß alle die Antworten, die den ränkevollen Planen der Gräfin zu entsprechen scheinen, mit Gewalt und Zwang erpreßt worden sind. Das alte drei bis vier und achtzigjährige Weib wurde in dem Parlementsgefängniß von einer tödtlichen Krankheit befallen, eben da das Urtheil wider sie gesprochen werden sollte. Die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lüde baten den Gerichtshof, sie durch zwei Räthe noch einmal verhören zu lassen. Aber die Lage, worin sich der

Pros

Prozeß damal ſchon befand, erlaubte weiter kein Verhör. Die Hebamme wurde indeß immer ſchwächer, und war ſchon ihrem Ende nahe. Sie empfieng alſo die Sakramente, und erklärte noch bei dieſer feierlichen Handlung in Gegenwart mehrerer Perſonen ganz freimüthig: daß die Gräfin nicht entbunden worden ſei, und daß alle ihre Auſſagen, welche das Gegentheil zu bekräftigen ſcheinen, mit Qualen und Drohungen ihr abgedrungen worden ſeien. Die beiden Damen baten alſo noch einmal, daß man wenigſtens den Prieſter, der die Hebamme mit den Sakramenten verſehen und jene Erklärung von ihr empfangen hatte, durch zwei Parlementsräthe abhören laſſen möchte. Allein aus dem nämlichen Grunde, wie das erſtere, wurde auch dieſes Geſuch abgeſchlagen.

Ein ſo beſtimmtes Zeugniß, in der lezten Todesſtunde gegeben, wo die Wahrheit über alle andre Betrachtungen ſiegt, macht dennoch die Gräfin gar nicht bedenklich, ſie behauptet noch immer fort, daß ihre Niederkunft eine ganz gewiſſe Thatſache ſei. Allein bloßes Behaupten iſt hier nicht genug — auch das Kind muß da ſein, dem dieſe Niederkunft das Leben gegeben hat.

Die Gräfin giebt sich also alle Mühe, eine Mutter zu finden, die sich gern ihres Kindes entledigen, und es ihr zu ihren Zwecken überlassen wollte. Allein die Wachsamkeit der Marschallin vereitelte diesen Anschlag. Man richtete also seine Absichten auf Marie Pigoreau. Man hielt es nicht für schwer, ein armes Weib mit Gelde zu erkaufen, und hoffte sie noch leichter durch den Einfluß ihres Schwagers Beaulieu, eines treuen Bedienten vom Hause, zu gewinnen. Sie widersteht standhaft jeder Verführung, man nimmt ihr also mit Gewalt, was sie nicht gutwillig geben will, und um das Verbrechen zu rechtfertigen, will man nun das Gericht selbst zum Mitschuldigen machen.

Es wird also hier nöthig sein, die wahre Geschichte von Mariens Familie zu erzälen. Sie hatte zwei Kinder von ihrem Manne, das eine war am Leben, als dieser starb, mit dem andern war sie schwanger, und brachte es zwei Monate nach ihres Mannes Tode, den 9 August 1639. zur Welt, und ließ ihm in der Taufe den Namen Heinrich geben. Sie hatte aber nachher noch ein drittes Kind, die Frucht eines unerlaubten Umgangs mit einem Tanzmeister, Namens Bernhard von Mantes, der mit ihr in einem Hause wohnte. Dieses Kind übergab

sie

ſie einer Amme zu Torcy, und von dieſem ſpricht der Taufſchein aus den Büchern der Kirche zu Saint Jean-en-greve, den die Gräfin beigebracht hat. Es wurde am 7 März 1642, alſo beinahe drei Jahre nach Heinrichs Geburt, getauft, und erhielt den Namen Bernhard, den ſein Vater führte. Daß die Namen des Vaters und der Mutter im Kirchenbuche nicht enthalten ſind, hat den natürlichen Grund, weil beide nicht gerne ein ſolches Denkmal ihrer Unenthaltſamkeit wollten errichten laſſen. Johanne Chevalier, eine gewöhnliche Wärterin, die auch Marien in ihren Wochen beiſtand, ließ das Kind taufen und brachte es hernach zu einer Amme im Dorfe Torcy. Nachdem es entwöhnt war, übergab man es einer Krämerin, Namens Magdalene Tripier, die ihre Bude in einer Ecke bei Saint Paul hatte. Frei und öffentlich wurde der Knabe bis ins Jahr 1648 bei dieſer Frau erzogen und ſobald er alt genug war, um Dienſte zu nehmen, unter die Soldaten gebracht, und während dieſes Prozeſſes befand er ſich bei der Armee.

Dies iſt alſo eigentlich das Kind, auf welches die Gräfin Anſprüche machen müßte. Aber um ihr Recht auf dasjenige zu behaupten, das ſie einmal in Anſpruch genommen hat, verdreht

ſie nach Gefallen Mariens Familiengeſchichte. Nach ihrer Behauptung iſt Marie nur zweimal in ihrem ehelichen Mutter geworden, und beide Kinder waren Früchte ihrer rechtmäßigen Ehe; in ihrem Wittwenſtand hat ſie entweder ſo tüchtig gelebt, oder doch ſo vorſichtig, daß ihre Ausſchweifungen weiter keine Folgen hatten. Aber das zweite Kind, ſagt die Gräfin, das Marie nach dem Tode ihres Mannes zur Welt brachte, ſtarb bald nach ſeiner Geburt, und an ſeine Stelle wurde das Kind, das die Gräfin ſelbſt auf eine ſo wundervolle Art geboren haben will, unterſchoben, und dieſer Wechſel wurde ſo fein ausgeführt, daß niemand das Verſchwinden des einen und die Ankunft des andern Kindes bemerkte.

Allein was iſt dieſe ganze Geſchichte anders, als eine bloß willkürliche Behauptung, ohne allen Beweis und ſelbſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit? Man kann nie als eine rechtliche Vermuthung vorausſezen, daß jemand, aus bloßem Muthwillen ohne den geringſten Nuzen dadurch zu erreichen, ein Verbrechen begangen habe. Was für Nuzen konnte aber Marie davon hoffen, die bürgerliche Fortdauer eines Kindes zu erhalten, das ihr der Tod geraubt hatte? Was für einen Gewinn konnte ihr die Entführung eines

nes Kindes aus dem vornehmſten und reichſten Hauſe des Königreiches verſprechen, das ſie an die Stelle des ihrigen ſezte und bei ſich in Niedrigkeit und Elend vergrub? Der Wunſch, einen Erben zu haben, konnte ſie nicht dazu reizen, denn ſie hatte noch einen lebenden Sohn; und es läßt ſich überhaupt ſchwer begreifen, wie einer Frau von ihrem Stande ſo viel daran gelegen ſein könnte, ihren unbekannten Namen auf die Nachwelt zu bringen und einen Erben ihrer Armuth zu hinterlaſſen.

Dieſe Gründe würden an ſich ſchon hinreichend ſein, die Erdichtungen zu widerlegen, welche die einzigen Beweismittel ſind, auf welche die Gräfin von Saint Geran das Werk ihrer Phantaſie und ihrer eigennüzigen Ränkeſucht gründet. Aber ſie werden noch durch den wichtigen Umſtand unterſtüzt, daß ſich das Kind, worüber der Streit geführt wird, von ſeiner Geburt an in dem Beſitſtand eines Sohnes von Marie Pigoreau befunden hat. Dieſes Kind, das die Gräfin von Saint Geran zum Enkel eines Marſchalls von Frankreich erheben will, iſt nichts mehr und nichts weniger als Heinrich Beaulieu, der Sohn eines bloßen Fechtmeiſters. Unter dieſem Namen und unter dieſer

Eigenschaft hat er immer gelebt. Als solcher hat er an seine Mutter Pigoreau und an seinen ältern Bruder, Anton Beaulieu, mehrere Briefe geschrieben, die man auch vor Gericht vorgezeigt hat; als solcher wurde er zwei Jahre an den Brüsten seiner Mutter gesäugt; als solcher von der Obrigkeit selbst der Vormundschaft seiner Mutter übergeben; als solcher endlich sogar in dem Hause des Grafen und der Gräfin von Saint Geran bis auf den Augenblik anerkannt, da es der Gräfin einfiel, ihn zum Erben des Namens und der Güter ihres Gemahls zu machen. Eben dies beweist auch ein Brief, den Boile, der Almosenier des Grafen, an Marien geschrieben hat, in welchem er ihr Nachricht von den Fortschritten ihres Sohnes giebt, und welchen er endlich mit folgenden Worten schließt: Heinrich steht noch in sehr großen Gnaden bei dem gnädigen Herrn, und die Gräfin hat ihn so lieb, daß sie nicht zärtlicher gegen ihn sein könnte, wenn er auch ihr eigner Sohn wäre. Sie läßt ihn jezt fechten und tanzen lernen.

Dieser Heinrich war demnach öffentlich im Besiz der Sohnschaft des Fechtmeisters Beaulieu, und diesen

dieſen Rang haben ihm alſo Natur und Geſetze angewieſen.

Es iſt wahr, man hat ein Teſtament des Grafen von Saint Geran vorgebracht, in welchem er dieſes Kind förmlich für ſeinen Sohn erkennt. Allein dieſer Zeuge, den ſeine Gemahlin mit ihren Einbildungen angeſteckt, und den ſie durch Schmeicheleien und mißbrauchtes Zutrauen für ihre Erdichtungen eingenommen hat, der in dem Prozeſſe, der allein unter ſeinem Namen angefangen und fortgeſetzt wurde, ſelbſt Partheÿ iſt, verdient nicht mehr Glauben als ſeine Gemahlin, mit welcher er in dieſer Rückſicht *gleichſam nur Eine Perſon ausmacht.*

Ueberdies wird dieſes Zeugniß durch ein anderes entkräftet, das von den angeſehenſten Perſonen ſeiner Familie ausgeſtellt wurde. Die Grafen von Saligni, von Sevinon, von Aubigny, von Bouſſeuil die Frau von Angoulême, die Frau von Schomberg, die Herrn von Gonneville, von Sobbeville, von St. Pierre und Belleſonds — alle dieſe Standesperſonen weigerten ſich, die Gräfin zur Vormünderin ihres vorgeblichen Sohnes vorzuſchlagen. Sie wollten nicht durch ihre Unterſchrift die Einſchiebung eines Kindes bekräftigen, durch welche

der

der Sohn eines Fechtmeisters zum Erben des Hauses von Guiche erhoben werden sollte. — Es ist also in der Familie selbst nichts vorgegangen, wodurch die Verwandlung Heinrich Beaulieus in einen Grafen von Guiche, nur einigen Schein bekommen könnte.

In der Hize, mit der die Gräfin ihren Vorsaz, für die Mutter dieses Kindes erklärt zu werden, verfolgte, ließ sie sich zwar durch diese Weigerung der ganzen Familie ihres Gemahls nicht irre machen. Sie nahm ihre Zuflucht zu den Gerichten zu Moulins, und ließ sich durch diese zur Vormünderin ihres vorgeblichen Sohnes bestätigen. Allein ausserdem daß diese Verhandlung, als erbettelt und durch den Einfluß des Ansehens der Gräfin den Gerichten abgedrungen, an sich ungültig ist, wird sie auch noch durch zwei andre gerichtliche Verhandlungen entkräftet. Die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lude haben eine Bestätigung ihrer Ansprüche auf die Erbschaft erhalten, indem man ihnen ein Inventarium darüber bewilligt hat; sie haben diese zuerkannten Ansprüche auch vor dem Chatelet zu Paris geltend gemacht, und wider die Vormundschaftsbestätigung der Gräfin eine Appellation übergeben. Noch einmal

mal also! Nichts hat dieses Kind aus dem Besitzstand seiner Herkunft gebracht; es war, und ist also, und kann nichts anders sein, als Heinrich Beaulieu."

Ausser diesen Gründen, die bloß aus der angegebnen Thatsache flossen, und sich nur auf die Vertheidigung Mariens, und der Hebamme gegen die peinliche Anklage der Gräfin bezogen, hatten die Damen von Ventadour und von Lüde, noch einige besondre Rechtsgründe, welche sie für sich anführen konnten, und welche vorzüglich ihre Angelegenheit von der Sache der vorgeblichen Verbrecher unterschied. Sie beriefen sich besonders auf zwei Säze. Erstlich: Durch den peinlichen Prozeß, der wider Marien und die Hebamme geführt wird, kann gegen die Damen von Ventadour und von Lüde nicht erwiesen werden, daß das Kind, welches die Gräfin unter dem Namen Bernhard von Guiche für ihren mit dem Grafen von Saint Geran erzeugten Sohn ausgibt, berechtigt sei, sich der Erbschaft anzumaßen, welche sie in Anspruch nehmen, und mithin muß gegen diese beide Damen im Wege des bürgerlichen Rechts verfahren werden. Zweitens: die Gräfin kann durch keinen einzigen bürgerlichen Beweis darthun, daß sie

die

die Mutter des vorgegebenen Kin`es sei; dieses ist also unterschoben, und folglich muß das Recht der Erbfolge, das durch die Bewilligung eines Inventariums den beiden Damen gerichtlich zuerkannt worden ist, bestätigt werden.

Der ganze Beweis, auf den die Ansprüche der Gräfin sich gründen, ist aus dem peinlichen Prozeß gegen Marie Pigoreau und die Hebamme genommen. Allein Beweise von dieser Art können nicht weiter als gegen den Angeklagten gelten. Das Resultat einer peinlichen Untersuchung kann kein anders sein, als die Verurtheilung oder die Freisprechung des Beschuldigten. Die Damen von Ventadour und von Lüde haben der Gräfin weder ein Kind entführt noch eins entführen lassen; sie kann also der ganze Prozeß wegen der Entführung nicht betreffen. Man hat freilich die Marquise von Beuilé als Mitschuldige bei der Unterschiebung des Kindes angegeben, und hat behauptet, daß die Gräfin von Lüde, ihre Tochter und Erbin, in ihre Stelle bei dem Prozeß eintrete. Allein die Gräfin von Saint Geran hat nicht den Muth gehabt, die Marquise anzuklagen, die noch zwei Jahre während des Prozesses lebte, mithin hatte weder diese noch ihre Tochter den mindesten Ein-

Antheil an der peinlichen Untersuchung. Noch mehr; selbst da die Damen von Ventadour und von Lude Antheil an dem Prozeß nehmen wollten, hat die Gräfin von Saint Geran alles aufgeboten, sie davon auszuschliessen, und hat selbst am 10 August 1657 einen gerichtlichen Bescheid ausgewirkt, der die Zwischenkunft der Damen bei dem Prozeß für unzulässig erklärt. Wäre es nun gerecht, den Prozeß selbst gegen sie geltend zu machen, nachdem man ihre Zwischenkunft dabei für ungültig erklärt hat?

Freilich wendet die Gräfin ein, daß die beiden Damen, damals als sie in den Prozeß eintreten wollten, kein Interesse dabei gehabt haben, indem der Graf von Saint Geran noch nicht gestorben und seine Erbfolge also noch nicht offen gewesen sei. Aber hätten sie denn kein Interesse dabei, wenn man ihre ganze Familie beschimpft, indem man ihr den Sohn eines Tanzmeisters als rechtmäßigem Nachkommen aufdringen will? Hätten sie kein Interesse dabei, wenn sie in Gefahr waren, daß die Kabale die Anerkennung des untergeschobenen Kindes auswirkte, und sie auf immer eines rechtmäßigen Erbes beraubte? Jezt will freilich die Gräfin die Zwischenkunft der beiden Damen anerkennen,

aber

aber jezt stehen die Sachen nicht mehr wie vorher.

Mit einem Wort gegen die Damen von Ventadour und von Lüde kann der ganze peinliche Prozeß nichts geben. Sie haben gar keinen Antheil an der vorgegebenen Entführung des Kindes. Sie sind hier nicht Beklagte, die sich vertheidigen müssen, sondern sie klagen selbst, daß man ihnen eine Erbschaft entziehen will, und fordern Gerechtigkeit vor dem bürgerlichen Richter. Die Gräfin muß beweisen, daß das Kind, das sie zum einzigen Erben ihres Gemahls einschieben will, wirklich ihr Sohn sei. Die Ausflucht, daß in keinem gemischten, sondern nur in einem bloß bürgerlichen Rechtshandel beide Partheien Beweise der Thatsachen führen dürfen, kann hier nichts gelten, indem erstlich dieser Unterschied zwischen einem bloß bürgerlichen und einem gemischten Rechtshandel ganz willkürlich ist und sich durchaus auf kein Gesez gründet, fürs zweite aber die gegenwärtige Rechtssache der beiden Damen wirklich bloß bürgerlich ist. Hier muß es ihnen also eben so gut gelten, Gegenbeweise zu führen, als es der Gegenparthei vergönnt ist, Beweise zu geben. Wenn man die Aussagen der Hebamme als Beweise für die

Gräfin

Gräfin annehmen will, so muß man diesen auch zugestehen zu beweisen, daß der Hebamme ihr Bekenntniß mit Gewalt abgedrungen worden sei, und daß sie in den lezten Stunden ihres Lebens alles widerrufen habe. Wenn man von den übrigen Zeugenaussagen für die Gräfin Gebrauch machen will, so muß man auch den beiden Damen dagegen erlauben zu beweisen, daß die Zeugen bestochen waren.

Gegen die Damen von Ventadour und von Lüde gilt also kein andrer als der Weg des bürgerlichen Rechts. Vor dem bürgerlichen Richter muß die Gräfin beweisen, daß das Kind für dessen Mutter sie sich ausgibt, wirklich ihr Sohn sei. Diesen Beweis wird sie aber nie führen können

Die Aechtheit der Abstammung eines Kindes läßt sich nicht physisch und demonstrativisch erweisen, man muß sich also dabei auf moralische Beweise, oft sogar auf bloße Vermuthungen einschränken. Der Beweis durch Zeugen würde oft unmöglich sein, indem entweder bei der Niederkunft gar keine Zeugen zugegen waren, oder zur Zeit der Untersuchung keiner mehr von ihnen am Leben ist. Ueberdies kann ein solches Zeugniß weiter nichts erweisen, als daß eine

Frau zu einer gewissen Zeit ein Kind geboren habe; aber ob das Kind, wegen dessen rechtmäßiger Abstammung der Streit entstanden ist, auch das nämliche sei, das er damals sah geboren werden, kann jener Zeuge eben so wenig wissen als ein andrer, indem die Eltern leicht, durch ein gemeinschaftliches Interesse verbunden, ein fremdes Kind können unterschoben haben.

Diese physische Unmöglichkeit, die Aechtheit der Abkunft eines Kindes zu erweisen, hat die Gesellschaft und die Richter gezwungen, sich mit Vermuthungen zu begnügen, die sie in einem solchen Fall, als die einigen bürgerlichen und politischen Beweismittel gelten lassen.

Das erste dieser Beweismittel sind die Taufbücher, in welche der Name und Zuname des Kindes und seiner Eltern, die Zeit und die Zeugen der Taufhandlung eingeschrieben werden. Allein wenn man diesen Beweis recht genau untersuchen will, so ist er nichts weniger als zuverläßig. Zwar schreibt der Priester, der die Taufe verrichtet hat, diese Handlung ins Kirchenbuch ein, und beglaubigt die Geburt und die Kindschaft des Getauften; er handelt dabei als öffentliche Person, und sein Zeugniß hat also gerichtliche Gültigkeit. Aber er war nicht bei

der

der Geburt des Kindes, er hat es nicht von dem Augenblick an, da es seiner Mutter Schoos verlies, bis zur Taufe unter Augen gehabt. Er muß folglich den Aussagen der Personen glauben, die das Kind zur Taufe bringen, und was er also in dem Taufbuche bezeugt, ist nur Beglaubigung jener Erzählung. Ist aber diese Erzählung falsch, waren diese Personen einverstanden den Priester zu betrügen, was bleibt ihm für ein Mittel übrig, sich gegen den Betrug zu sichern, gesezt auch, daß es ihm weniger gleichgültig wäre, die Wahrheit jener Aussagen zu ergründen, als es gewiß gewöhnlich der Fall ist? Es ist unmöglich, allen diesen Schwierigkeiten vorzubeugen, und dadurch ist man genöthiget gewesen, sich auf die Treue des Priesters und der Zeugen, deren Aussagen dieser beglaubigt, zu verlassen, und diese Aussagen also den Rang bestimmen zu lassen, den das Kind in der Gesellschaft einnehmen soll.

Das zweite Beweismittel für die rechtmäßige Abstammung, welches die bürgerlichen Gesezze für gültig erkennen, ist der Besiz des Standes, den ein Kind von seiner Geburt an unangefochten genossen hat. So spricht das Gesez *)

*) Si vicinis vel aliis scientibus, uxorem liberorum pro-

Wenn es öffentlich bekannt ist, daß du mit einer Frau zusammen lebst um Kinder von ihr zu bekommen, und aus eurer Verbindung eine Tochter erzeugt wird: so soll deine Ehe und die Geburt deiner Tochter als rechtsgültig angesehen werden, wenn schon weder die eine noch die andre durch eine gerichtliche Urkunde bestätigt wird. Der Grund dieser Verordnung läßt sich aus einem andern Gesetze erkennen, wo es heißt: *). Eine Urkunde zum Beweis einer geschlossenen Ehe beweist nichts, wenn die Wahrheit das Gegentheil enthält, d. i. wenn die Verehlichung nicht wirklich geschehen ist. Im Gegentheil hebt der Mangel einer gerichtlichen Urkunde die Rechtsgültigkeit

procreandorum causa domi habuisti, et ex eo matrimonio filia susceptа est; quamvis neque nuptiales tabulae, neque ad natam filiam pertinentes factae sunt, non ideo minus veritas matrimonii, aut susceptae filiae suam habet potestatem l. 9. Cod. de nuptiis.

*) Neque sine nuptiis instrumenta facta ad probationem matrimonii sunt idonea, diversum veritate continente: neque, non interpositis instrumentis, iure constructum matrimonium irritum est, cum omissa quoque scriptura, caetera nuptiarum indicia non sunt irrita. l. 13. eod.

keit der Ehe nicht auf, indem der Mangel dieses Beweises das Vorhandensein andrer Beweise nicht ausschließt. — Die Behandlung eines Kindes (tractatus, wie es in der Rechtssprache ausgedrükt wird) d. i. wenn es von seinen Eltern und von allen Verwandten als ein rechtmäßiges, ehliches Kind angenommen, erhalten und erzogen worden ist, muß also als der einige Beweis für die Aechtheit seiner Abstammung gelten, wenn kein Taufzeugniß vorhanden ist.

Allein keinen von diesen Beweisen hat der Bernhard für sich, den die Gräfin sich als ihr Kind anmaßt. Kein Kirchenbuch, keine öffentliche Urkunde beglaubigt seine Abkunft; und ganzer acht Jahre lang, von seiner Geburt an, wurde er weder für einen Sohn des Grafen und der Gräfin gehalten, noch als ein solcher behandelt. Erst nach dieser Zeit fiel es der Gräfin ein, ihren Pagen zum Sohn und Erben ihres Gemahls umzuschaffen.

Alle andere Beweise, wendet man ein, sind dadurch ersezt, wenn beide Eltern ein Kind als das ihrige anerkennen. — Allein die bloßen Erklärungen der Eltern können nicht die Stelle der Beweise für die Aechtheit ihres Kindes ver-

ein einiger Beweis erfolgt, den die Gräfin für ihr System benuzen könnte.

1. Alles beruht darauf, daß die Gräfin zur Zeit ihrer vermeintlichen Niederkunft einen Tag und eine ganze Nacht, mit der Marquise von Boutlle, der Hebamme, und dem Haushofmeister, allein in einem Zimmer verschlossen gewesen sei. — Dieser Umstand, auf den die ganze Fabel sich gründet, ist mit nichts erwiesen; und kein einiger Zeuge ist vorhanden, der den Haushofmeister mit einem Kinde aus dem Zimmer der Gräfin hätte kommen gesehen.

2. Man hat vorgegeben, daß Heinrich Beaulieu, Mariens zweiter Sohn, gestorben sei, um desto wahrscheinlicher behaupten zu können, daß Marie nicht die Mutter des Kindes sei, das man gern zu einem Grafen von Saint Geran erheben wollte. — Aber man hat keinen Todtenschein vorgezeigt, und nicht ein einiger Zeuge bestätigt auch nur eine Krankheit, noch viel weniger den Tod des vorgeblich Verstorbenen. Anstatt alles Beweises führt man bloß an: Marie habe selbst gesagt, daß ihr Sohn gestorben sei. Allein, wenn jemand Ansprüche auf die Erbschaft eines Kindes machte, von dessen Tode er keinen andern Beweis anführen könnte, als:

er habe die Mutter sagen gehört, daß es gestorben sei: würde man darum seine Ansprüche so gleich für gültig erkennen?

3. Von den Gesetzen wird kein Beweismittel anerkannt, das sich nur auf Wunder gründet, auf Vorfälle, die dem gewöhnlichen Lauf der Natur widersprechen *). Es ist aber ganz wider alle Regeln der Natur, daß eine Frau im tiefen Schlaf ohne alle Schmerzen entbunden werden könnte. Geburtsschmerzen können durch keinen Schlaf überwunden werden, und die stärkste Zauberei selbst, wenn sie auch möglich wäre, würde doch ein Gesez, das durch den Ausspruch des allmächtigen und unwandelbaren Gottes festgesezt ist, nicht aufheben können; das Weib muß ihre Kinder mit Schmerzen gebären. Eine solche Hypothese verdient also gar kein Gehör vor dem Richter.

4. Einige bei dem Prozeß vorgelegte Briefe der Marschallin von Saint Geran sind sogar schrifts

*) Iura constitui oportet, ut dixit Theophrastus, in his, quae ἐπὶ τὸ πλεῖστον, id est, *ut plurimum* accidunt, non quae ἐκ παραλόγου, id est, *ex inopinato*. L. 3. ff. de legibus. Ex his, quae forte uno aliquo casu accidere possunt, iura non constituuntur. L. 4. eod. Nam ad ea potius debet aptari ius, quae frequenter et facile, quam quae perraro eveniunt. L. 3. eod.

ſchriftliche, ſehr beſtimmte und bündige Beweiſe, daß die Gräfin nicht entbunden worden iſt. Ueberdies hatte ſich dieſe Dame ſchon im Julius 1641 ausdrücklich deswegen nach Saint Geran begeben, um ihrer Tochter bei der Niederkunft beizuſtehen, und blieb bis zum Januar des folgenden Jahres. Auch war die Tante der Gräfin, die Frau von Saligni, bis ans Ende des Oktobers auf dem Schloſſe. Welche magiſche Kunſt wäre denn im Stande geweſen, den Augen dieſer Damen eine Begebenheit unbemerkt zu entziehen, auf welche ihre ganze Aufmerkſamkeit geheftet war, bei welcher jeder kleine Umſtand ihrer zärtlichen Sorgfalt wichtig ſcheinen mußte? Alle äuſſerlichen Kennzeichen der Schwangerſchaft verſchwinden bei der Gräfin, ihr Leib tritt in ſeine natürliche Geſtalt zurük, das Eintreten der Milch, die Mittel, die man zur Vertreibung derſelben anwenden muß, die Bettücher, die bei der Geburt gebraucht worden waren: mit einem Wort alles bleibt unſichtbar vor den Augen einer ſorgſamen Mutter und einer zärtlichen Tante? Wären ihnen aber alle dieſe Umſtände nicht verborgen geblieben (und wie hätten ſie ihnen verborgen bleiben können, wenn die Entbindung wirklich geſchehen wä-

re?): Warum haben sie nicht im Angesicht der ganzen Welt behauptet, die Gräfin sei entbunden worden? Warum schreibt denn die Marschallin ausdrücklich das Gegentheil in ihren Briefen? Man hat sie also wohl bezaubert, um ihnen die Entdeckung dieser untrüglichen Kennzeichen der Entbindung unmöglich zu machen?

5. Man behauptet, Beaulieu und die Hebamme seien von dem Marquis von Saint Maixant und der Marquise von Bouille bestochen worden. — Aber man giebt keinen einzigen Beweis von dieser Behauptung; die Hebamme hat nie ein Wort davon verlauten lassen; man weiß sogar, daß die Umstände selbst die Bestechung unmöglich machten: und doch ist dieser Umstand ein Grundpfeiler des ganzen Luftgebäudes!

6. Die Gräfin will von allen Wegen, die man bei der Entführung Bernhards, ihres vorgeblichen Sohnes, genommen hat, genau unterrichtet sein. Gleichwohl verliert sich schon vom Anfang der Reise an die Spur. Indem er von dem Dorfe Descoutoux weggebracht wird, verschwindet er den Blicken der Kundschafter, welche die Gräfin anführt, und nichts füllt die Lücke zwischen dem Verschwinden des Kindes zu

Des-

Descoutoux und der Erscheinung desselben bei Marie Pigoreau zu Paris. Worauf gründet man denn die Behauptung, daß das Kind, das dort den Augen der Spionen entgeht, eben dasselbe sei, das um diese Zeit bei Marien erscheint? Dieser Sprung allein muß schon der romanhaften Erzälung der Gräfin von Saint Geran alles gerichtliche Ansehen entziehen.

7. Die Damen von Ventadour und von Lude haben im Gegentheil vor Gericht behauptet, sie seien im Stande zu beweisen, daß eben der Bernhard, der zu Saint-Jean-en-greve getauft und zu Torcy gesäugt worden, der Sohn des Tanzmeister Bernhards sei; sie haben sich sogar erboten, den Vater und den Sohn dem Richter vorzustellen. Sowohl die Zeitpunkte der Taufe und des Säugens, als die übrigen Umstände aus dem Leben dieses Sohnes von dem Tanzmeister Bernhard treffen vollkommen mit dem überein, was die Gräfin angiebt, und dieser Bernhard ist es also, von dem man bereit ist zu beweisen, daß er von seiner Taufe an bis auf den gegenwärtigen Augenblick der nämliche ist, der sich noch jezt bei seinem Vater Bernhard von Mantes befindet.

8. Die

8. Die Damen haben sich auch erboten, ganz unverdächtige Zeugen zum Verhör zu bringen, die zu der Zeit, da die Gräfin ihre Entbindungsrolle spielte, auf dem Schlosse zu Saint Geran gewesen sind, die mit Beaulieu gegessen, getrunken und gesprochen haben, und also wissen, daß er damals nicht einen einzigen Tag abwesend war, und welche die Marschallin vom Julius 1641 bis zum folgenden Januar auf dem Schlosse gesehen haben; andre, welche das Kind, das Marie nach dem Tode ihres Mannes geboren hat, zu Saint Jeau-en-greve taufen und zu Torcy erziehen sahen, und die es immer überall, wo es nachher hingekommen ist, vor Augen gehabt haben.

Der Vortheil, den die Gräfin dadurch zu haben glaubte, daß Marie auf die Nachricht von einer wider sie dekretirten gefänglichen Haft die Flucht ergriff, kann ihr wenigstens wider die Damen von Ventadour und von Lüde nichts helfen, auf welche das Betragen dieses Weibes keinen Einfluß haben kann, da der peinliche Prozeß nicht wider sie gerichtet ist, und sie daran nicht den geringsten Antheil nehmen.

Sollte aber endlich auch entschieden werden, daß das Kind, worüber der Streit geführt wird, nicht

nicht Heinrich Beaulieu sei: so wäre darum der Hauptpunkt, nämlich die bestrittene Kindschaft, noch keineswegs entschieden; denn daraus, daß Heinrich nicht Mariens Kind ist, folgt noch gar nicht, daß er der Gräfin Kind sein müsse. Eine solche Folgerung würde hier um so weniger Statt finden, da man sich erbietet, durch einen vollständigen Zeugenbeweis die ganze Grundlosigkeit dieser eingebildeten Kindschaft zu erweisen." — — —

Dies waren also die Gründe, womit die Gegner die Klage der Gräfin, wegen Unterdrükung ihres Kindes, als ungegründet darzustellen suchten. In der That, hätte die Gräfin zur Vertheidigung ihrer Sache keine andere Waffen gehabt, als die, womit ihre Gegner sie hier haben auftreten lassen, der Richter hätte beim ersten Anblick gleich ihre Anklage, als eine ganz ungereimte, auf bloße Verleumdung gestüzte Erdichtung, verwerfen müssen. Allein diese scheinbare Ungereimtheit verschwindet ganz, sobald man die Thatsachen vollständig hört, welche die Gräfin von Saint Geran angegeben und bewiesen hat.

Die

Die Hauptpunkte, welche sie zu erweisen hatte, sind 1) ihre Schwangerschaft, 2) ihre Niederkunft, 3) die Entführung ihres Kindes, und 4) daß das Kind, welches sie in Anspruch nehme, wirklich eben dasselbe sei, das sie geboren habe und das ihr entführt worden sei.

Daß die Gräfin wirklich schwanger war, beweisen die unverwerflichsten Zeugnisse nicht nur der Aerzte und Wundärzte, welche nach dem Fall in ihrer Schwangerschaft herbeigerufen wurden, sondern auch aller der Damen aus der Provinz, welche sämtlich bei dem Besuch, den sie der Gräfin nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse machten, die gewöhnlichen Zeichen einer nahen Entbindung, das Anschwellen des Busens und der Seiten, an ihr bemerkt, ihren Leib selbst angefühlt und die Bewegungen des Kindes wahrgenommen haben. Eben so urtheilte auch die Frau von Saligni, die bei ihrer Ankunft die nämlichen Kennzeichen bemerkte, die nämlichen Symptome erkannte, und ihre Meinung darüber ganz unzweideutig äusserte. Auch die Marschallin, eine Dame, die aus eigner Erfahrung sprechen konnte, erklärte diese Merkmale der Schwangerschaft bei ihrer Tochter, als unfehlbare Vorboten einer herannahenden Nie-

der-

derkunft, und nahm ihre Maßregeln dieser Ueberzeugung gemäß. Es ist also nie eine Schwangerschaft allgemeiner anerkannt und unverwerflicher erwiesen worden, als eben diese. Wie hätte auch die Gräfin, neun Monate lang, die Augen ihrer ganzen Familie und aller Personen, die sie sowohl zu Paris als nachher während ihres Aufenthalts in der Provinz umgaben, so sehr verblenden können?

Aber was ist denn aus dieser Schwangerschaft geworden? — Die vorgegebne Entbindung, sagen die Gegner, ist eine bloße Erdichtung; die Gräfin selbst widerlegt sich durch ihre Aussage, indem sie ohne Schmerzen niedergekommen seyn will: eine Behauptung, welche der Einrichtung, die der ewige Gesetzgeber der Natur in seinem gerechten Zorn über die ungehorsamen Menschen mit eignem Munde festgesetzt hat, geradezu widerspricht. — Allein diese Behauptung ist unrichtig vorgestellt. Die Gräfin hat nie gesagt, daß sie ohne Schmerzen geboren habe, vielmehr hat sie immer versichert, daß sie neun ganzer Stunden lang die allerempfindlichsten Schmerzen ausgestanden habe. Sie hat nur behauptet, das Kind sei während einer so heftigen Betäubung aller ihrer Sinne zur Welt gekommen, daß

auch

auch selbst diese schmerzhafte Erschütterung sie nicht habe erwecken können. Man hat aber nicht nöthig, seine Zuflucht zur Zauberei zu nehmen, um zu erklären, wie die Gräfin entbunden werden konnte, ohne es zu fühlen, oder, wenn sie auch die Schmerzen, welche gewöhnlich diese Begebenheit begleiten, empfand, ohne zu wissen, was ihre Wirkung gewesen sei. Ein starker Schlaftrunk oder eine Ohnmacht, verbunden mit der Vorsicht schlauer Verbündeten und einer geschikten Behandlung der Hebamme sind zur Erklärung vollkommen hinreichend.

Vielleicht ist aber auch die Geburt während der letzten Schmerzen, welche die Gräfin noch gefühlt hat, geschehen, und man hat das Kind mit taschenspielerischer Geschwindigkeit weggeschaft. Dieser Betrug war um so leichter möglich, da man unter dem Vorwand, für ihre Gesundheit zu sorgen, Anstalten genug getroffen hatte, alles, was um sie vorgieng, ihrem Blick zu entziehen. Ein Bote stand schon bereit, den Raub wegzubringen, man unterdrückte das Schreien des Kindes, und überlieferte es schnell seinen Händen. Die Mutter beredet man, sie sei noch nicht entbunden worden. Unerfahren in Vorfällen dieser Art, und ohne Mißtrauen gegen die Versicherungen von Menschen, denen sie

sie nicht einmal den Schein einer solchen Schandthat zutrauen konnte, glaubt sie gutmüthig ihrer treulosen Behauptung. Indeß da sie wirklich entbunden ist, lassen die Schmerzen nach; plötzlich fällt sie, ermüdet von einer peinlichen Anstrengung, die über neun Stunden angehalten hatte, in einen tiefen Schlaf, und erst nachdem sie daraus wieder erwacht, und ihre Besonnenheit wieder erlangt, erkundigt sie sich nach ihrer Entbindung, der sie sich noch bewußt ist. — Man sieht ja täglich Weiber die, überwältigt von der Heftigkeit der Geburtsschmerzen und erschöpft durch den damit natürlich verbundnen Verlust körperlicher Kräfte, in so tiefe Ohnmachten fallen, daß sie alle Empfindung und alle Besonnenheit verlieren, und selbst ihre Entbindung nicht eher, als nach der Befreiung von der Ohnmacht, die oft eine ganze Stunde anhält, gewahr werden.

Uebrigens ist es bekannt, daß es Schlafmittel gibt, die nicht bloß einen tiefen Schlaf, sondern einen dem Tode ähnlichen Zustand bewirken. Ihr Gebrauch ist gefährlich, indem sie durch das kleinste Versehen im Maaße derselben ein wahres Gift werden, und deswegen bedient man sich ihrer nicht leicht, wenn es nicht,

wie hier der Fall war, darauf ankommt, alles für einen gewissen Zweck zu wagen.

Ueberdies ist eine Entbindung ohne Geburtsschmerzen zwar ein seltnerer Fall, aber ohne Beispiel ist sie doch nicht. Man könnte unter mehrern andern die Mutter des Cicero anführen. So ist ja auch von den Abyssinischen Weibern bekannt, daß sie ohne alle Schmerzen entbunden werden; wenn das Kind seine Ankunft ankündigt, lassen sie sich auf die Knie nieder, und im Augenblick ist die Entbindung vorbei.

Es ist also möglich, daß die Gräfin von Saint Geran entweder noch wachend, während ihrer heftigen Schmerzen, entbunden worden ist, ohne es zu bemerken, oder daß sie, entweder durch eine tiefe Ohnmacht fühllos gemacht oder durch ein heftiges Schlafmittel betäubt, geboren hat, ohne das geringste davon zu empfinden. — Aber ist sie auch wirklich entbunden worden? und was ist mit ihrem Kinde vorgegangen?

Wenn sie wirklich schwanger war, so muß sie auch wirklich entbunden worden sein. Ihre Schwangerschaft ist aber ausser allem Zweifel. Die ganze Welt hat den Anfang und den Fortgang derselben bemerkt, und die ganze Welt hat

auch

auch geſehen, daß ſie ſich nach der von der Natur vorgeſchriebenen Zeit endigte: eine Veränderung, die nur durch eine wirkliche Niederkunft geſchehen konnte.

Aber auch die Niederkunft ſelbſt iſt durch die unverwerflichſten Zeugniſſe erwieſen. Mehrere Perſonen, beſonders die beiden Quinet, die mit in dem Zimmer der Gräfin eingeſchloſſen waren, haben die Geburt mit angeſehen. Die Hebamme hat das Kind empfangen. Die Gräfin ſelbſt fand ſich bei ihrem Erwachen im Blute gebadet, ihre Kräfte erſchöpft, ſie fühlte nicht mehr die Bürde in ihrem Schoos, die ihr ſo viel Leiden verurſacht hatte; ängſtlich fragt ſie nach ihrem Kinde, und mit Thränen und Wehklagen jammert ſie unaufhörlich über ihren Verluſt.

Es ſind ferner Zeugen vorhanden, welche die Hebamme Bettücher auswaſchen ſahen, an denen ſie nicht nur ſichtbare Merkmale ihres Gebrauches bei einer Entbindung wahrgenommen haben, ſondern auch deutliche Spuren einer ungewöhnlich ſtarken Milchausleerung, die, ihrer Angabe nach, nur die Wirkung eines ſehr gewaltſamen Mittels ſein konnte. Dieſes Zeugniß beſtätigen folgende Umſtände, welche ein anderes

heres Mädchen auf dem Schlosse bei dem Verhör angegeben hat. Früh Morgens nämlich, nach der Nacht, welche die Gräfin unter Geburtsschmerzen zugebracht hatte, begegnete dieses Mädchen der Hebamme, die eben mit einem Bündel Wäsche nach dem Schloßgraben zugieng, und fragte sie: was sie denn trage? — „Es ist nichts," gab ihr die Hebamme zur Antwort. Das Mädchen befriedigte sich aber nicht mit dieser Ausflucht, sondern drang in sie, ihr zu zeigen, was es sei. Beim ersten Anblick der Tücher erkannte sie sogleich die Merkmale ihres Gebrauches, und sagte deswegen zu der Hebamme: die gnädige Frau ist also entbunden worden? „Nein, antwortete diese ganz hastig, sie ist es nicht." — Wie? erwiederte das Mädchen, das mit dieser Antwort unzufrieden war, sie wäre nicht niedergekommen, und doch hat die Marquise von Bouillé, die bei der Niederkunft gewesen ist, es gesagt? — „Wenn sie das gesagt hat, antwortete die Hebamme bestürzt, so hat sie warlich eine lange Zunge.

Ferner ist eine Aussage von andern Zeugen vorhanden, welche den Haushofmeister Beaulieu aus

aus dem Zimmer der Gräfin gehen, und ein Kind in einem kleinen Korbe wegtragen sahen; ein Umstand, der ganz genau mit der Aussage der Hebamme übereinstimmt, die in ihrem vierten Verhör gestand, daß die Gräfin wirklich von einem Sohn entbunden worden sei, den Beaulieu in einem Korbe weggetragen habe. — Eben so gestand auch Wilhelm, der Sohn der Hebamme: seine Mutter habe oft gesagt, die Gräfin sei wirklich mit einem Sohn niedergekommen, den Beaulieu auf die Seite geschafft, nachher aber wieder zu sich in das Schloß von Saint Geran aufgenommen habe. Ueberdies bekannte er, daß die Damen von Ventadour und von Lüde seine Mutter mit Geld und mit Anschlägen unterstüzt haben. Diese Umstände, sezte Wilhelm hinzu, entdecke er Obrigkeit, weil er es für seine Pflicht halte, und weil seiner Mutter, jezt nach ihrem Tode, die Entdeckung nicht mehr schade. — Zu diesem kommt noch die Aussage andrer Zeugen hinzu, denen Beaulieu und die Hebamme selbst die Geschichte von der Niederkunft der Gräfin vertraut hatten.

Sollte es nun noch nöthig sein, diese Zeugenbeweise durch Vermuthungen zu unterstüzen, so finden sich Betrachtungen genug, die den

ſtärkſten Beweiſen für dieſen Gegenſtand gleichgeſetzt zu werden verdienen. Wenn die Schwangerſchaft der Gräfin nicht eine allgemein ausgemachte Thatſache, ihre nahe Entbindung nicht eine einſtimmig angenommene Wahrheit geweſen wäre: würde wohl alles ſo haſtig in das Zimmer der Gräfin geeilt ſein, als die Nachricht von den Vorboten der Niederkunft im Schloß erſchallte? Würde wohl die Hebamme durch verſtellte Wehen hintergangen worden ſein, würde ſie nicht ſogleich die vorgegebne Schwangerſchaft für eine Einbildung und folglich die erwartete Niederkunft für eine Unmöglichkeit die ganze Begebenheit entweder für eine Erdichtung oder für einen Irrthum erklärt haben? Und, wenn ſie ſo viele Mittel hatte, ganz augenſcheinlich zu beweiſen, daß die Gräfin nicht entbunden worden ſei, hätte ſie nicht alles anwenden müſſen, um ſich von dem Verdacht zu reinigen, daß ſie das Kind des Gouverneurs von der Provinz unterdrückt habe? Allein ſie macht auch nicht den geringſten Verſuch, ſich dagegen zu rechtfertigen; ſie erkennt ſelbſt die Schwangerſchaft der Gräfin für eine ſo allgemein ausgemachte Thatſache, daß ſie ſich nicht getraut, die Entbindung zu leugnen. Und nach der Entbin-

dung

dung selbst, bei allen Klagen und Behauptungen der Gräfin, wagt sie es nicht, zu ihrer Rechtfertigung eine Untersuchung vorzuschlagen, durch welche es sogleich entdeckt werden konnte, ob Spuren einer Niederkunft vorhanden seien oder nicht. Sie überläßt es der Zeit, das Andenken an eine Thatsache zu verlöschen, welche die ganze Welt als ausgemacht angenommen hat. Um aber eine Untersuchung abzuwenden, bei welcher die Entbindung durch die deutlichsten Merkmale entdeckt, sie selbst ihres Betrugs durch den Augenschein überwiesen werden mußte, sucht sie durch allerlei Ausflüchte die Erwartung aller in Spannung zu erhalten. In dieser Absicht sagt sie bald: alle Wege zur Entbindung seien geöffnet, nur der Neumond halte die Erscheinung des Kindes noch auf; bald: alle Versuche, die das Kind zum Durchbruch gemacht habe, seien ohne Erfolg, weil es sich zu fest an der Mutter anliege. Um diesem leztern Vorwand mehr Schein zu geben, ist sie sogar grausam genug, jene fürchterliche Spazierfarth vorzuschlagen, die das unglückliche Opfer ihrer boshaften Intrike der augenscheinlichsten Todesgefahr aussezte. — Ist denn nun dieses Betragen nicht das gerade Gegentheil von dem, was die Heb-

amme würde gethan haben, wenn die Gräfin wirklich nicht entbunden worden wäre, oder sie nicht die Absicht gehabt hätte, die Entbindung zu verheimlichen? Nichts konnte leichter, nichts einleuchtender sie von allem Verdacht befreien, als wenn sie jedermann durch den Augenschein überzeugte, daß keine Merkmale einer Entbindung vorhanden seien.

Wer soll aber ein Interesse gehabt haben, dieses Kind zu unterdrücken? Wer hat es wirklich unterdrückt? und was ist mit dem Kinde vorgenommen worden? — Um diese Fragen befriedigend zu beantworten, müssen wir unsere Leser mit dem Charakter und den Umständen des Marquis von Saint Maixant und der Marquise von Bouille bekannt machen, welche man als die Haupturheber dieses Verbrechens angeklagt hat.

Der Marquis war zu Auvergne wegen Falschmünzen, Zauberei und Blutschande angeklagt und zugleich beschuldigt, er habe seine Gemahlin erwürgt, um eine andre zu heirathen, deren Mann er erstechen wollte. Er entwischte aber den Händen der Justiz und flüchtete sich auf das Schloß des Grafen von Saint Geran, mit dem er verwandt war, und der als Gou-

verr

verneur der Provinz ihn in Schuz nahm und seinen ganzen Einfluß zu seiner Rettung verwendete. Uebrigens war er hübsch gewachsen, einnehmend durch sein Betragen, in Schmeicheleien geübt, und in der Kunst zu verführen — der gewöhnlichen Tochter verderbter Herzen — vorzüglich erfahren.

Mit solchen Vorzügen konnte es ihm nicht schwer werden, sich in die Zuneigung einer jungen Frau einzuschleichen, die, überdrüssig der mürrischen Laune und der Kränklichkeit ihres betagten Mannes, ihr Haus verlassen hatte. Hatten die Vorzüge des Geistes und die hübsche Figur des Marquis das Herz der Marquise gewonnen, so war es seiner Verführungskunst um so leichter, auch ihren Verstand einzunehmen, und sich eines entschiedenen Uebergewichts über sie zu bemächtigen, das dem geliebten Gegenstand, vorzüglich bei einiger Ueberlegenheit der Talente so leicht wird, über ein zärtliches Herz zu erlangen.

Der erste Schritt zu seinem Zwecke war, dieser Dame, die er zum Opfer seiner unreinen Begierden und seiner ehrgeizigen Absichten bestimmt hatte, das Versprechen abzudringen, daß sie ihn nach dem Tode ihres Gemahls hei-

rathen wolle. Bei einem Manne, den Alter und Krankheit schon lange schwer gedrückt hatten konnte dieser Zeitpunkt nicht fern sein, und im Nothfall wußte der Marquis der Natur zu Hülfe zu kommen, wenn sie ihm für seine Zwecke zu langsam wirkte.

Es ist wahr, der Marquis stand in einem äusserst nachtheiligen Rufe, er war mit Beschuldigungen überhäuft, die ihn jedem Frauenzimmer fürchterlich machen mußten. Allein, wo ist ein Verbrecher, der sich nicht zu entschuldigen wüßte, wo ihm nicht widersprochen wird, und wo er die Anklage als Verfolgungen und verleumderische Angriffe boshafter Feinde darstellen kann? Wenn aber eine Rechtfertigung dieser Art, mit aller Feinheit der Verstellung vorgebracht, die der Marquis so ganz in seiner Gewalt hatte, öfters selbst solche Menschen täuschen kann, die an dem Beschuldigten kein anderes als ein ganz allgemeines Interesse nehmen: wie weit stärker muß sie auf ein Herz wirken, bei dem die Liebe selbst schon die erste Fürsprache übernommen hat?

Das Vermögen des Marquis war freilich in sehr zerrütteten Umständen; allein man weiß länzst, daß diese Schwierigkeit die Verbindung zweier

zweier Personen nicht hindert, deren Herzen sich lieben und die beide unabhängig sind. Zudem bot sich hier ein sehr leichtes Mittel an, diese Glücksumstände zu verbessern. Die Marquise war die einzige Erbin ihres Bruders, des Grafen von Saint Geran, und dieser besaß ein sehr großes Vermögen. — Ein Kind war freilich eben jetzt auf dem Wege, ihr die Hoffnung auf diese Erbschaft zu entreissen, welche sie durch eine zwanzigjährige Unfruchtbarkeit ihrer Schwägerin schon gleichsam als verjährt angesehen hatte. Allein, was könnte es übels sein, dieses Kind auf die Seite zu schaffen? Es wird nie seinen Verlust fühlen, weil es ihn nie erfahren wird; und es wird so wenig unglücklich gemacht, daß man ihm vielmehr ein sehr glückliches Schicksal bereitet. Indem man das Kind gemeinen und armseligen Menschen übergibt, und es gleichsam auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Glücks geboren werden läßt, schenkt man ihm einen zweifachen Genuß seines bessern Daseins, indem man es nachher zu bessern Umständen erhebt, auf die es seinem vermeinten Rang nach nie hätte hoffen können.

Durch solche Scheingründe gelang es der arglistigen Ueberredungskunst des Marquis, die

Mar-

Marquise von Bouillé in seine Plane zu verstricken, und sie zum Antheil an der Ausführung seines schändlichen Entwurfs zu bereden. Ohne Zweifel war bis auf diesen Augenblick ihr Leben ganz schuldloß gewesen. Aber zu welchen Ausschweifungen hat nicht schon oft die Liebe verleitet, zumal wenn sie aus dem Munde eines Menschen spricht, der gleich geübt ist in Schmeicheleien, als erfahren in der Kunst Verbrechen zu beschönigen?

Daß der Zweck des Verbrechens leicht verfehlt werden konnte, ist auch wahr. Aber die Gegner behaupten mit Unrecht, daß die Marquise diese Betrachtung hätte machen müssen; sie hat in der That diesen bloß möglichen Fall nicht vorausgesehen. Es war nicht zu vermuthen, daß eine Frau, die schon zwanzig Jahre ohne Kinder in der Ehe gelebt hat und folglich dem Alter, wo das Kindergebären aufhört, ziemlich nahe sein mußte, zum zweitenmal niederkommen würde. Freilich konnte sie auch sterben, und der Graf alsdenn Erben von einer zweiten Gemahlin erhalten. Allein auf so weit entlegene Bedenklichkeiten wird selten bei einem Plan gesehen, der noch dringender in Rücksicht auf die Ausführung als ungewiß in Rücksicht auf den Erfolg

ist,

iſt, und bei dem alles darauf ankommt, daß alle Mittel auf den Augenblick bereit ſind. Ueberdies war im Gegentheil eine zweite Vermählung des Grafen, welche die Maranise hätte fürchten ſollen, noch weit ungewiſſer und weitausſehender; und man konnte überhaupt darauf rechnen, daß Zeit und Umſtände auch dagegen Hinderniſſe an die Hand geben würden.

War einmal der Entſchluß gefaßt und der Bund geſchloſſen, ſo mußten nun Gehülfen angeworben werden. Am unentbehrlichſten war die Hebamme. Ihr erſter Plan gieng alſo nun auf Louiſe Goillard von Vichi, welche die Marquiſe entweder vorgeſchlagen, oder die Gräfin ſelbſt gewählt hatte. Was ſich von dem Charakter dieſes ſchändlichen Weibes erwarten lieſſe, mußte freilich der Marquis von Saint Maixant am beſten wiſſen, der ſich ihrer, wie man aus dem Zeugenverhöre ſehen kann, vorher ſchon bei einigen niederträchtigen Planen bedient hatte.

Daß auch der Haushofmeiſter Beaulieu der Verführungskunſt des Marquis unterlag, wird weniger auffallend ſcheinen, wenn man bedenkt, wie viele Blößen die Verführung überhaupt bei ſklaviſchen Seelen findet. Es iſt wahr, er konnte von dem

Gra-

Grafen große Belohnungen erwarten; aber man ließ ihn von Seiten der Verbundnen noch größere hoffen; je größer die Dienste waren, die er leisten sollte, desto größer waren auch die Versprechungen, die man ihm machte; und wirklich hatte er nichts geringeres zu hoffen, als einen, seinem Stand nach, sehr beträchtlichen Antheil an der Erbschaft, die durch seine Hülfe in die Hände der Marquise von Bouillé fallen sollte. Die Erfüllung der versprochenen Belohnung verbürgte ihm das Verbrechen selbst, welches die Bedingung des Preises war. Das Interesse der Urheber des Komplots, welche ihn gerungen hatten, war innig mit dem seinigen verknüpft, sie mußten ihm den Vertrag erfüllen, indem es immer in seiner Gewalt war, durch Entdeckung des begangnen Verbrechens sie aller Vortheile auf einmal zu berauben, und mit unübersehbarer Schande zu überhäufen.

Die nämlichen Gründe gewannen auch die Hebamme und die beiden Quenets. Diesen feilen Seelen waren Versprechungen hinreichend, deren Erfüllung ihnen die Natur des Verbrechens selbst verbürgte. Man hatte also nicht große Summen Geldes nöthig, um Gehülfen zu erkaufen, und folglich waren die dürftigen Umstän-

stände des Marquis und die damals eingeschränkte Lage der Marquise kein Hinderniß in der Ausführung ihres Planes. Es ist also nichts leichter zu begreifen, als die Entstehung dieses Komplots, und die Anwerbung seiner Mitschuldigen. — Wir führen hier die Beweise aus den Zeugenverhören an.

Ein gewisser Jadelon, Herr von Barbe Sange, hat ausgesagt: der Marquis von Saint Maixant habe ihm einst, als sie zusammen von Paris auf sein Landgut gefahren seien, vertraut, daß die Gräfin von Saint Geran wirklich entbunden worden sei, und er das Kind in seiner Gewalt habe.

Ein Page des Marquis, Namens Prudent Berger, ein junger Edelmann, der viel über ihn vermochte, bekannte nach dem Tode seines Herrn: der Marquis habe ihm damals, als er seiner übrigen schweren Verbrechen wegen in dem Parlementsgefängniß gesessen habe, die ganze Geschichte des Kinder mit den kleinsten Umständen erzählt. „Ich wundre mich, gnädiger Herr," habe er darauf gesagt, „daß Sie sich nicht von dieser Sache loß machen, da Sie ohnehin schon mit so schweren Beschuldigungen verfolgt werden." Ich bin auch gesonnen, habe ihm

der

der Marquis zur Antwort gegeben, das Kind seinem Vater wieder überliefern zu lassen; es ist mir auch von meinem Beichtvater auferlegt worden, das Kind zurük zu schaffen. — Eben dieser junge Edelmann erzählte auch: der Marquis habe eines Tages die Erlaubniß, einen Spaziergang aus dem Gefängniß zu machen, dazu benuzt, ihn zu einem Kind zu führen, das ungefähr sieben Jahre alt, blond und sehr schön gewesen sei. „Page, habe er ihm dabei gesagt, fasse dieses Kind wohl in die Augen, damit du es wieder erkennen kannst, wenn ich dich schicke, es zu besuchen und mir Nachricht von seinem Befinden zu bringen." Nachher habe ihm der Marquis noch gestanden, daß dies eben das Kind des Grafen von Saint Geran gewesen sei. — Der Page erkannte auch sogleich das Kind, welches die Gräfin in Anspruch nahm, bei der Konfrontation vor dem Richter für dasselbe, das ihm der Marquis gezeigt hatte.

Hiezu kommt nun noch die Aussage mehrerer Zeugen, daß der Marquis in den lezten Augenblicken seines Lebens zu dem Priester, der ihn mit den Sakramenten versah, gesagt habe:

er

er müsse noch dem Grafen und der Gräfin von Saint Geran ein Geheimniß entdecken. Die letzten Zuckungen, welche ihn in diesem Augenblick befielen, hinderten ihn zwar, sein Bekenntniß zu vollenden; allein nach dem, was bereits angeführt worden ist, läßt sich leicht einsehen, was er noch zu bekennen hatte.

Eben so zuverlässig ist auch erwiesen, daß die Marquise von Bouillé Antheil an diesem schändlichen Komplot ihres Liebhabers hatte. Ihre plözliche Abreise von Vichi, nach jener Unterredung mit der Hebamme, bei welcher sie von der Gräfin überrascht worden war; der Eifer, womit sie sich dieses Weibes gegen ihren Bruder und seine Gemahlin annahm; die Mühe, die sie sich gab, und das Geld, das sie anwendete, den Lauf eines Prozesses aufzuhalten, der ihr unter andern Umständen wenigstens ganz gleichgültig gewesen sein würde: alles dies sind Thatsachen genug, um einen Verdacht zu erregen, den andere Thatsachen, die wir jezt anführen werden, nur zu sehr bestätigt haben.

Unmittelbar nachdem sie jene Maßregeln zu Hemmung des Prozesses gegen die Hebamme getroffen hatte, schikte die Marquise ihren Stallmeister, la Foreſtiere, zu den beiden Quinets, die

sie vor einiger Zeit aus ihrem Dienst entlassen hatte, nach Nism, und ließ ihnen Geld bringen. Beide waren über ihre Entlassung äusserst aufgebracht gewesen, so daß die ältere in ihrer Vermessenheit so weit gieng, der Marquise mit geballter Faust unter die Augen zu treten und ihr im Ton der höchsten Erbitterung zu sagen: sie bereue jeden Antheil, den sie an dem schändlichen Geheimniß genommen habe, sie wolle alles entdecken, und sollte sie auch dafür gehangen werden. La Forestiere machte ihnen jezt von Seiten der Marquise das Anerbieten, unter den vortheilhaftesten Bedingungen wieder in ihre Dienste zu treten. Die Mädchen erzählten nun gleich dem Stallmeister: der Kapuzinergardian habe ihnen durch große Belohnungen, die er ihnen von der Gräfin von Saint Geran versprochen habe, ihr Geheimniß ablocken wollen, aber ihre Verbindlichkeit gegen die Marquise erlaube ihnen nicht, Dinge zu verrathen, welche ihr Verdruß zuziehen könnten. Zugleich übergaben sie ihm einen Aufsatz von funf und zwanzig Artikeln, auf welche der Gardian Antwort von ihnen verlangt habe. Sie hätten diese Fragen, sagten sie, nicht auf der Stelle beantworten wollen, und sich deswegen diesen Aufsatz von dem Gar-

dian

dian geben lassen, um bei der Marquise noch vorher Verhaltungsregeln einzuholen.

Foresiere verließ, einige Zeit nach diesem Vorfall, die Dienste der Marquise. Bei dem Abschiede warnte sie ihn, von seiner Verrichtung bei den Quinets sich nichts verlauten zu lassen; hundert Dolchstiche, setzte sie hinzu, die sie um durch ihren Haushofmeister Lisle geben lassen wollte, würden der Lohn einer solchen Unbesonnenheit sein. — Alle diese Umstände entdeckte la Foresiere erst nach dem Tode der Marquise, bei dem Zeugenverhör vor dem Parlement.

Die Marquise nahm indeß die beiden Mädchen wieder in ihre Dienste, verheirathete die älteste an ihren Haushofmeister Lisle mit einem Brautgeschenk von 12000 livres, und behielt die jüngere bei sich. Aber alle ihre Geschenke konnten doch die Verschwiegenheit der Mädchen nicht erkaufen. Nachdem ein Monitorial wegen dieser Angelegenheit bekannt gemacht worden war, sagte die ältere Quinet zu dem Marquis von Canillac: der Graf sucht sehr weit, was er ganz nahe bei sich hat.

Bei so ganz deutlichen Anzeigen, welche auf eine sichere Spur zur Entdeckung der Warheit führen konnten, würde gewiß schon der erste

Richter wider die Marquise erkannt, und sie in die Untersuchung gezogen haben. Allein der Graf von Saint Geran selbst wendete es ab, weil er glaubte, daß der Schimpf eines wider seine Schwester verhängten peinlichen Prozesses auch ihn treffen würde.

Eben so beweisen auch eine Menge von Zeugenaussagen, daß Beaulieu in dem Komplot mit verwikelt war.

Schon die sichtbare Unruhe, von welcher er lange Zeit umhergetrieben wurde, mußte Verdacht gegen ihn erregen. Bisweilen entfuhren ihm sogar Reden, welche deutliche Winke von dem Geheimniß gaben, das ihn so schwer drükte. Oefters, wenn er Zeuge war von der Zärtlichkeit, mit welcher der Graf und seine Gemahlin das angenommene Kind behandelten, äusserte er: sie hätten mehr Ursache das Kind zu lieben, als sie selbst glaubten. Ein andermal sagte er: Ehre und Leben der Marquise von Boulle sei in seiner Gewalt, sie müsse zittern bei seinem Anblick. Einem Steuerrath zu Moulins, der ihm einst wegen der Vorzüge Glück wünschte, die sein Neffe bei dem Grafen und der Gräfin genoß, antwortete er: sie können ihn wohl lieb haben, er geht sie sehr nahe an. — Einst

legte

legte er auch einem Mönch die Gewiſſensfrage vor: ob das Gewiſſen eines Menſchen, der an der Unterdrückung eines Kindes Antheil genommen, ſchon für befreit gelten könne, wenn er das Kind ſeinen Eltern wieder in die Hände geliefert habe, ohne doch ihnen zu ſagen, daß es ihr Kind ſei? Es ſcheint aber, daß die Entſcheidung des Mönchs, welche unbekannt geblieben iſt, ihn nicht befriedigt habe, denn alle dieſe unbedachtſamen Aeuſſerungen, ſichtbare Folgen ſeines beunruhigten Gewiſſens, ſind erſt nachher vorgefallen.

Ohne Zweifel hielt er dieſe ihm zufällig entfallene Reden für ganz unbedeutend, vermuthlich weil er dachte, die Zeit habe längſt ſein Verbrechen mit einem dichten Schleier umhüllt. Aber die Hauptanführer der Verſchwörung dachten anders. Ihnen ſchien es gefährlich, ihr Geheimniß in den Händen eines Mannes zu wiſſen, der ſo unvorſichtig damit umgieng; ſie wollten ſich lieber eines Menſchen entledigen, deſſen drückende Gewiſſensangſt ſie alle Augenblicke die Entdeckung ihres Verbrechens fürchten ließ. Er wurde vergiftet. Schon ringend mit dem Tode, verlangte er noch den Grafen und die Gräfin zu ſprechen: um ſeiner gnädigen

Herrschaft, sagte er, noch Abbitte zu thun, wegen eines großen Schadens, den er ihnen zugefügt habe. Man hinterbrachte diesen seine Aeußerung; allein sie hatten damals noch keinen Verdacht von seinem wirklichen Verbrechen, und muthmaßten also etwas ganz anders. Sie glaubten, er habe sich etwa einer Untreue in seinem Amte schuldig gemacht, und wollten dem Unglücklichen ein beschämendes Bekenntniß ersparen, das ihn leicht zu sehr erschüttern und seinen Tod beschleunigen konnte. Wie sehr bedauerten sie es aber bald darauf, daß sie nicht sein Bekenntniß angehört hatten, das ihnen so viel Licht in den dunkeln Muthmaßungen hätte geben können, die sich kurz nachher anfiengen bei ihnen zu erheben!

So wäre es also vollständig erwiesen, daß der Marquis von Saint Marsant und die Marquise von Brinvillé den Plan zur Entführung des Kindes, mit welchem die Gräfin entbunden werden sollte, entworfen, Beaulieu den Anschlag ausgeführt, und die beiden Quinets alles mit angesehen haben.

Nun fragt sich also nur: was ist aus diesem Kinde geworden? War es das nämliche, das die Gräfin jezt in Anspruch nimmt? und durch

durch was für Verbindungen der Umſtände kam es wieder in ihre Hände? — Die Beantwortung dieſer Fragen iſt in einer Reihe von Zeugenausſagen enthalten, die das Kind gleichſam von Hand zu Hand geben, und durch alle Abwege bis in ſein väterliches Haus zurük begleiten.

Aus dem Schooſe ſeiner Mutter empfieng die Hebamme das Kind, und, aus Vorſicht für ſeine Erhaltung, oder aus Gewohnheit, band ſie ihm die Nabelſchnur. Einen Augenblick darauf aber beſchloß ſie doch, es zu ermorden; ſchon hatte ſie ihre mörderiſchen Klauen angelegt, ihm den Hirnſchädel einzudrücken, als die Herzueilenden es ihren blutgierigen Händen entriſſen. Noch jezt ſieht man an ſeinem Kopfe die Spuren von dieſem entſezlichen Beginnen jenes abſcheulichen Weibes.

Die Damen von Ventadour und von Lude finden es ſehr wunderbar, daß man ſich bemüht haben ſollte, das Leben eines Kindes zu friſten, deſſen Unterdrückung man beſchloſſen hatte. Es ſcheint ihnen unglaublich, daß die Verbündeten die immerwährende Gefahr der Entdeckung ſelbſt in den Plan eines ſo großen Verbrechens mit aufgenommen haben könnten. Allein, wenn

anders rechtschaffene Menschen die Beweggründe errathen könne, welche die Verbrecher öfters von ihrer geraden Bahn ableiten, so kann man wohl muthmaßen, daß entweder die Marquise von Bouillé nicht grausam genug war, um eine Erbschaft durch den Mord ihres Neffen zu erkaufen; oder daß Beaulieu nicht Mitschuldiger eines Kindermords sein wollte. Der Marquis selbst konnte diesmal besondre Ursachen haben, sein Verbrechen nicht ganz zu vollenden. Das natürliche Mißtrauen jedes Böswichts mußte ihn selbst antreiben, ein Mittel zu ergreifen, das ihm seinen Antheil an dem Raube sicherte. Die Marquise mußte die Erbschaft mit ihm theilen, sobald es in seiner Gewalt war, sie ihr ganz zu entziehen, indem er den rechtmäßigen Erben entdeckte.

Was aber auch immer für Gründe die Ermordung des Kindes verhindert haben mögen — genug, es ist erwiesen, daß es nicht umgebracht wurde. Eingewickelt, in einen kleinen Korb gelegt, nahm es Beaulieu unter seinen Mantel und trug es aus dem Zimmer. Er ging durch die Pforte am Schloßgraben, über eine Terasse auf die Brücke, die zum Park führte. Vor dem Park, zu dessen Ausgängen Beaulieu

alle

alle Schlüssel besaß, stand schon eines der besten Pferde bereit, das er dahin bestellt hatte. Eilends ritt er nach Escherolles, einem Dorfe, das eine Meile von Saint Geran liegt. Hier stieg er bei der Frau eines gewissen Claudius Gautier ab, welche dem Kinde an ihrer Brust die erste Nahrung gab.

Zu furchtsam, um in einem dem Schlosse noch so nahe liegenden Ort sich lange zu verweilen, ritt er durch den Fluß Allier nach Port de la Chaise, kehrte hier bei einem gewissen Bouchaud ein, ließ dem Kinde von der Wirthin zu trinken geben, und verfolgte sodann seinen Weg an der Seite von Auvergne. Die Hize war ausserordentlich drückend, das Pferd ermüdet, und das Kind sehr unruhig. Es begegnete ihm ein Fuhrmann, Namens Paul Boition aus der Stadt Aigueperce, der eben nach Riom fuhr. Er setzte sich also, mit dem Kinde im Arm, auf den Wagen, und ließ sein Pferd hinten nachgehen. Unterwegs erzählte er dem Fuhrmann: er würde nicht so viele Sorge für dieses Kind tragen, wenn es nicht aus einem der vornehmsten Häuser in Bourbonnois abstammte. Gegen Mittag kamen sie auf das Dorf Ebe. Er kehrte wieder bei einer Wirthin ein, die dem Kinde an ihrer Brust

zu trinken gab und Waſſer wärmen ließ, um es von den blutigen Spuren ſeines Eintritts in die Welt zu reinigen, die es noch am ganzen Leibe anſitzend hatte. Der Fuhrmann brachte ſie darauf bis nahe bei Riom. Hier verließ Beaulieu ſeinen Begleiter, und um ihn irre zu führen, nannte er ihm einen falſchen Ort, wo ſie ſich wieder treffen wollten. Er ſetzte aber ſeinen Weg an der Seite der Abtei von Lavoine fort, und langte endlich in Descentoux, einem Dorfe zwiſchen den Gebirgen bei Thiers und Lavoine, glücklich an. Hier übergab er das Kind einer Frau, Namens Gabriele Moinior, die es ſäugen ſollte, und zahlte ihr einen monatlichen Lohn voraus. Sie behielt aber das Kind nicht länger als ſieben oder acht Tage, weil man ihr weder den Namen der Eltern ſagen, noch einen Ort benennen wollte, wo ſie von dem Befinden ihres Säuglings Nachricht geben könnte. Dieſer ſonderbare Umſtand verbreitete ſich in der ganzen Gegend, und machte einen ſo allgemeinen Eindruck, daß weiter keine Amme das Kind aufnehmen wollte; man mußte es alſo von dem Dorfe wegbringen. Diejenigen, die es abholten, nahmen ihren Weg zuerſt auf der Landſtraße von

Tour-

Bourgogne, und von da quer durch einen groſſen Wald. Aber hier verliert ſich ihre Spur.

Alle dieſe einzelnen Umſtände ſind erwieſen durch das Zeugniß der Weiber, die das Kind geſäugt haben, des Fuhrmanns, und einer groſſen Anzahl anderer Leute.

Was von da an mit dem Kinde weiter vorgenommen iſt, weiß man freilich nicht. Aber der Faden der Geſchichte findet ſich wieder bei ſeiner Ankunft zu Paris, wo es Marien Pigoreau, der Schwägerin des Beaulieu, übergeben wurde. Sehr bereitwillig nahm dieſe den kleinen Säugling auf, da man ihr zugleich zu ſeiner Erziehung zwei tauſend Livres bei einem Gewürzhändler zu Paris, Namens Raguenet, anwies.

Die Furcht, den wahren Urſprung des Kindes und ſeine Entführung zu verrathen, hatte bisher die Anſtalten zur Taufe verzögert. Marie fand aber nun Gelegenheit, das Kind in der Kirche zu Saint Jean-en-greve heimlich taufen zu laſſen, ohne den Namen der Eltern angeben zu müſſen. Sie veranſtaltete alſo jetzt die Taufhandlung, von der ſchon oben die Rede war.

Es iſt durch Zeugen erwieſen, daß Marie dieſer Taufe in Perſon beigewohnt hat, daß ſie wäh,

während der Handlung im Beichtstuhl verborgen war, und daß sie dem Pathen zehn Sous für seine Mühe gab. Sie kann also die Mutter des getauften Kindes nicht sein. Schon das Datum des Taufscheins beweist, daß sie damals schon zu lang Wittwe war, um noch ein Kind von ihrem Manne zu gebären. Ihre bis dahin noch unverdächtige Sittsamkeit läßt aber nicht voraussetzen, daß sie mit einem Kinde entbunden worden sei, zu einer Zeit, wo dies nur auf Kosten ihrer Tugend hätte geschehen können. Fürs andre aber ist es ganz gegen alle Gewohnheit, daß eine Mutter unmittelbar nach ihrer Niederkunft in die Kirche geht, und der Taufe ihres Kindes selbst mit beiwohnt — eine Unvorsichtigkeit, die noch überdies unter solchen Umständen die fürchterlichsten Folgen haben könnte. Wenn aber die Gesetze der Gewohnheit und der Natur dieses Beiwohnen der Taufe selbst bei einem ehlichen Kinde versagen; wie kann man glauben, daß sie ohne alle Nothwendigkeit sich öffentlich bei der Taufe eines Kindes ausgestellt habe, dessen Daseim ein Beweis ihrer Unenthaltsamkeit war?

Es ist also erwiesen, daß Marie nicht die Mutter des Kindes ist, das den 7 März 1642 zu Saint Jean

Jean-en-greve getauft wurde. Gleichwohl iſt es ganz unverkennbar, daß ſie ein ſehr lebhaftes Intereſſe dabei hatte. Worinn muß nun dies Intereſſe beſtanden haben?

Der Gewürzkrämer Naguenet bekannte bei dem Zeugenverhör: er habe Marien 2000 livres eingehändigt, mit dem Verſprechen, ihr künftig noch mehr zu geben, wenn ſie dies Kind erzöge, ſie habe aber nichts weiter durch ihn erhalten, weil das Kind nicht mehr bei ihr geweſen ſei. Auſſer dem iſt es erwieſen, daß dieſe Frau, die bis auf jenen Zeitpunct immer in Dürftigkeit gelebt hatte, auf einmal, ohne eis nen erklärbaren Uebergang, ſich im Ueberfluß befand.

Noch deutlicher entwickelt ſich Mariens Intereſſe bei dieſer Sache, wenn man ihren Schritten weiter folgt, und zugleich einige Aeuſſerungen in Erwägung zieht, die ihr ſeit jenem ſiebenten März 1642 entfallen ſind. — Die Wäſche, womit ſie das Kind verſah, war ſo fein und reich, daß ſein Stand ihm nicht einmal erlaubte ſie zu tragen, wenn es auch das Vermögen ſeiner Mutter zugelaſſen hätte, einen ſolchen Aufwand zu machen. — Als ſie es zu Torcy einer Amme übergab, welche Paillard hieß

und

nämliche Kind auf das Schloß zu Saint Geran gebracht worden ist, und daß es eben dasselbe sei, das die Gräfin jezt als ihren Sohn zurück fordert. Aber ist es denn auch eben dasselbe, das die Gräfin geboren hat, und das bei seiner Abreise aus Descoutoux ganz aus den Augen seiner Beobachter verschwunden ist?

Die unüberlegten Aeusserungen, welche Marien entfielen, zusammengehalten mit dem übermäßigen Aufwand, den sie für das Kind machte, lassen wohl schliessen, daß es der Sohn eines vornehmen und reichen Herrn sei. Allein, wer ist dieser Herr? — Wenn man sich nur ein wenig der sichtbaren Gewissensangst erinnert, die sich an Beaulieu äusserte; der bedenklichen Reden, die ihm entfuhren; der Gewissensfrage, die er an den Mönch machte; wenn man dabei bedenkt, wie oft er dieses Kind in Torcy besuchte, das wie der Erbe eines großen Hauses erzogen wurde, das er gleichwohl seinen Neffen nannte und unter dieser Eigenschaft in das Schloß zu Saint Geran einführte; wenn man damit das räthselhafte Geständniß vergleicht, das die ältere Quinet, bei Gelegenheit des öffentlichen Monitorials wegen dieser Angelegenheit des Grafen von Saint Geran, ablegte: so geben

alle

gen können: so verließ sie ihre Wohnung, und bezog eine andere in einem sehr entfernten Theil der Stadt, wo sie niemand kannte. Dies war der letzte entscheidende Schritt, den Erben des Grafen von Saint Geran zu unterdrücken.

Als der Knabe zwei und ein halb Jahr alt war, suchte Marie sich seiner zu entledigen, weil die Urheber des Komplots, des großen Aufwands müde, sich nicht mehr darum bekümmerten, die Kosten seines Unterhalts zu entrichten. Sie brachte ihn also zu Beaulieu, unter dem Namen ihres Sohnes Heinrich, mit dem Vorwand, daß er als Pathe und Oheim des Kindes, das sie nicht mehr zu erhalten im Stande wäre, verbunden sei für seine Erziehung zu sorgen. Eine abschlägige Antwort durfte dieser nicht wagen, weil er sonst fürchten mußte, durch seine Schwägerin ein Geheimniß verrathen zu sehen, an dessen tiefer Verheimlichung ihm so viel gelegen war.

Durch solche Umwege führte das Schicksal den jungen Grafen von Saint Geran wieder in die Arme seiner Eltern.

So wäre es also erwiesen, daß Marie ein Kind habe taufen und durch eine Amme säugen lassen, dessen Mutter sie nicht war; daß das näm-

nämliche Kind auf das Schloß zu Saint Geran gebracht worden ist, und daß es eben dasselbe sei, das die Gräfin jezt als ihren Sohn zurück fordert. Aber ist es denn auch eben dasselbe, das die Gräfin geboren hat, und das bei seiner Abreise aus Descoutoux ganz aus den Augen seiner Verbachter verschwunden ist?

Die unüberlegten Aeusserungen, welche Marien entfielen, zusammengehalten mit dem übermäßigen Aufwand, den sie für das Kind machte, lassen wohl schliessen, daß es der Sohn eines vornehmen und reichen Herrn sei. Allein, wer ist dieser Herr? — Wenn man sich nur ein wenig der sichtbaren Gewissensangst erinnert, die sich an Beaulieu äusserte; der bedenklichen Reden, die ihm entfuhren; der Gewissensfrage, die er an den Mönch machte; wenn man dabei bedenkt, wie oft er dieses Kind in Torcy besuchte, das wie der Erbe eines großen Hauses erzogen wurde, das er gleichwohl seinen Neffen nannte und unter dieser Eigenschaft in das Schloß zu Saint Geran einführte; wenn man damit das räthselhafte Geständniß vergleicht, das die ältere Quinet, bei Gelegenheit des öffentlichen Monitoriums wegen dieser Angelegenheit des Grafen von Saint Geran, ablegte: so geben alle

alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, einen ſo hohen Grad einer wahrſcheinlichen Vermuthung, der bei jedem Vernünftigen für einen vollkommenen Beweis gelten muß.

Man könnte dieſen Umſtänden noch viele andere beifügen. So hatte man zum Beiſpiel mehrmals gehört, daß Marie ſagte: ſie ſei wegen dem Schickſal ihres ältern Sohnes ganz unbekümmert, weil das Glück ihres zweiten ſchon entſchieden ſei. — Als ſie im Begriff war, eins von ihren Kindern von ſich zu geben, ſollte man ihr vor, ſie ſollte lieber das jüngere bei ſich behalten, das ſo liebenswürdig ſei; ſie gab aber zur Antwort: es hängt nicht von mir ab, es zu ändern. — Einige andre Zeugen erzählten, Marie habe bei den Beſuchen, die ſie gewöhnlich in Begleitung eines dem Anſehen nach nicht gemeinen Mannes bei dem Kinde gemacht habe, immer geſagt: es ſei das Kind eines großen Herrn, der es ihr anvertrauet habe; und ſie hoffe, daß ſie und alle, die an der Erziehung des Kindes Antheil nehmen, einſt noch ihr Glück dadurch machen würden. — Maur Marmion, der Pathe des Kindes, der Gewürzkrämer Raguenet, der die 2000 Livres auszuzahlen

len hatte, und die Magd Mariens haben sie oft sagen gehört: der Graf von Saint Geran sei verbunden sich des Kindes anzunehmen. — Andere Zeugen versichern, sie habe mehrmal zu ihnen gesagt: das Kind sei viel zu vornehm, um Pagenlivree zu tragen.

Am stärksten wird das Gewicht dieser Muthmaßungen vermehrt durch das Betragen Mariens bei dem Prozesse selbst. Durch einen Befehl vom 18 August 1657 wurde ihr verboten, sich aus der Stadt und den Vorstädten von Paris zu entfernen, mit der Bedrohung, sie sonst für überwiesen anzusehen. Die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lude gaben ihr hierauf den Rath, bei dem Parlement um eine Konfrontation mit den Zeugen zu bitten, die wegen der Schwangerschaft und Entbindung der Gräfin abgehört und mit der Hebamme schon konfrontirt worden waren. Vermuthlich versprachen sich die Damen von Mariens Gewandtheit in Winkelzügen und von ihrer Dreistigkeit, daß es ihr gelingen werde, die Zeugen aus der Fassung zu bringen. Durch einen Befehl vom 28 August 1658, wurde die Konfrontation bewilligt, zugleich aber Marien aufgelegt, daß sie, um dazu

gelassen

gelaſſen zu werden, ſich auf drei Tage in das Parlementsgefängniß ſtellen ſolle. Ihrer Frechheit unerachtet wagte ſie es aber doch nicht, ſich der Gefahr auszuſetzen, welche ſie zu bedrohen ſchien, wenn ſie ſich gefangen ſtellte. Die Konfrontation, welche ſie mit ſo großer Zuverſichtlichkeit verlangt hatte, fand alſo nicht Statt, und Marie, ohne darauf zu achten, daß ſie der Drohung des Befehls gemäß für überwieſen erklärt werden würde, flüchtete ſich aus Paris und kam nicht wieder zum Vorſchein.

Noch einmal! — Muß nicht die Vereinigung ſo vieler bedeutender Umſtände das Gewicht eines vollſtändigen Beweiſes erhalten? — Allein wir wollen nicht bloß zu Vermuthungen unſre Zuflucht nehmen; wir können Thatſachen genug anführen, die einen förmlichen Beweis geben.

Es iſt ſchon gezeigt worden, daß der Marquis von Saint Mauzant den Sohn eines vornehmen Herrn in ſeiner Gewalt hatte; daß er endlich geradezu geſtand, das Kind, das er in ſeiner Gewalt habe, ſei der Sohn des Grafen von Saint Geran. Aber noch mehr! Marie war die Perſon, zu welcher er ſeinen Pagen führ-

te, um ihm das Kind zu zeigen, das er seiner Aufmerksamkeit so angelegentlich empfahl; und dieses nämliche Kind ist es, das durch Beaulieu nachher in das Schloß des Grafen von Saint Geran eingeführt wurde, und das von Zeit zu Zeit Besuche bei Marien, als seiner vermeinten Mutter, machte.

Der Marquis von Saint Maixant ist zwar niemals darüber gerichtlich verhört worden. Allein alle diese Erklärungen und Thatsachen sind durch Zeugenaussagen gerichtlich bestätiget. Sollten sie also zusammengenommen nicht einen eben so nachdrücklichen und überzeugenden Beweis geben, als wenn der Marquis selbst sie in Person vor Gericht gestanden hätte? — Knüpfen nun nicht diese Thatsachen den Faden wieder an, der sich bei der Abreise des Kinds von Descoutoux verloren hatte?

Doch wir wollen noch Marien selbst hören; ihre Erklärungen werden uns nicht weniger Aufschluß geben, als die des Marquis von Saint Maixant.

Fürs erste ist es ausser allem Zweifel, und sie selbst hat es niemals geleugnet, daß sie von ihrem Mann nur zwei Kinder hatte, deren jüngstes

ſtes erſt nach ſeines Vaters Tode geboren wurde. Aber das hat ſie nie zugeſtehen wollen, daß dieſer jüngſte Knabe geworden ſei, vielmehr hat ſie immer im Gegentheil behauptet, dieſer zweite Sohn ſei eben das Kind, das die Gräfin von Saint Geran in Anſpruch nehme.

Einer der ſtärkſten Gründe, worauf ſie die Behauptung ſtüzt, daß ihr Kind noch lebe, iſt die Einwendung: daß diejenigen, denen daran gelegen ſei, ſeinen Tod zu beweiſen, einen Todtenſchein beibringen müßten, indem nach den Regeln der Rechte die Verbindlichkeit des Beweiſens dem auferlegt ſei, der eine Thatſache behaupte: Actori probandi onus incumbit. — Allein es lieſſe ſich, wie auch der Generalprokurator Bignon bemerkt hat, leicht vermuthen, daß dieſe eben ſo ſchlaue als verwegene Perſon, ſobald ſie einmal den Vorſaz hatte, den jungen Grafen von Palliſe für ihren zweiten Sohn zu unterſchieben, auch alle mögliche Vorſicht angewendet haben werde, den Tod des leztern zu verbergen, und jeden ſchriftlichen Beweis dieſes zweiten Verbrechens zu unterdrücken. — Indeß reicht dieſe Bemerkung doch nicht weiter, als die Einwendung zu widerlegen, welche Ma-

rie vorgebracht hat. Allein Zeugnisse aus Mariens eignem Munde beweisen, was sie leugnen will

Margot, eine Tochter der Hebamme, die Marien bei ihrer zweiten Niederkunft beygestanden hat, bezeugte bei dem Verhör: sie sei nicht nur Zeuge gewesen, als Marie ihrer verstorbenen Mutter vertraut habe, daß dieses Kind wieder gestorben sei; sondern Marie selbst habe ihr auch dieses Bekenntniß mitgetheilt. — Eine Frau von Morangis versicherte, aus Mariens eignem Munde die Erklärung gehört zu haben: sie habe nur noch Ein Kind. Ohne Zweifel kam diese Aussage Marien sehr ungelegen, sie bemühte sich also, sie ganz ungültig zu machen. Bei der Konfrontation *) fragte sie daher die Frau von Morangis: Wann sie diese Erklärung von ihr gehört habe? Die Zeugin hatte sich um nichts weniger bekümmert, als den eigentlichen Zeitpunkt

*) Mit den Zeugen, welche Umstände aussagten, die sie geradezu angiengen, war Marie allerdings konfrontirt worden. Die Konfrontation, von der wir oben gesprochen haben, welche Marie vermuthlich nur in der Absicht den Prozeß zu verzögern, oder in der Hoffnung durch neue Erfindungen die Wahrheit zu verdrehen, selbst verlangt, und nachher durch ihre Entweichung selbst vereitelt hatte, sollte mit den Zeugen vorgenommen werden, die bloß von der Niederkunft der Gräfin und der Entführung des Kindes Umstände angegeben hatten.

punkt einer ihr damals ganz gleichgültigen Unterhaltung im Gedächtniß zu behalten: sie konnte also die Zeit nicht bestimmt angeben. Marie ergriff sogleich diesen Umstand, und versicherte: diese Unterredung sei vorgefallen, ehe sie ein zweites Kind gehabt habe, und sie habe bloß gesagt: sie habe nur Ein Kind, aber keineswegs: sie habe nur noch Ein Kind. Allein die Frau von Morangis blieb dabei, daß sie bei Marien schon vorher, ehe sie diese Unterredung mit ihr gehalten, zwei Kinder gesehen habe, und daß sie wirklich den Ausdruck gebraucht habe: sie habe nur noch Ein Kind.

Dies wären also zwei Zeugen, welche den Tod des Kindes bestätigen, an dessen Stelle Marie den Grafen von Palluſſe einschieben wollte. Wir fügen diesen zwei andere bei, die geradezu bezeugen, daß das nämliche Kind, für dessen Mutter sie sich ausgiebt, wirklich dieser Graf von Palluſſe selbst ist. Jadelon, Herr von Barbe Sange, setzte zu der Aussage, von welcher wir oben gesprochen haben, noch hinzu: er habe aus Mariens eigenem Munde gehört: das Kind, das sie zu ihrem Schwager gebracht habe, sei nicht ihr Sohn, sondern der Sohn des Grafen und der Gräfin von Saint Geran, und zu seiner Zeit

wolle sie dieses schon beweisen. — Mariens Mutter selbst hat die ganze Geschichte nach ihren kleinsten Umständen, von der Entführung des Kindes bis zu seiner Zurückkunft auf das Schloß zu Saint Geran, der Gräfin von Montabilan erzählt. Diese ganze Erzählung wurde von der Gräfin bei dem Zeugenverhör wieder ausgesagt, und traf mit den übrigen Aussagen sowohl als mit den Muthmaßungen, auf die man schon während des Prozesses gekommen war, vollkommen überein.

Aber noch mehr! Es war ganz unmöglich das Kind, worauf Marie jetzt Ansprüche macht, mit dem zu verwechseln, das sie wirklich geboren hatte. Es ist nämlich in den Akten erwiesen, daß Heinrich Beaulie von dunkler Gesichtsfarbe war, und braune Augen hatte, da im Gegentheil das Kind, worüber der Streit geführt wird, blond ist, und große blaue Augen hat.

Eben so wenig kann es aber Bernhards von Mantes unehlich erzeugtes Kind sein, da dieses schwarze Haare und eine ganz schwarzbraune Gesichtsfarbe hatte, und folglich unter diesen beiden Kindern ein Unterschied ist, wie zwischen weiß und schwarz. Ueberdies ist Bernhards Mans

Mantes Sohn zu Croix-Fouxbain von Magdalene Tripier geſäugt, und bei ſeinem Vater auferzogen worden.

Allein Marie, ſagt man, will doch die Mutter dieſes unehlichen Kindes ſein, und behauptet, der Taufſchein, den man auf den Sohn der Gräfin von Saint Geran deuten will, rede von jenem Kinde.

Mag ſie immer ihr Verbrechen mit der Schande eines unzüchtigen Lebenswandels zu beflecken ſuchen; immer wird doch das Syſtem, das ſie auf Koſten ihrer eignen Ehre errichten will, durch die Thatſachen widerlegt werden, welche in den Akten erwieſen ſind. Es iſt ausgemacht, daß das Kind, das zu Saint Jean-en-greve getauft wurde, zu Torcy geſäugt, von Marien darauf geradezu in ihr Haus aufgenommen, und von da in das Schloß zu Saint Geran gebracht worden iſt. Allein an keinem einzigen dieſer Orte iſt der Sohn Bernhards von Mantes geweſen; wo dieſer ſich aufgehalten habe, iſt oben, den Akten gemäß, angeführt worden. Der Ort ihres Aufenthalts ſtimmt alſo eben ſo wenig überein, als ihre Geſtalt. Wie konnte denn Marie ſich einbilden, durch die Verwirrung, in welche

ſie die ganze Sache zu verhüllen ſtrebte, die Obrigkeit ſowohl als das Publikum zu hintergehen?

Folgender Hauptumſtand vollendet den Beweis. Ein Parlamentsrath erhielt den Auftrag, den Ammen und den übrigen Zeugen zu Torcy das Kind vorzuſtellen. Alle dieſe Perſonen erkannten es für daſſelbe Kind, das in ihrem Dorfe geſäugt worden, das Marie dahin gebracht, in deſſen Namen ſie denen, die ſeine Verſorgung übernommen hatten, ſo vielerlei verſprochen, das ſie ſo oft mit einem Mann von Stande beſucht habe; ſie erkannten ihn, an ſeiner weiſſen Haut, an ſeinen blonden Haaren, und an ſeinen blauen Augen, und beſonders an den Spuren von der mörderiſchen Hand der Hebamme, welche noch an ſeinem Kopf zu ſehen ſind, jenen unvertilgbaren Merkmalen von dem abſcheulichen Vorhaben der Hebamme, das den jungen Grafen auf immer unverkennbar gemacht hat.

Es iſt alſo vollkommen entſchieden, daß die Gräfin von Saint Geran ſchwanger geweſen, und daß ſie entbunden worden iſt; daß der Marquis von Saint Maixant und die Marquiſe von Boullé das Kind unterdrückt haben; daß die Heb-

Hebamme, das Werkzeug dieſes Verbrechens, es Beaulieu überliefert, und dieſer es fortgeſchafft habe. Man iſt dem Entführer bis auf den Augenblick, wo es Marien übergeben wurde, auf dem Fuß nachgefolgt; man hat gezeigt, wie es von Hand zu Hand gieng, bis es endlich an Beaulieu wieder überliefert wurde, der es im Schloſſe zu Saint Geran erziehen ließ. Mit einem Wort, man hat das Kind gleichſam aus dem Schooſe ſeiner Mutter empfangen, und es durch alle die Orte ſeiner Wallfahrt begleitet, die es durchwandern mußte, bis es in die Arme ſeiner Mutter wieder zurück kam.

Die Damen von Ventadour und von Lüde konnten ihre Behauptungen auf nichts als auf bloße Vermuthungen gründen. Dies ſind die Waffen, mit welchen ſie Verbrechern zu Hülfe geeilt ſind, die ihren ganzen Abſcheu erregen müßten, wenn nicht Leidenſchaft ihre Augen verblendet hätte, wenn ſie gleichgültige Zuſchauerinnen dieſes ſie entehrenden Streites ſein könnten. Wie empfindlich muß es ſie jezt kränken, ihre Muthmaßungen durch unumſtößliche gerichtlich erwieſene Thatſachen widerlegt zu ſehen? Wie ſehr müſſen ſie es jezt bereuen, ihre Einbildungskraft ganz fruchtlos zur Erfindung

von

von Vermuthungen angeführt zu haben, die wie Schattenbilder vor dem Licht der Wahrheit verschwinden? Wie beschämend muß es nun für sie sein, daß sie es gewagt haben, mit so ungegründeten Behauptungen im Angesicht des Publikums vor dem Richter aufzutreten?

Hätte übrigens die Gräfin von Saint Beran noch andre Gründe als die Unverwerflichkeit der Thatsachen nöthig, die sie so einleuchtend dargestellt hat; so könnte sie mit eben so viel Recht, als ihre Gegnerinnen, sich auf Empfindungen und Gefühle berufen, und Folgerungen daraus, mit aller Stärke der Kunst dargestellt, zu ihrer Vertheidigung zu Hülfe nehmen. Sie würde die edeln Gesinnungen und die Rechtschaffenheit ihres Gemahls, seine Anhänglichkeit und seine Achtung für den berühmten Namen seines Hauses, mit dem Pinsel der Wahrheit geschildert, ihren Gegnerinnen entgegenhalten, und ihnen zu bedenken geben: ob ein solcher Mann sich mit einer so niederträchtigen That entehren könne, die Frucht eines ausschweifenden verworfenen Geschöpfs aus dem niedrigsten Pöbel aufzusuchen, um ihm die Güter und den Adel seines glänzenden Hauses zu übertragen, und mitten unter die großen Männer seiner berühmten Voreltern

einen

einen Baſtard zu erheben? Und wer beſchuldigt ihm denn dieſer Niederträchtigkeit? Seine eigne Schweſter und ſeine leiblichen Mägde ſind es, welche die entehrende Behauptung vorgebracht haben, welche ihm Schuld geben, er habe ihnen durch dieſen ſchändlichen Kunſtgriff ſeine Erbſchaft entziehen wollen. Allein hatte er denn Grund zu einem ſolchen Haß, oder konnte jemals der Groll in ſeinem Herzen bis zu einem ſolchen Grad ſteigen, daß er ſein eignes Blut lieber einem fremden durch eine niedrige und ehrloſe Geburt gebrandmarkten Kinde aufopfern wollte?

Aber, wenn wir auch ſein Andenken auf einen Augenblick mit dieſem Verdacht entehren, wenn wir ihn auch dieſes unnatürlichen Haſſes beſchuldigen wollen — ein Vorwurf, den doch ſelbſt ſeine Feinde unter der zahlloſen Reihe ihrer Muthmaßungen nicht zu machen wagten — würde denn dieſe Leidenſchaft auch den Schrecken des Todes getrotzt haben? Würde dieſe Verblendung, die den Grafen zu der Ungerechtigkeit verleitet haben ſoll, in einem ſo edlen und großmüthigen Herzen, der Stimme der Wahrheit ſelbſt in jenen kritiſchen Augenblicken widerſtanden haben, die ſonſt immer der Triumph der

Wahr-

Wahrheit über die Leidenschaft sind? Würde er eben diese Augenblicke gewählt haben, ein Denkmal seiner Erdichtung und seiner Ungerechtigkeit durch ein Testament zu errichten, das er als Gesetz für seine Familie und seine ganze Nachkommenschaft aufstellte?

Durch Thatsachen sind also die Muthmaßungen zerstreut, die den ganzen Beweis der Herzogin von Ventadour und der Gräfin von Lüde ausmachen. Aber auch selbst wenn keine Thatsachen wider ihre Vermuthungen sprächen, würden andere Vermuthungen sie widerlegen, die man ihnen entgegen halten könnte, und die zum wenigsten gleich stark wären.

Es ist ausgemacht, daß Kindschaft sich in allen Fällen bloß auf Vermuthungen gründet; sie kann also eben darum auch in allen Fällen nur durch Vermuthungen bestritten, und aus dem nämlichen Grunde auch nur durch diese Waffen vertheidigt werden. Die Rechtsgelehrten zählen nämlich *) zu den Beweisen für die Kindschaft,

*) Praeter ſidem inſtrumentorum et alleverationem parentum, tria recenſentur: teſtes, teſtes et fama, et ſuppleat, deficientibus probationibus certioribus, ſufficientem omnem tam probari, quam praeſumi. Si ſit, de cuius data agitur, pro ſilio habitus ſit, ſi teſtes et vicini idem confirmant, ſi fama popularis idem aſſeverat. Covarruvias, de matr. Part. II. cap. 8. §. 30. de filiationis probatione. Vid. Egidius Bafius, de ſuppoſito partu.

ſchaft, auſſer den ſchriftlichen Dokumenten und dem Zeugniſſe der Eltern, vorzüglich folgende drei Stücke: das Betragen eines Kindes ſeiner angenommenen Geburt gemäß, den Beweis durch Zeugen, und den allgemeinen Ruf. Wenn alſo derjenige, deſſen Kindſchaft bezweifelt wird, immer für den Sohn desjenigen Vaters gehalten worden iſt, den er anzieht; wenn Zeugen vorhanden ſind, die es verſichern; und wenn der allgemeine Ruf dieſe Meinung beſtätigt: ſo bewirkt dieſes eine Vermuthung für ſeine Kindſchaft, die für einen Beweis gilt.

Daß das Zeugniß der Eltern wegen dem Stand ihrer Kinder in keinem Fall rechtsgültig ſei, iſt ein Grundſaz, welcher der Menſchlichkeit, den guten Sitten, und den Geſezen gerade zu widerſtreiten würde, und den alſo niemand ſo allgemein hin annehmen kann. Man muß dabei folgenden Unterſcheid machen. Wenn die Auſſage der Eltern ihrem Kinde den Stand ſeiner Kindſchaft abſpricht, ſo kann man ſie nicht für untrüglich gelten laſſen, ſondern das Kind darf ſie beſtreiten, und ſich dagegen vertheidigen, weil es möglich iſt, daß das Herz eines Vaters oder einer Mutter mit einem ſo bittern Haß gegen ein Kind erfüllt werde, der ſie ſogar verleiten

leiten kann, es zu verleugnen. Aber im Gegentheil läßt sich nicht behaupten, daß jemand für ein fremdes Kind eine so blinde Liebe fassen könne, um es für sein eigenes zu erkennen und aufzunehmen. Wenn also Vater und Mutter sich zu Gunsten eines Kindes erklären, das sich für das ihrige ausgibt, so sind sie hierin nicht nur unverwerfliche Zeugen, sondern sogar auch die einzigen und höchsten Richter. Das Gesez gestattet in solchen Fällen niemand ein Recht zu widersprechen, als den Eltern *). Wenn also dieser einzige, der ein Recht hat zu widersprechen ein Kind gerichtlich für das seinige anerkannt hat, so ist darüber kein Streit mehr möglich; weil dieser durch das Anerkennen gleichsam selbst einen gerichtlichen Vertrag mit dem Kinde errichtet hat, den Punkt nie wieder zu berühren; und niemand anders befugt ist, den Streit in Bewegung zu bringen.

Diesen Grundsäzen gemäß hat das Gesez bestimmt: daß solche öffentlich vor Gericht abgelegte Erklärungen der Eltern als unumstößliche Beweise für die Rechtmäßigkeit der Geburt eines Kindes gelten sollen **). Der Rechtsgelehrte

*) §. 7. Inst. de leg. agn. succ. L. si plures ff. de accus. et inscript.

**) L. 1. §. 12. ff. de agnosc. et alend. lib.

lehrte, der dieſes Geſez abgefaßt hat, giebt dabei einen Fall an, in welchem das Kind einer Frau, die einen ſehr unordentlichen Lebenswandel führte, von ihrem Mann vor Gericht für das ſeinige erklärt wurde, ungeachtet er wirklich nicht Vater deſſelben war. So verdächtig auch dieſe Erklärung an ſich ſein mochte, ſo wurde ſie doch von den Richtern als eine ſehr gültige Vermuthung zum Beſten des Kindes erkannt. Quandoque enim coepit agi causa, grande praeiudicium offert pro filio confessio patris. — Cujaz, jenes Orakel der römiſchen Rechtsgelahrtheit, ſagt: man müſſe einen großen Unterſchied machen, ob eine ſolche Erklärung vor Gericht, oder nur privatim, etwa in einem Briefe, geſchehen ſei; indem ſie im erſtern Fall für die Anerkennung des Kindes gültig ſei, im zweiten aber ſehr wenig in Betrachtung komme *).

Würde die Klage der Damen von Ventadour und von Lüde für gegründet angeſehen werden, welchem Bürger könnte man dann nicht eben ſo gut ſeinen Stand ſtreitig machen? Bald würden dann Schikanen eigennüziger und argliſtiger Ver-

*) Sup. tit. 16, 7. lib. cap. de lib. caut.

Verwandten alles in Aufruhr bringen, die heiligsten Bande des Bluts wurde schändlicher Geiz zerrümmern, die Ruhe der ganzen Gesellschaft würde zerstört, niemand mehr einen Augenblick seiner gegründetsten Rechte gewiß sein.

Noch sonderbarer erscheint aber das Unternehmen dieser Damen dadurch, daß sie — wir müssen es noch einmal wiederholen — gar nichts anführen, das zu einem solchen Verdacht gegen den Grafen und seine Gemahlin berechtigen könnte. Lebten sie denn in einer so tödtlichen Feindschaft mit ihm? Oder hat die Aussicht einer glänzenden Nachkommenschaft den Grafen und die Gräfin verführt? Oder war ihr Leben schon so mit Schandthaten bezeichnet? Waren sie schon mit dem Laster so vertraut? Oder war der Name ihres Hauses so unbedeutend, daß sie ganz gleichgültig einen Bastard aus der Hefe des Volks aufgreifen und ihren Ahnen an die Seite stellen konnten?

Gesezt aber auch, sie hätten sich über alle diese Rücksichten wegsezen können; weder die Ehre ihrer Familie, noch die Sorge für die Reinheit ihres Stammes hätte sie zurückgehalten: würde denn der Graf noch in den Armen des Todes selbst diesen Betrug bestätigt, würde seine Gemahlin nach seinem Tode noch einen Streit

fort-

fortgesezt haben, der ihre ganze Ruhe zerstört?

Wenn man aber auch wirklich einen so hohen Grad von Verderbenheit des menschlichen Herzens zugeben wollte, bei dem es allein möglich wäre, einen so plözlichen Uebergang von den reinsten Gesinnungen der Unschuld und Rechtschaffenheit zu einem überlegten Verbrechen zu begreifen, als man bei dieser Beschuldigung des Grafen und der Gräfin von Saint Geran annimmt: so bleibt doch die Beschuldigung einer solchen Niederträchtigkeit noch aus andern Rücksichten unwahrscheinlich. Ist es wohl glaublich, daß die Gräfin, erzogen im Schoose einer nie getrübten Ruhe und in allen Gemächlichkeiten des Lebens, welche ihr Stand eines Theils ihr zum Gesez, und die Gewohnheit gleichsam zur Nothwendigkeit gemacht hat, aus bloßem Muthwillen sich in alle Gefahren und Unruhen eines langwierigen Prozesses werde gestürzt haben? Wie konnte die Gräfin ihre ganze Ruhe, das Glück ihres Lebens, aufopfern, bloß zum Besten eines Bastards aus dem niedrigsten Pöbel, bloß um der Familie ihres Gemahls, von der auch sie den Namen führte, einen Schandfleck anzuhängen?

Alle diese Umstände rechtfertigen die Ansprüche des Grafen und seiner Gemahlin so vollkommen, daß wider sie weder Vermuthungen noch Gründe weiter statt finden. — Noch weit einleuchtender aber erscheinen sie durch jene Menge von Zeugen; durch jene Reihe von Beweisen, die alle Erdichtungen mit entschiednem Uebergewicht widerlegen; durch jene Kette von Thatsachen, die so genau in einander greifen, und ein Ganzes ausmachen, aus dem die Wahrheit in vollem Glanze hervorbricht.

Die Rechtsgelehrten haben vier Umstände festgesezt, durch welche der Richter bei Fragen dieser Art die Wahrheit entdecken könne, nämlich: wenn das Kind von Vater und Mutter anerkannt worden ist; wenn man keine Ursache und keinen vernünftigen Vorwand der Einschiebung angeben kann; wenn die Eltern den Ruhm einer vollkommnen Rechtschaffenheit haben; und endlich, wenn die Schwangerschaft erwiesen ist.

Diese vier Umstände treffen aber bei der Gräfin von Saint Geran vollkommen zusammen. Man findet hier kein einziges von den Anzeigen, die gewöhnlich den Verdacht der Einschiebung eines fremden Kindes erwecken; wenn nämlich entweder die Frau, die sich als Mutter ausgiebt, schon sehr alt ist; oder wenn man ver-

verdächtige Aeuſſerungen von ihr gehört hat, die auf ein ſolches Verbrechen ſchlieſſen laſſen; wenn ſie ohne Beiſtand einer Hebamme entbunden worden iſt; wenn ſie ihre Schwangerſchaft vor den Verwandten verheimlicht, und ſich an einen abgeſonderten, zu ihrem Vorhaben bequemen Ort begeben hat. — Von allen dieſen Verdachtsgründen trifft bei der Gräfin kein einziger ein; Vielmehr beweiſen hier alle Vermuthungen das gerade Gegentheil. Das Alter der Gräfin iſt noch izt nicht in die Jahre der Unfruchtbarkeit vorgerükt, und war alſo bei der Geburt ihres Sohnes noch viel weiter davon entfernt. Keine einzige Aeuſſerung konnten ihre Feinde, bei aller Aufmerkſamkeit, mit der ſie alle ihre Reden und Schritte beobachteten, zur Beſtätigung ihres Syſtems anführen; niemals iſt ihr etwas entfallen, das auch nur den Schatten eines Verdachts hätte erwecken können. Bei ihrer Niederkunft war eine Hebamme zugegen, und ihre Schwangerſchaft machte ſie, länger als ſechs Monate vorher, bekannt. In der Mitte ihrer ganzen Familie und vor den Augen ihres Gemahls iſt die Entbindung geſchehen, die man ihr abſtreiten will, weil man das Kind entführet hat. Ihr Leben iſt makellos und unbeſcholten,

die Verleumdung selbst hat an ihr keinen Tadel gefunden, und ihre Unschuld durch tiefes ehrfurchtsvolles Stillschweigen anerkannt.

Diese aus bloßen Vermuthungen entspringende Wahrscheinlichkeit, verbunden mit der überzeugenden Gewißheit, welche die unwidersprechlich erwiesenen Thatsachen hervorbringen, zeigen nun die Wahrheit in ihrem höchsten Triumph.

Auch die Damen von Ventadour und von Lüde fühlen dieses Gewicht der Wahrheit und der unumstößlichen Beweise. Aber um noch einmal dem Streich auszuweichen, der sie jezt gerade trifft, nehmen sie eine Wendung, die eben so sonderbar scheint, als sie scharfsinnig ausgeführt ist. — Die Beweise für die Kindschaft des jungen Grafen, sagen sie, welche durch den peinlichen Prozeß erhalten worden sind, können nicht gegen uns gebraucht werden, um den Streit über seinen Stand zu entscheiden, denn das bürgerliche Verfahren ist von dem peinlichen ganz verschieden; und da uns, schließen sie weiter, der ganze peinliche Prozeß über die Entführung des Kindes gar nichts angeht, so muß es uns erlaubt sein, die Einschiebung des Kindes vor dem bürgerlichen Richter zu beweisen.

Wie

Wie läßt sich aber diese Sprache mit ihrem Betragen bei dem Prozeß selbst zusammenreimen? Wenn der peinliche Prozeß sie nichts angeht, warum verlangten sie denn so dringend, als Zeitschnäder angehört zu werden? Führten sie nicht selbst, zur Begründung ihrer Zeitschenklage, an, daß sie ein sehr anliegendliches Interesse bei der Sache haben, indem man ihnen einen Blutsverwandten, einen künftigen Erben, aufdringen wolle? Sie mußten also doch glauben, daß die Frage über den Stand des Kindes, auch in Rücksicht auf sie, durch den peinlichen Prozeß entschieden werden könne? Sie mußten also doch wirklich vollkommen überzeugt sein, daß die Verurtheilung Mariens und der Hebamme auch zugleich den Streit über den Stand des Kindes entscheide, warum hatten sie sonst ihren ganzen Einfluß aufgeboten, dies se Verbrecher zu retten? Nun haben sie freilich ihren Angriff geändert, weil sie sahen, daß weder für die eine noch für die andre weiter etwas zu thun sei, nachdem der Tod die eine der verdienten Strafe entzogen, und die andere ihr Urtheil, vermöge jener Deutung des Parlements, durch ihre Flucht, das einzige Mittel — der Strafe zu entgehen, die unfehlbar ihrer wartete — selbst entschieden hat.

Schon diese Betrachtung könnte vielleicht hinlänglich darthun, daß diese neue Einwendung der beiden Damen gar nicht Statt finde. Aber wir wollen sie doch selbst untersuchen.

Worauf gründet sich denn der ganze peinliche Prozeß, der bisher geführt wurde? Ist es nicht die Unterdrückung des Kindes durch die Hebamme auf der einen, und der Streit über die ächte Mutterschaft Mariens auf der andern Seite, worauf dabei alles ankommt? Ist nun aber durch das Endurtheil entschieden, daß jene das Kind wirklich unterdrückt, und diese sich falschlich für die Mutter desselben ausgegeben habe, und die Gräfin hingegen die rechte Mutter sei: wie könnte man eine vollständigere und deutlichere Entscheidung über den Stand des Kindes geben? Nachdem durch den Generalprokurator die Verurtheilung der unächten Mutter, dem schon oben angeführten Dekret des Parlements gemäß, öffentlich bekannt gemacht, und dadurch dieser Stand des Kindes feierlich bestätigt worden ist: kann man den Damen von Ventadour und von Lüde noch Gehör geben, wenn sie vorgeben, es sei bloß über das Verbrechen ein Urtheil gesprochen, aber in Rücksicht auf sie müsse die Sache

durch

durch einen bürgerlichen Prozeß entschieden werden?

Es ist ein unverletzlicher Grundsaz, daß eine und dieselbe Frage über den Stand eines Menschen nie zweimal gerichtlich untersucht werden kann, und daß die Entscheidung, welche einmal darüber gefällt ist, immer und in Rücksicht aller Personen ohne Ausnahme gelten muß. Der Stand eines Bürgers ist ein zu kostbares Eigenthum, als daß man ihn mehr als Einmal dem Ungefähr eines Prozesses Preis geben könnte. Wenn also die Aechtheit der Mutterschaft sowohl als der Kindschaft, einmal entschieden ist, unter welchem Vorwand will man den Rechtsstreit über diese Fragen erneuern?

Gesezt ein Vater hätte wegen Entführung und Entehrung seiner Tochter eine peinliche Klage erhoben, hätte aber den Proceß verloren, und die Kinder, welche seine Tochter während jener vorgeblichen Entführung geboren hatte, wären für Früchte einer rechtmäßigen Verbindung erklärt worden: würden nun wohl die Geschwister dieser Tochter, nach einer solchen Entscheidung, Gehör finden, wenn sie diesen Kindern nachher ihren Stand aufs neue streitig machen wollten, unter dem Vorwand, daß sie ein besonderes Interesse

teresse dabei haben, und bei jenem Prozesse des Vaters nur über das Verbrechen entschieden werden sei?

Es ist bekannt, daß diese Art von Anklagen wegen Entführung einer Frauensperson, und wegen Unterdrückung eines Kindes, gemischt, theils peinlich, theils bürgerlich sind, daß aber die Entscheidung des peinlichen, die Person betreffenden, Theils auch zugleich den damit verbundnen bürgerlichen Theil des Streites entscheide. Welche unabsehbare Verwirrung würde nicht entstehen, wenn man die Entscheidung über den Stand eines Menschen, welche einmal festgesetzt ist, den immerwährenden Angriffen aller, die dabei ein Interesse haben, aussetzen wollte? Auf diese Art würden oft darüber so viele Prozesse entstehen, als einzelne Glieder in einer Familie sind; es würde vielleicht unter ihnen allen nicht ein einziger sein, der nicht mit eben dem Grund anführen könnte, daß man ihm eine Eigenschaft dadurch entziehe, daß man seinen Namen, seine Rechte, seinen Adel, seine Familien, wovon einem Fremden ertheile. — Es ist ausgemacht, daß man diesen Einwendungen solcher Verwandten kein Gehör geben wird. Wie viel mehr sind aber nicht Gründe verhanden, die Da-

men

men von Ventadour und von Lüde mit den übrigen abzuweisen, da sie bei dem peinlichen Prozeß selbst schon eine Zwischenklage angestellt und gegen die Verurtheilung jener Beklagten appellirt oder Protestationen eingereicht haben? — Durch erkaufte Zeugen hätten sie wenigstens der Sache eine andere Gestalt gegeben, und die Beklagten, welche durch den Prozeß selbst überwiesen und verurtheilt waren, frei gemacht. Ein Betrug hätte also hier das gerechteste Verfahren des Richters umgestoßen!

Ueberdies kann das Recht sich durch neue Thatsachen zu rechtfertigen einem schon verurtheilten Verbrecher weder mittelbar noch unmittelbar zugestanden werden. Was hieße das anders, als die Aussprüche der Gerechtigkeit dem öffentlichen Gespött Preis geben, mit den ernsthaftesten Angelegenheiten der Gesellschaft spielen, die heiligsten und unverletzlichsten Gesetze umstürzen, und den größesten Verbrechern, selbst nachdem sie vollständig überwiesen sind, einen Weg zum Entwischen öffnen?

Man sieht aus diesen Betrachtungen, daß die Entscheidung über den Stand einer Person von der Entscheidung über seine bürgerlichen Rechte unzertrennbar ist; und daß das Urtheil über

über den Stand zugleich auch das Urtheil über das Vermögen enthalte.

Verschiedene Gesetze sagen ausdrücklich, daß die Frage über den Stand eines Menschen vor allen Dingen, vor allen andern Nebenfragen, selbst wenn ihr Gegenstand peinlich seyn sollte, entschieden werden müsse *). Da nun die Frage über den Stand eines Menschen mit der Frage über den Besitz seines Vermögens so unzertrennlich vereinigt ist; so kann hier, wo die erstere Frage unumstößlich entschieden ist, weder wegen der erstern noch wegen der letztern Frage ein neuer Streit erhoben werden, da die letztere durch das Urtheil über die erstere bereits auch ausgemacht ist.

Die andere Einwendung, daß die Beweise eines peinlichen Prozesses gegen niemand als gegen den Angeklagten gebraucht werden können, ist eine bloße Spitzfindigkeit. Freilich in Rücksicht

*) Prius de nativitatis veritate, secundum iuris formam quaeri, idem vir clarissimus (praeses provinciae) curae habebit L. 2. C. de ordin. iudic. Cum et ipse confessus es, statum te controversiam pati; qua ratione postulas, prius quam de conditione constaret tua, accusandi tibi tribui potestatem contra eum, qui te servum esse contendit? Cum igitur, sicut allegas, statu tui genesis fretus es, iuxta iuris ordinarium praesidem pete, qui cognita prius liberali causa, ex eventu iudicii, quid de omnine statuere debeat, non dubitabit L. 1. C. de ordin. cognit.

ſicht auf die Ueberweiſung von einem Verbrechen und auf das Verhängen der Strafe über den Verbrecher können ſie niemand anders als den Beklagten betreffen. Allein wenn bei einem ſolchen Prozeß auch bürgerliche Fragen vorkommen, ſo gelten die gegen den Angeklagten geführte Beweiſe auch gegen alle Perſonen ohne Unterſchied, die wegen bürgerlicher Anſprüche in die Sache mit verwickelt ſind. Wenn bei einer Unterſuchung, die gegen einen Beamten ungerechter Erpreſſungen halber verhängt würde, auch ſeine Gläubiger mit einträten, um ihre Anſprüche auf ſein Vermögen geltend zu machen; ſo würden zwar die bei dem Proceß vorhandenen Beweiſe, inwiefern ſie das Verbrechen ſelbſt und die Beſtrafung deſſelben betreffen, den Verbrecher allein zum Gegenſtand haben, ohne im mindeſten die Rechte dieſer Gläubiger zu beſchränken; demunerachtet werden dieſe Beweiſe, wenn er dadurch zur Strafe der Konfiſkation ſeines Vermögens verurtheilt würde, gegen die Anſprüche der Gläubiger gelten.

Doch ohne uns länger mit der Prüfung ſolcher Spizfindigkeiten aufzuhalten, wollen wir hier ein ganz ungekünſteltes Räſonnement beifügen, das durch alle die feinen Wendungen,

die man für die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lude so verschwenderisch angebracht hat, nicht im geringsten aufgehoben werden kann. Ist Marie als schuldig verurtheilt worden, so geschah dies, weil es dem Richter so klar wie der Tag bewiesen war, daß sie nicht die wahre Mutter des Kindes sei, worüber der Streit geführt wird, und daß sie es der Gräfin von Saint Geran habe entreissen wollen, deren rechtmäßiger Sohn es ist. Ist aber diese Kindschaft erwiesen, so ist das Kind auch der Erbe des Grafen von Saint Geran, seines Vaters, und schließt also eben darum seine Tante und seine Cousine, als bloße Seitenverwandte, von der Erbfolge aus. Was könnten also diese Damen bei einer weiteren Untersuchung, worauf sie bestehen, nun noch beweisen wollen? Ich sehe nichts anders, als, daß das Kind, das auf die Aussagen einer ganzen Reihe gerichtlich verhör, ter und unverwerflicher Zeugen von den Richtern für einen rechtmäßigen Sohn des Grafen von Saint Geran erklärt worden ist, dennoch sein Erbe nicht sei. Ohnmöglich kann der Beweis, den sie ganz unabhängig von dem peinlichen Prozeß führen wollen, einen andern Gegenstand haben. Allein ich frage, ob sie bei irgend

gend einem Gerichtshofe mit einem solchen Satze Gehör finden können?

In deß kann man wirklich, so wie die Sache jetzt beschaffen ist, ihre Ansprüche aus keinem andern Geschichtspunkt ansehen. Kraft des Decrets vom 18 August 1657 ist Marie überführt, daß sie das Kind der Gräfin von Saint Geran unterdrückt habe, denn eben dieses Decret sagte ausdrücklich, indem es ihr den Stadtverhaft in der Stadt und den Vorstädten von Paris ankündigte: sobald sie diese Gränzen überschreite, sollte sie für überwiesen des beschuldigten Kinderraubes erklärt sein. Sie hat aber nicht nur Paris verlassen, sie hat sich sogar in fremde Länder geflüchtet, um sich ganz der Gerichtsbarkeit des Parlements zu entziehen. Dadurch hat sie sich aber nicht bloß eines Strafwürdigen Ungehorsams schuldig gemacht, sondern dieser Schritt, von welchem sie selbst alle die glänzenden Aussichten nicht abhalten konnten, welche sie als gewissen Lohn von ihren Beschützerinnen erwarten durfte, beweist auch deutlich genug, daß sie selbst schon das Schwerdt über ihrem Haupte schweben sah, von dem sie unfehlbar bestraft getroffen zu werden, und daß sie es deswegen für rathsam gehalten habe, durch

eine

eine schleunige Entfernung den Händen der Gerechtigkeit zu entweichen. Dieser Schritt gibt also nicht etwa eine bloße Vermuthung, daß sie schuldig sei, sondern sie ist des Verbrechens vollständig dadurch überwiesen, und das Parlements-dekret vom 18 August 1657 kann nicht mehr als ein bloßer vorläufiger Ausspruch angesehen werden, sondern ist durch jenen Schritt in ein vollständiges unwiderrufliches Endurtheil verwandelt. Gegen sie ist also Alles weitere Verfahren, alle weitere Formalitäten überflüssig; sie ist verurtheilt, und das Parlement hat nichts weiter nöthig, als Befehle zur Vollstreckung des Urtheils zu ertheilen, sobald man ihrer Person kabhaft werden kann. Ist es aber durch ein Endurtheil entschieden, daß Marie das Verbrechen begangen hat, sich fälschlich für die Mutter des Kindes ausgegeben zu haben, worüber dieser Streit geführt wird: so ist dieses Kind der Sohn der Gräfin von Saint Geran, und der Erbe des Grafen seines Vaters. Es ist also nicht bloß ein anderes Urtheil, das die Damen von Ventadour und von Lude verlangen, sondern die Aufhebung eines unwiderruflichen Ausspruchs."

Doch

Doch wir brechen hier ab, um unsre Leser sogleich an das Ende des Streites zu bringen.

Nach einem Prozeß, der länger als sechs Jahre gedauert hatte, worinne mehr als funfzehn Arrets von dem Parlement erlassen worden waren, wurde endlich den 5 Junius 1666 das Endurtheil gesprochen. Nach dem Inhalt desselben, war „Bernhard von Guiche für „einen leiblichen und rechtmäßigen Sohn des „Claudius von Guiche und der Susanne von Longaunay erklärt, und diesem „gen in den Besitz des Namens und Wappens „des Hauses Guiche und des ganzen von seinem „Vater hinterlassenen Vermögens eingesetzt, mit „dem Versprechen, ihn in diesen Rechten zu schützen. Marien von Guiche hingegen, der „Herzogin von Ventadour, und Eleonoren „von Bouillé, der Gräfin von Lude, wurde „es aufs strengste untersagt, ihn auf irgend eine „Art in dem Besitz desselben zu stören, und ihnen zugleich auferlegt, die sämmtlichen Kosten „des Prozesses zu bezahlen. Marie Pigoreau, die Wittwe des Fechtmeisters Beaulieu, „wurde, als überzeugt und überführet des Verbrechens, dessen sie angeklagt worden war, verurtheilt, „sobald man ihrer habhaft werden könnte, auf

„dem Grève Plaz zu Paris gehangen zu werden; „im Fall sie aber nicht zu erreichen wäre, so „solle ihr Bild auf demselben Plaz an einen Gal„gen angesezt hangen werden; alle ihre Güter, die in „solchen Gegenden lägen, wo die Konfiskation „statt fände, sollen von der Behörde eingezogen, „davon aber zum voraus 800 Livres als eine „Geldbuße, für den König abgegeben werden, „die zu Bestreitung der Unkosten, und zum Un„terhalt der Gefangenen im Parlamentsgefäng„niß verwendet werden sollen."

Dieser Zweig des Hauses von Guiche, dessen Fortdauer der Graf und die Gräfin von Saint Geran mit so großen Aufopferungen zu erhalten gesucht hatten, verlosch doch in der Person eben dieses Bernhards von Guiche, der erst nach so langen unruhvollen Kämpfen endlich in die Rechte ihrer Nachkommenschaft wieder eingesezt wurde, welche ihm die feinsten Kunstgriffe der Kabale zu entreissen gedroht hatten. Er vermählte sich zwar im Jahr 1667 mit Magdalenen von Varignies, der einzigen Tochter von Franz von Monfreville und von Margarethe Jourdain von Carbonel von Canisi. Allein seine Gemahlin blieb eben so lange unfruchtbar, als seine Mutter es gewesen war. Erst im Jahr 1688 wurde

sie

ſie von einer Tochter entbunden, welche aber nachher in ein Kloſter gieng. Im Jahr 1670 machte ihn der König zum Generallieutenant von der Armee, und am 1 Januar 1685 zum Ritter der Königlichen Orden. Den 18 März 1696 ſtarb er plötzlich zu Paris, in einem Alter von fünf und fünfzig Jahren, ohne einen Nachkommen zu hinterlaſſen.

Geschichte
der
Marquise von Gange.

Die Marquise von Gange, das einzige Kind des Herrn von Rossan, der in Avignon als Privatmann lebte, kam nach dem frühen Tode ihres Vaters in das Haus und unter die Aufsicht des Herrn von Rocheres, ihres mütterlichen Großvaters, der ein Vermögen von beinahe 500,000 Livres besaß. Seine Enkelin war die einzige Erbin dieses Vermögens, und hieß, nach einem seiner Landgüter, bis zu ihrer Heirath, Fräulein von Chateaublanc. Ihre täglich zunehmenden Reize, ihr sanfter Charakter und ihre einnehmenden Geistesfähigkeiten, gewannen ihr bald die ganze Zärtlichkeit des ehrwürdigen Alten. Er kannte keine süßere Hoffnung, als seine schöne Enkelin einst in dem Besitz seines Vermögens an der Hand eines würdigen Gatten glücklich zu sehen. In der Absicht

Absicht, seine Wünsche bald erfüllt zu sehen, vermählte er sie schon in ihrem dreizehnten Jahre, mit dem Marquis von Castellane, einem Manne, der mit den äussern Vorzügen einer alten und vornehmen Abkunft und einer schönen Gestalt die schätzbarsten Eigenschaften des Geistes und Herzens verband.

Die Marquise war eine der ersten Schönheiten ihrer Zeit. Ihr Bildniß, von dem berühmten Mahler Mignard gemahlt, wird unter die vorzüglichsten Meisterstücke dieses großen Künstlers gerechnet; und alle Zeugnisse ihrer Zeitgenossen stimmen in Lobeserhebungen ihrer ausserordentlichen Schönheit überein. In einem zu Rouen 1667 erschienenen Buche, das den Titel führt: Die wahrhaften und merkwürdigen Umstände des kläglichen Todes der Frau Marquise von Gange, wird sie als eine vollkommne Schönheit geschildert. Selbst Ludwig der Vierzehnte ward von ihren Reizen bezaubert, und ertheilte ihr die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Zweimal tanzte er mit ihr bei öffentlichen Hoffesten, in deren Anordnung Galanterie mit der höchsten Pracht verbunden war, und jedesmal erhielt ihre Schönheit und ihre

Anmuth den Preis der allgemeinen Bewunderung. Die berühmte Königinn Chriſtine von Schweden, welche damals an dem franzöſiſchen Hof ſich aufhielt, geſtand, daß ſie in allen Reichen, welche ſie durchreiſet, nichts geſehen habe, das der ſchönen Provençalin (ſo nennte man die Frau von Caſtellanne) gleich komme, die ihr Herz erobern würde, wenn ſie von einem andern Geſchlecht wäre.

Dieſe allgemeine Bewunderung ihrer Schönheit erregte natürlich Neid und Eiferſucht, und reizte die Verleumdungsſucht aller, die ſich durch ſie verdunkelt fühlten. Die Läſter-Chronik ſprengte allerley nachtheilige Gerüchte von verliebten Abenteuern über ſie aus, die aber nicht einmal mit einem ſcheinbaren Verdacht begründet werden konnten. Die Güte ihres Karakters entſprach der Schönheit ihres Körpers. Sie war geſellig, und theilnehmend bey dem Unglück anderer. Ihr Verſtand war mehr gründlich als lebhaft, ihr Urtheil weniger glänzend als treffend.

Mitten im Genuß des Glücks, das Schönheit mit Reichthum und Ueberfluß gepaart, zu gewähren vermag, erhielt ſie die traurige Nachricht, daß ihr Gemahl, der als Befehlshaber der franzöſiſchen Galeeren unter Seegel gegangen war,

war, bei Sizilien Schiffbruch gelitten, und sein Grab in den Wellen gefunden habe. — Einige Spötter, die der Marquise längst, um sich für ihre Verachtung zu rächen, den Verstand abgesprochen, und sie nur die schöne Bildsäule genannt hatten, verbreiteten bei dieser Gelegenheit die Anekdote: Sie habe bei der Nachricht von ihres Gemahls Tode gesagt. „Ach, er wird „nicht ertrunken sein; Junge Leute kommen von „den weitesten Reisen wieder."

Ihre Geschäfte riefen sie bald darauf nach Avignon zurück. — Reichthum und Schönheit waren zwei zu reizende Vorzüge, um nicht bald eine Menge Anbeter herbeizuziehen, die sich zu ihren Füßen warfen. Die Liebe entschied für den Herrn von Lenide, Marquis von Gange, einen jungen Mann von 20 Jahren, aus einem der ersten Häuser in der Provinz, mit allen Vorzügen eines vortheilhaften Wuchses, männlicher Schönheit, und einer sanften Gesichtsbildung ausgezeichnet. Nie schien eine Verbindung zweier Personen besser gewählt worden zu sein, als eben diese, welche zwei der schönsten und reichsten Leute des Landes, von gleichem Alter, von gleichem Adel des Geschlechts und von gleichen Eigenschaften, vereinigte. Er war ein Freiherr aus

Languedok und Gouverneur von St. André in Niederlanguedok. Die Hochzeit wurde 1638 vollzogen, als die Marquiſe eben das 22ſte Jahr erreicht hatte. —

Der Anfang dieſer Ehe war ſehr glücklich; der Marquis, von ſeiner Gemahlin bezaubert verließ ſie nie, und mehr war nicht nöthig zum Glück eines Weibes, welches auſſer der Wonne, das Herz eines liebenswürdigen Gemahls zu beſitzen, kein anderes Glück kannte. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit.

Nach einiger Zeit fieng der Marquis an, häufiger Geſellſchaft zu ſuchen. Seine Frau glaubte ſich nicht verflichtet in der Einſamkeit zu leben, während ihr Mann Zerſtreuung ſuchte, ſie ab Bälle, und nahm andre bei ſich an. Doch ſuchte ſie nur Geſellſchaft, um der Langenweile zu entgehen, und dachte nie daran, mit den Männern, welche ſie bei ſich ſahe, in eine Bekanntſchaft zu treten, welche die Gränzen des geſellſchaftlichen Vergnügens überſchritte, und ihrer Tugend ward es leicht, ſie in dieſen Geſinnungen zu erhalten. Bemerkte ſie, daß ihre Reize irgend einen ihrer Geſellſchafter zu einer gefährlicheren Neigung hinriſſen, ſo zog ſie ſich zurück,

und

und wendete ſich an andere, die durch keine Leidenſchaft verſucht waren, die Schranken des bloß geſelligen Umgangs zu überſchreiten. Indeſſen konnte die Ordnung und Zurückhaltung mit welcher ſie lebte, ſie doch nicht gegen die Eiferſucht ihres Gemahls ſchüzen.

Anfangs zwar ſchämte er ſich einer Leidenſchaft, welche immer den der ſich von ihr beherrſchen läßt, lächerlich macht; und da er ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß das Betragen ſeiner Gemahlinn ihm keine gegründete Veranlaſſung zum Argwohn gebe, ſo unterdrückte er ſo viel er konnte die Gemüthsbewegung welche ihm ein Verdacht verurſachte, den er doch ſelbſt für nichtig erklären mußte. Allein der Mißmuth, der ihn qualte, zerſtörte ſeine heitre Gemüthsſtimmung. Der ſonſt ſo zärtliche Gatte, der ſeine geliebte Gemahlin nie anders als mit dem Ausdruk des innigſten Vergnügens ſah, war jezt düſter, niedergeſchlagen und mürriſch. An die Stelle der liebreichen zärtlichen Verſicherungen, welche bisher ihre Unterhaltung ausmachten, trat jezt Kälte und Zurückhaltung, die gewöhnlichen Vorboten eines gänzlichen Bruchs. So wurde jede Erholung, welche die Marquiſe in einer unſchuldigen Zerſtreuung ſuchte, durch den häuslichen Verdruß

vergiftet, den sie immer dafür von dem Unmuth ihres Gemahls zu erwarten hatte. — Eine Begebenheit, welche der Marquise das Ende dieser Leiden, oder doch Erleichterung ihrer sämmtlichen Lage zu versprechen schien, stürzte sie in den Abgrund ihres Unglücks.

Der Marquis von Gange hatte drei Brüder der eine Graf von Gange, Oberster des Dragoner Regiments von Langedoc, hatte keine Rolle bei der Haupthandlung dieser Geschichte, kommt aber gleichwol in der Folge wieder vor.

Der zweite, Abbé von Gange, verlangt, der Rolle wegen, die er in dieser Geschichte spielt, eine eigne Charakterschilderung. Es fehlte ihm nicht an Verstand, den er aber nur anwendete die sämmtlichen Früchte seines verderbten Herzens zu versäletern. Bosheit und Zügellosigkeit, Lasterhaftigkeit und Ausschweifung waren die Grundzüge seines Charakters, und nur deswegen hatte er, ohne einen besondern Orden zu bekleiden, das geistliche Kleid gewählt, weil es ihm geschickter dünkte, seine Zügellosigkeit zu begünstigen und zu bedecken. Er war herrschsüchtig alles sollte seinen Einfällen seinem Willen folgen, besaß von Leidenschaften beherrscht, der größesten Laster fähig. Diese bösen Eigenschaften,

ten, mit Liſt, Verſchlagenheit und unglaubli-
cher Verſtellungskunſt vereint, machten ihn zum
gefährlichſten aller Menſchen. Niemand war
ſo fein, liebenswürdiger, gefälliger, dienſtfertig-
ger als er, ſobald er es ſcheinen wollte.

Der Ritter von Ganac, der dritte Bruder
des Marquis, war ein mittelmäßiger Menſch; ge-
boren um beherrſcht zu werden, gieng er, je nach
dem man ihn leitete, den Pfad des Laſters oder
den Weg der Tugend. Der Abbe hatte ſich ſei-
ner ganz bemächtigt, und leitete ihn ſo nach ſei-
nem Willen, daß er ſich nicht einmal die Mühe
gab, ihm den Beweggrund der Vorſchriften zu
erklären, die er ihm ertheilte. Er beſaß aber
die Kunſt, dem Ritter ſeine Herrſchaft über ihn
ſo zu verbergen, daß dieſer nach ſeinem eig-
nen Willen zu handeln glaubte, indeß er bloß
dem Antrieb des Abbe folgte.

Dieſer Böſewicht hatte ſich auch durch eine
geheuchelte Anhänglichkeit des ganzen Vertrau-
ens ſeines ältern Bruders, des Marquis, be-
mächtigt. Es gelang ihm, ſich bei dem Mar-
quis in das Anſehen vorzüglicher ökonomiſcher
Einſichten zu ſetzen, und vermöge der glänzen-
den Vorſtellungen, die er ſeinem Bruder von
der Erweiterung ſeines Vermögens vorzuſpie-
geln

geln wußte, brachte er es dahin, daß ihm dieſer die Verwaltung ſeiner Güter und die Aufſicht über ſein ganzes Hauswesen anvertrauen wollte. — Nachdem der Abbé alles auf dieſe Art vorbereitet hatte, kam er, in Geſellſchaft des Ritters, zu dem Marquis, um künftig bei ihm zu wohnen.

Kaum hatte er die Reize der Marquiſe in der Nähe geſehen, als er für ſie die erſten Eindrücke der Liebe empfand. Nie gewohnt ſeinen Leidenſchaften zu widerſtehen, ließ er auch dieſer freien Lauf, und ſchmeichelte ſich, das Anſehen, deſſen er ſich in dem Hauſe ſeines Bruders bemächtigt hatte, werde auch bei ſeiner Schwägerin ſeine Abſichten begünſtigen. Seine erſte Sorge war, die Marquiſe ſich verbindlich zu machen. Die Gelegenheit dazu bot ſich ihm von ſelbſt an. Er übernahm es, den Marquis von der Tugend ſeiner Gemahlin zu überzeugen, weckte in ihm die vorige Achtung und Zutrauen gegen ſie wieder auf, und wurde dadurch der Wiederherſteller ihrer häuslichen Glükſeligkeit. — Seinem Plan gemäß mußte die Marquiſe erfahren, wem ſie die Rükkehr der glücklichen Tage, die ſie genoß, zu verdanken habe. Er entdekte ihr alſo, daß dies das Werk ſeiner Gewalt über

ihren

ihrem Gemahl sei, dessen Leidenschaften er sogar nach seinem Gutdünken lenken könne.

So vergnügt auch die Marquise war, ihr häusliches Glük wieder hergestellt zu sehen; so unangenehm war es ihr gleichwohl, einen so wesentlichen Dienst einem Manne verdanken zu müssen, gegen den sie von dem ersten Anblick an einen unüberwindlichen Widerwillen fühlte. Ohne seinen Charakter weiter zu kennen, hatte sie ihn errathen. Sie fürchtete mit Grund, er möchte den Dienst, den er ihr so eben erwiesen, misbrauchen, und die Sorgfalt, mit welcher er sie selbst davon unterrichtete, bestärkte ihre Ahndung, denn eine erwiesene Gefälligkeit geltend machen, heißt Dank dafür fordern. Diese Gesinnungen hatten unwillkührlich auf ihren Dank Einfluß, den sie ihm in ganz allgemeinen Komplimenten bezeugte, die mehr Formeln eingeführter Höflichkeit als Ausdruck wahrer Empfindung sind; und selbst diese Phrasen sprach sie so kalt aus, daß er leicht bemerken konnte, Herz und Mund stimmten bei ihr nicht überein.

Es kränkte ihn, daß es ihm nicht gelungen war, der Marquise Erkenntlichkeit einzuflößen, durch welche er in ihrem Herzen Eingang zu finden gehofft hatte. Seine Eitelkeit schmei-

chelte ihm aber, dies werde ihm durch seine eigne Annehmlichkeiten gelingen. Allein vergebens rief er alle Bemühungen der Galanterie und den Reiz, welchen sein Geist in jede Unterhaltung zu legen wußte, zu Hülfe; Gleichgültigkeit, nur mit der äussern Hülle der Höflichkeit bedeckt, war alles, was er gewann. Des ungewissen Strebens müde, entschloß er sich, durch eine deutliche Erklärung sein Schicksal zu entscheiden.

Die Marquise gieng auf einige Tage zu einer ihrer Freundinnen aufs Land. Er folgte ihr. Es war bekannt, daß ihm alle Feinheit des gesellschaftlichen Tons zu Gebot stand, und daß er die Seele der Unterhaltung war; man empfieng ihn also mit Vergnügen, und die Begierde seiner Schwägerin zu gefallen, machte ihn noch angenehmer, als gewöhnlich. Die Damen wollten zu Pferde einer Jagd beiwohnen. Der Abbe bot sich zum Stallmeister der Marquise an, und fand dadurch, was er suchte, Gelegenheit, sie viel und ohne unterbrochen zu werden, zu sprechen. Er ließ den günstigen Zeitpunkt nicht ungenützt, und fing an, die Heftigkeit seiner Liebe für sie mit allem Feuer der Beredsamkeit ihr zu schildern. Die Marquise zeigte über sein Geständniß keinen Zorn;

diese Aufwallung würde nur dem Verwegnen Anlaß zur Hoffnung gegeben haben; aber sie antwortete ihm mit dem kalten und trocknen Ton, welcher Verachtung oder wenigstens Gleichgültigkeit anzeigt. „Abbé, sagte sie, Sie wissen, wie eine Frau, wie Sie mich kennen, ein solches Kompliment erwiedern muß, sagen Sie sich das selbst, und ersparen Sie mir die Mühe, es Ihnen zu sagen."

Empfindlich beleidigt, veränderte der Abbé plötzlich den Ton. „Wissen Sie, Madam, sagte er, daß Ihr Glück in meinen Händen ist, und daß, wenn ich es will, Sie die unglücklichste Frau auf der Welt werden können? Das Glück, das Sie jezt genieſſen, ist mein Werk, aber ich kann, es zerstören, sobald ich will. Ich fürchte nicht, daß Sie das, was ich Ihnen sage, anwenden können, mir zuvorzukommen, und meinen Plan zu durchkreuzen; ich weiß zu gewiß, daß man Ihnen nicht glauben wird, Sie mögen sagen, was Sie wollen, und Maßregeln ergreifen, welche Sie wollen. Um Ihrer und meiner Ruhe willen, lassen Sie uns gegenseitig nicht entzweien; erwiedern Sie meine Zärtlichkeit, und die lachende Zukunft wird unser warten." — „Wenn Sie je mich lieben lernen konnten, erwiederte sie,

ſie, ſo lernen Sie mich jezt ſchäzen; nie, ich betheure es Ihnen, wird weder die ſchönſte Ausſicht auf die Zukunft, noch die Furcht vor dem unglücklichſten Schickſal, mich beſtimmen, meine Pflicht zu verlezen, und etwas auf Koſten meiner Tugend zu thun. Wenn ich übrigens einer Schwachheit fähig wäre, ſo würden Sie der lezte ſein, der mich dazu bewegen könnte.“

So demüthigend auch die lezten Worte waren, ſo konnten ſie doch den Verliebten weder von ſeiner Leidenſchaft heilen, noch von ſeinem Plan abſchrecken. Seine Hoffnung war noch nicht niedergeſchlagen, er hatte zu viel Selbſtvertrauen, um zu glauben, daß die empfindliche Erklärung der Marquiſe ihren Grund in der Verachtung ſeiner Perſon habe; vielmehr glaubte er, daß ſie einen ähnlichen Antrag von jedem andern mit eben dem Unwillen würde abgewieſen haben. In dieſem Vertrauen alſo, daß er keine Schwierigkeit als die Tugend der Marquiſe zu beſiegen habe, um ſeinen Zweck zu erreichen, ſezte er mit doppelter Aufmerkſamkeit ſeine Gefälligkeiten gegen ſie fort, durch welche er noch endlich ihr Herz zu gewinnen hoffte.

Die Marquiſe lebte indeß glücklich mit ihrem Gemahl; aber ihre Abneigung gegen den Urhe-

ber dieſes Glücks wurde durch diesen Genuß ſeiner Wohlthat nicht gemindert. Sie vermied aufs sorgfältigste mit ihm allein zu ſein.

Der Ritter war nicht weniger in ſeine Schwägerin verliebt als ſein Bruder. Aber ſein ſanfter Charakter machte ſeinen Umgang der Marquiſe angenehmer. Sie entdekte ihm ſogar Geheimniſſe ihres Herzens, nicht als hätte er Eindruck auf ſie gemacht, ſondern ſie verglich den Ritter mit dem Abbé; der erſtere gewann und ward günſtiger betrachtet. Dieſe Freundſchaftsbezeugungen gaben ihm Hoffnung. Auch der Abbé bemerkte, daß ſie ſeinen Bruder gern um ſich ſah, indeß ſie ſorgfältig ſeine Gegenwart mied; er hielt ihn für begünſtigt, er belauerte ſie, aber er konnte nichts entdecken, was die Tugend der Marquiſe verdächtig gemacht hätte. Von dem Anſehen, das er ſonſt über den Ritter behauptete, erwartete er in Rückſicht auf die Aufſchlüſſe, die er jezt ſuchte, nicht viel; er nahm alſo ſeine Zuflucht zur Liſt. „Wir lieben beide unſers Bruders Frau, ſagte er ihm eines Tages, wir wollen uns nicht im Wege ſtehen. Ich bin Herr meiner Leidenſchaft und kann ſie Dir aufopfern, wenn Du es aber nicht gelingen ſollte, bei ihr Dein Glück zu finden, ſo zie-

he Dich zurück, und ich will es dann für mich versuchen, aber eines Weibes wegen wollen wir uns nicht entzweien." — Beide umarmten sich, und der Vertrag war geschlossen.

Der Abbé hatte bei diesem Vertrag keine andre Absicht, als sich zu überzeugen, ob die Tugend der Marquise allein die Ursache jener Mißhandlung sei, die ihm von ihr widerfahren war, oder ob ein besondrer Widerwille gegen seine Person daran Antheil habe.

Der Ritter, von einem so furchtbaren Nebenbuhler befreit, verdoppelte seine Bemühungen bei der Marquise, welche sie mit Gefälligkeit aufnahm, so lange sie den wahren Grund derselben nicht bemerkte. Kaum hatte sie aber diesen entdeckt, so trat eine so auffallende Kälte an die Stelle der bisherigen Freundlichkeit in ihrem Betragen, daß der Ritter es nie wagte, ihr seine Liebe deutlich zu erklären.

Zulezt sahe er wohl ein, daß seine Schwägerin nie seine Leidenschaft erhören werde; er entschloß sich also, seine Liebe zu unterdrücken, und benachrichtigte den Abbé davon, der ihn in seinem Entschluß bestärkte und ihn so sehr zu erbittern wußte, daß Abneigung in seinem Herzen die Stelle der Liebe einnahm.

Der

Der Abbé hatte indessen seine Hoffnungen nicht ganz aufgegeben; er hatte sich nur dem Schein nach zurückgezogen, um zu sehen, ob sein Bruder entweder wirklich in einem geheimen Verständniß mit der Marquise stünde, oder ob er überhaupt etwas bei ihr ausrichten werde. Jetzt ergriff er seinen Plan wieder. Aber der Weg, den er nun wählte, war sehr von dem verschieden, welchen er zuerst eingeschlagen hatte. Was er weder durch jenen wichtigen Dienst, den er der Marquise geleistet, noch durch seine fortgesetzten Gefälligkeiten, hatte erlangen können, das hoffte er zu erreichen, indem er ihr seine Hülfe nothwendig machte; hatte ihn das Glück, das sie ihm allein zu danken hatte, nicht zu seinem Ziel gebracht, so sollte ihn nun die Zerstörung desselben dahin führen.

Seit der Aussöhnung, welche er zwischen der Marquise und ihrem Gemahl gestiftet hatte, war dieser von seiner Eifersucht ganz geheilt, oder es waren wenigstens keine Umstände vorhanden, die seinen Verdacht wieder wecken konnten. Die Absichten des Ritters hatte ihm der Abbé glücklich zu verbergen gewußt, während die Aufmerksamkeit, welche er selbst der Marquise bewies dem leichtgläubigen Ehemann bloße

Sorgfalt schien, die Schritte einer Frau zu beobachten, die, wegen ihrer Schönheit mit Anbetern umringt, sich doch endlich hätte von einer Schwachheit überreden lassen können. Das erste, was nun der Abbé begann, war die Zerstörung eben dieser Sicherheit des Marquis, die er, ganz Herr über den Geist seines Bruders, mit eben der Leichtigkeit wieder vernichten konnte, mit der er sie vorher hervorgebracht hatte. In dieser Absicht machte er den Marquis auf die Besuche aufmerksam, welche seine Gemahlin öfters in einem gewissen Hause machte. Sie suchte da die Gesellschaft eines jungen Mannes, dessen Unterhaltung ihr gefiel. Ihrer Unschuld bewußt, erlaubte sie diesem oft, sich neben ihr zu sezen, und spann bisweilen sogar in Gegenwart der übrigen Gesellschaft ein besondres Gespräch mit ihm an. Der Abbé benuzte diese Gelegenheit, seinem Bruder Verdacht über das Betragen seiner Frau einzuflößen. Er wußte dies unschuldige Vergnügen so darzustellen, daß der Marquis, ohne sie anhören zu wollen, sie darüber beleidigte.

Sie sah wohl, woher dieser Streich kam; sie wollte aber ihrem Gemahl die Augen darüber nicht öffnen, weil sie doch kein Gehör bei ihm

zu

zu finden hoffen konnte. Um sie über den Urheber ihres Unglücks ja nicht in Ungewißheit zu lassen, erklärte ihr der Abbe eines Tages geradezu: „die Leiden, welche sie erduldete, wären sein Werck, er könne sie, wenn er wolle, in Freude verwandeln, nur von ihm hänge ihr Glück ab, und um dieses wieder herzustellen, verlange er nur etwas mehr Gefälligkeit von ihr.“ Statt aller Antwort kehrte sie ihm den Rücken. Dieser deutliche Beweis der ausgezeichnetsten Verachtung, erfüllte ihn, dessen Leidenschaften keine Gränzen kannten, mit wüthendem Hasse.

Als sie kurz darauf Gesellschaft bei sich hatte, ließ sie Creme zur Erfrischung austragen. Es befand sich Arsenik darunter; da er aber nur in geringer Menge eingemischt war, und die Milch, das Gegengift des Arseniks, seine Wirkung hinderte, so ward sie (so wie alle übrigen welche mit ihr davon gegessen hatten, nur leicht davon angegriffen.

Diese Begebenheit erregte Anfangs großes Aufsehn zu Avignon. Doch zuletzt hörte man auf davon zu reden, und ein Umstand, welcher dazwischen kam, machte daß die Marquise es selbst vergaß.

Der Herr von Rochéres starb, und hinterließ sie als Erbin seiner großen Güter. Die Habschaften, aus welchen diese Erbschaft bestand, wurden in der Hand der Marquise Paraphernalgüter *), worüber sie nach Gefallen schalten konnte. Dieser Vorfall gab ihr neues Gewicht, und der Abbé selbst stellte dem Marquis vor, er müßte eine Frau schonen, die über so beträchtliche Güter und Renten freie Macht zu schalten habe.

Das Betragen ihrer Verfolger nahm nun auf einmal wieder eine andre Gestalt. Allein sie sah den wahren Beweggrund dieser Veränderung, und wurde dadurch doppelt mißtrauisch gegen die verstellte Freundlichkeit, womit man ihr begegnete, die sie nur dem Erbe zu danken hatte, das die Begierde ihrer feindseligen Verwandten reizte; deswegen betrug sie sich immer zurückhaltend gegen dieselbe.

Man that nicht lange darauf den Vorschlag, den Herbst zu Ganges zuzubringen, einer kleinen Stadt in

*) In denen Ländern, welche nach römischem Recht gerichtet werden, ist das Paraphernalvermögen der Frau, solches Vermögen, welches ihr zugehört, und nicht unter der Aussteuer, welche sie dem Mann zugebracht hat, begriffen ist. Von diesen hat sie freien Gebrauch der Kapitalien und Renten, der Mann selbst kann sie nur als Bevollmächtigter der Frau verwalten.

in Niederlanquedoc, 7 Meilen von Montpellier, und 19 von Avignon, wo der Marquis Gutsherr war, und ein Schloß besaß. Bei diesem Vorschlag bemächtigte sich ein ängstliches Gefühl, des Geists der Marquise. Das Andenken an die vergiftete Milch wachte wieder auf. Sie war überzeugt, daß sie in ihren beiden Schwägern zwei unversöhnliche Feinde hatte, welche desto mehr zu fürchten wären, da sie ihren Gemahl unumschränckt beherrschten. — Sie beschloß, vor ihrer Abreise ihr Testament zu verfertigen. Sie sezte die Frau von Rossan, ihre Mutter, zu ihrer Erbin ein, mit der Bedingung, eines der beiden Kinder der Marquise (sie hatte einen Sohn von sechs und eine Tochter von fünf Jahren) welchem sie den Vorzug gebe, künftig zum Erben dieses Vermögens einzusezen.

Nachdem sie dieses Testament mit aller Vorsicht nach der gesezlichen Form hatte versiegern lassen, legte sie vor dem Magistrat von Avignon, und mehreren Personen von Stande, die sie zu dem Ende zusammen berufen hatte, eine rechtskräftige Erklärung nieder, daß, wenn sie auf ihren Sterbefall ein spätres Testament verfertigen sollte, sie förmlich das leztere für

ungültig erkläre, und verlange, man solle sich an das erstere halten. Diese Erklärung geschah in den bestimmtesten Ausdrücken, und war mit allen Formeln begleitet, durch welche man sie vor aller Rechtsschikane sichern zu können glaubte.

Vor ihrer Abreise, theilte sie verschiednen Geistlichen eine Summe Geldes aus, um auf ihren Sterbefall Messen für sie zu lesen, und diese fromme Bitte that sie so dringend, als wäre sie schon dem Tod nahe. Alle diese Anstalten beweisen daß sie von ihren Tyrannen einen Anschlag auf ihr Leben und auf ihr Vermögen befürchtete, und das leztere wenigstens ihren Händen entziehen wollte, wenn sie auch jenes vor ihren mörderischen Kunstgriffen nicht retten könnte. Sie war bei dem Abschied von allen ihren Bekannten so bewegt und gerührt, daß sie auf ewig von ihnen zu scheiden schien. Jedermann war bei dieser Trennung bewegt und mit traurigen Ahndungen erfüllt. Ihr Gemahl und ihre beiden Schwäger waren nach Ganges voraus gereist und hatten die Frau von Ganges, ihre Mutter, eine Frau von vielen Verdiensten, auf ihrem Gut in Montpellier abgeholt, und mit sich dahin gebracht. Alle bestrebten sich wechselsweise, sie angenehm zu empfangen.

Man

Man sparte nichts, um die Erinnerung an den Verdruß auszulöschen, welchen die Marquise hatte erdulden müssen. — Die zärtlichsten Freundschaftsversicherungen, zuvorkommende Gefälligkeit, das einnehmendste Betragen, alles wurde angewendet, um sie völlig sicher zu machen. Der Abbé und der Ritter vermieden aufs sorgfältigste ihre, der Marquise so verhaßte, Rolle der Liebhaber zu spielen, die Stelle leidenschaftlicher Liebe schien ehrfurchtsvolle Freundschaft eingenommen zu haben. Durch ihr offnes, argwohnloses Herz selbst der Verstellung unfähig, fiel die Marquise um so leichter in die Schlinge, welche man ihr legte. Ihre Schwiegermutter kehrte nach einigen Tagen nach Montpellier zurück; den Marquis riefen Geschäfte wieder nach Avignon; sie blieb also mit ihren Schwägern allein. Beide spielten ihre angenommne Rolle so glüklich fort, daß es ihnen endlich gelang, das Zutrauen der Marquise wieder zu erhalten.

Sobald sie sich desselben hinreichend versichert hatten, leitete der Abbé eines Tages sehr geschikt die Unterredung auf das Testament der Marquise und gab ihr zu verstehen: „so lange dieses Aktenstück bestehe, würde die Einigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl immer wankend

ſein, weil er immer Urſache haben würde zu glauben, daß ſie wider ihn aufgebracht ſei. Ich weis zwar gewiß, ſezte der Abbé hinzu, daß dieſer zärtliche Gemahl feſt entſchloſſen iſt, nie wieder die Eintracht zu ſtören, in welcher er ſo glükliche Tage mit Ihnen lebt; aber müſſen Sie nicht ſelbſt wünſchen, ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das die Ausführung dieſes Entſchluſſes immer wenigſtens erſchweren muß? Nur dies kleine Opfer koſtet es Sie, die Zufriedenheit, welche jezt ihr ganzes Haus mit Ihnen genießt, unzerſtörbar zu machen; wir alle werden mit der Zärtlichkeit unſers Bruders, der nur durch Sie glüklich iſt, wetteifern, Ihre Tage froh zu machen; Sie werden unumſchränkt über die Herzen Ihrer Verwandten herrſchen."

Es gelang dem Ungeheuer, die unglükliche Dame zu überreden. Sanftmuth und Gefälligkeit waren der Grund ihres Charakters; ſie machte ein zweites Teſtament ganz zu Gunſten ihres Gemahls. Von der Erklärung, welche die Marquiſe vor dem Magiſtrat niedergelegt hatte, wußte entweder der Abbé nichts oder er glaubte, es ſei nicht nöthig, ſie zurücknehmen zu laſſen, um das zweite Teſtament, welches er erhal-

erhalten hatte, gültig zu machen; genug, dieser Urkunde wurde nicht gedacht.

Kaum glaubte der Abbé alle Zwecke seiner Verstellung erreicht, so machte er Anstalten, den abscheulichen Plan auszuführen, durch welchen er zugleich die Verachtung seiner Liebe rächen, und seinen Bruder in den Besiz der Reichthümer, die er ihm durch das erhaltene Testament gesichert zu haben glaubte, schnell und sicher sezen wollte — ein Dienst, bei dem sein Eigennuz nicht weniger als seine Rachsucht Befriedigung hoffte.

Den 17 Mai 1667 ließ die Marquise durch den Arzt des Ortes eine Arznei verfertigen, die sie einnehmen wollte. Als man sie aber brachte, schien ihr der Trank so schwarz und dick, daß sie aus Eckel ihn wegsezte und statt dessen nur die Pillen nahm, welche sie gewöhnlich zur Vorsicht bei sich trug. — Die Folge der Geschichte läßt nur zu deutlich vermuthen, daß der Abbé und der Ritter die Arznei vergiftet hatten. Vermuthlich hofften sie durch diesen Kunstgriff ihr Verbrechen entweder ganz zu verbergen, oder doch den Verdacht desselben von sich abzuwenden, und auf den unschuldigen Arzt zu bringen, der den Trank bereitet hatte. Unter dem Vorwand

wand der Höflichkeit liessen die beiden Brüder während des Vormittags mehreremale sich nach dem Befinden ihrer Schwägerinn erkundigen. Sie staunten sehr, statt der traurigen Zufälle, die sie von dem Tranke erwarteten, zu erfahren, daß er ihr sehr heilsam gewesen sei. Daß die Marquise die Arznei nicht gebraucht hatte, wußten sie nicht.

Sie hatten aber einmal diesen Tag zur Ausführung ihres Plans bestimmt, und beschlossen, um welchen Preis es auch sei, noch heute ihren Zweck zu erreichen.

Die Marquise blieb zu Bette, und ließ einige Damen, welche ihre gewöhnliche Gesellschaft ausmachten, auf den Nachmittag zu sich bitten. Sie war heute ungewöhnlich heiter. Ihre beiden Schwäger hingegen waren so zerstreut, daß man glauben mußte, sie seien mit irgend einem großen Projekt beschäftigt. Die Marquise bemühte sich, durch Scherz über ihr Stillschweigen sie aus ihre Nachdenklichkeit zu ziehen. Es gelang ihr zwar nicht ganz; doch um sich zu verbergen, rafften sie sich zusammen. Der Ritter, der zu ihren Füßen am Bette saß, fing an, der Marquise kleine Schmeicheleien zu sagen, und der Abbe, durch die Erinnerungen seiner Schwägerinn wie-

der

der zu sich selbst gebracht, war angenehm und unterhaltend. Indeß wurde doch der Zwang, den sie sich anthaten, von der ganzen Gesellschaft bemerkt. Die Marquise bewirthete ihre Gäste mit kalter Küche, von der sie selbst viel aß. Ihre beiden Schwäger aber rührten gar nichts an. Endlich begab sich die Gesellschaft hinweg. Der Abbé begleitete die Damen bis an das Thor; der Ritter blieb allein bei der Marquise, in tiefes Nachdenken versenkt. Sie konnte die Ursache davon nicht errathen, und suchte eben sich darüber zu unterrichten, als die Zurückkunft des Abbé ihr das Räthsel schrecklich enthüllte.

Ein Glas mit einem schwarzen, trüben und dicken Trank in der einen, eine Pistole in der andern Hand, trat der Abbé ins Zimmer. Sein Gesicht war fürchterlich, alle Züge verzerrt, Wuth in seinen Blicken, die Haare emporsträubend, Schaum vor seinem Munde. Er schließt die Thüre hinter sich zu, bleibt einige Schritte von dem Bette stehen und heftet einen starren schrecklichen Blick, aus dem das Feuer seiner ganzen Wuth blizt, auf das unglückliche Schlachtopfer. Fürchterlicher als die heftigsten Ausbrüche des Zorns, war dieser Anblik, diese Stellung, dieses Schweigen. Plözlich erwachte der Ritter aus

seiner

ſeiner Erſtarrung. Ein nicht minder fürchterlicher Ausdruck der Wuth, als ſich an dem Abbé zeigte, verbreitet ſich über ſein Geſicht. Er ſpringt auf, und zieht den Degen. Anfangs glaubte die Marquiſe er wolle ihr zu Hülfe kommen; aber mit Schrecken entdekt ſie bald in ſeinen drohenden Blicken ihren Irrthum. Eine neue fürchterlich ſtumme Szene erfolgt, von allen Qualen einer ſchauervollen Ungewißheit begleitet. Endlich nähert ſich der Abbe und bricht das Stillſchweigen. Mit dumpfem erſchütterndem Ton ſagt er zur Marquiſe: „Madame, Sie müſſen ſterben, wählen Sie unter Schwerdt, Gift, oder Feuer. — „Ha, was that ich, ſchrie ſie, wodurch ich mich des Todes ſchuldig gemacht, wodurch ich durch Ihre eigne Hand zu ſterben verdient hätte. Ich fühle mich gegen Sie keines andern Verbrechens ſchuldig, als nur deſſen, zu ſehr auf meine und ihres Bruders Ehre gehalten zu haben."

Sie wendete hierauf ihre ſchönen Augen auf den Ritter, und erinnerte ihn an die Proben ihrer bisherigen Freundſchaft gegen ihn. — Sie hatte ſich ihres erſparten Geldes beraubt, um es ihm vorzuſchieſſen, und erſt vor kurzem hatte ſie ihm einen Wechſel von 500 Livres zum Geſchenke

le gegeben. — Statt aller Antwort ſagte dieſer Unmenſch: Genug davon, Madame, wählen Sie jezt, oder wir werden für Sie wählen.

Mit einem Blick voll der tiefſten Verachtung, den ſie auf ihre Mörder warf, griff ſie nach dem Glaſe, und trank es aus, indeß der eine ihr die Piſtole auf die Bruſt, und der andere die Degenſpize auf den Magen hielt. Einige Tropfen des Tranks die auf ihren Buſen fielen, entzündeten ſogleich die Haut; eine Wirkung, die ſich auch an ihren Lippen eben ſo zeigte.

Der Ritter bemerkte, daß ſie den dickſten Theil des Tranks welcher aus Arſenik und ſublimirtem in Scheidewaſſer aufgelößtem Merkurius beſtand, auf dem Boden des Glaſes übrig gelaſſen hatte. Er ſtrich alſo mit einer ſilbernen Nadel alles zuſammen, was ſich an den Seiten des Glaſes angehängt hatte, rührte es mit dem Bodenſatz um, und gab der Marquiſe das Gefäß noch einmal. „Schnell Madame, ſagte er, der Becher muß ausgeleert werden" und begleitete dieſen ſchrecklichen Befehl mit einem Ausdruck, welchen der Wohlſtand aus geſitteten Geſellſchaften verbannt hat. Sie nahm dieſen Reſt in den Mund, ohne ihn zu verſchlucken, ſank auf ihr

Kopf-

Kopfküſſen, und indem ſie einen Schrei aus-ſtieß, als ob ſie ſchon die Annäherung des To-des fühlte, warf ſie das, was ſie zuletzt einge-ſchluckt hatte, zwiſchen ihr Bettuch aus. „Da Sie meinen Leib getödtet haben, ſchrie ſie dar-auf, ſo retten Sie doch um Gottes willen meine Seele, und ſchicken Sie mir einen Beichtvater.“

Sie giengen beide weg, ſchloſſen die Thüre zu, und riefen den Vikar des Ortes herbei, der in dem Schloſſe wohnte. Dieſes Ungeheuer, welches **Perette** hieß, war der Lehrmeiſter des Marquis geweſen, hatte auch nachher ſich in ſeinem Hauſe aufgehalten, und beſaß noch im-mer einen großen Antheil an dem Zutrauen ſei-nes ehemaligen Zöglings.

Die Marquiſe hatte durch den ganzen ſchreck-lichen Auftritt doch die Gegenwart des Geiſtes nicht verloren. Kaum ſah ſie ſich allein, ſo machte ſie Anſtalten zum Entfliehen. In der Eile warf ſie nur einen ſeidnen Ueberrock über, und wollte durch ein Fenſter, das zwei und zwan-zig Fuß hoch über der Erde war, in den Schloß-hof herabſpringen.

In dem Augenblick trat auch ſchon Perette ins Zimmer. Sie war bereits mit dem Kopf durchs Fenſter und ſtürzte ſich eben hinunter, als

Perette dazu kam und sie sogleich beim Rock faßte. Allein das Gewicht ihres Körpers, bei dem Schwung, den sie sich gegeben hatte, zerriß der Rock ein Theil davon blieb in den Händen des Priesters, und sie fiel hinab. Indeß hatte ihr Perette doch das Leben gerettet. Nach der Richtung, die sie genommen hatte, würde sie ohne seine Dazwischenkunft sich den Kopf zerschmettert haben; durch das Anhalten veränderte sich aber die Neigung ihres Körpers, sie fiel auf die Füße, und nahm weiter keinen Schaden als eine kleine Verletzung ihrer Füße an den unten liegenden Steinen. Da der Elende die unglückliche Marquise nicht hatte zurückhalten können, so warf er einen großen Krug, voll Wasser, welcher im nächsten Fenster stand, und sie gewiß zerschmettert haben würde, wenn er sie getroffen hätte, auf sie hinab. Allein glücklicher weise fiel er neben ihr nieder.

Sobald sie sich auf dem Boden sah, steckte sie das Ende ihres Hinterhaars tief in den Hals, und da sie stark gegessen hatte, ward es ihr leicht, sich zum Erbrechen zu reizen, und da die Speisen das Gift verhindert hatten, den Rand des Magens anzugreifen, so ward sie dadurch etwas er-

leichtert. Ein Eber verschlang ihren Auswurf, und wurde dadurch auf der Stelle getödtet.

Kaum hatte die Marquise diese erste Sorge für ihre Erhaltung angewendet, so eilte sie, zu entfliehen; aber alle Ausgänge des Hofes waren verschlossen. Sie suchte durch die Ställe zu entkommen, allein diese waren gleichfalls zugeschlossen. Zufälligerweise begegnete ihr ein Stallknecht. „Ich bin verloren, schrie sie, wenn du mir nicht den Stall zum Entfliehen öffnest." Der Zustand, in welchem er seine Gebieterin sah, der Ton, mit welchem sie sprach, liessen ihm nicht Zeit, sich lange zu besinnen. Vom innigsten Mitleiden durchdrungen, ohne weiter nachzudenken, nahm er sie in seine Arme, trug sie aus dem Schlosse, und übergab sie den Händen der ersten Weiber, denen er begegnete.

Indessen eilten die beiden Mörder, durch Perette von der Flucht ihrer Schwägerin benachrichtiget, herbei, liefen der Fliehenden nach, und während diese die Vorübergehenden um einen Zufluchtsort bat, schrien jene ihr nach: sie habe einen Anfall von Mutterbeschwerung, und sei rasend. Wer würde dies nicht geglaubt haben, da die Marquise mit bloßen Füßen, im

Hem-

Hemde, nur mit einem zerrissenen taftnen Rocke bekleidet, in fliegenden Haaren, mit zerstörtem Gesicht, und um Hülfe rufend, durch die Strassen lief?

Schon war der Pöbel im Begriff sie als rasend anzuhalten, als sie der Ritter bei dem Hause des Herrn Des Prats, ungefähr 200 Schritte von dem Schlosse, einholte. Er drangte sie mit Gewalt hinein und schloß die Thüre hinter sich ab. Der Abbe stellte sich auf die Thürschwelle, mit der Pistole in der Hand, und drohete, denjenigen, der sich ihm nähern wurde, zu erschiessen: denn er wolle nicht, sagte er, daß seine Schwägerin in ihrer Raserei für jedermann zum Schauspiel dastelle. Seine eigentliche Absicht war aber, wie man leicht einsehen kann, der unglücklichen Dame alle Hülfe abzuschneiden.

Der Herr Des Prats war nicht zu Hause; seine Frau hatte aber verschiedne ihrer Freundinnen zum Besuch bei sich. Die Marquise wiederholte stets, daß sie vergiftet sei. Brunelle, die Frau des protestantischen Predigers im Orte, flößte ihr heimlich eine Tinktur mit Theriak zu, wovon sie einige Stücke aß, wenn der Ritter, der, um sie zu bewachen, in dem Zimmer auf- und abging, ihr den Rücken drehte. Eine

von den Frauen reichte ihr ein Glas Wasser um die Hitze, welche das Gift und der Theriak in ihren Eingeweiden verursachte, zu lindern. Der Ritter ergriff das Glas und zerbrach es unter den Zähnen seiner Schwägerin. Sie wäre dem mir einen großen Gefallen erzeigen, sagte er darauf zu den Frauen, wenn Sie nicht länger Zeugen von der Narrheit meiner Schwägerin seinund sie in ihren Einbildungen bestärken wollten; ich bin hier um Sorge für sie zu nehmen, und werde sie nicht eher verlassen, bis sie sich in besserem Zustand befindet; Sie können sie also sicher meiner eignen Vorsicht überlassen.

Die Marquise ergriff diese Gelegenheit, so schwach auch immer ihre Hoffnung von diesem Mittel sein mochte, etwas noch zu ihrer Rettung zu versuchen. Sie glaubte noch ihren Henker zum Mitleid bewegen zu können, und bat also die Gesellschaft selbst, sie mit ihm allein zu lassen. Nachdem sie sich entfernt hatten, warf sie sich ihrem Schwager zu Füßen, erinnerte ihn an die Proben der Freundschaft, welche sie ihm erwiesen, versprach ihm, in der Folge seinem Willen blindlings unterworfen zu sein, die erlittne Behandlung zu vergessen, und dem Auftritt, welcher sich so eben zugetragen habe, jede

Aus-

Auslegung zu geben, welche er für gut halten würde.

Statt aller Antwort zieht dieser wüthende Unmensch seinen Degen, und giebt ihr zwei Stiche in die Brust. Sie lauft gegen die Thüre, und ruft um Hülfe, er verfolgt sie, giebt ihr von hinten her noch fünf Stiche mit solcher Wuth, daß der Degen zerbricht und ein langes Stück in ihrer Schulter stecken bleibt. Dann eilt er zu dem Abbé, der noch immer die Thüre bewachte. „Abbe, laß uns fliehen, rief er, die That ist vollendet.“ — Auf das Schreien der Marquise stürzte die ganze Gesellschaft wieder ins Zimmer und fand sie in ihrem Blute schwimmend. Sie hofften aber doch, daß sie noch gerettet werden könne, und schrieen deswegen aus dem Fenster, man solle einen Wundarzt rufen.

Der Abbé hört noch dieses Schreien, er fürchtet die Marquise könnte sich vielleicht wieder erholen. Sogleich eilt er zurück, dringt durch die Umstehenden, setzt ihr die Pistole auf die Brust, und drückt los. Zum Glück versagte sein Gewehr; doch würde auch der Schuß von Madame Brunelle abgewendet worden sein, die ihm den Arm umdrehte, als er abdrückte. Mit geballter Faust gab er dieser Frau einen heftigen

Schlag an den Kopf, drehte darauf seine Pistole um, um damit die Marquise zu erschlagen. Allein die Frauen fielen mit vereinter Macht über ihn her, schlugen ihn, so sehr sie konnten, und brachten ihn so bis an die Hausthüre.

Nun eilten sie der Marquise zu Hülfe, suchten das Blut zu stillen und das abgebrochene Stück des Degens aus der Schulter zu ziehen. Die Sorge war aber so tief in den Knochen eingedrungen, daß sie nur mit der äussersten Gefahr herausgezogen werden konnte, während sie auf das Bitten der Marquise selbst, das Knie gegen ihre Schulter anstemmten. Indeß war ein Wundarzt gekommen, und legte nun den ersten Verband auf; er fand aber keine von den Wunden tödtlich.

Die Gerichtspersonen von Ganges erschienen mit bewaffneter Hand, und stellten, auf das Bitten der Marquise, Wachen rund um das Haus des Herrn D'Assas. Der Oberrichter Baron von Trescan ließ sogleich den Mördern nachsetzen. Man konnte sie aber nicht erreichen. Es war 9 Uhr Abends, als sie den letzten Versuch auf das Leben der Marquise gewagt hatten; die Finsterniß begünstigte also ihre Flucht.

Sie

Sie nahmen ihren Weg nach einem Landgut des Marquis, das nur eine Meile weit von Ganges entfernt war. Beide machten sich wechselsweise die heftigsten Vorwürfe, ihren Streich verfehlt zu haben. Dies schmerzte sie so sehr, daß sie beinahe Hand an sich selbst gelegt hätten; sie wollten sogar umkehren, um den Mord zu vollenden. Allein, ihrer Wuth unerachtet, begriffen sie doch bald, daß sie, bei dem Aufsehen, welches ihre That erregt hatte, unfehlbar, so bald sie sich wieder zeigten, gefangen genommen werden würden. Sie dachten also darauf, dem Richter zu entgehen und flohen in die Nachbarschaft von Agde. Hier schifften sie sich ein, und man wird in der Folge sehen, was aus ihnen geworden ist.

Die Marquise erhielt allen möglichen Beistand, man ließ eilends Aerzte und Wundärzte aus Montpellier kommen. Der ganze Adel der umliegenden Gegend wetteiferte, ihr seine Theilnahme an ihrem Unglück zu beweisen.

Der Marquis war zu Avignon, als er das Gerücht von dem Morde seiner Gemahlin erfuhr. Wenn er auch mit seinen Brüdern diesen Mord verabredet hatte, so waren ihm doch diese öffentlichen Ausbrüche ihrer Wuth gewiß

eben so unerwartet, als unangenehm, da er vermuthlich bloß an eine heimliche Verzistung gedacht hatte.

Wie dem auch sei, beim Empfang der Nachricht schien er ganz von dem Entsetzen ergriffen, das diese unmenschliche That bei jedem erregen mußte; er brach in Verwünschungen gegen seine Brüder aus, und schwur mit eigner Hand die schändliche That an ihnen zu rächen, kurz er spielte in Gegenwart des Kuriers die Rolle, welche seiner Lage zukam.

Indessen eilte er nicht sehr seiner Gemahlin zu Hülfe zu kommen. Er schob seine Abreise bis des andern Tages nach Tische auf, und besuchte noch mehrere Personen in der Stadt, mit denen er nichts von dem Unglück seiner Gemahlin sprach. Als er zu Ganges ankam, ließ er sich der Kranken durch einen Geistlichen ankündigen. Er wurde mit allen Zeichen der Zärtlichkeit empfangen, welche nur der beste Ehemann verdienen kann, nur machte ihm seine Gemahlin einige Vorwürfe, daß er sie verlassen zu haben schiene. Doch fürchtete sie nachher ihre Ausdrücke dabei nicht genug gemäßiget zu haben, und bat ihn deswegen um Verzeihung; sie reichte ihm auf die zärtlichste Weise die Hand, gab ihm die wie-

der-

derholteſten Verſicherungen ihrer ganzen Achtung, und bat ihn, den Vorwurf, welcher ihr ſo eben entfahren ſei, nur ihrem Schmerz, nicht ihren Geſinnungen, zuzuſchreiben.

Der Marquis wollte eine ſo günſtige Gelegenheit, ſeine eigennützigen Abſichten zu erreichen, nicht ungenutzt vorübergehen laſſen. Durch die Zärtlichkeit, welche ihm ſeine Gemahlin bezeugte, ward er kühn genug, ſie um die Zurücknahme jener Erklärung zu bitten, mit welcher ſie ihr Teſtament zu Avignon beſtätigt hatte. Dieſe Urkunde hatte nämlich den Vice-Legat bewogen, die Einregiſtrirung des Teſtaments, welches zu Ganges errichtet worden war, zu verweigern. Sie antwortete aber ſtandhaft, ſie werde ihr Teſtament zu Avignon unberühret laſſen, weil dieſes die wahren Geſinnungen enthalte, mit welchen ſie ſterben wolle. Wahrſcheinlich hatte der eigennützige Antrag der Marquiſe die Augen über die wahre Denkungsart ihres Gemahls geöffnet. Sie gab ſich aber alle Mühe ihren Argwohn zu verbergen; was hatte ſie nicht von einem ſolchen Menſchen zu befürchten, wenn er bemerkt hätte, man habe ihn wegen des Einverſtändniſſes mit ſeinen Brüdern im Verdacht? — Des Teſta-

ments wurde nach dieser Unterhaltung nie wieder erwähnt.

Auch der Marquis bemühte sich, die Empfindungen seiner getäuschten Erwartung zu verbergen. Er wendete alle mögliche Sorgfalt für die Pflege seiner Gemahlin an, und blieb beständig um sie, in dem Hause des Herrn Des Prats, aus welchem sie, ihres Gesundheits-Zustandes wegen, nicht gebracht werden konnte. Sie verlangte dringend nach Montpellier gebracht zu werden, wo sie die nöthige Hülfe bei der Hand hatte, und von der Frau von Rossan, ihrer Mutter, welche daselbst wohnte, gewartet werden konnte. Der Arzt erlaubte aber diese Reise nicht, welche das Leben der Maranise in augenscheinliche Gefahr gesetzt haben würde. — Die Frau von Rossan begab sich sogleich zu ihrer Tochter; aber die Gegenwart des Marquis war ihr unerträglich. Sie zitterte vor Unwillen, wenn sie ihn sah, und konnte es kaum begreifen, wie ihre Tochter ihn so gelassen um sich dulden konnte. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, mit einem Menschen in Einem Hause zu wohnen, den sie als das Oberhaupt der furchterlichen Verschwörung ansah, welche die wüthenden Mörder ihrer Tochter bewaffnet hatte. Nichts war im

Stande

Stande ſie länger aufzuhalten; ſie reiſte am dritten Tage wieder ab.

Die Marquiſe verlangte die letzten Sakramente. Sie ſchauderte vor Entſetzen, als ſie Prette mit der Hoſtie ſich ihr nähern ſah, ihn der mit ihren Mördern im Einverſtändniß ſie zu unterhalten wollte, als ſie ihren Händen zu entfliehen ſuchte, und, um ſie zu erſchlagen, einen vollen Waſſerkrug auf ſie herabgeworfen hatte. Sie traute auch jetzt dem Böſewicht nicht, und wollte das Abendmahl nicht eher nehmen, bis er ſelbſt vorher einen Theil der Hoſtie genoſſen hatte.

Durch die Gründe der Religion beruhigt, und von dem Gefühl des nahen Todes ergriffen, verſicherte nun die Marquiſe feierlich, bei Gott, dem allwiſſenden Richter, vor deſſen Thron ſie bald erſcheinen würde, daß ſie ihren Mördern vollkommen vergeben habe. Sie bat ihre Freunde, die Unterſuchung der Juſtiz gegen dieſelben zu unterdrücken, und bemühte ſich, ſelbſt ihrem Sohn, den ſie immer bei ſich auf dem Bette hatte, alle Begierde zur Rache zu benehmen, welche in ſeinen jungen Herzen ſich erhob.

Die Juſtiz konnte aber nicht in die milden Geſinnungen der Marquiſe einſtimmen. Sobald dem

dem Parlement zu Toulouſe der ſchreckliche Angriff auf ihr Leben hinterbracht wurde, ſchikte es ſogleich den Rath von Catelan nach Gange, die Marquiſe zu vernehmen, und alle Erkundigungen einzuziehen, welche zu Ueberführung der Schuldigen dienen konnten. Gleich nach ſeiner Ankunft hielt er eine beſondere geheime Unterredung mit der Kranken. Er wendete alle Mittel an, welche ihm die Klugheit gab, um ſich von dem ſchrekhaften Verbrechen, das die Rache der Gerechtigkeit forderte, genau zu unterrichten. Nachdem ſie dieſem Kommiſſär alles erklärt hatte, was die Heiligkeit ihres geleiſteten Eidſchwurs ſie zu ſagen nöthigte, bezeugte ſie ihm, ſie bleibe nur mit vielem Widerwillen zu Gange, verſchiedne gegründete Anläſſe zur Furcht beunruhigten ſie unaufhörlich, und ſie wünſche, anders wohin gebracht zu werden. Alle Vorſtellungen des Herrn von Catelan konnten ſie nicht über ihre Aengſtlichkeit beruhigen; nichts konnte ihren Abſcheu gegen einen Ort überwinden, der ſie unaufhörlich an die ſchreckliche Grauſamkeiten erinnerte, welche ſie da erlitten hatte.

Dieſe Unterredung, welche in ihrer Fantaſie alle Schrecken jener fürchterlichen Szene wieder hervorrief, vermehrte ihre Krankheit. Sie

brachte

brachte die Nacht in peinlichen Schmerzen zu, und ſtarb des andern Tages den 7 Junius 1667, gegen 4 Uhr Abends.

Der Herr von Catelan ließ ſogleich, kraft des Auftrags, welchen ihm ſein Collegium gegeben hatte, den Marquis von Ganges in ſeinem Schloſſe gefangen nehmen. „Ich bin bereit zu gehorchen, ſagte der Marquis zu der Wache, die ihn abholen ſollte, es iſt unnöthig, Gewalt anzuwenden, es iſt ſelbſt meine Abſicht, die Mörder meiner Frau vor dem Parlement zu verfolgen.“ Alles wurde nun im Schloſſe verſiegelt und man brachte ihn in das Gefängniß zu Montpellier, wo er Nachts ankam. Alle Einwohner waren an den Fenſtern und um den Marquis vorbeikommen zu ſehen, hatte man beinahe die ganze Stadt erleuchtet. Der Pöbel lief ihm durch alle Straßen nach, und verfolgte ihn mit Flüchen und wildem Geſchrei. Alle Weiber von Montpellier und Avignon betrachteten das Schickſal der Marquiſe als ihr eignes, in allen Häuſern ſprach man davon, ihren Tod zu rächen, eben als wäre das Unglück jeder einzelnen Familie widerfahren.

Man öffnete den Leichnam der Marquiſe. Keine der empfangnen Wunden ſchien tödtlich gewe-

gewesen zu sein. Das Gift allein hatte sie getödtet, es hatte ihre Eingeweide verbrannt und selbst das Gehirn gemärzt. Die Natur, welche an ihr alle Reize der Schönheit verschwendet, hatte alle Theile ihres Körpers in einem schönen Verhältniß gebildet, welche eine regelmäßige, und also starke, Leibesbeschaffenheit bildeten. Das zehrende Gift bekämpfte neunzehn Tage lang ihren gesunden Körper, und die Natur selbst schien ein Werk vertheidigen zu wollen, an dessen Bildung sie mit so vielem Vergnügen verweilt hatte, denn sie verdoppelte die Reize desselben, während des Kampfes mit dem zerstörenden Feinde. Nie war die Marquise schöner, nie ihre Farbe blühender, das Feuer ihrer Augen lebhafter, ihre Stimme feyer und sanfter gewesen. —

Die Frau von Rossan, ihre Mutter, nahm nun, als eingesezte Erbin, das ganze Vermögen ihrer Tochter in Besiz, und reichte wider die Mörder, unter denen sie auch den Marquis mit begriff, eine peinliche Klage an, mit dem festen Entschluß, ihn mit der äußersten Strenge zu verfolgen, bis der Tod der Marquise gerächt wäre. — Der Marquis wurde jezt in die Gefängnisse nach Toulouse abgeführt. Herr von Castan ließ ihn bes-

verschiedne Verhöre ausstehen, deren eins elf Stunden dauerte.

Die Frau von Rossan ließ ein Memoire bekannt machen, welches die Beweggründe ihrer Anklage gegen ihren Schwiegersohn enthielt.

„Es ist ohne Zweifel sehr schwer, sagte sie darin, das Gericht und das Publikum zu überzeugen, daß ein Mann von Stande, dessen guter Nahme bisher immer unbefleckt gewesen, den Versaz gefaßt habe, durch die Hand seiner eignen Brüder, eine Gemahlin ermorden zu lassen, die alle Reize der Schönheit im blühendsten Alter mit einem ganz untadelhaften Betragen vereinigte. Noch weniger wird man begreifen, wie es einer, mit allem Feuer der Leidenschaft beseelten Beredtsamkeit hätte gelingen können, seine beiden Brüder zu gleicher Zeit zu bereden, die Grausamkeit, Schande und Gefahr dieser Handlung zu übernehmen.

Doch das Erstaunen wird noch größer, wenn man hört, daß bloß Eigennuz die Triebfeder dieser Grausamkeit gewesen sein soll. Er besaß von seiner Seite ein ansehnliches Vermögen, er hatte die Mitgabe seiner Frau, und wenn diese ihr Paraphernalvermögen selbst verwaltete, so genoß er doch auch dies in soferne zu-

zugleich, als er nun keine Ausgaben für ſie zu machen hatte, und alſo die Einkünfte des ganzen zuſammengebrachten Vermögens zu ſeinem Vortheil verwenden konnte.

Eine ſo vortheilhafte Lage war aber dieſem gierigen Menſchen nicht hinreichend, er wollte durch den Tod ſeiner Frau ſich ihrer Ausſteuer und ihres Paraphernalvermögens ganz bemächtigen. Er erpreßt von ihr das Teſtament, das zu Ganges gemacht wurde, und um der Erblaſſerin keine Zeit zu laſſen, dieſe Urkunde zu widerrufen, und um zu gleicher Zeit unumſchränkter Herr des Vermögens zu werden, wovon er erſt den Genuß nach ihrem Tode bekommen ſollte, entſchließt er ſich, ſie auf der Stelle ermorden zu laſſen.

Dieſe Handlungen ſind unglaublich, aber doch darum, leider! nicht minder wahr. Vergebens will ſich der Marquis von Gange mit ſeiner Abweſenheit ſchützen. Vergebens führt er an, daß man weder einen ſchriftlichen, noch durch Zeugen beſtätigten Beweis gegen ihn vorbringen könne. Vergebens ſchmeichelt er ſich, der Strafe zu entgehen, weil ſein, mit ſeinen Brüdern entworfener Anſchlag nicht gerichtlich erwieſen iſt, und weil die Flucht dieſer beiden Mörder es

unmöglich gemacht hat, durch Verhör oder Tortur die Wahrheit von ihnen zu erfahren.

Wenn Verbrecher nicht anders als durch mündliche oder schriftliche Beweise überführt werden könnten, wie viele Verbrechen würden dann nicht ungestraft bleiben? wie viele Schuldige würden dann nicht des Vorrechts der Unschuld genieſſen, weil sie so vorsichtig waren, alle Zeugen zu entfernen, und nichts, was auf ihr Verbrechen Bezug haben könnte, dem Papier anzuvertrauen? bloß die Unvorsichtigkeit der Verbrecher würde dann der Schutz der menschlichen Gesellschaft sein.

Hier aber ist das Gesez der Gerechtigkeit zu Hülfe gekommen *); wenn schriftliche und Zeugen-Beweise fehlen, so hat es Muthmaßungen zugelassen. Wenn diese stark genug sind, um zur Gewißheit zu leiten, so sind sie so gut wie Beweise, denn in diesem Fall sind sie selbst Beweise. —

Man

*) Indicia certa, quae iure non resjiciuntur, non minorem probationis, quam instrumenta commune fidem. L. 19. C. de rei vindic.

Sciant cuncti accusatores, eam se rem deferre in publicam notionem debere, quae munita sit idoneis testibus, vel instrumenta apertissimis documentis, vel indicns ad probationem indubitatis et luce clarioribus, expedita. L. ult. Cod. de probat.

1. Man kann gar nicht zweifeln, daß der Abbé und der Ritter bei ihrem Anschlag auf das Leben der Marquise keinen andern Zweck hatten, als den Marquis sogleich in den unumschränkten Besiz ihres Vermögens zu sezen. Daher die ausgezeichnete Gefälligkeit, die scheinbare Anhänglichkeit, die geheuchelte Achtung, welche diese Lasterhaften während des Aufenthalts zu Ganges der Marquise bezeugten. Sie wollten ihr Vertrauen, ihre Zuneigung gewinnen, um sie zu dem Testamente zu bereden, das sie, durch die Schmeicheleien der Betrüger verführt, zum Besten ihres Gemahls wirklich errichten ließ. Kaum hatten sie diese, dem Marquis so wichtige, Urkunde in Händen, als sie, um jede Aenderung derselben auf immer zu hindern, den Mord der Marquise beschlossen und beschleunigten.

Wer sollte denn nun den Nuzen dieses Testaments einärndten? Wer anders als der Marquis? Wessen Interesse war es denn, der Erblasserin das Widerrufen ihres lezten Willens unmöglich zu machen und sich so schnell als möglich in den Besiz ihrer Erbschaft zu sezen? War es nicht das Interesse des Marquis? Und wen kann man denn der Natur der Sache nach als den Urheber eines Verbrechens ansehn, als

nur

nur den, der Nutzen davon zieht? Is fecit scelus, cui prodest.

Von der andern Seite betrachtet, könnten diese beiden Mörder so wenig aus eignem Interesse diese Mordthat begangen haben, daß sie vielmehr augenscheinlich ihren eignen Untergang dabei wagten. Wenn der Marquis sie nicht selbst aufgefordert hätte, würden sie es wohl gewagt haben, seine Gemahlin zu ermorden? würden sie wohl aus freiem Willen sich der Wuth, dem Abscheu und der Rache eines verzweifelten Ehemannes ausgesezt haben? Liefen sie denn nicht Gefahr, Opfer der Gerechtigkeit zu werden, welcher sie, von einem Manne verfolgt, dessen Gefühle, dessen eigne Ehre, ihn zu ihrem unversöhnlichsten Feind machen mußten, nicht leicht entrinnen konnten? Sahen sie denn nicht, daß, wenn auch der Zufall sie der Hand dieses fürchterlichen Rächers und dem Arm der Gerechtigkeit entzog, sie doch ihre Tage in steter Angst, im Elende und allen daraus entspringenden Schreckuissen durchleben mußten?

Solche fürchterliche Verbrechen können nur durch die Gewalt der heftigsten Leidenschaften erzeugt werden. Die einzigen Leidenschaften, welche hier beide Brüder anspornen konnten,

waren Rache oder Eigennuz. Wodurch hatte denn aber diese Unglückliche ihre Rachsucht gereizt? Welches Unrecht hatte sie ihnen erwiesen? Hatte sie nicht vielmehr beide, so sehr sie konnte, sich verbindlich gemacht? Hatte sie nicht dem Ritter verschiedne wesentliche Dienste geleistet? Ueber welche Beleidigung von ihr konnten sie sich beklagen? Sie hatte ihre Liebe nicht erwiedert. Mußte ihnen nicht dieser Widerstand sogar Hochachtung gegen sie einflößen? Ueberdies hatte sie ja, auf ihr Verlangen, ganz so wie sie es wünschten, ein Testament ausgestellt. Rache konnte also nicht der Beweggrund ihrer Handlung sein. Wie konnte sie aber Eigennuz zu dieser Unthat bewegen? Das Testament schaffte ihnen ja keinen Nutzen. Wollten sie etwa nach verübtem Morde ihre Baarschaft stehlen? Wie unbeträchtlich war diese, mit dem Opfer verglichen, das sie dagegen hätten bringen müssen, den Rest ihres Lebens, in fortwährender Furcht, stets verborgen, mit einem Wort, in dem Zustand derjenigen Leute zu durchleben, welche gewiß sind, überall, wo man sie kennt, als Feinde des menschlichen Geschlechts betrachtet zu werden? Ueberdies war dieser Raub nicht ergiebig genug, ihnen, wo es auch sei, die Ruhe und Annehmlichkeit

lichkeit zu verſchaffen, welche ſie in dem Hauſe ihres Bruders genoſſen. Unmöglich alſo kann man muthmaßen, daß der Reiz eines Diebſtahls, der ihnen keinen andern Vortheil, als nur die Schande, ihn begangen zu haben, gewähren konnte, ſie zu einem Mord verleitet habe, der mit Verleugnung aller menſchlichen Gefühle vollzogen wurde. Wenn man alſo annehmen wollte, die unmenſchliche That ſei ohne Veranlaſſung des Marquis von ihnen ausgeführt worden, ſo würde dieſer fürchterliche Ausbruch von Grauſamkeit nicht nur ohne Urſache begangen worden ſein, ſondern die Mörder hätten ſich auch vorſezlich in einen Abgrund von Unglück geſtürzt, da hingegen, wenn man annimmt, daß ſie auf Antrieb des Marquis gehandelt haben, alles als ſehr möglich ſich darſtellt.

Man kann in der That nicht glauben, daß die Grauſamkeiten, welche die Ausführung dieſer Unthat begleiteten, mit in dem Anfangs entworfnen Plan geweſen ſeien. In ihrer Handlung ſelbſt zeigt ſich ihr ganzer Plan. Indem ſie ihrem Schlachtopfer die Wahl unter drei Todesarten lieſſen, erwarteten ſie wohl, ſie werde das Gift wählen. Die Piſtole, geſpannt ihren Kopf zu zerſchmettern, der Degen, gezukt

ihre Brust zu durchbohren, wurden ihr nur vorgehalten, um ihr zu zeigen, daß ihr Tod fest beschlossen sei. Der Tod durch Feuergewehr oder durch ein Schwerd ist fürchterlich, weil er plötzlich ist; das Gift hingegen läßt noch einigen Schein der Hoffnung übrig. Die Leibesbeschaffenheit ist vielleicht stark genug, ihm zu widerstehen; die Dosis ist vielleicht nicht hinreichend; unvorhergesehne Umstände können vielleicht unerwartete Hülfe verschaffen, ehe noch das Gift seine verwüstende Wirkung äussern konnte. Auch wußte die Marquise aus Erfahrung, daß Nachstellungen durch Gift nicht immer unfehlbar tödtlich sind; sie war schon einmal solchen Versuchen auf ihr Leben entgangen. Daß sie alle diese Ueberlegungen anstellen konnte, kann man nicht leugnen; ihr Betragen, die drei oder vier Stunden über, so lange sie in den Händen ihrer Mörder war, beweist, daß die nahe Gefahr ihr die Gegenwart des Geistes nicht geraubt hatte. Sie kannten überdies die Frömmigkeit der Marquise, und erwarteten daher, sie werde die Todesart wählen, welche ihr Zeit liesse, für das Wohl ihrer Seele zu sorgen. In dieser Rücksicht hatten sie auch Perette mit in die Verschwörung gezogen, und ihm den Auftrag ertheilt

ertheilt, sich zu dem lezten geistlichen Beistand bereit zu halten.

Was aber die Vermuthung, daß sie eigentlich durch Gift ihre That hatten ausüben wollen, noch mehr bestätigt, ist die dunkle Farbe und das trübe Ansehn der Arznei, welches die Marquise bewog, sie nicht zu gebrauchen; und die Unruhe, mit welcher die beiden Schwäger, den ganzen Morgen durch, jeden Augenblick sich nach ihrem Befinden erkundigten. Entsprang diese Unruhe etwa aus dem Interesse zu einer Person, deren Tod sie beschlossen hatten? Ist es nicht im Gegentheil augenscheinlich, daß sie nur aus der Furcht, ihren Anschlag verfehlt zu haben, entstand?

Gift war also das Mittel, welches sie erwählt hatten, eine Erbschaft zu eröffnen, welche der Gegenstand aller ihrer Wünsche war. Ihre Maßregeln waren sehr gut genommen. Hätte die Marquise, durch ihre Drohungen geschreckt, den Gifttrecher ruhig ausgeleert, ihr Verbrechen wäre das undurchdringlichste Geheimniß geblieben. Die vorhergegangne Unpäßlichkeit der Marquise, die widrige Wirkung der Arznei, die Unvorsichtigkeit, ihren von der Arznei noch angegriffnen Magen mit vielem Essen zu überla-

den, waren Gründe genug, denen man ihren plözlichen Tod zuschreiben konnte, und mit Hülfe des Vikars konnte der Leichnam ohne weitere Untersuchung und Formalitäten beerdigt werden.

So war der Plan gemacht. Aber die Klugheit der beiden Mörder artete in blinde Wuth aus, als sie die Sache eine so unerwartete Wendung nehmen sahen. Diese Veränderung in ihrem Herzen scheint ganz natürlich zu sein, und zeigt immer deutlicher die Mitschuld des Marquis. Konnte die Marquise einen Zufluchtsort erreichen, so war ihre That entdekt, das Gelingen ihrer Flucht am hellen Tage beinahe unmöglich. Der Zufall kam ihnen zwar zu Hülfe, indem sie Zeit genug hatten, die Marquise, ehe sie sich in ein Haus einschliessen und ihre Lage zu erkennen geben konnte, einzuholen. Allein ihr Streich war doch verfehlt, die Umstände machten ihre Absicht öffentlich bekannt. Da sie nun keine andre Rettung, als Flucht vor sich sahen, so wollten sie wenigstens vorher sich der versprochnen Belohnung gewiß machen, indem sie den, ihnen von ihrem Bruder aufgetragnen, Mord vollendeten.

Ehe noch die Marquise das Testament errichtet hatte, in welchem sie ihre Mut-

ter

ker zur Erbin einsetzt, hatte man versucht, sie mit Arsenik, der unter eine Creme gemischt war, zu vergiften. Schon dieses ersten Anschlags auf das Leben der Marquise hat sich ihr Gemahl verdächtig gemacht, dessen Interesse es war, dem Testament zuvorzukommen. Alle, die mit ihr von der Creme aßen, wurden krank; die Sache erregte allgemeines Aufsehn. Gleichwohl wurde keine Untersuchung angestellt; man überließ es der Zeit, den Vorfall in Vergessenheit zu bringen. Wenn der Marquis nicht schuldig gewesen wäre, würde er nicht die Urheber dieses Verbrechens aufgesucht haben, um sie bestrafen zu lassen? Seine Kälte, seine Unempfindlichkeit und Sicherheit über einen Zufall, dessen Opfer er ja selbst werden konnte, machen diese nicht einen unverwerflichen Beweis seiner Schuld aus? — Hat er das erste Verbrechen begangen, so ist er auch des zweiten schuldig.

3. Der Eigennutz, der ihm dieses Verbrechen einflößte, fand kein Hinderniß in seinem Herzen. Er liebte seine Gemahlin nicht, er hegte den schwärzesten Haß gegen sie. Als sie ihm einst, bloß im Scherz, einige Vorwürfe machte, schlug er sie mit seinem Degengehänge, und schloß sie mehrere Tage in einen Thurm ein, wo ihr der

Verdruß eine Art von Schlagfluß zuzog. Durch diese Grausamkeiten bereitete er sich zu dem blutigen Ausgang vor, den er durch seine Brüder ausführen lassen wollte.

4. Die vertraute Freundschaft selbst, in welcher die Mörder mit ihrem Bruder standen, hätte ihnen einen solchen Anschlag auf seine Gemahlin nicht erlaubt. Wie eng diese Freundschaft war, läßt sich schon daraus erkennen, daß beide sich nicht entschliessen konnten, ihm die Ausführung eines solchen Verbrechens abzuschlagen; daß selbst der Abbé, der doch das Herz des Marquis so ganz in seiner Gewalt hatte, es nicht wagte, ihm zu widerrathen. Wie hätte, bei einem so hohen Grad von Freundschaft, irgend eine Leidenschaft sie zu der schaudervollen Ermordung der Gattin ihres zärtlich geliebten Bruders hinreissen können, wenn er nicht selbst mit ihnen darüber einverstanden gewesen wäre?

5. Aus welcher andern Ursache wurde Ganges zum Schauplaz dieses Mordes ausersehen, als weil hier der Marquis als Oberherr unumschränkte Macht hatte, und also seinen Anschlag, entweder selbst oder durch seine Abgeordnete, ungehindert ausführen konnte?

6. Mehr

6. Mehr als bloße Vermuthung, einen wirklichen Beweis giebt folgender Umſtand. Die That geſchah den 17 Mai 1667 Abends; und des andern Morgends traf der Bediente des Abbe von Gange ſchon zu Avignon bei dem Marquis ein, ſo daß er in der Nacht 19 Meilen geritten war. Durch dieſen Kurier erhielt der Marquis die Nachricht von dem Zuſtand ſeiner Gemahlin, durch ihn verbreitete ſich dieſe Neuigkeit in Avignon. Sticht wohl ein Mörder ſelbſt Kuriere, um diejenigen von ſeiner Mordthat zu benachrichtigen, deren Intereſſe es iſt, ſie zu rächen? Wird er wohl ſelbſt ſeine Verfolger durch Eilbothen in den Stand ſezen, ſeine Flucht zu verhindern?

7. Hat der Marquis auch nur einen Schritt bei der Polizei gethan, um die Mörder verfolgen zu laſſen? Beweiſt ſeine Unthätigkeit nicht, daß er dadurch gegen ſich ſelbſt zu handeln fürchtete? Aber ſein Betragen überhaupt kann uns ſchon den vollſtändigſten Beweis ſeines Verbrechens geben.

Ob er gleich ſchon des andern Morgens das ſeiner Gemahlin widerfahrne Unglük erfuhr, ſo reiſte er dennoch erſt am folgenden Tage ab, und brachte drei Tage auf ſeiner Reiſe zu, welche

der

der Abgeſchickte der Mörder in einer Nacht gemacht hatte. Dieſes Betragen beweiſt ſeine Gleichgültigkeit gegen ſeine Frau, und zu gleicher Zeit die Abſicht, den Mördern Zeit zum Entfliehen zu laſſen. Welcher Ehemann, der für ſeine Frau auch nur das geringſte menſchliche Gefühl hegte, würde nicht zu ihrer Hülfe herbeigeeilt ſein, wenn er nicht der Urheber oder wenigſtens der Mitwiſſer der auf ihre Perſon gewagten Anfälle geweſen wäre? Iſt es nicht unleugbar, daß er durch dieſen Zeitgewinn den Mördern Gelegenheit gab, zu entfliehen, und einen ſichern Zufluchtsort zu erreichen? Alles zeigt an, daß dieſer Gedanke ihn allein beſchäftigte, und es war wirklich ſein größtes Intereſſe, wenn ſie glücklich entflohen. Hätte die Polizei ſie eingeholt, ſo würde man ihnen das Geſtändniß der Mitſchuld ihres Bruders entriſſen haben.

Er brachte den ganzen Tag in Aſſignen zu und machte, wie gewöhnlich, Beſuche daſelbſt. Sein Anſehen und ſein Betragen zeugte von keinem Schrecken, er ſprach mit vielen von dem Unglück, welches ſeiner Gemahlin begegnet war; und ſchien ſo ruhig, als hätte er die angenehmſten Nachrichten von ihrem Wohlſein erhalten. — Dieſes Schweigen war eine weſentliche Vorſicht,

um

um den Mördern Zeit zum Entweichen zu laſſen. Er glaubte, das Gerücht dieſes Verbrechens ſei nur zu ſeinen Ohren gekommen, er könne ſich ſolches ſtellen, als wiſſe er es nicht, denn wenn er ſo unthätig geweſen wäre, zu erkennen zu geben, er ſei davon benachrichtiget, ſo hätte er unmöglich zu Avignon bleiben können, ohne nicht wenigſtens zum Schein Anſtalten zu treffen, dem Entfliehen der Mörder zuvorzukommen, und ſeine Unthätigkeit ſelbſt würde alsdenn hinlänglicher Vorwand für die Obrigkeit geweſen ſein, ihn, als der Mitſchuld verdächtig, gefangen zu nehmen. — Aber er ſoll auch nicht dieſe Abſicht gehabt haben: muß man nicht wenigſtens zugeſtehen, daß dieſe unnatürliche Gleichgültigkeit einen ſehr rohen Charakter, und einen tiefen Haß gegen ſeine Gemahlin beweiſe?

Endlich reiſte er ab, und bringt ſo viele Zeit auf der Reiſe zu, als er nöthig glaubte, um die Mörder in Sicherheit zu wiſſen. Er kömmt an. Er hatte Zeit genug gehabt, ſich auf die Rolle vorzubereiten, die er jetzt ſpielen mußte. Ein doppeltes Intereſſe war es, worauf er Rückſicht zu nehmen hatte: einmal, allen Verdacht ſeiner Gemahlin ſowohl als des ganzen Publikums, von ſich abzuwälzen; und dann ſeine Gemahlin

zu

zu der Zurücknahme ihrer in Avignon niedergelegten Erklärung zu bewegen, um ihr erstes Testament zu zernichten, und das, welches die Mörder von ihr erpreßt hatten, zu sichern. Um in beiden Projekten seine Absicht zu erreichen, erscheint er vor seiner Gemahlin, und denen, die sie umgaben, mit den Zeichen des lebhaftesten Schmerzens, wünscht nichts sehnlicher, als die Erholung seiner geliebten Gattinn, athmet nichts als Rache gegen ihre Mörder, und will keine Mühe scheuen, diese in ihrem äussersten Umfang auszuüben. — Dieses unglückliche Weib, welche nicht glauben konnte, daß Verstellung so natürlich die Rolle der Wahrheit spielen könne, welche so viele Verdorbenheit in einem Herzen, das sie einst im Besitz hatte, nicht vermuthen konnte, welche mit einem Wort, ein argloses unschuldiges Herz besaß, erwies einem Gemahl, den sie zu ihrer Hülfe herbei geilt glaubte, alles, was aufrichtige Zärtlichkeit zu erweisen vermag. Aber nun verläßt den Grausamen seine bisherige Klugheit; der Eigennuz verblendet ihn. Er benuzt den Augenblick, wo diese Unglückliche sich den Gesinnungen, von welchen sie gegen ihn durchdrungen war, überläßt, und verlangt von ihr den Widerruf der Erklärung, welche sie zu

Bestä-

Beſtätigung ihres erſten Teſtaments vor dem Magiſtrat zu Voignon abgelegt hatte. Der Elende! Er fürchtet nicht, durch dieſen Vorſchlag alle ihre Wunden aufzureiſſen, er ſcheut ſich nicht, ſeinen Antheil an dem Verbrechen zu offenbaren, indem er ſelbſt den Beweggrund deſſelben geſteht, einen Grund, worüber die Wahl der Mörder keinen Zweifel ließ!

Dieſer einzige Vorſchlag öffnete der Marquiſe die Augen, und zeigte ihr den Urheber aller ihrer Leiden. Sie ſah mit Recht dieſe Bitte als eine verſteckte Billigung deſſen an, was der Abbe und der Ritter gegen ſie unternommen hatten; daher die Entſchloſſenheit, mit der ſie die niederträchtige Forderung ſtandhaft zurük wies!

Dies iſt aber nicht der einzige Umſtand, wo die Klugheit den Marquis verließ. Er ſpeiſte vier Tage lang mit Perette zuſammen, er ſchloß ſich allein mit ihm in dem Schloß zu Ganges ein, er brachte die Abende, von ſeiner Ankunft an, bis zu dem Tode ſeiner Gemahlin, mit ihm zu, und doch geſtand er in dem Verhör, dieſer nähmliche Perette hätte allen Anzeigen nach Antheil an der Verſchwörung gehabt. — Man braucht weiter gar nicht über ein ſolches Betragen

gen nachzudenken; es trägt das unverkennbarſte Gepräge der Schuld.

Könnte man wohl irgend einen Beweis durch Urkunden und Zeugen aufſtellen, der ſtärker wäre, als derjenige, der ſich aus dieſen überzeugenden Vermuthungen ergiebt? Ueberdies iſt hier ein Corpus Delikti, und in dieſem Fall iſt es Grundſaz, daß der Anzeklagte, gegen den ſich mehrere Vermuthungen erheben, für ſchuldig erkannt wird, ſo lange er nicht durch klare Beweiſe ſich rechtfertigt. Welche Beweiſe kann aber wohl der Angeklagte denen Gründen entgegenſetzen, welche hiermit dem Gerichte vorgelegt werden? —“

Dies waren die Gründe, mit welchen die Frau von Roſſan ihre Anklage gegen den Marquis unterſtüzte. — Der Abbé und der Ritter von Gange waren beide überführt noch ehe ſie angeklagt wurden. Die Stimme des Publikums hatte, indem ſie beide den Gerichten angab, ſchon die Beweiſe ihrer Grauſamkeit entwickelt.

Die Vertheidigung des Marquis von Gange war ſehr kurz. „Ich habe das Unglück, ſagte er, zwei laſterhafte Brüder zu haben, welchen eine Gattin, einer Frau, die ich zärtlich liebte, nach dem

dem Leben ſtellten. Die Böſewichter haben ſie grauſam ermordet, und zum Uebermaaß des Unglücks, werde ich ſelbſt als Urheber dieſes Verbrechens angeklagt, welches die Natur ſchaudern macht. Niedergebeugt durch das ganze Gewicht einer ſo ſchrecklichen Anklage, tief verwundet durch dies ungerechte Mißtrauen gegen meine Unſchuld, habe ich kaum die Kraft, etwas zu meiner Vertheidigung vorzubringen. Alles was ich thun kann, iſt zu ſagen, daß es eines Theils nur Vermuthungen, andern Theils bloße Verleumdungen ſind, die man gegen mich aufgeſtellt hat. Dies ſind die Waffen, deren man ſich gegen mich bedient.

Auf bloße Verleumdungen zu antworten, hieſſe in der That ſeine Unſchuld ſelbſt verdächtig machen. Was ſoll man aber gegen Vermuthungen ſagen? Vermuthungen ſind nichts anders als Zeichen, welche die Möglichkeit möglicher Handlungen anzeigen, die aber eben ſowohl auch nicht möglich ſein können. Wie kann man nun einen Angeklagten über Möglichkeiten verdammen? Muß man nicht, wenn von beiden Seiten Möglichkeiten vorhanden ſind, und man eben ſowohl für die Unſchuld, als für das Verbrechen muthmaßen kann, muß man ſich denn

nicht für die Unſchuld erklären? Dieſe Regel hat Menſchlichkeit und Billigkeit in unſre Herzen geſchrieben; denn ſonſt iſt kein Unſchuldiger vor der Strafe ſicher. Ein Verbrechen ward begangen; der Zufall ließ verſchiedne Umſtände zuſammentreffen, aus welchen erhellet, daß ein ſolcher Menſch vielleicht der Schuldige ſein könne: wird man ihn wegen dieſes bloßen Anſcheins verdammen? Wenn dies die Regel wird, nach welcher die Gerichte urtheilen, ſo wird täglich der Schuldige mit dem Unſchuldigen leiden.

So groß auch die Zahl dieſer Vermuthungen ſein mag, ſo leihen dieſe einander ſelbſt kein größeres Gewicht. Sie verbreiten wechſelſeitig kein Licht übereinander, beſonders wenn ſie von verſchiednen Thatſachen hergeleitet werden, deren jederman in gleichem Maaße ſtrafbare oder unſchuldige Beweggründe zuſchreiben kann. Iſt aber dies nicht wirklich bei allen den Thatſachen der Fall, aus denen man die Muthmaßungen herleitet, welche mich zu dem Blutgerüſte führen ſollen?

Wie viel weniger können aber ſolche Vermuthungen, welche man nur durch äuſſerſte Anſtrengung der Einbildungskraft zuſammengeſchmiedet hat

hat, dann gelten, wenn die Thatſachen, die ihnen zu Grundſtüen dienen, falſch und verleumderiſch ſind? Wenn man von ſolchen Beſchuldigungen, wie zum Beiſpiel die von dem vorgeblich unter Creme gemiſchten Arſenik, oder von der üblen Behandlung der Marquiſe, welche man in der Anklage vorgebracht hat, einen Beweis weder beibringt noch beibringen kann?"

Auf dieſe wenigen Bemerkungen ſchränkte der Marquis ſeine ganze Vertheidigung ein. Das Publikum hielt ihn für ſchuldig, und forderte Rache — mit lauter Stimme Rache. Die Richter waren wohl als Menſchen von der Schuld des Marquis überzeugt, ſie glaubten aber nicht, daß Vermuthungen allein, ſo überzeugend ſie auch wären, ein Todesurtheil begründen könnten.

Folgendes Urtheil ward den 21 Auguſt 1667 kund gemacht. „Der Abbé und der Ritter von „Gauge ſind verdammt, lebendig gerädert zu „werden, der Marquis, ihr Bruder, iſt auf ewig „des Landes verwieſen, ſeines Adels entſezt, und „ſeine Güter ſind zum Nutzen des Königs eingezogen. Der Prieſter Perette ſoll durch die geiſtliche Macht ſeines Ordens entſezt und le-

„benslänglich auf die Galeeren geſchmiedet „werden.“

Man war unzufrieden mit dieſem Urtheil, welches entweder zu hart, oder zu gelinde war. War der Marquis ſchuldig, ſo verdiente er den Tod, war er unſchuldig, ſo mußte man ihn freiſprechen. Wenn Vermuthungen zu einem Todesurtheil nicht hinreichten, ſo hätte man weitläufſtigere Unterſuchungen anſtellen, und unter dieſem Vorwand einen Mann, der wegen eines ſo ſchrecklichen Verbrechens verdächtig war, im Gefängniſſe behalten ſollen.

Selbſt der König war mißvergnügt über dieſes Urtheil, und äuſſerte es ſehr deutlich bei folgender Gelegenheit. Der Marquis von Douze ward einige Zeit nachher auch wegen Vergiftung ſeiner Frau eingezogen, und hatte ſtarke Vermuthungen gegen ſich. Als man den König um Gnade für ihn bat, erwiederte er: „er hat keine Gnade nöthig, weil er unter dem Parlement von Toulouſe ſteht, bei welchem der Marquis von Gange ſo gut durchgekommen iſt.“ Vermuthlich war dieſe Aeuſſerung ſchuld, daß der Marquis von Douze zum Tode verurtheilt wurde.

Perette ward in Ketten geſchmiedet und ſtarb auf dem Wege zu den Galeeren.

Der

Der König ſchenkte dem Grafen v. Ganze die eingezogenen Güter ſeines Bruders; dieſer gab ſie aber nachher dem Sohn des Marquis, nachdem er mündig war, wieder zurük.

Der Marquis lebte nach ſeiner Verurtheilung eine Zeitlang verborgen. Nachher fand er aber Gelegenheit, bei dem Herrn von Baville, Intendanten von Languedok, ſich in Gunſt zu ſezen, indem er die Reformirten unter deſſen Vaſallen zum Hören der Meſſe anhielt, und diejenigen anzeigte, welche es nicht thaten. Unter dem Schuz dieſes Intendanten hatte er zulezt nicht mehr nöthig, ſich verborgen zu halten, ſondern lebte ganz öffentlich auf dem Schloſſe zu Ganges, bei ſeinem Sohne, dem der Graf indeß ſchon den Beſiz ſeiner Güter wieder gegeben hatte. Endlich mußte er aber doch Frankreich noch verlaſſen; ſein Sohn ſelbſt ſah ſich gezwungen, auf die Vollziehung des wider ihn geſprochnen Urtheils zu dringen.

Wir müſſen hier unſre Leſer mit dieſem Sohn ſelbſt bekannt machen. Er war Hauptmann eines Dragoner-Regiments. Sein liebenswürdiger Charakter und ſein gefälliges Betragen lieſſen vergeſſen, daß er der Sohn des Marquis ſei, und man erinnerte ſich dieſes Umſtandes nur,

um ſeine guten Eigenſchaften um ſo mehr zu bewundern.

Als er einſt zu Metz in Beſazung lag, verliebte er ſich in die Frau eines Goldſchmidts, konnte ſie aber, aller Zärtlichkeit ungeachtet, nicht zu Erwiederung ſeiner Liebe bewegen. So ſtanden die Sachen als ſein Regiment Befehl erhielt, die Hugenotten in Metz zu Aenderung ihrer Religion zu zwingen. Die Geliebte des jungen Marquis, welche von dieſer Religion war, bekam Einquartirung in ihr Haus und ſollte gezwungen werden, die Meſſe zu hören. Sie ertrug einige Tage die Verfolgung ihrer Bekehrer; da ſie es aber nicht länger aushalten konnte, und gleichwohl entſchloſſen war, alles ihrer Religion aufzuopfern, ließ ſie den Hauptmann von Gange zu ſich rufen. „Marquis, ſagte ſie zu ihm, Sie verſicherten mich oft ihrer Liebe, wollen ſie mir dies jezt beweiſen? Laſſen ſie mich von hier entfliehen, verſchaffen Sie mir Gelegenheit das Königreich zu verlaſſen, zur Belohnung verſpreche ich Ihnen die Erfüllung ihres Wünſche. Der Himmel wird mir eine Sünde verzeihen welche mich des Laſters, als Heuchlerinn zu leben, überhebt.“ Mein Madame, ſagte der Marquis, ich werde ihre Lage nicht benu-

zu.

gen. Meine Wünſche wären erfüllt, wenn ich Ihrer Zärtlichkeit das zuſchreiben könnte, was ich jezt nur Ihrer Unruhe zurechnen kann. Ich möchte alles Ihrem Herzen verdanken können, aber ſchändlich wäre es, Ihre jezige Lage ſo zu nuzen. Ich will Sie daraus befreien, und ſtatt aller Belohnung bitte ich Sie bloß um die Gefälligkeit, zuweilen an mich zu denken. — Er hielt Wort und brachte ſie ſicher aus der Stadt bis über die Gränzen, obgleich ein Dienſt dieſer Art mit großer Gefahr für ihn ſelbſt verbunden war.

Einige Zeit nachher heirathete er die reiche und liebenswürdige Tochter des Baron von Moisak. Er brachte ſeine junge Gemahlinn nach Gange, wo er ſie, während er zu ſeinem Regiment zurükkehren mußte, in den Händen ſeines Vater zurük ließ. Da die Geſchichte dieſes Mannes ziemlich vergeſſen war, und niemand Intereſſe daran hatte, auf die Erfüllung ſeiner Landesverweiſung zu dringen, ſo konnte er jezt ganz ruhig bei ſeinem Sohn ſich aufhalten. Bei ſeiner Abreiſe empfahl der junge Marquis ſeinem Vater die liebenswürdige Marquiſe aufs dringendſte. Aber dieſer alte Böſewicht mißbrauchte bald ſeinen Auftrag. Um ſich durch ſeinen Bekehrungseifer bei dem Je-

tendanten immer mehr einzuſchmeicheln, nahm er ihr ein Kammermädchen weg, das ſie ſehr liebte, unter dem Vorwand, daß ſie als eine Neubekehrte keine Proteſtantin in ihrem Dienſt haben dürfte. Die junge Maraniſe verbarg ihren Verdruß darüber. Sie war allein mit ihrem Schwiegervater, der hier über alles zu befehlen hatte, in dem Schloſſe. Sie zitterte täglich mit ihm allein in dem Zimmer, wo ihre Schwiegermutter ihr Leben geendigt hatte, ſpeiſen zu müſſen. Aber ihr Schrecken ſtieg aufs äuſſerſte, da ſie an ihm einen feurigen Liebhaber entdeckte. Wie gefährlich war es nicht, einen Mann, deſſen Leidenſchaften ſo heftig wütheten, durch eine verdiente Zurechtweiſung zu beleidigen? Sie konnte ſich niemand anvertrauen, alles war ihr in dem Schloſſe verdächtig. Ihr Vater war ſelbſt erſt vor kurzer Zeit zu der katholiſchen Religion übergetreten, an ihn konnte ſie alſo nicht ſchreiben, weil dies ihrem Schwiegervater ſelbſt Veranlaſſung geben konnte, die Briefe zu erbrechen. Es blieb ihr nur das einzige Mitel, an ihren Gemahl zu ſchreiben, weil ihre Briefe an dieſen, welcher ein alter Katholik war, dem Inquiſitor nicht verdächtig ſein konnten.

Sobald

Sobald der junge Marquis von dem ſchändlichen Unternehmen ſeines Vaters, und der unglücklichen Lage ſeiner Gemahlin benachrichtigt ward, eilte er in gröſſter Geſchwindigkeit an den Hof, warf ſich dem König zu Füßen, bat ihn, die Landesverweiſung gegen ſeinen Vater ausüben zu laſſen, und verſprach, dieſem, wo er ſich auch aufhalten werde, reichlichen Lebensunterhalt zu geben.

Der König ſchien erſtaunt, daß der Marquis von Gange ſeine Landesverweiſung nicht befolgt hatte, und befahl den Prozeß gegen ihn zu erneuern. Zum Glück für den Marquis war eben der Graf von Gange am Hofe, als dies beſchloſſen wurde. Sobald er es erfuhr, reiſte er eilends ab, und brachte ſeinen Bruder nach Avignon, welcher ſich von da nach Lille begab, einer kleinen Stadt in der Grafſchaft Venaiſſin ohnweit der berühmten Quelle Vaukluſe. Seit der Zeit hat man nichts weiter von ihm gehört.

Der Ritter von Ganges begab ſich nach Venedig, und trat in Dienſte dieſer Republik,

welche damals mit den Türken Krieg führte. Er ward nach Candia abgeſchikt, welches die Muſelmänner ſchon zwei und zwanzig Jahre lang belagerten. Hier ſoll er durch eine Bombe getödtet worden ſein. Wenigſtens verſchwand er ſeitdem, und niemand wußte zu ſagen, wo er hingekommen ſei.

Der Abbé von Gange flüchtete ſich nach Vianen in Holland, welches damals dem Grafen von der Lippe gehörte. Hier lernte er einen Edelmann kennen, der ihn dem Grafen als einen geflüchteten Franzoſen von Talenten vorſtellte. Er hatte den Namen la Marteliere angenommen.

Der Graf, welcher an dieſem Fremden einen Mann von Geiſt und Geſchmack fand, der ſich durch vorzügliche Kenntniſſe beſonders in den ſchönen Wiſſenſchaften auszeichnete, vertraute ihm die Erziehung ſeines neunjährigen Sohnes. Die glüklichen Fortſchritte des jungen Grafen, und die übrigen ausgezeichneten Talente des ver-

mein-

meinten la Martelliere, gewannen ihm so sehr die Achtung des Grafen und der Gräfin, daß bald, ohne ihn vorher um Rath zu fragen, nichts geschah, und er gleichsam diesen kleinen Staat regierte. Einst wollten sich französische Flüchtlinge in Vianen niederlassen, und sich anbauen. Aus Furcht von ihnen entdeckt zu werden, überredete er den Grafen, die Bitte abzuschlagen.

Endlich wagte er es um die Hand einer jungen Dame anzuhalten, deren Neigung er hatte zu erschleichen gewußt, und die eine Verwandte der Gräfin war. Die Gräfin, welche dem Hofmeister ihres Sohnes gewogen war, wollte ihm zwar auf sein übriges Leben eine anständige Versorgung verschaffen; doch glaubte sie, sein Stand berechtige ihn nicht zu einer solchen Verbindung. Sie erklärte also der jungen Dame geradezu: „Man werde ihr eine solche Misheirath nie erlauben; zwar sei la Martelliere ein ehrlicher Mann, mit dem man zufrieden sein könne. Aber er sei fremd und habe stets seine wahre

re Herkunft die ihm vermuthlich nicht viel Ehre mache, verborgen; man könne ihn alſo wohl für ſeine Dienſten belohnen, doch müſſe man ihm die Ehre des Hauſes nicht aufopfern."

Weil ſeine Geburt das einzige Hinderniß zu ſein ſchien, ſo wagte es der Abbe der Gräfin ſeinen wahren Namen zu entdecken. „Wie, ſchrie die Gräfin, als ſie dies hörte, Sie ſind der abſcheuliche Abbé von Gange, deſſen Name ſchon zittern macht? Himmel, wie konnte ich einem ſolchen Ungeheuer die Erziehung meines Sohnes anvertrauen!" Er erhielt ſogleich Befehl, ſchnell das Gebiet von Vianen zu verlaſſen, und ſich nie wieder vor dem Grafen oder der Gräfin ſehen zu laſſen.

Er begab ſich nach Amſterdam, wo er Sprachmeiſter ward. Seine Geliebte ſuchte ihn daſelbſt auf, und heirathete ihn. Der junge Graf, ſein Zögling, unterſtützte ihn heimlich, und in der Folge bekam er den Nießbrauch der Güter ſeiner Gemahlin. Seine Kenntniſſe verſchafften ihm eine

eine Stelle in dem Proteſtantiſchen Konſiſtorium und er ſtarb hier mit dem Namen eines ehrlichen Mannes.

Die Tochter der Marquiſe von Gange vermählte ſich mit dem Marquis von Perraud, einem ſiebenzig jährigen Greis, der ſich nur aus Haß gegen ſeine Verwandten verheirathete, um ihnen durch eigne Nachkommenſchaft ſeine Erbſchaft zu entziehen. Dieſen Zweck zu erreichen, verfolgte er ſelbſt ſeine Gemahlin mit verſchiednen Angriffen auf ihre Tugend, welche der Frau von Royer Gelegenheit gegeben haben, in einer ihrer Schriften eine Eheſtandsgeſchichte dieſer Frau zu ſchreiben. Der Tod befreite ſie endlich von dieſem Feinde ihrer Tugend. Sie vermählte ſich zum zweitenmal mit einem Mann von vorzüglichen Eigenſchaften, dem Marquis Durban. Doch ward, (wenn man der Frau von Royer glauben darf?) dieſe Dame, welche, in ihrer Ehe mit einem Greis, ein Muſter der Tugend

gewes

geweſen war, als ſie einen jungen liebenswürd
gen Mann geheirathet hatte, die Schande ihre
Geſchlechts.

Ende des erſten Theils.

Merkwürdige Rechtsfälle

als ein Beitrag

zur

Geschichte der Menschheit.

Nach
dem Französischen Werk des Pitaval
durch mehrere Verfasser ausgearbeitet
und
mit einer Vorrede begleitet
herausgegeben
von
Schiller.

Zweiter Theil.

Jena,
bei Christ. Heinr. Cuno's Erben.
1792.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Inhalt

des zweiten Bandes.

I. Geſchichte des Chevalier von Morſan. S. 1.

II. Geſchichte des Sohns des Herrn von Caille. S. 61.

III. Rechtshandel des Herrn von Anglade. S. 283.

IV. Die Rechtfertigung des Herrn von Arconville. S. 391.

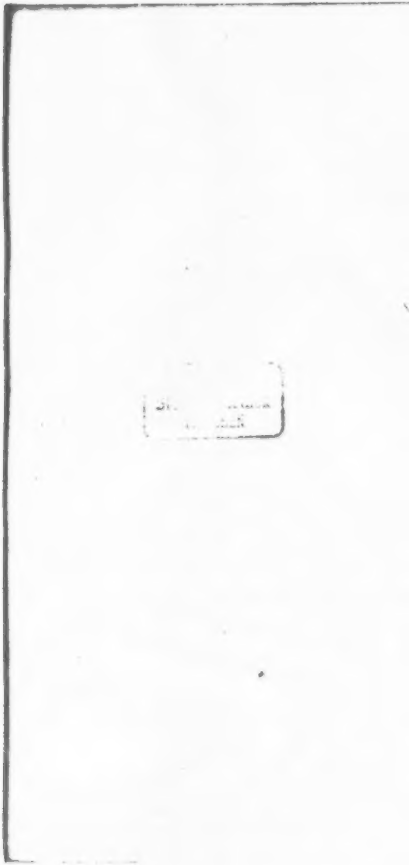

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10423/030

Geſchichte
des
Chevalier von Morſan.

Margarethe Charlotte Donc war die Tochter eines Notarius zu Paris, Karl Heinrich Donc, der bei ſeinem Tode ſeinen drei Kindern nur noch die Ueberreſte eines ziemlich beträchtlichen Vermögens hinterließ. Maria Chennet, ihre Mutter, ſollte ihnen zur Vormünderin geſetzt werden. Aber die Anverwandten der Minderjährigen glaubten, dieſes Geſchäft ihr um ſo weniger anvertrauen zu können, da die ſchlechte Haushaltung des Vaters ohnehin ſchon das Vermögen ſehr weit heruntergebracht hatte. Sie ſetzten alſo den Markus von Joigny zu ihrem Vormund; verpflichteten ihn aber, der Mutter Rechnung abzulegen. Dieſe übertrug das Geſchäft der Durch-

ſicht einem gewiſſen Robert, der damals Schreiber eines Notarius war.

Charlotte Done, damals noch nicht über vierzehn Jahr alt, ſtand ſchon in voller Blüthe der Schönheit. Robert wurde von ihren Reitzen bezaubert; ſein höchſter Wunſch war eine Verbindung mit ihr. Es gelang ihm auch, die Einwilligung der Mutter zu erhalten. Allein dem jungen Mädchen mißfiel die Heirath; ſie konnte Robert nicht lieben. Auch der Vormund willigte nicht darein. Er glaubte, die Reitze ſeiner Mündel und der Reſt des Vermögens, den er ihr noch zu retten hoffte, würden ihr wohl einen vornehmeren Mann als den Schreiber eines Notarius zuführen können.

Um Robert auf einmal alle Hoffnung abzuſchneiden, gab er die ſchöne Charlotte in das Kloſter des heiligen Gervaſius. Sie ſelbſt war zufrieden, einen ſichern Schutzort zu finden, wo ſie nicht fürchten mußte, durch die Zudringlichkeit ihres Liebhabers, unterſtützt von der mütterlichen Gewalt, zu einer Heirath gezwungen zu werden, die ihrer Neigung ſo ſehr zuwider war.

Robert beſchloß aber, mit Bewilligung der Mutter, ſie zu entführen, und wählte dazu den

den Augenblick, wo sie mit den übrigen Kostgängerinnen aus der Messe kam.

Der Vormund brachte sogleich die Entführung seiner Mündel zur Klage, aber dieser Schritt hielt die Absichten des Robert nicht auf. Die schöne Charlotte wurde neun Tage darauf, in Gegenwart ihrer Mutter und vier Zeugen, den neunten September 1709, wirklich mit ihm getraut.

Die Anverwandten glaubten, die Ehre der jungen Dame erfordere es, die Ausbreitung der Geschichte so viel möglich zu verhindern. Die gerichtlichen Verfolgungen wurden also wieder unterdrükt, und Robert im ruhigen Besiz seiner gemachten Eroberung gelassen.

Das Glük des neuen Ehemanns war indeß nichts weniger als beneidenswürdig. Die natürliche Abneigung, welche seine Gattin gegen ihn hatte, war durch den priesterlichen Seegen nicht umgestimmt, und ihr Herz durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher er sich ihrer Hand bemächtigt hatte, nur noch mehr von ihm entfernt. Schon in den ersten Tagen nach ihrer Verbindung zeigten sich die Folgen davon; anstößige Auftritte erregten die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft. Einige Jahre ertrug sie

das ihr aufgelegte Joch; endlich aber ward es ihr zu drückend. Sie verließ das Haus ihres Mannes, und floh zu ihren Verwandten.

Das unglükliche Schikſal der jungen Ehefrau, die damals noch kaum zwanzig Jahr alt war, erregte ihr Mitleiden. Sie verwendeten ſich für ſie beim Parlement, und übergaben eine Appellation gegen ihre Vermählung, welche — wie ſie erklärten — wider eine ausdrükliche Klage des Vormunds und wider den Willen der Familie vollzogen worden ſei, folglich weder als ein durch das Sakrament geheiligtes Band zu betrachten wäre, noch die Kraft eines bürgerlichen Kontraktes haben könne.

Das Parlement that hierauf den Ausſpruch: daß ſich die junge Frau während des Prozeſſes in dem Kloſter de la Roquette aufhalten ſolle. Sie begab ſich alſo einige Tage darauf wirklich dahin

Endlich erfolgte der Ausſpruch des Parlements. Der Frau des Robert ward befehlen binnen ſechs Monaten wieder in das Haus ihres Mannes zurükzukehren. Man erklärte, daß eine Ehe, die mit Einwilligung der Mutter vollzogen und von den Verwandten durch das Aufhören der von ihnen erhobenen Klage gewiſſer

wissermassen stillschweigend bestätiget sei, nicht weiter bestritten werden könne.

Robert mußte mit seiner Frau beim Vorlesen dieses Urtheils selbst gegenwärtig sein. Seine ganze Zärtlichkeit erwachte jetzt aufs neue. Als er mit ihr in den Vorsaal heraustrat, überhäufte er sie mit den wärmsten Versicherungen seiner Liebe. Statt aller Antwort giebt sie ihm eine Ohrfeige mit den Worten: „Da! mein letztes Lebewohl!“ — und verschwindet unter den Zuschauern.

Robert ließ dem Vormund das Urtheil bekannt machen, und ihn zugleich auffordern, ihm seine Frau zu schaffen, oder den Ort ihres Aufenthalts anzuzeigen. Joigny ließ ihm aber antworten, er wisse nicht was aus seiner Frau geworden sei, und noch weniger könne er als Bürge ihrer Entweichung angesehen werden.

Alle gerichtlichen und alle geheimen Untersuchungen welche Robert anstellte, den Ort ihres Aufenthalts ausfindig zu machen, blieben fruchtloß; er sah sie nie wieder.

Fünfzehn volle Jahre nach dieser traurigen Begebenheit verhielt er sich nun ruhig. Endlich aber erwachte die Luſt zu heirathen wieder

bei ihm, und dies nöthigte ihn, ſeine Unterſuchungen noch einmal anzufangen, um zu erfahren, ob er dieſen neuen Schritt thun könne. Er übergab alſo den zehnten September 1730 eine neue Klage wegen Entführung ſeiner Frau, und erhielt Erlaubniß zu einer wiederholten gerichtlichen Unterſuchung. Das Reſultat derſelben war, daß ſeine Frau wahrſcheinlich nicht mehr lebe und vor einigen Jahren an den Blattern geſtorben ſei.

Feſt überzeugt, daß, wenn ſie auch noch lebe, er doch wenigſtens ihre Wiedererſcheinung nie würde zu fürchten haben, verlegte er ſeine Wohnung in einen andern Diſtrikt, gab ſeine alten Bekanntſchaften auf, und galt bei allen, mit denen er neue knüpfte, für unverheirathet.

In dieſer Lage warb er um Magdalenen Ponſignard, die Wittwe eines Advokaten Maſſon d'Angluſe, welche ungefähr ſechzig Jahr alt war, und fand Gehör. Dem Kontrakte der Heirath zu Folge ſezte man eine Trennung des Vermögens, ſo wie eine gegenſeitige Schenkung aller gegenwärtigen und künftigen Güter feſt.

Dieſe zweite Verbindung war für Robert nicht viel glücklicher als die erſte. Die reiche

Zahl

Zahl von Jahren schien ihm eine sehr lästige Mitgabe seiner neuen Gattin, und vermuthlich waren diese ein Hauptgrund seiner Unzufriedenheit, so wie sie der Hauptgegenstand seiner Vorwürfe waren. Er gieng auf das abscheulichste mit seiner Frau um, und gab ihr durch die grausamsten Mißhandlungen seinen Haß und seine Verachtung zu erkennen.

Beide Theile willigten endlich in eine freiwillige Ehescheidung, und versprachen beiderseits, daß sich keines ferner in die Angelegenheiten des Andern mischen wolle.

Sie gieng darauf ins Kloster. Robert hielt aber sein Versprechen nicht. Er verlangte bald seine Frau zurück. Standhaft weigerte sie sich aber, ein Joch wieder aufzunehmen, das ihr so unerträglich schien, und um eine Wiedervereinigung auf immer unmöglich zu machen, verfolgte sie die Spur einiger Winke aus dem vorigen Leben ihres Mannes. Sie erhielt dadurch über die Umstände seiner ersten Heirath bald solche Aufschlüsse, die sie in den Stand sezten, öffentlich mit der Behauptung aufzutreten, daß der Tod seiner ersten Frau nicht ausgemacht sei, und daß er also in zweifacher Ehe lebe.

Nun klagte sie ihn beim Chatelet wegen dieses Verbrechens an, und brachte die Sache vor das geistliche Gericht, um ihre Vermählung mit ihm für ungültig erklären zu lassen. Ihrer Klage war ein Protokoll, das den vollständigsten Beweis von Roberts erster Vermählung enthielt, und die Akte seiner Hochzeitsfeier mit Charlotte Donc beigelegt.

Robert wurde auf diese Klage zur Verantwortung vorgeladen, und stellte sich in eigener Person zum gerichtlichen Verhör. Zugleich erneuerte er den Prozeß, den er selbst vor seiner zweiten Heirath den zehnten September 1730 wegen Entführung seiner ersten Frau angefangen hatte, und zeigte eine Akte vor, nach welcher es schien, daß er die Mitgabe seiner Frau dem Schwager der Charlotte Donc zurückgegeben habe.

Er berief sich übrigens auf die Beweise, welche er, eben bei der obigen Untersuchung vor seiner zweiten Heirath, schon geführt hatte, daß seine erste Frau ungefähr sieben Jahre nach ihrer Entweichung gestorben sei. Diesen Beweis gründete er auf folgenden Auszug aus einer Todtenliste, den er vorlegte:

„Am zehnten November 1723 geschah die „feierliche Beerdigung Maximilians von „Morsan,

„Morſan, Sohns des Edelherrn Maximilian „von Morſan und deſſen Gemahlin, Emilie von „Conſtance, welcher geſtern, im zwei und zwanzig„ſten Jahre ſeines Alters, im Hauſe des Herrn „Poiſſon in der Mazarinſtraße, geſtorben iſt. Zu„gegen waren Johann Baptiſta Joquet, Herr „von Imonville, Johann von Lajart, Bürger in „Paris, und Ludwig von Lajart, königlicher „Garde du Corps, Freunde des Verſtorbenen, „deren Namensunterſchrift hierbei erfolgt.“

Das Verhältnis zwiſchen ſeiner erſten Frau und dieſem Maximilian von Morſan, wurde von Robert durch folgende Geſchichte ins Licht geſetzt:

„Als meine Frau, erzählte er, im Palais, nach dem Befehl, der ſie wieder zu ihrem Mann zurückkehren hieß, mir geraubt wurde, brachte man ſie in die Wohnung des Herrn Joquet d'Imonville. Gleich nach ihrer Ankunft daſelbſt wurde ſie mit Wiſſen des Herrn von Imonville von der Madame Roger, ſeiner Nichte, als Mann verkleidet, und ihr ein rothes Kleid, ein Treſſenhut, eine Scherpe und ein Degen gegeben. In dieſer Verkleidung nahm ſie den Namen eines Chevalier von Coudray an.“

„Eine immerwährende Angst verfolgte den neuen Chevalier. Mit Schrecken erfüllte ihn der Gedanke, von Robert entdekt zu werden; der Anblik jedes Fremden sezte ihn in Verwirrung; bei dem leisesten Klopfen an der Thür flüchtete er in die Ekken des Zimmers, aus Furcht von den Häschern fortgeführt zu werden."

„Die Gefahr, sich durch diese Aengstlichkeit zu verrathen, forderte andre Maßregeln. Um den Chevalier deſto leichter an seine neue Rolle zu gewöhnen, brachte man ihn in einen andern Distrikt der Stadt. Man besorgte für ihn eine Wohnung in der Straße Des Marais der Vorstadt Saint-Germain, in einem Hause das Herr Joigny für die berühmte Schauspielerin Düclos gemiethet hatte. Herr Jequet, seine Frau, und Madame Roger begleiteten den Chevalier selbst dahin, und der Name Coudray ward jezt in Chevalier von Desmarets verwandelt."

„Als gelehriger Schüler der Demoiselle Düclos, spielte der Chevalier bald eine glänzende Rolle in der galanten Welt. In dem Dorfe Combe-Laville und in einem Landhause des Herrn von Jmonville wurden viele Luſtpartien

parthien angestellt. Dücles war die Anstifterin und spielte die Hauptrolle. Viele Vornehme und Reiche, mit denen sie in Verbindung stand, kamen auf ihre Einladung dahin. Jagd, Tanz, Mahle und Liebe wechselten unaufhörlich in diesem Wohnsitz der Freude. Gewöhnt an seine neue Rolle, und frei von der beängstigenden Besorgniß entdekt zu werden, erschien nun der vorgebliche Chevalier ausgerüstet mit all der Ueberlegenheit, welche die Vorzüge seines Geschlechts geben, und ward die Seele aller Vergnügungen. Ein schön gebildeter Mann, begabt mit aller Anmuth des Geschlechtes, dessen Aussenseite er zeigte, ward er der Gegenstand der geheimen Wünsche aller Mädchen, die ihn nicht kannten, und belustigte sich, und andere, die ihn wirklich kannten, durch das Feuer welches er anfachte, ohne es wieder löschen zu können."

„Oft erschien auch Joigny bei diesen ländlichen Festen. Einst vergaß er sich und sagte in einer grossen Gesellschaft, die da war, zu dem Chevalier: „Nun Charlotte wie geht's?" Diese Unvorsichtigkeit erregte ein Gelächter, zugleich aber auch die Neugierde mancher; und Joigny kam durch die

die Fragen der Neugierigen so ins Gedränge daß er kurz darauf die Gesellschaft wieder verlassen mußte. Der Chevalier — der eben so oft seinen Namen wechselte, als man wohl die Parole zu wechseln pflegt, und der sich bald für einen fremden Edelmann, bald für den Sohn eines Fürsten ausgab — hatte ohnehin schon längst die Aufmerksamkeit gewisser Leute auf sich gezogen, die kein angelegentlicheres Geschäft kennen, als alles auszuspüren, was den Schein eines Geheimnisses hat."

„Mehrere Umstände trafen jezt zusammen, den Verdacht weiter auszubreiten. Der Pfarrer der Combe-Laville, wurde einst in das Haus des Herrn von Imonville eingeladen, und fand den Chevalier krank in dem Bette der Madame d'Imonville. Die Unschicklichkeit, einen Ritter in dem Bette der Hausfrau zu finden, erwekte bei ihm neue Vermuthungen über das längst ausgesprengte Gerücht, das er auch gehört hatte. Er versuchte also den Chevalier auszuforschen. Allein dieser scherzte bloß über seine Fragen, suchte ihn aus der Fassung zu bringen, und lenkte das Gespräch ab. Der Pfarrer mußte also mit eben der Un-

Ungewißheit wieder abziehen, mit der er gekommen war."

„Durch einen andern Umstand wurde das Geheimniß dem Hausgesinde der Madam Düclos entdekt. Man wollte zwar gewisse Kennzeichen, welche ihnen am wenigsten verborgen bleiben konnten, als Folgen einer männlichen Maladie erklären. Allein die Erfahrung, daß Zufälle dieser Art, welche so genau Zeit halten, zu den nicht männlichen gehören, mußte bald diese Ausflucht entkräften."

„Mit den Kleidern eines Mannes verband der weibliche Chevalier auch männlichen Muth. Er hatte Händel, schlug sich in der Gegend bei Combe-Laville, und erhielt eine Wunde im Unterleibe, die aber nicht gefährlich war. Der Chirurgus Martinot verband sie. Er war Augenzeuge des Faktums."

„Bald darauf kehrte der Chevalier nach Paris in das Haus der Demoiselle Düclos zurük, die indeß aus der Strasse Des Marais in die Mazarinstrasse gezogen war, und ward von den Blattern befallen."

„Die immer zunehmende Krankheit wekte alle Schrecken eines geängstigten Gewissens. Der

Der Chevalier sprach nun beständig von einem Gemahl. Das Gemälde seines verflossenen Lebens stellte sich seiner Einbildungskraft in den lebhaftesten Farben dar. Er glaubte sich von einem Haufen Häscher umgeben, die ihn aufzuheben kämen. Man rief den P. Constans aus dem Kloster der Minoriten in der Vorstadt Saint Germain, um den Chevalier von Morsan beichten zu lassen. In der Meinung, eine Mannsperson zu finden, zu der man ihn gerufen hatte, redete der Geistliche ihn dieser Voraussetzung zu Folge an. Allein die Stunde war gekommen, wo jede Maske abfällt; in einem klagenden Tone antwortete ihm der Chevalier: „Ach! ich bin kein Mann, ich bin ein Weib!" Erstaunt über diese Worte, rief der Mönch: „wie! Ein Weib sind Sie? Und zum zweitenmal sagte sie: „Ja! ich bin ein Weib!" „Wollen Sie, fragte er darauf, daß auch Demoiselle Dücles dies Geheimniß erfahre?" Und sie erwiederte. „Ja!"

Glaubte nun der Geistliche, daß die Gefahr nicht sehr dringend sei, oder hatte er andere Gründe: genug, er wartete mit dieser Entdeckung bis auf den andern Tag. Aber während der Zeit starb der verkleidete Chevalier."

Mi-

„Michael de la Reau, Renetta Basin, und das Dienstmädchen der Düclos erhielten den Auftrag, den Leichnam einzuwickeln. Mit Erstaunen sahen diese, daß es kein männlicher Körper sei, und bezeugten der Düclos ihre Verwunderung. Diese schien eben so sehr darüber erstaunt, sagte aber bloß: man sehe also um so mehr, daß man ganz mit Unrecht den Chevalier von Morsan für ihren Liebhaber ausgegeben habe."

„Als Ritter angekleidet wurde der Leichnam in den Sarg gelegt und bei der Thüre der Düclos ausgestellt. Der übrigen Kleidung gemäß legte man einen Degen und eine Scheide kreuzweis über den Sarg, um öffentlich anzuzeigen, daß dies ein Mann von Stande und ein Chevalier gewesen sei. Die Geistlichen des St. Sulpicius trugen den Leichnam in ihre Kirche, wo er am zehnten November 1723 beerdigt wurde."

„Der Todtenschein ist mit den Worten abgefaßt, wie wir ihn oben angeführt haben. Ausser diesem Todtenbericht findet man noch bei diesem verlangten und ins Chatelet überlieferten Schein folgendes Inserat von Seiten des Kriminallieutnants:

Nota: „Dieser aufgenommene Todtenbericht darf nicht leicht vorgezeigt werden."

„Diese Data — fährt Robert fort — beweisen hinreichend, daß der Chevalier von Morsan Charlotte Donc sein müsse. Die Zeugen, die diese Todtenakte unterschrieben hatten, und dadurch den Betrug bestätigen, haben sich einer gotteslästerlichen Heuchelei schuldig gemacht, und ihr Zeugniß ist ein großes Verbrechen. Nach den Gesetzen eines jeden wohleingerichteten Staats, werden gegen Verstorbene verübte Frevel als die größten Verbrechen angesehen*). Welch ein Verbrechen haben die nicht begangen, die den Namen und die Beschaffenheit der Todten verhehlen? Welche Verwirrung richten sie nicht in der Familie an? Die Register des Staats durch erdichtete Namen verfälschen, heißt Unordnung in der bürgerlichen Gesellschaft anrichten, indem man Ursache giebt, Erbfolge von Personen als fällig zu betrachten, die noch am Leben sind, und Männer für Wittwer zu halten, deren Frauen noch leben. Welche

*) Crimen laesae religionis ad sacrilegium pertinens. Vid. Tacitus, c. 3. l. 1. cod. de sepulcris violat.

che Verwüstungen kann ein so strafbares Unterschieben veranlassen, und wie sehr muß daher nicht die Justiz wachen, um es zu verhindern?"

„Mit Recht habe ich also gegen diese Strafbaren geklagt. Man ließ auch sogleich Befehl zu ihrer Verhaftnehmung ergehen. Allein es wurde nichts durch die Untersuchung entdeckt. Vergebens suchte ich meine Frau. Sie war von den Schatten des Todes umfangen, und ruhte, unter dem fremden Namen eines Chevalier von Morsan, im Grabe. Endlich, sieben Jahre nach ihrem Tode — ein eben so langer Zeitraum als von ihrer Flucht 1716 bis zu ihrem Begräbnisse — höre ich von allen Seiten, meine Frau sei wirklich gestorben. Ich verdoppele mein Forschen, die Nebenumstände zu entdecken, durcheile die Häuser und Distrikte, die sie in Paris bewohnte, wende mich an die Nachbarn, suche glaubwürdige Dienstboten auf, eile in die Combe-Laville, in die benachbarten Oerter, wo sie sich aufgehalten hatte, und enthülle alle Intriguen und Begebenheiten."

„Antonius Done, der Bruder meiner Frau, und ihr einziger Erbe, von gleich starkem In-

teresse getrieben, stellt ebenfalls Nachforschungen an. Alles vereinigt sich, den Tod der Charlotte Done, ihr beklagenswerthes Ende, und die List und Kunstgriffe zu bestätigen, die man im Leben und im Tode des verkleideten Chevalier hatte anwenden müssen."

„Nachdem ich in Verbindung mit meinem Schwager alles ergründet und die Beweise dafür gefaßt hatte, standen wir keinen Augenblick an, die ganze Sache der Justiz vorzulegen. Unsre Anklage ist durch folgende gültige Zeugnisse bestätiget:

„1.) Johanna Bazin, ein Dienstmädchen die seit 1720 bei der Madam Düclos gewesen war, hatte gerichtlich ausgesagt: „Eine „Person in männlicher Kleidung, unter dem Na„men Chevalier von Morsan, hielt sich bei der „Madame Düclos auf, in einem Hause, in „dem auch Herr von Imonville und seine Frau „wohnten. Diese Person ward darauf krank, „hatte während ihrer Krankheit die größte Angst, „suchte sich in ihrem Bette zu verbergen, und „sagte oft, sie fürchte, es möchten Häscher kom„men, und sie aus dem Bette nehmen. Sie „starb. Meine Mutter half den Leichnam ein„kleiden, und sagte mir nachher, dies sei kein

Mann,

„Mann, ſondern eine Frauensperſon geweſen. „Ich ſah den Körper in den Sarg legen, und „in der Kirche des St. Sulpicius unter dem „Namen des Chevalier von Morſan begraben. „Auf dem Sarge lag ein Degen.“

„Man hat dies Zeugniß nicht gelten laſſen wollen, weil Johanna Bazin ein Dienſtmädchen und noch nicht mündig wäre. Allein wenn eine im Innern des Hauſes ſelbſt vorgefallene That unterſucht wird, iſt der von Dienſtboten genommene Beweis allerdings zuzulaſſen. *) Und in Anſehung des Alters iſt das vierzehnte Jahr, ſowohl in criminellen als bürgerlichen Fällen hinreichend, um ein gültiges Zeugniß abzulegen **).“

*) Quoniam non facile, quae domi geruntur per alienos poſſunt probari. In dieſen Fällen ſind Dienſtboten gültige Zeugen. Siehe das 8te Geſetz des Codex de repudiis. Mörnac über das Geſetz 3 ff. de teſtibus führt ein Endurtheil vom dreizehnten Auguſt 1713 hierüber an.

**) Certiſſimam apud nos ſervamus hanc regulam, factum puberem poſſe ferre teſtimonium de iis quae viderit puberati proximus, quia ſcilicet non prohiberur à lege, ſufficiunt 14 anni ex cap. Caroli magni über das Geſetz 20 bei der Abhandlung de teſtibus.

„2.) Johann Franz Maulnory, Prior einer Kirche in Des Eſſards, und Secretaire beim geiſtlichen Gericht, 37 Jahr, alt, ſagt aus: „In dem Hauſe, das Madame Düclos in der „Mazarinſtraße bewohnte, und das ich oft beſuchte, kannte ich eine in einem Mannsanzuge „gekleidete Perſon, die ſich Chevalier von Morſan nennen ließ. Dieſer vorgebliche Chevalier betrug ſich ganz ſonderbar, gieng in die „Kammer, ſobald jemand kam, den er nicht „kannte. Er ward bei der Düclos mit den „Blattern befallen, ſtarb, und ward in der „Kirche des St. Sulpicius begraben, unter „dem Namen des Chevalier von Morſan. Vierzehn Tage nach der Beerdigung verbreitete „ſich ein Gerücht, daß dieſer vorgebliche Chevalier von Morſan ein Frauenzimmer ſei. Dies „veranlaßte viele boshafte Scherze und weckte „meine Neugierde, genau zu wiſſen, was daran ſei, um ſo mehr, da dies Gerücht von „dem Dienſtmädchen der Düclos und von der „Mutter derſelben beſtätiget wurde, die, wie „ſie mir ſagte, den Leichnam hatte auskleiden „helfen. Ich erzählte der Frau des d'Imonville dies ſich verbreitende Gerücht. Sie gab „vor, ſie wiſſe nichts von der Sache, und

„ſagte,

„ſagte, es gienge auch noch das Gerücht, daß „dieſer vorgebliche Chevalier die Frau eines „Kanzelliſten von Saint-Denis geweſen ſei, „der deswegen ſchon bei dem Oberfiskal eine „Klage eingegeben hätte.“

„3.) Nicolaus Moreau, Prediger der Dioces von Paris und Baccalaureus der Sorbonne, ſagt aus: „In dem Dorfe Combe-La„ville, in dem Hauſe des Joquet d'Jmonville „ſah ich eine große Perſon, die ein weibliches „Anſehen und eine feine Stimme hatte, ſich für „einen Officier in ſpaniſchen Dienſten ausgab, „und wie eine Mannsperſon zechte und rauchte. „Joigny ſagte einſt zu dieſer Perſon in dem „Dorfe Combe-Laville: „Nun Charlotte „wie geht's.“ Ich hatte ſchon vorher von „der Geſchichte der Charlotte Done und von „dem Gerüchte unter den Leuten gehört, und „wurde dadurch um ſo neugieriger. Ich fragte „alſo Herrn Joigny: ob der vorgebliche Che„valier nicht Mademoiſelle Done wäre. Er „antwortete aber nichts darauf, und lenkte „das Geſpräch ab.“

„4.) Renetta Bazin, die Schweſter des vorhin erwähnten Zeugen, ſagt folgendes aus: „Ich diente ſieben Jahre und vier Monate bei

„Madam Dúclos, in der Mazarinſtraſſe, als „Köchin, und verließ dieſen Dienſt im Jahre „1727. In dieſer Zeit ſah ich in dieſem „Hauſe eine Perſon, die man Chevalier von „Morſan nannte, von großer Statur, brau„nen Haaren, in einem bordirten Kleide. „Demoiſelle Dúclos gab vor, ſie nehme ſich „ſeiner aus Güte an. Mehrere Leute aus „Combe-Laville ſagten mir, dieſer vorgebliche „Chevalier ſei ein verkleidetes Frauenzimmer, „ich durfte aber nicht davon reden. Ich fand „in der Wäſche des Chevalier zwar deutliche „Merkmale, die mich in meinem Verdacht be„ſtärkten; allein man gab dies im Hauſe für „die Folgen einer männlichen Maladie aus. „Der Chevalier erhielt einen Stich in einem „Zweikampf, und ward darauf bei ſeiner Rük„kehr nach Combe-Laville mit den Blattern „befallen. Ich hörte, daß er in ſeiner Krank„heit oft eines Gemahls erwähne, ängſtlich „ſcheine, und von Häſchern weggenommen zu „werden fürchte. Er ſtarb endlich an dieſer „Krankheit. Ich und meine Mutter kleideten „den vorgeblichen Leichnam des Chevalier aus, „und erſtaunten nicht wenig, als wir den Kör„per einer Frauensperſon ſahen. Demoiſelle „Dúclos,

„Düclos, der wir unſere Entdekung mittheilten, „ſchien ſelbſt auch ſehr darüber verwundert, und „ſagte: man ſehe alſo, daß man ſehr mit Unrecht „dieſe Perſon für ihren Liebhaber ausgegeben „habe. Unterdeſſen ward der Leichnam in der „Thür der Düclos in einem Sarge ausgeſtellt, „auf welchem ſein Degen kreuzweis mit der „Scheide gelegt war. Am folgenden Tage „wurde er in der Kirche des St. Sulpicius be„graben. Auch habe ich bemerkt — ſezte ſie „hinzu — daß dieſes verkleidete Frauenzimmer „ſich immer vor Unbekannten ſorgfältig ver„barg."

„Eben dieſe Auſſage wurde auch von der Mutter des zulezt angeführten Zeugen beſtätigt. Eine Menge andrer Zeugen — unter welchen auch der oben angeführte Pfarrer von Combe-Laville und der Prieſter, der die Beichte des Chevaliers gehört hatte, aufgeführt wurden, und welche alle in den Hauptumſtänden ganz übereinſtimmten — übergehe ich hier, und berufe mich auf das ausführliche Zeugenprotokoll, das ſchon bei meiner erſten Klage verfertiget worden iſt."

„Stellt man nun alle dieſe Umſtände, den gegründeten Beweis gegen das Geſchlecht

des Chevalier, die Verſchwindung der Charlotte Donc, die Erſcheinung des Chevalier von Morſan zu eben der Zeit, die Sorgfalt, mit der er ſich vor Unbekannten verbarg, jene unbedachtſame Anrede Joignys, die Stimme des Volks, die ihn für Roberts Frau ausgab, das Zeugniß des Pfarrers, daß alle Einwohner ſeines Kirchſpiels ihn dafür hielten, und die Ausſage einiger Zeugen, die ihn dafür erklärten, die Aeuſſerungen des Chevalier in ſeiner Krankheit, ſeine Furcht von Häſchern weggeführt zu werden, die Vorſtellung von einem Mann, die ſeinem Geiſte immer vorſchwebte. — Stellt man, ſage ich, alle dieſe Umſtände zuſammen: ſo wird die Wahrheit in ihrem vollen Glanze erſcheinen, und man wird überzeugt werden, daß der Chevalier von Morſan niemand anders könne geweſen ſein, als Charlotte Donc."

„Wie groß erſcheint nun nicht das Verbrechen der Angeklagten, welche die Entweichung und Verkleidung meiner Frau begünſtigten, und dadurch Urſache aller der Unordnungen wurden, welche daraus entſprungen ſind. Nicht zufrieden, meine Frau zu verführen, zu rauben, und in ſolche Kleider

zu

zu hüllen, die durch Gebrauch und Geſez zur Unterſcheidung der Geſchlechter beſtimmt ſind; nicht zufrieden das Publikum bei der Beerdigung durch falſche Ceremonien zu täuſchen: gebrauchen ſie ſogar das Kirchenbuch an einem geheiligten Orte, bei der Fackel des Altares, als ein Mittel ihre Ungerechtigkeit zu ſanktioniren, und verfälſchen dieſe der Ordnung und Ruhe der Geſellſchaft geheiligten Denkmäler, die Namen der Gebornen und Geſtorbenen, indem ſie ſtatt des Namens der Margarethe Charlotte Donc, deren Leichnam eben begraben wurde, den Namen des Chevalier Maximilian von Morſan einſchreiben laſſen."

„Noch auffallender zeigt ſich dieſer Betrug bei der Eintragung dieſes Todtenberichts in das Regiſter, durch die am Rande des Todtenſcheins gemachte Einwendung. Iſt dieſe Note von der Hand des Pfarrers, der die Akte abfaßte? Warum warnt er uns, bei der Auslieferung eines Auszuges aus dem Kirchenbuche, das doch der ganzen Geſellſchaft angehört, Vorſicht zu gebrauchen? Er argwöhnte ſchon Betrug. Dieſer Verdacht konnte ihm nur von Thatſachen eingeflößt werden, bei denen er entweder ſelbſt Augenzeuge war, oder

die ihm durch andere Zeugen überbracht wurden. Es waren alſo ſchon damals Anzeigen von einem Betruge vorhanden, und dieſe Anzeigen ſind durch die gerichtlichen Unterſuchungen zu Beweiſen geworden."

„Oder ſind dieſe Zweifel von den Zeugen bei der Abfaſſung der Akte erhoben? Wenn das iſt, ſo iſt der Betrug aufs höchſte getrieben. Wären ſie nicht überzeugt geweſen, man habe jezt den Chevalier von Morſan beerdigt, warum ſollten ſie dann geſucht haben, es zu verhehlen? Das geſuchte geheimnißvolle Dunkel alſo zwekte nur dahin ab, einen Betrug zu verbergen, der durch die Unterſuchung aufgedekt war."

„Wie ſtrafbar iſt nicht ſchon die Entführung ſelbſt? und um wie viel ſtrafbarer wird ſie nicht dadurch, daß ſie eine unmittelbare Verlezung des Urtheils vom ſechszehnten März 1716. iſt. Die angeklagten Verführer meiner Frau kannten dieſes Urtheil, das ihr die Pflicht, zu ihrem Mann zurükzukehren, auflegte. Durch ihre Entführung verlezten ſie alſo nicht nur das allgemeine Geſez, welches das Weib an ihren Mann knüpft, ſondern auch eine beſondre Ver-

Verordnung und dadurch das Ansehen der Obrigkeit."

„Aber dieser Frevel ist noch Quelle vieler anderer Verbrechen. Er zog eine Reihe vieler Ehebrüche nach sich. Eine Frau von zwei und zwanzig Jahren, — von der Natur freigebig ausgestattet, um Eroberungen zu machen, durch den Unterricht einer berühmten Schauspielerin geübt in der Kunst die Menschen zu fesseln — überläßt sich während eines Zeitraums von sieben Jahren ganz den Vergnügungen, allen Lustbarkeiten des Landes, und allen Folgen eines so freien Lebens."

„Man gieng endlich so weit, die Begräbnißfeier zu verlezen, das Publikum mit falschen Ceremonien zu betrügen, das Heiligthum der Todten zu entweihen, und eine der wichtigsten öffentlichen Akten mit erdichteten Namen zu verfälschen."

„Einem so abscheulichen Frevel wird die Justiz die verdiente Strafe zuerkennen, und dem mißhandelten Ehemann Recht verschaffen."

Um diese von Robert erzählte Geschichte zu widerlegen, stellt Brisson, der Advokat der Angeklagten, ihr eine andere entgegen, in welcher

cher er beweiſt, daß der Chevalier von Morſan nicht Charlotte Deue, ſondern eine wahre Mannsperſon, ein Fremder ſei.

„Er iſt — erzählt er — in Baiern geboren, und kam im Jahre 1715 nach Paris. Er vertraute ſeine geheimſten Angelegenheiten, ſo wie die Gründe, die ihn in Frankreich zu bleiben nöthigten, dem Pater Chamillard, einem Jeſuiten. Gerührt durch ſein Unglük machte es ſich dieſer Geiſtliche zur Pflicht, ihm alle nur mögliche Hülfe zu leiſten. Er trug deshalb der Madame Roger, deren Vater er ſehr genau gekannt hatte, auf, dieſem jungen Mann einen ſichern Zufluchtsort auszuſpähen. Dieſe wandte ſich an den Herrn von Imonville, ihren Onkel, der, gewonnen durch dieſen Jeſuiten und ſeine Nichte, ſein Haus und ſeine Börſe dieſem Chevalier anbot, in der Hoffnung, theils durch den Chevalier ſelbſt, theils durch den Einfluß des Pater Chamillard hinreichend belohnt zu werden.“

„Beweiſe von der Geburt des Chevalier von Morſan, Urkunden, die darüber ein größeres Licht verbreiten, haben zwar die Angeklagten nicht aufzuweiſen. Sie wiſſen über dieſen Punkt nichts weiter zu ſagen, als was

der

der Chevalier ihnen ſelbſt, kurz nach ſeiner Ankunft, darüber geſagt hatte, nemlich, daß er der Sohn des Maximilian von Morſan und der Emilie von Conſtance wäre, daß er München, äuſſerſt wichtiger Urſachen wegen habe verlaſſen müſſen, und daß er dies Geheimniß niemanden anvertrauen könne, ohne ſein Intereſſe zu verrathen. Der Chevalier kam durch dieſes Mittel allen in Verlegenheit bringenden Fragen, die man ihm machen konnte, zuvor."

„Aber, gerührt durch die ihm erwieſenen Dienſte, glaubte er ſein Herz ganz in den Schooß ſeiner Wohlthäter ausſchütten zu müſſen. „Die Klugheit, ſagte er, verbot mir bisher, Ihnen meine wahre Geburt zu entdecken; aber die Dankbarkeit gebietet mir nun, Sie nicht länger darüber in Ungewißheit zu laſſen. Ich bin der natürliche Sohn des Churfürſten von Baiern, und hoffe nun bald im Stande zu ſein, meinen Dank ihnen weſentlich zu bezeugen."

„Madame Roger und Herr und Madame d'Imonville glaubten nun die Auflöſung dieſer dunkeln Sache zu errathen, die mit einer ſo geheimnißvollen Hülle bedekt war. Sie glaubten, man ſei ſchon im Begriff, den Chevalier von Morſan zu legitimiren. Sie benahmen

men sich jezt ganz anders gegen ihn; der Sohn eines unumschränkten Fürsten verlangte eine Achtung, die sie ihm vielleicht vorher nicht immer bewiesen hatten."

„Herr von Imonville verließ im Jahre 1717 die Straße St. Jacob, und zog in die Straße Des Marais. Madame Roger und der Chevalier folgten ihm. Demoiselle Duclos bewohnte den untersten Stock desselben Hauses, das Herr von Imonville hier bezog."

„Es war im Jahr 1719, als der Chevalier zu d'Imonville sagte: seine Angelegenheiten gewönnen jezt ganz einen erwünschten Ausgang, und er sei genöthigt deshalb nach München zu reisen. „Noch um einen Dienst muß ich Sie bitten — fuhr er fort — verweigern sie ihm mir nicht, er wird alle mir schon erwiesenen krönen." Herr von Imonville verstand die Bitte, und verschaffte ihm zweitausend dreihundert Livres, um auf seiner Reise nach München seinem Stande gemäs erscheinen zu können. Der Chevalier zögerte aber noch lange. Herzensangelegenheiten hielten ihn in Paris zurük und die Liebe zeigte ihm immer neue Gründe, seine Abreise aufzuschieben."

Als

„Als Herr von Jmonville endlich, beſorgt um ſeine zu der Reiſe gemachte Ausgaben, auf ſeine Abreiſe drang, gerieth der Chevalier ſehr in Hize. Demoiſelle Düclos, welche in ihrem Zimmer den Lärm hörte, lief herbei, und erkundigte ſich nach der Urſache des Streites. Nachdem ſie die Veranlaſſung deſſelben gehört hatte, ſagte ſie zu dem Chevalier: „Ich werde für Sie ſorgen, wenn Herr von Jmonville nichts mehr für Sie thun kann.“

„Der Chevalier war entzükt über das Anerbieten einer ſo liebenswürdigen Wirthin, und nahm von der Stunde an ſeine Wohnung bei ihr. Seine Dankbarkeit verſöhnte ihn bald wieder mit d'Jmonville. Er nöthigte ihn, zweitauſend von der Düclos geliehene Livres in Banknoten anzunehmen.“

„Jm Jahr 1722 wandelte ihn auf einmal die Luſt an, Kriegsdienſte zu nehmen. Seine Freunde widerriethen es ihm aber, weil er dadurch verhindert werden würde, ſeine Angelegenheiten gehörig zu betreiben; er änderte alſo ſeinen Entſchluß, und blieb in dem Hauſe der Demoiſelle Düclos.“

„Er hatte viele Bekanntſchaften in der Vorſtadt Saint Germain, man ſah ihn in allen

Gesellschaften, in allen Cirkeln war seine Erscheinung stets willkommen. Oft besuchte er auch den Pater Chamillard, und den Pater Richard, einen Augustiner, mit welchen er genauen Umgang hielt."

„Im November 1723 ward der Chevalier von den Blattern befallen. Heftiges Andringen des Blutes nach dem Kopfe, und anhaltendes Fieber brachten sein Gehirn in Unordnung; er fiel in eine Art von Wahnsinn, welcher bis zu seinem Tode fortdauerte. Pater Constans, welcher als Beichtvater zu ihm gerufen wurde, ist auch Zeuge davon gewesen. Er starb den neunten November, und wurde auf Veranstaltung des Herrn von Jmonville mit den einem Chevalier gebührenden Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet."

Der Advokat der Wittwe Ponsignard — um diesen Beweis Roberts, daß seine erste Frau gestorben sei, umzustossen — schränkte sich darauf ein, zu zeigen daß der Chevalier 1) kein Frauenzimmer, und 2) doch gewiß nicht Charlotte Done gewesen sei.

„1. Der Beweis, daß der Chevalier von Morsan ein Frauenzimmer gewesen sei, wird gegrün-

gegründet: auf das Geständniß, das der Chevalier dem Pater Constans, seinem Beichtvater, kurz vor seinem Tode ablegte; auf das Zeugniß der beiden Wärterinnen; auf die von seiner Wäsche hergenommenen Vermuthungen; auf die Aussage des Pfarrers von Combe-Laville, der, wie er sagt, den Chevalier in dem Bette der Madame d'Imonville angetroffen hat."

„Erstlich, was das Geständniß des Chevalier anbetrift; so war er damals im Zustande des Wahnsinns. Beide Wärterinnen bekennen, daß er in seiner ganzen Krankheit sehr an seinem Verstande gelitten habe. Kann man wohl auf die Aussage einer Person im mindesten achten, die sich in einem solchen Zustande befindet?"

„Was zweitens die Aussage der beiden Personen betrift, die den Chevalier auskleideten, so ist klar, daß sie bestochen sind. Läßt es sich denken, daß sie nicht sogleich die Nachbarn zusammengerufen haben würden, um ihnen diese Entdeckung mitzutheilen? Würden sie nicht das Geheimniß wenigstens in den ersten acht Tagen verrathen haben? Sah man wohl je Personen von dieser Klasse, ein so wichtiges Geheimniß verschweigen, das sie nicht zu be-

wahren verpflichtet sind? Wenn es schon unwahrscheinlich ist, daß eine von diesen Weibern das Geheimniß unter diesen Umständen verhehlt haben würde: sollte es etwa wahrscheinlicher sein, daß zwei Weiber dies über sich vermöchten? Und Bestechung läßt sich bei Personen von so niedrigem Stande mit großer Gewißheit vermuthen."

„Drittens, was die Wäsche betrift, die so großen Verdacht erwekte, so geben die Hämorrhoiden, mit denen der Chevalier beschwert war, hierauf die natürlichste Antwort, die auch weit glaubwürdiger scheint, als die romanhafte Geschichte, welche diese bemerkten Zeichen von der oberwähnten Ursache ableitet."

„Viertens ist es so sonderbar nicht, daß Madame d'Imonville ihr Bett dem Kranken Chevalier einräumte. Die Gefälligkeit einer völlig gesunden Frau, die ihr bequemes Bett einem Kranken einräumt, dessen eigenes Bett weniger seine Leiden zu erleichtern vermag, streitet im mindesten nicht mit der Wohlanständigkeit. Wem ist es je eingefallen, aus einer solchen Gefälligkeit, von Menschenliebe eingeflößt, zu folgern, daß die Person, der

sie

ſie zu Theil ward, ihr wahres Geſchlecht durch Verkleidung zu verbergen ſuche?"

Ueberdies läßt ſich aber beweiſen, daß der Chevalier eine Mannsperſon geweſen ſei. Seine männlichen Geſichtszüge, ſein Bart, ſeine große Statur, ſein ſtarker Fuß, alle Bewegungen ſeines Körpers verſtatteten nicht, ihn für ein Weib zu halten."

„Und wie oft war er nicht Unterſuchungen ausgeſetzt von Aerzten, von Wundärzten, von Wachen, und von allen, die in der Krankheit ſeiner warteten, ohne daß auch nur irgend einem ſein Geſchlecht je verdächtig geweſen wäre? Der Wundarzt, der die Degenwunde, die er im Unterleibe bekommen haben ſoll, verband, der Arzt, der ihn in den Blattern beſuchte, hätten hievon das zuverläßigſte Zeugniß ablegen können. Robert wagte es nicht, ſie verhören zu laſſen."

„Die Neigung des Chevaliers zu ſtarken und heftigen Beſchäftigungen charakteriſiren in ihm ebenfalls den Mann. Er liebte das Rappier, den Hauſok, Jagd und Pferde. Man ſah ihn oft ganze Tage in der Gegend von Combe-Laville auf die Jagd gehen, in den Spielen den Preis erringen, und die längſten

und ermüdendsten Parthien anstellen. Sind dies Vergnügungen eines Frauenzimmers? Wir mögen immerhin unser Geschlecht verkleiden: früher oder später entdecken uns doch unsere Neigungen und werden wider unsern Willen Verräther an uns. Man bringt den wie ein Mädchen verkleideten Achill unter die Töchter des Königs Lykomedes, und seine Liebe zu den Waffen erklärt ihn laut für einen Mann."

„Auch die Leidenschaft, welche der Chevalier für das andre Geschlecht hatte, beweißt diese Behauptung. Wenn er nicht von dem Geschlechte gewesen wäre, dessen Kleider er trug, würde er nicht so sehr an das Frauenzimmer gefesselt gewesen sein. Wie viele Ehemänner könnten nicht die Angst bezeugen, die er ihnen machte? Wie viele Frauen trotzen nicht allen Vorwürfen, welche ihre Neigung für den Chevalier ihnen zuzog, und die sie gewiß nicht so willig würden getragen haben, wenn sie nicht wesentliches Vergnügen in seinem Umgang genossen hätten?"

„Endlich war dieser Chevalier dem Pater Chamillard empfohlen. Ein so ausgezeichneter Jesuit würde gewiß nicht mit einem verkleideten Mädchen Umgang gehalten haben. Mit einem

nem Wort: alle ohne Ausnahme, mit denen er umgieng, hielten ihn für einen Mann, und er hat bis zum Grabe seinen Charakter behauptet. — Robert hat diese Beweise durch das Ausgraben des Leichnams nicht vernichten können."

„Wenn man eine so offenbare Thatsache durch das Zeugniß zweier Weiber von dem niedrigsten Stande, oder durch einige im Wahnsinn ausgesprochene Worte umstossen will: welcher Stand ist dann noch sicher? Die geringsten Nebenumstände in der Lebensgeschichte eines Mannes, die etwa dienen könnten, den Grund zu einem Roman zu legen; die geringste Schwierigkeit, seine Geburt oder seine Abkunft sich zu erklären, mit der Aussage zweier bestochenen Zeugen, werden hinreichen können, die Beschaffenheit eines Mannes verdächtig zu machen, und ihn in ein Weib zu verwandeln."

„2. Aber gesezt auch der Chevalier von Morsan sei ein Frauenzimmer gewesen: folgt denn daraus schon, daß es Charlotte Donc gewesen sei? Robert hat diese Behauptung auf folgende Gründe gebaut: auf ein besonderes Verhältniß, in welchem Charlotte Donc

ſchon vor ihrer Entführung mit der Madam Roger und mit dem Herrn von Imonville geſtanden habe; auf Joigny's Anrede: „Nun Charlotte wie gehts?"; auf die Aengſtlichkeit des Chevalier beim Anblik eines Fremden; und auf das Zeugniß mehrerer Perſonen, das man für den Ruf der Wahrheit ausgeben will."

„Erſtlich die Verhältniſſe mit Madame Roger und Herrn von Imonville ſind nicht erwieſen. Wenn man ſie aber auch vorausſezt: ſo iſt es fürs erſte ganz unwahrſcheinlich, daß Charlotte Done das Haus des Herrn von Imonville zu ihrem Zufluchtsort erwählt haben würde. Würde ſie da wohl vor dem Nachſuchen ihres Mannes ſicher geweſen ſein? Fürs zweite: wie ſoll daraus, weil d'Imonville vormals mit der Charlotte Done in Verbindung ſtand, folgen daß Charlotte der Chevalier von Morſan war?"

„Zweitens, was jene Rede Joigny's betrifft: ſo ſind die Augenzeugen, ſowohl in Rükſicht auf den Beſuch des Herrn Joigny als auch in Rükſicht der Worte ſelbſt und verſchiedener anderer Nebenumſtände, unter ſich ſelbſt uneinig. Ferner, kann man aus dem Beinamen Charlotte, den man in irgend einer frohen Geſell-

Gesellschaft dem Chevalier bloß aus Scherz beilegte, schliessen: daß eben diese Charlotte Roberts Frau sein müsse, weil diese auch Charlotte hieß? Wohin würden wir gelangen, wenn man einen solchen Schein für Beweise der wichtigsten Thatsachen gelten lassen wollte?"

„Drittens, wird die vorgebliche Aengstlichkeit des Chevalier durch seine Aufführung selbst vollkommen widerlegt. Er besuchte das Schauspiel, alle öffentlichen Oerter und Spaziergänge, machte kleine Reisen aufs Land, zeigte sich in allen großen Gesellschaften und bei allen öffentlichen Feierlichkeiten. Würde das eine Person gethan haben, die Ursache hatte, sich ängstlich zu verbergen?"

„Viertens, jene Aussagen, die man den Ruf der Wahrheit nennt, sind nur vom Hörensagen her. Freilich stehen sie größtentheils im Protokoll: aber niemals war Hörensagen von Wichtigkeit vor einem Gericht. Nichts ist leichter als solchen Zeugnissen aus Hörensagen Dasein zu geben. Ein Betrüger braucht nur seine Erdichtung unter die Leute zu verbreiten; sie wandert von Ohr zu Ohr, und er darf dann zulezt nur alle die sammlen, die von diesen falschen Gerüchten wissen. So kann er

zu der Untersuchung eine unglaubliche Menge Zeugen stellen. Ist das der Ruf der Wahrheit? Eben dies hat aber auch Robert gethan. Er hat, in Paris sowohl als in Combe-Laville, das Gerücht durch einige von ihm Bestochene ausgesprengt, und die Zeugen, denen etwas davon zu Ohren gekommen war, mit Sorgfalt gesammelt."

„Ueberdies aber da das Kirchenbuch den Zustand des Chevalier von Morsan bezeugt: warum soll man denn, zum Nachtheil dieser einmal eingeführten und nützlichen Gewohnheit, einigen Leuten Glauben beimessen, die das einer solchen gesetzmäßigen Einrichtung schuldige Zutrauen zu vernichten streben?"

Joigny übergab eine eigne Vertheidigungsschrift, in welcher er das vorzüglich zu erweisen suchte: daß der ganze, aus der wahren Geschichte des Chevalier von Morsan gebildete, Roman eine Erdichtung Roberts sei, durch welche er seine Strafbarkeit zu verbergen hoffe.

„Ein unverträglicher Ehemann, sagt Joigny in dieser Schrift, der mit keiner seiner beiden Frauen leben konnte, wiewohl er, um sie

zu

zu bekommen, die eine entführte, und die andere betrog, erdenkt nun, da er sich von der ersten durch die Flucht verlassen sieht, und von der andern durch eine Anklage der Bigamie verfolgt wird, einen feinen Roman, nur um die Aufmerksamkeit von seinem Gegenstande abzuleiten und sie auf fremde Fakta zu richten. Um sich gegen die Anklage seiner zweiten Frau zu rechtfertigen, sucht er den Tod seiner ersten zu beweisen, und um den Mangel eines gültigen Todtenscheins zu ersezen, wählt er den Todtenschein einer andern Persen, von welcher er behauptet, daß sie seine Frau gewesen sei, und klagt nun selbst wegen Verheimlichung des Todes seiner Frau, anstatt als Beklagter sich zu vertheidigen."

„Wo sind denn nun aber die Beweise, auf welche er seinen Roman gründet? womit will er zeigen, daß der Chevalier von Morsan, den er zum Frauenzimmer umschaffen will, seine Frau gewesen sei? — Zwei Aufwärterinnen, Tochter und Mutter, haben die Gefälligkeit für ihn gehabt, zu bezeugen: sie hätten beim Ankleiden des Todten bemerkt, daß er ein Frauenzimmer sei. Man weiß, was man von Zeugen dieser Art zu halten hat, zumal wenn es

Mutter und Tochter ist, welche ein gemeinschaftliches Interesse vereint, und die folglich um so leichter zu bestechen sind. Alle andre zum Beweis angeführte Zeugen sprechen nur von einem Hörensagen, das sich auf höchst unwichtige Thatsachen gründet. Folglich ist schon die erste Behauptung, daß der Chevalier von Morsan ein Frauenzimmer gewesen sei, ganz grundlos."

„Aber gesezt auch, dies wäre erwiesen: würde daraus folgen, daß er Roberts Frau sein müsse? Müßten nicht die Zeugen, die dies beweisen wollten, Roberts Frau von ihrer Entweichung bis zu ihrer Verwandlung beständig auf dem Fuße gefolgt sein, und als Augenzeugen solche Thatsachen aussagen, welche es ausser Zweifel sezten, daß der Chevalier nichts anders sei als die verwandelte Charlotte Done? Aber wie hier? Roberts Frau verschwindet und man verliert durchaus ihre Spur. Man sieht einige Zeit hernach einen Chevalier von Morsan bei einer Schauspielerin wohnen, und, ohne irgend eine Verbindung zwischen dem Verschwinden der einen und dem Erscheinen des andern zu zeigen, will man diesen für jene ausgeben, will, ohne sich auch nur auf die geringsten Vermuthungen beziehen zu können, durch die Justiz

den

den Ausſpruch thun laſſen, dies ſei dieſelbe Perſon.“

„Wenn aber über Familienangelegenheiten und über eine Materie entſchieden werden ſoll, die nichts geringeres betrift, als die Auferweckung eines Todten, der ſchon eilf Jahre im Grabe ruht, und die Verwechslung eines bedeutenden Fremden mit einem Weibe, das in die Welt lief und ohne Zweifel noch darinnen läuft, die vielleicht einſt wieder kommen wird, um ſich als eine Lebende zu legitimiren: ſo muß man ſo ausgemachte, ſo klare und gewiſſe Zeugniſſe haben, daß niemand das Gegentheil davon auch nur vermuthen kann. Wenn man ſo leichtſinnig über das Schikſal der Menſchen entſcheiden, nach bloſſen Vermuthungen und halben, von ſolchen Zeugen entlehnten, Beweiſen urtheilen wollte: welche ſchädliche Folgen müßte dies nothwendig für die ganze bürgerliche Geſellſchaft nach ſich ziehen?“

„Was die durch die Zeugen dem Herrn Joigny perſönlich aufgebürdeten Fakta betrift, ſo ſind auch dieſe nichts weniger als bewieſen. Die Abenteuer, die man zwiſchen ihm und dem Chevalier von Morſan vorfallen läßt, beſtehen am Ende in einer einzigen Reiſe nach

Com-

Combe-Laville, und der Zeuge, der ihm die Anrede: „Nun Charlotte, wie gehts?“ in den Mund legt, widersprach sich selbst bei der Gegeneinanderhaltung.“

Was aber am meisten gegen Robert beweißt, ist der Verdacht, den er selbst wider sich erregt hat. Wenn die Gründe worauf er die Behauptung von dem Tode seiner ersten Frau stützte, so entscheidend waren: warum wartete er nicht den Ausspruch der Justiz ab, als er eben diese Untersuchung schon vor seiner zweiten Vermählung vor den Richter gebracht hatte? Warum gab er freiwillig einen Prozeß auf, den er mit so großen Zurüstungen angefangen hatte? Warum ließ er eine Sache unentschieden, an deren Entscheidung ihm in seiner damaligen Lage so viel gelegen sein mußte? Anstatt durch eine Beendigung dieses Prozesses — die mit gültigen Gründen so leicht zu erhalten war — seine Freiheit zu einer zweiten Heirath gerichtlich entscheiden zu lassen, fand er's für rathsamer, in einen andern Distrikt der Stadt zu ziehen, sich für unverheirathet auszugeben, und ohne über den ungewissen Tod seiner Frau befriedigende Auskunft erhalten zu haben, zu einer zweiten Vermählung zu schreiten. Er hat also

ein

ein doppeltes Verbrechen begangen, indem er, ohne von dem Tod ſeiner Frau gewiß zu ſein, ſich zum zweitenmal verheirathete, und um dies thun zu können, ſich für ledig ausgab, und dadurch ſich ſelbſt des Verbrechens einer falſchen Angabe ſeines Zuſtandes ſchuldig machte, deſſen er andre beſchuldigt."

So weit betraf die Unterſuchung nur die Frage: ob der geſtorbene Chevalier von Morſan Roberts Frau ſei. Roberts Gründe waren durch ſeine Gegner als unzureichend dargeſtellt, und damit zugleich bewieſen, daß der Tod ſeiner erſten Frau, für welchen er keine anderen Beweiſe hatte, noch ganz unentſchieden ſei. — Von dieſer Ungewißheit nun nahm ſeine zweite Frau Veranlaſſung, ihre Heirath mit ihm für geſetzwidrig und ungültig zu erklären, und ihn des Verbrechens der Doppelheirath anzuklagen.

„Unter allen Verbindungen — ſagte ſie, welche die Menſchen mit einander knüpfen können, iſt keine heiliger und unauflöslicher, als die Heirath; kein Zeitlauf, kein Gebot kann ſie trennen; ewig iſt ſie in ihrem Gelübde, ewig in ihrem Weſen: nur der Tod vermag ſie zu löſen."

„Eine

„Eine solche Verbindung verträgt sich durchaus nicht mit einer andern Verbindung eben der Art: die gegenseitige Liebe, die in beider Herzen wohnen soll, erlaubt keine Theilung. Solange also der Tod nicht die erste Vermählung zerstört, ist eine zweite ein Verbrechen, gleich groß nach den Gesetzen der Religion wie nach den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft. So lange also Robert nicht entweder durch einen Auszug aus dem Kirchenbuche oder durch andere rechtsgültige Gründe beweißt, daß der Tod seine erste Verbindung mit Charlotte Done aufgelöst hat, muß diese Verbindung als fortdauernd betrachtet und Robert des Verbrechens einer Doppelheirath schuldig erklärt werden."

„Robert behauptet aber, es sei nicht hinreichend durch Vorzeigung eines Hochzeitscheines zu beweisen, daß er schon einmal verheirathet gewesen sei: man müsse auch durch die Vorstellung der Personen, mit der er diese Verbindung geschlossen habe, ihm beweisen, daß diese Heirath in der That noch fortdaure. Es wird also nöthig sein, ihm zu zeigen, daß diese Forderung ungegründet, und seine ganze Ausflucht also ungültig sei.

„Es

„Es ist ein durch die größten Auktoritäten geheiligter Saz, daß jede abwesende Person, deren Tod nicht ganz bekannt und ausgemacht ist, hundert Jahre hindurch, das heißt solange, für lebend gehalten soll, als das gewöhnliche Leben des Menschen nur immer zu dauern pflegt."

„Die römischen Gesetze *), die heiligen Bücher **), Menschlichkeit und Religion selbst setzen diese Zahl fest. Da man immer die Erhaltung aller abwesenden Mitbürger wünschen muß: so gebe die Hoffnung der Rükkehr diesen Wunsch zu erkennen. Abwesende, zu einer Zeit da sie noch leben können, für tod halten, wäre eine ungerechte Verbannung, und würde eine frevelhafte Raubbegierde durch Zueignung ihrer Rechte und Güter blicken lassen."

„Auch die Ausübung selbst giebt diesem Satze Rechtskraft. Kaum kann man ein einziges Beispiel anführen, wo man sich nicht nach demselben gerichtet hätte. Man ließ ihn auch nie aus den Augen, wenn man nach einer gewissen

*) An mehrern Stellen; ausdrüklich bestimmt ist sie 56. ff. de usufr. l. 8. ff. de usu et usufr. leg. 23, cod. de sacrosanctis eccles.

**) Ecclesiast. 18, 8.

gewissen Zeit von etwa fünf, sieben oder zehn Jahren den Erben eines Abwesenden erlaubte, sich in seine Güter zu theilen. Diese Theilung ist doch immer nur eine vorläufige, keine wirkliche und wahre Theilung, gleichsam nur anvertraute Verwaltung. Man übergiebt ihnen nur darum die Güter weil es recht- und gesezmäßiger ist, sie in ihre als in fremde Hände zu liefern, aber immer liegt die Bedingung zum Grunde, daß man diese Güter, selbst mit den Zinsen wieder herausgeben müsse, sobald sich der Abwesende zeigen sollte."

„Ist nun die Rechtsgültigkeit dieses Sazes, der die Lebensdauer eines Menschen auf hundert Jahre bestimmt, so allgemein in allen Fällen anerkannt: wie viel Gewicht muß er nicht haben, wenn über die Frage gestritten wird, ob die Heirath eines Abwesenden für fortdauernd gehalten werden soll."

„Das Gelübde: auf ewig verbunden zu bleiben, das die beiden ersten Verheiratheten vor dem Altare abgelegt haben, unterwirft sie unwiderruflich dem obigen Satze. Sie vor allen müssen wünschen und also voraussetzen, daß das Leben des Abwesenden bis zu dem entferntesten Lebensziele daure."

„Welche

Welche traurige Folgen würden daraus entstehen, wenn man nicht dieser Behauptung beipflichtete? Der ungeduldige Gatte, der leichtsinnig zu neuen Verbindungen schreitet, kann dem abwesenden Gatten die empfindlichste Kränkung zufügen, die Ehre der ersten Verheirathung verletzen, das Sakrament entheiligen, Ehebruch begehen, und nur unrechtmäßige Kinder erzeugen. — Dieser so menschliche, für das allgemeine Wohl so wichtige Satz, soll nie mehr Kraft haben, als wann er gegen die Gültigkeit einer zweiten Verheirathung angewandt wird. Welchen Vorwand auch immer der Gatte anführen kann, immer muß er, wenn er nicht vollkommen seine Freiheit beweist, in seinen Banden bleiben, und nicht im mindesten den Versuch wagen, sie abzuwerfen."

„Einige Schriftsteller, welchen dieser Satz zu hart schien, haben Unterscheidungen gemacht, deren Anwendungen ebenfalls gegen Robert beweisen. Einige haben gesagt: wenn die Sache nicht sehr wichtig und kein unersetzlicher Nachtheil daraus zu befürchten wäre: so dürfe man nach einer gewissen Zeit, und nach Maasgabe gewisser Umstände von dem allgemeinen

Saz abgeben. Aber nie müsse man in wichtigen, und großen Schaden verursachenden Fällen den Abwesenden für todt halten, so lange auch seine Abwesenheit dauern möge. Kann aber nun wohl ein wichtigerer Fall eintreten, als eine zweite Heirath in der Abwesenheit der ersten Frau, deren Tod noch nicht gewiß ist? Ist sie nicht die gröbste Verlezung aller Rechte der ersten Frau, der ehelichen Treue, des heiligsten Vertrages, der Religion, und des bürgerlichen Rechts? Und welches Loos erwartet die Kinder, die aus dieser zweiten Vermählung hervorgehen werden? Geboren aus einer Verbindung, die allen äussern Schein der Gesezmäßigkeit hat, erzogen im Schoos der Gesellschaft als rechtmäßige Kinder, ausgestattet mit allen Würden und Vorrechten eines Bürgers, sehen sie sich plözlich durch die Rükkunft der ersten Gattin in die Schrekniße und in alles Elend elternloser Kinder gestürzt."

„Andere haben gesagt: es komme alles auf die Umstände und Ursachen der Abwesenheit an. Verschwand der Abwesende nach einer Schlacht, in der er kämpfte; ging er auf ein Schiff, von dem man seit langer Zeit keine Nach-

Nachrichten bekommen hat; ist er plözlich verschwunden, ohne daß man Ursachen seines Wegbleibens angeben könnte: so darf man seinen Tod schon nach einigen Jahren als gewiß annehmen. Entdekt man aber eine Ursache seiner Entfernung; suchte er sich zum Beispiel aus Furcht vor einem mächtigen, hinterlistigen Feinde zu retten; entfloh er noch als Kind den Verfolgungen einer bösen Stiefmutter; oder entfernte ihn Neugierde und Vergnügen zu reisen: so kann man annehmen, daß eben die Furcht, eben die Neugierde, welche die Ursache seiner Entfernung wurde, ihn auch noch an der Rükkehr hindere, und darf nur dann erst ihn für todt erklären, wann er bis zu dem entferntesten Lebensziele gelangt sein müßte."

Die Ursachen, warum Charlotte Dons sich entfernte, lassen sich aber leicht angeben. Sie entfloh nur, um nicht mehr mit einem wüthenden und wilden Manne zu leben. Sie zog das traurigste Exil den schrekllichen Tagen bei Robert vor. Eben diese Angst hält sie noch an irgend einem Orte, wohin sie auch geflohen sein mag, zurük. Roberts Charakter ist derselbe geblieben. — Es ist also ganz einleuchtend, wie nothwendig es im gegenwärti-

gen Falle sei, sich streng an die rechtliche Vorschrift zu binden, daß nämlich das Leben des Menschen auf hundert Jahre zu bestimmen sei."

„Diese Vorschrift kann statt der wirklichen Vorstellung der Person dienen, und folglich ebensowohl, als wenn Charlotte Dore selbst erschienen wäre, die Nichtigkeit der zweiten Heirath beweisen. — Aber, gesetzt auch, die lange Abwesenheit derselben könnte ihr Leben zweifelhaft machen: so würde es dadurch doch nur ungewiß, ob sie todt oder noch lebendig sei. Diese Ungewißheit ist aber hinreichend, die ganze Heirath für ungültig zu erklären, wie wir sehr leicht darthun können."

„Die Heirath ist ein Kontrakt; und es ist eine unserer edelsten Maximen, bei einer Heirath den Kontrakt zur Basis des Sakraments, die Verbindlichkeit des Sakraments von der Verbindlichkeit des Kontrakts abhängig zu machen. Als ein gegenseitig verbindender Kontrakt fordert er völlige Gleichheit der Verpflichtung von beiden Theilen. Eine Heirath ist also durchaus ungültig, wenn der eine Theil die vollkommne und absolute Verpflichtung des andern

dern nur durch eine unvollkommene und einseitige Gegenverpflichtung erwiedert."

„Diesen Principien zu Folge kann Roberts zweite Heirath nicht gültig sein. Die Wittwe Massen hatte ganz ihre Freiheit und konnte ihrem Kontrakte eine vollkommene und absolute Verbindlichkeit geben. Aber Robert hatte diese Freiheit nicht; er konnte sich nur bedingt und ungewiß verpflichten. Die Wittwe Massen rechnete auf eine eben so reine und absolute Verbindlichkeit von Roberts Seite, als sie von ihrer Seite anerkannte. Darum suchte Robert seine wahre Lage zu verhehlen, und darum gab er sich für unverheirathet aus. Die Verpflichtung war also nicht von beiden Theilen gleich, und mithin der Kontrakt ungültig; ist er aber das, so kann er auch nicht die Würde des Sakraments mit sich führen."

„Muß man diesen Saz noch durch Autoritäten bekräftigen? Es giebt zwei kanonische Gesetze, die hier angeführet werden können: das eine vom Pabst Lucius dem dritten, de secundis nuptiis. Das andere von Clemens dem dritten, in dem Kapitel de praesentia, de sponsalibus et matrimoniis. Dieser Pabst verbietet ausdrücklich dem getrennten Gatten,

sich nicht eher wieder zu verheirathen, als bis er sichere Proben und Beweise von dem Tode des abwesenden Gatten habe. *)

„Nach diesem Kanon ist also schon die mindeste Ungewißheit über das Dasein des Abwesenden hinreichend, eine zweite Heirath zu verhindern. Unter keinem Vorwande darf man einen Gatten von dem Schwur befreien, den er vor dem Angesichte des Altares ablegte, und im mindesten das Leben des abwesenden Gatten in Zweifel ziehen."

„Was die bürgerlichen Gesetze betrift, so waren sie anfangs nicht so strenge. Sie erlaubten verlassenen Weibern, sich nach fünf Jahren der Abwesenheit ihrer Männer unter gewissen Formalitäten wieder zu verheirathen. Aber damals war die Ehescheidung erlaubt,

*) De mulieribus quae viros suos, causa captivitatis vel peregrinationis absentes, ultra septennium fuerint praestolatae, nec certae esse possint de vita vel morte ipsorum, licet super haec sollicitudinem adhibuerint diligentem; et pro juvenili aetate seu fragilitate carnis nequeant se continere, petentes alias matrimonio copulari: quantocumque annorum numero, ita remaneant; viventibus viris suis non possint ad aliorum consortium canonice convolare, donec certum nuntium recipiant de morte virorum.

laubt, und man war nur darauf bedacht, die Ehre eines Bürgers zu retten. Das Christenthum, welches nicht so sehr die Leidenschaften begünstigt, hat nach und nach diese Freiheit der Weiber abgeschaft, und endlich ist unter der gegen Ehebruch festgesezten Strafe verboten worden, daß kein Weib, deren Mann im Kriege, oder durch irgend einen Wechsel des Schikſals verschwunden sei, sich eher wieder verheirathen dürfe, als bis sie sichere Nachricht vom Tode ihres Mannes eingezogen und gerichtlich beglaubigt habe. *)

„Kann sich nun Robert wohl nach solchen angeführten Thatsachen hinter die Distinktion einer bedungenen und zu bedingenden Heirath verschanzen? Auch dies ist durch die angeführten Gesezze zugleich aufgehoben, weil hier nicht von einer bloßen äußerlichen Formalität, sondern von einer wesentlichen Form, von dem Wesen des Kontraktes selbst gehandelt wird. — Und wie? Weil Robert die Verwegenheit hat-

*) Novelle 117. Kap 11. Si, praeter hanc observationem mulier praesumpserit ad aliud matrimonium venire; et ipsa, et qui ducit eam uxorem veluti adulteri puniantur. Der Kaiſer Leo hat in ſeiner Novelle 33 dies Strafgeſez bekräftiget.

te, seinen Zustand den Dienern der Altäre zu verhehlen, weil er alle Pflichten verletzte: wird man deswegen vielleicht eine Heirath bestätigen, die man nicht hätte erlauben können! Ist es dahin mit uns gekommen, daß man nur um die Gesetze ungestraft zu übertreten sie täuschen darf?"

„Robert kann also weder die Gültigkeit der Heirath bekräftigen, die er mit der Wittwe Masson vollzog, noch der Strafe der Bigamie entgehen. Aber die Gesetze erlauben es nicht, uns bei so gestalten Sachen dem Raisonniren zu überlassen. Sie verlangen, daß der Abwesende hundert Jahre hindurch für lebend gehalten und folglich jede Verbindung, die der ihr schuldigen Willenserfüllung zuwiderläuft, aufgehoben werde. Darf man nun noch anstehen, eine Heirath für ungültig zu erklären, deren Rechte Robert durch so abscheulichen Frevel entweiht hat? Nothwendig muß man durch eine Scheidung die Wirkungen davon vertilgen!"

Man verwechselt in diesem Falle, erwiedert Robert auf diesen neuen Angriff, die vollzogene mit der zu vollziehenden Heirath, und doch muß man, was die Umstände in dieser Sache

Sache betrift, einen großen Unterschied machen. Um die Anklage einer Doppelheirath gegen einen Mann zu begründen, muß man beweisen, daß an dem Vermählungstage mit der zweiten Frau die erste noch am Leben war. Ohne diesen Beweis ihrer wirklichen Existenz kann man unter keinem Vorwande den Mann des angeklagten Verbrechens überführen. —

Nun ist es gewiß, daß Charlotte Done, Roberts erste Frau, nicht mehr existirt; denn sie zeigt sich nicht. — Es ist eben so gewiß, daß Maria von Ponsignard auch nicht im Stande ist, ihre Existenz zu beweisen, daß kein Zeuge, den sie hat verhören lassen, weder von der Existenz, noch von der Vorstellung der ersten Frau etwas aussagt. Alle die Gründe, worauf sie ihre Anklage stüzt, bestehen nur in den Hochzeitsscheinen, von den beiden Vermählungen Roberts. Sind dies wohl hinreichende Gründe, auf die man eine Anklage von solcher Wichtigkeit stüzen kann? Darauf kann man hier um so weniger einen Beweis gründen, da zwischen beiden Verheirathungen ein Zeitraum von mehr als zwei und zwanzig Jahren verflossen ist — eine Zeit, deren lange Dauer schon vermuthen läßt, daß die lezte

Heirath erst nach völliger Auflösung der ersten Ehebande vollzogen ward.

Wenn auch Robert bei seiner zweiten Vermählung, den Todtenschein seiner ersten Frau nicht vorzeigte, so war ihr Tod gleichwohl nicht weniger gewiß, nicht weniger in der Familie dieser ersten Frau bekannt, da Robert, vor seiner zweiten Heirath, sich mit dem Erben der Charlotte Donc wegen des Nachlasses verglichen und ihm die Erbschaft überschikt hatte. Diesen Vergleich theilte er auch Marien von Ponsignard mit, um sie mit seinem Vermögenszustande sowohl als auch mit seiner völligen Freiheit bekannt zu machen.

„Nur die wirkliche Vorstellung der Charlotte Donc kann den Robert also des Verbrechens der Bigamie überweisen. Solange sie sich also der Justiz nicht vorzeigen wird, um den Robert als ihren Gemahl zurükzufordern, fällt die Anklage der Bigamie von selbst weg. Diese Erscheinung aber wäre nur durch ein Wunder der Auferstehung möglich."

„Vergebens dring Marie von Ponsignard, um ihre Anklage und die Richtigkeit ihrer Verheirathung mit Robert zu unterstützen, auf Befolgung des bürgerlichen und kanonischen Rechts.

So

Solange sie nicht beweisen kann, daß Charlotte Done noch am Leben sei; so lange kann auch selbst nach allen diesen Gesetzen weder Robert des ihm schuld gegebnen Verbrechens überwiesen, noch seine zweite Heirath für ungültig erklärt werden. — Es kömmt hier darauf an, einen authentischen Bericht zu verwerfen, und die Bestätigung eines Sakraments zu vernichten; hier können also die Gesetze nicht willkührlich angewendet, die Entscheidung nicht auf bloße Vermuthungen gegründet werden. Nur die Gegenwart der ersten Frau würde den hierzu nöthigen Beweis geben, weil nur sie im Stande ist, ihren Mann und die Rechte ihrer Heirath zu reklamiren. Bis dahin ist die zweite Frau nicht klagfähig, vorzüglich wenn gewisse Nachrichten von dem Tode der ersten Frau, dem eine Entführung und Verkleidung vorherging, beweisen, daß ihre Erscheinung unmöglich ist, und dieser Beweis unwidersprechlich aus den Untersuchungen und selbst aus den Aussagen der Angeklagten erhellte" — —

Auf alle diese von beiden Seiten angeführten Gründe, fällte das Chatelet den sechs

und

und zwanzigsten April 1736 das Endurtheil, in welchem „Robert zwar von der ge„gen ihn erhobenen Anklage der „Doppelheirath freigesprochen, aber „auch seine Anklage wegen Entfüh„rung seiner ersten Frau für un„statthaft erklärt, und ihm die Be„zahlung sämtlicher Prozeßkosten „auferlegt wurde."

Geschichte
des
Sohns des Herrn von Caille.

Scipio von Brün von Castellane, Herr von Caille und Rougon vermählte sich im Jahr 1605 mit Judith le Gouche von Saint-Etienne. Beide waren eifrige Anhänger der reformirten Kirche. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war zu Manosque, einer kleinen Stadt in Provence. Drei Söhne und zwei Töchter waren die Frucht ihrer Ehe. Die beiden ersten Söhne starben sehr frühzeitig; der jüngste, Namens Isaak, welcher am Leben blieb, ist der Held dieser Geschichte.

Die Frau von Caille starb an den Folgen einer zu frühzeitigen Niederkunft, im Jahr 1679. Als nachher, nach Wiederrufung des Edikts von Nantes, die Verfolgungen gegen die Reformirten in Frankreich anfiengen, verließ Herr von Caille sein Vaterland, und zog mit

mit ſeiner ganzen Familie in die Schweiz. Seine Mutter, Frau von Limon ſeine Schweſter, und Fräulein von Saint-Etienne ſeine Schwägerin begleiteten ihn. Lauſanne wurde zu ihrem Aufenthalt gewählt. Seine älteſte Tochter ſtarb im Jahr 1686, und ſeine Mutter folgte ihr zwei Jahre nachher.

Durch ein Edikt vom November 1689 wurden alle Güter der Ausgewanderten an ihre nächſten Verwandten vertheilt. Anne le Gouche, die Schweſter der verſtorbenen Frau von Caille und Gattin des Herrn Rolland, welcher Generaladvokat bei dem Parlement von Grenoble war, machte alſo Anſprüche auf das ganze zurükgelaſſene Vermögen des Herrn von Caille, als die nächſte Verwandte ſeiner Kinder. Das Parlement zu Aix überließ ihr aber nur den mütterlichen Antheil an den Gütern, der ungefähr 3000 Livr jährlicher Einkünfte trug, und ſprach das väterliche Vermögen der Gattin des Herrn Tardivy, eines Gerichtsrathes zu Graſſe, zu.

Von der Familie des Herrn von Caille war nun in Frankreich nicht weiter die Rede, bis im Jahr 1699 auf einmal zu Toulon ein Seeſoldat, den man bisher unter dem Namen

Pe-

Peter Mege gekannt hatte, sich als den Sohn des Herrn von Caille ankündigte. Die Geschichte dieses so unvermuthet erschienenen jungen Herrn von Caille ist — seinen eignen gerichtlichen Aussagen, den Akten des Zeugenverhörs und einigen zu seiner Vertheidigung gedruckten Schriften gemäß — folgende:

Herr von Caille bezeugte schon über die Geburt dieses Sohnes keine große Freude; er schien wegen dieses neuen Erben die Treue seiner Gemahlin in Verdacht zu ziehen, und nannte ihn oft den Kapuzinerjungen. Die schlechten Anlagen des Knaben waren eben nicht sehr geschikt, diese Abneigung zu vermindern. Gleich ungestaltet an Seele und an Körper, zeigte er seine niedrige Denkungsart schon früh in seinen Neigungen und in seinem ganzen Betragen. Bei der wildesten Ausgelassenheit, störrisch und händelsüchtig, kannte er keine größere Freude als den Umgang mit eben so muthwilligen ungesitteten Jungen aus der untersten Klasse, mit welchen er in unaufhörlichen Rekereien und Händeln lebte. Täglich hörte man neue Klagen über seine zügellose Aufführung. Alle Maßregeln ihn durch eine zweckmäßige Erziehung gebildeter und besser zu machen,

machen, waren fruchtlos. Die geschiktesten Lehrer, welche man mit der weisesten Sorgfalt für ihn auswählte, vermochten nichts über ihn; er lernte nicht einmal Lesen. Weder Drohungen noch Züchtigungen konnten ihn dahin bringen, seine Augen auf ein Buch zu richten; sein Starrsinn war unüberwindlich; die Bücher warf er ins Feuer. Indeß war an dieser Abneigung gegen alles Lernen nicht sein Charakter allein sondern auch seine körperliche Beschaffenheit schuld; er hatte ein äusserst schwaches Gesicht, und unaufhörlich triefende Augen.

Diese Fehler, welche mit zunehmendem Alter sich eher vergrößert als vermindert hatten, erhöhten die Abneigung und den Widerwillen seines Vaters gegen ihn. Bei seiner Auswanderung in die Schweiz, nahm Herr von Caille ihn auch mit sich, und da er endlich sah, daß alle Hoffnung ihn besser zu machen, vergebens sei, ließ er der härtesten Strenge gegen ihn freien Lauf. Die schlimme Behandlung, welche nun der ungerathene Sohn alle Tage erfahren mußte, machte ihm das väterliche Haus unerträglich. Er sann ernstlich darauf zu entfliehen, und nach Frankreich zurük zugehen, und machte wirklich einige Versuche

zu

zu entkommen; er wurde aber immer wieder von seinen Verwandten eingeholt und zu seinem Vater zurükgebracht. Herr von Caille, aus Furcht, sein Sohn möchte die protestantische Religion abschwören, wenn er nach Frankreich zurük käme, schloß ihn in ein besonders Zimmer ein, gab ihm nichts als Brod und Wasser, und ließ ihn öfters hart züchtigen. Eine schweizerische Magd, gerührt von seinem unglüklichen Zustand, öffnete ihm einst früh Morgens um drei die Thüre seines Gefängnisses. Er hatte aber keine Kleider, denn sie waren ihm abgenommen und auf dem Zimmer seines Vaters verwahrt worden, um ihm alle Gedanken ans Entlaufen zu benehmen. Er eilte also zu allererst nach diesem Zimmer, holte sich seine Kleider, nahm zugleich aus den Beinkleidern seines Vaters, die er dabei liegen sah, 48 Louisdor, und flüchtete sich in voller Eile nach Provence zu.

Diese Auswanderung geschah im December 1690, als eben der Krieg zwischen Frankreich und Savoien ausgebrochen war. Ein Detachement Savoischer Truppen, welchem unser Flüchtling in die Hände fiel, nahm ihn in Dienste; da aber dieses Detachement selbst bald

darauf von einem Theil der feindlichen Armee gefangen genommen wurde, kam er wieder in französische Gewalt. Herr von Catinat, der diese Armee kommandirte, dem der Gefangne als ein Sohn des Herrn von Caille vorgestellt wurde, gab ihm einen Paß, daß er sicher nach Frankreich kommen konnte. Mit diesem Paß langte er glüklich in Nice an und ließ sich, unter dem angenommenen Namen Sans-regret bei der Miliz von Provence unterhalten. Seinen wahren Namen und seinen Stand verschwieg er, weil er sich als Protestant in Frankreich nicht sicher glaubte.

Als er eines Tages bei dem Gouverneur Schildwache stand, und eine silberne Schüssel bei sich vorbeitragen sah, welche mit seinem Familienwappen bezeichnet war, und die sein Vater, mit dem Ueberreste seines Tischgeräthes bei seiner Durchreise nach der Schweiz, hier verkauft hatte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Der Haushofmeister des Gouverneurs bemerkte es, und fragte ihn um die Ursache seines Weinens. „Sehen Sie, ob ich Ursache habe zu weinen," erwiederte er, indem er zugleich sein Petschaft vorzeigte, auf welchem das nämliche Wappen gestochen war, woraus

woraus man leicht schliessen konnte, daß er mit dem vorigen Besizer der Schüssel in genauer Verbindung stehen müsse. Der Haushofmeister gab seinem Herrn Nachricht von diesem sonderbaren Auftritt, der Kommandant ließ darauf den Soldaten vor sich rufen, um seine Begebenheiten selbst von ihm zu hören. Da er den Herrn von Caille durch den Ruf sehr wohl kannte, so erzeigte er nun seinem Sohn die ausgezeichnetesten Gefälligkeiten, gab ihm doppelten Sold, und befahl seinen Leuten, ihm nichts zu versagen, was er verlangte. Einige Tage lang sprach ganz Nice von dieser sonderbaren Neuigkeit, und das Gerücht davon verbreitete sich bis Turin, wo der Name des Herrn von Caille nicht unbekannt war.

Das Regiment, bei welchem sich der junge Herr von Caille hatte anwerben lassen, wurde acht Monate darauf abgedankt. Er hatte also auch seinen Abschied, und begab sich nun nach Manosque. Hier besuchte er auch seine Amme, welche ihn sogleich für den Sohn des Herrn von Caille, ihren ehemaligen Säugling, erkannte. Er fürchtete noch immer, man möchte ihn als einen geflüchteten Protestanten, der seine Religion noch nicht abgeschworen hatte, den

Edikten zu Folge, auf die Galeeren ſchiken, oder wohl gar aufknüpfen laſſen. Um allen widrigen Zufällen auszuweichen, vermied er alſo alle Orte, wo er hätte entdekt werden können. Die Furcht beſtimmte ihn endlich nach Marſeille zu gehen.

Seinem Hauſe, das er hier bezog, gerade gegenüber wohnte eine Mutter mit drei Töchtern. Durch einige Erkundigungen die er einzog, erfuhr er, es ſeien Reubekehrte, die durch Dragoner gezwungen worden wären, ihre Religion zu ändern. Das Bedürfniß, in einem ihm ganz fremden Orte eine ſichere Bekanntſchaft zu haben, hatte ſchon längſt den Wunſch in ihm erregt, ſeine Nachbarinnen näher zu kennen. Die Entdekung, daß ſie ſogar Glaubensgenoſſinnen von ihm ſeien, gab ihm neues Zutrauen; er ſtand alſo keinen Augenblik länger an, ſie zu beſuchen. Die Gefälligkeit, mit welcher er von den Frauenzimmern aufgenommen wurde, bezauberte ihn, und da er ſah, daß er von ihnen, die noch immer heimliche Proteſtantinnen waren, nichts zu befürchten habe, entdekte er ihnen ſeine Religion und ſeinen Stand. Sie erwiederten ſein Zutrauen mit gleicher Offenheit, indem ſie ihn mit ihrer

rer Lage bekannt machten. Zwei von ihnen waren Schweſtern, die eine Magdalene, die andere Chriſtine Mege; die dritte, Honorade Benelle, war die Frau von Peter Mege, dem Bruder der beiden Mädchen. Sie erzählten ihm, ihr Bruder hätte ſchon vor mehrern Jahren ſeine Frau verlaſſen, und ſeit der Zeit weiter keine Nachricht von ſich gegeben. Im Jahr 1690 habe er auf den Galeeren, die nach Rochefort geſchikt wurden, Dienſte genommen, ſei aber wegen einem Anfall der fallenden Sucht ſogleich wieder verabſchiedet worden. „Man ſagt, ſezten ſie hinzu, er ſei darauf nach Provence zurükgekommen, und habe ſich im Mai 1691 auf der Belle eingeſchifft; wir haben aber nie eine gewiſſe Nachricht davon erhalten können, und da wir ſeit der Zeit überhaupt nichts weiter von ihm erfahren konnten, ſo glauben wir gewiß, er ſei nicht mehr am Leben.“

Dieſe Erzälung, welche im September 1795 gemacht wurde, erwekte bei unſerm irrenden Ritter den Gedanken, ſeine neue Bekanntſchaft zu einem Mittel zu gebrauchen, durch welches er in Frankreich ganz ruhig leben zu können hoffte, ohne die Verfolgungen ſeines

Vaters und die noch immer fortdauernden Unterſuchungen wider die Proteſtanten, weiter fürchten zu müſſen. Er that Honorade Venelle den Vorſchlag, ihn inzwiſchen an die Stelle ihres Mannes eintreten zu laſſen. Die reichlichen Belohnungen welche ſie für dieſe Gefälligkeit mit der Zeit von dem jungen Edelmann erwarten zu dürfen glaubte, machten ihr den Vorſchlag annehmlich. Sie wußte auch die beiden Schweſtern und einen noch lebenden Bruder ihres Mannes zu bereden, daß ſie den Fremden als ihren Bruder behandelten, und ſie ſelbſt räumte ihm alle Rechte eines Ehemannes ein.

Sobald dieſe Verabredung getroffen war, zogen ſie in das Haus einer gewiſſen Magdalene Olivier. Dieſe ſchöpfte aber Verdacht aus dem Betragen der Eheleute gegen einander, und hielt dem vorgeblichen Ehemann ihre Vermuthung vor. Da ſie von dieſem ſelbſt im Vertrauen genauer von der Sache unterrichtet wurde, ſo ermahnte ſie ihn ernſtlich, dieſem Aergerniß durch eine rechtmäßige Trauung bald ein Ende zu machen; und da ſie ihre Ermahnung nicht befolgt ſah, jagte ſie beide wieder aus ihrem Hauſe. — Es war zu fürchten,

Gerücht, welches diese Frau in der Stadt ausſprengte, möchte ſich weiter ausbreiten; ſie hatten alſo alle Vorſicht anzuwenden, um nicht gröſseres Aufſehen zu erregen. In einer ſo groſsen Stadt war es aber nicht ſchwer, dem zu begegnen. Sie mietheten eine andre Wohnung, und gaben nun überall vor, daſs ſie förmlich verheirathet ſeien.

So war alſo aus dem Sohn des Herrn von Caille auf einmal Peter Mege geworden. Er lebte nun — wie er nachher beim Prozeſs ſelbſt bezeugte — mit Honorade Venelle als wirklicher Ehemann, bezog, als ſolcher, zwei Jahre lang eine kleine Rente, die Peter Mege zu erheben hatte, und theilte mit ihr ihre Einkünfte, als wäre er durch eine rechtmäſsige Ehe dazu befugt geweſen.

Indeſs waren doch dieſe Einkünfte nicht hinreichend, ſie beide ganz zu ernähren; er ſah ſich alſo genöthiget, ſich ſelbſt auch um ein Mittel umzuſehen, ſeinen Unterhalt zu erwerben. Bei ſeiner groſsen Unwiſſenheit ſchienen ihm faſt alle Hülfsquellen abgeſchnitten. Er beſann ſich aber glücklicherweiſe, daſs er bei ſeiner Groſsmutter, einer ſehr mildthätigen Frau, welche armen Leuten aus chriſtlicher Liebe ſelbſt

Arzneien verfertigte, die Zubereitung einiger Arzneimittel gelernt hatte, und beſchloß ſogleich von dieſer Kunſt Gebrauch zu machen. Bald darauf ſah man ihn auch wirklich in den öffentlichen Spaziergängen zu Marſeille mit einem Arzneikaſten, auf welchen er ein großes rothes Maltheſerkreuz gemahlt hatte, den Marktſchreier machen, und ſeine Arzneien zum Verkauf ausbieten. Er beſuchte auch die umherliegenden Meierhöfe mit ſeinen Quakſalbereien. Allein um auf dieſem Wege ſein Glük zu machen, fehlte ihm ſowohl die Beredtſamkeit eines Marktſchreiers, als empfehlendes äuſſeres Anſehen. Er ſah ſich alſo bald genöthiget, dieſes Handwerk zu verlaſſen, und bei einem Zukerbecker als Aufwärter Dienſte zu nehmen.

Die Bedrükungen der Proteſtanten dauerten damals noch immer in Frankreich fort. Eines Tages ſah er drei Perſonen hinrichten, die man für Spionen der Hugenotten hielt. Die Gefahr in welcher er ſchwebte, ſtellte ſich ihm bei dieſem Anblik mit allen ihren Schrecken dar. Als er ſich aber überdies von zween Männern aus Mareſque, die ihn erkannten, bei ſeinem Namen Caille nennen hörte, glaubte er ſchon ohne Rettung verloren zu ſein. Er verbarg

barg sich plötzlich unter den dikken Haufen und entzieng dadurch glüklich der Gefahr, verließ aber sogleich seinen bisherigen Dienst, und trug wieder Arzneien feil. — Dieser zweite Versuch glükte besser als der erste; er erlangte bald in den umliegenden Dörfern einen so vortheilhaften Ruf, daß er es endlich wagen konnte, selbst zu Marseille, zu Martigues und in andern Städten von Provence seine Waren auszubieten.

Im Jahr 1695 kam er auf den Einfall, wieder Soldat zu werden, und ließ sich unter den Namen Peter Mege, mit dem Beinamen Sans-regret, bei der Galeere Fidelle unterhalten. Im Jahr 1697 war er mit bei der Belagerung von Barcellona; bei der Zurükkunft wurde er aber mit mehreren andern Galeerensoldaten verabschiedet, und kam dadurch wieder in neue Noth. So lange er Soldat war hatte er, durch seinen Arzneihandel unterstüzt, hinreichenden Unterhalt. Verschaffte ihm der letztere gleich keine sehr reichliche Einnahme, so gewährte er ihm doch die Befriedigung gewisser Bedürfnisse, die sein Sold allein nicht gestattete. Auf der andern Seite aber sicherte ihn sein Sold, daß er nicht ganz Mangel

gel leiden mußte, wenn er mit seinem Verkauf auch nicht glüklich war. Da er nun aber des einen Hülfsmittels beraubt war, so sank er allmälig in so tiefes Elend hinab, daß er endlich Allmosen zu erbetteln genöthigt war.

Die äusserste Dürftigkeit zwang ihn, in die Dienste einiger Beamten zu treten, die um diese Zeit zu Marseille und in den umliegenden Orten Kopfgeld einsammelten, und sich von einer Art Soldaten begleiten liessen, um nöthigenfalls ihre Forderungen sogleich mit Gewalt unterstüzen zu können. Er wurde aber auch dieser Lebensart bald überdrüssig, und das Gefühl des äussersten Kummers, das ihn jezt drükte, wekte mit verdoppeltem Schmerz das Andenken an die schönen Güter seines Vaters, die er in Frankreich zurükgelassen hatte, welche nun in fremden Händen sich befänden, während er, als einziger rechtmäßiger Erbe, im tiefsten Elende sein Brod auf die niedrigste Art verdienen müsse. Auf einmal erwachte also bei ihm der Entschluß, diese entehrende Lebensart nicht länger fortzusezen, und lieber seine Religion abzuschwören, um alsdenn mit Sicherheit seine rechtmäßigen Ansprüche auf die Güter seines Vaters geltend zu machen. Er fieng also

an

an öffentlich zu sagen, er sei der Sohn des Herrn von Caille.

Als der Erbe eines der vornehmsten Herren in der Provence, dessen Namen noch wohl bekannt war, schämte er sich nun, ferner ein Gehülfe der Gerichtsdiener zu sein. Er begab sich also nach Toulon, und ließ sich dort wieder unter eine Schiffskompanie anwerben, doch immer unter den Namen Peter Mege genannt Sans-regret. Endlich aber legte er in dieser Stadt die Maske ganz ab, und erklärte sich öffentlich für einen Sohn des Herrn von Caille. — Wir wollen darüber ihn selbst hören.

„Als ich eines Tages — dies ist seine Erzählung, die er bei einem gerichtlichen Verhör zu Toulon machte — durch eine Straße nach meiner Wohnung gieng, hörte ich in einem nahe liegenden Wirthshause einige Leute in einem Gespräche von Manosque begriffen; die Neugierde trieb mich, mit hinzu zu treten, und ihrem Gespräche zu zuhören. Endlich fragte ich sie: was man dort von dem Herrn von Caille spreche? „Wir sind zwar nicht von Manosque gebürtig, antworteten sie mir, aber wir haben Verwandte dort, die den Herrn von

Caill-

Caille gesehen haben, und wohl kennen." Würdet ihr wohl „fuhr ich fort zu fragen, seinen Sohn kennen, wenn ihr ihn sehen solltet? Einer aus dem Haufen, der mir unbekannt war, antwortete darauf: er habe den jungen Herrn von Caille nie zu sehen bekommen, es gehe aber das Gerücht, er sei schon vor einiger Zeit gestorben; indeß wohne hier in Toulon ein Tischler Namens Peter Amphoux, welcher ihn wohl erkennen würde. Ich kam ausser mir vor Freude über diese glükliche Entdekung; ach, wollte Gott, rief ich aus, daß dies Laviolette wäre! Zugleich bat ich diese Leute, den Tischler zu ersuchen, er möchte in mein Quartier bei dem Kupferschmidt Molar kommen, und dort nur nach Sans-regret fragen. Er kam auch wirklich schon am folgenden Tag zu Molar, und fragte: ob nicht hier ein Seesoldat aus Manosque wohne? Es ist einer da, antwortete Molar, der sich für einen Sohn des Herrn von Caille ausgiebt; er befindet sich eben jezt oben auf seinem Zimmer. Amphoux kam also zu mir herauf, und da er die Thüre offen fand, redete er mich sogleich an. Auf den ersten Anblick

blick erkannte ich ihn für meinen ehemaligen Bedienten, und nannte ihn bei ſeinem Namen Laviolette, den er in dem Hauſe meines Vaters geführt hatte. Kaum hatte er ſich bei dieſem Namen nennen gehört, ſo verſchwand bei ihm auch der lezte Zweifel, er erkannte mich ſogleich für den Sohn ſeines vormaligen Herrn, und hieß mich als Herr von Caille willkommen. Er hat mich zum Abendeſſen zu ſich, und wir brachten den Abend, vergnügt über ein ſo unerwartetes Wiederſehen, in ſeinem Hauſe fröhlich zu. Ich vertraute ihm, daß ich zwar noch ein Proteſtant ſei, es aber geheim halte, und nun auch ſchon den Entſchluß gefaßt habe, die Religion zu ändern. Er verſprach mir Verſchwiegenheit, und erbot ſich, im Fall es wirklich mein Ernſt wäre zur katholiſchen Kirche überzutreten, mich dem Abbe' Renoux zu empfehlen, der die Sache bei dem Herrn von Vauvray, dem Oberaufſeher über das Seeweſen ſo einleiten würde, daß er keine Verdrüglichkeiten dabei zu befürchten hätte. Er ſtellte mich auch noch am nämlichen Abend dem Abbe' vor, und ſchon am folgenden Morgen ließ mich Herr von Vauvray durch einen Gerichtsdiener vor ſich rufen; „Mein Freund, ſagte er zu mir,

ſind

ſind Sie wirklich ein Sohn des Herrn von Caille? Sobald ich dieſe Frage bejaht hatte, ließ er den Tiſchler Amphoux hereintreten, und fragte ihn: Kennt ihr dieſen Cadet? O ja, antwortete dieſer, er iſt der Sohn des Herrn von Caille, den ich zu Manosque oft an der Hand geführt habe. Herr von Vauvray fragte mich darauf: ob ich wirklich zur katholiſchen Religion übertreten wolle? und da ich auch dies bejahte, ſchikte er mich an den Pater Lafare, zum Unterricht. Sieben Wochen darauf ſchwor ich in der Hauptkirche zu Toulon die Lehrſäze Calvins öffentlich ab, in Gegenwart des Herrn von Vauvray, der die Stelle eines Pathen dabei vertrat."

Dieſe Abſchwörung der Religion war von dieſem Seeſoldaten, unter dem Namen Andreas Antreverges, Sohns des Herrn Scipio von Antreverges, Herrn von Caille und der Frau Suſanne von Caille, aus Manosque, drei und zwanzig Jahr alt, am zehnten April 1699 in die Hände des Großvikars zu Toulon wirklich geſchehen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, daß der Seldat nicht einmal

mal seinen Namen schreiben könne. Herr von Vauvray, der als Zeuge der Handlung das darüber ausgefertigte Dokument unterschreiben mußte, fand es beinah unglaublich, daß ein Sohn des Herrn von Caille seinen Namen nicht solle schreiben können. Er äusserte auch seinen Verdacht; meine Herren, sagte er, ich fürchte, es wird Uns ein Betrug gespielt.

Inzwischen machte diese Religionsveränderung großes Aufsehen in der Stadt und in der ganzen Gegend. Herr von Caille, der die Nachricht davon durch seine Freunde erhielt, gerieth in großes Erstaunen über die Verwegenheit eines Menschen, sich für seinen Sohn auszugeben, den er doch schon vor einigen Jahren zu Grabe begleitet hatte. Er schrieb also sogleich an den Oberaufseher des Seewesens zu Toulon, den Herrn von Vauvray, daß sein Sohn schon am 15 Februar 1696 gestorben sei, und legte seinem Briefe ein wegen dieses Todesfalls ausgestelltes Zeugniß bei.

Herr von Vauvray hielt sich durch dies einzige Dokument schon für berechtigt, den Soldaten in Verhaft nehmen zu lassen. Herr von Infreville, Kommandant der Truppen zu

Toulon,

Toulon, behauptete aber, der Intendant über das Seewesen habe nicht das Recht, einen Soldaten gefangen nehmen zu laſſen. Die Sache wurde an den König berichtet, und darauf erſchien folgende Antwort: „der König billigt vollkommen, daß Herr von Vauvray den Soldaten von der Kompanie von Ligandes, der ſich für einen Sohn des Herrn von Caille ausgibt, und zur katholiſchen Kirche übergetreten iſt, hat gefangen ſezen laſſen. Der Wille Sr. Majeſtät iſt aber, daß er nun dem bürgerlichen Gericht übergeben, und ihm da der Prozeß wegen ſeiner Betrügerei gemacht werden ſoll. Zugleich ſollen die Zeugniſſe von dem Tode des wahren Caille, welche Herrn Vauvray zugeſchikt worden ſind, den Gerichten mit eingeliefert werden."

Auf dieſen Befehl wurde der Soldat ſogleich in das Gefängniß des Stadtgerichts zu Toulon gebracht, und die Papiere über den Tod des Caille dieſem Gerichte zugleich übergeben. Dieſe Papiere enthielten Beweiſe, deren Widerlegung beinah unmöglich ſchien. Wir wollen ſie hier der Ordnung nach zuſammenſtellen, um zu zeigen, was für ein Gewicht ſie nach den Rechten haben konnten.

Das

Das vorzüglichſte Dokument, das Herr von Caille ſogleich ausſtellen ließ, ſobald er nähere Nachricht von dem Soldaten erhielt, der zu Toulon die Religion abgeſchworen hatte, und ſich für ſeinen Sohn ausgab, war folgenden Inhalts:

„Am erſten Tage des Januars 1700 iſt „vor mir, öffentlichem geſchwornem Notarius „und Bürger zu Lauſanne, in Gegenwart der „unten benannten Zeugen, erſchienen Herr Sci„pio von Brün von Caſtellane, Herr von Cail„le, der ſich hier in Lauſanne aufhält und mir, „dem Notarius, und den anweſenden Zeugen „wohl bekannt iſt. Seine Abſicht iſt, Herrn „Peter Moutor, Prokurator beim Parlement „von Provence, hiedurch zu ſeinem General„und Special-Bevollmächtigten zu beſtellen, „um in ſeinem Namen durch dieſen vor dem „Parlemente eidlich und auf jede andre rechts„erforderliche Art erklären zu laſſen, was er „auch gegenwärtig vor mir, dem Notarius, „mit ſeinen wahren Worten und bei ſeiner Ehre verſichert und erklärt: daß nämlich ſein „Sohn, Iſaak von Brün, am fünfzehnten „Februar 1696, in der Stadt Vevay in der „Schweiz, geſtorben ſei; und daß er dieſe Er-

„klärung nicht würde ausstellen lassen, wenn „der geringste Zweifel an dem Tode seines Soh„nes statt fände; wenn er ihm entlaufen wäre, „und er seinen Tod nur durch Sagen von an„dern erfahren hätte, u. s. w. Da aber sein „Sohn, mit einer langwierigen Krankheit behaf„tet, gar nicht aus seinem Hause weggekom„men sei, als da er zur Veränderung der Luft „nach Vevay gebracht werden mußte; da er „dort unter seinen Augen gestorben und von „ihm selbst zu Grabe begleitet worden sei: so „könne er gar nicht mit falschen Nachrichten hin„tergangen worden, und mithin der Tod desse„ben keinem Zweifel unterworfen sein. Er bit„tet also die Herren Richter, die einem Betrü„ger, der sich für seinen Sohn ausgibt, den „Prozeß machen werden, seinen nächsten Ver„wandten in Frankreich, welche im gegenwär„tigen Besitz seiner Güter sich befinden, beizu„stehen, wenn sie jenen Betrüger peinlich ver„folgen und um die ihm gebührende Strafe „anhalten werden. Er bittet sie zugleich, zu „glauben, daß er bei seiner Anhänglichkeit an „eine Religion, für welche er Vaterland und „Güter verlassen, keineswegs den Empfindun„gen der Menschlichkeit, am wenigsten aber

„denen

„denen der väterlichen Liebe entsagt habe; und „daß er also seine Verwandten, wenn er auch „nur die entfernteste Ursache hätte, den Tod „seines Sohnes zu bezweifeln, anstatt sie selbst „zur Verfolgung des Betrügers aufzufordern, „vielmehr bitten würde, diese Sache mit mög„lichster Mäßigung und Klugheit zu behandeln. „Ueberdies aber erklärt er, daß er nie seinen „Sohn, der bei seiner Kränklichkeit nur Mitlei„den, nicht Zorn erregen konnte, weder einge„schlossen noch auf eine andre Art hart behan„delt habe. Eben so sei es ungegründet, daß „er nach seiner, im Jahr 1685 geschehenen, „Auswanderung in die Schweiz, mit seiner „Familie zu Genev gewesen. Er habe zwar in „den Jahren 1681 oder 1682 seinen Sohn „ins Kollegium nach Genev gebracht, von da „sei aber dieser noch vor seiner Auswanderung „aus Frankreich nach Manosque zurükgekom„men, und erst nachher wäre er mit seiner gan„zen Familie im Oktober 1685 aus Frank„reich weggegangen; nach der Zeit aber wäre „er weder allein, noch mit seiner Familie, noch „mit seinem Sohn in Genev gewesen, sondern „habe sich beständig in Lausanne aufgehalten. „Er verbürgt sich für die Wahrheit dieser Er-

„klärung mit seinem ganzen Vermögen, und „unterwirft sich allen durch die Rechte erfor„derlichen Punkten und Clauseln. Geschehen „und gegeben zu Lausanne, in Gegenwart Es„gre-Samuel, Bürgers, und Herrn Jo„hann Baptista Belles-Dümont, Ein„wohners dieser Stadt, mit der eigenhändigen „Unterschrift meiner, des im Eingang benann„ten Notarius, und des Herrn von Caille.

„Caille. Matthäi."

Diese gerichtliche Erklärung wurde in der Folge durch verschiedne andre Dokumente, die man nach und nach herbeischaffte, unterstützt und bestätigt. Wir lassen sie hier der Reihe nach folgen, um den ganzen Beweis vollständig darzulegen.

I. Durch den einen Theil dieser Dokumente sollte erwiesen werden, daß der junge Herr von Caille, seitdem er mit seinem Vater in die Schweiz geflüchtet war, nicht wieder von Lausanne und Vevay weggekommen sei. Zu diesem Ende wurden

Erstlich verschiedne Briefe angeführt, die während der Zeit geschrieben waren. 1) Ein Brief des Herrn von Caille an die Frau von Vaucroue, seine Verwandte, vom 13 September 1693, in welchem er sagt: „Wir be-

„finden

„finden uns alle noch in den nämlichen Umstän-
„den, wie uns Perier verlassen hat, ausser
„mein Sohn, der täglich kränker wird.“ 2) Ein Brief von eben demselben an Herrn Perier, vom 5 April 1694, in welchem er schreibt: „mein Sohn ist immer noch kränklich, wie Sie
„ihn gesehen haben, ob ich gleich alles zu sei-
„ner Genesung anwende.“ 3) Ein Brief von eben demselben an die Frau Rolland, vom 17 September 1693, worin unter anderm gesagt wird: „mein Sohn und meine Tochter
„bezeugen Ihnen ihren gehorsamsten Dank für
„die gütige Theilnehmung, mit der Sie sich
„nach ihrem Befinden erkundiget haben; beide
„wünschen Ihnen fortdauerndes Wohlsein. Mei-
„ne Tochter befindet sich, Gott sei Dank, sehr
„wohl, allein ihr Bruder leidet noch immer an
„seiner alten Unpäßlichkeit. Alle Mittel, wel-
„che angewendet werden, bleiben ohne Wir-
„kung, er fällt immer wieder in seinen vorigen
„Zustand zurük.“ Am Ende des Briefes stand noch: „mein Sohn und meine Tochter versichern
„Sie und Herrn Rolland ihrer vollkommensten
„Ehrerbietung.“

Zweitens einige Scheine von den Apothekern, die während der Krankheit gebraucht

worden waren. 1) Ein Auszug aus dem Buche des Apothekers Pegat zu Lausanne, in welchem alle einzelne Arzneien verzeichnet waren, die er für den Sohn des Herrn von Caille, auf Verordnung des Herrn Düclere, seines Arztes, verfertiget hatte. Die ersten Arzneien waren den zwölften September 1693 abgegeben worden, und nun gieng die Lieferung von Tage zu Tage fort, bis zum zwölften Oktober. Dieser Auszug war nicht nur unter obrigkeitlicher Aufsicht gemacht, sondern auch die Zuverläßigkeit des Buches von dem Apotheker eidlich versichert worden. 2) Eine gerichtlich abgelegte Erklärung des Apothekers Berard von Genev: „daß er ausdrüklich nach Lausanne berufen worden sei, um den Sohn des Herrn von Caille in die Kur zu nehmen; sich in dieser Absicht im Jahr 1695 zwei Monate lang daselbst aufgehalten, und dafür von dem Herrn von Caille 300 Liver zur Belohnung empfangen habe."

Drittens gerichtliche Certifikate. 1) Ein gerichtliches Dokument, welches — nach der Aussage von neun und zwanzig der unverwerflichsten Zeugen, der angesehensten Leute zu Lausanne, Edelleute, Prediger, Professoren, Kaufleute,

leute, und so weiter — bestätigte, daß der Sohn des Herrn von Caille bis an sein Ende sich stets entweder zu Lausanne oder zu Vevay aufgehalten habe. Am Schlusse dieses Dokuments hieß es: „der sämtliche Rath sowohl, „als jedes seiner Mitglieder insbesondere erklä„ren und bezeugen, daß Isaak Rougon, der „Sohn des Herrn von Caille, der seit seinem „ungefähr dreizehnten Jahr bei uns wohnte, „klein von Person war, eine sehr blasse Farbe, „und eine feine Stimme hatte, und den wir „sehr wohl gekannt haben, bis zum Jahr 1695 „beständig sich hier aufgehalten, und nur von „Zeit zu Zeit einen kurzen Besuch in Vevay „gemacht habe, wo er am Anfang des Jahres „1696 gestorben ist." 2) Diesem gerichtlichen Zeugnisse war folgende Erklärung des französischen Residenten zu Genev, Herrn von Clozüre, beigefügt: „Alles was in der vorstehen„den gerichtlichen Erklärung und den darin auf„geführten Zeugenaussagen enthalten ist, stimmt „vollkommen mit dem überein, was ich von „der Sache sowohl selbst weiß, als von ver„schiednen rechtschaffenen und glaubwürdigen Per„sonen gehört habe. 3) Die Richtigkeit dieses gerichtlichen Dokuments war noch besonders

beglaubiget durch die Unterschrift des Gerichtsvogts zu Lausanne, des großen Raths zu Bern und des französischen Gesandten in der Schweiz, Marquis von Puysieux.

II. Der andere Theil der Dokumente, zum Beweis, daß der junge Herr von Caille am 15 Februar 1696 zu Vevay wirklich gestorben sei, waren

Ersens Briefe, in welchen sein Tod angekündigt worden war. 1) Ein Brief des Herrn von Caille an die Frau Rolland, vom zwanzigsten Februar 1696, folgenden Inhalts: „Ich zweifle nicht, Madame, daß Ihnen die „Nachricht von dem Tode meines Sohnes eben „so unerwartet als schmerzhaft sein wird. Gott „nahm ihn am lezten Sonntage zu sich. Er „war so geschwächt, daß er der Heftigkeit eines „dreimal wiederholten Fieberanfalles sogleich „unterliegen mußte." Diesen Brief hatte die Frau Rolland in Gegenwart des Pfarrers von ihrem Kirchspiele empfangen, wie dieser ausdrüklich noch bezeugte. 2) Ein Brief von ebendemselben an Herrn von Astier, seinen Freund, einen Edelmann aus Provence, vom 26 März 1696, in welchem er schreibt: „es war ein „hartes Unglük für mich, meinen einzigen Sohn „zu verlieren; vor ungefähr einem Monat hat

„ihn

„ihn Gott von der Welt abgefordert; ich zweif„le nicht, daß auch Sie an meinem Schmerz „Antheil nehmen werden.“ 3) Ein Brief von Herrn Silveſtre, einem Kaufmann zu Lauſanne, an Herrn Vaſcher, einen Kaufmann zu Manoſque, vom zwei und zwanzigſten März 1696, worin jener, nach andern ihre Geſchäfte betreffenden Dingen, dieſem auch ſchreibt: „der Sohn „des Herrn von Caille iſt, ungefähr vor einem „Monat, zu Vevay geſtorben.“

Zweitens ein Notariats-Inſtrument, welches am fünften December 1698 zu Manoſque ausgefertiget worden war. Die Frau Rolland hatte nämlich von den ihr zugefallenen Gütern des Herrn von Caille, das große Haus deſſelben mit einem Gute von achthundert Liver jährlicher Einkünfte, dem Hoſpital zu Manoſque geſchenkt; und in dem darüber ausgeſtellten Schenkungsbriefe, „zum Beweis der „Sicherheit dieſer Schenkung ausdrücklich, den „Tod des jungen Herrn von Caille „als Grund angegeben.“

Drittens, gerichtliche und obrigkeitliche Zeugniſſe. 1) Ein Atteſtat des Raths zu Vevay, folgenden Inhalts: „Zu Steuer der „Wahrheit bezeugen und beglaubigen wir, daß

„Junker Iſaak von Brün von Eſtellare, der „Sohn des Herrn von Caille und Rougon aus „Manoſque in Provence, den fünfzehenten Fe„bruar unſers Stils, im Jahr 1696, in die„ſer Stadt geſtorben iſt, und daß Wir keinen „Anſtand gefunden haben, auf Anſuchen des „Herrn von Caille, dieſes Zeugniß darüber aus„zuſtellen. Gegeben zu Vevay, den fünfzehn„ten April 1696, beglaubigt durch das Sigel „unſrer Stadt, und die Unterſchrift des Se„kretärs.“ a) Das Protokoll eines gerichtlichen Verhörs, bei welchem mehrere Zeugen, der Geiſtliche, der dem jungen Herrn von Caille in ſeinen lezten Stunden beigeſtanden, der Arzt, der Wundarzt und der Apotheker, die ihn in der lezten Krankheit beſorgt, die Leichenfrau, die ihm den Sterbehabit angezogen, der Tiſchler, der den Sarg verfertigt und ihn hineingelegt, und viele andre Perſonen, die ihn in ſeiner Krankheit geſehen, und ſeiner Beerdigung beigewohnt hatten, die Wahrheit ſeines Todes eidlich bekräftigen. Dieſes Protokoll war vom ſieben und zwanzigſten April 1696, beglaubigt von dem Gerichtsvogt zu Vevay, dem großen Rath zu Bern, und dem Fran-

Französischen Gesandten, Marquis von Pühsieux. 3) Ein von diesem Gesandten selbst ausgestelltes Zeugniß, folgenden Inhalts: „Wir „Marquis von Püysieux, Generallieutenant der „Königlichen Armeen, Gouverneur von Hünin„gen, und Königlich Französischer Gesandter „in der Schweiz, bezeugen hiermit öffentlich, „daß die hochansehnlichen Herrn des löblichen „Kantons Bern, auf Unser Ansuchen, über „den Tod des jungen Herrn von Caille, zwei „gerichtliche Untersuchungen, die eine zu Vevay, „die andre zu Lausanne, angestellt haben, durch „welche es gesezmäßig erwiesen ist, daß dieser „Isaak von Brün, der Sohn des Herrn von „Caille, eines der Religion wegen im Jahr „1685 nach Lausanne geflüchteten Edelmanns „aus Provence, den fünfzehnten Februar 1696 „zu Vevay wirklich gestorben ist. Wir beglau„bigen die über diese Untersuchungen ausgestellten „gerichtlichen Urkunden, und bezeugen, daß sie „auf die in der Schweiz gewöhnliche gericht„liche Form ausgefertiget worden sind, und „ertheilen ihnen damit, nach dem besondern „zwischen dem Könige von Frankreich und der „Schweiz vollzogenen Vertrag, Rechtsgültig„keit in allen französischen Gerichtshöfen. Ueber„dies

„dies aber bekennen und bezeugen wir, daß „wir ſelbſt auch wegen des Todes des be„ſagten jungen Herrn von Caille an verſchied„nen Orten Uns erkundigt und überall die zu„verläßige Verſicherung erhalten haben, daß „er wirklich und allgemein bekannt den fünf„zehnten Februar 1696 zu Vevay geſtorben „ſei. Wir haben dabei den ganzen Inhalt der „obengenannten Unterſuchungen, von welchen „wir die Akten eingeſchikt haben, mit den von „uns aus den glaubwürdigſten Quellen erlang„ten Nachrichten vollkommen übereinſtimmend „gefunden. Dies alles beſtätigen wir mit unſe„rer eigenhändigen Unterſchrift und unſerm eig„nen Sigel, und laſſen es auch durch Un„ſern Sekretär mit unterzeichnen. Gegeben zu „Solothurn den 17 Mai 1700.

Auf Befehl Ihro Exzellenz.

Martiniere. Püyſieux.

Viertens beſondre Auſſagen des Herrn von Caille. 1) Vier vom Herrn von Caille, theils vor Gericht theils vor Notarien, zu verſchiednen Zeiten ausgeſtellte und eidlich bekräftigte Erklärungen: „daß ſein einziger Sohn niemals von ihm entwichen, und bis an ſein

Ende

Ende nicht aus ſeinen Augen gekommen ſei; er habe ihn nach einer langwierigen Krankheit eine kleine Reiſe zur Luftveränderung nach Vevay machen laſſen, dort ſei er am fünfzehnten Februar 1696 geſtorben und von ihm ſelbſt zu Grabe begleitet worden." 2) Eine feierliche Erklärung, die Herr von Caille bei einer harten Krankheit, in Gegenwart dreier von dem Conſeil zu Lauſanne abgeſchikter Kommiſſarien, ausſtellte und eidlich bekräftigte, in folgenden Ausdrüken: „Ich fühle mich von einer heftigen Krankheit angegriffen, deren Folgen ich nicht kenne, und deren Ausgang ungewiß iſt. Die freien Augenblikke, welche mir die Gnade Gottes jezt noch ſchenkt, will ich alſo nüzen, um eine Erklärung von mir zu geben, welche die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Erbauung des Publikums, und die Befreiung meines Gewiſſens von mir fordern. In dieſer Abſicht erkläre ich alſo, als Mann von Ehre und bei dem feierlichen Eide, den ich jezt in die Hände der gegenwärtigen hieſigen obrigkeitlichen Perſonen abgelegt habe: daß mein einziger und wahrer Sohn zu Vevay geſtorben iſt, und daß derjenige, der es wagt ſich in Frankreich für meinen Sohn auszugeben, ſchlechterdings mein

Sohn

Sohn nicht ist, sondern ein verwegener Betrüger, der die empfindlichste Strafe einer solchen Betrügerei verdient. Ich bezeuge a ch noch einmal, daß alles was ich schon vormals darüber erklärt habe, und was auch alles in dem Prozeß angeführt worden ist, ganz gewiß und wahr sei, ohne alle Zweideutigkeit. Diese Wahrheit erkläre und behaupte ich auch ohne Veränderung bis an mein Ende eben so standhaft, als ich sehnlich wünsche, daß mir Gott Barmherzigkeit widerfahren lasse."

Fünftens drei gerichtliche Aussagen von drei Tanten des jungen Herrn von Caille, die sich auch in der Schweiz aufhielten, und eine vierte Aussage von der Schwester desselben, welche sämtlich die Krankheit und den Tod des Herrn von Caille einmüthig bezeugten. Die leztere fügte noch den Umstand hinzu: ihr Bruder sei in ihren Armen verschieden, und sowohl sie als zwei ihrer Tanten seien bei der Erklärung, die ihr Vater auf seinem Krankenbett von sich gegeben habe, auch gegenwärtig gewesen.

Alle diese Beweise zusammengenommen würden aber gleichwol unzulänglich gewesen sein, da ein Hauptstük nach französischen Rechten,

ten, nämlich ein aus den Todtenliſten oder Kirchenbüchern gezogener förmlicher Todtenſchein, dabei fehlte. Es mußte alſo erwieſen werden, daß der Grund dieſes Mangels kein andrer ſei, als weil man zu Vevay überhaupt weder Tauf- noch Todtenregiſter gehabt habe. Dies geſchah durch folgendes authentiſches Zeugniß: „Wir Samuel Jenner, Gerichtsvogt zu „Vevay und Landvogt von Chillon, thun hier„durch zu wiſſen, daß der bevollmächtigte An„wald des Herrn von Caille, Herr Charge, nach„dem er die gerichtlichen Unterſuchungen we„gen des Todes des jungen Herrn von Caille „zu Stande gebracht und die darüber ausgefer„tigten Dokumente erhalten hatte, nun auch „ein rechtliches Zeugniß von Uns verlangt hat, „daß in der Stadt Vevay kein Todtenregiſter „gehalten werde. Wir finden keinen Anſtand, „dies wirklich zu bezeugen, daß es in Unſerer „Stadt nicht gebräuchlich iſt, Todtenregiſter zu „halten, und daß alſo die Gewißheit von dem „Tode eines Menſchen hier auf keinem andern „Wege erlangt werden könne, als auf demjeni„gen, auf dem der Agent des Herrn von „Caille, Herr Charge, die Gewißheit von dem „Tode des jungen Herrn von Caille darzuthun

„geſucht

„gesucht hat. Wir beglaubigen also dieses Al-
„kestat, mit unserm großen Sigel und durch
„die Unterschrift Unseres Sekretärs. Den sechs-
„ten Junius 1700."

Robert.

War es so unumstößlich erwiesen — wie es in den hier angeführten Dokumenten bewiesen zu sein schien — daß der wahre Herr von Caille zu Vevay im Jahr 1696 gestorben sei, so war es auch unwiderlegbar ausgemacht, daß der Soldat ein Betrüger sei, und er schien also bereits ohne Rettung verloren. Wir werden aber nun sehen, wie viel die Vertheidigung des Soldaten von der Stärke dieser Beweise vernichtete.

„Der Schritt — heißt es in dieser Vertheidigung — den Herr von Caille gethan hat, seine Familie und seine Güter zu verlassen, um in einem fremden Lande die Lehrsäze Calvins frei zu bekennen, zeigt deutlich, daß er ein religiöser Schwärmer sei, und man weiß, zu welchen unnatürlichen Grausamkeiten gegen ihre Kinder Schwärmerei oft die Väter verleitet hat. Die Beispiele sind bekannt, die Jahrbücher der Menschheit sind überall mit solchen

Aus-

Ausschweifungen aller Arten von Fanatismus angefüllt, und die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums selbst weiset auch so manche traurige Opfer des religiösen Fanatismus auf. Wie viele neuere Beispiele dieser Art würde man finden, wenn man die Archive der Ligue durchsuchen, und in die Finsternisse jener berüchtigten abscheulichen Bartholomäus-Nacht eindringen wollte? Wir würden, wenn es sich der Mühe lohnte, solchen Ausschweifungen des menschlichen Geistes weiter nachzuspüren, eine Menge solcher Beispiele aufstellen können; wir wollen aber nur das einzige aus unsern Tagen anführen, daß ein teutscher lutherischer Fürst seinen einzigen Sohn mit eigner Hand durchstach, weil er zur katholischen Religion übergetreten war; und daß seine beiden Töchter einem gleichen Schikfal nur durch die Flucht entgiengen. Man darf also keinesweges behaupten, daß Vaterliebe alle Leidenschaften eines verblendeten Vaters überwinde, und daß Religion nie die Arme der Väter wider ihre Kinder bewaffnet habe. Nur die gröbeste Unwissenheit in der Geschichte und der auffallendste Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens kann eine solche Behauptung bewirken."

„Wie wenig übrigens Herr von Caille von einer nach ihren Folgen so gepriesenen väterlichen Zärtlichkeit gegen seinen Sohn gefühlt habe, ist eben schon bemerkt worden, und zeigt sich noch deutlicher durch sein Betragen nach der Flucht seines Sohnes. Er gab sich nicht die geringste Mühe ihn zurük zu bringen, er ließ im Gegentheil allen seinen Schritten mit der genauesten Sorgfalt nachspüren, um sogleich Gebrauch davon zu machen, sobald er seine Religion abschwören, und dadurch sich wieder in den rechtmäßigen Besiz seines väterlichen Erbes zu versezen suchen würde. Der entehrende Umgang mit der Frau des Peter Meze, die Ihrerdem sich für ihren Mann ausgeben, und als solcher zu handeln und Verträge zu schliessen, sich unter den niedrigsten Pöbel zu mischen und seine Abkunft durch eine schändliche Lebensart ganz zu verleugnen: alle diese Umstände befestigten den Vorsaz des Vaters, sich ganz von ihm loßzusagen. Bisher hatte sein Widerwille gegen den Sohn sich nur auf die natürlichen Fehler desselben und vielleicht auf den Verdacht, den er wegen seiner Geburt hegte, gegründet; allein die Nachricht, daß er seine Religion abgeschworen habe, weckte

auf

auf einmal den ganzen Fanatismus des Vaters, und dem neuen Katholiken ward der Untergang geschworen."

„Im Rath der Familie wurde nun beschlossen, vorzugeben, daß der eigentliche Sohn des Herrn von Caille in der Schweiz gestorben sei, und daß also derjenige, der sich als denselben in der Provence ankündigte, ein Betrüger und vermuthlich nichts anders als der wahre und wirkliche Ehemann von Honorade Venel, le, Peter Mege, sei. Es schien um so leichter, diesen Plan auszuführen, da Peter Mege schon seit langer Zeit abwesend war, ohne daß man weiter etwas von ihm gehört hatte, und es demnach um so wahrscheinlicher war, daß er bereits gestorben sei und also wohl nicht zurükkommen werde, um einen Strich durch die Rechnung zu machen."

„Man war vorsichtig genug, die Behauptung des Vorgebens, daß der Sohn des Herrn von Caille gestorben sei, gehörig vorzubereiten. Es wurden Briefe geschrieben, die zuerst seine Krankheit, und andere, die nachher seinen Tod denjenigen von ihren Freunden ankündigten, die mit vom Komplot waren. Die Vorsicht wurde aber noch weiter getrieben. Man wußte, daß der Sohn des Herrn von Caille

äuſſerſt unwiſſend war, ſo unwiſſend, daß man in der That zweifeln konnte, ob er wirklich der Sohn eines ſo reichen Edelmanns ſei. Man ſuchte alſo auch durch dieſen Umſtand zu verhindern, daß der unglükliche Erbe des Hauſes aus dem niedrigen Stande, in den er ſich unbeſonnen geworfen hat, ſich nicht wieder erheben könne; man gibt ſich alle Mühe zu erweiſen, daß der eigentliche Sohn des Herrn von Caille ganz vorzügliche Gaben und ausgezeichnete Kenntniſſe beſeſſen habe, und daß er ſogar ein tiefſinniger Mathematiker geweſen ſei."

„Um dieſen Vorbereitungen einen deſto bedeutenderen Nachdruk zu verſchaffen, hat man ſie mit dem Schein einer geſezmäßigen Form unterſtüzt, und deshalb in der Schweiz zwei gerichtliche Unterſuchungen angeſtellt; die eine zu Lauſanne, bei welcher dreißig Zeugen abgehört wurden, welche erklärten: ſie hätten ſagen hören, der Sohn des Herrn von Caille ſei geſtorben; die andre zu Vevay, bei welcher zwölf ausgewanderte Franzoſen beſtimmt ausſagten: er ſei den fünfzehnten Februar 1696 — an dem Tage nämlich, den Herr von Caille mit ſeiner Familie dazu verabredet hatte — geſtorben."

„Herr

„Herr Rolland, dem alle dieſe vorgeblichen Dokumente zugeſchikt wurden, ein Mann der ſchon lange Zeit General-Advokat bei einem Parlemente geweſen war, wußte wohl, daß ein ordentlicher Gerichtshof auf ſolche einſeitig unternommene Unterſuchungen, ohne den andern Theil auch zu hören, und ohne ihn vorher in den Stand zu ſezen, ſeine Gegenbeweiſe aufzubringen, kein Urtheil ſprechen konnte; er wußte, daß ein ſolcher Gerichtshof auf erbettelte Certificate, die beinah alle auf bloßes Hörenſagen ertheilt waren, niemand verurtheilen würde. Aber er glaubte, ein Soldatengericht werde die Sache nicht ſo genau nehmen, und die in ſeinen Händen befindlichen Dokumente würden bei einem ſolchen ſchon beweiſend genug ſein, um ein Verdammungsurtheil darauf zu gründen. In dieſer Abſicht verwendete er ſein ganzes Anſehen bei den Offizieren des Seeweſens, und erhielt von ihnen, daß ſie den Soldaten ſogleich auf das Admiralſchiff in Arreſt bringen lieſſen. Zwar ließ ihn der Ritter von Infreville, der die Seetruppen kommandirte, wieder in Freiheit ſezen; aber er wurde bald darauf, da der Ritter nach Paris reiſen mußte, wieder gefangen genommen,

und darauf ins Arſenal gebracht, bis er endlich, auf höheren Befehl, an die bürgerlichen Gerichte zu Toulon ausgeliefert wurde, um dort ſeinen Prozeß entſcheiden zu laſſen.“

„Was war natürlicher, als daß Unterrichter, vor denen ein Generaladvokat eines Parlements — verſehen mit Zeugenprotokollen, gerichtlichen Certifikaten und Briefen — die Gewißheit des Todes des jungen Herrn von Caille ſo zuverſichtlich behauptete, zum voraus wider den Unglüklichen eingenommen werden mußten, welcher auf dieſen Namen Anſpruch machte? Sie behandelten ihn alſo gleich von Anfang, als wäre ſein Verbrechen ſchon ausgemacht geweſen, und lieſſen ihn in ein ſtrenges Gefängniß werfen, worin feuchte und unreine Luft ihm ſogleich eine gefährliche Krankheit zuzog. Ohne darauf Rükſicht zu nehmen, ließ man ihn in dem fürchterlichen Loche liegen. Man bediente ſich ſogar noch wirkſamerer Mittel, ſeinen Tod zu beſchleunigen; er beklagte ſich, man habe ihm Gift beigebracht, und nahm ſeine Zuflucht zu Brechmitteln. Der elende Zuſtand des Gefangnen war ſo bejammernswürdig, daß endlich ſelbſt der Stokmeiſter, von dem Anblik deſſelben gerührt, ihm eine Erleich-

terung

terung zu verſchaffen ſuchte, und ihn aus ſeinem Loch in ein oberes Behältniß brachte. Allein er zog ſich dadurch Verantwortung bei ſeiner Obrigkeit zu, und mußte den Soldaten auf der Stelle in ſein Loch zurük bringen.“

„Von allen Seiten ſtürmte man alſo auf das Leben des Unglüklichen zu. Da aber alle dieſe Verſuche mißlangen, ſo wurde ein neuer Plan zu ſeinem Verderben entworfen. Man wollte den Schwachſinn des unglüklichen Verfolgten benuzen, um ihn dahin zu bringen, daß er gegen ſich ſelbſt die Waffen kehren ſollte, indem man ihn zu Schritten verleiten ließ, die ihn ſeinem Untergang geradezu entgegen führen mußten. Drei nichtswürdige Menſchen, Silvy, Cleron und Carbonnel, wurden dazu gebraucht. Sie wußten ſich in das Zutrauen des Gefangnen ſo einzuſchleichen, daß er nur ihnen in allen ſeinen Schritten folgte.

„Dieſe ſchlauen Böſewichter gaben ihm nun zu allererſt den Rath: er ſolle bei dem Verhör, das der Generallieutenant zu Toulon mit ihm vornehmen werde, kein Wort antworten. Man hat dieſen Umſtand vollſtändig erwieſen durch einen Brief, den Cleron von Aix aus nach Toulon geſchrieben hat. Die Dummheit

des Gefangenen bestärkte allerdings die Rathgeber in der Hoffnung eines glüklichen Erfolgs, zumal da sie dabei zugleich auf die Mithülfe des Richters zählen konnten, der schon für Herrn Rolland Partei genommen hatte, und wie sie hofften, seine Fragen schon so einrichten würde, daß der Angeklagte der Schlinge nicht entgehen könnte. Sie hatten aber den Rath, den sie dem Unglüklichen ertheilten, auf doppelte Art eingerichtet; entweder sollte er auf alle Fragen ein hartnäkiges Stillschweigen beobachten — dann hätte man fürchterliche Schlüsse wider ihn daraus gezogen; oder er sollte sich wenigstens unwissend stellen, und zu dem Ende allerhand falsche und ungereimte Dinge vorbringen, die sie ihm in den Kopf sezten — wodurch sie ihn durch sich selbst seinem Untergang entgegen zu führen hofften."

„Den 19 Junius 1699, neun Tage nach seiner Gefangennehmung, wurde der Angeklagte verhört. Man weiß, wie diese neun Tage für die Absichten der Gegner benuzt wurden. Nach einer solchen Vorbereitung konnte es nicht fehlen, daß das Verhör den Wünschen seiner Verführer gemäß ausfiel. Von allen den Umständen, über die er gefragt wurde und die er doch

doch wiſſen mußte, wenn er der war, für den er ſich ausgab, ſchien er gar nichts zu wiſſen. So ſagte er z. B. — als man ihn fragte: warum er ſeinen wahren Taufnamen Iſaak, bei ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Kirche verändert, und den Namen Andreas angenommen habe? —: er habe niemals ſeinen wahren Taufnamen gewußt, weil ihn ſein Vater nie anders genannt habe als Antrevergès von Rougon von Caille. In der Folge gab er als den Grund davon an: er habe einen Namen abgelegt, der bei ſeinen bisherigen Religionsverwandten ſehr gemein ſei, um einen andern anzunehmen, der ſeiner jezigen Religion angemeſſener ſei. Widerſprüche dieſer Art kamen noch mehrere bei dem Verhöre vor: er gab ſein Alter verſchieden an; er wußte den Namen ſeiner Mutter nicht; er konnte nicht angeben, wer ſeine Pathen geweſen waren. Weder die Straße noch das Quartier, wo ſein Vater zu Manosque gewohnt hatte, wußte er zu nennen. Das Haus ſeines Vaters konnte er zwar ſeiner äuſſerlichen Form nach genau beſchreiben, aber die innere Einrichtung deſſelben war ihm ganz unbekannt. Er ſagte, ſein Vater habe nie mehr als drei Kinder gehabt, da er doch fünfe gehabt

hatte. Er machte eine ganz unrichtige Beſchreibung von der Geſtalt und dem Anſehen ſeiner Schweſter Suschen, und gab ſeiner verſtorbenen Schweſter einen Namen, den ſie nie gehabt hatte. Eben ſo wenig wußte er eine Beſchreibung von ſeinem Vater zu machen. Auch von ſeiner Tante Lignon, welche doch ſtets bei ſeinem Vater zu Lauſanne gewohnt hatte, konnte er weder Farbe der Haare noch Größe ihrer Figur angeben; und gleich unwiſſend war er in Abſicht auf ſeine Großmutter, mit welcher er doch beſtändig gelebt hatte. Er erinnerte ſich nicht, ob in dem Hauſe, in welchem er zu Lauſanne gewohnt hatte, mehrere Miethleute geweſen ſeien. Eben ſo wenig erinnerte er ſich der Freunde, die er zu Manosque, Lauſanne und Genev gekannt hatte, u. ſ. w. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Ungereimtheiten und offenbare Unwahrheiten aufzählen wollten, welche er in dieſem Verhör vorgebracht hat."

„Dieſe Ungereimtheiten beweiſen aber ſo wenig etwas w i d e r den Angeklagten, daß ſie vielmehr, in einem gewiſſen Sinne, als eine günſtige Vermuthung f ü r ihn betrachtet werden können."

„Es

„Es iſt ein ausgemachter rechtlicher Grundſaz: daß ein falſches oder irriges Bekenntniß eines Angeklagten, in peinlichen Fällen, ihm nicht ſchadet *), weil es nicht als Beweis angeſehen werden kann; er kann ſeine Auſſagen immer widerrufen, der Prozeß mag ſo weit gekommen ſein als er will **), und zwar nicht bloß wenn der Irrthum unfreiwillig geſchehen, ſondern ſelbſt wenn er mit Vorſaz begangen worden iſt ***). Wenn ein Angeklagter auch ſelbſt durch ein ſolches Geſtändniß ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hat, der Richter aber auf einem andern Wege das Gegentheil herausbringt, ſo gibt das Geſtändniß keinen Grund, ſeine Losſprechung zu hindern ****). — Dieſe Grundſäze finden vorzüglich in den Unterſuchungen über den Stand eines Menſchen ihre Anwendung; denn in dieſen Fällen beſtimmen die Geſeze ausdrüklich: daß die unrichtigen Antworten eines Angeklagten, durch welche er ſeinen Stand ſelbſt verdächtig macht, ihm nicht zum

*) L. 2, ff. de conf.

**) L. 1, §. 5. ff. de quaeſt.

***) L. 11, §. 12. ff. de interrog.

****) L. 7. ff. de confeſs.

zum Nachtheil gereichen ſollen; er behält vielmehr immer das Recht, das Gegentheil ſeiner vorhergegangenen Auſſage zu beweiſen *).

„Der Sinn dieſer Geſeze iſt ſehr leicht einzuſehen. Der Stand eines Menſchen hängt nicht von ſeinem Geſtändniß, ſondern von ſeiner wahren Geburt ab, und ſo wenig es auf uns ankommt, das zu ſein, was wir wollen, ſo wenig hängt es von uns ab, das nicht zu ſein, was wir wirklich ſind. — Nach dieſen Grundſäzen hat auch das Parlement nie die Auſſagen eines Angeklagten in Erwägung gezogen, wenn ſie der Wahrheit widerſprechend gefunden wurden.“

„Dieſe Geſeze und dieſe Prinzipien finden hier eine ganz natürliche Anwendung. Vergebens würde der Soldat auf alle ihm vorgelegte Fragen noch ſo richtig und vernünftig geantwortet haben; er würde dadurch doch nicht der Herr von Caille geworden ſein, wenn er es nicht vorher geweſen wäre. Eben ſo wenig können nun ſeine unrichtigen und irrigen Antworten bewirken, daß er nicht der Herr von Caille ſei, wenn er es wirklich iſt.“

„Man kann ſogar behaupten, daß dieſes Verhör, welches man als einen Hauptbeweis gegen

*) L. 6, Cod. liberal. cauſ. et L. 24. eod.

gen den Soldaten gebraucht, nichts weiter beweiſe, als ſeine große Einfalt. Unmöglich kann man glauben, wenn man ihn für einen Betrüger halten will, daß er nicht würde die Vorſicht gebraucht haben, alle dieſe Erkundigungen einzuziehen, die ihm unentbehrlich waren, wenn er dieſe Rolle ſpielen wollte. Hatte er aber dieſe Erkundigungen eingezogen, ſo würde er ſich wohl gehütet haben, ſie unrichtig anzugeben, denn es war hier nicht bloß der Verluſt des Prozeſſes, ſondern auch der ſeines Kopfes auf dem Spiel. — Man muß alſo die Wahrheit nicht in dieſem Verhör ſuchen, ſondern ſie von der Folge der Unterſuchungen erwarten."

Der Criminallieutenant zu Toulon ließ nach dieſem Verhör, dem Herrn von Caille, ſeinen nächſten Verwandten und den Beſizern ſeiner Güter, die ſämmtlichen Verhandlungen bekannt machen, um ſie in den Stand zu ſezen, ihre Einwendungen gegen die Anſprüche des Soldaten beizubringen. Der Soldat ließ zugleich auch von ſeinem Verhöre eine Abſchrift nehmen, und ſchikte ſie Herrn Rolland und Herrn Tardivi.

Darauf

Darauf wurde am 16 September 1699 ein zweites Urtheil gesprochen, in welchem verordnet wird: der Soldat solle nach Manosque gebracht, und dort mit verschiedenen Personen, die ihn entweder für den Sohn des Herrn von Caille erkennen, oder das Gegentheil behaupten, konfrontirt werden."

Aeusserst beunruhigt durch diesen Ausspruch, eilte Herr Rolland selbst nach Toulon, setzte alles in Bewegung, um die Vollziehung zu verhindern, und trat nun förmlich als Gegenpartei auf, indem er den Soldaten des Verbrechens eines fälschlich angenommenen Namens und Standes anklagte. Als der Soldat hörte, daß sein Onkel angekommen sei, äusserte er ein Verlangen, ihn zu sprechen, um einen Versuch zu machen, wie er sagte, ob er nicht die Empfindungen der Natur wieder in ihm erwecken könne. Herr Rolland schien aber diesen Versuch zu fürchten, und suchte ihm auszuweichen. Allein die allgemeine Stimme des Publikums, welche diese Weigerung laut mißbilligte, nöthigte ihn endlich, der öffentlichen Anständigkeit das Opfer zu bringen, und ihn zu besuchen.

Unter

Unter den vielen besondern Umständen, welche der Soldat bei dieser Zusammenkunft in Erinnerung brachte, verdient vorzüglich einer grosse Aufmerksamkeit, weil er Herrn Rolland am meisten in Verwirrung sezte. Als in Frankreich die Verfolgungen der Protestanten anfiengen, war auch Herr Rolland, um sein bedeutendes Amt nicht zu verlieren, zur katholischen Religion übergetreten, und war also wahrscheinlich in seinem Herzen gesinnt, wie die allermeisten Neubekehrten dieser Art. Nun machte ihm der Soldat wirklich diesen Vorwurf der Heuchelei, und behauptete ganz dreiste: er habe ihn, nach seinem Uebergang zur katholischen Kirche, zu Genev das Abendmahl mit den Protestanten halten sehen. Herr Rolland war äusserst betroffen über diese Beschuldigung, suchte aber seine Unruhe so gut er konnte zu verbergen, brach die Unterhaltung plözlich ab, antwortete blos in unbestimmten Ausdrüken und sagte, dies sei die Sprache eines Betrügers. Es ist aber wohl zu bemerken, daß diese Thatsache bei dem Prozeß in einem Zeugenverhör wirklich bestätigt worden ist.

Indeß fürchtete Herr Rolland jezt nichts so sehr, als die Vollziehung des Urtheils, das den

den Soldaten berechtigte, alle nöthige Vorkehrungen zum Beweis seines Standes zu treffen. Es gelang ihm auch wirklich, ungeachtet der Soldat so ernstlich darauf drang, sie zu hintertreiben. Er erhielt von dem Criminallieutenant zu Toulon eine Verordnung, in welcher das Gesuch des Soldaten zu einer nochmaligen Untersuchung beim Criminal-Prozeß verwiesen wurde.

Der Soldat appellirte gegen diese Verordnung, welche, im Grunde, dem vorigen Urtheil vom 16 September entgegen war. Herr Rolland hingegen appellirte gegen dieses Urtheil selbst. Durch diese beiderseitigen Appellationen kam die Sache an das Parlement zu Aix, welches gleich darauf befahl, den Angeklagten von Toulon nach Aix zu bringen.

Auf dieser Reise begleiteten ihn der Kerkermeister von Toulon, dessen Aufsicht er übergeben wurde, und jene drei bestochenen Unterhändler, Silvy, Carbonnel und Cleron. Bei einem darauf erfolgten Verhör, gab der Kerkermeister folgende Umstände von dieser Reise an: „Als ich den Gefangenen von Toulon nach Aix brachte, und wir nicht weit von dem Walde bei Conil waren, blieb ich, einer noth-

wendigen

wendigen Verrichtung halber, etwas zurük, und Caille Silvy Carbonnel und Cleron ſetzten ihren Weg einſtweilen fort. Auf einmal hörte ich den Herrn von Caille rufen: Herr Auvray! kommen Sie zu mir, kommen Sie geſchwind. Er wiederholte dies verſchiedenemal; ich eilte alſo ihnen nach. Nun erzählte mir Herr von Caille: er habe mich gerufen, weil ſeine Reiſegefährten verſucht haben, ihn zum Entfliehen zu bereden, indem ſie ihm zuerſt Geld angeboten, und da er dies nicht annehmen wollte, ihn umzubringen gedroht hätten. Hierauf bemerkte ich auch, während Herr von Caille ſich gegen mich beſchwerte, daß ſeine drei Reiſegefährten ihn nur verſpotteten und auslachten. Auch hörte ich Herrn von Caille ſich beklagen, daß man ihm einen Hieb in die Seite gegeben habe, anſtatt ſein Pferd, auf ſein Verlangen, mit der Ruthe zu hauen. Als wir darauf nach Aubaigne kamen und Caille ſich mit Silvy Cleron und Carbonnel in einem verſchloſſenen Zimmer des Gaſthofes allein befand, entſtand ein groſſer Lermen unter ihnen; ich hörte, daß ſie dem beſagten von Caille zuſezten, er ſolle eine Schrift unterſchreiben, und daß er durchaus nicht dazu einwilligen wollte."

Der lezte Umſtand gab den Vertheidigern des Herrn Rolland Veranlaſſung, die ganze Ausſage für falſch zu erklären. Es iſt erwieſen, ſagten ſie, daß der Soldat damals, als dies geſchehen ſein ſoll, weder ſchreiben noch ſeinen Namen unterzeichnen konnte; daß er während der ganzen Unterſuchung zu Toulon niemals im Stande war, ein Protokoll zu unterſchreiben, und daß er erſt nachher im Gefängniß zu Aix ſeinen Namen krizeln lernte. Die ganze Ausſage iſt alſo falſch und ungültig, denn wie ſollte es möglich ſein, daß ſeine vertrauteſten Rathgeber eine Forderung an ihn gemacht hätten, von der ſie wiſſen mußten, daß er ſie nicht erfüllen könne. — Die Antwort auf dieſen Einwurf ſcheint mir ganz leicht und einfach. Dieſe drei Menſchen waren nur erſt vor kurzem zu dieſer Betrügerei angeworben worden, und hatten alſo noch keine Gelegenheit gehabt, zu erfahren daß er nicht ſchreiben könne. Und ſie konnten ſich darin um ſo leichter betrügen, weil ſie mit Recht vorausſezten, daß ein Sohn des Herrn von Caille gewiß ſchreiben gelernt habe. Sie mußten es demnach für eine bloße Ausflucht halten, als er, unter dem Vorwand daß er

nicht

nicht schreiben könne, die verlangte Unterschrift verweigerte. —

Von dem Parlement zu Aix wurde die Untersuchung wieder an den ersten Richter verwiesen, und von diesem kam sie wieder an das Parlement. Wir übergehen aber hier diese Verhandlungen, weil sie auf die Hauptgeschichte keinen wesentlichen Einfluß haben, und bemerken bloß, daß endlich, nach einem wiederholten rechtlichen Verhör beider Theile, am 18 Junius 1700 von dem Parlement ein Ausspruch geschah, welcher „dem Soldaten den Beweis „seines Standes, seinen Gegnern aber den Ge„genbeweis gestattete."

Herr Rolland würde gewiß nicht ermangelt haben, eben so wie er gegen das obige Urtheil appellirt hatte, auch gegen diesen Ausspruch zu appelliren, der mit jenem ganz einerlei Inhalt hatte. Allein es war ein auf erfolgtes Gehör beider Theile geschehener Ausspruch, und wider diesen fand weiter keine Einwendung statt. Da also von dieser Seite keine Hoffnung übrig war, die Sache aufzuhalten, so dachte er durch eine andere Wendung seinen Zweck zu erreichen. Er wußte, daß sein Gegner kein Geld hatte, um die Kosten zu bestrei-

tin, welche der förmliche Beweis ſeines Standes erforderte, und daß alſo die Folgen jenes Ausſpruchs ganz vereitelt werden mußten, ſobald es ihm nur gelänge, die Unterſtützungen zu verhindern, welche der Soldat von mitleidigen Perſonen erhalten möchte. In dieſer Abſicht betrieb er den Gang des Prozeſſes mit einer ſolchen Hize, wovon man wenig Beiſpiele finden wird. Täglich erſchienen neue Vorſtellungen von ihm, in welchen er behauptete, der Angeklagte habe ſich bereits ſeiner Anſprüche verluſtig gemacht, weil er ſeinen Beweis zu geben verſäumt habe. Es gelang ihm endlich eine Verordnung auszuwirken, welche dem Soldaten zu Antretung ſeines Beweiſes nur noch eine Friſt von fünf Tagen geſtattete; ſo daß Stand und Leben dieſes Unglüklichen in Gefahr ſchwebten, den ſtrengen Vorſchriften des Prozeſſes aufgeopfert zu werden.

Indeß erweckte doch das Mitleiden Wohlthäter, welche den Beklagten in den Stand ſezten, ſeinen Beweis anzutreten. Es wurden deshalb Monitorien *) in Aix und weit in der Gegend umher bekannt gemacht, und Unterſuchungen

*) S. Merlin. Recherſ. 1 Th. S. 259.

ſuchungen angeſtellt, bei welchen wirklich mehrere Perſonen ſich zeigten, die den Soldaten gleich anfangs für den Sohn des Herrn von Caille erkannt, und nur aus Furcht vor Herrn Rolland ihre Entdeckung verſchwiegen hatten. Herr Boyer von Aiguille, als Referent dieſes Prozeſſes beim Parlement, begab ſich mit dem Angeklagten nach Manoſque, Caille, Rougon, und an alle die Orte, wo die Familie des Herrn von Caille bekannt war. Ueberall wurde der Beklagte mit Freudebezeugungen empfangen, überall fanden ſich Zeugen, die ihn förmlich für den Sohn des Herrn von Caille erkannten, oder doch Umſtände angaben, die zu ſeiner Rechtfertigung dienten.

Auf ſolche Beweiſe nun hätte die Sache bald müſſen entſchieden werden. Allein Herr Rolland fand einen andern Weg, ſeinen Gegenbeweis zu führen. Er benutzte die Unvorſichtigkeit, welche der Soldat begangen hatte, ſich einige Zeit für Peter Mege auszugeben, und ſuchte zu erweiſen, daß er nichts anders ſei, als dieſer Peter Mege ſelbſt. Dieſe Behauptung war um ſo leichter, da der Angeklagte wirklich einige Jahre lang unter dieſem Namen gelebt und als Soldat gedient hatte.

Es war alſo gar nicht ſchwer, Leute zu finden, die ihn als Soldat unter dieſem Namen gekannt hatten, und es kam nur darauf an, die Ausſagen dieſer Zeugen ſo zu ſtellen, daß es ſchien, ſie hätten ihn noch vor der Zeit, da er dieſen Namen angenommen zu haben vorgab, gekannt. Dazu bedurfte es aber auch nichts weiter, als den Zeugen ſelbſt die Zeit, in welcher der Soldat ſich öffentlich für Peter Mege ausgegeben, weiter zurük zu ſezen. Dieſer Kunſtgriff, den Herr Rolland, wie man ſagt, ſo geſchikt zu gebrauchen wußte, machte das ganze Geheimnis ſeines Gegenbeweiſes aus, der auf den erſten Anblik ſehr bündig ſchien.

Wir müſſen hier, ehe wir in der Geſchichte dieſes Prozeſſes weiter gehen, vor allen Dingen einige Hauptbeſchuldigungen wider Herrn Rolland berühren, welche den Schlüſſel zu dem darauf erfolgten Parlementsſpruch enthalten. Man behauptete nämlich: 1) Herr Rolland handle gegen beſſere Ueberzeugung, er wiſſe wohl, daß der Beklagte ſein Neffe ſei; 2) Er habe mit eigner Hand viele Verfälſchungen begangen, und Dokumente abgeändert, welche Beweiſe gegen ihn enthielten; 3) Er habe mehrere Zeugen beſtechen. Zu dieſen Beſchuldigungen

gen fügte man noch die oben berührten Verſuche wider das Leben des Soldaten hinzu.

Zum Beweis der erſten dieſer Beſchuldigungen wurde 1) ein Geſpräch angeführt, das eine Wirthin zu Siſteron zwiſchen Herrn Rolland und ſeiner Frau angehört hatte. Sie hörte, als ſie Abends an ihrem Schlafzimmer vorbei gieng, daß beide heftig zuſammen ſprachen, und horchte aus Neugier. „Warum „laſſen Sie doch den armen Men„ſchen ſo martern?“ hörte ſie Frau Rolland zu ihrem Gatten ſagen, es iſt doch Ihr Neffe, das wiſſen Sie; wollen Sie „denn noch immer nicht aufhören, „ihn zu verfolgen? Herr Rolland antwortete ihr in voller Hize: ſie ſcheine im Kopf verrükt zu ſein, und ſolle auf der Stelle ſchweigen. 2) Eine Unterredung zwiſchen der Frau Rolland und dem Soldaten, welche im Parlementshauſe bei einem Zeugenverhör vorgefallen war, bei welchem beide zugegen waren. Der Soldat beklagte ſich gegen die Dame, daß ſie ſo grauſam ſei, ihn zu verleugnen, da ſie ihn doch ganz wohl kennen müſſe. „Erinnern Sie ſich nicht mehr, Frau Tante,“ ſezte er hinzu, „daß Sie

„einst in Abwesenheit meines Vaters ein Span„ferkel zubereiten liessen, und da mein Vater, „der den Geruch von diesem Fleische nicht „vertragen kann, unvermuthet zurük kam, es „schnell auf die Seite schafften?“ Madam Rolland, äusserst betreten und erröthend, antwortete: „Ihr seid ein Betrüger; es war ein Lamm.“ Sogleich sagten alle Umstehende: „Sie sind „also mit dem Beklagten damals doch zusammen „gewesen? Es sei nun ein Lamm oder ein Span„ferkel gewesen, die Sache ist doch wahr; und „da der Beklagte den Vorfall von Ihnen nicht er„fahren hat, und von jemand anders nicht er„fahren konnte, so muß er selbst dabei gewesen „sein. Ihre Antwort, Madame, beweist al„so, daß er Ihr Neffe ist.“

Zum Beweise der zweiten Beschuldigung wurde eine lange Reihe der auffallendsten Thatsachen vorgebracht. 1) Herr Rolland hatte den Pfarrer zu Rousillon, dem der Auftrag ertheilt wurde, die auf die Monitorien zu erwartenden Entdekungen aufzunehmen, auf seine Seite gebracht. Ihm zu gefallen mißbrauchte nun der Pfarrer die Einfalt seiner Beichtkinder und die Gewalt, die er durch sein Amt über sie hatte, so gewissenloß, daß er ihre

ihre Aussagen nach seinem Gutdünken verdrehte, und sie als ihr Bekenntniß unterschreiben ließ, was oft etwas ganz entgegengesetztes enthielt. Diese Untreue trieb er so weit, daß in der Folge mehrere dieser Leute behaupteten, es wäre nicht ein Wort von dem wahr, was der Pfarrer als ihre Aussage niedergeschrieben habe. Es traten unter andern zehn solcher Zeugen öffentlich auf, welche ihm den Vorwurf machten, er habe das gerade Gegentheil von dem was sie gesagt hatten, in sein Protokoll eingeschrieben. Andre beschwerten sich, daß er sie das Protokoll erst mehrere Tage, andere sogar erst verschiedne Monate, nachher habe unterzeichnen lassen, ohne es ihnen zuvor vorzulesen. 2) Dieser abscheulichen Verrätherei fügte der Pfarrer noch eine zweite eben so große hinzu. Nachdem er die ihm anvertrauten Entdekungen auf seine Art zubereitet hatte, schikte er sie Herrn Rolland zu, der doch Partei war. Dieser, der als Generaladvokat nicht nur wissen mußte, daß dergleichen Entdekungen keiner Partei vor der gehörigen Zeit bekannt gemacht werden dürfen, sondern auch die Pflicht hatte, über die Befolgung des Gesezes, das diese Aussagen als ein tiefes Geheimniß zu behandeln

befiehlt, zu wachen, nahm dieſe Protokolle ohne Bedenken an, und unterſuchte ſie. Noch mehr aber! Er mißbrauchte die geſetzwidrige Mittheilung dieſer Papiere ſo ſehr, daß er darin mit eigner Hand weſentliche Abänderungen in Worten und Zahlen machte. Wir wollen nur einige Beiſpiele davon anführen. — So war es zum Beiſpiel erwieſen, daß Peter Mege im Jahr 1676 zu Meſſina geweſen war. Johann Peter Odol, einer von den Zeugen die Herr Rolland für ſich anführte, hatte aber vor dem Pfarrer ausgeſagt: er habe den Peter Mege zu Joucas vor ſechs und zwanzig Jahren gekannt. Dies wäre alſo auch im Jahr 1676 geweſen, und doch ſollte Peter Mege in demſelben Jahre zu Meſſina ſich aufgehalten haben. Was hatte Herr Rolland zu thun um dieſen Widerſpruch zu vereinigen? Er änderte in der Ausſage Odols die Zahl 26 in 20. — Einige andre Zeugen behaupteten, den Peter Mege vor 24 oder 25 Jahren zu Joucas geſehen zu haben. Weil nun nach den andern Angaben Peter Mege nicht eher als im Jahr 1678 von Meſſina zurükgekommen ſein ſollte; dieſe Zeugenausſagen aber im Jahr 1701 geſchahen: ſo fand ſich hier der nämliche Widerſpruch; Herr Rol-

Rolland wußte ihn aber auf gleiche Art zu heben, indem er die Zahlen 24 und 25 in 20 und 21 verwandelte. — 3) Eben solche Veränderungen mit den Zahlen nahm er noch an sehr vielen andern Stellen vor. Hier kam alles auf die Jahrzahlen an. Da der Angeklagte selbst auch einige Jahre unter dem Namen des Peter Mege als Soldat gedient hatte, so würden die Aussagen nichts bewiesen haben, wenn sie auf diese Zeit giengen; sie mußten mithin so gestellt werden, daß es schien die Zeugen hätten den Beklagten schon früher als Peter Mege gekannt, ehe dieser den Namen angenommen zu haben vorgab. Diesen Absichten gemäß, hatte Herr Rolland dem Pfarrer aufgetragen, seine Untersuchungen anzustellen; und da dieser, der Treue unerachtet, mit welcher er seine Verrätherei auszuführen bemüht war, dennoch einige Widersprüche hatte einschleichen lassen, so veränderte Herrn Rollands verbessernde Hand alles, was des Predigers kurzsichtigeres Auge übersehen hatte. 4) Der Soldat hatte angegeben: er habe sich im Jahr 1695 auf den Galeeren anwerben lassen. Dies war das einigemal, daß er Galeerendienste genommen hatte, ausser dem leztenmal kurz vor seinem Uebertritt zur katho-

katholischen Kirche. Alle andere Nachrichten, welche man von einem Galeerensoldaten dieses Namens fand, betrafen den wahren Peter Mege von Joucas. Herr Rolland aber, der diesen Namen verschiedenemal auf den Listen der Galeerensoldaten fand, faßte den Anschlag, es wahrscheinlich zu machen, daß immer von einer und eben derselben Person die Rede sei. Allein der Angeklagte hatte sich mit dem Beinamen Sans-regret einschreiben lassen; der wahre Peter Mege hingegen hatte seinen Namen ohne Zusaz angegeben. Um nun zugleich diese Ungleichheit zu vereinigen und seine Behauptung um so glaubhafter zu machen, ließ Herr Rolland in die Liste vom Jahr 1683, wo der wahre Mege sich hatte aufzeichnen lassen, die Worte: genannt Sans-regret, zwischen die Zeilen einrüken, und in der Liste vom Jahr 1691, wo der Angeklagte aufgeschrieben war, die Worte: der nämliche, auch zwischen die Zeilen einschalten. Diese Verfälschungen ließ er durch einen Schreiber des Herrn Creizet, Generalkommissärs von den Galeeren, vornehmen, und durch diesen zugleich eine Abschrift davon verfertigen, in welcher die eingeschalteten Worte ganz in den Text eingerükt waren,

waren, und diese legte er zu den Akten. Allein der Kunstgriff wurde entdekt; Herr Croizet machte also eine eigenhändige Abschrift von jenen Listen, in welcher jene Zusäze nicht befindlich waren. — Diese Abänderungen konnte man auf keinen Fall als unwillkührliche Zusäze betrachten, die der Feder des Schreibers entfallen wären; so wesentliche und bedeutende Worte waren schwerlich ein Werk des bloßen Zufalls. Man kann sie aber eben so wenig für einen Plan ansehen, den der Schreiber aus eignem Antrieb unternommen hätte; was hätte dieser für eine Absicht dabei haben können? Die ganze Schande fällt also allein auf Herrn Rolland, der allein Vortheil davon ziehen konnte, und der während dieses Prozesses oft genug bewiesen hat, daß er einer solchen Handlung fähig sei. 5) Diese Vorsichtsregeln waren aber noch nicht hinreichend; Herr Rolland hatte also noch weitere Anstalten dieser Art zu treffen. Als der Angeklagte sich im Jahr 1695 unterhalten ließ, war er 20 Jahre alt; der eigentliche Peter Meze aber war 20 Jahre alt als er im Jahr 1676 Dienste nahm. Da nun der lezere sich in der Folge von dem Jahr 1680 bis 1691 sich noch verschiedenemal anwerben ließ,

so

so mußte er im Jahr 1680 mit 24 Jahren, und in eben dem Verhältniß in den folgenden, und in dem lezten Jahre schon mit 35 Jahren eingeschrieben sein. Statt dessen aber fand man ihn überall in den Listen mit demselben Alter von 20 Jahren angegeben, bis ins Jahr 1691, wo er mit 22 Jahren eingeschrieben stand. Er war also in vollen fünfzehn Jahren nur um zwei Jahre älter geworden. Von wem anders als von Herrn Rolland konnte dieser sonderbare Umstand herrühren? Unachtsamkeit oder Vergessenheit der Schreiber konnte es nicht sein, da derselbe Fehler so oft wiederholt war. Peter Mege selbst konnte den Irrthum auch nicht veranlaßt haben, denn was hätte er für Vortheil davon haben sollen, sein wahres Alter zu verbergen? Aber die Absichten des Herrn Rolland machten allerdings diese Vorsicht nöthig; es würde ein gar zu auffallender Unterschied gewesen sein, wenn man den nämlichen Peter Mege im Jahr 1691 mit 35, im Jahr 1695 aber mit 25 Jahren eingeschrieben gefunden hätte. Da die vorher schon angezeigten Verfälschungen der Galeerenlisten erwiesen sind, und da alle diese Verfälschungen einerlei Gegenstand und einerlei Zweck hatten:

so

so konnte natürlich der Verdacht auf niemand leichter als auf denjenigen fallen, der von diesen Verfälschungen Nutzen hatte, und der sich auf die Dokumente, worin sie angebracht waren, berief.

Eben so auffallende Beweise wurden zur Bestätigung der dritten Beschuldigung gegen Herrn Rolland angeführt. Die von seiner Hand so gewissenhaft berichtigten Dokumente waren zu seinem Zwecke noch nicht hinreichend; er mußte seine Behauptung auch durch Zeugenbeweise unterstützen, durch welche erwiesen wurde, daß Peter Mege und der Angeklagte ein und eben dieselbe Person sei. Es läßt sich erwarten, daß Herr Rolland dabei eben so gewissenhaft verfahren sei, als bei dem Beweis durch Dokumente, und folgende eigne Aussagen der von ihm bestochnen Zeugen geben einleuchtende Beispiele davon. 1) Zwei Männer, welche zu Pferde nach Toulon reisten, um dort ein Zeugniß für Herrn Rolland abzulegen, begegneten unterwegs einem dritten, der dahin zu Fuße gieng. Sie bildeten sich ein, er wäre auch einer von den Zeugen, und behielten ihn deswegen im Auge. Nachdem sie ihr Zeugniß abgelegt hatten, suchten sie ihn auf, nahmen ihn auf die Seite und wollten ihn über-

überteden, ſeine Ausſage der übrigen gleichförmig einzurichten. Er gab ihnen aber zur Antwort: ich habe ein Gewiſſen und kann alſo das nicht ſagen. Dieſes Geſpräch erzählt der 45ſte Zeuge, der es mit angehört hatte. 2) Herr Rolland wartete eines Tages auf der Straße auf einen Menſchen, der ein Zeugniß für ihn abzulegen hatte, und fragte ihn mit ſichtbarer Unruhe, als er zurük kam: „Hat er dich erkannt?" — Ja mein Herr. — „Und woran?" — Er kannte mich ſogleich, da er mich reden hörte. — „Du haſt aber doch nicht geſagt, daß du ihn kenneſt?" — Nicht ein Wort. — Herr Rolland war höchſt vergnügt über dieſe Antwort, lobte den Eifer des Zeugen, und ſagte: Du haſt deine Sache gut gemacht. Dieſe Unterredung findet ſich in der Ausſage des 211ten Beweiszeugen. — Wir würden viel zu weitläuftig werden, wenn wir die ungeheure Menge ähnlicher Thatſachen aufzählen wollten, welche von den Zeugen über dieſen Punkt vorgebracht worden ſind. Wir wollen nur noch einige Beiſpiele dieſer Art hier anführen. 3) Louis Roy, ein alter Bedienter des Herrn von Caille, der länger

länger als zwölf Jahre in seinen Diensten gewesen und ihn auch noch in die Schweiz begleitet hatte, war offenbar einer der wichtigsten Zeugen über den Stand des Angeklagten. Er erkannte ihn auch anfänglich und nahm keinen Anstand frei zu sagen: „der Soldat sei so gewiß der junge Herr von Caille, als er selbst Louis Rey seie.“ Diese Rede war durch zwei Zeugen bewiesen, welche sie gehört hatten. Einer so förmlichen Erklärung unerachtet änderte er aber plözlich seine Sprache und behauptete das Gegentheil. Wenn ihm Vorwürfe deshalb gemacht wurden, pflegte er zu antworten: „wenn ich den Angeklagten erkenne, so mache ich mir Einen Freund, wenn ich ihn aber nicht erkenne, so verschaffe ich mir mehr als fünfzig Freunde.“ Der 25ste und der 134ste Zeuge versicherten, daß er ihnen diese Antwort gegeben habe. Es ist also ausgemacht, daß er muß bestochen worden sein, und diese Bestechung ist auch selbst erwiesen. Herr Rolland konnte es selbst nicht leugnen, daß er ihm im Jahr 1699, dem Zeitpunkt wo dieser Prozeß seinen Anfang nahm, ein Stük Feld geschenkt habe. Zu seiner Entschuldigung gab er aber vor, er habe es nachher wieder zurükge-

nommen. Er bedachte dabei wohl nicht, daß gerade diese Vorsicht, die Bestechung zu verbergen, sie nur um so auffallender macht. Muß man nicht fragen: warum er sein Geschenk zurükgenommen habe? Und verräth nicht die freiwillige Rükgabe desselben, zu welcher Rey durch nichts gezwungen werden konnte, ein heimliches Einverständniß unter ihnen? Herr Rolland wußte gewiß, ihn auf eine andre Art dafür zu entschädigen. Ueberdies ist auch bewiesen, daß Louis Rey zwei Fuder Getreide bekommen hat, ein Umstand den sein eigner Sohn aussagte. 4) Anton Audibert, auch einer von denen, die den jungen Herrn von Caille in die Schweiz begleitet hatten, welcher auch nachher die Gelder abholte und überlieferte, die Herr Rolland seinem Schwager zuschikte, erkannte ebenfalls den Angeklagten sogleich, als er ihn das erstemal im Gefängniß sah, und erklärte öffentlich: „er könne ihn nicht verleugnen, wenn Herr Rolland ihm auch sein ganzes Vermögen dafür schenken wollte.“ Drei Zeugen versicherten gerichtlich, daß er diese Aeusserung gethan habe. Als er aber zum Verhör vorgefordert wurde, eilten Herr Rolland und Herr Tardivy, ihn auf ihre Seite

zu

Mühe die er sich genommen hatte, jene Dokumente aus der Schweiz herbei zu schaffen, seine Anstalten auch in Provence zu treffen, so gut es nur immer seine Entfernung zuließ. Unter andern gab er auch folgenden Beweis davon.

Ein naher Verwandter des Herrn von Caille, Herr Brün von Castellane, Lehn- und Gerichtsherr von Mäjoulx, ein Edelmann von bekannter Ehre und Rechtschaffenheit, erschien auf Ansuchen des Angeklagten auch vor Gericht, und ließ sich ihn vorstellen. Er erkannte ihn sogleich, und versicherte: er sei wirklich der Sohn des Herrn von Caille. Ein solches Zeugniß war allerdings sehr zu fürchten. Herr von Caille schrieb also sogleich, nachdem er durch Herrn Rolland davon benachrichtigt worden war, an den Herrn von Mäjoulx, und machte ihm die bittersten Vorwürfe; ohne Zweifel, sagte er, sei er nur durch einige Aehnlichkeit hintergangen worden, die der Soldat mit seinem Sohn habe. Herr von Mäjoulx machte in seiner Antwort bloß einige höfliche Entschuldigungen, bei welchen ihm nicht einmal einfiel, daß man sie zu einem Beweisdokument nach Frankreich zurükschiken würde.

Da

Da dies aber doch geschah, so bekräftigte er seine erste gerichtliche Erklärung noch einmal, und trat nun öffentlich auf die Partei des Soldaten.

Da man Beweise von allen diesen Thatsachen in Händen hatte, so waren diese allein schon hinreichend, die Sache des Herrn Rolland im höchsten Grade verdächtig zu machen. Allein wenn auch diese Betrügereien alle nicht entdekt worden wären, so würden zwar die Beweise auf beiden Seiten an Stärke sich das Gleichgewicht gehalten, der Beweis des Angeklagten aber, als ein bejahender, den Gegenbeweis des Herrn Rolland, der nur ein verneinender war, doch überwogen haben, weil nach den bekanntesten Regeln des Rechts, der bejahende Beweis mehr gilt, als der verneinende.

Vergebens wird man hier einwenden, Herrn Rollands Beweis sei auch ein bejahender, indem er darzuthun suche, daß der Angeklagte Peter Mege sei. Man muß diesen Beweis in Beziehung auf die Frage betrachten, auf die er eigentlich gerichtet ist. Der Parlementsspruch von 18 Junius 1700 erkannte: der Angeklagte habe zu erweisen, daß er der Sohn des Herrn von Caille sei, Herr Rolland hin-

gegen, daß er es nicht ſei. Der Beweis des leztern bleibt alſo auf alle Fälle verneinend.

Zwar iſt nicht zu leugnen, daß Herr Rolland zu erweiſen ſuchte: der Angeklagte ſei Peter Mege, und der Sohn des Herrn von Caille ſei geſtorben; und daß ſein Beweis in dieſer Rükſicht allerdings bejahend ſchien. Allein der eigentliche Gegenſtand aller ſeiner Unternehmungen war doch nur die Frage: iſt der Soldat der Sohn des Herrn von Caille, oder iſt er es nicht? deren erwieſene Antwort der Richter forderte; und in Beziehung auf dieſe blieb ſein Beweis immer verneinend. Mithin würde auch ſchon in dieſer Rükſicht der Beweis des Soldaten, nach allen Regeln des Rechts, ein größeres Gewicht haben, als der Gegenbeweis des Herrn Rolland.

Allein der Angeklagte bedarf nicht einmal, zu dieſem Hülfsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen. Sein Beweis iſt vollkommen und bündig an ſich; es findet gar keine Einwendung gegen ihn ſtatt. Herrn Rollands Gegenbeweis hingegen iſt fehlerhaft; er gründet ſich auf beſtochene Zeugen und verfälſchte Dokumente. Dieſe Verſchiedenheit allein ſchon zeigt, welcher von beiden rechtsbeſtändig ſei.

Wenn

Wenn man aber auch sogar auf alle diese Fehler des besagten Gegenbeweises keine Rücksicht nehmen wollte; wenn man sogar behaupten könnte, die eigentlichen Zeugen, welche Herr Rolland angeführt hatte, wären nicht bestochen gewesen: so ist doch durch denselben nicht erwiesen: daß der Angeklagte Peter Mege sei. Denn 1) wußten diese Zeugen weder von den Narben noch von den übrigen Merkmalen an seinem Körper, die gleichwol ganz auffallend und auszeichnend waren, etwas zu sagen. Wie hätten diese Zeugen, die alle nahe Verwandte oder vertraute Freunde des Mege waren, davon nichts wissen sollen? Und doch war nicht ein einziger unter ihnen, der nur die geringste Erwähnung davon gethan hätte. 3) Die Merkmale des Galeerendienstes, wo die Soldaten bei der härtesten Arbeit stets halb nakt der Sonne ausgesezt sind, bleiben Zeitlebens an ihren Körpern sichtbar, ihre Haut ist in den Händen wie Horn, und am ganzen Leibe schwarz. War der Angeklagte Peter Mege, so mußten die unvertilgbaren Spuren seines langen Galeerendienstes noch an ihm zu sehen sein; und dies um so mehr, da selbst ein Vatersbruder des Mege, der 155ste von Herrn

Rollands Gegenbeweiszeugen sagte: sein Neffe sei schwärzer als ein Schokstein gewesen. Allein der Angeklagte hatte keines von diesen Merkmalen an sich; er war also nicht Peter Mege. 3) Die eigenen Oheime und Vettern des Peter Mege behaupteten, der Angeklagte sei nicht ihr Verwandter, und versicherten dabei heilig, daß sie nichts abhalten würde wider ihn zu zeugen, wenn er es wäre. 4) Die Zeugen des Herrn Rolland sagten: „Peter Mege habe schlaffe herunterhängende Augenlieder, hervorstechende Kinnbacken, schleppende Beine und einen krummgebeugten Nacken gehabt, sei mit der fallenden Sucht behaftet, und noch besonders an einem der heimlichen Theile durch ein großes Fleischgewächs ausgezeichnet gewesen.“ Ob die Wundärzte, welche den Beklagten besichtigen mußten, das letztere Merkmal wirklich bei ihm gefunden haben, ist nicht öffentlich bekannt geworden; allein man brauchte nur ein paar Augen zu haben, um zu sehen, daß alle die übrigen Kennzeichen bei demselben nicht zu finden waren. 5) Endlich war auch Peter Mege, der Angabe der Galeerenlisten zufolge, im Jahr 1676 zwanzig Jahre alt. Folglich müßte der Angeklagte,

geklagte, wenn er Peter Mege wäre, schon vor dem Urtheilsspruch des Parlements zu Aix fünfzig Jahr alt gewesen sein. Allein man kann sich auf den ersten Blick überzeugen, daß ihm noch viel zu diesen Jahren fehlt.

Unter der großen Menge von Zeugen, welche wir hier noch anführen könnten, wollen wir uns nur auf fünf oder sechs einschränken, deren Aussagen sowohl in Rükſicht auf ihre Person als wegen der angegebnen besondern Umstände vorzüglich Aufmerksamkeit verdienen.

Esprite Martine, eine von seinen Ammen, die damals sieben und vierzig Jahr alt war, gab an: „Sie habe den Sohn des Herrn von Caille zu Manosque elf Monate gesäuget und ihn auch entwöhnt. Sie habe ihn nie vergessen können, und erinnere sich seiner noch sehr gut, weil sie ihn auch nachher noch gewartet, und auch eine seiner Schwestern gesäugt habe, während welcher Zeit die beiden Kinder bei ihr geschlafen hätten, und ganz ihrer Aufsicht anvertraut gewesen seien. Ihr Säugling habe immer viel Zuneigung gegen sie gezeigt, und sie selbst habe auch eine wahre mütterliche Zärtlichkeit für ihn gehegt. Sie sei in dem Hause des Herrn von Caille drei Jahre

gewesen, und habe auch nach der Zeit freien Zutritt in demselben gehabt, und sei zu allerlei Geschäften gebraucht worden. Ihr Säugling habe sie noch oft nachher besucht, und sie erinnere sich noch wohl, daß er von seiner Kindheit an ein Flattergeist gewesen, und alle Augenblike der Aufsicht entlaufen sei, sobald er nur allein habe gehen können; er habe auch nichts lernen wollen, sondern die Bücher ins Feuer geworfen, wenn man ihn zum lernen zwingen wollte. Er habe immer triefende und rothe Augen gehabt, und sei einst, als man ihn in die Schule schikte, mit einem Stein geworfen und nahe am Auge stark verwundet worden. Nachdem diese Wunde zugeheilt worden, habe er eine Geschwulst hinter dem Ohre bekommen, welche eine Zeitlang geeitert und eine Narbe hinterlassen habe, die noch sichtbar sein müsse. Nachher habe er auch am Knie diesen Zufall gehabt, wo die Narbe auch noch müsse zu sehen sein. Wegen seiner Augenkrankheit habe ihm seine Mutter ein kleines Pflaster unter die Augen gelegt, um den Ausfluß der beissenden Feuchtigkeit abzuhalten. Nachdem er mit seiner Familie Frankreich verlassen, habe sie nichts weiter von ihm gehört, bis vor

einem

einem Jahre ungefähr zwei Soldaten von Epinouse ihr gesagt hätten: sie hätten zu Toulon den Sohn des Herrn von Caille im Gefängniß gesehen, worüber sie sehr erstaunt sei. Vor ungefähr drei oder vier Monaten habe sie Herr Brunet, der Bürgermeister zu Manosque, zu sich fordern lassen. Gleich bei ihrem Eintritt ins Haus habe sie Herrn Rolland erblikt und sein Bedienter habe im Vorhause gestanden; Herr Rolland habe sich aber sogleich hinter eine Thüre verborgen. In der Küche habe sie die Tochter des Bürgermeisters und den Hofmeister seiner Kinder, den Notar Berenguier aus Manosque und einen gewissen Ruffin aus der großen Strasse, dessen Bruder ein Pfarrer sei, angetroffen, und alle diese Personen hätten sehr begierig zu erwarten geschienen, was sie sagen würde. Herr Brunet sei hierauf durch eine kleine Thüre heruntergekommen, und habe angefangen sie auszufragen: ob sie ihren ehemaligen Säugling, den Sohn des Herrn von Caille, noch kennen würde, und wie alt er ungefähr sein könne? Sie habe nicht vor allen den neugierigen Aufhorchern entdecken wollen, was sie gewußt hätte, auch sei ihr die heimliche Gegenwart des Herrn Rolland verdächtig

vor-

vorgekommen; ſie habe alſo nur kurz geantwortet: ſie könne ſich auf ſein Alter nicht beſinnen, weil ſie ihn ſchon ſo lange nicht mehr geſehen habe. Da man nichts weiter habe von ihr erfahren können, habe man ſie wieder entlaſſen. Vier oder fünf Tage nachher habe ſie Herr Brünet durch ſeine Magd noch einmal zu ſich fordern laſſen, ſie habe ihm aber antworten laſſen: ſie könne und wolle in dieſer Sache keine Nachrichten geben, und habe alſo nichts dort zu thun. Dieſer Antwort unerachtet habe Herr Brünet ſie, zwei Tage darauf, durch ſeinen Bedienten noch einmal dringend bitten laſſen, zu ihm zu kommen, und ihr eine anſehnliche Belohnung für ihre Mühe verſprochen; allein ſie habe weder Bitten noch Verſprechungen geachtet. Da ſie aber nachher, auf Anſuchen des jungen Herrn von Caille, zum gerichtlichen Verhör vorgeladen worden ſei, habe ſie ſich unverweilt in dieſe Stadt begeben. In dem Augenblick da ſie den Zeugeneid abgelegt, habe ſie den Angeklagten in der Gerichtsſtube erblikt, und in ſeiner Perſon ſogleich ihren Säugling, den wahren Sohn des Herrn von Caille, erkannt. Von der Freude ihren Liebling wiederzuſehen und

von

von dem Schmerz, ihn in diesem traurigen Zustand zu finden, gleich heftig erschüttert, habe sie sich der Thränen nicht enthalten können. Seine ganze Gestalt, seine Haare, seine Narben, seine triefenden Augen habe sie wieder erkannt; auch sein Knie habe sie entblößen lassen, und die Narbe von seiner ehemaligen Eiterwunde wieder entdekt; das nämliche Betragen, die nämliche Stellung, die von Jugend auf ihm eigen gewesen, habe sie noch an ihm bemerkt: mit einem Worte, in allem, auch sogar bis auf den Ton der Stimme, ihn als den wahren Sohn des Herrn von Caille erkannt. Sie versichere also nochmals, bei ihrer Seelen Seeligkeit, daß der Angeklagte wirklich und wahrhaftig der Sohn des Herrn von Caille sei, der nämliche, den sie zu Manosque gesäugt, entwöhnt, gewartet, und so lange er daselbst gewohnt, gekannt habe."

Catharine Reiniere, eine von den ersten Amtaen des jungen Herrn von Caille, ungefähr ein und fünfzig Jahre alt, sagte aus: „Sie habe den Sohn des Herrn von Caille einige Tage gesäugt, aber nicht damit fortfahren können, weil ihr dieses Kind die eine Brust so heftig aufgezogen habe, daß sie nie wieder an dieser

dieſer Seite habe ſäugen können. Sie habe nach dieſem Zufall ihren Abſchied nehmen müſſen, und der Säugling ſei darauf der Eſprite Martine übergeben worden. Sie habe aber doch immer eine gewiſſe Zärtlichkeit für dieſen Knaben behalten, und auch nachher, da er ſchon anfieng herum zu laufen, ſeinen liebkoſenden Bitten nicht widerſtehen können, ihm bisweilen die andere Bruſt zu reichen, doch habe ſie ihm dabei jedesmal mit aufgehobner Hand gedroht, um ihn vom Beiſſen abzuſchrecken. Sie erinnere ſich auch noch wol, daß ihm täglich habe müſſen Milch in die Augen geſprizt werden, um ſeine entzündeten und zugeſchwornen Augenlieder zu erweichen, und daß man ihm in der Folge in die Augenwinkel gegen die Naſe herab habe Pflaſterchen legen müſſen, um das Trieſen der Augen abzuhalten. Er habe ſehr hervorſtechende Backenknochen und ein ſehr mageres und eingefallnes Geſicht gehabt. In ſeinem neunten oder zehnten Jahre ſei er von einem gewiſſen Clement mit einem Stein an die Stirne geworfen worden; die ganze Stadt habe ihn damals für todt gehalten und ſie ſei dadurch in auſſerordentlichen Schrecken verſezt worden. Kurz vorher, ehe dieſe Familie aus

den

dem Königreich weggezogen, ſei er noch bei ihr geweſen, und habe ſich mit ihr gemeſſen. Er habe gern ſo groß ſein wollen, wie ſie (eine Perſon von mittelmäßiger Länge); allein ob er ſchon ſich auf die Fußſpizen geſtellt, habe er doch nicht weiter als bis an ihr Kinn gereicht. Nach ſeiner Abreiſe habe ſie nichts weiter von ihm gehört, bis ſie bei dieſer Gelegenheit als Zeuginn vorgeladen worden ſei. Sie erkenne aber in der Perſon des ihr jezt vorgeſtellten Angeklagten den nämlichen Sohn des Herrn von Caille, den ſie zu Manosque geſehen und gekannt habe, der an ihrer Bruſt geſäugt worden und von dem ſie ein unvergeßliches Andenken an ſich trage. Ihr Herz ſage es ihr bei ſeinem erſten Anblick, daß er es ſei; er habe ſich in nichts weiter verändert, als daß er größer geworden ſei; die Augen, die Farben, die Haare, die Geberden, den Ton ſeiner Stimme, ſeine ganze Geſtalt finde ſie noch eben ſo an ihm, wie ſie ehmals geweſen. Sie verſichere alſo, ſo wahr, als ſie ſeelig zu werden hoffe, daß er wirklich der Sohn des Herrn von Caille ſei, den ſie zu Manosque geſäugt, und der ſie bis zu ſei-

ner

ner Abreiſe aus dem Königreich oft beſucht habe.“

Anne Reine, eine Frau von ſechs und ſechzig Jahren, ſagte aus: „die Frau von Caille habe ſie einigemal, da ſie die Ammen verändern mußte, rufen laſſen, ihrem Sohn einſtweilen die Bruſt zu geben. Dabei habe ſie mehrmal von der Frau von Caille die Bemerkung gehört, daß das Kind ſehr dünne Beine und die Waden hoch oben habe, wie ſein Großvater, der Herr von Saint-Etienne. Durch allerlei kleine Gefälligkeiten habe ſie ſich die Zuneigung des Kindes ſo erworben, daß er ſie auch nachher öfters in ihrem Hauſe beſucht habe. Sie erinnere ſich beſonders auch noch, daß ſie einſt bei der Frau von Caille etwas gearbeitet und Nüſſe neben ſich liegen gehabt habe; dieſe habe ihr der junge Herr von Caille weggenommen und zum Fenſter hinaus unter die Gaſſenkinder geworfen; ſeine Mutter habe ihn für dieſen Muthwillen züchtigen wollen, ſie habe ihn aber durch ihre Vorbitte von der Strafe errettet. Gegenwärtig müſſe ſie bekennen, daß ſie an dem Gefangnen, der ſich für den Sohn des Herrn von Caille ausgebe, die nämlichen dünnen Beine mit den hoch obenſtehenden Waden

den bemerke; und daß auch der Gefangene sie von selbst an die Geschichte mit den Rüssen erinnert und geäussert habe: er sei ihr noch den Dank, für die Befreiung von einer guten Tracht Schläge, schuldig. Sie versichere also, so gewiß als wenn sie jezt unmittelbar Gott selbst Rechenschaft geben müßte, und wolle sogar ihre Hand der Feuerprobe darauf überlassen: daß der Gefangene, den sie bei Ablegung ihres Zeugnews gesehen, und den sie hernach in Gegenwart der Gerichtspersonen angefühlt und befragt habe, der wahre und wirkliche Sohn des Herrn von Caille sei, den sie gesäugt, und in seiner Jugend zu Manosque wohl gekannt habe."

Catharina Peiron, eine Frau von fünfzig Jahren, sagte aus: „Sie habe, aufgefordert durch die Monitorien, die wegen der gegenwärtigen Untersuchung bekannt gemacht worden seien, dem Pfarrer von Roussillon die Entdeckung gemacht: daß der Angeklagte vor ungefähr sieben Jahren in ihr Haus gekommen sei, sie mit kindlicher Freude umarmt, und, als seine gute lahme Mutter, gegrüßt habe. Sie höre zwar, der Pfarrer habe in das Protokoll

geſchrieben: ſie habe den Angeklagten nicht gekannt; allein ſie verſichere hiermit feierlich, daß ſie vielmehr im Gegentheil ihn ſogleich an ſeinen triefenden Augen, an ſeinen ſtrifferabhängenden Haaren, und an ſeinen dürren Backen erkannt, und daß ſie auch in ihrer Ausſage vor dem Pfarrer ihn für den Sohn des Herrn von Caille erklärt habe, ſo wie ſie ihn auch noch jezt dafür erkläre; er ſei der nämliche, den ſie ſieben Monate geſäugt, und nachher fünfzehn Jahre lang bis zu ſeiner Abreiſe aus dem Königreich gekannt und geſehen habe."

Eine andre Zeugin, Louiſe Mondete gab an: Die Großmutter des jungen Herrn von Caille habe ihn, nachdem er entwöhnt geweſen ſei, zu ſich genommen, und ihn bisweilen ihr zugeſchikt, um ihn zu warten und zu pflegen. Sie erinnere ſich, daß er von ſeiner Geburt an kränklich geweſen ſei, und daß er ganz an den Kopf angewachſene Ohren mit auf die Welt gebracht habe, die nachher durch einen Wundarzt haben abgelöſet werden müſſen. Eine Geſchwulſt an ſeinem Beine habe auch müſſen aufgeſchnitten werden, und von einem gewiſſen Element ſei er an ſeinem Kopfe verwundet worden;

den; von beiden müſſe man noch die Narben ſehen können. Er ſei fleiſſig in ihr Haus gekommen, und habe ſie ſeine Mutter genannt. Als er mit ſeinem Vater von Manosque nach der Schweiz ausgezogen ſei, habe ihn Louis Rey in einem beſondern Wagen gefahren. Nach der Zeit habe ſie ihn nicht wieder geſehen, bis er, vor einem Monat ungefähr, in Begleitung eines Kommiſſärs vom Parlemente nach Manosque gebracht worden ſei. Vor einigen Jahren habe ſie aber einmal von einer ſeiner Ammen gehört: er habe ſich nach der Zurükkunft von der Armee einige Tage bei ihr aufgehalten. Da er das leztemal in Begleitung des Kommiſſärs in Manosque geweſen ſei, habe er auch ſie bitten laſſen, zu ihm zu kommen, und ſie gleich beim Eintritt mit einer Anrede in der Landesſprache empfangen, welche ſie ganz in Erſtaunen geſezt habe, weil es ganz dieſelbigen Worte geweſen ſeien, die ſie von ihm als Kind ſo oft gehört habe: fias eiſſi ma maire eiſſucho, m'aduſez ges d'amendos cuechos (Siehe da, meine gute Mutter, bringen Sie mir nicht gebrannte Mandeln)? Darauf habe ſie ihm geantwortet: ſie habe keine Mandeln, ſie könne aber leicht welche bekommen. Ohne

ſich aber weiter mit ihm einzulaſſen, habe ſie durch die Merkmale, welche ihr noch erinnerlich geweſen, ſich ihrer Sache erſt ganz verſichern wollen. Sie habe alſo die Haare an der Stirne des Gefangenen in die Höhe gehoben, und da wirklich die Narbe von dem Steinwurf gefunden, darauf habe ſie ihn ſein Knie entblößen laſſen, und auch da die Male von den Beulen bemerkt. Eben ſo habe ſie an ſeinen Ohren noch die Spuren von den Einſchnitten des Wundarztes entdekt. Nach allen dieſen Bemerkungen habe ſie nicht länger gezweifelt, daß der Gefangne wirklich der Sohn des Herrn von Caille ſei. Sie habe dies gleich damals in Gegenwart mehrerer Perſonen erklärt, und wiederhole jezt feierlich dieſe Erklärung."

Wir beſchlieſſen dieſen Auszug aus dem Zeugenverhör mit der Ausſage eines Edelmanns, Herrn Arnold von Guillen von Salla, Lehn- und Gerichtsherrn von Monjuſtin, welcher angab: „Bei der vertrauten Bekanntſchaft, welche er mit dem Herrn von Caille, während ſeines ehemaligen Aufenthaltes in Frankreich, unterhalten habe, ſei ihm die Nachricht, daß ein Sohn des Herrn von Caille gefangen ſize, ſehr

ſehr auffallend geweſen. Von Neugierde und von Mitleiden getrieben ſei er ſogleich in das Gefängniß geeilt, und habe dort eben den Menſchen angetroffen, der ihm hier bei der Ablegung ſeines Zeugeneides vorgeſtellt werde. Um ſich dem Gefangnen um ſo unkenntlicher zu machen, habe er ſich für einen Fremden ausgegeben, der von der Familie des Herrn von Caille gar nichts wiſſe, und um ihn in dieſer Meinung zu beſtärken, habe er ihm verſchiedene Fragen vorgelegt, die eine völlige Unbekanntſchaft mit dem Herrn von Caille vorausgeſetzt hätten; er habe z. B. gefragt: ob nicht ſein Vater Kutſchen und Pferde, gehalten, und ob er nicht ein Liebhaber von der Jagd geweſen? — Umſtände von denen er gewußt habe, daß ſie ſich nicht ſo befunden hätten. Allein mit der größeſten Zuverſichtlichkeit habe ihn der Gefangne ſogleich als Herrn von Monjuſtin angeredet. Er habe zwar verſichert, daß er der nicht ſei; allein der Gefangne ſei feſt bei ſeiner Behauptung geblieben, und habe geſagt: er kenne ihn an der Aehnlichkeit, die ſein Sohn, Herr von Crotes, von ihm habe. Darauf habe er auch die obigen Fragen beantwortet: ſein Vater habe keine Kutſchpferde aber ſehr koſtbare Reit-

pferde gehalten, und von der Jagd ſei er gar kein Freund geweſen. Um nun noch ſicherer hinter die Wahrheit zu kommen, habe er dem Gefangnen unter andern auch die Frage vorgelegt: was für Pferde ſein Vater während ſeines Aufenthalts in Frankreich gehabt habe, und ob ihm nicht einſt ein merkwürdiger Zufall mit einem ſeiner Pferde begegnet ſei? Darauf habe der Gefangne, auch ohne ſich zu bedenken, geantwortet: ſein Vater habe ein weißes ſpaniſches Pferd mit einem langen Schweife gehabt, und unter andern Pferden auch eine ſchöne Fohle, die einſt plözlich krank geworden ſei; ſein Vater ſei darüber ſehr in Unruhe geweſen, habe ſogleich zu ihm, dem Zeugen, geſchikt, weil er gewußt habe, daß er ſich ſehr gut auf die Pferde verſtehe, und habe ihn zu Hülfe rufen laſſen; er, Herr von Morzin, ſei auch ſogleich gekommen, habe verſchiedne Mittel an dem jungen Pferde verſucht und ihm ſogar in den Schlauch geſprizt, um es zum Stallen zu bringen; allein alle Mittel ſeien fruchtlos geblieben, und das Füllen zum gröſſeſten Mißvergnügen ſeines Vaters, in Zeit von ſieben bis acht Stunden todt geweſen. Alle dieſe Umſtände habe er, Zeuge, genau mit der Wahrheit

heit übereinstimmend gefunden; er habe aber fortgefahren ihn zu fragen: ob er ihn denn jemals gesehen habe? und darauf die Antwort erhalten: er sei täglich bei seiner Großmutter, der Frau von Caille, gewesen. Bei dieser Veranlassung habe er den Gefangnen mit der Frage: wo seine Großmutter zu Manosque gewohnt habe? überraschen wollen, aber sogleich die richtige Antwort bekommen: bei Herrn Loth. Alle diese Antworten seien ganz unbezweifelt richtig, und er habe nicht das mindeste in denselben widersprechend gefunden. Indeß so aufmerksam er auch den Gefangnen betrachtet habe, so könne er doch seiner Person nach nicht sagen, ob er ein Sohn des Herrn von Caille sei oder nicht; denn zu der Zeit, da er mit seinem Vater und mit seiner Großmutter zu Manosque in genauer Bekanntschaft gelebt habe, sei der Sohn des erstern kaum acht oder neun Jahre alt und ein Dummkopf gewesen, den sein Vater, aus Furcht daß er ihm Schande machen werde, vor Fremden so wenig als möglich habe in Vorschein kommen lassen."

Alle diese Zeugnisse erhalten ein um so größeres Gewicht, weil sie nicht bloß schlechthin behaupten, den Gefangnen für den Sohn

des Herrn von Caille zu erkennen, sondern einzelne ganz besondere Umstände anführen, durch welche sie ihn vollkommen kenntlich machen. Wenn man sieht, daß bei einem Beweise dreihundert und vier und neunzig Zeugen die nämliche Thatsache zum Theil geradezu behaupten und mit einem Eide auf ihrer Seelen Seeligkeit bestätigen, zum Theil in einer so treffenden Beschreibung der Person, und in der Angabe einzelner Merkmale so genau zusammenstimmen; wenn einige derselben auf Fragen, welche die kleinsten Familienangelegenheiten betrafen, die richtigsten und umständlichsten Antworten von dem Angeklagten erhalten zu haben versichern, den Angeklagten zugleich förmlich erkannten, eine genaue Schilderung seiner Gestalt und eine ganze Reihe von Thatsachen angeben, welche niemand als der wahre Sohn des Herrn von Caille wissen konnte, und die gleichwol der Angeklagte nach den kleinsten Umständen erzählt hatte: So muß man zugeben, daß weder Bestechung noch bloß zufällige Verblendung eine so vollständige Uebereinstimmung hätte bewirken können, und daß also durch alle diese vereinigten Beweise die Sache zur unumstößlichen Ueberweisung gebracht ist.

Der

Der Beweis des Angeklagten ist also durch diese Zeugnisse vollendet; sein Beweis hat alle Kennzeichen der Wahrheit, Kennzeichen, die man einem falschen Zeugnisse nie geben kann. Bestochene Zeugen geben die Thatsachen kurz und ohne Umstände an, sie hüten sich sorgfältig, sich in ein Labyrinth von einzelnen Umständen zu verwickeln, wo sie jeden Augenblik in Gefahr sind sich zu verrathen. Wie wäre es aber möglich gewesen 394 Menschen, meist aus der niedrigsten Klasse, ohne Erfahrung, ohne Urtheilskraft, ohne Fertigkeit im Verbinden ihrer Gedanken, so abzurichten, daß keiner der Zeugen weder sich selbst noch einem andern widersprochen hätte?

Ueberdies aber, wie hätte der Angeklagte eine so große Menge von Zeugen aus allen Ständen bestechen können, da er selbst bloß von Allmosen lebte und durch die niedrige und entehrende Lebensart, die er seit seiner Entweichung aus dem väterlichem Hause geführt, allen Credit verloren und sich allgemeine Verachtung zugezogen hatte? — Durch seine Talente hat er sich aber offenbar nicht so gehoben; es ist bekannt, wie stiefmütterlich ihn die Natur in dieser Rüksicht bedacht hat. Da man

überdies, ſobald er ſich öffentlich erklärt hatte, ſogleich gefangen ſezen ließ, ſo war ihm alle Gelegenheit zu einer ſo verwikelten Intrike abgeſchnitten.

Deſto größer iſt aber die Wahrſcheinlichkeit, daß Herr Rolland ſich ſolcher Hülfsmittel bedient habe. Von Jugend auf beinahe in der praktiſchen Rechtswiſſenſchaft geübt und folglich in alle geheime Kunſtgriffe derſelben eingeweiht, bekannt mit der großen Welt, mächtig durch ſeinen großen Reichthum, und geltend durch ſein wichtiges Amt, hatte er alle Vortheile in Händen, und man weiß, wie er ſie wider den Angeklagten zu benuzen verſtand.

Wenn man aber auch nur das einzige bedenkt, daß der Angeklagte es gewagt hat, zu einer Zeit, wo der Herr von Caille noch lebte, und in einem Lande, wo beinah jeder Einwohner als Zeuge wieder ihn auftreten konnte, ſich für den Sohn des Herrn von Caille zu erklären: ſo muß ſchon dies ein günſtiges Vorurtheil für ihn erwecken. Würde ein Betrüger wohl dieſe Zeit gewählt haben, um auf den Schauplaz zu treten? Es iſt wahr, der Herr von Caille war nicht mehr in Frankreich; aber war er nicht nahe genug, um wegen einer

Sache

Sache von ſolcher Wichtigkeit ſogleich zurükzukommen? und wie ſehr hatte nicht ein Betrüger eine ſolche Zuſammenkunft zu fürchten? Allein der Angeklagte fürchtete ſie ſo wenig, daß er ſie vielmehr aufs ſehnlichſte wünſchte, und ſeinen Vater verſchiedenemal ehrerbietig dazu aufforderte. Ueberdies aber war das Land, wo der Angeklagte öffentlich als Sohn des Herrn von Caille auftrat, eben dasjenige, wo dieſer war geboren und erzogen worden, wo man die Familie des Herrn von Caille allgemein kannte, und wo alſo jeder Einwohner beinah ihn als Betrüger entdeken konnte. Kann man wohl begreifen, wie er es hätte wagen können, auf dieſem Schauplaz zu erſcheinen?

Doch die Aehnlichkeit ſelbſt, zwiſchen dem Angeklagten und dem Sohn des Herrn von Caille, welche von ſo vielen Menſchen beſtätigt worden iſt, beweiſet hinreichend, daß hier kein Betrug ſtatt finde. Zwar kann man nicht allgemein behaupten, daß eine ſolche Aehnlichkeit allein in allen Fällen einen hinlänglichen Entſcheidungsgrund gebe; dies hieſſe, zu viel auf ein Spiel der Natur bauen. Allein wenn ſo verſchiedne, beſtimmte und durch feierliche Eide bekräftigte Zeugniſſe nicht nur die Aehnlichkeit

lichkeit behaupten, ſondern auch die aller mannichfaltigſten Ausſagen in einer Schilderung der Geſtalt, welche genau übereintrifft, ſo ganz einſtimmig ſind: ſo muß allerdings ein ſolcher Beweis der Aehnlichkeit für entſcheidend gelten.

Nach der Ausſage dieſer Zeugen hatte der Sohn des Herrn von Caille triefende Augen, hervorſtehende Backenknochen, ein ſpiziges Kinn, ſchwarze und verdorbne Zähne, einen ſpizigen Hinterkopf, braune und ſchlichte Haare, dünne Beine und eine hagere Geſtalt. Die Ohren welche bei ſeiner Geburt glatt an den Kopf gewachſen waren, hatten müſſen durch einen Schnitt abgelöst werden; in ſeiner Jugend war er durch einen Steinwurf an der Stirne verwundet worden; er war öfter mit Beulen behaftet geweſen, welche man aufſchneiden mußte; und einſt hatte er eine große Geſchwulſt am Knie, welche geöffnet werden mußte: von allen dieſen Zufällen mußten die Narben noch an ſeinem Körper zu finden ſein. Was kann es für einen ſtärkern Beweis für den Angeklagten geben, als daß nicht nur jene Schilderung der Perſon bei ihm zutrifft, ſondern auch alle dieſe auszeichnenden beſondern Merkmale ſich an ſeinem

nem Körper finden? Oder sollte wohl wirklich jemand glauben, daß der Angeklagte alle diese Merkmale durch künstliche Mittel nachgeahmt, oder daß ein bloßer Zufall zwei einander so völlig ähnliche Menschen hervorgebracht habe? Diese vollkommene Uebereinstimmung nicht nur der äussern Gestalt, sondern auch der persönlichen Gebrechen, und der andern besondern Merkmale, welche durch eine so merkwürdige Reihe von Zeugen bestätigt worden ist, kann keinen Zweifel übrig lassen, daß der Angeklagte wirklich der Sohn des Herrn von Caille sei.

Offenbar war diese Aehnlichkeit ein Hauptumstand, auf den Herr Rolland in seinem Gegenbeweis vorzüglich hätte Rücksicht nehmen müssen. Gleichwohl hat er ihn kaum berühret, und da er es nicht vermeiden konnte davon zu sprechen, so versprach er zwar, seine Widerlegung in der Folge noch aufzustellen; aber er hat dies Versprechen nirgend erfüllt. Allein man muß ihn nöthigen, sich über diesen Punkt ganz unzweideutig zu erklären. Er hofft vielleicht, dieses Gegenbeweises sich durch die Einwendung zu überheben, daß der Sohn des Herrn von Caille diese Merkmale gar nicht an sich gehabt habe. Allein, wie will er alle die Zeugnisse widerle-

gen,

gen, durch welche dieſe Thatſache erwieſen iſt? Dieſe Zeugen konnten keine Abſicht dabei haben, dem Sohn des Herrn von Caille die angegebnen Merkmale zuzuſchreiben, es müßte denn gezeigt werden können, daß ſie durch Beſtechungen dazu wären erkauft worden. Herr Rolland hat dies aber nirgends erwieſen; vielmehr ſtimmen mehrere der Zeugen, welche er für ſich aufgeſtellt hat, in Rükſicht dieſer Merkmale mit den Zeugen des Angeklagten überein. Mehrere von den Gegenbeweiszeugen des Herrn Rolland haben dem Sohn des Herrn von Caille triefende Augen, eingebogene Kniee, dünne und kurze Beine, eine Narbe an der Stirn, einen Schaden am Knie, eine hagere kränkliche Geſtalt und andere Merkmale dieſer Art, welche genau mit den Angaben der andern Zeugen übereinſtimmen, zugeſchrieben. Dieſe Umſtände ſind alſo ganz unwiderſprechlich, da es eine bekannte Regel iſt, daß eine Thatſache, die im Beweis und Gegenbeweis auf einerlei Art angegeben wird, für unſtreitig wahr angenommen werden muß.

Dies waren nun die Gründe, welche der Soldat zu ſeiner Rechtfertigung anführete. Die

ſen

sen Beweisgründen zu folge fällte das Parlement von Provence, den 14 Julius 1706, folgendes Urtheil:

„Wir erklären hierdurch den Andreas „von Antreverges für den wahren Jsaak von „Brün von Castellane, den Sohn des Scipio „von Brün von Castellane Lehn- und Gerichts„herrn von Caille und Rougon und der Judith „le Gouche, und befehlen, daß sein Name aus „den Registern des Gefängnisses ausgestrichen „werde. Alle Güter und das ganze hinterlassene „Vermögen seines Vaters und seiner Mutter, „samt der Nuznießung davon seit dem 16 De„zember 1702, mit dem Ersaz aller Interessen „und des daran verursachten Schadens, wer„den ihm hiemit zugleich zugesprochen, und den „bisherigen Besizern dieser Güter auferlegt, „ihm dieselben sogleich einzuräumen, und ihn „auf keine Art in dem Genuß derselben zu „stören. Ferner befehlen wir, in Rükksicht auf „die Beschwerde, welche besagter Jsaak von „Brün von Castellane angebracht hat, daß wir „der Herrn Rolland, Generaladvokat bei dem „Parlement von Grenoble, sogleich eine gericht„liche Untersuchung wegen Bestechung der Zeu„gen, Verunglimpfung, Verfälschung und Ver-

gif-

„giftung, angeſtellt werde; und verurtheilen die „Frau Rolland und Frau Tardivy mit ihren „Verbündeten zur Bezahlung aller Koſten des „Prozeſſes. Endlich verordnen wir auch, daß „Joſeph Fauque dû Colombier Pfarrer zu „Rouſſillon, Joſeph Perrier Notar zu Rougon, „Anton Audibert Müller daſelbſt, und Louis „Rey Schenkwirth zu Manoſque, in das Par„lementsgefängniß gebracht, Claudius Fünel „und die Frau des Audibert zum Verhör vor„gefordert, und Croizet, ehemaliger General„kommiſſär der Galeeren, ſamt demjenigen von „ſeinen Schreibern, welcher den verfälſchten „Auszug aus den Galeerenliſten gemacht hat, „vernommen werden ſollen.“

Dieſer Parlementsausſpruch erregte im Publikum eine unglaubliche Freude. Schon um 6 Uhr des Morgens waren alle Säle des Parlementshauſes und alle in der Nähe gelegenen Gaſſen und Pläze mit einer unzähligen Menge von Menſchen angefüllt. Da ſich die Richter zurük begaben, begleitete ſie das Volk mit unabläſſigem Freudengeſchrei, und Herr Boyer von Aiquille, der Referent des Prozeſſes, wurde im Triumph nach ſeiner Wohnung getragen.

Kaum

Kaum war dieser Parlementsspruch bekannt gemacht, so wurde der Gefangne von der Frau eines Arztes zu Toulon, Namens Serry, aus dem Gefängniß abgeholt. Auf ihre Veranstaltung wurden eilends anständige Kleider für ihn zurecht gemacht; darauf führte sie ihn sogleich im Triumph mit sich nach Toulon in das Haus ihres Gatten, und in vierzehn Tagen war er ihr Tochtermann.

Diese Trauung, welche so hastig vollzogen wurde, daß man weder die gewöhnlichen Aufgebote, noch die förmliche Ausfertigung des Parlementsspruchs an den Soldaten abwartete, mußte allerdings Aufmerksamkeit erregen. Die Sache war zu auffallend, als daß man nicht hätte sollen einigen Verdacht daraus schöpfen; sie schien auf ein vorhergegangenes heimliches Einverständniß beider Theile sehr deutlich hinzuweisen. Man entdekte bald noch mehrere Umstände, welche diesen Verdacht bestärkten. Madame Serry, hörte man, sei eine Blutsverwandte von Herrn von Villeneuve, einem der Richter, und von dem Präsidenten, Herrn von Maliverny, einem Tochtermann des Referenten, Herrn von Aiguille. Man erfuhr, daß der Arzt Serry alle Kosten des Prozesses be-

zählt und zu dem Ende sogar die Juwelen seiner Frau und seiner Tochter verkauft habe; daß Mutter und Tochter, während die Sache zur Entscheidung im Parlemente lag, nach Aix gekommen waren, und alles, was Verwandtschaft und Freundschaft vermochte, bei den ihnen verwandten Parlementsgliedern für den Soldaten in Bewegung gesezt hatten; daß Madam Serry, sobald der Ausspruch des Parlements geschehen war, fünftausend Liver aufgenommen, und damit die Urthelsgelder bezahlt hatte; daß diese Summe aber (bei dem Prozeß, der durch mehr als fünfzig Parlementssizungen gedauert hatte) nicht einmal hinreichend gewesen, und der Arzt also genöthigt gewesen sei, durch seinen Stiefbruder zu Aix noch ein zweites Anleihen machen zu lassen, um die übrigen Kosten zu bezahlen; und daß in der Vollmacht, welche er deshalb seinem Stiefbruder zuschikte, ausdrüklich gestanden habe: „er wolle sich die übrigen vorgeschossenen Summen noch vorbehalten."

In dem Ehekontrakt ließ Herr Serry seiner Tochter von dem Soldaten eine Summe von 40000 und eine jährliche Pension von 1000 Liver verschreiben, und in zwei Dokumenten.

nienten, welche von dem Soldaten nach der Vermählung ausgestellt waren, ließ sich der Arzt selbst von den sämtlichen Einkünften der Caillischen Güter eine Summe von 18000 Liver cediren, — mit der sorgfältigen Clausel bei alle diesen Dokumenten: mit Vorbehalt aller vorgeschossenen Summen.

Ausser diesen zum Vortheil seiner eignen Familie ausgesezten Summen, ließ Herr Serry durch seinen Tochtermann auch Herrn Silvain, einem Advokaten, der ihm bei dem ganzen Prozesse gedient hatte, 12000 Liver, und einem Gerichtsdiener, Namens Meyere, der die Beweiszeugen des Soldaten vorgeladen hatte, 15000 Liver verschreiben. In der über die lezte Summe ausgestellten Obligation hieß es noch ausdrüklich: „daß zu dieser Summe dasjenige nicht gerechnet werden solle, was Meyere von dem Herrn von Caille, oder in dessen Namen, an Geld und Lebensmitteln bereits bekommen habe." — Belohnungen von so ungewöhnlicher Art mußten den Verdacht erregen, daß sie der Gerichtsdiener durch wesentlichere Dienste, als durch bloße Citationen der Zeugen verdient habe, daß sie Bestechungen

waren, durch welche er für die Sache des Soldaten gewonnen werden mußte. Von wem anders, als von Herrn Serry, konnten dieſe Beſtechungen geſchehen ſein, da der Soldat bekanntlich nichts hatte, das er geben konnte? Es iſt alſo — ſo ſchloß nun das Publikum — ganz einleuchtend, daß Herr Serry Antheil an der Kabale gehabt habe, und ſein Endzweck dabei konnte kein andrer ſein, als die Güter des Hauſes Caille durch die Verheirathung ſeiner Tochter an ſich zu bringen.

Man erfuhr nun auch, daß der von dem Parlement geſchehene Ausſpruch bei weitem nicht einſtimmig abgefaßt worden ſei; daß der Generalprokurator darauf angetragen habe, noch nicht zu einem Endurtheil zu ſchreiten, ſondern zuvor noch eine neue Unterſuchung, zu einem geſezmäßigeren Beweis von dem Aufenthalt des jungen Herrn von Caille in der Schweiz und ſeinem Tode zu Vevay, anſtellen zu laſſen; daß nach einem Wortwechſel von acht Stunden nur zwölfe von den zwanzig anweſenden Richtern ſich dahin vereinigt hatten, den Soldaten für den Sohn des Herrn von Caille zu erklären; daß unter dieſen zwölfen die drei Verwandte von der Madam Serry geweſen waren; daß

fünf

fünf von den andern dahin gestimmt hatten, das von dem Generalprokuratur vorgeschlagene Zwischenurtheil abzufassen, und die übrigen drei sogar darauf erkannt hatten, den Soldaten des Betrugs und falscher Anmaßung eines fremden Namens für überwiesen zu erklären; daß diese leztern endlich der Meinung der fünf vorhergenannten beigetreten, und also der Parlementsausspruch bloß mit zwölf Stimmen gegen acht durchgegangen sei.

Den Verdacht, welchen alle diese Umstände veranlaßt hatten, vermehrte nun noch der Soldat selbst; durch die Art, wie er die ihm zugesprochenen Güter in Besiz nahm, mit welchen er gerade so zu Werke gieng, als wäre er ihres Besizes keinen Augenblik gewiß. Er verkaufte die auf Zinsen stehenden Gelder, veräusserte Grundstüke für einen sehr geringen Preis, ließ die Mobilien aus den Schlössern wegbringen, und nahm solche Maßregeln, daß die Pächter ihm die Pachtgelder auf viele Jahre voraus bezahlten, so daß das hinterlassene Vermögen des Herrn von Caille, in weniger als einem Monat, ganz zerstreut war.

Zu allen diesen Gründen, welche nach und nach den Zweifel des Publikums über den

wahren Stand des neuverwandelten Edelmanns erhöht hatten, kam nun noch ein neuer hinzu, der ihn bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhob — die Erscheinung von Honorade Venelle, welche jezt auf einmal auf den Schauplaz trat. Während des ganzen Prozesses hatte sie ein tiefes Stillschweigen beobachtet; sobald sie aber nun hörte, daß sich der Soldat mit Magdalene Serry verheirathet habe, kam sie in Begleitung einiger Freunde nach Aix, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Ein Priester zu Aix, der mit ihr verwandt war, führte sie zu Herrn Lebret, dem ersten Präsidenten, der nicht unter der Zahl der Richter bei diesem Prozeß war, und an dem Ausspruch des Parlements keinen Antheil gehabt hatte, und von diesem zu dem Grafen von Grignan, einem Verwandten der Familie von Caille, der königlicher Lieutenant in Provence war. Der Präsident sowohl als der Graf, hörten die Frau mit vieler Güte an und beklagten ihr Schikfal; das war aber auch alles, was sie für sie thun konnten. Sie gieng also zu einem Notar, und ließ durch diesen, den 8 Januar 1707, folgende förmliche Erklärung aufsezen:

„Sie

„Sie habe gehört, daß Peter Mege aus „Joucas für einen Sohn des Herrn von Caille „erklärt worden sei, und daß er überdies auch „noch eine zweite Frau geheirathet habe. Zur „Befreiung ihres Gewissens und zu Rettung „ihrer Ehre erkläre sie also hiemit feierlich und „eidlich, daß dieser Peter Mege ihr wirklicher „Ehemann sei, mit welchem sie, nach einem vor „dem königlichen Notar Coulet zu Martiques er„richteten Ehekontrakt, im Jahr 1586 sich öffent„lich habe trauen lassen und bis ins Jahr 1695 „ehelich gelebt habe. Peter Mege könne, so „lange sie lebe, keine andre Frau heirathen; „sie protestire also gegen seine zweite Verheira„thung, als gegen eine ganz gesezwidrige Ver„bindung, und werde um die Trenung jener „unerlaubten Ehe gehörigen Orts ansuchen. „Zeugen bei dieser Erklärung waren: der Pre„diger an der Hauptkirche zu Aix, Johann „Granier, seine Schwester Anne Granier, und „Frau Barthelemy, Wittwe des verstorbenen „Johann Venelle, aus Martiques gebürtig, „welche alle eidlich bekräftigen, daß sie die be„sagte Honorade Venelle wohl kennen, und daß „die gegenwärtige Person, deren Erklärung und „Protestation eben aufgenommen worden, die-

„selbe sei, und daß sie in allem die Wahrheit „gesagt habe.“

Kaum hatten die Parlementsglieder, welche das Endurtheil in dem Prozeß des Soldaten gesprochen hatten, Nachricht von dieser Erklärung erhalten, als sie sogleich den Befehl erliessen: „Honorade Venelle solle in Verhaft genommen und in das Stadtgefängniß zu Aix in Verwahrung gebracht werden.“ Ein so gesezwidriges Verfahren bewies hinreichend, was Honorade Venelle von diesem Parlement zu erwarten hatte. Sie eilte also, ehe noch der wider sie erlassene Befehl vollzogen werden konnte, aus der Stadt und begab sich nach Paris.

Hier war indeß die Hauptsache schon durch Herrn Rolland bei dem Parlemente anhängig gemacht. Durch die ungeheuren Kosten des Prozesses zu Grunde gerichtet, und durch den Ausspruch des Parlements zu Aix, der ihn der Verfälschung der Dokumente und des Erkaufens falscher Zeugnisse für überwiesen erklärte, entehrt, hatte er gar kein Hülfsmittel zu seiner Rettung übrig, als den mißlichen Weg der Cassation. Er hatte sich also bereits deshalb an das Conseil zu Paris gewendet, und mit Anführung seiner

seiner Beschwerden um Cassation des besagten Parlementsspruches gebeten. Honorade Venelle erhielt nun auch eine Untersuchung ihrer Anklage; das Conseil gab ihr aber endlich die Weisung: daß ihre Intervention bei dem Cassationsgesuch nicht statt finde, weil sie nicht vom Anfang an bei dem Hauptprozeß Partei gewesen sei.

Inzwischen hatten auch die Mitglieder des großen Raths und des Cantons von Bern, welche durch die geringe Achtung das Parlements zu Aix gegen die von ihnen ausgestellten Zeugnisse sich beleidigt glaubten, den 10 September 1706 folgende Vorstellung an den König erlassen:

„Sire

„Es wurde vor einigen Jahren bei dem Par„lement zu Aix ein wichtiger Prozeß anhängig „gemacht zwischen den Verwandten des Herrn „Scipio von Brun von Castellane Herrn von „Caille, der aus Provence gebürtig jetzt aber „unter Unsrer Gerichtsbarkeit wohnhaft ist, und „einem Menschen, der Galeerensklav zu Tou„lon gewesen sein soll, sich aber jetzt für den „einzigen Sohn des besagten Herrn von Caille „ausgibt."

„Daß der einzige Sohn des Herrn von „Caille, der aus Frankreich mit ihm hieher ge„kommen war, zu Vevay geſtorben iſt, haben „verſchiedene als Zeugen vernommene Einwoh„ner unſerer zwei Städte, Lauſanne und Vevay, „förmlich und eidlich verſichert, und ihre Aus„ſagen ſind von den Gerichtsobrigkeiten der bei„den Städte beglaubigt und die Aechtheit und „Richtigkeit derſelben zu deſto größerer Sicher„heit von uns ſelbſt beſtätiget und dem Herrn „von Caille zur Ueberſendung an ſeine Ver„wandte in Frankreich eingehändigt worden."

„Wie wenig das Parlement zu Aix für „dieſe Zeugniſſe unſrer Unterthanen und unſere „gerichtliche Beglaubigung derſelben Achtung „bewieſen habe, wollen wir hier nicht weit„läufig aus einander ſezen, da die Sache, wie „wir erfahren haben, nunmehr an Euer Ma„jeſtät Conſeil gelangt iſt. Aber wir können „nicht verſchweigen, daß es uns höchſt empfind„lich geweſen ſei, zu hören, daß bei dieſem Pro„zeſſe vor dem beſagten Parlemente Unſere Ehre „aufs heftigſte angegriffen worden; und wir „ſehen uns unumgänglich genöthiget, zu Ret„tung unſrer beleidigten Ehre, Eure Königli„che Majeſtät ehrerbietigſt zu bitten, daß Sie „ſolche

„solche Befehle zu ertheilen geruhen möchten,
„wodurch unser Staat, der die Ehre hat mit
„Euer Majestät verbündet zu sein und dessen
„gerichtliche Zeugnisse, vermöge dieses Bünd-
„nisses, bei allen Gerichtshöfen in Frankreich
„Glaubwürdigkeit und Achtung haben sollen,
„die ihm gebührende Genugthuung erhalte."

„Diese Gnade, die wir von Euer Maje-
„stät zuversichtlich hoffen, werden wir bei jeder
„Gelegenheit zu verdienen suchen, und wir bit-
„ten Gott, daß er Ihre Person mit beständiger
„Gesundheit und Ihr Reich mit ununterbroche-
„nem Wohl segnen wolle. Gegeben zu Bern
„den 10 September 1706.

Euer Majestät

unterthänige Diener

Schultheiß und Rath der Stadt Bern."

Dieses Schreiben war von einem beson-
dern Bericht des französischen Gesandten, Herrn
von Puysieux, begleitet. Die darin enthaltenen
Beschwerden waren jedoch nicht gegründet. Das
Parlement zu Aix hatte die zu Bern ausgestellten
obrigkeitlichen Zeugnisse nicht für falsch erklärt, son-
dern hatte nur geglaubt, daß die von dem Solda-
ten beigebrachten Zeugnisse den Vorzug verdienen.
Hatte auch vielleicht der Advokat des Soldaten

es

es sich erlaubt, jene Zeugnisse für falsch zu erklären, so konnte man doch nicht sagen, das Parlement habe dieser Meinung durch sein Urtheil beygepflichtet; die Beleidigung, welche der Advokat dem Kanton zufügte, kann doch nicht dem Parlemente zugerechnet werden. — Wir werden aber von der Glaubwürdigkeit dieser Schweizerischen Dokumente noch unten ausführlicher sprechen.

Herrn Rolland, der sein Cassationsgesuch beim Conseil inzwischen eifrig fortsezte, gelang es, den 31 Jenner 1777 einen Ausspruch auszuwirken, nach welchem „der junge Herr „von Caille von dem Conseil zum rechtlichen „Verfahren vorgeladen wurde, und an das „Parlement zu Aix die Verordnung ergieng, „die sämtlichen in dieser Sache verhandelten Ak„ten an die Canzlei des Conseil sogleich ein„zuschiken.“

Wir übergehen hier die Gründe, womit Herr Rolland sein Cassationsgesuch beim Conseil unterstüzt hatte. Man muß bekennen, daß sie nichts weniger als entscheidend waren; aber man muß auch bekennen, daß doch die ersten Richter, welche das Endurtheil gefällt hatten, nichts weniger als von dem Verdacht der Uebereilung

eilung und des Vorurtheils frei waren, und daß also das Conseil darin einen hinreichenden Grund finden konnte, eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit, welche nichts geringers als die Sicherheit des Eigenthums betraf, noch einmal untersuchen zu lassen.

In der That muß man auch gestehen, wenn man die Lebensgeschichte des Menschen, der hier für den Sohn des Herrn von Caille und für den rechtmäßigen Erben aller seiner Güter erklärt worden war, aufmerksam betrachtet, daß seine Geschichte allerdings noch eine genauere Untersuchung verdient hätte, als diejenige die das Parlement zu Aix unternahm. Und gesezt auch dieser Gerichtshof hätte nach der strengsten Prüfung aller Umstände ihn für den Sohn des Herrn von Caille anerkannt, so hätte er ihn doch zugleich auch zu einer nachdrüklichen Strafe verurtheilen müssen. Er hatte sich für Peter Mege ausgegeben, sich also einen fremden Namen unrechtmäßiger weise angemaßt, in Peter Mege's Namen Renten eingezogen und Quittungen ausgestellt, sich also als Dieb und Verfälscher erwiesen, und in dieser angenommenen Rolle mit Honorade Venelle die Ehe gebrochen. Wenn er also auch in der

Haupt-

Hauptsache seinen Prozeß gewann, so war dieser Sieg so wenig ein Grund zu dem großen Triumph, den die Richter ihm gestatteten, daß er vielmehr der stärkste Grund hätte sein sollen, ihn noch länger in Verwahrung zu behalten; und nie konnten die Richter ihn so unbedingt frei lassen. Denn entweder war er wirklich Peter Mege — dann hatte er den Namen einer vornehmen Familie mißbraucht und die Güter derselben ihren rechtmäßigen Besitzern entrissen; oder er war wirklich Caille — dann hatte er sich eben so fälschlich Stand und Namen des Peter Mege zugeeignet, die Frau dieses Mannes zum Ehebruch verführt, und seine Einkünfte diebischer weise an sich gebracht. In beiden Fällen also — er mochte seinen Prozeß gewinnen oder verlieren — blieb er immer ein Verfälscher und Verbrecher, den die Gerechtigkeit mit gebührender Strafe zu verfolgen gebot.

Ueberdies konnte dem Parlement zu Aix der gegründete Vorwurf gemacht werden, daß sie die Forderungen einer strengen Gerechtigkeitspflege selbst nicht gewissenhaft erfüllt haben — eine Beschuldigung, welche durch folgende Beweise auser Zweifel gesezt wurde. Auf die Einwendungen, welche der Soldat, gegen die Glaub-

Glaubwürdigkeit der von den Schweizerischen Gerichten über den Tod des jungen Herrn von Caille ausgestellten Zeugnisse, in seiner Vertheidigung vorbrachte, übergab Herr Rolland den 25 Junius 1700 eine Bittschrift, worin er bat: „das Parlement möchte selbst Kommissarien in partibus ausser dem Königreiche ernennen, vor denen er alle die Thatsachen, die „er in seinem Gegenbeweise angeführt und durch „die Dokumente aus der Schweiz bestätiget „habe, aufs neue erweisen könne.“ Auf dieses Gesuch beschloß das Parlement den 28 Junius: „Das Memorial des Herrn Rolland „solle zu den Akten gebracht, und neben der „Hauptsache mit darüber erkannt werden.“ Man sieht schon aus diesem Dekret, wie wenig die Ergründung der Wahrheit ihnen müsse angelegen gewesen sein; denn konnte man wohl etwas sonderbareres thun, als die Untersuchung, ob man Herrn Rolland diese Führung seines Gegenbeweises bewilligen wolle, bis zu dem Zeitpunkt aufzuschieben, wo das Endurtheil über den ganzen Prozeß gesprochen werden sollte? — Doch noch auffallender zeigt dies folgender Umstand. Das Parlement zu Aix hatte während der Zeit wegen eines andern Prozesses Kommissa-

rien

rien zu einer Untersuchung nach Basel zu schicken. Sobald Herr Rolland von dieser Kommission Nachricht erhielt, so übergab er ein Schreiben an das Parlement, den 30 März 1705, worin er seine Richter ersuchte, „diesen Kommissarien zugleich auch den Auftrag zu ertheilen, bei ihrer Durchreise durch Lausanne und Vevay, eine rechtsförmliche Untersuchung über folgende Umstände anstellen zu lassen: Ob der Sohn des Herrn von Caille, in den Jahren 1691 bis zum 15 Februar 1696, zu Lausanne bei seinem Vater oder zu Vevay bei Herrn Second, bei dem er einige Zeit in Pension gewesen, gesehen worden sei? Ob er nicht während seines Aufenthaltes zu Lausanne und Vevay die Mathematik studirt habe? Ob man zu Vevay im Jahr 1696 Sterbelisten gehalten habe? und ob die Originale von den zu Lausanne und Vevay geschehenen und bei dem Prozeß wider den Seesoldaten vorgelegten Zeugenverhören sich in den Archiven oder Kanzleien besagter Städte befinden?" Nichts konnte natürlicher, nichts den Rechten gemäßer sein, als dieses Gesuch. Die Hauptfragen, worauf es bei der Untersuchung ankam, waren darin kurz und bestimmt zusammengefaßt. Herr Rolland

hatte

hatte damit auf alle Vortheile jener aus der Schweiz bereits beigebrachten Beweismittel Verzicht gethan, und wollte seine ganze Angelegenheit den Händen zweier Männer übergeben, die er nicht einmal kannte, an deren Rechtschaffenheit aber um so weniger zu zweifeln war, da eben der Gerichtshof, von welchem auch er sein Urtheil erwartete, ihnen bereits einen so wichtigen Auftrag ertheilt hatte. Ueberdies konnten die Kommissarien, ohne den geringsten Umweg zu machen, auch diesen zweiten nicht minder wichtigen Auftrag ausrichten, und der Prozeß konnte dadurch gar nicht aufgehalten werden, da das Endurtheil erst fünfzehn Monate nachher erfolgte. Allein, was geschah? das Parlement beschloß, das Gesuch dem Generalprokurator sowohl als dem Angeklagten zu kommuniziren. Der Soldat sezte alles mögliche in Bewegung, die Einwilligung der Richter zu verhindern. Der erstere aber erklärte sich sogleich dem Gesuch gemäß. Herr Rolland übergab also sein Memorial, mit dieser Erklärung des Generalprokurators, dem Referenten des Prozesses, Herrn von Aiguille. Dieser stekte beides in die Tasche und verzögerte den Vortrag von einer Zeit zur andern, bis end-

lich die Kommissarien zurükgekommen waren, und nun wurde gar nicht weiter daran gedacht. — Es bedarf keiner Anmerkungen über ein solches richterliches Verfahren, das man, aufs allergelindeste zu urtheilen, eine unbillige Verweigerung der Gerechtigkeitspflege nennen muß.

Diese Umstände, vereinigt mit andern nicht weniger wichtigen Gründen, welche wir nicht weiter hier auseinandersezen wollen, bewirkten also die Cassation. Es erfolgte am 12 Julius 1708 ein Arret, worin „das Urtheil des Parlements zu Aix vom 14 Julius „1706, und alles was darauf weiter erfolgt „war, gänzlich cassirt, und die Parteien nun„mehr an das Parlement zu Paris verwiesen „wurden, doch mit der ausdrüklichen Einschrän„kung, daß nicht der peinliche Prozeß, in Rük„sicht auf die wider den Soldaten erhoben ge„wesene Anklage aufs neue verfügt werden „könne, sondern die Sache nunmehr im Weg „des bürgerlichen Prozesses fortgesezt werden „solle. Uebrigens wurde der Soldat verur„theilt, die Kosten der Untersuchung bei dem „Conseil zu bezahlen, und zugleich der Befehl „gegeben, die wider Herrn Rolland, Anton „Audibert,

„Audibert, Louis Rey ꝛc. auf Verordnung des „Parlements zu Aix angeſtellten Unterſuchungs„akten ohne Verzug an das Parlement zu Pa„ris einzuſchiken.“

Das Conſeil nahm alſo hier den Grundſaz an, daß ein Angeklagter, der das Glük gehabt habe, durch irgend ein — obgleich noch ſo unregelmäßiges — Arret frei geſprochen zu werden, niemals wegen der nämlichen Anklage wieder zu einer Leibes- oder Lebensſtrafe verurtheilt werden könne; und daß alſo der Ankläger, wenn er auch im Stande ſei, die Ungerechtigkeiten und Nullitäten des Urtheils klar zu erweiſen, doch davon nichts weiter erwarten könne, als daß das Urtheil caſſirt, die Sache aber nun im Weg des bürgerlichen Prozeſſes fortgeſezt und der Angeklagte verurtheilt werde, das, was er unrechtmäßiger Weiſe in Beſiz genommen, mit Erſaz alles Verluſtes und aller Unkoſten, dem Ankläger wieder zu erſtatten, ohne daß dieſer ſeine Anklage nach peinlicher Art wider ihn fortſezen dürfe.

So ſehen wir nun die Parteien über den nämlichen Gegenſtand vor einem andern Richterſtuhl wider einander auftreten. Herr Rolland hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun,

als sich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, der durch die Anklage des Soldaten erregt und durch den Ausspruch seiner ersten Richter bestärkt war. Er wendete also alles an, um zu erweisen, daß er bei dem ganzen Prozesse sich bloß ehrlicher Waffen bedient, und keinen der niedrigen Kunstgriffe gebraucht habe, deren er beschuldigt worden.

Es waren vorzüglich vier Hauptbeschuldigungen, welche Herr Rolland zu widerlegen hatte: 1) Vergiftung, 2) Meuchelmord, 3) Verfälschungen, und zwar leztere sowohl in Absicht auf die Protokolle des Pfarrers von Roussillon, als auch auf die Auszüge aus den Listen der Galeerensoldaten, und endlich 4) Bestechung der Zeugen. Herr Rolland verfolgte bei dieser Widerlegung Schritt vor Schritt die Umstände, welche seine Ankläger als Beweise aufgeführt hatten.

1) Die Grundlosigkeit der *ersten* Beschuldigung, die der Vergiftung nämlich, welche durch Hülfe der oben schon genannten Silvy Cleron und Carbonnel geschehen sein sollte, wurde von ihm durch folgende Betrachtung sehr einleuchtend gezeigt:

Den

Den Plan, sich zum Erben und rechtmäßigen Besizer des Hauses Caille zu erheben, hatte der Soldat lange mit sich herum getragen, ehe er öffentlich damit auftrat. Schon als Peter Mege hörte man ihn bisweilen sagen: man werde ihn bald als einen großen Herrn mit einem schönen Degen an der Seite sehen. Aber zur Ausführung dieses Plans hatte er Gehülfen nöthig, die ihn mit Rath und, bei dem Prozeß, den er dabei voraussehen mußte, mit Geld unterstüzen konnten.

Einen solchen Rathgeber fand er an Amphoux, mit dem Beinamen Laviolette, einem Tischler zu Toulon, der ehemals in dem Hause des Herrn von Caille gedient hatte. Dieser war es, der zuerst mit dem Soldaten einverstanden war, der ihn von allen besondern Umständen der Familie von Caille unterrichtete, und ihm allerlei schlaue Anschläge eingab. Die Absicht, warum Laviolette diese Rolle übernahm, war nichts geringeres, als sich mit dem Soldaten verhältnißmäßig in das Glük zu theilen, das dabei zu erringen war.

Von einem solchen Menschen auf den Schauplaz geführt, der Schlauheit und Erfahrung genug besaß, um ihn in allem mit klugen An-

schlägen zu unterstüzen, war der Betrüger also allerdings unter den günstigsten Umständen aufgetreten. Sobald der Plan gemeinschaftlich unter ihnen entworfen war, suchte Laviolette noch mehrere Gehülfen und fand sie bald in den oben genannten Personen Silvy, Cleron, Carbonnel. Die Bedingungen, unter welchen dieser Bund geschlossen wurde, hat man nicht erfahren können; aber soviel ist gewiß, daß sie dem Soldaten acht oder zehn Monate lang in seinem Arrest Unterhalt gegeben, und alles aufgeboten haben, um seine Sache durchzusezen. Ihre Rollen hatten sie, wie man aus den Schriften für den Soldaten selbst sehen kann, unter sich so getheilt, daß Silvy, ein königlicher Bedienter, seinen Schwager und mehrere Einwohner zu Toulon in das Interesse zu ziehen suchte, und die Geschichte weiter verbreitete; Cleron, ein Rechtspraktikus, die Aufsicht über den Gang des Prozesses übernahm; und Carbonnel, ein Gerichtscitator, Amtshalber die Vorladung der Zeugen besorgte.

Durch die Betriebsamkeit dieser Verbündeten, wurde bei dem Parlement zu Aix der Befehl ausgewirkt, den Soldaten aus den Ge-

Gefängnissen zu Toulon in das Gefängniß zu Aix zu bringen, und diese Versezung wurde mit einer Hastigkeit vollzogen, daß sie vollkommen einer Entführung glich. Der Grund dieser Eile ist in dem Gang des Prozesses selbst zu suchen. Sobald der Prozeß zu Toulon erhoben war, wurden eine Menge Zeugen aus verschiedenen Orten, auf Ansuchen des Herrn Rolland vorgeladen, um sogleich auf ihre Aussagen mit dem Soldaten konfrontirt zu werden. Dieser war aber noch nicht gehörig vorbereitet, er hatte weder Vermögen noch Gelegenheit gehabt, diese Zeugen zu bestechen, und mußte also von einer Konfrontation mit ihnen alles fürchten; er konnte als Peter Mege erkannt, seines Betruges überwiesen, und sein ganzer Plan vereitelt werden. In dieser dringenden Gefahr, wurde jener Parlementsbefehl, in einer Zeit von vier Tagen gebeten, bewilligt, ausgefertigt, bekannt gemacht und vollzogen, und dadurch der Gefangne mit seinen Gehülfen zwar auf einmal aus ihrer Verlegenheit befreit, aber eben dadurch auch der ganze Prozeß in alle die Schwierigkeiten verwikelt, welche ihn hernach auf so viele Jahre verlängerten.

Die vorgeladenen Zeugen erschienen inzwischen zu Toulon, mußten sich aber unverrichteter Sache zurükbegeben, weil der Gefangene schon weggebracht war. Herr Rolland beschwerte sich bei dem Parlement zu Aix über die ungewöhnliche eilfertige Abführung des Angeklagten, und brachte es dahin, daß das Parlement, das die Uebereilung einsah, den Befehl abänderte und verordnete, der Prozeß solle, wie bisher, vor dem Criminallieutenant zu Toulon fortgesezt und, mit Einschluß des Endurtheils, vollzogen werden. Herr Rolland mußte also sich aufs neue nach Toulon wenden, und die Zeugen wieder vorladen lassen, so, daß dieser einzige Vorfall ihn mehr als tausend Liver kostete. Ein noch weit beträchtlicherer Verlust war es aber, daß der Betrüger und seine Gehülfen durch diese Verzögerung Zeit gewonnen hatten, gegen die ihnen drohende Gefahr ihre Maaßregeln zu treffen. Die Verbündeten sparten indeß keine Mühe, den Prozeß wieder nach Aix zu bringen; sie erboten sich sogar in einem Memorial, die Hälfte der Unkosten im voraus zu bezahlen.

Diese Menschen sollen es also gewesen sein, welche den Angeklagten, zu einer Zeit,

wo sie alles für ihn gethan hatten, auf Anstiften des Herrn Rolland hätten vergiften wollen? In der That diese Betrachtung allein ist schon hinreichend, die Beschuldigung als eine bloße Verleumdung darzustellen. Doch wir wollen sehen, was dazu Veranlassung gegeben hat.

Die Anklage war in folgenden Worten ausgedrükt: Der Plan zur Vergiftung wurde zu Manosque entworfen, zu Toulon ausgeführt, und an der Person des Seesoldaten vollzogen, doch aber durch die ihm gegebenen Gegengifte fruchtlos gemacht.

Zum Beweise, daß der Plan zu Manosque entworfen worden sei, wird der 273ste und 328ste Beweiszeuge angeführt. Den ersten finden wir in der Person eines Bettelweibes, welche zweimal verhört wurde, und in ihrem ersten Verhör dieses Umstandes gar nicht erwähnte, beim zweiten aber aussagte: sie habe von Magdalene Herbe sagen gehört, es habe dieser eine gewisse Georgi gesagt, daß sie den Herrn Rolland zu dem Herrn von Saint-Etienne habe sagen hören, man müsse 150 Thaler daran wenden,

den Gefangenen vergiften zu lassen. Indeß wurde weder Magdalene Herbe noch die Georgi über diese Umstände vernommen, und die Zeugin selbst sezte am Ende noch hinzu: „Die Georgi habe nachher alles wieder geleugnet.“ Die zweite Zeugin, Margarethe Pieulle, gab an: die Frau eines Wundarztes zu Manosque habe ihr erzählt, mehrere Herren und andere Personen zu Manosque hätten den Herrn Rolland, in einer Unterredung mit dem Herrn von Saint-Etienne auf einem der öffentlichen Spaziergänge, sagen hören, der untergeschobne Caille müsse durch Gift fortgeschaft werden. Allein auch hier vernahm man weder die Frau des Wundarztes, noch jene ungenannten Herren. Ausser diesen zwei Zeugenaussagen findet sich aber gar nichts in den Akten von diesem vorgeblichen Anschlag zur Vergiftung; es kann also nichts einleuchtender sein, als die Grundlosigkeit dieser Behauptung.

Ebenso wenig ist aber die Ausführung dieses Anschlages selbst erwiesen. Die Zeugen sprechen auch darüber theils nur von Hörensagen,

ſagen, theils führen ſie zwar an, daß ſie den Soldaten krank geſehen haben, wiſſen aber gar keinen Grund anzugeben, warum ſie dieſe Krankheit einer Vergiftung zuſchreiben. Sie berufen ſich zugleich auf den Arzt Dürand und den Apotheker Icard, welche ihn bei ſeiner Krankheit beſorgt hatten, und dieſer Umſtand iſt wirklich wahr. Demungeachtet wurden dieſe beiden Männer nicht als Zeugen aufgeſtellt; Herr Serry wagte es nicht, ſie auffordern zu laſſen, nachdem ſein Verſuch, ſie für ſich zu gewinnen, mißlungen war. — Ein anderer Umſtand zeigt noch deutlicher, daß dieſe Beſchuldigung eine bloße Verläumdung ſei. Als der Soldat von jener Krankheit in ſeinem Gefängniß befallen wurde, hielt er um ein geſunderes Behältniß an, und bat den Arzt Dürand, ihm zur Unterſtüzung ſeiner Bitte ein Zeugniß wegen ſeiner Krankheit zu geben. In dieſem Zeugniß wird einer Vergiftung mit keiner Sylbe erwähnt, ſondern es hieß darinn bloß: „Der Soldat ſei vier oder fünf Tage mit einem Fieber befallen geweſen.“ Erſt vier Jahre nach dieſer Krankheit fieng der Soldat an, von einem Anſchlag wider ſein Leben zu reden, der damals durch eine Vergiftung gemacht

macht werden ſein ſoll. Ein ſo langes Stillſchweigen allein beweist ſchon, daß die Beſchuldigung erſt nachher aus verleumderiſchen Abſichten erdichtet worden ſei.

2) Eben ſo unwahrſcheinlich iſt die zweite Beſchuldigung, die des Mordes nämlich, welchen auch jene drei, Silvy Cleron und Carbonnel, von Herrn Rolland gedungen, unternommen haben ſollten. Wer wird wol glauben können, daß gerade dieſe Menſchen, welche bisher alles für den Angeklagten gethan hatten, zu einer Zeit, da es ihnen eben gelungen hatte, ihn nach Aix in Sicherheit zu führen, einen Anſchlag auf ſein Leben gemacht hätten? Aber auch der Beweis dieſer Beſchuldigung ſelbſt, welcher bloß auf die Ausſage des Gerichtsdieners ſich gründet, der den Gefangenen von Toulon nach Aix gebracht hatte, iſt ſo ſchwach, daß er kaum einer Widerlegung bedarf. Theils verdient dieſer Gerichtsdiener, der nachher aus ſeinem Dienſt fortgejagt werden mußte, und der zu der Zeit, da er als Zeuge auftrat, unter der Miliz ſtand, ſchon an ſich keinen Glauben; theils hatte er die angegebenen Umſtände nicht einmal ſelbſt geſehen, ſondern nur von dem Angeklagten gehört.

hört. Das Parlement zu Aix ſcheint auch ſelbſt von der ganzen Geſchichte nichts geglaubt zu haben, indem wider die angeblichen Mörder nichts verfügt wurde.

Herr Rolland war alſo weder der Vergiftung noch des Mords ſchuldig. Aber es iſt auch überhaupt nicht einmal erwieſen, daß die drei Männer Silon, Cleron und Carbonnel von ihm beſtochen geweſen ſeien. Dieſe ganze Erdichtung beruht auf der einigen Ausſage des 66ſten Zeugen, welcher angab: er habe von Carbonnel ſagen gehört, es ſeien ihm fünfzig tauſend Liver bezahlt worden, und nun gebe er ſich mit der Sache nicht weiter ab; den Umſtehenden ſei dieſe Rede ſo lächerlich vorgekommen, daß ſich jeder darüber aufgehalten habe. — In der That hatte man auch Urſache genug, ſich darüber aufzuhalten, indem ſchwerlich ein vernünftiger Menſch glauben wird, daß Herr Rolland thöricht genug geweſen ſei, einen Gerichtscitator mit fünfzig tauſend Liver für ſeine Partei zu erkaufen. Und wenn man ähnlichen auf bloſes Hörenſagen gegründeten Gerüchten glauben wollte, ſo müßte Herr Rolland das

unter-

unermeßlichſte Vermögen für bloße Zeugenbeſtechungen aufgeopfert haben.

3) Die dritte Beſchuldigung betrift die Verfälſchung, ſowohl der Protokolle des Pfarrers von Rouſſillon, als anderer Dokumente. In Rükſicht der erſtern iſt es allerdings wahr, daß mehrere Zeugen ſich beſchwerten, ihre Auſſagen ſeien von dem Pfarrer nicht ſo niedergeſchrieben worden, wie ſie von ihnen geſchehen ſeien; und eben ſo wahr iſt es auch, daß eine fremde Hand in dem Protokoll des Pfarrers verſchiedenes korrigirt hatte. Aber es iſt auch eben ſo wahr, daß alle dieſe ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten der Wahrheit nicht den mindeſten Abbruch thaten.

Nach einem bekannten rechtlichen Grundſaz werden die Eröffnungen, welche auf Bekanntmachung der Monitorien bei einem Pfarrer geſchahen, für bloße Anzeigen gehalten, die nicht eher gültig ſind, bis die Anzeiger vor einem weltlichen Gerichte förmlich als Zeugen verhört ſind. Dem Pfarrer kommt bei dieſem Geſchäfte kein richterliches Amt zu; er hat nichts weiter dabei zu thun, als die Namen der Perſonen, die ſich melden, aufzuſchreiben, und dabei zu bemerken, in wie weit ſie Willen

und

und Vermögen haben, etwas von den Thatsachen zu eröffnen, die in den Monitorien enthalten sind; besondere Umstände dabei zu entdecken, sind die Anzeiger so wenig schuldig als der Pfarrer verpflichtet, sie aufzuzeichnen. Sollte aber auch wirklich der Pfarrer, wie es viele unschicklicher Weise thun, solche besondere Angaben niederschreiben, so kann seine Schrift doch für nichts anderes gelten, als für einen bloßen Denkzettel, dessen sich der Kommissär nachher bei dem Zeugenverhör bedienen kann, um sich die Erinnerung an einzelne Umstände zu erleichtern. Der Pfarrer ist auch nicht verbunden, einen solchen Aufsaz den Zeugen wieder vorzulesen, und wenn er es thut, so geschieht es nur, um ihrem Gedächtniß aufzuhelfen; der Aufsaz erhält dadurch keine rechtliche Glaubwürdigkeit, und die Zeugen können den Inhalt desselben nach Gefallen verändern, Zusäze machen oder davon zurüknehmen, was sie wollen, ohne sich selbst oder den Pfarrer in die Gefahr einer Strafe zu bringen. — Die Vertheidiger des Soldaten haben also ganz unrecht, die Zeugenverhöre als eine gerichtliche Wiederholung der vor dem Pfarrer geschehenen Aussagen anzusehen, und damit die leztern als einen rechtlichen

lichen Theil des Prozesses zu betrachten. Die vor dem Pfarrer geschehenen Entdeckungen machen so wenig einen Theil des Prozesses aus, daß sie von den Richtern nicht einmal gelesen werden; daß nie ein Zeuge bei dem Verhöre darnach gefragt wird, ob er das, was er aussagt, auf Antrieb eines Monitoriums schon einem Pfarrer eröffnet habe; daß nie auf eine solche Eröffnung, auch wenn sie eine Erklärung von Mitschuldigen enthält, die geringste Rücksicht genommen wird; und daß ein Zeuge, der bei seinem Verhör sich bloß auf seine Eröffnung vor dem Pfarrer beruft, eben so angesehen wird, als ob er gar nicht gezeugt hätte. Es ändert also in Rücksicht auf die Glaubwürdigkeit der Zeugenaussagen gar nichts, sie mögen mit den vor dem Pfarrer geschehenen Eröffnungen übereinstimmen oder nicht. — In gegenwärtigem Fall aber ist überdies noch ein sehr wesentlicher Umstand zu bemerken. Alle diejenigen Zeugen, die sich wegen Abänderung ihrer, dem Pfarrer zu Roussillon gemachten, Entdeckungen beschwerten, sahen sich doch zu gleicher Zeit zu dem freien Bekenntniß gedrungen, daß sie den Angeklagten wirklich für Peter Mege erkennen. In Rücksicht

Rükſicht auf dieſe Thatſache, welche eigentlich der einzige Punkt iſt, worüber der Richter Beweiſe verlangte, war durchaus keine Verſchiedenheit in den Ausſagen.

Dieſe Protokolle aber, ſagt man, waren nicht bloß von dem Pfarrer unrichtig niedergeſchrieben, ſondern Herr Rolland hatte auch mit eigner Hand Veränderungen darin gemacht. Allein fürs erſte ſind Korrekturen in einer Schrift, die bei dem Prozeſſe gar nicht gebraucht wird, etwas ſehr gleichgültiges; fürs zweite konnte man bei genauerer Prüfung ſich leicht überzeugen, daß der Urheber dieſer Korrekturen offenbar nicht die Abſicht gehabt hatte, dem Soldaten mittelbar oder unmittelbar dadurch zu ſchaden. Sie betrafen nichts weiter als Sprachfehler und einige Jahrzahlen. So war z. B. das Wort il (er) in elle (ſie) verwandelt, weil im vorhergehenden von einer Frau die Rede war; anſtatt coup (Schlag) war col (Hals) und anſtatt libeller (klagend anbringen), das nach dem Zuſammenhang gar keinen Sinn hatte, liberer (befreien) geſezt worden, wie es der Sinn des Zeugen augenſcheinlich mit ſich brachte. — Die Veränderung der Jahrzahlen aber, welche hin und wieder vorkam,

war ſo wenig darauf eingerichtet, dem Angeklagten zu ſchaden, daß ſie vielmehr im Grunde dem Hrn. Rolland ſelbſt nachtheilig war. Anſtatt 24 oder 25 Jahren, die ein Zeuge als die Zeit angab, ſeit welcher er den Peter Mege gekannt habe, hatte man 20 oder 21 Jahre geſezt, und dadurch den Zeitpunkt dieſer Bekanntſchaft um vier Jahre näher herangerükt. Nun iſt es in die Augen ſpringend, daß die Zeugen für Herrn Rolland um ſo vortheilhafter waren, je weiter der Zeitpunkt ihrer Bekanntſchaft mit dem Soldaten als Peter Mege von der Zeit entfernt war, da der lezere dieſe Rolle geſpielt zu haben vorgab, und daß er alſo wider ſich ſelbſt handelte, indem er dieſe Bekanntſchaft für jünger ausgab. — An einem andern Ort hatte der Pfarrer geſchrieben: der Zeuge kenne den Peter Mege von 17 bis 28 Jahren her; und man hatte dafür geſezt: 17 bis 18 Jahre, weil der Zeuge dies wahrſcheinlich ſo gedacht hatte. Der Korrektor hätte in dieſer Rükſicht vielleicht eben ſo gut das entferntere Ziel annehmen und 27 bis 28 Jahre dafür ſezen können; da er aber das nähere Ziel gewählt hat, ſo hat er dadurch wenigſtens niemand als Herrn Rolland geſchadet.

det. — Es wäre überflüssig, sich über diesen Gegenstand weiter einzulassen; genug, diese unbedeutenden Veränderungen konnten wenigstens dem Angeklagten nicht schaden, sie geben ihm also kein Recht, sich darüber so bitter zu beklagen, noch weniger aber einen Grund, den Herrn Rolland deshalb zu verleumden.

Weit wichtiger würde der zweite Theil dieser Beschuldigung sein, nämlich die Verfalschung der Galeerenlisten, in welchen der Schreiber des Generalkommissärs von den Galeeren, auf Herrn Rollands Veranlassung, theils Jahrzahlen verändert, theils Worte eingeschoben haben soll. — Allein was das erstere betrifft, so hat man bloß angegeben, in den von dem Schreiber verfertigten Auszügen diese Veränderung der Jahrzahlen gefunden zu haben; man hat es nicht gewagt, die Verfälschung der Originale selbst zu behaupten. In den von dem Generalkommissär eigenhändig verfertigten Auszügen finden sich aber durchaus die nämlichen Jahrzahlen, wie in der Abschrift seines Schreibers; und daraus leuchtet das Grundlose dieser Beschuldigung von selbst ein. — Daß sich die Angaben der Jahrzahlen, in Beziehung auf das Alter des Angeklagten, in den

Galeerenliſten ſehr durchkreuzten und ſich widerſprachen, iſt zwar allerdings nicht zu leugnen. Allein kann nicht ein Soldat jedesmal, ſo oft er ſich unterhalten läßt, ſein Alter anders angeben? Der Offizier, der ihn anwirbt, ſchreibt auf, was er ihm ſagt, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob er ſich um ein paar Jahre älter oder jünger gemacht habe. Das Zeugniß ſolcher Liſten kann alſo in Rückſicht auf die Beurtheilung des Alters eines Soldaten niemal als Beweis gebraucht werden, und iſt folglich auch nie als ein Dokument von Bedeutung zu betrachten. — Eben ſo wenig können dieſe Liſten durch die Verſchiedenheit in der Angabe des Alters eines Soldaten den Schluß begründen, es ſei nicht ein und eben dieſelbe Perſon; um ſo weniger aber, wenn übrigens alle in den Liſten angegebne Kennzeichen mit ſeiner Perſon übereinſtimmen, und wenn er noch überdies von Zeugen, die ihn während ſeines ganzen Soldatenlebens gekannt haben, für die nämliche Perſon erkannt wird. Hier ſind aber ſolche ausdrückliche Zeugniſſe vorhanden, in welchen ausgeſagt wird: der Peter Mege, der ſich in den Jahren 1676, 1683, 1691 und 1695 ha-

be

be anwerben lassen, sei der nämliche, den sie in der Person des Angeklagten vor Augen haben. Zwar gibt der Angeklagte nichts weiter zu, als daß er im Jahr 1695 sich auf den Galeeren habe anwerben lassen. Allein damit ist schon genug bewiesen, daß er der nämliche sei, der auch in den vorhergehenden Werbelisten steht; denn eben derselbe Stand, derselbe Name und derselbe Geburtsort, welche der Angeklagte damals selbst angegeben hat, finden sich auch in jenen ältern Listen. Uebrigens war er in Rücksicht seines Alters überhaupt nie mit sich einig. Beim Abschwören seiner Religion setzte er sein Alter auf 23 Jahre; zwei Monate darauf, bei seinem Verhör zu Toulon, wollte er 25 oder 26 Jahr alt sein. Man darf sich also um so weniger wundern, daß er sowohl im Jahr 1676 als auch im Jahr 1683 zwanzigjährig sich in die Galeerenlisten einschreiben ließ, im Jahr 1691 aber nur 22 und im Jahr 1695 endlich 25 Jahre seines Alters angab. Von ihm allein rühren also die Widersprüche in den Galeerenlisten her, und beweisen nur noch einleuchtender, daß er ein Betrüger sei.

Eben ſo einleuchtend iſt es auch, daß man den Zuſaz: es iſt der nämliche, den der Schreiber in dem Auszug aus den Liſten gemacht hatte, im Original nicht einmal eingeſchieben konnte. Die Soldaten werden in die Liſten nach einander eingeſchrieben, ſo wie ſie ſich von Zeit zu Zeit anwerben laſſen; auf den Namen des Peter Mege, der bei ſeiner erſten Anwerbung eingetragen wurde, folgten alſo natürlicher weiſe viele andere, nach welchen der ſeinige wieder folgte, da er ſich zum zweiten und drittenmal einſchreiben ließ. Hätten alſo die Worte: es iſt der nämliche, in der Originalliſte geſtanden, ſo hätten ſie gar keinen Sinn gehabt, denn man würde ſie auf den nächſt vorher eingeſchriebnen Soldaten haben deuten müſſen, der aber auf Peter Mege gar keine Beziehung hatte. Wie kam aber dann dieſer Zuſaz in den Auszug? Der Schreiber, dem der Endzwek dieſes Auszugs bekannt war, und dem bei ſeinem Nachſchlagen in den Galeerenliſten die genaue Uebereinſtimmung in der Beſchreibung des Soldaten auffiel, erlaubte es ſich, ſeine Meinung über dieſe Gleichheit zu äuſſern, ohne den entfernteſten Gedanken an eine Verfälſchung dabei zu haben.

4) Zu

4) In Rükſicht auf die vierte Hauptbeſchuldigung, die der Beſtechung der Zeugen nämlich, würde es ganz überflüſſig ſein, alle einzelne hieher gehörigen Umſtände zu berühren; um ſo mehr, da wir weiter unten noch davon zu ſprechen genöthiget ſein werden. Wir ſchränken uns blos auf die Rechtfertigung der beiden Zeugen ein, wider welche das Parlement zu Aix in ſeinem Urtheil mit erkannt hatte, nämlich Louis Rey und Anton Audibert. — Die Beſchuldigung wider den erſtern gründete ſich bloß auf die Ausſagen des 25ſten und 33ſten Beweiszeugen. Beides waren Bettelweiber, die und erſte gab nichts weiter an, als: „ſie habe von Iſabelle Darbes „ſagen hören, Louis Rey habe zwei Fu„der Getreide bekommen, um den jungen Herrn „von Caille zu verleugnen.“ Die zweite aber führte an: „ſie habe gehört, daß ein Kind des „Louis Rey geſagt habe, ſeinem Vater ſeien „zwei Fuder Getreide gegeben worden, um ihn „dadurch zu verbinden, daß er behaupten ſolle, „der Gefangne ſei nicht der Sohn des Herrn „von Caille; und ſein Vater habe auch geſagt, „zwei Freunde ſeien ihm lieber als Einer.“ — Von dem Stück Feld, das Rey vom Herrn

Rolland erhalten haben ſoll, findet ſich in den Akten durchaus keine Spur, und dieſe ganze Erzählung ſcheint alſo nichts anders als ein Zug von der lebhaften Einbildungskraft des Advokaten zu ſein. — Ueberdies iſt aber auch jene Beſtechung durch dieſe Ausſagen keineswegs erwieſen; denn erſtlich iſt Iſabelle Darbes nicht einmal vernommen worden, zweitens haben beide Zeuginnen den Herrn Rolland in ihrer Ausſage nicht genannt, drittens hat ſogar einer von den Beweiszeugen des Soldaten ſelbſt angegeben: „er habe ſelbſt einmal den Rey gefragt, „wie es ſich denn mit der Sage verhalte, daß „er zwei Fuder Getreide bekommen habe; darauf habe Rey alles geleugnet, und ihn verſichert, er würde ſich, da er zu Toulon geweſen ſei, mit dem Soldaten haben ins Gefängniß einſperren laſſen, wenn er ihn hätte „für den Sohn des Herrn von Caille erkennen „können.“ Dieſe Erklärung von einem der eignen Zeugen des Soldaten, der das, was er ausſagte, aus dem Munde des Rey ſelbſt gehört hatte, mußte doch offenbar jene beiden, auf bloßes Hörenſagen gegründeten Zeugniſſe aufwägen. — Von Anton Audibert haben zwar einige Zeugen angegeben: er habe von

Herrn

Herrn Relland zwanzig Piſtolen empfangen; und ſie behaupten, es aus Audiberts eignem Munde gehört zu haben. Allein fürs erſte, kann man wohl glauben, daß dieſer thöricht genug geweſen ſei, ſein Verbrechen öffentlich bekannt zu machen? iſt ein falſches Zeugniß wohl eine Handlung, mit der man ſich rühmt? Fürs zweite, haben dieſe Zeugen weder gehört, daß Herr Relland dem Audibert etwas verſprochen, noch geſehen, daß er ihm etwas gegeben habe, ſondern ſie berufen ſich bloß auf das eigne Geſtändniß des leztern, der ſich auf dieſe Art ſelbſt beſchimpft haben ſoll; er hat aber bei ſeinem Verhör durchaus geleugnet, daß er je eine ſolche Aeuſſerung gethan habe. Fürs dritte aber wird dieſe Beſchuldigung durch die Ausſage Audiberts ſelbſt noch unwahrſcheinlicher. Seine Worte waren: „ich „habe den Sohn des Herrn von Caille ſeit „fünfzehn oder ſechszehn Jahren nicht geſehen; „ſo wie ich mich deſſelben von der Zeit her „erinnre, kann ich den Gefangnen nicht für „dieſen jungen Herrn von Caille erkennen; ich „kann nicht ſagen, daß er es ſei.“ Was enthielte denn dieſe Ausſage, wos nicht mehr als 250 Zeugen auch ausgeſagt hätten? War ein ſol-

ches Zeugniß wohl zwanzig Piſtolen werth? Würde nicht ein Zeuge, den man ſo theuer erkaufte, viel nachdrücklicher und beſtimmter zum Vortheil ſeiner Partei ſprechen müſſen? War es alſo wohl den Rechten gemäß, daß der Parlementsſpruch auf gefängliche Haft wider dieſen Zeugen erkannte? — Ueberhaupt wenn alle die Angaben, welche man von Herrn Rolland in Anſehung des Beſtechens der Zeugen vorbrachte, gegründet geweſen wären, ſo hätte Herr Rolland eine Summe von wenigſtens hundert tauſend Thalern aufgewendet, um ſeiner Frau ein Vermögen von ungefähr zwanzig tauſend Thalern zu erhalten. Auſſer dieſer auffallenden Ungereimtheit der Beſchuldigung aber iſt es auch ausgemacht, daß ſie weder auf ein Dokument, noch auf eine Thatſache noch auf irgend ein andres gültiges Fundament gegründet war.

Herr Rolland war alſo weder ein Giftmiſcher, noch ein Meuchelmörder, noch ein Verfälſcher und eben ſo wenig hatte er ſich durch Beſtechung der Zeugen einer Untreue ſchuldig gemacht. Aber vielleicht hat er doch bei der Sache wider beſſere Ueberzeugung gehandelt? — Man hat ihn beſchuldigt: er wiſſe es, daß der Soldat ſein Neffe ſei, und man hat

Beweiſe

Beweise für diese Beschuldigung angeführt. Allein wie ungegründet sind nicht diese Beweise? — Die Wirthin zu Sisteron, die das Gespräch zwischen Herrn Rolland und seiner Gattin angehört haben soll, hatte nie etwas davon vor Gericht ausgesagt; sie hat vielmehr öffentlich die ganze Erzählung für eine bloße Erdichtung erklärt, und diese Erklärung auch nachher bei ihrem Verhör, der aber erst nach jenem Arret des Parlements zu Aix geschah, bestätiget. — Das zwischen Frau Rolland und dem Soldaten vorgeblich vorgefallene Gespräch, wird zwar in einer öffentlichen gedrukten Vertheidigungsschrift für den Soldaten erzählt; allein der ganze Beweis, worauf die Geschichte sich gründet, ist das Zeugniß einer Beckerfrau, welche angegeben hatte: „Sie habe von Ursula „Ponce sagen hören, die Tante des „jungen Herrn von Caille sei zu ihm „ins Gefängniß gekommen, um ihn „zu sehen; er habe sie auch sogleich „erkannt, sie an verschiedne Umstän„de erinnert ꝛc. (und nun folgt die ganze Geschichte von dem Spanferkel, von der wir oben schon gesprochen haben.)" Die Unwahrheit dieser Aussage zeigt sich aber in jeder

Mäk-

Rücksicht. Erstlich sprach die Zeugin bloß von Hörensagen, und berief sich wegen ihrer Erzählung auf Ursula Ponce; gleichwol hatte diese, welche schon vorher verhört worden war und viel unwichtigere Umstände angegeben hatte, von diesen Gesprächen nicht die geringste Erwähnung gethan. Zweitens mußte der Soldat bei seinem Verhör gestehen, daß er die Frau Rolland niemals gesehen habe: wie konnte er sie also sogleich erkennen, da er sie in seinem Gefängniß sah? und wie konnte die Geschichte mit dem Spanferkel oder Lamme zwischen zwei Personen vorgefallen sein, die einander in ihrem Leben nicht gesehen hatten? Drittens ist es erwiesen, daß Frau Rolland nie in das Gefängniß zu Aix gekommen ist. Der Advokat, der das Gespräch in der gedrukten Vertheidigungsschrift erzählt, hat sich aus dieser Verlegenheit zu helfen gewußt, indem er die Szene aus dem Gefängniß in das Parlementshaus verlegt. Aber es bedarf keiner Bemerkung, daß dieser einige Kunstgriff schon die Glaubwürdigkeit der ganzen Erzählung vernichtet.

Eine so vollständige Rechtfertigung, durch welche Herr Rolland allen Verdacht der wider ihn

ihm ausgesonnenen Beschuldigungen von sich entfernte, stellte die Wahrheit der gerechten Sache in ihrem vollen Glanze dar, und zeigte den vorgeblichen Erben des Herrn von Caille in seiner wahren Gestalt.

Ein neuer Beweis von der offenbaren Betrügerei dieses dreisten Abenteurers ergiebt sich aus folgender Geschichte desselben vor seiner Erscheinung auf dem Schauplaz, auf dem wir ihn zulezt gesehen haben.

Franz Mege, gebürtig von Joucas einer kleinen Stadt in Provence, ein Mann, der Floretseide krämpelte und eine kleine Schenke hielt, verheirathet mit Marie Gardielle, hatte sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, und war mit seiner ganzen Familie protestantischer Religion Im Jahr 1672 wurde er, auf Befehl des Parlements zu Grenoble, als Ruderknecht auf die Galeere Fidelle nach Marseille gebracht. Seine Familie verließ mit ihm Joucas, und zog nach Marseille, um ihm beistehen zu können. Ein Theil seiner Kinder wohnte daher auch bei ihm auf der Galeere, wo er an der Kette lag, aber doch auch wieder eine Art Schenke errichtet hatte.

Peter

Peter Mege, ſein dritter Sohn, war im Jahr 1661 geboren, hatte auch das Seidenkrämpeln von ſeinem Vater gelernt, und ſchon zu Joucas dieſes Handwerk getrieben. Er begleitete auch ſogleich ſeinen Vater auf die Galeere, und blieb beſtändig bei ihm. Alle dieſe Umſtände ſind durch acht und zwanzig Augenzeugen, welche zugleich verſicherten, daß der beim Verhör ihnen vorgeſtellte Soldat der nämliche Peter Mege ſei, eidlich beſtätigt.

Im Jahr 1676 wurde die Galeere Fidelle nach Meſſina beordert. Peter wollte ſeinen Vater nicht verlaſſen, und begab ſich alſo auf die nämliche Galeere als Soldat. Sieben Zeugen, welche den Gefangenen für den nämlichen Galeerenſoldaten erkannten, den ſie damals zu Meſſina geſehen hatten, haben dieſen Umſtand verſichert. Der Schiffsſchreiber Marin und der Capitain der Galeere, Ritter von Monſüron, ein Malteſer, waren ſelbſt unter dieſen Zeugen.

Peter kam als Soldat mit der Galeere wieder nach Marſeille zurük, und ſchwor nachher den 23 März 1679 in der Jeſuiter-Kirche die proteſtantiſche Religion ab. Dieſe Thatſache beweiſt Erſtlich das Dokument über dieſe Abſchwö-

schwörung selbst, das bei dem Prozeß vorgelegt worden ist; Zweitens die Aussage des Zuckerbeckers Charbonnier, der als Zeuge bei jener Religionshandlung gegenwärtig gewesen war, und der auch den Gefangenen für eben denselben Peter Mege erkannte, der damals Aufwärtersdienste bei ihm versehen habe. — Dabei ist zugleich noch ein anderer Umstand zu bemerken. Unter andern Begebenheiten, welche der vorgebliche Sohn des Herrn von Caille nach seiner Entweichung aus dem väterlichen Hause gehabt haben wollte, hatte er auch erzält, daß er bei einem Zuckerbecker gedient habe; und er mußte bei seiner Konfrontation mit Charbonnier gestehen, daß dies eben der Zuckerbecker sei, bei welchem er Citronenschälen, Wasserschöpfen und andere solche Dienste verrichtet habe. Hier hat sich also der Betrüger in seinen eignen Reden gefangen. Seine Entweichung aus dem väterlichen Hause war, seiner Angabe nach, im Jahr 1690 geschehen und erst später hatte er den Namen des Peter Mege angenommen: wie kam es denn, daß er schon vor dem März des Jahres 1679 bei dem Zuckerbecker Charbonnier Citronen schälen konnte? Um sich aus diesem Widerspruch zu helfen, leugnete

er

er geradezu, ſowohl dieſe Religionsabſchwörung, als daß er ſchon um dieſe Zeit bei Charbonnier gedient habe, und behauptete, daß das leztere erſt neun Jahre ſpäter geſchehen ſei. — Drittens das Zeugniß des Ritters von Montfüron, welches wir hier vollſtändig mittheilen wollen: „Als der „König mich zum Capitain der Galeere Fidelle „ernannte, war derſelbe Soldat, der „ſich jezt für einen Sohn des Herrn „von Caille ausgiebt, Soldat auf „dieſer Galeere, und ſein Vater, Franz „Mege, Ruderknecht. Als ungefähr im Jahr „1690 ein Detachement von den Galeerenſol„daten auf die Kriegsſchiffe abgegeben werden „mußte, traf die Reihe auch dieſen Peter Me„ge. Er wurde aber zu Rochefort abgedankt, „weil er die fallende Sucht bekam. Darauf „begab er ſich unter die Miliz von Marſeille, „meldete ſich aber bald nachher wieder bei mir, „und verlangte Dienſte auf der Galeere. Aus „Furcht vor ſeiner Krankheit weigerte ich mich, „ihn anzunehmen; da er aber aufs heiligſte „verſicherte, daß er ganz davon geheilt ſei, „ließ ich ihn wieder, wie vorher, als Peter „Mege, gebürtig aus Joucas, in die „Liſte einſchreiben. Einige Zeit darauf aber,

„da

„da die Galeeren zur Belagerung von Barcel„lona ausliefen, befiel ihn seine vorige Krank„heit wieder; er erhielt also zum zweitenmal „seinen Abschied. Schon vor geraumer „Zeit hat der nämliche Peter Mege „in die Hände des Pater Rossignol, „eines Jesuiten, die protestantische „Religion abgeschworen. Das darü„ber ausgefertigte Dokument ist von mir selbst „eigenhändig unterschrieben worden; der eigent„lichen Zeit dieses Vorfalls weiß ich mich aber „nicht mehr genau zu erinnern."

Die Vortheile, welche Peter durch diese erste Religionsabschwörung erhielt, die reichlichen Geschenke, womit andächtige Seelen seine fromme Gesinnung belohnten, hatten bei ihm Geschmack an der Rolle eines Proselyten erweckt. Er machte also einen zweiten Versuch dieser Art zu Apt, wo er den 26 Dezember 1681 die protestantische Religion noch einmal abschwor. Auch dieser Vorfall ist erstlich durch das darüber ausgestellte Instrument, und zweitens durch das Zeugniß des Notars Boyer bewiesen, der ausdrüklich versichert: „der Soldat sei der nämliche Peter Mege, der „im Jahr 1681 die protestantische Religion zu

„Apt abgeſchworen und ihn von der Zeit an „immer ſeinen Pathen genannt habe.“

Auf der Galeere Fidelle diente er als Soldat bis ins Jahr 1690. Nachdem er zu Rochefort ſeinen Abſchied bekommen hatte, gieng er zurük nach Marſeille, und nahm den 7 Mai 1691 auf der Galeere la Belle wieder als Soldat Dienſte. Dieſe Umſtände ſind theils durch das ſchon oben angeführte Zeugniß des Ritters Monſüron, theils durch verſchiedne andere Zeugen erwieſen, welche den Gefangenen alle für den nämlichen Peter Mege erkannten, den ſie damals auf den Galeeren als Soldaten geſehen hatten.

Den 10 April 1686 verheirathete ſich Peter Mege, zu Martigues in Provence, mit Honorade Venelle. Wir wollen hier das eigne Zeugniß des Notars Coulet anführen, der den Ehekontrakt aufgeſezt hat: „Den 27 März „1686 habe ich zwiſchen Peter Mege, vorgeb„lich gebürtig aus Rouſſillon, und Honorade „Venelle einen Ehekontrakt errichtet. Mege „konnte den Kontrakt nicht unterzeichnen, weil „er nicht zu ſchreiben gelernt hatte. . . . Einige „Zeit darauf ertheilte mir dieſer Mege den Auf„trag, verſchiedene, ſeiner Ehefrau gehörige, „Sel-

„Gelder einzutreiben... Eben derselbe legte „bei mir den 18 September 1694 ein Ver„zeichniß aller Mobilien und Kleider seiner Frau „nieder, und ließ sich ein förmliches Instru„ment darüber ausstellen... Als ich im lez„ten Julius nach Aix kam, hörte ich, Peter „Mege size im Gefängniß und gebe sich für ei„nen Sohn des Herrn von Caille aus. Die „Neugierde trieb mich, den Gefangenen zu „sehen. Ich gieng in das Gefängniß und ich „muß gestehen, daß ich ihn an seiner gan„zen Gestalt, an seinen Haaren, an „seiner Figur, an seinen triefenden „Augen, an der etwas stumpfen Na„se, und an dem Ton seiner Stimme „sogleich für den nämlichen Peter Mege erkann„te, dessen Ehekontrakt ich im Jahr 1686 be„sorgt und von dem ich nachher die angeführ„ten Aufträge erhalten hatte. Ich habe den „Gefangenen auch, da ich ihn vor Ablegung „meines Zeugeneides zum zweitenmal sah, für „eben denselben erkannt, von dem ich bisher „gesprochen habe." Bei der Konfrontation leugnete der Soldat sowohl die Verheirathung, als den Auftrag, die Gelder seiner Frau einzutreiben, gestand aber doch ein, daß er — un-

ter dem angenommenen Namen des Peter Mege — ihm ein Verzeichniß von den Mobilien und Kleidern der Honorade Venelle übergeben habe.

Der Soldat bekannte selbst, daß er zu der Zeit, da er Peter Mege's Stelle als Ehemann der Honorade Venelle begleitet, gewisse jährliche Einkünfte derselben eingezogen, und dafür in Peter Mege's Namen Quittungen ausgestellt habe. Hier hat er sich wieder durch sein eignes Geständniß in Widersprüche verwikelt. Er gesteht, daß er diese Einnahme zwei Jahre genossen habe; bei dem Prozesse wurden aber fünf solche Quittungen, von 1693 bis 1697, zu den Akten gebracht. Zwar entgeht er hier dem Widerspruch dadurch, daß er nur die beiden leztern als die seinigen anerkennt, aber er fällt dadurch in einen andern, aus dem er sich nicht retten kann. Waren die drei erstern Quittungen nicht von ihm ausgestellt, so mußten sie nothwendig von dem wahren Peter Mege ausgestellt sein, und so war also die Behauptung falsch, daß der wahre Mege im Jahr 1690 seine Frau verlassen und seit der Zeit nichts weiter von sich habe hören lassen. Fürs zweite aber

war

war die Quittung von 1695 vom 29 September — mithin acht Monate nach dem Anfang des vertrauten Umgangs des Angeklagten mit Honorade Venelle — datirt. War also dieſe Quittung nicht von ihm ſondern von dem wahren Ehemann ausgeſtellt worden, ſo müßte dieſer zu eben der Zeit noch bei ſeiner Frau geweſen ſein, da der Betrüger ſchon die Rolle des Ehemanns bei ihr ſpielte. — Man darf aber auch nur den Auszahler der Rente ſelbſt hören, um ſich von der wahren Beſchaffenheit dieſes leztern Umſtandes ganz unbezweifelt zu überzeugen. „Im Jahr 1691 und 1692," giebt dieſer in ſeiner Zeugenausſage an, „habe ich die „jährliche Rente von 12 Liver 5 Sols und 9 „Deniers an Johanne Venelle, als Bevollmächtigte ihres Schwagers, des Peter Mege, bezahlt; in den fünf folgenden Jahren aber die „Zahlung der nämlichen Rente an Peter Mege, „den Ehemann der Honorade Venelle, ſelbſt „geleiſtet, und von ihm ſelbſt die Quittung, „welche er jedesmal von zwei Zeugen unterſchreiben ließ, erhalten. Die nämliche Perſon, „welche als Peter Mege damals dieſe Gelder „von mir empfangen hat, erkenne ich wieder „in der Perſon des Gefangenen, welche mir

„vor Ablegung meines Zeugeneides zweimal vor„geſtellt worden iſt.“ — Der Soldat ſuchte ſich zwar gegen dieſes Zeugniß dadurch zu retten, daß er vorwendete, dieſe Gelder nur als vorgeblicher Ehemann der Honorade Venelle eingezogen zu haben. Allein wenn man auch dies annehmen will, ſo entſteht doch dadurch ein neuer Widerſpruch, da er dieſe Rolle eines untergeſchobnen Ehemanns erſt im Jahr 1695 übernommen haben will, und doch ſchon einige Jahre vorher, als ſolcher, Geld in Empfang genommen hat. Ueberhaupt aber beweist auch das ſchon genug gegen ihn, daß er gegen alle dieſe Widerſprüche ſich nicht anders als dadurch zu retten wußte, daß er ſich ſelbſt des Ehebruchs und der Ausſtellung falſcher Quittungen anklagte, wodurch er auf alle Fälle, er mochte ſeinen Prozeß gewinnen oder verlieren, des Todes ſchuldig erkannt werden mußte.

Wir übergehen die andern Widerſprüche, welche durch dieſen Aufenthalt zu Marſeille in ſeiner übrigen Erzählung entſtehen, nach welcher er gerade um dieſe Zeit zu Turin, Piemont und Nice geweſen ſein müßte — und eilen zum Schluſſe dieſer Geſchichte.

Am

Am 11 Februar 1693 nahm er zu Marseille Dienste unter der Miliz von Provence, wie man aus der Werbeliste erwiesen hat. Den 30 Januar 1695 erhielt er seinen Abschied, und nahm den 5 März darauf wieder Dienste auf der Galeere Fidelle, wo er, als verheirathet mit Honorade Venelle, in die Liste eingeschrieben wurde. Den 5 Dezember 1697 bekam er auch hier wieder seinen Abschied, und ließ sich darauf zu Toulon wieder in Schiffsdiensten anwerben. — Dies war der Zeitpunkt, wo er sich öffentlich für einen Sohn des Herrn von Caille ausgab und wo der Prozeß seinen Anfang nahm.

Es würde leicht sein zu erweisen, daß der Roman, den der Soldat und seine Vertheidiger ausgedacht haben, mit der wahren Geschichte dieses Menschen, mit den deutlichsten und glaubwürdigsten Dokumenten, mit den ausgemachtesten Thatsachen, mit den unverwerflichsten Zeugnissen und sogar mit seinen eignen Aussagen durchaus im Widerspruch stehe. Wir fürchten aber, unsere Leser durch die Aufzählung so vieler unbedeutender Umstände zu ermüden, und schliessen also diese Geschichte bloß mit der allgemeinen Bemerkung, daß Peter

Mege, der sich fünfmal als Soldat hatte anwerben lassen, in den Werbelisten in Rücksicht seiner Gestalt jedesmal ganz auf die nämliche Art beschrieben war, mit langen schwarzen Haaren, einem dürren verbrannten Gesicht, einer hageren Figur, einer krächzenden Stimme, und fünf Fuß fünf bis sechs Zoll lang; daß also in allen diesen Listen von einer und eben derselben Person gesprochen werde, und daß diese Person keine andere als der Gefangene selbst sein könne, bei welchem diese Züge alle vereinigt angetroffen werden.

Noch ein anderer Beweis wider den Soldaten ist, daß er so viele Umstände, die der wahre Sohn des Herrn von Caille schlechterdings hätte wissen müssen, gar nicht wußte. Wir wollen von den Beispielen, womit dies erwiesen werden könnte, nur einige anführen.

Ein Advokat, Namens Baudiny, legte dem Gefangenen bei der Konfrontation, in Gegenwart des Referenten, Herrn von Aiguille, drei Fragen vor: 1), Ob man beim Eingang „ins Kollegium zu Manosque einige Stufen „hinauf oder hinab steigen müsse?" Der Gefangene mußte diese Frage recht wohl beant-

worten

worten können, da er selbſt geſtund, daß er in ſeiner Jugend habe in dies Kollegium zur Schule gehen müſſen. Er antwortete aber: „man müſſe einige Stufen hinab ſteigen;“ und dies war eine offenbare Unwahrheit, denn der Eingang gieng weder hinauf noch hinab, ſondern auf ebner Erde. 2) „Ob die Kirche „der Reformirten zu Manoſque im erſten oder „im zweiten Steckwerk ſei?“ Der Sohn des Herrn von Caille war in der proteſtantiſchen Religion erzogen worden, und mithin ſehr oft in dieſer Kirche geweſen; der Soldat konnte alſo hier keine Unwiſſenheit vorſchützen. Er antwortete: „Um in die Reformirten-Kirche „zu Manoſque zu kommen, müſſe man einige „Stufen hinaufſteigen und über eine hölzerne „Galerie gehen, und es hätten Bildniſſe von „Königen und das Bild Calvins darin gehan„gen.“ Dies war aber wieder ganz unwahr, denn man gieng auf ebner Erde in die Kirche der Reformirten zu Manoſque; es hiengen auch keine Bilder darin, und man weiß ja überhaupt, daß dieſe Religionspartei kein Gemälde in ihren Kirchen duldet. 3) „Ob er die „zwei Töchter des Herrn Loth zu Manoſque „kenne?“ Der Gefangene antwortete ſogleich:

„er kenne ſie ſehr gut, er habe ſich ſogar ein„mal in eins von dieſen Frauenzimmern ver„liebt, und ſich dadurch den Unwillen ſeines „Vaters, des Herrn von Caille, zugezogen.“ Es war aber allgemein bekannt, daß Herr Loth nie ein anderes Kind, auſſer ſeinem einzigen Sohn, gehabt hatte.

Einen ganz beſondern Vorfall dieſer Art enthält folgende Erzählung der fünften Zeugin des Herrn Rolland: „Die vielerlei Gerüchte, „die von dem Soldaten umhergiengen, mach„ten mich neugierig, ihn zu ſehen. Da ich in „das Gefängniß kam, fand ich einen Schreib„meiſter bei ihm, der ihn im Schreiben un„terrichtete. Unter andern Dingen, worüber „ich mit ihm ſprach, legte ich ihm auch die Fra„ge vor: wie die Frau von Eiming, ſeine Ver„wandte, die er ſehr oft zu Manoſque in dem „Hauſe ſeines Vaters geſehen haben müßte, ge„ſtaltet geweſen ſei? Ich erhielt darauf keine „Antwort. Es näherte ſich ihm aber ein „Menſch, den ich nicht kannte, und ſprach „heimlich mit ihm. Gleich darauf wendete er „ſich wieder zu mir und ſagte: er kenne die „Frau von Eiming ſehr wohl, ſie ſei blond, „und habe ihm einſt eine empfindliche Züchti„gung

„gung von ſeinem Vater zugezogen. Darauf „fragte ich ihn: „wie der Gemahl der Frau „von Eiminy ausgeſehen habe?“ Statt der „Antwort beſchwerte ſich der Gefangene ganz „unwillig über das viele Ausfragen. Durch „dieſen Auftritt war ich überzeugt, daß der „Gefangne nicht der Sohn des Herrn von „Caille ſein könne.“ — Ueber den Unbekannten, der dem Soldaten die Antwort auf die Frage dieſer Zeugin in den Mund gelegt hatte, gaben zwei von des Soldaten eignen Beweiszeugen den Aufſchluß. Es war ein gewiſſer Jakob Laiet, ein Koch aus Manoſque, der wegen beſchuldigten Straßenraubes eben damals auch in dem Gefängniß zu Aix ſaß. La Violette hatte dieſen nichtswürdigen Menſchen durch Geſchenke gewonnen, den Soldaten mit beſondern Umſtänden aus Manoſque, die ihm zu wiſſen nöthig waren, bekannt zu machen.

Zuweilen aber kam doch etwas vor, worüber ihm dieſer Rathgeber keine Auskunft geben konnte; beſonders wenn von der Schweiz die Rede war, wo der Soldat doch auch einige Jahre ſich aufgehalten hatte. In ſolchen Fällen wußte er ſich aber auf eine andre Art zu helfen. Als ihm einſt die Wittwe eines Proteſtanten.

ſtanten, die auch der Religionsverfolgung wegen mit ihrem Mann ſich nach Lauſanne geflüchtet, und dort freien Zutritt in dem Hauſe des Herrn von Caille gehabt hatte, nach dem Tode ihres Mannes aber nach Frankreich zurückgekommen und zur katholiſchen Kirche übergetreten war, in Gegenwart eines Kommiſſärs des Referenten vorgeſtellt wurde, und dieſe ihm die Frage vorlegte: ob er ſie kenne? mit dem Zuſaz: daß er ſie kennen müſſe, wenn er wirklich der Sohn des Herrn von Caille ſei, antwortete er: „er kenne ſie nicht, denn er habe ſie zeitlebens nicht geſehen, ſie ſei eine verzükte Hugenottinn, und er ſei gewiſſer der Herr von Caille als ſie eine Chriſtinn.“ Dieſe Antwort, welche die Zeugin abſchrecken ſollte, machte ſie aber nicht irre; ſie beſtand darauf: „er ſolle ihr doch wenigſtens ſagen, in welcher Straße ſein Vater zu Lauſanne gewohnt habe.“ Er erwiederte aber bloß: „ſie ſei von Herrn Rolland abgerichtet und beſtochen, ſie möge von ihm ausſagen was ſie wolle, er werde ihr aber nicht ein Wort antworten.“

Es iſt alſo durch eine ausführliche Vergleichung der Lebensumſtände des Peter Mege, durch das Zeugniß der Perſonen, die mit ihm gelebt haben,

ben, und durch die vollſtändigſte Aehnlichkeit der Geſichtszüge und der ganzen Geſtalt, erwieſen, daß der Gefangne niemand anders ſei, als Peter Meze. Es iſt auch ſchon erwieſen, daß er viele Dinge nicht weiß, welche der wirkliche Sohn des Herrn von Caille ſchlechterdings wiſſen müßte. Wir können aber noch mehr erweiſen; wir wollen zeigen, daß ſich zwiſchen dem Gefangnen und dem wahren Sohn des Herrn von Caille auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit finde.

Alle, die den jungen Herrn von Caille geſehen haben, beſchreiben ihn als einen Menſchen mit krummen Beinen und verdrehten Füßen, mit ſchiefen und einwärts gebognen, im Gehen aneinander ſtoßenden Knieen, von welchen das eine dicker geweſen ſei als das andere, mit einem ſchmalen und langen Kopf und einer ſo hervorſtehenden Stirne, daß der Hut kaum gerade ſitzen konnte, ſondern immer weit nach hinten zu geſetzt werden mußte. Uebrigens ſei er klein von Statur geweſen, mit hellen kaſtanienbraunen Haaren, ſchön geſchnittnen blauen Augen, einer Adlersnaſe, einer feinen und weißen Haut, mit einem Wort, in Anſehung der Geſichtsbildung alles, was man einen

nen hübſchen Jungen nenne. — Mit dieſem Bilde vergleiche man nun das Bild des Soldaten, das S. 216 gezeichnet iſt, und man wird finden, daß es unmöglich war, dieſe zwei Perſonen zu verwechſeln. Auſſerdem aber hatte der Soldat zwei ſehr auszeichnende Gebrechen an ſeinem Körper, die er gewiß als beſondere Kennzeichen würde geltend gemacht haben, wenn er wirklich der Sohn des Herrn von Caille geweſen wäre. Die Aerzte, welche ihn auf Befehl des Parlements zu Paris beſichtigen mußten, fanden, daß er in Anſehung der Geſchlechtstheile nur ein halber Mann ſei, und daß ſeine Brüſte nur etwa drei Finger breit über den Hüften ſtehen. Wären dies Kennzeichen des jungen Herrn von Caille geweſen, ſo konnten ſie den vier Hebammen nicht entgangen ſein und dieſe, die ihren Säugling ſo eifrig in ihren Schuz nahmen, würden gewiß nicht vergeſſen haben, ſo unzweideutige Merkmale anzugeben. Dieſe Leibesfehler waren alſo keine Merkmale des jungen Herrn von Caille, ſondern ſind dem Soldaten, Peter Mege, eigen und enthalten zugleich den Grund, warum dieſer eine ſo krächzende Stimme und keinen Bart hatte.

Eine

Eine eben so große Verschiedenheit findet sich auch zwischen diesen beiden in Rükſicht auf das Alter. Der Soldat gab bei seiner Religionsveränderung, den 10 April 1699, ein Alter von drei und zwanzig Jahren an; in seinen Antworten beim Verhör zu Toulon, den 22 Junius deſſelben Jahres, wollte er fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt sein: er müßte alſo entweder im Jahr 1676 oder 1674 auf die Welt gekommen sein; und doch sagt er, in seiner gedrukten Vertheidigungsſchrift, er sei im Jahr 1670 geboren. — Allein, welches von diesen Geburtsjahren man auch annehme, ſo paßt doch keines auf den Sohn des Herrn von Caille. — Es iſt bekannt, daß in dem Jahr 1667, auf eine ausdrükliche Ordonnanz, in dem ganzen Reiche richtige, unter der Aufſicht der weltlichen Obrigkeit ſtehende, Tauf- und Todtenregiſter eingeführt wurden. Herr Rolland ließ ſich aus dieſen Regiſtern zu Manoſque einen Auszug machen, von allen Kindern des Herrn von Caille, welche darin aufgezeichnet waren. Allein die Geburt des Sohnes Iſaak fand ſich nicht darunter. Wäre aber der Soldat, der in allen ſeinen Angaben ſein Geburtsjahr nach 1667 ſezte, dieſer Iſaak geweſen, ſo hätte

ſeine

ſeine Geburt zuverläſſig darin müſſen angezeigt ſein, und er würde ſich auch gewiß darauf berufen haben. — Damit iſt alſo wenigſtens ſo viel ganz unſtreitig erwieſen, daß der Sohn des Herrn von Caille vor dem Jahr 1667 geboren ſein müſſe. Aber man kann noch mehr erweiſen, man kann ſogar beſtimmt zeigen, daß er den 19 November 1664 geboren ſei. — Herr Bourdin, der Großvater der Frau von Caille und zugleich der Großonkel des Herrn von Caille, wurde als Haupt der Familie im Hauſe verehrt und ſorgte vorzüglich dafür, keine von den wichtigen Familiennachrichten verloren gehen zu laſſen. In ſeinem Tagebuch, das er über ſolche Vorfälle führte, ſtand: Den 19 November 1664, früh um 9 Uhr, iſt meinem Neffen von Rougon ein Söhnlein geboren worden; und am Rande dieſes Artikels war geſchrieben: Geburt des kleinen Iſaak. — In einem Briefe an Herrn von Eſparon ſeinen Freund, ſchrieb Herr Bourdin den 3 Dezember 1664: „Gott hat uns ein „Söhnlein geſchenkt, das nach dem Urtheile „aller, die es geſehen haben, ſehr ſchön iſt „und viel Leben zeigt; ich wünſche nur, daß es

„zu

„zu Gottes Ehre und zum Dienſte ſeiner Ver„wandten und Freunde, unter welche ich Sie „vorzüglich rechne, aufwachſen möge. Die „Mutter hat eine ſehr leichte und glükliche Nie„derkunft gehabt ꝛc.“ Die Aechtheit dieſer beiden Schriften war nicht zu bezweifeln; der Urheber derſelben war ſchon mehr als zwanzig Jahre vor dem Anfang dieſes Prozeſſes geſtorben, und daß ſie von ſeiner Hand waren, wurde durch Kunſtverſtändige erwieſen. — Noch einen Beweis dieſer Geburt gab ein Auszug aus dem Contobuche des Apothekers Maurin zu Manosque, auf welchem folgende Ueberſchrift ſtand: „Rechnung für Herrn Pourdin „über dasjenige, was ich für ſeinen Enkel, den „Sohn des Herrn von Rougon, in den Jah„ren 1665, 1666 und 1667 geliefert habe, „beſage meines Contobuchs.“ In dieſer Rechnung ſind die gelieferten Arzeneien alle einzeln nach einander angegeben, und alle von der Art, wie man ſie nur ſäugenden Kindern gibt. — Ungeachtet alſo die Geburt des Herrn von Caille nicht aus einem Taufregiſter erwieſen werden konnte, weil von dieſen Zeiten zu Manosque keine vorhanden waren, ſo iſt es doch auſſer allen Zweifel geſezt, daß er im Jahr 1664

geboren, und folglich in Rükſicht des Alters von dem Soldaten, nach den eignen Angaben des leztern, ganz verſchieden iſt.

Eben ſo groß iſt auch die Ungleichheit dieſer beiden in Rükſicht auf ihre übrigen Beſchaffenheiten. Wir haben geſehen, daß der Betrüger, der ſich für den Sohn des Herrn von Caille ausgiebt, nicht einmal ſeinen Namen zu ſchreiben im Stande war. Herr Relland erwies aber durch vier Dokumente, daß der Sohn des Herrn von Caille nicht bloß ſeinen Namen unterzeichnen ſondern überhaupt ſchreiben konnte. Er hatte im Jahr 1679 ſowohl die Verlobungsartikel, als den Ehekontrakt ſeines Lehrmeiſters Düchesne, mit einer Kammerjungfer ſeiner Tante Lignon, als Zeuge unterzeichnet. Es wurden auch zwei Briefe von ihm vorgezeigt, beide zu Lauſanne, den 1 Februar 1686 geſchrieben; der eine an den Notar und Pachter Perier zu Rougen, der andere an einen gewiſſen Herrn Fünel, der die Angelegenheiten der Familie von Caille beſorgte. In dem leztern Briefe ſagt er: „es ſei vergebens, ihn zu einer Religions„veränderung bereden zu wollen, er ſei entſchloſſen in der Religion zu ſterben, in welcher „er geboren ſei"; und am Schluſſe dieſes Briefes

ſtand

„stand: „ich darf nicht vergessen Ihnen den „freundschaftlichen Rath zu geben, daß Sie „nicht weiter verkappte Briefträger und Unter„händler an mich schiken, sie werden hier eine „schlechte Rolle spielen, und der geringste Lohn, „den sie für ihre Mühe zu erwarten haben, „wird eine tüchtige Tracht Schläge sein. Benu„zen Sie diese Warnung und mißbrauchen Sie „nicht meine nachsichtige Denkungsart, der Sie es „allein zu danken haben, daß ich Ihren Brief „nicht vorzeige.“ Hiebei ist zu bemerken, daß dieser Fünel, an den der angeführte Brief geschrieben wurde, schon im Jahr 1689, also zehn Jahre vor der Religionsveränderung des Soldaten zu Toulon, gestorben war, und daß er selbst diesen Brief mit den Worten: Brief von Herrn Rougon, überschrieben hatte. — Der junge Herr von Caille konnte aber nicht bloß schreiben, sondern hatte selbst auch in der Ordnung und mit Nuzen studirt. Er besuchte das Kollegium zu Manosque und wurde zu Hause durch eigne Hofmeister unterrichtet. Eine Menge von Zeugen, unter welchen selbst auch mehrere von den Beweiszeugen des Soldaten waren, haben nicht nur diese Umstände bestätigt, sondern auch eine Menge an-

derer sachkundiger Männer, Geistliche, Edelleute, Advokaten und Kaufleute, haben versichert: er habe sich mit ihnen über die erlernten Materien unterhalten, und als ein Mensch von vieler Einsicht, der seine Gaben angewendet hatte, gesprochen. — Nachdem er seine Schulstudien zu Manosque vollendet hatte, schikte sein Vater ihn mit seinem Hofmeister Guicard nach Genev, um dort Rhetorik und Philosophie zu studiren. Man findet noch seinen Namen daselbst in den Registern der Klassen von ihm eigenhändig eingeschrieben, wie durch einen, von einem Augenzeugen und von dem königlichen Residenten zu Genev selbst, beglaubigten Auszug aus diesen Registern erwiesen worden ist. Eben diesen Aufenthalt zu Genev bestätigen auch glaubwürdige Zeugnisse der Professoren, unter welchen der junge Herr von Caille dort studirt hätte, und die Quittungen eines Lehrers der Mathematik, von welchem er in dieser Wissenschaft unterrichtet worden war. — Nach seiner Zurükkunft von Genev, beschäftigte er sich mit diesen Studien bis ins Jahr 1685, da er mit seinem Vater in die Schweiz flüchtete. — Durch die Anhänglichkeit an seine Religion aus dem Vaterlande vertrieben,

trieben, abgeschnitten also von allen den glänzenden Aussichten, welche ihm dort sein Glük gezeigt hatte, fand er eben darin einen neuen Sporn seines Fleisses, um diesen Verlust durch Erwerbung brauchbarer Kenntnisse zu ersezen. Die Mathematik schien ihm die ehrenvollste und seinem Stande angemessenste Beschäftigung. Er trieb also dieses Studium mit dem anhaltendsten Eifer. Seine schwächliche Gesundheit konnte aber eine solche Anstrengung nicht ausdauren; er erschöpfte sich und fiel in eine Krankheit, die ihn ins Grab stürzte. — —

Wir kommen nun auf die Einwürfe, durch welche der Soldat die Behauptung, daß der junge Herr von Caille den 15 Februar 1696 zu Bevay gestorben sei, zu widerlegen suchte.

Der erste Einwurf war aus der Ordonnanz von 1667 genommen, in welcher es heißt: „Alter, Verheirathung und Absterben muß aus Kirchenbüchern erwiesen werden, die in gehöriger Form abgefaßt und so beschaffen sind, daß sie Glauben verdienen.“ — Allein in derselben Ordonnanz wird auch gesagt: „Wenn die Kirchenbücher verloren gegangen, oder an einem Orte niemals in Gebrauch

geweſen ſind, ſo kann ein ſolcher Beweis durch andere ächte Dokumente oder durch Zeugen geführt werden." Unerachtet alſo der Tod des jungen Herrn von Caille durch keinen förmlichen Todtenſchein beſtätigt werden konnte, ſo gilt doch dieſer Einwurf hier gar nichts, indem auf der einen Seite durch die glaubwürdigſten obrigkeitlichen Zeugniſſe, durch die Ausſagen der unverwerflichſten Zeugen und durch Briefe, die Thatſache ſelbſt auſſer allen Zweifel geſezt, auf der andern Seite aber erwieſen iſt, daß man zu Vevay niemals Todtenregiſter gehalten habe. — Zwar brachten die Vertheidiger des Soldaten ein Zeugniß des Raths zu Morges vor, vom 7 October 1700, in welchem es hieß: es würden zu Morges und anderwärts Todtenregiſter gehalten; und folgerten daraus, weil Vevay eben ſo wie Morges eine in dem Canton Bern gelegene Stadt ſei, daß auch in der erſteren Todtenregiſter gehalten werden. Allein dieſer Schluß wurde durch eine förmliche Erklärung des Rathes zu Morges widerlegt, worin es ausdrüklich hieß: „wir erklären hiedurch, daß dieſe „Auslegung Unſeres Zeugniſſes mit dem Sinne „deſſelben nicht übereintrifft; und um aller Mißdeu-

„deutung dieſer Art auf immer vorzubeugen, ſo „thun wir hiemit kund, daß dieſes Zeugniß „bloß von Unſerer Stadt zu verſtehen „ſei, und davon auf keine andere eine Anwen„dung gemacht werden könne; und daß auch „ſelbſt in Unſerer Stadt erſt im Jahr 1697 „der Anfang gemacht worden ſei, Todtenregi„ſter zu halten.“ Jenes angeführte Zeugniß konnte alſo aus zweifachem Grunde nichts beweiſen, erſtlich weil der Schluß von Morges auf die übrigen Städte nicht gilt, und zweitens weil auch zu Morges erſt ſeit dem Jahr 1697 Todtenregiſter geführt wurden, der Sohn des Herrn von Caille aber ſchon den 15 Februar 1696 geſtorben war. — Es war aber auch noch überdies durch ein förmliches Zeugniß des Raths zu Vevay ſelbſt ganz beſtimmt erwieſen, daß zu Vevay keine Todtenliſten gehalten wurden.

Der zweite Einwurf war: „Es „ſei in den Akten erwieſen, daß der Herr von „Caille ſchon ſeit 1693 ſeinen Sohn für todt „ausgegeben habe, folglich müſſe die Geſchichte „von dem Tode dieſes Sohnes, welchen man „nun in das Jahr 1696 ſezen wolle, erſt hin„terher verabredet ſein.“ Es wird hier alles

auf die Zeugniſſe ankommen, auf welche man dieſe Behauptung gründet. Sie beruht auf der Ausſage von drei Beweiszeugen des Soldaten.

Der erſte von dieſen Zeugen, ein Bürger von Manosque, gab an: „Er habe bei ſeinem Oheim, der drei Meilen von Genev wohne, im Jahr 1695 einen einäugigen Mann von fünfzig bis ſechzig Jahren angetroffen, der ſich für einen Offizier von der Genfer Miliz ausgegeben habe. Sein Oheim habe dieſen Offizier, der ſich von Caille genannt und zu dieſer Familie zu gehören behauptet habe, unter andern auch gefragt: wie ſich der Sohn des Herrn von Caille von Manosque befinde? und darauf habe dieſer geantwortet: er ſei vor einiger Zeit geſtorben." — Dieſes erſte Zeugniß iſt alſo nichts weiter, als ein Hörenſagen von einem Menſchen, der mit dem Oheim des Zeugen zum Zeitvertreib plauderte, von einem Menſchen, der ſich Caille nannte, den aber der Zeuge nicht einmal kannte und der — man kann dies mit Grund hinzuſezen — niemals exiſtirt hat, indem auſſer dem Herrn von Caille keine einzige Perſon von dieſer Familie in der Schweiz war, die dieſen Namen führte.

Der

Der zweite Zeuge, Anton Moulet, ein Koch und ehemaliger Soldat, machte folgende Erzählung bei seinem Verhör: „Vor elf Jahren, da ich noch als Soldat unter den königlichen Truppen stand, wurde ich mit einem „Detaschement von der Garnison zu Hüningen „zur Bedeckung des Getreides abgeschikt, wofür der König von den Schweizern Reis eingetauscht hatte. Meine Abtheilung kam mit „sechs Wägen nach Lausanne. Da ich auf „dem Markt umhergieng, erkannte mich ein „Bedienter des Herrn von Caille, Namens „Jüssy, und führte mich zu seinem Herrn, der „mir sogleich die Erlaubniß ertheilte, die acht „Tage über, so lange das Kommando in Lausanne liegen blieb, in seinem Hause mich aufzuhalten. Während dieser Zeit gieng ich mit „dem Sohn des Herrn von Caille öfters um. „Ich fand ihn sehr mißvergnügt über die Behandlung seines Vaters; er äusserte ganz offenherzig: „er habe im Sinn nach Frankreich zurükzukehren, sein Vater möge auch noch so sehr ihn „daran zu hindern suchen, er wolle sich nicht „länger nöthigen lassen, wider seinen Willen „Hugenot zu sein.“ Drei Jahre darauf wurde ich zur Bedekung eines Rekrutentransports

„nach Grenoble geſchikt, und da wir auf dem „Rükmarſch durch Lauſanne kamen, beſuchte ich „auch den Herrn von Caille wieder. Als ich „mich nach dem Befinden ſeines Sohns erkun„digte, antwortete er mir: er ſei geſtorben. „Ich war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, und „bezeugte meine Wehmuth auch gegen einige „Bediente des Hauſes; von dieſen aber hörte „ich: der junge Herr von Caille ſei nicht ge„ſtorben, ſondern er ſei zu Genf, wohin man „ihn zu Veränderung der Luft gebracht habe, „mit Beihülfe einer Magd aus dem Fenſter ge„ſprungen und entflohen, und man gebe alſo ſeinen „Tod nur vor, um ſeine Flucht zu verbergen.“ In der That eine ſehr umſtändliche Geſchichte, die dem Syſtem des Betrügers aufs künſtlichſte angepaßt war. — Allein unglüklicherweiſe wurde Moulet als Lügner entdekt! Zwei von Herrn Rolland beigebrachte Zeugniſſe, das eine von dem Magiſtrat zu Lauſanne, das andere von den Offizieren der Beſazung zu Hüningen, bewieſen: Daß niemals Getreide von Hüningen nach Lauſanne geliefert, niemals Reis gegen Getreide eingetauſcht, niemals wegen irgend eines Vorfalls ein Kommando von der

der Garnison zu Hüningen nach Lausanne geschikt worden sei.

Der dritte Zeuge, ein Priester und Pfarrer zu Rougen, Namens Tarit, gab nicht sein eignes Zeugniß sondern die Aussage eines gewissen Claudius Perrier, der vormals auch Soldat gewesen war und sich nun zu Nimes aufhielt, bei dem Verhör an. Folgendes sind Perriers eigne Worte, wie sie der Pfarrer ihm in den Mund gelegt hat: „Einer meiner Freun„de beim Regiment, ein Unteroffizier aus Sa„voyen, machte einst während der Zeit seines „Urlaubs eine Reise in sein Vaterland, und „fragte mich beim Abschiede, ob ich in jenen „Gegenden etwas zu bestellen hätte? Da ich „von ihm hörte, daß er durch Lausanne gehen „würde, so bat ich ihn, er möchte sich bei sei„ner Durchreise nach dem Herrn von Caille „und seiner Familie erkundigen; er sei ehemals „unser Gerichtsherr gewesen, und habe wegen „seiner Religion das Königreich verlassen, er „sei aber ein sehr rechtschaffener Mann. Der „Unteroffizier versprach mir heilig, bei seiner „Zurükkunft mir Nachricht von ihm zu brin„gen. Da er zum Regiment zurük kam, sagte „er mir: Herr von Caille befinde sich wohl,

„aber

„aber er ſcheine ſehr betrübt zu ſein über den „Tod ſeines Sohnes; allein ich weiß, es „ſteckt darunter ein Geheimniß.“ — Die Unbrauchbarkeit dieſer Ausſage erhellt ſchon daraus daß ſie nichts anders iſt, als ein Hörenſagen von dem Hörenſagen eines Hörenſagens. Der Pfarrer empfieng ſie von Perrier, der ſie von einem Untereffizier erhalten hatte, welcher ſie von jemand Ungenannten hatte ſagen hören. Wenn man aber auch darauf gar keine Rükſicht nehmen wollte, ſo wäre ſie darum ſchon ganz verdächtig, weil der Pfarrer ſelbſt ein Menſch war, den eben dieſer Perrier im Ehebruch mit ſeiner Frau ergriffen und gerichtlich deswegen verfolgt hatte, von welchem ſchon verſchiedene Proben eines unverſöhnlichen Haſſes gegen Herrn Tardieu bekannt waren, und der alſo auf keinen Fall irgend einen Glauben verdienen konnte.

Man betrachte nun dieſe drei Zeugniſſe, und urtheile dann ſelbſt über die Glaubwürdigkeit der Thatſache, welche bloß auf ſolche Beweiſe gegründet werden konnte. — Doch, es findet ſich noch ein anderes Zeugniß, worauf man vorzüglich viel zu bauen ſcheint — die Ausſage der Frau von Saint-Jüliers, der Witwe

we eines Edelmanns in Provence, welche wir alſo hier auch noch zu unterſuchen haben.

Sie beginnt mit folgenden Umſchweifen: „Ihre Freundſchaft für Madame Relland würde es ihr nie erlaubt haben, als Zeugin in dieſer Sache aufzutreten, wenn ſie nicht Gewiſſens halber ſich dazu verbunden glaubte. Sie habe ihren Beichtvater, zwei Väter des Oratoriums, einen Superior und den Prediger ihres Kirchſpiels deshalb zu Rath gezogen, aber es habe ihr keiner erlauben wollen, das zu verſchweigen, was ſie wiſſe.“ Und ſie ſetzt noch hinzu: „ſie zeuge keineswegs auf Antrieb ihrer Nichte, der Frau von Pulcubier.“ Nach dieſer übel ausgeſonnenen Vorrede, welche deutlich beweiſt, wie ſehr ſie ſelbſt gefühlt habe, daß ſie nöthig habe, einem gegründeten Verdacht vorzubeugen, macht ſie nun folgende Erzählung: „Als ich mich im Jahr 1697 wegen eines vor dem Parlement zu Grenoble anhängigen Prozeſſes beinah ein ganzes Jahr in dieſer Stadt aufhalten mußte, wohnte ich in eben dem Hauſe, in welchem Madam Rolland ihre Wohnung hatte, und kam öfters mit ihr zuſammen. Eines Tages, da unſer Geſpräch auf die Familie des Herrn von Cail-

le

„le fiel, fragte ich: warum ſie ihren Neffen „nicht zu ſich nach Frankreich kommen laſſe? „Darauf gab ſie mir zur Antwort: ſie habe al„les verſucht, um es dahin zu bringen, ſie ha„be ihm ſogar Reiſegeld zugeſchikt, er hätte „auch Luſt gehabt zu kommen, allein ſein Va„ter habe ihn daran gehindert; dies habe end„lich ihren Neffen bewogen, aus dem väter„lichen Hauſe zu entweichen und man wiſſe bis „jezt noch nicht, wo er ſich aufhalte." — Um die Glaubwürdigkeit dieſes Zeugniſſes recht deutlich einzuſehen, muß man vor allen Dingen bemerken, daß Madame von Saint-Juliers im Jahr 1697 wirklich ſich eines Prozeſſes wegen zu Grenoble aufhielt, ihren Prozeß aber durch die Gutachten der Generaladvokaten verlor und alſo auch Herrn Rolland im Verdacht hatte, daß er ihr eben keine Freundſchaftsdienſte dabei erwieſen habe. Auſſerdem hatte auch ihre Nichte, die Frau von Puiloubier, von der ſie in der Ausſage ſpricht, bei dem Parlement zu Grenoble einen Prozeß verloren, und ſchrieb die Schuld davon ganz allein Herrn Rolland zu. Sie verfolgte dieſen deshalb mit einem unverſöhnlichen Haß, ſie brach ſogar in öffentliche Feindſeligkeiten wider ihn aus,

aus, ſie ſchrieb in Briefen an die Damen l'Escot und d'Argencon in den heftigſten Ausdrüken von ihm, beſchwerte ſich aufs bitterſte über die ſchlimmen Dienſte, die er ihr geleiſtet habe, und ſezte noch hinzu: „ſie werde ſich nun eine Ehre daraus machen, den Soldaten zu unterſtüzen, und ihm bei jeder Gelegenheit Beiſtand zu leiſten.“ Dieſe Briefe giengen in ganz Grenoble herum und Madam Puitendier hat ſogar die Antworten darauf mehrern Perſonen zu Aix vorgezeigt. Sie hielt auch ihr Wort ſehr gut, wie wir noch in der Folge ſehen werden. — Dadurch iſt es auf einmal klar, warum Madame von Saint-Juliers bei ihrer Ausſage den Zuſaz nöthig fand: „ſie zeuge nicht auf Antrieb ihrer Rachte.“ Sie glaubte dadurch zugleich der Einwendung zu begegnen, die Herr Rolland, aus eben dieſen Gründen, ſchon zum voraus gegen ihr Zeugniß gemacht hatte. — Wenn man aber auch darauf keine Rükſicht nehmen wollte, ſo läßt ſich doch aus der Ausſage ſelbſt ihre Falſchheit erkennen. Man erinnere ſich nur an den Brief, in welchem der Herr von Caille der Madam Rolland den Tod ſeines Sohnes bekannt machte. Kann man ſich wohl einbilden, daß Frau Rolland, die

dieſen

dieſen Brief in Gegenwart ihres Beichtvaters empfangen, und ihm mitgetheilt, die öffentlich um ihren verſtorbenen Neffen Trauer angelegt und Condolenzbeſuche angenommen hatte, daß dieſe Frau gleichwol geſagt habe: eben dieſer Neffe ſei nicht geſtorben, ſondern aus ſeines Vaters Hauſe entwichen? Kann man wohl glauben, daß ſie ohne allen Grund, ohne Nuzen, gegen eine fremde Frau, in einer ganz gleichgültigen Unterhaltung, ſich ſelbſt einer öffentlich ausgebrachten Unwahrheit beſchuldiget, daß ſie von ſich ſelbſt bekannt habe, eine ganze Stadt, in welcher ſie überdies einen bedeutenden Rang begleitete, mit einer ſolchen Nachricht hintergangen zu haben? Dies alles muß man aber vorausſezen, wenn man das Zeugniß der Frau von Saint-Jüliers glaubwürdig finden will.

Den dritten Einwurf wider die Beweiſe von dem Aufenthalt und dem Tode des Sohns des Herrn von Caille, wollen Wir nur noch kurz berühren. Er gründete ſich darauf, daß die in der Schweiz deshalb angeſtellten Unterſuchungen, durch welche dieſe Beweiſe erhalten wurden, nicht in der von den franzöſiſchen Geſezen vorgeſchriebenen Form vorgenom-

nommen worden seien, folglich auch in Frankreich keinen rechtlichen Glauben haben könnten. — Allein wenn man diesen Grundsaz annehmen wollte, so würde es fürs erste ganz unmöglich sein, irgend eine, in auswärtigen Ländern vorgefallene, Thatsache in Frankreich rechtlich darzuthun. Fürs zweite wäre es die beleidigendste Ungerechtigkeit gegen fremde Mächte, den Verhandlungen ihrer Gerichtshöfe allen rechtlichen Glauben abzusprechen, und es würde sogar lächerlich sein — so vortreflich auch die in Frankreich vorgeschriebenen Vorkehrungen zur Entdeckung der Wahrheit sind — zu glauben, daß es unmöglich sei, auf andern Wegen eben diesen Zweck zu erreichen. Es ist also sowohl billig als nothwendig, bei Vorfällen, die ausser dem Königreiche untersucht und erwiesen werden müssen, sich ganz nach den Formalitäten solcher Länder zu richten, und es ist dabei bloß auszumachen, ob diese Formalitäten wirklich beobachtet worden sind. — Ueberdies aber hat ja Herr Rolland selbst, wie wir schon oben S. 175 angeführt haben, das einfachste und sicherste Mittel vorgeschlagen, diesen Zweifel ganz zu heben. Es ist also nicht seine Schuld, daß er nicht aus dem Wege geräumt

räumt wurde, er hat vielmehr ein gegründetes Recht, sich deshalb zu beschweren, und daraus zu schliessen, daß man mit Vorsaz ihm habe alle Wege abschneiden wollen, sein Recht zu erweisen.

Alle diese einleuchtenden Beweise aber, durch welche die Sache des Herrn Rolland ganz entschieden zu sein scheint, werden durch folgende Betrachtung aufs neue zweifelhaft gemacht: „Wenn zwischen dem wahren Sohn des Herrn von Caille und zwischen dem, der sich dafür ausgab, ein so auffallender, sowohl moralischer als physischer, Unterschied statt fand: wie konnten bei einer so ungeheuren Anzahl von Augenzeugen alle ohne Ausnahme sich betrügen? wie konnten die Ammen selbst, die doch mit den kleinsten Umständen so bekannt waren, sich irren? Ueberdies wie kann man glauben, daß der Sohn eines Galeerensklaven, ohne Unterstüzung, ohne Geld, ohne Talente, verwikelt in eine elende niedrige Lebensart, nicht klug genug, sich nur die nothwendigsten Umstände, die er bei seiner Rolle schlechterdings wissen mußte, bekannt zu machen — wie kann man glauben, daß ein solcher Mensch eine so beträchtliche Menge von Zeugen bestechen, und

das

das ganze Publikum für ſich hätte gewinnen können?" — Nur eine ausführliche Zergliederung des ganzen Ganges, den die Sache des Soldaten genommen hatte, wird den Zweifel aufklären können, den dieſe Betrachtung erweckt.

Lange hatte Peter Mege den Anſchlag gefaßt, ſich zum Erben des Herrn von Caille zu erheben und — wie er ſich ſelbſt ſchon damals bisweilen verlauten ließ — ſich zu einem großen Herrn und ſeine Frau zu einer vornehmen Dame zu machen. Er ſah wohl ein, daß er, um dieſen Plan auszuführen, Manosque ſelbſt genauer kennen müßte, weil Herr von Caille, vor ſeiner Auswanderung in die Schweiz, beſtändig da gewohnt hatte. Allein er war nicht nur ſelbſt nie an dieſem Orte geweſen, ſondern er hatte auch gar keine Bekanntſchaften dort, an die er ſich hätte wenden können. In dieſer Ungewißheit über den Fortgang ſeiner Abſichten, machte er zu Marſeille die Bekanntſchaft einer Magd, die von Manosque gebürtig war, und daſelbſt viele Verwandte, ihren Vater und Bruder, einen Oheim und eine Muhme hatte. Das Vertrauen dieſes Mädchens mußte er bald ſo zu gewinnen,

winnen, daß er ihr ſeinen Plan entdecken konnte, und durch glänzende Verſprechungen brachte er es dahin, daß ſie ſelbſt Antheil an der Ausführung nahm. Sie gab ihm einen Brief an ihre Muhme, mit welchem er ſich nach Manosque begab. Dieſe Muhme war eben die Frau, die nachher in ihrer Ausſage bei dem Verhör ſich für eine Amme des jungen Herrn von Caille ausgab und dieſen Beſuch von ihm, als ihrem Säugling, erhalten zu haben behauptete. Peter blieb drei Tage in dem Hauſe dieſer Frau. Es gelang ihm auch, den Oheim ſowol als den Vater und Bruder des Dienſtmädchens mit ins Komplot zu ziehen, und auf dieſe Art aus der für ſeinen Plan ſo wichtigen Stadt vier Augenzeugen für ſich zu gewinnen. — Alle dieſe Umſtände ſind bei dem Prozeß durch die Ausſagen dieſer Perſonen ſelbſt erwieſen worden.

Dieſer Aufenthalt zu Manosque war ihm aber auch noch in anderer Rückſicht nüzlich. Vermuthlich lernte er bei dieſer Gelegenheit die ehemalige Wohnung des Herrn von Caille ſo genau kennen, daß er von dem Aeuſſeren derſelben bei ſeinem Verhör eine treffende Beſchreibung zu machen wußte. In das Haus ſelbſt zu kommen, muß ihm freilich nicht verſtattet

geweſen

gewesen sein, weil er sonst von der innern Einrichtung desselben nicht so ganz widersprechende Umstände angegeben haben würde. Eben so läßt sich auch vermuthen, daß er während dieses Aufenthalts zu Manosque, in dem Hause seiner Wirthin mehrere Personen gesehen und gesprochen habe, die er in sein Interesse zu ziehen wußte, und durch welche er Mittel fand, Nachrichten unter dem Volke zu Manosque verbreiten zu lassen, die seinen Absichten ganz entsprachen. So läßt es sich auch leicht erklären, warum er nachher, als er mit Herrn von Aiguille dahin kam, von dem Pöbel mit solchen Freudenbezeugungen empfangen wurde. — Endlich, was nicht weniger wichtig für ihn war, erfuhr er hier auch den Aufenthalt des la Violette, der lange Zeit Bedienter des Herrn von Caille gewesen war und von dem er die sichersten Nachrichten aus der Familie selbst zu hören hoffen konnte.

Er faßte sogleich den Entschluß, diesen Menschen aufzusuchen. So lange er aber noch auf der Galeere in Diensten war, konnte er nicht lange genug abwesend sein, um sein Vorhaben auszuführen. Er nahm also seine Zuflucht zu einer List, die ihm schon oft gelungen

war; er ſtellte ſich, als hätte er die fallende Sucht bekommen, und erhielt ſeinen Abſchied im Dezember 1697. Umſtände, welche nicht bekannt geworden ſind, nöthigten ihn aber, bis zu dem März des folgenden Jahres noch zu Marſeille zu bleiben, und in dieſer Zwiſchenzeit war er der Gehülfe eines Gerichtsdieners beim Eintreiben der Kopfſteuer. Im März 1698 kam er nach Toulon, und nahm ſeine Herberge ſogleich bei la Violette. — Der Soldat hat zwar in ſeiner Geſchichtserzählung angegeben, er habe bei einem gewiſſen Molard logirt und ſei mit la Violette von ungefähr bekannt geworden. Allein der einzige Beweis, den er anführt, iſt ein Zeugniß, das Molards Ehefrau im November 1700 erſtattete, und in welchem ſie ſagt: „Sie habe den Soldaten auf „ein vom Rath zu Toulon ausgeſtelltes Billet, „vom Dezember 1699 bis in den März 1700 „in ihrem Quartier gehabt. Eines Tages ha„be ſie ihn mit vielen Seufzern ſich beklagen hö„ren: er ſei als Hugenot nicht beſſer als ein „Hund; ſie habe ihm alſo gerathen, ſeine Ge„wiſſenszweifel jemand zu entdecken, der ihn „beruhigen könne. Dieſen Vorſchlag habe er „willig angenommen, und ſie habe ihn darauf in

„das

„das Jesuiterkollegium geführt; da sei er eine „Zeitlang unterrichtet worden und bald darauf „zur katholischen Kirche übergetreten.“ — Da aber der Soldat schon im Junius 1699 gefangen genommen wurde, und während seiner ganzen Gefangenschaft, welche bis zu dem Endurtheil im Jahr 1706 dauerte, weder zu Toulon noch zu Aix aus dem Gefängniß kam; da ferner seine Annahme der katholischen Religion bereits im April 1699 geschehen war: so ist die Falschheit dieses Zeugnißes schon durch diese beiden Widersprüche so einleuchtend, daß es verlorne Mühe sein würde, alle die einzelnen Umstände zu bemerken, in welchen dasselbe den Erzählungen des Soldaten selbst widerspricht. — Es ist also falsch, daß der Betrüger in Molarés Hause gewohnt, und zufällig mit Laviolette Bekanntschaft gemacht habe. Es ist vielmehr durch seine eigne Erzählung erwiesen, daß er zu Toulon von dem März 1698 an bei Laviolette gewohnt hat.

Im März 1699 fieng der Soldat an, seine Rolle öffentlich zu spielen. Ein ganzes Jahr hatten sie also zur Vorbereitung angewendet; man darf sich demnach nicht wundern, daß sogleich zu Vertheidigung seiner Sache eine

ſo beträchtliche Menge von Zeugen auftrat, die zu Toulon wohnten, aber alle von Manosque gebürtig waren. Auch den Schauplaz hatten ſie recht gut gewählt. Zu Toulon war der Sohn des Herrn von Caille nie geweſen; hier kannte man ihn nicht, hier war es alſo weit leichter, die Einwohner zu betrügen, als zu Manosque, wo der junge Edelmann geboren war, und wo rechtſchaffne Leute den Betrüger bald entlarvt haben würden.

Während nun Laviolette den Gang der Sachen zu Toulon leitete, und mit der größeſten Sorgfalt alles anwendete, was irgend zu Beförderung ihrer Abſichten dienen konnte, trugen auch die Gehülfen des Soldaten zu Manosque das ihrige bei, die Maſchine in Bewegung zu ſezen. Der Bruder jener Magd zu Marſeille, der von den feindſeligen Abſichten der Madame von Puiloubier wider Herrn Rolland gehört hatte, begab ſich in die Dienſte dieſer Dame, und er hat nachher bei ſeinem Verhör ſelbſt eingeſtanden, daß er auf ihre Veranlaſſung öfters bei dem Gefangnen in dem Gefängniß geweſen ſei. — Es war alſo dem Betrüger gar nicht ſchwer, nicht nur alle Zeugen aus Manosque durch dieſen Kanal bei der geſchwor-

geschwornen Feindin seines Gegners einführen sondern sie auch selbst ins Gefängniß zu sich kommen zu lassen, und Verabredungen mit ihnen zu treffen.

Eine neue für die Partei des Soldaten sehr wichtige Eroberung machte Laviolette an einem Gerichtsdiener, Namens Meyere, welchem, auf seine Veranstaltung, das Vorladen der Zeugen aufgetragen wurde. Dieser Mensch, der eine Zeitlang als Einsiedler gelebt, nachher unter den Soldaten gedient und endlich die Stelle eines Gerichtsdieners erhalten hatte, war eben so listig als unternehmend und beherzt. Durch die Versprechungen, welche Laviolette ihm machte und die man ihm auch, wie wir oben gesehen haben, zum Theil schon voraus erfüllte, ließ er sich leicht gewinnen, und wir werden sogleich hören, daß er dem Soldaten sehr wesentliche Dienste geleistet habe. — Die Zeugen, welche er zu citiren hatte, suchte er zu bestechen und abzurichten, daß sie solche Umstände angeben sollten, welche man gern bewegt haben wollte. Gelang ihm aber dieses nicht, so suchte er durch andere Mittel sie wenigstens abzuhalten, daß sie gar nicht zeugten. — Ein Beispiel dieser Art enthält

folgende Ausſage der acht und fünfzigſten Zeugin des Herrn Rolland, vom 30 April 1790: „Vor ungefähr dreizehn Jahren hielt „ich mich drei Jahre lang zu Lauſanne auf „und wurde während dieſer Zeit in dem Hauſe „des Herrn von Caille zum Waſchen und zu „andern weiblichen Arbeiten gebraucht, von „welchen ich mich ernährte. Ich hatte da„durch Gelegenheit, den Herrn von Caille ſo„wohl als ſeinen Sohn öfters zu ſehen; dieſer „war aber von ganz anderer Geſtalt, als der „Gefangne, den ich eben jezt vor Ablegung „meines Eides geſehen habe. Ich kann an „der Perſon dieſes Gefangnen nicht das gering„ſte Merkmal oder die kleinſte Aehnlichkeit von „dem jungen Herrn von Caille finden, den „ich ſo oft zu Lauſanne geſehen habe. Ich „bemerke vielmehr, daß dieſer Gefangne ein „gewiſſer Peter Mege iſt, deſſen Vater ein Ga„leerenſklave war. Ich habe ihn vor vierzehn „Jahren zu Marſeille gekannt und geſehen, da „ich in dieſer Stadt nicht weit von dem Kar„meliterkloſter wohnte.... Am ſechszehnten „November des vorigen Jahres wurde ich durch „den Gerichtsdiener Meyere vorgeladen, in der „Angelegenheit eines Gefangnen, der ſich für

„den

„den Sohn des Herrn von Caille ausgebe,
„zu Manosque ein Zeugniß abzulegen. So bald
„ich, diesem Befehl gemäß, in dieser Stadt ein-
„getroffen war, zeigte sich wieder Meyere bei
„mir und führte mich, mit einigen andern Wei-
„bern, die auch in dieser Sache zeugen sollten,
„in das Gefangenhaus, um uns den Gefang-
„nen zu zeigen. Als wir zurük kamen, fragte
„mich Meyere: ob ich den Gefangnen kenne?
„Ich antwortete: der Gefangne habe mich selbst
„auch gefragt, „ob ich ihn nicht erkenne? er sei
„„der Sohn des Herrn von Caille, den ich zu Lau-
„„sanne gesehen, und der über die Härte seines
„„Vaters gegen ihn so oft geklagt habe,“ allein
„ich konnte ihn nicht für den Sohn des Herrn
„von Caille erkennen. Hierauf führte mich
„Meyere in das Haus eines Schuhflickers auf
„dem Dominikanerplaze. Hier traf ich einen
„Prediger an (man wird bald sehen, wer die-
„ser Prediger gewesen sein müsse), welcher mir
„in Verbindung mit Meyere ernstlich zuredete:
„ich solle mich bedenken, und nicht wider die
„Wahrheit zeugen, der Kommissär würde mich
„sehr übel behandeln lassen, wenn ich nicht
„nach der Wahrheit aussagen wür-
„de, daß der Gefangne wirklich
„der

„der Sohn des Herrn von Caille „sei. Meine Antwort war aber immer: ich „könne den Soldaten nicht für den Sohn des „Herrn von Caille erkennen, und mein Gewis„sen erlaube mir also nicht, ein solches Zeugniß „abzulegen. Da sie sahen, daß sie mich nicht „überreden konnten, gaben sie mir dreißig „Sols als ein Allmosen, und riethen mir, wie„der nach Haus zu gehen, welches ich auch „sogleich that. Nach dieser Zeit gieng ich als „Magd in die Dienste eines gewissen Unteroffiziers Caumon, und bin jezt auf Ansuchen „der Frau Rolland und ihrer Mitverbundenen, „abermals zum Zeugniß in dieser Sache vorgeladen worden." — Man sieht aus diesem Beispiele überhaupt sehr deutlich, wie künstlich der Plan angelegt war, um lauter günstige Zeugnisse für den Soldaten beizubringen. — Die Zeugen, welche der Verführung widerstanden, wußte Meyere durch allerlei Ränke zu betrügen. Wenn er ihnen die Citationen eingehändigt hatte, so ließ er sich mit ihnen in eine vertrauliche Unterredung ein, und suchte ihnen alles abzulocken, was sie von dem Herrn von Caille und seiner Familie wußten. Mit diesen Nachrichten eilte er alsdenn zu dem

Gefan-

Gefangnen, theilte sie ihm mit, und sagte ihm den Namen des Zeugen und die Zeit, wenn er kommen würde. Wenn nun die Zeugen zum Verhör kamen, so wurden sie zuerst unter dem Vorwand, ihnen den Soldaten zu zeigen, in das Gefängniß geführt. Dieser nannte sie nun sogleich bei ihrem Namen, fragte ob sie ihn nicht kennen, und erzählte, zum Beweis, daß sie ihn kennen müßten, gleichsam als wollte er nur ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen, alle die Umstände, die er von ihnen selbst durch Meyere erfahren hatte. Dadurch wurden diese ehrlichen Leute, so wie alle Anwesenden, so in Erstaunen gesezt, daß sie öfters frei behaupteten: er sei entweder der Sohn des Herrn von Caille, oder ein Zauberer. — Von einem andern Kunstgriff, die Sache des Soldaten zur Gewissenssache zu machen, der nicht weniger mit glüklichem Erfolg angewendet wurde, werden wir bald Gelegenheit haben, noch mehr zu sprechen.

Wir wollen uns hier nur einen Augenblik bei zwei Betrachtungen verweilen, welche bei seinen ersten Richtern hätten den Verdacht erwecken sollen, daß die Aussagen des Soldaten keine von ihm selbst gemachte Erfahrungen son-

sondern fremde Eingebungen seien. Fürs erste, wie läßt es sich begreifen, daß dieser vorgebliche Herr von Caille, der bei seinen Verhören den Namen seines Vaters und seiner Mutter und selbst seinen eignen Namen und sein Alter nicht anzugeben wußte, der von dem Innern des Hauses, in welchem er geboren war, von der Lage des Kollegiums, worin er studirt, von der Beschaffenheit der Kirche, in welcher er seinen Gottesdienst verrichtet hatte, gar nichts kannte; der nicht eine einige Straße zu Lausanne, wo er doch nach seiner eignen Erzählung fünf Jahre gewohnt hatte, und nicht eine einzige von den Personen, die er dort gekannt haben müßte, zu nennen wußte — daß eben dieser vorgebliche Herr von Caille, der ein so schwaches Gedächtniß von der einen Seite bewiesen hatte, dennoch auf der andern an hundert Kleinigkeiten aus der frühesten Kindheit des jungen Caille, an Namen von Schustern, Bauern und Taglöhnern zu Manosque und an unzählige andere noch unbedeutendere Umstände sich erinnerte, die jedem andern Menschen nach einer so langen Zwischenzeit entfallen gewesen wären? — Fürs zweite ist es nicht weniger auffallend, daß der Soldat bei den Konfrontationen

tionen mit seinen eignen Zeugen immer richtig antwortete, beinah immer aber unrichtig, wenn er mit den Zeugen des Herrn Rolland konfrontirt wurde. Es finden sich eine Menge Beweise für diese Bemerkung in den Akten; wir wollen aber hier nur an die einige Unterredung mit Herrn Baudiny erinnern, welche oben S. 216 erzählt worden ist. — Wenn er aber auch einmal eine passende Antwort gab, so läßt sich doch leicht erkennen, woher dies kam. Einer seiner eignen Zeugen hat die Erklärung dieses Umstandes in folgender Aussage angedeutet: „Da das Gerücht sich zu Manosque verbreitete, daß der Sohn des Herrn von „Caille wieder nach Frankreich zurük gekommen sei, sprach man in allen Gesellschaften „von dieser Begebenheit, jeder erzälte, was er „von diesem jungen Menschen wußte, und man „gab sich alle Mühe, alles, was ihn betraf, „ins Gedächtniß zurük zu rufen. Wahrscheinlich war es eben dieser Weg, durch welchen „der Gefangne die besondern Umstände erfuhr, „die er mir vorhielt; allein ich beharre darauf, „daß er der Sohn des Herrn von Caille nicht „sei, den ich persönlich gekannt habe."

Durch

Durch solche Mittel wurde also der Anhang geworben, der zur Vertheidigung des Betrügers auftrat. Aber der Zufall selbst vermehrte auch die Zahl seiner Bundsgenossen. Herr Tardivy, dem von dem Nachlasse des Herrn von Caille die beiden Rittergüter Rougon und Caille zugefallen waren, machte sich den Pfarrer zu Rougon, von dem wir eben schon gesprochen haben, durch einen Verweis über seine anstößige Lebensart, zum unversöhnlichen Feind. — Eben so waren zwei andere Geistliche, welche auf dem Rittergut Caille wohnten, äusserst über ihn aufgebracht. Als Herr von Caille seine Güter verließ, hatten sie gehofft, den Genuß gewisser herrschaftlicher Rechte an sich zu ziehen; allein sie fanden Herrn Tardivy nicht geneigt, ihre ungerechten Anmaßungen zu begünstigen. Um sich nun an ihm zu rächen, suchten sie diese Güter ihm zu entreissen, und verwikelten ihn in einen Prozeß mit Herrn Müges, der auf ihr Anstiften, unter dem Vorwand eines ihm zukommenden Fideikommiß, Anspruch an diese Güter machte. Herr Müges verlor aber seinen Prozeß und wurde zur Bezalung der Unkosten, einer Summe von mehr als 900 Liver, verurtheilt. Erbittert

bittert über diesen unglüklichen Ausgang seiner Sache, trat er sogleich auf die Seite des Soldaten, sobald er von seiner öffentlichen Erscheinung zu Toulon Nachricht erhielt, und stellte eine Erklärung zu seinem Besten aus. Nach der Zeit aber bereute er seinen Schritt, und schrieb deshalb einen Brief an den Herrn von Caille, der auch zu den Akten gebracht worden ist. — Die beiden Geistlichen sezten indeß ihre Anmaßungen herrschaftlicher Rechte, und ihre Eingriffe in die Gerichtsbarkeit so lange fort, bis Herr Tardivy endlich genöthiget war, einen Prozeß wider sie zu erheben. Ihr Haß wider ihn wurde noch mehr erhöht, da er diesen Prozeß gewann; und da sie kein besseres Mittel kannten sich zu rächen, und zugleich sich von einem so verhaßten Herrn zu befreien: so verbanden sie sich mit dem Pfarrer zu Rougon, den Soldaten zu unterstüzen. Die Briefe, welche darüber zwischen diesen Geistlichen gewechselt wurden, finden sich ebenfalls bei den Akten.

Einen neuen Gehülfen fanden diese Verbündeten an einem gewissen Bernard, der vormals Pächter zu Rougon gewesen, von Herrn Tardivy aber aus seinem Dienst fortgejagt wor-

den war. Dieſer Menſch, deſſen Familie eine der zahlreichſten und angeſehenſten in dem Kanton war, brachte durch ſeine Verwandten eine ſehr beträchtliche Verſtärkung zur Partei des Soldaten. — Er hatte einen Sohn, der Prieſter war und zu Aix wohnte, der ſich auch mit ihnen verband und alle die Zeugen, die zu Aix für den Soldaten abgehört wurden, in ſeinem Hauſe beherbergte. — Auch ein Schuhflicker zu Aix, Namens Audibert, der mit einer Verwandtin von Bernard verheirathet war, trat zu dieſem Komplot, und warb ſelbſt noch mehrere aus ſeiner zahlreichen Familie zu Gehülfen an. Da er auf dem Dominikanerplaze zu Aix nicht weit vom Gefängniſſe wohnte, ſo erhielt er den Auftrag, den Soldaten mit Eſſen zu verſehen, und in ſeinem Hauſe richtete der Prieſter Bernard die Zeugen ab, wie wir oben aus einem Beiſpiel geſehen haben.

Nimmt man alle die bisher angeführten Umſtände zuſammen, ſo wird man ſich über die ungewöhnliche Menge von Zeugen, die für die Partei des Soldaten aufgeſtellt werden konnte, gewiß nicht mehr wundern. Die Geiſtlichen, welche mit unter dieſer Anzahl der Verbündeten waren, wußten aber noch auf eine andre

Art,

Art, als durch bloße Zeugnisse, dem Gefangnen nüzlich zu sein. Besonders die beiden Geistlichen zu Caille und der Pfarrer zu Rougon, bemühten sich in ihren Predigten die Güte, die Herablassung, die Rechtschaffenheit des alten Herrn von Caille ihren Beichtkindern recht lebhaft ins Gedächtniß zu rufen, und sie an das glükliche Leben zu erinnern, das sie unter seiner Herrschaft geführt hätten; und dann machten sie den Uebergang auf seinen Sohn, und stellten ihnen vor, daß alle die glüklichen Tage wiederkehren würden, wenn sie diesen an seines Vaters Stelle zum Herrn erhielten. Durch diesen Kunstgriff hofften sie, ein allgemeines Interesse für den Soldaten zu erregen und die Gemüther zu seinem Vortheil zu stimmen. — Sie giengen aber noch weiter, und suchten die Sache des Betrügers zur Sache Gottes und der Religion zu machen. Sie sprachen von ihren Kanzeln von der Verfolgung des Gefangnen, als von einem Plan zu seiner Unterdrükung, den die Hugenotten blos aus Rachsucht entworfen hätten, weil er ihre Religion verlassen habe und zur alleinseeligmachenden Kirche übergetreten sei. Es kam endlich durch ihre Ermahnungen und Aufforderungen so weit, daß

der Gefangne beinahe in ganz Provence in das öffentliche Gebet eingeschlossen, und Zettel von dem nämlichen Inhalt an die Kirchthüren angeschlagen wurden. — Auch zu Paris wurden, durch den Einfluß dieser Priester, ähnliche Vorkehrungen zum Besten des Soldaten getroffen. Folgender Brief wurde daselbst in alle Sakristeien geschikt, und an die Kirchthüren angeheftet:

„Mein Herr

„Sie werden hierdurch ersucht, für den Herrn „von Caille, einen Edelmann aus Provence, „Gott in Ihrer Kirche bitten zu lassen. Sein „Vater verleugnet ihn, weil er sich zur katholischen Kirche gewendet hat, und doch ist er „von zehntausend unverwerflichen Augenzeugen „in seiner Vaterstadt erkannt worden. Das „Parlement zu Aix hat ihn, durch ein Arret „vom vorigen 14 Julius, für den wahren „Sohn des Herrn von Caille erklärt. Sein „Gegner, Herr Rolland, hat sich wider dieses „Arret an das Conseil gewendet, allein seine „vorgebrachten Beschwerden sind, selbst nach „dem Geständniß einiger der vornehmsten Mit„glieder dieses Tribunals, höchst ungegründet. „Indeß machen die Hugenotten eine so furcht„bare

„bare Partei aus, Herr Rolland hat so mäch-
„tige Beschüzer, und hat die Gemüther so für
„sich einzunehmen gewußt, daß für den unschul-
„digen Beklagten, dem nichts als sein Recht
„zur Seite steht, alles zu fürchten ist. Haben
„Sie also die Güte, mein Herr, mit Ihren
„Zuhörern Gott zu bitten, daß er die Richter
„erleuchte, daß er ihre Seelen vor diesen un-
„gerechten Vorurtheilen bewahre und sie fähig
„mache, die Wahrheit zu erkennen und zu be-
„schüzen.“

Auf eine andre Art suchte der Soldat sich selbst — zwar nicht die Religion, aber, was in einem solchen Fall noch mehr gilt — die Diener der Religion in sein Interesse zu ziehen. Er machte ein Testament, in welchem er die Dominikaner zu Aix, und, im Fall diese nicht wollten, die Kartheuser eben dieser Stadt, unter der Bedingung, daß sie den Prozeß fortsezen sollten, zu seinen Erben einsezte. Sollten auch die leztern die Erbschaft nicht antreten wollen, so sezte er, mit eben der Bedingung, die drei Hospitäler der Stadt Aix zu seinen Erben ein; und machte noch ein Legat von 8000 Livr für eine Person, deren Namen er dem Prior der Jakobiner insgeheim anvertrauen würde. — Durch die-

ses Testament, das er immer nach Gefallen zurüknehmen konnte, hoffte er, die ganze Geistlichkeit für seine Partei zu gewinnen und vorzüglich aus jenen Klöstern zur Ausführung seiner Sache eine Unterstüzung zu erhalten, deren er um so mehr bedürftig war, da die immer wachsenden Kosten des Prozesses ihn fürchten liessen, sie möchten endlich die Kräfte seiner bisherigen Beschüzer übersteigen. Allein er hatte diesmal auf die Habsucht oder auf die Freigebigkeit dieser Geistlichen zu viel gerechnet; sein Plan glükte nicht.

Indeß kam ihm auch hier der Zufall wieder auf eine andere Art zu Hülfe. Da seine Angelegenheit zu Toulon eine so ernstliche und sogar eine für ihn vortheilhafte Wendung nahm: so fieng man an, sich zu erkundigen, was für ein Glük der Soldat zu erwarten habe, wenn er seinen Prozeß gewinnen sollte; und man erfuhr, daß dies Glük sehr beträchtlich sein würde, daß er Hoffnung habe, wenn der Prozeß für ihn entschieden werde, nicht nur einer der reichsten, sondern auch einer der vornehmsten Edelleute in Provence zu werden. Diese glänzenden Aussichten reizten die Habsucht und den Ehrgeiz zweier Bürger zu Toulon. Der eine war

Herr

Herr Serry, Arzt von der Marine, der andere, Herr Garnier, ein Gerichtsrath. Beide hatten mannbare Töchter, durch welche sie ihre Familie in den Besiz jener zu hoffenden Güter zu erheben wünschten. Beide fiengen also an, sich zu Anführern des Prozesses aufzuwerfen, und zogen alle ihre Verwandte und Freunde mit in ihren Plan. Ihre Töchter begannen auch ihre Rollen; sie besuchten den Gefangnen sogar in seinem Gefängniß, und schikten ihm öffentlich Blumensträuße zu. Der Soldat war schlau genug, sich die Gunst der beiden Nebenbuhlerinnen zu erhalten; um jede zu bereden, daß er ihr den Vorzug gebe, hatte er jedesmal den Straus derjenigen angesteckt, die ihn besuchte, und sprach zum Nachtheil der andern. Die Hoffnung, vornehme Damen zu werden, führte diese beiden Mädchen wirklich so weit, daß sie sogar ihre Halskreuze, ihre diamantnen Ohrgehänge und allen ihren Schmuk verkauften, um den Betrüger mit Geld zu unterstüzen. — Herr Garnier, der bei der ersten Instanz zu Toulon einer von den Richtern gewesen war, begab sich nach Aix und sezte mit dem Abbe' Lardeirat eine weitläufige Schrift für den Soldaten auf. Allein seine

Bemühungen waren fruchtlos. Ausser dem, daß seine Schrift keinen Eindruk machte, weil sie statt der Gründe nur Injurien enthielt, besaß er auch bei weitem nicht so viel Vermögen, als Serry. Der Soldat, welcher bei seinen Umständen etwas mehr als bloß einen schriftlichen Vertheidiger nöthig hatte, fand es also für rathsamer, sich näher an Herrn Serry anzuschliessen, der mit dem Vorzug eines größeren Vermögens den zweiten nicht minder wichtigen Vortheil vereinigte, daß er mit den vornehmsten Parlementsgliedern in Verbindung stand. Sobald also der Soldat von dieser Lage der Sachen näher unterrichtet war, so suchte er Herrn Garnier zu entfernen und übergab ein Memorial bei dem Parlemente, worin er die von Herrn Garnier ausgestellte Vertheidigungsschrift widerrief, und die Erklärung ausstellte: „er wolle keinen andern Vertheidiger als Herrn Silvain.“ Dies war nämlich der Advokat, den Herr Serry gewählt hatte.

Nachdem alles auf diese Art in Ordnung gebracht war, eilte man, von den abgerichteten und bestochenen Zeugen den möglichsten Vortheil zu ziehen, und betrieb alles mit dem größesten Eifer. Die vorzüglichsten Häupter der

der Verbündeten ſtellten ſich als Anführer an die Spize der Zeugen, die beiden Geiſtlichen von Caille führten die Zeugen von Rougon an, und der Pfarrer zu Rougon war das Haupt derer, die zu Manoſque abgehört wurden. Man hatte ſehr weislich dieſe Einrichtung getroffen, um den leztern nicht in ſeinem Kirchſpiel ſelbſt vernehmen zu laſſen, wo er, wie wir ſchon oben erzählt haben, eben nicht im Geruch der Heiligkeit ſtand, ſondern zu Manoſque, wo er nicht ſo bekannt war, und alſo auch durch ſein Anſehen als Prieſter mehr wirken konnte. Ueberhaupt hatte man Manoſque vorzüglich zum Schauplaz erwählt, weil das Zeugniß der Einwohner dieſer Stadt, in welcher der Sohn des Herrn von Caille geboren und erzogen war, von vorzüglicher Wichtigkeit ſchien. Deswegen verſammelte man hier mit großen Koſten ſoviel Zeugen von Caille und Rougon, welche eben ſowohl hätten in Rougon verhört werden können, da der Kommiſſär ſogleich einige Tage nachher doch von Manoſque nach Rougon zum Zeugenverhör gieng. Allein man wollte Aufſehen zu Manoſque erregen, um den Pöbel dieſer Stadt durch das Beiſpiel der erkauften Zeugen auch für ihre Par-

tei zu stimmen. In dieser Absicht ließ man die Zeugenhaufen aus den Kirchspielen von Caille und Bouyon sämtlich nach Manosque ziehen, wo sie mit ihren Anführern an der Spize mit großem Geräusch erschienen, und, mit den Zeugen aus Manosque vereinigt, eine Art von Aufruhr erregten. Sie verbrannten öffentlich einen Mann von Stroh, den sie mit schwarzen Lumpen behängt hatten, in einem großen Feuer, und schrieen dabei aus allen Kräften: es sei Herr Rolland, der verbrannt werde. An den Kirchthüren und an allen Ecken der Stadt schlugen sie Zettel an, in welchen sie tausend Verwünschungen wider Herrn Rolland ausstießen und erklärten: der junge Herr von Caille stehe unter dem unmittelbaren Schuz der Religion und des Königs.

Allein unerachtet aller dieser Anstalten, unerachtet der Sorgfalt, mit der man alle diese Mittel zusammengedrängt, und des Eifers, mit dem man die ganze Sache betrieben hatte, entsprach der Erfolg dennoch den Erwartungen der Verbündeten sehr wenig. Die Stimmen der Zeugen waren sehr ungleich vertheilt, überall sprachen mehr gegen den Soldaten, als für ihn. — Zu Manosque erkannten ihn fünf

und

und vierzig, zu Rougon dreizehn und zu Caille vier Zeugen, für den Sohn des Herrn von Caille; dagegen waren unter den Zeugen von Manosque sechs und achtzig, unter denen von Rougon fünf und dreißig und unter denen von Caille dreizehn, welche ihn nicht dafür erkennen wollten; und zwei Edelleute zu Manosque erklärten ihn geradezu für einen Betrüger.

So verhielt es sich überhaupt mit allen Zeugen, welche der Soldat für sich hatte abhören lassen. Im Ganzen waren es 394 Zeugen. Von diesen versicherten 110: er sei der Sohn des Herrn von Caille, fünfe: er sei nicht Peter Mege; viere: sie hätten einen Peter Mege gekannt, aber der Soldat sei dieser nicht; und fünf andere hatten sagen hören: er sei nicht Peter Mege. Dagegen aber waren mehr als 250, welche ihn nicht für den Sohn des Herrn von Caille erkannten, und zwei, die ihn für einen Betrüger erklärten. — Ueberdies aber waren unter den Zeugen, die zu Gunsten des Soldaten ausgesagt hatten, sechs sehr übel berüchtigte Personen, achtzehn die das Bettelhandwerk auf der Straße trieben, und neunzehn andere, die vorher

schon

ſchon unter den Händen der Juſtiz geweſen waren. Die übrigen waren beinah alle durch ihre eigne Ausſagen überwieſen, daß ſie falſch gezeugt hatten. Wir haben ſchon einige Beiſpiele davon angeführet, und wollen jezt nur von den vorgeblichen Säugammen reden, deren Ausſage vielleicht das einzige iſt, was über die Geſchichte des Soldaten noch einigen Zweifel zurüklaſſen könnte.

Als eines der wichtigſten Zeugniſſe für den Soldaten konnte die Ausſage der Eſprite Martine (S. 137) betrachtet werden. Sie hatte ihrer Angabe einen Schein von Wahrheit zu geben gewußt, der ein ſehr vortheilhaftes Licht auf die Sache des Soldaten, zu gleicher Zeit aber ein deſto nachtheiligeres auf Herrn Rolland warf, der, dieſer Erzählung zufolge, ſeinem Gegner ein ſo entſcheidendes Zeugniß durch die unerlaubteſten Mittel zu entziehen geſucht hatte. Man wird aber ganz anders über dieſes Zeugniß urtheilen, wenn man es genauer kennen lernt. — Fürs erſte ſagt die Zeugin: „ſie habe den Sohn des Herrn von „Caille elf Monate geſäugt und ihn auch ent„wöhnt; dies ſei vor 30 Jahren geſchehen, und „jezt (1701) ſei ſie 47 Jahre alt.“ Wenn aber

aber der Sohn des Herrn von Caille den 19 November 1664 geboren war, so mußte er im Jahr 1701 sieben und dreißig Jahre alt sein, und folglich diese vorgebliche Amme als ein zehnjähriges Mädchen ihn gesäugt und entwöhnt haben? Will man aber, um dieser lächerlichen Folge auszuweichen, auch nach der eignen Angabe des Soldaten annehmen, daß er bei seiner Religionsveränderung, den 10 April 1699, drei und zwanzig Jahr alt gewesen sei: so müßte er im Jahr 1701, da die Amme dieses Zeugniß ablegte, fünf und zwanzig Jahre alt gewesen sein, und folglich diese Amme, die ihn vor dreißig Jahren gesäugt und entwöhnt haben wollte, ihn fünf Jahre vor seiner Geburt gesäugt und entwöhnt haben. — Fürs zweite wollte sie „den „Soldaten an einer Narbe am Knie erkannt „haben, welche der Sohn des Herrn von Caille, „ihrer Angabe zu folge, in seiner Kindheit von „einer Eiterwunde bekommen habe, die durch „den Arzt Gandery geheilt worden sei.“ Allein Herr Gandery, der auch als Zeuge des Soldaten verhört wurde, versicherte, daß er den Sohn des Herrn von Caille niemals wegen einer Wunde in der Kur gehabt habe. —

Fürs

Fürs dritte war es eine offenbare Unwahrheit, „daß Herr Brünet, der Bürgermeister „zu Manosque um Michaelis 1700. da eben „Herr Rolland in seinem Hause gewesen sei, „sie habe zu sich rufen lassen, daß man sie habe ausforschen wollen, und ihr Belohnungen „versprochen habe.“ Herr Rolland hat sowohl durch ein Notariatsinstrument, als durch ein förmliches obrigkeitliches Zeugniß dargethan, daß er, vor, während und nach der Zeit, da er dieser Aussage gemäß sich zu Manosque aufgehalten haben sollte, zu Grenoble als Generaladvokat bei dem Parlemente Geschäfte verrichtet, und daß er nicht eher als im Oktober desselben Jahres eine Reise nach Provence gemacht hatte. Noch mehr aber! Es wurde durch unwidersprechliche Zeugnisse dargethan, daß auch sogar Herr Brünet damals nicht zu Manosque gewesen war, sondern schon länger als drei Monate vor Michaelis 1700 sich zu Paris befunden hatte und erst im folgenden Jahre zurükgekommen war. — Man sieht daraus offenbar, daß diese ganze Aussage nichts anders ist, als die schwärzeste Verleumdung eines boshaften Weibes, und daß sie so wenig zum Besten des Soldaten etwas ausrichten kann,

daß

daß sie ihn vielmehr augenscheinlich des Betruges und der Aufstellung falscher Zeugen überführet.

Wir wollen uns nicht weiter mit der Betrachtung der Aussagen der übrigen vorgeblichen Ammen aufhalten. Aus dem angeführten Beispiele läßt sich leicht auf die übrigen schliessen. Aber auf einen andern Umstand müssen wir hier unsre Leser aufmerksam machen. — Wir haben schon oben von dem Tagebuch gesprochen, das Herr Bourdin, der Stiefvater der Frau von Caille, über die Begebenheiten der Familie führete. In diesem Buche hatte er nicht nur die Geburtstage seiner Urenkel aufgezeichnet, sondern auch die Namen ihrer Ammen, den Tag, an dem sie angenommen, und den Lohn, der ihnen versprochen worden war. Hier fand man nun, daß sein Urenkel fünf Ammen nach einander gehabt hatte, welche auf folgende Art eingeschrieben waren: „Garcine ist angekommen den 19 Oktober 16 4, einen Monat vor der Geburt meines Enkels; Louise, „den 27 Dezember desselbigen Jahres; Susanne, den 1 Junius 1665; Die Tochter des Claudius, den 14 September „1665, und Stephane, den 2 April 1666.“

Herr

Herr Bourdin, der alle ſeine Nachrichten mit ſo genauer Sorgfalt aufzeichnete, weiß alſo von keiner der oben angeführten vorgeblichen Ammen etwas, ihre Ausſagen ſind mithin, ſo wie ihre angenommenen Rollen, falſch und erdichtet, und verdienen gar keinen Glauben.

Ganze Bände würden nicht hinreichend ſein, alle die Umſtände zu entwikeln, durch welche aus den Akten ſelbſt dargethan werden könnte, daß unter den Zeugen, welche zu Gunſten des Soldaten aufgeſtellt wurden, der eine Theil falſche Zeugen waren, die andern aber, durch das Unzuſammenhängende und Widerſprechende in ihren Erdichtungen ſogar im Gegentheil bewieſen, theils daß der Soldat der Sohn des Herrn von Caille nicht ſei, theils daß er niemand anders als Peter Mege ſein könne. — Es würde aber überflüſſig ſein, zu dem, was wir bereits angeführt haben, noch irgend etwas hinzu zu ſezen. Wir hoffen, unſere Leſer durch die vielen Beweiſe, die ihnen hier vorgelegt ſind, von der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache des Herrn Rolland vollkommen überzeugt zu haben. Wir wollen alſo nur noch einige Umſtände hinzuſezen von dem Betragen der Honorade Benelle und von den Gründen,

mit

mit welchen sie bewies, daß derjenige, den das Parlement zu Aix zu einem Sohn des Herrn von Caille erhoben hatte, niemand anders sei als Peter Mege, ihr wahrer Ehemann.

Honorade Venelle verhielt sich ganz ruhig bei dem Prozesse ihres Ehemannes, so lange dieser ihren Stand nicht angetastet hatte. Stillschweigen war auch die einige Partei, die sie ergreifen konnte. Sobald sie thätigen Antheil dabei nehmen wollte, so mußte sie entweder auf seine Seite treten — sich also in die Gefahr sezen, die Strafe seines Bubenstüks mit ihm zu theilen; oder sie mußte wider ihn zeugen — und ihren Ehemann also als einen Betrüger selbst der strafenden Gerechtigkeit überliefern. Beides konnte sie nicht wollen; es blieb ihr also nichts übrig, als in der Stille den Ausgang der verwegenen Unternehmung ihres Ehemannes zu erwarten. Der Triumph, den dieser wider alle Erwartung davon trug, befreite sie von der Unruhe über das ungewisse Schikſal ihres Gatten, das sie bisher sehr bekümmert hatte; aber er machte weiter keinen Eindruk auf sie. Sie zog ihrem Mann nicht nach, um die Güter mit ihm zu theilen, die er der Familie von Caille entrissen hatte. Al-

lein Mege konnte schon dieses erste Verbrechen nicht ausführen, ohne den Schritt zu einem zweiten zu thun, das seine Ehefrau gerade zu traf. Die Umschaffung des Seidenkrämplers Mege, des Sohns eines Galeerensklaven, in einen Herrn von Caille, den Sohn eines reichen Edelmanns, war das Werk der Magdalene Serry. Nur durch Serry's Unterstüzung, der mit einem beträchtlichen Aufwand von Geld den Einfluß mächtiger Verwandten verbinden konnte, war es möglich, den Betrug durchzusezen, welcher dem verwegenen Soldaten zum Besiz jener Reichthümer verhalf. Aber Serry wollte diesen Aufwand nicht umsonst gemacht haben; seine Absicht war, den Raub zu theilen, und seine Tochter selbst zum Rang einer adelichen Dame zu erheben. Es war aber zu fürchten, Mege's wahre Frau möchte in Vorschein kommen, um ihre Ansprüche geltend zu machen und sich einer so schändlichen ehebrecherischen Heirath zu widersezen; daher jene Eile, mit der die Verbindung geschlossen wurde und mit welcher sie ein Verbrechen wissentlich vollzogen, das sie durch die Entweihung eines der heiligsten Sakramente zu bedecken hofften. — Dieser Schritt ihres Ehemanns konnte der Honorade

norade Venelle nicht gleichgültig sein. Sie konnte die Beschimpfung, sich für eine bloße Konkubine des Peter Mege erklärt zu sehen, nicht stillschweigend ertragen, ihre Ehre war gekränkt und forderte eine Genugthuung, welche sie von den Gesezen, die jede rechtmäßige Eheverbindung beschüzen, überall zu erwarten hatte. Leute von Einsicht, welche sie über diese Angelegenheit um Rath fragte, machten es ihr zur Gewissenssache, ihre Klage anzubringen; sie stellten ihr vor, daß sie nicht bloß ein Recht, ihre Ansprüche geltend zu machen, sondern daß sie auch die Pflicht habe, die Fortsezung eines Ehebruchs zu hemmen, der um so verabscheuungswürdiger sei, weil dabei das Heiligthum der Kirche entweiht, das heiligste Sakrament selbst zum Deckmantel mißbraucht werde. — Sie folgte diesem Rath, und wendete sich, wie wir schon oben erzählt haben, an das Parlement zu Aix und von da an das königliche Conseil. Das Parlement zu Paris nahm ihre Appellation wider Mege's Heirath mit Magdalene Serry an, und beschloß, über diesen Punkt zugleich mit dem Haupt-Prozesse wider den Soldaten zu entscheiden. — Magdalene Serry ließ sich inzwischen durch nichts

irre machen. Weder die Cassation des Endurtheils von Aix, noch die von dem Parlemente zu Paris erlassene ausdrükliche Verordnung: „daß der Soldat in den Akten nicht mehr „Sohn des Herrn von Caille, sondern vorgeblicher Sohn des Herrn „von Caille genannt werden solle," noch die Appellation der Honorade Venelle, machte einigen Eindruk auf sie. Gleichgültig gegen alle Empfindungen von Ehre und Schande, sezte sie den ehelichen Umgang mit Peter Mege ungescheut fort. Offenbar bewies dieses Betragen zugleich, daß sie nicht nur von den Verbrechen ihres vorgeblichen Ehemanns unterrichtet, sondern selbst auch dabei mit verwikelt war. Denn wäre sie auch nur im mindesten darüber ungewiß gewesen, so würden schon die gewöhnlichen Regeln der Klugheit und der Anständigkeit sie genöthigt haben, bei dem ersten Zweifel, der gegen ihre Verbindung erregt wurde, einen Umgang, der sie vielleicht in einen peinlichen Prozeß verwikeln konnte, wenigstens so lange zu unterbrechen, bis sie ihn ihrer Ehre unbeschadet wieder fortsezen konnte. — Ganz anders war dagegen das Betragen der Honorade Venelle; sie hat nicht einen einzigen Schritt gethan,

Jubau, der sie eines Antheils an dem Verbrechen ihres Mannes verdächtig machte. Ihre Dazwischenkunft beim Prozeß hat keinen andern Beweggrund, als das Verlangen ihre Ehre zu retten. War der Soldat wirklich der Sohn des Herrn von Caille, so war es auch wahr, daß sie mehrere Jahre seine öffentliche Beischläferin gewesen sei, und ihr Stillschweigen wäre nichts anders gewesen, als ein öffentliches Geständniß dieser Schande. Ihre Ehre forderte sie also schlechterdings auf, eine Beschimpfung, die sie nicht verdient hatte, von sich zu entfernen, sich vor dem Publikum und vor den Richtern zu rechtfertigen, und zu beweisen, daß sie die rechtmäßige Ehefrau des vermeinten Herrn von Caille sei. — Dieser Beweis beruht auf drei Thatsachen, welche von beiden Seiten zugestanden sind: 1) Honorade Venelle ist die Ehefrau des Peter Mege, eines Sohns von Franz Mege und Maria Gardielle, aus Joucas. Diese Heirath ist durch einen förmlichen Ehekontrakt, durch einen Trauschein vom Jahr 1686, und durch zehen andere für richtig anerkannte Urkunden erwiesen. 2) Die Appellantin ist wirklich diese Honorade Venelle, die Ehefrau des Peter Mege. Dies gab der Soldat

selbst zu. 3) Honorade Venelle hat mit diesem Peter Mege nach ihrer Verheirathung in dem Hause der Maria Gardielle, seiner Mutter, gewohnt, und Peter Mege hat zu dieser Zeit verschiedene ihr Vermögen betreffende Vollmachten und Quittungen ausgestellt. — Aus diesen drei Thatsachen ergiebt sich, daß ein Peter Mege wirklich existire, und daß es kein erdichteter Name oder eine bloß eingebildete Person sei; ferner, daß dieser Peter Mege sich im Jahr 1686 mit Honorade Venelle verheirathet habe, und endlich, daß die Apellantin eben diese Person sei, die er geheirathet hat, mit Titel und Besiz ihres Standes versehen, und daß sie also für keine betrügerische Herumläuferin gehalten werden könne. — Um aber auch zu beweisen, daß der gegenwärtige Soldat dieser Peter Mege, der Ehemann der Honorade Venelle, sei, bediente sie sich der Beweismittel, die ihr der schon so weitläuftig geführte Prozeß an die Hand gab, und zeigte daraus augenscheinlich, daß kein andrer, als eben dieser Soldat ihr Ehemann sein könne, und daß also seine Verbindung mit Magdalene Serry ganz gesezwidrig und ungültig sei.

Doch

Doch es iſt Zeit, daß wir abbrechen und zum Schluß dieſer Geſchichte eilen! — Das Parlement zu Paris ertheilte endlich den 12 März 1712 folgendes Endurtheil über dieſen verwickelten Rechtshandel:

„Wir erklären hierdurch, daß der Galeerenſoldat keineswegs Iſaak le Brün von Caſtellane ſei, und unterſagen ihm bei tauſend Livr „Strafe, ſich jemals wieder dieſen Namen anzumaßen, oder die Herren von Rolland und „Tardivy mit ihren Frauen in dem Beſiz und „Genuß der von Scipio von Caſtellane und ſeiner Gattin hinterlaſſenen Güter zu beunruhigen. In allen Akten und Urkunden des Prozeſſes, in welchen dem Soldaten dieſer Name „beigelegt worden iſt, ſoll dieſer Name von dem „Aktuarius ausgeſtrichen werden, und alle diejenigen, die dergleichen Akten und Urkunden „in Händen haben, ſollen gehalten ſein, ſich „auf Erfordern bei dem nächſten Königl. Gerichtsbeamten zu ſtellen, dieſe ſchriftlichen Urkunden vorzuzeigen, und der Durchſtreichung „dieſes Namens gewärtig zu ſein.

„Wir verurtheilen den Galeerenſoldaten, „die von den Gütern des Herrn von Caille und „ſeiner Gattin erhobenen Nuzungen und Ein-

„künfte den Herren Rolland und Tardivy wie-
„der zu erſtatten, und zwar ſo hoch als ſach-
„verſtändige Männer, welche die Parteien vor
„dem Königl. Richter zu Marſeille entweder
„ſelbſt ernennen können, oder die ihnen dieſer
„Richter Amtshalber ernennen ſoll, den An-
„ſchlag davon machen werden; und allen auf
„dieſen Gütern verurſachten Schaden, nach
„ebenfalls vorhergegangener legaler Taxe, zu
„erſezen und zu vergüten.“

„Die wider Herrn Rolland zu Aix er-
„hohne peinliche Unterſuchung erklären wir für
„null und nichtig.

„Die zwiſchen Peter Mege, unter
„dem Namen Andreas le Brün von Caſtellane,
„ſonſt genannt Iſaak Herr von Caille und Rou-
„gon, und Magdalene Serry, der Toch-
„ter des Arztes Joſeph Serry, am 7 Auguſt
„1706 geſchloſſene Eheverbindung wird für
„gänzlich ungültig, geſezwidrig und nichtig er-
„klärt.

„Dagegen ſoll Honorade Venelle bei ih-
„ren Rechten, als Peter Mege's Ehefrau ge-
„ſchüzt, die zu Aix wider ſie erkannte Verhaft-
„nehmung vernichtet und ihrer Perſon nicht
„weiter nachgetrachtet werden. Sie ſoll auch

„nicht

„nicht gehalten sein, mit diesem Peter Mege „ferner zusammen zu wohnen oder ihm den Ge„nuß ihres Vermögens zu überlassen; vielmehr „wird der letztere verurtheilt, ihr alle die Sum„men wieder zu ersezen, welche er von ihrem „Vermögen eingezogen zu haben überwiesen ist.

„Alle bei diesem Prozeß, sowohl zu Ton„lon als auch bei den Parlementen zu Aix und „Paris, aufgelaufene und seinen Gegnern ver„ursachte Unkosten ist ebenfalls der besagte Ga„leerensoldat zu bezahlen und zu erstatten schul„dig.

„Uebrigens soll nun auf das Gutachten „des königlichen Prokurators ergehen, was recht „ist, und Peter Mege zu dem Ende in das „Parlementsgefängniß zur Haft gebracht wer„den, um die Untersuchung über sein begange„nes Verbrechen der Doppelheirath wider ihn „zu erheben und ihn über die deshalb in den „Akten vorkommenden Umstände zu verhören. „Zu dem Ende sollen auch alle, seine Verhei„rathung mit Honorade Venelle betreffende, Ur„kunden und Zeugnisse neuerdings zu diesen „Akten gebracht werden. Endlich werden auch „hierdurch alle Dekrete, welche das Parlement „zu Aix in dieser Sache wider verschiedene

„Personen erlassen hat, für null und nichtig „erklärt."

Diesem Urtheil zufolge wurde hierauf Peter Mege ins Gefängniß gebracht. — Magdalene Serry, die bisher bei dem Prozeß noch keine Rolle gespielt hatte, trat nun mit einer Protestation wider diese Verurtheilung des Soldaten auf und verlangte rechtliches Gehör wider diesen Parlementsspruch. Ihr Gesuch wurde angenommen, die Sache blieb aber unentschieden. — Diese Zwischenkunft befreite indeß den Soldaten von einer Strafe, die ihn sonst gewiß würde getroffen haben. Allein nun wollte man erst abwarten, was Magdalene Serry ausrichten werde, ehe man ihm wegen des Verbrechens der Doppelheirath den Prozeß machte. Inzwischen aber ergriff die Hand des Todes den Elenden im Gefängnisse, und entriß ihn der Hand der weltlichen Gerechtigkeit.

Rechts-

Rechtshandel des Herrn von Anglade.

Der Graf von Montgommery bewohnte mit seiner Gemahlin die zwei ersten Stockwerke eines Hauses in der Königsstraße, nicht weit von der Bastille zu Paris. Das unterste Stockwerk bestand aus drei Abtheilungen, deren jede einen besondern Eingang auf einer Gallerie hatte, welche zu dem Thor des Hofes führte. Die eine dieser Abtheilungen hatten Gagnard, der Almosenier des Grafen, der Page und der Kammerdiener zu ihrem Quartier; die beiden andern dienten zu verschiedenem häuslichem Gebrauche. Diesen drei Eingängen gegenüber, auf der linken Seite der Gallerie, war eine Treppe, die zu den Zimmern des

des Grafen und der Gräfin führte. Hier kam man zuerſt in ein Vorzimmer, auf dieſes folgte ein Wohnzimmer, an welchem ein Kabinet war, worin Geld und Koſtbarkeiten aufbewahrt wurden.

In dieſem Kabinet lagen eben damals verſchiedene Säcke mit Geld, das der Graf kurz vor dem Anfang dieſer Geſchichte eingenommen hatte, nämlich dreizehn Säke von 1000 Livres in Silbergeld, ein Sak mit 11500 Livres in ſpaniſchem Golde, und ein Sak mit 100 ausgeſuchten ſchönen Rand-Louisdor, in den Jahren 1686 und 1687 geprägt. Alles dies war nebſt einem Perlenhalsbande in einem Reiſekoffer verſchloſſen.

Im dritten und vierten Stokwerk des nämlichen Hauſes wohnte ein Privatmann, der ſich Lorenz Guillemot von Anglade nannte, mit ſeiner Gattin, Franziska von Saint-Martin. — In einem Nebengebäude auf der andern Seite des Hofes waren noch einige Zimmer, in welchen die Schweſter des Herrn von Anglade, eine Schwägerin der Gräfin, einige Stikerinnen die für den Grafen arbeiteten, und die Kammerfrau der Gräfin ihre Wohnung hatten.

Die

Die Familie des Grafen von Montgomery iſt zu bekannt, als daß wir nöthig haben ſollten, etwas weiter von ihm zu ſagen. Aber mit ſeinem Nebenmiethmann müſſen wir unſere Leſer näher bekanat machen.

Lorenz Guillemot von Anglade war von geringer Herkunft, lebte aber ganz auf den Fuß eines Mannes, den ſeine vornehme Geburt zugleich zum Erben eines großen Vermögens eingeſezt hat. Von ſeinem wahren Urſprung hat er nie etwas laut werden laſſen, und ſelbſt bei ſeinem Prozeſſe hat er nie etwas anders angegeben, als: er wiſſe nicht, was ſein Vater für ein Gewerb getrieben habe, nur das ſei ihm bekannt, daß er kein Soldat geweſen ſei. Sein ganzes Vermögen beſtand in einer jährlichen Rente von 1650 Liver, die er aus Bayonne zog, und aus den Zinſen eines Kapitals von 6000 Liver, das ihm der Herzog von Grammont ſchuldig war. Dems unerachtet ſpielte er ganz den vornehmen Edelmann, bewohnte ein anſehnliches Quartier, hatte viele Bediente, hielt Wagen und Pferde, ſpielte hoch, und war in der vertrauteſten Verbindung mit Perſonen vom erſten Range. Er hatte dabei die Schwachheit, viel von ſeiner

ner vornehmen Geburt zu sprechen, und von seinem Schloß Anglade, das im Grunde nichts weiter war, als eine alte baufällige Hütte, von der er gar keine Einkünfte hatte. Uebrigens schien er ein sehr stilles Leben und Bequemlichkeit zu lieben, und allem sorgfältig auszuweichen, was ihn in seiner Ruhe stören könnte. — Seine Großsprecherei hatte indeß seiner Ehre nichts geschadet. Man hielt ihn durchgängig für einen rechtschaffenen Mann, und sein guter Name war so wenig zweideutig, daß man bei einer Gelegenheit, wo er sehr leicht hätte verdächtig sein können, auch nicht einmal den Gedanken eines Verdachtes wider ihn faßte. Ehe der Graf von Montgommery in das Haus zog, hatte er es ganz gemiethet und Herrn Grimaudet, als seinem Miethmann, das erste Stockwerk überlassen. Dem leztern wurde einst sein silbernes Tischgeräthe gestohlen, und der Dieb nahm einen Schlüssel zur Hauptthür des Quartiers mit, vermuthlich in der Absicht noch öfter zu kommen, wenn es nicht bemerkt worden wäre; aber es fiel niemand ein, auch nur den entferntesten Verdacht dabei auf den Herrn von Anglade zu werfen.

Auch

Auch die Frau von Anglade stand allgemein in dem Rufe einer tugendhaften Frau, einer treuen Gattin, einer zärtlichen Mutter und einer guten Wirthin.

Mit dem Grafen und der Gräfin von Montgommery lebten sie beide in einem sehr freundschaftlichen aber nicht vertrauten Umgang, mit aller Feinheit, mit welcher guterzogene Nachbarn wechselseitig sich behandeln, ohne Antheil des Herzens.

Der Graf ließ einst den Herrn von Anglade mit seiner Frau einladen, einige Tage mit ihm auf seinem Rittergut Villebousin bei Montlery zuzubringen. Die Einladung wurde auch angenommen, bald darauf aber unter einem geringfügigen Vorwand wieder abgelehnt. Indeß reiste der Graf mit seiner Gemahlin, Montags den 22 September 1687, dennoch nach Villebousin ab, in der Absicht, bis auf den Donnerstag dort zu bleiben. Sie nahmen ihren Almosenier und alle Bediente mit sich, und liessen bloß die Kammerjungfer Formenie, einen kleinen Lakei und vier Stikerinnen in dem Hause zurük. Der Schlüssel zu dem Haupteingang in die Zimmer des Grafen wurde der Kammerjungfer anvertraut, den Hausschlüssel aber ließ

ließ Herr von Anglade während der Abwesenheit des Grafen sich ausbitten, weil er, seinem Vorgeben nach, jeden Abend ausser dem Hause in der Stadt speise. — Er hielt aber am folgenden Abend, wider seine Gewohnheit, seine Abendmahlzeit zu Hause.

Der Graf wurde indeß, wie er nachher erzählte, durch einen besondern Vorfall bewogen, früher zurükzureisen. Er hatte Blutflecken auf dem Tischtuch und in einer Serviette wahrgenommen, und war durch diese vermeintlich böse Vorbedeutung so unruhig geworden, daß er nicht länger bleiben wollte. Er kam also mit seiner Gemahlin schon Mittwochs zurük. — Der Almosenier, der mit dem Pagen und dem Kammerdiener zu Pferde war und also vor der Herrschaft ankam, fand die Thüre ihres gemeinschaftlichen Zimmers nur angelehnt. Gleichwol hatte er bei ihrer Abreise das Zimmer doppelt verschlossen und den Schlüssel zu sich gesekt; es hatte auch niemand während der Abwesenheit der Herrschaft bemerkt, daß die Thüre nicht verschlossen sei. — Der Umstand wurde im Hause bekannt, man achtete aber weiter nicht darauf.

Herr von Anglade kam um elf Uhr von einer Abendmahlzeit zurük, welche er bei dem Prä-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 1042/031

Präsident Robert eingenommen hatte. Der Graf und die Gräfin saßen noch bei Tische; er gieng also mit den beiden Abbe's, von Villers und von Fleury, welche ihn begleitet hatten, noch auf den Speisesaal, um ihnen wegen ihrer Ankunft sein Kompliment zu machen. Auch die Frau von Anglade kam noch herunter zu ihnen; die Unterhaltung wurde noch lange fortgesetzt, und die Gesellschaft gieng erst spät auseinander.

Am folgenden Nachmittag machte der Graf bei Herrn Desita, dem Kriminellieutenant vom Chatelet, die Anzeige: „daß ein Reisekoffer „in seinem Kabinet während seiner dreitägigen Ab„wesenheit mit Gewalt erbrochen, und daraus „13000 Livr in Silbergeld, 11500 Livr in „Doppelpistolen, und 100 neue geränderte Lou„isdor, nebst einem Perlenhalsband, 4000 Li„vres werth, entwendet worden seien."

Der Kriminellieutenant, der königliche Prokurator und ein Kommissar begaben sich sogleich in die Wohnung des Grafen, um eine Untersuchung anzustellen. An dem Kabinet war keine Spur von einem gewaltsamen Erbrechen zu entdeken; daraus schlossen sie, der Diebstahl müsse schlechterdings durch einen Hausdieb mit

Hülfe eines Nachschlüssels geschehen sein, un
fanden also für nöthig, sogleich das ganze Hau
zu durchsuchen.

Herr von Anglade und seine Frau bate
einstimmig, den Anfang des Nachsuchens i
ihrer Wohnung zu machen. Er selbst führete di
Beamten in allen Zimmern und Behältnissen se
nes Quartiers herum. Man öffnete alle Kabinet
Koffer und Schränke, man durchstörte un
durchwühlte alle Betten, Matrazen und Stroh
säke; nirgends war das geringste zu finden
Endlich stieg man auch auf den obern Boden
Die Frau von Anglade schüzte vor, daß sie zu
müde sei, und gieng nicht mit. Hier fand ma
in einem alten Koffer, der voll von zerrissenen
Leinenzeuge war, eine Rolle von 70 geränder
ten Louisdor, in ein gedrukkes Papier einge
wickelt, worauf noch etwas von einem Stam
baum zu sehen war, den der Graf für den sei
nigen erkannte. Auch die Louisdor selbst, be
hauptete er, seien ein Theil von denen, die ihm
gestohlen worden, er erkenne sie an dem Ge
präge von 1686 und 1687, welches eben auch
die seinigen gehabt haben; und er habe es nur
vergessen, diesen Umstand in seiner gerichtlichen
Anzeige zu bemerken. — Man fragte den
Herrn

Herrn von Anglade, woher diese Louisdor kämen? Er wußte es aber nicht zu sagen und antwortete nur: er werde Rechenschaft davon ablegen. Der Kriminellieutenant nahm die Louisdor als einen Theil des Diebstahls, den er bei der Untersuchung nöthig zu haben glaubte, zu sich. Ehe er sie einsteckte, zählte sie Herr von Anglade selbst. Er fühlte, daß seine Hand während des Zählens bebte, und sagte: ich zittere. — Die Bedienten, welche bei diesem Auftritt zugegen waren, fügten nun auch noch die Bemerkung hinzu, daß Herr von Anglade über die unvermuthete Zurükkunft des Grafen sehr betroffen geschienen habe, und seine Frau bei der ersten Nachricht davon wie versteinert vor Bestürzung gewesen sei.

Als die Beamten von dem Boden zurükkamen, machte Frau von Anglade den Herrn Deffita auf den Umstand aufmerksam, daß der Almosenier die Thüre des Zimmers, in welchem er mit dem Pagen und dem Kammerdiener wohnte, nicht verschlossen sondern nur angelehnt gefunden habe; man muß sich also an den Kammerdiener halten, setzte sie hinzu, vielleicht kann man da etwas finden, er könnte wohl selbst

der Dieb sein. Eine so übereilte Beschuldigung, zu einer Zeit, wo der Graf selbst es noch nicht wagte, einen bestimmten Verdacht zu äussern, befremdete dem Kriminellieutenant. Noch befremdender aber wurde sie ihm, als der Graf versicherte, daß sein Kammerdiener ihn auf das Gut begleitet habe und erst mit ihm zurückgekommen sei. Die Frau von Anglade machte dagegen die Bemerkung: er habe ja wohl jemand zu dieser Absicht in seiner Stube verbergen können. Allein wie hätte ein solcher verborgner Dieb das Geld aus dem Hause bringen können, da der Hausschlüssel in den Händen des Herrn von Anglade war? — Eben dieser Umstand wurde auch zur Rechtfertigung der Kammerjungfer Formenie angeführt, welche den Schlüssel zu dem Haupteingang in die Zimmer des Grafen, während der Abwesenheit der Herrschaft, in ihren Händen gehabt hatte.

Man durchsuchte hierauf dieses Zimmer des Kammerdieners, und fand wirklich in einem Winkel fünf Säcke mit vollen 1000 Liver, und einen sechsten, aus welchem schon 219 Liver 19 Sols genommen waren.

Allein die Verdachtsgründe wider den Herrn von Anglade und seine Frau waren zu stark,

ſtark, als daß dieſe Entdekung ſie hätte freiſprechen können. — Anglade hatte vormals das ganze Haus gemiethet; wie leicht konnte er ſich mit Nachſchlüſſeln zu allen Zimmern verſehen haben? Sollte nicht ſchon der Diebſtahl bei Herrn Grimaudet daraus zu erklären ſein, der ganz ohne gewaltſamen Einbruch geſchehen war? Und ſollte dieſer Verdacht nicht noch weit mehr bei dieſem leztern Diebſtahl ſtatt finden, bei dem auch nicht ein einziges Schloß erbrochen wurde, als das an dem Koffer, zu welchem freilich der Miethmann keinen Nachſchlüſſel machen laſſen konnte? — Zudem wußte der Herr von Anglade und ſeine Frau, daß der Graf eine große Summe Geldes erhalten hatte; ſie wußten, wie viel es war; ſie hatten ſich ſelbſt erboten, das Kapital anzubringen. — Ferner was konnten ſie für einen Grund haben, die Einladung auf das Landgut des Grafen, die ſie ſchon angenommen hatten, unter einem ganz unwichtigen Vorwand wieder abzulehnen, wenn es nicht die Hoffnung war, während dieſer Zeit ihren Plan um ſo ungehinderter auszuführen? — Wahrſcheinlich war es aus demſelben Grunde daß Herr von Anglade ſich den Hausſchlüſſel übergeben ließ, den ſonſt immer einer von den Leuten des Grafen in Ver-

wahrung hatte, und der während dieser Abwesenheit der andern Bedienten dem kleinen Lakai würde eingehändigt worden sein, durch welchen Herr von Anglade sich zu jeder Stunde hätte die Thüre öffnen lassen können. Allein sie brauchten diesen Schlüssel, entweder damit niemand in das Haus gelassen werden sollte, der sie in ihrem Vorhaben stören könnte, oder um das Geld desto unbemerkter aus dem Hause weg zu schaffen. – Herr von Anglade, der sonst alle Abend ausser dem Hause speist, war gerade diesen ganzen Tag zu Hause geblieben. Während er also mit seiner ganzen Familie zu Hause war, während seine Bedienten immer auf und ab giengen, hätte ein Dieb, unmittelbar unter ihm, nicht bloß die Zimmer des Grafen öffnen, sondern mehrmals hin und hergehen, das Geld wegtragen, und die Thüren wieder verschliessen können, ohne daß weder er noch seine Leute von allen diesen Unternehmungen, die doch bei der höchsten Behutsamkeit nicht ganz ohne Geräusch geschehen konnten auch nur das allergeringste gesehen oder gehört hätten?— Ueberdies fand man bei ihm Louisdor von eben der ausgesuchten Sorte, als diejenigen waren, welche man dem Grafen gestohlen hatte, und Herr von Anglade

konnte

konnte nicht sagen, woher er sie erhalten habe. — Und wo fand man endlich diese Louisdor? Auf dem obersten Boden des Hauses, in einem alten Koffer, unter abgelegten Kleidern und Hemden; an einem Ort, wo man gar nicht erwarten konnte, einen so kostbaren Schaz anzutreffen. Die Frau von Anglade hatte sich also wohl nur deswegen geweigert, bei der Durchsuchung des Bodens gegenwärtig zu sein, weil sie die Entdeckung des gestohlnen Geldes befürchtete?

Eine neue Verstärkung dieser Verdachtsgründe war ihre Bestürzung über die unvermuthete Zurükkunft des Grafen. Herr von Anglade hatte darauf gerechnet, daß er bis am Donnerstag Zeit haben würde, seinen Raub in Sicherheit zu bringen, er war also noch nicht ganz mit seiner Arbeit fertig. Daher der Schrecken über die plözliche Ueberraschung, der bei ihm sowol als bei seiner Frau sich zeigte. Sie ahneten schon, daß die zurükgebliebenen Geldsäcke nicht bloß ihrer Raubbegierde entgehen, sondern ihre Verräther werden würden. Die Frau war zwar listig genug, den Umstand, daß sie in dem Zimmer des Kammerdieners versteckt waren, zu ihrem Vortheil zu benuzen, um den Verdacht auf einen Unschuldigen zu wälzen.

Aber der Einfall war doch nicht genug überlegt. Die drei Domestiken, die in diesem Zimmer wohnten, waren während der ganzen Reise nicht aus den Augen der Herrschaft gekommen; sie konnten also unmöglich zu der Zeit, da sie zu Villeneusin waren, zu Paris die Thüre ihres gemeinschaftlichen Zimmers, welche der eine bei der Abreise doppelt verschlossen hatte, eröffnet haben. War aber die Thüre nicht von den Besitzern des Schlüssels aufgeschlossen worden, so mußte sie mit einem Nachschlüssel aufgeschlossen worden sein, und derjenige, der sie aufgeschlossen hatte, mußte zugleich auch zu den Zimmern der Herrschaft einen Nachschlüssel haben, weil er keinen andern Zweck haben konnte, das Zimmer der Bedienten zu eröffnen, als um das Geld aus dem Zimmer der Herrschaft dahin zu transportiren. Dieser Verdacht wegen den Nachschlüsseln zu der ganzen Wohnung fällt aber, wie wir schon gezeigt haben, auf niemand wahrscheinlicher, als auf Herrn von Anglade und seine Frau. — Weit entfernt also, daß diese Geldsäcke, welche man auf dem Zimmer der Domestiken fand, auf diese einen Verdacht hätten bringen sollen, mußte man sie vielmehr als Beweise wider den Herrn von Anglade und

seine

seine Frau betrachten; und eben der Umstand, daß die letztere auf die Durchsuchung dieser Stube so sehr drang, beweist um so mehr, wie sicher sie gewußt habe, daß man dort Spuren des Diebstahls finden werde, welche den Verdacht von ihr und ihrem Mann ablenken könnten.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen wirkten so lebhaft auf den Kriminellieutenant, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Herrn von Anglade gerade ins Gesicht zu sagen: Einer von uns, entweder Sie oder ich, muß den Diebstahl begangen haben. Sein Augenmerk war auch nun schon so fest auf den Herrn von Anglade und seine Frau gerichtet, daß er es für überflüssig hielt, die übrigen Theile des Hauses durchsuchen zu lassen, zumal da ihm der Graf die Versicherung gab: „er stehe für seine Leute.“ Er machte also, auf Ansuchen des Grafen und mit Bewilligung des Königlichen Prokurators, die Verordnung: daß wider die beiden Eheleute Untersuchung und Zeugenverhör angestellt, und sie in Verhaft genommen werden sollen.

Ehe sie ins Gefängniß abgeführt wurden, ließ man sie aufs genaueste durchsuchen und

fand bei dem Herrn von Anglade 17 Louisdor und eine spanische Doppelpistole. Dies wurde als ein neuer beschwerender Umstand angesehen, indem ein großer Theil des gestohlnen Geldes in solchen Pistolen bestanden hatte.

Hierauf brachte man beide ins Gefängniß, Herrn von Anglade ins Chatelet und seine Gattin nach Fort l'Eveque. Sie wurden in die Gefangenregister eingeschrieben, und in unterirdische Löcher geworfen, mit dem ausdrücklichen Verbot an den Kerkermeister, bei schwerer Strafe niemand, wer es auch sei, mit ihnen sprechen zu lassen. – Das Chatelet stellte nun sogleich eine peinliche Untersuchung, wegen Diebstahls mit Einbruch, wider sie an, und ließ die Schwester des Grafen, die Schwester der Gräfin und ihre Bedienten, als Zeugen vernehmen.

Die von uns bereits aufgezälten Anzeigen wurden durch diese Zeugenaussagen noch um vieles vermehrt. Zwei von den Zeugen behaupteten, den Herrn von Anglade vor und nach der Ankunft des Grafen in der Gallerie, nicht weit von der Thüre zu dem Zimmer des Kammerdieners, gesehen zu haben; und doch hatte er damals, als er Abends um elf Uhr aus der Stadt nach Hause kam, sich gestellt, als hätte

er

er in diesem Augenblik erst etwas von der Zurükkunft des Grafen gehört. Was hatte er aber an jener Thüre zu machen, und warum bediente er sich dieser Verstellung?

Ausser solchen Anzeigen aber, welche auf die Hauptsache unmittelbare Beziehung hatten, ergaben sich aus dieser Untersuchung auch noch andere Umstände in Rüksicht auf das vorhergehende Leben der Angeklagten, die jenen Verdacht verstärkten, indem sie den Herrn von Anglade und seine Gattin als Leute verdächtig machten, die in die Klasse solcher Abenteurer gehörten, auf welche die Polizei nicht scharf genug Acht haben kann, und wider welche schon ein bloßer Verdacht beinahe eben so viel als eine völlige Ueberführung gilt. — Einer von den Zeugen behauptete: der Angeklagte sei ein Spieler von Profession, und der Abbe Bouin habe ihn einen Trödler genannt. Das lezere bezog sich vermuthlich darauf, daß er Geld auf Pfänder lieh. — Ein anderer Zeuge erzählte den bei Herrn Grimaudet geschehenen Diebstahl. — Andere gaben an: Anglade habe einst ein Stück Band gestohlen. — Wir verschonen unsere Leser mit der Aufzählung einer Menge solcher Beschuldigungen, die von diesen Zeugen an-

angebracht wurden, und die alle mitwirkten, den Verdacht wegen des Hauptverbrechens zu vermeiden.

Indeß hatte man durch diese Zeugenverhöre weder von der Geburt noch von den Einkünften des Herrn von Anglade etwas bestimmtes erfahren können. Er hatte seine Maasregeln so geschikt getroffen, daß beides dem Publikum ein Geheimniß geblieben war, und keiner von den Zeugen etwas darüber zu entdecken wußte. Selbst in seinen eignen Verhören hatte der Richter alle Klugheit nöthig, um ihm in allen den Ausflüchten und Wendungen zu folgen, durch welche er den Fragen über diese beiden Punkte auszuweichen suchte. Doch ließ sich durch eine Vergleichung seiner verwikelten und zweideutigen Antworten endlich soviel errathen, daß er von sehr niedriger Herkunft und also nichts weniger als ein Edelmann war, und daß sein jährliches Einkommen nicht über 1950 Liver betrug, eine Summe, die zu dem Aufwand, den er machte, bei weitem nicht hinreichte. Gleichwol hatte er immer alles baar bezahlt, und war niemand das geringste schuldig. Woher hätte er aber denn das Geld erhalten, wenn er nicht geheime Hülfsquellen gehabt

habt hätte? Allen diesen Umständen nach gehörte er also in die Klasse der Herren, die man **Glücksritter** nennt, die unter der Masque eines vornehmen Herkommens einen großen Aufwand machen, den sie nicht anders unterhalten können, als auf Kosten schwachsinniger Menschen, die sich von ihnen hintergehen lassen, oder mit Hülfe diebischer Handgriffe und Betrügereien.

Endlich kamen zu allen diesen Verdachtsgründen und Zeugenaussagen auch noch die auffallendsten Widersprüche in den Antworten der beiden Beklagten selbst hinzu. Man fragte den Mann: woher er die Louisdor habe? Seine Antwort war: er habe sie nach und nach gesammelt. Auf die Frage: ob seine Frau etwas von diesem Geld gewußt habe? antwortete er: er erinnere sich nicht, ihr etwas davon gesagt zu haben; die Frau hingegen: sie habe etwas davon gewußt, und es mehrmals mit ihrem Manne gezählt; sie erinnere sich noch, daß ihr Mann dabei einst zu ihr gesagt habe: „sieh, liebe Frau, was das für schönes Geld ist.“ Der Mann behauptete: er habe diese Goldstücke seit drei oder vier Wochen nicht angerührt; die Frau hingegen sagte: er habe sie nur etwa vor vier Tagen in Händen gehabt. — Noch viele andere

dere Widersprüche, welche sie in Rüksicht ihres Standes und ihrer Einkünfte und besonders in Rüksicht der Hülfsquellen zu ihrem großen Aufwand begiengen, können wir hier leicht übergehen; es ist hinreichend, unsre Aufmerksamkeit auf die Widersprüche wegen der Louisdor selbst zu richten, die ein Hauptstük und eine Hauptanzeige des Diebstahls waren.

Es ist ausgemacht, nach den Grundsäzen der peinlichen Rechte, daß ein offenbarer Widerspruch, der eine wichtige Thatsache betrift, ein weit bündigerer Beweis wider den Angeklagten ist, als selbst ein einfaches natürliches Geständniß einer solchen Thatsache. Ein Geständniß des Angeklagten, auch wenn er es zu seinem Vortheil zu wenden sucht, darf zu seinem Besten angenommen werden, und der Richter selbst ist sogar verbunden, ihm die Punkte anzudeuten, die dabei zu seiner Vertheidigung dienen können. Aber Widersprüche zeugen zugleich von dem bösen Gewissen des Verbrechers und von dem Ungrunde seiner Vertheidigung, und erweisen die Thatsache, die er dadurch zu verbergen sucht. Die bewährtesten Rechtslehrer haben deswegen auch Widersprüche so wenig für unbedeutende Anzeigen gehalten,

ten, daß sie sie vielmehr für hinreichend erklären, die Verurtheilung zur Folter darauf zu gründen, wenn sie entweder das Verbrechen selbst oder einen dabei vorgefallenen Hauptumstand betreffen *).

Aus diesem richtigen Grundsaze folgte ein andrer, den der Richter hier nothwendig in Betrachtung ziehen mußte. Sobald es ausser Zweifel gesezt ist, daß ein Verbrechen wirklich geschehen sei, so kann derjenige, der deshalb angeklagt ist, auf bloße Vermuthungen und Anzeigen verurtheilt werden; denn „wenn ein Verbrechen geschehen ist, so muß jemand da sein, der es verübt hat; wenn also kein unmittelbarer Beweis vorhanden ist, durch welchen man den Verbrecher erkennen könnte, weil er alle Beweismittel auf die Seite zu schaffen wußte, so wird derjenige dafür gehalten, wider den sich die stärksten Vermuthungen häufen.“ **) In gegenwärtigem Fall war das Verbrechen wirklich

*) Farinacius 1, quaest. 52. Iulius Clarus quaest. 2. Hyppolytus de Marsilis, §. diligenter, p. 7. Carrer. practicâ criminali. Menochius de praesumpt. lib. 1, quaest. 79.

**) In der That ein merkwürdiges Beispiel einer furchtbaren Argumentation!

lich geschehen; ein unmittelbarer Beweis, der den Dieb kenntlich machte, war zwar nicht vorhanden, aber es fanden sich so viele genau verkettete Vermuthungen wider den Herrn von Anglade und seine Frau, daß ein Richter, der Mensch und nicht allwissend war, diese schlechterdings für die wirklichen Thäter halten mußte.

Man vermuthete, daß Anglade den Diebstahl nicht ohne Theilnehmung seiner Bedienten habe begehen können, und ließ deswegen, da man in dem Zeugenverhöre eine Bestätigung dieser Vermuthung gefunden zu haben glaubte, ein Dekret zu gefänglicher Haft wider die Kammerjungfer seiner Frau, wider seinen Lakai, und seinen Kutscher ergehen, und sie auch, den lezten ausgenommen, sogleich in das Gefängniß bringen.

Inzwischen wendeten sich Herr von Anglade und seine Gattin an das Conseil, und baten um Aufhebung des Urtheils, das dem Kriminellieutenant den lezten Ausspruch in dieser Sache übergeben hatte. Sie fürchteten sich vor dem Verfahren eines Richters, der schon so viel Vorurtheil wider sie hatte blicken lassen. — Darauf wurde durch ein Arret vom 20 Oktober 1687 verfügt, daß eine Appellation von dem

dem Endurtheil an das Parlement ſtatt finden ſolle. — Herr von Anglade war aber damit noch nicht zufrieden, er wollte die Sache ganz aus den Händen des Kriminellieutenants ziehen. Er nahm alſo dieſen Richter ſelbſt in Anſpruch und zeigte, daß er einen Mann, der bereits ſo deutlich gezeigt habe, daß er wider ihn eingenommen ſei, nicht für ſeinen Richter erkennen könne.

„Ehe noch das ganze Haus durchſucht war, — ſagt Herr von Anglade zum Beweis ſeiner Beſchuldigung gegen den Kriminellieutenant — erlaubte ſich ſchon dieſer Beamte, mir gerade ins Geſicht zu ſagen: einer von uns, entweder Sie oder ich, muß den Diebſtahl begangen haben; und er überließ ſich mit größeſter Uebereilung dieſer vorgefaßten Meinung ſo ganz, daß er gar nicht weiter in den Stuben der übrigen Domeſtiken nachſuchen ließ, ob er gleich vernünftigerweiſe noch ſtärkern Verdacht hätte auf die Formenie werfen müſſen, die während der Abweſenheit des Grafen zurükgeblieben war, und den Hauptſchlüſſel zu den Zimmern der Herrſchaft in Verwahrung hatte. — Und mit welcher Härte hat er nicht uns, die doch kaum ein Schein

von Verdacht treffen konnte, behandelt? Aus einer gesunden und bequemen Wohnung plötzlich hinweggerissen, wurde ich in ein dumpfes unterirdisches Loch geworfen, wo die faulen schädlichen Dünste ewig verschlossen sind, wo auch nicht der kleinste Riz der frischen Luft einen Zugang öffnet, wo ich, mit Feuchtigkeit und Moder überall umgeben, entblößt von allen den Bequemlichkeiten des Lebens, welche mir lange Gewohnheit und nothwendige Vorsicht für die Erhaltung eines schwächlichen Körpers zum unentbehrlichen Bedürfniß gemacht hatte, kein anderes Lager fand als ein wenig halbverfaultes Stroh, keine andere Nahrung als hartes Brod, das mein Magen kaum verdauen konnte und von welchem ich doch zu wenig bekam, um meinen Hunger zu stillen, und wo ich, abgeschnitten von aller Gemeinschaft mit Menschen, auch nicht einmal der Hülfe mitleidiger Herzen mich zu erfreuen hatte. — Eben so grausam hat man auch meine Gattin mißhandelt. Sie war einige Monate schwanger, als man sie arretirte. Man warf sie, ohne auf ihre Umstände zu achten, in ein eben so abscheuliches Loch. Die Angst und der Schrecken verursachte ihr eine unzeitige Niederkunft; sie mußte die Folgen der-

selben

ſelben auf dem Fußboden ihres Kerkers aushalten. Der einige Troſt, den man ihr noch in dieſem traurigen Zuſtand geſtattete, war die Geſellſchaft ihrer kleinen Tochter, eines Kindes von fünf Jahren. Es muß ein erſchütternder Anblik geweſen ſein, dieſes Kind neben der kranken Mutter zu ſehen, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel, wie es die Biſſen von dem elenden Brode, in ſaurem Wein getaucht, ihr an den Mund hielt, und ſie dadurch wieder ins Leben brachte. Sie erwartete jeden Augenblik ihr Ende; man ließ auf ihr dringendſtes Bitten nicht einmal einen Beichtvater zu ihr. Sie entgieng endlich dem Tode, aber kaum hatte ſie ſich erholt, ſo fiel ihr Kind in eine ſchwere Krankheit. Doppelt fühlte ſie nun die Quaalen ihres Zuſtandes, in welchem ſie, ſelbſt hülflos, ihren Liebling ohne Linderung ſchmachten ſehen mußte. Alles, was ſie von ihren grauſamen Hütern erbitten konnte, waren einige ſchon halb ausgebrannte Kohlen in einem irdenen Gefäß, um ihr krankes Kind zu erwärmen. Mit Thränen und mit fußfälligem Flehen mußte ſie um den Beiſtand eines Arztes anhalten. Nach fünf ſchrekklichen Monaten brachte man ſie endlich in ein anderes Gefängniß;

aber sie gewann nichts dabei. Ein wenig frische Luft, die durch ein kleines Fenster in diesen Kerker drang, war der einzige Vortheil dieses Wechsels, und auch den nicht einmal sollte sie geniessen; das Fensterchen wurde so dicht verstopft, daß Mutter und Tochter jeden Augenblik in Gefahr waren, von Kohlendampf erstikt zu werden. — Eine so unmenschliche Behandlung, die doch nur auf Befehl, wenigstens gewiß nicht ohne Einwilligung, des Kriminellieutenants geschehen konnte, beweist hinreichend, daß dieser Beamte von dem Vorurtheil, das er schon bei der Haussuchung verrathen hat, ganz eingenommen sei, und mithin nicht diejenige Unpartheilichkeit besize, die man von einem Richter fordern muß."

Dieser Gründe unerachtet wurde Herr von Anglade mit seiner Appellation abgewiesen, und der Kriminellieutenant, durch ein Arret vom 13 Dezember 1687, welches erklärte: daß er unbefugter weise zur Verantwortung gezogen worden sei, aufs neue als Richter bestätigt. — Er sezte nun auch die Untersuchung fort, und verurtheilte endlich am 19 Januar 1688, den Herrn von An-

Anglade zur ordentlichen und ausserordentlichen Folter.

Ein Arret des Parlements, das auf eine Appellation des Herrn von Anglade erfolgte, bestätigte dieses Urtheil, mit dem Zusatz: daß die vorhandenen Beweise, ohne Rücksicht auf die Wirkung der Tortur, ihre Gültigkeit behalten sollten (manentibus indiciis). — Die Tortur wird nämlich wider einen Verbrecher erkannt, entweder, wenn er schon überwiesen ist, um eine Anzeige seiner Mitgehülfen von ihm zu erzwingen, oder, wenn man zwar beträchtliche, aber zur Verurtheilung dennoch nicht zureichende Beweise des Verbrechens hat, um ein Geständniß von ihm zu erhalten, das entweder den rechtlichen Beweis vollenden, oder doch dem Richter einen neuen Weg zur Wahrheit eröffnen könne. Wenn im leztern Fall die Tortur ohne allen Anhang verfügt wird, so hängt das Schikſal des Angeklagten von dem Muthe ab, den er den Schmerzen der Folter entgegenstellen kann. Läßt er sich nicht dadurch zu einem Geständniß zwingen, so muß er freigesprochen werden, und dies würde auch im vorliegenden Falle geschehen sein, wenn das Parlement nicht jene Clausel angehängt hätte, die immer dann

gemacht zu werden pflegt, wenn die Beweiſe zu ſtark ſind, als daß man das Schikſal des Verbrechers von ſeiner Standhaftigkeit auf der Folter abhängen laſſen könnte. Durch dieſen Anhang wird der Richter berechtiget, den Angeklagten, wenn er auch auf der Folter nichts geſteht, zu jeder Strafe, die er für gerecht hält, die Todesſtrafe allein ausgenommen (ad omnia citra mortem), zu verurtheilen.

Dieſe Wirkung hatte nun auch hier das Arret des Parlements. Herr von Anglade hielt die Folter aus, ohne etwas einzugeſtehen. Demungeachtet erfolgte den 16 Februar 1688, das Endurtheil, nach welchem er „auf neun Jahre „zu den Galeeren verurtheilt, ſeine Frau auf „eben ſo lange aus dem Gebiet der Haupt„Stadt verwieſen, beiden eine Geldbuße von „20 Livr an den König auferlegt, und in Rükſicht auf den Grafen von Montgommery verord„net ward: daß die Verbrecher, wenn dieſer zuvor „mit ſeiner Gemahlin die Richtigkeit der Forde„rung eidlich beſtätigt haben würde, ihm 3000 „Livr zur Schadloshaltung und 25673 Livr „zum Erſaz bezahlen, und das Perlenhalsband „wieder herbeiſchaffen, oder dafür die Sum„me von 4000 Livr erſtatten, die 5780 Li„vr

„ver 5 Sols aber, welche bei der Nachsuchung „wieder gefunden worden waren, nebst den 70 „Louisdor, die noch bei den Gerichten in Verwah„rung lagen, und den 17 Louisdor mit der spani„schen Doppelpistole, welche dem Herrn von An„glade vor seiner Gefangennehmung abgenommen „wurden, von obiger Summe abgezogen werden „sollten. Uebrigens wurde Anglade und seine „Gattin zugleich verurtheilt, alle Unkosten, selbst „diejenigen, die durch die Verhaftnehmung ihrer „Bedienten verursacht waren, zu bezahlen."

Die Ueberzeugung, daß Anglade das Verbrechen wirklich begangen habe und daß er bloß aus Hartnäckigkeit es leugne, erbitterte seine Richter wider ihn. Da sie ihm nun die Strafe, welche ein solcher Diebstahl verdiente, nicht anthun konnten, so liessen sie ihn diejenigen, welche die Rechte wider ihn verfatteten, desto empfindlicher fühlen. Anstatt ihm, da er von der Folter genommen wurde, etwas zur Erquickung zu geben — eine Wohlthat, die man sonst dem grösten Missethäter nicht versagt — warf man ihn sogleich in ein finstres Loch in dem Thurm von Montgommery *) und ließ ihn

*) Ein Thurm, innerhalb des Parlementsgefängnisses (conciergerie du palais), in welchem eigentlich

hier ohne Hülfe, ohne einen Menschen zu ihm zu lassen, so lange liegen, bis er endlich zerrissen, verrenkt und zerschmettert, wie er war, in das Schloß der Tournelle **) gebracht wurde.

Durch die Last so schwerer Leiden niedergedrükt, fiel er in eine gefährliche Krankheit, und mußte mit den Sakramenten versehen werden. Bei dieser feierlichen Gelegenheit erklärte er noch einmal mündlich und schriftlich, daß er ganz unschuldig sei, er vergebe aber seinen Feinden, wie der gekreuzigte Erlöser den seinigen auch vergeben habe. — Er erholte sich von dieser Krankheit wieder, und wurde am 1 Mai, mit dem Abmarsch der Kette, auch abgeführt. Alle seine Glieder waren aber durch die Folter so zerschmettert, daß er nicht im Stande war, die geringste Bewegung zu machen. Er mußte also von zween Menschen auf einen Karren gelegt, und während der ganzen Reise jeden Abend heruntergehoben werden. — Bei seiner Ankunft zu Marseille wurde er in das Hospital

lich nur die allergrößesten Verbrecher, die Ravaillac's und Damien's, aufbewahrt werden.

**) Ein Gefängniß nicht weit von dem Bernhards Thore zu Paris, in welchem die zu den Galeeren verurtheilten Verbrecher so lange eingeschlossen werden, bis sie an die große Kette geschmiedet ihre Reise antreten müssen.

ſpital der Ruderknechte gebracht. — Schmerzlicher als ſeine eigne Leiden, war ihm die Vorſtellung von dem Elend ſeiner unglüklichen Frau und ſeines unſchuldigen Kindes; ſein Herz blutete beim Andenken an ſie, er hatte Mühe ſich darüber zu beruhigen. Endlich half ihm ſeine Religion, auch dieſes Bild ſeines unüberſehbaren Jammers im Vertrauen an die göttliche Vorſehung gelaſſener zu ertragen. In dieſen frommen Geſinnungen ſtarb er, unter wiederholten Verſicherungen ſeiner Unſchuld, den 4 März 1689.

Kurze Zeit nach ſeinem Tode las man in einer holländiſchen Zeitung folgenden Artikel: Es ſind zu Orleans zween Verbrecher hingerichtet worden, von welchen der eine noch unter dem Galgen bekannt hat, er habe den Diebſtahl bei dem Grafen von Montgommery verübt, wegen deſſen der Marquis von Anglade zu den Galeeren verurtheilt worden.

Einige Briefe ohne Namen, die bald darauf in Vorſchein kamen, erhöhten das Aufſehen, das dieſe Anzeige unter dem Publikum erregt hatte. Der Verfaſſer dieſer Briefe

schrieb: „er sei im Begriff in ein Kloster zu „gehen, und halte sich, zu Befreiung seines „Gewissens, für verbunden, vorher noch bekannt „zu machen, daß Herr von Anglade ganz un„schuldig an dem Diebstahl sei, wegen dessen „er verurtheilt worden; die wirklichen Thäter „seien Vincent mit dem Beinamen Belestre, „der Sohn eines Lohgerbers zu Mans, und „ein Priester Namens Gagnard, der Almo„senier des Grafen von Montgommery; eine „Frau, Namens Lacomble, werde von der „ganzen Sache sichere Nachrichten geben kön„nen."

Einen von diesen Briefen erhielt die Grä-fin von Montgommery. Sie suchte ihn zwar heimlich zu halten, allein die Sache wurde unter den Bedienten verrathen, welche nun Gagnard darüber Vorwürfe machten, und die Herrschaft endlich nöthigten, den Geistlichen fortzujagen.

Ein anderer Brief, des nämlichen Inhalts, wurde einem Privatmann, Namens Loysillon, zugeschikt, und von diesem wurde hernach bei dem Prozeß Gebrauch gemacht.

Einen dritten erhielt der Kriminellieutenant selbst. Schrecken und Bestürzung ergriff ihn

ihn bei dem Gedanken, daß er einen Unschuldigen verurtheilt haben könnte. Er eilte also, in einer Sache, welche ihm so äusserst wichtig war, mehr Aufschluß zu erlangen. Er übergab den Brief dem Gefreiten Desgrais, der seine Geschicklichkeit in Aufträgen dieser Art schon öfters bewiesen hatte, und befahl ihm, von Gagnard und Belestre nähere Nachricht einzuziehen.

In kurzer Zeit hatte Desgrais die Hauptumstände aus dem Leben dieser beiden ausgeforscht. — Belestre war schon in seiner Jugend wegen einer Mordthat, in die er mit verwikelt gewesen, aus seinem Vaterland entflohen und unter die Soldaten gekommen; hatte nachher einen Sergenten erstochen, und war deshalb desertirt. Seitdem führte er ein herumschweifendes Leben, und hielt sich bald zu Mans bald zu Paris auf. Seines lumpichten Aufzugs und seiner bettelhaften Lebensart unerachtet lebte er immer in genauer Verbindung mit dem Abbe' Gagnard. Ganz plözlich war er in gute Umstände gekommen, hatte große Summen von Gold und Silber bei sich blicken lassen, sich mit reichen Kleidern ausstaffirt, und sogar einen Meierhof, für neun bis zehn tausend Livre,

ver, in der Gegend von Mans gekauft. — Gagnard aber war der Sohn eines Häschers zu Mans, hatte sich eine Zeitlang zu Paris mit Messelesen ernährt, und war darauf in die Dienste des Grafen gekommen. Sein ganzes väterliches Erbe lag unter Sequestration und bei dem Grafen konnte er sich eben nicht bereichert haben; gleichwol war er kaum aus dem Hause des Grafen fortgeschikt, als er auf einmal Geld in Ueberfluß zeigte, sich eine Pfründe erkaufen konnte, seine geistliche Kleidung mit ungewöhnlicher Pracht ausrüstete, sich ein Mädchen unterhielt, und einen ungeheuern Aufwand machte.

Noch umständlicher wurden diese Entdeckungen des Desgrais durch die Nachforschungen der Frau von Anglade selbst bestätigt, durch welche folgende Umstände von den beiden Abenteurern herausgebracht wurden.

Peter Vincent war der Sohn eines armen Gerbers zu Mans. Er ließ sich, unter dem Namen Beleſtre, bei dem Regiment von der Normandie als Soldat unterhalten, und wurde nachher Sergent bei der Compagnie von Boisgüget. Als solcher, wurde er im Jahr 1676 durch eine Sentenz des Prevot

vot von Mans zu den Galeeren verurtheilt, weil er sich, aus Gefälligkeit gegen eine liederliche Weibsperson, bei der Ermordung eines armen Müllers, welche von drei Böſewichtern vollzogen wurde, auch mit hatte brauchen lassen. Nach diesem Probestük wählte er Paris und Versailles zu dem Schauplaz, auf dem er seine Talente zur Dieberei zu üben suchte, bestahl die Häuser und brandschazte die Landstraßen, trieb übrigens dabei alle Arten von Ausschweifung im höchsten Grade, und war immer mit der verwerfensten Klasse von Weibsbildern in der engsten Verbindung. In diesen Rollen führte er bald seinen eigentlichen Namen Vincent, bald den Namen den er beim Regiment angenommen hatte, Beleſtre; bald nannte er sich Beaulieu, bald Lagrange, dann wieder Deſtouches oder Belair. — Ein einziger Zug aus seinem Leben wird hinreichend sein, ihn als einen Böſewicht kennen zu lehren, bei welchem natürliche Anlagen und lange Uebung zusammengewirkt hatten, um ihm die vorzügliche Fertigkeit zu geben, die er in so vielen Unternehmungen dieser Art gezeigt hat. Er fuhr den 16 Junius 1686 mit der Landkutsche nach Dijon, und suchte unterwegs sich mit den

anders

andern Reisenden bekannt zu machen. Sein vorzügliches Augenmerk war auf einen gewissen Olivier, den Gouverneur von Blin in Franche-Comté, gerichtet. Um desto eher zu einer gewissen Vertraulichkeit gegen den Gouverneur berechtiget zu sein, gab er sich für einen Offizier aus. Da er lange genug unter den Truppen gedient hatte, um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, so fiel es ihm ganz leicht, den Herrn Olivier zu hintergehen; und um allen Verdacht abzuwenden, gab er sich noch überdies das Ansehen eines Andächtigen. In dem ersten Nachtlager zu Guigne machte der vorgebliche Offizier, der sich seiner angenommenen Rolle ganz gemäß zu benehmen wußte, die Einrichtung, daß er und Herr Olivier in einem Zimmer schliefen. Vor dem Schlafengehen verrichtete er kniend ein sehr andächtiges Abendgebet. Bei Herrn Olivier erwachte einiger Verdacht gegen den überandächtigen Offizier, er suchte sich also, so viel er mit Anstand konnte, in Sicherheit zu setzen. Er hatte zwei mit Gold gefüllte Börsen in seinen Beinkleidern, diese legte er unter sein Kopfküssen, befahl seinem Bedienten, die Thüre wohl zu verschliessen, und schlief nun ohne weiterl

tere Besorgniß ein. Der andächtige Offizier wartete nur den Augenblik ab, bis er im ersten Schlafe lag, nahm alsdenn mit der größesten Geschiklichkeit die Beinkleider unter dem Kopfkissen hervor, leerte einen Beutel in den andern aus, ließ den ausgeleerten Beutel auf dem Tische und die Beinkleider auf der Erde liegen, knüpfte nun seine Bettücher aneinander, befestigte sie ans Fenster, schlüpfte daran hinab und eilte mit seiner Beute davon. Mit großem Schrecken fand Herr Olivier beim Erwachen seinen Verlust. Er ließ den Kommissär von Guigne kommen, und ein Protokoll über den Vorfall ausstellen, kehrte dann nach Paris zurük, ließ sich auf der Expedition der Landkutsche das Buch zeigen, und fand darinn: Herr Belair hat fünf und zwanzig Liver für seinen Plaz bezahlt. Es wurden darauf in ganz Paris Anzeigezettel ausgegeben, diesen angeblichen Belair zu entdecken. Allein alles Nachforschen war vergebens; Herrn Olivier blieb kein andrer Trost, als daß er nicht durch ein unzeitiges Erwachen den Dieb in die Nothwendigkeit gesezt hatte, ihn zu erdrosseln.

Solche Verbrechen waren freilich von dem Abbe' Gaguard nicht bekannt. Allein

lein schon sein vertrauter Umgang mit Belestre mußte ihn verdächtig machen. Uebrigens war er ein Mann von Geist und hatte ganz den Anstand eines frommen Geistlichen. Durch diese beiden Vorzüge hatte er auch das Zutrauen des Grafen von Montgommery so ganz gewonnen, daß er bei allen Geschäften gebraucht, bei allen Angelegenheiten zu Rath gezogen wurde, daß er das ganze Hauswesen dirigirte und sogar alle Schlüssel in seiner Verwahrung hatte.

Alle diese Entdeckungen, in Verbindung mit jenen Briefen, konnten nun dazu helfen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Allein man mußte vor allen Dingen die beiden Böswichter in seine Gewalt bekommen. — Dazu fand sich von selbst Gelegenheit. Gagnard war eben in einer Schenke in der Antoniusstraße, als daselbst eine Mordthat geschah, und wurde auch mit in Verhaft genommen und ins Chatelet gebracht. Kurz darauf wurde auch Belestre, wegen eines Verbrechens, das er schon vor drei Jahren begangen hatte, zu Versailles arretirt. Er hatte nämlich, mit Hülfe eines andern aus seiner Brüderschaft, einen Kaufmann im Spiel betrogen und ihm überdies für mehr als 500 Liver Leinwand gestohlen, war aber

aber indeß der Vollſtreckung des Befehls, der deshalb wider ihn ausgeſtellt wurde, glücklich entwichen.

Bei ſeiner Verhaftnehmung fand man in ſeiner Taſche ein Exemplar von dem holländiſchen Zeitungsblatt, das die oben angeführte Ausſage eines zu Orleans hingerichteten Räubers von dem Diebſtahl bei dem Grafen von Montgommery enthielt. Dieſe Vorſicht, ein Zeitungsblatt bei ſich zu tragen, das ſchon mehrere Monate alt war, ſchien einen beſondern Beweggrund voraus zu ſezen, welcher Unterſuchung verdiente. Ueberdies fand man auch ein Billet von Gagnards Hand bei ihm, worin dieſer ihm den Rath ertheilte, ſich wohl in Acht zu nehmen, und den Abbe' Fontpiere zu entfernen. — Man wird in der Folge ſehen, wie ſehr die beiden Verbündeten dieſen Abbe' zu fürchten hatten.

Einen neuen Aufſchluß gab dem Richter der Brief ohne Namen, von dem wir ſchon geſprochen haben, den Herr Loyſillon, ſobald er von der Gefangennehmung des Beleſtre gehört hatte, dem Generallieutenant der Prevote' zuſchikte. Er ließ die Lacomble, welche in dem Briefe genannt war, ſogleich aufſuchen,

und sie zu Erstattung ihres Zeugnisses vorfordern. — Diese Lacomble, die sonst auch Cartaut hieß, hatte wohl ehedem mit Belestre in besondrer Vertraulichkeit gelebt, und Herrn Gagnard als Kupplerin gedient, war aber von beiden nur zu diesem Zwecke gebraucht, und nicht zur Vertrauten ihrer übrigen Verbrechen gemacht worden. Folgendes war ihre Aussage:

„Da Belestre noch in der Straße du Colombier wohnte, sagte er mir eines Tages „und zwar, so viel ich mich erinnere, zu eben „der Zeit, da der Diebstahl bei dem Grafen „von Montgommery geschah: diesen Abend „haben wir mit dem Abbe' Gagnard einen wichtigen Streich auszuführen; geh du jezt in mein „Quartier, und trag alle meine Sachen von meiner Wirthin weg. „Ich gieng sogleich, und schaffte alles weg, „was einen Verdacht erregen oder eine Anzeige „hätte geben können, Beutel, Papiere, u. s. w. „Unmittelbar nach der Zeit jenes Diebstahls, „dessen Herr von Anglade beschuldigt wurde, „zeigte mir Belestre eine Menge Gold und „Silbergeld nebst einem Halsband von feinen „Perlen, und sagte dabei mit einem sehr hei-

„tern

„tern Gesicht: sieh, das ist für uns alle.
„Erstaunt erwiederte ich: Mein Gott, woher
„haben Sie so vieles Geld und ein so kostbares
„Halsband bekommen? Er antwortete darauf:
„er habe alles im Spiel gewonnen. — An dem
„nämlichen Tage mußte ich ihm hundert gerände-
„te Louisdor in einen ledernen Gurt einnähen.
„Ich konnte mich dabei nicht enthalten, ihm zu
„sagen: er habe doch wirklich diejenige, denen
„er alles dies Geld abgenommen habe, sehr
„unglüklich gemacht; er erwiederte aber: diese
„Leute sind nicht zu beklagen, sie haben noch
„Geld genug, überhaupt sind eigentlich alle Gü-
„ter gemein und es kommt nur darauf an, sie
„mit guter Art an sich zu bringen. — Eines
„Tages, da ich mit Belestre im Garten von
„Luxemburg spazieren gieng, schikte er mich
„plözlich weg, indem er sagte: geh nun,
„es werden gewisse Herren kom-
„men, mit denen ich eine Theilung
„zu machen habe. Im Weggehen sah ich
„den Abbe' Gagnard kommen, der aber sehr
„verstört schien, und mich nicht bemerkte." —
Sie sezte noch ausserdem verschiedenes hinzu
von einem Mädchen, das Gagnard unterhielt,
und das vor sechs Wochen von einem Knaben

entbunden worden sei, dessen Vater dieser Geistliche sein sollte.

Durch diese Aussage glaubte der Richter sich hinreichend berechtiget, Gagnard und Belestre wegen dieses Diebstahls in Verhaft nehmen zu lassen. Gagnard, der wegen des in seiner Gegenwart vorgefallenen Mords unschuldig befunden worden war, wurde also aus dem Chatelet auch in das Gefängniß zu Versailles abgeführt, und der Prozeß wider diese beiden Verbrecher nahm seinen Anfang damit, daß man sie über die von der Lacomble angegebene Thatsachen verhörte. — Bei diesem Verhör begiengen sie einen sehr auffallenden Widerspruch. Da man den Belestre über die Theilung im Garten von Luxemburg befragte, gab er zur Antwort: sie hätten mit einander in Gesellschaft gespielt, und wären da zusammen gekommen, den Gewinnst zu theilen; Gagnard aber, den man über diesen Umstand besonders fragte, versicherte: er hätte niemals eine solche Spielgesellschaft mit Belestre gehabt. — Wir haben schon oben bemerkt, wie bedeutend ein solcher Widerspruch bei einer gerichtlichen Untersuchung sei, und es läßt sich daraus leicht erkennen, wie stark der Verdacht gegen die beiden

den Beſchuldigten dadurch vermehrt werden mußte. Auſſerdem aber fanden ſich auch noch allerhand andere Vermuthungen wider ſie bei dieſer Unterſuchung.

Indeß waren ſie doch dadurch noch lange nicht überwieſen, es ſprach ſogar noch manches zu ihrem Vortheil. Beſonders beriefen ſie ſich auf das förmliche Urtheil wider den Herrn von Anglade, das auf die weitläuftigſte Unterſuchung der Sache erfolgt und nach Beobachtung aller Erfordernüſſe des Prozeſſes von dem Parlemente ſelbſt noch mehr geſchärft worden war, und gründeten darauf folgenden Schluß zu ihrer Vertheidigung: „Anglade und ſeine „Gattin ſind durch ein förmliches, nach allen „Rechtserfordernüſſen ausgefertigtes Arret des„jenigen Verbrechens ſchuldig erklärt worden, „das man uns jezt aufbürden will. Eben deshalb „aber können wir es nicht gethan haben, oder „man müßte uns erweiſen, daß wir ihre Mit„helfer geweſen ſind.“ Allerdings konnte man dieſen Schluß nicht umſtoßen, ohne zugleich das Anſehen dieſes Urtheils zu verwerfen, wider das gleichwol bis jezt noch keine gegründete Einwendung gemacht werden konnte. — Ueberdies konnte Gazzard mit Grunde ſagen: „ich

war auf dem Lande, da der Diebstahl geschah;" und Belestre versicherte: er habe das viele Geld, das man bei ihm gesehen habe, theils zu Courtrai mit Marketendern verdient, theils habe er 2000 Liver einem Freibeuter im Spiele abgewonnen. Zwar fand man bei genauerer Erkundigung, daß dies Lügen waren, allein man konnte doch daraus noch nicht schliessen, daß er jenes Verbrechen begangen habe und daß also die Verurtheilung des Hrn. von Anglade ungerecht sei.

So bewirkten also die Lichtstrahlen, die mitten durch die Finsterniß brachen, worein die beiden Angeklagten sich zu hüllen wußten, doch nur ein falsches Licht, das den Richter in die äusserste Verlegenheit sezte. Die von Desgrais eingezogenen Nachrichten zeigten wohl, daß Belestre ein Ehrenwicht und Gagnard ein Wollüstling sei, aber sie waren nicht einmal gesezmäßig erwiesen, und gaben über die Hauptsache, um die es hier zu thun war, gar keinen Aufschluß. Aus der Aussage der Lacomble erhellte zwar, daß die beiden Angeklagten bei einem beträchtlichen Diebstahl mit vermischt sein mußten; man fand sogar in ihrer Erzählung verschiedene Züge, welche auf die dem

Grafen

Grafen von Montgommery gestohlne Sachen gedeutet werden konnten; allein dies waren doch nur Anzeigen, und bloße Anzeigen, die noch überdies zweideutig sind, können niemals eine rechtliche Entscheidung begründen. Kein einziger von allen Zeugen aber stellte eine Aussage auf, die einen erforderlichen Beweis geben konnte.

In dieser Verlegenheit erhielt der Richter durch einen besondern Zufall einen unerwarteten Aufschluß. Belestre begieng die Unvorsichtigkeit, bei seiner Konfrontation mit einem Zeugen, der bloß von Hörensagen zeugte und noch überdies einräumte, daß er nicht einmal die Leute kenne, von welchen er seine Nachricht von dem Diebstahl gehört habe, selbst die Anmerkung zu machen: er habe diesen Zeugen in der Gesellschaft eines gewissen Giraut, la Roque, la Fonds und des Abbe' von Fontpiere gesehen. — Diesen Wink benuzte der Königl. Prokurator und ließ diese Leute sogleich vor Gericht fordern.

Der Abbe' von Fontpiere bekannte, daß er der Verfasser der anonymischen Briefe sei, von denen wir oben gesprochen haben. Er wiederholte jezt, was er in denselben schon be-

kannt gemacht hatte, und sezte noch hinzu: die beiden Gefangnen hätten ihn im Vertrauen von ihren Schäzen unterrichtet, und ihm ihre Plane entdekt, und Beleſtre habe ihm unter andern auch einmal hundert geränderte Louisdor gezeigt. „Eines Tages hatte ich im Sinn — „fuhr er fort — Gagnard zu beſuchen. Be„leſtre war aber eben bei ihm; ſie hatten zu„ſammen geſpeiſt. Ich blieb an der Thüre ſte„hen, und hörte eben den leztern zu Gagnard „ſagen: Luſtig, mein Freund! wir „wollen uns gute Tage machen, wäh„rend der Marquis auf den Galee„ren rudert. Gagnard antwortete mit „einem ſchweren Seufzer: Ich beklage „ihn, er war ein rechtſchaffener „Mann, und erzeigte mir viel „Freundſchaft. Laß das gut ſein, „erwiederte Beleſtre, warum wollen wir „um einen Menſchen winſeln, deſ„ſen Unglük unſer Glük iſt? Dar„auf äuſſerte Gagnard ſeine Furcht vor dem „Abbe' Fontpiere; er beſorge, ſagte er, ſie „hätten ihn ſchon zu tief in die Karte ſehen „laſſen, und er ſcheine eben nicht ſehr geſchikt, „Geheimniſſe dieſer Art bei ſich zu behalten.

„Wenn

„Wenn ich das wüßte, erwiederte Beleſtre, „ſo wollte ich ihn bald in die andre „Welt befördern. Indem trat Lacomble „durch eine andre Thüre in das Zimmer, und „brachte ihnen Wein. Sie ſchienen nachher „ſehr unruhig, aus Furcht, von ihr behorcht wor„den zu ſein.“ — Bei der Konfrontation ſagte Fontpiere dem Beleſtre ins Geſicht: „er habe ihm ſelbſt geſtanden, daß er den Diebſtahl bei dem Grafen von Montgommery begangen habe, und ihm dabei hundert geränderte Louisdor, viele andere Geldſtücke, und einige Nachſchlüſſel gezeigt.“ Beleſtre fiel ihm aber ſogleich in die Rede, und behauptete, es ſei daran nichts weiter wahr, als daß er einſt in einem ſpöttiſchen-Ton zu ihm geſagt habe: Glauben Sie wohl, daß ein Marquis, der Marquis von Anglade heißen ſoll, dem Grafen von Montgommery zehn bis zwölftauſend Thaler geſtohlen habe?

Auſſer dieſer wichtigen Auſſage fanden ſich durch dieſe Zeugenverhöre nun auch noch andere bedeutende Umſtände. So erfuhr man zum Beiſpiele, daß Beleſtre Nachſchlüſſel verfertigt und ſelbſt heimlich welche zu

Paris verkauft habe. Einem von den Zeugen hatte er sogar die Kunst, sie zu verfertigen, entdekt. Er hatte ihm zuerst eine Menge Gold und Silber, hernach aber einen Schlüssel gezeigt und dabei gesagt: das ist ein goldner Schlüssel, der hat mir zu allem diesem Gelde verholfen. Da nun dieser neugierig war zu wissen, wie das zugegangen sei, so sagte ihm Belestre: er habe den Schlüssel, den er hätte nachmachen wollen, in Wachs abgedrükt, und nach diesem Muster alsdenn einen andern mit der Feile zugerichtet. — Eben diese Kunst, durch falsche Schlüssel reich zu werden, hatte er in einer treuherzigen Stunde auch einigen andern eröffnet, die nun als Zeugen wider ihn auftraten, und ihnen zugleich einen solchen Schlüssel gezeigt. — —

So weit war die Untersuchung gekommen, als auch die Frau von Anglade im Namen ihrer Tochter, Constantia Guillemot, durch den Vormund derselben, sich bei dem Prozesse meldete. Die Sache wurde hierauf vor das Conseil gebracht, weil hier von der Abänderung eines Parlementsausspruches die Rede war, indem Fräulein Guillemot in ihrem

rem Gesuch darauf antrug: daß die beiden Angeklagten für die Urheber des bei dem Grafen von Montgommery geschehenen Diebstahls erklärt, das Andenken ihres Vaters gerechtfertigt und seine Ehre wieder hergestellt werden solle. Dieses Gesuch gründete sie auf zwei Sätze: 1) Es sind wider Gagnard und Belestre überzeugende Beweise vorhanden; 2) Sie können das Arret, welches den Herrn von Anglade und seine Gattin verurtheilt hat, nicht zu ihrer Rechtfertigung vorschützen.

„Es ist wahr — heißt es in dieser Vertheidigungsschrift — es waren nur anonyme Briefe, auf welche der erste Verdacht wider die beiden Verbrecher sich gründete, und man würde die Beschuldigung in diesen Briefen, wenn sie einen Menschen von unbescholtener Ehre und von unzweideutigem Rufe betroffen hätte, sogleich beim ersten Anblick mit vollem Recht für bloße Verleumdung und für einen übel ausgesonnenen Versuch, das Andenken des Herrn von Anglade zu rechtfertigen, erklärt haben. Aber die Anzeige betrift zwei Böswichter, welche durch die Akten des Prozesses bereits kenntlich genug gemacht sind. Keine Vermuthung zu ihrem Besten spricht also für sie; vielmehr zeigt ihr vori-

voriges Leben, daß ein solches Verbrechen ihrer Denkungsart ganz angemessen sei, und daß sie gewiß keinen Augenblik versäumt haben, es zu begehen, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu anbot."

„Alle Umstände zeigen sogar, daß sie es wirklich begangen haben. Ehe dieser Diebstahl geschehen war, sah man beide äusserst dürftig, nach jenem Vorfall aber auf einmal beide eben so reich. Der eine kauft sich Güter, der andre eine Pfründe, und dieser beträchtlichen Ausgaben unerachtet haben sie noch Gold und Silber genug. Man fragt sie über die Quellen ihres Reichthums, und sie werden auf der Stelle überwiesen, daß es ganz falsche Angaben seien, welche sie zur Erklärung anführten. Eine zwischen ihnen vorgefallene Theilung zeigt, daß sie ein gemeinschaftliches Interesse haben, man fragt sie über den Zweck dieser Verbindung, und sie widersprechen sich in ihren Antworten. Die Quelle ihres Reichthums ist also strafbar, ihre Verbindung aus einer unerlaubten Absicht errichtet. — Noch mehr! Aus Furcht, durch das gestohlne Gut selbst verrathen zu werden, läßt Belestre seine Louisdor einnähen, und miethet drei Stuben, um seine Schäze darin zu ver-

verbergen; und man hört noch überdies, daß er bald hier bald dort Geld vergraben habe."

„Alle diese Umstände passen nun zwar auf einen Diebstahl so gut, als auf einen andern. Allein wir dürfen, um auf die wahre Begebenheit zu kommen, nur die Spur verfolgen, welche die Lacomble angedeutet hat. Die Aussage dieses Weibes ist um so glaubwürdiger, da sie bis auf den Augenblick ihrer Gefangensezung die Vertraute und die Gehülfin der beiden Verbrecher geblieben war, und also offenbar nur durch die Macht der Wahrheit gezwungen werden konnte, ein Zeugniß zu ihrem Nachtheil abzulegen. Lassen Sie uns dieser Aussage Schritt vor Schritt folgen! — Belestre trägt diesem Weibe auf, alle seine Sachen, durch die man ihm etwa auf die Spur kommen könnte, so geschwind als möglich aus seiner Stube wegzuschaffen; und was giebt er als Grund dieses sonderbaren Auftrages an? Er habe diesen Abend einen wichtigen Streich mit dem Abbe' Gagnard auszuführen. — Die Lacomble erstaunt beim Anblik der großen Summen, welche ihr Belestre zeigt; beweiset dies nicht, daß vorher wenig Geld bei ihm müsse zu sehen gewesen sein? Und sieht

man

man nicht eben so deutlich aus der Art, wie sie ihn über die Quelle dieses plözlichen Reichthums fragt, daß sie überzeugt gewesen sei, er könne ihn nur durch unerlaubte Mittel erworben haben? — Er schreibt zwar anfänglich sein Glük dem Spiele zu, aber gleich darauf, da die Lacomble Mitleiden mit den Leuten bezeugt, denen er dies Geld abgenommen habe, äussert er: solche Leute sind nicht zu beklagen, sie haben noch Geld genug, alle Güter sind eigentlich gemein und es kommt nur darauf an, sie mit guter Art an sich zu bringen. — Ist dies nicht offenbar das Bekenntniß eines Diebstahls? Es fragt sich also nur, wo er ihn begangen hat? — Der Zeitpunkt, den die Zeugin angiebt, und die Sachen, die sie bei Belestre gesehen hat, weisen gerade auf den Diebstahl hin, dessen Herr von Anglade beschuldigt worden ist. So viel ich mich erinnere, sagt sie, war es zu eben der Zeit, da der Graf von Montgommery bestohlen worden war. Und die gestohlne Sachen, welche ihr Belestre zeigte, waren ein Perlenhalsband, hundert geänderte Louisdor, eine große Menge Spanischer

nischer Piaster und viele französische Thaler. Sind dies aber nicht die nämlichen Stücke, die dem Grafen von Montgommery entwendet worden sind? Hierzu kommt aber noch ein anderer Umstand, der sehr bemerkenswehrt ist. Der Graf hatte in seinem Verzeichniß von den entwendeten Sachen ein Halstuch mit Spizen nicht erwähnt, weil er den Verlust desselben erst während des Prozesses bemerkte. Dieses Halstuch hat man bei Beleſtre gefunden, als er arretirt wurde. — Gagnard aber hat den Raub mit Beleſtre getheilt, er muß also Antheil an dem Verbrechen gehabt haben. Niemand konnte auch leichter dazu behülflich sein, als er, der des Grafen ganzes Zutrauen besaß, und dem das ganze Hauswesen anvertraut war."

„Zeigen nun nicht diese Umstände ganz deutlich, daß der Diebstahl, dessen Gagnard und Beleſtre sich verdächtig gemacht haben, kein andrer sei, als derjenige, von welchem Hr. von Anglade das Opfer werden mußte? Noch einleuchtender wird dies durch folgende Entdeckung, die durch ein Zeugenverhör bestätigt ist. — Ungefähr im Dezember 1689 kam Beleſtre zu einem gewissen Lacomble, der ehemals unter eben der Compagnie, bei welcher er Sergent gewesen war, als Sol-

dat

dat gedient hatte und nun Parlementsbote war, und erkundigte sich, an wen man sich wenden müsse, um eine Anzeige in die Holländische Zeitung sezen zu lassen. Lacomble führte ihn zu einem gewissen Ribou, der in der Gegend des Augustinerklosters wohnte. Belestre gab diesem die Nachricht, die schon oben angeführt worden ist, und bezahlte ihm einem Thaler für das Einrücken derselben. — Woher diese Sorgfalt, das Andenken des Herrn von Anglade von einem Verbrechen zu reinigen, wegen dessen ihn die Richter verurtheilt hatten; und wozu die Vorsicht, das Zeitungsblatt mit dieser Nachricht immer bei sich zu tragen; wenn es nicht die Absicht war, das Publikum auf eine ganz andere Spur zu führen und alle Schuld auf einen vorgeblich aufgehängten Missethäter zu wälzen? Zeigt aber nicht dieses Bestreben selbst, daß dieses Verbrechen ihn sehr nahe angehen müsse? — Ueberdies ist Belestre durch seine eignen Gehülfen verrathen worden, weil er ihnen den versprochenen Antheil an der Beute nicht ausgeliefert hatte. Es war unter allen Dieben zu Paris allgemein bekannt, daß nicht Herr von Anglade, sondern Gagnard und Belestre den Grafen von Montgommery bestoh-

len

len haben. — Endlich hat man ja sogar das Geständniß aus ihrem eignen Munde, in der Aussage des Abbe' Fontpierre."

„Das Verbrechen ist also gewiß, die Verbrecher sind bekannt, sie sind überwiesen; was bedarf es mehr, die Ehre des Unschuldigen zu retten, alle Strafe und Schande auf die Köpfe dieser Böswichter fallen zu lassen?"

„Allein man kann noch weiter gehen; es läßt sich aus der Ausführung des Diebstahls selbst darthun, daß niemand als Gaynard und Belestre ihn begangen haben können. — Der Graf fand bei seiner Zurükkunft die Fenster und Thüren des Zimmers, in welchem der Diebstahl geschehen war, verschlossen und in dem nämlichen Zustand, wie er sie verlassen hatte: die Thüre muß also nothwendig durch Hülfe eines Nachschlüssels eröffnet worden sein. Auf wen aber könnte dieser Verdacht fallen, als auf Belestre, von dem es in den Akten so unleugbar bewiesen ist, daß er solche Schlüssel nach Wachsabdrüken verfertigt und schon öfters von dieser Kunst Gebrauch gemacht habe? Wer aber könnte ihn mit einem solchen Abdruk versorgt haben, als Gaynard, der die Schlüssel zum Vorzimmer, zum Zimmer und zu dem Ka-

binet des Grafen oft ganze Monate in seiner Verwahrung hatte? — Je näher man die Umstände betrachtet, desto mehr werden die Diebe kenntlich, desto mehr sieht man, wie übereinstimmend alle ihre Maaßregeln getroffen waren, den Diebstahl sicher auszuführen. Die Summe war zu groß, um auf einmal aus dem Hause weggeschaft zu werden; mehrmal hin und her zu gehen aber, zu gefährlich: sie mußten also in dem Hause selbst eine Niederlage haben, die von allen Zimmern, sowohl der übrigen Miethleute als der zurükgebliebenen Domestiken, weit genug entfernt und nahe an dem Thore war. Alle diese Vorzüge hatte Gagnards Zimmer. Aber der Dieb mußte in den Stand gesezt werden, dieses Zimmer ungestört zu gebrauchen, und dies war der Grund, warum Gagnard sich wol hütete, den Schlüssel zu dieser Stube, wie sonst gewöhnlich, der zurükgebliebenen Kammerjungfer mit den übrigen Schlüsseln einzuhändigen, sondern ihn sehr weislich zu sich steckt. Auf diese Art konnte nun ausser dem Dieb, dem der Eingang durch einen Nachschlüssel offen war, niemand in diese Stube kommen, um ihn in seinen Anstalten zu hindern. — Der Grund, warum

Gagnard

Gagnard bei seiner Zurükkunft die Thüre nicht verschlossen, sondern nur angelehnt fand, ist kein anderer, als weil das Schloß nicht mit Federn eingerichtet war und also nur mit dem Schlüssel selbst geschlossen werden konnte. Der Dieb, der die Ankunft des Grafen erst am folgenden Tage erwartete, war eben in dem Zimmer beschäftigt, den Ueberrest des entwendeten Geldes wegzuschaffen, als der Graf unversehens ankam. Ueberrascht durch die plözliche Gefahr, lies er alles übrige im Stich, um nur für seine Sicherheit zu sorgen. Er ersah einen Augenblik, wo er unbemerkt entspringen konnte, und eilte davon, ohne sich Zeit zu nehmen, die Thüre abzuschliessen."

„Kann etwas einleuchtender sein, als dieser Beweis, daß niemand anders, als Belestre in Verbindung mit Gagnard, den Diebstahl bei dem Grafen von Montgommery begangen habe, und daß folglich der Herr von Anglade und seine Gattin völlig unschuldig sind?"

„Vergebens berufen sich die beiden Verbrecher auf den Ausspruch des Parlements, der den Herrn von Anglade wegen dieses Diebstahls verurtheilt hat. — Erstens sagt diese Sentenz nicht, daß Herr von Anglade und

seine Gattin des Verbrechens überwiesen seien: in welchem Fall ihm der Strang zuerkannt worden wäre; vielmehr wird darin ausdrüklich erklärt, daß die Richter, die freilich Menschen sind und irren können, zwar Gründe zum höchsten Verdacht aber doch keine gesezmäßige Beweise wider sie gefunden haben, um sie zu der bestimmten Strafe verurtheilen zu können. — Zweitens aber vergleiche man nur die Beschuldigungsgründe in beiden Prozessen, und man wird sogleich sehen, daß, wenn der erstere Anzeigen enthält, die stark genug sind, um den Richter in Ungewißheit zu sezen, bei dem zweiten Beweise vorgelegt sind, die alle Erfordernisse haben, um eine vollkommne Ueberzeugung zu begründen."

Diese Gründe, welche im Namen der Guillemot von Anglade wider die Angeklagten vorgebracht wurden, waren zugleich die Widerlegung einer Schrift, in welcher Gagnard und Beleste ihre Vertheidigung öffentlich dem Publikum vorgelegt hatten.

Die Angeklagten wurden endlich zur Folter verurtheilt. Beleste hielt sie aus, ohne etwas zu gestehen. Doch gestand er nachher noch vor seiner Hinrichtung alles von selbst.

„Bloß

„Bloß um sein Gewissen zu erleichtern, setzte er hinzu, denn ausser ihm und Gagnard habe nur Gott, der ihn gesehen, etwas von dem wahren Vorgang der Sache gewußt.“ — Gagnard aber hielt die Schmerzen der Folter nicht aus. Er leistete ein umständliches Bekenntniß sowohl von dem Verbrechen selbst, als von seinem mit Belestre dazu entworfenen Plan. Er versicherte zugleich, daß er bei der Untersuchung seines Zimmers damals so bestürzt gewesen sei, daß er alles gestanden haben würde, wenn der Kriminellieutenant nur eine Frage an ihn gerichtet hätte. — Der Strang endigte das Schikſal der beiden Verbrecher.

Die Unschuld des Herrn von Anglade und seiner Gattin war nun weiter keinem Zweifel unterworfen. Die Frau von Anglade bat also bei dem Parlemente um eine förmliche Wiederherstellung ihrer Ehre und der Ehre ihres verstorbenen Gatten; und ersuchte zugleich diesen Gerichtshof, den Grafen von Montgommery zu einer Wiedererstattung alles Verlustes und aller Unkosten anzuhalten, die er ihnen durch seine ungerechte Anklage verursacht habe.

Der Graf weigerte sich aber, dieses Gesuch zu erfüllen, und folgendes sind die Grün-

de, die er zu seiner Vertheidigung durch seinen Sachwalter vorlegen ließ.

„Das Schikſal des Herrn von Anglade und seiner Gattin hat allgemeines Mitleiden erregt; der Graf von Montgommery nimmt selbſt den aufrichtigſten Antheil daran und iſt vom lebhafteſten Schmerz durchdrungen, daß er, verleitet durch einen Irrthum, der aber doch verzeihlich iſt, an ihrer Verurtheilung ſchuldig werden mußte. Allein weit gefehlt, daß man dies ihm zum Verbrechen anrechnen könnte, iſt die Verurtheilung dieſer beiden Unſchuldigen vielmehr für ihn ſelbſt eine Quelle von Unglük; freilich eines Unglüks von ganz anderer Art, als dasjenige, das die unglüklichen Eheleute betroffen hat, das aber doch zu empfindlich iſt, als daß nicht jeder alle ſeine Kräfte anwenden ſollte, um ſich dagegen zu verwahren. Wäre der Verdacht des Grafen gleich anfänglich auf die wahren Thäter gefallen, ſo hätte er von den beträchtlichen Summen, die ihm entwendet worden waren, nichts verloren; denn Beleſtre und Bagnard verſicherten einſtimmig, daß damals das geſtohlne Geld noch ganz beiſammen geweſen ſei. Anſtatt deſſen verfolgte er einen Unſchuldigen, und ſezte ſich dem ungewiſſen Ausgang

gang eines gefährlichen Prozesses aus, um indeß die leichte Wiedererlangung seines Geldes zu versäumen. — Zudem sieht man aus der Anklage des Grafen selbst, daß er nicht einmal den Vorsaz gehabt habe, den Herrn von Anglade des Diebstahls zu beschuldigen; seine Anzeige rechtfertigt ihn. Er klagt darinn wegen des erlittenen Diebstahls, er argwohnt, daß er durch Personen im Hause geschehen sei, aber er beschuldigt niemand. Und würde nicht selbst eine übereilte Beschuldigung, im Augenblick des höchsten Affekts bei einem Verlust von solchem Belang, verzeihlich sein? Wie kann man verlangen, daß ein Mensch, dem 30000 Liver gestohlen worden sind, und der den Urheber des Diebstahls zu entdecken trachtet, mehr Kaltblütigkeit zeige, als der Richter selbst? Herr von Anglade und seine Gattin waren ihre eignen Ankläger. Ihre affektirte Sicherheit, und darauf ihre Schwäche und ihr Zittern, ihre Abänderungen in den Antworten, ihre Widersprüche, und die übrigen Anzeigen, welche theils sie selbst, theils die Umstände entdekten — diese waren ihre Ankläger, ehe noch der Graf an eine Beschuldigung wider sie gedacht hatte."

Der Vertheidiger des Grafen zählt hier alle die Vermuthungen, die wir schon oben untersucht haben, einzeln auf, und fährt dann fort: „Kann man es dem Grafen zum Vorwurf machen, daß sein Verdacht bei solchen Anzeigen nicht auf Gagnard sondern auf die Unschuldigen fiel? Konnte er denn ein Geheimniß ergründen, das damals für jedes menschliche Auge undurchdringlich war, da Belestre selbst sagt, daß ausser ihm und Gagnard, nur Gott allein etwas von dem wahren Vorgang gewußt habe? Muß nicht die Frau von Anglade selbst gestehen, daß die wahren Thäter des Diebstahls nur durch eine Art von Wunder entdekt worden sind? Wie hätte aber der Graf, zu einer Zeit, wo alle Umstände so wunderbar zusammentrafen, die beiden Eheleute verdächtig zu machen, einen Verdacht wider Belestre fassen sollen, dessen Existenz ihm nicht einmal bekannt war? Wie konnte er nur einen Gedanken wider Gagnard haben, der mit ihm auf dem Lande gewesen war, und wider den auch die Frau von Anglade nicht einmal einen Verdacht geäussert hatte? — Es war natürlich, daß der Graf diejenigen von seinen Leuten, die er mit sich auf sein Landgut genommen hatte, von allem Verdacht frei hielt.

Sie

Sie waren an einem andern Orte gewesen, und hatten dadurch eine so starke Vermuthung zu ihrem Vortheil, daß sie sich nur auf ihre Abwesenheit berufen durften, um eine Vertheidigung für sich zu führen, die man nicht widerlegen konnte. Die übrigen, die er im Hause zurükgelassen hatte, waren ebenfalls frei von allem Verdacht durch die Anzeigen wider den Herrn von Anglade und seine Gattin, die so stark waren, daß selbst der Kriminellieutenant es für rathsam hielt, nicht die sämtlichen Bedienten des Grafen mit in die Untersuchung zu verwikeln, um sie als Zeugen für die Folge aufzubehalten; und daß das Parlement nachher, als Herr von Anglade in seiner Protestation wider den Kriminellieutenant unter andern Gründen auch eben diese Nachsicht desselben gegen die sämtlichen Domestiken des Grafen anführte, keine Rüksicht auf diese Beschwerde nahm, und sie für ungültig erklärte."

„Es ist wahr, alle diese Anzeigen, die den Grafen von Montgommery irre geführt haben, sind, eigentlich zu reden, keine Beweise; sind nur Folgerungen, die man aus gewissen Thatsachen gezogen hat, um zur Entdeckung einer noch verborgenen ungewissen Handlung,

die man erweisen will, zu gelangen. Aber solche Folgerungen sind nicht immer unfehlbar; denn es ist nicht genug, daß die Thatsachen, auf welche dergleichen Vermuthungen sich gründen, ausgemacht sind; sie haben nur Beweiskraft in wiefern diejenigen, die man erweisen will, mit ihnen wirklich in engerer oder entfernterer Verbindung stehen. Daher unterscheiden die Rechtslehrer die Anzeigen, in Rücksicht ihrer Gültigkeit, in zweifelhafte und unbezweifelte, in entfernte und nahe, in solche, die das Gesez bestimmt und in solche, die der Beurtheilung des Richters überlassen sind, in leichte und in schwere und bündige; und es ist zu bemerken, daß sie dabei einstimmig zwei Grundsäze aufstellen; erstens: nahe und unbezweifelte Anzeigen gelten für einen Beweis; zweitens: viele, wenn schon nur entfernte, Anzeigen gelten für eine gewisse, unbezweifelte und bündige Anzeige *)."

„Wenn man also auch zugibt, daß alle die Thatsachen: die Kenntniß von den großen Geldsummen, welche der Graf von Montgomery

*) Farinacius, tit. 1, quaest. 36. Iulius Clarus, L. 5, quaest. 10. 217. Damhouderus, in praxi rerum crim. c. 36.

mery eingenommen hatte; der unbedeutende Vorwand, unter welchem die Einladung nach Villebousin abgelehnt wurde; das Abfordern des Hausschlüssels während der Abwesenheit des Grafen; die von der Frau von Anglade gemachte Bezeichnung des Orts, wo sich wirklich ein Theil des gestohlnen Geldes befand; die Schwäche, welche sie vorschützte, um nicht mit auf den obern Boden zu gehen; die Entdeckung der siebenzig geänderten Louisdor; das Zittern des Herrn von Anglade; die Zweideutigkeit in seinen Antworten; die unzähligen Widersprüche, mit welchen ihre Verhöre durchwebt sind — daß alle diese Thatsachen, samt allen übrigen Anzeigen, auf welche man die Vermuthungen wider den Herrn von Anglade und seine Frau gegründet hat, einzeln genommen, keinen vollkommenen Beweis abgeben, einige derselben sogar für ganz unschuldig angesehen werden können —: so muß man doch, den eben angeführten Grundsäzen gemäß, gestehen, daß die Vereinigung so vieler Thatsachen eine so nahe und unbezweifelte Anzeige bildeten, die des Richters ganze Aufmerksamkeit so sehr auf einen Punkt zusammendrängte, daß er an das Gegentheil gar nicht weiter denken konnte, daß sein Urtheil

theil schon gefällt war, und jede neue Unter
suchung ihm überflüssig scheinen mußte *)."

„Diese Ueberzeugung des Richters wa
also nicht aus einer einzigen Anzeige entsprun
gen, sondern aus einer ganzen Menge zusam
mentreffender Vermuthungen, und aus der ein
stimmigen Beziehung derselben auf das Haupt
faktum, nämlich auf den hier in Frage gekom
menen Diebstahl; in welchem Falle sich An
zeigen in Beweise verwandeln. In diesem Sin
ne sagt auch das Gesez, es sei schwer zu be
stimmen, welches die Anzeigen seien, die als
Beweise für eine Thatsache angesehen werden
können; es müsse dem Urtheil des Richters
überlassen werden, die Stärke und die Gültig
keit solcher Vermuthungen zu bestimmen. **)
Ein anderes Gesez fügt hinzu, daß eine That
sache eben so sicher durch richtige Anzeigen als
durch schriftliche Beweise, dargethan werden kön
nen. ***) Eben so lehren auch andre Gesetze,
daß man auch ohne Zeugen und Urkunden Be
weise führen könne, wenn nämlich starke und
zahl

*) Farinacius, quaest. 36, n. 35.

**) L. 3, §. 2. ff. de Test.

***) L. 19. cod. de rei vindic.

zahlreiche Vermuthungen vorhanden sind, aus welchen, als aus gewissen und bekannten Thatsachen, der Umstand, der bewiesen werden soll, durch bündige Folgerungen abgeleitet werden kann."

„Freilich sind diese Arten von Beweisen nicht immer unfehlbar; dies zeigt selbst das Beispiel des Herrn von Anglade. Allein die gerichtlichen Beweise können überhaupt nicht wie die mathematischen geführt werden; bei den bündigsten, kann man also irren. So gilt eine übereinstimmende Aussage von zwei unbestrittenen Zeugen über die nämliche Thatsache, nach göttlichen und menschlichen Gesezen, für einen unzweifelhaften Beweis; und gleichwol hat man sehr viele Fälle, wo sich zwei solche Zeugen geirrt haben, oder wo sie hintergangen worden sind. — Und so ist sogar das Geständniß eines Verbrechers, das doch den Richter und den Ankläger in den Augen der ganzen Welt zu rechtfertigen scheint, nicht immer ein sicherer Beweis; wie oft hat nicht der Ausgang gelehrt, daß ein solches Geständniß die Wirkung einer Gewaltthätigkeit, einer Uebereilung, einer Bestürzung, oder der Verzweiflung gewesen sei?"

„Wenn

„Wenn also auch eine Fügung der göttlichen Vorsehung die Ehre des Herrn von Anglade gerettet hat, so kann daraus doch nicht gefolgert werden, daß die Anklage wider ihn, die sich auf eine solche Menge von Anzeigen gründet, wider besseres Wissen erhoben worden sei, und daß der Ankläger also hinterher noch wegen seiner Anklage, die er auf so wichtige Vermuthungen gebaut hatte, verantwortlich gemacht werden könne."

„Vergebens würde man einwenden, die Standhaftigkeit des Herrn von Anglade auf der Folter hätte für einen sichern Beweis seiner Unschuld gelten sollen. Nichts ist ungewisser, nichts zweideutiger, als ein solcher Schluß. Ohne Beweise davon in der Ferne zu suchen, finden wir in dem gegenwärtigen Prozesse selbst das auffallendste Beispiel von der Trüglichkeit desselben; Belestre hält auch die Folter aus, und beweist eben dadurch, daß die Folter ein sehr unzuverläßiges Mittel sei, die Wahrheit zu erforschen."

„Die Anklage des Grafen entsprang also bloß aus einem Irrthum; ein solcher Irrthum aber kann kein Recht begründen, eine Schadloshaltung und Ersaz von ihm zu fordern. —

Die

Die Geſetze ſelbſt ſprechen hier zum Vortheil des Grafen. Sie unterſcheiden zwiſchen einer Anklage aus Verleumdung und einer Anklage aus Irrthum; und wenn ſie den verleumderiſchen Ankläger mit der höchſten Strenge behandeln, ſo ſind ſie dagegen eben ſo gelinde gegen den, der eine irrige Anklage, ohne böſe Abſicht, vorgebracht hat *)."

Wir wollen dem Grafen nicht durch alle die Anführungen einzelner Stellen nachfolgen, durch welche er zu beweiſen ſuchte: „daß nur verleumderiſche Anklagen Strafe verdienen und den unſchuldig Angeklagten berechtigen, Schadloßhaltung von ſeinem Ankläger zu fordern, daß aber ein Mann, der nur ſein Eigenthum wieder zu erlangen ſuchte, der alle ſeine Beweiſe aus den Aeuſſerungen des Angeklagten ſelbſt vernahm, und der bei einem ſo empfindlichen Verluſt den wahrſcheinlichſten Vermuthungen folgte, dem unſchuldig Angeklagten, der das Opfer eines unvermeidlichen Irrthums werden mußte, keinen Erſaz ſchuldig ſei. Es iſt ausgemacht, daß das Verbrechen begangen worden, die Anklage iſt alſo nicht verleumderiſch,

*) L. I, §. 4. ff. ad Senatusconſult. Turpilianum.

risch, und man kann den Ankläger um so weniger im Verdacht haben, daß er absichtlich einen Unschuldigen angeklagt habe, da ihm vielmehr im Gegentheil alles daran gelegen war, den wahren Thäter zu entdecken, in dessen Händen er allein hoffen konnte, das entwendete Geld wieder zu erlangen, dessen Ersaz der einige Beweggrund der ganzen Anklage war."

„Ueberdies hat der Graf die Richter selbst, welche den Herrn von Anglade verurtheilt haben, zu seiner Vertheidigung. Sie haben den Irrthum des Anklägers sich auch verleiten lassen, und eben dadurch den leztern gerechtfertiget. Kann man wol fordern, daß der Graf hätte erleuchteter sein sollen, als jene Richter? Wenn die Erfahrung, die ein so bedeutender Gerichtshof als das Parlement, durch tägliche Uebung in solchen verwikelten Fragen, sich erworben haben muß; wenn der unparteiische Eifer für die Wahrheit, der seine Untersuchungen beleben soll; wenn selbst die tiefe Kenntniß und tägliche Anwendung der Gesezе nicht hingereicht hat, die Unschuld dieser bedauernswürdigen Opfer einer unglüklichen Verkettung von Umständen ins Licht zu sezen: wie

sollte

ſollte es, ohne eine übernatürliche Eingebung, dem Grafen möglich geweſen ſein, ihre Unſchuld auch nur zu muthmaßen?"

„Die Anklage der Frau von Anglade trifft alſo im Grunde das Parlement ſelbſt. Dieſer Gerichtshof iſt es eigentlich, über den ſie Klage führt, und dem ſie eine Verurtheilung zum Verbrechen macht, welche nach allen Geſezen und Vorſchriften der Rechtsklugheit vorgenommen wurde. Die Anzeigen, welche theils die Angeklagten ſelbſt veranlaßt theils zufällige Umſtände herbeigeführt hatten, waren ſo auffallend, daß, wenn auch der Graf nicht als Kläger aufgetreten wäre, der Fiskal ſelbſt wider Perſonen, die ſo viele ungezwungene Vermuthungen gegen ſich hatten, den Prozeß hätte anhängig machen müſſen. Herr von Anglade und ſeine Gattin würden alſo in allen Fällen dem unglüklichen Schikſal, das ſie betroffen hat, nicht haben entgehen können. Der Graf von Montgommery iſt alſo nicht an ihrem Unglük ſchuld, folglich auch nicht ſchuldig, ſie zu entſchädigen."

Die Frau von Anglade beantwortete dieſe Vertheidigung des Grafen in einer beſondern

Schrift. Wir theilen unsern Lesern das wesentlichste derselben mit.

„Diese Vertheidigung des Grafen — heißt es in dieser Schrift — ist in der That noch sonderbarer, als selbst die traurigen Begebenheiten, welche dazu Veranlassung gegeben haben. Mit Schaudern sah man zwei Unschuldige als Verbrecher behandelt, ihrer Ehre, ihres Lebens, ihrer Güter, durch einen erhizten Ankläger beraubt, der sich kein Bedenken macht, sich mit den Trümmern ihres Vermögens zu bereichern. Es ist möglich, daß ein Irrthum die Veranlassung seiner Wuth war, freilich ein Irrthum, vor welchem ihn das leichteste Nachdenken hätte bewahren können; doch es sei, er habe sich geirrt. Indeß wird er vollkommen überzeugt, daß die Unglücklichen, die er seiner grausamen Hize aufgeopfert hatte, ganz unschuldig sind; er gesteht selbst ihre Unschuld ein. Nichtsdestoweniger will er nicht, daß diese Unschuld sie berechtige, zurük zu fordern, was eine verleumderische Anklage ihnen entrissen hat; er will vielmehr, daß ein förmliches Arret seine gesetzlose Ungerechtigkeit bestätige; er will, daß man ihn freisprechе von dem Ersaz eines Schadens, der allein durch seine ungerechte Anklage und

durch

durch die noch ungerechteren Mittel, wodurch er sie unterstützt hat, verursacht worden ist, um diesen Schaden von denen allein tragen zu lassen, deren Unschuld er nicht anerkennen kann, ohne zugleich zu gestehen, daß er es sei, der sie aus einem angesehenen, glücklichen Zustande in Schande und tiefes Elend gestürzt hat. — Dies ist die ungereimte und man muß hinzu setzen die unmenschliche Forderung, welche der Graf von Montgommery rechtlich durchzusetzen strebt."

„Um aber die ganze Nichtigkeit seiner Vertheidigung recht in die Augen springend zu machen, darf man nur die Gründe aufweisen, worauf die Verurtheilung der Unschuldigen gebaut worden ist, man darf nur zeigen, daß die leichtesten und unbedeutendsten Anzeigen, die zweifelhaftesten, die zweideutigsten und die ungereimtesten Vermuthungen die einzige Veranlassung jenes Urtheils gegeben haben."

„Umsonst wendet man ein, daß dieser Vorwurf die Richter treffe: der Ankläger allein ist an alle dem Unglück schuld, das seine Anklage nach sich gezogen hat; die Richter, welche er

übereilt hat, haben bloß der Nothwendigkeit ihres Berufes gefolgt."

„Um die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen zu erweisen, hat die Frau von Anglade zwei Punkte darzuthun: erstens, daß die Vermuthungen, worauf der Graf den Prozeß gründete, mehr als ungereimt seien, und zweitens, daß der Graf, auch wenn er mit völliger Ueberzeugung und ohne böse Absicht dabei verfahren ist, dennoch schuldig sei, die auf seine Veranlassung verurtheilten Personen schadloß zu halten."

„Lassen Sie uns hier alle die Vermuthungen, durch welche zwei unschuldige Opfer der Rachsucht und des Irrthums ins Verderben gestürzt wurden, — um sie in ihrer ganzen Kraft zu zeigen — unter einen Gesichtspunkt zusammenstellen. 1) Herr von Anglade und seine Gattin haben die Einladung nach Villebousin wieder abgelehnt, nachdem sie schon sie angenommen hatten. 2) Bei der Abreise des Grafen läßt sich die Frau von Anglade den Schlüssel zur Hausthüre einhändigen. 3) Man findet siebenzig geänderte Louisdor in einem Koffer des Herrn von Anglade. 4) Das Papier, worein diese Louisdor gewikelt sind, ist ein

Stück

Stück von einem Stammbaum des Grafen. 5) Die Frau von Anglade wird von einer Schwäche befallen, da man ihr Zimmer durchsucht, und die Hand des Herrn von Anglade zittert, indem er die Louisdor zählt. 6) Man entdekt Widersprüche in den Antworten der beiden Beklagten. 7) Die Frau von Anglade benachrichtigt den Kriminellieutenant, sie habe gehört, daß das Zimmer des Kammerdieners unverschlossen gefunden worden sei, und behauptet, man müsse da nachsuchen, vielleicht werde sich etwas finden; man sucht wirklich nach, und findet sechs Säcke, jeden mit tausend Livr. 8) Herr von Anglade, der sonst alle Abend seine Mahlzeit ausser dem Hause hält, speist an dem Abend, da der Diebstahl geschieht, zu Hause. 9) Man erfähret, daß in der nämlichen Wohnung, welche jezt der Graf in Besiz hat, Herr Grimaudet, der sie von dem Herrn von Anglade gemiethet hatte, bestohlen worden sei. 10) Der Herr von Anglade wußte, daß der Graf so große Summen kürzlich eingenommen hatte. 11) Herr von Anglade, der mit dem Grafen in einem Hause wohnte, konnte weit leichter, als ein anderer, den Diebstahl vollbringen."

„Dies ist also die furchtbare Schaar von Beweisen, die dem Grafen von Montgommery mehr als hinlänglich schienen, um zwei Unschuldige mit äusserster Hize zu verfolgen, und mit unglaublicher Gräusamkeit ihre Hinrichtung von dem Richter zu fordern. Lassen Sie uns doch diese vorgeblichen Beweise einzeln untersuchen; um uns zu überzeugen, daß der falsche Schein bei einer unpartheiischen Prüfung sogleich verschwindet und nichts als Beweise von der Unschuld der Verurtheilten zurük läßt."

„Zuerst also, was die abgelehnte Einladung nach Villebousin betrift, so gaben Mann und Frau übereinstimmend folgendes als den wahren Grund davon an. Den Tag vor der verabredeten Reise, Sonnabends den 2 September, legte eine Schwester des Grafen, in der Abtei von Pantbement, ihr Gelübde ab. Auch Herr von Anglade und seine Frau waren eingeladen worden, dieser Ceremonie beizuwohnen und mit zu speisen. Indeß suchte man hernach auf eine gezwungene Art nur die Frau bei der Mahlzeit zu behalten, ihn aber ließ man gehen. Er sah diesen Unterschied, den man hier gemacht hatte, als einen Schimpf an, den man ihm persönlich habe zufügen wollen;

er

er glaubte, seine Empfindlichkeit darüber zeigen zu müssen, und trug deswegen seiner Frau auf, die Reise nach Villevoufin wieder abzusagen. — Diese vorgebliche Anzeige hat also eine ganz natürliche Ursache, und kann eben darum nicht für eine Anzeige gehalten werden; sie hätte folglich bei dem Prozeß gar nicht in Betrachtung kommen sollen."

„Eben so verhält es sich auch mit dem Umstande, daß die Frau von Anglade den Hausschlüssel zurük behielt. Auch hier findet man nichts, das eine sträfliche Absicht andeutet, wenn man nur die Sache aus ihrem natürlichen wahren Gesichtspunkt betrachtet. Herr von Anglade speiste des Abends sehr oft in der Stadt, und kam gemeiniglich sehr spät zurük; es war kein eigner Thürhüter da, sondern einer von des Grafen Bedienten verrichtete dieses Amt. In der Abwesenheit des Grafen war es aber ganz natürlich, daß einer von den Bedienten des Herrn von Anglade auf seinen Herrn wartete, um nicht den zurükgebliebenen Leuten des Grafen ein Geschäft zu überlassen, das sie als eine fremde ihnen aufgebürdete Last vermuthlich sehr nachläßig würden behandelt haben, und wobei es sehr leicht hätte geschehen

können, daß Herr von Anglade oft lange umsonst an der Thüre gepocht haben würde, ehe er eingelassen worden wäre."

„Man fand siebenzig geränderte Louisdor in einem Koffer des Herrn von Anglade. War denn diese Münzsorte bloß für den Grafen von Montgommery ausgeprägt worden? Waren nicht mehrere solche Louisdor im Umlaufe? Es ist wahr, man fand sie nicht häufig, aber sie waren doch nicht so selten, daß man sie nicht bei vielen Privatleuten dennoch angetroffen hätte. Noch mehr aber! die vollkommenste Rechtfertigung des Herrn von Anglade über diesen Punkt findet sich bei den Akten. Er konnte alle die Personen angeben, von welchen er diese Louisdor bekommen hatte; sie wurden darüber verhört und bekräftigten durchgängig seine Aussage. Der Graf von Montgommery hat also seine Anklage einer bösen Absicht verdächtig gemacht, indem er sich dieser Louisdor bemächtigte, die unstreitig dem Herrn von Anglade gehörten."

„Das Papier, worein diese Goldstücke gewickelt waren, war ein Stück von einem Stammbaum. Allein was berechtigte den Grafen von Montgommery, es für ein Stück eines

eines Stammbaums von seiner Familie zu erklären? Es war ein zerrissenes Stück Papier, auf dem man kein ganzes Wort mehr erkennen konnte, und das also wenigstens eben so gut von dem Stammbaum jeder andern Familie sein konnte. Ueberdies aber mußten die Angeklagten anzugeben, wie dieses Papier in ihre Hände gekommen sei. Es war ein Umschlag gewesen, in welchem eine Krämerin der Frau von Anglade verschiedene Waaren zugeschickt hatte. Die Krämerin konnte sich zwar bei ihrem Verhör eines so unbedeutenden Umstandes nicht gleich entsinnen; man erhob schon einen Triumph darüber: allein bei der Wiederholung des Zeugenverhörs wußte sie genaure Rechenschaft von diesem Papier zu geben. Der Graf scheint auch selbst sich geschämt zu haben, daß er einen so lächerlichen Umstand mit unter seiner Beweise gebracht hatte, denn er erwähnt dessen mit keinem Worte mehr."

„Die Frau von Anglade wurde von einer Schwäche befallen, und Herr von Anglade zitterte, da er die Louisder zählte. — Allein man denke sich nur in ihre Lage! Wird nicht der unschuldigste Mensch erschrecken und von allen Zeichen der Bestürzung ergriffen sein, wenn er

sich in der unumschränkten Gewalt eines Richters sieht, der beim ersten Anblik gleich so heftig wider ihn eingenommen ist, daß er sein Vorurtheil nicht einmal verbergen kann, der sogleich alle Schrecken seiner obrigkeitlichen Gewalt gegen ihn in Bewegung sezt, und dabei auf alles, was zur Rechtfertigung des Angeklagten dienen könnte, keine Rüksicht nimmt? Wird nicht der Unschuldigste ausser Fassung sein, wenn er sich plözlich eines schweren Verbrechens beschuldigt sieht, wenn er im Augenblick, wo er noch allgemeine Achtung genoß, auf einmal mit Schimpf und Infamie bedeckt wird? Das Unglük, welches den Herrn von Anglade und seine Gattin in der Folge traf, hat diese Furcht und dieses Zittern nur zu sehr gerechtfertigt."

„Die Widersprüche der beiden Ehegatten in Rüksicht der siebenzig Louisdor beweisen eben so wenig. Die Frau von Anglade hat gesagt: sie wisse, daß ihr Mann geräudete Louisdor gesammelt habe, sie hätten sie mehrmals mit einander gezählt, und bei einer solchen Gelegenheit habe er einst zu ihr gesagt: „Sieh, liebe Frau, was das für schönes Geld ist!" Der Herr von Anglade hingegen sagte: er könne nicht behaupten, ob seine Frau etwas von dem gesammel-

sammelten Gelde gewußt habe; er erinnere sich nicht, ihr solches gezeigt zu haben, es könne sehr wohl sein, daß er sie in ihrer Gegenwart gezählt habe, aber er entsinne sich dessen nicht mehr. Sind dies aber Widersprüche? Wenn der eine Theil bejaht, der andre aber ungewiß ist, so kann kein Widerspruch entstehen, weil Ungewißheit keineswegs ein Verneinen ist, sondern gleich wenig bejaht und verneint. War diese Anzeige ein Grund zur Verurtheilung des Herrn von Anglade, so muß jeder Angeklagte gehangen oder wenigstens auf die Galeeren geschikt werden, dessen Gedächtniß nicht treu genug gewesen ist, alle kleine gleichgültige Umstände, die er niemals seiner Aufmerksamkeit wehrt hielt, sorgfältig aufzubewahren."

„Die Widersprüche der beiden Eheleute in den Erzählungen von ihrem Herkommen, muß man ihrer Eitelkeit verzeihen, einer Schwachheit, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, besonders aber, wie man nicht leugnen kann, unter der französischen Nazion sehr gemein ist. Das Glük hatte den Herrn von Anglade in den Stand gesezt, seine wahre Herkunft zu verbergen. Er glaubte, keinem Menschen ein Unrecht zuzufügen, indem er sich für einen

einen Edelmann ausgab. Wie viele Abenteurer von der niedrigsten Geburt gibt es, welche unter dem Vorwand einiger Verwandschaft oft Namen der berühmtesten Häuser mißbrauchen und sich sogar falsche Titel zu verschaffen wissen, um sich in die ältesten und vornehmsten Familien einzuschleichen? Herr von Anglade hat wenigstens nicht den Namen einer Familie mißbraucht; man hielt ihn für einen Edelmann, er widersprach nicht, und vermöge einer Eitelkeit, die so gewöhnlich ist daß sie aufhört lächerlich zu sein, nahm er zulezt selbst Antheil an der Täuschung; aber sein angenommener Adel war keiner andern Familie entwendet. Die Widersprüche, welche die beiden Eheleute in Rükſicht ihres Standes begiengen, kamen also bloß daher, weil sie nie daran gedacht hatten, sich miteinander wegen eines Stammbaumes zu bereden, und sich doch die Demüthigung ersparen wollten, öffentlich überwiesen zu werden, daß sie das ganze Publikum mit einer ungegründeten Anmaßung hintergangen hätten. Es war also ganz natürlich, daß sie sich in solchen kleinen, an sich gleichgültigen Umſtänden, worüber sie sich vorher nie beredet hatten, widersprechen mußten."

Dem

„Dem Kriminellieutenant schien die Entdeckung der sechs Säcke, die man in dem Zimmer des Kammerdieners fand, in Beziehung auf die Nachricht, welche die Frau von Anglade ihm von diesem verborgnen Gelde gegeben hatte, ein so überzeugender Beweis, daß er es für überflüssig hielt, mit der Durchsuchung der übrigen Behältnisse des Grafen weiter fortzufahren. Er glaubte nunmehr schlechterdings, daß niemand, als Herr von Anglade und seine Gattin, den Diebstahl begangen haben könne; und diese Idee hatte ihn so ganz eingenommen, daß er selbst die Personen, die das Zimmer bewohnten, nicht einmal wegen der darinn gefundnen Geldsäcke befragte. Hätte er nur diese einzige Vorsicht angewendet, die schon die natürliche Klugheit ihm anrathen mußte, so hätte er auf der Stelle alles entdekt, das Leben und die Ehre zweier Unschuldigen gerettet; denn Gagnard hat auf der Folter versichert: er würde sogleich alles gestanden haben, wenn der Kriminellieutenant damals eine einzige Frage an ihn gerichtet hätte.“ — Die Nachricht, welche die Frau von Anglade diesem Beamten gab, war ebenfalls ganz natürlich. Es ist in den Akten erwiesen, daß sie von der Kammerjungfer

jungfer Formenie gehört hatte, die untere Stube sei offen gefunden worden; und daraus hatte sie, und zwar mit Grunde, die Muthmaßung gezogen, der Dieb müsse darin versteckt gewesen sein; sie äusserte also, vielleicht habe der Kammerdiener jemand hineingehen lassen. War es nun gleich nicht der Kammerdiener, so war es doch Gagnard, der dem Beleftre diese Stube zu einem Schlupfwinkel eingeräumt hatte. Die Vermuthung der Frau von Anglade war also zwar unrichtig in Rücksicht der Person, im Grunde aber doch ganz wahr. Wie konnte denn eine so richtige Vermuthung wider sie selbst als Anzeige gebraucht werden?"

„Herr von Anglade, der seine Abendmahlzeit gewöhnlich ausser dem Hause hält, speiset eben an dem Tage des Diebstahls Abends mit seiner Familie. — Allein ist es denn eine zweideutige Handlung, einmal seine Abendmahlzeit zu Hause einzunehmen, wenn man auch sonst gewohnt ist, die Abende meistens ausser dem Hause zuzubringen? Kann man wohl einer so unschuldigen und willkürlichen Handlung einen strafbaren Beweggrund unterschieben?"

„Es

„Es war schon in voriger Zeit, in dem nämlichen Hause ein Diebstahl geschehen, dessen Urheber nicht entdekt werden konnte. — Allein wider den Herrn von Anglade und seine Frau war in dieser Rükſicht nie die geringste Anzeige, und selbst nicht einmal der Gedanke eines Verdachtes vorhanden gewesen; weil aber nun ein zweiter Diebstahl im Hause geschiehet, sollen sie auch den erstern begangen haben! !"

„Die beiden Eheleute wußten, daß große Summen in dem Hause des Grafen von Montgommery lagen. — Allein kann man wohl behaupten, daß niemand, ausser ihnen Nachricht davon gehabt habe? Konnte der Graf nicht eben so leicht auch andern von seinen Reichthümern etwas eröffnet haben? Hatte nicht der Auszahler Nachricht von dem Gelde? Wußten nicht die Träger, die das Geld gebracht hatten, etwas davon? Und redet nicht überhaupt ein Mann, der ein Kapital unterbringen will, bald mit diesem bald mit jenem von seinem Gelde?"

„Eben so sind alle die Vermuthungen, welche man aus den Vermögensumständen und aus dem Charakter des Herrn von Anglade ab-

abgeleitet hat, falsch und unaegründet. Er hat bewiesen, daß er durch anständige Erwerbmittel und durch eine gut geordnete Wirthschaft hinreichend im Stande sei, den Aufwand zu unterhalten, den seine angenommene Rolle erforderte; daß sein Ausleihen auf Pfänder nicht aus Wucher, sondern aus bloßer Gutthätigkeit, ohne Zinsen geschehe; und bei der genauesten Prüfung seines Lebenswandels und seiner Sitten fand man nicht das geringste, das seine Rechtschaffenheit verdächtig machen konnte. — Bei seiner Gattin hat es die Verleumdung nie gewagt, auch nur mit der leichtesten Beschuldigung ihren Charakter anzuschwärzen."

„Daß Herr von Anglade in dem nämlichen Hause wohnte, und also Gelegenheit hatte, den Diebstahl leichter zu vollbringen — ist eine Anzeige, die auf jeden paßt, der in einem Hause wohnt, wo ein Diebstahl vorgegangen ist, und die also, schon dieser Allgemeinheit wegen, wider einen einzelnen nicht als Beweis gebraucht werden kann; um so weniger aber, weil es doch immer eben so möglich bleibt und auch wirklich oft eintrifft, daß der Dieb ein Fremder ist."

„Dies

„Dies sind also die Gründe, worauf der Graf von Montgommery seine Anklage gebaut hat, und wodurch er sich zu einer so übereilten Verfolgung hinreissen ließ. Sie haben alle ganz natürliche Ursachen, und dadurch sind die Angeklagten vollkommen gerechtfertigt. Hätte aber auch eine dieser Anzeigen auf den ersten Anblik täuschen können, so würde dieser Schein doch bei einer schärfern Prüfung sogleich haben verschwinden müssen, und eine aufmerksamere Vergleichung mit den Erläuterungen, welche die Beklagten darüber zu geben wußten, würde sie in einen Beweis ihrer Unschuld verwandelt haben."

„Der Graf gesteht selbst, daß keine dieser Anzeigen einzeln genommen, die Angeklagten beschwere, und doch glaubt er durch ihre Vereinigung einen Beweis zu bilden. Allein wie soll ein Haufen von Anzeigen, deren keine bündig ist, einen bündigen Beweis ausmachen? Wie kann eine von der andern Beweiskraft entlehnen, da diese in keiner anzutreffen ist? Wenn jede dieser Anzeigen, für sich allein betrachtet, wider den Angeklagten nichts beweist, so folgt daraus nothwendig, daß keine derselben in die Klasse der schweren und gefährlichen Anzeigen gehört, und folglich auch ihre Verei-

nigung nicht einen überzeugenden Beweis geben kann.“

„Man leugnet damit den rechtlichen Grundsaz nicht, daß in peinlichen Fällen eine starke Anzahl von Vermuthungen ein großes Gewicht habe. Allein dieser Grundsaz begreift nur solche Vermuthungen, die nicht nur an sich selbst schon einen gewissen Grad von Stärke haben, sondern auch noch überdies sowohl unter sich, als mit dem Hauptfaktum, das durch sie bewiesen werden soll, in einer unzweideutigen Verbindung stehen. — Aber unter allen den Anzeigen, aus welchen man einen Beweis wider den Herrn von Anglade zusammengesezt hat, ist nicht eine einzige, die mit der andern in Verbindung stünde; und man sieht nirgends eine Beziehung zwischen den Thatsachen, auf welche man den Beweis des Diebstahls gründen will, und dem Diebstahl selbst. Wir wollen hier einen einzigen Blick auf eine dieser Thatsachen richten, die vielleicht den stärksten Eindruck hätte machen sollen. — Man findet siebenzig Louisdor in einem Koffer des Herrn von Anglade: kann man daraus schliessen, daß diese ein Theil von den hundert waren, die man dem Grafen gestohlen hatte? Findet hier

zwischen

zwiſchen der bekannten und der noch unentdekten Thatſache eine nothwendige Verbindung ſtatt? Kann man ſagen, daß die ſiebenzig Louisder, welche man bei dem Herrn von Anglade gefunden hat, nothwendig von denjenigen ſein müſſen, die dem Grafen entwendet worden ſind? Wie viele tauſend natürliche Wege laſſen ſich nicht denken, auf welchen Herr von Anglade dieſe Goldſtücke erhalten haben kann? Wie ungerecht und zugleich wie ungereimt würde es alſo nicht ſein, zu behaupten, er müſſe ſie ſchlechterdings, und zwar niemand anders als dem Grafen von Montgommery geſtohlen haben? — Man prüfe auf eben dieſe Art alle übrigen Anzeigen, und man wird ſie noch leichter, noch ungegründeter finden.“

„Da nun aber ein Angeklagter, nach dem wahren Sinn des Geſezes, nach den erſten Grundſäzen der Billigkeit, nur auf ſonnenklare Beweiſe verurtheilt werden darf: wie konnten ſo ungewiſſe, ſo dunkle Anzeigen eine Verurtheilung zur Verweiſung und zu den Galeeren bewirken? Solche Anzeigen hätten, aufs allerhöchſte, die Unſchuld des Angeklagten zweifelhaft machen können: allein wenn die Gründe wider einen Angeklagten nur zweifelhaft ſind,

so muß er frei gesprochen werden. Die Menschlichkeit hat es zu einer festen Regel erhoben, daß es besser sei, tausend Schuldige entkommen zu lassen, als einen einzigen Unschuldigen aufzuopfern. Wären aber solche Gründe, aus welchen der Herr von Anglade und seine Gattin verurtheilt wurden, hinreichend zu einem Verdammungsurtheil, so wäre die reinste Unschuld nicht einen Augenblick sicher, eingebildeten Anzeigen und den ungegründetsten Beschuldigungen aufgeopfert zu werden."

„Wem anders soll man aber die traurige Wirkung der wider Herrn von Anglade zusammengebrachten ungegründeten Anzeigen zuschreiben, als dem, der sich so viele Mühe gab, sie den Richtern so künstlich unter die Augen zu stellen, und dem es endlich gelang, ihre Gewissenhaftigkeit zu hintergehen, und sie in die Schlinge zu ziehen, die er ihrer Unpartheilichkeit gelegt hatte?"

„Umsonst sucht der Graf die Schuld auf die Richter zu schieben. Des Richters Pflicht ist, zu entscheiden, und sein Amt nöthigt ihn, diese Pflicht zu erfüllen. Aber was kann der Richter eigentlich dabei thun? Er nimmt die Beweise an; aber er mag sie prüfen, wie er will

will, er kann sie doch nicht anders sehen, als sie ihm der Ankläger vorlegt. Wenn also der Ankläger die Thatsachen schief, verstellt und unvollständig angibt; wenn er bestochene und abgerichtete Zeugen vorstellt, die im Einverständniß mit ihm listig und kühn genug sind, ihre Ränke zu verbergen, und sich sogar dabei das Ansehen zu geben wissen, als würden sie nur durch ihre Pflicht gedrungen, etwas zu entdeken, was ihnen ihr Gefühl der Menschlichkeit zu verschweigen geboten hätte: so muß der Richter hintergangen werden, und er bleibt in einer Unwissenheit über die wahre Beschaffenheit der Sache, welche nicht anders als durch eine Art von Wunder gehoben werden kann. Es ist also offenbar, daß beinahe immer dem Ankläger die Schuld beizumessen ist, wenn der Richter irrt."

„War es nicht der Graf, der durch sein Gesuch um Verhaftnehmung des Herrn von Anglade und seiner Gattin den Verdacht des Richters auf diese beiden hinlenkte? War er es nicht, der durch die voreilige Erklärung: er stehe für seine Leute, verhinderte, daß diese nicht befragt, und die übrigen Zimmer nicht durchsucht wurden? Gagnard hat selbst in der

Folge versichert, daß er sogleich alles bekannt haben würde, wenn er auf der Stelle wäre zu Rede gesezt worden: wer anders, als der Ankläger, war also schuld, daß die Wahrheit nicht entdeckt wurde? Ihm allein muß man also den unglüklichen Irrthum zuschreiben, wodurch zwei Unschuldige ins Verderben gestürzt worden sind."

„Man sagt zwar dagegen: es war keine Bosheit von Seiten des Grafen bei dieser Anklage, er glaubte bei seinem Verfahren wider die beiden Eheleute nach seiner besten Ueberzeugung zu handeln; ein Ausgang, den man aber keineswegs voraus sehen konnte, hat freilich nun entdeckt, daß er sich geirrt habe; aber dieser Irrthum war ganz unwillkührlich."

„Man will und man kann auch, wahrscheinlich, nicht den Verdacht wider den Grafen von Montgommery hegen, daß er aus bloßem Muthwillen den Herrn von Arnalde und seine Gattin in Strafe zu bringen gesucht habe. Allein er kann es doch selbst nicht leugnen, daß sein Verfahren das deutlichste Gepräge der Unklugheit und der Unbedachtsamkeit an sich trägt. Nun ist es aber ein rechtlicher Grundsaz, daß alle aus Unerfahrenheit und Unbedachtsamkeit be-

begangene Handlungen für Fehler angesehen werden *); und wer eines solchen Fehlers sich schuldig gemacht hat, der ist gehalten allen, dadurch verursachten, Schaden zu ersezen. Dieser, schon in der natürlichen Billigkeit gegründete Saz ist in bürgerlichen Fällen keinem Widerspruche unterworfen; warum sollte er daher nicht auch in peinlichen Fällen gelten?"

„Diese Betrachtung führt uns auf die Behauptung des Grafen: daß er zu keinem Schadenersaz angehalten werden könne, weil er sich keiner Verleumdung schuldig gemacht habe."

„Die Rechtsgelehrten unterscheiden zwei Arten von Verleumdung; die eigentliche, welche offenbar erwiesen ist, und die vermuthliche. Man vermuthet nämlich eine Verleumdung, wenn der Ankläger seine Klage nicht erweisen kann, oder wenn er von einer schon anhängig gemachten Anklage wieder absteht **). Wenn aber auch die Anklage nur zweifelhaft gelassen werden muß, so wird doch der Ankläger als

*) Imperitia culpae adnumeratur. L. 142. ff. de reg. jur.

**) Julius Clerus, quaest. 62, n. 20. Mascardus, concl. 14, n. 5.

ein Verleumder betrachtet, weil die Gesetze überhaupt in allen Fällen wider den Ankläger zum Vortheil des Angeklagten vermuthen *). — Nun wird freilich die vermuthliche Verleumdung niemals mit der Strenge bestraft, mit welcher man wider den offenbaren Verleumder verfährt; und selbst bei den Römern, wo das Laster der Verleumdung aufs äusserste verhaßt war, wurden doch die Ankläger, welche ohne boshafte Absicht bei ihrer Anklage sich in dem Gegenstand derselben blos geirrt hatten, mit der ordentlichen Strafe der Verleumdung verschont. Allein dem unschuldig Angeklagten mußten sie dennoch seinen Schaden und Verlust ersezen **).

Aus eben diesem Grunde, um dem Angeklagten, im Fall er unschuldig befunden würde, einen vollkommnen Ersaz seines Schadens zu sichern, wurde auch keine Anklage eher angenommen, bis sich der Ankläger in ein öffentliches Buch vorher eingeschrieben hatte, wie es noch jezt in Frankreich die Denuncianten thun müssen.

*) Mascardus concl. 24, n. 5. Menoch. cons. 32, n. 7.

**) L. 9. Cod. de calumniatoribus. — L. ult. ff. de calumniat.

müſſen. Das Geſez ſelbſt hatte die Formel vorgeſchrieben, deren man ſich bei dieſem Einſchreiben bedienen mußte *), und forderte die genaueſte Bezeichnung der kleinſten Umſtände, um dem Angeklagten die beſtimmten Punkte zu ſeiner Vertheidigung vorzuhalten, und ihn in den Stand zu ſezen, ſeinen Ankläger der Verleumdung oder des Irthums zu überführen; in welchem Fall dieſer die Ahndung ſeiner unrichtigen Angabe zu fürchten hatte. Dabei ſagt das Geſez ausdrüklich: „ein jeder, der eine „Anklage anhängig machen will, muß ſich vor„her in ein öffentliches Buch einſchreiben. „Durch dieſe Formalität ſucht man, leichtſin„nige Ankläger im Zaume zu halten, indem „man ſie dadurch erinnert, daß eine ſolche An„klage nicht ungeahndet bleiben wird **).“ Man ſieht aber deutlich, daß dieſes Einſchreiben nur deshalb angeordnet war, um den falſchen Ankläger, auch ſelbſt wenn er nicht aus boshafter Abſicht gehandelt hätte, zum Erſaz des Schadens und Verluſtes anzuhalten; denn die Strafe der Verleumdung war ohnehin ſchon,

*) L. 3, ff. de accuſat. et inſcript.

**) L. 7. ff. de accuſat. et inſcript. coll. L. 3. §. 2. eod. L. 7. §. 1. eod.

ohne Rükſicht auf das Einſchreiben, durch das Geſez beſtimmt, und der Zuſaz: er ſoll wiſſen daß, eine falſche Anklage nicht ungeahndet bleiben wird, kann alſo keine andere Bedeutung haben."

„Der Graf von Montgommery hat ſich als Ankläger in das öffentliche gerichtliche Buch eingeſchrieben, der Prozeß iſt alſo auf ſeine Gefahr betrieben worden, der Ausgang fällt alſo auch ihm allein zur Laſt."

„Der Graf hat ſeine ganze Vertheidigung beinah allein auf die Schriften des Farinacius gebaut; wir können ihn alſo nicht beſſer als aus den Schriften dieſes Rechtslehrers ſelbſt widerlegen. — Indem Farinacius die Urſachen aufzählt, welche einen Ankläger rechtfertigen, und von der Strafe der beſtraften Verleumdung retten, ſo ſezt er ausdrüklich hinzu: daß alle die Vermuthungen und Halbbeweiſe, wodurch der Ankläger ſeinen Irrthum rechtfertigen könne, doch nichts weiter zu ſeinem Vortheil bewirken, als daß er nicht wie ein bekannter Verleumder behandelt werde; allein von der Verbindlichkeit, dem Angeklagten allen Schaden und Verluſt zu erſezen, ſei

er

er dadurch nicht freigesprochen *). — Dies paßt nun vollkommen auf den gegenwärtigen Fall. Der Graf von Montgommery behauptet: er habe nach redlicher Ueberzeugung gehandelt und seine Anklage durch Vermuthungen und Halbbeweise unterstüzt. Gesezt also auch, seine Behauptung sei gegründet, so verurtheilt ihn doch Farinacius selbst zum Ersaz alles Schadens und aller Unkosten. Die Meinung dieses Rechtslehrers über diesen Punkt ist nicht zweideutig. Er sagt ganz bestimmt **): „Ein Ankläger, der offenbar erweisen kann, daß er nicht aus bosbafter Absicht gehandelt habe, sondern durch scheinbare Anzeigen und Halbbeweise in den Irrthum geführt worden sei, kann zwar dadurch wider den Vorwurf der Verleumdung sich retten und die darauf gesezte Strafe von sich abwenden; allein er muß demunerachtet allen Schaden und Verlust ersezen." Er ist von der Richtigkeit dieser Meinung so vollkommen überzeugt, daß er noch hinzu sezt: auch selbst, wenn der Angeklagte nicht durch einleuchtende Beweise seiner Unschuld sondern blos aus Mangel an Beweisen freigesprochen wird,

*) Farinacius quaest. 16, n. 63.

**) Farinac. quaest. 16, n. 70. sub fine.

wird, ſo bleibt der Ankläger, er mag ſeine Klage beſchönigen wie er will, dennoch zum Erſaz des Schadens und Verluſtes verpflichtet."

„Wider den Fiskal finden aber dieſe Regeln keine Anwendung, der Generalprokurator iſt alſo nie zu irgend einer Schadloshaltung verbunden, wenn auch eine, durch ihn anhängig gemachte und fortgeſezte Anklage am Ende als eine bloße Verleumdung befunden wird. Er kann die Beſtrafung jedes Verbrechens, das ihm bekannt wird, betreiben; ſein Amt verpflichtet ihn darzu, auch ſelbſt, wenn kein Denunciant vorhanden iſt. Irrt er ſich in Rükſicht auf den Urheber des Verbrechens, ſo iſt dies ein Unglück für den, welchen dieſer Irrthum trifft; aber es iſt ein Unglück, das die öffentliche Sicherheit nothwendig macht. Wenn der Generalprokurator oder ſeine Stellvertreter wegen des Ausgangs einer Anklage beſtändig in Furcht ſtehen müßten, ſo würden alle Verbrechen unbeſtraft bleiben, die nicht förmlich bei ihnen denuncirt würden. Dieſe Beamten ſind alſo bei der Ausübung ihrer Amtspflichten, dem Angeklagten in keinem andern Falle eine Schadloshaltung ſchuldig, als wenn erwieſen werden kann, daß ſie die gerichtliche Verfolgung

gung aus persönlichem Haß unternommen haben. — Allein, dieses Vorrecht genießt derjenige nicht, der das Verbrechen oder den Verbrecher bei ihm angegeben hat. Vielmehr behauptet Farinacius: es sei zwischen einem Ankläger und einem Denuncianten hierin kein Unterschied; man möge eine Sache auf dem Wege einer förmlichen Anklage, oder durch eine bloße Denunciation anhängig gemacht haben, so sei man doch in beiden Fällen zum Ersaz alles Schadens und aller Unkosten verpflichtet *)."

„Der Graf von Montgommery hat sich also sehr übel gerathen, seine Rechtfertigung in den Schriften des Farinacius zu suchen, wo sich vielmehr seine Verurtheilung ganz deutlich findet."

„Eben so stimmen auch alle andere Rechtsgelehrte, die von dieser Materie gehandelt haben, mit einer Meinung überein, die dem gesunden Menschenverstande und der natürlichen Billigkeit so ganz gemäß ist **)." — Einige Crimi-

*) Farinac. quaeſt. 16, n. 6. in fine. — quaeſt. 15, n. 16. ampliat. 3.

**) Iulius Clarus, quaeſt. 62, n. 8. Boſſius, tit. de accuſ. n. 29. Menochius, conſult. 321, n. 18. 33. 34. Zilerus, conſil. 135, n. 47. Dampouderus, c. 5. n. 8.

Kriminalisten scheinen zwar von dieser Regel abzuweichen. Allein die Ausnahmen, welche sie machen, betreffen nur den Fiskal, der Amtshalber die Verbrecher verfolgen muß; keiner von ihnen aber spricht einen Privatankläger von der Strafe der Schadenersezung frei, so scheinbar auch sein Irrthum und so redlich seine vermeinte Ueberzeugung gewesen sein mag."

„Ueber dieses alles aber, befindet sich der Graf von Montgommery noch in einem ganz besondern Fall, den jene Schriftsteller nicht einmal berühret haben. Er hat die Verhaftnehmung des Herrn von Anglade und seiner Gattin, auf seine Gefahr, verlangt; und eben so hat er erklärt: er stehe für seine Leute. Durch diese Erklärungen hat er einen Kontrakt eingegangen, der ihn jezt unauflöslich bindet; sie waren die Bedingungen seiner Anklage, Bedingungen, ohne welche man sie nicht einmal angenommen hätte, und welche er jezt zu erfüllen verbunden ist *)."

„Endlich entscheidet auch schon die natürliche Billigkeit, daß ein Mensch nicht das Opfer von dem Irrthum eines andern werden dürfe.

*) L. 3. §. 11. ff. de peculio.

se. Das Versehen eines Menschen, es sei freiwillig oder unfreiwillig geschehen, darf niemand schaden; oder wenigstens muß der Schaden, der daraus entstanden ist, auf Kosten des Urhebers verbessert werden. — Und diesen Grundsaz hat ein unverletztes Herkommen in Frankreich zum Gesez gemacht. Wer in einer bürgerlichen Rechtssache den Prozeß verliert, muß jederzeit, ohne Rükficht auf die redliche oder unredliche Absicht, die er dabei gehabt haben mag, nicht nur die Unkosten bezalen, sondern auch der siegenden Partei allen Schaden ersezen. Wenn ein Jäger anstatt des Wildes, worauf er angelegt hat, unglücklicherweise einen Menschen trifft, so begnadigt ihn zwar der Fürst, allein er muß doch der Wittwe und den Kindern des Ermordeten eine Schadloßhaltung leisten; gleichwol giebt es keinen unschuldigern Irrthum."

„Es ist und bleibt also eine ganz unstreitige Wahrheit, daß der Ankläger, so frei er auch immer von aller Bosheit sein mag, dennoch den unschuldigen Angeklagten auf keine Art in Schaden bringen darf; und daß der Angeklagte für den Schimpf, für die Drangsale und für den Verluß, worein ihn die Anklage gestürzt

gestürzt hat, vollkommne Entschädigung erlangen muß."

Dies waren die vorzüglich[illegible], welche von beiden Seiten aufgestellt wurden. Wir übergehen die übrigen, die mehr witzige Subtilitäten, als rechtsgültige und gründliche Wahrheiten enthielten, und unsere Leser weder unterhalten noch unterrichten würden.

Den 17 Junius 1693 wurde endlich folgendes Urtheil von dem Parlement erlassen:

„Wir erklären den Herrn von Anglade „für unschuldig an dem Diebstahl, dessen er „vor seinem Tode beschuldigt worden war, und „sprechen zugleich seine Ehegattin von der wi„der sie vormals erhobenen Anklage völlig frei. „Die wider beide Eheleute verfügte Verhaft„nehmung, so wie die Verkümmerung, Aus„pfändung und Verkaufung ihrer Habseligkei„ten erklären wir für ehrenrührig und wider„rechtlich, und befehlen zugleich, daß ihre, in „die Register der Gefängnisse des Chatelets „des Fort l'Eveque und des Parlements einge„schriebenen Namen ausgestrichen und unleser„lich gemacht werden sollen. Die Frau von „Anglade soll sogleich in den freien Genuß al-

les,

„les, bisher mit Arrest belegten, ihr und ih„rem verstorbenen Ehegatten zugehörigen, be„weglichen oder unbeweglichen Vermögens wie„der eingesezt, die verfügte gerichtliche Se„questration aufgehoben, und ihr der vollkom„mene Besz ihrer sämtlichen Güter ohne wei„tere Verfügung kraft dieses Arrets eingeräumt „werden.

„Den Grafen von Montgommery ver„urtheilen wir, der Wittwe des Hrn. von An„glade 11775 Liver 10 Sols für ihre ver„kaufte Mobilien, 8250 Liver für die ein„gezogene fünfjährige Rente von Bayonne, „aufs Jahr 1650 Liver gerechnet, und 770 „Liver, als den Wehrt der in dem Protokoll „des Kommissär Regnaut vom 25 September „1687 bemerkten 70 Louisdor, zu ersezen. Ue„berdies ist der Graf schuldig, die Zinsen so„wol von den 11775 Liver, von dem Tage „an da er sie empfangen hat, als auch von „den 8250 Liver, so wie sie Jahr vor Jahr „an ihn ausgezahlt worden, zu erstatten. — „Doch sollen vorher 2143 Liver 12 Sols 6 „Deniers, die der Graf von Montgommery „mit Bewilligung des Herrn von Anglade und „seiner Gattin sowohl an ihre Bedienten als

„an andere Gläubiger ausgezahlt hat, und „2000 Liver, welche der Frau von Anglade „als Alimentengelder, einem Arret vom 25 „Junius 1692 gemäß, von der Sequestra„tionskommission ausgeliefert worden sind, von „der oben angegebnen Summe abgezogen wer„den. — Auch wird der Graf von Mont„gommery und seine Gemahlin ferner verur„theilt, die Summe von 6000 Liver, die der „Herzog von Grammont dem Herrn von An„glade auf eine Obligation schuldig war, samt „den Zinsen davon von dem Tage an, da der „Graf dieses Geld eingezogen hat, der Frau „von Anglade zu entrichten.

„Zu Bezahlung aller dieser Summen, an „Hauptstämmen und Interessen, wird also der „Graf von Montgommery, bei Vermeidung „persönlichen Arrestes, hierdurch angewiesen. „Es wird ihm aber zu Berichtigung derselben „eine zweijährige Frist verstattet, so daß er „die eine Hälfte mit Interessen nach Verfluß „des ersten, die zweite Hälfte, auch mit In„teressen, am Ende des zweiten Jahres abtra„gen kann. Während dieser Frist soll die Frau „von Anglade alles Klagens wider den Grafen, „falls er die Bezahlung gehörig entrichtet, sich

„enthal-

„enthalten. Sollte aber der Graf nach Ver-
„fluß des erſten Jahres die gebührende Zah-
„lung nicht entrichten, ſo iſt ſie berechtiget,
„ſogleich auf ſeinen perſönlichen Arreſt anzutra-
„gen, und auch gegen ſeine Gemahlin ſich al-
„ler Rechtsmittel zu bedienen.

„Indeß ſoll der Graf von Montgommery
„und ſeine Gemahlin gehalten ſein, der Frau
„von Anglade binnen einem Monat, von der
„Eröffnung dieſes Arrets an gerechnet, 3000
„Livr zu ihrem Unterhalt zu bezalen. Doch
„ſoll dieſe Summe bei der Hauptzalung des
„erſten Termins wieder abgerechnet werden.
„Die Frau von Anglade behalt aber das Recht,
„im Fall dieſe Alimentengelder nach Verfluß
„eines Monats nicht ausbezahlt wären, den
„Grafen und ſeine Gemahlin durch gehörige
„Rechtsmittel dazu anhalten zu laſſen.

„Das übrige reſpektive Geſuch der Par-
„teien findet, den bewandten Umſtänden nach,
„nicht ſtatt.

„Uebrigens iſt der Graf von Montgom-
„mery ſchuldig, alle ſowohl durch den Krimi-
„nalprozeß beim Chatelet, als auch in der Ap-
„pellationsinſtanz verurſachten Koſten zu be-
„zahlen und zu erſtatten.

„Endlich verordnen wir auch, daß dieſes „Arret überall, wo es gewöhnlich und erfor„derlich iſt, abgeleſen, bekannt gemacht und „öffentlich angeſchlagen, und der Inhalt deſſel„ben in die Regiſter der Gefängniſſe, wo die „Namen des Herrn von Anglade und ſeiner „Gattin aufgeſchrieben ſind, eingetragen wer„de."

Alle durch dieſes Arret dem Grafen zuerkannte Entſchädigungskoſten ſind, wie man leicht ſieht, der Billigkeit ganz gemäß. Allein man könnte vielleicht noch fragen: warum er nicht auch verurtheilt worden ſei, der Frau von Anglade und ihrer Tochter allen Schaden und Verluſt zu erſezen? Denn er war es ja, der durch ſeine Denunciation, durch ſein Geſuch um Verhaftnehmung der Angladiſchen Familie, durch die Anzeigen, die er den Richtern vorlegte durch die Erklärung: daß er für ſeine Leute ſtehe, die Richter in Irrthum geführt, den Tod des Herrn von Anglade verurſacht, und deſſen Gattin und Tochter in Schande und in das äuſſerſte Elend geſtürzt hatte. — Alles dies iſt zwar nicht zu leugnen; allein die Richter hatten ſelbſt zu vielen Antheil an der Schuld; ſie hatten ſich von einem durch ſein Intereſſe

ge-

geblendeten Ankläger täuschen lassen, sie hatten auf bloße Anzeigen, ohne einen einzigen Beweis vom Sehen (de visu), sich des Irrthums theilhaftig gemacht und ihn als Wahrheit zur Richtschnur genommen: sie konnten also nun nicht den Grafen allein diesen Irrthum büßen lassen, und ihn zum Besten der Angeklagten mit einer Geldstrafe belegen. Um so weniger, da alle, von der Frau von Anglade angeführte Rechtslehrer den Ankläger nur in dem Falle zum Ersaz des Schadens und Verlustes verurtheilen, wenn die Unschuld des Angeklagten durch den Richter ans Licht gebracht und er durch die Untersuchung selbst freigesprochen wird; an einen solchen Fall haben sie gar nicht gedacht, wo der Richter, der Unpartheilichkeit ungeachtet, die von Rechtswegen alle seine Untersuchungen und Aussprüche leiten sollte, mitschuldig an einem Irrthum wurde, zu welchem der Ankläger, verblendet durch seine Leidenschaften, ihn mit sich hinriß.

Uebrigens erhielt der Graf von Montgommery den größten Theil des ihm gestohlnen Geldes, der durch diese Untersuchung wieder herausgebracht wurde, zurük. Er hatte die sechs Säcke, jeden mit 1000 Liver, die in Gagnards

Stube entdekt worden waren, wieder bekommen; das Perlenband, das man bei Belestre noch gefunden hatte, wurde ihm wieder eingehändigt, und überdies wurde ihm das Gut, das sich Belestre im Herzogthum la Maine gekauft hatte, zuerkannt: so daß der ganze Verlust des Grafen sich nur etwa auf 12000 Livr belief.

Die Tochter des Herrn und der Frau von Anglade soll noch, ausser dem, was ihr der Graf von Montgommery bezalen und ersezen mußte, durch eine am königlichen Hofe für sie veranstaltete Sammlung, mehr als 100000 Livr erhalten haben. — In der Folge wurde sie mit Herrn Des Essards, einem Parlementsrathe, vermählt.

Die

Die Rechtfertigung des Herrn von Arconville.

Carl und Ferri dû Moulin, waren zwei Söhne eines Parlementsadvokaten zu Paris, Namens Johann dû Moulin. Der ältere, Carl dû Moulin, war gesonnen, sich nicht zu verheirathen, und schenkte deswegen seinem Bruder, um diesem ein desto ansehnlicheres Vermögen zu verschaffen, das Rittergut Mignaud in Beauce. Ferri dû Moulin verheirathete sich aber im Jahr 1537 mit Margarethe Maillard, der Tochter eines Kriminellieutenants zu Paris, die mit mehrern vornehmen Parlementsgliedern verwandt war.

In dem Ehekontrakt verschrieb Ferri seiner Braut unter andern auch ein Leibgeding von

zweihundert Liver jährlicher Einkünfte, auf das Rittergut Mignaud, mit dem Zusaz: daß ein künftiger Besizer dieses Ritterguts durch die Bezahlung von dreitausend Liver sich auf einmal von diesem Leibgeding frei machen könne, im Fall keine Kinder in dieser Ehe erzeugt würden; daß die Rente aber für die Kinder, wenn welche erfolgen würden, stehen bleiben solle. — Dieser Ehekontrakt wurde in Gegenwart des Herrn Carl du Moulin errichtet und von ihm auch mit unterschrieben.

In dem darauf folgenden Jahr aber verheirathete sich dieser selbst auch, mit Louise von Beldon, der Tochter eines Königl. Sekretärs, und widerrief nun, bald nach seiner Verheirathung die seinem Bruder gemachte Schenkung. Er hielt bei dem Parlement um die Vernichtung derselben an, und verlor seinen Prozeß bei der Requetenkammer. Allein er appellirte hierauf an die große Kammer, und erhielt da ein Urtheil, nach welchem sein Bruder ihm das Rittergut Mignaud wieder abtreten mußte, jedoch mit Vorbehalt des Leibgedings, das er seiner Frau darauf angewiesen hatte.

Der

Der erste Theil dieses Urtheils gründet sich auf den Saz: daß eine Schenkung, die man zu einer Zeit errichtet, da man noch keine rechtmäßigen Kinder hat, vernichtet werde, sobald man selbst Kinder bekommt — eine Regel, die ihren Grund in der natürlichen Billigkeit hat. Freundschaft oder auch andere Rükssichten können uns zwar bestimmen, uns selbst einen Theil unseres Vermögens zu entziehen, allein die natürliche Liebe, die jeder Vater für seine Kinder hegt, die Sorgfalt, mit der er an Entwürfen zu ihrem künftigen Glük arbeitet, überwiegt doch immer jede andere Betrachtung. Wenn also ein Mann zu der Zeit, da er einen Theil seines Vermögens verschenkt, keine Kinder hat, so weiß er nicht, wie er gesinnt sein würde, wenn er Kinder hätte, ob er nicht diese der Person vorgezogen haben würde, der er jezt sein Vermögen zuwendet: es ist also billig und gerecht, daß man ihm, im Fall er nach der Schenkung noch Kinder zeugt, wieder die volle Freiheit gibt, einer Empfindung zu folgen, die er vorher nicht kannte. Er tritt also in diesem Falle in sein ganzes Recht an der verschenkten Sache wieder ein, und es beruht nun in seiner Willkühr, ob er sie wieder zurükverlangen oder die

Schenkung bestätigen will, die aber alsdenn unwiderruflich wird.

Der zweite Theil des Urtheils aber, welcher der Schwägerin des Carl du Moulin den Vorbehalt auf das Rittergut Mignaud zuerkannte, scheint keinen hinreichenden Entscheidungsgrund für sich zu haben. Der Widerruf einer Schenkung wegen nachher erhaltener Kinder, hat immer im weitesten Umfang seine Gültigkeit gehabt; der Schenkende muß nämlich die verschenkte Sache ganz so zurükbekommen, wie sie war, ehe er sie weggab, frei von allen Beschwerungen, die er entweder selbst, bei Gelegenheit der Schenkung, oder auch der andre, der sie von ihm empfieng, während er im Besiz derselben war, darauf gelegt haben könnte. Dieser rechtliche Grundsaz ist nie einem Zweifel unterworfen gewesen, man kann also diesen Ausspruch nicht anders erklären, als daß das Parlement durch besondere Rükfichten müsse bestimmt worden sein, oder daß vielleicht die Verwandtschaft der Frau des Ferri du Moulin mit mehrern Parlementsgliedern dabei Einfluß gehabt habe.

Dem sei indeß, wie ihm wolle; genug, die Brüder stritten noch lange über die Vollstre-

ſtreckung dieſes Urtheils. Endlich aber verglichen ſie ſich im Jahr 1543 und lebten von der Zeit an immer in brüderlicher Eintracht.

Ferri ſtarb und hinterließ ſein Vermögen in zerrütteten Umſtänden einer Tochter, ſeiner einzigen Erbin. Der Vormund dieſer Tochter wollte ſeiner Mündel zu gleicher Zeit den Ueberreſt von der Erbſchaft ihres Vaters und das Leibgeding ihrer Mutter, die 200 Liver jährlicher Einkünfte von dem Rittergut Mignaud, ſichern. Das beſte Mittel, dieſe beiden Zwecke zu vereinigen, ſchien ihm, die Erbin mit Gebrauch der Rechtswohlthat des Inventariums die Erbſchaft antreten zu laſſen.

Um das folgende unſrer Erzählung verſtändlich zu machen, wird es nöthig ſein, hier einige Erläuterungen über das leztere vorauszuſchicken.

Ein Leibgeding, das einer Frau entweder durch den Ehekontrakt verſichert wird, oder das ſie nach der Landesgewohnheit erhält, hat den Endzweck, ihr, im Fall ſie ihren Ehemann überlebt, einen anſtändigen und hinreichenden Unterhalt zu ſichern. Auch die Erhaltung der Kinder iſt in dem Zweck eines ſolchen Leibgedings mit begriffen; und dieſe haben alſo auch

ein

ein Recht, auf den Gütern, welche damit belastet sind, es zu suchen, wenn auch diese Güter während der Ehe verkauft, oder wegen Schulden, welche die Eheleute selbst gemacht, verpfändet worden wären. — Die Kinder können aber zum Genuß eines solchen Leibgedings nicht eher kommen, bis beide Eltern gestorben sind. Denn stirbt die Mutter zuerst, so bekommen sie, so lange der Vater lebt, nichts von ihrem Leibgeding; stirbt aber der Vater zuerst, so können sie so lange die Mutter lebt, welcher der Genuß des Leibgedings auf Lebenszeit versichert ist, noch weniger einen Anspruch darauf machen. Gleichwol haben sie schon zu den Lebzeiten der Mutter ein Eigenthumsrecht daran, so daß sie auf die Zukunft hinaus darüber disponiren können, und daß ihr Recht, wenn sie vor der Mutter sterben, auf ihre Erben übergeht.

Allein die Kinder können das Leibgeding ihrer Mutter nicht erhalten, wenn sie nicht zugleich der Erbschaft ihres Vaters entsagen. Es ist ein Grundsaz nach dem französischen Rechte: daß niemand zugleich Erbe und Empfänger des Leibgedings sein könne, so daß ein Kind, das die Erbschaft seines Vaters antritt, dadurch auf immer

immer dem Leibgeding seiner Mutter entsagt. — Wenn also ein Vater so viele Schulden hinterläßt, daß sie entweder seinen ganzen Nachlaß verschlingen oder doch eine kleinere Summe, als das ausgesetzte mütterliche Leibgeding beträgt, übrig lassen: so handeln seine Kinder klüger, wenn sie dem väterlichen Erbe entsagen, und das Leibgeding der Mutter ergreifen. Wenn z. B. ein Mann ein Vermögen von 24000 Liver, mit 20000 Liver belastet, hinterliesse, das für seine Frau und Kinder ausgesezte Leibgeding beträge aber 6000 Liver; so würden die Kinder, im Fall sie die Erbschaft antreten wollten, gehalten sein, die 20000 Liver Schulden zu bezahlen, und folglich nicht mehr als 4000 Liver übrig behalten, anstatt der 6000, die sie als Leibgeding zu fordern hatten. Entsagen sie hingegen der Erbschaft, so werden sie nun mit ihrer Forderung des Leibgedings selbst als Gläubiger ihres Vaters betrachtet, und müssen, im gegenwärtigen Falle, die zum Leibgeding ihrer Mutter ausgesezten 6000 Liver erhalten, weil ihr Recht sich auf den Ehekontrakt gründet, mithin so alt als die Ehe ihrer Eltern ist, und folglich allen

den

den Gläubigern vorgeht, deren Forderungen erst während dieser Ehe entstanden sind.

Vielleicht läßt sich aber beides, die Erbschaft mit dem Empfangen des Leibgedings, vereinigen, wenn die Erbschaft mit der Rechtswohlthat des Inventariums angetreten wird? — Durch diese Vorsicht verhindert zwar der Erbe, daß sein eigenes Vermögen nicht mit dem Nachlaß seines Vaters vermengt wird, und daß er also die Schulden des Erblassers nicht weiter als pro rata seines Nachlasses zu bezahlen verbunden ist, und nicht wie ein gemeiner Erbe, angehalten werden kann, die Gläubiger des Erblossers, wenn die Erbschaft nicht zureicht, mit seinem eigenen Gelde zu befriedigen. Demunerachtet aber kann er auf das Leibgeding keinen Anspruch machen, weil er dessen sogleich verlustig worden ist, sobald er die Qualität eines Erben angenommen hat, er mag dabei eine Bedingung beigefügt haben, welche er wolle. Sobald man Erbe wird, tritt man in das Eigenthum der ganzen Erbschaft ein; indem man aber das Leibgeding fordert, erklärt man sich für einen Gläubiger der nämlichen Erbschaft. Es ist aber wider die Natur der Sache, ein Gläubiger bei einer Erbschaft zu

sein,

ſein, deren Eigenthümer man iſt: denn niemand kann ſich ſelbſt ſchuldig ſein.

Die Tochter des Ferri Du Moulin hatte alſo zwar, indem ſie die Erbſchaft ihres Vaters mit Vorbehalt der Reuewohlthat des Inventariums angetreten hatte, den Vortheil, daß ſie den Gläubigern ihrer Eltern nichts weiter auszubezahlen hatte, als das von ihnen hinterlaſſene Vermögen betrug: Allein auf das Leibgeding ihrer Mutter wurde ihr nun kein Anſpruch geſtattet, weil ſie deſſen durch das Antreten der Erbſchaft ſich verluſtig gemacht hatte; und da die jährlichen Zinſen von 200 Livr bloß wegen dieſes Leibgedings auf dem Rittergut Mignaud hafteten, ſo wurde Carl du Moulin für ſich und ſeine Erben ſogleich von aller weiteren Zahlung frei.

So ſtunden die Sachen, als Herr von Arconville, ein junger Edelmann und Verwandter des Kanzlers von l'Hopital, ſich mit der Erbin des Ferri du Moulin verheirathete. Eine nähere Bekanntſchaft mit dem Zuſtand der Verlaſſenſchaft ſeiner Schwiegereltern belehrte ihn bald, daß man ſehr unweislich ſeiner Gattin gerathen habe, die Erbſchaft ihrer Eltern anzutreten, indem ſie, nach Abzug der

Schul-

Schulden, weit weniger übrig behielt, als jen
200 Liver von dem Leibgeding ihrer Mutte
ausmachten, die sie nun als Erbin nicht meh
verlangen konnte. Man rieth ihm, die Min
derjährigkeit seiner Gattin zu benuzen, und
um Wiedereinsezung in den vorigen Stand für
sie anzusuchen. Durch diese Wendung kam die
Sache wieder in die Lage, in der sie unmittel-
bar nach dem Tode des Ferri dû Moulin und
seiner Gattin gewesen war, die Antretung der
Erbschaft wurde als nicht geschehen betrachtet,
und die Frau von Arconville erlangte die völli-
ge Freiheit, der Erbschaft ihrer Eltern zu ent-
sagen und ihre Ansprache an das mütterliche
Leibgeding geltend zu machen.

Während dieser Verhandlungen starb auch
Carl Dû Moulin, und hinterließ ebenfalls eine
einzige Tochter, die an Herrn Bobie, einen
Parlementsadvokaten und Amtmann von Cou-
lommiers, verheirathet war, einen Mann
von ganz sonderbarem Charakter, der seine
Frau oft mißhandelte und sehr unzufrieden
mit ihr lebte.

Sobald Herr von Arconville die Entschei-
dung, wegen des Gesuchs für seine Frau, aus-
gewirkt hatte, begab er sich zu Herrn Bobie
und

und bat ihn, seine Unternehmung nicht übel zu deuten. Er versicherte überdies, daß er gar nicht geneigt sei, mit ihm einen Prozeß anzufangen; sie wollten vielmehr, sezte er hinzu, einige Männer von Ehre zu Schiedsrichtern wählen, und auf deren Ausspruch die Sache lediglich ankommen lassen. Herr Bobie nahm den Vorschlag an, und die Sache wurde auf diesem Wege friedlich beigelegt.

Der Herr von Arconville hatte zwei Landgüter, Arconville und Chatre. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war zu Arconville, das in Beauce lag. Im Jahr 1550 verpachtete er aber dieses Gut, und zog mit seiner Familie nach Chatre in Brie. Im Anfang des folgenden Jahres hatte er wieder eine Reise nach Arconville zu machen, um mit seinem Pachter einige Einrichtungen zu treffen; und bei dieser Gelegenheit besuchte er zugleich den Kanzler von l'Hopital auf seinem Landgut zu Vigner, und den Tochtermann desselben, Herrn von Belesbat, der in der nämlichen Gegend wohnte.

Um eben diese Zeit, im Januar 1551, an einem Sonnabend, machte Herr Bobie in Begleitung seines Schreibers eine Reise nach Coulommiers. Er hatte kurz zuvor eine Sum-

me von 4800 Liver eingenommen, die zu dem Vermögen seiner Frau gehörten. Einer seiner Bedienten, ein Gaskonier, den er aber weiter gar nicht kannte, und ohne Empfehlung in Dienste genommen hatte, wußte von diesem Gelde. Herr Bobie war wenige Tage nach dem Empfang dieses Geldes von seinem Schreiber aufmerksam darauf gemacht worden, daß dieser Gaskonier jezt alle Nachte aus dem Bette aufstehe und im Haus herumwandre; er war aber so sorgloß, daß er den Bedienten nicht einmal über seine Nachtwanderungen zu Rede sezte. Bei seiner Abreise ließ er ihn, nebst einer Magd, bei seiner Frau und seinen zwei Kindern zurük. In derselben Nacht wurden Mutter, Kinder und Magd ermordet. Ein Parlementsprokurator, Namens Poussemotte, der in der Nachbarschaft wohnte, hörte zwar einiges Geräusch; allein er wußte nicht, daß Bobie verreiset war, und sagte also nur zu seinen Leuten: Herr Bobie werde sich wohl einmal wieder mit seiner Frau zanken, sie werden aber ihren Streit schon ohne ihn ausmachen.

Indeß vergieng Sonntag und Montag, ohne daß die Hausthüre geöffnet wurde, und ohne daß man die geringste Bewegung im Hause be-

bemerkte. Die Nachbarn wurden endlich darüber unruhig und entdekten es dem Kriminellieutenant. Dieſer ſchikte ſogleich einen Kommiſſär ab, der in Gegenwart verſchiedener Zeugen die Thüre öffnen ließ. Man fand die vier Leichname in ihrem Blute, und die Schränke aufgeſprengt; das Silbergeſchirr war aber alles noch vorhanden, nur von dem Gelde war nichts zu finden. Der Kommiſſär ließ hierauf das ganze Haus von oben bis unten auf das genaueſte durchſuchen, und man fand endlich in dem heimlichen Gemach einige Ringe, ein paar Leuchter und den Mantel des Gaskoniers verſtekt.

Am folgenden Mittwoch machte eine Bauersfrau die Anzeige, ſie habe den Gaskonier auf dem Rittergut Mignaud geſehen, das nun der Gattin des Herrn Bobie, als der Erbin von Carl du Moulin, gehörte.

Freitags kam endlich Bobie von ſeiner Reiſe zurük. Anſtatt aber den Bedienten zu verfolgen, der offenbar der Mörder war, reichte er eine Klage wider den Herrn von Arconville ein, und beſchuldigte dieſen des Mordes. Sein Grund war: „Herr von Arconville hat ein weſentliches Intereſſe bei dem Tode ſeiner

Schwägerin und ihrer Kinder, weil seine Gattin die Ermordeten beerbt, und weil er eben im Begriff war, wider sie, auf die für seine Gattin erlangte Wiedereinsezung in vorigen Stand, einen Prozeß zu erheben."

Auf diese Anklage wurde ein Dekret zu Verhaftnehmung des Herrn von Arconville ausgestellt und dem Kriminellieutenant Tanchon die Vollziehung desselben aufgetragen.

Herr von Arconville hatte inzwischen durch das allenthalben verbreitete Gerücht die Ermordung seiner Schwägerin erfahren, und sich sogleich auf den Weg nach Paris gemacht, um sich mit Bobie zu Verfolgung des Mörders zu verbinden. Tanchon begegnete ihm aber im Dorfe la Queue in Brie, und ließ ihn sogleich ergreifen und gebunden auf ein Pferd sezen, um ihn nach Paris zu führen. Die Gerichtsdiener, welche ihn begleiteten, sagten unter Weges öffentlich, er sei der Mörder. Zu gleicher Zeit ließ Tanchon auch die Frau von Arconville zu Chatre, mit allen ihren Leuten, in Verhaft nehmen, und sie auf Karren nach Paris schaffen. — Beide wurden sogleich in unterirdische Gefängnisse geworfen

fen, und ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen in Beſchlag genommen.

Den Tag nach ſeiner Verhaftnehmung wurde Herr von Arconville verhört. Er vertheidigte ſich wider die Beſchuldigung vorzüglich dadurch, daß er erwies, er habe eben zu der Zeit, da der Mord geſchah, ſich in der Gegend von Arconville bei dem Kanzler von l'Hopital und ſeinem Tochtermann aufgehalten. — Hierauf wurde auch ſeine Frau verhört; und man fand ihre Antworten mit den Ausſagen ihres Ehemanns vollkommen übereinſtimmend.

Nachdem ſie ſechs Wochen im Gefängniß geſeſſen hatten, ſezte der Kriminellieutenant die Frau von Arconville und die Bedienten auf freien Fuß; den Herrn von Arconville aber gab er unter die Aufſicht des Kommiſſärs Grenouleaux.

Beide Eheleute übergaben nun eine Appellation wegen des bisherigens Verfahrens wider ſie, wegen des Dekrets zur Verhaftnehmung, wegen ihrer Gefangenſezung und wegen Einziehung ihrer Güter. Zu gleicher Zeit lieſſen ſie Herrn Bobie zur Einlaſſung auf ihre Appellation vorladen, und forderten ihn auf, die Gültigkeit des Verfahrens wider ſie zu

vertheidigen. Allein er hatte nicht Luſt, ſich darauf einzulaſſen; er begnügte ſich, Ankläger geweſen zu ſeyn, ohne ſich mit der Fortſezung des Prozeſſes beſchweren zu wollen, welches er vielmehr dem Generalprokurator überließ. Er übergab bloß ein Schreiben, worin er nachſuchte man möchte ihm das bewegliche Vermögen ſeiner ermordeten Gattin und Kinder zuſprechen.

Herr von Arconville, begleitet von ſeinem Aufſeher, dem Kommiſſär Grenoleaux, gieng nun ſelbſt zu dem berühmten Pasquier *) und bat dieſen, ſeine Vertheidigung zu übernehmen. Pasquier ſah ihm ſcharf ins Geſicht, während er ihm ſeine Angelegenheiten vortrug; er ſuchte in ſeinen Mienen und Bewegungen zu entdecken, ob er die Wahrheit ſage, und fand in ſeinem ganzen Benehmen die unverkennbarſten Spuren der Wahrheit und der Unſchuld.

Herrn

*) Stephan Pasquier, geboren zu Paris im Jahr 1528, war anfänglich Parlementsadvokat, und einer der berühmteſten Gerichtsredner ſeiner Zeit. Er wurde in der Folge Parlementsrath, und endlich von Heinrich dem dritten zu Belohnung ſeiner Verdienſte zum Generaladvokaten bei der Rechnungskammer erhoben. Seine Schriften haben ihn auch noch bei der Nachwelt bekannt gemacht.

Herrn Bobie's Vertheidiger war Briſſon *). — Die Richter ſowohl, als das Publikum, das ſehr großen Antheil an dieſem Vorfall nahm, waren wider Arconville und ſeinen Vertheidiger ſchon voraus eingenommen. An dem Tage, da die beiden Sachwalter ihre Reden vor dem Parlemente hielten, war der ganze Saal mit Zuhörern angefüllt. Pasquier, der zuerſt zu ſprechen hatte, machte blos eine ungekünſtelte Erzählung des ganzen Vorgangs, ſo wie er ihn von ſeinem Clienten vernommen hatte. Nach ihm trat Briſſon auf. Seine Beredſamkeit verſchafte ihm den Beifall der ganzen Verſammlung um ſo leichter, da allgemein ein günſtiges Vorurtheil für ſeine Partei herrſchte. Pasquier wollte antworten; allein der Generaladvokat, Herr von Thou, der von jenem Vorurtheil auch angeſteckt war, unter-

*) Barnabas Briſſon, ein Sohn von Franz Briſſon, einem Generallieutenant bei dem Gerichte zu Fontenai-le-Comte in Poitu, trat mit vielem Beifall als Gerichtsredner vor dem Parlemente zu Paris auf, und Heinrich der dritte fand ſoviel Vergnügen an ſeiner Beredſamkeit und ſchätzte ſeine Gelehrſamkeit ſo hoch, daß er ihn zu ſeinem Generaladvokaten, hernach zum Staatsrath und endlich im Jahr 1580 zum Präſidenten beim Parlement machte. Er wurde den 15 November 1591 während des allgemeinen Aufruhrs von den Liguiſten in der Rathskammer des kleinen Chatelets an einen Balken aufgehängt.

brach ihn, und sprach wider Herrn von Arconville mit noch größerem Eifer, als Brisson selbst. Zum Glük füllte seine Rede nicht die ganze Zeit aus, die zu der Sizung des Parlements bestimmt war. Pasquier bat also um die Erlaubniß, noch einmal zu sprechen. Allein dreimal wurde er durch ein allgemeines Gelächter der Versammlung unterbrochen, und da es ihm endlich gelang, ruhigeres Gehör zu finden, so schlug die Glocke, ehe er Zeit gehabt hatte, tiefer in die Materie einzudringen. Das Parlement hob also seine Sizung auf, und beschied ihn auf den nächsten Sonnabend zu Vollendung seines Vortrags.

Nach einem allgemeinen Eingang über die schreckliche Mordthat, welche den Gegenstand dieses Prozesses ausmachte, schilderte nun Pasquier vorzüglich die Ungerechtigkeit, einen vornehmen Mann mit seiner ganzen Familie einer schimpflichen und grausamen Gefangenschaft zu übergeben wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte, dessen kein Zeuge ihn beschuldigte, und wobei nicht einmal ein Ankläger vorhanden war, indem Bobie nicht in dieser Gestalt auftrat. Aus dem leztern Umstand zog Pasquier den Schluß: daß

daß er also nicht einmal nöthig habe, seinen Clienten zu vertheidigen, weil sie von niemand angeklagt seien; und daß es mithin nach dem strengsten Recht hinreichend sei, ihre Unschuld zu versichern und Gott zum Zeugen derselben anzurufen. Nachdem er hierauf die Geschichtserzählung noch einmal vorgetragen hatte, kam er wieder auf den eben angeführten Umstand zurük, und sagte: da Bobie bei der gegenwärtigen Verhandlung nicht als Kläger aufgetreten sei, so seien Brissons Versuche, den Herrn von Arconville dieses Mordes zu überführen, alle fruchtlos und hätten gar nicht gehört werden sollen, indem der Richter in solchen Fällen eigentlich niemand hören dürfe, als nur diejenigen, die dabei interessirt sei, und die an einem solchen Prozeß wirklich Antheil nehmen; Bobie hätte seine Stimme vor dem Parlemente gar nicht erheben sollen, weil er nichts suche, und nichts suchen wolle; die ganze für ihn gehaltene Rede sei also eine leere Deklamation und ein bloßes Hirngespinst, wogegen er so lange nichts zu antworten habe, bis derjenige, in dessen Namen so viel Worte verschwendet worden seien, sich bestimmt als den Gegner bei diesem Prozeß erklärt habe.

— Hierauf forderte er den Bobie namentlich auf, bestimmt zu sagen: ob er der Ankläger und Gegner des Hrn. von Arconville sein wolle, oder nicht? Da Bobie auf diese Aufforderung gar nichts antwortete, so ersuchte Pasquier das Parlement selbst, daß man dem Hrn. Bobie befehlen möchte, eine bestimmte Antwort auf seine Aufforderung zu geben, indem ihm daran liege, nicht wider einen Schatten zu fechten. Der Präsident berathschlagte hierüber mit den Räthen, und ertheilte darauf dem Herrn Bobie den Befehl, bestimmt zu antworten. Herr Bobie, der nun keine andere Wahl vor sich sah, erklärte sich also für den wirklichen Ankläger; man brachte die Erklärung sogleich zum Protokoll, und Pasquier fieng nun an, die Gründe seines Gegners zu widerlegen.

Brisson hatte seine Anklage wider den Herrn von Arconville auf folgende Vermuthungen gegründet: 1) Carl und Ferri du Moulin führten länger als dreißig Jahre einen Prozeß miteinander, wegen des Rittergutes Mignaud, und lebten während dieser Zeit in offenbarer Feindschaft. Dieser Streit wurde zwischen Bobie und Arconville erneuert, da der leztere, bloß wegen des auf jenem Rittergute haftenden

den Leibgedinges, für seine Frau die Wiedereinsetzung in vorigen Stand in Rücksicht auf die Erbschaft ihres Vaters gesucht hatte. 2) Hr. von Arconville hatte einen wesentlichen Nuzen von diesem Morde, indem seine Frau die Erbin der Ermordeten ist. Und dieser Umstand verdient um so mehr in Erwägung gezogen zu werden, indem alle Umstände andeuten, daß der Mörder kein Dieb sondern eine Person gewesen sei, die von dieser Mordthat sich einen andern Vortheil versprechen konnte. Man fand keine Spuren von einem Diebstahl; alles Silbergeschirr, daß doch gewiß ein vorzüglicher Gegenstand der Raubgier eines Diebes würde gewesen sein, war unangetastet vorhanden. Zwar hat man das Publikum dadurch auf eine falsche Spur zu leiten gesucht, daß man einige Ringe und andern Schmuk wegnahm und versiekte, um dadurch die Meinung zu erregen, daß der Mörder seine Greuelthat bloß um der Beute willen vollbracht habe. Allein eben diese Vorsicht entdekt den Verbrecher; er hoffte durch dies schrekliche Blutbad, das er in dem Hause anrichtete, Erbe und Besizer desselben zu werden, und würde dann wol gewußt haben, die versiekten Kostbarkeiten wieder zu finden. 3) Die Ant-

wor-

worten der beiden Eheleute, die doch jedes besonders waren verhört worden, sind so vollkommen übereinstimmend, daß sie schlechterdings verabredet sein müssen; eine solche vorsichtige Vorbereitung aber ist ein Kennzeichen eines Verbrechens; die Unschuld bedarf keiner Verabredung. 4) Das ganze Volk war darüber einig, daß Hr. von Arcenville und seine Frau die Verbrecher seien, und des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Zwar glaubt das Publikum, daß Hr. von Arcenville seine Hände nicht selbst mit dem Blute seiner Anverwandten befleckt habe, aber es hält für ausgemacht, daß er den Gaskonier den Mordstahl in die Hand gegeben habe.

Pasquier antwortete nun hierauf: „Fürs erste sind alle diese Gründe nichts weiter als bloße Vermuthungen, und Vermuthungen müssen überhaupt, besonders aber in peinlichen Fällen, nur als zweideutige Zeichen betrachtet werden, die stets von Zweifel und Dunkelheit begleitet sind. Gesezt aber auch, die Richter hätten bei einer Sache von solcher Wichtigkeit auf bloße Vermuthungen Rüksicht nehmen müssen: so durften diese doch nicht von Bobie vorgebracht sein — von diesem Manne, der die deutlichsten Verdachtsgründe wider seinen Bedienten,

dienten, welche ihm das allgemeine Gerücht vorhielt, vernachlässigte und die Verfolgung dieses Bösewichts, den er so leicht hätte in seine Gewalt bekommen können, recht absichtlich zu versäumen schien. Hätte er, anstatt mit der Anklage eines Unschuldigen sich aufzuhalten, jenen Verbrecher in die Hände der Gerechtigkeit geliefert, so würde er nicht nöthig gehabt haben, zu Vermuthungen seine Zuflucht zu nehmen, um den Tod seiner Frau und seiner Kinder zu rächen. — Uebrigens wenn hier Vermuthungen gelten sollen, so ist hier eine zu Gunsten des Herrn von Arconville, welche alle die, die man ihm entgegensetzt, auf einmal niederschlägt. Die Lasterhaftigkeit hat Grade, und man erreicht den höchsten Gipfel derselben nicht durch einen Sprung; nur wiederholte Versuche können einen Menschen so verhärten, daß er alle Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen tritt. Nie hat aber der kleinste Verdacht den Ruf des Herrn von Arconville befleckt, nie hat man ihm auch nur die geringste Ausschweifung vorwerfen können: es ist also ganz widernatürlich, von ihm zu glauben, er habe den ersten Schritt auf der Bahn des Lasters mit einem vierfachen Morde gemacht. — Allein es ist über-

überflüssig sich mit Vermuthungen aufzuhalten, da die Wahrheit selbst mit deutlichen und bestimmten Worten in den Akten enthalten ist. Hr. von Arconville hat erwiesen, daß er zu eben der Zeit auf der Reise war, als der Mord geschah; er kann also ein Verbrechen nicht begangen haben, das in Paris zu einer Stunde vollbracht wurde, in welcher er mehrere Meilen von dieser Stadt entfernt war. — Wollte man aber annehmen, daß er den Mord nur veranstaltet und Dobie's Bedienten die Ausführung desselben aufgetragen habe: so müßte man ein Einverständniß mit diesem Böswicht erweisen, so müßte man zeigen, daß sie besondere Zusammenkünfte gehalten oder auf andere Arten in Verbindung gestanden hätten. Allein Dobie hat auch nicht die leichteste Anzeige davon angegeben, er hat diesen wichtigen Umstand gar nicht berühret; das ganze Vorgeben ist also falsch."

„Schon diese Betrachtungen allein würden hinreichen, den Herrn von Arconville als ganz schuldlos den Augen seiner Richter darzustellen. Allein bei einem so abscheulichen Verbrechen muß auch nicht der kleinste Verdacht übrig bleiben, der noch einen Schatten auf den

den Namen eines Edelmanns werfen könnte, dem seine Ehre theurer ist, als selbst sein Leben. Es ist also nöthig, jene Vermuthungen, die man ihm entgegensezt, einzeln zu widerlegen. — Fürs erste war der Prozeß, den die beiden Brüder du Moulin mit einander geführt hatten, lange vor Bobie's Verheirathung beigelegt und das vollkommenste Einverständniß zwischen ihnen wieder hergestellt. Wäre aber auch dieser Zwist wirklich so heftig gewesen, als er vorgestellt wird, hätte er auch wirklich bis an ihren Tod fortgedauert, so würde doch Herr von Arconville, den er im Grunde nicht einmal etwas angieng, sich nicht so dadurch haben hinreißen lassen, seine ganze Denkart bis zu dem hohen Grad zu ändern, daß er eines so entsezlichen Verbrechens fähig geworden wäre. Es ist wahr, er hatte für seine Frau die Wiedereinsezung in vorigen Stand in Rüksicht der Erbschaft ihres Vaters gesucht welche sie, in ihrer Minderjährigkeit durch ungeschikte Rathgeber bestimmt, zu ihrem großen Nachtheil angetreten hatte. Allein auch dieser Umstand hat das gute Einverständniß der beiden Familien nicht aufgehoben. War nicht Herr von Arconville selbst der erste, der mit Herrn Bobie darüber

sprach?

sprach? Waren nicht beide einig geworden, die Sache freundschaftlich beizulegen, und dem Ausspruch gemeinschaftlicher Freunde und einsichtsvoller Männer zu unterwerfen? Es sind also schlechterdings keine Vermuthungen aus den vorgeblichen Mißhelligkeiten der beiden Brüder und Schwäger zu ziehen. — Fürs zweite aber ist in der That der Gewinn, den Hr. von Arconville bei dieser Mordthat zu hoffen hätte, viel zu unbedeutend, als daß man daher nur die kleinste Vermuthung nehmen sollte, daß ein Edelmann, dessen Leben stets ohne Tadel gewesen ist, der auf dem Pfade der Ehre nie einen Fehltritt gethan hat, der mit seinen Glücksumständen sehr zufrieden sein kann, und der nie einer Eigennützigkeit beschuldigt worden ist, eines solchen Gewinns wegen sich mit einem Verbrechen besudelt haben sollte, vor dem die Natur zurück bebt. Der Nachlaß der Ermordeten besteht in beweglichem und unbeweglichem Vermögen. Von dem erstern gehört die eine Hälfte dem Ehemann, wegen der Gemeinschaft der Güter, die zwischen ihm und seiner Gattin vorwaltete. Die andere Hälfte, welche auf die mütterlichen Seitenverwandten fällt, geht in fünf Theile, ohne die Frau von Arcon-

ville

Geräthschaften belästigen, die so schwer fortzubringen sind, und deren sie sich doch immer nur mit Gefahr, dadurch verrathen zu werden, entledigen können; zumal wenn sie sich durch eine beträchtliche Summe baaren Geldes dafür zu entschädigen wissen. Verrieth nicht übrigens der Mantel des Gasconiers, den man im Abtritt fand, deutlich genug den Verbrecher, der blos, um seine Flucht zu erleichtern, sich von einem so unbequemen Kleidungsstück befreit hatte? — Drittens, die genaue Uebereinstimmung in den Antworten der beiden Eheleute war so wenig ein Beweis von dem ihnen aufgebürdeten Verbrechen, daß sie vielmehr als das deutlichste Zeugniß ihrer Unschuld betrachtet werden muß. Es ist zwar, allgemein genommen, wahr, daß zwei Personen, bei einer Thatsache, die schon vor geraumer Zeit geschehen ist, wenn sie auch in den Hauptumständen sich nicht widersprechen, doch nicht leicht in allen den kleinsten Nebenumständen übereinstimmen werden; Allein wenn der Vorfall, worüber man sie befragt, sich nur erst vor kurzer Zeit zugetragen hat, so haben sie nicht nöthig, sich vorher mit einander zu bereden, um bei ihren Antworten einstimmig zu sein. Die Uebereinstim-

stimmung, welche man dem Herrn von Arconville und seiner Gattin zum Vorwurf macht, betrifft seine Reise und seine Abwesenheit an einem andern Orte, worauf er sich zu seiner Vertheidigung berufen hatte; zwischen dieser Reise und dem Verhöre waren aber kaum acht Tage verflossen, man darf sich also gar nicht wundern, daß beide Eheleute die kleinsten Umstände noch genau im Gedächtnisse hatten. Uebrigens trafen ja auch die Aussagen der Zeugen mit ihren Antworten überein, und man hätte den ganzen Adel des Kantons darüber vernehmen können. — Viertens endlich, ist die Volksstimme kein rechtlicher Beweis, und gibt nicht einmal einen Grund ab, auf Peinlichkeit zu erkennen. Ueberdies kann sie höchstens dann einige Aufmerksamkeit erregen, wenn die Meinung, worauf sie sich gründet, ohne äussere Veranlassung entstanden ist. Hier war aber diese Volksstimme weiter nichts, als eine Folge der schimpflichen Verhaftnehmung der ganzen Familie des Herrn von Arconville; einer Verhaftnehmung, die zugleich um so beleidigender und widerrechtlicher war, da man nicht einmal die leichteste Untersuchung vorher angestellt und keinen einzigen Zeugen abgehört

hatte. Und doch sind diese Formalitäten gewiß nothwendig, wenn man einen Bürger seiner Freiheit berauben will. Widerspricht es nicht der Vernunft und aller guten Ordnung auf eine bloße Denunciation, die durch nichts unterstützt ist als durch das Zeugniß des Denuncianten, der vielleicht nur aus Haß und Rachsucht handelt, einen Mann sogleich in den Kerker schleppen zu lassen, der sonst als ein angesehener Bürger geachtet wird und allgemein im Rufe einer unverletzten Rechtschaffenheit steht?"

Auf diese Gründe, die wir hier nur ihrem Hauptinhalt nach vorgestellt haben, erfolgte ein Arrest, welches den Herrn von Arconville von der Anklage völlig freisprach und Hrn. Bobie verurtheilte, alle Kosten des Prozesses, und eine Summe von dreitausend Liver zur Schadloßhaltung zu bezalen.

Durch eben dieses Arrest wurde zugleich eine sehr wichtige und interessante Rechtsfrage entschieden, von welcher wir absichtlich nicht früher sprechen wollten, um nicht den Leser, durch

durch eine Zerſtreuung der Aufmerkſamkeit auf zwei Gegenſtände, zu ermüden.

Die Frage war nämlich: zu wiſſen, ob die Mutter ihre Kinder überlebt habe, oder ob dieſe vor ihr ermordet worden ſeien. Im erſtern Falle wären die Kinder in der kurzen Zeit, da ſie ihre Mutter überlebten, ihre Erben geworden, und hätten an den gemeinſchaftlichen Gütern, die bekanntlich in dem beweglichen Vermögen und in dem während der Ehe Erworbenen beſtehen, einen Theil erhalten. In dieſem Falle wären dem Vater die gemeinſchaftlichen Güter ganz zugefallen; denn die eine Hälfte gehörte ihm ſchon an ſich, wegen der Gemeinſchaft der Güter, die er mit ſeiner Gattin errichtet hatte, die andere Hälfte würde er als Erbe ſeiner Kinder erhalten haben. Im andern Falle aber, wenn die Mutter ihre Kinder überlebt hätte, konnten dieſe ihre Mutter nicht beerben, und der Antheil der letzteren an den gemeinſchaftlichen Gütern fiel alſo ſamt ihrem ganzen Nachlaſſe auf ihre Seitenverwandten; in dieſem Falle erhielt Hr. Bobie nichts weiter, als die Hälfte, die ihm durch die Gemeinſchaft zufiel.

Man konnte über diese Frage nichts gewisses ausmachen; alle vier Personen waren in einer Nacht ermordet worden, und es konnten keine Zeugen aufgestellt werden. — Das Parlement sprach Herrn Dobie das ganze bewegliche Vermögen seiner Gattin zu, und nahm also an, daß diese vor ihren Kindern ermordet worden sei. — —

Diese Rechtsfrage ist auch sonst schon öfters vorgekommen, und nicht immer auf gleiche Art entschieden worden. Sie verdient, daß wir sie hier noch etwas näher beleuchten.

Die Regel, welche die römischen Gesetze bei Fällen dieser Art zum Grunde legten, scheint nicht sehr geschikt, die Wahrheit zu finden. Wenn ein Kind mit seinem Vater zugleich, entweder durch einen Schiffbruch oder durch einen andern Zufall, ums Leben kam, so untersuchte man, ob es zu mannbaren Jahren gelangt sei, oder nicht. Im erstern Falle vermuthete man, das Kind, dessen Körper seine ganze natürliche Stärke und Vollkommenheit erlangt hatte und das im Frühling seines Lebens stand, werde dem Tod länger wider-

widerſtanden haben, als der Vater, der doch viele Jahre älter ſein mußte *).

Ein Urtheil über die nämliche Frage, das im Jahr 1655 abgefaßt wurde, richtete ſich aber nicht nach dieſem Unterſchiede. Eine gewiſſe Catharine Guyot von Tonnere ertrank unter einer Brücke zugleich mit ihrer Mutter. Die Schweſter der Mutter behauptete, die Tochter ſei zuerſt geſtorben, die Mutter ſei folglich die Erbin ihres beweglichen und erworbenen Vermögens, und ſie, als die Schweſter derſelben, müſſe alſo den ganzen Nachlaß erhalten. Dieſe mütterliche Tante hatte aber Neffen, die der Catharine Guyot leibliche Geſchwiſterkinder waren. Dieſe behaupteten, die Mutter ſei zuerſt ertrunken, der Nachlaß derſelben ſei alſo auf die Tochter gefallen, und die Tante müſſe daher mit ihnen theilen. — Der Generaladvokat Talon, der bei dieſem Prozeſſe den Vortrag hatte, führte folgende Gründe an.

„Die Rechtsgelehrten waren ſchon öfters verlegen, bei einer ſo ungewiſſen Frage eine

*) Dergleichen Entſcheidungen finden ſich in den Digeſten, L. 9. §. 1. et 4. de rebus dubiis.

gewiſſe Regel feſtzuſezen, und konnten ſich nie über allgemeine Grundſäze vereinigen. Einige ſchlugen vor, den gewöhnlichen Lauf der Natur, nach welchem Väter und Mütter früher, als ihre Kinder, ſterben, zur Richtſchnur anzunehmen. Andere ſchränkten dieſe Regel nur auf Kinder von mannbarem Alter aus dem Grunde ein, weil man vermuthen müſſe, daß Kinder von früherem Alter weniger Kräfte beſäßen, den Wellen des Meeres oder einem andern unglücklichen Zufalle zu widerſtehen, als ein Vater oder eine Mutter. Noch andere waren der Meinung, man müſſe hier den Geſezen der Billigkeit folgen. Wenn nämlich ein Vater oder eine Mutter den Nachlaß ihrer Kinder verlange, ſo ſei es billig, ſie den Seitenverwandten vorzuziehen, indem ſie durch den unglücklichen Verluſt eines Gatten und ihrer Kinder ſchon zu beklagenswürdig ſeien, als daß man ihnen noch die Kränkung anthun ſollte, ihr Vermögen gierigen Seitenverwandten, die keinen Verluſt zu beklagen haben, zugetheilt ſehen zu müſſen. Die Geſeze, ſagen ſie, ſprechen in zweifelhaften Fällen für den Theil, der nach den Regeln der Billigkeit die meiſte Gunſt verdient *).

Es

*) L. 10, §. 1. ff. de rebus dubiis.

— Es scheint allerdings am besten, dieser lezteren Meinung in solchen Fällen zu folgen. Der Lauf der Natur in Rüksicht der Dauer unseres Lebens ist in der That viel zu ungewiß, um eine solche Regel darauf zu gründen. Täglich sehen wir Kinder von anscheinender vollkommen gesunder Leibesbeschaffenheit, in einem Alter, wo der Körper in seiner ganzen Blüthe stehet, vor ihren Eltern durch den Tod hinweggerissen; wie viel mehr muß dies nicht bei gewaltsamen äussern Zufällen geschehen können? Kann nicht beim Einsturz eines Hauses ein Stein oder ein Balken dem Vater sogleich den Kopf zerschmettern, während das Kind langsam unter dem Schutt erstickt? Kann nicht bei einem Schiffbruch der Jüngling in voller blühender Kraft eben durch die Anstrengung, mit welcher er der Wuth der Wellen entgegenarbeitet, nur desto früher ein Raub derselben werden, während seine Eltern bei einem gemäßigteren Widerstande eine längere Zeit von den Wellen getrieben werden? So gibt es, mit einem Worte, tausend Umstände, durch welche eine darauf gegründete Regel ungewiß und schwankend gemacht wird. Die Ausflucht, welche andere ergreifen, indem sie das mannbare Alter des

Kin-

Kindes als den Entscheidungsgrund festsezen, ist eben so unbefriedigend, denn die Zeit der Mannbarkeit ist bei dem männlichen Geschlechte auf vierzehn, bei dem weiblichen auf zwölf Jahre gesezt, und es widerspricht offenbar den Gesezen der Natur, daß ein Mädchen von zwölf Jahren mehrere Kräfte haben sollte als ihre Mutter, die zum Beispiel ihr dreißigstes Jahr erreicht hat. Wenn man aber auch den Zeitpunkt der Mannbarkeit, der bloß in Rükksicht auf Ehen, Entlassung aus väterlicher Gewalt und Vormundschaften auf das zwölfte und vierzehnte Jahr bestimmt ist, in Entscheidung solcher Fragen auf achtzehn Jahre festsezen wollte; so würden doch auch in diesem Fall die oben angeführten Gründe gelten müssen. Indeß ist es doch am besten die Ordnung der Natur und den Unterschied der Mannbarkeit, wenn man ihn nämlich auf achtzehn Jahre sezt, wenigstens in solchen Erbfällen zur Richtschnur anzunehmen, in welchen die Regeln der Billigkeit keinen Entscheidungsgrund geben, und es läßt sich vielleicht folgendes als Regel annehmen: Wenn ein Vater oder eine Mutter oder ein andrer Verwandter in aufsteigender Linie in einem solchen Falle Anspruch auf eine Erb-

Erbſchaft macht, ſo tritt ihnen die Billigkeit zur Seite und man muß den Nachlaß des Verunglükten, wenn ſie ſich nicht durch beſondre Umſtände des Erbrechts unwürdig gemacht haben, ihnen vor allen andern Erben zuſprechen; wenn aber der Erbſtreit nur zwiſchen Seitenverwandten geführt wird, ſo verdient keiner von ihnen vor dem andern eine rechtliche Gunſt, und man ſezt alſo in dieſem Falle den ordentlichen Lauf des menſchlichen Lebens als Richtſchnur zur Entſcheidung. — Um die Erbſchaft der Catharine Guyot ſtreiten Tante und Geſchwiſterkinder; und es könnte vielleicht ſcheinen, als ob man zu Gunſten der Tante, als einer näheren Verwandten, hätte ſprechen ſollen. Allein ſollte wohl dieſe nähere Verwandſchaft von ſo großem Gewichte ſein, daß die Geſchwiſterkinder ausgeſchloſſen werden müßten? Beide Theile ſind doch nur Seitenverwandte, keiner bedarf alſo mehr Troſt, als der andere; folglich muß hier die Ordnung der Natur entſcheiden, man muß annehmen, daß Catharine Guyot, die zur Zeit ihres Unglüks zwei und zwanzig Jahr alt war, ihre Mutter überlebt habe.“

Dieſe

Diese Gründe, welche Herr Talon vorgetragen hatte, bestimmten das Parlement zu dem Urtheil, daß der Nachlaß der Tochter so vertheilt werden solle, als ob sie nach ihrer Mutter gestorben wäre.

Indeß muß man bei Fällen dieser Art wohl unterscheiden, ob der Streit eine Erbfolge oder nur ein Legat betreffe. Ist ein Legatar mit dem Testator zugleich durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen, so darf man in diesem Fall seine Zuflucht nicht zu Vermuthungen, wer zuerst umgekommen sein könnte, nehmen. Die Gesetze nehmen überhaupt dergleichen Vermuthungen nur im Fall der äussersten Nothwendigkeit an, wenn gar kein anderer Weg, eine Sache zu entscheiden, übrig ist; und sie vermuthen immer nur für denjenigen Theil, der die meiste Gunst verdient, ohne sich weiter in Nebenuntersuchungen einzulassen. Der Fall ist aber ganz verschieden, wenn er ein Legat oder wenn er eine Erbschaft betrift. Vater und Sohn kommen miteinander zugleich ums Leben; Blutsverwandtschaft und Gesetze haben einen dem andern zum nothwendigen Erben bestimmt: es ist also schlechterdings erforder-

forderlich, hier ſeine Zuflucht zu Vermuthungen zu nehmen, weil man auf keine andre Art ausmachen kann, wer zuerſt geſtorben ſei und wem alſo der Nachlaß zufalle, der doch nicht erledigt bleiben kann. Da man die wahre Beſchaffenheit der Umſtände in dieſem Fall unmöglich entdecken kann, ſo muß man ſich nur allein an die Verordnung des Rechts halten, nach welcher der Sohn als Erbe ſeines Vaters betrachtet wird, wenn er volljährig iſt. — Alle Vermuthungen, die man bei Fällen dieſer Art zu Hülfe nimmt, entſpringen aus dieſer Verordnung; und man erkennt daraus, daß alle römiſchen Geſetze, die jene Frage entſcheiden: wer von zwei zugleich durch einen Unfall getödteten Perſonen für die zulezt umgekommen zu halten ſei? nur immer Eltern und Kinder vor Augen gehabt, nie aber des Falls mit fremden Erben gedacht haben.

Es verhält ſich aber ganz anders mit Legaten. Ein Menſch muß nothwendig Erben haben, aber es iſt nicht nöthig, daß er Legate mache. Wenn alſo der Teſtator und Legatar zugleich umkommen, ſo können die Erben des leztern keine Anſprüche auf das Legat machen, weil

weil es unmöglich ist zu entscheiden, ob der Legatar wirklich den Testator überlebt habe. Vermuthungen aber nur in nothwendigen Fällen einen Grund zur Entscheidung geben. In dem Augenblick, da ein Mensch stirbt, übergeben die Gesetze seinen Nachlaß seinen natürlichen Erben, ohne daß die Erbschaft nur eine Minute erledigt bleibt. Das französische Landrecht sagt darüber sehr bestimmt: der Todte gibt dem Lebendigen die Hand. Der Erbe braucht deshalb auch nicht um die Erbschaft nachzusuchen, er hat sie vielmehr schon in seiner Hand, so bald ihr Erblasser die Augen schließt. Der Legatar hingegen erhält durch das Testament bloß das Recht, dasjenige zu fordern, was ihm legirt worden ist, und er muß diese Forderung an den Erben machen, der den ganzen Nachlaß schon in Händen hat, und nicht verbunden ist, etwas davon heraus zu geben, wenn nicht gegründete Ansprüche erwiesen werden. Die Erben des Legatars müßten also, in dem angenommenen Fall, nicht nur die Gültigkeit des Testaments sondern auch den Umstand erweisen, daß der Testator wirklich vor dem Legatar gestorben sei; und diese Verbindlichkeit entspringt aus der allgemeinen Regel, daß jeder,

der, der eine Forderung macht, ſie mit Beweiſen unterſtüzen muß, und wenn er keine hinreichenden Gründe dafür anführen kann, damit abgewieſen werden muß. Die Erben des Teſtators hingegen haben nicht nöthig, die Erbſchaft durch rechtliche Mittel zu fordern, oder einen Beweis ihrer Anſprüche zu führen, die Geſeze ſelbſt überliefern ihnen den Nachlaß des Verſtorbenen. — Der Streit iſt alſo hier zwiſchen Verordnung der Geſeze und der Verordnung eines Menſchen. Die Verordnungen der Geſeze ſprechen dem Erben den Nachlaß des Verſtorbenen ganz beſtimmt zu, und wenn alſo bei einem dergleichen Unglüksfall ein Streit zwiſchen Erben entſteht, bei welchem man wegen Ungewißheit des Vorgangs nicht entſcheiden kann, wem das meiſte Recht zukomme, ſo iſt es allerdings nöthig, daß die Geſeze den Ausſpruch nach Vermuthungen thun, und das Recht an die Vortheile, die ſie entweder dem einen oder dem andern Theil zuſprechen müſſen, darnach beſtimmen. Wenn aber die Frage bloß ein Legat, folglich die Verordnung eines Menſchen, betrift: denn iſt es nicht nöthig zu Vermuthungen ſeine Zuflucht zu nehmen; denn wenn auch dieſe Verordnung des Teſtators

nicht befolgt werden kann, so kann man sich dafür an die Verordnung der Gesetze halten, welche den Erben schon bestimmt haben, und es bleibt also in diesem Fall ganz bei der natürlichen und gesetzmäßigen Erbfolge. — —

Wir schliessen die Betrachtungen über diese wichtige Materie mit der Erzälung eines besondern Falles dieser Art, welchen Ricard in seinen Werken anführt.

Bei dem berühmten Treffen bei Dünen, das am 4 Junius 1658 zwischen den Franzosen, unter der Anführung des Marschalls von Türenne, und den Spaniern, unter dem Kommando des Prinzen von Conde' und des Johann von Oesterreich, gehalten wurde, befand sich ein Edelmann aus Auvergne, der in der französischen Armee ein Regiment von der Reiterei kommandirte, sein Sohn aber war als Obrister bei der Armee des Prinzen von Conde' in Spanischen Diensten. — Vater und Sohn

Sohn blieben beide in dem Treffen, und eine Tochter dieses Edelmanns legte an dem nämlichen Tage ihr Gelübde als Nonne ab. — Nun ist bekannt, daß eine solche Person in dem Augenblick, da sie ihr Gelübde ausgesprochen und den Schleier angenommen hat, für bürgerlich todt betrachtet wird, und daß ihr Vermögen auf ihre zu der Zeit lebenden Erben fällt, wie wenn sie gestorben wäre. — Es entstand also die Frage: welche von diesen drei Personen für die zulezt gestorbene gehalten werden müsse? — Die Advokaten, welche ein Gutachten in dieser Sache zu geben hatten, waren sämtlich der Meinung: daß man die Tochter als zuerst gestorben annehmen müsse; indem erstlich, die Zeit in der sie ihr Gelübde abgelegt hatte, eine bestimmte Stunde gegen Mittag sei, die Schlacht hingegen erst um diese Zeit ihren Anfang genommen habe, zweitens aber der Tod der Tochter freiwillig und in einem Augenblick vollbracht gewesen sei, der Vater und der Bruder hingegen einen gewaltsa-

men und vielleicht sehr langsamen Tod erlitten haben. — In Ansehung des Vaters und des Sohns aber waren die Meinungen getheilt. Der eine Advokat behauptet, man müsse annehmen, daß der leztere zuerst geblieben sei, weil er sich bei der geschlagenen Armee befunden habe, welche auf jeden Fall mehr Todte, als die siegende, gehabt haben müsse. Die zwei andern Advokaten aber waren der Meinung, dieser Umstand könne hier in keine Betrachtung kommen. Der Sieg, sagten sie, wird durch das Gefecht beider Heere erlangt, und in diesem Gefecht fallen Leute zu gleicher Zeit auf beiden Seiten: daß die überwundene Armee gemeiniglich mehr Todte zählt als die siegende, ist zwar nicht zu leugnen; allein dies hat keinen Einfluß auf die Bestimmung der Todesstunde einzelner Krieger auf beiden Seiten; es kommt sogar oft der Fall vor, daß viele von denen, die bei der geschlagenen Armee unter den Todten waren, ihr Leben erst nach der Schlacht auf der Flucht verloren, zu

einer

einer Zeit alſo, wo die Sieger keine Lebensgefahr mehr zu fürchten hatten.

Dieſe Gründe, ſagt Ricard, beſtimmten uns, den Schluß zu faſſen: daß man hier, wo kein Umſtand beſtimmt andeute, welcher von beiden zuerſt geſtorben ſei, bei der Regel bleiben, und den Sohn, der die Mannbarkeit längſt erreicht hatte, als den überlebenden Theil anſehen müſſe.

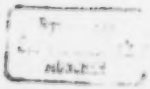

Merkwürdige Rechtsfälle

als ein Beitrag

zur

Geschichte der Menschheit.

Nach

dem Französischen Werk des Pitaval

durch mehrere Verfasser ausgearbeitet

und

mit einer Vorrede begleitet

herausgegeben

von

Schiller.

Dritter Theil.

Jena,

bei Christ. Heinr. Cuno's Erben.

1793.

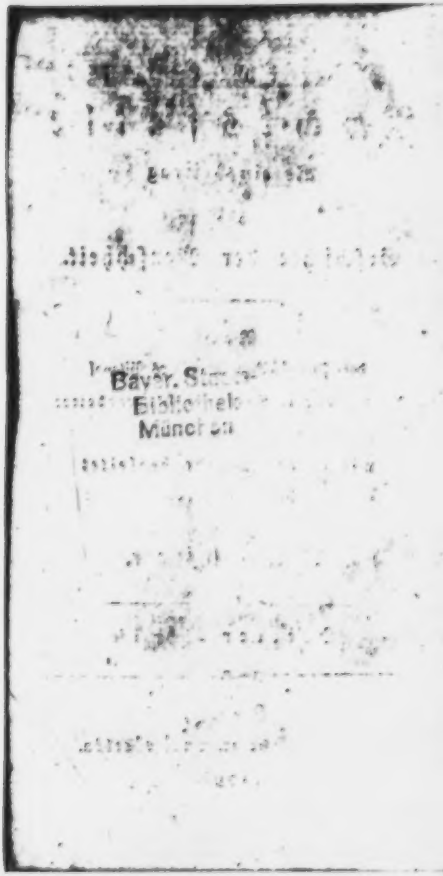
Bayer. Staa
Bibliothek
München

Inhalt
des dritten Bandes.

I. Geſchichte des Prozeſſes der Marquiſe von Brinvillier. . . S. 3.

II. Geſchichte des Herrn von la Pivardiere. S. 103.

III. Das traurige Schickſal des Jakob le Brun. . . S. 236.

IV. Beiſpiele von Unzuverläßigkeit der Ausſagen, welche durch die Tortur erhalten werden. . . S. 317.

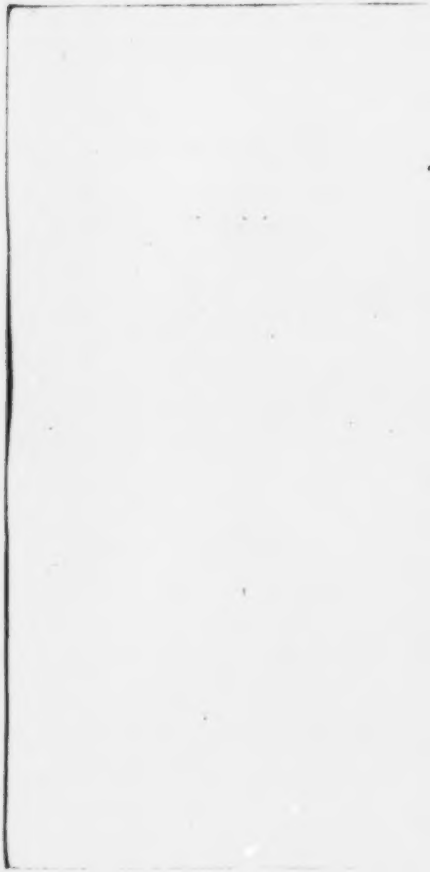

Geſchichte des Prozeſſes der Marquiſe von Brinvillier.

Marie Margarethe von Aubray war die Tochter des Herrn Drogo von Aubray, Civillieutenants beim Chatelet zu Paris. Sie vermählte ſich im Jahr 1651 mit dem Marquis von Brinvillier, dem Sohn des Herrn Gobelin, eines reichen Präſidenten bei der Rechnungskammer. Beide waren in Rückſicht auf Stand und Vermögen ſich gleich. Der Marquis hatte ein jährliches Einkommen von 30000 Liver; ſeine Gemahlin erhielt eine Mitgabe von 200000 Liver, und hatte die Hoffnung auf ein beträchtliches Erbe, das ſie nach

ihres Vaters Tod mit einer Schwester und zwei Brüdern zu theilen hatte.

Reichthum war aber nicht der einzige Vorzug der Marquise. Sie war von der Natur nicht weniger als von dem Glück begünstiget. Bei einem Wuchs von mittelmäßiger Länge, hatte sie ein rundes freundliches Gesicht, in welchem sich Anmuth mit Regelmäßigkeit der Züge und mit dem Ausdruck einer ganz reinen leidenschaftfreien Seele vereinigte, um ihm den höchsten Reiz zu geben. Diese in allen ihren Zügen herrschende Ruhe, der ächte Widerschein eines unbefangnen arglosen Gemüthes, gewann ihr das Zutrauen aller, mit welchen sie umgieng, während ihre Schönheit die Herzen aller fesselte.

Ihr Verführer ward ein gewisser Herr Godin, der sich von Saintes-Croix nannte, und Hauptmann bei dem Kavallerieregiment Trossi war. Der Marquis von Brinvillier, der als Oberst bei dem Regiment von Normandie stand, machte seine Bekanntschaft im Felde.

Dieser Sainte-Croix war einer von den Glücksrittern, die, weil sie selbst nichts haben, alles fremde Gut als ihr Eigenthum behandeln. Man sprach sehr verdächtig von seiner Herkunft.

Man

Man wußte, daß er zu Montauban geboren sei; allein man zweifelte, ob er aus einer guten Familie abstamme, oder ein unächtes Kind aus einem vornehmen Hause sei. Das Glück hatte ihn nicht sehr begünstigt, aber die Natur war freigebiger gegen ihn gewesen. Er hatte ein einnehmendes geistvolles Gesicht, das ihm leicht Vertrauen und Zuneigung verschaffte, und besaß diejenige glückliche Geschmeidigkeit des Geistes, die jede Gestalt mit gleicher Leichtigkeit annimmt, und mit eben der Fertigkeit die Rolle des Andächtigen spielt, mit der sie ein Bubenstück ausführt. Er war empfindlich gegen Beleidigungen, reizbar gegen das andere Geschlecht bis zur Leidenschaft, und eifersüchtig in der Liebe bis zur Raserei — selbst bei Personen, welche ihr öffentliches Gewerb zu Freiheiten berechtige, die ihm nicht unbekannt sein konnten. Bei einem unbegränzten Hang zur Verschwendung von allen Hülfsmitteln entblößt, war er jeder Schandthat fähig, wodurch er etwas zu gewinnen hoffte. Einige Jahre vor seinem Tode fing er an, den Frömmling zu spielen, und er soll sogar Andachtsbücher in dieser Periode geschrieben haben. Er sprach von Gott wie ein Prophet, während er ihm wie ein

Baalspfaffe diente, und gab sich unter dieser Maske, die er nur im Kreise seiner vertrautesten Freunde abnahm, das Ansehen eines ganz frommen Menschen, während er Urheber und Mitverschworner der ungeheuersten Verbrechen war.

Der Aufmerksamkeit eines solchen Menschen konnte der Marquis von Brinvillier nicht entgehen, der bei einem auszeichnenden Hang zum Vergnügen einen starken Aufwand machte. Reize genug für Sainte-Croix, um seine Angel nach ihm auszuwerfen! Es konnte ihm auch nicht fehlen, sich bald genug in seine Gunst einzuschmeicheln. Sobald der Feldzug geendigt war, führte ihn der Marquis selbst in seinem Hause ein. Der Freund des Mannes wurde bald der Liebhaber der Frau, und seine Grundsätze fanden Eingang mit der Neigung, die er einzuflößen wußte. Der Marquis, selbst zu sehr zerstreut, um auf die Schritte seiner Gemahlin acht zu geben, war ganz unbesorgt, wegen ihrer Aufführung; und die beiden Liebenden hatten freie Hand, zu thun was sie wollten.

Der Marquis brachte endlich sein Hauswesen in solche Zerrüttung, daß es seiner Gemahlin verstattet wurde, ihr Vermögen zurückzunehmen

nehmen und für sich zu verwalten. Durch diesen lezten Schritt glaubte sie sich berechtiget, alle weitere Rücksichten aus den Augen zu sezen, und sich ihrer Neigung ohne Zwang zu überlassen.

Man sprach bald ganz laut über ihren Umgang mit Sainte-Croix. Der Marquis hörte es mit der größten Gleichgültigkeit. Allein Herr von Aubray, für die Ehre seiner Tochter mehr als ihr Gemahl besorgt, wirkte einen Verhaftsbefehl wider ihren Liebhaber aus, und ließ ihn ganz unvermuthet, da er eben mit der Marquise im Wagen saß, gefangen nehmen. Er wurde auf ein ganzes Jahr in die Bastille gebracht.

Unglücklicherweise gab ihm diese Gefangenschaft selbst das schrecklichste Mittel zur Rache in die Hand. Er machte in der Bastille die Bekanntschaft eines gewissen Exili, eines gebornen Italiäners, der ihn noch mehr zur Rache anfeuerte, und ihn zugleich die Mittel lehrte, sie ungestraft zu vollführen. Die Franzosen, sagte er, gehen bei ihren Verbrechen viel zu ehrlich zu Werk, und wissen auch ihre Rache so wenig geschickt auszuführen, daß sie immer selbst das Opfer derselben werden. Sie führen den Streich auf ihren Feind mit so viel Geräusch, daß sie sich

selbst einen noch weit grausamern Tod zuziehen, als der ist, den sie ihrem Feind anthun, indem sie zugleich Vermögen und Ehre verlieren. Die Italiäner sind feiner in ihrer Rache. Sie haben es soweit in ihrer Kunst gebracht, daß sie Gifte bereiten können, welche sich dem Auge des geschicktesten Arztes verbergen. Ein schneller oder langsamer Tod, wie es ihre Zwecke fordern, ist in ihrer Gewalt. In beiden Fällen lassen ihre Mittel keine Spur zurück; oder wenn sich ja einige Kennzeichen finden, so sind sie so zweideutig, daß man sie auch der gewöhnlichsten Krankheit zuschreiben kann, und die Aerzte, in der gänzlichen Ungewißheit über die unbestimmten Anzeigen, die sie bei ihren anatomischen Untersuchungen finden, den Tod des Patienten nicht anders als aus einigen allgemeinen Ausflüchten, die sie immer bei der Hand haben, verborgnen Krankheitsstoffen, schlimmen Zufällen, ungesunder Luft und dergleichen, zu erklären wissen. Dies ist eigentlich die wahre Kunst, die es versteht, die Verbrechen der Menschen auf die Rechnung der Natur zu bringen.

Eine so erwünschte Gelegenheit, sich mit unsichtbaren Werkzeugen der Rache zu bewaffnen,

nen, wodurch er nicht blos seinen bittern Haß ohne Gefahr befriedigen, sondern zugleich auch ein unermeßliches Vermögen auf einmal in die Hände einer Frau bringen konnte, welche mit Vergnügen den Raub mit ihm theilen würde, ergriff Sainte-Croix mit der größten Begierde. Er hatte Zeit genug während seiner Gefangenschaft, die abscheuliche Kunst des Italiäners von Grund aus zu lernen. Dieser Unterricht füllte nun die leeren Stunden der beiden Gefangenen aus. Die Geschicklichkeit des Lehrers und der Eifer des Schülers, von Liebe und Rache und Raubgier gleich stark angefeuert, beflügelten die Fortschritte des leztern, und noch ehe er die Bastille verließ, war er Meister in dieser infernalischen Erfindung.

Das erste Opfer, das er sich wählte, war Herr von Aubray, der Vater der Marquise. Ausserdem daß dieser strenge Sittenrichter ihn mitten im Genuß seiner Freude zu einer Zeit gestört hatte, da der Ehemann selbst ein entweder ganz blinder oder doch ganz kalter Zuschauer dabei gewesen war — ausserdem stand er auch jezt seinem Umgang mit der Marquise überall im Wege, und hinderte ihn aufs neue, die süssen Früchte einer Leidenschaft zu genieſſen,

welche durch die Entfernung nicht gedämpft sondern nur noch mehr gereizt worden war. Zwei der ausschweifendsten Leidenschaften forderten ihn also zugleich auf, eines so beschwerlichen Aufsehers sich zu entledigen. Allein es war ihm nicht genug, seinen Feind zu morden; durch die Hand seiner eignen Tochter sollte er sterben. Und die Marquise war verabscheuungswürdig genug, ihres eignen Vaters Henker zu werden, bloß weil es ihr lästig war, sich in ihren Ausschweifungen durch seine strenge Aufsicht Zwang auflegen zu lassen.

Es ist unglaublich, bis zu welchem Grad von Lasterhaftigkeit eine einzige herrschend gewordene Leidenschaft einen Menschen führen kann. Aus wollüstigem Hang zu einem schändlichen Bösewicht unterdrückt die Tochter das stärkste Gefühl, das die Natur in uns gelegt hat, und beschließt ihres Vaters Mörderin zu werden. Allein noch nicht genug! Um ihren Streich nicht zu verfehlen, entschließt sie sich zu einer Vorbereitung, die noch abscheulicher ist als das Verbrechen selbst. Angesteckt von den verworfenen Grundsätzen ihres Liebhabers, und eingeweiht in den Geheimnissen seiner infernalischen Kunst, übte die Marquise sich lange vor-

her

her in den unerhörtesten Versuchen, um ihr Ziel desto sicherer zu erreichen. Ihre ersten Experimente machte sie an Thieren. Allein da ihre Hauptabsicht auf Menschen gerichtet war, so genügten ihr diese Versuche nicht. Sie fürchtete, die große Verschiedenheit des menschlichen Körperbaues könnte ihre Kunst zu Schanden machen. Sie nahm sich also vor, sie an den Menschen selbst zu studiren. Zu diesem Ende theilte sie vergifteten Zwieback unter die Armen aus, und brachte selbst diese tödtlichen Geschenke in das Hotel-Dieu, um mit eignem Auge die ersten Wirkungen derselben an den Kranken beobachten zu können. Indeß da ihr die Klugheit hier doch nicht erlaubte, von allen Wirkungen und Symptomen des Gifts selbst Zeuge zu sein, so beschloß sie endlich, an ihrer Kammerjungfer eine Probe zu machen. Sie gab ihr einen Teller mit vergifteten Johannisbeeren und Schinken. Das unglückliche Mädchen wurde todtkrank davon, aber sie starb doch nicht. Eine Beobachtung, wodurch Sainte-Croix belehrt wurde, daß sein Gift noch eines Zusatzes bedürfe, um seine Wirkung nicht zu verfehlen.

Sie wiederholte diese Experimente auch noch an andern, um die Wirkung ihres Gifts auf verschiedne

schiedne Körper methodisch zu studiren. Die Frau von Sevigné macht in ihren Briefen folgende Beschreibung von diesen Versuchen. „Die „Brinvillier," sagt sie, „setzte ihren Gästen bis„weilen vergiftete Taubenpasteten vor, nicht „gerade um sie ums Leben zu bringen, son„dern nur um Beobachtungen über ihre Gif„te anzustellen. Mehrere aber starben wirklich „davon. Auch der Ritter von Güet hatte einst „eine solche Mahlzeit bei ihr eingenommen. „Das Gift verzehrte ihn aber ganz langsam, „er starb erst zwei oder drei Jahre nachher. Da „die Unglückliche schon im Gefängniß saß, er„kundigte sie sich nach ihm, ob er gestorben sei; „und als man ihr sagte, daß er noch lebe, er„wiederte sie: "er hat in der That ein „zähes Leben." Herr von Rochefoucault „erzält dies als eine ganz wahre Begebenheit."

Durch eine Reihe solcher unerhörter Grausamkeiten im Laster schon verhärtet, und durch lange Uebung sicher, ihr Ziel nicht zu verfehlen, beschloß sie endlich, den Streich auf das bestimmte Opfer selbst zu führen. Es konnte ihr nicht schwer werden, eine geschickte Gelegenheit dazu zu finden. Als eine gelehrige Schülerin von Saint-Croix hatte sie auch in der Verstellungs-

lungskunst so schnelle Fortschritte gemacht, daß sie den Unwillen ihres Vaters, der wegen ihrer Aufführung sehr aufgebracht gewesen war, längst wieder besänftigt hatte. Seit ihr Liebhaber in die Bastille war gebracht worden, hatte sie ihr Betragen mit so viel Feinheit geändert, daß ihr Vater bald wieder ganz mit ihr ausgesöhnt wurde; und da sie auch in der Folge vorsichtig genug war, ihn von der Fortsetzung ihres Umgangs mit Sainte-Croix nichts ahnen zu lassen, so ließ sie jetzt seine ganze Zärtlichkeit und sein unumschränktes Vertrauen.

Als er eines Tages beschloß, zur Erholung von seinen beschwerlichen Amtsgeschäften, einige Tage auf seinem Landhause zu Offemont zuzubringen, mußte ihn die Marquise begleiten. Sie hatte sich ihm ganz unentbehrlich gemacht. Ihr hatte er die ganze Sorge für seinen durch Arbeit und Alter schon geschwächten Körper anvertraut; ohne sie wollte er keine Freude genießen, mit ihr auch dies Vergnügen des ländlichen Aufenthalts theilen. Hier in dieser heiligen Freistatt der Ruhe, mitten unter den rührendsten Ergießungen der väterlichen Liebe, reichte die Marquise ihrem Vater den Becher des Todes.

Um auch nicht den entferntesten Verdacht zu veranlassen, übernahm sie selbst gleich von Anfang an die ganze Verpflegung ihres Vaters. Wer konnte auch besser, als eine so zärtliche Tochter, jede kleinste Sorge für ein so theures Leben beobachten? Sie selbst ließ unter ihren Augen alle Suppen für ihn bereiten; sie selbst reichte sie ihm mit eigner Hand. Kein Zug ihres Gesichts verrieth das unnatürliche Verbrechen, das in ihrer Seele schon beschlossen war. Vielmehr schien sie nur mit doppelter Sorgfalt für die Erhaltung des unglücklichen Vaters zu wachen, zu dessen Vernichtung sie schon den Dolch gezückt hatte.

Endlich glaubte sie sich sicher genug, um ihr Werk zu vollenden. Sie vergiftete eine Suppe, die sie ihm selbst brachte, und sie war Ungeheuer genug, um sie ihm mit der Miene der zärtlichsten Besorgniß für seine Gesundheit selbst reichen zu können.

Nicht lange, so äusserte das Gift seine Wirkung. Herr von Aubray bekam ein heftiges Erbrechen und unerträgliche Magenschmerzen; eine tödtende Hize brannte in seinen Eingeweiden. Unter dem Vorwand ihm beizustehen und ihm die Arzneien selbst zu reichen, ließ ihn sei-

ne

ne Tochter keinen Augenblick aus den Augen. Mit gespannter Erwartung beobachtete sie die Wirkungen des Giftes. Ihr einziger Wunsch war, den Tod schnell kommen zu sehen; ihre einzige Furcht, daß die gute Leibesbeschaffenheit des Unglücklichen dem Gift widerstehen möchte. Aber auch nicht die kleinste Bewegung ihres Gesichts verrieth diese satanischen Empfindungen; vielmehr schien sie über die Leiden ihres Vaters vom innigsten Schmerz durchdrungen. Der Kranke wurde nach Paris zurückgebracht, und mußte in einigen Tagen der Stärke des Giftes unterliegen.

Gewisse Verbrechen, besonders Verbrechen dieser Art, sind so abscheulich, daß man, weit entfernt sie zu argwöhnen, sich nicht einmal ihre Möglichkeit vorstellen kann. Die wahre Ursache von dem plötzlichen Tod des unglücklichen Vaters ahnete kein Mensch; es fiel niemand ein, sie in seinen Eingeweiden aufsuchen zu lassen. Man bezeugte seinen Kindern sein Beileid über den Verlust eines so rechtschaffenen Vaters, und die schöne leidtragende Tochter hatte die meisten Tröster um sich. Die erkünstelte Betrübniß, unter der sie ihre innere Freude verbarg, hatte so ganz den Schein der Aufrichtigkeit, daß jedermann glaubte, sie fühle den Verlust noch weit

schmerz-

schmerzlicher als ihre Geschwister. Aber sie tröstete sich für diesen lästigen Zwang, den sie sich anthun mußte, in den Armen ihres abscheulichen Liebhabers, mit dem sie nun schon Plane entwarf, den Nachlaß des Ermordeten auf die beste Art zu verschwenden.

Indeß fiel der Antheil von dem hinterlassenen Vermögen, den die Marquise erhielt, nicht ihren Erwartungen gemäß aus. Die meisten Güter theilte ihr älterer Bruder, der seinem Vater im Amte folgte, mit dem jüngern, welcher Parlamentsrath war. Sainte-Croix und seine schändliche Buhlerin sahen also ihren Zweck nur halb erreicht. Es mußten noch zwei Köpfe fallen, um sie ganz in den Besiz der Güter zu sezen, den sie bei der Ermordung der Vaters abgezweckt hatten. Der Tod der beiden Brüder wurde also beschlossen. Das Vorzugsrecht an der väterlichen Erbschaft, das Gesez und Familienverträge den Söhnen zusprechen, war hier ihr Todesurtheil.

Sainte-Croix übernahm selbst diese Vollendung des Plans. Es war zu seinen Absichten hinreichend, die Marquise zum Vatermord selbst gebraucht, und sich dadurch ihrer Verschwiegenheit und ihrer Einwilligung zu jedem folgenden

Schritt

Schritt versichert zu haben. Was noch zu thun übrig war, wollte er selbst vollführen.

Zwei Bösewichter, die er in seinem Sold hatte, waren ihm die unfehlbarsten Mittel dazu. — Der eine, Namens Martin, aus einer Provinz mit ihm gebürtig, war bei ihm im Hause und machte eine Art von Verwalter. Diesem Menschen konnte er die verwegensten Unternehmungen anvertrauen, sicher, daß ihn keine Schwierigkeit abschrecke, so bald es darauf ankam, ein Verbrechen zu begehen. Falsches Geld zu münzen, war sein Hauptgeschäft; die Zeit, die er nicht dazu gebrauchte, brachte er in den zügellosesten Ausschweifungen zu. Ein Subjekt, das in der That wehrt war, einem solchen Herrn zu dienen! — Der andere, Namens La Chaussée, sein ehemaliger Bedienter, hatte ebenfalls alle nöthigen Anlagen, um sich seines Zutrauens vollkommen würdig zu machen.

Der leztere wurde hier zum Werkzeug gewählt. Die Marquise fand Gelegenheit, ihn in die Dienste ihres jüngern Bruders zu bringen, der mit dem ältern zusammen wohnte. Sie verbarg aber ihren Brüdern sehr sorgfältig, daß dieser Mensch ehemals mit Sainte Croix in Verbindung gestanden hatte, so wie sie überhaupt

auch ihren eigenen Umgang mit ihrem Liebhaber aufs äusserste vor ihnen verheimlichte.

Der erste Angriff sollte auf den Civillieutenant gerichtet werden. Dem La Chaussée waren hundert Pistolen versprochen, mit der Versicherung einer lebenslänglichen Versorgung, wenn er ihn glücklich aus dem Wege schaffen würde. Die Hize, womit dieser Böswicht zu Werke ging, hätte aber beinah den ganzen Plan aufgedeckt.

Begierig seinen Auftrag schnell auszurichten, und in der Absicht seinen Zweck nicht zu verfehlen, nahm er die Dosis zu stark. Er brachte dem Civillieutenant ein Glas Wasser und Wein, das er vergiftet hatte. Allein kaum hatte dieser es an die Lippen gebracht, als er erschrocken zurückfuhr und schrie: Was hast du mir gegeben, Böswicht? ich glaube du willst mich vergiften. Er gab das Glas seinem Secretair, der etwas davon in einem Löffel kostete und versicherte, es schmecke bitter und rieche wie Vitriol. Die kleinste Verwirrung des Bedienten würde alles verrathen haben. Allein selten fehlt es Verbrechern dieser Art an der nöthigen Geistesgegenwart. Ohne im geringsten aus der Fassung zu kommen, nahm La Chaussée eilends das Glas und goß es aus. Wahrscheinlich, sag-

sagte er, ist mir in der Eile das Glas in die Hände gefallen, aus welchem der Kammerdiener des Raths heute früh Arzenei genommen hat; daher muß der üble Geschmack kommen. So entkam er mit einem bloßen Verweiß wegen seiner Nachläßigkeit, und der Vorfall erregte weiter keinen Verdacht.

Dieser mißlungene Versuch, unerachtet er mit so großer Gefahr verbunden gewesen war, hielt aber die Verbündeten nicht ab, ihren Plan zu verfolgen. Allein um ihn mit mehr Sicherheit auszuführen, nahmen sie ihre Maßregeln auf Gefahr, mehrere Personen zugleich zu treffen, denen es nicht eigentlich gelten sollte.

Im Anfang des Aprils 1670 begab sich der Civillieutenant auf sein Landgut nach Villequoy in Beauvais, um die Osterferien da zuzubringen. Der Parlamentsrath, begleitet von La Chaussée, reiste mit ihm. Eines Tages, da eine zahlreiche Gesellschaft mit ihnen zu Mittag speiste, wurden plözlich sieben Personen zugleich nach der Mahlzeit sehr krank. Dies waren gerade diejenigen, die von einer Ragoutpastete, die aufgetragen worden war, gegessen hatten. Alle andere, welche sie hatten vorübergehen lassen,

blieben ganz wohl. Der Civillieutenant und der Rath waren die erſten, die die Wirkung des Giftes erfuhren. Sie wurden vom heftigſten Erbrechen befallen. Am 12 April kamen ſie nach Paris zurück, beide mit eingefallenen blaſſen Geſichtern, als wären ſie eben von einer langwierigen harten Krankheit wieder erſtanden.

Dies hielt Sainte-Croix für den rechten Zeitpunkt, ſich der Vortheile zu verſichern, die er für ſeine Perſon bei dem Verbrechen beabſichtiget hatte. Er ließ ſich von der Marquiſe zwei Verſchreibungen ausſtellen, die eine von 30000 Liver auf ſeinen eignen, und eine andre von 25000 auf Martins Namen. So groß war alſo die Summe, welche die Marquiſe für den Mord ihrer Brüder bezahlte!

Mit dem Civillieutenant wurde es inzwiſchen von Tag zu Tage ſchlimmer. Er hatte einen unüberwindlichen Ekel vor allen Speiſen und das Erbrechen ließ nicht nach. Drei Tage vor ſeinem Tode fühlte er ein wüthendes Feuer in ſeinem Magen, das ihn ganz zu verzehren ſchien. Er ſtarb endlich den 17 Junius 1670. Bei der Oeffnung ſeines Leichnams fand man den Magen und den Zwölffingerdarm ganz ſchwarz und zerbröckelnd als wären ſie über einem großen Feuer gebraunt, und die Leber angefreſſen und braun-

brandig. Es war entschieden, daß er müsse vergiftet worden sein. Allein auf wen sollte man Verdacht werfen? Man hatte noch nicht die geringste Anzeige auf jemand.

Die Marquise hatte die Vorsicht gebraucht, sich während dieser Auftritte aufs Land zu begeben. Sainte-Croix berichtete ihr jezt den Tod des Civillieutenants mit dem Zusaz: das Befinden des Parlamentsraths lasse hoffen, er werde seinem Bruder bald nachfolgen.

In der That zeigten sich auch bei dem Parlamentsrath gänzlich eben dieselben Symptome, wie bei seinem Bruder. Er mußte aber noch einen Monat länger in diesem qualvollen Zustand zubringen. Sein Gemüth war von einer peinlichen Beängstigung nicht weniger als sein Körper von heftigen Schmerzen gemartert. Von innen und von aussen unaufhörlich beunruhiget, fand er jede Lage unbequem. Das Bett war ihm eine Marter, und doch kaum hatte er es verlassen, so verlangte er auch wieder hinein, um Linderung darin zu suchen, welche er doch nicht eher als in den Armen des Todes fand. Man öffnete seinen Leichnam und fand Magen und Leber bei ihm in eben dem Zustande wie bei seinem Bruder. — Daß La Chaussée sein Mörder sei, ahnete

er so wenig, daß er ihm vielmehr eine Anweisung auf 300 Liver in seinem Testament vermachte, die ihm auch ohne Schwierigkeit überlassen wurde.

Noch war aber der Erbschaftshunger der Marquise nicht gestillt. Bis jezt hatte sie zur Hälfte für ihre Schweste. gearbeitet, mit welcher sie die Erbschaft von ihren Brüdern zu theilen hatte. Um alles allein zu haben, mußte auch diese aus dem Wege geräumt werden, und ihr Werk war immer nur halb gethan, wenn nicht den vollbrachten drei Mordthaten diese vierte folgte. Sie ließ es auch in der That nicht an Versuchen fehlen, ihrer Schwester mit den nämlichen Waffen beizukommen. Allein diese, gewarnt durch drei so schreckliche Beispiele die so schnell hintereinander in ihrer Familie vorgefallen waren, war auf ihrer Hut, und entgieng allen Nachstellungen durch kluge Vorsicht.

Am übelsten aber wurde dem Gemahl der Marquise seiks mitgespielt. „Die Frau von „Brinvillier," erzält die Frau von Sévigné, in ihrem 270 Brief, "hatte Lust, den Sainte-Croix „zu heirathen, und brachte, um diesen Plan aus„führen zu können, ihrem Gemahl mehrmals Gift „bei. Sainte-Croix aber, der gar keine Lust hatte, ein Weib zu heirathen, das ihm an Abscheulichkeit

„lichkeit gleich kam, suchte jederzeit, um die Aus„führung dieses Plans zu verhindern, ihm Gegen„Gift beizubringen. So ward der unglückliche „Ehemann nur dadurch beim Leben erhalten, daß „er von den beiden Ungeheuern einander zuge„schleudert, bald vergiftet, bald entgiftet wurde.“

Man sprach jezt allgemein über diese drei so schnell auf einander erfolgte Todesfälle, und die Umstände, von welchen sie begleitet gewesen waren, ließen gar nicht zweifeln, daß der Vater sowol als die beiden Söhne an Gift gestorben seien. Allein über die Thäter hatte man bloß leere Vermuthungen. Auf Sainte-Croix fiel auch nicht der entfernteste Argwohn. Jedermann glaubte, sein Verhältniß mit der Marquise sei längst ganz aufgehoben; zu was für einem Zweck sollte er also diese Verbrechen verübt haben? Auch la Chaussée kam gar nicht in Verdacht. Im Verstellen seiner Lasterhaftigkeit nicht weniger als im Ausführen derselben geübt, hatte er sich mit solcher Unbefangenheit bei dieser Schandthat benommen, daß es niemand einfiel, sie ihm zuzuschreiben.

Ein Zufall entdekte endlich das ganze infernalische Komplot. Sainte-Croix hatte zwar in der Familie Aubray seinen Zwek erreicht. Allein, für einen Menschen, dessen Wünsche mit je-

der Befriedigung nur unersättlicher wurden, hatte eine Kunst, die so leichte Mittel anbot zu jedem Ziel zu gelangen, zu viel Reiz, um sie sogleich nach dem erste= Versuch ungebraucht bei Seite zu legen Vielmehr betrieb er jetzt das Studium derselben nur mit desto größerem Eifer. Die Gifte, die er verfertigte, waren so fein, daß sie durch einen einzigen Athemzug tödten konnten. Er nahm deshalb bei seinen Zubereitungen eine gläserne Maske vor, um die Ausdünstungen des Gifts von sich abzuhalten. Eines Tages aber fiel ihm die Maske vom Gesicht, und er blieb auf der Stelle todt.

Niemand wußte, ob noch Verwandte von ihm vorhanden seien. Die Obrigkeit ließ also seine Sachen versiegeln, und darauf ein Inventarium darüber verfertigen. Unter anderm kam auch ein Kästchen in Vorschein, bei dessen Eröffnung man gleich oben auf ein Schreiben folgenden Inhalts fand:

„Ich bitte diejenigen inständigst, in deren „Hände dieses Kästchen kommen könnte, daß sie „mir die Güte erzeigen, der Marquise von Brin„villier, in der neuen Paulsstraße, dasselbe ei„genhändig zu überliefern, indem alles was dar„in befindlich ist, sie allein betrifft und ihr allein ge„hört,

„höret, und auſſer dem Intereſſe, das ſie dabei „hat, keinem Menſchen etwas nuzen kann. „Sollte aber dieſe Dame vor mir ſchen geſtorben „ſein, ſo bitte ich, daſſelbe nicht zu öffnen noch „darin herum zu ſtören, ſondern es mit „allem was darin enthalten iſt, ſogleich zu ver„brennen. Damit aber derjenige, in deſſen „Hande dieſes Käſtchen fällt, nicht zum Vor„wand nehme, daß man doch nicht wiſſen kön„ne, ob ſich dies alles wirklich ſo verhalte, ſo „ſchwöre ich bei Gott den ich anbete, und bei „allem was heilig iſt, daß es die reine Wahr„heit iſt. Sollte er aber demungeachtet meiner „gutgemeinten und wohlüberlegten Anweiſung „zuwider handeln, ſo gebe ich es ihm auf ſein „Gewiſſen in dieſer und jener Welt, indem ich „erkläre, daß es mein lezter Wille iſt. Geſchrie„ben zu Paris den 25 Mai 1672, Nachmittags. „Unterzeichnet: von Sainte-Croix.“ Weiter unten war noch geſchrieben: „Paket, ge„richtet an Herrn Penautier, der es überlie„fern ſoll.“

Dieſer Proteſtation unerachtet machte ſich die Obrigkeit kein Gewiſſen, das Käſtchen zu unterſuchen, und wir wollen nun unſern Leſern eine Beſchreibung dieſer dem Schuz Gottes und al-

les dessen was am heiligsten ist, übergebenen Schäze, in den Worten des davon gemachten Protokolls, mittheilen.

„1) In dem Kästchen fand sich ein Paket, „das mit acht Siegeln von verschiednen Wappen versiegelt war, mit der Aufschrift: Papiere, die nach meinem Tod zu verbrennen „sind, da sie niemand etwas nüzen können. „Ich bitte sehr inständig darum, und ich gebe es denen, in deren Hände sie kommen, „aufs Gewissen, daß sie es thun; aber ohne „etwas zu öffnen." In diesem Paket waren „zwei andre, welche sublimirten Merkurius „enthielten.

„2) Ein anderes Paket, mit sechs Siegeln „von verschiedenen Wappen versiegelt und „auf die nämliche Art überschrieben, worin „sich gleichfalls ein halbes Pfund sublimirter „Merkurius befand.

„3) Ein Paket auf die nämliche Art versiegelt und überschrieben, mit drei Päckchen, „von welchen das erste eine halbe Unze, das „zweite zwei Unzen sublimirten Merkurius „und ein Viertelpfund rhumischen Vitriol, und „das dritte calcinirten präparirten Vitriol „enthielt.

„4) Ei-

„4) Eine große viereckigte Flasche, mit ei-
„nem Nösel klaren Wassers, woran, wie Hr.
„Moreau, der Arzt, versicherte, nichts zu
„erkennen war, bis man Versuche damit an-
„stellen könnte.

„5) Eine andere kleinere Flasche mit der-
„gleichen klaren Wasser, auf deren Boden
„sich ein weißlicher Saz befand. Hr. Mo-
„reau bemerkte dabei das nämliche.

„6) Ein kleiner Topf von Porzellain, wo-
„rin zwei oder drei Unzen präparirtes
„Opium waren.

„7) Ein zusammengelegtes Papier, in wel-
„chem sich zwei Drachmen von sublimirtem
„corrosivischen Merkurius befanden.

„8) Eine Büchse mit Höllenstein.

„9) Ein Papier mit einer Unze Opium.

„10) Ein Stück von drei Unzen Regulus
„Antimonii.

„11) Ein Paket Pulver, auf dessen Um-
„schlag geschrieben war: Das Blut der
„Weiber zu stillen. Hr. Moreau sagt,
„es sei aus gedörrten Quittenknospen und
„Blättern gemacht.

„12) Ein Paket, mit sechs Siegeln, wie
„die obigen überschrieben, in welchem sieben

„und

„und zwanzig Stückchen Papier enthalten „waren, jedes mit der Aufschrift: verschiede„ne sonderbare Geheimnisse.

„13) Ein Paket, ebenfalls mit der obigen „Ueberschrift, worin man sechs verschiedne „Pakete fand, die an verschiedne Personen „adressirt waren, und zusammen fünf und „siebenzig Pfund sublimirten Merkurius ent„hielten.

Wir fügen diesem Verzeichniß von Giften sogleich einen der Berichte bei, welche von den Aerzten über die damit angestellten Versuche erstattet wurden.

„Das künstliche Gift des Sainte-Croix," sagt einer dieser Aerzte, „entzieht sich allen Versuchen die man damit anstellen will. Es ist so versteckt, daß man es nicht erkennen kann, so fein, daß es alle Kunst des Arztes hintergeht. Die gewöhnlichen Experimente mit den Giften werden entweder mit den Elementen oder mit Thieren angestellt. Im Wasser fällt der Gift, vermöge seiner Schwere, zu Boden; er präcipitirt sich und sinkt unter. Im Feuer wird alles fremdartige und unschädliche davon abgesondert und verzehrt, es bleibt nur eine scharfe bittere Materie zurück. An den Thieren bemerkt

merkt man seine Spuren durch die ganze Maschine; er verbreitet sich durch alle Theile, durchdringt alle Gefäße, verbrennt und zernagt alle Eingeweide. Bei diesen Giften des Sainte-Croix werden die Erfahrungen falsch, die Regeln ungewiß und die Aphorismen lächerlich. Sie schwimmen auf dem Wasser; sie lassen in der Feuerprobe blos eine süsse unschädliche Materie zurück, und liegen in den thierischen Körpern so künstlich versteckt, daß man sie unmöglich erkennen kann. Man hat alle Arten von Versuchen damit angestellt. Zuerst goß man aus einer der Flaschen einige Tropfen in Weinsteinöl und in Seewasser; allein es präcipitirte sich gar nichts auf den Boden des Gefäßes, worin man den Versuch machte. Einen andern Versuch machte man damit, daß man das nämliche Wasser in ein Gefäß voll heißen Sandes goß; allein es blieb keine scharfschmeckende Materie auf dem Sande zurück. Der dritte Versuch wurde mit einem jungen indischen Huhne, einer Taube und einem Hunde angestellt. Diese Thiere starben gleich darauf. Da man sie aber den folgenden Tag öffnete, fand sich gar nichts weiter, als ein wenig geronnenes Blut in der Herzkammer. Noch einen Versuch machte man

mit

mit einem von den weissen Pulvern, an einer Katze, welcher man etwas davon in Schafdärmen beibrachte. Sie sie eine halbe Stunde lang, und am andern Tag fand man sie todt. Man sah aber bei der Oefnung keinen einzigen Theil vom Gift angegriffen. Ein zweiter Versuch mit dem nämlichen Pulver wurde an einer Taube vorgenommen, die auch kurze Zeit darauf starb. Bey der Oefnung fand man nichts weiter, als ein wenig röthliches Wasser im Magen." Man kann aus diesem Zeugniß abnehmen, wie weit sich Sainte-Croix nach und nach in dieser abscheulichen Kunst vervollkommnet hatte. In der That war er mit diesen Hülfsmitteln der gefährlichste Mensch, der ungestraft dem ganzen menschlichen Geschlecht den Krieg ankündigen konnte.

Ausser diesem Apparat der fürchterlichsten Gifte, enthielt aber jenes Kästchen — zum Unglück der Frau von Brinvillier — auch alle die Papiere, welche auf sie Beziehung hatten. Man fand in denselben nicht nur alle die Briefe, die sie an ihn geschrieben hatte, sondern auch die von ihr an Sainte-Croix ausgestellte Verschreibung von 30000 Livr.

In

In einem dieser Briefe schrieb die Marquise: „Entschlossen, meinem Leben ein Ende zu machen, habe ich diesen Abend etwas von dem genommen, was Ihre freundschaftliche Hand mir mitgetheilt hat. Es ist von Glazers Recept. Sie sehen, daß ich für Sie mein Leben aufopfern kann. Aber ich gebe den Wunsch nicht auf, Sie vielleicht noch einmal an einem gewissen Ort zu sprechen, um Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen.“ Wahrscheinlich war dies blos eine von den Drohungen, die die gewöhnliche Sprache aufgebrachter Liebenden, und gemeiniglich nur das Signal zur Versöhnung sind. Aber man sieht doch daraus, daß zwischen diesen beiden durch die schwärzesten Verbrechen verbündeten Seelen, nicht immer die beste Harmonie geherrscht habe.

Die Marquise erfuhr zu gleicher Zeit den Tod des Sainte-Croix und die Versiegelung seiner Sachen. Der Schmerz über den Verlust ihres Liebhabers ward durch die Unruhe über diese Versiegelung verdrängt. Ohnehin war, wie man sogleich sehen wird, die Liebe dieser zwei Menschen, die einander vielmehr wechselseitig fürchten mußten, längst erkaltet. Und das fatale Kästchen ließ ihr jetzt gar nicht Zeit

an etwas anders zu denken. Was für Schritte sie that, um dasselbe noch in ihre Gewalt zu bekommen, hören wir aus folgenden Zeugenaussagen.

Peter Frater, der Schreiber des Kommissärs Picard, sagte bei dem Zeugenverhör aus: „Die Frau von Brinvillier sei Abends um zehn Uhr in das Haus seines Herrn gekommen, um mit diesem noch zu sprechen. Er habe ihr geantwortet, sein Herr sei schon zu Bette. Darauf habe sie verlangt, er solle es dem Kommissär melden, daß sie wegen eines Kästchens gekommen sei, das unter den versiegelten Sachen des Sainte-Croix, sich befinde, und ihr eigenthümlich zugehöre, und das sie uneröffnet zurück verlange. Der Kommissär habe ihr durch ihn antworten lassen: er sei bereits schlafen gegangen; und darauf habe sie zur Antwort gegeben: sie werde den andern Morgen einen Menschen schicken, der das Kästchen abholen solle.„

Ein andrer Zeuge Namens Cluet, gab an: „Die Frau von Brinvillier habe gesagt: ihr ältester Bruder sei ein nichtswürdiger Mensch gewesen; wenn es ihr darum zu thun gewesen wäre, ihn aus den Wege zu schaffen, so hätte sie ihn längst, da er noch Intendant zu Orleans gewesen,

wesen, auf dem Wege dahin durch zwei Edelleute können ermorden lassen. Sie habe dem Sainte-Croix nur darum noch soviel gute Worte gegeben, um ihm das Kästchen abzulocken, und sie würde gerne fünfzig Louisdor gegeben haben, wenn es ihr jemand hätte nach seinem Tode verschaffen können; sie wüßte nicht, daß jemand sähe, was darin sei, es seien Sachen von Wichtigkeit, welche sie betreffen. Da er ihr darauf gesagt habe: der Kommissär Picard habe verlauten lassen, er habe sonderbare Sachen darin gefunden, sei sie plötzlich erröthet, und habe sogleich gesucht das Gespräch auf etwas anderes zu lenken. Er habe sich auch die Freiheit genommen sie zu fragen: ob sie nicht etwa Antheil an den Vergiftungen gehabt habe, deren Sainte-Croix verdächtig sei. Darauf habe sie mit sichtbarer Verwirrung geantwortet: warum ich? Zugleich habe sie äusserst verlegen und ohne recht zu wissen, was sie rede, hinzugesetzt: sie habe den Sainte-Croix lange genug verfolgt, um das Kästchen zu bekommen, und wenn sie es gehabt hätte, würde sie ihn haben aufhängen lassen."

Die Marquise sah bald deutlich genug, daß es bereits umsonst sei, sich noch um das Kästchen zu bemühen. Es war in den Händen der Obrig-

keit, und ſie konnte nicht hoffen, daß es ihr ununterſucht würde ausgeliefert werden. Um alſo der dabei zu befürchtenden Gefahr zu entgehen, faßte ſie den Entſchluß, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Sie verließ Picquigny, wo ſie ſich damals aufhielt, plötzlich in der Nacht, und flüchtete ſich nach Lüttich.

Vor ihrer Abreiſe trug ſie noch einem Sachwalter auf, in ihrem Namen bei der Verſammlungskommiſſion zu erſcheinen. Dieſer ließ folgendes zum Protokoll bringen: „Es erſcheint Alexander La Mare, als Sachwalter der Frau Marie Margarethe von Aubray, Marquiſe von Brinvillier, und bringt an, daß, wenn ſich in einem Käſtchen ein von beſagter Marquiſe von Brinvillier unterſchriebenes ſchriftliches Verſprechen einer Summe von 30000 Liver finden ſollte, dieſes ein durch Liſt und Ueberraſchung ihr abgelocktes Verſprechen iſt, wegegen ſie gehört zu werden verlangt, um es für null und nichtig erklären zu laſſen."

Alle dieſe Umſtände gaben Verdachtsgründe genug wider die Marquiſe, daß ſie mit Sainte-Croix gemeinſchaftliche Sache gemacht habe. Allein ſie waren doch nicht hinreichend, ſie zu überführen. Auf einmal aber erhielten die Rich-

ter

ter neues Licht durch La Chaussée, der sich selbst durch seine Unbesonnenheit der Gerechtigkeit in die Hände lieferte. Er machte nemlich Einsprache bei der Versiegelungskommission, wegen besonderer Forderungen, die er noch an Sainte-Croix zu machen habe. „Er habe ihm, sagte er, während der sieben Jahre, die er in dessen Diensten zugebracht, hundert Pistolen und hundert Thaler Silbergeld aufzuheben gegeben, die sie in einem leinenen Beutel hinter dem Fenster des Kabinets finden müßten, mit einer schriftlichen Versicherung des Sainte-Croix, zu Beglaubigung seiner Aussage. Ferner werde man an demselben Orte eine Cession von dreihundert Livres, auf einen gewissen La Serre ausgestellt, antreffen, die er von dem verstorbenen Rath Aubray erhalten habe, und drei Quittungen von seinem Lehrherrn, jede über hundert Livres. Er verlange also diese Papiere sowol als jenes Geld zurück."

Diese bestimmte Bezeichnung so vieler besonderer Umstände, welche man alle richtig fand, ließ vermuthen, daß La Chaussée eine sehr genaue Bekanntschaft mit dem Kabinet des Sainte-Croix haben müsse. Wahrscheinlich aber hatten in diesem Kabinet nur die vertrautesten

Freunde desselben Zutritt, und der Vertraute eines solchen Menschen kann man nicht sein, ohne an seinen Verbrechen Antheil zu nehmen. La Chaussée hatte also durch diesen Schritt einen starken Verdacht wider sich erweckt, welcher dadurch noch sehr vermehrt wurde, daß er eine große Unruhe blicken ließ, als man ihm sagte, was für Entdeckungen beim Versiegeln gemacht worden seien.

Madame von Villarceau, die Wittwe des jüngern Civillieutenants von Aubray, hielt diese Anzeigen für stark genug, um ihn wegen Vergiftung ihres Gemahls peinlich anzuklagen. Es wurde auch sogleich ein Dekret zu seiner Verhaftnehmung erlassen. Als man ihn arretirte, fand man Gift bei ihm.

Der Prozeß nahm also nun seinen Anfang mit den Zeugenverhören. Wir wollen aus einer großen Menge von Zeugenaussagen hier nur einige der merkwürdigsten auszeichnen.

Lorenz Perette, ein Lehrpursche bei dem Apotheker Glazer, sagte aus: „er habe oft eine Dame, in Begleitung des Sainte-Croix, zu seinem Herrn kommen sehen, deren Bedienter einst zu ihm gesagt habe: das ist die Frau von Brinvillier, ich wollte meinen Kopf

Kopf wetten, daß sie blos zum Glazer kommen, um Gift bei ihm machen zu lassen. Ihren Wagen, setzte er hinzu, habe sie jedesmal in ziemlicher Entfernung vom Hause halten lassen."

Die zweite Zeugin war Amande Huet, die Tochter eines Apothekers, welche in dem Hause der Marquise von Brinvillier freien Zutritt hatte und oft dahin kam. Folgendes ist ihre Aussage: „Eines Tages befand ich mich in dem Kabinet der Marquise, da diese eben ganz betrunken hereinkam, um ihren Rausch auszuschlafen. In diesem Zustand war sie so unbedachtsam, mir eine Büchse zu zeigen, die sie aus ihrer Schatulle nahm. Hier ist etwas, sagte sie, womit man sich an seinen Feinden rächen kann, auch soll es für Successionen sehr gut sein. Ich erkannte es für sublimirten Mercurius, theils in Pulver, theils als Masse. Da die Marquise nach sieben oder acht Stunden wieder erwachte, und die Weindünste verraucht waren, erzählte ich ihr, was vorgefallen war. Das war nur in den Wind gesprochen, erwiederte sie, empfahl mir aber doch unverbrüchliches Stillschweigen. Indeß bewahrte sie diese Schatulle immer

mit der äusserſten Sorgſamkeit, und bat mich, wenn ſie ſterben ſollte, dieſelbe ſogleich ins Feuer zu werfen. Als ſie einſt Verdruß gehabt hatte — fuhr dieſe Zeugin fort — entwiſchte ihr die Aeuſſerung: ſie wolle ſich vergiften. Ein andersmal, da ſie gegen jemand aufgebracht war, ſagte ſie: Es giebt noch Mittel, ſich widerwärtige Leute vom Hals zu ſchaffen, es braucht nur eine Piſtolenkugel in einer Brühe! Auch ſah ich den La Chauſſée öfters bei der Marquiſe in vertraulichen Geſprächen. Das iſt doch ein braver Junge, ſagte ſie eines Tages zu ihm, indem ſie ihm die Wangen ſtreichelte, er hat mir gute Dienſte geleiſtet."

Eine Jungfer Villeray bezeugte: „ſie habe den La Chauſſée in großer Vertraulichkeit mit der Marquiſe gefunden. Nach dem Tod des Civillieutenants habe ſie beide allein beiſammen geſehen, und zwei Tage nach dem Tod des Parlamentrathes habe die Marquiſe ihn ſelbſt hinter ihr Bett verſtecken müſſen, weil eben Herr Couſte', der Sekretär des Verſtorbenen, ſich bei ihr habe anmelden laſſen." Dieſen Umſtand bekannte La Chauſſée ſelbſt bei ſeinem zweiten Verhör.

hör. Er habe einen Brief von Sainte-Croix, sagte er, an die Marquise gehabt, und wäre von Herrn Coufle bei ihr angetroffen worden, wenn er sich nicht versteckt hätte.

Cluet, der schon oben unter den Zeugen wider die Marquise angeführt worden ist, setzte hinzu: „Noch vor der Verhaftung der beiden jüngern Herrn von Aubray habe er eines Tages zur Frau von Brinvillier gesagt: Wenn der Civil-Lieutenant wüßte, daß La Chaussée bei Sainte-Croix gedient hat, er würde ihn gewiß sogleich fortschicken. Mein Gott! habe sie darauf haßlig geantwortet, sagen Sie meinen Brüdern ja nichts davon, ich glaube sie prügelten ihn zum Hause hinaus, und doch sehe ichs lieber, daß er etwas verdient, als ein andrer."

Andere Zeugen erzälten: „Da La Chaussée während der Krankheit seines Herrn um dessen Befinden befragt worden, habe er, mit einem groben und verächtlichen Beinamen, den er ihm gegeben, geantwortet: er ist schon abgezehrt genug, aber er macht uns viel Mühe, ich weiß nicht wenn er einmal seinen Abschied nehmen wird. Und

nachher, da er ihn nach ſeinem Tode in ein Tuch eingewickelt hatte, habe er mit dem nämlichen Schimpfwort, geſagt: Nun iſt er todt — ich will ihn jezt verſcharren laſſen; ich habe ihn rechtſchaffen her umgeſchüttelt, bei ſeinem Leben hätte ich ihn nicht ſo herumſchütteln dürfen.

Das Chatelet hielt indeß dieſe Beweiſe doch nicht für hinreichend, um das Todesurtheil über ihn zu ſprechen und verurtheilte ihn zu den erſten Graden der Folter.

Die Frau von Villarceau appellirte aber gegen dieſen Ausſpruch, der den Verbrecher leicht der verdienten Strafe entziehen könnte, wenn er nur Muth genug hätte, die Schmerzen der Folter zu überwinden, und ſeine Verbrechen ſtandhaft zu läugnen. Darauf wurde von der Kriminalkammer den 4 März 1763 folgendes Urtheil über la Chauſſée geſprochen: „Es wird „feierlich und öffentlich erklärt, daß la Chauſſée, „angeklagt und überwieſen des Verbrechens, den „leztern Civilliutenant und den Rath von Au„bray mit Gift vergeben zu haben, zu wohlver„dienter Strafe verurtheilt worden ſei, lebendig „gerädert und ſodann auf das Rad geflochten

„zu

„zu werden. Vor der Hinrichtung aber soll er „noch auf die ordentliche und ausserordentliche „Folter gebracht werden, um seine Mitschuldi„gen von ihm zu erfahren. Uebrigens wird die „Marquise von Brinvillier, welche der dem „Richter zu erscheinen sich geweigert hat, vers„urtheilt, enthauptet zu werden."

Auf der Folter gestand er seine Verbrechen, und erklärte: „er sei eigentlich blos der Geschäftsträger von Sainte-Croix gewesen, der ihn durch große Belohnungen zu seinen Absichten verführt habe. Das erstemal, setzte er hinzu, da mir Sainte-Croix Gift gab, sagte er mir, er habe es von der Marquise erhalten, deren Brüder damit vergiftet werden sollten; nachdem aber die That wirklich geschehen war, sagte er: die Frau von Brinvillier wisse nichts davon. Mir kommt dieses leztere aber sehr unwahrscheinlich vor, denn sie sprach nicht nur täglich mit mir von Gift, sondern sie wollte mich auch nach der vollbrachten That zur Flucht bereden, und gab mir sogar Geld zu dieser Absicht. Die Vergiftung der beiden Brüder, fuhr er fort, habe ich in Wasser und in Brühen versucht. In dem Glas, das ich dem Civillieutenant reichte, war von dem rothbüchen, in der Pastete die zu Villequoi

aufgetragen wurde, von dem hellen Wasser." — Man kann daraus schliessen, daß er mehrere Versuche gemacht habe, den beiden Beamten Gift beizubringen. — „Sainte-Croix, sagte er endlich noch, hatte auch grosse Lust, die Schwester der Marquise zu vergiften, und gab sich Mühe, ihr einen Bedienten zuzubringen, der die That hätte verrichten sollen. Allein der Versuch schlug fehl, entweder weil ein günstiger Zufall es so fügte, oder weil das Fräulein von Aubray, die wahre Ursache der plötzlichen Todesfälle in ihrer Familie ahnend, in alles was durch die Hand oder auf Empfehlung ihrer Schwester an sie gelangt war, ein Mistrauen setzte."

Demungeachtet unterstützte dieses Frauenzimmer ihre mordsüchtige Schwester mit Geld auf ihrer Flucht.

Nun wurde das Todesurtheil an La Chaussee auf dem Greveplaz sogleich vollzogen.

Das ganze Gewicht der Anklage war jezt durch diese Untersuchung auf die Marquise von Brinvillier gefallen. Jedermann war überzeugt, daß sie schuldig sei; man sprach ihren Namen mit Abscheu aus. Inzwischen glaubte sie, durch ihre Flucht in ein fremdes Land sich dem Arm

des

der Gerechtigkeit entzogen. Allein die Freistatt, welche Fürsten, durch das Gefühl der Menschlichkeit bewogen, Verbrechern aus einem fremden Lande in ihren Staaten eröffnen, gilt nicht Verbrechern, welche selbst alles Gefühl der Menschlichkeit in sich erstickt haben, der Schuz welcher kleinern Vergehungen verstattet wird, ist kein Freibrief für Verbrechen, vor welchen die Menschheit zurückschaudert; die Thäter werden der Gerechtigkeit überliefert, sobald dem Landesherrn die Gründe der Zurückforderung vorgelegt werden.

Man schickte einen Gefreiten von den Polizeireitern, Namens Desgrais, nach Lüttich, begleitet von einigen Gerichtsdienern, mit einem königlichen Schreiben an den Rath der Sechszieger daselbst, worin der Monarch die Auslieferung der Marquise verlangte, um die gebührende Strafe an ihr vollziehen zu lassen. Der Rath, welchem Desgrais dieses mit einem Auszug aus den peinlichen Akten begleitete Schreiben vorlegte, fand kein Bedenken, ihm sogleich Erlaubniß zu Verhaftnehmung der Frau von Brinvillier zu geben.

Desgrais, welcher hörte, daß sie sich in einem Kloster verborgen hatte, hielt es nicht für rath-

rathſam, ſie aus dieſer Freyſtätte mit Gewalt abzuholen. Er konnte hier leicht ſeinen ganzen Zweck verfehlen. Es war zu fürchten, daß eine gewaltſame Aufhebung in dem Kloſter als Entweihung eines Heiligthums angeſehen werden, und einen Auflauf in der Stadt veranlaſſen möchte, während deſſen ſeine Beute ihm könnte aus den Händen geriſſen werden.

Er nahm alſo ſeine Zuflucht zu einer Liſt. In einem geiſtlichen Habit verſteckt, machte er der Marquiſe ſeine Aufwartung. Er ſey ein Franzoſe, ſagte er, und habe nicht wollen durch Lüttich reiſen, ohne eine Dame zu beſuchen, die eben ſo allgemeine Theilnahme durch ihr unglückliches Schickſal, als allgemeine Bewunderung durch ihre Schönheit erregt. Er ſpielte ſeine Rolle ſo gut, daß er bald auf den Punkt kam, von Liebe ſprechen zu dürfen. Er fand Gehör. Ein Kloſter iſt zu vertrauten Zuſammenkünften zweier Verliebten ein ſehr unbequemer Ort. Desgrais ſchlug alſo eine Spazierfahrt aufs Land vor. Sein Vorſchlag ward angenommen. Kaum waren ſie aber vor der Stadt, als ſich der verliebte Abbé' plötzlich in einen grauſamen Befreiten von der Policeywache verwandelte, und ſie den Händen ſeiner Häſcher

scher übergab, welche sie schon hier erwartet hatten.

Mit einer Ordre von dem Rath versehen, welche ihm freien Eingang sicherte, begab sich jezt Desgrais sogleich ins Kloster, und nahm alles weg, was er in dem Zimmer der Marquise fand. Am meisten war die Marquise durch eine Schatulle beunruhigt, die er unter ihrem Bett gefunden hatte. Sie bat sehr dringend, daß man sie ihr zurückgeben möchte. Allein Desgrais war taub gegen alle Bitten. Endlich verlangte sie nur wenigstens ein Papier, das sie ihre Beichte nannte; allein auch dies wurde ihr versagt. Selbst die Ehrfurcht, welche man sonst für alles, was sich auf das Sakrament der Beichte bezieht, zu haben pflegt, konnte den Gefreiten nicht bestimmen, ihr die Handschrift zurückzugeben. Er hielt es für seine strenge Amtspflicht, nicht nur die Verbrecherin, sondern auch alles, was zu ihrer Ueberführung dienen konnte, in die Hände der Gerechtigkeit zu überliefern.

Die Marquise versuchte inzwischen ein anderes Mittel, sich oder wenigstens ihre Schatulle zu retten. Sie bot einem von den Häschern Geld an, wenn er eine Bestellung für sie übernehmen wollte, und da dieser sich bereitwillig stellte,

stellte, so gab sie ihm einen Brief an einen gewissen Theria, mit dem sie während ihres Aufenthalts zu Lüttich in einem sehr vertrauten Umgang gelebt hatte. In diesem Briefe bat sie ihn, ihr schleunigst zu Hülfe zu kommen, und sie aus den Händen des Desgrais zu retten; und in einem zweiten Briefe benachrichtigte sie ihn, daß ihre ganze Bedeckung blos aus acht Mann bestehe, welche durch fünf entschlossene Leute leicht würden auseinander gesprengt werden können. In einem dritten Brief endlich schrieb sie dem geliebten Theria: wenn er auch sie selbst nicht mit offenbarer Gewalt befreien könnte, so möchte er wenigstens kommen, um einige von den Pferden an ihrer Kutsche todt zu stechen und sich der Schatulle zu bemächtigen, weil sie sonst unfehlbar verloren wäre.

Keiner von diesen Briefen kam zwar in Theria's Hände, indem der Häscher seinen Auftrag verrieth. Gleichwohl fand er sich zu Mastricht ein, da sie durch diese Stadt gebracht wurde, und machte einen Versuch die Häscher zu bestechen. Er stieg mit seinen Anerbietungen bis auf tausend Pistolen, wenn sie die Marquise entwischen lassen würden. Allein sie waren unerbittlich. — Da nun alle Hoffnung zur Rettung

tung verloren schien, wollte die Marquise aus Verzweiflung sich selbst das Leben nehmen und zu diesem Endzweck eine Nadel verschlucken. Einer von ihrer Wache wurde aber ihr Vorhaben gewahr und hinderte sie an der Ausführung.

Inzwischen erhielt das Parlament Befehl, den Rath Pallüau nach Rocroy abgehen und die Marquise sogleich dort verhören zu lassen. Die Absicht dieses Befehls war entweder, zu verhindern, daß sich nicht zum Vortheil der Verbrecherin, die beinah mit dem ganzen Parlament in Verbindung stand, eine Kabale entspinne, oder weil man ihr nicht Zeit lassen wollte, auf Antworten zu sinnen, und wegen geschickter Ausflüchte sich bei andern Raths zu erholen. Der Auftrag ward richtig vollzogen.

Sobald die Marquise zu Paris angelangt und in dem Parlamentsgefängniß in Verwahrung gebracht war, wendete sie sich an Herrn Penautier, der als Rentmeister der Stände und der Geistlichkeit von Languedoc ein grosses Einkommen und Veranlassung hatte, eine reiche Tafel zu halten. Durch diese dessen Vorzüge in Achtung gesetzt, konnte er in der That sich zum Beschützer aufwerfen. Allein er kam selbst bei dieser Geschich-

te

te ins Gedränge und hatte für sich selbst seinen ganzen Credit nöthig.

Ein Brief, den die Marquise von dem Parlamentsgefängniß aus an ihn schrieb, wurde aufgefangen und brachte ihn in große Verlegenheit. Sie benachrichtigte ihn ganz freimüthig in diesem Brief, von der Gefahr, welche ihr drohe, ihr Leben auf dem Schaffot zu verlieren, und von dem Betragen, das sie bei ihrem Verhör anzunehmen entschlossen sei. Sie habe sich vorgenommen, schrieb sie, alles abzuläugnen und nicht das geringste zu gestehen. Sie bat ihn endlich noch um seinen Rath, und ersuchte ihn, den Einfluß seiner Freunde für sie zu verwenden.

Diesem Entschluß gemäß hatte sie auch in der That schon bei dem Verhör zu Rozoy ihr Betragen eingerichtet, und alles hartnäckig geläugnet. Sie wollte nichts von den Briefen wissen, welche sie nach ihrer Verhaftnehmung geschrieben hatte, und sie wollte auch die Schatulle des Sainte-Croix nicht kennen, da man sie ihr vorzeigte. Wegen der Verschreibung von 30000 Livr gab sie an: sie habe sie dem Sainte-Croix bloß darum ausgestellt, damit er unter ihrem Glaubigern mit auftreten und diese

zur

zur Nachsicht und zu Beilegung des wider sie angestellten gerichtlichen Verfahrens bewegen könnte. Er habe ihr deshalb einen Gegenschein gegeben, den sie aber unterwegs verloren habe.

Im Gefängniß affektirte sie eine Gemüthsruhe, die ihrem Herzen ganz fremd war. Sie kannte ihre Verbrechen, und sie sah, daß sie auch ihren Richtern nicht mehr unbekannt waren. Unaufhörlich umschwebte sie das Bild des Todes, der sie erwartete, und in dem Augenblick da sie mit scheinbarer Ruhe eine Partie Piket zu spielen verlangte, war ihr einziger Gedanke, sich ums Leben zu bringen. Sie wählte zu dieser Absicht ein Mittel, womit sie die Aufmerksamkeit ihrer Wächter am leichtesten zu hintergehen hoffte. Sie hatte sich eine Klystierspritze mit einer sehr langen Röhre angeschafft, um sich derselben ohne fremde Hülfe bedienen zu können. Diese suchte sie so weit in den Leib hineinzustoßen, um sich die Eingeweide zu durchstechen; entschlossen, die Quaalen dieses Todes der Schmach desjenigen vorzuziehen, den ihr die Hand der Gerechtigkeit bereitete. Man entdeckte aber ihr Vorhaben, und sie ward an der Vollziehung verhindert.

Das wichtigste unter den wider sie vorhandenen Beweismitteln war ihre geschriebne Beichte, worin Nachrichten von den geheimsten Umständen ihres Lebens enthalten waren. Es giebt beinahe kein Verbrechen, dessen sie sich in dieser Schrift nicht selbst anklagte. Gleich im Eingang erklärt sie sich für eine Mordbrennerin, und bekennt, daß sie Feuer in einem Hause angelegt habe, und mit den Ausschweifungen aller Art vertraut, sich allen Unordnungen der Wollust und der Trunkenheit zügellos überlassen habe. „Die Frau von Brinvillier benachrich„tiget uns in ihrer Beichte" — schreibt die Frau von Sévigné in ihrem 269 Briefe, und zwar ist es wirklich wahr was sie davon schreibt, was, im Vorbeigehen gesagt, sonst nicht immer ihr Fall ist — „daß sie schon in ihrem siebenden „Jahre aufgehört habe, Jungfer zu sein, und „im nämlichen Ton fortgefahren sei. Sie habe „ihren Vater, ihre Brüder und eine ihrer Kin„der vergiftet, und sogar selbst Gift genommen, „um mit einem Gegengift einen Versuch zu ma„chen *). Medea selbst hat es nicht so weit gebracht.

*) Madame Sévigné vergißt hier den Umstand, der wirklich in der Beichte auch angezeigt war, daß sie auch ihrer Schwester mit Gift nachgestellt habe

„schrieben. Sie hat diese Beichte für ihre Hand-
„schrift erkannt, und das ist sehr unklug; aber
„sie behauptet, sie habe den Aufsaz im hizigen
„Fieber geschrieben, es sei ein sinnloses ungeh
„reimtes Geschwäz, das man gar nicht ohne Lach
„chen lesen könne." — Im folgenden Briefe sezt sie noch hinzu: „Man spricht jezt von nichts
„als von der Brinvilliers. Man erzält sich,
„was sie sagt, was sie thut, wie sie sich beträgt.
„Ihren Vatermord hat sie vermuthlich in ihrer
„Beichte aufgezeichnet, um ihn bei ihrem Beicht-
„vater nicht zu vergessen. Man muß in der
„That gestehen, die kleinen Gewissensskrupel,
„die sie zu vergessen fürchtet, sind admirabel."

Die Verbrecherin fand indeß doch einen geschickten Vertheidiger an Herrn Nivelle, einem Mann, der eben so berühmt war durch seine Klugheit und Rechtschaffenheit als durch seine gründliche Gelehrsamkeit, und der alle Kräfte seines Geistes aufbot, seine Clientin zu retten. Folgendes sind die Hauptgedanken der Vertheidigungsschrift, die er für sie drucken ließ:

„Die Marquise hatte sehr unrecht, sagt er gleich im Eingang seiner Apologie, eine so strafbare Liebe in ihrem Herzen Wurzel fassen zu lassen, und es ist um so tadelnswürdiger, da sie den

abscheulichsten aller Menschen zum Gegenstand ihrer Zärtlichkeit gewählt hatte. Allein sie kannte ihn nicht. Er wußte sich zu verstellen, und verbarg das verworfenste Herz unter der Maske einer strengen Rechtschaffenheit."

„Er allein war der Urheber von dem schauervollen Schicksale, das die Familie der Marquise traf, und dieser Lasterhafte, den sie so zärtlich liebte, den sie zum Vertrauten ihrer Leiden machte, in dessen Theilnahme sie, tief verwundet durch den plötzlichen und traurigen Verlust ihrer geliebtesten Anverwandten, Trost und Linderung suchte, dieser Bösewicht war grausam genug, während er mit der einen Hand ihre Thränen abtrocknete, mit der andern ihr das Herz noch einmal zu durchstechen."

„Er hatte ihrer Familie den Untergang geschworen, und er hielt seinen Schwur. Empfindlich gekränkt durch das Verfahren des Hrn. von Arbogast, der ihn aus den Armen der Liebe gerissen um ihn in einer harten Gefangenschaft schmachten zu lassen, hatte er bittre Rache lange in seinem Herzen gehegt. Geldgier vollendete endlich den Entschluß, den Rachsucht schon längst vorbereitet hatte. Er bemächtigte sich eines großen Vermögens, indem er seinen Haß befriedigte

befriedigte. Zwei Triebfedern, die stark genug sind, eine so schwarze Seele zu allem fähig zu machen. Es ist wahr, das Vermögen fiel nicht in seine Hände, aber die Marquise, die er ganz beherrschte, war die Erbin, und was in ihren Händen war, darüber schaltete er unbeschränkt. Sie verwünschte das Mißgeschick, das ihr diese Reichthümer zutheilte, welche sie mit so großem Verlust erkaufen mußte, und unwissend von welcher grausamen Hand sie diese unglückselige Geschenke empfieng, klagte sie die Natur selbst wegen dieser Austheilung der Glücksgüter an, welche sie mit ihrem Leben würde abgekauft haben, wenn es ihr verstattet gewesen wäre."

„In den Briefen, die man in dem berüchtigten Kästchen gefunden hat, findet sich auch nicht die geringste Spur von einem Antheil, den sie an Sainte-Croix's Freevelthat gehabt hätte. Würde man aber nicht hier etwas davon haben entdecken müssen, da Sainte-Croix alles von ihr so sorgfältig aufbewahrt hat? Das höchste Vertrauen einer zärtlichen Liebe scheint diese Briefe eingegeben zu haben, sie tragen das Gepräge der freimüthigsten Wahrhaftigkeit, ihr ganzes Herz ist darin entfaltet, — und doch findet man auch nicht einen Wink, um nur ent-

fernt, etwas von einem Antheil an diesen abscheulichen Mordthaten zu argwohnen."

„Ein so geübter Böswicht, wie Sainte-Croix, wußte auch gut genug, daß die Sicherheit eines Verbrechers von seiner Verschwiegenheit abhängt, und daß jeder Vertraute immer als eine Oeffnung anzusehen ist, durch welche das Geheimniß leicht entschlüpfen kann. Ein solcher Mensch vertraut sich nur seinen unentbehrlichsten Gehülfen, und dazu wählt man diejenigen nicht, von welchen zu fürchten ist, daß sie, durch die Stimme der Natur beim ersten Schritt aufgeschreckt, mit zitternder ungewisser Hand ihren Streich verfehlen, oder nach vollbrachter That von Gewissensbissen gefoltert ihre eignen Ankläger werden könnten."

„Sainte-Croix wußte seine Wahl besser zu treffen. Er hatte nicht mehr als einen Gehülfen nöthig, seinen Plan auszuführen, und dieser eine war La Chaussée. Der Ausgang hat gezeigt, daß er Recht hatte, sich diesem so zuversichtlich zu vertrauen."

„Verbindet man mit diesen Betrachtungen die persönlichen Umstände der Marquise, so muß man, weit entfernt noch den geringsten Argwohn gegen sie zu hegen, vielmehr bekennen, daß

daß es die boshafteste und strafwürdigste Verleumdung sei, sie dieses Verbrechens zu beschuldigen. Die Marquise ist von vornehmer Geburt. Keine Schandthat, selbst nicht einmal ein Vorwurf hat je das Blut befleckt, das in ihren Adern fließt. Ehre und Rechtschaffenheit sind das Erbtheil ihrer Vorfahren und aller derer die den Namen Aubray führen, und die Keime dieser Tugenden, durch die Geburt schon in ihr Herz gelegt, hat die sorgfältigste Erziehung entwickelt und gepflegt."

„Auch hatten die Natur und das Glück diese Vorzüge nicht vergebens an sie verschwendet. Es ist wahr, der Ruf der Marquise ist nicht ganz unbefleckt geblieben. Allein alle die Schritte, welche ein nachtheiliges Urtheil über sie veranlaßt haben, waren nur Folgen einer leidenschaftlichen Liebe, welche, entsprungen aus Verblendung, durch die Unordnungen ihres eigenen Gemahls unterhalten wurde. Ihr übriges Betragen aber und ihre allgemein bekannte Gemüthsart waren den Verbrechen, deren man sie jezt beschuldigen will, so gerade zuwider, daß sich damals, als sie geschahen, auch nicht der leiseste Argwohn gegen sie erhob, und daß man sie ohne alle Hindernisse in den Besiz der Güter eintre-

ten ließ, die sie sich durch solche Greuelthaten soll erkauft haben."

„Es ist ein Unglück, daß sich dieses bedauernswürdige Opfer der Verleumdung genöthiget sieht, zu ihrer Vertheidigung selbst Schwächen aufzudecken, die sie in jedem andern Fall mit dem Schleier der Schamhaftigkeit würde verhüllt haben. Allein um sich vor einer schimpflichen Strafe zu retten, ist sie gedrungen, ihre Rechtfertigung selbst auf ihre Fehltritte zu gründen. Eine so treue Anhänglichkeit, als die Marquise an den Niederträchtigen verschwendete, der ihr Verführer war, durch den ihre Tugend Schiffbruch litt, kann in der That nur in einem sanften Herzen Plaz finden. Und ein solches Herz sollte fähig sein, Vater- und Brudermord zu beschliessen? Ein Herz, das jeden Leidenden beklagt, das die Schmerzen anderer wie seine eignen empfindet? Aber die Verleumdung macht bei der Marquise eine Ausnahme, um sie aufs Schaffot zu bringen. Bei ihr sollen die sanftesten Empfindungen mit einer Grausamkeit vereinigt sein, die an wilden Thieren selbst unnatürlich ist."

„Zwar kann man nicht leugnen, daß die Liebe bisweilen zu Schritten führt, die unvereinbar

bar sind mit der natürlichen Stimmung des Herzens, welches von ihr beherrscht wird. Allein, abgesehen davon, daß Beispiele dieser Art doch äusserst selten sind, so kann man auch nur zwei Ursachen solcher unnatürlichen Erscheinungen angeben: Eifersucht und strenge Bewachung. Um sich eine Nebenbuhlerin vom Halse zu schaffen, soll aber doch wol die Marquise ihren Vater und ihre Brüder nicht vergiftet haben? Eben so wenig hat man ein Beispiel, daß sie je auf ein Frauenzimmer einen ähnlichen Anfall gemacht habe. Auch in keinem ihrer Briefe findet sich die geringste Spur von Eifersucht; weder mündlich noch schriftlich hat sie sich jemals beklagt, daß ihr Liebhaber sein Herz zwischen ihr und einer andern theile."

„Eben so wenig war ihr Verhältniß mit Sainte-Croix durch eine strenge Aufsicht gestört. Ihr Gemahl, der selbst in unaufhörlichen Zerstreuungen lebte und durch seine Kälte gegen sie die erste Veranlassung ihres Fehltrittes wurde, stund ihrem Umgang mit ihm so wenig als irgend ein dagegen ganz gleichgültiger Mensch im Wege. Ihr Vater, ihre Brüder legten ihr ebenfalls keinen Zwang auf. Sie war fein genug, sie zu hintergehen; sie starben in der vollen Ueberzeugung,

daß sie mit Sainte-Croix längst gebrochen habe."

„Es läßt sich also kein einziger Beweggrund denken, der ein so sanftes mit dem zärtlichsten Gefühl erfülltes Herz auf einmal zu einer solchen Grausamkeit hätte verleiten können."

„Vermuthungen von solchem Gewicht sprechen für die Marquise! Um so einleuchtende Gründe zu widerlegen, kann man mit Recht Beweise fordern, die stark genug wären, um die Wahrheit und Wirklichkeit eines Wunders darzuthun. Was sind es aber für Beweise, die man gegen die Marquise aufstellt, um sie aufs Schaffot zu bringen?"

„Die gefährlichsten unter allen Zeugenaussagen wider sie ist Cluet's Erzählung. Allein er ist allein — und ein einzelner Zeuge ist nicht zur Entscheidung über eine Sache hinreichend. Ueberdies, wie unwahrscheinlich ist es nicht, daß eine Dame von solchem Stande einen so unbedeutenden Menschen zum Vertrauten gemacht habe? — Keiner von den übrigen ist als Augenzeuge aufgetreten, keiner bringt etwas vor, das er *gesehen* hätte; alles was sie sagen, sind bloß Vermuthungen."

„Die

„Die Aussage, welche man von LaChaussée noch vor seiner Hinrichtung erhalten hat, enthält zwei Stücke. Zuerst erklärt er ganz bestimmt: Sainte-Croix habe ihn versichert, daß die Marquise nicht nur keinen Antheil an der Vergiftung habe, sondern auch nicht einmal etwas davon wisse. Der zweite Theil seines Bekenntnisses aber besteht aus Muthmaßungen und Verdachtsgründen, womit der Nichtswürdige zu beweisen sucht, daß jene Versicherung des Sainte-Croix eine Lüge sei.“

„Allein, daß die Marquise mit ihm öfters von Vergiftungen gesprochen hat, beweist nichts mehr, als daß ihre ganze Einbildungskraft mit der Vorstellung eines Verbrechens erfüllt war, wodurch sie ihre beiden Brüder so schnell nach einander verloren hatte. Alles erinnerte sie an diesen schrecklichen Vorfall; es war der gewöhnliche Gegenstand, wovon sie sich mit allen ihren Verwandten und Freunden unterhielt. Und dann liegt gerade eben darin, daß sie so oft von Vergiftungen sprach, ein auffallender Beweis ihrer Unschuld. Verbrecher machen ihre Greuelthaten gewiß nicht zum gewöhnlichen Gegenstand ihrer Gespräche; allem was darauf nur entfernte Beziehung haben kann, weichen sie vielmehr sorgfältig aus; ihre Gewissensbisse

erwa-

erwachen bei jeder Erwähnung des Verbrechens, dessen sie sich schuldig wissen; jedes ihrer Worte, ihre Blicke, selbst jede Mine ihres Gesichts würden sie als ihre eigenen Verräther. Weit entfernt also, aus jenen widerholten Gesprächen von Vergiftungen, welche die Marquise geführt haben soll, den Schluß zu ziehen, daß sie in die Verbrechen des Sainte-Croix mit verwickelt gewesen sei muß man sie vielmehr als Beweise ihrer Unschuld ansehen."

„Daß sie den La Chaussée veranlaßt habe, Paris zu verlassen, läßt sich sehr natürlich aus dem Umstand erklären, daß sie einen Menschen gern entfernen wollte, den Sainte-Croix in die vertrautesten Geheimnisse ihrer Liebe eingeweiht hatte. Seine Gegenwart war ihr drückend, weil sie vor ihm über Schwachheiten erröthen mußte, von welchen man nicht gern Zeugen hat, und die überdies bei einem Bedienten in einer sehr unsichern Verwahrung sind."

„Allein diese Umstände verdienen nicht einmal so viele Rücksicht. Sie sind nichts weiter als Aussagen eines verworfenen Böswichts, der als ein erwiesener Feind des ganzen Menschengeschlechts keinen Glauben verdienen kann. Wären sie aber auch wahr, und wäre man wirklich

wirklich berechtiget, sie zum Nachtheil der Marquise auszulegen: so würden doch nur bloße Vermuthungen daraus entspringen. Kann man aber auf solche entfernte Anzeigen den Beweis von Verbrechen gründen, die allen natürlichen Empfindungen widersprechen, und durch die bekannte Gemüthsart der Marquise sowol als durch ihre Erziehung unmöglich sind?"

„Aber hat sie nicht so dringend sich bemüht, das Kästchen des Sainte-Croix in ihre Gewalt zu bekommen, bevor es geöffnet würde, und zeigt nicht dieses ängstliche Zurückfordern desselben, daß sie befürchtete, durch das was darin enthalten war, verrathen zu werden? — Allein man darf nur untersuchen was darin war, um diesen Einwurf auf einmal zu entfernen."

„Man fand zuerst eine Erklärung, daß alles, was in dem Kästchen befindlich sei, der Marquise von Brinvillier gehöre, daß es für niemand als für sie allein einiges Interesse habe, und daß man es ihr einhändigen oder, im Fall sie schon gestorben wäre, es verbrennen sollte. Ferner fand man die Liebesbriefe der Marquise, welche Sainte-Croix sehr heilig verwahrte — eine Thorheit der Verliebten, die

sehr

sehr häufig ist, und so oft schon schlimme Folgen gehabt hat! Sainte-Croix war auch von dieser Grille angesteckt, jedes Billet seiner Gebieterin als ein Unterpfand ihrer Zärtlichkeit zu verwahren; aber er wollte doch, daß diese Beweise ihrer Liebe in die Hände zurückkommen sollten, aus welchen er sie empfangen hatte. Bloß aus diesem Grunde hatte er so dringend gebeten, daß man das Kästchen der Dame zurückgeben, oder, im Fall sie gestorben wäre, verbrennen sollte."

„Sie, als Frauenzimmer noch mehr interessirt, keine Urkunden ihrer Fehltritte auf die Nachwelt kommen zu lassen, hatte keinen der Briefe aufgehoben, die sie von ihm empfangen hatte. Allein diese Vorsicht konnte sie doch über die Sicherheit ihres Geheimnisses nicht beruhigen, so lange sie ihre Briefe von ihm aufbehalten wußte. Sie gab auch ihre Unruhe darüber ihrem Liebhaber mehrmals zu erkennen. Allein er suchte sie endlich durch die Versicherung zu beruhigen, daß er alle ihre Briefe in einem Kästchen verwahre, das in keines Menschen Hände kommen könne, und daß er dieses Heiligthum ihrer Liebe durch eine beigelegte sehr ernsthafte Erklärung seines lezten Willens vor unge-

ungeweihten Händen geschützt habe, die sich desselben nach seinem Tode bemächtigen möchten. Auf diese Art bekam sie zuerst Nachricht von diesem Kästchen, und dies war wol Grund genug, sehr dringend um die Auslieferung desselben zu bitten?"

„Daß übrigens die Marquise von den bei ihren Briefen befindlichen Giften etwas gewußt habe, davon hat man auch nicht die entfernteste Anzeige. Sainte-Croix, gewöhnt, dieses Behältniß, in welchem er die Briefe seiner Gebieterin aufbewahrte, als das Archiv seiner tiefsten Geheimnisse anzusehen, hatte eben diesen Ort auch gewählt, seine mörderischen Waffen zu verbergen. Allein die Marquise, die nicht einmal ahnte, daß ihr Liebhaber ein Giftmischer von Profession sei, konnte gar nicht daran denken, daß das Archiv ihrer Geheimnisse zugleich das Behältniß der abscheulichsten Giftmittel sei."

„Ueberdies, man darf nur die den Paketen aufgeschriebenen Data mit dem Datum jener dabeiliegenden lezten Willenserklärung vergleichen, um sich ganz zu überzeugen, daß Sainte-Croix indem er der Marquise das Kästchen vermachte, die Gifte damit nicht hatte begreifen wollen.

Auf

Auf jedes Paket war ein Datum geſchrieben; alle dieſe Data waren aber ſpäter, als das Datum jenes Vermächtnißſchreibens. Als er alſo der Marquiſe dieſes Käſtchen vermachte, konnte nichts weiter als die Briefe darin ſein, welche der einzige Gegenſtand des Vermächtniſſes waren. Die Marquiſe hatte mithin an den Giften keinen Antheil, und indem ſie das Käſtchen zurückforderte, erſtreckten ſich ihre Anſprüche nicht auf die abſcheuliche Niederlage, die er in demſelben neuerlich angelegt hatte."

„Unter den Beweiſen gegen die Marquiſe iſt nun nichts mehr übrig, als jenes Papier, das ihre Beichte überſchrieben iſt, und welches Bekenntniſſe der entſezlichſten Greuelthaten enthält."

„Dieſes Papier kann nicht nur auf keinerlei Art bei dem Prozeſſe der Marquiſe gebraucht werden, ſondern es muß auch nicht den geringſten Einfluß in denſelben haben. Die Beichte, ſie mag nun mündlich oder ſchriftlich abgelegt werden, iſt immer ein unverlezliches heiliges Geheimniß, und man kann von ihrem Inhalt im bürgerlichen Leben ſchlechterdings keinen Gebrauch machen. Natürliche und göttliche Geſeze ſichern der Beichte dieſe Unverlezlichkeit. Nicht

darum

darum hat Christus die Sünder zur Buse gerufen, damit sie durch das Bekenntniß ihrer Sünden in Gefahr kämen, Ehre und Leben zu verlieren. Wie wollte man so traurige Folgen mit der Barmherzigkeit Gottes vereinigen? — Dieses Gesez der Geheimhaltung erstreckt sich aber eben so gut auf schriftliche als auf mündliche Beichten, denn die Gründe zur Verschwiegenheit, welche daraus entspringen, daß die Beichte ein Sakrament ist und daß man verpflichtet ist zu beichten, gelten für beide Arten der Beichte."

„Wir halten uns hier damit nicht auf, aus heiligen und profanen Schriftstellern Stellen anzuführen, in welchen die Beichte als ein Heiligthum vorgestellt wird, welches unter dem unmittelbaren Schuz der Religion steht. Alles hieher gehörige ist von dem Abbé Lenglet Dufresnoy gesammelt in seinem Traktat von dem unverletzlichen Geheimniß der Beichte. Wir wollen aber aus diesem Buche einige Beispiele anführen, zum Beweis, daß auch die Fürsten immer alle ihre Gewalt angewendet haben, die Entscheidungen der Kirche über diesen Punkt zu sichern, der für die Ruhe der Bürger und für das Heil der Gläubigen so wichtig ist."

„Ein Katalonier, der wegen eines Mords zum Tode verurtheilt war, wollte vor seiner Hinrichtung schlechterdings nicht beichten, und wies alle Ermahnungen, ohne einen vernünftigen Grund anzugeben, mit solcher Hartnäckigkeit zurück, daß man anfieng zu glauben, die Todesangst habe sein Gehirn zerrüttet. Der heilige Thomas von Villeneuve, Erzbischoff von Valenzia, der sich eben an dem Orte befand, wo man dem Katalonier den Prozeß gemacht hatte, erhielt Nachricht von diesem Vorfall, und begab sich sogleich selbst zu dem unglücklichen Menschen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen und seine Seele zu retten. Wie erstaunte er aber, da er den Grund dieser Weigerung des Delinquenten erfuhr. Der Gefangne sagte ihm nämlich, die Ursache warum er das Beichten verabscheue, sei keine andre, als weil die Beichte selbst an seinem Tode schuld sei. Kein Mensch in der Welt habe etwas von dem Mord gewußt, wegen dessen er jezt hingerichtet werde. Er habe sich aber gedrungen gefühlt, seine That dem Priester in der Beichte offenherzig zu bekennen, und er habe kein Bedenken getragen, ihm alle Umstände genau anzugeben, und selbst den Ort anzuzeigen, wo er den

den Ermordeten eingescharrt hatte. Unglücklicherweise sei der Priester, wie es sich nachher entdeckt habe, ein Bruder des Ermordeten gewesen, der sich aus Rachgierde habe verleiten lassen, die Beichte zu verrathen und der Obrigkeit alles anzuzeigen. Alles Leugnen sei hier vergebens gewesen, und nun müsse er um seiner Beichte willen eines schmählichen Todes sterben. — Der heilige Thomas von Villeneuve hielt diesen Umstand für wichtiger als den ganzen Prozeß. Dieser betraf nur die Bestrafung eines einzelnen Menschen, jenes Verfahren des Priesters aber das Interesse der Religion selbst. Er ließ den Priester vor sich kommen, und nachdem er von diesem das Geständniß seines Verbrechens erhalten hatte, bewog er die Richter, ihr Urtheil zu widerrufen und den Missethäter frei zu sprechen. Der Beichtiger wurde gestraft, seine Strafe aber gemildert, weil er die Strafwürdigkeit seiner Handlung selbst so reumüthig bekannte."

Im Jahr 1579 ermordete ein Schenkwirth zu Toulouse einen seiner Gäste, und verscharrte ihn heimlich in seinem Keller, ohne daß jemand im Hause etwas davon bemerkte. Kurz darauf beichtete er den Mord und erzähl-

te dem Beichtvater alle dabei vorgefallnen Umstände. Die Verwandten des Ermordeten stellten indeß alle mögliche Nachforschungen an und ließen endlich, nach vielen fruchtlosen Erkundigungen, denjenigen, der ihnen Nachricht von der vermißten Person geben würde, öffentlich eine große Belohnung versprechen. Der Beichtiger, durch den Reiz dieses Versprechens in Versuchung geführt, gab ihnen insgeheim Nachricht, es dürfe nur in dem Keller des Schenkwirths suchen, so werde man den Leichnam des Ermordeten finden. Man fand ihn auch wirklich; der Wirth wurde in Verhaft genommen, und bekannte die That auf der Folter. Aber er behauptete beständig, daß sein Beichtvater der einzige Mensch auf der Welt sei, durch den er habe verrathen werden können. Das Parlament zu Toulouse erkannte mit der größten Mißbilligung den unrechtmäßigen Weg, wodurch man den Verbrecher zur Tortur gebracht hatte, und erklärte ihn so lange für unschuldig, bis man andere Beweise als das Ansehen des Priesters wider ihn beibringen würde. Dieser aber wurde verurtheilt, daß er am Galgen sterben, und sein Körper verbrannt werden solle. — So nachdrücklich sorgte dieses weise Tribunal

für

für die Sicherheit eines so wichtigen Sakramentes."

„Selbst nichtchristliche Richter, in Ländern wo die Christliche Religion geduldet wird, ahnden zuerst von der Nothwendigkeit, daß ein in dem Schooße der Religion niedergelegtes Geheimniß unverletzlich bewahrt werde, haben einzusehen, daß der weltliche Richter davon keinen Gebrauch machen dürfe, und daß diejenigen, die es durch Verrätherey entweihen, der schärfsten Strafe würdig sind. — Ein junger vornehmer Türke hatte sich in die Frau eines Armeniers verliebt. Durch die Klugheit dieser Schönen lange im Zaum gehalten, brach endlich seine Leidenschaft mit voller Gewalt aus. Mit Ungestüm forderte er die Erfüllung seiner Wünsche, und drohte, Sie selbst und ihren Mann umzubringen, wenn sie ihn nicht erhören wolle. Erschreckt durch diese Drohung, deren Erfüllung sie nur allzugewiß voraussehen konnte, nahm sie ihre Zuflucht zur Verstellung. Sie bestimmte ihm eine Zusammenkunft in ihrem Hause, zu einer Zeit, wo ihr Mann, wie sie sagte, abwesend wäre. Der Liebhaber fand sich ein, bewaffnet mit seinem Säbel und zwei Pistolen. Plötzlich erschien der Mann, und nun nahm die Sache auf einmal

eine solche Wendung, daß die Elenden sich gleichsam schämen mußten, ihren Feind erlegen zu können. Sie verschwiegen ihn in ihrem Hause und kein Mensch wußte etwas von dem ganzen Vorgang. Allein ein geldgieriger Priester ihrer Religion, dem sie den Vorfall mit allen Umständen beichteten, war nicht ehrlich genug, dieses Bekenntniß zuerst dazu zu mißbrauchen, daß er den unglücklichen Leuten, unter der Bedrohung sie zu verrathen, ihr ganzes Vermögen nach und nach abnöthigte, und dann da er nichts mehr von ihnen erpressen konnte, sie zuletzt an den Vater des Ermordeten für eine beträchtliche Summe wirklich verrieth. Der Türke hinterbrachte diese Aussage des Priesters sogleich dem Vezier, dessen Freund er war. Dieser, eben so sehr von Mitleiden gegen die Unglücklichen, als von Unwillen gegen den schändlichen Priester erfüllt, ließ sogleich den armenischen Bischoff zu sich rufen und fragte ihn: was die Beichte sey? wie das Verrathen der Beichte geahndet werde? und was man mit solchen Leuten vornehme, deren Verbrechen auf diese Art entdeckt werde? Die Antwort des Bischoffs war: die Beichte sey ein unverletzliches Geheimniß bey den Christen, nach ihren Gesetzen werde das

das Verrathen derselben mit dem Scheiterhaufen bestraft, und die durch eine solche Verrätherei Angeklagten losgesprochen, weil ihr Geständniß vor dem Priester eine Pflicht sei, welche ihnen die Religion selbst bei Strafe der ewigen Verdammniß auflege. Der Richter, mit dieser Antwort zufrieden, ließ sogleich die Angeklagten vor sich rufen. Zitternd und halb tod warfen sie sich zu seinen Füßen, und bekannten ihr Verbrechen, aber sie entschuldigten es als eine Nothwehr für ihre Ehre und beklagten sich zugleich über den Priester, der ihr Bekenntniß mißbraucht habe, sie zu Bettlern zu machen, und gleichwol sie auch noch zu verrathen. Nun ließ er den verrätherischen Priester selbst vor sich bringen, stellte ihn dem Bischoff vor, der in seiner Gegenwart noch einmal die Strafe für einen Verräther der Beichte angeben mußte, und verurtheilte ihn dann, auf einem öffentlichen Platz sogleich lebendig verbrannt zu werden."

„Es ist also einleuchtend, daß der Richter die Entdeckungen, die er durch den Weg der Beichte erhält, zu einem gerichtlichen Verfahren durchaus nicht anwenden darf. Was würde nicht ein solcher Gebrauch der Beichte in den ersten Jahrhunderten, wo sie noch öffentlich im

Angesicht der ganzen Gemeinde abgelegt wurde, für Folgen gehabt haben. Diejenigen Richter, welche Christen waren und in den Versammlungen der Gemeinde täglich solche Bekenntnisse hörten, wären gezwungen gewesen, unaufhörlich gegen Missethaten der Beichtenden das Schwert der Gerechtigkeit zu führen. Allein damals nahmen die Richter keine Anklage an, die sich blos auf das öffentliche Geständniß eines Büßenden gründete. Da aber das Sittenverderbniß unter den Christen nach und nach mehr einriß, und die Feinde eines Beichtenden sein öffentliches Bekenntniß dazu mißbrauchten, andre Beweise aufzusuchen, worauf sie ihre Anklage bauen konnten, so mußte endlich die Kirche diesen Gebrauch abänd'ern, und die Ohrenbeichte an die Stelle der öffentlichen Beichte sezen. Die öffentliche Beichte ist also nur darum abgeschafft worden, damit kein Gebrauch davon vor Gericht soll gemacht werden können *).

„Man

*) Diese Abschaffung der öffentlichen Beichte und die Veranlassungsgründe die endlich die Kirche zu dieser Veränderung genöthigt haben, finden sich im Kapitel Quamvis 89. dist. I. de poenitent. Die Worte dieses Dekrets sind folgende: Quamvis plenitudo fidei videatur esse laudabilis, quae propter Dei

„Man muß aber für die geſchriebenen Beichten eben ſo viele Ehrfurcht haben, als für die

Dei timorem apud homines erubescere non videtur; tamen quia non omnium humanorum sunt peccata, ut ea qui poenitentiam petunt non timeant publicare, removeatur tamen improbabilis consuetudo, ne multi a poenitentiae remediis arceantur, dum aut erubescunt, aut metuunt in actis suis facta referare, *pro quibus possunt legum constitutione percelli.* Sufficiat enim illis confessio quae primum Deo offertur, tum etiam sacerdoti, qui pro delictis poenitentium praecator accedit. Tunc enim demum plures ad poenitentiam poterunt provocari, si populi auribus non publicetur conscientia confitentis.

Dies aus einem Briefe des Papſts Leo gezogene Dekret, iſt von den Auslegern in einem doppelten einander ganz entgegengeſetzten Sinne genommen worden. Einige haben in den Worten, pro quibus possunt legum constitutione percelli, ſo viel zu finden geglaubt, daß die bürgerlichen Geſetze Macht gehabt hätten, die Büßenden der öffentlich gebeichteten Verbrechen halber zu beſtrafen. Allein es iſt ganz offenbar, daß dieſes der wahre Sinn dieſer Stelle nicht ſein kann, er würde dem Geiſte der Religion ganz widerſtreiten. Es können daher dieſe Worte keinen andern Sinn haben, als: die Büßenden befürchteten, ihre Feinde möchten durch ihre Beichte Verbrechen von ihnen entdecken, denen ſie allenfalls weiter nachſpürten und dadurch Beweiſe auffinden könnten, die der Richter annehmen

mündlichen; denn in Absicht auf Gott, an den sie gerichtet sind, sind beides wahrhafte Beichten.

men müßte, und die hinlänglich wären, sie zur Strafe zu ziehen.

Das ist auch der Sinn der Glosse, die aber doch in ihrer Auslegung noch eine Zweideutigkeit hat. Sie sagt: ii alias probationes sint, quae sufficiant cum humanomodi confessione. Man könnte daher glauben, die Partikel cum bedeute hier, daß man, um einen Büßenden verurtheilen zu können, gerichtliche Beweise mit seiner öffentlichen Beichte verbinden müsse. Allein hier kann jene Partikel schlechterdings nicht diese Bedeutung haben; denn wenn die vorhandenen gerichtlichen Beweise schon an und für sich hinlänglich sind, wie es die Glosse selbst voraus setzt, probationes quae sufficiunt, so ist es eben so unnütz als ungerecht und ausßig, zu Ueberführung des Verbrechens seine öffentlich abgelegte Beichte noch zu Hülfe zu nehmen, da er schon durch andere Beweise hinlänglich überzeugt werden kann. Die Glosse hat also nichts weiter sagen wollen, als daß menschliche Gesetze die Verbrechen der Büßenden nur dann strafen können, wenn außer ihrer Beichte, von welcher der Richter, als Richter, nichts wissen darf, hinlängliche Beweise wider sie vorhanden sind. So muß also die Partikel cum, nach einem sehr gewöhnlichen Sprachgebrauch, hier so viel als ultra bedeuten.

Um sich ganz davon zu überzeugen, daß dies der wahre Sinn des angeführten Kapitels ist, darf man

ten. Es entscheiden auch alle Gottesgelehrten, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, ohne

man nur den Brief des heil. Leo selbst lesen, woraus dasselbe gezogen ist. Es wird darin ausdrücklich gesagt: es würde den apostolischen Regeln und Vorschriften gerade zuwider laufen, wenn jemand eine solche öffentliche Beichte dazu mißbrauchen wollte, einen Prozeß dadurch zu erregen. Folgende Worte gehen dem besagten Kapitel in jenem Briefe unmittelbar vorher: illam contra apostolicam regulam praesumtionem, quam nuper agnovi a quibusdam illicita usurpatione committi missis omnibus constituo submoveri de poenitentia; ne videlicet de singulorum peccatorum genere libello scripta professio publice recitetur; cum rectus conscientiarum sufficiat solis sacerdotibus indicari confessione secreta. Quamvis plenissimo etc. Diese Worte erklären die wahre Ursache, weshalb dieses Kapitel gemacht worden ist, hinlänglich genug. 1. Man hat nach den ächten Grundsätzen der Religion und der Rechte niemals eine Denunciation oder die Anstellung eines peinlichen Prozesses für zulässig gehalten, wenn sich einer von beiden auf Entdeckungen gründete, die durch eine Beichte gemacht waren. Dies erhellet daher, weil den Papst Leo dergleichen gerichtliche Verhandlungen als Gewaltthätigkeiten, ungerechte Eingriffe und den apostolischen Grundsätzen zuwiderlaufende Mißbräuche betrachtet. 2. Die öffentlichen Beichten wurden aus keiner andern Ursache verboten, als um dadurch in Zukunft zu verhindern, daß nicht Entdeckungen

ohne alle Einschränkung, daß hier kein Unterschied sei. Diese Meinung wird von drei Hauptgründen unterstützt. Erstlich müssen auch die zu einer Beichte nothwendigen Hülfsmittel unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesichert sein, und man muß daher auch wesentliche Anstalten zur Beichte, dergleichen ein schriftlicher Entwurf ist, als einen Theil der Beichte selbst betrachten, und gleich dieser unverletzlich halten, er darf keinem andern Menschen als einem Priester mitgetheilt werden, der allein berechtigt ist, eine Beichte anzunehmen. Zweitens treffen eben dieselben

---

chungen gemacht, denselben weiter nachgeforscht, Beweise aufgetrieben und alsdenn die Büssenden, der von ihnen öffentlich gebeichteten Verbrechen halber, angeklagt werden möchten, und deshalb sagt der Papst sehr nachdrücklich: modis omnibus constituo removeatur tam improbabilis consuetudo, ne multi a poenitentiae remediis arceantur, dum aut erubescunt, aut metuunt, inimicis sua facta referre, pro quibus possunt legum constitutione percelli. Der unterdrückte Gebrauch der Kirche, von den ersten Jahrhunderten an bis auf jetzige Zeiten, hat also diese Lehre bestätiget; es ist folglich entschieden, daß ein Richter auf keinerlei Art von einer Beichte Gebrauch machen dürfe, sondern daß er sich blos an andere, an sich hinlängliche und rechtserforderliche wider den Angeklagten vorhandene Beweise, halten müsse.

dieselben schlimmen Folgen, welche endlich die Kirche bestimmten, die mündliche Beichte mit dem Siegel der unverletzlichen Verschwiegenheit zu bewahren, auch bei der schriftlichen Beichte ein. Ja noch mehr, die Folgen, die man von der Entdeckung einer schriftlichen Beichte zu befürchten hat, sind sogar noch schlimmer, da bekanntlich schriftliche Beweise von größerer Wirkung sind, als mündliche. Drittens ist nicht der Beichtvater allein zur Verschwiegenheit verbunden, sondern auch alle die, die zufällig oder absichtlich eine Beichte mit angehört haben, eben so wie diejenigen, die einem der Landessprache unkundigen Ausländer zum Dollmetscher bei seiner Beichte dienen; indem der Dollmetscher, nach dem Ausspruch des heiligen Thomas *), so zu zu sagen die Stelle des Priesters vertritt, insofern die Beichte, die er dem Beichtvater überbringt, ihm unmittelbar abgelegt wird. Nun ist aber eine schriftliche Beichte im Grunde nichts anders als ein solcher Dollmetscher (internuntia confessionis, wie die Theologen sagen). Man vertraut ihr das Bekenntniß der Sünden an, um es dem Beichtiger zu eröffnen. Der Gebrauch, dem Beichtvater, zu dem man einmal

*) Suppl. part. 3, qu. 11, art. 3.

mal sein Vertrauen gefaßt hatte, in einem Briefe zu beichten, wenn er entfernt war, wurde von Papst Klemens VIII gänzlich abgeschafft, weil solche Beichten immer mit vielen Schwierigkeiten verknüpft waren. Allein so lange dieser Gebrauch galt, waren alle die, in deren Hände ein solcher Brief kommen konnte, zum unverletzlichsten Stillschweigen verbunden, indem Alle, die von einer Beichte entweder durch Vorwitz oder von ungefähr oder Amtshalber etwas erfahren, einerlei Pflicht der strengsten Verschwiegenheit auf sich haben."

„Von diesen unumstößlichen einleuchtenden Wahrheiten sind auch die Ankläger der Marquise selbst so überzeugt, daß sie für nöthig gefunden haben, zu dem Vorwand ihre Zuflucht zu nehmen, daß das Papier, wovon die Frage ist, keine wahre Beichte, sondern nur ein Gedenkzettel zu einer Beichte sei."

„Allein gesetzt auch, daß dies wirklich gegründet wäre, so würde doch auch selbst ein solcher Denkzettel zu einem gerichtlichen Beweise nicht gebraucht werden dürfen. Denn auch dadurch würde sich öfters der Beichtende in der nämlichen Gefahr befinden. Die Kirche befiehlt, er soll alle seine Sünden bekennen; sein Gedächt-

dächtniß ist schwach, er muß sich also damit helfen, den Inhalt seiner Beichte schriftlich anzumerken. Ein Hülfsmittel, das selbst der Beichtvater öfters anräth! Und dies sollte ihm hernach zum Verderben gereichen dürfen? Auch haben alle Kirchenlehrer einhällig entschieden, daß weder geistliche noch weltliche Richter solche Aufsätze in Betrachtung ziehen dürfen, die das Bekenntniß eines Sünders enthalten, daß sie vielmehr dergleichen Papiere von den Akten ausschließen und nicht befugt sein sollen, einen Angeklagten darüber zu verhören, oder über die in denselben enthaltenen Umstände Zeugen zu befragen. Ohne uns hier auf eine weitläuftige Aufzählung aller der Schriftsteller einzulassen, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, führen wir blos das an, was der berühmte Canonist, Dominikus Scoto, der Beichtvater Carls des Fünften, davon urtheilt. Ein gewisser Mensch, sagt er *), verlor ein Papier, worauf er seine Vergehungen aufgezeichnet hatte. Dieser Aufsatz fiel in die Hände eines geistlichen Richters, der deshalb eine gerichtliche Untersuchung wider ihn anstellen und Zeugen darüber abhören lassen wollte. Allein er wurde von seinem

*) In 4 sentent. distinct. 13, art. 50.

seinem Obern wegen dieses unrechtmäßigen Verfahrens zur Strafe gezogen, und das von Rechtswegen, denn — setzt dieser Schriftsteller hinzu — die Beichte ist eine so heilige Sache, daß alles was zu dem Ablegen derselben bestimmt ist und darauf Beziehung hat, im tiefsten und unverbrüchlichsten Stillschweigen vergraben bleiben muß. Und das was er hier in Rücksicht auf die geistlichen Richter sagt, soll seiner Anweisung nach auch auf die weltlichen angewendet werden *)."

„Ueberdies aber ist der Aufsatz, von welchem hier die Rede ist, in der That kein blosser Gedenkzettel, den die Frau von Brinvilliers bloß verfertigt hätte, um ihre Beichte darnach einzurichten; sondern es ist eine wahre Beichte, niedergeschrieben in der Zuversicht, daß sie nur Gott oder seinem dazu verordneten Diener bekannt werden solle. Die ganze Beschaffenheit dieser Schrift zeigt, daß sie eine wahre und wirkliche Beichte ist. Sie hebt mit den Worten an: Ich bekenne vor Gott und Ihnen,

*) Est enim confessio tam sacra, ut id etiam quod ad eam ordinatur, sit perpetuo silentio sepeliendum: et quod dictum est de praelatis ecclesiasticis, intelligendum de praetoribus et iudicibus saecularibus.

Ihnen, mein ehrwürdiger Vater. Die Marquise spricht darin also nur mit Gott und ihrem Beichtvater, der an Gottes Statt da ist, und da folglich ihre Beichte an Gott allein gerichtet ist, so ist auch Gott allein derjenige, der sie wissen darf, und es kann kein Mensch ein Recht haben, sie zu untersuchen. Die Kirche selbst muß der Marquise für die Geheimhaltung dieser Beichte Bürge seyn, denn „die Kirche hat, wie der Kardinal Perron sagt*), ihren reumüthigen Kindern, die ihres Herzens Geheimnisse in ihren Schoos niederlegen, zu Versicherung ihrer Ehre und ihres Lebens heilig versprochen, daß alle ihre Sünden treulich und unverlezlich verschwiegen bleiben sollen, und dagegen kann niemand handeln, ohne zugleicher Zeit alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen zu treten."

„Auch ist es weder die geweihete Person des Priesters noch seine heilige Verrichtung, Absolu-

*) In seiner Replik auf die Antwort des Königs von Grosbritannien, Cap. 3.

solution zu ertheilen, was den Beweggrund zu dieser Enthaltung enthält; es ist vielmehr gewiß, daß der Priester auch dann zur Verschwiegenheit verpflichtet ist, wenn er es nöthig finden sollte, dem Beichtenden die Absolution zu versagen, und daß diese Verpflichtung auch denjenigen auf gleiche Art bindet, der nicht Priester ist, und entweder vorsezlich, indem er sich in einen Beichtstuhl sezt, um die Gesinnungen eines andern zu beherchen, oder zufällig, indem er sich in der Nähe eines Beichtstuhls befand, die Beichte eines andern gehört, oder im Nothfall, bei Ermangelung eines Priesters, selbst die Stelle des Beichtvaters vertreten hätte. Sondern es ist einzig und allein das Wesen der Beichte selbst, woraus diese unauflösliche Verpflichtung zur Verschwiegenheit entspringt."

„Allein, wird man sagen, es kann gar nicht mehr die Frage davon sein, den Inhalt dieser Schrift der Marquise geheim zu halten; er sei nun eine Beichte oder nicht, man weis ja schon was er enthält. — Diese Einwendung ist aber schon gehoben durch die oben angeführten Gründe. Es ist bewiesen, daß nicht nur auf dergleichen Falle niemals ein Prozeß angestellt werden, sondern daß man auch in einem

schon

schon anhängigen Prozeß sie nicht als Beweismittel gebrauchen darf, und also überhaupt alles gerichtliche Verfahren nach denselben für null und nichtig anzusehen seie *)."

Ausser diesen allgemeinen Gründen, welche die Unzulässigkeit alles gerichtlichen Verfahrens nach bloßen Anzeigen aus einer Beichte unumstößlich beweisen, findet sich auch in der Beichte der Marquise selbst noch ein besonderer Umstand, der die Unbrauchbarkeit derselben zu dieser Absicht noch einleuchtender darstellt. Genövièvgut hatte aus ihrem Vaterland zu fliehen, wo ihr bitterte Feinde sich gegen sie verschworen hatten sie an den Galgen zu bringen; umherirrend in einem fremden Lande, ohne Beistand, ohne Rathgeber; bedeckt mit Schande ihres vor aller Welt geoffenbarten Liebesverständnisses mit dem schändlichsten aller Menschen: wurde sie endlich von einem hitzigen Fieber befallen, das ihren Verstand verwirrte und sie in den Zustand des Phantasirens und des Wahnsinns versetzte, wo der Kranke die Bilder seines zerrütteten Gehirns

*) Tenetur statim cessare et ab inquisitione et processu iudiciali, et facta pro infecto habere. *Rodericus Acugna, archiepisc. Brotcrd. tract. de confessariis sollicitantibus, quaest. 23, num. 38.*

als Wahrheiten aufnimmt, und sich öfters Thaten zuschreibt, die niemals begangen worden sind, oder an denen er nicht den mindesten Antheil gehabt hat. Dieser Zustand ist immer die Folge einer durch die Schreckbilder ungerechter Verfolgungen und durch die Vorstellung grausamer und unverdienter Strafen beängstigten Phantasie."

„Dieser Umstand beweist aber nicht, daß diese Schrift keine wahre Beichte sei. Der ganze Inhalt derselben ist Gott geweiht, indem gleich der Eingang zeigt, daß das ganze Bekenntniß vor Gott abgelegt wird. Um ihr den Schuz der unverlezlichsten Geheimhaltung zu sichern, ist es genug, daß sie in der Absicht verfaßt worden ist, eine allgemeine Absolution dadurch zu erlangen, welche die Beichtväter auch sonst den Kranken, die im Zustand des Phantasirens sind, nicht versagen, indem solche Verwirrungen nicht wie eine anhaltende Verrückung zu betrachten sind, sondern als vorübergehende Anfälle, bei welchen auch wohl lichte Zwischenräume eintreten können. So ist ja auch ein Gebet, das ein Mensch in einem solchen Zustand zu Gott richtet, ein wahres Gebet, und nicht selten hat es Erhörung gefunden."

„Uebris

„Uebrigens, daß die Frau von Brinvillier als ſie dieſen Aufſatz ſchrieb, wirklich in einer heftigen Fieberhize gelegen habe, welche ſie des freien Gebrauchs ihrer Vernunft beraubte, kann man aus allen diesen Umſtänden ſehen. Bei der Wallung in der ſich ihr entzündetes Blut befand, konnte ſie kaum die Feder halten. Die Buchſtaben ſind ſo verzerrt, daß man ihre Handſchrift nicht erkennen und die Worte kaum leſen kann. Ueberdies ſind Bekenntniſſe darin enthalten, welche als falſch erwieſen ſind. Sie klagt ſich an, ihren Vater ermordet zu haben, der im Jahr 1666 ruhig geſtorben iſt.'

Dies waren die ſcharfſinnigen Gründe, mit welchen Hr. Nivelle die Marquiſe vertheidigte. Allein das corpus delicti war vollkommen berichtiget. Daß die beiden Brüder der Marquiſe wirklich vergiftet geweſen ſeien, war erwieſen durch den Bericht eines Arztes, zweier Wundärzte und eines Apothekers. Daß aber Sainte-Croix und die Marquiſe durch Hülfe des La Chauſſée beide Mordthaten vollzogen hatten, ergab ſich ganz deutlich aus der Vereinigung der ſämtlichen Zeugenausſagen; und die Antworten der Marquiſe ſelbſt enthalten einen noch ſtärkern Beweisgrund wider ſie. Wir wollen auch

diese Antworten hier aus dem Protokoll selbst mittheilen:

„Als Ursache ihrer Entweichung aus Frankreich giebt sie gewisse Verdrießlichkeiten an, die sie mit ihrer Schwägerin gehabt habe. — Die Beichte, welche man unter den Papieren in ihrer Schatulle gefunden hat, habe sie in einem Zustand geschrieben, da sie, in einem ganz fremden Lande von allen ihren Verwandten verlassen, bis zu der äussersten Noth einen Thaler entlehnen zu müssen, zurückgeworfen, in ihrem Gemüth so zerrüttet gewesen sei, daß sie nicht gewußt habe, weder was sie thue noch was sie schreibe. — Auf die Frage über den ersten Artikel ihrer Beichte: in welchem Hause sie Feuer angelegt habe? so wie auf die Fragen über sechs andre Artikel derselben, antwortete sie immer bloß: sie habe es nicht gethan, und wenn sie es geschrieben habe, so sei dies in der Zerrüttung ihres Geistes geschehen. — Eben so antwortete sie auf die Frage: ob sie nicht ihren Vater und ihre zwei Brüder vergiftet habe? nichts weiter als: sie wisse von dem allen nichts. — Auf die Frage: ob sich ihre Aeusserung, daß ihre Schwester nicht mehr lange leben werde, nicht darauf gegründet habe, daß ihr

ihr etwas von Vergiftung derselben bekannt gewesen sei? antwortete sie: diese Vermuthung habe sich blos auf die kränklichen Umstände gestützt, mit welchen ihre Schwester schon damals geplagt gewesen sei, und an welchen sie noch jetzt leide. — Sie sagt ferner, sie habe die Zeit vergessen, in welcher sie ihre Beichte geschrieben, und gesteht, sie habe Frankreich auf Anrathen ihrer Verwandten verlassen. — Auf die Frage: warum ihre Verwandten ihr diesen Rath gegeben haben? sagte sie: wegen des Vorfalls mit ihren Brüdern. — Sie gesteht, daß sie mit Sainte-Croix nach seiner Befreiung aus der Bastille wieder Umgang gehabt habe. — Auf die Frage: ob Sainte Croix sie nicht beredet habe, ihren Vater aus dem Wege zu schaffen? antwortete sie: sie könne sich dessen nicht erinnern; auch erinnere sie sich eben so wenig, daß ihr Sainte-Croix Pulver oder andere Spezereien gegeben habe, als daß er jemals zu ihr gesagt habe: er wisse Mittel, sie reich zu machen. — Es wurden ihr acht Briefe vorgelegt, und sie befragt, an wen sie solche geschrieben habe. Sie antwortete aber: sie könne sich dessen nicht mehr erinnern. — Wegen der Verschreibung von 30000 Liver, die sie dem Sainte-

Croix ausgestellt hatte, gab sie vor: sie habe diese Summe wollen bei Sainte-Croix niederlegen, um im Nothfall ein Hülfsmittel zu haben, von dem ihre Gläubiger nichts wüßten. Sie habe deshalb einen Rückschein von Sainte-Croix erhalten, der aber auf der Reise verloren gegangen sei. Ihr Gemahl habe von dieser Verschreibung nichts gewußt. — Auf die Frage: ob sie diese Verschreibung vor oder nach dem Tode ihrer Brüder ausgestellt habe? antwortete sie: sie könne sich dessen nicht mehr erinnern, und darauf werde auch bei der Sache nichts ankommen. Hernach aber sagte sie: Sainte-Croix habe das besagte Geld von einem seiner Freunde für sie entlehnt, und sie habe ihm jene Verschreibung dafür ausgestellt. — Sie gesteht, daß sie dreimal bei Glazer gewesen sei, sich wegen ihrer Gesundheitsumstände Raths zu erholen. — Auf die Frage: warum sie den Penautier um Rathschläge ersucht habe? antwortete sie: sie wisse, daß er durch seine Freunde im Stande wäre, sich nachdrücklich für ihre Angelegenheiten zu verwenden. — Warum sie die Versicherung hinzugesezt habe, daß sie alles thun wolle, was er ihr rathe? Eigentlich wisse sie selbst nicht, warum; in ihrem gegenwärtigen Zustand

ſtand aber ſei ſie genöthiget, jedermann um guten Rath anzuſprechen. — Warum ſie an Theria geſchrieben habe, er ſolle ſie in Freiheit ſetzen? Sie wiſſe nicht, was man damit wolle. — Warum ſie in einem andern Brief an Theria geſagt habe, ſie ſei verloren, wenn er ſich ihrer Schatulle nicht bemächtigen könne? Sie könne ſich dieſes Umſtands nicht erinnern. — Sie behauptet, ſie wiſſe nichts davon, daß ihr Vater im Jahr 1666 bei ſeiner Reiſe nach Offemont weder auf dem Hinwege noch auf der Rückreiſe ſich unpaß befunden habe. — Da man ihr das Käſtchen des Sainte-Croix vorzeigte, ſagte ſie: es gehöre ihr nicht, und wollte es nicht kennen. — Mit Penautier, behauptete ſie, bloß wegen 30000 Liver, die er ihr ſchuldig wäre, einigen Verkehr gehabt zu haben. — Ein andersmal: ſie habe gemeinſchaftlich mit ihrem Gemahl dem Penautier 10000 Thaler geliehen gehabt, nach deren Zurückbezahlung ſie weiter in keinem Verhältniß mit ihm geſtanden habe. — Die Auslieferung des bei Sainte-Croix gefundenen Käſtchens habe ſie auf Anrathen ihrer Verwandten verlangt."

Man darf nur dieſe Antworten leſen, um zu ſehen, wie die Wahrheit, die ſie unterdrücken

will, öfters mit Gewalt hervorbricht. Man ſieht hier die Verzagtheit einer ſchwarzen Seele, die, fähig die gröſſesten Greuelthaten ohne Zittern zu begehen, ſo lange ſie nicht entdeckt zu werden fürchtet, beim bloßen Anblick des Richters alle Beſonnenheit verliert. Sie hatte ſich vorgeſetzt, alles zu leugnen; allein die Beſtürzung und die Furcht legten ihr Antworten in den Mund, die wider ihren Willen die Wahrheit entdeckten, welche zu verhüllen ſie alle Kräfte ihres Geiſtes anſtrengte.

Wäre ſie wirklich unſchuldig geweſen, würde ſie wol — bei einer Beſchuldigung die ihr Innerſtes empören mußte — bloß geantwortet haben: ſie wiſſe nicht, daß ſie ihren Vater und ihre Brüder vergiftet hätte? Hätte nicht die bloße Frage ihr eine Antwort abdringen müſſen, in welcher der höchſte Unwille gegen ihre Ankläger und ſelbſt gegen ihre Richter ausgedrückt geweſen wäre? Allein ſie hat nicht einmal Stärke genug, ſich hinter eine beſtimmte Verneinung zurückzuziehen, und weiß in der Verwirrung nichts weiter als bloße Unwiſſenheit vorzuſchützen. Sie weiß nicht, ob ſie ihren Vater und ihre Brüder umgebracht hat!! — Auch ihre übrigen Antworten tragen alle dies Gepräge.

Dieſe

Diese eignen Auflagen der Marquise also, verbunden mit den wider sie verhandelten Zeugenauflagen, vollendeten ihre Uiberweisung bis zur höchsten Evidenz. Man weiß nicht, ob das Parlament auch Beweise aus der Beichte genommen hat; inzwischen ist es einleuchtend, daß der Prozeß selbst Gründe genug enthielt, um jenes Mittel ganz entbehrlich zu machen, das ohnehin, was auch immer die Beamer der Marquise sagen mochten, weder als Bekenntniß noch als Beweis bei dem Prozeß gebraucht werden durfte.

Es wurde also endlich, den 16 Jul. 1676, in der Versammlung der großen Kammer und der Kriminalkammer des Parlaments, folgendes Urtheil über die Marquise gesprochen:

„Marie Margarethe von Aubray, die Gat„tin des Herrn Marquis von Brinvillier, wird „hiemit für überführt und überwiesen erklärt, „ihren Vater, Herrn Drogo von Aubray, und „ihre beiden Brüder, Herrn Anton von Aubray „Requetenmeister und Civillieutenant zu Paris, „und Herrn von Aubray den Parlamentsrath, „vergiftet, und ihrer verstorbenen Schwester „nach dem Leben getrachtet zu haben. Sie wird „daher zur wolverdienten Strafe verurtheilt, daß

„baarfuß, mit einem Strick um den Hals und „einer zwei Pfund ſchweren brennenden Kerze „in der Hand, auf einem Karren an die Thü„re der Hauptkirche zu Paris gebracht zu wer„den, um daſelbſt Kirchenbuße zu thun, und „auf ihren Knieen öffentlich zu bekennen, daß „ſie ſkändlicher Weiſe ſowol aus Rachſucht als „auch Habſucht ihren Vater und ihre zwei Brü„der hingerichtet und ihrer Schweſter nach dem Le„ben getrachtet habe. Von da ſoll ſie auf den „Greveplatz gebracht, und ihr auf einem dazu „errichteten Schaffot der Kopf abgeſchlagen, ihr „Körper verbrannt und die Aſche in die Luft „geſtreut werden. Zuvor aber ſoll ſie noch auf „die ordentliche und außerordentliche Folter ge„bracht werden, um ihre Mitſchuldigen anzu„geben. Zugleich wird ſie der Hinterlaſſenſchaft „ihres Vaters, ihrer Brüder und ihrer Schwe„ſter von dem Tage ihres Verbrechens an für „verluſtig erklärt, und ihr ſämtliches Vermö„gen ſoll von der Behörde eingezogen werden. „Das a und von demjenigen Theil ihrer Güter, „die der Konfiskation nicht unterworfen ſind, „ſollen 4000 Livres zu einer Buße an den König, „4000 Livres an die Kapelle des Parlaments„gefängniſſes zu Seelenmeſſen für die Ruhe ihres

„ver-

„verstorbenen Vaters ihrer Brüder und ihrer „Schwester, 10000 Livres zur Schadloshaltung „für die Frau von Villarceau, die Wittwe des „Herrn von Aubray, und überhaupt alle Unkosten des Prozesses, selbst die von dem Prozesse des la Chaussée, abgezogen und bezahlt „werden."

Die Marquise, welche indeß noch, in der Hoffnung ihren Richtern ein Blendwerk zu machen, ihre Verbrechen hartnäckig geleugnet hatte, gestand sie jezt selbst, nachdem ihr Urtheil schon gesprochen war. Herr Pirot, ein Doktor der Sorbonne, dem sie beichtete und der sie auf den Richtplaz begleitete, macht eine sehr rührende Erzählung von den lezten vierundzwanzig Stunden ihres Lebens. Sie bat um das Abendmahl; es wurde ihr aber abgeschlagen: es wird niemals Verbrechern gereicht, die zur Todesstrafe verurtheilt sind. Sie verlangte darauf nur das geweihte Brod, so wie es ihr Vetter, der Marschall von Marillac, vor seiner Hinrichtung noch empfangen habe. Allein auch dieses wurde ihr abgeschlagen: weil das Verbrechen des Marschalls, sagte man ihr, bei weitem nicht so abscheulich gewesen wäre, wie das ihrige; sie müsse es durch die Entziehung nicht nur des

des Abendmahls ſelbſt ſondern auch ſogar dieſes Zeichens deſſelben böſen.

Der Zulauf von Menſchen bei ihrer Hinrichtung war auſſerordentlich groß. Nicht nur der Richtplaz ſondern auch alle Gaſſen, durch welche ſie geführt wurde, waren mit einer unzählbaren Menge Menſchen bedeckt. Der berühmte Maler le Brün ſtellte ſich an einen Ort, wo er ſie ganz genau beobachten konnte, um den Ausdruck der Todesfurcht vor einer gewaltſamen Hinrichtung von ihrem Geſicht zu kopiren. Allein er fand nicht was er ſuchte. Die Marquiſe, mit dem Bild des Todes, den ſie ſo oft mit eigner Hand ausgetheilt hatte, durch lange Uebung vertraut, hatte eine ſolche Härte erlangt, die ſie ſelbſt gegen ihren eignen Tod unempfindlich machte. Sie verlor die Geiſtesgegenwart ſo wenig, daß ſie, ſchon auf dem Wege zum Richtplaz wo ſie ein ſchmerzvoller Tod erwartete, in der ſchimpflichen Stellung in der ſich ein Menſch befinden kann, alles was um ſie her vorgieng, ganz frei und unerſchrocken beobachtete. Einige vornehme Damen, welche die Neugierde auch hieher geführt hatte, faßte ſie mit einem feſten Blick in die Augen, und ſagte ihnen ganz bittere Jn der That ein ſehr

ſchönes

schönes Schauspiel für Sie, meine Damen!

Doch wir wollen uns diese Hinrichtung von der Frau von Sévigné erzählen lassen.

„Mit der Brinvillier ist es nun vorbei," sagt sie in einem Briefe vom 17 Jul. a. 1676, den Tag nach der Publikation des Urtheils — „sie befindet sich in der Luft. Ihr armer kleiner Körper wurde nach der Enthauptung in ein ungeheuer großes Feuer geworfen, und ihre Asche in die Luft gestreut. Wir können sie nun einathmen, und wer weiß, mit was für giftmischerischen Launen uns diese Mixtur anstecken wird? Gestern wurde ihr Urtheil gesprochen, diesen Morgen las man es ihr vor. Man wollte sie auf die Folter bringen, sie versicherte aber, es sei nicht nöthig, sie wolle alles freiwillig gestehen. Sie hat auch wirklich bis um vier Uhr eine Erzählung von ihrem Leben gemacht, die noch viel schrecklicher ist, als man sich dachte. Zehnmal nach einander hat sie ihrem Vater Gift beigebracht, ehe sie ihren Zweck erreichte; und immer heuchelte sie ihm dabei die höchste kindliche Zärtlichkeit. Sie verlangte noch, den Generalprokurator zu sprechen. Er

war

war auch eine ganze Stunde bei ihr, man weiß aber nicht, was sie ihm noch zu sagen hatte."

„Um sechs Uhr wurde sie, im bloßen Hemde mit einem Strick um den Hals, zu der Kirche Unserer lieben Frau geführt, um da Kirchenbuße zu thun, und sodann wieder auf den Karren gesetzt. Hier sah ich sie selbst, rücklings auf Stroh liegend, im Hemde, mit einer niedrigen Haube auf dem Kopf, den Geistlichen auf der einen, den Nachrichter auf der andern Seite. Alle Glieder zitterten mir bei diesem Anblick. Diejenigen, welche die Hinrichtung mit angesehen haben, versichern, sie habe das Schaffot mit vielem Muthe bestiegen. Ich für meinen Theil war mit der guten Desgrs auf der Brücke de Notre Dame. Nie habe ich Paris so in Bewegung gesehen. Wenn Sie mich aber aufs Gewissen fragen, was ich eigentlich gesehen habe? ich muß bekennen, nichts weiter als eine Haube. Es war ein schauerhafter Tag. Ich werde heute noch mehr davon hören, und das sollen Sie morgen auch noch erfahren."

„Noch ein paar Worte von der Brinvillier — sagt sie im folgenden Briefe. — Sie ist gestorben wie sie gelebt hat, mit Entschlossenheit. Da man sie an den Ort brachte, wo sie die

Tortur

Tortur bekommen sollte, sagte sie beim Anblick der drei Eimer Wasser: ich soll vermuthlich ersäuft werden, denn von meiner Person kann man doch nicht verlangen, das alles auszuschlucken. Ihr Urtheil hörte sie ohne Bestürzung. Am Ende desselben, bat sie, es ihr noch einmal vorzulesen, denn der Karren, sagte sie, ist mir gleich von Anfang so aufgefallen, daß ich für das übrige die Aufmerksamkeit verloren habe. Auf dem Wege zum Richtplaz bat sie ihren Beichtvater, er möchte den Nachrichter für vor sie sezen lassen, damit ich, setzte sie hinzu, den Scharfrichter Desgrais, der mich eingefangen hat, nicht sehen darf. Desgrais begleitete den Karren zu Pferde. Da ihr der Beichtvater diese Aeusserung verwies, erwiederte sie: Ach mein Gott, ich bitte Sie um Verzeihung. Lassen Sie mir also diesen seltsamen Anblick! Sie bestieg das Schaffot allein, mit bloßen Füßen. Es dauerte wol noch eine Viertelstunde, bis die Scharfrichter sie zurecht gemacht hatten, so daß die Zuschauer anfiengen ungeduldig zu werden. — Den folgenden Tag suchte man die Ueberbleibsel von ihren

een Gebeinen zuſammen, denn der Pöbel war in der Meinung, daß ſie eine Heilige ſei. — Sie hatte vor ihrer Gefangennehmung, wie ſie vorgab, zwei Beichtväter gehabt. Der eine, ſagte ſie, verlangte: ich müſſe alles bekennen, der andre aber behauptete: ich ſolle es nicht thun; und ich, ſetzte ſie mit Lachen über dieſe entgegengeſetzte Meinungen hinzu, kann alſo thun, was mir beliebt. Es hat ihr beliebt, von ihren Mitſchuldigen nicht ein Wort zu ſagen. Penautier kömmt noch etwas weiſſer als Schnee aus dem Handel. Das Publikum iſt nicht zufrieden."

„Die Welt iſt immer ungerecht — ſagt ſie im folgenden Briefe — ſie war es auch in Abſicht auf die Brinvillier. Nie hat man eine Greuelthat ſo gelind behandelt. Man hat die Verbrecherin nicht auf die Folter gebracht; man ließ ſie ſogar Begnadigung hoffen, und ſo gewiß hoffen, daß ſie wirklich glaubte mit dem Leben davon zu kommen und noch beim Hinaufgehen aufs Schaffot ſagte: Nun iſt wol alles gut? Indeß iſt ſie nun in der Luft, und ihr Beichtvater verſichert, ſie ſei eine Heilige."

Der Marquis von Brinvillier wurde bei dem Prozeß ſeiner Gattin in nichts mit verwickelt, und niemand weiß, was nach ihrer Hinrichtung aus

aus ihm geworden ist. Madame Sévigné erzählt, er habe doch für seine theure Hälfte um Begnadigung gebeten. Vermuthlich suchte er in irgend einem einsamen Aufenthalt seinen Kummer zu vergraben, und dem Andenken des Publikums einen Namen zu entziehen, der jezt zur Bezeichnung des abscheulichsten Verbrechens diente *).

Der Apotheker Glazer wurde bei diesem Prozesse auch mit zur Verantwortung gezogen, weil er dem Sainte-Croix verschiedene Materialienwaaren geliefert hatte, und es kostete ihn alle Mühe, freigesprochen zu werden.

Gegen Hrn. Penautier wurde durch die Briefe, welche die Frau von Brinvillier aus dem Gefängniß an ihn geschrieben hatte, auf einmal alles in Bewegung gesezt. Man sah daraus, daß er mit dieser Verbrecherin in einem vertrauten Verhältniß stehen müsse, und seine Verbindung mit Sainte-Croix war schon öffentlich bekannt. Durch das allgemeine Gerücht von den Giftmischereien des Sainte-Croix veranlaßt, machte auch eine gewisse Frau von Vosser jezt Beschuldigungen wegen Ermordung ihres Gatten. Sie gab vor,

*) Morceau à la Brinvillier heißt noch jezt in Frankreich: Vergiftung.

daß ihr Gatte, Herr von Saint-Laurent, Generaleinnehmer bei der Klerisei, durch einen Bedienten, der ihm von Sainte-Croix empfohlen war, vergiftet worden sei, und behauptete daß Sainte-Croix eigentlich diese Vergiftung auf Veranlassung des Penautier ausgeführt habe, bei dem es längst beschlossen gewesen sei, ihrem Gemahl das Amt mit Gewalt zu entreissen, das dieser, als sein Mitbewerber, ihm entzogen hatte. Sie bauete ihre Beschuldigung hauptsächlich auf dieses ganz besondere Interesse, das Herr Penautier dabei gehabt habe, ihren Gemahl aus dem Wege zu schaffen, durch dessen Tod er zugleich seine Rache an einem gehaßten Nebenbuhler befriedigte und eins der einträglichsten Aemter erhielt. Daß aber Sainte-Croix zu dieser Vergiftung gebraucht worden sei, suchte sie vorzüglich aus dem engen Verhältniß zu erweisen, in welchem Penautier mit diesem abscheulichen Verbrecher gestanden hatte. Sainte-Croix, sagte sie, erhielt von Penautier Geld genug, um Bediente, Sänftenträger, Kutschen und mit einem Wort ein glänzendes Haus zu unterhalten. Einen solchen Aufwand pflegt man aber für einen andern nicht leicht aus bloßer Freundschaft zu machen; ein ganz anderes weit lebhaf-

lebhafteres Intereſſe muß die Triebfeder davon ſein. Was für ein Intereſſe konnte aber Penautier dabei haben, den Sainte-Croix ſo mit Wohlthaten zu überhäufen, wenn es nicht bedungene Belohnungen für die Dienſte waren, die er ihm durch ſeine Vergiftungskunſt geleiſtet hatte? Aber es war ganz in der Ordnung ſolcher ſchändlicher Komplote, daß er ſeinen Antheil von den Einkünften eines Amts zog, daß er ſeinem Freunde, mit Gefahr auf den Scheiterhaufen zu kommen, verſchafft hatte. Die innige Vertraulichkeit dieſer beiden Menſchen iſt aber allgemein bekannt, jedermann weiß, daß keiner ohne den andern leben konnte, daß ſie täglich beiſammen waren, und daß Sainte-Croix, wenn er durchaus gehindert war ſelbſt zu kommen, wenigſtens ſeinen Martin, den Vertrauten aller ſeiner Ruchloſigkeiten, zu ihm ſchickte. Auch die Erklärung ſeines letzten Willens, die von Sainte-Croix zu Gunſten der Madame Brinvillier jenem berüchtigten Käſtchen beigelegt war, iſt ein Beweis von der innigen Verbindung zwiſchen ihm und Penautier, denn an dieſen war es adreſſirt, dieſem ſollte es überbracht werden. — Endlich behauptete die Frau von Saint-Laurent auch, Sainte-Croix habe von

Penautier zur Belohnung für den Dienſt den er ihm geleiſtet eine Anweiſung auf eine ſehr beträchtliche Summe erhalten; der letztere ſei aber ſchlau genug geweſen, dieſe Anweiſung durch den Kommiſſär, der die Inventur beſorgte, unterſchlagen zu laſſen.

Dies waren alſo die Gründe, worauf man erweiſen wollte, daß Penautier ein Mitſchuldiger von Sainte-Croix ſei, und ſich der Vergiftungskunſt deſſelben auch zu ſeinem Vortheil bedient habe. Allein obſchon dieſe Gründe hinreichten, ſein Betragen zweideutig und ſeinen guten Ruf verdächtig zu machen, ſo konnte ſie doch unmöglich der Richter als Beweiſe annehmen, um ihn zu verurtheilen. Das Parlament fand dieſe Beweiſe unzulänglich, und ſprach ihn daher von der Anklage loß. Indeß verurtheilte ihn doch das Publikum. Man behauptete öffentlich, daß er der verdienten Strafe nicht würde entgangen ſein, wenn er nicht Geld mit vollen Händen ausgetheilt hätte.

Geſchichte

Geſchichte
des
Herrn von la Pivardière.

Ludwig von la Pivardière war ein Edelmann aus einem ſehr alten Hauſe in Toscane, beſaß aber nicht Vermögen genug, die Vorzüge ſeiner Geburt durch äuſſern Glanz geltend zu machen. Als der jüngſte von drei Brüdern, bekam er von dem was ſein Vater hinterlaſſen hatte, kaum ſo viel, um nothdürftig davon zu leben. Um ſich von ſeinen ältern Brüdern zu unterſcheiden, wählte er den Beinamen La Pivardière du Bouchet.

Eine reiche Heirath ſchien das ſicherſte Mittel zu Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände. Allein auch dazu hatte ihn die Natur ſehr wenig begünſtiget. Mit einer ſehr mittelmäßigen Fi-

gur und einer eben ſo wenig auszeichnenden Geſichtsbildung, konnte er ſich kaum Hoffnung machen, das Herz einer reichen Wittwe zu erobern. Indeß gab ihm ſeine Geburt noch immer Anſprüche auf eine Verbindung, die ihn für Mangel ſchützen konnte; um ſo mehr, da er auch den Vorzug beſaß, ein ſehr angenehmer Geſellſchafter zu ſein.

Margarethe Chauvelin, die Tochter des Ritters Franz Chauvelin, Lehns- und Gerichtsherrn von Nerbonne, ward der Gegenſtand ſeiner Wahl. Sie war Wittwe, und hatte von ihrem verſtorbenen Gatten, Herrn Carl von Menau, einem Edelmann aus einem der älteſten und berühmteſten Häuſer, vier Söhne und eine Tochter. Ihr ganzes Vermögen beſtand in dem Rittergut Nerbonne, das nach ihres Vaters Tod auf ihren Antheil gefallen war. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu ſein, hatte ſie doch viel Annehmlichkeit, durch ihr offenes ungekünſteltes Benehmen, durch die heitere Stimmung ihres Gemüths und durch ihre Liebe zur Geſellſchaftlichkeit. La Pivardière gefiel ihr durch ſeine muntere Laune, und ſie heirathete ihn.

Durch

Durch dieſe Heirath ward alſo la Pivardière Lehn- und Gerichtsherr von Nerbonne. — Dieſes Ritterguth lag im Kirchſpiel von Jeu in Berry, und im Sprengel von Bourges. Wir müſſen aber hier eine Abweichung von der gewöhnlichen Regel in Anſehung der Gerichtsbarkeit bemerken, welche in der Folge dieſer Geſchichte von bedeutendem Einfluß iſt. Das Kirchſpiel von Jeu gehörte in Anſehung der Gerichtsbarkeit unter die Gerichte von Chatillon-ſur-Indre; Nerbonne aber, ob es gleich ein Theil dieſes Kirchſpiels war, ſcheint unter der Gerichtsbarkeit von Lucé geſtanden zu haben, einer Baronie in Maine, die in Rückſicht der Gerichtsbarkeit zum Herzogthum von Saint-Aignan gehörte, das unter dem Oberlandgerichte von Blois ſtund.

Durch ein Aufgebot der Vaſallen, im Jahr 1688, ward la Pivardiere genöthigt, mit ins Feld zu ziehen, und einige Jahre lang dieſer Ritterdienſte wegen immer von Zeit zu Zeit abweſend zu ſein. Allein, man weiß wie läſtig dieſe Dienſte den Vaſallen ſind, welche ſie ganz auf ihre eigene Koſten thun müſſen, und die Lage, in der ſich unſer Edelmann befand, machte es ihm unmöglich, die dazu erforderlichen

Summen aufzutreiben. Um ſich alſo von dieſer Laſt zu befreien, machte er den Plan, ſich um eine Stelle bei den regulirten Truppen zu bewerben, wo er für ſeine Familie ſelbſt auch beſſere Ausſichten zu finden hoffte. In dieſer Abſicht reiſete er im Anfang des Jahres 1691 nach Paris, hielt um eine Offiziersſtelle an, und bewarb ſich zugleich um einen königlichen Schuzbrief *), um ſeine Gläubiger, in ihrem gerichtlichen Verfahren wider ihn, aufzuhalten.

Sein

*) Dieſe Lettres d'état, wie ſie heiſſen, ſind ein mit dem großen Siegel verſehenes Moratorium, das der König Geſandten, Offizieren oder andern Perſonen ertheilt, die öffentlichen Dienſtes wegen von Hauſe abweſend ſein müſſen. In einem ſolchen Schuzbrief wird allen Richtern und Gerichtshöfen unterſagt, ſo lange die in dem Briefe feſtgeſezte Zeit dauert, irgend einen wider den Innhaber des Briefes anhängigen Prozeß fortzuſezen oder darin zu entſcheiden. Weder das Parlament noch ein andrer Gerichtshof kann alsdenn etwas zum Nachtheil einer ſolchen Perſon verfügen. In der Ordonnanz von 1669, Tit. 5, Art. 4, wird dies ausdrücklich allen Gerichten verboten, und zugleich den Parteien unterſagt, die Sache fortzuſezen oder eines nach ertheiltem Schuzbriefe gefällten Urtheils ſich zu bedienen, bei Strafe daß das ganze Verfahren für null und nichtig erklärt und ſie ſelbſt in den Erſaz aller Schaden und Unkoſten verurtheilt werden.

Sein Gesuch wurde ihm gewährt. Er erhielt eine Fähndrichsstelle bei dem Dragonerregiment des Grafen von Saintes Hermine, und bekam zugleich den verlangten Schutzbrief. Von jetzt an blieb er also bei seinem Regiment, bald im Felde bald in einer Gränzfeste. Er schrieb aber von Zeit zu Zeit an seine Gattin, und kam auch selbst bisweilen, um sie zu besuchen.

Eine Viertelmeile von Nerbonne liegt die Abtei von Miseray, welche mit regulirten Chorherrn aus dem Augustinerorden besetzt ist. Gewöhnlich befanden sich da nicht mehr als zwei oder drei Geistliche, die gerne Gesellschaft von den benachbarten Edelleuten bei sich sahen, und diesen wieder Gegenbesuche machten. Silvan Franziskus Charost, ein Sohn des Präsidenten und Generallieutenants von Chatillons für Indre, war seit 1685 Prior dieser Abtei. Die nahe Nachbarschaft brachte diesen Prior, der ein sehr angenehmer Gesellschafter war, in genauere Verbindung mit Herrn von la Pivardière und seiner Gattin, und da die Abtei viel näher lag als die Pfarrkirche von Jeu, zu welcher eigentlich Nerbonne gehörte, so hörte die Herrschaft vom Schlosse mit ihren Leuten weit öfter die Messe in der Abtei, als in der Pfarrkirche.

Da-

Dadurch knüpfte ſich ihre Bekanntſchaft immer feſter, und da endlich die Kapelle zu Narbonne, welche die Qualität einer Priorei hat, erledigt wurde, ſo ertheilte la Pivardiere dieſe Pfründe auch ſeinem Freunde, dem Prior von Miſeray. Dieſer Umſtand gab eine neue Gelegenheit, noch öfter zuſammen zu kommen, denn nun war der Prior als Kapellan des Schloſſes verbunden, alle Sonnabend durchs ganze Jahr eine Meſſe in dem Schloſſe zu halten.

Die häufigen Beſuche des Priors erregten bei la Pivardiere, ſo lange er ſich ſelbſt zu Narbonne aufhielt, nicht den mindeſten Verdacht; er betrachte ſie als Beweiſe ihrer vertrauten Freundſchaft, und hätte nicht den entfernteſten Argwohn, als ob ſeine Gattin daran beſondern Antheil habe. Allein da er hörte, daß dieſe Beſuche, auch ſeitdem er im Felde war, nicht ſeltener wurden, ſo fieng er an darüber unruhig zu werden; und äuſſerte auch ſeine Unruhe bei einigen Beſuchen, die er während der Zeit in Narbonne machte.

Auf der andern Seite aber erregte er ſelbſt nicht weniger durch ſein Betragen den Verdacht ſeiner Gattin gegen ſich. Seine Beſuche wurden nach und nach ſeltener, und dauerten immer kürzer; es

hatte

hatte zulezt das Ansehen, als komme er blos, um das inzwischen eingegangene Geld abzuholen. Dieser Verdacht bestätigte sich zuerst im Julius 1677, durch einen Brief, den sie von dem Parlamentsprokurator Vignan aus Paris erhielt, worin er ihr meldete: es habe ihm ein Kapuziner von Auxerre geschrieben, daß man sehr besorgt sei, zu erfahren, wo Herr von la Pivardière sich aufhalte, und daß besonders eine Frau zu Auxerre gerne wissen möchte, wohin sie ihm seine Kleider und Wäsche schicken solle.

Die Frau von la Pivardière gerieth durch diese Nachricht in die höchste Unruhe. Sie hatte bis auf diesen Augenblick in der Meinung gestanden, ihr Gemahl befinde sich bei der Armee, einzig beschäftiget mit der Sorge für seine Familie, die er ihrer mütterlichen Liebe so dringend empfahl. Alle seine Briefe lauteten dieser Voraussezung gemäß. Sie hatte auch nie etwas gehört, daß er sich zu Auxerre aufgehalten habe, und konnte noch weniger begreifen, daß ein Frauenzimmer in dieser Stadt sein könne, die mit ihm in so enger Verbindung stehe, um Kleider und Wäsche für ihn in Händen zu haben und über seinen Aufenthalt unruhig zu sein. Alle

Umstän-

Umſtände zuſammengenommen, glaubte ſie nun ganz klar zu ſehen, daß ihr Gemahl, ihr ungetreu, ſie nur in der Abſicht noch von Zeit zu Zeit beſuche, um den nothdürftigen Vorrath ihr abzunehmen, und in den Armen einer Nebenbuhlerin ihn zu verpraſſen.

Während die gekränkte Gattin ſich noch mit dieſer beunruhigenden Nachricht beſchäftigte, war ihr Gemahl bereits wieder auf dem Wege nach Nerbonne. Den 15 Auguſt 1697 befand er ſich Morgens zu Bourdieux, einem Flecken, der nur ſieben franzöſiſche Meilen von ſeinem Schloſſe entfernt war. Ein Maurer aus Jeu, Namens Marſau, der ihn da traf, bezeugte ihm ſeine Verwunderung, daß er hier verzögere, und nicht lieber nach Hauſe eile. La Pivardiere aber, mehr als jemals von eiferſüchtigen Gedanken verfolgt, gab ihm zur Antwort: ich muß noch warten, bis es etwas ſpäter iſt, ich will erſt auf den Abend in Nerbonne eintreffen, um den Prior von Miſeray da zu finden; einem von uns beiden wird es das Leben koſten.

Abends um fünf Uhr wurde der Frau von la Pivardiere und dem Prior dieſe Aeuſſerung ſchon

ſchon hinterbracht, und nach Sonnen-Unter-gang langte Herr von la Pivardiere auf dem Schloſſe wirklich an. Es war eben heute das Kirchweih-feſt der Schloßkapelle, die auf Mariä Himmelfahrt eingeweiht war. Der Prior von Miſtray hatte Vormittags Hochamt, und Nachmittags noch beſondern Gottesdienſt gehalten, und die Frau vom Schloſſe hatte ihn mit allen den benachbarten Edelleuten, welche dem Gottesdienſt beigewohnt hatten, auf den Abend zu Gaſte gebeten.

Herr von la Pivardiere fand alſo ſeine Gattin in dieſer Geſellſchaft beim Abendeſſen. Als er ins Zimmer trat, erhob ſich die ganze Geſellſchaft, um ihn zu bewillkommen. Beſonders ſchien der Prior bemüht, ihm die lebhafteſte Freude über ſeine Ankunft zu bezeugen. Seine Frau allein blieb unbewegt auf ihrem Siz, und zeigte eine zurückſtoßende Kälte. „So empfangen die Frauen ihre Männer, wenn ſie ſo lange ſie nicht geſehen haben;" ſagte eine von den anweſenden Damen. — Ich bin wol ihr Mann, erwiederte er, aber nicht ihr Liebhaber; und, ohne ein Wort weiter zu ſagen, ſezte er ſich an den Tiſch.

Die ganze Geſellſchaft war durch dieſen Auftritt verſtimmt, und es wurde bald von der Mahlzeit aufgebrochen. Herr von Preville, einer von den anweſenden Gäſten, bat den la Pivardiere auf den zweiten Tag nachher zum Mittageſſen, und dieſer nahm die Einladung an.

Um halb elf Uhr waren ſchon alle Gäſte auseinander, und die beiden Ehegatten befanden ſich jezt allein. Die Frau beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. Er bat endlich, ihm doch die Urſache dieſer Kälte und dieſes Unwillens zu ſagen. Geh, brach ſie mit Heftigkeit aus, geh und frage die Frau darum, der du anhängſt. Er gab ſich alle Mühe, ſie zu überzeugen, daß ſie ihn ganz mit Unrecht der Untreue beſchuldige. Je mehr er ſich aber bemühte, ſie auf andre Gedanken zu bringen, deſto hartnäckiger beharrte ſie auf ihrer Meinung. Du wirſt bald ſehen, ſagte ſie endlich, ob man einer Frau, wie ich bin, einen ſolchen Schimpf anthun darf, gieng plözlich in das Schlafzimmer ihrer Kinder, und ſchloß ſich ein. La Pivardiere begab ſich auf das Zimmer, wo er ſonſt gewöhnlich mit ſeiner Gemahlin ſchlief — und den andern Morgen war er verſchwunden.

Dieſes

Dieſes plötzliche Entfernen erregte Aufſehen bei der ganzen Nachbarſchaft, denn die Nachricht von ſeiner Abkunft hatte ſich ſchon überall verbreitet. Noch größer wurde dieſe Verwunderung, da man erfuhr, daß ſein Pferd, ſeine Piſtolen, ſeine Stiefeln und ſein Mantel noch im Schloſſe ſeien. Man erkundigte ſich bei den Kammermädchen der Frau von la Pivardiere um die Urſache ſeiner plötzlichen Abreiſe, und man glaubte in ihren Antworten eine Zurückhaltung und Verlegenheit zu bemerken, welche auf einen bedenklichen Verdacht leitete. Da dieſer Argwohn einmal entſtanden war, ſo fieng man an, die Umſtände etwas genauer zu prüfen.

Es erweckte Aufmerkſamkeit, daß das Schloßthor zerbrochen war. Vier Perſonen wollten in der Nacht vom 15 auf den 16 Auguſt einen Schuß gehört haben. Die zurückgelaſſenen Stiefel und Mantel und das Pferd ſchienen zu beweiſen, daß la Pivardiere nicht weit ſein könne. Die Frau eines gewiſſen Franz Hybert vertraute mehrern Perſonen: ſie habe von ihrem Mann gehört, daß Herr von la Pivardiere todt ſei. Auf alle dieſe Anzeigen erhob ſich zuerſt ein Gemurmel, was aber bald lauter wurde, Herr von la Pivardiere ſei von

ſeiner Gemahlin ermordet worden. Selbſt den beiden Mädchen, welche die Frau von la Pivardiere in ihren Dienſten hatte, entfielen einige Aeuſſerungen, die jene öffentliche Meinung zu beſtärken ſchienen; und man war ſchon allgemein unzufrieden, die Obrigkeit des Orts bei einer ſo bedeutenden Sache ganz unthätig zu ſehen.

Endlich, da dies Gerücht ſich bis Chatillon ſur-Indre verbreitete, machte Herr Morin, der Königliche Prokurator bei dem daſigen Gerichte, den 5 September 1697 wegen Ermordung des Herrn von la Pivardiere eine Klage anhängig, und bat, daß die nöthigen Verfügungen zur Unterſuchung getroffen, Monitorien publicirt und inzwiſchen Zeugenverhöre angeſtellt werden ſollten. Der Generallieutenant des Gerichts wollte ſich mit dieſem Prozeß nicht befaſſen. Herr Bonnet, der Particulierlieutenant, übernahm es alſo, die Unterſuchung zu führen.

Er begab ſich ſogleich den folgenden Tag mit dem Königlichen Prokurator aus Chatillon-ſur-Indre nach Jeu, einem Dorfe, das der Hauptort des Kirchſpiels iſt, in welchem der Mord geſchehen war, und unter ihrer Gerichtsbarkeit ſteht. Hier hörten ſie fünfzehn Zeugen ab. Die meiſten gaben blos Umſtände von der Er-

mor-

mordung an, welche ſie von den beiden Dienſtmädchen der Frau von la Pivardiere gehört hatten. Das eine dieſer Mädchen hieß Katharine Lemoine, und war fünfzehn Jahre alt, das andere Margarethe Mercier von ſiebzehn Jahren. Durch dieſes Zeugenverhör wurde die Frau von la Pivardiere, ihre Kinder und ihr Geſinde in die Sache verwickelt. Es wurde alſo gefängliche Haft wider ſie dekretirt und Katharine Lemoine ſogleich ins Gefängniß nach Chatillon abgeführt. Die andere Magd aber hatte die Flucht ergriffen.

Die Frau von la Pivardiere, benachrichtiget von dem Sturm der ſie bedrohte, gab ſogleich ihrer Nachbarin, Jakobine Doiſelle, den Auftrag, ihre koſtbarſten Sachen zu ſich zu nehmen, brachte ihre Möbeln bei verſchiedenen Landleuten in Verwahrung, und begab ſich zu ihrer Freundin, der Frau von Auneuil, um da im Stillen die Entwickelung des unangenehmen Vorfalls abzuwarten.

Ihre Tochter, ein Kind von neun Jahren, war inzwiſchen bei der Frau von Préville. Dieſes Mädchen erzälte in Gegenwart mehrerer Perſonen, die hernach als Zeugen darüber abgehört wurden: „in der Nacht vom 15 auf den

„16 Auguſt habe ſie, was ſonſt nie geſchehen „ſei, in einem der obern Zimmer des Schloſſes „ſchlafen müſſen, mitten in der Nacht ſei ſie „durch ein groſſes Geräuſch aus dem Schlaf „aufzuwecken worden, und habe jemand mit klägli„cher Stimme ſchreien hören, ach mein „Gott, habt doch Erbarmen mit mir! „Auf das Rufen habe ſie wollen herausgehen, „die Thüre ſei aber feſt verſchloſſen geweſen. „Den andern Morgen habe ſie in dem Schlafzimmer ihres Vaters an verſchiedenen Stellen „des Fußbodens Spuren von Blut geſehen.“ Man kann ſich vorſtellen, was eine ſolche Erzählung aus dem Munde eines Kindes, an dem man gewöhnlich noch unverdorbene Wahrhaftigkeit zu finden hofft, für einen Eindruck machen mußte; beſonders wenn man damit den Umſtand verknüpfte, daß die Mutter dieſes Kindes, mit derjenigen von ihren Dienſtmädchen die immer ihre vorzügliche Gunſt und ihr gröſſtes Vertrauen beſeſſen hatte, wirklich ſchon auf der Flucht begriffen war.

In den Zeugenverhören, welche am vierzehnten und neunundzwanzigſten September fortgeſetzt wurden, beſtätigte ſich die Ermordung immer mehr und mehr durch eine groſſe Anzahl

von

von Zeugen. Der Prior von Miseray, der bisher noch nicht dabei genannt worden war, wurde jetzt auf einmal in diese Sache mit verwickelt samt seinen zwei Bedienten, die ihn am fünfzehnten August nach dem Schloß zu Nevonne begleitet und bei der Tafel aufgewartet hatten.

Inzwischen wurde Margarethe Mercier zu Romantin aufgefangen und in Verhaft gebracht. Sie war schon von mehreren Zeugen beschuldiget worden, bei dem Mord selbst mit Hand angelegt zu haben, und gab nun gleich in ihrem ersten Verhör folgende Erklärung von sich, die wir hier Wort für Wort mittheilen: „Da meine Frau sah, „daß ihr Gemahl eingeschlafen sei, entfernte sie „alle Personen, die ihr verdächtig schienen. Ihren ältesten Sohn erster Ehe schickte sie mit „Herrn von Preville nach Hause. Eine Magd, „die das Vieh zu besorgen hatte, mußte an einem von dem Wohnhause abgesonderten Orte „übernachten. Es war niemand im Schlosse, dem „sie nicht mißtraute, als ihre kleine neunjährige „Tochter, welche sie aber doch auch zur Vorsicht in einem der obern Zimmer selbst zu „Bett brachte und, nachdem sie eingeschlafen „war, sorgfältig einschloß. Sie gieng darauf „mit mir und mit dem andern Dienstmädchen wies

„der herunter. Nach elf Uhr (welches die feſt-
„geſezte Stunde war) bemerkte die Frau von la
„Pivardiere, daß der Prior von Miseray mit
„seinen zwei Bedienten im Hofe sei. Der eine
„dieser Bedienten, der Koch, war mit einem
„Schießgewehr, der andere mit einem Säbel
„bewaffnet. Der Katharine Lemoine mochte sie
„wol doch nicht ganz trauen, sie schickte sie also
„auf einen nahgelegenen Meierhof, um dort
„noch Eier zu holen, und empfieng dann den
„Prior mit seinen Bedienten. Ich mußte auf
„ihren Befehl ein Licht in der Küche anzünden
„und ihnen vorleuchten. Sie begaben sich ganz
„still nach dem Schlafgemach des Herrn und die
„Thüre wurde behutsam geöffnet. Der Koch
„zog den Vorhang am Bett zurück. Da er
„aber die Lage des Herrn von la Pivardiere zu
„seiner Absicht nicht geschickt genug fand, stellte
„er sich auf einen Sessel, und schoß von oben
„herein nach seinem Kopf. Der unglückliche
„Herr ward dadurch nur verwundet, sprang
„aus dem Bett, das ganze Gesicht mit Blut
„bedeckt, warf sich mitten in das Zimmer, und
„flehte einigemal seine Mörder und besonders
„seine Gattin um sein Leben; allein umsonst, er
„wurde von dem andern Bedienten mit einigen
Säbels

„Säbelhieben ermordet. Ich konnte den schreck-
„lichen Auftritt nicht ohne Mitleiden und Weh-
„klagen ansehen; man drohte mir aber, mich
„eben so zu behandeln, wenn ich nicht still sein
„würde.“

In den folgenden Verhören bestätigte sie diese Erzählung, welche sie immer auf die nämliche Art wiederholte, noch durch verschiedene Nebenumstände. So sagte sie zum Beispiel: „Als
„ich mit meiner Frau und den beiden Bedien-
„ten des Priors in das Schlafzimmer des Herrn
„von la Pivardière kam, näherte sich der Koch
„zuerst dem Bette, um zu sehen, ob er einge-
„schlafen sei. Darauf schlug er den Vorhang
„des Bettes auf der Seite des Kamins zurück,
„trat auf einen Schemel, den er sich ans Bett
„gesetzt hatte, und schoß ihn auf die rechte Sei-
„te des Kopfs. Der Schuß traf aber nicht ganz.
„Herr von la Pivardière sprang sogleich aus dem
„Bette und schrie: Ach, bestes Weib, laß
„mir doch das Leben, nimm all mein
„Gold und Silber, schenke mir nur
„das Leben! — Nein, Nein! rief sie
„aber, es giebt kein Leben mehr für
„Dich! Alle drei fielen darauf über ihn her,
„warfen ihn ins Bett zurück, nachdem sie zuvor

„die Federbetten weggenommen hatten, und „gaben ihm drei oder vier Säbelhiebe. Da er „ſich aber noch bewegte, ſtieß ſeine Frau ſelbſt „ihm den Säbel in die linke Seite. Dieſer Aus„blick preßte mir einen lauten Schrei aus. „Stopft ihr ein Tuch ins Maul, ſagte „deßhalb meine Frau zu den Bedienten, daß „ſie nicht mehr ſchreien kann. Dieſe „erwiederten aber: es ſei nicht nöthig, und ſie „fürchteten ſich, es zu thun, weil ich ſo ſchwäch„lich wäre, daß ich ihnen unter den Händen „ſterben könnte."

Ein andermal ſetzte ſie hinzu: „Gleich nach „der Ermordung trugen die Bedienten des Prio„rs den Körper fort, ohne daß ich wiſſen konn„te, was ſie damit vorgenommen haben. Wäh„rend ihres Weggeins holte die Frau von la „Pivardiere ſelbſt Aſche, und befahl mir, den „Fußboden damit abzureiben, um die Blutflec„ken auszutilgen. Das Bett und die blutigen „Tücher hieß ſie in den Keller bringen, den „Strohſack ausleeren, und mit friſchem halbaus„gedroſchenem Stroh füllen. Die Bedienten „des Priors kamen nach zwei Stunden wieder „aufs Schloß zurück, und wurden gut bewir„thet. Die Frau von la Pivardiere aß und „trank

„krank selbst mit ihnen, und nach eingenommener „ner Mahlzeit giengen sie weg.“

In allen bisherigen Verhören hatte sie ausdrücklich verneint, daß der Prior von Miseray bei der Ermordung selbst zugegen gewesen sei. Allein zuletzt bekannte sie doch auch wider ihn, und zwar unter Umständen, wo man kaum in ihre Aussage ein Mistrauen setzen konnte. Sie ward plötzlich todtkrank, und trug ihrem Beichtvater auf: Herrn Jaquemont, dem Vicegerent*) von Bourges, zu hinterbringen, daß der Prior von Miseray den Herrn von la Pivardiere ermordet habe; und, da sie schon bereit war das Abendmal noch zuletzt zu empfangen, ließ sie die Richter zu sich bitten, und erklärte: sie habe bisher in Absicht des Priors die Wahrheit verschwiegen, er sei wirklich bei der Ermordung

*) Der Vice-gérent ist ein Geistlicher, der in Fällen, wo der Official durch Abwesenheit Krankheit oder andere wichtige Umstände verhindert wird, sein Amt zu verrichten, die Stelle desselben vertritt. Er ist, eigentlich zu reden, der Lieutenant des Officials. In weitläuftigen Sprengeln ist es gewöhnlich, daß in jeder von dem Sitz des Bischoffs entfernten beträchtlichen Stadt ein solcher Vikar gehalten wird. Der Erzbischoff zu Bourges hatte daher auch einen zu Chatillon-sur-Indre.

ſugegen geweſen, und habe dem Herrn von la Pivardiere ſelbſt den lezten Streich verſezt.“

Unter den übrigen Zeugen, die wegen dieſer Mordthat verhört wurden, ſind noch zwei beſonders wichtig, nemlich Katharine Lemoine, das zweite Dienſtmädchen der Frau von la Pivardiere, und Franz Hybert, bei welchem lezztere die Eier geholt hatte. Beide waren ganz unvermuthet in das Zimmer gekommen, als man eben noch beſchäftiget war, die Spuren von dem begangenen Mord wegzuſchaffen.

Folgendes iſt die Auſſage der Katharine Lemoine, welche ſie in verſchiedenen Verhören mit den nämlichen Umſtänden wiederholte. „Ich „kam mit Frau von la Pivardiere zugleich in den „Hof herunter, wo ich den Koch und den Bedienten des Priors von Miſeray antraf. Sie „hieß beide ins Schloß herein gehen, und befahl mir, Eier zu holen, damit man ihnen „noch etwas zu eſſen geben könne. Ich gieng „alſo zu dem Meier Hybert auf der großen Meierei, um bei dieſem welche zu holen. Auf dem „Rückweg hörte ich einen Schuß in dem Schloſſe „und da ich nachſuchen wollte, was es bedeute, „kam ich in das Zimmer, wo man eben dem „Herrn von la Pivardiere die lezten Stiche gab.

„Nehmt

„Nehmt den Körper samt den Kleis„dern sagte seine Gemahlin darauf zu den Bes„dienten, und scharret ihn ein. Sie nannte „ihnen aber keinen Ort. Die Bedienten trugen „den Körper weg. Ich wurde noch einmal fortges„schickt, um bei einem gewissen Plateau Brod „zu holen. Da ich zurück kam, fand ich die „Bedienten wieder. Sie assen, und begaben „sich dann nach Hause."

Franz Hubert machte folgende Erzählung. „Ich hörte einen Schuß im Schlosse, „und gleich darauf ein ängstliches Schreien des „Herrn von la Pivardiere. Ich glaubte also, „es sey ein Räuber eingebrochen, und wollte ihm „zu Hülfe eilen. Ich sprengte die Thüre auf, „die ich verschlossen fand. Da ich aber hinein„trat, ergriff mich die Frau von la Pivardiere „sogleich beim Hals, und ich war in Gefahr, „selbst aufs äusserste mißhandelt zu werden, „wenn ich nicht endlich versprochen hätte, kei„nem Menschen etwas von diesem Vorfall zu „entdecken."

Ausserdem waren dreißig Zeugen vorhanden, meistens Nachbarn und Freunde der Frau von la Pivardiere, welche sämtlich beinah mit den nämlichen Umständen die Mordthat bestätigten.

Es

Es wurde auch noch wegen der Spuren von Blut, welche in dem berüchtigten Schlafzimmer des Herrn von la Pivardiere zu ſehen ſein ſollten, eine beſondre Unterſuchung angeſtellt. Dies geſchah aber erſt zweiundvierzig Tage nach der Mordthat. Acht Tage zuvor hatte man zwar das Schloß zu Nerbonne durch acht Gerichtsdiener ausräumen und die Möbeln von Gerichts wegen in Beſchlag nehmen laſſen. Allein der Richter hatte es nicht für nöthig gefunden, dieſer Expedition ſelbſt mit beizuwohnen, weil er ſchon wußte, daß ſich alles von da weggeflüchtet habe; und die Gerichtsbedienten hatten jenen Umſtand nicht bemerkt. Ihr Bericht enthielt überhaupt nichts, was zur Aufklärung des Verbrechens eine nähere Anzeige hätte geben können. Da aber nachher die Richter durch die Auſſagen verſchiedener Zeugen auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht wurden, fertigten ſie ſogleich eine Deputation dahin ab, die darüber genaueren Bericht erſtatten ſollte.

Der Particulierlieutenant zu Chatillon hatte inzwiſchen, ſobald es ſich in der Fortſezung des Prozeſſes ergab, daß auch der Prior von Miſeray in dem Verbrechen mit verwickelt ſei, dem Vicegerent von Bourges, als der ordentlichen

Obrig-

Obrigkeit des Priors, die Anzeige davon gemacht und ihn ersucht, mit den weltlichen Gerichten zugleich die Untersuchung wider den Prior zu führen. Am 20 November schickte er ihm deshalb die bisher verhandelten Akten zu, worauf dieser ohne weitere Formalitäten sogleich gefängliche Haft wider den Prior dekretierte, und die Untersuchung wider ihn fortsetzte.

Die Frau von la Pivardiere hatte sich inzwischen nach Paris begeben, und dem während der Gerichtsferien versammelten Gerichtshof eine Bittschrift überreicht, worin sie wegen der von einigen Privatleuten ausgesprengten verleumderischen Beschuldigung, daß sie ihren Gemahl ermordet habe, sich beschwerte, den Richtern Beweise vorlegte, daß er wirklich noch lebe, und sie bat, gerichtliche Untersuchung über den leztern Umstand anstellen zu lassen. Das Gesuch wurde ihr in einem Dekret vom 18 September 1677 willfahrt.

Es läßt sich wol vermuthen, daß dieser Erfolg nicht so ganz günstig für sie würde ausgefallen sein, wenn sie dem Gerichtshof zugleich bekannt gemacht hätte, daß zu Chatillon bereits der Arrest wider sie dekretirt sei. Wie dem aber auch sei, durch dieses Dekret wurde die

Sache

Sache äuſſerſt verwickelt. Während man zu Chatillon ſich alle Mühe gab, Beweiſe von der Ermordung des Hrn. von la Pivardiere zu finden, war der Generallieutenant zu Romorantin — an welchen jener Parlamentsbeſchluß erlaſſen war — nicht weniger bemüht, Beweiſe aufzuſtellen, daß er noch lebe, und daß es ſogar niemand eingefallen ſei, einen Anſchlag auf ſein Leben zu machen.

Die Beweiſe der Ermordung haben wir unſern Leſern bisher vorgelegt. Es ſei uns nun vergönnt, auch die Gründe vorzubringen, durch welche der Beweis geführt wurde, daß er wirklich noch lebe.

La Pivardiere hatte im Jahr 1692 die Kriegsdienſte plötzlich verlaſſen, ohne jemand die Urſache dieſes Entſchluſſes zu entdecken. Er verhehlte auch ſeiner Frau dieſe getroffene Veränderung, und erhielt ſie in der Meinung, daß er noch immer in Dienſten ſtehe, denn er wollte aus einem zweifachen Grunde nicht gern nach Hauſe. Fürs erſte war er eiferſüchtig wegen des vertrauten Umgangs, den ſeine Frau mit dem Prior von Miſeray führte, und gleichwol ſchämte er ſich auch dieſer Eiferſucht als einer Schwachheit, die ihn den Spöttereien aller ſei-

ner

ner Bekannten aussezen würde. Fürs zweite wollte er auch nicht gerne seinen Gläubigern bekannt werden lassen, daß er nicht mehr in Diensten stehe, weil damit die Wirksamkeit seines königlichen Schutzbriefes aufhörte und er von ihnen um so härter heimgesucht zu werden fürchten mußte, je länger sie ihm hatten Aufschub geben müssen. Er hielt es also für besser, seinen Verdruß in einem herumschweifenden Leben zu vergessen, als sich dieser doppelten Gefahr auszusezen.

Während dieses Herumwanderns kam er an einem Sommerabend nach Auxerre. Er machte noch einem Spaziergang auf dem Wall, und fand einige junge Mädchen beisammen, die sich unter einander lustig machten. Eine von diesen Schönen fesselte seine Aufmerksamkeit, ihre Reize machten Eindruck auf sein Herz. Er hörte, sie sei die Tochter eines gewissen Pillard, der erst vor kurzem gestorben, und durch dessen Tod eine Gerichtsbedientenstelle erledigt worden sei, und es wurde hinzugesezt, ihre Mutter führe jezt eine Gastwirthschaft. Diese Umstände machten unserm Reisenden Muth. Er logirte sich bei der Mutter seiner Schönen ein; und um nicht verrathen zu werden, gab er seinen Familien-

miliennamen nicht an, ſondern nannte ſich bloß du Boucher. Es gelang ihm bald, das Herz des Mädchens zu gewinnen, der das ſeinige ſchon gehörte. Allein weiter konnte er auch in ſeiner Eroberung nicht kommen; ſie verſicherte, daß die Ehe der einzige Weg ſei, etwas mehr als ihr Herz von ihr zu erhalten. Dies unerwartete Hinderniß, vereinigt mit der Bewunderung einer ſo ſeltnen Tugend welche der einzige Grund davon war, erhöhte die Leidenſchaft, welche die ſeltenen Vorzüge ihres Geiſtes und ihres Körpers in ihm entzündet hatten. Einem ſo ungleichen Kampf mit dem Herzen war ſein Kopf nicht gewachſen, alle andere Rückſichten verſchwanden; er heirathete das Mädchen, und bekam die Gerichtsdienerſtelle zum Heirathsgut.

Er fand in dieſer neuen Verbindung, die durch wechſelſeitige Liebe geknüpft war, Annehmlichkeiten des Lebens, die ihm bisher ganz unbekannt geblieben waren; durch die Vorzüge ihres edeln Herzens unterhielt ſeine neue Gattin bei ihm die Fortdauer einer Neigung, die, bloß durch äuſſere Reize unterſtützt, immer im Genuß ihren Tod findet. — Inzwiſchen wiederholte er von Zeit zu Zeit ſeine Beſuche in Nerbonne, theils um bei ſeiner Frau

keinen

keinen Verdacht zu erregen, theils um mit dem Gelde, das er dort, unter dem Vorwand sich in seinem Dienst fortzuhelfen, abholte, sich in Auxerre mit seiner zweiten Gattin verschiedne Tage zu machen.

Vier Jahre dauerte diese Glückseligkeit, und eben so viele Kinder waren die Frucht dieser gesetzwidrigen Verbindung. Die Frau von la Pivardière ward endlich durch jenen Brief von der Untreue ihres Gatte unterrichtet, und die Folge davon war der Auftritt in dem Schlosse zu Verdonne, am 15 August 1697, den wir eben erzählt haben, bis auf den Augenblick, da die beiden Eheleute auseinandergiengen, um sich zur Ruhe zu begeben. Was darauf weiter mit la Pivardière vorgefallen sei, haben wir bisher von den Anklägern seiner Gemahlin gehört; nun wollen wir es auch von ihren Vertheidigern hören.

Nach einem hizigen Wortwechsel der beiden Ehegatten, die sich wechselseitig über ihre Untreue die bittersten Vorwürfe machten, begab sich der Herr von la Pivardière auf das für ihn bereitete Schlafzimmer. Katharine Lemoine folgte ihm auf dem Fuße nach, und entdeckte ihm im Vertrauen, daß er in Gefahr sei, arretirt

zu werden, wenn er auf dem Schlosse bleibe. In Schrecken gesetzt durch diese Nachricht die ihm um so ala bwürdiger scheinen mußte, da ihn eben der mit seiner Frau gepflogene Wortwechsel belehrt hatte, daß sie auf der rechten Spur sei das Verbrechen zu entdecken, dessen er sich schuldig wußte, und daß ihr Unwille gegen ihn einen so hohen Grad erreicht habe, um das Aeusserste von ihr fürchten zu müssen, hielt ers fürs rathsam auf seine Sicherheit bedacht zu sein, und verließ heimlich das Schloß, Morgens um vier. Die Eilfertigkeit mit welcher er der drohenden Gefahr zu entfliehen suchte, erlaubte ihm nicht, das Pferd mitzunehmen, das er mitgebracht hatte, weil es hinkte und am vorigen Tage sogar von ihm geführt werden mußte. Genöthigt seinen Weg zu Fuß zu machen, wollte er sich mit nichts beladen, was ihm beschwerlich werden könnte; er ließ also seinen Mantel, die Stiefeln und die Pistolen zurück und nahm bloß seine Finte mit. Aus dieser ganz natürlichen Ursache kam es, daß man jene Sachen nach seiner Abreise noch auf dem Schlosse fand.

Die Frau von la Pivardiere ließ ihm nachsetzen, sobald das Gerücht von seiner Ermor-

dung

dung, wegen deſſen man die gerichtliche Unterſuchung wider ſie anſtellte, ſich verbreitete. Man fand, daß er den 16 Auguſt, den Tag nach der vorgeblichen Ermordung durch Bourdieux gegangen, den 17 zu Chateauroux in dem Gaſthofe zu den drei Kaufleuten, und den 18 zu Iſſoudún in der Klocke, über Nacht geweſen ſei. Hier verlor ſich ſeine Spur. Da man aber, jener Nachricht zufolge, welche die Frau von la Pivardière einige Tage vor ſeiner Ankunft zu Narbonne erhalten hatte, vermuthen konnte, daß er vielleicht zu Auxerre anzutreffen ſei, ſo ließ ſie auch in dieſer Stadt nachſuchen, und erfuhr nun wirklich, daß er ſich hier unter dem Namen du Bouchet verheirathet habe, und Gerichtsdiener ſei.

Sobald er vernahm, daß ſeine rechtmäßige Gattin ihn aufſuchen laſſe, machte er ſich ſogleich wieder auf die Flucht. Die Abgeordneten hielten ihn aber zu Flavigny ein, und erkannten ihn für den Flüchtling, den man ſuchte. Man ſagte ihm, daß ſeine Gemahlin angeklagt ſei, ihn ermordet zu haben, und daß die Gerichte zu Chatillon ihr deshalb den Prozeß machen würden. Er ließ alſo ſogleich durch zwei Notarien ein Atteſtat ausfertigen, daß er noch lebe,

welches er mit eigner Hand unterschrieb, und durch die Obrigkeit des Orts beglaubigen ließ. Er schrieb zugleich an seine Frau und an seine Brüder. — Man stellte ihm aber vor, daß seine persönliche Gegenwart erforderlich sei. Seine zweite Frau kam selbst der ersten zu Hülfe. Großmüthig genug, einen Mann, den sie zärtlich liebte, der Rettung einer Nebenbuhlerin aufzuopfern, drang sie in ihn, sich persönlich bei den Gerichten zu zeigen. Durch ihr anhaltendes Bitten bewegt, begab er sich wirklich nach Nerbonne. Er fand aber alles hier in der kläglichsten Zerstörung. Das ganze Schloß war ausgeleert, alle Möbeln weggenommen, alle Schlösser abgerissen, alle Thüren und Fensterläden ausgehoben, und sogar das Blei vom Dache weggetragen. Er war also genöthigt, sich zu seinem Bruder zu begeben, unwissend, bei wem oder über wen er sich dieser abscheulichen Plünderung wegen beklagen solle.

Er hörte endlich, daß der Prozeß zu Rechtfertigung seiner Gattin durch einen Parlamentsbefehl dem Criminallieutenant zu Romorantin übertragen sei. Er stellte sich also vor diesem Richter, und bat, daß er ihn sogleich in der ganzen Nachbarschaft von Nerbonne vorstellen

und

und die Anerkennung ſeiner Perſon gerichtlich unterſuchen laſſen möchte.

Man führte ihn nach Lücé; er wurde erkannt von dem Pfarrer von den Gerichtsbeamten und von zwölf Einwohnern. Von da brachte man ihn nach Jeu; es war am Feſt des heiligen Antonius, als des Schuzpatrons jenes Sprengels. Er gieng in die Kirche, als man eben die Veſper ſang. Seine Erſcheinung machte einen ſolchen Aufſtand, daß der Gottesdienſt dadurch unterbrochen wurde. Die Erſcheinung eines Geſpenſtes ſelbſt hätte kein gröſſeres Staunen erregen können, denn alles hatte ihn ſchon wirklich für todt gehalten. Nachdem man ihn endlich genauer betrachtet hatte, wurde er für den wahren la Pivardiere erkannt, und nach der Veſper bezeugten es mehr als zweihundert Perſonen eidlich vor dem Criminallieutenant von Romorantin. Unter dieſen befand ſich ſelbſt auch der Pfarrer des Orts, ein hier um ſo unverdächtigerer Zeuge, da er, dem die Anwartſchaft auf die Pfründe zu Nerbonne bereits vorläufig ertheilt war, vielmehr das entgegengeſezte Intereſſe hatte, den Beweis eines Verbrechens zu befördern, wegen deſſen der

Prior von Miſeray als Mitverbrecher angeklagt und ſeiner Pfründen verluſtig erklärt war.

Auch Margarethe von la Pivardiere, eben daſſelbige neunjährige Mädchen, von welchem oben die Auſſage angeführt wurde, daß es in dem Schlafzimmer ſeines Vaters Spuren von Blut bemerkt und ſeine Mutter mit Auswaſchen blutiger Tücher beſchäftigt geſehen habe, erkannte ihn als ihren Vater.

Ferner wurde er erkannt von Edelleuten, Prieſtern und Mönchen zu Miſeray, von einer Amme, die ſeine Kinder geſäugt hatte, von allen den Perſonen, welche er am 15 Auguſt bei der Mahlzeit auf dem Schloſſe zu Nerbonne angetroffen hatte, und in dem Urſulinerkloſter zu Valence nicht nur von der Priorin, ſondern auch von ſeinen beiden Schweſtern, welche ſich als Nonnen in dieſem Kloſter befanden. Mit einem Wort, ſeine ganze Familie, bei welcher er ſich länger als drei Wochen aufhielt, erkannte und erklärte ihn für den wahren wirklichen Herrn von la Pivardiere. Der Criminallieutenant von Romorantin ließ über alle dieſe Zeugniſſe, durch welche deſſen Anerkennung beglaubiget wurde, gerichtliche Urkunden ausfertigen, und von la Pivardiere ſelbſt unterzeichnen.

Ende

Endlich wurde la Pivardière sogar von dem Parlamentlieutenant zu Chatillon, der den Prozeß wegen seiner Ermordung führte, stillschweigend erkannt. Da nämlich dieser Beamte eben an den Teichen zu Verbonne befahl, man solle den Körper des Ermordeten im Wasser aufsuchen zu lassen, stand auf einmal la Pivardière vor ihm, und sagte: „Sie können sich die Mühe sparen, auf dem Grunde suchen zu lassen, was Sie auf dem Ufer finden können.“ Der Beamte entsetzte sich über der Erscheinung, er hielt ihn wirklich für ein Gespenst, war noch ohne ein Wort zu sprechen aufs Pferd, und jagte in vollem Galopp davon. „Herr Bonnet hätte besser gethan — wird in einer über diesen Prozeß gedruckten Schrift bemerkt — wenn er, anstatt auszureissen, es sogleich zu Protokoll gebracht hätte, daß ihm der Geist des la Pivardière erschienen sei; dies würde den stärksten Beweis seiner Exkommunikation gegeben haben.“

So viele einstimmige Zeugnisse liessen an einer schnellen Entscheidung der Sache kaum zweifeln. Der Streit nahm aber eine ganz unerwartete Wendung. — Man machte schon zu Romorantin die Bemerkung, daß der angebliche Herr von la Pivardière zwar die Kleider anhabe,

welche man an dem letztern noch auf ſeiner Reiſe nach Nevonne geſehen habe; allein man bemerkte auch, daß ihm dieſe Kleider zu weit ſeien, und daß er, um ſeine Taille mit den Kleidern etwas auszugleichen, drei Röcke habe anziehen müſſen. Allein was hauptſächlich dazu beitrug, die Sache, die ihrer völligen Aufklärung ſchon ſo nahe ſchien, wieder in tiefes Dunkel zurückzuwerfen, war folgender Auftritt in dem Gefängniß zu Chatillon.

Der Criminallieutenant von Romorantin, der ſich durch den von dem Parlamente erhaltenen Auftrag für berechtiget hielt, überall ſeine Unterſuchungen anzuſtellen, wo er erwarten konnte, für die ihm anvertraute Sache einige Aufſchlüſſe zu finden, wollte auch die zu Chatillon in Verhaft ſitzende zwei Dienſtmädchen mit dem Herrn von la Pivardiere konfrontiren. Da er aber von den Gerichten zu Chatillon, wo er eigentlich gar keine Gerichtsbarkeit hatte, Einſprache wegen dieſes Verfahrens mit Grund befürchtete, ſo machte er gemeinſchaftliche Sache mit Herrn von Lambre, dem Oberaufſeher der Polizeireuter zu Chatillon, der — wohl zu merken — ein Verwandter des Priors von Miſerey war. Den 19 Januar 1698 begaben ſie ſich beide, begleitet von

von einem Gefolge von Polizeireitern, in das Gefängniß der Stadt. Die Gerichte zu Chatillon erhoben zwar wirklich Proteſtation dagegen, allein ſie kehrten ſich nicht daran, und dieſen blieb alſo nichts weiter übrig, als eine Deputation abzuſchicken, welche dem Verhör im Gefängniß beiwohnen und ein Protokoll darüber führen mußte. Der Criminallieutenant von Romeraim ſtellte nun den beiden Dienſtmädchen, welche die Ermordung gerichtlich bezeugt hatten, den angeblichen Herrn von la Pivardiere vor, und ſagte ihnen: dies ſei ihr Herr und ſie ſollten es jezt in Gegenwart der Obrigkeit bekennen. Allein ſie ſchienen ſehr wenig geneigt, dieſem Befehl zu gehorchen. Ihr angeblicher Herr nahm zwar die Miene des Gebieters an, und forderte theils im gebietenden theils im drohenden Tone, ſie ſollten geſtehen, daß ſie ihn erkennen. Sie waren aber weder durch Ermahnungen noch durch Drohen dahin zu bringen; vielmehr ſagten ſie ihm gerade ins Geſicht: er ſei ein Betrüger, es ſei niemals Herr von la Pivardiere geweſen. Sie bemerkten ſogar verſchiedne Kennzeichen, durch welche er von jenem wen unterſchieden ſei. Sobald Herr Morin, der königliche Profurator zu Chatillon, der

dieſem Verhör mit beiwohnte, dieſe Ausſage der Mädchen gehört hatte und ſah daß ſie ihre Meinung mit Gründen zu unterſtützen wußten, verlangte er, daß der angebliche Herr von la Pivardiere auch im Arreſt bleiben ſolle, damit man im Stande ſei, die Wahrheit deſto leichter und ſicherer zu entdecken. Allein dieſer weigerte ſich, den Vorſchlag anzunehmen, und damit man nicht Gewalt brauchen könne, ihn feſtzuhalten, ſo entfernte er ſich ſogleich aus Chatillon, mit Begünſtigung des Gene allieutenants von Romorantin und unter der Bedeckung der Polizeireiter.

Die Gerichte von Chatillon betrachteten den ganzen Vorfall als ein Attentat wider ihre Gerichtsbarkeit und ihr obrigkeitliches Anſehen, und ſchickten deshalb ihre bisherigen Proteßakten ſamt dem Protokoll über dieſes illegale Verhör im Gefängniß, an den Generalprokurator ein. Dieſer hielt ſelbſt auch das ganze Betragen der Gerichtsperſonen von Romorantin für eine unbefugte Ueberſchreitung ihrer Gewalt, welche allen Regeln und Geſezen durchaus widerſpreche. Er nahm alſo die Partei der Gerichte zu Chatillon, und wirkte den 27 Januar 1698 bei dem Parlament einen Befehl aus, durch welchen dem Generallieutenant von Romorantin

rünlin alles weitere Verfahren in der Sache sogleich niedergelegt und ihm, samt dem Oberaufseher der Polizeidiener zu Chatillon, auferlegt wurde, sich persönlich vor dem Parlament zu stellen, um über ihr Verfahren in dem Gefängniß zu Chatillon Rechenschaft zu geben. Zugleich wurden die Parteien angewiesen, den bisher in Memorantin anhängigen Prozeß über das Leben des Herrn von la Pivardiere nun vor dem Parlament selbst zu vollführen, während die Gerichte zu Chatillon den Untersuchungsprozeß über dessen Ermordung fortsezen sollten.

Während dies bei den weltlichen Gerichten verhandelt wurde, hatte auch der Vicegerent von Bourges wider den Prior von Miseray, der sich aber entfernet hatte, die Untersuchung fortgesezt, und sprach nun endlich, da er sich weigerte vor dem Richter zu erscheinen, den 1 Februar 1698, ein Urtheil über ihn, worin er ihn eines mit der Gattin des Herrn von la Pivardiere mehrere Jahre lang unterhaltenen anstößigen und unerlaubten Umgangs als überführt und überwiesen erklärte, und ihn deshalb in alle die Strafen verurtheilte, die das kanonische

Recht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10425/032

Recht den Geiſtlichen wegen ſolcher Verbrechen auflege.

Inzwiſchen erfuhr der Generalprokurator, daß der Prior ſich in Paris aufhalte, um ſich da Beſchützer zu ſuchen. Er ließ ihn alſo in Verhaft nehmen und nach Chatillon ins Gefängniß bringen.

Um ſich aber das ganze Verfahren in dieſem Rechtshandel richtig vorzuſtellen, muß man den Umſtand nicht aus den Augen verlieren, daß hier über einen Gegenſtand zu gleicher Zeit zwei einander ganz entgegengeſetzte Unterſuchungsprozeſſe geführet wurden. Der eine war die Folge einer vom Fiskal angebrachten Klage wegen Ermordung des Herrn von la Pivardiere, der andere hingegen gründete ſich auf den Parlamentsbefehl vom 18 September 1637, und betraf den Beweis, daß der nämliche Herr von la Pivardiere noch lebe.

Den wahren Geſichtspunkt, aus welchem ſich die Verbindung dieſer beiden Prozeſſe anſehen läßt, finden wir in folgenden von den Gerichten zu Chatillon zu Beſtätigung ihrer Anklage und Rechtfertigung ihres Verfahrens angegebenen Gründen.

„Es

„Es iſt auch daraus klar — wird hier un-
ter anderm geſagt — daß die Beklagten ſich des
Verbrechens ſchuldig wiſſen müſſen, weil ſie ſich
bemüht haben, die beiden Dienſtmädchen zu
Aenderung ihrer Auſſagen zu bewegen. Beide
waren ihrer Auſſage ſo lange treu geblieben, als
noch kein Verſuch gemacht worden war, ſie zu
verführen. Aber man beſtürmte ſie mit Ver-
ſprechen und Drohen, bis ſie wirklich bei der
Konfrontation ihre Auſſage änderten. Eine ſol-
che Aenderung wird aber als ein falſches Zeug-
niß angeſehen, und nach unſern Geſetzen mit
dem Tode beſtraft. Man hat ſich alſo auch
ſelbſt dadurch nicht abhalten laſſen, die un-
glücklichen Mädchen zu einem Schritt zu ver-
leiten, der ihnen das Leben koſten muß. Die
Umſtände, die eine ſo grauſame Ueberredung
veranlaßten, ſind ganz einleuchtend. Der Ge-
neralleutenant zu Chatillon iſt der Bruder des
Priors von Miſeray. Er hat freilich eben aus
dieſer Urſache unmittelbar keinen Antheil an dem
Prozeß genommen; aber er hat ſich dafür mit-
telbar einen deſto größern Einfluß dabei zu ver-
ſchaffen gewußt, denn er trug kein Bedenken,
alle Mittel welche ſein Anſehen und ſeine ver-
traute Bekanntſchaft mit der Schikane ihm an-
boten,

Boten, zu benützen, um seinen Bruder und dessen Mitschuldige von der Strafe zu befreien, welche ein so abscheuliches Verbrechen verdiente. Als Generallieutenant hat er über die innre Einrichtung der Gefängnisse zu befehlen, und er hat diese Gewalt hier dazu angewendet, den Prior von Miseray in ein Gefängniß bringen zu lassen, das nur zwei aneinanderstoßende Zimmer hat, um seinem Bruder das eine einzuräumen, während die beiden Mädchen neben ihm in dem andern Zimmer, in welchem der Stockmeister, ein alter Bedienter des Generallieutenants, selbst auch wohnte, zusammen aufbewahrt und also mit lauter Personen umgeben wurden, die entweder persönlich oder doch mittelbar bei der Sache interessirt waren."

„Allein es ist durch diese Aenderung der Aufsagen, welche man ihnen mit so vieler List abzulocken gewußt hat, in der Hauptsache nicht einmal etwas gewonnen. Beide Mädchen haben den Mord selbst nicht geleugnet, sie blieben vielmehr fest dabei, daß ihr Herr ermordet worden sei. Die Mercier hat bloß den Umstand widerrufen, daß der Prior selbst der Ermordung beigewohnt habe; der Grund ihrer Aussage, daß la Chivardière ermordet sei, besteht also noch unverändert.

Die

Die andere hat in Rückſicht ihrer erſten Auſſage, daß ſie eben dazu gekommen ſei, als man ihrem Herrn die letzten Streiche verſetzt habe, bei der Konfrontation bloß den Zuſatz gemacht: ſie könne nicht ſagen, daß ſie ihren Herrn todt geſehen habe. Uebrigens ſind ihre Auſſagen vollkommen gleich, und ſtimmen die auf die kleinſten Umſtände mit einander überein. Erſt nach jener Abänderung ihrer Auſſagen, wozu ſie ſich bloß zu Gunſten des Priors von Miſeray haben bereden laſſen, finden ſich Widerſprüche. Aber es iſt merkwürdig, daß ſie, die bei ihrer erſten Auſſage ſechs Monate lang ruhig beharrt hatten, unmittelbar nach dieſer Abänderung eine Unruhe in ihrem Gewiſſen empfanden, die nicht eher aufhörte ſie zu quälen, bis ſie der Wahrheit das Opfer gebracht hatten, ihren Widerruf zurückzunehmen. Sie lieſſen den Vicegerent zu ſich bitten, warfen ſich ihm zu Füſſen, und erklärten, daß man ihnen die Abänderung ihrer Auſſagen mit Gewalt abgenöthiget habe, daß ihre erſte Erklärung ganz wahr ſei, und daß ſie entſchloſſen ſeien, dies gegen den Prior ſelbſt zu behaupten, wenn man die Gnade haben wolle, ſie noch einmal mit ihm zu konfrontiren. Man ließ auf dieſe Erklärung die

Ge-

Gerichte herbeirufen, die Konfrontation wurde angeſtellt, und die Mädchen behaupteten wirklich dem Prior ins Geſicht, daß er ſelbſt bei der Ermordung zugegen geweſen ſei, und daran Antheil genommen habe."

„Um aber die Sache ganz in ihr wahres Licht zu ſtellen, müſſen wir vorzüglich jene plötzliche Erſcheinung des vermeintlichen Herrn von la Pivardiere beleuchten, die ſo großes Aufſehen erregt hat."

„Ehe wir aber noch die wahre Beſchaffenheit dieſer Erſcheinung ſelbſt prüfen, müſſen wir zuvor bemerken, daß in der zweifelhaften Lage, in der ſich die Sachen befanden, der Fortgang der Unterſuchung gegen die Angeklagten nicht gehemmt werden konnte, wenn die Perſon, die aufgetreten war, der wahre la Pivardiere ſelbſt geweſen wäre."

„Der Beweis, daß der Herr von la Pivardiere noch lebe, betrift ein rechtfertigendes Faktum (fait juſtificative) zu Gunſten der Angeklagten, durch welches ſie die Unrichtigkeit der wider ſie erhobnen Anklage mittelbar erweiſen wollen. Es iſt gerecht, daß ein Angeklagter völlige Freiheit habe, jedes Beweismittel ſeiner Unſchuld zu benuzen; aber von der andern Seite

iſt

iſt es für das allgemeine Wohl noch weit wichtiger, daß die Verbrechen entdeckt und die Schuldigen bestraft werden. Beide Bedingungen werden erfüllt, indem die Geſetze dem Richter befehlen, auf der einen Seite den Unterſuchungsprozeß mit aller Strenge einzurichten, auf der andern dem Beklagten das Beibringen rechtfertigender Thatſachen zu verſtatten. Der Unterſuchungsprozeß hat die Entdeckung des Verbrechens, das Erweiſen der rechtfertigenden Thatſachen die Entdeckung der Schuldloſigkeit des Beklagten zum Zweck. Allein das letztere Verfahren kann nicht zu gleichen Schritten mit dem erſtern gehen. Wenn der Beklagte die Freiheit haben ſoll, rechtfertigende Fakta beizubringen, ehe er auf die Beweiſe der Anklage geantwortet hat, und gegen die Anklage ſelbſt einen Prozeß zu erheben, ſo muß dadurch der Unterſuchungsprozeß, durch welchen zuerſt das Verbrechen entdeckt werden ſoll worüber ſich der Beklagte rechtfertigen will, nothwendig aufgehalten werden. Ueberdies könnte es ja vielleicht ein ganz überflüſſiger Aufwand ſein, den der Beklagte macht, indem er einen ſolchen Prozeß zu ſeiner Rechtfertigung gegen eine Anklage erhebt, die noch nicht erwieſen iſt; denn ſeine Rechtfertigung

kann aus dem Untersuchungsprozeß selbst erfolgen. Das Beibringen und Erweisen rechtfertigender Thatsachen kann also erst dann zugelassen werden, wenn durch den Untersuchungsprozeß alle Beweismittel zu Entdeckung des Verbrechens, die aufzutreiben waren, erschöpft sind, und die Richter nach genauer Prüfung erkannt haben, daß die Sache dadurch nicht so entschieden sei, daß nicht rechtfertigende Fakta, welche die Beklagten vielleicht für sich anzuführen hätten, die Ansicht derselben ändern könnten. Es ist auch durch die Ordonnanz von 1670. Tit. 28. Art. 1, allen Richtern ausdrücklich verboten, früher als nach dieser Entscheidung solche rechtfertigende Fakta anzuhören."

„Der Beweis, den die Frau von la Pivardiere führen will, daß ihr Gemahl noch lebe, betrifft offenbar ein solches rechtfertigendes Faktum; denn, es ist wahr, wenn ihr Gemahl noch lebt, so ist sie dadurch von der Anklage, ihn ermordet zu haben, losgesprochen. War aber der Untersuchungsprozeß, als sie diesen Beweis anfieng, schon bis zu demjenigen Punkt vorgerückt, den die eben angeführte Ordonnanz festsetzt? und ward nicht überhaupt durch ihr ganzes Verfahren alle Form verletzt, welche die Gesetze

seze fordern? — Als die Frau von la Pivardiere jenen Befehl bei dem Parlament auswirkte, durch welchen ihr verstattet wurde, den Beweis des angegebnen rechtfertigenden Faktums zu führen, war bereits gefänglicher Verhaft wider sie dekretirt; sie hatte sich demselben entzogen und konnte, nach allen peinlichen Geiezen, nicht eher von einem Richter gehört werden, bis sie sich entweder selbst in Arrest begeben hatte, oder dahin gebracht worden war. — Ueberdies, da sie diesen Rechtfertigungsbeweis zu Romorantin begann, war der Untersuchungsprozeß noch lange nicht bis zu dem erforderlichen Punkt vorgerückt; der Richter war noch ganz damit beschäftigt, Beweise zu suchen, die ihm Licht zu Entdeckung des Verbrechens geben könnten. — Mithin ist das ganze Verfahren zu Rechtfertigung der Angeklagten, das sie zu Romorantin mit dem vermeintlichen la Pivardiere vornehmen liessen, allen Regeln der Gerichtsordnung entgegen; und wenn man ein solches Verfahren für zulässig erkennen will, so wird es jedem Verbrecher leicht werden, sich der Gerechtigkeit zu entziehen, er wird dazu nichts weiter bedürfen, als daß er einen andern Richter aufruft, gegen den Untersuchungsprozeß einen rechtfertigenden Beweis zu

instruiren, wodurch er es in seiner Gewalt hat, die Untersuchung, so lang als er es nöthig findet, zu verzögern."

„Aber wir wollen nun doch den Beweis dieses rechtfertigenden Faktums selbst genauer erwägen; wir wollen sehen, womit es denn der vermeintliche Herr von la Pivardiere erwiesen hat, daß er der wirklich sei, für den er sich ausgiebt."

„Ohne uns darauf zu berufen, daß die beiden Dienstmädchen so dreist und so unerschütterlich behaupteten, daß die Person, die ihnen als ihr Herr vorgestellt wurde, ein bloßer Betrüger sei, und daß sie sogar Unterscheidungszeichen zur Bestätigung ihrer Behauptung anzugeben wußten: wollen wir uns bloß auf die Prüfung der angeführten Beweise selbst einschränken."

„Man hat sechs Urkunden in Vorschein gebracht, zum Beweis, daß der Herr von la Pivardiere noch lebe, und daß die Person, welche man zu Nomorantin und in der Nachbarschaft von Nerbonne vorgestellt hat, wirklich dieser la Pivardiere sei. — Die erste dieser Urkunden ist ein Protokoll, das den 21 September 1697 zu Issoudun, auf Verlangen und in Gegenwart eines gewissen Herrn von Chavigny, durch ei-

nen

nen Notar errichtet wurde, worin der Wirth in dem Gasthof zur Klocke bezeugt: „daß la Pivardiere, nach der Beschreibung welche Herr „von Chavigny ihm von dessen Person gemacht „habe, den 19 August 1687 in seinem Gasthofe „über Nacht gewesen sei.“ — Die zweite ist ein Protokoll vom 22 desselben Monats, und enthält folgende Aussage von Johannes Augnay, Schildwirths und Wundarztes zu Chatillon, der auf Ansuchen des Königlichen Notarius, als Bevollmächtigten der Frau von la Pivardiere, von dem Bailli verhört wurde: „es sei den 13 „August, Abends um sechs Uhr, ein Herr bei „ihm eingekehrt, den er ungefähr auf 35 bis 40 „Jahre geschätzt habe. Dieser Herr sei nicht „nur bei ihm über Nacht geblieben, sondern ha„be auch den ganzen folgenden Tag da zuge„bracht, und erst am 15 August, Morgens um „zehn, seinen Weg weiter fortgesetzt. Diesen „nämlichen Herrn habe er am 17 August wieder „zu Chateauroux im Gasthof zu den drei Kauf„leuten angetroffen, wo er selbst mit ihm Kegel „geschoben habe. Am folgenden Sonntag habe „er ihn mit einer Flinte auf der Achsel durchs „Thor gehen gesehen, und hier habe er immer „gehört, daß er sich von la Pivardiere nenne.“ —

Die dritte ist ein von zwei Notarien zu Auxerre errichtetes Instrument, vom 7 Oktober, welche, von dem Prior von Sainte Catharine de Fonde, Joseph Chanoft, einem Bruder des Priors von Misray, auf Verlangen der Frau von la Pivardiere, aufgefordert, sich zu verschiednen Einwohnern begeben, und deren Aussagen aufgenommen hatten. Claudius Leron, ein Perückenmacher sagt darin: „er kenne den „Ludwig dú Bouchet von la Pivardiere sehr wohl; „er wisse, daß derselbe mit Elisabeth Pillard „verheirathet sei, und von ihr zwei Kinder habe; sie haben beide in seinem Hause zur Miethe „gewohnt; der Mann sei vier Monate lang abwesend gewesen, und erst zu Ende des Augusts „zurückgekommen. Er habe übrigens ihn immer „in seinen Verrichtungen als Gerichtsbedienten „zu Auxerre gesehen." Nikolaus Tornon, ein Beamter, bezeugt: „Ludwig dú Bouchet von „la Pivardiere, als Gerichtsdiener, habe ihm „öfters Scheine zu stempeln gebracht; der letztere „vom 19 September, der noch bei ihm liege, „weil die Stempelgebühren dafür nicht entrichtet worden, sei bloß unterschrieben: dú Bou„chet, Königlicher Gerichtsdiener zu „Auxerre." — Die vierte ist ein Aktenstück

stück vom 22 Oktober, welches Herr von la Pivardiere, wie man behauptet, von den Notarien zu Flavigny bei Auxerre erzichten ließ. In diesem Aktenstück sagen die Notarien dieses Orts: „es sei vor ihnen ein Mann erschienen, „welcher erkläre, er sei Ludwig von la Pivar„diere, Herr du Bouchet, Lehn- und Gerichts„herr von Verbonne, und habe erfahren, daß „seine Feinde das Gerücht verbreiten, als wäre „er von seiner Gattin in der Nacht vom 15 auf „den 16 August ermordet worden, weil er, wie „diese verleumderischen Ankläger behaupten, am „15 August Abends zu Pferde angekommen, in „der Nacht aber verschwunden sei; er wolle also „hiemit die öffentliche Erklärung geben, daß „er zu Fuß noch in derselbigen Nacht „weiter gereiset sei, um sich schleu„nigst an den Ort zu begeben, wo„hin dringende Geschäfte ihn ge„rufen. Am Schluß dieser Erklärung bevoll„mächtigt er seine Gattin, die Gerichte zu Cha„tillon zu belangen.“ — Als die fünfte Urkunde kann man mit dieser vierten einen Brief verbinden, den Herr von la Pivardiere den 10 Oktober von Metz aus an seine Frau geschrieben haben soll, worin er sagt: „Er sei äusserst

„bestürzt über die Nachricht von ihrem traurigen „Schicksal; wenn er von seinem Obristen auf „zwei Monate hätte Urlaub erhalten können, „so würde er schon gekommen sein, um die un„gerechte Klage, die man gegen sie erhoben „habe, zu vernichten; und wenn sie glaube, daß „man die Sache noch weiter treiben wolle, so „möchte sie ihm nur ein paar Zeilen schreiben, „er würde dann sogleich kommen, um dem Streit „auf einmal ein Ende zu machen. Ihren Brief „sollte sie nur nach Mez richten." — Das sechste und lezte Dokument besteht in den sämtlichen Protokollen, welche durch den Generallieutenant von Romerantin im Monat Januar 1698 errichtet wurden, welchen zufolge die als Herr von la Bivardiere vorgestellte Person von mehr als zweihundert Menschen, von seinen Schwestern und von der Aebtissin zu Valence, von seiner kleinen Tochter, und von den Personen, die er bei seiner Ankunft zu Nerbonne beim Abendessen angetroffen hatte, für denselben wirklich soll erkannt worden sein."

„Lassen Sie uns nun alle diese Dokumente prüfen und unter einander vergleichen, so wird es sich von selbst zeigen, daß sie ganz und gar untaug-

untauglich sind, den Beweis zu begründen, den man daraus ziehen will."

„In der Erklärung, die der vorgebliche la Pivardiere zu Flavigny bei Anzerre ausstellte, sagt er: „er sei am 15 August Abends zu Nersonne angekommen, aber in derselbigen Nacht noch zu Fuße weiter gegangen, um schleunig den Ort seiner Bestimmung zu erreichen." Diese dringenden Geschäfte, welche ihm nicht einmal erlaubten, eine Nacht ruhig zu Hause zuzubringen, müssen wenigstens sehr plötzlich vorgefallen sein; bei seiner Ankunft schien er nicht so große Eile zu haben, denn er nahm sogar nach Tische die Einladung des Herrn von Prayille auf den zweiten folgenden Tag ohne Schwierigkeit an, ohne mit einem Wort der dringenden Geschäfte zu erwähnen, die ihn so schleunig wieder abriefen. — Ueberdies, er kam aus seinem Standquartier von Metz, und hatte also einen Weg von mehr als hundert französischen Meilen gemacht. Ist es wol glaublich, daß ein Offizier eine so weite Reise nach Hause unternimmt, um nach drei Stunden wieder abzureisen und nicht einmal eine Nacht da zu schlafen? — Aber noch mehr! Wie kann man diese plötzliche durch die dringendsten Geschäfte nothwendig gemachte Abreise

mit der Aussage des Gastwirths zu Chatillon zusammenreimen? Nach der Erzählung dieses Mannes wäre der Herr von la Pivordiere am 13 August Abends in seinem Gasthofe angekommen, und erst den 15ten Vormittags wieder abgereiset. Wäre es nicht weit natürlicher gewesen, am 14ten Morgens dort abzureisen, um diese zwei Tage auf seinem Schlosse zuzubringen, die er, dieser Aussage zufolge, kaum zwei Schritte von Hause in einer Schenke vergeudet? — Am 15 August kömmt er also endlich zu Verdonne an, überhäuft von Geschäften, welche die höchste Eilfertigkeit fordern. Jedermann wird glauben, er habe nun Post genommen? Nichts weniger! Um in möglichster Eile an Ort und Stelle zu kommen, läßt er sein Pferd im Stall und geht zu Fuße. — Und was waren endlich die dringenden Geschäfte, die ihn so schleunig weiter zu reisen nöthigten? Er hat nicht für gut gefunden, uns dies selbst anzugeben; wir können es aber auch aus dem Munde des nämlichen Gastwirths hören. Am 16 und 17ten traf ihn dieser in Chateauroux in dem Gasthofe zu den drei Kaufleuten. Hier kegelte er mit seinem Gastwirth, mit dem Wirth von Chatillon und mit einem Soldaten, und nachher zechten alle

alle vier zusammen. Darum hatte er also nicht Zeit, auf seinem Schlosse zu übernachten, um hier, kaum ein paar Schritte von Haus, mit zwei Gastwirthen und einem Soldaten Kegel zu schieben und zu trinken? — Eben derselbe Gastwirth vor That von sah ihn am 18 August mit einer Flinte über der Schulter aus dem Thore nach Issendün zugehen, wo er den 19ten sich aufgehalten zu haben scheint. Als er am andern Tag weiter ging, sagte er, daß er nach Bourges wolle. — Hier verliert man seine Spur auf einige Zeit, und endlich finden sich auf einmal wieder Nachrichten von ihm aus Auxerre. Niemand sagt uns, wie er dahin gekommen sei. Der Bruder des Priors von Miseray bringt aber eine große Menge von Menschen in iefer Stadt zusammen, die ein Protokoll unterschrieben, das über ihre Aussagen von zwei Notarien aufgesezt ist. Aus diesen Dokument erfahren wir: „daß es einen gewissen du Bouchet von la Pivardiere gebe, der mit Elisabeth Pillard verheirathet und schon seit geraumer Zeit Gerichtsdiener zu Auxerre sei, daß dieser Gerichtsdiener einige Monate aus der Stadt abwesend gewesen, am Ende des Auguste aber zurückgekommen sei, und gerade an dem Tage vor Abfassung dieses Protokolls

kolls, nämlich am 6 Oktober, ſich wieder weggegeben habe.“ Dies iſt aber eine ganz neue Perſon, die hier auf den Schauplaz tritt. Man darf ſich nicht ſchmeicheln, uns ſo leicht zu bereden, daß derjenige, der am 15 Auguſt Dragoneroffizier war und es am 10 Oktober noch iſt, ebendieſelbe Perſon ſei, die am 7 Oktober als Gerichtsdiener in Auxerre geweſen ſein ſoll.“

„Doch wir wollen den Irrgängen dieſer Erſcheinung bis ans Ende folgen! Am 6 Oktober befindet er ſich Abends noch in Auxerre, erſt am 7ten Morgens begiebt er ſich von da weg, er reiſet zu Fuß, und iſt am 10ten zu Metz, ſiebenzig Meilen von da!! — Hier iſt er aber nicht mehr Gerichtsdiener, hier verwandelt er ſich auf einmal wieder in einen Dragoneroffizier, der noch dazu im Dienſte ſteht! — Natürlich erwartet man jezt, da er wieder an Ort und Stelle iſt, daß ſeine Wanderungen ein Ende haben. Er ſchreibt ſogar ſelbſt ſeiner Frau: „daß er, zurückgehalten bei ſeinem Regiment zu Metz durch die Befehle ſeines Obriſten, ihr nicht zu Hülfe kommen könne, bevor nicht neue Nachrichten von der dringendſten Noth ihn dazu aufforderten.“ Gleichwol, der Himmel weiß durch welche Zauberei, befindet er ſich zwölf Tage nach-

nachher, den 22 Oktober, zu Flavigny bei Auxerre, und ertheilt von dort aus seiner Gattin Vollmacht, die Gerichte zu Chatillon zu verklagen und als ungerechte und parteiische Richter in Anspruch zu nehmen! — Was hinderte ihn denn, diese Vollmacht an seine Gattin in Mez ausfertigen zu lassen, das er, seinem Brief zu folge, nicht verlassen durfte? Nichts, als daß er sich einmal in den Kopf gesezt hatte, seine Vollmacht an einem andern Ort als zu Mez auszustellen; und nun kann ihn weder der Befehl seines Obristen noch die Strenge der Kriegszucht abhalten, diesen Einfall auszuführen. Er verläßt seinen Dienst, und reiset siebenzig Meilen weit, um seine Vollmacht niederschreiben zu lassen. — Und welche Zeit wählt er zu diesem abenteuerlichen Schritt? Gerade diejenige, wo seine Gattin in der größesten Gefahr schwebt, wo sie seinen Beistand am nöthigsten braucht, und wo er ihr selbst Mez als den einzigen Ort benennt, wo er Nachrichten von ihr erhalten könne, Nachrichten, durch welche er, wie er selbst sagt, allein hoffen konnte, sich Urlaub auszuwirken! Durfte er sein Regiment wirklich verlassen, oder wagte er diesen Schritt, um seine Frau zu retten, warum reiſete er nicht lieber

gerade

gerade nach Haus, um ihr die versprochene Hülfe selbst zu bringen? warum machte er es ihr sogar unmöglich, ihn nur darum zu bitten, indem er sich auf einmal siebenzig Meilen von der Stadt entfernte, wo er, seiner eigne[n] Anzeige gemäß, neue Nachrichten von ihr erwarten wollte?"

„Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle die Widersprüche und Ungereimtheiten erschöpfen wollten, die sich aus diesen Dokumenten folgern lassen, auf welche gleichwol die Frau von la Pivardiere einen Theil ihrer Vertheidigung gründet. Allein, was wir daraus entwickelt haben, wird deutlich genug darthun, daß diese Papiere bloß das Resultat der eifrigen Bemühungen sind, welche die Frau von la Pivardiere anwendet, um ihr Verbrechen der Ahndung zu entziehen, welche das Publikum mit Recht erwartet."

„Eben so wenig kann die Beklagte die von dem Generallieutenant zu Romorantin errichtete Protokolle zu ihrer Vertheidigung gebrauchen. Zwar scheint es dem ersten Anblick nach, daß diese, unter der Aufsicht eines öffentlichen Richters verfertigt, mehr Gewicht haben müssen, als die bisher erwähnten Papiere. Allein jener

„Parlas

Parlamentsbefehl vom 27 Januar 1698 hat wider dieſen Richter ſelbſt, der ſie verfaßt hat, einen Verdacht der Partelichkeit erregt, der die Glaubwürdigkeit dieſer Aktenſtücke ſelbſt ſehr zweideutig macht. — Aber wir wollen darauf nicht einmal Rückſicht nehmen; wir dürfen nur dieſe Protokolle ſelbſt unterſuchen, um uns zu überzeugen, daß ſie keine ſolche Wichtigkeit haben.'

„Was beim erſten Anblick am meiſten auffält, iſt die ungeheure Menge von Zeugen, welche abgehört worden ſind. Was, ſagt man, zweihundert Perſonen ſollten nicht mehr gelten, als zwei Mägde, die noch überdies in ihren Auſſagen abgeändert haben? — Man wird ſogleich ſehen, wie ſchwach dieſer Schluß ſei. Weiß man denn nicht, wie leicht der Pöbel auf einen Irrthum eingeht, den man ihm mit einiger Scheinbarkeit vorhält? Dem Generallieutenant von Romerantin, der einmal Partei für die Beklagten genommen hatte, konnte es gar nicht ſchwer werden, einige abgerichtete Zeugen zu finden, durch welche er alle andern ſtimmen ließ, einen Menſchen, den er ihnen vorſtellte und den ſie vielleicht in ihrem Leben nie geſehen hatten, als den Herrn von la Pivardiere anzuerkennen

kannen. Im Grunde konnte es ja dieſen allen ſehr gleichgültig ſein, ob er es ſei oder nicht ſei; und indem ſie verſicherten daß er es wirklich ſei, machten ſie ſich ſogar noch das Verdienſt, einen Geiſtlichen, der in dem ganzen Kanton als ein gottesfürchtiger untadelhafter Mann gekannt, aus einem der anſehenſten Häuſer geboren war, und eine Frau von unbefleckten Ruf, durch ihre Verwendungen eine der vornehmſten Perſonen in der Provinz, von einer ſchimpflichen Todesſtrafe zu retten. — Und wer in Romorantin hätte es ihnen wagen, den Generallieutenant Lügen zu ſtrafen, indem er den Mann, den dieſer als Herrn von la Pivardiere vorſtellte, nicht hätte anerkennen wollen? Und konnte es ihm etwa zu Lüge, zu Jeu, zu Miſeray, wo er und der Prior von Miſeray eine unumſchränkte Gewalt ausübten, ſchwerer werden, dieſe Beiſtimmung zu erlangen? — Aber auch die Aehnlichkeit ſelbſt kann mehrere getäuſcht haben. Man hatte einen Menſchen gewählt, der dem Herrn von la Pivardiere in manchen Stücken glich. Indeß behaupteten doch die meiſten nachher: er ſei weder ſo groß noch ſo dick, und habe ihnen bei der Vorſtellung nicht ins Geſicht geſehen, ſondern immer den Kopf niedergeſenkt; übrigens

rigens ſei er dem Herrn von la Pivardière,
n ſie gekannt haben, ſehr ähnlich."

„Wären aber die Zeugen auch alle ganz getäuſcht worden, wenn ſie, durch die Uebereinſtimmung einiger Züge verführt, ohne alle Bedenklichkeit genommen hätten, daß ſie den wahren Herrn von la Pivardière wirklich vor ſich ſähen: könnte man nicht, da die Ermorgung deſſelben durch ſo vielfältige, Beweiſe dargethan iſt, vielmehr umgekehrt vermuthen, daß ſie ſich irren? War es wohl noch nie der Fall, daß ein Betrüger, von der vollkommenſten Beiſtimmung des Publikums unterſtützt, den Namen, das Vermögen und den Stand eines Verlorenen oder Abweſenden an ſich riß? Man hat aber ſolche Betrüger mit dem Tode beſtraft, und dieſe Beiſpiele haben ohne Zweifel den vorgeblichen la Pivardière vorſichtiger gemacht. Er hat es zwar gewagt, ſich an einigen Orten zu zeigen; aber er hütete ſich ſehr ſorgfältig, den Richtern nicht zu nahe zu kommen, die das Verbrechen unterſuchten, deſſen Beweiſe er durch ſeine Erſcheinung vernichten wollte. Nur unter der Bedeckung von Polizeiknechten, denen ihr Offizier, ein Verwandter von einem der Angeklagten, ſchon die gemeſſenſten Befehle ertheilt

hatte, seinen Rückzug zu decken, wagte er es, in Chatillon zu erscheinen."

„Allein, die Aussagen dieser Landleute, sagt man, werden dadurch bestätigt, daß Edelleute und Geistliche der dortigen Kirchspiele diesen la Pivardiere ebenfalls anerkannten. — Gerade das Gegentheil! Eben dieser Umstand macht jene Aussagen noch mehr verdächtig. Das gemeine Volk, gewohnt den Meinungen ihrer Herren blindlings beizupflichten, und stets in Furcht, diejenigen gegen sich aufzubringen, die unumschränkte Gewalt über sie ausüben, hat sich verführen lassen, Thatsachen mündlich oder schriftlich zu bezeugen, die ihm gänzlich unbekannt aber auch eben so gleichgültig waren. Die Familie der Charosts, die angesehenste und mächtigste in der ganzen Provinz, zu schonen, und den Prior von Miseray, der sie theils durch seine Gastfreiheit bestochen, theils durch andere Verbindungen auf seiner Seite hatte, zu retten, war das Interesse aller Edelleute und Geistlichen zu Lucé Jeu und andern umliegenden Orten. Durch sie wurde die Anerkennung des vorgeblichen la Pivardiere veranstaltet, ihnen hat das gemeine Volk es nachgebetet."

„Von

„Von eben so geringem Gewicht sind die Erklärungen der Personen, die am 15 August 1697 bei dem Abendessen auf dem Schlosse zu Nerbonne waren. Ausserdem, daß alle die Gründe, die wir eben angeführt haben, auch gegen sie gelten, stehen sie sowol mit dem Prior als mit der Frau von la Pivardière in der genauesten Verbindung. Die Aebtei von Moreau war der gewöhnliche Sammelplatz zu allen Lustpartieen; was konnten sie, ohne undankbar zu sein, weniger thun, als zu Gunsten des Priors ein Zeugniß ablegen? Konnten sie wol eine bloße Haustüge verweigern, durch welche sie einen Mann retten konnten, dem sie so viel zu danken und von dem sie um dieses kleinen Dienstes willen noch weit mehr zu hoffen hatten?“

„Die gute Meinung von der Gottesfurcht der Frau Aebtissin von Valence und der in ihrem Kloster befindlichen zwei Schwestern des Herrn von la Pivardière, sein gleichwol auch ihre Aussagen nicht ausser allen Verdacht. Es war nicht schwer, sie zu überreden, daß es Pflicht sei, ein Zeugniß nicht zu verweigern, wodurch das Leben mehrerer Personen gerettet und eine vornehme Familie der Schande und dem Untergang entrissen werde. Man hat auch

den Ordensgeist mit ins Spiel zu mischen gewußt, eine Triebfeder, die sehr mächtig wirkt. Man stellte diesen Nonnen vor, daß es hier darauf ankomme, die Ehre eines angesehenen geistlichen Ordens zu erhalten."

„Daß die kleine Tochter des Herrn von la Pivardiere, welche die unzweideutigsten Anzeigen von der Ermordung ihres Vaters selbst gesehen hat, den ihr vorgestellten Menschen für ihren Vater anerkannte, ist offenbar nichts weiter, als die Frucht einer Beredung, die um so leichter bei ihr zu bewirken war, indem man ihr nur die Gefahr zeigen durfte, die über dem Haupt ihrer Mutter schwebte, um sie zu jeder Aussage zu bewegen, die man ihr als ein Mittel zu Rettung ihrer Mutter eingeben wollte."

„Zum Schluß dieser Bemerkungen müssen wir noch erinnern, daß überhaupt das ganze Verfahren des Beamten von Nemorantin den Verdacht der Parteilichkeit gegen sich hat. Fürs erste war er selbst durch die Frau von la Pivardiere gewählt, auf ihren Vorschlag hatte das Parlament ihm den Auftrag gegeben; fürs zweite waren die Zeugen, welchen der vorgebliche la Pivardiere zur Anerkennung vorgestellt wurde, bloß von diesem parteyschgewählten

ten Richter ausgesucht; und fürs dritte, standen alle die Orte, wo man die Untersuchungen zu dieser Anerkennung vernahm, unter dem Gebiet des Priors von Miseray. Dagegen hat man gerade auf diejenigen Personen gar keine Rücksicht genommen, die am meisten Interesse dabei hatten, die durch Natur und Ehre aufgefordert waren, den Mord des Herrn von la Pivardiere zu rächen, welche von dem Leben desselben zu überzeugen demnach den angeklagten Mördern selbst höchst wichtig sein mußte. Seinem leiblichen Bruder und vielen andern seiner nächsten Verwandten hat niemand den vorgeblichen la Pivardiere vorgestellt. Man hütete sich also, wie es scheint, sehr sorgfältig, diejenigen Personen über die Anerkennung zu vernehmen, von welchen zu fürchten war, daß sie den Betrug einsehen, aber ihn zu unterstützen schwerlich geneigt sein würden; und die meisten Zeugnisse über diese Anerkennung also, welchen man so große Wichtigkeit beilegt, sind genau betrachtet nichts weiter, als Aussagen von Menschen, die alles was man wollte in ihrem Namen hinschreiben liessen, und die Gefälligkeit hatten, ein Protokoll zu unterzeichnen, wobei sie auf keinen Fall einige Gefahr liefen."

Inzwischen setzten sowol die Frau von la Pivardiere als der Prior von Miseray auf diese bei dem Gericht zu Romorantin niedergelegte Zeugnisse und Protokoll, ein so zuversichtliches Vertrauen, daß die erstere am 20 Julius 1698 ohne Bedenken sich selbst in dem Parlamentsgefängniß stellte, und der leztere seinen Bedienten Regnault zu dem nämlichen Schritt vermochte.

So waren also nun folgende Parteien in diesem Prozeß verwickelt. 1) Die Frau von la Pivardiere und der Prior von Miseray, als Angeklagte wegen des in Untersuchung gekommenen Mords, als Appellanten gegen alles was zu Chatillon wider sie verfügt worden war, und als Kläger auf Schadloshaltung an Ehre und Vermögen wider die Beamten der dasigen Gerichte; 2) die beiden Mägde aus dem Schosse Verbonne, als Angeklagte wegen Mitschuld an der Mordthat und zugleich als falsche Zeugen wegen der Abänderung in ihren Aussagen; 3) der sogenannte Herr von la Pivardiere, als Scheinkläger in Verbindung mit seiner Gattin, deren Beschwerden wider die Gerichte er in allem beitrat, während er für seine eigne Person wegen des Verbrechens der Doppelheirath, dessen er

er ſich ſchuldig bekannte, ſich unter den unmittelbaren Schuz des Parlaments begab, welches es erſuchte, ihm einen Schuzbrief auf vier Monate zu bewilligen, binnen welcher Zeit keine Hand an ſeine Perſon gelegt werden ſollte; 4) die Gerichtsbeamten zu Chatillon, als Vertheidiger deſſen, worüber man ihn in Anſpruch nahm; und endlich 5) der Erzbiſchoff von Bourges, als Vertreter des Verfahrens und der Sentenz ſeines Offizials.

Die Gerichte zu Chatillon hatten ſich zwar dem Parlamentsbefehl vom 18 September 1697 — von welchem wir ſchon oben geſprochen haben, durch welchen die Appellation der Frau von la Pivardiere wider das ganze Verfahren der Gerichte und des Königlichen Prokurators zu Chatillon angenommen und ihr verſtattet worden war, dieſe Gerichte deshalb vor dem Parlament zu belangen — in ſo fern gefügt, daß ſie mit Entſcheidung des angefangnen Prozeſſes Anſtand nahmen. Allein, da es ihnen für die öffentliche Sicherheit höchſt wichtig ſchien, ſolche Verbrecher nicht ungeſtraft entkommen zu laſſen, ſo hielten ſie es für nothwendig, in der Unterſuchung fortzufahren und den Beweis ſo vollſtändig zu machen, daß ſie ſogleich zu dem

weitern rechtlichen Verfahren bereit wären, sobald das Parlament, von der Unrechtmäßigkeit der wider sie geführten Beschwerden überzeugt, sie freigesprochen und in den völligen Gebrauch ihres richterlichen Amtes wieder eingesetzt haben würde.

Diese Beschwerden wider die Gerichte von Chatillon bestanden in folgenden vier Punkten. Erstens, sagte man, sie sind nicht befugt, Untersuchungen über ein Verbrechen anzustellen, das ausser den Gränzen ihrer Gerichtsbarkeit begangen sein soll. Zweitens, fände auch dieser Grund ihrer Unbefugniß nicht statt, so ergiebt sich noch ein anderer aus einem Arret, das schon 1688, im Monat Mai, gegeben worden ist, in welchem die Ordensgeistlichen von Miseran mit allen ihren Streitsachen an das Landgericht von Tour verwiesen werden, und den Gerichten von Chatillon untersagt wird, sich derselben anzumaßen. Drittens, die ganze Untersuchung ist von den Gerichtsbeamten zu Chatillon aus bloßem Eigennutz und zugleich aus einer Privatrachsucht angezettelt, die ihren Entstehungsgrund in einem alten Prozeß hat, den die Familien des Particulierlieutenant und des Königlichen Prokurators schon längst mit der Fami-

Familie des Priors von Miseray geführt haben. Viertens, der Herr von la Pivardiere lebt wirklich noch, folglich ist die Anklage des Königlichen Prokurators und die darauf gebaute Untersuchung wegen Ermordung desselben offenbar als ehrenschänderisch anzusehen.

Die Antwort, welche die Gerichte zu Chatillon auf diese vier Punkte gaben, begann mit der Untersuchung der Frage: ob überhaupt die wider sie aufgetretenen Gegenparteien die erforderlichen Eigenschaften besäßen, ihre Richter persönlich verklagen zu können.

„Der vorgebliche la Pivardiere, sagen sie, ist zu einer solchen Klage nicht berechtiget; er ist abwesend, er ist gar nicht angeklagt, die Untersuchung wird nicht wider ihn gerichtet. Es ist wahr, er erscheint als Intervenient, seine Frau zu vertheidigen. Dieser Vorwand ist ihm günstig, ein Mann hat ohne Zweifel das Recht, seiner Gattin zu Hülfe zu eilen. Allein, wer in dieser Eigenschaft auftreten will, muß sich legitimiren, daß sie ihm zukomme, er muß sich stellen; er kann nicht Intervenient sein, so lange er sich den Blicken des Richters entzieht, so lange es ihm noch streitig gemacht wird, ob er derjenige wirklich sei, für den er sich ausgiebt."

„Der Prior von Miseran ist freilich nicht abwesend, denn er sitzt im Verhaft; aber ist doch eben so wenig zu einer solchen Klage befugt. Es ist zwar richtig, daß die Amtswürde dem Richter kein Freibrief wider Beschwerden sein soll, die ein von ihm bedrückter Unterthan gegen ihn erhebt. Wäre es einem Richter erlaubt, solcher Beschwerden unerachtet auf seinem Richterstuhl zu bleiben und ein Urtheil über diejenigen zu fällen, die ihn als Partei in Anspruch genommen haben, so würden alle, die unter seine Gerichtsbarkeit fallen, der blossen Laune und den Leidenschaften eines solchen Mannes Preis gegeben, und die öffentliche Sicherheit in ihrem Fundament erschüttert werden. Aber es ist auch nicht gerecht, daß er den Verfolgungen aller derer ausgesezt sein soll, denen er nicht Recht spricht wie es ihnen einfällt. Wäre er verbunden, nach jedem Urtheil das er gesprochen, von seinem Richterstuhl herabzusteigen, um von den Gründen seiner Entscheidung Rechenschaft zu geben, so wäre sein Amt nichts weiter als eine unversiegbare Quelle von Händeln und er hätte nichts geringeres zu fürchten, als daß jede gesprochene Sentenz ihn selbst in einen Prozeß verwickelte. Es darf also nicht

erlaubt

erlaubt sein, und es ist es auch würklich nicht, daß jemand seine Richter nach eigenem Belieben in Anspruch nehme. Es ist durch gerichtliche Verordnungen festgesetzt, daß derjenige, der diesen Streit thun will, dem Parlamente, dessen Gerichtsbarkeit der Richter, den er in Anspruch nehmen will, allein unterworfen ist, ein Memorial übergebe, worin er seine Beschwerden umständlich anzeigen und um Erlaubniß, eine Klage wider ihn anstellen zu dürfen, erst ansuchen muß, damit das Parlement zuvor seine Klagpunkte untersuchen kann, um zu wissen ob sie wichtig genug seien, einen Prozeß darüber anzufangen; in welchem Fall ihm dann erst die Erlaubniß, seine Klage anhängig zu machen, ertheilt wird. Der Prior von Miseray hat aber weder ein solches Memorial übergeben, noch einen solchen Befehl erhalten, der ihn berechtigte, die Gerichte zu Chatillon nicht mehr als Richter anzusehen, und sie als Beklagte zu behandeln. Er hat sich bloß darauf eingeschränkt, von ihrem Ausspruch zu appelliren. Sein Verfahren ist also wider alle Ordnung, und es ist strafbar, denn es ist Verletzung der Ehrfurcht, die man dem richterlichen Amt schuldig ist."

„Das Verfahren der Frau von la Pivardiere scheint weniger unregelmäßig. Sie hat sich bei dem Parlement in gehöriger Form beschwert, und von diesem die Erlaubniß erhalten, die Gerichte in Anspruch zu nehmen, wie sie es für gut finden würde. Inzwischen ließe sich wol noch die Frage aufwerfen, ob das Memorial, das sie dem Parlament übergab, mit der erforderlichen Wahrhaftigkeit abgefaßt sei, ob sie nicht durch listige Verdrehungen die ganze Sache verunstaltet und dadurch das Parlament irre geführt habe. — Doch, die Gerichte zu Chatillon wollen sich bloß an die Sache halten, Fehler der Form nicht benuzen, und ihre Rechtfertigung nur durch Aufklärung der Wahrheit suchen."

„Der erste Vorwurf, den man ihnen macht, betrift ihre Unbefugniß zur Untersuchung der ganzen Sache. Ihre Rechtfertigung dagegen ist sehr leicht."

„Das allgemeine Gerücht benachrichtigte sie, die Mordthat sei in dem Kirchspiel von Jeu geschehen, welches ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen ist. Sie begaben sich dahin und stellten Untersuchungen an. Offenbar hatten sie ein Recht dazu. — Die Ordonanz von 1670 sagt aus,

ausdrücklich, daß die Oberrichter in dem Gerichtsbezirk des Unterrichters Untersuchung über ein vorgefallenes Verbrechen anstellen können, im Fall der letztere vierundzwanzig Stunden nach der That noch keine Anstalten zur Untersuchung getroffen hat. Durften die Gerichtsbeamten zu Chatillon unthätig bleiben, da sie sahen, daß kein Gericht die geringste Bewegung machte, ein so schweres Verbrechen zu rügen, das schon vor drei Wochen verübt war, und so großes Aufsehen machte? Von allen Seiten mit der Anzeige angegangen, daß die Verbrecher und ihre Mitschuldigen sich ganz ruhig in ihrem Gerichtsbezirk aufhalten: waren sie nicht verbunden, sie zu verfolgen, wenn auch das Verbrechen wirklich ausser ihrem Gerichtsbezirk begangen worden wäre? Wer würde es unternehmen, zu behaupten, daß ein Richter Verbrecher, die er innerhalb der Gränzen seiner Gerichtsbarkeit weiß, nicht aufheben lassen dürfe, wenn sie außer seinem Gerichtsbezirk gesündiget haben? Dies hieße, den Schuldigen eine sichere Thüre öffnen, der Strafe zu entgehen. Deswegen bevollmächtigen auch unsre Gesetze jeden Königlichen Gerichtsbeamten, jeden Verbrecher, der in seinem Bezirke betroffen wird, festzuhalten

halten und ihm den Prozeß zu machen, das Verbrechen mag begangen sein, wo es wolle. Es ist wahr; sobald entweder der Angeklagte verlangt, dem Richter seines Ortes übergeben zu werden, oder der Richter des Orts, wo das Verbrechen begangen wurde, seine Auslieferung fordert, so ist derjenige Richter, der aus Sorge für die allgemeine Sicherheit den Verbrecher einziehen ließ und die Untersuchung wider ihn anfing, verbunden, ihn an den eigentlich kompetenten Richter auszuliefern. Aber alle vor der Uebergabe verfertigte Untersuchungsakten werden zugleich mit übergeben, und der Fortsezung des Prozesses bei dem zweiten Richter, der ihn nicht von neuem anhebt, zum Grunde gelegt. — Im gegenwärtigen Fall mußten die Gerichte zu Chatillon, daß sowohl die, die das begangene Verbrechen bezeugen, als die die sonst einige Nachricht davon geben konnten, daß sogar die vermuthlichen Thäter selbst, sich sämtlich in dem Kirchspiel von Jeu befanden: hatten sie also nicht das Recht, hatten sie nicht sogar die Pflicht, die Untersuchung zu übernehmen?"

„Daß das Kirchspiel von Jeu nicht unter der Gerichtsbarkeit von Chatillon stehe, kann man hier nicht einwenden, denn diesem Ein-

wur

wurf ist schon durch die unzweideutigsten Beweise in den Akten beseitigt. Nur das könnte noch als ein zweifelhafter Umstand angesehen werden, ob auch das Schloß zu Nerbonne, das in dem Kirchspiel von Jeu liegt, der nämlichen Gerichtsbarkeit unterworfen sei. Es ist allerdings möglich, daß verschiedene Güter in Einem Kirchspiel verschiedenen Herrschaften zugehören können. Allein in der Regel wird immer angenommen, daß der Oberherr eines Kirchspiels und seine Gerichtsbeamten die Gerichtsbarkeit über das ganze Kirchspiel haben, so lange nicht einzelne Gutsbesitzer für sich das Gegentheil erweisen. Die Gerichte zu Chatillon, welchen die Gerichtsbarkeit über das Hauptlehn von Jeu zukömmt, sind nicht verbunden, sich auf die Untersuchung der Rechte und Freiheiten der verschiedenen Gutsbesitzer einzulassen. Sie wissen, daß das Kirchspiel von Jeu im allgemeinen ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen ist, und dadurch sind sie berechtiget zu schließen, daß alles, was sich in dem Bezirke dieses Kirchspiels befindet, auch ihre Gerichtsbarkeit anerkennen müsse. Behauptet der Gerichtsherr von Lucé, daß Nerbonne unter seine Gerichte gehöre, so muß er sein Recht erweisen. Bis dahin aber sind die Beamten zu

Chatil-

Chatillon berechtiget, die Angelegenheiten der Besitzer von Nerbonne vor ihren Richterstuhl zu ziehen. — Allein nicht bloß diese Voraussezung spricht für die Beamten zu Chatillon. Sie sind wirklich in dem Besitz der Gerichtsbarkeit über Nerbonne von den Angeklagten selbst anerkannt. Die Frau von la Pivardiere ließ nach ihrer ersten Ehe bei dem Landgericht zu Chatillon um die Vernichtung eines Kaufkontrakts nachsuchen, den sie mit Bewilligung ihres Gemahls über einige zur Herrschaft von Nerbonne gehörige Grundstücke geschlossen hatte. Der Herr von la Pivardiere selbst sogar hat sich an das nämliche Landgericht gewendet, um einen Bescheid vollstrecken zu lassen, den sein Kastellan gegeben hatte."

„Endlich aber, wenn wir zugeben wollten, daß Nerbonne unter die Gerichtsbarkeit von Luçé gehöre; was können die Beamten dieses Gerichtes zu Rechtfertigung der Unthätigkeit anführen, in der sie beinah zwei Monate lang in Rücksicht dieses Verbrechens verharrten, das ein so allgemeines Aergerniß veranlaßte, und worüber so laut gesprochen wurde? Verdient nicht diese Nachläßigkeit oder vielmehr dieses Einverständniß derselben mit den Angeklagten, daß

daß ihnen ein Recht genommen wird, dessen Gebrauch sie bei einer Gelegenheit vernachläßigten, welche die thätigste Ausübung ihres Richteramtes forderte? Nein; in die Hände solcher Richter (wäre auch ihre Befugniß ganz ausser Zweifel) wird das Parlament nie einen Proceß übergeben, bei dem sie alles, was in ihren Kräften lag, gethan haben, Beweise verloren gehen zu lassen, die man nie sammlung genug aufsammeln kann, bevor tausend natürliche oder durch schlaue Anstalten herbeigeführte Verfälle sie den Augen des Richters entziehen. Dieses Tribunal wird sein Arret vom 27 Januar 1698 bestätigen, welches den Gerichten zu Chatillon diese Untersuchung überlassen hat, die von ihnen mit Eifer angefangen und auf seinen Befehl fortgesezt worden ist, und welche sie noch ferner gerecht und unparteiisch fortsezen werden, wie es das allgemeine Beste und ihre eigne Ehre ihnen zur Pflicht macht."

„Die zweite Einwendung, welche die Angeklagten gegen die Gerichte von Chatillon erheben, gründet sich auf ein Arret vom Monat Mai 1688, in welchem alle, die Abtei Miseray betreffende Streitigkeiten an das Landgericht von Tour verwiesen werden, und den Ge-

richten von Chatillon untersagt wird, sich derselben anzumaßen."

„Dieser Befehl leidet durchaus keine Anwendung auf den gegenwärtigen Fall. Vor dem Jahr 1688 hatten einige Gerichtsbeamte von Chatillon Prozeß sowol mit der Familie des damaligen Priors von Miseray als auch mit dieser Abtei selbst. Unter den Richtern waren mehrere Verwandte von Seiten der beiden Parteien, welches so viele Einwendungen von beiden Theilen veranlaßte, daß sie endlich genöthigt waren, gemeinschaftlich das Parlament um eine andere Verfügung zu ersuchen; welches darauf, in dem angeführten Arret vom Monat Mai 1688, beide Parteien mit allen, sowol die Familien unter einander als die Abtei selbst betreffenden Streitigkeiten an das Landgericht von Tour verwies. Dieses Arret nun kann nicht angesehen werden als ein Interdikt gegen die Gerichte von Chatillon, wodurch sie als ungerechte parteiische Richter verworfen würden; sondern es ist bloß ein wechselseitiger Vergleich der Parteien, dessen Wirkung aufhörte, sobald der Prozeß beendiget war. — Indeß, wenn diese Wirkung auch noch in ihrem ganzen Umfang fortdauerte, so könnte sie doch in gegenwärtiger Angelegenheit

nicht

nicht statt finden. Hier ist die Rede nicht von einem Prozeß wider den Prior von Miseray oder wider die dortigen Ordensgeistlichen. Die Untersuchung war von Anfang an bloß gegen die Frau von la Pivardiere und ihre Dienstmädchen gerichtet, die als Mitschuldige wegen der Ermordung ihres Herren angeklagt waren; weder das erste Verhör noch das erste Dekret erwähnen das geringste von dem Prior von Miseray. Hier ist also ein schon völlig eingeleiteter Prozeß, bei dem weder der Prior noch die Ordensgeistlichen von Miseray Partei sind, bei dem folglich das im Jahr 1688 zu Gunsten der Geistlichkeit von Tours erlassene Arret keine Anwendung finden kann. Es ist wahr, es haben sich beim Fortgang der Untersuchung Anzeigen wider den Prior und seine Bedienten gefunden, wegen deren man wider sie dekretiren mußte. Allein, soll ein Richter, der die volle Befugniß hat, einen peinlichen Prozeß zu führen, nicht auch das Recht haben, das mit in seine Untersuchung zu ziehen, was Beziehung auf das bei ihm angezeigte Verbrechen hat? Kann man ohne Gefahr, der Wahrheit zu schaden, die Untersuchung theilen? Kann man den Mitschuldigen den Prozeß durch ein anderes Gericht ma-

chen lassen, während ein anderes ihn dem Hauptverbrecher zu machen hat?"

„Die dritte Beschwerde wider die Gerichte zu Chatillon ist der gewöhnliche Vorwurf, den man von allen Angeklagten hört, denen die strenge Gerechtigkeit des Richters mißfällt; immer soll entweder Eigennuz des Richters oder ein alter Haß der Grund seines Verfahrens sein. — Das erstere hat man hier aus der Plünderung des Schlosses zu Nerbonne zu erweisen gesucht, welche man geradezu den Gerichten von Chatillon schuldgegeben hat; wegen des zweiten hat man sich auf die Streitigkeiten berufen, durch welche die Familien des Partikulierlieutenants und des Königlichen Prokurators mit der Familie des Priors von Miseray sollen längst entzweit sein sollen."

„Was den Vorwurf des Eigennuzes betrift, den man aus der Plünderung des Schlosses zu Nerbonne folgern will, so geben wir hier bestimmtere Nachricht davon. Auf die erste Nachricht von der Untersuchung, die gegen sie angestellt werden sollte, ergriff die Frau von la Pivardiere die Flucht, um sich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Aber, nicht zufrieden, ihre Person in Sicherheit gebracht zu

haben,

haben, wollte sie auch ihre Habseligkeiten retten, und gab sie verschiednen benachbarten Einwohnern in Verwahrung. In diesen Häusern fand man die Möbeln aus dem Schlosse zu Nerbonne, sie waren also von ihrem gehörigen Ort schon weggebracht. Die Beamten folgten der Vorschrift, welche Herkommen und Gesetze wider jeden flüchtigen Angeklagten geben; sie forderten diese bei Seite geschafften Möbeln zurück, und nahmen sie in gerichtliche Verwahrung nach Chatillon. Allein sie wurden zurückgegeben, sobald die Beklagte sich in Arrest begab."

„Was aber die Beschuldigung der Rachsucht betrift, so muß sowol von Seiten Herrn Morin's des Königlichen Prokurators, als auch von Seiten Herrn Bonnet's, des Particulierlieutenants, untersucht werden, ob ein Grund dazu vorhanden sei."

„Herr Morin hat den Herrn von la Pivardiere niemals gesehen, allein er kennt die Frau von la Pivardiere seit einiger Zeit. Diese Bekanntschaft aber gründet sich auf einen Umstand, der, weit entfernt, feindselige Gesinnungen zwischen ihnen zu erwecken, vielmehr eine vertraute Verbindung unter ihnen veranlassen konnte. Er war ein Freund von dem Hause des Herrn

Seanier, der mit einer Tochter der Frau von la Pivardiere verheirathet war. Als Pathe des Kindes dieser jungen Eheleute wurde er mit der ganzen Familie noch enger verbunden. Für die Frau von la Pivardiere war er sogar mit großer Achtung eingenommen und zu jeder Gefälligkeit für sie bereit, die in seinen Kräften stand. Bei dem gegenwärtigen Vorfall aber, durch seine Pflichten aufgefodert durfte er seine Neigung nicht zu Rathe ziehen; alle Privatrücksichten mußten jezt bei Seite gesezt werden, um der Gerechtigkeit nichts zu vergeben. Die Rache also, welche er gegen diese Frau ausgeübt haben soll — wenn man es anders Rache nennen will — ist die Rache der Gesezе, und diese ist lobenswürdig, denn er war dem allgemeinen Wohl und der Sicherheit seiner Mitbürger sie schuldig. — Aber Herr Morin wird auch von dem Prior von Miseray eines Privathasses beschuldiget, der sich auf einen alten Proceß zwischen ihren Vätern gründen soll. Herr Morin, der in der That noch nie etwas von diesen Händeln gehört hatte, erfuhr jezt erst, nachdem er, durch diesen Vorwurf veranlaßt, sich deshalb erkundigte, daß die Präsidentenstelle zu Chartillon wirklich einen Streit zwischen ihren Vätern

veran-

veranlaßt habe. Allein dieſe Streitigkeiten waren ſchon vor ſechsunddreißig Jahren beigelegt, und eben hatte Herr Morin auch das ſechsunddreißigſte Jahr ſeines Alters erreicht. Was für einen ſonderbaren Charakter müßte dieſer Mann haben, wenn er einen Groll wider eine Familie hegen wollte, die ſchon vor ſeiner Geburt aufgehört hat mit der ſeinigen Prozeß zu führen? — Es iſt alſo offenbar, daß Herr Morin weder gegen die Frau von la Pivardiere noch gegen den Prior von Miſeray den geringſten Grund zur Rache hatte."

„Bei Herrn Bonnet läßt ſich eben ſo wenig ein Beweggrund zu einem ſolchen Haß entdecken. Den Herrn und die Frau von la Pivardiere hat er ohnehin niemals gekannt, nie mit ihnen auch nur den gleichgültigſten Verkehr gehabt. Wodurch ſollte er alſo wider die Angeklagte ſo äuſſerſt aufgebracht und erbittert ſein? — Etwas mehr Schein hat dieſe Beſchuldigung in Rückſicht auf den Prior von Miſeray. Der Vater des leztern war Generallieutenant, während Herr Bonnet ſchon die Stelle eines Particulierlieutenants bekleidete. Streitigkeiten wegen Amtsverrichtungen und Eiferſucht wegen Amtsvorrechten verwickelten ſie in häufige Mißhälligkei-

ten. Allein es sind sechszehn Jahre, seit der Vater des Priors todt ist, und dieser Zeitraum scheint lang genug, um eine Feindschaft auszutilgen, deren Gegenstand durch den Tod selbst entfernt ward. Es ist wahr, der Bruder des Priors ist seinem Vater in dem Amte gefolgt, mehrere der alten Mißhälligkeiten zwischen ihm und Herrn Bonnet haben sich erneuert, und es sind sogar neue hinzugekommen. Allein alle diese Umstände haben nicht die entfernteste Beziehung auf den Prior. Kann man wohl vermuthen, daß der Particulierlieutenant diesem den Tod geschworen habe, weil er der Bruder des Generallieutenants ist? Was könnte er mit dieser unmenschlichen Rache gewinnen? Würde der Generallieutenant nach dem Tode seines Bruders weniger eifrig über seine Vorrechte wachen? Vielmehr würde dies ja ein Antrieb mehr sein, seine Forderung bis zur äussersten Gränze auszudehnen. — Aber, sagt man, der Prior hat selbst einen Prozß wider Herrn Bonnet angefangen, und dadurch diesen zur Rache gereizt. Bonnet war der Mutter des Priors 120 Livr schuldig, der Prior ließ sich die Forderung abtreten, klagte wider den Schuldner und belegte seine Amtseinkünfte mit Arrest. Allein dieser

Vor-

Vorgang ereignete sich erst, als die Beamten zu Chatillon die Untersuchung über die Ermordung des Herrn von la Pivardiere bereits angefangen hatten. Dieser Prozeß, der also erst eine Folge von jenem war, kann folglich schlechterdings nicht den Grund zu dem Verfahren gegen die Beklagten gelegt haben, zu dem die Gerichte von Chatillon allein durch ihre Pflicht aufgefordert waren. Vielmehr erkennt man an diesem Schritt des Priors sehr auffallend, wie listig er sich einen Vorwand zu bereiten suchte, um Richter verwerflich zu machen, deren strenge Rechtschaffenheit er fürchtete. — Ueberdies aber muß man den Umstand nicht übersehen, daß Herr Bonnet beim Anfang der Untersuchung gar nicht einmal wissen konnte, daß der Prior von Miserap darein mit verwickelt sei."

„Gesetzt aber auch, die Voraussetzung, daß Herr Bonnet jener Familienprozesse wegen den Prior hasse, wäre wirklich gegründet, so wäre es doch noch immer wider die Regel, die Gerichte deshalb zu verklagen. Der Prior konnte höchstens den Beitritt eines Richters verbitten, den er wider sich eingenommen glaubte; und zu diesem Zweck mußte er die Gründe dieses Ver-

langens in einem Memorial vorlegen. Hätte Herr Bonnet diese Gründe vernünftig und beweisend gefunden, so würde er ohne Zweifel von selbst abgetreten sein. Erst dann, wenn er sich dieser Gründe unerachtet nicht hätte abhalten lassen, die Untersuchung fortzusezen, erst dann wäre dem Prior der Weg zur Anklage bei dem Parlament offen gewesen."

„Man beschuldigt auch noch Herrn Bonnet einer verdächtigen Zögerung in seinem Verfahren. Erst vierzig Tage nach der Mordthat, sagt man, begab er sich nach Nerbonne, und wenn man nachher Spuren von Blut in dem Zimmer fand, wo, seinem Vorgeben nach, der Mord geschehen sein soll, so hatte er wenigstens Zeit genug gehabt, selbst Blut dahin bringen zu lassen, um dadurch seinem Verfahren einigen Schein zu geben."

„Es ist nicht zu leugnen, daß es sehr lang anstund, bis dieser Prozeß angefangen wurde. Aber die Beweise der Mordthat waren so schwer zu erhalten. Die Zeugen bequemten sich nicht eher zum Zeugniß, bis Monitorien und Furcht vor Kirchenbann sie nöthigten; und auch dann noch zauderten sie, so lang sie konnten; sie wurden durch die Macht der Familie Charost in

Furcht

Furcht erhalten. — Daß aber Herr Bonnet ſich erſt ſpät nach den erſten Zeugenverhören nach Nerbonne begab, kam daher, weil er zu Jeu Zeugen genug zu einem vollkommenen Beweiſe fand. Ueberdies wußte er, daß die Frau von la Pivardiere ſchon auf die erſte Nachricht von den angefangenen Unterſuchungen mit ihren Kindern und Bedienten geflüchtet und auch nicht Eine Perſon auf dem Schloſſe anzutreffen ſei. Er hielt es unter dieſen Umſtänden für hinreichend, einige Gerichtsdiener abzuſchicken, durch welche er die etwa noch vorhandnen Möbeln aufſchreiben und in Verwahrung nehmen, und ſich einen ſchriftlichen Bericht, über den Zuſtand in dem ſie alles gefunden hatten, geben ließ. Dieſe Gerichtsbedienten fanden nicht eine einzige ſolche Anzeige, welche ihn hätte beſtimmen können, ſich ſelbſt dahin zu begeben. So bald er aber durch neuere Zeugenauſſagen erfuhr, daß man Spuren von Blut bemerke, ſo ſäumte er keinen Augenblick, den Plaz ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, und ein Protokoll über die Beſichtigung zu verfertigen. Dieſe Zögerung hatte alſo ihren Grund nicht in der Nachläßigkeit des Richters ſondern in der Langſamkeit der Zeugen, die dieſen Umſtand anbrachten. — Daß

aber

aber Herr Bonnet und Herr Morin sogar selbst sollen diese Spuren von Blut haben anbringen lassen, ist die schwärzeste Verleumdung die jemals erdacht worden ist. Man darf nur die Zeugenverhöre lesen, um sich ganz davon zu überzeugen. Hat nicht die Tochter des Herrn von la Pivardiere dieses Blut schon am sechszehnten August gesehen, am Tage nach der Mordthat? Haben es nicht Nikolaus Mercier und vier andere Zeugen drei Tage nachher bemerkt? War Herr Bonnet etwa schon von allen Umständen dieses Verbrechens schon voraus so unterrichtet, um in der Nacht noch Blutflecken anbringen lassen zu können? Warum will man nicht lieber auch noch behaupten, er habe sogar auch die Tücher mit Blut beflecken lassen, welche die Frau von la Pivardiere selbst im Bach auswusch?

„Aus diesem allen ist es einleuchtend, daß diese Beschuldigungen, weit entfernt diejenigen verdächtig zu machen, gegen welche sie gerichtet sind, nur die Rechtschaffenheit derselben in ein desto glänzenderes Licht setzen. Man hat diese Beschuldigungen nur vorgesucht, um Richter von dem Prozesse zu entfernen, die man als unbestechlich kennt, um andere an ihre Stelle zu bringen, welche,

durch

durch Bande der Freundschaft oder des Eigennutzes gefesselt, gefälliger sein werden, und weniger aufmerksam, die Wahrheit in den Irrgängen aufzusuchen, durch welche man sie dem Auge des Richters zu entziehen sucht.“

„Der vierte und letzte Grund den man wider das Verfahren der Gerichte zu Chatillon anführet, ist das wirkliche Dasein des Herrn von la Pivardière.“

„Man hat schon gesehen, wie zweifelhaft dieses Dasein ist, und daß die Person, der man die Rolle des Herrn von la Pivardière aufgetragen hat, des Betrugs im höchsten Grade verdächtig sei. — Allein es ist hier nicht der Ort, diesen Umstand von Grund aus zu untersuchen; es ist hier bloß darum zu thun, das Verfahren der Gerichte von Chatillon zu rechtfertigen.“

„Wäre es auch wahr, daß der in Untersuchung stehende Mord nicht verübt worden sei, daß Herr von la Pivardière wirklich noch lebe, daß nie jemand einen Angriff auf sein Leben gewagt habe: so wäre das Verfahren jener Beamten darum doch weder weniger gerecht noch weniger regelmäßig. Sie wußten, daß die beiden Eheleute längst in Uneinigkeit lebten; es war allgemein bekannt,

kannt, man ſprach in der ganzen Gegend davon; jedermann ſchob die Schuld von der beſtändigen Abweſenheit des Herrn von la Pivardiere auf die ungeziemende Aufführung ſeiner Gattin, auf die unerlaubten Verbindungen derſelben, durch welche er ſeine Ehre gekränkt fühlte, welche er aber weder ſelbſt noch mehr ruchbar machen noch als Zuſchauer ruhig mit anſehen wollte. Man verbreiteten auf einmal die Nachbarn das Gerücht von ſeiner Ermordung; und zwar kam die erſte Nachricht von den zwei Dienſtmädchen, die bei dem Mord ſelbſt gegenwärtig geweſen waren. Sollte ein Gerücht, das ſich auf die Erzählung zweier Augenzeugen gründet, nicht eine gültige Veranlaſſung zur Klage des Fiskals und zur gerichtlichen Unterſuchung geben? Das Gerücht wurde durch die abgehörten Zeugen beſtätigt: war dies nicht Grund genug zu den erlaſſenen Dekreten?"

In dieſer Lage befand ſich die Sache, als endlich, nach funfzehn noch vorher darüber gehaltenen Gerichtsſitzungen, am 23 Julius 1678 ein Urtheil erfolgte. „Das Verfahren des Vicegerent von Vouvres, hieß es in dieſem Arret, „wird für null und nichtig erklärt, weil er unterlaſſen hat, den Zeugen, bei ihrer Konfron-

„tation

„sation mit dem Prior von Miseray, ausdrück„lich die Erklärung abzufordern, ob der, den „er ihnen vorstelle, die Person wirklich sei, von „der sie in ihren wiederholten Verhören gespro„chen hatten. Aus eben diesem Grunde, weil „diese Formalität *) dabei versäumt ist, werden „auch die von den Gerichten zu Chatillon ange„stellten Konfrontationen annullirt. Katharine „Lemoine und Margarethe Mercier samt den „übrigen Zeugen sollen deshalb mit dem Prior „von Miseray, auf Unkosten des Particulier„lieutenants zu Chatillon, noch einmal konfron„tirt werden; die Zeugen, welche vor den Ge„richten zu Lucé und Chatillon abgehört worden „sind,

*) Diese Formalität ist von der größesten Wichtigkeit. Die Zeugen bekommen einen Angeklagten von dem Augenblick seiner Verhaftnehmung an bis zur Konfrontation nicht zu sehen. Es könnte also geschehen, daß der Arrestant und derjenige wider den die Zeugen aussagen nicht eine und dieselbe Person wäre, wenn entweder die Gerichtsdiener sich bei der Arretirung geirrt und einen unrechten ergriffen, oder andere zufällige Umstände einen Irrthum veranlaßt hätten. Deswegen ist es höchstnöthig, dem Zeugen eine förmliche Erklärung abzufordern, ob der Mensch, den man ihm vorstellt, wirklich derselbe sei, von dem er beim Verhör gesprochen hat.

„sind, sollen durch den Criminellieutenant zu „Chartres, welcher hiemit zum Kommissarius „ernannt wird, alle aufs neue verhört und, „nach Befinden, mit den Angeklagten konfron„tirt werden. Eben dieser neu ernannte Kom„missarius erhält auch die Vollmacht, wider „Margaritha Chandelin die Gattin des Lavara„diere, und die zwei Dienstmädchen derselben, „wider den Prior von Miserau und dessen Be„dienten Regnaut den Prozeß fortzusetzen und, „auf Ansuchen des königlichen Prokurators „zu Chartres, selbst mit Einschluß des Endur„theils zu entscheiden, mit Vorbehalt aber, „im Fall einer Appellation die Vollstreckung auf„zuschieben. — Zu gleicher Absicht soll auch der „Erzbischof von Bourges gehalten seyn, einen „andern Official zu bestellen, um die Konfron„tationen mit dem Prior von Miserau in der „Ordnung vernehmen zu lassen, und die ganze „Untersuchung wider ihn nach den Regeln einzu„richten, welche die peinliche Prozeßordnung „bei geistlichen Personen vorschreibt. Diesen „Verordnungen zufolge, sollen die bei den Ge„richten zu Chatillon und zu Lucé bisher ver„handelten Akten an den Criminellieutenant „von Chartres eingeschickt, und die Arre„stanten

„stanten unter einer sichern Bedeckung in „das Gefängniß zu Chartres gebracht wer„de. Der Prior von Miseray, die Frau des „la Pivardiere und Regnaut, werden mit „ihrem Gesuch, wegen Vergleichung der Hand„schrift des vorgedachten la Pivardiere, eben„falls an diesen Kommissarius zu Chartres ver„wiesen, der bei Untersuchung der Hauptsache „beiläufig auch über diesen Punkt verfügen wird, „was Rechtens ist. Das ganze Verfahren des „Criminallieutenants von Remorantin wird auf „die von dem Generalprokurator eingelegte Appel„lation, für null und nichtig erklärt, und dem „zufolge der angebliche la Pivardiere mit seiner „Civilklage und mit seinem übrigen Gesuch „abgewiesen. Den Prior von Miseray, befehlen „wir, seiner Fesseln zu entledigen. In Rücksicht „der wider die Gerichte von Chatillon ange„brachten Klage soll vor der Hand nichts weiter „vorgenommen werden. — Ferner wird, auf „Ansuchen des Generalprokurators, verordnet, „den Louis du Bouchet, der sich von la Piva„diere nennt, in Verhaft zu nehmen und in das „Gefängniß zu Chartres zu bringen, um ihn „über dasjenige zu verhören, was der königli„che Prokurator zu Chartres gegen ihn anbrin-

„geh wird. — Uebrigens wird auch noch dem „Particulierlieutenant zu Chatillon die Weisung „gegeben, künftig, wenn er eine Konfrontation „der Zeugen mit dem Beklagten vorzunehmen „hat, ihnen eine bestimmte Erklärung abzufor„dern, ob der gegenwärtige Angeklagte wirklich „derjenige sei, von dem sie in ihren wiederhol„ten Aussagen gesprochen haben, und wenn er „diese Erklärung niedergeschrieben hat, sie das „Protokoll selbst lesen zu lassen. Auch wird ihm „untersagt, die Zeugen während der Konfron„tation zu unterbrechen, wenn er nicht aus„drücklich von dem Angeklagten dazu aufgefor„dert wird, oder den Angeklagten oder der Kon„frontation über die von den Zeugen angege„benen Umstände zu verhören. Er soll überdann „nicht zur Konfrontation schreiten, bevor nicht „richterlich darauf erkannt worden ist, und eben „so wenig bei Anhörung der Zeugenaussagen „den Zeugen eine Frage verlegen. Endlich wird „ihm auch befohlen, wenn er in Zukunft gend„thiget sein sollte, einen andern als den bei „dem Gericht angestellten Aktuar zu gebrauchen, „denselben nach der Vorschrift der königlichen „Ordonnanzen zuvor förmlich in Eid und Pflicht „zu nehmen."

Nichts

Nichts konnte weiser sein, als die in diesem Arrest enthaltenen Verordnungen. So lange der Richter sich noch bloß mit dem Aufsuchen der Beweise für die Thatsachen beschäftigt, durch welche er sein Urtheil begründen will, so schränkt sich sein Amt bloß darauf ein, aufmerksam zu beobachten, was vorgeht und was gesagt wird, und alles von seinem Aktuar genau registriren zu lassen. Der Zeuge muß volle Freiheit bei seiner Aussage haben; er muß durch keine Zwischenfrage verleitet werden, mehr oder weniger zu sagen als er weiß. Der Richter kann durch eine einzige Frage, durch ein einziges Wort ihn veranlassen, der Wahrheit untreu zu werden. Er fängt an zu rathen, auf welche Seite sich der Richter neige, und er modificirt seine Aussage nach dieser Muthmaßung. Oder er bildet sich ein, der Richter sei schon durch andere Zeugen von Thatsachen unterrichtet, denen seine Aussage widersprechen werde; er wird dadurch ängstlich, er fürchtet in den Verdacht eines falschen Zeugnisses zu fallen, und der kleinste Nachtheil, der aus dieser Vorstellung erwachsen kann, ist, daß seine Erzählung die natürliche ungekünstelte Einfalt verliert, welche das sicherste Kennzeichen der Wahrheit ist, daß alles was er vorbringt

gezwungen und unbestimmt ist, und seine Aussage dadurch selbst dunkel und zweideutig wird, daß er vielleicht sogar eine Unwahrheit sagt.

Eben so ist es mit Recht dem Richter untersagt, das Protokoll durch einen andern als den beim Gericht verpflichteten Aktuar führen zu lassen. Der Aktuar ist zwar, wenn man will, nichts weiter als des Richters Schreiber, der zu Papier bringt, was dieser verhandelt. Allein nichtsdestoweniger ist der Aktuar in gewissem Betracht auch des Richters Censor; er soll bloß der Wahrheit dienen, und muß sich ernstlich widersezen, etwas niederzuschreiben, was gegen die Wahrheit wäre oder sie auch nur in ein zweideutiges Licht sezen könnte. Der Richter sollte freilich nie parteiisch sein. Allein leider giebt uns die Erfahrung nur zu viele Beweise vom Gegentheil. Die Sache ist also möglich, und die Klugheit erfordert demnach, daß man einem Richter nicht die Wahl lasse zu seinem Beobachter zu nehmen, wenn er will. Deshalb muß er den behalten, den das Gesez ihm giebt; und er wird durch seinen eignen Vortheil aufgefordert, sich einer Verfügung zu unterwerfen, welche ihn selbst vor dem Verdacht der Untreue sichert.

Inzwischen hatte derselbige Mann, den das eben angeführte Arret den vorgeblichen la Pivardière nennt, wider den es gefängliche Haft dekretirt und dem es den Prozeß zu machen verordnet, von dem König folgenden Geleitsbrief erhalten, den wir hier wörtlich mittheilen wollen.

„Im Namen des Königs!

„Es ist Ihro Königlichen Majestät von Lud„wig von la Pivardiere Herrn von Bouchet, „gewesenen Lieutenant bei dem Regiment von „Sainte-Hermine in einer Bittschrift vorgetra„gen worden: daß Frau Margarethe von Chau„velin, seine Ehefrau, während seiner Abwe„senheit angeklagt worden sei, ihn ermordet „zu haben, und daß man ihr bisher den förm„lichen Prozeß darüber gemacht habe, obgleich „eine große Anzahl der Einwohner seines Kirch„spiels, die benachbarten Edelleute und selbst „mehrere seiner Verwandten bezeugt haben, daß „sie nach der besagten Anklage ihn gesehen mit „ihm gegessen und getrunken hätten, welches „man hätte für hinreichend halten sollen, um „jenen Prozeß sogleich niederzuschlagen; Indeß „da die Richter auf diese mündlichen und schrift„lichen Zeugnisse von seinem fortdauernden Leben

„keine Rücksicht genommen hätten, so bleibe ihm „kein anderes Mittel übrig, die wider seine Frau „und ihre vermeinten Mitschuldigen angesponnene Untersuchung zu hemmen, als daß er „durch die Darstellung seiner Person selbst beweise, daß er würklich noch lebe; Allein, da er, „unglücklicherweise in die Lage versetzt, sich selbst „des Verbrechens der Doppeltheirath anklagen „zu müssen, es nicht wagen könne, sich vor Gericht zu stellen, aus Furcht daß man ihm theils „dieses Verbrechens wegen den Prozeß machen „theils dem auf seine Zwischenklage erlassenen „Parlamentsbefehl gemäß ihn sogleich gefangen „setzen werde: so finde er sich gedrungen, bei „Ihro Königlichen Majestät Schutz zu suchen „und um ein sicheres Geleit allerunterthänigst „zu bitten, kraft dessen er ungehindert öffentlich „erscheinen und die Unschuld seiner Gattin rechtfertigen könne. Da nun dieses Gesuch Seiner „Königlichen Majestät nicht unbillig scheint: so „wollen Allerhöchst Dieselben besagtem Ludwig „von la Pivardiere, Herrn von Bouchet, für „seine Person ein sicheres Geleit auf drei Monate zugestehen, und nehmen denselben, kraft „gegenwärtigen Briefes, während dieser Zeit in „Dero besondern königlichen Schutz, besehlen

„auch

„auch zu dem Ende allen Dero Gouverneurs „und Generallieutenants in den Provinzen, den „Gouverneurs in Städten und Vestungen, „Maires, Räthen, Befehlshabern und übrigen „Beamten, denen gegenwärtiger Geleitsbrief „vorgezeigt werden wird, daß sie besagten Herrn „von Bouchet während der ihm zugestandenen „drei Monate frei und ungehindert aus ein und „durchgehen und sich aufhalten lassen, und nicht „gestatten oder dulden, daß man unter irgend „einem Vorwand seine Person angreife noch auf „einige Art beunruhige. Auch untersagen Sei„ne Majestät ausdrücklich allen peinlichen Rich„tern, so wie den Offizieren von der Polizei„wache, sich seiner Person zu bemächtigen; so „wie auch allen Gerichtspedellen Gerichtsdienern „und Schergen verboten wird, irgend ein Ur„theil Bescheid oder Arret wider den besagten „von Bouchet zu vollstrecken, von was immer „für einem Gerichtshof es gesprochen sei, selbst „das Parlament zu Paris nicht ausgenommen; „wie denn auch kein Stockmeister und Gefangen„hüter sich unterfangen soll, denselben in ein „Gefängniß aufzunehmen. Alles dies soll wäh„rend der bestimmten drei Monate also gehalten „werden, bei Strafe von tausend Liver und

„Verlust seines Amtes für den Uebertreter dieses „Befehls. Hieran geschieht Unsre Willensmei„nung. Gegeben zu Versailles, den 26 August 1698. Louis.

Bewaffnet mit einem so viel umfassenden Geleitsbrief, der während des Prozesses noch mehrmals erneuert wurde, stellte sich nun der in Anspruch genommene la Pivardiere am 1 Septembr 1698 selbst freiwillig als Arrestant im Fort-l'eveque zu Paris. Er schrieb sich folgendermaßen in das Register der Gefangenen ein: „Herr Ludwig von la Pivardiere, Ritter, „Herr von Bouchet, hat sich freiwillig in gegen„wärtiges königliches Gefängniß begeben, weil „er vernommen, daß durch ein Arrêt des Parla„ments zu Paris vom 23 Julius dieses Jahres, „auf Ansuchen des Herrn Generalprokurators, „wider einen gewissen Ludwig du Bouchet, der „sich den Namen von la Pivardiere beilege, „Verafnehmung erkannt worden sei, unter „der Voraussezung, daß derjenige, der sich vor „dem Criminallieutenant zu Romorantin gestellt „hat und sich für den Ehemann von Margare„the von Chauvelin ausgab, ein Betrüger sei, „der sich den Namen des Ludwig von la Piva„diere fälschlich angemaßt habe. Da nun er

„selbst

„selbst derjenige ist, der sich vor dem Richter zu
„Romorantin gestellt hat, von welchem er auch
„wirklich anerkannt wurde, so stellt er sich jezt
„hier freiwillig als Gefangener, um zu beweis-
„sen, daß er der wahre Ludwig von la Pivar-
„diere, Ritter, Herr von Bouchet und Ehemann
„der Frau Margarethe von Chauvelin sei; wo-
„bei er jedoch freilich protestirt, daß er durch
„diesen Schritt dem besagten Arret sich keines-
„weges unterwerfe, sondern sich vielmehr vors
„behalte, zu seiner Zeit und am gehörigen
„Ort dagegen einzukommen, und von dem sichern
„Geleit, das der König ihm zu verstatten die-
„die Gnade gehabt hat, sich nicht das geringste
„verleben wolle. Zu Urkund dessen hat er sich
„in diesem Register der Gefangenen eingeschrie-
„ben. Ludwig von la Pivardiere du
„Bouchet.

Wir haben unsern Lesern diese beiden Schrif-
ten wörtlich mitgetheilt, um es ihnen recht auf-
fallend zu zeigen, mit welcher Sicherheit, der
vorgebliche Betrüger sich den Händen der Ge-
rechtigkeit überliefert, mit welcher Sicherheit
er sich sogar dem Thron naht, um den Monar-
chen selbst zu versichern, daß er derjenige in der
That sei, dessen Namen er fälschlich angenom-
men zu haben beschuldiget werde.

Ein noch günstigerer Umstand zu seiner Rechtfertigung war es, daß der Geleitsbrief, von dem wir eben gesprochen haben, das Werk der nämlichen Frau war, welche la Pivardiere zu Auxerre geheirathet hatte. Es ist schon erzählt worden, daß diese zweite Frau ihren treulosen Ehegatten selbst bewogen hatte, sich auf seinem Schlosse persönlich zu zeigen. Da aber dieser Schritt seine Wirkung verfehlt hatte und die unglückliche Doppelheirath immer im Wege stand, noch einen Schritt weiter zu thun, so beschloß sie endlich, das Hinderniß selbst zu heben. Sie gieng nach Versailles und warf sich Ludwig dem Vierzehnten zu Füßen. Die reizende Anmuth der schönen Bittenden rührte den Monarchen; er hob sie auf und hörte sie sehr gnädig an. Ein solches Frauenzimmer, sagte er endlich, verdiente ein besseres Schicksal, und mit Bewunderung über ihre Großmuth erfüllt, bewilligte er ihr sogleich den verlangten Geleitsbrief für ihren Mann.

Sobald sich nun la Pivardiere in Arrest begeben hatte, war der erste Schritt den er that, daß er am 10 Dezember 1698 die Erlaubniß auswirkte, gegen den Parlamentsspruch vom 23 Julius desselben Jahrs, sich des Rechtsmittels

tels zu bedienen, das in den französischen Rechten requête civile *) heißt, und während man noch mit der Anordnung dieses Rechtsmittels beschäftigt war, an welches sich die Frau von la Pivardiere und der Prior von Miseray mit seinen zwei Bedienten auch mit anschloß, erfolgte ein Arret vom Conseil, welches die Untersuchung der Hauptsache, die das Parlament durch sein Arret vom 23 Julius 1698 in die Hände des Criminellieutenants von Chartres gegeben hatte, dem Parlamente selbst übertrug.

Wäh-

*) Ein Richter kann und darf ein von ihm einmal gesprochenes Urtheil nicht wieder zurück nehmen. Wäre es einem Gerichtshof erlaubt, nachdem er einmal einen Prozeß entschieden hat, sein Urtheil abzuändern unter dem Vorwand, daß er sich geirrt habe oder unter irgend einem andern Vorwande, so würde man nie über einen Streit zur Gewißheit kommen. Bei niedern Gerichtshöfen ist daher das einzige Mittel, eine Entscheidung zu verbessern, die Appellation an eine höhere Instanz. Bei den höhern Gerichtshöfen kann man in gewissen Fällen den Weg des Cassationsgesuchs einschlagen. Allein die Umstände, unter welchen die Anwendung dieses Rechtsmittels verstattet wird, sind sehr eingeschränkt, und geben nicht immer die Befugniß, sich über Widerrechtlichkeiten zu beschweren, die oft selbst den erleuchteten Einsichten des

Parla-

Während dies vorgieng, starb Herr Bonnet, der Particulierlieutenant zu Chatillon, und seine Familie sah sich daher genöthiget, zur Ehre seines Andenkens um Beilegung der wider ihn angebrachten Beschwerden nachzusuchen; welches ihnen bewilligt wurde. So blieb also Herr Morin, der Königliche Prokurator, noch allein in die Sache verwickelt.

„Herr

Parlaments entgangen sind. Diesem Mangel abzuhelfen, ist die requête civile eingeführt worden, ein Rechtsmittel, wodurch derjenige, der durch einen Parlamentsspruch verletzt ist, und keinen andern Weg hat denselben anzufechten, wider diesen Spruch auftritt, seine Gründe noch einmal vorträgt und dadurch den nämlichen Richter, der gesprochen hat, in den Stand setzt, sein Urtheil zu widerrufen, wenn er wirklich die Mängel daran findet, die der Verurtheilte daran zu entdecken glaubt. Weil es aber Privatpersonen nicht erlaubt sein darf, sich nach eigner Willkür wider die Urtheile der höchsten Gerichte aufzulehnen, so muß man, um sich der requête civile zu bedienen, sich unmittelbar an die Königliche Autorität halten, und in der kleinen Kanzlei einen Befehl ausbringen, der die Richter berechtiget, ihr Arret wider durchzusehen, es zu vernichten, wenn die darüber angebrachten Beschwerden gegründet befunden werden, und die Parteien wieder in den Stand einzusetzen, in dem sie vor der Publikation des Arrets sich befanden.

Herr von la Pivardiere erhielt hierauf den 13 Februar 1699 ein Arret, in welchem beschlossen wurde: „daß man zu allererst, ehe noch auf die requête civile erkannt werden könne, auf das Gesuch des Generalprokurators Rücksicht nehmen und darüber, ob der Herr von la Pivardiere wirklich noch lebe, oder ob es nicht ein anderer sei, der seinen Namen fälschlich mißbrauche, Zeugenverhöre anstellen, den angeblichen la Pivardiere selbst vernehmen, und seine Hand- und Unterschriften durch Kunstverständige vergleichen lassen solle." — Dieses Arret forderte also drei Arten von Beweisen:

Erstlich, die Beweise die aus den Antworten und Erzählungen des la Pivardiere bei seinen Verhören fliessen würden. — Es würde eben so überflüßig als ermüdend sein, alle die einzelnen Antworten desselben anzuführen, welche die ganze Lebensgeschichte desselben umfassen. Es wird genug sein, wenn wir versichern, daß die Richter alles versucht haben, was nur die höchste Feinheit für einen solchen Fall erßinnen kann, um Aufschlüsse zu erhalten, überraschende Wendungen und Fragen über die geheimsten Thatsachen. — Auch die Frau von la Pivardiere, welche

welche, mit der möglichsten Vorsicht alles Einverständniß mit ihrem Ehemann zu verhindern, über die nämlichen Thatsachen besonders verhört wurde, hatte alles eben so wie er beantwortet. Mit einem Wort, die Antworten von beiden Seiten waren immer bestimmt und übereintreffend.

Die zweite Art der verlangten Beweise betraf die Zeugenaussagen. Es waren vierundzwanzig Zeugen, welche bei dem Parlament abgehört worden waren. Man muß sie aber in Rücksicht ihres Gehaltes unterscheiden. Einige waren ganz unnütz, andere unzuläßig; nur die dritte Klasse enthielt solche, auf deren Zeugniß man bauen kann. — Als unnütze Zeugen wurden alle diejenigen angesehen, die nur von Hörensagen sprechen. Bei einer Untersuchung, wie die gegenwärtige, kann das bloße Hörensagen eigentlich gar keinen Aufschluß geben. — Von der zweiten Klasse, welche eben so wenig brauchbar sind, wollen wir nur zwei charakterisiren; von diesen wird man auf die übrigen schließen können. Der eine war schon vor einiger Zeit auf die Galeeren verurtheilt worden und hatte seine Strafe noch nicht einmal ausgestanden. Dieser sagte: er erkenne den angegebenen Herrn von la P. vor diese nicht dafür, wofür er sich ausgebe. Allein das Zeug-

nis eines solchen Menschen verdient gar keine Rücksicht, obschon ihn die Gerichte von Chatellen gewählt hatten, ihre Scheine und Citationen durch ihn insinuiren zu lassen. „Wären „wir von diesem Umstand unterrichtet gewesen,“ sagt Herr von Aguesseau damaliger Generaladvokat und nachheriger Kanzler, „so würden wir ihn gar nicht zum Zeugen angenommen haben. Die Gerechtigkeit, welche die „Aufhellung der Wahrheit verlangt, verlangt sie „nicht durch den Mund von Leuten, die gebrandmarkt sind; jeder, der es ist, ist ihr verdächtig. Wir haben uns selbst über das Verfahren des Herrn Bonnet sehr gewundert. Er „ist todt; aber, was auch immer sein Andenken „dabei zu leiden habe, wir müssen gestehen, daß „er höchst tadelnswürdig gehandelt hat, einen „Menschen zum Gerichtsbedienten zu gebrauchen, „von dem er wissen mußte, daß er zu allen gerichtlichen Diensten unfähig sei, da er selbst „ihn zu den Galeeren verurtheilt, und dieser „keine Appellation gegen seine Sentenz eingelegt „hatte. Uns wurde dieses Urtheil erst nachher „vorgelegt; aber wir haben darauf sogleich sein „Zeugniß verworfen.“ Der andere Zeuge von dieser Gattung war ein Prior von den

Auguſtinern, welcher auch behauptete, derjenige, der jezt der wahre Herr von la Pivardiere ſein wolle, ſei der nicht, der er ehemals unter dieſem Namen gekannt habe. Allein dieſes Zeugniß wurde für ungültig erklärt, weil dieſer Prior mit der Familie des verſtorbenen Herrn Bonnet in der engſten Verbindung ſtund. Achtzehn Zeugen waren aber übrig, an denen nichts auszuſezen war, und welche ein beſtimmtes Zeugniß ablegten. Alle dieſe bezeugten, daß ſie den Arreſtanten für den wahren Herrn von la Pivardiere erkennen, und bekräftigten ihr Zeugniß durch die Angabe ſo vieler einzelner Umſtände, daß man ihnen unfehlbar Glauben beimeſſen mußte. „Statt achtzehn Zeugen,“ ſagt Herr von Aqueſſeau, „hätten wir eine noch „weit größere Anzahl bekommen können, wenn „es uns zur Aufklärung der Wahrheit nöthig „geſchienen hätte. An Zeugniſſen hat es uns „nicht gefehlt. Was kann man mehr verlangen, „als daß mehr als dreihundert Perſonen, bey der „Unterſuchung des Beamten von Romorantin, den „Herrn von la Pivardiere erkannt haben?“

Der dritte Beweis, den das Arreſtforderte, betraf die Vergleichung der Handſchrift. Sieben Kunſtverſtändige haben dieſe Unterſu-

chung

chung angestellt, und jeder hat darüber, wie es die Ordnung fordert, einen besondern Bericht erstattet. Alle fanden eine vollkommne Gleichheit zwischen den Zügen derjenigen Schriften, die Herr von la Pivardiere vor der Anklage zu einer Zeit geschrieben hatte, da er ganz unverdächtig war, und derjenigen, die von ihm nach dieser Zeit geschrieben und zur Rechtfertigung seiner Gattin eingeschickt waren. — Ein einziger Umstand hätte noch Zweifel erregen können. Er hatte sich nämlich bald la Pivardierre mit einem doppelten r, bald mit einem einfachen unterschrieben. Allein die Sachverständigen fanden diese Verschiedenheit auch in solchen von den vorgelegten Urkunden, die alle authentisch waren, in seinem Heirathskontrakt, in Lehnsurkunden, Rechnungen, Schuldscheinen und andern dergleichen Papieren. Diese Verschiedenheit konnte also gar keine Bedenklichkeit erregen, zumal da man in den Schriften selbst, bei der genauesten Vergleichung, eine vollkommne Aehnlichkeit fand.

Diese Beweise erhielten eine neue Stärke durch die Vermuthungen, welche Herr von Aguesseau ihnen an die Seite sezte. „Es ist „schwer zu glauben — sagt er — daß dieser Mensch

„ein Betrüger sei. Die kurze Zeit zwischen dem „vorgegebenen Mord und seiner persönlichen „Darstellung, die Schwierigkeit eine ganze Pro„vinz zu betrügen, alles dies spricht zu seinem „Vortheil. Betrüger gebrauchen Zeit, ihre Rol„le zu lernen; gemeiniglich nähren sie ihren Be„trug erst mehrere Jahre in ihrem Busen, ehe „sie ihn zur Welt bringen, damit er schon Fes„tigkeit genug habe, wenn sie ihn wirklich aus„hecken. Ein Mensch, der öffentlich auftritt, „da er kaum einen Monat zu seiner Vorberei„tung Zeit gehabt hat, kann also wol kein Be„trüger sein. — Ueberdies erscheint er ja nicht, „um etwa eine fette Erbschaft zu erobern und „sich in den Plaz eines reichen Mannes einzu„dringen, oder um eines andern Vortheils willen. „Der Eigennuz, die gewöhnliche Triebfeder aller „Betrüger, leitet nicht die Schritte dieses Man„nes. Er streitet sogar selbst gegen seinen eig„nen Vortheil. Er kann nicht behaupten, daß „er der wahre la Pivardiere sei, ohne zugleich „sich als den Gemahl einer Gattin zu bekennen, „welche des Ehebruchs beschuldiget ist, und „ohne sich selbst des Verbrechens der Doppel„heirath anzuklagen. Seine Anerkennung kann „also für ihn keine andern Folgen haben,

„als

„als ihn wegen der Ausschweifungen seiner Gat„tin, die wenigstens den Verdacht nie wird von „sich ablehnen können, mit Schimpf und Scham„de zu bedecken, und zugleich die Strafe der „Doppelheirath über ihn zu verhängen. — Ist es „wol natürlich, daß ein Mensch, der, um sich „für einen andern auszugeben, zu einer Zeit „auftritt, wo noch kein Zwischenraum von Jah„ren die Züge desjenigen, den er vorstellen will, „verändert, noch keine lange Zwischenzeit das „Bild desselben in dem Gedächtniß seiner Be„kannten verlöscht haben kann; der von seiner „Darstellung, ohne einen Vortheil davon zu er„warten zu können, nichts geringeres zu fürch„ten hat, als daß er durch die Aufführung sei„ner Frau mit Schande bedeckt und wegen sei„ner Doppelheirath mit dem Tode gestraft werde, „daß ein solcher Mensch ein Betrüger sei? Die „Geschichte und die Jahrbücher der Gerichtshöfe „weisen selbst unter den kühnsten Betrügern kein „solches Beispiel auf."

Es war unmöglich, den Mann, der von so vielen Zeugnissen und Vermuthungen unterstüzt, sich vor den Richtern gestellt hatte, nicht für den Herrn von la Pivardiere anzuerkennen. Folglich waren eben dadurch auch alle

diejenigen als unſchuldig erklärt, welche als Mörder deſſelben angeklagt waren.

Inzwiſchen muß man bekennen, daß Gründe vorhanden geweſen waren, ſie jenes Verbrechens ſchuldig zu vermuthen; eben ſo wie ſich auch auf der andern Seite Gründe zu ihrer Rechtfertigung fanden. — Auf der einen Seite der Verdacht eines ſtrafbaren Umgangs deſſen die Frau von la Pivardiere beſchuldigt war; das plötzliche Verſchwinden ihres Ehegatten; Zeugen, die ſeine ſterbende Stimme wollten gehört haben; zwei Mägde, welche die Mordthat mit vielen Umſtänden erzählten; blutige Tücher, welche man die Frau von la Pivardiere waſchen ſah: Auf der andern Seite unverwerfliche Zeugen, welche erklärten, daß ſie denjenigen, den ſie für ermordet gehalten, wirklich geſehen haben; das Widerrufen der Mägde; der Antrag eines Menſchen, ſich vor Gericht zu ſtellen und zu beweiſen, daß er derjenige ſei, deſſen Ermordung unterſucht werde: — Dieſe und tauſend andere Umſtände erregten Zweifel und konnten, auf welche Seite man ſich auch wandte, in Irrthum führen. Es war eben ſo gefährlich zu glauben, daß la Pivardiere ermordet ſei, als daß er noch lebe; welche Partei man ergriff, ſo wi-

widersprach die Entscheidung aufgezählten Beweisen der andern Partei. Dieser Widerstreit der Beweise, womit auf der einen Seite die Angeklagten, auf der andern die Ankläger ihre Behauptung unterstützten, erforderte eine neue Untersuchung, um die Wahrheit noch tiefer zu erforschen und neue entscheidendere Gründe aufzusuchen.

Diese Betrachtungen sind eine Apologie des Arrests, das durch die requête civile angefochten wurde. Jenes Arrest hatte aus keiner andern Absicht, als bloß um jene so nöthige Aufklärung zu erlangen, wider den Menschen, der sich für la Pivardiere ausgab, die Verhaftnehmung dekretirt; damit die Richter in Stand gesetzt würden, die verschiednen Umstände, welche sich durch seine persönliche Gegenwart ergeben könnten, zu Entdeckung der Wahrheit zu benuzen. — Nachdem er sich seinen Richtern freiwillig überliefert hatte, war diese Absicht erreicht. Man hatte die Beweise erlangt, die man so sorgfältig gesucht, um deren willen man alles in Bewegung gesetzt hatte.

„Dessen unerachtet," sagt Herr von Aguesseau, „sind wir vielleicht doch betrogen. Aber „wenn wirs sind, so geschieht es ganz regelmä„ßig; die Stärke der Beweise stürzt uns in

„Irrthum; die Vorſchriften der Geſeze ſelbſt „täuſchen uns. Die Vorſehung, die dem menſch„lichen Geiſte Schranken geſezt hat, läßt es oft „zu, daß unſer eigner Verſtand uns trügt. Iſt „ein Irrthum nur in dieſem ewigen unabänder„lichen Geſez unſeres Geiſtes gegründet, ſo „können wir uns darüber beruhigen. Iſt der „Mann, den wir jezt für den wahren la Pivar„diere halten, dennoch ein Betrüger, ſo ſind wir „uns wenigſtens bewußt, daß wir nichts ver„ſäumt haben, ſeinen Betrug zu entdecken, und „daß wir alles in Bewegung gebracht haben, „die Wahrheit zu finden.“

Jener angefochtene Parlamentsſpruch war alſo vorgeſchrieben durch die Billigkeit, durch die Nothwendigkeit, den einzigen Weg zu ergreifen, der zu Ergründung der Wahrheit offen war. Aber derjenige, um den die Angeklagten baten, und der jenen wieder aufheben ſollte, war nicht weniger nothwendig, ohne deshalb die Richter mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu ſezen. „Es iſt vielmehr,“ ſezt Herr von Agueſſeau hinzu, „eine Folge der ſtrengen Ge„rechtigkeit, als ein Vorwurf für die Richter. „Nichts zeigt deutlicher ihre Unbefangenheit, „als die Bereitwilligkeit, zu Gunſten der Un„ſchuld

„ſchuld ihren Ausſpruch zurückzunehmen. Man „urtheilt nach den Gründen, die man hat. „Trauriges Loos der Menſchheit, daß man „deren nie zu viel hat! Noch trauriger für die „Richter, deren Einſicht man die Wahrheit zu „entrücken, gewöhnlich ſo eifrig bemüht iſt! Wenn „das Parlament das erſtemal den Herrn von la Pi„vardiere für einen Betrüger erklärte, ſo ſtimm„ten alle Umſtände für dieſen Ausſpruch. Wenn „es heute für ihn ſpricht, ſo bleibt die Gerech„tigkeit dieſes Tribunals deshalb doch unge„kränkt. Die Umſtände haben ſich geändert, „und von den Umſtänden hängt die Entſchei„dung ab. Man kann alſo mit Wahrheit ſagen, „daß das Parlament bei beiden Sentenzen Grün„de gehabt habe, ſie gerade ſo abzufaſſen.“

Den oben angeführten Beweiſen zufolge, wurde den 22 Julius 1699 ein Arret erlaſſen, wodurch „Herr von la Pivardiere über die An„erkennung ſeiner Perſon gerichtliche Beglau„bigung erhielt. Dieſer Anerkennung gemäß, „nahm das Parlament die requête civile von „ihm an, und ſetzte ſämtliche Parteien wieder „in den Stand, in dem ſie vor dem 23 Julius „1698 geweſen waren. Zu dem Ende wurde

„auch befohlen, den Herrn von la Pivardiere „sogleich auf freien Fuß zu stellen.“

Ein Arret, wodurch eine requête civile angenommen wird, kann in der Hauptsache nichts entscheiden; es kann keine andere Wirkung haben, als daß die ganze Sache wieder in die nämliche Lage kömmt, in der sie sich vor dem durch die requête civile angefochtenen Arret befand. Das war die Ursache, warum Herr von la Pivardiere von sämtlichen Gefangnen der einzige war, der auf freien Fuß kam. Er hatte seine Freiheit vor jenem Arret, welches durch das gegenwärtige aufgehoben wurde. Dieß war aber nicht der Fall bey den übrigen Angeklagten. Sie wurden nicht erst kraft jenes Arrets vom 23 Julius 1698 verhaftet, sondern waren es schon vorher; sie mußten es also bleiben, weil die Wirkung des lezten Urtheils sich schlechterdings darauf beschränkte, die Sachen so herzustellen, wie sie vor jenem Arret waren, das durch dieses lezztere aufgehoben wurde. Allein diese Angeklagten erhielten dadurch das Recht, aufs neue ihre Klage wider die Gerichte von Chatillon fortzusezen, ein Recht, das ihnen das Arret vom 23 Julius 1698 genommen hatte.

Man

Man begreift leicht, daß das weitere Verfahren gegen die Angeklagten — nachdem bereits als entschieden angenommen war, daß la Pivardiere wirklich noch lebe, und man überzeugende Beweise in Händen hatte, daß niemand einen Angriff auf sein Leben gemacht habe — bloß der Form wegen geschah, und nur die Veranlassung geben sollte, sie durch ein Endurtheil feierlich loßzusprechen. — Davon waren freilich die beiden Mägde ausgenommen, welche des Verbrechens, ein falsches Zeugniß abgelegt zu haben, überführt und überwiesen, gestraft werden mußten. Es wurde daher die Fortsetzung ihres Processes verfügt. Inzwischen starb Katharine Lemoine, noch ehe es zur Entscheidung kam, und die Untersuchung über falsches Zeugniß konnte also nur wider Margarethe Mercier fortgesetzt werden. — Die übrigen Parteien aber hatten nichts weiter zu thun, als vorzustellen, daß ihre Rechtfertigung die nothwendige Folge von dem Leben des Herrn von la Pivardiere, und der wider sie angesponnene Prozeß bloß eine Frucht des Hasses und der Rachsucht sei, durch welche die Richter zu Chatillon seien geleitet worden.

Wir wollen jezt unsern Lesern diese lezte Periode des Prozesses vor Augen legen, und sie werden daraus einsehen, wie es möglich war, Beweise zu einem Verbrechen zu finden, das niemals begangen worden war.

„Gleich von Anfang an hatten die Gerichte wider alle Regeln verfahren. Es war kein Corpus Delicti vorhanden. Man untersuchte einen Mord, und kein Mensch war ermordet worden; niemand konnte einen Leichnam vorzeigen. Es ist nicht nur eine Rechtsregel, sondern auch eine Regel des gemeinen Menschenverstandes, daß man nicht eher die Urheber oder die Ursache einer That aufsuchen kann, als bis man gewiß weiß, ob die That wirklich geschehen ist. Man mußte also im gegenwärtigen Fall zuerst nicht sowol untersuchen, ob Herr von la Pivardiere ermordet worden sei, sondern ob wirklich zu Nerbonne oder in der dortigen Gegend eine Mordthat geschehen sei. Hätte man diese Vorsicht angewendet, so würde man nicht einen eben so seltsamen als grausamen Prozeß wider die vorgeblichen Mörder eines Mannes erregt haben, der noch jezt in voller Gesundheit lebt."

„Es

„Es iſt alſo ganz einleuchtend, daß die Anklage eine bloße Verleumdung iſt; und da niemand, als das Gericht von Chatillon, dieſe Anklage erhoben hat, ſo iſt es klar, daß die Beamten jenes Gerichts Verleumder ſind und alſo mit Recht konnten in Anſpruch genommen werden. Dieſe wider ſie erhobene Beſchwerde iſt um ſo gegründeter und gerechter, da es erwieſen iſt, daß bloß Haß die Triebfeder ihres Betragens war. Wir wollen davon einige Umſtände anführen."

„Es waren immer viele Prozeſſe zwiſchen der Familie des Herrn Bonnet und des Priors. Beide hatten ſogar ſelbſt verſönliche Rechtsſtreitigkeiten. Der leztere ließ dem erſtern die Einkünfte ſeines Amtes mit Arreſt belegen, und wirkte im Jahr 1688 das Arret aus, das Herrn Bonnet und den übrigen Gerichtsbeamten zu Chatillon unterſagte, in den Angelegenheiten des Priors und ſeiner Verwandten zu entſcheiden."

„Eben ſo verhielt es ſich auch mit Herrn Morin, dem Königlichen Prokurator, deſſen Vater mit dem Vater des Priors die heftigſten Streitigkeiten gehabt hatte, indem beide ſich vormals um die Präſidentenſtelle bei den Gerichten zu Chatillon bewarben, und der Herr von Charoſt

den Sieg davon trug, nachdem er bei dem Conseil die unrechtmäßigen Wege anzeigte, die sein Nebenbuhler eingeschlagen hatte um die Stelle zu erhaschen."

„Breton, der bloß bei einem gewissen adelichen Gericht Aktuarius war, aber mit Uebergehung des ordentlichen verpflichteten Aktuarius bei diesem Prozesse gebraucht wurde, war nicht wenig wider die Familie des Priors aufgebracht; die Wunde war überdies noch ganz neu. Der Bruder des Priors hatte ihn kurz vorher, ehe diese Anklage des Priors und der Frau von la Pinardière erhoben wurde, um fünfzig Livres gestraft, weil er sich ungebührlich gegen ihn betragen hatte, und die Sache war, auf Bretons Appellation, noch bei dem Parlament anhängig."

„So waren die Gemüther gestimmt, als die Untersuchung angesponnen wurde. Alles schnaubte Rache, und man suchte nur Mittel, sie zu befriedigen. Diese Gelegenheit bot sich an; man ergriff sie und ließ sich durch nichts hindern, sie festzuhalten."

„Man bewies den Richtern, daß sie völlig inkompetent seien, und daß die Sache vor die Gerichte zu Lucé gehöre, worin auch der Parlamentsspruch vom 9 Oktober 1697 bestimmte. —

Der

Der Prior verwarf Herrn Bonnet als Richter schon beim ersten Verhör, wegen der zwischen ihren Familien herrschenden Feindschaft. Allein dieser fuhr in der Sache fort, ohne über diese Einwendung entscheiden zu lassen, was doch die Ordonnanz ausdrücklich fordert. Und in der That, es ist von der größesten Wichtigkeit, daß man einem Richter, der befangen und parteiisch zu sein beschuldigt wird, nicht erlaube, über die Ehre und das Leben eines Menschen zu schalten, gegen den er rachsüchtig verfahren könnte; und daß ein Richter, gegen den eine solche Einwendung geschieht, die Fortsetzung seines gerichtlichen Verfahrens so lange aufschiebe, bis über diese Einwendung ein rechtlicher Spruch erfolgt ist. Freilich muß die Einwendung, wenn sie diese Wirkung haben soll, mit Gründen unterstützt sein, die stark genug sind, um die Rechtschaffenheit, die man immer bei einer obrigkeitlichen Person voraussezen muß, verdächtig zu machen. In dem gegenwärtigen Fall aber waren die Prozesse zwischen den beiden Familien ein sehr gültiger Grund, um wenigstens zu untersuchen, ob jene Streitigkeiten den Herrn Bonnet kaltblütig genug gelassen haben, bei seiner Untersuchung der Wahrheit nicht zu nah zu treten.

„Al-

„Allein, da der Richter seine Pflicht, auf die wider ihn gemachte Einwendung Rücksicht zu nehmen, verletzte: so hätte der königliche Prokurator die Rechte seines Amts gebrauchen und einem so unregelmäßigen Verfahren steuern sollen; er hätte sogleich sollen alles weitere Vorschreiten in der Untersuchung so lange niederlegen, bis der Oberrichter über die Gründe der geschehenen Verwerfung hätte entschieden gehabt."

„Diese hartnäckige Zudringlichkeit, womit die Gerichte zu Chatillon bei der Untersuchung einer Sache beharrten, die nicht unter ihre Gerichtsbarkeit gehörte und wegen besonderer Umstände ihnen nicht überlassen werden konnte, zeigt deutlich genug, daß sie dabei bloß die Absicht hatten, eine strenge Rache an einem von den Mitgliedern der Familie zu nehmen, von der sie so viele verdiente Kränkungen hatten erfahren müssen. Und beweiset nicht die Wiederrechtlichkeit und Grausamkeit, mit der sie die Waffen gebrauchten, welche sie sich selbst in die Hände gegeben hatten, noch auffallender, daß es nichts weniger als der Eifer für die Gerechtigkeit war, der sie leitete?

„Wollte man auch annehmen, der königliche Prokurator sei, durch das anfänglich verbreitete Ge-

Gerücht irre geführt und durch eine sonderbare Verkettung von Umständen in seinem Verdachte bestärkt, zu seiner Anklage veranlaßt worden, und habe dabei ganz redlich verfahren: so kann dies doch nicht mehr der Fall sein, nachdem er durch die Protokolle über die Erscheinung und Anerkennung des Herrn von la Pivardière, die ihm am 21 und 22 September und am 7 und 22 Oktober überreicht wurden, bereits eines andern belehrt sein mußte. — Glaubte er, die strengen Pflichten seines Amtes erlaubten ihm nicht, diesen Dokumenten Glauben beizumessen, welche er vielleicht für unregelmäßig zu halten berechtiget wäre: so war die Sache wenigstens wichtig genug, um ihn zweifelhaft zu machen, und zu der Prüfung der Wahrheit zu veranlassen, welche zu suchen das einzige Ziel aller seiner Vorkehrungen sein mußte. Der öffentlich aufgestellte Rächer des Unrechts ist nicht weniger der Schuz der Unschuld als die Geisel des Verbrechens; er muß jedem schwachen Schimmer, den er zur Rechtfertigung des Angeklagten gewahr wird, sogleich folgen und alle Wege die er dadurch entdeckt, versuchen, um zu dieser Rechtfertigung zu gelangen. Diesen Grundsätzen der Menschlichkeit und Billigkeit zu folge, hätte der königliche Prokurator vor dem

Richt

Richter, der die Untersuchung geführet hatte, alle die Personen, die er in den ihm vorgelegten Protokollen genannt fand, noch einmal abhören lassen sollen, er hätte sollen die Zahl und Beschaffenheit der Zeugen, und die Umstände ihrer Aussagen genauer erwägen, um durch diese Arbeit, welche ihm sein Amt, welche ihm die Rechtschaffenheit selbst zur Pflicht machte, die Wahrheit zu entdecken. Allein er fürchtete sich nur zu sehr, sie zu finden; sein einziges Bestreben war, sie zu verdunkeln; er suchte nur Zeugen, welche die Angeklagten beschwerten und wendete seine ganze Kunst an, das unrichtige in ihren Aussagen zu verdecken."

„Endlich legte der königliche Prokurator auch seine Rachbegierde wider den Prior von Nisray an den Tag. Er klagte ihn an wegen Ehebruchs mit der Frau von la Pivardière. Allein wußte denn er als Rechtsgelehrter nicht, daß allein der Ehemann berechtiget ist, seine Frau wegen dieses Verbrechens anzuklagen, so lange sie nicht ein öffentliches Aergernis giebt und der Mann mit Vorwissen es gestattet? Allein so weit hat er es doch nicht gewagt, die Verleumdung gegen ihn zu treiben; er hat also die Unregelmäßigkeit seines

seines Verfahrens nicht einmal mit einem scheinbaren Vorwand bedecken konnte."

„Man müßte ganze Bände anfüllen, wenn man alle Fehler in dem Verfahren des königlichen Prokurators und des Particuli rlieutenants einzeln aufzählen wollte. Wir müssen uns also begnügen, nur die auffallendsten Züge anzudeuten."

„Der Aktuarius Breton mag den Anfang machen. Abgesehen davon, daß kein Grund vorhanden war, die Stelle des ordentlichen Gerichtsaktuars bei der gegenwärtigen Sache durch einen andern vertreten zu lassen, so hätte schon das Verhältniß selbst, in welchem er damals gegen den Prior von Miseran und dessen Familie stand, ihn bestimmen sollen, einen Auftrag abzulehnen, zu dem ihn nichts nöthigte. Aber die Richter hatten einen Menschen nöthig, der auf ihre Absichten einginge, der ein persönliches Interesse hatte, sich mit ihnen zu Ausführung ihrer rachsüchtigen Entwürfe zu verbinden. Der ordentliche Gerichtsaktuar hatte diese Eigenschaften nicht, er war nicht gesinnt, wie die Herren Bonnet und Morin ihn brauchten. Breton war der Mann, den sie suchten, und er hat ihrem Zutrauen entsprochen."

„Als der Prior mit den zwei Dienstmädchen zu Chatillon konfrontirt wurde, widerriefen diese ihre Aussagen, in welchen sie die Ermordung des Herrn von la Pivardiere behauptet hatten, und erklärten dem Official und Particulierleutenant ins Gesicht: daß sie bloß durch ihre Drohungen bewogen worden seien, eine solche Unwahrheit auszusagen, und daß der Aktuar sehr oft anders niedergeschrieben habe, als sie ausgesagt hätten. — Aber mit Zittern gaben sie diese Erklärung. Die Ursache davon wird man sogleich einsehen."

„Als Katharine Lemoine am 21 Jenner 1709 bei dem Parlament verhört wurde, versicherte sie, daß sie, von dem Tag der vorgeblichen Ermordung an bis zu ihrer Verhaftnehmung zu Chatillon, immer gesagt habe, der Herr von la Pivardiere sei nicht todt sondern er sei in der Nacht davon gegangen. „Es ist wahr, setzte sie hinzu, ich habe, seit ich im Arrest war, immer behauptet, ich hätte den Herrn von la Pivardiere todt gesehen. Aber diese Aussage ist mir mit Gewalt abgedrungen worden, durch Zudthigungen und Drohungen von dem Stockmeister und dessen Ehefrau, von zwei Gerichtsknechten, Chenú und Saulin, und von dem Weibe des

lez-

leztern. Alle dieſe Leute kamen zu mir ins Gefängniß, und ſuchten mich durch die ſchmeichelhafteſten Verſprechungen zu überreden, daß ich ausſagen ſollte: mein Herr ſei ermordet und von den beiden Bedienten des Prieurs mit Hülfe des Nikolaus Mercier in dem Wald bei Miſeray verſcharrt worden." — Ferner behauptete ſie: „ſie habe auch vor dem Richter immer die Wahrheit geſagt, nämlich der Herr von la Pivardiere ſei nicht todt. Allein dieſe Ausſage ſei nicht öfter als ein einzigesmal niedergeſchrieben worden, und auch dieſes einzige Aktenſtück müſſe verbrannt oder ſonſt auf die Seite geſchafft worden ſein, denn man habe es ihr nachher nie wieder vorgeleſen." — „Alle die einzelnen Umſtände, fuhr ſie fort, welche ich von der vorgeblichen Ermordung des Herrn von la Pivardiere in meiner Ausſage angeführt habe, waren Erdichtungen, welche mir von den Richtern ſelbſt eingegeben worden ſind. Als man mir den Herrn von la Pivardiere im Gefängniß vorſtellte, war ich, theils durch innere Unruhe gequalt theils durch ewige Aufpaſſer, die mich immer umgingen hielten, beängſtigt, ganz auſſer Stand ihn zu erkennen, zumal, da ich ihn wegen ſeiner beinah ununterbrochenen Abweſenheit

von Hause überhaupt nur ein einzigesmal gesehen hatte. Ueberdies kam Herr Bonnet noch am Morgen desselben Tages zu mir, und drohte, mich hangen zu lassen, wenn ich den Herren von la Pivardiere erkennen würde. Auch die Erklärung, die ich nach dieser Konfrontation gab, war mir abgedrungen durch einen Befehl, den Herr Bonnet und der Vicegerent gegeben hatten, mich in ein Loch zu werfen, und durch die Drohungen des Stockmeisters und seiner Frau. Man machte mir auch Geschenke, und bat mich nichts davon zu sagen, daß man so in mich gedrungen habe; ich fürchtete indeß immer, sie möchten mich mit diesen Geschenken vergiften." — Endlich versicherte sie auch noch: „daß weder der Prior noch irgend jemand von seiner Partei ihr eingeredet habe, etwas zu seinen Gunsten zu sagen."

„Eben dieses erklärte auch Margarethe Mercier in ihren Verhören am 20 Januar und 16 April 1700, noch mit mehreren Umständen. Sie sagte nämlich auch: „An dem Tage, da sie hatte mit la Pivardiere konfrontirt werden sollen, seien Bonnet und Morin des Morgens zu ihr ins Gefängniß gekommen, und haben ihr gedroht, sie aufhängen zu lassen. Auch der Aktuar Bre-

ten

ton habe ihr mit einem Messer, daß er eben in der Hand gehabt habe, gedroht, ihr alle Finger abzuhauen, wenn sie nicht sagen würde, la Pivardière, den man ihr vorstellen werde, sei ein Betrüger." — Auch den Vicegerent beschuldigte sie, daß er ihr gedroht habe, sie in ein Loch werfen zu lassen, und verhindert habe, daß ihre Aussagen nicht niedergeschrieben worden seien."

„Diese Erklärungen der beiden Dienstmädchen wurden nun unterstützt durch die Aussagen achtzehn unverwerflicher Zeugen von verschiedenem Alter Stand und Beschaffenheit. Alle diese bezeugten nämlich, daß die beiden Mädchen, in Unterredungen die sie vor ihrer Verhaftnehmung mit ihnen gehalten, immer versichert hätten: la Pivardière sei nicht todt, sondern habe sich in jener Nacht vom 15 auf den 16 August schleunigst davon gemacht; es sei überhaupt auf dem Schlosse zu Nerbonne auch nichts ausserordentliches vorgegangen; und die gnädige Frau sowol als der Prior und seine Bedienten seien vollkommen unschuldig. — Zwei andere Zeugen versicherten, daß diese Mädchen, sobald sie von Chatillon weggebracht worden seien, sobald sie nicht mehr unter der Gewalt dieser Richter gestanden hätten, alles das sei gesagt haben,

was ſie nachher in ihren Verhören vor den Herren Sarron und le Nain erklärten. — Sechszehn andere Zeugen ſagten aus: daß ſie es theils ſelbſt mit angehört, theils von dieſen zwei Dienſtmädchen, von dem Stockmeiſter, von ſeinem Weibe und von ſeinen Kindern ſich haben erzählen laſſen, daß die Gerichtsbeamten zu Chatillon dieſe zwei unglückliche Mädchen mit dem Galgen bedroht haben, wenn ſie den Herrn von la Picardiere anerkennen würden; daß Herr Bonnet und der Official ſich geweigert haben, die Ausſage der Katharine Lemoine niederſchreiben zu laſſen, als dieſe erklärt habe, daß gar keine Mordthat geſchehen ſei, und daß ſie dieſe Magd deshalb ſogar haben in ein Loch werfen laſſen; daß man Herrn Bonnet habe in Unterredung mit den beiden Mädchen vor der kleinen Oeffnung in der Thüre des Gefängniſſes geſehen; daß die beiden Richter die Ausſagen, die zu Rechtfertigung der Angeklagten dienten, nicht haben niederſchreiben laſſen; daß ſie Drohungen gegen die Zeugen ausgeſtoſſen und ſich bemüht haben, ſie zu der Ausſage zu nöthigen, daß ſie den Leichnam des Herrn von la Picardiere in einen Schöpfbrunnen haben tragen geſehen; daß ſie einem der Zeugen, um ihn zu verführen,

ein

ein neues Kleid verſprochen haben. Beſonders verſicherten Anne Marteau und ein gewiſſer Pennin: daß ſie von den Richtern mit Gefängniß bedroht worden ſeien, bloß weil ſie ſich beklagt hätten, daß man ihre Auſſagen unrichtig niedergeſchrieben und ihnen durch verfängliches Fragen Antworten abgelockt habe, die den vorgeblichen Ehebruch der Frau von la Pivardiere mit dem Prior von Miseray beweiſen ſollten."

„Die beiden Richter und der königliche Prokurator waren aber nicht allein die Perſonen die man einer ſo ſchändlichen Veruntreuung ihrer richterlichen Gewalt überweiſen konnte; alle ihre Subalternen und alle die Gerichtsdiener, welche ſie in dieſer Sache gebrauchten, waren von ihrer Denkungsart angeſteckt. — Es iſt erwieſen, daß der Aktuar Breton den beiden Dienſtmädchen mit unaufhörlichen Drohungen und Zudringlichkeiten zuſetzte, und daß er die Auſſagen der Zeugen anders niederſchrieb, ſobald ſie zu Gunſten der Angeklagten ſprachen. — Die Gerichtsknechte, durch welche die Verhaftnehmungen geſchehen waren, wurden von zehn Zeugen beſchuldiget, daß ſie die zwei Dienſtmädchen durch Zunöthigungen, Drohungen, und ſogar durch Schläge haben dahin zu bringen geſucht,

sucht, daß sie aussagen sollten, ihr Herr sei durch seine Gattin und die Bedienten des Priors ermordet worden. Diese Gerichtsknechte haben sogar selbst in ihren Verhören zugestanden: daß Margarethe Mercier, noch ehe sie arretirt worden sei, in ihrer Gegenwart erklärt habe, ihr Herr sei nicht ermordet worden; daß am 16 September 1697, als sie die Möbeln aus dem Schlosse zu Nerbonne abgeholt haben, keine Spur von Blut zu sehen gewesen sei, daß man vielmehr diese Spuren erst am 27 desselben Monats bemerkt habe. — Endlich wurde auch von dem Steckmeister und von dessen Eheweib und Tochter durch vierzehn Zeugen versichert: daß sie, so lange die beiden Mädchen unter ihrer Aufsicht waren, kein Mittel unversucht gelassen haben, sie zu verführen und sie nach den Absichten der Beamten abzurichten, Schmeicheleien, Versprechungen, Geschenke, Drohungen, und selbst üble Behandlung."

„Es würde viel zu weitläuftig sein, uns auf die einzelnen Beweise einzulassen, aus welchen die boshafte Kabale der Gerichte zu Chatillon und ihrer Untergebenen unwidersprechlich erhellt. Es wird hinreichend sein, wenn wir noch die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß

die Zeugen, die für die Absichten der Gerichtsbeamten von Chatillon sprachen, alle aus derselben Stadt, alle Theilnehmer an dem Komplot und Verwandte oder Freunde entweder der Urheber selbst oder ihrer Mitschuldigen waren, und daß im Gegentheil nicht ein einziger auswärtiger Zeuge war, der nicht für die Unschuld der Angeklagten gezeugt hätte."

Endlich wurde dieser Prozeß, der schon vier Jahre lang das Publikum beschäftiget hatte, den 14 Junius 1701 durch folgendes Endurtheil von dem Parlament entschieden: „Margarethe „Mercier wird verurtheilt, mit bloßen Füßen, „einen Strick um den Hals und eine brennende „Kerze von zwei Pfunden in der Hand, an der „Thüre der Hauptkirche zu Chatillon Kirchenbuße zu thun, und daselbst auf ihren Knieen „mit lauter und vernehmlicher Stimme zu bekennen, daß sie boshafter weise und wider „besser Wissen ein falsches Zeugniß abgelegt habe, was sie von Herzen bereue und weshalb „sie Gott, den König und die Obrigkeit um „Vergebung bitte. Darauf soll sie entkleidet „und auf den Kreuzwegen und sonst gewöhnlichen Plätzen zu Chatillon zur Staupe geschlagen, „und ihr an einem derselben mit einem glühenden

„Eisen die Lilie auf die rechte Schulter einge„brannt, sie aber sodann aus der Gerichtsbar„keit des Parlaments auf immer verwiesen wer„den. Das ganze Verfahren des Vicegerent von „Bourges und der Gerichte zu Chatillon wird „für null und nichtig erklärt, und deshalb la „Pivardiere, seine Gattin, der Prior von Mi„seray und seine zwei Bedienten, Regnaut und „Mercier, von der wider sie erhobenen Anklage „frei und losgesprochen, und befohlen, ihre Na„men aus dem Register der Gefängnisse aus„zustreichen."

Durch diesen Parlamentsspruch war nun endlich den Trübsalen und Verfolgungen ein Ende gemacht, welchen die Frau von la Pivardiere vier Jahre lang ausgesezt gewesen war. Allein umsonst hoffte sie, das Zutrauen ihres Gatten dadurch wieder zu gewinnen, der, noch immer von seinem eifersüchtigen Verdacht nicht geheilt, nie wieder zu ihr zurückkehren wollte. — Durch den Herzog von Feuillade, mit dem er von Mütterlicher Seite verwandt war, wurde dieser wieder in Diensten angestellt, und verlor sein Leben an der Spitze eines Kommando, mit welchem er Schleichhändler in Verhaft nehmen wollte. — Seine Gattin überlebte ihn nur

nur kurze Zeit. Man fand ſie des Morgens todt im Bette.

Der Prior von Miſeray brach, ſogleich nach Entſcheidung des Prozeſſes, allen Umgang mit der Frau von la Pivardière ab, und ſtarb in ſeiner Abtei in einem hohen Alter.

Die zweite Frau des Herrn von la Pivardiere verlor alle in dieſer unrechtmäßigen Ehe erzeugte Kinder, und verheirathete ſich nachher noch zweimal.

Das traurige Schickſal des Jakob le Brün.

Frau von Mazel, die Wittwe, des Herrn von Savonnieres, lebte zu Paris von einem beträchtlichen Einkommen. Sie hatte drei Söhne, welche mit den anſehnlichſten Ehebündeln verſehen waren. Der älteſte, Renatus von Savonnieres, war Parlamentsrath; der zweite, Georg von Savonnieres Herr von Lignieres, war Oberſchatzmeiſter im Steuerbezirk von Paris, und der dritte, Michael von Savonnieres, ſtund als Major bei dem Regiment von Piemont.

Ihre Schwiegertochter hatte ſie ſich ſelbſt zur unverſöhnlichen Feindin gemacht. Geärgert durch

durch die schlechte Aufführung derselben, wodurch sie die Ehre ihres Sohnes gekränkt fand, wirkte sie einen Verhaftsbefehl vom König wider sie aus, und ließ sie ganz unversehens durch einen Trupp Gerichtsdiener am hellen Tage von der Straße wegnehmen und in ein Kloster bringen. Hier war sie, zur Zeit der gegenwärtigen Geschichte, schon seit zwölf bis dreizehn Jahren eingesperrt, während welcher Zeit sie schon mehrere Versuche gemacht hatte, aus ihrem Arrest zu entwischen, aber immer durch Veranstaltung ihrer Schwiegermutter dahin zurückgebracht worden war.

Unter diesen verschiedenen Versuchen, ihre Freiheit wieder zu erlangen, hat man besonders zwei bemerkt, von welchen man bei diesem Prozeß Gebrauch machen wollte. Sie befand sich nämlich im März 1689 heimlich zu Paris, zu eben der Zeit, da ein gewisser Berry, von dem in der Folge noch oft die Rede sein wird, der Frau von Mazel eine Summe von 1500 Livres entwendete. Das zweitemal war sie wieder zu Paris drei Monate vor dem Unglück, das ihrer Schwiegermutter begegnete. Dies letztere mal war sie in einem Hause in der Vorstadt Saint-Germain verborgen, wo sie sich gegen eine gewisse Person verlauten ließ, sie werde sich in drei

drei Monaten wieder mit ihrem Gemahl vereinigen; und dies war eben der Zeitpunkt der Mordthat, welche der Gegenstand dieses Prozesses ist.

Die Frau von Mazel hielt in ihrem Hause zwei junge Bediente von sechszehn bis siebenzehn Jahren, einen Kutscher, zwei Kammermädchen und eine alte Köchin.

Jakob le Brün war eigentlich ihr Kammerdiener, sie hatte ihm aber auch das Amt des Oberaufsehers und Haushofmeisters übertragen. Er diente bereits neunundzwanzig Jahre in diesem Hause, und hatte sich durch Treue und Fleiß in seinem Dienst das vollkommenste Zutrauen seiner Herrschaft erworben, in deren Dienste er sehr jung getreten sein muß, da er bei dem unglücklichen Vorfall, der ihn das Leben kostete, erst fünfundvierzig Jahr alt war.

Er nahm die Gelder für seine Frau in Empfang und führte eine besondere Kasse darüber, die ihm allein anvertraut war. Mit einem Wort er kannte und besorgte alle Angelegenheiten seiner Herrschaft. Alle Befehle, welche die innere Einrichtung des Hauswesens betrafen, wurden durch ihn angekündigt, und er war es auch, dem die Aufsicht über die Vollziehung derselben über-

übergeben war. Alle Kaufleute, alle Handwerker, alle die etwas für das Haus zu liefern hatten, waren an ihn gewiesen, und alle rühmten einstimmig seine Treue und Uneigennützigkeit. Sie erklärten überall, daß kein Haushofmeister pünktlicher und besser bezahle als er. Alle Personen, die das Haus der Frau von Mazel besuchten, hatten Achtung und Zuneigung für ihn.

Le Brün war verheirathet, und verdiente als Hausvater nicht weniger Achtung, als er sich als Bedienter erworben hatte. Magdalene Disserelle, seine Gattin, wohnte mit ihren Kindern bei dem Kollegium von Harcourt. Diese Eheleute lebten mit einander in der zärtlichsten Einigkeit, und ihre vier Kinder, ein Sohn und drei Töchter, waren von ihnen zur Gottesfurcht und Rechtschaffenheit erzogen worden. Die Frau von Mazel hatte Plaz genug in ihrer Wohnung, um noch mehrere Menschen aufzunehmen, und würde sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, auch die Familie ihres treuen Dieners bei sich wohnen zu lassen. Allein le Brün, für die Unverdorbenheit seiner Kinder besorgt, wollte lieber eine besondere Wohnung bezahlen, als in einem Hause, das zweimal in der Woche einer großen Spielgesellschaft mit

ihrem

ihrem ganzen Gefolge Tag und Nacht offen stund, die Unschuld seiner Töchter in Gefahr sezen.

Noch müssen wir unsre Leser mit einem andern Menschen bekannt machen, der auch in dem Hause der Frau von Mazel wohnte. Dies war ein gewisser Abbé Poulard, der bei dem Dominikanerorden das Gelübde abgelegt und über zwanzig Jahre in diesem Orden gelebt hatte. Er verließ ihn endlich, nachdem er eine Bulle erschlichen hatte, die ihn in den Orden von Cluny versezte. Allein, anstatt sich dahin zu begeben, war er vielmehr aus dem Dominikanerorden unmittelbar in das Haus der Frau von Mazel übergegangen. Hier spielte er eine sehr auffallende Rolle. Er bewohnte ein Zimmer im dritten Stock und speisete mit an der Tafel. Man bemerkte, daß er nie auf einen Fasttag Rücksicht nahm. Ueber alles was aufgetragen wurde, sagte er seine Meinung ganz frei, oft sogar spöttisch, es kam selten etwas vor, an dem er nicht etwas auszusezen fand. Sein Zimmer war aufs prächtigste eingerichtet. Mit einem Wort, es gieng ihm so wohl in diesem Hause, daß ihn selbst der Bann nicht bewegen konnte, es zu verlassen. Es wurde wirklich am 1 Junius

nius 1673 von dem Prior des Ordens von Cluny ein Bann ausgeschrieben, wodurch alle Mitglieder dieses Ordens, die sich zu Paris aufhalten und nicht in eins von den drei daselbst befindlichen Klöstern desselben begeben würden, ipso facto exkommunicirt seyn sollten. Allein er achtete eben so wenig auf diesen Bann, als auf eine andere von den Regeln des Ordens, zu dem er durch jene Bulle gehörte. Er trug nicht einmal ein äusserliches Zeichen jenes Ordens, so daß endlich, auf Ansuchen des Generalvikars von Cluny vom 10 Januar 1689 verordnet wurde, ihn wieder bei den Dominikanern einzusperren, weil der Orden von Cluny, bei dem er sich nie gestellt habe, ihn gar nicht als Mitglied erkennen wolle.

Nachdem dieser Abbé Boulard ungefähr sechs Jahre in dem Hause der Frau von Mazet gewohnt hatte, fand er es zuträglich, sich in der Nachbarschaft noch ein Zimmer zu miethen. Aber er behielt dabei noch immer seine alte Wohnung, wo er noch oft schlief. Hatte er eine Nacht in seinem Zimmer ausser dem Hause zugebracht, so kehrte er des Morgens früh in sein Logis zurück. Er konnte ohne anzuklopfen ins Haus kommen, weil er einen Hauptschlüssel hat-

te, mit dem er die Hausthüre öffnen konnte, wann es ihm beliebte.

Dieser sonderbare Mensch hatte eine Schwester, die mit einem Gerichtsrath zu Mons, Nasmens Chapelain, verheirathet gewesen und jetzt Wittwe war. Die Reize dieser Frau hatten Eindruck gemacht auf das Herz des Herrn von Ligniéres, des zweiten Sohnes der Frau von Marel, welcher sich alle erfinnliche Mühe gab, ihre Neigung zu gewinnen. Er machte ihr die kostbarsten Geschenke. Er schickte ihr, sechs Monate vor dem Tod seiner Mutter, einen ganzen Anzug von Gel- und Silberstoff, mit allem dazu gehörigen Puz, seidne Strümpfe gestickte Schuhe *) und einen sehr reichen Kopfpuz. Die Frau von Chapelain, klug genug, um ihm nicht voreilig entgegen zu kommen, nahm zwar die Geschenke an, hielt ihn aber in Ungewißheit, bis seine Leidenschaft ihn ihren Wünschen entgegenführte, daß er ihr versprach sie zu heirathen. Nichts konnte für den Abbé Poulard und seine Schwester vortheilhafter sein als diese

*) Seidne Strümpfe und gestickte Schuhe gehörten noch zu Anfange dieses Jahrhunderts zum höchsten Luxus, und wurden nur von vornehmen Personen getragen.

dieſe Heirath. Allein die Frau von Mazel wollte ſchlechterdings ihre Einwilligung nicht dazu geben.

Die Frau von Mazel ſelbſt lebte übrigens zwar äuſſerlich nach allen Regeln der Sittſamkeit und erfüllte beſonders die Pflicht des Gottesdienſtes ſehr genau. Allein gleichwol war ihr Haus der Sammelplaz einer groſſen Spielgeſellſchaft. Spieler aller Art, Mannsperſonen und Frauenzimmer, wurden bei ihr aufgenommen, und fanden gedeckte Tafel in ihrem Hauſe. Alle Wochen zweimal, Montags und Freitags, waren dieſe Zuſammenkünfte, und die ganze Geſellſchaft blieb gemeiniglich die ganze Nacht durch bis an den andern Abend um ſieben Uhr beiſammen. Die Frau von Mazel begab ſich gewöhnlich um elf Uhr zu Ruhe. Beim Weggehen pflegte ſie denen, die ihr Geld verloren hatten, Vorſchuß anzubieten. Aus dieſem Umſtand läßt ſich ſchlieſſen, daß ſie immer beträchtliche Summen im Vorrath müſſe gehabt haben; wie denn auch mehrere von denen, die gewöhnlich bei ihr zum Spiel waren, verſicherten, ſie habe öfters ſelbſt geſagt: ſie müſſe immer wenigſtens 2000 Piſtolen baares Geld haben, und ſie ſei von jeher auf die Louisdore ſo begierig geweſen, daß

die Spieler oft unwillig darüber geworden ſeien, wenn ſie die Louisdore, die auf den Tiſch gekommen, ſogleich gegen Silbergeld ausgewechſelt habe.

Den 9 October 1695 hatte die Frau von Ma el ein Teſtament gemacht. Sie erwähnte darinne des Abbé Poulard unter dem Titel Pater Poulard, ehemaliger Dominikanermönch, und ſetzte ihren älteſten Sohn, den Marquis de Crèvecœur, zum Univerſalerben ein, mit dem Beding, dem beſagten Herrn Poulard lebenslänglich Wohnung und Unterhalt zu geben. Auſſerdem hatte ſie auch dem le Brün eine Summe von 6000 Livres legirt, nebſt der Hälfte ihrer Wäſche. Die andere Hälfte vermachte ſie der Anne le Doyen, einer ihrer Kammerjungfern. — Man wußte, daß ſie dieſes Teſtament gemacht und bei einem Notar niedergelegt hatte. Sie ſagte aber öfters, daß ſie geſonnen ſei, es wieder zu ändern.

Ihre Wohnung war in der Maurerſtraße, nicht weit von der Sorbonne. Sie hatte ein ganzes Haus von vier Stockwerken allein im Beſitz. Die innere Einrichtung dieſes Hauſes war folgende. Man kam über eine große Trep-

pe

pe in einen geräumigen Saal, worin alle zum Tischgeräthe nöthigen Sachen verwahrt wurden. Hier stand auch der Silberschrank, zu welchem eine von den Kammerjungfern den Schlüssel hatte. In diesem Saal hatte man auf der Seite nach der Straße zu einen Verschlag angebracht, in welchem le Brün schlief, wenn er des Nachts im Hause blieb und nicht in sein Quartier gieng. Der übrige Theil dieser Etage bestand aus den Assembleezimmern, in welchen die Frau von Mazel Besuche annahm und ihre Spielgesellschaften gab.

Die nämliche Treppe führte auch in das zweite Stockwerk, wo man zuerst in ein großes Vorgemach kam, das in einen Saal führte, dessen Fenster in den Hof giengen. Aus diesem Saal kam man in ein Zimmer, das ebenfalls die Aussicht auf den Hof hatte. Hier schlief die Frau von Mazel. Wenn sie sich zur Ruhe begeben hatte, zogen die Kammerjungfern den Schlüssel von dem Schlafzimmer ab, liessen ihn in dem Zimmer auf einem Stuhl neben der Thüre zurück, und zogen dann die Thüre hinter sich zu. Hernach verschlossen sie auch die Thüre des Saals, und legten den Schlüssel auf das Ka-

min des Vorgemachs, welches aber Tag und Nacht offen blieb.

In der Thüre dieſes Schlafzimmers hatte man oberhalb des Schloſſes ein kleines Loch gebohrt, das mit einem hölzernen Nagel verſtopft wurde. Dieſes Loch diente dazu, daß die Kammerjungfern vermittelſt eines Dietrichs, den ſie dadurch ſteckten, den Riegel des Schloſſes zurückziehen, und auf dieſe Art des Morgens die Thüre öffnen konnten, wenn etwa die Frau von Mazel nicht Luſt hatte ſelbſt aufzuſtehen, um ihnen aufzumachen.

In dieſem Schlafzimmer waren noch zwei Thüren. Die eine führte zu einer kleinen geheimen Treppe, die andere zu einer Kleiderkammer, die ihren Ausgang ebenfalls zu jener geheimen Treppe hatte. Die erſte dieſer zwei Thüren war in dem Gang zwiſchen der Wand und dem Bette, und konnte von der Frau von Mazel geöffnet werden, ohne daß ſie nöthig hatte aufzuſtehen. — An ihrem Bette hiengen die Schnüre einer Klingel, die in der Schlafkammer ihrer Kammerjungfern befeſtiget war. — In dem Kleiderzimmer ſtand ein Schrank, deſſen Schlüſſel unter das Hauptkiſſen der Frau

von

von Mazel gelegt wurde; und in dieſem Schranke war der Schlüſſel zum Geldkaſten.

Das dritte Stockwerk des Hauſes war ganz leer; das einzige Zimmer ausgenommen, in dem der Abbé Poulard wohnte, welches gerade über jener Kleiderkammer neben dem Schlafzimmer der Frau von Mazel war, und auch einen Ausgang auf die kleine Treppe hatte, welche zu der Thüre neben ihrem Bette führte. Die Frau von Mazel ſchlief alſo in einem ſo weitläuftigen Stockwerke ganz allein, ohne jemand in der Nähe um ſich zu haben, als den Abbé Poulard.

In dem vierten Stockwerke ſchliefen die beiden Kammerjungfern, welche Schweſtern waren, in dem einen, und die beiden Bedienten, zwei Brüder, in dem andern Zimmer.

Oben gieng ein großer Boden durch das ganze Haus, der niemals verſchloſſen wurde. Auf dieſem Boden war ein großes Dachfenſter, durch welches man ganz bequem in eine Rinne ſteigen konnte, die zwiſchen zwei Dächern angebracht war und an fünf bis ſechs Häuſern, nach der Länge der Straße, fortlief.

Ganz unten im Erdgeſchoß des Hauſes war die Küche und eine kleine Holzkammer. Die Köchin ſchlief hier gewöhnlich. Auf einmal aber, und dies

war gerade acht Tage vor der Ermordung ihrer Herrschaft, hatte sie den Einfall, ihr Bett in der Holzkammer aufzuschlagen, deren Fenster nach der Straße zugiengen, durch welche man nicht nur mit Leuten auf der Straße reden, sondern ihnen auch Essen herauereichen und sie so ins Haus bringen konnte.

Der Kutscher endlich, schlief im Stalle, und hatte die Aufsicht über das Hofthor. Ein grosser Schlüssel, welcher dieses Thor öffnete, hieng frei in der Küche, wo ihn alle Bedienten im Hause nehmen konnten.

Noch ist zu bemerken, daß die Frau von Mazel, einige Zeit vor ihrem Tode, dem le Brün einen Hauptschlüssel, den er sonst immer geb auchte um zu jeder Stunde aus und eingehen zu können, abgefordert hatte, um ihn dem Abbé Poulard zu geben; daß aber le Brün demunerachtet noch einen andern Hauptschlüssel hatte, den er immer gebrauchte.

Wir haben diese Umständlichkeit in unsrer Erzählung nöthig gefunden, weil alle diese Umstände in der Geschichte des Mords selbst, den wir nun erzählen werden, von Bedeutung sind.

Am ersten Adventsonntag 1689 den 27 November, machten die Töchter des le Brün der

Frau

Frau von Mazel nach Tische ihre Aufwartung. Sie nahm sie sehr freundlich auf, bat sie aber auch zugleich, sie ein andersmal zu besuchen, wo sie das Vergnügen haben könnte sich länger mit ihnen zu unterhalten, weil sie eben jetzt im Begriff sein, in die Vesper zu gehen.

Le Brün begleitete sie in die Kirche der Prämonstratenser; die beiden Bedienten folgten. Hier verließ er sie, um bei den Dominikanern in der Jakobsstraße die Vesper zu hören. Von da ging er auf ein Bureau, wo er einen gewissen Lagué antraf, der ein Schlosser war und in seiner ersten Ehe eine ehemalige Köchin der Frau von Mazel zur Frau gehabt hatte. Diese beiden beredeten sich, den Abend miteinander zuzubringen, und begaben sich daher zu einem Speisewirth, Namens Gaultier, um einzukaufen, was sie zu ihrem Abendbrod nöthig hatten. Le Brün machte noch zuvor einen Gang in das Haus seiner Herrschaft und dann zu seiner Frau. Um acht Uhr fuhr er, begleitet von den beiden Bedienten, bei der Frau von Düvou vor, um dort, dem erhaltenen Befehle gemäß, seine Herrschaft abzuholen. Nachdem er sie zu Hause gebracht hatte, begab er sich zu dem mit Lagué verabredeten Abendessen.

Die Frau von Mazel ſpeiſete dieſen Abend, wie gewöhnlich, ganz allein mit dem Abbé Poulard. Den Bedienten fiel es auf, daß dieſer während des Eſſens einigemal wiederholt hatte: er werde diese Nacht in ſeiner Wohnung auſſer dem Hauſe ſchlafen. Er hatte dies ſonſt noch nie ſo vorher angekündigt.

Um elf Uhr leate ſich die Frau von Mazel nieder. Ihre Kammerjungfern waren noch bei ihr im Zimmer, als le Brün an der Thüre, die zu der kleinen Treppe führte, anpochte. Die Frau von Mazel fragte, wer da ſei, und erhielt von einer der Kammerjungfern zur Antwort: es iſt Herr le Brün. Dieſer hatte inzwiſchen, da er ſah daß man ihm hier nicht aufmachen wolle, ſeinen Weg zurückgenommen, und kam nun über die große Treppe durch das Vorgemach. Wahrhaftig, eine ſehr ſchickliche Stunde! rief ihm die Frau von Mazel entgegen. Sie gab ihm aber dann ihre Befehle zu der Abendtafel auf den folgenden Tag, an welchem ſie die gewöhnliche Spielgeſellſchaft erwartete. Eine von den Kammerjungfern legte hierauf den Schlüſſel des Schlafzimmers an ſeinen gewöhnlichen Ort, auf den Stuhl der neben der Thüre ſtand; ſie giengen dann alle hinaus,

aus, und le Brün, welcher der lezte war, zog die Thüre hinter sich zu.

Er unterhielt sich nun noch eine Zeitlang mit den beiden Mädchen, die ihm erzählten, wie gut die gnädige Frau seine Tochter aufgenommen habe. Nachdem er sie verlassen hatte, gieng er in die Küche herab, legte seinen Hutb auf einen Tisch, nahm den Schlüssel zum Hofther, in der Absicht, dieses zu verschliessen; legte aber den Schlüssel auch auf den Tisch, um sich zuvor noch einmal beim Feuer zu wärmen. Unvermerkt aber schlief er ein. Als er wieder erwachte, hörte er die Klocke Ein Uhr schlagen. Er wußte aber doch nicht gewiß, wie viel Uhr es war, weil die Klocke schon vor seinem Erwachen einige Schläge konnte gethan haben. Er gieng darauf hinaus, um das Hausthor zu schliessen, das er noch ganz offen fand, und nahm den Schlüssel mit sich in sein Schlafgehäimniß; eine Vorsicht, die er sonst nicht oft gebraucht hatte.

Des andern Morgens, den 28 November, gieng er früh in das Schlachthaus und auf den Hühnermarkt. Unterwegs begegnete ihm ein Buchhändler von seiner Bekanntschaft, ein sehr rechtschaffener Mann. Dieser unterhielt sich einige

Zeit

Zeit mit ihm, und versicherte nachher: le Brün sei so vergnügt und heiter gewesen wie immer.

Der Fleischer, zu dem le Brün gieng, und der gewöhnlich alles Fleisch in die Küche der Frau von Mezel zu liefern hatte, erzählte nachher: le Brün habe ihn ersucht, das Fleisch sogleich ins Haus zu schicken, damit die gnädige Frau bald Bouillon bekommen könne, weil er selbst zuvor noch auf den Hühnermarkt gehen müsse. Der Fleischer sezte die Versicherung hinzu, daß ihm le Brün ganz ruhig geschienen habe.

Drei andere von seinen Freunden, die ihm ebenfalls diesen Morgen vorgueten, giengen mit ihm in das Haus seiner Herrschaft. Da er seinen Mantel ablegte, nahm ihn einer von diesen Freunden aus Scherz um. Le Brün, der auch bei lustiger Laune war, ergriff eine Scherzkeule, und fieng an, damit auf seinen Freund loszuschlagen: es kann mir niemand wehren, sagte er, meinen Mantel so oft zu schlagen, als ich will.

Er entließ seine Freunde, machte einige Anordnungen in der Küche, und gab den Bedienten Holz, um in dem Zimmer der gnädigen Frau Feuer zu machen. Sie pflegte sonst um sieben

sieben Uhr gewöhnlich aufzustehen. Es war daher allen unbegreiflich, als sie um acht Uhr noch nichts von sich hören ließ.

Le Brün gieng inzwischen nach Hause zu seiner Frau. Er bezeigte ihr einige Unruhe darüber, daß die gnädige Frau noch nicht aufgestanden sei, gab ihr sieben Louisdor und einige andere Goldstücke zum Aufbehalten, und gieng dann in ein Weinhaus, das der Wohnung seiner Herrschaft gegenüber stand. Da er einen von den Bedienten an einem Fenster des Vorgemachs erblickte, das auf die Straße gieng, fragte er diesen: ob die gnädige Frau noch nicht erwacht sei? und erhielt Nein zur Antwort. Darauf gieng er nun wieder herüber in das Haus, und fand alles in größester Bestürzung über das Stillschweigen der Herrschaft, um so mehr da die Bedienten beim Einheizen viel Geräusch gemacht hatten. Man fieng endlich an, an den verschiedenen Thüren ihres Schlafgemachs zu pochen; man rief: Gnädige Frau! — Keine Antwort. Die Unruhe verdoppelte sich. Einige muthmaßten, der Schlag habe sie gerührt; die andern, es habe sie vielleicht wieder das heftige Nasenbluten befallen, dem sie zuweilen unterworfen war. Es muß hier noch etwas schlim-

schlimmeres vorgefallen sein, sagte le Brün, ich bin sehr unruhig darüber, daß ich heute Nacht die Hausthüre offen gefunden habe.

Man schickte hierauf nach dem Herrn von Savonnieres, dem Parlamentsrath, um ihn von diesem Vorfall zu benachrichtigen. Dieser erschien sogleich selbst, befahl einen Schlosser zu holen, um das Schlafzimmer öffnen zu lassen. Was ist das, Herr le Brün? sagte er, ich fürchte der Schlag hat sie gerührt. Als darauf einer von den Anwesenden den Vorschlag machte, sogleich einen Wundarzt rufen zu lassen, sagte le Brün: davon ist jezt die Rede nicht, es ist viel schlimmer; es ist hier gewiß nicht richtig zugegangen; ich bin äusserst unruhig wegen der Hausthüre, die ich heute Nacht offen gefunden habe.

Der Schlosser kam jezt. Das Schloß wurde mit leichter Mühe geöffnet. le Brün gieng zuerst hinein. Er lief an das Bette, und rief sie verschiedene mal. Da er keine Antwort erhielt, zog er die Vorhänge in die Höhe. Ach! schrie er plözlich: die gnädige Frau ist ermordet! sprang dann sogleich in das Kleider-

zimmer,

zimmer, öffnete einen von den Fenſterladen, um Licht herein zu laſſen, unterſuchte den Geldkaſten, fand ihn verſchloſſen, hob ihn in die Höhe, und ſagte: es iſt nichts geſtohlen; was ſoll ich denken?

Herr von Savonnieres ließ ſogleich Herrn Deffita, den Crimin-Lieutenant rufen, eben den, an den ſich auch der Graf von Montgommery bei der unglücklichen Geſchichte mit dem Herrn von Anglade gewendet hatte. Er brachte in ſeinem und ſeiner zwei Brüder Namen die Klage bei dieſem Beamten an.

Er ließ alsdann einige Wundärzte kommen, und den Leichnam ſeiner Mutter unterſuchen. Sie fanden an ihr fünfzig Meſſerſtiche, und zwar die meiſten an den Händen und Armen, einige im Geſicht, an den Schultern und am Halſe. Nach der Verſicherung der Wundärzte, war keine einzige von den vielen Wunden an ſich tödtlich, aber ſie hatten eine heftige Verblutung veranlaßt, welche ihren Tod verurſacht hatte.

In dem Bette, das ganz mit Blut angefüllt war, fand man ein Stück von einer Spitzenkrauſe, und eine Serviette, die wie eine Nachtmütze zuſammengeknüpft war. Dieſe war ebenfalls

falls ganz blutig, und mit einem S bezeichnet, wie alles Weißzeug im Hauſe. Es ſchien, daß die Frau von Mazel, während ſie ſich wider ihren Mörder gewehrt, ihm dieſes Stück von ſeiner Halskrauſe und dieſe Serviette vom Kopf geriſſen habe. Man fand ſogar auch in einer von ihren Händen drei oder vier Haare.

Die Schnüre von der Klingel waren einigemal um die Vorhangſtäbe des Bettes gewickelt, und hiengen ſo hoch, daß man ſie nicht erreichen konnte. Ueberdies waren ſie mit zwei Knoten verknüpft, ſo daß, wenn man auch daran zog, man nur das Bett aber nicht die Klingel bewegte.

In der Aſche des Kamins fand man ein Taſchenmeſſer, acht bis neun Zoll lang, das mit einer Schraube auf und zugemacht werden konnte und hinten einen Schraubenzieher zu einem Feuergewehr hatte. Das Heft, das von Schildkröte geweſen war, war beinah völlig verbrannt. Es fand ſich keine Spur von Blut an der Klinge; man glaubte alſo, es müſſe durch das Feuer verzehrt worden ſein.

Der Schlüſſel zum Schlafzimmer lag nicht mehr auf dem Stuhl, wohin die Kammerjungfern ihn gelegt zu haben, behaupteten. Man

fand

fand aber auch weder an der Thüre des Schlafzimmers noch an der des Vorgemachs die geringſte Spur einer gewaltſamen Erbrechung. Man ſah ſogar, daß jener Pflock, der in dem kleinen Loch über dem Schloſſe ſteckte, ſchon lange nicht herausgezogen worden war. Die andern Thüren in dem Schlafzimmer waren beide von innen verriegelt.

Der Schlüſſel zu dem Schranke lag, wie gewöhnlich, unter dem Kopfkiſſen. Man öffnete den Schrank. Hier fand man den Beutel, in welchem das Kartengeld aufbewahrt wurde; er enthielt izt beinah 278 Liver in Gold. Auch der Schlüſſel zur Geldkaſſe war hier an ſeinem gewöhnlichen Ort. Man gab ihn dem Schloſſer, um die Geldkaſſe damit aufzuſchlieſſen; das Schloß war aber ſo künſtlich gemacht, daß er beinah eine Viertelſtunde zubrachte, ehe er damit zu Stande kam.

In dieſer Kaſſe fand man vier Säcke mit Gelde, jeden zu 1000 Liver, und mehrere andere Säcke mit verſchiedenen Summen; Einer derſelben hatte die Aufſchrift: dem Herrn Abbé Poulard. Unter einem der Säcke von 1000 Liver lag ein großer von roth und grüner Seide geſtrickter Beutel, mit kirſchfarbigem Atlas ge-

 füttert,

füttert, der ganz offen und leer war. Daneben ſtand ein viereckigtes mit rothem Leder überzogenes Käſtchen oder Schreibzeug, auf welchem ein halber Louisdor lag; inwendig fand man den ganzen Schmuck der Frau von Mazel, der auf 15000 Livr geſchätzt wurde. Auch in ihrer Taſche fand man noch achtzehn Piſtolen.

Alle dieſe Umſtände laſſen muthmaßen, daß der Mörder nicht die Abſicht gehabt habe, zu ſtehlen.

Der Criminallieutenant verhörte ſogleich die beiden Kammerjungfern und den le Brün. Die beiden Mädchen erzählten, was bei dem Schlafengehen ihrer Herrſchaft vorgefallen war, und le Brün das, was er nachher noch vorgenommen hatte, beides eben ſo, wie wir es unſern Leſern bereits erzählt haben.

Darauf wurde le Brün durchſucht. Man fand bei ihm den Schlüſſel zu ſeinem Verſchlage, und einen Hauptſchlüſſel, deſſen Kamm ſehr weit ausgefeilt war. Man probirte ihn an dem Schloſſe des Schlafzimmers, und fand, daß er, aber mit Mühe, und nur einmal herum, dieſes Schloß aufſchloß. Allein gemeiniglich ward das Schloß an dieſer Thüre auch nur einmal abgeſchloſſen.

Auf

Auf diese Anzeigen befahl der Criminallieutenant, den le Brün nicht aus den Augen zu lassen. Hierauf ließ er ihm die zusammengeknüpfte Serviette aufsezen; es schien daß sie ziemlich auf seinen Kopf passe. Man untersuchte seine Hände; er hatte sie denselben Tag noch nicht gewaschen; allein man fand sie weder zerkrazt noch blutig; auch das Wasser zeigte keine Spur von Blut.

Nachdem endlich in dem Verschlag, in dem er schlief, eine ganz flüchtige Untersuchung geschehen war, wobei man aber nichts Verdächtiges fand, wurde er ins Gefängniß abgeführt, seine Gattin zu gleicher Zeit in Verhaft genommen, und jedes in ein besonderes Loch gesezt.

Der Criminallieutenant ließ nun noch das Schlafzimmer der Frau von Mazel versiegeln, gab eine Wache ins Haus, und begab sich dann wieder hinweg.

Am folgenden Tag, den 29 November, vernahm er die zwei Bedienten, und hörte auch den Kutscher und die Köchin als Zeugen ab. Er fand es nicht der Mühe wehrt, auch eine alte Frau zu vernehmen, die im Hause mit an die Hand gieng und gewöhnlich in der Küche

schlief. Er brachte zehn Stunden mit diesen Verhören zu.

An demselben Tage fand man unten an der kleinen Treppe einen langen neuen Strick, mit einem dreizackigten eisernen Hacken, in welchem man mehrere noch nicht zugezogene Knoten in gleichen Zwischenräumen geknüpft sah. Er schien zu einer Leiter bestimmt gewesen zu sein.

Den zossen wurde le Brün noch einmal unterfragt. Man konnte aber weder an seinen Kleidern noch an seinem Leibe die geringste Spur von Blut oder etwas Verdächtiges entdecken.

An dem nämlichen Tage fand man auf einem der obern Böden unter einem Tuch Stroh ein Hemd, das vorne herunter und an den Aermeln ganz mit Blut bedeckt war, und an beiden Seiten man deutlich den Abdruck blutiger Finger sah. Unter dem Hemde lag eine Halskrause, die nur an den beiden Enden blutig war. Auf einem der andern Böden fand man nichts als Kohlen und einige Metzen Haser, welche man ganz umstürzen ließ, ohne das geringste weiter zu finden.

Man stellte auch in dem Verschlag des le Brün noch einmal eine Untersuchung an, und fand noch einen Korb mit altem Eisen, in welchem

chem ein kleiner Hacken und eine Feile, eine Cavette aus dem Hause mit einem S gezeichnet, eine alte Nachtmüze und einige Stricke, waren. — Darauf wurde auch in der Wohnung seiner Gattin Haussuchung gehalten. Allein es fand sich hier nicht das geringste, das ihm hätte zur Last gelegt werden können. Man nahm also bloß seine Wäsche in Verwahrung, um sie mit dem Hemde und der Halskrause zu vergleichen, die man auf dem obern Boden gefunden hatte.

Nunmehr ließ der Criminellieutenant Kunstverständige rufen, welche alle die Gegenstände untersuchen mußten, die man als Anzeigen gebrauchen wollte.

Die Messerschmide entdeckten zwischen einem Messer, das bei le Brün gefunden worden war, und jenem, das man aus der Asche gezogen hatte, keine andre Aehnlichkeit, als daß beide aus der Fabrik von Chatellerand waren und von Einer Hand polirt zu seyn schienen.

Die Perückenmacher, denen die Haare vorgelegt wurden die man in der Hand der Frau von Mazel gefunden hatte, erklärten: es seien zu wenig Haare, als daß man etwas bestimmtes daran erkennen könne.

Die Nähterinnen fanden zwiſchen dem blutigen Hemde und den Hemden des le Brün keine Gleichheit. Jenes Hemd war viel enger und kürzer als die ſeinigen. Noch weniger fanden ſie an der auf dem Boden gefundnen Krauſe und dem blutigen Stücke der Spitzenkrauſe einige Aehnlichkeit mit den Krauſen des le Brün. Auch die zwei Kammerjungfern bezeugten: daß ſie dieſe Halskrauſe niemals bei le Brün geſehen haben: ſie glaubten aber — ſetzten ſie hinzu — dieſelbe ehedem für einen Bedienten der Frau von Mazel, Namens Berry, gewaſchen zu haben, der vor drei oder vier Monaten, Diebſtahls wegen, aus dem Hauſe gejagt worden ſei.

Die Seiler fanden keine Aehnlichkeit zwiſchen dem Stricke mit den eingeknüpften Knoten, der an der kleinen Treppe gelegen hatte, und den Stricken, die in le Brüns Kabinette gefunden worden waren.

Man verhörte auch noch die Gattin des le Brün. Allein ihre ganze Ausſage enthielt nichts, das ihrem Mann hätte können zur Laſt fallen.

Erſt am 11 Januar 1670, anderthalb Monate nach der geſchehenen Mordthat, ließ man den bei le Brün gefundnen Hauptſchlüſſel durch einen

einige Schlüssel noch einmal untersuchen. Diese fanden ihn sehr verschieden von dem Hausschlüssel, den die Köchin hatte. Er war viel dünner als dieser, hatte einen weiter ausgefeilten Kamm, und schloß nicht nur die Hausthüre, sondern auch die Thüre des Vorgemachs und zwei von den Thüren in dem Schlafzimmer der Frau von Mazel; während hingegen der Hausschlüssel der Köchin bloß den Thorweg öffnete. Auch entdeckte man bei dieser Gelegenheit, daß sowol der Schlüssel zum Schlafzimmer als der zum Vorgemach jeder nur sein eignes Schloß aufschloß und zu keinem andern gebraucht werden konnte.

Inzwischen hatte der Abbé Pou'ard sich alle Mühe gegeben, die Obrigkeit sowol als das ganze Publikum zu überreden, daß le Brün wirklich den Mord begangen habe. Er sprach davon im Parlamentshaus und in allen Kaufmannsläden. Er erzälte es sogar schon am ersten Tag nach der Mordthat in dem großen Conseil; und gieng bei allen Gerichtsstellen, und in allen Possenhäusern und Zeitungscomtoiren herum, um das nämliche Gerücht immer weiter auszubreiten. Dabei gebrauchte er, um der Sache einen Anstrich zu geben, allerlei Wendungen.

Bald sagte er, le Brün habe diese Mordthat ganz allein verübt, bald erdichtete er einen Roman, den er in der ganzen Stadt verbreitete und durch den er die Ehre und das Andenken seiner Wohlthäterin beschimpfte.

Er erzälte nämlich überall, und die Feinde der Frau von Mazel erzälten es ihm nach: sie habe in ihrer Jugend von einem großen Herrn ein Kind gehabt, für welches sie eine große Summe Geldes von ihm erhalten habe. Dieses Kind sei der nämliche Herrn, der fünf oder sechs Monate ihr Bedienter gewesen sei, und sie hernach bestohlen habe. Le Brün, in der Hoffnung ihn zu seinem Tochtermann zu bekommen, habe ihm das Geheimniß seiner Geburt entdeckt, und ihn in der Nacht in das Schlafzimmer der Frau von Mazel geführt, um sie zu bitten, daß sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen solle. Allein diese grausame Mutter habe ihn sogleich beim Hals ergriffen und ihn erdrosseln wollen. Dadurch sei er wider seinen Willen gezwungen gewesen, sich mit seinem Messer zu vertheidigen; er habe sie aber nur gestochen, um sie zu nöthigen, daß sie ihn loslassen solle, ohne allen Vorsatz, sie ums Leben zu bringen.

Der

Der Abbé' Poulard und die übrigen Feinde des le Brün, die ein Vergnügen daran fanden, diese Geschichte weiter zu erzälen, wußten besser als irgend jemand, daß sie kein wahres Wort enthalte. Beerp war aus Bourges gebürtig, und hatte dort noch Vater und Mutter. Sein erster Herr, dem er gedient hatte, war der Abbé' Guenois, ein Kanonikus zu Bourges. Alsdenn wurde er Bedienter bei einem gewissen Bernhard von Nosé; und von diesem kam er zur Frau von Mazel, die er bestahl.

Wie weit war dagegen das Betragen des le Brun von dieser Handelsweise seiner Verleumder verschieden! Auch nach dem Tode seiner Herrschaft behielt er noch die Achtung für sie, welche er ihr in ihrem Leben so oft bewiesen hatte, und deshalb wollte er verschiedne Umstände die zu seiner Rechtfertigung hätten dienen können, nicht angeben, aus Furcht, das Andenken seiner Wohlthäterin dadurch zu beschimpfen. So wurde er über die Lage des Zimmers befragt, das der Abbé' Poulard bewohnte, und über die geheime Treppe, welche von da in das Schlafzimmer der Frau von Mazel führte. Allein er antwortete, dies gehöre nicht mit zum Prozeß; und da man ernstlicher deshalb in ihn drang,

erwiederte er: man solle nicht von ihm fordern etwas zu sagen, was nur der Bosheit Stoff zu Verleumdung darbieten würde.

Am 14 Januar 1690 überreichte Herr von Savoanieres in seinem und seiner zwei Brüder Namen dem Criminallieutenant ein Memorial, in welchem er bat, „daß man den le Brün für „gehörig überzeugt und überwiesen erklären möch„te, die Frau von Mazel jämmerlich ermordet „und alles Gold aus ihrer Geldkasse, bis auf „einen halben Louisdor, der allein darin zurück„geblieben, entwendet zu haben; daß man ihn „deshalb auch des in dem Testament der besag„ten Dame ihm ausgesetzten Legats verlustig „erklären und zu Wiedererstattung des gestohl„nen Geldes, wie auch zu Bezahlung sämtlicher „Prozeßkosten verurtheilen möchte."

Zu Begründung dieses Gesuches, wurde in besagter Schrift unter andern folgendes vorgebracht.

„Bei der gegenwärtigen Untersuchung war ein Corpus Delikti wirklich vorhanden, nämlich der Leichnam der Frau von Mazel, an welchem man die Messerstiche sah, die sie empfangen hatte. Hier war also weiter nichts zu thun, als den Mörder aufzusuchen. Da die Gesetze nicht

erlau-

erlauben, einen Angeklagten auf bloße Vermuthungen, wenn sie auch noch so stark wären, zu verurtheilen, so lange das Korpus Delikti noch nicht berichtiget ist: so wird man nach dem Geist des nämlichen Gesetzes auch umgekehrt sagen dürfen: wenn das Korpus Delikti berichtiget ist, so müsse der Angeklagte auf starke Vermuthungen, die wider ihn sind, verurtheilt werden; weil das Korpus Delikti selbst schon den halben Beweis ausmacht. Denn man muß auf folgende Art schliessen: Es ist gewiß, daß ein Mensch ermordet worden ist, es ist also auch gewiß, daß ein Mörder vorhanden sein muß. Um diesen herauszubringen, muß man mit seinem Verdacht bei demjenigen stehen bleiben, wider den sich alle Anzeigen und Vermuthungen häufen. Denn sobald es entschieden ist, daß ein Mörder vorhanden sei, so kann dies kein anderer sein als derjenige, der durch die stärksten Anzeigen und Vermuthungen kenntlich gemacht ist."

„In dem gegenwärtigen Fall zeigt sich aber noch eine ganz besondere Spur, die bis zum Thäter hinführt. Hier darf man nicht bloß sagen: die Mordthat liegt vor Augen, also muß auch ein Mörder da sein. Hier sind wir der Wahrheit um einen großen Schritt näher; wir können

richtet zu ſein? — Was für eine andere Perſon konnte aber dieß ſein, als ein Domeſtike?'

„Wer wird glauben, daß in der kurzen Zwiſchenzeit, in welcher le Brün in der Küche geſchlafen haben will, während er noch Licht hatte, da die Frau von Mazel noch kaum eingeſchlafen war und ihre beiden Kammerjungfern höchſtens im erſten Schlummer liegen konnten, ein Fremder es gewagt habe, in das Haus zu gehen, um die Frau vom Hauſe zu ermorden? Er wäre ſogar genöthiget geweſen, vor der Thüre der beiden Kammerjungfern vorbeizugehen, um das blutige Hemd auf dem Boden abzulegen, wo man es fand. Ueberdies, kann man wohl vermuthen, daß ein Fremder Zeit gehabt hätte, bevor noch le Brün die Thüre nach ſeinem Erwachen abgeſchloſſen hatte, alles das vorzunehmen, was der Mörder, wie man ſieht, ſowol im Schlafzimmer ſelbſt als im übrigen Hauſe, und zwar erſt nach einer Mordthat, welche der Widerſtand der Frau von Mazel noch länger verzögert haben muß, wirklich vorgenommen hat?"

„Nichts beweiſet endlich deutlicher, daß einer von den Leuten im Hauſe der Urheber des Verbrechens iſt, als der Strick mit den eingeknüpften

ten Knoten, den man unten an der kleinen Treppe fand. Offenbar ist dies eine List des Mörders, um auf falsche Spur zu leiten und den Verdacht auf einen Fremden zu lenken; denn man sieht es an den Knoten, die noch nicht zugezogen sind, daß der Strick noch gar nicht gebraucht ist, um irgendwo einzusteigen."

„Kann man nun aber mit Sicherheit behaupten; daß nur einer von den Hausgenossen den Mord könne begangen haben: auf wen anders kann alsdenn der Verdacht fallen, als auf le Brün? Ihm war es leicht, alles das auszuführen, und er allein war im Stande, alle die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Er allein war noch wachend im Hause, da alles schon schlief; er hatte einen Hauptschlüssel, mit welchem er das Schlafzimmer seiner Herrschaft nach Gefallen öffnen konnte. Er allein hatte noch Feuer um sich Licht zu verschaffen, das er nöthig hatte, um alle jene Vorsichtsmaßregeln auszuführen, die ihn vor der Entdeckung schützen sollten. Er verschloß die Hausthüre doppelt, um nicht von dem Abbe Poulard überfallen zu werden, der in derselbigen Nacht ausser dem Hause schlief, und, ohne diese Vorsicht des doppelten Verschliessens, vermittelst seines Hauptschlüs-

schlüs-

ſchlüſſels unvermuthet hätte ins Haus kommen können."

„Mit einem Wort, alles zeigt deutlich, daß nur ein Domeſtike kann der Mörder geweſen ſein; und alles zeigt an, daß niemand als le Brun dieſer Domeſtike geweſen ſei."

Die Vertheidigung des unglücklichen le Brün, wider dieſe Anklage, übernahm Johann Barthier von Aucour, ein berühmter Rechtsgelehrter. Er ſezte eine ſehr gründliche Vertheidigungsſchrift auf, worin er zu allererſt den guten Ruf geltend zu machen ſuchte, in welchem der Angeklagte immer geſtanden hatte. Er berief ſich deshalb auf den ſtrengen Lebenswandel, den er immer geführt; auf die Sorgfalt, mit welcher er ſeine Kinder erzogen; auf ſeine Liebe zur Tugend, die ihm nicht geſtattet habe, das Anerbieten der Frau von Mazel, die ihn mit ſeiner ganzen Familie in ihrem Hauſe aufnehmen wollte, zu benuzen, bloß um ſeine Töchter nicht der Gefahr der Verführung auszuſezen; auf ſeine allgemein anerkannte Redlichkeit und Treue, die er ſeit ſo vielen Jahren in ſeinem Dienſt bewieſen und die ihm auch das unbeſchränkte Vertrauen der Frau von Mazel erworben

ben habe; und endlich auf die ehrerbietige und aufrichtige Anhänglichkeit an seine Herrschaft, welche sich in allen seinen Handlungen gezeigt habe.

Nachdem Herr von Aucour diese Vermuthungsgründe für die Unschuld des Angeklagten mit aller Beredsamkeit dargestellt hatte, gieng er zu den Thatsachen über, die als Beweise dieser Vermuthung aufgestellt werden konnten. Er machte zuerst auf das unbefangene Betragen aufmerksam, das man an le Brün sowol am Abend vor als am Morgen nach der Mordthat bemerkt hatte, auf die Gemüthsruhe und Heiterkeit, die sich in allem zeigte, was er damals gethan und gesprochen hatte. Weit entfernt, daß man an ihm jene Unruhe jene Verwirrung wahrgenommen hätte, die immer einen Menschen verfolgen, der ein Verbrechen begangen hat, oder begehen will, zumal wenn er mit dem Laster noch so wenig vertraut ist: sah man an ihm vielmehr ganz jene heitere ruhige Stimmung der Seele, welche das sicherste Kennzeichen eines guten Gewissens ist.

Hierauf kömmt Herr von Aucour auf die Umstände, welche auf die Entdeckung des Mordes gefolgt waren.

Nachdem

„Nachdem die Frau von Mazel in ihrem Bette ermordet gefunden worden war, sagt er, wurden alle ihre Domestiken in Verhaft genommen und verhört: le Brün allein wurde angeklagt. Gleichwol waren weder die Aussagen der übrigen noch andre Anzeigen wider ihn; vielmehr sprachen alle Domestiken, den Abbé Poulard allein ausgenommen, zu seinem Vortheil; und überdies zeigen alle Umstände, welche das Verbrechen begleitet haben, seine Unschuld."

„Fürs erste ist zu bemerken, daß man an der Ermordeten fünfzig und mehr Messerstiche fand, von welchen keiner tödtlich war, wie die Wundärzte versichern. Sie starb also bloß an einer heftigen Verblutung. Sie hatte mehrere Stiche im Gesicht, und alle ihre Finger waren durchschnitten. Alles dies beweiset, daß sie sich gegen ihren Mörder bis aufs äusserste gewehrt, und mit Anstrengung ihrer lezten Kräfte ihn fest umschlossen gehalten habe. — Es konnte daher unmöglich geschehen, daß nicht der Mörder deutliche Kennzeichen einer solchen in der äussersten Todesangst geschehenen Gegenwehr an sich tragen mußte. Es mußten sich Spuren von Blut an der mörderischen Hand finden, die so viele Stiche gemacht hatte; denn das Blut

setzt sich, zumal in der Haut um die Nägel, so fest, daß man viele Tage Mühe hat, es wieder rein wegzubringen. An le Brün aber konnte man bei der genauesten Untersuchung und nach allen möglichen Proben weder blaue Flecke, noch Ritze noch Blut entdecken."

„Fürs zweite, das in der Asche gefundene Taschenmesser ist offenbar ein Messer, das der Mörder gewöhnlich bei sich führte. Man hat es dem Mann vorgezeigt, mit welchem le Brün am Abend vor dem Mord zu Nacht gegessen hatte, und dieser hat versichert, er habe dieses Messer niemals gesehen, und dasjenige, das le Brün bei sich getragen habe, sei ganz von anderer Form gewesen."

„Der dritte bemerkenswürdige Umstand ist jenes abgerissene blutige Stück von einer Halskrause, das in dem Bette gefunden wurde. Man hat es mit der sämtlichen Wäsche des Angeklagten verglichen; aber es fand sich nichts darunter, das mit dieser Krause irgend eine Aehnlichkeit gehabt hätte. Le Brün hatte sogar seit vielen Jahren keine Spitzenkrause, sondern nur Halstücher von Nesseltuch getragen. Ueberdies haben auch die beiden Kammerjungfern der Frau von Mazel vor Gericht versichert: diese Krause gehö-

gehöre dem Angeklagten nicht; sie meinten aber, bei einem Bedienten ihrer Herrschaft, Namens Berro, der Dieb ohnlängst wegen aus dem Hause gejagt worden sei, sie gesehen und sie sogar für ihn gewaschen zu haben."

„Der vierte bemerkenswürdige Umstand ist die Serviette, in Gestalt einer Nachtmütze zusammengenäht, welche man ebenfalls ganz mit Blut überzogen im Bette fand. Diese Mütze wurde dem Angeklagten angefaßt, aber sie gieng nicht auf seinen Kopf. Dies ist der bestimmteste Beweis für seine Unschuld, den man nur verlangen kann. Nicht als ob diese Mütze, wenn sie unglücklicherweise auf seinen Kopf gepaßt hätte, einen Beweis wider ihn hätte abgeben können; denn es ist nichts gewöhnlicher, als zwei Köpfe von einerlei Größe zu finden. Aber da sie so eng war, daß man sie ihm nicht über den Kopf hineinbringen konnte, so muß man gestehen, daß es der vollkommenste Beweis seiner Unschuld ist. Und dieser Umstand ist um so glücklicher für ihn, da ein Angeklagter nie verbunden ist, seine Unschuld selbst zu beweisen, da es hinreichend ist, um ihn loszusprechen, wenn nur er des Verbrechens, dessen man ihn anklagt, nicht überwiesen werden kann."

„Der fünfte merkwürdige Umstand ist das blutige Hemd, das auf einem der obern Böden unter dem Stroh gefunden worden ist. Man hat auch dieses Hemd mit allen Hemden des Angeklagten verglichen, und hat weder in Ansehung der Leinewand noch der Nähterei noch des Zeichens noch der Größe die geringste Aehnlichkeit gefunden. Auch dies giebt einen bestimmten und unzweifelhaften Beweis für ihn."

„Durch solche Beweise muß jeder unparteiische sich überzeugt finden. Selbst die Feinde des Angeklagten können hier nicht widersprechen, sie sind gezwungen zu gestehen, daß er nicht selbst die Mordthat vollbracht habe, und müssen sich begnügen, ihn zum Mitschuldigen zu machen."

„Allein nichts kann boshafter sein, als diese völlig ungegründete Beschuldigung. Denn man hat noch weniger Grund, le Brün zum Mitschuldigen zu machen, als ihn des Verbrechens selbst anzuklagen."

„Da er durchaus keine Veranlassung hatte, für sich selbst den entsetzlichen Anschlag wider seine Wohlthäterin zu fassen: würde er wohl einem andern zu diesem so verabscheuungswürdigen Plan die Hand geboten haben? Es ist weit natürlicher, weit gewöhnlicher, zu solchen

chen Verbrechen durch eigne Leidenschaft hingerissen zu werden, als einer fremden zu dienen. Es ist in der That bei einem solchen Fall weit widernatürlicher weit schrecklicher, Mitschuldiger zu sein, als die That selbst zu begehen. Bei der That selbst kann man sich doch wenigstens Zorn Rache Verzweiflung, oder was immer für eine andre heftige Gemüthsbewegung, als Triebfeder des Verbrechens denken, welche die Abscheulichkeit desselben etwas mildert. Allein nichts von der Art läßt sich bei einem solchen Mitschuldigen denken, wie le Brün sein müßte. Hier wäre es ein Verbrechen mit kaltem Blut, aus einer Ueberlegung, die eine lange Uebung in der Ruchlosigkeit voraussezt. Da sich aber eine solche Verworfenheit, die sogar der Natur selbst widerspricht, mit dem Charakter des Angeklagten, dessen Lebenswandel immer untadelhaft gewesen ist, gar nicht vereinigen läßt: so folgt, daß man auch jene Mitschuld nicht wider ihn vermuthen könne, wenn man nach bloßen Vernunftgründen urtheilt."

„Aber es sind vielleicht Thatsachen vorhanden, welche beweisen, was man nach Vernunftgründen nicht vermuthen sollte? Lassen Sie uns

doch sehen, worauf man diese Beschuldigung der Theilnahme an der Mordthat gründet!"

„Darauf, daß man, ohne allen Beweis, behauptet: le Brun, als ein Domestike habe den Mörder in das Haus eingelassen? — Als ob nicht die übrigen Domestiken alle, vom vornehmsten bis zum geringsten, vom Abbé Poulard bis zum untersten Bedienten, ihn eben so gut hätte einlassen können, als le Brun!"

„Es ist überdies wahrscheinlich, daß sich der Mörder bei Tag ins Haus geschlichen habe, daß er sogar mehrere Tage darin verborgen gewesen seie und mehr als eine Nacht darin geschlafen habe. Man kann dies daraus schliessen, weil er für nöthig gefunden hat, sich eine Schlafmütze aus einer Serviette zu binden."

„Wenn er aber auch bei der Nacht ins Haus gekommen ist, so kann man daraus doch nichts wider den Angeklagten folgern. Er war ja wegen dessen, was während der Nacht im Hause vorgehen konnte, nicht mehr als die andern Domestiken verantwortlich; er war es sogar noch weniger als die andern, da er nicht verbunden war, im Hause zu schlafen, sondern, so oft er wollte, die Nacht in seinem eignen Hause zubringen konnte."

„Hiezu kömmt noch, daß der Hausschlüssel immer in der Küche an einem Nagel hieng, und folglich alle Domestiken sich dessen nach Gefallen bedienen konnten."

„Ueberdies aber muß man auch den Umstand nicht übersehen, daß der Mörder ohne alle fremde Beihülfe sehr leicht in ein Haus kommen konnte, das jede Woche zweimal, vom Montag bis zum Dienstag Abend und vom Freitag bis zum Samstag Abend, jedermann offen stund, und dessen Besitzerin gar kein Geheimniß daraus machte, daß sie immer beträchtliche Summen im Vorrath habe. Die Einrichtung und Bestimmung der Zimmer selbst führt auch auf die Anzeige, wie leicht es einem Mörder werden mußte, zu jeder Stunde sogleich einen sichern Schlupfwinkel in diesem Hause zu finden, wo so viele leere Zimmer und unverschlossene Böden waren, das Tag und Nacht offen stund und mit Lärm, Verwirrung, Spielern, Spielerinnen und Lakaien von allen Farben angefüllt war."

„Man hat also gar nicht nöthig, die Vermuthung anzunehmen, der Mörder habe der Hülfe eines Domestiken bedurft, um ins Haus zu kommen. In so fern kann es also auch hier nicht zum Nachtheil gereichen, zu den Domesti-

ken zu gehören. An sich selbst erregt ohnehin diese Qualität nie eine nachtheilige Vermuthung, sie entfernt sie vielmehr. Denn jedesmal, wenn ein Verbrechen eben sowol durch einen Fremden als durch einen Domestiken kann verübt worden sein, ist die Vermuthung immer wider den erstern, weil es der natürliche Gang des Beurtheilens ist, von Stufe zu Stufe zu gehen, und auf das kleinere Verbrechen zuerst zu vermuthen. — Nur dann kann es einen Verdachtsgrund gegen eine Person geben, daß sie Domestike ist, wenn es ausgemacht ist, daß nur durch einen Domestiken die That kann verübt worden sein. Allein hier, wo die That in einem Hause verübt worden ist, das jedermann offen stund, das immer mit Spielern und fremden Bedienten angefüllt war, hier kann es niemand nachtheilig sein, zu den Domestiken zu gehören. Am allerwenigsten aber dem Angeklagten. Denn, ausserdem daß er nicht mehr und nicht weniger Domestike ist als alle andern, so hat er noch besonders den günstigen Umstand zu seiner Rechtfertigung für sich, daß die von dem Mörder zurückgelassenen Sachen ihm nicht zugehörig sein können, wie es durch die strengste Untersuchung bereits entschieden ist. Von den übrigen Domestiken

können, während man eigentlich nur nichts entdecken wollte."

Dies waren ungefähr die Hauptgründe, welche Herr von Aucour zu le Brüns Rechtfertigung, in der Vertheidigungsschrift für ihn die wir hier im Auszug mitgetheilt haben, anführte.

Man sieht mit welcher Kunst und Gründlichkeit er die Sache seines Klienten führte. Allein alles war für le Brün vergebens angewendet. Der Hauptschlüssel, den er bei sich gehabt hatte, nachdem doch die Frau von Mazel ihm den seinigen abgenommen hatte, und der Umstand, daß dieser Schlüssel das Schlafzimmer der Frau von Mazel aufschloß, schien den Richtern des Chatelets eine überweisende Anzeige, daß le Brün den Mord begangen habe, oder wenigstens ein Mitschuldiger sei. — Von elf Beisitzern, die das Urtheil sprachen, stimmten drei auf weitere Untersuchung, zwei auf Folter und sechs auf — Todesstrafe!

Am 18 Januar 1690 wurde also durch einen öffentlichen Urtheilsspruch erklärt: „daß le Brün „überführt und überwiesen sei, an der Ermordung der Frau von Mazel Antheil gehabt „zu haben. Er wird deshalb zur wohlverdienten Strafe verurtheilt, Kirchenbuße zu „thun, und sodann lebendig gerädert zu werden.

„Vor,

meldete, um wieder in das Haus aufgenommen zu werden. Die Beweise, daß er den Diebstahl begangen habe, sind überzeugend; seine Flucht, denn er kam indeß nicht wieder ins Haus; das Geld, das man bei ihm sah; der Aufwand, den er in Kleidern und auf öffentlichen Häusern machte; ein Pferd für fünfzehn Louisdore, das er sich kaufte. Alle diese Beweise wurden durch le Brün aufgetrieben und dem Herrn von Savonnieres hinterbracht. Dieser wollte aber nicht, daß seine Mutter noch Geld auf einen Prozeß verwenden sollte, durch den sie doch nicht hoffen könnte, das verlorne zurückzubekommen. Jezt zeigt es sich, daß die Kammerjungfern der Ermordeten angeben: die in dem Bette gefundene Halskrause gehöre nicht dem le Brün, sondern sie glauben, sie für eben diesen Berry gewaschen zu haben, der den Diebstahl begangen hat, von welchem wir eben gesprochen haben."

„Das zweite was hier besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die Feindschaft, welche zwischen der Frau von Mazel und der Frau von Savonnieres, ihrer Schwiegertochter, herrschte; die Ursache des Hasses, den diese wieder ihre Schwiegermutter hegte; die Hoffnung, die sie äusser-

äuſſerte, in drei Monaten — ein Zeitpunkt, der genau mit der Zeit des Mords zutraf! — ihre Freiheit wieder zu erhalten. — Ueberdies wurde Bury einige Tage nach der Mordthat in Paris gesehen; eine gewiſſe Person, die ihm in dem Augustinerkloſter begegnete, gab dem Herrn von Savonnieres davon Nachricht. Dieſer Dieb war aber aus Bourges und hatte ſich auch nach jenem Diebſtahl nach Bourges begeben. Und hier gerade in eben dieſem Ort, befand ſich auch die Frau von Savonnieres, auf königlichen Befehl in einem Kloſter eingeſperrt."

„Drittens verdient beſonders auch der Abbé Poulard, daß man hier etwas aufmerkſamer auf ihn ſei." — Herr von Aucour läßt ſich hier etwas umſtändlicher auf die Lebensgeſchichte deſſelben ein, und fähret dann fort — „Wie gezwungen iſt nicht die wiederholte Verſicherung am Abend vor dem begangenen Mord, daß er auſſerdem Hauſe ſchlafen werde, wie auffallend iſt nicht die Emſigkeit, mit welcher er überall auszubreiten bemüht war, daß le Brün der Mörder ſei. Ferner hatte er auch das wichtige Intereſſe, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das der Heirath ſeiner Schweſter, der Frau von Chapelain, mit dem Herrn von Liancres im Wege ſtand."

„Alle

„Alle dieſe Umſtände, verbunden mit denen, welche le Brün perſönlich betreffen, machen dieſen zum Gegenſtand des Mitleidens bei dem ganzen Publikum, welches ſich mit Recht darüber wundert, daß man ſich bei dieſer peinlichen Unterſuchung ganz abſichtlich bloß an dieſen Mann zu halten ſcheint.“

„Es iſt wol kein Haus in ganz Paris, worin man nicht ſchon hundertmal geſagt hätte: aber warum hat man denn dieſe Serviettenmütze und dieſes Hemd nicht auch an allen übrigen Domeſtiken verſucht? Warum hat man denn die Feinde der ermordeten Dame nicht verhört? Warum hat man denn nicht geſucht ſich jenes Bedienten zu bemächtigen, der ſie vor ſechs Monaten beſtohlen hat, und deſſen Statur vermuthen läßt, daß die Müze und das Hemd ihm paſſen werde? Es ſcheint ja auf dieſe Art, daß man, weit entfernt den Verbrecher ernſtlich zu ſuchen, vielmehr ihn zu entdecken fürchte; und man möchte beinah behaupten, daß man nur ſuche das Publikum hinzuhalten, das die Beſtrafung einer ſo entſetzlichen Mordthat verlangt; und nur deswegen eine ſo ſtrenge Unterſuchung wider einen Unſchuldigen vornehme, um am Ende das Publikum mit der Verſicherung zufrieden zu ſtellen, daß man nichts habe entdecken kön-

können, während man eigentlich nur nichts entdecken wollte."

Dies waren ungefähr die Hauptgründe, welche Herr von Aucour zu le Brüns Rechtfertigung, in der Vertheidigungsschrift für ihn die wir hier im Auszug mitgetheilt haben, anführte.

Man sieht mit welcher Kunst und Gründlichkeit er die Sache seines Klienten führte. Allein alles war für le Brün vergebens angewendet. Der Hauptschlüssel, den er bei sich gehabt hatte, nachdem doch die Frau von Mazel ihm den seinigen abgenommen hatte, und der Umstand, daß dieser Schlüssel das Schlafzimmer der Frau von Mazel aufschloß, schien den Richtern des Chatelets eine überweisende Anzeige, daß le Brün den Mord begangen habe, oder wenigstens ein Mitschuldiger sei. — Von elf Beisitzern, die das Urtheil sprachen, stimmten drei auf weitere Untersuchung, zwei auf Folter und sechs auf — Todesstrafe!

Am 18 Januar 1690 wurde also durch einen öffentlichen Urtheilsspruch erklärt: „daß le Brün „überführet und überwiesen sei, an der Ermordung der Frau von Mazel Antheil gehabt „zu haben. Er wird deßhalb zur wohlverdienten Strafe verurtheilt, Kirchenbuße zu „thun, und sodann lebendig gerädert zu werden.

„Vor-

„Vorher aber soll er noch auf die ordentliche „und außerordentliche Folter gebracht werden, „damit man seine Mitschuldigen von ihm erfah„re. Alle seine Güter sollen im Namen des „Königs konfiscirt, davon aber 3000 Livres zur „Schadloshaltung für die Herrn von Savonniè„res und 100 Livres zu Seelmessen für die Frau „von Mazel bezahlt werden. Auch wird le „Brün des in dem Testament der Frau von „Mazel ihm ausgesetzten Legats verlustig erklärt, „und sämtliche auf die Untersuchung verwen„dete Unkosten zu bezalen verurtheilt. Die wei„tere Untersuchung wider Magdalene Tisserel, „le Brüns Ehefrau, wird bis nach dessen Hin„richtung ausgesetzt."

Le Brün appellirte wider diese Sentenz an das Parlament, und Herr von Aucour übernahm abermals seine Vertheidigung.

Es hatte sich bald nach Bekanntmachung des Urtheils das Gerücht verbreitet: die Richter, die dieses Urtheil gesprochen, hätten sich verlauten lassen, daß sie, voraus schon gewiß daß in jedem Fall ihre Sentenz durch Appellation an einen höhern Gerichtshof kommen werde, sich entschlossen hätten, wider alle Rechtsordnung zu sprechen, blos um den Angeklagten

zu

zu schrecken, und ihn zu einem freiwilligen Geſtändniß zu vermögen.

Dieſen Umſtand benuzte auch Herr von Auvour in ſeiner neuen Vertheidigungsſchrift, welche wir eben ſo wie die vorhergehende in einem gedrängten Auszug mittheilen, überzeugt, daß die Beweiſe von der Unſchuld des Beklagten unmöglich mit größerer Beſtimmtheit und Klarheit dargeſtellt werden können, als von ihm geſchehen iſt.

Er macht zuerſt auf den Umſtand aufmerkſam, daß ein Theil von den Richtern auf weitere Unterſuchung geſtimmt und folglich vorausgeſezt habe, es ſei noch kein Beweis wider den Angeklagten vorhanden. „Wie wäre es möglich, fährt er dann fort, daß die übrigen auf Todesſtrafe ſtimmen und folglich vorausſezen konnten, es ſeien vollſtändige Beweiſe vorhanden? Es iſt alſo doch wol etwas an dem Gerüchte, daß die Richter durch ihr Urtheil den Angeklagten bloß ſchrecken wollten, um ihn durch die Todesangſt zu einem Bekenntniß zu bewegen."

„Allein, die Richter mögen nun von ihren guten Abſichten ſagen was ſie wollen, das hindert nicht, daß ihr Urtheil an ſich ſelbſt betrachtet nicht höchſt ungerecht ſei, geſprochen ohne

allen

allen Beweis, gegen alle Geſeze und folglich durchaus null und nichtig."

„Ehe wir uns aber auf den Beweis davon ſelbſt einlaſſen, müſſen wir noch auf zwei Umſtände aufmerkſam machen."

„Die Herren von Savonnieres haben in ihrer Klagſchrift angeſucht: „man möchte dahin „erkennen, daß der Angeklagte überführt und „überwieſen ſei, die Frau von Mazel ermordet „und das in ihrer Geldkaſſe befindlich geweſene „Geld entwendet zu haben, und ihn deß„halb des in dem Teſtament der be„ſagten Dame ihm ausgeſezten Le„gats für verluſtig erklären." — Dieſes Legat, das an zwei tauſend Thaler beträgt, verdient beſonders bemerkt zu werden; man kann wol ſagen, daß es das ganze Verbrechen des Angeklagten ſei. Seine Feinde, welche von dieſem Legat wußten, hatten wenigſtens keinen andern Grund, warum ſie ihn allein eher als alle andre Domeſtiken anklagten, die Frau von Mazel ermordet und beſtohlen zu haben, da es ſogar höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß er das eine oder das andere gethan habe, ja da in dem Urtheil ſelbſt eines Diebſtahls mit keinem Wort gedacht wird. Dieſer lezere Umſtand

ſtand iſt beſonders zu bemerken. Denn iſt mit dieſer Mordthat kein Diebſtahl verbunden geweſen, ſo iſt dies ein natürlicher Beweis, daß ſie nicht durch die Hand eines Domeſtiken vollbracht ſein kann, denn der würde gemordet haben, um zu ſtehlen; ſondern durch die Hand eines Feindes, den Haß und Rache bewaffnet hatten."

„Ein anderer noch merkwürdigerer Umſtand iſt es, daß le Brün in dem Urtheil ſelbſt nicht als Vollbringer der Mordthat ſondern nur als Theilnehmer verurtheilt wird. Der Mitſchuldige ſoll alſo den Tod leiden, ehe man noch die geringſte Anſtalt getroffen hat, den Hauptverbrecher zu entdecken und in die Hande zu bekommen. Wir werden dies in der Folge noch beſonders unterſuchen. Hier verweilen wir mit unſrer Anmerkſamkeit noch bei dem Punkt, daß der Angeklagte nur als Mitſchuldiger verurtheilt iſt. Wir haben ihn alſo nur gegen die Anklage der Mitſchuld zu rechtfertigen."

„Eben ſo wenig als man den Verdacht, daß le Brün der Mörder ſelbſt ſei, nur mit dem ſchwächſten Beweis begründen konnte; eben ſo wenig iſt auch nur die geringſte Spur in

den Akten vorhanden, daß er an dem Mord Theil gehabt habe. Kein Beweismittel, keine Zeugenaussage kein Geständniß weder von dem vorgeblichen Mitschuldigen noch von dem Mörder selbst, den man nicht hat und nicht suchen will, begründet die Beschuldigung; sie muß also auf bloße Vermuthungen gebaut sein."

„Bei der Prüfung dieser Vermuthungen muß man aber, nach den Regeln des Rechts und des gesunden Verstandes, sowol auf die Beschaffenheit des Verbrechens, das vermuthet wird, als auf die Eigenschaften dessen, auf den die Vermuthung desselben fällt, Rücksicht nehmen. Denn Vermuthungen finden mehr oder weniger statt, je nachdem die Beschaffenheit sowol der Umstände als der Personen besser oder schlimmer ist. Man ist leichter geneigt zu glauben, daß ein schlechter Mensch eine schlechte Handlung begangen, als zu glauben, daß ein rechtschaffener Mann ein Bubenstück verübt habe."

„Der Angeklagte hat stets als ein rechtschaffener Mann gelebt, und ist von allen, mit denen er umgieng, dafür erkannt worden. Sein Unglück hat das Mitleiden des ganzen Quartiers erregt, in dem er wohnt, und hat seinem guten Ruf nicht im mindesten geschadet. Jedermann läßt

der

der Sorgfalt Gerechtigkeit widerfahren, mit welcher er seine Kinder zur Tugend erzogen hat; seine Familie genießt allgemeine Achtung."

„Dies ist offenbar nicht der Charakter eines Menschen, von dem eine so abscheuliche That vermuthet werden könnte, als diejenige ist, deren le Brün beschuldigt wird. Man würde sie sogar von ihm kaum glauben können, wenn er selbst durch einen vollständigen Beweis davon überführt wäre."

„Wir wollen aber jezt diese vorgegebene Mitschuld an sich selbst und in allen ihren Umständen genauer erwägen, um ganz deutlich zu zeigen, daß es aller gesunden Vernunft widerstreite, auch nur zu vermuthen, daß der Beklagte den geringsten Antheil an der Mordthat gehabt habe."

„Erstens, da er für sich selbst zu einem solchen Anschlag wider das Leben seiner Herrschaft nicht die geringste Veranlassung hatte, was hätte ihn bewegen sollen, einem andern zu dieser schrecklichen Ermordung behülflich zu sein? Muß es nicht jeder in sich selbst fühlen, daß es weit schwerer ist, sich durch eine fremde Leidenschaft zu einem solchen Schritt leiten zu lassen, als seiner eignen zu folgen? Sieht man nicht

ganz klar, daß diese vorgegebene Mitschuld eine noch weit schwärzere Seele voraussezt als das Verbrechen selbst? Das leztere konnte aus Zorn oder Ratsucht entspringen, das erstere beweist kalten Vorsaz einer im Laster schon verhärteten Seele."

„Zweitens, wer sieht nicht, daß die Hoffnung eines Vortheils, die einzige denkbare Triebfeder zur Theilnahme an einem solchen Verbrechen, hier gar nicht statt findet, und daß folglich diese Beschuldigung nichts anders ist als die in die Augen springende Ungereimtheit, eine Wirkung zu vermuthen, die keine Ursache hat?"

„Der Ankläger hat diesen Widerspruch selbst gefühlt. Ohne Zweifel hat er darum in seiner Anklage die Beschuldigung des Diebstahls mit der des Mords verbunden; er konnte sich wol vorstellen, daß kein vernünftiger Mensch glauben werde, ein Bedienter habe seine Herrschaft, ohne alle Absicht etwas dadurch zu gewinnen, ermordet."

„Allein es ist ausgemacht, daß hier kein Diebstahl vorgefallen ist. Das Urtheil sagt nicht ein Wort davon. Keine Spur einer gewaltsamen Erbrechung war zu sehen, nichts war eröffnet, weder in dem Schlafzimmer noch

in

in der Kleiderkammer. Achtzehn Louisdore fanden sich in der Tasche der Ermordeten; der Schrankschlüssel lag an seinem gewöhnlichen Ort; 278 Livre in Golde und für mehr als 15000 Livre Diamanten waren noch vorhanden. — Hier kann also nicht einmal der Vorsaz gewesen sein, etwas zu stehlen. Gesezt aber der Angeklagte wäre eines solchen Vorsazes fähig gewesen, so hatte er alle Tage Gelegenheit genug gehabt, ihn ganz ohne Gefahr auszuführen. Es wäre ihm leicht gewesen, den Verdacht davon auf Berry zu bringen, der schon einmal im Hause gestohlen hatte, und der also leicht auch das zweitemal für den Dieb würde gehalten worden sein."

„Es läßt sich also durchaus nicht vermuthen, daß Hoffnung eines Vortheils den le Brün angetrieben habe, an der Mordthat Theil zu nehmen; und folglich wäre hier wirklich eine Wirkung ohne Ursache, eine Handlung ohne Beweggrund. Eine solche Vermuthung ist unmöglich."

„Allein man muß hier noch weiter gehen. Diese vorgegebene Mitschuld würde dem Interesse des Angeklagten sogar gerade entgegen sein, denn er würde sich dadurch unfehlbar um zweitausend Thaler gebracht haben, welche ihm die Frau von Mazel als Belohnung für seine viel-

jährige treue Dienste vermacht hatte. Er mußte fürchten, dieses Legats durch einen Urtheilsspruch verlustig erklärt zu werden, der seine Mitschuld zugleich mit dem Tod bestrafen und ihm vielleicht nicht einmal mehr verstatten würde, mit Verlust seines ganzen Vermögens sein Leben durch die Flucht zu retten."

„Man weiß zwar wohl, daß es Bedienten gegeben hat, die unmenschlich genug waren, ihre Herren umzubringen, um desto eher zum Genuß ausgesezter Vermächtnisse zu gelangen. Allein dies geschah immer nur versteckt, so daß der Todesfall natürlich schien und keine gerichtliche Untersuchung veranlaßte. Nie hat ein solcher Bösewicht seinen Herrn mit offenbarer Gewalt ermordet, welche sogleich die Obrigkeit auffordert, das Verbrechen zu ahnden, die Domestiken einer peinlichen Untersuchung zu unterwerfen und dadurch dem Mörder den gehofften Gewinn zu entreissen."

„Sezt man nun zu allen diesen Gründen noch hinzu, wie heiter und ruhig le Brün vor und nach der geschehenen Ermordung war, so kann man seine Unschuld gar nicht weiter bezweifeln. Es ist ganz unnatürlich, daß sich an einem Menschen, dessen Seele über dem schwar-

zen

zen Gedanken eines solchen Verbrechens brütet das er entweder schon begangen hat oder begehen will, äusserlich nicht die geringste Gemüthsbewegung nicht die kleinste Unruhe zeige. Man hat aber weder vor noch nach der Mordthat an le Brün etwas bemerkt, woraus man auf einen so gewaltsamen Zustand im Innern seines Gemüths hätte muthmaßen können; vielmehr zeigte sich Heiterkeit an ihm, und selbst lustige Laune, die sichersten Kennzeichen eines guten Gewissens."

„Alles dies sind Vermuthungen für le Brün, welche allen Verdacht von ihm entfernen müssen. Aber die Richter führen Beweise an, welche bei ihnen diese Vermuthungen überwogen zu haben scheinen. Diese Beweise müssen wir prüfen."

„Man hat bei ihm einen Schlüssel gefunden, sagt man, der vier Thüren öffnete, nämlich die Hausthüre, die Thüre zum Vorgemach und die zwei Thüren zur Kleiderkammer. — Daraus zog man den Schluß, daß er den Mörder eingelassen habe, und verurtheilte ihn zum Tode: nicht anders, als hätte man ihn wirklich die Thüre öffnen gesehen, oder er hätte es selbst gestanden, oder es wäre ihm von dem Mörder selbst ins Gesicht behauptet worden, oder end-

lich als ob es schlechterdings unmöglich wäre, daß ein andrer Domestike den Mörder hätte eingelassen oder dieser von selbst den Weg in ein Haus gefunden haben, das Tag und Nacht offen war und das leere Zimmer und unverschlossene Böden genug hatte, in welchen man sich verborgen halten konnte."

„Hätten die Richter vom Chatelet diese Anzeige, die ihnen der Schlüssel zu geben schien, mit den Gründen verglichen, welche dagegen sprechen, so hätten sie ganz deutlich sehen müssen, daß diese vorgebliche Anzeige, auf welche sie ein Todesurtheil gebaut haben, nicht einmal als eine vernünftige Vermuthung betrachtet zu werden verdient; daß sich gar nichts weiter daraus folgern läßt, als daß es nicht unmöglich sei, daß der Angeklagte dem Mörder die Thüren eröffnet habe. Und hieraus haben die Richter, ohne irgend einen andern Beweis gefolgert, daß er sie ihm wirklich eröffnet habe!"

„So urtheilen, und so zum Tode verdammen, heißt mit dem Leben der Menschen und mit der Ehre der Familien spielen; ein Spiel — mit Widerwillen muß man es sagen — das weniger Scharfsinn und größere Unbesonnenheit voraussetzt als irgend ein Hazardspiel! Bei dem

leztern iſt die Wahrſcheinlichkeit wenigſtens auf beiden Seiten gleich. Aber hier, bei der Mög-lichkeit daß le Brün dem Mörder die Thüre ge-öffnet habe oder nicht, ſind alle Gründe fürs Verneinen, nicht ein einziger fürs Bejahen. Dies wollen wir jezt beweiſen."

„Es iſt aus dem erſten Protokoll vom 28 No-vember bekannt, daß der beſagte Schlüſſel nichts weiter als das Schloß an der Hauptthüre des Schlafzimmers, und zwar mit vieler Mühe und nur halb, nämlich den Riegel nur einmal herum, aufſchloß. Damals zog man dieſen Schlüſſel nicht weiter in Betrachtung; und man mag wol ſeine Gründe dazu gehabt haben, wie wir gleich ſehen werden."

„Allein, es iſt genug, ſagt man, daß dieſer Schlüſſel nur das halbe Schloß am Schlaf-zimmer öffnete, um damit in jeder Stunde der Nacht hineinzukommen, indem die Thüre zu dem Schlafzimmer der Frau von Mazel, des Nachts nie mehr als einfach abgeſchloſſen wurde."

Alles dies iſt wahr. Man könnte ſogar noch hinzuſezen, daß man gar nicht einmal eines Schlüſſels bedurfte, um das Schlafzimmer zu öffnen. Man brauchte nur einen Dietrich durch

das kleine Loch über dem Schlosse zu stecken und den Riegel zurückzuziehen. Dies ist der Grund, warum man im Anfang auf diesen Schlüssel, der den Riegel des Schlosses nur ein halbmal aufschloß, gar nicht achtete, und in der Folge, um einige Folgerungen daraus zu ziehen, behaupten mußte, daß er ein und ein halbmal abschliesse."

„Aber man geht noch weiter. Man behauptet sogar, der Schlüssel habe gleich von Anfang das ganze Schloß doppelt abgeschlossen. — Gesetzt nun auch — was wir aus Gründen, die unten angegeben werden, nicht zugeben können — dieser Umstand hätte seine Richtigkeit, so würde man dennoch daraus vernünftigerweise keine Folgerung wider den Angeklagten ziehen können. Denn er hat von Anfang an immer behauptet, dieser Schlüssel habe zu nichts weiter gedient, als das kleine Schloß am Thorwege damit zu öffnen, und er habe nicht einmal gewußt, daß er auch noch andere Thüren öffne. Diese Aussage, welche er immer gleichförmig gegeben hat, kann man nicht für falsch erklären, so lange man ihn nicht des Gegentheils überwiesen hat; was bis jezt noch nicht geschehen ist."

„Uebri-

„Ueberdies hat besagter Schlüssel nichts ungewöhnliches nichts auszeichnendes an sich, das ihn verdächtig machen könnte. Er ist gemacht wie tausend andre, die in jedermanns Händen sind, so daß auch le Brün ihn ganz unschuldig kann bei sich getragen haben. — Wäre es wahr, daß dieser Schlüssel gleich bei der ersten Probe vier Thüren geschlossen hätte, so wäre dies ein bloßer Zufall gewesen. Man hat nach der Zeit den Töchtern des Angeklagten mehr als hundert Schlüssel gezeigt, von welchen man auch glaubte, daß sie nur ein einziges Schloß öffneten, die aber bei der damit angestellten Probe noch mehrere andre aufschlossen."

„Die Schlosser, welchen die Gerichte die Untersuchung dieses Schlüssels auftrugen, erkannten ihn einstimmig für einen alten Schlüssel, und versicherten: er sei nicht für die Schlösser der Zimmer gemacht, die man damit öffnen konnte, und man sehe überdies, daß seit langer Zeit kein Feilenstrich daran geschehen sei."

„Mit dieser Erklärung stimmt jene Aussage, welche der Angeklagte über diesen Punkt immer unverändert gegeben hat, vollkommen überein. Er hat immer behauptet: er habe diesen Schlüssel, wie er gegenwärtig noch ist, vor zehn oder

zwölf

zwölf Jahren von einer Frauensperſon erhalten, die bei der Frau von Mazel gedient, und ſodann ſich an den oben gedachten Lagüe verheirathet hatte, die aber ſchon ſeit zwei Jahren todt iſt."

„Zwar wendet man ein, der Angeklagte hätte dieſen Schlüſſel auch nicht einmal als einen Hauptſchlüſſel zum Thorweg haben ſollen, indem die Frau von Mazel ſowol ihm als der Köchin vor ungefähr zehn Monaten den Hauptſchlüſſel abgenommen hatte, nachdem ſie von Berry war beſtohlen worden."

„Allein, wie auch immer dieſe Begebenheit mit dem Hauptſchlüſſel mag beſchaffen geweſen ſein, ſo kann doch daraus nichts nachtheiliges wider den Angeklagten gefolgert werden. Denn, daß die Frau von Mazel, aus Aerger über den erlittenen Diebſtahl, nicht mehr zugeben wollte, daß ihre Leute Hauptſchlüſſel haben ſollten, das war ein Einfall in der Hitze, der zwar ganz natürlich, deshalb aber doch eben nicht ſehr vernünftig war. Was konnte es ihr denn helfen, ihren Leuten die Hauptſchlüſſel abzunehmen, während ihr Haus Tag und Nacht jedem Fremden, der bei ihr ſpielen wollte, offen ſtund?"

„Inzwiſchen hat der Abbé Poulard den Hauptſchlüſſel von der Frau von Mazel erhalten, den le Brün auf Anforderung derſelben in

ihre

ihre Hände überreichte. Die Köchin bekam den ihrigen bald wieder zurück, aber der Abbé durfte den seinigen behalten und le Brün mußte ihn missen. Er konnte sich aber unmöglich ohne einen solchen Schlüssel behelfen, denn er mußte des Morgens sehr früh aus dem Hause, um einzukaufen, und überhaupt seiner Geschäfte wegen beinah zu jeder Stunde aus und eingehen. Er bediente sich also eines andern Schlüssels; aber er that dies ganz unverholen im Angesicht des ganzen Hauses."

„Dies ist es, was le Brün selbst wegen dieses Schlüssels immer aufs standhafteste behauptet hat; und schon diese Erzählung beweiset seine Redlichkeit, denn es stund ja in seiner Willkür, gleich von Anfang an zu sagen, er habe den Schlüssel von der Herrschaft selbst bekommen; sie war todt und konnte ihm also nicht widersprechen."

„Ueberdies ist dieser Schlüssel so wenig eine Anzeige wider den Angeklagten, daß er vielmehr für ihn spricht. Es ist klar, wenn er den Mörder damit eingelassen hätte, würde er gewiß ihn nicht bei sich haben finden lassen; oder zu was immer für einer andern unerlaubten Absicht er ihn gebraucht hätte, würde er gewiß nicht vergessen

gessen haben, ihn bei Seite zu schaffen. Er mußte einsehen, wenn er wirklich an dem Verbrechen Antheil genommen hätte, daß dieser Schlüssel der einzige Beweis wider ihn sein würde; wie es auch jezt wirklich erfolgt ist, indem dieser Schlüssel der einzige Grund des wider ihn gesprochenen Todesurtheils ward."

„Jemehr man also über die Umstände dieser Begebenheit nachdenkt, desto mehr wird man überzeugt, daß die vorgebliche Ueberführung des Angeklagten in der bloßen Möglichkeit bestehe, daß er habe dem Mörder die Thüre eröffnen können."

„Nach der Sentenz des Chatelets ist es also genug, daß man ein Verbrechen hat begehen können, um verurtheilt zu werden, daß man es wirklich begangen habe. Man muß also der ganzen Menschheit den Prozeß machen; denn bei ihrer bekannten Schwäche und Verdorbenheit ist es möglich, daß die weisesten Menschen, daß die Richter selbst lasterhafte und Böswichter würden."

„Es ist möglich, daß sich Richter durch Reiche wider Arme einnehmen lassen. Es ist möglich, daß sie der Leidenschaft eines mächtigen Anklägers nachgeben, und ihm selbst alle Mit-

tel

tel aufſuchen helfen, dem Prozeß eine Wendung nach ſeinen Abſichten zu geben. Es iſt möglich, daß ſie die Auſſagen, welche zu Rechtfertigung des Angeklagten dienen, nicht getreu zu den Akten nehmen. Es iſt möglich daß ſie die Spur, die man ihnen anzeigt, mit gutem Vorbedacht nicht verfolgen, daß ſie den wahren Verbrecher, auf welchen man ſie hinweiſet, abſichtlich nicht entdecken wollen."

„Allein da es höchſt ungerecht wäre, die Richter wegen ſolcher Möglichkeiten zu verurtheilen, ſo iſt es auch ungerecht, wenn ſie einen andern wegen Möglichkeiten verurtheilen."

„Man wird ſich alſo nie genug wundern können, daß die Richter des Chatelets einen Mann, deſſen Ehrlichkeit immer ganz unbeſcholten war, zum Tode verurtheilt haben, ohne einen andern Grund, als weil es möglich iſt, daß er dem Mörder die Thüre geöffnet habe, ohne zu wiſſen ob er ſie ihm wirklich geöffnet habe. Wiſſen konnten ſie dies nur auf dreierlei Art; entweder durch Zeugenauſſagen, oder durch das Eingeſtändniß des Angeklagten, oder durch das Bekenntniß des Mörders. Hier iſt aber kein Zeuge, der Angeklagte leugnet es, und um den Mörder

Mörder hat man ſich von Seiten der Gerichte noch gar nicht bekümmert."

„Es iſt alſo wahr, daß die Richter ihr Urtheil geſprochen haben, ohne auf eine von den vielen andern Möglichkeiten Rückſicht zu nehmen, die der Mörder hat wählen können, um in das Haus und in das Schlafzimmer zu kommen."

„Er kann einen Nachſchlüſſel gehabt haben. Er kann auch mit einem bloßen Dietrich das Schlafzimmer geöffnet haben vermittelſt des kleinen Loches über dem Schloſſe. Er kann auch ohne Nachſchlüſſel und ohne Dietrich hineingekommen ſein, indem er zum Fenſter einſtieg und ſich unter dem Bette verbarg. Er kann durch eine andere weit verdächtigere Perſon, als der Angeklagte iſt, eingelaſſen worden ſein. Er kann ſchon mehrere Nächte vorher im Hauſe geſchlafen haben, ein Umſtand den die zurückgelaſſene blutige Serviettenmüze ſehr wahrſcheinlich macht. Er kann auch ſehr leicht aus einem andern Hauſe auf der Dachrinne durch das groſſe Dachfenſter in den obern Boden in das Haus eingeſtiegen ſein."

„Warum haben doch die Richter vom Chatelet, unter ſo vielen möglichen Wegen, in ein

Haus

Haus zu kommen, das noch überdies des Spielens wegen Tag und Nacht offen stund, sich allein an denjenigen gehalten, der den Angeklagten trifft und der ganz unstreitig gerade am allerwenigsten Wahrscheinlichkeit hat; so wenig, daß man weder einen Beweggrund noch einen Zweck angeben kann, aus welchem sich die Handlung erklären liesse, und daß je länger man sie betrachtet, desto mehr die Wahrscheinlichkeit zur bloßen Nichtunmöglichkeit verschwindet?"

„Die Richter haben also offenbar das Urtheil ohne allen Beweis gesprochen. — Allein ausser diesem allen sind in dem Prozesse selbst so viele Hauptfehler begangen worden, daß man das ganze Verfahren durchaus für null und nichtig erklären muß."

„Die erste Unrichtigkeit in dem Verfahren betrifft jenen Hauptschlüssel, den man als das Fundament zu dem Todesurtheil gebraucht hat. Als le Brün, unmittelbar nach Bekanntwerdung der Mordthat, auf Befehl des Criminallieutenants durchsucht wurde, fand man zwei Schlüssel in seiner Tasche. Er gab auf der Stelle Rechenschaft von beiden. Der eine, sagte er, sei der Schlüssel zu seinem Schlafgehältniß, der andre aber sei ein Schlüssel zum Thorwege.

Beide wurden sogleich an allen Schlössern des Schlafzimmers versucht. Der erstere öffnete durchaus kein anderes Schloß als dasjenige, für das er bestimmt war; von diesem ist also nicht weiter die Rede. Der Hauptschlüssel hingegen schloß von ungefähr das halbe Schloß an der Hauptthüre des Schlafzimmers der Frau von Mazel. Aber es erforderte so viele Mühe und so viele Umstände, dies zu bewerkstelligen, daß man anfänglich aus dieser so wenig natürlichen Anzeige selbst gar nicht viel machte. Man probirte darauf den Schlüssel auch an den übrigen Thüren des Schlafzimmers; allein es konnte keine derselben damit geöffnet werden."

„Bisher stimmt das Verfahren ganz mit der Vorschrift der Ordonnanzen überein, welche fordern, „daß die Richter sogleich den ganzen Plaz, wo ein Verwundeter oder Ermordeter gefunden wird, in Augenschein nehmen und auf der Stelle über die ganze Begebenheit ein genaues Protokoll errichten sollen." Man vermuthet also — denn die Richter haben allezeit die Vermuthung für sich — daß sich in diesem Protokoll auch eine genaue Beschreibung aller dieser mit dem Hauptschlüssel angestellten Versuche befinden werden. Allein es zeigt sich, daß sie sich wirklich nicht darin befin-

bekundet. Woher mag dies wohl kommen? Ist es Vergessenheit oder Vorsatz? Hat man zu wenig oder zu viel an diesen Umstand gedacht? Es muß dem Parlament überlassen werden, über diese Frage zu entscheiden, welche hier bloß vorgelegt werden sollte."

„Soviel ist ausgemacht, dieses erste, allein rechtsgültige Protokoll, enthält von allen jenen angestellten Versuchen nichts weiter, als die Bemerkung, daß man mit besagtem Schlüssel das Schloß an der Hauptthüre von dem Schlafzimmer der Frau von Mazel nur halb, und zwar mit sehr vieler Mühe, habe aufschliessen können."

„Was muß hier inzwischen vorgefallen sein? Der Prozeß wird angefangen, man beginnt die Untersuchung. Aber man findet keine Beweise wider den Angeklagten, und kehrt nun in das Haus der Frau von Mazel zurück, um noch einmal nachzusuchen. Es wird ein neues Protokoll errichtet, und — nun findet sich auf einmal, daß der Hauptschlüssel, der nur mit vieler Mühe bloß das halbe Schloß an der Hauptthüre geöffnet hatte, mit Leichtigkeit an allen Thüren des Schlafzimmers die doppelt verschlossenen Riegel der Schlösser öffnete."

„In der That ein sehr sonderbarer Zufall! Aber es verdient bemerkt zu werden, wann er sich ereignete. Es war am 14 Januar; achtundvierzig Tage nach der Abfassung jenes ersten Protokolls; zu einer Zeit da alle Siegel schon länger als drei Wochen abgenommen waren, da die Feinde des Angeklagten das ganze Haus im Besitz hatten, da der besagte Schlüssel schon seit mehr als sechs Wochen in der Gerichtsstube des Chatelets von jedermann nach Gefallen besehen und betastet werden konnte."

„Was war leichter, als von diesem Schlüssel einen Abdruck zu nehmen, und alle Schlösser darnach abzuändern? Dies ist auch wirklich geschehen, man kann gar nicht daran zweifeln. Vier Gründe beweisen es."

„Erstlich machte der Umstand, daß der Mörder den eigentlichen Schlüssel zum Schlafzimmer mitgenommen hatte, es ohnehin nöthig, einen neuen Schlüssel verfertigen zu lassen, welches nicht geschehen konnte, ohne das Gewinde im Schlosse zu ändern."

„Zweitens wäre es kaum möglich, daß ein ganz gewöhnlicher Schlüssel drei verschiedne Schlösser öffne, für die er nicht gemacht ist,

wenn nicht die Schlöſſer nach dem Schlüſſel eingerichtet wären."

„Drittens haben die Schlöſſer bemerkt, daß man den Schlüſſel ſelbſt geändert habe."

„Vierteus endlich, kann man die Verſchiedenheit, welche ſich zwiſchen den Erfolgen des erſten und zweiten Verſuchs mit dem Schlüſſel gefunden hat, gar nicht begreifen, wenn eine ſolche Veränderung mit den Schlöſſern und dem Schlüſſel nicht vorgefallen ſein ſollte. — Denn man kann nicht vermuthen, daß ein ſo einſichtsvoller Mann, als der Criminallieutenant, dieſen Schlüſſel nicht auf der Stelle, wie es die Geſetze verlangen, an allen den Schlöſſern habe probiren laſſen, welche er nachher öffnete."

„Hätte er aber (denn möglich iſt alles) gleichwol nicht daran gedacht, und verſichert er ſelbſt, daß er nicht daran gedacht habe, ſo muß man es freilich glauben. Aber man kann ſich dann kaum erwehren zu ſagen, daß ein Richter, der ein ſo wichtiges Protokoll abfaſſen konnte, ohne recht daran zu denken, auch wohl ohne recht daran zu denken ein Todesurtheil könne geſprochen haben."

„Allein man habe nun bei dieſem erſten als kein rechtsgültigen Protokoll an das, was dabei

zu thun war, gedacht oder nicht gedacht; es bleibt darum nicht wenig r wahr, daß man die Sch öffer verändert hat, und daß der vergebliche Beweis, den man daraus ziehen will daß dieser Schlüssel jezt so viele Thüren öffnet, bloß ein nachher gemachter Beweis ist; ein Beweis, so zu sagen, durch Feile und Hammer, in welchem man gleichwol, wider die Absicht derer die ihn geschmiedet haben, die Unschuld des Angeklagten erkennt, indem dieses zweite Protokoll offenbar nichts anders beweiset, als daß das erstere nichts enthielt, was man als Beweis wider den Angeklagten gebrauchen konnte."

„Dieses wider alle Ordnung bloß auf einseitiges Verlangen des Anklägers verfertigte Protokoll müßte allein schon Grund genug sein, um das ganze Verfahren für null und nichtig zu erklären."

„Der zweite nicht weniger wichtige Fehler besteht darin, daß nicht sämtliche Domestiken verhört worden sind. — Der Ankläger gesteht dies selbst in seiner Klagschrift, indem er darin dem Criminallieutenant sagt: „Zehn „ganzer Stunden wendeten Sie zu der unglaub„lich mühsamen Arbeit an, einen Theil der

„Do-

„Domestiken und andere von aussen herbei-
„gebrachte Personen zu verhören."

„Man weiß nun zwar nicht genau, wie hoch sich die Anzahl des andern Theils der Domestiken, der nicht abgehört worden ist, beläuft. Allein, wenn sich dieser Theil auch nur ganz allein auf den Abbe' Poulard einschränken sollte, so würde dies immer noch ein sehr großer Theil sein. Ausserdem daß es nicht erlaubt ist, bei solchen Gelegenheiten einen einzigen, er sei wer er wolle, zu übergehen, weil eben dieser einzige, der nicht verhört worden ist, der alleinige Urheber des Verbrechens sein kann, mit dessen Untersuchung man beschäftigt ist: kann man auch wol sagen, daß dieser Mensch bei dem vorliegenden Fall eine weit wichtigere Person ist, als alle übrigen Domestiken zusammen." — Herr von Aucour kömmt hier noch einmal auf die Geschichte dieses Abbe' zurück, und läßt sich auf eine umständliche Erzählung der Thatsachen ein, von welchen wir oben gesprochen haben. Er macht auf die Lage seines Zimmers aufmerksam, welche es ihm leicht machte, zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht, so oft es ihm beliebte, ganz ingeheim in das Schlafzimmer der Frau von Mazel zu kommen. — „Gern

hätte man, fährt er dann fort, alle diese Umstände übergangen, welche immer mehr andeuten, als man sagt oder sagen will, denn unser Zweck ist hier bloß, die unterdrückte Unschuld zu retten, ohne alle Absicht dem guten Ruf irgend eines Lebenden oder Verstorbenen zu nahe zu treten."

„Aber alle diese Umstände sind dem ganzen Publikum bekannt; denn da die Frau von Mazel kein Arges daraus hatte, so machte sie auch kein Geheimniß davon; und man erzählt es auch hier in keiner andern Absicht, als um zu zeigen, daß der Abbé Poulard unter allen Domestiken der Frau von Mazel derjenige war, den sie am meisten mit ihrem Zutrauen beehrte, und der daher auch am aller sichersten im Stande gewesen wäre alles das aufzuklären, was bis jezt bei diesem Verbrechen dunkel geblieben ist."

„Allein, wer weiß? Vielleicht ist er eben darum nicht verhört worden! Denn was soll man überhaupt von einem Verfahren denken oder nicht denken, bei dem so viel Parteilichkeit Vorurtheil und Ansehen der Person sich ganz deutlich zeigt? Man muß sich hier an die Thatsachen halten, ohne nach ihren Beweggründen zu forschen. Genug also, der Abbé Poulard,

der

der vor allen andern hätte verhört werden ſollen, iſt nicht verhört worden. Dieſe Unterlaſſung, was immer der Grund derſelben ſein mag, muß das ganze Verfahren null und nichtig machen."

„Die dritte Nullität bei dieſem Verfahren iſt, daß man nicht ſämtliche Domeſtiken in Verhaft genommen hat, was doch ſonſt bei peinlichen Fällen gewöhnlich iſt, und daß man im Gegentheil denjenigen allein in Arreſt bringen ließ, der natürlicherweiſe am wenigſten verdächtig ſein mußte und der auf der Stelle durch alle die Anzeigen ſchon gerechtfertiget war, die man bei der Entdeckung der Mordthat gefunden hatte."

„Man fand die Frau von Mazel in ihrem Bette durch fünfzig Meſſerſtiche ermordet, von welchen, nach dem Bericht der Aerzte, keiner tödtlich war. Man fand bei ihr im Bette eine blutige Serviette, die wie eine Nachtmütze zuſammengeknüpft war, und eine zerriſſene Spitzenkrauſe, auch ganz mit Blut gefärbt. Dieſe drei Umſtände fielen ſogleich beim erſten Anblick auf; und alle drei beſtätigten auf der Stelle die Unſchuld des Beklagten. Die vielen leichten Meſſerſtiche gaben deutlich genug zu erkennen, wie ſchwach die Hand ſein müſſe, von der ſie herrührten, und daß es alſo die Hand des

Angeklagten, eines der stärksten Männer, nicht sein könne. Die Servietenmüze wurde an ihm probirt, allein sie paßte nicht auf seinen Kopf; der glücklichste und einleuchtendste Beweis seiner Rechtfertigung, den man in einem solchen Fall nur haben kann. Auch wurde erkannt, daß die Spizenkreuse ihm nicht gehöre, sondern einem ehemaligen Bedienten Namens Berry."

„Alle diese drei Anzeigen, die einzigen die man hatte, rechtfertigten also den Angeklagten gleich im ersten Anfange. Und, was besonders zu bemerken ist, er ist der einzige unter allen Domestiken der Frau von Mazel, den diese Anzeigen von der Mordthat selbst freigesprochen haben; so daß, wenn man auch die Sache nach der äussersten Strenge nehmen wollte, er doch höchstens der Mitschuld oder des Mitwissens verdächtig wäre, während alle übrigen Domestiken den Verdacht nicht nur der Mitschuld sondern auch des Mords selbst auf sich haben. Von keinem derselben läßt sich sagen, daß die Müze des Mörders ihm nicht passe, weil man mit keinem den Versuch gemacht hat, und nun auch mit keinem mehr machen kann."

„Man ließ den Kutscher frei, der gar nichts für sich hatte um auf eine Ausnahme Anspruch

zu

zu machen, der vielmehr wegen der Aufsicht über das Hofthor am meisten hätte sollen verantwortlich gemacht werden."

„Man ließ die Köchin frei, die dadurch verdächtig war, daß sie ihr Bett, das sonst immer in der Küche stund, acht Tage vor der Mordthat in der Holzkammer aufgeschlagen hatte, aus welcher sie leicht jemand ausser dem Hause ihren Hauptschlüssel reichen konnte, um ihm den Eingang zu öffnen und ihn dann um so sichrer bei sich zu verbergen."

„Man ließ die zwei Bedienten frei, Jünglinge von siebenzehn bis achtzehn Jahren, auf welche die Schwäche der Hand, die den Mord vollbracht hatte, eine deutliche Anzeige gab, und von welchen man nicht sagen kann, daß die Serviettenmüze nicht auf ihren Kopf passe, weil man es unterlassen hat, sie an ihnen zu probiren."

„Man ließ den Abbé Poulard frei, einen Menschen, auf den man wegen seines lüderlichen Lebens den ersten Verdacht hätte werfen sollen, der nicht nur einen Hauptschlüssel zur Hausthüre und noch mehrere andre Schlüssel hatte, sondern der auch, mehr als irgend jemand in alle Familiengeheimnisse eingeweiht, alles

alles das kannte, was am erſten zu einer ſo abſcheulichen Handlung reizen konnte."

„Man ließ überhaupt alle Domeſtiken in Freiheit, bei einer Unterſuchung, wo man den wahren Thäter noch gar nicht kannte; man hielt ſich an einen einzigen und zwar gerade an den, der auf der Stelle durch die drei erſten Anzeigen, die man gefunden hatte, gerechtfertiget war, und der es durch die nachher entdeckten Anzeigen nun noch mehr iſt, wie zum Beiſpiel durch das blutige Hemd, das auf einem der obern Böden gefunden wurde und das nicht ſein gehören kann, weil es gar nicht auf ſinen Leib paßt."

„Noch einmal alſo, warum nahm man denn nicht alle Domeſtiken in Verhaft, da man behauptete, ein Domeſtike müſſe der Mörder ſein, ohne doch zu wiſſen, welcher von ihnen es ſei? Warum hielt man ſich denn nur an den einzigen, von welchem man ſchon wußte, daß er nicht der Thäter ſei? Es wäre nicht ſchwer, dieſe Fragen zu beantworten, allein wir bemerken bloß, daß dieſe Unterlaſſung, ſie mag mit oder ohne Abſicht geſchehen ſein, das ganze Verfahren verdächtig und ſchlechterdings null und nichtig macht."

„Noch

„Noch eine andre Nullität, aus welcher deutlich erhellt, daß Parteilichkeit und Uebereilung die Schritte der Richter geleitet haben, erkennt man daraus, daß auch nicht ein einziges Dekret gegeben wurde, sich irgend eines Menschen zu bemächtigen, um den wahren Thäter zu entdecken, während man schon seinen Mitschuldigen, ohne Beweis ohne Zeugen und ohne ein Geständniß seiner Schuld zu haben, zum Tode verurtheilt hatte. Man kann nicht begreifen, was die Richter, die keinen Augenblick Anstand nahmen, so übereilt ein Todesurtheil zu sprechen, auf der andern Seite so übervorsichtig machte, gegen einige Personen gefängliche Verhaftnehmung zu dekretiren.“ — Hier macht nun Herr von Aucour, nachdem er gezeigt hat, daß die vorhandenen Anzeigen auf jeden andern eher als auf den Angeklagten Verdacht bringen müßten, einen Uebergang, um dem Richter die Personen zu nennen, auf welche er seinen Verdacht heften könne. — „Mitten durch jenes Dunkel, fährt er fort, worein man jene ganze Geschichte zu hüllen gesucht hat, erblickt man doch zwei Dinge, die ganz unbezweifelt sind.“

„Das

„Das erste ist, daß dieser Mord, bei welchem kein Diebstahl und selbst nicht einmal die Absicht eines Diebstahls zu bemerken ist, nur die Wirkung des Hasses und der Rache sein kann."

„Das zweite, daß der Urheber desselben alles darauf angelegt hat, den Verdacht davon auf einen Domestiken zu bringen. Vier Umstände weisen deutlich darauf hin: die blutige Nachtmütze, die der Mörder in dem Bette der Ermordeten zurückgelassen hat, die er aus einer Serviette zusammengeknüpft hatte, die ins Haus gehörte, um dadurch auf den Gedanken zu leiten, daß der Verbrecher im Hause zu suchen sei; das Hemd, das so ganz mit Blut überzogen war, das er auf dem Boden zurückließ, damit man glauben solle, es sei ein Domestike, der im Hemde des Nachts aufgestanden sei, um den Mord zu verrichten; der Schlüssel zu dem Schlafzimmer, der gewöhnlich inwendig auf einen Stuhl gelegt wurde und den der Mörder mitgenommen hat, um den Verdacht zu veranlassen, daß ein Domestike ihn während des Schlafengehens der Frau von Mazel weggenommen habe; und endlich das Messer, ein gewöhnliches Taschenmesser das zu einem Mord so wenig

nig geschickt war, damit man denken solle, es sei ein Domestike gewesen, der das nächste beste Mordgewehr ergriffen habe."

„Es ist klar, daß alle diese studirte Anstalten keine andere Absicht haben konnten, als einen Domestiken verdächtig zu machen. Allein sobald man nur die Sache genauer überlegt, so kann man eben daraus das gerade Gegentheil erkennen, daß ein Domestike den Mord nicht kann begangen haben, weil gerade dieser das entgegengesezte Interesse gehabt hätte, den Verdacht auf einen Fremden zu leiten."

„Nimmt man nun noch jenen erstern Umstand hinzu, daß bei diesem Mord kein Diebstahl und selbst nicht einmal ein Versuch, zu stehlen, vorgefallen ist, so muß man überzeugt sein, daß der Mörder ein Feind war, und daß die ganze Schwierigkeit jezt bloß darin liegt, zu wissen wer dieser Feind sei, und was er für Anhänger und Mitschuldige habe." — So führt dieser scharfsinnige und gelehrte Schriftsteller seinen Leser gleichsam an der Hand, um ihn von allem auch dem entferntesten Verdacht wider seinen Klienten ganz abzulenken. Er stellt seinen Leser in einen neuen Gesichtspunkt, wo ihm le Brün gar nicht weiter vors Auge kommen kann. Dagegen

gegen führt er ihm Perſonen vor, von welchen es gleich beim erſten Anblick auffällt, daß ſie ein ganz beſonderes Intereſſe bei dem Tod der Frau von Mazel hatten, auf welche man alſo vor allen andern hätte Verdacht werfen und die gerichtliche Unterſuchung richten ſollen. Er ſchickt noch vorläufig die Verſicherung voraus, daß er kein beſtimmtes Urtheil fällen, niemand verdammen, ſondern bloß die merkwürdigſten Thatſachen erzählen wolle, die er wiſſe, und, die Folgerungen daraus zu ziehen, dem Parlament und dem Publikum überlaſſe. — „Man weiß, fährt er dann fort, daß die Frau von Mazel an ihrer eignen Schwiegertochter, der Frau von Savonnieres, eine Todfeindin hatte, welche, auf Anſuchen ihrer Schwiegermutter ſeit mehr als fünfzehn Jahren in einem Kloſter eingeſperrt, während dieſer Zeit ſchon mehrmals heimlich nach Paris gereiſet iſt, und noch das leztemal, als ſie wieder da war, geäuſſert hat, daß ſie in drei Monaten — welches gerade die Epoche des Mords iſt — ihre Freiheit wider zu erlangen hoffe."

„Man weiß, daß Berry, der ehemalige Bediente der Frau von Mazel, im März des vorigen Jahres ihr 1500 Liver geſtohlen hat,

und

und daß ſie nur durch ihren älteſten Sohn und den Abbé Poulard abgehalten wurde, ihre Klage deßhalb anhängig zu machen; daß die blutige Spitzenkrauſe von den Kammerjungfern für die Krauſe eben dieſes Berry erkannt; daß der nämliche Berry zur Zeit des Mords zu Paris geſehen worden iſt."

„Man weiß, daß die Frau von Mazel den Entſchluß gefaßt hatte, ihr Teſtament zu ändern, wobei für diejenigen nichts zu fürchten war, gegen welche ſie billig darin verfahren hatte, wohl aber für diejenigen, gegen welche ſie mehr als billig geweſen war, und vorzüglich für den Abbé Poulard, den die einzige Chriſtliche Betrachtung der Frau von Mazel, daß ein Legat für einen Menſchen, der im Kloſter leben ſollte, ganz überflüſſig ſei, um alle ſeine Hoffnungen bringen konnte. Man weiß daß dieſer Abbé die Verheirathung ſeiner Schweſter mit dem Herrn von Lignieres, der die Frau von Mazel ganz entgegen war, mit allem Eifer durchzuſezen ſuchte. Man kennt überhaupt dieſen Abbé. — Hier folgt nun wieder eine Schilderung von dem Leben des Abbé, von der das weſentliche unſern Leſern ſchon bekannt iſt. —

„Man weiß, daß er in der Nacht, da die Mords

that geſchah, allerhand ungewöhnliche Bewegungen machte, daß er während des Abendeſſens ganz gegen ſeine Gewohnheit mehrmals wiederholte, er werde heute Nacht nicht im Hauſe ſchlafen, daß er um halb elf Uhr aus dem Hauſe gieng, aber um Mitternacht zurück kam. Man weiß, daß er ſelbſt gleich am erſten Morgen nach der Mordthat auf allen öffentlichen Plätzen mit einer auffallenden Geſchäftigkeit das Gerücht verbreitete, daß le Brün der Mörder ſei. Man weiß endlich, daß er das Mährchen von Berry's Geburt, das wir auch oben angeführt haben, erdichtet und ausgebreitet hat, und daß zu gleicher Zeit viele von den andern Feinden des le Brün ſich bemühten, dieſer verleumderiſchen Erdichtung bei mehreren Menſchen Eingang zu verſchaffen."

„Wir wollen alle dieſe Thatſachen nicht weiter mit Betrachtungen erläutern, ſie zeigen für ſich ſelbſt deutlich genug, daß man hinlängliche Urſache gehabt hätte, gegen mehr als eine Perſon Verhaft zu dekretiren; und jemehr man darüber nachdenkt, deſto unbegreiflicher wird es, daß dies, bei einer ſo langen Unterſuchung und bei ſo wichtigen Veranlaſſungen, doch nicht geſchehen iſt."

„Aber

„Aber noch mehr! Man erzählt ganz öffentlich, alle dieſe Thatſachen ſeien bei dem Prozeß ganz übergangen; Berry, dieſer berüchtigte Berry, ſei nicht einmal bei einem Verhör genannt worden, er, von dem das ganze Publikum ſprach, ſobald die Mordthat bekannt wurde. Wäre es möglich, daß man bei der ganzen Unterſuchung dieſes Menſchen nicht gedacht hätte, der doch der Hauptgegenſtand derſelben hätte ſein ſollen? Hätte man wirklich bei dieſem Prozeſſe alle Arten von Unterlaſſungsſünden begehen, alle Arten von Vorurtheil, von Parteilichkeit und von Anſehen der Perſon häufen wollen? Regiſtraturen, die hinterher erſt verfertiget wurden, Protokolle, die unvollſtändig ſind und voll von Unterdrückungen der wichtigſten Umſtände; Entlaſſung der Domeſtiken, ohne ſie zu verhören, ohne ſie in Verhaft zu nehmen; Mangel aller Anſtalten, dem Mörder auf die Spur zu kommen; überdies das ungerechte und falſche Vorurtheil des Criminallieutenants*), der ſo unbedachtſam war, ſchon vom

*) Eben der Herr Deſſita, der nur vor zwei Jahren erſt, bei dem Prozeſſe des Herrn von Anglade ein eben ſo voreiliges Urtheil geſprochen hatte. Vergl. den 2ten Band dieſer Sammlung von Merkwürdigen Rechtsfällen.

ersten Tage an öffentlich zu versichern, daß der Angeklagte schuldig sei, und der dadurch sein ganzes Verfahren verdächtig gemacht hat; und endlich, nach einem so seltsamen so mangelhaften Verfahren, ein Endurtheil, das einen vorgeblichen Mitschuldigen, ohne Beweis ohne Geständniß ohne Zeugen, zum Tode verurtheilt: — alles dies ist es, was jeden rechtschaffenen Mann empört; dies ist es, was die Sache des Angeklagten zu einer allgemeinen Sache macht, bei der jeder Bürger in Gefahr zu sein glaubt; und so appellirt das ganze Publikum von diesem widerrechtlichen Urtheil."

Dies war le Brüns Vertheidigung bei der Appellationsinstanz. Wir wollen nun auch unsern Lesern noch einige von den Gründen mittheilen, welche die Ankläger zu Unterstüzung ihrer Anklage vorbrachten.

„Le Brün, sagten sie, hatte sich durch vielfältige Dienste, durch anscheinenden Eifer und Anhänglichkeit, des ganzen Vertrauens der Frau von Mazel bemächtigt; er kannte vermittelst dieses Zutrauens nicht nur alle ihre häusliche Angelegenheiten, sondern er erfuhr auch alles was sie dachte und sich vorgenommen hatte.

Durch

Durch dieſen Vorzug war es ihm leichter als jedem andern, dieſes ſchreckliche Verbrechen zu begehen."

„Man folge nur den Anzeigen, und man wird finden, daß ſie nur auf le Brün paſſen. Sonntags, an dem Tage vor dem Mord, war die Frau von Mazel den ganzen Vormittag mit ihren Kammerjungfern auf ihrem Zimmer; binnen dieſer Zeit können alſo die Klingelſchnüre nicht verknüpft worden ſein. Eine von den Kammerjungfern hat ſogar bei ihrem Verhör verſichert, ſie habe an jenem Vormittag nicht bemerkt, daß die Schnüre verſchlungen geweſen wären. Indeß war es nicht das erſtemal, daß le Brün es verſucht hat, die Klingel unbrauchbar zu machen. Es erhellt aus den Zeugenausſagen, daß er eines Tages, da die Frau von Mazel ſich über das Verknüpfen der Klingelſchnüre beklagt hatte, ſelbſt antwortete: er habe es gethan, weil ſie beim Bettemachen hinderlich geweſen ſeien. Das was er hier gethan hatte, kann er wol auch zum zweitenmal gethan haben."

„Zu welcher Stunde kann er nun aber dieſe Schnüre verknüpft haben, wenn es nicht des Vormittags geſchehen iſt? Als die Frau von

Mazel Nachmittags in die Veſper gegangen war, blieb niemand im Hauſe als die Köchin. Die Frau von Mazel ſchloß zwar bei ihrem Weggehen die Thüre doppelt ab, was ſie niemals unterließ ſeit ſie vor einigen Monaten war beſtohlen worden. Allein le Brün konnte dieſe Thüre leicht mit ſeinem Hauptſchlüſſel öffnen."

„Er ſelbſt mag es wohl gefühlt haben, daß man leicht auf die Vermuthung kommen könne, er ſei während der Abweſenheit ſeiner Herrſchaft in dieſem Zimmer geweſen; darum hat er vorgegeben, er ſei erſt um ſieben Uhr wieder ins Haus gekommen. Allein Laguë und der Speiſewirth bezeugten, daß er ſie um halb fünf Uhr verlaſſen habe; er ſelbſt aber ſagt in ſeinem Verhör, er ſei von ihnen gerades Weges in das Haus der Frau von Mazel gegangen. Er iſt alſo nicht um ſieben ſondern um halb fünf Uhr wieder ins Haus gekommen. Ferner ſagt er, er ſei von ſieben bis acht Uhr im Hauſe geblieben; aber er konnte nicht angeben, was er in dieſer Stunde vorgenommen habe, und in einem der folgenden Verhöre behauptete er ſogar, er ſei gleich nach ſeiner Ankunft auch wieder fortgegangen."

„Wie

„Wir dürfen nur dieſen Widerſprüchen folgen, um zu ſehen, daß ſie mit den Anzeigen, die wider ihn vorhanden ſind, vollkommen zuſammenſtimmen.“ Man fand am Morgen nach der Mordthat den gewöhnlichen Schlüſſel zum Schlafzimmer nicht mehr, den eine von den Kammerjungfern am Abend zuvor auf einen Stuhl neben der Thüre gelegt hatte. Um den Verdacht von ſich zu entfernen, als ob er dieſen Schlüſſel weggenommen hätte, gab er vor: er ſei am Sonntag Abend, da er von ſeinem Abendeſſen auſſer dem Hauſe ſpät zurückgekommen, nicht in das Schlafzimmer hineingegangen, ſondern habe die Befehle ſeiner Herrſchaft auf den folgenden Tag ſich unter der Thüre geben laſſen. Er ſezte ſelbſt hinzu: er habe den Schlüſſel nicht nehmen können, weil er gar nicht ins Zimmer gekommen ſei. Allein da die beiden Kammerjungfern gegen ihn geradezu behaupteten, daß er nicht nur in das Zimmer wirklich eingetreten, ſondern auch zulezt herausgegangen ſei; ſo behauptet er: wenn er hineingetreten ſei, ſo könne dies kaum einen Schritt geweſen ſein; und, um ſeinen Widerſpruch zu bemänteln, ſezt er hinzu: er müſſe es aber wirklich vergeſſen haben, daß er hineingetreten ſei.“

„Er ſagt ferner: er habe um Mitternacht die Hausthüre verſchloſſen, welche er offen gefunden, und darauf ſich ſchlafen gelegt. Wie ſoll ſich dieſe Ruhe mit ſeiner vorgeblichen Unſchuld vereinigen laſſen? Hätte er nicht vielmehr alle Bedienten wecken, und das ganze Haus mit ihnen ſorgfältig durchſuchen ſollen? Er ſelbſt verſicherte am andern Morgen, als Herr von Savonnieres ins Haus kam: er ſei unruhig darüber, daß er die Hausthüre offen gefunden habe. Wenn er unruhig war, warum legte er ſich denn zu Bette, ohne zuvor über den Gegenſtand ſeiner Unruhe Erläuterung zu ſuchen? Iſt dies wohl das Betragen eines alten neun und zwanzig jährigen Dieners, der Treue und Anhänglichkeit an ſeine Herrſchaft von ſich rühmen will? Oder iſt es nicht vielmehr das Betragen eines Menſchen, der mit dem Mörder im Einverſtändniß ſteht?“

„Ueberdies, iſt es wohl zu glauben, daß in der kurzen Zeit, da dieſer Mann mit brennendem Licht in der Küche will geſchlafen haben, da die Frau von Mazel kaum eingeſchlummert ſein konnte und ihre Kammerjungfern beinah noch auf dem Wege zu ihrem Schlafzimmer waren, ein Fremder die Dreiſtigkeit gehabt haben ſollte, in das

Haus

Haus zu gehen, um dieſen Mord zu vollbringen, ohne alle Furcht daß er entdeckt werden möchte. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß wirklich ein Fremder verwegen genug geweſen wäre, in das offne Haus herein zu gehen, ſo iſt es doch noch unbegreiflich, wie er ſoll in das Schlafzimmer und nachher, da le Brün inzwiſchen abgeſchloſſen hatte, wieder aus dem Hauſe gekommen ſein."

„Nichts beweiſet endlich deutlicher, daß der Mörder ein Domeſtike war, als der Strick mit Knoten, den man an der kleinen Treppe fand. Dieſer Strick iſt offenbar nur in der Abſicht, den Verdacht auf einen Fremden zu lenken, hingelegt worden; denn man ſieht daß er weder zum Einſteigen noch zum Ausſteigen gebraucht worden iſt, indem die Knoten noch nichteinmal zuſammengezogen waren."

„Noch ein Widerſpruch! Er hatte vor einem der Domeſtiken geſagt; er habe die Thüre des Vorgemachs offen geſehen; in ſeinem erſten Verhör aber ſagte er: er habe ſie verſchloſſen gefunden."

„Wir wollen aber ſeiner Spur weiter folgen. Als er des Morgens zu ſeiner Frau kam, konnte er die Verwirrung nicht verbergen, worin

er sich befand. Er schob die Schuld davon auf die Unruhe, welche der Umstand bei ihm erregt, daß die Frau von Mazel ihr Schlafzimmer noch nicht geöffnet habe. Allein man sieht wohl, daß es nicht das Schicksal seiner Herrschaft war, was ihn beunruhigte. Er gab seiner Frau Geld aufzuheben, und zwar gerade einige Stunden, nachdem die Frau von Mazel ermordet war. Man kann leicht rathen, woher er dieses Geld hatte. Es war ein Theil von dem, das er gestohlen hatte; das übrige wird er schon auf eine andere Art in Sicherheit zu bringen gewußt haben."

„Auch die Reden verdienen bemerkt zu werden, die ihm entfielen, als jedermann glaubte, die Frau von Mazel sei von dem Schlage gerührt oder von einem Blutsturz befallen worden. Hier muß etwas schlimmes vorgefallen sein, sagte er, ich bin äusserst unruhig darüber, daß ich heute Nacht die Hausthüre offen gefunden habe. Noch bestimmter spricht er, da Herr von Savonnieres kam und, da er hörte daß man die Frau von Mazel nicht erwecken könne, zu ihm sagte: „Was ist das Herr le Brün? der Schlag muß sie gerührt haben." Davon ist nicht die

die Rede, erwiederte er, es iſt gewiß etwas ſchlimmeres, es muß hier etwas bedenkliches geſchehen ſein; ich bin ſehr unruhig darüber, daß ich heute Nacht die Hausthüre offen gefunden habe."

„Es iſt leicht zu erklären, was damals in le Brüns Seele vorgieng. Er ſah, daß man jezt ſogleich die Mordthat entdecken, und daß der erſte Verdacht auf ihn fallen werde, weil er ſchlechterdings nur auf einen Domeſtiken fallen konnte, und zwar auf denjenigen, der die leichteſte Gelegenheit zu Vollziehung dieſes Verbrechens hatte. Er dachte alſo: am ſicherſten iſt es, wenn ich die Gegenliſt gebrauche, zuerſt von dem Mord zu ſprechen, jedermann wird dann denken, daß ich mich wohl gehütet haben würde, des Mords zuerſt zu erwähnen, wenn ich der Mörder wäre. Allein dies iſt eine ſehr durchſichtige Hülle, durch welche man die Wahrheit leicht erblickt. Er allein redet von dieſem Mord, an den anfänglich niemand dachte. Ja, er ſpricht nicht bloß davon, er verſichert ſogar ganz beſtimmt: es müſſe eine Mordthat vorgefallen ſein. Wäre er unſchuldig geweſen, ſo würde er das höchſtens gemuthmaßt haben.

Allein,

Allein, noch vor der Entdeckung des Verbrechens, war es bei ihm nicht blos Vermuthung, ſondern Gewißheit. Davon iſt nicht die Rede, ſagte er; das heißt: von einem Schlagfluß oder von einer andern Krankheit iſt nicht die Rede; er ſpricht beſtimmt: es iſt gewiß etwas ſchlimmeres; das heißt offenbar: es iſt gewiß, daß ſie ermordet worden iſt. Wer anders als der Mörder ſelbſt, oder ſein Gehülfe, kann ſo beſtimmt von einem Mord ſprechen, der im Finſtern ohne Zeugen begangen noch nicht entdeckt war, noch nicht einmal gemuthmaßt wurde?"

„Ueber dieſes alles iſt jener Hauptſchlüſſel, der die Hausthüre und die Thüre des Schlafzimmers und des Vorgemachs ſchloß, jener Hauptſchlüſſel der zu dieſem verſchiedenen Gebrauch abſichtlich eingerichtet war, an dem man ein Stückchen Eiſen angeſchweißt bemerkte *), ein

*) Man ſieht, daß beide Parteien von dieſem berüchtigten Hauptſchlüſſel auf verſchiedene Art reden. So erhellt aus dem erſten Protokoll, das an dem Tage der Mordthat ſelbſt abgefaßt wurde, daß die Schieſſer, durch welche man gleich damals dieſen Schlüſſel ausſuchen ließ, kein angeſchweißtes Stückchen Eiſen daran bemerkten, und ſogar fanden.

ein ſtummer Zeuge, der den Beweis des Verbrechens vollendet. Keiner von den übrigen Haupt-

den, daß er nur mit Mühe das halbe Schloß an der Hauptthüre des Schlafzimmers aufſchlieſſe. Waren etwa die Schlöſſer, die man zu dem zweiten Protokoll gebrauchte, geſchickter und hülfreicher, als jene? Wie dem auch ſey, ſo kann doch ein bloſs zweites Protokoll ſoviel Glauben verdienen, als das erſtere. Der Ankläger behauptet, der Hauptſchlüſſel paſſe zu allen Schlöſſern in dem Schlafzimmer der Frau von Mazel, und bittet den Richter, ſich dahin zu verfügen um den Verſuch damit anſtellen zu laſſen. Hier kam es darauf an, den le Brün von einer Thatſache zu überführen, von der man die hauptſächlichſten Anzeigen ſeiner Mitſchuld ableiten wollte. Gleichwol wird der Verſuch angeſtellt, ohne dem Angeklagten den Schlüſſel vorzulegen und ſeine Erklärung zu fordern, ob er ihn für den nämlichen erkenne, den er in der Taſche gehabt hatte, als man ihn in Verhaft nahm. Eben ſo wenig zeigt man ihm die Schlöſſer, an denen der Schlüſſel probirt werden ſollte. Mit einem Wort, man verfertigt das ganze Protokoll, ohne daß le Brün dabei gegenwärtig war, ohne daß er das geringſte davon wußte. Hätte man ihn überweiſen wollen, ſo hätte er ſelbſt mit an Ort und Stelle gebracht und der Verſuch in ſeiner Gegenwart vorgenommen werden müſſen. Er hätte dann fordern können, daß das Schloß abgeriſſen würde, um die Veränderungen zu bemerken, die man in der innern Einrichtung deſſel-

ben

Hauptſchlüſſeln im Hauſe war auf die Art zugerichtet, wie dieſer, der die doppelt abgeſchloſſenen Schlöſſer öffnete. Auſſerdem beſaß ihn le Brün wider das ausdrückliche Verbot ſeiner Herrſchaft. Man hat ſogar in ſeiner Schlafkammer die Feile gefunden, womit er den Kamm ausgefeilt hatte. Da man ihn fragte, woher er dieſen Schlüſſel bekommen habe, antwortete er: von der erſten Frau des Lagüe, einer ehemaligen Magd der Frau von Mazel. Warum nennt er aber dieſe ehemalige Magd? Bloß weil ſie ſchon geſtorben war, und alſo ihm nicht widerſprechen konnte."

„Ganz gewiß iſt alſo dieſer Hauptſchlüſſel der ſtärkſte Beweis, den man nur wider den Ange-

ben vielleicht gemacht hat, als man, ſtatt des Schluſſels der nach der Mordthat vermißt wurde, einen neuen verfertigen ließ. Er hätte dann fordern können, daß man auch mit den übrigen im Hauſe befindlichen Hauptſchlüſſeln den Verſuch anſtellen ſolle, welche vielleicht auch dieſelben Schlöſſer würden geöffnet haben. Mit einem Wort, es iſt ausgemacht, daß dieſes zweite Protokoll, das ganz ohne Vermiſſen des Beklagten verfertiget wurde, ihm weder entgegengeſetzt, noch zu ſeiner Ueberführung gebraucht werden konnte. Gleichwol hat man drei Tage nach dieſer heimlich unternommenen Handlung ihn verurtheilt, auf dem Rade zu ſterben.

Angeklagten finden kann. Es iſt überdies ein Schlüſſel, den kein Domeſtike bei ſich führen ſoll. — Da man bei dem gegenwärtigen Fall nicht anders glauben kann, als daß ein Domeſtike der Mörder oder der Mordgehülfe geweſen ſei, ſo iſt der Domeſtike, bei dem man einen ſolchen Schlüſſel findet, ſchon dadurch überwieſen, daß er der Urheber oder wenigſtens der Gehülfe des Verbrechens ſei."

„Was aber die Abſicht ſich zu bereichern, die gewöhnliche Triebfeder der größten Verbrechen, beſonders bei Leuten aus dieſer Klaſſe, betrifft, ſo läßt ſich leicht einſehen, daß dieſe hier nicht gefehlt hat. Aus dem Gelde, das le Brün noch an demſelbigen Tage ſeiner Frau brachte, erhellt, daß er ſeine Herrſchaft beſtohlen habe, und es läßt ſich vermuthen, daß der Diebſtahl nicht unbeträchtlich war. Es iſt an ſich bekannt genug und es iſt ſogar auch durch Zeugen erwieſen, daß die Frau von Mazel vieles Gold vorräthig hatte, weil ſie ohne alle Bedenklichkeit es jedem vertraute, daß ſie immer wenigſtens 2000 Louisdore in ihrer Kaſſe habe, und weil ſie immer alles Gold von den Spieltiſchen einwechſelte. Der leere Geldbeutel, den man unter einem Sack von 1000 Liver fand, und

der halbe Louisdor, der noch auf dem rothlederne Kästchen lag, sind deutliche Beweise, daß dieses Stückchen nur entfiel, als der Mörder den Beutel ausleerte. Den leeren Beutel und das Kästchen mit den Edelsteinen ließ er zurück, um nicht dadurch verrathen zu werden; so wie er auch das Silbergeld nur deshalb liegen ließ, weil es zum Wegtragen zu schwer war."

„Ausserdem kann er auch mit allem Vorbedacht soviel Geld zurückgelassen haben, damit man glauben sollte, dieser Mord sei mit gar keinem Diebstahl verbunden, bloß von Haß und Rachsucht eingegeben und also nicht die Handlung eines Domestiken von dieser Klasse."

„Es ist wahr, daß die Krause und das Hemde dem Anscheine nach nicht dem le Brün zugehörten. Allein es läßt sich leicht denken, daß er sie sich absichtlich beigelegt habe, um nicht entdeckt zu werden, wenn er der Mörder war. War aber ein Fremder der Mörder, so ist gar nicht zu zweifeln, daß ihn nicht ein Domestike ins Haus gebracht habe, indem die Serviette, welche der Mörder als Nachtmütze gebraucht hatte, ins Haus gehörte und ihm nur von einem Domestiken kann gegeben worden sein."

„Alles

„Alles zeigt demnach, daß niemand als ein Domestike diese Verrätherei angesponnen hat, und daß niemand als le Brün dieser Domestike ist.“

„Hier fordert also die allgemeine Sicherheit der Herrschaften, deren Leben in den Händen ihrer Bedienten ist, ein rächendes Beispiel.“

Es ist einleuchtend, daß le Brüns Gegner sein Leben und seine Ehre mit bloßen Möglichkeiten angriffen. Allein weder Menschlichkeit noch Recht erlauben, bloße Möglichkeiten zur Grundlage irgend einer Verurtheilung zu machen, weil dann kein Mensch einen Augenblick sicher wäre, das Opfer einer peinlichen Anklage zu werden. Denn es giebt kaum ein Verbrechen, das nicht durch allerlei Wahrscheinlichkeiten mehr als Einem Unschuldigen könnte aufgebürdet werden. Es giebt sogar kaum einen Unglücksfall, den man nicht irgend jemand durch allerlei Möglichkeiten zum Verbrechen machen könnte.

Ueberdies standen hier den Möglichkeiten, womit man das Verbrechen auf le Brün beweisen wollte, andre Möglichkeiten zu seiner Vertheidigung entgegen, welche auch oben angeführt worden sind. Und das große Versehen,

das der Criminallieutenant begieng, daß er nicht ſogleich nach der Anzeige des Mords das ganze Haus durchſuchen und nicht alle Domeſtiken vernehmen ließ, bietet noch eine Menge anderer Möglichkeiten zu le Brüns Rechtfertigung dar, die wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich ſind, als die, die man gegen ihn vorgebracht hat.

Hätte man das Haus durchſucht: ſo würde die Lage von Poulards Zimmer und das Dachfenſter, durch welches man auf der Rinne ſehr leicht in den obern Boden des Hauſes kommen konnte, Aufmerkſamkeit erregt haben; ſo hätte man wiſſen können, ob die Strickleiter, die man erſt am folgenden Tage gefunden hat, ſchon am vorhergehenden da gelegen habe, oder nachher erſt hingelegt worden ſei; ſo hätte man auch wiſſen können, ob nicht das blutige Hemd, das man erſt am folgenden Tag auf dem obern Boden gefunden hat, erſt ſpäter dahin gelegt worden iſt, oder ob es ſchon vor le Brüns Verhaftnehmung dort gelegen hat. — Denn wenn es möglich ſein ſoll, daß Er es vor ſeiner Verhaftnehmung dahin gelegt habe, ſo iſt es doch gewiß nicht weniger möglich, daß auch ein anderer entweder vorher oder erſt nachher es dahin gelegt habe.

Hät-

Hätte man die Domestiken alle durchsuchen lassen, so hätte man vielleicht bei dem einen oder dem andern einen ähnlichen Haarpfeilschlüssel gefunden, oder man hätte beim Durchsuchen der Wäsche entdeckt, daß das blutige Hemde einem von ihnen gehöre; oder man hätte, vorausgesetzt daß der Mord mit einem Diebstahl verbunden war, vielleicht Geld in ihren Zimmern gefunden.

Wollte man alle diese Möglichkeiten zusammenhäufen, welche sich hier denken lassen, man könnte aus tausend Gründen annehmen, daß einer von den Bedienten, eine von den Kammerjungfern, der Kutscher, die Köchin, der Abbé Poulard, eine von den vielen Personen die täglich ins Haus kamen, einer von den Nachbarn, denen es so leicht war, durch die Rinne in den obern Boden einzusteigen, diese Mordthat eben so leicht können begangen haben, als le Brün. Dabei hat le Brün, wie Herr von Aucour richtig bemerkt, vor allen diesen Personen noch immer den großen Vortheil voraus, daß die gefundenen Anzeigen, durch welche der Mörder entdeckt werden konnte, auf ihn nicht passeten, welches man von jenen andern

nicht ſagen kann, an welchen man keine Probe damit angeſtellt hat."

Den 22 Februar 1690 kam endlich dieſe Sache zum Vortrag. Die Sizung beſtand aus zweiundzwanzig Richtern. Nur zwei von ihnen ſtimmten auf Beſtätigung des vorigen Urtheils, viere auf weitere Unterſuchung, die ſechzehn übrigen aber auf Tortur; und dieſer großen Stimmenzahl zufolge wurde alſo das Urtheil abgefaßt.

Donnerſtags den 23 Februar ließ Herr le Nain*), der Referent des Prozeſſes, in Begleitung des Herrn Joguier, an le Brün das Urtheil vollziehen. Standhaft hielt dieſer die ordentliche und auſſerordentliche Folter aus, und blieb unverändert bei ſeiner Behauptung, daß er unſchuldig ſei.

Sonnabends den 25ſten, ſollten ſich nun die Richter verſammeln, um das Endurtheil abzufaſſen, weil aber einer von ihnen unpäßlich war, ſo wurde die Sizung auf den Montag verſchoben. Einer von den beiden, die auf

Todes-

*) Eben dieſer Herr le Nain, ein ſehr gelehrtes und rechtſchaffenes Parlamentsglied, war unglücklicher weiſe auch Referent bei dem Prozeſſe des Herrn von Anglade.

Todesstrafe gestimmt hatten, stimmte jezt auf lebenslängliche Galeerenstrafe. Alle übrigen aber waren der Meinung: „daß jenes im Chatelet abgefaßte Todesurtheil geändert und auf weitere Untersuchung wider le Brün und seine Gattin bi nen Jahres Frist erkannt, le Brün während dieser Zeit in leidlicher Verwahrung gehalten, seine Gattin hingegen auf freien Fuß gestellt werden solle."

Diesem Endurtheil zufolge erhielt nun le Brün, der bisher in einem finstern Kerker gelegen hatte ohne mit jemand sprechen oder Besuche von jemand annehmen zu dürfen, die Erlaubniß, seine Familie und seine Freunde wieder zu sehen. Allein er war nicht mehr im Stande, diese Freiheit zu benuzen. Durch die Gewalt der Folter schon an den Rand des Grabes gebracht, hatte er kaum noch einige Stunden Zeit, um sich zum Empfange der Sakramente zu bereiten. Bei dieser lezten Religionshandlung wiederholte er noch einmal die feierliche Versicherung seiner Unschuld.

Ob er gleich erst ein Mann von fünfundvierzig Jahren war, mit einem dauerhaften und festen Körper, so hatten doch die entsezlichen

Qualen der Folter ſeine Glieder ſo zerſchmettert, daß er Mittwochs den 1 März 1690 ſtarb.

Sein Tod wurde allgemein bedauert; denn man war durch die Vertheidigungsſchriften des Herrn von Aucour allgemein überzeugt, daß er unſchuldig ſei. Er wurde in der Bartholomäuskirche vor dem Altar der Mutter Gottes begraben. Bei ſeiner Beerdigung war ein ganz unglaublicher Zulauf. Lange beſchäftigte ſein unglückliches Schickſal und die traurige Lage ſeiner Familie das Publikum.

Leider! war er wirklich unſchuldig. Einen Monat nach ſeinem Tode wurde der Mörder entdeckt.

Herr Jeſſey, ein Lieutenant von den Polizeireitern zu Sens, erhielt Nachricht, daß ein gewiſſer Gerlat, genannt Berro, der ehemals Bedienter bei der Frau von Mazel geweſen ſei, ſich zu Sens häußlich niedergelaſſen und einen Pferdehandel angefangen habe. Durch jenen Umſtand aufmerkſam gemacht, ließ er den neuen Pferdehändler den 27 März 1690 in Verhaft nehmen. Berro, durch die unerwartete Erſcheinung der Polizeidiener erſchreckt, bot ihnen eine volle Geldbörſe an, wenn ſie ihn entwiſchen laſſen wollten. Allein ſie nahmen die Geld-

Goldbörse, und hielten ihn dennoch fest. Man fand eine Uhr bei ihm, die man bei der Frau von Mazel noch an dem Tage vor ihrer Ermordung gesehen hatte. — Der Stadtrichter zu Sens fieng darauf sogleich an, die Sache aufs schärfste zu untersuchen. Allein sobald die Herren von Savonnieres Nachricht davon erhielten, brachten sie bei dem Parlament ein Arret aus, wodurch befohlen wurde, den Arrestanten zu weiterer Untersuchung in das Parlamentsgefängniß abzuliefern, weil der Prozeß wegen Ermordung der Frau von Mazel bereits bei dem Parlament anhängig sei.

Berry wurde also nach Paris gebracht, und die Untersuchung wider ihn fortgesezt. Verschiedene Zeugen versicherten, ihn zu der Zeit, da die Frau von Mazel ermordet worden, in Paris gesehen zu haben; er leugnete es aber hartnäckig. Eine Frau bezeugte, daß er derjenige sei, den sie in der Nacht, da die Mordthat geschehen war, um Mitternacht habe aus dem Hause der Frau von Mazel gehen g sehen. Ein Barbier sagte aus, er habe am Morgen nach der Ermordung der Frau von Mazel, diesem Berry den Bart abgenommen, und dabei ganz zerkrazte Hände an ihm bemerkt; er habe ihn

deswegen auch gefragt, woher dies komme, und von ihm die Antwort erhalten, es seien die Spuren von den Krallen einer Katze, die er habe umbringen wollen. — Endlich, auch das Hemde und die Halsbinde wurden für sein Eigenthum erkannt.

Nunmehr wurde der Prozeß so geschwind und so lebhaft betrieben, als es nur immer die vielen Erkundigungen zuliessen, die man an all den Orten einzuziehen hatte, wo Berry nach der Mordthat gewesen war.

Unter andern Verfügungen, welche während dieser Untersuchung getroffen wurden, erschien auch am 19 Julius 1690 ein Arret, worin befohlen wurde, den Abbé Poulard in Verhaft zu nehmen. Er wurde auch noch an demselbigen Tage arretirt, ins Parlamentsgefängniß gebracht, verhört und mit Berry konfrontirt. Allein nach dieser Konfrontation wird dieses Mönchs bei dem ganzen übrigen Prozesse nicht weiter gedacht. Man hat Grund zu vermuthen, daß er zwar dieser Mordthat nicht schuldig befunden worden sei; daß aber die Richter, aus gerechtem Unwillen über die anstößige Lebensart dieses aus zwei Orden zugleich entlaufenen Mönchs, es für nöthig

thig gefunden haben, seiner Ausschweifungen ein Ziel zu setzen; und daß man ihn also, ohne weitere Formalitäten, seinen Ordensobern überliefert habe, um ihn für seine übrige Lebenszeit in der Klosterzucht festzuhalten.

Die Verheirathung seiner Schwester, der Madame Chapelain, die er so eifrig betrieben hatte, kam nicht zu Stande. Der junge Herr von Savonnieres starb während des Prozesses, ehe er noch die Freiheit benuzen konnte, welche ihm der Tod seiner Mutter gegeben hatte, sich nach Gefallen eine Gattin zu wählen.

Man durchgieng jezt bei der Untersuchung wider Berry auch noch einmal den wider le Brün geführten Prozeß, und fand durch diese Vergleichung die Beweise wider den erstern noch stärker.

Den 21 Julius 1690 erfolgte also ein Parlamentsspruch, in welchem gesagt wurde: „Berry sei hinlänglich überführt und überwiesen, „die Frau von Mazel ermordet und bestohlen zu „haben; er werde daher verurtheilt, Kirchenbuße zu thun und dann lebendig gerädert zu wer„den. Vorher aber soll er auf die Folter gebracht werden, damit man seine Mitschuldigen von ihm erfahre. Von seinem Vermögen

„ſollen 8000 Liver an die Herren von Savon„nieres zur Entſchädigung bezahlt, und dieſen „die bei Berry gefundenen Gelder und übrigen „Sachen von Werth, in Abſchlag der obigen „Summe, ausgeliefert werden.“

Am folgenden Tag, den 22ſten, wurde Berry auf die Folter gebracht. In ſeinem Verhör ſagte er aus: Auf Anſtiften der Frau von Savonnieres habe er und le Brün den Anſchlag gemacht die Frau von Mazel umzubringen und zu beſtehlen. Le Brün, der die Ausführung des Mords über ſich genommen habe, ſei allein in das Zimmer gegangen, und habe die Dame mit vielen Stichen ermordet, während er, Berry, an der Thüre Schildwache geſtanden habe, damit le Brün von niemand überfallen würde.

Dieſe Erzählung war durchaus nicht wahrſcheinlich, da das blutige Hemde und die im Bette gefundene Krauſe, die ganz offenbar dem Berry gehörten, gar nicht zweifeln lieſſen, daß er den Mord ſelbſt verübt habe, und wider le Brün, ſelbſt nach der Meinung des Chatelets keine Anzeige vorhanden war, daß er ſelbſt mit eigner Hand die Mordthat vollzogen habe. Inzwiſchen blieb Berry, auch nach ausgeſtandner Folter bei dieſer Auſſage.

Unter-

Unerachtet er also ganz überwiesen war, unerachtet er schon die Todesstrafe, die über ihn ausgesprochen war, vor Augen sah, so konnte er es doch nicht von sich erhalten, die Wahrheit zu gestehen, und sein Vorsaz, sie zu verschweigen, wurde selbst nicht durch die heftigen Schmerzen der Folter geändert. Wahrscheinlich hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, dadurch daß er die Frau von Savonnieres zu seiner Mitschuldigen machte, noch einige Frist zu gewinnen, in der Meinung daß man ihn mit ihr konfrontiren werde.

Allein da er noch am nämlichen Abend nach dem Greveplaz abgeführt werden sollte, und kein Aufschub weiter zu hoffen war, so glaubte er doch, sein Gewissen noch von den entsezlichen Verleumdungen befreien zu müssen, womit er das Maaß seiner übrigen Verbrechen voll gemacht hatte. Er bat also um eine Unterredung mit Herrn le Nain, dem Referenten seines Prozesses, und legte nun vor diesem, der mit Herrn Gilbert, einem Parlamentsrath, ihn verhörte, ein Bekenntniß ab, das eine ganze Stunde dauerte, und dessen Hauptinhalt ungefähr folgender war:

Zuerst

Zuerst widerrief er alles, was er Vormittags wider le Brün und die Frau von Savonnieres ausgesagt hatte, und sagte dann, daß er ganz allein den Mord und den Diebstahl begangen habe. Die Umstände dieser Mordthat erzählte er auf folgende Art: „Mittwochs den „23 November 1639 kam ich nach Paris, in der „Absicht die Frau von Mazel zu bestehlen, und „nahm meine Herberge in dem Gasthof zum „goldnen Wagen. Am folgenden Freitag be„gab ich mich in der Dämmerung in das Haus „dieser Dame, wo ich die Hausthüre offen fand. „Da ich niemand in dem Hofe sah, stieg ich „sogleich auf den kleinen Boden neben demjenigen auf dem der Haber aufgeschüttet war. Ich „hatte Aepfel und Brod mit mir genommen, „und blieb nun hier bis Sonntags Mittags „um elf Uhr. Ich wußte, daß die Frau von „Mazel um diese Zeit in die Messe zu gehen „pflegte. Ich stieg also von dem Boden herab und „gieng in ihr Zimmer, das ich offen fand. Da „ich gewahr wurde, daß der Staub im Zimmer „noch nicht abgewischt war, so vermuthete ich, „die Kammerjungfern würden kommen, um das „Zimmer zu reinigen; ich versuchte es also, mich „unter das Bett zu verstecken, mein Rock war

„mir

„mir aber daran hinderlich. Ich gieng also „wieder auf den Boden zurück, zog Rock und „Weste aus, und kam im Hemde wieder in „das Zimmer, wo ich noch keinen Menschen „antraf. Nun kroch ich unter das Bett. Nachs „dem die Frau von Mazel Nachmittags in die „Vesper gegangen war, kam ich aus meinem „Schlupfwinkel hervor. Mein Hut war mir „hinderlich, ich ließ ihn also unter dem Bette, „zog eine Serviette hinter dem Spiegel vor, „und machte mir eine Müze daraus. Sodann „knüpfte ich die Schnüre der Klingel mit zwei „Knoten an einem Vorhangstab des Bettes fest, „wärmte mich darauf am Kamin und blieb bis „Abends am Feuer sizen. Endlich hörte ich „den Wagen in den Hof fahren; ich kroch also „geschwind wieder unter das Bette, wo ich „bis gegen Mitternacht liegen blieb. Ungefähr „eine Stunde nachdem die Frau von Mazel „sich niedergelegt hatte, kroch ich hervor. Die „Dame war schon aufgewacht, ich forderte also „ohne Umstände Geld. Sie fieng an zu schrei„en; ich sagte ihr aber: Madame, wenn „Sie schreien, so ermorde ich Sie. „Sie wollte gleichwol nach der Klingel greifen, „aber die Schnüre waren nicht zu finden. Zu-

„zwi-

„zwischen zog ich mein Messer, und gab ihr ei„nige Stiche. Sie vertheidigte sich zwar ein „wenig, aber sie hatte nicht Kräfte genug; ich „warf sie aufs Bett zurück, zog ihr die Decke „über das Gesicht, und gab ihr noch mehrere „Stiche, bis sie todt war. Wenn sie nicht ge„schrieen hätte, würde ich sie nicht umgebracht „haben. Nun zündete ich ein Licht an, und „nahm den Schlüssel zum Schranke aus dem „Bette. Im Schranke fand ich die Schlüssel „zur Geldkasse, öffnete diese ohne Schwierig„keit, nahm alles Gold, das ich fand, das in „einem Beutel war und sich auf ungefähr „5 bis 6000 Liver belief, und schüttete es in „einen leinenen Sack, der in der Kasse lag und „auch einige Goldstücke enthielt. Hierauf ver„schloß ich die Kasse wieder, legte den Schlüssel „in den Schrank, wo ich auch die Uhr nahm, „die mir in die Augen fiel. Den Schrankschlüs„sel legte ich darauf wieder unter das Kopfkis„sen, wo ich ihn genommen hatte, und wo „die Frau von Mazel, wie ich wußte, ihn im„mer zu verwahren pflegte. Mein Messer, das „nämliche das man mir vorgezeigt hat, warf „ich ins Feuer. Wohin die Kraute gekommen „war, die ich um den Hals gehabt hatte, wuß-

„te

„te ich nicht; die Müze die ich mir aus der Ser„viette geknüpft hatte, ließ ich in dem Bette liegen. „Ich zog dann meinen Hut unter dem Bette her„vor, nahm den Schlüssel zum Zimmer, den ich auf „einem Stuhl neben der Thüre fand, und schloß „damit die Thüre ab, aus Furcht, jemand „durch das Geräusch zu erwecken, wenn ich „das Schloß ohne Schlüssel abschnappen wollte. „Die Thüre des Vorgemachs fand ich verschlos„sen; ich öffnete sie und ließ sie offen stehen. „Sodann gieng ich wieder auf den kleinen Bo„den, es war Mondschein; ich wusch meine „Hände mit Urin, zog mein Hemde aus, und „verbarg es unter das Stroh; ob ich auch die „Halskrause dort gelassen habe, kann ich mich „nicht mehr erinnern. Ich zog dann Rock und „Weste auf den bloßen Leib, und stieg vom „Boden herab; es mochte ungefähr um Ein „Uhr nach Mitternacht sein. Ich gieng an die „Hausthüre, fühlte herum, ob die Schlösser ab„geschlossen seien. Da ich sie offen fand, schob „ich nur den kleinen Riegel zurück, gieng hin„aus, und ließ die Thüre offen. Ich hatte in „meiner Rocktasche eine Strickleiter mitgebracht, „mit welcher ich aus einem Fenster des ersten „Stockwerks steigen wollte, wenn ich etwa die

„Haus-

„Hausthüre verſchloſſen gefunden hätte. Dieſe „Strickleiter ließ ich unten an der kleinen Trep„pe liegen. Auf meinem Rückweg warf ich den „Schlüſſel zum Schlafzimmer, den ich mitge„nommen hatte, in einen Keller in der Maurers „ſtraße. Ich kehrte nun in den Gaſthof zum „goldnen Wagen zurück, weckte die Magd, ließ „mir die Thüre öffnen, und legte mich ſchlafen.“

Alles dies, betheuerte Berry bei Gott und dem heiligen Crucifix das er in der Hand hatte, ſei die reine Wahrheit. — Herr le Nain hielt darauf noch mit ihm ein kurzes Verhör: „Wie konnteſt du, fragte er, dich ſo lange auf dem Boden aufhalten, ohne etwas zu eſſen?“ — Ich hatte Brod und Aepfel mit mir genommen. — „Wie konnteſt du wiſſen, daß die Frau von Mazel in die Meſſe gegangen war, und wie konnteſt du es wagen, in ihr Zimmer herunter zu gehen, ohne zu befürchten, daß dir jemand auf der Treppe begegnen würde?“ — Es iſt wahr, ich wagte alles für alles; ich war zu allem entſchloſſen. — „Hat dir niemand zu dieſer Mordthat und zu dieſem Diebſtahl Veranlaſſung oder Anleitung gegeben?“ — Kein Menſch, ich war ganz allein. — „Haſt du nicht wenigſtens

nioſtens jemand etwas davon geſagt, hat nicht le Brün oder Poulard oder ſonſt jemand davon gewußt, daß du im Hauſe wareſt, hat nicht jemand mit dir, oder haſt du nicht mit jemand geſprochen?" — Nein! Alles was ich vor meinem lezten Berichte geſagt habe, iſt falſch; es werden ſich auch in meinem Taſchenbuch keine Briefe finden, wie ich fälſchlich angegeben habe. Was ich aber jezt ſage, iſt die reine Wahrheit; weder le Brün noch die Frau von Savonnieres haben einigen Antheil an dem Verbrechen.

Nachdem ihn darauf Herr le Nain noch einmal ermahnt hatte, daß er Gott die Ehre geben ſolle, ohne Rückſicht auf Achtung oder Schonung irgend einer Perſon die reine Wahrheit zu ſagen; ſo bekräftigte er ſein lezteS Bekenntniß noch einmal mit neuen Betheurungen.

Sobald dieſes lezte Verhör geſchloſſen war, wurde der Verbrecher ſogleich aufs Schaffot gebracht, und das Urtheil an ihm vollzogen. Mit eben der Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit, mit welcher er die Greuelthat begangen hatte, hielt er auch die Todesſtrafe aus, welche der verdiente Lohn derſelben war.

Nach Berrys Hinrichtung, wendete sich le Brüns Wittwe an das Parlament, und verlangte, daß man sie ganz losſprechen solle. Zugleich bat sie im Namen ihrer fünf unmündigen Kinder, vereinigt mit Franziskus Maret, dem Vormund derselben, daß die Ehre ihres Vaters wiederhergestellt und sein Andenken wegen des ihm fälschlich aufgebürdeten Verbrechens möchte gerechtfertiget werden; auch verlangte sie, daß alle ihrem Ehemann abgenommene Habseligkeiten ihnen zurückgegeben, und die Herren von Savonnieres, ihre Ankläger, verurtheilt werden sollten, nicht allein das dem Verstorbenen von der Frau von Mazél ausgesezte Legat herauszugeben, sondern auch eine Entschädigung von 50000 Liver für die Kinder und von 20000 Liver für die Wittwe zu leisten.

Die ersteren Punkte dieses Gesuchs fanden keine Schwierigkeit, nachdem die Unschuld des Verstorbenen und seiner Gattin nun ganz erwiesen war. Allein wegen der verlangten Entschädigung mußte die Frau le Brün und ihre Kinder mit den Herren von Savonnieres noch einen Prozeß führen, der vier Jahre dauerte, und endlich den 30 März 1694, durch folgendes

End-

Endurtheil, dennoch nicht ganz günstig für sie entschieden wurde:

„Das Andenken le Brüns wird gerechtfer„tiget, seine Ehre wieder hergestellt, und seine „Gattin ebenfalls völlig frei gesprochen; ihre „Verhaftnehmung wird für ungerecht erklärt „und der Befehl gegeben, ihre Namen in den „Registern des Parlamentsgefängnisses auszu„streichen und unleserlich zu machen. Den „Herren von Savonnieres wird auferlegt, den „Erben le Brüns das in dem Testament der „Frau von Mazel ihm ausgesetzte Legat von „6000 Livr, samt den Zinsen vom 28 Novem„ber 1689 an, binnen sechs Wochen in zwei „Terminen zu bezahlen; ihnen auch den Werth „der dem Verstorbenen ebenfalls legirten und „mit Genehmhaltung des Parlaments verkauf„ten Wäsche, samt den Zinsen vom Tage des „Verkaufs an, zu entrichten; auch alle Habse„ligkeiten, die sie von le Brün noch in Händen „haben, nach einem eidlichen Verzeichniß, aus„zuliefern; so wie ihnen auch die ihm bei seiner „Verhaftnehmung abgenommenen und noch in „der Kanzlei befindlichen Gelder wieder zurück„gegeben werden sollen. — Uebrigens wurden „die Herren von Savonnieres verurtheilt, alle

„bei dem Prozeß wider le Brün ſowol bei dem „Chatelet als bei dem Parlamente aufgelaufene „Unkoſten allein zu bezahl'en; die Wittwe le „Brün aber und ihre Kinder mit ihrem übrigen „Geſuch abgewieſen.“

Beiſpiele
von
Unzuverläſſigkeit der Auſſagen
welche
durch die Tortur
erhalten werden.

In der Geſchichte des Herrn von Angelade haben wir an drei Beiſpielen die Wirkung der Folter geſehen. Der unſchuldig Angeklagte hielt ſie aus, ohne ſich eine falſche Auſſage abzwingen zu laſſen. Aber auch der eine von den wirklichen Verbrechern hielt ſie aus, ohne die Wahrheit zu geſtehen; und nur der dritte, von den Schmerzen beſiegt, bekannte das Verbrechen, deſſen er ſchon hinlänglich überwieſen war.

Inzwiſchen kam doch auch der Unſchuldige durch die ſchrecklichen Folgen der Tortur ums Leben, nachdem er noch ein ganzes Jahr die grauſamſten Qualen erduldet hatte.

Auch in der Geſchichte des le Brün haben wir zwei Beiſpiele dieſer Art geſehen. Der unſchuldig verfolgte le Brün, das unglückliche Opfer der Vorurtheile und des Eigennutzes ſeiner Ankläger, hatte Standhaftigkeit des Willens und körperliche Kraft genug, die ſtärkſten Grade der Folter auszuhalten, ohne ſich ein Zeugniß wider ſeine eigne Unſchuld und Ehre dadurch abnöthigen zu laſſen. Der wahre Mörder mußte auch dieſelbe Probe aushalten; aber erhielt man von ihm ein anderes Bekenntniß als das boshafteſte Gewebe von Verleumdungen? Nicht die Folter, nur die Furcht vor dem göttlichen Gerichte bewog ihn erſt, die Wahrheit zu bekennen.

Hier ſind alſo in einer Zeit von nicht vollen dreißig Monaten, durch einen und eben denſelben Richter die Prozeſſe von fünf Angeklagten referirt und alle fünf zur Folter verurtheilt, ohne dadurch die Wahrheit zu entdecken die man ſuchte. Und von dieſen fünfen waren

zwei

zwei unſchuldig, die durch die Schmerzen der Folter beide ums Leben kamen!!

Wir wollen hier noch einige Geſchichten hinzufügen, zum Beweis, wie unbrauchbar dieſes grauſame Mittel ſei, die Wahrheit zu entdecken.

I.

Eine Frau, die allgemein in dem Ruf einer ausſchweifenden Lebensart ſtand, zankte ſich eines Tages aus ihrem Fenſter mit einem Menſchen, der durch die Straße gieng, und ſtieß in der Wuth die Drohung gegen ihn aus: ehe du dichs verſehen wirſt, laſſe ich dir die Beine vom Rumpfe hauen. Die Straße war voll von Leuten, die es hörten. Einige Tage darauf fand man dieſen Menſchen ermordet, mit verſtümmelten Füßen. Die Frau hatte ihm ein ſolches Schickſal öffentlich gedroht, jedermann kannte ihren böſen Charakter. Dies ſchien den Richtern eine hinlängliche Anzeige zu geben. Die Frau wurde in Verhaft genommen; man machte ihr den Prozeß, und brachte ſie auf die Folter. Sie bekannte die Mordthat, und wurde zum Tode verurtheilt.

Während ihrer Hinrichtung wurde ein gewiſſer Menſch wegen eines andern Verbrechens

eingezogen, der bei ſeinem Verhör, zum größeſten Erſtaunen des Richters, erklärte: die Frau, die man heute habe hinrichten laſſen, ſei ganz unſchuldig, er ſelbſt ſei von dem eigentlichen Mörder jenes Menſchen abgeſchickt worden, den Tod dieſer Frau als Augenzeuge mit anzuſehen, um durch die gewiſſe Nachricht davon jenen ganz auſſer aller Furcht vor weiterer Unterſuchung ſezen zu können. Man bemächtigte ſich ſogleich des Mörders, den dieſer Menſch angegeben hatte. Er bekannte ſein Verbrechen, und erzälte die Veranlaſſung dazu auf folgende Art: „Ich hatte mit jener Frau in meinem Leben nie ein Wort geſprochen, aber ich wußte, daß man ſie allgemein für ein ausſchweifendes und böſes Weib halte, der man alle Uebelthaten zutraue. Von ungefähr kam ich eben durch die Straße, als ſie in der Hize gegen jenen Menſchen die Drohung ausſtieß. In der gegründeten Vorausſezung daß der ſchlimme Ruf, in dem dieſes Weib ſtand, leicht den allgemeinen Verdacht erregen werde, daß ſie ihre Drohung erfüllt habe, fand ich hier die geſchickteſte Gelegenheit, mich ungeſtraft an jenem Menſchen zu rächen, gegen den ich längſt einen bittern Haß hegte.“ So wurde alſo dieſe Unglückliche

ein

ein Opfer ihrer Schwächlichkeit, die es ihr unmöglich machte, den Schmerzen der Folter zu widerſtehen, durch welche ihr das Bekenntniß eines Verbrechens entriſſen wurde, an dem ſie ganz unſchuldig war.

II.

Eine alte Kaufmannswittwe in Paris hatte einen kleinen Laden auf dem Michaelsplatz, mit einer Kammer hinter demſelben, in welcher ſie ſchlief. In der Nachbarſchaft glaubte man allgemein, es ſei viel Geld bei ihr zu finden. Seit langer Zeit hatte ſie niemand als einen einzigen Ladenburſchen bei ſich, und ſelbſt dieſer ſchlief im vierten Steck des Hauſes, ſo von ihr getrennt, daß er nicht einmal von innen des Hauſes in ihre Wohnung kommen konnte, ſondern über die Straße in den Laden gehen mußte. Wenn er alſo des Abends ſich zu Bett begeben wollte, ſchloß er die Thüre des Ladens von auſſen, und nahm den Schlüſſel mit ſich, der ihm ganz anvertraut war.

Eines Morgens fand man die Thüre früher offen, als ſonſt gewöhnlich war, ohne weitere eine Bewegung zu bemerken, woraus man hätte ſchlieſſen können, daß die alte Frau oder ihr

Ladenpurſche ſchon aufgeſtanden ſeien. Dieſe Stille erregte die Beſorgniß der Nachbarn. Man wurde zwar an der Thüre keine Spuren eines gewaltſamen Einbruchs gewahr, aber es ſchien ihnen endlich doch nöthig, die Sache zu unterſuchen. Ein blutiges Meſſer lag mitten im Laden, die alte Wittwe fanden ſie in ihrem Bette ermordet; in der einen Hand hielt ſie noch eine Halskrauſe, in der andern einen Büſchel Haare. Neben dem Bette ſtand ein Koffer aufgebrochen und ausgeleert.

Man nahm ſogleich den Ladenpurſchen in Verhaft. Das Meſſer war das ſeinige, die Spitzenkrauſe gehörte ihm, und die Vergleichung der Haare zeigte eine entſchiedene Aehnlichkeit der ſeinigen mit denen, die man in der Hand der Ermordeten gefunden hatte. Auch den Ladenſchlüſſel fand man in ſeiner Schlafkammer, niemand auſſer ihm hatte alſo ohne gewaltſamen Einbruch in den Laden kommen können. Nach ſo gehäuften und bündigen Anzeigen brachte man ihn auf die Folter; er bekannte den Mord und wurde gerädert.

Einige Zeit darauf wurde der Purſche eines Weinhändlers wegen eines andern Verbrechens in Verhaft genommen. Dieſer bekannte ſich in ſeinen

ſeinen lezten Stunden auch als den Mörder jener Kaufmannswittwe. Das Weinhaus, worin er gedient hatte, lag neben der Wohnung derſelben, er war daher mit jenem Ladenpurſchen genau bekannt und flocht ihm gewöhnlich den Zopf. Bei dieſer Gelegenheit ſammelte er die Haare, die im Kamme blieben, und brachte daraus nach und nach das kleine Bündel zuſammen, das man in der Hand der Ermordeten gefunden hatte. Es war ihm auch nicht ſchwer, ſeinem Freunde das Meſſer und eine Halsbinde wegzunehmen. Den Ladenſchlüſſel hatte er in Wachs abgedrückt und ſich einen Nachſchlüſſel machen laſſen.

III.

Ein Franzoſe hielt ſich einige Zeit zu Mailand in einem Gaſthofe auf. Neben ſeinem Zimmer herbergten einige ſehr reiche Juden, welche er oft ihre Spaniſchen Piſtolen zählen hörte. Eines Tages beſuchte er ſie als Nachbar auf ihrem Zimmer, und ließ bei dieſer Gelegenheit, gleichſam unvermerckt, ein Stück Leinewand fallen, das er aus dem hintern Theile ſeines Hemdes geſchnitten hatte. Die Juden nahmen die hingeworfene Leinwand, und wickelten

hundert

hundert Pistolen darein, die sie eben gezählt hatten. Des andern Morgens, am Anbruch des Tages, sprang der Franzose hastig aus dem Bette, und schrie über Diebe und Räuber. Das ganze Haus wurde wach durch sein Geschrei, alles lief herbei. Mit Wehklagen erzählte er: man habe ihm hundert Pistolen entwendet, welche in sein Hemde eingeknüpft gewesen seien; der Dieb habe seinen Schlaf benuzt und das ganze Stück ausgeschnitten. Es wurde ein Gerichtsbeamter herbeigerufen, der mit mehrern Gerichtsdienern erschien, um das Haus durchsuchen zu lassen. Die Reihe kam auch an das Zimmer der Juden. Sobald der Franzose die Rolle erblickte, die aus seiner hingeworfenen Leinwand gemacht war, schrie er: Hier ist mein Geld. Man nimmt die Juden sogleich in Verhaft, sie werden verhört; die Furcht verwirrt sie, sie widersprechen sich. Man vergleicht das Stück Leinewand mit dem Hemde, es paßt ganz genau. Die ganze Formalität der Untersuchung sezt die armen Menschen immer in grössere Angst. Sie leugnen den Diebstahl; man bringt sie auf die Folter. Bestürzung und Schmerz rauben ihnen die Besonnenheit. Sie widersprechen sich immer mehr, und — werden gehangen.

Die

Die Wahrheit wurde erſt nachher durch den Thäter ſelbſt entdeckt, der die ganze Geſchichte als ein rühmliches Kunſtſtück eines erfinderiſchen Kopfes unter fremdem Namen erzählte, nachdem er in Sicherheit war.

IV.

In einem Dorfe in Flandern lebte ein Pfarrer, der durch ſeinen frommen Lebenswandel dem ganzen Kirchſpiel ein erbauendes Beiſpiel gab. Eines Tages kam ein Mann vor die Ortsobrigkeit, und zeigte an, daß er eben dieſen Pfarrer habe einen Menſchen mit einem Dolch ermorden geſehen. Auf dieſes Anbringen, das mit den nöthigen Anzeigen begleitet war, begab ſich der Richter auf den angezeigten Plaz, und fand den Körper des Ermordeten in einem dicken Gebüſche. Von da begab er ſich in die Pfarrwohnung, ließ den Pfarrer in Verhaft nehmen, und das Haus durchſuchen. Man fand ſeinen Prieſterrock ganz mit Blut beſprizt, und einen Dolch daneben. Beide Stücke, als Beweismittel wider den Angeklagten, wurden bei Gericht niedergelegt. Bei dem Verhör gab der Denunciant noch allerlei beſondre Umſtände an, die den Vorfall noch mehr aufklärten, und

behauptete alles was er gesagt hatte, ohne sich im mindesten zu widersprechen, bei der Konfrontation. Der Beklagte ward also auf die Folter gebracht, aber er blieb standhaft bei der Behauptung seiner Unschuld. Allein die Aussage eines Augenzeugen, eine so umständliche Aussage, die durch die genaueste Untersuchung des Verbrechens so wenig verdächtig wurde, daß sie vielmehr mit jedem neuen Schritt noch mehr das Gepräge der Wahrheit erhielt; eine solche Aussage, verbunden mit den Anzeigen, welche sie unterstützten, schien den Richtern seine Schuld vollkommen zu erweisen. Sie verurtheilten ihn zum Feuer. Ungern sprachen sie dieses Urtheil über einen Menschen, der durch seinen guten Ruf, durch seinen untadelhaften Lebenswandel und durch sein apostolisches Amt beinah über den Verdacht eines solchen Verbrechens erhoben war. Allein, freilich kann auch der tugendhafteste Mensch, durch die Hize der Leidenschaft oft plözlich zur ausschweifendsten Handlung hingerissen, und eine Tugend von fünfzig Jahren der Raub eines unbesonnenen Augenblickes werden.

Die stille Frömmigkeit, seine erbaulichen Reden, die Sanftmuth, die Geduld und die Standhaf-

haftigkeit, womit er alle Leiden und Demüthigungen vertrug, machten das ganze Publikum zu seinen Fürsprechern. Allein, alle diese Vortheile konnten ihn nicht retten. Er blieb sich bis an seinen Tod vollkommen gleich. Noch auf dem Scheiterhaufen äusserte er in allen seinen Reden dieselbige Geduld und gänzliche Ergebung in den Willen Gottes. Die Achtung, die er sich im Leben erworben hatte, wurde auch durch diesen Tod auf dem Schaffot nicht vermindert; man ehrte sein Gedächtniß wie das Gedächtniß eines Heiligen.

Vier Jahre darauf wurde eben jener Mann, der den Pfarrer angegeben hatte, wegen eines beträchtlichen mit Mord verbundenen Diebstahls in Verhaft genommen und zum Rad verurtheilt. Auf dem Schaffot bekannte er noch, daß er selbst der Urheber jenes Mordes sei, dessen er den Pfarrer angeklagt habe. „Ich hatte bemerkt, erzählte er, daß der Pfarrer gewohnt war, wenn er nach Hause kam, seinen Priesterrok in einem unverschlossenen Vorgemach hängen zu lassen, wohin jedermann ungehindert kommen konnte. Ich nahm meine Gelegenheit wahr, da der Pfarrer sich eines Nachmittags in seinem Kabinet eingeschlossen hatte, um auf eine Pre-

digt zu studiren, wo ich hoffen konnte, daß er sich lange dabei aufhalten werde. Ich schlich unbemerkt in das Vorgemach und nahm den Priesterrock und einen Ueberschlag, der daneben lag. In diesem Anzug stellte ich mich Abends in der Dämmerung an einen gewissen Plaz ausser dem Dorfe, um meinem Feinde aufzulauren, der hier vorbeikommen mußte. Ich ermordete ihn mit einigen Dolchstichen und steckte den Körper in das Gebüsche, wo man ihn hernach fand. Darauf gieng ich in das Pfarrhaus zurück, hängte den Priesterrock und den Ueberschlag wieder an den Ort, wo ich ihn genommen hatte, und legte den Dolch daneben. Ich schlich wieder unbemerkt davon, und gieng dann sogleich zu dem Richter, um die Anzeige zu machen, die dem rechtschaffenen Pfarrer das Leben gekostet hat."

V.

Im Jahr 1551 wurde zu Paris eine junge Frau, die um Mitternacht in die Messe gieng, bei der Kirche von Sainte Opportune ermordet. Ihre Ringe, samt allem was sie sonst an Kostbarkeiten bei sich hatte, wurden ihr geraubt. Der Mörder hatte ihr mit einem Hammer einen

Schlag

Schlag auf den Kopf gegeben, und dieſen Hammer neben dem Leichnam zurückgelaſſen. Man fand, daß er einem armen Schloſſer, Namens Hadrian Doué, zugehöre. Dieſe Anzeige veranlaßte, daß der Schloſſer auf die Folter gebracht wurde. Er bekannte nichts, und wurde freigeſprochen. Allein die Folter hatte ihn ſo zum Krüppel gemacht, daß er nicht mehr im Stande war zu arbeiten, und im äuſſerſten Elend ſterben mußte.

Mehr als zwanzig Jahre verliefen, ohne daß man die geringſte Spur von dem Mörder bekam, bis ihn endlich eine neue Frevelthat in die Hände des Richters lieferte. Ein gewiſſer Unterbedienter bei dem Steuerkammergericht, Namens Johann le Flamand, hatte Geſchäfte auf dem Dorfe Feu-Taverny bei Montmorency. Unvorſichtigerweiſe erzählte er während des Eſſens im Gaſthofe, in Gegenwart vieler Einwohner des Dorfes, er habe ſeine Frau krank zurückgelaſſen mit einem einzigen Aufwärter, der noch dazu ein noch ganz junger Purſche und beinahe noch ein Kind ſei. — Unter den Leuten, die dieſe Erzählung mit anhörten, war ein alter Mann, Namens Monſter, mit ſeinem Schwiegerſohn. Dieſe beiden Menſchen gien

gen sogleich nach Hause, packten eine junge Gans auf, nahmen jeder ein Tuch voll Kirschen, und liefen noch in derselben Nacht nach Paris. Vormittags um zehn Uhr kamen sie vor le Flammengs Haus und klopften an. Die Frau kam ans Fenster, und fragte, was sie verlangten. Sie antworteten: sie seien von ihrem Mann abgeschickt, ihr diese Gans und Kirschen zu bringen. Der junge Aufwärter öffnete ihnen darauf die Hausthüre. Sie giengen hinein, schlossen hinter sich zu, fielen sogleich über den Knaben her und ermordeten ihn. Auf das Schreien des Knaben, und auf den Lärm, der durch seine Gegenwehr entstand, lief die Frau heraus auf eine Galerie, die in den Hof gieng. Sie sah Blut auf dem Pflaster, und fragte, was das zu bedeuten habe? „Es ist das Blut von der Gans," rief ihr der eine von den Bösewichtern zu, während der andre die Treppe hinauf lief, um sie selbst zu überfallen. Allein sie merkte Unrath, sprang in ihre Stube, schloß sich ein und schrie aus den Fenstern um Hülfe. Sobald die Mörder dies hörten, waren sie auf nichts als auf ihre Flucht bedacht. Sie sprangen nach der Thüre; der Schlüssel steckte noch. Allein in der Angst und Eile drehten sie den Kamm ab,

und

und nun waren ſie gefangen. Der jüngere kroch in ein Kamin, der andere in einen Keller und von da in einen Schöpfbrunnen. Indeß ſprengten die Nachbarn die Hausthüre auf. Man durchſuchte das Haus und zog die Mörder aus ihren Schlupfwinkeln hervor. In vierundzwanzig Stunden war ihnen der Prozeß gemacht. Das Urtheil verurtheilte beide, lebendig gerädert zu werden, und 300 Livr zur bürgerlichen Schadloshaltung an die Flammens zu bezahlen. Das Parlament beſtätigte das Urtheil, und man führte ſie ſogleich zum Richtplaz.

Auf dem Schaffot bat der Alte noch um einen kleinen Aufſchub, und verlangte die Wittwe des Hadrian Doue noch zu ſprechen. Da ſie kam, bat er ſie noch um Verzeihung, und bekannte ſich als den Urheber jenes Mordes, der vor zwanzig Jahren bei der Kirche von Sainte Opportune geſchehen ſei: den dabei gebrauchten Hammer, ſezte er hinzu, habe er am Abend vorher aus der Werkſtatt des Schloſſers geſtohlen. Nach dieſem Bekenntniß des Böſewichts, welches man ſogleich zu Protokoll bringen ließ, wurde das Todesurtheil an ihm vollzogen.

Die Wittwe des Schloſſers wendete ſich hierauf an das Chatelet, und verlangte eine Schadloshaltung aus dem Nachlaß des Monſtier. Es wurden ihr auch 400 Liver zugeſprochen.

Dieſer Umſtand gab Gelegenheit zu einem neuen Prozeß. Der Nachlaß des Verſtorbenen war nicht hinreichend, dieſe doppelte Schadloshaltung, nämlich 300 Liver an le Flammeng und 400 Liver an die Wittwe des Doué, davon zu bezahlen. Entweder mußte alſo die eine Partei einen Theil von ihrer Summe verlieren, wenn die andere das Vorrecht haben ſollte, die ihrige zuerſt ganz wegzunehmen; oder beide mußten ſich nach Verhältniß ihrer Forderung, pro rata, in den Nachlaß des Mörders theilen.

Beide Parteien verlangten das Vorrecht. Das Chatelet erkannte es der Wittwe zu. Le Flammeng appellirte aber an das Parlament.

Die Wittwe des Doué behauptete: der Schaden, der ihr aus dem Nachlaß des Mörders erſetzt werden ſolle, ſei ſchon mehr als zwanzig Jahre alt, es ſei alſo billig, daß ſie zuerſt ihre Schadloshaltung bekomme.

Allein Pasquier, le Flammengs Advokat, wendete dagegen ein, die Rechtfertigung des Schloſſers

sers gründete sich bloß auf die lezte Aussage des Monstier, also bloß auf eine Aussage, welcher keine völlige Glaubwürdigkeit zukomme, da der Böswicht, der sie gegeben habe, bereits zum Tode verurtheilt und folglich bürgerlich todt gewesen sei. Ueberdies gebe das Verbrechen eines Menschen keine Hypotheke auf dessen Vermögen, und also auch kein solches Vorrecht, vor einem andern Gläubiger. Endlich sezte er noch hinzu, habe die Witwe es bloß dem le Flammeng zu danken, daß die Ehre ihres Mannes wiederhergestellt und ihr eine Schadloshaltung zuerkannt worden sei; denn ohne die durch le Flammeng veranstaltete Anklage des Mörders würde man nie auf den Gedanken gekommen sein, daß Monstier die Mordthat begangen habe, deren ihr Mann angeklagt gewesen seie.

Die Sache ward endlich durch einen Ausspruch des Parlaments dahin entschieden: daß beide Partegen sich pro rata ihrer Forderung in den Nachlaß des Mörders theilen sollen.

VI. *)

Joseph Vallet, der Besizer einer Ziegelhütte in der Landschaft Bresse, stand allge-

*) Anstatt des unvollständigen Fragments, das hier in

mein in dem Kredit, daß er vorzüglich gute Ziegel brenne. In der ganzen Gegend kaufte alles Ziegel von ihm; so lange bei ihm noch Vorrath war, wollte niemand von einem andern Ziegelbrenner welche kaufen. Dieser Vorzug machte alle Besitzer der benachbarten Ziegelhütten zu seinen Feinden. Man suchte ihn in Prozesse zu verwickeln, man brachte verschiedne Edelleute wider ihn auf, die ihn auf ihren Gütern hatten Steine brechen lassen; mit einem Wort, man ließ nichts unversucht, um ihn zu stürzen.

Der gefährlichste unter seinen Feinden aber war der Königliche Fiskal Frillet, der selbst auch ein Gut mit einer Ziegelhütte besaß. Dieser arglistige, unternehmende Mann, zeigte seinen Haß wider Vallet schon in einer frühern Geschichte auf eine furchtbare Art.

Im Jahr 1705 kam Vallet an einem Sonntage von Priay aus der Vesper, in Gesellschaft von drei Landleuten, Peter und Claudius Blondel und Claudius Moriz. Auf dem Wege begegnete ihnen ein gewisser Anton Duplex, so betrunken, daß er kaum noch gehen

in dem Original steht, wollte ich lieber gleich die ganze Geschichte, wie sie im 3ten Theil der Pitavalschen Rechtsfälle erzält wird, hier einrücken.

hin konnte. Sie ſahen ſeine Naſe bluten und ſchloſſen daraus, daß er ſchon müſſe gefallen ſein. Vallet wollte ſich alſo ſeiner annehmen und ihn nach Haus begleiten. Es kamen aber eben einige Bekannte des Betrunkenen, Mallet und Nikolau, hinzu, welche ihn nach Haus brachten. Am folgenden Morgen hatte Duplex ſeinen Rauſch glücklich ausgeſchlafen, und gieng an ſeine gewöhnliche Geſchäfte. Er arbeitete darauf drei Tage in dem Weinberg des Pfarrers von Priay, in Geſellſchaft mit Mallet, mit welchem er auch am dritten Tage Abends ſpät nach Hauſe gieng. In der Finſternis fiel er in einen mit Schlamm und Waſſer angefüllten Graben. Er war vom Gehen erhizt, es befiel ihn alſo ein ſtarker Froſt, worüber er ſich auch gegen ſeinen Gefährten beklagte. Zu Hauſe ward er noch kränker, und konnte ſchon am folgenden Morgen nicht wieder aufſtehen. Es ſtellte ſich ein Stechfieber ein, woran er nach einigen Tagen ſtarb.

Gleich nach ſeinem Tode machte Frillet dem Criminalrichter Ravet die Anzeige: „Duplex ſei vor einigen Tagen mit Blondel und Vallet in Zwiſt gerathen, und von ihnen hart geſchlagen worden. Vermuthlich habe dies zu ſeinem Tode

weit mehr als die Erkältung beigetragen; er möchte alſo Unterſuchung darüber anſtellen."

Der Richter ließ die Wittwe des Duplex rufen, und befragte ſie wegen der in jener Anzeige angegebenen Umſtände. Sie antwortete aber: „Ihr Mann ſei an einem Steckfieber geſtorben, das er ſich durch eine Erkältung zugezogen habe; von Händeln, die er mit Blondel oder Vallet gehabt haben ſolle, wiſſe ſie gar nichts, ſie habe nicht die geringſte Klage von ihrem Manne gehört, daß er von jenen beiden geſchlagen worden ſei."

Dieſe Erklärung hätte auf einmal allen Verdacht entfernen ſollen; denn niemand konnte von der Krankheit des Verſtorbenen beſſere Auskunft geben und niemand hatte weniger Urſache die Wahrheit zu verhehlen, als die Wittwe. Demunerachtet wurde die Unterſuchung fortgeſetzt; es wurden mehrere Zeugen abgehört. Aber keiner ſagte etwas zum Nachtheil der Angeklagten aus. Vielmehr bezeugte Moriz, der mit Blondel und Vallet, an jenem Sonntage nach der Veſper, dem Duplex begegnet hatte: „das Naſenbluten, das ſie an Duplex bemerkt hätten, habe keine andere Urſache gehabt, als daß er im Rauſch gefallen ſei, denn er ſei ganz betrun-

trunken gewesen; er wisse es aus dessen eigenem Munde, daß er mit niemand Streit gehabt habe, und von niemand geschlagen worden sei, denn er habe ihn am folgenden Tage deshalb befragt; er habe es auch selbst gesehen, daß Dupler gleich darauf drei Tage bei dem Pfarrer von Prian gearbeitet habe."

Der Richter, der nun weiter keinen Grund fand, die Untersuchung fortzusetzen, sprach die Angeklagten frei; verurtheilte sie aber doch, die sämtlichen Gerichtskosten zu bezahlen. — Meusset unzufrieden über diesen Ausspruch, beschuldigte Frillet ganz öffentlich den Richter, daß er sich von Vallet habe bestechen lassen, und machte ihm so viel Verdruß, daß Ravet wirklich dadurch bewogen wurde, sein Amt niederzulegen.

Frillet, dem dieser abscheuliche Plan wider Vallet mißlungen war, fand späterhin eine bessere Gelegenheit, seine Rache zu befriedigen.

Im Jahr 1724, den 19 Februar, sah man zwei Einwohner von Prian in der Landschaft Bresse, Joseph Sevos und Anton Pin, den ganzen Tag zusammen in den Weinhäusern desselben Ortes, und am folgenden Tage waren beide verschwunden.

Von Anton Pin erfuhr man bald, daß er nach Dombes, unweit Bresse, gegangen sei, und sich bei dem Regiment von Sarre habe anwerben lassen.

Von Sevos aber hatte man nicht die geringste Spur. Er hatte sein nothdürftiges Auskommen, besaß ein kleines Haus, und stand als ein rechtschaffener Mann unter seinen Mitbürgern in Achtung. Niemand konnte also begreifen, warum er heimlich entwichen sein sollte, und man war geneigt zu glauben, daß er ermordet sei.

Das Gerücht von diesem Morde verbreitete sich in der ganzen Gegend. Anton Pin wurde allgemein für den Thäter gehalten. Man wollte vorher schon Drohungen wider Sevos von ihm gehört haben; beide hatten noch zuletzt den ganzen Tag zusammen zugebracht; Pins Entfernung nach Dombes sah einer Flucht ganz ähnlich, und überdies stand er in dem Ruf eines ausgemachten Bösewichts, der jedes Verbrechens fähig wäre.

Doch alle diese Umstände gaben keine gegründete Anzeige. Denn, wenn auch Pin sich nach Dombes begeben hatte, so folgte daraus doch noch lange nicht, daß er den Sevos ermordet

haben

haben müſſe. Vielmehr konnte man das Gegentheil daraus folgern. Wäre er der Mörder geweſen, ſo würde er einen viel ſicherern Zufluchtsort erwählt haben. Dombes gehörte zwar damals nicht der Krone Frankreich; allein, auf die erſte von den franzöſiſchen Richtern geſchehene Requiſition, würde Pin als ein Mörder ausgeliefert worden ſein. — Pin ſtand zwar in böſem Rufe, allein konnte man ihn deswegen aller in der Gegend vorgefallenen Verbrechen beſchuldigen? — Er hatte mit Sevos zuletzt den ganzen Tag in Trinkhäuſern zugebracht; war aber daraus wol zu ſchlieſſen, daß er ihn ermordet haben müſſe? — Wo war überdies das Korpus Delikti? Wo befand ſich der Leichnam des ermordeten Sevos? Müßte denn dieſer Mann ermordet ſein? Konnte er ſich nicht aus einer Urſache unſichtbar gemacht haben, die noch bis jezt ein Geheimniß war?

So wurde noch über die Sache hin und her geurtheilt, als auf einmal ein neues Gerede ausbrach. Es gab Leute, die behaupteten, man habe an dem Tage, da Sevos verſchwunden ſei, in den Geſichtern der Familie Vallet eine Unruhe und Beſtürzung bemerkt, die eine ganz auſſerordentliche Veranlaſſung müſſe gehabt

habt haben. Andere sagten: sie hätten gehört, die Vallets wären die eigentlichen Mörder; andere sprachen davon als Augenzeugen.

Am 19. August 1724 übergab endlich der Königliche Fiskal Feillet, vorgeblich durch jenes allgemein verbreitete Gerücht aufgefordert, den Gerichten folgende Anzeige: „Joseph Ses„vos, der nach dem 17. Februar dieses Jahres „plötzlich verschwunden ist, hat noch am Abend „zuvor bei Joseph Vallet gezeffen. Es geht „nun das Gerede, er sei in Vallets Ziegelhütte „ermordet und beim Ofenloch verscharret, nach„her aber wieder ausgegraben und im Ziegelofen „verbrannt worden. Ich trage also Amtshalber „auf Untersuchung dieses Verbrechens an, und „bitte um Abhörung der Zeugen, die ich dem „Richter stellen werde."

Auf diese Anzeige machte Herr Navier, der Richter zu Pont d'Ains, den Anfang mit der Untersuchung und ließ die Zeugen abhören.

Der Hauptzeuge war ein gewisser Baudan. Folgendes ist seine Aussage, die er vor Gericht ablegte: „In der Nacht des neunzehnten Februars gieng ich nach Massalion. Ungefähr drei oder vier Stunden vor Tage kam ich bei Vallets Hause vorbei. Ein starkes Getöse

erregte

erregte meine Aufmerkſamkeit. Auf einmal hörte ich jemand ſchreien: helft, helft, ich will ja alles bekennen, nur diesmal habt Erbarmen mit mir! Zwei oder dreimal wurde dies mit dem nämlichen Angſtgeſchrei wiederholt. Da iſt nichts mehr zu bekennen, rief eine andre Stimme, die ich für Vallets Stimme deutlich erkannte, du muſt fort! Erſchrocken über dieſe Aeuſſerung verkroch ich mich hinter einen Buſch, um den Verfolg dieſes Auftrittes abzuwarten. Ich hörte, daß auf den Schreienden ſtark zugeſchlagen wurde. Kurz darauf ward es ſtill im Hauſe, und endlich ſah ich, daß Vallet mit Hülfe ſeiner Frau und Kinder einen todten Körper aus dem Hauſe brachte. Sie gruben ihn in der Ziegelhütte beim Ofenloche ein, und überdeckten das Loch mit Holze. Drei oder vier Tage darauf begab ich mich unter einem Vorwand zu Vallet in die Ziegelhütte, um zu ſehen, ob ich noch eine Spur von jenem Loche wahrnehmen könne. Ich bemerkte aber, daß der Leichnam ſchon muſte weggebracht worden ſein, und in der Folge hörte ich, der Erſchlagene ſei Joſeph Servos geweſen, und Vallet habe den Körper am Charfreitage in ſeinem Ziegelofen verbrannt."

Es fanden ſich auch wirklich mehrere Zeugen, welche an jenem Charfreitag entweder an Vallets Ziegelhütte vorbeigegangen zu ſein, oder in der Nähe derſelben auf ihren Feldern gearbeitet zu haben behaupteten, und ſämtlich verſicherten, daß aus Vallets Ziegelofen ein Geſtank gekommen ſei, als ob friſches Fleiſch darin verbrannt würde. Man habe dieſen Geſtank, ſetzten ſie hinzu, über eine Viertelmeile weit gerochen, er ſei völlig unerträglich geweſen; mehrere die nahe dabei im Felde geweſen ſeien, haben ihre Ochſen ausgeſpannt und ſich nach Hauſe begeben, weil ſie den abſcheulichen Geruch nicht länger haben aushalten können. — Mehrere Zeugen erklärten, jene Erzählung von Vandan ſelbſt gehört zu haben.

Auf dieſe gerichtlichen Auſſagen wurde nun die Verhaftnehmung der ganzen Valletiſchen Familie dekretirt.

Durch die Abſcheulichkeit des Verbrechens, das durch die erhaltenen Zeugenauſſagen beinahe bewieſen war, hielt der Richter ſich für berechtigt, ſo grauſamen Mördern die gelinde Behandlung zu verſagen, welche die Geſetze bei Verhaftnehmung und Verwahrung eines Angeklagten vorſchreiben. Der königliche Fiſkal Frisſ

let

let ließ alſo das richterliche Dekret mit der äuſſerſten Härte vollziehen.

Eine Brigade von Landreitern brachte die Angeklagten nach dem Schloß zu Pont d'Ains. Der alte Vallet lag an einem heftigen Feber, da er gefangen genommen wurde, und befand ſich ſehr krank, als er in das Schloß kam. Gleichwol ließ ihm Frillet an Händen und Füßen Feſſeln anlegen, durch welche eine eiſerne Stange gieng, die fünfunddreißig Pfund wog, und lachte, als das Gewicht der Ketten den ſchwachen Mann zu Boden warf. Er ließ ihn ſogar in ein unterirdiſches Loch werfen da doch die Geſetze ausdrücklich befehlen: „kranke Gefangne nicht in Löcher zu werfen, ſondern in leidlichem Gefängniß zu halten und durch Aerzte und Wundärzte beſorgen zu laſſen.“ Selbſt das Waſſer, um ſeinen Fieberdurſt zu löſchen, wurde ihm verſagt, und damit die Vorübergehenden ſein ängſtliches Wehklagen nicht hören ſollten, wurde das einzige Luftloch ſeines Gefängniſſes, das auf die Straße gieng, dicht verſtopft. Seine Verwandten und Freunde, die ihm eine Erquickung bringen wollten, wurden nicht zu ihm gelaſſen, und ſogar ein mitleidiger Geiſtlicher, der dem Kranken Troſt zuſprechen

wollte,

wollte, wurde abgewieſen. — Auch Vallets Ehefrau wurde in Handſchellen geſchloſſen, unerachtet es ſonſt ganz ungewöhnlich war, Weibsperſonen Feſſeln anzulegen. — Philipp Vallet, ſein älteſter Sohn, wurde, mit ſchweren Feſſeln belaſtet, in ein feuchtes Loch geſtoßen, wo er an Händen und Füßen gelähmt wurde; und ſogar Peter Vallet, einem vierzehnjährigen Knaben, wurden die Hände mit Handeiſen ſo zuſammengeſchraubt, daß er vor Schmerzen unaufhörlich ſchrie, und man nahm ſie ihm erſt nach vierzehn Tagen wieder ab.

Frillet erhielt nun von dem Richter die Erlaubniß, noch mehrere Zeugen abhören zu laſſen. Er brachte auch deren noch eine große Menge zuſammen. Allein die meiſten ſprachen nur von Hörenſagen, und wußten keinen Grund, als das bisherige öffentliche Gerede anzuführen.

Nun brachte aber Frillet auch jene Geſchichte vom Jahr 1705, wegen der angeblichen Ermordung des Anton Doyle, wieder in Bewegung, und führte jezt den nämlichen Moritz als Zeugen auf, der damals ſo vortheilhaft für den alten Vallet gezeugt hatte. — Dieſer machte nun folgende Erzählung: „Vor achtzehn oder zwanzig Jahren ſaß ich eines Tages in einer

Schenke

Schenke und trank. Auf einmal entſtand, einige Schritte vom Hauſe, ein Geſchrei, man hörte einen Menſchen um Hülfe rufen. Ich lief hinaus und mehrere von den Anweſenden folgten mir. Da ich auf den Plaz kam, ſah ich, daß Joſeph Vallet den Anton Duplex unter ſich hatte, und mit aller Heftigkeit auf ihn losſchlug. Die beiden Brüder Blondel ſtanden dabei. Einer von ihnen rief dem Vallet zu: er ſolle ihn nun gehen laſſen, er habe ihn genug geſchlagen. Allein Vallet fuhr fort zu ſchlagen und ſagte: Nein, ich muß ihm den Reſt geben. Einige Tage nach dieſem Auftritt ſtarb Duplex.“ — Bei dem zweiten Verhöre ſetzte er noch hinzu: „Joſeph Vallet und die beiden Blondel gaben der Witwe des Duplex Geld, damit ſie nicht wider ſie klagen ſollte, und beſtachen Herrn Nanet, den damaligen Richter. Dieſer ſuchte alſo, die Sache zu unterdrücken, und daher kam es, daß die Zeugen nicht gehörig vernommen wurden.“

Während aber, auf Frillets Veranſtaltung, die ganze Unterſuchung wegen Seyds Ermordung gegen Vallet und ſeine Familie gerichtet wurde, gab es doch Leute genug, welche den Anton Pin nicht aus den Augen verloren hatten. Man ſagte öffentlich, daß dieſer der Mör-

der ſei, und die ganze Geſchichte dieſes Vorfalls gelangte ſogar an den Hof. Man ſuchte nähere Aufſchlüſſe zu erhalten. Der Miniſter ſchrieb an das Regiment, bei welchem ſich Pin hatte anwerben laſſen. Auf ſeine Requiſition wurde Pin ausgeliefert, und in das Gefängniß nach Pont d'Ains gebracht.

Bei ſeinem erſten Verhör erklärte er mit einer anſcheinenden Freimüthigkeit: „er wiſſe wohl von dem Mord des Sevos und wolle ganz unverhohlen die Wahrheit ſagen. In der Nacht „des 19 Februars 1724 — erzählte er nun — „war ich mit Sevos bei Joſeph Vallet; wir „drei hatten da ein kleines Trinkgelage. Zwei „Stunden nach Mitternacht ſaßen wir noch beiſammen. Sevos, dem der Wein in den Kopf „geſtiegen war, machte dem Vallet den Vorwurf, daß er den Anton Dupiez ums Leben „gebracht habe. Vallet gerieth darüber in die „heftigſte Wuth, ergriff eine große zinnerne „Kanne, die auf dem Tiſche ſtand, und gab „damit dem Sevos einen ſo heftigen Schlag an „den Kopf, daß dieſer ſogleich niederſtürzte. Er „ſchrie: Ach, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Nehmt alles mein Geld, „und ſchenkt mir nur das Leben! Allein

„lein Vallet erwiederte: was Barmherzig-
„keit! und nun gieng das Schlagen erst recht
„los. Valletz Frau ergriff eine große Feuer-
„schaufel, und versetzte damit dem schon ver-
„wundeten Sevos noch einige heftige Schläge.
„Auch Philipp Vallet half noch mit zuschlagen,
„bis endlich Sevos unter ihren Händen ver-
„schied. Peter Vallet gieng indeß vor die Thü-
„re, um acht zu geben, ob etwa jemand vorbei
„gienge. Da Vallet merkte, daß Sevos todt
„sei, wollte er mich nöthigen, auch noch mit
„zuzuschlagen, vermuthlich in der Absicht, daß
„ich nicht wider ihn zeugen sollte; allein ich
„ließ mich nicht überreden. Endlich schaffte
„Vallet mit Hülfe seiner Frau und seiner Kinder
„den todten Körper in die Ziegelhütte, legte
„ihn bei dem Ofenloch nieder, und bedeckte ihn
„ganz mit Holz. Hier liessen sie den Leichnam
„bis zur heiligen Woche liegen. Dann aber wur-
„de er hervorgezogen und in dem Ziegelofen ver-
„brannt. — Daß dies leztere geschehen ist, weiß
„ich daher, weil ich am Charfreitag selbst in Val-
„letz Ziegelhütte war, einen unausstehlichen
„Geruch bemerkte, der aus dem Ofen kam, und
„verbrannte Knochen im Ofen sah. — Uebri-
„gens hat mir Vallet öfters gedroht, daß es

„mir eben so gehen solle, wenn ich nur eine „Sylbe über Sevos Ermordung mich verlauten „lassen würde. Bisweilen aber gab er mir „auch ganz gute Worte, und überhäufte mich „mit Geschenken von Wein und Geld, bloß „damit ich schweigen sollte."

Durch diese Aussage, welche mit Vaudins Zeugniß in den Hauptumständen so genau übereinstimmte, schien es beinah ausser allem Zweifel zu sein, daß Vallet mit seiner Familie diesen Mord wirklich begangen habe.

Inzwischen führten sie zu ihrer Vertheidigung hauptsächlich folgende Umstände an. Erstlich habe man, sogleich nach Sevos Verschwinden, in seinem Bette, am Kopfkissen und Bettuch, und am Boden seiner Kammer, Spuren von Blut gefunden; folglich müsse er in seinem Bette ermordet worden sein, und niemand anders, als Anton Pin, könne ihn umgebracht haben. Zweitens wurde bewiesen, daß Peter Vallet, der jüngste Sohn, in der Nacht des 19 Februars, in welcher er während der Ermordung des Sevos vor seines Vaters Hause sollte Schildwache gestanden haben, in einer Pension bei einem Schullehrer zu Poncin zwischen zween seiner Mitschüler geschlafen habe.

Allein

Allein die Gerichte übergiengen diese Umstände mit Stillschweigen, und bestanden blos darauf: Vallet solle gerichtliche Beweise beibringen, daß Anton Pin den Sevos ermordet habe. — Auf diesem Wege blieb freilich Vallets Rechtfertigung unmöglich.

Frillet übergab nun, als königlicher Fiskal, folgendes Gutachten: „Joseph Vallet, der durch „mörderische Gewaltthätigkeit den Tod des Anton Duplex verursacht habe, solle mit dem „Strang hingerichtet, seine Frau aber und seine „beiden Söhne, so wie auch Anton Pin, welche „nebst ihm sämtlich eines an Joseph Sevos verübten Mords angeklagt wären, sollten auf die „Folter gebracht werden."

Hierauf ertheilte das Gericht, am 9 Mai 1725, den Ausspruch: „daß Joseph Vallet, „nebst seiner Frau und seinen Söhnen, weil sie „bei ihrer Vertheidigung das, was sie hätten „erweisen sollen, nicht erwiesen hätten, auf die „ordentliche und ausserordentliche Folter gebracht „werden sollen, um dadurch ein richtiges Bekenntniß wegen des an Sevos verübten Mordes von ihnen zu erhalten."

Mit dieser Sentenz, welche dem alten Vallet noch das Leben fristete, war aber Frillet nicht

zufrieden. Er appellirte an das Parlament zu Dijon. Die Akten wurden von dem Richter dahin eingeschickt, und Vallet mit seiner Familie ins Parlamentsgefängniß zu Dijon gebracht.

Dieser Gerichtshof fand zwar in den Akten Umstände genug, die dem Vallet und den Seinigen sehr zur Last fielen. Allein die Anzeigen wider Anton Pin, der üble Ruf in dem er stand, seine Flucht, verschiedene auf seine Sicherheit abzielende Bedingungen, die er gemacht hatte, als er sich unter die Truppen anwerben ließ, mancherlei Widersprüche in seinen Aussagen — alles dies war nicht minder wichtig. Die Sache schien noch weit mehr Aufhellung zu bedürfen.

Das Parlament verordnete also, durch ein Arret vom 18 Junius 1725: „daß sowohl Vallet mit seiner Familie als Anton Pin, jedes „einzeln, noch einmal verhört und alsdenn alle „mit einander konfrontirt werden sollen."

Diese neue Untersuchung gab zwar im Ganzen nicht so viel Licht als man gehofft hatte. Doch vervielfältigten sich dadurch die Anzeigen wider Pin so sehr, daß man berechtiget war, sich vorerst an ihn allein zu halten.

Durch ein neues Arret des Parlaments, vom 26 Junius, wurde daher befohlen, „daß Anton „Pin

„Pin in Gegenwart eines vom Parlamente abge„ordneten Kommissärs gefoltert werden solle, „um ein richtiges Bekenntniß über den Mord „des Sevos und eine genaue Anzeige seiner „Mitschuldigen von ihm zu erhalten.“

Von diesem Urtheil erhielt Pin auf eine oder die andre Art eine vorläufige Nachricht, und sprach davon mit einem seiner Mitgefangenen, der selbst erst vor kurzem die Folter ausgestanden hatte, ohne etwas zu gestehen. Dieser stellte nun den Pin an seinem eignen Beispiel vor, daß er sein Leben retten könne, wenn er nur Muth genug habe. Durch einen starken Körperbau unterstützt, konnte Pin diesen Rath um so leichter befolgen. Er ließ sich durch die Folter so wenig eine Aenderung seiner Aussage abzwingen, daß er vielmehr noch den neuen Umstand hinzusetzte: „Vallet habe ihn dazu bestellt, an jenem Abend des neunzehnten Februars den Sevos zu ihm zu bringen, und habe ihm dafür einen Louisdor gegeben.“

Vallet schien jezt mit seiner Familie durch diese Aussage völlig überwiesen. Eine schmähliche Todesstrafe wartete schon ihrer.

Allein auch bei einem verhärteten Bösewicht wirkt oft die Stimme des Gewissens mehr, als

die Schmerzen der Folter. Kaum war Pin von der Folter wieder ins Gefängniß gebracht, als eine ihm ganz ungewöhnliche Rührung sich seiner bemächtigte. Er bat flehentlich, daß eine Gerichtsperson zu ihm ins Gefängniß kommen möchte.

Herr von Vormes, der Referent dieses Prozesses, begab sich also zu ihm mit einem Aktuar, und nun widerrief Pin alle seine vorher gegebnen Aussagen und legte folgendes Geständniß ab:

„Am 19 Februar 1724 traf ich den Joseph „Sevos in Vallets Hause. Ich setzte mich zu „ihm, um mit ihm zu trinken. Nach einigen „Stunden gieng er weg, und begab sich zu ei„ner gewissen Flory; ich folgte ihm bald dahin „nach. Bei dieser Frau zechten wir bis Abends „um neun Uhr. Alsdenn giengen wir noch zu „Dümoulin, und tranken fort bis nach Mit„ternacht. Hier erblickte ich bei Sevos einen „Beutel mit ungefähr vierzig Thalern Silber„geld, und dadurch entstand bei mir der Ge„danke, ihn zu ermorden. In dieser Absicht „begleitete ich ihn nach seinem Hause, und mach„te ihm den Vorschlag, daß wir noch etwas mit „einander essen wollten. Es war kein Brod

„im

„im Hauſe, ich gieng alſo noch aus, um wel„ches zu holen. Zugleich aber nahm ich aus „meines Vaters Hauſe ein kleines Beil mit, das „ich unter meinem Kleid verborgen hielt. Sevos „hatte bis zu meiner Rückkunft mehr Luſt zum „Schlafen als zum Eſſen bekommen, und bat „mich, die Nacht bei ihm zu bleiben. Ich begleis„tete ihn zu Bette, und da er eben im Begriff „war, hineinzuſteigen, gab ich ihm mit dem „Beile einen Schlag auf dem Kopf. Ach, „mein Gott! ſchrie er, ich ſterbe, ſtürzte „ſogleich nieder und rührte ſich nicht mehr. Ich „nahm darauf ſein Geld, trug den Körper in „den Stall, und deckte ihn zu mit Miſt. Das „Bett und der Fußboden waren mit Blut be„fleckt. Ich ſuchte alſo dieſe Flecken ſorgfältig „wegzuwiſchen und warf Kleien darüber. Beim „Weggehen vergaß ich aber meinen Queerſack, „der auch mit Blut beſprüzt worden war. — „Dieſen lezten Umſtand,“ ſezte er hinzu, „be„merke ich deswegen, weil ich erfahren habe, „daß der Kaſtellan von Barembon einige Tage „nach dem Mord in das Haus gekommen ſei, „und die Spuren von dem Blute geſehen habe, „und daß ſogar einige von ſeinen Begleitern ge„ſagt haben, der blutige Queerſack gehöre mir zu.“

„Im Mai 1722," fuhr er dann fort, „war „de Philipp Vallet von mir auf der Strasse „seines Geldes und seiner Kleider beraubt. Dies „sen Strassenraub sah Sevos hinter einem „Busch mit an, und liess sich hernach verlauten: „er könne den Vin aufs Rad bringen, wenn er „wolle. Diese Aeusserung gab mir den Gedan„ken ein, einen so gefährlichen Zeugen bei der „ersten Gelegenheit aus dem Wege zu schaffen, „und der Anblick des Geldes an jenem unglück„lichen Tage brachte diesen Entschluß schnell zur „Reife. — Uebrigens kann ich versichern, daß „ich bei der Ermordung des Sevos ganz allein „war, und daß Vallet mit seiner Familie an „dieser Wohlthat ganz unschuldig ist. Ich kann „dies so gewiß sagen, als ich von Gott Ver„gebung hoffe, und ich bereue es unaussprech„lich, daß ich auf diese unschuldigen Leute mein „Verbrechen habe wälzen wollen."

Herr von Vorms fragte ihn hier, was er für einen Grund dazu gehabt habe, diese Familie des Mordes zu beschuldigen? „Ich war ent„schlossen," antwortete er darauf, „als man „mich nach Pont d'Ains führte, die Wahrheit „zu bekennen. Allein der Steckmeister gab sich „alle Mühe, mich wider Vallet einzunehmen.

„Er

„Er stellte mir vor, daß er mit seiner Frau „und mit seinen Kindern, in allen Verhören „es darauf angelegt habe, den Verdacht des „Mordes auf mich zu bringen, und daß ich also „Grund genug hätte, mich an ihnen zu rächen, „ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten, und „sie als die Mörder des Sevos anzugeben. „Durch solche Vorstellungen wurde ich wirklich „umgestimmt."

Endlich sezte er noch hinzu: „Vaudan, der „wider die Familie Vallet als Zeuge aufgetreten „ist, ist ein ausgemachter Bösewicht. Sein „ganzes Zeugniß ist falsch, er ist dazu durch „eine große Summe erkauft, und wenn man „ihn festsezt, so wird man das ganze Komplot „entdecken."

Nach diesem Bekenntniß, das Vin noch in einigen darauf folgenden Verhören bestätigte, sprach das Parlament, am 3 Julius, das Urtheil über ihn: „daß er an Beinen, Schenkeln „und Armen gerädert und alsdenn noch lebendig „auf ein Rad gelegt werden solle. Von seinem „Vermögen sollten 50 Liver als eine Buße dem „Besizer der Herrschaft Pont d'Ains zufallen, „100 Liver zu Seelmessen für ihn verwendet „und

„und das übrige von der Behörde eingezogen „werden."

Vor seiner Hinrichtung bat Pin. noch die unglückliche Familie Vallet aufs rührendste um Verzeihung, und gieng dann mit Standhaftigkeit zum Richtplaz.

Gleich am folgenden Tag schickte nun das Parlament Herrn Flütelot als Kommissär ab, um unverzüglich den Körper des ermordeten Sevos aufsuchen zu lassen. Es wurde in dem Hause des Sevos und um dasselbe alles aufs strengste untersucht. Allein es fand sich keine Spur von einem ermordeten Körper.

Zugleich befahl das Parlament, den Anton Vaudan sogleich in Verhaft zu nehmen, und die Untersuchung wider ihn anzufangen, auch alle bei den Gerichten zu Pont d'Ains und Varemben in dieser Sache ergangene Akten, besonders aber das über die erste Nachsuchung in Sevos Hause geführte Protokoll, dem Herrn Flütelot, als dem ernannten Kommissär, auszuliefern.

Diesem Befehl gemäß wurde Vaudan sogleich arretirt, und noch an demselben Tage verhört. Er blieb hartnäckig bei seiner ersten Aussage, daß Sevos in Valletz Hause ermordet worden sei; aber er gestund, ohne darüber befragt zu sein,

sein, daß er dem Anton Valencel, bei dem er als Knecht in Diensten gewesen, eine Fohle und drei Ochsen gestohlen habe.

In den Untersuchungsakten, die von den Gerichten zu Pont d'Ains ausgeliefert wurden, fand der Kommissär vieles ausradirt, mehrere Abänderungen und Zusäze, die nicht von der Hand des Gerichtsaktuars gemacht waren, und verschiedne wichtige Registraturen, die nicht unterschrieben waren. Dies veranlaßte bei ihm den Verdacht, das Frillet wohl auf eine ganz andere Art in die Sache verwickelt sei, als sein Amt erfordere. Er fezte also die Untersuchung um so schärfer fort, und fand bald, daß alle wider Vallet und dessen Familie aufgetretenen Zeugen entweder Betrüger und vorsezlich falsche Zeugen, oder Betrogene waren, die man mit List zum Zeugniß gebracht hatte. Besonders entdeckte er, daß Frillet absichtlich die ganze Untersuchung bloß wider die Familie des Vallet gerichtet, und alle andre Anzeigen hinterlistig unterdrückt habe. So fand er jezt, daß nicht nur mehrere Personen nach des Sevos Verschwinden in dessen Hause gewesen waren, und die Sputen von Blut im Bette und auf dem Fußboden gesehen hatten; sondern daß der Kastellan

stellan und der Pfarrer von Varembon dem Fiskal Frillet selbst eine gerichtliche Anzeige davon gemacht hatten. Ferner erfuhr er, daß das Mordinstrument noch in des Servos Hause sei. Er ließ es abholen, und man sah noch jezt Blut daran. — Umstände genug, die nur Frillets Bosheit so lange unterdrückt hatte!

Nun wurden auch die wegen der vorgegebnen Ermordung des Anton Duplex verhandelten Akten noch einmal genau durchgesehen. Der Kommissär sah aus der unmittelbar nach des Duplex Tode, im Jahr 1705 angestellten Untersuchung ganz deutlich, daß Duplex eines natürlichen Todes gestorben war, und daß auch nicht ein Schatten von Verdacht wider Vallet vorhanden gewesen sei, den die Aussage des Claudius Moriz vollkommen gerechtfertiget habe. Die ganz widersprechende Aussage eben dieses Claudius Moriz, welche in den neuern Akten vom Jahr 1724 enthalten war, bewies offenbar, daß ihr Urheber ein falscher Zeuge sei.

Moriz wurde also auch in Verhaft genommen, und mit Baudan konfrontirt. Allein beide blieben hartnäckig bei ihren Aussagen wider Vallet; und wurden nun ins Parlamentsgefängniß gebracht.

Kaum

Kaum war aber Vaudan dort angekommen, als er, eben so wie vorher Pin, von seinem Gewissen gerührt, die Wahrheit freiwillig bekannte. Er widerrief seine Aussage und alles das, was er bei seiner Konfrontation mit Moriz gesagt hatte.

Am 25 Oktober 1725 sprach nun das Parlament das Urtheil über ihn: „er solle, mit der „Aufschrift auf der Brust, falscher Zeuge „und Hausdieb, auf den Richtplatz geführt „und mit dem Strang hingerichtet werden. Zu„vor aber soll man ihn auf die Folter bringen, „um seine Mitschuldigen von ihm zu erfahren."

Dieser Sentenz zufolge wurde also Vaudan noch gefoltert. Man erfuhr aber nichts weiter von ihm, als was er schon angegeben hatte.

Das Parlament eilte nun, die Untersuchung zu beendigen, und verurtheilte, den 12 Oktober 1725, auch den Claudius Moriz zur Folter, um ihn zum Geständniß seines Verbrechens zu bringen.

Dieser Befehl wurde noch an demselben Tage vollzogen. Auf der Folter gestand Moriz: „Frillet sei der Urheber dieser ganzen Kabale „wider Vallet und seine Familie. Frillet habe „ihn aufgefordert, jetzt das Gegentheil seiner

„ehe-

„ehemaligen Auſſage zu behaupten, und ihm „geſagt: man müſſe jezt die Geſchichte des Du„plex wieder in Bewegung bringen und ganz „dreiſt behaupten, Vallet habe ihn ermordet „und den damaligen Criminalrichter beſtochen, „die Unterſuchung zu unterdrücken. Anfänglich „habe er ſich zu einem ſolchen falſchen Zeugniß „durchaus nicht verſtehen wollen. Allein Fril„let habe die liſtigſten Ueberredungen angewen„det, und er habe ſich endlich, theils durch die „Furcht vor Frillets Verfolgung theils durch „die vorgeſpiegelten Belohnungen verführen laſ„ſen, ſeine abſcheulichen Plane zu unterſtüzen. — „Auch Anton Torillon, ein Oheim des „Vaudan, und Joſeph Mallet hätten ſich „viele Mühe gegeben, Zeugen aufzutreiben und „abzurichten."

Auf dieſes Bekenntniß erfolgte gleich am 13 Oktober 1725, das Urtheil des Parlaments: „Claudius Moriz ſolle gehängt: und von ſeinem „Vermögen der Familie Vallet 500 Liver zur „Schadloshaltung bezahlt werden."

Die unglückliche Familie, welche durch die ſchwärzeſte Kabale an den Rand des Verderbens gefahrt worden war und, ohne die entfernteſte Schuld an den Verbrechen zu haben, deren der

boshaf-

boshafteſte Neid habſüchtiger Nachbarn ſie angeklagt hatte, ſo lange unter der Laſt der empfindlichſten Leiden hatte ſchmachten müſſen, wurde nun endlich von der wider ſie erhobnen Anklage völlig losgeſprochen, und wieder auf freien Fuß geſtellt.

Gleich am Tage nach Moriz Hinrichtung gab das Parlament Befehl „daß Friller, der bisherige königliche Fiskal zu Pont d'Ains, Joſeph Maller, Förſter in den Dienſten der „Herren von Varembon, und Anton Thorillon, der Bediente dieſer Herren, in Verhaft genommen und in das Parlamentsgefängniß gebracht werden ſollen.“ — Allein Friller fand Mittel zu entwiſchen, und nahm auch Maller und Thorillon mit ſich. Sie flüchteten ſich nach Savoyen in ein Kloſter.

Einige Jahre darauf war Peter Vallet eines Tages in der Stadt Burg. Auf einmal begegnete ihm ein Mann, deſſen Anblick ihn wie die Erſcheinung eines Geiſtes erſchreckte. Mit aufgeriſſenen Augen, wie eingewurzelt in den Boden, ſtand er da, und betrachtete den Mann. Er konnte nicht reden, und zeigte ſein Schrecken und Erſtaunen nur durch Minen und Geberden. Endlich gieng der Mann auf ihn zu, und

reichte ihm die Hand. „Erſchrick nur nicht, ſagte er, ich bin der leibhafte Sevos, aber ich bitte dich, mache mir keinen Verdruß. Vallet konnte noch immer nicht begreifen, wie ein Menſch noch leben könne, den Anton Pin ermordet, deſſen Ermordung dieſer Pin ſelbſt eingeſtanden und dafür die Todesſtrafe erlitten habe. Demungeachtet war der Mann, der da ſtund, der wirkliche Sevos.

Vallet nöthigte dieſen wieder aufgelebten Sevos, mit ihm vor die Obrigkeit zu gehen, und bat die Gerichte des Ortes, ſie beide ſo lang in Verhaft zu behalten, bis ein Befehl vom Parlamente eingehohlt werden könnte. Auf die Nachricht von dieſer unerwarteten Erſcheinung wendete ſich der alte Vallet ſogleich an das Parlament, und erhielt am 4 Januar 1730 einen Befehl an den Criminallieutenant zu Burg: „den Sevos über ſeine plözliche Entfernung von Hauſe und über die Urſache, warum er ſich ſo lange verborgen gehalten habe, zu vernehmen.“ — Seine Antworten zeigten aber ſo viele Zurückhaltung, und waren ſo voll Widerſprüche, daß das Parlament muthmaßte, es ſei auch hierunter ein Geheimniß der Bosheit verborgen.

Sevos

Sevos wurde deshalb am 13 März in das Parlamentsgefängniß gebracht, um bei dem Parlament selbst genauer verhört zu werden. Anfangs war er gegen den Kommissär des Parlaments, der ihn verhörte, eben so zurückhaltend. Da man ihm aber drohte, strengere Mittel zu gebrauchen, so ließ er sich endlich zur Sprache bringen.

Seine Erzählung traf mit dem Bekenntnisse des Anton Pin vollständig überein. Er hatte mit diesem den ganzen Tag in Trinkhäusern zugebracht, Pin war endlich spät in der Nacht mit in sein Haus gegangen, und hatte bei ihm schlafen wollen. „In dem Augenblick, da ich „mich zu Bette legen wollte — fuhr Sevos in seiner Erzählung fort — gab er mir einen „Schlag an den Kopf mit einem Beile. Ich „stürzte sogleich nieder, und schrie: mein „Gott, ich sterbe! Da ich mich nicht mehr „rührte, so glaubte Pin, ich sei wirklich todt. „Ohne einen Laut von mir zu geben, ließ ich „mich in den Stall tragen. Pin nahm mir die „vierzig Thaler, die ich bei mir hatte, und „machte sich davon. So bald ich merkte, daß „er das Haus verlassen habe, stand ich auf und „verschloß die Thüre. Die Wunde am Kopfe

„blutete zwar ſtark, war aber nicht gefährlich.
„Ich ſuchte während der Nacht das Blut zu
„ſtillen, und da es Tag wurde, machte ich mir
„einen Verband, ſo gut ich konnte. Zwei Tage
„lang blieb ich in meinem Hauſe eingeſchloſſen,
„denn ich kannte die Verwegenheit des Pin,
„und getraute mir nicht, mich lebendig vor ihm
„ſehen zu laſſen. Am dritten Tage gieng ich ganz
„frühe nach Varembon zu dem königlichen Fis-
„kal Frillet, und erzählte dieſem Beamten den
„mörderiſchen Angriff, welchen Pin auf mein
„Leben gemacht hatte, mit allen Umſtänden.
„Frillet hörete mich ſehr aufmerkſam an, ſchien
„einige Augenblicke über die Sache nachzudenken,
„und ſagte endlich: „Was kannſt du dem Pin
„„anhaben? er iſt ein Böſewicht, der nichts zu
„„verlieren hat, und alles wagt. Erfährt er,
„„daß du noch lebſt und ihn verfolgſt, ſo ſtellt
„„er dir heimlich nach, und bringt dich um, ſo-
„„bald er dich am rechten Ort findet. Ich rathe
„„dir, dich jezt vor keinem Menſchen ſehen zu
„„laſſen, und dich fortzumachen, ſo weit deine
„„Füße dich tragen wollen.“ Durch Vorſtellun-
„gen dieſer Art ſezte mich Frillet ſo in Furcht,
„daß ich ſogleich mit möglichſter Eilfertigkeit die
„Gegend verließ. Ich trieb mich lange in der

„Fern

„Ferne herum, bis ich endlich wieder nach „Burg kam.“

Dies war alles, was man aus ihm bringen konnte. Höchſt wahrſcheinlich blieb es indeß immer, daß Frillet dem Sevos nicht bloß dieſen Rath ſondern auch, vielleicht im Einverſtändniß mit Ballets übrigen Feinden, Geld gegeben hatte, um ihn aus dem Lande zu entfernen.

Nun ſah man auch wol ein, warum Frillet, auf das Gerücht daß Sevos verſchwunden ſei, nicht ſogleich eine genaue Unterſuchung ſeines Hauſes veranſtaltet hatte. Er wußte freilich ſchon zu gut, was ſich finden würde, und daß die Unterſuchung alsdenn einen ganz andern Gang nehmen müßte, als in ſeinem Plan lag. Er hatte einmal beſchloſſen, dieſen Vorfall wider die Familie Ballet zu kehren. Deswegen wartete er ſo lange mit dem Anfang der Unterſuchung, bis der wider ihn entſtandene Verdacht in den Gemüthern des Volks ſich gelegt, und er durch ſeine Abgeſandten ſeine Abſichten gehörig vorbereitet hatte.

Inzwiſchen hatte Frillet kaum erfahren, daß Sevos wiedergekommen ſei, als er ſogleich ſich ſelbſt auch wieder einfand. Er ſuchte dieſen Umſtand zu benuzen, und übergab dem Conſeil

eine weitläuftige Schrift, worin er, theils das Parlament zu Dijon eines unüberlegten ungerechten Verfahrens beschuldigte, da es einen Mann als Mörder habe rädern lassen, obgleich der Ermordete noch lebe; theils sein eignes Benehmen bei der Untersuchung wider Vallet und dessen Familie mit den listigsten Wendungen zu vertheidigen suchte.

Das Conseil ließ hierauf dem Parlament die Akten abfordern. Allein es fand sich darin so wenig ein Beweis von Frillets Beschuldigung wider das Parlament als von der Rechtfertigung seines eignen Verfahrens. Vielmehr erhellten seine gewaltsamen Rechtsverdrehungen daraus so offenbar, daß das Conseil sogleich, durch ein Arrest vom 30 Mai 1730, befahl: „Frillet solle in Verhaft genommen, unter hinlänglicher Wache in das Parlamentgefängniß gebracht, und ihm vom Parlamente der Prozeß gemacht werden."

Dieser Ausspruch mußte dem Frillet sehr unerwartet sein, denn er war schon so gewiß, die Sache werde nun beigelegt werden, daß er bereits um Abolition angesucht hatte. Er wurde verhaftet, aufs schärfste verhört, und mit den gegen ihn vorhandenen Zeugen konfrontirt.

Man entdeckte noch mehrere Gehäilfen seiner boshaften Kabale.

Während dieser Untersuchung starb Sevos im Gefängnisse, ehe man ihn zu einem vollständigen Geständniß hätte bringen können. Vermuthlich hatte er selbst auch Antheil an dem Komplot gehabt, das Frillet wider die unglückliche Familie des Vallet errichtet hatte.

Dmunerachtet wurde Frillet vollkommen überwiesen, daß er die Anklage wider Vallet, wegen eines an Duplex und Sevos verübten Mordes, blos aus Haß angelegt, und bei der Untersuchung wider besseres Wissen gehandelt habe.

Das Parlament sprach ihm also, am 7 August, das Urtheil, „daß er mit dem Strange hingerichtet, sein Vermögen eingezogen, und der Familie Vallet davon 8000 Liver bezahlt werden sollen.“

Die Richter waren von sieben Uhr Vormittags bis vier Uhr Nachmittags versammelt, als sie dieses Urtheil abfaßten. Ganz Dijon war an diesem Tage in Bewegung, jedermann erwartete mit Begierde die Entwickelung von Frillets Schicksale, jedermann hoffte, daß das Urtheil die bürgerliche Gesellschaft von einem sol-

chen Ungeheuer befreien und allen den kleinen Tirannen, die ihre Amtsmacht zum Verderben ihrer Unterthanen anwenden, an ihm ein warnendes Beiſpiel geben werde.

Sobald es bekannt war, daß Frillet zum Tode verurtheilt ſei, ſchien jedermann freier zu athmen. Der Weg vom Gefängniß bis zum Gerichtsplaz war mit Menſchen bedeckt, alle Fenſter waren angefüllt, und das ganze Publikum ſchien mit Vergnügen den Augenblick zu erwarten, wo ein Böſewicht ſeinen Lohn bekommen ſollte, der die Gewalt der Gerechtigkeit mit einer ſo ſchwarzen Bosheit zur Unterdrückung der Unſchuld mißbraucht hatte.

Wider alles Vermuthen aber erſchien der Generalprokurator im Parlament, und überreichte dem erſten Präſidenten einen Brief vom Königlichen Kanzler, worin geſagt wurde: „Seine Königliche Majeſtät habe ſich Frillets Sache vortragen laſſen, und darauf befohlen, wenn das Urtheil ihm eine Lebensſtrafe zuerkennen würde, mit der Vollziehung auf weitern Befehl zu warten.“ Dieſer Brief war weder an das Parlament adreſſirt, noch von einem Staatsſekretär kontraſignirt; er hatte alſo in keinem Stücke die Form eines unmittelbaren königlichen Befehls.

Befehls. Das Parlament war alſo anfänglich zweifelhaft, ob es ſich darnach richten ſolle. Doch giengen endlich die meiſten Stimmen dahin, man müſſe, aus Ehrfurcht gegen die Willensmeinung des Königs, die Form überſehen.

Das Publikum war äuſſerſt verlegen und unzufrieden, ſich in ſeiner Erwartung betrogen zu ſehen. Jeder glaubte, für ſeine eigne Perſon nicht mehr ſicher zu ſein, wenn ein ſolcher Juſtizmörder nicht zu einem öffentlichen Opfer der rächenden Gerechtigkeit gemacht würde.

Der König verwandelte Frillets Todesſtrafe in eine zehnjährige Landesverweiſung. Der Familie Vallet mußte er gleichwol die zuerkannte Summe bezahlen. In dem Augenblick aber, da er aus dem Gefängniß entlaſſen werden ſollte, um ſeine Wanderſchaft aus dem Lande anzutreten, ſtarb er eines plötzlichen Todes.

VII. *)

In dem Wirthshauſe eines Dorfes, nicht weit von Toulouſe, gerieth ein Poſtillon mit ei-

*) Dieſe Geſchichte, welche hier allerdings einen Platz verdient, iſt aus den Reflexions philoſophiques ſur l'origine de la civiliſation, et ſur les moyens de remédier aux abus qu'elle entraine. Paris 1781.

nem Gärtner in einen heftigen Zank. Beide ſchimpften, läſterten und drohten, bis ſie endlich einander in die Haare fielen, und einer den andern derb abprügelte. Die Leute in dem Wirthshauſe ſahen anfänglich dem Streite zu, endlich aber traten einige der ſtärkſten dazwiſchen, und riſſen die Kämpfer auseinander. Der Poſtillon, der dabei den Kürzeren gezogen hatte, machte ſeiner Wuth durch Schimpfworte und Flüche Luft, und wiederholte einigemal die Drohung: er werde das nicht lange auf ſich ſizen laſſen, er wolle es ihm ſchon wieder einbringen, er werde ihn ſchon noch finden, wo er ihn haben wolle.

Dieſer Auftritt geſchah Vormittags. Am Abend des nämlichen Tages fand man den Gärtner durch einige Meſſerſtiche ermordet. Das Mordgewehr ſteckte noch in einer Wunde, und wurde dem Richter eingehändigt. Dieſer ließ ſogleich den Körper unterſuchen und öffnen, und verhörte mehrere Zeugen. Tauſend Stimmen riefen: niemand als der Poſtillon iſt der Mörder; denn eine Menge von Zeugen hatten die Drohungen aus ſeinem Munde gehört. Und man konnte gar nicht länger zweifeln, daß er

dieſe

dieſe Drohung wirklich erfüllt habe. Das Meſſer das man aus der tödtlichen Wunde zog, war ſein Meſſer; der Gaſtwirth, bei dem er des Mittags gegeſſen hatte, die Mägde im Hauſe, und alle diejenigen die ihn beim Eſſen geſehen hatten, erkannten es als das ſeinige. Noch mehr, man hatte ſogar von ihm die Aeuſſerung gehört: Wenn er dieſes Meſſer heute früh bei ſich gehabt hätte, da er von dem Gärtner mit dem Grabſcheid angefallen worden ſei, ſo wollte er ihm übel gelohnt haben. — Noch während des Eſſens hatte man ihn mürriſch über den vormittägigen Zank geſehen; ſein Schimpfen und Drohen wider den Gärtner hatte noch gar nicht aufgehört. — Endlich, gegen Abend war er weggegangen, und kaum war er zurückgekommen, als man ſchon die Nachricht von dem Mord erhielt.

Da ſich ſo viele Anzeigen gegen ihn häuften, die er gröſtentheils gar nicht läugnen konnte, ſo blieb ihm kaum etwas zu ſeiner Vertheidigung übrig. Die Folter preßte ihm endlich das Bekenntniß aus, und er wurde zum Rade verurtheilt.

Als man ihm ſein Todesurtheil vorlas, wurde er ohnmächtig, und fiel dann in eine Starrſucht, die mehrere Tage anhielt. Nach einigen Monaten wurde ihm ein Arret des Parlaments bekannt gemacht, welches das vorige Urtheil beſtätigte. Kaum hatte er aber die erſten Worte des Arrets gehört, als er aufs neue in eine Starrſucht fiel.

Zum Glück für den Unſchuldigen, erregte das auſſerordentliche dieſes Zufalls die Aufmerkſamkeit der Aerzte und Wundärzte zu Toulouſe, welche, in der Hoffnung intereſſante phyſiologiſche Beobachtungen dabei zu machen, das Parlament erſuchten, dem Delinquenten noch einige Friſt zu ſchenken. Sie erhielten gar leicht die Gewährung einer Bitte, die zur Vervollkommnung einer für die Menſchheit ſo wichtigen Kunſt abzweckte. Die Aerzte glaubten nun, daß ſie kein Bedenken tragen dürften, wiederholte Verſuche an einem Menſchen zu machen, den man, leider! alles Mitleids unwürdig hielt. Sie fanden, daß der Eindruck des Schreckens und Entſezens, das ſeinen ganzen Körper erſchütterte, ſo oft er ſein Todesurtheil hörte, immer von den nämlichen Zeichen begleitet war, und ihn in eine Starrſucht und Fühlloſigkeit ver-

verſezte, die einigemal eine ganze Woche dauerte. Man konnte alſo überzeugt ſein, daß dieſer ſonderbare Zufall kein Betrug, keine Liſt zu Verlängerung ſeines Lebens ſein konnte; denn die künſtlichſte Verſtellung würde es nicht ſo weit haben treiben, wenigſtens es nicht ſo lange haben aushalten können.

Inzwiſchen war die Friſt, welche man ihm verabramt hatte, beinahe verſtrichen, als man einen berüchtigten Räuber in den Kerker brachte. Von ungefähr kam dieſem der ſtarrſüchtige Poſtillon unter die Augen. Er ſah ihn lange mit Erſtaunen an. Wie, fragte er endlich iſt das nicht der Poſtilion, der ſchon vor einigen Monaten wegen des an dem Gärtner verübten Mordes gerädert werden ſollte? — Ja, der iſts, antwortete der Stockmeiſter. — Es iſt ein Glück für ihn, daß er noch nicht gerädert iſt, verſezte der Räuber. — Was Glück, erwiederte jener, er muß doch ſterben, in ein paar Tagen iſt ſeine Friſt abgelaufen. — Das hat nichts zu bedeuten, rief der Räuber, den ſollen ſie gewiß nicht rädern; ich habe den Mord begangen.

Es wurde sogleich den Gerichten die Anzeige davon gemacht. Der Räuber wurde verhört. „Ich war in dem Wirthshause — erzählte er — „als sich der Postillon mit dem Gärtner zankte „und schlug. Beim Mittagessen saß ich neben „ihm, und nahm ihm unvermerkt das Messer „aus der Tasche. Ich erstach damit den Gärt„ner, dem ich schon längst den Tod geschworen „hatte. Das Messer ließ ich absichtlich zurück, „in der sichern Voraussezung daß dies, verbun„den mit dem Zank und mit den Drohungen, „welche am Vormittag vorgefallen waren, allen „Verdacht auf den Postillon bringen würde. „Allein, da nun meine Stunde gekommen ist „und mir nicht mehr geholfen werden kann, so will „ich wenigstens diesen Unschuldigen noch retten.“

Nachdem dieses Geständniß des Räubers gehörig bestätigt worden war, erhielt der Postillon seine Freiheit, aber freilich keine Entschädigung für die lange Todesangst, die er ausgestanden hatte, und mußte sich noch glücklich schäzen, daß der Gedanke eines unverdienten gewaltsamen Todes so wunderbar auf seine Nerven gewirkt hatte.

Erudimini, qui judicatis terram!

Merkwürdige Rechtsfälle

als ein Beitrag

zur

Geschichte der Menschheit.

Nach

dem Französischen Werk des Pitaval

durch mehrere Verfasser ausgearbeitet

und

mit einer Vorrede begleitet

herausgegeben

von

Schiller.

Vierter Theil.

Jena,

bei Christ. Heinr. Cuno's Erben.

1795.

Bayer. Staatsbibliothek
München

Inhalt des vierten Bandes.

I. Martin Guerre . . . S. 1.

II. Das Fräulein von Choiseul . . . S. 45.

III. Der Bettler von Vernon . . . S. 228.

IV. Das Mädchen von Orleans . . . S. 256.

V. Der Handelsvertrag mit Gott . . . S. 377.

VI. Das ungleiche Ehepaar . . . S. 420.

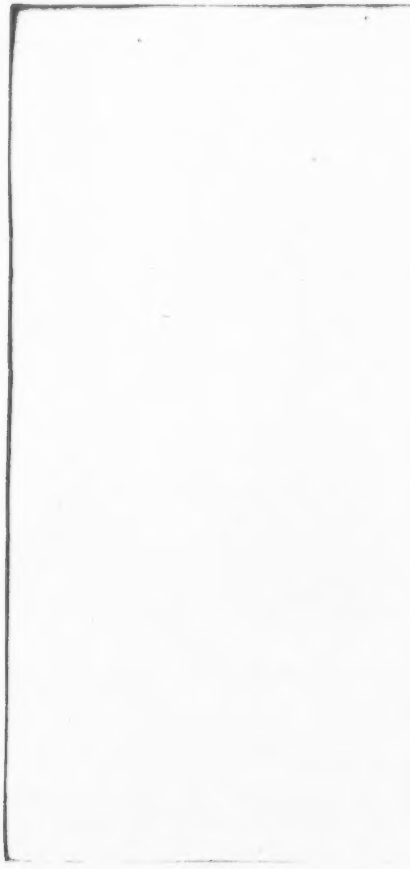

Martin Guerre.

Martin Guerre ſtammte aus einer Familie in Biscayen, die ſich etwas über den Bauernſtand erhob.

Im Jänner 1539, in einem Alter von elf Jahren, heirathete er Bertranden von Rols, aus Artigues in dem Sprengel von Rieux, ein Mädchen von ungefähr gleichem Alter, das mit den Reizen einer ſeltenen Schönheit den Vorzug eines Verhaltens verband, das ſie über alle Anfälle der Verleumdung erhob.

Acht oder neun Jahre lang wurde die Ehe dieſes beinahe noch im Kinderalter ſtehenden Paares nicht vollzogen. Alle Verwandten glaubten ſchon, wie es damals Mode war, es ſei Zauberei im Spiele. Die Familie der Frau

wünschte die Ehe wieder getrennt; allein die Frau, die ihren Mann sehr zärtlich liebte, war durchaus nicht dazu zu bewegen. Da sie diesen Plan nicht erreichen konnten, so wendeten sie wenigstens alle erdenkliche Mittel an, die Bezauberung zu heben. Die jungen Eheleute mußten geweihte Kuchen *) und Hostien essen, und man ließ vier Messen durch vier verschiedne Priester für sie lesen.

Die Natur übernahm endlich selbst die Entzauberung, da das reifere Alter eintrat. In ihrem zwanzigsten Jahre ungefähr, machten die beiden Eheleute mit zwei ihrer Bekannten, einem Bruder und einer Schwester, eine Reise. Unterwegs mußten alle viere in einem Zimmer schlafen, wo nicht mehr als zwei Betten waren. Das eine davon nahmen die beiden Frauen ein, in dem andern schliefen die Männer. In der Nacht schlich sich Martin Guerre von der Seite seines Freundes zu seiner Frau, und — von dem Augenblick an ward er

*) Fouaces — eine Art von Kuchen, die in heisser Asche gebacken und dann im Augenblick der Wandlung auf den Altar gelegt wurden. Man glaubte, daß sie durch diese Ceremonie die Kraft erhielten alle Hexerei zu vertreiben.

er Vater von einem Sohne, den er bei ſeiner Geburt Sanxi nennen ließ.

Nicht lange nach der Geburt dieſes Knaben ließ Guerre ſich gelüſten, ſeinem Vater einiges Getreide zu ſtehlen, und wurde entdeckt. Er fürchtete den Zorn ſeines Vaters, und ergriff die Flucht, um den Folgen deſſelben zu entgehen. Acht ganzer Jahre lang hörte man nicht das geringſte von ihm. Sein Vater ſtarb inzwiſchen, und ein Vatersbruder, Namens Peter Guerre, übernahm für den Abweſenden die Verwaltung des ihm zugefallenen väterlichen Erbtheils.

Nach acht Jahren erſchien auf einmal ein Mann, der nicht nur den Namen ſondern auch das völlige Anſehen des Entwichenen hatte. Bertrande von Rols, die während der langen Zeit ihrer Wittwenſchaft ſich einen unbeſcholtnen Ruf erhalten hatte, erkannte ihn ſogleich für ihren Mann, und räumte ihm ohne Bedenken Wohnung Tiſch und Bette wieder ein.

Vier Schweſtern des Martin Guerre erkannten ſämmtlich dieſen Ankömmling für ihren Bruder. Peter Guerre nahm ihn als ſeinen Neffen auf. Mit einem Wort, die ganze Familie empfieng ihn als ihren Verwandten, und

es fiel niemand unter ihnen ein zu zweifeln, daß er derjenige wirklich sei, für den er gehalten wurde.

Seine alten Freunde und seine ehemaligen Gespielen erkannten ihn. Er erinnerte sie an allerlei Umstände ihres Lebens; er spielte in seinen Gesprächen auf bekannte Geschichten an; kurz er benahm sich unter ihnen mit der Unbefangenheit und Vertraulichkeit, die sich nur im Umgang der engsten Freundschaft findet.

So lebte er einige Jahre mit der größesten Sicherheit in dem Besitze seines Glücks. Zwei Kinder, von welchen das eine bald nach der Geburt wieder starb, waren die Frucht dieser Verbindung.

Diese Ruhe ward einst auf einige Zeit durch einen Soldaten von Rochefort gestört, der bei seiner Durchreise zu Artigues von ungefähr erzählte: Martin Guerre halte sich in Flandern auf, und trage jezt ein hölzernes Bein, weil er das seinige bei St. Laurent durch eine Kanonenkugel verloren habe. Bei Bertrande von Rols erregte diese Nachricht einigen Verdacht. Sie ließ sogar über die Aussage des Soldaten durch Notarien eine Akte verfertigen. Allein — es sei nun Schaam über die Folgen,

die

die ihr Irrthum ſchon gehabt hatte, oder wirkliche Täuſchung durch die Aehnlichkeit der Züge, oder irgend eine andre Urſache geweſen, wodurch ſie von der weiteren Unterſuchung abgehalten wurde: ſie fuhr fort, ihn öffentlich als ihren Ehemann zu behandeln.

Drei Jahre waren unter dieſen Umſtänden ſchon verfloſſen. Peter Guerre hatte unter dieſer Zeit ſeinem Neffen die ſämmtliche bisher für ihn verwaltete Güter übergeben. Dieſer verlangte aber auch Rechnung über die daraus gezogene Einkünfte; und da der Oheim dieſe Rechnung unter allerlei nichtigem Vorwand immer verſchob, ſo belangte er ihn endlich deshalb bei der Obrigkeit.

Dies Verfahren, das an ſich ſchon große Erbitterung erregte, verbunden mit der Härte, mit welcher alsdenn der Kläger die Bezahlung des Rückſtandes beitrieb, beſtimmte den Peter Guerre zur Rache. Man beſchuldigte ihn wirklich, mehrere Anfälle auf das Leben ſeines Neffen gemacht zu haben. Endlich aber erſah er eine Gelegenheit, welche ihm ſichrer ſchien.

Der vermeinte Martin Guerre bekam Händel mit einen gewiſſen Johann von Eſcarboeuf.

Die Sache kam zur peinlichen Unterſuchung vor dem Landrichter zu Toulouſe, und Guerre wurde gefänglich eingezogen. Während er nun im Arreſt ſaß, wendete Peter Guerre, vereinigt mit ſeinen vier Schwiegerſöhnen, alles an, Bertranden von Rols zu bereden, daß dieſer Menſch, den ſie für ihren Mann halte, ein bloßer Betrüger ſei. Sie verlangten, ſie ſolle ſich öffentlich von ihm losſagen; und drohten endlich, ſie aus ihrem eignen Hauſe zu verjagen, wenn ſie nicht dazu einwilligen würde. Allein Bertrande wies ihre Zumuthungen ſtandhaft zurück, und erklärte endlich ganz aufgebracht: „ſie müſſe ihn beſſer kennen als irgend ein Menſch, und ſie könnte den ums Leben bringen, der das Gegentheil behaupten wolle.“

Der Gefangene wurde endlich, kraft eines richterlichen Spruches auf Beweis und Gegenbeweis *), wieder in Freiheit geſezt. Sobald er

*) Wenn die in einem Prozeß aufgeſtellten Thatſachen nicht hinreichend bewieſen ſind, um ein entſcheidendes Urtheil zu begründen: ſo dekretirt der Richter, daß der Ankläger durch Zeugen oder auf andre Art die Thatſachen zu erweiſen, der Angeklagte aber von ſeiner Seite die Unrichtigkeit der Anklage darzuthun habe; und, nach-

er losgelaſſen war, eilte er wieder zu ſeiner Gattin, die ihn mit aller der Freude aufnahm, die eine tugendhafte Frau bei dem Wiederſehen ihres Manns empfinden muß, der ſich aus einer Gefahr, die ſeiner Ehre oder ſogar ſeinem Leben drohte, glücklich gerettet hat. Sie überhäufte ihn mit Liebkoſungen, ſie reichte ihm weiſſe Wäſche, ſie half ihm ſich wieder reinigen, und verſtattete ihm den völligen Gebrauch aller Rechte eines Ehemannes.

Des andern Morgens ganz früh aber erſchienen Peter Guerre und deſſen Schwiegerſöhne, alle bewaffnet, und brachten den Ehemann, unter dem Vorwand, daß ſie von Bertrande von Rols dazu bevollmächtigt ſeien, in das Gefängniß zu Rieux.

Peter Guerre hat nachher ſelbſt eingeſtanden, daß damals noch von keiner ſolchen Vollmacht die Rede geweſen, ſondern erſt am ſpäten Abend deſſelben Tages von Bertranden ein

während er dieſe wechſelſeitige Beweiſe erwartet, entläßt er den Angeklagten, wenn dieſer eine bleibende Wohnung in dem Gerichtsorte hat, ſo lange aus dem Verhaft, mit dem Vorbehalt, daß er ſich ſtelle, wenn er vorgefordert werde. Dies heißt in der franzöſiſchen Rechtsſprache appointement de contrariété.

ſolcher Aufſaz unterſchrieben worden ſei. Inzwiſchen hatte doch auch Bertrande ihrem Ehemann Kleidungsſtücke Wäſche und Geld ins Gefängniß geſchickt. Ein ſo widerſprechendes Betragen läßt ſich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß Bertrande, obſchon durch einige Umſtände mißtrauiſch gemacht, doch geneigter war, den Gefangnen für ihren wahren Ehemann als für einen Betrüger zu halten, und daß ſie alſo nur, durch tranniſche Dohungen des Peter Guerre eingeſchüchtert, jene Vollmacht unterſchrieben habe. Die Folge des Prozeſſes wird dieſe Muthmaßung beſtätigen.

Der Angeklagte gründete ſeine Vertheidigung zuerſt blos darauf, daß er bei ſeiner Ankunft allgemein von allen Einwohnern des Ortes, von allen denen, die vorher im vertrauteſten Umgang mit ihm gelebt hatten, von ſeinen Verwandten und endlich ſelbſt von ſeiner Frau anerkannt worden ſei.

Dieſe allgemeine Anerkennung konnte er um ſo mehr als einen Vertheidigungsgrund für ſich anführen, weil ſie ohne alle vorhergegangne Unterſuchung geſchehen war. Sobald er ſich nur unter dem Namen Martin Guerre gezeigt hatte,

waren

waren Frau, Verwandte und Freunde ſeiner Umarmung entgegen geeilt; man hatte ihn auf den erſten Blick erkannt, obgleich das Milchhaar, das er noch bei ſeiner Entweichung am Kinn trug, ſich inzwiſchen in einen männlichen Bart verwandelt hatte — ein Umſtand, der damals um ſo mehr auffallen mußte, weil es Mode war, lange Bärte zu tragen.

In ſeinem Verhör gab er von jedem Umſtand, worüber er befragt wurde, genaue Rechenſchaft; er kam ſogar den Fragen zuvor. Er ertheilte vollkommen zutreffende Nachrichten von ſeiner Geburt, von ſeinen Eltern, von ſeiner Verheirathung, von dem Prieſter, der ihn mit Vertrauden getrauet habe, von den Hochzeitgäſten und ſogar von dem Anzug der leztern. Er nannte die Perſonen, die ihm und ſeiner Frau aus Scherz in der Hochzeitnacht einen Beſuch in der Brautkammer gemacht hätten. Er erzählte die Geſchichte, der ſein Sohn Sanxi das Leben zu verdanken habe, und gab den Geburtstag dieſes Kindes an. Er entdeckte den Beweggrund zu ſeiner Entweichung, ſprach von Perſonen die er auf dem Wege getroffen hatte, wußte noch anzugeben, was er mit ihnen geredt hatte, und benannte alle Städte in Frankreich,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10426/033

reich, durch die er gegangen war. Er berichtete, daß er dem König sieben bis acht Jahre gedient habe, nachher nach Spanien gegangen und dort einige Monate Soldat gewesen sei. Er benannte alle die Personen, die er in den beiden Königreichen kennen gelernt hatte; und er selbst gab alle Mittel an, sich der Wahrheit seiner Aussagen zu versichern. Die Gerichte giengen den angezeigten Spuren nach, und fanden alle seine Angaben bestätiget.

Man verhörte auch Bertranden von Rols und einige andre Personen, auf welche sich der Beklagte in seinem Verhör berufen hatte. Ueber alle die Umstände, die ihr bekannt sein konnten, stimmten die Antworten der ersteren mit seinen Aussagen genau überein. Ein einziger Umstand, von dem er nichts erwähnt hatte, die Geschichte der vermeinten Bezauberung, wurde von ihr ausführlicher angegeben. Als man ihn aber darüber befragte, gab er auch über diesen Punkt eine ganz genau mit Bertrandens Erzählung übereinstimmende Auskunft.

Er machte bei dem Gerichte die Vorstellung, daß seine Frau zu der Verfolgung, die man gegen ihn erregt habe, gewiß nur durch List bereder worden sei, und daß

daß er deßhalb bitte, man möchte sie in ein sicheres Haus unter die Aufsicht rechtschaffener Leute bringen, wo sie nicht mehr den Einredungen und Zudringlichkeiten des Peter Guerre ausgesezt seie.

Diese Bitte wurde ihm gewährt. Zugleich erhielt er die Erlaubniß, Moniterien*) bekannt machen zu lassen, um dadurch etwa zu entdecken, auf welche Art Bertrande von Rols zu diesem Schritt gegen ihn verleitet worden sei, und um seine Einwürfe gegen die Zeugen zu rechtfertigen, die man wider ihn abhören wollte. Ausserdem wurde auch noch verordnet, daß zu Pin, zu Sagias und zu Artigues über alle Umstände, die auf Martin Guerre, auf den Beklagten, auf Bertrande von Rols und auf die Ehrlichkeit und guten Ruf der Zeugen Bezug haben könnten, von Gerichtswegen Untersuchung angestellt werden solle.

Die Entdeckungen, welche durch diese Anstalten gemacht wurden, verdrängten alle Vertrandens Tugend; und diese Tugend selbst diente als ein neuer Beweis für die Rechtfertigung des Angeklagten. Man schloß nämlich daraus, daß Bertrande gewiß aus wahrer Ueberzeugung

ihn

*) S. Merkw. Rechtsfälle 1r Th. S. 239.

ihn für ihren Mann anerkannt habe, und nicht aus Begierde die Stelle eines Ehemanns zu ersezen, auf dessen Zurückkunft sie nicht mehr rechnen konnte.

Es waren hundert und fünfzig Zeugen abgehört worden. Dreißig bis vierzig von ihnen versicherten einhällig, daß der Beklagte wirklich Martin Guerre sei, daß sie von Kindheit an viel Umgang mit ihm gehabt haben, und daß sie ihn an gewissen Merkmalen und Narben seines Körpers kennen, welche noch deutlich zu sehen seien. Ungefähr fünfzig andere von ihnen behaupten dagegen, er sei nicht Martin Guerre, sondern Arnold Tilh, mit dem Beinamen Pansette, aus Sagias gebürtig, mit dem sie von der frühesten Jugend an Bekanntschaft und Umgang gehabt haben. Die übrigen, ungefähr sechzig an der Zahl, gestanden: die Aehnlichkeit zwischen diesen zwei Menschen sei so auffallend, daß sie sich nicht getrauten zu bestimmten, ob der Angeklagte Martin Guerre oder Anton Tilh sei.

Endlich wurde auch noch verordnet, den Beklagten mit Sanzi und mit den Schwestern des Martin Guerre zu vergleichen. Bei dieser Vergleichung fand man, daß Sanzi dem Be-

Beklagten nicht im mindesten ähnlich sehe, hingegen die Schwestern des Guerre ihm so vollkommen gleichen als ein Ei dem andern.

In dieser Lage befand sich die Sache, als der Richter von Rieux sich unterfieng das Urtheil zu fällen: „daß der Beklagte, als schuldig „und überwiesen des Betrugs, enthauptet und „sein Körper geviertheilt werden solle."

Von diesem so wenig überdachten und so leichtsinnig gesprochenen Urtheil appellirte der Angeklagte an das Parlament zu Toulouse. Dieser Gerichtshof fand die Verhandlungen der ersten Instanz noch lange nicht hinreichend, um in einer so äusserst schwierigen Sache schon zum Endurtheil schreiten zu können. Er gab also vor allen Dingen Befehl, den Angeklagten vor der ganzen Parlamentsversammlung sowol mit Peter Guerre als mit Bertrande von Rols einzeln zu konfrontiren.

Bei diesen beiden Konfrontationen zeigte sich der Angeklagte so ruhig und so unbefangen, Peter Guerre und Bertrande von Rols hingegen schienen so ausser aller Fassung zu sein, daß die Richter es in dem Gesichte der Parteien lesen zu können glaubten, daß der eine unschuldig verfolgt, die beiden andern aber Verleumder seien.

seien. Der Angeklagte forderte Bertranden auf, eidlich zu erklären, ob sie ihn für ihren Mann erkenne. Er verlange keinen andern Richter, sagte er, als sie, und er unterwerfe sich der Todesstrafe, wenn sie im Stande wäre es zu beschwören, daß er nicht Martin Guerre sei. Sie antwortete aber blos: sie wolle dies weder beschwören noch glauben. — Lag in dieser Antwort nicht eine Art von Geständniß, daß sie sich nur nicht getraue, nachdem sie einmal den Schritt gethan hatte, wieder zurück zu treten?

Allein die Richter wollten ihr Urtheil nicht auf bloße Vermuthungen bauen; sie verfügten also eine wiederholte Untersuchung. Es wurden noch dreißig Zeugen verhört. Der Erfolg von diesem zweiten Verhör war aber eben so wenig befriedigend als von dem ersten. Neun oder zehn von diesen Zeugen versicherten, der Angeklagte sei Martin Guerre; sieben oder acht andre erklärten, es sei Anton Tilh; und die übrigen getrauten sich nicht, etwas zu entscheiden. Weit entfernt also, daß diese neueren Verhandlungen den Richtern mehr Licht in der Sache gegeben hätten, vermehrten sie nur ihre Verlegenheit. Wenn man alle Zeugenaussagen

und

und alle in den Akten angegebene Umſtände zuſammen nahm, ſo fand man auf der einen Seite hinreichende Gründe, den Angeklagten für einen Betrüger zu halten; aber man fand auf der andern Seite nicht weniger ſtarke Gründe, ihn wirklich für Martin Guerre zu halten. Wir wollen dieſe gegenſeitige Gründe etwas ausführlicher erwägen, um uns zu überzeugen, wie ſchwer es die Richter finden mußten, etwas in der Sache zu entſcheiden.

Die Zeugen, deren Ausſagen wider den Angeklagten waren, behaupteten, ſowol den Martin Guerre als den Anton Tilh vollkommen zu kennen, und von Jugend auf häufigen und genauen Umgang mit ihnen gehabt zu haben. Unter dieſen Zeugen befanden ſich einige von großem Gewicht. Der vornehmſte war ein Mutterbruder von Anton Tilh, Namens Carbon Barreau, welcher den Angeklagten bei der Konfrontation auf den erſten Anblick für ſeinen Neffen erkannte, und bis zu Thränen gerührt war, da er einen Menſchen, der ihn ſo nahe angieng, in Ketten ſah. Hätten hier nicht natürliche Gefühle jede Ueberlegung verdrängt und die Wahrheit unwillkührlich verrathen,

würde wol der Oheim ein Geſtändniß gethan haben, das ſeinen Neffen unvermeidlich an den Galgen bringen mußte? — Unter den übrigen Zeugen dieſer Klaſſe fanden ſich einige, die theils ſelbſt mit Arnold Tilh Verträge geſchloſſen, theils verſchiedene von ihm ausgeſtellte Handſchriften, die in ihrer Gegenwart verfertiget worden waren, als Zeugen unterſchrieben hatten. Sie zeigten dieſe Dokumente bei der Gerichtsſtelle vor.

Ueberhaupt bemerkten alle, die Martin Guerre und Arnold Tilh gekannt hatten, weſentliche Verſchiedenheiten zwiſchen beiden, ſowol in Rückſicht der Größe als des Körperbaues. Martin Guerre, ſagten ſie, ſei größer und ſchwärzer, er habe einen hageren Körper und dünne Beine, er gehe ein wenig gebückt und ziehe den Kopf zwiſchen die Schultern ein; er habe ein geſpaltenes unten etwas vorſtehendes Kinn, eine hängende Unterlippe, eine breite ſtumpfe Naſe, ſehr kleine Zähne und im Geſicht das Maal von einem Geſchwür und eine Narbe über dem rechten Augenbraun. Arnold Tilh hingegen war, nach ihrer Beſchreibung, klein, unterſezt, und hatte dicke Beine; er hatte keine Stumpfnaſe, und gieng nicht gebückt; aber

in

in seinem Gesichte fanden sich die nämlichen Narben. — Dies leztere Bild paßte genau auf den Angeklagten, den die Richter selbst vor Augen hatten.

Der Schuster, der dem Martin Guerre ehedem seine Schuhe verfertigt hatte, sagte: dieser habe immer Schuhe von zwölf Stichen getragen, der Gefangene aber trage nur neun Stiche lange Schuhe. — Ein andrer Zeuge gab an: Martin Guerre sei ein guter Fechter und Ringer gewesen. Der Angeklagte verstand von beiden Künsten nichts. — Johann Espagnol, ein Gastwirth zu Touges, bezeugte: der Angeklagte habe ihm im Vertrauen entdeckt, Martin Guerre sei gestorben und habe ihn zum Erben seines ganzen Vermögens eingesezt. — Ein anderer erzälte: als er einst von ungefähr mit dem Angeklagten zusammengetroffen habe und eben im Begriff gewesen sei, ihn bei seinem Namen Tilh anzureden, habe er ihm ein Zeichen mit dem Finger gemacht, daß er schweigen solle. — Ein dritter behauptete, daß er ihm das nämliche Zeichen auch gemacht, und ihm noch überdies, um sich seines Schweigens zu versichern, zwei Schnupftücher gegeben habe, mit dem Auftrag, das eine davon

Tilhs Bruder zu überliefern. — Mehrere Zeugen endlich berichteten: Arnold Tilh habe von Jugend an die schändlichsten Laster an sich gehabt; er sei ein Spieler und Gotteslängner gewesen, habe beständig geflucht und gestohlen; woraus man den Schluß machen könne, daß er wol fähig sei, die Rolle eines solchen Betrügers zu übernehmen, und daß er Unverschämtheit genug besize, sie durchzuführen.

Er konnte dagegen nicht einwenden, daß alle diese Zeugen, die wider ihn waren, keine Aufmerksamkeit verdienen, weil ihre Aussage verneinend sei, indem sie behaupteten, er sei nicht Martin Guerre. Es ist wahr, im allgemeinen genommen ertheilt man zwei bejahenden Zeugen mehr Glauben als hundert verneinenden. Allein diese Regel findet in dem Falle nicht statt, wenn die verneinende Aussage zugleich auf der andern Seite etwas bejaht. Dies ist aber hier der Fall. Diese Zeugen sagen nicht blos, der Angeklagte sei nicht Martin Guerre, sondern sie behaupten zugleich, daß er Arnold Tilh sei.

Was die Maale und Narben in dem Gesichte des Angeklagten betrifft, welche man eben so bei Martin Guerre bemerkt haben wollte, so war

war nicht eine einzige, deren Aehnlichkeit und gleiche Lage von mehreren Zeugen übereinstimmend beschrieben worden wäre; eine jede hatte einen besondern Zeugen.

Die Aehnlichkeit in den Gesichtszügen beider findet tausend ähnliche und noch auffallendere Beispiele in der Geschichte. Wir führen nur ein einziges an, das Plinius und Valerius Maximus erzählen. Sura nämlich fand in Sicilien, als er dort Proconsul war, einen armen Fischer, der ihm vollkommen ähnlich war. Beide hatten genau dieselbe Gesichtszüge, einerlei Größe und Dicke, die nämliche Bewegung, Stellung und Gang. Im Sprechen und Lachen öffneten beide den Mund auf die nämliche sonderbare Art; selbst der Ton ihrer Stimme war gleich und beide stammelten. Sura staunte um so mehr über diese auffallende Aehnlichkeit, da er wußte daß sein Vater nie nach Sicilien gekommen war; allein der Fischer versicherte ihn, der seinige sei oft in Rom gewesen. — Es ließen sich leicht noch eine Menge alter und neuer Beispiele von einer so auffallenden Aehnlichkeit zwischen zwei Menschen anführen.

Daß der Angeklagte umständliche Erzählungen von Thatsachen machte, die nach aller Wahrscheinlichkeit niemand als Martin Guerre wissen konnte; daß er sich durch keinen Umstand, so neu und unerwartet er ihm auch sein mußte, aus der Fassung bringen ließ; mit einem Wort, daß er sich in keinem Punkte verrieth: dies alles läßt sich auch erklären, wenn man die Sache als eine fein angesponnene Betrügerei betrachtet, deren Urheber klug und listig genug war, sich gehörig zu unterrichten und sich in alle die Geheimnisse einzuschleichen, die zu seinem Zwecke dienten; und der zugleich Unverschämtheit genug hatte, seine mitunter vorgefallene Fehlgriffe zu wenden, ohne verlegen zu werden. — Man braucht also mit dieser Erklärung seine Zuflucht nicht zur Zauberei zu nehmen, welche die Ankläger unter ihren Gründen anführten, die, nach dem Geist des damaligen Zeitalters, selbst bei den Richtern Eingang fanden. Sogar Herr Coras, der Referent dieses Prozesses, aus dessen Schriften der Stoff dieser Erzählung genommen ist, findet es nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Angeklagte auf diesem Wege könnte zu den Notizen gelangt sein, die so sehr zu seinem Vortheil sprachen.

Der

Der Irrthum, in welchem Bertrande von Rols drei Jahre lang gelebt hat, kann eben so wenig etwas beweisen, als der Anschein von Abneigung gegen das Anbringen und Fortsezen dieser Anklage, den man bei ihr bemerkt haben will, und als ihr Betragen und ihre Reden überhaupt, worin man eine Art von Widerruf der Anklage zu endecken glaubt. Ihr Betragen ist das Betragen einer furchtsamen Person, die unfähig ist einen festen Entschluß zu fassen, unfähig das Unglück irgend eines Menschen, am allerwenigsten das Unglück desjenigen zu beschliessen, mit dem sie in der innigsten Vertraulichkeit gelebt hatte. Ueberdies, erlaubte ihr denn ihre Ehre, zurückzutreten, und sich öffentlich als die Beischläferin eines Menschen anzugeben, den sie als ihren Ehemann behandelt hatte?

Dazu kommt endlich noch der Umstand, daß Martin Guerre aus Biscayen gebürtig war, der Angeklagte aber die dortige Landessprache gar nicht verstand; einige Worte ausgenommen, die er absichtlich von Zeit zu Zeit vorbrachte.

Dies waren die Gründe, aus welchen sich schliessen liesse, daß der Gefangne ein Betrüger

sei. Ihnen standen andre Gründe gegenüber, die jenen an Stärke und Wahrscheinlichkeit gleich kamen.

Dreißig oder vierzig Zeugen bejahten einstimmig, daß der Angeklagte Martin Guerre sei; und ihre Aussage hatte um so mehr Gewicht, da sie von Kindheit auf mit ihm umgegangen waren. Unter diesen befanden sich achte, deren Zeugniß wichtig genug war, um eine Aussage von tausend Zeugen, die das Gegentheil behaupteten, zu entkräften.

Fürs erste, die vier Schwestern des Martin Guerre hatten den Angeklagten von dem Augenblick seiner Ankunft an für ihren Bruder erkannt, und bestanden darauf, daß er es wirklich sei. Kann man sich wohl einbilden, daß sie alle viere sich in den Gesichtszügen eines Bruders, mit dem sie erzogen waren, geirrt haben? Und, selbst wenn auch die Aehnlichkeit sie anfangs irre geführt hätte, würden sie nicht wenigstens jezt von diesem Irrthum zurückgekommen sein, nachdem sie durch den Prozeß genöthiget worden sind, jene Aehnlichkeit aufmerksamer zu untersuchen? Eine eigennüzige Absicht kann sie auch nicht verleitet haben, hier einen Betrug spielen zu wollen; ihr Interesse

war

war vielmehr fürs Gegentheil. Wenn ihr Bruder zurückkam und die Zahl seiner Kinder vermehrte, so verminderte sich in eben dem Maße ihre Hoffnung, einst noch seine Erben zu werden. Ueberdies waren sie allgemein als Personen von einer redlichen Denkungsart bekannt.

Zwei dieser Schwestern waren verheirathet. Die Ehemänner derselben hatten ebenfalls den Angeklagten für ihren Schwager erkannt, und beharrten noch immer auf dieser Meinung. Dieses Zeugniß hatte im Grunde noch mehr Gewicht, als die Aussage der Schwestern, bei welchen die Stimme des, hier fr.[illegible]lich vielleicht getäuschten, schwesterlichen Herzens den Gedanken an den Vortheil einer Erbschaft konnte unterdrückt haben, während bei den Männern, bei welchen sich dieses Interesse des Herzens nicht fand, die Stimme der Wahrheit sich um so leichter erheben konnte.

Ferner gehörte unter diese für den Angeklagten sprechende Zeugen selbst auch Peter Guerre, der ihn nicht nur im Anfang anerkannt, sondern auch lange Zeit als Neffen behandelt hatte. Aus den verschiedenen in den Akten erwiesenen Anfällen, die er nachher auf dessen Leben gemacht hat, sieht man deutlich genug,

daß auch diese Anklage, die er, vorgeblich im Namen der Bertrande von Rols, betreibt, nichts weiter ist, als einer von den vielen Planen, die seine gereizte Rachsucht zum Untergang seines Neffen entworfen hat.

Das Zeugniß und das Betrogen der Bertrande von Rols endlich, vollendet diese Beweise. Wenigstens zehn Jahre hatte sie mit ihrem Ehemann gelebt, ehe er sie verließ; gleichwol, sobald der Angeklagte unter dem Namen dieses Ehemannes bei ihr erschien, war sie keinen Augenblick zweifelhaft, ihn dafür zu erkennen. Ihre Tugend ist allgemein bekannt und gerichtlich erwiesen; gleichwol hat sie ihm alle Rechte des Ehemanns zugestanden. In drei vollen Jahren, die sie seit seiner Zurückkunft mit ihm verlebte, hat sie beständig an ihm ebendenselben Charakter, ebendieselbe Gemüthsstimmung bemerkt, die Martin Guerre hatte; mit einem Wort, sie fand so viele innere und äussere Aehnlichkeit, daß sie, um ihn nicht für ihren Ehemann zu halten, sich schlechterdings hätte bereden müssen, es gebe in der Natur zwei vollkommen gleiche Körper von Einer Seele und von Einem Geiste belebt. Und, war nicht ihr Betragen gegen den Angeklagten, sowol

wol unmittelbar nachdem er in Verhaft genommen war als nachher bei der Konfrontation, der deutlichſte Beweis, daß ſie nur, entweder gezwungen durch Drohungen oder überliſtet durch Zureden, ihre Einwilligung zu der Anklage eines Menſchen gegeben habe, den ſie im Herzen noch immer für ihren Mann hielt?

Mit allen dieſen Beweiſen, die zur rechtlichen Gewißheit ſchon hinreichend waren, verbinde man noch die Ausſagen der übrigen Zeugen. Die einen erkannten ihn für den, deſſen Hochzeit ſie mitgefeiert hatten; andre, für ihren ehemaligen Geſpielen. Er erneuerte das Andenken an ſich bei einigen, die ſich ſeiner nicht mehr recht erinnern konnten, dadurch, daß er ihnen beſondre Begebenheiten ins Gedächtniß zurückrief, die nur ihnen und Martin Guerre bekannt ſein konnten; er begrüßte, gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft, alle Menſchen mit ihrem Namen; er empfieng diejenigen, die mit Martin Guerre näher verbunden geweſen waren, zuvorkommender und freundlicher, als andre.

Um ihn für einen Betrüger zu halten, müßte man alſo nothwendig vorausſezen, daß derjenige, deſſen Rolle er ſpielte, vollkommen

mit

mit ihm einverſtanden geweſen ſei, und ihn ſelbſt dazu unterrichtet habe. Dieſe Vorausſezung iſt aber nicht nur ungereimt, ſondern ſie erklärt nicht einmal die Sache. Wie hätte ein Betrüger es zu der Fertigkeit bringen können, den aufmerkſam ſpähenden Blicken ſo vieler Menſchen, die in jeder Minute des Tages auf ihn gerichtet waren, nie, auch in den allerunvermutheſten Fällen, eine Bloße zu geben, nie den kleinſten Gedächtnißfehler zu begehen? Wie konnte er ſeinem Gedächtniß ſo unzählige Umſtände aller Art einprägen? Wie hätte Martin Guerre ihm alles ſo erklären, alles mit ſo vieler Genauigkeit entwickeln können, daß er im Stande war auch bei dem geringſten Umſtand der Wahrheit treu zu bleiben? Wir wollen aber auch ſogar dies als möglich annehmen, konnte denn Guerre eben ſo auch ſeinen Geſchmack ſeine Neigungen und Manieren auf ihn übertragen? Alles dies hätte aber geſchehen müſſen, wenn es ihm gelingen ſollte, nicht nur Verwandte Nachbarn und Freunde deſſen für den er ſich ausgab, ſondern ſelbſt die Frau, unter deren Augen er ſein ganzes Leben zubringen mußte, ſo zu betrügen, daß dieſe, die in die immerwährende Nothwendigkeit geſezt war ſeinen Geſchmack

ſchmack und ſeine Launen zu ſtudieren, dennoch auch nicht die kleinſte Schattirung bemerkte, durch die er von Martin Guerre verſchieden geweſen wäre.

Sollten wol dieſe beſtimmten und deutlichen Zeugniſſe, dieſe ſo ſprechenden Thatſachen — mit eingerechnet, daß die Ausſagen des Carbon Barreau und anderer Zeugen, die Aufſehen erregt hatten, von dem Angeklagten bündig widerlegt waren — nicht den Zeugniſſen und Thatſachen, die man wider ihn aufgeſtellt hatte, das Gleichgewicht halten?

Man mußte ferner zugeſtehen, daß ſich an dem Körper des Angeklagten alle die Zeichen fanden, die man dem Martin Guerre zugeſchrieben hatte. Der einzige Unterſchied, den man bemerkte, beſtand nur in der Stärke und Länge des Wuchſes. Allein es war doch nichts auſſerordentliches, daß Martin Guerre, der zur Zeit ſeines Entweichens noch ſehr jung war, während einer Abweſenheit von acht Jahren mehr ausgebildet am Körper und ſtärker geworden war; und nun ſchien er natürlich kleiner zu ſein als ehemals, da er noch ſchlank und hager war.

Wenn

Wenn Sanxi dem Gefangenen nicht ähnlich sah, so darf man sich eben nicht wundern, daß ein Kind dessen Züge noch nicht entwickelt sind, einem vollkommen erwachsenen Mann nicht ähnlich sieht. Ueberdies, was würde daraus werden, wenn die Aehnlichkeit ein nothwendiger Beweis wäre, um einen Mann für den Vater seines Kindes zu halten? Um so auffallender und merkwürdiger war die Aehnlichkeit zwischen Guerre's Schwestern und dem Gefangenen; zwischen Personen also, die alle beinahe von einem Alter waren und schon ganz entwickelte und feste Gesichtszüge hatten. Zudem gereichte es dem Gefangenen noch zum Vortheil, daß er dem Sanxi nicht glich, denn das wäre ja doch nur eine einzige Person aus der Familie gewesen, während es jezt hingegen viere waren, denen er ähnlich sah.

Uebrigens war die Gleichheit der Gesichtszüge zwischen Martin Guerre und dem Angeklagten durch den ansehnlichsten Theil der Zeugnisse erwiesen. Martin Guerre hatte in dem obern Kinnbacken zwei Doppelzähne, an der Stirne eine Narbe, einen eingedrückten Nagel am ersten Finger der rechten Hand, drei Warzen an eben dieser Hand und noch eine am klei-

nen

nen Finger und einen Tropfen geronnen Blut am linken Auge. Alle diese besondern Zeichen fanden sich auch bei dem Gefangnen.

Daß der Angeklagte seine Muttersprache, die Biscaische, nicht sprechen konnte, war nicht zu verwundern. Es ist aus den Akten erwiesen, daß Martin Guerre schon im zweiten Jahr seines Alters aus seinem Vaterland weggebracht worden war; und kein einziger Zeuge konnte behaupten, daß er vor seiner Flucht jemals Biscaisch gesprochen habe.

Daß dem Arnold Tilh ein ausschweifender lüderlicher Charakter zugeschrieben wird, trift den Angeklagten nicht, welcher erwiesen hat, daß er Martin Guerre sei, und welcher, während der drei Jahre seiner Verbindung mit Bertrande von Rols, keinen Beweis von Ausschweifung oder Lüderlichkeit sich hat zu Schulden kommen lassen.

Daß Peter Guerre mit den Seinigen den Anschlag gemacht hatte, den Angeklagten aus dem Wege zu räumen: dies ist in den Akten nach allen Erfordernissen des Rechts erwiesen. Mehrere Zeugen sagten sogar aus, es gehe zu Artigues das Gerücht, daß Bertrande von Rols wider ihren Willen zu diesem Prozeß gezwungen

gen werde, und daß man sie, nachdem die Sache schon anhängig gemacht war, zu Peter Guerre habe sagen hören, der Angeklagte sei doch sein Neffe.

Endlich, da die Beweise und Gründe auf beiden Seiten gleich wichtig waren, und jede Entscheidung Zweifel zurücklassen mußte: hätte nicht die Rücksicht auf die Ehe und auf den Stand des Kindes, das Bertrande mit dem Angeklagten erzeugt hatte, zu Gunsten des leztern entscheiden sollen; zumal, da Menschlichkeit und Gesetze verlangen, daß man in zweifelhaften Fällen lieber einen Schuldigen ungestraft lassen als einen Unschuldigen strafen solle?

Durch solche Betrachtungen in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelt, waren die Richter in großer Verlegenheit, als auf einmal ein neuer Martin Guerre mit einem hölzernen Bein erschien, wie der Soldat, dessen oben erwähnt worden ist, ihn beschrieben hatte.

Dieser neue Ankömmling übergab sogleich eine Bittschrift, worinn er seinen Namen und Stand als Martin Guerre zurückforderte und verhört zu werden verlangte. Man ließ ihn in Arrest bringen, und stellte ein Verhör mit ihm

ihm an. Er wurde über alle die Punkte befragt, über welche sein Nebenbuhler war vernommen worden. Er gab in Betreff seines Standes Umstände an, die in jedem andern Fall mehr als hinreichend würden gewesen sein, ihn vollkommen zu legitimiren. Allein, verglichen mit den Nachrichten welche der andere gegeben hatte, fand man diese eben so treffend ausführlich und vollständig. Man konfrontirte die beiden. Der erstere behauptete, der Neuangekommene sei ein von Peter Guerre erkaufter Betrüger. Er erklärte, mit einem Ton der Zuversicht, den man nur der Wahrheit eigen glaubt, daß er sich der Todesstrafe unterwerfen wolle, wenn er nicht diese gegen ihn angezettelte Kabale aufdecken würde. Er befragte sodann seinen Nebenbuhler über mehrere Umstände die niemand als Bertrandens Ehemann wissen konnte. Der Neuangekommene beantwortete diese Fragen richtig; aber er zeigte dabei nicht die ruhige Fassung, die den andern nie verlassen hatte. Man befragte beide einzeln über zehn oder elf besondere Punkte, von welchen man bisher weder mit dem einen noch mit dem andern gesprochen hatte. Der eine antwortete so richtig als der andere.

Nun war nur noch ein einziges Mittel übrig, die Wahrheit zu entdecken, nämlich die Konfrontation der beiden Gefangenen mit ihren Familien. Man wollte den Versuch zuerst mit Arnold Tilhs Brüdern machen. Man wollte ihnen beide Männer vorstellen, und sie sollten sagen, welchen von beiden sie für ihren Bruder halten. Allein weder Befehl noch Drohung konnte diese bewegen, vor Gericht zu erscheinen. Man ließ es dabei bewenden, weil man glaubte, daß es der Menschlichkeit zuwider sei, sie zu zwingen, ein Zeugniß wider ihren Bruder abzulegen, das ihn um den Kopf bringen konnte.

Man schritt also zur Konfrontation der Gefangenen mit der Guerrischen Familie. Die älteste von Guerre's Schwestern wurde zuerst vorgefordert. Sie stand einige Zeit, den Blick unverwandt auf den Neuangekommenen geheftet, stürzte aber plötzlich in seine Arme, und bat mit Thränen um Verzeihung wegen des Irrthums, worin der Betrüger sie und ganz Artigues so lange unterhalten habe. Auch Martin Guerre war zu Thränen gerührt; er umarmte seine Schwester und versicherte, daß er einen Irrthum, dem es so schwer gewesen wäre zu entgehen, sehr verzeihlich finde.

Die

Die übrigen drei Schweſtern erkannten ebenfalls den Neuangekommenen für ihren Bruder. Eben dies geſchah auch bei den andern Zeugen, die zuvor am hartnäckigſten darauf beſtanden hatten, daß Anton Tilh der wahre Martin Guerre ſei.

Endlich kam die Reihe auch an Bertrande von Rols. Kaum hatte dieſe einen Blick auf den Neuangekommenen gethan, als ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, und ſie ſich zu ſeinen Füßen warf. Um ſich wegen ihres Irrthums bei ihm zu vertheidigen, ſtellte ſie ihm vor, daß ſie nur durch ſeine Schweſtern dazu verleitet worden ſei. Die Zuverſichtlichkeit, ſagte ſie, mit welcher dieſe darauf beharrt hätten den Betrüger für ihren Bruder zu halten, verbunden mit ihrer eignen Sehnſucht ihren geliebten Gatten wieder zu finden, habe ſie verblendet und in dieſen Abgrund von Schande geſtürzt; betrogen durch die liſtige Verſtellung des Böſewichts, durch die Reden deſſelben, durch ſeine Kenntniß von Umſtänden, die nur ihrem Ehemann hätten bekannt ſein können, und getäuſcht durch eine ſo äuſſerſt auffallende Aehnlichkeit auch im Aeuſſern, habe ſie eine Zeitlang in dem Irrthum beharrt; ſobald ihr aber die

Augen aufgegangen seien, habe sie alles angewendet, sich zu rächen; sie habe es beim Unterrichter schon dahin gebracht, daß er den Betrüger zur Enthauptung verurtheilt habe, und sie habe sich auch durch die Appellation gegen dieses Urtheil nicht abhalten lassen, ihre Sache mit Eifer fortzusezen.

Der Ton, in welchem sie sprach, ihre Schönheit, ihre Thränen, der Ausdruck der innigen Betrübniß in ihrem Gesichte und in ihren Bewegungen, rührte selbst die Richter. Nur Martin Guerre, der bei den Zeichen der Zärtlichkeit und Reue, die seine Schwestern ihm gegeben hatten, so sehr gerührt gewesen war, blieb unempfindlich bei den Thränen seiner Frau. Er hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen, aber mit einem finstern Blick und mit dem Ausdruck der Verachtung. „Ich kann Dir, sagte er endlich, weder glauben noch verzeihen. Das Beispiel meines Oheims und meiner Schwestern ist keine Entschuldigung für Dich. Es giebt so viele untrügliche Merkmale, an welchen eine Frau ihren Ehemann erkennen kann, daß es unmöglich ist einen Fremden dafür anzunehmen, wenn sie nicht selbst an dem Irrthum Vergnügen findet. Du allein bist

alſo an dem Unglück ſchuld, das unſer Haus erlitten hat.“ Die Frau ſtand ganz betroffen. Die Richter ſelbſt bemühten ſich, ihren Mann von ihrer Unſchuld zu überzeugen. Er blieb unbeweglich. Was aber die Richter hier vergebens verſuchten, vollführte ſpäterhin die Zeit mit glücklicherm Erfolge.

Pasquier, der dieſen Prozeß in ſeinen rechtlichen Unterſuchungen auch erzählt, iſt ſehr verwundert über dieſes harte Betragen Martin Guerre's gegen ſeine Frau. Seiner Meinung nach hatte dieſer eine eben ſo ſcharfe Strafe verdient als Arnold Tilh, weil er durch ſeine lange Abweſenheit zu dem Irrthume ſeiner Frau Gelegenheit gegeben habe. — Allein, wo muß wohl Herr Pasquier den Grundſaz gefunden haben, daß es einem Mann nicht erlaubt ſei, einige Zeit abweſend zu ſein, und daß ſeine Frau berechtigt ſei, ihn für ſeine Abweſenheit zu ſtrafen und ſeine Stelle einem Fremden einzuräumen, der ihm etwas ähnlich ſieht? So unbeſcholten auch die Tugend der Bertrande von Rols war, ſo iſt es doch ſchwer zu glauben, daß ſie nicht an dem Irrthum Gefallen gefunden habe. Daß der erſte Anblick des Betrügers ſie ſo gut als andre getäuſcht habe,

wird man ganz begreiflich finden. Allein bei der auffallendſten Aehnlichkeit zweier Menſchen giebt es doch gewiß bei jedem gewiſſe Eigenthümlichkeiten, die wohl den Augen der Menge entgehen aber der Ehefrau nicht unbekannt bleiben können. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Bertrande bei einem dreijährigen Umgange mit dem Betrüger nicht eine ſolche Verſchiedenheit an ihm bemerkt haben ſollte, ſelbſt auch dann nicht, nachdem ſie ſchon jene Ausſage des Soldaten durch einen Notarius hatte aufnehmen laſſen, und nachdem ſie durch Peter Guerre und deſſen Söhne aufgefordert war, mit ihnen gemeinſchaftlich den Betrug zu unterſuchen. Gegen eine Perſon, mit der man ſo eng verbunden iſt, gebraucht man keine ſolche Vorſicht, und man willigt noch weniger ein, einer gerichtlichen Verfolgung wider ſie beizutreten, wenn man nicht ſchon einen heimlichen Verdacht hegt. Es läßt ſich zu ihrer Entſchuldigung nichts weiter ſagen, als daß es ihr, nachdem ſie den Betrug eingeſehen hatte, rathſamer geſchienen habe, in dem Irrthume zu beharren, als ihre eigne Schande ruchbar zu machen.

Wie dem auch ſei, der Betrüger war nunmehr entlarvt, und die Wahrheit ſtand in ihrem

rem vollen Licht. Ehe aber die Richter zum Endurtheil ſchreiten konnten, fanden ſie für nöthig, noch die Frage zu unterſuchen, ob nicht auch Martin Guerre und ſeine Frau eine Strafe verdient hätten.

Das Verbrechen des Mannes beſtand nicht ſowol darin, daß er ſich von Haus entfernt, ſondern darin, daß er in der Schlacht bei St. Laurent, in welcher ihm das Bein war abgeſchoſſen worden, die Waffen wider ſein Vaterland geführt hatte. In Rückſicht des erſten Umſtandes kam in Erwägung, daß ſeine Abweſenheit, wenn ſie als Urſache des Ehebruchs angeſehen werden konnte, den ſeine Frau begangen hatte, doch nur eine ſehr entfernte Urſache geweſen ſei. Man kann einem Ehemann die Ausſchweifungen ſeiner Frau nicht zur Laſt legen, wenigſtens in dem Fall nicht, wenn ſie nicht vor ſeinen Augen begangen werden, und wenn er nicht durch ſein Betragen ſelbſt den Verdacht erregt, daß er ſtillſchweigend ſeine Einwilligung dazu gebe. Wenn er aber ſich entfernt, und ſeine Frau dieſe Abweſenheit benuzt, ſich den Ausſchweifungen zu überlaſſen, ſo kann man ihn darüber nicht zur Strafe ziehen. In Abſicht des zweiten Verbrechens ur-

theilten die Richter, daß er eigentlich nicht den Vorsatz gehabt habe, wider sein Vaterland zu streiten. Er hatte zuerst bei dem Kardinal von Burgos, und dann bei dessen Bruder in Spanien Dienste genommen, und war mit dem Gefolge des leztern nach Flandern geschickt worden. Dort war er gezwungen worden, seinem Herrn in die Schlacht zu folgen, und wider seinen Willen zu fechten. Ueberdies, sezten sie hinzu, sei er durch den Verlust seines Beins und eines Theils seiner Güter, die Tilh durchgebracht hatte, und durch die unglückliche für ihn so erniedrigende Zerrüttung, in welcher er seine Familie angetroffen habe, für dieses Verbrechen mehr als zuviel gestraft.

In Rücksicht auf die Frau waren ohnehin bloße Vermuthungen vorhanden. Wie sollte man ihr gerichtlich beweisen, daß sie den Irrthum wirklich so bald entdeckt habe, als man annehmen zu dürfen glaubte? Wie wollte man gerichtlich erweisen, daß die Aehnlichkeit des Betrügers, die jedermann getäuscht hatte, sich wirklich nicht über alle einzelne Theile erstreckt habe? Für sie galt also die billige Regel: daß man in zweifelhaften Fällen stets für die Unschuld vermu-

then

ſhen ſolle; und das Parlament zu Touloufe ſprach ſie von alle Strafe frei.

Nun erfolgte endlich das Urtheil. In einem Arret vom 12ten September 1560 wurde zuvörderſt die Sentenz des Richters zu Rieux für null und nichtig erklärt, weil dieſer ihm die Enthauptung zuerkannt hatte; eine Beſtrafung, welche ein Vorrecht des Adels war, das man nicht an einen ſo niedrigen Verbrecher verſchwenden konnte. Demnach wurde „Anton Tilh, als überwieſen, Namen Stand und „Perſon Martin Guerre's ſich angemaßt, deſſen Frau zum Ehebruch verleitet, deſſen Güter „verſchwendet, das Sakrament der Ehe entweiht und die Frau eines andern an ſich behalten zu haben, dahin verurtheilt, daß er vor „der Kirche zu Artigues, auf den Knieen, im „Hemd, mit bloßen Kopf und Füßen, einen „Strick um den Hals, und eine brennende „Wachskerze in der Hand, Gott, den König, „die Obrigkeit, Martin Guerre und Bertran„den von Rols um Verzeihung bitten, von da „durch die Straßen und Gaſſen der Stadt Ar„tigues geführt, und endlich vor dem Hauſe „des Martin Guerre aufgehängt, ſein Körper „aber hernach verbrannt werden ſolle.“ Nach

franzöſiſchen Gebräuchen und Geſezen fallen die Güter eines zum Tode verurtheilten Miſſethäters dem Könige zu, oder dem Obergerichtsherrn zu deſſen Gebiet ſie gehören. In dem gegenwärtigen Falle aber hielt ſich das Parlament zu Toulouſe berechtiget, zu Gunſten des Kindes, das der Verurtheilte mit Bertranden von Rols erzeugt hatte, von dieſer Regel eine Ausnahme zu machen. Das Vermögen des Tilh wurde ſeiner Tochter zugeſprochen.

Die Vollziehung des Urtheils ward dem Richter zu Rieux aufgetragen. Martin Guerre und ſeine Frau wurden wieder auf freien Fuß geſtellt.

Vor der Vollſtreckung des Urtheils hielt der Richter den 16ten September 1560 mit dem Verurtheilten noch einmal ein Verhör, in welchem dieſer näheren Aufſchluß über den Gang ſeiner Betrügerei mittheilte. Als Soldat, erzählte er, habe er zuerſt Martin Guerre kennen gelernt und nähere Bekanntſchaft mit ihm gemacht. In ihren Unterhaltungen habe ihm Guerre manchmal ſehr vieles von ſeinem Herkommen von ſeinem Vermögen von ſeinen Verwandten und von ſeiner Frau erzählt, und auf dieſe Art ihn nach und nach unterrichtet; und

in

in der Trunkenheit einſt habe er ihn ſogar mit Geheimniſſen bekannt gemacht, welche ſonſt nur Hymens Eingeweihten offenbar würden. Er habe nachher das Soldatenleben verlaſſen. Bei ſeiner Zurückkunft ſei es ihm begegnet, daß mehrere von Martin Guerre's vertrauteſten Freunden ihn für dieſen angeſehen hätten. Dieſer Irrthum habe in ihm den erſten Gedanken zu ſeinem Unternehmen erregt; er habe von dieſen Leuten noch mehrere beſondre Umſtände zu erfahren geſucht, von welchen ihm Guerre entweder nichts erzählt habe, oder die ihm wieder entfallen geweſen ſeien, weil er damals an der Erzählung zu wenig Intereſſe gefunden habe. Endlich ſei er dreiſt genug geweſen, ſeine Rolle anzufangen, und nun habe er die geheimſten Nachrichten von Bertranden ſelbſt erfahren, die, in der Meinung ihn an gewiſſe Umſtände, die er längſt wiſſe, nur wieder zu erinnern, ihm eine Menge von Geheimniſſen entdeckt habe, und er habe ſich dabei ſo zu benehmen gewußt, daß ſie wirklich geglaubt habe, er beſinne ſich noch auf alles ganz genau. Er endigte ſein Verhör mit dem Bekenntniß noch verſchiedener andrer Verbrechen.

Dem

Dem Urtheil zufolge wurde er an dem Galgen, der vor der Hausthüre Martin Guerre's errichtet war, aufgehängt, sein Körper aber darauf wieder abgenommen und verbrannt.

Das

Das
Fräulein von Choiseul.

August von Choiseul, der vierte Sohn des Herzogs Cäsar von Choiseul, war anfänglich Ritter des Johanniter-Ordens, und weltlicher Abt von Saint-Sauveur de Rhédon und von Bonneval. Nach dem Tode seines ältern Bruders aber, der bei der Belagerung von Arnheim fiel, nahm er den Titel eines Grafen du Plessis an, und gelangte endlich, nachdem auch sein Neffe bei der Belagerung von Luxemburg geblieben war, zu der Würde eines Herzogs und Pairs. Er hatte schon als Ritter, unter dem Titel eines Marechal de Camp, in Kandia Kriegsdienste gethan, hatte als Graf mehrern Feldzügen beigewohnt und sich sehr zu seinem Ruhme ausgezeichnet. Im September 1696 wurde er zur Vollziehung des Friedens-

schluß-

ſchluſſes, den man mit dem Herzog von Savoyen gemacht hatte, als Geiſel nach Turin geſchickt, wo er bis in den Jänner des folgenden Jahres bleiben mußte.

Auguſt von Choiſeul war zweimal verheirathet. Seine erſte Gemahlin, Louiſe Gabrielle von la Baume le Blanc von la Vallière, hatte drei Geſchwiſter: Carl Franz, Herzog von la Vallière, Maximilian Heinrich, Ritter von la Vallière, und Marie Joland von la Vallière, welche leztere zuerſt mit dem Marquis von Breſſoy vermählt war, nachher aber, da der Marquis im Jahr 1724 geſtorben war, mit Johann Ludwig von Pontevez Grafen von Tournon ein zweites Ehebündniß ſchloß. Marie Anne von Bourbon Prinzeſſin von Conti, eine Tochter Ludwigs des Vierzehnten und Franziscens von la Baume le Blanc Herzogin von la Vallière, war Geſchwiſterkind mit dieſer Gemahlin Choiſeuls.

Der Herzog lebte nicht ſehr glücklich mit dieſer Gemahlin. Ihre Ehe war zwar nicht getrennt, aber ſie ſahen ſich nur ſelten.

Gleichwol waren mehrere Kinder aus dieſer Ehe vorhanden. Eine Tochter wurde den

den 30ſten Jänner 1683 geboren, und einer Schweſter des Herzogs, die Aebtiſſin von Sauvoir in der Gegend der Stadt Laon war, zur Erziehung anvertraut. Ein Sohn, welcher den 10ten November 1688 zur Welt kam, wurde im väterlichen Hauſe ſelbſt erzogen; ſtarb aber den 13ten Auguſt 1690. Eine zweite Tochter, von welcher die Herzogin den 5ten Oktober 1692 entbunden wurde, ſchickten die Eltern ebenfalls nach der Abtei von Sauvoir zu der Schweſter des Herzogs, welcher ſie auch die Erziehung dieſes Kindes übertrugen.

Die beiden Fräulein von Choiſeul wurden erſt den 30ſten Jänner 1694 getauft, da die ältere, Marie Louiſe Gabrielle, ſchon elf, die jüngere, Marie Louiſe Thereſe, zwei Jahr alt war. Die Taufe geſchah zu Laon. Der Herzog war dabei nicht ſelbſt gegenwärtig; er begnügte ſich, drei Perſonen abzuſchicken, welche in ſeinem Namen der Handlung beiwohnten.

Den 8ten Oktober 1698 ſtarb die Herzogin in ihrem dreiunddreißigſten Jahre. Nach ihrem Tode wurde der Herzog zum Ehrenvormund ſeiner Kinder ernannt; die wirkliche Beſorgung der Vormundsgeſchäfte aber

dem

dem Latouche, dem Hausoberaufseher deſſelben; übertragen.

Man hat zwar in der Folge dieſes Prozeſſes dieſe Ernennung zur Vormundſchaft, in Rückſicht beider des Herzogs ſowol als des Latouche, in Zweifel gezogen, und daraus einige Folgerungen machen wollen, von welchen es hier noch nicht Zeit iſt zu ſprechen. Allein, wie dem auch ſei, ſo iſt wenigſtens ſoviel gewiß, daß ſie ſich nicht nur dieſen Titel wirklich beigelegt, ſondern auch in dieſer Eigenſchaft mehreres verhandelt haben.

Der Herzog vermählte ſich zum zweitenmal mit Marie Poutiller von Chavigny. Dieſe Dame überlebte ihren Gemahl, hinterließ aber keine Kinder.

Der Herzog von Choiſeul ſtarb zu Paris im Jänner 1704 in ſeinem achtundſechzigſten Jahre. Nach ſeinem Tode fand man zwei Teſtamente; das eine vom 19ten Julius 1702, das andre vom 10ten Julius 1703. Beide hatten zum Zweck, eine alte Schuld abzutragen, welche der Herzog, in der Meinung daß er als Abt ehemals nicht reichlich genug Almoſen ausgeſpendet habe, ſich zugezogen zu haben glaubte. In dieſer Abſicht vermachte er eine Summe von

hundert-

hunderttausend Liver an die Armen. „Ich thue meinen Kindern nicht unrecht durch diese Verordnung — sagt er in seinem zweiten Testament — diese hunderttausend Liver sind nicht von meinem Vermögen.“ In der That hatte er auch diese Summe von seiner zweiten Gemahlin erhalten.

Ohne uns jezt schon auf die besondere Umstände einzulassen, welche man alle in dem Verfolg dieses Prozesses aufgeführet hat, bemerken wir nur vorläufig, daß von der einen Seite der Herzog, in allen Urkunden welche von ihm ausgestellt waren, immer so spricht und handelt, als hätte er ausser jenen zwei Töchtern weiter keine Kinder, und daß er von der andern Seite um das Schicksal und um die Erziehung zwei Töchter sich immer sehr wenig bekert hat.

Auch die Verwandtschaft sowol von Seiten des Vaters als von Seiten der Mutter betrug sich so, als kännten sie blos zwei Fräulein von Choiseul. Das Inventarium wurde nach dem Tode des Herzogs auf Ansuchen seiner Gemahlin und seiner beiden Töchter gemacht. Latouche, der wirkliche Vormund derselben forderte die Verwandten von beiden Seiten dazu auf.

Die Prinzessin von Conti an der Spize der mütterlichen, und die Herzoge von Brissac und von Bethune an der Spize der väterlichen Verwandten, waren der Meinung, das ältere Fräulein, die schon das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, für mündig erklären zu lassen, und nur der jüngeren, die erst dreizehn Jahre alt war, einen Vormünder zu geben. Sie übertrugen also dem Herzog von la Valliére das Ehrenamt eines Pflegers der ältern und eines Vormunds der zweiten. Die wirkliche Vormundschaft aber sowol als die wirkliche Pflegschaft wurde abermals dem Latouche aufgetragen.

Die Angelegenheiten des Herzogs, welche sich nach seinem Tode in einiger Unordnung befanden, veranlaßten verschiedene gerichtliche Schriften. In allen diesen Akten wurden nur zwei Fräulein von Choiseul, als die einzigen Kinder und alleinigen Erben des Herzogs von Choiseul, von den Gerichten anerkannt.

Die Herzogin von Choiseul hatte auf ihrem Todbette der Prinzessin von Conti nur zwei Töchter empfohlen. Diese Prinzessin bewirkte bei dem Könige eine Pension von 2000 Liver für

jede

jede dieser beiden Töchter, deren väterliche Verlassenschaft sie in großem Verfall sah. Die über diese Schenkung ausgestellten königlichen Patente sind vom 16ten November 1706.

Im Jahr 1707 starb die Marquise von la Vallière, die Mutter des Herzogs von la Vallière und Großmutter der beiden Fräulein von Choiseul. In allen den Akten, welche aus dieser Veranlassung zwischen der Familie von la Vallière und den Fräulein von Choiseul gewechselt wurden, geschieht nicht die geringste Erwähnung von noch andern Kindern, welche der Herzog von Choiseul von seiner ersten Gemahlin gehabt haben sollte.

Im Jahr 1708 wurde das ältere Fräulein volljährig. In allen Rechtsangelegenheiten, die sie im Namen ihres Hauses führte, anerkannte sie nie mehr als Eine Schwester. Im Jahr 1710 wurde sie in dem Nonnenkloster von Sainte Marie, wo sie als Kostgängerin lebte, gefährlich krank. Sie ließ sich von da in das Haus eines gewissen Lacomme bringen, der mit seiner Frau ehemals im Dienst ihrer Mutter gewesen war und bei derselben sehr in Gnaden gestanden hatte. Hier starb sie vierzehn Tage darauf. Sie machte ihr Testament bei diesen

Leuten, und bedachte sie darin sehr reichlich. Aber nie sagten diese ihr etwas von einer andern Schwester, als von derjenigen, welche die ganze Welt kannte.

Nun wurde Marie Louise Thereſe von Choiseul, die zweite Tochter, in beiden Familien am Hofe und zu Paris, als die einzige Tochter des verstorbenen Herzogs von Choiseul anerkannt. Der König versicherte ihr die ganze Pension von 4000 Liver, welche sie zuvor mit ihrer Schwester getheilt hatte. „Seine Majestät, hieß es in dem darüber ausgestellten Patente, wollten nun die Beweise Ihrer Gnade auf die einzige noch übrig gebliebene Tochter des Herzogs übertragen.“

Man versammelte jezt noch einmal die beiden Familien, um über die Vermögensangelegenheiten des Fräuleins von Choiseul zu berathschlagen. Die Verlassenschaft des Marquis und der Marquise von la Vallière, ihrer Großeltern, wurde von dem Herzog von la Vallière und den übrigen Geschwistern ihrer Mutter mit ihr allein getheilt. Es fiel ihr ein Landgut in Bretagne zu, das auf 58750 Liver geschäzt war, und ausserdem wurden ihr 21228 Liver bezahlt,

bezahlt, um sie mit den übrigen Erben gleich zu stellen.

Den 3ten Mai 1719 machte die Marquise von Clérambault, die Wittwe des Grafen Duplessis eines Bruders des Herzogs von Choiseul, dem jüngern Fräulein von Choiseul eine Schenkung ihrer Ansprüche auf die Verlassenschaft der ältern Schwester derselben, ohne darin noch einer andern Schwester zu erwähnen.

In demselben Jahre empfieng das Fräulein von Choiseul einzig und ungetheilt die 21228 Liver, welche ihr zur Gleichstellung mit den übrigen Erben von der Verlassenschaft ihrer Großmutter zugetheilt worden waren.

Im Jahr 1720 wurde ihr die Vormundschaftsrechnung abgelegt, und in dem nämlichen Jahre starb sie; im unbestrittenen Besiz ihres Standes als einzige Tochter des Herzogs und der Herzogin von Choiseul, ohne sich auch nur einfallen zu lassen, daß sie noch eine Schwester auf der Welt haben könnte.

Nach ihrem Tode theilten sich der Herzog und der Ritter von la Valliére in ihre Verlassenschaft und genossen diesen erlangten Besiz zwei Jahre lang ganz ungestört.

So standen die Sachen, als am 30sten Junius 1723 dem Criminal-Lieutenant eine Klagschrift übergeben wurde im Namen einer Ungenannten von Choiseul, als der einzigen und alleinigen Erbin des Herzogs und der Herzogin von Choiseul.

Diese Ungenannte von Choiseul, bis dahin immer unter dem Namen eines Fräuleins von Saint Cyr bekannt, war in dem Hause der Marquise von Hautefort erzogen worden.

In jener überreichten Klagschrift sagte sie: „Sie sei öffentlich und mit Wissen des Herzogs „von Choiseul und seiner ganzen Familie von „der Herzogin von Choiseul den 8ten Oktober „1697 geboren worden; sie sei unter den Au„gen dieser Familie von einer Dame erzogen wor„den, welcher ihre sterbende Mutter sie noch „empfohlen habe, um ihr einen Schuz zu „sichern, den sie von dem Herzog, der sich um „seine Töchter ganz und gar nicht bekümmerte, „nicht erwarten konnte; sie habe ihre Verwand„ten immer gesehen und geliebt; ihr Stand „sei ihr niemals streitig gemacht worden, und „sie halte sich also mit Recht für die einzige Er„bin des Herzogs und der Herzogin von Choi„seul."

Die

Die Anklage selbst betraf eigentlich zwei Thatsachen. „Fürs erste, sagte sie, sei ihr „Name von denen, welche nach dem Tode des „Herzogs von Choiseul mit dessen Angelegenhei„ten sich befaßt haben, in den Akten, die sie „bei dieser Gelegenheit entwerfen liessen, unter „die Namen der Parteien gestissentlich nicht auf„genommen worden; welches Auslassen ihres „Namens keine andere Absicht könne gehabt „haben, als ihren Stand selbst zu unterdrücken, „und sie um ihr Vermögen zu bringen." — Ueber diesen Punkt der Anklage nannte sie niemand. Sie wußte nur, daß das Unrecht geschehen war, worüber sie sich beklagte; wer es gethan hatte, das war ihr unbekannt. — „Fürs „zweite, seien nach dem Tode der Frau von „Choiseul mehrere Stücke von ihrer Erbschaft „durch Latouche, den Hausoberaufseher des Her„zogs von Choiseul, und andere, entwendet, „und es sei ihr nicht Recht deshalb verschafft „worden."

Auf diese Anklage erhielt sie die Erlaubniß, Zeugenverhöre über diese Punkte anzustellen, und dies ließ sie auch wirklich vollziehen. Die Aussagen der Zeugen betrafen aber nicht die Thatsachen, die eigentlich den Gegenstand der

Klage ausmachten, sondern die Geburt der Klägerin. Durch eine Ordonnanz vom 10ten Julius 1723 wurde die Sache an eine öffentliche Sizung verwiesen.

Es fehlten aber zwei sehr wichtige Dinge: ein Taufschein und eine Gegenpartei; denn Latouche, welchen ihre Klage namentlich betraf, war schon zwei Jahre zuvor gestorben.

Der Taufschein wurde bald herbeigeschafft. Das Beispiel der beiden verstorbenen Töchter des Herzogs von Choiseul bewies, wie wenig dieser besorgt gewesen war, seine Kinder taufen zu lassen. Daraus zog sie den Schluß, daß er bei ihr wohl keine Ausnahme werde gemacht haben, und erschien daher den 13ten Julius 1723 zu Saint-Sulpice, wo sie einen willigen Diener der Kirche fand, dessen priesterliche Hand die Ungenannte in Augustinen Franziscen von Choiseul umschuf.

Um sich eine Gegenpartei zu verschaffen, ließ man über Latouche's Verlassenschaft einen Pfleger sezen, und verfolgte den Prozeß gegen dieses Phantom. Dieser bat selbst, daß man das peinliche Verfahren in den bürgerlichen Prozeß verwandeln möchte, und der Criminal-Lieutenant verwies wirklich den

7ten

7ten September 1723 die Partheien an den Civil-Lieutenant, weil Latouche, der eigentliche Beklagte, nicht mehr am Leben war.

In dieser Lage der Sachen, ließ das Fräulein von Choiseul sich die Rechtswohlthat des Inventariums *) zuerkennen, und nun trat sie, unter dem Titel der rechtmäßigen Erbin des Herzogs und der Herzogin von Choiseul, gegen den Herzog von la Vallière auf, und übergab den 17ten September 1723 eine Schrift beim Chatelet, worin sie bat, daß man ihn vorladen und verurtheilen möchte, ihr das nach dem Tode der Marquise von la Vallière, ihrer Großmutter, entworfene Inventarium mitzutheilen, ihr die Erbschaftsstücke von der Verlassenschaft des Herzogs und der Herzogin von Choiseul zu ersezen, und des Besizes aller der unbeweglichen Güter, welche ihr aus verschiednen Erbschaften zugefallen seien und ihr als einziger Erbin zugehören, sich zu begeben.

Der Herzog von la Vallière behauptete, zu seiner Verantwortung, die sich so nennende Augustine Franzisce von Choiseul müßte vor allen Dingen ihren in Anspruch genom-

*) Lettres de benefice d'inventaire — S. Merlin. Rechtsfälle. 2r Th. S. 395 ff.

menen Stand durch rechtsgültige Aktenstücke erweisen.

Eben an dieser Sprache glaubte das Fräulein von Choiseul den Urheber der Unterdrükkung ihres Standes zu erkennen. Sie beschloß also, den Herzog von la Valliere nun auf dem gewöhnlichen Wege des Rechtens zu belangen. Allein der Criminallieutenant antwortete auf die erste Bittschrift, welche sie ihm deshalb überreichte, daß die Parteien, in Betrachtung des Standes des Herzogs von la Valliere sich an das Gericht der Pairs wenden müßten. Das Fräulein wiederholte also ihr Gesuch, das sie vorher bei dem Criminallieutenant angebracht hatte, bei diesem Gerichtshof, und verlangte, daß die Akten des schon angestellten Verhöres nun an dieses Gericht gebracht würden.

Das erste, was zu entscheiden war, betraf die Frage: ob das Fräulein von Saint Cyr zum peinlichen Prozeß gegen den Herzog von la Valliere zugelassen werden könne?

„Dieser Herzog, sagte man, war Zeuge von der Schwangerschaft der Herzogin von Choiseul; er war selbst Augenzeuge bei der Geburt des Kindes; er hat sogar der Mutter versprochen,

sprochen, für dasselbe zu sorgen; er hat während der ganzen Zeit von der Existenz des Kindes gewußt, ohne es je aus den Augen verloren zu haben. Aber seitdem die Rede davon ist, das Vermögen, dessen er sich bemächtiget hat, zurückzugeben, seitdem spricht er: das Mädchen sei eine Unbekannte, eine Fremde, ihr Stand sei streitig, sie müsse Beweise dafür aus authentischen Urkunden beibringen."

„Und wer macht diesen Einwurf? Eben der, der den Vorsiz bei allen den seit dem Tode des Herzogs von Choiseul abgefaßten Familienakten hatte, der gefliſſentlich den Namen seiner Nichte daraus verdrängte, um ihr den Beweis zu entziehen, den er jezt von ihr fordert, und auf diesen Mangel, der sein eignes Werk ist, die Dauer seines ungerechten Besizes zu gründen. Er fragt, was es für ein Verbrechen sei, wegen dessen man ihn peinlich anklage? Das Verbrechen ist eben diese Unterdrückung des Namens; und der Schuldige ist Er!"

„Wenn die Sachen sich so verhalten, wie es das Fräulein von Choiseul hier vorstellt, so ist das Verbrechen des Herzogs von la Valliere ausgemacht, und sie ist befugt, Gerechtigkeit

gegen

gegen ihn zu verlangen. Verhalten sich aber die Sachen nicht so, so muß das Fräulein von Choiseul als Verleumderin gestraft werden."

„Wie anders soll man nun die Wahrheit aufklären, als durch die Protokolle der angestellten Untersuchung? Man muß sie also lesen, um zu wissen, auf welche von den beiden Parteien die Strenge der Gerechtigkeit fallen müsse; man muß sie folglich in die Kanzlei des Parlements bringen lassen."

„Der Herzog von la Valliere nimmt zum Vorwande, der Rechtshandel habe schon in den ersten Wegen sich in einen bürgerlichen verwandelt, indem der Criminallieutenant von der Sache, die er im Anfange an das peinliche Gericht verwiesen hatte, sich ganz losgemacht, und den Parteien befohlen habe, sich an den bürgerlichen Richter zu wenden. Noch mehr, er beruft sich auch darauf, daß das Fräulein von Choiseul ihre Klage gegen ihn vor dem bürgerlichen Richter anhängig gemacht habe. Ihr Gesuch, sagt er, betrifft blos die Frage wegen ihres Standes; und da sie sich deshalb an den bürgerlichen Richter gewendet hat, so kann es ihr jetzt nicht mehr frei stehen, ihre Sache wieder auf dem andern Wege einzuleiten."

„Allein

„Allein der Herzog von la Valliere hat dabei übersehen, daß ein Rechtshandel durch das Verweisen an ein peinliches Gericht so wenig in einen bürgerlichen verwandelt wird, daß der Richter vielmehr gegen den Beklagten einen Verhaftsbefehl erlassen, und mit ihm, wenn es nöthig wäre, selbst das zweite Zeugenverhör *) und die Konfrontation vornehmen kann."

„Das Verweisen an den bürgerlichen Richter ändert freilich die Natur eines peinlichen Prozesses, und giebt ihm die Eigenschaft eines rein bürgerlichen. Allein diese Verwandlung gilt nur für die wirklichen Parteien des Prozesses. Nun betrifft aber das Verweisen, das der Herzog von la Valliere gerne für sich geltend machen möchte, blos den Prozeß mit dem Pfleger der Verlassenschaft des Latouche, welcher der Verheimlichung angeklagt war. Folglich kann der Herzog daraus gar keinen Vortheil ziehen, weil dieses Verweisen nicht in Rücksicht auf ihn verordnet worden ist, und weil es eine Rechtssache betrifft, welche von der

*) Récolement, S. merkw. Rechtsfälle, 1ster Theil, S. 257.

der ganz verschieden ist, wegen deren der Streit mit ihm wirklich geführt wird."

„Außerdem betrifft das Gesuch des Fräuleins von Choiseul vor dem bürgerlichen Richter keineswegs ihren Stand. Sie hat um Wiedererstattung des Vermögens angesucht, wegen dessen der Herzog von la Vallière ihr Rechenschaft schuldig ist. Sie hat sich gar nicht eingebildet, daß ihre Eigenschaft als einer rechtmäßigen Tochter des Herzogs und der Herzogin von Choiseul bei ihm der geringsten Bedenklichkeit unterworfen sein könne. Sie würde geglaubt haben, durch das Gesuch, daß man sie in dem Besitz ihrer rechtmäßigen Abkunft schützen möchte, ihm die größeste Beleidigung zuzufügen; sie war überzeugt, daß er, der sie so gut kennt, weit entfernt ihren Stand selbst anzufechten, vielmehr der erste würde gewesen sein, ihn zu vertheidigen, wenn jemand es gewagt hätte, ihn anzugreifen."

„Man kann also nicht sagen, daß sie eine Untersuchung wegen ihres Standes bei dem bürgerlichen Richter anhängig gemacht, und sich dadurch selbst den Weg versperrt habe, denselben Gegenstand vor den peinlichen Richter zu bringen. Sie hat sich auf jene Frage gar

nicht

nicht eingelaſſen, bis der Herzog von la Valliere ſie auf einmal in der Verfolgung ihrer Anſprüche durch den Einwurf aufhielt, daß ſie verbunden ſei, den Stand zu erweiſen, den ſie ſich beilege. Nun wendete ſie ſich wieder an den Criminallieutenant. Ich habe Ihnen, dies ſind die eigenen Worte ihrer Klageſchrift, eine Klage wegen eines Verbrechens überreicht, das ausgemacht iſt; aber ich habe Ihnen niemand genannt, weil ich die Urheber deſſelben nicht kannte. Nun hat ſich derjenige ſelbſt angezeigt, der die Beweiſe meines Standes zu unterdrücken geſucht hat. Da der Herr Herzog von la Valliere die Ungerechtigkeit begehen will, dieſe Unterdrückung, welche der Gegenſtand meiner Klage iſt, ſich zu Nutzen zu machen, und ſich das Vermögen zuzueignen, welches das Erbgut des Standes iſt, den er mir ſtreitig macht: ſo muß ich ihn dieſes Verbrechens anklagen. Der hat das Verbrechen begangen, dem es nützt."

„Der Herzog von la Valliere, behauptet, er ſei des Verbrechens nicht ſchuldig; das Fräulein von Choiſeul behauptet, daß er deſſen überwieſen ſei. Die Entſcheidung kann allein aus den Protokollen der Unterſuchung erhellen.

hellen. Man lese sie, und man wird finden, ob das Fräulein von Choiseul eine Verleumderin, oder ob sie nicht vielmehr ein unschuldiges Schlachtopfer ist, das man durch angesponnene Verbindungen unterdrücken will, und dem die Gerechtigkeit schon um deswillen ihren ganzen Schuz schuldig ist."

Darauf antwortete der Herzog von la Vallière: Man habe ihn angeklagt, des Namens und der gesezmäßigen Existenz des Fräuleins von Saint Cyr in allen den Familienurkunden, die nach dem Tode des Herzogs von Choiseul entworfen worden seien, geflissentlich nicht erwähnt zu haben, und dieses Nichterwähnen nenne man eine Unterdrückung der Beweise ihres Standes. Allein was für Rechtsgründe, was für Beweise der Abkunft konnte man einer Person entziehen, die es eingesteht, daß sie keine habe? Hervorgegangen aus der tiefsten Verborgenheit lebte sie sechs und zwanzig Jahre lang in dem Hause der Marquise von Hautefort ganz unbekannt, blos unter dem fremden Namen von Saint Cyr. Es findet sich kein Taufschein, kein Rechtsgrund, was immer für einer es wäre,

wäre, kein Beſitz in Beziehung des Namens von Choiſeul.

Die gehäſſige Anklage von Unterdrückung des Standes ſagt alſo nichts weiter als daß man — und darin beſteht das ganze Verbrechen — des Namens und der Perſon des Fräuleins von Saint Cyr in den Familienakten nicht Erwähnung gethan habe. Allein in dieſer Handlung findet ſich für das Verbrechen, das man daraus ableiten will, weder ein Corpus Delikti, noch ein Beweggrund das Verbrechen zu begehen, noch ein Beweis, daß es begangen worden ſei.

Das Fräulein von Saint Cyr kann nicht in Abrede ſein, daß den Herzog von la Valliere keine Schuld treffe, ſo lange der Herzog von Choiſeul noch lebte; ſie rechnet ſelbſt das Verbrechen des erſtern erſt von dem Tage an, da der leztere geſtorben iſt. Allein wenn den Herzog von la Valliere während der ſieben Jahre, um welche der Herzog von Choiſeul ſeine Gemahlin überlebt hat, keine Schuld trifft, wie ſoll ſie ihn nach dieſer Zeit treffen?

Zum Vormund der Kinder ſeines Schwagers aufgerufen, fand er nicht mehr als zwei minderjährige Töchter, die während der ſieben

Jahre, die zwischen dem Tode der Herzogin und des Herzogs verflossen waren, den ganzen Stand der Familie ausgemacht hatten, und als die einzigen Nachkommen dieses Hauses nun seiner Vormundschaft übergeben wurden. Ihm kann man dabei nichts zur Last legen, die Familie allein war es, die alles verhandelt und veranstaltet hat.

Das Fräulein von Saint Cyr behauptet, ihr Stand sei niemals in Anspruch genommen worden. Das läßt sich leicht glauben; er war nie genannt. Zwar sagt sie, die ganze Familie sei davon unterrichtet gewesen. Durch welches Wunder müßte aber wol diese Familie vergessen haben, während sechsundzwanzig Jahren auch nur ein einzigesmal eines Standes zu erwähnen, von dem sie so wohl unterrichtet war? Ein Stillschweigen, das noch wunderbarer dadurch wird, daß es von allen Gliedern dieser Familie ohne Ausnahme und ununterbrochen beobachtet wurde.

Der Herzog von Choiseul hat seine Gemahlin um sieben Jahre überlebt: er hat nicht mehr als zwei Töchter anerkannt; in den Aktenstücken, die er verfertigen ließ, spricht er nur von zwei Töchtern. Er hat also die erste, oder vielmehr

mehr er hat allein alle Schuld dieses Verschweigens; denn dieses Verschweigen rechtfertiget den Herzog von la Valliére.

Die Familie war zwanzigmal wegen der Angelegenheiten der zwei Fräulein von Choiseul versammelt; es wurde nicht ein einzigesmal von einer dritten gesprochen. Die Prinzessin von Conti die Tochter Ludwigs des Vierzehnten, von der einen, und die Herzoge von Bethune und von Brissac von der andern Seite, welche an der Spize der beiden Familien stehen, gehören also auch zu den Verbrechern, welche das Fräulein von Saint Cyr verfolgen muß. Diese Mitschuldigen, die zwischen dem Herzog von la Valliere und dem Fräulein von Saint Cyr stehen; alle die Familienokten, die während der sechsundzwanzig Jahre errichtet worden sind; jenes Stillschweigen der Akten selbst, das man gerne zu einem Verbrechen erheben will, bilden einen Damm, den das Fräulein von Saint Cyr erst durchbrechen muß, um an den Herzog von la Valliere zu kommen.

Könnte es unter diesen Umständen hier irgend einen Schuldigen geben, so wäre er leicht zu finden. Die Marquise von Hautefort giebt vor, noch auf dem Todbette habe die Herzogin

von Choiseul die Erziehung ihrer Tochter ihr aufgetragen. Warum hat sie das Kind als eine völlig unbekannte Person aufgezogen? Warum hat sie ihm einen andern Namen gegeben, als den es durch seine Geburt hatte? Warum hat sie diesen Namen von einem ihrer eignen Landgüter genommen, anstatt ihn von einem der Landgüter zu nehmen, welche dem Hause Choiseul zugehören? Warum hat sie das Kind weder seinem Vater noch seiner Großmutter noch seinen Schwestern noch irgend einem andern Verwandten jemals vorgestellt? Warum hat sie, um ihm seinen Stand zu sichern, es nicht taufen lassen? Warum hat sie die Obrigkeit nicht aufgefordert, ihm einen Vormund zu setzen? Hatte die Herzogin von Choiseul ihr nichts weiter übertragen, als das Leben des Kindes? Hat sie seine Geburt, den Glanz seines Namens für gar nichts gerechnet? Heißt das dem Vertrauen einer Freundin entsprechen, daß man ihrem Kinde das kostbarste was ein Mensch hat, seinen Stand, entzieht? Warum dieses Stillschweigen, so lange der Herzog von Choiseul lebte? Warum eben dieses Stillschweigen nach dessen Tode? Warum hat sie nicht ihre Zuflucht zu der Gnade des Königes oder zu der edelmüthi-

muthigen Fürsorge der Prinzessin Conti genommen?

Diese so eifrige und wachsame Freundin selbst ist es also, die den Stand des Fräuleins von Saint Cyr verhehlt. Ihrem gegebenen Worte untreu, hält sie eben diejenige, deren Schicksal die sterbende Mutter in ihren Händen niederlegte, in tiefster Unbekanntheit vergraben, und beraubt sie ihres Namens. Anstatt bei Familienfesten, bei Sterbefällen Krankheiten Eheverbündnissen oder bei andern Gelegenheiten, bei denen es Sitte ist daß Verwandte sich besuchen, sie bei der Familie aufzuführen, sucht sie vielmehr, sie vor ihrem Vater vor ihrer Familie vor ihr selbst geheim zu halten.

Aber was soll denn den Herzog von la Vallière bewogen haben, diesen Schritt wider seine Ehre zu thun? Er hat wol darum, nach dem Tode des Herzogs von Choiseul, so geflissentlich den Stand des Fräuleins von Saint Cyr zu unterdrücken gesucht, weil er, von prophetischem Geiste beseelt, es schon voraussah, daß seine beiden Mündel in der Blüthe des Alters, die eine im siebenundzwanzigsten die andre im achtundzwanzigsten Jahre, sterben würden, und daß er also — wenn es ihm nur gelänge,

die dritte Tochter, welche nie da war, von der Familie auszuschliessen — mit der Zeit eine verschuldete Erbschaft mit dem Ritter seinem Bruder und der Marquise von Tournon seiner Schwester zu theilen haben würde?

Wer könnte jemals dem Herzog von la Vallière einen solchen Einfall zutrauen? — Ueberdies, wo ist denn ein Beweis dieses Verbrechens?

Es ist also weder ein Korpus, noch ein Verdacht, noch ein Beweggrund, noch ein Beweis von diesem Verbrechen vorhanden. Zudem, wenn das Verbrechen irgend statt fände, so träfe die Schuld davon den Herzog von Choiseul, oder die sämmtlichen Verwandten, oder, um es besser zu sagen, die Marquise von Hautefort, und nicht den Herzog von la Vallière.

Man hat den Herzog von la Vallière allein ausgewählt, um ihn zum Gegenstand einer gehässigen Deklamation zu machen. Allein die Akten sprechen deutlich genug zu seiner Rechtfertigung. Das einstimmige Verfahren aller Verwandten und der Herzog von Choiseul selbst sind seine Apologie. Dieselbe Wahrheit findet sich in allen Akten, die vor und nach dem Tode des Herzogs von Choiseul errichtet worden sind.

Die

Die Anklage hat nicht einmal den Schatten eines Verbrechens begründet; und wie sehr sich auch die Frau von Hautefort anstrenge, das Verbrechen auf einen andern zu wälzen, so bleibt doch allein auf ihr die Schuld, entweder das Fräulein von Saint Cyr ihres Standes auf immer beraubt zu haben, oder ihr einen Stand unterschieben zu wollen, nachdem sie sechsundzwanzig Jahre lang sie darüber in Unwissenheit erhalten hat.

Es ist einleuchtend, daß diese Anklage ganz ohne Grund war. Das Fräulein hatte vermuthlich auch dabei blos die Absicht, vermittelst des Zeugenverhöres, das sie dadurch zu bewirken hoffte, Beweise zusammen zu bringen, welche ihren Eintritt in den Stand, nach welchem sie strebte, vorbereiten könnten.

Durch ein Arret vom 19ten Mai 1724 wurde „der Herzog von la Vallière, mit Vorbehalt der Gerichtskosten welche er bezahlen sollte, von der Anklage losgesprochen, die gegen „ihn erhobne peinliche Untersuchung für null und „nichtig erklärt, und die Parteien an die Requetenkammer verwiesen, um ihren Prozeß vor dem „bürgerlichen Richter fortzusezen.“

Unsre Leser sind ohne Zweifel längst begierig zu erfahren, wer dieses Fräulein von Saint Cyr sei, welche sie bis jezt so auffallende Schritte machen sahen, um sich ohne weitern Rechtsgrund, auf ihr bloßes Wort, einen Plaz in der berühmten Familie von Choiseul zu verschaffen.

Wir finden den besten Aufschluß darüber in den Bittschriften, welche das Fräulein der Requetenkammer überreicht hat.

Beide Bittschriften, die eine vom 22sten Mai, die andre vom 10ten Junius 1724 betreffen das Gesuch: man möchte ihr den Beweis von folgenden sechszehn Punkten gestatten: „1) Die Frau Herzogin von Choiseul „ist entbunden worden im Jahr 1697; ihre „Schwangerschaft ist öffentlich bekannt gewesen; ihre Freunde und ihre Familie haben davon gewußt; sie hat, während dieser Schwangerschaft, von Personen, mit welchen sie sonst „umgieng, Besuche angenommen und sie ihnen „erwiedert. — 2) Die Frau von Choiseul ist den „8ten Oktober 1697 in dem Hause, welches „der Herzog von Choiseul und sie in Paris hatten, in der Straße Verneuil der Vorstadt „Saint-Germain von einer Tochter entbunden „worden, welche eben dieses Fräulein von „Saint-

„Saint-Cyr iſt; und ſie hat während der Wo„chen die gewöhnlichen Wochenbeſuche ange„nommen. — 3) Das Kind hat nach der Ge„burt, weil ſein Leben ſehr in Gefahr ſchien, „von dem Accoucheur Ledûc, den Herr Hel„vetius der Arzt der Frau von Choiſeul em„pfohlen hatte, die Nothtaufe empfangen. — „4) Die Frau von Choiſeul war kaum aus den „Wochen, als ſie von einer Auszehrung befal„len wurde, an welcher ſie den 7ten November „1698 geſtorben iſt. — 5) Das Kind wurde von „der Frau Herzogin von Choiſeul ſowol der „Frau von Hautefort als dem Herrn Herzog „von la Vallière empfohlen; beide verſprachen, „ſich deſſen anzunehmen. — 6) Die Frau von „Choiſeul hat der Marquiſe von Hautefort zwei „ihrer Porträte und einige andere Sachen an„vertraut, welche dieſe für das Fräulein von „Saint Cyr aufbewahren ſollte. — 7) Nach dem „Tode der Herzogin von Choiſeul hat die Mar„quiſe von Hautefort das Fräulein von Saint „Cyr von der Amme zu Meudon zurückgenom„men, bei der ſie in der Koſt war, und ſie „einer andern Amme zu Paris in der Straße „Saint Antoine übergeben. — 8) Einige Zeit „darauf wurde die Amme mit dem Kinde,

„durch die Frau von Hautefort, in die Straße „Princeſſe tranſportirt, in das Haus einer Bä„ckerin Namens Lafalle. — 9) Während das „Kind mit ſeiner Amme noch in der Straße „Saint Antoine wohnte, kam der Herr Herzog „von la Vallière oft zu der Frau Lacomme, „der ehemaligen Kammerfrau der Frau Herzo„gin von Choiſeul, um dort das Kind zu beſu„chen. Die Marquiſe von Hautefort hatte die „Amme mit dem Kinde in der Abſicht in das „Haus der Lacomme in der Straße Saint An„toine gebracht, damit der Herzog von la Val„lière das Kind da ſehen könnte. Hier hat der „Herzog das Kind wirklich beſucht, und dieſe „Beſuche hat er nachher auch in der Straße „Princeſſe fortgeſetzt. Der Amme hat er die bei „nahen Verwandten ſonſt gebräuchliche Am„mengeſchenke gemacht. — 10) Da das Kind „zwei und ein halbes Jahr alt war, nahm die „Marquiſe von Hautefort es zu ſich ins Haus, „und ſorgte ſelbſt für deſſen Erziehung bis zu „ſeiner Volljährigkeit. Während dieſer ganzen „Zeit fuhr der Herr Herzog von la Vallière „fort, das Kind recht oft in dem Hauſe der „Frau von Hautefort zu beſuchen. — 11) Das „Fräulein von Saint Cyr iſt ebendaſſelbe Kind,

„von

„von welchem die Frau von Choiseul den 8ten „Oktober 1797 entbunden worden ist. — 12) „Ob sie gleich von Saint Cyr genannt „wurde, welches der Name von einem der „Landgüter der Frau von Hautefort ist, so war „sie doch unter ihrem eigentlichen Namen von „Choiseul bekannt. — 13) Die erste Amme „des Fräuleins von Saint Cyr war Martine „Loin, die nachher einen gewissen Demarne „geheirathet hat und jezt Wittwe ist. 14) Die „zweite Amme des Fräuleins von Saint Cyr „ist Nikole Lalouette, welche nachher mit „einem gewissen Leroy verheirathet war, und „nun Wittwe ist. — 15) Das Fräulein von „Saint Cyr hat während ihres Aufenthaltes „in der Straße Princesse eine gewisse Hadria„ne Katharine Thomas zur Gouvernan„te erhalten. Diese Gouvernante hat sie in „das Haus der Marquise von Hautefort begleis„tet, und ist vierzehn Jahre bei ihr geblieben. „16) Der Herr Herzog von la Valliere hat es „mehreren Personen zugestanden, daß das Fräu„lein von Saint Cyr eine Tochter der Frau „Herzogin von Choiseul, seiner Schwester, sei.“

Diesen Bittschriften, um ihnen desto mehr Nachdruck zu geben, legte das Fräulein folgenden

Brief

Brief bei, den die Marquiſe von Tournon an die Marquiſe von Hautefort geſchrieben hatte:

„Es iſt mir ſehr leid, Madame, daß das „Fräulein von Saint Cyr ſich ſo übel befindet, „weil ich dadurch das Vergnügen Sie bei mir „zu ſehen entbehren muß; denn ich kenne kein „größeres Vergnügen, als Ihnen zu ſagen, wie „ſehr ich Ihnen dankbar bin.“ — Nun ſpricht ſie von verſchiedenen Angelegenheiten, welche der Kardinal Dübois, auf Empfehlung der Frau von Hautefort, für ſie hätte beſorgen müſſen. Sie dankt ihr für dieſen Dienſt, und für viele andre Gefälligkeiten; klagt über ihre Geſundheit, ſpricht von einem Landhauſe das ſie gemiethet habe, und von der Hoffnung, dort durch die reine Luft bald wieder hergeſtellt zu werden; und fährt dann fort: — „Ich wünſche nichts mehr, als die „bewußte Angelegenheit beendiget zu ſehen, wel„che ſicher Schuld iſt an der Krankheit der lie„benswürdigen Sängerin, die ſich ſo gern lange „bitten läßt. Mein Freund, den ich ſehr ſchäze, „den Sie am Sonntag bei mir geſehen haben „und der weggieng, weil er glaubte Sie hätten „mit mir zu ſprechen, ſagte mir geſtern, daß „er ſich ſehr freuen würde, Sie hier zu ſehen,

„um

„um Ihnen zu ſagen, was er von dieſer Ange-
„legenheit denke, die ihm gar keine Schwierig-
„keit zu haben ſcheint; aber er glaubt, daß
„Betriebſamkeit und geſchickte Leute, deren er
„Ihnen einige nennen wird, dazu erforderlich
„ſeien. Sehen Sie zu, Madame, ob Sie
„nicht morgen, Sonnabends, oder auf den
„Sonntag Nachmittag abkommen können. Er
„hat mich gebeten, es ihm zu melden, damit
„er ſich auch einfinden könne. Da ich kürzlich
„von allen meinen Verwandten Beſuche gehabt
„habe, ſo werden wir ungeſtört ſein. Ich
„wünſchte, daß das Kind ſich bis dahin wohl
„befinde, oder krank mitkomme. Ich freue
„mich auf dieſe Zuſammenkunft, und auf das
„Vergnügen, Sie meiner zärtlichen und ach-
„tungsvollen Ergebenheit zu verſichern. Erlau-
„ben Sie mir, ohne Compliment und ohne Un-
„terſchrift zu ſchlieſſen.“

„Das Räthſel iſt nicht ſchwer zu löſen — fährt darauf das Fräulein von Choiſeul fort — es verräth ſich auf den erſten Anblick von ſelbſt. Es iſt kein Zweifel, daß in dieſem Briefe die liebenswürdige Sängerin, welche ihre Angelegenheit krank macht, und das Kind, das krank oder geſund der Berathſchla-

gung

gung beiwohnen ſoll, zu welcher die Zuſammenkunft erbeten wird, eine und ebendieſelbe Perſon ſei. Ihre Gegenwart konnte nicht nothwendig ſein, ſie konnte ſogar bei einer ſo wichtigen Berathſchlagung nicht einmal zugelaſſen werden, wenn nicht die Unterhandlung eben jene Angelegenheit betraf, welche ſchuld an ihrer Krankheit war."

„Eben ſo wenig iſt es zweifelhaft, daß dieſe Perſon, welche hier mit den Ausdrücken der ſchönen Sängerin und des Kindes, das krank oder geſund zur Zuſammenkunft kommen ſoll, bezeichnet wird, keine andre ſei, als eben diejenige, die ſich in dem Hauſe der Frau von Hautefort aufhielt; und gewöhnlich das Fräulein von Saint Cyr genannt wurde. Zwei Gründe beweiſen dies. Der erſte iſt, weil das Fräulein von Saint Cyr, die liebenswürdige Sängerin und das Kind, alle drei als krank in dem Briefe angegeben werden. Der zweite Grund iſt, weil die Frau von Tournon in dem Briefe ausdrücklich ſagt, daß das Uebelbefinden des Fräuleins von Saint Cyr ſie des Vergnügens beraubt habe, die Frau von Hautefort bei ſich zu ſehen. Wenn nicht eben dieſe Urſache auch die nächſte Zuſammen-

menkunft verhindern ſollte, ſo mußte das Fräulein von Saint Cyr entweder ſich beſſer befinden, oder ſie mußte noch krank die Frau von Hautefort dahin begleiten. Dieſen Vorſchlag mach: auch die Frau von Tournon ausdrücklich am Schluſſe ihres Briefes in den Worten: das Kind muß entweder wohl ſein, oder krank kommen."

„Iſt es aber entſchieden, daß das Kind, die liebenswürdige Sängerin und das Fräulein von Saint Cyr eine und eben dieſelbe Perſon ſind, ſo iſt auch kein Zweifel, daß es die Angelegenheit des Fräuleins von Saint Cyr war, welche bei der vorgeſchlagnen Zuſammenkunft verhandelt werden ſollte; um ſo mehr, weil das Fräulein nie eine andre Angelegenheit gehabt hat, als die, deren Entſcheidung ſie eben jezt erwartet, und weil die Frau von Tournon ſo ſorgfältig bemerkt, daß ſie von ihren Verwandten Beſuche gehabt habe, und daß ſie deshalb hoffe ungeſtört zu ſein. Es war alſo eine Angelegenheit, welche man nicht wagte vor den Verwandten zu verhandeln, weil deren Gegenwart die Unterhaltung würde geſtört haben."

„Aus

„Aus diesen Gründen läßt sich behaupten, daß jedermann, der den Brief mit einiger Aufmerksamkeit liest, darin gerade die Angelegenheit finden müsse, wegen deren dieser Streit geführt wird. — Und wie äussert sich nun die Frau von Tournon über diese Angelegenheit? Sie sagt selbst: ihr Freund habe, auf ihre Erzählung von der Sache, erwiedert, er finde dabei keine Schwierigkeit. Um die Sache frei von Schwierigkeit finden zu können, mußte ihm nothwendig von ihr vertraut worden sein, daß das Fräulein, welches gewöhnlich von Saint Cyr genannt werde, die Tochter ihrer Schwester sei; denn kein vernünftiger Mensch kann eine Sache frei von Schwierigkeit finden, von der er vermuthen muß, daß sie im Grunde nicht wahr sei."

„Dieser Brief ist also von Seiten der Frau von Tournon eine ganz förmliche und entschiedene Anerkennung der Thatsachen, welche das Fräulein von Choiseul aufgestellt hat."

Um den Prozeß gleich auf einmal zu einer vollständigen Entscheidung zu bringen, rieth man dem Fräulein von Saint Cyr, ihre Anklage zugleich gegen den Ritter von la Valliere

und

und die Frau von Tournon zu richten, welche eben das Interesse bei der Sache hatten, als der Herzog von la Valliere, ihr Bruder. Sie ließ also auch diese vor Gericht laden, und trug darauf an, daß man sie sämtlich über die von ihr aufgestellte Thatsachen möchte vernehmen lassen. Dieses Gesuch wurde bewilligt; man ließ alle drei zum Verhör vorladen.

Der Herzog von la Vallière, welcher zuerst verhört wurde, suchte den beiden Klippen, welchen er ausgesezt war, entweder etwas von dessen Wahrheit die ganze Welt vollkommen überzeugt war zu läugnen, oder etwas das seinem System entgegen war zu gestehen, durch verfängliche Antworten zu entgehen, um nicht im ersten Fall seine Ehre, im zweiten seinen Prozeß zu verlieren.

Die Marquise von Tournon läugnete alle Fakta ganz förmlich. Allein sie gerieth doch in Verwirrung, da ihr Brief vorgezeigt wurde.

Der Ritter von la Valliere hingegen antwortete freimüthig in allen seinen Verhören, und zwar zum Vortheil des Fräuleins von Saint Eyr.

Mit diesen Aktenstücken versehen, war nun das Fräulein eben im Begriff, ihre Sache vor eine öffentliche Gerichtssitzung zu bringen, als eine neue unvermuthete Entdeckung diesen Schritt aufhielt.

Sie hörte von ungefähr, daß der Geburtshelfer Ledüc, der gerade bei ihrer Geburt ihrer Mutter beigestanden hatte, seinem Sohn ein Tagebuch hinterlassen habe, das er über seine Geschäfte zu führen gewohnt gewesen sei.

In der Hoffnung, hier auch über ihre Angelegenheit einigen Aufschluß zu finden, ließ sie den 1sten August 1724 Ledüc, den Sohn, auffordern, sich den folgenden Tag bei dem Notarius Jourdain einzufinden, um dort das Tagebuch seines Vaters vorzuzeigen, und die Artikel ausziehen und vergleichen zu lassen, welche die den 8ten Oktober 1697 geschehene Niederkunft der Frau von Choiseul betrafen.

Ledüc, der Sohn, erschien bei dem Notarius, und legte das Tagebuch seines Vaters vor. Man fand darin acht Artikel, welche die Herzogin von Choiseul betrafen. „Ledüc zeigt an: daß er den 6ten September 1697 zum erstenmal ersucht worden sei, zur Frau von Choiseul

ſeul zu kommen. Er bemerkt, bei einem Beſuch am 9ten, daß ſie der Entbindung nahe ſei. Er ſchließt, aus den Zeichen, die er angiebt, ihre Schwangerſchaft könne im Dezember 1696 ihren Anfang genommen haben. Er berichtet, nach einem zweiten Beſuch, daß er ihr zur Ader gelaſſen habe. Endlich den 7ten Oktober 1697 erzählt er, daß er, um ſechs Uhr Abends zu der Frau von Choiſeul gerufen, ſie in Geburtsſchmerzen gefunden habe, und daß ſie den 8ten, früh Morgens zwiſchen zwei und drei Uhr, von einer ſtarken Tochter entbunden worden ſei, welche man ihm übergeben haben, um ſie zu einer Amme zu bringen, und welche den 11ten wirklich ſchon zu Meudon geweſen ſei. Er zeigt an, daß er dem Kinde in der linken Kniekehle und etwas weiter unten, durch drei leichte Einſchnitte die er mit Schießpulver eingerieben, ein Merkzeichen gemacht habe; " — Zeichen, die unvertilgbar ſind, und die das Fräulein von Choiſeul noch jezt an ſich zu tragen in den Akten behauptet. — „Ferner giebt Ledûc Nachricht: daß das Kind, ohne Beiſein eines Taufzeugen, und ohne dabei weder des Vaters noch der Mutter Namen zu nennen, zu Sankt Stephan dû Mont getauft worden ſei, und den

Namen Julie erhalten habe. Er merkt auch an, daß er 4 Livr 10 Sols für den Wagen ausgelegt habe, in welchem das Kind zu der Amme gebracht worden ſei, die damals in dem Hauſe des Johann Demarne, des Gärtners in dem Park des Herzogs, gewohnt habe." — Auf dieſe Artikel folgen noch mehrere andre, in welchen von Tag zu Tag das Geld aufgezeichnet war, das er von der Frau von Choiſeul zu Beſtreitung der Koſten für das Kind erhalten hatte. Hier fand man auch: „daß er von der Frau Marſchallin von Choiſeul dreißig neue Louisdor, als ſeine Belohnung, empfangen habe."

Alle dieſe Umſtände wurden von dem Notar in das Protokoll eingetragen. Die Urkunde ſelbſt aber war zu wichtig, als daß es dem Fräulein von Choiſeul hätte gleichgültig ſein können, ihre Gegenpartei von der Richtigkeit derſelben zu überführen. Sie bat alſo, daß das Tagebuch zum gerichtlichen Gebrauch hinterlegt würde. Leduc erwiederte: das Buch enthalte ſo viele andre Anekdoten die nicht hieher gehören, man ſolle ihm alſo wenigſtens erlauben, alles übrige, was blos andre Familien betreffe, zu verſiegeln. Das Fräulein

von

von Choiseul willigte gerne in diese Forderung, die Ledûc's feines Gefühl zur Bedingung machte. Das Tagebuch wurde, vermittelst eines durchzogenen Bindfadens so versiegelt, daß nur diejenigen Blätter offen blieben, welche auf das Fräulein Beziehung hatten. So verwahrt, wurde es in die Hände des Notarius Jourdain niedergelegt.

Das Fräulein übergab nun eine Bittschrift um gerichtliche Beglaubigung dieses Dokuments. Der Herzog von la Valliere bot alles dagegen auf. Er stellte es als äusserst bedenklich vor, ein solches Aktenstück zum Beweise eines in Anspruch genommenen Standes zuzulassen. Da das Dokument gleichwol durch einen Spruch der Requetenkammer als gültig anerkannt und dieser Spruch, auf die von dem Herzog dagegen gemachte Appellation, von der großen Kammer bestätigt wurde: so nahm er seine lezte Zuflucht zu der Forderung, daß das Tagebuch im Ganzen kommunizirt oder im Fall man dies nicht rathsam finde, als infam und unfähig einen Beweis zu begründen, verworfen werden solle. Die Richter liessen darauf das Buch kommen, und untersuchten es selbst. Sie fanden aber: ausser den acht Artikeln, welche schon

in dem Protokoll enthalten waren, nur noch sechs andre, die Beziehung auf die Sache haben konnten. Es wurde also der Schluß gefaßt: „daß blos diese vierzehn Artikel sollten „kommunizirt werden, und zwar durch einen aus „ihrer Mitte, ohne das Buch irgend anderswo„hin bringen zu lassen.“ Sie hielten dafür, daß es dem Herzog von la Valliere für seine Angelegenheit gar nichts helfen könne, ihm und seinen Rathgebern die Geheimnisse zu eröffnen, welche der Geburtshelfer seinem Tagebuch anvertraut hatte.

Bei der großen Kammer, an welche der Herr von la Valliere abermals appellirte, wurde dieser Spruch bestätigt und so ward endlich der Herzog von la Valliere, nachdem er fruchtlos Zwischenfragen auf Zwischenfragen und Appel auf Appel gehäuft hatte, doch genöthiget, den Hauptprozeß vor demselben Gerichte zu führen, dessen Urtheile er zweimal nach einander hatte umstoßen wollen.

Nun kam die Sache zwischen beiden Parteien zum förmlichen Vortrage vor Gericht in mehreren Sizungen. Die Meinungen der Richter waren getheilt, und es wurde darauf erkannt, daß die Parteien ihre Sachen schriftlich eingeben sollen.

sollen. Das Fräulein von Choiseul appellirte gegen diesen Bescheid, und nun wurde der Hauptprozeß vor die große Kammer gebracht.

Wir wollen unsern Lesern nur einen Auszug von den hauptsächlichsten Gründen mittheilen, welche von den Parteien vor beiden Gerichten aufgestellt wurden; und zwar zuerst von denjenigen, welche Herr Normand *) zur Vertheidigung des Fräuleins von Choiseul vorgebracht hat.

Diese ganze Vertheidigung gieng blos darauf aus, zu beweisen, daß man dem Fräulein von Choiseul gestatten müsse, ihre Abstammung von dem Herrn und der Frau von Choiseul durch Zeugen zu erweisen, und diesen Beweis führte Herr Normand auf folgende zwei Hauptpunkte zurück: 1) Wenn ein Kind, dessen Geburt man in Dunkelheit verhüllen will, Fakta angiebt, die einzelne Umstände betreffen

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Hr. Normand nie einen Rechtshandel übernahm, ohne ihn vorher untersucht zu haben, und daß nichts auf der Welt ihn bewegen konnte, die Vertheidigung einer Sache zu übernehmen, die er unrecht gefunden hatte, daß er aber alle seine Kräfte aufbot, die gute Sache zu beschützen.

und an sich vermögend sind zu einer bestimmten Kenntniß seines Standes zu führen, so muß ihm der Zeugenbeweis gestattet werden, ohne daß es nöthig habe, zuvor einen Beweis aus Urkunden zu liefern. 2) Wenn man aber auch, um zum Zeugenbeweis schreiten zu dürfen, zuvor einen urkundlichen Beweis geben müßte, so würde doch das Fräulein von Choiseul auch diese Forderung, und sogar noch mehr, erfüllen; indem die urkundlichen Beweise, die sie beibringt, schon allein zu einer vollständigen Demonstration ihrer Ansprüche auf den Stand, den sie zurückfordert, hinreichen könnten.

„Fürs erste kann der Herzog von la Valliere daraus keinen Vortheil ziehen, daß das Fräulein von Choiseul durch jene Familienurkunden ausgeschlossen wurde mit ihren Schwestern das Vermögen zu theilen das ihnen gemeinschaftlich gehörte. Wären die, die den Stand des Fräuleins wol kannten, redlich genug gewesen, ihrer in jenen Urkunden erwähnen zu lassen, so wären ihr die Rechte ihrer Geburt erhalten worden. Nur die Unredlichkeit derer, die jene Urkunden entwerfen liessen, hat dem Fräulein dieſen

diesen Prozeß nöthig gemacht, den sie gegen die Unterdrücker ihres Standes führen muß."

„Aber, sagt Herr von la Valliere, wenn man das wahre Interesse der bürgerlichen Gesellschaft, die harmonische Verbindung des Ganzen, kennt, so kann man die Begünstigung für den Stand einer Privatperson nicht so weit treiben, als das Fräulein von Choiseul es gerne thun möchte. Alle bürgerlichen Gesellschaften, sagt er, bestehen aus Personen, die gewisse kleinere oder größere Würden und Ehrenstellen bekleiden und in mehr oder weniger angesehenen Rang und Aemtern stehen. Aber in allen Gesellschaften giebt es auch eine Klasse von unbekannten Leuten, die weder Rang noch Würden besitzen und deren Stand es ist, keinen Stand zu haben. Dadurch wird in der bürgerlichen Gesellschaft die harmonische Verbindung begründet, welche zu erhalten der einzige Gegenstand der Gesetze ist. Diese harmonische Verbindung des Ganzen kann aber nicht anders erhalten werden, als durch beständige Wachsamkeit, daß jeder den Rang behalte, den das Schicksal ihm angewiesen hat; jemand einen Stand einräumen, der keinen hat, heißt die Ordnung der Gesellschaft zerrütten und die Einrichtung der

Familien führen. Das Interesse zweier vornehmer Häuser ist der Aufsicht des Herrn Herzogs von la Valliere übertragen; ein so wichtiges ihm anvertrautes Gut kann er nicht den Eingriffen eines Mädchens Preis geben, das seit sechsundzwanzig Jahren völlig unbekannt gelebt hat."

„Woher mag wol der Herr Herzog von la Valliere diese seltsame Politik haben, daß in jedem Staat nothwendig eine Klasse von Menschen sich finden müsse, denen es nicht erlaubt sein soll, einen Rang zurückzufordern, den man ihnen ungerechter Weise entreissen will, oder ein Vermögen, das ein andrer sich widerrechtlich zuzueignen sucht. Es wird schwerlich eine Politik geben, die barbarisch genug wäre, um ihm die Erfindung dieses Grundsazes streitig zu machen."

„Was ist eigentlich ein Bürger? Ohne Zweifel ist es der, der, für sein Vaterland geboren, sich ganz dem Dienst desselben widmet, und der, überzeugt daß der erste Anspruch auf ihn seinem Vaterland, ihm selbst, und seiner Familie nur der zweite zukomme, keinen höhern Ruhm kennt, als den, jenen Zweck zu erfüllen, für den er geboren ist. Die Gesellschaft hat

hat in Rückſicht auf ihn kein anderes Intereſſe, als daß ſie, nach einer gerechten Würdigung ſeiner Talente und ſeiner Geburt, den Rang oder das Amt beſtimmen könne, zu dem er fähig iſt. Sie hat kein anderes Intereſſe, als jedes ihrer Glieder genau zu kennen, und jedem das zu erhalten, was ihm von Rechtswegen gehört. Jene ſo hoch geprieſene Harmonie des Ganzen würde ſich bald in die ſchlimmſte Disharmonie auflöſen, wenn die bürgerliche Geſellſchaft den einen Theil ihrer Bürger zwänge, ihren Stand und ihr Vermögen ohne Rettung zu verlieren, während ſie den andern berechtigte, ſie ungeſtraft ihnen zu entreiſſen."

„Es iſt wahr, bisweilen kann der Betrug ſo geſchickt eingeleitet ſein, daß die Entdeckung der Wahrheit unmöglich iſt. Wenn, zum Beiſpiel, ein Bürger das Unglück hat, die Umſtände ſeiner Geburt ſelbſt nicht zu wiſſen, oder doch auſſer Stande iſt, gerichtliche Beweiſe davon beizubringen, ſo muß man freilich, weil man nicht anders kann, ihn ſeinem Mißgeſchick überlaſſen. Dies geſchieht aber immer zum höchſten Leid der Gerechtigkeitspflege und aller gutgeſinnten Menſchen. Daher kömmt es auch, daß das Geſez, wenn ſich irgend ein Weg zu

Ent-

Entdeckung der Wahrheit anbietet, jede Nachläſſigkeit in der Unterſuchung ſtreng ahndet, und daß das natürliche Gefühl der Billigkeit die kleinſte Achtloſigkeit in der Nachforſchung, welche die Umſtände zulaſſen, zum Verbrechen macht."

„Hätte jemals die Gerechtigkeitspflege jene geprieſene Harmonie der Geſellſchaft, welche eigentlich nichts anders bezwecken würde, als die Unredlichkeit auf den Trümmern der Unſchuld zu erheben, ihrer Obhut würdig gefunden, ſo würde ſie nicht ſo oft diejenige in Schuz genommen haben, welchen man ihren Stand entreiſſen wollte."

„Aber, ſagt man, wenigſtens würde es im vorliegenden Falle, wenn es dem Fräulein von Choiſeul gelingen ſollte, ihre Anſprüche durchzuſezen, Folgen haben, denen man zuvorkommen muß. Sie würde zwei berühmte Häuſer in dem Beſize ſtören, in welchem ſie ſind, keine dritte Tochter des Herrn Herzogs und der Frau Herzogin von Choiſeul anzuerkennen."

„Man glaubt gerne, daß der Herr Herzog von la Valliere die Verbindung mit dieſen beiden Häuſern ſehr ſchmeichelhaft finden kann. Allein würde ſich auch der Vortheil, den er für

die

die gegenwärtige Sache daraus ziehen will, mit der Billigkeit vereinigen laſſen? Ueberdies, wer hat ihm die Sorge für das Intereſſe des Hauſes Choiſeul aufgetragen? Beweiſt nicht vielmehr im Gegentheil das Stillſchweigen, welches von dieſem Hauſe bis auf dieſe Stunde beobachtet worden iſt, daß es alle die von ihrem angeblichen Beſchützer gemachte Schritte nicht anerkennt und ſogar in hohem Grade mißbilligt? Das Intereſſe dieſes Hauſes iſt es alſo nicht, was den Anſprüchen des Fräuleins von Choiſeul entgegenſteht."

„Iſt es aber vielleicht das Intereſſe des Herzogs von la Valliere und ſeines Hauſes? Das Fräulein von Choiſeul fordert allerdings einen großen Namen zurück; aber es iſt nicht der Name ihres Gegners. Das ganze Intereſſe dieſes Gegners geht alſo blos auf das Vermögen, das, nach der eignen Aeuſſerung des Herrn Herzogs von la Valliere, ſehr unbedeutend iſt. Dies alſo wäre der einzige Gegenſtand, der ihn ſchon ſeit ſo langer Zeit antreibt ein Frauenzimmer zu verfolgen, das einen Namen zurückfordert, der mit dem ſeinigen nichts gemein hat, und ein Vermögen, das viel zu unwichtig iſt, um ſeine Begierde zu erregen!"

„Allein

„Allein er will durchaus seinen Plan durchsezen, und nimmt deshalb seine Zuflucht zu den Römischen Gesezen.“

„Er macht einen Unterschied zwischen dem, der im Besiz eines Standes ist aus dem man ihn verdrängen will, und dem, der sich in den Besiz eines Standes sezen will den er nicht hat. Im ersten Fall, sagt er, findet der Zeugenbeweis mit vollem Rechte statt; aber auch nur für diesen Fall ist es zu verstehen, daß die Gesezе diesen Beweis zulassen. Im zweiten Fall hingegen kann kein Zeugenbeweis gestattet werden, wenn nicht schon ein urkundlicher Beweis vorhergegangen ist *). Der bloße Zeugenbeweis ist also niemals für hinreichend gehalten worden, den Stand eines Menschen zu erweisen.“

„Dem Herrn Herzog von la Valliere zufolge dürfte also der Zeugenbeweis nur dem verstattet werden, der im Besiz eines Standes ist, den man ihm entreissen will. Aber, aufrichtig gesprochen, sollte es je einem Menschen eingefallen sein, daß einer Person, die beständig im vollen

*) *Cod. de testib.* L. 2. sagt ausdrücklich: instrumentis et argumentis; und giebt als Grund an: Soli enim testes ad ingenuitatis probationem non sufficiunt.

vollen ununterbrochenen Besiz ihres Standes war, in irgend einem Falle zugemuthet werden könne, ihn aufs Spiel zu sezen indem sie ihn dem ungewissen Erfolg eines Zeugenbeweises unterwerfen müßte? Der, der im Besiz ist, hat niemals etwas zu erweisen; der Besiz selbst ist sein ganzer Beweis. Dem, der einen andern in dem Besize stören will, kömmt es zu, seinen Angriff zu rechtfertigen."

„Wenn aber diese Gesezе nicht für den, der im Besiz seines Standes ist, gegeben sind, so können sie unmöglich einen andern Zweck haben, als denjenigen wieder in seinen Stand einzusezen, dem man ihn durch feindselige Ränke entzogen hat. Es ist einleuchtend, daß die Hülfe, welche das Gesez anbietet, für jeden andern Fall ganz unnüz wäre."

„Es schadet nichts, sagt das neunte Gesez im Codex de nuptiis, daß die eheliche Verbindung der Eltern in keiner öffentlichen Urkunde aufgezeichnet ist; es schadet nichts, daß die Geburt des Kindes, das aus dieser Ehe entsprungen ist, in dem Taufregister vergessen ward: wenn nur die Nachbarn oder andre Personen davon unterrichtet waren, so hat sowol die Ehe als der Stand des Kindes darum nicht

weniger

weniger ſeine Gültigkeit. Auf die bloße Ausſage dieſer Zeugen alſo muß dem, der keinen andern Beweis hat, ſein Stand erhalten werden."

„Noch mehr! Selbſt wenn ſich eine unrichtig abgefaßte oder abſichtlich veränderte Urkunde vorfände, ſo kann ſie doch, nach der ausdrücklichen Verordnung des Geſetzes, dem rechtmäßigen Stand eines Kindes nicht den mindeſten Nachtheil bringen. Das Geſetz ſpricht hierüber ganz beſtimmt *). Wodurch ſollte aber eine ſolche unrichtige Urkunde berichtiget werden können, wenn es nicht durch die Ausſage von Zeugen geſchehen ſoll, welche die Umſtände genau kennen, die in dem Regiſter falſch angegeben ſind?"

„Der Herzog von la Valliere beruft ſich auf das zweite Geſetz im Codex de teſtibus. Dies iſt aber gerade unter allen Römiſchen Geſetzen vielleicht dasjenige, aus welchem am allereinleuchtendſten erhellt, wie angelegentlich dieſe Geſetze den Stand eines jeden Bürgers in Schuz nehmen. Si tibi controverſia ingenuitatis fiat,

*) Imperator Titus Antoninus reſcripſit, non laedi ſtatum liberorum ob tenorem inſtrumenti male concepti. L. 8, ff. *de ſtatu hom.*

hat, ſagt dieſes Geſez, defende cauſſam tuam inſtrumentis et argumentis quibus potes: Wenn dein Stand angefochten wird, ſo gilt alles, was du zur Vertheidigung deſſelben beibringen kannſt; Urkunden, wenn welche vorhanden ſind, aber auch Muthmaßungen, wenn Urkunden fehlen; alles, was zur Entdeckung einer für die Geſellſchaft ſo wichtigen Sache führen kann, wird als rechtsgültig erkannt. — Soli enim teſtes ad ingenuitatis probationem non ſufficiunt: Denn der Zeugenbeweis iſt nicht das einzige Mittel, die Rechtmäßigkeit der Geburt darzuthun; er iſt allein zur Entſcheidung hinreichend, wo er ſich findet; aber er kann auch fehlen, und in dieſ Fall muß man andre Waffen gebrauchen; alles was man für eine ſo wichtige Sache anführen kann, wird immer gerne angenommen werden."

„Aber, ſagt man, dies iſt eine offenbare Verdrehung des Geſezes: die Worte ſoli teſtes non ſufficiunt bedeuten, daß der bloße Zeugenbeweis nicht hinreichend ſei, den Stand eines Menſchen darzuthun."

„Laſſen Sie uns doch die Ausleger der Geſeze darüber hören. „Man ſage nicht, ſagt „Godefroy, daß der Stand eines Bürgers

„nicht durch bloße Zeugenaussagen, ohne „irgend einen andern Beweis zu Hülfe zu neh„men, erwiesen werden könne. Man muß „vielmehr sagen, er kann nicht blos durch „Zeugenaussagen, sondern auch durch Urkunden „und selbst durch Vermuthungen erwiesen wer„den. Denn, daß die Zeugen allein „nicht hinreichend seien (soli enim „testes non sufficiunt) will nichts anders sa„gen, als daß dies nicht der einzige Beweis „sei, zu dem man seine Zuflucht nehmen könne. „Wenn das Gesez anders verstanden sein woll„te, so hätte es vielmehr so ausgedrückt werden „müssen: der Stand eines Kindes kann durch „Zeugenaussagen nicht erwiesen werden."

„Die Glosse hat bei uns das nämliche Ansehen als das Gesez selbst. Lassen Sie uns hören, wie diese das Wort soli erklärt. „Man „räumt nicht, sagt diese, den Zeugenaussagen „allein, mit Ausschluß andrer Beweisarten, Be„weiskraft ein." Dies heißt offenbar: der Zeugenbeweis schließt andre Beweise nicht aus, aber er ist, wenn andre Beweise fehlen, auch allein hinreichend. — Es ist kein einziger Ausleger, man kann sie alle vergleichen, der nicht das Wort soli eben so erklärte."

„Wie

„Wie soll überhaupt in dem Römischen Recht der Zeugenbeweis bei der Rechtfertigung des Standes ausgeschlossen sein, da dieser Beweis damals so zu sagen der einzige war, der durch das gemeine Recht als für alle Fälle in allen Materien und bei allen Gelegenheiten gültig aufgestellt wurde. Es war keine Sache zu wichtig, bei welcher nicht der bloße Zeugenbeweis entscheidend gewesen wäre; und das besondre Gesez, das wir eben untersucht haben, ist blos gegeben, um zu zeigen, mit welcher vorzüglichen Sorgfalt man den Stand des Bürgers zu beschüzen verbunden sei. Darum hat man die Verordnung gemacht, daß bei diesem Gegenstand nicht blos der Beweis, den das gemeine Recht sonst als gültig anerkennt, entscheidend sein solle, sondern daß man sogar jede andre Art von Beweisen aufnehmen werde, die vielleicht bei jedem andern Gegenstand höchstens eine wenig entscheidende Vermuthung geben würde."

„Es ist also nach dem bürgerlichen Rechte entschieden, daß der Zeugenbeweis jedem verstattet werden muß, der ihn zur Vertheidigung seines Standes, den man ihm entreissen will, nöthig hat, selbst wenn er auch nicht zuvor einen urkundlichen Beweis geliefert hätte."

„Diese Maxime nun, die an sich völlig gegründet ist, könnte ihre Gültigkeit nur durch ein Gesez verlieren können, durch welches sie aufgehoben worden wäre. Selbst in diesem Falle aber würde die Aufhebung nur für die Fälle gegolten haben, die in dem Gesez ausdrücklich genannt worden wären; und wenn irgend ein Fall sich fände, der in dem späteren Gesez nicht ausdrücklich angeführt wäre, so müßte man daraus nothwendig schliessen, daß für ihn die Ordnung des gemeinen Rechts nach der ursprünglichen Gesezgebung noch ferner gelte."

„Der Herr Herzog von la Valliere hat mehrere Ordonnanzen angeführt, aus welchen er eine solche Aufhebung jenes Gesezes folgern zu können glaubte. Wir schränken uns darauf ein, die wichtigste derselben zu untersuchen."

„In der Ordonnanz von 1667 heißt es im 7ten Artikel: „die Beweise des Alters, der „Verehlichung und des Absterbens sollen aus „öffentlichen Registern genommen werden, die „richtig geführt sind und gerichtlichen Glauben „verdienen." Dieser Verordnung zufolge sollen also die öffentlichen Register den Beweis geben? Allein

Allein ſoll deshalb das, was ſonſt als Beweis galt, nun nicht mehr dafür gelten? Die Ordonnanz ſagt nichts davon; es findet ſich nirgends ein ſolches Verbot darin, und es ihr zu unterſchieben, kann um ſo weniger erlaubt ſein, da ſie ſonſt in ihren Verboten ſich ſehr beſtimmt ausdrückt."

„Im 14ten Artikel iſt ſchon auf den Fall Rückſicht genommen, wo, unerachtet der Vorſicht des Geſetzes, die Regiſter fehlen können. „Wenn die Regiſter verloren ſind, heißt es, „oder nie eins vorhanden war, ſo kann der Be„weis ſowol durch Urkunden als durch Zeugen „geführt werden; und in beiden Fällen iſt es „verſtattet, den Beweis für Taufen Trauun„gen und Begräbniſſe ſowol durch häusliche „Verzeichniſſe und Papiere der verſtorbenen Elltern als durch Zeugen zu erhärten."

„Dieſer Artikel ſchließt ſo wenig den Zeugenbeweis aus, daß er ihn vielmehr ausdrücklich feſtſetzt, ohne zu fordern, daß ſchon zuvor der Anfang mit einem Beweis aus Urkunden gemacht worden ſei. Die einzige Bedingung, welche geſetzt wird, iſt: daß kein öffentliches Regiſter vorhanden ſei. Wo dies der Fall nicht iſt, da darf der Beweis

entweder durch Hausregiſter und andre Papiere, oder durch Zeugen geführt werden."

„Auch hat man wirklich vor Gericht, von allen Zeiten her und noch bis auf dieſen Tag, bei unendlich vielen Gegenſtänden den Zeugenbeweis zugelaſſen, ohne an die Forderung auch nur zu denken, daß zuvor ſchon der Anfang mit einem urkundlichen Beweiſe müſſe gemacht worden ſein; und die Verordnung drückt ſich darüber ſo aus: der Beweis ſei ſowol durch Urkunden als durch Zeugen zu führen. Es würde ein ungereimter Irrthum ſein, dies ſo zu verſtehen, als wäre geſagt, der Zeugenbeweis ohne Urkunden ſei ungültig. Die Erfahrung verbürgt es auch, daß man es vor Gericht nie anders als ſo verſtanden hat: Wenn der Beweis blos aus Urkunden geführt werden könne, ſo ſei der Zeugenbeweis überflüſſig; wenn aber keine Urkunden aufgefunden werden können, ſo ſei er allein hinreichend. Die Richter laſſen beide Beweiſe zu, begnügen ſich aber mit dem von beiden, den die Parteien geben können."

„Die Ordonnanz von 1667 alſo, weit entfernt den Gebrauch des Zeugenbeweiſes zu Be-

Beglaubigung des Standes auszuschlieſſen, bestätiget vielmehr deſſen Gültigkeit in allen Fällen, wo man seine Hülfe nöthig hat."

„Aber, sagt man, um zu dem Zeugenbeweise zugelassen zu werden, muß man, nach der ausdrücklichen Verordnung der Ordonnanz, sich in einem von den beiden Fällen befinden, die sie anführt: daß entweder nie ein öffentliches Regiſter vorhanden gewesen oder daß es verloren gegangen sei; folglich ist es nicht genug, daß deſſen, der einen Stand zurückfordert, in den öffentlichen Regiſtern blos nicht erwähnt worden sei. Wenn man dies wollte gelten lassen, sezt man hinzu, so würde es dadurch einem Betrüger sehr leicht werden, sich einen Vater oder einen Stand zu wählen, wie er es für gut fände."

„Wäre es wol zu wünschen, daß ein öffentliches Verzeichniß über das Schickſal eines Menschen entscheiden könnte, deſſen es keine Erwähnung thut? Es ist durch eine Menge von gefällten Urtheilssprüchen festgeseſt, daß ein solches Verzeichniß, nicht nur wenn es eines Menschen nicht erwähnt, sondern selbſt wenn es deſſen wirklich erwähnt, sobald nur etwas dunkles oder unbeſtimmtes dabei gefunden wird,

ſchlechterdings unfähig iſt, dem der ſeinen Stand zurückfordert einen Beweis zu liefern. In dieſen Fällen hat man immer durch den Zeugenbeweis entſcheiden laſſen, und man wird kein einziges Beiſpiel anführen können, wo dieſer Beweis unter dem Vorwand wäre verweigert worden, daß das Kirchenregiſter in der Pfarre deſſen, der um jenen Beweis nachſuchte, richtig erfunden worden ſei, und gleichwol ſeiner nicht erwähne."

„Mit einem Wort, es iſt einleuchtend, daß die Worte: Wenn die Regiſter verloren gegangen ſind oder nie eins vorhanden war, nichts weiter ausdrücken, als ein Beiſpiel von den Fällen, in welchen es unmöglich iſt, ſich auf die Beglaubigung des öffentlichen Regiſters zu berufen. Das Geſetz ſollte blos zu verſtehen geben, daß man in allen ähnlichen Fällen, unbeſtimmt wie ſie alle ſein mögen, zu dem Beweis, welchen es ſelbſt anzeigt, ſeine Zuflucht nehmen ſolle; und, da es für den, von welchem das Regiſter entweder gar nicht oder doch nur dunkel und verdächtig ſpricht, gleich viel gilt, ob ein ſolches Regiſter vorhanden ſei oder nicht, ſo muß es ihm auch in dem einen Fall nicht weniger als in dem andern

andern frei ſtehen, ſich an den Zeugenbeweis zu halten."

„Daß dadurch den Betrügern der Weg geöffnet werde, iſt ein ſehr verbrauchter Einwurf; er hat ſchon ſo oft vor den Gerichten gescheitert, daß man ſchon ſehr um Gründe verlegen ſein muß, um ihn wieder in Vorſchein zu bringen. Möglicher Nachtheile, die aus einem Geſetze entſpringen könnten, dürfen nie einen Grund abgeben die Aufhebung des Geſetzes zu verlangen. Man muß annehmen, daß der Geſetzgeber ſelbſt ſie vorausgeſehen aber ſie nicht wichtig genug gefunden habe, um diejenigen aufzuwiegen, denen er zuvorkommen wollte."

„Ueberdies iſt es eine blos erträumte Gefahr, die man vorſchützt. Man ſetzt nemlich, wenigſtens ſtillſchweigend, voraus, daß nichts leichter ſei, als einen Roman mit Hülfe einiger Zeugen zur wahren Geſchichte umzuſchaffen. Allein iſt es denn ſo ſehr leicht, zehen oder zwölf Menſchen ſo zu vereinigen, daß ſie eine Erdichtung als wirkliche Wahrheit darſtellen, ohne ſich auch nur ein einzigesmal in ihren Ausſagen zu kreuzen, ohne ſich in irgend einem Umſtand zu widerſprechen? Indem die Obrigkeit den Zeugenbeweis zuläßt, giebt ſie damit das Recht

nicht auf, den Gehalt des Beweiſes nach der Beſchaffenheit der Zeugen nach der Natur der Thatſachen die ſie ausſagen und nach ihrer Uebereinſtimmung zu prüfen. Dies ſind Bedingungen, die der Betrüger nicht ſo leicht zuſammenbringt. Man wird auch wohl kaum ein Beiſpiel finden, wo es einem Betrüger wirklich geglückt hätte."

„Allein weit mehr würden die ſchlimmen Folgen zu fürchten ſein, die mit dem Syſtem des Herrn Herzogs von la Valliere unfehlbar verknüpft wären. Wenn der Zeugenbeweis nicht gelten ſoll, wo die öffentlichen Verzeichniſſe keine Erwähnung thun, wie leicht wäre es dann nicht möglich den Aufſeher über jene Verzeichniſſe zu beſtechen? Oder wenn man ihn für unbeſtechlich hält, könnte man nicht in einer großen Stadt die Mutter heimlich entbunden werden laſſen? Und hätte man nicht alsdann den Stand des Kindes ganz in ſeiner Gewalt?"

„Wer würde aber ein ſo unnatürliches Verbrechen begehen? — Ein eiferſüchtiger Ehemann z. B. wird keinen Anſtand nehmen, ein Kind zu unterdrücken, das, ſeiner Meinung nach, einem andern ſein Daſein zu danken hat. Ein Geiziger wird ein Kind zu entfernen ſuchen, um ſich die Koſten der Erziehung zu erſparen. Ein

Ehe-

Ehrgeizi:er wird dem Glück seines Erstgebornen ein Kind aufopfern, um den Glanz seines Hauses zu erhalten."

„Das Fräulein von Choiseul selbst befindet sich in einem Falle, der deutlich genug zeigt, welche schreckliche Folgen von dem Systeme zu fürchten wären, das man ihr entgegensezt. Wenn ein frühzeitiger Tod, wie es hier geschah, einem Kinde seine Eltern entreißt, bevor sein Name in die öffentliche Regiſter aufgezeichnet wurde: will man es deshalb der Willkühr habsüchtiger Seitenverwandten überlassen, das Kind um seinen Plaz in der bürgerlichen Gesellschaft zu bringen? oder will man es ihm zum Verbrechen machen, daß es, in einem Alter von sechs oder zwölf Monaten, nicht schriftliche Beweise seiner Geburt herbeizuschaffen vermochte? — Wenn man solche Maximen einführen will, wie viele Bürger werden dann bald ohne Stand sein! die politische Ordnung wird aufgelöst werden! man wird ungestraft den Stand eines Kindes unterdrücken können, denn es wird unmöglich sein das Verbrechen zu erweisen!"

„Aber, der Zeugenbeweis, sagt man, ist doch so ungewiß, daß man der Gefahr nicht genug vorbeugen kann."

„Wenn

„Wenn dieser Beweis gefährlich ist, so ist er es gewiß nur für den, der sich dessen bedienen muß. Aber nie kann dabei weder Ungewißheit noch Gefahr für diejenigen sein, gegen die der Beweis gestattet wird, indem das Faktum nicht anders erhärtet werden kann, als vermittelst mehrerer einstimmigen Zeugenaussagen; eine Bedingung, die nie eintreffen kann, wo nicht Wahrheit zum Grunde liegt!"

„Ueberdies, läßt man nicht den bloßen Zeugenbeweis über das Leben der Menschen entscheiden? Warum soll er nicht auch über ihren Stand entscheiden können? — Will man einwenden, daß man ihm in peinlichen Fällen diese Beweiskraft einräumen müsse, weil man keinen andern Beweis haben könne; so frage ich: hat man denn einen andern für den, dessen die öffentlichen Register nicht erwähnen oder gegen den man schon zum voraus diese Register hat einrichten lassen? Hat ers in seiner Gewalt, sich Beweise zu wählen? Muß man ihm nicht den Gebrauch derjenigen verstatten, die ihm der Betrug allein übrig gelassen hat? Muß er deshalb, weil man geschickt genug war, ihm die schriftliche Beweise, die ihm das Gesez angewiesen hatte, zu entwenden, oder weil seine Eltern

nicht

nicht lange genug lebten, um sie ihm zu verschaffen — muß er deßhalb verurtheilt werden, seinen Stand auf immer zu verlieren, während er den Beweis dafür durch Zeugen unwiderſprechlich zu führen vermöchte?"

„Eben ſo fruchtlos durchſucht der Herr Herzog von la Valliere die Arrets, um darin ein Verbot zu finden, das die Gültigkeit des bloßen Zeugenbeweiſes, ohne vorhergegangnen Anfang eines Urkunden-Beweiſes, verwärfe."

„Dieſer Beweis, wenn nicht das Faktum, wegen deſſen die Zurückforderung angeſtellt wird, anderswoher als falſch erwieſen iſt, muß alſo ſelbſt in dem Falle, wo kein wirklicher, weder heimlicher noch öffentlicher, Beſiz des Standes ſtatt findet, zugelaſſen werden. Nie iſt dieſer Beſiz als unerlaßliche Bedingung angeſehen worden, unter welcher der Zeugenbeweis verſtattet werden könnte."

„Folglich wenn das Fräulein von Choiseul auch keinen urkundlichen Beweis für den Stand hätte, den ſie zurückfordert, ſo könnte man ihr doch den Zeugenbeweis nicht verweigern, ohne die heiligſten Geſeze der Geſellſchaft zu verlezen. Um ſo mehr wird man ihr dieſen Beweis verſtatten müſſen, wenn ſie, wie jezt gleich geſchehen

hen soll, die Fakta, die sie zu erweisen verlangt, schon zum voraus durch Urkunden darthun kann, die gar keinen Zweifel übrig lassen."

„Das Fräulein von Choiseul hat vier Aktenstücke beigebracht, die mehr eine vollständige Demonstration, als blos den Anfang eines Urkunden-Beweises für den Stand ausmachen, den sie zurückfordert. Diese vier Stücke sind: das Verhör des Herzogs von la Valliere, das Verhör seines Bruders des Ritters, der Brief der Marquise von Tournon und das Tagebuch des Geburtshelfers."

„Wir wollen uns hier auf die einzelnen Antworten in dem Verhör des Herzogs von la Valliere nicht einlassen; sie sind sämtlich verneinend. Herr Normand behauptete, wenigstens ein halbes Bekenntniß von dem wahren Stande des Fräuleins von Choiseul darin zu finden. Der Herr von la Valliere, fährt dieser Advokat fort, hat es zwar nie ausdrücklich vor Gericht gesagt, daß seine Gegnerin nicht die Tochter der Frau von Choiseul sein könne, ohne die Frucht eines Ehebruchs zu sein; aber dieser Sinn liegt in allen seinen Antworten, und in diesem Geiste hat er bisher alle seine Schritte gemacht. Der

Kom-

Kommissär, der ihn verhörte, sprach immer nur von einer dritten Tochter der Frau von Choiseul; alle seine Antworten aber liefen darauf hinaus: er kenne keine dritte Tochter des Herrn und der Frau von Choiseul. Diese geflissentlich gesuchte Wendung zeigt deutlich genug an, daß er wol glaubte, das Fräulein von Saint Cyr könne die Tochter der Frau von Choiseul sein, aber sie sei nicht die Tochter des Herrn von Choiseul. Glaubte er wol, daß man sich durch diesen Kunstgriff werde hintergehen lassen? Sieht man nicht ganz deutlich, daß er einen Umstand, den er gerne verschweigen möchte, hinter diesen Ausdrücken versteckt? und entdeckt man nicht eben darin ein stillschweigendes Eingeständniß der Thatsachen, die er nie durch eine bestimmte Verneinung abzuläugnen gewagt hat?"

„Die Folgerungen, die sich aus dem Briefe der Frau von Tournon zu Gunsten des Fräuleins von Choiseul machen lassen, sind schon oben (S. 76 ff.) angeführt worden."

„Durch das Verhör des Ritters von la Valliere wurden diese Beweise unterstützt. Dieser hat ausdrücklich eingestanden: die Frau von Choiseul, seine Schwester, habe vier Kinder gehabt,

gehabt, einen Sohn und drei Töchter; ſeine Mutter, ſeine ganze Familie und er ſelbſt ſeien Zeugen geweſen von der Schwangerſchaft ſeiner Schweſter im Jahr 1697; er wiſſe, daß dieſe Tochter, unter dem Namen von Saint Cyr, durch die Marquiſe von Hautefort erzogen worden ſei; ſeine Schweſter habe ihm noch in ihrer letzten Stunde geſagt, ſie habe dieſe dritte Tochter ſowol der Marquiſe von Hautefort als dem Herrn Herzog von la Valliere empfohlen, und dieſe werden ſich derſelben an ehmen."

„Mit dieſen verſchiedenen Beweiſen vereiniget ſich der Beweis, der ſich aus dem Tagebuche des Geburtshelfers ergiebt, deſſen Inhalt wir oben (S. 82) angeführt haben."

„Von drei Gegnern alſo, die ſich dem Geſuch des Fräuleins von Choiſeul entgegen ſetzen, findet ſich einer, der es nicht wagt beſtimmt zu verneinen, was ſie behauptet, und der, ohne die Hülfe die er im Gebrauch des Doppelſinnes gefunden hat, bereits gezwungen wäre ſeine Verurtheilung ſelbſt zu unterſchreiben: das iſt der Herzog von la Valliere. Der zweite beharrt kühn auf der Verneinung, ohne zu bedenken, daß er die Wahrheit in einem Briefe, der ihm entwicht iſt, förmlich anerkannt

kannt hat: das ist die Frau von Tournon. Der dritte gesteht selbst alle Fakta zu; und diese Fakta finden sich bestätigt durch die umständlichste Nachrichten, die ein Geburtshelfer, der schon acht Jahre vor dem Prozesse gestorben ist, zwanzig Jahre vor seinem Tode in seinem Tagebuche davon aufgezeichnet hat: dies ist der Ritter von la Valliere."

„Gesetzt also, es müßte wirklich zuvor ein Urkunden-Beweis geführt werden ehe man zum Zeugenbeweis zugelassen werden könnte: wäre nicht diese Bedingung vollständig, ja sogar noch mehr als dies, durch die schriftlichen Beweise geleistet die wir eben aufgezählt haben?"

„Aber der Herr Herzog von la Valliere giebt sich noch nicht; er streitet nur immer in dem Maße heftiger, in welchem er die Gefahr des Ueberwiesenwerdens sich näher rücken sieht!"

„Die Frau von Tournon, sagt er, hat einen Brief geschrieben: aber sie versichert, daß dieser Brief sich nicht auf das Fräulein von Choiseul beziehe; und das muß man glauben. Woher mag er wol gelernt haben, daß die Versicherung der Frau von Tournon mehr Glauben verdiene als das was sie geschrieben hat? Man

muß nur die Zeiten unterscheiden. Gegenwärtig spricht sie als eine Person, die ganz von den leidenschaftlichen Eingebungen eines Bruders beherrscht wird, der aus Interesse seine Verbindung mit ihr wieder angeknüpft hat, und im Stande ist, es sie jeden Augenblick fühlen zu lassen, wie viel sie verlieren würde, wenn sie seine Partei verlassen wollte."

„Der zweite Angriff, den Herr von la Valliere macht, betrifft das Tagebuch des Geburtshelfers."

„Seine erste Einwendung gegen dieses Aktenstück ist aus der Ordonnanz von 1667 genommen, welche, im Fall daß keine öffentlichen Register vorhanden sind, nur denjenigen Schriften gerichtlichen Glauben zuerkennt, die von den Eltern selbst herkommen. — Allein, es ist schon erwiesen worden, daß jenes Gesez, wenn öffentliche Register fehlen, die Stelle dieses Beweismittels durch Hausregister und andre häußliche Papiere, oder durch den Zeugenbeweis zu ersezen gestatte. Nun ist offenbar das Tagebuch des Geburtshelfers nicht die Schrift eines Fremden: es ist die Schrift eines Mannes, der Rechenschaft giebt von einem sehr nothwendigen Dienst, den er geleistet hat; eine

Rechen-

ſchaft, die ſchon vor achtundzwanzig Jahren abgelegt worden iſt, die alle die Thatſachen enthält welche das Fräulein von Choiſeul aufgeſtellt hat, und deren Verfaſſer acht Jahre vor dem Anfang dieſes Prozeſſes geſtorben iſt, welche folglich nicht ihr zu Gefallen entworfen ſein kann."

„Seine zweite Einwendung beſteht in der Bemerkung: Ledüc ſpreche zwar in ſeinem Tagebuch von der Entbindung einer Frau von Choiſeul, aber er ſage nicht, daß dies die Herzogin von Choiſeul ſei. Ueberdies ſage er: er habe dreißig Louisdor von der Marſchallin von Choiſeul empfangen; die Marſchallin und die Herzogin aber ſeien nie ſo gute Freunde zuſammen geweſen, daß die eine ſich in die Angelegenheiten der andern hätte miſchen ſollen. — Allein, man vergleiche nur die Fakta, welche das Fräulein von Choiſeul gleich im Anfang des Prozeſſes aufgeſtellt hat, mit der Erzählung des Geburtshelfers. Schon im Jahr 1723 hat das Fräulein von Choiſeul behauptet: daß ſie von der Frau Herzogin von Choiſeul den 8ten Oktober 1697 geboren; daß Ledüc Geburtshelfer dabei geweſen, und daß dieſer von dem Arzt Helvetius

vetius vorgeschlagen worden sei. Beinahe zwei Jahre nachher entdeckt sie das Tagebuch eben desselben Geburtshelfers, in welchem sich alle Umstände von der Niederkunft der Frau von Choiseul völlig eben so aufgezeichnet finden. Sollte man nicht vermuthen daß es eine und ebendieselbe Person sei, von der an zwei ganz verschiednen Orten ein und eben dasselbe erzählt wird? Ferner ein Theil ihrer Gegner hat es schon anerkannt, daß diese angeführten Fakta von der Herzogin von Choiseul gelten. Sollte es gleichwol noch zweifelhaft scheinen, ob mit der Frau von Choiseul, von welcher Leduc spricht, die Herzogin oder eine andre gemeint sei, so wird dies durch die Zeugen leicht entschieden werden. Der Herr Helvetius und die übrigen werden wiederholen, was sie schon einmal gesagt haben, daß die Herzogin von Choiseul es gewesen sei, die den 8ten Oktober 1697 durch Hülfe des Leduc entbunden wurde. — Daß Leduc die Marschallin von Choiseul nennt, kömmt nicht daher, daß diese sich etwa wirklich um die Erziehung des Kindes bekümmert hätte, das die Herzogin gebohren hatte; sondern es ist ein bloßes Versehen, daß er, anstatt „die Herzogin" zu sagen, „die Marschal-

ſchallin" ſezte, die damals ungefähr achtzig Jahre alt war. Er wußte, daß die Perſon, die er entbunden hatte, von hohem Range war; und es iſt gar nichts befremdendes, daß er, der vor dieſer Begebenheit nie in Verbindung mit dem Hauſe Choiſeul geſtanden und ſowol von einer Marſchallin als von einer Herzogin, die in dieſem Hauſe ſein ſollten, ſprechen gehört hatte, die eine mit der andern verwechſelte."

„Eine dritte Einwendung, welche der Herr Herzog von la Valliere macht, gründet ſich darauf, daß ſich ein offenbarer Widerſpruch, zwiſchen den in dem Taſchenbuch angegebnen Punkten und den von dem Fräulein von Choiſeul in ihrer Klagſchrift von 1723 aufgezählten Thatſachen, finden ſoll. In der Klagſchrift hieß es: die Schwangerſchaft der Herzogin von Choiſeul ſei bekannt gemacht worden; ſie ſei in ihrem Hauſe niedergekommen, mit Wiſſen und in Gegenwart des Herrn Herzogs von Choiſeul; und das Kind habe nach der Geburt die Nothtaufe erhalten, weil man gefürchtet habe, es möchte ſterben. Ledûc hingegen ſpricht in ſeinem Regiſter blos von einer geheimnisvollen Niederkunft; das Kind wird ihm übergeben, es

zu einer Amme zu bringen; er läßt es in einem fremden Kirchspiel taufen: aber er spricht nirgend ein Wort weder von Todesgefahr noch von einer Nothtaufe; im Gegentheil, er sagt, die Frau von Choiseul sei von einer starken Tochter entbunden worden, die er zu St. Stephan du Mont habe taufen lassen."

„Das Fräulein von Choiseul hat gesagt — sie wiederholt es, und erbietet sich es zu erweisen — daß die im Jahr 1697 vorgefallene Schwangerschaft ihrer Frau Mutter öffentlich bekannt gemacht worden sei. Sie will es dem Herrn Herzog von la Valliere ganz freistellen, unter allen den Leuten am Hof und in der Stadt, die mit der Frau Herzogin von Choiseul Umgang gehabt haben, selbst die Personen auszuwählen, die darüber als Zeugen verhört werden sollen."

„Sie hat hinzugesetzt, nicht, wie man vorgegeben hat, daß ihre Mutter mit Wissen und in Gegenwart des Herrn von Choiseul entbunden worden sei, sondern: daß sie entbunden worden sei in ihrem Hause in der Straße von Verneuil, mit Wissen ihrer Familie und ihrer Domestiken. Nun läßt sich aber doch gewiß nicht vermuthen, daß eine Frau, die ihr Wochen-

chenbette in ihrem eignen Hause veranstaltet, ihre Niederkunft habe geheim halten wollen. Man pflegt ganz andre Maßregeln zu nehmen, wenn man etwas vor dem Publikum, vor seiner Familie, vor seinem Ehegatten verbergen will."

„Was die Nothtaufe betrift, so spricht zwar Leduc wirklich nicht davon. Allein darum ist doch dieser Umstand nicht weniger gewiß. Es ist gar nicht zu verwundern, daß unter allen den Umständen, die er anführt, einer ihm entgangen ist. Um einen wirklichen Widerspruch in dieser Rücksicht, zwischen der Erzählung des Fräuleins von Choiseul und der in dem Tagebuche enthaltenen, zu begründen, ist es nicht genug, daß sich dieser Umstand nicht darin findet; es müßte das Gegentheil davon enthalten: und dies ist nicht der Fall. Es ist wahr, es geschieht Meldung darin von einer Taufe. Allein kann es denn nicht zusammen bestehen, daß ein Kind, das die Nothtaufe bekommen hat, zu den Ceremonien der Taufe zugelassen werde?"

„Aber, sagt man, alles was zur Zeit der Niederkunft der Frau von Choiseul vorfiel, ist, selbst nach der Schilderung in dem Tagebuch des Leduc, in ein Geheimniß gehüllt, das man undurchdringlich zu machen bemüht war."

„Obgleich weder bei der Schwangerschaft noch bei der Niederkunft etwas geheimnißvolles zu finden ist, so kann man doch nicht läugnen, daß in der Erziehung etwas geheimnißvolles liegt. Was mag wol der Beweggrund dazu gewesen sein? — Das weiß man nicht, und das läßt sich auch nicht enträthseln. Wer weiß, was damals unter den beiden Ehegatten vorfiel? Wer weiß, ob das Fräulein von Choiseul nicht bestimmt war, eins von den unschuldigen Opfern zu werden, welche zu retten das Gesez die Verordnung machte, daß alle nur möglichen Hülfsmittel zum Erweis des Standes anwendbar sein sollten?"

„Soviel ist gewiß, daß Maßregeln, welche genommen wurden, die Erziehung eines Kindes geheim zu halten oder auch selbst die Schwangerschaft und die Entbindung der Mutter zu verhehlen, niemals als ein gültiger Grund gegen den Stand des Kindes angenommen wurden. Vielmehr kann ja nur eine Verheimlichung Anlaß zu einer Zurückforderung geben. Wo nichts geheim gehalten ist, da giebt es keinen Prozeß. Ein Kind, dessen Geburt und Erziehung öffentlich bekannt sind, darf nicht fürchten in den Fall zu kommen, daß es einen gericht-

gerichtlichen Beweis für den Stand führen müßte, in deſſen Beſiz es während ſeines ganzen Lebens geweſen war. Alle Rechtshändel dieſer Art entſpringen alſo aus irgend einer Verheimlichung. Sagen, daß das von dem Fräulein von Choiſeul beigebrachte Aktenſtück ein Geheimniß in der Sache andeute, heißt folglich nichts anders, als die unvermeidliche Nothwendigkeit anerkennen, es zu enträthſeln; und, da dies nicht anders geſchehen kann als durch den Zeugenbeweis, ſo wird man dazu ſeine Zuflucht nehmen müſſen."

„Wenn man noch dem Fräulein von Choiſeul ſagte: „Die Urkunde, worauf Sie ſich berufen, beweiſt daß Sie die Tochter dieſes beſtimmten Mannes und dieſer beſtimmten Frau ſind, Ihre Erziehung unterſtüzt und beſtätiget dieſen Beweis, und man muß alſo ſchließen, daß Sie nicht von den Eltern abſtammen, die Sie als die Ihrigen in Anſpruch nehmen": ſo wäre dies wenigſtens ein Einwurf von Bedeutung. Aber, das gerade Gegentheil iſt es, was man ihr entgegenhält." Das Aktenſtück, ſagt man ihr, auf das Sie ſich berufen, zeigt wol, daß Sie die Tochter der Frau von Choiſeul ſind; aber es beweiſt

auch zugleich, daß man Ihnen die Rechte Ihrer Geburt verheimlichen wollte."

„Dies ist aber gerade der Fall, wo es unerläßliche Pflicht ist, die Wahrheit aufzuhellen, die man verheimlichen wollte. Man kann, ohne Furcht vor einer Widerlegung, hinzusezen: der Herr von la Valliere werde niemals beweisen können, daß irgend einer von denen, die durch den Schuz der Gerechtigkeit in den Rechten ihres Standes, den man ihnen entziehen wollte, gesichert worden sind, sich in einer andern Lage befunden habe. Das Fräulein von Choiseul hat vor ihnen den Vortheil voraus, daß derjenige, der sie bei ihrem Eintritt in die Welt vom Schoos ihrer Mutter empfieng, schon vor achtundzwanzig Jahren alle Umstände ihrer Geburt aufgezeichnet hat. Will man ihm nicht glauben, so müssen wir die Wahrheit seines Zeugnisses erweisen; und die Vermuthung, wenn man anders es bloß eine Vermuthung nennen will, die sich aus dieser Schrift ergiebt, verbunden mit dem, was die Gegner des Fräuleins von Choiseul schon anerkannt haben, hat in der That weit mehr Gewicht, als nöthig wäre, um die Untersuchung zu weiterer Aufhellung der Wahrheit unerläßlich zu machen."

„Der

„Der Herr von la Valliere ſtellt noch einen andern Grund auf, der aber vor dem vorhergehenden nichts voraus hat, als daß er unläugbarer iſt. Er iſt weit entfernt, ſeine Schweſter eines Verbrechens beſchuldigen zu wollen. Inzwiſchen, meint er doch, wenn man dem Tagebuch des Lebüc glauben wollte, ſo würde das Kind, mit welchem die Herzogin von Choiſeul den 8ten Oktober 1797 niedergekommen ſein ſolle, den Herrn Herzog von Choiſeul nicht zum Vater haben können. Seit vier Jahren hatte dieſer mit ſeiner Gemahlin nicht mehr zuſammen gelebt. Ueberdies, ſezt er hinzu, hat Lebüc den Anfang der Schwangerſchaft auf den 28ſten Dezember 1696 beſtimmt. Der Herr von Choiſeul aber, der ſeit dem vorhergehenden September als Geiſel in Turin war, kam erſt im Jänner 1697 von dort zurück. Man kann freilich ſagen, dieſe Beſtimmung des Anfangs der Schwangerſchaft ſei eine bloße Muthmaßung. Aber, daß dieſe Muthmaßung von dem Geburtshelfer ausdrücklich angeführet wird, ſezt voraus, daß man ihn darüber befragt habe, und die Frage konnte von der Frau von Choiſeul nicht gemacht werden, als inwieferne ſie fürchten mußte, ſchwanger zu ſein. Nun hatte ſie aber dabei gar nichts

zu

zu fürchten, als wenn es durch einen Ehebruch geſchehen war. Das Regiſter des Leduc — wenn man anders es zum Beweis gebrauchen will — beweiſt alſo ein Verbrechen; und kann man wohl den Beweis einer Rechtmäßigkeit auf ein Verbrechen gründen?"

„Darauf antwortet man mit Grunde, daß es fürs erſte gar nicht wahr ſei, daß der Herzog ſchon ſeit vier Jahren vor dieſer Niederkunft gar nicht mehr mit ſeiner Gemahlin zuſammen gelebt habe. Sie hatten nur Ein Haus in Paris; der Herr von Choiſeul konnte da ſeine Gemahlin beſuchen, ſo oft er es für gut fand. Sie hatten ſich nie von einander getrennt; es findet ſich kein Beweis von einer Eheſcheidung: und ſelbſt, wenn man auch einen ſolchen Beweis beibrächte, ſo würde doch nichts daraus folgen, denn es wäre damit nicht ausgemacht, daß ſie ſich nicht gleichwohl den Gebrauch der Eherechte könnten erlaubt haben."

„Was den Aufenthalt in Turin betrifft, ſo ſind die daraus gezogenen Folgerungen eben ſo wenig bündig. Da die Zurückkunft, nach der eigenen Angabe des Herrn von la Valliere, ſchon im Jänner 1697 geſchehen iſt, ſo iſt jene Abweſenheit ganz unbedeutend. Vom

lezten

lezten Jänner bis zum achten Oktober sind es acht Monate und acht Tage; es ist genug, daß der Tag der Entbindung in den neunten Monat nach der Zurückkunft fällt, um selbst den Verdacht einer solchen Folgerung zu vernichten, die der Herr Herzog von la Valliere, aus dem Aufenthalt des Herrn Herzogs von Choiseul in Turin, zu ziehen suchte."

„Die Muthmaßung endlich, welche der Geburtshelfer über den Anfang der Schwangerschaft gemacht hat, würde, wenn wir den Herrn Herzog von la Valliere recht verstehen sollen, voraussetzen, daß die Unterhaltung über diesen Gegenstand, die er zwischen der Frau von Choiseul und ihrem Wundarzt annimmt, in den ersten Augenblicken ihrer Schwangerschaft vorgefallen sei, daß sie, von den ersten Augenblicken ihrer Schwangerschaft an, die Anzeigen davon angegeben hätte, und daß sich fortlaufende Bemerkungen über diese Schwangerschaft bis zu dem Augenblick der Entbindung in dem Tagebuch des Geburtshelfers finden müßten. — Alle diese Voraussetzungen aber werden durch die Bemerkung niedergeschlagen, daß der Geburtshelfer erst im September 1697 die Frau von Choiseul zum erstenmal

mal gesehen hat. Wenn sie sich auch wirklich mit ihm über unbestimmte Anzeigen einer Schwangerschaft, die sie im Dezember 1696 bemerkt zu haben glaubte, unterhalten hätte, so würde daraus gar nichts weiter folgen, als daß sie sich geirrt habe. Der Beweis selbst würde diesen Irrthum darthun, indem eine Schwangerschaft, die ihren Anfang im Dezember 1696 genommen, und eine darauf folgende Entbindung im Oktober 697. voraussetzen würden, daß die Frau von Choiseul wider allen gewöhnlichen Lauf der Natur neun und einen halben Monat schwanger gewesen sei."

„Diese Einwendung ist also eine bloße Chimäre, die um so gehässiger ist, da der, der sie sich erlaubt hat, wol weiß, daß sie selbst dann, wenn sie auch gegründet wäre, doch ihm für sein System nichts helfen könnte. Sobald er zugesteht, daß der Herr von Choiseul im Jänner 1697 von Turin zurückgekommen sei, und sobald es ausgemacht ist, daß die Frau von Choiseul erst in dem darauf folgenden Oktober entbunden wurde, so kann der Herr von Choiseul, Vater des Kindes sein, von welchem sie entbunden wurde. Sobald er es sein kann, so

ist

iſt ers *). Jede andere Folgerung wird von dem Geſez ſchlechthin verworfen."

„Das Fräulein von Choiſeul vereinigt alſo Beweiſe für ſich, welche die Sache, die ſie in Anſpruch nimmt, ins hellſte Licht ſezen können."

Nach dem eigenen Geſtändniß des Fräuleins von Saint Cyr — antwortete darauf der Herzog von la Valliere — haben die Eltern ſelbſt, die ſie ſich ausgewählt hat, ſie nie für ihre Tochter anerkannt. Die beiden Familien von Choiſeul und von la Valliere, auch ſelbſt der Ritter von la Valliere, deſſen Zeugniß ſie als ihre vorzüglichſte Stüze betrachtet, haben ſie niemals für die Tochter des Herzogs und der Herzogin von Choiſeul anerkannt. Sechs Erbfolgen haben ſich während der ſechs und zwanzig Jahre eröffnet, hundert Gelegenheiten von Sterbefällen und Vermählungen und viele andere Begebenheiten ſind in beiden Familien vorgefallen, ohne daß das Fräulein von Saint Cyr daran Antheil nahm; und dieſe vornehme Dame, die ſich ſo ſtolz zu ihrer Beſchüzerin aufwirft, hat ſchon ſechs und zwanzig Jahre lang ein Zeugniß gegen ſie abgelegt, indem ſie ſie in der Verborgenheit unter einem fremden Namen erzogen hat.

Was

*) Pater is eſt, quem nuptiae demonſtrant.

Was setzt das Fräulein von Saint Cyr allen diesen öffentlichen Beweisgründen entgegen? Sie sieht sich genöthigt, ihre Zuflucht zur Aufstellung von Thatsachen zu nehmen, die sie von einer heimlichen und geheimnißvollen Geburt anführt, und die sie durch Zeugen erweisen will. Schon hat sie einmal, in dem Arret vom 19ten Mai 1724, den Kunstgriff gebrandmarkt gesehen, den sie angewendet hatte, um sich Zeugnisse zu Unterstützung ihres einzigen Planes zu verschaffen. Ihr Muth ist durch diesen Stoß nicht gesunken. Sie hat zwei Jahre lang nach Mitteln gesucht, ihn glücklich abzuwenden. Ihre Nachforschungen haben aber keinen andern Erfolg gehabt, als daß sie den Verfasser eines Repertoriums fand, das keinen Glauben verdient.

Nichts desto weniger nennt man dies ganz zuversichtlich Aufschlüsse, die das hellste Licht über den Stand des Fräuleins von Saint Cyr verbreiten, und sie aus der Dunkelheit, die von jeher ihr Loos war, erheben müssen, um ihr einen Platz in einer der vornehmsten Familien zu verschaffen, zu der sie niemals gehört hat.

Allein

Allein, was das Fräulein von Saint Cyr einleuchtende Aufschlüsse nennt, hat die Weisheit unsrer Gesetzgeber als gefährlich für die Ordnung und Ruhe der Gesellschaft längst verworfen. Hätten aber auch die Gesetze nicht diese kluge Vorsicht gegen den Zeugenbeweis gebraucht, so würde doch hier der Kunstgriff sich selbst entdecken durch die geringe Wahrscheinlichkeit der aufgestellten Thatsachen, durch den Widerspruch derselben sowohl mit dem, was sie selbst als Hülfsgrund beigebracht haben, als mit den öffentlichen Urkunden der Familie von Cholseul, und endlich durch die Unbedeutenheit dieser Thatsachen, die auch nicht die geringste Spur von einem Besitz des Standes enthalten.

Das Fräulein von Saint Cyr baut ihre ganze Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, den sie sich verspricht, auf zwei Sätze. Um den betrügerischen Schein derselben ganz zu heben, müssen wir auf die Grundsätze zurückgehen; und um sie recht zu verstehen, müssen wir untersuchen, was eigentlich der Stand eines Menschen sei.

Die Entscheidung der Frage über den Stand eines Menschen, kann nur aus dem positiven

Recht genommen werden. Das bloße Naturrecht anerkennt eine Art von Gleichheit unter den Menschen. Das bürgerliche Recht aber und das Landrecht ordnet die Menschen nach verschiedenen Klassen, und weist ihnen verschiedene Rangordnungen an; es macht Unterschiede zwischen Freien und Sklaven, zwischen Vätern und Söhnen, zwischen ehelichen und außerehlichen Kindern, zwischen Männern in öffentlichen Würden und gemeinen Leuten, u. s. w.

In dem Unterschied dieser verschiedenen Beschaffenheiten besteht der Stand eines Menschen: und die ganze Harmonie der politischen Verfassung beruht auf der Ordnung, die in den verschiedenen Klassen herrscht, welche als Glieder des Ganzen angesehen werden können; unter andern also auch auf der Ordnung in den Familien, welche an sich älter sind als der Staat. Demnach besteht die Eigenschaft eines Bürgers in der Verbindlichkeit, welche jedes Individuum für sein Vaterland übernommen hat, zur Erhaltung jener Harmonie des Ganzen, nach Maßgabe des Platzes den er im Staate einnimmt, und der Beziehung welche er als Glied zum Ganzen hat, beizutragen.

Der

Der Gegenſtand der Geſetze des bürgerlichen Rechts iſt kein anderer als, dieſe allgemeine Ordnung im Staate zu erhalten. Und der erſte Grundſaz für die Unterſuchung der Frage wegen des Standes iſt alſo: alles abzuweiſen, was dieſe allgemeine Harmonie ſtören könnte.

Der Stand eines Menſchen iſt nichts anders, als die Stelle, die er in einem der beſondern Körper, aus welchen der ganze politiſche Körper des Staats zuſammengeſezt iſt, einnimmt. Unter jenen beſondern Körpern befinden ſich unbekannte Leute, von deren Herkunft man nichts weiß. Zu dieſer Klaſſe gehören, heißt nicht ohne Stand ſein. Wer in dieſer Klaſſe ſteht, iſt darum nicht weniger ein Glied des Ganzen; der Stand dieſer Glieder iſt zwar weniger glänzend, aber ſie machen doch immer einen Theil von dem ganzen Körper der Geſellſchaft aus. Gäbe das Gehören zu dieſer Klaſſe ein Recht, ſich in irgend einer Familie einen Plaz zu wählen, ſo wäre dies ein erwünſchtes Privilegium für alle die, die in der Verborgenheit geboren ſind, oder ſich gern das Anſehen geben würden, in der Unbekanntheit geboren zu ſein. Indem ein ſolcher nicht wüßte, oder nicht wiſſen wollte, was er iſt, würde er

die Freiheit haben, zu werden was er wollte; und unter dem Vorwand, ſeine wahre Abkunft nicht zu kennen, würde er es in ſeiner Gewalt haben, ſich nach Gefallen einen Plaz in einem der vornehmſten Häuſer zu wählen.

Einen Bürger in den unbekannten Stand, den er hat, einſchränken, heißt alſo nicht, ihn ohne Stand laſſen; es heißt vielmehr, ihm den Stand und den Rang, den er in der Geſellſchaft immer hatte, erhalten: und es heißt beſonders die Ordnung und die allgemeine Harmonie in dem Staatskörper erhalten, welche bald würde umgeſtürzt ſein, wenn jeder ſich den Plaz wählen könnte, den er darin zu bezeichnen wünſcht.

Daraus folgt, daß eine Perſon von unbekannter Herkunft, die ſich in eine Familie eindrängen will ohne jemals ein Glied derſelben geweſen zu ſein, nothwendig einen gültigen Grund angeben muß, der ſie zu dieſem Schritt berechtiget.

Der natürliche Stand des Fräuleins von Saint Cyr, und der einzige in deſſen Beſiz ſie ſeit ſechs und zwanzig Jahren war, iſt ein Stand der Unbekanntheit, der den beiden Familien von Choiſeul und von la Valliere ganz fremd iſt. Der Beſiz, in dem ſie von jeher war, beſteht

beſteht darin, daß ſie einen dieſen beiden Familien gleich fremden Namen trug, daß ſie, ihrem eigenen Geſtändniß zufolge, weder von dem Herrn noch von der Frau von Choiſeul noch von irgend einem der andern Verwandten, aus welchen bis daher jene beiden Familien beſtanden haben, jemals anerkannt und ſogar nicht einmal gekannt worden iſt; und daß ſie an den gerichtlichen Verhandlungen, die inzwiſchen in der Familie vorgefallen ſind, keinen Theil gehabt hat.

Dies iſt die unläugbare allgemein bekannte Gewißheit von dem Stande des Fräuleins von Saint Cyr. Dieſe Gewißheit erhellt aus einer unendlichen Menge von authentiſchen Aktenſtücken, die ſich ununterbrochen von der angegebenen Zeit ihrer Geburt bis auf den Anfang dieſes Prozeſſes erſtrecken. Sie erhellt ferner aus dem ſtillſchweigenden Bekenntniß der Frau von Hautefort ſelbſt, die, als die vertraute Freundin beider Familien unterrichtet von allem was in derſelben vorfiel, das Fräulein von Saint Cyr großgezogen hat, ohne ſie jemals irgend einem Mitgliede der beiden Häuſer als eine Verwandte vorzuſtellen. Sie erhellt endlich auch ſelbſt aus dem Betragen des Ritters von la Valliere, deſſen Ausſage man ſo hoch in Anſchlag

bringt, der allen den gerichtlichen Verhandlungen, von welchen eben geſprochen wurde, beigewohnt, und die Erbfolge des zuletzt verſtorbenen Fräuleins von Choiſeul angenommen hat, als wäre kein Kind des Herrn und der Frau von Choiſeul weiter vorhanden.

Nun fragt es ſich alſo, ob das Fräulein von Saint Cyr dieſen Stand der Unbekanntheit, den ſie bisher gehabt hat und der durch einen Beſitz von ſechs und zwanzig Jahren verjährt iſt, plötzlich überſpringen könne, um ſich auf die glänzende Stufe der Tochter eines Herzogs und Pairs von Frankreich zu erheben, und durch dieſe Metamorphoſe die innere Ordnung zweier vornehmer Häuſer zu ſtören; eine Ordnung, die auf der feſten Ueberzeugung beruhte in der ſich alle Mitglieder der Familie befanden, daß der Herr und die Frau von Choiſeul nicht mehr als die zwei Erben hinterlaſſen haben, die geſtorben ſind.

Wenn doch nur das Fräulein von Saint Cyr wenigſtens irgend einen Grund angäbe, der ihren Anſpruch beſchönigte, ſo würde man ſich über ihre Verwegenheit weniger verwundern. Wenn ſie doch einen förmlichen Taufſchein beibrächte, der ihre Geburt und ihre Abſtammung be-

beglaubigte, ſo könnte dieſe einzige Urkunde hinreichend ſein. Allein das Papier, das ſie ſtatt deſſen vorweiſt, kann nicht anders als den Unwillen der Richter erregen. Man betrachte nur, auf welche Art es erlangt wurde. Das Fräulein ſelbſt auf ihre eigene Autorität ſezt voraus, daß ſie die Taufe nicht empfangen habe; läßt ſich, während ſie den Prozeß ſchon anhängig gemacht hatte, mit dieſem Sakramente verſehen; und, als volljährig, diktirt ſie ſelbſt einem gefälligen Prieſter den Namen, unter welchem ſie ihre widerrechtliche Anmaßung in Ausübung bringen will. Wenn die Richter eine ſolche Urkunde nur eines Blickes würdigten, ſo würden ſie damit jedem Betrüger einen leichten Weg öffnen, in jeder Familie, wo es ihm beliebte, ſich einen Plaz zu wählen.

Oder erſezt ſie vielleicht dieſen Mangel durch irgend eine andere Urkunde von dem Beſiz des Standes, auf den ſie Anſprüche macht? Sie hat nicht nur keine einzige ſolche Urkunde aufzuweiſen, ſondern auch alle die vorhandnen ſind ihr entgegen.

Was verlangt ſie alſo? Durch Zeugen zu beweiſen, nicht nur, daß ſie den Stand beſize, den ſie in Anſpruch nimmt; ſondern auch, daß

die Herzogin von Choiseul den 8ten Oktober 1697 niedergekommen sei, und daß sie selbst das Kind sei, das die Herzogin damals geboren habe. Zur Unterstützung dieses Gesuches hat sie weiter nichts anzuführen als, in Rücksicht der Entbindung, das Zeugniß des Ritters von la Valliere, in dem Verhör desselben über die von ihr aufgestellten Punkte; und, in Rücksicht ihrer Abstammung, das skandalöse Repertorium eines Wundarztes.

Kann man wol die Aussage eines Verwandten, der jetzt von einem Faktum spricht das er sechs und zwanzig Jahren lang durch sein Betragen geläugnet hat, und das Tagebuch eines Wundarztes, das auf jede andere Person als auf die, die hier als Mutter in Anspruch genommen wird, eben so wol paßt, für zureichend halten, um auf ihr Ansehen gestützt, in einer Angelegenheit die den Beweis des Standes betrifft, den mündlichen Beweis zuzulassen? Dies ist der Punkt, auf den hier alles ankömmt.

Um ihn gehörig entscheiden zu können, muß man zwei Fälle unterscheiden: den Fall, wo eine Person in dem Besitz des Standes ist, den man ihr entreissen will; und dem, wo eine Person selbst

selbst den Stand, in dessen Besitz sie sich befinden, abwerfen will, um sich zu einem höheren hinauf zu schwingen.

Im erstern Falle erhebt sich alles wider den, der einem andern seinen Stand entreissen will; alles vereinigt sich für den, der in seinem Stande gestört wird, den er im Angesicht der ganzen Stadt besessen hatte. Für ihn ist der bloße Besitz hinreichend, und das einzige, daß dieser Besitz allgemein bekannt war, dient ihm statt aller Urkunden von seiner Abkunft.

Auf diesen ersten Fall beziehen sich alle die Gesetze, die mit so viel Sorgfalt für die Erhaltung des Standes wachen, und welche das Fräulein von Saint Cyr so sehr erhoben hat. Das Zulassen des Zeugenbeweises also, und alle die übrigen Begünstigungen, welche in den von dem Fräulein von Saint Cyr angeführten Gesetzen enthalten sind, gelten nur für den Fall, wo der wirkliche Besitz des Standes angefochten wird.

Aber in dem andern Falle, der weit häufiger vorkommt, weil er aus Ehrgeiz entspringt, der fast alle Menschen treibt, sich aus ihrer Unbekanntheit hervorzuwagen, ist es nicht hinreichend, um einen Stand, in dessen Besitz man

niemals war, sich zuzueignen, daß man sich anbietet, durch Zeugen zu erweisen, daß man von einer gewissen Mutter geboren sei.

Dieser Fall ist weit bedenklicher als der erstere, wegen seiner Folgen; denn es ist hier gerade darauf abgezielt, die harmonische Einrichtung der Gesellschaft zu zerstören, und die eingeführte Ordnung in den Familien zu vernichten; anstatt daß im erstern Falle die Absicht ist, sie zu erhalten. Hier muß man also bis auf die Geburt zurück gehen, und sie durch öffentliche authentische und glaubwürdige Urkunden erweisen; der bloße Zeugenbeweis ist hier nicht genug.

Von diesem zweiten Fall gelten die übrigen aus dem römischen Recht angeführten Gesetze: daß der bloße Zeugenbeweis nicht hinreichend sei, die Rechtmäßigkeit des Standes darzuthun.

Die verneinenden und ausschließenden Ausdrücke, in welchen das Gesez abgefaßt ist, lassen keine andere Auslegung zu, besonders wo es mit bestimmten Worten sagt, daß man zum Beweis des Standes durch Urkunden und durch Muthmaßungen (instrumentis et argumentis) gelangen könne.

Man

Man hat gehofft, vermittelst einer übelverstandenen Note des Godefroy, die klare Entscheidung dieses Gesetzes zu verdrehen. Allein es fehlt viel, daß er wirklich das gedacht habe, was man ihn sagen läßt. Er untersucht alle die Fälle in welchen der Beweis des Standes vorkommen kann, und sagt dann: der Beweis könne nach Beschaffenheit der Umstände durch Zeugen wie durch Urkunden und Vermuthungen geführt werden; aber seine Note führt eben auch zu der Unterscheidung, die wir gemacht haben, nämlich: wenn ein Mensch im Besiz seines Standes ist, so kann er, wenn er darin angefochten wird, sich an den Zeugenbeweis halten. Dies ist der wahre Sinn von der Note dieses Verfassers, in welcher er auf die angeführten Gesetze zurückweist, welche alle den Besiz des Standes voraussetzen; und er fügt gleich darauf hinzu: man muß bekennen, daß die persönliche Freiheit sich nicht durch Zeugen erweisen lasse, weil die Geburt eines freien Menschen in ein öffentliches Verzeichniß eingeschrieben wird, sobald er auf die Welt kömmt.

Eben so urtheilt auch Cujas, der Verfasser der Glosse. Es ist wahr, er zählt unter den verschiedenen Beweisen für den Stand eines Bürgers,

Gründe einzulaſſen, durch welche das Fräulein von Saint Cyr den klaren Sinn einiger älteren Ordonnanzen zu ihrem Veſten zu verdrehen ſucht, halten wir uns an die Ordonnanz von 1667, die lezte, welche gegeben worden iſt und welche auch die vorhergegangenen berichtiget.

„Wenn die Regiſter verloren ſind," heißt es im 14ten Artikel dieſer Ordonnanz, „oder „nie eins vorhanden war, ſo kann der Beweis ſo„wol durch Urkunden als durch Zeugen geführt „werden; und in beiden Fällen iſt es verſtattet, „den Beweis für Taufen Trauungen und Begräb„niſſe ſowol durch häusliche Verzeichniſſe und „Papiere der verſtorbenen Eltern als durch Zeu„gen zu erhärten."

So lautet alſo das lezte Geſez. Wenn öffentliche Regiſter vorhanden ſind, ſo ſind dieſe der einzige, von dem Geſez als gültig anerkannte, Beweis für den Stand eines Menſchen; und nur in dem Fall läßt das Geſez einen andern Beweis zu, wenn keine öffentlichen Regiſter vorhanden ſind, es ſei nun daß entweder nie eins vorhanden war, oder daß ſie verloren gegangen ſeien.

Die erſte Bedingung, ohne welche der Zeugenbeweis nicht zugelaſſen werden kann, wäre alſo,

alſo, daß bewieſen würde, es ſei im vorliegenden Fall entweder kein öffentliches Regiſter vorhanden geweſen, oder es ſei verloren gegangen. Durch den Ausdruck „in dieſen beiden Fällen" wird jeder andre Fall ausgeſchloſſen.

Dadurch iſt das ganze Argument des Fräuleins von Saint Cyr aufgehoben. „Wenn die Ordonnanz von 1667, ſagt ſie, die Abſicht gehabt hätte, zum Anfang des Prozeſſes einen Urkunden-Beweis zu fordern, ſo würde ſie ſich darüber in dem Artikel vom Stande eben ſo beſtimmt erklärt haben, als in dem Artikel von den Verträgen. Da ſie es aber nicht gethan hat, ſo hat ſie auch den Zeugenbeweis nicht ausgeſchloſſen; und ſie verlangt alſo in Betreff des Standes nicht, daß der Anfang des Prozeſſes mit einem Urkunden-Beweiſe gemacht werde."

Allein dieſes Argument iſt ein bloßes Sophisma, das durch die Ordonnanz ſelbſt widerlegt wird. In Betreff der Verträge muß eine ſchriftliche Urkunde vorhanden ſein; ſo lautet das im Allgemeinen gegebne Geſez. In Betreff des Standes muß der Beweis aus einem öffentlichen Regiſter geführt werden; dies iſt ebenfalls Verordnung im allgemeinen. Wenn die handſchriftliche Urkunde fehlt, ſo geſtattet das

Geſez

Gesetz, in Beziehung auf die Verträge, den Zeugenbeweis, wenn zuvor ein andrer schriftlicher Beweis aufgezeigt wird. Dies ist die Ausnahme von der Regel in Rücksicht der Verträge. Die Ausnahme von der Regel in Rücksicht des Standes ist, daß der Zeugenbeweis unter der Bedingung verstattet wird, wenn man häusliche Papiere von den verstorbnen Eltern aufzuweisen hat, die als Urkunden den Anfang des Beweises ausmachen.

Aber dieser Anfang des Beweises ist ausdrücklich auf die Bedingung eingeschränkt, daß es Handschriften von den Eltern selbst seien, die man vorzeigt. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Das was einem Kinde die Eigenschaft als Kind und dadurch eine Stelle in einer Familie giebt, ist der Umstand, daß es von einem Vater und von einer Mutter, die öffentlich verheirathet sind, geboren ist. Es ist also eine sehr gegründete Forderung, daß der, der sich für das Kind gewisser Eltern ausgeben will, gerade von diesen Eltern eine Handschrift aufzuweisen habe, die seine Abstammung von ihnen erweist. Deswegen hat die Ordonnanz alles andere, was nicht von den Eltern selbst sondern von einer fremden Hand herrühret, ausgeschlossen.

Eben

Eben so ungegründet ist auch die Behauptung des Fräuleins von Saint Cyr, daß die Ordonnanz nicht auf diejenigen bezogen werden könne, deren in den öffentlichen Registern gar keine Erwähnung geschieht, und daß da, wo dieser Fall eintritt, die Frage ganz so anzusehen sei, als wäre nie ein Register vorhanden gewesen, oder es wäre verloren gegangen. „Denn sonst, sagt sie, würde ein Kind sehr zu beklagen sein, das, von seinen Eltern aus Eigensinn oder aus Eifersucht gleich nach seiner Geburt verlassen, die Taufe nicht erhielt. Das Gesez würde diese Ungerechtigkeit ausgearteter Eltern gutheissen, wenn es nicht den Zeugenbeweis wenigstens höher hebe. Es läßt diesen Beweis in peinlichen Fällen zu, wo es auf Leben und Ehre ankömmt. Warum sollte es ihn verweigern, wo es auf Erhaltung des Standes angesehen ist?"

Dieses große Argument ist bereits durch das bürgerliche Recht und durch die Ordonnanzen selbst beantwortet.

Fürs erste würde das Gesez, wenn es nicht auf diejenigen bezogen werden soll, von welchen in den öffentlichen Registern keine Erwähnung geschieht, sich selbst ganz unnüz machen. Jeder

der unbekannte Mensch, von dessen Herkunft man nichts weiß oder, wie er vielleicht hofft, nichts entdecken kann, würde dann nach Gefallen sich einen vornehmen Stand anmaßen können. Er braucht nichts weiter, als zu sagen: das Register erwähne seiner nicht. Er kann dabei ganz sicher sein; seine Behauptung kann nicht widerlegt werden. Wenn man auch alle Register im Königreich durchblätterte, wie sollte man etwas finden, das sich auf eine völlig unbekannte Person mit Sicherheit anwenden liesse?

Ueberdies aber sagt die Ordonnanz keineswegs, daß der Zeugenbeweis verstattet werde, wenn die Taufhandlung in dem Register sich nicht aufgezeichnet finde; sondern wenn kein Register vorhanden sei. Diese beiden Sachen, die man gerne mit einander verwechseln möchte, sind wol zu unterscheiden. Das eine schließt das andre schlechthin aus. Wenn kein Register vorhanden ist, wäre der Beweis, den das Gesez vorschreibt, unmöglich; man muß also einen andern Beweis an seine Stelle sezen. Wenn aber die Register in gutem Stande erhalten sind, so ist ihr Stillschweigen über einen Stand der zurückgefordert wird, wenn zugleich kein wirklicher Besiz statt findet, vielmehr ein Beweis,

daß dieser Stand dem nie gehörte, der jezt Ansprüche darauf macht. Und darauf muß streng gehalten werden, wenn die Ordnung der Gesellschaft nicht beständig in Gefahr sein soll, von jedem Betrüger gestört zu werden. Einem Kinde, das, in der Verborgenheit aufgewachsen, auf einmal mit Ansprüchen auf einen vornehmen Stand öffentlich auftritt, den Zeugenbeweis nicht gestatten, und dasselbe in dem Stande der Unbekanntheit, in welchem es immer gelebt hat, lassen: heißt für die öffentliche Ordnung und Harmonie der Gesellschaft und der Familien Sorge tragen. Es kann freilich geschehen, daß bisweilen ein Individuum darunter leidet; aber dieses Uebel ist doch gewiß mit dem nicht zu vergleichen, daß durch ein entgegengesetztes Verfahren die so weisen Anordnungen aufgelöst würden, welche die Gesetze gemacht haben, und die so unentbehrlich sind, um den gefährlichsten Unordnungen zuvor zu kommen. Das Gesez wollte lieber das eine Uebel, das doch nur bei wahren Ungeheuern von Vätern und Müttern zu fürchten ist, zulassen; als die Sicherheit der öffentlichen Ordnung dem andern Preis geben.

Aber, wenn man auch einräumen wollte, daß die Ausnahme, welche die Ordonnanz zugiebt,

giebt, ſich ſelbſt auf den Fall erſtrecken könnte, wenn die öffentlichen Regiſter deſſen der einen Stand zurückfordert, nicht erwähnen: ſo würde doch das Fräulein von Saint Cyr dadurch nichts gewinnen. Sie würde doch wenigſtens nicht verlangen, daß dieſe Anwendung anders als unter der Bedingung, welche bei jener Ausnahme ausdrücklich angegeben iſt, gemacht werden ſolle. Dieſe Bedingung iſt: der Anfang eines Beweiſes durch häusliche Schriften der Eltern. Nun findet ſich zwar wirklich in den Regiſtern von Saint Sulpice, die übrigens in der beſten Verfaſſung ſind, keine Spur von der Geburt einer dritten Tochter des Herrn und der Frau von Choiſeul. Aber das Fräulein von Saint Cyr hat den Stand, auf den ſie Anſpruch macht, niemals im Beſitz gehabt; und hat eben ſo wenig einen ſchriftlichen Beweis von ihren Eltern ſelbſt aufzuweiſen. Es fehlen ihr alſo alle Bedingungen, unter welchen ſie jene Ausnahme auf ſich anwenden könnte, wenn man auch geſtatten wollte, dieſe in einer ſo ungewöhnlichen Ausdehnung zu nehmen.

Daß das Geſetz in peinlichen Fällen dem Zeugenbeweis vertraut, geſchieht blos darum weil es nicht anders konnte. Es iſt unmöglich,

in ſolchen Fällen auf einem andern Wege die Wahrheit aufzufinden. Folglich konnte man ihn nicht ausſchlieſſen, ohne zugleich Strafloſigkeit der Verbrechen einzuführen. In Betreff des Standes aber hat das Geſez mehrere öffentliche Urkunden eingerichtet, um dem mündlichen Beweis ausweichen zu können, den ſie bei peinlichen Fällen aus Noth zulaſſen muß.

In Rückſicht des Standes findet auch der Betrüger allerlei zu ſeinem Behuf. Die Neuheit der Begebenheiten, zumal wenn ſie Perſonen von vornehmem Stande betreffen, bildet Parteien die ſich mit Wärme für ihn intereſſiren. Viele Leute erzählen dann als wirkliche Fakta entweder bloße Vermuthungen, die ihrer vorgefaßten Meinung entſprechen, oder Anekdoten, die ſie vom bloßen Hörenſagen haben, und die ſie geltend machen, als wenn ſie ihnen ſelbſt begegnet wären: ſo wird etwas unvermerkt für Wahrheit ausgegeben, was auf bloßer Einbildung beruht. Es hat nie einem, der ſich einen widerrechtlichen Anſpruch auf einen Stand erlaubte, an beſtochnen oder verführten Zeugen gefehlt.

Bei peinlichen Fällen werden die falſchen Zeugen durch die Furcht zurückgehalten, ſie möchten

möchten bei der Konfrontation mit einem Beklagten, den das Interesse für sein Leben oder für seine Ehre noch scharfsichtiger macht, in Verwirrung gebracht werden. In Betreff des Standes fürchtet ein falscher Zeuge nicht so leicht, bei einer Untersuchung mit der, wenigstens in Rücksicht auf ihn, der ganze bürgerliche Prozeß geendiget ist, ausser Fassung zu kommen; da hingegen im erstern Falle die Zeugen, wenn sie falsch erfunden werden, selbst in Gefahr sind, sich den Prozeß gemacht zu sehen.

Nach diesen Grundsäzen haben auch die Gerichte immer verfahren. Eine Menge von Arrets beweisen diese Behauptung. Das Fräulein von Saint Cyr hat zwar auch verschiedne Arrets angeführt, aus welchen sie Folgerungen zu ihren Gunsten ziehen will. Allein diese Folgerungen werden alle dadurch widerlegt, daß die Fälle, auf welche die von ihr angeführten Arrets sich beziehen, von dem ihrigen ganz verschieden sind.

In allen jenen Fällen fand sich entweder Besiz des Standes, oder Handschriften von den Eltern selbst; und darauf wurde der Zeugenbeweis gestattet. Beides fehlt dem Fräulein von Saint Cyr. Sie hat nicht nur keinen

schriftlichen Beweis weder von dem Herzog noch von der Herzogin von Choiseul, die sie ihre Eltern nennt; sondern es sprechen auch alle Urkunden der Familie wider sie.

Die Herzogin von Choiseul, die an der Auszehrung starb und also Zeit genug hatte, für die Rechte ihrer Tochter, wenn sie eine dritte gehabt hätte, zu sorgen, hinterließ keine Schrift, die sich darauf bezöge.

Der Herzog von Choiseul hat seine Gemahlin um sieben Jahre überlebt; er hat zwei Testamente gemacht; er hat die Bedenklichkeit so weit getrieben, daß er sogar die Einkünfte seiner Pfründen den Armen ersezen wollte, weil er glaubte, daß sie diesen gehören: und ein so äusserst bedächtlicher gewissenhafter Mann sollte seine Tochter vergessen haben, sollte sie sogar ihres Standes haben berauben wollen!

Worauf gründet sich nun der Besiz des Standes, unter dessen Schuz das Fräulein von Saint Cyr als ein Mitglied des Hauses Choiseul vor Gericht auftritt? Darauf, daß sie seit sechsundzwanzig Jahren einen dieser Familie fremden Namen getragen hat, daß sie gar nicht gekannt war weder von dem Herzog und der Herzogin von Choiseul, die sie ihre Eltern nennt,

nennt, noch von dem Herzog von la Valliere noch von der Marquiſe von Tournon, deſſen Schweſter, noch von der Marquiſe von la Valliere, deſſen Mutter, noch von dem Ritter von la Valliere ſelbſt, noch von den Fräulein von Choiſeul, noch von der Prinzeſſin von Conti; daß ſie an den Familienbegebenheiten, die vorgefallen ſind, nie Antheil genommen hat; daß ſie von der Penſion, die der König den Fräulein von Choiſeul gegeben hat, keinen Theil erhielt; daß ſie weder am Hofe noch zu Paris noch vor irgend einem Gerichtshofe unter dem Namen und als die Tochter des Herrn und der Frau von Choiſeul gekannt war?

Aber noch mehr! die Fakta, welche ſie zu beweiſen verlangt, würden ſie nicht einmal zum Ziele führen, den Stand zu erlangen, nach dem ſie ſtrebt. Sie mag beweiſen ſo lange ſie will, daß ſie einer Amme zu Meudon zugeführt, nach Paris zurückgebracht, in der Straße Princeſſe in die Koſt gegeben, von der Frau von Hautefort erzogen, von dem Herrn Herzog von la Valliere in ihren frühern Jahren beſucht worden ſein, u. ſ. w. So lange ſie nicht zugleich beweiſt, daß dies alles mit Wiſſen und auf Befehl des Herrn und der Frau von Choi-

ſeul, und zwar in der Eigenſchaft als ihre Eltern, geſchehen ſei; ſo lange folgt weder aus einer einzelnen dieſer Thatſachen insbeſondre, noch aus allen zuſammengenommen, daß ſie die Tochter derſelben ſei. Ihr Beweis iſt alſo völlig unnüz, und kann deshalb nicht angenommen werden.

Aber, um ihr in alle ihre Verſchanzungen zu folgen und ihr keine einzige Ausflucht übrig zu laſſen, wollen wir das ganze Corps der Beweiſe, die ſie bis jezt zuſammengebracht hat, und die ſie für ſo furchtbar ausgiebt, unterſuchen.

Es beſteht aus vier Artikeln: aus dem Verhör des Herrn Herzogs von la Valliere; dem Briefe der Marquiſe von Tournon, dem Verhör des Ritters von la Valliere, und dem Tagebuche des Ledüc.

Was das Verhör des Herrn Herzogs von la Valliere betrifft; ſo mag man es durchleſen ſo lange man will, man mag ſeine Einbildungskraft noch ſo lange auf die Folter ſpannen, es zu interpretiren; man kann doch darin nie etwas anderes finden, als eine förmliche Verneinung der Schwangerſchaft und der Entbindung der Herzogin von Choiſeul. Da er auf dieſer

ganz

ganz beſtimmten Verneinung beſtändig beharrt hat, ſo kann man, ohne eine ganz unerhörte Dreiſtigkeit, ihm nicht den ehrenrührigen Vorwurf machen, daß er habe zu verſtehen geben wollen, die Schwangerſchaft ſeiner Schweſter ſei die Folge einer an ihrem Gemahl begangenen Untreue geweſen. Wenn man ganz beſtimmt ſagt, man habe von einer Schwangerſchaft und von einer Entbindung weder etwas geſehen noch etwas gewußt, ſo ſchließt dies jeden Verdacht einer Annäherung, des Mannes oder eines Liebhabers, von ſelbſt aus.

In Rückſicht auf den Brief der Marquiſe von Tournon muß man fürs erſte bemerken, daß ſie in ihrem Verhör, ohne Abänderung und ohne Zweideutigkeit ihrer Ausſage, und mit der Verſicherung eines mehrmals wiederholten Eides beharrlich geläugnet hat, daß ſie jemals etwas von der Schwangerſchaft und der Entbindung gewußt habe, von der man ſpreche. Fürs zweite mag man die Beziehung zwiſchen der kranken liebenswürdigen Sängerin und dem Fräulein von Saint Cyr, die man in dem angegebenen Briefe gefunden zu haben vorgiebt, kommentiren wie man immer wolle; man mag, unter Vorausſetzung dieſer

Beziehung, auch annehmen, daß die Frau von Tournon damals an dem Projekt dieser Zurückforderung des Standes Antheil genommen habe; man mag auch sogar, durch verschrobene Raisonnements und nach unbestimmten aus einem räthselhaften Briefe gezogenen Vermuthungen, wirklich schließen, daß jenes Aktenstück ein förmliches Geständniß von dem Stande des Fräuleins von Saint Cyr enthalte: so ist doch dieses Argument nicht bündiger als dasjenige, das man aus dem Verhör des Herzogs von la Valliere ziehen wollte.

In der That, wenn man sieht, daß die Frau von Tournon in fünf und zwanzig Jahren nichts von einer dritten Tochter der Frau von Choiseul hat reden gehört; daß sie nach diesen fünf und zwanzig Jahren, da die lezte von den beiden Fräulein von Choiseul gestorben war, sich als Erbin derselben erklärte; daß sie in dieser Eigenschaft, in Verbindung mit ihren beiden Brüdern die ebenfalls diese Erbfolge angenommen hatten, Aktenstücke ausfertigen ließ; wenn die Frau von Tournon versichert, und sogar mit einem Eide bestätiget, daß sie das Fräulein von Saint Cyr nie für ihre Nichte anerkannt habe, daß sie sie auch nie für ihre

Nichte

Nichte gehalten habe, und daß alles das, was man von dem Herrn von la Valliere und von ihr gesagt hat, nicht wahr sei. Wenn man, von der andern Seite, in dem Briefe der Frau von Tournon selbst einen neuen Beweis von dem Besiz eines ganz andern Standes findet, als derjenige ist, um den das Fräulein von Saint Cyr sich bewirbt; und wenn zu allen diesen Umständen noch das Zeugniß der Person selbst hinzu kommt, die den Brief geschrieben hat und die versichert, daß der Brief gar keine Beziehung auf den Gegenstand des gegenwärtigen Streites habe: so muß man daraus nothwendig den Schluß machen, daß das Fräulein von Saint Cyr aus einem solchen Briefe keinen Vortheil für ihre Sache ziehen könne.

Aber wir wollen annehmen, dieser Brief habe den Sinn den man ihm beilegt; so würde daraus folgen: daß die Frau von Tournon, aus Erkenntlichkeit und Freundschaft der Zudringlichkeit nachgegeben habe, sich wenigstens dem Komplot nicht zu widersetzen, das gemacht wurde, um das Fräulein von Saint Cyr zu Ehren zu erheben, die, wie man wol wußte, ihr nicht gehörten; und daß die Frau von Tournon in diesem Briefe eine Sprache führe, die ganz

verſchieden iſt von der, welche ſie ſeit fünf und zwanzig Jahren immer geführt hat. Das vernünftigſte, was man etwa ſagen könnte, wäre, daß ſie damals, wenigſtens durch ihr Stillſchweigen, in das Projekt gewilliget habe. Allein, wenn ſie auch noch zwanzig Briefe in dem nämlichen Ton geſchrieben hätte, und ſelbſt ſo weit gegangen wäre, das Fräulein von Saint Cyr darin ihre Nichte zu nennen, was würde daraus folgen? Könnte, bei irgend einer Art von Rechtshändeln und beſonders bei der Unterſuchung des Standes, ein Brief von einer Perſon, die an dem Projekt Theil hatte, man will nicht ſagen, als Anfang eines urkundlichen Beweiſes, könnte er nur als der kleinſte Hülfsbeweis dienen, ſo gäbe es keine Betrügerei, die ſich nicht durchſetzen ließe. Die ſämmtlichen Mitglieder eines Komplots werden Briefe ſchreiben, ſoviel man von ihnen verlangt. Allein es iſt ein feſter Grundſaz, in Betreff des Standes, daß die Erklärungen der Verwandten, und ſelbſt die Eltern nichts gelten, wenn ſie während des Streites geſchehen; um ſo mehr, wenn ſie einem gleichförmigen Betragen und gleichen Aeußerungen von fünf und zwanzig Jahren gerade entgegen ſind.

Aus

Aus eben denselben Gründen, mit welchen hier die Folgerungen widerlegt sind, die man aus dem Briefe der Frau von Tournon gezogen hatte, folgt auch die Widerlegung der aus dem Verhör des Ritters von la Valliere geschöpften Folgerungen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man sich blos der Handlungen zu erinnern, an welchen er bis zu dem Augenblick seines Verhörs Theil gehabt hat. Er hat der Berathschlagung beigewohnt, welche im Jahr 1708 über die mit den minderjährigen Fräulein von Choiseul zu nehmende Maßregeln angestellt wurde, in welcher nur von zwei Fräulein die Rede war. Er hat sich in die Verlassenschaft der Marquise von la Valliere, seiner Mutter, mit den andern getheilt, ohne daß von einem dritten Fräulein von Choiseul die Rede gewesen wäre. Die leztere von den beiden Fräulein von Choiseul starb im Jahr 1721; der Ritter ist als ihr Erbe aufgetreten. Er hat dabei mit Ueberlegung gehandelt; denn, sobald er sich als Erben gezeigt hatte, wurde zwischen ihm, seinem Bruder und seiner Schwester die mit ihm zugleich an der Erbschaft Theil nahmen, und dem Marquis von Clermont, dem das Hauptvermögen vermacht war, ein Vergleich

gleich errichtet, um die Rechte, die jeder von ihnen an der Verlassenschaft haben sollte, festzusetzen. Solche öffentliche Urkunden vernichten gewiß die Ihre von einer dritten Nichte.

Es ist wahr, er sagt, die Frau Herzogin von Choiseul habe einen Sohn und drei Töchter geboren; sie sei im Jahr 1697 zum letztenmal entbunden worden, und sie habe mit ihm vor ihrem Tode noch darüber gesprochen. Inzwischen, wenn man ihn wegen der verschiedenen Ammen befragt, denen das Kind soll anvertraut worden sein, oder wegen der verschiedenen Häuser, in welche es soll gebracht worden sein, so antwortet er: Das wisse er nicht. Man legt ihm endlich die Frage vor, und verlangt, er solle nach wiederholtem Eide bestimmt und kategorisch mit Ja oder Nein erklären: „ob er wisse oder nicht wisse, daß das Fräulein, deren Stand von dem Herzog von la Valliere bestritten wird, und die von der Frau von Houtefort, unter dem Namen von Saint Cyr, erzogen ist, die Tochter seiner Schwester, der Frau Herzogin von Choiseul, sei?" Nach wiederholtem Eide versichert er: er glaube es.

Er

Er ist also, wie aus seinen eigenen Worten folgt, dem System des Fräuleins von Saint Cyr nicht zum Vortheil. Er bezeugt zwar, daß die Herzogin, seine Schwester, im Jahr 1697 mit einer dritten Tochter niedergekommen ist. Allein er hat die Spur dieser Tochter verloren, und weiß nicht, ob das Fräulein von Saint Cyr diese Tochter ist. Sie ist also, so weit seine Aussage geht, nicht im Besitz ihres Standes; indem er diese dritte Tochter weder gekannt, noch jemals gesehen hat, und nicht weiß, was aus ihr geworden ist; indem dieselbe schon gestorben sein kann, ohne, daß ers weiß, oder doch vielleicht ein ganz anderes Individuum ist, als das Fräulein von Saint Cyr. Er sagt freilich, er glaube, daß das Fräulein von Saint Cyr die dritte Tochter sei, die er seiner Schwester zuschreibt. Allein dieser Ausdruck zeigt nichts weiter an, als eine bloße Vermuthung, und worauf soll diese Vermuthung sich gründen, da er, nach seinem eigenen Geständniß, die Thatsachen nicht kennt, aus denen allein dargethan werden könnte, daß das Fräulein von Saint Cyr diese vorgebliche dritte Tochter der Frau von Choiseul sei? Sollte aber eine so ganz ungegründete Vermuthung das

Zeugniß

Zeugniß des Herzogs von la Valliere und der Marquiſe von Tournon, und das dieſer Ausſage ſelbſt widerſprechende durch ſechsundzwanzig Jahre beibehaltene Betragen des Ritters aufwägen können?

Es bleibt alſo dem Fräulein von Saint Cyr kein anderes Hülfsmittel als das Buch des Geburtshelfers.

Als der Herzog von la Valliere vor Gericht nachſuchte, daß das Tagebuch des Ledüc für untauglich erklärt werden ſollte, behauptete er: Das Fräulein von Saint Cyr könne unmöglich das ſeltſame Privilegium haben, aus einem Aktenſtück, das, als ehrlos an ſich, gar nicht öffentlich ſollte in Vorſchein gebracht werden, das auszuziehen, was vornehmlich ſie betrifft, während es jedem andern Menſchen, dadurch daß man es verurtheilt hat ein Geheimniß zu bleiben, verſagt ſein ſoll, den nämlichen Vortheil daraus zu ziehen. Inzwiſchen hat man Urſache zu vermuthen, weil man ſo vorſichtige Maßregeln genommen hat, alles übrige was in dem Buche ſteht geheim zu halten, daß es noch viele andre Anekdoten enthalten müſſe, die zu ähnlichen Prozeſſen Stoff liefern könnten.

Man

Man hat die Ehrloſigkeit dieſes Aktenſtücks deutlich genug zu erkennen gegeben, theils dadurch, daß man dem Notarius verbot, die Auszüge davon auszuliefern, theils dadurch, daß man dem Herzog von la Valliere die Kommunikation des Buches verweigerte. Allein der Gerichtshof hat bei ſeiner Entſcheidung, daß dieſe Urkunde, für ſo ehrlos er ſie auch ſelbſt erkannte, den Prozeßakten beigelegt werden ſolle, vergeſſen zu beſtimmen, wie weit ihr Anſehen gehen ſolle. Er hat ſogar nöthig gefunden, in ſeinem Urtheil, auſſer der gewöhnlichen Vorbehaltsformel „unbeſchadet der Rechte beider Parteien in der Hauptſache" noch eine zweite hinzuzufügen: „und ohne daß das gegenwärtige Urtheil weder mittelbar noch unmittelbar andre Folgen haben könne;" und damit hat er ſelbſt erklärt, daß er wol einſehe, die Parteien würden die Gültigkeit derſelben erſt noch unterſuchen. Er hat alſo nicht geglaubt, daß dieſe Urkunde ein hinreichender Grund ſei, um dem Zeugenbeweis Zugang zu verſchaffen.

Wir wollen nun die Urkunde ſelbſt unterſuchen. Es finden ſich mehrere Gründe, welche ſie ganz verwerflich machen.

1. Sie hat weder den Vater noch die Mutter noch ſonſt jemand aus der Familie zum Urheber. In der Materie der Verträge läßt die Ordonnanz von 1667 den Zeugenbeweis nur dann zu, wenn ein Anfang eines ſchriftlichen Beweiſes vorhanden iſt; aber dieſer Anfang eines Beweiſes muß ſchlechterdings von der Perſon ſelbſt herrühren, welche man angreifen und gegen welche man ſich deſſen bedienen will. Sollte es wol anders zu verſtehen ſein, wenn die Ordonnanz ſagt: im Fall daß öffentliche Regiſter fehlen, können als ſchriftlicher Beweis nur die häuslichen Papiere angenommen werden, vorausgeſezt daß ſie wirklich von den Eltern ſelbſt geſchrieben ſind? Wer ſich für das Kind gewiſſer Eltern ausgiebt, greift entweder dieſe Eltern, oder wenn dieſe geſtorben ſind, die Familie derſelben an; und er muß alſo zu ſeinem Beweis auch eigene Handſchriften entweder von den Eltern oder von den Verwandten aufweiſen können. Dies wird um ſo nöthiger in einem Falle, wo die Eltern bereits geſtorben ſind, und wo auch ſelbſt die von ihnen

ihnen hinterlassenen Kinder nicht mehr leben. Wollte man jede von was immer für einer fremden Hand fabrizirte Schrift ohne Unterschied als Beweis zulassen, so hieße dies offenbar, dem Betrug alle Thore öffnen.

Ein Wundarzt ist hier blos als ein Fremder, als eine Privatperson anzusehen. Seine Handschrift hat weiter kein Privilegium, als was die Handschrift jeder andern Privatperson auch haben würde. Da er nicht zu dem Körper der Familie gehört, so geben die Ordonnanzen seinem Zeugniß kein größeres Gewicht, als dem Zeugniß jedes andern.

Aber noch mehr! Auch der Stand des Verfassers macht die Handschrift verwerflich. Würde nicht demnach die Wundarzneikunst, die an sich so nützlich ist, die verderblichste aller Künste für die Gesellschaft werden? Ein Wundarzt würde also, als Herr aller Stände und aller Eigenschaften, in Zukunft es in seiner Gewalt haben, die reinsten und untadelhaftesten Personen nach seinem Gefallen durch falsche Memoiren zu beschimpfen, die er entweder aus Irrthum oder aus Uebereilung niederschriebe. Den ersten besten Betrüger, dem es gelänge ihn zu bestechen, würde er mit Urkunden ver-

sehen können, durch welche dieser in den vornehmsten Familien sich einen Plaz verschaffen könnte.

2. Dieses Tagebuch kann nicht zum Beweis zugelassen werden, weil es nichts beweist. Es giebt Nachricht von einer geheimen und geheimnißvollen Entbindung, von einer Tochter, die, geboren um niemals zu der Ehre ihrer rechtmäßigen Geburt zugelassen zu werden, einem Wundarzt übergeben, in einem fremden Kirchspiel getauft und mit schimpflichen Brandmalen gezeichnet wird, welche nie als Kennzeichen einer rechtmäßigen Geburt angesehen worden sind. Solche Vorsichtsmittel wendet man nicht an für den Stand eines Kindes, das im Schooße der Rechtmäßigkeit geboren ward. Das Gesez hat selbst für die rechten Mittel zur Erhaltung des Standes gesorgt. Ueberdies können diese Merkmale, die ganz willkührlich gemacht sind, nie die erforderliche Eigenschaften haben, eine Wahrheit zu erhärten, deren Beweis schlechterdings in der Sache weder für die Richter noch für das Publikum etwas zweideutig lassen darf. Was soll aber zwischen den Merkmalen, von denen Ledüc spricht, und denen welche das Fräulein von Saint Cyr würklich

an

an ſich trägt, für eine Verbindung mit einem Kinde des Herzogs und der Herzogin von Choiſeul ſtatt finden?

Die Rede iſt alſo, in dieſem Artikel des Tagebuchs, allerdings von einer geheimen Avenüre, welche einem Wundarzt anvertraut ward. Es wäre aber die höchſte Ungerechtigkeit, dieſe Avantüre mehr auf die Rechnung einer Frau als auf die der andern zu ſchreiben, wenn man nicht die klarſten Beweiſe hat daß eine gewiſſe die Heldin des Stückes iſt.

Nun findet ſich aber in dieſem Tagebuche kein Umſtand, der ausſchlieſſend die Herzogin von Choiſeul bezeichnete. Ihr Stand und ihre Wohnung ſind nicht angegeben; es iſt nirgend geſagt, daß gerade ſie es ſei; und, ſelbſt nach der eignen Schrift des Ledüc zu ſchlieſſen, iſt es nicht die Herzogin von Choiſeul, von welcher er ſprechen wollte.

Es giebt zwei Familien, deren Namen zwar verſchieden ausgeſprochen aber doch gemeiniglich miteinander verwechſelt werden: Choiſeul und Choiſeuil. Der Herzog von Choiſeul gehörte zu der erſten dieſer beiden Familien und ſein Name iſt nie anders geſchrieben worden. Gleichwol ſteht in dem Tagebuch beſtändig

Choiseuil. Man sage nicht, dies sei eine unbedeutende Kleinigkeit. In Betreff des Standes ist alles bedeutend; und Ledûc hatte Bekanntschaft genug in der großen Welt, um den Unterschied der beiden Familien zu kennen.

Ferner spricht er in seinem Tagebuche von der Marschallin von Choiseul, die, wie er sagt, dreißig Louisdor zu der Erziehung des Kindes gegeben hat. Man hat darauf geantwortet, Ledûc habe sich geirrt, und aus Versehen Marschallin anstatt Herzogin gesetzt. Allein wenn Ledûc sich sogar über den Stand der Personen irrt, was für Glauben kann das übrige verdienen, was er sagt? Man verstellt gewöhnlich die Namen bei dergleichen Avanturen. Bisweilen irrt sich auch ein Wundarzt in der Person. Warum will man diesen beschimpfenden Irrthum lieber auf die Herzogin als auf die Marquise oder Gräfin deuten? Es gab damals noch sieben bis acht Frauen Marquisen und Gräfinnen von Choiseul im Lande. Daß die Marschallin von Choiseul genannt wird, kann nicht berechtigen, an die Frau von Choiseul zu denken, von der Ledûc sprechen wollte. Vermöge des Alters der Marschallin konnte ihrer bei der Avantüre freilich nicht anders erwähnt wer-

werden, als mit der Vorausſezung, daß ſie um das Geheimniß gewußt habe. Allein dieſer Umſtand bezeichnet eben ſo gut jede andre Dame, als eine Frau von Choiseul. Im Gegentheil, daß die Marſchallin ſich in die Angelegenheit gemiſcht haben ſoll, entfernt jeden Gedanken an die Herzogin; denn es iſt allgemein bekannt, daß dieſe beiden Damen ſchlechterdings gar keine Verbindung unter ſich unterhielten.

Es iſt wahr, die Erzählung in dem Tagebuche des Ledüc ſtimmt einigermaßen mit dem Roman überein, den das Fräulein von Saint Cyr erdichtet hat. Sie ſagt: „ihre Amme ſei die Frau eines gewiſſen Johann Marne, des Gärtners in dem Park zu Meudon geweſen;" von demſelben ſpricht auch das Tagebuch. Sie verſichert: „ſie trage die Merkmale an ſich, welche in dem Journal angegeben ſeien;" um darzuthun, daß ſie die Perſon ſei, von welcher in dieſem Tagebuch die Rede iſt, macht ſie den Vorſchlag, dieſes Faktum, auf eine von dem Gerichtshofe zu beſtimmende Art, zu beweiſen. Wenn man aber auch dieſen entehrenden Beweis ihr geſtatten wollte, ſo könnte daraus doch nichts weiter erhellen, als daß das Fräu-

lein von Saint Cyr die Person sei, von der in dem Tagebuche die Rede ist. Allein, dies ist etwas sehr gleichgültiges; denn sie kann jene Person sein, ohne deshalb die Tochter der Herzogin von Choiseul zu sein. Und doch ist dies letztere das einzige Faktum, das sie zu erweisen hat.

3. Die Widersprüche zwischen dem was in diesem Tagebuche erzählt wird, dem Roman den das Fräulein von Saint Cyr erfunden hat, und den notorischen allgemein bekannten Thatsachen, verstatten schlechterdings die Anwendung nicht, die man von jener Handschrift auf die Frau von Choiseul machen will.

Der erste Widerspruch. Dem zufolge, was das Fräulein von Saint Cyr sowol in ihrer Klage als in ihrer Bittschrift vom 21sten Mai 1724, behauptet, ist sie „geboren von „der Frau Herzogin von Choiseul, mit Wissen „des Herrn Herzogs von Choiseul und seiner „ganzen Familie. Die Frau Herzogin von „Choiseul war in der Hoffnung im Jahr 1697; „ihre Schwangerschaft ward öffentlich bekannt „gemacht. Ihre Freunde und ihre Familie „wußten von dieser Schwangerschaft; während „derselben nahm sie von allen, mit denen sie „sonst

„ſonſt im Umgang ſtand, Beſuche an. Den „8 Oktober 1697 wurde ſie von einer Toch„ter entbunden, welche eben das Fräulein von „Saint Cyr iſt, in dem Hauſe, welches dem „Herrn Herzog von Choiſeul und ihr gehörte, „in der Straße Verneuil. Dieſes Kind, wel„ches immer das Fräulein von Saint Cyr iſt, „wurde unter den Augen der Familie erzogen, „unter der Aufſicht einer Dame, welcher die „Frau Herzogin von Choiſeul auf ihrem Ster„bebette es empfohlen hatte.“ Wie ſoll man dieſe öffentliche Kundbarkeit mit der Erzählung des Ledûc zuſammenreimen, welche nichts als Geheimniß Dunkelheit und Abwege andeutet? Hier iſt es ein Kind, das, von einem Wundarzt empfangen, von demſelben ſogleich weg gebracht und durch deſſen Beſorgung, ohne Beiſein irgend einer Perſon aus der Familie, getauft wird: auch iſt es nicht die Mutter oder einer von den Verwandten, der für eine Amme ſorgt; der Wundarzt, den man zuvor nie geſehen hatte, erhält den Auftrag dazu, und führt ihn ſo aus, daß kein Menſch auſſer ihm erfährt, wer die Amme ſei.

Der zweite Widerſpruch. Das Fräulein von Saint Cyr giebt vor, man habe für nö-

thig gefunden, ihr gleich nach der Geburt die Nothtaufe zu geben, weil die Anwesenden sie in Todesgefahr geglaubt haben; und dieses Faktum wird bestätigt, in dem Verhör das durch das Arret vom 19 Mai 1724 als unzulässig verworfen ist, durch das Zeugniß der Marquise von Hautefort, des Lacomme und dessen Frau. Ledûc hingegen spricht von einer „starken Tochter, welche er erst den folgenden Tag taufen ließ;" ohne weder von der Todesgefahr noch von der Nothtaufe ein Wort zu sagen. Der Ausdruck, dessen er sich bedient, beweist sogar, daß das Kind ganz gesund war; denn ein Kind in den lezten Zügen wird man schwerlich eine starke Tochter nennen.

Der dritte Widerspruch. Dem Tagebuch zufolge wurde das Kind zu St. Stephan dû Mont mit dem Namen Julie getauft. Der Erzählung des Fräuleins von Saint Cyr zufolge, ist sie zu Saint Sulpice erschienen und hat sich den Namen Augustine Francisce geben lassen, als wäre sie vorher noch nicht getauft gewesen. Da sie sich nun an das Tagebuch des Ledûc hält, so muß sie die Urkunde ihrer Abstammung in den Registern zu St. Stephan dû Mont unter dem Namen Julie aufsuchen.

Aber

Aber es zeigt sich noch ein neuer Grund, der das Tagebuch des Ledüc ganz unbrauchbar macht, in dieser Sache als Anfang eines urkundlichen Beweises zu dienen.

Die Behauptung, daß das Tagebuch von der Frau Herzogin von Choiseul spreche, gründet sich auf eine bloße unbestimmte Aehnlichkeit des Namens. Die Frau, von welcher Ledüc in diesem Verzeichniß spricht, ward schwanger den 28 Dezember 1696. Dieser Umstand findet sich darin an zwei Orten bemerkt. Inzwischen hatte der Herr Herzog von Choiseul damals schon seit vier Jahren nicht mehr mit seiner Gemahlin zusammen gewohnt; ihre Trennung war öffentlich bekannt. Wenn er von Versailles nach Paris kam, hielt er sich im Temple auf, während die Herzogin in der Straße Verneuil wohnte. Alle die Aktenstücke, welche er zu Paris ausfertigte, beweisen dies. Wenn aber auch diese Trennung wieder aufgehoben worden wäre, so würde die Voraussezung doch ungegründet sein. Zu der Zeit, da diese Schwangerschaft sich soll angehoben haben, war der Herr Herzog von Choiseul seit vier Monaten abwesend. Er war seit dem vorhergegangnen September mit dem Herrn Herzog

von

von Foix als Geisel am Hofe von Savoyen, und kam von da nicht eher als am Ende des Januars 1697 zurück. Die Staatspapiere und die Schreiben, welche für die Herren von Foix und von Choiseul ausgefertiget worden sind, beurkunden diese Abwesenheit des lezern. Man beschimpft also das Andenken der Frau Herzogin von Choiseul; man beschuldigt sie eines Ehebruchs. Das Fräulein von Saint Cyr gründet ihr System auf eine Vermuthung, deren Beweis nicht zugelassen werden kann; denn das Gesez gestattet keinen Beweis, der sich auf etwas unanständiges stüzt, weil es etwas unanständiges so lange für unmöglich hält, als nicht die Anzeige davon mit einem Beweis begleitet wird.

Man kann dagegen nicht einwenden: die Entbindung und die Geburt eines Kindes sei ein Faktum, worin der Wundarzt sich nicht habe irren können, ob er gleich sich vielleicht in der Angabe von dem Anfang der Schwangerschaft geirrt habe; und da der Herzog von Choiseul am Ende des Jänners 1697 zurückgekommen sei, so könne die Schwangerschaft wol einen rechtmäßigen Ursprung gehabt haben. Diese Ausflucht wird auf der Stelle durch das Tagebuch selbst vernichtet. Man findet darin

das

das Faktum der Empfängniß den 28 Dezember 1696 eben so physisch erwiesen als die Entbindung. Ledüc spricht an zwei Stellen von dieser Epoche der Schwangerschaft, und spricht zu gleicher Zeit von der Anzeige, aus welcher die Vermuthung einer Schwangerschaft sowol bei ihm als bei der, die ihn um Rath fragte, entstanden war. Freilich ist das Ausbleiben der gewöhnlichen Reinigung nicht immer eine sichere Vorbedeutung davon, weil es auch bei einer gänzlichen Enthaltung eintreten kann. Allein wenn die Frau, die den Ledüc um Rath fragte, sich nicht hätte in den Fall gesetzt gehabt, schwanger zu werden, so hätte der Zufall, den sie gewahr wurde, vor den Arzt und nicht vor den Geburtshelfer gehört. Dieser Zufall nun, der die Frau veranlaßte, den Wundarzt um Rath zu fragen, verbunden mit diesem Rath-einholen selbst, und mit dem darauf gestellten Gutachten des Wundarztes, setzen also voraus und erweisen physisch, daß die Frau sich in Gefahr befand schwanger zu sein. Man kann die Beweise, die sich aus dem Tagebuch ergeben, nicht trennen. Ledüc spricht von einer Schwangerschaft, die sicher den 28 Dezember 1696 ihren Anfang genommen habe. Hätte er aber

auch

auch vielleicht sich darin geirrt, so konnte doch wenigstens die Frau, die ihn um Rath gefragt hat, sich schwerlich über die Ursache des Zeichens irren, aus welchem sie ihre Schwangerschaft geschlossen hatte.

Aus allem diesem ergiebt sich der Schluß, daß das Tagebuch des Leduc durchaus nicht auf die Frau Herzogin von Choiseul angewendet werden kann, weil dann vorausgesezt würde, daß die Frau, von welcher darin die Rede sein soll, nur durch einen Ehebruch könne schwanger geworden sein, indem ihr Mann schon vier Monate lang vor diesem Zeitpunkte abwesend war.

Das Fräulein von Saint Cyr will also — denn dies ist das einzige, was sich aus dem Tagebuche ergiebt — auf eine unbestimmte Aehnlichkeit des Namens den Beweis eines Ehebruchs gründen, und aus diesem Verbrechen selbst geschüzt durch die bekannte Maxime pater est quem nuptiae demonstrant, die Behauptung ihrer rechtmäßigen Geburt herleiten.

Allein darauf läßt sich durch ein ganz natürliches Räsonnement antworten, das durch die Regeln der Anständigkeit und der guten Sitten selbst in den Augen des Gesezes und seiner Verwalter Ansehen erhält. Das Tagebuch des

Leduc

Leduc kann auf die Frau von Choiseul nicht angewendet werden, weil diese Anwendung, zu der sich in dem Inhalt des Buches doch kein nöthigender Grund findet, sie eines Ehebruchs schuldig erklärte, eine Beschuldigung, die niemals auf bloße Vermuthung statt finden kann. Nicht der Herr Herzog von la Valliere also hat die gehässige Beschuldigung aufgebracht, die seiner Schwester gemacht worden ist. Er behauptet, das er sie nicht schwanger gesehen, und nichts von einer Entbindung im Jahr 1697 gewußt habe. Er beschuldigt demnach seine Schwester nicht des Ehebruchs; vielmehr, da er nichts gesehen hat was sie dessen schuldig gemacht hätte, hält er dafür, daß sie es auch nicht sei. Auf der Gegenseite aber schließt man: da Leduc von einer Frau spreche, die schwanger war zu einer Zeit, zu der die Frau von Choiseul es nicht sein konnte, ohne zugleich eines Ehebruchs schuldig zu sein, so falle auf sie diese Schuld. Welche von diesen beiden Folgerungen werden die Beschüzer der Anständigkeit und der guten Sitten in Schuz nehmen müssen?

Aber daß sich das Fräulein von Saint Cyr ja nicht betrüge! Wenn das Tagebuch, das sie

als

als Urkunde für ihre Abstammung gebrauchen will, als gültig angenommen würde, so würde es blos dazu dienen, sie selbst, nach dem ausdrücklichen Inhalt der Gesetze, von dem Stand auszuschließen, zu dem sie sich gern erheben möchte.

Es ist nicht genug, daß man beweise, von einer Mutter geboren zu sein, man muß zugleich beweisen können, daß man den Ehegatten dieser Mutter auch zum Vater habe. So sprechen die Gesetze: „Derjenige ist als Kind angesehen, der von einem Manne und dessen Ehegattin geboren ist *)." Das Fräulein von Saint Cyr kann also das Tagebuch zum Beweise ihres Standes auch schon deswegen nicht anwenden, weil diese Schrift zugleich den Beweis in sich enthielte daß sie die Frucht einer Verletzung der ehelichen Treue sei, und folglich für sie nichts beweisen würde, als eine unrechtmäßige Geburt, durch welche sie von dem Stande, nach dem sie strebt, schon von selbst ausgeschlossen wäre.

Diese

*) L. 6, ff. *de his qui sunt sui vel alieni juris:* Filium esse definimus, qui ex viro et uxore eius nascitur.

Diese Gründe, die auf den ersten Anblick etwas verführerisches haben, blieben nicht unbeantwortet. Die Beantwortung folgt der Ordnung, in der die Gründe waren vorgetragen worden.

„Die Gegner des Fräuleins von Choiseul haben, selbst da sie alles aufboten sie vom Zeugenbeweis auszuschließen, doch nicht läugnen können, daß diese Art von Beweis der älteste und rechtsgültigste sei, daß die Nothwendigkeit selbst den Gebrauch desselben eingeführt, daß das gemeine Recht ihn beibehalten habe, und daß er ohne allen Streit, bevor unsere lezteren Ordonnanzen erlassen wurden, bei allen Arten von Rechtsmaterien, ohne Unterschied, zugelassen worden sei. Daraus nun können wir mit Recht die Folgerung ziehen, daß der Zeugenbeweis, in der Materie des Standes wie in jeder andern seine Gültigkeit nicht verlieren konnte, als durch ein Gesez, welches ihn aufgehoben hätte. Wo wäre aber ein solches Gesez? Bis jezt hat man es noch nicht gefunden, und man wird es auch, in Betreff des Standes, nie finden. Ein Gebrauch, der seit Jahrhunderten gegründet ist, verschwindet nicht ohne ein ausdrückliches Verbot."

„Ein solches Verbot findet sich aber in keiner der Ordonnanzen, die man angeführt hat, von 1539 an bis auf die lezte, die 1667 gegeben wurde. „Die öffentlichen Regiſter — heißt es in dieſer lezten Ordonnanz von 1667 — „geben den Beweis für Alter, Ehen und Todesfälle.“ Dies iſt nur Eine Art des Beweiſes, welche zugelaſſen wird. Allein dadurch iſt keine der übrigen ausgeſchloſſen. Im Gegentheil, das Geſez ſelbſt hat ſchon den Fall vorausgeſehen, wo die öffentlichen Regiſter den Beweis nicht geben würden, um deswillen ſie eingerichtet worden ſind, und deswegen hat es die Verordnung hinzugeſezt, daß in dieſem Fall „der „Beweis ſowol durch häusliche Verzeichniſſe „der verſtorbenen Eltern als durch Zeugen geführt werden könne.“

„Dies ſind folglich zwei Arten von Beweiſen, welche die Ordonnanz auf den Fall, daß keine öffentlichen Regiſter vorhanden ſind, geſtattet. Der Sinn dieſer Verordnung iſt offenbar, daß der eine dieſer Beweiſe ſo gut als der andere zugelaſſen werden könne; das heißt, ſie giebt nicht zu, daß derjenige, der in der traurigen Nothwendigkeit iſt, ſeinen Stand durch Zeugen erweiſen zu müſſen, häusliche Papiere

piere, wenn er welche beſizt, nicht als Hülfsbeweis gebrauchen dürfe. Aber kann jemand behaupten, die Ordonnanz habe ſolche Papiere zur ausdrücklichen Bedingung geſezt, unter der allein der Zeugenbeweis angenommen werden könne? Die einzige Bedingung, welche die Ordonnanz ſezt, iſt die: „wenn kein öffentliches Regiſter vorhanden iſt.“ Der Zeugenbeweis muß alſo angenommen werden, ſobald die öffentlichen Regiſter den Stand, der zurückgefordert wird, nicht beurkunden. Unter welchen Bedingungen aber ſoll man ihn annehmen? Die Ordonnanz ſagt blos: „ſowol durch häusliche Regiſter und Papiere, als durch Zeugen.“ Ob der Beweis dem Geiſt und der Abſicht dieſer Ordonnanz entſpreche, läßt ſich dann erſt beurtheilen, wenn er wirklich geführt worden iſt. Inzwiſchen fordert die Ordonnanz, daß er angenommen werde. Die Frage iſt nicht, worin der Beweis beſtehen werde. Die Richter haben hier nur einen einzigen Punkt zu unterſuchen: ob die öffentlichen Regiſter beweiſen oder nicht? Im leztern Fall ſchreibt die Ordonnanz ihnen vor, ohne weitere Bedingung den andern Beweis anzunehmen.“

„Denn ein Beweis muß doch da ſein, da das Stillſchweigen des öffentlichen Regiſters vielleicht das Werk einer Bosheit iſt, die ſich eben ſo leicht auch auf die häuslichen Papiere erſtrecken kann. Iſt der Pflichtvergeſſene der Vater ſelbſt, ſo wird er ſich wol hüten, mit eigener Hand Schriften zu verfertigen, die das Stillſchweigen der öffentlichen Regiſter, das er ſelbſt veranlaßt hat, erſetzen könnten. Iſt ein anderer als der Vater der Ueberber des Betrugs, ſo wird der, der Mittel wußte, das Aufzeichnen des Taufakts in dem öffentlichen Regiſter zu verhindern, gewiß auch Wege finden, die Papiere zu unterſchlagen, in welchen der Vater von dem Stande ſeiner Kinder Nachricht giebt. Und das iſt der Grund, warum ſich die Ordonnanz wol gehütet hat, die Zulaſſung des Zeugenbeweiſes von dem Vorweiſen häuslicher Schriften abhängig zu machen. Wie will nun der Herr von la Valliere den Beweis von dem die Rede iſt, an eine Bedingung knüpfen, an die das Geſez ſelbſt ihn nicht geknüpft, und die Klugheit ihn zu knüpfen nicht erlaubt hat?“

„Umſonſt ruft er aus: „Was, bei einem Kapital von hundert Liver findet der Zeugenbeweis nicht ſtatt ohne vorhergegangenen Anfang

eines

eines schriftlichen Beweises, und bei einer so äußerst wichtigen Angelegenheit, als die des Standes ist, sollte der Zeugenbeweis ohne diese Bedingung gestattet werden? Da es entschieden ist, daß das Gesez diese Bedingung nicht gemacht hat, so ist dieser verwundernde Ausruf eine ganz unnüze Kritik des Gesezes. Es ist leicht, dieses zu rechtfertigen."

„Ob ein Gegenstand, in Rücksicht des Vortheils den er einbringt, mehr oder weniger wichtig sei, darnach fragt das Gesez nicht. Sein Gegenstand ist blos die Wahrheit; diese gegen die Eingriffe der Betrüger zu sichern, sein einziger Zweck. Der Grund, warum es bei Verträgen den Zeugenbeweis ausschließt, liegt darin, weil es dabei blos auf die Parteien ankömmt, sie schriftlich abzufassen, und jede es sich selbst zuschreiben muß, wenn sie es versäumt hat. Allein in allen den Fällen, wo es — wir wollen nicht sagen unmöglich, wo es nur — sehr schwer war, einen schriftlichen Beweis zu erlangen, da wird selbst bei Verträgen, der Zeugenbeweis, beträfe die Sache auch eine ganze Million, ohne den Anfang eines schriftlichen Beweises zugelassen. Solcher Fälle giebt die Ordonnanz von 1667 selbst mehrere als

Ausnahmen an; z. B. wenn man jemand, während einer Feuersbrunst eines Auflaufs oder eines Schiffbruchs, ein Gut anvertraut; in welchen Fällen man nicht Zeit hat, sich einen Empfangschein schreiben zu lassen. Alle diese Fällen werden in derselben Ordonnanz unter eine Generalausnahme gebracht, und von ihnen ausdrücklich die Regel aufgestellt: „Wir „verlangen nicht den Zeugenbeweis in unvorher„gesehenen Fällen auszuschließen, in welchen „man keine Urkunden haben konnte."

„Es ist also nicht allgemein wahr, daß ein Kapital von hundert Livr nicht durch einen Zeugenbew is erhärtet werden könne, wenn nicht ein Anfang eines schriftlichen Beweises vorhergeschickt worden sei. In den gewöhnlichen Fällen ist der Saz wahr, in allen den Fällen aber, wo es den Parteien nicht möglich war, sich schriftliche Beweise zu verschaffen, ist er unrichtig."

„Dies als Grundsaz vorausgesezt, wollen wir nun die Materie des Standes, weil der Herr von la Valliere es so verlangt, auf die in der Materie von den Verträgen angewendete Grundsäze zurückführen. Zu welcher Art von Vertrag werden wir den Stand rechnen müssen?

sen? Zu derjenigen vielleicht, wo es den Parteien leicht ist, sich schriftliche Beweise zu verschaffen? Wem könnte es einfallen, etwas so ganz widersinniges zu behaupten? Ein neugebornes Kind ist doch gewiß nicht im Stande, sich schriftliche Beweise seines Standes zu verschaffen. Es kann dies, selbst wenn es älter geworden ist, doch nicht; kann es denn diejenigen, denen es angehört, zwingen, sie ihm zu besorgen? Wenn man also von dem einen aufs andere schließen will, so gehört der Stand unter die Fälle, wo man keine Urkunden haben kann. Nun verlangt die Ordonnanz, daß in allen Fällen dieser Art der Zeugenbeweis ohne vorhergegangenen Anfang eines schriftlichen Beweises zugelassen werden solle. Es wäre also lächerlich, in Betreff des Standes, der unstreitig unter diese Fälle gehört, diese Bedingung doch zu setzen."

„Ueberdies, enthält nicht die Ordonnanz einen besondern Artikel für die Materie des Standes? Sie stellt die öffentliche Register als den gewöhnlichsten Beweis des Alters, der Ehe, und des Sterbens auf; aber sie schließt dabei, ihrem System beständig getreu, keinen andern Beweis aus. Diese Register nun sind in Be-

treff des Standes, was die handschriftliche Versicherung in Betreff der Verträge ist. War es den Contrahenten möglich, sich wechselseitig durch Handschriften ihrer Zusagen zu versichern, so findet kein andrer Beweis statt; war es ihnen unmöglich, so kömmt der Zeugenbeweis zu Hülfe. Die öffentlichen Register stellen hier die handschriftliche Versicherung vor. Kann der, dessen Stand angefochten ist, in diesen Urkunden den Beweis finden, dessen er bedarf, so findet kein andrer Beweis statt. Findet sich darin ein Beweis, der sein System aufhebt, so bleibt ihm nichts dagegen aufzubringen. Ist aber, durch Nachlässigkeit oder Bosheit derer, die die Natur oder die Umstände zu Herren seines Standes gemacht haben, dieser Beweis verloren oder unterdrückt; oder ist es unmöglich ihn zu führen: so gehört dies unter die unvorhergesehene Fälle, in welchen man sich keine Urkunden verschaffen konnte, und in welchen der Zeugenbeweis oder die häuslichen Register und Papiere an die Stelle des gewöhnlichen Beweises treten."

„Aber, sagt man, es ist falsch, wenn man behauptet, daß die Ordonnanz diese Beweise von einander getrennt zulasse, daß entweder der

der Zeugenbeweis oder die häuslichen Papiere allein hinreichen sollen. Der Herr Herzog von la Valliere glaubt in der Ordonnanz ein Verbot zu finden, welches ausdrücklich sage: es dürfe in Betreff des Standes kein Zeugenbeweis, ohne einen vorhergegangenen schriftlichen Beweis aus Handschriften der verstorbenen oder noch lebenden Eltern, angenommen werden."

„Hätten dies die Verfasser jenes Gesezes sagen wollen, so würden sie sich ganz anders ausgedrückt haben. Allein man sieht vielmehr im Gegentheil, daß sie gar nicht gesonnen waren, den Beweis durch häusliche Papiere in irgend einem Falle zuzulassen, als wenn gar kein anderer zu finden ist, und daß sie ihn nur verstatten, wenn man keinen Zeugenbeweis aufbringen kann; daß sie, weit entfernt zu fordern, daß der lezere durch den ersteren müsse begründet werden, vielmehr verlangen, daß man jene Papiere nicht hören soll, wenn man Zeugen aufstellen kann. In dem Protokoll, das über die Abfassung dieser Ordonnanz geführt worden ist, steht ausdrücklich folgender Artikel: „Wenn „die öffentlichen Register verloren sind, oder nie „eins vorhanden war, so kann der Beweis e n t„w e d e r durch häusliche Papiere noch lebender

„oder verſtorbener Eltern oder durch Zeugen „geführt werden ꝛc.“ Die Abſicht des Geſetzgebers iſt hier deutlich genug dadurch ausgedrückt, daß er die beiden Beweiſe nicht als verbunden vorſtellt, ſondern ſie voneinander trennt: entweder durch häusliche Papiere, oder durch Zeugen.“

„Eben dies ergiebt ſich auch aus den Bemerkungen der Kommiſſarien, denen die Ordonnanz zur Reviſion vorgelegt wurde. Ihre Beſorgniſſe betrafen nur die häusliche Papiere und nicht den Zeugenbeweis. Sie befürchteten, es wäre dadurch den Eltern zu viel eingeräumt, wenn man den Stand eines Kindes durch ihre Handſchrift wollte entſcheiden laſſen; indem es dann ganz in der Gewalt eines treuloſen Vaters ſtände, eins ſeiner Kinder aus Vorliebe zu einem andern zu unterdrücken ꝛc. Darauf antwortet Püſſort, der die Ordonnanz auf Befehl des Königs verfaßt hatte: „Die Bedenk„lichkeiten, die dieſer Artikel erregen könnte, „ſind in dem Artikel ſelbſt gehoben, indem ge„ſagt wird, dieſer Beweis aus häuslichen Pa„pieren ſolle nur angenommen wer„den, wenn jeder andre fehle.“ Aus dieſem Protokoll folgt alſo, daß der Beweis

aus

aus häuslichen Papieren, der gegen ihn erhobnen Bedenklichkeiten ungeachtet, als zulässig erkannt wurde; denn er soll angenommen werden, „wenn jeder andre fehlt.“ Aber eben daraus, daß dieser Beweis nur in diesem einzigen Falle zugelassen wird, folgt auch ganz unstreitig, daß dem Zeugenbeweis der Vorzug vor jenem zuerkannt worden sei; und man kann also um so weniger zweifeln, daß der Zeugenbeweis über den Stand eines Menschen auch allein entscheiden könne, ohne einer andern Stüze zu bedürfen, so oft das Stillschweigen oder die Unvollständigkeit der öffentlichen Regiſter ihn unentbehrlich machen.“

„Auf den Einwurf: „daß man dem Zeugenbeweis, den man sogar über das Leben der Menschen entscheiden lasse, wenigstens im Nothfall wol auch die Entscheidung ihres Standes überlassen könnte,“ antwortet der Herr Herzog von la Valliere: in peinlichen Fällen sei man gezwungen, diesen Beweis anzunehmen, weil man keinen andern Weg habe, und zugleich, weil er dort weniger gefährlich sei, indem der Beklagte bei der Konfrontation in den Stand gesezt werde, bestochene Zeugen in Verwirrung zu bringen. Allein fürs erste hat man nicht

auch

auch das Fräulein von Choiseul in den Fall gesetzt, daß sie durchaus keinen andern Weg hat? Fürs zweite fehlt es doch auch in bürgerlichen Fällen nicht an Mitteln, die Bestechung der Zeugen zu verhindern. Kann man sie nicht verwerfen? Wird nicht die Untersuchung wechselseitig angestellt? Dies ist ein Vortheil, den der Beklagte in peinlichen Fällen nicht hat."

„Da das Fräulein von Choiseul dargethan hat, daß man ihr den Zeugenbeweis nicht abschlagen könne, auch wenn sie keinen Anfang eines schriftlichen Beweises hätte; so ist es eigentlich überflüssig, noch zu beweisen, daß sie wirklich mit einem solchen Anfang eines Beweises versehen sei. Allein bei einer Sache von solcher Wichtigkeit muß man nichts versäumen, wäre es auch nur um den nachtheiligen Eindruck zu zerstreuen, den der Herzog von la Valliere bei dem Publikum zu erregen bemüht war."

„Gegen das Tagebuch des Accoucheurs haben die Gegner des Fräuleins von Saint Cyr vorzüglich ihre ganze Macht gerichtet, weil sie fühlen, daß dies eine entscheidende Urkunde ist."

„Wir

„Wir machen hier drei Bemerkungen über dieselbe. 1. Es ist kein bloßer Zufall, daß die von dem Fräulein von Choiseul aufgestellten Fakta so genau mit denjenigen übereinstimmen, die in dem Tagebuche des Ledüc aufgezeichnet sind, das erst später aufgefunden wurde. Ein so offenbar überzeugendes Faktum kann nur aus der reinsten Wahrheit selbst hervorgehen. 2. Der Herr Herzog von la Valliere kömmt immer auf den Einwurf zurück, daß ein schriftlicher Beweis, wenn er die Zulassung des Zeugenbeweises begründen solle, einen Quasi-Besiz darthun müsse, d. h. eine Erziehung, die, wenn man will, heimlich gewesen sein mag, aber doch von dem Vater oder der Mutter veranlaßt sein muß. Wir wollen einen Augenblick zugeben, daß dies, wie der Herr Herzog von la Valliere behauptet, ein wesentliches Merkmal eines schriftlichen Anfangsbeweises sei: findet sich denn nicht dieses Merkmal auch in dem Tagebuch des Ledüc? Das Fräulein von Choiseul hat das Unglück gehabt, im ersten Jahre ihres Lebens ihre Mutter zu verlieren. Was kann man für die Erziehung eines Kindes von Einem Jahre thun? Seinen Unterhalt bezahlen. Die Frau von Choiseul hat dies wirklich gethan.

Ledüc

Ledûc erklärt: sie selbst habe ihm das Kind übergeben, von dem sie entbunden worden sei; auf ihren Befehl habe er es zu einer Amme gebracht; und von ihr habe er alles Geld empfangen, das er der Amme gegeben habe. Sein Tagebuch beurkundet also diesen verlangten Quasi-Besiz, und vereinigt folglich in sich alle die Eigenschaften, welche der Herr Herzog von la Valliere als nothwendig angiebt, wenn es die Kraft haben solle, den schriftlichen Anfangsbeweis zu begründen. 3. Dieses Tagebuch beweist auch nicht allein die Geburt des Kindes, von welchem die Frau von Choiseul den 8 Oktober 1697 entbunden wurde, sondern auch daß dieses Kind die nämliche Person ist, die jezt Ansprüche auf diesen Stand macht. Ledûc hat dem Kinde ein Merkzeichen gemacht, welches das Fräulein von Choiseul bis auf den heutigen Tag an sich trägt. Ein Kind, daß man gern verlieren will, bezeichnet man nicht so. Dies Zeugniß allein ist hinreichend, um gewiß zu sein, daß die Frau von Choiseul ihre Tochter in den vollen Besiz aller ihrer Rechte würde eingesezt haben, wenn sie nur lange genug gelebt hätte, um noch die Rücksichten gehoben zu sehen, welche sie zu dieser Verheimlichung

chung

chung nöthigten. Sie wendete diese Vorsicht an, um ein Kind nicht zu verlieren, das sie, durch Umstände genöthigt welche man nicht enträthseln kann, verbergen mußte. Der Spott, welchen der Herr Herzog von la Valliere hier verschwendet, beweist, daß er die Folgen kennt, die sich daraus ergeben. Er fühlt wol, daß dieses Merkzeichen den einleuchtendsten Beweis von der Wahrheit enthält."

„Die Behauptung, daß der schriftliche Anfangsbeweis, ohne welchen der Zeugenbeweis gar nicht soll verstattet werden können, auf eine Handschrift des Vaters oder der Mutter sich gründen müsse, enthält mehr als Einen Widerspruch. Wir haben schon den Trugschluß in dieser leeren Täuschung gezeigt. Die Ordonnanz von 1667 spricht in der That nicht von häuslichen Papieren und Registern als von einem Anfangsbeweis, sondern als von einem vollständigen Beweise an sich selbst, welcher angewendet werden könne, wenn jeder andere Beweis fehle. Nun gesteht aber der Herr Herzog von la Valliere selbst, daß er keinen vollständigen Beweis, sondern nur einen Anfangsbeweis verlangen könne. Die Ordonnanz fordert aber nicht, daß dieser Anfangsbeweis

nur

nur aus eigenen Handschriften der Eltern bestehen könne. Ueberdies würde man kaum eine Handschrift vorbringen können, die weniger verdächtig wäre, als die von dem Geburtshelfer, einem Menschen, welcher der Mutter einen so nothwendigen Dienst geleistet hat."

„Aber, sagt man, die Erklärung in diesem Tagebuch ist ein bloßes Zeugniß, und hat nicht einmal die Kraft einer gerichtlichen Aussage. Wenn der Geburtshelfer noch lebte, so würde man ihn nicht verhören können, bevor nicht der Zeugenbeweis verstattet wäre. Wie will man seinen Bericht jezt zur Grundlage gebrauchen, die Zulassung dieses Beweises daraus herzuleiten?"

„Diese Einwendung würde ganz treffend sein, wenn die Rede von der Erklärung eines noch lebenden Menschen wäre. Allein der Fall ist ganz anders bei einem Bericht, der sechs bis sieben und zwanzig Jahre vor dem Anfang des Prozesses abgefaßt ist, und den man während des Prozesses erst entdeckt hat. Dümoulin sagt, in seiner Untersuchung über die Frage, ob eine Privathandschrift den Rechten eines dritten Eintrag thun könne, unter andern: „eine alte Schrift,

Schrift, die von einem alten Faktum ſpricht, giebt wenigſtens eine Vermuthung oder einen halben Beweis.“ Kömmt es aber blos darauf an, daß das Faktum alt iſt; ſo kann es, wenigſtens für das Fräulein von Choiſeul, wol kein älteres geben, als dies, welches bis auf ihre Geburt zurückgeht. Ueberdies iſt die Schrift das Werk eines Menſchen, der zehn Jahre vor dem Anfang dieſes Prozeſſes geſtorben iſt, und der die Schrift ſechszehn Jahre vor ſeinem Tode verfertiget hatte.“

„Man wendet ferner ein, daß bei einem Geheimniß dieſer Art der Geburtshelfer öfters zuallererſt betrogen werde, und daß alſo ſein Zeugniß keinen Glauben verdiene. — Wenn man eine Entbindung, von welcher die ganze Welt wußte, und noch jezt jedermann unterrichtet iſt, für ein Geheimniß ausgeben will, ſo giebt es keine Entbindung, die nicht in noch weit tieferes Dunkel gehüllt wäre. Inzwiſchen iſt doch immer der Geburtshelfer der erſte, nach deſſen Zeugniß gefragt wird; man muß ihn alſo doch wol gewöhnlich nicht zu denjenigen zählen, vor welchen aus der Sache ein Geheimniß gemacht wird. Zudem iſt auch die Erzählung des Leduc ſelbſt ſo zuſammenhängend und ſpricht

über alle Umſtände ſo ausführlich, daß dadurch aller Verdacht eines Betrugs entfernt wird. Kündigt er die Geburt als geheim und geheimnißvoll an, ſo hebt er zuerſt den Schleier eines Geheimniſſes, das durch den Zeugenbeweis ſich ganz aufklären wird."

„Die Uebereinſtimmung der Hauptpunkte, die das Fräulein von Choiſeul aufgeſtellt hat ehe das Tagebuch ans Licht kam, mit denen die in dem Tagebuche aufgezählt ſind, läßt die Zweifel gar nicht zu, die man über den Namen von Choiſeul erregt hat, deſſen Anwendung auf die Herzogin von Choiſeul man gerne verhindern möchte."

„Wenn man dem Herrn Herzog von la Valliere glauben will, ſo dient ſelbſt die Genauigkeit in der Erzählung des Ledüc zur Verurtheilung der Perſon, auf welche ſie ſich bezieht. Er ſpricht von einer geheimen und geheimnißvollen Geburt, von einem Kinde, das von der Wiege an ſchon verurtheilt war, niemals auf ſeinen rechtmäßigen Stand Anſpruch machen zu können. — Aber wer hat denn das unglückliche Kind verurtheilt? Wer hatte das Recht, es zu thun? Steht es in irgend eines Menſchen Gewalt, ein Kind, das aus einer har-

harmonischen Ehe erzeugt ist, seines Standes zu berauben?"

„Uebrigens hat dieses Tagebuch eben dadurch, daß es von einer heimlichen und geheimnißvollen Geburt spricht, die Eigenschaft, die es eigentlich zu einem schriftlichen Anfangsbeweis geschickt macht. Denn der Gegenstand eines Anfangsbeweises ist kein andrer, als den Schleier des Geheimnisses zu heben, welches man über die bestrittene Thatsache zu verbreiten sucht. Wäre kein Geheimniß, so würde auch kein Prozeß sein. Ein Aktenstück, das ein Geheimniß ankündiget, dient gerade dazu, die Aufklärung desselben nothwendig zu machen. Der Anfangsbeweis öffnet das Geheimniß durch die Zeugen wird es ganz aufgehellt. Folglich ist jenes Aktenstück, das ein Geheimniß anzeigt, ein Anfangsbeweis, der dem Richter die unerlaßliche Pflicht auflegt, der Spur so lange zu folgen, bis er die Wahrheit ganz entdeckt hat. Hier kann er seinen Beruf nur dadurch erfüllen, daß er den Zeugenbeweis zuläßt, denn das Gesez selbst gebietet, dieses Hülfsmittel nicht zu vernachläßigen."

„Wenn man nun sagen wollte: „die Person, die ihren Stand zurückfordert, ist dieselbe,

von der in dem Tagebuche gesprochen wird, aber dies beweist nicht, daß sie die Tochter der Herzogin von Choiseul ist, denn es giebt mehrere Damen, die diesen Namen führen;" Gut denn! so sehe man das Tagebuch blos als einen Anfangsbeweis an; die Zeugen werden ihn vollenden. Diejenigen, in deren Armen das Kind empfangen wurde, werden sagen, ob es die Herzogin von Choiseul oder eine andere Frau gewesen sei, der sie in der Entbindung beigestanden haben. Der Herr Helvetius wird erklären, wer die Dame gewesen sei, welcher er den Ledûc zum Geburtshelfer vorgeschlagen, und welche er in ihren Wochen besucht habe; wann sie enthunden worden sei; was für ein Geschlecht das Kind gehabt habe, und was aus demselben geworden sei."

„Ueberhaupt aber, sagt man, wenn man das Tagebuch des Ledûc genauer betrachtet, so zeigt sich, daß es den Zeugenbeweis nicht nur nicht begründet, sondern ihn sogar nothwendig ausschließt. Dies läßt sich aus zwei entscheidenden Gründen darthun. Der erste ergiebt sich aus den Widersprüchen zwischen dem Tagebuche und den von dem Fräulein von Choiseul aufgestellten Thatsachen. Der zweite erhellt aus

aus den Folgerungen, welche sich aus der Angabe, die Ledûc von dem Anfang der Schwangerschaft der Frau von Choiseul macht, ziehen lassen."

„Fürs erste also werden drei Widersprüche aufgezählt. 1. „Das Fräulein von Choiseul hat von einer öffentlichen Entbindung gesprochen, die der ganzen Familie ihres Gemahls bekannt gewesen sei; Ledûc hingegen deutet in seinem Tagebuch auf lauter Dunkelheit und Verborgenheit." Offenbar heißt dies die Ausdrücke verdrehen, wenn man sie so ganz im buchstäblichen Sinne nimmt. Da die Herzogin von Choiseul in ihrem Hause entbunden wurde, wo alle ihre Verwandten die Freiheit hatten, aus und ein zu gehen wie es ihnen gefiel; da man nicht behaupten kann, daß ihnen der Zutritt verwehrt worden sei; da der Herzog, ihr Gemahl, von ihr nicht getrennt lebte: so konnte das Fräulein von Choiseul mit Recht sagen, ihre Mutter sei vor den Augen ihrer ganzen Familie entbunden worden. Wenn ein Widerspruch da sein sollte, so müßte Ledûc sagen: die Wochen seien heimlich, und außer dem Hause gehalten worden. Er sagt aber weder dies, noch etwas anders, das darauf

führen könnte. 2. „Das Fräulein von Choiſeul ſezte voraus, ſie ſei nicht getauft geweſen; Ledûc ſpricht von einer Taufe.“ Das Fräulein von Choiſeul wußte nicht, daß ſie getauft worden war. Allein, war ſie denn ſchuldig, etwas zu wiſſen, was ſie nicht von ſich ſelbſt wiſſen konnte. Und ſoll der Umſtand, daß ſie ein Faktum nicht kennt, von welchem ſie unmöglich ſich unterrichten konnte, dem Regiſter des Accoucheurs allen Glauben nehmen? Im Gegentheil! Nichts beweiſt deutlicher, daß ſie ihre aufgeſtellte Fakta nicht aus dem Regiſter geſchöpft hat, und daß dies damals noch nicht entdeckt war; die Wahrheit des Regiſters geht alſo aus dieſem Widerſpruch ſelbſt hervor. 3. „Das Fräulein von Choiſeul ſagt, ſie habe die Nothtaufe bekommen; Ledûc ſpricht nichts davon.“ Wenn er nichts davon ſpricht, ſo widerſpricht er auch nicht. Man muß ſprechen um zu widerſprechen. Zudem können Taufe und Nothtaufe wol neben einander beſtehen. Täglich werden Kinder mit der Nothtaufe verſehen, die hernach erſt die Ceremonien der Taufe enthalten.“

„Laſſen Sie uns noch um einen Schritt weiter gehen! Wenn dieſe vorgeblichen Widerſprüche auch wirklich eben ſo gegründet wären,

als ſie ſchimäriſch ſind; was würde daraus folgen? Wenn das Fräulein von Choiſeul beſtimmt geſagt hätte: der Herr von Choiſeul ſei ſelbſt bei der Entbindung ſeiner Gemahlin gegenwärtig geweſen, und es nicht erweiſen könnte; wenn ſie geſagt hätte, ſie ſei nicht getauft worden, und die Taufe erwieſen würde; wenn ſie geſagt hätte, ſie habe die Nothtaufe erhalten, Ledüc aber und andere Zeugen das Gegentheil behaupteten; — ſobald ſie dagegen beweiſt, daß die Frau von Choiſeul den 8 Oktober 1697 entbunden wurde, daß ſie mit Hülfe des Ledüc von einer Tochter entbunden wurde, und daß ſie ſelbſt das Kind ſei, das die Frau von Choiſeul damals geboren hat: — ſollte ſie darum weniger die Tochter des Herrn und der Frau von Choiſeul ſein? Muß man ſich ſo ſklaviſch an Formalitäten binden, wo die Wahrheit ſich ohne deren Hülfe hervordrängt? Muß man nicht viel mehr dieſes Joch abſchütteln, wenn die Wahrheit in ihrem vollen Lichte ſich uns ſelbſt offenbart?"

„Doch wir kommen auf das zurück, was an der Sache wirklich iſt. In den Hauptpunkten ſtimmt die Erzählung des Fräuleins, die vor der Entdeckung des Tagebuchs geſchrieben iſt, mit dieſem Tagebuch vollkommen über-

ein; und diese vorgeblichen Widersprüche in uns bedeutenden Nebenumständen können nur dazu dienen, zu beweisen, daß sie das Tagebuch nicht gesehen hatte, als sie ihre Fakta aufstellte. Aber durch dieses Tagebuch hat sie erfahren, was es eigentlich für eine Beschaffenheit mit dem Maale habe, das sie wirklich an sich trägt, ein Kennzeichen, das so einleuchtend ist, daß die Unglaubigkeit selbst dabei verstummen muß."

„Fürs zweite, die Folgerungen betreffend, welche aus dem Tagebuche gezogen worden sind, ist der Herr von la Valliere nicht glücklicher mit seiner Absicht, als bei den aufgestellten Widersprüchen."

„Das Fräulein von Choiseul, sagt man, kann die Urkunde nicht theilweise, sie muß sie in ihrem ganzen Umfange nehmen. Das Tagebuch beweist, nach ihrer Meinung, die Entbindung, es wendet diese Entbindung sogar, wenn man will, auf die Herzogin von Choiseul an. Allein, diese Entbindung auf sie anwenden, heißt sie eines Ehebruchs beschuldigen. Will man dem Fräulein von Choiseul gestatten wider die, die sie ihre Mutter nennt, einen Ehebruch zu beweisen? Und wenn man ihr dies auch gestatten

ſtatten wollte, was könnte ſie für Vortheil daraus ziehen, da ein im Ehebruch erzeugtes Kind niemals Anſpruch darauf machen kann, für rechtmäßig anerkannt zu werden?"

„Daß das Fräulein von Choiseul in dem Tagebuch des Ledûc das was bloße Vermuthung iſt, von dem was als wirkliche Thatſache erzählt wird, unterſchied, hat ſie nicht zu Gunſten ihrer Sache gethan, die deſſen gar nicht bedarf; ſondern blos um ihre Frau Mutter gegen den ehrenrührigen Verdacht zu rechtfertigen, womit der Herr Herzog von la Valliere das Andenken ſeiner eigenen Schweſter zu beſchimpfen ſuchte. Er hat nämlich aus dem Zeitpunkt der Empfängniß, den Ledûc angegeben hatden Schluß auf eine Unterredung gemacht, in welcher die Frau von Choiseul, im September 1697, geſtanden hätte, daß ſie ſich in den Fall geſezt habe Mutter zu werden, den 28 Dezember 1696. Allein da der Herzog von Choiseul damals abweſend war, ſo iſt dies Bekenntniß nothwendig das Bekenntniß eines Ehebruchs."

„Das Fräulein von Choiseul kann dies zugeben; ſie kann ſogar dem Herrn Herzog von la Valliere noch weit mehr einräumen. Sie

annehmen, der Herr Herzog von Choiseul habe, nach seiner Zurückkunft im Jänner 1697 seine Gemahlin eines Ehebruchs angeklagt, den sie den 28 Dezember 1696 begangen habe, und sie sei sogar als dessen überwiesen verurtheilt worden. Was wird daraus in Rücksicht auf den Stand eines Kindes folgen, von dem sie in ihrem eigenen Hause ganz frei und öffentlich im neunten Monat nach der Zurückkunft ihres Gemahls, den 8 Oktober 1697 entbunden worden ist? Wird das von der Frau von Choiseul geborne Kind unter diesen Umständen weniger das Kind ihres Gemahls sein? Weil die Frau von Choiseul den 28 Dezember 1696 einen Ehebruch begangen hat, darum soll ihr Gemahl, der vom Jänner 1697 an gegenwärtig war, nicht der Vater eines Kindes sein, das sie im darauf folgenden Oktober zur Welt brachte?"

„Der Herr von la Valliere kann also hier seiner Einbildungskraft freien Lauf lassen; er kann sich den eingebildeten Ehebruch als die erwiesenste Thatsache vorstellen: es wird gleichwol nichts weiter daraus folgen, als daß seine Frau Schwester im Dezember 1696 ein Verbrechen begangen habe; aber das Kind, von dem sie in dem

dem darauf folgenden Oktober entbunden wurde, ist darum nicht weniger das Kind ihres Gemahls."

„Inzwischen so weit sind die Sachen bekanntlich nicht gekommen. Die Frau Herzogin von Choiseul ist im vollen Besitz ihres Standes gestorben; sie ist nie weder verklagt noch verurtheilt worden. Sollte man daraus, daß ihr Gemahl einige Monate abwesend war, einen gegründeten oder auch nur einen scheinbaren Vorwand nehmen können, wegen einer Entbindung, die neun Monate nach der Zurückkunft ihres Gemahls erfolgt ist, sie eines Ehebruchs zu beschuldigen?"

„Ich habe diese Beschuldigung nicht gemacht, sagt der Herr Herzog von la Valliere; ihr selbst machet sie, indem ihr ein Aktenstück als Anfangsbeweis brauchen wollet, das den Anfang der Schwangerschaft auf den 28 Dezember 1696 festsetzt. Ihr müßt doch die ganze Urkunde gelten lassen."

„Das Fräulein von Choiseul will auch von dem Inhalt der Urkunde nichts ausnehmen, das sie nicht gelten lassen wollte. Allein sie kann doch nicht zugeben, daß man bloße Muthmaßungen

ſungen mit wirklichen Thatſachen verwechſle. Lebüe beſucht die Frau von Choiſeul im September 1796 und findet ſie ſchwanger; dies iſt ein Faktum. Er beſucht ſie zum zweitenmale den 8 Oktober, und ſagt: ſie ſei an dieſem Tage von einer Tochter entbunden worden, welche er mit einem Merkmal bezeichnet und zu einer Amme in Meudon gebracht habe. Dies ſind noch mehrere wirkliche Fakta. Er fügt hinzu: man habe ihm geſagt, ein gewiſſes Zeichen ſei den 28 Dezember 1696 ausgeblieben, und daraus ſchließt er, dies ſei der Anfang der Schwangerſchaft geweſen. Dies iſt eine Vermuthung. Es giebt aber weder einen Naturforſcher, was immer für einer es ſei, noch irgend ein Weib, was ſie auch für Erfahrungen gemacht haben mag, die auf ein ſolches Zeichen den Zeitpunkt der Empfängniß mit Gewißheit angeben könnte. Was aber an ſich nur bloße Vermuthung iſt, kann dadurch, daß man ſie in dem Taſchenbuch eines Geburtshelfers findet, nicht zur wirklichen Thatſache erhoben werden; und man wird nie jemand bereden können, einer bloßen Vermuthung die Gewißheit zuzuſchreiben, die nur eine wirkliche Thatſache haben kann. — Wer hat demnach das Andenken der Frau von

Choiſeul

Choiseul beschimpft? Ihre Tochter, die die bloße Vermuthung für das nimmt was sie ist; oder ihr Bruder, der diese Vermuthung zur wirklichen Thatsache erheben will?"

„Der ganze Einwurf ist also unrüg. Wenn alle die Principien richtig wären worauf er sich gründet; wenn Lebüe, anstatt des bloßen Raisonnements über die Epoche der Empfängniß des Kindes mit welchem die Frau von Choiseul schwanger war, förmlich bezeugte, sie habe ihm das Geständniß abgelegt, daß sie sich im Dezember 1696 von einer Schwachheit habe überraschen lassen: so würde dies zwar beweisen können, daß die Frau von Choiseul ein Verbrechen begangen habe, aber es würde keineswegs hindern, daß nicht ihr Gemahl, der vom Jänner 1697 an gegenwärtig war, der Vater des Kindes sein könne, das im folgenden Oktober zur Welt kam, und daß er nicht der rechtmäßige und natürliche Vater desselben zugleich sei."

„Nun ist nichts weiter übrig, als daß wir die übrigen Aktenstücke, die zu Gunsten des Fräuleins von Choiseul sprechen, noch kurz durchgehen."

„Von dem Verhör des Herrn Herzogs von la Valliere will ich nicht mehr sprechen. Wie sehr

man

man ſich auch bemüht habe, Vortheil daraus zu ziehen, ſo iſt es doch gewiß, daß man im Grunde nichts weiter darin finden kann, als eine beſtändige Verneinung aller Thatſachen, welche die Geburt und den Stand ſeiner Gegenpartei betreffen."

„Was den Brief der Marquiſe von Tournon anbelangt, ſo hat dieſe in ihrem Verhör erklärt, daß die Angelegenheit, von welcher in dem Briefe die Rede ſei, keine Beziehung auf das Fräulein von Choiseul habe; und ſie hat hinzu geſetzt: „Vor fünfzehn oder ſechszehn „Jahren ſei ſie einmal zu der Frau von Hau„tefort gekommen; bei dieſer habe ſie ein klei„nes Mädchen geſehen, welches man, ſoviel „ſie ſich erinnern könne, Saint Cyr genannt „habe, und die Frau von Hautefort habe ihr „geſagt, es ſei die Tochter eines Edelmanns „aus der Provinz Limoſin, welche ſie bei ſich „erziehen laſſe." Es ſcheint, damit ſolle zu verſtehen gegeben werden, ſie habe dieſes kleine Mädchen, das man Saint Cyr nannte, nur ein einzigesmal in ihrem Leben geſehen. Gleichwol beſuchte ſie, ehe dieſer Prozeß ausbrach, die Frau von Hautefort ſehr fleiſſig. Sie ſagt ſelbſt in ihrem Briefe: daß ſie ihr auſſerordentlich

lich viel zu danken habe. Sie konnte aber die Frau von Hautefort nie besuchen, ohne das Fräulein von Saint Eyr zu sehen; denn diese waren beständig beisammen."

„Uebrigens besteht die Frau Marquise von Tournon vergebens auf der Behauptung, ihr Brief beziehe sich nicht auf das Fräulein von Choiseul; vergebens sagt sie, um der Sache eine Wendung zu geben, die Angelegenheit, von welcher in dem Briefe die Rede sei, betreffe sie selbst und habe eine Gefälligkeit zum Gegenstand, die sie von dem Kardinal Dübois habe erbitten wollen. Wie soll dies auf eine Angelegenheit passen, die eine liebenswürdige Sängerin krank macht; wegen der man die Marquise von Hautefort zu einer Zusammenkunft bittet; bei deren Verhandlung das Kind, es mag krank oder gesund sein, nothwendig gegenwärtig sein muß; auf eine Angelegenheit, die der Freund der Marquise von Tournon ohne Schwierigkeit findet, wegen der er der Marquise guten Rath ertheilen soll, wie sie ihre Schritte einzuleiten habe? Nichts von allem dem gleicht einer persönlichen Angelegenheit der Marquise von Tournon, und noch weniger einer Gefälligkeit, die sie von dem Kardinal Dübois zu erbitten

gehabt

gehabt hätte. Da die Marquise von Tournon also ihrem Briefe keinen befriedigenden Sinn geben kann, wenn man ihn nicht auf das Fräulein von Choiseul bezieht; so muß dieses Aktenstück angesehen werden, als eine förmliche Anerkennung von ihrer Seite, daß das Fräulein von Saint Cyr das Fräulein von Choiseul sei."

„Was das Verhör des Ritters von la Valliere betrifft, so würde man in der That kaum ein Gefährdniß finden können, das alle die Fakta, welche das Fräulein von Choiseul aufgezählt hat, förmlicher und rechtsgültiger bestätigte."

„Ein Verhör, wendet man dagegen ein, ist keine Urkunde. — Ein Verhör ist aber allerdings ein gerichtliches und rechtsgültiges Aktenstück, verbürgt durch das Ansehen des Richters und durch die Unterschrift der Partei; und der Gegenstand desselben ist: gegen denjenigen, der verhört worden ist, einen Beweis zu geben *). Der Beweis, der dadurch erhalten wird, geht so weit, daß er selbst die Aktenstücke, die der verhörte Theil hat errichten lassen und welche zu

*) Ut confitendo vel mentiendo sese onerat: sagt das Gesetz.

zu dessen Gunsten lauten, ungültig macht, wenn dieser etwas aussagt, was jene aufhebt."

„Aber, sagt man, wenn auch das Verhör gegen den, der verhört wird, einen Beweis giebt, so kann es doch gegen einen dritten nichts beweisen. — Dies ist wahr, wenn der, der verhört wird, eine fremde Partei ist, welchen man nur vor Gericht zieht, um sein Zeugniß in einer Sache zu erhalten, die ihn weiter nicht persönlich interessirt. Allein, wenn er eine nothwendige Hauptpartei ist, wenn es einerlei Interesse mit den übrigen Parteien hat, welchen man sein Geständniß entgegensetzt: dann macht das, was gegen ihn beweist, wenigstens einen halben Beweis gegen die übrigen. Kann nicht das Zeugniß dessen, der mit einem andern eine Gesellschaft eingieng, gegen diesen, mit dem er sie eingieng, gebraucht werden?"

„Ferner behauptet der Herr von la Vallière: wenn man auch dem Verhöre seines Bruders, des Herrn Ritters, alle Kraft beilege, die es haben könne, so würde daraus doch kein Beweis entstehen, weil er auf die Frage „ob die Person, welche sich jetzt für eine Tochter der Frau von Choiseul ausgebe, wirklich das Kind seiner Schwester sei, von welchem er spreche"

nur geantwortet habe: er glaube es. Diese Antwort, welche einen Zweifel anzeige, könne nicht für eine bejahende Aussage gelten. — Um den wahren Sinn dieser Antwort einzusehen, in welcher man den Ausdruck eines Zweifels finden will, muß man sie mit den Antworten zusammenhalten, die vorhergegangen sind. Der Ritter von la Valliere sagt in dem nämlichen Verhör: er habe die Frau von Hautefort seit 1701 nicht mehr besucht; er hat also seit der Zeit auch das Fräulein von Choiseul nicht mehr gesehen, denn man sah die eine nicht ohne die andre. Er konnte also nicht ganz bestimmt versichern, daß es beständig dieselbe Person gewesen sei, weil er sie seit zweiundzwanzig Jahren aus dem Gesichte verloren hatte, und sie während dieses Zwischenraums aus den Jahren der frühsten Kindheit in das Alter übergetreten war, wo der Wuchs und alle Züge eine bestimmtere Form erhalten, und mit dem was sie in dem Alter von vier Jahren waren, beinah nichts mehr gemein haben. Aber er spricht doch ganz bejahend von der Schwangerschaft seiner Schwester, von ihrer Entbindung, von der Erziehung des Kindes und von dem Namen, den dieses in der Folge erhal-

erhalten hatte. Es gab also doch immer eine Entbindung, eine Erziehung, einen Namen, den das Kind erhielt, nämlich den Namen Saint Cyr. Aber, ist diejenige, die vierundzwanzig Jahre nach der Geburt jenes Kindes eine Zurückforderung des Standes anhängig gemacht hat, ebendasselbe Individuum, das im Jahr 1697 geboren worden ist? Er glaubt es."

„Konnte er anders antworten? Die vollständigste Gewißheit von dem Stande der Menschen ist nur auf Meinung gegründet. Wer giebt mir die Versicherung, daß derjenige, der beständig für meinen Bruder gehalten wurde, die nämliche Person sei, von welchem meine Mutter an einem gewissen Tage zu einer gewissen Stunde entbunden worden ist? Meine Gewißheit beruht blos darauf, weil man es immer geglaubt hat und noch glaubt. Ich selbst, habe ich denn einen andern Grund, mich für das zu halten wofür ich mich halte, als das Zeugniß derer, die mich umgeben. Wie viele Umstände aber konnten mich in eine mir ganz fremde Familie einführen, ohne daß ein Mensch von dieser Art von Verwandlung etwas erfuhr? Demunerachtet glaube ich, daß ich das nämliche Individuum sei, von welchem

meine Mutter, wie es bekannt iſt, an einem gewiſſen Tage zu einer gewiſſen Stunde entbunden wurde; und ich glaube es, weil diejenigen, die ihrer Entbindung beigewohnt haben, die mich zur Taufe hielten, die mich zur Amme bringen und von ihr zurückkommen ſahen, u. ſ. w., es mich beſtändig verſichert und alle ihre Handlungen, die mich angiengen, der Vorausſezung dieſer Abſtammung gemäß eingerichtet haben. Dieſes allgemeine ununterbrochene Zeugniß macht eigentlich meinen Stand aus. Alſo, auf fremdes Zeugniß geſtüzt, glaube ich, wirklich derjenige zu ſein, dem der Plaz zukömmt, den ich in der Geſellſchaft habe."

„Iſt es alſo zu verwundern, daß der Ritter von la Valliere durch den Ausdruck ich glaube die Art von Gewißheit bezeichnete, die er über die Frage von der Einerleiheit der Perſon, die im Jahr 1721 einen Stand zurückfordert, mit dem Kinde, das im Jahr 1697 geboren wurde, geben konnte? Um alſo alle Ungewißheit zu heben, die durch den Ausdruck des Ritters von la Valliere entſtehen könnte, kömmt es nur darauf an, ob das Kind, das er im Jahr 1701 zum leztenmal geſehen hat und das damals den Namen Saint Cyr führte,

die

die nämliche Person sei, die jezt ihren Stand zurückfordert? Allein darüber hat niemand den geringsten Zweifel."

„Wendet man aber ein, der Ritter von la Valliere habe Akten verfertigen lassen, die seine Aussagen im Verhör widerlegen, so muß man das Argument vielmehr umkehren; seine Aussagen im Verhör heben die Gültigkeit jener Akten auf. Als er sie verfertigen ließ, hatte das Fräulein von Choiseul noch nichts von ihm verlangt. Aber da sie ihn jezt vor den Richtstuhl der Gerechtigkeit geführt und durch einen Eid verbindlich gemacht hat, so muß man den Wahrheiten, welche er hier gegen sein eignes Interesse auszusagen genöthiget worden ist, Glauben beimessen."

„Es ist Zeit, daß wir schliessen. Das Fräulein von Choiseul verlangt, daß man ihr verstatte, die Thatsachen, ihre Geburt betreffend, sowol durch Urkunden als durch Zeugen zu erweisen. Um dazu zu gelangen, braucht sie weiter kein Hülfsmittel. Sie findet in der Ordonnanz eine Distinktion, die entscheidet. Nämlich, nicht nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einen andern Beweis beizubringen,

entscheidet das Gesez, ob der Zeugenbeweis zugelassen oder verweigert werden solle. In Betreff des Standes soll, wenn kein öffentliches Register angeführt werden kann, der Beweis durch Urkunden oder Zeugen geführt werden dürfen. Man muß also den Anfang damit machen, daß man diesen Beweis annimmt. Erst wenn dieser Beweis geführt ist, kann man urtheilen, ob er so beschaffen sei, wie er von der Ordonnanz vorgeschrieben und von den Richtern gefordert ist. Dann erst findet eine Prüfung der Glaubwürdigkeit der Akten statt; jede frühere Untersuchung ist voreilig. Sollten endlich durchaus gewisse Hülfsmittel nöthig sein, den Zeugenbeweis zu begründen, so sind diejenigen einleuchtend genug, die das Fräulein von Choiseul aufzuweisen hat; und die besondre Sorgfalt, mit der die Vorsehung ihr diese Hülfsmittel erhalten hat, läßt sie nicht zweifeln, die Wahrheit werde alle die Hindernisse besiegen, die man ihrem Triumph entgegensezt."

Gilbert de Voisins war damals Generaladvokat, und hatte den Prozeß zu referiren. Er trug den wesentlichen Inhalt der wechselseitigen Gründe vor, und erklärte dann seine eigne Mei-

Meinung über die Sache. Nachdem er die Römiſchen Geſeze und die Ordonnanzen durchgangen hat, ſtellt er in Beteeff des Standes zwei Principien auf: entweder muß ein förmlicher Beweis aus den öffentlichen Regiſtern geführt werden, oder, wenn dieſer rechtsgültige Beweis fehlt, muß man das nachdrücklichſte und einleuchtendſte, was ſich aufbringen läßt, zu Hülfe nehmen, um den Zeugenbeweis führen zu können. Ich ſage nicht, ſezt er hinzu, daß ein ſchriftlicher Anfangsbeweis dazu erfordert werde. Unſre Ordonnanzen ſtimmen darin mit dem Römiſchen Recht überein; ſie beziehen ſich, ohne etwas zu beſtimmen, auf die Klugheit der Richter, welche nach den Umſtänden für die eine oder die andre Seite mehr beſtimmt ſein können. Wir können alſo zuverſichtlich mit dem bürgerlichen Recht ſagen: „Vertheidige deine Sache „mit Urkunden und Vermuthungen, ſoviel du „deren auffinden kannſt.“

Was die Rechtsgründe betrift, die man dem Richter vorgelegt hat, ſo zeigt ſich aus dem Verhör des Ritters von la Valliere, daß er die Perſon, die ihren Stand zurückfordert, anerkennt; die Marquiſe von Tournon anerkennt ſie nicht, aber ein Brief von ihrer Hand giebt eine

Vermuthung; der Herzog von la Valliere giebt Grund zu einigem Verdacht. Aber das Fräulein von Saint Cyr hat keinen Besiz des Standes, sie hat weder eine Urkunde noch ein Register, das für sie spräche. Die Vermuthungen, der Verdacht, verbunden mit dem Geständniß des Ritters von la Valliere sind allerdings etwas; aber es ist nicht genug. Da man unter diesen Umständen nicht weitere Aufschlüsse hoffen kann, bevor man nicht den Zeugenbeweis zugelassen hat; so wird zu diesem Zwecke das Tagebuch des Wundarztes beigebracht.

Hier findet man die Geschichte von der Entbindung einer Frau von Choiseul. Man findet hier sogar sehr specielle Umstände von dieser Entbindung. Alles stimmt mit den Thatsachen überein, die das Fräulein von Saint Cyr aufgestellt hat; ausser daß in dem Tagebuch nicht von einer Nothtaufe sondern von einer Taufe die Rede ist. und daß es von einer Marschalin und nicht von einer Herzogin von Choiseul spricht. Ueber den Rang konnte sich der Accoucheur leicht irren. Der Name des Kindes aber, der Tag der Geburt, stimmen genau überein; und so trifft alles zusammen, was die Ansprüche des Fräuleins von Saint Cyr verstärken kann.

Zwei

Zwei Umstände in diesem Tagebuch sind als wesentlich zu bemerken. Fürs erste spricht es von einer geheimnißvollen Entbindung einer Frau von Stande. Man übergiebt sogleich nach der Geburt das Kind dem Geburtshelfer, und läßt es durch ihn zu einer Amme bringen. Alles bestätigt also die Idee eines Geheimnisses. Verfährt man denn sonst so, ich will nicht sagen bei einem Herzog und Pair, sondern auch nur bei einem Bürger? Dazu kömmt noch das schimpfliche Merkzeichen, dessen Erwähnung geschieht; trägt nicht alles hier die Spur von Verheimlichung? Fürs zweite ist in diesem so genau und umständlich geschriebenen Taschenbuch selbst die Epoche von dem Anfang der Schwangerschaft angegeben. Man läßt den Geburtshelfer im Dezember 1696 zu sich rufen. Die Herzogin von Choiseul legt ihm Gründe vor, welche sie befürchten lassen, daß sie schwanger sei. Sobald er nach Hause kömmt, schreibt er in sein Tagebuch: sie sei schwanger seit dem 28 Dezember 1696.

Soll man nun auf diese Aeusserung des Geburtshelfers Rücksicht nehmen? soll man sie als eine bloße Muthmaßung oder gar als einen Irrthum ansehen? Es ist gleichgültig. In al-

len Fällen drängt sich doch die Betrachtung auf, daß der Geburtshelfer diese Bemerkungen nicht machen konnte, wenn nicht die Frau, die ihn um Rath fragte, selbst den Verdacht hatte, daß sie schwanger sei. Diese Frau konnte sich aber über die Ursache ihres Verdachtes nicht wol irren. Wir hüten uns, eine Anwendung davon auf die Herzogin von Choiseul zu machen; sie war nie von ihrem Gemahl geschieden, ob sie gleich nicht immer mit ihm zusammen wohnte. Aber, um diese Zeit war er als Geisel in Turin; er ankündigt sogar seine bevorstehende Zurückkunft erst in einem Briefe vom 8 Jänner 1697. Will man ein Register, das von dem Anfang einer Schwangerschaft im Dezember 1696 spricht, auf eine Frau anwenden, deren Gemahl während jenes ganzen Monats und mehrere Monate zuvor abwesend war? Die allgemeine Voraussezung der Anständigkeit und der guten Sitten empört sich gegen eine solche Anwendung. Allein es kömmt hier darauf an, die Wahrheit zu entdecken; dies ist der einzige Gesichtspunkt, der die Parteien interessirt.

Lassen Sie uns als bloße Hypothese annehmen, das Tagebuch lasse sich auf die Herzogin von Choiseul anwenden: eine traurige und gehässige

hässige Voraussetzung; allein sie ist für die Sache nothwendig. Man gesteht zu, der Herzog von Choiseul sei am Ende des Jänners zurückgekommen; die Herzogin, seine Gemahlin, bekennt eine Schwangerschaft, die während der Zeit seiner Abwesenheit ihren Anfang genommen hat. Will man sagen, sie habe sich geirrt, sie habe sich für schwanger gehalten, ohne es zu sein? Es ist nicht wahrscheinlich. Ihr Verdacht setzt voraus, daß sie sich in den Fall gesetzt hatte, es zu sein; und zwar, daß ein andrer als ihr Gemahl die Veranlassung dazu gegeben hatte. Das Kind, mit dem sie sich schwanger glaubt, ist also unehlich. Sie wird heimlich entbunden (wir sprechen immer in der Hypothese!); sie will das Kind verbergen; sie übergiebt es dem Geburtshelfer. Mit ihrem Gemahl, der als Geisel sich an einem fremden Hofe befand, konnte sie unter diesen Umständen keinen Umgang gehabt haben. Es würde also, wenn man sich an die in dem Tagebuche aufgezeichnete Fakta halten wollte, folgen, daß sie von einem Kinde entbunden worden sei, das nicht von ihrem Mann war. Man kennt die strenge Gültigkeit der Regel, daß **der Ehemann als rechtmäßiger Vater** angc-

gesehen wird. Allein sie setzt immer die Vermuthung voraus, daß eine eheliche Beiwohnung wenigstens habe statt finden können. Dies wäre aber hier nicht möglich gewesen, da der Mann entfernt war.

Wenn also dieses Tagebuch von der Geburt des Fräuleins von Saint Cyr Zeugniß giebt, so bezeugt es eine geheime Geburt; denn es lassen sich nicht einzelne Umstände in diesem Tagebuch von einander trennen und absondern. Es ist ein gewisses Faktum, daß die Frau die Epoche des Anfangs ihrer Schwangerschaft zu einer Zeit erklärt hat, da ihr Gemahl abwesend war. Dies ist ein Punkt, woran nicht gezweifelt werden kann.

Käme es blos darauf an, dieses Register als rechtsungültig zu verwerfen, so hätten wir bereits zu viel gesagt. Aber da der Gerichtshof für gut gefunden hat, es zuzulassen, und den Parteien die Freiheit zu geben, die Gültigkeit desselben auszumachen, damit man sehe, ob es als ein schriftlicher Anfangsbeweis betrachtet werden könne: so ist nun das Resultat dieser Untersuchung, daß es nichts weiter beweise, als die Geburt eines unehlichen Kindes.

Die

De Boisins erkennt endlich dahin: das Fräulein von Saint Cyr mit ihrem Gesuch abzuweisen, und in Rücksicht ihrer angehängten Bitte zu beschließen, daß das Tagebuch, welches in den Händen des Notarius Jourdain sich befinde, in die Canzlei des Parlaments gebracht, und im Beisein eines Parlamentsraths und des jüngern Leduc unterdrückt oder verbrannt werden solle.

Es sei uns noch erlaubt, die Beweggründe zu erwägen, die den Generaladvokaten zu dieser Entscheidung bestimmten.

„Er hielt dafür, das Fräulein von Saint Cyr könne nicht beweisen, daß sie die Tochter der Frau Herzogin von Choiseul sei, ohne zugleich zu beweisen, daß sie ein uneheliches Kind sei. Dem Tagebuche zufolge hatte die Schwangerschaft im Dezember 1696 ihren Anfang genommen. Und der Beweis, daß in diese Epoche wirklich der Anfang der Schwangerschaft falle, ist der, daß die Herzogin ihrem Accoucheur das Bekenntniß ablegt: sie habe, außer den besondern Gründen, den Anfang ihrer Schwangerschaft im Dezember für möglich zu halten, noch einen neuen Grund zur Bestätigung

tigung ihres Verdachtes; die gewöhnliche Anzeige der Schwangerschaft nämlich. Nun ist es aber, setzt man hinzu, durch öffentliche Staatspapiere erwiesen, daß ihr Gemahl mehrere Monate vor dieser Epoche abwesend war, und daß diese Entfernung erst einen ganzen Monat nachher sich endigte. Die Ursache dieser Abwesenheit ist so beschaffen, daß der Herzog auch nicht auf die kürzeste Zeit zu seiner Gemahlin kommen konnte. Folglich wenn das Fräulein von Saint Cyr die Frucht dieser Schwangerschaft ist, so ist sie im Ehebruch erzeugt."

„Allein, kann es denn nicht auch sein, daß Lebûc für sich selbst nur die Vermuthung machte, dies sei die Epoche der Empfängniß gewesen, weil ihm die Frau Herzogin von einem gewöhnlichen, aber bei weitem nicht sicheren, Zeichen der Schwangerschaft Nachricht gegeben hatte? Lassen Sie uns den Angaben in dem Tagebuch folgen. Es war der 6 September 1697 als Lebûc die Frau von Choiseul zum erstenmal sah. Ohne allen Zweifel war sie damals schwanger, denn sie wurde im nächsten Monat entbunden. Es findet sich aber keine Spur, daß diese Dame den Anfang ihrer Schwangerschaft in den vorhergegangenen Dezember zurückgesetzt hätte; sondern

sondern sie sagt dem Geburtshelfer, um ihn von ihrem Gesundheitszustand zu berichten, das Ausbleiben der monatlichen Reinigung habe im Dezember angefangen. Daraus könnte er wol für sich, ohne sich weiter mit ihr darüber zu erklären, die Vermuthung gezogen haben, die wirkliche Schwangerschaft sei die Ursache jenes gewöhnlichen aber unzuverlässigen Zeichens gewesen, von dem sie gesprochen habe. Er hätte also in seinem Tagebuch den Anfang der Schwangerschaft mit einem bloßen unbestimmten Zeichen derselben verwechselt. Dieser Rechnung zufolge aber, müßte die Frau von Choiseul, in dem Augenblick jenes Besuches, bis auf wenige Tage ihrer Entbindung nahe gewesen sein. Gleichwol ist diese Entbindung bis auf den 8 Oktober hinaus verschoben. Die Schwangerschaft hätte also volle zehn Monate, und drüber gedauert."

„Ohne uns aber hier auf die Untersuchung einzulassen, ob eine Schwangerschaft, die über neun Monate dauert, statt finden könne, ist es leicht, die Geburt des Fräuleins von Saint Cyr zu rechtfertigen, und selbst nach dem Tagebuch ihre rechtmäßige Abstammung zu erweisen. Es ist ausgemacht und von allen Parteien zugegeben,

daß

daß der Herr Herzog von Choiseul am Ende des Jänners 1697 zu Paris war. Nun sind aber vom Ende des Jänners bis zum 8 Oktober neun Monate. Die Abwesenheit des Herzogs kann also die rechtmäßige Geburt dieses Kindes nicht verdächtig machen, da zwischen seiner Zurückkunft und der Entbindung ein größerer Zeitraum ist, als nöthig wäre, um ihn als Vater zu erklären. Und die Richter werden dieser Vermuthung um so mehr müssen Glauben beimessen, da das Gesez selbst sie dazu auffordert, da sie dem Lauf der Natur angemessen ist, während die voreilige Muthmaßung des Accoucheurs durch die Zeit der Entbindung selbst widerlegt wird."

„Man mag also immer voraussetzen, ein bestimmtes Bekenntniß von Seiten der Frau von Choiseul habe die Muthmaßung des Ledüc begründet, mit einem Wort, man mag voraussetzen, wenn man will, sie sei eines im Dezember 1696 begangenen Ehebruchs schuldig: alles beweist doch, daß ihre Schwangerschaft nicht die Frucht dieser Schwachheit war; und selbst, wenn sie diesen verbotenen Umgang bis auf die Zeit fortgesezt hätte, wo man, nach dem ordentlichen Lauf der Natur, erst den

Anfang

Anfang der Schwangerschaft annehmen kann, so hätte die Gegenwart des Mannes alles bedeckt und die Schwangerschaft für rechtmäßig erklärt."

Dies sind die Beweggründe, welche wahrscheinlich das Arret bewirkt haben, durch welches endlich dem Fräulein von Saint Cyr die Erlaubniß ertheilt wurde, von den Thatsachen, die sie in ihrer Bittschrift aufgestellt hatte, Beweis durch Urkunden und Zeugen zu führen. Ihre Gegner erhielten zugleich die Erlaubniß zum Gegenbeweis. Zur Vollstreckung des Arrets wurden die Parteien an die Requetenkammer verwiesen.

Dieses Arret wurde mit einer Stimmenmehrheit von zweiundzwanzig gegen neune gegeben.

Alle mögliche Mittel wurden nun in Bewegung gesetzt, die Vollziehung des Arrets zu hindern. Man bat den König um eine Erklärung, wie die Ordonnanz von 1667 zu verstehen sei, und diese Erklärung wollte man auf diesen Rechtsstreit anwenden, der doch viel früher war als diese Erklärung; man hoffte dadurch dem Fräulein von Saint Cyr die Erlaubniß des Zeugens

beweises wieder zu entreissen. Man suchte um Cassation des Arrets an; und endlich um eine Frist von zehn Jahren.

Die Sache wurde durch ein besondres Conseil, das alle Achtung verdiente, untersucht; und das Urtheil fiel dahin aus: daß das Arret nicht die geringste Abänderung leiden dürfe.

Der Beweis, den das Fräulein von Choiseul führte, war ganz bündig. Dem zufolge erschien also den 6 Junius 1726 ein Urtheil, in welchem „das Fräulein Francisce Augustine „von Choiseul in dem Stand einer rechtmäßigen „Tochter von Cäsar Augustus von Choiseul, „Herzog und Pair von Frankreich, und von „Louise Gabrielle von la Baume le Blanc von „la Valliere, dessen Gemahlin, bestätiget und „ihr die Erhaltung in diesem Stande versichert „wird, mit ausdrücklichem Verbot an ihre Ge„genparteien, sie jemals darin zu stören: dafür, „daß sie dies bis jezt gethan hatten, wurden sie „verurtheilt, zwanzigtausend Liver für Schad„loshaltung und Interessen zu bezahlen, und „alle Kosten zu tragen.“

Dieses Urtheil wurde auf verweigerte Erscheinung vor Gericht gefällt, und erhielt durch ein zweites vom 1 Julius, das den Herzog von la Val-

Valliere und dessen ganze Partei mit dem Gesuch um Verwerfung des vorherachenden Urtheils abwies, in allen Punkten volle Bestätigung.

Auf die Appellation dagegen erfolgte von der großen Parlamentskammer den 18 Julius 1726 ein Arret, durch welches die vorhergegangenen Urtheile bestätiget wurden, den Punkt wegen der Interessen und Schadloshaltung ausgenommen, wovon die Appellanten freigesprochen wurden. Das Tagebuch des Lebûc mußte auf Ansuchen des Generalprokurators in der Parlamentskanzlei niedergelegt werden.

Das Fräulein von Choiseul starb, wie ihre Schwestern, ohne Nachkommen.

Der Bettler von Vernon.

Johanne Vacherot war verheirathet mit Lancelot le Moine, einem Notarius beim Chatelet zu Paris, und hatte drei Kinder: Peter, Jakob und Ludwig. Jakob, von welchem in diesem Rechtshandel oft die Rede sein wird, wurde den 11 September 1644 in der Kirche St. Sulpice, in dem Kirchspiel Bois-Hieraulme bei Vernon in der Normandie, getauft.

Lancelot le Moine starb im Jahr 1649 und hinterließ ein Testament, in welchem er seine Gattin zur Vormünderin seiner Kinder ernannte: „er verlange für seine Kinder, sagt er in diesem Testament, keinen an-

andern Vormund, als ſie, denn ſie würden ſonſt gewiß um ihr Vermögen gebracht werden.“ Seine Wahl wurde durch einen Spruch des Chatelet beſtätiget.

Im September 1654 machte die Wittwe eine Reiſe nach Vernon, wo die meiſten Güter ihrer Kinder gelegen waren. Sie nahm den jüngſten ihrer Söhne mit ſich, und ließ die beiden andern, Peter von vierzehn und Jakob von zehn Jahren, unter der Aufſicht ihrer Großmutter und einer Magd zu Hauſe. Während ihrer Abweſenheit verſchwanden auf einmal dieſe beiden Knaben, mit den Söhnen des Bürgers Coutard von Paris. Die leztern wurden bald nachher zu ihrem Vater zurückgebracht; von den erſtern aber hatte man durchaus keine Nachricht.

Die Mutter wendete alle Sorgfalt an, ihre Kinder aufzufinden. Während ſie damit beſchäftiget war, begegnete ſie eines Tages einem Bettler, der ein Kind bei ſich hatte, an welchem ſie verſchiedne Züge ihres verlornen Jakobs zu entdecken glaubte. Sie betrachtete ihn aufmerkſamer, und fand, daß ſie ſich geirrt habe. Sie machte aber dem Bettler eine genaue Be-

ſchreibung von ihren beiden Söhnen, und trug ihm auf, ſie zu ihr zurückzuführen, wenn er bei ſeinem Umherziehen ſie von ungefähr antreffen ſollte.

Nachdem ſie acht Monate mit vergeblichem Suchen zugebracht hatte, zeigte ſie endlich den Vorfall bei der Obrigkeit an, und bat um gerichtliche Unterſuchung, wegen der Entweichung ihrer Kinder. Es wurden acht Perſonen darüber verhört, aber ihre Ausſagen gaben kein Licht. Doch führte einer dieſer Zeugen einen Umſtand an, der in der Folge wichtig wurde. Er war ein Schreibemeiſter, und ſagte: die beiden Kinder könnten leſen und ſchreiben, und verſtänden ſogar die erſten Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache.

Einige Zeit darauf reiſete die Wittwe le Moine wieder nach Vernon. Sie hörte dort, den 25 Julius 1655, eben die Meſſe in der Pfarrkirche, als der Bettler, von welchem vorhin die Rede war, mit demſelben Kinde in die Kirche kam. Sie winkte ihm, ſprach heimlich mit ihm, und gab ihm ein Almoſen. Einigen Weibern, die neben ihr ſaßen, fielen die Züge des Bettelkindes auf; ſie ſagten ihr, das ſei der jüngere von ihren verlornen Söhnen. Sie antwortete aber ganz kalt, ihr Sohn habe eine

etwas

etwas kürzere Nase. Allein die Weiber befriedigten sich nicht mit dieser Antwort; sie theilten ihre Gedanken ihren Nachbarinnen mit, und so gieng die Entdeckung von Mund zu Munde. Die ganze Versammlung fieng an, die Wittwe le Moine für eine Rabenmutter zu halten, die ihren Sohn absichtlich nicht kennen wolle, und ihn also wahrscheinlich dem Bettler selbst überliefert habe.

Sobald die Messe geendiget war, wurde der Bettler von fünf oder sechs Personen an der Kirchthüre angefallen, die ihm das Kind mit Gewalt wegnehmen wollten, und geradezu behaupteten, es sei der Sohn des verstorbenen le Moine. Es entstand ein Auflauf, und während des Streitens wurden die Leute in ihrer Meinung durch ein Bettelweib bestärkt, die sich unter dem zusammengelaufenen Pöbel befand, und den Umstehenden erzählte: „Der Mann, den man arretiren wolle, sei mit ihr in die Stadt gekommen, und bei einer gewissen Straße habe der Knabe gesagt, da wollten sie nicht hineinziehen, weil seine Mutter Pacherot da wohne.“ Der Tumult vermehrte sich; man drang in den Bettler, sich zu erklären, ob er der Vater des Kindes sei. „Wer es er-

nährt, antwortete er, ist Vater; seine Mutter ist in einem Hospital gestorben, ich habe es zu mir genommen, und ihm versprochen, es nicht zu verlassen."

Bald war die Geschichte durch die ganze Stadt verbreitet. Man nahm es sogleich für eben so ausgemacht an, daß Johanne Becherot eine unnatürliche Mutter sei, als daß der Bettler zu der Klasse derer gehöre, die den Kinderraub als Handwerk treiben.

Nachmittags gab es einen neuen Auftritt. Man fand den Bettler am Thore von Bissi; das Volk umringte ihn; jedermann wollte den kleinen le Meine auf den ersten Blick erkennen. Der königliche Prokurator befand sich unter dem Haufen, und machte verschiedne Fragen sowol an den Bettler, als an das Kind. Den ersteren fragte er: woher er gebürtig sei? Er antwortete, bald: von Perigord, bald: von Bapaume. Das Kind, das etwas von dem Bettler entfernt stand, fragte er: woher es jetzt komme, und ob es in den benachbarten Dörfern (unter welchen er absichtlich Voie-Herraume nannte, wo die Wittwe le Meine ein Gut hatte, auf dem sie sich öfters aufhielt) jemand kenne?

kenne? Es antwortete: es sei oft in diesem Dorfe gewesen und habe Bekanntschaften dort. Um die väterliche Zärtlichkeit des Bettlers auf die Probe zu stellen, nahm der königliche Prokurator einige kleine Münze, die das Kind in der Hand hatte, ließ sie dem Bettler durch einen der Umstehenden zurückgeben und ihm dabei sagen: „der kleine le Moine wolle ihn verlassen und zu seinen Verwandten nach Bois-Hieraulme gehen.“ Kaum hatte der Bettler dies gehört, so drängte er sich durch den Haufen und ergriff die Flucht. Man hielt ihn aber auf, und der königliche Prokurator ließ ihn samt dem Kinde, weil der General-Lieutenant eben abwesend war, zu dem Particulier-Lieutenant bringen.

Dieser Richter war leiblich Geschwisterkind mit dem verstorbenen Lancelot le Moine. Der Bettler wurde von ihm sogleich verhört. Der Hauptinhalt von dessen Aussage war folgender: „Er heisse Johann Monrousseau, und sei der Sohn eines Steinschneiders zu Limousin; in seiner Jugend habe er Vieh gehütet; nachher habe er dem König, in Italien und Flandern, als Soldat gedient. Während er zu Bapaume in Garnison gewesen sei, habe er sich mit

Johanne Blond, der Wittwe eines Schuhmachers, vereblichen wollen, aber man habe die Trauung nicht zugelaſſen, weil die Frau keinen Todtenſchein wegen ihres erſten Mannes habe aufweiſen können. Inzwiſchen ſeien ſie doch nachher, den 27 Mai 1642, zu Arras, von Michael Hocquet, dem Pfarrer an der Kirche St. Nikolai, im Beiſein des Korporals und mehrerer Soldaten von ſeiner Compagnie, getrauet worden. Darauf habe er ſich mit ſeiner Frau nach Mondidier begeben, wo dieſe von einem Knaben und einem Mädchen entbunden worden ſei; beide Kinder ſeien einige Monate nachher wieder geſtorben. Von da ſei er mit ſeiner Frau nach Reuville bei Mondidier gezogen, wo ſie ſich mit Arbeiten in Gärten und im Wald ernährt hätten. Im November 1646 habe ſeine Frau abermals Zwillinge von verſchiedenem Geſchlecht geboren. Der Knabe, welcher Ludwig heiſſe, ſei eben der, den man für den Sohn der Wittwe le Moine halte. Die Erziehung dieſer Kinder habe ſeiner Frau ſo viel zu thun gemacht, daß ſie ſich ihren Unterhalt nicht mehr haben erwerben können; ſie hätten ſich alſo entſchloſſen, zu betteln. Beim Weggehen von Reuville hätten ſie ſich mit Zeugniſſen und Päſ-

ſen

sen versehen, zum Beweis ihrer Ehelichkeit und Armuth."

Das erste dieser Papiere bestand in einer Erklärung in Form einer Bittschrift vom ersten April 1647, welche von dem Pfarrer und von sieben der vornehmsten Einwohner zu Neuville an den Bischof zu Beauvais gerichtet war, in welchem diese sagten: „Johann Monrousseau „und sein Eheweib Johanne Blond, seien der „Kriegsunruhen halber nach Neuville gezogen; „hier sei die Frau mit Zwillingen niedergekom„men, dies habe beide Eheleute in die äusserste „Armuth versetzt, und nöthige sie nun, zu „der bischöflichen Gewalt und Gnade ihre Zu„flucht zu nehmen und zu bitten, daß er ihnen „erlaube, in dem Sprengel Almesen zu sam„meln." Das zweite war ein Attestat, vom 4 April des nämlichen Jahres, worin der Pfarrer und der königliche Richter zu Neuville das Zeugniß ertheilten, daß „Johann Monrous„seau und Johanne Blond in der Pfarrkirche „St. Nikolai zu Arras getraut worden seien, „wie aus dem Trauschein zu ersehen sei, wel„chen Michael Hocquet, der Prediger an jener „Kirche, unter dem 31 Mai 1642 ausgestellt „habe. In diesem Trauscheine werde Mon„rousseau

„rousseau zwar Philipp anstatt Johann genannt; „allein dies sei ein bloßes Versehen, das Mon„rousseau nicht sogleich habe entdecken können, „weil der Schein lateinisch geschrieben sei. Ue„brigens haben die beiden Eheleute seit drei „Jahren sich beständig zu Neuville aufgehalten, „und sich als ehrliche Leute aufgeführt, denen „niemals etwas zur Last gelegt worden sei. „Mit diesem guten Ruf haben sie auch den Ort „wieder verlassen, nachdem die Frau von Zwil„lingen entbunden worden sei, einem Knaben „und einem Mädchen, die sie noch zuvor haben „taufen lassen." — Der lateinische Trauschein, von welchem hier die Rede ist, war zwar nachher verloren gegangen; allein durch das Zeugniß des Pfarrers und des Richters, die ihn gesehen zu haben versichern, war es hinreichend erwiesen, daß er vorhanden gewesen war.

„Von Neuville — fuhr Monrousseau fort — gieng ich mit meiner Familie ins Limousinische. Hier starb das Mädchen, nach einigen Monaten. Da der Knabe ungefähr sieben Jahre alt war und nicht mehr so viele Wartung nöthig hatte, glaubten wir unsre alte Einrichtung zu Neuville wieder treffen zu können, und beschlossen,

ſen, dahin zurück zu kehren. Meine Frau ſtarb aber auf dem Wege, in dem Hoſpital zu Tours, den 10 Junius 1654, wie man aus dem Todtenſchein erſehen kann. Ich ſetzte mit meinem Sohn die Reiſe nach Neuville fort. Allein hier waren inzwiſchen durch den Frieden die Arbeiten ſeltener und das Tagelohn geringer geworden. Ich begab mich alſo nach Paris, wo ich von ungefähr die Wittwe le Moine ſah. Ich gieng von Paris wieder aufs Land, um in der Aerndte Arbeit zu ſuchen, und der Zufall führte mich nach Vernon, wo einige Aehnlichkeit, welche mein Sohn mit dem jungen le Moine haben ſoll, den Auflauf veranlaßt hat, in welchem ich gerichtlich eingezogen worden bin."

Der Particulier-Lieutenant unterſuchte nun die Papiere, die Monrouſſeau bei ſich hatte, und legte ihm dann noch allerlei Fragen vor. Er fand aber in deſſen Antworten weder die Klarheit noch die Beſtimmtheit, welche man von der Wahrheit zu erwarten berechtiget iſt. Nachdem das Verhör geendiget war, befahl er, den Monrouſſeau ins Gefängniß zu bringen und ihm Eiſen an die Füße anzulegen. Dieſer Befehl wurde aber nicht in gerichtlicher Form ausgefertiget ſondern blos mündlich

mündlich ertheilt; auch wurde der Name des Gefangnen nicht in das Gefängnißregister eingeschrieben. Das Kind ließ er ins Hospital in Verwahrung bringen.

Alle diese Auftritte geschahen den 25 Julius 1655. Den 27 überreichte ein gewisser Johann le Moine, ein Prokurator zu Vernon, eine Schrift, worin er, als ein angeblicher Verwandter des von Monrousseau entführten Kindes, anbrachte: daß Johanne Vachérot eine unnatürliche pflichtvergessene Mutter sei, die nach dem Verlust ihrer Söhne sich gar keine Mühe gegeben habe, sie zu suchen, und da ihr der Zufall den einen derselben wieder zuführe, ihn nicht einmal für ihr Kind erkennen wolle; er bitte also, daß man Untersuchung deshalb anstellen möchte. Er sezte aber hinzu: er habe sich für verbunden gehalten diese Anzeige zu machen, allein er wolle nicht als Ankläger auftreten, und die Sache auch nicht auf seine Kosten untersuchen lassen.

Diese Schrift wurde dem königlichen Prokurator zugeschickt, der nun in seinem eignen Namen ansuchte, man möchte über die angegebne Umstände Zeugen abhören lassen. Merkwürdig ist dabei, daß er in seinem Gesuch sich

das

das Anſehen giebt, als habe er dieſen Augenblick erſt den ganzen Vorfall erfahren, da es doch ausgemacht war, daß er ſich mitten unter dem Pöbel befunden hatte, als Montrouſſeau ſamt dem Kinde zum Particulier-Lieutenant geführt wurde.

Der General-Lieutenant, der inzwiſchen zurückgekommen war, gab auf dieſes Anſuchen des Fiskals, die Verfügung zum Zeugenverhör, und befahl, Johanna Vacheret und Johann Montrouſſeau zu vernehmen. Es iſt nöthig, dieſe Verhöre etwas umſtändlicher zu betrachten.

Der Bettler hatte anfänglich geſagt, er heiſſe Johann Montrouſſeau; nun machte ihm der Richter die Einwendung, daß er ja in ſeinem Trauſchein Philipp genannt werde. Darauf antwortete Montrouſſeau: er habe ſtatt des Namens Johann den Namen Philipp angenommen, als er Bapaume verlaſſen habe um nach Arras zu gehen. Da man ihn fragte, warum er das gethan habe, wußte er nichts zu antworten. Endlich aber ſagte er: es könne wol ſein, daß die Frau, die von ihm den Auftrag gehabt habe den Trauſchein ausfertigen zu laſſen, aus Verſehen einen unrichtigen Namen angegeben habe. Dieſer Umſtand konnte wahr

ſein,

sein, denn damals war man um die Richtigkeit der Kirchenbücher noch sehr unbekümmert; oft wurden Taufen Trauungen und Begräbnisse nicht einmal eingetragen, und wem daran gelegen war, sich eine Urkunde von einem solchen Akt zu erhalten, dem blieb kein anderes Mittel, als sich von dem Geistlichen selbst, der die Handlung verrichtet hatte, ein Attestat darüber ausstellen zu lassen; und wenn man dabei nicht selbst alle mögliche Vorsicht gebrauchte, so schlichen sich tausend Fehler ein.

Ferner wurde Monrousseau gefragt: wie viel er Kinder gehabt habe? Er antwortete: er habe nur eine Tochter und einen Sohn gehabt; das Mädchen sei zu Issüdel gestorben. Vierzehn Tage nachher aber, in einem andern Verhör, sagte er: seine Frau sei zweimal von Zwillingen entbunden worden.

Auf die Frage: ob der Knabe, den er jezt bei sich habe, von der ersten oder von der zweiten Niederkunft sei? antwortete er: von der ersten. Dagegen wendete der Richter ein: dies sei nicht möglich, denn er habe vorher gesagt, der Knabe von den ersten Zwillingen habe Johann geheissen, dieser aber heisse Ludwig. Darauf änderte er seine Aussage, und sagte:

das

das Kind, das er mit ſich führe, ſei von der zweiten Niederkunft. Als man darauf erwiederte: er widerſpreche ſich abermals, indem er ſchon vorher angegeben habe, der Knabe von der zweiten Niederkunft ſei zu Vallery ſechs Monate nach ſeiner Geburt geſtorben; ſo behauptete er wieder: das Kind, das man ihm ſtreitig machen wolle, ſei doch von den erſten Zwillingen. Man machte dagegen die Einwendung: daß dieſe Antwort wieder mit mehrern vorhergehenden im Widerſpruch ſtehe, indem er angegeben habe, ſein erſtgeborner Knabe ſei zu Mondidier auf die Welt gekommen und dort unter dem Namen Johann getauft worden, während der, den er bei ſich habe, zu Neuville unter dem Namen Ludwig ſolle getauft worden ſein. Darauf gab er weiter keine Antwort.

Die Frage: ob er Johannen Vacherot kenne? wurde in dem Verhör in verſchiednen Verbindungen von Zeit zu Zeit wiederholt. Seine Antwort war jedesmal anders. Bald wollte er ſie nur ein einzigesmal auf dem Greveplaz geſehen haben; bald hatte er ſie zweimal geſprochen, auf dem Greveplaz und bei dem Hoſpital; und zulezt ſprach er ſogar von einer dreimaligen Zuſammenkunft, wovon die leztere

schon seit mehr als einem Jahre geschehen sein sollte.

Der Richter drang in ihn, er sollte doch eine Ursache von diesen auffallenden Widersprüchen angeben; aber er erhielt darauf gar keine Antwort.

Nach diesem Verhör ließ der Richter die Wittwe le Moine in sein Haus bringen, um sie mit dem Bettler zu konfrontiren. Dieser Befehl wurde abermals ohne alle prozeßmäßige Formalität gegeben und ausgeführt. Man bemächtigte sich der Frau in dem Hause wo sie sich aufhielt; man führte sie öffentlich durch die Stadt, mitten durch den zusammengelaufenen Pöbel, der sie mit Schmähungen und Schimpfreden überhäufte; man brachte sie in ein Zimmer in dem Hause des Richters und ließ die Thüre mit Wache besezen, als wäre sie eine erwiesene Verbrecherin; und endlich ließ man auch das Kind zu ihr. Sobald der Knabe sie sah, lief er auf sie zu und nannte sie Mama; sie beharrte aber darauf, daß es nicht ihr Sohn sei.

Unserm Urtheil zufolge vernachläßigte hiebei der General-Lieutenant einen Umstand, der nicht hätte übersehen werden sollen. Er hätte nämlich

nämlich die Wittwe und das Kind zugleich, über mehrere besondre Umstände die sie beide nothwendig wissen mußten, befragen und immer das Kind zuerst antworten lassen sollen. Statt dessen begnügte er sich aber, der Wittwe die Frage vorzulegen: ob sie den Monrousseau kenne? Vor ungefähr vier Monaten, antwortete sie, habe sie ihn auf den Stufen des Hotels Dieu zu Paris gesprochen. Dies war abermals ein Widerspruch mit den Antworten die der Bettler auf die nämliche Frage gegeben hatte.

Erst auf die Nacht wurde die Wittwe wieder in Freiheit gesezt. Sie benuzte die Finsterniß, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, und begab sich nach Paris, ehe man etwas von ihrer Entfernung erfuhr. Kaum wurde aber ihre Abreise bekannt, als der Pöbel sogleich in das Haus eindrang, wo sie logirt hatte, alle Fenster zerschlug, und sich die muthwilligsten Zerstörungen erlaubte.

Der Richter fieng jezt die Untersuchung förmlich an. Es wurden einundzwanzig Zeugen verhört. Wir führen einige der bedeutendsten Aussagen an.

Die eigne Magd der Wittwe le Moine erklärte: das Kind, das man ihr vorgestellt habe,

sei der Sohn ihrer Frau; sie kenne ihn gewiß, denn sie habe ihn drei Jahre gewartet.

Ein anderes Mädchen, das in einem Hause diente, wo Johanne Vacherot sieben oder acht Jahre gewohnt hatte und wo das Kind erzogen worden war, versicherte: der Knabe, den man ihr vorstellte, sei wirklich der kleine le Moine; sie kenne ihn an den Haaren, an den Augen, am Gesicht und an der Stimme. An dem Tage da der Auflauf wegen des Bettlers war, sezte sie hinzu, brachte man den Knaben auch in das Haus, wo ich diene; man wollte sehen, ob jemand im Hause ihn erkenne. Ich fragte ihn wie er heisse; er antwortete: ich heisse Jakob und sie Marie. Darauf führete ich ihn ins Haus hinauf, und legte ihm die Frage vor: ob er wol das Bett noch kenne, wo er sonst geschlafen habe? Sogleich gieng er mit mir nach einem Zimmer, in welchem zwei Betten standen, und zeigte mir ganz richtig dasjenige, das ihm gehört hatte. Sie schloß ihre Aussage mit einem sehr merkwürdigen Umstand von dem Kinde. Es hörte, daß jemand einem andern die Bemerkung mittheilte: der Knabe habe noch einen Bruder, der Loisot heisse; sogleich unterbrach es den Sprechenden von selbst, und sagte:

ſagte: mein Bruder heißt Loiot. Wirklich wurde der kleinſte von den Söhnen des verſtorbenen Lancelot le Moine in ſeiner Kindheit ſo genannt.

Drei Bürgerinnen von Vernon betheuerten auf ihr Leben, ſie und ihre Kinder hätten den Betteljungen auf den erſten Anblick als den Sohn der Johanne Vacherot erkannt. Man ließ dieſe Kinder ihm vorſtellen, und er nannte ſie ſogleich alle bei ihren Namen.

Die Wittwe des Nikolaus le Maitre, eines Advokaten, ſagte aus: Sie ſei geſtern, den Tag vor dieſem Verhör, zufälligerweiſe im Hoſpital geweſen; auf den erſten Anblick habe der Knabe ſie erkannt und ausgerufen: das iſt Madame le Maitre; und dann habe er hinzugeſetzt, ſie wohne neben der Frau von le Cocq, (welches eben die jetzige Wirthin der Wittwe le Moine war) und er ſei oft zu ihr hinüber gekommen, und habe ſich ein Buch geholt, wenn er zu Herrn Pleſſis in die Schule gegangen ſei.

Ein Schneider erkannte das Kind ebenfalls für den Sohn der le Moine, dem er ehedem ein Jäckchen gemacht habe. Da das Kind mit ihm konfrontirt wurde, ſetzte es ſogar noch den Umſtand hinzu: an dem Jäckchen ſeien Aermel

mit Bändern gewesen. Ausserdem sagte der Schneider auch noch aus: er sei aus Neugierde in das Hospital gegangen, und habe den Knaben allerlei gefragt; unter andern habe dieser ihm auch gesagt, seine Großmutter heisse Madame Vacherot, und er sei in der Straße St. Martin weggenommen worden.

Anne le Cocq, die Hausmirthin der Johanne Vacherot, mit der sie verwandt war, gab an: das Kind habe sie gleich beim ersten Anblick Madam le Cocq genannt, und nach ihrem kleinen Jakob gefragt, dem er einst aus einer Lohgrube geholfen habe.

Ein Wundarzt bezeugte: er habe dem kleinen le Moine einst eine Wunde auf der Stirne geheilt, und der Knabe, den man ihm vorstelle, sei der nämliche, denn er habe noch die Narbe auf der Stirne.

Ein gewisser Robert Laurier erzählte: er sei mit Claudius le Moine in das Hospital gegangen; den leztern habe das Kind sogleich für seinen Oheim erkannt, in Rücksicht auf ihn selbst hingegen habe es erklärt, es erinnere sich seines Namens nicht mehr, aber er sei der Nachbar der Wittwe le Cocq. Es wisse noch wol, habe das Kind hinzugesezt, daß er es einst

einſt habe züchtigen wollen, weil es in ſeinen Hof gelaufen ſei. Ferner habe es ihm geſagt, man heiße ſeine Tochter nur la Rouſſel; auch habe es den Ort angezeigt, wo er gewöhnlich ſein Pferd ſtehen habe. Alle dieſe Umſtände, ſetzte der Zeuge hinzu, die mit der Wahrheit vollkommen übereinſtimmen, haben einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich bitten möchte, das Kind mir zu überlaſſen, ich wollte es dieſer alten Bekanntſchaft wegen ſehr gern ernähren.

Noch zwei Frauen endlich, nahe Verwandte der Wittwe le Moine, bezeugten, daß der kleine Bettler alle Züge von dem vermißten Sohn der Madam le Moine habe, und daß ſich auch ſogar die Sommerflecken, die beinah ein unterſcheidendes Merkmal der Familie ſeien, in ſeinem Geſichte finden.

Um nichts zu unterlaſſen, was zu Entdeckung der Wahrheit dienen könnte, wollte der Richter ſelbſt einen Verſuch machen, ob das Kind eben ſo, wie es die Menſchen erkannt hatte, auch die Häuſer kennen würde, in welchen es ehemals zu Vernon geweſen war. Er gieng alſo in Begleitung ſeines Aktuarius mit dem Kinde aus. Sie kamen alle drei in das

Haus der Wittwe le Cocq. Gleich beim Eintritt, nannte das Kind die Wittwe mit Namen, und deutete auf sie mit dem Finger. Darauf zeigte es das Zimmer, wo seine Mutter geschlafen hatte, und den Stall, in welchem das Pferd des obengenannten Laurier stehe. Ferner wußte es unter mehreren Lohgruben diejenige anzugeben, aus welcher es einst dem kleinen Sohn der Wittwe le Cocq herausgeholfen habe. Man stellte ihm diesen Knaben in Gesellschaft vieler andern von gleichem Alter vor; er fand ihn sogleich und nannte ihn bei seinem Namen Ludwig. Da er in den Hof kam, zeigte er einen Ort, an welchem sonst ein kleiner Springbrunnen gestanden habe. Die Wittwe le Cocq und Laurier, die dabei waren, bezeugten, daß dies richtig sei.

Eine ähnliche Probe stellte der Richter auch in Bois Hieraulme an. Der Knabe hatte mehrmals geäussert, daß er öfters in diesem Dorfe gewesen sei und viele Leute daselbst kenne. Der Richter begab sich also, begleitet von seinem Aktuar, mit dem Knaben dahin. Dieser kannte nicht nur alle Wege, sondern er wußte auch einige Stellen anzugeben, wo vormals Brücken gestanden hatten, die jezt nicht mehr da waren;

er

er nannte den Namen eines Kloſters, das er unterwegs ſah; er wußte den Weg in das Schloß zu Bois-Hieraulme; die Pächterin und viele Kinder erkannten ihn ſogleich. Auch das Gut ſeiner Mutter fand er ohne Schwierigkeit; er gieng hinein, und der Pächter erkannte ihn auf den erſten Anblick. Er kam in das Pfarrhaus, und erkannte den Pfarrer, welcher ihn gleichfalls erkannte und verſicherte, daß er der Sohn des Lancelot le Moine ſei. Fünf Einwohner und alle Weiber und Mädchen des Dorfes gaben die nämliche Verſicherung. Man wollte ihn auf die Probe ſtellen, und ſagte: der gegenwärtige Prieſter ſei nicht der Pfarrer, ſondern der Vikar; er blieb aber dabei, es ſei der Pfarrer. Der Edelmann von Bois-Hieraulme und deſſen Bruder erkannten ihn ebenfalls. Der erſtere fragte, ob nicht ſein Bruder, der mit ihm gekommen ſei, einen Schaden an ſich habe? Anfangs antwortete der Knabe Nein; er faßte ſich aber ſchnell wieder, und ſagte: Ja, an einem Finger der linken Hand; dies fand ſich wirklich ſo.

Bei allem dem hatte doch Monrouſſeau beſtändig behauptet, weder er noch ſein Sohn

seien jemals zu Vernon oder Bois-Hieraulme gewesen.

Die Untersuchung wurde endlich mit einem wiederholten Verhör des Monrousseau geschlossen. Auch in diesem Verhör blieb er unverändert dabei, daß er der wahre Vater des Knaben sei. Weder Drohungen, noch Gefängniß, noch Fesseln konnten ihn dahin bringen, dies zu widerrufen.

„Hierauf erfolgte ein richterliches Dekret, in welchem „die Wittwe le Moine zur persönlichen Erscheinung vor Gericht aufgefordert und „zugleich der Befehl gegeben wurde, den Bettler von neuem in engere Verwahrung zu bringen, und die Verwandten des kleinen le Moine vorzuladen, um für ihn einen Vormund zu „ernennen; inzwischen sollen hundert Livres zu „seinem Unterhalt ausgesetzt, und zu diesem „Behuf die Befugniß ertheilt sein, alle Güter „der Wittwe le Moine und ihres verstorbenen „Mannes in Beschlag zu nehmen."

Dieses Dekret wurde nach seinem ganzen Umfang vollzogen, ausgenommen, daß die Verwandten nicht erschienen. Auf Ansuchen des königlichen Prokurators wurde der Johanne Vacherot das Urtheil bekannt gemacht.

Darauf

Darauf appellirte die Wittwe le Moine sogleich, wider das ganze Verfahren der Gerichte von Vernon, an das Parlement zu Paris, und erhielt den 21 August 1655 ein Arret, worin „den Gerichten zu Vernon alles weitere Verfahren untersagt, und zugleich der Befehl gegeben wurde, die ganze Sache an das Parlament zu bringen."

Dieser Parlamentsbefehl wurde, den 30 desselben Monats, dem Generallieutenant dem königlichen Prokurator und dem Gerichtsaktuarius von Vernon kund gemacht. Allein diese Beamten nahmen den Vorwand, daß sie nicht unter dem Parlement von Paris stehen, sondern unter die Gerichtsbarkeit des Parlements von Rouen gehören, und gehorchten also nicht, sondern fuhren fort, ihre Sentenz an den Pächtern der Wittwe le Moine mit aller Strenge zu vollziehen. — Sobald das Parlement von diesem Verfahren Nachricht erhielt, erneuerte es seinen Befehl, und ließ die Gerichtsbeamten namentlich und für ihre Person vorladen, vor Gericht zu erscheinen, und sich gegen die in der Appellation angebrachte Beschwerden zu verantworten. Diese neue Parlementsverordnung hatte aber nicht mehr Wirkung als die erste.

Die

Die Gerichtsbeamten zu Vernon ließen, auf Anſuchen des königlichen Prokurators, alle Pächter der Wittwe le Meine vorfordern, und ſich von ihnen angeben, was ſie noch an rückſtändigen Pachtgeldern zu bezahlen hätten. Hierauf erlieſen ſie ein Urtheil, welches den Pächtern unterſagte, etwas an die Wittwe le Meine zu bezahlen; und auf den Antrag des königlichen Prokurators, wurde zugleich befohlen, daß ſogleich hundert Livr zum Unterhalt des Kindes ſollten erhoben werden. — Es erfolgte ein neuer Parlamentsbefehl, welcher die Vollſtreckung der vorhergegangenen forderte, und den auf die Pachtgelder gelegten Arreſt aufhob. Allein die Beamten zu Vernon erlieſſen dagegen eine neue Sentenz, worin ausdrücklich befohlen wurde, daß unerachtet der ergangenen Parlamentsverordnungen in der Sache fortgefahren werden ſolle, und folglich der königliche Prokurator die Pächter aupfänden und ihre Möbeln und Pferde verkaufen laſſen könne, wenn ſie nicht freiwillig bezahlen wollten. Alle dieſe Schritte rechtfertigten ſie damit, daß das Parlement zu Paris über die Gerichte in Vernon keine Gerichtsbarkeit habe.

Dieſem

Dieſem Streit über die Gerichtsbarkeit ein Ende zu machen, wendete ſich die Wittwe le Moine mit ihren Beſchwerden an das Conſeil. Darauf wurde dem Gericht zu Vernon, durch ein Arret vom 18 Februar 1656, der Befehl ertheilt: „die Akten ſogleich an das Conſeil „einzuſchicken, den Bettler ſamt dem Kinde „nach Paris in das Gefängniß von Fort l'Eve„que abzuliefern, und ſich inzwiſchen aller weis„teren Vollſtreckung ihres Urtheils wider die „Wittwe le Moine zu enthalten.“

Man beſchuldigte damals die Richter von Vernon eines Falſums. Sie hätten nämlich, ſagte man, erſt nachdem ſie durch dieſes lezte Arret des Conſeils ſich wegen ihres widerrechtlichen Verfahrens zur unvermeidlichen Verantwortung gezogen ſahen, ſich von Claudius le Moine die Denuntiation übergeben laſſen, von welcher wir oben (S. 238) geſprochen haben, und welche nun vom 27 Julius datirt wurde. Dieſe Vermuthung wird durch den ganzen Gang des bisherigen Verfahrens mehr als wahrſcheinlich. Alles, ſelbſt der Arreſt auf die Pachtzinſen, war blos auf eignen Antrieb des Richters und im Namen des königlichen Prokurators geſchehen; in den Akten war eines

De-

Denuntianten mit keinem Worte gedacht. Diese und andere rechtswidrige Schritte, welche sich die Beamten bei dem Prozeß erlaubt hatten, konnte man offenbar eher für Gewaltthätigkeiten einer Privatperson halten, die sich selbst Recht verschaffen will, als für Verkehrungen eines Richters, dem es darum zu thun ist, die Wahrheit zu entdecken.

Sobald Monrousseau mit dem Kinde im Fort l'Eveque angekommen war, begab sich Herr von la Moignon dahin, ihn zu verhören. Monrousseau beharrte auf der Behauptung, daß er der Vater des Kindes sei; und erzählte die ganze Geschichte seines Lebens mit eben den Umständen, die er in den beiden Verhören zu Vernon angegeben hatte. Eben so bestand auch die Wittwe le Moine in dem Verhör darauf, daß das Kind nicht ihr Sohn sei. Der Knabe endlich, dem man die Frage vorlegte: ob die Frau, die er vor sich sehe, nicht seine Mutter sei, und ob er nicht gern ihr Sohn sein möchte, um ein bequemeres Leben zu haben? antwortete ganz offen: er möchte das wol gerne, aber sie sei es doch nicht. Ferner gab er an: er hieße Monrousseau, und sei ungefähr acht Jahre alt; er könne weder lesen noch

noch ſchreiben; ſeines Vaters Name ſei Johann; ſeine Mutter habe Johanne geheißen, und ſei vor zwei Jahren im Hoſpital zu Louis geſtorben. Er nannte die meiſten Orte, welche er auf den Bettelzügen mit ſeinem Vater durchwandert hatte. Man fragte ihn: ob er wahrlich ein Bettelkind ſei? Seine Antwort war: er wiſſe es wol ſein. Endlich machte man ihm den Vorſchlag: er ſolle den Monceaux verlaſſen, und nicht mehr mit ihm betteln gehen. Er antwortete aber: er müſſe mit ihm gehen, denn es ſei ſein Vater, und er wolle ſeinen Vater nicht verläugnen.

Nach dieſem Verhör verwies das Conſeil, durch ein Arret vom 2 Junius, die Parteien an das Parlement zu Paris, wo ſie die Unterſuchung fortſetzen und die Sache entſcheiden laſſen ſollten. Der Grund, warum dieſe Entſcheidung dem Parlement zu Paris und nicht dem zu Rouen übertragen wurde, lag theils darin, weil die Ehe, aus welcher das in Frage ſtehende Kind erzeugt ſein ſollte, zu Paris geſchloſſen war, theils die Sache, durch die Anzeige welche die Wittwe le Moine von der Entweichung ihrer Kinder beim Commiſſair des Chatelet eingereicht hatte, anfangs

anfangs schon zu Paris anhängig gemacht war.

Acht Tage, nachdem das Conseil dieses Arrêt ausgefertigt hatte, kam Peter le Meine, der älteste von den zwei entlaufenen Knaben, ganz unvermuthet wieder bei seiner Mutter an. Durch diesen erfuhr man folgende Umstände von der Flucht der Knaben. Sie hatten sich von Paris nach Vernon begeben, und waren von da in das Kirchspiel St. Waast gekommen. Hier mußten sie anfangen zu betteln. Ein Edelmann, Namens Montaud, der aus ihrem Ansehen schloß, daß sie schwerlich zum Betteln erzogen seien, nahm sie in sein Haus auf. Hier wurde der jüngste Bruder krank, und starb zwölf Tage nach seiner Aufnahme bei dem Edelmann. Er wurde auf den Kirchhof von St. Waast begraben. — Der zurückgekommene Bruder brachte einen Todtenschein mit, der von dem Pfarrer, von jenem Edelmann, von mehreren Einwohnern des Kirchspiels und von den barmherzigen Brüdern, die das Begräbniß besorgt hatten, unterschrieben war. — Nach dem Tode seines Bruders wollte auch der ältere nicht mehr in dem Hause des Herrn von Montaud bleiben; er lief also

wieder

wieder weg, irrte eine Zeitlang im Lande umher, und hatte alles Elend einer solchen Lebensart auszuziehen. Dadurch ward er endlich auf den Entschluß gebracht, zu seiner Mutter zurückzukehren, die ihn mit um so größerer Freude empfing, da sie inzwischen ihren dritten Sohn durch den Tod verloren hatte, und in dem ungetreuen Flüchtling jetzt ihren einzigen Sohn umarmte.

Inzwischen wurde der Prozeß doch fortgesetzt, und kam endlich zur rechtlichen Verhandlung in einer Parlamentssitzung. Herr Proust von Montauban sprach hierauf für die Witwe le Moine, als Appellantin wider das ganze Verfahren der Richter zu Vernon. Sie beschuldigte diese Beamten, daß sie den ganzen Prozeß aus Rachsucht wider sie angesponnen haben, blos weil sie eines ihrer Güter zu Vernon, das ihnen sehr gelegen geschienen hätte, an sie nicht habe verkaufen wollen. Da die Richter ohne eine vorhergegangene Denunciation wieder sie verfahren hatten, setzte sie hinzu, so seien sie auch als die einzigen wahren Gegentheil anzusehen, an den sie sich wegen des Ersatzes alles ihr angethanen Schadens halten müsse; deswegen habe sie dieselben auch perlu-

lich vor das Obergericht vorgeladen. Eben ſo habe ſie auch zwei in der Sache abgehörte Zeugen vorladen laſſen, nämlich den Schneider und den Wundarzt, welche im Einverſtändniß mit den Gerichtsbeamten den Pöbel aufgewiegelt, und durch ausgeſprengte falſche Gerüchte den Betrug unterſtützt haben. Sie bitte alſo, man möchte ihre Anſprüche an dieſe Zeugen und Richter für gerecht erklären und ihnen den Erſaz der Koſten und alles ihr zugefügten Schadens auferlegen; und man möchte zugleich diejenigen, die das Kind ihr als ihren Sohn aufdringen wollten, für immer abweiſen.

Für Johann Monrouſſeau ſprach der berühmte Fourcroy. Sein Geſuch gieng dahin, man möchte den Verhaft ſeines Klienten für ſchimpflich und widerrechtlich erklären, ihm ſeinen Sohn Ludwig Monrouſſeau, zurückgeben; und ſowol den Generallieutenant als auch den königlichen Prokurator zu Vernon, als ungerechte Richter, ganz allein zum Erſaz alles dem Monrouſſeau zugefügten Schadens und zu Bezahlung aller Unkoſten verurtheilen.

Die Gerichtsbeamten von Vernon hatten ihre Vertheidigung Herrn Billain, einem Advokaten, aufgetragen. Deſſen Geſuch gieng dahin,

dahin, das Parlement möchte erklären, daß man sie ganz widerrechtlich in Anspruch genommen habe, und daß also ihre Gegenpartei allen dadurch verursachten Schaden zu ersetzen verbunden sei.

Im Namen des Kindes trat Herr Robert auf, und bat, das Parlement möchte den Knaben für den rechtmäßigen Sohn des verstorbenen Herrn le Moine und der Johanne Bachelot erklären, das Verfahren der Gerichte zu Vernon bestätigen, und wider Monrousseau, als Räuber des Kindes, den Prozeß fortsetzen und beendigen.

Nachdem sämtliche Parteien nun gehört waren, nahm endlich Herr Bignon, der Generaladvokat, das Wort. — Wir haben absichtlich uns nicht auf eine umständliche Darstellung der Gründe eingelassen, welche die Sachwalter zu Unterstützung ihres Gesuches vorgebracht hatten; die Rede des Generaladvokaten, von welcher wir einen ausführlichen Auszug geben wollen, verbreitet sich über alle jene Gründe. Ueberdies werden wir in dieser Rede mehrere Thatsachen finden, die einen Aufschluß über die wahre Beschaffenheit der Sache geben; Thatsachen, welche dem Generaladvokaten

allein kein Geheimniß waren, den übrigen Sachwaltern aber nicht bekannt sein konnten, die in die Geheimnisse des Prozesses einzudringen keine Gelegenheit hatten, sondern sich an das halten mußten, was öffentlich bekannt geworden war.

„Es ist ausgemacht, sagte Herr Bignon, daß das Verbrechen, dessen man den Bettler angeklagt hat, ein wahres Plagiat ist. So nennt man nämlich den Raub eines Menschen, er sei Freier oder Sklav. Es ist eben so ausgemacht, daß dieses Verbrechen unter die öffentlichen gehört, das heißt, zu denjenigen, zu deren Anbringen in Rom jedermann berechtiget war *). Der königliche Prokurator konnte also in der gegenwärtigen Sache ganz füglich Untersuchung verlangen, da hier die öffentliche Stimme die Stelle des Denuncianten vertrat."

„Ueber den lezten Grundsaz kommen im Ganzen die Parteien vollkommen überein. Aber das erstere nimmt ein Theil von ihnen in Anspruch; sie behaupten, das Verbrechen des Rousseau sei kein Plagiat, da er behaupte Vater des Kindes zu sein, dessen Raub man ihm

*) L. 13, cod. ad Leg. Fab. de plag.

ihm ſchuld giebt, und ſogar Beweiſe ſeiner Vaterſchaft angebe und ſich des Beſitzes derſelben rühme. Unter dieſen Umſtänden, ſagen ſie, iſt ſein Verbrechen nicht als ein Plagiat ſondern als Unterſchiebung eines Kindes anzuſehen. Nun iſt es bekannt, fahren ſie fort, daß die Klage wegen dieſes Verbrechens niemand zukommen kann, als entweder dem Ehemann gegen ſeine Ehefrau, die ihm ein Kind, das ſie nicht geboren hat, unterſchieben wollte, oder einer Ehefrau gegen ihren Ehemann in dem gleichen Falle, oder endlich den Verwandten, denen es daran liegt ein untergeſchobenes Kind zu entfernen, das einſt zu ihrem Nachtheil eine Erbſchaft bekommen ſoll. Daraus nun ziehen ſie den Schluß, daß der königliche Prokurator ſchlechterdings nicht befugt geweſen ſei, eine Klage anzuſtellen, die nur Eltern oder vermuthlichen Erben allein zukomme."

„Allein, was betrift eigentlich eine ſolche Klage der Verwandten? Ihnen iſt es blos darum zu thun, daß kein fremdes Kind in ihre Familie eingeſchoben werde; die Art, wie der Vater zu dem Kinde gekommen ſei, das er unterſchieben will, intereſſirt ſie gar nicht; der Beſiz des Vaters, als bloßer Beſiz betrachtet,

iſt ihnen gleichgültig; es iſt ihnen gleichgültig, ob ihr Verwandter ein Kind beſize oder nicht. Denn, ſobald der Vater ein Kind, das er aufnimmt, ſelbſt für ein fremdes ausgiebt, ob er es gleich wie ſein eignes liebt und behandelt, ſo müſſen die Verwandten dazu ſchweigen. Aber der Vorwand des Beſizes kann ihnen nicht gleichgültig ſein. Sobald er nämlich behauptet, daß es ſein eignes Kind ſei, und auf dieſe Art einen Fremden in ihre Familie bringen will, dann haben ſie das Recht ihn wegen Unterſchiebung eines fremden Kindes anzuklagen. Dieſes Recht erſtreckt ſich aber nicht auf eine Anklage wegen Plagiats; denn es iſt in Rückſicht auf ihre Rechte ganz gleichgültig, ob er das Kind geraubt oder nicht geraubt habe; ihnen kömmt es blos darauf an, daß er es nicht für ihren Verwandten ausgebe. Mit einem Wort, ſie können ſich nicht wider den Beſiz der Perſon auflehnen, ſondern blos gegen den Beſiz des Standes, den er ihm widerrechtlich ertheilen will."

„Wenn aber, wie es hier der Fall iſt, der Prozeß ſich mit der Klage wegen Entführung eines Kindes anhebt, das ſich noch wirklich in den Händen desjenigen befindet, den man wegen

gen des Verbrechens anklagt: dann iſt es nicht der Stand des Kindes, es iſt ſelbſt nicht einmal der Beſiz des Kindes, der in Anſpruch genommen wird; ſondern es betrifft den Urſprung des Beſizes, den böſen Vorſaz der ſich in dieſem Urſprunge findet, mit einem Wort, den Raub des Kindes. Dies allein macht das Verbrechen aus; und dieſes Verbrechen zu entdecken und zu verhindern iſt jeder Bürger berechtiget."

„Wenn ein ſolcher Beklagter, der ein Kind unrechtmäßiger weiſe beſizt und zurückhält, auch einwendet: er ſei Vater des Kindes; ſo iſt er doch nicht von der Unterſuchung frei. Sein Urtheil wird dadurch nur verſchoben; es entſteht daraus nur eine andere Frage, die noch zuvor unterſucht werden muß, nämlich die Frage: ob er wirklich Vater des Kindes ſei? Dieſe hebt aber die Hauptfrage wegen des Kinderraubs nicht auf; beide Fragen greifen in einander, beide müſſen unterſucht, und öfters beide zugleich entſchieden werden."

„Es iſt alſo ausgemacht, daß im gegenwärtigen Fall die Anklage wegen Plagiats wirklich ſtatt findet; eine Anklage, die bekanntermaßen jeder Bürger anſtellen kann, und die

also um so mehr in dem Amtsbezirk eines königlichen Prokurators liegt. Ueberdies, wenn dieser Bettler das Kind seiner Mutter entführt hat, und diese Mutter, anstatt ihr Kind zurückzuverlangen, es verleugnet: wer würde die Bestrafung dieser beiden mit einander einverstandenen Verbrecher betrieben haben, wenn nicht der Fiskal wider sie aufgetreten wäre?"

„Wenn sich in einem solchen Falle gar keine Spur von der warmen Empfindung, welche die Natur in jeden mütterlichen Busen gelegt hat, die das mütterliche Herz mit unruhiger Sorge für ihr Kind erfüllt, bei einer Frau entdecken läßt: so ist diese Ruhe sonst allerdings ein sehr starker Grund, ihre Versicherung für aufrichtig zu halten, wenn sie sich weigert ein Kind anzunehmen, das man ihr als dasjenige aufdringen will, das sie verloren und lange Zeit vergebens gesucht hat. Allein kann wol die Wittwe je Meine auf dieses günstige Vorurtheil Anspruch machen? Beweist nicht vielmehr ihr ganzes Betragen, daß sie eine von den — zum wenigsten gleichgültigen Müttern sei? Von drei Kindern, die ihr einziger Trost in ihrem Wittwenstand hätten sein sollen, verliert sie zwei; und doch läßt sie acht Monate verstreichen, ohne

von

von diesem Vorfall etwas bei der Obrigkeit anzuzeigen! Und selbst das, was sie nach Verfluß einer so langen Zeit gethan hat, erscheint sehr verdächtig; es scheint blos in der Absicht geschehen, um sich gegen den Verdacht zu verwahren. Warum verlangt sie wegen der Entweichung ihrer Kinder Zeugenverhör? ein Verfahren, das blos angewendet wird, die Anklage gegen einen Verbrecher zu unterstüzen? Wollte sie wol ihren Kindern des Weglaufens wegen den Prozeß machen lassen?"

„Der Affekt einer zärtlichen Mutter, die den Schmerz über den Verlust ihres Kindes noch in seiner ganzen Stärke empfindet, zeigt ihr überall ihr Kind; sie glaubt ihr Kind zu sehen, wo sie nur die leichteste Spuren einer Aehnlichkeit entdeckt; und sie entdeckt oft solche Aehnlichkeiten, wo gar keine zu finden sind. Hier hingegen ist die Aehnlichkeit so auffallend, daß ganz Vernon, wo Lancelot le Moine und dessen Wittwe allgemein bekannt sind, wo sogar das verloren gegangene Kind selbst geboren ist, keinen Augenblick zweifelt, das Kind, das man bei dem Bettler fand, sei der Sohn der Wittwe le Moine; nur die Mutter allein beharrt darauf, daß es nicht ihr Kind sei. Die ganze Stadt

ist bei dem rührenden Auftritt bewegt; sie allein erkünstelt eine Unempfindlichkeit die unnatürlich ist, und also verdächtig sein muß."

„Hätten nicht Mutterliebe, Neugierde, oder, wenn man lieber will, auch nur der bloße Wohlstand sie antreiben sollen, das Kind wenigstens zu sich kommen zu lassen, es aufmerksam zu betrachten und es mit dem Bilde von ihrem Sohne zu vergleichen, das in ihrem Herzen oder doch in ihrem Gedächtniß zurückgeblieben war? Hätte sie nicht das Kind sogleich in Gegenwart aller über verschiedne Umstände befragen sollen, um durch dessen Antworten selbst die Leute zu überzeugen, daß sie sich geirrt haben? Statt dessen thut sie das gerade Gegentheil. Nicht nur ist sie die einzige Person, die bei der Erscheinung des Kindes ganz kalt bleibt, sondern sie entweicht sogar heimlich von Vernon wie eine — wenn man nicht sagen will, Verbrecherin, doch wenigstens — wie eine Person, welche fürchtet, die Natur, die sie gewaltsam unterdrückt, möchte ihr Recht behaupten, und sie bei einer Zusammenkunft mit dem Kinde durch den Ausbruch ihrer wahren Empfindungen verrathen."

„Aber, sagt man, eben dieses Kind, das man einer Frau aufdringt, die es nicht anerkennen

kennen will, wird ja von einem Mann zurückgefordert, der sich für den Vater desselben ausgiebt. — Allein eben dieser Umstand vermehrt den Verdacht. Dieser Mann ist, wie er in seinen Verhören selbst bekannt hat, von Jugend auf ein Landläufer gewesen, hat nie eine beständige Wohnung gehabt, nie ein gewisses Gewerb getrieben, und hat endlich den Beschluß mit Betteln gemacht. Und diese Nothdurft ist nicht etwa Folge einer Krankheit einer Verstümmelung oder eines gebrechlichen Alters; blos die Liederlichkeit hat ihn vermocht, einen Zustand zu wählen, den nur eine ganz niederträchtige Seele wählen kann, die am Müssiggang Vergnügen findet, bei der alle natürliche Empfindungen erstickt sind, und die eben darum jedes Bubenstücks fähig ist.

„Man weiß, daß Leute von dem Schlage, zu denen Mourousseau gehört, keine Ehe kennen, sondern zusammen laufen, wie sie Zufall und Begierde führt; daß sie mit Kindern einen Handel treiben, die ihrigen, wenn damit etwas zu gewinnen ist, verkaufen, und dafür fremde kaufen miethen oder stehlen; und daß sie öfters die unglückliche Geschöpfe verstümmeln, um durch diese Opfer ihrer Grausamkeit das Mitleid

leid zu desto reichlicheren Almosen zu bewegen."

„In dem gegenwärtigen Falle, da man bei diesem Bettler ein Kind findet, das einem von den zwei entlaufenen Knaben ähnlich sieht, darf man demnach leicht annehmen, es sei, von seinem ältern Bruder verirrt, auf einem abgelegnen Wege dem Bettler in die Hände gerathen, der es durch allerlei Versprechungen zu einer Lebensart verführt habe, die, so ekelhaft sie auch an sich ist, gleichwol für Menschen, die einen Hang zur Faullenzerei zur Unabhängigkeit und zur Liederlichkeit haben, etwas sehr anziehendes hat. Und den kleinen le Moine, der aus freien Stücken seiner Mutter Haus verläßt, blos um frei von der mütterlichen Zucht in der Welt umherzuschweifen, kann man sich in der That wol so liederlich vorstellen."

„Man kann dagegen nicht einwenden, daß die Frau eben so fest darauf beharre, das Kind zu verläugnen, als der Bettler, es zurück zu fordern. Wenn das Verbrechen unter ihnen verabredet ist, wenn diese Mutter, die entweder von Natur wenig Anhänglichkeit an ihre Kinder hat, oder durch deren schlechte Aufführung kaltsinniger gegen sie geworden ist, den Entschluß gefaßt

faßt hätte, sich von ihren loß zu sagen; wenn auf der andern Seite der Bettler, entweder bestochen von der Mutter oder angelockt durch den eigenen Vortheil der Sache, das Kind einmal für todt ausgegeben hat: sind dann nicht beide Theile in einer Art von Nothwendigkeit, in ihrem Verbrechen zu beharren? Ist nicht die Vorstellung der Lebensstrafe, welche sie bedroht, ein Beweggrund, der mächtig genug ist, sie zum beharrlichsten Stillschweigen zu vermögen?"

„Zu allem diesem kommen noch die vielen Abänderungen in den Aussagen des Monreuil seau über die wichtigsten Umstände; über die Geburt und über die Anzahl seiner Kinder, und über seine Reisen nach Paris. Bald will er dort nur ein einzigesmal gewesen und erst vor vierzehn Tagen von da zurückgekommen sein; bald ist er zweimal dort gewesen, und schon vor einem Jahre das leztemal von da weggegangen; endlich, in seinem lezten Verhör, spricht er sogar von einer dritten Reise, die er dahin gemacht habe. Müssen nicht diese Abänderungen ganz natürlich den Verdacht erregen, daß zu Paris etwas vorgegangen ist, dessen er überführt zu werden fürchtet? Und sollte dies nicht

das

das Komplot sein, wegen dessen man Johannen Vacherot und ihn im Verdacht hat? Beide stimmen weder in der Zeit noch in dem Orte ihrer Zusammenkunft überein; aber beide gestehen, daß sie einander gesprochen haben. Sie treffen sodann einander wieder zu Vernon; die Mutter fragt nicht nach Nachrichten von ihren Söhnen; und der Bettler giebt ihr eben so wenig einige Auskunft wegen des Auftrages, den sie ihm doch gegeben haben will. Alles dies läßt vermuthen, daß ihre Unterhandlung zu Paris, wenn sie einander wirklich dort gesprochen haben, weit eher die Unterdrückung als die Aufsuchung des Kindes betroffen habe."

„Bis jezt haben wir blos Vermuthungen und Schlüsse aufgeführt; allein die Zeugenverhöre von Vernon liefern Beweise. Zwei Verwandte, zwei Nachbarn, die ehemaligen Gespielen des kleinen le Moine, die Mägde die ihn erzogen und bedient hatten, erkennen ihn, und werden von ihm erkannt. Er giebt verschiedne besondre Umstände an, die als richtig befunden werden. Ein Wundarzt, der ehemals eine Wunde an seinem Kopfe geheilt hat, findet noch jezt die Narbe da wo er sie suchte.

„Dies

„Dies iſt der weſentliche Inhalt der Ausſagen von fünfundzwanzig Zeugen. Es ſind vielleicht einige darunter, gegen welche ſich Einwendungen machen lieſſen. Aber das Zeugniß der ganzen Stadt Vernon kann doch nicht für verdächtig gelten. Die bloße Aehnlichkeit erregte die Aufmerkſamkeit der Einwohner; alles was das Kind ſagte und was öffentlich mit ihm vorgieng beſtätigte ſie in ihrer Vermuthung. Und man kann die Richter nicht beſchuldigen, daß ſie das Kind abgerichtet und ihm die Antworten in den Mund gelegt haben, indem ſie es an den Orten, wo es vormals gewohnt hatte oder durchgereist war, umher führten, um zu ſehen, ob es ſie kenne: das ganze Volk war ja Zeuge dieſer Auftritte, und hat in gewiſſer Art ſelbſt Theil daran genommen."

„Man hat indeß wirklich den Urſprung dieſer Geſchichte in einem alten Haſſe geſucht, den die Gerichtsbeamten ſchon lange gegen den verſtorbenen Lancelot le Moine und deſſen Gattin gehegt haben ſollen. Allein man findet weder von dieſem Haß noch von dem Vorfall, aus dem er entſprungen ſein ſoll, einen Beweis angeführt."

„Auch jener wichtige Umſtand, die Zurückkunft des Peter le Moine und deſſen Erzählung

von

von seines Bruders Schicksal, scheint diese so starke Beweise nicht umzustoßen. Peter ist ein Knabe, der durch sein Weglaufen, wenn er ohne Zweifel auch seinen jüngern Bruder verführt hatte, einen unruhigen Geist und einen entschiednen Hang zur Liederlichkeit verrathen hat. Ueberdies sind die Zeugnisse, die er zum Beweis seiner Aussagen mitgebracht hat, offenbar falsch."

„Es sind zwei Zeugnisse, die in der Hauptsache ganz einerlei sagen, beide von den nämlichen Personen unterschrieben, nämlich von einem Edelmann, welcher Herr von Montaud genannt wird, von dem Pfarrer zu St. Waast dû Val und seinem Vikar, von den barmherzigen Brüdern, von einem Bauer Namens Verdûre und einigen andern Landleuten. Diese Zeugnisse enthalten: es seien im Monat Dezember zwei Kinder in dem Dorfe betteln gegangen, welche Herr von Montaud, durch ihr äußeres gutes Ansehen bewogen, zu sich genommen habe; sie hätten sich le Moine genannt, und der jüngere, Namens Jakob, sei daselbst gestorben. Setzt nun, diese Zeugnisse wären wirklich von den Personen ausgestellt worden, deren Namen darunter stehen; könnte man sie als einen sichern

Beweis

Beweis annehmen, daß Jakob le Moine geſtorben ſei? Die Perſonen, die unterſchrieben haben, kannten ihn ja nicht. Sie konnten alſo weiter nichts bezeugen, als daß ein Kind geſtorben ſei; ob aber dieſes Kind Jakob le Moine ſei, konnten ſie nicht wiſſen. Dieſe Zeugniſſe beweiſen alſo nichts. Ueberdies ſind ſie beide nur von Privatperſonen ausgeſtellt, und haben alſo auch der Form nach keine rechtliche Gültigkeit. Keines derſelben iſt ein Auszug aus einem öffentlichen Todtenregiſter; das eine hat gar kein Datum, in dem andern hat man zuerſt leeren Raum gelaſſen, und nachher erſt den Tag hineingeſchrieben. Die zwei Worte: dreißigſten Julius, ſind offenbar von einer ganz andern Hand geſchrieben als das Zeugniß ſelbſt, und nehmen den Raum, der leer gelaſſen worden iſt, kaum halb ein, ſo daß zwiſchen dem Wort Julius und den darauf folgenden ein ziemlich leerer Plaz geblieben iſt. Endlich enthalten auch dieſe Zeugniſſe, die doch von einerlei Perſonen unterſchrieben ſind, einen offenbaren Widerſpruch. Nach dem einen ſoll das Kind in der Kirche, nach dem andern aber, in dem Kirchhof von St. Waaſt dû Val begraben worden ſein."

„Dies sind die Gründe, welche sich wider die Wittwe le Moine anführen lassen. Es sprechen aber auf der andern Seite noch stärkere für sie.“

„Wer ist die Frau, fährt Herr Bignon fort, die das Kind nicht anerkennen will? Eine Frau, deren Lebenswandel ohne Tadel ist, die ihr Ehemann selbst zur Vormünderin seiner Kinder bestellt hat, von welcher er ausdrücklich sagt: er könne seinen Kindern keinen andern Vormund sezen, wenn sie nicht um das ihrige kommen sollen; eine Mutter, die ihren Kindern den größesten Beweis ihrer Liebe dadurch gegeben hat, daß sie Wittwe geblieben ist, und von der ein unverdächtiger Zeuge behauptet, daß er an ihr immer viele Anhänglichkeit und Liebe für ihre Kinder bemerkt habe. Verleugnung eines Kindes in dem Munde einer solchen Frau erregt schon eine starke Vermuthung wider den Stand des Kindes, zu dessen Mutter man sie machen will.“

„Ein Zeuge beschuldigt sie zwar, daß sie geizig sei. Allein, gesezt auch, die Beschuldigung wäre gegründet, läßt sie sich als einen gültigen Beweisgrund ansehen, der sie bestimmt haben könnte, ihr Kind zu verläugnen; da vielmehr

mehr eine ausschweifende Mutterliebe gewöhnlich erst jene schmutzige Leidenschaft veranlaßt? — Sie hat viel zu spät über den Verlust ihrer Söhne gerichtliche Untersuchungen anstellen lassen, sagt man. Allein eben bei diesen Untersuchungen ist es erwiesen, daß sie von dem ersten Augenblick an, da sie Nachricht von der Flucht ihrer Kinder erhalten hatte, weder Kosten noch Mühe gespart hat, ihren Aufenthalt zu entdecken. — Der Auflauf des Pöbels, setzt man hinzu, selbst die Zuversichtlichkeit mit welcher man allgemein behauptete der Betteljunge sei ihr Sohn, erregte bei ihr nicht den geringsten Verdacht, daß er es wirklich sein könnte, sogar nicht einmal die kleinste Neugierde. Allein, sie hatte ja das Kind selbst schon zu Paris bei dem Bettler gesehen, sie hatte es dort schon aufs genaueste untersucht und sich überzeugt, daß es ihr Sohn nicht sei. Das Zeugniß einer Mutter gilt in einem solchen Falle weit mehr, als die Versicherungen eines voreingenommenen Pöbels."

„Ihre beharrliche Verläugnung an sich wäre schon hinreichend gewesen, die Anklage vom ersten Anfang an verwerflich zu machen. Die ganze Schwierigkeit kam nur daher, daß in die

Sache ein Mensch mit verwickelt wurde, dessen Lebensart seine Ansprüche auf das Kind sehr verdächtig machte."

„Dieser Verdacht wurde durch die Widersprüche bestärkt, die man in den Verhören des Bettlers fand. Inzwischen wurden doch die Hauptfakta, die er angegeben hatte, und die besonders den Stand des Kindes betrafen, vollkommen richtig erfunden. Ein Taufschein, den Herr Mordant, der General-Lieutenant zu Vernon, bei dem Conseil aufgezeigt hat, beweist, daß das Kind zu Neuville geboren sei; man findet darin auch denselben Namen des Kindes, den ihm Mousseau beigelegt hat. Der Tod seiner Frau ist ebenfalls durch einen Todtenschein erwiesen. Einen Trauschein hat er freilich nicht aufweisen können; allein seine Verheirathung ist hinlänglich beglaubiget durch ein Attestat von dem Pfarrer zu Neuville und einigen Einwohnern desselbigen Ortes, in welchen der Frau derselbige Name beigelegt wird, den sie in dem späteren Todtenscheine hat. Eben dieses Attestat erwähnt auch zweier Kinder; was gleichfalls mit den Aussagen des Bettlers übereinstimmt. So unterstützen sich wechselseitig diese Aktenstücke."

„Man,

„Montrouſſeau war alſo mit Titel und Beſiz verſehen, um ſeine Anſprüche auf das Kind geltend zu machen. Wollte jemand dieſen Beſiz ihm entreiſſen, ſo war er doch befugt zu verlangen, daß man in dieſem Beſize ihn ſo lange ſchüzen ſolle, bis der Streit wegen des Eigenthums entſchieden wäre."

„Allein es iſt nicht einmal jemand da, der auf Beſiz und Eigenthum des Kindes Anſpruch machte. Im Gegentheil, die Frau, der man es zutheilen will, verweigert ſtandhaft die Annahme, und ihre Weigerung hat die Stimme ihrer ganzen Familie für ſich. Alle ihre Verwandten zu Paris, wo die Wittwe le Moine ihre beſtändige Wohnung hat und wo alle ihre Kinder erzogen ſind, haben bei dem Verhör vor dem Conſeil die nämliche Sprache geführet, wie ſie. Und das Zeugniß dieſer Leute iſt von einem ganz andern Gewicht, als alles was die Leute zu Vernon ſagen, wo Jakob le Moine ſich nur ſehr kurze Zeit aufgehalten hat."

„Den Vorwand zur Klage gab die Flucht eines Kindes, das ein Jahr zuvor von Hauſe weggelaufen war, die Aehnlichkeit mit ihm, die man an dem Bettelkinde fand, die Stimme des Publikums, welche die Stelle des Denun-

cianten vertrat, und des Kindes vorgebliche Kenntniß aller Oerter und Personen."

„Allein, abgesehen davon daß ein Richter auf Beweise dieser Art gar nicht bauen darf; denn welcher Stand würde noch einen Augenblick sicher sein, wenn man solche Beweise gelten lassen wollte? — ausserdem ist ja hier eine entscheidende Thatsache vorhanden, die alle diese Zweifel hebt. Umsonst sucht man an dem Bettelkinde eine Aehnlichkeit mit Jacob le Moine; er ist todt. Die Umstände seines Todes sind ausführlich dargelegt; sein Tod ist durch Zeugnisse beurkundet, und durch die Aussage seines eignen Bruders, als Augenzeugen, bestätiget. Ueberdies, wenn noch ein Zweifel wegen dieser Thatsache übrig wäre, so würde nichts leichter sein, als die entscheidendsten Erläuterungen darüber zu erhalten."

„Man mag gegen diese Todtenscheine einwenden was man will; daß sie nicht in gehöriger Form abgefaßt seien; daß der eine gar kein Datum habe, in dem andern aber das Datum verfälscht und mit verschiedner Dinte nachher erst eingeschrieben sei; daß der eine den Kirchhof, der andre die Kirche als den Begräbnißort angebe: so machen sie doch — man kann es

mit

mit Grunde behaupten — beinah einen ganzen Beweis aus. Denn, ließ der General-Lieutenant von Vernon ein Laufzeugniß des Betteljungen aufsuchen und ausfertigen, warum ließ er nicht eben solche Untersuchungen auch anstellen, um die Unrichtigkeit dieser Todtenscheine zu beweisen? Man kann kaum zweifeln, daß er auch dazu Anstalten getroffen habe. Daß er davon nichts erwähnt, kömmt wol daher, weil das Resultat nicht seinen Absichten gemäß war."

„Uebrigens haben diese Zeugnisse doch alle erforderliche wesentliche Stücke. Das Dorf, worin der Knabe gestorben ist, nämlich St. Waast dû Val in der Normandie, ist deutlich genannt; ein Edelmann desselben Dorfes, der Pfarrer und die dort befindlichen barmherzigen Brüder haben sie ausgestellt und gehörig unterschrieben; und es sind mehrere Umstände darin bemerkt, die man in einem förmlichen Todtenscheine nicht finden würde."

„Lassen Sie uns nun auch sehen, fährt Herr Bignon fort, was sich aus dem Zeugenverhöre ergiebt, und was für einen Grad der Glaubwürdigkeit man ihnen beilegen kann."

„Das erste gehört von den einundzwanzig Zeugen, die zu Vernon abgehört worden sind,

der gröſeſte Theil zu einem Geſchlecht, das ſich allzuleicht durch Neuheit überraſchen und einnehmen läßt."

„Ferner, von ſo vielen Verwandten väterlicher Seite, die zu Vernon wohnten, hat man nicht mehr als zwei Frauen abgehört. Die eine iſt die Wittwe Crette', bei welcher die vorgebliche Mutter ihren Aufenthalt hatte, wenn ſie zu Vernon war, und die deßhalb das Kind am beſten kennen mußte. Gleichwol ſagte dieſe, ſie kenne den Knaben auf keine Art, ob ſie gleich einige Aehnlichkeit mit dem kleinen le Moine an ihm finde. Ueberdies fügt ſie ihrer Ausſage noch den wichtigen Umſtand hinzu, daß ſie an Johanne Vacherot immer ſehr viel Liebe für ihre Kinder bemerkt habe. Die zweite war eine Frau von vierundzwanzig Jahren, die ſich auch für eine Verwandte ausgab. Dieſe erkannte zwar wirklich das Kind für den Jakob le Moine. Allein, ſie ſezt hinzu: der Knabe habe in dem Hoſpital zu ihr geſagt, ſein Bruder habe ihn vor vier Jahren auf der Landſtraße verlaſſen. Dies iſt aber offenbar unrichtig, denn beide waren noch nicht ein halbes Jahr von Hauſe weg. — Auch zwei andre Zeugen gaben hievon widerſprechende Nachrichten. Der

eine

eine wollte von dem Knaben gehört haben: sein Bruder habe ihn auf der Heerstraße verlassen; dem andern sollte er gesagt haben, daß dies in der Straße St. Martin geschehen sei."

„Die Narbe, welche der Wundarzt untersucht und erkannt haben soll, wäre allerdings ein wichtiger Vermuthungsgrund. Allein diese Vermuthung wird durch die Widersprüche, welche sich die Zeugen über diesen Punkt haben zu Schulden kommen lassen, sehr entkräftet. Der Wundarzt, der sich doch unstreitig dieses Umstandes am besten erinnern mußte, gab an, daß es nun zwei Jahre seien, seit er diese Kopfwunde des Knaben geheilt habe. Andere Zeugen, die auch von diesem Zufalle sprachen, setzten ihn auf vier Jahre zurück. Ausserdem ist es ja wol möglich, daß zwei Personen an einerlei Ort ihres Körpers eine Narbe haben, ohne daß man darum die eine derselben für die andre ausgeben kann; zumal wenn auf der andern Seite gegen eine solche Verwechselung so starke Gründe sprechen."

„Den meisten Eindruck unter allen hätte das Zeugniß eines gewissen Laurier machen sollen; und eben deßhalb hätte die Wittwe Le Moine diesen mit mehrerem Recht in Anspruch

nehmen können als den Schneider. Dieser hatte doch nichts weiter gesagt als: er glaube, das Kind sei der kleine le Meine, welchem er eine Jacke gemacht habe. Laurier aber erzählt ganz umständlich: er habe aus Neugier den Knaben im Hospital besucht; dieser habe ihn von freien Stücken, ohne die geringste Anleitung, in Gegenwart dreier Personen und selbst eines Oheims des le Meine, bei seinem Namen Laurier genannt. Nichts ist wahrscheinlicher als diese Erzählung; indeß, da der Richter diesem Zeugen das Kind vorstellen ließ, konnte es doch seinen Namen nicht sagen, so sehr man auch darauf drang. Wenn es sich aber seines Namens im Hospital so leicht zu erinnern wußte, nachdem es ihn vielleicht zwei Jahre lang nicht gesehen hatte, wie war es denn möglich, daß es ihn jetzt so geschwind wieder vergessen haben konnte? Allein die Sache ist noch schlimmer! Einer von denen, die, nach Lauriers Erzählung, seiner Unterredung mit dem Knaben beigewohnt hatten, sagt nachher bei seinem Verhör geradezu: das Kind habe den Laurier nicht mit Namen genannt. Dieser Zeuge ist also einer falschen Aussage überwiesen, und man ist dadurch berechtiget zu glauben, wenn das Kind

auch

auch wirklich etwas von dem Stalle, in welchem sein Pferd stehe, und von dem kleinen Springbrunnen im Hofe gesprochen hat, daß er selbst ihm alle diese Umstände eingegeben habe. Er scheint überhaupt einen ganz besondern Antheil an dieser Sache genommen zu haben, da er auch bei seinem eignen Verhör die Bitte anbrachte, das Kind zu sich nehmen zu dürfen, er wolle es aus alter Bekanntschaft ernähren."

„Eine so offenbare Unwahrheit durfte also ganz ungescheut gesagt werden; darf man sich denn noch wundern, wenn ein andrer Zeuge sagt: er habe gehört, daß ein Bettelweib gesagt habe, sie habe gehört, daß der Knabe, als sie miteinander nach Vernon hineingegangen seien, gesagt habe, hier dürften sie nicht hineingehen, weil seine Mama da wohne; und, daß Mourousseau darauf geantwortet habe, sie müßten hinein, denn sie hätten ja kein Brod? Ist es nicht einleuchtend, daß diese Aussage verabredet ist, um eine Unwahrscheinlichkeit zu heben, die sich jedem aufdringen mußte? Daß Mourousseau, wenn er das Kind wirklich geraubt hätte, es gerade an den Ort geführt haben würde, wo alles zusammentraf sein Verbrechen zu verrathen, dies kann man freilich nur

nur dann begreiflich finden, wenn ihn der Hunger dazu getrieben hätte, der weder Vorsicht noch Klugheit kennt?"

„Noch bietet sich eine Hauptbemerkung dar, welche die sämtliche Zeugenaussagen betrifft, um sie nach ihrem wahren Gehalt zu würdigen. Alle Zeugen wurden in Gegenwart des Bettelsjungen über jeden einzelnen Umstand vernommen. Jedes einzelne Zeugenverhör war also für diesen eine Anweisung zu seinen vorgeblichen Kenntnissen und Wiedererinnerungen. Wenn der Schneider von einer Jacke sprach; wenn eine gewisse Collette Bonami erzählte, sie habe einmal dem kleinen Jakob die Reth gegeben, weil er ihr einen Strang Zwirn verwirrt habe; wenn Laurier von seinem Pferdestalle redete, und ein anderer von der Lohgrube: so hatte in der That das Kind nichts weiter zu thun, als alle diese Umstände wie ein Echo zu wiederholen, ohne das geringste dazu zu sezen. Es ist aber überdies auch durch Zeugen hinlänglich erwiesen, daß der Knabe, den ersten Tag seiner Ankunft zu Vernon, nicht ins Hospital gebracht wurde sondern bei der Wittwe Crette' geschlafen hat, und dort beständig an der Seite jener Magd gewesen ist, die so zuversichtlich behauptet hat,

hat, er sei Jakob le Moine, und welche überhaupt dabei ganz vorzüglich scheint Partei genommen zu haben. Sie hatte also Zeit genug, das Kind von allem zu unterrichten, und ihm alle die Ideen beizubringen, welche er, ihrem Plane gemäß, gegen andre äussern sollte."

„Alle weiteren Bedenklichkeiten und alle die Schlüsse, die man aus den bisherigen Aeusserungen des Kindes hatte ziehen wollen, werden auf einmal vernichtet, durch das was mit dem Kinde zu Paris vorgieng, wo es nun, entfernt von dem Orte, wo man ihm muthmaßlich bisher alles eingeblasen hatte, ganz helliebenden Augen ausgestellt war. Wenn der Knabe wirklich Jakob le Moine gewesen wäre, so war es sein Interesse, darauf zu beharren daß er es sei; er hatte weder Gefahr noch Strafe zu fürchten, vielmehr kam es hier auf seine Geburt, seinen Stand und sein Glück an, und er war alt genug, um den Unterschied einzusehen zwischen der elenden Lebensart eines Bettlers und der Annehmlichkeit eines bequemen Lebens bei einer wohlhabenden Mutter."

„Zum Ueberfluß hätte man über die Aechtheit der vorgeblichen Kenntnisse, die der Knabe zu Vernon gezeigt hatte, in Paris leicht eine

Probe

Probe anstellen können. Denn, er war zu Vernon zwar geboren, war aber doch beinahe von Kindheit auf beständig zu Paris gewesen; seine Mutter besaß dort ein Haus, und hatte dort verschiedne Nachbarn und Freunde, die sie öfters besuchte, und von welchen sie Besuche annahm. Man durfte nur den Knaben an diese Oerter führen. Allein — wozu hätte diese neue Probe dienen sollen, da der Knabe schon ganz offenherzig erklärt hatte, die Wittwe le Moine sei nicht seine Mutter?"

„So wäre in der Hauptsache nichts mehr dunkel, nichts mehr verwickelt, als blos die Frage, woher dieser Irrthum oder diese Betrügerei entsprungen sei? Man giebt Herrn Mordant, den General-Lieutenant, und den königlichen Prokurator zu Vernon als die Urheber davon an, die, sagt man, aus einem alten heimlichen Haß und selbst auch um ihres Vortheils willen diesen Prozeß angezettelt haben."

„Es ist wahr, aus den Zeugenverhören scheint zu erhellen, daß der königliche Prokurator bei dem Auflaufe des Volks, als der Bettler am Thore von Bissy angehalten wurde, sich unter dem Pöbel befunden und ihn aufgewiegelt habe; und doch stellt er sich in seiner überreichten

ten Anzeige, als ob er von der Sache erst durch andre benachrichtiget worden wäre. Monrousseau wurde ins Gefängniß gebracht, ohne daß man ihn in das Gefängnißregister gehörig einschrieb; er wurde in Eisen geschlossen, ihm das Bekenntniß abzuzwingen, daß er nicht Vater des Kindes sei; man behielt die Wittwe le Moine in dem Hause des Richters mit Gewalt im Arrest, um sie zu nöthigen, daß sie den Knaben für ihr Kind erkennen sollte; der Parlamentsbefehl, der alles weitere Verfahren in der Sache untersagte, wurde nicht befolgt. In allen Akten und Registraturen wird der Bettelsjunge Jakob le Moine genannt; bei den Richtern war es also schon von Anfang an entschieden, daß er dieser schlechterdings sein müsse; unter dieser Voraussezung vermuthlich haben sie auch ihm sogleich Alimentengelder aus den Gütern der Wittwe le Moine angewiesen, die sie durch Execution beitreiben liessen. Um endlich allen diesen widerrechtlichen Schritten doch einen scheinbaren Anstrich zu geben, brauchte man einen gewissen Johann le Moine, als vorgeblichen Verwandten des Kindes, der erst hinterher eine Denunciation übergeben mußte, die um einen Tag früher als das Anfuchungsschreiben

ben des königlichen Prokurators datirt war, von welcher aber nur in den geheimen Aktenstücken, die nach Gefallen abgeändert werden konnten, die Rede ist."

„Allein die Gerichtsbeamten vertheidigen sich gegen diese Vorwürfe. Der königliche Prokurator erwiedert: wenn er sich bei dem entstandnen Auflauf unter das Volk gemischt habe, so sei dies in der Absicht geschehen, den Pöbel zu besänftigen, nicht ihn aufzuhezen; die Stimme des Publikums habe ihn von selbst aufgefordert, die Sache anzubringen; er habe also eben so wenig nöthig gehabt, zuvor eine andre Denunciation abzuwarten, als nachher sich von Johann le Moine eine erdichtete Denunciation ausfertigen zu lassen, um durch dessen Namen sein rechtswidriges Verfahren zu beschönigen. Der General-Lieutenant erweiset, daß er bei dem Anfang der Geschichte gar nicht zu Vernon gewesen, und daß Monrousseau auf Befehl des Particulier-Lieutenant in Verhaft genommen worden sei, wie theils aus den Verhören theils aus einem eignen Attestat jenes Unterbeamten erhelle, worin er sagt, der Bettler sei durch mehr als hundert Menschen zu ihm geführt worden, und er habe sich hernach, als ein Verwandter

wandter des verſtorbnen Lancelot le Moine, nicht weiter in die Sache miſchen wollen. Ferner ſagen ſie: alle die Urtheile, welche jezt in Ausſpruch genommen würden, ſeien mit Beiſtimmung aller Beiſizer des Gerichts gefällt worden; und dies iſt aus den Akten erwieſen. Noch mehr! Der Urheber des Beſchluſſes, mit dem Prozeß unerachtet des Parlamentsverbotes fortzufahren, ſei Herr Bouville der Requetenmeiſter, der ſich eben damals zu Vernon befunden und an demſelben Tage im Gericht präſidirt habe. Auſſerdem hätten die Gerichte, da Vernon unter das Parlament zu Rouen gehöre, von dem Pariſer Parlament in einer blos peinlichen Sache keine Befehle annehmen können. Die Alimentengelder, die dem Knaben angewieſen worden ſeien, befinden ſich noch in den Händen des Gerichtsaktuarius; die gerichtliche Verfügung zu deren Bezahlung ſei vollkommen den Geſezen gemäß, die denjenigen, der als Vater eines Kindes angegeben wird, ſo lange zu deſſen Ernährung anweiſen, bis die Frage über den Stand des Kindes gerichtlich entſchieden iſt *). Daß Moncouſſeaus Name nicht in das Gefäng-

*) L. 7. ff. de agnoſc. lib.

Gefängnißregister eingetragen worden, sei ein bloßes Versehen in den Formalitäten; der Erfolg habe es ja deutlich genug gezeigt, daß man nicht die Absicht gehabt habe, den Bettler in geheimer Gefangenschaft zu behalten, sondern ihm den Prozeß zu machen. Daß er an den Füßen geschlossen werden solle, sei eine einstimmige Verfügung des gesammten Gerichts gewesen. Die Gewaltthätigkeiten, worüber die Wittwe le Moine sich beklage, seien durchaus nicht erwiesen, vielmehr sei das Gegentheil durch beigebrachte Zeugnisse dargethan. Was den alten Haß betreffe, der die Beamten zu Vernon zu ihrem ganzen Verfahren bestimmt haben solle, so könne dieser Vorwurf den General-Lieutenant nicht treffen, der, geboren zu Gisors, wo er seine ganze Familie und alle seine Güter hatte, und verheirathet zu Paris, wo alle Verwandten seiner Gattin sich aufhalten, zu Vernon schlechterdings keine Verwandtschaft gehabt, und das Amt, das er dort bekleidet, erst vor neun Jahren erhalten habe; er habe also den Lancelot le Moine, der schon vor zehn Jahren gestorben sei, nicht einmal gekannt, und es sei also auch nicht möglich, daß er gegen ihn oder seine Familie einen Haß habe fassen können."

„Bis

„Bis hieher findet ſich demnach kein Grund, die Richter in perſönlichen Anſpruch zu nehmen.“

„Allein, da es ausgemacht iſt, daß das Kind nicht Jakob le Moine ſei, woher kommt denn dieſer ſchriftliche Beweis, der das Gegentheil zu erhärten ſcheint, wenn er nicht von den Beamten herrührt, die das ganze Verfahren geleitet haben? Der Einwurf ſcheint Gewicht zu haben. Inzwiſchen muß man doch bedenken, daß die Sache allgemeines Aufſehen zu Vernon erregt hatte, und daß es dadurch dem Beamten ſehr ſchwer hätte ſein müſſen, einen geheimen Plan dabei durchzuführen. Ueberdies, wenn ſie wirklich mit unredlichen Abſichten dabei umgegangen wären, ſo würden doch die Zeugenverhöre nicht über die wichtigſten Punkte ſo voller Widerſprüche ſein; auch würden ſie ſich gehütet haben in die Protokolle über die Wiedererkennungsproben, die mit dem Kinde angeſtellt wurden, ſoviel ſchwankendes und unbeſtimmtes einflieſſen zu laſſen.“

„Inzwiſchen haben ſie allerdings wichtige Verſehen begangen. Sie haben von ſo vielen zu Vernon wohnenden Verwandten des verſtorbenen le Moine nur zwei Weibsperſonen abge-

hört; die Protokolle zu Bois-Hieraulme, welchen zufolge die Pächter der Pfarrer und einige Weiber das Kind erkannt haben sollen, sind von niemand als von dem Richter und seinem Aktuar unterschrieben."

„Uebrigens läßt sich die ganze Geschichte leicht erklären. Im Grunde findet sich in allem was das Kind gesagt hat nicht das geringste, das ihm nicht durch boshafte oder dreuste Menschen könnte eingeblasen worden sein. Aufgeregt durch die Aehnlichkeit, fieng der Pöbel gleich damit an, es als ausgemacht anzunehmen, daß das Kind Jakob le Meine sei. Bei dem Auflauf nannte man diejenige gleich mit Namen, die seine Mutter sein sollte; man behauptete, es sei das nämliche Kind, das zu Bois-Hieraulme erzogen und geboren worden sei. Der Knabe, der groß genug war, um den Unterschied zwischen dem elenden Zustande eines Bettlers und dem Schicksale eines Kindes von einer begüterten Familie einzusehen, wollte die Gelegenheit benützen, und ließ sich verführen, von dem was er gehört hatte Gebrauch zu machen. Es verflossen sechs Tage, bis der Richter die Probe des Erkennens von Häusern und Personen zu Vernon mit ihm anstellte; und

und nach drei Wochen erſt wurde er nach Bois-Hieraulme in der nämlichen Abſicht gebracht. Unter dieſer Zeit trieb die Neugierde unzählige Leute ins Hospital. Von was anderem werden ſie wol den Knaben unterhalten haben als von ſeiner Mutter, von ſeinen Verwandten, von ſeinen Nachbarn, von ſeinen Bekanntſchaften, von den Häuſern zu Vernon und Bois-Hieraulme? Hat man nicht bloß durch ſolche Fragen ihm die ganze Lebensgeſchichte von dem Kinde beigebracht, für welches man ihn hielt? Hat man ihn nicht eben damit alles das gelehrt, was er nachher geantwortet hat? Es könnte allerdings auch ſein, daß jemand aus böſen Abſichten wider die Wittwe le Moine dem Knaben alles eingegeben hätte, was er vorgebracht hat, und man kann nicht wiſſen, ob nicht die Richter ſelbſt auch Antheil an dieſem Plane hatten. Allein, ohne jemand verdächtig zu machen, bedarf man zur Erklärung des ganzen Ganges gar keiner andern Eingebung, als der, die das zulaufende Volk von ſelbſt bewirkte. Der Pöbel war einmal von dem Vorurtheil eingenommen; man wünſchte mit Ungeſtüm, daß es ſich beſtätigen möchte; durch falſchen Eifer oder übelverſtandnes Mitleiden geleitet, erzählte jeder,

der, der zu dem Kinde kam, alles was er von Jakob le Moine wußte, behauptete mit Zuversicht, es sei das nämliche Kind, das er da oder dort bei dieser oder jener Gelegenheit gesehen habe, und gab eben dadurch dem Kinde einen weitläuftigen Unterricht über das, was es zu sagen hatte. Die Aehnlichkeit war die einzige Ursache des allgemeinen Irrthums. Man weiß, wie leicht ein Vorurtheil den Pöbel einnimmt, mit welcher Blindheit er das abgeschmackteste Mährchen glaubt, und mit welcher Hartnäckigkeit er ein gefaßtes Vorurtheil fest hält. Einer solchen vorgefaßten Meinung muß man den ganzen Vorfall zu Vernon zuschreiben. Hingerissen durch das einstimmige Urtheil der ganzen Stadt, haben die Richter nicht Sorgfalt genug angewendet, eine Wahrheit gehörig zu untersuchen, welche sie in der Uebereinstimmung scheinbarer Umstände mit ihrem vorgefaßten Urtheile schon gefunden zu haben glaubten. Dies ist — man muß gestehen — ein Versehen, aber es ist weder Bosheit noch Rachsucht."

Diesen Gründen zufolge stellte Herr Pignon sein Gutachten dahin, daß „gegen die Richter „von Vernon nichts weiter vorzunehmen sei; „das

„das Geſuch der Parteien gegen einander wegen „Schaden und Unkoſten-Erſazes nicht ſtatt finde; „Moncouſſeau aus dem Verhaft entlaſſen, ſein „Name in dem Gefängnißregiſter des Parla„ments ausgeſtrichen und unleſerlich gemacht, „und ſeinem Sohne, Ludwig Moncouſſeau, ein„geſchärft werden ſolle, ihn für ſeinen Vater „zu erkennen und ihm gehorſam zu ſein. Ue„brigens ſolle doch der Knabe in das Hoſpital „zurückgebracht werden, und daſelbſt mit den „übrigen Kindern Erziehung und Unterhalt be„kommen. Die Alimentengelder endlich, welche „noch bei den Gerichten zu Vernon in Verwah„rung liegen, ſollen der Johanne Vacherot ſo„gleich wieder zurückgegeben werden.“

Das Parlament fand dieſes Votum des Herrn Bignon ganz den Rechten und der Sache gemäß, und ließ den Parlamentsſpruch wörtlich darnach abfaſſen, der darauf an dem Donnerſtag der Charwoche von 1659 bekannt gemacht wurde.

Geſchichte
der
Johanne von Arc
oder
des Mädchens von Orleans.

Als König Karl der Sechſte von Frankreich ſtarb, war ſein Reich in der gröſſeſten Zerrüttung. Während ſeiner ganzen Regierung hatten ſich die Herzoge von Burgund und Orleans um das Ruder des Staats, welches der blödſinnige König ſelbſt zu führen unfähig war, wechſelsweiſe geſtritten, und dadurch das Land in innerliche Kriege verwickelt. Die Königin und der Dauphin waren zulezt ſelbſt an die Spitze der entgegengeſezten Parteien getreten, und die Königin, ein äuſſerſt wollüſtiges und herrſchſüchtiges Weib, hatte es endlich aus Rachſucht gegen ihren Sohn dahin gebracht,

gebracht, daß dieſer von der Thronfolge ausgeſchloſſen, und dagegen König Heinrich der Fünfte von England, dem ſie ihre Tochter, Madame Catharine von Frankreich, vermählte, als der künftige Erbe des Thrones erklärt wurde. Der König von England ſtarb aber ſchon zwei Jahre nachher, da ſein Sohn, Heinrich der Sechste noch nicht einmal ein Jahr alt war. Der Herzog von Betfort, ſein Bruder, übernahm für dieſen die Regentſchaft von Frankreich. Inzwiſchen war ein großer Theil des Reichs dem Dauphin treu geblieben, und, da einige Monate nach dem Tode Heinrichs des Fünften auch der König von Frankreich ſtarb, ſo wurde der Engländiſche Prinz zu Paris, unter dem Namen Heinrich der Sechſte, und der Dauphin zu Poitiers, als Karl der Siebente, zum Könige der Franzoſen ausgerufen, und das Glück der Waffen mußte nun entſcheiden, welchem von beiden die Krone zu Theil werden ſolle.

Der Herzog von Betfort, als vorgeblicher Regent, betrieb den Krieg mit der äuſſerſten Hize. König Karl erlangte zwar im Anfang einige Vortheile; allein die Schlacht, die ſeine Armee unter den Mauern von Vernüil ver-

lor, war ein fürchterlicher Schlag für ſeine Plane. Seine beſten Truppen fielen an dieſem unglücklichen Tage; er war ganz von Geld entblößt, und durfte es gleichwol nicht wagen, an ſeine beſtürzten Unterthanen neue Geldforderungen zu machen; und der Herzog von Bretagne, den man für ſeine Partei gewonnen hatte, war jezt durch dieſen Sieg der Engländer genöthiget, wenigſtens neutral zu bleiben.

Inzwiſchen verſicherte ſich der Herzog von Bedfort der Provinzen dieſſeits der Loire; und beſchloß nun, über dieſen Fluß zu dringen, und auch die jenſeits gelegenen Provinzen zu erobern, die es noch mit dem Könige hielten.

Schon hatten ſich die Engländer der Stadt Charité an der Loire bemächtigt. Aber dieſer Paß war noch zu weit von Paris entfernt. Zu dem ſah Bedfort wol ein, daß es nicht rathſam ſei, weiter in das feindliche Land vorzurücken, ſo lange Orleans ihnen im Rücken wäre. Er beſchloß alſo, dieſen wichtigen Plaz zu belagern, von deſſen Eroberung er ſich noch überdies den Vortheil verſprach, daß die allgemeine Beſtürzung, welche dadurch entſtehen müßte, ihm ſeine übrigen Siege ſehr erleichtern würde.

Allein

Allein dieſe Eroberung war auch mit gros
ßen Schwierigkeiten verknüpft. Die Stadt war
zu weitläuftig, um ganz umzingelt werden zu
können. Die Engländer mußten alſo ihre Be-
lagerungsanſtalten darauf einſchränken, daß ſie
rund um die Stadt in gleicher Weite von ein-
ander, viele kleine Forts anlegten, die ſie wol
verſchanzten und mit Palliſaden umgaben. Die
Beſazung der Stadt war ſehr zahlreich und be-
ſtand meiſt aus verſuchten und erfahrnen Sol-
daten. Die beiden Generale von der Partei
des Königs ſtanden an ihrer Spize. Mit ih-
nen vereinigten ſich auch die Einwohner, alle
entſchloſſen, lieber umzukommen, als einen für
ihren Fürſten ſo wichtigen Plaz den Feind
en zu überlaſſen. Die Weiber ſelbſt nah-
men Antheil an den Anſtalten zur Vertheid-
igung. Sie trugen Steine auf die Wurfma-
ſchinen, und halfen die Kunſtfeuer auf die Fein-
de ſchleudern. Viele von ihnen miſchten ſich
ſelbſt unter die Soldaten, und fochten mit bei
den Ausfällen. Die Ausfälle wurden häufig
wiederholt und immer zum Vortheil der Belä-
gerten ausgeführt.

Der Verluſt bei dieſen häufigen Gefechten
und die rauhe Jahreszeit machten endlich die
Eng-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 1042/034

Engländer verlegen. Sie beschlossen also, nun blos die Stadt eingeschlossen zu halten und das bei nur vertheidigungsweise zu gehen, bis die Belagerten, durch die Länge der Belagerung ermüdet und durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich von selbst ergeben müßten.

Allein, die Belagerten fanden einigemal Gelegenheit, Proviant in die Stadt zu bringen. Der Herzog befand sich zu Chinon und beschäftigte sich lediglich damit, Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen für die belagerte Stadt in Bereitschaft setzen zu lassen. Die Magazine waren zu Blois und man erwartete nur die erste günstige Gelegenheit, um sie nach Orleans zu schaffen.

Indeß, so entschlossen auch die braven Vertheidiger des Platzes waren, so konnte er sich doch nicht lange mehr halten. Die Wege für die Zufuhren wurden von Tag zu Tag unsicherer. Sobald der Frost aus der Erde war, hatten die Engländer angefangen eine Circumvallationslinie zu ziehen und ihre einzelnen Forts durch doppelte Gräben miteinander zu vereinigen, die man nun erst ausfüllen mußte, wenn man mit einem Wagen darüber fahren wollte.

Schon

Schon war die Verlegenheit der Franzoſen ſo weit gekommen, daß man im geheimen Rathe des Königs darüber berathſchlagte, ob es nicht beſſer ſei, nicht nur Orleans ſondern auch Berri und Tourraine dem Feinde zu überlaſſen, um ſich in den entfernteren Provinzen, Auvergne Languedoc Lyonnois und Dauphiné, deſto nachdrücklicher zu vertheidigen. Man fand es aber doch bedenklich, durch einen Rückzug, der einer Flucht ganz ähnlich ſah, die Feinde kühner und die Freunde verzagter zu machen. So wurde denn der König beredet, noch länger auszubarren, und man beſchloß, dem Feinde das Vordringen Schritt vor Schritt ſtreitig zu machen und, wenn auch Orleans weggenommen werden ſollte, doch in Berri und Tourraine ſich ſo lange als möglich zu halten.

In dieſer äuſſerſt mißlichen Lage Frankreichs ereignete ſich plötzlich eine Begebenheit, welche man unter die Volksmährchen rechnen würde, wenn ſie blos durch die Schriftſteller jener Zeiten des Aberglaubens an Wunder und Zauberein auf uns gekommen wäre, wenn ſie ſich nicht vor den Augen von ganz Europa zugetragen hätte und durch die glaubwürdigſten Urkunden beſtätiget würde.

Johan-

Johanne von Arc oder das Mädchen von Orleans war, aufs ſpäteſte, im Jahr 1412 zu Domremy, einem anſehnlichen Dorfe an der Maas in dem Bezirk von Toul, geboren. Ihre Eltern, Jakob von Arc und Iſabelle Romee, waren wohlhabende und ſehr gottesfürchtige Landleute. Sie hatten fünf Kinder, und die ganze Familie nährte ſich vom Feldbau.

Johanne konnte weder leſen noch ſchreiben. Schon als Kind zeigte ſie Hang zur Andacht, und gab alles was ſie hatte den Armen. Sie hatte eine reizende Bildung, einen ſchönen Wuchs und eine feſte durch Feldarbeit abgehärtete Geſundheit. Von der periodiſchen Unpäßlichkeit des andern Geſchlechts war ſie ganz frei.

Die ganze Gegend um Domremy hielt es mit der Engländiſchen und Burgundiſchen Partei. Aber die Einwohner dieſes Dorfes ſelbſt, einen einzigen ausgenommen, waren eifrige Anhänger des Königs. Johanne hörte immer aufmerkſam auf die Erzählungen von den Kriegsbegebenheiten, die damals in Frankreich vorfielen, und da die Erzähler meiſtens von der Partei des Königs waren, ſo erhitzte ſich ihre Einbil-

bildungskraft ſo ſehr für dieſe Partei, daß ſie mit dem tiefſten Kummer erfüllt wurde, als ſie die traurigen Nachrichten von der unglücklichen Lage des Königs hörte. Endlich kam es mit ihr ſoweit, daß ſie ſich feſt einbildete, ſie ſei dazu berufen, ihren König von ſeinen Feinden zu befreien.

Sie fieng jezt an, ihre Eltern mit Vorſtellungen dieſer Art zu unterhalten, und ſprach davon mit einer ſolchen Lebhaftigkeit, daß dieſe für nöthig fanden, ſie zu entfernen, wenn Märſche durch ihr Dorf giengen, weil ſie fürchteten, ſie möchte mit den Soldaten davon laufen.

Unter ihren Geſpielinnen ſprach ſie immer davon, daß ein junges Bauermädchen der verlaſſenen königlichen Familie beiſtehen und den Dauphin nach Rheims zur Krönung führen werde. Bisweilen ſagte ſie auch: die Franzoſen werden mit dem Beiſtande Gottes einen Hauptſtreich ausführen und dann werde der Dauphin in dem ruhigen Beſiz ſeines ganzen Reiches bleiben.

Nach einiger Zeit gab ſie ihre Abſichten deutlicher zu erkennen, und äuſſerte, daß ſie ſehr dringend wünſche, nach Frankreich gebracht zu werden, um dem Dauphin dienen zu können.

nen. Um die Heftigkeit ihres Verlangens auszudrücken, ſagte ſie: jede Verzögerung mache ihr Schmerzen, die ſo heftig ſeien als der Beſchreibung nach die Geburtsſchmerzen ſein ſollen.

Ihre Verwandten und Nachbarn betrachteten alle dieſe Aeuſſerungen und ihr unaufhörliches Sprechen von Wundern, die ſie zum Dienſte des Königs thun wolle, als Träumereien einer erhizten Einbildungskraft. Sie brachte es aber endlich doch dahin, daß einer ihrer Oheime ſie, im Mai 1428, nach Vaucouleurs führte und ſie dem königlichen Gouverneur Baudricourt vorſtellte. Dieſem ſagte ſie: „Er ſehe hier ein Mädchen vor ſich, das durch unmittelbare Eingebung des Himmels zu ihm komme, und ihn bitte, ſie nach Frankreich bringen zu laſſen; er ſolle nur den König in ihrem Namen warnen, daß er die Feinde jezt noch nicht angreife, denn gegen Mitfaſten werde ihm Gott eine unvermuthete Hülfe ſenden, die ihm den ruhigen Beſiz ſeines Thrones verſichern ſolle; und, ſie ſelbſt wolle ihn, allen Engländern zum Troz, nach Rheims zur Krönung führen.“ Baudricourt hielt ſie für eine Närrin, und ſchickte ſie wieder zu ihren Eltern zurück. — Zu einer Frau, bei der ſie damals einlehrte,

kehrte, ſagte ſie: ich muß gegen Mitfaſten zum Könige und ſollte ich allein zu Fuße dahin gehen. Freilich, ſetzte ſie hinzu, würde ſie lieber bei ihrer Mutter und bei ihren weiblichen Beſchäftigungen zu Hauſe bleiben als eine ſolche Reiſe unternehmen und ſich, ganz wider ihre Neigung, zur Armee begeben, wenn ſie ſich nicht gezwungen fühlte, dem Rufe Gottes zu gehorchen.

Gegen Pfingſten 1428 wallfahrtete ſie mit ihrem Oheim nach Sankt Niklas unweit Nancy. Der Herzog Karl von Lothringen hatte von ihr gehört und wollte ſie ſehen. Er befragte ſie über alles, was der Ruf von ihr in der Gegend verbreitet hatte. Sie ſagte ihm: ſie habe den Vorſaz, dem Dauphin (ſo nannte ſie Karl den Siebenten, weil er noch nicht gekrönt war) zu Hülfe zu kommen; und ſie bitte ihn, daß er ſie durch ſeinen Schwiegerſohn, Renatus von Anjou, zum Dauphin geleiten laſſe, dann wolle ſie auch zu Gott für ſeine Geſundheit beten. Der Herzog war damals wirklich krank. Als ſie darauf der Herzog fragte: was ſie von ſeiner Krankheit halte? antwortete ſie ganz freimüthig: er werde nicht wieder geſund werden, wenn er

nicht sein Betragen gegen seine Gemahlin ändern werde. Beim Weggehen machte ihr der Herzog ein Geschenk von vier Franken; sie behielt aber das Geld nicht, sondern gab es auf der Stelle ihrem Oheim mit dem Auftrag, es ihren Eltern zuzustellen.

Darauf meldete sie sich noch einmal beim Gouverneur Baudricourt, und wurde noch einmal abgewiesen. Da sie aber zum drittenmale ihr Gesuch erneuerte, entschloß er sich endlich sie zum Könige bringen zu lassen, weil er inzwischen selbst von ihrer Inspiration überzeugt worden war. Sie hatte ihm, zu einer Zeit da noch keine Nachricht eingetroffen war, gesagt: der König habe Sonnabends den 12 Februar, am Vorabend des ersten Fastensonntags, einen beträchtlichen Verlust vor Orleans erlitten. Als darauf die Nachricht von der verlornen Schlacht wirklich ankam und alles bestätigte, was sie voraus gesagt hatte, so getraute sich Baudricourt nicht länger, ihr Vorgeben für Narrheit zu erklären, und machte Anstalten zu ihrer Abreise.

Die Einwohner von Vaucouleurs trugen die Kosten der Ausrüstung dieser neuen Amazone. Sie liessen ihr einen vollständigen Manns-

anzug

anzug machen, und gaben ihr ein Pferd. Baudricourt verſah ſie mit einem Degen, und ließ ſie durch Bertrand von Polengi und Johann von Novelempont begleiten. Jeder dieſer Herren nahm zwei Bediente mit ſich. Aus Beſorgniß, durch ihre Eltern von der Reiſe abgehalten zu werden, reiſte ſie ab, ohne von ihnen Abſchied zu nehmen, und ließ nur einen Brief an ſie ſchreiben, worin ſie deshalb um Verzeihung bat.

Um die vom Feinde beſetzten Plätze zu vermeiden, mußte die Reiſe durch viele Umwege gemacht werden. Sie legte alſo einen Weg von hundert und fünfzig franzöſiſchen Meilen, mitten im Februar, zu Pferde, in elf Tagen zurück, und kam zu Fierbois in Touraine glücklich an.

Von hier aus ſchickte ſie Baudricourts Briefe nach Chinon an den König. Ihr Ruf hatte ſich aber bereits vor ihrer Ankunft bis hieher verbreitet. Inzwiſchen wurde jezt im königlichen geheimen Rathe ſehr ernſthaft überlegt, was für eine Partei man dabei zu nehmen habe. Man fürchtete nämlich, das Mädchen möchte entweder wirklich verrückt und eine fanatiſche Geiſterſeherin oder vielleicht gar

eine vom Feind zu dieſer Rolle abgerichtete Betrügerin ſein; und man wollte weder der Narrheit noch der Liſt zum Spiele werden. Zehn ganzer Tage dauerten die Berathſchlagungen über dieſen Gegenſtand, bis endlich beſchloſſen wurde, die berühmte Johanne kommen zu laſſen.

Der Graf von Vendome ſtellte ſie Abends dem Könige vor. Der Saal war mit einer großen Menge Fackeln erleuchtet. Der König hatte alle äuſſere Zeichen ſeiner Würde abgelegt und ſich unter die Offiziere, und Hofleute gemiſcht. Das Mädchen, ohne ihn vorher jemals geſehen zu haben, wendete ſich gerade an ihn, und warf ſich ihm zu Füßen. Die Umſtehenden ſagten ihr: ſie irre ſich, dies ſei nicht der König; allein ſie behauptete entſchloſſen: ſie wiſſe, daß es der Dauphin ſei, mit dem ſie rede.

„Edler Dauphin, ſprach ſie, mein Name „iſt Johanne die Jungfrau; der Kö„nig des Himmels hat mich geſendet, Euch „zu helfen, und wenn Ihr mir werdet Kriegs„volk geben, ſo will ich mit Gottes Gnade „und durch die Stärke der Waffen die Feinde „zwingen, die Belagerung von Orleans auf„zu-

„zuheben, ſo will ich Euch, troz aller Eurer
„Feinde, zur Krönung nach Rheims führen.
„Dies iſt es, was der König des Himmels
„mir befohlen hat Euch zu ſagen. Er will,
„daß die Engländer in ihr Land zurückgehen,
„und Euch, als den wahren einzigen und recht-
„mäßigen Erben, im friedlichen Beſize Eures
„Reiches laſſen ſollen. Werdet ihr nun den
„Willen Gottes erfüllen, ſo wird er Euch
„größer und herrlicher machen, als alle Eure
„Vorfahren; die Engländer aber wird er ver-
„tilgen, wenn ſie nicht heim kehren.“

Alle Anweſenden waren erſtaunt, ſowohl darüber daß ſie den König, ohne ihn vorher jemals geſehen zu haben, ſogleich erkannt hatte, als auch daß ein Mädchen von achtzehn Jahren, das in einem einſamen Dorfe erzogen war, in einer ſo glänzenden Verſammlung mit ſolcher Unerſchrockenheit und Zuverſicht ſprechen konnte. Was das erſte betrifft, ſo war dies wol zu erklären, ohne ein Wunder zu Hülfe zu nehmen. Wenn das Mädchen den König auch nie in Perſon geſehen hatte, ſo befand ſich doch ſein Bild auf den Münzen, die in der Gegend ihres Wohnorts im Umlauf waren; und vielleicht hatte ſie ſogar ein gemaltes Bildniß von

ihm in Händen gehabt. Wie dem aber auch ſei, ſie machte jezt Aufſehen am königlichen Hoflager.

Indeß widerſezte ſich gleichwohl der ganze königliche geheime Rath dem Verhaben, dieſes Mädchen an die Spitze der Armee zu ſtellen. Wir würden uns, ſagten ſie, vor ganz Europa lächerlich machen, und unſer Heer dem Spotte der Engländer ausſezen, wenn wir das Commando einem Bauermädchen übergäben, dem ein beiſpielloſer Fanatismus den Kopf erhizt hat.

Der König wollte aber doch die Sache nicht ohne weitere Unterſuchung verwerfen. Er gab alſo dem Erzbiſchof von Rheims und Kanzler von Frankreich, Renaut von Chartres, den Auftrag, eine förmliche Prüfung mit dem Mädchen vorzunehmen. Der Biſchof von Caſtres und Beichtvater des Königs Chriſtoph von Harcourt, der Biſchof von Poitiers Wilhelm Charpentier, der Biſchof von Senlis Nikolaus le Grand, der Biſchof von Montpellier und mehrere Doktoren der Gottesgelahrtheit, wurden als Gehülfen dazu ernannt. Der Herzog von Alencon, ein Prinz vom Geblüte, war bei dem Examen gegenwärtig. Man befragte

ſie

ſie zuerſt über ihren Glauben und über die Grundſätze der Religion. Alsdenn aber wurde ſie auch gefragt: wie lange es ſchon ſei, daß ſie ihren jetzigen Vorſatz gefaßt habe; durch welche Mittel ſie ihn auszuführen denke; warum ſie Mannskleider angelegt habe, u. ſ. w. Auf alle dieſe Fragen antwortete ſie eben ſo ungekünſtelt und einfach, als beſcheiden und klug.

Dieſer Prüfung folgten noch mehrere, die eben ſo günſtig für ſie ausfielen; und man fieng endlich an zu glauben, es ſei doch nicht unmöglich, daß Gott ſich ihrer als Werkzeug zu Ausführung eines großen Zweckes bedienen wolle.

Die Examinatoren erſtatteten ihren Bericht an den König. Allein es blieb noch immer unentſchieden, welche Partei man ergreifen wolle. Eines Tages aber ſagte Johanne dem König insgeheim den ganzen Inhalt eines Gebets, das er zur heiligen Jungfrau gethan hatte. Als nämlich die Engländer — ſo erzählte man nachher — die Belagerung von Orleans angefangen hatten, war der König einſt des Nachts, da Unruhe und Sorgen ihn nicht ſchlafen lieſſen, von ſeinem Lager aufgeſtanden, hatte ſich auf die Kniee geworfen, und heimlich zur heiligen Jungfrau gebetet: „ſie möchte

ihm den Schuz ihres Sohnes verſchaffen, wenn er der rechtmäßige Erbe der Krone ſei, wenn er aber dies nicht wäre, ſo möchte ſie ihm eingeben, was er zu thun habe, oder, wenn es nöthig wäre, ihn von der Welt nehmen.“ Dieſes ganze Gebet, wovon auſſer ihm kein Menſch etwas wiſſen konnte, erzälte nun Johanne dem Könige wieder, und überzeugte ihn durch dieſe Entdeckung einer ſo geheimen Thatſache vollkommen von ihrer göttlichen Sendung.

Nunmehr drang Johanne in den König, daß er ſie ohne Aufſchub in den Stand ſezen ſolle, ihm Dienſte zu leiſten, denn ihre Sendung daure nur ein Jahr, und er müſſe wöhrend dieſes Zeitraums nothwendig zu Rheims gekrönt werden.

Allein man ſuchte die Sache immer wieder zu verzögern. Nun wollte man am Hofe auch noch wiſſen, ob Johanne eine reine Jungfrau ſei. Die Königin von Sicilien, Karls Schwiegermutter, erhielt den Auftrag, in ihrer und zweier andrer Damen Gegenwart eine Unterſuchung deshalb vornehmen zu laſſen. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt: „Johanne hat es der „Königin von Sicilien und zweien andern Damen, „die bei der Unterſuchung zugegen waren, bewies

„ſen,

„ſen, daß ſie eine reine Jungfrau ſei. Dieſe, die „den Auftrag hatten, eine Unterſuchung dar„über anzuſtellen, berichteten dem König, daß „ſie alles in der gehörigen Beſchaffenheit ge„funden haben, und daß ſich auch nicht die „mindeſte Verlezung ihrer Reinheit bemerken „laſſe.“

Doch auch dieſe Vorſicht ſchien noch nicht genug. Man brachte ſie nach Poitiers, und der König begab ſich ſelbſt dahin, um ſie aufs neue vom Parlament examiniren zu laſſen. Sie bekam ihre Wohnung bei dem Generaladvokat, und man ließ ihr durch deſſen Ehegattin einige vernünftige Frauen und Mädchen zur Geſellſchaft geben, welche ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen und nur beſtändig beobachten ſollten, ob ſie ſich in nichts widerſpreche. Sie betrug ſich aber immer klug und vernünftig.

Das Parlament und der Kanzler wiederholten noch immer die alte Bedenklichkeit, daß man in Gefahr ſei, ſich vor der ganzen Welt lächerlich zu machen, wenn man ſich der Leitung eines Mädchens anvertrauen wollte, die vielleicht nichts anders als eine erhizte Träumerin ſei. Sie wurde endlich noch einmal in

voller Verſammlung des geheimen Rathes verhört, und nun verlangte man, ſie ſolle zum Beweis ihrer Sendung ein Zeichen thun. Sie antwortete aber: „ich bin nicht geſendet, Zeichen „und Wunder zu Poitiers zu thun, aber in „dem belagerten Orleans und zu Rheims will „ich vor aller Welt durch Zeichen beweiſen, daß „meine Sendung von Gott ſei.“

So gieng es, ſeit Johannens Ankunft am Hoflager, einen ganz Monat lang fort. Man verhörte, berathſchlagte unterſuchte, und wußte immer nicht, wozu man ſich entſchlieſſen ſollte. Der Ruf von dieſer ſonderbaren Erſcheinung war inzwiſchen auch in die belagerte Stadt gedrungen. Graf von Dünois, der Commandant derſelben, ſchickte zwei vornehme Offiziere nach Chinon, um ſich nach der wahren Beſchaffenheit dieſes Abenteuers erkundigen zu laſſen. Die Nachrichten, welche ſie zurückbrachten, belebten von neuem den Muth der Beſatzung und der Bürger von Orleans.

Endlich ſtimmte auch der geheime Rath für Johannens übernatürliche Sendung, und nun entſchloß ſich der König, es mit ihr zu wagen. Man richtete ihr einen ordentlichen Hofſtaat ein, man gab ihr Offiziere, Stallmeiſter und

einen

einen Almoſenier, den Pater Johann Paquerel. Herr von Dolon, einer der klügſten franzöſiſchen Edelleute, bekam die Oberaufſicht. Auch ihren Brüdern wurde erlaubt, in ihrem Gefolge zu ſein.

Einen ſehr ſchönen Degen, den ihr der König zum Geſchenk machte, nahm ſie nicht an; ſie wollte keinen andern Degen haben, als den der unter dem Hochaltar der Katharinen-Kirche zu Fierbois vergraben liege. Niemand wollte jemals von dieſem Degen etwas gehört haben; man grub aber nach und fand ihn. Herr von Dolon ließ ihr eine Rüſtung machen. Auſſerdem verlangte ſie noch eine Standarte, welche ſie beſtändig entweder ſelbſt in der Hand führte, oder vor ſich hertragen ließ.

Der König übergab ihren Befehlen ungefähr ſechstauſend Mann. An der Spitze dieſer Truppen gieng ſie den 19 März 1429 nach Blois. Der Erzbiſchof von Rheims, Renaut von Chartres, und Herr von Gaucourt der Oberhofmarſchall des Königs begleiteten ſie. Zu Blois ließ ſie ihre Mannſchaft einige Tage Halt machen, und während dieſer Zeit wurde eine große Zufuhr von Lebensmitteln in Bereitſchaft geſezt, welche in die belagerte Stadt geſchafft werden ſollten.

Vor

Vor ihrem Aufbruch diktirte ſie einen Brief an die Engländer, der ſo anfieng:

† Jeſus, Maria, †

„König von England, und Ihr Herzog von „Bedfort der Ihr Euch einen Regenten „Frankreichs nennt, Ihr Wilhelm von Pou„le, Graf von Suffort, Johann Talbot und „ihr Thomas von Eſclaves, ihr ſogenannten „Lieutenants des Herzogs von Bedfort, ihr alle „ſollt und müßt dem Könige des Himmels ge„horchen und die guten Städte wieder zurück„geben, die ihr in Frankreich weggenommen „und beſchädigt habt. Die Jungfrau iſt „hier, eine Geſandtin Gottes, ſie will das „königliche Geſchlecht wieder auf den Thron „ſezen, u. ſ. w.“

In dieſem Briefe verlangte ſie von den Engländern die Aufhebung der Belagerung von Orleans, und drohte ihnen, mit bäuriſchen Ausdrücken, Tod Verderben und Verjagung, wenn ſie ihr nicht gehorchen und ganz Frankreich räumen würden.

Die Engländer empfiengen dieſen Brief mit tiefer Verachtung gegen die Verfaſſerin, und wollten ſogar den Herold aufhängen laſſen, der ihn gebracht hatte. Allein der Graf von Dünois

nois drohte, alle die Engländiſchen Offiziere, die ſich wegen Auswechſelung der Kriegsgefangenen bei ihm befanden, umbringen zu laſſen, wenn der Herold nicht wohlbehalten zurückkommen würde. So kam er denn, aber freilich ohne Antwort, wieder an.

Ehe die Truppen Blois verlieſſen, hielt Johanne die ſämtlichen Generale an zu beichten und das Abendmal zu empfangen, und nun verſprach ſie ihnen den unmittelbaren Schuz des Himmels. Unter der Zahl dieſer Generale waren der Marſchal von Sainte Severe Bouſſac, der Marſchall von Laval, die Herrn von Geaucourt, la Hyre, Pothon von Saintrailles, von Loré, der Admiral Culan, und viele andere, die ſich als gute Feldherrn berühmt gemacht haben. Man muß ſich in der That wundern, daß alle dieſe Männer ſich jezt ganz den Einfällen eines Bauermädchens unterwarfen.

Als dieſe Truppen mit den Proviantwägen aus Blois zogen, mußte auf ihren Befehl die ſämtliche Geiſtlichkeit dem Zuge vorangehen; und vor ihnen her trug der Almoſenier Johannens Panier, worauf Jeſus Chriſtus am Kreuze gemahlt war.

Wir

Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir dieser Wunderthäterin auf ihrer kriegerischen Laufbahn Schritt vor Schritt folgen wollten. Wir bemerken nur im allgemeinen, daß nicht nur dieser Zug glücklich nach Orleans kam, ohne daß die Engländer auch nur eine Bewegung machten ihn anzugreifen, ob sie gleich weit stärker waren; sondern daß überhaupt, da vorher hundert oder zweihundert Engländer öfters tausend Mann königlicher Truppen geschlagen hatten, jezt nach Johannens Ankunft vier bis fünfhundert Franzosen die ganze Armee der Engländer aus dem Felde zu schlagen vermochten, und daß die muthvolle Anführerin binnen acht Tagen die Feinde zwang, die Belagerung aufzuheben. Die Engländer stellten sich zwar, nachdem sie ihre Linien verlassen hatten, auf der Ebene in Schlachtordnung, aber sie erwarteten nicht einmal den Angriff, sondern zogen sich ganz eilig zurück. Johanne hatte selbst jeden Ausfall der Belagerten und jeden Angriff kommandirt, und sich überall so auszeichnend wie der tapferste Heerführer betragen.

Der Herzog von Bedford sagt in einem Briefe, den er nach England schrieb, unter andern

andern folgendes von dieſen Begebenheiten: „Alles iſt glücklich gegangen bis auf die Be„lagerung von Orleans, die Gott weiß auf „weſſen Rath und zu welcher unſchicklichen „Zeit unternommen wurde Den Rückzug un„ſerer Truppen verurſachte hauptſächlich, ſoviel „ich weiß, eine bloße abergläubiſche Furcht vor „einer Weibsperſon, die ſich die Jungfrau „nennt, in der That aber eine wahre Schüle„rin des Satans und von der Hölle ausge„ſpien iſt. Ihre Kunſt beſteht in Zaubermitteln „und Beſchwörungen. Nicht nur eine große Men„ge unſrer Soldaten iſt durch dieſe unglückliche Be„lagerung und bei dem Rückzuge umgekommen, „ſondern auch der Ueberreſt iſt ganz muthlos; „die Feinde hingegen ſind kühner geworden „und verſammeln ſich jezt in weit größerer Anzahl.

Sobald Orleans frei war, begab ſich Johanne zu dem König, der ſich zu Loches aufhielt und ſtattete ihm Bericht ab. „Edler „Dauphin, ſagte ſie, die Belagerung iſt aufge„hoben, und dies iſt die erſte That, die ich „auf Befehl des Königs des Himmels für Eu„ren Dienſt zu vollbringen hatte. Jezt iſt mir „noch übrig, Euch ſicher und wohlbehalten zur

„königlichen Krönung nach Rheims zu führen.
„Zweifelt nicht, daß man Euch dort willig
„aufnehmen werde, daß von nun an alles für Euch
„glücklich gehen und daß jede Verheiſſung, die ich
„Euch im Namen des himmliſchen Königs gemacht
„habe, ganz unfehlbar erfüllt werden wird.“

Johanne wurde von dem Könige und dem ganzen Hofe mit den ausgezeichnetſten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Allein der Vorſchlag, den König nach Rheims führten, fand neue Schwierigkeiten. Man hatte mehr als ſiebenzig franzöſiſche Meilen durch ein von Feinden beſeztes Land zu machen; man mußte große Flüſſe, die Loire Seine und Marne, und noch verſchiedene kleinere paſſiren; ſo viele Städte zwiſchen Loches und Rheims lagen, ſo viele Belagerungen hatte man auch vorzunehmen; und Rheims ſelbſt mußte erſt erobert werden, denn es war von Feinden beſezt; das ſchlimmſte aber von allen war, daß es an Gelde fehlte.

Alle dieſe Zweifel und Bedenklichkeiten löste unſre Heldin damit, daß ſie ſich auf die Befehle des Himmels berief. Fünftauſend Reiſige und ſechstauſend Fußknechte wurden beſtimmt, den König nach Rheims zu begleiten.

Der

Der Herzog von Alencon ſollte nebſt Johannen dieſe Truppen kommandiren.

Der Zug gieng ſehr glücklich. Gergeon ward in zwei Tagen mit Sturm erobert; achthundert Engländer kamen dabei ums Leben. Johanne, die erſte auf der Mauer, wäre beinahe durch einen großen Stein getödtet worden. Nancy und Beaugency wurden beinahe ohne Schwertſtreich weggenommen. Um dieſe reiſſenden Fortſchritte zu hemmen, ſammelten ſich die Engländer zu Patay, fünf Lieues von Orleans, und boten den Franzoſen eine Schlacht an. Aber auch hier wurden ſie geſchlagen, und verloren mehr als viertauſend Mann an Todten und Gefangenen.

Nach dieſem Siege wollten Karls Generale gegen die Normandie anrücken. Allein Johanne widerſezte ſich, und es blieb beim Marſch nach Rheims. Am 19 Junius 1429 brach der König mit einer Armee von zwölftauſend Mann von Gien auf. Johanne war mit ihrem Panier immer an der Spize des Zuges, und ließ die Trupen ſo große Tagmärſche machen, als nur immer möglich war.

Als die Armee vor Auxerre kam, war Johanne mit den meiſten Generalen darüber ein-

verstanden, man müsse den frischen Muth der Truppen benuzen, und sogleich die Belagerung der Stadt anfangen, denn wenn man erst diesen Plaz erobert hätte, so würden sich die übrigen Städte ohne Widerstand ergeben. Allein die Einwohner waren schlau genug, diesen Schlag von sich abzuwenden. Sie brachten den Herrn von Trimouille, den ersten Liebling des Königs, durch ein Geschenk von zweihundert Thalern in Golde auf ihre Seite, und der schwache König ließ sich von ihm leicht bereden, daß es rathsam sei die Stadt zu schonen, um den Herzog von Burgund zu gewinnen mit dessen Partei sie es halte, und daß überdies die Belagerung auch die vorhabende Krönung zu lange verzögern würde. Zu diesen Gründen kam übrigens noch ein anderer nicht weniger einleuchtender; die Einwohner nämlich versprachen, die ganze Armee mit Lebensmitteln zu versehen, und Schiffe zum Uebergang über den Fluß anzuschaffen.

Der Zug gieng also hier ruhig vorbei auf St. Florentin, das sich sogleich ergab; und man näherte sich jezt Troyes. Allein diese Stadt machte Anstalten zu einer lebhaften Gegenwehr. Zudem mangelte es hier der Armee des Königs ganz an Brode,

Brode; man mußte nur noch von Bohnen leben, und hatte ſelbſt von dieſen nicht genug. Der königliche geheime Rath war bei dieſer mißlichen Lage der Dinge wieder in Verlegenheit. Ein Theil war der Meinung, man müſſe weiter fortrücken und ſich nicht mit der Belagerung aufhalten; die übrigen Räthe hingegen hielten dafür, man müſſe den beiden Städten Chalons und Rheims kein ſolches Beiſpiel der Nachgiebigkeit zeigen, denn dieſe würden ſich ſonſt eben ſo wie die Hauptſtadt der Provinz betragen. Sie berathſchlagten noch ganz unentſchieden was zu thun ſei, als Johanne, welche ſie nicht in den Rath gezogen hatten, hereintrat. „Edler Dauphin,“ ſagte ſie zu dem Könige, „haltet Euch nicht ſo lange mit Berathſchlagungen auf, ſondern leget Hand ans „Werk, und gebt Befehl zur Belagerung. „In drei Tagen, das verſichere ich Euch bei „meinem Gott, werdet Ihr, mit Güte oder „Gewalt, die Stadt inne haben, und ganz Burgund wird ſtaunen.“ Der Kanzler und Erzbiſchof von Rheims, ein bedächtlicher Mann, der nicht gern etwas aufs Ungewiſſe wagte und eben jezt auch gegen die Belagerung geſtimmt hatte, antwortete: Johanne, wir wol-

len gerne noch acht Tage warten, wenn wir nur versichert sein könnten, daß Euer Versprechen eintrifft. „Zweifelt nicht, erwiederte sie ganz kalt; man folge mir nur, und lege Hand an, denn Gott verlangt, daß auch jeder seine Schuldigkeit thun soll.“ Ohne weiter eine Antwort abzuwarten, gieng sie weg, stieg zu Pferde, ritt in den Stadtgraben und rief nach Holz, Faschinen und Sturmleitern. Im Augenblick waren die Truppen in Bewegung, stellten sich nach ihren Befehlen in Ordnung und liefen Sturm. Die Einwohner verlangten zu kapituliren und ergaben sich.

Johanne wurde von dem Könige und seinen Hofleuten mit den größten Ehrenbezeugungen überhäuft. Allein sie lehnte alle Lobeserhebungen bescheiden von sich ab, und versicherte immer, daß die Ehre aller ihrer Thaten allein dem Könige des Himmels gebühre.

Mit der natürlichen Indolenz des Königs bekannt, ließ Johanne ihm nicht Zeit, sich lange zu besinnen. Sie gab nicht zu, daß er eine Nacht in Troyes zubrachte; er mußte auf der Stelle nach Chalons vorrücken. Die Einwohner kamen ihm entgegen und überreichten ihm die Schlüssel der Stadt. Nun gieng es eben so

schnell

schnell auf Rheims los, der König fürchtete hier einen starken Widerstand zu finden, und war deshalb um so mehr in Sorgen, da es seiner Armee an allem fehlte, was zu einer regelmäßigen Belagerung nöthig war. Allein Johanne sprach ihm Muth ein; sie ermahnte ihn, seinen Zug nur herzhaft fortzusezen, die Bürger würden ihm friedlich entgegen kommen. Ihre Prophezeihung traf auch glücklich ein; der König hielt Sonntags den 7 Julius 1729 seinen Einzug in Rheims.

Nach der Krönung, welche ohne Widerstand vollzogen wurde, fiel Johanne dem Monarchen zu Füßen, und sagte: „Durchlauchtiger Kö„nig, ich danke Gott, daß er alles, was ich „auf seinen Befehl Euch verkündigen mußte, „so glücklich und in so kurzer Zeit hat in Er„füllung kommen lassen, und daß Ihr nunmehr „für den wahren und rechtmäßigen König in „Frankreich anerkannt seid. Zweifelt auch fer„ner nicht, daß alle Eure Angelegenheiten von „Tag zu Tag einen glücklichern Fortgang ge„winnen werden, und daß alles das, was ich Euch „vorausgesagt habe, zu der von Gott bestimmten „Zeit geschehen wird. Und nun ist meine Sen„dung vollendet."

Sie machte nun auch wirklich Anstalten, den König und die Armee zu verlassen. „Ich „will nunmehr, sagte sie, gern wieder zu meinen „Eltern zurückkehren, und mit ihnen wieder ein „ländliches Leben führen, denn ich bin der „Kriegsunruhen überdrüssig.“ Allein der König und seine Räthe widersezten sich diesem Vorhaben. Johannens Gegenwart war sehr nöthig, sowol um bei den Soldaten das Vertrauen auf unmittelbare göttliche Hülfe, als bei den Feinden die Furcht vor einer solchen Anführerin noch länger zu erhalten. Sie gab diesen Vorstellungen nach, und blieb bei der Armee. Allein, da sie ihre Sendung für beendigt ansah, hielt sie sich von nun an blos in den Schranken des Gehorsams, machte keine Anordnungen, und mischte sich nicht weiter in die Berathschlagungen der Generale, versprach aber doch immer Sieg und Waffenglück.

Der König kam endlich mit der Armee nach St. Denis. Alle auf diesem Wege befindlichen Städte ergaben sich ihm freiwillig. Nun machte man einige Versuche auf Paris. Johanne befand sich immer im ersten Gliede. Ein Schuß von einer Armbrust verwundete sie am Schenkel; doch war die Wunde bald wieder geheilt. Sie er-

ermunterte ihre Mitstreiter, die Stadt mit stürmender Hand wegzunehmen. Allein die Armee war zu schwach, eine so große Stadt mit Gewalt zu erobern. Der König zog sich also nach Chapelle und von da nach St. Denis zurück.

Hier weihte Johanne ihre Waffen, in der Kirche der Abtei, feierlich dem Himmel als ein Dankopfer für die Errettung aus allen bisherigen Gefahren. Als nachher der König, auf die Einladung der Bürger von Lagny an der Marne, sich dahin begab, war Johanne auch in seinem Gefolge. Hier, erzählt man, habe sie ein Wunder gethan. Man brachte ein todtgebornes Kind in die Kirche, das schon drei Tage gelegen, und alle Zeichen der Fäulniß an sich hatte. Die Mädchen der Stadt begleiteten die kleine Leiche und baten Johannen, mit ihnen gemeinschaftlich Gott anzuflehen, daß er so barmherzig sein wolle, dem Kinde nur einige Minuten das Leben zu schenken, damit es getauft werden könne. Johanne betete mit den andächtigen Schönen, und siehe da, das Kind fieng an einige Bewegungen zu machen, gähnte und bekam wieder Farbe. Es wurde getauft, und nach dieser Handlung verschied es wieder.

Karl hatte sich inzwischen in die Provinz Berri begeben, und belagerte Charité an der Loire. Die Stadt wehrte sich aber so tapfer, daß des Königs Truppen beinahe den Muth verloren, und die Belagerung schon aufgehoben werden sollte. Johanne kam, ihre Gegenwart flößte den Truppen wieder Muth ein, und sie eroberten mit ihr die Stadt im Sturm.

Da jetzt alle Städte rund um Paris her sich dem Könige ergeben hatten, so erschwerte dies die Zufuhr zu der Hauptstadt, und es entstand in Paris ein großer Mangel an Lebensmitteln. Die Einwohner forderten den Herzog von Burgund auf, sie aus dieser ängstlichen Lage zu reissen, und dieser belagerte also, Compiegne zu belagern. Sogleich eilte auch Johanne den Belagerten zu Hülfe. Den 24 Mai 1430, am Abend vor Himmelfahrt, kam sie in der Stadt an, und machte, ohne erst lange auszuruhen, mit der Besatzung einen so lebhaften Ausfall, daß sie die Feinde verschiedenemal bis in ihr Lager zurücktrieb. Endlich aber kam sie ins Gedränge, wurde von ihren Leuten abgeschnitten und vom Pferde geworfen; sie mußte sich also dem Offizier, der ihr am nächsten war, gefangen geben.

Man

Man kann ſich leicht denken, was für einen Eindruck auf beiden Seiten dieſer Zufall verurſacht habe; den Schrecken und die Traurigkeit der Belagerten, die ſich ganz auf den Beiſtand dieſer Heldin verlaſſen hatten; und den Jubel auf der andern Seite bei der Armee des Herzogs von Burgund. In Paris feierte man Freudenfeſte, man erleuchtete die Stadt und ſang in der Hauptkirche ein feierliches Te Deum. Die Pfaffen dankten Gott öffentlich auf den Kanzeln, daß er dieſe Zauberin endlich der Gerechtigkeit überliefert habe.

Die Gefangene war von dem Offizier, dem ſie ſich ergeben hatte, dem General Grafen von Ligny überliefert worden und wurde nun von einem Schloſſe aufs andere geführt. Als ſie ſich auf dem Schloſſe Beaurevoir in Artois befand, gab man ihr die ungegründete Nachricht: Compiegne ſei aufs äuſſerſte gebracht; die Stadt habe zwar Kapitulation angeboten, aber man wolle das Anbieten nicht annehmen, ſondern die ſämtlichen Einwohner ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts über die Klinge ſpringen laſſen, um den übrigen für Karln geſtimmten Städten ein warnen-

des Beiſpiel aufzuſtellen. Johanne, durch dieſe Nachricht innigſt gerührt, beſchloß alles zu wagen, um der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen. Sie ſprang vom Thurm des Schloſſes hinab. Allein ſie fiel ſo unglücklich, daß ſie nicht weiter konnte, und wurde wieder ergriffen. — Vor Compiegne ereignete ſich inzwiſchen gerade das Gegentheil von jener Nachricht. Die Feinde mußten die Belagerung aufheben, und verloren einen großen Theil ihrer Armee und alles Gepäck.

Sobald die Nachricht von Johannens Gefangennehmung nach Paris gekommen war, erließ die Univerſität von Paris, voll unbegränzten Eifers für die Partei der Engländer, zwei Briefe vom 27 Mai 1430, den einen an den Herzog von Burgund, den andern an den Grafen von Ligny, und bat, das Mädchen dem Glaubensinquiſitor und dem Biſchof von Beauvais zu überlaſſen. Um die Gefangene in dieſe Hände zu bringen, beſchuldigte man ſie der Zauberei, und behauptete: alle Zauberer und Hexen ſeien der Gerichtsbarkeit des Biſchofs ihres Kirchſprengels und der Inquiſition ausſchließend unterworfen. Damit ſie aber deſto weniger der Gewalt des Biſchofs von

von Beauvais entgehen möchte, so gab man vor, sie sei innerhalb den Gränzen seines Sprengels gefangen worden, ungeachtet sich selbst aus den Prozeßakten offenbar ergiebt, daß sie innerhalb der Diöces von Soissons in die Gewalt ihrer Feinde gekommen war.

Von Seiten der königlichen Partei machte man zwar einige Versuche, Johannen wieder auszulösen. Allein da die Gegner diesen Vorschlägen kein Gehör gaben, so blieb es bei jenen Versuchen, ohne daß man weiter einen Schritt gethan hätte, sie aus den Händen des Henkers zu retten. Man würdigte sie nicht einmal, soviel für sie zu thun, als vormals zu Orleans für jenen Herold geschehen war, den sie mit ihrem Briefe an die Engländer abgeschickt hatte. So wenig achtete man die Pflicht, dieses unglückliche Mädchen, dem man so viel zu danken hatte, zu befreien, da sie doch lediglich als Kriegsgefangene in der Gewalt ihrer Feinde war, und folglich durch solche Mittel gerettet werden konnte. Allein Karl handelte bloß nach den Eingebungen seiner Hofleute, und diese, längst neidisch auf Johannens Ruhm, hatten kein Interesse, ihre Befreiung zu befördern.

Der

Der Bischof von Beauvais ergriff mit gröſ-
ter Begierde diese Gelegenheit, seine Anhäng-
lichkeit an den König von England zu bewei-
sen. Ohne erst einen förmlichen Auftrag ab-
zuwarten, forderte er den Herzog von Bur-
gund und den Grafen von Ligny selbst auf,
ihm die berüchtigte Zauberin zu übergeben,
damit er ihr den Prozeß machen könne. Der
Graf, dessen Gefangene jetzt Johanne war,
wollte sie aber anfänglich nicht ausliefern.
Seine Gemahlin hatte ihn einigemal fußfällig
und mit Thränen gebeten, er möchte doch ein
Mädchen, das sich durch Herzhaftigkeit und
Größe des Geistes so vortheilhaft ausgezeichnet
habe, und dem die Gesetze der Ehre und des
Krieges selbst ihren Schutz versprächen, da sie
sich als Kriegsgefangene unter die Obhut ihrer
Ueberwinder begeben habe, nicht einem gewissen
schmählichen Tod überliefern. Allein die
Engländer boten ihm zehntausend Franken, und
dieses Motiv überwog alle andere Gründe.
Johanne wurde von ihm im November 1430
den Händen ihrer anmaßlichen Richter über-
geben.

Die Universität zu Paris verfertigte am
21 desselben Monats an den König von Eng-
land

land, den sie für den rechtmäßigen Beherrscher Frankreichs erkannte, ein Buttschreiben wegen Johannens Bestrafung. Die Gefangene wurde nach Rouen gebracht. Am 3 Jänner 1431 erließ der König von England einen förmlichen Befehl an den Bischof von Beauvais, dem berüchtigten Mädchen von Orleans den Prozeß zu machen.

Man hatte viele Mühe, einige Beisizer zu diesem Tribunale zu bekommen, dessen Errichtung der Bischof mit solcher Hize betrieben hatte. Verschiedene Geistliche, die dazu aufgefordert wurden, schlugen den Antrag aus. Der Zorn des Bischofs, (Peter Cauchon ist der Name dieses Mannes, der wegen seiner Niederträchtigkeit wegen seines ausschweifenden Lebens und wegen seiner Erpressungen in gleichem Grade verachtet und gehaßt war) wurde dadurch so sehr wider jene Geistlichen erregt, daß einige von ihnen wirklich in Lebensgefahr kamen, andere die Stadt Rouen verlassen mußten. Ein einziger Zug, den wir aus den Prozeßakten anführen wollen, wird hinreichend beweisen, mit welchen Gesinnungen dieser Prälat sein Richteramt antrat. Er schickte einen Bürger von Rouen, Namens Moreau, in Johannens Heimath,

math, um durch ihn Erkundigung wegen ihrer schlechten Aufführung einziehen zu lassen. Moreau hörte nicht das mindeste von einer schlechten Aufführung des Mädchens, und brachte im Gegentheil die Nachricht zurück, daß man in jenen Gegenden mit den größten Lobeserhebungen von Johannens Sitten und Lebenswandel rede. Darüber war der Bischof so ergrimmt, daß er den ehrlichen Moreau, anstatt einer Belohnung für seine Reise, mit den gröbsten Schimpfreden fortschickte.

Den 21 Februar 1431 begann der Prozeß. Johanne erschien vor ihren Richtern. Ihre erste Bitte war, das Gericht möchte eben so viele Geistliche von der Partei des Königs von Frankreich zu Beisitzern wählen, als deren von der Engländischen Partei gegenwärtig wären. Ferner bat sie, man möchte sie in ein Gefängniß der Kirche bringen und ihr die Fesseln von den Füßen nehmen lassen, weil sie vor einem geistlichen Gerichte stehe; und endlich man möchte ihr, da sie erst neunzehn Jahre alt und also noch minderjährig sei, einen Beistand zugeben. Alle diese Bitten wurden aber abgeschlagen.

Man

Man nöthigte sie hierauf, den gewöhnlichen Eid, daß sie in allem die Wahrheit sagen wolle, abzulegen. Sie that dies zwar, doch mit dem Vorbehalt, daß sie von den geheimen Angelegenheiten, worüber sie mit dem Könige gesprochen habe, nicht ein Wort entdecken werde; es solle ihr nichts in der Welt auch nur die kleinste Aeusserung darüber abnöthigen. Dies hat sie auch standhaft gehalten.

In der nämlichen Sizung untersagte ihr der Bischof von Beauvais alle Versuche aus ihrem Gefängniß zu entfliehen. Sie antwortete aber ganz freimüthig: diesem Verbote glaube sie nicht gehorchen zu müssen, und wenn sie Mittel fände, sich aus ihrem Gefängnisse zu befreien, so würde es ihr niemand verdenken, wenn sie davon Gebrauch machte.

Am folgenden Tage, den 22 Februar, wurde sie über den Beweggrund gefragt, der sie bestimmt habe, sich zum Könige zu begeben. Sie antwortete: sie sei durch göttliche Eingebung dazu getrieben worden. Man las ihr den Brief vor, den sie von Blois aus gleich nach ihrer Ankunft den Engländern zugeschickt hatte. Sie bemerkte aber unter dem Vorlesen, daß man nicht das wahre Original habe, und gab

sehr

sehr genau an, welche Stellen ächt und welche unterschoben waren. Besonders wurde sie diesmal darüber befragt, was für Erscheinungen und Offenbarungen König Karl gehabt habe. Allein sie weigerte sich standhaft, hierauf zu antworten, und sagte, man müsse sich nur an diesen Fürsten selbst wenden, wenn man davon unterrichtet sein wolle.

Eben so betraf die ganze dritte Sizung, den 24 Februar, nichts anders als Fragen über gewisse Umstände, die sich auf den König bezogen. Johanne benahm sich aber dabei mit einer Discretion, die durch nichts erschüttert werden konnte.

In der vierten Sizung, den 27 Februar, befragte man sie unter andern auch über gewisse Dinge, worüber König Karl sie schon ehedem durch seine Räthe hatte vernehmen lassen. Sie verwies aber die Richter an die Protokolle, die zu Poitiers darüber nachgesehen werden könnten.

In dem fünften Verhöre, den 2 März, verkündigte sie den Richtern: „Ehe noch sieben „Jahre verliefen, würden die Engländer einen „weit größern Verlust leiden, als derjenige gewesen sei, den sie vor Orleans gehabt haben. „Sie würden alles verlieren, was sie jezt in „Frank-

„Frankreich besäßen, und eine Niederlage er„leben, der keine der bisherigen gleiche. Gott „werde den Franzosen einen vollkommnen Sieg „schenken, und dadurch dies alles in Erfüllung „bringen."

Um sie lächerlich zu machen, fragte man: ob die Heiligen, von deren Erscheinung sie so viel zu rühmen wisse, auch Haare haben? Sie antwortete lächelnd: das ist wohl ein wissenswürdiger Umstand! Ferner fragte man sie: in welcher Sprache die heilige Margaretha mit ihr rede, ob sie nicht Englisch spreche? Wie sollte diese Heilige Englisch sprechen — erwiederte die Gefangne — da sie nicht von der Partei der Engländer ist? In dieser Antwort lag ein sehr treffender Vorwurf für ihre Richter, welche sämtlich geborne Unterthanen des Königs von Frankreich waren. Ueberhaupt antwortete Johanne auf alles mit einer Klugheit, die ihr Alter und ihre Erziehung weit übertraf.

In der sechsten Gerichtssitzung, den 3 März, bemühten sich die Richter, durch allerlei verfängliche Fragen die Angeklagte zu verwirren und in Widersprüche zu verwickeln. Allein sie

entgieng durch Muth und Klugheit glücklich ihren Schlingen. Die Zumuthung, daß sie die männliche Kleidung ablegen solle, wies sie standhaft ab. Wegen des Kindes, das zu Lagny auf ihr Gebet zum Leben erwacht sein sollte, wurde ebenfalls eine sehr strenge Untersuchung angestellt. Sie sagte aber darauf bloß: es sei ein Werk der Barmherzigkeit Gottes gewesen, der sich durch das inbrünstige Gebet der sämtlichen Jungfrauen der Stadt habe bewegen lassen, dem Kinde das Leben zur Taufe wieder zu schenken.

Während dieser Zeit entstand ein Verdacht wider den Bischof von Beauvais, er habe die Gefangne durch ein Karpfenragout vergiften wollen. Soviel war richtig, daß sie sich übel befand und von einem heftigen Erbrechen befallen wurde, sobald sie von dieser Speise, die der Bischof in seiner Küche hatte bereiten und ihr zum Geschenk machen lassen, genossen hatte. Auch war man ihr nicht einmal mit einem Heilmittel zu Hülfe gekommen. Sie beklagte sich bitterlich über diesen Angriff auf ihr Leben. Allein, anstatt aller Genugthuung wurde sie von dem Fiskal, der bei ihrem Prozeß angestellt war, mit einer Menge von groben Schimpfworten überhäuft.

In

In dem ſiebenten Verhör, den 10 März, behauptete ſie ſtandhaft: ſie ſei jenſeits der Brücke von Compiegne, folglich auſſer dem Sprengel des Biſchofs von Beauvais, gefangen genommen worden. In demſelben Verhör drang man wieder in ſie, zu ſagen, was für ein Zeichen ſie dem Könige zum Beweis ihrer Sendung gegeben habe. Allein ſie gab darauf keine Antwort.

Montags, den 2 März, hatte ſie zwei Verhöre auszuſtehen, Vormittags und Nachmittags. In dem leztern fiel gar nichts bemerkenswerthes vor. Vormittags aber wurde ihr mit vieler Bitterkeit der Vorwurf gemacht, daß ſie zu Neufchateau in Lothringen einen jungen Menſchen wegen eines Eheverſprechens in Anſpruch genommen habe. Wäre dieſer Umſtand auch wahr geweſen, ſo konnte er doch auf keinen Fall hieher gehören. Allein noch überdies verhielt ſich die Sache gerade umgekehrt. Ein junger Menſch, der ſich in Johannen verliebt hatte, war auf den Einfall gekommen, ſie durch ein vorgeſchüztes Eheverſprechen nöthigen zu wollen, daß ſie ſeine Frau werden ſollte; die Obrigkeit hatte ihn aber abgewieſen. Johanne berief ſich auf eine gerichtliche

liche Beglaubigung dieser Thatsache, und versicherte: sie habe ihre Jungfrauschaft Gott gewidmet, und wolle so lange Jungfrau bleiben, als es Gott gefallen werde, sie in diesem Zustande zu lassen.

In den drei folgenden Verhören wurden immer die vorigen Gegenstände wiederholt. Johanne betrug sich mit aller der Unerschrockenheit und Freimüthigkeit, welche die Unschuld vor dem ungerechten Richter behaupten kann. Sie verkündigte aber ihren Richtern und besonders dem Bischof von Beauvais göttliche Strafen, wenn man ihr nicht Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen würde.

Am 15 März wurde das dreizehnte Verhör über sie gehalten. Die Richter hatten jezt ihren Plan mehr dahin bestimmt, sie zur Kezerin zu machen, um sie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Man beschuldigte sie also, daß sie Kezereien hege, ohne doch den mindesten Beweis der Beschuldigung vorzubringen, und man ermahnte sie, ihren Glauben dem Ausspruch der Kirche zu unterwerfen. Johanne ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. Sie antwortete: wenn sie etwas gesagt haben sollte, das den Glaubensartikeln wi-

widerſtreite, ſo dürfe man es ihr nur anzeigen, ſie ſei jeden Augenblick bereit, ihre Meinung zu ändern, ſobald man ſie überführe, daß ſie ſich im Irrthum befinde.

Da ſie verſchiedenemal den Vorſaz, aus dem Gefängniß zu entwiſchen, geäuſſert hatte, ſo wurde ſie auch darüber wieder ſcharf befragt. Sie antwortete darauf: wenn es Gottes Wille ſei, daß ſie durchkommen ſolle, ſo werde ſie es mit Freuden thun, aber ſie werde niemals Gewalt brauchen. Uebrigens bat ſie jezt inſtändigſt, daß man ihr erlauben möchte, Meſſe zu hören. Sie hatte dieſelbe Bitte bei mehrern ſchon vorhergegangenen Verhören vorgebracht. Allein, auch die dringendſten Bitten konnten den Biſchof nicht bewegen, ihr dieſe Vergünſtigung zu ertheilen.

In der vierzehnten Gerichtsſizung, den 17 März, bemühten ſich die Richter beſonders, die Angeklagte in Verwirrung zu ſezen, ſie mit verfänglichen Fragen zu ängſtigen, und ihr Widerſprüche abzulocken. Sie befragten ſie, ohne allen Zuſammenhang, bald über ihre Kleidung, bald über das Weſen der Engel; bald, was ſie von der heiligen Katharine und Margarethe halte, bald, ob ſie glaube, daß Gott die

Franzoſen liebe und die Engländer haſſe, oder ob ſie nicht glaube, daß dieſe bei Gott einen Vorzug vor jenen haben möchten? Beſonders machten die unter den Richtern befindlichen Mönche es ſich zum Geſchäfte, alle auf einmal die verwirrteſten Dinge zu fragen, damit ſie nicht wiſſen ſollte, was und wem ſie zu antworten habe. Allein Johanne ließ ſich auch dadurch nicht irre machen. Ihr guten Brüder, ſagte ſie, wenn ich euch antworten ſoll, ſo muß einer nach dem andern fragen. Eben ſo blieb ſie auch ganz unerſchüttert bei ihrer Behauptung, daß die Engländer noch aus ganz Frankreich würden verjagt werden. Auch verſicherte ſie: ſie ſei bereit, lieber zu ſterben, als das geringſte von dem zu bereuen, was ſie auf göttlichen Befehl zum Dienſte des Königs gethan habe, und ſie erwarte dafür keine andre Belohnung als ihrer Seele Seeligkeit.

Am Nachmittag deſſelben Tages war das fünfzehnte Verhör. Der Gegenſtand deſſelben betraf hauptſächlich ihre beharrliche Weigerung, die männlichen Kleider abzulegen. Man verſprach ihr, daß ſie zu Oſtern eine Meſſe hören ſollte, wenn ſie weibliche Kleider anlegen würde.

de. Allein, so groß auch ihr Verlangen war, die Pflichten der Religion zu erfüllen, so wollte sie doch diese Bedingung nicht eingehen. Sie gab drei Ursachen dieser Weigerung an. Erstlich, sagte sie, habe sie göttlichen Befehl erhalten, Soldatenkleider zu tragen; zweitens, schicke sich diese Kleidung weit besser als die weibliche für eine Person, die unter Soldaten leben müsse; und drittens sei sie im männlichen Anzuge weit sichrer vor muthwilligen Anfällen auf ihre Person.

Sie hatte wirklich während ihrer Gefangenschaft schon verschiedene harte Angriffe auf ihre Keuschheit ausstehen müssen. Im Anfang ihres Arrests wollte sie sich dem Willen ihrer Richter fügen, und zog weibliche Kleider an. Allein fünf oder sechs Engländische Soldaten, die sie bewachten, giengen auf das unverschämteste mit ihr um, und nur durch eine Art von Wunder behielt sie Kräfte, sich gegen die unkeuschen Anfälle dieser Bösewichter zu vertheidigen. Sie beklagte sich mehrmals darüber sowol bei dem Grafen von Warwick als bei dem Bischof von Beauvais, und bat um Schuz. Allein, da niemand auf ihr Bitten achtete, so hatte sie kein andres Mittel, als die männliche

Kleidung wieder anzulegen, und nimmer ganz angezogen zu schlafen. — Ein englandischer Offizier wagte demunerachtet noch einen neuen Versuch, und diesmal würde all ihre Vertheidigung nichts geholfen haben, hätte nicht die Kriegskleidung, die sie wieder angelegt hatte, seinen wollüstigen Versuchen unüberwindliche Hindernisse entgegengesezt.

Als die Herzogin von Bedfort, die Schwester des Herzogs von Burgund erfuhr, daß die Gefangne sich gegen solche Angriffe so standhaft vertheidige, war sie, vermuthlich weil ihr dies Betragen sonderbar vorkommen mochte, begierig zu erfahren, ob Johanne auch wirklich den Schaz noch besize, dessen Verlust sie so sehr zu fürchten schien. Sie wußte es also zu veranstalten, daß eine Untersuchung vorgenommen wurde. Der Herzog von Bedfort hatte die unverschämte Neugierde, einen Zeugen dabei abgeben zu wollen. Er ließ in einem Nebenzimmer ein Loch in die Wand machen, durch welches er der Besichtigung zusah. Eine ungesittete niederträchtige Handlung die zu seinem übrigen schlechten Betragen wol paßte! — Inzwischen war die Folge dieser Untersuchung, daß die Herzogin, von der Unschuld der Gefan-

fangnen vollkommen überzeugt, Maßregeln treffen ließ, um sie vor allen fernern Mißhandlungen dieser Art zu schützen.

Bei allem dem schenten sich doch die Hochwürdigen Richter nicht, in dem besagten fünfzehnten Verhör, dem Mädchen die ungeziemendsten Fragen über ihre Jungferschaft und über den Ehestand vorzulegen. Mit diesen verbanden sie andre Kindereien. Unter andern fragten sie: ob die heilige Katharine und die heilige Margarethe Ohrringe und Armbänder trügen? Gebt mir nur die meinigen wieder, die ihr mir genommen habt, antwortete Johanne dem Bischof. Ferner befragte man sie über ihre Fahne und über die Kreuze, die sie in ihren Briefen vor und nach den Worten Jesus, Maria, malte. Sie hatte meist auf alle Fragen ernsthaft und ohne Bitterkeit geantwortet; auf diese leztere aber erwiederte sie lachend: diese andächtige Gaukelei habe ich von den Geistlichen gelernt.

Nach dem Schluß ihrer sämtlichen Verhöre appellirte sie an den Papst, als den höchsten Richter in kirchlichen Sachen, und verlangte nach Rom gebracht zu werden. Der

Bischof von Beauvais, zu unerfahren in den Gerechtsamen der Französischen Kirche um zu wissen daß die Unterthanen des Königs keinesweges ihre ordentlichen Instanzen übergehen und sich den Papst unmittelbar zum Richter wählen dürfen, glaubte wirklich daß er diese Appellation würde anerkennen müssen, und fürchtete also, seine Beute zu verlieren. Um dies abzuwenden, dachte er darauf, die Gefangne bereden zu lassen, daß sie ihrer Appellation entsagen sollte. Zu diesem Ende gab er ihr einen gewissen Loiseleur zur Gesellschaft, der sich stellen mußte, als ob er ihr Mitgefangner wäre. Dieser Mensch wendete die listigsten Ueberredungen an. Allein Johanne blieb standhaft bei dem was sie einmal gesagt hatte.

Uebrigens sieht man schon aus den angeführten Auszügen der Verhöre, wie ungerecht man bei diesem Prozesse zu Werke gieng. Es ist kaum glaublich, was man sich alles erlaubte, um der Angeklagten ein Bekenntniß oder doch einen scheinbaren Widerspruch zu entreissen, wodurch man die harte Strafe, die man ihr schon vor der Untersuchung zugedacht hatte, vor der Welt hätte rechtfertigen können. Bei jeder Gelegenheit suchte man ihre Unerfahrenheit

heit in Weltshändeln und die Einfalt ihrer ländlichen Erziehung zu benuzen, um ihr eine Schlinge zu legen. Verfängliche Fragen, hundertmal doch immer mit verschiednen Formeln wiederholt, plözliche Uebersprünge von einem Gegenstande auf den andern, mehrere ganz unvermuthete Fragen über ganz verschiedne Gegenstände die nicht die mindeste Verbindung mit einander hatten auf einmal, Versicherungen daß sie dies oder jenes schon zugestanden habe welche ganz ungegründet waren — mit einem Worte, die listigsten Kunstgriffe der Schikane, alle, der Menschlichkeit und der natürlichen Billigkeit widerstreitenden Praktiken wurden wider dieses unglückliche Schlachtopfer in Bewegung gesezt.

Als die Verhöre geschlossen waren, wurden die Akten dem Fiskal übergeben, der daraus siebenzig Artikel auszog, die er als Anklagepunkte wider Johannen aufstellte. Diese Artikel wurden darauf der Gefangenen vorgelesen. Allein diese behauptete geradezu: von allen den Antworten, die man ihr in den Mund gelegt habe, sei nicht eine einzige wahr, man habe überall den Sinn ihrer Worte verändert, und oft für eine Verneinung eine Bejahung

hung unterzeſchoben; und ſie widerlegte einen dieſer Artikel nach dem andern.

Mit dieſem Vorleſen und Widerlegen der Anklagepunkte verliefen zwei Tage. Darauf erſtattete der Fiskal folgendes Gutachten: Es ſei Johanne von Arc für eine Zauberin, Wahrſagerin, falſche Prophetin, Anbeterin des Teufels, und Rottenmacherin zu halten; ſie habe alles, was ſie gethan, durch Hexerei bewirkt, die ſie unabläſſig treibe; ſie ſei gegen den katholiſchen Glauben höchſtwidrig geſinnt, gehe fremden Göttern nach, ſei vom Glauben abgefallen, läſtere den Namen Gottes und ſeine Heiligen; führe ein ärgerliches Leben, habe Aufruhr erregt, den Frieden geſtört, Grauſamkeiten begangen, überall Blutdurſt gezeigt und auch andere zum Blutvergieſſen angereizt; ſie habe aller weiblichen Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit entſagt, und ſei ohne Scham und Zucht in männlicher Kleidung herumgegangen; ſie habe göttliche und natürliche Geſetze verachtet, der Kirchenzucht vor Gott und Menſchen Hohn geſprochen, und Fürſten und Unterthanen verführt. Auch habe ſie zugelaſſen, daß ſie angebetet und ihre Hände

de und Flüße geklißt worden ſeien, wodurch ſie ſich, zum größten Aergerniß der Gläubigen, Gott und ſeinen Heiligen gleich zu ſtellen geſucht habe. Er halte alſo dafür, und bitte, daß man beſagte Johanne von Arc für eine Erzkezerin oder wenigſtens für eine der Kezerei höchſt verdächtige Perſon erklären, und dieſelbe ſodann, nach Vorſchrift der göttlichen und kirchlichen Geſeze, aufs ſchärfſte ſtrafen ſolle.

Am lezten März hielt der Biſchof von Beauvais noch ein beſondres Verhör mit der Gefangenen, in welchem er ſie hauptſächlich ermahnte, daß ſie ſich dem Willen der Kirche unterwerfen ſolle. Johanne verſprach dies zu thun, wenn man von ihr nicht verlange, daß ſie das, was ſie auf göttliche Eingebung geſagt und gethan habe, widerrufen oder die Erſcheinungen, die ſie gehabt habe, nun wieder läugnen ſolle.

Am Oſtermontag, den 2 April, verſammelten ſich die Richter und machten einen Auszug von zwölf Artikeln aus den Akten, den ſie an die Sorbonne zur Abfaſſung eines theologiſchen Gutachtens überſchickten.

Unterdeſſen ward Johanne krank. Der Kardinal von Wincheſter und der Graf von

Warwyk, als Gouverneur des Schlosses zu Rouen, waren sehr für sie besorgt. Sie schickten 2 Aerzte zu ihr, denen sie auftrugen, alle mögliche Bemühung für die Genesung der Kranken anzuwenden. Nur das Aderlassen untersagte man den Aerzten, weil man fürchtete, die Kranke möchte die geöffnete Ader zu einem Selbstmorde benuzen. Man behauptete damals, der König von England habe schlechterdings verlangt, man solle die Gefangene nicht eines natürlichen Tods sterben lassen. Freilich hatte er sie theuer genug von dem Grafen von Ligny erkauft, um sich einzubilden, daß er ein Recht habe, eine Todesart für sie zu bestimmen, und sein Wille war, sie verbrennen zu lassen.

Der Bischof von Beauvais besuchte sie während der Krankheit in dem Gefängniß. Ihn trieb ein großes Anliegen, das ihn sehr zu beunruhigen schien. Johanne nämlich hatte behauptet, es sei ihr durch übernatürliche Erscheinungen versichert worden, daß Gott dem Könige von Frankreich wider den unrechtmäßigen Besizer seiner Krone und seiner Staaten beistehen werde; und den Engländern lag sehr viel daran, von dieser Prophezeihung nichts

ins

ins Publikum kommen zu lassen oder sie doch wenigstens verdächtig zu machen, denn hätte einmal das Volk geglaubt, daß die Heiligen an der Spize der Truppen des Königs von Frankreichs ständen, so wäre es um die Engländische Partei geschehen gewesen. Diesem Uebel nun zuvorzukommen, war die Absicht des Prälaten bei diesem Besuche. Er wendete die listigsten Ueberredungen an, die Gefangene zu einem Widerruf zu bewegen; allein, alle seine Bemühungen waren fruchtlos.

Am 2 Mai begab sich der Bischof mit den übrigen Kommissarien abermals ins Schloß. Johanne wurde vorgeführt und aufs neue ermahnt, sich dem Willen und Ausspruch der Kirche zu unterwerfen. Sie antwortete: der Kirche sei sie in allem was den Glauben betreffe ganz unterwürfig; allein wegen alles dessen was sie zum Dienst des Königs gethan habe sei sie nur Gott Rechenschaft schuldig, und sie verlange, nach Rom gebracht zu werden, um sich vor dem Pabste zu rechtfertigen. Der Bischof untersagte aber dem Aktuar, diese abermalige Berufung zum Protokoll zu bringen. So, sagte Johanne, ihr schreibt wol nieder, was wider mich zu sein scheint,

scheint, aber was für mich ist, wollt ihr nicht niederschreiben. Sie verlangte darauf, man solle ihr erlauben, einen Brief an einige Herrn vom Hofe des Königs Karl abzusenden. Auch wiederholte sie das Gesuch, daß ihren Richtern einige Geistliche von der Französischen Partei zugesellt werden möchten. Allein man würdigte diese Bitten nicht einmal eines aufmerksamen Gehörs.

Sie appellirte nachher noch einmal an den Pabst. Allein diese Appellation hatte das Schicksal der beiden vorhergegangenen. Der Bruder Isambert, ein Augustiner, gab Johannen den Rath, sie solle sich auf das Concilium von Basel berufen, das eben damals gehalten wurde. Johanne wußte nicht einmal, was ein allgemeines Concilium sei; er mußte ihr also erst erklären, daß da die ganze Kirche sich durch Abgeordnete versammele, und also eben sowol Personen von ihrer Partei, als von den Engländischgesinnten anzutreffen sien. O, rief sie, weil an diesen Orten auch Leute von unsrer Partei sich befinden, so will ich mich hiermit dem Urtheile des Concilii ums zu Basel unterwerfen, und verlange, dahin gebracht zu werden.

Der

Der Biſchof von Beauvais gerieth über dieſe Appellation in den heftigſten Zorn. Schweig ins Teufels Namen, rief er dem Bruder Jſambert zu, und dem Aktuar befahl er, nicht eine Sylbe von dieſer Berufung ins Protokoll einfließen zu laſſen. Die Engländer drohten dem ehrlichen Mönch, ſie wollten ihn in die Seine werfen, wenn er ſich künftig nicht beſſer in Acht nehmen würde.

Auch der Graf von Ligny, in Geſellſchaft des Engländiſchen Biſchofs von Terouane und der Grafen Warwik und Staffort, beſuchten die unglückliche Gefangene im Schloſſe zu Rouen. Ligny ſagte ihr: er habe mit ihr wegen ihrer Auslöſung zu ſprechen. Davon glaube ich kein Wort, erwiederte die Gefangene, ihr wollt euch nur über mich luſtig machen, denn ihr habt weder den Willen noch die Macht mich los zu geben. Dies widerholte ſie einigemal. Jch weiß wol, fuhr ſie dann fort, daß ihr Engländer mich noch ermorden werdet, weil ihr nach meinem Tode ganz Frankreich zu unterjochen hofft; allein kämen auch noch hunderttauſend Mann von euch herüber, ſo

würden ſie dieſes Reich doch nicht erobern. Der Graf Staffort kam über dieſe Rede ſo in Hize, daß er Johannen mit ſeinem Degen durchbort haben würde, wenn ihn nicht der Graf von Warwik zurückgehalten hätte.

Am 9 Mai kam der Biſchof von Beauvais noch einmal ins Gefängniß, und bedrohte Johannen mit der Folter, wenn ſie nicht künftig ſo reden würde, wie er es haben wolle. Er ließ auch die Folterwerkzeuge vor ihren Augen in Bereitſchaft ſezen. Allein ſie ſagte dem Biſchof ganz unerſchrocken: „es könnte zwar geſchehen, daß die Schmerzen der Folter ihr ein falſches Bekentniß entriſſen, allein ſobald man aufhöre zu foltern, werde ſie dann auch widerrufen.“ Nicht aus Menſchlichkeit, ſondern bloß aus Furcht, ſie möchte die Marter nicht aushalten und einem härtern Schickſal entgehen, ließ es der Biſchof beim Drohen bewenden.

Die theologiſche Fakultät ſchickte endlich, den 19 Mai ihr Gutachten über die zwölf Artikel an die Richter. Es war ganz den Abſichten des Biſchofs und des Fiſkals gemäß abgefaßt. Auch von der Juriſtenfakultät, welche ebenfalls

falls befragt worden war, lief eine Antwort ein. Dieſes Gutachten war aber weit gemäßigter als das der Sorbonne, und verwies die ganze Sache an den heiligen Stuhl zu Rom. Doch hatten beide Theile, ſowol die Theologen als die Juriſten, ausdrücklich vorausgeſezt, daß alle in den Akten befindliche Thatſachen wahr ſein müßten.

Den 24 Mai ließ der Biſchof Johannen auf den Kirchplaz der Abtei von St. Ouen führen, wo er, während ſie auf einem Schafot ſtehen mußte, durch einen Prediger, Wilhelm Erard, eine mit den gröbſten Schimpfreden angefüllte Rede an ſie halten ließ. Mit dir, Johanne, rede ich, rief dieſer Prieſter wüthend aus, dir ſage ich, daß dein König ein Ketzer und Schismatiker iſt. Johanne hatte den Muth, dieſen Schreier zu unterbrechen. Sprecht ehrerbietiger, ſagte ſie mit lauter Stimme, denn ich getraue mir hier öffentlich zu behaupten, daß mein König der wärmſte und beſte Chriſt iſt daß er den Glauben und die Kirche liebt, und daß ihr ihn mit Falſchheit und Unwahrheit beſchuldiget.

Nachdem Erard ſeine ſchöne Rede geendiget hatte, rief Johanne vor der ganzen Verſammlung: ſie unterwerfe ſich lediglich dem heiligen Vater zu Rom. Dieſe Erklärung enthielt nicht nur eine neue Appellation an den höchſten Richter der Kirche, ſondern war auch ein Beweis, daß Johanne keine Kezerin ſei. Allein, es durfte auch diesmal kein Wort von ihrer Erklärung zum Protokoll genommen werden; vielmehr drohte der Biſchof von Beauvais, er wolle auf der Stelle ihr Urtheil ſprechen, wenn ſie von ihrem Berufen auf den Papſt nicht abſtehe. Darauf — ſo erzählen die Akten des Prozeſſes — habe Johanne ſich erklärt: Weil die Geiſtlichkeit die Erſcheinungen und Offenbarungen, die ihr vorgekommen ſeien, nicht für ächt erkennen wollen, ſo beſtehe ſie auch nicht weiter darauf; und dann habe ſie einen langen und ausführlichen Widerruf unterzeichnet. Allein dieſer vorgebliche Widerruf, ſo wie er auf Befehl des Biſchofs zu den Akten gebracht wurde, war unterſchoben und ein Machwerk betrügeriſcher Pfaffen.

Johann Maſſieu, der Geiſtliche, der Johannen im Gefängniſſe mit Troſt und Gebet beigeſtanden hatte, erzählte bei der nachher erfolgten

folgten Reviſion des Prozeſſes, einen Umſtand, den wir hier nicht übergehen wollen, weil er den Biſchof von Beauvais ganz beſonders charakteriſirt.

Um dieſe Zeit, da der Biſchof am heftigſten in die Gefangne drang, ihre Auſſagen und Behauptungen zu widerrufen, wurde er von einem der geiſtlichen Doktoren des Kardinals Wincheſter verklagt, daß er Johannen begünſtige. Um dieſe äuſſerſt ſonderbare Anklage zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Inquiſition nur diejenigen Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilen konnte, die in ihren Irrthümern hartnäckig beharrten; widerriefen ſie aber ihre irrigen Meinungen, ſo wurde ihnen das Leben geſchenkt. Allein der Biſchof gab den Engländern zu verſtehen, daß ſie in den Schleichwegen eines geiſtlichen Inquiſitionsgerichts noch ſehr unerfahren wären. Auch gegen die Hartnäckigen durften die geiſtlichen Richter nicht mit der Feuerſtrafe verfahren, wenn ſie nicht vorher alle Mühe angewendet hatten, ſie zum Widerrufe zu bewegen. Blos um dieſe Formalitäten des Prozeſſes zu beobachten, was um des Volks willen nothwendig war, hatte alſo der Biſchof die Gefangne ſo drin-

gend ermahnt, ihre Ketzereien abzuſchwören. Allein er wußte ſchon, daß er auf alle Fälle zu ſeinem Ziele kommen würde.

Aus dieſem Grunde alſo hatte er Johannen auf dem Kirchplaze mit ſolchen Drohungen zum Widerruf aufgefordert. Dieſe Drohungen waren mit einer ſo groben und unmenſchlichen Behandlung verbunden, daß ſogar die Zuſchauer dadurch erſchüttert und aufgebracht wurden, und der Pöbel mit Steinen nach dem Prälaten warf. Die Gefangene wurde dadurch ſo erſchreckt, daß ſie wirklich unterzeichnete.

Allein das was ſie unterſchrieb war nicht die Urkunde, die hernach zu den Akten genommen wurde, ſondern es war ein kleines Blatt Papier, worauf ungefähr acht Zeilen ſtanden. Der weſentliche Inhalt derſelben war, daß Johanne verſprach, die männlichen Kleider abzulegen, ihre Haare nicht mehr nach damaliger Soldatenmanier rund zu tragen, keine Waffen ferner zu führen, und noch einige eben ſo unwichtige Umſtände.

Nachdem Johanne dieſen Widerruf unterzeichnet hatte, wurde nun das Urtheil über ſie ausgeſprochen: „daß ſie die ganze übrige Zeit „ihres Lebens das Brod der Schmer-

„zen

„zen eſſen und das Waſſer der „Trübſal trinken ſolle.“ So wurde in der Sprache der Inquiſition und der Klöſter die Strafe der lebenslänglichen Einkerkerung ausgedrückt. — Johanne legte nun weibliche Kleider an und ward aufs Schloß zurückgeführt.

Jezt erhoben die Engländer aufs neue große Beſchwerden gegen die Richter. Der Graf von Warwick machte dem Biſchof und den übrigen Doktoren, welche Beiſizer des Gerichts geweſen waren, die bitterſten Vorwürfe. Er erklärte ganz unverhohlen: „das Intereſſe ſeines Herrn verlange ein großes und öffentliches Opfer, und er könne nicht zulaſſen, daß dieſe Schwärmerin dem Tode entgehe.“ Machen Sie ſich doch keine vergebliche Unruhe, antworteten die Doktoren, wir wiſſen ſchon, wie wir ſie fangen wollen.

Sie führten ihren Plan auf folgende Art aus. Man hatte der Gefangnen verſprochen, ſie in ein Gefängniß der Kirche bringen zu laſſen und ihr die Feſſeln abzunehmen. Beides wurde aber nicht erfüllt. Dadurch hoffte man, es dahin zu bringen, daß auch ſie ſich an ihr Verſprechen, beſonders was den Anzug der

Mannskleider betraf, nicht so streng gebunden halten würde. Man gieng aber noch weiter. Bis zum 28 Mai hatte sich Johanne im Bette gehalten. Selbigen Tages wollte sie aufstehen, und verlangte von den Engländern, die sie bewachten daß man ihr die Fesseln abnehmen und einen weiblichen Anzug bringen sollte. Die Soldaten gaben ihr aber die Kleider, die sie im Felde und bisher getragen hatte, und sie mochte auch bitten wie sie wollte, so konnte sie keine andern erlangen. Sie war also genöthigt, sich wieder als Mannsperson anzukleiden; und nun war sie da, wo der Bischof sie haben wollte. Es wurden sogleich verschiedne Zeugen zu ihr ins Gefängniß geführt, deren Aussage zum Beweise von dem vorgeblichen Rückfall der Gefangnen dienen sollte. Diese Zeugen wurden unverzüglich zum Verhör genommen, und nun liefen die hochwürdigen Richter, so geschwind sie konnten, ins Gefängniß. Man machte auf der Stelle eine Registratur über den Zustand, worin man die Gefangne gefunden hatte. Andreas Marquerie, einer von den Richtern, bemerkte, man müsse sie doch fragen, was sie dazu bewogen habe, wieder Mannskleider anzuziehen.

Diese

Dieſe zur Aufklärung der Wahrheit abzielende Bemerkung hätte aber dem ehrlichen Manne beinahe das Leben gekoſtet. Einige andere von den Richtern giengen, aus Scham daß ſie zu ſolchen barbariſchen Ungerechtigkeiten die Hände bieten ſollten, in der Stille davon. Aber der Biſchof von Beauvais, der Erfinder dieſes plumpen Lobenſtücks, konnte ſeine Freude ſo wenig verbergen, daß er beim Weggehen zu den Engländern ſagte: thut euch heute was zu gute, es hat nun alles ſeine Richtigkeit.

Am folgenden Tage, den 29 Mai, verſammelte der Biſchof ſeinen Rath. Johanne wurde für eine Rückgefallene erklärt, und man kündigte ihr an, daß ſie ſich am folgenden Morgen um acht Uhr auf dem alten Markt zu Rouen einſtellen müſſe.

Schon früh um ſieben Uhr des andern Tages begab ſich der Biſchof in das Gefängniß, und kündigte ſelbſt der Gefangenen an, daß ſie heute der weltlichen Obrigkeit werde übergeben werden. Alsdenn befahl er einem Dominikanerbruder, Namens Ladvenü, ihre Beichte zu hören und ihr das Abendmal zu reichen. — Auch dieſer Umſtand zeigt, daß Johannens

hannens Richter ſelbſt nicht wußten was ſie wollten, und ſich bei ihrem unregelmäßigen Verfahren immer in Widerſprüche verwickelten. Man reichte Johannen das Abendmal an dem nämlichen Tage, da man ſie als eine Kezerin und Ungläubige verbrennen wollte.

Nachdem die Gefangne ihre Andacht verrichtet hatte, las man ihr das Urtheil vor, und führte ſie auf den alten Markt. Der Dominikaner und der Pfarrer Maſſieu waren ihre Begleiter. Sie trug Kleider ihres Geſchlechts und auf dem Kopfe eine hohe ſpizige Müze, worauf die Worte geſchrieben waren: Kezerin, Rückgefallene, Abtrünnige. Zweihundert Soldaten bedeckten den Zug.

Als ſie auf dem Plaze angekommen war, führte man ſie auf ein Schafot, um ſie dem Volke zur Schau zu ſtellen. Der Biſchof von Beauvais verlas hier nochmals das Urtheil, das ganz nach dem Gutachten des Fiskals abgefaßt war.

Hierauf nahm der Doktor Midy das Wort, und hielt eine lange Rede, die ſich mit den Worten endigte: Johanne, die Kirche kann dich nicht weiter ſchüzen, ſie überläßt dich dem weltlichen Arme.

Jezt

Jezt fiel Johanne auf ihr Angeſicht und betete ſehr andächtig zu Gott und ſeinen Heiligen. Darauf bat ſie den Pfarrer Maſſieu um ein Kreuz. Ein nahe ſtehender Engländer reichte ihr eines mit einem Stocke hinauf. Sie nahm es, küßte es ſehr ehrerbietig und drückte es an ihre Bruſt.

Man führte ſie endlich wieder von dem Schafot herab. Ladvenü gieng neben ihr, und bereitete ſie zum Tode. Sie wurde dem Scharfrichter übergeben, ohne daß nunmehr auch von dem weltlichen Richter ein Urtheil wäre geſprochen worden. Der Kriminalrichter von Rouen ſagte weiter nichts, als: führt ſie fort, führt ſie fort! Alle Zuſchauer, Engländer ſowol als Franzoſen, weinten laut, als das unglückliche Schlachtopfer zum Scheiterhaufen gieng. Selbſt dem Biſchof von Beauvais entfielen einige Thränen.

So ſtarb Johanne von Arc, als unſchuldiges Opfer der Politik und des Fanatiſmus, auf dem Scheiterhaufen.

Die Engländer waren von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens ſelbſt ſo vollkommen überzeugt, daß ſie, zehn Tage nachher, dem Kaiſer und allen übrigen Europäiſchen Mächten ei-

ne förmliche Apologie überschickten, um ihr Betragen gegen diese Heldin zu rechtfertigen. Auch die Universität suchte sich in einem Schreiben an den Papst und die Kardinäle zu vertheidigen; und der Bischof von Beauvais, in Sorgen der Papst möchte sich an ihm rächen, daß er Johannens Appellationen an den heiligen Stuhl so wenig geachtet hatte, ließ sich den 12 Junius 1432, vom Könige von England einen Schutzbrief wider den Papst und das Basler Concilium ausstellen.

Johannens Erscheinung hat viele Federn beschäftigt, und mancherlei Urtheile und Vermuthungen veranlaßt. Mehrere Schriftsteller hielten sie geradezu für eine Zauberin; andere fanden in ihr eine unmittelbare Gesandte Gottes, um Frankreich aus den Händen der Engländer zu retten. Noch andere aber verlachen diese beiden Meinungen, und behaupten, sie sei ein bloßes Werkzeug der Politik gewesen. Karls Feldherren und Minister, sagen sie, sahen daß ihr Herr den Muth verloren hatte und seine Armee durch viele Niederlagen ermattet furchtsam geworden war; sie suchten also ein ausserordentliches Hülfsmittel, und fanden in Johannen die zu ihrem Zweck erforderlichen Anlagen.

Sie

Sie richteten sie ab, die Rolle einer Inspirirten zu spielen, um Glauben an Wunder und übernatürliche Hülfe zu erzeugen, und es gelang ihnen, die Hoffnung des Königs und der Armee aufs neue zu beleben.

Es ist hier nicht unsre Pflicht, diese verschiedenen Meinungen zu untersuchen oder zu berichtigen. Die erstere widerlegt sich von selbst in unsern Tagen, da man nicht mehr an Hexen und Zauberer glaubt. Ob aber Johanne aus eigenem Triebe, aus Enthusiasmus für die Sache des Königs, ein solches Wagestück unternommen, ob sie Erscheinungen und göttliche Einwirkungen wirklich geglaubt habe, oder ob sie nur eine Rolle übernahm die man sie lehrte, das bleibt wol ein Problem.

Soviel ist aber gewiß, Johanne bleibt immer eine der sonderbarsten und merkwürdigsten Erscheinungen ihres Jahrhunderts. Sie hatte überspannte Begriffe, aber ihre Sitten waren rein und unschuldig. Ihr Betragen war natürlich und einfach. Frömmigkeit war einer der Hauptzüge ihres Charakters. Wenn der Kriegsdienst sie nicht abhielt, so hörte sie täglich die Messe. An jedem Abend mußten sich die Feldgeistlichen bei ihr einfinden, sie gieng dann

dann mit ihnen in die nächſte Kirche, betete und ſang Lobgeſänge zu Ehren der heiligen Jungfrau mit ihnen. Auch die Generale hielt ſie an, öfters zu beichten, und gieng ihnen ſelbſt mit ihrem Beiſpiel vor.

Ihr keuſches wohlanſtändiges und ernſthaftes Betragen nöthigte allen, die ſie umgaben, Ehrfurcht und Achtung ab. Dies haben beſonders der Herzog von Alencon, der Graf von Dünois und der General Doulon verſichert, die ſehr viel mit ihr umgegangen waren. Der letztere, der die Garde kommandirte welche der König Johannen gegeben hatte, und der alſo der Heldin bis zu dem Augenblick da ſie gefangen wurde nicht von der Seite gekommen war, ſagt in einem Zeugniß, das er nachher in einem Reviſionsverhör ablegte: „Johanne „ſei zwar ein ſehr ſchönes junges gutgebautes „Mädchen geweſen, und er habe bei verſchiedenen Gelegenheiten, beſonders wenn er ihr „beim Anlegen der Waffen geholfen, ihre „bloße Bruſt und, als ſie verwundet worden, „ihren entblößten Schenkel geſehen; Allein bei „allen dieſen Gelegenheiten habe ſich nie eine „wollüſtige Empfindungen, nie ein ungeziemendes Verlangen bei ihm geregt, unerachtet er

„damals

„damals in der vollſten Blüthe ſeines Alters „geweſen ſei. Eben dies habe er auch von ih„rem Stallmeiſter und von andern Mannsper„ſonen gehört, die um ſie geweſen ſeien.“

Bei Kriegsvorfällen zeigte ſich ihr Betragen, das ſonſt ſehr ſanft und beſcheiden war, ganz anders. Hier verlor ſie alle Weiblichkeit und erſchien bloß als Soldat. Der Graf Dünois ſagte ihr eines Tages: er habe Nachricht, daß der Engländiſche Hauptmann Falcof mit einer ſtarken Zufuhr von Lebensmitteln in dem feindlichen Lager ankommen werde. Baſtard, Baſtard, ſchrie Johanne, bei Gott, ich befehle dir, daß du mich ungeſäumt benachrichtigeſt, wenn er anrückt, denn kömmt er ins Lager, ohne daß ich etwas davon erfahren habe, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchlagen. Der Graf (ein natürlicher Sohn des Herzogs von Orleans, den man wirklich den Baſtard zu nennen pflegte) ward durch dieſe Drohung nicht beleidiget. Er kannte Johannens kriegeriſchen Enthuſiasmus, und ſah, wie begierig ſie war, dem Feind den Tranſport wegzunehmen. Sei nur ruhig, antwortete er, ich will dich zeitig genug benachrichtigen.

Ihr

Ihre Kenntniſſe und Einſichten erſtreckten ſich übrigens bloß auf das Kriegshandwerk. Ihre Entſchlüſſe waren immer reiflich überlegt, und wurden mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ausgeführt. Ihre Erſcheinung, ihr Zureden, ihr Beiſpiel verbreiteten Zutrauen und Muth durch die ganze Armee. Unter ihren Befehlen marſchirten die Truppen viel unerſchrockener gegen den Feind, als wenn ſie von den Generalen angeführt wurden. Bei mißlichen Verfällen blieb ſie kaltblütig, ſprach den Soldaten Muth ein, und verſicherte ihnen den Beiſtand Gottes.

Der Geiſt, mit welchem dieſe Heldin die franzöſiſche Armee belebt hatte, ſchien auch nach ihrem Tode noch fortzuwirken. Die Waffen des Königs Karl waren überall ſiegreich. Die Engländer hatten bis zum Jahre 1451 alle ihre Beſitzungen in Frankreich, Calais ausgenommen, verloren, und ſo ward alſo doch, freilich um etwas ſpäter, Johannens ganze Prophezeihung noch erfüllt.

Als der Graf Dünois im Jahre 1450 Rouen weggenommen hatte, und der König in dieſe Stadt gekommen war, erneuerten die Einwohner bei ihm mit vieler Freimüthigkeit das

das Andenken an Johannen, ſeine Retterin, und brachten ihn endlich dahin, daß er Befehl zu einer Reviſion ihres Prozeſſes gab.

Nun wurden zwar die Akten vorgenommen; allein man legte ſie auch wieder zurück. Im folgenden Jahre wurde die Unterſuchung wieder erneuert; aber ſie blieb auch wieder liegen. Der Biſchof von Beauvais war inzwiſchen geſtorben.

Endlich wendeten ſich Johannens Anverwandte aufs neue an den König, und bewogen ihn, daß er bei dem Papſt Kalixt III eine Kommiſſion auswirkte, die ernſtlich und ununterbrochen an der Ehrenrettung des unſchuldig ermordeten Mädchens arbeiten ſollte. Durch eine Bulle vom 11 Junius 1455 ernannte der Papſt den Erzbiſchof von Rheims Johann Ureſinus, den Biſchof von Paris Wilhelm Chartier, und den Biſchof von Coutances Richard Olivier zu Kommiſſarien, und ertheilte ihnen uneingeſchränkte Vollmacht, alle Perſonen, die in Johannens Prozeß einigen Einfluß gehabt hatten, vor ihren Richterſtuhl zu fordern, und das ganze Verfahren auf das genaueſte zu unterſuchen.

Wir wollen noch von den Auſſagen einiger Zeugen, die bei dieſer Reviſion verhört wurden, das wichtigſte anführen.

Der Erzbiſchöfliche Notar zu Rouen, Wilhelm Manchon, der bei Johannens Prozeß vom Anfang bis zum Ende das Amt des erſten Aktuars verſehen hatte, erzälte unter andern folgendes. Ein gewiſſer Prieſter, Nikolaus Loyſeleur, hatte ſich, auf Veranlaſſung des Biſchofs von Beauvais, bei Johannen ſo eingeſchmeichelt, daß ſie ihn zu ihrem Beichtvater wählte. Dieſen Umſtand benuzte der Biſchof ſo, daß er nun, ſo oft Johanne beichtete, durch einen Aktuarius, den er vor eine unbemerkte Oeffnung in der Scheidewand ihrer Kammer ſezte, ihre ganze Beichte nachſchreiben laſſen konnte. Aus dieſem Protokell ſchmiedete man alsdenn die verfänglichen Fragen, durch welche man die Unglückliche in den Verhören zu überraſchen ſuchte. Bei den Verhören ſelbſt, ſezte Manchon hinzu, gaben die Richter, jedesmal wenn Umſtände vorkamen die zur Rechtfertigung der Gefangnen dienten, dem Aktuarius auf lateiniſch an, wie er den Sinn von Johannens Antworten zum Nachtheil derſelben umändern ſolle.

Der

Der Bruder Jsambert, ein Augustiner, erzälte die oben angeführten Umstände von Johannens Appellation an das Concilium zu Basel, zu welcher er sie veranlaßt hatte. Ferner sagte er: es sei zwar allerdings wahr, daß Johanne, ihrer Abschwörung und ihres Widerrufs unerachtet, doch wieder männliche Kleidung angezogen habe. Allein, theils hätten die Engländer ihr in dem weiblichen Habit Gewalt anthun wollen, theils hätten sie ihr nachher durchaus keine andern als ihre Mannskleider gegeben. Dies habe sie ihm und andern Personen mit Thränen geklagt.

Der Dominikaner, Martin Ladvenü, der Johannens Beichtvater in ihren lezten Tagen gewesen war, erzälte: der Bischof von Beauvais sei mit der äussersten Hartnäckigkeit darauf bestanden, daß Johanne auch nach ihrem Widerruf in dem weltlichen Gefängniß bleiben solle; er habe wohl gewußt, daß sie hier, den viehischen Anfällen der Engländischen Soldaten ausgesezt, am gewissesten werde genöthiget werden, wieder männliche Kleider anzuziehen, und daß er also auf diese Art am leichtesten seinen verabscheuungswürdigen Zweck erreichen könne. Es sei von einigen Beisizern

des Gerichts ſehr nachdrücklich verlangt worden, daß die Gefangene als eine reuige Kezerin nun in ein Kirchengefängniß gebracht werden ſolle. Allein der Biſchof habe erwiedert: „er könne und werde das nicht zugeben, denn „er wolle ſich den Engländern nicht mißfällig machen.“ Und wie unmenſchlich, fuhr Ladvenü fort, war die Hinrichtung dieſer Unglücklichen! Der Nachrichter verſicherte öffentlich: er habe nie ſein Amt mit ſo viel Widerwillen und Bangigkeit verrichtet; das Mädchen habe ihn gejammert, und doch habe er ihr nicht die mindeſte Erleichterung verſchaffen können. Die Engländer hatten ein hohes Schafot von Steinen erbaut, und den Scheiterhaufen ſo ungeſchickt darauf geſezt, daß der Nachrichter ſich dem Schlachtopfer nicht gehörig nähern konnte, um ſeinen Tod zu beſchleunigen. Sie hatte alſo das Unglück allen Qualen des ſchmerzhafteſten Todes überlaſſen zu ſein, ſie wurde lebendig verbrannt. Noch aus den Flammen hörte man ihr lautes Gebet.

Durch dieſe und andre Zeugniſſe, die wir unmöglich alle anführen können, war Johannens Unſchuld und die Bosheit ihrer erkauften Richter hinreichend erwieſen. Am 7 Julius

1456

1456 erfolgte alſo das Urtheil der Kommiſſarien. Der wider Johannen von Arc erhobene Inquiſitionsprozeß, das wider ſie geſprochene Urtheil und ihre Hinrichtung wurden für ungerecht gottlos und mörderiſch, und die bei dieſem Prozeß gefäheten Akten für verfälſcht widerſprechend und alles gerichtlichen Glaubens unwürdig erklärt. Und, um das Andenken eines ſolchen ſchändlichen Prozeſſes auf ewig zu vertilgen, wurde verordnet, daß dieſe Akten öffentlich verbrannt werden ſollen.

Dieſes Urtheil wurde auf allen öffentlichen Plätzen der Stadt Rouen abgeleſen. Dann begaben ſich die ſämtlichen Einwohner in einer feierlichen Prozeſſion an den Ort, wo Johanne verbrannt worden war, und nun errichtete man ein Kreuz auf dem Mordplatze, zum Andenken der Heldin.

In der Folge wurde an dem Ort, wo der Scheiterhaufen geſtanden hatte, unter einem Dom, der auf vier Säulen ruhte, Johannens Bildſäule aufgeſtellt. In ſpäteren Zeiten, da dieſes Monument nach und nach verfallen war, machten die Nachkommen der alten Bürger zu Rouen ſichs zur Pflicht, das Andenken einer Begebenheit zu erhalten, die ihren Vätern ſo

wichtig geweſen war, und lieſſen die Bildſäule durch einen berühmten Künſtler wieder herſtellen.

Auch die Stadt Orleans, der erſte Schauplaz von Johannens Heldenthaten, verewigte das Andenken dieſer muthvollen Kriegerin. Man errichtete auf der Brücke, die über die Loire führt, ein Denkmal von Bronze, worauf Karl und Johanne, beide in voller Rüſtung mit zu Füßen gelegten Helmen vor der heiligen Jungfrau knieend, vorgeſtellt waren. Dieſes Monument wurde auch auf der neuen, mit ſo vieler Pracht und Kühnheit erbaueten Brücke wieder angebracht. Ueberdies wurde von jener Zeit an jährlich am 8 Mai, zum Andenken der an dieſem Tage aufgehobenen Belagerung ein Feſt gefeiert, bei welchem nach einem feierlichen Hochamt in der Hauptkirche eine Lobrede auf das Mädchen von Orleans gehalten, und dann eine allgemeine Prozeſſion um die Feſtungswerke der Stadt, ſo weit ſie ſich vormals bei der Belagerung erſtreckt hatten, angeſtellt wurde. Die Dankbarkeit der Bürger von Orleans begnügte ſich aber nicht mit dieſen Ehrenbezeugungen. Sie gaben auch Johannens Mutter eine freie Wohnung in ihrer Stadt, und eine jährliche Penſion, die ſie von

1438

1438 bis 1458 bezog und die nach ihrem Tode auf Peter von Arc, einen Bruder der Heldin, übertragen wurde.

Der König Karl hatte ſchon den 29 Dezember 1429 Johannens Eltern und Brüder, nebſt deren männlichen und weiblichen Nachkommen, durch ein eignes Patent in den Adelſtand erhoben. Er gab ihnen zum Wappen einen aufrecht ſtehenden ſilbernen Degen im blauen Felde von zwei Lilien eingefaßt, und zum Namen du Lys.

Symphorien Gäyon erzält in ſeiner Geſchichte von Orleans folgendes. Ludwig XI fand jene Genugthuung, die Johannens Andenken bei ſeines Vaters Karls VII Leben erhalten hatte, noch nicht hinlänglich. Er wirkte daher im Jahr 1462 von dem Papſt Pius II eine neue Kommiſſion aus, und ließ durch zwei Rechtsgelehrte, die der Papſt dazu beſtimmt hatte, Johannens Lebensgeſchichte nochmals unterſuchen. Zwei von den Richtern, die ihre Stimmen zu Johannens Todesurtheil gegeben hatten, waren noch am Leben. Sie wurden beide eingezogen, man machte ihnen den Prozeß in gehöriger Rechtsform, und da ſie zugeſtanden hatten, daß Johanne unſchuldig und

folglich das über sie gesprochene Urtheil ungerecht gewesen sei, so mußten sie eben dieselbe Strafe ausstehen, die sie ihr zuerkannt hatten. Zwei andre von diesen Richtern waren nicht längst gestorben. Ihre Leichname wurden wieder ausgegraben, und öffentlich verbrannt. Die Güter dieser Unglücklichen wurden eingezogen. Von dem Ertrage ließ der König auf dem Plaze, wo Johanne hingerichtet worden war, eine Kirche bauen. Auch wurde für die Ruhe der Seele dieser Märtyrin eine Messe auf ewige Zeiten gestiftet.

Der

Der
Handelsvertrag mit Gott.

Paul Dühalde war der Sohn eines Juweliers zu Paris. Er hatte einen gesunden Verstand, und zeigte einige Liebe für die Wissenschaften.

Als er sechszehn Jahre alt war, verlor er seinen Vater. Seine Mutter ließ ihn in allem was zur Handelswissenschaft gehört vollständig unterrichten. Sobald er im Stande war, den Handel seines Vaters zu führen, machte er eine Reise nach Amerika.

Schon damals führte er ein Tagebuch über alles was er vornahm, aus welchem man nachher ersah, daß er ein Gelübde gethan hatte, die Hälfte des Gewinns, den er auf der

Reiſe machen würde, den Armen zu geben. Allein, er gewann nichts und ſein Gelübde war alſo aufgehoben.

Eine andre Reiſe, die er nach Madrid machte, um dort in ſeinem und zweier andrer Kaufleute Namen eine Anzahl Edelſteine zu verhandlen, hatte auch keinen günſtigern Erfolg. Er kam nach Paris zurück, ohne den geringſten Gewinn gemacht zu haben. „Seit „ich wieder in Paris bin," ſchrieb er um dieſe Zeit in ſein Tagebuch, "muß ich alle mögli„liche Widerwärtigkeiten von den Menſchen er„fahren; Freunde und Verwandte ſcheinen ſich „ein Vergnügen daraus zu machen, mich zu „quälen. Ich geſtehe, daß ich mir jezt weder „zu rathen noch zu helfen weiß."

In dieſer melancholiſchen Stimmung entſtand bei ihm eine der ſonderbarſten Ideen, die je ein Menſch gehabt hat; er entſchloß ſich, eine Handelsgeſellſchaft mit Gott zu errichten. Er ſchrieb am 24 September 1749 darüber einen ordentlichen Vertrag in ſein Tagebuch ein. „Da ich entſchloſſen bin," ſagte er hier, „eine Handelsgeſellſchaft „mit Gott zu errichten, ſo verſpre„che und gelobe ich, alle die Artikel, „welche

„welche hier unten folgen, aufs ge„naueste zu erfüllen; und zugleich „verpflichte ich meine Erben, wer „sie auch seien, alle diese Artikel in „Erfüllung zu bringen, wenn ich ster„ben sollte, ehe ich selbst sie vollzie„hen kann."

„Diese Gesellschaft, welche den Handel mit Edelsteinen betraf, sollte fünf Jahre dauern, vom 1 Oktober 1779 bis zum lezten September 1724."

"Sein Vermögen gab er auf dreitausend Piaster, oder fünfzehntausend Livres französischen Geldes, an. Dies war alles, was er theils von seinem Vater geerbt theils von seiner Mutter zu seinem Anfang voraus erhalten hatte. Darin bestand nun das Kapital, das er in die Gesellschaftshandlung legte."

„Ferner begab er sich der Befugniß, während dieser fünf Jahre in eine andre Gesellschaft zu treten, doch behielt er sich vor, sich verheirathen zu dürfen. Aus einigen Stellen seines Tagebuchs konnte man schliessen, daß er damals schon Absichten auf ein Mädchen hatte, das nachher seine Gattin wurde."

„Endlich

„Endlich machte er sich verbindlich, nach Verfluß der fünf Jahre eine richtige Bilanz zu ziehen. Er wolle sein Vermögen genau berechnen, alsdann von der ganzen Summe 1) die 3000 Piaster, die er zu Errichtung des Handels vorgeschossen habe, 2) das Vermögen seiner Frau, wenn er heirathen sollte, und 3) alles, was ihm während dieser fünf Jahre durch Erbschaften zufallen würde, abziehen; „und der Ueberschuß, sezt er hinzu, wird zwischen Gott und mir getheilt."

Nachdem er diese Verordnung gemacht hatte, reisete er noch einmal nach Spanien. Anfangs zeigten sich für seine Geschäfte wieder keine günstigen Aussichten. Der Kardinal Alberoni, an dem er einen Beschützer gefunden hatte, fiel kurz darauf in Ungnade, und so waren auch Dühalde Hoffnungen wieder verschwunden. Der Marquis Scotti, bei dem er nun Unterstützung suchte, verschaffte ihm den Titel eines Juweliers des Königs und der Königin.

Einige Jahre darauf eröffneten sich ihm unvermuthet bessere Aussichten. Die doppelte Verbindung der königlichen Häuser Frankreichs und Spaniens, welche damals im Werke war, gab ihm Hoffnung einen anschnlichen Gewinn

winn zu machen. Er gab ſich alle Mühe, es dahin zu bringen, daß die Lieferung der Edelſteine und Juwelen zu dieſen zwei glänzenden Vermählungen ihm übertragen würde. Weil aber zugleich ein Spaniſcher Juwelier Alfuzo ſich auch darum bewarb, und Dübalde fürchten mußte, daß ihm dieſer den Rang ablaufen möchte, ſo blieb ihm kein anderes Mittel, als ſich mit dieſem Spanier zu vergleichen, und mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. Nun reiſte er im Oktober 1721 mit dem erhaltenen Gelde nach Paris zurück, und beſorgte den Ankauf der erforderlichen Juwelen. Der Gewinn überſtieg ſeine Erwartung.

Jetzt beſchloß er, Paris nie wieder zu verlaſſen, und verheirathete ſich im Januar 1722 mit Marie Anne von Hanſy, der Tochter eines Buchhändlers. Sein Vermögen war damals bis auf 86000 Liver reinen Gewinn, geſtiegen, ungerechnet das Kapital, mit dem er den Handel angefangen hatte. Das Einbringen ſeiner Gattin beſtand in 30000 Liver, wovon die Hälfte zu dem gemeinſchaftlichen Vermögen geſchlagen wurde. In dem Ehekontrakt befand ſich die Clauſel: daß keines von beiden Ehegatten gehalten ſein ſolle, für

die

die Schulden zu ſteben, die das eine oder das andre von ihnen vor der Eheverbindung gemacht hätte.

Seine Mutter, die auch um dieſe Zeit ſtarb, hinterließ ihm noch überdies eine Summe von 70226 Livr.

Am 1 Oktober 1724 hatte die Handelsgeſellſchaft ihr Ende erreicht. Dübalde ſchloß nun ſeine Bücher ab, machte ein genaues Inventarium, zog dann eine richtige Bilanz und berechnete den Gewinn der Geſellſchaft gewiſſenhaft nach den bei dem Handelsvertrage aufgeſtellten Grundſäzen.

Bei dieſer Berechnung bemerkte er, daß ein Theil von den Edelſteinen, in welchen der reine Gewinn der Geſellſchaft beſtand, in Amſterdam, der andre in Madrid liege, und nur die übrigen in ſeinem Hauſe zu finden ſeien. Da der Antheil an dem Gewinn, den die Armen erhielten, zum Theil auch auf die Edelſteine fiel, die ins Ausland verſchickt und eben jezt im Preiſe gefallen waren, ſo ſchlug er ihren Werth nicht in Gelde an, ſondern zeigte durch eine genaue Beſchreibung an, welche von den auswärtigen Edelſteinen den Armen zugehörten. Diejenigen aber, die er zu Paris hatte,

te, vertheilte er in verschiedne Pakete, und schrieb auf jedes derselben: Hievon gehört die Hälfte den Armen.

Er trug die Rechnung über den Antheil, den er Gott zugetheilt hatte, in sein Handelsbuch ein, und schrieb darunter:

„Unglück und Fluch komme über meine „Erben, sie mögen sein wer sie wollen, wenn „sie sich unter irgend einem Vorwande weigern, „die Hälfte von dem Gelde, das aus den oben „angezeigten Edelsteinen gelöset werden wird, „den Armen zu geben, falls Gott über mich „gebieten sollte, ehe ich noch selbst dies bewerkstelliget habe. Sollte sich auch mein Vermögen durch ausserordentliche Vorfälle so vermindern, daß ich nichts als die besagte, den Armen gehörige Summe hinterliesse, so soll dieses doch an die Armen bezalt werden, denn „es ist fremdes anvertrautes Gut, das unter „keinerlei Vorwand zurückbehalten werden darf."

Inzwischen traf Dühalde schon bei seinen Lebzeiten Anstalten, den Antheil, den Gott an dem Gewinn des Gesellschaftshandels erhalten hatte, nach und nach an die Armen zu verwenden. Die Almosen, welche er auf diese Art unter sie vertheilt hatte, betrugen eine Summe

von

von 13684 Liver, wie sich aus den Rechnungen zeigte, die er aufs genauste über diese Ausgaben führte. Einer armen alten Jungfer versicherte er eine Leibrente von 150 Liver. Das dazu erforderliche Kapital von 2400 Liver schrieb er in seinen Büchern so auf, als hätte diese Jungfer es wirklich an ihn bezalt; in einem Revers aber, der von ihr ausgestellt und der Almosenrechnung beigelegt war, fand man, daß er kein Geld von ihr empfangen sondern es aus seiner Armenkasse ihr zugetheilt hatte.

Im Jänner 1725 stellte er acht Wechsel aus, jeden von 1000 Liver, die nach einander von Jahr zu Jahr, von 1725 bis 1732, zahlbar waren. Diese Wechsel übergab er dem Vikar seines Kirchspiels, mit dem Auftrag, zur jedesmaligen Verfallzeit das Geld von ihm oder seinen Erben zu fordern und zu Almosen anzuwenden.

Noch in demselben Monat fiel Dübalde in eine gefährliche Krankheit. Er machte sein Testament, und bemerkte darin unter andern: „man werde in seinen Büchern verschiedene „Rechnungen und Nachrichten finden, welche „die Armen betreffen; er bitte den Vollstrecker „seines

„ſeines Teſtaments, alle dieſe die Armen be„treffende Artikel aufs allergenaueſte zu unter„ſuchen, und ſie in ihrem ganzen Umfange zu „vollziehen.“

Zwei Monate darauf ſtarb Dübalde, und hinterließ eine mitderjährige Wittwe und einen Sohn von drittehalb Jahren.

Man unterſuchte hierauf ſeine Bücher. Der Vollſtrecker des Teſtaments ließ die Vorſteher des großen Hoſpitals von dem Vorfall benachrichtigen, und in ihrem Beiſein das Inventarium über ſeinen Nachlaß verfertigen. Man fand alles in der ſchönſten Ordnung. Die Summe, die er noch an die Armen zu entrichten hatte, war in ſeinen Büchern unter ſeinen Paſſivſchulden aufgeſchrieben.

Die Vorſteher des Hoſpitals verlangten, Herr de la Planche, der Vormund des Kindes und der Wittwe, ſolle die den Armen gehörige Hälfte der Edelſteine, deren Werth nach der Taxe eine Summe von 18828 Livr betrug, an das Hoſpital ausliefern.

Der Vormund trug anfänglich bloß auf eine Mäßigung dieſer Forderung an, und traf wirklich einen Vergleich auf 15000 Livr, die das Hoſpital noch erhalten ſollte; nur verlangte

er dabei, zu seiner Sicherstellung, daß man die Verhandlung durch ein Parlamentsarret solle genehmigen lassen. Sobald aber die Sache bei dem Parlament angenommen war, änderte er auf einmal die Sprache, wollte von keinem Vergleiche mehr etwas hören, sondern verlangte vielmehr, daß alle von Dühalde zum Besten der Armen gemachten Verordnungen für null und nichtig erklärt werden sollten.

Zuerst machte er den Einwurf: die Sache gehe überhaupt die Vorsteher nichts an, denn die Verordnung des Verstorbenen spreche nichts vom großen Hospital, sondern von den Armen überhaupt, und man müsse vermuthen, Dühalde habe vorzüglich die Armen seines Kirchspiels gemeint, weil er für diese bereits dem Vikar jene acht Wechsel zugestellt habe. Allein diese Einwendung wurde sogleich dadurch umgestoßen, daß die Gesetze des Königreichs bestimmt verordnen, jedes Vermächtniß zum Besten der Armen, wobei nicht gewisse Armen ausdrücklich genannt sind, auf das große Hospital zu deuten.

In der Hauptsache aber stellte doch der Vormund sehr scheinbare Gründe auf, mit welchen er die Forderung der Hospitalvorsteher bestritt.

bestritt. Wir wollen das merkwürdigste derselben kurz anführen.

„Einen Handelsvertrag mit Gott errichten, sagte er, ist ein Gedanke, der schwerlich jemals in eines andern Menschen Kopf gekommen ist. Man mag sich noch so sehr bemühen, dieser Idee einen religiösen Anstrich zu geben, so bleibt es doch ein wunderlicher Einfall, dessen Beweggründe der Richter zwar entschuldigen kann, aber dessen Ausführung er doch hindern muß; weil es ein Vertrag ist, den ein Vater, ein Ehemann zum offenbaren Nachtheil seiner minderjährigen Gattin und seines unmündigen Kindes geschlossen hat."

„Es sind dreierlei Rücksichten, aus welchen dem Hospital alle Hoffnung abgesprochen werden muß, die Verordnung des Dühalde jemals sich zu Nutzen zu machen. Fürs erste ist diese Verordnung, unter was immer für eine Rubrik man sie auch rechne, in sich selbst ungültig. Fürs zweite, wenn sie auch nicht in sich selbst ungültig wäre, so war doch Dühalde nicht befugt, sie zu machen. Fürs dritte, wenn er auch dazu befugt gewesen wäre, so würde sie doch nichtig sein, weil der gesezmäßige Abzug, der von der Verlassen-

schaft voraus geschehen muß, zur Vollziehung nichts übrig läßt."

„Fürs erste also läßt sich zeigen, daß die Verordnung, von der die Rede ist, schon an sich nicht gültig sein kann."

„Soll sie als ein Vertrag mit Gott angesehen werden? Offenbar kann mit Gott kein Vertrag geschlossen werden; er kann sich zu keiner Gegenleistung verbindlich machen. Dies folgt aus dem Wesen der Gottheit selbst, deren Freiheit durch nichts eingeschränkt werden kann. Jeder Vertrag muß aber gegenseitig sein, das heißt, er setzt voraus, daß eine wechselseitige Verbindlichkeit zwischen den kontrahirenden Theilen statt finde. Aber auch Dühalde selbst ist nicht einmal verbindlich. Er hat keine Vertragsurkunde unterzeichnet, und selbst dieses Unterzeichnen würde dem Vertrag nicht können mehr Kraft geben, weil es überhaupt nicht in seiner Macht stund, einen Kontrakt mit einem Wesen einzugehen, das sich zu keiner Gegenleistung verbindlich machen kann."

„Oder soll man sie als ein Gelübde ansehen? Es giebt nur zwei Arten von Gelübden, das einfache und das feierliche. Ein feierliches Gelübde muß öffentlich in die Hände des

des geistlichen Obern abgelegt, und in einer Urkunde niedergeschrieben werden, die der Gelobende selbst unterzeichnet. Alle unsre Ordonnanzen fordern dies, und erklären jedes Gelübde für nichtig, dem es an diesen Formalitäten fehlt. Das einfache Gelübde bedarf zwar dieser Formalitäten nicht; allein es muß doch auch zu Papier gebracht und von dem Gelobenden unterschrieben werden, zum Unterschied von einem bloß in Gedanken abgelegten Gelübde, welches gar nicht verbindet, weil es im Grunde weiter nichts ist, als ein bei sich gefaßter Entschluß, den man nach Belieben zurücknehmen kann. Das kanonische Recht sagt *): „Gesezt, du hättest den Vorsaz ge„habt, einst den Klosterhabit anzunehmen, hät„test aber diesen Vorsaz nicht ausgeführt, so bist „du deshalb noch nicht für einen Uebertreter „eines Gelübdes anzusehen, sobald nur jener „Vorsaz bloßer Vorsaz geblieben ist."

*) Proponens in animo tuo, quod religionis habitum esses aliquando susceperus; tibi respondemus, quod si non plus in voto processum, transgressor judicari non poteris, si non impleas quod dixisti. *Decret. cap. 3. de voto et vott redemptione.*

„Ueberdies iſt es ein ausgemachter Grundſaz, daß jedes widerrechtliche und unbeſonnene Gelübde an und für ſich nichtig iſt, wenn es auch förmlich zu Papier gebracht und unterſchrieben wäre. Das Gelübde aber, von welchem hier die Rede iſt, iſt offenbar widerrechtlich, denn es enthält im Grunde eine gänzliche Enterbung der rechtmäßigen Erben. Auch dann, ſagt Dühalde, wenn mein Vermögen durch auſſerordentliche Vorfälle ſo verringert werden ſollte, daß ich nichts weiter als die beſagte Summe hinterlieſſe, ſoll dieſe doch an die Armen bezalt werden. Geſezt alſo, Dühalde hätte, ſeitdem er mit Gott abgetheilt hatte, durch irgend ein Unglück ſein Vermögen verloren, und es wäre ihm nichts als die Kleinodien übrig geblieben, die er als Eigenthum der Armen anſah, ſo würden dieſe die ganze Verlaſſenſchaft weggenommen haben, und ſein Kind würde ohne Vermögen geweſen ſein. Kann ein ſolches Gelübde Verbindlichkeit haben?"

„Ein andrer ganz unumſtößlicher Grundſaz ſagt, daß ein Gelübde ungültig iſt, wenn die Erfüllung deſſelben von dem Willen eines Dritten

ten abhängt, der berechtigt iſt, ſich dagegen zu ſezen. Nach dieſem Grundſaze heißt es in dem kanoniſchen Recht ausdrücklich: daß der Sklave ohne Erlaubniß ſeines Herrn, die Frau ohne Einwilligung ihres Mannes und der Mann ohne Mitwiſſen ſeiner Gattin kein Gelübde thun könne *). Dühalde gelobt den Armen die Hälfte des Gewinns von einer Handelsgeſellſchaft, die er mit Gott errichtet hatte. Während dieſe Geſellſchaft noch fortdauert, verheirathet er ſich. Wenn alſo die Geſellſchaft wirklich Beſtand gehabt hätte, ſo müßte man jezt damit anfangen, die Hälfte der Edelgeſteine, die das gemeinſchaftliche Vermögen der Eheleute ausmachen, für die Armen voraus wegzunehmen. Der Mutter und dem Sohne bliebe alſo nur die andre Hälfte zu theilen übrig. Der Sohn würde aber die ganze übrigbleibende Hälfte für ſich verlangen, weil er als Erbe auf die Hälfte des ganzen erworbenen Vermögens Anſpruch hat. Da nun der Mutter, als Theilhaberin des gemeinſchaftlichen Vermögens, das gleiche Recht auf die Hälfte des ganzen erworbenen

*) *Decretal. c. 2, 19. de ſervis ordinand. et in tit. de converſione conjugatorum.*

Vermögens anſteht, ſo würde ſie genöthigt ſein, mit ihrem Sohne Prozeß zu führen. Sie hat alſo Intereſſe genug, ſich einen Gelübde zu widerſezen, das ihren Rechten Eintrag thun und ſie in den Fall ſezen würde, mit ihrem eignen Kinde rechten zu müſſen."

„Allein, über dies alles iſt es durch einen Gerichtsbrauch, der auf Geſeze gegründet und durch ganz Frankreich beſtändig befolgt iſt, längſt entſchieden, daß überhaupt ein einfaches Gelübde nie bürgerliche Wirkungen hervorbringen könne."

„Dühalde's Verordnung iſt alſo, man mag ſie als Vertrag oder als Gelübde anſehen, ungültig. Aber vielleicht hat ſie Gültigkeit, wenn ſie als Legat anzuſehen iſt?"

„Man muß nur die Klauſel des Teſtaments, in welcher das Legat ausgedrückt ſein ſoll, aufmerkſam betrachten. Der Teſtator bezieht ſich darin auf einen vorhandnen Handelsvertrag, deſſen genaue Vollziehung er verordnet. Er verweiſet alſo den Vollſtrecker des Teſtaments an die Artikel jenes Vertrags und trägt ihm auf, nach denſelben ſich zu richten. Der Teſtator hat alſo durch ſein Teſtament eigentlich keine neue Verordnung gemacht; es bezieht ſich auf einen Handelsvertrag, der ſchon vorher errichtet

richtet war und hat blos die Absicht, jene Urkunde zu bestätigen. Es ist also die Frage: ob die Urkunde jenes ersten Handelsvertrags, der, wie wir erwiesen haben, in sich ungültig und nichtig war, durch eine andre spätere Urkunde, nämlich durch das Testament, bestätigt und gültig gemacht werden konnte? Diese Frage beantworten Ricard und Dümoulin folgendermaßen: „Wenn eine Verordnung, die in der ersten Urkunde fehlerhaft abgefaßt und deshalb an sich ungültig war, in der zweiten nach der vorgeschriebenen Form richtig abgefaßten und folglich gültigen Urkunde wörtlich wiederholt wird, so erhält die Verordnung selbst vollkommene Gültigkeit, denn nun gründet sie sich auf die zweite Urkunde, die in diesem Falle mehr eine ganz neue Verordnung als eine Bestätigung der erstern ist. Wenn sich aber die zweite Urkunde auf die Verordnung der erstern blos beruft, ohne sie wörtlich zu wiederholen, so ist dies bloß eine Bestätigung, und, da sie nothwendig auf die Urkunde, welche sie bestätigt, bezogen werden muß, so läßt sie jene erste Urkunde so ungültig als sie ist; denn eine Bestätigung ist keine Verordnung, und kein

Mensch kann etwas bestätigen, was an sich null und nichtig ist. *)" — Da nun Dübalde in seinem Testament auf den vorhergegangenen an sich ungültigen Handelsvertrag sich bloß bezieht, ohne den Inhalt oder auch nur die Hauptpunkte desselben zu wiederholen, so folgt aus jenen Grundsätzen, daß seine Verordnung auch als Testament betrachtet, ungültig ist."

„Aber vielleicht ist sie als eine solche Schenkung anzusehen, die in den Rechten Pollicitatio heißt? Diese besondere Art von Schenkung hat ihren Ursprung lediglich aus dem Römischen Rechte. Man verstand darunter ein bloses einseitiges Versprechen, das Niemand angenommen hat.

„Man darf aber die Lehre von den Pollicitationen, welche in den Pandekten einen ganzen Titel begreift, kaum flüchtig ansehen, um sich zu überzeugen, daß keine Anwendung davon auf den gegenwärtigen Fall statt finde. In der

*) *Dumoulin, sur les fiefs* §. 3. in der Anmerkung zu dem Worte *Demembrement* n. 37. *Ricard, dans son traité des donations, P. 1. c. 3. sect. 9.* n. 1619. *ff.*

der Regel begründet eine ſolche bloße Pollicitation ohnehin keine Klage, das heißt, ſie giebt demjenigen, zu deſſen Vortheil ſie geſchehen iſt, keine Befugniß, den der ſie ihm gemacht hat wegen Erfüllung derſelben gerichtzu belangen. Ein Fall iſt nur ausgenommen, wenn nemlich das Verſprechen ein Unternehmen zum allgemeinen Beſten betrifft. Alles was die römiſchen Rechte von Verbindlichkeit dieſer Art Verſprechen ſagen, iſt bloß von öffentlichen dem Publikum nüzlichen Gebäuden zu verſtehen. Deswegen wird auch in jenem Titel immer wiederholt: „Wenn du haſt Säu„len errichten, ein Bad, ein Krankenhaus bau„en wollen.“

„In dieſem Falle wird freilich die Vollziehung ſehr ſtreng gefordert. Die Pollicitation hat dann nicht nur vollkommne Verbindlichkeit, wenn ſie gehörig beurkundet werden kann; ſondern auch ſelbſt da, wo ein ſolcher Beweis fehlt, ſteht es doch nicht mehr in der Willkür des Pollicitanten, das verſprochene Unternehmen auszuführen oder nicht, ſobald nur einmal der Anfang zur Ausführung gemacht iſt. Unter mehreren Beiſpielen, die dies beweiſen, wollen wir nur eins anführen, das am meiſten Aufſehen

ſehen bei dem Parlamente gemacht hat. Herr Amyot, Biſchof von Auxerre, hatte in ſeiner biſchöflichen Reſidenz einen Plaz gekauft um ein Hoſpital darauf bauen zu laſſen, und ließ eine Inſchrift verfertigen, aus der ſich ergab, daß er den Bau auf ſeine eigne Koſten unternehmen wolle. Er ſtarb aber, ehe man noch angefangen hatte zu bauen; man konnte ſogar aus verſchiednen Umſtänden ſchließen, daß er vor ſeinem Tode ſeinen Vorſaz geändert habe. Gleichwol wurden ſeine Erben durch ein Arret von 1507 verurtheilt, das Hoſpital aufbauen zu laſſen."

„Allein wie kann man dies auf den gegenwärtigen Fall anwenden? Hat etwa Dübalde ſchon den Grund zu einem öffentlichen Gebäude legen laſſen? Oder hat er verſprochen, einen Bau fürs Publikum aufzuführen? Hat er ſchon Anſtalten dazu gemacht, oder wenigſtens deshalb etwas verordnet? Nichts von allem dem! Folglich begründet ſeine Pollicitation keine Klage gegen ſeine Erben."

„Aus was für einem Geſichtspunkt man alſo auch die Verordnung des Dübalde betrachtet ſo muß man einſehen, daß ſie in ſich ſelbſt nichtig iſt, und nicht beſtehen kann."

Fürs

„Fürs zweite aber, wenn wir auch zuge-
„ben, daß sie innerliche Gültigkeit habe, so kann
„sie doch nicht statt finden.“

„Dübolde war nicht befugt, die Hälfte
„seines Vermögens, das ihm und seiner Gat-
„tin gemeinschaftlich gehörte, in seinem Testa-
„mente den Armen zu vermachen, und seiner
„Gattin bloß die andere Hälfte zur Vertheilung
„mit ihrem Sohne zu überlassen. Auf diese
„Art würde ihr nur der vierte Theil von ihrem
„Vermögen angewiesen, von dem ihr doch un-
„streitig die Hälfte gehört. In dem 296 Ar-
„tikel des Pariser Stadtrechts heißt es ganz
„bestimmt: „der Mann kann durch sein Testa-
„ment oder eine andre letzte Willensverord-
„nung weder über das zusammengebrachte noch
„über das während der Ehe erworbene Ver-
„mögen etwas zum Nachtheil seiner Frau
„verordnen; er darf ihr auch die Hälfte, die
„nach seinem Tode ihr zufällt, nicht verkürzen.“
Und le Camüs sagt in seinen rechtlichen Gut-
achten: „der Mann ist Herr von dem ge-
„meinschaftlichen Vermögen und kann damit
„schalten, wie er will, so lange er lebt; er
„kann auch wenn nur kein Betrug darunter ver-
„borgen liegt, durch Schenkungen unter Leben-
„digen

„digen jedem, der einer solchen Schenkung fähig „ist etwas davon zuwenden. Mit dem Augen„blick seines Todes aber ist die eheliche Gesell„schaft abgeschlossen, und die Frau wird sogleich „Eigenthümerin von der Hälfte des gemein„schaftlichen Vermögens. Daher kömmt es, „daß der Mann durch ein Testament, das sei„ner Natur nach nicht eher als nach dem „Tode des Testators in seine Wirkung eintritt, „die seiner Gattin zuständige Hälfte nicht ver„mindern kann.“

„Soll nun der Handelsvertrag, auf den sich die Hospitalvorsteher berufen, wirklich vollzogen werden, so müßte man die eine Hälfte von dem Vermögen der Gesellschaft den Armen ausliefern. Die andere Hälfte müßte dann ungetheilt der Wittwe zuerkannt werden. Der Grund davon ist, weil in dem Augenblick, da Dühalde starb, seine Gattin an der Hälfte alles vorhandenen zusammengebrachten und während der Ehe erworbenen Vermögens (denn aus diesen beiden besteht die Masse des ehelichen gemeinschaftlichen Vermögens) ein unwiderrufliches Eigenthumsrecht erhielt. Der Mann war durch den Tod der Herrschaft entsetzt, die ihm während seines Lebens über das

Ganze

Ganze der gemeinschaftlichen Güter zukam. Da aber sein Testament erst nach seinem Tode Wirkung erhalten konnte, so ist seine Verordnung über die der Frau bereits eigenthümlich gewordene Hälfte des gemeinschaftlichen Vermögens, über welche er nicht mehr verordnen kann, ganz und gar unkräftig. Er konnte nur über die ihm zugehörige Hälfte von dem gemeinschaftlichen Vermögen eine Verordnung machen."

„Allein nicht einmal auf diese ganze Hälfte des Vermögens erstreckt sich seine Verordnung, sondern sie ist auf die Hälfte des Gewinnes eingeschränkt, den ihm sein Handel bis zum 1 Oktober 1724 eingebracht hatte; er hat sogar die Juwelen, in welchen dieser Gewinn besteht, besonders beschrieben und angezeigt. Nun war, wie wir eben gezeigt haben, die Hälfte des ganzen Gewinns aus der Handelsgesellschaft, als ein Eigenthum der Frau, gar nicht in Dühalde's Gewalt; wenn er also von dem Gewinn sprach, den er mit Gott zu theilen hätte, so konnte er nur jene Hälfte meinen, über die er allein etwas zu sagen hatte. Folglich hätte Dühalde's Sohn, der jezt in die Stelle seines Vaters tritt, jene zweite Hälfte des ganzen Gewinns mit den Armen zu theilen;

er

er bekäme also den vierten Theil von den vorgefundenen Edelsteinen, und die Vorsteher des Hospitals würden sich mit dem andern Viertheile begnügen müssen."

„Man kann dagegen nicht einwenden, das Hospital könne zu seiner Schadloshaltung verlangen, daß ihm das noch fehlende Viertheil aus dem übrigen Nachlasse des Verstorbenen ersezt werden müsse. Worauf soll das Recht eines solchen Anspruchs auf das übrige Vermögen des Verstorbenen sich gründen? Die Armen haben überhaupt auf diese Verlassenschaft gar keine Ansprüche, als die ihnen Dübalde in der bekannten Verordnung eingeräumt hat. Diese Verordnung nun können sie entweder als Mitglieder jener Handelsgesellschaft geltend machen, oder als Legat betrachten. Im erstern Fall haben sie weiter keine Ansprüche als auf das Vermögen der Gesellschaft. Da nun diese Gesellschaft sich nicht auf das ganze Vermögen erstreckte, sondern nur auf den Gewinn, der binnen eines bestimmten Zeitraums gemacht werden würde, so sind also auch die Rechte der Mitglieder allein auf diesen Gewinn eingeschränkt. Wollen sie aber die Verordnung als Legat geltend machen, so ist auch hier ihr

For-

Forderung genau begränzt. Der Teſtator beſtimmte ihnen ausdrücklich einen gewiſſen Theil von einer beſtimmten Gattung ſeiner Habſeligkeiten, die er ſehr genau beſchrieb. Auf dieſen beſtimmten Antheil muß alſo ihre Forderung beſchränkt werden."

„Endlich aber, wenn auch Dübalde hätte — was wir eben jezt als unmöglich erwieſen haben — einen ſolchen Handelsvertrag errichten, oder ein ſolches Legat machen können, ſo würde doch die Forderung der Armen in Nichts verwandelt werden."

„Dübalde's Nachlaß beträgt hundertundfünfzigtauſend Liver. Davon muß man zuerſt 70226 Liver abziehen, die er von ſeiner Mutter geerbt hat, und 30000 Liver, aus welchen das Einbringen ſeiner Frau beſteht. Von den 49774 Liver, die nach dieſem Abzug übrig bleiben, müſſen wieder zwei Fünftheile abgerechnet werden, da die Edelgeſteine, nach dem Anſchlag den Dübalde im Jahr 1724 gemacht hat, jezt um ſo viel an Werth gefallen ſind. Es bleiben alſo nur noch 33206 Liver. Von dieſem Ueberreſt gehen nun noch ab die ſämtlichen Paſſivſchulden: 8000 Liver für jene acht ausgeſtellten Wechſelbriefe, das

zu jener Leibrente von 150 Liver ausgesezte Kapital von 2400 Liver, ferner die übrigen in den Büchern noch stehenden Schulden, die Leichenkosten, die Ausgaben wegen Berichtigung der Erbschaftsangelegenheiten, das was die Wittwe zur Trauer und andern Bedürfnissen nach den Rechten voraus bekömmt, u. s. w. Auf diese Art wird der ganze Nachlaß aufgehen, ohne daß etwas an das Hospital kommen kann."

„Vergleicht man überdies die Forderung der Armen mit den Gesezen der Ehe und mit den Pflichten des Ehemannes und Vaters; und bedenkt man, daß Dühalde bereits 25000 Liver an die Armen vertheilt hat: so wird man gestehen müssen, daß das Opfer groß genug ist, das Dühalde schon gebracht hat; man wird überzeugt sein, daß Gott kein Opfer zum Nachtheil der Wittwe und des unmündigen Waisen verlange; und die Richter werden nicht länger anstehen, jene Verordnung für ungültig zu erklären. Wenn mehrere unsrer Pflichten in Streit gerathen, so müssen wir diejenige erfüllen, die die höchste Verbindlichkeit hat. Liebeswerke gegen Fremde müssen allezeit den Verbindlichkeiten nachstehen, die dem Vater gegen

gegen seine Kinder und dem Ehemann gegen seine Gattin auferlegt sind."

Dieser Untersuchung stellten die Vorsteher des Hospitals eine andre entgegen, in welcher sie auch dieselbigen drei Fragen beantworteten: Erstens, ist Dühalde's Verordnung an sich gültig? Zweitens, wenn sie an sich gültig ist, stehen ihrer Vollziehung nicht andre Gründe im Wege? Drittens, wenn ihrer Vollziehung keine Gründe entgegen stehen, wie kann sie vollzogen werden?

„Fürs erste also, sagen sie, was die Gültigkeit betrifft, so wird diese bei jeder Verordnung nach drei Gesichtspunkten beurtheilt, nämlich in Rücksicht der Person, des Gegenstandes und der Form. Die Person muß fähig sein eine Verordnung zu machen; über den Gegenstand muß disponirt werden dürfen; und die Form, in der die Disposition abgefaßt ist, muß der Vorschrift der Gesetze gemäß sein."

„Nun findet man erstlich an der Person des Dühalde nicht das geringste, was ihn der freien Befugniß, über sein Vermögen zu verordnen, hätte unwürdig machen können. Er war ein Mann von gesundem Verstande, der

sehr richtig urtheilte, wie man aus den Anmerkungen in seinem Tagebuch deutlich sieht. Er hat seine Geschäfte immer mit großer Vorsicht und Klugheit geführt. Er war religiös, ohne ein Frömmling zu sein dessen Schwäche gewisse Personen misbrauchen konnten, um ihn zu übelangebrachten Liebeswerken zu bereden. In seiner Liebhaberei zu den Wissenschaften scheint er zwar veränderlich gewesen zu sein, denn er erzält selbst von sich in seinem Tagebuch: „ich legte mich auf das Studium „der heiligen Schrift, machte eine Erklärung „der fünf Bücher Mose's, und zog daraus ei„nen Entwurf der alten Geschichte, zu welchem „ich Anmerkungen machte. Ich verfertigte „auch ein kleines geographisches Lexikon. End„lich fieng ich an Musik zu lernen." Allein von dieser Veränderlichkeit kann man doch nicht auf Schwäche des Charakters schließen, oder man müßte denselben Vorwurf auch allen denjenigen machen, die sich mit mehrern Wissenschaften beschäftigten, und über ganz verschiedene Materien sogar Bücher geschrieben haben. Wir haben berühmte und allgemein geschäzte Schriftsteller, die lateinische Klassiker übersezt, theologische und moralische Abhandlungen geschrieben

ſchrieben und zugleich griechiſche und lateiniſche Grammatiken verfertiget haben. — Mit einem Wort, es findet ſich kein Zug in Dühalde's ganzer Lebensgeſchichte, wegen deſſen man ihm die Befugniß abſprechen könnte, über ſein Vermögen zu verordnen, eine Befugniß, die das Geſez jedem Bürger zugeſteht, der ſie vernünftig gebrauchen kann."

„Seine Verordnung geſchah zu Gunſten der Armen, und betraf die Hälfte von dem Gewinn, den er in einem beſtimmten Zeitraume von fünf Jahren von ſeinem Juwelenhandel ziehen würde. Der Gegenſtand ſeiner Verordnung iſt alſo das Beſte der Armen oder — welches einerlei iſt, da das Publikum die Armen zu verſorgen hat und jede Wohlthat an den Armen alſo eine Erleichterung jener Laſt iſt — das Beſte des Publikums. Ein ſolcher Gegenſtand aber iſt unſtreitig nicht nur erlaubt, ſondern ſelbſt aller Begünſtigung würdig. Wenn uns ſchon das Wohl eines einzelnen ehrwürdig iſt, ſo muß uns das Wohl des Ganzen heilig ſein. Auch verdient eine Verordnung für die Armen aus dem Grunde begünſtigt zu werden, weil ſie ohnehin mehr die Bezahlung einer Schuld, als ein freiwilli-

ges Geschenk ist. Wir sind nur die Verwalter des Vermögens, das die Vorsehung in unsre Hände gegeben hat; die Armen haben einen Antheil daran, der ihnen von Rechtswegen zukömmt. Ihnen diesen Antheil ausliefern, heißt vielmehr eine Schuld abtragen, als etwas von unserm Eigenthum verschenken. Die Armen sind unsre Gläubiger."

„Ueberdies, worüber hat eigentlich Dühalde seine Verordnung gemacht? Nicht über sein eignes Vermögen, sondern bloß über einen erworbenen Gewinn. Er hat seinen Erben das Vermögen ganz unversehrt erhalten, das von seinen Eltern auf ihn gekommen war; seine Verordnung betraf bloß dasjenige, was er durch seinen Fleiß sich erworben hatte; wie denn auch dieser Rechtsstreit überhaupt nichts anders betrifft, als einen Gewinn. Die Armen verlangen davon den Antheil, den ihnen der Erwerber selbst angewiesen hat, die Erben hingegen wollen diesen Gewinn ganz behalten. Also, nicht um einen Verlust abzuwehren sondern bloß um einen Gewinn zu erlangen, streiten sich die Parteien. Dabei spricht nun doch noch mehr zu Gunsten der Armen, als zu Gunsten der Erben. Diese haben

ben doch die eine Hälfte des Gewinns, und ſtreiten bloß darum, auch die andere Hälfte zu behalten, bei ihnen kommt es alſo bloß darauf an, ob ſie mehr oder weniger gewinnen ſollen. Bei den Armen hingegen iſt die Frage, die eine Hälfte des Gewinns zu erhalten oder zu verlieren, und im leztern Falle alſo gar nichts zu gewinnen."

„Auch die Beweggründe, durch welche Dühalde zu dieſer Verordnung beſtimmt wurde, ſind gerecht und vernünftig. Er verſprach die Hälfte des Gewinns den Armen, um ſich des göttlichen Seegens zu ſeinen Geſchäften zu verſichern. Und in der That ſcheint die Vorſehung ſelbſt den Armen dieſe unverhoffte Hülfe zugewendet zu haben; da in den gegenwärtigen trübſeligen Zeiten ihr Elend und ihre Anzahl in eben dem Verhältniß wächst, als die Zahl und die Mildthätigkeit ihrer Wohlthäter abnimmt."

„Der Gegenſtand der angefochtenen Verordnung vereinigt alſo alles in ſich, was ſie in den Augen der Richter und des Publikums günſtig darſtellen kann. Laſſen ſie uns ſehen, ob vielleicht die Form, in welcher ſie verfaßt iſt, ihrer Gültigkeit ein Hinderniß in den Weg ſtelle."

„Die Verordnung läßt sich entweder als Handelsvertrag, oder als Schenkung unter Lebendigen, oder als Pollicitation, oder als Legat betrachten. Um zu wissen, unter welche von diesen vier verschiedenen Arten die vorliegende Verordnung zu rechnen sei, werden wir jede dieser Arten nach ihrer Beschaffenheit und nach den Regeln, denen sie unterworfen sind, untersuchen müssen."

„Der Handelsvertrag ist eine wechselseitige Uebereinkunft mehrerer Personen, die sich verbindlich machen, den Gewinn den sie von einer gewissen Art und von einer bestimmten Summe ihres Vermögens binnen einer gewissen Zeit ziehen werden, auf eine unter ihnen festgesetzte Art unter sich zu theilen. Es erhellt also schon aus dem Begriff eines Handelsvertrages, daß er nicht ein einseitiges Versprechen einer einzelnen Person sein kann. Die Verordnung des Dübalde läßt sich also nicht als ein Handelsvertrag betrachten, da das Versprechen darin nur einseitig war."

„Die Schenkung unter Lebendigen ist eine Handlung der Freigebigkeit. In dieser Rücksicht könnte man die Verordnung des Dübalde zu dieser Klasse zählen. Allein, auch bei der Schen-

Schenkung müſſen beide Theile ſtipuliren, und man kann ſagen, daß ſie ebenfals ein wechſelſeitiger Vertrag ſei, wo beide Theile gegenſeitige Verbindlichkeiten eingehen; woraus denn folgt, daß auch die Schenkung nicht in der Verbindlichkeit eines einzelnen beſtehen kann. Ueberdies wird zur Schenkung erfordert, daß ſie angenommen werde, und ſie wird nichtig, ſo bald ſie nicht angenommen iſt. Die freigebige Verfügung des Dühalde iſt aber wirklich bei ſeinem Leben nicht angenommen worden. Hätte er ſie wollen zu einer Schenkung unter Lebendigen machen, ſo hätte ſein Verſprechen in Gegenwart der Hoſpitalvorſteher geſchehen und von dieſen im Namen der Armen angenommen werden müſſen."

„Die Pollicitation aber iſt eine einſeitig geſchehene Erklärung, daß man etwas thun oder geben wolle; wobei man ſich auch durch eine bloße Thathandlung verbindlich machen kann. Die Pollicitation unterſcheidet ſich alſo von dem Vertrage darin, daß bei dem Vertrage mehrere Perſonen eine Verbindlichkeit eingehen, bei der Pollicitation hingegen die Verbindlichkeit eines einzelnen ſtatt findet. Der Gegenſtand der Pollicitation iſt etwas, was

man zum Beſten einer Stadt, einer Kirche oder einer andern öffentlichen Anſtalt zu thun verſpricht. Da ſie das allgemeine Beſte betrifft, ſo muß man ſie auf alle Art begünſtigen. Zu ihrer Gültigkeit wird nicht erfordert, daß ſie ſchriftlich abgefaßt ſei. Sie iſt an keine Form gebunden; ihre Verbindlichkeit beſteht, ſobald der Wille deſſen, der ſich verbindlich macht, bekannt iſt. Daher kömmt es, daß man auch durch eine bloße Thathandlung pollicitiren kann. Dieſe Verbindlichkeit begründet eine bürgerliche Klage, die nicht bloß gegen den Pollicitanten ſelbſt, ſondern auch gegen ſeine Erben geführt werden kann, um ſie zu zwingen, daß ſie erfüllen was er verſprochen oder vollenden was er angefangen hat. Die Pollicitationen haben mit den Schenkungen unter Lebendigen das gemein, daß ſie unwiderruflich ſind, ſo daß eine ſpätere Schenkung der früheren Pollicitation keinen Eintrag thun kann und, wenn beide nicht neben einander beſtehen können, die Schenkung ungültig wird."

„Alle dieſe Merkmale einer Pollicitation finden ſich bei der Verordnung des Dühalde. 1) Er hat ſich allein verbindlich gemacht. Dieſe einſeitig eingegangne Verbindlichkeit, aus welcher

cher eben folgt, daß die Urkunde, worin ſie enthalten iſt, keine Schenkung ſein kann, iſt eines von den Kennzeichen der Pollicitation. 2) Die Pollicitation muß eine gewiſſe Veranlaſſung haben. Die römiſchen Geſeze nennen unter mehrern ſolchen Veranlaſſungen beſonders den Einſturz oder das Verbrennen eines öffentlichen Gebäudes, einen Unfall der das gemeine Weſen betroffen hat, u. d. gl. Die gegenwärtige Lage der Dinge läßt uns eine traurige Anwendung davon auf uns machen. Die nahrloſen Zeiten, der Geldmangel, der Verfall ſo mancher ſonſt wohlhabenden Häuſer, waren wol hinlängliche Veranlaſſungen und gewiß auch die wahren Beweggründe, durch welche Herr Dühalde zu dieſer Verordnung beſtimmt wurde. 3) Die Pollicitation muß das allgemeine Beſte zum Gegenſtand haben. Das Beſte der Armen macht aber unſtreitig einen Theil des allgemeinen Beſten aus. Man hat zwar eingewendet, daß die Pollicitation nichts weiter zum Gegenſtand haben könne als die Errichtung öffentlicher Gebäude. Allein das ſechſte Geſez in dem Titel von den Pollicitationen zeigt ganz deutlich, daß ſie ſich auch auf andere Gegen-

genstände des allgemeinen Wohls beziehen könne. 4) Die Pollicitation kann auch durch eine bloße Thathandlung geschehen, durch den Anfang eines gewissen Unternehmens. Es wird nicht erfordert, daß das Versprechen in einer gewissen Form schriftlich abgefaßt sei; es ist genug, wenn das Versprechen auf irgend eine Art bekannt wird. Es ist bekannt, daß Düshalde versprochen hat; sein Versprechen ist in seinen Büchern schriftlich vorhanden. Er hat schon bereits angefangen, es zu vollziehen; er hat mehrere Summen unter die Armen vertheilt; er hat acht Wechsel, jeden zu tausend Livres, für sie ausgestellt; und er hat in seinen Büchern sehr sorgfältig angemerkt, daß diese Zahlungen auf Rechnung des Antheils geschehen seien, den die Armen an dem Gewinn der Handelsgesellschaft zu fordern haben. Er würde ohne Zweifel selbst sein Versprechen ganz vollzogen haben, wenn er entweder länger gelebt hätte, oder wenn nur die Edelsteine nicht einige Zeit vor seinem Tode so sehr im Preise gefallen gewesen wären. Er hat aber doch wenigstens alle mögliche Vorsicht angewendet, es dahin zu bringen, daß sein Wille auch nach seinem Tode vollzogen werden möchte. Ohne

auf

auf ſein Teſtament zu ſehen, darf man nur den Umſtand erwägen, daß er auf die Pakete, in welche er die Edelſteine eingelegt hatte, die Worte ſchrieb: Hievon gehört die Hälfte den Armen; und daß er in der Bilanz, die er über ſeinen Aktiv- und Paſſivſtand machte, den Antheil den er den Armen zugedacht hatte, unter die Paſſivſchulden ſchrieb. Wenn alſo eine Pollicitation durch eine bloße Thathandlung geſchehen kann, aus der ein beſtimmter Vorſaz erhellt: wo ſind denn Thathandlungen zu finden, die Dühalde's Willen, den Armen die beſtimmte Summen auszuliefern, unwiderſprechlicher darſtellen könnten? 5) Die Klage, welche durch eine Pollicitation begründet wird, muß von Perſonen erhoben werden, die im Namen des Publikums zu ſprechen haben. Hier ſind die Perſonen, welche die Vollziehung des von Herrn Dühalde geleiſteten Verſprechens verlangen, die Vorſteher des Hoſpitals, das heißt, Männer die erwählt worden ſind, das Publikum bei der Verwaltung der den Armen zugehörigen Einkünfte vorzuſtellen."

„Es iſt alſo entſchieden, daß die Verordnung, von der hier die Rede iſt, alle Kennzeichen einer Pollicitation hat, und folglich als

eine

eine wahre Pollicitation angesehen werden muß. Aber, noch mehr! Diese Pollicitation, die schon an sich zu einer gerichtlichen Klage auf Vollziehung derselben berechtiget, ist hier noch ausserdem durch ein gültiges Legat bestätigt."

„Das Testament des Herrn Dübalde enthält eine Clausel, in welcher er dem Vollstrecker seines Testaments ausdrücklich befiehlt: die in seinen Büchern enthaltenen die Armen betreffenden Artikel pünktlich zu vollziehen. Dies ist wenigstens ein neuer Beweis und eine offenbare Bestätigung der von ihm gemachten Pollicitation. Da nun eine Schuld, zu deren Bezahlung man nur natürliche Verbindlichkeit hat, sobald sie durch ein Testament anerkannt ist, eine bürgerliche Klage begründet, so muß auch hier, wenn man die durch die Pollicitation bewirkte Schuld auch nur als eine natürliche ansehen wollte, nunmehr doch eine bürgerliche Klage statt finden, da sie durch das Testament anerkannt ist. Allein jene Schuld ist schon an sich bürgerlich, und die bürgerliche Klage darüber würde also auch ohne jene testamentliche Bestätigung statt finden."

„Was übrigens die Gültigkeit eines Legats selbst betrifft, so wird dazu, wenn sonst die For-

Formalitäten des Teſtaments ihre Richtigkeit haben, nichts weiter erfordert, als daß die Willensmeinung des Teſtators nicht bezweifelt werden könne. In dem vorliegenden Falle iſt es ohne alle Zweideutigkeit, daß es der Wille des Herrn Dühalde war, den Armen dieſe Summen zuzutheilen."

„Vergebens wird dagegen eingewendet, die Handelsgeſellſchaft ſei ein Nichts, ein leerer Gedanke geweſen, und habe alſo durch eine bloße Beziehung, die darauf in dem Teſtamente geſchehen ſei, nicht gültig gemacht werden können. Es iſt ja erwieſen, daß die Verordnung des Herrn Dühalde eine wahre Pollicitation war. Da nun der Teſtator auf die in ſeinen Büchern enthaltenen Artikel verwies und verlangte, daß ſie in allem aufs genaueſte vollzogen werden ſollen, ſo war dies eben ſo viel, als ob er alles was in ſeinen Büchern darüber enthalten war wörtlich in dem Teſtamente wiederholt hätte. So war ſein Teſtament, in Abſicht auf dieſen Punkt, nur eine Beſtätigung der ſchon vorher geleiſteten Pollicitation."

„Aus allem dieſem folgt, daß die Verordnung des Herrn Dühalde allerdings gültig iſt.

iſt. Aber die zweite Frage iſt nun: ob ihrer Vollziehung nichts im Wege ſtehe?"

„Die Erben haben zwei Urſachen angegeben, aus welchen folgen ſoll, daß dieſe Verordnung nicht vollzogen werden könne. Die eine iſt: weil dieſer Vollziehung die Rechte in den Weg treten, die der Wittwe und dem Kinde nach den Geſezen zuſtehen; die zweite: weil der geſezmäßige Abzug, der von der Verlaſſenſchaft zum voraus geſchehen müſſe, zur Vollziehung nichts übrig laſſe."

„Die erſtere Urſache kann keine ernſtliche Schwierigkeit bewirken. Im Grunde kann weder das Intereſſe der Wittwe noch das Intereſſe des Sohns jener Forderung der Armen einen Eintrag thun. Betrachtet man nämlich die Verordnung, von der die Rede iſt, als eine Pollicitation, ſo iſt dies eine Handlung unter Lebendigen, wo es dem Manne erlaubt war, über das eheliche gemeinſchaftliche Vermögen ſogar zum Nachtheil des ſeiner Gattin zugehörigen Antheils zu diſponiren. Betrachtet man ſie aber als ein Legat, ſo hatte der Mann doch jederzeit das Recht, über die ihm eigenthümlich zugehörige Hälfte des gemeinſchaftlichen Vermögens nach Gefallen zu verfügen. Man

mag

mag also die Sache aus dem einen oder dem andern Gesichtspunkte ansehen, so werden die Armen doch immer die Hälfte von dem Gewinn erhalten müssen. Die übrigbleibende Hälfte des Gewinns muß alsdenn, wenn man die Verordnung als Pollicitation ansieht, zwischen der Mutter und dem Sohne getheilt werden, weil das gemeinschaftliche Vermögen noch bei des Mannes Lebzeiten um so viel vermindert wurde; der Antheil der Armen ist als eine Passivschuld anzusehen, die aus der Erbschaftsmasse abgeführt werden muß und folglich den Antheil vermindert, den die Wittwe von dem gemeinschaftlichen Vermögen zu empfangen hat. Nimmt man aber die Verordnung als ein Legat an, so bekömmt die Frau die übrigbleibende Hälfte des Gewinns ganz; weil der Testator nur über den einen Theil des gemeinschaftlichen Vermögens disponiren kann, der ihm eigenthümlich zugehört; der Sohn kann alsdenn keinen Antheil an der übrigbleibenden Hälfte haben, weil sein Vater die seinige an die Armen vermacht hat."

„Ueber diese Vertheilung des gewonnenen Vermögens könnte also freilich zwischen Mutter und Sohn noch ein Rechtsstreit entstehen. Allein, was zwischen Mutter und Sohn Rechtens sein

möchte, geht uns hier nichts an; wir haben bloß zu beweisen, daß die Verordnung, von der die Rede ist, vollzogen werden müsse. Indeß ließe sich (was wir hier nur im Vorbeigehen bemerken wollen) behaupten, daß die übrigbleibende Hälfte des Gewinns zwischen Mutter und Sohn getheilt werden müsse, da die Verordnung eigentlich eine Pollicitation ist, und das Legat nur als eine Bestätigung derselben angesehen werden kann. Doch, es ist uns genug, bewiesen zu haben, daß das Interesse der Wittwe und des Sohnes der Vollziehung, welche die Vorsteher fordern, nicht im Wege stehe."

„Die zweite Ursache, aus welcher die Erben die Unmöglichkeit der Vollziehung folgern wollen, ist eben so grundlos als die erste. Durch eine richtige Berechnung ist sie leicht zu widerlegen. Hier ist aber nicht der Ort, eine solche Berechnung anzustellen. Es ist genug, daß wir die Nothwendigkeit der Vollziehung erwiesen haben. Die Berechnung wird an ihrem gehörigen Orte vorgelegt werden. — Sind übrigens die Erben mit dem Preißanschlag der Edelsteine, der doch zu ihrem Vortheil gemacht ist, nicht zufrieden, so kann man einen andern Anschlag machen lassen."

Am

Am 4 April wurde dieſer Streit durch folgendes Arret entſchieden:

„Das Teſtament des Dühalde und die übrigen „Verordnungen deſſelben, auf die er ſich in dem Te„ſtamente bezieht, ſind nach ihrem wörtlichen In„halt zu vollziehen. De la Planche, als Vormund „der Wittwe und des Kindes, iſt alſo ſchuldig und „gehalten, die von Dühalde durch ein Legat den „Armen beſtimmte Edelſteine den Vorſtehern des „großen Hoſpitals auszuliefern, oder ihnen den „wahren Werth dafür nach dem Anſchlag zu be„zahlen, der durch die bereits geſchehene Schä„zung beſtimmt iſt, oder der durch eine neue Schä„zung von ſachverſtändigen Taxatoren, über wel„che ſich die Parteien entweder ſelbſt vergleichen „mögen oder welche ſie ſich von der Obrigkeit kön„nen ernennen laſſen, beſtimmt werden kann. „Doch ſoll es ſtatt alles deſſen beſagtem de la „Planche, wenn er es zuträglich finden ſollte, auch „geſtattet ſein, durch eine Summe von 18000 Li„ver, die er im Namen der Erben an das Hoſpital „zu bezahlen hätte, die ganze Forderung zu tilgen. „Hierüber hat er ſich binnen vierzehn Tagen zu er„klären. Die von beiden Theilen aufgewendeten „Koſten werden gegen einander verglichen und „aufgehoben.“

Das
ungleiche Ehepaar.

Ich war nicht älter als sechszehn Jahre, da ich den Herrn Roman von Kinglin heirathete. Mein Gemahl hingegen trug schon fünfundsechszig Jahre auf seinem gebeugten Rücken und war stockblind. Dafür aber war er Präsident des Conseil-souverain im Elsaß; und besaß große Reichthümer. Was braucht man mehr um glücklich zu sein, als Geld und Ansehen? Herr von Kinglin konnte mir beides geben. Meine Familie war entschlossen, mich glücklich zu machen. Ich mußte gehorchen. Ich hatte freilich einige andre Betrachtungen, allein sie bewiesen mir, daß ich noch ein Kind sei, das die Güter dieses Lebens nicht nach ihrem wahren Werth zu schäzen wisse.

Herr von Kinglin that mir nicht einmal die Ehre an, soviel Gefälligkeit gegen mich zu zeigen, als sonst auch der Roheste für eine Frau wenigstens um ihrer Reuheit willen hat. Schon

in

in den erſten Tagen unſrer Ehe äuſſerte er ſeine argwöhniſche Denkungsart. Ich wurde ſogleich der Aufſicht eines alten Bedienten anvertraut, dem er das delikate Amt einer Duenna übertrug.

Picard (dies war der Name meiner männlichen Gouvernante) verrichtete ſein Amt mit einer Pünktlichkeit, die keine Gränzen kannte. Er begnügte ſich nicht damit, mich auſſer dem Hauſe zu begleiten; er folgte mir auch im Hauſe wie mein Schatten von einem Zimmer ins andere, und verließ mich ſelbſt in den Augenblicken nicht, wo die Wohlanſtändigkeit keine Zeugen geſtattet.

Ein ſolch übertriebnes Mistrauen, dem ich mich ſo ganz unvorbereitet unterworfen ſah, ſtürzte mich in eine tiefe Schwermuth. Um mich zu erheitern, ſchilderte mir mein Herr Gemahl den hohen Grad ſeiner Leidenſchaft für mich, und beklagte ſich ſehr zärtlich, daß ich an den lebhaften Beweiſen ſeiner Liebe ſo wenig Geſchmack fände. Es war mir freilich räthſelhaft, wie man ein Frauenzimmer, das man nie geſehen hat, ſo leidenſchaftlich lieben könne. Allein eben deswegen war ich geneigt zum Mitleiden mit einem ſo widernatürlichen

Zustande, und selbst zur Geduld bei den zärtlichen Aeusserungen seiner Leidenschaft, bei denen er sich so kindisch und so lächerlich benahm. Uebrigens sah ich vorher, daß das luftige Bild einer durch die vortheilhafte Beschreibung meiner Person erhizten Einbildungskraft sogleich verschwinden werde, sobald die Sinnlichkeit keinen Reiz mehr finde, sich damit zu täuschen.

In dieser Vermuthung hatte ich mich nicht betrogen. Nur zu bald entschlüpfte die Liebe den schwachen Banden, die sie zurückgehalten hatten. Die Sinnlichkeit meines Gemahls war befriedigt, und nun verlor sich mit einem mal alle die ungeduldige Hize, womit er mir bisher seine Zärtlichkeit hatte beweisen wollen. Aber die Eifersucht hatte nicht so schnelle Flügel als die Liebe. Sie blieb mit ihrer ganzen feindseligen Macht zurück, und zeigte sich jezt nur noch unerträglicher. Herr von Kinglin bildete sich ein, alle jungen Wollüstlinge hätten sich verschworen mich zu bestürmen: er befürchtete, ich würde eine Belagerung von so gefährlichen Verführern nicht aushalten, ich würde endlich den heftigen Bewegungen eines feurigen Temperaments, das er von meinem Alter unzertrennlich glaubte, unterliegen müssen.

Schon

Schon schien ihm die Gefahr über seinem Haupte zu schweben. Er verdoppelte seine Wachsamkeit. Ich konnte keinen Schritt im Hause, selbst nicht in meinem Zimmer, thun, ohne ihm Rechenschaft davon ablegen zu müssen. Er deutete das unschuldigste Wort. Kurz alles, selbst mein Stillschweigen, war ihm verdächtig.

Seit unserer Verheirathung hatten seine Verwandten sich zurückgezogen. Sobald sie Uneinigkeit zwischen uns bemerkten, näherten sie sich wieder. Sie suchten sich bei ihm einzuschmeicheln, um ihren Haß gegen mich mit desto größerem Nachdruck und desto sichererm Erfolg ausbrechen zu lassen. Da ihnen andere Mittel fehlten, nahmen sie ihre Zuflucht zu niederträchtigen Verleumdungen.

Allein, den Herrn von Kinglin wider mich aufzubringen, war nicht ihr lezter Zweck. Sie wußten, daß auch der herzlichste Haß zweier Eheleute nicht immer eine gänzliche Enthaltsamkeit (eine Tugend, zu der sie den Herrn von Kinglin gar zu gern bekehret hätten) bewirke; sie mußten also noch immer befürchten, das Temperament könnte in einem schwachen Augenblick über allen Widerwillen siegen. Zu

weiß, um eine so wichtige Sache, als das Entstehen eines ganzen Geschlechts, dem Ungefähr zu überlassen, und zu klug, um die Hoffnung einer reichen Erbschaft dem Zufalle Preis zu geben, wußten sie alle ihre Besorgnisse dadurch zu heben, daß sie meinem Herrn Gemahl eine Magd wieder in die Arme lieferten, die schon drei Kinder von ihm gehabt hatte und darauf abgerichtet war, aus Hymens Tempel die Opfer für den Altar der Knidischen Venus zu stehlen.

Zwar zeigte schon das Aeussere dieses Mädchens die auffallendsten Spuren ihres verjährten Dienstes unter Amors Fahne. Allein, dies konnte ihr bei Herrn von Kinglin nichts schaden. Er hatte einst ihre Schönheit noch mit seinen leiblichen Augen gesehen und seine Phantasie wußte ihm jezt die ehemaligen Eindrücke von ihren Reizen wieder so lebhaft vorzumahlen, daß er sich mehr als jemals glücklich fühlte, einen so liebenswürdigen Gegenstand wieder zu besizen.

Gern möchte ich hier einige Auftritte übergehen, und einen Vorhang über Begebenheiten ziehen, denen selbst die strengste Decenz in der Erzählung das Anstößige nicht ganz benehmen kann. Allein, die Vertheidigung meiner gerechten

rechten Sache erlaubt es nicht meiner Bedenklichkeit dieses Opfer zu bringen.

Wenige Tage, nachdem Herr von Kinglin sein Verständniß mit Marianen erneuert hatte, bemerkte ich, daß er Morgens und Abends einen Bader zu sich kommen ließ. Ich fand es sehr possierlich, daß mein Gemahl einer Person zu gefallen, die Alter und Ausschweifung fast verstümmelt hatten, eine so ungewöhnliche Sorgfalt für sein Aeusseres verwende. Allein ich blieb nicht lange in diesem Irrthum. Mehrere Symptome überzeugten mich bald, daß Mariane an dieser Sorgfalt des Herrn von Kinglin einen ganz andern Antheil hatte. Er schien mir unruhig, und seine Unruhe stieg in kurzem bis zur äussersten Ungeduld. Die gewöhnliche Vergeltung der Gottheit, an deren Altar er geopfert hatte, war ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und ihre Priesterin hatte noch eine eigene Gunstbezeugung hinzugefügt. Eine Menge kleiner garstiger Thiere, die sich nur bei schmuzigem Pöbel aufhalten und deren Namen man in guter Gesellschaft nicht einmal hört, hatten eine Völkerwanderung vorgenommen und waren bei dem Herrn Präsidenten mit einer solchen Wuth eingefallen,

daß er nicht aufhören konnte, sich bald hier bald dort zur Wehre zu sezen.

Ein so unangenehmer Zufall brachte Herrn von Kinglin in Verzweiflung, es kam zwischen ihm und Marianen darüber zu Erklärungen. Der Herr Präsident hielt einen harten Vortrag, von Vorwürfen kam es zu Schimpfreden, und vom Schimpfen zu Schlägen. Das arme Mädchen konnte nicht begreifen, daß es ein so schwarzes Verbrechen sei, den Schlafrock des Liebhabers ein wenig bevölkert zu haben. Sie war also gar nicht geneigt, die ihr zuerkannte Züchtigung mit geziemender Unterwürfigkeit anzunehmen, und widersezte sich mit streelnder Hand der Vollstreckung der Strafe. Es entstand ein förmlicher Zweikampf, das Gefecht ward immer hiziger, beide Parteien erhoben ein mörderliches Geschrei. Ich eilte auf den Kampfplaz; das ganze Haus lief herbei. — Mit vieler Mühe brachte man die Kämpfer auseinander.

Herr von Kinglin schickte nach der Wache, und wollte Marianen festsezen lassen. Allein, ich machte mirs zur Pflicht, ihn nicht zum Mährchen der ganzen Stadt werden zu lassen. Auf mein Bitten legte eine gutmüthige Nachbarin

rin eine Leiter am Hinterhause an, und ich ließ die mißhandelte Schöne durch ein Fenster hinabsteigen. Nach diesem Liebeswerke begab ich mich auf das Schlachtfeld zurück, um zu untersuchen, ob mein Herr Gemahl verwundet sei. Das Blut floß in sanften Strömen über sein Antliz herab. Zu meinem Troste aber fand ich keine seiner Wunden gefährlich. Ein paar Schminkpflästerchen waren der Verband.

Er hatte erwartet, ich würde jezt die aufgebrachte Frau machen, ich würde mit Geschrei und Vorwürfen ihn überhäufen und diese Gelegenheit benüzen, mich an ihm zu rächen. Ich that von dem allen das Gegentheil. Mein sanftes Betragen sezte ihn in Verwunderung, er schien sogar davon gerührt zu sein, und um mir einen recht auffallenden Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, sagte er zu mir — aber wohl verstanden, mit dem feierlichen Tone des Herrn und Meisters — „umarmen Sie mich, „meine Gemahlin; von heute an können Sie „Ihren Plaz in meinem Bette wieder ein„nehmen.“

Ich fühlte nicht den mindesten Reiz, diese wieder angebotene Gnade zu benüzen; ich fürchtete mich vor dem Bader. So höflich als mög-

Ihre Verfolgungen wurden täglich grauſamer, ſie hatten mich endlich ſo ganz unglücklich gemacht, daß ich wirklich ihre Wuth nun gänzlich erſchöpft glaubte. Allein, noch ruhten ſie nicht, denn noch war ihr lezter Zweck nicht erreicht. Ein Zufall brachte ſie ihrem Ziele näher.

Herr von Kinglin hatte in acht Tagen zwei Anfälle vom Schlag. Dieſer Umſtand gab ſeinen Verwandten eine ſehr natürliche Veranlaſſung, ſich in ſeinem Hauſe feſtzuſezen. Madame Poireau, ſeine Schweſter, kam vom Lande und bezog ein Zimmer in unſerm Hauſe; ihre Zärtlichkeit erlaubte es nicht, die Pflege des kranken Bruders jemand anderm zu überlaſſen. Laufen, Rennen, Wachen, ängſtliches Fragen, Thränen, kurz alle die Grimaſſen, womit die Heuchelei Schmerz und Kummer affektirt, wurden in Thätigkeit geſezt, und verfehlten ihren Zweck nicht. Herr von Kinglin ward von der zärtlichen Zuneigung ſeiner Verwandten (er vergaß, daß ſie ſeine Erben waren) durch ihre naſſen Augen vollkommen überzeugt, und nahm nun jede Verunglimpfung, die ſie ſich auf Rechnung meiner Ehre erlaubten, für baaren Beweis ihres Dienſteifers.

Sie

Sie beschlossen nun über mich im Rath des Verderbens, durch die Beschuldigung einer Liebesgeschichte, die sie erfunden und nach ihrer Art ausgeschmückt hatten, mich zu stürzen. Der Held des Romans war eines von den honigsüßen aufgeblasenen Herrchen, die sich immer wie eine Windmühle um sich selbst drehen und mit dem hohlen Köpfchen, das über einer gränzenlosen Cravatte sizt, sich die Mine geben, als ob wir ihnen großen Respekt schuldig wären, die wir aber auch nicht eines Blickes würdigen würden, wenn es nicht bisweilen geschähe, um uns an ihrer überschwenglichen Lächerlichkeit zu amüsiren. Man muß bekennen, daß diese Wahl kaum hätte unglücklicher ausfallen können. Die Geschichten selbst waren nicht weniger schlecht erfunden. Es war nirgend ein Umstand, der die harte Beschuldigung auch nur wahrscheinlich hätte machen können. Das, was man als Haupthbeweis eines begangenen Ehebruchs wider mich anführte, war die wichtige Begebenheit, daß der besagte Ritter einst am hellen Vormittage um neun Uhr seinen Mantel in meinem Vorgemach hatte suchen lassen. Hieraus machte man den Schluß, wir müßten die vorhergegangne Nacht mit einander zu-

zugebracht haben. Man denke doch, wenn ein Verdacht dieser Art bei dem Publikum etwas gelten sollte, so würde die Ehre der Weiber künftig vom Regen oder Sonnenschein abhängen! Die Thatsache war offenbar so unverdächtig, daß auch die zügelloseste Lästerungssucht hätte Anstand nehmen sollen, ihr eine so gehässige Wendung zu geben. Nichtsdestoweniger schlürfte Herr von Kinglin dies wirklich sehr schlecht bereitete Gift mit langen Zügen ein. Vermuthlich war folgende Geschichte, die sich bald nachher zutrug, schon eine planmäßige Wirkung seiner aufs neue erhitzten Eifersucht.

Er gab vor (oder drang ihm etwa sein böses Gewissen die wirkliche Furcht auf?) von der Krankheit angesteckt zu sein, welche der Ausschweifung gewöhnliche Gefährtin ist. Der Arzt wurde gerufen und mußte eine Untersuchung in forma mit ihm vornehmen. Dieser fand nun zwar nicht die geringste Spur von einer solchen Krankheit, hielt es aber doch für gut, den Herrn Präsidenten wie den Kranken in der Einbildung zu behandeln. Er gab ihm unter dem Namen eines schweißtreibenden Mittels einen unschädlichen Trank, der wenigstens den Magen des Kranken wieder in Ordnung

bringen

bringen konnte, den er sich durch zu häufigen Genuß des Weins und der Liqueure verdorben hatte. — Mein Herr Gemahl war indeß fest überzeugt, daß er auf die angezeigte Krankheit kurirt werde. Um aber ganz sicher zu gehen, wollte er mit den Recepten des Doktors auch noch die Hand des Wundarztes verbinden. Der Wundarzt, den er rufen ließ, erklärte geradezu, der Patient habe entweder Erscheinungen, oder man suche ihn zu hintergehen. Die Arznei kam ihm verdächtig vor, weil er nicht wissen konnte, wohin sie eigentlich wirken sollte. Er tadelte daher mit großer Heftigkeit das Benehmen des Arztes und gieng selbst zu ihm, um ihn darüber ernstlich zu Rede zu stellen. Der Arzt machte den Wundarzt mit der Lage der Sache bekannt, erklärte ihm seine Bewegungsgründe, und nun hatte dieser nichts mehr wider den Trank einzuwenden. — Der Herr von Kinglin bemühte sich aber selbst, den ungläubigen Wundarzt zu überzeugen; und verrieth eben damit seine Absicht. Er ließ den Wundarzt noch ein, mal kommen, machte ihm eine ganz unwahre Beschreibung von seiner Krankheit, und versicherte ihn zuletzt, daß ich selbst auch in der Kur sei, und das Gift ihm mitgetheilt habe. Er-

trug

trug dem Wundarzt auf, mich auf der Stelle zu viſitiren. Der Schimpf eines ſo abſcheulichen Verdachts brachte mich beinahe zur Verzweiflung, meine Schamhaftigkeit empörte ſich wider die ſchändliche Zumuthung. Allein die Betrachtung, daß ich meine Unſchuld beweiſen müſſe, überwand alles — ich verhielt mich leidend. Der Wundarzt bezeugte, er habe an mir nichts gefunden, als leichte Spuren einer Unpäßlichkeit, die bei dem andern Geſchlechte ganz gewöhnlich ſei und woraus man auf nichts weniger als auf einen unordentlichen Lebenswandel ſchließen könne.

Man ſieht ſchon aus dieſer einzigen Erzählung, wie weit der Haß meines Mannes gieng, und wie viel ich von ſeiner wüthenden Eiferſucht zu fürchten hatte. Bald darauf geſchah eine andre Begebenheit, welche die lezte Szene eröffnete und meinen Feinden einen vollen Triumph bereitete.

Mein Gemahl hatte von jeher Geſpenſter geglaubt, und ſich oft die abenteuerlichſten Einbildungen darüber gemacht. Seit ihn der Schlag gerührt hatte, war ſeine Geiſtesſchwäche überhaupt und alſo auch ſeine paniſche Geſpenſterfurcht um einen merklichen Grad geſtie-

gen. Das abgeſchmackteſte Mährchen, das je eine Amme ſtatt der Ruthe gebrauchen konnte, war jezt ein furchtbares Schreckbild ſeiner Phantaſie. — Eines Tages begab ich mich auf den Oberboden des Hauſes, und beſah zum Zeitvertreib das da liegende Obſt. Ich fand einige angefaulte Aepfel und warf ſie zum Fenſter hinaus. Von ungefähr traf einer den Drath der Klingel, die in dem Zimmer des Herrn von Kinglin hieng, und ſchellte an. Mein Gemahl hatte eben einen Auguſtinermönch bei ſich und ein Bedienter war im Zimmer. Er fragte, wer die Schelle anziehe? Beide verſicherten, keiner habe ſie angerührt. Dies war ſchon genug, ihn in Furcht und Schrecken zu ſezen, und auf der Stelle beſchloß er, ein Haus zu verlaſſen, wo ein Kobolt ſpucke. Unmittelbar nach dieſem Auftritte, den ich ſo zufällig veranlaßt hatte, kam ich in ſein Zimmer und hörte eine lange Erzählung von der vorgefallenen Wundergeſchichte, die Herr von Kinglin mit der Erklärung ſchloß, er werde das Haus räumen. Ich wünſchte mir Glück, ſo von ungefähr ein Mittel gefunden zu haben, das den Herrn von Kinglin nöthigte, ein ſo unbequemes und trauriges Haus zu verlaſſen.

Meine

Meine Freude war vergebens. Da der Kobolt nicht mehr ſpukte, ſo verſchwand auch nach und nach wieder die Begierde zum Ausziehen. Meine Luſt war aber einmal gereizt, und wollte ſich um ſo weniger leicht abweiſen laſſen, da ich das Mittel ſie zu erfüllen in Händen hatte. Mein Kammermädchen erinnerte mich, daß noch mehr faules Obſt auf dem Boden liege. Offenherzig geſtanden, ich zielte nunmehr nach der Schelle. Das Geſpenſt ſiegte, wir räumten das Haus.

Zum Unglück war Madame Poireau nicht ſo leichtgläubig. Einige Monate nachher beſuchte ſie ihren Bruder, und ſuchte auch dieſen eines beſſeren zu belehren. Sie erklärte die ganze Begebenheit für ein betrügeriſches Poſſenſpiel, und wollte durch eigne Unterſuchung beweiſen, daß nichts daran ſei. Sie mochte wol mich ſchon im Verdacht haben. Ihr Heldenmuth kannte alſo eben ſo wenig Gränzen, als ihr Haß. Sie erbot ſich, ſelbſt eine Nacht in dem Hauſe zuzubringen.

Ich gieng mit meiner Vertrauten über dieſen unerwarteten Vorfall zu Rath. Es war uns beiden klar, daß der Aufklärungseifer meiner Schwägerin ſeinen Sitz in der ſchwarzen

Galle habe, und daß sie die Furcht der eignen Gefahr nur durch die Hoffnung besiegt habe, durch die wahre Entdeckung der Geschichte, die sie für mein Werk hielt, mich ohne Rettung zu stürzen. Wir beschlossen, durch eine neue Erscheinung ihren Plan zu vereiteln und sie selbst durch ein erschreckendes Schauspiel für ihres Herzens Härtigkeit empfindlich büßen zu lassen.

Mein Kammermädchen übernahm es, die Rollen auszutheilen. Sie wählte zwei von unsern Bedienten. Wir gaben ihnen die nöthigen Decorationen: Leintücher, einen ausgehölten Kürbis, die Kette vom Ziehbrunnen; und für die Zwischenakte einige Flaschen guten Wein.

Während wir auf diese Art unsre Zurüstungen machten, fühlte Madam Poireau bei Annäherung der Gefahr doch einige Beängstigung. Sie suchte indeß ihren sinkenden Muth durch Vernunftgründe wieder zu erheben, und bereitete sich vor, ihre Standhaftigkeit auch bei den schauerlichsten Proben nicht zu verlieren. Endlich bestimmte sie die Nacht, in welcher das fürchterliche Abenteuer bestanden werden sollte. Sie verließ sich auf die Herzhaftigkeit ihres Sohnes. Beide begaben sich an Ort und Stelle,

le, und nur unſer Kutſcher und ein großer Kettenhund waren ihre Begleiter.

Wir ließen ihnen Zeit, das Haus von oben bis unten zu unterſuchen und ſich durch unnöthige Runden zu ermüden. Als wir aber endlich glaubten, daß ſie eingeſchlafen ſein könnten, ſo begaben ſich meine Leute durch eine kleine Hinterthüre, zu der ich mit Wiſſen meines Mannes den Schlüſſel hatte, in das Haus. Allein die Geſpenſter ſpielten ihre Rollen mit ſo weniger Vorſicht, daß ſie ſich kaum einige Minuten auf dem Schauplaz erhalten konnten. Der Hund ſchlug an, der Kutſcher erwachte, ſprang heraus und ſchrie: Diebe! Die beiden Geiſter verloren ſogleich alle Faſſung und ſuchten zu verſchwinden. Kutſcher und Hund ſezten ihnen nach. Sie waren ſo glücklich, der Heugabel des einen und den Zähnen des andern zu entwiſchen. Allein zu ihrem Unglück begegneten ihnen vier Schritte vom Hauſe die Schaarwächter, hielten ſie an, und führten ſie auf die Hauptwache. In dieſer Haſt hatten ſie den Schlüſſel an der Hinterthüre ſtecken laſſen. Da ich allein dieſen Schlüſſel in Verwahrung hatte, ſo war das ganze Spiel verrathen.

Madam Poireau gab diesem Abenteuer die allergefährlichste Auslegung. Sie schrie gewaltig über meine Frechheit, so etwas wider sie zu unternehmen, und gab meinem Manne zu verstehen, dieser nächtliche Auftritt sei bloß ein Versuch, wodurch ich hätte erfahren wollen, wie weit die Gefälligkeit meiner Bedienten gehe, um sie in der Folge zu weit wichtigern Unternehmungen zu seinem Schaden, ja vielleicht gar zu Anfällen auf sein Leben, zu gebrauchen. Furcht und Wuth zugleich bemächtigten sich des Herrn von Kinglin und es entfuhren ihm einige Drohworte, die mir wieder hinterbracht wurden. Ich flüchtete zu einem meiner Verwandten, um hier in Sicherheit das Gewitter vorüber ziehen zu lassen.

Am folgenden Tage ließ mein Herr Gemahl diesen Verwandten zu sich bitten, und sagte ihm: es sei von mir gar nicht klug gehandelt, daß ich so voreilig Lärm gemacht hätte. Er denke schon jezt an alles Vorgefallene gar nicht mehr, ich könne zu ihm zurückkommen wenn ich wolle, er bitte mich sogar recht von Herzen darum.

Ich freute mich über diese glückliche Wendung der Sache, und war schon im Begriff mich

mich in mein Haus zurück zu begeben, als unſre Köchin athemloß blaß und zitternd zu mir ins Zimmer trat. „Wo wollen Sie hin, Madam, rief ſie; wenn ſie einen Tritt in das „Haus thun, ſo ſind Sie des Todes. Ich „habe es geſtern Abend heimlich gehört, daß „Herr von Kinglin einen ſchrecklichen Anſchlag „auf ihr Leben gemacht hat. „Nach allen „„den Streichen, die Sie Ihnen geſpielt hat, „„ſagte ſeine Schweſter zu ihm, wollen Sie ſie „„doch wieder aufnehmen? Warum wollen Sie „„eine Frau wieder ins Haus bringen, die Sie „„tödtlich haßt, und ſelbſt Sie zu vergiften fä„„hig iſt? — Dazu werde ich ihr nicht Zeit „„laſſen, antwortete er; ich ſtelle mich nur beſ„„ſänftigt, um meine Rolle deſto beſſer zu ſpie„„len. Aber ſie muß von meiner Hand ſterben, „„und wenn ich mein Leben auf dem Schafot „„verlieren ſollte. Mögen die Folgen für mich „„auch ſein welche ſie wollen, das kümmert mich „„nicht, wenn nur ſie ſtirbt, und wenn nur ich „„es bin, der das Vergnügen hat ihr den tödt„„lichen Stoß beizubringen. — Aber, wie „„wollen Sie das machen, erwiederte ſeine „„Schweſter, Sie ſind ja blind? — Das thut „„nichts, antwortete Herr von Kinglin; ich wer-

„„de mich verſtellen können; ich werde ſie bit„„ten mich in mein Kabinet zu führen, werde „„die Thüre, wie gewöhnlich verſchlieſſen, ſie „„in meine Arme faſſen und dann gewiß nicht „„fehlen.“

Schauder und Entſezen ergriffen mich bei dieſer Erzählung. So nahe war die ſchreckslichſte Gefahr mir geweſen, und ich wäre ſo ganz ruhig ihr ſelbſt entgegen gegangen. Der Schrecken hatte mich faſt aller Beſinnung beraubt; ich wußte mir gar nicht zu helfen. Endlich fiel mir doch ein, es könnte ſehr wichtig für mich werden, wenn dieſe Erzählung in Gegenwart einer Perſon wiederholt würde, deren Zeugniß Gewicht haben müßte. In dieſer Abſicht ließ ich den Gouverneur von Colmar, Herrn von Chavigny bitten, wegen einer ſehr dringenden Angelegenheit zu mir zu kommen. Er hatte die Güte, meine Bitte zu erfüllen, und das Mädchen wiederholte in ſeiner Gegenwart die Erzählung des abſcheulichen Anſchlags. Er rieth mir, mich nicht wieder zu meinem Manne zu begeben. Ich hatte den Vorſaz, mich in ein Kloſter zu flüchten, und da ſo lange zu bleiben, bis man Gelegenheit fände, uns entweder wieder zu vereinigen oder

auf

auf eine gute Art ganz zu trennen. Allein, mein Schicksal wollte, daß mir jeder Weg zur Ruhe verschlossen sein sollte. Die Nonnen zu Colmar konnten mich nicht aufnehmen, denn ihre Regel untersagt ihnen, Kostgängerinnen zu haben.

Herr von Kinglin hörte von meinem Vorhaben, und fand selbst dieses Mittel sehr bequem, meiner verhaßten Gegenwart und seiner Eifersucht zugleich auf eine gute Art loß zu werden. Er übergab also aus eignem Antrieb dem Conseil eine Bittschrift, um einen Befehl an die Nonnen auszuwirken, daß sie mich aufnehmen sollten.

Madame Poireau wußte diesen Einfall treflich zu benuzen, um ihren Bruder zum lezten entscheidenden Schritt zu bereden. Sie stellte ihm vor, er werde diesen weise ausgedachten Plan, seine Frau von sich zu entfernen, nicht ausführen können, wenn er sie nicht wegen ihrer Vergehungen peinlich bei Gericht belange; denn nur durch eine peinliche Anklage würden die Richter bewogen werden, auf Sequestration der Beklagten in einem Kloster zu erkennen.

Herrn von Kinglins Präsidentenweisheit reichte gerade so weit, diesen klugen Einfall

vortrefflich zu finden. Einige andre seiner hoffnungsvollen Erben boten ihre Hülfe zur Ausführung an. Wer war froher als mein Herr Gemahl, der durch die glückliche Vereinigung so günstiger Umstände hoffte, seine Ruhe bald ganz hergestellt, und seine Rache wenigstens zum Theil befriediget zu sehen. Er ließ sogleich eine Klagschrift aufsetzen, zu welcher die sinnreichen Verleumdungen seiner würdigen Verwandten die species facti lieferten. Sie ließen darin mich selbst auch so reden, wie es ihren Absichten am bequemsten war. Allein eben die Worte, die sie mir in den Mund legten, beweisen augenscheinlich, daß auch alles übrige falsch ist.

Die Hauptanklagen waren: daß ich ihm boshafter Weise Schrecken wegen Gespenster eingejagt und in sträflicher Absicht durch Hülfe zweier Bedienten Geistererscheinungen in seinem Hause veranstaltet habe; zweitens aber, daß ich ihm eine von jenen Krankheiten mitgetheilt habe, womit gemeiniglich die Töchter der Wollust ihre Liebhaber vergiften. Herr von Kinglin beschreibt die leztere Beschuldigung mit Ausdrücken, die ich nicht nachsagen mag. Aber den Umstand, worauf er seinen Beweis grün-

gründete, muß ich ihm doch nacherzälen. Unter andern Vorwürfen wegen meiner schlechten Aufführung — heißt es in seiner Klagschrift — habe er auch zu mir gesagt: „ich sei dem „schlechten Dank schuldig, der mir dies unglück„liche Geschenk gemacht und mir dadurch selbst „den Beweis meiner Strafbarkeit hinterlassen „habe. Und darauf habe ich geantwortet: „ein Hauptmann von der Garnison müsse daran „schuld sein." — Man könnte in der That den Grund der Beschuldigung nicht unglücklicher wählen. Ich trage jeden ganz dreist, ob es wohl wahrscheinlich sei, daß eine Frau, sie sei schuldig oder unschuldig, sich selbst einer so ungeheuren Niederträchtigkeit zeihen werde, wenn ihr nicht wenigstens der Dolch an der Kehle stehe? — Und dann möchte ich in Rücksicht des ersten Klagpunktes wohl wissen, welche Strafe einer Frau von achtzehn Jahren durch die Gesetze bestimmt wäre, die eines so schwarzen Verbrechens überwiesen ist?

Nichts desto weniger gründete Herr von Kinglin auf diese und einige noch unwichtigere Klagpunkte sein Gesuch, daß das Conseil erstens ihm vergstatte, über seine Anklagen Zeugen abhören zu lassen; zweitens den Befehl ertheile,

le, die Bedienten, welche die Gespenster gespielt hatten, in Verhaft zu bringen; drittens, durch einige Wundärzte meinen Gesundheitszustand untersuchen lasse; und viertens, bis zu Entscheidung meiner Sache mich in ein Kloster sperre „um zu verhüten, wie er sich ausdrückt, „daß ich meinen Leib nicht misbrauche und zu „des Klägers größtem Verdruß und zum „Nachtheil seiner gesezmäßigen Er„ben ihm einen unächten Nachkommen auf„bürde.“

Man müßte sehr kurzsichtig sein, um zu übersehen, daß hier eigentlich die Erben das Wort führen. Mein Herr Gemahl mußte durch seinen wüthenden Zorn viel zu sehr ausser sich sein, als daß er jezt auf etwas anders als auf sein wehrtes Ich denken, daß er auf einen andern als auf seinen Vortheil hätte Rücksicht nehmen können. Und doch will er hier, ganz ohne Noth, den Vortheil seiner Erben im Voraus sichern? Ist dies nicht ein klarer Beweis, daß die ganze Klagschrift das Werk dieser Erben war? Und, welch ein Werk! In jedem Worte desselben findet man Spuren ihrer Feindschaft, ihres Eigennuzes und ihrer geheimen Absichten.

Diese

Dieſe Klagſchrift wurde bei einer Gerichtsſtelle übergeben, wo mein Mann großen Einfluß hat. Meines Mannes Geiſt belebte auch die ausübende Gerechtigkeit; ihre ſonſt langſam ſchleichenden Prieſter ſchienen jezt Flügel zu haben. Noch an demſelben Tage erſchien folgender Urtheilsſpruch:

„Wir verſtatten dem Kläger, zum Beweis „ſeiner angebrachten Klagen Zeugen abhören zu „laſſen, und haben dazu einige Räthe ernannt. „Die Beklagte, Anne Chriſtine von Go„mes, ſoll von den drei Wundärzten, Mar„quis Michel und Vergues, viſitirt, „und hernach ad interim bis zur Entſchei„dung der Streitſache in dem Nonnenkloſter zu „Unterlinden aufbewahrt werden. Der „Kläger iſt verbunden, indeß das Koſtgeld für „ſie zu bezahlen. Den Nonnen geben wir den „Auftrag, ſie ohne Weigerung aufzunehmen „und ſicher zu verwahren, bei Strafe der Ver„kümmerung ihrer weltlichen Güter. Die „zwei Bedienten endlich, la Roix und Im„hof, ſollen ins Gefängniß gebracht wer„den, damit man ihnen nach der Strenge „der Geſeze den Prozeß machen könne, u. „ſ. w.“

Ich

Ich bin noch sehr glücklich, daß es Herrn von Kinglin nicht eingefallen ist, mich auf Leben und Tod anzuklagen; ich glaube gewiß, er würde auch erhalten haben, daß mir ad interim und bis auf weiteren Bescheid der Kopf abgeschlagen werden solle.

Man stellte nun, diesem weisen Urtheilsspruche gemäß, Zeugenverhöre an, um die Wahrheit der Anklagen zu untersuchen. Die Zeugen waren aber alle entweder bestochen, oder durch Drohungen furchtsam gemacht; und ihre Aussagen betrafen meist die unbedeutendsten Kleinigkeiten. Die einzigen Zeugen, welche Vorgänge gesehen haben sollten, aus welchen man auf einen von mir begangnen Ehebruch hätte schließen können, waren eben die beiden Bedienten, die Herr von Kinglin wegen ihrer Gespensterrolle peinlich angeklagt hatte.

Die Art, wie diese zwei Hauptzeugen angeworben wurden, zeigt hinreichend, wie geschickt das ganze Zeugenverhör gewesen sei, die Wahrheit zu entdecken. Da ich gerichtliche Beweise in Händen habe, wie edelmüthig meine Feinde gehandelt haben, so kann ich mich nicht enthalten, ihnen hier ein Monument dafür zu sezen.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß dieſe beiden Bedienten in der Geſpenſternacht, auf ihrer Flucht vor dem Kutſcher, der Schaarwache in die Hände fielen, und auf die Hauptwache geführt wurden. Sie taugten beide zu Soldaten. Man bediente ſich ihrer Verlegenheit und ſtellte ihnen vor, es ſei das einzige Mittel, ſie vor den unangenehmen Folgen dieſes Vorfalls zu ſichern, wenn ſie ſich anwerben lieſſen. Sie nahmen Handgeld, und wurden nach Breiſach abgeführt. Sobald mein Mann den Prozeß wider mich erhob, war er auch entſchloſſen, dieſe beiden Leute, es ſei um welchen Preiß es wolle, wieder in ſeine Gewalt zu bekommen, denn er glaubte, durch das Verſprechen, ihnen ihre Freiheit wieder zu verſchaffen, würde er ſie leicht bewegen, wider mich zu zeugen. Es war aber keine ſo leichte Sache, ſich ihrer zu Breiſach zu verſichern. Er nahm indeß ſeine Zuflucht zu dem Gouverneur, und erhielt die Erfüllung ſeines Wunſches. Der Gouverneur ſchrieb ihm darüber folgenden Brief, deſſen koſtbares Original ich in Händen habe:

„Breiſach, den 2 Februar, 1711.

„Hier überſchicke ich Ihnen, mein Herr,

„die

„die zwei Bedienten, deren Sie bei ihrem Pro-
„zesse wider Ihre Frau Gemahlin benöthiget
„sind. Der Offizier, der Ihnen diesen Brief
„einhändigen wird, hat Befehl, sie nach Col-
„mar zu führen, und sie da zu übergeben, wo
„sie nach Ihrer Anzeige hingebracht werden
„sollen. Ich habe dabei die Rolle gespielt,
„die ich für dienlich hielt, diese jungen Leute in
„Furcht zu sezen und sie zu bewegen, alles,
„was sie wissen, auszusagen. Ich gab ihnen
„zu verstehen, daß wenn sie nichts verheimli-
„chen würden, ich mir alle Mühe geben wol-
„te, sie aufs Beste aus der Sache zu ziehen,
„wollten sie aber bei ihren Verhören Winkel-
„züge machen, so würde ich sie ihrem unglück-
„lichen Schicksale ganz überlassen. Uebrigens,
„mein Herr, muß ich Ihnen sagen, daß, wenn
„ich den nachtheiligen Gerüchten, die bisher
„herumgegangen sind, so wie allem dem was
„man mir von Colmar geschrieben hat, hätte
„glauben wollen, ich mich niemals mit diesem
„Geschäfte abgegeben haben würde, das ich
„ohnehin blos Ihnen zu Gefallen übernommen
„habe. Selbst die leichtgläubigsten Offiziere
„hatten nicht Lust, sich auf Ihr Ehrenwort zu
„verlassen; sie trauten auch mir nicht, weil

„sie

„ſie feſt glaubten, man wolle ſie hintergehen. „Endlich überwand ich aber doch alle dieſe „Schwierigkeiten, und man überließ mir die „beiden Leute. Ich thue bei dieſer Gelegenheit „etwas für Sie, was ich für keinen andern „thun möchte. Allein Leute von Ehre müſſen „zur Genugthuung eines Mannes in Ihrem „jetzigen Falle alles beitragen was ſie können. Ich „bin mit dem weſentlichſten Dienſteifer u.ſ. w.“

Ich enthalte mich aller Bemerkungen die ſich ſo leicht bei dieſem Schreiben machen lieſſen. Man darf nur leſen, um ſich zu überzeugen, welcher Mittel man ſich bedient habe, dieſe wichtigen Perſonen zu gewinnen. Wäre noch irgend ein andrer Beweis meiner Behauptung nöthig, ſo ſind es die Belohnungen ſelbſt, mit denen mein Herr Gemahl, der nie ohne den entſchiedenſten Gewinn ſolche Gunſtbezeugungen zu ertheilen pflegt, jezt zwei ſeiner Leute beehrte, die er ſelbſt erſt wegen ihres Muthwillens hatte gerichtlich anklagen müſſen. Er nahm nun nicht nur ſeine Anklage gegen ſie zurück, ſondern kaufte auch beide wieder vom Dienſt loß.

Solche Mittel, verbunden mit der Ueberlegenheit, die der Herr Präſident durch

seinen öffentlichen Einfluß hatte, hätten ihn und seine Freunde wegen des Fortgangs ihrer Verfolgungen wider mich, sehr sicher machen können. Demunerachtet waren sie nicht ruhig. Sie fürchteten, es möchten sich noch unvorhergesehene Hülfsmittel zu meiner Rechtfertigung finden, und sie möchten alsdenn zu einer sehr nachdrücklichen Genugthuung genöthiget werden. Sie hielten es also für rathsamer, einen gelinderen Weg einzuschlagen auf dem sie doch auch ihre Absicht zu erreichen hofften. Sie boten meinem Vater einen Vergleich an, und versprachen, die wider mich erhobene Untersuchung aufzugeben, wenn er in eine Scheidung zu Tisch und Bett willigen wolle.

Mein Vater sah wohl ein, wie gefährlich und langweilig es sei, vor einem Tribunal, wo der Gegentheil ein großes Gewicht hat, Prozeß zu führen und gegen Schikanen zu kämpfen. Er betrachtete also die gemachten Vergleichsvorschläge als einen günstigen Zufall, den man nicht zurückweisen müsse.

Nachdem die Präliminarpunkte, nämlich die Scheidung zu Tisch und Bett und die Aufhebung des Untersuchungsprozesses

Ordnung gebracht waren, ſo verglich man ſich auch wegen der übrigen Artikel. Mein Vater bewilligte für mich, denn ich war noch minderjährig, eine Entſagung aller der Vortheile, die ich nach dem Ehekontrakt fordern konnte, ſogar bis auf die Hochzeitgeſchenke, die ich erhalten hatte; und machte ſich verbindlich, mich auf ſeine Koſten, ſo lange mein Mann lebe, in einem Kloſter zu unterhalten, und, im Fall er ſelbſt zuerſt ſterben ſollte, die Erfüllung dieſes Verſprechens ſeinen Erben zu übertragen. Er übernahm es auch, meine Einwilligung zu Vollziehung des Vergleichs längſtens innerhalb drei Wochen auszuwirken; eine Bedingung, ohne deren Erfüllung der Vergleich für ungültig gehalten werden ſollte.

Da mein Vater, wie ich oben geſagt habe, das Aufſehen und die Verlegenheiten, die der Prozeß erregen könnte, eben ſo ſehr als den Einfluß des Herrn von Kinglin ſcheute, ſo glaubte er, nichts nützlicheres für mich thun zu können, als wenn er das Glück, dem er mich ehemals ſelbſt aufgeopfert hatte, meiner Ruhe wieder aufopferte. Er zwang mich alſo, den Vergleich zu vollziehen.

Ich war damals nur achtzehn Jahre alt, und konnte auf keinen Fall etwas zu meinem Nachtheile rechtsgültig unternehmen. Allein da ein mit Gewalt abgenöthigter Vergleich schon an sich selbst ungültig, da ein gezwungener Wille kein Wille ist, so glaube ich jetzt, da ich volljährig bin, hinlänglichen Grund zu haben, diesen mir abgepreßten Vergleich zu verwerfen. Der schlichte Menschenverstand zeigt mir, daß eine solche widernatürliche Urkunde vor keinem unparteiischen Richterstuhle Beifall finden könne. Eine minderjährige Frau von ihrem Manne zu Tisch und Bett scheiden, sie ihren Ehepakten gänzlich entsagen lassen, ihr die Einwilligung abnöthigen, daß sie sich auf ihre Kosten in ein Kloster einsperren lasse — was hätte ich härteres, was schimpflicheres erwarten können, wenn ich des Verbrechens, dessen man mich fälschlich angeklagt hatte, wirklich überwiesen gewesen wäre?

Dies alles beweist die Nichtigkeit des besagten Vergleichs, jener verabscheuungswürdigen Ausgeburt der Verwandten meines Mannes. Allein wo soll ich Recht finden? Kann ich vor dem Richterstuhle des höchsten Ge-

Gerichts im Elsaß die schuldige Gerechtigkeit wohl erwarten? Hier, wo sowohl die Verwandten des Herrn von Kinglin, die meine Unterdrückung so sehr interessirt, als auch er selbst, den stärksten Einfluß haben? Was habe ich nicht bei solchen Verhältnissen von ihnen zu fürchten, da sie auf eine bloße Anklage schon ein Verdammungsurtheil wider mich erhalten haben, da sie sichs erlauben durften, auf eine Scheidung zu Tisch und Bette durch einen bloßen Notar sprechen zu lassen, ohne wegen einer Anmaßung, die so nachtheilige Folgen haben kann, vom Conseil zur Verantwortung gezogen zu werden.

Ich kann mich jezt im Elsaß nicht sehen lassen. Man würde mich in ein Kloster schleppen, und mich von dem Umgang und von der Hülfe jedes vernünftigen Mannes abschneiden. Ueberdies sind mir alle die Einkünfte entzogen, die ich nach meinem Ehevertrag zu fordern hätte; ich würde mich also dort nicht erhalten können.

Da nun alle diese Umstände, da meine Rechte für mich sprechen, da die Unregelmäßigkeit des ganzen Prozesses, da selbst die Ungerechtigkeit des richterlichen Urtheils vor Augen liegt;

liegt: so kann ich von der Gnade des Königs hoffen, daß Se. Majestät mir das Parlament zu Paris zum Richter geben werden; zumal da ich mich jezt in dieser Stadt bei einem Verwandten aufhalte, dessen Haus der einzige Zufluchtsort ist, den ich habe finden können.

* * *

Die Frau von Kinglin übergab diese Schutzschrift, und fand sogleich günstiges Gehör. Ohne Zweifel würde ihr der königliche Staatsrath haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie den Prozeß fortgesezt hätte. Allein, kurz nachher starb ihr Gemahl. Ihre Schönheit und ihr Verstand zogen bald viele würdige Männer herbei, die ihr ihre Hand anboten. Sie wählte glücklich, und vergaß bald in ihrer zweiten Ehe alles Ungemach und alle zurückgelassenen Vortheile der ersten. Ihr zweiter Gatte wollte es auch nicht zugeben, daß sie einen Prozeß fortsezte, in welchem sie nicht siegen konnte, ohne eine Menge anstößiger Dinge zu erwesen, die das Andenken ihres ersten Mannes mit Schande bedecken mußten.

Kleinere
prosaische Schriften

von

Schiller.

Aus mehrern Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

Erster Theil.

Leipzig 1792.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

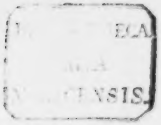

Vorbericht.

Um dem Nachdruck zuvor zu kommen, und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweyter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedne noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden. Bey den mehresten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich mir wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn; und es war auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemässer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweyte Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie

bey ihrer erſten Erſcheinung Beyfall gefunden haben. Sie tragen alſo auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer erſten zufälligen Entſtehung und bitten dieſer Urſache wegen um die Nachſicht des Leſers. Nicht immer iſt es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leſer feſſelt: zuweilen gewinnt ſie ihn bloſs durch karakteriſtiſche Züge, in denen ſich die Individualität ihres Urhebers offenbart; eine Eigenſchaft, die oft gerade die vollendetſten Werke eines Autors verläugnen. Für Leſer alſo, welche dieſe intereſſiren kann, die, wenn ſie in dem Buche auch nicht mehr finden ſollten, als den Verfaſſer ſelbſt, mit dieſem kleinen Gewinn ſich begnügen, ſind dieſe Rhapſodien beſtimmt, und eine flüchtige, für ernſthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung iſt alles, was ich ihnen davon verſprechen kann.

Jena, in der Oſtermeſſe 1792.

Inhalt.

I. Die Sendung Moſes, aus der Thalia. Seite 1

II. Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Eine akademiſche Antrittsrede, aus dem deutſchen Merkur. 51

III. Philoſophiſche Briefe, aus der Thalia. 99

IV. Briefe über Don Karlos, aus dem Merkur. 163

Inhalt.

V. Spiel des Schickſals, Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte, aus dem Merkur. S. 263

VI. Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geſchichte, aus der Thalia 291

VII. Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft, aus der Thalia. 346

VIII. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoiren. 386

I.

Die Sendung Moſes.

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwey Religionen, welche den gröſsten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützten ſich beyde auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daſs wir der Moſaiſchen Religion einen groſsen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem Einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem groſsen Theil des Menſchengeſchlechtes alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterey zuletzt führen muſs, und die Hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchlieſsenden Vorzug, daſs die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bey den aufgeklärten Heyden der Fall war. Aus dieſem Standpunkt betrachtet, muſs uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk

erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen daſſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den groſsen Einfluſs vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäſs, worin aber etwas ſehr koſtbares aufbewahret worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Canal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit zuzuführen, den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem Ebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomaden-Familie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Egypten, und wurden erſt in Egypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr 400 Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beynahe bis zu 2 Millionen, unter welchen 600,000 ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreich zogen. Während dieſes langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Egyptern, abgeſondert ſo wohl durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingehohrnen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Egypter ausſchloſs. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staat aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniſs der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müſsig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bey einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müſsige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man druckte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichem Frohndienſt, und ſtellte beſondere Vögte an, ſie anzutreiben, und zu miſshandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daſs ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen

Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieſes erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Egypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben muſste. Als der König der Egypter der Familie Jakobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von 2 Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon groſsmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabey Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Ebräer nicht in gleichem Verhältniſs mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo muſsten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher,

als daſs ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals muſste es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelſtrichs, der Ausſatz, riſs unter ihnen ein, und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammsconſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniſs der Profanſcribenten, des Egyptiers Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes kennen, beweiſt, wie

allgemein und wie tief der Eindruck davon bey den Egyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung, und der Miſshandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man Anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen, und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Egypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoſsende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daſs die Barbarey gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daſs man ſie im-

mer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Egypter wuſste den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebohrnen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Despoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Egypten wuſsten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maaſsregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer, und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich muſste die Egyptiſche Regierung doch zu-

letzt ihren Zweck durchſetzen, und wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Ebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Egypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiſs nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen muſste. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Egypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine 300 jährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu

allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſtoſsen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrlosten Menſchenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte eben ſo wenig als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu', ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muſs uns die groſse Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löst, zur Bewunderung hinreiſsen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oeconomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, wel-

che der Natur ſelbſt eine ſolche Oeconomie vorgeſchrieben hat, auſſerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebohrnen Egypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Ebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloſsen Ebräer muſste es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Ebräer, entriſs ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk und verſchafte ihm den Genuſs egyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Ebräer, egyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine Ebräiſche Mutter aus dem Leviſchen Stamme hatte ihren neugebohrnen Sohn drey Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freyſtatt bey ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie

ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher muſste die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeykam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen muſste. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloſs ſie ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine ebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweytenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daſs ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſaumte, ein

recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überliefs ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Nahmen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes, der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung und unterrichteten ihn in aller egyptiſchen Weisheit, die das ausſchliefsende Eigenthum ihres Standes war. Ja es iſt wahrſcheinlich, daſs ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine

Stelle des egyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der egyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läſst, daſs er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den egyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniſs alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läſst ihn in aller Weisheit der Egyptier unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den egyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbolen und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugniſs beſtätigen mehrere, und wenn man erſt einen Blick

auf das, was man egyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien, und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterey und Aberglauben über, und ſelbſt bey denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreyung von allen zerſtreuenden Sorgen Muſse empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke

in

in die phyſiſche Oeconomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Egypten der erſte kultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Egypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjecte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern, durch wer weiß wie viele? Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum einer ganz kleinen

Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maafs von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfodert wird, die Idee eines Einigen Gottes recht zu faſſen, und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterey, welches doch die herrſchende Religion war, nothwendig mit ſich bringen mufste, ſo begriff man bald, dafs es unvorſichtig, ja gefährlich ſeyn würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen, und ſie in ihrer lächerlichen Blöfse zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen noch hoffen, dafs jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſeyn würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen

Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiſs, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mislang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preis gegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchlieſsenden Eigenthum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maafs von Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnifsvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkührlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feyerlichkeit in die Seele, und durch allerley Anſtalten, die dieſem Zwecke angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen muſste, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Ge-

nüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniſs und Licht und dergleichen.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimniſsvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen, und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter den Nahmen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freymaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint auſſer Zweifel geſetzt, daſs der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zuſtands, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daſs die Unſterblichkeit der Seele darin

vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finſterniſs zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherley Vorbereitungen gegangen ſeyn muſste, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stuffen oder Grade, und erſt im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerley war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener,

als die einfache Gröſse, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Nahmen. Ein Nahme, ſagten ſie, iſt blos ein Bedürfniſs der Unterſcheidung, wer allein iſt, hat keinen Nahmen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin „alles was iſt, was war, und was ſeyn „wird, kein ſterblicher Menſch hat mei„nen Schleyer aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten; der nicht den Nahmen Jao — oder I - ha - ho, ein Nahme, der mit dem Ebräiſchen Iehova faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nehmlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Nahme wurde in Egypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Nahme Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuwei-

henden vorfang, war dieſs der erſte Aufſchluſs, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig.

Eine vorläufige nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die Egyptiſchen Myſterien unterwerfen muſste. Dieſe Unterſcheidung von andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniſs zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bey den Ebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdruckten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als

das Inſtitut ausartete, der Geheimniſskrämerey und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herum zu tragen war ein Vorrecht der Prieſter, oder einer eignen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man deshalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem, als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daſs er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den Egyptiſchen Myſterien ſtieſs man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehreren Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art, man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von

dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heiſst in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Auſſenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äuſserliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daſs man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von auſſen. Dieſer Widerſpruch der Prie-

Herreligion und der Volksreligion wurde bey den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwey Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die üblen Folgen der verhelten Wahrheit, als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlohr, ſo machte man das, was Anfangs nur bloſse Nothhülfe geweſen, nehmlich das Geheimniſs, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniſs des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten

ſollte, fieng an, das kräftigſte Beförderungsmittels des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft uber die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluſs, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben muſste, zuruck zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerley theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlohr ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts, oder in den Anfang ſeiner Verderbniſs fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereyen ſchlieſſen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetz-

geber abborgte, und einigeweniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterey zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beyſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daſs er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler

geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet Egyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht; ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und groſse wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daſs er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bey den Prieſtern ſcheint ihn aber keinesweges von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und

er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen muſste.

Die Egyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daſs auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfieng, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr muſste ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines Egyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Egypter. Bald wird die That ruchtbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muſs Egypten meiden, und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daſs Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Egypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haſs gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die Arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wuſte.

Die Urkunde laſst ihn die Schaafe eines Arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Egypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie ſchwer muſste er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehr-

Ehrgeitz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drucken. Nichts iſt einer groſsen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daſs es ſein eignes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles was er in langen Jahren geſammelt, alles was er ſchönes und groſses gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schick-

ſal, dieſe Wüſte ſoll nicht die Grenze ſeiner Thätigkeit werden, zu etwas groſſem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift was ihr am nächſten liegt, die Partey der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Egypten wäre ein Egypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groſs und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „ich „will dieſes Volk erlöſen."

Aber welche Möglichkeit dieſen Entwurf auszuführen? unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabey aufdringen, und diejenigen, welche er bey ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bey weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Tha-

ten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverey, ein 400 jähriges Elend, hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtucks eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volk ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreyung deſſelben unternimmt, muſs er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muſs es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäuſsert hat. Er muſs ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heiſst, muſs Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Egypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daſs es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf-

einen Augenblick fortzureiſſen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bey der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der Egyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein andres, als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgiebt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte be-

ſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflöſen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muſs, alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimizen, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen, er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſichs: Welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bey ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos, oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutraun, die das Erbtheil weniger Egyptiſchen Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um be-

griffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daſs der Auswurf Egyptens etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die wenigſten faſsten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntniſs des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniſs deſſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben, als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Ebräer ja nicht mehr als um irgend ein andres Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er lieſs ſie ihre Sache mit den Egyptern ausfechten und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit, wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm

die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand ſo ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt ſeinem Volk zu erweiſen; er will ſie nicht bloſs unabhängig und frey, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muſs auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige

Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muſs, um ihr eine günſtige Aufnahme bey ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bey, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniſs eben jetzt von ihm fodern. Er paſst ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will, er paſst ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündigt, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber

dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muſs er ausrotten, aber den Glauben muſs er erhalten. Er muſs ihn bloſs von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt giebt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutze einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er gieng noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloſs, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum

Einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwey wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchlieſsend beſitzen zu wollen, muſste nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäftig ſeyn, und ſeiner Lehre vom Einigen Gott Eingang verſchaffen. Freylich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt, aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und alles was er dabey gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Miſsverſtändniſs

ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muſs er Wunderdinge bey ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniſs, das ſie ſelbſt gegen die Egypter haben, muſs nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Egypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daſs ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daſs dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daſs er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde groſse Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nun mehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich

unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Giebt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reiſst der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin, und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bey ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auch die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſsigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Nahmen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müſsiger Zuſchauer der Miſshandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden muſste? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dieſs war der nächſte Gedanke, der in dem neuen

Propheten jetzt aufſteigen mufste. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daſs er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Miſsverſtändniſs Raum zu geben, giebt er ihm den heiligen Nahmen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Nahmen. Dieſer Nahme mufste aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabey denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Nahmen weit mehr Glück machen können;

aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieſer war: Die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daſs die Egyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daſs er ſich gerade denſelben Nahmen giebt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daſs ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er muſste ſich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dieſs war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Egypten eben keine groſse Meynung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bey ihnen nur durch einen dritten einführte, ſo muſste er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch auſseror-

deutliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Gröſse deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo muſste er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Dafs er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überlafst man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben muſste, um den Hebräern Glauben daran einzuflöſsen, und dieſs war alles, was ſie ſollte — bey uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beyſpiel, dafs es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchlieſsen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſeyn könnte, ob man baarfufs oder nicht baarfufs vor ihm erſchiene. — Moſes

aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund, daſs er die Schuhe von den Füſsen ziehen ſolle; denn er wuſste ſehr gut, daſs er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bey ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daſs z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehovah ſelbſt muſste ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht muſste alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung abnöthigte. Ueberhaupt mahlt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus, in ſeiner Erzählung, was den Israeliten ſo wie uns, am allerſchwerſten eingehen muſste zu glauben, und es iſt

kein

kein Zweifel, daſs er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das israelitiſche Volk aus Egypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bey dieſem Unternehmen entgegenſtellen würden, weil er wuſste, daſs auf die eigenen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben, weil er voraus ſah, daſs ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde, ſo begriff er, daſs er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daſs er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe.

Er giebt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Egypten zu befreyen. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein andres geben muſs, und weil ſie dieſes andre erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nöthig, daſs er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muſs er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weifs er, daſs die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muſs alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreyung aus Egypten, als einen bloſsen Feldherrn gegeben hat, auch bey der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muſs ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein groſser und edler Menſch, der ein Werk, das dauern

ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dieſes kann nur dadurch geſchehen, daſs er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muſs er ſie überreden, hinreiſsen, beſtechen. Er muſs alſo dem wahren Gott, den er ihnen angekündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faſslich und empfehlungswürdig machen; er muſs ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muſs zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloſs auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daſs der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daſs alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzu-

ſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bey allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterey, gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Egypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt, und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat. Moſes iſt der Erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien, und läſst eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freylich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben

ſie zu faſſen, und darin hatten die Egyptiſchen Epopten einen groſsen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft, die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben *).

*) Ich muſs die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Ueber die älteſten Hebräiſchen Myſterien von Br Decius: verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

II.

Was heifst und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das groſse weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortreflichen jungen Männer, die eine edle Wifsbegierde

um mich her verſammelt, und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läſst mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je gröſser das Geſchenk iſt, das ich ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen gröſseres zu geben, als Wahrheit? — deſto mehr muſs ich Sorge tragen, daſs ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich zu verhüten, daſs ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch

alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn, von allem was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig seyn, mich

über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſre künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bey ſeinem Fleiſs einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein ſolcher wird beym Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brodſtudien nennt,

von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Cursus durchlaufen und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie benutzen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie

ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bey dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto gröſsere Vergeltung heiſcht er von aufsen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur Einen Maaſsſtab, die Muhe. Darum hört man niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bey ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen

Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem ſchlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen

ſeine Beſtimmung anflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt alles was er thut; er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen ſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das groſse Ganze der Welt anzuſchlieſsen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blöſsen ihm beleuchtet, anſtatt daſs er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweyet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſsigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den Seinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich jener ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — herzuſtellen, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daſs im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Gewiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaft ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brod-

gelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt, den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als ſein Syſtem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von aufsen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtand

das unfruchtbare Einerley ſeiner Schulbegriffe hutet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſts, als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weifs alles, was um ihn geſchiehet und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Guter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne miſsgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muſs er Reiz und Aufmunterung von auſſen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand,

in

in ſeinem Fleiſse ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bey ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine ſelbſt gewinnt Gröſse unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabey immer das Groſse im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Groſsen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand, er begegnet ihnen wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daſs es bereits bey Ihnen entſchieden ſey, welches von den beyden Gemählden, die ich Ihnen

hier vorgehalten habe, Sie Sich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beyden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweyten allein habe ich es zu thun; denn bey dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu groſsen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſre Europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völ-

Völkerſchaften, die auf den mannichfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herumſtehen, und durch ihr Beyſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſrer eignen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fieng noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch muſste ſich erſt durch eine auſserordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reifebefchreiber nun von diefen Wilden? Manche fanden fie ohne Bekanntfchaft mit den unentbehrlichften Künften, ohne das Eifen, ohne den Pflug, einige fogar ohne den Befitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speife und Wohnung; bey vielen hatte fich die Sprache noch kaum von thierifchen Tönen zu verftändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das fo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntnifs des Eigenthums; hier konnte die fchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feft halten, die fie doch täglich wiederholte; forglos fah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute fchlief, weil ihm nicht einfiel, dafs er morgen wieder fchlafen würde. Krieg hingegen war bey allen, und das Fleifch des überwundenen Feindes nicht felten der Preis des Sieges. Bey andern, die mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, fchon eine höhere Stufe der Bildung erftiegen hatten, zeigten Knechtfchaft und Defpotismus ein fchauderhaftes

Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrikas ſeine Unterthanen für einen Schluck Brandwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern mahlt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andre Extrem geſetzloſer Freyheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heiſst ihm alles was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Heerd wird ihm rauchen, kein ſüſses Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abentheuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein

roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehn hundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bey dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bey der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiſs hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients

zu ſeinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heitrer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriſs und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuſs und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freyheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freyheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniſs nicht mehr

an die Pflugfchaar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er feine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers fchutzt er fein Gebiet. Das Gefetz wacht über fein Eigenthum — und ihm bleibt das unfchätzbare Recht, fich felbft feine Pflicht auszulefen.

Wie viele Schöpfungen der Kunft, wie viele Wunder des Fleifses, welches Licht in allen Feldern des Wiffens, feitdem der Menfch in der traurigen Selbftvertheidigung feine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, feitdem es in feine Willkühr geftellt worden, fich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen foll; feitdem er das koftbare Vorrecht errungen hat, über feine Fähigkeit frey zu gebieten, und dem Ruf feines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, feitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeift neue Flugel gaben, und dem Fleifs neue Räume aufthaten! — Die Schranken find durchbro-

chen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galiläi und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Verbrechen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählig in die Vergessenheit nach. Ein grosser Schritt zur Veredlung ist geschehen, dass die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueber-

reſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäſsigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaſs der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehenanarchie führte Teutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freyheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſre Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluſs der beſſern

Philoſophie verkennen? Unſre Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feyerlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die Europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine groſse Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemählde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittnen Bruder des neuern Kana-

diers, des alten Celten vermuthen? Alle diefe Fertigkeiten, Kunfttriebe, Erfahrungen, alle diefe Schöpfungen der Vernunft find im Raume von wenigen Jahrtaufenden in dem Menfchen angepflanzt und entwickelt worden; alle diefe Wunder der Kunft, diese Rief-nwerke des Fleifses find aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diefe heraus? Welche Zuftände durchwanderte der Menfch, bis er von jenem Aeuffer-ften zu diefem Aeuffer-ften, vom ungefelligen Höhlenbewohner — zum geiftreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufflieg? — Die allgemeine Weltgefchichte giebt Antwort auf diefe Frage.

So unermefslich ungleich zeigt fich uns das nehmliche Volk auf dem nehmlichen Landftriche, wenn wir es in verfchiedenen Zeiträumen anfchauen! Nicht weniger auffallend ift der Unterfchied, den uns das gleichzeitige Gefchlecht, aber in verfchiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaffungen und

Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniſs und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frey an der Themſe, und für dieſe Freyheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtfluſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Aernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwey entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniſs, Kunſtfleiſs und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeſslich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Teutſchland ſo viele Thronen, und

liefs in Frankreich alle, bis auf Einen, verfchwinden? — Die Univerfalgefchichte löst diefe Frage.

Selbft dafs wir uns in diefem Augenblick hier zufammen fanden, uns mit diefem Grade von Nationalkultur, mit diefer Sprache, diefen Sitten, diefen bürgerlichen Vortheilen, diefem Maafs von Gewiffensfreyheit zufammen fanden, ift das Refultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgefchichte würde wenigftens nöthig feyn, diefes einzige Moment zu erklären. Dafs wir uns als Chriften zufammen fanden, mufste diefe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mufste fie den römifchen Staat genau fo finden, als fie ihn fand, um fich mit fchnellem fiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäfarn endlich felbft zu befiegen. Unfre rauhen Vorfahren in den thüringifchen Wäldern mufsten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzu-

nehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen, und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwerd umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innozenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreyendes Scandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreissen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dieß geschehen sollte, so mußten die Waffen unsrer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Gustav Adolph mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Teutschland er-

leben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwißenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den natürlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schöpfer unsrer ganzen Kultur, ein dauerhaften Glück für die Menschheit heran reifen sollte. Teutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhundert langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflußes in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern, und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewicht ruhen sollten, wovon unsre jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser

Geist

Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarey mußte unſre Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müſſiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiſs in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchlieſſen, wann ſie einen Weg zu dem

Herzen finden, und den Nahmen einer Menſchenbildnerin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius gebohren, wenn dieſe beyden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt, Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſrer Kultur, wie die entlegendſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſrer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vaſco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählich überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entwe-

der keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſt gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition, und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung Anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media gieng, die verändert werden und verändern, ſo muſste ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſsige Quelle für die Geſchichte,

daher ſind alle Begebenheiten *vor dem Gebrauche der Schrift* für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmahler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet, Bey weitem der gröſsre Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſch[illegible]te verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die gröſsere Anzahl durch die *Leidenſchaft*, durch den *Unverſtand*, und oft ſelbſt durch das *Genie* ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mifstrauen erwacht bey dem älteſten hiſtoriſchen Denkmahl, und es verläſst uns nicht einmal bey einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten

Mühe haben, die Wahrheit zu enträthfeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtaufende von uns entlegen find? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher gefchehenen Abzügen zurückbleibt, ift der Stoff der Gefchichte in ihrem weiteften Verftande. Was und wieviel von diefem hiftorifchen Stoff gehört nun der Univerfalgefchichte?

Aus der ganzen Summe diefer Begebenheiten hebt der Univerfalhiftoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geftalt der Welt und den Zuftand der jetzt lebenden Generation einen wefentlichen, unwiderfprechlichen und leicht zu verfolgenden Einflufs gehabt haben. Das Verhältnifs eines hiftorifchen Datums zu der heutigen Weltverfaffung ift es alfo, worauf gefehen werden mufs, um Materialien für die Weltgefchichte zu fammeln. Die Weltgefchichte geht alfo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade ent-

gegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab, der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluſs über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmähler, dann ſteht es bey ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmähler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhän-

gig ift, fo müffen eben fo viele Lücken in der Weltgefchichte entftehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und beftimmt fich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, fo unterbrochen und zufällig werden fie in der Gefchichte in einander gefügt feyn. Es ift daher zwifchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgefchichte ein wirkliches Mifsverhältnifs fichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfliefsenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgefchichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht gefchehen kann, dafs der Zufammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuftand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin fie mit Ereigniffen ftehet, die ihr vorhergiengen oder gleichzeitig waren; fo ift es ebenfalls unvermeidlich, dafs Begebenheiten, die fich mit dem neueften Zeitalter aufs genaueste binden, in dem Zeitalter, dem fie eigentlich angehören, nicht felten

iſolirt erſcheinen. Ein Faktum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daſs ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke bey dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſre Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Nahmen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und, indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäſsig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des

menfchlichen Gemüths, welche Einheit Urfache ift, dafs die Ereigniffe des entfernteften Alterthums, unter dem Zufammenfluls ähnlicher Umftände von aufsen, in den neueften Zeitläuften wiederkehren; dafs alfo von den neueften Erfcheinungen, die im Kreis unfrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche fich in gefchichtlofen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schlufs gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu fchliefsen, ift, wie überall, fo auch in der Gefchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber fie mufs durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben foviel Vorficht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann fich der philofophifche Geift bey dem Stoffe der Weltgefchichte verweilen, fo wird ein neuer Trieb in ihm gefchäftig werden, der nach Uebereinftimmung ftrebt — der ihn unwiderftehlich reizt, alles um fich herum feiner eigenen vernünftigen Natur zu aflimiliren, und

jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherm Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freyheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freylich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daſs dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäſsigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitre Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie

aus ſich ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie auſſer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Princip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer groſse Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beyſtimmende Fakta beſtätigt, und durch eben ſo viele andre widerlegt; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluſs noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die gröſsre Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daſs eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes groſsen

Maaſses könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Al nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſsigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den ſchönſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchlieſst. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muſs dem Fleiſs des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſuſse Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. H. H. wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Be-

ſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren Augen das groſse Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchlieſsen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meynungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Ge-

ſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freyheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freyheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daſs der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewuſst vortreffliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreiſſen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles was aufhört, hat

für fie gleich kurz gedauert; fie hält den verdienten Olivenkranz frifch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thurmte. Indem fie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ftille Hand der Natur fchon feit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menfchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diefen grofsen Naturplan gewonnen worden ift; fo ftellt fie den wahren Maafsftab für Glückfeligkeit und Verdienft wieder her, den der herrfchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfalfchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindifchen Sehnfucht nach vergangenen Zeiten; und indem fie uns auf unfre eigenen Befitzungen aufmerkfam macht, läfst fie uns die geprieſenen goldnen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünfchen.

Unfer menfchliches Jahrhundert herbey zu führen haben fich — ohne es zu wiffen oder zu erzielen — alle vorhergehen-

gehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiss und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bey dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk seyn, ohne dass sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muss in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniss von Wahrheit, Sittlichkeit und Freyheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen

Beytrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft ſie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Nahme ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

III.

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltener behandelt. Man ſcheinet ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäſsigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem ein-

gebohrnen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muss das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur wenige mehr da stehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschliessen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme

zur Wahrheit — wir müſſen den Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinauf arbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittlicher Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweyer Jünglinge von ungleichen Karakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuchs.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können auch alſo nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſeyn, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele und keiner andern ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſ-

ſen, wie dieſe einſeitigen, oft überſpannten, oft widerſprechenden Behauptungen, endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Scepticismus und Freydenkerey ſind die Fieberparoxysmen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſirten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumpf für die Wahrheit, je quälender der Zweifel, deſto gröſser die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewiſsheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniſs der Krankheit muſste der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend, und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Dieſs muſste vorausgeſagt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt wie ein Bahrtuch über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Nahmen aus, und zürne, daſs mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von der Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſtiegeſt du gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte von neuem in dieſen Gegenden auf, und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatz unſerer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeſsliche Perſpektive durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthum

dieser Buchen, erfannen wir zuerst das kühne Ideal unsrer Freundschaft. Hier wars, wo wir den Stammbaum der Geister zum erstenmal aus einander rollten, und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsche, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unsrer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit kurzem aus mir geworden? Gefährlicher grosser Mensch! dass ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wankten in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen

Pallaſte, die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdruckte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener. — Da all mein Furwitz und alle meine Wünſche an den Gränzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts höheres ahnden lieſs, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte, und deſto herrlicher an der Gottheit hieng. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo

ich von nichts wuſste, wo von mir niemand wuſste, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daſs ich erſchaffen ſey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiſs man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen

Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich Verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet ſich vereinigen — zweymal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſahe zweymal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schreckniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muſs die Lehre ſeyn, rief ich aus, die die beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt, und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Eben

ſo viele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und an Jupiters Tempel, eben ſo viele haben eben ſo freudig ihrem Brama zu Ehren den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidenthum ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube niemand als deiner eigenen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es giebt nichts heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirn ihren

Gang verrückt! – Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Takt meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich herausgeführt an den Tag, das goldne Licht und die unermeſsliche Freyo haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu heiſsen, du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Groſsen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechts zu beneiden,

weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erſtenmal, daſs meine Anſprüche auf Genuſs ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daſs eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwey. Ich fühlte mich ganz frey — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Werth, keine Schätzung, als ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht ſie ganz zu genieſsen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſt — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für mei-

nen Durſt nach Erkenntniſs! aber — unglückſeliger Widerſpruch der Natur — — dieſer freye emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, ſeinen kleinen Schickſalen angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwey Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muſs erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegen kriechen. Einen Genuſs zu erſchöpfen, muſs er jeden andern verloren geben, zwey unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groſs. Jeder neu erworbene Freude koſtet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groſs der Ab-

ſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf. Wecke ihn nicht. Er war ſo glücklich, bis er anfieng zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wuſste nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freyheit ſchien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurück läſst. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus, der nicht nachlieſs zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöste.

Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt! Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schluſſel zum Himmel hatteſt, warum muſsteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wuſsteſt, daſs der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

Wenn

— Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, allzu nah was gar zu ſchlimmes gränzt, ſo thue ich lieber das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war und einen prächtigen todten Pallaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifele an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald. Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gieſsen.

Raphael an Julius.

Ein Glück wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menſchliches Loos. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuſs unſrer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern.

Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt in unſrer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſal abzuverdienen. Du wuſsteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſey. Du leideſt zum erſtenmale. —

Und doch iſts vielleicht Wohlthat für dich, daſs ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen bin. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt geneſen kannſt, um vor jeden Ruckfall ſicher zu ſeyn. Je verlaſsner du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten, je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchenden Palliativen empfängſt, deſto ſicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daſs ich aus deinem ſüſsen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zuſtand peinlich

iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen, wie die deinige, früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht, und bey der alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es giebt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dieſs heiſse, habe ich in ſeinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Bluthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenſchaften gefeſſelt, frey und ſtark den groſsen Kampf zu beſtehen, wovon dir erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis

iſt. Wahrheit und Irthum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genuſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beyden. Du bedurfteſt keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausſchweifungen zurück zu reiſſen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinkt, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte, auf welches ſie nicht gegründet war. Und noch ſchreckten mich deine Beſorgniſſe nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune eingeben mag, ich kenne dich beſſer, Julius!

Undankbarer! du ſchmähſt die Vernunft, du vergiſſeſt, was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir Genuſſe nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig wareſt. Die Stufe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht werth. Der Weg, auf

dem du empor klimmteſt, bot dir Erſatz für alles, was ich dir raubte. Ich weiſs noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaſsteſt, hat deine alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurück ſchauderſt.

Ich muſs dem Gang deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken; du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben, Schicke mir dieſes Papier, und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich itzt das alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der

Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daſs ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung.

Du wirſt dieſes Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daſs auch Raphaels Beyfall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die gebohrne Welt den Riſs ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen, und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriſs zu übertragen. Alſo giebt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die groſse Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannigfaltigen Aeuſſerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen.

Alles in mir und auſser mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Ziffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſt und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortreflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen, und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnden laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus heiſſen mir urſprünglich eben das, was eine Antike im Herkulanum hervorgegraben — beydes nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur,

durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft, lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit iſt ein Strom, der reiſſend von hinnen rollt; die Ewigkeit iſt ein Zirkel; ein Geheimniſs hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daſs ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooſse der Erde treibt, giebt mir Erläuterung über das bange Räthſel des Todes, und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniſs eines ewigen Schlafs. Die

Schwalbe, die wir im Winter erſtarret finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſrer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jetzt, Raphael, iſt alles bevölkert um mich herum. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehen ſeyn wird, redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es giebt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtand der höchſten freyen Aeuſſerung ihrer Kräfte, alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammlen, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortreflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortreflichen, iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand Wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich alles folgende gründe, und einig müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas ähnliches ſagt einem jeden ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Groſsmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewuſstſeyn in unſerm Herzen, daſs wir fähig wären ein gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die hohe Röthe die bey Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſre Wangen färbt, daſs unſre Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daſs wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns die Veredlung unſres Weſens erwerben muſs? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblick in die Geberden des handelnden Menſchen, und zeigt offenbar, daſs unſre Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſey. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine groſse Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beyfall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung?

Du haſt Beyſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreund um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortreflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leiſe geſtanden, daſs es dir dann nur den Lorbeer mifsgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend, gilt darum allgemein für ein groſses Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faſst.

Wende mir nicht ein, daſs bey lebendiger Erkenntniſs einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daſs ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortrefliche anwandele, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Gröſse durchflamme. Ich weiſs z. B. daſs unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eitlen Ehre ſo männlich ent-

larvte, deſſen philoſophiſcher Gröſse ich ſo viel Bewunderung zollte, daſs eben dieſer das noch eitlere Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Gröſse beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daſs in dem glücklichen Momente des Ideals, der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die groſsen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bey vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſcheren Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen ſo flüchtig wie jede andere Bezauberung dahin ſchwindet, und das Herz der deſpotiſchen Willkühr niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daſs der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere iſt, daſs die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto ſüſser erholen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. I0428/035

ſch wollte erweiſen, mein Raphael, daſs es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daſs die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daſs unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewuſstſeyn eigner Ve. d-lung, eigner Bereicherung auflöſet, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Gute, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreyer Succeſſionen: Nichts, ſein Wille, und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — uns es wird Licht. Hätten wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie giebt

mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortreflichkeit, welchen Genuss ich ausser mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor, welchen ich vernachläßige, zerstöre, vernachläßige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, bester Raphael, lass mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Land-

Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeſslichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechslung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräuſserten Eigenthums — Menſchenhaſs ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriſs meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner

ſchöneren Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kenneſt ihn — da unſere Seelen ſich zum erſtenmal feurig berührten, wurden alle deine groſsen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortreflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben als von dir geliebt zu ſeyn, denn das erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe
„das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael an deinem Arm — o Wonne!
„Wag auch ich zur groſsen Geiſter Sonne
„freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! dich hab ich gefunden,
„hab aus Millionen dich umwunden,
„und aus Millionen mein biſt du.
„Laſs das wilde Chaos wiederkehren,
„durch einander die Atomen ſtören,
„ewig flehn ſich unſre Herzen zu.

„Muſs ich nicht aus deinen Flammenaugen
„meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun ich mich.
„Schöner mahlt ſich mir die ſchöne Erde,
„heller ſpiegelt in des Freunds Geberde
„reizender der Himmel ſich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
„Süſser von des Leidens Sturm zu raſten,
„in der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken
„Raphael in deinen Seelenblicken
„ungeduldig ein wolluſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
„und umarmend küſst ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüſsen Sympathie." —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Em-

pfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thräne willen, die ſie ihm weinte.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume, und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geiſt an den Buſen zu drucken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael, der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Gröſse, Vortreflichkeit im Kleinen und Groſsen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannigfaltigkeit die groſse Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfliefst in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäſse jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſrer Zeiten — ich fürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſrer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinweg zu ſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und die Energie, dieſen edlen Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben ſie mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz ſich abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begränzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maaſsſtab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freyheit verſchreyen. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte bauete, zuerſt ſeinen eigenen Nahmen ſchrieb; Swift ſelbſt konnte der

menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken, und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freymüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für die Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es iſt denkbar, daſs ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beyſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daſs es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daſs wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſrer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeyns ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchlieſst die Liebe aus. Es muſs eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nehmliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vor-

theil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwey höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Gränzen nie in einander flieſsen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn auſserhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus iſt Einſamkeit: Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freyſtaats, Egoismus ein Despot in einer verwüſtenden Schöpfung. Egoismus ſa't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — Einerley vor dem Thron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuſs des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerley, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlecht auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ih-

ren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen haben, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Lass in seiner Seele das vollständige Ideal jener grossen Wirkung emporsteigen — — lass in dunkler Ahndung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — lass die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geist sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in eins zusammen fliessen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denket, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwey Gröſsen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beyſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maaſsen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck) die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weiſser Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle

Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander flieſsen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter in's Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müſste endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt die Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, und ſelbſt unbewuſst, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen ſind wir wann wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
„Lechzen nach dem ſüſsen Feſſelzwang.
„Aufwärts durch die tauſendfachen Stufen
„zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm in Arme, höher ſtets und höher
„Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„der ſich an den letzten Seraph reiht,
„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maaſs und Zeit.

„Freundlos war der groſse Weltenmeiſter,
„fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„ſel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
„aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
„ſchäumt ihm die Unendlichkeit."

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder her-

zuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das groſse Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem bisherigen?

Laſst uns Vortreflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laſst uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchlieſsen an einander. Laſst uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ärndten wir Schönheit und Freude. Laſst uns helle denken, ſo werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaſste bey dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: liebet euch unter einander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Groſse Göttin tritt zurück
„Weiche vor der Liebe.

„Wer die ſteile Sternenbahn
„gieng dir heldenkühn voran
zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriſs das Heiligthum
„zeigte dir Eliſium
„durch des Grabes Ritze?

„Lockte ſie uns nicht hinein,
„möchten wir unſterblich ſeyn?
„Suchten auch die Geiſter
„ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geiſter."

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniſs meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriſs meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, gieng der Saamen auf, den du ſelber in meine

Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schuler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt, und die Perſpective meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daſs das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. — Die Welt, wie ich ſie hier mahlte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daſs nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bey Erblickung des wahren Originales meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamroth in Stücken reiſse — Alles dieſs mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſeyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daſs ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterb-

lichen Kenners zurück bliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner groſsen Vollendung, und der ſüſseſte Triumpf für den höchſten Geiſt, dafs auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, dafs alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abirrünnigen Arme ihres Stromes nach der nehmlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künſtler, der in tauſend Kopien anders entſtellt, in allen tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unächt ſeyn — noch mehr, ich bin überzeugt, dafs ſie es nothwendig ſeyn mufs, und dennoch iſt es möglich, dafs alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuſchung hinaus, mit

mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloſs ihre nothwendig beſtimmten und coexiſtirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menſchliche Seele, noch die Welt, ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſre Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſrer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig und immer ſich ſelbſt gleich; das willkührliche der Materialien, woran ſie ſich äuſsert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äuſsert, ſo lang dieſes willkührliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruch ſteht, ſo lang das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſeyn. Wahrheit iſt alſo keine Eigenſchaft der

Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtand, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Gröſsenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt, in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden ſoll? — Und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweyte Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die groſse Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lucke auf ſeiner geographiſchen Charte ausfullen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie

etwa minder geweſen, wenn ein feindlicher Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche mit Hülfe des Sinnlichen ausmiſst, und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen. Ihre eigne Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigene jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird Raphael dem Knabenalter ſeines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bey Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſeyn, daſs ich dort und da meine Phantaſien ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daſs ich Wallungen mei-

nes Blutes, Ahndungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe, auch das, mein Guter, ſoll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daſs die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der andre iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiſs in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit muſste Daſeyn erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Nothwendige ein; ſie umfaſst auch das bedingungsweiſe nothwendige; jede Geburt

des Gehirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem gröſseren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige groſse Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läſst, wo noch irgend ein Lebensgenuſs Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das todte Gebiet der Verweſung noch Pflanzungen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortreflichkeit noch endlich verarbeitet, und die groſse Idee des Weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wuſste. — Dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen groſsen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläuftige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen?

Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniſs der Wahrheit.

Laſs, theurer Freund meiner Seele, laſs mich immerhin zu dem weitläuftigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders mahlt ſich das Sonnenbild in dem Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgiebt. Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: Ihr ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſich millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die gleich einer feſten Achſe gemeinſchaft-

lich durch alle Religionen und alle Systeme geht. — „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet."

Raphael an Julius.

Das wäre nun freylich schlimm, wenn es kein andres Mittel gäbe, Dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge Deines Nachdenkens bey Dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bey Dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wieder gefunden. Sie sind einer Seele, wie die Deinige, werth, aber hier konntest und durftest Du nicht stehen bleiben. Es giebt Freuden für jedes Alter, und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es Dir wohl werden, Dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse Deines Herzens geschaffen war. Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bey Dir schlagen, und vielleicht durftest

Du nur ganz Dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt Du bald bemerken, und alsdann bey gleicher Unerweislichkeit das Wünſchenswertheſte vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müſsteſt.

Aber dieſs alles iſt nicht in meinem Plan. Du ſollſt zu einer höhern Freyheit des Geiſtes gelangen, wo Du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freylich iſt dieſs nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dieſs faſt immer am erſten. Selbſt Du, bey aller Elaſticität Deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der

Unmündigkeit konnte bey Dir desto länger dauern, je weniger Du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bey Dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen Deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die Dir auffallen mußten, Dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest Du, als bübische Rache einer Sklavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit Deinen Fesseln, die Du aus freyer Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du so oft mitten im Genuss Deines blühendsten Lebens, und in Aeusserung Deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Consequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handeltest, sind die Stärke der Seele, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen Deiner

Thätigkeit und Deiner Freunden. Damals beſchloſs ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den Deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen, und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflöſsen. Der Erfolg Deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freylich mehr dabey beſchäftigt, als Dein Scharfſinn. Ihre Ahndungen erſetzten Dir ſchneller den Verluſt Deiner theuerſten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dieſs begeiſternde Syſtem gab Dir den erſten Genuſs in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung Deiner treflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft Deiner

Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfst keiner Schonung mehr.

Dass ein System, wie das Deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf Dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als dass Deine philosophische Laufbahn bey Dir im Einzelnen eben so begann, als bey dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die grössten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wissbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den

Trümmern der alten. Der Scharfsinn spä-
terer Zeitalter durchstreifte das unermeſs-
liche Feld möglicher Antworten auf jene
immer von neuem sich aufdringenden Fra-
gen über das geheimnifsvolle Innere der
Natur, das durch keine menschliche Er-
fahrung enthüllt werden konnte. Einigen
gelang es sogar, den Resultaten ihres Nach-
denkens einen Anstrich von Bestimmtheit,
Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es
giebt mancherley Taschenspielerkünste, wo-
durch die eitle Vernunft der Beschämung
zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer
Kenntnisse die Gränzen der menschlichen
Natur nicht überschreiten zu können. Bald
glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu
haben, wenn man einen Begriff in die ein-
zelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er
erst willkührlich zusammengesetzt
war. Bald dient eine unmerkliche Vor-
aussetzung zur Grundlage einer Kette von
Schlüssen, deren Lücken man schlau zu
verbergen weifs, und die erschlichenen
Folgerungen werden als hohe Weisheit an-
gestaunt. Bald häuft man einseitige Er-

fahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und diess sind nicht etwa blos Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewusst zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was Du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen Dich diese Aeusserungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann Dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müsste ich freylich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen

Erkenntnifs vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfnifs seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menschlichen Wissens Dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bey Dir das Deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unpartheylichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die Dir neuerlich bekannt worden sind: und wenn keines von allen Deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich Dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst Du sagen, Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfieng? Mufste ich einen höhern

Genuſs nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?"

Und doch iſt es eben dieſs niederſchlagende Gefühl, was ich bey Dir ſo gern' unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuſs Deines Daſeyns hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewuſstſeyn des Adels Deiner Seele — in Dir zu beleben, dieſs iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den Dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maaſs von Gröſse, wozu Du beſtimmt biſt, würdeſt Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele Deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dieſs hingehen, und war auch eine natürliche Folge Deiner neuerworbenen Freyheit. Die Ideen, welche Dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, muſsten nothwendig der Thätigkeit Deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieſs unter allen möglichen die fruchtbarſte ſey, wür-

den Dich Deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war blofs, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Gröfse des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewifs das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich Dir daher am wenigsten den Satz einräumen, dafs es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnden. Zwar weifs auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst Du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner

Abdruck

Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht deſpotiſch über den todten Stoff, den er zu Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer anhaltende Blick, deſſen er jedem Keime von Energie auch in dem kleinſten Geſchöpfe würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeſslichen Ganzen. Leben und Freyheit im gröſsten möglichen Umfange iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſrer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaſst werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der gröſsern Menge von Miſstönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für dieſen Kunſtgenuſs empfänglicher machen, aber auch alsdann

hat er gewiss seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Grösse kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wissbegierde nicht überschreiten kann.

Und diess ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muss Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freyesten Aeusserung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an Dir selbst.

IV.

Briefe über Don Karlos.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daſs Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daſs der gröſste Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehlgegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zuſammenhange des Stücks -- wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bey den meiſten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die

Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, dass Uebertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und dass sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabey bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht? Wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat?

Mag er das mit ſich ſelbſt ausmachen. Schlimm für den Autor und ſein Werk, wenn er die Wirkung deſſelben auf die Divinationsgabe und Billigkeit ſeiner Kritiker ankommen lieſs, wenn er den Eindruck deſſelben von Eigenſchaften abhängig machte, die ſich nur in ſehr wenigen Köpfen vereinigen. Es iſt einer der fehlerhafteſten Zuſtände, in welchen ſich ein Kunſtwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Betrachters geſtellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daſs das meinige ſich in dieſem Falle befände, ſo haben Sie etwas ſehr ſchlimmes davon geſagt, und Sie veranlaſſen mich, es aus dieſem Geſichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme alſo, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu unterſuchen, ob in dem Stücke alles enthalten iſt, was zum Verſtändniſs deſſelben dienet, und ob es in ſo klaren Ausdrücken angegeben iſt, daſs es dem Leſer leicht war, es zu erkennen.

Laſſen Sie ſichs alſo gefallen, lieber Freund, daſs ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtand unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtand, mit der Unbefangenheit des letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieſes voraus zu ſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daſs ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. S. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigene Aeuſserungen darüber im erſten Stück der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daſs ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt vieles verändert. An

den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeſs bey mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus geſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daſs ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drey Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoſsen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen, (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt) oder ich mußte die zweyte Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte.

Wenn dieſs nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daſs es einer geſchicktern Hand, als der meinigen, nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lang mit dem Stücke getragen, ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für die Gränzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieſer Plan z. B. foderte, daſs Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer auſserordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bey meinem Freunde werden mich dieſe Auffchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bey der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Deklamationen beſchlieſsen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweyter Brief.

Der Karakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwey entgegengesetzten Partheyen zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müsste also dargethan werden, in wie fern er mit der Menschennatur zusammenhangt, in wie fern seine Gesinnungen wie seine Handlungen aus sehr menschlichen Trieben fliessen, und in der Verkettung äusserlicher Umstände gegründet sind; diejenigen welche ihm den Nahmen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blössen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äusert; die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblings-

gefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als blosse Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopf nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirnes kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht seyn, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müsste also entweder in dem Widerspruch dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Karakters gemacht werden, nicht anders verstehen,

als dafs in Philipps des Zweyten Jahrhundert kein Menſch ſo wie Marquis Poſa gedacht haben konnte, — dafs Gedanken dieſer Art nicht ſo leicht, wie hier geſchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und dafs eine idealiſche Schwärmerey nicht mit ſolcher Conſequenz realiſirt, nicht von ſolcher Energie im Handel begleitet zu werden pflege.

Was man gegen dieſen Karakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten laſſe, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu ſprechen. Nach dem Beyſpiel aller groſsen Köpfe entſteht er zwiſchen Finſterniſs und Licht, eine hervorragende iſolirte Erſcheinung. Der Zeitpunkt, wo er ſich bildet, iſt allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsſtunde auſserordentlicher Menſchen. Die Ideen von Freyheit und Menſchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günſtige Er-

ziehung in dieſe rein organiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniſs, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, muſste die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren groſsen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele führt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf ſie wirkt, und ſie in dem lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverey und des Aberglaubens zieht ſie immer feſter und feſter an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freyheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeine Duldung und Gewiſſens-

freyheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt gebohren werden, als in der Nähe Philipps II. und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um republikaniſche Tugend. Selbſt ſeine Aufopferung für ſeinen Freund beweiſt dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republikaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin ſtärker, als je, von Menſchenrechten und Gewiſſensfreyheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die Flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von aufsen, ſein Stand als Maltheſerritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muſse, dieſe ſpekulative Schwärmerey zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Aufsendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit

ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beyſpielen iſt, daſs man für Meinungen alles Irrdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahn die Kraft beylegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daſs ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der ſo reich wie jener an Beyſpielen iſt, daſs Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo wenig begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Karakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas ähnliches wagt; man müſste denn annehmen, daſs Wahrheit minder fähig ſey das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt aufserdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerdte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äuſsern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhebende Philoſo-

phie müsten, däucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines *weichlichen Weltmannes*.

Zwey Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstofs genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der 10ten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte seyn, dafs die Freymüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntnifs von Jenes Karakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich sie von Philipp II. unterhalte; jetzt hatte ich es blofs mit Posas Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, dafs leidenfchaftliche Freundfchaft ein eben fo rührender Gegenftand für die Tragödie feyn könne, als leidenfchaftliche Liebe, und meine Antwort, dafs ich mir das Gemählde einer folchen Freundfchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Alfo auch Sie nehmen es, wie die meiften meiner Lefer, als ausgemacht an, dafs es fchwärmerifche Freundfchaft gewefen, was ich mir in dem Verhältnifs zwifchen Karlos und Marquis Pofa zum Ziel gefetzt habe? Und aus diefem Standpunkt haben Sie folglich diefe beyden Karaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit diefer Freundfchaft wirklich zu viel gethan hätten? wenn es aus dem ganzen Zufammenhang deutlich erhellte, dafs fie diefes Ziel nicht gewefen, und auch fchlechterdings nicht feyn konnte? Wenn fich der Karakter des Marquis

Marquis, ſo wie er aus dem Total ſeiner Handlungen hervorgeht, mit einer ſolchen Freundſchaft durchaus nicht verträge, und wenn ſich gerade aus ſeinen ſchönſten Handlungen, die man auf ihre Rechnung ſchreibt, der beſte Beweis für das Gegentheil führen lieſse?

Die erſte Ankündigung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beyden könnte irre geführt haben; aber dieſs auch nur ſcheinbar, und eine geringe Aufmerkſamkeit auf das abſtechende Benehmen beyder hätte hingereicht, dem Irrthum zu heben. Dadurch daſs der Dichter von ihrer Jugendfreundſchaft ausgeht, hat er ſich nichts von ſeinem höhern Plane vergeben, im Gegentheil konnte dieſer aus keinen beſſern Faden geſponnen werden. Das Verhältniſs, in welchem beyde zuſammen auftreten, war Reminiſcenz ihrer früheren akademiſchen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberey für das Groſse und Schöne, ein gleicher Enthuſiasmus für Wahrheit, Freyheit und Tugend hatte

ſie damals an einander geknüpft. Ein Karakter wie Poſa's, der ſich nachher ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergießungen empfänglicher, ihm freywillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Karakters in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jetzt ſchon zu weit umfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammen zu ziehen, muß durch ein ſchweres Opfer errungen werden.

„Da fieng ich an mit Zärtlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
„Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
„— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
„den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
„als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. ſ. f.
„— — — — Mein königliches Blut
„floſs ſchändlich unter umbarmherzigen Streichen,
„So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehen,
„von Rodrigo geliebt zu ſeyn.“

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freyheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif als Freundſchaft für Karlos; dieſer Zweig wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkern Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblick, wo ſein Stolz durch das groſse

Opfer ſeines Freundes bezwungen iſt, verliert er den Fürſtenſohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," ſagt er. „wenn Du — König biſt" Iſt es möglich, daſs ſich in einem ſo jungen Herzen bey dieſem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundſchaft erzeugen konnte, deren weſentliche Bedingung doch Gleichheit iſt? Alſo auch damals ſchon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundſchaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahndungen, Träume, Entſchlüſſe, die ſich dunkel und verworren in dieſer Knabenſeele drängten, muſsten mitgetheilt, in einer andern Seele angeſchaut werden, und Karlos war der einzige, der ſie mit ahnden, mit träumen konnte, und der ſie erwiederte. Ein Geiſt wie Poſa's muſste ſeine Ueberlegenheit frühzeitig zu genieſsen ſtreben, und der liebevolle Karl ſchmiegte ſich ſo unterwürfig, ſo gelehrig an ihn an! Poſa ſah in dieſem ſchönen Spiegel ſich ſelbſt, und freute ſich ſei-

nes Bildes. So entſtand dieſe akademiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt, und alles wird anders. Karlos kommt an den Hof ſeines Vaters, und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Deſpotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüſsen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bey ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten Träumen. So verſinkt er allmählig in einen Zuſtand müſsiger Schwärmerey, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen

eines ihm ſo ungleichen Vaters verbreiten eine düſtere Schwermuth über ſein Weſen — den zehrenden Wurm jeder Geiſtesblüthe, den Tod der Begeiſterung. Zuſammengedrückt, ohne Energie, geſchäftlos, hinbrütend in ſich ſelbſt, von ſchweren fruchtloſen Kämpfen ermattet, zwiſchen ſchreckhaften Extremen herum geſcheucht, keines eigenen Aufſchwungs mehr mächtig — ſo findet ihn die erſte Liebe. In dieſem Zuſtand kann er ihr keine Kraft mehr entgegen ſetzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, ſind ſeiner Seele fremder gewörden; ſie beherrſcht ihn mit deſpotiſcher Gewalt; ſo verſinkt er in einen ſchmerzhaft wollüſtigen Zuſtand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenſtand ſind jetzt alle ſeine Kräfte zuſammen gezogen. Ein nie geſtilltes Verlangen hält ſeine Seele innerhalb ihrer ſelbſt gefeſſelt. — Wie ſollte ſie ins Univerſum ausſtrömen? Unfähig dieſen Wunſch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu beſiegen, ſchwindet er halb lebend,

halb ſterbend in ſichtbarer Zehrung hin, keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte. S. 15.

„Ich habe niemand — niemand
„auf dieſer groſſen weiten Erde, niemand.
„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„ſo weit die Schiffarth unſre Flaggen ſendet,
„iſt keine Stelle, keine, keine, wo
„ich meiner Thränen mich entlaſſen kann."

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniſs der Sympathie, weil er allein iſt, und unglücklich. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Men-

ſchen im Groſsen, wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes, lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Groſsen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniſs verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im groſsen Weltraum dehnt ſich ſeine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bey ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert

ſich in eine allumfaſſende unendliche Philanthropie. Aus einem müſsigen Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müſsige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner unbeſtimmter Drang zu wirken iſt in zweckmäſsige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a. nehmen ihnen das romantiſche, und ſtimmen ſie allmählig zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter. (S. 465.)

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbaren Begriffen, voll ſtrebender Kräfte, ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weit umfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den groſsen

begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses grosen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war *), so kommt er jetzt von der grosen Aerndte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung brin-

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von ihrer Hand, sagt er ihm, und neu erschaffen wird die Erde. Geben sie Gedankenfreyheit! Lesse sie

„grosmüthig wie der Starke, Menschenglück
„aus ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
„in ihrem Weltgebäude.
„Stellen sie der Menschheit
„verlornen Adel wieder her. Der Bürger
„sey wiederum, was er zuvor gewesen,
„der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
„als seiner Brüder gleichehrwürdge Rechte.
„Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
„dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
„In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
„zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
„des Denkers hemme keine Schranke mehr,
„als die Bedingung endlicher Naturen.

gen könnte, Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volks bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht er das groſse Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republikaniſcher Freyheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und groſses Volk und auch
„ein gutes Volk, und Vater dieſes Volks,
„das, dacht ich, das muſs göttlich ſeyn.

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt, erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück in Alkala verlieſs. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe. Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit

der Lieblingsangelegenheit ſeines Herzens zuſammendenkt, eilt er nach Madrid in ſeine Arme, jene Saamenkörner von Humanität und heroiſcher Tugend, die er einſt in ſeine Seele geſtreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreyer der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher als jemals, mit fiebriſcher Heftigkeit flürzt ihm dieſer entgegen. S. 12.

„Ich drück an meine Seele dich, ich fühle
„die deinige allmächtig an mir ſchlagen
„O, jetzt iſt alles wieder gut. Ich liege
„am Halſe meines Rodrigo!

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Bluthe der Jugend verliefs, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wieder findet, verweilt er bey dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen?

Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten ſeines Freundes herunter? Beſtürzt und ernſthaft erwiedert er dieſen unwillkommenen Empfang. S. 13.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„erwartete — — „Das iſt
„der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
„ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
„denn jetzt ſieh ich als Rodrigo nicht hier,
„nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
„ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
„umarm ich Sie — es ſind die flandriſchen
„Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen u. ſ. f.

Unfreywillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Idee gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſo viel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Karlos muſs alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muſs die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe Lieblingsidee ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf ſeinen eigenen traurigen Zuſtand zu heften. (S. 15 bis 19.) Schrecklich ſieht ſich

Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldenkarakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweygebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters. —

„Das ist der Karl nicht mehr,
„der in Alkala von dir Abschied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
„das Paradies dem Schöpfer abzusehn
„und dermaleinst als unumschränkter Fürst
„in Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„war kindisch, aber göttlich schön. Vorbey
„sind diese Träume!" —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie wurde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur **Freund** allein, und **mehr nicht** ge-

weſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? und wie hat Poſa der Weltbürger gehandelt? Poſa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Karlos gezittert, als daſs er es hätte wagen ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hoffnungsloſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lang ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; ſo lang ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluſſe erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heiſ-

festen Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füssen seiner Königin; und dabey allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders thun, als diesen erloschnen Heldengeist an fremden Feuer entzünden, und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muss er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bey ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, dass er von ihrer Mitwirkung alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiss seyn, dass sie durch ihre eigne Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniss, das sich seiner grossen Angelegenheit entgegen warf, selbst diese unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren

Zwecke

Zwecke umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muſs durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

„— In dieſer hoffnungsloſen Flamme
„erkannt ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
„Ich wollt ihn führen zum Vortreflichen;
„die ſtolze königliche Frucht, woran
„nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
„ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„beſchleunigen Mir ſollte ſeine Tugend
„an dieſem kräft'gen Sonnenblicke reifen.

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bey der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine Entdeckung, welche er zum Vortheil ſeiner Leidenſchaft glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück,

und Posa glaubt zu bemerken, dafs sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe herunter sank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag. S. 210. 211.

„O, ich fühle,
„wovon ich mich entwohnen mufs. Ja, einst,
„einst wars ganz anders. Da warst du so reich,
„so warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
„in deinem weiten Busen Raum. Das alles
„ist nun dahin, von Einer Leidenschaft,
„von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
„Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne
„dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
„nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
„seitdem du niemand liebst, als dich!"

Bang vor einem ähnlichen Rückfall glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange Karl in der Nähe der

Königin bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganze andere Wendung geben; er ſieht alſo keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

„Er ſoll
„dem König ungehorſam werden, ſoll
„nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
„mit offnen Armen die Flamänder ihn
„erwarten. Alle Niederlande ſtehen
„auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
„wird ſtark durch einen Königsſohn.

Würde der Freund des Karlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Nahmen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreyung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen

eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflöſsen im Stand iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt, und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Karakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer alles ausſchlieſsenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Karakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſtehet? Wo iſt bey ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen groſsen kosmopolitiſchen Gang, und alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen grofsen Theil ſeiner Bewünderer dürfte ihn dieſes Geſtändniſs bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen Theil der neuen Verehrer tröſten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beyfall überhaupt konnte ſich ein Karakter, wie der ſeinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchlieſst keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Dafs er das Menſchengeſchlecht mehr liebt als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniſs vor allen übrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man hält dafür, dafs das Wohlwollen um ſo ſchwächer und laulichter werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner

Liebe zeigt ſich ihm im vollſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Karlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faſst er zuletzt beydes in Einem Gefühl unzertrennlich zuſammen. In Karlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit izt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtand auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaſst:

„Mein Herz,
„nur einem einzigen geweiht, umſchloſs
„die ganze Welt. In meines Karlos Seele
„ſchuf ich ein Paradies für Millionen.

Hier iſt alſo Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſamen Pflege der Freundſchaft, ohne das unbillige, das ausſchlieſsende dieſer

Leidenſchaft. Hier allgemeine, alles umfaſſende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemählde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſre Thränen und unſre Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeuſſerung des wohlwollenden Affekts ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Karakter.

Fünfter Brief.

Leidenſchaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweiſe ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters, und ſeine unbeſonnene Hitze lieſs ihn dem lauernden Argwohn ſeiner Feinde die gefährlichſten Blöſen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verſchmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von auſſen fordert die dringendſte Hulfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muſs der Prinz befreyt, aus dieſem Seelenzuſtand muſs er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreyung in Erfüllung gehen ſollen; und der Marquis iſt es, von dem wir beydes erwarten, der uns auch S. 213. ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bey dem König ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniſs der Mittheilung zum erſtenmal fühlen läſst. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurück verſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Deſpotengröſse fühlen, und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur,
„und wieder König! — Keine beſsre Antwort
„als leeren hohlen Wiederhall! Ich ſchlage
„an dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
„für meinen heiſsen Fieberdurſt. Er giebt
„mir — glühend Gold —

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bey einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen ſolchen Zuſtand erzeugen; und gerade ſo ein Zuſtand muſste

in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muss; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beyde zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Karlos Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bey dem König wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen: darum war es nöthig, dass auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie musste der Marquis selbst so lange im Schatten gestellt werden, und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und

darum war es nöthig, daſs ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigte, das Intereſſe hingegen, das nachher das herrſchende werde ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Karlos Liebe, als die bloſs vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgnen Motive des Marquis, welche keine andre ſind, als Flanderns Befreyung und das künftige Schickſal der Nation, Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft bloſs geahndet hat, treten jetzt ſichtbar hervor, und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus wie der Zweck ſelbſt um-

faſst. Aus dieſem univerſelleren Motive muſste eben der angſtliche Antheil an dem Wohl und Weh ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe flieſsen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervor bringen können. Karls Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuſs ſeines Ideals. Sie iſt der Vereinigungspunkt aller ſeiner Wünſche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, ſein hohes Ideal von Freyheit und Menſchenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dieſs auf einem andern Wege zu ſuchen; am allerwenigſten fiel es ihm ein, dieſen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher S. 254. zu dieſem geführt wird, zeigt er die höchſte Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts.
„Ich warlich nichts? — Mich hier in dieſen Zimmern!

„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
„es führt zu nichts.

Aber nicht lange überläfst er sich dieser müfsigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereignifs in Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läfst. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden mufs. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; blofse dunkle Ahndung, und auch diese kaum, blofs flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millio-

nen in der Hand hat. Man mufs den Augenblick nutzen, fagt er zu fich felbft, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele diefes Menfchen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weifs, wie wichtig ihn die Vorficht bey ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er fich nicht dabey, als einen zufälligen Umftand auf die befte Art, die er kennet, zu benutzen. In diefer Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen ſich Poſa gleich zu Anfang mit dem Könige ſtimmt, wie überhaupt über ſein ganzes Verfahren in dieſer Scene, und die Art, wie dieſes von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Luſt haben mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich blofs, bey demjenigen ſtehen zu bleiben, was mit dem Karakter des Marquis in der unmittelbarſten Verbindung ſteht.

Alles was der Marquis, nach ſeinem Begriffe von dem König, vernünftiger Weiſe hoffen konnte bey ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erſtaunen, dafs ſeine grofse Idee von ſich ſelbſt und ſeine geringe Meinung von Menſchen, doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geiſtes vor einem grofsen Geiſt. Dieſe Wirkung konnte wohlthätig ſeyn,

wenn sie auch blos dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen liefs, dafs es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mufste desto länger bey ihm haften, je mehr er ohne Beyspiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüthslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äufserst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung giebt ihm einen lebhaften Schwung, und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein

ſein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraſchen, in Feuer geſetzt, verirrt er ſich, auf einen Augenblick, bis zu der ausſchweifenden Idee, ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück u. ſ. w. unmittelbar an die Perſon des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch dieſen in Erfüllung zu bringen. Dieſe Vorausſetzung ſetzt ihn in eine Leidenſchaft, die den ganzen Grund ſeiner Seele eröffnet, alle Geburten ſeiner Phantaſie, alle Reſultate ſeines ſtillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen giebt, wie ſehr ihn dieſe Ideale beherrſchen. Jetzt in dieſem Zuſtand der Leidenſchaft werden alle die Triebfedern ſichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung geſetzt haben, jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von ſeiner herrſchenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr, im Feuer ſeiner Begeiſterung veredelt er ſich den König, der mit Erſtaunen ihm zuhört, und vergiſst ſich ſo weit, Hoffnungen auf ihn zu grunden, worüber er

in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Karlos Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft als die herrſchende den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daſs man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann? Aber alles iſt erklärt, ſo bald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daſs dieſe bey dem nächſten Anlaſs ihre Rechte reclamirt, und ſich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freymüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis

jetzt zwiſchen Karlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daſs dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freylich ſollte dieſe Verblendung nicht dauern. Der erſten Ueberraſchung, der Leidenſchaft, vergiebt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortfuhre daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daſs ſie aber wirklich Eingang bey ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, oder ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt," ſagt er der Königin S. 297. „ich gienge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?"

Königin.

„Nein, Marquis,
„auch nicht einmal im Scherze möcht ich dieſer
„unreifen Einbildung Sie zeihen. Sie ſind
„der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

„Das eben
„wär noch die Frage, denk ich.

Karlos ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluſs in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das, was er ſelbſt bey dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers aufser Zweifel zu ſetzen. S. 421. 422. „Du ſelbſt," ſagt er ihm, noch immer in Wahn, daſs der Marquis ihn aufgeopfert.

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
„was ich gefollt und nicht gekonnt — Du
„wirſt
„den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
„die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„iſt es ja aus. Auf immer aus. Das haſt
„du eingeſehn. O dieſe fürchterliche Liebe
„hat alle frühen Blüthen meines Geiſts
„unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„für deine groſsen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„den König zu — Es koſtet mein Geheimniſs,
„und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden,
„für mich iſt keine Rettung mehr. Vielleicht
„für Spanien!“ u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen. S. 337.

„— Er hat
„mich lieb gehabt. Sehr lieb. Ich war ihm
„theuer
„wie ſeine eigne Seele. O, das weiſs ich,
„das haben tauſend Proben mir erwieſen.

„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für einen Freund zu groſs,
„und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
„Er opferte mich ſeiner Tugend.

Siebenter Brief.

Poſa empfand es recht gut, wie viel ſeinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daſs er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Verſuch auf deſſen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daſs dieſe Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundſchaft waren, ſo wuſste er auch nicht anders, als daſs er dieſe in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bey dem Könige profanirte. Das wuſste Karlos nicht, aber Poſa wuſste es recht gut, daſs dieſe Philoſophie und dieſe Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundſchaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos ſein Herz beſaſs; eben weil er das wuſste, und im Herzen vorausſetzte, daſs es auch Karl nicht unbekannt ſeyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daſs er dieſes Palladium veruntreut hätte? Ihm geſtehen, was zwiſchen ihm und dem König vorgegangen war, muſste in ſeinen Gedanken eben ſo viel heiſsen, als ihm an-

kündigen, dafs es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königsohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich bestehendes, und durchaus nur persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, dafs Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den Jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Karlos Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angiebt, von ganz andrer Art. IV. Akt. P. 6. Auftritt. S. 324.

„Der König glaubte dem Gefäfs, dem er
„ſein heiliges Geheimniſs übergeben,
„und Glauben fodert Dankbarkeit. Was wäre
„Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen die
„nicht Leiden bringt? vielleicht erſpart? —
„Warum
„dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„die über ſeinen Scheitel hängt?

Und in der dritten Scene des V. Akts. 432.

„— — Doch ich von falſcher Zärtlichkeit be-
„ſtochen,
„von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
„das Wageſtück zu enden, unterſchlage
„der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniſs.

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menſchenherz gethan, wird es einleuchten, daſs ſich der Marquis mit dieſen eben angeführten Gründen, (die an ſich ſelbſt bey weitem zu ſchwach ſind, um einen ſo wichtigen Schritt zu motiviren,) nur ſelbſt zu hintergehen ſucht — weil er ſich die eigentliche Urſache nicht zu geſtehen wagt. Einen weit wahreren Aufſchluſs über den damaligen Zuſtand ſeines Ge-

muths giebt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, dafs es Augenblicke müſſe gegeben haben, in denen er mit ſich zu Rathe gieng, ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte? Es ſtand bey mir, ſagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
„herauf zu führen über dieſe Reiche,
„Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
„mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
„und ſeine Alba ſind nicht mehr, u. ſ. f.

„Doch geb ich
„den König auf. In dieſem ſtarren Boden
„blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren
„nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
„vom reifen Manne ſchaamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
„vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„im Norden zu erkünſteln? Eines müden
„Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
„die groſse Freyheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Euro-
„pens
„Verhängniſs reift in meinem groſsen Freunde,
„Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!

„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„den grofsen Wink der Vorficht mifsverftan-
„den,
„der mich, nicht ihn, auf diefen Thron ge-
wollt." —

Alfo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mufste er alfo ja den Gegenfatz fich als möglich gedacht haben. Aus allen diefen angeführten Fällen erkennt man offenbar, dafs das Intereffe der Freundfchaft einem höheren nachfteht, und dafs ihr nur durch diefes letztere ihre Richtung beftimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat diefes Verhältnifs zwifchen beyden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp felbft, von dem es auch am erften zu erwarten war. Im Munde diefes Menfchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder, und mit feinen Worten möge denn auch diefe Unterfuchung befchloffen werden.

„Und wem bracht er dieſs Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
„ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
„füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
„der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
„die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern."

Achter Brief.

Aber, werden Sie ſagen, wozu dieſe ganze Unterſuchung? Gleichviel, ob es unfreywilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechſelſeitige perſönliche Nothwendigkeit für einander, oder von auſſen hinzu gekommene Verhältniſſe und freye Wahl geweſen, was das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen Beyden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieſelben, und im Gange des Stückes ſelbſt wird dadurch nichts verändert. Wozu daher dieſe weit ausgeholte Mühe, den Leſer aus einem Irrthum zu reiſsen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit iſt? Wie würde es um den Reiz der meiſten moraliſchen Erſcheinungen ſtehen, wenn man jedesmal in die innerſte Tiefe des Menſchenherzens hinein leuchten, und ſie gleichſam werden ſehen müſste? Genug für uns, daſs alles, was Marquis Poſa liebt, in dem Prinzen verſammelt iſt, durch ihn repräſentirt wird, oder wenigſtens durch ihn allein zu erhalten ſteht, daſs er

dieſes zufällige, bedingte, ſeinem Freund nur geliehene Intereſſe mit dem Weſen deſſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaſst, und daſs alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äuſsert. Wir genieſsen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftsgemähldes, als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viel Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb als nur dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Gränze geſteckt ſeyn — ſo muſs der letzte Endzweck des Stückes mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das groſse Schickſal eines ganzen Staats, das Glück

des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Epiſode zu einer Handlung ſeyn, die den Ausgang einer Liebesgeſchichte zum Zweck hat. Haben wir einander alſo über Poſa's Freundſchaft miſsverſtanden, ſo fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Trägödie. Laſſen Sie mich ſie Ihnen aus dieſem neuen Standpunkte zeigen, vielleicht, daſs manche Miſsverhältniſſe, an denen Sie bisher Anſtoſs genommen, ſich unter dieſer neuen Anſicht verlieren.

Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll, und Freundſchaft nie ſeyn konnte? Von Jener handelu die drey erſten Akte; von dieſer die zwey übrigen, aber keine von beyden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der

andern gebracht wird. Alſo muſs noch etwas Drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe, für welches beyde gewirkt haben, und welchem beyde aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in dieſem Dritten könnte ſie liegen?

Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine Gewiſſe Unterredung zurücke, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer ſanfterer Humanität, über die höchſtmögliche Freyheit der Individuen bey des Staats höchſter Blüthe, kurz, über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſre Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daſs es dem Zufall, der wohl gröſsere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyclus,

Cyclus, gefallen möchte, unſre Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebohrnen Sohn eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bey einem ernſthaften Geſpräche bloſses Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bey einem ſolchen Spielwerk, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes und der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jüngling an, daſs er wohl gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabey in die Hande gearbeitet; Freyheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tau-

ſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wieder fordert, republikaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben — und nun, um die glückliche Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele am Thron, in einſamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — ſo machten wir aus — mußte der Königsſohn ſeyn, an dem wir unſer Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Seyn Sie
„ein Menſch auf König Philipps Thron! Sie
„haben
„auch Leiden kennen lernen —

Aus dem Schooſse der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedruckt haben.

Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechszehnten Jahrhundert — Philipp des zweyten Sohn — ein Zögling des Mönchvolks, deſſen kaum aufwachende Vernunft von ſo ſtrengen und ſo ſcharfſichtigen Hütern bewacht wird, zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moraliſche Empfindung ſich läutert — einen geiſtreichen gefühlvollen Jüngling, über deſſen Bildung ſelbſt, was hindert mich dieſes anzunehmen? ein günſtiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle ſich ins Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgner Weiſe ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitre menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme

wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bey ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. Sagen sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Daß er für seine Träume seiner Jugend
„soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
„nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
„gerühmter, besserer Vernunft das Herz
„der zarten Götterblume; daß er nicht
„soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
„Ich hab es ihm zuvor gesagt —

Unter beyden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und

von dieſem enthuſiaſtiſchen Entwurfe, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenſchaft erſcheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war alſo davon, einen Fürſten aufzuſtellen, der das höchſte mögliche Ideal bürgerlicher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter wirklich machen ſollte — nicht dieſen Fürſten erſt zu dieſem Zwecke zu erziehen; denn dieſes mußte längſt vorher gegangen ſeyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenſtand eines ſolchen Kunſtwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu dieſem Werke wirklich Hand anlegen zu laſſen, denn wie ſehr würde dieſes die engen Gränzen eines Trauerſpiels überſchritten haben? — Die Rede war davon, dieſen Fürſten nur zu zeigen, den Gemüthszuſtand in ihm herrſchend zu machen, der einer ſolchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre ſubjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall ſie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieſer auſserordentlichen Wirkung verſehen ſollen, muſste zuvor Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer muſste er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daſs er Manns genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er muſste durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feind haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äuſserlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden, dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bey dem heftigen Blut der Jugend, der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſeyn, daſs ſie dem

reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in gröſserem Maſse leisten, als die mächtigſte von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den groſsen Zweck, wozu ich ihn auſsparte, zu fürchten seyn könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust
„Lang ehe noch Elisabeth hier herrschte."

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergiſst, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt; wie viele,

die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſin weit ſchneller verſtanden haben. Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuſs, den er der Prinzeſſin giebt, war, wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dieſs war doch gewiſs ein ſehr tugendhafter Kuſs! Aber auch über eine feinere Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſeren Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er es alſo zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, dafs die edle Schönheit dieſes Karakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtäte Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für

das Grofse und Schöne, Delikateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Grofsmuth, ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber weiſe ſollte er nicht ſeyn. Der künftige grofse Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, alles was ſich vereinigen mufs, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staat auszuführen, ſollte ſich in dieſem Karakter beyſammen finden: aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Karakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Karakter Philipps und ſeiner Gei-

ſtesverwandten einen ſo groſsen Spielraum zu geben — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Deſpotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtändiges ſchauderhaftes Gemählde des Deſpotismus ſein reizendes Gegentheil deſtomehr zu erheben. Wir ſehen den Deſpoten auf ſeinem traurigen Thron, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schätzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daſs er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daſs die Furien des Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daſs ihm ſeine Kreaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten;

wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büssen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein

Mittelding von Geſchöpf und Schöpfer — unſer Mitleiden zu erregen. Wir verachten dieſe Gröſse, aber wir trauern über ſeinen Miſsverſtand, weil wir auch ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herauslesen, die ihn zu einem der unſrigen machen, weil er auch bloſs durch die übrig gebliebenen Reſte der Menſchheit elend iſt. Jemehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemählde zurück ſtöſst, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanität angezogen, die ſich in Karlos, in ſeines Freundes, und in der Königin Geſtalt vor unſern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtändigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile deſſelben auflöſen laſſen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber

es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daſs, um die Hauptidee des Stückes heraus zu finden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muſs ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, da mit muſs ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und ſeiner Königin ſcheidet.

„ — Ich habe
„in einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„ſey das Vergangene. Endlich ſeh ich ein, es giebt
„ein hoher wünſchenswerther Gut, als dich
„beſitzen — Hier ſind Ihre Briefe
„zurück. Vernichten Sie die Meinen. Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Weſen

„geläutert — Einen Leichenſtein will ich
„ihm ſetzen, wie noch keinem König zu Theil
„geworden — Ueber ſeine Aſche blühe
„ein Paradies!“

Königin.

„ — — So hab ich Sie gewollt!
„Das war die groſse Meinung ſeines Todes.

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beyde Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muſs er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen; durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den gröſsten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchen, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge flieſsen muſs. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtract und zu ernſthaft ſcheinen und wenn ſie ſich auf nichts als das Gemählde

einer Leidenſchaft gefaſst gemacht haben, ſo hätte ich freylich ihre Erwartungen getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth. „Wahrheiten, die „jedem, der es gut mit ſeiner Gattung „meint, die heiligſten ſeyn müſſen, „und die bis jetzt nur das Eigenthum der „Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet der „ſchönen Künſte herüber zu ziehen, mit „Licht und Wärme zu beſeelen, und, als „lebendig wirkende Motive in das Men„ſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen „Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Granzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiel angewandt und beſtätigt zu ſehen.

Eilf-

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daſs er, der von der Freyheit ſo hohe Begriffe hegt, und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer deſpotiſchen Willkühr über ſeinen Freund anmaſse, daſs er ihn *blind*, wie einen Unmündigen leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läſst es ſich entſchuldigen, daſs Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniſs zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maaſsregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Miſstrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreiſsen könnten, und

auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daſs er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äuſserſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich liefs ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er ſolches beherrſchte. Zwey Worte hätten ihm dieſen widrigen Behelf erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Malthеſers alle nachfolgende Situationen und vorzüglich ſeine Anfopferung herbeygeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daſs ſich

der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreissen lassen, der inneren Wahrheit dieses Karakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Malthesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhang dieses Karakters keinen nähern Aufschluss mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheil blos darum zurück zu halten, weil der Schriftsteller übel dabey fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Karakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich,

dieſer Charakter gieng mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, gieng mir näher. Ich halte für Wahrheit, „dafs „Liebe zu einem wirklichen Ge„genſtande und Liebe zu einem Ideal „ſich in ihren Wirkungen eben ſo ungleich „ſeyn müſſen, als ſie in ihrem Weſen von „einander verſchieden ſind — dafs der un„eigennützigſte, reinſte und edelſte Menſch „aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an „ſeine Vorſtellung von Tugend und „hervorzubringendem Glück ſehr oft aus„geſetzt iſt, eben ſo willkührlich mit den „Individuen zu ſchalten, als nur immer „der ſelbſtſüchtigſte Deſpot, weil der Ge„genſtand von beyder Beſtrebungen in ih„nen, nicht aufser ihnen wohnt, und „weil Jener, der ſeine Handlungen nach „einem innern Geiſtesbilde modelt, mit „der Freyheit anderer beynahe eben ſo im „Streit liegt, als dieſer, deſſen letztes Ziel „ſein eigenes Ich iſt.“ Wahre Gröſse des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freyheit, als der Egoismus, und die Herrſchſucht, weil ſie

um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil ſie in ſteter Hinſicht auf das ganze wirkt, verſchwindet nur allzuleicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpekte. Die Tugend handelt groſs, um des Geſetzes willen; die Schwärmerey um ihres Ideales willen; die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Klaſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweyten Helden, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte verehren, die zweyte bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daſs er dieſen Unterſchied aufser Acht lieſs, und einen groſsen Mann zu ſeinem Buſenfreund machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebſt du
„die Königin? Soll deine ſtrenge Tugend
„die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
„— — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„nichts, nichts, als meine raſche Verblendung,
„bis dieſen Tag nicht eingeſehen zu haben,
„daſs du ſo — groſs als zärtlich biſt.

Geräuschlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Gröſse zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerey. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daſs er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf ſeinen Freund herunter blickte, wurde beyder Verderben Karlos verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die keinen, der ſich nur einigermaſsen Zeit genommen hat, um ſich herum zu ſchauen, oder dem Gang ſeiner eignen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daſs die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Men-

ſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen ſehr menſchlichen Uebergang, einem ſchädlichen Miſsbrauch ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft ſoll der Menſch bey ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daſs jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeſchränkten Geſichtspunkt des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müſste ſie zu einem äuſserſt gefährlichen Inſtrument in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzuſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenher-

zen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendunkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beyspielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter, oder auch die Ordens-Verbrüderung selbst, die sich — bey den reinsten Zwecken und bey den edelsten Trieben — von Willkührlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freyheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? Die bey Durchsetzung eines, von jeder unreinen Beymischung auch noch so freyen moralischen Zweckes, in so fern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freyheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintan zu setzen,

und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniss erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfniss der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln. Aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemüthes zur Herrschbegierde, oder dem Bestreben; alles wegzudrängen, was das Spiel unsrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Karakter, ich gab ihm die höchste Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freyheitsgenusses sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren liess. Es lag in meinem Plan, dass er sich in dieser Schlinge ver-

ſtricken ſollte, die allen gelegt iſt, die ſich auf einerley Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte mir es auch gekoſtet, ihn wohlbehalten davon vorbey zu bringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuſs aller übrigen Schönheiten ſeines Karakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich gröſsern Gewinn gehalten hätte, der menſchlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beyſpiel zu beſtätigen. Dieſe meine ich, daſs man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktiſchen Gefühl entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtraktionen zu erheben, daſs ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat — denn nichts führt zum Guten was nicht natürlich iſt.

Zwölfter Brief.

Es iſt nur noch übrig, ein paar Worte über ſeine Aufopferung zu ſagen.

Man hat nämlich getadelt, daſs er ſich muthwillig in einen gewaltſamen Tod ſtürze, den er hätte vermeiden können. Alles, ſagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben ſo gut fliehen können, als ſein Freund? War er ſchärfer bewacht als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine Freundſchaft für Karlos zur Pflicht, ſich dieſem zu erhalten? und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrſcheinlicherweiſe mit ſeinem Tode, ſelbſt wenn alles ſeinem Plane gemäſs eingetroffen wäre? Konnte er nicht — freylich! Was hätte der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiſer und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirthſchaftet haben! Schade nur, daſs ſich der Marquis weder dieſer glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muſse zu erfreuen hatte, die zu einer ſo

vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber wird man ſagen, das gezwungene, und ſogar ſpitzfindige Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmöglich aus freyer Hand und im erſten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm koſtete, nicht eben ſo gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm ſo nahe lag, der auch dem kurzſichtigſten Leſer ſogleich ins Auge ſpringt? Wenn er nicht ſterben wollte, um geſtorben zu ſeyn, oder (wie einer meiner Recenſenten ſich ausdrückt,) wenn er nicht des Märtyrthums wegen ſterben wollte, ſo iſt es kaum zu begreifen, wie ſich ihm die ſo geſuchten Mittel zum Untergang früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es iſt viel Schein in dieſem Vorwurf, und um ſo mehr iſt es der Mühe werth, ihn auseinander zu ſetzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, dass der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statt haben kann, nachdem bewiesen worden, dass er nicht für ihn gelebt, und dass es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandtniss habe. Er kann also nicht wohl sterben um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andre, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben als der Tod — „er stirbt, um für sein — in des „Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal „alles zu thun und zu geben, was ein „Mensch für etwas thun und geben kann, „das ihm das Theuerste ist; um ihm auf „die nachdrücklichste Art, die er in seiner „Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an „die Wahrheit und Schönheit dieses Ent„wurfes glaube, und wie wichtig ihm die „Erfüllung derselben sey;" er stirbt dafür warum mehrere grosse Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von vielen befolgt

und beherzigt haben wollten; um durch ſein Beyſpiel darzuthun, wie ſehr ſie es werth ſey, daſs man alles für ſie leide. Als der Geſetzgeber von Sparta ſein Werk vollendet ſah, und das Orakel zu Delphi den Ausſpruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, ſo lange ſie Lykurgus Geſetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zuſammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfaſſung ſo lange wenigſtens unangefochten zu laſſen, bis er von einer Reiſe, die er eben vorhabe, würde zurück gekehrt ſeyn. Als ihm dieſes durch einen feyerlichen Eidſchwur angelobt worden, verlieſs Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte, von dieſem Augenblick an, auf, Speiſe zu nehmen, und die Republik harrte ſeiner Rückkehr vergebens. Vor ſeinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, ſeine Aſche ſelbſt in das Meer zu ſtreuen, damit auch kein Atom ſeines Weſens nach Sparta zurückkehren, und ſeine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernſte geglaubt ha-

ben, das Lacedämoniſche Volk durch dieſe Spitzfindigkeit zu binden, und ſeine Staatsverfaſſung durch ein ſolches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daſs ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daſs er es hingab, um durch das Groſse und Auſserordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck Seiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugieſsen, indem er den Schöpfer deſſelben zu einem Gegenſtand der Rührung und Bewunderung machte.

Zweytens kommt es hier, wie man leicht einſieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nutzlich dieſe Auskunft in der That war, ſondern wie ſie demjenigen vorkam, der ſie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder ſchwer er darauf verfiel. Es iſt alſo weit weniger die Lage der Dinge,

und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken; er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimniss zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel; er weiss nicht, ob dieses Geheimniss heraus ist oder nicht? Weiss es die Prinzessin, so muss er gegen sie als eine Mitwissenin verfahren; weiss sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst; Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung; er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freund alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen wirfst du
„der Fürstin Eboli dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„denn diese war, die dich verrieth — Ich sehe

„dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahndung
„fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät,
„Du liegſt zu ihren Füſsen. Das Geſtändniſs
„floh über deine Lippen ſchon. Für dich
„iſt keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
„im ganzen Umkreis der Natur! —

In dieſem Augenblicke nun, wo ſo verſchiedene Gemüthsbewegungen in ſeiner Seele ſtürmen, ſoll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für ſeinen Freund erdenken. Welches wird es ſeyn? Er hat den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren, und mit dieſem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande iſt. Er iſt nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe — er iſt alſo in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiſte Licht und die gröſste Geläufigkeit bey ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daſs ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Gröſse angefüllt und durchdrungen iſt, daſs die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daſs ſich alſo unter zwey Auswegen immer der Heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muſs? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem König, was und wie viel dieſer Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortreflich dünkt, zu wagen im Stande ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daſs der Unwille, den er in dieſem Augenblick über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läſst, die ihm etwas koſten; daſs er es der Gerechtigkeit gewiſſermaſsen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war, die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabey in Betrachtung, daſs er nicht genug eilen

kann, ſich aus dieſem leidenden Zuſtand zu reiſſen, ſich den freyen Genuſs ſeines Weſens und die Herrſchaft über ſeine Empfindungen wieder zu verſchaffen. Ein Geiſt, wie dieſer aber, werden Sie mir eingeſtehen, ſucht in ſich, nicht auſser ſich, Hülfe; und wenn der bloſs kluge Menſch ſein erſtes hätte ſeyn laſſen, die Lage, in der er ſich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: ſo iſt es im Gegentheil ganz im Karakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, ſich dieſen Weg zu verkürzen, ſich durch irgend eine auſserordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung ſeines Weſens, bey ſich ſelbſt wieder in Achtung zu ſetzen. So wäre denn der Entſchluſs des Marquis gewiſſermaſsen ſchon als ein heroiſches Palliativ erklärbar, wodurch er ſich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem ſchrecklichſten Zuſtand für einen ſolchen Geiſt, zu entreiſsen ſucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daſs ſchon ſeit ſeinem Knabenalter, ſchon von

dem Tage an, da ſich Karlos freywillig für ihn einer ſchmerzhaften Strafe darbot, (S. 18. 19.) das Verlangen, ihm dieſe groſsmüthige That zu erſtatten, ſeine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in dieſem Augenblick alſo nicht wenig verſtärken muſs. Daſs ihm dieſe Erinnerung wirklich vorgeſchwebt, beweist eine Stelle, wo ſie ihm unwillkührlich entwiſchte. Karlos dringt darauf, daſs er fliehen ſoll, ehe die Folgen ſeiner kecken That eintreffen. „War ich auch ſo gewiſſenhaft, Karlos, giebt er ihm zur Antwort, da du, ein Knabe, für mich geblutet haſt?“ Die Königin, von ihrem Schmerz hingeriſſen, beſchuldigt ihn ſogar, daſs er dieſen Entſchluſs längſt ſchon mit ſich herumgetragen —

„Sie ſtürzen ſich in dieſe That, die Sie
„erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie, Sie haben längſt darnach
„gedurſtet!

Endlich will er ja den Marquis von Schwärmerey durchaus nicht frey gesprochen haben. Schwärmerey und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, dass sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschliefst, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluss in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weifs, ob er ihn dann nicht anders gefafst hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. (S. 403.) O! ruft er aus, das Leben ist doch schön! — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Gröfse seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

V.

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück

aus

einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bey ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von groſsen Verdienſten und noch gröſsern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G***

war rafch, unternehmend, der Fürft, der es auch war, liebte folche Karaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiffenfchaft wufste G*** feinen Umgang zu befeelen, jeden Zirkel, in den er fich mifchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über alles, was fich ihm darbot, Reiz und Leben auszugiefsen; und der Fürft verftand fich darauf, Tugenden zu fchätzen, die er in einem hohen Grade felbft befafs. Alles, was er unternahm, feine Spielereyen felbft, hatten einen Anftrich von Gröfse; Hinderniffe fchreckten ihn nicht, und kein Fehlfchlag konnte feine Beharrlichkeit befiegen. Den Werth diefer Eigenfchaften erhöhte eine empfehlende Geftalt, das volle Bild blühender Gefundheit und herkulifcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiftes befeelt; im Blick, Gang und Wefen eine anerfchaffene natürliche Majeftät, durch eine edle Befcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geifte feines jungen Gefellfchafters bezaubert, fo rifs diefe verführerifche Aufsenfeite feine

Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Karaktere, ſtifteten in kurzem ein Verhältniſs zwiſchen Beyden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaſs. G * * * flog von einer Beförderung zur andern: aber dieſe äuſserlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurück zu bleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwey und zwanzig Jahr alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchlieſsen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schoofs müſsiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Gröfse begnügen, zu deren grundlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während dafs der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Akten und Büchern, und

widmete ſich mit laſttragendem Fleiſs den Geſchäften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemächtigte, daſs jede Angelegenheit, die nur einigermaſsen von Belange war, durch ſeine Hände ging. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Gröſse empor geſtiegen, um ihrer mit Mäſsigung zu genieſsen. Die Höhe, worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeiz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verlieſs ihn, ſobald das letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Erſten des Landes, von allen, die durch Geburt, Anſehen und Glücksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, welche von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jüng-

linge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe Härte in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Karakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo muhevoll und groſs, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr er auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maaſs hielt er in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein Piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G * * * ſelbſt als eine unſchädliche und ihm ergebene Kreatur in dieſen Poſten eingeſchoben hatte, um ihn bey den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüſſig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſo bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurück werfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich deſſelben durch Furcht ſo wohl als durch Dankbarkeit verſichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu begieng, da er Ludwig dem Dreyzehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überlieſs. Aber ohne dieſen Fehler mit Richelieus Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlagene-

ren Feinde zu thun, als der Franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daſs man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr aufs ſorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten, und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchliefsen. Zu gleicher Zeit aber unterliefs er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchafte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen, und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wuſste er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht, und ſich unvermerkt in ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung ſeines Zwecks auch das nie-

drigſte Mittel nicht verſchmähte. Da ihm ſehr gut bewuſst war, daſs der Menſch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Laſters, und daſs nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiſſenſchaft geheimgehaltener Blöſsen: ſo weckte er Leidenſchaften bey dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geſchlummert hatten, und dann drang er ſich ihm ſelbſt zum Vertrauten und Helfershelfer dabey auf. Er riſs ihn zu ſolchen Ausſchweifungen hin, die die wenigſten Zeugen und Mitwiſſer dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimniſſe bey ihm nieder zu legen, wovon jeder Dritte ausgeſchloſſen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verſchlimmerung des Fürſten ſeinen ſchändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniſs ein weſentliches Mittel dazu war, ſo war das Herz des Fürſten ſein, ehe ſich G*** auch nur träumen lieſs, daſs er es mit einem andern theilte.

Man dürfte ſich wundern, daſs eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des Letztern entgieng: aber G*** war ſeines eigenen Werthes zu gewiſs, um ſich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer, ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Huth, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reiſsen. Was Tauſende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürſtengunſt ſtrauchelu gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu groſse Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er ſelbſt im Herzen verachtete, und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtſinnig lieſs er die Leiter hinter ſich fallen, ſo bald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beybehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung nieder zu schlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältnifs endlich so lästig, dafs er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleyer der Ver-

Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meſſen; denn obgleich die erſte Blüthe von G***s Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurück bringen; darum begriff Martinengo wohl, daſs der Streich, den er ihm beybringen wollte, ein tödtlicher Streich ſeyn muſſe. Was G*** an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich gewefen, wodurch der Italiener zu feinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniſs zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaſst, daſs er dem Fürſten die Originalien einer heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe ſoll unterhalten haben; ob ächt oder unterſchoben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo auſser allen Zweifel geſetzt war, daſs man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniſs zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daſs G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammen zog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte

er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtande der höchſten Erbarmung herunter ſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Gröſse und Herrlichkeit genoſs, für die er den ganzen Tag über Laſten getragen hatte. Die erſten vom Range nahten ſich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die ſich ſeiner Wohlgewogenheit nicht ganz ſicher wuſsten, mit Zittern. Der Fürſt ſelbſt,

wenn er sich je zuweilen hier einfand, sahe sich neben seinem Vezier vernachläfsigt, weil es weit gefährlicher war, diesem letztern zu mifsfallen, als es Nutzen brachte, Jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich, eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er

ſtemmt die entblöſste Klinge gegen den Boden, ſprengt ſie durch einen Fuſstritt entzwey und läſst die Splitter zu G***s Füſsen fallen. Auf dieſes gegebene Signal fallen beyde Adjutanten über ihn her, der Eine beſchäftigt, ihm das Ordenkreuz von der Bruſt zu ſchneiden; der andre, beyde Achſelbänder nebſt den Auffchlägen der Uniform abzulöſen, und Kordon und Federbuſch von dem Hute zu reiſsen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht umher ſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tauſend andre an ſeinem Platze würde die

Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus, und ließen ihn alles Gräſsliche deſſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendiget, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer, bis ans äuſserſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Escorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öffnen ſich, alle Straſsen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauernis, ſeinen Namen wiederholen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraſse lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg

nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Vestung —, stille hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mittlern Zustand zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer scheuslichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herun-

ter fallen. — An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtand verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwey Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſelbe Koſt, die er geſtern hier gefunden, herunter gelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen furchterlichen Glückswechſel zum erſtenmale, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen, wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben: die Hände verſchwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluſs über dieſes entſetzliche Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich furchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtrahl erquickt, von keinem gefunden Lüftgen erfriſcht, aller Hulfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid

vergeſſen, zählt er in dieſem Ort der Verdammniſs vierhundert und neunzig gräſsliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maas ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — Er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Perſon eine Reiſe hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung deſſelben zu beſchleunigen. Um ſeine Marter aufs äuſserſte zu treiben, muſs es ſich fügen, daſs derſelbe Offizier, für den dieſer Kerker zugerichtet worden, ein alter

würdiger Oberſter, dem eben verſtorbenen Kommandanten der Veſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz, der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Groſsmuth eines Feindes abzuhängen, dem Er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruction ihm gegen den Gefangenen auflegte, aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts als ihn bedauern. Einen thätigeren Helfer fand der Unglückliche an dem Garniſonprediger

der Veſtung. der von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur ſpät, und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte, Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluſs faſste, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Veſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigner Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein Geſuch dort unmittelbar bey dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fufsfall vor demſelben und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht aus-

ſchlieſsen könne, hülflos verſchmachte, und der Verzweiflung vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und Würde, die das Bewuſstſeyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freyen Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für deſſen Seele er dem Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm ſeine Bitte, den Gefangenen mit einem geiſtlichen Beſuch erfreuen zu dürfen.

Das erſte Menſchenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraum von ſechszehn Monaten erblickte, war das Geſicht ſeines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er ſeinem Elend; ſein Wohlſtand hatte ihm keinen erworben. Der Beſuch des Predigers war für ihn eine Engels Erſcheinung. Ich beſchreibe ſeine Empfindungen nicht. Aber von dieſem Tage an floſſen

ſeine Thränen gelinder, weil er ſich von einem menſchlichen Weſen beweinet ſah.

Entſetzen hatte den Geiſtlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen ſuchten einen Menſchen — und ein Grauen erweckendes Scheuſal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres als dem Wohnort eines menſchlichen Geſchöpfes glich. Ein blaſſes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angeſicht verſchwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen geriſſen hatten, Bart und Nägel durch eine ſo lange Vernachläſsigung bis zum Scheuſslichen gewachſen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpeſtet — ſo fand er dieſen Liebling des Glücks, und dieſem allem hatte ſeine eiſerne Geſundheit widerſtanden! Von dieſem Anblick noch auſser ſich geſetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweyte Wohlthat

für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erſte für keine zu rechnen war.

Da ſich dieſer abermals mit dem ausdrücklichen Buchſtaben ſeiner Inſtruction entſchuldigt, entſchlieſst er ſich groſsmüthig zu einer zweyten Reiſe nach der Reſidenz, die Gnade des Fürſten noch einmal in Anſpruch zu nehmen, Er erklärt, daſs er ſich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entſchlieſsen könne, irgend eine heilige Handlung mit ſeinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menſchen zurückgegeben würde. Auch dieſes wird bewilligt, und erſt von dieſem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieſer Veſtung zu, aber in einem weit leidlicheren Zuſtand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günſtlings verblüht war, und andre an ſeinem Poſten wechſelten, welche menſchlicher dachten, oder doch

keine Rache an ihm zu ſättigen hatten. Endlich nach einer zehnjährigen Gefangenſchaft erſchien ihm der Tag der Erlöſung — aber keine gerichtliche Unterſuchung, keine förmliche Losſprechung. Er empfing ſeine Freyheit als ein Geſchenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaſſen mich die Nachrichten, die ich, bloſs aus mündlichen Ueberlieferungen, über ſeine Geſchichte habe ſammeln können; und ich ſehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinweg zu ſchreiten. Während deſſelben fieng G*** in fremden Kriegsdienſten von neuem ſeine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in ſeinem Vaterlande ſo ſchrecklich herunter geſtürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langſame aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch dieſen Rechtshandel über ſich. Die Jahre der Leidenſchaften waren bey

dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fing allgemach an, einen Werth bey ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in ſeine Heimat zurück, nach welcher auch in G***s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennet. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſen Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zuſammen, aber was er ſuchte, fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer froſtigen Vertraulichkeit. — Beyder Herzen hatten Schaam und Furcht auf immer und ewig getrennt.

Ein

Ein Anblick, der ihm ſeine ſchwere Uebereilung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G*** wieder im vollkommenſten Beſitz aller ſeiner vorigen Würden, und der Fürſt bezwang ſeine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuſs des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wieder geben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoſs G*** dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schick-

fale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bey ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Veltung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, dafs er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

IV.

Der

Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geſchichte.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bey jedem groſsen Verbrechen war eine verhältnifsmäfsig groſse Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bey dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weifs, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreyheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, ana-

logiſch zu ſchlieſsen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen, und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo einförmiges, und doch wieder ſo zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderley Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Karakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Karaktere und Handlungen können wieder aus einerley Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, von welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche Verwandtſchaft ahndet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klaſſifizirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der ſchmalen Um-

zäunung der Geſetze jetzt erſticken muſs, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beyſammen fände.

Von dieſer Seite betrachtet, läſst ſich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben. Zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem dieſe Handlung vorgelegt wird, herrſcht ein ſo widriger Kontraſt, liegt ein ſo breiter Zwiſchenraum, daſs es dem letztern ſchwer, ja unmöglich wird, einen Zuſammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lücke zwiſchen dem hiſtoriſchen Subjekt und dem Leſer, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abſchneidet, und ſtatt jenes heilſamen Schreckens, der die ſtolze Geſundheit warnet, ein Kopfſchütteln der Befremdung erweckt. Wir ſehen den Unglücklichen,

der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, ſo wie in der, wo er dafür büſset, Menſch war wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige, deſſen Wille andern Regeln gehorcht, als der unſrige; ſeine Schickſale rühren uns wenig, denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewuſstſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt, eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſeyn, muſs ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſre Neugier begnügen. Soll ſie uns mehr ſeyn und ihren groſsen Endzweck erreichen, ſo muſs ſie nothwendig unter dieſen beyden Methoden wählen — Entweder der Leſer muſs warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiſs, daſs von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche ſich an die erſte Methode gehalten,

und das Herz ihres Lesers durch hinreissenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freyheit des lesenden Publikums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Gränzengerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschliessend und eigenthümlich den Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muss kalt werden wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt, wir müssen ihn seine Handlung nicht blos vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären, warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerk-

samkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das wunderbare liebt, reizt eben das seltsame und abentheuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von aussen bestimmten, und in diesen beyden findet er sie gewiss. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Wiege beysammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der

Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallne herunterblickt, weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, aber noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruch des Leſers nicht vorgreifen. Unſre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, den er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit, und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer ... ſchen Landſtadt (deren Nahmen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen muſs) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht, und Wolf hatte müſsige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen loſen Buben bekannt. Erwachſene Mädchen führten Klagen über ſeine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten ſeinem erfinderiſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Körper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblick ein Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückſcheuchte, und dem Witz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mifsfiel, fetzte er ſich vor, zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich, daſs er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mifshandelte ihn, er hatte Urſache zu fürchten, daſs ſeine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheuerungen verſchloſſen blieb, öffnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken, aber ihn ſelbſt drückte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Aufsenſeite geltend zu machen, verſchlang noch das wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Spekulation aufzuhelfen, zu ſtolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher geweſen war, mit dem Bauer zu vertauſchen, und ſeiner angebeteten Freyheit zu entſagen, ſah er nur einen Ausweg vor ſich — den Tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerem Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu ſtehlen. Seine Vaterſtadt gränzte an eine landes-

herrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerpursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vortheil, den die Freygebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleissiger in der Sonne — dieß war das Schild zu dem Wirthshaus — sein lauerndes Auge von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floss. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen, endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbusse abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren, Wolf kannte ſeinen Feind, und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eiferſucht ſtürmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt; Rache und Leidenſchaft halten ihn feſt. Er wird zum zweytenmal Wilddieb, aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweytenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freyheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen.

Er erſcheint: man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmuth gebeugt, und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zärtling die Achſel; der derbe Knochenbau ſeines handveſten Mitbewerbers flicht ihn bey dieſem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äuſeerſte verlorne Poſten des ehrlichen Nahmens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trift ihn das Unglück, ſeinem wachſamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemüthsſtellung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer

ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drey Jahre auf der Veſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Veſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beyſtand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Veſtung, ſagte er, „als ein Verirrter, und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Veſtung gebracht war, ſperrte man mich zu drey und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwey Mörder, und die übrigen alle berüchtige Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſezte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher

Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte, aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk, und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mirs möglich war, aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarey meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich, ich brauchte Beyſtand, und wenn ichs aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedauren, und dieſe muſste ich mit dem letzten Ueberreſt meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen."

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freyheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher, als

als ich. Ich betrachtete mich als den Märtirer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Veſtungsberg heraufkam; eine weite Ausſicht iſt zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freye Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfeifte, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederlieſs, ſchienen mich mit ihrer Freyheit zu necken, und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräſslicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haſs allem was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, hab ich redlich gehalten."

„Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frey ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthum von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr

das herzliche Wohlbehagen, wie ichs bey meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit einemmal aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf, alle Wunden bluteten wieder, alle Narben giengen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte."

„Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell, jedermann, der mir aufſtieſs, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte michs unwillkürlich, daſs ich einem Knaben, der neben mir vorbey hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augen-

blick ſtarr an, und warf mir den Groſchen ins Geſicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daſs der Bart, den ich noch von der Veſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum gräſslichen entſtellte — aber mein böſes Hera hatte meine Vernunft angeſteckt. Thränen, wie ich ſie nie geweint hatte, lieſen über meine Backen."

„Der Knabe weiſs nicht wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halb laut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich, wie ein ſchädliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daſs ich keinen mehr lieben kann?" — Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliottendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen."

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiſs ich nicht; doch ich weiſs noch, daſs ich mit Erbitterung aufſtand; als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Gruſses gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verlieſs ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daſs du wieder kommſt!“ Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändlich Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahndete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn mochte; einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, lieſsen mich errathen, daſs Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich, und drehte

ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, dafs noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt."

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bey mir vermuthete.

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch

nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben muſſen."

„Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſoviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, alſo faſste ich den Vorſatz, ſie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt that ichs aus freyer Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein erſtes war, daſs ich mein Wildſchieſsen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft

geworden, und auſserdem muſste ich ja leben. Aber dieſs war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürſtliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden, beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wuſste ich, daſs mein Schuſs ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufſtieſs, nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meiſte lieſs ich verweſen. Ich lebte kummerlich, um nur den Aufwand an Bley und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der groſsen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löſchte ihn aus. Mein Nahme war vergeſſen."

Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwey Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und ſchon fing ich an, meine

Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchuſsgerechter Entfernung entdecke. Ich will anſchlagen und abdrücken — aber plötzlich erſchreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuſs beſtimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bey dieſem Anblick durch meine Gebeine, Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräſslichſten haſste, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblick dünkte michs, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuſs läge, und der Haſs meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpitze ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druck thun ſollte. Eine unſichtbare fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schickſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchreck-

liche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen, wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiſs zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewanns, und der Jäger lag todt am Boden."

„Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe . . . . Mörder . . . . ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daſs ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!" ſagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft, und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden."

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt, jetzt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüſst hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daſs es noch etwas ſchlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaſsen, daſs ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.“

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiſs nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwerdt, und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders ſchreckbares lag für mich in dem Gedanken, daſs von jetzt an mein Leben verwirkt ſey. Auf mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daſs er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtniſs war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von alle

dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war."

Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraſse, wo die That geſchehen war. Ich muſste auf meine Sicherheit denken."

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daſs der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Gränze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchreckte mich ein Gedanke an den Teufel, und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen,

ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas weniges über einen Thaler am Gelde. Eben da ich beydes zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergröſsern — Trotz, glaube ich, war es, daſs ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſeyn."

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wuſste, daſs das Holz ſich vier deutſche Meilen nordwärts erſtreckte, und dort an die Gränzen des Landes ſtieſs. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut, aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräſsliche Geſtalten

gingen an mir vorüber, und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht, und einer gewaltſamen Entleibung war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich muſste wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehen, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens, und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu ſterben brachte ich die ſechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde voll gepreſst von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiſs."

„In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief ins Geſichte gedrückt, als ob mich dieſs vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fuſsſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte Dickigt führte — als plötzlich

eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerftreuung und der heruntergedrückte Hut hatte mich verhindert, um mich herum zu fchauen. Ich fchlug die Augen auf, und fah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine grofse knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riefenmäfsige — meine erfte Beftürzung wenigftens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe feiner Haut war von einer gelben Mulattenfchwärze, woraus das Weifse eines fchielenden Auges bis zum Graffen hervortrat. Er hatte ftatt eines Gurts ein dickes Seil zwiefach um einen grünen wollenen Rock gefchlagen, worin ein breites Schlachtmeffer bey einer Pifiole ftack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feft. Der Laut eines Menfchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böfewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urfache vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr vor einem Räuber zu zittern."

„Wer da?“ ſagte dieſe Erſcheinung.

„Deines gleichen.“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?“

„Was haſt du hier zu fragen?“ verſetzte ich trotzig.

Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuſs bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du ſprichſt brutal wie ein Bettler,“ ſagte er endlich.

„Das mag ſeyn. Ich bins noch geſtern geweſen.“

Der Mann lachte. „Man ſollte darauf ſchwören,“ rief er, „du wollteſt auch noch jetz. für nichts beſſeres gelten.“

„Für etwas ſchlechteres alſo“ — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?“

Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiſs nicht, wie mir das Wort auf die

Zunge kam, „das Leben iſt kurz," ſagte ich langſam, „und die Hölle währt ewig."

Er ſah mich ſtier an. „Ich will verdammt ſeyn," ſagte er endlich, „oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeygeſtreift."

„Das mag wohl noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Kamerad!"

„Topp, Kamerade!" — ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir ſie reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und dieſen ganzen entſetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urtheile wie froh ich auf dieſe angebotne Geſundheit Beſcheid that. Neue Kraft floſs mit dieſem Erquicktrunk in meine Gebeine, und friſcher Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daſs ich doch wohl nicht ganz

elend

elend wäre, ſo viel konnte dieſer willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zuſtand gränzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtande, worein ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Kameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben."

Der Mann hatte ſich aufs Gras hingeſtreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohl gethan," ſagte ich. „Wir müſſen bekannter werden."

Er ſchlug Feuer, ſeine Pfeife zu zünden.

„Treibſt du das Handwerk ſchon lange?"

Er ſah mich feſt an. „Was willſt du damit ſagen?"

„War das ſchon oft blutig?" Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel.

„Wer biſt du?" ſagte er ſchrecklich und legte die Pfeife von ſich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erſt ein Anfänger.“

Der Menſch ſah mich ſteif an, und nahm ſeine Pfeife wieder.

„Du biſt nicht hier zu Hauſe?“ ſagte er endlich.

„Drey Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L...., wenn du von mir gehöret haſt.“

Der Mann ſprang auf wie ein Beſeſſener. „Der Wildſchutze Wolf?“ ſchrie er haſtig.

„Der nämliche.“

Willkommen, Kamerad! Willkommen! rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. „Das iſt brav, daſs ich dich endlich habe, Sonnenwirth. Jahr und Tag ſchon ſinn ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiſs um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich ge-

drückt, Wolf. Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelſchreyend iſt man mit dir umgegangen."

Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aeckern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahrelang im Zuchthaus und auf der Veſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirthſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daſs der Menſch nicht mehr gelten ſoll als ein Haaſe? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?"

„Kount' ichs ändern?"

„Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kommſt du denn jetzt, und was führſt du im Schilde?"

„Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach.

Komm, Bruder Sonnenwirth, ſagte er, jetzt biſt du reif, jetzt hab ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir."

„Wo willſt du mich hinführen?"

„Frage nicht lange. Folge! — Er ſchleppte mich mit Gewalt fort."

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchreckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſens, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweyte Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſens, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieſs er warten, bis er wieder käme. Erſt muſs ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreiſſen. Damit gieng er."

„Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund und ich wuſste recht gut, daſs ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entſchluſs gekoſtet, die Leiter herauf zu ziehen, ſo war ich frey, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daſs ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte, es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte, nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchlieſse dieſe Flucht — ſchon ſtrecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich er-

ſchien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daſs ich kommen ſolle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter."

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund, und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. Hier, Kameraden, ſagte mein Führer, und ſtellte mich mitten in den Kreis. Unſer Sonnenwirth! heiſst ihn willkommen!

„Sonnenwirth! ſchrie alles zugleich, und alles fuhr auf, und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ichs geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte, dieſer drückte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der

einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und alles wetteiferte ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen."

„Man hatte mich zwiſchen zwey Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groſs war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſten weiblichen Geſtalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete, die älteſte und ſchönſte von beyden, lieſs ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Gebärden ſagten noch mehr. Marie die jüngere war verheyrathet, aber ei-

nem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig, und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beyde Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden, die schöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen."

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth, fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihrs zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen."

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt; von Wein und Begierden ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höheren Preis verkaufen. Wolluſt war meine wütendſte Neigung, das andere Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwartete mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluſs koſtete mich wenig. „Ich bleibe bey euch, Kameraden," rief ich laut mit Entſchloſſenheit, und trat mitten unter die Bande, „ich bleibe bey euch," rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H***, und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz, das bloſs abſcheuliche hat nichts unterrichtendes für den Leſer. Ein Ungluklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunter ſank, muſste ſich endlich alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweyten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraſsen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freyheit zu vereiteln, und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauern zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen muſsten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Diſtrikt, auf welchem er die Rolle ſpielte, gehörte

damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutſchlands, man glaubte dieſem Gerüchte und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtünde.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfieng ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Aufsenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet, jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abſcheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberfluſſes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft muſste er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand, Neid, Argwohn und Eiferſucht wüteten im Innern dieſer verworfenen Bande.

Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitſchuldiger wäre, noch eine feyerliche Begnadigung zugeſagt — eine mächtige Verſuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte ſeine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menſchen und Gott verriethen, war ein ſchlechtes Unterpfand ſeines Lebens. Sein Schlaf war, von jetzt an, dahin, ewige Todesangſt zerfraſs ſeine Ruhe, das gräſsliche Geſpenſt des Argwohns raſſelte hinter ihm wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete ſich neben ihm, wenn er ſchlafen ging, und ſchreckte ihn in entſetzlichen Träumen. Das verſtummte Gewiſſen gewann zugleich ſeine Sprache wieder, und die ſchlafende Natter der Reue wachte bey dieſem allgemeinen Sturm ſeines Buſens auf. Sein ganzer Haſs wandte ſich jetzt von der Menſchheit, und kehrte ſeine ſchreckliche Schneide gegen ihn ſelber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand niemand, als ſich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet, ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirſchender Verzweiflung. Er wünſchte mit Thränen die Vergangenheit zurück, jetzt wuſste er gewiſs, daſs er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daſs er noch rechtſchaffen werden dürfe, weil er bey ſich empfand, daſs er es könne. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen ſtark. Der Unglückliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrücke:

„Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu ſteigen, wenn

Verbrecher meiner Art nicht aufserhalb Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr. Ich bin Mörder und Dieb, das Geſetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freywillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mirs zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beyſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſatz meiner Thaten. Ich haſſe das Laſter, und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterland furchtbar zu werden, ich hoffe, daſs mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.“

„Ich weiſs, daſs ich etwas unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir

ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frey — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte."

„Es iſt Gnade um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen."

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt. Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie

mich Ihren gnädigen Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo thue die Gerechtigkeit dann das ihrige, ich muſs das meinige thun."

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweyte und dritte, worin der Supplikant um eine Reuterſtelle im Dienſte des Fürſten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erloſch gänzlich, er faſste alſo den Entſchluſs, aus dem Land zu fliehen, und im Dienſte des Königs von Preuſsen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glücklich ſeiner Bande und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Reiſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Parthei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch

auch der Thorſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaſs, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas poſſierliches, und zugleich etwas ſchreckliches und wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobey wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmack als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rath gezogen war, kontraſtirte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affekte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber ſtutzte beym Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Paſs ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Falle dieſer Art vorbereitet, und führte

auch wirklich einen Pafs bey ſich, den er ohnlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugnifs war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoſsen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Pafs, und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit, und liebte beſonders bey einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Pafs ſagte ihm, dafs der Beſitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden heraus zu locken, und ſchickte einen Sekretair mit dem Pafs zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthaus; das lächerliche Schauſpiel

hat den Janhagel des Städtchens ſchaarenweiſe um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roſs und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daſs die Betrügerey ſeines Paſſes verrathen, und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er giebt ſeinem Pferde die Spornen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft alles, und alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athem-

los nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand drückt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einen Sack, er muſs rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kommt in Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieſer Schuſs," ruft er, „ſoll den Tollkühnen, der mich halten will" — die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faſst den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde

herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthaus zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd ihr?“ frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind ſie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreiſt, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier zu Hauſe gefunden.“

„Ihre ſchnelle Flucht macht ſie ſehr verdächtig. Warum flohen ſie?“

„Weil ich's müde war, der Spott ihres Pöbels zu ſeyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Piſtole war nicht geladen.“ Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen ſie heimliche Waffen bey ſich?“

„Weil ich Sachen von Werth bey mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.“

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für ihre gute Sache. Ich gebe ihnen Zeit bis morgen, ob ſie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bey meiner Ausſage bleiben.“

„Man führe ihn nach den Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es giebt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie ihnen geben, ſo bald ſie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſeyn, die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäſsigung

zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts, und ließs den Gefangnen vorführen.

„Verzeihen ſie der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich ſie geſtern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn ſie mich ſo faſſen.“

„Unſere Geſetze ſind ſtrenge, und ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann ſie nicht frey geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen ſie. Ich wünſchte, ſie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüſte?“

„So muſs ich den Vorfall an die Regierung berichten, und ſie bleiben ſo lang in feſter Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen ſie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Gränze gepeitſcht zu werden, oder wenns gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit ihnen allein seyn?“

Die Geschwornen sahen sich zweydeutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen sie?“

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständnisse gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen sie gegeben. Ich glaube, dafs sie ein edler Mann sind.“

„Was haben sie mir zu sagen?“

„Ich sehe, dafs sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht wie sie. Erlauben sie mir ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lang in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden?“

„Mein Herr — wozu ſoll das?“

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen ſie Barmherzigkeit bey Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnden ſie nichts? Mit wem glauben ſie, daſs ſie reden?“

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich.“

„Ahnden ſie noch nicht — Schreiben ſie es ihrem Fürſten, wie ſie mich fanden, und daſs ich ſelbſt aus freyer Wahl mein Verräther war — daſs ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — bitten ſie für mich, alter Mann, und laſſen ſie dann auf ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“

VII.

Etwas
über die erſte Menſchengeſellſchaft
nach dem
Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.

I.
Uebergang des Menſchen
zur
Freyheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, muſste die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniſs der Nahrung an, was er zu Befriedigung deſſelben brauchte hatte ſie in

reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Clima hatte ſie ſeine Nakтheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniſs nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang der Menſchen, und dies

mu'ste ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden. — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär er niemals getreten, frey und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit wär er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuſs, vom Genuſs zu der Ruhe, und von der Ruhe zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich überneh-

men, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft, und als ein freyer vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwillenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wär es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniſs und der Freyheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? was muſste geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieſs ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen

oder richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke groſſes that, er ſelbſt riſs ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft, von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freyheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniſs verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinktes verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als – ein Abfall von ſeinem Inſtinkte — alſo, erſte Aeuſſerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang, ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und gröſste Begebenheit in der

Menſchengeſchichte, von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freyheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein geleget. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt, und wo es ſich thun läſst, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht, aber der Philoſoph hat nicht weniger Recht, der menſchlichen Natur im Groſsen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat Recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freyhandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er

zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuſs nehmen muſste. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber muſste er ſchon Nachdenken, Fleiſs und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft muſste er ſich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er muſste Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte, der Schlaf beſchlich

ihn

ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüſser, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in daſſelbe zurückwünſchte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müſsigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hätte. Er würde das Paradies in eine Wildniſs verwandelt, und dann die Wildniſs zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche

Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen mußte er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebar, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: Sie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zärteſten Alter, ſpielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom Weibe geboren war, fängt das groſse Werkzeug an, wirkſam zu werden, — das Werkzeug, durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und

fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition, oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die moſaiſche Urkunde verläſst uns hier und überſpringt einen Zeitraum von funfzehn und mehreren Jahren, um uns die beyden Brüder ſchon erwachſen aufzuführen. Aber dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Menſchengeſchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläſst, ſo muſs die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der Erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Thieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hülfsmittel bey der Geburt wahrſcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder

machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beyde nur ein geſellſchaftliches Verhältniſs, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur Einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniſs kennen — elterliche Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte blos auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniſs des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich beyde für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniſs, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bey dieſer Gelegenheit in dem andern neue ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniſs. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloſe ſinnliche Wohlgefallen an einander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder

wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmälig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geſchwiſter-Liebe. Eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſtenmal außer ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten beyde, ſo lange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fieng die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl die Hoffnung. Welch ein un-

endliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten ſie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloſer Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften! welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet, und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt, und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde ſchon reicher, und mahlte ſchon beſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle, neue Erfahrungen in der Natur um ſie her, neue Anwendungen der ſchon bekannten. Jetzt beſchäftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daſs ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Kultur äuſserte ſich ſchon bey der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſcheidet ſich alſo hier ſchon in zwey verſchiedene Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bey der Natur gieng der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künſte des Lebens abgelernt. Bey einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begieſsen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Noth, der Natur ſeinen Arm zu leihen, und ihrer freywilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muſs aber nicht glauben, daſs der erſte Anbau gleich Getraitebau geweſen. wozu ſchon ſehr groſse Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gange der Natur gemäſs, ſtets von den einfachern zu dem zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächſt in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daſs bey einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daſs da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurück gelaſſen, die Fruchtbarkeit gröſser war. Er benutzte dieſe beyden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluſs in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte düngen und begieſsen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fieng er, wie überall, bey dem natürlichen und unſchuldigen zuerſt an, und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thiers, ehe er Hand an deſſen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuche einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht den Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade, wenn er hungerte, ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Heerde; dieſe muſste er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er muſste ſie aus dem Stande wilder Freyheit, in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe verſetzen, d. i. er muſste ſie zähmen. Ehe

er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaſsen. Er hütete alſo früher Schaafe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freyheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren, und für ſie zu ſorgen. So wurde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Heerde Nahrung in Ueberfluſs darbieten. Er hatte keine andre Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie, wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluſs lohnte ihm für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel, weder der Jahreszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuſs war das Loos des Hirtenſtandes.

Freyheit und ein fröhlicher Müſsigang ſein Karakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauer. Sklaviſch war dieſer an den Boden, den er gepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freyheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig muſste er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachsthum deſſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hulfe kommen, wenn der andre ſeine Heerde ſelbſt für ſich ſorgen lieſs. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer. und doch war er ihr mit zwey Händen kaum gewachſen. Wie mühſam muſste ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchaar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen!

Das Aufreiſsen des Erdreichs, Ausſaat, und Wäſſerung, die Aernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erforderte dies alles! und

welche Arbeit erſt nach der Aernte, bis die Frucht ſeines Fleiſses ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft muſste er ſich gegen wilde Thiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabey noch immer die Frucht ſeines Fleiſses, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härteſten Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele muſste in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo muſste ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er muſste — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für

einen vorgezogenen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen, dieſe unglückliche Leidenſchaft muſste, bey der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiſs aus der Stirne preſste. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haſste ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müſsiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bey dem nächſten Anlaſs in Gewaltthätigkeit ausbrechen muſste. Dieſer Anlaſs aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Gränzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte

erſt durch eintretende Colliſionen herbey geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf muſste er natürlicherweiſe verfallen? er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder lieſs es wenigſtens geſchehen, dafs ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſtenmal kam der Menſch in Colliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, dafs er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier em-

pfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haſs, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herumgetragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchlieſsen, daſs die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas ſeltenes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken, und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zu

zu Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Menſch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beyſpiel des erſten hatte für den zweyten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beyſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daſs in den allererſten Zeiten das Verhältniſs der Anzahl zwiſchen beyden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beyder Geſchlechter auch ein merkliches Miſsverhältniſs zeigte, und Wahlen ſtatt

fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehen hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen an ehren. Dieſe Empfindung muſste der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beybehalten. Wurde er nun auch ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend muſste er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehn zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn muſste ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stuffe ſeines Alters vermehren, und die gröſsere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen

Lebens, muſste ihm ohnehin über jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauches gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher geboren als die andern, es gab alſo Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme muſste bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fieng an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen muſſen, daſs das hohe Alter von der Arbeit

befreyte, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geſchäfte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Manchem mußte der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüſſen des Jünglings zu verbinden, und ſich künftig jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz aufforderte, oder ſeinen Ueberfluſs in Anſpruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte ſeines Beyſtandes, er hingegen brauchte den Fleiſs des Armen. Das eine alſo wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfieng, der Starke und Reiche gab und gieng müſsig.

Der erſte Unterſchied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiſs; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; viele alſo ſah er um ſich, die minder glück-

lich als er waren, viele hiengen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fieng an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gute; alſo ſchloſs er, dieſe vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fieng an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks, Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müſsiggang, der Müſsiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter.

Sein Leben auszufüllen, mufste er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren, ſchon reichte das gewöhnliche Maafs der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mufste alles beſſer und alles in reicherm Maafse haben, als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber. Immerwährender Genufs ſtumpft aber ab, und ermüdet. Er mufste darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte: er wollte in einen Genufs mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte

ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daſs alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm alles hingieng, ſo erlaubte er ſich alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beyſpiel einmal gegeben war, ſo muſste die Sittenverderbniſs bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgeſetze ſie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, deſto reiſſender muſste ſie ſich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſtenmal zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde giebt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidriger Vermiſchung erzeugt wurden. Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine groſſe Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtard Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater, und zog ſie bey ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäſsigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und vertrieben, ſo bald er todt war. Hinausgeſtoſsen aus einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweiſe in der Welt, als man muſste entweder Herr, oder eines Herrn Knecht ſeyn.

Ohne das erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu ler-

nen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand, und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abentheurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten furchterlich, und erpreſsten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluſs dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchali-

ſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieſer Abentheurer, mächtiger und kühner als die andern, würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſte Stadt gebaut, und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu thun im Begriff war.

Der erſte König.

Aſien, durch die Ueberſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberſchwemmung folgte, ſchnell und in groſser Anzahl vermehrten, und ihre Herrſchaft da ausbreiteten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue Menſchenge-

ſchlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erſt abgerungen, und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie vertheidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſeyn müſſe, laſſen uns, auſser mehreren Stellen der Schrift die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchlieſſen, die den Bezwingern wilder Thiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet, ſo erwarben ſich Perſeus, Herkules, Theſeus und viele andre ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der gröſste Wohlthäter der Menſchen, und um glücklich darin zu ſeyn, mußte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. Die Jagd gegen dieſe Thiere war,

ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in groſsen Haufen angeſtellt, die immer der tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegsthaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäſsigen Diſpoſitionen vorgenommen werden muſsten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten, und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Be-

wunderung zu ſeinem Vortheil, daſs man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war Er, den alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo muſste billigerweiſe die gröſsre Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich andre verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mameluken daraus gebildet, die

ſeine Anmaſsungen mit wildem Eifer unterſtützte, und jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutsbeſitzern und Hirten, deren Gränzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freywilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Heerde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen lieſs, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäſsige Abgabe erpreſste. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens, und vergröſserte dadurch immermehr die Zahl ſeiner Kreaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bey dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freywilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen andern, denen er hätte ſchaden kön-

nen, einforderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger, zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken gieng jetzt vor ſeinem Namen her, und niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwi chen einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die ſeine Jagd nichts angiengen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feyerliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebieteriſchen Schaaren verſagen? Er war der tüchtigſte zu herrſchen, weil er der mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allge-

meine Wohlthäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus, Könige ihrer Völker. Eben ſo iſts mit den Griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegeriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegeriſchen Anführern wurden ſie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beyſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freywillig übertrug, nachdem er ſich demſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man thut Unrecht, dieſes Beyſpiel auf die Entſtehung des Erſten Königs anzuwenden. Als die Meder

den

den Dejoces zu ihrem Könige machten, ſo waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den Erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das drückende Joch der Aſſyriſchen Monarchen getragen, der König, von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freygebohrner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehn hatten. Eine ſchon ehemals geduldete Gewalt läſst ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läſst ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäſser, daſs der Erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freywilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation) ſondern Gewalt und Glück, und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten.

VIII.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beynahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und gröſsern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand be-

treten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beym Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andre Anläſſe wieder bey ihnen aufgewekt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit ſehr ungleichem Glücke, denn ſo viel Ströme Bluts es den Barbaren gekoſtet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, ſo viel koſtete es jetzt ihren chriſtlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Sytien zu erobern, die ſie zwey Jahrhunderte darauf auf immer verlieren ſollten.

Die Thorheit und Raſerey, welche den Entwurf der Kreuzzuge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung deſſelben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, ſich dabey zu verweilen. Betrachten wir aber dieſe Bege-

heuheit im Zuſammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher giengen, und mit denen, die darauf folgten, ſo erſcheint ſie uns in ihrer Entſtehung zu natürlich, um unſere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unſer Mifsfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulöſen. Sieht man auf ihre Urſachen, ſo iſt dieſe Expedition der Chriſten nach dem heiligen Lande ein ſo ungekünſteltes, ja ein ſo nothwendiges Erzeugniſs ihres Jahrhunderts, dafs ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von ſelbſt darauf verfallen müſste. Sieht man auf ihre Wirkungen, ſo erkennet man in ihr den erſten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube ſelbſt die Uebel anfieng zu verbeſſern, die er dem menſchlichen Geſchlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reiner aufgelöſt hätte, als dieſes, keines, worüber ſich der Genius, der den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt, befriedigender

gegen die Vernunft des Menſchen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherin aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beyden Aeuſſerſten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glückszuſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns

gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt auſser Griechenland, und man weifs, dafs er dieſes bey ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen groſsen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen, dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie Einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menſchenfreyheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von

dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je gröſser die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſchütterung abhängig, auf dem feſten Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn iſt alſo offenbar und die Frage iſt bloſs dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und muſste das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unſerer beſſern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechiſche Freyſtaaten auf? Warum ſehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menſchlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar ſeiner Griechen unter den Millionen des groſſen Königs verſchwand, weil ſich die Horden der Mantſchu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht, die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für deſpotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den ſiechen Körper, und können nichts, als ſeine Krankheit verewigen. Sollte das verpeſtete Land nicht den geſun-

den Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste

der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter, kostbare Denkmähler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniss breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewusst, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber

ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wäre er noch auf ſaliſcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtenthum, will es anders den Wilden feſſeln, muſs das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das Ländergattende Schiff liegt

entmaſſet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern und Bergen, Eine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beyſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaſs des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrſcherbuhne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſcythiſche Wildniſs ins Gedächtniſs zu rufen. Hart ſtöſst die Herrſchſucht mit der Freyheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verhüllert, hängt

über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken ſtiegen auf, das nachgelaſsne Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuſs der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte ſich an dieſe wankende Brücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger, kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den Herzumſtrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte, der Quell der Freyheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden, und wohlbehalten langt das ſpätere Ge-

ſchlecht bey dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeygeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Despotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beſſerer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechszehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſetzt,

und die Wahrheit*) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, dafs Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrey wurden in mördrischen Schlachten, dafs die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Ueberzeugung schwieg, dafs der Mensch endlich das theuerste an das edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der gröfste Vorwurf eines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dafs es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der Arbeit: auf den Fleifs und nicht auf das Erzeugnifs. Was es auch seyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft, denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

dem Vaterland gebracht. Beym Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammen traf, hier allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniſs hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staa-

ten

ten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande; der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heran reift? Wie ſchwer iſt es alſo, daſs die Staaten die Erleuchtung abwarten, daſs die ſpäte Vernunft die frühe Freyheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen *).

*) Freyheit und Kultur, ſo unzertrennlich beyde in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer hochſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Frey-

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit und die Knechtschaft

heit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freyheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freyheit und Kultur bey ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich, als die Gesetze, und diese kann der noch freye Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber äst nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechſten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbey führen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherrn, nicht der Karakter ihres Stammes, der unſre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lufitanier, das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der

Ordnung in den zwey fchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die groſsen Epochen in der Geſchichte verknupfen ſich zu genau mit einander, als daſs die Eine ohne die Andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreyzehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſternifs geſponnen, die Decke hinweg zieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebenhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfaſſung, vollzählig und erſchöpft beym

Ablauf des eilften Jahrhunderts, mufs ſich in ſeiner ungeheuerſten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſsnen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraziſchen Bosphorus ſeiner Freyheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurück liefs. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein fluchtiges Leben gehaucht? Unerwartet raſft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und, durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke, und das wieder gefundene Band zwiſchen dem Abend und Morgen, durch einen kriegeriſchen Schwindel flüchtig geknüpft, befeſtigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantiſche Schiff begrüſst ſeine wohlbekannten Gewäſſer wieder, und ſeine reiche Ladung ruft das lüſterne Europa zum Fleiſse. Bald wird es das ungewiſſe Geleit des Arkturs entbehren, und eine feſte Regel in ſich ſelbſt, zuverſichtlich auf nie beſuchte Meere ſich wagen.

Aſiens Begierden folgen dem Europäer in ſeine Heimat — aber hier kennen ihn ſeine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf ſeinen Burgen. In ſeinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, giebt er endlich das angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf, und vergönnt ſeinen Sklaven die Rechte der Natur mit Gold einzulöſen. Freywillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten

bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war, und die ganze Chriſtenheit für ſeine Gröſse hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarche ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdikt, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten lös't die heilſamen Bande wieder auf, die den Unterthan an ſeinen rechtmäſsigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daſs ſein ohnmächtiger

Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groſs gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — Seines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freyheit an, daſs er der Freyheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Dikator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen geben

aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freyheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt würde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch und wie anders läſst das Schickſal ihn ernten! Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaſsungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füſsen ſeiner Beherrſcher zurücke. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheiſsen ward. Seine

Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Saamen der Freyheit bringt er ſeinen europäiſchen Brudern aus dieſem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schluſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

Ende des erſten Theils.

Jena,
gedruckt mit Göpferdtſchen Schriften.

Kleinere
prosaische Schriften

von

Schiller.

Aus mehrern Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

Zweiter Theil.

Leipzig 1800,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Inhalt

des zweiten Bandes.

I. Ueber naive und sentimentalische Dichtung, aus den Horen. 1

II. Ueber Anmuth und Würde aus der Thalia. 217

III. Ueber die Grenzen des Gebrauchs schöner Formen, aus den Horen. 355

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.
3-598-52550-8
FN. 10429/036

Vermiſchte
proſaiſche Schriften.

Zweyter Theil.

I.

Über
naive und ſentimentaliſche Dichtung.

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landſchaften, ſo wie der menſchlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil ſie unſern Sinnen wohlthut, auch nicht weil ſie unſern Verſtand oder Geſchmack befriedigt (von beyden kann oft das Gegentheil Statt finden), ſondern bloſs weil ſie Natur iſt, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieſes, wenn er im Freyen wandelt, wenn

er auf dem Lande lebt, oder ſich bey den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künſtlichen Verhältniſſen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überraſcht wird. Dieſes, nicht ſelten zum Bedürfniſs erhöhte Intereſſe iſt es, was vielen unſrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und ſeine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dergl. zum Grund liegt; vorausgeſetzt, daſs weder Affectation, noch ſonſt ein zufälliges Intereſſe dabey im Spiele ſey. Dieſe Art des Intereſſe an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen Statt. Fürs erſte iſt es durchaus nöthig, daſs der Gegenſtand, der uns daſſelbe einflöſst, Natur ſey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweytens daſs er (in weiteſter Bedeutung des Worts) naiv ſey; d. h. daſs die Natur mit der Kunſt im Kontraſte ſtehe und ſie beſchäme. Sobald das letzte zu dem erſten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieſer Betrachtungsart iſt uns nichts anders, als das freiwillige Daſeyn, das Beſtehen der Dinge durch ſich ſelbſt, die Exiſtenz nach eignen und unabänderlichen Geſetzen.

Dieſe Vorſtellung iſt ſchlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erſcheinungen Intereſſe nehmen ſollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommenſten Täuſchung geben, müſste man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchſten Illuſion treiben, ſo würde die Entdeckung, daſs es Nachahmung ſey, das Gefühl, von dem die Rede iſt, gänzlich vernichten *). Daraus erhellet, daſs dieſe Art des Wohlgefallens an der Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt;

*) Kant, meines Wiſſens der erſte, der über dieſes Phänomen eigends zu reflektiren angefangen, erinnert, daſs wenn wir von einem Menſchen den Schlag der Nachtigall bis zur höchſten Täuſchung nachgeahmt fänden, und uns den Eindruck deſſelben mit ganzer Rührung überlieſsen, mit der Zerſtörung dieſer Illuſion alle unſere Luſt verſchwinden würde. Man ſehe das Capitel vom

denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooſter Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen u. ſ. w. für ſich ſelbſt ſo gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eignen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

intellektuellen Intereſſe am Schönen in der Critik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wer den Verfaſſer nur als einen groſſen Denker bewundern gelernt hat, wird ſich freuen, hier auf eine Spur ſeines Herzens zu treffen, und ſich durch dieſe Entdeckung von dem hohen philoſophiſchen Ernſt dieſes Mannes (welcher fchlechterdings beyde Eigenſchaften verbunden fordert) überzeugen.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlornen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, dass sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und

ſie ſind nothwendig; wir wechſeln, ſie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes ſich mit einander verbindet — wenn der Wille das Geſetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechſel der Phantaſie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen alſo ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert ſind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortſchritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber deſſen ſie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftloſe, oder nicht anders als indem ſie unſern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verſchaffen uns daher den ſüſſeſten Genuſs unſerer Menſchheit als Idee, ob ſie uns gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen.

Da ſich dieſes Intereſſe für Natur auf eine Idee gründet, ſo kann es ſich nur

in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bey weitem die mehresten Menschen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereyen dieser Art äussert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äusern, weil schon die, allen Menschen gemeine, Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bey noch so grosser Entfernung unserer Thaten von der Einfalt und Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äussert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engen Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns

ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daſs es bloſs die Vorſtellung der Hülfloſigkeit ſey, welche macht, daſs wir in gewiſſen Augenblicken mit ſo viel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall ſeyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Uberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moraliſchen Stimmungen Statt, und iſt nicht mit demjenigen zu verwechſeln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt) iſt eher demüthigend als begünſtigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, ſo iſt dieſer wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unſerer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabſehen, ſondern weil wir aus der Beſchränktheit unſers Zuſtands, welche von der Beſtimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrenn-

lich ist, zu der gränzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als dass sich diese Quelle desselben verkennen liesse. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freyen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nehmlich, der durch die Gröfse einer Idee jede Gröfse der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des

Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaſse gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruch zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erreget. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere giebt es dem Verſtand eine Blöſse und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſre (theoretiſche) Überlegung zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben zu glauben, daſs die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daſs folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere (praktiſche) Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innrer Gröſse verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der

Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, dafs wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfliefsen *). Zum

*) Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der ästhetischen Urtheilskraft, S. 225. der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreyerley Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „Etwas aus beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen „Gefühl der Achtung) zusammengesetztes findet „sich in der Naivetät, die der Ausbruch der der „Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die „Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die alltägliche „Sitte der gekünstelten und den schönen Schein „vorsichtig angelegter Aeufserung und siehe es „ist die unverdorbene schuldlose Natur, die man „anzutreffen gar nicht gewärtig und der, so sie

Naiven wird erfordert, dafs die Natur über

„blicken liefs, zu entblöfsen auch nicht gemei-
„net war. Dafs der schöne, aber falsche Schein,
„der gewöhnlich in unserm Urtheile sehr viel
„bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt,
„dafs gleichsam der Schalk in uns selbst bloss ge-
„stellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths
„nach zwey entgegengesetzten Richtungen nach
„einander hervor, die zugleich den Körper heil-
„sam schüttelt. Dafs aber etwas, was unend-
„lich besser als alle angenommene Sitte ist, die
„Lauterkeit der Denkungsart, (wenigstens die An-
„lage dazu) doch nicht ganz in der menschlichen
„Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hoch-
„schatzung in dieses Spiel der Urtheilskraft.
„Weil es aber nur eine kurze Zeit-Erscheinung
„ist und die Decke der Verstellungskunst bald
„wieder vorgezogen wird, so mengt sich zu-
„gleich ein Bedauern darunter, welches eine
„Rührung der Zärtlichheit ist, die sich als Spiel
„mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl
„verbinden läfst, und auch wirklich damit ge-
„wöhnlich verbindet, zugleich auch die Verle-
„genheit dessen, der den Stoff dazu hergiebt,
„darüber dafs er noch nicht nach Menschen-
„weise gewitzigt ist, zu vergüten pflegt.“ — Ich
gestehe, dafs diese Erklärungsart mich nicht ganz
befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht,
weil sie von dem Naiven überhaupt etwas behau-
ptet, was höchstens von einer Species desselben,
dem Naiven der Ueberraschung, von welchem ich
nachher reden werde, wahr ist. Allerdings er-

die Kunſt den Sieg davon trage *), es geſchehe dieſs nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewuſst-

regt es Lachen, wenn ſich jemand durch Naivetät bloſs giebt, und in manchen Fällen mag dieſes Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöſt wird, flieſsen. Aber auch das Naive der edelſten Art, das Naive der Geſinnung erregt immer ein Lächeln, welches doch ſchwerlich eine in Nichts aufgelöſte Erwartung zum Grunde hat, ſondern überhaupt nur aus dem Kontraſt eines gewiſſen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären iſt. Auch zweifle ich, ob die Bedauernis, welche ſich bey dem Naiven der letztern Art in unſre Empfindung miſcht, der naiven Perſon und nicht vielmehr uns ſelbſt oder vielmehr der Menſchheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem ſolchen Anlaſs erinnert werden. Es iſt zu offenbar eine moraliſche Trauer, die einen edlern Gegenſtand haben muſs, als die phyſiſchen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieſer Gegenſtand kann nicht wohl ein anderer ſeyn, als der Verluſt der Wahrheit und Simplicität in der Menſchheit.

*) Ich ſollte vielleicht ganz kurz ſagen: die Wahrheit über die Verſtellung, aber der Begriff des Naiven ſcheint mir noch etwas mehr einzuſchlieſsen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künſteley, und die

ſeyn derſelben. In dem erſten Fall iſt es das Naive der Überraſchung und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der Geſinnung und rührt.

Bey dem Naiven der Überraſchung muſs die Perſon moraliſch fähig ſeyn, die Natur zu verläugnen; bey dem Naiven der Geſinnung darf ſie es nicht ſeyn, doch dürfen wir ſie uns nicht als phyſiſch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken ſoll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur ſo lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunſt nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontraſt ihrer Natürlichkeit mit der Künſtlichkeit in uns Rückſicht nehmen. Das Naive iſt eine Kindlichkeit, wo ſie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deſswegen

natürliche Freyheit, welche über Steifheit und Zwang liegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

wegen der wirklichen Kindheit in ſtrengſter Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beyden Fällen aber, beym Naiven der Überraschung wie bey dem der Geſinnung, muſs die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erſt durch dieſe letztere Beſtimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt iſt auch Natur und die Regel der Anſtändigkeit iſt etwas Künſtliches, dennoch iſt der Sieg des Affekts über die Anſtändigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derſelbe Affekt über die Künſteley, über die falſche Anſtändigkeit, über die Verſtellung, ſo tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen *). Es wird

*) Ein Kind iſt ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtſinn, Ungeſtüm, den Vorſchriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es iſt naiv, wenn es ſich von dem Manierirten einer unvernünftigen Erziehung, von den ſteifen Stellungen des Tanzmeiſters u. dergl. aus freyer und geſunder Natur diſpenſirt. Daſſelbe findet auch bey dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung Statt, welches durch Uebertragung von

alſo erfordert, daſs die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamiſche, ſondern daſs ſie durch ihre Form als moraliſche Gröſse, kurz daſs ſie nicht als Nothdurft, ſondern als innere Nothwendigkeit über die Kunſt triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, ſondern die Unſtatthaftigkeit der letztern muſs der erſtern den Sieg verſchaft haben; denn jene iſt Mangel, und nichts, was aus Mangel entſpringt, kann Achtung erzeugen. Zwar iſt es bey dem Naiven der Überraſchung immer die Übermacht des Affekts und ein Mangel an Beſinnung, was die Natur bekennen macht; aber die-

dem Menſchen auf das Vernunftlose entſtehet. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der ſchlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorſtrebender Aeſte das mühſelige Werk der Scheere in einem franzöſiſchen Garten vernichtet. So iſt es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geſchultes Pferd aus natürlicher Plumpheit ſeine Lection ſchlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieſelbe aus natürlicher Freyheit vergiſst.

ſer Mangel und jene Übermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben bloſs Gelegenheit, daſs die Natur ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, d. h. dem Geſetze der Übereinſtimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Überraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern bloſs der, durch den Affekt freygelaſſene, natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt und unſer Lachen iſt

verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung deſſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurch bricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegenſatz gegen die Künſteley und die Wahrheit im Gegenſatz gegen den Betrug muſs jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive der Überraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, obgleich nicht über einen moraliſchen Charakter *).

*) Da das Naive bloſs auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſre Aufmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abſcheu über den perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem

Bey dem Naiven der Überraſchung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müſſen; bey dem Naiven der Geſinnung achten wir hingegen die Person, und genieſſen alſo nicht bloſs ein moraliſches Vergnügen, ſondern auch über einen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daſs ſie die Wahrheit ſagt, aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloſs Recht, ſondern die Perſon hat auch Ehre. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil ſie unfreywillig iſt; in dem zweyten gereicht ſie ihr immer zum Verdienſt. Geſetzt auch, daſs dasjenige, was ſie ausſagt, ihr Schande brächte.

Natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, ſobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Schadenfreude, ſobald wir jemand durch ſeine Naivetät in Gefahr geſetzt ſehen.

Wir ſchreiben einem Menſchen eine naive Geſinnung zu, wenn er in ſeinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünſtelten und geſuchten Verhältniſſe überſieht und ſich bloſs an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der geſunden Natur davon genrtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlaſſen ihm ſchlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es ſey nun im Denken oder im Empfinden, wenigſtens Bekanntſchaft derſelben vorausſetzt.

Wenn ein Vater ſeinem Kinde erzählt, daſs dieſer oder jener Mann vor Armuth verſchmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann ſeines Vaters Geldbörſe zuträgt, ſo iſt die Handlung naiv; denn die geſunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die geſunde Natur herrſchte, würde es vollkommen recht gehabt haben, ſo zu verfahren. Es ſieht bloſs auf das Bedürfniſs, und auf das nächſte Mittel es zu befriedigen; eine ſolche Ausdehnung des Eigenthumsrech-

tes, wobey ein Theil der Menſchen zu Grunde gehen kann, iſt in der bloſsen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes iſt alſo eine Beſchämung der wirklichen Welt, und das geſteht auch unſer Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Menſch ohne Weltkenntniſs, ſonſt aber von gutem Verſtande, einem andern, der ihn betrügt, ſich aber geſchickt zu verſtellen weiſs, ſeine Geheimniſſe beichtet, und ihm durch ſeine Aufrichtigkeit ſelbſt die Mittel leiht, ihm zu ſchaden, ſo finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuſchätzen. Denn ſein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit ſeiner eigenen Geſinnungen; wenigſtens iſt er nur in ſo fern naiv, als dieſes der Fall iſt.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenſchaft verdorbener Menſchen ſeyn, ſondern nur Kindern und kindlich geſinnten Menſchen zukommen.

Dieſe letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünſtelten Verhältniſſen der groſsen Welt naiv; ſie vergeſſen aus eigener ſchöner Menſchlichkeit, daſs ſie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen ſich ſelbſt an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unſchuld, wie man ſie nur in einer Schäferwelt findet.

Es iſt übrigens gar nicht ſo leicht, die kindiſche Unſchuld von der kindlichen immer richtig zu unterſcheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äuſſerſten Grenze zwiſchen beyden ſchweben, und bey denen wir ſchlechterdings im Zweifel gelaſſen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochſchätzen ſollen. Ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art findet man in der Regierungsgeſchichte des Papſtes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatiſchen Wahrheit beſchrieben hat. Dieſer Papſt, ein Niederländer

von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritiſchten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partey die Blöſsen der römiſchen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartey im höchſten Grad intereſſirt war, ſie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein ſolcher ſich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hätte, iſt keine Frage; wohl aber wie weit eine ſolche Naivetät der Geſinnung mit der Rolle eines Papſtes verträglich ſeyn möchte. Dieſs war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringſte Verlegenheit ſetzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten ſie das einmal angenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter ſeiner Nation, und die Unſchuld ſeines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu ſeinem erhabenen Posten emporgeſtiegen, und ſelbſt auf der Höhe ſeiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu

geworden. Die Miſsbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu diſſimuliren, was er im Stillen ſich eingeſtand. Dieſer Denkart gemäſs lieſs er ſich in der Inſtruktion, die er ſeinem Legaten nach Deutſchland mitgab, zu Geſtändniſſen verleiten, die noch bey keinem Papſte erhört geweſen waren, und den Grundſätzen dieſes Hofes ſchnurgerade zuwiderliefen. „Wir „wiſſen es wohl, hieſs es unter andern, „daſs an dieſem heiligen Stuhl ſchon ſeit „mehrern Jahren viel Abſcheuliches vorge„gangen; kein Wunder, wenn ſich der „kranke Zuſtand von dem Haupt auf die „Glieder, von dem Papſt auf die Prälaten „fortgeerbt hat. Wir alle ſind abgewi„chen, und ſchon ſeit lange iſt keiner „unter uns geweſen, der etwas Gutes ge„than hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten in ſeinem Nahmen zu erklären, „daſs er, Adria„an, wegen deſſen, was vor ihm von „den Päpſten geſchehen, nicht dürfe ge„tadelt werden, und daſs dergleichen Aus-

„ſchweifungen, auch da er noch in ei-
„nem geringen Stande gelebt, ihm immer
„miſsfallen hätten u. ſ. f.“ Man kann leicht denken, wie eine ſolche Naivetät des Papſtes von der römiſchen Klerifey mag aufgenommen worden ſeyn; das wenigſte, was man ihm Schuld gab, war, daſs er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt unkluge Schritt des Papſtes würde indeſſen unſrer ganzen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daſs er wirklich naiv geweſen, d. h. daſs er ihm bloſs durch die natürliche Wahrheit ſeines Charakters ohne alle Rückſicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden ſey, und daſs er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingeſehen hätte. Aber wir haben einige Urſache zu glauben, daſs er dieſen Schritt für gar nicht ſo unpolitiſch hielt, und in ſeiner Unſchuld ſo weit gieng zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas ſehr wichti-

ges für den Vortheil ſeiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete ſich nicht blos ein, dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen, ſondern ihn auch als Papſt verantworten zu können, und indem er vergaſs, daſs das künſtlichſte aller Gebäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, begieng er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältniſſen ſich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengeſetzten Lage zu befolgen. Dieſs verändert allerdings unſer Urtheil ſehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floſs, unſere Achtung nicht verſagen können, ſo wird dieſe letztere nicht wenig durch die Betrachtung geſchwächt, daſs die Natur an der Kunſt und das Herz an dem Kopf einen zu ſchwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muſs jedes wahre Genie ſeyn, oder es iſt keines. Seine Naivetät allein

macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Äſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, bloſs von der Natur oder dem Inſtinkt, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmackes, in welchen, wenn es nicht ſo klug iſt, ſie ſchon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verſtrickt wird. Nur dem Genie iſt es gegeben, auſſerhalb des Bekannten noch immer zu Hauſe zu ſeyn, und die Natur zu erweitern, ohne über ſie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den gröſsten Genies, aber nur, weil auch dieſe ihre phantaſtiſchen Augenblicke haben, wo die ſchützende Natur ſie verläſst, weil die Macht des Beiſpiels ſie hinreiſst, oder der verderbte Geſchmack ihrer Zeit ſie verleitet.

Die verwickeltſten Aufgaben muſs das Genie mit anſpruchloſer Simplicität und

Leichtigkeit löſen; das Ey des Columbus gilt von jeder genialiſchen Entſcheidung. Dadurch allein legitimiert es ſich als Genie, daſs es durch Einfalt über die verwickelte Kunſt triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien, ſondern nach Einfällen und Gefühlen; aber ſeine Einfälle ſind Eingebungen eines Gottes (alles was die geſunde Natur thut iſt göttlich), ſeine Gefuhle ſind Geſetze für alle Zeiten und für alle Geſchlechter der Menſchen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privat-Leben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt: aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniſs decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſowohl weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken im-

mer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniſs zurück bringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniſs bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der gröſsten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, von Albrecht Dürer, Zervantes, Shakeſpear, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben ſcheint, ſelbſt der groſse Staatsmann und Feldherr werden, ſobald ſie durch ihr Genie groſs ſind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäſar, unter den Neuern nur an Heinrich den Vierten von Frankreich, Gustav Adolph von Schwe-

den und den Czar Peter den Groſsen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Turenne, Vendome zeigen uns alle dieſen Charakter. Dem andern Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr, als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daſs die gröſste Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bey der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt es dem Weibe im Moraliſchen eben ſo ſchwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die groſse Welt dieſes Naive der Sitten verknüpft, iſt eben ſo hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialiſcho Freyheit des Denkens verbindet.

Aus

Aus der naiven Denkart fliefst nothwendigerweise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Götterssprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, dass selbst unter

der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblöſset erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läſst, da ihn die andre nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in ſeinen Geiſteswerken, drückt ſich die Unſchuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich iſt man im geſellſchaftlichen Leben von der Simplicität und ſtrengen Wahrheit des Ausdrucks in demſelben Verhältniſs, wie von der Einfalt der Geſinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld ſo wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen ängſtlichen Anſtand nothwendig gemacht. Ohne falſch zu ſeyn redet man öfters anders, als man denkt; man muſs Umſchweife nehmen, um Din-

ge zu ſagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantaſie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieſer konventionellen Geſetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falſchheit verachtet, (nicht Rohheit, welche ſich darüber, weil ſie ihr läſtig ſind, hinwegſetzt) erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin beſteht: Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künſtlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzeſten Wege zu benennen. Von der Art ſind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontraſt mit den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daſs das Kind recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht ſchlechterdings unterworfenen Weſen beygelegt werden, obgleich nur inſofern, als

wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt: aber durch einen Effekt der poetiſirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkühr und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen einen naiven Charakter bey. Dieſs erfordert aber immer, daſs wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leihen, und auf die ſtrenge Richtung deſſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freyheit und über die in unſerm Handeln vermiſste ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbey, in der wir das Vernunftloſe wie eine Person anreden, und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in

einem ſolchen Augenblicke wohl an, daſs wir das Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Übel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſeres wirklichen Leiſtens die Gerechtigkeit gegen unſre Anlage und Beſtimmung aus den Augen ſetzen.

Wir ſehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schweſter, die in dem mütterlichen Hauſe zurückblieb, aus welchem wir im Übermuth unſerer Freyheit heraus in die Fremde ſtürmten. Mit ſchmerzlichem Verlangen ſehnen wir uns dahin zurück, ſobald wir angefangen, die Drangſale der Kultur zu erfahren und hören im fernen Auslande der Kunſt der Mutter rührende Stimme. So lange wir bloſse Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur; eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer

Vollkommenheit. Den Verluſt der erſten beklagt nur der ſinnliche Menſch; um den Verluſt der andern kann nur der moraliſche trauren.

Frage dich alſo wohl, empfindſamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Übereinſtimmung ſchmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunſt dich anekelt und die Miſsbräuche in der Geſellſchaft dich zu der lebloſen Natur in die Einſamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Laſten, ihre Mühſeligkeiten oder ob es ihre moraliſche Anarchie, ihre Willkühr, ihre Unordnungen ſind, die du an ihr verabſcheuſt? In jene muſs dein Muth ſich mit Freuden ſtürzen und dein Erſatz muſs die Freyheit ſelbſt ſeyn, aus der ſie flieſsen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Kondi-

tionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Übeln der Kultur muſst du mit freyer Reſignation dich unterwerfen, muſst ſie als die Naturbedingungen des Einzig guten reſpektiren; nur das Böſe derſelben muſst du, aber nicht bloſs mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daſs du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frey, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäſsig handelſt. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung auſſer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muſs ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Be-

wuſstſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laſs ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du heraus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer groſsen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bey dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laſs dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wiederfindeſt, aus den Verirrungen der Kunſt, bey der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe und die Flamme des Ideals,

die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freyen Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muſs die Bemerkung befremden, daſs man ſo wenige Spuren von dem ſentimentaliſchen Intereſſe, mit welchem wir Neuere an Naturſcenen und an Naturcharaktere hangen können, bey demſelben antrift. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beſchreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeraths

oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt. Er ſcheint, in ſeiner Liebe für das Objekt, keinen Unterſchied zwiſchen demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt, und dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wiſsbegierde, als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüſſer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuern. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonifizirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale und Sitten befriedigen ihn, und wenn wir in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreyheit, der

uns ſo vielem Streit mit uns ſelbſt, ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt, gerade umgekehrt, die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſchliche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrſcht, dem Willen Einfluſs zu geben.

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daſs wir, die in allem, was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und ſelbſt die lebloſe Welt mit der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir ſie nur auſserhalb dieſer, in der unbeſeelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unſere gröſsere Naturmäſsigkeit, ganz im Gegentheil die

Naturwidrigkeit unſrer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er flieſſet, unbeſtechlich und unaustilgbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deſswegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindiſchen Unſchuld beklagen. Unſre Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menſchheit noch antreffen, daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fuſsſtapfe der Natur auſser uns auf unſre Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen *). Bey dieſen artete die Kultur

*) Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine ſolche rege Bewegung und eine ſolche reiche Fülle des menſchlichen Lebens

nicht ſo weit aus, daſs die Natur darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da alſo der Grieche die Natur in der Menſch-

" dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen, und das Bild der Menſchheit mit dieſem Eifer zu verfolgen. Oſſians Menſchenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groſs, koloſſaliſch, mächtig, drang ſich alſo auf, und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr, als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und ſo klein auch bey ſeinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen, und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugieſſen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

heit nicht verloren hatte, ſo konnte er, auſserhalb dieſer, auch nicht von ihr überraſcht werden, und ſo kein dringendes Bedürfniſs nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt, und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit muſste er bey dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen, und alles andre derſelben zu nähern bemüht ſeyn; wenn wir, uneinig mit uns ſelbſt, und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derſelben herauszufliehen, und eine ſo mislungene Form aus unſern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirt den Ulyſſes bewirthen lieſs, als was

die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht hatte, muſste zuerſt von dem Phänomen des Naiven am ſtärkſten gerührt werden, und demſelben einen Nahmen geben. Dieſe Nation waren, ſo viel ich weiſs, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicherweiſe viel älter, und datirt ſich ſchon von dem Anfang der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniſs. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt

zum Beyſpiel ſchon äuſſerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Äſchylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nehmliche Revolution läſst ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters preiſt die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nicht übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beym Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermiſst, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſeyn können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtö-

renden Einfluſs willkührlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen, und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur ſeyn, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwey ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird. Alle Dichter, die es wirklich ſind, werden, je nachdem die Zeit beſchaffen iſt, in der ſie blühen, oder zufällige Umſtände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsſtimmung Einfluſs haben, entweder zu den naiven oder zu den ſentimentaliſchen gehören.

Die Dichter einer naiven und geiſtreichen Jugendwelt, ſo wie derjenige, der in den Zeitaltern künſtlicher Kultur ihm am nächſten kommt, iſt ſtreng und ſpröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, ohne alle Vertraulichkeit ent-

flieht er dem Herzen, das ihn ſucht, dem Verlangen, das ihn umfaſſen will. Die trockne Wahrheit, womit er den Gegenſtand behandelt, erſcheint nicht ſelten als Unempfindlichkeit. Das Objekt beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht wie ein ſchlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, ſondern will wie das Gold in der Tiefe geſucht ſeyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werk; Er iſt das Werk und das Werk iſt Er; man muſs des erſtern ſchon nicht werth oder nicht mächtig oder ſchon ſatt ſeyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt ſich z. B. Homer unter den Alten und Shakeſpeare unter den Neuern; zwey höchſt verſchiedene, durch den unermeſslichen Abſtand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in dieſem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem ſehr frühen Alter den letztern Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcher-

ten, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Makbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung fortellte, bald da kaltherzig fortriſs, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daſs der Poet ſich hier gar nirgends faſſen lieſs und mir nirgends Rede ſtehen wollte Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen, von

den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Übrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuſchreiben.

Daſſelbe iſt mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch ſpätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im ſechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander ſtoßen, und nachdem ſie ſich als Gaſtfreunde erkannt, einander Geſchenke geben. Dieſem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Geſetze des Gaſtrechts ſelbſt im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwey Ritter und Nebenbuler, Ferrau und Rinald, dieser ein Chriſt, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuho-

len, das nehmliche Pferd beſteigen. Beyde Beyſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beynahe gleich, weil beyde den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft mahlen, und uns durch Naivetät der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bey Beſchreibung dieſer ähnlichen Handlung. Arioſt, der Bürger einer ſpätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bey der Erzählung dieſes Vorfalls, ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakteriſiren, überwältigt ihn. Er verläſst auf einmal das Gemälde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon. Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuler waren, die entzweyt
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten

Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frey von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Ross, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Weg sich in zwey Straßen theilte *).

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus seines Gegners Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, so flecht er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unsern Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,

*) Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 31.

Daſs ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daſs, welchen du kannſt, du erlegeſt,
Aber die Rüſtungen beide vertauſchen wir, daſs auch die andern
Schaun, wie wir Gäſte zu ſeyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Alſo redeten jene, herab von den Wagen ſich ſchwingend
Faſsten ſie beide einander die Hand und gelobten ſich Freundſchaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigſtens ſchwerlich einer, der es in der moraliſchen Bedeutung dieſes Worts iſt) auch nur bis hieher gewartet haben, um ſeine Freude an dieſer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um ſo leichter verzeihen, da auch unſer Herz beym Leſen einen Stillſtand macht, und ſich von dem Objekte gern entfernt, um in ſich ſelbſt zu ſchauen. Aber von allem dieſem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er ſelbſt kein Herz im Buſen trüge,

fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zeus, daſs er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern" *).

Dichter von dieſer naiven Gattung ſind in einem künſtlichen Weltalter nicht ſo recht mehr an ihrer Stelle. Auch ſind ſie in demſelben kaum mehr möglich, wenigſtens auf keine andere Weiſe möglich als daſs ſie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günſtiges Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluſs deſſelben geborgen werden. Aus der Societät ſelbſt können ſie nie und nimmer hervorgehen; aber auſserhalb derſelben erſcheinen ſie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anſtaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man ſich ärgert. So

*) Ilias Voſsiſche Ueberſetzung. I. Band, Seite 153.

wohlthätige Erſcheinungen ſie für den Künſtler ſind, der ſie ſtudirt, und für den ächten Kenner, der ſie zu würdigen verſteht, ſo wenig Glück machen ſie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herſchers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Muſen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geſchmacks, werden ſie als Grenzſtörer gehaſst, die man lieber unterdrücken möchte; denn ſelbſt Homer dürfte es blofs der Kraft eines mehr als tauſendjährigen Zeugniſſes zu verdanken haben, dafs ihn dieſe Geſchmacksrichter gelten laſſen; auch wird es ihnen ſauer genug, ihre Regeln gegen ſein Beiſpiel, und ſein Anſehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, ſagte ich, iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen. Jenes macht den naiven, dieſes den ſentimentaliſchen Dichter.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverlierbar im der Menſchheit; er

kann nicht anders als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freyheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nähret, aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andere Art zu wirken, iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten

Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heiſsen, ob wir ſie gleich lange Zeit, durch das Anſehen der franzöſiſchen Litteratur verleitet, damit vermenget haben. Die Natur, ſage ich, iſt es auch noch jetzt, in dem künſtlichen Zuſtande der Kultur, wodurch der Dichtergeiſt mächtig iſt, nur ſteht er jetzt in einem ganz andern Verhältniſs zu derſelben.

So lange der Menſch noch reine, es verſteht ſich, nicht rohe Natur iſt, wirkt er als ungetheilte ſinnliche Einheit, und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und ſelbſtthätiges Vermögen, haben ſich in ihrem Geſchäfte noch nicht getrennt, vielweniger ſtehen ſie im Widerſpruch miteinander. Seine Empfindungen ſind nicht das formloſe Spiel des Zufalls, ſeine Gedanken nicht das gehaltloſe Spiel der Vorſtellungskraft; aus dem Geſetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen dieſe hervor. Iſt der Menſch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunſt

ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene *ſinnliche* Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als *moraliſche* Einheit, d. h. als nach Einheit ſtrebend, ſich äuſsern. Die Übereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande *wirklich* Statt fand, exiſtirt jetzt bloſs *idealiſch*: ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern auſser ihm; als ein Gedanke, der erſt realiſirt werden ſoll, nicht mehr als Thatſache ſeines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein andrer iſt, als *der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben*, auf jene beyden Zuſtände an, ſo ergiebt ſich, daſs dort in dem Zuſtande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen ſeinen Kräften zugleich, als harmoniſche Einheit wirkt, wo mithin das Ganze ſeiner Natur ſich in der Wirklichkeit vollſtändig ausdrückt, die möglichſt vollſtändige *Nachahmung des Wirklichen* — daſs hingegen hier in dem Zuſtande der Kultur, wo jenes harmoniſche Zuſammenwirken

ſeiner ganzen Natur blos eine Idee iſt, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darſtellung des Ideals den Dichter machen muſs. Und dieſs ſind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äuſsern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äuſserſt von einander verſchieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der ſie beyde unter ſich faſst, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in eins zuſammentrifft.

Es iſt hier der Ort nicht, dieſen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in ſein volles Licht ſetzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiſte nach, und nicht blos nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwiſchen alten und modernen Dichtern *) anzuſtel-

*) Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu erinnern, daſs, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengeſetzt werden, nicht ſowohl der Unterſchied der Zeit, als der Unterſchied der Ma-

len verſteht, wird ſich leicht von der Wahrheit deſſelben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; dieſe rühren uns durch Ideen.

Dieſer Weg, den die neueren Dichter gehen, iſt übrigens derſelbe, den der Menſch überhaupt ſowohl im Einzelnen als im Ganzen einſchlagen muſs. Die Natur macht ihn mit ſich Eins, die Kunſt trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches iſt, das er niemals erreicht, ſo kann der kultivirte Menſch in ſeiner Art niemals vollkom-

nier zu verſtehen iſt. Wir haben auch in neuern, ja ſogar in neueſten Zeiten naive Dichtungen in allen Klaſſen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateiniſchen, ja ſelbſt griechiſchen Dichtern fehlt es nicht an ſentimentaliſchen. Nicht nur in demſelben Dichter, auch in demſelben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Beyſpiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den gröſsern Effekt machen.

men werden, wie doch der natürliche Menſch es in der ſeinigen zu werden vermag. Er müſste alſo dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachſtehen, wenn bloſs auf das Verhältniſs, in welchem beyde zu ihrer Art und zu ihrem Maximum ſtehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten ſelbſt mit einander, ſo zeigt ſich, daſs das Ziel, zu welchem der Menſch durch Kultur ſtrebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen iſt. Der eine erhält alſo ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Gröſse. Weil aber nur die letzere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth des Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, im Ganzen genommen, niemals beſtimmbar, obgleich derſelbe im Einzelnen betrachtet, ſich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letz-

te Ziel der Menſchheit nicht anders als durch jene Fortſchreitung zu erreichen iſt, und der letztere nicht anders fortſchreiten kann, als indem er ſich kultivirt und folglich in den erſtern übergeht, ſo iſt keine Frage, welchem von beyden in Rückſicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Daſſelbe, was hier von den zwey verſchiedenen Formen der Menſchheit geſagt wird, läſst ſich auch auf jene beyden, ihnen entſprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deſswegen alte und moderne — naive und ſentimentaliſche — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinſchaftlichen höhern Begriff (einen ſolchen giebt es wirklich) mit einander vergleichen ſollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie zuvor einſeitig aus den alten Poeten abſtrahirt hat, ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen ſie herabzuſetzen. Wenn man nur

das

das Poeſie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daſs man den neuern Poeten gerade in ihrer eigenſten und erhabenſten Schönheit den Nahmen der Dichter wird ſtreitig machen müſſen, weil ſie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunſt ſprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ſagen haben *). Weſſen Gemüth nicht ſchon zubereitet iſt, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichſte Gehalt leerer Schein und der höchſte Dichterſchwung Überſpannung ſeyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer groſs iſt, ir-

*) Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Comödien ſtehen bleiben und wegfallen ſollte; auch wäre zu wünſchen geweſen, daſs die Meiſter des franzöſiſchen Kothurns mit ihren Trauerſpielen zuweilen dieſe Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daſs mit den Klopſtockſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weiſen, und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt

gend einen Neuern ihm an die Seite ſtellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopſtock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt ſieht. Eben ſo wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigſten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteriſtiſch auszeichnet, die Vergleichung mit demſelben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung; dieſer iſt es durch die Kunſt des Unendlichen.

Und eben daraus, daſs die Stärke des alten Künſtlers (denn was hier von dem

würde. Doch was ſage ich? Dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Molieresche Magd raiſonnirt ja langes und breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und litterariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur, wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Litteratur geziemt.

Dichter geſagt worden, kann unter den Einſchränkungen, die ſich von ſelbſt ergeben, auch auf den ſchönen Künſtler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung beſtehet, erklärt ſich der hohe Vorzug, den die bildende Kunſt des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniſs des Werths, in welchem moderne Dichtkunſt und moderne bildende Kunſt zu beyden Kunſtgattungen im Alterthum ſtehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung ſeine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann ſie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plaſtiſchen Werken hilft daher dem Neuern ſeine Überlegenheit in Ideen wenig; hier iſt er genöthigt, das Bild ſeiner Einbildungskraft auf das genaueſte im Raum zu beſtimmen, und ſich folglich mit dem alten Künſtler gerade in derjenigen Eigenſchaft zu meſſen, worinn dieſer ſeinen unabſtreitbaren Vorzug hat. In poetiſchen Werken iſt es anders, und ſiegen gleich die alten Dich-

ter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem, was ſinnlich darſtellbar und körperlich iſt, ſo kann der neuere ſie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem, was undarſtellbar und unausſprechlich iſt, kurz, in dem, was man in Kunſtwerken Geiſt nennt, hinter ſich laſſen.

Da der naive Dichter bloſs der einfachen Natur und Empfindung folgt, und ſich bloſs auf Nachahmung der Wirklichkeit beſchränkt, ſo kann er zu ſeinem Gegenſtand auch nur ein einziges Verhältniſs haben, und es giebt, in dieſer Rückſicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verſchiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgeſetzt, daſs man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetiſchen Behandlung betrachtet) beruht, ſage ich, bloſs auf dem verſchiedenen Grad einer und derſelben Empfindungsweiſe; ſelbſt die Verſchiedenheit in den äuſsern Formen kann in der Qualität jenes äſthetiſchen Eindrucks

keine Veränderung machen. Die Form ſey lyriſch oder epiſch, dramatiſch oder beſchreibend; wir können wohl ſchwächer und ſtärker, aber (ſobald von dem Stoff abſtrahirt wird) nie verſchiedenartig gerührt werden. Unſer Gefühl iſt durchgängig daſſelbe, ganz aus Einem Element, ſo daſs wir nichts darin zu unterſcheiden vermögen. Selbſt der Unterſchied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben dieſe reine Einheit ihres Urſprungs und ihres Effekts iſt ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſentimentaliſchen Dichter. Dieſer reflektirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird, und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Der ſentimentaliſche Dichter hat es daher immer mit zwey ſtreitenden Vorſtellungen

und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit ſeiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemiſchte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieſer doppelten Quelle zeugen*). Da alſo hier eine Mehrheit der Principien Statt findet, ſo kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung **überwiegen** wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn

*) Wer bey ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern im Stand iſt, der wird diesen Eindruck auch ſelbſt bey ſehr pathetiſchen Gegenſtänden, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey ſentimentaliſchen wird er immer etwas erpreſt und anſpannend ſeyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Darſtellungen, ſie handeln auch wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objekts in unſerer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bey ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und alſo immer zwiſchen zwey verſchiedenen Zuſtänden in Schwanken gerathen.

nun entſteht die Frage, ob er mehr bey der Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtand der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder ſatyriſch oder ſie wird (in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher erklären wird) elegiſch ſeyn; an eine von dieſen beyden Empfindungsarten wird jeder ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satyriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dies kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affekt, als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende, oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Beluſtigung. Jener iſt zu ernſt für das Spiel, was die Poeſie immer ſeyn ſoll; dieſer iſt zu frivol für den Ernſt, der allem poetiſchen Spiele zum Grund liegen ſoll. Moraliſche Widerſprüche intereſſiren nothwendig unſer Herz, und rauben alſo dem Gemüth ſeine Freyheit; und doch ſoll aus poetiſchen Rührungen alles eigentliche Intereſſe, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniſs verbannt ſeyn. Verſtandes-Widerſprüche hingegen laſſen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchſten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es iſt daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetiſchen Satyre nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche in der Freyheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaften Satyre nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche ſeyn muſs. Dieſe Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöſet werden. Die ſtra-

ſende Satyre erlangt poetiſche Freyheit, indem ſie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchſten Realität gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daſs das letztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiſs; dieſs muſs er aber ſchlechterdings, oder er wird gar nicht poetiſch wirken. Die Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankömmt, dieſe Abneigung ſelbſt muſs wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideale entſpringen. Sie könnte nehmlich auch eine bloſs ſinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniſs gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloſs der

Widerſtreit deſſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehl ſchlägt, uns in Affekt zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben und im pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Übergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Übergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch beſtehenden Gemüthsfreyheit zu erkennen iſt. Entſpringt nehmlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüberſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Gröſse der Idee, von der wir erfüllt ſind, erhebt uns

über alle Schranken der Erfahrung. Bey der Darſtellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daſs das Nothwendige der Grund ſey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daſs er unſer Gemüth für Ideen zu ſtimmen wiſſe. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, ſo hat es nichts zu ſagen, wenn auch der Gegenſtand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geſchichtſchreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des erſten Jahrhunderts ſchildert, ſo iſt es ein hoher Geiſt, der auf das Niedrige herabblickt, und unſere Stimmung iſt wahrhaft poetiſch, weil nur die Höhe, worauf er ſelbſt ſteht und zu der er uns zu erheben wuſste, ſeinen Gegenſtand niedrig machte.

Die pathetiſche Satyre muſs alſo jederzeit aus einem Gemüthe flieſsen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen iſt. Nur ein herrſchender Trieb nach Übereinſtimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moraliſcher Widerſprüche und jenen

glühenden Unwillen gegen moraliſche Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rouſſeau, Haller und andern zur Begeiſterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müſsten mit demſelben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Urſachen ihrem Gemüth frühe dieſe beſtimmte Richtung gegeben hätten; auch haben ſie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine ſchauderhafte Erfahrung moraliſcher Verderbniſs vor Augen, oder eigene Schickſale hatten Bitterkeit in ihre Seele geſtreut. Auch der philoſophiſche Geiſt, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Weſen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieſer Härte und Auſterität, mit welcher Rouſſeau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber dieſe äuſsern und zufälligen Einflüſſe, welche immer einſchränkend wirken, dürfen höchſtens nur die

Richtung beſtimmen, niemals den Inhalt der Begeiſterung hergeben. Dieſer muſs in allen derſelbe ſeyn, und, rein von jedem äuſsern Bedürfniſs, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorflieſsen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem ſatyriſchen wie überhaupt zu einem ſentimentaliſchen Dichter iſt.

Wenn die pathetiſche Satyre nur erhabene Seelen kleidet, ſo kann die ſpielende Satyre nur einem ſchönen Herzen gelingen. Denn jene iſt ſchon durch ihren ernſten Gegenſtand vor der Frivolität geſichert; aber dieſe, die nur einen moraliſch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetiſche Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht ſein Objekt verträte. Aber nur dem ſchönen Herzen iſt es verliehen, unabhängig von dem Gegenſtand ſeines Wirkens, in jeder ſeiner Aufserungen ein vollendetes Bild von ſich ſelbſt abzuprägen.

Der erhabene Charakter kann ſich nur in einzelnen Siegen über den Widerſtand der Sinne, nur in gewiſſen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anſtrengung kund thun; in der ſchönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, alſo gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zuſtand der Ruhe ſich zeigen. Das tiefe Meer erſcheint am erhabenſten in ſeiner Bewegung, der klare Bach am ſchönſten in ſeinem ruhigen Lauf.

Es iſt mehrmals darüber geſtritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloſs gefragt: welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, ſo iſt kein Zweifel, daſs die erſtere den Vorzug behauptet; will man aber wiſſen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfordre, ſo möchte der Ausſpruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geſchieht ſchon durch den Gegenſtand ſehr viel, in der Comödie geſchieht durch den Gegenſtand

nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geſchmachs der Stoff nie in Betrachtung kommt, ſo muſs natürlicherweiſe der äſthetiſche Werth dieſer beyden Kunſtgattungen in umgekehrtem Verhältniſs zu ihrer materiellen Wichtigkeit ſtehen. Den tragiſchen Dichter trägt ſein Objekt, der komiſche hingegen muſs durch ſein Subjekt das ſeinige in der äſthetiſchen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu ſoviel eben nicht gehöret; der andere muſs ſich gleich bleiben, er muſs alſo ſchon dort ſeyn und dort zu Hauſe ſeyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das iſt es, worinn ſich der ſchöne Charakter von dem erhabenen unterſcheidet. In dem erſten iſt jede Gröſse ſchon enthalten, ſie flieſst ungezwungen und mühelos aus ſeiner Natur, er iſt, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte ſeiner Bahn; der andere kann ſich zu jeder Gröſse anſpannen und erheben, er kann durch die Kraft ſeines Willen aus jedem Zuſtande der Beſchränkung

ſich reiſsen. Dieſer iſt alſo nur ruckweiſe und nur mit Anſtrengung frey, jener iſt es mit Leichtigkeit und immer.

Dieſe Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, iſt die ſchöne Aufgabe der Comödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreyheit, wenn ſie durch einen Affekt gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Weg wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muſs daher die Gemüthsfreyheit künſtlicherweiſe und als Experiment aufgehoben werden; weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweiſt; in der Comödie hingegen muſs verhütet werden, daſs es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Comödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch; auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer, einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem

chem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muſs ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſiren, der Comiker muſs ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beyden Seiten um ſo gröſſer, je mehr der Gegenſtand des Einen abſtrakter Natur iſt, und der des Andern ſich zum pathetiſchen neigt *). Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigern

*) Im Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wuſste ſelbſt, daſs er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaſs nur, menſchlicherweiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daſs der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſeyn, dieſes dramatiſche Gedicht in eine

Punkt ausgeht, ſo muſs man auf der andern Seite geſtehen, daſs die Comödie einem wichtigern Ziel entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerley mit dem höchſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frey von Leidenſchaft zu ſeyn, immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben ſo begegnet es oft auch bey dichteriſchen Darſtellungen, den bloſs leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechſeln, und da ſich der gemeine Ge-

gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit bloſs zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetiſche, dem erſtern das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht.

ſchmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, ſo iſt es ſolchen niedlichen Geiſtern ein leichtes, jenen Ruhm zu uſurpiren, der ſo ſchwer zu verdienen iſt. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelſt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, ſo wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterſcheiden kann, und dieſe iſt, wenn beyde ſich zu einem ſchwierigen und groſſen Objekte verſuchen. In einem ſolchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, ſo wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft ſchöne Seele hingegen geht eben ſo gewiſs in die erhabene über.

So lange Lucian bloſs die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünſchen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit ſeinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ſeines Nigrinus, ſeines Timons, ſeines Alexanders, wo ſeine Satyre auch

die moralische Verderbniss trifft. „Unglückseliger, so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemälde des damaligen Roms, „warum verliessest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freyheit, und kamst hieher in dieses Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w.“ Bey solchen und ähnlichen Anlässen muss sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muss. Selbst durch den boshaften Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates misshandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an den Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beyden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern, welchen grossen und schönen

Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem würdigen Anlafs in seinem Don Quixote aus, welch ein herrliches Ideal mufste nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie kann der Lacher Yorik, sobald er will, unser Gemüth so grofs und so mächtig bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltairischen Satyre läfst sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, dafs er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Ingenu, oder dafs er sie, wie

in ſeinem Candide u. a. ſuche und räche. Wo keines von beyden der Fall iſt, da kann er uns zwar als witziger Kopf beluſtigen, aber gewiſs nicht als Dichter bewegen. Aber ſeinem Spott liegt überall zu wenig Ernſt zum Grunde, und dieſes macht ſeinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur ſeinem Verſtande, nicht ſeinem Gefühl. Es zeigt ſich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, und kaum etwas abſolut Feſtes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äuſſern Formen, weit entfernt für die innere Fülle ſeines Geiſtes etwas zu beweiſen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniſs dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können. Beynahe muſs man alſo fürchten, es war in dieſem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die ſeinen Beruf zur Satyre beſtimmte. Wäre es anders, ſo hätte er doch irgend auf ſeinem weiten Weg aus dieſem engen Geleiſe treten müſſen. Aber bey allem noch

ſo groſsen Wechſel des Stoffes und der äuſſern Form ſehen wir dieſe innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und trotz ſeiner voluminöſen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menſchheit in ſich ſelbſt nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daſs die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird, ſo nenne ich ihn elegiſch. Auch dieſe Gattung hat wie die Satyre zwey Klaſſen unter ſich. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird. Oder beyde ſind ein Gegenſtand der Freude, indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden. Das erſte giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weiteſter Bedeutung *).

*) Daſs ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als

Wie der Unwille bey der pathetiſchen und wie der Spott bey der ſcherzhaften Satyre, ſo darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten, Begeiſterung flieſsen. Dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt, und jede andere Quelle derſelben iſt völlig unter der Würde der Dichtkunſt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber in

gewöhnlich geſchieht, werde ich bey Leſern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabey iſt keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Obſervanz ſowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde geſteckt hat; ich ſehe blos auf die in dieſen Dichtungsarten **herrſchende Empfindungsweiſe**, und es iſt ja bekannt genug, daſs dieſe ſich keineswegs in jene engen Grenzen einſchlieſsen läſst. Elegiſch rührt uns nicht blos die Elegie, welche ausſchlielslich ſo genannt wird; auch der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meſſiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlornen Paradies, im befreyten Jeruſalem finden wir mehrere Gemählde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daſs ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung

ihrer Schönheit, nicht blofs in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Übereinſtimmung mit Ideen, nicht blofs in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfnifs. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn

rechne, ſcheint aber einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, dafs hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, dafs die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegen geſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und ſelbſtſtändig vor unſern Augen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen, und wird ſich, auch ohne ſeinen Willen, in jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen mufs, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt und dem Einfluſs der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künſteley in Erinnerung bringen; ja unſer eigenes Herz würde jenem bilde der reinen Natur die Erfahrung der

jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtand moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Ich kann deswegen die Klaggeſänge des Ovid, die er aus ſeinem Verbannungsort am Euxin anſtimmt, wie rührend ſie auch ſind, und wie viel Dichteriſches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetiſches Werk betrachten. Es iſt viel zu wenig Energie,

Verderbniſs gegenüber ſtellen, und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegiſch machen. Dieſs letztere iſt ſo unvermeidlich, daſs ſelbſt der höchſte Genuſs, den die ſchönſten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivirten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſondern früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung begleitet ſeyn wird. Schlieſslich bemerke ich noch, daſs die hier verſuchte Eintheilung, eben deſswegen weil ſie ſich bloſs auf den Unterſchied in der Empfindungsweiſe gründet, in der Eintheilung der Gedichte ſelbſt und der Ableitung der poetiſchen Arten ganz und gar nichts beſtimmen ſoll; denn da der Dichter auch in demſelben Werke, keineswegs an dieſelbe Eintheilungsweiſe gebunden iſt, ſo kann jene Empfindung nicht davon, ſondern muſs von der Form der Darſtellung hergenommen werden.

viel zu wenig Geiſt und Adel in ſeinem Schmerz. Das Bedürfniſs, nicht die Begeiſterung ſtieſs jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daſs es Rom, und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeihen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, bloſs eine endliche Gröſse, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunſt, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äuſserer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn, ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muſs ſie ihn erſt

zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Redaktion des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äuſsere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde giebt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas da geweſenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, und von den Helden, die verſchwunden ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten Verluſtes haben ſich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, ſchwingt ſich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf

ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden *).

Ich wende mich ſogleich zu den neuern Poeten in der elegiſchen Gattung. Rouſſeau, als Dichter, wie als Philoſoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu ſuchen, oder an der Kunſt zu rächen. Je nachdem ſich ſein Gefühl entweder bey der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegiſch gerührt, bald zu Juvenaliſcher Satyre begeiſtert, bald, wie in ſeiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwiderſprechlich poetiſchen Gehalt, da ſie ein Ideal behandeln, nur weiſs er denſelben nicht auf poetiſche Weiſe zu gebrauchen. Sein ernſter Charakter läſst ihn zwar nie zur Frivolität herabſinken, aber erlaubt ihm auch nicht, ſich bis zum poetiſchen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenſchaft, bald durch Ab-

*) Man leſe z. B. das treffliche Gedicht Carton betitelt.

ſtruktion angeſpannt, bringt er es ſelten oder nie zu der äſthetiſchen Freyheit, welche der Dichter ſeinem Stoff gegenüber behaupten, ſeinem Leſer mittheilen muſs. Entweder es iſt ſeine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrſchet, und ſeine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es iſt ſeine Denkkraft, die ſeiner Imagination Feſſeln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beyde Eigenſchaften, deren innige Wechſelwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden ſich bey dieſem Schriftſteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daſs ſie ſich auch wirklich mit einander vereinigt äuſserten, daſs ſeine Selbſtthätigkeit ſich mehr in ſein Empfinden, daſs ſeine Empfänglichkeit ſich mehr in ſein Denken miſchte. Daher iſt auch in dem Ideale, das er von der Menſchheit aufſtellt, auf die Schranken derſelben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rückſicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniſs nach phyſiſcher Ruhe als nach

moraliſcher Übereinſtimmung darin ſichtbar. Seine leidenſchaftliche Empfindlichkeit iſt Schuld, daſs er die Menſchheit, um nur des Streits in derſelben recht bald los zu werden, lieber zu der geiſtloſen Einförmigkeit des erſten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geiſtreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt ſehen, daſs er die Kunſt lieber gar nicht anfangen laſſen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daſs er das Ziel lieber niedriger ſteckt, und das Ideal lieber herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur deſto ſicherer zu erreichen.

Unter Deutſchlands Dichtern in dieſer Gattung will ich hier nur Hallers, Kleiſts und Klopſtocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung iſt ſentimentaliſch; durch Ideen rühren ſie uns, nicht durch ſinnliche Wahrheit, nicht ſowohl weil ſie ſelbſt Natur ſind, als weil ſie uns für Natur zu begeiſtern wiſſen. Was indeſſen von dem Charakter ſowohl dieſer als aller ſentimentaliſchen Dichter im

Ganzen wahr iſt, ſchlieſst natürlicherweiſe darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne [illegible] ſie überall keine Dichter ſeyn. Nur ihr eigentlicher und herrſchender Charakter iſt es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben ſo wieder darzuſtellen. Unwillkührlich drängt ſich die Phantaſie der Anſchauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verſchlieſst Auge und Ohr, um betrachtend in ſich ſelbſt zu verſinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogleich ſeinem eigenen Spiel zuzuſehen, und was es in ſich hat, durch Reflexion ſich gegenüber und aus ſich herauszuſtellen. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand, nur was der reflektirende Verſtand des Dichters aus dem Gegenſtand machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſelbſt dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindungen darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unmittelbar und aus der

erſten

erſten Hand, ſondern wie ſich derſelbe in ſeinem Gemüth reflektirt, was er als Zuſchauer ſeiner ſelbſt darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod ſeiner Gattin betrauert (man kennt das ſchöne Lied) und folgendermaaſsen anfängt:

Soll ich von deinem Tode ſingen
O Marianne welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht u. ſ. f.

ſo finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daſs uns der Dichter nicht eigentlich ſeine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit ſchwächer, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn muſste, um ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der gröſstentheils überſinnliche Stof der Halleriſchen und zum Theil auch der Klopſtockiſchen Dichtungen ſchlieſst ſie von der naiven Gattung aus; ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch

bearbeitet werden ſollte, ſo muſste er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenſtand der ſinnlichen Anſchauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenſtand der geiſtigen Anſchauung erhoben werden. Uberhaupt läſst ſich nur in dieſem Sinne eine didaktiſche Poeſie ohne innern Widerſpruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur dieſe zwey Felder beſitzt die Dichtkunſt; entweder ſie muſs ſich in der Sinnenwelt oder ſie muſs ſich in der Ideenwelt aufhalten, da ſie im Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt ſchlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich geſtehe es, kenne ich kein Gedicht in dieſer Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall iſt, wenn es noch glücklich geht, daſs zwiſchen beyden abgewechſelt wird, während daſs der abſtrakte Begriff herrſchet,

und dafs der Einbildungskraft, welche auf dem poetiſchen Felde zu gebieten haben ſoll, bloſs verſtattet wird, den Verſtand zu bedienen. Dasjenige didaktiſche Gedicht, worin der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre, und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten geſagt wird, gilt auch von den Hallerſchen insbeſondere. Der Gedanke ſelbſt iſt kein dichteriſcher Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufſchwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören ſie hierher. Kraft und Tiefe und ein pathetiſcher Ernſt charakteriſiren dieſen Dichter. Von einem Ideal iſt ſeine Seele entzündet, und ſein blühendes Gefühl für Wahrheit ſucht in den ſtillen Alpenthälern die aus der Welt verſchwundene Unſchuld. Tieferührend iſt ſeine Klage, mit energiſcher, faſt bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verſtandes und Herzens und mit

Liebe die ſchöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu ſehr der Begriff in ſeinen Gemählden, ſo wie in ihm ſelbſt der Verſtand über die Empfindung den Meiſter ſpielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darſtellt, und ſtellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er iſt groſs, kühn, feurig, erhaben; nur Schönheit aber hat er ſich ſelten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geiſtes ſteht Kleiſt dieſem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geſchieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleiſts gefühlvolle Seele ſchwelgt am liebſten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräuſch der Geſellſchaft und findet im Schooſs der lebloſen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moraliſchen Welt vermiſst. Wie rührend

ist seine Sehnsucht nach Ruhe *)! Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reisst mich ein brisser Trieb zur Tugend,
Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beyspiel singt und du o Feur der Jugend,
Ihr trocknet bald die edlen Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muss sein von Menschen seyn".

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig ausser ihm; nie kann er den üblen Einfluss seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedan-

*) Man sehe das Gedicht dieses Nahmens in seinen Werken.

he eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuum zu concentriren, ohne ſich zum Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. So lange er bloſs lyriſch dichtet und bloſs bey landſchaftlichen Gemählden verweilt, läſst uns theils die gröſsere Freyheit der lyriſchen Form, theils die willkührlichere Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Ciſſides und Paches, und in ſeinem Seneka, herausnimmt, Menſchen und

menſchliche Handlungen darzuſtellen; weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Grenzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effekt nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beyſpiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomſon, iſt die nehmliche Menſchlichkeit begegnet.

In der ſentimentaliſchen Gattung und beſonders in dem elegiſchen Theil derſelben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unſerm Klopſtock zu vergleichen ſeyn. Was nur immer, auſserhalb den Grenzen lebendiger Form und auſser dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen iſt, iſt von dieſem muſikaliſchen Dichter geleiſtet*). Zwar

*) Ich ſage muſikaliſchen, um hier an die doppelte Verwandtſchaft der Poeſie mit der Ton-

würde man ihm groſses Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter ſeinen Gegenſtand ſchildert, überhaupt abſprechen wollte. Viele ſeiner Oden, mehrere einzelne Züge in ſeinen Dramen und in ſeinem Meſſias ſtellen den Gegenſtand mit treffender Wahrheit und in ſchöner Umgrenzung dar; da beſonders, wo der Gegenſtand ſein eignes Herz iſt, hat er nicht ſelten eine groſse Natur, eine reizende Naivetät bewieſen. Nur liegt

kunſt und mit der bildenden Kunſt zu erinnern. Je nachdem nehmlich die Poeſie entweder einen beſtimmten Gegenſtand nachahmt, wie die bildenden Künſte thun, oder je nachdem ſie, wie die Tonkunſt, bloſs einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines beſtimmten Gegenſtandes nöthig zu haben, kann ſie bildend (plaſtiſch) oder muſikaliſch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht ſich alſo nicht blos auf dasjenige, was in der Poeſie, wirklich und der Materie nach, Muſik iſt, ſondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derſelben, die ſie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein beſtimmtes Objekt zu beherrſchen; und in dieſem Sinne nenne ich Klopſtock vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Dichter.

hierin *seine* Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in *musikalisch* poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles lässt sie in *plastisch* poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und *für die Anschauung bestimmte* Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frey gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Um-

riſs gegeben, innerhalb deſſen der Verſtand ſie nothwendig denken muſs, aber keine feſte Grenze iſt geſetzt, innerhalb deren die Phantaſie ſie nothwendig darſtellen müſste. Was ich hier von den Charakteren ſage, gilt von allem, was in dieſem Gedichte Leben und Handlung iſt oder ſeyn ſoll; und nicht bloſs in dieſer Epopee, auch in den dramatiſchen Poeſien unſers Dichters. Für den Verſtand iſt alles treflich beſtimmt und begrenzet (ich will hier nur an ſeinen Judas, ſeinen Pilatus, ſeinen Philo, ſeinen Salomo, im Trauerſpiel dieſes Nahmens erinnern), aber es iſt viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich geſtehe es frey heraus, finde ich dieſen Dichter ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre.

Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiſs er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles gei-

ſtige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuſs, den ſeine Dichtungen gewähren, muſs durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiſs, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die alles charakteriſiren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keuſch, überirdiſch, unkörperlich, heilig wie ſeine Religion iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muſs mit Bewunderung geſtehen, daſs er, wiewohl

zuweilen in dieſen Höhen verirret, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverhohlen, daſs mir für den Kopf desjenigen etwas bange iſt, der wirklich und ohne Affektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefährlichen Herrſchaft geſehen. Nur in gewiſſen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden; deswegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert

ſich vieles, ſehr vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo auſserordentlichen Genius, einem ſo ſehr veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.

Ich nannte dieſen Dichter vorzugsweiſe in der elegiſchen Gattung groſs, und kaum wird es nöthig ſeyn, dieſes Urtheil noch beſonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meiſter auf dem ganzen Felde ſentimentaliſcher Dichtung kann er uns bald durch das höchſte Pathos erſchüttern, bald in himmliſch ſüſse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geiſtreichen Wehmuth neigt ſich doch überwiegend ſein Herz, und wie erhaben auch ſeine Harfe, ſeine Lyra tönt, ſo werden die ſchmelzenden Töne ſeiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein geſtimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle pracht-

vollen Beſchreibungen, alle Muſter oratoriſcher Beredtſamkeit im Meſſias, alle ſchimmernden Gleichniſſe, worin unſer Dichter ſo vorzüglich glücklich iſt, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrern andern aus dieſer Gattung athmen. So iſt mir die Meſſiade als ein Schatz elegiſcher Gefühle und idealiſcher Schilderungen theuer, wie wenig ſie mich auch als Darſtellung einer Handlung und als ein epiſches Werk befriedigt.

Vielleicht ſollte ich, ehe ich dieſes Gedicht verlaſſe, auch noch an die Verdienſte eines Uz, Denis, Gefsner (in ſeinem Tod Abels), Jacobi, von Gerſtenberg, eines Hölty, von Göckingk, und mehrerer andern in dieſer Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben feſtgeſetzten Bedeutung des Worts, ſen-

timentaliſch gedichtet haben. Aber mein Zweck iſt nicht, eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt zu ſchreiben, ſondern das oben geſagte durch einige Beyſpiele aus unſerer Litteratur klar zu machen. Die Verſchiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und ſentimentaliſche Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daſs, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, dieſe durch Ideen und hohe Geiſtigkeit eine eben ſo groſse, wenn gleich keine ſo ausgebreitete, Macht über unſer Gemüth beweiſen.

An den bisherigen Beiſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfahrt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein

ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter darzu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaſst, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich auſser ſich ſuchet, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreiſst, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt; und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt alles, was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung giebt, im Werther zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Contemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtre, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von auſſen her alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem Taſſo des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiednen Charakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjective Vorſtellungsweiſe der objectiven —— aber

mit welcher Verſchiedenheit! entgegen: ſogar im Fauſt treffen Wir den nehmlichen Gegenſatz, freylich wie auch der Stoff dieſs erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Charakters zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daſs die bloſs leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satyre abgebe, ſo freigebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben ſo wenig Beruf giebt die bloſs zärtliche Weichmüthigkeit mit Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Princip, welches den Stoff beleben muſs, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Produkte dieſer natürlichen Gattung können uns daher bloſs ſchmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den

Geiſt zu beſchäftigen, blos der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muſs zuletzt nothwendig den Charakter entnerven, und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äuſsere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr recht gethan, jenes Übel der Empfindeley *) und weinerliche Weſen, welches durch Miſsdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutſchland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beſſere Gegenſtück jener elegiſchen Karrikatur, gegen das ſpashafte Weſen, gegen die

*) „Der Hang, wie Herr Adelung ſie definirt, zu rührenden ſanften Empfindungen, ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige Maaſs" — Herr Adelung iſt ſehr glücklich, daſs er nur aus Abſicht und gar nur aus vernünftiger Abſicht empfindet.

herzloſe Satyre, und die geiſtloſe Laune *) zu beweiſen geneigt iſt, deutlich genug an den Tag legt, daſs nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden iſt. Auf der Wage des ächten Geſchmacks kann das eine ſo wenig als das andre etwas gelten, weil beiden der äſthetiſche Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geiſtes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten iſt.

Über Siegwart und ſeine Kloſtergeſchichte hat man geſpottet, und die Rei-

*) Man ſoll zwar gewiſſen Leſern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die ſich an dem ſchmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und beluſtigen können. Aber die Kunſtrichter wenigſtens ſollten ſich enthalten, mit einer gewiſſen Achtung von Produkten zu ſprechen, deren Exiſtenz dem guten Geſchmack billig ein Geheimniſs bleiben ſollte. Zwar iſt weder Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber deſto mehr iſt zu beklagen, daſs beydes nicht mehr gereiniget iſt. Ich ſage nichts von unſern deutſchen Komödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der ſie leben.

ſen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beyde Produkte gleich groſsen Anſpruch auf einen gewiſſen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überſpannte Empfindung macht den erſtern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verſtand macht den zweyten ſchätzbar; aber ſo wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verſtandes fehlt, ſo fehlt es dem andern an äſthetiſcher Würde. Der erſte wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beynahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerſeits mit der Natur und anderſeits mit dem Ideale übereinſtimmend ſeyn muſs, ſo kann der eine ſo wenig als der andere auf den Nahmen eines ſchönen Werks Anſpruch machen. Indeſſen iſt es natürlich und billig, und ich weiſs es aus eigener Erfahrung, daſs der Thümmeliſche Roman mit groſsem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche

Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entſpringen, die ſo lich von dem gröſsten Theil der Leſer gar nicht, und von den beſſern gerade nicht in ſolchen Momenten, wo man Romane lieſt, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geiſtes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfullt, ſo mnis er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man äſthetiſche Werke bloſs ſchreibt, um zu gefallen, und bloſs lieſt, um ſich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetiſche Litteratur nicht ſogar klaſſiſche Werke aufzuweiſen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weiſe zu beleidigen, und ſich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geiſtigkeit, die hier von Jedem äſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, ſehr weit zu entfernen ſcheinen? Was ſelbſt der Dichter, der keuſche Jünger der Muſe ſich erlauben darf, ſollte das dem Romanſchreiber, der nur ſein Halbbruder iſt,

und die Erde noch ſo ſehr berührt, nicht geſtattet ſeyn? Ich darf dieſer Frage hier um ſo weniger ausweichen, da ſowohl im elegiſchen als im ſatyriſchen Fache Meiſterſtücke vorhanden ſind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige iſt, von der dieſer Aufſatz ſpricht, zu ſuchen, zu empfehlen, und dieſelbe nicht ſowohl gegen die ſchlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Anſehen haben. Entweder müßten alſo jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgeſtellte Begriff elegiſcher Dichtung viel zu willkührlich angenommen ſeyn.

Was der Dichter ſich erlauben darf, hieſs es, ſollte dem proſaiſchen Erzähler nicht nachgeſehen werden dürfen? Die Antwort iſt in der Frage ſchon enthalten: was dem Dichter verſtattet iſt, kann für den, der es nicht iſt, nichts beweiſen. In dem Begriffe des Dichters ſelbſt und nur in dieſem liegt der Grund jener Freyheit, die eine bloſs verächtliche Licenz iſt, ſobald ſie nicht aus dem Höchſten und

Edelſten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geſetze des Anſtandes ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniſs hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmahl gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte als die Geſetze der Natur in der Unſchuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daſs er alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daſs er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiſs. Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er auch eben dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig, und was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der du ihn

lieſeſt oder hörſt, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt du es nicht einmahl momentweiſe durch ſeine reinigende Gegenwart werden, ſo iſt es dein Unglück, und nicht das ſeine; du verläſſeſt ihn, er hat für dich nicht geſungen.

Es läſst ſich alſo, in Abſicht auf Freyheiten dieſer Art, folgendes feſtſetzen.

Fürs erſte: nur die Natur kann ſie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer abſichtlichen Nachahmung ſeyn, denn dem Willen, der immer nach moraliſchen Geſetzen gerichtet wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſeyn. Um uns aber überzeugen zu können, daſs ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehen, weil die Natur nur an der ſtrengen Conſequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen

iſt. Nur einem Herzen, welches alle Künſteley überhaupt, und mithin auch da, wo ſie nützt, verabſcheut, erlauben wir, ſich da, wo ſie drückt und einſchränkt, davon loszuſprechen; nur einem Herzen, welches ſich allen Feſſeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten derſelben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines ſolchen Menſchen müſſen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an ſich tragen; er muſs wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade ſeyn; alle Verſtellung, alle Liſt, alle Willkühr, alle kleinliche Selbſtſucht muſs aus ſeinem Charakter, alle Spuren davon aus ſeinem Werke verbannt ſeyn.

Fürs zweyte: nur die ſchöne Natur kann dergleichen Freyheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einſeitiger Ausbruch der Begierde ſeyn, denn alles, was aus bloſser Bedürftigkeit entſpringt, iſt verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menſchlicher Natur müſſen

auch dieſe ſinnlichen Energien hervorgehen. Sie müſſen Humanität ſeyn. Um aber beurtheilen zu können, daſs das Ganze menſchlicher Natur, und nicht bloſs ein einſeitiges und gemeines Bedürfniſs der Sinnlichkeit ſie fordert, müſſen wir das Ganze, von dem ſie einen einzelnen Zug ausmachen, dargeſtellt ſehen. An ſich ſelbſt iſt die ſinnliche Empfindungsweiſe etwas unſchuldiges und gleichgültiges. Sie miſsfällt uns nur darum an einem Menſchen, weil ſie thieriſch iſt, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menſchheit in ihm zeuget; ſie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein ſolches Werk Anſpruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines ſolchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menſchen, der ſich dabey überraſchen läſst, die Menſchheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worin man ſich Freyheiten dieſer Art genommen, alle Realitäten der Menſchheit ausgedrückt, ſo iſt jener Grund unſers Miſsfallens wegge-

räumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und ſchöner Natur ergötzen. Derſelbe Dichter alſo, der ſich erlauben darf, uns zu Theilnehmern ſo niedrig menſchlicher Gefühle zu machen, muſs uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groſs und ſchön und erhaben menſchlich iſt, empor zu tragen wiſſen.

Und ſo hätten wir denn den Maaſsſtab gefunden, dem wir jeden Dichter, der ſich etwas gegen den Anſtand herausnimmt, und ſeine Freyheit in Darſtellung der Natur bis zu dieſer Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt iſt gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, ſobald es kalt und ſobald es leer iſt, weil dieſes ein Urſprung aus Abſicht und aus einem gemeinen Bedürfniſs und einen heimlichen Anſchlag auf unſre Begierden beweiſt. Es iſt hingegen ſchön, edel, und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer froſti-

gen Decenz beyfallswürdig, sobald es naiv ist, und Geist mit Herz verbindet *).

Wenn man mir sagt, dass unter dem hier gegebenen Maassstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum Besten bestehen möchten — dass dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürfte, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Ur-

*) Mit Herz; denn die blos sinnliche Glut des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bey aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese fehlerhafte Produktion immer als ein Beyspiel des beynahe poetischen Schwungs, den die blosse Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

theil an, welches längſt ſchon von jedem feineren Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Principien aber, welche in Rückſicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoriſtiſch ſcheinen, möchten in Rückſicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daſs die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführeriſchen Gemählde des römiſchen und deutſchen Ovid, ſo wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der ſich einen moraliſchen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entſchuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römiſchen und deutſchen Properz, ja ſelbſt mit manchem verſchrienen Produkt des Diderot verſöhnen; denn jene ſind nur witzig, nur proſaiſch, nur lüſtern, dieſe ſind poetiſch, menſchlich und naiv *).

*) Wenn ich den unſterblichen Verfaſſer des Agathon, Oberon etc. in dieſer Geſellſchaft nenne,

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur,

ſo muſs ich ausdrücklich erklären, daſs ich ihn keineswegs mit derſelben verwechſelt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichſten von dieſer Seite, haben keine materielle Tendenz (wie ſich ein neuerer etwas unbeſonnener Critiker vor kurzem zu ſagen erlaubte) der Verfaſſer von Liebe um Liebe und von ſo vielen andern naiven und genialiſchen Werken, in welchen allen ſich eine ſchöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine ſolche Tendenz gar nicht haben. Aber er ſcheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu ſeyn, daſs dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, forderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint mir ſo weit entfernt, ſie mit Vorliebe zu begünſtigen, daſs ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. Und gerade dieſe Kälte in der Darſtellung iſt ihnen in der Beurtheilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bey Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heiſsen kann, der, ich will

denn eine ausführlichere Entwickelung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten *).

Die

dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein verdorbenes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweise, welche sowohl jenen als diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreyfache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer

des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daſs dieſe Beſtimmungen blos zufällig ſind, daſs ſie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das natürlichſte Mittel zu demſelben in Betrachtung kommen.

ſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter dieſem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahirt, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich die Epopee, den Roman, das Trauerſpiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe beſtimmt; vielmehr weiſs man, daſs ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehrern der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schlieſslich bemerke ich hier noch, daſs, wenn man die ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht blos für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt

Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von auſſen darzuſtellen.

Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur ſtatt,

zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie einige Rückſicht muſs genommen werden. Der ſentimentaliſche Dichter geht in zu weſentlichen Stücken von dem naiven ab, als daſs ihm die Formen, welche dieſer eingeführt, überall ungezwungen anpaſſen könnten. Freylich iſt es hier ſchwer, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich erlaubt, immer richtig zu unterſcheiden, aber ſoviel lehrt doch die Erfahrung, daſs unter den Händen ſentimentaliſcher Dichter (auch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben iſt, was ſie bey den Alten geweſen, und daſs unter den alten Nahmen öfters ſehr neue Gattungen ſind ausgeführt worden.

ſondern er iſt es auch, den die Kultur, wenn ſie überall nur eine beſtimmte Tendenz haben ſoll, als ihr letztes Ziel beabſichtet. Die Idee dieſes Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben kann den Menſchen mit allen den Übeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen iſt, und wäre ſie bloſs Schimäre, ſo würden die Klagen derer, welche die gröſsere Societät und die Anbauung des Verſtandes bloſs als ein Übel verſchreyen und jenen verlaſſenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menſchen ausgeben, vollkommen gegründet ſeyn. Dem Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, liegt alſo unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zuſtandes eine ſinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt dieſen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beſtändig widerlegt, ſo kömmt auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu

Hülfe, um jene Idee zur Anſchauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar iſt auch jene Unſchuld des Hirtenſtandes eine poetiſche Vorſtellung, und die Einbildungskraft muſste ſich mithin auch dort ſchon ſchöpferiſch beweiſen; aber auſſerdem daſs die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu löſen war, ſo fanden ſich in der Erfahrung ſelbſt ſchon die einzelnen Züge vor, die ſie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältniſſen des erſten Standes, bey einem beſchränkten Wiſſen wird die Natur leicht befriedigt, und der Menſch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniſs ihn ängſtiget. Alle Völker, die eine Geſchichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unſchuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Menſch hat ſein Paradies, ſein goldnes Alter, deſſen er ſich, je nachdem er mehr oder weniger poetiſches in ſeiner

Natur hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung erinnert. Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deſswegen bleibt aber dieſe immer eine ſchöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darſtellung derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menſchen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung ſeiner Vernunft überliefert worden iſt, iſt es von unendlicher Wichtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich von den Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umſtand findet ſich dabey, der den äſthetiſchen Werth ſolcher Dichtungen um ſehr viel vermindert. Vor dem Anfang der Kultur gepflanzt ſchlieſsen ſie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derſelben aus, und befinden ſich ihrem Weſen nach, in einem nothwendigen Streit mit derſelben. Sie führen uns alſo

theoretiſch rückwärts, indem ſie uns praktiſch vorwärts führen und veredeln. Sie ſtellen unglücklicherweiſe das Ziel hinter uns, dem ſie uns doch entgegen führen ſollten, und können uns daher bloſs das traurige Gefühl eines Verluſtes, nicht das fröhliche der Hoffnung einflöſsen. Weil ſie nur durch Aufhebung aller Kunſt und nur durch Vereinfachung der menſchlichen Natur ihren Zweck ausführen, ſo haben ſie bey dem höchſten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geiſt, und ihr einförmiger Kreis iſt zu ſchnell geendigt. Wir können ſie daher nur lieben und aufſuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig ſind, nicht wenn unſre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit ſtreben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem geſunden keine Nahrung geben; ſie können nicht beleben, nur beſänftigen. Dieſen in dem Weſen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunſt der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieſer Dichtart nicht an enthuſia-

ſtiſchen Liebhabern, und es giebt Leſer genug, die einen Amintas und einen Daphnis den gröſsten Meiſterſtücken der epiſchen und dramatiſchen Muſe vorziehen können; aber bey ſolchen Leſern iſt es nicht ſowohl der Geſchmack als das individuelle Bedürfniſs, was über Kunſtwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leſer von Geiſt und Empfindung verkennt zwar den Werth ſolcher Dichtungen nicht, aber er fühlt ſich ſeltener zu denſelben gezogen und früher davon geſättigt. In dem rechten Moment des Bedürfniſſes wirken ſie dafür deſto mächtiger; aber auf einen ſolchen Moment ſoll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, ſondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der ſentimentaliſchen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form ſelbſt ſchon enthalten iſt. Jede Poeſie nehmlich muſs einen unendlichen Gehalt

haben, dadurch allein iſt ſie Poeſie; aber ſie kann dieſe Forderung auf zwey verſchiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches ſeyn, der Form nach, wenn ſie ihren Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, wenn ſie ihn individualiſirt; ſie kann ein Unendliches ſeyn der Materie nach, wenn ſie von ihrem Gegenſtand alle Grenzen entfernt, wenn ſie ihn idealiſirt; alſo entweder durch eine abſolute Darſtellung oder durch Darſtellung eines Abſoluten. Den erſten Weg geht der naive, den zweyten der ſentimentaliſche Dichter. Jener kann alſo ſeinen Gehalt nicht verfehlen, ſobald er ſich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich iſt. Dieſem hingegen ſteht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen abſoluten Gehalt in den Gegenſtand legen ſoll. Der ſentimentaliſche Dichter verſteht ſich alſo nicht gut auf ſeinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter ſeine Gegenſtände abborgt, welche an

ſich ſelbſt völlig gleichgültig ſind, und nur durch die Behandlung poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unnöthigerweiſe einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können; er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere

Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daſs die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert; und ſind wieder gerade um ſo viel individuel, daſs der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Geſsneriſcher Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwey entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden ſein volles Recht erweiſt, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben

deſswegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in äſthetiſchen Dingen nichts halbes verzeihen kann. Es iſt ſonderbar, daſs dieſe Halbheit ſich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erſtreckt, die zwiſchen Poeſie und Proſa unentſchieden ſchwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede, ſich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetiſchen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darſtellung des erſten Menſchenpaares und des Standes der Unſchuld im Paradieſe; die ſchönſte, mir bekannte Idylle in der ſentimentaliſchen Gattung. Hier iſt die Natur edel, geiſtreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe, der höchſte Gehalt der Menſchheit iſt in die anmuthigſte Form eingekleidet.

Alſo auch hier in der Idylle wie in allen andern poetiſchen Gattungen, muſs man einmal für allemal zwiſchen der Individualität und der Idealität eine Wahl

treffen, denn beyden Forderungen zugleich Genüge leiſten wollen; iſt, ſo lange man nicht am Ziel der Vollkommenheit ſtehet, der ſicherſte Weg, beyde zugleich zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechiſchen Geiſtes genug, um bey aller Widerſpenſtigkeit ſeines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nehmlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, ſo thue er es ganz, und thue es ausſchlieſſend, und ſetze ſich über jede Forderung des ſentimentaliſchen Zeitgeſchmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er ſeine Muſter ſchwerlich; zwiſchen dem Original und dem glücklichſten Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz offen bleiben, aber er iſt auf dieſem Wege doch gewiſs, ein ächt poetiſches Werk zu erzeugen *). Treibt ihn hingegen der ſenti-

*) Mit einem ſolchen Werke hat Herr Voſs noch kürzlich in ſeiner Louiſe unſre deutſche Litteratur nicht bloſs bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frey, gehört ganz zum naiven Geſchlecht und ringt

mentaliſche Dichtungstrieb zum Ideale, ſo verfolge er auch dieſes ganz, in völliger Reinheit, und ſtehe nicht eher als bey dem Höchſten ſtille, ohne hinter ſich zu ſchauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchlieſsen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſre Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unſrer Geiſteskräfte; ſondern führe uns vorwärts zu unſrer

durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, ſondern muſs mit griechiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuſs zu gewähren.

Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Überwinder beglückt. Er mache ſich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunſchuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten feurigſten Lebens, des ausgebreitetſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menſchen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Eliſium führt.

Der Begriff dieſer Idylle iſt der Begriff eines völlig aufgelöſten Kampfes ſowohl in dem einzelnen Menſchen, als in der Geſellſchaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Geſetze, einer zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein andrer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter beſteht alſo darin, daſs aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der

den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fliefst, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läfst. Die höchste Einheit mufs seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth mufs befriedigt werden, aber ohne dafs das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Über

Über das Verhältniſs beyder Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraktion in ihm aufgehoben worden, aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtande zu einem unendlichen überzugehen *). Der menſchlichen Natur ihren

*) Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daſs beyde Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daſs man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfin-

völligen Ausdruck zu geben iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heiſſen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was jeder bey ſich erfährt, wenn er ſich beym Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er iſt

dung iſt nehmlich der reflektirende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzuſtellen. Dieſs würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Kunſt der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verſtand immer in der zweyten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

ein Ganzes in ſich ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er bloſs einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letsterer wieder den groſsen Vortheil über den erſtern, daſs er dem Trieb einen gröſseren Gegenstand

zu geben im Stand iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles exiſtirende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt grenzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles ſinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freyheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu ſtatten kommt. Jener erfüllt zwar alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas begrenztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein Unendliches. Auch hierüber kann einen jeden ſeine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daſs nichts vorhandenes es mehr ausfullen kann. Wir ver-

ſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daſs wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daſs die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeſſerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genies absolvirt; hier liegt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat es alſo nicht gleich dichteriſch, d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Critik kann ihm

nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muss das naive Genie alles thun, durch seine Freyheit vermag es wenig; und es wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte Produkt des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt ist als Willkührlichkeit; aber ein andres ist die Nöthigung des Augenblicks, ein andres die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber

die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem Moment der Begeiſterung muſs alſo jede Spur eines zeitlichen Bedürfniſſes entfernt bleiben, und der Gegenſtand ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daſs dieſes nur in ſoferne möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaſſen. Dieſe Übung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennet. Dieſes wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchlieſst; ſeine Stärke beſteht darin, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich ſelbſt heraus zu ergänzen, und ſich

durch eigene Macht aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freyheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beyſtandes von auſſen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muſs eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beyſtand von auſſen, ſieht es ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweyerley geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm überwiegend iſt, aus ſeiner Art, und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus ſeiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erſte dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neueren Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter gebohren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt

durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweyten möchte ſich ſchwerlich ein Dichter vollkommen ſchützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlaſſen kann.

Die wirkliche Natur nehmlich; aber von dieſer kann die wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen iſt, nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden. Wirkliche Natur exiſtirt überall, aber wahre Natur iſt deſto ſeltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daſeyns. Wirkliche Natur iſt jeder, noch ſo gemeine Ausbruch der Leidenſchaft, er mag auch wahre Natur ſeyn, aber eine wahre menſchliche iſt er nicht; denn dieſe erfordert einen Antheil des ſelbſtſtändigen Vermögens an jeder Äuſſerung, deſſen Ausdruck jedesmal Würde iſt. Wirkliche menſchliche Natur iſt jede moraliſche Niederträchtigkeit, aber wahre menſchliche Natur iſt ſie hoffentlich nicht; denn dieſe kann

nie anders als edel ſeyn. Es iſt nicht zu überſehen, zu welchen Abgeſchmacktheiten dieſe Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menſchlicher Natur in der Critik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poeſie geſtattet, ja lobpreiſt, weil ſie leider! wirkliche Natur ſind: wie man ſich freuet, Karrikaturen, die einen ſchon aus der wirklichen Welt herausängſtigen, in der dichteriſchen ſorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben konterfeyt zu ſehen. Freylich darf der Dichter auch die ſchlechte Natur nachahmen und bey dem ſatyriſchen bringt dieſes ja der Begriff ſchon mit ſich: aber in dieſem Fall muß ſeine eigne ſchöne Natur den Gegenſtand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur Er ſelbſt, in dem Moment wenigſtens wo er ſchildert, wahre menſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen, was er uns ſchildert: aber auch ſchlechterdings nur von einem ſolchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertra-

gen. Wehe uns Leſern, wenn die Fratze ſich in der Fratze ſpiegelt; wenn die Geiſſel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernſtlichere Peitſche zu führen beſtimmte; wenn Menſchen, die entblößt von allem, was man poetiſchen Geiſt nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung beſitzen, es auf Koſten unſers Geſchmacks gräulich und ſchrecklich üben!

Aber ſelbſt dem wahrhaft naiven Dichter, ſagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich iſt jene ſchöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, welche den Charakter deſſelben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichſten Genies aus dieſer Klaſſe wird die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber iſt immer mehr oder weniger von dem äuſſern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regſamkeit des pro-

duktiven Vermögens, welche von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt, würde verhindern können, daſs der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieſs der Fall iſt, wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines *).

*) Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunſt die beſten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und auſſer ihnen ſchön iſt, ſind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von feinem Gefühl muſs z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beyden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere eine gewiſſe Leerheit und einen Ueberdruſs empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die Natur nicht veredelt, ſondern verläſst, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daſs die Natur in Rückſicht auf jenes Verhältniſs der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bey ihnen im Wege ſtanden. Daſs

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer bis auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden; aber frey-

es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigern Stuffe feſt hielt, lehrt das Beiſpiel neuerer Poeten, welche soviel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewuſt haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das idealiſche und ihr Beyſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen; bloſs davon iſt die Rede, wie der nehmliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minneſängern, in manchen Ritterromanen und Ritteropopeen, wie er von Shakſpeare, von Fielding und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten behandelt iſt. Hier wäre nun für die Alten der Fall geweſen, einen von auſſen zu rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, zu vergeiſtigen, den poetiſchen Gehalt, der der äuſſern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Worte, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äuſſern Empfindung geendigt.

lich iſt ſie denen am gefährlichſten, die ſich einer gemeinen Natur von auſſen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Diſciplin von innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daſs ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Plazzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beyſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehret, die in die Fuſstapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läſst uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab. Schlegel, einer der geiſtreichſten Dichter unſers Vaterlandes, an deſſen Genie es nicht lag, daſs er nicht

unter den erſten in dieſer Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing der gebildete Zögling der Critik, und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büſsen ſie nicht alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neueſten Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daſs der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äuſsert, und durch eben dieſe gröſsere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfernung, weil

es nicht jedermanns Sache iſt, ſich zu Ideen zu erheben; die naive Poeſie aber bringt es auf den Glauben, als wenn ſchon die bloſse Empfindung, der bloſse Humor, die bloſse Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber iſt widerwärtiger, als wenn der platte Charakter ſich einfallen läſst, liebenswürdig und naiv ſeyn zu wollen; er, der ſich in alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſeine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unſäglichen Platituden, welche ſich die Deutſchen unter dem Titel von naiven und ſcherzhaften Liedern vorſingen laſſen, und an denen ſie ſich bey einer wohlbeſetzten Tafel ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung duldet man dieſe Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann. Die Muſen an der Pleiſſe bilden hier beſonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Camönen an der Leine und

Elbe

Elbe in nicht beſſern Akkorden geantwortet *). So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läſst ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daſs es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu

*) Die guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daſs ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloſs einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigne Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und muſste man unter den höchſten Maaſsſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hätte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Teſtimonium paupertatis aufweiſen.

Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondre, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den beſten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf, der Mahler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär es auch nur einen dicken Mann unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureiſſen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchworenen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergötzen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freylich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniſſe einer gemei-

nen Natur mit den geiſtreichen Früchten des naiven Genies zu verwechſeln; aber an dieſer reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meiſten Fällen will man bloſs ein Bedürfniſs befriedigt haben, ohne daſs der Geiſt eine Forderung machte. Der ſo falſch verſtandene, wiewohl an ſich wahre Begriff, daſs man ſich bey Werken des ſchönen Geiſtes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieſer Nachſicht bey; wenn man es anders Nachſicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leſer wie der Schriftſteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn ſie angeſpannt worden, kann ſich nur in der Leerheit erholen, und ſelbſt ein hoher Grad von Verſtand, wenn er nicht von einer gleichmäſsigen Kultur der Empfindungen unterſtutzt iſt, ruht von ſeinem Geſchäfte nur in einem geiſtloſen Sinnengenuſs aus.

Wenn ſich das dichtende Genie über alle zufälligen Schranken, welche von

jedem beſtimmten Zuſtande unzertrennlich ſind, mit freyer Selbſtthätigkeit muſs erheben können, um die menſchliche Natur in ihrem abſoluten Vermögen zu erreichen, ſo darf es ſich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegſetzen, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich bringt; denn das Abſolute, aber nur innerhalb der Menſchheit iſt ſeine Aufgabe und ſeine Sphäre. Wir haben geſehen, daſs das naive Genie zwar nicht in Gefahr iſt, dieſe Sphäre zu überſchreiten, wohl aber ſie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äuſſern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniſs des Augenblicks zu ſehr auf Unkoſten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das ſentimentaliſche Genie hingegen iſt der Gefahr ausgeſetzt, über dem Beſtreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menſchliche Natur ganz und gar aufzuheben, und ſich nicht bloſs, was es darf und ſoll, über jede beſtimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der abſo-

luten Möglichkeit zu erheben oder zu idealiſiren, ſondern über die Möglichkeit ſelbſt noch hinauszugehen oder zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Überſpannung iſt eben ſo in der ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit, in der eigenthümlichen Handlungsweiſe des naiven gegründet. Das naive Genie nehmlich läſst die Natur in ſich unumſchränkt walten, und da die Natur, in ihren einzelnen zeitlichen Äuſſerungen immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird das naive Gefühl nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Beſtimmungen des Augenblicks widerſtehen zu können. Das ſentimentaliſche Genie hingegen verläſst die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzuſteigen und mit freyer Selbſtthätigkeit ſeinen Stoff zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihrem Geſetze nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo wird das ſentimentaliſche Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichförmig in-

nerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freyeſten Wirken hier immer gebunden bleiben muſs. Dieſes könnte nur durch einen verhältniſsmäſsigen Grad von Empfänglichkeit geſchehen, welche aber in dem ſentimentaliſchen Dichtergeiſte von der Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem Naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geiſt vermiſst, ſo wird man bey den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fragen. Beyde werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beyde ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen,

und mehr durch eine innere Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bey ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daſs ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann, (denn bis dahin darf und muſs das Idealſchöne gehen) ſondern daſs er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daſs folglich, um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müſste, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt nehmlich, daſs er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündiget habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt er nicht mehr Überſpan-

nung, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht iſt, das kann auch ſein Maaſs nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Überſpannung; denn das bloſse Denken iſt grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überſchreiten. Überſpannt kann alſo nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logiſche aber die ſinnliche Wahrheit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind, und auch nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zum Stoff ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er ſich vor dem Überſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, daſs er das Poetiſche aufgiebt und es gar nicht einmal unternimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildungskraft ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſo würde entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſtand übertragen, und aus einem abſoluten Objekt ein beſchränk-

tes menſchliches machen (was z. B. alle griechiſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); oder der Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worin eben das Überſpannte beſteht.

Man muſs die überſpannte Empfindung von dem Überſpannten in der Darſtellung unterſcheiden; nur von der erſten iſt hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt Natur, und muſs daher auch die Sprache derſelben führen. Wenn alſo das Überſpannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage flieſsen kann, ſo zeugt das Überſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Unvermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müſste, ſondern der bloſs dem unberufenen Nachahmer deſſelben drohet, daher er auch die Begleitung

des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muss sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie lässt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch blos logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abelard, was Petrarch für seine Laura, was S. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandischen meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt ausserhalb der menschlichen Natur. Hatte sich ihr Gefühl blos an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände

gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloſs willkürliches Spiel der Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Überſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen charakteriſirt, ſo iſt die ſkrupulöſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind echte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit über-

ſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daſs ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerey, und von der exaltirten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind und in der äuſſern Erfahrung nicht erſcheinen, (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht was er ſiehet, ſondern was er denkt) ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondre darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beyden Ankern muſs die Freyheit befeſtiget ſeyn. Aber der

Weg von der Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwiſchen liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Willkür. Es iſt daher unvermeidlich, daſs der Menſch überhaupt wie der Dichter insbeſondere, wenn er ſich durch die Freyheit ſeines Verſtandes aus der Herrſchaft der Gefühle begiebt, ohne durch Geſetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloſser Freyheit verläſst, ſolang ohne Geſetz iſt, mithin der Phantaſterey zum Raube dahingegeben wird.

Daſs ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen, welche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen haben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beyſpiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt auf. Weil der ächte ſentimentaliſche Dichtungstrieb, um ſich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinaus gehen muſs, ſo geht der unechte über jede Gren-

ze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verlässet, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur selbst zu einer überspannten Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel andre zur Phantasterey verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freyheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bey dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur alles ausführte, was er thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerin haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und schmu-

zigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwey Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worin man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, „daſs die Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erholung diene“ iſt ſchon oben geſagt worden, daſs er der Leerheit und Platitude in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz „daſs ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene“ wird das Überſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüſſig, beyde Principien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz unrichtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Übergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier alles darauf an, worein wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreyung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Äuſſerung und in die Fähigkeit, über alle unſre Kräfte mit gleicher Freyheit diſponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erholung iſt die Wiederherſtellung unſeres Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich

lich durch das Bedürfniſs der ſinnlichen Natur, das zweyte wird durch die Selbſtſtändigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beyden Arten der Erholung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn niemand wird gerne das Anſehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menſchheit dem Ideale der Thierheit nachzuſetzen verſucht ſeyn könne. Nichts deſtoweniger ſind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetiſche Werke zu machen pflegt, vorzugsweiſe von dem ſinnlichen Ideal hergenommen, und in den meiſten Fällen wird nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtimmt, die man dieſen Werken erweiſt, aber doch die Neigung entſchieden und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehreſten Menſchen iſt auf Einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuſs. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniſs nach Geiſtesruhe und nach

einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniſs nach Harmonie und nach einer abſoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriedigt ſeyn muſs, ehe der Geiſt eine Forderung machen kann; dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Forderung aufwerfen muſsten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als dieſe beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar wenige, ſelbſt von den Beſſern, in äſthetiſchen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen, es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich, und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines vollſtändigen und freyen Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwäch-

ten Geiſt muſs man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muſs man beyſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeengt, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frey ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäſsigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen, und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten ſie bey dieſem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniſs und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruſs entdecken ſie, daſs ihnen jetzt erſt eine Kraftäuſserung zugemuthet

wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind, denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuſs des Nichts, auf dem weichen Polſter der Platitüde pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, ſo wie er bey uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttin, empfängt in ihrem weiten Schoofs den ſtumpfſinnigen Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann, und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer ſüſsen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den Beſten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlafs, welchen die Natur nach jeder

anhaltenden Spannung fordert und ſich auch ungefordert nimmt, (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuſs ſchöner Werke aufzuſparen) iſt der äſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daſs unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äuſserſt wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher, als daſs ſich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blöſsen geben, und daſs beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrloſtes, bald überſpanntes bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehreſten Fällen falſch, und wenn ſie auch zu Vertheidigung deſſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können ſie daraus nur techniſche (die Zweckmäſsigkeit eines Werks betreffende) nicht aber äſthetiſche Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bey denen

also die Empfindung entscheiden muss. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bey dem erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiss ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das blosse Bedürfniss der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Vered-

lung, welche der Dichter beabſichtigen ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloſsen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nehmlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem abſolut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber ſich noch etwas höheres denken läſst, kann ihr Genüge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt kein Bedürfniſs der endlichen Natur: ſie erkennt keine andern Grenzen an, als des Gedankens, und an dieſem wiſſen wir, daſs er ſich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes ſchwingt. Ein ſolches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Geſetzgebung vorzeichnet, darf ſich alſo der Dichter eben ſo wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufſtellt, zum Zwecke ſetzen, da er die Menſchheit zwar von

allen zufälligen Schranken befreyen ſoll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrükken. Was er über dieſe Linien hinaus ſich erlaubt, iſt Überſpannung, und zu dieſer eben wird er nur allzuleicht durch einen falſch verſtandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das ſchlimme iſt, daſs er ſich ſelbſt zu dem wahren Ideal menſchlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über daſſelbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen, muſs er die Wirklichkeit verlaſſen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moraliſchen Quellen ſchöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgiebt und im Geräuſch des handelnden Lebens, in ſeinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einſamer Betrachtung findet er ſein Herz. Aber dieſe Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloſs die zufälligen — ſie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menſchheit aus ſeinen Augen rücken,

und indem er die reine Form ſucht, wird er in Gefahr ſeyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geſchäft viel zu abgeſondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geiſt auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darin beſtehen, daſs er das erſte nicht geworden, als darin, daſs er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erholung nach ſeinem Bedürfniſs, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Speculationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie zu überſchwenglich

ausfallen ſoll — dieſe beyden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche ohne zu arbeiten thätig iſt, und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſtmöglichen Schranken deſſelben in ſich vereiniget, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub deſſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird, aufbewahren, und in allem, was rein menſchlich iſt, durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äuſsern Verhältniſſen wirklich exiſtirt, dieſem Begriffe auch im Innern entſpreche, iſt eine andre Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen

habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie bloſs ſich ſelbſt anzuklagen, da die entgegengeſetzte arbeitende Klaſſe wenigſtens die Genugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich aber hier bloſs als Idee aufſtelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde ſich der naive Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vereinigen, daſs jedes den andern vor ſeinem Extreme bewahrte, und indem der erſte das Gemüth vor Überſpannung ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſicher ſtellte. Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, daſs weder der naive noch der ſentimentaliſche Charakter, für ſich allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſchlichkeit ganz erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

Zwar ſo lange man beyde Charaktere bis zum dichteriſchen exaltirt, wie wir ſie auch bisher betrachtet haben, verliert ſich vieles von den ihnen adhärirenden